Die

Weiſſagung der Libuſſa.

Hiſtoriſches Gemälde
aus
dem neunten Jahrhundert.

Von

Ludwig Bechſtein.

Erſter Theil.

Stuttgart,
Gebrüder Franckh.
1829.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Die
Weiſſagung der Libuſſa.

I.

Ernſt und ſchweigend ſteht die Muſe der Geſchichte; ihre Hand ruht auf dem Buche, in welches ſie mit goldenem Griffel der Vorzeit Heldenthaten ſchrieb; über bemooſte Ruinen ſchweift ihr Blick, und ruht wehmüthig auf den entlaubten Ahnenbäumen verſunkener Geſchlechter.

Da tritt ihr eine freundliche Schweſter nahe; in der Hand die tönende Lyra; das Plektron berührt die Silberſaiten, und ein Klang, wie von Aegyptens Memnonbild, durchſchauert die Luft, und weckt die hohe Geſtalt aus tiefer Gedankenverſunkenheit.

Wehmüthig lächelnd grüßt dieſe die heitre freundliche Schweſter. Hand in Hand wallen die lichten Geſtalten vorüber dem geiſtigen Auge des Dichters, das ſehnſüchtig dem Fluge der Himmliſchen folgt; ſie ſchweben hinaus in der Vorzeit fernes Nebelland. Vergangene Jahrhunderte fliegen ſo eilend vorüber, wie dem Schiffer auf ruhigem Fluß die Blumenufer mit ihren Städten und Schlöſſern, ihren Dörfern und friedlichen Wieſengründen. Und während die ernſte Muſe bedeutſam zu der Schweſter ſpricht, und mit der Pergamentrolle auf Städte und Ruinen deutet, leiht ihr dieſe gern das Ohr, und ſucht zuweilen paſſende Akkorde zu den Worten der Schweſter zu finden, und der Zauber ihrer Klänge leiht Allem, was die Schweſter bezeichnet, der Vergangenheit Geſtalt und Farbe.

Jetzt liegt unter ihnen ein reiches, geſegnetes Land, rings umgeben von einer Mauer hoher, waldiger Gebirge. Es iſt Böhmen. Den Flor, der ſeine Vorzeit deckt, hat der Muſe Hauch hinweggeweht, Alles prangt in Licht und Klarheit, und die Göttinnen ſchweben über dem Felſenſchloſſe Libin.

Da herrſcht noch voll Milde und Weisheit die hohe Herzogin Libuſſa, und es walten bei ihr in der Herzogsburg die vielerfahrenen Schweſtern, die der Naturgeheimniſſe kundige Brela, wie die mit Sehergeiſt begabte Therba. Auch Wlaſka, Libuſſa's Gürtelmagd und Vertraute, blickt noch mit Augen voll Liebe auf die Herrin und Freundin, und hat die zarte Weiblichkeit noch nicht verläugnet; Burg Diewicz oder Diewni iſt noch nicht erbaut, und die Herzogsburg hat noch nicht der meuchleriſch gemordeten Mägde Blut getrunken.

Im Kreiſe der Schweſtern und Dienerinnen ſitzt die Herzogin, neben ihr Primislav, ihr Gemahl, der aufmerkſam, wie Alle, den Worten lauſcht, die aus Libuſſa's Sehermunde ſtrömen, denn ſo eben iſt der Geiſt der Weiſſagung über ſie gekommen. Gen Himmel gerichtet die ſchönen Augen, aber geſchloſſen, zurückgelehnt in den goldenen Thronſeſſel den ſchlanken Leib, ſo ſitzt ſie; die linke Hand ruht nachläſſig auf dem Schoße, während die rechte, wie beſchwichtigend, die Gegend des Herzens und den wogenden Buſen deckt. Ein Roſenſchimmer der Verklärung iſt ausgegoſſen über die Wangen des ſchönen Weibes, doch nicht ſelige Geſichte ſind es, die der Geiſt ihr im Zauberſpiegel der Ahnung zeigt, denn es drängen ſich Thauperlen der Wehmuth aus dem umflorten Himmel ihrer Augen, die über das Roſenbeet der Wangen rollen, und tief in des Buſens Lilienſchnee ſich verbergen.

»Hinweg« — ſo bebt es leiſe von den Lippen der fürſtlichen Frau. »Hinweg, Du blutiger Wrſch, mit Deinem verderbenſchwangern Blick, was verfolgſt Du Krocks Kinder, was trittſt Du immer wie ein Geiſt der Nacht vor die Roſenpforten ſeliger Gefilde, daß meine Seele ſie nicht zu ſchauen vermag, und Dich nur ſieht, und das zahlloſe Weh, welches Deine Nachkommen bereiten werden den Herrſchern dieſer Lande! Wehe Dir, Wrſch, Dir und Deinem Geſchlecht! Nimmer wird Euer Beginnen die gehofften Früchte tragen, auf Euer Haupt wird das Verderben zurückfallen, das Ihr uns und unſern Enkeln zudenkt!« —

Tief ſeufzt **Libuſſa**, und **Brela** tritt nahe zu der Schweſter, den zarten Finger in ein kleines goldenes Gefäß tauchend, und ihn ſanft über die Stirne der Seherin ſtreichend; alsbald wallt ein himmliſcher Wohlgeruch durch das Zimmer, als ſey ein Engel hindurchgeflogen, und habe von ſeinen Silberſchwingen den Balſamthau der Paradiesesblüthen geſtreift. Noch einmal ſeufzt **Libuſſa**, die Hand, die ihr am Herzen lag, ſinkt mit dem Lilienarm ſanft niederwärts, und es ſtreut auf ihre Augenlieder der tröſtende Gott des Schlummers ſeinen Mohn.

Da erhebt ſich **Therba** von ihrem Seſſel, ſchreitet auf den koſtbaren Teppichen, die den Fußboden bedecken, leiſen Trittes dahin, ſo daß es faſt ſcheint, wie ſie von den langen, blendendweißen, ſchleppenden Gewändern umrauſcht wird, als trage eine Meereswoge ein geiſterhaftes Weſen durch den Saal.

Und hin tritt ſie vor **Primiſlav**, nach ihm ausſtreckend den linken Arm, hocherhebend den rechten, und deutend mit dem Zeigefinger, an welchem ſie einen Goldreif voll ſeltſamer Zeichen der altgermaniſchen Runenſchrift trägt, und ſpricht mit tiefer, bebender Stimme:

»Die Schweſter hat wahrgeſprochen. Auch ich ſehe oft den tückiſchen Wrſch, welcher Dein Hauptmann iſt und Dein Vertrauter, wie er auf Verderben ſinnt gegen Dich und des Krock Töchter; ich ſehe ſeiner Nachkommen Schlangenbrut, wie ſie genährt wird von der Huld und Liebe der Herrſcher Böhmens, und dennoch gierig züngelt nach der Krone des Landes. Ich ſehe Deine Enkel von den Thronen ſinken durch die Bosheit jener, darum, Primislav, ſey gewarnt durch die Stimme des Geiſtes, der aus Libuſſa's Munde redet, ſey gewarnt durch die Stimme der treuen Schwägerin, welcher der Götter Gunſt die traurige Gabe verlieh, in die Nacht der Zukunft zu blicken, und dort hell zu erſchauen, was ihre Huld und Weisheit dem blöden Menſchenauge in undurchdringliches Dunkel hüllte.« —

Wie Therba ſo, leiſe zwar, aber doch eindringlich ſpricht, und wieder zurückrauſcht in ihren Seſſel, und es nun todtenſtille wird in dem hohen weiten Saale, weil alle Dienerinnen kaum zu athmen wagen, um den Schlummer der Herrin nicht zu ſtören, da wird es dem Herzog unheimlich zu Muthe; er verläßt leiſe den Saal, weiſt ernſt die draußen harrenden Kämmerlinge zurück, tritt in ſein einſames Gemach, wirft einen kummervollen Blick zum Himmel und ſeufzt aus tiefer Bruſt: »O ihr Götter! wollt Ihr einen armen Mann recht hart, recht grauſam ſtrafen für etwaige Miſſethat, ſo macht ihn ſo wie mich, zum König, und gebt ihm an die Seite einige ewig belehrende, weiſſagende Weiber!«

Aber was die Seherinnen verkündet, es ging in trübe, blutige Erfüllung. Der Hauptmann Wrſch war es, der Wlaſka's Geſandtſchaft meuchelmorden ließ, und durch dieſe That den Ruf des guten Regenten befleckte, denn ſtreng iſt der Nachwelt Richterſpruch, die nur die That, ſelten die Thäter ſieht, ſo daß erſt der Herrſcher die blutige Schuld deſſen trägt, was unter ihm geſchah durch die Hand unwürdiger Knechte.

Und längſt ruhte Libuſſa im Grabgewölbe ihres Schloſſes, neben ihr Primiſlav und Nezamiſlav, und Mnatha, ihr Enkel, trug Böhmens Krone.

Krzeſomil Wrſch war ſein Statthalter auf dem Schloſſe Wiſchehrad, der ſtolzen Herzogsburg über der alten Praha, während der Herzog ſich den Freuden der Jagd überließ, und drei Jahre lang auf der Burg Oſtrowecz wohnte, die er erbaut mitten in einem düſtern Walde. Da gefiel dem Wrſch das Regiment, und es gelüſtete ihn, ſelbſt Herzog zu ſeyn im Böhmerlande; da begann er, im Jahr 787, Verrath anzuſpinnen gegen Mnatha und deſſen ſchöne Gemahlin, Strzeviſlawa. Heimlich wiegelte er die Wladyken und das Volk auf, den Herzog vom Throne zu ſtoßen, aber das Auge der Vorſehung wachte noch über dem milden Herrn; Wrſch vermochte nicht, die Treue aller Vaſallen wankend zu machen, ſein Anſchlag wurde entdeckt. Der Herzog berief die Stände, keck und kühn erſchienen auch Wrſch in der Verſammlung, jener hielt ihm in zürnenden Donnerworten ſeine Treuloſigkeit vor, und überführte ihn des Verbrechens. Und Krzeſomil Wrſch, ſehend, daß an Entkommen nicht zu denken war, und den ſchimpflichen Tod durch Henkershand vor Augen, ſtürzte ſich mitten in der Verſammlung in ſein Schwert.

Und wieder war es ein Wrſch, mit dem Vornamen Zianda, der im Jahr 850 an der Tafel des Herzogs Krzeſomils Streit anhob mit dieſem, und in tollkühner Wuth zum Bogen griff, den Pfeil verſendend nach dem heiligen Haupte ſeines Fürſten, doch auch dieſen ſchirmte des Allvaters Hand, der Pfeil ſchwirrte vorüber, und der Verbrecher empfing im martervollen Tod die verdiente Strafe.

Und wie Hoſtivit, des Herzogs Neklan Erſtgeborner, nach ſeines Vaters Tode im Jahr 873, erwählt war von den Ständen, und ſein Bruder Wiſtibog ihm das Regiment mißgönnte, und der Regent ihm nicht einmal die gehoffte Statthalterſchaft über die Herrſchaft Zadeck, welches die heutige Provinz Saaz iſt, gewährte, da war es Kroſimil Wrſch, der den glimmenden Funken des Bruderhaſſes in Miſtibogs Seele zu hellen Flammen blies, der mit teufliſcher Freude den Bruderkrieg entzündete, die Enkel des Krock zu verderben.

Miſtibog baute auf einen hohen Fels zwiſchen der Muldawa und Sazawa das feſte Schloß Miſtibin, und verheerte von da aus, blindlings folgend den Anſchlägen ſeines Rathgebers Wrſch, des Bruders Land. Da ſtarb im Jahr 876 Leslav, der Herr des Kreiſes Kaurzim, und Hoſtivit, der den Frieden liebte, verzieh dem Bruder ſein bösliches Beginnen, und räumte ihm völlig den Beſitz dieſer Herrſchaft ein.

Miſtibog war befriedigt, nicht ſo Kroſimil Wrſch.

Zu Bilin war ein unruhiger Wladyke, Namens Sukoslav, welchem fünf gleichgeſinnte Söhne zur Seite ſtanden; dieſe reizte Wrſch zum Aufruhr gegen Hoſtivit, dem ſie vielſachen Schaden zufügten, und der falſche, treuloſe Miſtibog ſandte, durch Wrſch bewegt, dem Aufrührer dreihundert ſtreitbare Männer, dieſem gegen den Bruder zu helfen. Aber Heſtivit und ſeine gerechte Sache ſiegte, ſeine Krieger fingen den Wrſch, hieben ihm Hände und Kopf ab, und warfen den Leichnam in die Eger. Miſtibog mußte ſich dem Bruder demüthigen und um Gnade bitten.

Es ergrimmten aber die Freunde und Vettern des Kreſimil, brüteten neuen Verrath, und einten ſich zu einem Bunde, im Jahr 887, endlich auszurotten die Nachkommen des Primislav. Denn nimmer konnte dieſes unruhige und ſtolze Geſchlecht vergeſſen, daß ſeine Vorahnen ſchon angeſehen geweſen waren im alten Bojerlande, lange vorher, ehe die Brüder Czech und Lech als Flüchtlinge gekommen waren aus Kroatien.

Und ob es ihnen auch abermals nicht nach Wunſche ging, obgleich ihr Beginnen entdeckt wurde, und einige von ihnen durch den Strang den Hochverrath büßten, ſo iſt doch in dieſer Zeit Miſtibog auf dem Schloſſe Ohel eines plötzlichen Todes verſtorben, und Hoſtivit ihm unerwartet ſchnell gefolgt, ſo daß wohl zu vermuthen ſteht, daß die Meuchelmörderhände derer vom Geſchlechte Wrſch den Weg gefunden haben zu dem Leben der Herrſcher.

Und wie dieſes Geſchlecht fort und fort auf Verrätherei geſonnen, die ihm doch nimmer ſüße Frucht getragen, und wie durch daſſelbe die Hand des Herrn oft ſchwer geruht auf Libuſſa's Enkelkindern, das ſoll Dir, günſtiger Leſer, kund werden aus der nachſtehenden Geſchichte; wir mußten Dich nur erſt führen durch die Nebel der Frühe auf dieſen Standpunkt, von welchem aus Du nun ruhig die Gebilde überſchauen magſt, die vor Deinen Blicken ſich aufrollen und entwirren werden.

Doch zuvor noch einen Blick in den Spiegel, den die ſchweſterlichen Muſen der Geſchichte und Poeſie vor das Auge des Dichters gerückt, nur einen Blick, aber er iſt hinreichend, das Herz mit hoher Freude zu erfüllen.

Eine Morgenröthe iſt heraufgeglüht aus

der Nacht des Heidenthumes, eine Sonne ſteigt hell und herrlich im flammenden Oſten empor, und es verſinken, wie Nebelgewölke zerrinnt, die Götzen, die Volkswahn und Prieſtertrug aus Erz und Holz und Stein gebildet und geheiligt. Der ſchreckliche Blutgott Czernebog, der tückiſche Marevit, der Güter ſpendende Dagebog, Dziedzilia, die Göttin der Ehen, die Todesgöttin Morana, und alle die Andern, und die Sonne des Chriſtenthums beſtrahlt die friedlichen Gefilde.

Im Jahr 865 ließ ſich Herzog Borivoy mit ſeiner Gemahlin Ludmilla taufen, und zerſtörte mit eigener Hand die Götzenbilder auf dem Schloſſe Thetin.

II.

Aus den innern Gemächern des Herzogs Boleſlav III. von Böhmen, trat der Wladyke und Rath Kochan Wrſch, an einem trüben Tage des Jahres 1003. Er würdigte keines Blickes die in den Vorzimmern harrenden Diener, die ſich Alle tief bückten vor dem finſtern, ſtolzen Manne, ſchritt die Rieſentreppe im Schloſſe Wiſchehrad zur Hälfte herab, bog von da in eine lange Gallerie, und ſtieß am Ende derſelben auf einen Mann in gemeiner polniſcher Bauernkleidung, der ſeiner zu harren ſchien. Hinter dieſem öffnete ſich, wie Kochans gewichtige Tritte die Gallerie durchſchallten, eine Thüre, aus welcher Jan, des Wladyken alter Kammerdiener heraustrat, und ſie weit offen ließ für den Herrn, der einen fragenden Blick auf ihn und den Bauern warf.

»Er iſts,« ſprach Jan leiſe, als fürchte er, die Wände möchten ſeine Rede hören, und der Schall ſie weiter tragen: »Es iſt der Hinek aus Czarnicz, derſelbe, der mir den Brief von Boleslav, dem Polenkönig, für Dich eingehändigt hat, und nun wieder zurückzureiſen gedenket, und nach Deinen Befehlen fragt.«

»Nimm ihn mit Dir, bewirthe ihn gut, und ſchicke mir Czenko!« antwortete Wrſch, und ging in ſein Gemach.

»Sie wird doch einmal kommen die Stunde der Rache,« ſprach er dumpf vor ſich hin, indem er mit heftigen Schritten das Zimmer maß: »langſam ziehe das Wetter heran; aber vernichtend treffe der Strahl das Mark des alten Stammes, daß auch die Aeſte verdorren.«

Czenko, der Geheimſchreiber, trat ein, ſchweigend winkte Wrſch ihn näher, und ging mit ihm in ein kleines Kabinet; drei ſchwere Riegel klirrten inwendig, und in tiefgeheimer eifriger Arbeit ſaßen die Beiden bei einander.

Jan trug vor dem Bauern auf, was er vermochte, und ſetzte ſich zu ihm, mit der Frage, wie lange Jener bei Boleslav in Polen diene, ein Geſpräch eröffnend.

»Zwölf Jahre bereits,« antwortete Hinek.

»Zeit genug, ihn ganz kennen zu lernen,« warf Jan hin. »Iſt er freigebig, verſteht er treue Dienſte zu lohnen?«

»Ich kann nicht klagen,« ſagte Hinek kurz, und ſetzte die Mahlzeit fort.

»Was mag der Brief für eine Nachricht enthalten, den Du gebracht haſt?« fragte Jan weiter, ſchlaulächelnd den Boten anſehend, als wiſſe er bereits den Inhalt.

»Hätte ich den Inhalt wiſſen ſollen,« verſetzte Hinek, »ſo hätte es keines Briefes bedurft.«

Jan ſetzte eine ſchwere Kanne voll des Traubenblutes der ungariſchen Berge auf den Tiſch, verſuchend mit dem Zauberſchlüſſel des

Weines die ſchweigſame Zunge des Boten zu löſen.

«Trink auf das Wohl meines und Deines Herrn!» rief er, und Hinek trank. «Auf glückliche Heimkehr!» und abermals klirrten die Blechpokale. Jan füllte von Neuem. «Aufs Wohl aller treuen Diener!» rief Jan, ruhig trank der Pole den Becher leer. «Ich will Dir ſagen, wenn Du es nicht weißt,» begann Jan wieder: «was der Brief enthält. Mein Herr ſoll in die Dienſte des Deinen treten.» ..

«So?» fragte Hinek gleichgültig, und griff abermals zum Becher, und ob auch ſeine Augen ein wenig glänzender hervorblitzten unter den umbuſchten Brauen, ſo ging doch kein Laut über ſeine Zunge, den nicht jedes Ohr hätte vernehmen können; wie ſehr auch Jan noch auf ſchlaue Weiſe in ihn zu dringen ſuchte, ſeine Beredſamkeit erlahmte an der Verſchwiegenheit Hineks, und ein Schlag an ein tönendes Erz, der in der Stube des Herrn ertönte, war ein Zeichen für Jan, daß jener ſeiner harre.

Er trat ein in das Zimmer, Czenko ſtand neben Kochan Wrſch, ein Schreiben in der Hand haltend. »Haſt Du ihn geprüft, iſt er zuverläßig?« fragte Kochan den Kammerdiener.

»Ja, Herr,« antwortete dieſer: »er iſt treu und ſchweigſam, ich konnte ſeinem Munde keinen Laut abgewinnen, der nur ein Ahnenlaſſen des Geheimniſſes erlaubt hätte.«

»Wohl, ſo gieb ihm dieſes Schreiben, und dieſes Geld als Lohn, und ſage ihm, daß ihm deſſen mehr werden ſolle, wenn er wieder vor mir ſtände mit erwünſchter Botſchaft; führe ihn durch den Thurm zur Linken, die gewundene Treppe hinab in die Gewölbe, von da in den Gang, der vom Neklan-Thurm herabkommt, und ſich in der Erde fortzieht bis nahe zu den Ufern der Potanka. An der Stelle, die Du ſchon kennſt, wirſt Du unſern Nachen angebunden finden, fahre ihn ſelbſt an das jenſeitige Ufer, geleite ihn nach Wrſchowetz, und laß ihm in unſerm Hauſe ein Pferd geben.« So gebot Kochan, und wie Jan das Zimmer verlaſſen hatte, wandte er ſich zu Czenko: «Vernichte den Entwurf des Schreibens, und trage dieſes zum Andenken meines Wohlwollens und Vertrauens.» Eine ſchwere goldene Kette, an deren Schluß ein großes Schauſtück mit dem Bilde eines Heiligen prangte, hing Wrſch mit dieſen Worten dem Geheimſchreiber um.

«Herr, Dein Lohn iſt fürſtlich, Deine Gnade überſchwenglich, und meine Treue gegen Dich wird unverbrüchlich ſeyn,» ſprach Czenko, den Saum von Kochans reich mit Gold beſtickter Kurtka an ſeine Lippen ziehend, dann verließ er das Zimmer, den Befehl des freigebigen Gebieters zu vollziehen. —

Vom Hof der Herzogsburg herauf ſchallte Pferdegewieher und Hufſchlag. «Prinz Udalrich, Boleslavs zweiter Sohn, noch ein zarter Jüngling, tummelte unten mit Anſtrengung aller ſeiner jugendlichen Kraft einen muthigen Araberhengſt; ſchüttelnd und ſchnaubend ſtieg der unbändige Rappe in die Höhe, ängſtlich ſahen Stallmeiſter und Diener zu, ſchon wollte einer dem wilden Roß in die Zügel fallen, da braußte es im Donnergalopp an ihm vorüber, und mitten im Lauf einhaltend, ſchlug es hinten in die Höhe, daß Udalrich, auſſer Faſſung, unſanft vorn über den Hals des Pferdes herabfiel; erſchrocken eilten Freunde, Kämmerlinge und Diener herbei, aber über ihren Häuptern hin gellte das Hohngelächter eines Mannes. Schnell hatte ſich der Prinz und unbeſchädigt wieder vom Fall erhoben, und blickte unwillig in die Höhe, als er das unzarte Lachen vernahm; entſetzt über den Frevel, blickten auch die Diener empor, doch ſie gewahrten Niemand.

Kochan Wrſch war es geweſen; er trat zurück vom Fenſter, ehe ihn Jemand gewahrte, und murmelte: «Hätteſt Du doch in Czernebogs Namen Deinen weißen Mädchenhals gebrochen, Bube! Nun, nur ruhig; hat erſt der Alte ſein Theil, mit der jungen Brut wollen wir ſchon fertig werden. Beim Pya, ich will mein Haupt nicht ſanft legen, bis ich Euch vertilgt aus dem Reiche der Lebendigen!» —

Am folgenden Tage reiſte Prinz Udalrich ab, an den Hof Kaiſer Heinrich II., um ſich dort zu vervollkommnen in ritterlichen Künſten, und das Kriegshandwerk zu erlernen, und ſo vielleicht dereinſt berühmt zu werden als ein Held der Schlachten, da nicht zu hoffen ſtand, daß er jemals regierender Herr werden würde. Es war aber anders beſchloſſen im Rathe des Schickſals.

Im ſchönſten Saale der Herzogsburg, aus deſſen hohen Fenſtern man das geſegnete Prag überſchaute, ſaß Boleslav, Böhmens Herzog, auf des goldglänzenden Thrones Purpurſammt, den goldnen Kronreif auf dem Haupte, den goldbelegten Scepterſtab in der Rechten. Neben ihm ſtand ſein Erſtgeborner, Prinz Jaromir, der vor wenigtn Wochen erſt feſtliches Beilager gehalten hatte mit ſeiner ſchönen Gemahlin Strzizka.

Zu beiden Seiten des Thrones ſtanden in weiten Halbkreiſen nach Rang und Würden gereihet die Stände des Reiches, die Räthe und die vornehmſten Wladyken, die Boleslav um ſich verſammelt hatte, den Glanz ſeines Thrones zu erhöhen; unter ihnen befanden ſich **Kochan Wrſch**, **Johannes Birkenſtein**, **Ptaczek Berkow**, **Boczik Podiebrad**, **Zdenko Kolowrat**, **Meinhard Roſenberg**, der Oberjägermeiſter **Jaroslav Howora** und viele Andere, die es zum Theil treu und gut meinten mit dem Herrn, dem ſie dienten, zum Theil aber auch die Gefühle nur heuchelten, die die Beſſergeſinnten durchdrangen, und gleiche Geſinnungen hegten mit **Kochan Wrſch**. Alle harrten in ehrfurchtsvoller Stille deſſen, was ſich ſo eben begeben ſollte.

Und weit auf flogen die Thüren, und es trat herein eine Geſellſchaft des Polenkönigs **Boleslav I.** mit dem Beinamen **Chrobry**, oder **Acer**; ein glänzender Aufzug kräftiger Männer in der reichen prächtigen Tracht der Sarmaten, deren Erſter, **Wiſſimor Miedzibor** nach den gegenſeitigen ehrfurchtsvollen Begrüßungen ſich mit den Worten an den Böhmenherzog wandte:

»Heil und Gruß wünſcht und ſendet dem glorreichen Herzog des edeln und tapfern

Volkes der Böhmen, Boleſlav, ſein königlicher Namensvetter in Polen, durch den Mund ſeiner Knechte. Möchte es, ſo redet er, unſerm fürſtlichen Bruder gefallen, unſer Land mit ſeinem Beſuche zu beehren, mit ſeiner hohen Gegenwart unſer Haus zu beglücken! Wir laden ihn ein, damit ein freundlicher und friedlicher Vergleich zwiſchen uns zu Stande komme über jene alte Stadt, die Krock, der Vater der erlauchten Ahnin des böhmiſchen Fürſtenſtammes, erbaut, uns zu beſuchen in Czarnicz, wo wir zu ſeinem Beſuch bereit, ſeiner Ankunft freundlich entgegenharren.» —

Es war aber Krakau durch des Böhmenherzogs Geiz ſeiner Krone verloren gegangen, weil er gezögert, die von ſeinem Vater Boleſlav II. bis zu deſſen Tode behauptete, dann aber von dem Polenkönig hart bedrängte Stadt zu entſetzen.

Der Sprecher hatte geendet. Boleſlav erhob ſich von ſeinem Throne. Tiefe Stille herrſchte im Saal.

«Magnaten und Woiwoden, liebe Freunde,

und Geſandte unſers königlichen Bruders **Boleslav** in Polen!» begann der Herzog ſeine Rede: «Wir haben Eures Herrn gaſtliche Einladung mit Wohlgefallen vernommen, und wollen uns mit unſern getreuen Räthen und Ständen berathen, ob wir die weite Reiſe jetzt füglich ohne Nachtheil für unſer Land antreten können, Ihr wollet daher unſern Entſchluß abwarten, und als einen geringen Beweis unſerer Huld das annehmen, was wir Euch bitten, als ein Angedenken an dieſe Stunde zu tragen.»

Der Herzog ſchwieg, und winkte; da brachten die Diener koſtbare Waffen herbei, funkelnd vom Juwelenglanze, ſchimmernd von Gold und Silber, und die vornehmſten Hofdiener mußten ſie den Geſandten überreichen, die ehrerbietig dankend den Saal verließen.

Mit einer kummervollen Miene ließ ſich **Boleslav** wieder auf ſeinem Throne nieder, ſein fragender Blick überflog die Verſammlung. Aller Augen ruhten auf ihm, in manchem Geſicht lag eine unruhige Spannung.

«Was rathet Ihr?» fragte nach einer langen Pauſe der Herzog.

«Mir will nichts Gutes ahnen von dieſer Einladung, Herr!» nahm Ptaczek Berkow, der alte treue Rath, das Wort: «Hegte Boleslav freundliche Geſinnungen gegen Dich, warum nahm er Dir die Stadt des Krock hinweg?»

«Kann er ſie nicht zurückgeben wollen unter billigen Bedingungen?» fragte Kochan Wrſch. «Soll der Herr die Hand zurückſtoßen, die ſich zur Sühne bietet?»

«Will er das,» begann Johannes Birkenſtein: «ſo läßt ſich das Alles vermitteln, ohne daß unſer Herr ſich in das Land ſeines alten Feindes und in ſeine Gewalt begibt.»

«Der dann unfehlbar einen Beweis feindſeliger Geſinnung in der verweigerten Erfüllung ſeines freundlichen Wunſches ſehen, und das Land mit neuem Krieg bedrohen wird,» ſetzte Wrſch hinzu.

«Wann hätte jemals ein Wrſch Gutes gerathen den Beherrſchern Böhmens?» ſagte halblaut der eifrige Greis **Berkow**, dem ſeines Fürſten Wohl am Herzen lag.

«**Ptaczek!**» fuhr **Kochan** mit einem Wuthblick auf ihn, auf, ſeine Rechte griff nach dem Schwerte, und in der Verſammlung entſtand ein dumpfes Murren.

«Ruhe!» gebot mit ernſter Stimme der Herzog: «Rathen ſollt Ihr, nicht Euch ſtreiten in Unſerer Gegenwart!»

Aber lange beſprach man noch hin und her das Für und Wider, und nimmer ermüdete **Wrſch**, ſeine Meinung zu verfechten, unterſtützt von ſeinem Anhang, bis der ſchwache Fürſt ſich für die Reiſe entſchied, und die Verſammlung entließ.

Unmuthig gingen die Getreuen hinweg. **Kochan Wrſch** folgte allein dem Herzog und deſſen Sohne in die innern Gemächer, beide umgarnend mit liſtiger Schmeichelrede. «Fürchte nichts, mein hoher Gebieter!» ſprach er zu **Boleslav**. «So es Deine Gnade mir vergönnt, Dich zu begleiten, ſoll meine Rechte Dein Schutz, meine Bruſt Dein Schild ſeyn; und wenn hundert Feinde Dich umringten, ich würde mir Bahn machen durch ſie, höher als mein Leben achtend das Deine, und es willig zum Opfer bringend für das Deine.»

«Wohl, Du ſollſt mich begleiten, Kochan,» ſagte der Herzog. «ich will zu Lügen machen das Fabelgeſchwätz [illegible] Weiber, ich will mich Dir ganz vertrauen, [illegible] Deiner Treue mein Leben verpfänden.»

«Du bauſt auf einen Felſe[illegible] Herr,» antwortete Kochan. «Feſter ſteht [illegible] Schloß Wiſchehrad gegründet, als meine [illegible] meine Treue zu Dir.»

Er ſprach's und ging. Als er allein [illegible] in ſeinem Zimmer, zuckte über ſein Geſicht das Wetterleuchten einer ſataniſchen Freude.

In dem Garten, der ſich außerhalb der hohen Ringmauern um das Schloß Wiſchehrad bis herab an die Ufer der Muldawa erſtreckte, luſtwandelten an dieſem Tage mehrere Jünglinge und Jungfrauen, Söhne und Töchter angeſehener Wladyken, die zum Theil zu den Leibdienern und Dienerinnen der Herzogfamilie gehörten. Während die Mädchen einen Tanz auf dem friſchgrünen Raſen begannen, gingen Arm in Arm die beiden Freunde Matieg Howora und Peter Berkow unter dem Schatten hochgewipfelter Eichen auf und ab, und ihre Herzen ſchloſſen ſich mehr und mehr in Vertrauen und Liebe aneinander.

«Ja, ich liebe ſie, ich liebe Ludmilla, Deine herrliche Schweſter,» ſprach Peter feurig zu Matieg. «Lange wollte ich Dir es ſagen, und Du haſt es vielleicht ſchon geahnet. Herzlich und aufrichtig bin ich ihr zugethan, bin der Einwilligung meines Vaters gewiß; Du, mein Freund, mein Bruder, wirſt Du mir ein Fürwort gönnen bei Ludmillen und bei Deinem Vater?»

«Ich habe es wohl bemerkt,» antwortete Matieg lächelnd: «daß Du ihr gut biſt, und wenn Du es denn ſo ehrlich und ernſtlich meinſt, ſo will ich Dir ſagen, wenn Du es noch nicht weißt, daß auch Dir Ludmilla freundlich geneigt iſt, wie mir meine ſanfte

Libka entdeckte, und ich will gern Deinen Wünſchen förderlich ſeyn.»

«O ich Glücklicher!» frohlockte **Berkow**, den Freund bewegt umarmend: «So bin ich näher der Erfüllung meines heißeſten Wunſches, als ich glaubte, ſo wird immer feſter das Band der Freundſchaft, das uns, gleich unſern Vätern, von früher Jugend an umſchlungen hält.»

«Möchte Deine Liebe Dich ſo hoch beſeligen, wie mich die meine,» ſprach der junge **Howora**, «meine Schweſter iſt gut, iſt Deiner werth, möchtet Ihr glücklich ſeyn!»

Nicht fern von dieſen Beiden lehnte an einem Baum ein Jüngling von zarten, faſt mädchenhaften Geſichtszügen, die aber durch eine Wolke ſchwermüthiger Träumerei verdüſtert wurden.

«Sieh nur den armen **Zagicz Dieczin**,» ſagte **Berkow**: «wie er ſo unverwandt nach der blaſſen **Niwa** ſchaut, als ſey ſein Auge gefeſſelt an ihre Geſtalt, als wolle er ſie verzehren mit den glühenden, ſehnſüchtigen Blicken.»

«Und ſie achtet ihn doch ſo gar nicht ihrer Gunſt werth, wie ſie mir überhaupt ſehr kalt ſcheint,» antwortete Howora.

«Nicht immer iſt es Kaltſinn, was als ſolcher uns erſcheint,» nahm Peter wieder das Wort: «oft birgt ſich unter dem Schleier der ſchüchternſten Zurückhaltung die heißeſte, glühendſte Liebe.»

«Wohl haſt Du recht,» bemerkte der Freund, «machte ich doch faſt die gleiche Erfahrung bei der, der ich Herz und Seele in treuer inniger Liebe geweiht.»

«Ach, die Liebe iſt eine feurige Ruthe, die das Herz mit Flammen geiſelt, wenn ſie unerwiedert bleibt,» ſeufzte Berkow, «als beſchleiche ihn eine trübe Erinnerung.»

«Zagicz ſollte ſich tröſten, und die Spröde nicht achten,» fuhr Matieg zu reden fort: «es blühen der holden Jungfrauenblumen noch viele, und ſchönere vielleicht, am Hofe unſerer Herrin Czemiſlawa.»

Sie waren unter dieſem Geſpräch den tanzenden Jungfrauen näher gekommen, und ſahen nun dem fröhlichen Reigen zu, den keine andere Muſik begleitete, als die lieblichen Stimmen der Tänzerinnen, die in den Banden eines gefälligen Rythmus, hold und zart, wie Elfen und Feen, in mannigfaltigen Verſchlingungen über die grüne Fläche des Blumenufers dahinſchwebten, und in zierlichen Stellungen und Wendungen die anmuthigen und lockenden Reize ihrer Geſtalten entfalteten.

Da wurden manche zärtliche Blicke verſtohlen gewechſelt, die auf ſüße Einverſtändniſſe zu deuten ſchienen, wenn es nicht die erſten ſchüchternen Boten aufkeimender Liebe waren, die auf unſichtbaren Sylphenſchwingen herüber und hinüber flogen, und durch die Pforten der Augen dem ſeligklopfenden Herzen die Grüße zarter Neigung zutrugen.

Plötzlich ſtob der Kreis der Jungfrauen auseinander. »Strzislawa!« riefen einige, und eilten im Flug auf ein altes häßliches Weib zu, die auf einem Pfad, der von der Stadt her zog, durch den Naturgarten am Moldau-Ufer ſchritt. Sie war gekleidet wie das Volk der Zigeuner, und führte an der vergelbten Hand ein ſchönes blühendes Mädchen von zwölf Jahren, deſſen Anzug mit dem übrigen harmonirte.

»Mutter Strziélawa! lebſt Du noch? Wo kommſt Du her? Willſt Du uns wahrſagen? Was haſt Du hier für ein liebes Kind?« ſo fragten die Mädchen alle zugleich, und es umringte der blühende Kreis der Geſpielinnen die Alte, die nun mit widrigem Gekreiſch anhob: »Ja, meine Töchterlein, die alte Mutter Strziélawa lebt noch, und kommt weit her, und will Euch wahrſagen, ſo Ihr nur derſelben Eure weißen Hände reichen wollt.«

Und ſie hatte es kaum geſprochen, da boten ſich ihr ſechs bis acht allerliebſte Händchen dar, in die ſie blickte, und ihre räthſelhaften Ausſprüche kund machte.

Jetzt zeigte ſich von fern eine Reiterin, die langſam, mit Pfeil und Bogen bewehrt, den Wieſenpfad verfolgend, ſich dem Spielplatz näherte.

»Dort kommt Hruoba,« ſagte die ſanfte Libka. »Hruoba?« kreiſchte da das alte

Weib: »auf, komm, komm, mein Töchterlein!« Und ohne auf die Mädchen weiter zu achten, zog ſie das ſchöne Kind an der Hand mit ſich fort, und verſchwand in einem Gebüſch hoher Taxusſträucher ſo ſchnell, daß man wohl gewahren konnte, ſie ſcheue die Kommende. Dieſe kam näher, eine hohe edle Geſtalt, aber in ihrem Geſicht ſcharfgezeichnete Züge des Kummers, und die Roſen der Jugend längſt hinweggehaucht von den Wangen. Sie erwiederte kaum die Grüße ihrer Bekanntinnen, finſtere Blicke warf ſie auf das Taxusgebüſch, wo die Alte verſchwunden war, ihr ſcharfes Auge mußte ihr entdeckt haben, was ſie nicht ſehen ſollte; ſie lenkte ihr Roß vorüber.

Der Himmel ſchmückte ſich mit abendlichem Roſengewölk, das bald in Purpur überging, und im glühenden Strombette der Muldawa zurückflammte. In freundlichen Geſprächen ſtiegen die Jungfrauen und Jünglinge zum Schloſſe Wiſchehrad hinauf. Zagicz Dieczin ſtand noch unten, ſeine Blicke folgten der, bei der ſeine Seele war. Als Kiwa entſchwand, ſeufzte er tief, und wandte ſich einer ſchon umdunkelten Stelle des Gartenhaines zu.

Am Morgen jenes Tages, der zur Abreiſe Boleslav's angeſetzt war, als ſchon der Lärm der Zurüſtungen die Höfe und Gänge durchſchallte, trat Czemislawa, die Herzogin, mit einem bleichen, verſtörten Geſicht in das Gemach des Gemahls.

»Was fehlt meiner lieben Gebieterin?« fragte mit ſorglicher Theilnahme der Gatte, indem er ihr liebreich entgegenging.

Und ſchluchzend fiel ihm das treue Weib um den Hals, und rief: »O Boleslav, wenn Du mich liebſt, wenn ich nicht ſterben ſoll vor Angſt und Kummer um Dich; ſo ziehe nicht nach Polen.«

Befremdet blickte der Herzog ſie an.

»Ach,« fuhr ſie fort: »ich habe ſchreckliche Geſichte geſehen in dieſer Nacht, und noch rieſelt das Grauſen der Furcht und des Entſetzens durch meine Adern. Höre mich!« flehte ſie, als er zur Gegenrede den Mund öffnete. »Höre mich, Boleslav. Sieh, mir war, als ſey ich ganz allein auf einer öden Heide, von Nacht umgeben, und könne nimmer den Weg zu der Heimath finden, da ſchwebte bleich, wie ein umflorter Mond, eine hohe Frauengeſtalt auf mich zu; es war unſre Ahnin Libuſſa, ich erkannte ſie gleich an dem Ernſt und an der Mildigkeit, die in ihren Zügen lagen, und an der Krone, und an den Gewändern, denn ganz ſo, nur geiſterhafter, erſchien ſie mir, wie wir ſie ſehen auf dem Bilde, das in dem Zimmer unſrer Schnur ſich befindet.«

Die Genannte, die ſchöne Erbherzogin Strzizka, trat ſo eben ein und brachte mit holder Freundlichkeit den Schwiegereltern ihren Morgengruß. Frau Czemislawa aber war zu ſehr erſchüttert und bewegt, ſo daß ſie nach kurzer Erwiederung deſſelben in ihrer Erzählung alſo fortfuhr:

»Libuſſa reichte mir die Hand, ſie war weiß und kalt wie Schnee; ich mußte ihr folgen, und mit der Gedankenſchnelle, mit welcher die Seelen in Träumen von Ort zu Ort fliegen, war ich mit meiner Führerin bei der alten Stadt Krakau. Da ſahe ich den Schlund der Höhle in dem Felſenberge Wavel, auf welchem ſeit alter Zeit das Königsſchloß ſteht, und in der Höhle war der Drache wieder lebendig geworden, den unſer Urahn Krock getödtet, und es wimmelten darin der alten Nachtgötter Gräuelgeſtalten, die alle angeſchmiedet waren an den Felſen, aber unaufhörlich ſich krümmten und wandten, um ſich loszuringen, ſo daß ich von namenloſem Grauen befallen wurde. Und ſiehe, da kamſt Du, und Kochan Wrſch führte Dich zu dem Ungeheuer in die Höhle. Oben aber auf des Schloſſes Mauerzinne ſtand der Polenkönig, mit teufliſchem Lachen hinabſchauend. Und plötzlich kam der Drache hervor, und die Höllengeiſter riſſen ſich los, und umringten Dich, der verzweifelnd um Hülfe ſchrie, ich aber ſank ohnmächtig nieder und erwachte.»

Tief aufſeufzend und die immer aufs Neue hervorſtrömenden Thränen trocknend, ſchwieg die Herzogin, aber Boleslav ſprach lächelnd: »Ich bitte Dich, Liebe, fange nicht auch an zu träumen, gleich der, die Du geſehen im Traume, deren Weiſſagungen und Träume noch nie etwas Gutes gebracht haben dieſem Lande und ſeinen Beherrſchern.«

»Wie mein Gemahl, ſchiltſt Du Böhmens erſte Herzogin Libuſſa?« fragte erſchrocken Czemislawa, »und willſt Du ſo auf Dich den Zorn der Götter — Gottes meine ich, laden?«

»Der Gott, den wir anbeten, ſeit vor mehr als hundert Jahren die Lehre ſeines Sohnes zu unſern Vätern gekommen iſt, unterbrach ſie Boleslav, iſt ein weiſer und gütiger Gott, der nicht Gefallen hat an dunkeln Zauberwerken und Weiſſagungen, wie ſie Libuſſa geübt mit ihren Schweſtern. War ſie eine Seherin, warum ſah ſie nur das Unheil, das ſpätern Geſchlechtern wiederfahren ſollte, und nicht das, was ihr nahe lag? ich meine jenen tollen und blutigen Mägdekrieg, der den Männern Böhmens ein Brandmahl aufgedrückt auf ewige Zeiten, der zur

Schande des Landes ſieben Jahre währte, und ihm die Blüthe ſeiner Jugend koſtete. Warum ſah ſie dieſen Krieg nicht voraus, und ließ die unehelich ſchwangere **Wlaska** in die Muldawa werfen, wo ſie am tiefſten iſt?«

Aber alle dieſe Einwürfe überhörend, flehte Czemislawa wieder: »O ziehe nicht nach Polen, mein **Boleslav**, bei meiner Liebe, bei den Kindern die ich Dir geboren, bei der Voreltern [illegible], wie bei dem großen Gott, an den wir glauben, beſchwöre ich Dich, erfülle meine Bitte!«

Bitten und Thränen vereinte **Strzizka** mit denen der Herzogin, es war vergebens. Und eine Thüre öffnete ſich, und wie eine Erſcheinung aus einer andern Welt erſchien in ihr eine kleine Matronengeſtalt, deren ſilberweiße Locken das tiefgefurchte, bleiche Geſicht umſchatteten.

»Sohn! Sohn!« rief ſie mit leiſer, bebender Stimme. »Du gehſt einen ſchweren Gang. Es ſchütze Dich die heilige Gottesmutter.«

»O ehrwürdige **Hemma**, Mutter meines Gatten,« wandte ſich **Czemislawa** zu der

Greiſin, «hilf mir bitten, daß er nicht von uns ziehe. Wir ahnen furchtbare Begebenheiten.»

«Auch mir, auch mir,» liſpelte die Matrone, «aber er hört nicht auf die Stimmen der Warnung. Sohn, Sohn! Du wirſt mich nicht wiederſehen.»

«Höre mich, Mutter!» ſagte **Boleslav** feſt: «Höre auch Du mich an, **Czemislawa**, und Du, **Strzizka**: ich gab den Geſandten mein Fürſtenwort, das iſt genug, ich reiſe. Was auch geſchehen mag, ich ſtehe in Gottes Hand. Die ſtolzen und wilden Sarmaten ſollen nicht ſagen: **Boleslav** von Böhmen iſt daheim geblieben, weil ſein Weib von der **Kodotta** gedrückt worden, und ſelbige ſchwere Träume hatte.»

Und gegen Mittag ſchmetterten die Hörner und Trompeten, und herab vom **Wiſchehrad** zog der Böhmenherzog, gefolgt von **Kochan Wrſch** und einer zahlreichen Dienerſchaft. Weinend ſchauten die Frauen ihm nach, mit kummervollen Herzen ſahen ſeine Treuen ihn ſcheiden.

Herzlich und herrlich war der Empfang des Herzog Boleslav am Hofe ſeines polniſchen Namensvetters in Czarnicz. Da war nicht mehr die Rede von der alten Fehde der auf's Neue befreundeten Fürſten; Tage der Luſt und der Freude wurden in Czarnicz verlebt, und dann aufgebrochen nach Krakau, wo bald wieder die Freude ihre Flügel breitete über das Schloß, wo in ſchöner Eintracht die beiden Fürſten wohnten.

Aber tief unten im Schooße des Felſenberges lauerte der ſchwarze Nachtgeiſt des Verraths, und des Frevels an Gaſt- und Völkerrecht, und wenn von Luſt und Wein ermüdet der Böhmenherzog in die Arme des Schlummers ſank, da waren noch Boleslav von Polen und Kochan Wrſch beiſammen, verderbliche Pläne ſchmiedend, wie die Krone Böhmens an den Polenkönig zu bringen ſey, und wie jenes geſegneten Landes rechtmäßige Herrſcher zu vertilgen ſeyen. Und willig wie immer zum Verrath, bot Wrſch die Hand zu Boleslav's Untergang.

Beim fröhlichen Mahle ſaßen in feſtlichgeſchmückter Halle die Fürſten, und die angeſehenſten Woiwoden und Staroſten des Polenlandes waren verſammelt bei dem König, und es kreiſten die geſelligen Becher. Unfern von den beiden Boleslav's ſaß Kochan Wrſch und ſprach, einen vielſagenden Blick auf Boleslav von Polen werfend:

»Es iſt doch wunderbar, was die alten Sagen melden, daß der weiſe **Krock**, unter deſſen Scepter einſt Böhmen und Polen vereint waren, einen Drachen getödtet haben ſoll, der in dem Berge gehauſt, auf welchem wir hier verſammelt ſind, indem er ein Kalb gefüllt, mit Pech und Schwefel und mineraliſchen Giften, und dieſes dem Drachen zum Fraße vorgeworfen. Sollte wohl die Höhle, in welcher ſich dieſer Drache aufhielt, noch zu ſehen ſeyn, und wäre ſie zugänglich für den, deſſen Wißbegier ſich in ihren dunkeln Schooß zu wagen getraute?«

Da antwortete Wiſſimor Miedzibor, der im Einverſtändniſſe war mit Wrſch und ſeinem König: »Allerdings iſt jene Höhle noch vorhanden, und kann ohne Gefahr begangen werden; es wurde auch in ihr vor alter Zeit, ehe Miecislav ſich taufen ließ, im Jahr des Heils 965, der Dienſt des finſtern Höllengottes Nya gehalten, deſſen Erzbild vielleicht noch darin liegt, wenn es nicht zerbrochen iſt, oder verſchüttet vom Gerölle und abgebröckelten Steinen.»

«Gefiele es Dir, mein königlicher Bruder,» wendete Boleslav ſich an den Polenkönig, «ſo möchte ich wohl dieſe Höhle beſehen, die durch unſern Urahn ſo merkwürdig geworden, von dem noch bis heute dieſe Stadt ihren Namen trägt.»

Und freundlich willfahrend den Wünſchen des Gaſtes, rief Boleslav ſeinen Kämmerling Hinek, der verkleidet bei Kochan Wrſch auf dem Wiſchehrad geweſen war, und ſagte zu ihm: «Sorge, daß wir hinunter gehen können, die Höhle des Drachen zu beſuchen, wir und unſer fürſtlicher Gaſt.»

Der Diener flog, dem Befehl des Herrn zu gehorſamen, und wie die Tafel aufgehoben war, bereitete man ſich zum Hinabgang

Ein niedriges Pförtchen führte aus dem Schloß auf einen ſchmalen Pfad, der in die Felſen gehauen, ſich um den Berg ſchlängelte, den jetzt Boleslav und ſein Gaſt, Wrſch und einige Staroſten, betraten, ihnen folgten Hinck und einige Fackeln tragende Diener.

Die Sonne ging unter, ihre letzten Strahlen ſchmückten die Gegend, welche die Wanderer von der Höhe des Berges weit überſchauten. Städte und Dörfer lagen in ſanfter, abendlicher Beleuchtung. Am Himmel floſſen die Gold- und Purpurtinten des Abendrothes in einander, und mit dem Abend ſank eine friedliche Stille auf die herrlichen Gefilde herab. Schwarz ſtarrten am fernen Horizont der Karpathen und Sudeten hohe Gebirgsketten empor, ſcharf abgeſchnitten von dem noch hellen graublaulichen Himmel, und der Böhmenherzog gedachte bei ihrem Anblick der fernen Heimath und der zurückgelaſſenen Lieben, und die Erinnerung an Czemislawa, an ihren Traum, an ihre Warnung, fiel jetzt auf einmal mit Centnerſchwere auf ſein Herz. Wenn ſich nun doch die düſtre

Ahnung erfüllte? War doch ſchon oft auf geheimnißvolle Weiſe vor den Augen begabter Frauen der Schleier der Zukunft gelüftet und ihrem zarten Gemüth kund geworden das Verhüllte.

Zurück konnte er nicht mehr. Voll banger Beſorgniß warf er ſeine Blicke hinab auf die grünen Ebenen und nach Weſten, wo nun die Sonne hinabgegangen war hinter den Sudeten, als wolle er auſſaugen der Abendlandſchaft ſchönes und erhabenes Bild, und des Himmels Farbenſpiel, um es ſeinem Herzen und ſeiner Erinnerung tief einzuprägen, und unwillkührlich hob ſeine Bruſt ein tiefer Seufzer.

»Was bekümmert meinen werthen und lieben Gaſt?« fragte der König mit verſtellter Theilnahme.

»Ich gedachte der Heimath, mein edler Gaſtfreund,« antwortete Boleslav, »und meines Weibes, die ich nicht im beſten Wohlſeyn verließ.«

Dunkel gähnte der Schlund der Höhle ihnen entgegen. Die Diener ſchritten leuchtend voran. Die Fürſten folgten. Einige Schritte waren ſie gegangen, da ſchlug der Herzog beide Hände vor das Geſicht und rief dumpf: Libuſſa! und wich zurück bis faſt wieder zum Eingang. Ihm war, als ſey zwiſchen ihm und die Leuchtenden drohend und warnend eine Frauengeſtalt von majeſtätiſchem Anſehen getreten, auf dem Haupte tragend einen leuchtenden Goldreif.

Und wie er ſo bebend ſtand unweit des Einganges, und der König ihn beſorgt umfaßte, da ſcholl durch die Luft der laute Schrei eines Mannes, gleich darauf noch einer, und wieder einer und immer mehrere, und man hörte etwas herabrollen vom Berge wie ſchwere Körper und losgeriſſenes Geſtein, und zwiſchen dem Geſchrei ein jammervolles Stöhnen und Winſeln, welches bis in die umnachtete Felskluft drang, und es war dem Herzog, als komme es her von bekannten Stimmen.

»Was iſt das?« fragte er, den die Schauer des Todes anwehten, und blickte zurück zum Eingang, der war aber verdeckt durch die

Körper, der nachfolgenden Polen, und ließ nur ein ſchwaches Dämmerlicht in die Höhle fallen.

»Warum zögert mein erlauchter Gaſt?« fragte der König, und ergriff den Arm des Herzogs, ihn faſt gewaltſam mit ſich fortziehend, der noch einmal Libuſſens Nebelbild zu ſehen glaubte, und von entſetzlichen Ahnungen durchſchauert, willenlos folgte.

Und wie ſie ſo mit einander eine gute Strecke den voranleuchtenden Dienern nachgeſchritten waren, da ſtießen dieſe mit den Fackeln an ein herabhängendes Felsſtück, ſo daß beider Licht verlöſchte, und Alle in tiefer Finſterniß ſtanden.

»Hündiſche, ungeſchickte Sklaven!« donnerte der König die Diener an, indem er Boleslavs Arm los ließ und auf die Diener losſprang im Dunkel, die Männer hinter Boleslav wichen zurück, und im Nu krachte ein fürchterlicher Donnerſchlag, die Erde bebte, und dicht vor Boleslav herauf fuhr das ſchreckliche Löwenbild des Nya oder Czernebog, in der Tatze haltend einen rothglühenden Spiegel von Erz; und es hielt den Spiegel dicht vor Boleslav's Angeſicht und ſpie aus dem Höllenrachen eine ſprühende Feuergarbe, daß alſobald in den geblendeten Augen die Quelle des Sehens vertrocknete. Einen zerſchneidenden Klagelaut ſtieß Boleslav aus, und in die Nacht ſeines unſäglichen Schmerzes drang Schwertgeklirr und die Zornſtimme des Wrſch, der den Herrn zu vertheidigen ſchien und zu rächen gegen den unerhörteſten Frevel, was aber nichts war als ein gottverfluchtes ſataniſches Heuchelſpiel.

Aus den Banden tiefer Ohnmacht, in welche Schreck und Schmerz den unglücklichen Herzog geworfen, rang ſich die zurückkehrende Kraft. Um ihn floß abendliche Dämmerung, ſeine Augen ſahen nur dunkle Nacht. Er ſaß im Freien, über ihm rauſchten Baumwipfel. Wrſch war bei ihm.

»O mein guter, hoher Herr!« ſprach der klagend. »Welch ein ſchrecklicher Verrath.«

»Wo bin ich? biſt Du da Ko[illegible]an?« fragte aufſeufzend Boleslav.

»Ich bin es, Herr!« ſcholl die Antwort. »Komm, erlaube mir, Dich zu einem Wagen, der in der Nähe hält, zu geleiten. So übt der Polenkönig ſeine Gaſtfreundſchaft.«

»Wo ſind meine Diener, wo iſt Przibram, Peſchka, Stiasny?«

»Ach Herr,« antwortete Wrſch; »wohl Dir, daß Deine Augen das Schreckliche nicht ſchauen. Dort liegen ſie todt am Fuße des Wavel, Deine Getreuen. Boleslav, der Henker, ließ ſie herabſtürzen von der Mauer ſeiner Königsburg, im Augenblick, als er mit Dir die Höhle des Drachen betrat. O daß ich nicht tauſend Arme und tauſend Schwerter hatte, Dich zu rächen! Wüthend hieb ich um mich, die Feiglinge flohen, das Götzenbild verſank. Ich hob Dich auf, Herr, und trug Dich aus der Höhle. Hrziwecz, Dein Jäger, iſt dem Mord entkommen, er und ein Knecht, den er gedungen in der Eile, harren dort mit dem Wagen.«

Boleslav hörte ſchweigend, was Wrſch redete, ſchweigend ließ er ſich zu dem Wagen führen. Und Wrſch und Hrziwecz hoben den armen verrathenen Mann hinein, ſaßen auf, und traurig und langſam ging die Reiſe durch die Nebel, die ſich gelagert auf die Fluren, die heute ſo Entſetzliches geſehen, dem Böhmerlande zu.

* * *

III.

Der Oberjägermeiſter **Jaroslav Howora** ritt eines Morgens, begleitet von **Matieg**, ſeinem Sohne, und deſſen Freunde **Berkow**, nebſt einigen Dienern, auf die Jagd. Die Diener hielten ſich in gemeſſener Entfernung, die beiden feurigen Jünglinge aber waren auf ihren muthigen Roſſen eine gute Strecke vorangeſprengt, im lebhaften Geſpräch über ſolche Angelegenheiten ihres Herzens, die ein offenes und liebendes Gemüth ja ſo gern niederlegt in den theilnehmenden Buſen der Freundſchaft, und ſo ritt der Oberjägermeiſter, in Gedanken verſunken, ganz allein.

Seine Gedanken aber waren bei **Boleslav**. »Er hat den Rath ſeiner treuen Diener nicht gehört,« ſprach er ſeufzend zu ſich ſelbſt, »er hat ihnen ſein Ohr verweigert und ſein Herz verſchloſſen, und iſt mit dem Verderber fortgegangen in das Land ſeines Todfeindes. Aber es ſoll nun einmal die alte Weiſſagung erfüllt werden, die unheilbringend auf Primislav's Enkeln ruht, wie auf dem Geſchlechte der Wrſch, daß immer Ein Verderben kommen muß von dem andern.

»Armer Boleslav,« fuhr er fort in ſeinem trüben Selbſtgeſpräch: »ich werde Dich nicht retten können, ich bin ja nur ein ſchwacher einzelner Mann, und Du haſt Dich dem Verräther freiwillig übergeben, arglos, wie ein Lamm, das der Schlächter zur Schlachtbank führt, aber dennoch ſoll meine Treue unverbrüchlich und unerſchütterlich bleiben bei Dir und Deinem Geſchlecht, und nicht Feind, nicht Freund ſoll ſie wankend machen.«

Die Reihe ſeiner traurigen und wehmüthigen Gedanken unterbrach der Galoppſchlag vom Roſſe ſeines Sohnes, der hart an ihn heranſprengte und freudig ausrief: »Vater, Vater! Ein ganzes Rudel Hirſche, gleich dort an der Waldecke;“ und mit der Hand die Gegend bezeichnend, winkte Matieg die nachreitenden Knechte herbei, welche die ungeduldigen Rüden führten, warf ſein Roß herum und jagte wieder zu dem harrenden Freunde.

Schneller brauſten nun die ſtarken Renner über die flache Haidegegend und hatten bald den Wald erreicht, in deſſen tiefſtes Dunkel ſich das ſcheue Wild, verfolgt von der Kuppel raſender Hunde, zu verbergen ſuchte.

Jaroslav Howora, den heute das fröhliche Waidwerk nicht anſprach, ritt, als die Jünglinge ſich in den Wald verloren hatten, langſamer, wieder in ſein voriges Sinnen verfallend, und bald hörte er aus weiter Entfernung nur Hörnergetön und verhallendes Hundegebell und Jagdgeſchrei.

Sein Roß trug ihn auf einem der ſchmalen, gebahnten Pfade fort, die den Wald, in welchem gewöhnlich der Herzog jagte, nach allen Seiten durchkreuzten, und er war zu ſehr mit Boleslav und dem Vaterlande beſchäftigt, als daß er ein Augenmerk hätte legen können auf den düſtern Waldpfad, den er ritt, und der ſich allmählig bergan zog, und nur erſt, als nach langer Weile ſein Roß ſtutzte und ſcheu zur Seite ſprang, fuhr er auf aus ſeinen wachen Träumen. Er ſah ſich verwundert um, wie er hieher, an einen verrufenen Ort, den er ſeit vielen Jahren nicht betreten, gekommen ſey.

Ein düſtrer Platz, ungefähr hundert Schritte lang und breit, war von himmelhohen Bäumen umſchloſſen, nur zugänglich, wie es ſchien, durch den einen Pfad, den Howora gekommen war. In der Mitte dieſer ſchaurigen Einöde ſtand eine tauſendjährige Eiche, die mit den Rieſenarmen ihrer Aeſte den ganzen Raum überſchattete, und ſie in die Zweige der umſtehenden Bäume hineinſtreckte, wodurch eine ſchaurige Dämmerung hervorgebracht wurde, die um ſo melancholiſcher erſchien, da an dieſem Tage der Himmel durch dichte Nebelſchleier verhüllt wurde. Vor der Eiche ſah man einen rohen Steinhaufen, der mit Moos und Schlingpflanzen bedeckt und überwachſen war, und einſt in den finſtern

Heidenzeiten als Opferaltar gedient haben mochte. Das Gras war hoch aufgeſchoſſen und feucht, auch wucherten viele ſeltſame Farrenkräuter daſelbſt, und zwiſchen ihnen ſtreckten große fleiſchrothe Pilze ihre glatten Hüte hervor, daß es faſt ſchien, als lauſchten ſpukhafte Gnomengeſtalten mit nackten Schädeln unter dem Laubwerk. Hier und da war auch zwiſchen dem hohen Waldgras ein Knochen ſichtbar, und an einem der Bäume grinzte ein fleiſchloſer Menſchenſchädel.

Der Jägersmann blickte befremdet um ſich, da ſcheute zum zweitenmale ſein Roß, ſchnaubend emporſteigend, und jetzt gewahrte Howora, daß er nicht allein war an dieſem öden und gemiedenen Ort. Denn zwiſchen mannshohen Belladonnaſtauden und Bilſenkrautſtängeln und dem vielfachen Zweiggeſchlinge der giftigen Waldreben kauerten drei alte Mütterchen mit erdfahlen Geſichtern, und gekleidet in die Tracht vergangener Jahrhunderte, in Binſenkörbe Zweige und Blätter der Giftpflanzen pflückend. Und ſie blickten alle zugleich nach ihm, richteten ſich langſam auf, und traten vor ihn mit demüthigem Neigen. Er hatte aber alle Kraft vonnöthen, ſein wildes Roß zu bändigen, das bald ſtieg, bald rückwärts ſchritt, bis es eine der drei Alten mit einer Gerte ſchlug, da es alſobald ſtand wie feſtgezaubert.

»Heil Dir und deinem Geſchlecht, Jaroslav Howora!« rief die Eine.

»Dich ſegnen die Himmliſchen, treuer Howora!« ſprach die Zweite.

»Sey gegrüßt Howora!« Ahnherr reicher und berühmter Geſchlechter!« fiel die Dritte ein.

Und ehe noch Jaroslav antworten konnte auf dieſen wunderlichen Gruß, der nicht unähnlich war demjenigen, welchen nicht fern von dieſer Zeit die drei Zauberſchweſtern an den Schotten Macbeth gerichtet, begann die Erſte wieder: »Nimm dieſes Jagdhörnlein, es wird retten!« Dabei reichte ſie ihm ein kleines alterthümliches Jagdhorn von Silber, in welches eine Fülle ſeltſamer, niedlicher Figuren und Bilder gegraben war.

»Nimm dieſes Balſambüchslein, es wird

helfen!» ſprach die Zweite. «Nimm dieſen Cryſtall, er wird warnen!» vollendete die dritte dieſer alten Weiber, deren Stimmen keinen unangenehmen, vielmehr einen ſehr weichen, wunderbaren, ja faſt überirdiſchen Klang hatten, und ehe nur der Oberjägermeiſter zu Dank und Fragen den Mund öffnete, ſchlug die eine Alte ſein Roß wieder, das ſich nun ungeſtüm wandte, und nicht Sporen, nicht Schläge achtend, brauſend fortſetzte mit ſeinem Reiter, daß dieſer, als er ſich umſah nach den Mütterchen, nichts mehr von ihnen gewahrte, wohl aber fielen Sonnenſtrahlen durch der Rieſeneiche grünes Laubdach, den ſchweren Nebel theilend, und es ſchienen drei ätheriſche Geſtalten, licht, wie verſilberte Wolken, aufwärts zu ſchweben in das ſchimmernde Blättergrün.

Jaroslav Howora würde Alles, was wie eine Wundererſcheinung ſo ſchnell und flüchtig an ihm vorübergegangen war, für einen lebhaften Traum gehalten haben, hätten nicht die auf ſo ſeltſame Weiſe empfangenen Gaben ihn anders belehrt. Er verwahrte das goldene Büchslein, und beſah den Cryſtall, der prismatiſch geſchliffen aus einem Edelſtein der vaterländiſchen Berge alſobald ſeine geheimnißvolle Kraft kund gab. Denn wie Hewora ſeines Sohnes gedachte, ſahe er dieſen ſitzen in der glänzenden Fläche, wunderbar verkleinert, umgeben von ſeinen Jagdgenoſſen, neben ihnen einige Stücke erlegten Wildes.

Da war der Oberjägermeiſter hoch erfreut, und pries im Stillen des Zauberſpiegels Tugend, und hielt ihn für die köſtlichſte der empfangenen Gaben.

Und wieder blickte er hinein, denkend an Boleslav, ſeinen geliebten Gebieter. Und er ſah einen Wagen fahren, in welchem der unglückliche Fürſt ſaß, eine Binde über den Augen, und beide Hände daran haltend, wie im grimmigen Schmerz, neben ihm ſaß Kochan Wrſch, aus deſſen Zügen teufliſcher Hohn ſprach; neben dem Wagen ritten einige Freunde Kochans, und polniſche Knechte, aber die, die fortgezogen waren mit dem Herzog, erblickten ſeine Augen nicht. Und wie Howora ihrer gedachte mit banger Beſorgniß, ſchwand alſobald das Spiegelbild, und er ſahe in dem Cryſtall ihre Leichname unbegraben liegen am Fuße des Felſens Wavel, und es zehrten hungrige Raubvögel an ihrem Fleiſch, Füchſe und Wölfe benagten ihre Gebeine.

»Ha, Verruchter, das iſt Dein Werk!« rief Jaroslav ſchaudernd, und ſpornte ſein Roß zu raſender Eile, laut in das Jagdhorn ſtoßend. Da ging aus dieſen ein wohltönender, weitſchallender Silberlaut, der die Echo des Waldes erweckte, und auch bald ganz in der Nähe erwiedert wurde, und er fand auf einer Waldblöße die Jünglinge ganz ſo gelagert wie ſie der Cryſtall gezeigt. Und mit doppelter Schwere überfiel ſein Herz die Angſt um Boleslav.

»Auf, auf! Zurück nach dem Wiſchehrad!« rief er haſtig, indem er ſein Roß anhielt.

»Was fehlt Dir, Vater Jaroslav?« fragten die Jünglinge, indem ſie aufſprangen.

»Fragt nicht, folgt! Die Knechte mögen das Wild nachbringen,« antwortete Howora, und ſein Roß flog weitausgreifend der Stadt zu. Und wie das Dioskurenpaar ſprengten die innigverbundenen Freunde, ſchöne kraftvolle Jünglinge, auf ihren brauſenden Rennern dem Vater nach, ihn beſorglich anblickend und über ſeine Eile verwundet. Er aber ſchwieg.

Wie ſie das Gehölz im Rücken hatten, wie ſie die auf ſteilen Felſen thronende Herzogsburg erblickten, da ſahen ſie eine bunte Flagge wehen auf dem ſehr hohen Thurme des Schloſſes Wiſchehrad, welcher der Neklanka genannt wurde, und dieſen Namen vom Herzog Neklan trug, der ihn erbauen ließ im Jahr 859, und deſſen Gemächer ausſchmückte mit den Bildniſſen ſeiner Ahnen, denn er war ſchon der zehnte Herrſcher des Böhmerlandes nach dem Czech. Und aus der Ferne tönte Glockengeläute in das Ohr der Heimkehrenden.

»Siehſt Du die Fahnen? Hörſt Du das Läuten?« rief Berkow ſeinem Freunde zu.

»Gewiß iſt der Herzog heimgekehrt!« jubelte Matieg.

»Ja, ja, aber wie!?« ſprach mit dumpfer gepreßter Stimme der Oberjägermeiſter, und ſpornte ſein keuchendes, erſchöpftes Roß auf's Neue, und die Freunde folgten, verwundert über ſeine Rede, dem düſtern Reiter.

Wie ſie der Stadt nahten, vernahmen ſie Freudengeſchrei, und den Lärm rauſchender Muſikinſtrumente, aber der Herrſcher war ſchon vor ihnen in das Schloß gezogen, und als die Jäger den Schloßberg hinaufſtiegen, nachführend ihre Roſſe, da ſtürzten Schloßdiener aus dem Thore mit ſchreckenbleichen Geſichtern, Stille gebietend den Klängen der Freude, und es ſank die flatternde Fahne von der Thurmzinne, und herzzerſchneidendes Geſchrei durchſchallte die Herzogsburg, und die Wehklage zog wimmernd und heulend durch die Gänge und Hallen des weitläufigen Gebäudes.

Angekommen in dem Zimmer des Schloſſes, das ihm des Herzogs Güte das ſeine zu nennen erlaubte, ſtand, noch bebend über die entſetzliche Kunde, die ihm geworden, der Oberjägermeiſter, und er hielt in der Hand den wunderbaren Spiegel, an Krakau denkend, und an des Herzogs Aufenthalt daſelbſt, aber nur Bilder der Gegenwart ſchien eine unbegreifliche Magie in den Cryſtall gebannt zu haben, denn er zeigte nur eine düſtere Fläche. Jetzt dachte er an Kochan Wrſch, von dem ihm die weinenden Diener erzählt, daß ſeine Hand Boleslav's Leben gerettet, und ihn ſicher in die Heimath gebracht, und es ſtieg in Howora's Bruſt ein mächtiger Zweifel auf an der Treue des Mannes, den er kannte. Und wie er nun in den Spiegel ſah, erblickte er den Erwähnten in der Geſellſchaft des alten Jan, und ſeines Schreibers Czenko, und des Jägers Hrziwecz, dem einſt Howora ein Kind aus der Taufe gehoben, ihn aber jetzt nicht mehr achtete, weil ihn der Wrſch an ſich gelockt und zu ſeiner Creatur gemacht hatte. Wrſch ſchien im Spiel mit ſchadenfrohem Geſicht den aufhorchenden Dienern die Geſchichte von Boleslav's Blendung zu erzählen, aber ehe noch Howora das Bild betrachtet, hörte er einen Kommenden, und mußte den Cryſtall verbergen.

»Meine Herrin verlangt Dich zu ſprechen, edler Howora,« ſagte der eintretende Zagicz Dieczin, der junge Leibdiener der Herzogin Czemislawa.

»Iſt ſie gefaßt?« fragte Jaroslav.

»Sie war ſehr erſchüttert, aber ſie hat eine ſtarke Seele; ſie erwartet Dich,« antwortete Zagicz.

Der Oberjägermeiſter legte nur ein beſſeres Gewand an, und folgte dann ohne Verzug dem Jüngling.

Verhüllt in dunkle Schleier ſaß Czemislawa, ſeiner harrend, auf einem Ruhebette, neben ihr Strzizka, die Erbherzogin, und zu den Füßen der fürſtlichen Frauen auf niedrigen Schemeln drei weinende Dienerinnen, die liebreizende Libka, Howora's Tochter Ludmilla und die bleiche ſtille Riwa, auf welche Zagicz einen wehmüthigfreundlichen Blick warf, wie er in das Zimmer trat mit dem Oberjägermeiſter, der aber unerwiedert blieb, worauf er ſchnell hinauseilte.

»Ich ließ Dich rufen, Jaroslav,« ſprach die Herzogin mit Würde und Faſſung, »weil ich weiß, daß Du treu biſt dem Geſchlecht der Primislav, und weil ein Traum mir verkündet, daß Du eine Stütze unſers Thrones ſeyn werdeſt mit den Deinen. So ſage mir jetzt, welche Gedanken haſt Du über das Unglück, das uns betroffen, und welches ich zu beweinen nimmer aufhören werde, ſo lange ich lebe.» Und aufs Neue floßen die Zähren der tiefbekümmerten Herzogin.

«Hohe Herrin,» erwiederte ehrerbietig Howora, ſich niederlaßend auf ein Knie vor ſeiner Gebieterin: «Gott zeuge mir, daß ich es treu meine mit Dir und Deinem Geſchlecht, und gern will ich Dir, da Du gebieteſt, meines Herzens Gedanken offenbaren über dieſe unſelige That, nur will ich demüthig bemerken, daß für das, was ich Dir ſagen will, der Ohren faſt zu viele ſeyn möchten in Deinem Zimmer.»

Da gebot ein Wink der Herrin den Jungfrauen Entfernung, und wie dieſe die Thüre des Zimmers hinter ſich hatten, ſagte Libka, lächelnd durch die Thränen des Mitgefühls, die noch an ihren ſeidnen Wimpern hingen: «So hätte Matieg Howora nicht geſprochen, wäre er an ſeines Vaters Statt zu der Herrin berufen worden, und hätte uns im Zimmer gefunden. Nicht wahr Riwa?»

«Und warum,» fragte Riwa zurück, «warum ſollte er nicht ein Gleiches geſagt haben, wenn er wüßte, daß Deine Ohren ſtets offene Pforten ſind, und Deine Lippen zwei ewig plaudernde Espenblätter?»

Und die luſtige Ludmilla miſchte ſich in das Geſpräch, und ſagte zu Riwa: «Gewiß Du haſt Recht, denn mein Bruder würde Gleiches haben ſagen müſſen, wie der Vater, aus anderm Grunde nur, denn Deine Gegenwart würde ihn verwirrt haben, daß er nicht verſtändig hätte reden können zu unſrer Frau.»

«O ſchweige, ich bitte Dich, mit Deinen Scherzen!» rief Riwa aus, indem die Röthe des Verdruſſes auf ihre blaſſen Wangen ſtieg, und ſie verließ eilenden Schrittes die Geſpielinnen.

«Du haſt ihr wehe gethan, Ludmilla,»

ſagte die ſanfte Freundin. «Sie thut mir leid.»

«Ich glaube ſie liebt ihn,» — ſetzte ſie mit einem leiſen Seufzer hinzu.

«Sie liebt ihn!» antwortete Ludmilla, es ſcharf betonend. «Fühlſt Du das Gewicht dieſer Worte? Sie liebt Matieg, und er — liebt Dich, und Du — liebſt Du ihn nicht, Libka?»

Und hocherröthend ſank Libka an die Bruſt der Freundin, und flüſterte: «Unausſprechlich liebe ich ihn.»

«Siehſt Du, Libka,» nahm Ludmilla wieder das Wort, «darum müſſen wir den Keim der Liebe zu Matieg ausrotten in Riwa's Herzen, ehe er zur Pflanze aufwächst, die ihr Leben vergiftet. Wirſt Du ruhig eine Nebenbuhlerin dulden?»

«Ich würde vergehen, wüßte ich ſie begünſtigt,» antwortete die ſanfte Jungfrau, «aber ſey nur nicht grauſam gegen die Arme, die ja hoffnungslos liebt; ſollte ich ihr hart begegnen, weil es das Glück thut, ſollte ich die von mir ſtoßen, die der Geliebte verſtößt? Nein, ſie ſoll ſtets an mir eine ſchweſterliche Freundin finden.»

«O meine gute, gute Libka!» rief Ludmilla, das holde Mädchen umſchlingend, und Arm in Arm wandelten ſie die Gallerie auf und ab, Manches noch beſprechend für die Zukunft, in welcher bald ein innigeres Verhältniß auch das Band der Verwandtſchaft um ſie ſchlingen ſollte.

Drinnen aber bei den Herzoginnen ſtand der Oberjägermeiſter, und ſchloß ſeine Rede: «Und ich kann nimmer glauben, daß Kochan Wrſch es geweſen, der das Leben des Herrn gerettet, mir ahnet vielmehr eine teufliſche Verrätherei; ſcheint es doch, als wiſſe dieſer Mann mit geheimnißvollen Künſten die Herzen der Fürſten zu umgarnen, daß ſie ihm blindlings trauen, nicht achtend die Warnungen der Gegenwart, wie die der Vergangenheit.»

«Leider, leider,» ſeufzte Czemislawa: «Wie hätte er ſonſt meinen Bitten widerſtanden?»

»Und den Bitten Hemma's, ſeiner ehrwürdigen Mutter,« ſetzte Strzizka hinzu.

»Hohe Frauen,« nahm Howora wieder das Wort: »noch leben dem Herrn redliche Diener, deren Treue kein Verräther wankend macht, und ich bin ſtolz, mich einen derſelben zu nennen; o wenn nur Boleslav nicht den Rath der Beſſern verſchmähen wollte!«

»Ich kenne Deine Treue, Howora!« ſprach die Herzogin: »Erhalte ſie meinem Gemahl, habe ein wachſames Auge auf den gefährlichen Mann, der Boleslav mit Schlangenliſt umgarnt, und es werde Dir für Deine Treue der Segen Gottes und der Dank des Böhmerlandes.«

Weinend verhüllte die Herzogin ihr Geſicht mit dem dunklen Schleier, ſanft bog ſich Strzizka über ſie, ihre Hand winkte dem Oberjägermeiſter Entlaſſung.

Wieder ſaß der Böhmenherzog auf dem Throne ſeiner Väter, zum letzten Male im vollen Schmuck ſeiner Regentenwürde, und die Großen ſeines Landes, ſeine Räthe und die Wladyken waren verſammelt in dem Rieſenſaale des Schloſſes Wiſchehrad, und weit geöffnet waren die Flügelthüren, durch welche man Kopf an Kopf ſich drängen ſah, von Bürgern und Landvolk, nur vom Hineindringen abgehalten durch ſtämmige, bewehrte Wächter.

Er hatte der Verſammlung erzählt, was ihm widerfahren in Polen, er hatte laut die Treue des Kochan Wrſch gerühmt, und ſchwieg erſchöpft. Laut murrten Herren und Volk, und unter das leiſe Weinen, das im Saale hörbar wurde, miſchten ſich Verwünſchungen gegen den Polenkönig.

Wer das blaſſe, lichtloſe Geſicht des unglücklichen Boleſlav's ſah, den mußte tiefes Mitleid ergreifen; abgemagert und in ſich ſelbſt zuſammengeſunken war die Geſtalt des alternden Mannes, ein trauriger Anblick, nur erhöht durch den Glanz der Gewänder, welche die Jammergeſtalt umhüllten. Manches Auge der bärtigen Männer füllte ſich mit Thränen, ja ſelbſt manche von denen, die es übel meinten mit dem Herzog, fühlten Reue in ihrem Herzen, und dachten, daß es je doch nicht hätte kommen ſollen.

Er ſtützte ſich zitternd auf den goldenen Scepterſtab, er winkte und es wurde wieder todtenſtille im Saale.

»Seht hier!« ſprach er mit leiſer bebender Stimme, indem er Jaremir's Rechte faßte, der neben ihm ſtand im vollen Herzogsſchmucke, nur ohne Scepter und Kronreif: »Seht hier meinen Erſtgebornen, Ihr Vertreter des edlen Böhmenvolkes, und geſtattet mir, daß ich die Krone ſetze auf ſein Haupt, denn ſie wird mir zu ſchwer. Jaremir wird Euch ein treuer, ein gerechter und milder Herrſcher ſeyn, wie ich ſelbſt als ein ſolcher zu handeln mich unabläſſig beſtrebt. Freiwillig entſage ich dem Throne, um auszuruhen im Arme der Liebe, und leichter zu tragen die Laſt eines lichtloſen Daſeyns. So frage ich Euch denn, wollet Ihr Jaremir an meiner Statt annehmen zum Herzog, und ihm Treue geloben und halten, daß auch ſeiner des Friedens und der Eintracht Band ſegnend zwiſchen Herrſcher und Unterthanen geknüpft bleibe?» Und ein hundertſtimmiges Ja! ertönte aus dem Munde der Männer, und Jaremir kniete nieder an des Thrones Stufen. Boleslav fühlte mit der Hand nach dem Sohne, nahm ſich ſelbſt die Krone vom Haupt, ſetzte ſie ihm auf, und ſegnete ihn.

«Sei ein Vater der Deinen, ein Schild der Bedrängten, Dein Schwert ſey eine Wetterflamme gegen Deine Feinde. Sey weiſe, wie Libuſſa, glücklich, wie Neklan und fromm wie Wratislav; der Segen des Himmels ruhe auf Dir, mein geliebter Sohn, ſey — glücklicher als ich!»

Thränen rollten aus den erloſchenen Lichtern ſeines Angeſichts, bebender wurde ſeine Stimme, die Kämmerlinge leiteten ihn herab vom Throne, einer Ohnmacht nahe, führten ſie ihn aus dem Saale.

Und es ordnete ſich ein Zug in den hohen Dom, den Wenzeslav I. erbaut auf dem Wiſchehrad, und wie Jaremir kniete an

Altare, ſalbte ihn Biſchoff Theodorus mit dem heiligen Chryſam zum Herrſcher des Landes. Da kam nach altherkömmlichem Gebrauche ein Mann in böhmiſcher Bauerntracht als die heiligen Ceremonien beendigt waren, und trug auf einer goldenen Schüſſel die Schuhe von Lindenbaſt, die Primiſlav getragen, als ihn die Abgeſandten der Libuſſa fanden, Mahlzeit haltend auf dem Eiſentiſch des umgeſtürzten Pfluges, und es ſprach Theodorus: »Gedenke, Herzog, Deiner Abkunft, bei dieſen Schuhen. Sey gerecht und billig, denn wie der Herr der Welt Deinen Ahn erheben aus der Niedrigkeit zur Hoheit, ſo kann er Dich auch in Niedrigkeit ſtürzen vom Gipfel des Thrones, wenn Du ein unwürdiger Stellvertreter der weltlichen Macht biſt. Darum ſollſt Du in die Fußſtapfen Primiſlav's des Guten treten, den das Vaterland dankbar ſeinen Prometheus nennt.« Und wieder kam ein Mann, der trug ein kleines Maaß voll Haſelnüſſe, neigte ſich tief, und ſchüttete ſie aus vor dem Herzog. Darauf ſprach Theodorus:

»Seinen Stab ſtieß Primislav in die Erde, und er grünte alsbald und blühte und trug ſüße Früchte. So möge aus Deinem Scepter ein ſegensreicher Baum blühend aufgrünen, daß auch Dich einſt dankbar Deine Nachkommen ſegnen, wie ich Dich jetzt ſegne im Namen des allmächtigen Gottes, und ſeines eingebornen Sohnes und des heiligen Geiſtes.« —

Wie nun die heiligen Gebräuche alle beendigt waren, nahm Jaromir den feierlichen Huldigungseid der Stände des Böhmerlandes an.

An einem freundlichen Abend, der einem der Feſte gefolgt war, die Jaromir's Regierungsantritt verherrlichten, erging ſich Niwa in den Gängen des Gartens unter dem Schloſſe, und ließ ſich nieder in einer Laube vom Gezweig des Eibenbaumes, deren Düſter übereinſtimmte mit der trüben Wehmuth ihrer Gefühle.

Gerne ſucht der Einſamkeit verſchwiegene

Schatten die gekränkte Liebe, und der Gram verhaucht ſeine Seufzer am liebſten da, wo nur die Stille der tröſtenden Natur ſie vernimmt, und die geflügelte Luft ſie den bleichen Lippen entführt.

Eine Nachtigall ſtimmte ihren ſüßlockenden Geſang an. Das liebende Mädchen kreuzte ihre Lilienarme über den keuſchverhüllten Buſen, blickte aufwärts, und unbewußt entrollten heiße Thränen ihren Augen.

»Ach, warum weine ich?« liſpelte ſie leiſe. »Warum kann dieſes Herz nicht vergeſſen? Soll ich Dich beneiden, freundliche Libka? Schön iſt Dein Matieg, wie unſerer Väter Lichtgott, und ritterlich und männlich in allem ſeinem Thun; ſoll ich ihn Dir mißgönnen? Du biſt die heitre Roſe, ich bin die traurige Cypreſſe, Du blühſt ſchöner mit jedem Morgenroth auf, ſeliggewiß ſeiner Liebe, ich welke dahin, ich neige meine Zweige über das Grab meiner Liebe.«

»Singſt Du Liebe, Nachtigall?« fragte ſeufzend das liebekranke Mädchen. »O wärſt Du Morana, der Väter Todesgöttin, und lallte Dein Lied mich ein zum ewigen Schlummer!» Düſter wurde es, monoton rauſchten des Stromes Wellen in ihren Ufern, in der Bäume abendliches Rauſchen tönte der Nachtigall melancholiſches Flöten. Still vor ſich hin weinte die kummervolle Jungfrau. Da nahten Tritte, und Zagicz Dieczin ſtand vor der Ueberraſchten, die eilend die Laube verlaſſen wollte.

«Hör' mich, Riwa!» flehte er, indem er an dem weißen Arme ſie zurückhielt: «Bei allen Heiligen beſchwöre ich Dich, zürne mir nicht! Riwa, ich liebe Dich unausſprechlich, Dir hat mein Herz entgegengeſchlagen, ſo lange es fühlen lernte. Verſtoße mich nicht! Sieh, Du biſt mir kalt begegnet, Du haſt mich nie verſtehen wollen, in thörichter Leidenſchaft hängt Dein Herz an einem Andern, der doch nimmer Dein werden kann, der Dich niemals geliebt hat; ich habe den Kummer Deiner Nichtachtung, die Qualen der glühendſten Eiferſucht ertragen, ich habe immer nur Dich geſehen, im Wachen und Träumen! O wende Dich nicht von mir mit dieſen verachtungsvollen Blick, laß mir den Glauben, daß die, die ſchön iſt wie Ziwie, des Lebens und der Liebe freundliche Göttin, auch ein Herz im Buſen trage, für ſanfte Empfindung geſchaffen.»

Niwa zitterte; müheſam rang die Ueberraſchte nach Worten. «Verlaß mich Dieczin,» ſagte ſie ernſt und haſtig: «Augenblicklich verlaß mich, thörichter Knabe! Was willſt Du von mir?»

«Knabe?» wiederholte Zagicz gereizt; «ich bin ſo alt wie Du, ich habe ſiebzehnmal den Lenz geſehen. Mißt Du zärtliche Gefühle nach Jahren? Haſſeſt Du mich um meiner Jugend willen, Niwa?»

«Entferne Dich!» gebot ſie von Neuem. «Ich haſſe Dich nicht, aber ich kann Dich nicht lieben, Zagicz; geh, geh! ſuche Dir eine Andere, die Deine Schwüre anhört, die Deine Liebe erwiedert!»

«Niwa, raubſt Du mir jede Hoffnung, willſt Du mir Deine Neigung nimmer zuwenden, auch wenn ich noch Jahrelang geduldig werben will um Deine Gunſt?»

»Nimmer, nimmer!« rief das zagende Mädchen: »Wenn Du mich achteſt, ſo verlaß mich. Wenn man uns hier beiſammen fände!«

»Und wenn man uns fände, was wäre es?« fragte der Jüngling; »Iſt es ein Verbrechen, daß ich Dich anbete, wäre es ein Verbrechen oder eine Schande, wenn es hieße, Niwa iſt die Geliebte, iſt die ſüße Braut des Zagicz Dieczin?«

»Martere mich nicht länger!« flehte Niwa halbweinend. »Geh, ich kann Dich doch nicht lieben, Zagicz, ich kann nicht.«

»Nun bei dem ewigen Gott, Mädchen!« rief der verzweifelnde Liebende: »So haſt Du denn ein Herz von Eiſen, und einen Buſen von Stahl, ſo verſchmähſt Du meine gränzenloſe Liebe, die ich nun aus meinem Herzen reißen will, und ſollte es darüber verbluten!« Die Heftigkeit ſeiner Leidenſchaft preßte ihm Thränen aus. »Ich verlaße Dich, ich gehorche Dir,« fuhr er fort. »Möge auch Dich fort und fort der Schmerz verſchmähter Liebe peinigen, wie Du die meine verſchmähſt; mögen die Herzen derer, denen

Deine Liebe entgegenkommt, ſich ſo kalt von Dir wenden, wie Du Dich von mir gewendet haſt! Nie ſchmücke der Brautkranz Deine Locken, nie ſchalle Dir der fröhliche Hochzeitsreigen, Dein Bett ſey kalt wie Schnee, nie von dem Feuer zärtlicher und keuſcher Liebe erwärmt! — O — lebe wohl! Zagicz quält Dich nicht wieder mit ſeiner Liebe, grauſames Mädchen.»

Wie er ſo vor ihr ſtand im düſtern Halbdunkel, zürnend und liebend, und ſeine Stimme unter Thränen brach, welche die Wahrheit ſeines Gefühls beurkundeten, da regte ſich in ihrem Buſen das zarte Mitleid mit dem Armen. Sie wollte ihm etwas Freundlichtröſtendes ſagen, aber entſtürzend hörte er ihre leiſen Worte der Freundſchaft nimmermehr.

Und andere Stimmen ließen ſich hören im Garten, der jetzt in des Mondlichts Silberſtrahlen ſchwamm, und denen Riwa entgegengieng. Es waren zwei liebende Paare; Ludmilla und Peter Berkow, Libka und Matieg Howora.

»So allein, meine weiße Taube?« flüſterte Libka. »Guten Abend, Niwa,« grüßte freundlich und fröhlich Ludmilla. Etwas Neues will ich Dir vertrauen, fuhr die Heitere fort: »Du ſiehſt zwei junge Brautpaare vor Dir, wünſche uns Glück, Mädchen!« Niwa war erröthend den Freundinnen entgegengegangen, jetzt trieb ihr Ludmilla's Rede wieder alles Blut aus den Wangen. So war denn, wenn es nicht Scherz war, das dunkle Loos für ſie gefallen.

»Es iſt Ernſt, liebe Niwa,« ſagte Libka bräutlich verſchämt, »die Eltern haben uns vorhin verlobt. Noch wurde es nicht bekannt.«

Da kämpfte Niwa mit der Rieſenkraft, der das weibliche Herz ſo oft im hohen Grade gebietet, wenn es gilt, die Gluth ſeiner Gefühle zu verbergen, den tobenden Schmerz nieder, der in ihrem Buſen wogte, küßte die Freundinnen, liſpelte leiſe: »ich wünſche Euch Glück,« und eilte, der hervorbrechenden Thränen doch nicht länger Meiſterin, aus der Laube.

»Wer mögen die Männer ſeyn, die dort gehen?« fragte nach einer Weile Matieg ſeinen Freund, auf einige dunkle Geſtalten deutend, die langſamen Schritts am Ufer der Muldawa wandelten.

»Sie haben ſich ja in Mäntel gehüllt, als wollten ſie nicht erkannt ſeyn; mich däucht ich ſehe Kochans Kopf hervorragen über den andern,« antwortete Peter.

»Laßt uns hinauf gehen,« baten die Mädchen, ſich bange anſchließend an die Geliebten.

Die Luſtwandelnden begannen den ſteilen Pfad hinauf zu ſteigen; wie der Schein des Mondes hell auf ſie fiel, traten jene in das Dunkel des Gebüſches zurück.

»Es iſt Hlawaz und Ginderzich, des Kochan Vettern,« flüſterte der junge Howora. »Was brüten ſie doch einmal da unten im Schleier der Nacht? Gutes entkeimt nicht, wo dieſe die Saat ihrer Rathſchläge ausſtreuen!« ſagte Berkow.

Als ſie den Schloßberg erſtiegen hatten, und eben ruhten, kam ihnen Kochan Wrſch nach, warf einen ſtechenden Blick auf die vier, und ging ohne Gruß vorüber.

Mit ſüßen Küſſen ſagten ſich die Verlobten gute Nacht.

IV.

Hell ſtrahlte Lucifer über dem Wiſchehrad, und einige graue Wolken begannen ſchon ſich morgenröthlich zu färben, als Kochan Wrſch ein Fenſter ſeines Zimmers öffnete, hinausſchaute zu dem Himmel und mit vollen Zügen die friſche hereinſtrömende Morgenluft trank, während Jan beſchäftigt war, den Herrn anzukleiden, und der Jäger Hrziwecz verſchiedenes Jagdgeräth in Ordnung brachte.

»Eile, eile!« rief Wrſch dem Diener zu. »Die Sonne wird bald hervorgehen, und ihre Strahlen auf den Welicz werfen. Mein Glücksſtern leuchtet; ehe er erbleicht vor der Sonne, muß es geſchehen ſeyn. Wie viel waren der Männer?« fragte er den Jäger.

»Zwanzig, Herr,« antwortete dieſer, »gute Männer, voll Kraft und Muth, und Dir treu ergeben.«

»Es iſt gut ſo. Wo bleibt Czenko?« fragte der Rath. Da ging die Thüre auf und der Geheimſchreiber trat demüthig grüßend ein.

»Jan,« wendete ſich Wrſch an ſeinen Knecht: »Du weißt, was Du zu thun haſt, wenn ich heute nicht wiederkomme, und Du Czenko, wirſt dann die Papiere vernichten, die ich Deiner Obhut anvertraut, und Dich ungeſäumt nach Krakau begeben, und dort warten, ob ich Dir Nachricht ſende. Kommt keine von mir Dir zu, nun, dann biſt Du der Dienſtbarkeit bei mir ledig, und Boleslav von Polen wird Dir ein ſo gütiger Herr ſeyn, wie ich es war. Lebt wohl, Czenko und Jan, und wahrt Eurer Haut.«

Dieß ſagend, nahm Kochan den Bogen und den gewichtigen Jagdſpieß, hing den Köcher über die Schulter, trank haſtig noch einen Becher voll Wein, und ging, von Hrziwecz gefolgt, aus ſeinem Zimmer über die noch ſtillen Gänge und Gallerien des Schloſſes nach den Gemächern des jungen Herzogs.

»Wecke den Herrn!« rief er gebieteriſch dem wachhabenden Kämmerling zu, der mit einem unwilligen Geſicht die Beiden in dieſer Frühe kommen ſah, und zögerte, ob er den Morgenſchlaf des Gebieters ſtören ſollte.

»Hörſt Du, Rotzſchnie, den Herrn ſollſt Du wecken,« fuhr ihn Wrſch an. »Es iſt köſtliches Jagdwetter, ich habe Heerden von Wild ſich äſen ſehen an der Waldecke unterm Welicz.«

Der Diener ging, ſo ſchwer es ihm ankam; ein Wort der Anklage des vielgeltenden Rathes konnte ihn ſeines Dienſtes bei dem Herzog verluſtig machen. Bald kam er wieder und brachte den Befehl an Wrſch, ſelbſt hineinzugehen, dem dieſer alsbald Folge leiſtete. Hrziwecz ſah von der Gallerie hinab in einen der Höfe, wo drei Jagdroſſe aus dem Stalle gezogen wurden, ſchon völlig gezäumt und geſattelt, wie es Wrſch den Knechten geboten.

Der Himmel lichtete ſich immer mehr und

mehr, die Wolken brannten ſchon in der Gluth der Morgenröthe, deren Abglanz feurig auf des Schloſſes alte Mauern und Thürme fiel. Wrſch trat wieder aus des Herzogs Zimmer, und mit einem Wuthblick rief er dem Rotzſchnie zu: »Gehe hinein, den Herrn anzukleiden, eile, eile!« Erſchrocken ging der Mann, und Wrſch trat nahe zu Hrziwecz, und ſagte leiſe: »Der Howera ſoll mitreiten! Beim Czernebog, der fehlt uns!«

»Und kannteſt Du das dem Herrn nicht ausreden?« fragte der Jäger.

»Nein, beim Pya, nein!« rief Wrſch, und ſtampfte mit dem Fuße. »Nun, mag's, ein wenig Blut mehr oder weniger, der Jaroſlav wird hauen, wie ein angeſtochener Eber. Eile, rufe ihn in des Teufels Namen!«

Hrziwecz ging, während Kochan, über finſtern Gedanken brütend, die Spitze ſeiner Pfeile prüfte, und mit zitternder Ungeduld nach dem Himmel ſah, deſſen Wolken nun ſchon helle Goldſäume zeigten, die nahe Sonne verkündend; über den erbleichten Luzifer aber zog eine ſchwarze Wolke.

Wie Hrziwecz über den Hof ging, den Oberjägermeiſter zu rufen, ſah er mit Verwunderung deſſen Roß von einem Knecht aus dem Stalle ziehen, ihn ſelbſt aber eben am Fenſter ſtehen, völlig fertig zum Jagdritt.

Hewora war aus unruhigem Schlummer früh erwacht, hatte geſehen, daß die Knechte ſich mit den Roſſen beſchäftigten und einen Diener nach Erkundigung hinuntergeſchickt, dem die Antwort wurde, der Herzog wolle auf die Jagd reiten mit dem Wrſch. Da befahl Hewora, ungeſäumt ſein Roß auch zu ſatteln, und ſchickte ſich an, den Herzog zu begleiten, wie es ſein Amt als Oberjägermeiſter erforderte.

»Ich ſollte Dir des Herzogs Jaromir Befehl bringen,« rief Hrziwecz zu ihm hinauf: »Dich zur Jagd zu rüſten, doch will der Herr außerdem keine Begleitung?«

»Es muß ſchnelle Boten im Schloſſe geben,« ſprach der Jäger mürriſch vor ſich hin, als er zurück ging zu ſeinen Verbündeten.

Und wie die erſten Strahlen der aufgehenden Sonne auf Schloß Wiſchehrad, den Libin und die Nachbarburgen fielen, ritt ſchon Herzog Jaromir fröhlichen Muthes mit den drei Begleitern und einem Knecht der Waldgegend zu, über welche der von Frühnebeln dampfende Welicz ſeinen umbuſchten Gipfel erhob.

Im Vorgemach der Herzogin Strzizka ſchlummerte angekleidet die arme Riwa, ſo bleich und weiß, wie das zarte Linnenbettlein, auf welchem das Mädchen ruhte. Aber das Herz, das tiefverwundete Herz ruhte nicht, es klopfte ungeſtüm unter dem Schwanenbuſen, und der träumeriſche Halbſchlummer führte ihr bunte und regelloſe Phantaſieenbilder, die von Erinnerungen und Hoffnungen Geſtaltung liehen, vor das Auge der Seele.

Da war es ihr, als verdränge plötzlich eine wunderbare Helle die Dämmerung im Gemach, und eine königliche Frau, ganz in

Licht und Schönheit gekleidet, ſchwebe durch das Zimmer, und neige die Silberglocke eines Lilienſtengels tief, ſo tief zu ihr nieder, daß ſie den Himmelsduft der Blume zu athmen glaubte, und mit einem Seufzer erwachte. Und zu verſchweben ſchien alsbald die holde Erſcheinung, wie Riwa die Augen aufſchlug, und es waren nur die Morgenſtrahlen, die ſich durch den Purpur der Vorhänge drängten, und das Gemach mit roſiger Helle erfüllten.

«Ach!» ſeufzte die Jungfrau: «war das vielleicht Zimzerla, die himmliſche Göttin der Morgenröthe, die mich umweht mit dem Duft ihrer Lilien, und der Blumen, die ihr weißes Gewand umgürten, und ihr Goldhaar ſchmücken? Oder war es Lada, die unſterbliche Mutter der Lela, Polela und des Dit, der Liebe, der Ehe und des Zweifels, und die Göttin der Schönheit. Ach! was hätten ſie bei mir gewollt, und was denke ich überhaupt an die Fabelgötter der Väter, ſtatt mich zu ſegnen im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes!»

Und ſie ſprach ein frommes, chriſtliches Gebet, welches ſie den melancholiſchen Träumereien ſehnſüchtiger und verſchmähter Liebe entriß, und ihr kindliches Herz empor zu dem Herzen der ewigen Liebe trug.

Da ſtörte ſie in ihrer andachtvollen Gemüthserhebung ein gellender Schrei, der aus dem Zimmer der Herrin kam; erſchrocken ſprang ſie vom Lager auf und eilte in Strzizka's Schlafgemach, die im Bette ſaß, bleich und bebend, und ihr gebot, eilend ihre Frauen zu rufen, und als Riwa ſchnell gehorſamt, ſtand bald darauf die junge Herzogin bei ihrer Schwiegermutter, ſich ſtützend auf eine ihrer Kammerfrauen, und ſprach mit bewegtem Gemüth und bebender Stimme:

»Mir erſchien eine lichte Geſtalt, hehr und königlich anzuſchauen, die mich weckte aus dem Morgenſchlummer, und zu mir ſagte: Dein Gemahl iſt von Todesgefahr bedroht, ſende eilig einige tapfere Männer zu ſeiner Rettung ihm nach auf den Welicz. Darum eilt, eilt!« rief ſie den Leibdienern und Kämmerlingen, die fern ſtanden, zu: »Es gilt Böhmens theuerſtes Leben!«

Da flog Dieczin zuerſt hinaus aus dem Zimmer, und eilte hinab zur Stadt, während in ſchneller Bewegung ſich die Diener des Schloſſes bewaffneten, und ehe eine halbe Stunde verging, ſah die Herzogin, die händeringend in Czemislawas Zimmer umherging, wie über fünfzig bewaffnete Männer dem Walde zuſprengten, unter ihnen die beiden Berkow, Matieg Howera, und viele Wladyken und Bürger Prags, die den Herzog liebten, und wohl wußten, daß es nicht Alle, die um ihn waren, redlich meinten mit dem Gebieter.

Schnell ging aber das Gerücht von Strzizla's Traume durch die Gemächer des Schloſſes Wiſchehrad, und der blinde Boleslav ließ ſich auch führen zu den Frauen, ja ſogar ſeine alte ehrwürdige Mutter, Hemma, verließ ihr ſtilles Gemach, was ſie ſelten zu thun pflegte, trat weinend in den Kreis ihrer Familie, und ſprach mit wehmüthigem Ernſt: »Die Ruthe des Herrn ſchwebt über unſerem Haupte, und der Löwe hat die Kralle ausgeſtreckt nach dem Jäger, doch der Schütze iſt nahe, der den Löwen trifft und zurückſcheucht in die Wildniß. Dein Warnungsengel, meine Tochter, iſt Libuſſa geweſen, deren ſeliger Geiſt immer noch das Haus ihrer Enkel ſchützend und ſegnend umſchwebt. Gott ſegne Euch Alle!»

Mit dieſen Worten, die ſie im Tone einer Sibylle ausſprach, ging Hemma wieder aus dem Zimmer; Boleslav aber ſeufzte tief, und ſprach düſter vor ſich hin: «Ja Libuſſa und immer Libuſſa, ſie hat ihren Enkelinnen ein köſtliches Erbſtück hinterlaſſen, daß ſie weiſſagen ohne Ende und wunderliche Träume haben, die einen Mann baß quälen können.»

Herzog Jaromir und ſeine Begleiter hatten bereits das mitten im Walde liegende Dörflein Heikau hinter ſich, ohne daß ſich einiges Wild gezeigt hätte, von welchem Kochan doch geſprochen, daß er deſſen in Menge geſehen, da ſtieg eine Ahnung auf in der Seele des Jaroslav Howora, daß wohl ein heimlicher Zweck und eine Verrätherei unter der ſo plötzlich unternommenen Jagd verborgen liegen möge, und es ſchien ihm das Beſte, den Spiegel um Rath zu fragen, weßhalb er ſein Roß anhielt, den Kryſtall herauszog und hineinblickte, da glaubte er den düſtern Opferplatz auf dem Welicz wieder zu ſehen, aber in dieſem Augenblick fuhr das Roß mit dem Kopf in die Höhe, und ſtieß an die Hand, daß ihr das Zauberkleinod entfiel, und eine Strecke an dem ſteilen Abhang, wo Howora hielt, hinabrollte, bis es, von einem Strauch gehalten, liegen blieb, und hell heraufblinkte.

Und jetzt nur Augen habend für das magiſche Kunſtwerk, ſprang Howora vom Pferde, band es an einen Baum, und kletterte eilend hinab, es wieder zu gewinnen; ſchon war er nahe dabei, ſchon ſtreckte er die Hand darnach aus, als von ohngefähr ein Zweiglein dawiderſchlug, und unaufhaltſam rollte nun der blitzende Kryſtall abwärts, bis er tief unten in einen rauſchenden Waldbach fiel, und es war dem beſtürzten Howora, als ſchrille aus dem Mooſe und den Gräſern, wo der Spiegel gelegen hatte, ein feines kicherndes Gelächter, als freue ſich der ſchadenfrohe Waldzwerg Kierpicz oder ſonſt ein ihm verwandter Erdgeiſt, daß der Schatz wieder gewonnen ſey, der nur durch Zauberzwang errungen werden aus der Gewalt der unterirdiſchen Mächte.

Und es fiel dem Oberjägermeiſter ſchwer auf die Seele, daß er über dem Verzug den Herrn aus dem Geſicht verloren, und bei dem allein gelaſſen hatte, dem der Argwohnloſe mehr vertraute, als ſeinen treuſten Dienern, und bei dem falſchen Hrziwecz. Schnell klimmte er die Anhöhe wieder hinauf, beſtieg ſein Roß, und ſprengte mit verhängtem Zügel den Weg entlang, aber nun kreuzten ſich der Pfade hunderte, und der Alles einhüllende Nebel, der ſich jetzt über die Wälder lagerte, ließ ihn kaum die flüchtige Spur der Roſſe im bethauten Graſe erkennen.

Lange ritt er, und hielt zuweilen horchend ſtill, ob er nicht Hufſchlag vernehme, und Jagdruf und Hornklang, aber nichts vernahm er, als das Fallen der Tropfen von den Blättern und Nadeln der Bäume, und das heiſere Geſchrei hungriger Raubvögel, die in der dichten Waldung horſteten, und mit ſchwerem Flügelſchlag die Wipfel der Rieſentannen umkreiſten. Jetzt ſchien der Pfad ſich bergauf zu ziehen, derſelbe ſchien es zu ſeyn, der vor nicht gar langer Zeit den Oberjägermeiſter zu dem wunderbaren Abenteuer geführt; er gedachte des Bildes, das der Spiegel ihm zuletzt gezeigt, und von immer bangerer Sorge um den Herrn erfüllt, ſich ſelbſt wegen der Säumniß die bitterſten Vorwürfe machend, ließ er das Roß, ſo ſchnell es nur konnte, den Bergpfad verfolgen.

»Dank Euch, Ihr finſtern Mächte!« jubelte Wrſch in ſich hinein, als er ſah, daß Nowora zurückblieb, und ſchnell in Nebenwege lenkend, ſuchte er jenen von der Spur abzuleiten. »Reite ſchneller, hoher Herr,« ſprach er zu Jaromir: »bald kommen wir zu einer Blöße, über welche das Wild zurückkehrt nach dem Dickicht, wenn es ſich geäſet bei einem friſchen Waldbrünnlein, das in der Nähe quillt.» Und er trieb die Roſſe zu größerer Eile. Und es öffnete ſich der düſtere Opferhain auf dem Welicz, auf welchem des Himmels Wolken auflagen. Der Herzog ſah plötzlich durch Geſträuch ſeines Roſſes Lauf gehemmt, und wendete ſich nun nach Kochan, in dieſem Augenblick ſtieß der Knecht einen lauten Schrei aus, und ſank, von einem Wurfſpeer durchbohrt, vom Pferde, und es rauſchte im Dickicht, es brach hervor; über zwanzig verlarvte Männer umringten den Herzog, fielen ſeinem Roß in die Zügel, und riſſen ihn herab, ehe der Erſchreckene ſein Schwert zur Vertheidigung zu ziehen vermochte, entkleideten ihn, verſtopften ihm den Mund, und banden ihm Hände und Füße.

Und die Henker begannen ein grauſames, entſetzliches Spiel mit dem unglücklichen Fürſten; wagerecht banden ſie ihn an zwei in Manneslänge von einander ſtehende Pfähle, daß er vier Fuß hoch über der Erde ſchwebte, und mit teufliſchem Gelächter ſetzte Wrſch mit ſeinem Roß zuerſt über ihn hinweg.

Hlawacz und Ginderczich, die Vettern Kochans, hatten ſich auf die Roſſe Jaromirs und des Knechtes geſchwungen, und folgten ihres Verwandten verrucktem Beiſpiel.

Der Huf eines Pferdes ſtreifte das Tuch ab, das Jaromirs Mund verſchloß. »Erbarmen, Erbarmen!« flehte der Gemißhandelte. »O was habe ich Euch gethan? Laßt mich los, Ihr Männer, ich gelobe Euch, nie dieſe Unthat zu rächen! O ſchont meines Lebens! Ich beſchwöre Euch bei dem allmächtigen Gott, und bei St. Johannes, meinem heiligen Schutzpatron!«

»Sterben mußt Du!« donnerte Kochan Wrſch; »nichtswürdiger Abkömmling des Bauern Primiſlav; die Söhne der Wrſch ſollen ihre Augen weiden an Deiner Todesqual, und beim Czernebog! nicht Gott und nicht der Teufel, nicht Pya und nicht

St. Johannes ſollen Dich aus unſerer Hand erlöſen!»

Da ſchwieg Jaromir, und empfahl ſeine Seele Gott, und die Schleier der Ohnmacht legten ſich über ihn, und wie ihm die Sinne ſchwanden, glaubte er eine lichtſchimmernde Geſtalt neben ſich zu ſehen.

Wie nun die Bande der Meuterer ſah, daß der Herzog beſinnungslos geworden, wurde er los gebunden, und ihm Wein eingeflößt, denn noch länger dachte man ihn zu martern.

Howora hatte den Todesſchrei des Knechtes gehört und Geräuſch von vielen Stimmen, als er ſchon nahe war dem Opferplatz, auf welchem jetzt ein ſchreckliches Opfer den unterirdiſchen Göttern dargebracht werden ſollte, er war abgeſtiegen und vorſichtig durch das Gebüſch geſchlichen, wo er mit Entſetzen das fürchterliche Schauſpiel erblickte, und ſahe, daß eines einzelnen Mannes Hülfe hier nicht frommen könnte gegen die Uebermacht ſo vieler, unter denen er die Vetter des Wrſch, ſo wie den Lazeg Streznicz, den wilden Hanusz Krzineczky und Andere erkannte, von denen er längſt wußte, daß ſie unruhige Männer und Anhänger des Kochan waren.

Und im heißen brünſtigen Gebet um Gottes Schutz für den beklagenswerthen Herzog flehend, eilte er zurück zum Roß, welches, die Stacheln ſeiner Sporen im Fleiſch fühlend, weit ausgriff im geſtreckten Galopp, ſo daß er in weit kürzerer Zeit, als neulich Howora, die niedrigen Dächer von Heikau liegen ſah. Da begegneten ihm zwei von denen, die ausgeritten waren auf das Geheiß der Herzogin. «Wo iſt Herzog Jaromir?» fragten die Diener: «Die Frau hat einen ſchweren Traum gehabt, daß das Leben des Herrn in Gefahr ſey, und es ſind viele Herren, unter ihnen auch Dein Sohn, und treue Knechte mit uns gekommen, den Herzog zu ſuchen.»

«Der Traum erfüllt ſich!» rief Jaroslav: «Eilt, ruft Alle zuſammen, folgt ohne Säumen, auf dem alten Opferplatz ſchwebt Jaromir in Todesnoth!» Und er riß den ſchäumenden Renner herum, und ſprengte wieder den Weg zurück, den er gekommen war, und hinter ihm ſchallte der Hörner Nothruf, und wurde beantwortet aus der Nähe und Ferne von denen, die ſich im Walde zerſtreut hatten, ohne doch eine Spur von dem Herrſcher zu finden.

Mittlerweile hatten Jaromirs Peiniger den Herzog nackend an die alte Eiche gebunden, nicht achtend ſeines Flehens um ſchnellen Tod, denn ſie gedachten ihm den qualvollſten zu bereiten, und ſchoſſen nach ihm mit den langen befiederten Pfeilen. Und Jaromir, wie er in der Todesangſt zu allen Heiligen um Rettung flehte, und gläubig hoffend da noch vertraute auf Hülfe von oben, wie des Todes grauſes Geſpenſt ihn zu umſchlingen drohte, nahm eines Gebildes wahr, welches vor ihm ſchwebte, wie ein zarter Jüngling mit Goldlocken, umwallt von einem ſilbergrauen Mantel; der ſtand zwiſchen ihm und den Meuchlern, und ſchien ihn zu decken mit ſeinem ätheriſchen Leib, und die Pfeile aufzufangen in den Falten ſeines Mantels, und ſie abzuwehren zur Rechten und Linken, daß ſie klirrend in den Eichſtamm fuhren, und ihrer keiner den Herzog verletzte.

«Sind wir behext, daß kein Pfeil trifft?» rief Hanusz Krzineczky voll Wuth, und warf ſeinen Bogen zur Erde.

«Der Nebel hat die Bogenſennen erſchlafft, und die Federn der Pfeile feucht gemacht,» antwortete Ginderezich Wrſch.

«So laßt uns zu den Speeren greifen,» nahm Kochan das Wort: «und ſehen, ob Wind und Nebel uns hindern, das Herz des Gewaltigen zu treffen;» und hoch hob er zum ſichern Wurf die Todeslanze.

Da ſauſte ein Jagdſpieß dicht an Kochan vorüber, und fuhr dem Hanusz ins Genick, daß dieſer brüllend zu Boden ſtürzte, und in der tapfern Fauſt das blitzende Schwert, ſprengte Howora, wie ein rächender Cherub, mitten in den Kreis der Hochverräther, aber wie ſie ſchon ſcheu auseinander wichen, da brach ſein treues, zu Tode gejagtes Roß zuſammen, und ſehend, daß nur ein einzelner Mann ſie geſchreckt, warfen ſie ſich über ihn, ehe er ſich erhoben hatte von dem Fall, und banden ihn feſt, und traten zuſammen zum Blutrath.

«Haut ihn nieder, und ungeſäumt, was rathen wir lange?» ſagte Hlawacz Wrſch.

«Das iſt auch meine Meinung,» fiel Lazeg Streznicz ein.

«Zur Kurzweil könnten wir auch ein wenig nach ihm ſchießen,» rieth Ginderczich.

«Nein!» ſchrie Kochan: «Hängen ſoll er, der Schurke, gleich hier an dieſer Eiche, die ſolcher Früchte ſchon mehr getragen vor alten Zeiten.» Er meinte aber damit die Sclaven und Gefangenen, die in der Heidenzeit an dieſem Ort den Götzen geopfert wurden.

«So ſey es! Hängt ihn auf!» ſchrie die Menge, und bereitete ſich, das Urtheil ſchnell zu vollziehen an Jaroslaw Howora.

«Mein Leben iſt in Eurer Hand,» rief der: «und ich will Euch wahrlich nicht bitten, es mir zu ſchenken, doch werdet Ihr eine geringe Gunſt mir nicht verſagen, bevor ich ſterben muß.»

«So Du nicht bitteſt um irgend ein Leben, ſoll Dir Alles auf Wladykenwort gewährt ſeyn,» antwortete Kochan.

«So geſtatte mir, noch einmal auf meinem Jägerhorn ein Stücklein zu blaſen, damit ich ſcheide als ein fröhlicher Weidmann, und meine Seele den Klängen nachziehe in das unbekannte Land!»

Laut lachte die Rotte über die ſeltſame Bitte, und Ginderczich Wrſch ſprach: «Die Todesangſt hat dem Schächer ſchon den Verſtand verrückt, daß er kindiſch wird.»

Und Kochan rief: «Blaſe, blaſe nur, mein wackerer Weidmann, aber mach es fein kurz, es gibt heute noch mehr abzuthun!»

Da ſetzte Howora das kleine zierliche Hörnlein an den Mund, und blies laut hinein, und hellſchmetternd flog der Silberklang durch die düſtere Waldung. Unterdeſſen hatte Hrziwecz eine Schlinge gemacht von einem Weidenzweig, und einen Strick daran befeſtigt und nun zwangen ſie den Oberjägermeiſter, auf den rieſigen Eichbaum zu ſteigen, an welchem Jaromir immer noch gefeſſelt ſtand, und bis zur Ohnmacht gemartert wurde von den Stichen des giftigen Geſchmeißes, welches der feuchte Waldboden erzeugte und hegte. »Er ſoll noch einmal blaſen, nie hörte ich ſo ſchönen Ton aus ſo kleinem Hörnlein,« rief Einer der Verſammelten.

Und hoffend und Gott vertrauend ſtieß Jaroslaw wieder in das Horn, wie er ſchon eben war auf dem Baume, wohin ihm der Jäger Hrziwecz nachgeſtiegen, ſein Gevatter, der den Henkerlohn verdienen wollte am Pathen ſeines Kindes, und noch heller und kräftiger wie vorhin flogen die beflügelten Töne über die dichten Forſten, und ein vielfaches Echo antwortete weit in der Ferne.

»Das Hörnlein mußt Du mir vermachen, Jägermeiſter!« rief Kochan hohnlachend hinauf zu dem treuen Diener, der jetzt ſterben ſollte für den Herrn, ohne ihn zu retten, denn ſchon halb entſeelt hing Jaromir in ſeinen Banden, die ihn hielten, daß er nicht umſank in die Giftkräuter, und auf die bemoosten ſchwarzen Waldſteine.

»Steige noch einen Aſt höher hinauf, Gevatter,« ſprach Hrziwecz zu Hewera,

während er die Weidenſchlinge um den Hals
des Verurtheilten warf, und den Strick über
hn befeſtigte.

«Das habe ich nicht um Dich verdient,
Hrziwecz,» redete ihn Howora an, «doch
ch will nicht mit Dir rechten, ja ich vergebe
Dir, und mein Jagdhorn ſoll auch Dein werden,
aber laß mich nur noch einmal blaſen.» Und
ohne Antwort abzuwarten, ſtieß er mit der
etzten Anſtrengung ins Horn, und — o Freude!
ings, ganz nahe, tönte Antwort und lautes
Halloh, Waffen klirrten und blitzten, und
vie der Jäger mit offenem Munde durch das
Laub hinabblickte, riß ihm Jaroslav mit
räftigem Zug die Füße vom Aſt, auf dem
r ſtand, daß er kopfüber mit Gepraſſel durch
das Gezweig der Eiche ſtürzte, in das unter
hr ſchnell entbrannte Kampfgetümmel mitten
inein.

Da fielen die Schwert- und Kolbenſtreiche
ageldicht auf die Schaar der Verräther, mit
ürchterlicher Erbitterung hieben die Männer
und Jünglinge von Prag und dem Wiſchehrad
in, der Kampf war kurz und blutig. Sieben

deckten viele Leichen den Opferplatz. Wenige flohen. Schäumend vor Wuth, ſchleuderte Wrſch einen Spieß nach dem Herzog, er fehlte; rächend ſchwebte Berkows Streitaxt über Kochans Haupte, da warf ſich ein Jüngling vor ihn, mit kräftigem Hieb den Streich abwehrend, und folgte dem Wüthenden, der fliehend durch die Gebüſche brach.

Dreizehn Gefangene, unter ihnen die beiden Vettern des Kochan, zählten die Sieger.

Eilend wurde der ohnmächtige Herzog von ſeinen Banden befreit, und auf die Mäntel niedergelaſſen, welche ſeine Getreuen auf die Erde breiteten. Matieg eilte dem Vater zu Hülfe, der tief erſchöpft von der Eiche ſtieg, doch ſich nicht Ruhe gönnend, nur einen Becher Weines trank, und neben dem lebloſen Herzog niederknieend, das goldne Balſambüchslein hervorzog. Kaum hatte er ihm die Schläfe damit beſtrichen, kaum verbreitete ſich ein ſüßer Lilien- und Roſenduft, ſo ſchlug Jaromir zur Freude der Seinen wieder die Augen auf.

Mitten unter den Leichnamen winſelte noch etwas; Zagicz Dieczin bückte ſich, und entdeckte den Hrziwecz, der durch den Fall ein Bein gebrochen hatte.

«Das iſt mein Henker,» ſprach, mit einem Blick des Verwurfs auf den Elenden, Jaroslav, und in wilder Racheluſt ſchleppten Matieg und Peter Berkow ihn zur Eiche, wo er in wenigen Augenblicken die Stelle einnahm, die er verrätheriſch und treulos dem einſtigen Freunde zugedacht.

Beſchämt ſah Jaromir ſeine Retter, die ſich ſo liebevoll um ihn mühten, und hörte von Ptaczek Berkow, daß er nur dem Oberjägermeiſter, und vielleicht einem Traume der Herzogin Strzizka Rettung und Leben danke.

«Ich will Dir lohnen, wie noch kein Herzog lohnte,» ſprach dankbar freudig Jaromir, als er ſein Roß wieder beſtieg, zu dem Oberjägermeiſter. «Mir zur Rechten reite, wakkerer Howora! Zagicz Dieczin, nimm Dir zwei Knechte, eile voraus, und verkünde den Pragern und auf dem Schloß meine Rettung.»

„Ohne dieſes Jagdhorn, das mir auf wunderbare Art auf demſelben Platze geworden, warſt Du, Herr, wie Dein Knecht verloren,“ ſagte Howora zu dem Herzog. — Und es melden ſpätere Nachrichten, daß daſſelbe aufbewahrt wurde von Jaroslavs Kindern und Kindeskindern als ein theures Kleinod, bis ſolches im Jahr 1620 bei der berühmten Schlacht auf dem weißen Berge nebſt andern Koſtbarkeiten einem Herrn von Ronow, der ein Nachkomme Howoras war, aus deſſen Schloß Neu-Ronow von plündernden Kroaten geraubt wurde, und ſo für immer verloren ging.

……

V.

In ängſtlicher Erwartung war die herzogliche Familie in dem Zimmer verſammelt, aus deſſen Fenſtern man nach der Gegend blicken konnte, wohin Jaromir geritten war. Auch der blinde Boleslav ſaß im Lehnſeſſel, bleich und abgezehrt, bisweilen mit matter Stimme die bekümmerte Gattin, die weinende Schnur fragend, ob ſie noch nichts gewahrten, aber immer ward ihm nur ein leiſe ausgeſprochenes Nein zur Antwort, von Schluchzen und Thränen begleitet. Die Leibdienerinnen waren auch zugegen, ſie ſtanden mit den verſchiedenartigſten Gefühlen an einem Fenſter, und hatten die Augen nach dem Welicz hin gerichtet.

Libka hatte der Liebe Thränen im Auge, und ihr Herz bangte um den Verlobten, und um das theure Leben ſeines Vaters, während Ludmilla, zwar ernſter wie gewöhnlich, zwar nicht ohne Sorge um Vater und Bruder, aber doch ruhiger wie die Freundin, mit klarem Falkenblick hinausſah. Niwa ſtand bleich und wortlos neben den bräutlichen Jungfrauen, und ihre Gedanken waren nicht in dem Saale.

Es ſaßen auch noch abſeit dieſer Mädchen zwei andere an einer Stickerei; jene Hruoba, die damals über den Spielplatz unter dem Schloſſe ritt, eine ernſte Jungfrau, deren Jahre wohl ihr Gemüth vom Aeußern auf das Innere zu wenden vermocht hätten, hätte ſie nicht noch andere Beweggründe gehabt zum trüben Nachdenken und zu düſterer Verſchloſſenheit; neben ihr aber, als heiterer Gegenſatz, die lieblich aufblühende Wesna, hold wie die Frühlingsgöttin der alten Böhmen, die den gleichen Namen geführt.

Jetzt wurde es laut auf der Zinne des Neklanthurmes, und die hellſehende Ludmilla rief, in ihrer Freude die Nähe der Herrſchaften vergeſſend: «Ein Reiter! Ein Reiter jagt auf dem Weg von Heikau her!»

«Es iſt der junge Zagicz Dieczin,» fuhr ſie fort, einen lächelnden Seitenblick auf Riwa werfend, als Alle ſich nach den Fenſtern drängten.

Weit, weit hinter dem Freudenboten ſprengten noch zwei Diener aus dem Walde, und Strzizka rief wieder mit ängſtlichem Klageton: «O Gott, das iſt Flucht, mein Gemahl iſt ermordet, treulos haben ihn ſeine Diener verlaſſen!»

Bei dieſen Worten flog eine hohe Röthe des Unwillens auf Ludmilla's Wangen, und der Blick, welchen ſie auf die Herzogin warf, war nicht der freundlichſte. Czemislawa bemerkte, daß der Herzogin Rede der Tochter Howoras wehe gethan, und ſprach zu Strzizka: «Wie mag meine Tochter ſolches glauben von Jaroslav Howora, Ptaczek Berkow und ihren Söhnen, nebſt vielen andern wackern Männern und Jünglingen? Wenn ja einer meinen Sohn treulos verlaſſen hat, ſo iſt es Kochan Wrſch.»

«Mutter!» ſeufzte Boleslav tief auf: «Was that Dir der treue Wrſch, daß Du in Deinem ſonſt ſo ſanften Gemüth nur gegen ihn ſo dauernden Haß nährſt? Dankſt Du ihm ſo, daß er mich wieder zurückbrachte, und das Leben des armen Geblendeten ſchirmte?»

«Nach dem Zuſtand, in welchem er den Verblendeten zurückbrachte, meſſe ich meinen Dank,» antwortete Boleslavs Gattin mit Nachdruck. «Gebe doch der Himmel, daß meine Ahnungen nicht wahr werden, daß es ein Irrthum ſey, daß er tagtäglich auf Verderben ſinnt gegen Dich und uns Alle!»

«Das iſt wieder das alte Unkenlied unſerer Urahnin, die Gott ſelig habe,» ſeufzte Boleslav: «das mir ſchon zur Genüge geſungen worden, das fort und fort durch dieſe Mauern ſchallt, und von der Tochter auf die Enkelin vererbt wird. Ein Fluch iſt gebunden an ſolche Prophezeihungen, der ihnen auf der Ferſe nachſchleicht und Erfüllung heißt, und es müſſen Thaten geſchehen, vor denen die Menſchheit ſchaudert, damit die alten Sibyllen nicht zu Schanden werden, und die Träume der Weiber ihr Recht behaupten.»

Czemislawa ſchwieg, den Gatten nicht zu reizen durch ihren Widerſpruch, ſie ſchwieg mit ſtilltriumphirender innerer Ueberzeugung. Zagicz ſprengte in den Hof. Die Jungfrauen waren in das Vorzimmer getreten, wie der jugendliche Bote über die Gallerien ſchritt, und er erſchien ihnen viel größer und männlicher, wie er grüßend vor ſie hintrat, mit dem Feuerblick der blauen Augen, aus denen Muth und Freude blitzte, und mit den heißen, vom ſtarken Ritt hochgerötheten Wangen, und zum erſtenmal lächelte Niwa ihn an, und ſprach freundlich: «Die Herrin begehrt, Zagicz, daß Du ihr ungeſäumt meldeſt, ob Ihr den Herzog gefunden.»

«Du haſt Gutes und Schlimmes zu verkünden,» nahm Hruoba das Wort: «ich ſehe Blut auf Deinem Gewand, doch Dein Geſicht iſt freudig, Du wirſt die geängſtigten fürſtlichen Frauen zu ſchonen wiſſen.»

«Wohlgeſprochen, weiſe Hruoba,» erwiederte Zagicz, ſich verneigend, und Weſna ſteckte ihr Lockenköpfchen aus der Thüre und rief: «Wo bleibt doch der Zagicz Dieczin? Haltet ihr Mädchen ihn auf mit Geplauder?»

Und der Genannte ſchaute auf und in ihr Engelangeſicht, wunderbar berührt, denn er kannte ſie nicht, ſie war eines Wladyken Tochter aus dem Chrudimer Kreis, und geſtern erſt an den Hof gekommen, und wie einer höhern Erſcheinung folgte er dem Wink ihrer kleinen weißen Hand, in das Zimmer der Herzogin tretend.

Nieder vor Strzizka kniete der Bote, ehrfurchtsvoll den Saum ihres Gewandes an ſeine Lippen ziehend. «Heil ſey Dir, und ganz Böhmen!» rief er. «Mich ſendet Herzog Jaromir, Dein Gemahl, und läßt Dir ſagen durch meinen Mund: ««Lege die Sorgen von Dir und wirf die Angſt hinter Dich, denn Gott und mein Schutzpatron Sankt Johannes haben mich aus der Gewalt der Feinde errettet, durch die Hülfe des edlen Herrn Jaroslav Howora und der andern Getreuen, und ich werde bald ſelbſt in der

Burg meiner Väter ſeyn, Dich als ein Dir Neugeſchenkter zu umarmen.»»

«Stehe auf, Bote des Heils,» ſprach die junge Herzogin hocherfreut: «ſtehe auf, Du biſt erſchöpft, wir erlauben Dir, Dich zu ſetzen. Pagen, einen Seſſel! Du, Wesna, kredenze dem Jüngling den Willkommenbecher, er hat ihn wohl verdient.»

Eilend geſchah, was die Herrin gebot; Wesna füllte einen Pokal vom reinſten Golde mit edlem Ungarwein, nippte erröthend davon und reichte dem Boten den Wein mit dem wunderholdeſten Lächeln.

«Hoch lebe meine hohe Herrin und ihr erlauchtes Haus!» rief Dieczin, und trank, und ſeine Blicke ruhten während des Trinkens mit hohem Wohlgefallen auf der blühenden Schenkin, die erglühend die Augen niederſchlug, als ihr ſüßer Blick dem ſeinen begegnete, aber Riwa fuhr unwillkührlich mit der Hand ans Herz, als fühle ſie ein plötzliches, ſchmerzliches Weh, und über Hruoba's finſtere Züge zuckte ein ſeltſames Lächeln.

Ludmilla und Libka hielten ſich, Wonnethränen weinend, ſchweſterlich umfangen.

«Und woher,» fragte jetzt Czemislawa ernſt und geſpannt: «woher kam die Gefahr, die meinen Sohn bedrohte?»

«Von Kochan Wrſch, den Gott verdamme, und ſeinem Anhange,» antwortete Zagicz.

«Denkt Ihr ein Gaukelſpiel zu treiben mit mir alten Mann?» fuhr Boleslav ſo heftig auf, als ſeine ſinkende Kraft ihm erlaubte, «Wrſch iſt kein Verräther, und dieſer freche Knecht iſt beſtochen, ſo zu reden in meinem Beiſeyn!»

«Vergieb, Herr,» ſprach Zagicz ehrerbietig, «wenn Dein Knecht Dir widerſpricht. Der Herzog, Dein erlauchter Sohn, wird Dir Alles ſagen. Wir haben dreizehn von den Verräthern lebendig gefangen, unter ihnen ſind Ginderczich und Hlawacz Wrſch, Kochans nahe Verwandte. Auf kaum begreifliche Art entging uns der Hauptverräther.»

Wie Zagicz dieſe Worte in dem Zimmer

ſprach, ſchlich draußen Einer, der an der Thüre gehorcht, ſcheuen und leiſen Trittes hinweg, aber von den Thürmen ſchmetterte Trompetenſchall, und in zahlreicher Begleitung des zuſtrömenden Volkes zog Jaromir in Mitte ſeiner Treuen auf dem Wiſchehrad ein, hinter dem Zuge, wohl bewacht, die dreizehn Gefangenen.

Wonnevoll und tief bewegt ſank der Gerettete in die Umarmung ſeiner Lieben, während in Höfen und Gängen des Volkes Jubel die Namen des Herzogs und ſeines Retters zu den Wolken trug.

Wie der erſte Freudenrauſch vorüber war, hatte Jaromir Befehl gegeben, alle Diener des Kochan zu verhaften, aber Czenko und Jan waren nirgend zu finden, und die niedrigen Knechte waren nicht Mitwiſſer der Geheimniſſe ihres tückiſchen Herrn. In deſſen Zimmern war nichts mehr von Schriften vorhanden. Ein Kohlenbecken, welches in dem kleinen Thurmkabinet ſtand, dampfte noch, und Aſche und Geruch zeugten davon, daß noch vor Kurzem Pergamente hier verbrannt werden waren. Ein Wachsſiegel lag verloren am Boden, darauf der polniſche Adler. Manches ſchöne und koſtbare Zimmergeräth, das ein Eigenthum des gütigen Herzogs war, der dem einſtigen Vertrauten die Wohnung in ſeinem Schloſſe eingeräumt, lag zertrümmert am Boden, abſichtlich, wie es ſchien, von niedriger und roher Frevelluſt zerſchlagen.

Ein feſtliches Mahl feierte noch an dieſem Tage Jaremirs Rettung. Es dämmerte ſchon, als Zagicz Dieczin über eine der langen Gallerien ſchritt, die jetzt öde und ſtille waren, denn die Diener, die ſie ſonſt erfüllten, waren zum Theil bei dem Mahle beſchäftigt, oder ſie ſaßen ſelbſt bei den fröhlichen Bechern, und die herzogliche Familie hatte ſich in ihre Gemächer zurückgezogen; da trat dem Jüngling durch des Zufalls glückliche Fügung die liebliche Wesna entgegen, deren holdſeliges Bild, ſeit er ſie heute geſehen, noch keinen Augenblick aus ſeinem Kopf und Herzen gewichen war. In ihr ſah er das Ideal verkörpert, das ihm geiſtig ſchon lange vorgeſchwebt, aus ihren Augenſternen war eine Gluth in ſeine Seele geſtrömt, die er vergebens bei der kalten Riwa geſucht.

Die holde Jungfrau erröthete beſtürzt, auch ihr war der Jüngling heute erſchienen, wie ein jugendlicher Heros, und der Gedanke an ihn hatte höher ihres Buſens züchtige Schleier gehoben. Noch wußte ſie ſich nicht die wonneſeligen Gefühle der erwachenden Liebe zu deuten. Sie grüßte ihn verſchämt, und wollte vorübereilen. Er hielt ſie mit freundlichen Worten auf: «Eile nicht ſo ſehr, liebe Wesna, ich habe eine Frage an Dich, wenn Du mir verſprichſt, mir nicht zu zürnen.»

«Und welche?» liſpelte ſie bebend, und ihre Blicke ſuchten den Boden.

«War es nicht ein Zaubertrank, den Deine ſüßen Lippen mir heute kredenzt?» fuhr der Jüngling fort: «Seit ich aus Deiner Hand getrunken, iſt mir auf wunderbare Weiſe wohl und weh.»

Sie ſchlug ihre milden blauen Augen zu ihm empor, und fragte treuherzig: «Du wirſt mich doch nicht für eine böſe Zauberin halten, Zagicz? das ſollte mir ſehr leid thun.»

«Vergieb, ſchöne Wesna,» rief er, und faßte ihre Hand. «Ich ſcherzte nur mit dem Becher, es mag wohl ein anderer Zauber ſeyn, der mich zu Dir hinzieht und mich zwingt, immer nur an Dich zu denken.»

«Sprichſt Du auch wahr, Zagicz?» fragte das wunderholde Kind mit dem heitern Lächeln unbefangener Unſchuld.

«So wahr, Wesna, als ich Dich unausſprechlich liebe,» flüſterte er, ſie ſanft an ſich ziehend, die nicht kennend die Künſte kokettirender Zurückhaltung, den allgewaltigen Zauber der erſten ſeligen Jugendliebe über ſich walten ließ, wie eine Roſe ſich zur Blüthe küſſen läßt von der Morgenröthe eines Sommertages. Ihre Gluthblicke begegneten, ihre Lippen fanden ſich, ein heißer langer Kuß beſiegelte den Bund der jugendlichen Herzen. Eine Thüre ging neben ihnen auf, ſie gewahrten es nicht, nur wie die Thüre krachend wieder zuflog, ſtoben ſie auseinander, nickten ſich noch einmal aus der Entfernung zu, und verſchwanden.

Weinend ſaß ſpät am Abend dieſes Tages die blaſſe Riwa in ihrem Gemach, neben ihr die finſtere Hruoba.

»Du biſt eine Thörin, daß Du weinſt,« ſchalt dieſe. »Du weißt nicht, was Du willſt, einem Kinde gleich, das ein Spielzeug zerbricht, in ſeinem Muthwillen, und dann ſich betrübt, daß es zerbrochen iſt.«

»Du haſt wohl nie geliebt,« ſeufzte Riwa, und trocknete die thränenfeuchten Augen mit ihrem Schleier.

»Wer weiß?« entgegnete Hruoba mit einem ſeltſamen Ausdruck im Geſicht, den Riwa nicht bemerkte. Dieſe fuhr fort: »Ich bin geboren zu Schmerz und Entſagung. Der, den ich glühend geliebt, überſah mich, und die Freundin, die er freit, ſtößt mir mit der Nachricht ihres Glückes den Dolch ins Herz.«

»Das Schickſal iſt nicht immer ungerecht,« antwortete Hruoba. »Du warſt geliebt, ſo zart und innig, wie noch Keine, verblendet von thörichter Leidenſchaft, hatteſt Du nur Augen für den, der Dich kaum bemerkte, und ſtießeſt des biedern Jünglings beſcheidene Werbung zurück. Nun ſiehſt Du ein, daß Dein erträumtes Glück ein Trugbild war, nun möchteſt Du vielleicht doch den unbegünſtigten Liebhaber erhören? Nicht? Wahrlich, ſolche Klugheit wohnt ſelten bei wahrer Liebe!»

«Du marterſt mich, ſtatt mir Troſt zu geben,» ſchluchzte Riwa; «ich fühle die Schwere Deiner Worte. Das Schickſal richtet ſtreng; Dieczin's mir geweihtes Herz raubt mir ein Kind, das —»

«Ein Kind,» unterbrach Hruoba, «das heute zur Jungfrau geworden. Du verſiehſt Dich ſchlecht auf Männerherzen, wenn Du glaubſt, ſie könnten lange für Eine ſchlagen, die ihre Neigung erwiedert, geſchweige denn für Eine, die ſie verſagt. Das erſte lockende Augen- und blühende Wangenpaar dreht ſie wie Windfahnen nach einer andern Richtung. Warum faſſeſt Du, wenn Du empfänglich biſt für Liebe, die Gelegenheit nicht bei dem Schopfe? Nun haſt Du Zagicz auf immer verloren, was Dir aber gleichgültig genug ſeyn mag, denn Du liebteſt ihn ja nicht.»

«O Peinigerin!» klagte Riwa, und neigte ſchwermüthig ihr blaſſes Madonnengeſichtchen auf den unruhig klopfenden Buſen. «Es erfüllt ſich,» fuhr ſie fort, «was mir neulich geweiſſagt wurde von der alten Strzislawa.» —

«Wie,» fragte Hruoba, zuſammenſchreckend, «war ſie da? Ha, ſo trügte mich mein Auge nicht! Sprich, war ſie allein?»

«Niemand war bei ihr, als ein holdes, kleines Mädchen,» antwortete Riwa, verwundert über die Haſtigkeit, mit welcher Hruoba dieſe Fragen hervorſtieß, und über die flammende Zornröthe, die ihr Geſicht überloderte.

«Mädchen, was haſt Du?» fragte Riwa die Bewegte. «Dein Blick iſt Blitz, was kümmert Dich die alte Strzislawa? Haſt Du keinen Troſt für mich und mein Leid?»

«Troſt?» hohnlachte Hruoba, «Troſt für

Deine kindiſche Liebesqual? Rache rathe ich Dir, die iſt ſüßer als Troſt, aber Du biſt zu ſchwach dazu! Geh, vermehre die Zahl der Opfer, die Liebe um jedes Erdenglück betrog, führe den Bräutigam bei Libka's Hochzeit, winde Wesna den Brautkranz ins Haar, aber mir ſage nichts mehr, denn ich ſehe an Deinem Geſicht, daß die Rachegedanken für Dich böſe Geſpenſter ſind, vor denen ſich das Kindlein ſcheut. Sage nie, Hruoba ſey die Vertraute Deines Herzens geweſen! hörſt Du!»

Sie verließ, fürchterlich aufgeregt, das Gemach. Riwa wußte nicht, was ſie ſo aufbrachte. «Nun iſt mir doch klar geworden,» ſprach die Trauernde zu ſich ſelbſt, «was ich früher den Freundinnen immer nicht zugeſtehen wollte, daß dieſe Hruoba in Zügen und Geſtalt Aehnlichkeit hat mit dem Bilde jener fürchterlichen Wlaska, die eine Geißel des Böhmerlandes geweſen iſt. Sinnend den Kopf in die Hand geſtützt, ſaß ſie lange, bis wieder Jemand die Thüre öffnete, und die ſanfte Libka hereintrat.

»Ich ſtöre Dich doch nicht, meine gute Riwa?« fragte ſie, und ſagte, wie Riwa wehmüthig lächelnd verneinte: »Was mag der Hruoba fehlen? Sie begegnete mir vorhin mit einem glührothen Geſicht, das recht böſe ausſah.«

»Sie war bei mir, der Himmel weiß, was ſie beleidigt hat, ich ſagte ihr nichts Böſes,« ſprach Riwa. »Ich bin nicht gern mit ihr allein,« äuſſerte Libka. »Sie ſcheint ein verſtörtes Gemüth, irgend ein heftiger Schmerz muß in ihr Leben feindſelig eingedrungen ſeyn; ſie führt oft wunderliche Reden, die man nicht verſteht, und doch ſagt einem eine innere Stimme, man dürfe ſie nicht hören, ſie ſeyen nicht für das Ohr eines Mädchens.«

Die beiden Freundinnen ſaßen noch lange beiſammen, vieles Ernſte beſprachen ſie noch, manches Geheimniß ſchloſſen ſie liebend vor einander auf, und ſchwuren ſich unter Thränen ewige Freundſchaft. Am Buſen Libka's fand Riwa ſchweſterlichen Troſt, und zum erſtenmale ſeit vielen Tagen legte ſie ſich beruhigt nieder, und ihre Augen ſchloß zu ſanftem Schlummer ein milder Engel, der durch Thränen lächelt — Resignation.

Den Volksfeſten, die des Herzogs Errettung gefeiert, folgte bald ein anderes, minder freudiger Art.

Einem ausgedehnten Wieſenplan zu, der den Namen Borzina führte, ſtrömte zahlloſes Volk an einem Morgen, und ſtellte ſich, eines blutigen Schauſpiels harrend, in mannigfaltigen Gruppen auf.

Etwas abgeſondert von der Menge ſtanden, der Tracht nach, zwei polniſche Juden, Männer mit langen Bärten, verwildertem Anſehen, gehüllt in unſcheinbare Gewänder, in fremdländiſcher verworrener Mundart eifrig, doch nicht allzulaut ſich miteinander beſprechend.

«So war alle Mühe vergebens, ihnen das Gift zuzuſtecken?» fragte der Eine, beobachtende Blicke auf das Volk umherwerfend.

«Alle,» war des Zweiten Antwort, «ſo wie das Geld verſchleudert iſt, das ich den

Knechten gab, mich einzulaſſen. Sie nahmen es an, lachten und ſpien mir ins Angeſicht.»

«Nun, ſo mögen die Kühnen hinfahren, wir thaten unſere Pflicht,» ſprach dumpf der Erſte.

«Höre, Jan,» nahm der verkleidete Hinek das Wort: «der Wrſch wird ſich wohl etwas unwirſch gebehrden, wenn er hört, daß die Vettern auf dem Schaffot geſtorben; ich möchte nicht der ſeyn, der ihm die Nachricht bringt.»

«Aber ich werde derjenige dennoch ſeyn,» antwortete Jan, «ich bin nur hierher gegangen, mir den Spaß zu betrachten, und zu ſehen, ob die Helden angenehme Geſichter ſchneiden, wenn Meiſter Hämmerling ſie unterm Halſe kitzelt. Dieſes Tuch will ich mit dem Blute der Gerichteten tränken, und es zur Blutfahne machen, die ich dem Herrn bringe und ſage: Siehe, das iſt Deiner Vettern und Freunde Blut, das um Rache ſchreit, dann wird er wüthend werden, und der Höllentanz wird losgehen, und dann trage ich die rothe Fahne voran.»

Die Augen des ergrauten Sünders funkelten mord- und kampfluſtig, als ſprühe Jünglingsflamme aus ihnen, und ſeine Hände ballten ſich, als umfaßten ſie den Knauf eines Schlachtſchwertes.

Jetzt entſtand ein Drängen und Toben und Rufen unter der Menge. Trommeln und Pfeifen ertönten von ferne, und aus einem niedern Pförtlein in der Stadtmauer bewegte ſich ein langſamer Zug, geführt von dem jungen Hauptmann **Peter Berkow**, in deſſen Mitte die dreizehn Gefangenen nach dem Richtplatze ſchritten.

Zu martervollen Todesarten hatte der Richter ſtrenger Spruch die Hochverräther verurtheilt, Jaromir's Güte milderte dieſe und beſtimmte ihnen den Tod durch das Schwert.

Die Männer mit den bleichen Geſichtern, denen Ginderczich und Hlawacz Wrſch vorangingen, ſchauten mit ſtarrem Trotz die Zurüſtungen an, die gemacht worden waren, die Leuchte ihres Lebens zu verlöſchen, mit kalter Todesverachtung ſahen ſie die Henker, die, den Hohn der Hölle in den wilden, rohen Zügen, ihrer Opfer harrten. Dort ſtanden ſchon die hohen Eichpfähle, auf denen ihre Körper, auf Räder geflochten, eine Speiſe der Raubvögel werden ſollten, und ſie zitterten nicht.

Die Häupter der Dreizehn rollten in den Sand, eine blutige, gerechte Sühne für blutiges Beginnen, und durch die Haufen des Volkes drängte ſich der verkleidete Jude, that, wie er vorhin zu Hinek aus Czarniez geſagt, und verließ mit dieſem eiligſt und unerkannt die Wieſe Borzina.

Und durch die Straßen Prags ritt Peter Berkow, neben ihm im Feſtſchmuck ein kaiſerlicher Herold, worauf zwölf Trompeter, hinter ihnen eine Abtheilung der Leibwache des Herzogs, und der Zug war umſtrömt von des Volkes wogendem Getümmel. Auf allen Plätzen hielten die Reiter, ſchmetterten die Trompeten, winkte Stille der Herold mit dem weißen Scepterſtab und rief:

»Kund ſey im Namen kaiſerlicher Majeſtät, Heinrichs des Zweiten, und im Namen des erlauchten Herzogs **Jaromir** von Böhmen, daß deſſen tapferer und kluger Retter, der Oberjägermeiſter **Jaroslav Howora** nicht nur erhoben worden iſt zum geheimen Rath ſeines Fürſten, ſondern daß ihm für immer als ein freies Eigenthum die Herrſchaften Kublau, Brauny, Strubin und Hubliez geſchenkt worden ſind. Und ſoll derſelbe der Erſte ſeyn nach dem Herzog, darum iſt ihm verliehen von dem, und von des Kaiſers Majeſtät beſtätigt, der Titel und die Würde eines **Ban**, das iſt eines Herrn, der Macht hat, nächſt dem Fürſten zu gebieten über das ganze Land, welche Würde Niemand vor ihm beſeſſen. Und dieſe Würde ſoll bei ſeinen Kindern und Kindeskindern bleiben auf ewige Zeiten! So lohnt Böhmens edler Herzog ſeinen Getreuen!»

Und mit dem Schmettern der Trompeten miſchte ſich des Volkes Jubelruf, das von Straße zu Straße den Verkündern von des wackern **Howora** Erhöhung freudig nachſtrömte.

Der Opferplatz auf dem Weliez war verſchwunden; an ſeiner Stelle hob ſich der ſtolze Bau eines Kloſters, das der dankbare Herzog zur Ehre ſeines Schutzpatrons, des heiligen Johannes, erbauen ließ. Ein feſtlicher Tag, zur Weihe des Kloſters auserſehen, ſah in ſtattlichen Zügen den ganzen Hofſtaat ausziehen vom Schloſſe Wiſchehrad, während die Brüderſchaften der Klöſter Prags, geführt vom Biſchof Theodorus, in feierlichen Prozeſſionen nach dem zu weihenden Kloſter wallten. Da kam der Herzog inmitten ſeiner Getreuen, und auf zarten weißen Roſſen ritten Strzizka und ihre Leibdienerinnen; ein bequemer Wagen führte Boleslav und Czemislawa der heiligen Stätte zu. Den Reihen der weißgekleideten Chorknaben, der Mönche mit den wehenden Fahnen und Heiligenbildern folgten in vergitterten Wägen die Benedictinernonnen mit ihrer Aebtiſſin Milada, die eine Tochter Boleslav des Erſten war, den die Geſchichte den Grauſamen nennt; dieſer Schweſterſchaft war das neue Münſter angewieſen zur Wohnung.

Und vollendet war die Weihe des heiligen Baues, und ſeines reichgeſchmückten Tempels, in deſſen ſchöngewölbten Hallen der Herzog ſtand mit ſeinem Retter, dem Ban Howora und den Fünfzig, die Theil genommen am Befreiungswerke. Am Hochaltare, der an derſelben Stelle ſtand, wo noch vor Kurzem die tauſendjährige Eiche ihre Zweige über den düſtern Opferplatz gebreitet, hielt Theodorus feierliches Hochamt.

Auf den Knien lag die ganze Verſammlung, hell klangen die Silberglöcklein der Miniſtranten, und die Prieſter wandelten durch die Reihen der Knienden und ſpendeten ihnen den geſegneten Leib des Herrn.

Und wie auch dieſe gottesdienſtliche Handlung vorüber war, ergoß ſich wieder eine Fülle wunderbarer Harmonien; hoch herab vom vergitterten Chore ſchwebte durch die Weihrauchwolken, die den Tempel erfüllten, der ernſte und feierliche Geſang der tiefverſchleierten Nonnen, von paſſenden Inſtrumenten begleitet, und als der fromme Hymuns, wie aus ewigem Himmel tröſtend und verheiſſend niederwallte, durchflog ein ſüßer heiliger Schauer die ganze Verſammlung.

Und wie ſich jetzt die Thüre einer Seitenkapelle aufthat, und aus ihr eine ſchöne Jungfrauengeſtalt herauswankte, geführt von der ehrwürdigen Aebtiſſin Milada, da weinten und ſchluchzten die Dienerinnen der Herzogin laut, denn es war Riwa, ihre Gefährtin und Freundin, welche, entſagend und verzichtend auf der irdiſchen Liebe Seligkeit, ihr Herz dem himmliſchen Bräutigam zugewendet, und heute den Schleier nahm.

Zum letztenmale ſah ſich Riwa unter Thränen und Schweſterküſſen von ihren Geſpielinnen liebend umfangen. Uebermannt vom Gefühle der Reue und Wehmuth preßte Ludmilla heftig weinend die Novize an die Bruſt. «Vergib mir Riwa,» ſchluchzte ſie, und flüſterte leiſe: «Vergib die Worte, mit denen Dich mein Mund ſo oft gekränkt, bei Gott, mein Herz wußte nichts davon!»

Du haſt mich nie ſo ſehr beleidigt, daß es einer Vergebung bedürfte, behalte mich lieb, meine gute, liebe Ludmilla!» war Niwa's eben ſo leiſe Antwort, und tief in ihre Schleier ſich hüllend, wandte ſich Ludmilla ab. — In ſtummer Umarmung lagen Niwa und Libka und fanden keine Worte des Abſchiedes.

«Sey glücklich, meine beſte Libka, und vergiß mich nicht!» ſprach endlich Niwa. «Nie, o nie!» ſchluchzte Libka, und die irdiſche Braut drückte den letzten Kuß auf die blaſſen Roſenlippen der Gottverlobten.

Und Hruoba trat gefaßt herzu; die hohe Geſtalt ſchlug den ſchwarzen Schleier zurück und zeigte in ihrem ſonſt ſtarren Geſicht einen Zug milder Wehmuth. «Du haſt das beſte Theil erwählt, Niwa,» ſagte ſie, gewaltſam die Bewegung des Gemüthes und ihre Thränen niederkämpfend, und beugte ſich, ſie küſſend, über die Freundin.

«Du wirſt mir folgen, Hruoba,» antwortete Niwa, «lebe wohl bis zum Wiederfinden, hier oder droben, der Friede des Herrn ſey mit Dir!»

Wie nun endlich die kleine goldgelockte

Wesna ſich Niwa weinend nahte, und ihr lautlos die Hand bot, und den ſüßen Mund zum Abſchied, da ſtrömten Niwa's Thränen reichlicher, ſie küßte das Mädchen heiß und innig und ſprach: »Sey glücklich, meine Wesna, recht glücklich!« —

Und das Lied der Nonnen war verklungen und es zog nur noch ein einzelner langgehaltener Flötenton, wie der Ruf eines Lichtengels, durch den Tempel hin, und die ſchwarzen Locken der ſchneebleichen, vom Abſchied ſichtlich erſchütterten jungen Nonne ſanken, jede ihrer Freundinnen nahm ſich eine als Angedenken.

Als der Rückzug vom Welicz nach Prag begonnen hatte, neigte ſich die Sonne bereits zum Untergange, und es zogen im Weſten dunkle Wolken herauf, die ſie bald verhüllten, und von ihr mit blendendem Silberſchimmer geſchmückt wurden.

Zagicz lenkte ſein Roß dorthin, wo die ritt, die alle ſeine Gedanken erfüllte, ſie ſah ihn lächelnd nahen, ein leiſer Seufzer ſtieg aus ihrem jungfräulichen Buſen, und ihre Angen blickten thränenfeucht nach des Himmels abendlichem Glanze. Zagicz's Blicke folgten den ihren, er ſprach ſanft mit dem Gefühle der Liebe und Wehmuth, auf die Wolken deutend: «Sieh, wie die Sonne jene Wolken ſo herrlich färbt, und ſie rauben ihr doch den Glanz und die Strahlen.»

«Es iſt ein Bild verzeihender Großmuth,» entgegnete Wesna mit liebevoller Freundlichkeit, und Libka ſprach: «Mir iſt jener Schimmer der Segen einer ſcheidenden Freundin, die von uns gehend in ein fernes Land, noch durch Thränen lächelnd herübergrüßt von den letzten Bergen.»

«Es iſt der Silberkelch der Lilie über dem Grabeshügel,» fiel Wesna ahnungsvoll ein, und eine lange Zeit ritten die Drei ſchweigend und tief ergriffen neben einander.

VI.

Udalrich, der zweite Prinz Boleſlav's, wandelte Arm in Arm mit ſeinem Freunde und Waffengefährten Hans von Stettenberg, einem wackern Ritter aus dem Frankenlande, in dem Garten, der die Hofburg Kaiſer Heinrich II., in Goslar, umgab.

Der ſonſt ſo feurige und jugendlichmuthige Prinz ſchlich ſtumm und tiefgebeugt an Stettenbergs Seite, nur von Zeit zu Zeit laut werdend durch tiefe Seufzer. Er war heute mit ſeinem Freunde zurückgekehrt von einer Reiſe in deſſen Heimath, und hatte die ſchmerzliche Kunde vernommen von dem Unglück, welches ſeinen Vater betroffen, und welche Gefahr ſeinen Bruder bedroht.

«Tragt Euern Schmerz wie ein Mann,» ſagte nach einer langen Pauſe der Ritter. «Das Geſchehene vermögt Ihr nimmer zu ändern, und die nutzloſe Klage verhallt, und gibt Euch keinen Troſt.»

«Du haſt Recht, Stettenberg,» antwortete der Prinz; «ich will meinen Schmerz, den Du nicht faſſen und begreifen kannſt, in mich verſchließen, wie ſich Dein Ohr ihm verſchließt.»

«Zweifelt nicht an meiner Theilnahme, an meiner Freundſchaft,» nahm Stettenberg das Wort. «Fordert mich auf, für Euch zu handeln, zu kämpfen, ich bin bereit; nur mit dem Jammer, der ſo ganz unmännlich iſt, verſchont mich.»

«O, ich habe ein Recht zu klagen, Hans, ein heiliges Recht,» ſeufzte der Prinz. «Hätte mein alter guter Vater den Zoll der Natur bezahlt, und mir wäre heute die Todesbotſchaft bekommen, ich hätte ihm wohl auch die Thränen kindlicher Liebe geweint, doch nicht weibiſch gejammert; aber ſo — geblendet, denke nur Hans, der arme alte Mann geblendet, beraubt des ſüßen Augenlichts, ach, — wie ſchwer iſt dieſer Gedanke zu denken für einen Sohn, der ſeinen Vater liebt! Und mein Bruder,» fuhr er heftiger fort, mit einer Hand eine Thräne zerdrückend, mit der andern nach dem Schwert faſſend; «mein Bruder in Mörderhänden, dem Tode nahe gebracht durch ihre Mißhandlung, und das Alles durch einen Mann, den wir mit Wohlthaten überhäuften! Ha! noch gellt ſein Hohngelächter in meinen Ohren, als das wilde Araberroß mich abwarf im Hofe unſers Schloſſes, ehe ich hierher abreiste! Wehe Dir Wrſch! Du lachſt nicht wieder, wenn wir uns einſt begegnen.»

Wahrſcheinlich hätten dieſe unmuthvollen und drohenden Ausrufungen des Prinzen noch länger gedauert, wären ſie nicht gehemmt worden durch die Erſcheinung zweier Herren in reicher Sarmatentracht, die im angelegentlichen Geſpräch mit einem der erſten Räthe des Kaiſers auf demſelben Pfad ihnen entgegen kamen, aber, als ſie den Prinzen und ſeinen Begleiter gewahrten, in einen Seitengang bogen, und mit ſtolzer und würdevoller Haltung vorüberſchritten. Udalrich aber warf einen forſchenden Blick auf ſie, und bleicher noch wurde ſein Geſicht, als es Schmerz und Kummer ſchon gemacht an dieſem für ihn ſo trüben Tage.

«Was iſt Euch, Prinz, was bewegt Euch ſo?» fragte Stettenberg.

«Das war Czenko, der Kleine mit dem lauernden giftigen Blick,» antwortete Udalrich bebend. «Das iſt der Geheimſchreiber des Wrſch, ein abgefeimter Schurke, wie kommt er hieher und in dieſe Kleider?»

«Wie er hieher gekommen, können wir bald erfahren,» antwortete der fränkiſche Ritter dem Zagenden.

«O mein Freund!» klagte Udalrich: «ich glaube, auch mein Leben iſt bedroht, iſt ſelbſt hier in der Pfalz des Kaiſers nicht geſichert, ſchon ſehe ich des Meuchelmörders Dolch auf meine Bruſt gezückt.»

«Euer Schmerz, mein Prinz,» erwiederte Stettenberg, «und die traurigen Nachrichten machen Euch heute ſo weich und muthlos. Ihr ſeyd doch ſonſt nicht ſo kleinmüthig, und zittert nicht vor Gefahren? Und hat doch erſt heute des Kaiſers Majeſtät gnädigſt zu Euch die Worte geſprochen: ««Wir verheißen Euch und Eurem Lande Schutz und Hülfe gegen alle auswärtigen und einheimiſchen Feinde bei unſerem Kaiſerwort?»»

«Was frommte es mir,» entgegnete der Prinz, «wenn er mir ſeine ganze Heeresmacht liehe, und der ſchleichende Verrath den Nachkommen Krocks im Schlafgemach ermordet? Glaube mir, Hans, ſeit ich dieſes Geſicht geſehen, wird mir nicht wieder wohl werden an Heinrichs Hofe.»

«Fürchtet nichts,» tröſtete der Ritter: «ſo lange wir unſere guten Schwerter haben, wollen wir uns die heimtückiſchen Beſtien ſchon vom Leib halten.»

«Du kennſt mich, Freund,» nahm der Prinz wieder das Wort, indem ſie wieder umkehrten auf dem Gartenpfade: «es iſt nicht Furcht, was meine Kraft erlahmt und dieſe Beſorgniß mir einflößt. Stelle mir ſechs bewehrte Männer entgegen im offenen Kampfe, ich will mich nicht eitel rühmen, ſie zu beſiegen, doch würde ich nicht unehrenvoll fallen, aber wenn ich in jedem Unbekannten, der mir begegnet, einen gedungenen Mordknecht des verrätheriſchen Wrſch vermuthen muß, der auf mich lauert, wie die Schlange auf ihren Raub, ſo muß der Gedanke mich wohl beängſtigen und mir bange machen. Und wer weiß,« ſetzte Udalrich leiſer hinzu: »ob nicht des Kaiſers Gunſt und des Kaiſers Wort hinken, wie er?«

Ehe noch der ehrliche Franke den neuen Troſtſpruch, den er auf den Lippen hatte, ausſprach, zeigte ſich ſchon, wie vielen Grund des Prinzen Befürchtungen hatten, denn es trat mit einigen Wehrmännern der Hauptmann der Leibwache in den Garten, ſchritt auf die beiden Luſtwandler zu, und forderte ehrerbietig im Namen des Kaiſers dem Prinzen das Schwert ab, indem er ihm zugleich gebot, ihm zu folgen.

»Ihr irrt Euch doch nicht in der Perſon, Hauptmann?« fragte Udalrich überraſcht. »Ich bin der Prinz von Böhmen.«

»Eben an Euch, mein Prinz, ergeht mein Auftrag,« war des Hauptmanns Antwort. Ihr müßt verläumdet worden ſeyn bei der Majeſtät, und werdet bald wieder frei ſeyn. Auch ſoll Euch nichts mangeln in Eurer Haft.«

»In ein Gefängniß wirft man, das Gaſtrecht mit Füßen tretend, ohne Urſache und Verhör Böhmens freien Fürſten? Iſt das die geprieſene deutſche Treue?« tobte Udalrich, aber ſchweigend zuckte der Hauptmann die Achſel, und nahm dem Gefangenen das Schwert ab. »Siehſt du nun, Hans,« rief Udalrich dem Ritter zu, als er in der Mitte der Söldner abging, mit einem ſchwermuthvollen und bedeutenden Blick.

»Mein Leben will ich an Eure Befreiung ſetzen!« rief ihm Stettenberg in gebrochenem Böhmiſch nach, das er erlernt im Umgang mit dem fürſtlichen Freund, und blieb nachdenkend und kopfſchüttelnd ſtehen, mit finſtern Blicken die Höhe des Thurmes meſſend, in welchen er den Prinzen abführen ſah, dann verließ er mit haſtigen Schritten den Garten.

Mit dem Polenkönige Boleslav ſaß Kochan Wrſch an einem Tiſche, auf welchem ein ſaubergemaltes Pergament lag, welches den geographiſchen Abriß der Länder Polen, Mähren, Schleſien und Böhmen enthielt. Kochan hielt den Zeigefinger auf die Karte, und die Augen des ländergierigen Königs folgten aufmerkſam den Linien, die jener beſchrieb.

«Hier,» ſagte Wrſch, «führen wir das Heer über die Karpathen, hier an der Grenze ſtoßen die Hülfsvölker aus Mähren, und hier die aus Schleſien zu uns. Wir rücken zuerſt in die Herrſchaft Krudim, beſetzen Krudim und Polizka, nehmen dann Czaslau und Kaurzim, und nahen Prag, wie ein Hagelwetter. Wir erobern es, ſtürmen den Wiſchehrad, und dann Heil Dir, Boleslav, König von Polen, Herzog in Böhmen, Mähren und Schleſien!»

«Dank Dir, Kochan Wrſch, Statthalter in Böhmen, wenn es erſt mein iſt,» erwiederte der König mit Laune.

«Statthalter?» wiederholte Wrſch in Gedanken, und der König, deſſen Augen noch im mer auf die Karte gerichtet waren, ſah den Hohnblick nicht, den der ränkevolle Mann auf ihn warf.

Und man hörte Hufſchlag im Hofe, und nach kurzer Weile öffnete Jan die Thüre und ſprach: «So eben ſind Czenko und Hinek wieder eingeritten, und heimgekehrt von ihrer Geſandtſchaftsreiſe.»

«Schon da?» fuhr der König auf: «dann haben ſie ihren Auftrag nicht vollzogen, dann zwang ein Hinderniß ſie zum Umkehren! Beſcheide ſie zu uns, Jan.»

Jan ging, Wrſch nahm das Wort: «Mein Herr und König beſchwere ſeine Seele nicht mit ängſtlichen Gedanken, denn ich kenne den Czenko zu gut, um nicht zu wiſſen, daß dieſer treue Diener weder Gefahr noch Tod, weder Gott noch den Teufel ſcheut, wenn es die Vollziehung meiner Aufträge gilt, um ſo weniger wird er ſich dieſesmal ſäumig finden laſſen, da Deine Gnade ihm ſo reichen Lohn verſprochen.»

«Möchte ſeine Botſchaft unſern beiderſeitigen Wünſchen entſprechen,» ſprach im Tone ruhigen Vertrauens der König.

Die Beiden traten ein, ſie hatten ihre vornehme Verkleidung abgelegt, und nahten mit der knechtiſchen Demuth, die ſie zu zeigen gewohnt waren, wenn ſie vor dem Gebieter ſtanden.

«Willkommen in der Heimath, Ihr ſchnellen Boten!» grüßte Boleslav mit gütiger Herablaſſung: «Sagt an, wie lautet Euer Bericht?»

«Freundes- und Friedensgruß vom Kaiſer Heinrich II.,» ſprach Czenko, einen Pergamentbrief hervorziehend, an welchem das große Siegel hing, das das Bild des Kaiſers ſitzend, und angethan mit den Reichskleinodien, zeigte: «Das Nähere wird dieſes Schreiben Dir berichten.»

«Und Udalrich?» fragte der König mit lauerndem Blick.

«Der iſt zur Mauerſchwalbe geworden,» antwortete Hinek mit jenem dreiſten Witz, deſſen ſich insgemein Gemeinheit bedient, wenn Höheres ſich zum traulichen Verkehr mit ihr erniedrigt: »der ſitzt feſt verwahrt und wohl bewacht in einem Thurmkämmerlein der Pfalz in Goslar, und ſo hoch, daß er ſchwerlich entkommen wird, wenn ihm nicht der ſchwarze Gott ſeine Fledermausflügel leiht.«

»Läge er ſo tief, als er hoch ſitzt!« murrte Wrſch.

»Wie gelang es Euch, in ſo kurzer Zeit zum Ziele zu gelangen?« fragte Boleslav, nachdem er das Schreiben geöffnet und den Inhalt durchflogen, und es jetzt dem Wrſch hinreichte.

»Dein Gold, hoher Herr,« antwortete der Geheimſchreiber, »war der mächtige Zauberſchlüſſel, der uns Thüren und Thore, Ohren und Herzen öffnete. Wir traten gar ſtattlich auf als Magnaten Deines Reiches, und wurden gaſtlich empfangen. Ja, früher als ich ſelbſt zu hoffen wagte, ward mir die Gunſt einer geheimen Audienz, und ich übergab der Majeſtät die Briefe eigenhändig, die Du mir zur ſchicklichen Beſorgung anvertraut, und beantwortete die Fragen, die des Kaiſers Gnade an mich richtete, ſo, daß meine Antwerten Erläuterungen deſſen wurden, was in den Briefen nur angedeutet war. Auch unterließ ich nicht, wie Du mir geboten, eine ſinnreiche Mähr zu erzählen von dem Böhmerprinzen, wie uns Briefe von ihm zu Handen gekommen, die ſein tückiſches und verrätheriſch geſinntes Herz gegen ſeinen Kaiſer und oberſten Lehnsherrn ſattſam urkundeten, und ich kann Dir, gnädigſter König, nicht genugſam beſchreiben, wie überaus zornig der fromme Herr auf dieſe Nachricht wurde. Ne quid nimis! ne quid nimis! rief er einmal über das andere aus: Undank, ſchändlicher Undank! Aber ich will der Schlange, die ich im Buſen nährte, den Kopf zertreten! Und ſo tobend und ſcheltend hinkte der Mann, den man den Heiligen nennt, in dem Kabinet umher, daß die Höflinge und Kämmerlinge, die in den Vorzimmern ſtanden, und den Zornausbruch des Herrn vernahmen, bleich und unruhig wurden. Ich aber ließ ihn austoben, und als er wieder ruhiger geworden, ſetzte ich ihm auseinander, wie Du bereit ſeyſt, wenn er Dir freie Hand laſſen wolle, und ſich nicht in Deine Angelegenheiten mit Böhmen mengen, ihm Schleſien abzutreten. Da ſprach er zwar wieder ſein beliebtes ne quid nimis, doch ſehr gemäßigt, und es mochte wohl nicht ſein rechter Ernſt ſeyn mit dem Lieblingsſpruch, und er nähme das ſchöne Land gerne an, wenn Du es ihm gäbeſt, und baute Klöſter hinein nach ſeines frommen Herzens Luſt und Wohlgefallen. Udalrich war verreiſt, und kam nach zweien Tagen, da empfing er die Nachricht von dem, was ſich zugetragen mit ſeinem Vater und Bruder, ich ſah ihn auf einen Blick traurig niedergeſchlagen im Garten der Pfalz wandeln, und einige Augenblicke hernach wurde er feſtgenommen auf des Kaiſers Befehl.»

«Das Werk gelingt!» jubelte Kochan, «nun mein König, laß uns handeln!»

«Handle Du in unſerm Namen,» erwiederte Boleslav gnädig. «Jetzt noch unſer Feldmarſchall, bald Statthalter in Böhmen.» Und er winkte dem Czenko und Hinek, ihm in ſein Kabinet zu folgen.

Wrſch aber eilte mit einem Geſicht, dem

die ſtürmiſchen Gefühle von Haß und Freude, Blutdurſt und Rachſucht, einen fürchterlichen Ausdruck verliehen, hinaus, und bald flog das Aufgebot durch das ganze Polenland, und die Wetterwolke des Krieges ſtieg finſter drohend an Böhmens Horizont empor.

Ueber das Schloß Libin hatte die Göttin der Freude ihre Roſenſchwingen gebreitet, und das fröhliche Getümmel, welches ſich darin umtrieb, und die Töne des Jubels, die die Säle und Hallen durchzogen, waren ganz anderer Art, als jene, welche vor zweihundert und ſechzig Jahren die raſenden Weiber und Mägde auf dieſem Schloſſe und dem Diewni erſchallen ließen. Die liebenden Paare, Matieg Howora und Libka, Peter Berkow und Ludmilla feierten dort ihre Doppelhochzeit, und es wohnten ihr der Hofſtaat und alle Freundinnen und Freunde der Verlobten bei, von denen ſich jedoch der größte Theil im Gefolge der Herrſchaft mit dem beginnenden Abend zurückbegaben nach dem Wiſchehrad.

Von allen denen, die da mitritten, war keiner ſo fröhlich, wie Zagicz Dieczin, denn immer ſchöner entfaltete ſich aus der Knospe freundſchaftlicher Zuneigung die Roſe der Liebe zu ihm im Herzen der holdſeligen Wesna. Er ritt wieder neben ihr auf dem Heimweg, traulich koſend, und ſolche Geſpräche führend mit dem angebeteten Mädchen, wie die erſte jugendliche ſchüchtern aufkeimende Liebe zu führen pflegt, und es durchdrang Beide das ſelige Wonnegefühl, welches nur einmal in ſeiner ganzen Stärke das Blüthenalter des Lebens dem fühlenden, zärtlichſchlagenden Herzen beut.

Wie dieſe Beiden, die mit freudeſtrahlendem Angeſicht und leuchtenden Blicken leiſe und freundlich flüſternd, dahin ritten, die Glücklichſten genannt werden konnten in dem Zuge, der ſich jetzt dem Fuße des Berges näherte, auf welchem ſich das Schloß erhob, ſo war auch Eine nicht fern von ihnen, welche mit vollem, drückendem Bewußtſeyn die Unglücklichſte von allen zu ſeyn vermeinte.

Es war Hruoba, die hohe, finſtere Geſtalt, die nur wenigen und herzloſen Antheil genommen hatte an dem fröhlichen hochzeitlichen Treiben, die auch jetzt, in düſteres Nachſinnen verſenkt, nicht Theil nahm an den lauten Geſprächen und Scherzreden der etwas weinluſtigen Freundinnen. Ja, ſie zwang abſichtlich ihr Roß, nicht gleichen Schritt zu halten mit den Uebrigen, ſo daß ſie bald und unbemerkt hinter dem letzten Reiter zurückblieb, bis ein Wäldchen, das den Fuß des Berges umzog, ſie den Umſchauenden ganz verſteckte.

»Feiert nur Eure Hochzeitfeſte,« grollte ſie in ſich hinein. »Seyd fruchtbar und mehret Euch! — Arme Hruoba, Dir werden Lela und Polela nimmer lächeln. Arme Getäuſchte, Geopferte, die Du einſt glaubteſt, Dziedzilia werde Dich ſegnen mit Mutterluſt und Mutterfreude, als Dich der Wahn liebestrunkener Seligkeit erfaßt! In Fluch hat ſich der Segen der ſanften Göttin verwandelt, und es zieht mich hinab zu Czernebogs finſterm Reiche. Pya verlangt das Blut meines Herzens zu trinken.»

Während dieſes Selbſtgeſpräches hatte ſie ihr Roß zu ſchnellerem Laufe angetrieben, und ſah ſich bald in dem damals noch einſamen und öden Thalgrunde, welchen der Bach Potauka durchfließt, und ſeinen oft gekrümmten Lauf an einer Bauernhütte vorbei nahm, bei welcher Hruoba jetzt anhielt und abſtieg, ihr Roß feſtbindend an einem der Bäume, die maleriſch gruppirt das kleine Häuschen umſtanden.

Nachdem ſie an der Thüre einige Male angeklopft hatte, öffnete ſich ein kleines Fenſter mit Hornſcheiben, und heraus ſah der alten Strziſlawa Hexengeſicht, und es kreiſchte der zahnloſe Mund: «Ei, mein Töchterlein, wo biſt Du doch geblieben ſo lange, und haſt nicht Verlangen getragen, die kleine Bozzena zu küſſen, und haſt mir ſo lange kein Weizenbrod gebracht und kein Schlückchen Meth! Mein Krüglein iſt lange leer, meine ſchöne Hruoba, und ich habe Wurzeln eſſen müſſen und die dünne Milch unſrer Ziege trinken.»

«Daß Dich Czernebog verderbe, du altes, ſataniſches Weib,» zürnte Hruoba, einen zornigen ſtrafenden Blick auf Strziſlawa werfend; «biſt Du nicht wider mein ausdrückliches Verbot abermals in der Nähe des Schloſſes gewesen, und haſt gewahrſagt, und haſt Dich ſogar erfrecht, das Mädchen mitzunehmen? Komme gleich heraus.»

Zitternd kam die Alte aus der niedrigen Thüre gekrochen.

«Wo iſt Bozzena?» rief ihr Hruoba entgegen, und band ein Päckchen vom Sattel los, welches Hochzeitkuchen und ein Fläſchchen Meth enthielt; «wo iſt das Mädchen?»

Strziſlawa beäugelte kindiſchvergnügt die Gabe, die ſie aus den Händen der Finſtern empfing, ſie zog ihr erdfahles Geſicht in tauſend Runzeln, und antwortete: «Unſer Töchterlein iſt nur in den Wald gegangen, gar nicht weit, einige heilſame Kräuter zu ſuchen, weil mir das Bücken ſo ſchwer wird.» Und kreiſchend rief ſie «Bozzena! Bozzena!« während Hruoba vor ſich hin ſprach: »Die gütigen Götter wollen doch jedes Menſchenkind vor Deinen heilſamen Kräutern, ſammt Dir behüten!«

Da kam ein Mädchen in einfacher ländlicher Tracht aus dem Walde gehüpft, einen Binſenkorb am Arme, aus welchem zwiſchen dunkelgrünen rauhen und zackigen Blättern die nußfarbigen Blüthen des Binſenkrautes, der Belladonna, des Stechapfels, und die weißlichen Dolden des Schierlings ſich hervordrängten.

Wie das Kind ſo nahe war, daß Hruoba das holde Roth, welches deſſen Wangen ſchmückte, und das Veilchenblau der ſeelenvollen Augen ſehen konnte, da erheiterten ſich ihre düſtern Züge in Etwas, und die Wolken des Unmuths wichen dem Sonnenſtrahl eines reinen Gefühls.

»Küſſe Deiner Pathe die Hand, Bozzena!« rief die Alte, und die Kleine ſetzte ihr Körbchen hin, zu gehorchen, aber Hruoba ſchloß ſie herzlich in ihre Arme, drückte einen langen Kuß auf ihren lieblichen purpurrothen

Mund. »Ich darf heute nicht lange bei Dir weilen, mein gutes Kind,« ſagte ſie zu ihr, »nimm dieſe Perlen und Korallen, und dieſe Bänder, dich damit zu ſchmücken.«

Und wie das Mädchen erfreut und dankend die Gaben betrachtete, trat Hruoba näher zu der Alten, und ſagte leiſe und nachdrücklich: »Daß Du ſie gut hältſt, und Dich nicht wieder unterſiehſt, zu thun, was ich Dir verboten. Und weihe mir ſie ja nicht in Deine Höllenkünſte; auch will ich, daß ſie nicht ferner ſolche Kräuter pflücke, daß nicht ihr giftiger Brodem ſie betäube, und die Blüthe ihrer Wangen bleiche. Die Götter erhalten ihr Leib und Seele rein von jedem Gift.«

»Es ſoll geſchehen nach Deinem Willen,« erwiederte mit einem ſcheuen und zagenden Blick in Hruoba's flammende Augen Strzislawa; »die alten und neuen Götter ſegnen Dich für Deine Gaben!«

Und Hruoba ſchwang ſich auf das Roß, noch einen freundlichen Gutenachtgruß dem holden Kinde zurufend, und ritt davon. Düſtre Dämmerung umflorte ſchon den Wald, ſanft plätſcherten des Baches Wellen durch hängende Weiden, deren Blätter das Mondlicht verſilberte.

»Eine Freude,« ſprach zu ſich ſelbſt die nächtliche Reiterin in tiefer Bewegung: »eine Freude hat mir die Gnade des ewigen Gottes doch gelaſſen, aber ſie iſt bitterſüß wie der Kelch meiner Liebe.«

Und wie der letzte Goldſtreif des weſtlichen Himmels erglühte, ſprengte ſie, an Geſtalt und Anſehen einer jener böhmiſchen Amazonen gleich, die durch ſieben lange Jahre das Land gedrückt, dem Wiſchehrad zu.

Wie Libka und Matieg Hewera am ſpäten Abend dieſes Tages das bräutliche Lager ſuchten, und die ſüße Huldin mit jungfräulichem Bangen die Myrtenkrone aus dem reichen Gelock ihres Haares flocht, und noch einmal dem Erwählten unter Thränen und Küſſen Liebe und Treue ſchwur, da war es, als bebe ein erſterbender Seufzer leiſe durch das Gemach hin, und als zucke ein Lichtſtreif hindurch. Und die Braut verlöſchte die Lampe.

Die bleiche Lilie war verblüht im Kloſtergarten auf dem Weliez. Am Abend des Hochzeittages ihrer Freundinnen war Riwa heimgegangen. Marzana, der alten Böhmen Todesgöttin, war ihr freundlich erſchienen, und hatte ihr ſanft die Augen zugeküßt. Alle Schweſtern weinten um Riwa, denn Alle hatten die ſtille Dulderin liebgewonnen. Und drei Tage nach ihrem Hinſcheiden, als ſich der Abend wieder herabſenkte auf Böhmens geſegnete Fluren, klangen feierlich die Glocken vom Thurme der Kloſterkirche, und es ſtrömte viel Volk herbei, das ſich in den Garten und um den Raſenplatz drängte, deſſen Erde geweiht war vom frommen Biſchof zur Ruheſtätte der Verſtorbenen, und die dunkle Erde lag aufgeſchichtet neben dem Grabe, das nun bald in ſeinem kühlen Schooß die ſterbliche Hülle der Jungfrau aufnehmen ſollte.

Jetzt öffnete ſich die Pforte des Kloſtergebäudes, und der Sarg, von Blumenkränzen ganz bedeckt, ſchwankte heraus, und die weinenden, in ihre Schleier tief verhüllten

Nonnen folgten langſam, und die ehrwürdige Aebtiſſin **Milada** ſchloß den Zug, der über den Kloſterhof in die Kirche ſchritt. Dort ſetzten die Trägerinnen den Sarg nieder an den Stufen des Altars, und hoben den Deckel herab. Da lag **Riwa** in ihrer Nonnentracht, doch unverſchleiert; ihr Geſicht war nicht vom Tode entſtellt, es war noch weiß und durchſichtig wie gebleichtes Wachs, nur die Augen lagen etwas tief und umſchattet, und von den Lippen war das friſche Korallenroth gewichen. Sie hielt ein Kruzifix in den Händen, und ihr Haupt ſchmückte ein Kranz weißer Roſen.

Der fromme Biſchof **Theodorus** begann das Todtenamt, und alles Volk lag betend auf den Knieen. In den Thälern umher ſchien die Sonne ſchon nicht mehr, aber auf das Kloſter fielen noch ihre Stralen, und drangen durch der Kirche buntgemalte Fenſterſcheiben, einen wunderbaren, überirdiſchen Schimmer verbreitend. Wie das Amt gehalten worden, wie die Todte eingeſegnet war zur ewigen Ruhe, wurde der Sarg wieder aufgehoben und herausgetragen auf den friſchgrünen Raſen, den Viele des Volkes ſchon erfüllten, denn die Kirche konnte die Menge nicht faſſen. Langſam ſchritt der Zug dem Grabe zu, um welches nun die Nonnen herumtraten, und mit ihren reinen, glockenhellen Stimmen, von der Orgel ernſten Klängen begleitet, ſangen:

Schweſter, früh haſt du vollendet,
Haſt den Leidenslauf geendet,
Der dem Erdenpilger droht.
Aus dem Thränenthal der Schmerzen
Zu des Allerbarmers Herzen
Führte dich ein ſanfter Tod.
Schlummre in Frieden!

Die Sonne ging unter, ihr glühender Scheideblick blitzte durch der Bäume grünes Laub, das ein leiſes lindes Säuſeln bewegte, und es war, als weheten Ahnungsſchauer und Geiſtergrüße vom fernen Jenſeits herüber. Und die Schweſtern ſangen weiter:

Schweſter, Seligſte der Bräute,
Nun vom Erdenweh befreit.
Schwebteſt du zu Gott empor,

In dem Herrn biſt du geſtorben,
Haſt die Seligkeit erworben
In verklärter Engel Chor,
Schlummre in Frieden!

Feierlich begleitete der majeſtätiſche Orgelton und das fortdauernde Geläute der Glocken den Geſang, der auf des Wohllautes melodiſchen Wellen in des Abends heilige Feierſtille hinausſtrömte:

Von des Lichtes heil'ger Quelle,
Strahlt die Wahrheit ſternenhelle:
Wir auch werden einſt vergehn.
Werden dann von Engelchören
Dort das Halleluja hören,
Wenn wir ſelig auferſtehn.
Schlummre in Frieden!

Eine tiefe Stille trat ein, die nur das leiſe Schluchzen der bewegten Nonnen und des Volkes unterbrach. Noch einen Blick auf die ſchöne Leiche, noch ein ſtilles Gebet für ihre Seele und den letzten Segen, und der Sarg wurde verſchloſſen und hinabgeſenkt. Dumpf rollten die Schollen. Wie der Todtengräber den Hügel gebildet hatte, deckten die Schweſtern die Kränze, die den Sarg geſchmückt, auf das Grab. Golden und purpurn erglühten die Abendwolken und ſchimmerten durch das Laubgrün des nahen Waldes. Die Nonnen ſangen:

Schweſter, nun im ew'gen Lenze,
Sieh, es decken Blumenkränze
Deinen ſtillen Hügel zu.
Bis zum Tage der Erhebung,
Bis zum Ruf der Auferſtehung,
Schlummre Schweſter, ſchlummre du!
Schlummre in Frieden!

Leiſe und lieblich verhallten Lied und Klänge, und nach einem kurzen Gebet zogen die trauernden Schweſtern in das Kloſter zurück, und des Volkes Schaaren zerſtreuten ſich, aber wie es bereits dunkelte, knieten an Niwa's Grabe ein junger Rittersmann in der Hofkleidung des Herzogs, und ein ſchöner goldlockiger Knabe, welcher heftig weinte, während ſein Gefährte im frommen Gebet verſunken ſchien. Endlich erhob er ſich, faßte den Knaben bei der Hand und eilte mit ihm durch die noch für ſie offen gebliebene Pforte de

Kloſtermauer nach einer Baumgruppe hin, wo ein Knecht mit Pferden ihrer harrte. Der junge Ritter hob den Knaben auf das eine Roß, drückte ihm warm die Hand, ſchwang ſich auf das zweite, und ſtill und raſtlos ritten ſie raſch durch die Waldung.

Hinter den fernen Sudeten aber erhob ſich der Vollmond groß und ſchön, und beleuchtete ihren Pfad, und goß ſein Silberlicht über die ſchlummernde Erde, und auf das blumenbedeckte Grab der frühverblühten Himmelsbraut.

* * *

VII.

Durch Böhmens friedliche Gefilde wälzten ſich in Eilmärſchen die Heere des feindſeligen Polenkönigs, durch Raub und Mord und Plünderung ihre blutige Bahn bezeichnend. Vergebens war der Städte und Burgen ſchwacher Widerſtand, ſie wurden genommen, beſetzt oder eingeäſchert, und ehe noch ein vollendetes Heer ins Feld rücken konnte, ehe die Wladyken und die Bürger der Städte ſich gerüſtet und geſammelt, und der Heerbann durch alle Gauen gedrungen war, nahete Boleslav ſchon Prag in fürchterlicher Schnelle, ſchlug die ihm entgegengeſchickten Kriegerhaufen und ſtand ſiegtrunken an einem Morgen auf dem Berge, welcher in einer ſpätern Zeit von dem böhmiſchen Helden Ziska ſeinen Namen erhalten, von deſſen Gipfel er das herrliche Prag mit ſeinen Kirchen und Klöſtern überſchaute, und die Burgen, die es umgaben, während ſeine Heeresmaſſen ſich aufrollten auf der Ebene gegen das Dörfchen Libin hin, und um Wrſchowitz her am Fuße des langen Berges hin, der Schlacht und des Angriffes des Böhmenherzogs gewärtig.

Neben dem König hielt auf ſchwarzem Roſſe ſein Feldmarſchall, der verrätheriſche Wrſch, und ſah mit teufliſcher Luſt und mit den Blicken triumphirender Rache auf die Landſchaft unter ihm, die verderben ſollte unter der Ruthe ſeines Zornes und dem Ungewitter des Krieges, das er heraufbeſchworen gleich einem finſtern Zauberer. Er blickte ſcharf hin nach dem Wiſchehrad, der in ſich hielt den Thron und die Krone des reichen Herzogthums, und er ſah die letztere ſchon auf ſeinem Haupte im Spiegel der Phantaſie, denn Statthalter nur zu ſeyn, wie ihm Boleslav verheißen, dünkte ihm ein zu ſchlechter und geringer Lohn für alle Unthaten, die er verübt, für alle Frevel, die er begonnen, und er meinte es im Herzen mit Boleſlav von Polen nicht viel beſſer, wie mit Böhmens Herzoge.

«Siehe, mein König, das iſt Prag!» rief er Boleſlav zu; «dort jenes Schloß, das ſich auf ſeinem Felſen ſo ſtolz und prächtig mit Mauern und Thürmen erhebt, iſt der Wiſchehrad. Heute nehmen wir die Stadt mit Gewalt oder Liſt; Hinek wird Wort halten, und das Pförtchen öffnen, und morgen vielleicht ziehſt Du ein auf dem feſten Schloſſe des ſchwachen Jaromir, und er und die Seinen liegen Dir zu Füßen und flehen Gnade von dem Ueberwinder. Aber dann, König — keine Gnade!»

Jetzt zogen zahlreiche Schaaren aus dem Thore Prags, welches nach Libin zu gelegen iſt, und zu gleicher Zeit kamen vom Wiſchehrad her Reiter und Fußvolk, und Jaromir zog ſelbſt an der Spitze ſeiner Trabanten, den Feinden muthig entgegen.

«Endlich kommen die Mäuſe aus ihren

Löchern, nur drauf, ſie zu jagen!» rief Kochan, und ritt ſchnell den Berg hinab, ihm ſchloß ſich eine Abtheilung der edelſten und tapferſten Polen an, und die Thäler und Ebenen entlang ſchallten ermuthigende Klänge der Trompeten und Hörner und das Jubelgeſchrei, mit welchem die treuen Böhmen ihren Herzog begrüßten, und der wilden Polaken Schlachtruf, und da und dort geriethen ſchon die Haufen an einander.

Und wieder wie damals, als die Angſt um Jaromir die Herzen mit banger Sorge erfüllte, waren die Herzoginnen mit Boleslav und einigen Dienerinnen in einem Saale des Schloſſes verſammelt, von welchem ſie einen Theil des Schlachtfeldes überſchauen konnten, und wie dort über den jetzt wildkämpfenden Schaaren die Wage Bellonens ſchwankte, und die Zunge der Entſcheidung ſich von einer Seite zu der andern neigte, ſo wechſelten bald Furcht bald Hoffnung auf den bleichen Geſichtern der Anweſenden, während Boleslav's Greiſenantlitz in faſt ſteinerner Ruhe emporſtarrte, und nur zuweilen ein ſchmerzliches Zucken der bebenden Lippen und in den tiefen Falten um den Mund das innere, tiefe Weh verſichtbarte.

«Heiliger Gott, ſie fliehen!» rief die Herzogin Strzizka mit Schmerzenstönen, und ſank in die Arme der dienenden Jungfrauen, während Czemislawa mit einem ſtummen Seufzer gen Himmel blickte, und die in einander geſchlagenen Hände wie zum flehenden Gebet erhob. Tief ſeufzte Boleslav, und hob ſich mit zitternder Hand im Seſſel empor.

Die Herzogin hatte recht geſehen: wie tapfer auch Böhmens Männer kämpften, zu geringe war ihre Anzahl gegen die Uebermacht der Feinde, ſie mußten weichen. Erſt floh in einzelnen Haufen das Fußvolk, dann wankten auch die Reiter, Jaromir ſahe, daß er nicht Sieger bleiben würde in dem ungleichen Kampfe, und ließ mit ſchwerem Herzen die Signale zum Rückzuge geben. Viele Todte ließen ſie auf der blutigen Wahlſtatt.

Bald wurde der Wiſchehrad erſchüttert von dem Gelärm der Zurückkehrenden, aber der Herzog war nicht unter ihnen. Ein Page meldete den Matieg Howora und dieſer trat, den verwundeten linken Arm in einer Binde, noch erhitzt vom Gefecht, in den Saal.

«Wo iſt mein Gemahl?» rief ihm Strzizka hochathmend und in Todesangſt entgegen.

«Er läßt Dir ſeinen Gruß entbieten durch mich, hohe Herrin,» antwortete der Gefragte, «und es habe die Hand des Herrn ihn geſchirmet in dem heißen Kampfe; und ob er auch der Ueberzahl der Feinde gewichen ſey, ſo hoffe er doch des Feindes ledig zu werden, wenn die erwartete Hülfe erſt eingetroffen aus den entlegenen Herrſchaften. Er wolle aber nun vor allen ſein geliebtes Prag vertheidigen, und es ſollen ſeine edle Gemahlin und die erlauchten Eltern nicht zagen und bange ſeyn um den Herrn.»

«Und wenn indeß die Feinde das Schloß beſtürmen,» unterbrach Frau Czemislawa den Sprecher: «wer hilft dann uns wehrloſen Frauen, was kann es uns frommen, wenn der Herzog die Stadt beſchützt und die Hofburg preisgiebt?»

«Das thut der Herr nicht, edle Frau,» erwiederte Matieg ehrerbietig; «er hat Zagicz Dieczin, Ladislav Leskow und mich zu Hauptleuten und Wachtmeiſtern ernannt auf dem Schloſſe Wiſchehrad und es ſind uns vierhundert der beſten Krieger gefolgt.»

Und die genannten Jünglinge traten in den Saal; Wesna's dankende Blicke flogen zum Himmel und weilten dann feſt auf dem Geliebten, der ſich mit den Freunden auf ein Knie niederließ vor den Herzoginnen, und es ſprach der junge Howora:

«Wir geloben Euch, den theuerſten Kleinoden unſers erlauchten Gebieters, die ſeine Gnade uns zu ſchützen anvertraut, Treue und Muth und Ausdauer bis zum letzten Athemzuge, auf Wladykenwort und Ritterehre! Wir ſchwören bei dem Kreuze des Erlöſers, Euch zu beſchirmen und zu bewahren vor jeder Gefahr, und ſetzen willig unſer Leben zum Pfande unſerer Treue und unſres Gehorſams.»

«Wir danken Euch, Ihr jungen Helden!«

nahm Czemislawa das Wort: «Mögen wir bald beſſere Tage ſehen, und Euch dann lohnen können für Willen und That. Geht und kämpft, unſre Gebete ſollen Sieg und Ehre für Eure Waffen vom Himmel herabflehen.»

Die Jünglinge erhoben ſich und gingen. In den Saal trat die Greiſin Hemma, die nur ſelten ihr ſtilles Gemach verließ, und kaum berührt von den Erſcheinungen der Außenwelt, dieſen wenige Theilnahme weihte.

«Was tobt doch ſo durch unſer Haus wie kriegeriſcher Lärm?» fragte ſie mit dem leiſen Ton, der hohem Alter eigen iſt.

«Es iſt Krieg, Mutter,» ſprach Czemislawa bekümmert, indem ſie ihr entgegenging, und ehrfurchtsvoll ihre welken Hände faßte, und Boleslav ſeufzte: «O meine Mutter, das iſt die Hand, die mich blendete, die jetzt drückend auf unſerm Lande ruhet.»

«Es iſt die Hand des Kochan Wrſch,» ſetzte Czemislawa ſchwermüthig hinzu.

Und die alte Frau warf einen Blick voll

unendlichen Kummers auf den blinden Sohn, deſſen Kraft und Blüthe gebrochen war vor der Zeit, und liſpelte tonlos vor ſich hin: »O Libuſſa, wie blutig erfüllen ſich Deine Weiſſagungen!«

Es war um die achte Stunde Abends, als im Hof der Pfalz zu Goslar eine neue Wache aufzog vor dem Thurme, in welchem Udalrich gefangen ſaß. Die Wache beſtand aus ſechs Söldnern, von denen einer ſofort Poſto faßte am oberſten Ende der ſchmalen Schneckentreppe, auf dem drei Schritte langen Vorplatz vor der Thüre des Thurmgemachs. Ein zweiter ſtellte ſich auf vor dem Thurmpförtlein im Hofe, und ſchritt dann, die ſchwere Hellebarde auf die Schulter gelegt, langſam davor auf und ab. Die drei Uebrigen ſetzten ſich mit dem Wachtmeiſter in eine kleine Wachtſtube im Erdgeſchoß, zündeten eine Hängelampe an und begannen zu würfeln um den Sold, den ſie heute empfangen. Es waren aber lauter welſche Kriegsknechte, bis auf einen, der nicht Theil nahm an dem Würfelſpiel, und nur gebrochen die Sprache jener redete, doch lag in ſeinem Weſen ſo viel Freies und ächt Soldatiſches, und der Ausdruck ſeiner Geſichtszüge trug ſo ſehr den Stempel geiſtiger Ueberlegenheit, wie der Bau ſeines Körpers ſich durch Kraft und Gediegenheit in den regelmäßigſten Formen vortheilhaft vor den Uebrigen auszeichnete. Er war ſtill und verſchloſſen, was ſeine Kameraden ſchon gewohnt zu ſeyn ſchienen, denn ſie ſpielten und plauderten ruhig fort, ohne ihn anzureden oder zu ſtören.

Der Wachtmeiſter zog eine Flaſche hervor, trank und reichte ſie, mürriſch das Geſicht verziehend, weiter. Der Nächſtſitzende trank, und machte, ſich ſchüttelnd, ſeines Vorgeſetzten phyſiognomiſche Mimik nach. Wie die Flaſche an den Deutſchen kam, koſtete er, und warf ſie gleich darauf ſo heftig auf das Eſtrich, daß ſie in Scherben zerſplitterte und der Wein umherſprützte.

«Johannes, was ſoll das?» fragte der Wachtmeiſter mit einem böſen Blick.

«Iſt das recht und billig,» fuhr der deutſche Soldat auf, indem er ſich von der Bank erhob, daß er faſt anſtieß an die Decke des kleinen und niedrigen Gemachs; «iſt es billig, des Kaiſers Kriegsknechten ſolchen Wein zu reichen zum Nachttrunk, der wohl den Stallknechten und Troßbuben zu ſchlecht iſt, und dem Schranzenvolke gut genug dünkt für den Soldaten, der es ſich ſauer werden laſſen muß im ſchweren Dienſt, und zum Beiſpiel hier ſitzen in dem kalten Gemäuer, und ſtatt den Magen zu erwärmen durch einen guten Schluck Weins, ihn verderben ſoll mit ſolchem Höllengebräu?»

«Johannes!» rief der Wachtmeiſter immer noch unmuthig, indem er auch aufſtand: «ich nichts gebe für deinen langen Sermon, wenn Du nicht giebſt uns eine andre Flaſche Wein.»

«Das verſteht ſich wohl von ſelbſt, mein Herr Wachtmeiſter,» war des Kriegers Antwort; «daß ich meine brave Kameraden nicht durſtig laſſen will dieſen Abend und die kühle Nacht hindurch, darum habe ich geſorgt für edleres Gewächs, das mir mein Vetter, der Kellermeiſter, heute heimlich zugeſteckt, als er hörte, daß ich auf die Wache zöge mit Euch, geehrter Wachtmeiſter, und nun ſollt Ihr mir freundlich Beſcheid thun.»

Johannes hatte bei dieſen Worten zwei volle Flaſchen unter dem Mantel hervorgezogen, trank und reichte ſie weiter.

«Mein Sohn, Deine Rede wohl klingt,» ſchmunzelte der Wachtmeiſter, als er die Flaſche in die Hand nahm, und er trank mit durſtigen Zügen.

«Ach! mein Sohn, geſegnet ſeyſt Du!» rief er behaglich aus, ſich den Dickbauch klopfend und den Schnauzbart ſtreichend: «Das iſt Landsmann von mir, das labt, das wärmt. Nicht zu viel auf einmal, Kinder!» rief er den andern Beiden zu, die die Flaſche ſchon faſt leer auf den Tiſch ſtellten.

Jetzt ſchrie draußen der Wachthabende zur Ablöſung, und der Deutſche gürtete ſein Schwert um, ergriff die Hellebarde und ſtieg die Wendeltreppe hinan, während einer ſeiner Kameraden den Außenpoſten im Hofe ablöſte.

»Spute Dich, Joſeph,« ſprach Johannes zu dem noch obenſtehenden Söldner; »ich habe Dir einen guten Trunk unten gelaſſen!« Und in voller Haſt eilte der Abgelöſte hinab, um nicht zu ſpät zu kommen.

»Gott ſey geprieſen, der bis hierher half; ſtehe mir bei Sankt Michael, daß ich glücklich mein Werk vollende!« betete Johannes leiſe. Und er harrte noch eine Viertelſtunde, bis es ganz ſtille wurde, dann ſchloß er mit geheimen Schlüſſeln die Thüre auf, ſchob die Riegel zurück, und hielt ſie, daß ſie nicht klirrten, und öffnete das Gemach.

Udalrich lag ruhig ſchlummernd auf einem ärmlichen Ruhebette, und fuhr, vom leiſen Geräuſch ermuntert, erſchrocken auf.

»Wer biſt Du, Henker oder Meuchelmörder?« fragte er, als er des Mannes dunkle Geſtalt in dem Gemache ſah, welches der Schein eines dem Verlöſchen nahen Lämpchens nur ſpärlich erhellte.

»Keiner von Beiden,« mein Prinz, antwortete eine tiefe Baßſtimme.

»Mein Ohr hat ſich dieſer Benennung bald entwöhnt," ſprach der Gefangene, "und ich habe mein Gedächtniß gebeten, ihn aus meinem Gehirn hinwegzuwiſchen; ſprich, wer biſt Du, und was willſt du?"

"So Gott will, Euch befreien," antwortete Johannes.

"Deine Stimme klingt, wie ein lieber Ruf aus ferner vergangener Zeit. O mein armer Verſtand, ich werde am Ende wahnwitzig geworden ſeyn in dieſem Kerker," ſeufzte Udalrich gepreßt, und legte die flache Hand an die Stirne.

"Das wolle Gott verhüten," gegenredete der Krieger; "bin ich Euch ſo fremd geworden in der kurzen Zeit, die Euch freilich lang genug mag geworden ſeyn, daß Ihr mich nicht mehr kennt? Schwur ich nicht, als Ihr von mir gingt als Gefangener, mein Leben zu wagen für Eure Befreiung? Und ſehet, der treue Hans Stettenberg iſt hier, Euch hinwegzuführen aus dieſem Thurme."

"Du, mein Stettenberg, mein Retter!" rief Udalrich, und lag an des Ritters Bruſt. "O komme ſchnell, ſchnell fort aus dieſer Wohnung des Grames und der Verzweiflung!»

«Nicht allzuraſch, mein Prinz,» antwortete Stettenberg. «Stärkt Euch zuvor mit dieſem Labetrunk, und kleidet Euch warm, denn wir müſſen die Nacht durch reiten, die kühl und feucht iſt, und Ihr ſeyd geſchwächt durch die Haft. Indeß will ich ſehen, ob unten mein Wein ſeine Wirkung gethan.»

Schnell entledigte ſich der Ritter ſeines klirrenden Waffengeräthes, und ſchlich, nur mit einem großen deutſchen Dolche bewehrt, die Schneckentreppe hinab. Noch hatte er die letzte Stufe nicht erreicht, da traf ein ſeltſames Geräuſch ſein Ohr, und er unterſchied bald, daß es nichts ſey, als ein vollſtimmiges anhaltendes Schnarchen. Er klinkte die Thüre auf und lugte vorſichtig hinein, da ſah er eine ſehr maleriſche Gruppe von vier in verſchiedenen Stellungen ſchlafenden Kriegsleuten, über welche die düſter brennende Ampel wunderliche Streifzüge warf. Stettenberg ſchlich zur Pforte und ſah den Außenpoſten ebenfalls an der Mauer des

Thurmes in ſich zuſammengeſunken und feſt ſchlafend. Raſch eilte er wieder hinauf, wo ſchon Udalrich fertig harrte, und nachdem ſich Stettenberg wieder gerüſtet, ſtiegen beide vorſichtig hinunter. Stettenberg ging noch einmal in die Wachtſtube, nahm des Wachtmeiſters Hut und Mantel, hüllte Udalrich in den letztern, ſetzte den erſten ſelbſt auf, und trat mit dem Prinzen aus dem Thurmpförtchen.

Bekannt mit allen Winkeln, Thoren und Thüren, vermied der Ritter alle Wachen, glücklich gelangten ſie in den Garten, und von da mittelſt eines Seiles an der hohen Mauer hinab ins Freie, wo ſchon zwei Knechte ihrer mit Pferden harrten. Froh, daß die Rettung gelungen, ſaßen ſie auf, und immer weiter ſich entfernend von der Hofburg des falſchen Kaiſers verhallte der Hufſchlag ihrer Roſſe in dem Dunkel der Nacht.

Die Feuer loderten hell im Lager der Polen, und die Stunde der Mitternacht ſchwebte auf düſtern Fittigen herab, da zog ein Haufe Krieger aus der Burg in Wrſchowetz, wo **Boleslav** wohnte, angeführt von **Kochan Wrſch**, und zog dem Lager vorüber, immer zur Linken laſſend die Stadt, auf deren wohlbeſetzten Mauern die Wachen der Bürger auf- und abſchritten. Es ging aber dem Häuflein, das ſo behutſam dahinſchleichend der Stadt ſich näherte, ein Verräther voran, deſſen Namen **Klio** der Aufzeichnung in ihren Annalen nicht würdig gefunden. Und ſo kamen ſie, nachdem ſie faſt eine Stunde gegangen waren, an einen einſamen Platz jenſeit dem Wege nach Libin, von welchem Platz in geringer Entfernung die Mauer der Stadt ſich hinzog, und den der vorbeirauſchende Moldauſtrom begrenzte. Es war eine düſtre Nacht, die ſchauerlich erhellt war durch die fernflammenden Feuer, und wie die Männer jenen Raum betraten, erhob ſich mit brauſendem Flügelſchlag und wildem Gekreiſch eine Schaar von Geiern und Raben.

»Hier müſſen wir des Zeichens harren,« ſprach der Wegweiſer leiſe, und **Kochan** ließ die Krieger halten, er ſelbſt ging hinweg von ihnen auf dreißig Schritte, lehnte ſich an einen Baum, und überließ ſich finſtern brütenden Gedanken. Es war eine grauenvolle Stille um ihn, nur unterbrochen durch Geſchrei der Raubvögel und das einförmige Brauſen der Stromeswellen; ein widriger Geruch wie von Leichnamen verpeſtete die Atmosphäre, drüben auf der Inſel im Strom flackerten Irrlichter, über die Wogen ſchienen bleiche Dunſtgeſtalten zu ſchweben. Dieß Alles durchſchauerte den Wrſch und weckte in ſeiner Bruſt jene trüben und widerſtreitenden ängſtlichen Gefühle, die immer die Seelen derer martern, die ſich eines böslichen Thuns bewußt ſind.

»Nein, ich kann nicht zurück,« ſprach er halblaut zu ſich ſelbſt; »ich muß dem Verhängniß folgen, das mich fortreißt auf dem dunkeln Pfade, den es mir vorgezeichnet, und den ich nur zu willig zu wandeln begonnen. Thörichter Boleslav, Du wähneſt, für Dich und Deinen kargen Sold wäre der Wrſch zum Hochverräther geworden an ſeinem

Herzog, für Dich habe er den Mord verſucht an Jaromir, für Dich gekämpft und geblutet in der Schlacht, und für Dich und Deine wüſten Polen öffne er jetzt das ſchöne Prag? — Du haſt dich verrechnet. Rache trieb mich allein, und eine höhere, ſtolzere Hoffnung, und die Enkel des Lech ſollen ſo wenig länger auf Böhmens Throne ſitzen, wie die des Czech, das ſey geſchworen beim Czernebog und ſeinen Geſellen!»

«Wer ſchwört noch in dieſem Lande bei den alten Göttern?» krächzte neben ihm eine Eulenſtimme, und aus einem umbuſchten Graben hob ſich ein ſpukhaftes altes Weib und rief: «Grüß Dich der Alte da drunten, bei dem Du geſchworen, mein Söhnlein! Was ſuchſt Du?»

«Hebe Dich weg Scheuſal, und ſtöre mich nicht!» rief Kochan finſter.

«Hihi, mein Söhnlein, nun kenne ich Dich, weil Du mit mir geſprochen; Du biſt wohl gekommen, um zu ſehen, was die Vettern machen, deren Häupter auf dieſen dreizehn Pfählen aufgepflöckt ſind; hoch, recht hoch;

Du haſt gerade den Ginderczich über Dir!»

Das Blut ſtarrte dem Wrſch in den Adern, ſo war es kein Baum, an den er ſich gelehnt, war ein Schädelpfahl, und er ſtand auf der Borzina. Daher der Leichengeruch, nun wußte er, warum die Geier und Raben ſo kreiſchten.

«Botin des Pya, wer biſt Du?» rief Kochan wild, und faßte das Weib. «Was treibſt Du hier zu dieſer Stunde?»

«Hihi, mein Söhnlein,» lachte die Alte; «Haſt Du noch nicht gehört von der Zauberwurzel Mandragora, die nur allein wächſt, wo das Erdreich gedüngt iſt mit Armſünderblut? Die muß um Mitternacht gegraben werden, und wächſt hier auf dieſem Boden. Ja, ja,» fuhr ſie geſchwätzig fort: «die Wrſch hatten heißes Blut, und gedachten wohl eher zu ſitzen auf Böhmens goldnem Herzogsthrone, als hier zu enden unter dem Schwert des Henkers.»

«Wer biſt Du, alte Hexe?» rief Wrſch halblaut, und hielt noch feſter die dunkle Frauengeſtalt.

«Laß mich los, mein Söhnlein,» flehte ſie; «drücke mich nicht ſo hart; kennſt Du denn die alte Strziſlawa nicht mehr, mein Söhnlein?»

«Du biſt es, Sündenweib!» rief er erſchüttert, und ließ ſie los.

«Hihi, nun kennſt Du mich!» krächzte ſie; «haſt du keine Brieflein zu tragen? ſoll ich Dir wahrſagen?»

«Es iſt mehr als genug von uns geweiſſagt,» ſprach Wrſch mit einem ſchmerzlichen Blick hinauf zu der Spitze des Pfahls; und es hat ſich ſchon zu viel erfüllt. Geh, Strziſlawa, verlaß mich, ich habe nichts mehr mit Dir zu ſchaffen.»

Aber die Alte richtete ſich ſtolz vor ihm auf, hielt hoch in der fleiſchloſen Hand der Alraunwurzel ekelhafte Menſchenpuppe; ihre Gewänder rauſchten und wehten im Nachtwind, ihr greiſes Haar flatterte aufgelöſt um Stirn und Nacken, und ſie heulte in widerlichen Tönen: «Was jene weiſe Herzogin geweiſſagt mit Hülfe des Beelbog, das wird ſich Alles erfüllen zu ſeiner Zeit, aber Eins wußte ſie doch nicht, was die alte Strzislawa geleſen hat in den Lineamenten der zarten Hand von der, die Kochan Wrſch wohl kennen wird, wenn er dreizehn Jahre zurückdenkt. Merke, Du ſtolzer und wilder Wladyke, was Du zu erſtreben ſuchſt durch Verrath und Mord und Hinterliſt, es wird Dir nimmer gelingen, aber Schönheit und Liebe werden ſiegen! Ich ſehe Dein Blut, Dein Töchterlein, und um ihr Haupt der Böhmenherzoge ſtrahlenden Goldreif!«

»Was ſagſt Du, biſt Du wahnſinnig, Weib?« rief Wrſch; »welcher Geiſt ſpricht aus Deinem Munde?« Er wollte ſie wieder greifen und feſthalten, aber ſie war in die Schatten der Nacht verſchwunden.

»Wenn es wahr wäre, Wrſch,« ſprach er, von einer frohen Hoffnung und der Regung eines beſſern Gefühls plötzlich ergriffen, »wenn es wahr wäre, was die alte Zauberin ſpricht, dann könnteſt Du ja das Schwert ruhig in die Scheide ſtecken, und das Geſchick ruhig walten laſſen. Vielleicht verziehe auch der mildherzige Jaromir, und Alles wäre gut, und viel beſſer als jetzt.«

Da ſchrie wieder laut von einem Schädelpfahle ein Rabe.

«Nein, Rache! Rache!» fuhr er auf; «die Gemordeten, die Gerichteten mahnen mich an meinen Eid, den ich ſchwur, als mir Jan das Tuch brachte, das er getränkt mit ihrem Blute. Und ſo ende blutig, was blutig begonnen wurde!»

Wie er die Wehrmänner erreichte, zeigte ſich über dem Armſünderpförtchen ein Lichtſchein, der gleich wieder erloſch, ſie rückten nun leiſe heran, das Pförtchen that ſich auf, und Hinck, in Kriegertracht, begrüßte die Ankommenden. Erſchlagen waren die Wachen des Thürmchens im Schlafe, und längs der Mauer hin führte Hinck die Bewaffneten bis zu dem Thore, das ausging nach dem Lager der Polen. Auch dort ſanken bald unter dem Meuchlerdolch die Männer, die es bewachten, eine Fackel flammte einige Minuten auf dem Thurme, und vom Lager her ſcholl bald ein dumpfes Getöſe.

Boleslav's Schaaren wälzten ſich heran, die Hörner lärmten, Feuerſignale flogen wie glänzende Meteore zu dem dunkeln Nachthimmel empor, und die aus den Schlaf geſchreckten Bürger und die Beſatzung eilte zur Vertheidigung auf die Mauer. Auch der Herzog ritt mit ſeinen Begleitern durch die Straßen, zur tapferſten Gegenwehr ermunternd, und die Angreifenden wichen bald zurück; denn nur verſtellt war der Angriff; durch das von innen weit geöffnete Thor ſtrömten die mord- und beuteluſtigen Schaaren.

Und es wurde bald den Bürgern ſchrecklich klar, daß ſie verrathen waren, und es ſank der Muth der Tauſende, als lähme ihn der Strahl der elektriſchen Wolke. Viele kämpften verzweifelnd, Jaromir ſtritt mit im dichten Gewühl gegen die Eindringenden. Aber wie Wogen eines empörten Stromes drückten die Maſſen auf einander, jeder Widerſtand war vergebens, grollend mit dem Himmel und ſeinen Unſtern verfluchend, riß der Herzog ſein Roß zur Flucht herum, und rettete ſich mit ſeinen Getreuen durch das Thor, das zum Wiſchehrad führte, und das herrliche Prag war in den Händen der Feinde.

Durch der Potanka freundliches Wieſenthal, das von düſtern Waldungen umkränzt war, zogen auf ermüdeten Roſſen zwei Reiter, ſtaubbedeckt, matt und durſtig, und gewahrten, nicht allzufern, ein niedriges Hüttendach.

«Dort ſcheint doch noch ein Menſch zu wohnen, und die Fackel des Krieges, die Böhmen in Brand geſteckt, ſcheint nicht gewüthet zu haben in dieſem ſtillen Thale,» ſprach der Jüngere zu ſeinem ältern Begleiter. «Laßt uns abſteigen,» antwortete der Angeredete; «mögen die Roſſe ein wenig graſen, während wir ſehen, ob uns die Hütte noch eine andere Erfriſchung reichen wird, als die, die uns dieſes kühle, murmelnde Flüßchen darbietet.»

Sie ſtiegen ab, entzäumten die Roſſe, ließen ſie frei laufen auf dem grasreichen Wieſengrund und ſchritten der Hütte zu. Sie hatten ſie noch nicht erreicht, als der Jüngere plötzlich ſtehen blieb, ſeines Begleiters Arm ergriff, ihn ſo zum Stehen zwang, und indem er den Rain abwärts zeigte, begeiſtert flüſterte:

«Himmel, welch ein Mädchen!»

Barfuß, in einem einfachen ländlichen Röckchen und einem halboffenen Mieder, das über ein blüthenweißes Hemde gezogen war, ſtand ein Mädchen gebückt am Uferrande, und wuſch. Der Kopf war unbedeckt, lange braune Locken wallten am Lilienhals hinab, und ringelten ſich in anmuthiger Fülle über die Schultern, den Nacken und den halbverhüllten, jugendlichen Buſen. Die kleine Anſtrengung hatte die Wangen, die Stirne und den Hals des holden Kindes mit dem lieblichſten Karmin übergoſſen, und ſeine Augen blickten wie ein Vergißmeinnichtpaar in einem Roſenſtrauche unter den zartgebogenen Braunen hervor. Die Form ihres Leibes hatte noch nicht die Fülle der erwachſenen Jungfrau, aber es umfloß das reine Ebenmaß ihrer Glieder ein wunderbarer jungfräulicher Reiz. Die Wellen der Potanka ſchienen mit Luſt die ſchneeweißen, nackten Füßchen zu küſſen, und eiferſüchtig raſchen Laufes eine die andre zu verdrängen.

«Ha, ſie iſt ſchön wie Ziwie, die meine

Vorväter die Göttin der Liebe nannten, und tauſendmal ſchöner, wie alle Statuen und Bilder der geprieſenen Griechengöttinnen, die ich geſchaut an Fürſtenhöfen,» ſprach leiſe der im ſeligſten Anſchauen hochentzückte Jüngling, da wieherte nicht weit davon eines der ledigen Roſſe, des reichlichen Futters froh, und das Mädchen ſah auf, ſah die beiden Ritter, des Jünglings Feuerblick begegnete ihrem ſanften und im höhern Inkarnat erglühend, floh ſie mit einem leichten Schrei des Schreckens und der Scham, wie ein geſcheuchtes Reh von dannen, und in das kleine Haus hinein, auf welches die beiden Ritter nun zuſchritten.

Wie ſie nahe genug dabei waren, hörten ſie die keifende Stimme eines alten Weibes im Innern der Hütte, welches dann neugierig den Kopf aus einer Fenſterlücke ſteckte.

«Hört, gute Frau,» redete ſie der ältere Ritter an: «könnt Ihr uns nicht mit einem Trunk friſcher Milch und einigen Biſſen Brodes erquicken? Gern lohnen wir Euch den Liebesdienſt.»

»Ei freilich, mein Sohn,« scholl die Antwort, »will ich Dir und Deinem hübſchen Gefährten reichen, was mein ſchlechtes Haus vermag, ſo Ihr nur meiner kleinen **Bozzena** nichts zu Leid thun wollt, die Ihr gar arg erſchreckt habt, und die ſich ſehr fürchtet vor Euern Bärten und Euern blanken Harniſchen und buſchigen Helmen.«

»Beſorgt Euch nichts Uebels, Alte,« antwortete der Geſchwätzigen der Sprecher. »Es iſt nicht deutſcher fahrender Ritter Art, zarte Jungfrauen zu kränken.«

Die Alte zog ihr vergelbtes Mumienhaupt zurück, und nach kurzer Weile trat **Bozzena** aus der Hüttenthüre, ganz bekleidet und züchtig verhüllt, um den ſchönen Hals eine rothe Korallenſchnur, aber die Locken umwallten noch frei, wie zuvor die liebliche Mädchengeſtalt, die beim Anblick der Fremden aufs Neue erröthete und mit ſchüchternem Gruß ihnen die begehrte Labung bot.

»Mögen Dich die Engel ſegnen, denen Du gleichſt, Du holdes Kind!« rief der Jüngling mit Feuer und drückte die niedliche Hand des Mädchens mit den Gefühlen der Dankbarkeit und der erwachenden Liebe, während er den Holzbecher leerte, den Bozzena ſogleich wieder aus einem irdenen Krüglein für den ältern Ritter füllte.

Unterdeß kam Strzislawa aus der Hütte gehinkt, und rief freundlich: »So recht, mein Töchterlein, das gefällt mir, daß Du ſo artig biſt, aber gebt mir doch einmal Eure Hände, Ihr deutſchen Ritter, daß ich Euch wahrſage.«

Lächelnd hielt der Aeltere ihr ſeine Hand hin. »Es wird wenig darin zu leſen ſeyn, vielleicht ein ehrlicher Tod in der Ritterſchlacht, und der wäre nicht unwillkommen.«

Die Wahrſagerin ſuchte in den Linien, während der Jüngling in den milden Augenſternen ſeiner wonniglichen Hebe ſein Schickſal erforſchen zu wollen ſchien, und ihre Hand feſt in der ſeinen hielt.

»Du biſt brav und muthig, mein Sohn,« ſprach die Alte zu dem Ritter: »Deine Lebenslinie iſt lang, vom Glück ward Dir nicht allzuviele Gunſt, aber wie Du in Ehren gelebt haſt, wirſt Du einſt in Ehren dahinfahren, und den Ruhm eines wackern Mannes mit in das Grab nehmen.»

«Ich bin zufrieden, Mutter, mehr habe ich nie begehrt,» erwiederte der Ritter auf ihre Prophezeihung.

«Nun, nun, mein Söhnlein,» wandte ſich die Alte jetzt an den Jüngern: «was hältſt Du die Hand meiner Bozzena ſo feſt? Laß das Kind los, ſieh nur, wie ſich's ſchämt; mir, mir jetzt Deine weiße Hand.» Lange nicht ſo willfährig, als ſein Gefährte, gehorchte jener der Aufforderung, und folgte mit den Blicken Bozzenen, die leichtfüßig wieder in das Häuschen eilte.

Einen forſchenden Blick warf die Alte in das Geſicht des Jünglings, ſchien zu erſchrecken, und ſtarrte lange in die Hand, unverſtändliche Worte murmelnd, dann als hätte ſie aus den Handlinien ein Geheimniß geleſen, ſtürzte ſie ihm zu Füßen und rief: «Heil Dir, und wehe mir Armen! Du biſt ein Erbe von Böhmen!»

»Bozzena!« rief ſie dem wiederkehrenden Mädchen zu: »Hieher, Bozzena! Kniee nieder vor dem Bruder unſeres erhabenen Herzogs, und hilf mir den Herrn bitten, daß er ſeiner Magd verzeihe, was ihr unbeſonnener Mund Unziemliches geſprochen.«

Und gehorſam ſank das liebliche Kind neben der Alten zu Udalrichs Füßen hin, und hob bittend zu ihm empor den frommen Engelblick und die weißen Hände, aber Udalrich zog ſie auf und drückte ſie, ſeiner hohen Geburt vergeſſend, freudeſelig und liebetrunken an ſeine Bruſt, und ſie flötete ſchamhaft: »O laß mich, mein Herr und Fürſt, nicht ziemet Dir und mir ein ſolches Umfangen!« Und ſie wand ſich wunderbar bewegt, von nie gekannten Gefühlen durchſchauert, aus den Armen des glühenden Herzogſohnes.

»Stehe auf, Weib, es ſey Dir jede unnütze und überflüſſige Rede verziehen um Deiner Gaſtfreundſchaft willen, die Du mir erwieſen, der jetzt, ein Flüchtling, in ſein armes Vaterland heimkehrt, und auf Umwegen nahe zu kommen ſucht der Burg ſeiner Väter, um vertheidigen zu helfen den Herrſcherſitz, den hohen Wiſchehrad.»

«Der iſt eng umſchloſſen von den Polen, mein Prinz,» warf die Alte demüthig ein, «auch iſt dieſer Pfad unwegſam gemacht worden, und die Freunde der alten Strzislawa haben das gethan, damit die wilden Feinde nicht auch in ihre friedliche Wohnung drängen, und das Kleinod derſelben, meine Bozzena, raubten. So Du aber, mein Prinz, zu Freunden des Herzogs gehen willſt mit Deinem tapfern Begleiter, ſo ziehe auf den Diewni, wo die Berkow hauſen, und wohin noch viele Wladyken geflüchtet ſind aus der Umgegend.»

«Die Feiglinge!» ſchalt Udalrich: «ſtatt das Vaterland zu vertheidigen, bergen ſie ſich hinter den Mauern der Schlöſſer, und ſehen ruhig zu, wie das Land verheert wird, ja ſelbſt mein Bruder.»

«Schelte nicht auf den lieben Herrn!» flehte die Alte. «Deine Ankunft wird Alle mit neuem Muthe beſeelen. Reitet auf dieſem Waldpfad fort und laßt den großen Berg immer zur Linken, Ihr könnt nicht irren, und werdet zeitig die Zinnen des Diewni ſehen.»

Stettenberg, der lange im ſtummen Sinnen geſtanden und auf Bozzena geblickt hatte, rief den Pferden, die muthig herbeigaloppirten.

«Habe Dank, Alte,» ſprach Udalrich: «Wir führen zu wenig Werthvolles bei uns, Dir nach Gebühr zu lohnen, und wollen Deine dankbaren Schuldner bleiben. Lebe wohl, liebliche Bozzena, komm, gieb mir die Hand zum Abſchied!»

Schüchtern nahte das jungfräuliche Mägdlein und reichte ihm die Rechte. Udalrich wollte ſie umarmen, aber ſie riß ſich los. «Lebt wohl, lebt wohl!» rief ſie mit ihrer ſüßen Stimme.

Freundlich grüßten die Reiter noch einmal zurück, ehe ſie in den düſtern Wald hineinritten.

«Stettenberg, dieſer Engel muß einſt mein werden, oder Keine,» ſprach Udalrich, und begleitete ſeine Worte mit einem ſehnſüchtigen Seufzer.

«Mein Prinz, Ihr entſchließt Euch raſch,» antwortete der Ritter lächelnd. «Ich kenne ſolche Aufwallungen des Jugendfeuers; hat doch der Anblick dieſes zauberiſchen Himmelskindes auch mir das kalte Herz erwärmt, mir ein theures, längſtverſunkenes Glück vor die Seele geführt, aber ſo wenig als ich werdet Ihr dieſes Mädchen freien. Bedenkt Eure Geburt, Euern Stand, ſie iſt vielleicht eines Bauern Tochter.»

«Und wäre ſie die eines Bettlers, eines leibeigenen Knechtes!» rief Udalrich entflammt. «Ich ſchwöre Dir bei meiner Fürſtenehre, Bozzena wird mein Weib. O hätte ich einen Thron, ihn mit ihr zu theilen, eine Krone, ſie ihr zu bieten!»

«Möge Euch nicht ſchnell gereuen, was Ihr ſo ſchnell beſchloſſen,» warnte Stettenberg. «Ein Fürſt ſoll nicht Scherz treiben mit ſeinem Wort und ſeiner Ehre, und kein braver Mann.» —

Und tiefer in die Waldberge hinein führte die Reiter der bezeichnete Pfad, und Bozzezens Bild umgaukelte den Fürſtenſohn, und ſchmückte mit dem Zauber der Liebe ſeine wachen Träume.

VIII.

Trübe Wolken umzogen die Herzogsburg; die Freude war geflohen aus den ſchönen und ſtolzen Hallen, und wo ſonſt fröhliche Becher erklungen waren, wo die Luſt gejubelt hatte, da ſchallte jetzt nur Waffengeraſſel und der Hauptleute lauter Kommandoruf; und ob auch täglich in Begleitung der tapferſten Anführer Herzog Jaromir alle Poſten beſuchte, und mit herzgewinnender freundlicher Rede die Vertheidiger zur Ausdauer ermunterte, ſo konnte er doch nicht bannen aus ſeinem eigenen Antlitz die Miene des Grames, aus ſeinen kummervollen Blicken ſtrahlte nicht mehr das Feuer freudiger Zuverſicht, das vor Kurzem noch Alle zu kühner Kampfluſt entflammt, und es nahmen Mißmuth und Verzagtheit überhand bei der Beſatzung der eng umſchloſſenen Felſenveſte.

Es kam eine helle Mondnacht, hoch ragte vom Wiſchehrad der Reklanthurm, wie eine graue Rieſenſäule in den reinen Himmel, auf ſeiner Zinne flammte ein Nothfeuer, wie ein drohender Kometenſtern, und dumpf und fürchterlich dröhnte des Thurmwächters Lärmhorn, denn es zogen die Polen heran zum nächtlichen Sturme des Wiſchehrad.

Da tummelten ſich unter einander die Krieger, eilten zu den Mauern, ſchrien und lärmten, und dumpf und ſchwer raſſelten Wurfmaſchinen und drehte ſich der Gewinde ſeufzendes Räderwerk, aber drinnen in den Gemächern weinten und jammerten, zagten und bangten die ſchwachen Frauen und Mädchen, die mit ſchwerem Herzen die Geliebten dem Tode entgegengehen ſahen, daß die Männer nur mit noch ſchwererem Herzen ihre Bruſt dem Schwert der Feinde zu bieten gingen, oder ihren geflügelten, verderblichen Pfeilen und dem ſchwachen Geſchlecht, das mit Weinen und Wehklagen die Säle und Hallen erfüllte, nur einen mäßigen Theil jenes Muthes wünſchten, der einſt Böhmens Weiber und Mägde zum trotzigen Aufruhr reizte. Nur Czemislawa blieb ſtandhaft, ſprach Muth ein der zagenden Schnur, verwies den Leibdienerinnen den ungehemmten Ausbruch ihres Schmerzes, tröſtete den blinden Gemahl, und pflegte der erkrankten Hemma, mit gefaßtem Geiſt ſich dem Unvermeidlichen fügend.

Ein wilder Kampf war entbrannt um das Schloß. Donnernd praſſelten von Mauern und Wällen Balken und Steine nieder auf die ſtürmenden Polen. Glühendes Metall fluthete hinab, und ſiedendes Oel, und geſchmolzenes Pech, und es ſanken Hunderte in die Arme des Todes. Aber leuchtend durch die Nacht ſchwirrten die Regen flammenden Rieſenpfeile, heraufgeſchleudert durch die Schnellkraft verderblicher Balliſten, durch die Luft, tödtend und zündend, und Verwirrung verbreitend unter den Kämpfern.

Herzog Jaromir kämpfte ſelbſt mit, ſeine Gegenwart begeiſterte dennoch ſeine Krieger, ſie wichen nicht, jede Leiter, die die Polen anzulegen ſuchten, wurde zerhauen, zerſchmettert, die Kühnen, die ſie beſtiegen, vermochten nimmer, ſich auf ihnen zu behaupten.

Von einem der Thürme Prags ſah **Boleslav** von Polen dem Kampfplatz zu, **Hinek** war bei ihm.

«Es geht doch nicht ſo ſchnell mit der Eroberung, wie der kluge **Wrſch** geträumt,» raunte der kecke Knecht, der wußte, was er ſeiner Zunge erlauben durfte, dem König ins Ohr.

«Du haſt Recht, **Hinek**, wir hätten geglaubt, uns früher auf den Herzogsſtuhl auf Wiſchehrad ſetzen zu können,» antwortete der König, und blickte düſter in die Wogen des unter ihm rauſchenden breiten Stromes, in dem ſich die Feuerlanzen, die dunkle Burg und das bleiche Mondlicht abſpiegelten, und der Südweſtwind führte deutlich der Kämpfer verworrenes Geſchrei, der Fallenden Wehruf ſeinem Ohre vorüber. Noch Mehreres ſprachen die Beiden, was ein Dritter hörte, ohne daß ſie es wußten.

An der Spitze der Polen ſtritt Wrſch wüthend, daß kein Fuß breit Raum gewonnen wurde durch den Sturm, daß unerſchöpflich von Oben die heißen Quellen der Vernichtung zu fließen ſchienen.

Oben an des Herzogs Seite ſtand Matieg Howóra und Zagicz Dieczin; Ladislav Leskow leitete an einer andern Stelle die Vertheidigung.

Tief in die Nacht hinein währten der Polen fruchtloſe Anſtrengungen, die feſten Mauern zu erſteigen, Hunderte hatten ihr Leben ausgehaucht, Tauſende litten an ſchmerzlichen Wunden, unfähig zum fernern Kampfe, und noch einmal führte Kochan neue Schaaren den Felſenberg hinauf. Und mit der Wuth der Verzweiflung vertheidigten Jaromirs Krieger die Herzogsburg, unermüdet blieb er ſelbſt gegenwärtig im heißen Kampfe, heldenmüthig unterſtützten ihn die Getreuen; noch hatte die Aegide des Glücks ſchirmend über ihnen geſchwebt, aber ein Stein flog nach Jaromirs Haupt, ſchnell hielt Zagicz den Schild vor, doch die Wucht zerſchmetterte das Holz, und todtwund ſank Zagicz nieder. Auch Leskow war gefallen in rühmlicher Vertheidigung, und mancher Tapfere, mancher Treue, aber erſchöpft war die Wuth der Feinde, ſie ließen ab vom Sturme und zogen ſich in die Stadt zurück.

In einem kleinen Gemach lag bewußtlos der arme Dieczin, um ihn die Hand ſorglicher und Alles aufopfernder Liebe beſchäftigt, aber vergebens blieb jede Bemühung, der Wundarzt verließ ihn, um nicht an dem Todten die Zeit zu verſchwenden, die er dem noch lebenden Verwundeten ſchuldig war, die Streiter ſuchten die Ruhe, die heilkundigen Freundinnen Wesna's gingen hinweg von ihr, die nun allein blieb bei dem Geliebten, in dieſer bängſten ſchwerſten Prüfungsſtunde ihres Lebens, vergeſſend die jungfräuliche Schaam, erprobend ihre heiße Liebe — und ſie träufelte Balſam und Thränen auf ſeine Wunden, und beſtrich ſein Haupt mit ſtärkenden Eſſenzen.

Aber es war vergebens; der bleiche Jüngling ſchlug die ſchönen Augen, die ihr ſo oft gelächelt, nicht wieder auf. Da ſank das Mädchen lautweinend auf die Knie vor dem Lager des Bräutigams, ihre goldenen Ringellocken umfloſſen ungeregelt die ſchöne Trauernde, ſie küßte ſeine kalte blutende Hand, ſie betete um ſein Leben, ſie flehte um ihren Tod, ſprang wieder auf, und küßte ſeinen Mund, der den ſanften Druck ihrer Purpurlippen nicht mehr erwiederte. »Ich folge Dir, mein Freund, mein trauter Geliebter!« rief ſie verzweifelnd, und ergriff ein Meſſer, aber überwältigt vom ungeheuern Schmerz taumelte ſie ohnmächtig neben dem Lager nieder.

Die Thüre ging auf, herein trat Jaroslav Howora mit ſeinem Sohne Matieg und deſſen holde Gattin, die ſich mit dem Schmerzensruf: »O meine Freundin!« über die Ohnmächtige bog, ſie aufhob und ſich bemühte, ſie aus den Banden eines dem Tode näher als der Schlaf verbrüderten Nachtgottes zu befreien.

»O laß mich ſchlafen!« ſeufzte die Erwachende: »mir war ja wohl! Ach, er iſt todt, mein Zagicz, er iſt todt, mein Bräutigam, o warum konnte ich nicht mit ihm ſterben?»

Der ältere Howora war unterdeß zu Jagicz getreten, hatte ihn mit dem prüfenden Blick der Erfahrung betrachtet, und ſprach wehmüthig: «Schon ſo früh ſollteſt Du ſterben, Du tapferer junger Held? Das wolle Gott nicht! Dieſe Wunde empfing er für meinen Sohn, dieſe für den Herzog, als er den Stein auffing mit ſeinem Schilde, der nach dem theuern Haupte des Herrn flog. Ich will das letzte Mittel verſuchen.»

Und Jaroslav bat die Anweſenden, die ängſtlich auf ſeinen Ausſpruch, gleichwie auf den eines erfahrenen Arztes harrten, ihn eine kleine Weile allein zu laſſen bei dem Scheintodten.

Als jene ihm nun gewillfahrt, warf er einen frommen, betenden Blick zum Himmel, und zog das goldne Balſambüchslein hervor. «Zwar hatte ich Dich,» ſprach er: «nur für meinen Fürſten, für mich und meine Kinder beſtimmt, doch hier gilt es, dem Herrn einen tapfern Streiter, einem holden Mädchen den

Geliebten, uns einen werthen Freund zu erhalten, ſo gebe Gott das Gelingen und ſein heiliger Segen durchdringe die wunderbare Naturkraft, die in dieſem Balſam enthalten iſt!» Und er beſtrich mit der duftenden Salbe des Jünglings Stirne, betupfte nur leiſe ſeine Wunden, da erwachte Zagicz aus ſeinem Todesſchlummer mit einem tiefen Seufzer, und der ehrenfeſte alte Mann ſprach ihm freundlich Geduld ein, und ermahnte ihn zur Ruhe, und gab ihm den Troſt, daß der Wiſchehrad noch unbeſiegt ſey. Dann rief er die Freundinnen und den Sohn herein in das Gemach, aus welchem ihnen ein himmliſcher Wohlgeruch entgegenduftete. Zagicz lächelt ſtillſelig die freudigaufjauchzende Wesna an, die mit dankbarem Erglühen und ſtumm vor Wonne ihres Wohlthäters Hand an ihre Lippen drückte.

«Hier haſt Du ihn wieder,» lächelte Jaroslav dem bräutlichen Mädchen zu: «pflege ſeiner wohl. Ich habe an ihm nur eine Schuld meines Sohnes bezahlt.»

«Und ich bleibe dennoch für ein ganzes Leben Dein dankbarer Schuldner, mein Zagicz!« rief Matieg, mit freundſchaftlicher Beſorgniß dem Kranken ein Polſterkiſſen bequemer rückend.

»Und ich will bei jedem Gefecht auch Dich in die Gebete einſchließen, die ich zu den Heiligen ſende, meinen Gatten zu ſchirmen,« fügte Libka, Matiegs junge Vermählte, hinzu.

Auf dem Schloſſe Diewni, der alten Mägdeburg, ſaßen die Berkow, Vater und Sohn, beim Mahle, mit den Wladyken, die in nicht geringer Anzahl hier verſammelt waren, und beſprachen ſich, wie wohl das Land am ſchnellſten zu ſäubern ſey von den eingedrungenen Fremdlingen.

Aber ſie konnten nicht zu irgend einer Vereinigung gelangen, indem immer Einer zu wenig, der Andere zu viel den Kräften vertraute, die ſie der Macht des Polenkönigs entgegenſtellen konnten. Schneller kreiſten um die langen Tafeln die vollen Methbecher, dunkler glühten die braunen Wangen der

Männer, trotziger funkelten ihre Augen, immer lauter wurde das Geſpräch und ausfordernder, ſo daß ſchon im Hintergrunde der Geiſt der Zwietracht tückiſch lauerte, um nun mit ſeiner Schlangengeiſel unter ſie zu treten, und ſie anzureizen, gegen die Bruſt der Freunde das Schwert zu ziehen, das der Vertheidigung des Vaterlandes einzig geweiht ſeyn ſollte.

Es waren aber außer den beiden Berkow noch Johannes Birkenſtein, Zdenko Kolowrat, Bozik Podiebrad, Meinhard Roſenberg, Wenzeslav Zduba, Bozko von Bieberſtein und viele Andere verſammelt, die mehr oder minder einſtimmten in den Tumult, den Andere, und vorzüglich die Berkow, beizulegen ſtrebten mit eben ſo eifrigen Worten und mit begütigenden Reden, als ein Diener zu Berkow, dem Vater, trat und ihm ſagte: «Es begehren zwei fremde Ritter aus Frankenland Einlaß in den Diewni.»

«Ritter aus Franken?» fragte Peter Berkow: «was können die ſuchen und wollen bei uns?»

«Was anders als Kriegsdienſte?» rief Zduba.

«Beulen und Wunden!» ſetzte Kolowrat hinzu.

«Laßt ſie kommen, wir brauchen Männer!» rieth mit lauter Stimme Podiebrad.

«Seht Euch vor!» ſchrie Birkenſtein: «daß es nicht eine Liſt iſt von dem verſchmitzten Wrſch! Es iſt Nacht, öffnet Ihr das Thor, dringt vielleicht eine Schaar herein ſtatt der Zwei.»

«Die fände wohl ſchwerlich wieder den Ausweg,» ſagte der junge Berkow, und Ptaczek ſprach zu dem Diener: «Laß ſie durch das Seitenpförtchen herein und führe ſie herauf.»

Die Unterbrechung und die Erwartung, was wohl der Fremden Begehren ſey, hatte den brauſenden Strom der Worte gedämmt, daß ſeine Wellen ruhiger und minder toſend floßen, und nach kurzem Verzug traten die Ritter in den Saal.

Und als dringe eine Heeresmacht herein, die zu bekämpfen ſey mit der Schärfe des

Schwertes, ſo flogen alle Männer empor von den Sitzen, hundert Schwerter wurden blank, aber dieſe allgemeine Bewegung war eine freudige, die ſich kund that in dem vollſtimmigen Rufe: «Heil Udalrich! Hoch lebe Udalrich, der Prinz von Böhmen!»

Huldreich und herzlich grüßte Udalrich die Verſammlung. Er küßte die Berkow, reichte Vielen die Hände und ſprach: «Eure Freude bei meiner Ankunft berechtigt mich zu frohen Hoffnungen, und läßt mich erwarten, daß Ihr Euch mit mir vereinen werdet, dem Feinde des Vaterlandes zu begegnen. Durch Boleslav veranlaßt, hat mich der falſche Kaiſer gefangen gehalten, daß keine Kunde von der lieben Heimath mir geworden. Seht hier in dieſem ehrenwerthen Ritter, Hans Stettenberg, meinen Freund, meinen Waffenmeiſter und meinen Befreier aus der ſchmählichen Haft. Wir haben uns nicht Raſt, nicht Ruhe gegönnt, um unſern Arm dem bedrängten Bruder zu leihen, wer nun ſich mit uns vereinen will, der erhebe mit dem tapfern Arm das Schwert und ſchwöre wie h: Sieg oder Tod für Böhmen und Jaromir!»

Da blieb kein Schwert in der Scheide, keine Rechte unerhoben, und die Mauern der Halle erbebten vom lauten einſtimmigen Rufe: «Sieg oder Tod für Böhmen und Jaromir!» Und die Becher, die nun wieder in die Runde gingen, waren Becher der Eintracht und der Freude.

Noch in dieſer Nacht zogen vertraute Boten aus der Burg, rings in Böhmen zu verkünden, daß Udalrich zurückgekehrt und entſchloſſen ſey, die Polen wieder über die Gränze zu jagen, und alle ſtreitbaren Männer aufzubieten, und Verhaltungsbefehle bringend verſchiedenen Hauptleuten, daß ſie zu beſtimmten Tagen in der Nähe Prags wären mit ihren Heerhaufen.

Die Mitternacht war vorüber, die Wladyken ſuchten die Ruheſtätte, aber im ernſten und traulichen Geſpräch waren Udalrich und Stettenberg, die Berkow und Zdenko Kolowrat noch wach, treu und eifrig noch Manches berathend und reiflich überlegend, was dienen könne, das Land zu retten, und ihm den Frieden zu geben.

Da trat wieder ein Knecht ein, und meldete: «Es harre ein einzelner Mann vor der Burg, der eine wichtige Botſchaft zu bringen vorgebe, zuvor aber aus des Burgherrn eigenem Munde freies Geleit begehre.»

Peter Berkow ging hinab mit dem Diener, und kam bald darauf mit einem kleinen Mann zurück, der, wie er den Saal betrat, mit dem Ausruf: «Heil Udalrich!» ſein Knie vor dem Prinzen bog.

«Czenko!» rief dieſer entflammt: «Was willſt Du, verrätheriſcher Schurke?»

«Mein Herr ſendet Dir, Böhmenfürſt, dieſes Schreiben,» antwortete mit kriechender Demuth und noch immer knieend der Geheimſchreiber und Vertraute des Wrſch. «Nicht mir zürne, mein hoher erhabenſter Gebieter, der ich nur ein ſchwaches Werkzeug bin in der Hand der Mächtigen.»

«Der Teufel iſt Dein Gebieter, und der Hölle Werkzeug biſt Du!» fuhr Udalrich auf. «Meinſt Du, Elender, ich habe den

Schleicher nicht erkannt in der Pfalz zu Geslar, und wiſſe nicht, durch weſſen Ränke ich verhaftet worden? Beim höchſten Gott, Du haſt weiſe gethan, Dir freies Geleit zuſichern zu laſſen, aber ich werde Dich doch noch hängen ſehen!«

Ohne den Bebenden eines Blickes weiter zu würdigen, öffnete er den Brief und las:

»Verlockt und verblendet durch des Höllengottes Vorſpiegelungen habe ich ſchwer gefrevelt an Dir und den Deinen, und darf nicht auf Gnade hoffen.

»Ich habe das Maas meiner Uebelthaten voll gemacht durch die letzte, daß ich dem Feinde den Weg gebahnt in das Herz der Jungfrau Europa, und in das Herz ihres Herzens, das geſegnete Prag. Aber wie ich zum Verräther geworden an meinem Herrn, ſo iſt Boleslav, der Polenkönig, zum Verräther worden an mir, und will die Verträge nicht erfüllen, die er abgeſchloſſen mit mir, durch die er mich verführt zur Untreue, zum Verrath und zum verſuchten Meuchelmord, den ich ſchwer gebüßt durch den Tod meiner liebſten Verwandten. Könnte nun ich, der Verworfenſten einer, und der größte Sünder, durch Dein gnädiges Fürwort Vergebung hoffen von meinem tiefbeleidigten Herrn, und Wiedereinſetzung in meine Würden und Güter, ſo wollte ich ihm Prag wieder in ſeine Hände geben, und der Polenkönig ſollte ſammt den Seinen abziehen mit Spott und Hohn, und das Land räumen ohne Verzug. Auf welche Art dieß geſchehen kann, darüber wird mein Geheimſchreiber berichten, ſo Deine Huld es ihm vergönnt, und ich hoffen darf, in Dir und Deinem Bruder Herzog milde Richter zu finden.»

«Welch ein niederträchtiger Menſch!» rief Ptaczek, als Udalrich geendet, und dieſer gebot, den Boten abzuführen.

«Das iſt wieder eine neue Liſt des Frevlers,» rief Peter, und Stettenberg nickte ihm Beifall.

«Verderben über den Hochverräther, er ſoll nie vor unſer Antlitz kommen,» ſprach der Prinz.

«Entſchließe Dich nicht allzuraſch, hoher

Herr,» nahm der alte Berkow wieder das Wort: «mag es der Verräther gut oder übel meinen, es läßt ſich vielleicht Nutzen ziehen aus ſeinem Anſchlag. Wie unter des Arztes kundiger Hand ſich Gifte in heilſame Arzneien verwandeln, und Böſes das Böſe vertreibt, wie der weiſe Krock mit Pech und Schwefel den Drachen tödtete, ſo möchten wir uns wohl einmal mit Vorſicht dieſes ſchlimmen Werkzeuges bedienen, um den ſchädlichen Wurm zu vertilgen, der am Baume des Vaterlandes nagt, darum wäre mein Rath, den Boten zu vernehmen über Art und Weiſe, wie das Vorhaben auszuführen.»

Udalrich gab dem Rathe des verſtändigen und erfahrenen Mannes nach; Czenko wurde wieder hereingerufen, und befragt, und er ſetzte nun klar und deutlich und beſonnen den Plan des Wrſch auseinander, ſo daß die Zuhörer nicht wußten, ſollten ſie mehr erſtaunen über die Liſt und Kühnheit des verwegenen Mannes, oder über die neue Verrätherei, die er gegen den verüben wollte, mit dem er ſich freiwillig verbündet zu ſeines Vaterlandes Verderben.

In der Frühe eines Morgens ſaß Hruoba in einem kleinen runden Gemach auf dem einſamen Gipfel des Neklanka, neben ihr Strzislawa, die eben einen Bericht geendet hatte, welcher der ernſten Zuhörerin das Herz hörbar klopfen machte, und ihr Blut raſcher durch die Adern trieb.

»Wenn es wahr würde, was Du ſagſt, Strzislawa,« ſprach ſie mit ſchnelleren Athemzügen, und kreuzte die Hände über den ſtürmiſchwogenden Buſen: »wenn dieſe Freude mir aufbehalten wäre von dem Gotte des Lichts, ein Erſatz für jahrelangen Kummer, dann, ja dann könnte ich vielleicht die heißen Rachegedanken vergeſſen, und dem Mörder meiner Unſchuld verzeihen um der Tochter willen, und wenn ſie auch nicht die verſöhnende Mittlerin werden könnte zwiſchen mir und dem verhaßten Manne, ſo könnte doch ihr Anblick das Toben meines tiefgekränkten Herzens beſchwichtigen.»

«Recht ſo, mein Töchterlein,» ſagte die Pflegemutter **Bozzenens**: «man ſoll nicht ewig Rache hegen im Herzen.»

«Aber **Strziſlawa**!» rief **Hruoba**, und ihre Augen funkelten zornſprühend: «Wenn das Kind auch geopfert würde einer lüſternen Wallung, wie ihre Mutter; wenn dieſe Roſe auch geknickt würde im Frühling ihrer Tage, dann wehe dem ganzen Geſchlecht, dann hilf mir die Geiſter des Abgrunds beſchwören zur Rache, dann will ich zur Tigerin werden, und mich im Herzblut des Verführers berauſchen.»

«Wie Du ſo wild biſt, wie Deine langgenährten Rachegedanken Dein Herz entflammen, das ſonſt ſo gut und ſanft war,» ſagte die Alte. «Sey ruhig, ruhig, mein Töchterlein, dahin ſoll es nicht kommen, ſo lange **Strziſlawa** die Kleine hütet, aber laß mich nun hinunter, denn der Morgen kommt herauf, und der Wächter da draußen möchte erwachen. Schaue doch einmal hinaus, ob

Du nichts gewahrſt von den nahenden Helfern?»

Wie Hrnoba hinauslugte durch ein kleines Thurmfenſterlein, da ſchwanden eben die morgendämmerlichen Flöre, welche die Gegend eingehüllt, es entzündeten ſich des Himmels öſtliche Gluthen, nur in den Niederungen ſchattete noch Düſterniß, und dem Strombette entwallten formloſe Nebelmaſſen. Die Berge erheben ihre grünen Häupter, in fernen Ebenen funkelte und blitzte es wie glänzendes Erz, und hoch flatterte ein Morgenwind, eine feuerrothe Oriflamme, die Blutfahne vom höchſten Thurme des Diewni.

«Es ſcheint die Hülfe nicht mehr fern,» ſprach Hrnoba zurück: «ich ſehe Waffen funkeln da und dort, und das Blutpanner weht auf der Mägdeburg.»

«Es iſt Zeit, daß ich ſcheide,» nahm Hrnoba's Vertraute das Wort, und jene öffnete eine kleine verborgene Thüre und ſtieg mit der Alten eine lange ſchmale Wendeltreppe hinab, die in der Mauer verborgen angebracht war, daß Niemand ihr Daſeyn ahnte, dem ſie nicht bekannt war, denn ſie zog ſich um die innere Haupttreppe herum und empfing ihr ſpärliches Licht nur durch ganz kleine Luftlöcher; ſie ging tief in die Erde hinab bis zu des Thurmes Fundament, und führte durch einen langen unterirdiſchen Gang in die Waldung, durch welche der Potankabach ſeine Wellen über glatte Kieſel rollte.

Hruoba aber eilte die Treppe wieder hinauf, ſtieg durch die gewöhnliche herab, und ging nach dem Zimmer der Herzoginnen, die Angſt und Sorge früher als ſonſt vom Lager trieben. **Strzizka** hatte ſich bleich gehärmt und wurde vom Siechthum verzehrt, **Czemislawa** hielt ſich noch aufrecht durch die Kraft ihres Geiſtes, aber der alte Boleslav war ganz zum Schatten herabgeſunken, litt ergeben und betete viel. Auch bei **Jaromir** war der fröhliche Muth gewichen, und die Diener und Dienerinnen trugen ſtillleidend das Unvermeidliche mit. Nur traurige, ängſtliche Geſichter grüßten ſich mit jedem neuen Morgenlicht, und es war auch gewiß der Anblick der polniſchen Zeltreihen um den Fuß des Berges, und ihre Fahnen auf den Mauern und Thürmen Prags kein Ermuthigung gebender, und die Hülfe der Städte, auf die der Herzog gerechnet hatte, blieb aus. Nur zwei Herzen ſchlugen fröhlich unter ſo vielen traurigen, Wesna und Zagicz waren die einzigen Glücklichen in den Ringmauern des großen Schloſſes; ihn, den Geneſenden, rief die Trompete nicht mehr zum Kampfe, und ſie hatte für jeden Schmerz der Wunden den Balſam ihrer bräutlichen, ſüßen Küſſe und verkoſete mit dem Theuren der Jugendliebe ſeligſte Stunden.

Da trug Hrueba den Prometheusſtrahl der Hoffnung und der Freude vom hohen Neklanthurm herab in die bekümmerten Herzen.

«Eine frohe Botſchaft, hoher Herr,» redete ſie den Herzog an, als er eintrat in das Zimmer der Frauen: «Prinz Udalrich iſt gekommen, und ſeit drei Tagen bei Berkow auf dem Diewni.»

«Udalrich, mein Bruder?» rief der Herzog erſtaunt und erfreut.

»Er hat viele Wladyken um ſich verſammelt, und den Heerbann entboten,« fuhr ſie fort, »bald iſt Prag wieder in Deinen Händen!«

»Mädchen, wer ſagt Dir das?« fragte Jaromir mit froher Verwunderung, aber ſie antwortete ernſt und mit dem Tone demüthiger Bitte: »Frage mich das nicht, hoher Herr, genug, daß es ſo iſt. Der Himmel verleihe Udalrich's Waffen Sieg!« Sie verließ den Saal.

»Sonderbar,« ſprach der Herzog, ſich zu ſeiner Mutter wendend, »woher kommen Deiner Magd dieſe Nachrichten, da doch das Schloß ſo eng belagert iſt, daß kein Bote ſich herauszuſchleichen vermag?«

»Haben wir vielleicht wieder eine Prophetin?« ſeufzte Boleslav, »ſie wird bald anfangen zu weiſſagen; Gott ſchütze uns.«

Aber ehe noch Vermuthungen und Beſorgniſſe und Zweifel weitläufiger beſprochen und gegen einander abgewogen wurden, kamen Boten von den Warten, und es ließen die Wächter melden, ſie ſähen von allen Seiten

Waffen blitzen im Strahl der Frühſonne, und Paniere der böhmiſchen Städte, und auf dem Diewni wehe die Blutfahne, da glaubte man den Worten der düſtern Hruoba, athmete freier, und tauſchte die Erinnerung der ertragenen Leiden gegen die freudige Hoffnung ſchönerer und beſſerer Zeiten aus.

Ruhig verging der Tag, aber es herrſchte in der Stadt und in dem Lager der Polen eine unheimliche Stille, wie Gewitterſchwüle vor dem einherbrauſenden Hagelſturme.

Der Diewni wimmelte von Gewappneten; aus und ein bei Udalrich und dem Burgherren ſchlichen Kochan's Boten, und es wurde in heimlicher Stille der Saame geſtreut, der bald als blutige That aufkeimen ſollte.

Rings um Prag zogen ſich böhmiſche Heere zuſammen, und mehrere der angeſehenſten Edlen hatten den Diewni verlaſſen, ſie zu führen. Eine zahlreiche Schaar bargen die

Wälder hinter der Stara Boleslav *), die bereit war, auf den erſten Wink den Elbeſtrom zu überſchreiten. Eine andere lag in den Bergwäldern des Brdi, und zog ſich an die Ufer der Berauna; eine dritte kam am rechten Ufer der Moldawa von Gyhlow **) herauf, während eine andere Heerſchaar von Schlan her der bedrängten Hauptſtadt nahte.

Und auf dem Wiſchehrad war die Mannſchaft unter den Waffen, und gerüſtet zu einem Ausfall, und die Thürme waren beſetzt mit ſcharfblickenden Wächtern.

Und in Prag flüſterten die Bürger heimlich miteinander, und gaben ſich verſtohlene Winke, wenn ſie ſich unbeobachtet ſahen von des Polenkönigs verhaßten Söldnern, von denen ſie hart gedrückt wurden, und die ſich alle Greuel der Rohheit und des übermüthigen Deſpotismus erlaubten gegen die armen Unterjochten. Auch ſchlich mancher Bürger in den Keller oder ſonſt verborgene Winkel ſeines Hauſes, und muſterte verſtecktes Waffengeräth und ſtellte tüchtige Schwerter und ſtarke Spieſe zur Hand.

---

*) Alt-Bunzlau.

**) Eule.

Spät noch am Abend war Kochan Wrſch noch allein bei Boleslav. Der König warf ſcheue Blicke auf den ſtolzen und unbeugſamen Mann, der mit weit weniger Demuth und Unterwürfigkeit, als ihm geziemt hätte gegenüber einem gekrönten Haupte, mit unterſchlagenen Armen vor ihm ſtand, und die ſcheuen wie die finſtern Blicke mit trotzigen erwiederte. Nach einer ſtummen, ängſtlichen und drückenden Pauſe begann er:

«Die Statthalterſchaft, die Du mir verheißen, König Boleslav, läßt recht lange auf ſich warten, und es will mich bedünken, Du ſeyeſt ſelbſt lieber Herr in Prag, als König in Polen, und gedenkeſt nicht, mir Dein königliches Wort zu halten.»

«Iſt Böhmen mein?» antwortete der König düſter: «liegen wir nicht noch vor der Herzogsburg, ſpotten uns nicht die übermüthigen Knechte Jaromir's? Blies nicht geſtern eine luſtige Hirtenſchalmei und eine fette

Heerde wandelte mit klingenden Glöckchen auf der Burgmauer vorüber? Goſſen ſie nicht beim letzten Sturm des ſiedenden Waſſers die Fülle auf meine Krieger, während Du meinteſt, ſie durch Durſt und Hunger zu zwingen? Du haſt ſchlecht gerechnet, Wrſch!«

»Die Zeit wird Dir lange, König, ich weiß es,« gegenredete Kochan, »ehe Du auf Jaromir's goldenem Stuhl ſitzeſt; ich kämpfe Dir zu langſam, und Du haſt Recht, ich habe ſchlecht gerechnet, denn ich rechnete auf Deine Dankbarkeit. Andere Streitkräfte hätten dem Statthalter von Böhmen zu Gebet geſtanden, als Boleslav's Feldmarſchall.«

»Wie, von der Statthalterſchaft über ganz Böhmen träumſt Du?« lachte der König. »Zum Statthalter in Böhmen, in einer Provinz, die meine Gnade Dir zu eigener Wahl überlaſſen wollte, ernannte Dich mein Wort, das ich auch halten will, wenn ich erſt Herr bin des ganzen Landes; das war damals und iſt jetzt meine Meinung, die Du ja nun wohl gefaßt haben wirſt, und mich nicht ferner beunruhigen mit Deinen Fragen.»

«Zum Statthalter einer Provinz?» fragte Wrſch mit erglühendem Geſicht und erhobener Stimme.

«Oder auch zum Herzog von Böhmen, wenn es der böhmiſche Wladyke mir ſo verſchreibt und gebietet,» höhnte Boleslav mit verächtlichem Lächeln.

«Hohn für Lohn?» ſchnaubte Wrſch, an das Schwert ſchlagend, «nur aus Deinem Munde konnte ich ſolche Antwort erwarten!» Und er verließ in heftiger Bewegung das Zimmer des Königs, ſtürmte aus dem Palaſt, und ſchritt, tief in ſeinen Mantel gehüllt, durch die öden, ſchweigenden Gaſſen.

Der König rief nach Hinek, der Kämmerling erſchien.

«Der Wrſch erhebt ſein Haupt zu hoch,» redete der König ihn an, «dachte ich doch, er würde mich mit den Augen durchbohren. Ich denke, wir brauchen ihn nicht mehr. Ich gebe ihn Dir.»

«Ich verſtehe, ſein Nachttrunk ſoll ſüß gewürzt werden,» antwortete mit liſtigem Lächeln der Knecht und ging. Beruhigt ſank der König in die Arme eines ſorgenloſen Schlummers.

Kochan aber kam nach langer Wanderung an ein kleines Häuschen, welches einzeln lag, und nahe dem Thore, von welchem der nächſte Weg nach dem Diewni führte. Es wohnte aber in dieſem Häuschen ein neuer Hirte, denn der vorige war erſchlagen worden von einem polniſchen Kriegsknecht.

Wrſch klopfte an, und alsbald erſchien der Mann mit der Frage, wer da ſey?

«Ich bins!» ſcholl die dumpfe Antwort, und der Bewohner erkannte Kochan's Stimme. «Du wirſt morgen in der Frühe,» befahl Wrſch, «Dein Horn erſchallen laſſen in den Straßen Prags, und die Heerde langſam durch dieſes Thor hinaustreiben. Auch drei Zeichen wirſt Du geben mit dem Horn, und Dich genugſam verweilen. Um die Heerde bekümmerſt Du dich nicht, ſo wenig um das, was ſonſt noch vorgeht, nur Dein Leben verwahre. Es muß morgen einen luſtigen Tanz geben in dieſer guten Stadt und ſie muß rein ſeyn von den Polen, ehe die Sonne im Mittag den Bürgern in die Schüſſeln ſcheint.»

«Dein Wille ſoll pünktlich vollzogen werden, Herr,» ſprach demüthig der Hirte, und Kochan ſchritt ſinnend und liſtig lächelnd dem Palaſte zu.

Dort ſchlich Hinek mit einer Kerze in der Linken und einem Becher in der Rechten nach dem Gemach des Wrſch, ſtellte Beides auf den Tiſch und wollte ſich entfernen, da fühlte er ſich plötzlich von hinten am Halſe gepackt von einer kräftigen Hand, ſo feſt, ſo feſt, daß nicht an Flucht, nicht an Hülferufen zu denken war.

«Hund! blutdürſtiger Hund!» rief eine Stimme mit leiſem, aber fürchterlichem Ausdruck: «Trinke, trinke auf der Stelle den Becher leer!» Und die Hand drehte ſich an ſeinem Halſe, daß der Daumen vor die Kehle kam, und ein ſchlankaufgeſchoſſener Jüngling ſtand vor ihm, dem der Angſtſchweiß auf die Stirne trat, deſſen Augen ſtier hervorquellen, deſſen bebende Lippen keine Worte zu ſtammeln vermochten.

»Elender, bübiſcher Schurke,« donnerte wieder der Jüngling, »meuchelmorden wollteſt Du den Wrſch? Ihr Gift will die Kröte ſprützen auf den Königstiger! Stirb, frecher Sünder! Und er packte feſter den falſchen Knecht des falſchen Königs, und drückte ihn, daß ihm unter Todesröcheln der Athem ausging. Einen blitzenden Dolch zückte der Unbekannte, warf damit den Becher um, und ſchleppte mit kräftigem Arm den Hinek aus dem Gemach, heraus auf den Korridor, wo er dem Halbtodten dreimal das kalte Eiſen in das Herz ſtieß, und den Leichnam dann hinwarf auf das Eſtrich, daß den dumpfen Fall die Steinwände wiederhallten.

Dann hüllte auch er ſich in einen dunkeln Mantel und verließ das Haus. Nahe dabei begegnete ihm Kochan.

»Feldmarſchall!« rief er dumpf. Wrſch ſtand. »Der Hinek wollte Dir einen ruhigen, langen Schlaf bereiten; ich habe ihn gerichtet.«

»Wer biſt Du?« fragte Wrſch. Keine Antwort, der Unbekannte war verſchwunden.

»Das kam auch von Dir, Boleslav,« ſprach Kochan, als er den Fuß in ſein Zimmer ſetzte über Hinek's Leiche.

Trübe und dunkel war die Nacht, von Manchem durchwacht in ängſtlicher Erwartung, denn die Kunde war zu Boleslav's Kriegern gedrungen, daß ganz Böhmen ſich gewappnet, und in Eilmärſchen heranziehe, die Polen zu vertreiben, da geſchah es, daß Vielen der Muth entwich, denn eine ungerechte Sache kann ja nimmer begeiſtern zu heldenkühner Gegenwehr und Kampfluſt, und Furcht lähmte die Arme, die ſich kühn zum Streit erheben ſollten. Aber ruhig blieb es die lange finſtre Nacht hindurch in und um Prag, kein feindlicher Ueberfall ſtörte die Krieger, wie ſie gefürchtet hatten, und ſie ſuchten und fanden endlich den friedlichen Schlaf.

Der Morgen graute. Tauſende ahneten, er ſey verhängnißvoll und höher ſchlugen die Herzen, dort in Freude und Hoffnung, dort in Furcht und trüber Todesahnung. Luſtig ſchallte durch die Straßen Prag's Jan's Hirtenhorn. Bald ſchritten aus den Ställen die großen, breitgeſtirnten böhmiſchen Rinder, brüllend nach der Weide, und das Thor wurde aufgethan.

Der neue Hirte bewieß aber viel Ungeſchick und Unerfahrenheit in der Führung ſeines Amtes, denn als er die Heerde faſt ſchon aus dem Thore getrieben, kamen immer noch Kühe und Ochſen nach, die er vergeſſen, weshalb er ſehr geſcholten wurde von den Knaben und Mägden, die ſie nachgetrieben brachten, und er kehrte immer wieder um und ſtieß auf's Neue in das Horn auf ganz eigenthümliche Weiſe, daß es faſt klang wie Schlachtruf, und mancher Bürger aufmerkſam wurde, und aus dem Bett ſprang und an die Fenſter.

Und wie in der Stadt der erſte Ruf des Horns ertönte, that ſich weit auf das Thor des Diewni, und ſtrömte die Schaaren ſeiner Gewappneten aus, und in den Wäldern und Büſchen rings um Prag wurde es rege und lebendig, und wimmelte herbei und füllte den Thalgrund der Muldawa mit ſtreitbaren Männern. Die Heerde war noch nicht ganz heraus zu dem Thore, da ſprengten ſchon durch die Morgennebel Udalrich und Stettenberg, gefolgt von vielen Wladyken und reiſigen Knechten.

Ehe das aber nur kund wurde, und ehe noch die erſchrockene Thorwache niedergemacht worden war von den Eingedrungenen, ſchallte durch die Straßen, die nicht zu nahe lagen dem Reſidenzhauſe des Polenkönigs, der Hufſchlag der Roſſe Kochans und ſeines Czenko, die mit lauter Stimme riefen: »Heraus! heraus Prag's Bürger! Jaromir und Udalrich lebe! Auf, auf zur Rache! Nieder mit den Polen!« Auf dieſen Ruf ſtürzten die Bürger bewaffnet aus den Häuſern, und die Nemeſis begann ein fürchterliches Gericht zu halten, denn mancher übermüthige Pole, der wie ein Tyrann gewaltet hatte im Hauſe des

Bürgers, empfing jetzt von ſeinem ergrimmten Wirth den verdienten blutigen Dank.

Und auf dem Wiſchehrad ſchmetterten die Trompeten freudigen Morgengruß, und der Herzog mit ſeinen Kriegern donnerte herab, und brach in die Zeltreihen der überraſchten Belagerer. Bald loderten jene auf im lichten Brande, und die, die dem Schwert entrannen, flohen in die Stadt, verfolgt von den Böhmen, und es ſchienen im fürchterlichen Gemetzel alle Höllengeiſter losgelaſſen. Und wie dort alle Furien durch einander raſeten, hielt Wrſch unthätig auf einem Platz, von welchem er in mehrere Straßen ſehen konnte, und weidete ſeine Augen und Ohren an dem Getümmel und der Verwirrung, und an den Blutſcenen, herbeigeführt durch ſie, da gewahrte er Jaromir und Howora, und hinter ihnen die Vaſallen und Kriegsknechte vom Wiſchehrad, wie ſie wacker einhieben auf die Polen, die ſich da und dort ſammelten, aber immer wieder auseinander geſprengt wurden von den Bürgern und den böhmiſchen Rittern.

»So, Polenkönigslein,« ſprach **Wrſch** zu ſich ſelbſt: »das iſt für den böhmiſchen Wladyſlen von geſtern, und für das gebrochene Wort, und nun könnten wir Dich auch noch ſelbſt fangen, aber die Freude ſoll dem Böhmenherzog doch nicht werden, und der Dich hereingebracht nach Prag, ſoll dich auch wieder hinausbringen.« Eilend warf er ſein Roß herum und ſprengte nach dem Reſidenzhauſe, um welches ſich die Polen ſammelten, wo **Boleslav** erſchrecken und zagend weilte. Raſch ſprang er dort vom Pferde und ſchritt hinein zum König, der zurückbebte vor ſeinem Anblick und nach dem Schwerte griff, denn er glaubte, **Wrſch** komme, um an ihm den Mordverſuch **Hinck's**, von deſſen Tod er ſchon gehört, zu rächen.

»Jetzt hat Deine und meine Statthalterſchaft ein Ende;« begann ruhig der Feldmarſchall, »nur eilige Flucht kann Dich retten, der größte Theil Deines Heeres iſt erſchlagen oder wird es noch, oder hat die ſchimpfliche Flucht dem eben ſo ſchimpflichen Tode vorgezogen. Eile, eile! Noch weiß ich für Dich einen Ausweg.»

«Wrſch! Wrſch! Du haſt uns übel berathen!» ſagte der König, aber mehr zu ſagen wagte er nicht, denn er fürchtete den gewaltigen Mann, und er barg ſich in unſcheinbare Kleider und folgte mit einigen Leibdienern dem Wrſch durch eine Hinterthüre, und Wrſch führte ſie durch das Armſünderpförtlein aus der Stadt ins Freie, während die ihrem König treuen Polen, wähnend, er befinde ſich noch in dem Pallaſt, in deſſen Vertheidigung gegen die anſtürmenden Böhmen faſt alle fielen.

Und auf einem offenen Platze begegneten ſich die Brüder Jaromir und Udalrich, warfen die Schwerter, roth vom Blut der Vaterlandsfeinde, hinweg, ſprangen herab von den Roſſen, und ſanken einander liebevoll in die Arme, und die Wladyken und Wehrmänner und Bürger jubelten laut, und riefen: «Sieg!» und jauchzten in froher, freudiger Huldigung dem Bruderpaare zu.

Und wie die Sonne im Mittag ſtand, war kein lebender Feind mehr in der Stadt, und den Fliehenden zogen die Schaaren der böhmiſchen Männer verfolgend nach bis zur entlegenen Grenze.

……

IX.

Eine Freudenſonne war nun aufgegangen über Prag und den Wiſchehrad, und der wiedergekehrte Udalrich ward laut geprieſen als Retter des Landes, und aufmerkſam lauſchten die Seinen dem Berichte deſſen, was er Alles erlebt ſeit der Trennung von dem Vaterhauſe.

»Seht hier,« meine Lieben, ſo ſchloß er ſeine Erzählung, indem er Stettenberg liebevoll mit dem rechten Arme umſchlang; »den Mann, deſſen Freundestreue Ihr allein es dankt, mich wieder bei Euch zu ſehen, und liebt ihn ſo wie ich. Mit ihm durchirrte ich das Heimathland, mit ihm kam ich auf den Diewni, wo die Berkow uns gaſtlich aufnahmen.«

»Wie kam es aber,« fragte Jaromir, »daß Du, mein Bruder, des Zeitpunktes ſo genau wahrnehmen konnteſt, in Prag einzudringen, deſſen Thore ja alle gut bemannt und bewacht waren?«

»Daß Prag wieder unſer iſt, daß wir hier Alle beiſammen ſind, und der böſe Feind vertrieben iſt,« antwortete Udalrich, »das danken wir einem Manne, von dem ich am wenigſten geglaubt hätte mich je einer Gutthat erfreuen zu dürfen, das danken wir den liſtigen Anſchlägen des Kochan Wrſch.«

»Des Wrſch?« riefen die Zuhörer, die den Zuſammenhang nicht wußten, mit Entſetzen aus, und Frau Czemiſlawa ſagte mit kummervoller Miene: »O mein Sohn, ſo haſt Du den Sieg nicht erkämpft mit der Hülfe des guten Gottes, und nichts Gutes wird daraus hervorgehen.«

»Doch, hohe Herrin!« nahm der Ban Howora ehrfurchtsvoll das Wort: »denn Gott hat den Sieg auf die Seite des Rechts gelenkt, und es ſollte gewiß ganz anders kommen nach dem Rathe des Verräthers.«

«Nein, Howora, nicht anders,» entgegnete Udalrich; «er hat uns aus Abſicht und gutem Willen beigeſtanden, und hat ſich losgeſagt von dem Polenkönig für immer, darum habe ich ihm auch mein Wort gegeben, ihm Gnade auszuwirken bei meinem erlauchten Vater und Bruder, daß Beide ihm, dem Bereuenden, die geſchehenen Unthaten vergeben, und er wieder eingeſetzt werde in ſeine Güter und Rechte.»

«Verflucht ſey die Stunde, in der Du das gethan, mein Sohn!» rief Czemislawa mit Heftigkeit, und auf die Wangen der Umſtehenden legte ſich der bleiche Schreck.

«Nimmer ſoll der Verräther mein Schloß betreten!» donnerte der Herzog. «Wo ich ihm begegne, ſoll mein Schwert ihm den Schädel ſpalten!»

«Wie, mein Bruder,» rief Udalrich unwillig, «Du verweigerſt mir die erſte Bitte? Es muß ihm Wort gehalten werden, ſage ich, der Fürſt darf nicht zum Lügner werden an dem geringſten Knechte. Du mußt ihm halten, wofür ich mich verbürgt.»

»Den will ich ſehen, der mich dazu zwingt,« erwiederte Jaromir. »Einem Schurken, einem Verworfenen braucht man nicht Wort zu halten, und wer hieß Dich es ihm geben?«

»Meine Söhne! o meine Söhne!« rief der blinde Boleslav im flehenden Tone. »Vereinigt Euch brüderlich um des Himmelswillen! Muß dieſer verruchte Menſch, der die Kriegesfackel in Böhmens friedliche Fluren trug, auch meine Kinder entzweien? O verſtändiget Euch aus Liebe zu Euerm alten Vater. Die Worte jenes Mannes ſind eine Saat von Drachenzähnen, aus denen Mord und Blutvergießen entkeimen.«

»Was räthſt Du, Ban Howora?« fragte Jaromir den treuen Diener.

»Gieb ihm ſein Wrſchowitz und was er ſonſt noch beſitzt, zurück,« antwortete der Gefragte, »ſo wird ihm Wort gehalten. Deine Vergebung konnte Prinz Udalrich ihm nicht zuſichern, die hängt von Deiner Gnade ab.«

»So ſey es,« ſprach Jaromir feſt. »Aber auf immer bleibe er verluſtig der Würden, die er unter des Vaters Regierung begleitet, bleibe auf immer verbannt von unſerm Angeſicht, und verbannt mit allen den Seinen aus Prag und unſern Schlöſſern, ſo geſchieht mein Wille, denn ich habe hier zu gebieten.»

Udalrich ſchwieg, mehr als die Abſchlagung ſeines Geſuchs kränkte ihn des Bruders herriſche Widerſetzlichkeit in Gegenwart ſo vieler Dienenden; er faßte **Stettenberg's** Arm und verließ das Gemach.

Der Friede breitete nun wieder ſeine Taubenſchwingen über Böhmen, und das Feſt der Befreiung vereinte **Zagicz** und **Wesna**, die in ſüßer keuſcher Liebe des Brautſtandes goldne Zeit genoſſen hatten, durch den Segen der Kirche zum glücklichen Bunde.

Udalrich ritt ohne Begleitung nach dem Waldthale. Ein tiefer Groll begann in ſeiner Seele Wurzel zu faſſen gegen den Bruder, aber ſeine finſtere und unmuthige Seelenſtimmung wich einer heitern, als er die Wellen der Potanka ſah und er gab den Gedanken liebender Sehnſucht Raum. **Bozzena's** liebliches Bild tanzte ihm voran, bald ſchien es ihm zu lächeln aus des Baches hüpfender Welle, bald mit lockendem Liebeston ihrer Stimme im Walde zu rufen, bald ihr leichtes Gewand an ihm vorüberzurauſchen, und ſo trug ihn ſein treues Roß auf dem nicht mehr verſperrten Pfad dem Ziele ſeiner Sehnſucht immer näher.

In der Hütte aber ſaßen Strzislawa und Hruoba im eifrigen Geſpräch.

»Es wird, es muß gelingen,« ſprach Hruoba. »Ich ſage der Herzogin, ſie ſey die Tochter eines Landmanns, die Aeltern ſeyen ihr früh geſtorben, und die Großmutter habe ſie erzogen.«

»Recht ſo, mein Töchterlein,« grinste die Alte: »Großmutter oder Urgroßmutter, das iſt am Ende einerlei, wenn ſie nur angenommen wird.«

»Laß das meine Sorge ſeyn,« antwortete Hruoba. »Durch Wesna's Verheirathung iſt wieder die Stelle einer Leibdienerin erledigt worden, und obgleich dieſe Stellen in der Regel nur bekleidet werden durch die Töchter der Wladyken, ſo dürfte doch wohl bei meiner Pathe eine Ausnahme gemacht werden, wenn ich ſie der Herzogin perſönlich vorſtelle, und ihre Annahme mir als eine Gnade erbitte.»

«Schön, mein Töchterlein, ſchön,» wiederholte die Alte: «Du haſt ſie dann auch unter Augen, ich würde ſie kaum mehr gut hüten können, vollends nun, da ſie einen Mann geſehen.»

«Und einen ſchönen Mann!» ſetzte Hruoba tiefſeufzend hinzu. «Ach, das iſt ja das Unglück ſo unausſprechlich vieler Mädchen, daß ſie ſo ſchnell dem erſten Eindruck erliegen, den einer jenes verrätheriſchen Geſchlechtes auf ihre erwachende Sinnlichkeit macht. Tag und Nacht tragen ſie ſein Bild im Kopf und Herzen, denken, reden und träumen von ihm, und werden bald eine Beute des lockenden Verführers, der ſie bethört mit erheuchelten Gefühlen!»

Das Geſpräch unterbrach das Wiehern von Hruoba's Roß, das ſie an der Hütte angebunden. Udalrich ſah es von weitem, und tief im Herzen ſaß ihm auch ſchon der Giftpfeil der Eiferſucht, daß er wuthvoll ſein Pferd ſpornte und auf das Häuschen zuſprengte.

«Himmel! Prinz Udalrich!» rief Hruoba. «Wo iſt das Kind? Er darf das Mädchen heute nicht ſehen! Und daß er mich bei Dir finden muß!»

«Nun, nun, mein Töchterlein,» neckte die Alte: «Du ſchämſt Dich doch der alten Strzislawa nicht? Immer beſſer, er findet Dich bei mir, als ich Dich bei ihm.»

Einen flammenden Zornblick ſchoß Hruoba auf die Sprecherin, aber Udalrich donnerte ſchon ungeſtüm an die Thüre und Strzislawa öffnete eilig.

«Weſſen iſt das Roß?» polterte hereinſtürmend Udalrich: «wo iſt» — da ſah er die hohe Hruoba ſtehen, die ihn nach Herkommen und Hofſitte ehrerbietig grüßte, und dann mit ihrer imponirenden Geſtalt und ſtolzer Haltung vor ihm ſtehen blieb, mit ernſten Blicken ihn anſchauend, wobei zugleich ein höhniſches Lächeln in ihren Mundwinkeln zuckte, ſo daß der Prinz verlegen die Augen niederſchlug, und nach Worten rang, doch bald faßte er ſich und bat die Alte: »Gieb meinem Pferd einmal Waſſer zu trinken, Mutter!«

Gehorſam ging Strzislawa hinaus, und Udalrich wandte ſich lächelnd zu Hruoba: »Nun, Du wilde Jägerin, was ſuchſt Du hier? Habe ich Dich doch kaum geſehen unter den Dienerinnen meiner Mutter, ſeit meiner Rückkehr. Weißt Du noch, wie wir uns herumgetummelt im Feld und Wald, und wie der Wrſch ein Auge auf Dich geworfen hatte?«

»Rede nicht davon, mein Prinz,« erwiederte Hruoba ernſt: »die frohe Zeit jener Jahre, wo Du noch ein Knabe warſt, und uns Mädchen oft ſehr übel mitſpielteſt, was wir doch gerne duldeten von dem hübſchen Herzogsſohn, liegt nun weit hinter uns, und an den Verräther, den Du nannteſt, mag ich ſchon gar nicht denken, der Deinem Hauſe ſo unſägliches Weh bereitet, und« —

»Ich merke,« fiel Udalrich ihr ins Wort: »daß Du es mit meiner Mutter hältſt, Du ſollſt mir aber den Wrſch nicht ſchelten, und Niemand ſoll es, denn ohne ihn ſäßet ihr wohl noch auf dem Wiſchehrad, und nagtet am Hungertuche und der Hunger an Euch. Aber ſag mir doch, was führt Dich hieher? Läſſeſt Du Dir wahrſagen?»

«Ich gebe Deine Frage Dir zurück, mein Prinz,» entgegnete Hruoba, «Dein durſtiges Roß iſt es nicht, weßhalb Du hier abſteigſt, denn ſieh, es leckt kaum an dem friſchen Waſſer, und ſtampft ungeduldig, und wartet auf den Reiter.»

«Der Dir wohl ſchon zu lange hier weilt?» forſchte Udalrich mit ſpöttiſchem Blick. «Ich kann es Dir ſagen, Hruoba,» fuhr er fort: «ich bin der Alten verpflichtet, ſie hat mich und meinen Stettenberg erquickt, als wir verirrt und müde nach langem Ritt in dieſes Thal kamen. Sie und ein hübſches kleines Mädchen, und ich bringe für Beide einige Geſchenke.»

«So — für Beide?» dehnte Hruoba. «Ich bin die Taufpathe des Mädchens, von dem Du ſprichſt, Udalrich!»

«Es iſt ein Engel an Geſtalt und Sitte!» rief der Jüngling begeiſtert aus: «Ich habe viele holde Prinzeſſinnen und Edelfrauen geſehen am Kaiſerhofe, aber bei dem alleinigen Gott, Deiner Pathe kommt Keine gleich an Schönheit und himmliſchem Liebreiz! Aber wo iſt die holde Jungfrau?»

«Wirklich? Gefällt ſie Dir?» warf die geſchmeichelte **Hruoba** hin: «nun ſie iſt nicht zu Hauſe, ſie iſt im Walde, und ich bin hier, ihr einige gute Lehren und Regeln zu ertheilen, wenn ſie kommt; willſt Du Deinen Ritt nicht fortſetzen, Prinz?»

«Und mein Geſchenk?» fragte er betrübt, einen Schmuck von vaterländiſchen Edelſteinen hervorziehend, und eine Schnur gehenkelter Goldſtücke, welche ſchon zu jener Zeit ſelten zu werden begannen, und auf der einen Seite das Bildniß des Herzogs **Primislav**, auf der andern Libuſſen, auf einem Throne ſitzend, zeigten.

«Wie? dieſen reichen Schmuck beſtimmteſt Du dem Kinde?» rief **Hruoba**: «Nein, das iſt zu viel; es ſoll doch nicht ein Sündengeld ſeyn, mit welchem Du die Unſchuld des Mädchens zu erkaufen gedenkeſt, **Udalrich**?»

»Denkſt Du ſo gering vom Bruder Deines Herzogs?« brauſte der Beleidigte auf: »Noch eine ſolche Aeußerung, und Du ſollſt erfahren« —

»So gering denke ich nicht von Dir,« fiel ſie ein: »daß Du Dich auf kleinliche Weiſe würdeſt rächen wollen. Nimm, was mir entfuhr, als mütterliche Beſorgniß für das verwaist Kind, das meine Pathe iſt, und mir lieb, wie — wie eine jüngere Schweſter.«

»Es iſt gut, Hruoba,« verſetzte der Prinz: »Laß uns Freunde bleiben, und damit Du ſiehſt, daß ich es nicht unredlich meine mit dem Schmuck, ſo lege ich ihn in Deine Hand, und Du magſt ihn ſelbſt Deiner Pathe geben, wenn es Dir gut dünkt.«

»So nehme ich Dein Geſchenk in Bozzenen's Namen dankbar,« erwiederte ſie: »es ſoll dereinſt ihr Brautſchmuck werden, wenn ſich ein redlicher Mann findet, der die Waiſe heimführt.«

»Der wird ſich finden, und wohl noch ein beſſerer Schmuck,« prophezeihte er. Strzioslawa kam. »Hier, Alte!« wendete er ſich zu ihr, indem er ihr einen Beutel voll Geldſtücke zuwarf: »Etwas für Deine Milch und Dein Brod und für Dein Wahrſagen, und grüße die Jungfrau Bozzena von dem Prinzen von Böhmen!«

Mit dieſen Worten ſchwang er ſich auf das Roß, und ſprengte wieder dem Wiſchehrad zu, fort und fort mit ſeinen liebenden und ſehnſüchtigen Gedanken bei der, deren ſüßer Anblick ihm Herz und Sinne in die Banden zärtlicher Neigung geſchlagen hatte.

Strzislawa aber und Hruoba ſaßen noch lange bei einander, und rathſchlagten über Manches, bis Bozzena's Ankunft ihr leiſe geführtes Geſpräch unterbrach.

Im **Krönungsſaale** auf dem Wiſchehrad waren die Großen des Reichs mit den Ständen, die vornehmſten Geiſtlichen wie der ganze Hofſtaat in feſtlicher Pracht verſammelt, und vor dem geſchmückten Throne ſtand der Herzog und ſprach alſo zu der Verſammlung: »Liebe, Getreue! Wladyken, Prälaten, Abgeordnete der Städte, Vertreter unſeres geliebten Böhmenlandes! Wir haben Euch zu uns entboten, Euch einen Entſchluß unſeres Herzens kund zu thun. Mit warmem Dank erkennt das Vaterland in unſerem geliebten Bruder, dem Prinzen Udalrich, ſeinen glorreichen Retter, ſeine tapfere Hand entſetzte Prag und verjagte den Feind unſerer Ruhe und unſeres Glückes; er gab dem hartbedrängten Lande den Frieden wieder. Wo wäre ein Lohn, würdig genug, dieß zu vergelten? Nur Eines zu thun ſteht in unſerer Macht, und wir thun es mit freudigen und dankbaren Gefühlen, und aus inniger Bruderliebe. Wir wollen fortan theilen den Thron unſerer Väter mit dem Befreier des Vaterlandes, wir wollen gemeinſchaftlich herrſchen über ein glückliches Land, über ein biederes Volk, und iſt dieſer Beweis unſerer Dankbarkeit, wie wir nicht anders hoffen, Euch nicht mißfällig, ſo zeiget die Eure durch freudigen Gehorſam, und huldigt mit mir dem Bruder, dem Herzog Udalrich von Böhmen!»

Ein lautes, tumultuariſches Beifalljauchzen erfüllte Saal und Hallen, wie **Jaromir** den Bruder umarmte, und ihn ſelbſt auf den geſchmückten Thron leitete. Als es wieder ruhiger wurde, begann **Udalrich**: „Dank Dir, mein Bruder, und Dank Dir, treues Volk der Böhmen für die unverdiente Erhöhung. Nie wäre mir in den Sinn gekommen, ſie zu fordern, ich that für das Vaterland nur, was meine Liebe zu ihm mir gebot. Da Ihr mich nun aber erhoben, ſo gelobe ich feierlich im Namen des Höchſten, ſtets des Landes Beſitz zu wahren, ſtets gerecht zu richten, und die Gerechtſame jeden Standes aufrecht zu erhalten nach meinen beſten Kräften.“

Noch einmal umarmten ſich innig die Brüder, und die feierlichen Ceremonien der Krönung begannen. Als dieſe vorüber waren, als die Stände gehuldigt und den Eid der Treue geleiſtet hatten, beſtieg **Udalrich** wieder den Thron und redete die Verſammlung an: „Des theuerſten und beſten Bruders Liebe, des Vaterlandes Dankbarkeit beruft mich, ſeinen Herrſcherthron zu theilen, ſo ſey mein erſtes Beſtreben als Herzog, der Dankbarkeit heilige Pflichten zu erfüllen. Der edle Rath Ptazek Berkow hat mich, den Flüchtling, gaſtlich aufgenommen auf ſeine Burg, und mir vergönnt, darin zu walten, wie im eigenen Hauſe, ſo daß nur durch ihn mir es möglich geworden, etwas zu thun für das Werk der Befreiung, das ich begonnen, durch weiſen Rath und kräftige That unterſtützt, ſo iſt nun mein Wille, daß der Rath **Berkow** ausgerufen werde zum zweiten Ban im Lande Böhmen, welche Würde erblich übergehen ſoll auf ſeine Kinder und Kindeskinder, und zum ewigen Andenken ſeiner Treue ſoll er ein gleiches Wappen führen, wie der treue Ban Hewora, mit nur geringer Veränderung, und ſoll von uns die Stadt und Herrſchaft Bunzlau zu Lehen tragen auf ewige Zeiten!

»Und mein Freund, mein Retter aus dem Gefängniſſe, mein treuer Reiſegefährte, als ich das unterdrückte Vaterland durchzog, der edle Ritter Hans von Stettenberg, der wacker Theil nahm an Prags Wiedereroberung, ſey ernannt mit meines erlauchten Bruders Einſtimmung, zu meinem Oberſthauptmann!»

Die Erhobenen dankten und empfiengen die Glückwünſche der Wohlwollenden, und frohe Feierlichkeiten, die Freude des Mahles und Tanzes beſchloſſen den feſtlichen Tag. —

In den engern Kreis der fürſtlichen Familie trat Udalrich. Zu den Füßen der Herzogin Strzizka kniete ein zartgebautes Mädchen, von braunen Locken das Geſichtchen beſchattet, die Hand der Herrin mit Ehrfurcht an ihre Lippen ziehend; ſeitwärts ſtand mit gefalteten Händen Hruoba, und ihre dankenden Blicke ſuchten die Wolken.

Jetzt erhob ſich die jugendliche Geſtalt; ein ſüßer Schreck bannte Udalrich an eine Stelle, es war Bozzena. Als ihr Blick den ſeinen traf, der flammend auf ihr weilte, die größer, ſchöner und würdevoller ihm erſchien in den ſchimmernden Gewändern, da blickte ſie hocherglühend zu Boden, und ſtand in ſüßem Bangen jungfräulicher Zaghaftigkeit vor dem neuen Herzog.

Die Herzogin entließ ſie mit einem gnädigen Blick, und ſie verließ mit Hruoba das fürſtliche Zimmer, in welches Jaromir eintrat.

«Dieſe Jungfrau —» begann Udalrich und ſtockte.

«Iſt Hruoba's Pathe, und uns von ihr als Leibdienerin empfohlen,» erklärte Strzizka, «und ihre Schönheit, ihre liebenswürdige Beſcheidenheit, ihre ſittſame und verſtändige Rede haben ſie uns lieb gemacht, daß wir ſie angenommen.»

«Nicht dienen ſoll dieſer Engel Dir, meine ſchöne Schwägerin,» gegenredete Udalrich kühn, «noch ſonſt Jemand, obgleich ſie, diente ſie Dir, der Würdigſten diente. Sie iſt werth, Deine Schweſter, nicht Deine Dienerin zu heißen, ſie iſt werth einen Thron zu theilen!»

«Es beliebt dem Bruder meines Gemahls, ſonderbar zu ſcherzen,» ſchmollte Strzizka. «Wie, mein Bruder, ſprichſt Du im Traume?» rief Jaromir verwundert aus. «Was bedeuten dieſe Reden, mein Sohn?» fragte Czemislawa ernſt, und der alte Boleslav, der meiſtens in der Umgebung ſeiner Lieben in einem Purpurſeſſel ſaß, richtete aus einem Halbſchlummer ſein ergrautes Haupt horchend empor.

«Ich ſcherze nicht,» antwortete Udalrich feſt, «ich träume auch nicht, mein Bruder, und meine Reden, Mutter, bedeuten nicht mehr, als daß ich Bozzena liebe, und ewig lieben werde, daß ich feſt bei mir beſchloſſen, ſie zu meiner Gemahlin zu machen, und daß ich Euch alle herzlich bitte, meine Wahl zu billigen, und mir der Hinderniſſe keines in den Weg zu legen.»

Das höchſte Erſtaunen lähmte Aller Zungen. «Eine treffliche Wahl bei Gott!» höhnte endlich Jaromir. «Eine ſchöne Verwandtſchaft,» ſprach die ſonſt ſo ſanfte Strzizka giftig. «Mein Sohn wolle ſich nicht entwürdigen vor den Augen der Diener und des ganzen Volkes,» warnte Czemislawa ſtreng, «und ins Gerede ſich bringen mit einer niedrigen Magd. Tauſend Augen bewachen die Herrſcher, jede ihrer oft unbedeutendſten Aeuſſerungen, jede ihrer Handlungen bleiben nicht unbemerkt; tauſend Zungen tragen weiter, was tauſend Augen erſpäht, und der Fluch der Lächerlichkeit iſt der ſchwerſte.»

«Mache ich mich lächerlich, meine Mutter,» warf Udalrich ſanft ein, «wenn ich ein gutes und ſchönes Mädchen, der meine ganze Seele gehört, zu meiner rechtmäßigen Gattin erwähle?»

«Die unbekannte Tochter eines unbekannten Bauern ſoll nicht neben mir auf dem Thron ſitzen, und ſie, die dankbar den Dienſt angenommen bei der Herzogin, nicht dieſer gleichgeſtellt werden,» ſchalt Jaromir, «ich werde das nicht dulden, ſelbſt wenn mein Bruder ſo Unſinniges und Abgeſchmacktes begehrte!»

«Jaromir!» brauſte Udalrich auf, «laß mich es nicht vergeſſen, daß ich einen Bruder habe. Eine Demüthigung habe ich ſchon erlitten von Dir, und ſie ſtill getragen, um der Liebe willen, die ich ſtets gegen Dich im Herzen gehegt; laß keine zweite mich erfahren, leicht möchte ſonſt ſtatt der Spitze der Zunge eine andere dem Sohn meines Vaters antworten!»

«Meine Söhne!» lallte der alte Vater und hob die Hände, «meine Söhne, ſeyd einig! Laßt Udalrich ſeinen Willen; ich habe des Mädchens ſanfte Rede gehört, und ſie hat ſich, wie die Stimme eines Friedensengels, durch die Pforten des Ohres in mein Herz geſchlichen. Meines Sohnes Wahl wird ſeinem Hauſe keine Schande machen!»

«Aber bei Gott, mein Gemahl,» redete Czemislawa zurück, «Ehre macht doch die Wahl eines Weibes aus dem niedrigſten Geſchlecht den Regenten Böhmens gewiß nicht, und mein Sohn wird ſeiner Mutter zu Liebe und um des Friedens willen, die Gedanken an die Magd aufgeben, die wir verbannen vor unſerm Angeſicht.»

«Nein, Mutter!» widerſetzte ſich Udalrich. «Sie wird nicht verbannt, verzeihe, wenn ich die kindliche Pflicht verletze, ſie bleibt und wird mein Weib! Der Einwurf ihres niedern Standes iſt keiner. Muß ich Euch erinnern an die hohe und weiſe Ahnfrau unſeres Geſchlechts, die den Gemahl nicht geſucht im Kreiſe der Höfe oder der Ritterſchaft, ſondern ihn vom Pfluge hinweg nahm, und auf den Thron ihres beglückten Landes erhob, wo er ein Vater des Volkes wurde, das ihn dankbar ſegnete? Freite nicht Primislav's Sohn Nezamislav eine von den Mägden, die mit auf dem Diewni gehaust in der Amazonenzeit, die ſchöne Hruoba? Hob nicht auch deſſen Sohn Mnatha die Tochter eines geringen Landſaſſen, auf Böhmens Herzogthron, die Strezislawa Rham? Und ſollte die Geſchichte unſers Hauſes kein weiteres Beiſpiel darbieten, ſo möchten es wohl die andern Höfe, und auch künftigen Zeiten wird es kein allzuſeltenes Ereigniß bleiben, wenn Schönheit und Tugend eines Thrones würdig befunden worden, ob ſie auch nicht darauf geboren wurden!«

Und länger noch redete und verfocht ſeine

Meinung und ſeine Liebe Herzog Udalrich, und die Kraft ſeiner Neigung durchbrach kühn die Dämme der Hofſitte und des Gegenwillens ſeiner Verwandten, der zu nichts diente, als ihn noch mehr gegen den Bruder zu erbittern, der ſich am längſten und am heftigſten widerſetzte, bis die Liebe ſiegte und Udalrich zu Bozzena und an ihr Herz flog, die überraſcht und beſtürzt ſich in einen ſeligen Traum befangen glaubte, wie die ſüßen Worte, Geliebte, Braut, ihr Herz freudig bewegten, und noch ſüßere Küſſe und des ſchönen Mannes Betheurungen ewiger Liebe, und ſeine zärtliche achtungsvolle Huldigung, wie mit Zauberbanden ihre Seele umſtrickten, bis die Gluth der Empfindung in einem Strom von Wonnethränen am Buſen des Geliebten ſchmolz, und ſie ſich ihres unnennbaren Glückes mit freudigem Stolz, mit ſchüchterner Demuth bewußt war. Und der Zauber ihrer Lieblichkeit und Anmuth wußte bald die Herzen derer zu verſöhnen und zu gewinnen, die zuvor ihr Glück zu verhindern geſucht.

Aus der unförmlichen Eſſe des Häuſchens der alten Strziſlawa ſtieg ſchwarzer Dampf. Es war Nacht, und die Bewohnerin ſtand in ihrer kleinen Küche, wo viel ſeltſames Geräth untereinander hing und lag, an einem lodernden Feuer, über welchem ein Keſſel ſchwebte, angefüllt mit geſchnittenen, brodelnden Kräutern, die einen betäubenden Duft verbreiteten. Sie ließ den Rührlöffel in der Knochenhand nachläßig auf dem Rande des Keſſels ruhen, und ſtarrte in dieſen gedankenvoll, wie zuweilen die ſiedende Brühe ſich plötzlich Luft machte durch den Kräuterbrei, und plötzlich hoch aufwallte, eine kleine flüſſige Säule bildend, dann ſich wieder ſenkte, und an andern Stellen ſchäumend und brauſend hervorbrach.

»Immer brauſend, immer heiß und heftig,« murmelte ſie vor ſich hin: »bald fortgährend im Innern, bald tobend und ſchäumend nach außen brechend, das iſt das Menſchenherz im Flammenbade der Leidenſchaft, aber brauſe nur, koche nur, dir iſt doch ein Damm geſetzt, den du nicht überbrauſeſt, und eine

Grenze, die du nicht überſiedeſt, und eine Mauer, die deine Wogen nicht überwallen.»

Sie faßte den Löffel wieder und rührte, und legte friſches Holz zum Feuer.

«Thörichtes Menſchenherz,» fuhr ſie in ihrem Selbſtgeſpräch fort; «das da wähnt, die Welt zu ſtürmen, und in kindiſcher Verzweiflung die Götter anklagt, wenn ihm nicht Alles gewährt wird, was es verlangt, das nie Geſättigte, nie Befriedigte; du biſt eine Schaumblaſe vor dem Hauche der Götter, und ein weiches Wachs in der Hand des Weiſen, und ein Spielball in der Hand des Teufels.»

«Weib, was murmelſt Du da?» unterbrach ſie plötzlich eine tiefe Stimme, daß ſie heftig zuſammenfuhr und hinter ihr ſtand, wie ein böſer Nachtgeiſt, Kochan Wrſch.

«Ach biſt Du es, mein Söhnlein! Wie Du mich erſchreckt haſt,» redete ihn Strzislawa an, «biſt ja gar lange nicht bei mir geweſen, habe nichts von Dir gehört, noch geſehen und die alte Strzislawa iſt nun ganz allein.»

»Freilich,« murrte Wrſch, »die alte Hexe iſt nun ganz allein, ſeit ſie mit der, die nicht viel beſſer iſt, als ſie, das Mägdlein verkuppelt an den neuen Mitherzog, deſſen Braut Bozzena heute geworden.«

»Iſt's wahr!« kreiſchte Strziſlawa freudig, »ei ſo ſegne der Himmel mein ſchönes Kindlein!«

»Dein ſchönes Kindlein!« lachte Wrſch grimmig. »Das möchte ich ſehen, das müßte eine gute Art ſeyn! Aber,« fuhr er zornig fort, »ich frage Dich, Du alter Satan, warum ich von dem Allem nichts erfuhr, warum ohne mein Wiſſen das geſchah, was geſchehen iſt? Wußtet ihr Sündenweiber, ob es mir genehm ſey?«

»Nun, nun, mein Söhnlein,« wollte die Alte beſänftigen, »ſey doch nur nicht ſo wild, wie der Wolf des Gebirges; meinten wir es denn nicht gut zu machen? Warſt Du denn da, Dich zu fragen? Und iſt es Dir denn nicht recht, wenn Bozzena auf gleichem Stuhl ſitzt mit den Herzoginnen?«

»Wie viele Herzoginnen ſollen denn noch

werden im Böhmerlande? Waren nicht ſchon zu viele?» zankte der Grimmige. «Einen Herzog, eine Herzogin ſoll das Land haben, nicht ein ganzes Schloß voll!»

«So gehe hin, und ermorde die andern, Du blutiger Wrſch!» rief Strzislawa gereizt. «Haſt Du lange kein Blut geſehen von Libuſſen's Enkelkindern? Ich leſe den Blutdurſt aus den Falten Deines Geſichts heraus!»

«Weib, Deine letzte Stunde iſt gekommen!» ſchnaubte der Wilde, und riß das Schwert aus der Scheide.

«Willſt du mich morden, Entſetzlicher?» heulte Strzislawa. «Ich bin Deine Großmutter mütterlicher Seits, Du weißt das nicht, ich will Dir aber Alles erzählen!»

«Czernebogs Großmutter biſt Du, alte Schlange!» brüllte Wrſch wüthend, daß ſie ſich ſeine Verwandte nannte, und die Spitze ſeines Schwertes fuhr in ihre verknöcherte Bruſt.

«Czernebog verderbe Dich, Du Bluthund!» ächzte die Alte, indem ſie neben ihrem

Heerde niederſtürzte. »Das iſt der Lohn, daß ich ſein Kind erzog!« röchelte ſie, und athmete nicht mehr.

Eine Weile ſtarrte Wrſch ſie an. Die verglimmenden Kohlen warfen einen wunderlichen Schein auf das Geräth umher, und auf der Gemordeten Runzelgeſicht, das bleich und verzerrt ihn geſpenſtig angrinzte. Drauſſen hatte ſich der Sturm erhoben, und heulte in der Eſſe, und ſchlug mit brauſenden Fittigen das alte Dach, und rüttelte an des Häuschens morſchem Gebälk. An das kleine Hornfenſter ſtieß mit mächtigen Flügeln ein Schuhu, und grauſige Stimmen der Nachtvögel wurden hörbar im dunklen Walde und der Füchſe heiſeres Gebell.

Stumm und mißmuthig ſchritt Kochan hinaus in die Sturmnacht. Noch einmal blieb er ſtehen, die Blicke aufſchlagend nach den ſtarkrauſchenden Baumzweigen, und dem ſchwarzen ſchnellziehenden Gewölk.

»Ich wollte doch, ich hätte das alte Weib nicht erſchlagen,« grollte er in ſich hinein. »Sie hat mein Kind erzogen — warum erinnerte ſie mich erſt daran, als es zu ſpät war? Mein Gedächtniß hat es verlernt, an Gutthaten zu denken. — Nimm nur auch dieſes Opfer hin, Pya, es muß blutig zu Ende gehen, eher habe ich doch nicht Ruhe. Tritt auch zuweilen die Verſöhnung freundlich mir nahe, ſo verſcheuchet die wilde Rache ſie immer wieder, und die Geiſter des Abgrundes ſpielen mit meinem Herzen.»

«Und es ſoll nur ein Herzog in Böhmen ſeyn,» ſprach er, mit dem Fuße ſtampfend, und verlor ſich im Dunkel des Waldes.

* * *

X.

Im Thurmzimmer auf dem Neklanka ſtanden Udalrich und Stettenberg; der Letzte hatte ſeine Augen geweidet an der herrlichen Ausſicht nach allen Richtungen, und der Herzog machte den Freund nun bekannt mit den Bildniſſen der Herrſcher Böhmens, die lebensgroß im unzerſtörten Farbenglanze prangten, von einem Meiſter zu den Zeiten Neklans gefertigt.

»Das iſt der Czech,« erklärte Udalrich, auf ein hohes Greiſenbild deutend, »Böhmens erſter Fürſt, der weiſe und gerecht lebte, und dem Lande Frieden und der Ordnung heilige Rechte gab.«

»Dieſer,« fuhr er fort, auf das nächſtfolgende Bild eines ſtarken, kräftigen Mannes zeigend, »iſt Krock, den neun Jahre nach des Czech Tod die Böhmen zum Herzog wählten. Hier iſt Libuſſa, Krock's jüngſte Tochter, von welcher Du ſchon genugſam reden hören. Dieſer iſt Primislav, Libuſſen's Gemahl.«

Wehmüthig ſchien Primislav's Bild mit der Kummermiene auf den Urenkel herabzuſchauen.

»Dieſer iſt Nezamislav, beider Sohn,« wandte ſich Udalrich zu dem fünften Bilde. »Die Geſchichte rühmt ſeinen Scharfſinn nicht, doch blühte unter ihm der Friede in Böhmen. In dieſem Bilde erblickſt Du Mnatha, einen gewaltigen Jäger, weßhalb ihn der Maler auch im Jagdkleide abkonterfeit.«

»Dieſer iſt Wogan, dieſer Unislav, dieſer Krzeſomisl und hier von Böhmens Regenten der zehnte, Neklan, dieſes Thurmes Erbauer.«

»Und hier,« ſprach der Herzog weiter, Stettenberg zu einer zweiten Reihe von Bildniſſen führend: »hier ſiehſt Du die folgenden, die mein Vater malen ließ in den Tagen ſeines Glücks. Es ſind Hoſtivil, Borivor, der verdrängt wurde vom Throne, den Stogmir, dieſer, einnahm, deſſen Regierung aber nur ein Jahr dauerte, worauf Borivor wieder regierte; ihm folgte Spitigneus, ſein Sohn, und dieſem Borivor's Bruders-Sohn, Wratislav, nach deſſen Tode ſeine grauſame Gemahlin, Drahomira, das Scepter an ſich zu reißen ſuchte. Es gelang ihr nicht, und Wenzeslav wurde erwählt. Drahomira brachte es dahin, daß ihn ſein Bruder ermordete, und dieſer, Boleslav I., beſtieg den Thron. Ihm folgte ſein Sohn, der letzte in der Bilderreihe, die an manche Unthat, die an das trübe Schickſal, welches über Böhmens Fürſtenhauſe waltet, oft lebhaft erinnert.»

«So führet Ihr, mein hoher Freund,» mahnte Stettenberg, «eine beſſere Zeit herauf an Böhmens Regentenhimmel. Eintracht und Liebe, Ernſt und Milde, Weisheit und Gerechtigkeit ſeyen die Grundpfeiler Eurer Herrſchermacht, dann wird Euch die

Nachwelt ſegnen, wie Bruderſterne werdet Ihr ſtrahlen unter den bleichen Bildern Eurer Vorfahren, Du und der biedere Jaromir.»

«Von dem biedern Jaromir ſoll ich noch in dieſer Stunde Etwas erfahren, was ſchwerlich nach Biederkeit ſchmecken wird,» ſprach Udalrich bitter, und ehe noch Stettenberg bat um näheren Aufſchluß, bewegte ſich Primislav's Bild gegen ihn, das auf einer verdeckten Thüre gemalt war, und ein großer Mann mit ſtruppigem Bart und Haupthaar, und wildem Blick trat herein.

Einen Blick auf Stettenberg werfend, ſagte der Unbekannte, ſpöttiſch lächelnd: «Du trauſt mir nicht, Herzog? Siehe, ich komme unbewaffnet.»

«Das iſt Kochan Wrſch, mein Stettenberg, der mir Wichtiges zu ſagen kommt,» ſtellte Udalrich den Eintretenden vor. «Hans von Stettenberg aus Franken, einſt mein Waffenmeiſter, nun mein Oberſthauptmann,» wandte ſich der Herzog an Wrſch, aber der Gruß, den die beiden

Männer einander gaben, war kalt und von Blicken des Mißtrauens begleitet.

Ohne von Stettenbergs Anweſenheit eine beſondere Kenntniß zu nehmen, ſetzte ſich Kochan vertraulich zu Udalrich, der ſich auf einen Armſeſſel niedergelaſſen, und nahm das Geſpräch auf:

«Mein Herzog, ich habe gelobt, Dir fortan ein treuer Diener zu ſeyn, und beim Himmel und der Hölle, oder bei was Du ſonſt willſt, ich will es halten. Ich habe zum Theil wieder gut gemacht, was ich böſe gemacht hatte, Prag und Böhmen iſt frei, und Du biſt Herzog.»

«Dux secundus!» warf Udalrich mit bitterm Lächeln ein.

«Nicht immer ſind die Zeiten ſo, daß man durch die That dem Freunde nützen kann, fuhr Wrſch fort, «aber zu gutem Rathe iſt alle Tage Zeit.»

«Wohlgeſprochen, wenn er gut iſt,» brummte Stettenberg vor ſich hin. «Gott ſegne den guten Rath aus Deinem Munde!» Wrſch ließ ſich nicht ſtören. «Zum Beiſpiel,» ſprach er weiter, »Dein guter alter Vater, er wäre nicht blind, Du wärſt nicht Herzog, auch wohl Dein Bruder nicht — oder doch vielleicht, hätte Boleslav meinem Rath gefolgt, und wäre nicht in die Drachenhöhle gegangen. Ja, ſiehe Herzog, es gibt fürchterliche Söhne. An Deinem Hofe ſchrieen ſie noch über den Polen, und von mir reden ſie leiſe und furchtſam, weil ſie mich kennen: daß wir die Schuld trügen von Boleslav's Blendung.«

»Erinnere mich nicht daran, Wrſch,« gebot Udalrich, »ich will nicht daran denken; es zuckt in meiner Hand, als müßte ich Dir das Schwert durch den Leib rennen.«

»Verſchiebe es noch ein wenig,« entgegnete Wrſch mit Ruhe; »lies, wenn Du nicht hören willſt, dieſen Brief.« Er zog ein Pergament hervor, und reichte es dem Herzog. Dieſer las, entfärbte ſich, ſchrack ſichtbar zuſammen, ließ das Blatt fallen, ſchlug die Hände vor das Geſicht, und ſank mit dem Schmerzensrufe: »Jaromir!« in den Seſſel zurück.

«Bube!» fuhr Stettemberg auf Wrſch ein, «haſt Du den Brief vergiftet, den Herrn zu tödten?» und zog das Schwert, befangen von dem Wahne, das Blatt ſey mit tödtenden Giften beſtreut. Ruhig ſtand Wrſch, und ſein Blick weilte auf dem Oberſthauptmann mit kaltem verächtlichem Lächeln.

«Laß ab, Stettenberg!» ſtöhnte Udalrich matt. «Ja vergiftet iſt dieſer Brief, mit einem Gifte, das die Seele tödtet, und mein Lebensglück, meinen Glauben an die Menſchheit! O Ungeheuer, o armer, alter Vater! Aber Du ſollſt gerächt werden.»

«Ja, wahrlich, ein ſolches Thun verdient tauſendfache Rache;» ſtimmte Wrſch ein. «Der Sohn läßt den Vater blenden, um Herzog zu werden; wo hat man gehört von ſo ungeheurer, ſchwerer That!»

«Wie?» fragte der Ritter, «ich verſtehe Eure Reden nicht.»

«Ach! treuer Hans,» ſeufzte Udalrich. «Dieſen Brief ſchrieb mein Bruder; es iſt ſeine Hand. Einem Vertrauten befiehlt er darin, auf irgend eine Weiſe ſeinen Vater, den er nicht tödten möge, des Augenlichtes zu berauben.»

«Es iſt nicht wahr, es iſt nicht möglich!» brauſte Stettenberg auf. «Sehet Euch vor, Herzog, das iſt eine neue Verrätherei gegen Euch und Euer Haus.»

«Höre, Frankenritter,» ergrimmte Kochan, «Du wirſt zu keck; glaubſt Du, mir gegenüber, eine Beleidigung auf die andere häufen zu dürfen? Du wirſt um den Buben vorhin, morgen früh einen Gang mit mir machen im Potankathal, und einſtweilen Deiner Zunge einen Zügel anlegen, und Deinem Vorwitz ein Gebiß.»

«Donner und Teufel!» fluchte Stettenberg. «Ich bin zu Eurem Dienſt, wenn und wo Ihr wollt, und —»

«Stille, Beide!» unterbrach der Herzog; «vergeßt nicht, wo Ihr Euch befindet.»

Unwillig wandte ſich der Ritter um, und ſtarrte in die Bläue des Himmels und auf die unermeßliche Landſchaft, die ſich unter ihm ausbreitete, und folgte mit den Blicken ſo weit er konnte, dem Laufe des majeſtätiſchen Stromes.

«Du weißt noch nicht Alles, Herzog,» redete Wrſch etwas leiſer weiter: «aber das könnteſt Du wiſſen, daß Jaromir nur ungern das Regiment mit Dir theilt. Wer ſo herrſchſüchtig iſt, daß er den Vater blenden läßt, um einer Krone willen, der wird auch die Zeit erſehen, ſich des Bruders zu entledigen.»

«Wie? vernahmſt Du vielleicht ſchon Etwas?» fragte, um ſein Leben bang, Udalrich.

«Mehr als Dir lieb ſeyn wird, Herzog,» antwortete Wrſch, abermals einen Brief hervorziehend. Auch dieſen Brief brachte mir ein vertrauter Diener.» Der Herzog nahm und las.

«Es iſt nicht möglich!» brach er los: «So weit kann ſich mein Bruder nicht vergehen! Morden wollte er mich laſſen? Niederſtoſſen auf der Jagd? Nein, Du biſt ein Verräther, Wrſch! Geſtehe nur, Du willſt mich reizen gegen meinen Bruder, daß ich thue, was mich ſpäter reut.»

«Ich werde Dir lebende Zeugen ſtellen, Herr,» erwiederte Wrſch mit ernſter Ruhe. «Einen, der den Brief getragen, und einen, an den er gerichtet iſt, der auch gehört hat, wie die Herzogin Strzizka der jungen Bozzena ſchnöde Reden gegeben, ob Deiner Neigung zu ihr, daß die edle Jungfrau beſchämt und bitterlich weinend, hinweggegangen.»

«Es iſt genug!» ſchrie **Udalrich** zornflammend. «Willſt Du mich raſend machen, mit Deinen Nachrichten? Gehe, verlaß mich jetzt, auch Du Stettenberg; geht, ich will allein ſeyn, allein mit meinem Schmerz und meinem zerſtörten Glauben an Bruderliebe.»

Kochan verſchwand durch die verborgene Thüre. Stettenberg wandte ſich zu dem Herzog, der regungslos, die geballte Fauſt vor der Stirne, da ſaß: «Um Gottes und der Heiligen Willen, laßt Euch nicht überliſten von dieſer Schlange, denkt an des

Verräthers frühere Ränke, traut ihm nicht, glaubt ihm nicht zu viel.»

«Die Beweiſe ſind ſonderbar,» klagte Udalrich, «wo ſind die Briefe?»

«Die hat er wohlweislich wieder mitgenommen,» antwortete der Ritter; «ſonſt hätte ich ſie Eurem Bruder bringen und ihn fragen wollen, ob er darum wiſſe?»

Da lachte Udalrich in grimmiger Wuth laut auf. «Biſt Du Deinem Kopf ſo feind, daß Du glaubſt, er würde ihn einem ſo unberufenen Mitwiſſenden und Wiſſenwollenden länger laſſen? Gehe, ſchweige, und laß mich handeln!»

«Ihr weist den treuen Freund ab, ſo möge Euer guter Engel Euch ſchützen,» ſprach Stettenberg traurig und ging. Mit ihm aber ging der gute Engel hinweg von dem bethörten Herzog.

Am Wolfsbrunnen im Potankathal hielt Kochan zu Roß neben einigen Knechten. «Wenn Ihr dieſes Horn hört, ſo eilt auf dieſem Pfade vorwärts, und haut nieder, wen Ihr auſſer mir findet,» befahl er, und ritt den bezeichneten Pfad, der in das Dunkel des Waldes führte; im Gebüſch rauſchte, ſo ſchien es, ein aufgeſchrecktes Wild.

Auf einer kleinen Blöße im Walde, einige hundert Schritte von dem Wolfsbrunnen entfernt, harrte ſchon Stettenberg ſeines Gegners. Als er kam, ſtiegen Beide von den Roſſen, banden ſie an Bäume, und es entbrannte nun zwiſchen ihnen ein heftiger Schwertkampf, der Beiden warm machte, und von Beiden mit gleicher Kraft und Beſonnenheit geführt wurde, ohne daß es Einem gelang, den Gegner zu verwunden. Sechsmal hatten ſie ſchon geruht, und der Kampf raſte von Neuem los, daß der Schwerter helles Geklirr den Wald durchſchallte; da rauſchten hinter Stettenberg die Zweige, und aus ihnen hervor guckte ein ocherfarbiges Geſicht, ſtreckte ſich drohend ein welker Mumienarm, und krächzte aus zahnloſem Munde eine heiſere Stimme:

«Söhnlein Kochan! Nimm Dich in Acht, mein Söhnlein!»

Und den eiſenfeſten Mann packten beim Anblick der alten Strzislawa die Schauer des Entſetzens. «Geſpenſt der Hölle!» rief er, gab verwirrt eine Blöße, und ein Hieb Stettenberg's ſtreckte ihn zu Boden.

Der Hieb ſaß tief in der Schulter des rechten Arms, und der Franke eilte, dem Gegner beizuſtehen, und ihn zu verbinden.

«Du biſt brav,» ächzte Wrſch, indem er dem Feind die Linke reichte, «aber Du dankſt den Sieg nicht Dir; ein altes verdammtes Hexenweib, das ich geſtern todt ſchlug, kommt heute wieder aus Czernebog's Reich heraufgekrochen, mich zu irren. Wenn ſie noch da iſt, drehe ihr doch aus Gefälligkeit den Hals um!»

«Ich hörte wohl ſo etwas hinter mir, kehrte mich aber nicht daran, und ſtehe Euch zu jeder andern Zeit wieder,» verſetzte Stettenberg.

«Ich habe genug,» ſtöhnte der Verwundete, «laß mich nur ruhig liegen; ſtoſſe doch einmal in mein Horn, vielleicht hört es mein Knecht, daß er komme und mich verbinde.»

Treuherzig ſetzte Stettenberg das Horn an, da wurde es ihm plötzlich weggeriſſen, und die Alte ſtand neben ihm, ſchleuderte es weit ins Gebüſch und rief: «Nicht ſo, mein Söhnlein, nicht ſo! Der Verräther will Dich verderben, weil Deine Großmuth ihm das Leben gelaſſen; am Wolfsbrunnen harren ſeine Knechte des Hornrufes. Das liegt in ſeinem ſchwarzen Blut, das jezt dieſen Boden vergiſtet, Gutes mit Böſem zu vergelten.»

«Satansmutter!» knirſchte Wrſch, vom Schmerz verzerrt, wollte ſich aufraffen und konnte nicht.

«So?» ſagte Stettenberg, «ſeyd Ihr ſo geſinnt, dann wäre es wohl beſſer gethan, ich durchſtieße Euch das falſche Herz, aber das darf ich ja nicht thun, weil Ihr wehrlos ſeyd, und die Deutſchen nicht meuchelmorden, und am Ende wäre auch mein Schwert zu gut für Euch, und der Tod zu ehrenvoll, von der Hand eines ehrlichen Ritters zu fallen, es wird Euch ein anderer aufbehalten ſeyn.»

Stettenberg beſtieg ſein Roß und ritt hinweg, allein laſſend jene Beiden.

Da winkte die Alte Kochan näher, hob drohend den Finger, blitzte ihn mit einem ſcharfen Blick ihrer grünlichen Augen und rief:

«Siehſt Du, mein Söhnlein, hätteſt Du mich geſtern nicht ermorden wollen, ſo hätte ich heute nicht Kräuter geſucht, meine Wunde zu heilen, die Du geſchlagen, Du entſetzlicher Menſch, und der wackere Franke wäre Dein Opfer worden.

«Pfui über Dich, Kochan Wrſch, der geſtern ſagte, ich ſey Czernebog's Großmutter, da ich doch die Deine bin, der ſchlimmer iſt, als Czernebog und ſeine Geſellen. Und weil ich Deine Großmutter doch bin, ſo will ich meinem Enkelein die Ruthe geben.»

Und wie der Doppelſchmerz der Wunde und der kochenden Wuth über des Weibes teufliſchen Hohn, den der Hülfloſe nicht rächen konnte, ihn mit Harpyenklauen packte, daß er schäumte, da riß Strzislawa eine Handvoll Brennnessel und Stachelginster aus, und peitschte unter wahnsinnigem Gelächter damit sein Gesicht, bis er dumpfröchelnd in todtähnliche Ohnmacht fiel.

Dann hinkte sie fort, rüstete daheim sich zu einer Reise, warf einen Feuerbrand in das Strohdach ihrer Hütte, daß es bald hell aufloderte, und sie ward nicht mehr gesehen in dieser Gegend.

Wie an jenem Tage der Trübsal, als Boleslav heimgebracht wurde von Wrsch, rannte in wilder unsäglicher Verwirrung Alles durcheinander im Schlosse Wischehrad, und lautes Jammergeschrei schallte Stettenberg entgegen, als er herauf kam nach dem Zweikampf.

»Was bedeutet das?« rief er seinem Knechte Konrad zu, der am Thore stand.

»Nichts Gutes, Herr,« antwortete der zähneklappernd. »Es sind zwei meuchlerische

Hunde heute Nacht in des Herzogs Schlafgemach gedrungen, und haben ihm — beide Augen ausgeſtochen.»

Stettenberg's Pulſe ſtockten. «Wrſch, das iſt Deine blutige Hand!» ſeufzte er, und die Ahnung des Zuſammenhangs dämmerte ſchrecklich in ſeiner Seele auf.

«Schaut dorthin, Herr,» ſagte Konrad, mit einer Gebehrde des Abſcheues in die Höhe deutend, und es bot ſich dem Ritter ein ſchauderhafter Anblick. In einer Reihe hingen an den Säulen drei Kämmerlinge, die im Vorzimmer des Herzogs geſchlafen hatten.

«Der Tyrann iſt fertig, Gott, wer hätte das denken ſollen!» ſprach Stettenberg. «Höre Konrad, rüſte Alles zur Reiſe, wir wollen wieder in das liebe Vaterland. Keine Nacht mehr auf dieſem Schloſſe.

«Gott ſey geprieſen!» frohlockte der Diener. «Mir hat es ſchon lange nicht gefallen unter dieſem wilden Volke, deſſen vertrackte Sprache ich doch nimmermehr lernen werde.» —

Um Jaromir's Schmerzenslager waren die Seinen in ſtummer Betrübniß verſammelt. Troſtlos jammerte Strzizka, Udalrich ſtieß Verwünſchungen aus und Racheſchwüre; Boleslav's Schmerz war ſtumm. Große Thränen rollten aus den blinden Augen in den Silberbart. Er ließ ſich nahe zu dem Sohne führen, und ſuchte nach ſeiner Hand.

»Ich kann Dich nicht ſehen, mein armer Sohn,« lallte er, »und Du nun mich auch nicht mehr, aber unſere Herzen ſind einander nahe. Es iſt eine Sehne, von welcher die Pfeile abſchnellten nach unſern Augen, und ein blutiger Schütze, der ſie nach ihnen verſendet.«

»Ach, mein Vater,« ſtöhnte Jaromir ſchmerzvoll, »hätten mich die Grauſamen doch ermordet, ſtatt mich aufzuſparen einem qualvollen Leben in ewiger Finſterniß.

»Sie ließen mich ja auch am Leben, und tödten mich erſt heute,« ächzte Boleslav. »Lebe und dulde, wie ich, mag Dich der Pfeil nie treffen, der heute mein Herz verwundet.«

Das Haupt des Greiſes ſank auf des Sohnes Bruſt, Jaromir's Hand faßte eine Silberlocke des Vaters, er küßte ſie. Czesmislawa hielt in ihren Armen die ohnmächtig werdende Strzizka, und rief mit ſchneidendem Wehlaut: »Fluch dem, der dieſe That auf ſeiner Seele hat! Er finde nimmer Ruhe, ihn werde jeder Segen zum Fluch, ihn verfolge mit tauſend Donner die Rache des Allmächtigen!»

»Mutter, Mutter!» flehte Udalrich, und verließ mit einem Geſicht, in das Verzweiflung ihr Entſetzen grub, das Zimmer.

Er fand Bozzenen, fand bei ihr, der Trauernden, ſüßen Troſt, und küßte tändelnd die vorwurfsvolle Mahnung ſeines Innern hinweg. Da trat Stettenberg mit trüben und finſtern Blicken ein.

»Ach, mein guter Stettenberg,» redete ihn Udalrich wehmüthig an, indem er ihm einige Schritte entgegen gieng und ihm die Hand bot.

»Herr Herzog,» begann der Ritter mit

Kälte, ohne einzuſchlagen, «ich komme, mich bei Euch zu beurlauben, und Euch zu danken für alles Gute, was mir bei Euch und durch Euch geworden. Ich will die Fahrt in mein Heimathland antreten.»

«Wie Hans, Du willſt mich verlaſſen?» fragte beſtürzt der Herzog. «Und gerade jetzt, wo mir der Rath und Troſt eines treuen Freundes ſo Noth thut.»

«Die Luft iſt mir zu ſchwül auf dem Wiſchehrad,» entgegnete Stettenberg mit gewohntem Freimuth. «Ihr mögt es mir nicht verübeln, Herr Herzog, Ihr wißt, daß ich meinem Mann ſtehe im Gefecht, aber wo der beſte, edelſte Fürſt im heiligen Gottesfrieden ſeines Hauſes nicht mehr ſicher iſt vor dem Meucheldolch, da mag ich nicht weilen, denn in Kurzem könnte auch mir hingeholfen werden auf ſolche Weiſe. Ich wünſche mir einen ehrlichen Soldatentod auf dem Schlachtfelde, und da in Eurem Lande Friede iſt, und mein Schwert Euch keine Dienſte leiſten kann, ſo will ich Euch nicht länger ein unnützer Koſtgänger ſeyn.»

«Bleibe bei mir, Hans,» bat Udalrich weich. «Es ſoll Dir Niemand ein Haar krümmen. Scheide nicht ſo von mir.»

«Bleibt doch, auch ich bitte Euch!» flötete Bozzena mit Schmeicheltönen, und legte ihre ſchneeweiße Hand auf ſeinen Arm, und blickte ihn mit ihren klaren Augenſternen bittend an.

«Bittet mich nicht, mein Fräulein, mein Entſchluß ſteht feſt,» redete der Ritter ſanft zurück, und wandte ſich wieder zu dem Herzog. «Einen Rath will ich Euch noch geben, wenn anders Ihr ihn hören wollt von dem alten Freunde. Laßt den geheimen Gang zumauern im Neklanthurm, und alle andern, wenn Ihr deren noch im Schloſſe habt, denn das Geheime taugt nichts, im Geheimen wird alles Unheil gebrütet, und bricht verderblich daraus hervor, wie ein Drache aus ſeiner Höhle. Und nun lebt wohl!»

«So laſſe ich Dich nicht ziehen,» ſprach **Udalrich** bewegt. «Du mußt noch ein Andenken mitnehmen von Deinem Freunde.»

«Laßt das,» lehnte der Ritter ab. «Eure Gnade hat mich überreich begabt, auch habe ich mir den Sold als Euer Feldhauptmann auszahlen laſſen von Euerm Schatzmeiſter, mein Beſitzthum wird reichen, mir im Vaterlande eine kleine Burg zu bauen.»

«Lebt wohl, holdes Fräulein,» wandte er ſich wieder an die Herzogsbraut, und drückte einen Kuß auf ihre Sammethand. «Seyd glücklich im Eheſtande! Lebt wohl, **Udalrich**!» Der Herzog ſchloß ihn gerührt in ſeine Arme. «Hütet Euch vor **Kochan Wrſch**,» flüſterte der Ritter ihm ins Ohr und ging.

Udalrich's und **Bozzenens** erſehnter Hochzeitsmorgen dämmerte auf. **Hruoba**

ſaß ſchon wach im Zimmer, in welchem ſie einſt mit der entſchlafenen Niwa geſeſſen, und dachte der Vergangenheit und dem Jüngſtgeſchehenen nach. Im Fenſter grünte ein junges Myrthenbäumchen, das ſeine Zweige mit ſeinen Silberblüthen bieten ſollte zum Brautkranz der jungen Fürſtin. Glühend und immer glühender entbrannte das Morgenroth, und ein friſcher Oſtwind ſtrich durch die Lokken der hohen Frauengeſtalt. Die Scheere, ſchon gehoben, die Zweige vom Stamm zu trennen, entſank ihrer Hand, ihre Augen flogen den flammenden Wolken zu. Und hingeriſſen von allgewaltigen Gefühlen, die in ihr ſtrömten, warf ſie ſich nieder zum Gebet.

«Ewige, heilige, unerforſchliche Macht, Du einziger Gott, an deſſen Huld und Liebe ich glaube, nimm in Deine Vaterhut das Kind der Schmerzen! Laß ſie leben, unbekannt mit Verbrechen und Sünde, und führe ſie einſt rein und ohne Schuld in Deine ſchönere Heimath! Laß keine freche Hand den

Schleier heben, der ihr die Elternnamen verhüllt und deren Sünde! Und haſt Du ihr Kummer und Wehe zu tragen beſtimmt, o auf mich, auf mich den größern Theil der Laſt! Vergib, o gerechter Richter, vergib mir meine Schuld, wie ich — dem Manne vergebe, der meiner Jugend Blüthen vergiftet, und mein Herz brach!»

Ihre Thränen floßen; weinend erhob ſich die, die ſelten weinte, es kam in ihr Herz ein milder Friede. Sie ſuchte nun nach Bändern, und ordnete Manches in einem Schrein, da fiel ihr manche einſt werthvolle Liebesgabe in die Hand, weich und wehmüthig geſtimmt, trank ſie den Becher wonniger und ſchmerzlicher Erinnerungen leer. Eine kleine Kapſel rollte zur Erde. Hruoba hob ſie auf und öffnete, es quoll eine dunkle Mädchenlocke daraus hervor.

«Rufſt Du, Riwa?» bebte es von ihren Lippen. «Ja, ich folge Dir nach, Du hatteſt das beſte Theil erwählt. Nur den Tag meines höchſten Glückes, den Silberblick meiner höchſten Erdenfreuden will ich noch feiern und genießen, ehe die heiligen Mauern meine Schmerzen und Thränen, mein Unglück und meine geknickten Hoffnungsblüthen, und meine Gebete für Bozzena allzumal in ihren ſtillen Friedensſchooß begraben.»

Sie flocht die Zweige der Myrthe für die zur Krone böhmiſcher Jungfrauen vollends aufgeblühte Herzogsbraut um den herzoglichen Goldreif; da rauſchten Gewänder, und dieſe ſelbſt trat ein zu Hruoba, mit der Hand die dienenden Jungfrauen bedeutend, drauſſen zurück zu bleiben.

«Ich komme zu Dir, meine mütterliche Freundin,» begann Bozzena, die Pathe kindlich umarmend, «aus Deiner Hand und ohne läſtige Zeugen, will ich den ſchönſten Schmuck des heutigen Tages empfangen. Ich danke Dir auch heute, was ich ewig Dir danken werde, Deine Liebe, die Du dem verwaisten Kinde erwieſen, die es aus dem Staube der Niedrigkeit zog, daß es nun auf dem Sonnengipfel eines nie geahneten Glückes ſteht.»

Unter Freudenthränen befeſtigte Hruoba das goldne Diadem, um welches ſich die Myrthe zierlich ſchlang, in Bozzenen's braunen Locken, und hauchte einen leiſen Kuß auf der wunderholden Jungfrau Alabaſterſtirne.

«Gott ſegne Dich, wie ich Dich ſegne, mein theures Kind, meine gute Bozzena,» ſprach Hruoba zu der durch ſüße Thränen lächelnden Braut. «Bleibe gut, wie bisher, ſo wird Dein Bewußtſeyn Dir Kraft in trüben Stunden geben, liebe und ehre Deinen fürſtlichen Gemahl, ſo wird ſeine Liebe Dir danken, ſey eine treue Mutter dem Lande, und es werden noch ſpät Enkel Dein Andenken rühmen und ehren, ſey eine Freundin der Armen und Hülfebedürftigen, ſo werden ihre

Thränen Dich ſegnen. Und im Glück und Mißgeſchick ſetze Dein Vertrauen auf Gott! Dieß iſt der Segen und das Scheidewort Deiner mütterlichen Freundin; ich werde Nonne im St. Johannes-Kloſter, und will dort ohne Aufhören für Dich beten!»

Wie die Braut feſtlich geſchmückt war, führte ſie Hruoba in die Zimmer der Herzoginnen.

Und der Wiſchehrad hallte wieder vom Feſtgeräuſche der Hochzeitfeier, von Klängen und Liedern, und der Freude bacchantiſchem Tumult, aber während ſich ſo Udalrich in Glück und Liebe berauſchte, ſaß Jaromir trauernd in der ewigen Nacht, nur getröſtet von den ſanften Liebesworten der treuen Strzizka, und das ſchuldloſe Leiden des unglücklichen Mannes warf einen recht trüben blutigen Schatten auf die hellen Bilder der Freude, und einen ſchneidenden Mißton in die Klänge der Luſt und des Jubels, und eine ſtumme Klage in die Schaale des Gerichts.

Und es ſollte ſich noch fort und fort erfüllen die Weiſſagung der Libuſſa.

Ende des erſten Theils.

Die

Weiſſagung der Libuſſa.

Hiſtoriſches Gemälde
aus
dem neunten Jahrhundert.

Von

Ludwig Bechſtein.

Zweiter Theil.

Stuttgart,
Gebrüder Franckh.
1829.

Die
Weiſſagung der Libuſſa.

XI.

Jahre waren vorüber gerauſcht im wogenden Zeitſtrom. Viele von denen, deren Erwähnung geſchah in dem erſten Theile dieſer Erzählung, die handelnd und leidend vor die Augen der Leſer geführt wurden, hatten ſich ſchlafen gelegt, um nimmer wieder hienieden zu erwachen. Czemislawa ruhte, aber Boleslav harrte noch in einem traurigen Seyn der Wiedervereinigung; auch ſeine greiſe Mutter, Hemma, war im Jahre 1006 den dunklen Todesweg gegangen. Die alten Freunde, Howora und Berkow waren bald nach einander zu ihren Vätern verſammelt worden, aber das Band der treuen unzertrennlichen Freundſchaft, das ſie im Leden ſo feſt aneinander geknüpft, ſchlang ſich noch dauernd um die Herzen ihrer Söhne, Matieg und Peter, und ſchmückte den Garten ihres Lebens, eine zarte Immortelle, des Vaterſegens heiliges Vermächtniß.

Die alte Herzogstochter Milada, Aebtiſſin im Kloſter des heiligen Johannes auf dem Welicz, war auch entſchlafen, und an ihrer Stelle erwählt die ehrwürdige Schweſter Johanna, die einſt in längſtvergangenen Tagen, als ſie im Geräuſch der Welt noch geliebt und gelitten, ehe ſie büßte in den heiligen Mauern ihres Herzens Verirrung, den Namen Hruoba geführt. Und auch Theodorus, Prags frommer Biſchof, war nicht mehr, und der gelehrte Helikardus ihm gefolgt in dem geiſtlichen Amte.

Aber Jaromir, der unglückliche blinde Jaromir, wandelte noch ſeinen dunklen Lebensweg, von der Hand treuer Gattenliebe geleitet. In einer Bergkette im Norden Prags lag einſam Burg Zdiby, dorthin hatte Udalrich's unbrüderliche Geſinnung den Armen gebannt, und ein Scheinrecht aufgefunden, das ſeinem Thun zur Beſchönigung diente. Doch Strzizka war der freundliche Engel, der dem ſchmerzlich Leidenden liebend nahe war in der Kerkeröde, der ihn tröſtend umſchwebte in trüben Stunden, die oft kamen; in Stunden, wo Kummer und Groll über den an ihm verübten ſchwarzen Verrath gleich ſtark an ſeinem Herzen nagten, und die vernarbten Wunden aufriſſen, daß ſie aufs Neue bluteten, und ohnmächtige Verzweiflung ihn übermannte. Sie nahm von ſeinen Lippen den herben Kelch der Erinnerung, ſie zeigte ſeinem Seelenauge eine ſchönere, beſſere Zeit, ſie richtete ſeinen innern Blick aus der Nacht ſeiner Gedanken zu dem Vater des Lichts empor, durch den Himmelstroſt ihres Gebetes, das den Balſam der Ruhe und milder Vergebung in des Verzagenden qualzerriſſenen Buſen träufelte. Sie war ſtark in Geduld, und ſtark in Liebe, und dem charakterſchwachen Mann eine feſte Stütze, eine ſanfte Leuchte, eine milde Führerin. Der Himmel hatte das Bündniß ihrer Ehe nicht mit Kindern geſegnet, dafür lebte Strzizka nun ganz der Pflege des geliebten Gatten, immer und immer nur um ihn beſorgt, um ihn beſchäftigt; jede ſparſam erblühte Freudenblume, die ihr ſich bot, für ihn pflückend, für ihn bewahrend, daß er ſich mindeſtens ihres Duftes erfreue. So ging ihnen Jahr auf Jahr ſtill dahin auf dem öden, düſtern Zbiby, während Udalrich, nun Böhmens Alleinregent, in Glück und Liebe ſchwelgte. Auf ihn häufte das Glück ſeine ſüßeſten Gaben; Friede war mit den Nachbarſtaaten; Rache und Verrath ſchienen zu ſchlafen, Kochan Wrſch war ſpurlos verſchollen; geſühnt ſchien der Fluch und ganz erfüllt der hehen Urahnen traurige Weiſſagung.

Bozzena, die herrliche, weitgeprieſene Böhmenherzogin, hatte dem glücklichen Gemahl einen männlichen Erben geboren, ſchön wie die Mutter, und des ganzes Landes Freude und Hoffnung. Aber die Erynnien ſchlummern nimmer. Oft trat in Stunden der Einſamkeit vor die Seele des Herzogs des verkannten und grauſam gemißhandelten Bruders traurige Schmerzensgeſtalt, wie ein

Geiſt der Nacht, und ſchien ihn anzuklagen vor dem ewigen Vergelter, und ſchien wieder zu fordern, was Verläumdung und Haß und Tücke ihm raubten. Aber geſchehen war die That, und mit der Sehkraft aus des Bruders Augen war der Friede gewichen aus der Seele Udalrich's, und dieſen rief nicht der laute Jubel der Feſte, nicht die ſtille Tröſtung der Liebe, nicht der Luſtklang fröhlicher Becher zurück. —

Trompeten ſchmetterten auf dem Wiſchehrad, Roſſe wieherten im äuſſern Hofraume des Rieſenſchloſſes, eine neugierige Volksmenge war am Thore, und auf dem Wege, der von der Stadt heraufführte, verſammelt, und zehn bärtige Leibknappen, gekleidet in die Hoftracht des Böhmenherzogs, hielten in einer Reihe vor dem Portal, ernſt und freudig zugleich unter den Eiſenhauben hervorblickend, während ein junger Böhmenritter ein ſtattlich geſchmücktes Roß am Zügel hielt, und von Zeit zu Zeit flammende Blicke hinausſandte zu den Fenſtern, voll Ungeduld, daß ſo lange der Herzogsſohn ſäume. Es war des Prinzen Brzetislav Stallmeiſter, Boroslav Wrſch.

Endlich flogen oben die hohen Flügelthüren auf, Tritte und Gewänder rauſchten den hohen Korridor entlang, und die breite Treppe herab ſchritt des Prinzen Brzetislav jugendliche Heldengeſtalt, geführt von dem Vater, und führend die ſchöne weinende Mutter, die ſich auf ſeinen Arm ſtützte. Ihnen folgte mit feierlichem Tritt der Prälat Severus, halb im geiſtlichen, halb im ritterlichen Gewand, und ihm zur Seite gingen die Räthe Howora und Berkow, deren erſter, des Prinzen Oberhofmeiſter, dieſen begleiten ſollte an den deutſchen Kaiſerhof. Damen und Geſellſchaftsfräulein der Herzogin folgten, unter ihnen Frau Wesna Dieczin und Libka Howora, beide mit ihren Töchtern Pribislawa und Ludomira, die Jungfrauen Brela Berkow und Sarka Leskow, und nach ihnen Giry Howora und Gindrich Berkow, blühende Jünglinge im Alter des Prinzen, und verbunden durch treue Freundſchaft, gleich den Vätern und Großvätern. Kämmerlinge, Pagen, Jäger und Hofdiener beſchloſſen den langen Zug des fürſtlichen Gefolges, das zum Theil auf der Treppe ſtehen bleibend, zum Theil die geräumigen Vorhallen erfüllend, der Abſchiedsſcene mit verſchiedenartigen Gefühlen zuſah.

Tief neigte ſich noch einmal Prinz Brzetislav vor dem Vater, ehrfurchtsvoll deſſen Hand an ſeine Lippen ziehend, und Udalrich ſchloß ihn in ſeine Arme, und ſprach gerührt: »Mein Segen begleite Dich, mein guter Sohn. Sey immer eingedenk Deines Standes, ſo wirſt Du nie unwürdig handeln; ſey meiner Liebe und meiner Sorgen eingedenk, ſo wirſt Du Dein Leben nicht in Gefahr ſtürzen. Folge den Lehren unſers frommen Sever, und den Ermahnungen des treuen Howora, und bleibe der Religion, bleibe der Tugend treu. Ehre den alten Kaiſer, als Dein und aller Reichsfürſten Oberhaupt, und erwähne nie, ja verlöſche aus

Deinem Gedächtniß, daß er Deinem Vater einſt weh gethan. Lebe wohl, mein Sohn, ich habe Dir nichts mehr zu ſagen!»

Und zur Mutter wandte ſich Brzetislav, ehrfurchtsvoll ein Knie beugend vor der allgeliebten Fürſtin, deren würdevolle Geſtalt durch den Schmerz der Trennung einen neuen, rührenden Reiz erhielt. Sie beugte ſich über den Sohn, daß die langen Schleier ihn faſt verhüllten, küßte ihm den Kuß des Segens auf die Stirne, und auf ſeine Wangen fielen ihre heißen Thränen. Leiſe Worte flüſterte ſie ihm zu, und ihre Rede wurde gehemmt durch den Thränenerguß ihrer Zärtlichkeit. Unverwandt, mit dem Ausdruck eines tiefempfundenen Schmerzes, der nimmer laut werden durfte, blickte die Jungfrau Brela Berkow auf die rührende Gruppe, und ihre ſanften Augen wurden feucht, ohne daß es ihr bewußt war, bis die hervorbrechenden Verräther ihres zu warmen Gefühls ſie mahnten, ſich abzuwenden, um ſie zu trocknen; aber ein Flammenaugenpaar hatte doch glühend auf ihr geweilt, und rollte nun noch eins ſo düſter. Schiba Wrſch war es, der für Brela entbrannt war in heiſſer Leidenſchaft, und der nun den Scorpionſtachel der Eiferſucht in ſeinem Herzen fühlte.

Zwei andere Mädchenaugen hefteten ſich mit Wehmuth auf Gindrich Berkow, deſſen Blicke tröſtend und hoffnungsfröhlich in ihnen laſen; die Hand auf das treue Herz gelegt, neigte ſich noch einmal der Jüngling vor Ludomira Howora, und beſtieg ſein Roß. Auch Brzetislav ſchwang ſich jetzt mit jugendlicher Kraft und Anmuth in den Sattel, Matieg Howora küßte noch einmal ſeine Hausfrau und ſeine blühende Tochter, die Begleiter des Prinzen ſaßen auf, freundliche und wehmüthige Abſchiedsgrüße wurden nach allen Seiten hin gegeben und erwiedert; die Hörner und Trompeten jubelten wieder auf in brauſenden Fanfaren, die Männer im Volke jauchzten, die Weiber weinten, der Prinz mit ſeinen Gefährten, begleitet von vielen vornehmen Wladyken, ritt aus dem hohen Thore, und die Knappen ſchloſſen ſich an. Umtost von einem tauſendſtimmigen Lebehoch und Lebewohl! der Volksmenge ritten ſie den Berg hinab, und mancher Blick der auf lange Scheidenden flog noch zurück, lange noch wehten Tücher, weiß wie Schnee, winkten ſchöne Hände, weißer noch wie jene.

Und wie das Menſchenherz gerne ſtill iſt in einem großen und wahren Schmerz, zumal wenn er Trennung heißt, und die Seele immer wieder auf den Flügeln der Gedanken zu den Schweſterſeelen zurückſchwebt, oder ihnen nacheilt, und die Abſchiedsküſſe geiſtig noch einmal küßt, ſo trat auch eine tiefe Stille ein in dem hohen Schloſſe, und in manchem einſamen Zimmer vergegenwärtigte ein ſüßer Schmerz ein liebgewordenes und nun entflohenes Bild, und bannte es mit Hülfe der Zauberin Phantaſie feſt, recht feſt in das ſehnſüchtige Herz.

Und auch die Reiſenden ritten, als die Ehrenbegleitung ſie verlaſſen, lange ſchweigend und verſchloſſen nebeneinander, jeder ſtill beſchäftigt mit dem, was ihm das Liebſte war, was er eben am meiſten vermißte, und dieſes Vermiſſen am ſchmerzlichſten empfand. Die Stille, die nach Trennungsſcenen eintritt, iſt ein Kind der ernſten Wehmuth und ſinniger Betrachtung, die das Andenken der Geſchiedenen in heiliger Erinnerung feiert. —

Tiefe rabenſchwarze Nacht ſchattete rings, und an die Fenſterchen des kleinen Gemachs, in welchem beim Schein einer Lampe der uralte Burgvoigt des Schloſſes Zdiby einſam ſaß, ſchlugen praſſelnd Hagel und Regen; dabei heulte es im Walde wie Wolfsſtimmen, und die Bäume rauſchten, und ihre Aeſte krachten gewaltig gegeneinander; von Zeit zu Zeit, doch ſelten, zuckte ein Blitz über den düſtern Wolkenflor, ſchauerlich die Berge, die brauſenden Wälder, die düſtern ſtarren Mauern der alten Burg auf Momente erhellend. Der graue Burgvoigt ſaß gebückt über einigen Pergamenten und ſchien zu leſen; oft nickte er einſchlummernd, und ermunterte ſich dann wieder, wenn ein neuer heftiger Windſtoß an den Fenſtern vorüberſausete, daß die bunten Scheiben laut klirrten. Ein ſilberweißer Bart wallte dem Greiſe bis auf die Bruſt; ſein Scheitel war kahl, nur dünne, ſparſame Locken ſchmückten noch die Schläfe und das Hinterhaupt. Die tiefen Furchen ſeines Geſichts ſchienen ſo viele Gräber wilder Leidenſchaften, und der unſtäte Blick, den er bald nach den Fenſtern, bald nach der Thüre, bald nach einem lebensgroßen Ritterbilde an der Wand warf, ſchien nicht zu verrathen, daß ein gutes Gewiſſen Mitbewohner dieſer Zelle ſey.

Wie der Alte ſo ſinnend ſaß, war es, als ſäusle melodiſcher Harfenklang durch die Sturmnacht, und ein Geſang ertönte, wie milde Friedensſtimme, als beſchwöre er den zürnenden Elementargeiſt. Und wirklich wurde es ſtiller draußen; der Sturm heulte nicht mehr, der Regen ließ nach, und rieſelte nur noch ſanft nieder, und dem greiſen Horcher wurden folgende Worte vernehmbar:

Weinſt Du wieder, armer Dulder, weinſt Du?
Klagſt Du wieder, weil Du troſt- und lichtlos?
Flucheſt Du den tückiſchen Verräthern,
Fleheſt Rache auf ihr Haupt vom Himmel? —
Ach, Du ſiehſt den Tag nicht, der ſo freundlich,
Ach, Du ſiehſt die Nacht nicht, die ſo dunkel;
Denn Dein Pfad iſt Finſterniß und Nachtgraun,
Deine Leuchte iſt ja längſt erloſchen! —

«Singe nur, alte Unke,» knirſchte der Burgvoigt, und ſchob die Pergamente von ſich. «Wird denn nimmer der Tag kommen, wo ich Dich nimmer höre? Ich dächte, er könnte längſt gekommen ſeyn.» So murrte der Alte, aber die melancholiſch düſtere Melodie, begleitet von ſanften Saitenklängen, tönte fort:

Weine nicht, daß Dir die goldnen Sterne,
Daß die Sterne golden Dir nicht ſtrahlen!
Strahlen werden ſie Dir droben wieder,
Wo nicht Thränen, bittre Thränen fließen. —
Klage nicht, daß mitternächt'ges Dunkel
Deines Unglücks Anblick Dir umſchleiert;
Nicht erblickſt Du Deines Kerkers Wände,
Die von allem Fürſtenſchmuck entkleidet.
Du erblickſt auch nicht die bleichen Wangen
Deiner Strzizka, die der Gram gebleicht hat.
Fluche nicht den tückiſchen Verräthern,
Die Verräther wird der Richter finden,

Wird ſie richten mit gerechter Strafe,
Wird ſie ſtrafen mit des Zornes Ruthen. —

«Er hat, er hat geſtraft!» fuhr der Alte faſt heulend auf, und griff ſich in die dünnen Locken, und trat zu einem der ſchmalen Fenſter, mit den tiefliegenden Augen hinausſtarrend in das Dunkel der Nacht. —

Und feierlicher erhoben ſich die Töne des Geſangs, ſie flogen auf den Schwingen frommer Begeiſterung empor:

O Libuſſa, Königin Libuſſa!
Sieh, er ſchläft, Dein armer blinder Enkel,
Schläft den leiſen kurzen Schlaf des Kummers.
Nahe Du ihm ſanft im ſüßen Traume,
Neige Du auf ihn Dein goldnes Scepter,
Senke Friede in ſein Herz, Libuſſa!

Die Stimme ſchwieg; die Harfenklänge ſäuſelten noch eine Zeitlang fort, bis ſie unhörbar wurden dem Lauſchenden, der immer noch am Fenſter ſtand, das Haupt an die dicke kalte Mauerwand gelehnt. Da zuckte wieder ein ſtarker Blitz über den Nachthimmel und die wilde Gegend, und es wurden dem Voigt im fahlen Lichtſchein zwei Wehrmänner ſichtbar, die auf einer Felsklippe jenſeits des tiefen Burggrabens ſtanden, ſich auf die Partiſanen lehnten, und herauf nach der Burg blickten, als harrten ſie auf irgend Etwas.

Der Greis fuhr empor aus ſeinem düſtern Nachſinnen. Tiefe Finſterniß hüllte Alles wieder in ihren undurchſichtigen Schattenmantel.

»Trügen mich meine alten Augen?« murmelte der Alte, »oder iſt er mir wieder nahe, dem ich danke alle meine Qual, und die ſtete Angſt des mahnenden Gewiſſens?«

Und er hatte es kaum für ſich geſprochen, ſo öffnete ſich eine heimliche Thüre, die das Ritterbild verbarg, und es trat, wie ein Geiſt, den ein unbedacht ausgeſprochenes Zauberwort herbeigerufen, ein hoher ſtarker Mann, in einen dunklen Mantel gehüllt, in das Gemach, und ſtellte ſich dicht vor den erſchrockenen Burgvoigt.

Die Züge des Mannes waren rauh und abſchreckend, ein Spiegel wilder Lebensſtürme. Sein Haar, das dicht und buſchig regellos gelockt, unter der wunderlich geformten Kopfbedeckung regellos hervorquoll, war grau, und triefte vom Regen. Der ſtarke Bart, aus dem die Adlernaſe, die ſtarken Backenknochen und der trotzig aufgeworfene Mund unſchön hervorragten, war noch brandſchwarz. Die Braunen waren auch ergraut, aber in den Augen, über denen ſie ſich wölbten, blitzte noch Feuer und Leben. Die ganze Haltung des Mannes, der ein hoher Sechziger ſchien, war ſtolz und kriegeriſch, und Furcht erregend.

»Was erſchrickſt Du, alter Knabe?« rief er mit rauher tiefer Stimme den Burgvoigt an, der ſich bebend an einen Pfeiler hielt.

»Herr — Herr — Du hier?« — ſtammelte der Alte: »ich erſtaune — was willſt Du hier? — Was ſucheſt Du?« —

»Kannſt Du den Anblick des alten Wrſch nicht mehr ertragen, Graukopf, daß Du zitterſt, wie die Blätter der Espe?« fragte der Furchtbare mit Hohn.

»Wie kommſt Du doch in die Burg, und herein zu mir, wie ein Nachtgeiſt? Ich glaubte Dich ſo fern.«

»O Jan,« ſprach Kochan: »ich bin des Nachtwandelns gewohnt worden ſeit vielen Jahren, und auf mancherlei Pfaden, und ich will mich nur wieder ein wenig umſchauen, und hören, was es Neues gibt im Böhmerlande, und ob es nicht bald Zeit iſt, daß der Name Wrſch genannt werde in der Reihe der böhmiſchen Regenten?«

»Hegſt Du noch immer den alten ſtolzen Gedanken?« fragte Jan. »Laß ab, laß ab! Genügt es denn Deinem Herzen nicht, daß das Land Bozzenen anbetet, das Volk ſie Mutter nennt; fließt nicht in Brzetislav Dein Blut?«

»Schweige davon, Alter,« erwiederte Kochan. »Es genügt meinem Herzen nicht, was Du ſagſt, und würde ihm kaum genügen, wenn auch offenbar werden dürfte, was nur ein tiefes Geheimniß iſt zwiſchen Dir und mir, und Einer noch, die nicht reden wird; ha! und noch Einer, die Czernebog verderbe, wenn er ſie nicht ſchon längſt heimgeholt.«

»O laß es auch ein ewiges Geheimniß

bleiben,» ſprach Jan: «wecke die ſchlafende Vergangenheit nicht auf, erhalte die Ruhe Deiner —»

«Schweig!» fiel ihm Wrſch mit flammendem Blick ins Wort: «ſprich, wie leben die Vettern?»

«Sie dienen ihrem Herrn treu, wie es braven Vaſallen ziemt,» antwortete Jan, und lächelte liſtig, wie er es ſagte. «Boroslav iſt Stallmeiſter des Prinzen geworden, doch hat er ihn nicht begleiten dürfen an den deutſchen Kaiſerhof, wie ſehr es auch ſein Wunſch war, und der junge Howora verwaltet dieß Ehrenamt.»

«Pya vernichte die Brut!» fluchte grimmig Kochan, und Jan fuhr fort:

«Schiba iſt Jägermeiſter, und jagt bisweilen in dieſen Forſten. Er hat da unten am Bergesfuß das Vorwerk Wrſchemowes angelegt, und von da aus ſpricht er zuweilen auch einmal verſtohlen bei dem alten Jan auf Zdiby ein. Das mag wohl Alles ſeine Gründe haben, und ich glaube, der Herr ſendet ihn ſelbſt zu erkunden, wie es dem gefangenen Blinden geht.«

«Sorge, daß dieſer Brief ſicher in Schiba's Hände kommt,» nahm Wrſch wieder das Wort, und zog einen Brief hervor.

«Ach Herr!» bat Jan, und die Hand zitterte ihm, als er den Brief erfaſſen ſollte. «Wollteſt Du mich nicht lieber verſchonen mit dieſem Auftrag? Gabſt Du mir nicht Dein Wort, ich ſollte fortan Ruhe haben in meinen alten Tagen?»

«Was iſt Ruhe, Alter? Haſt Du Ruhe?» fragte Wrſch bitter. «Ich verſchaffte Dir dieſen ruhigen Dienſt, aber ſprich, haſt Du Ruhe?»

«Ich habe keine Ruhe, Herr!» erwiederte Jan ſeufzend, und legte die zitternde Hand aufs Herz. «Ach, faſt jeden Abend ſingt Frau Strzizka ihren Gemahl zum Schlummer ein, mit einem trüben, melancholiſchen Liede; es ſind Lieder, Herr, die mich faſt zur Verzweiflung bringen, die ſo fromm ſind, ſo erhebend, die ſo ſtillen Frieden des Gemüths, und duldende Ergebung in das Geſchick verrathen, und eben darum ſo vorwurfsvoll, ſo quälend für mich, ſo überaus entſetzlich.»

«Alter,» ſprach Kochan mit fürchterlicher Kälte: «Du wirſt kindiſch geſchwätzig, gib mir den Brief wieder; ich weiß nicht, ob es gut iſt, daß Du noch immer lebſt. Gib auf Deine Zunge Acht, hüte Dich!»

Mit dieſen Worten, von den ihm eigenen durchbohrenden Blicken begleitet, trat Wrſch, als er ſeinen Brief genommen, wieder zurück in die Mauer, zog die Thüre nach ſich, und alsbald ſtand das alte Ritterbild wieder ſo feſt, als ſtehe es ewig ſo, und es war nichts zu entdecken, das eine verborgene Thüre hätte ahnen laſſen.

Lange ſtand Jan, die Hand an der Stirne, als ſey eine Zaubererſcheinung im lebhaften wachen Traume an ihm vorübergegangen; er ſchüttelte das Silberhaupt, und flüſterte vor ſich hin, wie im halben Wahnſinn lächelnd: «Jan, Jan, gib Acht auf Deine Zunge, hüte Dich!» Und er legte ſich nachdenklich und ſorgenvoll nieder.

In einem geräumigen Saale des Schloſſes Wiſchehrad ſaßen die Edelfräulein der Herzogin Bozzena, und ſtickten vereint in einen großen Seidenteppich ein Gemälde, das eine vaterländiſche Wunderſage darſtellen ſollte. Es waren eigentlich vier Bilder, durch Blumengewinde und künſtlich ineinander geſchlungene Arabesken abgetheilt und eingefaßt. Die Stickerinnen waren Brela Berkow, Ludomira Howora, Sarka Leskow, und Pribislawa Dieczin, der holden Frau Wesna vierzehnjähriges Töchterlein, und ihr wunderliebliches Abbild.

Heitere Geſpräche begleiteten die Arbeit, die zierlich und ſchön unter den kunſtreichen Fingern des blühenden Mädchenkranzes hervorging, und ihrer Vollendung nahte, prangend in glühenden Farben und reich untermiſcht mit blendendem Gold und Silber. Dort ſtand, auf dem erſten Felde, Herzog Krzeſomisl, angethan mit dem Purpurmantel, auf dem braungelockten Haupt den einfachen Goldreif, in der linken Hand den goldnen Scepterſtab, während die Rechte gebieteriſch auf den Stollen eines Bergwerkes deutete, in welchem Knappen aus- und einfuhren, reiche Goldhufen aus der Tiefe fördernd.

Das Geſicht des Herzogs war zornig abgewandt von einigen Landleuten, die mit Weibern und Kindern vor ihm knieten, und um Brod flehten; denn hoch in den Wolken ſchwebte ein bleicher hagerer Strafengel, der **Hunger**, der eine Geißel ausſtreckte über das Land, aber einige Kriegsknechte des Herzogs trieben die Flehenden hinweg, und deuteten auch nach den Gruben. Von einigen Bäumen, die die Landſchaft zierten, hieng verdorrtes Laub; ſeitwärts im Vorgrund lag ein zerbrochener Pflug, fahl und öde war der Hintergrund, einige kahle Felſen ragten zum Himmel empor, und an einem Brunnen, der verſiegt war, lag ein todtes Roß.

Das zweite Feld zeigte den edlen Ritter **Horimircz**, wie er von dem Roſſe **Libuſſens**, **Schemik**, durch die Luft zu dem Goldgebirge getragen wurde, nachdem er, wie die Sage berichtet, voll Jammer über des Volkes Elend, hinausgegangen war in die Einöde, wo ein Greis heraustrat aus dem Berge, und ihm das Roß übergab. Man ſah auf der Stickerei den Ritter hoch in der Luft ſchweben auf dem Zauberpferde, das ganz aus Silberfäden geſtickt war, ſah unter ihm das Bergwerk zuſammengeſtürzt, und aus den Dampf- und Nebelwolken, die den Klüften entwallten, formten ſich gräuliche Geiſtergeſtalten und Phantome. Zwerghafte Fratzenbilder tanzten zwiſchen Irrlichtflammen über den Bergtrümmern; es war Nacht, das Bild war mondlichhell gehalten; fern im Hintergrunde erhob ſich Neumetel, die zwiſchen den Orten Beraun und Przibram gelegene Burg des Ritters Horimircz.

Und wieder ſah man, auf dem dritten Felde der köſtlichen Stickerei, den Böhmenherzog Krzeſomiſl, inmitten ſeiner Hofleute und Trabanten im Hofe des Schloſſes Wiſchehrad, ſtehen, rundum die Knechte geſchaart, und das Volk und die Bergleute, die den edlen Ritter angeklagt hatten, den daraus der zornige Herr zum Tode verurtheilt. Und es hatte, nach der Sage, der Ritter den Herzog gebeten, nur noch einmal ſein treues Roß Schemik tummeln zu dürfen auf dem Schloßhof, was jener gewährte, aber vorſichtig zuvor alle Thore ſchließen ließ. Da ſah man nun, wie das Roß ſich hob mit dem kecken Reiter, und als habe es Flügel des gewaltigen Fabelvogels Ruck, Thore und Mauern kühn überflog, um raſchen Sprunges den Ritter an der tief unten vorbeifließenden Muldawa jenſeitiges Ufer zu bringen.

Endlich zeigte ſich, auf dem vierten Bilde, Horimircz wieder, führend am goldnen Zügel das ſilberweiße Roß zu dem Berge, aus dem es ihm zugeführt worden war, denn es meldet die Sage, daß nach dem Sprunge das Roß traurig geſtanden, und dann geſprochen habe zu dem verwunderten Ritter: »Ich muß hier ſterben, und eine Beute der Wölfe, der Geier und Raben werden, ſo Du mich nicht wieder zum Berge geleiteſt. Und man erblickte die Bergſpalte, in der ſich

Primiſlaw's ehrwürdige Greiſengeſtalt zeigte, die aus Horimircz Hand das Roß zurück empfing. Ihnen zur Seite ſtand, oder ſchien vielmehr zu ſchweben, eine glänzende Geſtalt im Silbergewande, eine Sternenkrone um das von Goldlocken umwallte Haupt, es war Libuſſa. Ueber fernen Bergen flammte Morgenröthe herauf, und vom Purpurſchimmer ſanft angeſtrahlt und überwallt breitete ſich im Hintergrunde das ſtolze königliche Prag aus.

«Wo mögen unſere werthen Ritter jetzt ſeyn?» fragte mit einem ſchalkhaften Seitenblick auf die ſtille Tochter Howora's, deren Geſicht noch die leiſe Spur heimlichvergoſſener Thränen trug, die fröhliche Pribiſlawa, und fädelte einen Goldfaden für Libuſſens Krone in die ſilberne Nadel.

«Ich weiß es nicht,» liſpelte Ludomira erglühend, und ſtach ſich die Nadelſpitze in den niedlichen Mittelfinger.

«Ich weiß es, ich weiß es!» lachte das jugendlich heitere Mädchen. «Sie ſind da, wo Eure Gedanken ſind, denn die ſind bei ihnen!»

«Wildfang, gib Acht auf die Arbeit!» zürnte **Brela**, und hatte den Verweis kaum geſprochen, als ein tiefer Seufzer ihr entſchlüpfte.

«Laß ſie doch,» nahm **Ludomira** ſanft das Wort, «warum ſollen denn unſere Gedanken nicht bei ihnen ſeyn? Iſt nicht mein Vater und mein Bruder unter denen, die **Pribislawa** meint, und auch Dein Bruder — **Brela** —» ſetzte ſie, aufs Neue roth werdend, hinzu.

«Sie meint es aber anders,» verſetzte **Brela** mit Unmuth. «Es iſt ihre Art nicht anders, als zu necken und zu ſpotten, ich kenne das ſchon.»

«Was zankſt Du denn, **Brela**?» lachte jetzt **Sarka**. «Du mußt doch Deine Urſachen haben, einen beſondern Spott in **Pribislawa's** unſchuldiger Frage zu finden? Sieh, wie Dir die Wangen brennen! Wüßte ich nicht, daß Dein Anbeter hier zurückgeblieben wäre, ich würde glauben, Sehnſucht und Liebe zu einem der Fortgezogenen —»

Und noch höher flammte Brela's Geſicht. «Mein Anbeter?» rief ſie entrüſtet: «Sprichſt Du im Fieber, Mädchen? Wer iſt mein Anbeter? Hätte ich doch geglaubt, die Männerfeindin Sarka hätte kein Auge für dergleichen, ob es gleich falſch geſehen hat, dieſes Auge.»

«Eben weil das, was ihr Liebe nennt, mich nicht berührt, und nie berühren wird, und weder Liebesträumerei, noch Schmeichelei der Männer mein Auge umnebelt, weilt es freien Blicks auf Andern, und lächelt über ihre Thorheit,» gab Sarka zurück.

«Ihr werdet Euch doch nicht zanken, liebe Schweſtern?» warnte Ludomira. «Nicht allzufern iſt das Zimmer der Herrin, ſie ſchlummert, laßt nicht heftige Worte ihren Schlaf unterbrechen.»

«Nein, zanken wollen wir nicht,» lächelte Sarka Leskow, «und wenn es Brela übel nimmt, will ich nicht ſagen, daß meinem geſcholtenen Auge die Huldigungen nicht entgangen ſind, die Schiba Wrſch der Jungfrau Berkow darbringt.»

«Zaika!» bat Brela mit einem flehenden Blick. «Ich will Dir nicht böſe ſeyn, aber eine Liebe erzeige mir, nenne nie den Schiba Wrſch und mich zuſammen. Leider huldigt er mir, ich habe ihn wahrlich nicht dazu ermuntert, und ich will nichts von ihm hören und wiſſen.»

«Ei, ei, wie grauſam!» ſpottete halblaut und mit unterdrücktem Kichern Pribislawa.

«Und Du ſchweigſt ganz,» zankte Brela die kleine Dieczin wieder an: «Du darfſt in ſolche Geſpräche gar nicht reden, biſt noch zu jung; willſt auch ſchon einen Liebhaber haben? Wir ſehen wohl, daß Voroslav Dir den Hof macht, gib nur Acht, was daraus entſtehen wird.»

«Ei, Fräulein Altklug,» antwortete die Kleine, und warf ſich drollig in die Bruſt: «Das Wichtigſte was daraus entſtehen wird, könnte eine Hochzeit ſeyn.»

Die beiden Freundinnen lachten, und Brela lachte mit, aber mitten im Lachen mußte ſie wieder einen Seufzer unterdrücken.

«O Mädchen!» rief Ludomira, und legte zärtlich ihre Hand auf Brela's Hand, «nach wem ſendeſt Du denn dieſe geflügelten Boten Deiner Sehnſucht?»

«Frage mich nicht,» bat die Freundin weich; Thränen entſtürzten ihren Augen, ſie preßte ihr Tuch daran, und verließ ſchnell das Zimmer.

«Nun bitte ich Dich, was hat denn das Mädchen?» fragte Sarka die neben ihr ſitzende Howora.

«Es iſt oft viel Räthſelhaftes in ihr,» antwortete dieſe. «Aber mit Schiba thateſt Du ihr vorhin Unrecht; und fruchtlos möchten wohl für immer ſeine Bewerbungen ſeyn; ſie liebt ihn nicht, und noch unglücklicher wäre ſie, wenn ſie ſeine Neigung erwiederte, denn ihr Vater hat oft geſagt: ««Nie ſoll ein Wrſch mich Vater nennen, nie eine Wrſch meine Schnur werden,»» und allzuviel des Böſen hat er ihr erzählt, was dieſes Geſchlecht verübt in früherer Zeit, von dem er ſagte, daß es fortwuchere, wie eine Giftpflanze.» —

»Es muß doch aber recht kränkend ſeyn, und wehthun, zu lieben ohne Gegenliebe,» bemerkte Pribislawa unbefangen.

»Das fühlt unſer weichherziges Täubchen,» lächelte Sarka, indem ſie mit ihrer weichen Hand des jungfräulichen Kindes dichte Locken ſtrich, »darum wird ſie einſt nicht ſo grauſam ſeyn. Aber,» ſetzte ſie ernſter hinzu, »merke Dir, ſo weh auch verſchmähte Liebe thut, noch weher thut es, ein fühlendes Herz verloren zu haben an Undankbare, ſich geopfert zu ſehen einem fremden Götzen, und einem Unwürdigen dazu, und da verachten zu müſſen, wo man anbetete.»

»Du wirſt zu ernſt, liebe Sarka,» nahm Ludomira das Wort; »ſieh nur, wie nachdenklich Deine Worte unſer Schweſterlein Pribislawa machen! Kommt, es iſt heute genug gethan an dieſem Werk unſerer Hände, wir wollen uns erholen durch einen kleinen Spaziergang.»

Der Vorſchlag fand Beifall, die Freundinnen verwahrten ihre Geräthſchaften, breiteten ein Tuch über den großen Rahmen des Prachtbildes, und bald darauf ſah man ſie Arm in Arm mit der wieder heitern **Brela** durch die Gänge des Schloßgartens luſtwandeln.

Durch eine wilde Waldung des öſtlichen Frankens irrten ſchon mehrere Stunden lang einige junge Ritterleute, ohne zu wiſſen, wo ſie ſich befanden, und ohne einen Ausweg aus dem grünen Labyrinth der hochgegipfelten Eichen und Buchen zu finden. Von einem dieſer vieläſtigen Rieſenbäume rauſchte eben Einer der Geſellſchaft, nicht ohne Nachtheil ſeiner zierlichen Kleidung, herab, und rief, ſich den Schweiß trocknend: «Gott ſegne mir dieſes Land, und auch dieſe Fahrt, ich ſehe weder Thurm noch Dach, weder Dorf noch Stadt, und in einer Stunde wird es ſo dunkel ſeyn, als es nur immer werden kann, ohne Mondſchein, denn die Sonne will ſich ſchon hinter die alten Schwarztannen dort zur Linken verkriechen.»

«Ja, ja,» lachte der Eine, dem Anſtand und der Kleidung nach der Vornehmſte der Jünglinge; «mein Einfall, uns von der ehrſamen Begleitung abzuſondern, und zu ſehen, wie ſichs auſſer den Heerſtraßen in dieſem Lande wandert, wird uns ſehr nachdrückliche Vermahnungen zuziehen, indeſſen nur getroſt! Sterben werden wir nicht, denn ich ſehe Beeren in Fülle, und friſche Waldquellen da und dort, nur gerade aus, einmal müſſen wir doch wieder unter Menſchen kommen.»

«Mein Vater wird nicht wenig beſorgt ſeyn,» begann der Eine wieder.

«Um den Goldſohn,» — fiel der Andere wieder ſcherzend ein.

«Nein, um Dich, und Du weißt das auch,» erwiederte jener. «Du biſt ihm ein zu theures Pfand, als daß er nicht willig ſein und des Sohnes Leben daran ſetzen würde, Deines zu erhalten.»

Nun nahm der Dritte das Wort: «Er

kennt ja auch uns, und weiß, daß wir geſunde Arme haben, und Muth genug, uns gegen etwaige Angriffe zu vertheidigen.»

«Was iſt es denn auch weiter,» tröſtete der Vornehme: «Heute noch, oder doch morgen früh kommen wir ſicher an einen bewohnten Ort, erkunden die Gegend, und ſenden unſern väterlichen Freunden Botſchaft, wo wir ſind. Wer weiß, welches glückliche Abenteuer uns noch bevorſteht? ich für meinen Theil war des Reiſens zwiſchen Morgen- und Abendſegen herzlich ſatt, und ſehne mich ſo wenig nach den Betſtunden Heinrich des Heiligen, daß ich gerne die Ankunft an ſeinem Hofe verzögere, und deßhalb erſt einige Streifzüge durch das geſegnete Germanien machen wollte.»

Unter dieſen und ähnlichen Scherz- und Troſtreden ſchritten die Freunde fürbaß, machten ſich zuweilen mit ihren Schwertern Bahn durch das Geſtrüpp, und in geringer Entfernung hinter ihnen folgten einige Knappen mit den Roſſen, noch weit mühſamer Bahn ſuchend für die Thiere, und weit mürriſcher über den beſchwerlichen Weg. Und wirklich hatte es allen Anſchein, als würde von der Geſellſchaft die Nacht im Walde zugebracht werden müſſen, denn die Sonne war nun ſchon dem Untergehen ganz nahe, ihre letzten Strahlen purpurten das glänzende Laub der Bäume, und auf den Weg fielen roſige Streiflichter. Auch dieſe ſchwanden bereits, als ſich durch die minder eng beiſammen ſtehenden Bäume eine Blöße zeigte.

»Dort wollen wir Halt machen!« rief der, der den Anführer der Uebrigen zu machen ſchien, aber überraſcht ſtanden er und ſeine Begleiter, als ſie heraustraten auf den grünen Rain, und ungehemmter ihre Blicke umherſchweiften. Sie befanden ſich in einem Thalgrunde, den ein geſchwätziges Bächlein durchrauſchte; es wurde von einem nicht hohen Berge begrenzt, zu deſſen beiden Seiten ſich höhere emporgipfelten, und auf dem Berge ſtand, wie eine glühende Feuerſäule, ein hoher Thurm, auf dem noch allein die letzten Sonnenſtrahlen brannten.

»Eine Burg! eine Burg! o nun haben wir

gewonnen!» jubelten die irrenden Ritter, und blickten unverwandt nach der Warte, deren Flammenfarbe allmählich in dunkleren Purpur, und dann in friedliches Lichtgrau überging, während die Roſſe aus dem Waldbach tranken.

Die Ritter ſaßen nun auf, und ritten durch den lieblichen Thalgrund, um eins ſo heiter, daß eine Ausſicht auf Imbiß und Nachttrunk vorhanden war. Nach einer halben Stunde waren ſie am Fuße des Berges, auf dem die Burg lag, eben als der letzte Schein des Abendrothes verflammte. Sie hielten am Thor, und ein Knappe ſtieß in's Horn.

Ohne erſt lange zu fragen nach Begehr und Herkommen der Fremden, wie die Nothwendigkeit einer ſpätern Zeit geboten, öffneten ſich die Eichenflügel, und die Eintretenden begrüßte ein gebückter, freundlicher Alter.

«Wartet die Roſſe wohl, ſpeißt die Knappen und tränkt ſie!» rief er einigen Knechten zu; und ſich an die jungen Ritter wendend, ſprach er: «Nehmt den Willkommen im Namen des Burgherrn, der oben Eurer harret, edle Herren, und folgt mir.» Er ſchickte ſich an, die Gäſte eine hohe freihängende Stiege hinauf in die eigentliche Veſte zu führen; in dem untern Gebäude ſchienen nur die Geſindewohnungen und Ställe befindlich.

«Ihr öffnet uns ſo gutwillig, guter Alter,» begann der Erſte der Fremden ein Geſpräch: «fürchtet Ihr denn keinen Ueberfall, keine Räuber? Wußtet Ihr denn, ob wir in guter Abſicht kamen?»

Der Burgvoigt maß den Sprecher mit lächelndem Blicke. «Wir werden uns doch nicht vor einer ſo geringen Anzahl junger Fante fürchten,» verſetzte er; «die wehr- und waffenlos kommen, denn mit Euren zierlichen Schwertlein werdet Ihr keinen Eindruck auf eine deutſche Sturmhaube machen! Kommt Ihr denn nicht von Schloß Henneberg herüber, und ſeyd bei dem edlen Grafen **Poppo** daſelbſt zu Beſuch?» —

«Nein, Alter!» entgegnete ein Anderer; «wir kommen nur ein wenig weiter her, haben uns verirrt, und ſuchen ein gaſtliches

Obdach und eine kleine Erquickung nach langer Wanderung durch Wald und Dickicht.»

«Die ſoll Euch gerne werden,» antwortete der Greis und ſchloß ein enges, ſchmales Pförtlein auf, führte die Fremden durch einen ziemlich finſtern Gang aufwärts, in den Hof, dann in das Haus, hieß ſie in einem kleinen Vorgemach harren, und ging, den Burgherrn von ihrer Ankunft zu benachrichtigen. Gleich darauf kam er wieder, und hieß ſie eintreten. In einem hohen, ritterlich ausgeſchmückten Gemach trat ihnen, auf eine Krücke geſtützt, ein wohlbeleibter bejahrter Mann mit einem biederen Geſichte entgegen, und bot allen freundlich und treuherzig die Rechte.

«Seyd mir herzlich willkommen, junge Degen,» ſprach er: «Konrad, ſage es Marthen, daß wir Gäſte haben.» Der Diener ging ab, und der junge Fremde nahm das Wort:

«Verzeiht, Ritter, unſere Zudringlichkeit; unkundig der Gegend, ja des ganzen Landes, irrten wir, Fremdlinge in dieſen Gauen, faſt den ganzen heutigen Tag durch unermeßliche Waldung, bis uns mit den letzten Abendſtrahlen die Zinnen Eurer Burg gaſtlich und verheißend entgegenleuchteten.»

Während dieſer Anrede hatte ſich einer der jungen Männer zu einigen Landſchaftbildern hingewandt, die eine Wand ſchmückten, und rief plötzlich, von Freude hingeriſſen, aus: «Giry, Giry! komm hieher, hier iſt Prag mit dem Wiſchehrad!»

Staunend wandten ſich ſeine Begleiter nach ihm um, und der alte Ritter ſprach lächelnd: «Ihr ſeyd junge Böhmen, ich höre es an der Sprache. Wie iſt mir denn?» fragte er ſich ſelbſt, indem er ſeinen prüfenden Blick auf dem Einen ſeiner Gäſte feſt weilen ließ: «ich hörte, der Böhmenherzog ſende ſeinen einzigen Sohn an den Kaiſerhof, ſolltet Ihr? — Nein, ich täuſche mich nicht, Ihr, Ihr ſeyd Udalrich's Sohn!» rief er freudig aus: «und ein alter Freund Eures erlauchten Vaters, Ritter Hans von Stettenberg heißt Euch auf ſeiner Burg ehrfurchtvoll und freudig willkommen!»

«Welch' ein glücklicher Zufall, biederer Ritter,» nahm **Brzetislav** das Wort, indem er noch einmal kräftig in **Stettenberg's** dargebotene Rechte einſchlug. «Mein Vater hat Euern Namen oft genannt, und mir geboten, nach Euch zu forſchen. Er wüßte ſo gerne, wie Ihr lebt, wie es Euch ergeht?»

Giry Howora und **Gindrich Berkow** ſtanden immer noch vor dem Bilde, in Erinnerungen an die Heimath ſchwelgend, und bemerkten nicht, daß eine ehrwürdige Matrone in das Zimmer getreten war, die ſich mit dem Prinzen begrüßte. «Meine verwittwete Schweſter **Marthe**,» ſtellte **Stettenberg** ſie vor. «**Marthe**,» wandte er ſich zu ihr: «ein hoher, beglückender Beſuch, der unſer armes Haus ehrt, ſo lange ein Stein davon auf dem andern ſteht, der Erbe der Krone von Böhmen.»

Die gute alte Frau wollte verlegen werden, aber **Brzetislav** ſchritt auf ſie zu, zog ihre welke Hand an ſeine Lippen, und ſagte: «Erlaubt mir, Dame, Euch Mutter zu nennen.» Der Vogt und ein Knappe traten ein, mit Wein und Bechern beladen; »Konrad, alter Konrad,« rief Stettenberg in ſeiner Freude auch dem Diener zu: »Hätteſt Du geglaubt, in Deinen alten Tagen noch den Sohn Herzog Udalrich's von Böhmen vor Dir zu ſehen? Hier ſteht er!«

»O Du gütiger Gott! — O — ich — Eſel,« ſtotterte er: »was habe ich vorhin geſagt auf der Burgtreppe; von jungen Fanten hat mein ungewaſchener Mund geſprochen!«

»Laß es gut ſeyn, Alter,« beruhigte Brzetislav: »ein treuer Diener, der meinen Vater kennt, hat bei dem Sohne ſchon etwas zu gut.«

Und um den großen Eichentiſch ſetzten ſich nun die neuen Freunde und Bekannte, und die Becher kreisten unter mannigfachen Geſprächen nach ächt deutſcher Weiſe.

»Wir hatten ſchon das Fichtelgebirge hinter uns,« erzählte Brzetislav, »als ein Sturz mit dem Pferde unſern ehrwürdigen Begleiter und Beichtiger Sever ſo beſchädigte, daß unſere Reiſe nach Bamberg, wo der fromme Heinrich jetzt Hof hält, nur ſehr langſam von Statten ging, daher bat ich den Rath Howora, den Vater meines Freundes hier, und in ihm meinen Hofmeiſter, einige Streifereien in die Umgegend machen zu dürfen, während er, deſſen Geſundheit auch nicht die feſteſte iſt, mit dem geiſtlichen Herrn gemächlich reiſen ſolle. Er wollte anfangs durchaus nicht in unſer Geſuch willigen, gab aber endlich dennoch nach, und wir zogen denn ein wenig im Lande herum, blieben auch gänzlich unangefochten, wußten aber am Ende nicht, wo wir hingerathen, und wiſſen es auch noch nicht, außer daß wir auf Eurer Burg, und bei Euch gut aufgehoben ſind, Ritter Stettenberg.«

»Die Ihr nicht ſobald verlaſſen werdet!« fiel Hans ein, und beifällig nickte ihm die Schweſter zu.

»Wir haben,« ſetzte Gindrich die Erzählung fort; »dem edlen Ban Howora das Verſprechen gegeben, auf der Veſte Heldburg uns wieder zu ihm zu finden, oder ihm mindeſtens ſichere Botſchaft zu ſenden, wo wir verweilen. Könntet Ihr nun einen zuverläßigen Mann dorthin ſenden, dann dürften wir Euch wohl einige Tage läſtig fallen.»

«Morgen mit dem früheſten ſoll einer meiner Knechte hinreiten, und wenn Ihr mich verlaßt, begleite ich Euch ſelbſt ein gutes Stück,» rief Stettenberg, und hob den Pokal zum feſtlichen Anklang.

Und heitere und ernſte Geſpräche über Gegenſtände der Vergangenheit wie der Gegenwart und Zukunft kürzten den Abend, denn mancherlei gab es zu fragen für Stettenberg, und manche Belehrung vermochte er den Jünglingen zu ertheilen, und manchen Aufſchluß, über die Zeit, in der ſie lebten ſowohl, als auch über das deutſche Ritterweſen insbeſondere, welches eben damals immer ſchöner emporblühte, und ſich ſtolz und kräftig auszubilden begann. Und es wurde den Fremdlingen, den Herren, wie den Dienern, recht ſehr wohl im Schooße deutſcher Gaſtfreundſchaft, deutſcher Biederkeit und Treue.

* * *

XII.

Die Friedensharfe klang nicht mehr im Schloſſe Zbirow. Bleich und krank lag ſie, die den Saiten himmliſchen Wohllaut und Akkorde des Troſtes und der Erhebung entlockt hatte; aufgerieben von Schmerz und Kummer, von jahrelanger unermüdeter Sorgfalt um den Gatten, harrte die Fürſtin Strzizka gottergeben ihrer Auflöſung entgegen.

An ihrem Bette ſaß der blinde Jaromir, hielt ihre Hand in ſeiner Hand, führte ſie oft an ſeine Lippen, und weinte aus den erloſchenen Augen brennende Thränen darauf.

Zu Häupten der Kranken ſtand Hiſa, ein frommer Mönch und ihr Beichtiger, und betete mit ihr; auch Jaromir ſtimmte zuweilen leiſe ein; noch öfter aber ſeufzte er tief, und flehte: »Nimm auch mich mit, Strzizka, wenn Du von mir gehſt; ich kann ja ohne Dich nicht bleiben hier in der Finſterniß, o nimm mich mit hinauf zum ewigen Lichte!« Dann drückte die Leidende ſanft ſeine Hand, lächelte ſchmerzlich, und lispelte ihm zu, ſich zu beruhigen; und hätte er ſehen können ihre noch immer ſchönen, zarten Züge, ihre Blicke voll Frommſinn und Ergebung, hätte er ihr Lächeln ſehen können, mit welchem ſie ſo unausſprechlich liebevoll ihn anſah, ſein Herz wäre eines himmliſchen Troſtes voll geworden.

Der ſtärkende Trank, den die Hand des in der Arzneikunſt hocherfahrenen Mönchs der Kranken gereicht, hob ihre ſinkende Kraft noch einmal empor. Jaromir ſaß vertieft in trübe Gedanken; ſeine Seele irrte in den Traumlabyrinthen ſeiner innern Welt, die er ſich gebaut in den langen Jahren der Blindheit, die Strzizka ausgeſchmückt hatte mit den Sonnenblumen ihrer Liebe, und die nun auch verſinken ſollte in die ewige Nacht des Grams. Er hörte nicht, ſo wach auch ſonſt der Sinn des Gehörs wird, wenn der des Geſichts in die Feſſeln der Blindheit geſchlagen iſt, daß es lauter wurde im Burghof als gewöhnlich, daß Strzizka ſich aufrichtete mit dem halben Leibe, und dem Beichtiger zuflüſterte: «Täuſcht mich meine Ahnung nicht, ſo hat Dein Fürwort bei dem ehrwürdigen Helikardus ſegensreiche Frucht getragen, und Udalrich erhört meine letzte Bitte.»

Leiſe öffnete ſich des Gemaches Thüre, eine Dienerin ſchlich herein, brachte dem Mönch eine geheime Nachricht, und entfernte ſich wieder unhörbaren Trittes.

Und bejahend neigte Hiſa ſein Haupt gegen die kranke Fürſten, die den matten Blick auf ein Madonnenbild richtete, das an der Wand hing, und betend liſpelte: «Dank Dir, gebenedeite Mutter! Du erhörteſt mein Flehen! O ſo gib nun meinen Worten Kraft und die Gewalt ſanfter Ueberredung, und laß mich ſcheiden mit dem Bewußtſeyn einer guten That, ein williges Sühnopfer für des Schwähers ungerechten Zorn.

»Jaromir, mein theurer Gatte!« redete ſie dieſen jetzt an, und er fuhr empor bei Nennung ſeines Namens aus dem träumeriſchen Halbſchlummer, in den er verſunken war.

»Ich fühle mich leichter,« fuhr ſie fort: »Du biſt müde von Wachen und Weinen, mein Gemahl, gehe auf Dein Zimmer, ich will mich einſam mit dem Erlöſer unterhalten.«

»Erlaube Deinem Knecht, Dich zu leiten,« ſprach Hiſa zu dem Blinden, und nahm ſeinen Arm.

»Ich bin gewohnt, zu folgen,« war des tiefgebeugten Fürſten Antwort, die er mit einem Seufzer begleitete, und noch einmal ſuchte er die Hand der Gattin, küßte dieſe heiß und innig, erhob ſich von dem Polſterſitz, und wankte, von Hiſa geführt und auf ihn geſtützt, aus dem Zimmer.

In dieſes Zimmer aber trat nach einer Viertelſtunde Udalrich, Böhmens Herzog, und der Pater Hiſa folgte ihm, und ſchloß die Thüre ab. Lauſchend ſchlich auf dem Vorgemach Jan hin und her, oft das Ohr dicht neigend gegen die Pforte, aber nicht eine Silbe konnte er erlauſchen von dem Geſpräch, welches heimlich da drinnen geführt wurde, nichts hörte er, als bisweilen ein leiſes Schluchzen.

Und es verging eine lange Stunde, bis endlich der Herzog wieder heraustrat, und es war in ſeinem ganzen Weſen eine tiefe Rührung nicht zu verkennen, die er jedoch zu verbergen ſuchte vor den Dienern, und ohne länger auf Zdiby zu verziehen, ſprengte er mit ſeinen wenigen Begleitern wieder auf dem Wege nach Prag zurück.

Und wieder führte Hiſa den trauernden Gemahl zu der Gattin. Sie lag tief erſchöpft, doch bekämpfte ſie ihre Schwäche. Er nahm wieder Platz an ihrem Lager.

«Mein Jaromir,» hob ſie an: «es wird noch Alles gut werden, was gut werden kann. Nicht immer werden dieſes Kerkers Wände uns umſchließen.» Sie nahm ſeine Rechte in ihre beiden Hände, und lächelte halb verklärt.

»Ich eile,« fuhr ſie fort: »einer ſeligen Befreiung entgegen, und erwarte dich dort! Dir ſteht noch eine ſchöne Stunde bevor, dann laß Dein Herz offen ſeyn den milden Regungen der Verſöhnung. Vergib, auf daß auch uns vergeben werde!«

Jaromir weinte; Hiſa betete, eine bange Stille erfüllte das Zimmer. Strzizka hatte die Augen geſchloſſen und athmete kaum hörbar. Ein Strahl der Abendſonne fiel durch das gothiſche Fenſter und warf die Glorie eines auf die Scheiben gemalten Märtyrers auf das Schmerzenlager, und wob daraus einen Heiligenſchein um das Haupt der frommen Dulderin, und plötzlich rauſchten, als habe ſie ein Windſtoß überweht, die Saiten der Harfe, die im Zimmer ſtand, einen harmoniſchen Akkord; da fühlte ſich Jaromir von zwei weichen Armen liebend umſchlungen, fühlte auf ſeine Lippen gedrückt einen heißen Kuß, und nahe ſeinem Ohre flüſterte Strzizka's Stimme: »Ich habe Libuſſa geſehen, ſie winkte freundlich — es iſt vollbracht — wir ſehen uns wieder!«

Die Stimme erſtarb; die Arme glitten matt abwärts, das Haupt ſank in die Kiſſen zurück, und mit dem letzten leiſen Seufzerhauch entfloh die ſchöne Seele.

«Sie hat vollendet,» ſprach Hiſa feierlich: «Friede ſey mit ihr!»

Jaromir's Sinne ſchwanden; in tiefe Ohnmacht brach ſein ſchwacher Körper, ehe Hiſa ihn zu halten vermochte, am Sterbelager der treuſten Gattin zuſammen.

Wohl war namenlos ſein Verluſt, wohl iſt es das härteſte Erdenweh, das verlieren zu müſſen, was uns einzig noch Freund, Freude, Stütze, Troſt und Führer war auf dem düſtern Lebenswege, und in ihr hatte der Hartgeprüfte alles — Alles verloren, und ſtand nun in der Schauerode ſeines Daſeyns troſtlos und verlaſſen allein — allein. —

Auf einer Felsklippe, die am äußerſten Ende des Gartenbezirks vom Schloß Wiſchehrad in die Muldawa hinabſtarrte, ſtand eine einſame Tanne, die die nackten Wurzelfüße beſpülen ließ von den Stromeswellen, während ihr langes grünes Haar, ein Spiel der Winde, ſich mit einförmig dumpfem Geräuſch bewegte. Senkrecht erhoben ſich über ihrem Gipfel des Schloſſes Mauern, unter ihnen drohten wieder kleinere Felsſtücke den Abſturz; es war eine ſchauerlich öde Stelle, unbepflanzt, von den Felſen nickte nur die Diſtel, und über die kahlen Steine hin kroch das Sedum mit ſeinen Tauſenden goldgelber Blumenſterne, einzeln gipfelte die Königskerze ihre Blüthenpyramiden aus dem breiten, welligen Laub hervor. Aber auch dieſe wenigen Reize der Natur, die um ſo mehr als Reize erſcheinen, wo die Allmutter nur karg ihre freundlichen Gaben ſpendete, ſah der Mann nicht, hätte er ſie zu bemerken auch Sinn gehabt, der ſich an die Tanne gelehnt hatte, und düſtern Blickes ſtromaufwärts ſchaute, denn es war Nacht, und eine unfreundliche, ſtürmiſche dazu. Aber das dumpfe Rollen der Wellen des Stromes, und das pfeifende Geſauß des Windes in den Tannenzweigen, dazu das heiſere Geſchrei einiger Eulen, die in dem alten Gemäuer da oben ſeit Jahren ihren Sitz hatten, ſchienen eben recht die zu ſeiner Seelenſtimmung paſſenden Akkorde zu ſeyn, denn er hob plötzlich aus dem dumpfen Hinbrüten, dem er nachgehangen, das Haupt trotzig empor, und brach in die Worte aus: «Fahre hin, alberne knabenhafte Leidenſchaft für ein undankbares Mädchen; o Schiba, ſchäme Dich, und ſey ein Mann. Gibt es nicht Andere, Beſſere? Iſt Liebe nicht überhaupt nur eine Thorheit, ein Seelenrauſch, ein Sinnenkitzel, eine Träumerei! O, und doch habe ich dieſe Brela geliebt, und wer weiß, ob ich ſie werde vergeſſen können? Wäre ich doch ein Wolf, ſo wollte ich durch den Wald rennen, und heulen, und zerfleiſchen, wer mir nur aufſtieße! Wäre ich todt, ſo wollte ich ein Vampyr werden, und allnächtlich kommen, und trinken mit durſtiger Gier ihr warmes Herzblut! Ich glaube, ich werde wahnſinnig werden. Spüre ich nicht in mir ein eigenes Gelüſt, da hinunterzuſpringen in den tiefen Strom, damit aller meiner Narrheit ein Ende ſey? Haß und Liebe kreuzen ſich in mir, heute könnte ich ſie vergiften, wenn ihr kalter ſtolzer Blick meine warme Huldigung abſtößt, morgen möchte ich vor ihr niederfallen und ſie anbeten, wenn ein Strahl ihrer Himmelsaugen nur zufällig an mir vorübergleitet. Ich muß fort, denn hier finde ich doch keine Ruhe, und all' mein Hoffen iſt doch vergebens, ich muß Beſchäftigung haben — ich muß —»

«Nach Wrſchowetz mußt Du, wo man Deiner begehrt!» ſprach plötzlich neben ihm eine Stimme, daß er zuſammenſchrack, und nach dem Schwerte griff.

«Nimm dieſen Brief,» fuhr der unbekannte Sprecher fort, der wie ein Nachtgeiſt aus dem Boden herauf geſtiegen zu ſeyn ſchien; «laß Dein Schwert ſtecken. Wir treffen uns öfter hier, wenn es ſeyn ſoll. Es iſt ein anmuthiges Plätzchen, Dinge zu beſprechen, die niemand hören ſoll; nur nicht ſo laut muß man ſie von ſich geben, wie Du vorhin,» ſetzte ſpöttiſch die kleine Geſtalt hinzu, und enteilte mit großer Behendigkeit, alsbald im Nachtgrau den Augen des erſtaunt Nachſchauenden entſchwindend.

«Wer war der verdammte Bauer? Beim Czernebog, ich hätte ihn niederſtoßen ſollen!» fluchte Schiba, und eilte ins Schloß zurück.

Auf einer der ſtillen Gallerien brannte eine Ampel. Schiba ſah ſich vorſichtig um, ob nicht etwa wieder hinter einem der gewaltigen Strebepfeiler, oder in einer Fenſterniſche ein Unberufener ſich verborgen halte und las das Schreiben:

«An meine Neffen, Schiba und
Boreslav Wrſch!

Der alte Wolf iſt wieder gekommen und wittert Beute. Kommt heimlich nach Wrſchowetz, dort will ich mit Euch reden. In drei Tagen erwartet Euch Euer Ohm

Kochan Wrſch.»

Erſchrocken verbarg Schiba das Blatt. «Fort, Du biſt tödtlicher als Gift, ich trage Dich ungern bei mir,» flüſterte er, und ſuchte den Bruder. Lange ſprachen ſie heimlich miteinander, endlich ſchieden ſie. Boroslav begleitete den Bruder. Wie ſie über den langen Korridor giengen, öffnete ſich ſeitwärts eine Thüre; ein blühender Mädchenkopf ſah halb heraus, der Strahl der Ampel fiel gerade auf das ſchöngeformte Geſicht. Ein kleiner Schrei entfuhr ihr, Boroslav drückte des Bruders Hand, und ſchlüpfte zu dem Mädchen, ſie wehrte ihn ab, doch mochte es nicht Ernſt ſeyn, die Thüre ſchloß ſich hinter ihm.

«Sey glücklich!» ſeufzte Schiba. «Mir blüht keine Liebe. O warum kann ich nicht vergeſſen!» Er ſchlich fort, von den bitterſten Gefühlen übermannt. — Wie manches Herz würde edler und beſſer ſchlagen, hätte es in Liebe leben, ſich in Liebe läutern und verklären können! Ihre Himmelsgefühle, die aus Wüſteneien ein Eden zaubern, ſtimmen auch das Gemüth des Nichtguten reiner, machen ihn fähig edler Thaten, regen den Wunſch auf in ihm, gut zu ſeyn, und des Glückes der Liebe würdig. Glüht aber nun in einem ſolchen Herzen dieſe heilige Flamme, und bleibt unbeachtet, unerwiedert, muß ſie einſam verlodern, ſich verzehren in der Qual troſtloſen Hoffens, dann geht es nicht geläutert aus dem Flammenbade der Leidenſchaften hervor, wie ein reines Gold, ſondern wie ein gehärteter Stahl, und der Haß erfüllt es, und die Rache, und es wird gemartert von allen Dämonen, und es wirft ſich, verzweifelnd an Glück und Seligkeit, in die Arme des Laſters.

Ruhigen Schritts ritten eine waldige Anhöhe hinauf der alte Ritter Hans Stettenberg, neben ihm der Prinz von Böhmen, hinter ihnen ſeine beiden Freunde und Reiſegefährten, denen noch drei Knappen folgten. Der Ritter hatte Brzetislav erzählt, wie er Deutſchland noch einige Zeit durchzogen, nachdem er ſich beurlaubt am Hofe des Herzogs, und dann des Reiſens und Umherziehens müde, ſich im Heimathlande die Burg erbaut, und nun ſeit langen Jahren der Ruhe pflege.»

«Meinen treuen Knecht Konrad,» ſchloß

er ſeine Erzählung, «der nun mit mir alt und grau geworden iſt, machte ich zu meinem Haushofmeiſter; meiner guten Schweſter Mann ſtarb, ſie ließ ihrem Sohn ſein Erbe, und zog zu mir, und ſo leben wir ſelbander hin, bis Freund Hain uns abruft. Wer hätte denken ſollen, daß der Greis Stettenberg noch ſo lebhaft an die Tage erinnert werden ſollte, wo er ein rüſtiger Mann war? Etwas älter wie Ihr, mein Prinz, war Euer erlauchter Vater, als ich ſo glücklich war ihn zu lehren, wie man eine Schwert führt, und eine Lanze bricht.»

«Mein Vater hat es nicht vergeſſen,» verſetzte Brzetislav lebhaft. «Er hat oft gewünſcht, daß Ihr möchtet bei ihm geblieben ſeyn. Ihr waret ſein Befreier, Ihr halfſt Prag erobern.»

«Es zog mich einmal nach dem Vaterlande, ich war mir dort ſo fremd,» antwortete der Ritter, «und Euer Vater hat mich reich belohnt.»

Sie hatten jetzt den Gipfel des Berges erreicht, und hielten auf der offenen Haide.

Voll Staunen weilten die Blicke der Fremden auf der Landſchaft, die prangend im reinſten Licht eines unbewölkten Sommermorgenhimmels vor ihren Blicken ausgebreitet lag. Ihnen zur Rechten hob ſich in mäßiger Entfernung auf einem iſolirten Bergkegel das ſtattliche Schloß Henneberg aus einem dunklen Walde, und hinter ihm ragte ein Thurm der jetzt ſpurlos verſchwundenen Wackburg hervor. Seitwärts zur Linken, etwas entfernter, prangte die neuerbaute Burg Lichtenberg, über der alten Stadt Oſtheim, und ſchien ſich recht fröhlich am Tagesglanz zu ſonnen. Ueber den Bergen des Hintergrundes hoben ſich die Mauern und Thürme des Schloſſes Hutsberg, und noch entfernter ragten die grauen Trümmer von dem Rieſenbau des alten Dispargum oder Duisburg, des vormaligen Sitzes fränkiſcher Könige, düſter und trauernd in die Himmelsbläue hinein. Unten im Thalgrunde aber lagen friedliche Dörfer um den Silberſpiegel des Hermannsfelderſees, von dem auch nichts geblieben, als der Name, die leere Echo der Vergangenheit, und ſein Inſelchen hob ſich ſchilfumgrünt aus der Waſſerfläche, über die der Oſtwind ſtrich, daß das Sonnenbild tauſendfach in den kleinen Wellen blitzte, und wilde Schwäne ruderten ſtolz und frei durch die kühle Fluth.

«Seht, das iſt mein Vaterland! das iſt ein Bild von Franken!» rief der greiſe Ritter, und das Herz ging ihm freudig auf. «Und nun hin in jene Veſte,» fuhr er fort: «wo der Herr dieſes Gaues, der wackere Poppo von Henneberg im Kreiſe biederer Freunde waltet. Ich bürge, daß Ihr ihm willkommen ſeyd.»

Und nach einem kurzen Ritt ſprengten ſie ein durch das hohe Schloßthor, an welchem das Hennenbild des Wappens prangte, und ſahen ſich bald mitten in einem Kreis deutſcher Ritterſchaft, freundlich willkommen geheißen von dem Burgherrn, der den alten Stettenberg herzlich an die Bruſt drückte und ihm dankte, daß er ihm ſo liebe junge Gäſte zuführte.

Verwundert ſtand der junge Böhmenfürſt

an einem der Fenſter in dem großen Ritterſaale, ſich erfreuend an der Ausſicht auf die prangenden Thalgründe und die Burgen umher, und das ferne Rhöngebirge, und ſeine Freunde theilten ſein Entzücken. Willig gab ihm der Burgherr Antwort auf die Fragen nach dem Alter dieſes Schloſſes, wie der benachbarten Ritterſitze, und zeigte ſeinen neuen Gäſten die Ahnenbilder des alten und berühmten Grafengeſchlechts, deſſen Urſprung ſich tief in dem Dunkel der Vorzeit verliert.

Wie der Ruf zur Tafel erſcholl, wie der Burgherr ſeine Gäſte einführte in den geräumigen und geſchmückten Speiſeſaal und die Fremden ſich nochmals begrüßten, da fand ſich Brzetislav als Nachbar einer jungen Dame, die in hoher Mädchenſchöne blühend, ſein Herz auf wunderſame Weiſe berührte. Dem Edelfräulein zu Rechten ſaß ein großer ſtattlicher Ritter, im fürſtlichen Schmuck, und die tiefe Ehrerbietung, die ihm von allen Anweſenden unweigerlich gezollt wurde, bewies, daß er wohl der Vornehmſte ſey in der ganzen zahlreichen Geſellſchaft. Es war Konrad, Herzog von Franken. Er theilte ſeine Aufmerkſamkeit zwiſchen dem Fräulein, und der Gattin des Grafen von Henneberg, die ſeine zweite Nachbarin war, und Brzetislav entnahm aus dem Geſpräch, und erfuhr von dem gütigen Wirth, daß ſeine engelholde Nachbarin eine Tochter ſey von deſſen Bruder, dem ohnlängſt verſtorbenen Grafen Otto von Schweinfurth, und nun als ſeine Pflegebefohlene bei ihm wohne, daß aber auch Herzog Konrad, der ihm ebenfalls weitläufig verwandten Waiſe väterlich wohlwolle.

Heitere Geſpräche würzten das Mahl, und Brzetislav hatte mehr denn einmal Gelegenheit, zu bemerken und zu fühlen, daß unter des Fräuleins reizender Körperhülle ein reicher Geiſt lebe, ein edles Herz ſchlage, und nach freundlichen Blicken und Worten prägte auch ihr ſein ſchönes Bild ſich tief in die Seele. Oft weilte ſinnend und beobachtend des Herzogs ernſter Blick auf den Beiden, die in ihre Unterhaltung vertieft, die übrigen Gäſte, wie Wirth und Wirthin minder beobachteten. Die Geſinnungen derer, die nähere Veranlaſſung fanden, aufmerkſame Blicke auf den Prinzen und Fräulein Jutta zu richten, waren aber gar ſehr verſchieden. Der alte treue Stettenberg ſah mit Luſt das wachſende Wohlgefallen der jungen Leute an einander; er hatte Brzetislav ſchnell liebgewonnen, und freute ſich der ritterlich anmuthigen Galanterie des Prinzen; deſſen Freunde, Gindrich Berkow und Giry Howora, die auch von Zeit zu Zeit ihre Blicke auf ihren dereinſtigen Landesherrn und der Jutta weilen ließen, der er mit ſanfter Wärme huldigte, fühlten, wir ſehr Jutta dieſe Auszeichnung verdiene, und wünſchten ſich ähnliche Nachbarſchaft. Mit gleichem Wohlwollen ſah auch die Gräfin auf ihre holde Pflegling in; es ſchmeichelte ihrem mütterlichen Herzen, ihren Liebling ſo ehrenvoll ausgezeichnet zu ſehen, und wer wüßte nicht, wie gerne Frauen hoffende Blicke in die Zukunft richten, und in ihren verhüllten Fernen das verwirklicht und gereift ſehen, was als leiſer Wunſch und Blume der Gegenwart in ihrem zarten Gemüth erblühte? Minder hoffend, und nicht frei von einiger Beſorgniß, weilten die Blicke des Schloßherrn bald auf dem Paare, bald auf dem Geſicht des Herzogs, deſſen Mienen ſich zu verdüſtern ſchienen, je mehr die Freundlichkeit Brzetislav's und Jutta's gegen einander zunahm, ſo daß er der einzige Mißbilligende erſchien, was aber die übrigen Ritter nicht bemerkten, die ſich mehr um die Genüſſe des Mahls, als um zärtliche Blicke und Scherzgekoſe junger Verliebten kümmerten, und von Krieg und Waidwerk ſprachen, und die Bekanntſchaft mit dem Weinkeller des freigebigen Wirths jeder andern für dieſesmal vorzogen. Die Damen entfernten ſich und Jutta ließ Brzetislav den ſüßen Troſt baldigen Wiederſehens zurück. Nun wurde allgemeiner und lauter die Unterhaltung, die Becher klirrten aneinander, fröhliche Trinkſprüche wurden ausgebracht, und es ſchmetterten Trompeten, wirbelten Pauken in das Stimmengetoſe der frohen Verſammlung. Die Ritter hörten nicht, daß ein Edelknappe Konrad's auf ſchweißbedecktem Roß in den Schloßhof einritt; er ſaß ab, gab den Knechten das faſt todtgejagte Roß, eilte die Steintreppe hinan, trat in den Speiſeſaal, grüßte flüchtig die Ritter und neigte ſein glühendes Geſicht gegen ſeinen Herrn.

«Du hier, Edgar?» ſprach er verwundert, und der Jüngling flüſterte dem Gebieter die Antwort ins Ohr. Und den Becher, den er zum Munde führen wollte, ſetzte der Herzog ab, ſeine Züge nahmen den Ausdruck des Schreckens an, er erhob ſich vom Seſſel und rief laut: «Edle Grafen, Ritter und Freunde, Kaiſer Heinrich iſt in voriger Nacht in Bamberg geſtorben!»

Da ſchwieg das Getümmel der Fröhlichkeit, da verſtummten die Klänge des Jubels und es legte ſich das Schweigen des Erſtaunens auf jeden Mund.

«Mein biederer Gaſtfreund,» wandte ſich der Herzog zum Grafen Poppo. «Dieſe Nachricht iſt zu wichtig für mich, als daß ſie mich nicht nöthigte, Euch auf der Stelle

Lebewohl zu ſagen, und der Heimath zuzueilen.»

«Bis Morgen könntet Ihr, erlauchter Herr, mir doch noch die hohe Ehre Eures Beſuchs gönnen,» warf **Poppo** beſcheiden ein.

«Nein,» war des Herzogs Antwort: «zu wichtig ſind die Gründe, die zum ſchleunigſten Aufbruch mich bewegen. **Jutta**,» fuhr er leiſer fort, und beugte ſich zu dem Ohr des Grafen, «**Jutta** bleibe noch einige Zeit in Eurer väterlichen Obhut, bis wir ſie nach Regensburg führen, und ſie dem Schutze und der fernern Erziehung meiner frommen Verwandtin übergeben.»

Die Ritter brachen auf, Manchen that es leid, die zu dem Gefolge des Frankenherzogs gehörten, ſo unverhofft und bald von dem gaſtlichen **Henneberg** ſcheiden zu müſſen, **Stettenberg** aber, **Brzetislav** und ſeine Begleiter blieben des Grafen Gäſte, und ein zweiter Bote ritt nach der Veſte Heldburg, den Rath und Hofmeiſter **Howora** und den Prälaten **Sever** nach dem Schloſſe des gaſtlichen Grafen zu beſcheiden, da des Kaiſers Tod die Reiſe an ſeinen Hof vereiteln mußte.

Ein finſterer Geiſt war gekommen über den Herrſcher Böhmens, ſeit die Fürſtin Strzizka entſchlafen war auf dem Schloſſe Zdiby. Nicht das Geräuſch der Jagd, nicht Becherklang, nicht Saitenſpiel vermochten dieſen böſen Geiſt zu bannen. Immer mehr ſchien er des Herzogs Beherrſcher zu werden, und ſelbſt Bozzena's liebevolle Freundlichkeit verſcheuchte ihn nur auf kurze Zeit. Oft zur Nachtzeit, wenn Alles ruhte, wandelte er ruhelos durch die Gallerien und Zimmer, tiefaufſeufzend manches hohle Ach, wie ein umgehendes Geſpenſt, daß die Leibdiener ſich entſetzten, und ſcheu zur Seite wichen, wenn er ſtieren Blicks, oft händeringend vorüberſchlich. Den Kopf geſtützt in die Hand, mit dem Ausdruck troſtloſer Hoffnungsarmuth in dem Geſicht, in das der Kummer ſchon ſeine Furchen eingegraben hatte, ſaß er in ſeinem Gemach, als Bozzena zu ihm eintrat.

«Mein Gemahl,» begann ſie mit liebevollem ſanftem Ton: «ſchon wieder ſo kummervoll, und darf noch immer Deine treue Gattin Dein Leid nicht theilen, und mit Dir tragen, was Deine Seele belaſtet?»

«Ach Bozzena,» ſeufzte er: «laß mich immer allein tragen, was mich quält. Warum den Kummer wälzen auf Dein reines ſchuldloſes Herz?»

«Womit verdiene ich Dein Mißtrauen? Bin ich nicht Deine Gattin, habe ich nicht ein heiliges Recht auf Dein Vertrauen, mein Gemahl?» fragte ſie mit lindem Vorwurf. «Raubte Verläumdung mir Deine Liebe und Achtung? O Udalrich, dann wäre ich ſehr unglücklich.» Ein Thränenſtrom begleitete dieſe Worte, und wurde, wie ſo oft, auch dieſesmal die ſiegreiche Waffe, der Männerherzen, ſind ſie nicht vom Stahl der Gefühlloſigkeit umpanzert, ſo ſelten widerſtehen.

«Meine theuere Gattin,» klagte der Ueberwundene, «mich, mich wirſt Du verachten, wenn ich mein Leid Dir enthülle, und ich werde dann noch unglücklicher ſeyn, als ich jetzt ſchon bin.»

«Was es auch ſey, was Du auch thateſt, Udalrich,» ſprach die Herzogin weich: «fürchte nicht, daß meine Liebe wanke. Nur ein Vergehen früherer Jahre könnte es ſeyn, was Dich bekümmert, nie haſt Du ja in den langen Jahren unſerer glücklichen Ehe etwas gethan, was meine Achtung Dir hätte entziehen können.»

«Nun, ſo höre es denn,» brach er aus, «höre es, und verfluche mich, und unterliege nicht unter dem ſchrecklichen Geheimniß: Mein Bruder iſt unſchuldig! Auf einen falſchen Verdacht hin habe ich ihn in gefänglicher Haft gehalten, auf eine Verläumdung hin habe ich, Bozzena, ich, ich ihn des Augenlichts berauben laſſen!»

«O Udalrich!» ſtöhnte die Herzogin; «was verſchwiegſt Du mir!» Und ſie ſchluchzte heftig.

«Ich ſtand in dem Wahne, getäuſcht und verführt von dem Teufel, der ſich Kochan Wrſch nennt,» fuhr er troſtlos fort: «Jaromir bedrohe mein Leben, und gönne mir nicht die Mitregentſchaft; ich ließ mich überreden, ihm zuvorzukommen. Ja, es wurde mir vorgeſpiegelt, Jaromir habe den Vater blenden laſſen, und ich glaubte gerechte Rache zu üben an dem falſchen Sohne! Und ich ward zum Verräther an dem Reinen! O Gott, o Gott!»

Er ſchwieg; als aber ſeine Gemahlin fortfuhr, ſtill zu weinen, nahm er wieder das Wort:

«Lange ſchon ſind mir die Gedanken gekommen, er möchte unſchuldig ſeyn, gerne hätte ich ihn längſt hervorgezogen aus der Haft, aber — kann ich ihm wieder geben, was ich ihm raubte, kann er verzeihen mein unerhörtes Verbrechen?»

«So verſuche es, und bitte ihn,» rieth **Bozzena**.

«Ich kann ihn nicht bitten, er kann nicht vergeben, mein Vergehen iſt zu groß!» rief der Herzog verzweifelnd. «O verſchlänge mich doch die Erde, o könnte ich mich vor mir ſelbſt verbergen! Sein armes, treues, unſchuldiges Weib hat der Kummer dahingeraſſt, ich nahm ihm Alles! O Bozzena, ich habe die ſterbende Strzizka geſprochen!»

Der Ausbruch ſeiner Reue wurde ſo verzweiflungsvoll, daß Bozzenens Troſtverſuche alle an ihm ſcheiterten, und wie er dumpf hinſtarrend dort ſaß, und nichts mehr ſagte, und nichts mehr zu hören ſchien, verließ ſie ihn. Aber es dauerte nicht lange, ſo trat der Biſchof Helikardus, von der Herzogin geſandt, zu dem Trauernden ein.

«Warum ſo troſtlos, edler Herzog,» begann der Diener der Kirche mit Würde: «warum tragen die Qual der Reue, und dennoch nicht bieten die Hand zur Sühne?»

«O martere mich nicht!» ſprach Udalrich tonlos: «das iſt es ja eben, was mich verzweifeln macht, daß es furchtbar zu ſpät iſt zu jeder Sühne, daß nimmer der ſo fürchterlich Beleidigte mir vergeben kann, ja, Gott, der ewige gerechte Richter, kann mir nicht vergeben.»

«Frevle nicht an des Vaters Langmuth,»

ſtrafte der Prieſter. «Er, der ewig Barmherzige, hat Vergebung für jeden Sünder, der wahrhaft Buße thut, aber iſt Deine Buße ächt? Sind Deine Thränen, Dein Geſchrei, Deine Verzweiflung eine Buße? Thue noch mehr, geißle Dich mit dem Knotenſtrick, faſte Tage, bete Nächte lang, winsle im Sack und in der Aſche — Deine Geißlung iſt ein Poſſenſpiel, Deine Gebete ſind Läſterungen, Dein Faſten iſt ein Opfer, das verworfen wird vor dem Herrn, wenn Du nicht zuvor hingehſt und demüthigeſt Dein ſtolzes Herz vor dem, den Du ſo ungeheuer ſchwer gekränkt, wenn Du nicht zu ſeinen Füßen von ihm Vergebung Deiner Unthat erflehſt.»

Im Innerſten zerknirſcht, ſchwieg Udalrich und ſeine Thränen floßen.

«Bedenke, Udalrich,» fuhr Helikardus milder fort und ſuchte ihn aufzurichten, «bedenke, daß ja Niemand weiß um das traurige Geheimniß, als ich, der Prieſter, dem es Deine Reue vertraut im Beichtſtuhl, daß Dein Name nicht genannt wird unter den

Verbrechern, daß die Zeit längſt mit dem Flor des Vergeſſens die That überhüllte.»

«Nein, nein!» ſchrie Udalrich auf, daß es ſchrecklich wiederhallte vom Getäfel der Wände. «Weiß es nicht jene Schlange, die mich verführt zum Verbrechen? Wiſſen es ſeine Helfershelfer nicht, die die That vollbrachten? Ahnete ſie nicht der gerade Sinn des Frankenritters Stettenberg, der mir ſo lieb war, und der deſſelben Tages noch von mir ſchied, ein Reiner von dem Unreinen? Wohl wird mein Name genannt werden und gebrandmarkt mit dem Fluche der Nachwelt, und der Flor, den die Zeit über das Verbrechen gehüllt hat, iſt ein Spinnengewebe, das die Rächerin Vergeltung hinwegreißt, und mich darſtellt in ſcheußlicher Blöße. O Kain, Kain!»

Mit dem Ausdruck der wildeſten Verzweiflung ſchlug ſich der Herzog mit der geballten Fauſt vor die Stirne, hielt beide Hände vor das Geſicht, und ſtöhnte laut.

«Sey ein Mann, Herzog,» redete der Biſchof weiter. «Verwirf nicht eigenſinnig den einzigen, aber den beſten Troſt, den ich Dir zu geben vermag, der allein Dir den Seelenfrieden wiederbringen kann, den Troſt der Religion. Ich beſchwöre Dich um Deiner Ruhe willen, um das Glück Deiner Zukunft, bei der Liebe Deines Weibes, Deines Sohnes, im Namen des allmächtigen Gottes und ſeines Eingebornen, auf meinen Knien beſchwöre ich Dich, bezwinge Deinen Stolz, flehe Jaromir an um Vergebung.»

Der fromme Mann kniete mit thränenden Augen und aufgehobenen Armen vor dem Herzog, die Thüre gieng auf, Bozzena trat ein und umfing liebevoll den Gatten.

«Udalrich!» flehte ſie: «verſchließe Dein Herz unſern Bitten nicht. In des Bruders Arme wirf Dich reuig, er wird vergeben. Entferne aus Deiner Nähe, was den Namen des Erbfeindes unſeres Hauſes trägt; jene Brüder, die Dir dienen, traue ihnen nicht. Sie ſchleichen nächtlich umher, wie tückiſche Geiſter, und ſuchen meine Jungfrauen zu verführen, ich habe heute die Primislawa Dieczin hart geſtraft, die ſich in Liebesgeſpräche eingelaſſen mit dem Boroslav Wrſch. Nimmer werden ſie Gutes bringen unſerm Hauſe!»

Stumm ſtand lange der Herzog, die Augen ſtarr emporgerichtet, und kämpfte einen harten Kampf. Endlich entwand ſich ein tiefer Seufzer ſeiner arbeitenden Bruſt, einen Arm ſchlang er um Bozzena, die Hand reichte er dem Gottesmanne, und ſeufzte mit gepreßter Stimme: «Ich will.» —

XIII.

In einem Zimmer des Schloſſes Wrſchowetz ſaß der alte Wrſch, vor ihm ſtand ſein Vertrauter, der liſtige Cdenko; Beide waren im vertraulichen Geſpräch,

«Alſo Du trafſt den Neffen, und wie benahm er ſich?» fragte Kochan.

«Ich ließ mir nicht Zeit, ſein Benehmen zu beobachten» antwortete Jener. «Als ich Dein Schreiben in ſeiner Hand ſah, glaubte ich, ſey es am gerathenſten, das Weite zu ſuchen. Nach einigen Ausrufungen, die ich vernahm, ehe ich ihn anredete, ſchien er einer Liebesgrille eben den Abſchied zu geben.»

«Woran er ſehr wohl that,» fiel Wrſch ein, «denn bei Czernebog! Liebe und meine

Pläne möchten ſich nicht gut miteinander vertragen. Ich bin wirklich neugierig, ob die Brüder meinem Rufe folgen.»

Kochau hatte es kaum geſprochen, als auf dem Vorſaal Sporentritte vernehmbar wurden, und Schiba und Boroslav in das Zimmer und in des Oheims Umarmung eilten.

«Willkommen, willkommen in der Höhle des alten Wolfs!» rief der Greis mit Jugendfeuer, und drückte Beide an die Bruſt. «Ha, bei allen Göttern, Ihr ſeyd wacker aufgeſchoſſen, liebt Ihr denn Euern alten Vetter noch, Ihr Jungen? Wißt Ihr noch, wie Ihr auf meinen Knien Euch ſchaukeltet?»

«Wir haben es nicht vergeſſen,» entgegnete Schiba. «Wir lieben und ehren Dich noch kindlich, wie lange Du auch fern geweſen, ſo daß wir Dich für todt hielten,» fügte Boroslav hinzu.

«Gehe Edenko,» wendete an dieſen ſich der Alte, «wahre die Thüren, daß kein Knecht uns höre.» Edenko ging.

«Nun nochmals willkommen,» ſprach Kochan. «Setzt Euch! Ich ließ Euch rufen.»

«Wir wären auch gekommen ohne Deinen Ruf, Ohm,» fiel Schiba ein.

«Wie ſo? Wußtet Ihr ſchon, daß ich wieder da ſey?»

«Der Herzog hat uns verabſchiedet, ohne Grund und Urſache,» ergänzte Boroslav des Bruders Rede.

«Er iſt faſt tiefſinnig geworden in der letzten Zeit, und auch auf Zdiby geweſen, wo Frau Strzizka verſchieden iſt,» berichtete Schiba.

«Ich hörte davon,» nahm Kochan das Wort. «Alſo verabſchiedet, ohne daß Ihr Eure Pflicht verletzt? Ha, Hölle und Teufel, die Reue wird ſich eingeſtellt haben bei dem Schwächling, und die Furcht vor unſerm Namen macht ihn zum alten Weibe. Die Pfaffen werden ihn bearbeiten. Nun, immerhin, es iſt recht gut ſo, und mir lieb. Ihr taugt Beide nicht zu Fürſtenknechten, das alte Blut wird ſich nicht verläugnen. Oder wollt Ihr lieber,» fuhr er eifriger fort: «feile

Schranzen bleiben Euer Lebelang? Bei dem Blute Eures hingemordeten Vaters rufe ich in Euch die Stimme der Rache wach, daß ſie Euch aufſchreie aus dem Schlafe der Ruhe, aus dem Traume der jugendlichen Sorgloſigkeit zur männlichen That. Redet, feſſelt Euch Weiberliebe?»

«Ich habe geliebt, ich habe Brela Berkow geliebt,» ſprach Schiba, «aber es iſt vorbei, es ſoll vorbei ſeyn, ſie verachtete meine glühende Neigung, verflucht ſey fortan jeder Gedanke an ſie!»

«Recht ſo,» bekräftigte Kochan: «ich hätte dieſen Bund doch nimmer geſegnet. Nie ſoll Freundſchaft ſeyn zwiſchen unſerm und dem Geſchlechte der Berkow. Und Du Boroslav?»

«Pribislawa Dieczin, ein ſüßes holdes Mädchen, iſt mir innig zugethan,» erzählte der Gefragte traurig, «aber die Frau Herzogin gibt ſich Mühe, uns zu trennen. Am Abend, wo uns Deine Botſchaft zukam, ſaß ich bei ihr in traulichem Koſen, und wir träumten uns küſſend eine ſchöne Zukunft.

Czernebog-weiß, wer uns belauſcht und verrathen hat, ich durfte die Holde nicht wiederſehen.»

«Vergiß ſie,» mahnte Wrſch, «ſie wird nimmer die Deine. Ihr Vater iſt auch einer der geſchmeidigen Hofſchranzen, die ich haſſe bis in den Tod, und er hat mir viel geſchadet. Es werden ſich für Euch ſchon Weiber finden, und dann ſollt Ihr Eure Kinder zur Rache aufziehen, und Haß gegen Udalrich und ſeinen Sohn ſey die Milch, die ſie nährt. Die Herzogin aber,» fuhr er leiſer fort, «die Herzogin treffe unſere Rache nicht; ſie iſt keine Enkelin, keine Abſtämmlingin der prophetiſchen Hexe Libuſſa, und nur gegen dieſe wendet ſich die Furie meines ewigen Grolls. Und nun hört mich: es iſt Zeit, einen entſcheidenden Streich zu wagen. Lange Jahre haben Udalrich ſicher gemacht, er ahnt mich nicht mehr unter den Lebendigen. Er muß ſterben. Der Blinde iſt ſtumpf, er hat verlernt das Scepter zu führen, das ihm einſt ſchon ſchwer genug geworden. Der Alte iſt nur noch der Schatten eines Mannes, er lebt ein Pflanzenleben, wird gefüttert wie ein Kind, und ich wundere mich, daß er noch lebt. Der Prinz iſt in Deutſchland, ehe er zurückkehrt, wird der Thron Böhmens durch einen Würdigern, als er iſt, beſetzt ſeyn. Viele ſind auf meiner Seite, und der Erbe des Polenkönigs, welcher Letztere unheilbar krank liegt, iſt bereit, ſo wie durch Boleslav's Tod der Thron erledigt wird, mich zu unterſtützen.»

«Wie? Du gewannſt Mirzislav?» fragten erſtaunt die Brüder.

«Ich ſang ihm das alte Lied,» lächelte Kochan: «das ich ſchon ſeinem Vater geſungen, ich verſprach ihm Mähren und Schleſien.»

«Und ſo werdet auch Ihr mir Euren Arm, Eure Hülfe leihen,» fuhr er ernſt fort. «Ihr ſeyd meine nächſten Verwandten, und für Euch, nicht für mich, baue ich fort am ſtolzen Schloß meiner kühnen Hoffnungen. Ich bin alt, ich werde bald abtreten.» Er ging zu einem Schrein, nahm ein Bild heraus, und ein altes rothgefärbtes Tuch, hielt Beides den Brüdern vor, und ſprach mit eindringender fürchterlicher Stimme: »Seht, das iſt Eures Vater Bild, der auf der Wieſe Borzina enthauptet wurde, als Du, Schiba, ein und ein halbes Jahr zählteſt, Du, Boroslav, noch an der Mutter Bruſt trankſt. Seht, dieſes Tuch hier iſt getränkt mit Eures Vaters Blut; mein Knecht hat es damit getränkt. Dieſes Blut ſchreit um Rache zu Euch; ich theile es, wie ich mein Herz, meine Liebe zwiſchen Euch theile.«

Und er nahm den ſcharfen Dolch aus dem Gürtel, ſchnitt das Tuch in zwei gleiche Hälften, reichte jedem eine, und fuhr fort in wildem Enthuſiasmus:

»Schwört Rache in meine Hand! Schwört zu rächen des Vaters Schmachtod, ſchwört zu rächen Eure Mutter, die der Gram um den Gatten in der Blüthe ihrer Jahre dahinraffte; ſchwört zu haſſen, wie ich, zu verfolgen, wie ich, die Nachkommen jener verdammten Zauberin, die den Fluch ausgeſprochen über uns Alle. Zu Erben meiner Rache ſetz' ich Euch, zu Schwertern meines

Haſſes ſtähle ich Euch, zu Ruthen meines Zornes bind' ich Euch! Schwört den Feinden Rache, Tod und Verderben.»

Wie ein grauenvoller Nachtgeiſt, heraufgeſtiegen aus dem Grabe, um Unheil zu verbreiten, ſo ſteinern, ſo groß und entſetzlich ſtand vor den erbebenden Jünglingen der böſe Ohm. Und wie ſie des Vaters und der Mutter gedachten, die ſie nicht gekannt, und ihrer unverdienten Verbannung, da packte ſtiller Grimm ihr Herz, und ſie riefen: «Wir ſchwören, Dir blindlings zu gehorchen, Deiner Rache Erben, Deines Haſſes Schwerter, Deines Zornes Ruthen, und unſerer eigenen Sache blutige Rächer, bis zum Tode!»

Und dem Drachen des Unheils wuchſen wieder mächtige Flügel. —

Schönere Schwingen entfaltete unter Henneberg's friedlichen Penaten Brzetislav's und Jutta's junge Liebe. Das Fräulein ſah ſchon nicht mehr ohne ſehnſüchtiges Herzklopfen vom Söller des Schloſſes in die grünenden Waldberge unter ihr herab und hinaus, wenn der Böhmenprinz mit ſeinen Gefährten und Freunden darin jagte; ſie zählte die Stunden, wenn er zum Beſuch nach Stettenberg's oder eines andern benachbarten Ritters Burg geritten war — wo er wieder eintreffen wollte im Schloſſe des gütigen Pflegevaters, und kam er, ſo hatte wohl Niemand einen freundlichern Gruß für ihn, als ſie. Daß ſich Brzetislav nicht hinwegſehnte, fühlt Jeder, dem irgend einmal die Gegenwart der Geliebten zur Lebensſonne wurde, und ein trauliches Wohnen mit ihr unter einem Dache ſein Herz beſeligte. Dem Burgherrn waren ſeine böhmiſchen Gäſte, der wackere Howora, der heitere und ritterliche Prälat Sever, der Prinz und ſeine Begleiter Alle viel zu lieb geworden, als daß er ſie ſo bald hätte ziehen laſſen, und da der Zweck von Brzetislav's Reiſe nur der war, ſich am Kaiſerhofe in ritterlichen Künſten auszubilden, Deutſchland aber ohne Kaiſer war, und jene Ausbildung auf Henneberg keineswegs vernachläſſigt wurde, ſo gab der Oberhofmeiſter es gerne zu, noch länger da zu weilen, um ſo mehr, da es ihm ſelbſt nur allzuwohl auf der ſchönen Veſte gefiel, und der Graf ihn ſeines freundſchaftlichen Vertrauens würdigte.

Einen Beweis deſſelben gab er ihm in einer Unterredung, die er eines Tages, als er mit ihm allein beim Becher ſaß, — während Sever ſich mit dem Burgkaplan über ein religiöſes Thema unterhielt, die Jünglinge Giry und Gindrich auf die Jagd geritten waren, und Brzetislav mit der Gräfin und der angebeteten Jutta im kleinen Burggarten ſich erging — mit den Worten begann: «Eurem erlauchten Zögling, mein werther Pan Howora, ſcheint meine Pflegetochter ſehr wohl zu gefallen.»

«Ich fürchte nicht, daß Ihr ihm darüber zürnt,» antwortete der Oberhofmeiſter des Prinzen: «oder in dem freundſchaftlichen Umgange der jungen Leute eine Gefahr für das edle Fräulein erblickt. Wahrlich, ich wüßte keine würdigere Erbin für den Thron meines Gebieters, als dieſe Eure holdſelige Verwandtin, die Tochter Eures Vetters, Gräfin Jutta von Henneberg.» Der alte Graf neigte ſich verbindlich. «Ihr ehrt mich ungemein,» ſprach er, «und ſtände es allein in meiner Macht, über ihre Hand zu gebieten, ſo laßt mich auch erwiedern, daß ich keinen Jüngling unter Deutſchlands edelſten Geſchlechtern kenne, dem ich ſie lieber zuſagte, als unſerm jungen Freunde, Eurem dereinſtigen Gebieter.»

«Und wer hätte ſonſt noch Anſprüche auf dieſes väterliche Recht?» fragte verwundert Howora.

«Gebt mir Eure ritterliche Rechte, und gelobt mir, vor Jedermann geheim zu halten, was ich Euch vertrauen will, und vertrauen muß, damit Ihr mich nicht für hinterliſtig haltet,» ſagte Poppo.

«Ich gelobe!» erwiederte Howora geſpannt, in des Grafen dargebotene Rechte kräftig einſchlagend.

«Nun denn, ſo wißt,» ſetzte der Graf das Geſpräch fort: — «Jutta iſt nicht meines Vetters, Otto von Henneberg und Schweinfurt, Tochter; ſie iſt ein heimliches Kind deſſen, den Ihr vor Kurzem hier kennen zu lernen Gelegenheit hattet, ſie iſt die Tochter des Frankenherzogs, Konrad des Saliers.»

Howora ſchwieg erſtaunt. Der Graf fuhr fort: «Ihr habt erfahren, welche Anſprüche unſer Gebieter auf Deutſchlands Kaiſerkrone zu machen berechtigt iſt. Schon ſind die Fürſten zur Wahl verſammelt. Iſt ihm das Glück günſtig, nun dann möchte doch wohl, wie ich ihn kenne, der Erbe Böhmens ihm ein zu geringer Tochtermann ſeyn. Stets iſt ſein Streben mit bewunderuswerther Beharrlichkeit nach dem Höchſten gerichtet, und ſo wird er auch bei der Wahl eines Gemahls für ſeine Tochter, die er mir anvertraut, wenig auf ihre etwaige Neigung Rückſicht nehmen.»

«Wenn es ſo iſt,» verſetzte Howora, «ſo wäre es wohl am Beſten, die jungen Leute zu trennen, ehe ihre Neigung tief wurzelt, und ich muß Euch mit meinem Zögling verlaſſen.»

«So iſt es nicht gemeint,» fiel der biedere Greis eifrig ein, und hob den Becher. «Ihr bleibt noch lange meine Gäſte, nur ein wenig dem jungen Helden andeuten, meine ich.» —

«Ich verſtehe Euch,» ſprach der Böhme, indem er ſich erhob. «Eure Gründe überzeugen mich vollkommen.» —

Aber nicht ſo ſchnell überzeugten ſie Brzetislav, als ihn der Hofmeiſter in einer unbelauſchten Stunde väterlich bat, der jungen Gräfin nicht ſo unausgeſetzt zu huldigen.

«Mein theurer Lehrer,» ſprach der Jüngling erglühend: «Du haſt in meinem Herzen geleſen, aber ich habe das Geſtändniß ihrer Liebe von ihren Lippen geküßt, ich laſſe ſie nicht. Meine guten Aeltern werden mir ihren Segen nicht weigern.»

«Das werden ſie nicht,» antwortete Matieg: «aber Jutta's ſtolzer Verwandter, Konrad der Salier, wird es, zumal wenn ihm die Kaiſerkrone wird. Dann wirſt Du ſein Vaſall, und ſchwerlich möchte er ſeine

Zuſtimmung geben zur Verbindung Jutta's mit einem ſolchen.»

«Ein gekrönter Vaſall, der ihm ebenbürtig iſt, wird ihm doch wohl nicht zu gering ſcheinen für eine Gräfin von Henneberg?» rief Brzetislav mit verachtendem Stolz. «Meine Herzogskrone gibt mir, wie ihm die ſeine, das heilige Erbrecht; die Kaiſerkrone empfängt er von der Freundſchaft und dem guten Willen der deutſchen Fürſten, als ein Lehen gewiſſermaſſen, auf das er kein Recht hat, das man ihm wieder nimmt, wenn man nicht zufrieden iſt mit ſeiner Führung des Scepters.»

Noch Mehreres führte der Prinz für ſich an, doch ehe er noch von ſeinem Lehrer ſchied, kam ein Bote mit der Nachricht zu dem Schloßherrn, daß Konrad der Salier wirklich gewählt ſey von den Fürſten des Reichs zum Kaiſer Germaniens, und einen Brief brachte er mit, worin Konrad dem Grafen gebot, ſeine Pflegebefohlene nun in ſicherer und ehrenvoller Begleitung nach Regensburg in das Kloſter Obermünſter zu ſenden.

«Wir müſſen uns trennen, Prinz,» ſprach mit wehmüthigem Lächeln Jutta, und zwei Thränen ſtahlen ſich in ihr ſchönes Augenpaar, als ihr der Geliebte wieder nahte.

Seine Antwort war ein ſtummer Seufzer. Zu mächtig war ſchon der Liebe Himmelsgefühl in ihm, als daß das Schmerzliche einer ſolchen Nachricht nicht jedes Wort in der Bruſt zurückgehalten hätte.

«Ihr werdet zuweilen meiner denken, Brzetislav,» fuhr ſie fort: «und auch mir wird die Erinnerung an die glücklichen Tage im Schloße Henneberg ewig lieb ſeyn.»

«Ihr nehmt mein Herz mit Euch, Jutta,» klagte der Prinz mit einer Trauermiene. «Wie öde wird nun mein Leben ſeyn! Wie hochbeglückt war ich durch Eure Freundſchaft, Eure — Liebe.» —

«Beide bewahre ich Euch,» redete ſie zurück, «und in Eurer Macht wird es ſtehen, ſie Euch ewig zu ſichern.»

«O Jutta, ich halte, was ich Dir geſchworen, ich halte es bei dem allmächtigen Gott!» Er rief's, und ſchloß ſie in die Arme. Hocherglühend rang ſie ſich von ihm los. Er faßte ihre beiden Hände. «Darf ich Dich nach Regensburg begleiten?»

«Unter weſſen Schutz wollte ich lieber reiſen, als unter dem Euren?» fragte ſie. «Wenn es mein Ohm genehmigt, ſollt Ihr meine Einwilligung haben.»

«Er muß, er wird!» rief Brzetislav feurig, küßte ihre weiße Hand, und eilte zu dem Grafen.

Nach wenigen Tagen, und nach einem herzlichen Abſchied von der Gräfin und von dem biedern Stettenberg trat Brzetislav mit ſeinen Führern und Begleitern, im Gefolge des Grafen von Henneberg und ſeiner erkornen Huldin Jutta, die Reiſe nach Regensburg an.

Wie ein Schiffbrüchiger, dem die Wuth der Wellen ſein ganzes Beſitzthum raubte, und ihn nackt an ein ödes Felſenufer warf, an dieſem troſt- und gedankenlos ſitzen mag, und nur hinſtarrt auf die wogende Waſſerwüſte, auf das Grab ſeines Glückes und ſeiner Hoffnungen, ohne einen Gedanken faſſen zu können, daß es beſſer werden könne, wie zuvor, daß über den Gräbern der Geſunkenen neue Hoffnungsblüthen keimen, ſo ſaß der tieftrauernde Jaromir, alle Gedanken nur auf die Vergangenheit gerichtet, wo Strzizka's liebevolles Walten ihm ſo wohlgethan, und nur fühlend ſein unſägliches Elend der ſchmerzlichſten Einſamkeit, des troſtloſeſten Verlaſſenſeyns. Da vernahm er Tritte, und eine warme Hand faßte die ſeine, und eine wohlwollende Stimme rief ihn aus ſeinen düſtern Betrachtungen deſſen, was er verloren, mit den Worten: «Herzog Jaromir!» wach. «Herzog? Herzog?» rief der Arme aufgeſchreckt: «wer kommt, einem Unglücklichen mit grauſamem Spott die Schaale ſeines Kummers voller zu machen, und zu vergiften?» «Nicht Spott, mein Fürſt,» erwiederte Helikardus; «nicht Spott hat ein Diener des Wortes für den Gebeugten, wohl aber Troſt und Hoffnung. Du biſt Herzog, willig gibt Dein Bruder Dir das alte, heilige Recht auf den Thron zurück; reuig fleht er um Deine Vergebung.»

«Wer biſt Du Unbekannter,» fragte Jaromir; «der wie ein Gottgeſandter den Himmelsſtrahl einer ſeligen Verheißung in mein Herz gießt? Laß mich Deine Geſichtszüge fühlen, Du Friedensbote!»

«Helikardus bin ich, der Biſchof,» antwortete der Prieſter.

«O wo iſt mein Bruder? wo iſt er?» begann Jaromir von Neuem. «Nicht Herzog will ich ſeyn, nicht herrſchen will ich, ein Regent ſoll nicht geiſtig, nicht leiblich blind ſeyn, nur die Freiheit gebe er mir zurück, und ſeine Liebe, die Verräther und Verläumder mir raubten.»

Und zu Jaromirs Füßen ſchluchzte ein Mann, und er fühlte ſeine Kniee umfaßt, und eine gebrochene Stimme flehte mit verhaltenem Weinen: «Jaromir! mein Bruder Jaromir! kannſt Du mir vergeben?»

«So iſt es kein leerer Traum geweſen, was mein ſeliges Weib mir immer verheißen, ich würde noch begrüßen den glücklichen Tag, an welchem wieder brüderlich Udalrich's Herz ſchlagen würde an dem meinen? O komm an mein Herz, mein Bruder!» So ſprach Jaromir bewegt, und hob den Knieenden auf, Helikardus faltete fromm die Hände, Bozzena, die mit dem Gemahl gekommen war, weinte heiße Thränen.

«Bruder! Bruder! Deine Milde tödtet mich!» rief Udalrich. Nicht würdig bin ich Deiner Verzeihung; o ſtrafe mich, ſchelte mich, ich will ſtill halten Deinem gerechten Zorne.»

«Hinweg die Selbſtanklagen, mein Bruder, nie ſoll ein Wort des Vorwurfs über meine Lippen gehen. O könnte Strzizla dieſen Augenblick mit mir theilen!»

«Sie lächelt herab aus ihrer ſeligen Heimath,» ſprach Helikardus, «ſie ſegnet das neue Band der Bruderherzen, das ſie geknüpft. Sie war es, Herzog Jaromir, die dieſe Verſöhnung vorbereitete.»

«Komm, Bruder,» ſprach **Udalrich** an **Jaromirs** Halſe, «komm, nach wie vor, mit mir Böhmens Herrſcherthron zu theilen. Im Triumph will ich Dich einführen auf Schloß Wiſchehrad, und Deine Gebote ſollen vollzogen werden gleich den meinigen.»

«Ich folge Dir, mein Bruder,» antwortete der Blinde. «Nicht um zu herrſchen und zu gebieten folge ich Dir, und danke Dir für das Geſchenk der Freiheit, aber laß mich bei Dir ſeyn, und bei den Deinen, laß mich liebe und bekannte Stimmen hören; in dieſem Hauſe war es ſo einſam, o ſo einſam, ſeit **Ihre** ſüße Stimme nicht mehr ſprach und ſang. Und ich will gerne zufrieden ſeyn, wenn Du nur bisweilen meinen Rath hören willſt in Sachen, wo Du zweifelhaft biſt.»

«Ich will Dich lieben und pflegen wie eine Schweſter, Bruder meines Gatten,» verſprach **Bozzena**. «Und nie ſoll eines Heuchlers, eines Lügners giftige Zunge wieder unſere Herzen entzweien,» ſetzte **Udalrich** hinzu. «O wie viel habe ich Dir abzubitten, Bruder, kannſt Du mir wirklich Alles vergeben?»

«Ich ſage ja, Alles ſoll vergeſſen ſeyn, und nun rede nicht mehr von dem Vergangenen,» antwortete Jaromir, und es brannten auf ſeinen Lippen des reuigen Bruders heiße Küſſe, während die Herzogin den Schwager mit ſchweſterlicher Zärtlichkeit umfing, und Helikardus im Stillen das neue Bündniß ſegnete.

Aber außen am Gemach lauſchte der graue Burgvoigt von Zdiby, und Groll lag in den alten verwitterten Zügen. «Wieder ein Aemtlein weniger in der Welt für mich,» murrte er; «doch,» fügte er mit einem halben Lächeln hinzu, «nun wird doch Ruhe ſeyn;» und er ging, um mit zitternder Hand einen Brief zu ſchreiben, deſſen Inhalt keinen andern Gegenſtand betraf, als die Begebenheit, die ſich heute in Burg Zdiby zugetragen.

Eingeholt von den edelſten Vaſallen, und begleitet von dem ganzen Hofſtaat, zog Udalrich, an Jaromirs und ſeiner Bozzena Seite, auf dem Wiſchehrad ein.

Die Wrſch waren verſammelt in ihrem Stammhaus, der Höhle des alten Wolfs, wie Kochan ſeine Burg in Wrſchowez nannte. Der Alte und ſeine jungen Vetter ſtanden zu einer Reiſe gerüſtet mit Wehr und Waffen, und harrten nur, daß es dunkler werde; auch Ebenko war bereit, mitzuziehen, und im Hofe wieherten die Roſſe, die jene Männer, und mit ihnen das brütende Verderben in eine andere Gegend tragen ſollten.

«Nun wohlan denn,» nahm Kochan das Wort: «ſo laß uns Dir Valet ſagen, altes Stein-Neſt; ſchirme die graue Eule, die wir Dir zum Wächter laſſen; ich höre eben ihren ſchwerfälligen Tritt.»

Der greiſe Jan trat ein. «Du wohnſt nun hier,» redete Wrſch ihn an: «denn in Zdiby gibt es nichts mehr zu hüten, ſeit des hohen Herrn Herz ſo weich geworden, wie Brei, und die brüderliche Liebe über

Nacht aufgeſchoſſen iſt, wie ein Pilz. Du läſſeſt Dich nicht ſehen, und erhältſt das Gerücht, es wohne Niemand hier, biſt aber allnächtlich um die zwölfte Stunde in dem hinteren Thurme, und hörſt, ob ein Froſch krächzt im Teichſchilf, und ein Specht in die Fichte hackt. Dafür magſt Du am Tage ſchlafen, ſo lange es Dir gefällt. Und wenn ſie vielleicht kommen, und reißen das Neſt zuſammen, oder brennen es nieder, ſo rette Dich, wie Du kannſt. Lebe wohl.»

«Lebe wohl!» antwortete der Alte. «Vielleicht findeſt Du, wenn Du heimkehrſt, meine Leiche, ſitzend in der Thurmkammer, und harrend auf Dich. Gönne ihr dann ein Grab.»

«Du wirſt leben, Alter, Du mußt nicht an Sterben denken,» tröſtete Wrſch, und ging; ihm folgten die Andern.

«Du wirſt leben!» wiederholte Jan für ſich, als ihn jene nicht mehr hören konnten. «Ja, leben und ewig Deiner Rache dienen, blutiger Wrſch. Da iſt nicht Raſt, nicht Ruhe; immer treibt es ihn zu Thaten, die das Licht ſcheuen. Doch, auch ihn wird die

Rache treffen. Auch an ihm wird die Weiſſagung ſich erfüllen, und mit dem Maaß, mit dem er mißt, wird ihm wieder gemeſſen werden.» Er ging langſamen Schrittes aus dem Gemach, hörte unten die Herren mit ihren Knechten davon reiten, hinaus in die abendliche Dämmerung, und ſchlich hinab, und ſchloß das Hofthor mit zitternder Hand.

Die Reiter aber wendeten ſich ſüdwärts, ließen das Oertchen Rusle rechts liegen, und hielten bald am Ufer der Potanka.

«Reitet nur das Thal hinauf, und auf die Straße zu, die nach Mähren führt!» gebot Wrſch: «Du Boroslav mit den Knechten; ich will mit Schiba zuvor der lieben Stadt Prag noch einen Gruß bringen, und vielleicht auch dem Wiſchehrad.»

«Oheim, Du begiebſt Dich in die äußerſte Gefahr, bleibe bei uns. Es iſt Nacht, Du könnteſt Schaden nehmen.»

«Ha ha ha!» lachte Kochan grimmig. «Knabe, wenn ich mich vor dem Schadennehmen ſtets in Acht genommen, es wäre Manches nicht unternommen worden, was manchem Mutterherzen bittere Thränen, und manchem Mutterſöhnchen das ſüße Leben gekoſtet hat. Reite nur hin, und wenn ich Dich nicht einhole, ehe Du die Straße erreicheſt, ſo halte an dem See im Fiderholz, und harre meiner dort, in einer halben Stunde geht der Mond auf, da wird es heller. Ich muß den Herzog grüßen, — ich muß.»

«Das wird ein freundlicher Gruß werden,» bemerkte Edenko; «ich begleite Dich, Herr!» «Gut, ich erlaube es, und nun fort!» rief Wrſch, und ritt durch die Potanka, gefolgt von Schiba und Edenko, während Boroslav mit den Knechten den bezeichneten Weg einſchlug. Ohne daß es in der Dunkelheit dieſer, oder die andern Knechte bemerkten, blieb einer derſelben abſichtlich zurück, wandte ſtill ſein Pferd, ritt dem Herrn nach, und murmelte vor ſich hin: «Ihm nach, ihm nach, Smilo, ihm, dem Du das arme Leben geweiht, und dankeſt. Sey ihm nahe, wie ein Schutzgeiſt, dem Gebot der Mutter gehorſam.» Der Mann erglühte von einem Feuer, das ſo nicht aufflammen konnte in der Seele eines gemeinen Knechtes, lauſchte dem verhallenden Hufſchlag der drei Reiter, und durchritt die Potanka.

Mittlerweile waren Wrſch und ſeine Begleiter ſchon in die Nähe des Wiſchehrad gekommen, und banden in einem Gehölz ihre Pferde an Bäume, ohnfern dem Stromesufer, und noch fern genug vom Schloſſe, daß nicht ihr Schnauben und Gewieher gehört werden konnte. Dann gingen ſie leiſen Trittes weiter, ſich immer mehr der Felſenveſte nähernd.

Der Nachtwind ſauste durch das Gezweig des Tannenbaumes, der einſam auf der Uferklippe ſtand, und ſein hoher Wipfel empfing den Strahlenkuß der aufgehenden Selene, ehe das friedliche Licht auch den Niederungen erglänzte. Dort ſtanden die Wanderer der Nacht, und ſpähten hinauf nach der Zimmerreihe, in deren einem, wie ſie wußten, die Herzogsfamilie oft weilte. Sie ſahen auch heute Licht.

«Sollte der Bogen hinauftragen?» flüſterte Schiba. «Die Höhe iſt beträchtlich.»

»Der Pfeil wird matt oben ankommen,« meinte Edenko.

»Nun denn, hier hinauf, und von dem ſichern Gipfel den ſichern Pfeil verſandt,« ſprach Kochan, und ſchwang ſich mit Jünglingsraſchheit auf den unterſten Aſt der Tanne, mit Leichtigkeit höher und höher ſteigend.

Und es trat eine lange Stille ein, einförmig brausten unten die Wellen des Stromes. Da ſchwirrte etwas in der Luft, und gleich darauf klirrte oben im Schloß eine Scheibe, und es war, als gelle Gekreiſch herab, Lichter flogen an den Fenſtern vorüber, und lange Schatten.

»Eilt voraus, bindet die Roſſe los, ich folge Euch gleich!« tönte dumpf vom Wipfel des Baumes Kochan's Stimme ſeinen Gefährten zu, und dieſe gehorchten.

Und der Kletterer war ſchon nahe den unterſten Aeſten, da wurde es fackelhell im Garten des Wiſchehrad, und es raſſelten Waffen, tönten verworrene Stimmen: »Weiter hinter! Von der Tanne muß der Schuß geſchehen ſeyn! Tauſend Goldſtücke, wer den

Meuchler fängt!» Und die Fackeln irrten durch den Garten. Zwei Männer nahten im eiligen Lauf dem Baum, weit voraus den Uebrigen, und waren noch acht Schritte von ihm entfernt, als Wrſch herabſprang, aber auch mit der ganzen Wucht ſeines gigantiſchen Körpers zu Boden ſtürzte.

«Halloh! Halloh! drauf, drauf!» riefen die beiden Vorderſten, aber in demſelben Augenblicke ſtürzte, von einem Pfeil in's Herz getroffen, einer derſelben mit einem Ausruf des Schmerzes nieder.

Wrſch raffte ſich auf, aber er vermochte kaum zu ſtehen, der Fuß war durch den Fall verrenkt, und ſchon nahten ſchnellen Schrittes die Verfolger. Und wie der Zweite der Vorderſten vorwärts eilte, ſprang plötzlich aus dem Strauchwerk ein Mann, der ihn mit Rieſenkraft von hinten packte, und ihn von der Klippe ſtieß, daß er mit lautem Gebrüll und dem Geprаſſel losgeriſſener Steine hinab in den Strom ſtürzte.

«Folge mir, Wrſch,» rief der unbekannte Helfer dieſem zu, hob ihn auf, und trug ihn eine Strecke in das nahe Gebüſch hinein, während die übrigen Männer aus dem Schloſſe ſtaunend bei dem Gefallenen weilten, und nicht für klug hielten, ſich in die nahe Waldung zu wagen.

Bis nahe zu den Roſſen trug Smilo den fluchenden Kochan, dort ſetzte er ihn erſchöpft ab, und hielt ſich kraftlos und tiefathmend an einem Baum.

»Wer biſt Du, mein Retter?» fragte Wrſch verwundert.

»Smilo — Dein Knecht — eile, eile!» war deſſen Antwort, und er ging, ſein Pferd zu beſteigen.

Schiba und Cdenko halfen dem hinkenden Kochan auf das ſeine, und im raſchen Galopp ging es auf wohlbekannten Pfaden durch manche Thalſchlucht dem Fiderholze zu, wo die Gefährten ſich ruhig am Ufer des kleinen Waldſees gelagert hatten, aus deſſen Spiegel des Mondes Silberbild heraufglänzte.

Nach kurzer, den ermüdeten Pferden gegönnter Raſt, und nach wenigen gewechſelten

Worten ſaßen Alle auf, und ritten die Straße nach Mähren hinunter.

«Was bewog Dich, Smilo, mir zu folgen?» redete Wrſch dieſen an, hielt, und ließ die Andern vorausreiten.

«Herr,» antwortete der Diener: «zürne mir nicht. Es zieht mich zu Dir eine wunderbare Liebe.»

«Deine Stimme glaube ich ſchon einmal vernommen zu haben, aber lange, lange,» ſagte Wrſch nachdenkend.

«Es kann ſeyn,» nahm Smilo das Wort. «Vielleicht entſinnſt Du Dich ihrer, wenn Du an Hinek denkeſt, und an den, der jenes Schurken beabſichtigten Meuchelmord an Dir abwandte.»

«Wie?» rief jener erſtaunt, «ſo wurdeſt Du heute zum zweitenmal mein Retter?»

«Ich will mich nicht rühmen,» war des Dieners Antwort: «doch auch auf dem Weliez wandte ich den Streich ab, der Dein Leben bedrohte.»

«Und was bewegt Dich, mich zu ſchirmen,

Freund, den ich nie gekannt, dem ich nie Gutes that?» fragte Kochan.

«Mir ſagte jemand,» war die Antwort: «wenn Du mich einmal darnach fragen würdeſt, ich ſollte den Namen Pohika Dir in's Gedächtniß rufen.»

«Pohika? Pohika!» ſprach Wrſch nach, ſeufzte, und ritt ſchweigend und gedankenvoll weiter.

Ueber dem Schloſſe Wiſchehrad breitete wieder die Sorge ihre Eulenflügel. In friedlicher, freundlicher Unterredung hatten die Brüder geſeſſen, Bozzena bei ihnen, und der greiſe Vater Boleslav, als die Scheibe klirrte, und der ziſchende Pfeil hereinfuhr, doch glücklicherweiſe zwiſchen den beiden Herzogen durch, und in die Seſſellehne Jaromirs, aber der Schreck war erſchütternd genug, der Angſtſchrei der Herzogin rief die Dienerſchaft ins Zimmer, ſchnell flog die Kunde des neuen Mordverſuchs durch das Schloß, und es eilte Alles durcheinander, und hinab, den Mörder zu fangen. Von wie ſchlechtem Erfolg dieſe Bemühung war, ward kund aus dem Vorigen, aber leicht wurde es der fürſtlichen Familie, die Hand zu ahnen, die den Pfeil verſendet.

»Das ſind die Brüder, die Du verbannt, mein Gemahl,« ſeufzte Bozzena; »ſie treten in die Fußtapfen ihres feindſeligen Ohms; o wenn wird dieſes Geſchlechtes Rache und Blutdurſt enden?«

»Was werde ich noch Alles erleben müſſen!« klagte Boleslav; »und was habe ich nicht ſchon erlebt! O nähme mich doch der Tod hinweg, daß ich nicht von den Unthaten hörte, die noch werden vollbracht werden von dieſen feindſeliggeſinnten Menſchen!«

»Ich glaube, der Schuß galt mir,« nahm Jaromir das Wort. »Es hat den Verräther gereut, daß er mich nicht gemordet auf Zdiby; er iſt ergrimmt, daß wir uns verſöhnt, und neue Saat des Unheils zu ſäen, iſt er raſtlos bemüht.«

»So meinſt Du, Schwager,« fragte Bozzena, »es ſey der alte Wrſch noch am Leben, von dem es ſo lange ſtill geweſen?«

»Ich glaube das,« gab Jaromir zur Antwort: »ſolcher Verwegenheit iſt er nur fähig, und bald genug werden wir neue Frevel erleben, nachdem er ſeine Nähe wieder angezeigt.«

Die Herzogin ließ ſich von ihren Frauen in ihr Schlafgemach bringen, und auch die Männer ſuchten bekümmert die Ruhe des Schlummers, die aber lange noch ihr Lager floh; Schreckbilder von Verrath und Todesgefahr ſchreckten ſie wach, wenn der Schlaf friedlich ihre Augen ſchließen wollte.

Aber auch noch von andern Augen im Schloſſe floh der Friedensengel der Nacht, deren Eigenthümer kein Todespfeil bedrohte.

Brela Berkow und Pribislawa Dieczin theilten ein Schlafgemach, und wenn früher verwandte Empfindungen der Liebe ſie nicht zu Freundinnen gemacht hatten, ſo hatte es nun verwandter Schmerz gethan, als die Hand der Herzogin zerſtörend eingegriffen in die jugendlichen Blüthenträume der knoſpenden Jungfrau. **Brela** hatte ſie oft ſtill weinen hören nach **Boroslavs** Entfernung, wenn ſie ſelbſt ihr Lager mit ſehnſüchtigen Thränen netzte, und mit ſchwärmeriſchen Gefühlen den Traum einer Liebe im Herzen feſthielt, deſſen Erfüllung ſie nimmer von der Zeit zu hoffen berechtigt war, und ſie hatte nun Mitleid mit dem armen Kinde, das jetzt ſtill war, und traurig das Köpfchen hing, wie eine verſchmachtende Blume, und doch ſonſt der Scherz und die Jugendluſt ſelbſt geweſen war. Leichter vergißt der Jüngling, wenn er aus dem ſtillen Garten ſeiner Jugendliebe heraustritt in das vielbewegte Leben, und nun tauſend bunte ſchöne Geſtalten lockend an ihm vorübergaukeln, aber die Jungfrau hält feſt im treuen Herzen das Bild des Fernen, dem ſie vertrauend ihr Innerſtes erſchloſſen, dem ſie all' ihr Denken geweiht, an den ſie ſich gerankt, wie die Rebe um die Ulme, auf den ſie hofft in unvergänglicher Neigung. Da predigen vergebens Pflicht und Schickſal Entſagung, ſie fügt ſich wohl der traurigen

Nothwendigkeit, aber die Blume glühender Liebe welkt nicht, ſie wird getränkt mit dem Blute des Herzens, bis die Lebensblüthe ſelbſt ſinkt, von dem Wurm des tiefen Grames benagt.

Brzetislav war es, der in Brela's Bruſt den Funken der Leidenſchaft unbewußt geworfen, ihn liebte ſie, ſeiner dachte ſie, er belebte die wachen Träume ihrer nimmermüden Phantaſie, und im Schlummer zog ihn aus entlegener Ferne die Magie ihrer flammenden Sehnſucht an ihr Herz. Wie ſie nun Pribislaw's ſtillen Kummer ſah, der am kleinen Herzchen des engelholden Mägdleins nagte, da neigte ſie ſich zu ihr mit Schweſtervertrauen, und tröſtete und belehrte, und richtete jene auf, während für ſie ſelbſt kein Troſt und keine Hoffnung erblühte, aber das Geſchäft, was ſie ſich auferlegte, den Gram der Freundin, der ſo tief nicht ſeyn konnte, wie der ihrige, zu beſchwichtigen und zu zerſtreuen, gab ihrem Herzen eine ſüße Beruhigung. Was aber die Jungfrauen geſprochen, und einander ſchweſterlich vertraut in der ſtillen Kammer, oft unter heißen Thränen, das ſoll hier nicht verrathen, ſondern den ſanften Gefühlen zarter Leſerinnen zu errathen überlaſſen werden.

* * *

XIV.

Selige Tage verlebte der junge Böhmenprinz in Regensburg, während ein heißes Herz in der Heimath heimlich nach ihm ſeufzte. In dem Fräuleinſtifte Obermünſter war Konrads Tochter, und als Pfleglingin der Obhut der Aebtiſſin Klara beſonders anvertraut, welche durch der Umſtände glücklichſtes Zuſammentreffen eine alte Freundin war von dem Prälaten Sever; da fügte es ſich denn oft, daß der geiſtliche Herr die geiſtliche Dame beſuchte, und ſeinen Zögling mitnahm in das Stift, mit Bewilligung des Oberhofmeiſters, und gar bald hatte die Erzieherin entdeckt, was jenen Beiden längſt kein Geheimniß mehr war, daß eine zärtliche Freundſchaft Wurzel gefaßt in der Bruſt des hennebergiſchen Fräuleins gegen den ritterlichgewandten Erben Böhmens, und in Folge jener Hinneigung des ſanften Geſchlechts, die Hand zu bieten jugendlicher Liebe, und Herzen zu vereinigen, die fern von einander ſeufzen, und Ehebündniſſe zu ſtiften zwiſchen denen, die Luſt zu dergleichen haben, war auch die ehrwürdige Aebtiſſin dem Gedanken nicht feind, daß ja wohl aus den beiden jungen Leuten, die ein ſo großes Wohlgefallen aneinander an den Tag legten, ein Paar werden könne. Und wie es geſchah, daß ſie ihre Gedanken darüber jemand mittheilen mußten, und in dem frommen Vater Sever eben den rechten Mann für ſolche Mittheilungen fand, ſo blieb dadurch für Brzetislav und Jutta Zeit, ohne läſtige Zeugen ſich Bilder künftigen Glückes zu entwerfen, Schlöſſer der Freude in die Luſt zu bauen, und die zärtlichen Kontrakte ihrer ineinanderſchmelzenden Seelen durch Händedrücke und Küſſe zu beſiegeln. Es fehlte auch für Matieg Howora und des Prinzen Freunde nicht an Beſchäftigung und Unterhaltung, ſo daß alle Theile zufrieden waren.

Wie aber nach tauſendfältigbewährter Erfahrung der wolkenloſeſte Himmel des Glückes, zumal wenn dieſes Glück Liebe heißt, ſich trübt und trübt, bis wohl gar fahle Schickſalsblitze in die Blüthenpracht ſüßer Empfindungen und Hoffnungen hineinleuchten, ſo kam auch dieſem Liebespaar nur zu bald die Zeit, wo die girrenden Seufzer der Liebe von ſchweren, die Kinder der Sorge waren, verdrängt werden ſollten.

Ganz unvermuthet ritt an einem Tage, der mit Goldſchrift in Brzetislav's Liebeskalender ſtand, und an welchem dieſer in Obermünſter weilte, der Wladyke Zagiez Dieczin in das Quartier ein, welches die böhmiſchen Herrn in Regensburg bewohnten. Freudig grüßten ſich die alten Freunde Dieczin und Howora, und hatten darauf bei verſchloſſenen Thüren eine lange Unterredung, nach deren Beendigung alsbald ein Bote abgeſendet wurde nach dem Kloſter, um den Prinzen und Sever herbeizurufen.

Brzetislav ſaß im traulichen Geſpräch mit der, zu der ſeine Liebe ſich ſchon zur Anbetung geſteigert hatte, und ſchilderte ihr ſeines Landes Schönheit, deſſen Berge und Wälder, ſchilderte ihr ſeine ſchöne Herzogsſtadt und ſein prangendes Schloß, und darin die lieben Verwandten.

«An jener Seite des Schloſſes,» ſprach er: «wo wir hinabſehen in der Muldawa Wellenbette, wo ſich die Ausſicht weit hin erſtreckt auf Dörfer und Berge, wie in Deiner freundlichen Heimath, meine ſüße Jutta, werden wir wohnen, wenn ich Dich heimführe. Mit tauſendſtimmigem Jubel wird das treue Volk der Böhmen ſeine künftige Herrin begrüßen, und freudig werden Vater und Mutter die Tochter ſegnen, die dem Sohn ihrer Liebe das Leben ſchmücken will mit den friſcheſten Freudenroſen!»

Das glühende Gemälde einer goldenen Zukunft, zu welchem der Pinſel in die Farbennäpfe der Liebe und Hoffnung oft eingetaucht wurde, gelangte nicht ganz zur Vollendung, ſo ſehr ſich auch die Liebliche, vor der es ſich geſtaltete, daran im Stillen ergötzte, denn es trat die Aebtiſſin mit Sever aus ihrem Zimmer in das daranſtoßende der Gräfin, und redete Brzetislav an: «Mein Prinz, es harret unten einer Eurer Begleiter, der Euch eine eilige Nachricht zu überbringen hat, wollet Ihr ihn hier anhören, oder ihn unten abfertigen?»

«Wenn Ihr es geſtattet, ehrwürdige Frau, ſo höre ich hier ſeine Botſchaft,» antwortete Brzetislav, und auf einen Wink flog ein Diener hinab, den Giry Howora herauf zu beſcheiden. Bald trat dieſer mit ehrfurchtsvollem Gruße ein, und begann: «Vor einer halben Stunde iſt Ritter Dieczin aus Prag gekommen, als ein Geſandter Deines erlauchten Herrn Vaters, mit Nachrichten, die er Dir ſelbſt überreichen will.»

«Und ließ er gar nichts verlauten, welcher Art die Nachrichten ſeyen, die er uns bringt?» fragte Brzetislav beſorgt.

«Wie ich vernommen von meinem Vater,» war Giry's Antwort: «ſo betreffen ſie unſere Zurückberufung. Es ſind Unruhen in Mähren ausgebrochen.»

«O Gott!» ſeufzte Jutta, und hielt ſich erbleichend an ihre mütterliche Freundin.

«Scheiden ſollen wir?» fragte Brzetislav wehmüthig, und blickte ſie an, der das ernſte Wort erſt entſchleierte, wie innig ihr Herz an dem Geliebten hing, denn ſie hatten in ihrer Glückſeligkeit noch nicht an die Möglichkeit einer nahen Trennung gedacht.

«Und in Mährens entlegene Provinz ruft mich die Stimme des Vaterlands? Es iſt Krieg, ſagſt Du?» rief Brzetislav mit mehr Faſſung. «Nun denn, ſo muß es geſchieden ſeyn!»

«Dieczin wird Dir Alles ſagen, und Dir die Briefe überreichen,» ſprach Giry, «mein Vater wünſcht, es möge Dir gefallen, mir eilend zu folgen.»

«Ich folge, gehe nur!» rief Brzetislav, und der junge Howora ging. Jutta weinte.

»Wir ſehen uns noch einmal, bevor ich abreiſe,« tröſtete Brzetislav. »Weine nicht, o weine nicht, meine traute Freundin, Deine Thränen fallen auf meine Seele!«

»Laßt ſie weinen,« bat die Aebtiſſin. »Thränen ſind Kinder des Kummers, aber auch Lindrer deſſelben.«

»Ihr ſeht Euch ja wieder,« tröſtete Sever; »Ihr ſcheidet ja nicht ohne Hoffnung, und nicht für immer.«

»Nein, nicht für immer, meine Jutta!« rief Brzetislav. »Hielte mich auch die ernſte Pflicht länger fern von Dir, als mein Herz es glaubt, ſo wirſt Du von mir hören. Lebe wohl!«

Wortlos ſank ſie an ſeine Bruſt, vom erſten Schmerz, der die Blume ihrer Liebe beugte, allzuſehr überwältigt. Sanft übergab Brzetislav die Jammernde ihrer Pflegerin, ſagte auch dieſer Lebewohl, und ging.

Mähren wurde heftig von Einfällen aus Polen bedroht, die von einzelnen Schaaren geſchahen, die bald erſchienen, bald ſich zurückzogen, und in Dörfern und Ortſchaften traurige Spuren ihrer Raubſucht und Zerſtörungswuth zurückließen. An dieſen ſollte, ſo war Udalrichs Wille, Brzetislav ſeine erſten Sporen verdienen; ihm dieſes kund zu thun, ihn zu dringender Eile aufzumuntern, war der Zweck von Dieczins Sendung. — Und kurze Zeit nach dieſem Tage reiste Brzetislav ab mit ſeinen Begleitern; ſein Herz blieb zurück bei der liebenden Jungfrau.

An der Pforte des Johannisklosters lag eine kranke Frau in gemeiner Tracht auf wenigen Kiſſen, und ein uraltes Weib mühte ſich ab, ihr einige Hülfleiſtungen zu weihen.

«Ich kann nicht weiter, ich ſterbe hier,» ächzte die Kranke. «Ziehe den Ring, klopfe an, vielleicht öffnet eine barmherzige Hand. Ich möchte nicht ſterben ohne Beichte und Abſolution.»

Die Alte pochte mit zitternder Hand, und eine Laienſchweſter erſchien.

«Gebt um Gottes und der Heiligen Willen zwei armen kranken Frauen ein Obdach,« flehte zu dieſer die Greiſin, deren weißes Haar aufgelöst um ihr Haupt hing, deren tiefe Furchen im Geſicht ein faſt hundertjähriges Alter verkündeten.

»Tretet ein,« ſagte die Nonne, und die Kranke erhob ſich mühſam, und wankte, von der Alten unterſtützt, durch die offne Pforte in den Hof des heiligen Gebäudes. In das Krankenzimmer brachte eine junge Novize die beiden Frauen, und ging, von deren Ankunft die Aebtiſſin in Kenntniß zu ſetzen. Menſchenfreundlicher Milde voll ging die ehrwürdige Frau ſelbſt hinab, das Beſte anzuordnen, was zur Pflege der Kranken dienen konnte. Dieſe lag ſchon warm und wohl gebettet von der Sorgfalt der Novize, und auch die Alte, welche die Anſtrengung ſichtbar erſchöpft, ſaß mit halbgeſchloſſenen Augen auf einem Seſſel, als die Aebtiſſin Johanna eintrat. Kaum erblickte ſie aber das Runzelgeſicht der Alten, als ſie vom jähen Schreck erſchüttert, zuſammenbebte, und ſich anhalten mußte an einen Pfeiler des Gemachs. Mühſam rang ſie nach Faſſung, doch als ſie den Duft aus einem Balſambüchslein eingeſogen, ermannte ſie ſich, und ihr Wink bedeutete die Novize, ſie allein zu laſſen bei den beiden Weibern. Es geſchah, und noch einmal ruhte ihr Blick feſt auf der Alten, ſie trat ihr näher, legte ihre Hand auf jener Schulter, und ſprach leiſe: «Strzislawa!»

Mit einem halb unterdrückten Schrei fuhr das Weib empor, ſtarrte ſie an, und ſank zu ihren Füßen, heftig zitternd, und von ihren welken Lippen bebte der Name Hruoba. Die Kranke war eingeſchlummert und hörte ihn nicht.

«Nicht mehr Hruoba,» ſprach die Nonne mit Würde. «Dieſer Name liegt hinter mir mit aller Luſt und allem Schmerz der Welt, in der ich ihn führte, und die ich hinter mir gelaſſen. Aber ſage, was führt Dich in meine Einſamkeit, Strzislawa?»

«Die Noth jener Kranken, und meine eigene,» antwortete die Alte. «Du wirſt die Erinnerung nicht hinter Dir gelaſſen haben mit dem Weltleid, meine Tochter, ich nenne Dir ihren Namen: es iſt Pohika Zduba.»

«Pohika!» wiederholte die Aebtiſſin ſchneidend laut, und ließ ihren Schleier fallen, und die Kranke erwachte. Bebenden Schrittes eilte die Nonne aus dem Gemach. Und ſie lag vor dem Betaltar ihrer Zelle und rang nach Faſſung, und flehte Stärkung von oben. Zu allgewaltig ſtürmten bittere Erinnerungen ein auf ihr leidenſchaftliches Gemüth, als daß gleich Frommſinn und Ergebung ſich ihrer aufgeregten Gefühle hätten bemächtigen können.

«Das iſt meine ſchwerſte Prüfung,» ſprach ſie zu ſich ſelbſt. «Lange Jahre ſind vorübergeſchlichen, und die Ruhe war errungen für mein Herz, und die böſen Gedanken ſchliefen, da ſchreit ſie dieſe ſchreckliche Stunde aus ihrem Schlummer wach. Ohne dieſe Pohika, was könnte ich ſeyn? — Ruhig, ruhig, Johanna! — Ach, ihr Eide des Gelübdes, warum iſt nicht an Euch geknüpft das Wunder des Vergeſſens? O Ihr Heiligen, habe ich noch nicht genug gebüßt und gebetet, und dieſen ſündigen Leib geſtraft mit harter Geiſſelung, daß Ihr dieſe Prüfung mir ſendet? Meine Todfeindin — krank liegt ſie in dieſen Mauern. Sie, ſie war es, die meine Lebensblüthen vergiftet. Sie raubte mir ſein Herz — o, verlaßt mich, weltlichſündige Gedanken! Er achtete meiner nicht mehr, da er ſie geſehen, ſie zog ihn in ihr Liebesnetz, und Hruoba war vergeſſen — und verachtet! Doch die Vergeltung ſchläft nicht, auch ſie ward verlaſſen, und ſie iſt elender als ich, ſie iſt eine arme Hülfloſe, während mir der Ewige aus dem Füllhorn ſeiner Erbarmung die Segensquellen des Troſtes und der Hoffnung zugeſtrömt, und wenn ich Vergebung hoffe von ihm, ſoll ich ihr nicht vergeben?» — Und lange lag ſie auf den Knieen im ſtillen, brünſtigen Gebet, bis ſie ſich erhob, das bleiche Geſicht von verklärten Blicken verſchönert. Dann ging ſie wieder hinunter.

Dort hatte Strziſlawa der Kranken enthüllt, wer vorhin ihren Namen gerufen, und Angſt und Zagen umfaßten die Arme, und umnebelten ihre Denkkraft, daß nur der Liebephantaſien wunderliche Bilder ſie umtanzten, und die wilden Ausrufungen der Leidenſchaft ihren Lippen entſtrömten.

«Hinweg, ſchwarzes, eiferſüchtiges Geſpenſt,» ſtöhnte ſie, als Johanna eintrat. «Hinweg, Du willſt mich morden! Er hat mich doch lieber gehabt, als Dich; geh! verflucht ſey er und Du!»

«Gerechter Himmel! Strzislawa, beſänftige ſie doch,» flehte Johanna. «Wie leicht hört nicht eine Nonne, was ſie nicht hören ſoll, von dieſer Raſenden.»

Und Strzislawa beugte ſich über die Kranke, und flüſterte ihr einige Worte zu, worauf ſie ruhiger wurde.

«Friede ſey zwiſchen mir und Dir, Pohika,» ſprach Johanna ſanft. «Reiſſe die Wunden nicht auf, die vernarbt ſind in der Zeit. Vergiß, daß wir Feindinnen waren, und denke, daß wir auch Freundinnen geweſen ſind in den Tagen glücklicher Jugend. Haſſe Du mich nicht, wie ich Dich nicht haſſe, und trat ich je Dir zu nahe, ſo vergieb mir, wie ich Dir gern und willig vergebe all das namenloſe Weh, das Du meinem Herzen bereitet.» Sie ſprach es unter Thränen, da zuckte auch über das ſchmerzenbleiche Geſicht der kranken Frau ein allmähliges Lächeln, und ſie lispelte: «Du vergiebſt mir? O nun ſterbe ich freudig, darnach habe ich lange geſeufzt. Ach! Hruoba, ich habe viel, ich habe mehr gelitten, als Du.»

«Beruhige Dich, laß das,» bat die Nonne.

«Es geht zu Ende — ich fühle es — die Alte dort hat mich treu gepflegt — vergilt ihr. Lebe wohl, Hruoba!» ſtöhnte die Kranke, und athmete ſchwach und immer ſchwächer. Die Aebtiſſin ſprach Gebete, leiſe lallte Pohika einzelne Worte nach, und ſchloß die Augen zum ewigen Schlummer.

Die Alte ſtürzte heulend an dem Lager nieder. «Wie lange ſoll ich nun noch leben?» rief ſie aus, und überſtrömte mit Thränen die Leiche. «O Hruoba, Du weißt noch nicht Alles, Pohika war — meine Enkelin.»

«Deine Enkelin? Iſt es möglich?» rief die Nonne erſtaunt.

«Es iſt ſo,» fuhr Strzislawa fort. «Wir wohnten in Strzizkow, meine zweite Tochter heirathete einen Zduba, der ſie aber bald im tiefſten Elend mit der kleinen Pohika verließ; ich half, ſo gut ich konnte. Meine Tochter ſtarb in meinen Armen, und die Pflege der Waiſe blieb mir. Als ich nicht mehr für ſie ſorgen konnte, ſetzte ich ſie an das Thor des Wiſchehrad, und gab heimlich Acht, was mit ihr werden würde, man fand ſie, und Frau Czemislawa ließ ſie aufziehen. So wurde ſie eine der Schloßmägde, die mit ihren unglücklichen Reizen die ſinnliche Glut jenes wilden Mannes entflammte, ſein Herz abwandte von Dir, und ein Opfer wurde ſeiner Begierden, wie Du.»

«Allmächtiger!» ſeufzte Johanna, und legte die Hand betäubt an die Stirne. «Wie,» fragte ſie, «wie war denn unſre Verwandtſchaft? Du haſt mir es oft geſagt? Mein Gedächtniß — es dunkelt mir vor den Sinnen.»

«Du biſt,» belehrte das alte Weib, «meiner Schweſter Tochterkind, und Er, den ich nicht nennen mag, iſt meiner älteſten Tochter Sohn. Erlaß mir die Erzählungen aller verübten Gräuelthaten, die unſere Familie ſchändeten.»

«Ich erlaſſe ſie Dir, nur zu willig erlaſſe ich ſie Dir. O, wärſt Du nie gekommen, die Erinnerung an die Vergangenheit zu wecken!» ſprach die Aebtiſſin: «Es wird lange dauern, ehe ich mir den Frieden wieder erringe, und das Bild dieſer Sterbenden wird mich ſobald nicht verlaſſen. Bleibe hier und pflege Dich.»

Johanna ging, und warf ſich auf's Neue zum Gebet nieder. Am andern Tage, als die Todte beerdigt war, hinkte Strzislawa aus dem Kloſter, und verſchwand bald im Geſträuch der nahen Waldung. —

Mit Frohlocken war Brzetislav empfangen worden, als er zurückgekehrt in die Heimath, wo ihm kund ward, daß jene Unruhen in Mähren abermals ein Werk ſeyen des tückiſchen Wrſch, der den Thronerben Polens beredet, den Frieden zu brechen, der lange Jahre durch zwiſchen den Nachbarſtaaten obgewaltet.

Und es blieb kein Geheimniß am böhmiſchen Hofe, daß der Prinz die deutſche Grafentochter liebe, von ihm ſelbſt erfuhren ſeine Aeltern und Verwandten ſeine Neigung und ſeine Hoffnung.

Wie nun der Ban Howora dem Herzog in heimlicher Unterredung hinterbrachte, was ihm von der Geburt der Gräfin ſein edler Gaſtfreund vertraut, da ſtand Udalrich nicht an, den Wünſchen ſeines Sohnes ein geneigtes Ohr zu leihen, und er wählte aus ſeinen Edlen einige zu einer ehrenvollen Geſandtſchaft, um bei dem Kaiſer und dem Grafen für ſeinen Sohn um Jutta's Hand zu werben. Dieſe Erwählten waren die Bane Howora und Berkow, der Rath und Ritter Dieczin, und ein Edler von Roſenberg, die ihre Reiſe an demſelben Tage antraten, von Brzetislav's tauſendfachen

Segenswünſchen und Hoffnungen begleitet, an welchem dieſer mit ſeinen Jugendfreunden und einer erleſenen Schaar von berittenen Lanzknechten und Fußvolk nach Mähren zog, um die räuberiſchen Schaaren von den Grenzen zu vertreiben.

Während ſo viele Herzen auf dem Wiſchehrad in vielſeitiger Hoffnung des Kriegs- wie des Liebesglückes, und in den Gedanken einer hohen Verbindung glücklich ſchlugen, ſank eine liebliche Blume, von derſelben Sonne, die andern ſo belebend leuchtete, bis ins innerſte Mark verſengt. Brela Berkow erlag zuſehends dem Sturme ihrer Gefühle. Sie hatte ihn wiedergeſehen, ſchön und heldenherrlich hatte er vor ihr geſtanden, im Glanze ſeines Waffenſchmuckes und ſeiner Würde, und nur ein leiſer Zug ſchwärmeriſcher Sehnſucht war in ſeinem Geſicht zu leſen, aber ach! ihr galt ja nicht dieſe Sehnſucht! Fern über dem Böhmer Waldgebirge lebte die Fremde, der es gelungen war, ein Herz zu feſſeln, dem Brela das ihre geweiht. Und kommen ſollte dieſe Fremde und ihre Herrin werden, und ſie eine Zeugin ſeyn des Liebesglückes jener Beiden? Nimmermehr. Ach und wie kargen Troſt fand das trauernde Mädchen. Sarka hatte nur Hohn und Spott in ihrer Bruſt, die zärtlichen Gefühlen verſchloſſen war, Ludomira trauerte auch um einen Entfernten, doch gefaßter und hoffnungsreicher, Pribislawa allein theilte ihren Schmerz, ohne dennoch in ſeiner ganzen Größe ihn zu faſſen. Denn leichter iſt es, den bittern Kelch der Entſagung zu trinken, wenn der Geliebte ihn leeren hilft, und gleicher Kummer auch ihn belaſtet und gleiche Gefühle er theilt, als ihn ſtill und heimlich allein zu leeren, und von ferne zuzuſehen, wie die, für die wir ihn ſchlürfen, ſich an den vollen Luſtpokalen des Glückes und der Liebe berauſchen.

Mit banger Beſorgniß ſah Ludmilla Berkow ihre geliebte Tochter dahinwelken. Wohl war das Geheimniß der Jungfrau der mitfühlenden Mutterbruſt vertraut worden, wo aber Troſt finden für ſolches Weh. Sie dachte zurück an ihre Jugendfreundin Riwa und an deren frühen Tod, die Frucht eines gebrochenen Herzens, deſſen Blüthen auch die Sonne der Liebe an das Licht gelockt, und der Sturm ſchmerzlicher Entſagung abgeweht hatte, und doch war noch am erſten Friede zu hoffen in den heiligen Mauern, und die Religion, die himmliſche Tröſterin des irdiſchen Leides, konnte auch die leidende Tochter mit ihren Friedensſchwingen umwehen, konnte allein die geſunkene Rebe aufrichten an des Glaubens und der Hoffnung immergrünendem Palmbaum. **Brela Berkow** ward Nonne. Zu den Millionen Herzen, die durch Jahrhunderte in trauriger Kloſtereinſamkeit verbluteten, kam auch das ihre. —

In der kaiſerlichen Pfalz zu Regensburg ſtanden in dem Audienzzimmer der Majeſtät die Geſandten des Böhmenherzogs vor dem Kaiſer, und hatten ihre Rede beendigt, in der ſie warben für ihren Prinzen um die Hand der Hennebergiſchen Grafentochter, denn unmittelbar an den Kaiſer hatte **Poppo von Henneberg** die Geſandten gewieſen, wie ſie auch nicht anders erwartet hatten, nach dem, was als dunkles Gerücht über **Jutta's** Herkunft bekannt worden war. Aber des Kaiſers liebreiche Mienen verdüſterten ſich mächtig mehr und mehr, und als ſie entlaſſen wurden von dem Salier, damit er mit ſich zu Rathe gehe, welche Antwort er ihnen zu ertheilen habe, hatten ſie alle Viere für ihren geliebten Thronerben der Befürchtung weit mehr, als der Hoffnungen. Und leider traten die erſtern ein.

«Wir danken,» ſprach der Kaiſer in einer zweiten Audienz zu den Abgeſandten: «Wir danken für die Ehre der böhmiſchen Verwandtſchaft. Deutſchland hat der edlen Herzoge, Fürſten und Grafen genug, unter denen wir wohl den Gemahl unſerer Verwandtin **Jutta** von **Henneberg** zu finden wiſſen werden. Euer Thronerbe iſt der Sohn einer unbekannten Bäuerin, ſowie überhaupt Böhmen nicht übel thäte, ſtatt des Löwen die Pflugſchaar des ehrenwerthen Landmannes **Primislav** im Wappen zu führen. Wir haben nicht Luſt, unſer Blut mit dem ſlavoniſchen zu miſchen, bleiben aber dem

Herzog von Böhmen huldreich gewogen, und ſenden ihm durch Euch unſern freundlichen Gruß.»

«Nun das war deutſch,» ſagte **Berkow** zu ſeinen Freunden, als ſie wieder in ihrem Quartier waren. «Wir haben uns umſonſt hierher bemüht, und wollen eilen, wieder in das liebe Vaterland zu kommen. Ich ſollte doch meinen, das ſlavoniſche Blut, wie das ſlavoniſche Gold wäre beides ſo ächt, wie das deutſche. Es wird uns von Seiten des Prinzen weder ein freundliches Geſicht, noch ein ſonſtiger Dank werden für unſere vielfache Mühe,» bemerkte **Roſenberg**.

«Wir thaten unſere Pflicht, dieſer Gedanke hebt uns über jede Widerwärtigkeit, die nicht unſere Schuld iſt,» fiel **Howora** ein. «Die Majeſtät hätte nicht nöthig gehabt, uns ſo ſchnöde abzufertigen, es giebt auch in unſerm Lande der edlen Herren genug, mit denen ſich auf ſolch ehrenvolle Weiſe zu verbinden, unſerem Landesherrn keine Schande wäre, und wäre das auch nicht, ſo würden tauſend deutſche Jungfrauen der edelſten Geſchlechter ſich glücklich preiſen, wenn der Erbe eines ſo reichen und geſegneten Landes ihnen die Hand zum ewigen Bunde zu reichen ſich geneigt fände.» —

Die Geſandtſchaft reiſte ab. Die Aebtiſſin aber im Kloſter Ober-Münſter erhielt die Weiſung, ihre Pflegebefohlene beſſer zu hüten, daß nicht jeder fahrende Ritter ſich in ſie vergaffe, und ſie zu minnen Begehren trüge.

Nur zu bald erfuhr Jutta Brzetislav's Werbung, und deren traurigen Erfolg, und ſie that ein heimliches Gelübde, keinen andern Mann zu lieben, als ihn, dem es zuerſt gelungen war, ihr Herz zu gewinnen. Der erſten Liebe ſüßer Eindruck bleibt, ſo lange das Leben dauert, und das liebe Bild derer, von denen Schickſal und Verhältniſſe uns gewaltſam losreiſſen, bleibt dem Herzen unauslöſchlich eingegraben, ja die Phantaſie ſchmückt es immer noch ſchöner und lieblicher aus, und die Sehnſucht ſtellt Vergleiche an zwiſchen dem Glück, was uns hätte werden können, und zwiſchen der, oft ſo ſchalen Gegenwart, Vergleiche, die ganz dazu geeignet ſind, die Seelen mit Schwermuth und Melancholie zu erfüllen.

Brzetislav ahnete nicht, während er die feindlichen Rotten aufſuchte, und einzelne bekämpfte, und während **Jutta's** Bild ſein Leitſtern in Kampf und Gefahren war, daß dieſer Stern ſich verdunkeln werde.

Er hatte ſein Lager bei Olmütz aufgeſchlagen, von wo aus er oft in die Sudeten ſtreifen ließ, in deren Bergſchluchten und unzugänglichen Forſten ſich das Geſindel barg, das aus Räubern und zuſammengerafften Polen beſtand, und ſich weislich hütete, den Truppen **Brzetislav's** in offnem Kampfe zu begegnen.

Als aber in einer mondhellen Nacht abermals in drei Dörfern nahe der Stadt zugleich die Lärmhörner den Nothruf ertönten, die Hütten in Flammen aufgingen, das Vieh hinweggetrieben, und geraubt wurde, was nur zu rauben war, da ließ ſich **Brzetis-**

lav nicht halten durch die Einreden ſeiner Freunde und der erfahrenen Krieger, die ihm beigegeben waren als Lehrer und Leiter. Sein Ruf erſchell und ſeine Schaaren zogen aus, jubelnd, daß der Prinz ſie zum Kampf führen wollte.

Und der Roſſe Galoppſchlag donnerte über die Haide hin, und bald war ein Dorf erreicht, das die Räuber noch nicht verlaſſen, da fielen die Streiche hageldicht, ehe die Fußtruppen nachkamen, war ſchon das Feld geſäubert, das Vieh den Freibeutern abgenommen, und ihrer viele getödtet oder gefangen. Aber damit war Brzetislav's Kampfluſt noch nicht getilgt. Den Fliehenden nachzuſetzen gebot ſeine Stimme, und nach dem Gebirge zu, wohin ſich jene gewendet hatten, ritt die Schaar ſeiner Reiter, Giry und Gindrich ihm ſtets zur Seite. Ein Vorberg der Sudeten, mit niederm Nadelholz ſparſam bewachſen, hemmte nicht den Lauf ihrer Roſſe, ſo wenig wie die Pfeile und Steine, die ihnen von oben herab entgegenflogen, wo ſich die Räuber ſammelten. Kühn ſprengte der Heldenjüngling hinan, ſeine Treuen folgten, und die Rotte ſtob auseinander. Wer eingeholt wurde, ſah die Sonne nicht wieder aufgehen. Und weiter in die Waldung, die ſich zur Bergebene weithin ausdehnte, und nicht dicht war, ging es hinein; hell ſchien der Mond, fern hinter ihnen flogen noch gluthgeröthete Dampfwolken der verbrannten Häuſer raſch am Himmel hin. Dichter ſtanden nun die Bäume, doch zog ſich eine breite von der Natur gebildete Straße hindurch, die nur mit Haidekraut und Preußelbeeren bewachſen war. Fern vor den Reitern her flohen noch Feinde, die einzuholen Brzetislav brannte. Bald ſchmaler, bald wieder weiter wurde der Pfad, jetzt ſo eng, daß nur zwei Männer nebeneinander reiten konnten, und jetzt nach einer Weile, dehnte er ſich aus zur großen baumfreien Ebene, die rundum der dichte Wald begrenzte.

Un wie nun alle herausgeritten waren auf die Ebene, an der Zahl vielleicht hundert und fünfzig Mann, da durchſchallte rings den Wald ein tiefer langdauernder Hornruf, und wie der verklungen war und beantwortet von einem vielfachen Echo, da ſcholl ein tauſendſtimmiges Gebrüll, daß den guten böhmiſchen Männern bange wurde, denn es rollte an den Bergen hin, wie Donner, und aus der Waldnacht kamen blitzende Waffen, die im bleichen Mondſtrahl ſilberweiß erglänzten.

«Muth, meine Brüder!» rief Brzetislav laut und kräftig. «Das gute Recht für das wir ſtreiten, wird unſeres Armes Stärke verdoppeln. Auf mich richtet Eure Blicke, und falle ich, ſo rächt blutig meinen Tod! Haltet Euch zuſammen, und nun drauf mit Gott, unſer Feldgeſchrei ſey der Name von Eures Fürſtenhauſes weiſer Ahnfrau: Libuſſa!»

«Libuſſa!» tönte es nach aus dem Munde der Böhmen, und die Schwerter hochgeſchwungen zum Angriff, ſprengten ſie hin, wo ein dichter Haufe von Feinden heranzog. Aber als ſie nun nahe genug waren, die Feinde erkennen zu können, da ſtutzte manches Roß, und mancher Reiter hielt das ſeine an. Nicht Menſchen waren das, die da langſam und grauſig heranzogen. Aus Hünengräbern emporgeſtiegen ſchienen die Väter und mit ihnen ihre Götter, Rieſengeſtalten und fürchterliche Schreckgebilde nahten mit dumpfem einförmigem Geheul in hohle Schilde. Da ragte hoch empor das ſechsfach gehörnte und dreifach gekrönte Rieſenhaupt des alten Czernebog, und unheilbringende Diven ſchwangen über Schädelhelmen ſchwarze Flügel. Da wandelte das Todtengerippe des Götzen Flins, in fleiſchloſer Knochenfauſt eine helllodernde Fackel, mit der es ſich ſelbſt beleuchtete und ſein entſetzliches Grinſen. Und Marovit war darunter, der weit aufſperrte des Löwenkopfs blutigen Rachen, an deſſen Schuppenleib ſich Geierflügel bewegten. Und mehrere der ſlaviſch-wendiſchen Götzenbilder hoben ſich in ſcheußlicher Fratzen-Geſtaltung, der vierköpfige Swantevit, reitend auf dem weißen heiligen Roß, der zu jener Zeit noch hoch verehrt wurde in Rügens erdwallummauerter

Felſenſtadt Arkona, und der dreiköpfige Triglaff auf ſchwarzem Roß, der hundsköpfige Tſibaz, der kriegeriſche Radegaſt, auf der Bruſt das Schild mit dem Ochſenhaupt, in der Hand die todbringende Hellebarde, auf dem Kopf den mächtigen Adler, und auſſer dieſen noch zahlloſe Hausgötzen der Polen, Schwarzgötter, Kobolde und Waldteufel, und gräuliche Spuckgeſtalten aller Art.

Und auf die Böhmen rückte dieſe Schaar zu; Brzetislav ahnete und ſah ihr Erſchrecken.

»Drauf, meine Brüder! Laßt Euch nicht irren durch das kindiſche Poſſenſpiel dieſer verrätheriſchen Knechte!« Und er ſpornte ſein ſchnaubendes Roß, daß es mitten in den Haufen hineinraſete, und um den jugendlichen Führer eng geſchaart, drängten die Böhmen mit wackern Hieben nach. Ein mörderiſcher Kampf tobte auf der Haide. Bald ſanken die abentheuerlichen Bildniſſe ſammt denen, die ſie trugen, und ſich in der Vermummung nicht ſchlagfertig bewegen konnten, zur Erde nieder, und wie die Böhmen ſahen, daß Alles nur eine ſchlecht erſonnene Gaukelei ſey, wie ſie ſahen, daß Brzetislav mit eigener Hand Swantewits falſche Köpfe abſchlug, da arbeiteten ſie mit friſchem Muthe unter den Feinden, und rächten erbittert die, die an ihrer Seite von feindlichen Waffen niedergeſtreckt wurden. Eines rieſigen Kriegers Schwert mähte vernichtend unter den böhmiſchen Männern, ſeiner Donnerſtimme Ruf, ſein Beiſpiel hielt allein ſeine Schaaren ab von ſchimpflicher Flucht.

«Das iſt Wrſch, das iſt unſers Hauſes geſchworener Erbfeind,» rief Brzetislav, und gegen jenen anſprengend, ſchwang er einen Speer zum Todeswurf. Und ſchon sausste die Lanze, aber ein Krieger, der neben jenem ſtritt, ſah ſie und deckte blitzſchnell den Körper des Fechters, und ſank auch, von ihr hingeſtreckt, augenblicklich zu Boden; dann drängte die Hitze des Gefechtes jene wieder auseinander.

Schon bedeckten viele Todte und Sterbende den Wahlplatz, aber die Polen flohen, nur ein kleiner Kreis reihte ſich noch um den

Führer. Und aus deſſen Mitte tönte wieder der ſchaurige Hornruf, und fechtend zog ſich die Schaar nach dem Walde zurück.

Brzetislav ſammelte die Seinen. Ein Dritttheil hatte den Tod gefunden, oder war ſchwer verwundet. Scheue Roſſe liefen zerſtreut auf der Bergebene umher. Der Mond barg ſich hinter Wolken, als wollte er die Leichnahme nicht ſehen, die ſo ſtill und blutig auf dem Schlachtfelde lagen. Da und dort wimmerten auch noch Sterbende. Fern tönten die Hörner des nachkommenden Fußvolks, und wurden beantwortet von den Reitern.

»Wir wollen hier den Tag erwarten,« ſprach Brzetislav zu ſeinen Freunden: »und dann den Feind weiter verfolgen. Sicher war der große Mann mit dem Wolfshelm der Wrſch.«

»Er wollte auf Dich einſprengen, nachdem Deine Lanze einen Andern ſtatt ſeiner getroffen,« nahm Giry Howora das Wort, »aber Przibram warf ſich ihm entgegen, der Treue liegt unter den Todten.«

»Sie ſollen morgen ehrenvoll beſtattet werden,« antwortete Brzetislav.

»Die Feinde haben den, der durch Deine Lanze fiel, mit hinweggetragen,« fügte Ginbrich Berkow der Rede Giry's hinzu: »ich ſah es deutlich.«

»Irre ich nicht, ſo waren auch die ſaubern Brüder Boroslav und Schiba unter der Schaar dieſer Räuber,« begann Brzetislav wieder.

»Was wird denn dort auf einmal ſo hell?« unterbrach Giry, und Alle ſahen hin. Da flammte ein Feuer hinter dem Gebüſch, und bald noch eins, und wieder eins, und ringsum Feuer, die ſich wachſend hoben und aufwärts ſchlugen nach den Baumwipfeln.

»Der Wald brennt!« riefen entſetzlich die Krieger: »Zurück, oder die Gluth vernichtet uns.«

»Zu Roß, zu Roß!« tönte der Kommandoruf, und es wurde fürchterlich taghell, und zum Himmel qualmte dichter ſchwarzer Dampf, und die thurmhohen Fichtenſtämme wurden zu Flammenſäulen, und von ihren lodernden Kronen regnete in blauen Feuertropfen ihr flüßiges Harz. Und zur Feuerluft wurde die Atmoſphäre. Jetzt hätte **Brzetiſlav** mit ſeinen Reitern die Stelle erreicht, wo ſie herausgeritten waren auf die Ebene; kaum waren die ſcheuen Roſſe zu bändigen, hinter ihnen und zu beiden Seiten ſchlug berghoch die Lohe empor, und drang näher zu den vordern Bäumen, die ſchon kniſterten, während tiefer im Walde bald dünne Stämme mit Donnergepraſſel und hoch aufſtäubendem Funkenregen zuſammenkrachten.

Und wie ſich die Reiter retten wollten aus der Hölle, die ringsum drohte, durch den einzigen Punct, wo es noch nicht brannte, und wie heißer und heißer ſchon die Luft ſie umzitterte, da ſtarrte ein Lanzenwald ihnen entgegen, und von Feinden beſetzt war der einzige rettende Ausgang.

«Wir ſind verloren!» rief **Gindrich Berkow**, indem er ſein wildes Roß wandte, zu **Brzetiſlav**.

«Wir müſſen durch,» antwortete der, «Tod hier, oder dort, wir müſſen durch, es ſoll nicht heiſſen von uns, die Polen hätten uns am Spieße gebraten in dieſem Walde. Halt! Dicht aneinander geſchloſſen, Mann an Mann! Und dann drauf im Namen Gottes.»

Die kleine Schaar ordnete ſich. Glühender und immer glühender wurde die Luft, Vernichtung wehte, wie von dem Feuerwind der afrikaniſchen Wüſte. Eine Gluth war der Himmel, und der Wald eine Flamme, die mit tauſend lodernden Armen hinaufzuſtürmen ſchien. Mit hellem Pfeifen und dumpfem grauenvollem Brauſen ſtürzte ſich der Wind in die praſſelnden, himmelanfluthenden Feuerſtröme, und es kämpften unter Donnertoſen einen Rieſenkampf die empörten Elemente, und einten ſich wieder in feuriger Umarmung.

«Drauf, drauf!» rief Brzetislav, und ritt gegen den Feind, und nicht länger war zu ſäumen, denn ſchließen wollte ſich ſchon an jenem Eingange der feurige Ring, und dann war Entkommen unmöglich. Da ſchallten ganz nahe die Hörner des Fußvolks, und es entſtand Geheul im Rücken der hemmenden Feinde, die nun vorwärts drängten, während die Böhmen gegen ſie ſprengten, und niederhieben, und niederritten wen Schwert und Roßhuf erreichte. Jubelnd grüßte das böhmiſche Fußvolk den jungen Heerführer, und ungeſäumt eilten Alle, aus dem Bereich des brennenden Waldes zu kommen. Ein Feuerregen von glimmenden Nadeln der Tannen und Fichten fiel ringsum nieder, aber immer gradaus, erquickt vom Hauche kühler Luft, und erhellt den Pfad von den hinter ihnen zum Himmel wirbelnden Flammen, zogen die Böhmen wieder gegen Olmütz hin. —

Der Himmel glühte im Wiederſchein des Brandes, wie von des Nordlands feurigſchönen Meteoren, und weiter und weiter leckten die Zungen des furchtbaren Elements, und eine Welt ſchien unterzugehen in der allgewaltigen Gluth. Auf einem hohen Berggipfel ſtand der Wrſch mit den Seinen, und blickte düſter lächelnd auf das wogende Feuermeer unter ihm, wie einſt der Teufel Nero auf die brennende Weltſtadt.

«Das habe ich gethan,» murmelte er. «Furchtbarſchöner, herrlicher Anblick. Wie die Wolken ſich zu entzünden ſcheinen am Erdfeuer, wie der ſchwarze Dampf ſich mit purpurnen Rändern ſchmückt und aufwallt, gleich feuergekrönten Nachtgeiſtern! Und wie dort der Mond ſo bleichgelb zwiſchen dünnem Gewölk ſteht, ſo recht neidiſch, daß er nicht ſo leuchten kann, und ſo hell machen, wie mein Feuer.»

Von einem Verwundeten, der ſeitwärts lag, hob ſich ein Mann, es war Schiba, und ging auf Kochan zu, der ſich etwas entfernt von den Uebrigen geſtellt hatte.

«Smilo erholt ſich, Oheim,» ſprach er zu dem Düſtern. Da ſchritt dieſer ſtumm zu dem Verwundeten, winkte Alle hinweg, ihn allein zu laſſen, ſetzte ſich auf ein Felsſtück, das der Brand, wie den ganzen Berg, auf dem ſie ſtanden, mit einer ſchaurigen Röthe anſtrahlte, faßte die Hand Smilo's und fragte: «Wie fühlſt Du Dich?»

«Es iſt bald aus,» ächzte dieſer. «Mein Ziel iſt erreicht, ich wollte für Dich ſterben.»

«So löſe mir noch vor Deinem Tode das Räthſel, Du Getreuer,» ſprach Wrſch; «Was bewog Dich dazu? Noch haſt Du mir ſeit jener Nacht, als wir nach Mähren ritten, nichts wieder ſagen wollen, ſo ſage mir heute Näheres, nimm nicht ein Geheimniß mit Dir, das mich angeht, wie ich glaube.»

«Ich werde wenig zu berichten haben,» antwortete Smilo mit matter Stimme. «Meine Mutter ſagte mir, als ich aus dem Knabenalter trat: „«Smilo, werde ein Mann, wie Kochan Wrſch, und ſie erzählte mir von Dir. — Er allein iſt ein Mann, alle Andern ſind gegen ihn Memmen.»» — Meine Mutter betete Dich an; Du habeſt ſie verlaſſen, ſagte ſie, aber ſie wolle Dich lieben bis zum Tode. — ««Viele haſſen ihn, ich liebe ihn,»» das waren ihre eigenen Worte. — Ich ſchwur ihr, ſie verlangte es, für Dich zu leben und zu ſterben — Beides wird geſchehen ſeyn, ehe die Sonne aufgeht. Ich war Dir heimlich nah, ich ſuchte Gefahren von Deinem Haupt zu wenden, und einigemal war ich ſo glücklich. Ich belauſchte ein Geſpräch Hinck's und des Polenkönigs, und richtete den elenden Knecht, der Dich meuchelmorden wollte. Ich wurde ſpäter Dein Knecht, um immer um Dich zu ſeyn, wiewohl meine Geburt und mein Herz mir höhere Rechte gaben. — Hu — mich friert, Wrſch — Dein Feuer wärmt nicht, es iſt kalt auf dieſem Bergesgipfel, nur die Wunden brennen. Pohika iſt geſtorben, Wrſch, ſie iſt im Johanniskloſter auf dem Welicz geſtorben, in den Armen der Hruoba, die Du auch kennſt, wie mir die Mutter ſagte. Mir wird ſo ſeltſam, ich ſterbe, lebe wohl — Strzislawa ſagte mir —»

Stumm und wie verſteinert hatte Wrſch zugehört, bei dem letzten Namen fuhr er auf. «Welchen Namen nennſt Du? Lebt ſie noch? Wo iſt das Weib?» rief er haſtig und heftig.

«Leb' wohl, mein Vater!» ſtöhnte Smilo und ſtarb.

Erſchüttert bis in ſeines ſtarren Gemüthes tiefſte Tiefen warf ſich Kochan neben dem Todten nieder. «Mein Sohn, mein Sohn!» ſprach er dumpf und leiſe vor ſich hin. «Mir ahnete ſo etwas. Ha! Das iſt Euer Walten, finſtere Mächte! Ein Sohn wird mir geſchenkt, und ich kenne ihn nicht, bis er für mich, für mich ſein warmes Blut verſtrömt, und ſtirbt! Ein Herz wird mir gezeigt, das mich geliebt hat, und hört auf zu ſchlagen, im Augenblicke, wo ich es erkenne. Wehe! Wehe! Armer Smilo, der Sohn Deiner Schweſter hat Dich erſchlagen.»

Er blickte wild umher, der Wald brannte noch, das Krachen der Bäume ſcholl dumpf herauf. Wrſch ſchlug den Mantel um ſich und ging noch höher hinauf, wo er ſtill auf einen Baſaltblock ſich ſetzte, und dem düſtern Traume ſeines Lebens nachhieng.

Zu Brzetislaw aber trat an dem Morgen, der dieſer Nacht folgte, ein Bote aus der Heimath ein, mit einem Brief ſeines Vaters, in welchem ihm der meldete, welchen unerwünſchten Erfolg die Sendung an Kaiſer Konrad, und die Werbung um Jutta's Hand gehabt, und der Prinz ſaß gedankenvoll und trübſinnig in ſeinem Zimmer.

Es iſt der ſchmerzlichſten Gefühle eines, langegehegten und ſüßgenährten Hoffnungen plötzlich den Abſchied geben zu ſollen; das Herz hieng ſo feſt an ihnen, die Seele ſenkte ſich in ſie, wie in ein Meer von Blüthendüfte, und ihre Stimmen klangen wie Wiegenlieder aus unſchuldsvoller Kinderzeit; o wie traurig, wenn nun alle die lieben Stimmen ſchweigen, wenn die Nachtigallenlieder verſtummen, die in der Zukunft Paradieſesgarten uns verlockten, wenn über allen Sonnenſchein und Frühlingsſchimmer des hoffnungstrunkenen Herzens nun plötzlich die Nacht der Entſagung ihre düſtern Schattenflöre hängt! Es reißt ſich auch nicht ſo leicht von ihnen los, das Herz, es ſinnt raſtlos der Möglichkeit nach, dem Schickſal obzuſiegen und ſeine harten Beſchlüſſe umzuſtoßen, oder zu entkräften.

Und wie Brzetislav dieſen Gedanken nachhieng, und ſann, ob er nicht auch jenes düſtere Gewebe zerreiſſen ſollte mit raſcher Hand, und die Ketten des Geſchickes brechen mit Mannesmuth, und ſich erkämpfen, was man der Bitte verſagte, da ward ihm ein Schreiben überreicht, das ihm ein Bote gebracht, der Niemand antworten wollte, als dem Prinzen ſelbſt. Das Schreiben aber war von der Aebtiſſin des Kloſters Obermünſter, die Brzetislav ſo mütterlich wohlwollte, wie ihrer Zöglingin, und enthielt auſſer Jutta's zärtlichen Grüßen die Nachricht, daß der Sohn des Dänenkönigs Kanut geworben habe um der Gräfin Hand, und wahrſcheinlicherweiſe die Zuſage des Kaiſers erhalten werde. Der Brief ſchloß mit der Weiſung, daß Brzetislav dem Boten unbedingt vertrauen dürfe.

«Mein muß ſie werden!» rief von einem kühnen Entſchluß begeiſtert der Prinz aus. «Mein, und keines Andern. Was es auch koſte, was auch daraus entſtehe, ihre Liebe ſoll ſie nicht täuſchen!»

Seine Hoffnung ſetzte wieder kühne Schwingen zum verwegenen Fluge an. Er berief den Ueberbringer des Schreibens zu ſich, und hatte mit ihm eine lange heimliche Unterredung.

* * *

XV.

Das neue Reichsſtift Ober-Münſter in Regensburg glich in ſeinem Aeuſſern einer kleinen Veſte. Eingeſchloſſen mit einem ſtarken Mauerring hob ſich das Steingebäude mit ſeinen Thürmen und Thürmchen, und der kleine Garten, der daran ſtieß, wurde von der Stadtmauer begränzt. Ob nun gleich die Stiftsfräulein keinem Kloſterzwang, wie die Nonnen, unterworfen waren, ſo waren ſie doch in ihrer Freiheit, den Sitten des Zeitalters gemäß, gar eng beſchränkt, und die Regeln hinſichtlich ihrer häuslichen Verrichtungen und Obliegenheiten von denen der Kloſterjungfrauen nur wenig verſchieden. Demohngeachtet luſtwandelte oft noch die fromme Frau Aebtiſſin, wenn es ſchon dunkelte, am Arm ihrer Lieblingin Jutta, in den düſtern Gängen des Kloſters, freundliche Troſtworte ihr ſpendend, wenn das liebende Herz in Sehnſucht vergehen wollte, und mehr dem Gedanken ſich hingebend, den ſie längſt gefaßt, es könne kein Glück für die junge Gräfin erblühen, auſſer in Brzetislav's Beſitz. Und ſie wünſchte ſo herzlich ihrer jungen Freundin Glück zu befördern, daß ſie bereitwillig die Hand bot zu heimlichen Plänen, die ſelbſt Jutta nicht ahnete.

In einem düſtern Walde ohnweit der Stadt, von welchem man des Münſters ragende Thürme erblickte, lagerte ſich eine Schaar verkappter Ritter und Knappen, als eben die Sonne auf der entgegengeſetzten Seite niederſank, und mit ihren letzten Strahlen die goldnen Kuppeln und Kreuze der Thürme und Kirchen, das hohe Dach des kaiſerlichen Palatiums, und des Waldes rauſchende Wipfel golden anſtrahlte. In maleriſchen Krümmungen wand ſich gold- und ſilberblitzend die Donau durch ihre Ufer, und die

Abendglocken der Klöſter tönten harmoniſch zu den fremden Männern herüber. Und drei derſelben traten hinter ein Gebüſch, vertauſchten die Helme mit den wehenden Federn, mit unſcheinbaren Pilgerhüten, entledigten ſich der ſchweren Bewaffnung, der Arm- und Beinſchienen, und der Stiefeln mit den gewaltigen Eiſenſporen, legten die Schwerter ab, und behielten nur den Bruſt- und Rückenharniſch an, und unter dieſem künſtlich geflochtene Panzerhemden, und bewehrten ſich mit kurzen Dolchen, die in die Gürtel geſteckt wurden. Darauf hüllte einer den andern in ein langes ſchleppendes Pilgerkleid, und warf noch einen Mantel darüber.

»Nun, bei der Geſellſchaft aller Heiligen, kenne ich Dich ſelbſt nicht mehr, Brzetislav, begann Gindrich Berkow, indem er dem Prinzen, die Mummerei vollkommen zu machen, noch einen langen Stab in die Hand gab.

»Du ſiehſt ſo ehrwürdig aus,« fiel Giry

Howora ein, «daß ich gleich vor Dir niederknien möchte, und um Deinen Segen bitten.»

«Das ſoll Dir unverwehrt ſeyn, mein Sohn, und meinen Segen ſollſt Du haben,» ſcherzte Brzetislav, indem er ſich ſelbſt einen falſchen Bart befeſtigte.

«Sage dem Horka und dem Dobrtzech, daß ſie, wenn es dunkel geworden, unſere Pferde vor das Thor führen,» befahl Brzetislav dem Giry, «und die Andern ſollen ſich ſchlagfertig halten.» Giry ging.

«Der Himmel ſegne unſer Vorhaben,» nahm Sindrich das Wort: «ich wollte wir wären ſchon mit dem, was wir holen wollen, über die Grenzen des Vaterlandes!»

Die Sonne war nun lange hinab, und die letzten Streifen der Abendröthe verglühten; der ſanfte Hesperus ſtrahlte mild aus des Himmels reinem Azur herab, der nur gegen Weſten hin mit dem letzten Sonnengold zum grünlichen Opalſchimmer verſchmolz, und die drei Pilger wandelten feſten und ehrbaren Schrittes der Stadt zu.

Die Aebtiſſin Klara luſtwandelte auch an dieſem Abend mit Jutta in dem Garten, die, ängſtlichen Befürchtungen hingegeben, immer hoffnungsloſer wurde, und der geiſtlichen Frau hinlänglich Gelegenheit gab, ihre Beredſamkeit an der Trauernden zu üben. Sie war auch eben im Begriff, einen neuen Troſtſermon zu beginnen, als ein Klopfen an der Pforte des Stiftes vernommen wurde, das den Lauf ihrer Worte noch etwas hemmte und aufhielt. «Ein Pilger will Euch ſprechen, hochwürdige Frau,» meldete der alte Pförtner.

«Führet ihn hierher,» gebot ſie, und gleich darauf erſchien einer von den Dreien, die vor Kurzem zum Thore hereingewandert waren. Er ließ ſich ſtumm auf ein Knie nieder und überreichte ein Schreiben, deſſen Inhalt in der Dämmerung zu leſen jedoch für den Augenblick unmöglich war. Sie gebot einer dienenden Schweſter, die neugierig ohnfern von ihr ſtand, eine Leuchte zu holen; der Pilger hatte ſich erhoben, und war Jutta näher getreten, die ſcheu zurückwich. «Es iſt Dein Brzetislav!» flüſterte er, und ein ichter Schrei des Schrecks entfloh ihren Roſenlippen. «Folge mir ohne Sträuben, ich komme, Dich zu befreien,» fuhr er leiſe fort: «Wirf jede Bangigkeit ab, jetzt oder nie kannſt Du die Meine werden.»

«Gott — wie kann ich?» — ſtammelte die verlegene Jungfrau.

Die Dienerin mit der Leuchte erſchien. Einen ſehr ernſten Blick warf die Aebtiſſin auf Jutta und ſprach zu ihr: «Auf Euer Zimmer, Fräulein.» Jutta erſchrack und ging, einen ſchmerzlichen Blick auf den Pilger werfend. Die Aebtiſſin las, legte den Pergamentbrief wieder in ſeine Falten, und redete den Pilger an: «Eure Botſchaft iſt hochwichtig, folgt mir in das Sprachzimmer, damit ich Euch ſchleunige Antwort ertheile. Bleibt in der Nähe, dieſer Pilger muß heute noch die Stadt verlaſſen,» gebot ſie dem Pförtner, und ging mit würdevollem Schritt in das Haus. Brzetislav folgte.

Nicht lange waren beide in das Innere des Gebäudes verſchwunden, als abermals ein Pochen an der Pforte den Wächter beweg, hinzueilen, und nach dem Begehr der Klopfenden zu fragen. Er fand wieder zwei Pilger, und einer derſelben nahm das Wort: »Wir ſind mit einem Boten, der hier ein Schreiben abzugeben hatte, eine Strecke Weges gereiſt, und wollen mit ihm ein gleiches Nachtquartier theilen.«

»Wißt Ihr nicht,« forſchte der Pförtner, »woher jener Bote mit ſeinem Schreiben gekommen, und was es wohl enthalten mag?«

»Das wollen wir Dir gerne vertrauen, Freund Pförtner,« antwortete der Eine: »wenn Du uns nur ein wenig hereintreten laſſen willſt, denn die Abendluft weht kühl und ſchaurig, und unſer Gefährte ſäumt lange.«

Der neugierige Pförtner öffnete, er ließ die Fremden ein, und führte ſie in ſein Gemach, das an das Thor ſtieß, ſetzte ihnen eine Kanne deutſchen Gerſtenſaftes vor, und fragte: »Nun?«

»Er kommt von Speier, und das Schreiben iſt von kaiſerlicher Majeſtät,« berichtete er Pilger, nachdem er getrunken, und ſeinem Gefährten die Kanne gereicht.

«Und was enthält es?» fragte jener weiter.

«Wir laſen es nicht, Freund Pförtner, ch muthmaßte unſer Freund, es betreffe ine Gräfin von Henneberg, die in dieſem Stifte leben ſoll.»

«Aha, ich merke ſchon, ja, ja, gute Freun- e, das wiſſen wir ſchon alles, was das zu deuten hat,» lächelte mit wichtigen Mie- en der Pförtner.

Jetzt wurde der Hofraum von Licht erhellt, nd es öffnete ſich die Thüre des Hauſes. Der Pilger trat mit der Aebtiſſin, die in r Hand einen Leuchter mit einer Kerze ug, heraus, anſcheinend noch in tiefem eſpräch.

«Da kommt die hochwürdige Frau und iner Freund,» rief der Pförtner und raffte hnell ſeinen Schlüſſelbund auf, um das hor, das er vorhin vorſorglich verſchloſſen, öffnen. Tief und ehrfurchtsvoll bückte ſich r Pilger, Abſchied nehmend von der ver- leierten Aebtiſſin, ſtumm geleitete ſie ihn bis dicht an die Pforte, zu deren beiden Seiten die zwei Pilger und der Pförtner ſtanden.

»Lebt wohl, hochwürdige Frau, erlaubt mir noch einmal, Eure Hand zu küſſen,« ſprach der Pilger, ſchon auf der Schwelle ſtehend, und knicte nieder. Eine kleine weiße Hand ſtahl ſich unter den wallenden Gewändern hervor, der Pilger küßte ſie, und erhob ſich mit einer raſchen Bewegung, durch welche der Leuchter zur Erde fiel. Mit kräftigem Arm faßte er die bebende Geſtalt, welcher der Schreck alle Sprache raubte, und trug ſie aus der Pforte in das nächtliche Dunkel. An Händen und Hals gepackt von den zwei andern Pilgern, und auf ſeine Bruſt gezückt zwei blitzende Dolche, ſtand der Pförtner, marmorbleich und bebend, wie Espenlaub.

»Ein Laut, und Du biſt des Todes! Schnell, hier hinein!« Sie zogen ihn in ſein Gemach, warfen die Thüre ins Schloß, ebenſo die Kloſterpforte, und ſchleuderten, indem ſie von dannen eilten, die Schlüſſel in einen Waſſergraben.

Oben aber aus einem Fenſter kreiſchte die Stimme der alten Aebtiſſin: «Hülfe! Hülfe! Jungfrauenraub! Zieht die Glocke! Stürmt!» Und unten raſſelte der wüthende Pförtner an ſeiner Eichenthüre, die allen Fußtritten widerſtand, und das Fenſter war mit Eiſenſtäben vergittert. Mägde und Knechte ſtürzten aus ihren Gemächern, die Stiftsfräulein rannten erſchrocken und zitternd durcheinander, die Aebtiſſin war eingeſchloſſen in ihrem Zimmer. Die Sturmglocke des Stifts ertönte, und mit Mühe wurde das Thor aufgebrochen. Mittlerweile trug Brzetislav ſeine ſüße Beute eine Strecke fort, warf ihr dann einen bereit gehaltenen Mantel um, und gelangte glücklich mit ihr an das Stadtthor, an welchem ſchon die Führer ſeiner kleinen Schaar mit den Roſſen hielten. Eben ſchwangen ſie ſich auf, und Giry und Gindrich kamen athemlos herbeigelaufen, als die Glocken von Obermünſter ſtürmten. Schon ſaßen des Prinzen Freunde auch auf ihren Roſſen, als der Hauptmann, der im Thore wachte, Unrath merkte, und ſeinen Knechten befahl, die Fremden feſtzuhalten, aber im ſchnellſten Galopp ging es dem nahen Walde zu, Brzetislav weit voraus, vor ſich die ängſtliche Jutta, die ſich ſchweigend an ihn ſchmiegte, und der er liebevoll Muth einſprach. Bald waren die Knechte erreicht, ſie hielten ſchon auf ihren Roſſen. «Schließt Euch an, und deckt uns den Rücken!» rief ihnen Brzetislav zu. Und nicht lange währete es, da hörten ſie ſtürmen von allen Glocken, und es kamen näher und näher die Verfolger, deren Zahl und Stärke man noch nicht kannte. Die Knechte hielten mit ihren Führern, eine Mauer bildend über den Weg. Das Gefecht begann, die Verfolger wurden mit Hohn zurückgeſchlagen, nur einer von den böhmiſchen Männern blieb. Das kecke Wageſtück war gelungen.

Das alte Schloß Wrſchowetz, welches jener Hauptmann Wrſch zu den Zeiten

Primislav's und Libuſſens erbaut, verfiel. Einſam und verlaſſen erhob es ſich über einigen Hütten, die damals das Dorf gleichen Namens bildeten, gemieden von den Einwohnern als ein Sitz unheimlicher Gewalten, grauenvoller Mächte. Schauerliche Sagen ſchlichen im Volk umher von Geiſtern, die ſich ſehen ließen in den gewölbten Gängen, und auf den Thürmen, von Gräuelthaten, die in dem Schloſſe verübt worden, von unheimlichem Geräuſch, von Weheklagen und klirrenden Ketten. Selbſt Räuber wagten ſich nicht in das verrufene Haus.

Unangefochten von den Schreckbildern, die in des abergläubiſchen Volkes Einbildungskraft nur lebten, aber ſelbſt mehr einem Geſpenſt, als einem Menſchen ähnlich, wenn es erlaubt iſt, dieſen Vergleich zu gebrauchen, und ſich etwas Weſenloſes vorhanden zu denken, ſchlich der alte Jan immer noch umher. Ein Bauer, deſſen Verſchwiegenheit mit ſchwerem Golde erkauft war, verſah ihn mit Speiſen, den Trank lieferte eine Quelle, die in einem der halbverſchütteten Keller emporquoll. Tagelang ſaß der Alte in einem träumeriſchen Halbſchlummer, in einem engen, ſchwer zugänglichen Gemach, und wärmte die ſtarren Glieder, die allmählig ihre Dienſte verſagten, an einem Kohlenfeuer, aber wenn es nun Abend wurde, da raffte er ſich auf, durchſchlich die Gänge und Hallen und Zimmer, wie ein Nachtwandler, und weilte um Mitternacht in einem kleinen Thurmzimmer, deſſen Fenſter nach einem moraſtigen Wieſengrunde, hinter welchem Berge emporſtiegen, gerichtet war. Viele, viele Abende hatte er da geſeſſen, und gelauſcht, wenn die Mitternachtſtunde herannahte, und gelauſcht, bis ſie vorüber war. Wohl ſchrien Eulen in den Löchern der Thürme, wohl ſauste der Sturmwind oft heftig, und rüttelte den alten Bau, und warf Steine von Dächern und Mauern, die mit dumpfem Gepolter herabſtürzten, aber das Zeichen, deſſen er harrte, tönte nicht. Durch düſtere Hornſcheiben ſchimmerte das Licht ſeines Lämpchens. Wenige ſahen es, und die es ſahen, dachten an den Burggeiſt und blickten ſchaudernd hinweg.

Es war eine ſchaurige Herbſtnacht, nur einzelne Sterne blitzten durch dunkel niederhängendes Gewölk, Jan ſaß in dem Steinkämmerchen, und ſteckte den greiſen Kopf umherſpähend aus dem Fenſter. Von den Waldbergen ſcholl Geheul der Wölfe, und ſeltſame Vogelſtimmen kreiſchten herüber von den tauſendjährigen Forſten. Ueber den Wieſenſümpfen tanzten Irrlichter, und des Feuermannes bläulich loderndes Licht glitt geſpenſtig über die grünen Strecken, und über eines Berges abgeblühte Haiden hin.

Und horch! von einer einſamen Fichte ſchallte es durch die Nacht, als hacke ein Specht in die Borke, und aus dem Rohr des kleinen Teiches unter dem Thurme ſchien ein Froſch zu krächzen. Jan horchte aufmerkſam, oft hatten ihn ſchon die ſtumpfen Sinneswerkzeuge getäuſcht. Das Zeichen wiederholte ſich, er beantwortete es aus der Thurmkammer mit einem gellenden Pfiff, und ſchlich zitternd hinab, und öffnete mit Mühe das lange verſchloſſene Thor. Nicht lange dauerte es, ſo traten mehrere Männer ein, und gingen die Steintreppe hinauf in eines der [illegible] verlaſſenen Zimmer. Es war Kochan, Schiba und Boroslav Wrſch, und Edenko. Bald loderte ein Feuer im Kamine. Vom langgeſparten, und von ihm nie berührten Weine trug Jan volle Becher auf.

«Da ſind wir nun wieder, Freunde!» lachte Kochan grimmig, «und die alte Eule iſt auch noch da, und das Neſt ſteht noch, fällt uns aber vielleicht heut Nacht noch über den Kopf.

«Erzähl uns noch einmal das Mährlein, Edenko, das man Dir aufgebunden, als Du geſtern in Prag auf Kundſchaft warſt; erzähl' es, es ſoll uns zu lachen machen und die Grillen vertreiben.»

«Kein Mährlein, Herr,» antwortete der kleine Schreiber, «ganz gewiß keins. Der Prinz hat die Gräfin entführt, und der hochwürdige Herr Severus hat ſich bereitwillig gefunden, die heimliche Trauung zu vollziehen.»

«Dafür wird er einſt Biſchof werden in Prag, da will ich mein Leben verwetten,» prophezeite Schiba.

«Vater und Mutter und Großvater und Ohm,» ſprach Cdenko weiter, «haben ſich nicht wenig verwundert, wie auf einmal der liebe Erbe, den ſie in Mähren geglaubt, mit einer Schnur aus Deutſchland gezogen kam, aber was wollten ſie machen? Die junge Fürſtin ſoll ſchön ſeyn, der Sohn und ſeine Sponſe werden es nicht an zärtlichen Bitten haben fehlen laſſen, und ſie haben den Bund geſegnet.»

«Verflucht ſey er bei allen Schwarzgöttern!» fuhr Wrſch auf. «Sie mehren ſich wieder, und wir ſitzen hier unthätig, hülflos, geächtet, zu Spott gemacht; findet ſich denn keine Hand und kein Dolch für die Herzen dieſer Verhaßten?»

«Der Kaiſer,» fuhr Cdenko fort, «ſoll fürchterlich gewüthet haben bei der Nachricht. Man ſagt, die Gräfin gehe ihn ſehr nahe an, und es iſt bekannt, daß er ihre Hand dem Brzetislav abgeſchlagen.»

»Ginge ſie ihn nicht nahe an, warum hätte Udalrich bei ihm werben laſſen um die Jungfrau,« warf Boroslav ein; »und warum nähme er ſich dann ſo heiß der Sache an?«

»Er hat gedroht, er wolle ſeinen Stuhl mitten in Böhmen ſetzen ob dieſes Frevels,« erzählte Edenko; »und dem Herzog iſt mächtig bange geworden, denn ſein beſtes Heer ſteht an des Reiches entgegengeſetzter Grenze. Aber mit keckem Knabenmuth hat das Söhnlein bei dieſer Nachricht geantwortet, er wolle dem Kaiſer in deſſen Beſitzthum ein Feuer anzünden, das ihm hell genug in die Augen leuchten ſolle.«

»Daß der Bube mir damals entging!« knirſchte Wrſch. »Hätten wir nur gleich rundum den Wald angezündet, mein Feuer hätte ihm wohl eher den Flaumenbart verſengt, als das ſeine dem Kaiſer thun wird.«

»Es werden ſtarke Zurüſtungen zum Kriege betrieben, und der Kaiſer ſoll mit einem großen Heere den Ungehorſamen zu züchtigen gedenken, der ihn doppelt beleidigt hat, denn auch der Ladung des Herrn, vor ihm auf dem Reichstage zu erſcheinen, und ſich zu vertheidigen, hat er nicht Folge geleiſtet.»

«Das war ſehr weiſe von ihm, ich wäre an ſeiner Stelle auch nicht gekommen,» bemerkte Boroslav.

«Macht dem Geſchwätz ein Ende!» gebot Kochan Wrſch, indem er aufſtand. Das flatternde Feuer im Kamine beleuchtete grell die trotzige Geſtalt des ungebeugten Greiſes, und die drei Andern, die, Räubern gleich, ſo wunderlich gekleidet und bewaffnet, auf niedrigen Seſſeln um die Flamme ſaßen. Jan ſtand ſeufzend in einer Ecke, die Bilder der Vergangenheit, wo dieſe Hallen und Säle noch geglänzt, wo ſie ein Schauplatz fröhlicher Feſte geweſen waren, wo ſein Herr noch im Anſehen und in der Achtung des Herzogs geſtanden, gingen ſeinen Gedanken vorüber. Und jetzt — welcher Kontraſt! Wo waren die Tage des ruhigen Alters, die er, der Greis, für ſich gehofft? Wo war die Gemächlichkeit, die er ſich erträumt als Lohn für treue Dienſte? Sein

Bett war kalt, und der Wind ſchnitt durch ſeines Schlafgemaches durchlöcherte Wände.

«Ich will mein Haupt nicht ruhig legen, bis ich dieſes Land von ſeinen überzähligen Herzogen befreit! Wie ſie der Belbog auch ſchütze, ſie ſollen meine Hand noch fühlen, das ſey geſchworen bei den Göttern der Finſterniß!» rief der alte Wrſch, und als hätten ſie vernommen den Schwur, und gäben Antwort in ihrer geheimnißvollen Sprache, ſo erſchütterte ein Windſtoß das ganze Gebäude, und wie heulende Stimmen zog es hell und dumpf durch die Gewölbe.

«Jan,» wandte ſich Kochan zu dieſem, und zog einen kleinen Beutel: «ich bin Dir keinen Lohn ſchuldig, weil Du mein leibeigener Knecht biſt, aber hier haſt Du einige Goldſtücke zu neuen Kleidern, und wenn ſonſt Dein Alter Dir neue Bedürfniſſe bringt. Pflege Dich beſſer, wie bisher, ich werde vielleicht Deiner nicht mehr bedürfen.»

Jan nahm den Beutel und ſein Licht, ſprach nicht, dankte nicht, und verließ das Zimmer. In ſeinem einſamen Gemach warf er das Gold zu Boden. «Da liege,» murmelte er: «und dreifach verflucht ſey die Hand, die Dich anrührt, und das Verderben der Hölle über ſie! Lohnt man ſo einen Mann, wie ich? Hundelohn für ein Hundeleben? Meine Jugend und meine Mannskraft habe ich in ſeinem Dienſte zugeſetzt, meine Greiſenjahre waren ihm geweiht, meine Ruhe, meinen Schlaf habe ich ihm geopfert, meine Seele hat er verdorben, um die Seligkeit hat er mich gebracht, und nun? Hahaha, alter grauköpfiger wahnwitziger Thor! Welchen Lohn konnteſt Du von einem verworfenen und gottverfluchten Mann erwarten? Von einem Mörder, Räuber und Hochverräther? Weißt Du noch, wie er zu Dir ſagte in Zdiby, mit einem Seitenblick auf ſeinen Dolch: Hüte Dich Jan, hüte Deine Zunge? Tod und Verderben, ich bin ein ſchwacher zitternder Greis, aber meine Zunge mußt Du doch fürchten! Hüte Dich Wrſch, Dein Maaß iſt übervoll, und Deine Uhr iſt bald abgelaufen!» —

Ueber Böhmens weſtliche Grenzen zogen des Kaiſers Heere, und er ſelbſt kam, und trug das Schwert der Rache in das friedliche Land. Doch nicht unvorbereitet ſollte der Salier den Regenten finden, auch Udalrich rückte aus mit ſeinem Sohne und auserleſenen Schaaren. Freudig griffen die erfahrenen Männer Howora und Berkow Dieczin und viele Andere, die in früheren unheilvollen Zeiten für das Vaterland gekämpft, noch einmal zu den Waffen, und ein Kriegsheer, wie es kaum noch erblickt worden war unter den Fahnen der böhmiſchen Herzoge, eilte kampfesmuthig dem feindlichen entgegen.

Zagend und ſorgenerfüllt blieb Jaromir mit Bozzena und Jutta auf dem Wiſchehrad zurück. Aber Liebe und Beſorgniß litten die Letztere nicht lange in des Schloſſes ſichern Mauern. «Ich muß zu meinem Gemahl, theure Mutter,» ſprach ſie zu der Herzogin; «ich kann hier nicht bleiben.»

Vergebens ſtellte Bozzena ihr das Unziemliche ihres Vorhabens vor. Von Pribislawa Dieczin, die ſie bald liebgewonnen, zwei andern Dienerinnen und einigen wackern zuverläßigen Dienſtmännern begleitet, reiste ſie ab, von raſtloſer Sehnſucht geſpornt. Die Liebe iſt ewig ſtark, auch bei dem ſchwachen Geſchlechte; Gefahren, vor denen das unbefangene Mädchenherz zagend zurückbebt, werden mit Leichtigkeit überwunden, wenn Liebe dieſes Herz erfüllt; jenes ſchöne Sinnbild des Amors, der den Löwen in Feſſeln ſchlägt, wird ſich in allen Verhältniſſen und in allen Zonen wiederholen, wie es ſich tauſendfach wiederholte, und auch hier ſollte wahre, innige Liebe den zornigen Löwen und die Furie des Kriegsunheils beſänftigen. Nicht in die Arme des Gemahls eilte Jutta; auf Umwegen ging ſie dem kaiſerlichen Lager zu.

Konrad der Salier ſaß mit Poppo von Henneberg und mehreren Fürſten, die ihm gefolgt waren auf dieſem Zuge, in ſeinem Zelte, bei vollen Bechern die Angelegenheiten dieſes Krieges, der ſehr ernſthaft zu werden drohte, beſprechend. Seinem Lager gegenüber ſtanden die Böhmen, finſtere bärtige Männer, die in ihren ſchwarzen kurzen Röcken, ihren Sturmhauben, und mit den ſtarken Speeren und ſonſtigen Waffen ſich weit kriegeriſcher ausnahmen, als das bunte, vielfach geſchmückte Heer des Kaiſers.

Noch waren keine Angriffe verſucht worden, aber der morgende Tag ſollte entſcheiden, weſſen Waffen die mächtigern ſeyen.

Ein Kämmerer trat ein bei dem Kaiſer, meldend, daß eine fremde Dame um gnädiges Gehör bitte.

«Die Böhmen werden uns doch keine Judith ſchicken, wie die Juden dem Holofernes?» ſagte Poppo von Henneberg lächelnd zu einem der Naheſtehenden. Des Kaiſers gewährender Wink ließ die Dame eintreten; ſie kam, in dem ſchwarzen Gewand einer Büßenden, ſchmucklos, tief verſchleiert, und ſank ſchluchzend zu den Füßen des gebietenden Herrn.

«Weint nicht, ſprecht, was führt Euch zu uns, und was begehrt Ihr,» redete Konrad ſie an.

Da ſchlug ſie mit der lilienweißen Hand den Schleier zurück, und der Kaiſer und die Fürſten ſchauten in Jutta's blaſſes Antlitz.

«Juditha, Ihr wagt es?» rief Konrad, auf das Höchſte erſtaunt. «Jutta! meine theure Pflegetochter!» ſprach der Graf von Henneberg mit Wärme, und theilnehmend und verwundert drängte ſich der Kreis der fürſtlichen Herren um die ſchöne Bittende.

«Mein Herr und mein Kaiſer,» begann Jutta, ihre Thränen trocknend: «und Ihr, mein theurer Pflegevater, blickt nicht zürnend auf ein ſchwaches Weib, das zu Euren Füßen um Vergebung Euch anfleht. Nicht unbillig und ungerecht wage ich dieſen Heereszug zu nennen, aber wenn Ihr in Brzetislav einen Verbrecher ſeht, ſo denkt, wenn die Liebe zu mir, in deren Adern Euer Blut fließt, nicht ganz in Euch erloſchen iſt, daß es mein Gatte iſt, den Ihr verfolgt. Wollt Ihr einen Räuber in ihm ſtrafen? Er iſt es nicht, ich folgte ihm freiwillig, und aus unbezwinglicher Liebe. Soll nicht ein Weib Vater und Mutter verlaſſen, und dem Manne folgen, den ihr Herz erkor? Und iſt Euer Haß ſo groß, daß Ihr ihm nicht vergeben wollt, um ſeinet- und um meinetwillen, o vergebt ihm um des Kindes willen, das ich von ihm unter dem Herzen trage, daß es nicht einſt ſeine nächſten Verwandte um ihrer Härte willen verfluche. Ich bin ſein ehelich Gemahl durch den Segen der Kirche geworden, und keine Macht kann und ſoll dieſes Bündniß löſen! Ihr habt ein ſtarkes Heer gerüſtet, das ſich mordgierig auf Blutvergießen freut, aber ein eben ſo ſtarkes und tapferes Heer ſteht Euch kampffertig gegenüber. Soll um meinetwillen das Blut ſo vieler tapferer Männer vergoſſen werden? Sollen um meinetwillen Aeltern kinderlos, und Kinder älternlos werden? Soll auf mir der Fluch der Mütter und der Bräute ruhen? ich trüg es nicht. Nicht wie um die griechiſche Helena ſollen um mich Städte und Dörfer verwüſtet werden, und blühende Landſtrecken verödet! O verzeihet mir und ihm, wie ich ihm ſelbſt verziehen, und wie Ihr hofft, daß Euch einſt verzeihen werde der ewige Richter!»

Ihre Thränen floßen auf's Neue reichlich und ungehemmt, ihr langes Haar wallte aufgelöst über den ſchönen Nacken hinab, ſie hatte die Hände bittend emporgehoben, ſie ſchlug mit flehendem Ausdruck die ſchönen Augen zu dem Kaiſer auf, und ſchwieg; und noch beredter war ihr Schweigen, als ihre lebendige Rede.

«Stehet auf, Judith,» ſprach der Kaiſer, in deſſen Bruſt Gefühle und Erinnerungen wach wurden, die er nicht offenbar werden laſſen durfte vor ſeiner Umgebung, hätte auch nicht ihr Flehen, ihre rührende Schönheit und ein Blick auf den Zuſtand ihrer mütterlichen Hoffnungen ſein Gemüth ergriffen und ſein Herz zur Milde geſtimmt; «ſtehet auf, und möget Ihr fühlen, wie werth Ihr uns noch immer ſeyd, wenn wir Eurer Bitte Gehör geben. Aber ob Euer Pflegevater» —

«Was meine Perſon betrifft,» nahm Poppo das Wort: «ſo vereine ich meine Bitten mit denen Jutta's, und flehe Euch um Vergebung für ſie und ihren Gatten.»

«Nun denn, ſo ſtehet auf,» wiederholte der Salier, und hob die ſchöne Bittende empor. «Aber,» fuhr er fort: «Wir haben ein Gelübde gethan, mitten in das Böhmerland unſern kaiſerlichen Stuhl zu ſetzen.»

«Uebereilte Eide gelten nicht vor Gott,» antwortete Jutta, ermuthigt durch die Huld des hohen Verwandten. «Kommt mit uns nach Prag, und ſetzet dorthin Euren kaiſerlichen Stuhl, freudig werden wir den vielwillkommenen Gaſt begrüßen.» —

Mit Staunen erfuhr Brzetislav die Anweſenheit ſeiner Gemahlin bei dem Kaiſer. Zur freundlichen, friedlichen Zuſammenkunft der Herrſcher wurde der Platz zwiſchen beiden Heeren, der erſt zum blutigen Schlachtfeld beſtimmt war, gewählt, und nicht mehr gedacht des böſen Willens, mit welchem die Fürſten gekommen. Dort brachte auch der Graf von Henneberg die letzten Freundesgrüße des alten Stettenberg den böhmiſchen Fürſten, welcher ſanft auf ſeiner

Burg entſchlafen war, und auf ſeinem Krankenlager, wo ihn der Graf oft beſucht, ihrer noch oft gedacht hatte.

Und es melden die Kronikenbücher und die alten Geſchichtſchreiber des Böhmerlandes, daß, ſeinem Eide zu genügen, nachmals der Kaiſer mitten auf ein Feld in Böhmen einen ſteinernen Stuhl geſetzt, und ſich darauf, und zugleich den ſchwarzen Doppeladler dem Lande als neues Wappen verliehen habe. Und Brzetislav, dem nachzukommen, was er geſchworen, habe in Deutſchland einige Hütten erhandelt, und dieſe Angeſichts des Kaiſers anzünden laſſen, welches freilich nicht anders, als eine kindiſche Spielerei erſcheinen kann, aber der Handlungsweiſe jener Zeiten doch entſprechend.

Es wurde auch Brzetislav in der ihm von dem herzoglichen Vater verliehenen Würde eines Markgrafen von Mähren feierlich von Konrad dem Salier beſtätigt.

Es dämmerte ſchon, und auf den herbſtlichen Fluren lag abendliche Stille. Aus dem Muldawa-Strom dampften Nebel auf, und auf den Wieſen lag weißer Reif. In einem Zimmer des Wiſchehrad tönten Harfenakkorde, und bald ward Ludomira's liebliche Mädchenſtimme zu den Saitenklängen in folgenden Strophen eines Liedchens laut:

Weilſt noch lange fern, Du mein Geliebter,
Unter Schaaren rauher, roher Krieger?
Tummelſt Dich im wilden Schlachtgetümmel?
Drohen Dir der Feinde ſcharfe Schwerter,
Und die ſtahlgeſpitzten langen Lanzen?
Führt Dein Arm auch Streiche auf die Feinde,
Ungezählte, harte, ſchwere Streiche?
Und gedenkſt Du nimmer Deines Mädchens,
Die mit Thränen denket, daß Du fern biſt,
Für Dich betet, harrend Deiner Heimkehr?

Leiſe ſchlich ſich Sarka Leskow an die Thüre, öffnete ein wenig, lauſchte unbemerkt, und Ludomira fuhr fort:

Komm und kehre heim doch, mein Geliebter!
Sieger biſt Du hier, und dort nur Krieger;
Hier ſind Scherze nur, dort Schlachtgetümmel.

Warm iſt Liebchens Arm, kalt ſind die Schwerter.
Spindeln ſind doch friedlicher, als Lanzen,
Madchen ſind doch freundlicher, als Feinde,
Kuſſe ſchmecken ſußer doch, als Streiche!
Bei Dir ſind Gedanken Deines Mädchens,
Ob Du nahe, oder ob Du ferne biſt:
Ihrer Sehnſucht ſtets zu ſpat die Heimkehr!

«Schwärmerin! guten Abend!» rief Sarka lachend, und ſchloß die überraſchte Ludomira in ihre Arme. «Armes Täubchen,» fuhr ſie fort, «wie Dir die Zeit lang wird, ehe der Buhle heimkehrt!» Sie legte ihre Hand ſanft an Ludomira's linke Bruſt. «Ja, wie das Herzchen ſo ſehnſüchtig klopft! Aber freilich, kaum iſt der ſüße, traute Freund heimgekehrt aus dem ſchönen Deutſchland voll goldhaariger, blauäugiger Mädchen, und hat meinem Lämmchen ſein Herz treu erhalten, ſo ruft ihn die neidiſche Kriegsgöttin, die den jungen Helden Dir nicht gönnt, an Mährens ferne Grenzen, unter wildes Räubervolk, um das Gold ſeiner Treue, wie ſeines Muthes im Feuer eines Waldbrandes zu läutern, und kaum iſt er auch da glücklich und unverletzt wiedergekommen, ſo muß er ſchon wieder ſcheiden von der Herzallerliebſten, um — »

«Schweigſt Du bald?» rief Ludomira, und hielt der Freundin ſchäkernd den Plaudermund zu. «Du wirſt doch nicht ewig ſo kalt für zärtliche Empfindungen ſeyn, wie Du Dich ſtellſt, und je länger Du das Feuer dieſer Gefühle zu unterdrücken ſtrebſt, deſto heftiger bricht es hervor, wenn — der Rechte kommt.»

«Ueber die Prophetin!» ſpottete Sarka. «So verliebt, wie Du, zu werden, liegt gar nicht in mir. Singe, ſinge nur weiter, ich kam, um zuzuhören.»

Der Mond ging auf und umwob mit dem ſanften Schimmer ſeines Lichtes die ſtillen Fluren. Den Schloßberg herauf kamen zwei Reiter, ihre blanken Rüſtungen und Waffen glänzten im Mondſchein. Die Zugbrücke ſank, das Thor öffnete ſich; wie das Dioskurenpaar ſprengten ſie in den Schloßhof und riefen: «Friede! Friede!»

Es waren die treuvereinten Jünglinge Giry Howora und Gindrich Berkow, die Udalrich als Friedensherolde auf den Wiſchehrad ſandte, um Bozzenen und den andern theueren Verwandten die frohe Nachricht, daß ohne Schwertſchlag der Krieg, der ſo heftig zu werden drohte, beendigt ſey, zu bringen.

Und während nun auf dem Schloß und in der Stadt zu dem Jubel des Volkes auch die metallenen Zungen der Glocken laut wurden, und rings die Freude auf mannichfache Weiſe ſich äuſſerte, ſuchte Gindrich die, die lange ſeine Sehnſucht beſchäftigt, deren Liebesblick ihm ſchon huldvoll grüßend zugelächelt, wie er mit dem Freunde vor der Herzogin und Jaromir geſtanden, und die vielwillkommene Friedens-Botſchaft gebracht.

Süß wie Nektar der Götter waren die Küſſe des Wiederſehens. Wie viel hatten ſich die Liebenden zu ſagen, wie ſchnell flogen unter freundlichen Geſprächen die Stunden hin! Noch ſtand die befreundete Harfe Ludomiren nahe. Ihre Finger irrten in den Saiten, während ſie ihr Haupt auf Gindrichs Schulter lehnte, der ſeinen Arm um ſie geſchlungen hatte. «Ich dachte an Dich,» liſpelte ſie: «ich ſang von Dir, ehe Du kamſt. Mein ſehnſuchtvolles Lied zauberte Dich her.»

«Singe, ſinge noch einmal, meine Theure,» bat der Jüngling, und mit zärtlichen Tönen flötete die Holde, von der Harfenſaiten lieblichem Geſäuſel begleitet:

Jn der Heimath ſey gegrüßt, Geliebter!
Du im ſtolzen Waffenſchmuck der Krieger!
Träume nun bei mir vom Schlachtgetümmel,
Aber ficht mit Worten ſtatt der Schwerter,
Und ins Rüſthaus ſtelle Deine Lanzen.
Wo Dein Mädchen wohnt, ſind keine Feinde,
Und nur Amor führet leiſe Streiche.
Küſſe doch die Lippen Deines Mädchens,
Die ſich freuet, daß Du nicht mehr fern biſt,
Die ſich herzlich freuet Deiner Heimkehr!

«Liebes, himmliſches Geſchöpf!» rief Gindrich, und zog ſie feſt an ſeine Bruſt, und küßte ſie herzlich.

Im Nebenzimmer aber lauſchte Sarka, und ein Seufzer entſtieg ihrem Buſen, und erröthend, daß er vielleicht ihr Gefühl verrathen habe, hüllte ſie ſich tief in ihres Bettleins alabaſterweiße Decke. —

* * *

XVI.

Größere Freude hatte wohl nie auf dem Schloſſe Wiſchehrad geherrſcht, als nun, nachdem die drohenden Wolken des Krieges hinweggebannt waren, und die Sonne des Friedens und des Glückes über das Land und deſſen Herrſcherfamilie ihre reinſten Strahlen ergoß. Ein Band der Liebe wob ſich ja um die Herzen Aller. Udalrich und Bozzena genoſſen im Umgang ihrer geliebten Kinder den Frühling ihrer eignen Liebe noch einmal, Jaromir, von Allen hochgeehrt, ward auf das Liebevollſte gepflegt, der alte ſtumpfe Boleslav freute ſich auf den Tag, an welchem man ihm einen Urenkel in die ſchwachen Arme legen würde, und Brzetislav und Bozzena umfingen. Alle mit gleicher Liebe. Auch bei dem Polenkönig waren die Friedensbeſchlüſſe auf's Neue befeſtigt und verbrieft, und das Böhmerland freute ſich unter dem Doppelſcepter der Bruderherzoge, und blühte auf in unverkennbarem Wohlſtande.

Aber das Schickſal, das ſo oft ſeine Wetterwolken drohend niederhängen ließ über dem alten Fürſtenhaus, ruhte nimmer, aus ihnen ſeine Blitze herabzuſchmettern, ja es ſandte ſie ſogar aus heiterer Himmelshöhe.

Eines Tages wurde ein Handelsmann aus Griechenland gemeldet, der um Erlaubniß bat, ſeine Waaren darlegen zu dürfen vor den Herrſchaften, und es führte ihn ein Hofdiener in das Innere des Pallaſtes. Wundervolle Specereien, koſtbare, ſüßduftende Eſſenzen, legte er aus, Glaswaaren aus Venedig, Früchte aus Cypern, duftende Harze von den Inſeln des Archipels, Balſam von Mekka, Gemmen mit herrlichen Göttergeſtalten, und hundert ähnliche Seltenheiten in den fremdartigen Formen des Morgenlandes führte er mit. Unten im Hofe ſtand noch das Dromedar des Kaufherrn, und ſein Mohrenſclave lud ſchwere Ballen von dem Rücken des Thiers, und trug ſie hinauf in das fürſtliche Zimmer. Da breitete er aus vor den ſtaunenden Frauen Stoffe in allen Farben von Wolle und Seide, Decken und Teppiche mit eingewebter Malerei, hinreichend, um ganze Wände damit zu ſchmücken. Vieles verkaufte er, und unermüdet war er, ſeine Waaren zu preiſen. Ein kleines Käſtlein von Cedernholz erſchloß er, und man ſah darin kleine, glänzend geſchliffene Glasphiolen, deren Inhalt eine dickliche, braune Flüſſigkeit war.

«Dieſes iſt,» erklärte er, «der Wunderbalſam Maslak, der nur gewonnen wird im Orient, und vornehmlich in dem Lande Perſia; wer dieſes Balſams einen oder einige Tropfen genießt, etwa in einem kleinen Becher Meth oder auch in Wein, der wird voll Luſt und Fröhlichkeit, wäre er auch kurz zuvor bis zum Tode betrübt geweſen. Heitere Träume verſchafft er, und kräftigt die menſchliche Natur zu den Werken der Göttin von Paphos. Nur die Großen des Landes bedienen ſich ſeiner, und dürfen es; wäre kund geworden im Vaterlande, daß ich ihn ausgeführt, ſo war ich des Kopfes verluſtig. Dem ſchlafloſen Alter gibt er ruhigen Schlummer» —

«Mir dann, mir von dem Balſam,» lallte der alte Boleslav von ſeinem Seſſel her. «Mich flieht ja der Schlaf!»

«Und iſt Dein Balſam theuer, Freund Grieche?» fragte der Herzog Udalrich.

«Nicht zu theuer, ſehr erhabener Polyarchos,» antwortete der Kaufmann, ſich tief verneigend. «Nicht zu theuer iſt das göttliche Maslak im Verhältniß zu ſeinen Tugenden, und noch nannte ich ſie nicht alle. Denn wie es im Innern des Körpers eine heilſame Wirkung hervorbringt, das Leben geheimnißvoll erregend, und den Geiſt zu kühnen Bildern, zu erhabenen Gedanken hinreißt, wie es das Wachen heiter macht und den Schlaf ſüß, und ſogar prophetiſchen Geiſt eingiebt dem, der es genoſſen, ebenſo iſt es auch äuſſerlich von zaubervoller Wirkung. Sanft lindert es der Wunden brennende Schmerzen, heilt die Verletzungen, ja auch gegen das Uebel des Zahnwehs iſt es tauſendfach erprobt.»

«Dann möchte ich es wohl auch erproben,» ſagte Jutta mit einem lächelnden Liebesblick auf den Gemahl, und hielt die niedliche Hand an die etwas bleiche Wange.

«Wohl, wenn Ihr erlaubt, ſehr mächtiger Volksherrſcher,» fuhr der Handelsmann fort, «ſo verſuchen wir bei der erhabenen Frau des Balſams Wunderkraft, nur eines geringen Theilchens bedarf es, in dieſem Falle zu helfen.» Und er öffnete eine der feſtverſtopften Phiolen, und ein ſtarker betäubender Duft ſtieg empor; von Baumwolle drehte jener ein Küglein, und beſtrich es mit dem Glasſtöpſel des Gefäßes. «Dieß leget an oder in den ſchmerzenden Zahn,» ſprach er, indem er wieder ſich mit ſeinem Turban bis auf die Erde neigte, und Jutta das Küglein gab. Sie folgte dem Rath, und nach wenigen Augenblicken, während welchen ſie das ſchöne Geſicht ob dem unangenehmen Geſchmack etwas verzogen, ſagte ſie heiter: «Der Schmerz iſt hinweg.» Alle ſtaunten über die ſchnelle Wirkung.

«Die Großen und Reichen meines Vaterlandes,» nahm der Grieche wieder das Wort, «pflegen das himmliſche Maslak aus ſolchen Bechern zu genießen.» Bei dieſen Worten ſetzte er einen kleinen Kryſtallbecher vor Udalrich, von äuſſerſt ſeltener und kunſtvoller Arbeit. Der Bauch war geſchliffener Kryſtall, der Rand Gold, und die Mitte wieder Gold. Ebenſo der Fuß, aber in dem Stiel, der von hellem Glaſe war, ſtand eine alabaſterne, niedliche Nymphe, die hielt ein Fruchtkörbchen in die Höhe, ſo daß die Früchte in dem Boden des Bechers lagen.

«Dieſer Becher iſt der letzte, den ich habe, und es wird ſobald auch nie ein ähnlicher über meines Vaterlandes Grenzen kommen,» berichtete der Kaufmann. «Kein Fürſt Europa's beſitzt einen ſolchen Becher, auſſer jenem, der mein Vaterland beherrſcht.»

»Und wie iſt der Gebrauch des Bechers und Balſams?« fragte Udalrich.

»Um Schlaf hervorzubringen,« belehrte der Fremde, »bedarf es bei alten und ſchwächlichen Perſonen nur eines, bei andern zwei Tropfen; um aber den eigentlichen Hochgenuß, den das überirdiſche Maslak hervorzaubert, zu bewirken, bedarf es für einen Mann Eures Alters, ſehr vortrefflicher Archon, der Tropfen ſechs bis acht, die dem Wein, den man in dieſen Becher gegoſſen, zugemiſcht werden, und thut man beſonders wohl, wenn man nicht gleich nach dem Eintröpfeln trinkt, ſondern eine Weile wartet, bis die beiden Flüſſigkeiten ſich gemiſcht und vereinigt.

»Nun denn, ich will es verſuchen, wie viel begehrſt Du für Beides?« fragte Udalrich.

»Fünfzig Goldſtücke für den Becher, eben ſoviel für ein Gläslein des Balſams,« war die Antwort.

»Das iſt viel,« bemerkte Bozzena; »und

wird auch Dein Arzt, mein Gemahl, den Gebrauch dieſer Arznei gut heißen?»

«Die Aerzte dieſer Lande, allerdurchlauchtigſte Herrſcherin,» bemerkte der Kaufmann, «kennen gar nicht die Kraft des Königs aller Medicamente, des unvergleichlichen Maslak, und können nichts darüber ſagen, als daß ſie es vielleicht mit einem andern orientaliſchen Balſam verwechſeln.»

Der Kaufmann erhielt ſein Gold für all das Schöne und Seltene, was er verkauft, packte ſeine Waaren ein, dankte mit kriechender Höflichkeit, und verließ den Hof, unten beſtieg er ſein Thier, das der Mohr führte, und ritt von dannen. Nicht in die Stadt hinein wurde das Dromedar gelenkt, ſondern um den Schloßberg herum, auf die Straße nach Gryhlow, ſeitwärts des Stromes hinauf; ehe ſie aber noch Modrzany erreichten, ſchlugen die Fremden ſich links, durch Wälder und über Berge, wieder nordöſtlich, bis ſie ſich in einem dichten, undurchdringlichen Wald, der an das Potanlathal ſtieß, befanden.

Dort an einer Felſenſchlucht luden ſie eilig das Thier ab, und der Kaufmann ſtach es mit ſeinem Dolch, daß es zuſammenknickte, und ein Tritt des Mohren ſtieß es hinab in die Felskluft.

«Nicht ſchlafen können, iſt große Pein,» klagte Boleslav: «gebt Eurem alten Vater Schlaf, meine Söhne.»

Und dem Wunſche des Vaters gehorſam, träufelte Udalrich mit eigner Hand zwei Tropfen in den Mundbecher Boleslav's, und gierig ſchlürfte dieſer ihn leer.

«Nun will auch ich die Probe machen,» ſprach der Herzog, indem er den kleinen Becher mit Wein füllte, und ſechs Tropfen des Maslak hineinzählte. «So, nun ſteht und vereinigt euch, ihr zauberkräftigen Flüſſigkeiten,» ſagte er, indem er den Becher wieder auf die Tafel ſetzte.

Die ſtarren Züge des alten Boleslav begannen, ſich zu beleben. Er lächelte heiter. «O wie wohl und wonnig wird mir! Feuer und Kraft ſtrömt durch die Adern. Ich fühle mich leicht und frei. Horch, ſchmettern nicht Jagdhörner durch den Forſt, oder ſind es kriegeriſche Trompeten? Gebt mir ein Schwert, meine Söhne! Nein, laßt nur — ich träume, o ich träume ſüß — laßt mich ruhen und — ſchlummern — ja, ich ſehe Dich — Czemislawa, und Dich — Libuſ—ſa.» Er entſchlummerte ſanft.

«Die Kraft des edlen Maslak bewährt ſich,» rief Udalrich; «nun denn, wer koſtet mit? Willſt Du, Bozzena? Du, Jutta? Du Brzetislav?»

«Dieſes Getränk iſt nicht für Frauen,» ſagte die Herzogin. «Ich danke für meine Gemahlin und mich, lieber Vater,» antwortete Brzetislav. «Wir bedürfen zum Frohſeyn dieſes künſtlichen Feuers, dieſer Begeiſterung nicht. Wohl belomme Dir der Trank!» Er verließ mit Jutta das Zimmer, und Udalrich trank.

«O weh, wo ſind die ſchönen Früchte in dem Becher?» fragte er, und ließ Bozzenen hinein ſchauen, in dem, mit den letzten

Tropfen vermiſcht, ein weißer Bodenſatz ſchwamm.

«Sie haben ſich aufgelöst, es wird doch nicht ſchaden?» antwortete ſie beſorgt.

«Sie beſtanden wohl nur aus Zucker, denn ſüß und wunderlich war der Geſchmack des Trankes. Ich glaube die Wirkung beginnt ſchon,» fuhr Udalrich fort. «Mir wird ganz eigen zu Muthe. — Was iſt das?» — Er hielt ſich an dem Tiſch, ſeine Kniee zitterten. Todtenbläſſe überzog ſein Geſicht.

«Allmächtiger Gott!» ſchrie Bozzena. «Was fehlt Dir, mein Gemahl?»

«Hu! wüthender Schmerz nagt mir an den Eingeweiden, und mir ſchwindelt.» Er wankte nach einem Stuhl.

«Hülfe! Hülfe!» rief die Herzogin, von der bängſten Ahnung erſchreckt. «Hülfe! Hülfe!» Und die Dienerſchaft ſtürzte in das Zimmer. «Den Arzt, alle Aerzte Prags herauf!» ſchrie Bozzena, und Udalrich ſtieß einen lauten, fürchterlichen Schrei aus. «Ich bin vergiftet!» wimmerte er, in ſich ſchmerzvoll zuſammengekrümmt.

Wildes, wirres Getümmel erfüllte bald den Wiſchehrad. Schreck und Entſetzen malte ſich auf allen Geſichtern. Der Arzt, vom Zuſammenhang in geflügelten Worten unterrichtet, trat ein. Schnell beroch er den Balſam, und prüfte mit der Zunge die Neige im Becher. »O unglückſeliger Tag! o gottverfluchter Verrath!« brach er aus. »Doppeltes Gift, das betäubende Opium und den ätzenden Arſenik! O warum fragtet Ihr mich nicht, ehe Ihr tranket?«

Vergebens wendete er ſeine Kunſt an. Starr blickte ſchon Udalrich, konvulſiviſch zitterten ſeine Glieder. Die Augen traten ſchrecklich hervor, und die Sprache war ihm benommen.

Von heftigen Krämpfen befallen, lag Bozena. Brzetislav und Jutta jammerten laut, die Dienerſchaft lag heulend und betend auf den Knieen. Helikardus, Sever und Iſo beteten, und waren tröſtend um die Herzogfamilie bemüht, und bei all dieſem entſetzlichen Jammer ſaß Boleslav's Marmorbild feſtſchlafend in ſeinem

Purpurſeſſel, und über dem tiefgefurchten Geſicht lag Ruhe, und den Mund umſpielte ein heiteres Lächeln.

Nach allen Seiten hin, vornehmlich aber auf dem Weg nach Gyhlow zu ſprengten die treuen Freunde und Vaſallen auf den ſchnellſten Roſſen, um den verrätheriſchen Griechen zu fangen, aber unbelohnt blieb ihre Mühe und der Eifer. Der Kaufmann war mit ſeinem Sklaven und ſeinem Thier ſpurlos verſchwunden.

Udalrich hatte ausgekämpft den letzten ſchmerzvollen Kampf. Entſtellt und ſchrecklich anzuſehen lag die fürſtliche Leiche da. Das Geſchrei der Verzweiflung, des troſtloſeſten Jammers rief Boleslav aus dem Schlummer der Betäubung wach. Lange währte es, ehe der Aufgeſchreckte die entſetzliche Kunde faßte. Endlich ward es ihm ſchrecklich klar.

»Mein Sohn todt? Mein Sohn vergiftet?« ſchrie er mit der letzten Kraft: »O ſo verſchlinge mich, Erde! Brich, Vaterherz! Der Pfeil traf nicht die Augen nur, er traf das

Leben!» Sinnlos ſtürzte der Greis, der ſich von ſeinem Seſſel erhoben hatte, zu Boden, als ſchmettre der Strahl des Himmels ihn nieder, und um zwei Leichen floſſen die Thränen des Landes.

«Gut geſpielt, Edenko,» rief der Kaufmann dem Mohrenſklaven zu, als das Dromedar mit dumpfem Getöſe durch brechendes Gebüſch in die Schlucht ſtürzte, und zog aus einem Waarenballen andere Kleider, in die ſich Beide ſchnell warfen, die vorige Tracht aber in den Ballen packten, und Alles, was das Kameel getragen, in eine kleine Höhlung im Felſen verbargen. — Sie ſtanden, nachdem ſie jenen Ort verlaſſen und die Potanka überſchritten hatten, auf einem Berge, von welchem ſie nach Wrſchowetz hinabſchauten.

«Wollen wir hinunter, Schiba?» fragte Edenko: «und die Nacht, die bald einbrechen wird, dort zubringen?»

«Ich möchte mein Geſicht nicht gern da unten am Tage ſehen laſſen,» antwortete

Schiba. »Sehe, was iſt das? Ein Trupp Reiter ſprengt über die Ebene. Sie theilen ſich, ſie fragen die Bauern, die dort ackern: Sollte er ſchon hinüber ſeyn?«

»Horch!« fiel Cdenko ein. »Sind das nicht die Glocken Prags? Verlaſſen nicht die Bauern voll Beſtürzung ihr Feld? Sammelt ſich dort bei Ruſle nicht ein Haufe Volks? Es iſt geſchehn.«

Grimmig lachte Schiba auf. »Segnen Dir die Schwarzgötter den Trank, Böhmenherzog! Als ich Dich zu mir lud auf meine Burg Strzizkow, da trauteſt Du nicht, weil ich ein Wrſch war, da ſagteſt Du: »»Das iſt eine kühne Maus, die der Katze ins Ohr niest, lieber Schiba, ich kann nicht kommen. Der Rabe badet ſich oft und wird doch nicht weiß.««

»Da kochte in mir heiße Rache, aber ich verbarg ſie, und diente Dir treu, weil andre Ketten mich an Deinen Hof feſſelten; ſie ſind geſprengt, ich bin frei, und haſt Du bei mir den Freundesbecher verſchmäht, ſo hab ich bei Dir den Feindesbecher gewürzt, und ich denke, der Ohm wird mit mir zufrieden ſeyn.»

«Es kommen der Reiter mehr,» ſagte Cdenko, ſcharf hinunterblickend; «ſie ſchwärmen um Wrſchowetz herum, als witterten ſie dort den Fuchsbau. Jetzt dürfen wir uns freilich nicht ſehen laſſen.»

«Komm denn, nach Strzizkow, daß wir es noch vor Nacht erreichen,» gebot Schiba, und ſie ſtiegen die Anhöhe wieder hinunter, hielten ſich längs dem jetzigen Czislaberg, ließen Malleſchitz zur Rechten, und eilten, wie die Dämmerung ſchon angebrochen war, über die Ebene, ließen links den alten Libin, und ſtanden erſchöpft von dem anhaltenden Marſch vor der Burg Strzizkow, die, beſſer erhalten, wie Wrſchowetz, einen bequemen Zufluchtsort darbot.

«Gelungen!» jauchzte Schiba, als er mit Cdenko in das Zimmer trat, in welchem der alte Wrſch ſie begrüßte.

«Gelungen?» fragte Wrſch raſch, und ſeine Augen flammten. «Was?»

«Ich habe dem Herzog den Giftbecher verkauft, und ihm das göttliche Maslak hineingeträufelt," berichtete Schiba hohnlachend.

"Wie, und er trank? dieſe plumpe Liſt wäre Dir gelungen, während ich Jahrelang mich gemüht, ihm nahe zu kommen?" rief Wrſch voll Verwunderung aus.

"Vermuthlich trank er, denn wir ſahen Reiter umherſprengen, und hörten Trauergeläute von den Thürmen Prags. Mich dünkt —"

Schiba wurde durch Boroslav unterbrochen, der haſtig in das Zimmer trat.

"Du hier? Bruder! rette Dich, fliehe Oheim, fliehe Cdenko, ſie werden bald genug da ſeyn und hier Hausſuchung nach uns halten. Udalrich iſt todt, Boleslav iſt todt, das war ein Meiſterſtreich, Bruder! Aber fort, eilig fort."

"Auch Boleslav?" riefen Kochan und Schiba. "Zwei auf einen Streich."

"Ja doch, ja, eilt nur!" trieb Boroslav, und die Verbündeten entfernten ſich in einen Schlupfwinkel, wo kein Auge ſie ſuchte, und ſpannen dort weiter den Faden vielfachen Unheils.

Und es waren wieder in des Schloſſes ruſſigem, von Marmorpfeilern geſtütztem Krönungsſaale des Böhmerlandes Edle und die Stände verſammelt, alle gekleidet in die Farbe der Trauer, und hierher berufen vom Herzog Jaromir. Udalrichs ſchneller Tod, von deſſen Urſache nur ungewiſſe Gerüchte umherliefen, hatte Aller Herzen ergriffen, und des Landes Hoffnungen ruhten nun auf dem tapfern Herzogsſohn, denn man verſprach ſich wenig von der Regentſchaft des blinden Jaromir, den nie ein kühner Geiſt beſeelt hatte. Unter den Wladyken, die von nah und fern herbeigekommen waren, befand ſich aber noch mancher Uebelwollende, dem Geſchlecht der Wrſch durch Geburt oder Geſinnung verwandt. Stiller und ſtiller wurde es in der zahlreichen Verſammlung, je mehr der Augenblick kam, an welchem der Herzog erſcheinen würde. Endlich wurden die hohen Thüren aufgeriſſen, und geführt von dem Ban Howora, an der Hand haltend den geliebten Neffen, trat Jaromir ein. Mitleid und tiefe Wehmuth ergriff alle

Anweſenden, wie ſie des blinden Mannes gebeugte Geſtalt gewahrten; ſo hatte einſt Boleslav mit Jaromir vor ihnen geſtanden, und dem Regiment entſagt, und heute ſollte ſich, ſo ſchien es, jene Scene wiederholen, die ſo ganz geeignet war, traurige Betrachtungen über die Hinfälligkeit irdiſcher Größe in den Gemüthern zu erwecken. Jaromir war ein guter Regent, wenn auch die Schwäche, nicht böſe handeln zu können, nicht als Verdienſt zu betrachten iſt, aber Jahrelange Leiden hatten noch mehr ſeinen Geiſt geſtumpft, ſeine Herrſchaft war, ſeit der Bruder ihm wieder das grauſam geraubte Recht eingeräumt, eine Schattenherrſchaft geweſen, und dieß zu fühlen, ſah er noch hell genug.

Vor den Thronſeſſel ließ er ſich leiten von Brzetislav, und winkte mit der Hand, und redete die Verſammlung an: »Wladyken und Edle, Bürger und Landleute, meines Volkes getreue Stände, mein geliebtes Volk der Böhmen. Die Hand des Herrn hat Euch den Vater, mir den theuern Bruder genommen, ein blühender Aſt iſt geſunken von dem alten Stamme Krocks. Aber wenn wir mit gerechtem Schmerz den uns ſo früh und ſchnell Entriſſenen beweinen, und unſere Thränen ihm nachſenden, ſo laßt uns hoffnungsvolle Blicke richten auf einen friſchgrünenden Zweig des alten Baumes. Meine Nacht wird immer düſtrer, ich kann nicht führen mit der ſchwachen Hand das Ruder des Staats, ich kann nicht wachen für das Wohl des Landes, denn meine Augen ſind mir geſchloſſen; ich kann nicht wandeln den Pfad des Herrſchers, denn mein Weg iſt dunkel und lichtlos. Meine Böhmen! blickt auf dieſen Jüngling. Es iſt der Sohn meines Bruders, der Sohn Eures Herzogs, es iſt der geborne Erbe des alten Thrones. Meine Böhmen! Sehet hier in Brzetislav Euern Herzog! Ich entſage hiermit feierlich meiner Würde, und gebe ſie ihm, auf ſein geliebtes Haupt lege ich meine Krone!»

Lautes Geſchrei des Jubels und des Beifalls erfüllte den Saal, und wie es ſchwieg und verhallt war, fuhr Jaromir fort: »Brzetislav wird Euch ein ſo liebevoller Regent und Vater ſeyn, wie mein Vater, wie mein Bruder, wie ich es waren. Sein Arm iſt kräftig und tapfer, davon hat er in Mähren ein glänzendes Zeugniß gegeben und ſein Herz hängt an ſeinem Vaterlande, er wird, wenn es Noth thut, das Schwert ſo tapfer führen, wie das Scepter weiſe, wenn die Segnungen des Friedens auf Böhmen ruhen.

«Und Ihr, edle Vaſallen, getreue Stände,» fuhr Jaromir fort: «ſeyd einig unter Euch ſelbſt, dann könnt Ihr jedem äußern Feind mit leichter Mühe begegnen und ihn zurückweiſen. Haltet treu an Eurem Herzog, Euer Arm ſey ſeinem Schutz geweiht, und dem Schutze des Vaterlandes.

«Und Du mein Neffe,» wandte ſich Jaromir an Brzetislav; «ſey Deinem Lande ein weiſer Regent, ein milder Herrſcher, ein liebevoller Vater. Hüte Dich für falſchen Freunden, denn nicht alle meinen es treu mit uns, mein Brzetislav. Ein heimtückiſches rachſüchtiges Geſchlecht ſinnt raſtlos auf unſern Untergang; nicht zu nennen brauche ich es Dir, nicht zu nennen der ehrenwerthen Verſammlung. Es iſt kein Geheimniß mehr, durch weſſen verruchte Verlockung Dein Großvater ſeines Geſichtes beraubt wurde, es iſt nicht verborgen geblieben, wer an mich ſelbſt ſeine hochverrätheriſche Hand legte. Nicht der Worte bedarf es gegen ſie zu zeugen; ſiehe meine erloſchenen Augen an, oder vielmehr die verſchloſſene Stelle, wo einſt meine Augen waren, und denke, daß Einer von ihnen es war, durch deſſen teufliſche Ränke mir die Sehekraft geraubt wurde. Die Jahre, die ich gefangen in der Einſamkeit eines alten Schloſſes zugebracht, und der Kummer haben meine Haare vor der Zeit grau gemacht, und mein edles himmliſches Weib wandelte noch unter uns, hätte nie einer des Namens Wrſch gelebt, und geſtrebt nach der Vollſtreckung einer unſinnigen und gottloſen Rache, die durch Jahrhunderte vom Vater auf den Sohn vererbt wird. Und die ſchnellen Todesfälle, die uns beugen, weſſen Hand könnte es anders ſeyn, die ſie herbeigeführt, als die eines fluchbeladenen Hochverräthers und Meuchelmörders? Genug, vor ihnen hüte Dich, vor ihnen warne ich Dich, und Alle, die es treu meinen mit dem angeſtammten Regenten! Und ſo ſey glücklich, mein Brzetiſlav, und wer denkt, wie ich, der rufe mir nach: «Heil Brzetiſlav, dem Herzog von Böhmen!»

Und ein brauſendes Echo erhob ſeine Stimme, wie Donnertoſen, und rief Brzetiſlav Heil, aber in einige Herzen war aus Jaromir's Mund ein ſchneidender Dolch gefahren, und ehe noch den Bewohnern Prags die Wahl des neuen Herzogs bekannt wurde, ritt ſchon auf ſchnellem Renner Einer, der anweſend geweſen war in der Verſammlung, der alten Burg Strzizkow zu.

Es war am Abend des vierten Novembers 1037, als die beiden Freundinnen, Ludomira Howora und Sarka Leſkow in dem Zimmer der Erſtern beiſammen ſaßen und traulicher Geſpräche pflogen.

«Habe ich Dir es nicht prophezeit,» ſcherzte

Ludomira: «daß die Liebe bei Dir auch noch kommen würde? Ob Du Dir es auch ſelbſt verhehlen möchteſt, dieſe unbewußten Seufzer, dieſe unruhigen Blicke, dieſe Augen voll Thränen, das ſind die Verräther Deines Herzens, meine Sarka.»

«Du mußt viele Erfahrung gemacht haben,» lächelte Sarka, «daß Du meine Gefühle ſo richtig zu deuten glaubſt, und einen ſcharfen Blick.» — Und wieder ſeufzte ſie verſtohlen.

Es entſtand eine Pauſe im Geſpräch, keine der beiden Jungfrauen redete, ſie ſchienen in Nachdenken verſunken über die geheimnißvolle Macht, die das Menſchenherz beherrſcht in der Blüthenzeit des Lebens, die es ſo übermächtig zu andern Herzen hinzieht, ohne daß es ſich zu enträthſeln vermag, warum gerade zu dieſem Einen? Warum nicht zu Vielen zugleich, warum nicht, wenn doch einmal ſtattfinden ſoll dieſe Anziehung, nicht eben ſo zu jedem Andern hin? — als leiſe Tritte nahten, und Ludomira's Bruder, Giry, mit dem Geliebten des holden Mädchens, ſeinem Freunde Gindrich, hereintrat.

«Wir ſtören Euch doch nicht?» fragte der Letztere, und ſandte Ludomiren einen jener ſtrahlenden Blicke zu, die bei jungen Liebenden die Verkündiger ihres zärtlichen Einverſtändniſſes ſind.

«Ihr ſeyd willkommen,» liſpelte Ludomira, und wie ihr Blick an Sarka's Antlitz vorüberſtreifte, bemerkte ſie, daß es von hohem Erröthen überflammt war.

Gindrich war Ludomiren näher getreten und koſete mit ihr im heimlichen Geflüſter.

«Wäre das Roth, das Deine Wangen mehr als gewöhnlich ſchmückt, ſchöne Sarka,» redete Giry dieſe an: «ein Zeichen Deines Unwillens über unſer Hereinkommen, dann wollten wir gleich, wenigſtens ich, wieder gehen.»

«Das ſollſt Du nicht, Giry,» antwortete ſie, und Stolz und Verlegenheit kämpften in ihr um die Oberhand. «Ich kann nicht darüber unwillig ſeyn, wenn Du Deine Schweſter zu beſuchen kommſt.»

«Und wenn ich käme, das Vergnügen Dei

ner Gegenwart zu theilen? Wenn es mir nun Freude gewährte, bei Dir zu ſeyn, mit Dir zu reden,» fragte er forſchend.

«Du ſpotteſt, Howora,» erwiederte ſie, noch mehr erglühend. «Mein Geſpräch iſt zu unbedeutend, um Dir gefallen zu können, ich bin — ich habe — »

«Du biſt hold, wie ein Himmelsbewohner, Du haſt Reize, die mein Herz entzücken, ich bin Dir gut, Sarka, laß mich immer mit Dir reden,» fuhr Giry fort.

Ueberraſcht ſtand die Jungfrau. Des Jünglings männliche Schönheit, ſein Muth und ſeine Tapferkeit, ſein untadelhafter Wandel hatten ihr Herz, das ſo lange allen zärtlichen Regungen verſchloſſen geweſen war, ihm ſtill geneigt gemacht, und ſeine Liebe war der Gegenſtand ihrer heimlichen Wünſche geworden, die ſie ſich ſelbſt kaum zu geſtehen wagte. Und wie durch ein Wunder ſtand er nun plötzlich vor ihr, werbend um ihre Gunſt mit ſchmeichelnder Rede, und ſeine Blicke flehten Erwiederung ſeiner Neigung.

Sie vermochte nicht zu antworten, ihr Blick ſuchte Ludomira, und fand ſie von Gindrich's Armen umſtrickt, ihre Wange an der ſeinen, heimlich ſprechend, und nicht Acht habend auf ihre innere Bewegung. Schamhaft ſchlug ſie die ſchönen Augen nieder, und ſchwieg, und Giry bog ſich, ſie zart umfangend, und ſeine Lippen ſuchten die ihrigen.

Gindrich und Ludomira ſtanden in einer Fenſterbrüſtung, durch welche man hinunterſchaute auf den öden Felſen, der ſeines geringen Schmuckes von Blumen nun vollends entbehrte, und in die dumpf heraufrauſchende Muldawa, und über dieſe hinaus auf die Ebenen und Berge, die dem Schloß und der Stadt weſtlich lagen.

Der Abend war düſter und nebelig, wie ſie nicht ſelten den Tagen des Spätherbſtes folgen, der Mond ſchien zwar, aber er barg ſeinen vollen Schein hinter eine einförmige Wolkendecke, die den ganzen Horizont einnahm, und nur geizig dem bleichen Schimmer des ſanfteſten Lichtes einen Durchgang gewährte.

Nicht allzuweit von dem Zimmer, in welchem die Liebenden ſich befanden, gipfelte ſich jener Tannenbaum empor, und wurde von dieſem aus ſehr deutlich geſehen. Zufällig wandten ſich einmal Gindrich's Augen hinweg von dem Gegenſtand ihrer liebſten Betrachtung, und ihre Blicke fielen hinab, und auf den Stamm der rauſchenden Rieſentanne. Da entgieng dem ſcharfen Geſicht Berkow's nicht, daß ein dunkler Körper an dem Stamme hänge, wie ein Anwuchs, und daß dieſer Körper ſich bewege, aufwärts ſteige und in dem dichten Gezweig bald unſichtbar wurde. «Giry!» rief er halblaut dem Freunde zu, der nun mit der lieblichen Sarka der Liebe trauliches und freundliches Geflüſter unterhielt: «Giry, ich ſehe einen Mann auf die Tanne ſteigen, von welcher der Wrſch den Schuß in des Herzogs Zimmer gewagt!»

«Dann hinab,» ſprach Howora; «ſicher eine neue Verrätherei. Lebe wohl, mein himmliſches Mädchen!»

»Lebe wohl, Ludomira!« ſprach Berkow ſchnell entſchloſſen, und beide Jünglinge küßten herzlich die Geliebten, und eilten raſchen Trittes hinunter, wo die Knechte wohnten.

»Wir müſſen vorſichtig ſeyn, und alles Waffengeräuſch vermeiden,« ſprach Girv im Gehen.

»Wir hätten von oben umherblicken ſollen, ob wir noch mehrere dieſer Nachtgeiſter erblickt hätten, auf jeden Fall wird eine tüchtige Bewaffnung Noth thun,« ſetzte Gindrich hinzu.

Sie eilten daher erſt in ihr Zimmer, hingen die Schwerter um, ſetzten Stahlhauben auf, und verſahen ſich mit langen Dolchen, tauſchten auch das leichte Hofkleid mit ledernen Wämſern, die noch überdieß ein eiſerner Bruſtharniſch ſchützte, und ſo gerüſtet gingen ſie, ohne Geräuſch und ohne einen Knecht zu rufen, durch ein Pförtchen in den Schloßgarten, den ſie durcheilten, und ſich da, wo er aufhörte, und man in geringer Entfernung die Tanne ſah, hinter einem Taxusſtrauch verbargen.

Rings war Alles ſtill, der Strom floß ruhig, der Nebel, der ſich zu Tropfen verdichtete, fiel auf das welke Laub und die fahlwerdenden Gräſer, die Gegend und die unfernen Berge waren eingehüllt in den Duft, und kein menſchliches Weſen ſchien im weiten Umkreis ſich zu bewegen.

«Wir müſſen unter den Baum,» flüſterte Gindrich, «ſonſt entſpringt er nach der entgegengeſetzten Seite.

Wie ſie hinſchleichen wollten, ſahen ſie, daß ein Aſt der Tanne ſich ſtark bewegte, und zwar der höchſten einer, und mit unerhörter Kühnheit rutſchte ein Menſch auf demſelben ſo nieder, daß er bald auf einem Vorſprung des Felſens ſtand, oben in ſchwindelnder Höhe, und ſie ſahen durch den Nebel, daß jener den Aſt an ein kleines Vogelbeerbäumchen band, welches dort oben gewurzelt hatte, damit er nicht zurückſchnelle. «Bleibe hier und beobachte,» ſprach Gindrich, «ich will unter den Baum,» und er ſchlich ſich leiſe hin, was der in der Höhe Beſchäftigte nicht mehr gewahren konnte. **Giry** ſah, wie der Waghals an der ſenkrechten Felswand noch höher emporſtieg, und dann auf einmal dem Auge um eine Ecke, welche die Mauer dort bildete, entſchwand.

Es war aber hinter jener Ecke ein rundes Thürmchen angebracht, welches nach unten offen war, und zum Gebrauche der menſchlichen Nothdurft diente. Durch das Fenſter dieſes Thürmchens ſchimmerte jetzt Licht, und der Kletterer nahm eine Armbruſt vom Rücken, ließ einen ſchweren Bolzen von Eiſen mit einer Wiederhackenſpitze hineinrollen, und ſtellte ſich, hinaufzielend, unter die Oeffnung.

Die Sehne war abgeſchnellt; die Lauſchenden unten hörten einen dumpfen Schrei aus der Höhe, und glaubten, der Kletterer ſey ausgeglitten auf dem ſchlüpfrigen Geſtein, und werde herabſtürzen, aber gleich darauf ſah ihn **Giry** um die Ecke kommen, und mit großer Behendigkeit ſeiner ſchwebenden Baumleiter zueilen, und ſie ungeſäumt beſteigen, worauf Giry ſelbſt zu dem Freunde an den Baum eilte.

«Das war ein böſer Ruf, der vorhin die Luft erfüllte,» ſprach Gindrich leiſe. «Wenn nur nicht eine Menſchenſeele mit ihm davon geflogen iſt.»

Jetzt rauſchte und krachte es über ihnen, eilig ſtieg der Unbekannte nieder, und rutſchte am Stamme vollends herab. Ehe er noch den Boden berührte, fühlte er ſich ſchon gepackt, niedergeriſſen, ſah einen blitzenden Dolch über ſeiner Bruſt, und ſich des ſeinen, wie der Armbruſt und des Bolzenſackes beraubt. Auf die Bruſt kniete ihm Gindrich, und feſſelte ſeine Hände. Es war ein kleiner unanſehnlicher Bauer.

«Barmherzigkeit!» ſtöhnte er: «liebe Herren, laßt mich frei, um Gotteswillen. Was wollt Ihr denn von mir? — Ich bin ein armer Bauer, ich wollte mir eine Eule fangen da oben, ein Geierneſt ausnehmen, gute Herren, laßt mich los!»

«Schurke, Diebeseule, legen Deine Geier im Wintermond?» höhnte Giry. «Angepackt, Gindrich, daß wir den Hund zur Beichte bringen, was er da oben gemacht hat!»

«Laßt Euch erflehen, werthe Herren!» bettelte der Bauer, «ich muß nach Hauſe zu meinem Weibe!» — Vergebens, die Jünglinge ſchleppten ihn nach der Pforte. Tumult und Geſchrei erfüllte das Schloß, und die Schreckenskunde ſcholl ihnen entgegen: «Jaromir iſt von unten auf meuchleriſche Weiſe erſchoſſen!»

«Hier iſt der Schütze!» riefen ſie laut, und wie mit Lichtern und Fackeln Alles herbeiſtrömte, erkannten die alten Knechte in dem Geſicht des Bauern Edenko's verhaßte Züge. —

XVII.

Jaromir's Leichnam ruhte. War es doch, als ſollten die Trauerfahnen fort und fort düſter wehen von den Zinnen des Reklanthurmes, in deſſen Tiefe, jedem Lichtſtrahl unzugänglich, Ebenko gefangen gehalten wurde; doch ob auch eine zürnende Gottheit ihre Ruthe zu ſtrecken ſchien über Böhmens Fürſtenhaus, ob auch einer nach dem andern von den gekrönten Herrſchern hinabſank in die Welt der Schatten, neben den Särgen pflanzte Hoffnung ihren grünenden Stab, nicht verwaiſen ſollte der alte Thron, neue Blüthen entkeimten dem Baume, von dem der Wetterſchlag eines feindlichen Geſchickes die älteſten Zweige geſtürzt. —

Die Hoffnungen des ganzen Böhmerlandes erfüllten ſich. Jutta gebar einen männlichen Erben, dem Biſchoff Iſo in der heiligen Taufe den Namen Spitigneus beilegen mußte. —

Hart gefeſſelt ſaß Edenko in ſeinem Kerker. Noch hatte er fortwährend geläugnet, daß er Edenko ſey, und daß ſein Schuß ein abſichtlicher geweſen, um eines Menſchen Leben zu gefährden. Eine Eule, erzählte er, ſey in das Thürmchen geflogen, nach ihr habe er den Bolzen verſendet. Und ſo fuhr er fort, durch ein Gewebe von Lügen die zu verwirren, die ihn fragten, da befahl der Herzog, zornig über den freveln Mörder, durch die Folter ihm das Geſtändniß zu entreiſſen.

Er wurde in das Gemach geführt, das zu dieſer grauſamen Handlung beſtimmt war. Mit verächtlichem Trotz blickte er auf das mannigfaltige Geräth, dazu beſtimmt, ihn zu martern. Ueber einem ſtarken Kohlenfeuer hing ein Keſſel voll ſiedenden Oels, in dem Feuer glühten Stahlſpitzen und Widerhacken;

Schraubenſtöcke und Maſchinen, die Glieder auseinander zu dehnen, ſtanden umher, und blutgierige Henkersknechte waren beſchäftigt, Alles zuzurüſten zum alsbaldigen Gebrauch. Gegenwärtig waren einige Richter, ein Arzt, und die, die den Mörder gefangen hatten, Berkow und Howora.

Die Marter begann. Die Finger des Gefangenen wurden einzeln in Schrauben geſpannt, und dieſe nun feſter und feſter gedreht, bis die Fingerſpitzen blau wurden, und das Blut unter den Nägeln hervorſprützte. Edenko biß die Zähne zuſammen, ſchoß wüthende Blicke auf ſeine Peiniger und ſchwieg.

Man ließ nach, und reichte ihm einen Becher mit Meth, er trank nicht.

Nach einer Weile holten die Henker die glühenden Spitzeiſen, und ſtießen ſie in die Arme und Beine Edenko's; bei jedesmaligem Herausziehen wurde ein Stück Fleiſch mit herausgeriſſen, und das Blut floß in Strömen am Körper des Unglücklichen nieder. »Bekenne, Edenko,« mahnte einer der Richter: »bekenne, wer Dich gedungen hat zu dem Mord. Zwinge uns nicht, Deine Qual zu mehren.«

»Weidet Euch immer daran, ich weiß, es macht Euch Vergnügen, ich habe nichts zu bekennen. Ihr martert einen Unſchuldigen,« antwortete Edenko.

Da rieben die Knechte Pfeffer und Salz in ſeine blutenden Wunden, und er verzog ſchmerzlich ſeine Mienen, ohne aber den Mund zur Klage oder zum Geſtändniß zu öffnen.

Und wieder verging eine Pauſe der Ruhe, dann führten ſie Edenko zu einem Stuhl, und zwangen ihn, ſich darauf zu ſetzen. Er hatte es kaum gethan, ſo fuhren durch den Druck mehr den hundert Stacheln empor, und wie der Verwundete aufſtehen wollte, drückten ihn ſeine Henker gewaltſam darauf nieder.

»Du wirſt nicht von dieſem Stuhle aufſtehen, bis Du bekannt haſt,« ſprach der Richter ernſt.

»Wohl, ſo werde ich ſitzen bleiben müſſen,« erwiederte Edenko, ſeinen Schmerz verbeiſſend, «denn ich habe nichts zu bekennen.» Ein Knecht trug den Keſſel mit dem heiſſen Oel an ihm vorüber, und hinaus. Nicht lange währte es, ſo fiel aus einem Röhrlein in der Decke ein Tropfen auf Sdenko's Scheidel, und noch einer, und immer mehrere, da ſchrie er laut auf im ungeheuren Schmerz.

«Bekenne!» donnerte der älteſte der Richter, und ſchneller fielen die heißen Oeltropfen, und es hoben ſich Brandblaſen auf der Kopfhaut, und die Haare fielen aus. Einer Ohnmacht nahe und dem Wahnſinn war der Gefolterte, und der Arzt gebot Einhalt.

«Tödtet mich!» flehte der Unglückliche. «Tödtet mich, aber martert mich nicht länger. Was frommt Euch ein Bekenntniß, das Schmerz mir erpreßt? Ich will lieber ſterben, als länger leiden.»

«Du ſollſt nicht ſterben. Das Leben ſoll Dir geſchenkt ſeyn, wenn Du den nennſt, der Dich gedungen, und deſſen verruchte Hand wir ahnen,» redeten ihm die Richter zu.

Er ſchwieg. Und jene winkten Erneuung der Qual.

Die Henker ergriffen den Gefeſſelten, ſpannten ihm Hände und Füße weit aus an eine radähnliche Maſchine, wie ein Andreaskreuz, und wie er ſo daran ſchwebte, begann es ſich zu bewegen und zu knarren, und im Anfang langſamen, dann immer ſchnellern Umſchwung wurde es gedreht, bis er laut ſchrie: «Haltet ein! Haltet ein! Ich will bekennen!»

Das Rad wurde gehemmt in ſeinen ſchwingenden Wirbeln, Edenko ſchnappte nach Luft. Der Arzt hielt ihm einen ſtärkenden Balſam an den Mund, und er wurde abgenommen.

«Nun Edenko, ſprich!» gebot der Richter, «Du retteſt Dein Leben, und endeſt die Martern.»

Nun denn, ſo rächt euch nur immer, ihr finſtern Mächte, bei denen ich geſchworen,» ſprach der Gequälte: «teufliſcher könnt ihr doch nicht wüthen; ich breche den Eid — es gebot mir den Schuß der, der Euch, Ihr Herren, längſt bekannt iſt — Kochan Wrſch.»

Ein hoher Preis war geſetzt auf den Kopf
es Verräthers, einen noch höheren ſollten
e erhalten, die ihn gefangen lieferten auf
ie Herzogsburg. Wie ein gejagtes Wild
ußte ſich der Mann verbergen, der einſt
er Liebling und Vertraute zweier Herzoge
nd eines Königs geweſen war, vor deſſen
Zorn und Rache Tauſende gezittert hatten.
Eine blutige Geißel war er dem Lande ge-
veſen, und ſein Name wurde nie ohne Ver-
vünſchung genannt. Ganze Schaaren waren
ufgeboten, oder hatten ſich freiwillig ge-
unden, Kochan Wrſch zu fangen, und
en Preis zu verdienen, und nur ein Hin-
derniß ſtellte ſich ihrem Willen und ihren
eifrigen Bemühungen hemmend in den Weg,
Keiner wußte, wo Wrſch zu ſuchen ſey.

Auch die Freunde Giry und Gindrich fühlten Muth und Luſt, zu verſuchen, ob ihnen vielleicht gelänge, den Drachen aufzuſpüren, der unermüdlich Verderben brütete gegen die Regenten Böhmens, und zogen aus mit einer kleinen, aber bewährten Schaar, nachdem ſie einen zärtlichen Abſchied genommen von den Mädchen ihrer Liebe, die es an zärtlichen Bitten, abzuſtehen von dem gefährlichen Vorhaben, und, als dieſe nicht fruchteten, ſich mindeſtens zu ſchonen, nicht fehlen ließen.

Die Jünglinge wendeten ſich mit ihren Haufen zuerſt nach Wrſchewetz hin, und begannen muthig die Durchſuchung des alten Steingebäudes, allein niemand fand ſich darin, die Keller waren verfallen; ſie fanden nur wenige Gemächer, die Schutz gewährt hätten gegen Sturm und Unwetter, Treppen waren eingeſtürzt, Stein- und Holzwerk lagen untereinander, und nur hier und da zeugten morſches Getäfel, zerbrochenes Bildwerk und Fragmente von Freskogemälden an den Wänden, von denen der Kalk fiel, von ehemaliger Pracht. Wie die Ruine durchſucht war, verließen die Freunde das öde Haus, da ſahen ſie am Thore einen greiſen Bettler ſitzen, der ſie anſtarrte. Sein dünnes ſilberweißes Haar ſtahl ſich unter einer Pelzmütze hervor, ſeine welke zitternde Rechte ſtützte ſich auf einen Knotenſtab, die Linke ſchien dazu beſtimmt, ſich auszuſtrecken, um milde Gaben zu empfangen.

«Was für Vögel ſucht Ihr in dem alten Neſte?» fragte er, indem ſeine Blicke irr und wild umherſchweiften.

«Vögel, die reif ſind für das Schlachtmeſſer, Alter!» antwortete Giry.

«Wo kommſt Du her, alter Vater? Wo wohnſt Du?» fragte Gindrich und blieb ſtehen bei dem Greiſe, indeß die Soldknechte ihren Weg fortſetzten.

«Ihr werdet ſie nicht finden, nicht finden,» fuhr der Alte, ohne auf Gindrichs Fragen zu hören, mit dem Lächeln des Wahnſinnes fort. «Sie ſind gut verſteckt, in einem andern Neſt, das weiß ich, ja das weiß ich.»

«Von wem redeſt Du?» fragte Gindrich wieder. «Weißt Du, wen wir ſuchen?»

«Der alte Jan weiß es, ja, ja; der alte Jan hat Hunger, und es friert ihn, aber die Ihr ſucht, werdet Ihr nicht finden, wenn der alte Jan Euch nicht ſagt, wo ſie ſtecken,» plauderte der Halbverrückte.

«Weißt Du, wo Kochan Wrſch ſich aufhält,» flüſterte Giry, ſich näher zu dem Greiſe biegend.

«Weißt Du, wo Czernebog ſich aufhält? weißt Du, wo ſich der Teufel aufhält?» fragte mit ſpöttiſchem Ton der Alte zurück. «Was gibſt Du mir, wenn ich Dir es ſage?»

Von der Hoffnung, Nachricht über den zu erhalten, gegen den ſie ausgezogen waren, auf's heftigſte erregt, riefen beide Jünglinge: «Hundert Goldſtücke ſollſt Du haben, Alter, wenn Du uns ſagſt, wo wir ihn finden, und Deine Worte wahr ſind.»

«Hundert Goldſtücke? hundert Goldſtücke?» wiederholte der ſchwache Alte wie halb im Traume, dann erhob er ſich plötzlich kräftig von ſeinem Sitze, und ſprach, verwirrt lächelnd: «Ich bin billig, der alte Jan will Euch den Wrſch um einen polniſchen Schilling verrathen!»

«Er iſt wahnſinnig, wir wollen ihn laſſen,» flüſterte Giry. «Nein, nein,» widerſetzte ſich Gindrich: «wir nehmen ihn mit uns, er könnte ja doch etwas wiſſen.»

«Folgt mir nach, oder nein, da würde der Weg zu lange dauern, eilt nur allein hin,» ſagte Jan.

«Wohin? Wohin?» fragten ungeduldig die Freunde.

«Gebt mir erſt die Münze, eher ſage ich es nicht,» lachte der Alte. Gindrich erfüllte ſeinen Wunſch. Jener ſpielte kindiſch damit in den Händen, und ſprach vor ſich hin: «Fünfhundert Schritte von der Burg Zdiby, hierherzu, auf einem Hügel, ſteht ein alter Thurm mitten im dichten Gebüſch, er ragt wenig über die hohen Eichen empor, dort iſt die Höhle des Drachen. Im Thorthurme von Zdiby iſt ein Kämmerlein, in dem Kämmerlein ein Bild des Zdiby Wrſch, der vor zweihundert Jahren das Schloß erbaut, hinter dem Bild iſt ein Pförtchen, durch das man in ein noch kleineres Kämmerchen tritt, darin iſt eine Fallthüre, durch welche man auf achtundvierzig Stufen in einen Gang hinabſteigt, der zu dem Thurme führt. Der

Thurm hat auch einen unterirdiſchen Ausgang, er iſt nach Morgen, hundert Schritte von dem Thurme, eine verfallene Hütte verbirgt ihn. Nun wißt Ihr genug.» «Haſt Du gelogen, und wir treffen Dich wieder, ſo befiel Dein Leben dem Herrn,» drohte Gindrich, aber der Alte erwiederte nichts darauf, ſondern er lächelte nur nach ſeiner Weiſe, und die Brüder verließen ihn, nachfolgend ihren Knechten, die in einiger Entfernung auf ſie harrten.

«Wir wollen den Verſuch wagen,» ſagte Giry zu dem Freunde, «in drei Stunden könnten wir Zdiby erreichen, aber es wird wohlgethan ſeyn, unſern Marſch ſo einzurichten, daß wir erſt mit einbrechender Nacht dort ankommen.

«Am Beſten wird es ſeyn,» ſchlug Gindrich vor, «wir trennen uns, und beſtimmen einen Sammelplatz, wo wir uns zur beſtimmten Stunde finden; und werden wir auch ſtark genug ſeyn, das Thor von Zdiby zu ſprengen?»

«Freilich wird mit unſern dreißig Wehrmännern eine Burg, in der ein verfolgter Feind liegt, der ſie wüthend vertheidigen wird, nicht leicht zu erobern ſeyn. Doch zuvor von der Stadt Verſtärkung holen, würde uns nur verzögern. Je größer die Gefahr, je größer der Ruhm, wenn wir ſiegen,» antwortete Giry.

In Gottes Namen vorwärts denn!» rief Gindrich, und ohne ſich zu trennen, gingen ſie raſch vorwärts, bis ſie bei der großen Krümmung, welche die Muldawa bei Libin macht, auf die Heerſtraße kamen, und auf dieſer fortſchritten, bis der Thurm bei Zdiby ihnen ſein altergraues Haupt zeigte. Die Sonne war ſchon hinter dem Berg, auf welchem er ſtand, hinabgeſunken, und die kurze Novemberdämmerung brach herein. Die Krieger lagerten ſich in möglichſter Stille am Bergesfuß, labten ſich aus den mitgebrachten Methflaſchen, und genoſſen, was ihre Vorräthe boten. «Wer ſchlafen will, ſchlafe,» ſprach Giry zu ihnen, «wir müſſen hier den Aufgang des Mondes erwarten;» und die

Meiſten ſtreckten ſich ſogleich auf den Boden hin.

«Einer muß hier bleiben, den geheimen Ausgang ſuchen, und ihn beſetzen,» rieth Gindrich; «während der Andere den Feind in Zdiby aufjagt.»

«Und welcher ſoll hier den Laurer machen, und den ruhmloſen Sieg erringen?» fragte Giry.

«Wir müſſen darüber das Loos entſcheiden laſſen,» war die Antwort. «Du wirſt einſehen, wie nöthig es iſt, daß Einer von uns hier Wache halte, daß der ſchlaue Fuchs nicht aus dem Bau wiſche.»

«Gut, ſo mag das Loos entſcheiden, lieber theilte ich freilich mit Dir Gefahr und Sieg,» entgegnete der Freund, und ſie looſten. Gindrich zog die Wache des Eingangs, und behielt zehn Mann bei ſich, die ſich wieder vom Lager, auf dem ſie geruht, erhoben. Der Mond ſtieg auf über der Ebene, die ſich nach Oſten hin ausbreitete, und nachdem ſich die Freunde umarmt und brüderlich geküßt, ſchieden ſie. Vorſichtig führte Giry ſeine zwanzig Krieger den Berg hinab, und jenen, auf welchem ſich die Burg Zdiby erhob, hinan. —

In dem Zimmer auf Zdiby, in welchem das unſchuldige Opfer ſeiner Rachſucht ſo lange geſchmachtet hatte, und in welchem Strzizka ihren letzten Seufzer ausgehaucht, ſaß düſter Kochan Wrſch mit Schiba und Boroslav; die vollen Becher vor ihnen blieben unangerührt, und die Gedanken der Drei ſchienen, nach den Geſichtszügen zu urtheilen, ernſter und beſorgter Art zu ſeyn. Keiner ſprach, bis nach langer Pauſe Boroslav anhob: «Wollen wir lange hier bleiben, Ohm?»

Kochan richtete ſein auf die Bruſt geſunkenes Haupt empor, und warf einen ernſten und unwilligen Blick aus ſeinen Flammenaugen auf den Frager, der ihn geſtört im Nachdenken, und fragte zurück: «Wohin willſt Du?»

«Ich meine,» antwortete der Neffe; «wir

ſind hier Prag zu nahe. Laß uns weiter fliehen, hier ſchlägt uns der erſte Bauer todt, der uns begegnet, um den Preis zu verdienen, der auf unſere Köpfe geſetzt iſt. Und fängt man uns, dann wehe den verhaßten Herzogsmördern.»

«Daß der Schurke Cdenko den Hals gebrochen hätte von den Felſen des Wiſchehrad, ehe er unſern Namen nannte,» rief Schiba aus. «Hier iſt es wahrlich nicht mehr geheuer, und wer bürgt, daß uns nicht unſere Knechte verrathen?»

«Wo ſollten wir hin?» fragte der alte Wrſch. «Lebte Mincislav in Polen noch, ſo wüßten wir eine Freiſtätte, aber er iſt todt, ſeine Gemahlin in Deutſchland, ſein unmündiger Sohn im Kloſter Cluguy in Burgund, und das Reich unter der verworrenen Herrſchaft ſtarrer und unter ſich entzweiter Woiwoden. Wir wollen für jetzt hier verborgen bleiben, bis wir minder eifrig verfolgt werden, und uns dann einen ſicheren Zufluchtsort ſuchen. Aber verlaſſen will ich

Böhmen nicht, bis meine Schwüre erfüllt ſind, das Geſchlecht der Here zu vertilgen.»

«Horch!» rief Schiba leiſe, und erhob ſich vom Sitze: «Rauſcht es doch unten wie Tritte.»

«Vielleicht ein Bär, der den Forſt durchirrt,» meinte Borославv.

«Stille, ſtille,» gebot Schiba, «das Gemurmel, das ich vernehme, gleicht ganz und gar nicht dem Gebrumm des Bären. Seyd auf eurer Hut!»

Ein ſtarkes Geraſſel und ein lautes Pochen am Burgthore ſchallte durch die Nacht, und die Wrſch griffen nach ihren Schwertern. Es folgte eine Pauſe, in welcher ſie den Wächter reden hörten. Gleich darauf kam ein Knecht mit verſtörtem Geſicht, und rief: «Ein Hauptmann des Herzogs begehrt im Namen ſeines Gebieters Einlaß! Sollen wir öffnen?»

«Iſt er allein?» fragte Kochan.

«Nein, es ſind viele Bewaffnete bei ihm,» war die Antwort; «ſie haben den Graben überſprungen, und ſtehen ſchon am Thore, ſie haben die Zugbrücke niedergeworfen, und die Kette zerhauen, daß ſie nicht wieder aufgezogen werden kann.»

«Wir ſind verrathen!» rief Boroslav. «Nach dem Thurme!» gebot der alte Wrſch, und aller ſein Muth und ſeine Kühnheit ſchien den verbrecheriſchen Mann verlaſſen zu haben, daß er, der ſo oft Proben von Tapferkeit abgelegt, jetzt dem Gedanken an Flucht ſo ſchnell in ſeiner Seele Raum gab.

«Wollen wir uns nicht lieber vertheidigen?» warf Schiba ein, aber Kochan beſchwichtigte den Einwurf, indem er feſt ſagte: «Halten wir Stand, dann iſt die Flucht unmöglich, und wir erliegen vielleicht der Uebermacht; dieſe Schurken ſollen ſich nicht rühmen, den Wrſch gefangen zu haben!»

Er eilte den Brüdern auf einem hölzernen Gang voran, der zu dem Thurmgemach über den Hof hinwegführte, während unten ſtärkere Schläge an die Pforte donnerten. Die drei Knechte wählten einen kürzeren Weg zur Flucht; während Wrſch mit den Neffen in den unterirdiſchen Gang hinabſtieg, entkamen ſie durch ein Fenſter des Hintergebäudes in den Wald, in dem Augenblicke, als durch die Anſtrengungen der Krieger Giry's das Thor zuſammenkrachte. Ohne Säumen drangen dieſe in das Zimmerchen oben im Thorthurme, aus welchem der Wächter entflohen war, dort fanden ſie ein Kohlenfeuer und einige Fackeln, die ſie ſchnell entzündeten, denn vor dem Mond zogen ſchwarze Wolken, und es begann draußen der Wind heftiger zu wehen. Die Eile der Flüchtlinge hatte das Bild des Zdiby Wrſch nicht einmal wieder in die gehörige Ordnung gebracht, es zeigte noch eine klaffende Oeffnung, und ſo den Verfolgern den Weg.

„Nun Muth, meine Freunde!“ redete Giry ſeine Untergebenen an. „Es gilt, den blutigen Wolf in ſeiner Höhle anzugreifen, er wird um ſich beißen, aber wir werden ihn überwältigen, ich und noch Einer will vorangehen, ſtreckt die Spieße vor, und deckt den Leib mit den Schilden, zwei Fackelträger folgen uns, daß der Pfad hell bleibe, zehn Männer bleiben auf dem Thurme, und decken uns den Rückweg! Zwei mit Fackeln folgen zuletzt, um Licht zu haben, wenn im Gewühl eines Kampfes die erſten verlöſcht werden. Und nun mit Gott, hinunter!»

Man ſtieg die Stufen hinab, unten empfing ein Gang, der geräumig genug war, daß drei Männer neben einander gehen konnten, die Eingedrungenen, und Giry ließ noch einen Knecht neben ſich gehen. Der Weg war dumpf und feucht, die Fackeln ziſchten, wenn ein Tropfen von der glänzenden Decke in ihre Flammen fiel; Giry's Augen flogen ſpähend ſeinen Schritten voraus. Ein Luftzug ſtrömte ihnen entgegen, es ſchien dem Führer bei dem ungewiſſen Fackellicht, als bewege ſich in geringer Entfernung ein menſchlicher Körper, und er hatte kaum für ſich dieſe Bemerkung gemacht, als ein Pfeil dicht bei ihm vorüberſchwirrte, und mit hellem Klang mit der Spitze in die Eiſenhaube ſeines Nebenmannes fuhr; ein zweiter folgte dem [illegible]en, und ſaß in Giry's Schild, ein dritter fuhr einem der Männer in die Schulter.

»Drauf! Brüder, drauf!« rief Giry und ſtürzte mit vorgehaltenem Schild und hochgehobenem Schwert vorwärts; ebenſo ſchnell folgten ſeine Gefährten, da dröhnte ein lauter Schlag durch des Ganges Windungen hin, und die Muthigen ſahen ihren Eilſchritt gehemmt durch eine Eiſenthüre, die den Thurm, unter welchem ſie ſich jetzt befanden, verſchloß.

Vergebens donnerten die Fußtritte und die Spitzen der Spieße daran, ſie widerſtand, da hob einer der Männer einen ſchweren Stein, der zufällig im Gange lag, auf, und ſchleuderte ihn mit ſolcher Gewalt gegen die Thüre, daß ſie krachend aufſprang, zugleich erſchell ein Schrei, ein Mann ſtürzte nieder, und man ſah bei dem Scheine der Fackeln zwei andere in einen andern Gang verſchwinden; über den Gefallenen hinweg eilte Giry, kampfluſtig, und während er mit mehreren ſeiner Krieger den Fliehenden folgte, durchſtach ſich der, den der Fall der Thüre, an die er ſich gelehnt, verbunden mit der Heftigkeit des Steinwurfs, niedergeworfen hatte, mit einem Dolche die Bruſt. Wie Giry eine Zeit lang in dem Gange fortgeeilt war, vernahm er Schwertgeklirr und dumpfe Stimmen, und beflügelte den Lauf; ein blaſſes Licht dämmerte ihm entgegen, wie er den Ausgang erreichte, ſah er bei dem bleichen Schimmer des Mondes, der auf Augenblicke durch zerriſſene Wolken fiel, den Freund im Kampfe mit einem rieſigen Manne, mehrere Krieger lagen ſchon hingeſtreckt, und er fiel ſogleich den hohen Kämpfer von hinten an, ein Lanzenſtich in den Rücken, von der Hand eines Soldknechts, fällte jenen, und die Krieger warfen ſich auf ihn, Hände und Füße feſſelnd. Schiba hatte tapfer geſtritten, als die vor dem Ausgang Wache Haltenden ihn und den Ohm mit ihrer Uebermacht, eilf gegen zwei, anfielen, wie er aber den Ohm fallen ſah und immer noch mehr Feinde aus dem Gang kommen, rettete er ſich durch einen kühnen Sprung in das Gebüſch. Vergebens ſetzten ihm einige ſeiner Feinde nach, unverrichteter Sache mußten ſie zurückkehren. Ein rauhes, lautes Siegesgeſchrei ließen die Knechte ertönen, während ſich die Freunde freudig begrüßten. Einige ſchleppten Boroslav's Leichnam aus dem Thurme herbei, und warfen ihn nieder neben dem hart gefeſſelten Kochan. Gindrich blutete, das Schwert des Verräthers hatte ihm eine tiefe Armwunde geſchlagen, und ohne Giry's ſchnelle Dazwiſchenkunft wäre er vielleicht erlegen, und der Gefürchtete abermals entkommen. Nach kurzer Raſt wurde aufgebrochen mit dem Gefangenen, der ungebeugt, und ohne nur einen ſeiner Sieger eines Blickes zu würdigen, in der Mitte der Krieger, und von ihnen ſtreng bewacht, dem Tode, wie er wohl ahnen konnte, entgegenging.

Der alte Jan ſaß lange in dem Thore des verfallenden Schloſſes Wrſchowetz, den Schilling anſtarrend, lächelnd bald, bald leiſe ſingend, und die Blicke unſtät bald da, bald dorthin richtend, als erwarte er Jemand. Als aber die Nacht einbrach, und es kälter wurde, ging ſein Singen in ein unwilliges Gemurmel über: er erhob ſich, auf ſeinen Stab geſtützt, und zitterte ſehr. «Hab' ich mich doch ganz ſteif geſeſſen,» brummte er in ſich hinein. «Die alten Knochen ſind es müde, länger zu dienen, ſie wollen Ruhe haben, und — werden ſie bald finden.» Er kroch über eine nicht mehr feſte Treppe hinauf auf einen Gang, an deſſen Ende ſich das kleine Kämmerchen befand, welches, von ihm noch mit Mühe wohnlich erhalten, ſein Schlafgemach und ſein Aufenthaltsort bei ſtürmiſcher Witterung war. Er ſtörte in der Aſche eines erloſchenen Kohlenfeuers, fand noch Funken, und regte es wieder an, dann ſetzte er ſich auf einen niedrigen Holzſchemel, ſtarrte lange, lange hinein in die Gluth, die mit ihrem röthlichen Schimmer ſein Geſicht und ſein greiſes Haar grell beleuchtete, und begann, nach Art des ſchwachen Alters, ſeine Gedanken laut auszuſprechen:

«Es geht zu Ende, Jan, es geht jammervoll zu Ende! Wer hätte das denken ſollen? Du wiegſt ſchwer, kleine Münze, zentnerſchwer in meiner Hand; o verruchtes

Wort, das mir entfahren, böſer Geiſt der Rache, der mich beſeſſen! Jan, Jan, Du hätteſt Deine Zunge hüten ſollen.»

«Aber das Alter iſt geſchwätzig, nicht wahr, Wrſch? und es iſt doch gar nicht ſchön, einen treuen Diener, der ſeinem Herrn das ganze Leben mit der Treue eines Hundes geweiht, ſo ſchnöde zu lohnen wie einem Hunde.»

Er ſchob mit dem Krückenſtabe die glimmenden Kohlen näher zuſammen, und fuhr fort: «Ich war ein gewandter Menſch in meinen guten Jahren, ich ritt, gleich dem Beſten, und wenn man mich zu Fuße wohin ſandte, lief ich, wie ein Vogel fliegt. Ich habe vieles Geld hin und her getragen, und nie etwas veruntreut, nein, das wäre ſchlecht geweſen, Jan hat nie geſtohlen. Ich habe mich auch nur einmal in Meth berauſcht; es war, als ich ein Mädchen liebte, und ſie freien wollte, aber Wrſch ſagte: Jan, freie nicht, bleibe bei mir, Du ſollſt es gut haben. Da ſchenkte er mir viele Kleider und Geld, und weil mein Herz doch an dem Mädchen hing, und mir wehe that, vertrank ich meinen Gram; ſie iſt aber bald darauf geſtorben. Ich könnte jetzt ein Häuschen haben, oder auch ein Gütchen von meinem Lohn, und könnte Kinder und Enkel haben, die mein Alter pflegten, aber ich bin ihm in's Elend gefolgt, und mein Lohn iſt darauf gegangen. Oft ſagte er zu mir: Jan, Du biſt zwar der Sohn eines Leibeigenen meines Vaters, aber Du biſt mein Freund, ich habe Dich lieb, weil Du ſo treu biſt, hier haſt Du Lohn. Wie ſagte er zuletzt? — Jan, Du biſt mein leibeigener Knecht, und da gab er mir ſein Lumpengeld. Dort liegt es — dort — und wie ich damals ſagte, ſage ich noch heute: Dreimal verflucht ſey die Hand, die es anrührt!»

Ein Geräuſch hinter dem Alten unterbrach ſein trauriges Selbſtgeſpräch. Wie er mühſam den Kopf drehte, ſah er ein uraltes Bettelweib hinter ſich ſtehen, die ihn aus tiefen Augen angrinzte, und in ihrem runzelvollen Geſicht die gleiche Spur wahnwitzigen Lächelns zeigte, wie es im Geſichte Jan's zuckte.

»Hier treffen ſich die alten Bekannten,« begann ſie: »ich habe Dir zugehört, Jan, Du Eule des Gemäuers, Du alter Schloßrabe, was krächzeſt Du für erbärmliche Klagelieder, als ſey Dir großes Unrecht geſchehen? Wenn ich ſingen wollte, ich, da würde es anders klingen.« Und ohne ſeine Antwort abzuwarten, begann ſie in demſelben einförmigen, klagenden Tone, in welchem Jan ſeine Rede zu ſich ſelbſt geſprochen: »Ich war eine Wehmutter, ich habe ihn aus ſeiner Mutter Leib an das Licht gebracht, ich habe ihn oft getragen, ich habe ihn mit groß gezogen, und ihn lieb gehabt. Er hat meine Enkelin verführt, und ich habe ihm vergeben, er hat eine andere meiner Verwandtinnen ſchon früher um ihre Unſchuld betrogen, und ich habe ſein Kind gepflegt, wie mein eigenes, und doch hat er mich gehaßt. Die Spitze ſeines Schwertes und meine Bruſt mußten nahe Bekanntſchaft machen, aber dafür habe ich ihn gezüchtigt, und ihm ſpäter doch wieder wohl gethan; zu mir hat er nie geſagt: ich habe Dich lieb, Strzislawa, bleibe bei mir, Strzislawa, — hu, wie der Wind heult, es war doch erſt ruhig,» unterbrach ſie ſich ſelbſt, und ſteckte ihr abgelebtes Geſicht durch das ſchmale Fenſter. Der Sturm hatte ſich heftig erhoben, und erſchütterte das alte Haus, der Mond wurde oft verdunkelt durch ſchwarze Wolkenmaſſen, die über die bleiche Scheibe hinflogen, und es rieſelten kleine Hagelkörner nieder, die herbſtlichen Fluren in das weiße Gewand des Winters kleidend; auch herein in das düſtere Gemach wehte ſie der Sturm, und Jan hüllte ein altes Bärenfell um ſeinen Leib, und hielt die ſteifen Hände über das Kohlenfeuer. Im nahen Forſte wurden wieder heulende Wolfsſtimmen laut.

Die Alte ſah wieder herein, und verwahrte das Fenſter.

«Es iſt viel Unheil geſchehen, das wir hätten verhindern können,» ſprach Jan dumpf zu ihr; «und es ginge uns vielleicht beſſer! Du biſt eine weiſe Frau, wie die Leute glauben, warum ging es Dir elend Dein Leben lang?»

«Warum?» fragte ſie, und lächelte: «warum biſt Du ein Knecht geweſen Dein Leben lang, und nicht ein Ban oder ein Herzog? Weil Du nicht dazu geboren warſt. O Jan, was die dunkeln Mächte verhängen über den Menſchenwurm, das muß er tragen, das habe ich oft erfahren, ſeit ich lebe.»

Sie zog einige Rinden Brod aus ihrer Taſche, und ein Stück gekochtes Fleiſch, und es mit Jan theilend, kauerte ſie nieder neben dem Feuer, und aß, er that daſſelbe, und dann blieben Beide ſitzen, wohl über eine Stunde lang, und ſchienen eingeſchlummert, nur zuweilen auffahrend, wenn ein Windſtoß recht heftig an das Gemäuer ſchlug und es erſchütterte, nicht ſelten Steine ausreißend, und Gebälk und Sparren aus den Fugen treibend, und herabſtürzend.

Es mochte weit über Mitternacht ſeyn, als abermals ein Sturmſtoß; wie Donner, heranbrauste, und ein ganzes Stück Mauer mit fürchterlichem Gepraſſel einwarf, da fuhren Beide auf, und die Alte blickte wieder aus dem Fenſterlein.

«Jan, Jan, ſieh heraus,» krächzte ſie heiſer: «was kommen dort für wandelnde Lichter? Jan erhob ſich, und ſah hinaus. Von Libin her nahten dem Dörflein Wrſchowetz viele Bewaffnete mit Fackeln. «Meine Augen hat das Alter blöde gemacht, ich kann es nicht deutlich ſehen,» ſagte Jan, da lief ein betrunkener Bauer durch das Dorf, und rief einmal über das andre: «Juchhei! Heiſa! Sie bringen den Wrſch! Sie haben den Wrſch gefangen! Johoho!» und bald war das ganze Dörfchen in Alarm.

«Sie haben ihn, ſie haben ihn!» lachte Jan in wahnſinniger Freude. «Da, Wrſch, das haſt Du davon, das hab' ich gemacht.» Er zerrte die Alte am zerlumpten Rock, und ſchrie ihr ins Ohr: «Jan hat den Wrſch um einen Schilling verrathen! Hörſt Du's, Mutter Strziſlawa?»

Die Freunde Gindrich Berkow und Giry Howora waren mit ihren Leuten und dem Gefangenen mittlerweilen bis zu den ärmlichen Hütten gekommen, und raſteten ein wenig, denn ſie wollten, trotz der Sturmnacht, den Wiſchehrad noch erreichen, weil ſie fürchteten, die ſichere Beute könne ein Zufall, oder die Liſt des Wrſch und ſeines Anhanges ihnen entreiſſen. Jans überlauter Ruf drang herab bis zu den Ohren Kochans, der einen wilden und unbeſchreiblichen Blick auf ſein ſinkendes Stammhaus warf.

«War das nicht Jans Stimme?» fragte er ſich ſelbſt. «Rief er nicht Strzislawa, und lebt das Scheuſal noch immer, oder höhnen mich die Geſpenſter derer, die ermordet wurden in dieſen Hallen?»

Da kreiſchte aus dem Thurmfenſterlein die Stimme Strzislawa's: «Kochan! Söhnlein, gehab Dich wohl! Bei Czernebog ſehen wir uns wieder!» Ihr Fuß trat auf das Gold, das noch im Winkel lag, ſie hörte es klingen, bückte ſich, und hob es auf.

«Wer treibt ſein Weſen da oben?» rief Giry, während die Krieger ſcheue Blicke hinaufwarfen, und die abergläubiſchen Bauern ſich bekreuzten, die ſich um die ſchaurige Gruppe geſammelt hatten. Das Licht, das die Fackeln verbreiteten, reichte gerade ſo weit in die Ferne, um die Umriſſe des Gemäuers nur ungewiß und in rieſigeren Formen erkennen zu laſſen, während in der Nähe der blendende Schnee die Beleuchtung vermehrte, und die dunkeln Geſtalten hob, die lautlos umherſtanden, und ihre Blicke ängſtlich und forſchend auf die Ruine richteten.

«Hui, hui, mein Söhnlein Jan, da haſt Du ja Geld! ſchönes, blankes Geld!» ſchrie Strzislawa, aber Jan riß es ihr aus der Hand, ſchleuderte es hinab, daß es beinahe zu den Füßen des Gefangenen fiel, und rief: «Nimm Dein Gold zurück, Bluthund, der Schilling wiegt mehr, als — »

Aber ehe er noch ausredete, hob ſich wieder der Sturm aus Weſten, daß ſich die Stehenden kaum halten konnten, und wie von einem Erdſtoß erſchüttert, wankte der Thurm und ſtürzte mit entſetzlichem Krachen in ſich zuſammen, daß die Steine bis herab zu den

Zuſchauenden flogen, und der Todesſchrei der beiden Alten in die Ohren der Hörer gellte. «Der alte Bau bricht mit mir,» ſeufzte Wrſch. «Hätten mich doch die Trümmer begraben!» — Und man führte ihn weiter.

XVIII.

Freier athmeten **Brzetislav** und die Seinen, ſeit der blutige Tiger gefeſſelt lag in der Tieſe des Neklanthurmes, aus welchem nicht mehr, wie ſonſt, geheimnißvolle Gänge führten. Dankbar drückte der Herzog die Jünglinge an's Herz, die den **Wrſch** zum Gefangenen gemacht, und reicher Lohn wurde ihnen wie ihren Kriegern zu Theil.

»Ihr habt gethan, was zu thun der glühende Wunſch Eures Vaters und Großvaters war,« ſprach **Matieg Howora** zu dem Sohne und zu **Gindrich Berkow**, als ſie am Morgen nach der Gefangenehmung in einem großen Saal verſammelt waren.

Vieles Unheil wäre verhütet worden, wenn es unſern Vätern gelungen wäre, ſeiner habhaft zu werden,» nahm Peter Berkow das Wort.

«So wird doch einmal der Fluch enden,» begann Brzetislav, «und nun Ruhe ſeyn vor den Meuchelmördern, wenn ſein Blut die Schatten der Ermordeten geſühnt hat.»

«Es laſſe ſich nur,» warnte Howora ehrfurchtvoll, «unſer edler Herzog nicht bewegen, den Verbrecher anzuhören, damit er nicht durch liſtige Lügen ſich wieder aus den Banden rede.»

«Was die Richter über ihn verhängen, ſoll ſtreng vollzogen werden,» entgegnete der Herzog. «Ich kann und darf ihn nicht begnadigen.»

Theurer wurden noch, wenn aufrichtige Liebe eine Steigerung erleiden kann, die beiden Freunde den Jungfrauen, für die ihre Herzen ſchlugen, denn ſie erſchienen ihnen ja nun in dem Glanze des Ruhmes, der Tapferkeit und der Ehre. Das Herz eines zärtlich liebenden Mädchens kann nicht gleichgültig ſeyn gegen ehrenvolle Auszeichnungen, die dem Geliebten widerfahren, es fühlt in ihm ſich ſelbſt erhöht, und ſonnt ſich freudig in dem Strahle ſeines Glückes, indem es ſich den Gefühlen eines Stolzes überläßt, die dem weiblichen Buſen ſo natürlich ſind, weil das Weib ſtets erſt in der Verbindung mit einem Manne die volle Würde ſeines Geſchlechts und tiefere Bedeutung erhält. Und wie die Väter einſt und die Mütter ſich geliebt, die ſich wieder aufblühen ſehen in den Kindern, ſo ſtanden ſie auch nicht an, das Glück dieſer Lieben durch ihren elterlichen Segen zu begründen, und der Abend, der dieſem Tage folgte, fand in Ludomira Howora und Sarka Leslow zwei glückliche Bräute.

Pribislawa Dieczin hatte immer noch ſtill im Herzen den heimlichen Wunſch genährt, ſie werde in glücklicheren Tagen den Jüngling wiederſehen, den ſie mit allem Feuer erwachender Jugendgluth geliebt, aber die

Zeit erfüllte ihre ſüßen Hoffnungen und Wünſche nicht, und das Schickſal hatte ſie beſtimmt, den traurigſten Gegenſatz zu ihren beglückten Freundinnen zu bilden. Nur mit Verwünſchungen, die ihr tief in die Seele ſchnitten, hörte ſie ſeinen Namen nennen, der ihr theuer geworden war, weil Boroslav ihn führte, ihr Herz ſprach ihn frei von all der blutigen Schuld, die der rachſüchtige Oheim auf ſich lud, und keine Wolke der Verläumdung und des Haſſes vermochte ihr zu verdunkeln das Bild des Geliebten, das in der Glorie ſeiner Schönheit und ſeiner Neigung zu ihr, vor ihrer Seele ſtand, und in ihrer Erinnerung lebte. Ein freundlicher Traum hatte ihr ihn nahe gebracht in der Sternnacht, auf die er keinen Morgen folgen ſah, ſie erblickte ihn lebend, liebend, und ihr getreu; denn lange hofft ein liebendes Herz, und ſieht oft in Träumen ſein Hoffen aufs Schönſte dann verwirklicht, wenn die Wirklichkeit mit rauher Hand vernichtend in die Zauberwelt jugendlicher Blüthenträume eingreift. Das Getümmel, welches am frühen Morgen das

Schloß durchtobte, erregt durch die Kunde von Kochans Einbringung, weckte auch ſie, und eine unerklärliche Bangigkeit verdrängte bald die zärtlichen und wonnigen Empfindungen, die das Traumglück in ihrer Bruſt zurückgelaſſen hatte. Bald hörte ſie von einer Magd, welches die Urſache ſey dieſes frühen Getöſes, und forſchte, von namenloſer Angſt erfüllt, nach den nähern Umſtänden der Gefangennehmung Kochans, denn daß um ihn, den Furchtbaren, die verbannten Neffen waren, war längſt kein Geheimniß mehr. Sarka ſelbſt mußte es ſeyn, die unbewußt, daß ſo tief die verzehrende Leidenſchaft im jungfräulichen Buſen Pribislawa's Wurzel gefaßt, des Mädchens Glück und Hoffnung zertrümmerte mit der Nachricht, daß Boroslav Wrſch in der letzten Nacht gefallen ſey bei der Gefangennehmung Kochans. Da wich das Blut, welches die Angſt und die Erwartung auf des Mädchens Wangen getrieben hatte, plötzlich von ihnen, um nie wieder darauf zurückzukehren. Sie weinte nicht, ſie ſprach nicht, ihr Schmerz war ſtarr und erſchütternd. Sarka ſah entſetzt den unheilvollen Eindruck, den die übereilte Kunde von Boroslavs Tod auf das Gemüth der Freundin machte; ſie eilte ihr zu Hülfe, ſie redete ihr ſchweſterlichen Troſt ein. Theilnahmlos hörte Pribislawa ihr zu, und antwortete nur mit einem ſchmerzlichen Lächeln, das ſeine Züge von dem Lächeln der Verzweiflung lieh. Erſt am Buſen der ſanften Mutter Wesna fand die Tochter Thränen, fand Troſt und Frieden, doch nach wenigen Monden ſtanden Zagicz und Wesna, und weinten heiße Thränen am Sarge ihres bleichen einzigen Kindes.

Nicht lebensmüde war der gefangene Greis, ſo wenig, wie ſeine Rache geſättigt war. Eine Hoffnung ſandte ihren matten Strahl in die Nacht ſeines Kerkers.

Er ſchüttelte die Ketten, ſie klirrten laut, aber ſie fielen nicht ab, und ein grauſiges Echo ſchien in dem dunkeln Raum das Geklirr zu wiederholen. «Ha, ihr Buben!»

rief er aus: »ſchimpflich, ſchimpflich habt ihr den Wrſch überwunden, doch in ſeiner Hand iſt noch eine Waffe, die ihn ſchützen und ſchirmen ſoll, und den Herzogknaben zurückſchrecken, wenn er wagt, die Hand an mein Leben zu legen! Ich will ihn ſprechen, ich will ihn niederdonnern mit der Nachricht, wer ſeine Mutter iſt, und ſie werde ihm zur quälenden Marter.»

»Zur Marter!» tönte es dumpf und ächzend aus dem Gemäuer, wie Geiſterſtimme aus einem Grabe.

»Welcher Teufel neckt mich?» fuhr Kochan auf. «Hat ſich ein Kobold verborgen, mich zu höhnen? Rufſt Du den Wrſch, Czernebog?»

»Wrſch, Czernebog!» rief die Stimme wieder, aber ſie kam dem Gerufenen bekannt vor, zugleich ward Kettengeraſſel durch die Mauer hörbar.

»Wer biſt Du da drinnen? Gieb mir Antwort,» rief Kochan.

»Edenko iſt's,» ſcholl die Antwort: »Edenko, der Dich tauſendmal verflucht, der ſich freut, daß er hier Dich weiß. Was habe ich nicht erduldet um Deinetwillen, was habe ich nicht gewagt? Und was iſt nun mein Lohn und mein Loos? Verflucht ſey die Stunde, in der ich in Deinen Dienſt getreten!»

«Wurm, was winſelſt Du?» donnerte Kochan dem Schreiber hinüber. «Hätteſt Du doch eher den Hals gebrochen, als Dich fangen laſſen! Verrätheriſcher, hündiſcher Hund, wäre ich bei Dir, ich wollte mit meinen Ketten Dir das Genick einſchlagen!»

«Teufel! Teufel!» brüllte Ebenko aus ſeinem Kerkerloch. Und Wrſch hörte ihn darauf noch lange wahnſinnig lachen.

Die Riegel raſſelten auf vor der Thüre, die Kochans enges Gefängniß verſchloß. Vier rieſengroße Soldknechte kamen, und führten ihn heraus; in ein helles und geräumiges Zimmer wurde er gebracht, und nicht lange währte es, ſo trat Brzetislav in Severs Begleitung ein. Der ſtolze Wladyke neigte kaum das Haupt zum Gruß des Gebieters.

«Du haſt mich beſchwören laſſen, Wrſch,» redete ihn der Herzog an: «durch dieſen frommen und ehrwürdigen Mann, daß ich Dir eine Unterredung gönnen ſolle, und daß Du mir ein wichtiges Geheimniß zu entdecken habeſt. Alle meine Räthe haben mich gebeten, ich ſolle Deine Bitte nicht gewähren, aber es ſoll nicht heißen, ich hätte mich geſcheut, Dir nahe zu treten, ich hätte mich vor Dir gefürchtet, darum hab ich Dir nun mein Antlitz gezeigt, ſo rede nun.»

«Deine Räthe ſind Hunde, Herzog,» nahm Wrſch das Wort; «wie ich noch Jaromirs Rath war, habe ich nie die Bitte eines Mannes ſeinem Ohr fern gehalten, und wäre es auch mein Feind geweſen. Zu fürchten haſt Du Dich auch nicht vor mir, denn mein Leib iſt in einen Kerker von Ketten geſchloſſen, daß ich kaum vermag, ein Glied zu rühren. Willſt Du nun hören, was ich Dir zu ſagen habe, ſo ſchicke dieſe Männer alle fort, nur Deine Ohren dürfen es vernehmen.»

Brzetislav zog ſein Ritterſchwert, und

ſprach zu den Trabanten: «Geht, wir können uns ſelbſt ſchützen; harret draußen, bis wir Euch rufen. Severus bleibt. Ich habe kein Geheimniß vor meinem Beichtiger.»

«So höre es als Beichte, und bewahre es ſo,» ſprach Wrſch, als jene Männer ſich entfernt hatten. «Ich bin in Deiner Gewalt, Brzetislav, Du wirſt mich richten laſſen, Deine Henker werden das Blut Deines Großvaters vergießen!»

«Wahnſinniger, was redeſt Du?» fuhr der Herzog auf. «Noch einmal eine ſolche Lüge, und mein Schwert ſoll Dir auf ewig die Zunge binden.»

«Höre ihn nicht! höre ihn nicht, Herzog, entferne Dich,» bat Sever.

«Schweig, gleisneriſcher Pfaffe!» zürnte Wrſch, «Bozzena, die Herzogin, iſt meine Tochter, oder weißt Du mir ihren Vater zu nennen?»

«Du ſuchſt vergebens den Umſtand von der dunkeln Geburt meiner erlauchten Mutter zu

Deinem Vortheil zu nützen, Bube!» rief Brzetislav.

«Sende nach dem Johanneskloſter, und frage die Aebtiſſin, die einſt Leibdienerin Deiner Urgroßmutter war, wohin das Kind gekommen ſey, das ſie von Kochan Wrſch —»

«Schweig, Du gottverfluchter Läſterer!» ſchrie Sever im heiligen Eifer, «daß Dein Lügenmund auf ewig verſtumme, weil Du es wagſt, anzutaſten den unbefleckten Ruf einer reinen Gottesbraut!»

Brzetislav ſtand erſchüttert. «Du retteſt Dein Leben nicht, Wrſch,» ſagte er dumpf und bebend zu dem trotzigen Verbrecher.

«So will ich vom Blutgerüſt herab das Geheimniß ausſchreien, allem Volk will ich es zurufen, weſſen Tochter ihres Herzogs Mutter iſt,» drohte der Freche.

«Wage es, Elender,» erwiederte Brzetislav heftig, «ſo ſoll das Schwert des Henkers würgen unter Deinem Geſchlecht, und wo noch im Lande Einer gefunden wird Deines verhaßten Namens, den ſoll die Rache treffen um Teinetwillen, bis Alle vertilgt ſind, und in dem Augenblick, wo der Name Bozzena über Deine Zunge geht, ſoll ſie Dir der Henker mit einer glühenden Zange aus dem Munde reiſſen, der nie wahr geſprochen!»

«Du verſtehſt es, mich ſchweigen zu machen,» rief knirſchend der Gefangene, aber ſchon hatte ſich der Herzog entfernt, und die Trabanten führten Kochan in ſeinen Kerker zurück.

Es hatten aber des Hochverräthers Worte einen tiefen Eindruck gemacht auf den regierenden Herrn, und er ſchloß ſich bekümmert mit Sever in ſein Gemach. Nicht ahnen zu laſſen die geliebte, um den Tod des Gatten und Schwähers noch tief trauernde Mutter, was der Böſewicht ausgeſagt, gebot ihm die kindliche Liebe, aber ſein Herz war voll Unruhe und Bekümmerniß. Und noch an dieſem Tage mußte Sever ſelbſt zu dem Kloſter eilen, um die Nonne zu befragen. Unruhige Stunden verweilte Brzetislav, ehe der Diener der Kirche zurückkam, unzugänzlich für Jedermann, ſelbſt für die geliebte Gemahlin.

Endlich meldete der Kämmerling die Ankunft des geiſtlichen Herrn. Mit offenen Armen eilte der Herzog Sever entgegen, und ſuchte in deſſen Geſichtszügen die Nachricht zu leſen, die er ihm bringen würde; ſie waren ernſt und ruhig.

«Nun, frommer Vater, welche Kunde bringſt Du?» fragte Brzetislav in höchſter Spannung.

«Hoher Herr,» antwortete Sever, «als ich einritt in den Kloſterhof, tönte das Sterbeglöcklein, und mir verkündeten die weinenden Laienſchweſtern: ſo eben ſey die fromme Aebtiſſin Johanna in dem Herrn entſchlafen.»

«O, ſo bleibe, was wir wiſſen, zwiſchen uns ein ewiges Geheimniß, und auch uns ſelbſt laß nicht ſtreben, es zu enthüllen,» ſagte Brzetislav ergriffen.

«Alſo ſey es,» bekräftigte Sever; «nie geſchehe wieder deſſen Erwähnung unter uns, und den Lügner ereile ſein Geſchick.»

»Ich könnte ihn nicht retten, und wenn er mein Bruder wäre,« ſtimmte der Herzog bei. »Zu blutig iſt die Saat, die er geſtreut, daß ſie für ihn nicht blutig reifen ſollte, und ſelbſt ſein Tod iſt nur geringe Sühne für alle die Gräuel, die er gehäuft in ſeinem unheilvollen Leben. Er ſterbe!«

Es ſchien faſt, als hätte ſich des ganzen Böhmerlandes Bevölkerung an dem Tage, der zu Kochan's Hinrichtung anberaumt war, in der Nähe Prags verſammelt, ſo dicht ſah man Kopf an Kopf gedrängt wimmeln auf der Wieſe Borzina und den ſie umgebenden Feldern. Hoch und grauſig hob ſich die Blutbühne dicht am Ufer der Muldawa, daß ſie weithin geſehen werden konnte von dem wogenden Menſchenmeer, deſſen vielfaches Stimmengetöſe wie Wellengemurmel ſich zu entfernten Strecken hinwälzte. Endlich ſollte der ungeduldig harrenden Menge Befriedigung ihrer blutgierigen Schauluſt werden, und das Opfer der Gerechtigkeit fallen. Vom Wiſchehrad herab bewegte ſich ein unendlich langer Zug von den Trabanten des Herzogs, von Räthen, Hauptleuten, Kriegern, Prieſtern, in deſſen Mitte wohlbewacht der Gefangene geführt wurde, nach dem Richtplatze hin.

Von den Fenſtern des Wiſchehrad aus blickten die fürſtlichen Frauen mit ihren Dienerinnen über die Stadt hinweg, und nach jenem Gerüſte hin, allein die Entfernung ließ ſie nur wenig erkennen, nur das Getöſe des Volks, das Geſchrei, die tauſendfachen Verwünſchungen, die den Verräther auf ſeinem letzten, ſchaurigen Gange umtönten, trug der Nordwind zu dem Ohr der Hinausſchauenden herauf.

Von den Tauſenden, die hier verſammelt waren, fühlte kein Herz Mitleid mit dem Unglücklichen, die allgemeine Stimme rief das Weh über ihn aus, aber auf einem faſt entblätterten Baum, auf dem waldigen Inſellande der Muldawa, ſaß Einer, in deſſen Bruſt die Stimme des Blutes und der Verwandtenliebe jenes Wehe auf Kochan's

Richter zurückrief. Es war Schiba Wrſch, der verkleidet von dieſem nahen Punkt aus den Ohm ſterben ſehen wollte, damit er an dem traurigen Anblick nähre den alten Haß gegen Böhmens Herrſcher, und ihn vererbe auf ſeine Nachkommen, denn er hatte Kochan geloben müſſen, ein Weib zu nehmen.

Mit aller der empörenden Grauſamkeit jener nun längſt vergangenen Zeit wurde der Verurtheilte langſam zu Tode gequält, und zu viel ſchon der blutigen Greuel mußten wir häufen in dieſer Erzählung, als daß wir ein Gefallen daran finden könnten, oder eine ~~Verſuchung, auch dieſes zu~~ ſchildern. Schaudernd wendet die Muſe ſich ab, ſie hängt mit ſchonender Hand einen Flor über die grellen Bilder, und der Griffel entſinkt ihr. —

Und war nun mit Kochan's qualvollem Tode der Fluch geſühnt, und hinweggenommen von dem Geſchlechte, und war nun ganz erfüllt die unglückkündende Weiſſagung der Libuſſa? Nein! Fort und fort ſtand das trübe Geſtirn am Himmel Böhmens.

Der König von Böhmen, Wratislav,

wurde im Jahre 1092 auf der Jagd plötzlich vom Tode überraſcht, und es ging die dunkle Sage, daß die Hand eines Wrſch ihm den Jagdimbiß heimlich gewürzt, und ſeine Gemahlin Swatana folgte ihm bald aus Gram in die Welt der Schatten nach. Konrad, der ihm folgte, regierte nur ſieben Monate, und auch ihn räumte wohl eine Meuchlerhand aus dem Reiche der Lebendigen.

Und wie Brzetislav der Zweite regierte, ſpannen wieder zwei des Namens Wrſch, Mutina und Bozeg, Verrath gegen den Regenten, indem ſie den Polenkönig reizten, Brzetislav den Krieg anzukündigen. Aber hier ſiegte wieder die gerechte Sache, der Herrſcher ſchlug das Heer der Polen in Schleſien, und verbannte die Wrſch auf immer aus Böhmen. Um ſo weniger ruhte der angeerbte Haß. Der Herzog jagte am zwanzigſten Dezember des Jahres 1100 bei Stembna, das einem von den, den Fürſten Böhmens ſtets befreundeten Geſchlechte der Howora gehörte, und verirrte ſich in der Dunkelheit ſo, daß ihn die Jäger mit

Fackeln rings in der Waldung ſuchten. Da geſellte ſich ein unbekannter Jäger zu ihnen, und ſchoß, als der Herzog aufgefunden war, mit einem Pfeile auf ihn, daß er am dritten Tage ſtarb. Der Thäter hieß Lorich Wrſch.

Und wie hernach der Herzog Swatopluk, als Mutina an ihm eine neue Verrätherei begangen, dieſen nicht nur, ſondern ſo vieler des Geſchlechtes Wrſch er nur habhaft werden konnte, auf grauſame Weiſe hatte hinrichten laſſen, ſchwuren von Neuem die wenigen noch Uebrigen die blutigſte Rache, und im Jahre 1109, als der Regent mit dem Kaiſer gegen den Polenkönig zu Felde lag, und Abends durch das Lager ritt, traf ihn ein meuchleriſcher Schuß, daß er alsbald todt vom Pferde ſtürzte.

So erbte und wirkte die Rache fort über ein halbes Jahrtauſend, und noch der letzte Sproß vom Stamme Libuſſen's, Wenzeslav der Dritte, mußte zu Olmütz im Jahre 1307 unter dem Dolch eines Meuchelmörders ſein Leben verbluten. —

Aber die in die erzählten Begebenheiten oft eingreifenden Familien **Howora** und **Berkow** blühten befreundet fort, bis in die ſpäteſten Geſchlechter, und ihre Namen waren hochgeehrt in dem Lande Böhmen.

Ende des zweiten und letzten Bandes.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Die Darſtellung

der

Tragödie Fauſt von Göthe

auf der Bühne.

Ein zeitgemässes Wort

für

Theaterdirektionen, Schauſpieler und Bühnenfreunde.

Von

U. B.

Stuttgart.
Fr. Brodhag'ſche Buchhandlung.
1831.

Inhalt.

Einleitung.

Erſtes Kapitel. Fauſt, in die Scene geſetzt von Ludwig Tieck.

Zweites Kapitel. Die Hinweglaſſungen im Fauſt.

Drittes Kapitel. Zuſätze und Aenderungen im Fauſt.

Viertes Kapitel. Die Charaktere in der Tragödie Fauſt, ihre Auffaſſung und Darſtellung.

Fünftes Kapitel. Die dämoniſchen Perſonen, Erſcheinungen, ꝛc., im Fauſt.

Sechstes Kapitel. Dekorationen.

Siebentes Kapitel. Schluß der Tragödie.

Achtes Kapitel Einige Vorſchläge und Schluß.

Einleitung.

Sowie von einer Darſtellung des Fauſt von Göthe auf der Bühne die Rede war, mußten vor allem die Fragen entſtehen: Iſt Fauſt ein bühnengerechtes Stück? Wurde es für die Bühne geſchrieben? Soll es gegeben werden? Kann es gegeben werden? Dieſe Fragen ſind vielfach aufgeworfen worden, und die Antwort darauf iſt von Seiten der Tiefeindringenden größtentheils verneinend ausgefallen. Gründe für die Verneinung lagen offen vor: Fauſt iſt ein Torſo, ein rieſenhaftes Fragment; zu groß um eingegrenzt werden zu können in den engen Raum der Bühne. Es fiel dem Dichter nie im Traum ein, daß man ſeinen Fauſt auf die Breter bringen würde. „Man wird die Tragödie, die unvollendete, zerſtückeln, in Fetzen reiſſen, mißhandeln, um die Schauluſt zu befriedigen, man wird das Götterbild herabſtürzen von ſeinem goldnen Thron, es mit buntem Flitter behängen, und in einen modiſchen Heiligen umwandeln!“ — So klagten die wahren Verehrer des Dichters, wie des großartigen Gedichtes. Wer ſoll — waren ihre ferneren Fragen: wer ſoll es wagen, die frevelnde Hand an das Meiſterwerk zu legen, es bühnengerecht zu machen? Wer ſoll ſagen: dieß bleibe, dieß werde geſtrichen, hier ſchließe ein Akt, hier beginne ein Neuer? Und doch lag die Nothwendigkeit vor Augen, daß eine ſolche Hand ſich finden müſſe, daß Abtheilungen beſtimmt würden, bevor ſich's jeder Regiſſeur beikommen ließe, ſich ſelbſt beliebig ſeinen Fauſt zuzuſtutzen. Antwort auf dieſe Fragen gab bald die That. Ludwig Tieck war der Mann, der den Fauſt für die Bühne zuerſt zuſchnitt, ob mit, ob ohne Beruf dazu, muß hier ganz unerörtert bleiben, doch von ſeiner Bearbeitung, sit venia verbo, ſpäter geſprochen werden. Daß der Dichter dieſe Arheit nicht ſelbſt übernehmen würde, ließ ſich vorausſehen, ob ihm übrigens dieſe Feier ſeines achtzigſten Geburtstages, an welchem Fauſt in Dresden, Leipzig, Frankfurt und Weimar zugleich und zuerſt gegeben wurde, ſonderlich Freude gemacht hat, iſt eine Sache, die man auf ſich beruhen laſſen muß.

Hörten wir aber die Stimmen derer, die gegen die Darſtellung des Fauſt waren, ſo fordert die Billigkeit, auch jene zu vernehmen, die dafür ſind. Auch hier ſprechen Gründe für die Sache; laſſen wir ſie reden.

Die Sage vom Fauſt iſt an ſich ſchon ein Gemeingut des Deutſchen Volks, ein Zauberſchatz der oft an das Licht heraufbeſchworen, aber von keinem Schatzgräber ſo ſicher gehoben wurde, wie von Göthe. Die Fauſtſage, wie ſie die Schönſte iſt, iſt auch zugleich die allgemein Verbreitetſte, kein Volk hat eine Gleiche aufzuweiſen, kein Volk hat eine Sage ſo in ſein innerſtes Leben aufgenommen. Zeugniß von ihr geben Volksbücher, Chroniken, Bilder aus alter Zeit, endlich das Puppentheater, auf dem die Komödie von Fauſt aufgeführt wurde, ehe Morlow, ehe Göthe einen Fauſt ſchrieben, der ſpäteren zahlreichen dramatiſchen Bearbeitungen des gleichen dankbaren Stoffes, nicht zu gedenken.

Gleichermaßen wie die Sage ſelbſt, iſt auch Göthes Fauſt ein Gemeingut für uns geworden, das wir nicht genug leſen, ſtudieren, durchdenken und würdigen können; gleichſam ein geiſtiger Fortunatusſeckel, in welchem ein immerquellender Reichthum friſchen Lebens, tiefer Wahrheit, hinreiſſender Belehrung zu finden; warum nun, das, was Allen geſchenkt iſt, nicht noch allgemeiner machen, warum nicht von Zeit zu Zeit einladen von Wegen und Straßen, die Menge der Gäſte zum reichen Mahle, das der Dichter geſpendet? Vieles was dem Leſer dunkel bleibt, wird dem Hörer klar, wenn das leibliche Schauen ſein inneres Auge öffnet und ſeinen Sinn empfänglich macht für die Reize geiſtigen Genuſſes; dem todten Wort nachzudenken, war ihm zu mühſam, trat aber das lebenvolle Bild vor ihn hin, dann ward ihm ſicherer, Sinn und Bedeutung klar.

Ferner ſagen die Vertheidiger der Aufführung: Einmal iſt Fauſt ein Fragment; es iſt mithin kein ſo großes Verbrechen, noch einiges davon abzubrechen, das auf der Bühne überflüſſig oder anſtößig, es bleibt dennoch des unendlich Schönen eine Ueberfülle, und dieſe ſoll man uns nicht länger vorenthalten; wir müſſen ſo viel Mittelmäßiges und Schlechtes ganz ſehen, wir wollen lieber einmal das Vortreffliche ſchauen, ſelbſt wenn es nicht ganz iſt, iſt ja doch ſtets die verhüllte Schöne, reizender als die nackte, ſie läßt der Phantaſie ihr altes Recht, ſich mit Zauberfarben auszuſchmücken, was dem ſinnlich lüſternen Auge verborgen bleibt; ſtellt man doch gleich ſorgſam die verſtümmelte Antike in Muſeen und Glyptotheken auf, wie die wohlerhaltene!

Endlich mögen auch Viele für die Aufführung geſtimmt haben, um dem Dichter des Fauſt eine Huldigung darzubringen, und wer wollte ſo klein denken, dem edlen Sängergreiſe, dem wir ſo Vieles Schöne verdanken, die Kränze zu mißgönnen, die eine fromme Freundſchaft ihm um die greiſen Schläfe windet?

Genug, die zweite Parthei blieb Sieger, und es war an uns, nur anzudeuten, daß ſie Gegner hatte, Gegner, die ihre Meinung wohl immer feſthalten und vertheidigen werden, gegen die wir aber nicht zu kämpfen geſonnen ſind. Uns liegt es ob, uns rein an die Sache ſelbſt zu halten, und fern von jeder Perſönlichkeit, ohne irgend jemand zu Lieb oder zu Leid reden zu wollen, ruhig, unbefangen und frei, uns über die dramatiſche Darſtellung von Göthes Fauſt auszuſprechen, denn was frommt es, noch darüber zu ſtreiten, ob er darzuſtellen ſey, da er aller Orten aufgeführt wird? Daß er faſt überall ein volles Haus macht, iſt ein Beweis mehr gegen die Verneinenden, und zeugt erſtlich, daß man die Dichtung ſchätzt, zweitens daß man ſich lebhaft für den Stoff intereſſirt, eben weil die Sage des Volkes Eigenthum ſeit undenklichen Zeiten, und endlich, daß das wahrhaft Schöne und Großgedachte immer ſeine Triumphe feiert, und auch bei den Mindergebildeten Anklang findet.

Göthes Fauſt — und nur von dieſem iſt im Folgenden die Rede, daher wir den Namen des

Dichters nun nicht weiter dazuſetzen — wird vielleicht noch lange gegeben werden, wird auch — wir ahnen es -- auf kleineren Bühnen verlangt und dargeſtellt werden, denen zu einer würdigen Darſtellung, faſt alle Mittel fehlen, und ſo wird man an dem Meiſterwerk ſich noch vielfach ſchwer verſündigen. Möchte doch die Wuth, auf kleinen Bühnen, zumal wenn ſie nicht ſtehende ſind, große Stücke aufführen zu wollen, und ſehen zu wollen, einmal nachlaſſen, ſie iſt Urſache, daß oft das Erhabenſte lächerlich gemacht und in den Staub gezogen wird, und trägt zum Verderben des Geſchmacks, wie zur Verbildung unſäglich viel bei, aber hier rügen und tadeln wollen, heißt in der Regel tauben Ohren predigen.

Würdig ſoll Fauſt dargeſtellt werden, dieß iſt eine Forderung, die Geſchmack, Kritik, Achtung für den Dichter und Liebe zur Kunſt mit vollem Maas zu fordern berechtigt ſind, aber hier ſtehen wir ſchon an einer Klippe, die gefährlich iſt, denn viel, ſehr viel gehört zu einer würdigen Darſtellung, und nicht geringe Mittel müſſen einer Bühne, auf welche Fauſt gebracht wird, zu Gebote ſtehen; wir werden uns bemühen, im Nachfolgenden dieſe Mittel zu bezeichnen, wenn wir auf die Einzelnheiten eingehen.

Vor allem hat der Regiſſeur oder wer es ſonſt ſey, der Fauſt in die Scene ſetzt, ſich zu hüten, daß er kein Spektakelſtück aus der erhabenen Tragödie mache, dieß wäre der ärgſte Mißgriff, und eine grobe Beleidigung des Dichters, wie des gebildeten Publikums. Willkühr iſt ein unbändiges, wildes Roß, ihm muß zeitig Gebiß und Stangenzaum angelegt werden, vor Willkühr bewahre der Himmel jeden, dem es obliegt, bei einer Aufführung des Fauſt berathend oder anordnend zu walten. Glaube Niemand, dieſe Worte ſeyen als vorzeitige Befürchtung hingeworfen, nein, die Bahn iſt ſchon gebrochen aus Fauſt eine Farçe zu machen! und wir würden uns glücklich preiſen, wenn unſere gutgemeinten Winke und Rathſchläge hier und da Beachtung fänden, denn einen andern Zweck, als freundlich zu berathen und zu belehren, haben dieſe Blätter nicht.

Leicht kann, bei dem beſten Willen, eine Direktion oder Regie auf Abwege verfallen, und Dinge zum Vorſchein bringen, die den Effekt erhöhen ſollen, aber ſo unweſentlich, wie abgeſchmackt, ſo widrig, wie ſtörend ſind. Nichts, was bei einer Darſtellung des Fauſt nur irgend nothwendig und weſentlich iſt, ſoll hier unbeſprochen bleiben. Wir werden uns faſt in jedem Kapitel genöthigt ſehen, das Stück ganz durchzugehen, jedesmal in anderer Beziehung, und wenn wir uns dabei, um das Buch gemeinnützig und nicht zu ſtark zu machen, auch kurz faſſen, ſo ſoll doch nichts übergangen werden, was in Betracht gezogen zu werden verdient. Wir beginnen mit der Bearbeitung von Tieck, nach welcher das Stück zuerſt in mehreren Städten aufgeführt wurde, werden dann von den Hinweglaſſungen, den zweckmäßigen, wie unzweckmäßigen reden, dann einiger Zuſätze und Aenderungen erwähnen; hierauf die Charaktere beſprechen, ihre Auffaſſung und Darſtellung, dann über die dämoniſchen Perſonen, Erſcheinungen ꝛc., uns verbreiten, die Dekorationen berückſichtigen, den Schluß der Tragödie und deſſen Darſtellung in Betrachtung ziehen, und endlich einige Vorſchläge thun, und hoffen ſo, unſern Plan richtig im Auge zu haben, und dem, was wir beabſichtigen, ein Genüge zu leiſten.

Erſtes Kapitel.

Fauſt, in die Scene geſetzt von Ludwig Tieck.

Wenn der Mann gefunden ſeyn mußte, der den Fauſt für unſre Bühne einrichtete, ſo war es zu billigen, daß Jemand ſich dieſem ſchwierigen Unternehmen unterzog, von dem die öffentliche Meinung erwarten durfte, daß er der Sache gewachſen ſey, und Tieck eine ſolche Fähigkeit abſprechen zu wollen, wäre eben ſo lächerlich, als boshaft. Selbſt dramatiſcher Dichter, Bearbeiter von Stoffen, die dem Fauſt inſofern verwandt, daß ſie zum Herzblut deutſcher Poeſie gehören, Ueberſetzer Shakſpears, Chorag einer romantiſchen Schule, endlich Göthe befreundet, ſollte ein ſolcher Mann nicht befugt geweſen ſeyn, einen vielfach angeregten Wunſch zu realiſiren? Gewiß, und beſſer iſt, daß es Tieck that, wenn er auch nicht allen Forderungen genügen konnte, als wenn an jeder Bühne, die Fauſt darſtellen wollte, der Regiſſeur ſich hingeſetzt, die Feder geſpitzt, und nun darauf los eingerichtet hätte, daß es zum Erbarmen.

Man darf das Buch nur aufſchlagen, ſo leuchten die zahlloſen Schwierigkeiten ein, die ſich der Aufführung entgegenſtellen, und kluge Umſicht, wie große Bühnenkenntniß gehören dazu, den richtigen Weg einzuſchlagen, nicht vollends zu zerreiſſen das was an ſich ſchon ſo locker zuſammenhängt.

Tieck zerfällt den Fauſt in fünf Abtheilungen, wie die Regel für die Tragödie ſie heiſcht; allein bei einer Tragödie, die nicht für die Bühne geſchrieben wurde, die *ausnahmsweiſe* auf die Breter gebracht wird, dürfte auch eine Ausnahme von jener Regel ſtatt finden, um ſo mehr, da die Hauptſache doch darauf beruht. ſo viel als möglich von dem Meiſterwerk vor den Blick der Beſchauer zu führen, und dabei die ſceniſche Anordnung immer als Nebenſache und untergeordnet erſcheinen muß. Daß nicht eine Abtheilung mit der andern gleiche Länge haben kann, iſt natürlich, darf und wird nicht befremden, und ſo müßte, wenn auch die vier letzten Abtheilungen bleiben, doch die erſte nothwendig in *zwei* zerfallen. Das Stück beginnt mit Fauſt's Monolog: „*Habe nun, ach, Philoſophie*“ ꝛc., und die erſte Abtheilung ſchließt nach Tieck mit Fauſt's Worten: „*und daß ein Pudel mir entſprang?*“ es iſt aber unerläßlich nothwendig, daß der erſte Akt mit der Stelle ſchließe: *Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder.* Der Grund iſt klar. Es iſt früher Oſtermorgen, in der nahen Kirche tönet Orgelton und Glockenklang und feiernde Chöre ſingen von dem auferſtandenen Heiland. Ein heiliger Schauer, eine ſüße Wehmuth, ergreift Fauſt, wie den Zuſchauer; auch dieſen umweht Erinnerung mit Engelflügeln, es iſt einer der erhabenſten Momente! hier falle der Vorhang. Tieck läßt aber Fauſt abgehen, und verwandeln. Wie unſtatthaft! Kaum iſt es früher Morgen, ſo iſt auch gleich Sonntag Nachmittag und Abend, und der Zuſchauer weiß ſich nicht in die Zeit zu finden. An die hinreiſſend erhabene Scene ſchließt ſich gleich, ohne Unterbrechung das bunte Gewühl der Menge, die dem Thor entſtrömt, und nach wenigen Minuten wird es Abend, und Wagner ſagt: Ergraut iſt ſchon die Welt ꝛc.

Zu grell iſt der Farbenwechſel, zu ſchneidend der Kontraſt; dort ſtürzt ſich der Himmels-Liebe Kuß, herab mit den Feierklängen und Feierliedern, und nun ſoll gleich darauf Handwerksburſchenwitz und Alltagsgeſchwätz, Mägdeſcherz und Volksgeplauder folgen? Nein, hier bedingt nothwendig das Stück, daß der Vorhang falle, damit nicht, der Regel von den fünf Akten zu Liebe, das Schöne verletzt, der Geſchmack beleidigt, der Zuſchauer in ſeinem Gefühl, in ſeiner warmen Theilnahme geſtört werde, denn der Fauſt iſt ja keine magiſche Laterne, kein Guckkaſten, in welchem ohne Rückſicht auf Zeit und Handlung der Bilder, buntes Allerlei vorübergezogen wird. Auch für den Schauſpieler, der die ſchwierige und Anſtrengung fordernde Rolle des Fauſt hat, iſt es wünſchenswerth, daß ihm hier eine Erholung vergönnt ſey, da er alles Vorhergehende faſt allein ſprechen muß.

Der zweite Aufzug beginnt mit der Stelle: „Es klopft? Herein!“ und ſchließt mit den Worten des Mephiſtopheles, der Fauſt aus der Hexenküche führt: „Du ſiehſt mit dieſem Trank im Leibe, bald Helenen in jedem Weibe.“ Der Dritte zeigt die Straße und die Begegnung Fauſt's und Margarethens, und ſchließt nach der Gartenſcene, (wo ſtatt des Gartenhäuschens, in welchem Margarethe Fauſt neckt, ganz zweckmäßig eine Laube gewählt iſt) mit Gretchens Selbſtgeſpräch: „Du lieber Gott!“ bis: „Begreife nicht, was er an mir find't.

Der vierte Akt beginnt nach Tiecks Anordnung mit Gretchens wehmuthsvollem Monolog: „Meine Ruh iſt hin,“ doch iſt ſie nicht in ihrer Stube, ſondern in Marthens Garten, wo nun gleich Fauſt zu ihr tritt, und ſie mit den Worten: „Verſprich mir Heinrich!“ ihm entgegeneilt. Nach Mephiſtopheles Worten: „Hab' ich doch meine Freude dran!“ wird verwandelt, und nun erſt beginnt der herrliche Monolog Fauſts: „Erhabner Geiſt, Du gabſt mir, gabſt mir alles!“

Hier drängt ſich nun die Frage auf: Warum dieſe

Verſetzung? Fauſt hat, in ſeinem ſtürmiſchen Drange, der die Welt umfaſſen, der alle Geheimniſſe der Natur ergründen möchte, das einfache Mädchen, das ſeine Sinnlichkeit entflammte, ſchon verlaſſen; zurückgezogen in Wald und Höhle hängt er ernſten, erhabenen Betrachtungen nach. Da naht der ſchadenfrohe Gefährte, und mahnt ihn an des Mädchens Leid, er lockt ihn zu neuem Genuß in ihre Arme. „Geh ein, und tröſte ſie, Du Thor!“ Nun ſehen wir im Buche erſt das Mädchen einſam weilend, hoffend und bangend, bis der Geliebte ihr wieder nah, und ſie in ſeinen Armen wieder glücklich iſt, und alles, alles was er will, ſelbſt aufopfernd zu thun bereit. Dennoch findet ſich die Antwort auf jene Frage bald, denn da nach Tieck die Brunnenſcene wegbleibt, auf welche folgt, wie Gretchen vor dem Bild der Mater dolorosa kniet, ſo iſt es zweckmäßig angeordnet, daß Gretchens Klage und die folgenden Scenen vor die die Fauſt im Walde mit Mephiſtopheles hat, gebracht werden, um ſo mehr, da uns dieſe beiden wieder vor Gretchens Thür begegnen, der ein Nachtbeſuch Fauſts zugedacht iſt, welcher jedoch durch Valentins Dazwiſchenkunſt und Ermordung verhindert wird. Mit Gretchens nothvollem Ausruf: „Nachbarin, Euer Fläſchchen!“ ſchließt der Akt.

Die fünfte Abtheilung beginnt mit Fauſt's Jammer über Gretchens Schickſal; mindeſtens ſahen wir es ſo an verſchiedenen Orten, und halten es auch für zweckmäßig; anderwärts jedoch hat man aus der Walpurgisnacht einiges aufgenommen, und, während Fauſt mit Mephiſtopheles im Vordergrunde heraufſteigt, im Hintergrunde den Brockengipfel gezeigt, umſchwärmt, umziſcht, umflattert von einer Menge Hexengeſtalten und abentheuerlicher Phantome, unter ihnen Gretchens Geſtalt. bleich und allein ſich mit geſchloſſenen Füßen fortſchiebend, wobei die genialen Zeichnungen zu Fauſt von Rentſch zum Grunde gelegt worden. Uns aber will bedünken, es ſey nicht wohlgethan, den Zauberſpuck der Walpurgisnacht auch nur als Tableau oder Phantasmagorie auf die Bühne zu bringen, indem dieſe Gaukeleien zu ſehr an Freiſchütz- und Feenopernweſen erinnern, den Ernſt des Stücks ſtören, und vom Gebiet wahrer Kunſt in die „Traum- und Zauberſphäre“ des Dekorationsprunkes und der Maſchinenſpielerei verlocken, die wohl das Auge einer gaffenden Menge entzücken, das Ah! Ah! der Gallerien und das Staunen des Paradieſes erregen, nie aber den Beifall des Freundes einer gediegenen Kunſtſchöpfung gewinnen werden, deſſen richtiges Gefühl ſich durch derlei theatraliſchen Unrath nur verletzt fühlen muß. Und ſo geht der fünfte Akt, mit Hinweglaſſung der kurzen Nachtſcene, wo Fauſt und Mephiſtopheles auf ſchwarzen Pferden daherbrauſen, im Kerker erſchütternd zum Schluß. Die Stimme von oben: Iſt gerettet! erſchallt, der Vorhang fällt und ein großartiges Kunſtwerk iſt vor den Augen der Zuſchauer vorübergegangen. Je einfacher und ergreifender die Schlußſcene dargeſtellt wird, um ſo tiefer wird der Eindruck ſeyn, den ſie auf das Gemüth der Menge macht, hier um des Himmelswillen keinen Theaterkoup, keine Donjouanerie, keine Teufelei, wie uns leider ſchon vor Augen gekommen. Laßt in der Oper Fauſt Feuer, Pech und Schwefel regnen, laßt in Klingemanns Trauerſpiel gleiches Namens Felſenwände mit Donnerkrachen einſtürzen, und einen lichterloh brennenden Höllenrachen ſichtbar werden, in den Satan Fauſtus hinabſchleudert, wie ein Scheit Holz, wir wollen nichts dagegen ſagen, nur entweiht nicht Göthes Fauſt durch ſolch läppiſche Gaukelei! Laßt, was Fragment iſt, Fragment bleiben, künſtelt keinen Schluß daran, leimt nicht an den ehernen Löwen einen Schweif von Pappe, haltet den Gedanken feſt, daß ihr Göthes Fauſt aufführt, und daß es nicht mehr Göthes Fauſt iſt, wenn ihr euch unterfangt, daran zu modeln, zu ſchnitzeln, zu kräuſeln, denn es wird euch für dieſe Mühe nichts, als:

> „Bewunderung von Kindern und Affen.
> „Wenn euch darnach der Gaumen ſteht!“

Wir haben hier nur die Abtheilungen, wie ſie Tieck feſtgeſtellt, angegeben, ohne ausführlicher deſſen, was nach ſeiner Anordnung hinwegbleiben ſoll, zu erwähnen, weil wir Gelegenheit hatten, zu bemerken, daß faſt an jedem Ort, wo Fauſt gegeben wurde, andre Hinweglaſſungen, geboten von Politik, kirchlichen Rückſichten, Engherzigkeit und Befangenheit der Direktionen, ſtatt fanden, ſo daß völlig ungewiß bleibt, was Tieck geſtrichen, und was nicht, daher wir uns nun auch nicht weiter um ſeine Einrichtung zu kümmern haben, ſondern über die Hinweglaſſungen überhaupt, und die Gründe dazu, zu ſprechen Anlaß nehmen.

Zweites Kapitel.

Die Hinweglaſſungen im Fauſt.

Es liegt klar am Tage, daß Hinweglaſſungen unerläßlich ſind, wenn Fauſt gegeben werden ſoll, was aber ſtreichen? Dieſe Frage iſt nicht ganz leicht zu beantworten. Alles Anſtößige, die Sittlichkeit beleidigende, verſteht ſich alles Ueberflüſſige. Was iſt aber überflüſſig? — Die langen Lieder, und alles, was kirchlich iſt. Es iſt die Frage, ob nicht durch das Letztere mehrere Stellen von ausgezeichneter Schönheit verloren gehen, am ſchlimmſten aber wird es um die Darſtellung des Fauſt da ſtehen, wo die Macht und Herrſchaft der Kirche ſo groß, daß jede Stelle, die eines Heiligen, eines Pfarrers, eines Pfaffen der

Maria ꝛc., erwähnt, unbarmherzig aus dem Zuſammenhang geriſſen und weggelaſſen werden muß. Wo man ſo befangen denkt, wo ein geiſtiges Sklaventhum das freie Wort der Wahrheit auf der Bühne ſogar, unterdrückt und verbannt, da unterlaſſe man doch, Stücke, wie Fauſt, aufzuführen, man begnüge ſich mit einer Wiener Poſſe oder einer faden Zauberoper und ſchließe der klaſſiſchen Ketzerei, Thor und Thüre vor der Naſe zu. Mit wahrem Mitleid haben wir geſehen, was das Stück da und dort erdulden müſſen, und es iſt doch nicht frech, nicht gotteslaͤſterlich, es wird keiner Religionsparthei darin geſpottet, nichts wahrhaft Heiliges wird darin profanirt. Es iſt jämmerlich anzuſehen, dieſes Drehen und Wenden, um ja nicht gegen einen Ritus zu verſtoßen, wir werden hernach Proben davon geben, wenn wir von den Zuſätzen, Aenderungen und quasi Verbeſſerungen zu ſprechen haben; jetzt ſey nur die Rede von den Hinweglaſſungen, die theils Tieck angegeben, theils willkührlich von Regiſſeur und Schauſpielern da und dort vorgenommen wurden, ſo viel uns bis jetzt davon zur Kunde gekommen; natürlich ſteht zu erwarten, daß, je mehr unanſehnliche Bühnen und ſchlechte Schauſpieler ſich an die Aufführung des Fauſt wagen, deſto zerſetzter das Stück werden wird.

Die erſte Auslaſſung begegnete uns Akt 1 im Monolog des Fauſt, nachdem ihn Wagner wieder verlaſſen, und erſtreckt ſich von: Ich, Ebenbild der Gottheit, das ſich ſchon — bis: Und was du nie verlierſt, das mußt du ſtets beweinen. Dieſe Auslaſſung iſt unzweckmäßig, hier darf ſich's der Schauſpieler nicht bequem machen wollen; der Monolog iſt lang, aber er iſt zu ſchön, und ſteht in zu innigem Einklang mit dem, was kurz vorhergegangen, als daß man darin beliebig ſtreichen und weglaſſen dürfte.

Dann blieb wieder weg, von der Stelle: Was grinſeſt Du mir hohler Schädel her — bis: Nur was der Augenblick erſchafft, das kann er nützen. Wir würden auch dieſe Stelle ungern vermiſſen, indeß möchte ihre Hinweglaſſung doch eher zu geſtatten ſeyn, als die frühere. Allein die ſtreichende Feder hatte noch mehr gethan, ſie hatte auch die Stelle: Ein Feuerwagen hebt auf leichten Schwingen bis: Und wär es mit Gefahr in Nichts dahin zu fließen, geſtrichen, was völlig unſtatthaft iſt, indem der reiſende Entſchluß zum Selbſtmord ſich in ihr zum feſten Vorſatz ſteigert. Was uns aber mit wahrem Mitleid erfüllte, war, daß irgendwo der Schauſpieler bei der Anrede an die kryſtallne reine Schaale hinwegließ: Wenn einer Dich dem andern zugebracht bis: Erinnert mich an manche Jugend-Nacht. Und warum that er das? Weil ſtatt des alterthümlichen Pokals mit eingeſchnittenen Bildern und Sprüchen, wie ſich dergleichen faſt bei jedem Trödler findet, ein unſcheinbares Ding von grünem Glas vorhanden war, auf das die Stelle freilich nicht paßte.

Daß zu den gleich darauf folgenden Stellen die Chöre, nicht die im Buche vorgeſchriebenen Strophen ſingen, mag allenfalls Statt finden, nur ſey Geſang, Glockenklang und Orgelton ſo ernſt feierlich als möglich, denn die Wirkung iſt wahrhaft ergreifend. Die Stelle: Das Wunder iſt des Glaubens liebſtes Kind, ließ auch ein Schauſpieler hinweg, ob auf eigenen oder höheren Antrieb, wiſſen wir nicht, nur ſo viel, daß der Ausruf: O sancta simplicitas! völlig auf ſolche Hinweglaſſungen anwendbar. — Da nach der Stelle: Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder, ein Akt ſchließt, oder verwandelt wird, ſo bleibt natürlich der übrige Geſang weg.

In dem Volksgewimmel ſahen wir an einem Orte die Schüler hinweggelaſſen, an einem andern nur die Stellen von: Nicht ſo geſchwind, bis: careſſiren. Das Lied des Bettlers mag füglich wegbleiben. Die Alte mit dem Bürgermädchen desgleichen, aber das Soldatenlied, was auch hier und dort geſtrichen iſt, ſollte bleiben, wir haben es mit Vergnügen gehört.

Bauern unter der Linde bleiben weg, und

Fauſt beginnt mit den Worten: Hier wollen wir von unſerer Wandrung raſten. Die Bauernſcene würde das Stück unnöthig in die Länge ziehen, daß Fauſt Arzt war, ſagt er uns in den erſten Worten, und darauf bezieht ſich doch hauptſächlich dieſe Scene. Dadurch wird auch ſeine Erzählung von der Zeile: An Hoffnung reich, bis: durch ſolchen Trübſinn nicht bekümmern, mit Inbegriff von Wagners Worten, überflüſſig, und er fährt gleich fort, nachdem er ſich nach den obigen Worten niedergeſetzt: Betrachte, wie in Abendſonne Glut ꝛc. In der Stelle, wo Wagner von den Elementargeiſtern redet, hat man geſtrichen: Von Norden dringt bis: liſpeln engliſch, wenn ſie lügen. Iſt es geſchehen in der Vorausſetzung, daß der bei weitem größte Theil der Zuſchauer dieſe Stelle doch nicht verſtehen würde, ſo wollen wir nichts dagegen ſagen, geſchah es aber aus bloßer Bequemlichkeit, ſo müſſen wir es rügen, denn Wagner darf ſich nicht beklagen, zuviel zu ſprechen zu haben.

Das Geſpräch Fauſt's mit Wagner über den Hund, den Beide, in die Scene blickend, ſehen, wird am beſten zu ſchließen ſeyn, mit den Worten Fauſts: Geſelle dich zu uns! Komm hier! wo Fauſt den Hund lockend, abgeht, und Wagner ihm folgt. Hierauf folgt wieder die Verwandlung in das Studierzimmer, Fauſt tritt ein, und der Pudel liegt unter dem Ofen, oder ſitzt dahinter, und die Stelle: Sey ruhig Pudel bis: als ein willkommner ſtiller Gaſt fällt von ſelbſt hinweg.

Leider mußten wir Zeuge ſeyn, auf einem Hoftheater jene herrlichen Stellen hinweggelaſſen zu ſehen, wo Fauſt das neue Teſtament zu überſetzen beginnt, und beklagen, daß man ſo wenig das Verſtändniß erfaſſen wollen, was ein Knabe begreifen kann.

Man läßt getroſt den Pudel murren und heulen, und läßt ſo die Wirkung folgen, während man die Urſache geſtrichen, denn weßhalb knurrt denn der dämoniſche Hund, als weil ſich Fauſt mit dem lebendigen Worte Gottes, das jener nicht zu ertragen vermag, beſchäftigt? O glückliche Beſchränktheit! Wahrlich, es wird uns Mühe koſten, zuweilen nicht bitter zu werden, wenn wir berühren müſſen, wie gottheillos mit dem Meiſterwerk theilweiſe umgegangen wird, als ſey es eben eine Gliederpuppe, der die Kinder nach Belieben ein Hemdchen, ein Röckchen anziehen, oder ein Mäntelchen umthun.

Der Geſang der Geiſter auf dem Gang bleibt weg, er würde ſtören und hemmen.

In der Beſchwörung ſahen wir wieder mit Verdruß zwei unſtatthafte Hinweglaſſungen; die Stelle: Verworfnes Weſen, bis: Freventlich durchſtochnen, und lege dich zu des Meiſters Füßen bis: Die ſtärkſte von meinen Künſten.

In der Rede des Mephiſtopheles ſahen wir mit Grauen hinweglaſſen: *Wenn ſich der Menſch, die kleine Narrenwelt*, bis: *Und mit den Körpern wirds zu Grunde gehn.* Dennoch, ohne die Auseinanderſetzung des Geiſtes gehört zu haben, ſprach Fauſt ganz getroſt: *Nun kenn' ich deine würd'gen Pflichten* ꝛc., und ſprang dann gleich zu den Worten über: *Was anders ſuche zu beginnen!* wodurch die Rede des Mephiſtopheles: *Und freilich iſt nicht viel damit gethan* ꝛc. ganz hinwegfiel. Doch Letzteres möchte ſeyn. Aber lächerlich war es, im fernern Verlauf des Geſprächs die Stelle hinwegzulaſſen:

> Der Pudel merkte nichts, als er hereingeſprungen.
> Die Sache ſieht jetzt anders aus;
> Der Teufel kann nicht aus dem Haus.

Will man vielleicht den Teufel nicht nennen? Ei warum bringt man ihn denn auf die Bühne? Wem das Wort Grauſen macht, der male es nicht an die Wand. Durch dieſe 3 Verſe wird ja dem *Zuſchauer*, der vielleicht noch nie den Fauſt las, erſt recht verſtändlich, daß jener Pudel mit Mephiſtopheles nur *eine* Perſon iſt!

Mephiſtopheles beruft die Dämonen, Fauſt zu erheitern. Den Geſang hat Tieck geſtrichen, über das, was hier paſſend und nicht paſſend, weiter unten.

Die Stelle: *Der Herr der Ratten und der*

Mäuſe bis: ſo iſt's geſchehen, mag immer wegbleiben, aber bei Leibe nicht: das Erwachen Fauſtes, und ſein Ausruf: Bin ich denn abermals betrogen? Leider mußten wir bei einer Aufführung des Fauſt gleich nachdem Mephiſtopheles aus dem Zimmer geſchritten, den Vorhang fallen ſehen, und Fauſt blieb ſchlafend.

Auf einer andern Bühne, wo wir im Ganzen eine ſehr befriedigende Darſtellung ſahen, wurde die herrliche Rede, in welcher ſich Fauſt ingrimmig der Lebensfreuden abſagt: Wenn aus dem ſchrecklichen Gewühle, bis: Und Fluch vor allem der Geduld! hinweggelaſſen, was uns höchlich mißfiel. Das Geiſterchor, und die Rede des Mephiſtopheles: Dieß ſind die Kleinen bis: wollen ſie dich locken bleiben weg. In dem ganzen Geſpräch, das den Pact betrifft, den Fauſt mit Mephiſtopheles ſchließen will, iſt da und dort nach Willkühr Vieles ausgelaſſen worden, daher wir es nicht Stelle für Stelle erörtern, ja man hat eines Ortes faſt das ganze Geſpräch, von: Das Drüben kann mich wenig kümmern, bis: Blut iſt ein ganz beſondrer Saft, hinweggelaſſen, und das iſt auch das Bequemſte, da wird man ja aller Skrupel, ob eine Stelle ſchön, gehaltvoll, wirkſam, tief oder nicht, auf einmal ledig.

Ebenfalls unſtatthaft ließ der, den Mephiſtopheles darſtellende Schauſpieler, die Stelle weg: Glaub' unſer einem, der das Ganze, bis: Und euch taugt ewig Tag und Nacht. Einen Grund, warum er das that, ſehen wir nicht ein, es müßte denn ein pietiſtiſcher ſeyn, weil da von Gott die Rede iſt. Das Verhältniß zwiſchen Gott, Menſch und gefallnem Engel iſt dort mit wenig Worten in das hellſte Licht geſtellt, wie es als Grundidee durch die ganze Tragödie ſich ſchlingt, und ſo etwas kann doch wahrlich nur arge Beſchränktheit ſtreichen.

Im Geſpräch, das Mephiſtopheles mit dem Schüler hat, ließ man, als von der Theologie die Rede hinweg:

> Es liegt in ihr ſo viel verborgnes Gift
> Und von der Arzenei iſt's kaum zu unterſcheiden.

Warum das? Nichts iſt eckelhafter und abgeſchmackter, als ſolche Herausreiſſungen einzelner kleiner Sätze aus dem Zuſammenhang. Wer zwingt euch denn den Fauſt auf die Bühne zu bringen, wenn ihr die Wahrheit nicht hören wollt? Iſt es euch darum zu thun, ein Studierzimmer mit Todtengerippen, einen Weinkeller, ein Hexenbuch und dergleichen zu ſehen, oder wollt ihr das Geiſteswerk eines Meiſters hören? Wenn ihr, ganz Aug und Ohr, dort ſitzt, und das Rieſengegebild vor euch lebendig ſteht, wenn dann, umrauſcht vom Cherubflügelſchlag der Poeſie, eure Seele jauchzt: Erhabner Geiſt wie nah fühl' ich mich Dir! dann ſollte Vernichtung donnernd, der Genius des Dichters euch zurufen: Ihr gleicht dem Geiſt, den ihr begreift! Nicht mir!

Daß ein Schauſpieler, als von der Medizin die Rede, hinwegließ: Ein Titel muß ſie (die Weiber) erſt vertraulich machen, bis: Zu ſehen, wie feſt geſchnürt ſie ſey, war doch wohl nur Bequemlichkeit, denn die Sittlichkeitsprinzipien der Prieſter Thaliens kennen wir, und ſehen nicht ab, warum man ſonſt dieſe Stelle, die das Verführeriſche im Reden der Schlange ſo treffend bezeichnet, wegbleiben ſoll.

Wir kommen jetzt zu der Auerbach-Kellerſcene.

Mag immerhin in Branders Rede die Stelle: Doch muß uns auch ein Oberhaupt nicht fehlen, bis: Den Mann erhöht, da wegbleiben, wo der Papſt als Chriſti Statthalter verehrt wird, und ſein heiliger Name in größerer Achtung ſteht, als der Name Gottes, wir haben nichts dagegen.

Das Lied von der Ratte kann eben ſo gut ganz geſungen werden, wie an einigen Orten immer die erſte Strophe geſungen wird. Am Schluß der Kellerſcene enteilen die Studenten, nach Siebels Worten: Er ſoll mir nicht lebendig gehn! und die wenigen noch übrigen Verſe bleiben unbeſchadet dem Ganzen, weg.

In der Hexenküche ſahen wir auf einem Theater von der Stelle: Das wär' ein ſchöner Zeitvertreib, bis: Und ſetze Dich in Seſſel, geſtrichen, auch waren dort die Meerkatzen nur von

Pappe, und ſprachen nicht. Auf andern war, den Hexenſpuck vollzählig zu machen, das unſaubre Gezücht lebendig, und ſprach Einzelnes zum Beiſpiel:

O ſey doch ſo gut.
Mit Schweiß und mit Blut
Die Krone zu leimen! u. dergl.

Nach unſerm Dafürhalten iſt es eben nicht nöthig, daß die Thiere auf dem Theater redend dargeſtellt werden. Epiſoden dieſer Art abgeſchmackt zu finden, braucht man nicht ein Fauſt zu ſeyn

Die Stellen: Ich bin ein Cavalier, wie andre Cavaliere, bis: Das iſt die Art, mit Hexen umzugehn, bleiben als unanſtändig mit Fug hinweg, minder nöthig finden wir es, daß Mephiſtopheles jene: Mein Freund' die Kunſt iſt alt und neu, bis: Es müſſe ſich dabei doch auch was denken laſſen, wegläßt. Indeß mag dieſes, wie die Hinweglaſſung der Verſe: Hier iſt ein Lied bis: und hin und wieder ſpringt, unbeſchadet dem Eindruck des Ganzen, hingehen.

Gleich nach der Begegnung Fauſts und der Margarethe, kommt im Geſpräch mit Mephiſtopheles ein Stein des Anſtoßes: Sie kam von ihrem Pfaffen, bis: Zur Beichte ging, doch ſolche Steine räumt die ſtreichende Feder leicht hinweg, man ſtreiche nur getroſt, wenn auch die Kritik für ſolche Streiche, die oft recht dumm ſind, keine Abſolution ertheilt.

In Gretchens Zimmer hat Fauſt herrliche Stellen zu ſprechen, gleichwohl ſahen wir: *O nimm mich auf* bis: *welke Hand geküßt*, weglaſſen. Warum? Vielleicht weil vom *heil'gen Chriſt*, d. i. von der Weihnachtbeſcherung, darin die Rede? oder aus Bequemlichkeit? — Ebenſo: *Was faßt mich für ein Wonnegraus!* bis: *Läg' hingeſchmolzen, ihr zu Füßen.* Dieſe Stellen, ſo mild ſo rührend, ſo kindlichfromm, in denen die edle beſſere Natur im Fauſt wieder ſo ſtark und reinmenſchlich hervortritt, dieſe Stellen läßt man fort, es iſt unverzeihlich. Und damit nicht ein oder der andre Leſer auf den Gedanken komme, wir haben das alles erlebt von einer armſeligen Truppe auf einer ſchlechten Bühne, ſo verſichern wir ihm auf unſre Ehre, wir haben das alles erlebt in einem der größten Theater Deutſchlands.

An einem andern Ort ſang die Schauſpielerin, die die Rolle der Margarethe hatte, das Lied vom König in Thule nicht ganz, was ſehr zu tadeln iſt, noch mehr zu tadeln aber, daß, abermals an einem andern Ort, die Schauſpielerin das ſchöne Lied nach einer Melodie hergurgelte, die ſie wahrſcheinlich erſt während des Singens erfand, und die einem Gaſſenhauer gar nicht unähnlich klang, und von dem tiefen Sinn des Gedichtes nichts ahnen ließ.

In den folgenden Scenen wird nun drauf und drin hinweggelaſſen, alles, was darauf Bezug hat, daß den, für Gretchen beſtimmten Schmuck, ein Pfaff hinweggerafft hat, und die ſchönen Stellen: Die Kirche hat einen guten Magen ꝛc. ſind bei Leibe verpönt. Doch hatten wir, als wir der erſten Darſtellung des Fauſt in Leipzig beiwohnten, die Freude, in dieſer Scene nichts auslaſſen zu ſehen, allein ſpäter bewirkte die Pfaffheit ein Verbot, kraft deſſen der arme Fauſt ſchmähliche Caſtrationen erfahren mußte. Daß Hr. Schwertlein in Padua beim heiligen Antonius, an einer wohlgeweihten Stätte begraben liegt, darf nicht einmal Mephiſtopheles ſagen, deſſen Charakter ſo ganz durch dieſe, ſtets wiederkehrenden leiſen Verhöhnungen der Kirche und ſo treffend, bezeichnet iſt. Wir waren Zeuge, daß auch wegbleiben mußte: Laß Sie doch ja für ihn dreihundert Meſſen ſingen! und können dieſe Zerſtückelungen und Verſtümmelungen des Ganzen nur beklagen. Was bleibt denn am Ende? Warum giebt man Fauſt, wenn man ſo etwas nicht hören kann und will; verbietet ihn ganz, wie in Oeſtreich manche Stücke ganz verboten ſind, ſo weiß man, woran man iſt. Wenn es aber heißt: Fauſt von Göthe, und man nun kommt, und ſich erfreuen will an der genialen Schöpfung, ſo muß es erbittern, wenn ſtatt eines möglichſt vollſtändigen Ganzen, ein Flickwerk! ſtatt eines göttlich-ſchönen Apollo, ein verſtümmelter, blutender Leichnam gezeigt wird. Man nennt auf dem Theater Gott, man nennt den Erlöſer, das Evangelium, das Abendmahl, iſt denn ein Pfaffe, ein Heiliger, eine Meſſe ſo etwas unnahbar Himmliſches, Unausſprechliches, Hochheiliges, daß keiner wagen ſoll auf der Bühne davon zu reden? Daß die Kirche ganze Länder aufgefreſſen hat, iſt es denn etwa nicht wahr?

> Den Fauſt das hohe Meiſterſtück,
> Zu groß für euern Maulwurfsblick,
> Müßt ihr d. heil'gen Einfalt weihen,
> Wird euch — mit Himmels-Manna erfreuen! —

Jetzt kommen wir, der Tieck'ſchen Anordnung folgend, zu der Klage Gretchens, die aus tiefaufſeufzendem innerſtem Herzen quillt: Meine Ruh iſt hin, ꝛc. dieſe muß ganz geſprochen werden, da darf kein Jota fehlen, leider ward auf einer Bühne weggelaſſen, von da, wo ſie das zweite Mal ſpricht: Meine Ruh iſt hin, bis: Vergehen ſollt'! was wir ſehr tadeln müſſen. Im nächſt folgenden Geſpräch zwiſchen Fauſt und Gretchen wieder Hinweglaſſung der Stelle: Du ehrſt auch nicht die heiligen Sakramente u. ſ. Wir hoffen doch, daß die heiligen Sakramente in ihrer Würde bleiben, auch wenn ſie auf der Bühne genannt werden? Sonſt ſtände es fürwahr ſchlimm um ihre Heiligkeit!

Im Geſpräch Fauſts mit Mephiſtopheles mag die

Stelle, von: Und Erd und Himmel, bis: nicht entbehren können, wegfallen, wenn man, wie dort ſteht, vor keuſchen Ohren nicht nennen darf, was keuſche Herzen nicht entbehren können. Desgleichen die Stellen: Ich bin ihr nah' — bis: Gelegenheit zu machen.

Das Geſpräch zwiſchen Gretchen und Lieschen am Brunnen bleibt, wie ſchon oben erwähnt, weg. Gretchens Gebet vor der Mater dolorasa das von der ergreifendſten Wirkung iſt, ſollte man nicht hinweglaſſen, als Fauſt zum erſtenmal in Leipzig aufgeführt wurde, geſchah es auch nicht, allein ſpäter mußte es geſtrichen werden. O Jammer! Ein Gebet zu Gott dem Herrn, darf auf dem Theater ſchon geſprochen werden, zur Maria aber nicht, ja nicht! das wäre wohl eine große Sünde, eine Verſpottung der Religion? —

Wenn man im Fauſt ein Marienbild auf der Bühne nicht duldet, warum duldet man es denn in der Stummen von Portici? Iſt es dort nöthiger? Bedingt es mehr die Handlung? Dort wirft ſich nur die Stumme vor dem Bilde nieder, im Fauſt aber ſpricht die lebendige, aus tiefer Noth jammernde Rede zu dem Herzen der ewigen Mutter.

Das Lied des Mephiſtopheles zur Zither:

> Was machſt du mir
> Vor Liebchens Thür? ꝛc.

hat dieſer zu ſingen, und nicht zu verſchweigen, wie es auch geſchehen iſt, ſonſt wird es lächerlich wenn Valentin in ſeinem Zorne ausruft: Zum Teufel hinterdrein den Sänger!

In der Strafrede des auf den Tod verwundeten Valentin, mag man die anſtößigen Stellen immer ſtreichen, nur nicht das Kind mit dem Bade ausſchütten, nur nicht über der keuſchaffektirten Zimperlichkeit vergeſſen, daß ein Soldat ſpricht.

Hierauf folgt eine der furchtbarerhabenſten Scenen im ganzen Trauerſpiel, die, wo der böſe Geiſt auf Gretchen einredet, während der Chor wie die Poſaune des jüngſten Gerichts, ſein ehernes Dies irae, dies illa! auf die in den Staub Geworfenen niederdonnert. Hier darf nichts, gar nichts geſtrichen werden, aber als wir zuletzt den Fauſt ſahen, hatte eine ungeſchickte Hand ſich auch daran gewagt, und von: Wie anders Gretchen, war dir's bis: Halb Gott im Herzen, getilgt, ebenſo blieb der Chorgeſang zwar nicht weg, aber es waren andre Worte unterlegt, und die Wirkung ging verloren.

Walpurgisnacht und Intermezzo bleiben weg, vom Letzten verſteht es ſich von ſelbſt, und aus der Erſten würde doch nur einiges Wenige, zerriſſen und fragmentariſch geſprochen werden dürfen, wenn man nicht eine Fratze daraus machen wollte.

Die fünfte Abtheilung, oder beſſer die ſechſte beginnt.

Sie iſt nicht lang, es darf, außer der Stelle: Was weben die dort um den Rabenſtein? bis: Vorbei! Vorbei! gar nichts darin geſtrichen werden, als vielleicht ein Wort, das ein feines Ohr unanſtändig finden möchte.

Ueberblicken wir die Menge der allernothwendigſten Hinweglaſſungen, ohne welche das Stück an fünf Stunden ſpielen würde, ſo leuchtet ein, daß durch ſie keinesweges das Ganze ſich rundet, ſondern daß immer Lücken bleiben, die alſo nicht durch unzweckmäßiges Streichen vermehrt werden dürfen. Wir finden aber auch, daß es weit leichter iſt, zu ſtreichen, und hinwegzulaſſen, als an die Stelle des Geſtrichenen etwas Beſſeres zu ſetzen, ferner, daß am Ende es durchaus keine Kunſt iſt, Fauſt für die Bühne zuzurichten, wenn man meint ſie beſtehe nur darin, die Längen zu kürzen, Anſtößigkeiten auszumerzen, und das Buch in Abtheilungen zu zerfällen. Wir glauben hier alles angegeben zu haben, was irgend hinweggelaſſen worden iſt, und hinweggelaſſen werden kann; wollte ein Regiſſeur noch mehr tilgen, dann verdiente er mit Ruthen gepeitſcht zu werden, auch möchten wir zehn gegen eins wetten, daß, je mehr auf einer Bühne vom herrlichen Text verbannt wird, deſto mehr wird man auf Hexenſpuk, Geiſtererſcheinungen und derlei Abgeſchmacktheiten wenden, denn Barbarei und Geſchmackloſigkeit gehen immer Hand in Hand; man wird ſich nicht ſchenen, Fauſt zu verballhornen, und dann — jede Sünde gegen den guten Geſchmack beſtraft ſich — auch nichts Beſſeres haben, als man an Klingemanns Fauſt, den Puppenfauſt, und der Oper hat, nur daß dann leider Göthes gefeierter Name am Pranger der Trivialität ſteht. —

Drittes Kapitel.

Zuſätze und Aenderungen im Fauſt.

„Ein Wehe iſt dahin, ſiehe, es kommen noch zwei Wehe!“ rufen wir mit dem Dichter der Apokalypſe aus. Kaum haben wir uns durch das ſteile Feld der Hinweglaſſungen hindurch gearbeitet, ſo kommen wir auf ein zweites, das ſteinig genug iſt, und auf welchem nur allerlei fremdartiges Unkraut rankt und wuchert.

Nicht genug, daß man Göthes Fauſt, um ihn auf die Bühne zu bringen, arg verſtümmelt hat, nicht genug, daß man ihn mit Zuſätzen und Aenderungen, von denen gleich die Rede ſeyn ſoll, geſpickt hat, ſo hat man ihm auch noch allerlei muſikaliſchen Text angethan, in der Meinung, das müſſe ſo ſeyn, und ſey recht ſchön. Wir nehmen aufs Neue den Text vor, und führen jedes an ſeinem Ort an.

Da, wo Mephiſtopheles die Geiſter ruft, Fauſt mit magiſchen Banden zu umweben, hat man für nöthig erachtet, eine Art Chortanz einzulegen, ſtatt des Geſanges. Auf einer Bühne tanzte die kleine Schaar in Trikot und rothen Kleidern hinter den Kouliſſen hervor, und machte nach dem Takt der Muſik allerlei pantomimiſche Geſten; auf einer andern ſteigt ſie in verſchiedenen Gruppen aus dem Boden herauf, und thut ein Gleiches, auf noch einer andern erſcheint ſie erhöht, in Lauben und Rebenranken — das Letztere möchte das Zweckmäßigſte ſeyn. Den Kindern fledermausartige, ſchattenfarbige Flügel anzuheften, halten wir für unzweckmäßig; die Feuerfarbe der Gewänder verräth genugſam, daß ſie nicht Söhne des Lichtes ſind, allein ſelbſt durch dieſe darf nicht allzu grell an ihre dunkle Abſtammung erinnert werden. In den Textesworten heißt es:

Himmliſcher Söhne
Geiſtige Schöne,
Schwankende Beugung
Schwebet vorüber.

Das Element der unterirdiſchen Dämonen iſt Trug, Täuſchung und Lüge, darum dürfen ſie hier ſo himmliſch reizend erſcheinen, als es der Kunſt nur immer gelingt ſie darzuſtellen.

Als Mephiſtopheles den Fauſt zu neuen Freuden hinweggeführt, und in Auerbachs Keller verwandelt wird, überraſchte es uns nicht wenig, das Orcheſter plötzlich Variationen des Gaudeamus igitur beginnen zu hören, die auf das luſtige Studententreiben vorbereiten ſollten. Wir wollen das gerade nicht ſtreng tadeln, aber wozu ſoll es? Es iſt mindeſtens überflüſſig und ein, nicht zur Sache gehöriges Einſchiebſel. Als nun der hintre Vorhang aufging, ſchien es eben, als haben die Studenten das ſchöne Burſchenlied in froher Laune geſungen. Das iſt aber ſchnurſtracks der Dichtung zuwider, ſie müſſen ſtill und verdroſſen dort ſitzen, wie paßt denn ſonſt die Rede des Froſch: Will keiner trinken? keiner lachen? auf die vorhergegangene Fröhlichkeit? In dem Lied: Es war eine Ratt' hatte man folgendermaßen verballhornt:

Lebte nur von Butter und Käſe!
Hatte ſich ein Ränzlein angemäſt't,
Wie der gelehrteſte Chineſe!

Etwas Abgeſchmackteres iſt uns noch niemals vorgekommen. Laßt doch immerhin die Studenten im Geiſt ihrer Zeit und ihres Glaubens den Hohn auf Luther herausjohlen, beides hat der Dichter auf dieſe Art vortrefflich bezeichnet, und Luthers Verdienſte werden dadurch nicht geſchmälert. Lächerlich bleibt es, dem Proteſtantismus zu Gefallen, hier zu ändern. Wir hörten es ſo in Leipzig, hat vielleicht Tieck die Aenderung gemacht? Hätte ſich nicht bemühen ſollen, wir wiſſen recht gut, in weſſen Schoos er ſitzt. In einer katholiſchen Stadt entzieht man dem Publiko nicht das Amusement dieſer Stelle, und thut wohl daran.

Wie Mephiſtopheles mit Fauſt verſchwindet, ſahen wir ſie an einem Ort verſinken, an einem andern hatte man geglaubt, die Volksſage recht anſchaulich machen zu müſſen, Fauſt und Mephiſtopheles ſetzten ſich auf ein Faß, und flogen, flogen ſagen wir, zum Keller hinaus. So ſchön das in der Sage iſt, ſo fad und an Opernpoſſen erinnernd, erſchien es uns hier. Im Stück ſteht blos: Er verſchwindet, und wenn Altmayer ausruft:

> Ich hab' ihn ſelbſt hinaus zur Kellerthür
> Auf einem Faſſe reiten ſehn.

ſo iſt keineswegs die Folge, daß es auch wirklich geſchehen müſſe.

In der Hexenküche bereitete man uns irgendwo einen muſikaliſchen Ohrenzwang. Es war bei der Stelle wo die Gläſer zu klingen anfangen und die Keſſel tönen. Eine fürchterliche Hexenmuſik. Es ſteht wohl im Buche dergleichen vorgeſchrieben, aber daß das Klingen vom Orcheſter ausgehen ſoll, ſteht nicht dort. Zuletzt begann ſie wieder, wie Mephiſtopheles mit Fauſt fortging und die Affen und Meerkatzen tanzten dazu. Ganz poſſierlich! Der Vorhang fiel langſam, damit der Zuſchauer ja ſich noch recht erquicke an den Grimaſſen der ſüßen Thiere.

Auf der Straße wo Fauſt Margarethen anredet, kamen auf einer Bühne erſt eine Menge Leute, wie aus der Kirche. Davon ſteht im Buche nichts. Was ſieht man denn an Statiſten? —

Im Geſpräch Marthens und Margrethens, als von dem Schmuckkäſtchen die Rede iſt, hatte man verballhornt, ſtatt: „Thät's wieder gleich zur Beichte tragen.“ Thät's wieder gleich zu den Armen tragen. So einfältig iſt in der ganzen katholiſchen und proteſtantiſchen Chriſtenheit keine Frau aus dem Mittelſtand, einen koſtbaren Schmuck, den ſie findet, mir nichts, dir nichts hinzuſchenken. Anderwärts ſagte man: Aus dem Hauſe tragen, und das laſſen wir uns eher gefallen, da kann man ſich doch dabei denken, was man will, aber zu den Armen? Eine Frau, von der die Tochter ſelbſt ſagt: Die Mutter iſt gar zu genau? — Behüte!

In der Stelle weiter unten, wo ſich Fauſt mit Gretchen über Gott beſpricht, und ſie ihm einwirft:

Das iſt alles recht ſchön und gut;
Ungefähr ſagt das der Pfarrer auch,
Nur mit ein wenig andern Worten.

laſſen die Verbeſſerer ſtatt der Pfarrer ſagen: die Mutter, das geht doch bei Gott zu weit, und grenzt an Unſinn. Erſtens wird Gretchens Mutter, von der wir nur hören, daß ſie ein rechtliches, ſtrenggläubiges, dabei aber ganz auf ihren engen häuslichen Kreis beſchränktes Weib ſey, nicht ohngefähr daſſelbe ſagen, auch nicht mit ein wenig andern Worten, ſie wird überhaupt nichts über ſolche Dinge ſagen, ſondern im Gebetbuch leſen, und glauben. Zweitens, warum in aller Welt ſoll man den Pfarrer nicht nennen? In hundert und aber hundert Theaterſtücken wird der Pfarrer genannt, ja er erſcheint ſogar ſelbſt auf der Bühne, warum denn hier dieſe kindiſchläppiſchlächerliche Aengſtlichkeit? Warum denn modeln und ändern da, wo es auf gar nichts ankommt, gar nichts bedeuten will; es iſt doch natürlicher, daß Gretchen die Lehre von Gott dem verdankt, dem ſolches zu lehren obliegt, als ihrer, von häuslichen Sorgen umgebenen und befangenen Mutter!

Ob in dem darauf folgenden Geſpräch, Fauſt das Wort Dreck in Koth ummodelt oder nicht, iſt ziemlich gleichgültig, der Stoff bleibt derſelbe, und es iſt die Frage, welches Wort das minder Eckelhafte, die wir jedoch hier nicht etymologiſch zergliedern und löſen wollen.

Ob der ſterbende Valentin zu ſeiner Schweſter ſagt: Du Metze, oder Verworfne! das iſt ebenfalls ſo ziemlich gleich; das Laſter, das er ihr vorwirft und aufbürdet, bleibt daſſelbe, wenn auch das mildere Wort dafür gewählt wird.

Im Kerker ſingt Gretchen, ſtatt: „Meine Mutter, die Hur'“: Meine Mutter, die Brut, nun, das mag hingehen. Am Schluß, von dem wir noch beſonders zu reden, uns vorbehalten, mußten wir abermals irgendwo eine Muſik hören, die nicht hingehört. Wir lieben ſelbſt ſehr das Melodramatiſche, nur am rechten Ort, und dieſer iſt im Fauſt einzig und allein da, wo der Dichter ſelbſt Geſang vorſchreibt, der von der Orgel begleitet ſeyn darf, und dort, wo Mephiſtopheles den Doktor einſingen läßt von den unterirrdiſchen Genien.

Wenden wir uns nun zu dem Wichtigſten im ganzen Trauerſpiel, was nicht genug durchdacht und ſtudiert werden kann, was, um Fauſt gut zu geben, alle Kraft des Talents und Fleißes in Anſpruch nimmt zur Auffaſſung der Charaktere.

Viertes Kapitel.

Die Charaktere in der Tragödie Fauſt, ihre Auffaſſung und Darſtellung.

Ein Gigant an kühnem Streben, an ewig unbefriedigtem Sehnen nach einer Intelligenz, die dem Sohn des Staubes verſagt iſt, und ein Pygmäe an moraliſcher Kraft, ſteht Fauſt vor uns. Für alles Große, Erhabene, für alle heiligen Gefühle iſt Raum in ſeiner Seele, aber er vermag nicht feſtzuhalten das Errungene, und indem er ſich dem Treiben, in welches ihn Mephiſtopheles hineinzieht, mehr und mehr ergibt, bis er ſich nicht mehr loszuringen vermag, verſchleudert er ein geiſtiges Königthum an ein Nichts. Der Charakter des Fauſt allein, könnte den Stoff zu einem Buche verleihen, wir dürfen uns zu ſolchen Abſchweifungen nicht verlocken laſſen, wir haben nur zu zeigen, wie nach unſerer Anſicht, der denkende Schauſpieler, dem die Rolle des Fauſt zu Theil wird, dieſe auffaſſen und nehmen muß, um ſie würdig durchzuführen, der Kritik zu genügen, und zu gefallen.

Die Rolle hat zwei Theile: Der Doktor Fauſt, und Fauſt, der Liebhaber. Beide, in ihren innerſten Elementen verſchieden wie Tag und Nacht — fordert jeder ein beſonderes Studium, eine beſondere Art der Darſtellung, wie der ganzen äußern Erſcheinung.

Bleich von der Stubenluft und angehaucht vom Geſpenſterathem durchwachter Nächte, verdüſtert durch ſein unerreichtes Streben, gebrochenen Muthes — ſitzt Fauſt in ſeinem Studierzimmer, und beklagt ſein Schickſal. Drum hab' ich mich der Magie ergeben u. ſ. f., ſpreche er leiſer, gedankenvoller, wie das vorhergehende — und mit aller Wehmuth eines, ſich an den Buſen der Natur ſehnenden Gemüthes die Stelle: O ſähſt du voller Mondenſchein. ꝛc. Bald bricht der Unwille wieder hervor, und wird laut in Worten, bis er das Zauberbuch erfaßt, und indem er hineinblickt, magiſch gefeſſelt wird! zur Ekſtaſis ſteigern ſich ſeine Gefühle, er kann nicht zurück, er murmelt das geheimnißvolle Wort. Der Geiſt erſcheint. Sein Donnerwort wirft Fauſt zu Boden; da klopft **Wagner**, die Fülle der Erſcheinung iſt dahin; Fauſt ermannt ſich, und ſpricht, ſeinem Famulus gegenüber, im Profeſſorton.

Wagner iſt ganz ein trockner, von Schulſtaub überpuderter Pedant, wie er ſich in unzähligen Exemplaren bis auf den heutigen Tag wiederfindet. Von einem Charakter iſt bei ihm kaum die Rede, ſondern nur von ſeinem Weſen, das höchſt einſeitig iſt. Er darf vom Schauſpieler nicht zu alt genommen werden; ernſt, lernbegierig, ehrerbietig und demüthig gegen den Doktor, in dem er ſeinen Meiſter verehrt. verrathe er dabei eine gewiſſe Schüchternheit und eine Scheu vor dem geſelligen Leben, um ganz den beſchränkten Kopf wiederzugeben, der immerfort am Staube klebt, und aus der todten Welt ſeiner Bücher und Schriften ſich kaum einmal in die friſche Lebendigkeit des geſelligen Treibens wagt. —

Dem Geiſt, der ſtets verneint, gegenüber, ringt Fauſt, den Troz zu behaupten, den er annehmen zu dürfen, als einer, der es vermag, die Geiſter zu zwingen, ſich berechtigt glaubt. Seine Sprache iſt männlich kühn. vermeſſen ſogar, bis er der Ueberredung des ſchlauen Mephiſtopheles nachgiebt, und den Doctorhabit auszieht.

Der Schüler ſey beſcheiden, ſchüchtern, im Gang und Haltung anſtändig, gleichwohl ſich deſſen, was er bereits gefaßt und gelernt, gut bewußt.

Fauſt erſcheint nun im Junkerkleide, noch iſt er deſſen ungewohnt, noch iſt ſein Benehmen nicht frei, ſeine Wangen ſind noch nicht geröthet von der Luſt des Lebens, er iſt noch der Doktor, der gelehrte Büchermann; der Schauſpieler hüte ſich ja, ihn ſchon jetzt als ganz umgewandelt darzuſtellen. In Gang und Bewegung ſey noch einige Unbehelfenheit ſichtbar, und die Furcht, überall anzuſtoßen.

Grell gegen ſein bisheriges Leben ſticht die luſtig-derbe Burſchenweiſe in Auerbachs Keller ab, daher ſteht er auch theilnahmlos dort und langweilt ſich, wie es gar nicht anders ſeyn kann. Dieſe Art des Lebensgenuſſes, oder überhaupt des Genuſſes, hat ihn nie erfreut, und dieſer Verſuch des Geiſtes ihn zur Gemeinheit herabzuziehen, ſcheitert völlig, daher derſelbe nun zu andern Mitteln ſeine Zuflucht nimmt; er führt ſeinen Mann in ein tolleres, ſinnbethörendes Treiben hinein, in die Hexenküche. Aber auch hier iſt Fauſt noch der alte, er ſieht nichts Neues, der Hexen-, Haus- und Unrath ekelt ihn an; Mephiſtopheles, der ſich ganz behaglich fühlt, merkt es wohl, und ſcheinbar antheillos bringt er in den Zauberſpiegel Gretchens Bild. Das iſt der mächtige Impuls, der zu ſinnlicher Luſt entflammend, neues Feuer in die Bruſt des Mannes gießt. Jetzt regt ſich der erloſchne Lebenstrieb wieder in ganzer voller Kraft, und nun iſt der Köder gefunden, an dem der Fiſch zappeln ſoll, daran den übermächtigen Fauſt feſtzuhalten, iſt nun des böſen Geiſtes erſte Sorge. Die Hexe muß den Zaubertrank bereiten.

Hier iſt der Grenzpunkt zwiſchen Fauſt dem Doktor, und Fauſt dem Liebhaber. Ein ganz Anderer, Umgewandelter erſcheint nun in der folgenden Abtheilung Fauſt auf der Straße. Seine Wangen blühen und glühen, ſein Anzug iſt gewählter, glänzender, ſein Gang iſt ſicher, keck, jede ſeiner Bewegungen ungezwungen, ritterlich und frei. So naht er ſich Margarethen, ſo tritt er dem Gefährten entgegen, den er nun wie einen Diener behandelt. Verjüngt, und im jugendlichen Verlangen dürſtend, ſchwärmend, betritt Fauſt Gretchens Zimmer. Mitten in der ſinnlichen Sehnſucht weht ihn der Engelsodem einer reinen Liebe an, der Gefährte wird ihm ſchon läſtig, er heißt ihn ſich entfernen, er fühlt die ganze Himmelswonne einer erſten ſchuldloſen Liebe, und die Gedanken an Genuß ſchmelzen im ſüßträumeriſchen Verlangen hin.

Und dieſes Gretchen! Welche reizende anſpruchloſe Erſcheinung, aber wie ſchwer zu erfaſſen! Dieſe Rolle fordert eine nicht gewöhnliche Schauſpielerin. Ein ganzes Leben entrollt ſich, ein Herz wird uns gezeigt, in ſeiner Unſchuld, ſeiner Kindlichkeit, ſeiner Beſeeligung, wie in ſeinem Schmerz, ſeinem tiefſten Weh, ſeiner Verzweiflung. Alle Saiten werden angeſchlagen, — wie Mailieder unter Blüthenbüſchen und blauem Aether ſäuſelt der Geſang der Liebe, — im Toſen der Windsbraut heult Wahnſinn neben der zerbrochenen Harfe und greift mit blutiger Hand in ſchrillende zerriſſene Saiten ein.

Nie kann ein gutes Mädchen aus dem Bürgerſtand trefflicher geſchildert werden, wie Gretchen von dem Dichter. Sie hat alle Tugenden, Neigungen und Schwächen ihres Geſchlechts und Alters. Sie iſt ſittſam und züchtig, neugierig, reinlich, Schmuck und Putz liebend, vertrauend gegen die nachbarliche Freundin, die, wie ſo oft im wirklichen Leben, dieſes kindlichen Vertrauens ganz unwürdig iſt. Gegen die Mutter hat ſie mehr Ehrfurcht und Furcht als Liebe, die gewöhnliche Frucht, wenn Mütter ihre Kinder zu ſtreng erziehen; ſie iſt ſchuldlos, demüthig, häuslich — und nun, da die Unbefangene den Mann gefunden hat, den ſie unbewußt liebt, erſchließt ſich ihr Herz dem himmliſchen Gefühl, wie eine Roſe dem Strahl der Morgenſonne. Sie liebt, und liebt unbegrenzt, ſie giebt ſich dem Mann hin, der bald wieder aus der Höhe der Anbetung in die Tiefe der Sinnlichkeit verſinkt, und ihr Verführer wird. Und ſo zeigt ſich in dem Monolog: Meine Ruh iſt hin! ſchon ein gebeugtes blutendes Herz, aber es hofft und vertraut noch, mit dem Band der Religion, das ihm ſo feſt und heilig iſt, möchte es den geliebten Mann feſtbinden, möchte ihn losreißen von dem unheimlichen, frechen Gefährten, und in der Hoffnung, ihn zu feſſeln, zu halten, iſt ſie zu allem bereit, will ſie auch der Mutter den Schlaftrunk miſchen.

Angſt und ahnungsvolle Pein unendlichen Jammers, werfen die Gemarterte vor dem Madonnenbilde nieder. Herzzerreißend ſtöhnt ſie ihre Klage aus, noch wähnt ſie ihr Vergehn unbekannt, noch möchte ſie ein Wunder vom Himmel erflehen, das verſchleiernd ihre Schmach und Schande bedecke. Ach da muß ſie auch noch den Bruder fallen ſehen, der rauh und ſchonungslos ihr vor vielen Zeugen ſagt, was die Leute wiſſen und erzählen, und der ſie noch härter beſchuldigt, als ſie es verdient. Halb ſinnlos ſtürzt ſie neben der Leiche nieder, da erbrauſt unweit von ihr der dumpfe Chor, wie Stimmen des jüngſten Gerichts, und der böſe Geiſt redet auf die Vernichtete zermalmend ein.

Daß alle dieſe Affekte, dieſe erſchütternden Scenen eine Schauſpielerin erfordern, die Schule, und eine gute Schule haben muß, verſteht ſich von ſelbſt. Und in der Kerkerſcene, der Wahnſinn der Kindesmörderin, wie furchtbar und grauſig! ſolches will nicht nur eingelernt und geſprochen, es will ſtudirt, durchdrungen, empfunden ſeyn, und unendlich ſehr hat die Darſtellerin darauf zu ſehen, daß ſie weder manierire noch übertreibe, daß ſie aus Gretchen weder eine Dame mache, noch ein gemeines Mädchen, daß ein rein menſchliches Empfinden in ihrer Luſt und ihrem Glück, wie in ihrer Qual und ihrem tiefen Elend ſich offenbare.

Der Charakter des Valentin ergibt ſich von ſelbſt aus ſeiner Rede und Handlung; er kann nicht leicht fehlgegriffen werden. Eine gewiſſe derbe Biederkeit, etwas ſoldatiſche Renommiſterei, Raufluſt und Rohheit, verbunden mit dem bittern Gefühl gekränkter und befleckter Ehre bilden die Grundelemente ſeines Weſens, und ſo geht er uns, durch ſeinen Tod erſt unſre Theilnahme feſſelnd, vorüber.

Frau Marthe iſt ganz das Weib gewöhnlichen Schlages, das höherer Bildung ermangelnd, warm und kalt zugleich im Munde führt, und ganz gemacht iſt, ſchuldloſe reine Mädchenſeelen, wie die Gretchens, auf Abwege zu verlocken, und in die Sphäre ihrer eignen Sünden und Laſter hineinzuziehen. Gelegenheitsmacherinnen ſolcher Art, finden ſich bis zu den höhern Ständen herauf, und gar zu gern machen ſie nebenbei auch für ſich ſelbſt Gelegenheit.

Was die Hexe betrifft, ſo hat uns einigemal mißfallen, ſie von jungen Schauſpielerinnen darſtellen zu ſehen. Wir wollen gar nicht in Abrede ſtellen, daß zu allen Zeiten, in gewiſſer Beziehung, junge Hexen gefährlicher als alte geweſen ſind, aber bei einem Scheuſal, wie es uns im Fauſt entgegentreten ſoll, dürfte Jugend, die ſich durch Malerei und Haltung doch nicht verbergen läßt, der Täuſchung und dem Eindruck hinderlich ſeyn.

Die Hexe iſt eine Fratze, und darf, ja ſie muß ſogar fratzenhaft erſcheinen, ja nicht zu ſchön, und zu vornehm, wie wir die Theaterhexen oft erblicken, das Kleid und der Gürtel mit magiſchen Charakteren thun es nicht allein.

Wir kommen wieder auf Fauſt zurück. Wie im Leben jedes Menſchen, wich er auch ab vom Pfade des Rechts und der Tugend, doch Stunden kommen, in denen er mit Mißmuth und Unbehagen auf ſeine Verirrungen blickt, in denen er ſich wieder kindlich und rein wünſcht, in denen er ganz die hohe Wonne fühlt, die das Bewußtſeyn gewährt, edel und groß zu handeln, ſo können ſolche Stunden um ſo weniger bei Fauſt ausbleiben, da ſein Charakter ſo männlich kühn, ſein Streben ein ſo hohes, das Streben eines himmelſtürmenden Rieſen iſt. Er fand ſich zurück in die urkräftige, ewigherrliche Natur, die ihn mit Liebeſarmen umſchloß, die er verließ, um nichtigen Freuden und Zerſtreuungen nachzujagen, und nach der er ſich wieder ſehnte, wie nach einem Mutterherzen. Er fand ſie wieder, und ſteht groß und herrlich vor unſerm Blick in dem Monolog: Erhabner Geiſt, du gabſt mir, gabſt mir Alles! Aber der, der ihn umgarnte, läßt ihn nicht los, er kettet ſich an ſeine Ferſe, mit dem Peſthauch des Hohns will er die Freudenblumen morden, die Fauſt im Schooße der Natur umblühten, und als das nicht gleich fruchten will, zeichnet er mit ſicherer Hand das Bild des ſchönen verlaſſenen Mädchens auf die Tafel der Erinnerung. Mitleid, Wehmuth und ein Funke wahrer warmer Liebe quellen in Fauſt's Innerem, ſie ziehen ihn wieder hin zur Geliebten, halb ſinnlos und gegeißelt vom Spott des Dämons, taumelt er zu neuen Wonnen, zu neuen Qualen fort.

Vom ungeheuern Schmerz zerriſſen, außer ſich, donnert im Beginn der letzten Abtheilung der Tragödie, Fauſt dem Engel des Abgrunds ſeine Verwünſchungen zu. Furchtbar wahr hat hier der Dichter den Gegenſatz zwiſchen Menſch und Teufel gezeichnet. Ruhig, mit der Verachtung ſtillem Lächeln hört Mephiſtopheles den Tobenden an, und ſchadenfroh, ſich inniglich ergötzend an der ohnmächtigen Wuth des Empörten, wirft er ihm nur von Zeit zu Zeit ein

Wort hin, um ihn noch mehr aufzubringen, wie man einen angeketteten Hund reizt, daß er immer toller belle und wüthe.

Die Kerkerſcene wird herbeigeführt, um dem ſtolzen übermüthigen Fauſt den fürchterlichen Spiegel ſeines Thuns und das unermeßliche Elend vorzuhalten, in das er das unglückliche Mädchen ſtürzte. Zagend, bangend, ſchaudernd vor all' dem unendlichen Jammer, den er vor ſich ſieht, ſteht er macht- und kraftlos da; den Rieſen, der ſich einen Halbgott wähnte, hält ein irres Weib und ein entſetzlich ſchuldvolles Bewußtſeyn feſt. Er zittert, weiß nicht Rath, fleht, dringt, will mit Gewalt die Unglückliche forttragen, allein ſie widerſteht, und Höllenqual wühlt in ſeinem Buſen. Mephiſtopheles erſcheint, vor ihm bebt ſchaudernd die Gefallene zurück, er reißt Fauſt von ihrer Seite, und verſchwindet mit ihm, — wohin? — weiß Keiner.

Auch im Fauſt folglich eine ungeheure Steigerung des Affekts, ſein Charakter ein ſiedendes, tobendes Meer, das gegen jähe Felſen brandend donnert, und ein ſtiller See, Mondſcheinbeleuchtet, darauf wunderbar und geheimnißvoll ein weißer Schwan ſchwimmt, und ein grauenvoller Abgrund, unabſehbar tief, von Giftpflanzen überwuchert, vom Flügel der Nacht bedeckt — ſollen wir mehr ſagen? Und wird durch ſagen allein, ſich bedeuten laſſen, wie Fauſt aufzufaſſen und zu geben? Der Komödiant wird uns belächeln, der denkende Künſtler wird uns verſtehen.

Fünftes Kapitel.

Die dämoniſchen Perſonen, Erſcheinungen ꝛc. im Fauſt.

Keinesweges unwichtig oder gleichgültig iſt die Art und Weiſe, wie die unheimlichen Gewalten der intellectuellen Welt in der Tragödie Fauſt, dem Publikum vorgeführt werden. Alles was in das Gebiet der Geiſterwelt gehört, muß auf eine Art ſich produziren oder produzirt werden, die nicht lächerlich wird, wie es leider ſo ſehr oft der Fall iſt. Ergreifen, erſchüttern! ſollen ſolche Erſcheinungen, übermenſchlich ſollen ſie daſtehen, heraustreten aus ihrem geheimnißvollen Reich, und ſichtbar eintreten in die Sinnenwelt. Doch bevor wir uns über dieſen Gegenſtand weiter ausſprechen, wenden wir unſre Aufmerkſamkeit der Macht zu, die verderblich in Fauſt's Leben eingreift, und als Repräſentant des Reichs der Lüge, ein Netz von Täuſchung, Sinnenreiz und Verhöhnung des Heiligen um ihn wirft — zu Mephiſtopheles.

Gerechte Verachtung würde den Schauſpieler treffen, der aus dieſer Partbie eine Hanswurſtrolle macht, der ſich einbildete, eine krumme und ſpitze Naſe, rothes Haar und hochroth=gefärbtes Geſicht hinkender Gang und ein Klumpfuß ſeyen die Mittel, einen Mephiſtopheles vollkommen darzuſtellen. Dieſe Rolle iſt ſo ſchwer, daß es faſt nicht möglich iſt, nur anzugeben, wie ſie gegeben werden ſoll. Von dem Humor, der in allen Reden des Mephiſtopheles durchblitzt, darf ſich der Schauſpieler nicht verleiten laſſen, eine komiſche Perſon aus dem Geiſt zu machen, immer muß der hölliſche Wille, Fauſt in die Tiefen des Elends und Verderbens zu ziehen, mit hervorblicken. Es liegt im Weſen des Mephiſtopheles ein unendlicher Stoff für die Darſtellung; Sophiſterei, Lockerheit, Liſt, Lüge, Verſchlagenheit, Schadenfreude, Verführungskunſt, Hohn und endlich teufliſcher Triumph, im Gefühl ſeiner Uebermacht über den an ihn Gefeſſelten, dieſes alles, was ſich nicht einzeln offenbart, muß zu einem Ganzen verſchmolzen werden, das eben Mephiſtopheles iſt. Bringt es ein Schauſpieler durch ſeine Kunſt dahin, daß der Zuſchauer vergißt, daß Herr X. oder Z. es iſt, der die Rolle ſpielt, kann einer ſeine ganze Perſönlichkeit verläugnen, aus ſich ſelbſt heraustreten und uns nur den verkörperten Geiſt der Hölle zeigen, ihm dann die Krone! wie er das aber anzufangen, das läßt ſich nicht demonſtriren, in ihm ſelbſt muß der Strahl aufgehen, der das unheimliche Licht ſeiner grauenvollen Perſönlichkeit nach Außen hin durch Pantomime, Wort und Handlung verbreitet.

Eine ganz andere Bewandniß hat es mit den übrigen dämoniſchen Perſonen, die kaum Perſonen zu nennen ſind. Hier läßt ſich über die Art, wie ſie darzuſtellen ſind, ſchon ein berathendes Wort ſagen.

Zuerſt tritt uns die Erſcheinung des Erdgeiſtes entgegen. Wir ſahen ihn darſtellen als rieſenhafte Geſtalt, faſt ſteinern, wenig nur die erhobene Hand und den Arm bewegend, hinter einem Flor, von langem Faltengewand umhüllt, und billigen dieſe Art der Darſtellung, doch finden wir tadelnswerth, daß man irgendwo ſo lange die Erſcheinung dauerte, einen Aufwand von Strontianfeuer machte, um ihm einen rothen Hintergrund, à la Samiel zu geben. Im Buche ſteht zwar: es zuckt eine röthliche Flamme, allein es iſt damit nicht gemeint, daß fort und fort Oberonfeuer hinter dem Geiſt brenne, welches vermöge ſeiner Beſtandtheile beträchtlich ſtinkt, den Zuſchauern beſchwerlich wird, noch mehr aber dem, auf der Bühne beſchäftigten Perſonal, und das man nur am Schluß (aber nicht am Schluß des Fauſt,) gebrauchen ſollte. Wie leicht könnte nicht durch die ſtinkenden Dämpfe der Geiſt den Huſten bekommen? Die Sprache des Erdgeiſtes ſey volltönend, kräftig, doch finden wir unzweckmäßig, daß einer hinter der

Couliſſe die Worte in ein Sprachrohr ſchreie, und der Geiſt nur die Geſten mache, ſintemal das an eine Schlafrockspredigt erinnert.

Eine zweite, Berückſichtigung verdienende, dämoniſche Erſcheinung iſt der Pudel. Er nimmt ſich auf keine Art ſchön aus, und man thut wohl, mit ihm keine Spielerei vorzunehmen; feurige Augen mag er haben, mit dem Aufblähen und Aufſchwellen iſt es ſo eine Sache. Ein ſtarker Nebel, der bald das ganze Unthier verhüllt und den Augen der Zuſchauer entzieht, iſt das Beſte, was hier eintreten kann, denn es iſt nicht von Nöthen, daß man ſehe, wie der Pudel aufſchwillt, wie ein Elephant, ſolcherlei mechaniſche Künſteleien ziehen nur von der Hauptſache ab, und tragen doch nichts zu einer vollkommenen Darſtellung, die auf ganz andern Dingen beruht, bei.

Die Geiſter, die Mephiſtopheles herbeiruft, werden gewöhnlich von den jüngſten Chortänzerinnen des Ballets genommen, deren Kunſt iſt, auf einem Beine zu ſtehen, und das zweite wie einen Wegweiſer wagerecht von ſich zu ſtrecken. Es iſt hier kein anderer Ausweg, doch läßt ſich auch dieſe Erſcheinung auf eine paſſendere Art ausführen, als durch bloßen Chortanz; davon weiter unten.

Eine vierte weſentlichnöthige Erſcheinung iſt Margarethens Bild im Zauberſpiegel. Am beſten, die Schauſpielerin zeigt ſich ſelbſt, durch einen dünnen Flor, liegend und vortheilhaft beleuchtet. Wir ſahen den Spiegel rund, und etwas im Hintergrund, noch auf der Bühne, anderswo erſchien Margarethe ſeitwärts an den Couliſſen, ſehr hoch. und nicht wie in einem Spiegel, ſondern wie in irgend einer Viſion dergleichen dargeſtellt wird. Wir geben der erſteren Art, dem runden Spiegel den Vorzug; ſie entſpricht mehr dem Text, und mehr der ganzen Umgebung.

Die letzte Erſcheinung, da der zaubertolle Spuck der Walpurgisnacht wegbleibt, iſt die des böſen Geiſtes, des perſonificirten verwurfsvollen Bewußtſeyns. Sie kann von großer Wirkung ſeyn, kann aber auch ganz fehlgegriffen werden. Wir ſahen Beides.

Gretchen kniet noch, von Todespein gefoltert an der Stelle, wo ihr Bruder ſie ſterbend verflucht hat; ſeinen Leichnam hat man nach der nahen Kirche getragen, aus der der furchtbare Geſang tönt, alles Volk hat ſich dorthin gewendet, und iſt theils in das Gotteshaus eingetreten, theils kniet es betend am Eingang, da tritt der böſe Geiſt, weibliche Geſtalt, im ſchlichten grauen Gewand, bleich, mit herabhängendem aufgelöſtem Haar, aus der Mauer, und ſpricht mit tonloſer Grabesſtimme, aber ohne zu ſchreien, die ſchrecklich mahnenden Worte, und verbirgt ſich ſo lange die Unglückliche ſpricht. Dann erſcheint er wieder, ſpricht und verſchwindet, und dazwiſchen hallen die Donnerworte des Chorals fort und fort. Halb bewußtlos rafft ſich die Verzweifelnde auf, wankt nach dem Hintergrunde, wo die Betenden knien, und fällt, noch bevor ſie bei ihnen iſt, mit dem lauten, angſtvollen Ruf: Nachbarin! Euer Fläſchchen! — in Ohnmacht.

So meinen wir, ſey die Darſtellung paſſend und würdig, und wirklich ergreifend, aber anderwärts läßt man Valentins Leichnam liegen, ohne ſich um ihn zu bekümmern, die Schweſter bleibt allein bei ihm, und der böſe Geiſt, ein Mann in einer Art von Harniſch, an den ſchwarzen Ritter in der Jungfrau von Orleans erinnernd, ſteigt aus dem Boden, und brüllt mit einer Stentorſtimme ſeine Rede her. Des „Baſſes Grundgewalt“ iſt's aber nicht, die hier Effekt macht; eine Strafrede kann ganz leiſe geſprochen werden, und doch einen unbegreiflich tiefen Eindruck machen, und hier, wo der böſe Geiſt nichts anders ſeyn ſoll, als die vorwurfsvolle Stimme des innern Richters, der aus des Mädchens fieberndem Gehirn heraustritt und drohende Geſtalt annimmt, iſt ein donnerndes Gebrüll eines der Verſenkung entſtiegenen und wieder hinabfahrenden Geſpenſtes, ganz unzweckmäßig und am unrechten Ort, ja es kann ſogar lächerlich werden.

Im Allgemeinen bleibt es ſtets eine ſchwierige Aufgabe, überirdiſche oder unterirdiſche dämoniſche Mächte verſichtbart auf die Bühne zu bringen, und dieß wäre wieder einer der vielen Gründe, die gegen die Aufführung des Fauſt aufgeſtellt werden können. Wollen nun vollends Bühnen, denen die rechten Mittel zu ſolchen magiſchen Experimenten abgehen, dergleichen produziren, ſo fällt es gemeiniglich zum Davonlaufen abgeſchmackt aus; ein Geiſt, der nach einem ziſchenden Lykopodiumblitz aus der Couliſſe tritt, iſt uns ſtets eine widrige Erſcheinung geweſen, und ſteht ein Solcher ſteif und hölzern dort, im Bierbaß perorirend, ſo mögen wir ihn nicht, wenn ihn auch das ſchönſte Strontianfeuer, oder bengaliſche Flammen, oder griechiſches Weißfeuer noch ſo herrlich umleuchten, die ohnedieß der Geſundheit nachtheilig ſind.

Zu vermeiden ſind nun einmal die dämoniſchen Erſcheinungen nicht, wenn auch der Zuſchauer mit Fauſt klagen und ſagen wollte: Mir widerſteht das tolle Zauberweſen, — ſo trage man aber wenigſtens Sorge, ſie ſo einfach-groß als möglich darzuſtellen und vermehre ihre Zahl nicht durch neuen fratzenhaften Spuck, pfuſche nicht eigenmächtig und vorwitzig ſelbſtausgeheckten Quark in das Stück, und bedenke fein, daß es ſchon an ſich immer ein vorwitzig gewagtes Unternehmen iſt und bleibt, Göthes Fauſt auf die Bühne zu bringen.

Sechstes Kapitel.

Dekorationen.

Warum wir auch darüber ſprechen? — Weil auch in dieſem Punkt hier und dort mancher Fehlgriff gethan wird, und ein guter Rath doch vielleicht da nicht unwillkommen, wo man überhaupt geneigt iſt, einen ſolchen zu beachten. In einem Stück, wie Fauſt, wo ein ſo mannigfaltiger Scenenwechſel vorkommt, iſt es ſchon der Mühe werth, in Ueberlegung zu ziehen, was hier zweckmäßig oder nicht, was Effekt macht, was nicht, und vor allem iſt eine genaue Berückſichtigung des Zeitalters, in dem das Stück ſpielt, unerläßlich nothwendig. Nehmen wir die Dekorationen nach der Reihe vor.

Fauſt's Studierzimmer. Es iſt im Buche hinlänglich beſchrieben, Bücherrepoſitorien, allerlei alterthümliche Geräthſchaften, Maſchinen, Gläſer, Erdkugeln, und dergleichen, „Urväterhausrath“ dürfen nicht fehlen. Von eigenthümlicher und beſonderer Wirkung iſt, wenn durch ein buntes Fenſter zur Seite Mondſchein in das Gemach dämmert, dort wendet ſich dann Fauſt hin bei den Worten: *O ſähſt Du, voller Mondenſchein* ꝛc. Wir waren bei einer Hofbühne Augenzeuge, daß darauf gar keine Rückſicht genommen war. Wenn doch einmal Fauſt gegeben werden ſoll, ſo verſäume man nicht, durch Aufmerkſamkeit auf ſolche Nüancen, die dem Zuſchauer eine freundliche Illuſion bereiten helfen, zur Harmonie des Ganzen beizutragen.

Vor dem Thor. Dieſe Dekoration ſahen wir auf verſchiedene Weiſe, deren jede viel für ſich hatte. Das einemal das nahe Thor einer alten Reichsſtadt, aus dem die Spaziergänger kamen, und ſich nach verſchiedenen Seiten hin vertheilten; Fauſt und Wagner kamen von einer andern Seite her, und ſchienen von einem Spaziergang zurückzukommen. Da aber beide, des Pudels wegen, nicht, wie im Buche ſteht, in das Stadtthor hinein, ſondern zur Seite abgehen, ſo möchten wir einer zweiten Art der Dekoration den Vorzug geben. Man erblickte fern im Hintergrunde eine große alte Stadt mit vielen Thürmen, dahinter heller Abendhimmel. Im Vordergrunde kündigte eine Schenke ein nahes Dorf an. Die Spaziergänger kamen von der Stadt her, und zerſtreuten ſich nun, man ſah einen Nachen, der viele von ihnen aufnahm, abfuhr, und wiederkehrte; am Ufer des Flußes ſah man noch einige Reſte von Eis. Zum Ueberfluß ließ ſich gedämpfte Tanzmuſik hören, und ſo war alles gethan, ein Bild vom Oſterfeiertagsleben zu geben. Gegen das Ende von Fauſt's Geſpräch mit Wagner wurde der Abendhimmel nächtiger, die Dämmerung brach herein, ſcharf grenzten ſich die Umriſſe der Stadt, die ſchon im Dunkel lag, gegen den noch lichten Horizont ab. Dieß alles machte einen ſchönern und lebhaftern Eindruck, wie die zuerſt angeführte Dekoration, und wir möchten die Letztere zur Nachahmung empfehlen.

Auerbachs Keller. Hier ſehen wir gewöhnlich einen hochgewölbten Keller mit einer Anzahl Stückfäſſer, und wollen auch nicht in Abrede ſtellen, daß das romantiſcher iſt, als wenn man den Keller ſo, wie er noch jetzt iſt, kopiren wollte. Es iſt mit Wahrſcheinlichkeit anzunehmen, daß im Mittelalter dieſe Keller minder zierlich und elegant waren, wie heut zu Tage. Eine recht gute Anſchauung jener Zeit, in welcher das Stück ſpielt, geben die zwei Bilder, die noch in Auerbachs Keller in Leipzig hängen, auf deren einem Fauſt mit Studenten und Spielleuten an einer gedeckten und wohlbeſetzten Tafel ſitzt, auf dem andern aber, auf dem Faſſe zu Tage reitet, von Küpern und Bürgern die auf der Straße ſtehen, angeſtaunt. Letzteres mit der Ueberſchrift:

DOCTOR FAVSTVS ZV DIESER FRIST
AVS AVERBACHS KELLER GERITTEN IST.
AVF EINEM FASZ MIT WEIN GESCHWINT.
WELCHES GESEHEN VIEL MVTTERKIND.
SOLCHES DVRCH SEINE SVBTILE KVNST
HAT GETHAN,
VND DES TEVFELS LOHN EMPFANGEN
DAVON. 1525. *)

---

*) Eine Kopie dieſer beiden Bilder iſt im Magazin für Induſtrie und Literatur, in Leipzig, zu haben.

Auch für den, der rückſichtlich des Koſtüms der Zeit treu bleiben möchte, ſind dieſe Bilder von Intereſſe. —

Die Hexenküche. Am beſten eine geräumige Höhle, in welcher des unſinnigſten Trödelkrams eine Menge aufgehäuft ſeyn kann. Krokodile, Seefiſche, Straußeneier, Muſcheln, Schildkröten, Töpfe, Schmelztiegel, Kräuterbüſchel, Wurzeln, Beſen, Ofengabeln, Alräunchen, Salbentöpfe, Arzneiflaſchen, Keſſel, Phiolen, und dergleichen mehr ſind die Requiſiten, die den Schmuck der Wände bilden können. Hier iſt der einzige Ort, wo Ueberladung nicht ſchadet, hier ſchlagen Aberwitz und Abgeſchmacktheit ihren Thron auf, und eben in dieſe Sphäre, wo plumper Betrug und fade Gaukelei heimiſch ſind, einen Geiſt, wie der, der Fauſt innewohnt, zu ziehen, ihn darin feſtzuhalten, iſt der Triumph des Feindes, dem er ſich überlaſſen und übergeben.

Die Straße. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ſie mittelalterlich, Straße einer alten Stadt ſey, nicht etwa modern, wie wir einmal im Julius Cäſar auf einer ſehr guten Bühne das Vergnügen hatten, eine ſolche zu erblicken. Ein Beweiß, daß ſolche Mißgriffe vorkommen, ſelbſt da, wo man ſie nicht erwartet, daher es niemals überflüſſig iſt, vor ihnen zu warnen.

Margarethens Zimmer. Es ſey ſo klein

als möglich. Einfach, aber nicht des Schmuckes entbehrend. Spiegel, Blumen, einige Heiligenbilder, (da, wo man es nicht für ein Vergehen hält, dergleichen hinzuhängen,) ein Spinnrad, Schemel, einige Bücher über der Thüre oder dem Fenſterbrett, werden dem Zimmer das Anſehen freundlicher Wohnlichkeit geben. Iſt das Stübchen gar zu leer, ſo paßt die Stelle ſchlecht:

Ich fühl' o Mädchen, Deinen Geiſt
Der Füll' und Ordnung um mich ſäuſeln!

denn in einem *leeren* Zimmer kann von Ordnung natürlich nicht die Rede ſeyn.

Der Spaziergang. Hier ſehen wir gewöhnlich eine kurze Walddekoration; dieſe hilft wohl aus, wenn keine andre vorhanden iſt; die Proſpekte mit Fernſichten hängen zwar tiefer, indeß iſt es gar wohl möglich zu machen, einen Garten oder dergleichen mit irgend einer Ausſicht zu zeigen. Freilich iſt es da, wo das Meiſte im Geſpräch Fauſt's mit Mephiſtopheles geſtrichen wird, kaum der Mühe werth, indem dann die Unterredung nur wenige Minuten dauert.

Marthens Stube. Hier muß allerlei kleinbürgerlicher Hausrath vorhanden ſeyn. Schränke und Truhen, Kalender an der Wand unterm Spiegel, vielleicht auch eine Sanduhr.

Straße. Wie oben, kann eine andre gezeigt werden, iſt es um ſo beſſer.

Garten. Einfach, Bäume, Gebüſch, Laube. Hinten die Mauer, und Häuſer der Stadt.

Wald und Höhle. Dieſe Dekoration ſey möglichſt düſter und grosartig. Uralte Stämme, Felsblöcke mit Moos bekleidet, ein Waſſerfall, zwiſchen den Bäumen hindurch ein hoher kahler Berggipfel sichtbar, überhaupt, eine recht wilde Natur, düſter, öde, und zu ernſten Betrachtungen auffordernd und hinreiſſend.

Zwinger. Es wird am Beſten ſeyn, da, wo man dieſe herrliche Scene nicht wegläßt, und man ſollte es nirgend, die Dekoration mit den nächſten Scenen zu vereinigen. Zur linken vom Zuſchauer eine Mauer, darin in einer Niſche das Bild der Mater dolorosa, zur rechten neben andern Gretchens Haus, im Hintergrunde ein hohes Gitter, oder auch eine Mauer, darin ein Thor, und gleich dahinter die Kirche, durch deren bunte Fenſter Lichtſchein ſchimmert. Gretchen kommt aus dem Hauſe. Es iſt ſehr früh, noch halb Nacht. Gretchen hat keine Ruhe, ſie wankt aus dem Hauſe, um vor dem Madonnenbilde zu beten. Dann ſchleicht ſie wieder in das Haus. Ihr Bruder tritt auf. Auch ihn flieht der Schlummer, er ſcheint ſeine Schweſter vornehmen zu wollen, oder vor Aerger nicht zu wiſſen, was er eigentlich will, und nun kommen Fauſt und ſein Begleiter, vermuthlich aus dem Walde, oder auch von einem Gelag. Der Mord geſchieht, die Leute laufen herbei, es wird heller und heller. In der Kirche beginnt der Gottesdienſt.

Feld. Nach Belieben, hier kann auch eine kurze Walddekoration genommen werden.

Kerker. Am beſten durch eine Wand, die ſich an einen, in der Mitte ſtehenden ſtarken Pfeiler ſchließt getheilt, und in dieſer Wand die verſchloſſene Pforte. Zur linken Gretchen auf Stroh, Fauſt erſcheint zur rechten, dann öffnet er die Kerkerthüre, und tritt zu der Unglücklichen ein. Es macht dieß mehr Effekt, als wenn das Gefängniß nicht getheilt iſt, und Fauſt ſich gleich mit Gretchen in einem Gemach befindet. Auch ſpäter, wenn Mephiſtopheles erſcheint, iſt es paſſender, daß er draußen weile, und von ihr nur durch die offene Kerkerthür erblickt werde. Gegen den Schluß hat ſich Fauſt dieſer Thüre genähert, er hat Gretchen gefaßt, Mephiſtopheles faßt ihn, ſie reißt ſich los, ſie wankt nach ihrem Lager und ſinkt dort auf die Kniee nieder, Fauſt will wieder auf ſie zu eilen, jener hält ihn, und ruft ſein grauſiges: Her zu mir! und wie er Fauſt fortzieht, ſtreckt ſie verlangend noch einmal die Arme nach dem Verlorenen aus, und wimmert ihr verhallendes: Heinrich! Heinrich! Und dann falle raſch der Vorhang.

Siebentes Kapitel.

Schluß der Tragödie.

Dann falle raſch der Vorhang! ſagen wir, zwar ſollte ſich das von ſelbſt verſtehen, allein es hat ſich nicht verſtanden, und die Herren die den Fauſt zur Aufführung brachten, haben, unverſtändig genug, ein Hokus Pokus dazu geflickt, das, sit venia verbo, den Teufel nicht taugt.

Bei der erſten Vorſtellung ſahen wir den Kerker plötzlich von einer magiſchen Helle beleuchtet, das Oberonfeuer trat auf, und ſpielte ſeine Rolle. Ueber Gretchen ſchwebte ein Engelein mit einem Palmzweig, ſah aus wie ein wächſernes Chriſtpüppchen, Fauſt ſtürzte vor Mephiſtopheles nieder, und Junker Urian ſtieg auf einmal in die Höhe, ließ den Mantel fallen, breitete ein ſtattliches Paar Drachenflügel aus, und hielt eine Krallenhand über den Verlorenen. Der Applaus war freilich bedeutend, denn ſolches Spielwerk ergötzt die Menge, und zu tief gewurzelt iſt die eigentliche Sage, als daß das Volk ſich eine Komödie von Fauſt ohne Teufelholen denken könnte. Wir glaubten ſomit das Non plus ultra von aberwitzigem Zuſatz geſehen zu haben, und waren, und ſind es noch, neugierig, zu erfahren, ob Tieck das ſo ſchön ausgedacht und angeordnet. Aber wir ſollten noch mehr, noch unglaublicheres ſehen, wogegen jenes nur ein Schatten. Auf einer andern Hofbühne rollte zuerſt die Hälfte der hintern Kerkerwand in die Höhe, und es erſchien in einer Niſche über Gretchen ein Engelein, nota bene, von Pappe, und ebenfalls in gehörig magiſcher Beleuchtung. Als dieſes Engelein eine Weile geſtanden hatte, geſchah ein ziemlicher Donnerſchlag, (Fauſt und Mephiſtopheles waren abgegangen) die zweite Hälfte der Gefängnißwand brach zuſammen, und was ſah man? Einen Galgen, darauf und daran allerlei geſpenſtige Scheuſale, und in der Luft — „Wehe, das wilde Heer!“ Wenn auch nicht Hirſche und Sauen, doch menſchliche Nebelgeſtalten und Phantome vorüberjagend; nicht genug, jetzt kamen Fauſt und Mephiſtopheles, von Pappe auf großen ſchwarzen Pferden ebenfalls von Pappe, und machten einen Luftritt, und nun erſt fiel fein langſam die Gardiene. Iſt das Kunſtſinn, oder Unſinn? Geſchmack oder blöder Aberwitz? Wenn ein großer Maler, wie z. B. Cornelius in München, ſchöne großartige Bilder zu Göthes Fauſt entwirft und ausführt, wenn er unter andern auch einen ſolchen Luftritt malt, der auf dem Bilde ſchön und ergreifend ſeyn kann, wo ſteht denn geſchrieben, daß nun gleich nach dieſem Bilde ein Proſpekt gemalt werden müſſe mit Galgen und Rad, luſtigem Geſindel, und dergleichen und daß der Zuſchauer nun auch auf der Bühne dieſe Luftreiterei mit anſehen müſſe? Nur in einem ſtupiden Gehirn kann ſolcher Unſinn ausgeheckt werden, der ein Pasquill iſt auf Göthe und ſein Meiſterwerk! eine Verhöhnung des guten Geſchmacks, eine grobe Beleidigung gegen das gebildete Publikum und eine Herabwürdigung der Bühne! der Intendanz! der Regie! kurz der ganzen Theater-Anſtalt! denn was muß ein Fremder dabei denken? Muß er nicht glauben, das Publikum ſey ſo ungebildet, dergleichen gern zu ſehen, ja zu verlangen, und die Direktion ſo geſchmacklos, dergleichen gut zu heißen? „Das Stück muß doch einen Schluß haben,“ ſagen dieſe Herren, „und da haben wir — es nun ſo arrangirt, die Leute — die Zuſchauer, wollen doch etwas ſehen!“ Schöne Ausrede; herrliche Verbeſſerung des Fauſt von Göthe!

Warum bringen dieſe Schlußmacher nicht einen Feuerſpeienden Höllenrachen an, und laſſen Fauſt hineinreiten? Warum zitiren ſie nicht ein Dutzend Furien, und laſſen Fauſt auf der Bühne herumjagen? Warum laſſen ſie Gretchen nicht von dem Engelein aufladen, und huckepack gen Himmel tragen, und Fauſt von der Erde verſchlungen werden? Sie könnten das alles mit gleichem Recht, wie ſie das oben Erwähnte thun. Wenn einmal Willkühr waltet, dann iſt es ja ganz einerlei, wie ſie waltet, je toller, je beſſer, iſt ihr Wahlſpruch, Barbarei ihre Waffe, Roheit ihr Schild, und der fünfzehn Kreuzerplatz die Dame, für die ſie gegen Kunſt, Geſchmack und edle, würdige Auffaſſung und Darſtellung, kühn in die Schranken tritt. —

Warum muß juſt Göthes Fauſt der Sündenbock ſeyn, an welchem dramatiſcher Vandalismus ſein Müthchen kühlen darf? Weil er unvollendet iſt? Weil er nicht für die Bühne geſchrieben iſt? Und wenn es ſo iſt, was folgt daraus? Doch wohl, daß man ihn nicht gebe, und wagt man das dennoch, weil manches allerdings herrlich und groß bleibt, und mächtigen Eindruck macht, daß man das Stück dann gebe ohne Zuſatz, damit nicht aller Orten die Eſelsohren aus der Löwenhaut ſichtbar werden.

Als wir Fauſt zum Letztenmal in Leipzig ſahen, erſchien, nachdem das Stück angekündigt war, im dortigen Tageblatt eine Aufforderung, an die Direktion, den Schluß zu geben, wie im Buche, und die Zuſätze, Engel und Rothfeuer hinwegzulaſſen. Die Direktion folgte dieſer Aufforderung und that wohl daran, das zahlreich verſammelte Publikum lohnte mit lautem Beifall. Möge es anderwärts auch ſo ſeyn!

Welch unangenehmen widrigen Eindruck es auf den Zuſchauer macht, der ſich ganz der Dichtung hingibt, nach den ergreifenden Scenen, die das Herz gewaltſam zuſammenpreſſen, und die Seele in ihren tiefſten Tiefen erzittern machen, nun ſolch fades Spuckwerk erblicken zu müſſen, iſt nicht zu beſchreiben. Zernichtet wird der Eindruck, die Illuſion zerſtört, das Gefühl verhöhnt, die Poeſie in den Staub getreten, durch ſolche Gaukelei, aber das wollten vielleicht jene Herren, ſie ſtudierten wahrſcheinlich fleißig Hoffmanns Phantaſieſtück: Der vollkommene Maſchiniſt, fürwahr eine treffliche Schule für Leute, die darauf hinarbeiten, keinerlei Art von Täuſchung in dem Zuſchauer aufkommen zu laſſen, ſeine Nerven nicht zu reizen, ſeine Fibern nicht anzuſpannen, ſeine Gedanken nicht zu fixiren. Ihr Witz ſteckt in der Blitzmaſchine, ihr Gehirn iſt mit Deckfarben überpinſelt, ihr Ideal iſt Samiel; in der Flugmaſchine ſchwebet ihre Kunſtanſchauung, in der Verſenkung wohnt ihre Aeſthetik. Für ſie gibt es nur eine Tiefe der Kunſt, der Souffleurkaſten, nur einen Gehalt im Leben — ihre Gage. Von dem was wahrhaft groß, rührend, ergreifend, erſchütternd iſt, haben ſie keine Ahnung, daher iſt ihnen auch Klingemanns Fauſt lieber, wie Göthe's, der hat doch einen reſpektabeln Schluß, ſie loben ſich auch lieber ein Stück von Kotzebue, als eines von Shakſpear, dabei ſind ſie Todfeinde der Kritik und Theaterrecenſenten ſind ihnen verhaßt, wie Spinnen und Kröten.

Wenn Fauſt von Göthe noch lange auf den Repertoirs bleiben ſollte, was wir jedoch bezweifeln, ſo gebe der Himmel allen Intendanzen und Direktionen ſoviel Einſicht, aus allen Kräften darauf hinzuwirken, daß das Stück nicht verhunzt werde, und daß namentlich der Schluß ſo, wie er iſt, am beſten iſt, daß man daran nicht modeln und ſchnitzeln ſoll, denn es taugt nicht, führt auf Abwege und bringt die Beurtheilungskraft und den Schönheitsſinn derer, die hier anzuordnen haben, in argen Mißkredit. Man ſollte meinen, der Beſchränkteſte müßte einſehen, daß Feuerwerk und Phantasmagorie nicht die Mittel ſind, einen Fauſt zu heben, der ſolcher Mittel doch wahrlich nicht bedarf, der in ſich ſelbſt gediegene Größe genug beſitzt, um ein ſolches theatraliſches Zuhülfekommen entbehren zu können. —

Wir haben nur wenig noch zu ſagen. Fauſt ſchließt freilich nicht, wie ſo manches andre Trauerſpiel, mit einer Mordthat oder einem Selbſtmord, allein des hochtragiſchen Stoffes iſt genug gegeben, und nicht nöthig, daß vor den Augen der Zuſchauer noch mehr des Gräßlichen ſich begebe. Valentin iſt ermordet, Gretchens Mutter durch den Schlaftrunk vergiftet, das Kind ertränkt, will man mehr? Und ſieht nicht die Arme, Verirrte dem Tod durch Henkershand entgegen? Und Fauſt, wenn wir auch nicht ſein Ende erblicken, kann es wohl ein anderes, als ein beklagenswerthes ſein? Gefoltert von Vorwürfen, aus den edlen Kreiſen der Kunſt und des Wiſſens auf immer gezogen, dem Arme der tröſtenden Natur entriſſen, dem Heiligen entfremdet, dem Nichtigen zugewandt, verlaſſen von Hoffnung und den Glauben verloren, mit Verbrechen beladen, was bleibt ihm? Nichts, kein Troſtſtern in der Nacht ſeiner Qual, keine Leuchte auf dem dunkeln Wege in unermeßlicher Oede. Ein Verlorner entſchwindet mit ihm unſerm Auge, wenn der Vorhang fällt, und die Worte des Geiſtes erfüllen ſich an ihm:

> Und hätt' er ſich auch nicht dem Teufel übergeben,
> Er müßte doch zu Grunde gehen.

Achtes Kapitel.

Einige Vorſchläge und Schluß.

Noch einmal die Tragödie überblickend, wollen wir mit wenigen Worten darlegen, wie nach unſerer Anſicht und Meinung Fauſt für die Bühne einzurichten, wenn man ihn doch geben will, obſchon Beides aus dem Vorhergegangenen ziemlich klar erhellt, und wir uns da und dort über das, was paſſend, und unpaſſend, mit Beſtimmtheit ausgeſprochen haben. Wir entwerfen aber jetzt zur bequemern Ueberſicht ein Gerippe der ſceniſchen Darſtellung, nach welchem gar leicht ein Regiſſeur im Textbuche ſeine Einrichtung treffen kann.

Erſte Abtheilung.

Erſter Auftritt. (Studierzimmer.) Fauſt allein, dann die Erſcheinung des Erdgeiſtes.

Zweiter Auftritt. Fauſt. Wagner.

Dritter Auftritt. Fauſt allein.

Zweite Abtheilung.

Erſter Auftritt. (Vor dem Thor.) Spaziergänger aller Art.

Zweiter Auftritt. Fauſt. Wagner.

Dritter Auftritt. (Studierzimmer.) Fauſt, der Pudel.

Vierter Auftritt. Fauſt. Mephiſtopheles.

Fünfter Auftritt. Geiſter. Vorige.

Dritte Abtheilung.

Erſter Auftritt. (Studierzimmer.) Fauſt, dann Mephiſtopheles.

Zweiter Auftritt. Mephiſtopheles allein, dann ein Schüler.

Dritter Auftritt. Mephiſtopheles, dann Fauſt.

Vierter Auftritt. (Auerbachs Keller.) Froſch. Brander. Siebel. Altmayer.

Fünfter Auftritt. Fauſt. Mephiſtopheles. Vorige.

Sechſter Auftritt. (Hexenküche.) Fauſt. Mephiſtopheles. Thiere. Gretchens Erſcheinung im Zauberſpiegel.

Siebenter Auftritt. Hexe. Vorige.

Vierte Abtheilung.

Erſter Auftritt. (Straße.) Fauſt. Margarethe, dann Mephiſtopheles.

Zweiter Auftritt. (Margarethens Stube.) Margarethe allein.

Dritter Auftritt. Fauſt. Mephiſtopheles.

Vierter Auftritt. Margarethe.

Fünfter Auftritt. (Spaziergang.) Fauſt. Mephiſtopheles.

Sechſter Auftritt. (Marthens Stube.) Marthe, dann Margarethe.

Siebenter Auftritt. Mephiſtopheles. Vorige.

Achter Auftritt. (Straße.) Fauſt. Mephiſtopheles.

Neunter Auftritt. (Garten.) Fauſt. Margarethe. Mephiſtopheles. Marthe.

Fünfte Abtheilung.

Erſter Auftritt. (Garten.) Gretchen am Spinnrad.

Zweiter Auftritt. Fauſt. Gretchen.

Dritter Auftritt. Mephiſtopheles. Fauſt.

Vierter Auftritt. (Wald und Höhle.) Fauſt.

Fünfter Auftritt. Mephiſtopheles. Fauſt.

Sechster Auftritt. (Straße und Kirche.) Gretchen vor dem Madonnenbilde.

Siebenter Auftritt. Valentin.

Achter Auftritt. Fauſt. Mephiſtopheles. Valentin.

Neunter Auftritt. Valentin ſterbend. Gretchen. Marthe. Volk.

Zehnter Auftritt. Gretchen, böſer Geiſt, im Hintergrunde Volk.

Sechste Abtheilung.

Erſter Auftritt. (Feld.) Fauſt. Mephiſtopheles.

Zweiter Auftritt. (Kerker.) Gretchen. Fauſt.

Dritter Auftritt. Mephiſtopheles. Vorige.

Was zu ſtreichen iſt, und was allenfalls geſtrichen werden kann, darüber haben wir an ſeinem Ort das Nöthige geſagt. Zuſätze aber und Aenderungen erlaube man ſich nirgend.

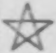
Die fünfte Scene der zweiten Abtheilung würden wir alſo anordnen: Fauſt hat im Seſſel Platz genommen, Mephiſtopheles ſpricht: **Beiſammen ſind wir, fanget an!** Jetzt beginnt ein Geſang lieblicher Stimmen, der nur wenig oder gar nicht, von

Inſtrumenten begleitet ſeyn darf. Die obere Hälfte der hintern Wand öffnet ſich, man erblickt durch einen leichten Bogengang von Rebenlaub eine lachende Landſchaft. Zarte Engelgeſtalten walten und weben mit zierlichem Reizen und lockenden Bewegungen in den Lauben, umarmen ſich, küſſen ſich, pflücken Trauben, über die Landſchaft fliegt magiſcher Farbenſchimmer, ſie muß eine unendliche Ferne darſtellen, Hügel, Seen mit Inſeln, Burgen und Schlöſſer, und die wechſelnde Beleuchtung endlich gegen den Schluß des Geſanges (der Textesworte im Buche) in Nacht verdämmern, während Fauſt's Augen ſich ſchon geſchloſſen haben, und eine Geſtalt nach der andern verſchwinden.

Während Mephiſtopheles die Stelle ſpricht: Er ſchläft! ꝛc. muß die Wand des Studierzimmers ſich wieder herſtellen, und Fauſt, allmählich erwachend ſich die Augen reibend, aufſpringend, nichts mehr ſchauen, als ſein altgewohntes mit Urväterhausrath, Thiergerippe, und Todtenbein vollgepfropftes Muſeum.

Jetzt auch ein Wort, das wir nicht für überflüſſig halten, über einige Requiſiten, ſo ſehr dieſe auch Manchen, unbedeutende Nebendinge ſcheinen mögen.

Das Zauberbuch. Es dünkt uns nicht einerlei, wie dieſes beſchaffen. Wir ſehen es, bemalt mit albernen Fratzen, wie ſie eben ein Dekorationsmaler ſich ausgedacht, und wie ſie ſich auch auf Hexenkleidern, Gürteln und dergleichen vorfinden. Sind es auch nur Nebenſachen, ſo gehören ſie doch zur Hauptſache, und dürfen nicht ſinnlos ſeyn. Mit einem Wort, wir verlangen wirkliche Zeichen der Geiſter; dieſe findet der, dem das Buch zuzurichten obliegt, in einem magiſchen Traktat, betitelt: Arbatel. de Magia Veterum, der in den geſammelten Schriften des Cornelius Agrippa abgedruckt iſt, die in keiner größeren Bibliothek fehlen.

Das Pentagramma muß auf dem Boden von Fauſt's Studierzimmer wirklich zu ſehen ſeyn, da einmal die Rede davon iſt; wenn vielleicht Jemand noch nicht wiſſen ſollte, wie ein Trudenfuß, Pentalpha oder Pentagramm ausſieht, ſo ſehe er es hier: 

Die Schaale mit dem Zaubertrank. Als Fauſt ſie zum Munde führet, entſteht eine leichte Flamme. Hier ſahen wir einen Pulverblitz, bei dem der Schauſpieler Gefahr lief, ſich Haare und Augenbraunen zu verſengen, was gefährlich und unſtatthaft iſt. Wenn es nicht möglich iſt, eine leichte Spiritusflamme zuzurichten, ſo ſcheine der ganze Boden zu brennen und zu glühen, was leicht zu bewerkſtelligen iſt, wenn man ihn mit hochrothem Rauſchgold belegt.

Im Zauberſpiegel erblicke man Margarethen ſelbſt, nicht ein gemaltes Bild, wie ſchon oben angedeutet. —

Auch der Theaterzettel erſchien uns einigemal ſeltſam untereinander geworfen; wir halten dafür, daß es am beſten ſey, ihn ſo einfach, als möglich, aufzuſetzen, und nicht die Spaziergänger, die nur wenige Worte zu reden haben, alle namentlich aufzuführen, ebenſo Meerkater, Katze, und deren Brut nicht auf den Zettel zu ſetzen; es ſieht aus, als ob man damit den Pöbel locken wolle; und das iſt der Würde des Stücks entgegen. Wehe der Bühne, die zu ſolchen Mitteln greifen muß, um ſich ein Publikum zu verſchaffen, ſie kann vortrefflich ſeyn, würdige talentvolle Mitglieder beſitzen, aber der Argwohn wird bald gegen ſie rege werden, daß die Würde der Kunſt ihr wenig gelte, und daß, wie auf dem Zettel, ſo auch auf dem Theater, mehr auf Maſchinenſpielerei und äußern Flitter geſehen werde, als auf innern Gehalt in der Darſtellung. Auf einer ſolchen Bühne werden freilich auch ſelten klaſſiſche Stücke aufgeführt, und wenn man mit Göthes Fauſt eine Ausnahme macht, ſo geſchieht es, weil er, als Komödie die Menge lockt, weil Teufel, Hexenſpuk und Geiſtererſcheinungen darin vorkommen.

Wir geben hier zum Schluß noch den Zettel zum Fauſt, wie wir glauben, daß er am einfachſten zu ſchreiben ſey.

Fauſt.

Eine Tragödie von Göthe in ſechs Abtheilungen.

Fauſt.
Wagner, ſein Famulus.
Mephiſtopheles.
Margarethe, ein Bürgermädchen.
Valentin, ihr Bruder, Soldat.
Frau Marthe, ihre Nachbarin.
Brander,
Froſch,
Altmayer, Studenten.
Siebel.
Ein Schüler.
Eine Hexe.
Der Erdgeiſt.
Ein böſer Geiſt.
Bürger, Bürgerinnen, Soldaten, Handwerksburſche, Schüler, Volk, Erſcheinungen. —

So haben wir denn unſere Anſichten und Meinungen über die Aufführung von Göthes Fauſt ausgeſprochen. Wir ſind nicht ſo eitel, zu glauben, daß nicht noch Mehreres und Beſſeres darüber geſagt werden könne, wir halten unſer Urtheil nicht für apodyktiſch, aber wir ſind feſt überzeugt, vieles geſagt zu haben, was Beherzigung verdient, und weder Vorliebe für die eine oder die andere Theateranſtalt, noch für einen und den andern Künſtler, ſondern reine Liebe zur Sache ſelbſt, und die Ueberzeugung, durch unſer Schriftchen zum Beſſeren hinzuwirken, haben uns die Feder geführt. Das Kunſtgebiet iſt ein großes, unermeßliches, nur in ſeinen einzelnen Theilen kann es der Einzelne erfaſſen und anbauen. Wirken Viele vereint nach einem ſchönen Ziele, dann iſt Hoffnung da, daß aus dem Unvollkommenen das Vollkommene ſich bilde, aus den Bruchſteinen der Tempel, aus dem Marmorblock die Bildſäule einer Gottheit. Nur aus der Saat des Fleißes und der Mühe reift die Frucht der Vollendung!

Arabesken

von

Ludwig Bechstein.

Druck von Georg Franz in München

Arabesken

von

Ludwig Bechſtein.

Stuttgart,
1832.

Hallberger'ſche, vormals Franckh'ſche Verlagshandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Meinen Freunden.

Meinen Freunden! Frohen Dranges
Ruf' ich ſolches in die Welt!
Freundſchaft hat gar mild ein banges
Düſt'res Leben mir erhellt;
Gab dem regen Streben Nahrung,
Ward zur Himmelsoffenbarung;
Hat zu mir ſich lieb und huldreich
Auf dem Lebenspfad geſellt.

Freundlich reich' ich dieſe Spenden
Euch, Ihr Freunde, mir ſo lieb!
Denkt, Ihr habt mein Selbſt in Händen;
Vieles lebt' ich, was ich ſchrieb.
Glaubt, daß Manches tief empfunden,
Daß ſogar aus alten Wunden,
Grabern meiner Lenzeshoffnung,
Mir Erinnrung Blüthen trieb.

Hat ſchon Eurem Blick die Fülle
Alter Bilder vorgeſchwebt,
Wo ſich oft aus ſtarrer Hülle
Lachelnde Geſtaltung hebt?
Seltſam ranken Arabesken
In die Räume des Grotesken,

Bunt und voll und vielgeſtaltig,
Und ſo wird das Bild belebt.

Solche bunte Fülle geben
Wollte nun auch Euch mein Herz;
Offenbarend inn'res Leben,
Offenbarend Ernſt und Scherz.
In des Lebens wirrem Traume
Tummeln ſich im engen Raume
Tauſend Kräfte durcheinander,
Freude ſchaffend, oder Schmerz.

Suche Jeder nach Belieben
Was am liebſten ihm — heraus,
Iſt's für Alle doch geſchrieben,
Reich' ich Allen doch den Straus.
Blumen, Blätter, Früchte, Ranken,
Bilder, Sprüche, Scherz, Gedanken,
Einen Stoff zum ernſten Denken,
Eine Lehre für das Haus.

Jungfrau'n, wenn ſie Kränze winden,
Suchen Blumen, und nicht Gold;
Wären Blumen hier zu finden,
Pflückt ſie freundlich, bleibt mir hold!
Wird Euch meine Gabe freuen,
Wird ſie nicht den Geber reuen,
Und er nimmt in Euerm Beifall
Sich den ſchönſten Ehrenſold.

I.

Die Elemente.

Vier Elemente,
Innig geſellt,
Bilden das Leben,
Bauen die Welt.

Schiller.

Liebend umarmen ſich die Kräfte des ſchaffenden Lebens; wunderbar und geheimnißvoll thront in der Tiefe die Urmutter, und ſieht der Einigung ihrer Erſtgebornen zu, die nun weiter zeugen in Prometheusgeſtaltung die ſtarren Formen und die ſanften Bildungen, die Blüthen der Finſterniß in Kryſtallen und Metallbäumen, die Blüthen des Lichts in organiſchen Blättern und Blumen.

Heiliges *Werde* der Allmacht! Du töneſt herüber von Jahrtauſenden auf Jahrtauſende. Ein ewiges Echo rollſt Du an Sonnen und Monden vorbei, und kannſt nie verhallen. Du biſt das *Wort*, das lebendige, unausſprechliche Wort, das Geiſter nur ahnen; das Wort, von dem des Oſtens Mythen reden, daß es Menſchen auf feurigen Seraphſchwingen zum Himmel trage, ſprächen ſie es aus. Aber das vermag Keiner.

Jene unausſprechliche Liebe, die ſich ſchaffend offenbaret, die das Weltall durchſtrömt, ein heiliger Lebensſtrom, in dem ſich baden die Geiſter des Lichtes, und ſelig auf- und niedertauchen in ſeinen tönenden Wellen, — jene Liebe glüht noch fort. Liebend umfaſſen ſich die Elemente, und wollen nimmer von einander laſſen.

Einſt träumten von entzweiten Elementen die Menſchen, träumen es vielleicht noch, aber das iſt nur ein Irrthum, ein Wahn. Was Streit ſcheint, iſt nur glühendes Verlangen, ungebändigter Ausbruch der allgewaltigen Kraft, ſich zu einen mit den Schweſterelementen. So ſtreift der Löwe mit entflammter Gier donnerbrüllend durch die Wüſte — er ſucht die Löwin.

Jene Sonderung des Urſtoffes, der Elementarkraft in Luft und Feuer, in Waſſer und Erde iſt gewiß ſo alt, wie die Menſchheit, aber wie ewig fortſtrebt die Kraft der Natur, immer ſchwanger mit neuen Frühlingen, ausblühend in zauberiſcher und wundervoller Geſtaltung, ſo ſtrebt auch ewig fort der Geiſt des Menſchen, immer befruchtet vom Lichtſtrahl des Göttlichen, ausblühend in des Wiſſens Formen, und in neuen, nie geahneten Gebilden.

Solches Wiſſen hat jene Elemente geſchieden, gebrochen und zerlegt, wie das Prisma den Lichtſtrahl, aber nicht ſiebenfach, hundertfach wohl, und hat mit neuen Namen bezeichnet den alten Urſtoff. Aber darum iſt es keine Sünde gegen das neue Wiſſen, noch zu reden von den alten Elementen; ſind dieſe doch die ſichtbaren Leiber jener feinen, unwägbaren, untheilbaren Stoffe, die keine Menſchenhand noch weiter zu läutern, zu beſtimmen, zu erklären und zu ſcheiden vermag.

Und ſo mag es vergönnt ſeyn zu ſprechen von den vier Gewalten, die groß und herrlich, prachtvoll und ſchrecklich, neben einander wallen, wie vier mächtige Ströme, ineinander fließen, wie verbrüderte Geiſter, ſich durchdringen, wie Licht ſich mit Farbe innig vermählt, und dann wieder geſondert herrſchen, jedes in ſeinem Reich, ein uralter ſtrenger König.

Waſſer, Du trägſt den Typus der Jugend, des Lenzes! Ein Waſſertropfen iſt das Bild der Welt; beide ſind Kugeln, und die Kugelgeſtalt iſt das Vollkommenſte. Wie lieblich ſchimmert der Thau in den Blumen des Frühlings; es iſt, als haben Engel Freudenthränen geweint, darüber, daß die Schöpfung ſo ſchön iſt. Thau und Thränen, beides Tropfen, ſchnell vergänglich; darum mögen ſie verglichen werden dem Leben, das ſo oft nur Thränen bringt, und ſo ſchnell dahinrollt, wie die Thräne über die Wange, wie der Thautropfe über die Blätter, auf den Schoos der Erde, die ihn aufſaugt. Aber die Sonne küßt auch mit warmem Strahl den Thau von den Blumen, er ſchwindet dahin. So iſt auch manchem Leben eine Sonne gezeigt, in deren Strahl es ſchmachtend verglüht und ſich verzehrt.

Die Quelle iſt ein Kind, das mit Blumen ſpielt, und gern laut wird. Dem Mutterſchooß der Erde enteilt ſie, auch ſie ſtrebt zum Licht empor. Da unten in der Tiefe gefiel es ihr nicht, ſie wollte hinauf an die fröhliche Tageshelle, und da zieht ſie nun jugendlich hinaus in die bunte blühende Welt. Einſt, nach langer Wanderung, kehrt ſie wieder in den Erdenſchoos, dann wird ſie wieder zum Kinde, wie hohes Alter, ſie aber iſt nicht mehr dieſelbe; ſie verjüngt ſich in der

Tiefe, wie die Raupe im dunkeln Puppenſarge, und wird auf's Neue geboren.

Waſſer, du biſt das Element des Lebens, du biſt zahlloſer Weſen Mutter. Nicht in Luft, nicht im Feuer, nicht in der Erde lebt in ſo kleinem Raum eine ſo lebendige Welt.

In einem Tropfen wimmeln Millionen, wenn der organiſche Stoff ſich zerfallend löst in dem Flüſſigen, und der Wärme belebende Kraft an das Todte tritt, daß es wieder verwandelt auferſtebt als getrenntes, bewegtes Leben.

Aus dem Flüſſigen ſonderte einſt ſich das Feſte, und vielleicht warf eine brauſende Meereswoge den erſten Menſchen an die rauhe Küſte, und der nackte Sohn der Fluth ward gehärtet von den Elementen, die ihn umtobten und umſtürmten. Jene ſchöne Mythen von Eden, entſprungen dem Quell des heiligen Oſten, gehören vielleicht in eine Jahrtauſende ſpätere Zeit.

Dem Waſſer entſpricht die grüne Farbe, grün erſcheint der Ozean. Grün iſt auch die Farbe der Hoffnung — vielleicht, weil Hoffnung ſo oft zu Waſſer wird.

Ja, Waſſer, Du biſt des Lenzes Bild. Welch' ein Rauſchen und Schwellen, welches Ergießen von Lebensſtrömen durch alle Schöpfung! Die Erde thut ihren Schooß auf, und die Quellen ſprudeln hervor, und der Himmel umſchleiert die Welt mit ſeinen Dünſten, und der Aether ſenkt ſich befruchtend herab auf das Land, das liegt noch ſchlummernd da, und empfängt in ſüßer Verzückung, und dann bringen die ſelig befruchteten Gefilde ihre Erſtgebornen in tauſend Millionen Keimen und Halmen und Knospen und Blumenſternen an das Licht, und in die Bäume tritt der Balſam neuer Kraft, die Eſſenz der Verjüngung, die der Menſchen Thorheit in alchimiſtiſchen Laboratorien erklügeln wollte, während die Natur ſie in ihrer ſtillgeheimen Werkſtätte alljährig neu bereitet; aber wie mannigfaltig! Koſte den Saft der Weide, er wird Deiner Zunge nicht munden, während der Saft der Birke honigſüß iſt, und es iſt doch eine Kraft in beiden, die den Baum blühen macht, und Blätter treiben, Sproſſen, Aeſte und Zweige.

Waſſer, du biſt ein freundliches Element, wenn du als Thau im Blumenkelche lächelſt, und Farben ſchillerſt, wenn du als Quelle murmelſt und Blumen küſſeſt, wenn du als Bach von Felſen zu Felſen hüpfſt, wie ein fröhliches Kind, das ſeine Kraft prüft. Du biſt ein ſanftes Element, wenn du den Durſtigen labſt, den Ermatteten ſtärkſt, der ſich deiner Umarmung im kühlenden, ſtärkenden Bade freut, und hat dich der Erde Schooß geſchwängert mit der wunderbaren Kraft der Metalle und Salze, ſprudelſt du heiß heraus, noch erglühend von der Umarmung des Feuerkönigs, hat ſein ſulphuriſcher Hauch dich durchglüht und ſein flammendes Leben, o, dann gibſt du auch das Empfangene wieder zurück an die armen leidenden Menſchen, die ſich dir vertrauen, gibſt Geneſung den Kranken, gibſt ihnen Luſt und Frohſinn und Lebensheiterkeit wieder. Aber du biſt auch ein zürnender Gott, wenn du überquillſt in der Fülle deiner Kraft, wenn die Brunnen der Erde ſich aufthun, die Schleuſen des Himmels ſich öffnen, wenn die Dämme brechen und das Verderben einbricht, und die Fluthen das Leben begraben. Oder wenn der Geiſt des Ozeans ſichtbar einherfährt über die Wogen, eine himmelhohe brauſende wirbelnde Waſſerſäule, die in ihrer Kraft alles vernichtet, was ihren Kreiſen naht, ja, dann biſt Du furchtbar und ſchrecklich, und der Menſch verzagt vor Dir in ſeiner Ohnmacht und Kleinheit. Wolkenbruch und Waſſerhoſe, welcher Sturm! Frühlingsregen und Murmelquelle, welcher Friede! Und beides eines Elementes ſichtbare Thätigkeit. Und in allen Elementen welche Sehnſucht, welches Verlangen nach Vereinung, und welche Vereinung! Durſtig öffnet das Erdelement den Mund, einſaugend das Flüſſige, um es wieder auszuſtrömen und auszublühen. Und nach der Luft ſehnt ſich das Waſſer, leicht als Wolke von ihr getragen, umſchifft es die Welt. Und hoch oben, wo Waſſer und Luft ſich vermählen, wird geboren aus ihrer Umarmung der ſchnelle Blitz, die Feuerſchlange des Aethers. Da ſcheinen die Elemente wohl zu kämpfen, aber es nicht ſo, ſie halten nur eine luſtige Hochzeit und freuen ſich der Blitze, ihrer ſchönen, geflügelten Kinder, und des Donners, der ihnen Muſik macht. Aber nicht den verderblichen Sohn allein zeugen die Urkräfte, wenn ſie da droben Hymenäen feiern, aus Luft und Wolke und dem Strahl des Lichtes geht hervor eine weibliche ſanfte Aethergeſtalt, die ſchimmernde Iris. Die trägt ein Herz voll Liebe, und mit Liebe umarmt ſie den Erdkreis.

Und Du, Feuer, mächtiger Proteus, glühender Odem der Allmacht, Du unbegreifliche

Gewalt, was ſoll ich ſagen von Dir, und wo beginnen von Dir? Tauſend Fragen möchte ich richten an Dich, aber mir wird nicht Antwort werden. Biſt Du geweſen, ehe Erden und Sonnen hervorgingen aus dem uralten Chaos, in deſſen geſtaltloſe Maſſen der Allſchöpfer ſein Werde donnerte? Standeſt Du nicht, Flammenſeraph, an ſeinem Thron, ſeiner Diener Erſter, oder warſt Du ſelbſt der Thron, oder biſt Du im Uranfang Gott und Welt zugleich geweſen, und wurdeſt Du zu keck im Gefühl Deiner Kraft, und lehnteſt Dich auf gegen den Weltgeiſt, daß er Dich nun hinabſtieß auf die dunkeln Welten, und Dich zu einem Knecht niederer Geiſter machte? Wer vermag auszuſprechen das Unausſprechliche! Iſt doch alles Streben ein heißes, glühendes, wenn es ein rechtes Streben iſt, und iſt doch meiſt die flammende Luſt eine verbotene. Warum laſſen die alten Mythen den Verderber über das Feuer herrſchen, und ſein Reich ein Flammenreich ſeyn? Weil Du der mächtigſte Dämon biſt, und der unbegreiflichſte, und der uranfänglichſte. Du ſchöner herrlicher König! Jüngling voll Manneskraft, angethan mit dem Purpurmantel und eine Krone auf dem Haupt von Kometenſternen, brennenden

Welten — wie umfaſſend, belebend, erfreuend, wie ſchrecklich groß und erhaben fürchterlich iſt Deine Macht!

Wo des Feuers Thron iſt? Ob droben auf den Sonnengloben, die dahinrollen in ihren glanzhellen Strahlenkleidern durch den unermeßlichen Ozean des Weltenraumes, oder im Aether, wo der Blitz ſich losringt aus dem ballenden Schoos des Gewölks, oder im Mittelpunkt des Erdballs, von wo die belebende Wärme kommt, die heißen Quellen und die erſtickenden Dünſte ſich losringen? — Oder wo die Waldbrände lodern, entzündet am geheimen Feuer der Tiefe, und die Naphthaquellen über den Lagern qualmenden Erdpeches, und die himmelſtürmenden Ausbrüche der Vulkane mit den todbringenden Lavaſtrömen ſich Bahn brechen? Keiner weiß es recht.

Dem Feuer entſpricht die rothe Farbe, roth iſt auch die Liebe, darum ſoll Liebe feurig ſeyn, denn ſie iſt Blüthe der Kraft und des Jugendfeuers, wo das Herz ſich noch entzündet an Hoffnungen, wie der Blitz in der Wolke, und gern an die Altäre tritt, auf denen jene Lebensflammen lodern, über denen jene Sonne glüht, die das Weltall mit allſegnenden Strahlen küßt, umarmt und befruchtet. Denn die Liebe iſt die Sonne des Lebenstages, ſie ſchmückt, erheitert, erwärmt ihn, und lockt an das Licht ſeine ſchönſten Blüthen, und die Liebe iſt die Fackel der Lebensnacht, Nacht aber iſt das Leid, und der Tag iſt Freude, aber auch die Nacht des Leids erhellt die Liebe, und ebnet den Pfad, und bringt ruhigen Schlaf, auch ſchöne Träume, Träume von Hoffnungen. Hoffnung war analog dem Waſſer, Liebe iſt analog dem Feuer, ſelbſt die ewige Liebe Gottes iſt eine durch die Welt ergoſſene, beſeligende Flamme.

Selig das Herz, das ſich badet in reinen Flammen, das nicht verbrennt und verkohlt im Lavaſtrom der niedern Leidenſchaft; das nur in der geläuterten Naphtha einer edlen Liebe ſich berauſcht und begeiſtert. Habt ihr je die alte Mythe vom Vogel Phönix recht verſtanden? Wer ſeinen irdiſchen Sinn zu tödten vermag, und rein und geläutert hervorgeht aus der verzehrenden Gluth, der, nur der blüht fort in ewiger geiſtiger Jugend, geiſtiger Schöne, er ſchwebt, von Ambradüften getragen, in das Enberium einer ſeligen Freiheit. —

Das Feuer iſt gar ein verſchwiegenes Element, das Geheimniſſe treuer bewahrt, als irgend eine

Menſchenbruſt. Immer hinein mit dem, was vor der Welt verborgen bleiben ſoll, es zehrt freudig auf, was Du ihm darreichſt.

Feuer, Du biſt der Sommer; heiß, glühend, reifend, zeitigend. Du biſt der Sternenlöwe, der nach der Sonne züngelt, wenn ſie ihm nahe kommt, und nun ringt ſie mit ihm in entflammter Gluth, darum wird es ſo heiß auf der Erde.

Auch Du, Feuer, biſt ein ſanftes, ſchönes, freundliches Element; ſey es, daß Du als treuer häuslicher Diener gehorſam leuchteſt dem nächtlichen Fleiß aus der ſtillen Lampe, der geheimen verſchwiegenen Liebe, oder auch in Prachtlüſtern Dich in Spiegelwänden wiederſiehſt, wo Du leuchteſt der Luſt, ſey es, daß Du über umflorten Kandelabern an Katafalken brennſt, wo Du leuchteſt der Trauer, ſey es, daß Du als traulich gemüthliches Ofenfeuer wärmſt, als Herdfeuer nützeſt, ſey es, daß Du ergötzeſt in der Kunſt des Pyrotechnikers, denn auf alle dieſe, und noch mannichfaltigere Weiſe mußt Du dem Menſchen dienen; dann iſt aber immer gebunden Deine Kraft, aber — „wehe, wenn ſie losgelaſſen!“ —.

Auch das Feuer ſtrebt, ſich zu einen mit den befreundeten Elementen. Wenn es ſich aufſchwingt in die luftigen Aetherräume, ſiehe, da geſtaltet es ſich zu einem wunderbaren Meteor, das da glänzt und zittert, wie bewegte Wellen, und ziſcht und rauſcht, und in farbigen prächtigen Strahlen aufglüht, die ſich zu einer Kronenglorie bilden. Das iſt der Luft und des Feuers ſchöner Sohn, der Polarkönig, unbegreiflich und unergründlich. Oft ſchon haben die Menſchen mit dem Arm des Wiſſens hinaufzureichen verſucht in die Glanzräume, ſie hätten gern dem freien ſtrahlenden Element die Krone genommen, und ſie in einem Deſtillirofen übergetrieben, oder die flüſſigen Farbenwellen unter das Mikroſkop gebracht, aber jene hohen Gewalten verlachen den armen kläglichen Menſchenwitz.

Doch nicht den kalten lichtſchimmernden nachtgebornen Sohn allein zeugen Feuer und Luft, wenn ſie ſich liebend durchdringen, Töchter auch, holde, roſige, liebliche Töchter. Das Feuer fliegt als Strahlenbote vor der Sonne her, da entzündet ſich die Luft in Liebe, und umfängt erröthend den flammenden Bräutigam, und die Morgenröthe erblüht aus ihrer Umarmung. Und das Feuer zieht der Sonne nach, aber es weilt noch bei der geliebten Luft, die Wolken brennen von den Abſchiedsküſſen, und Luft und Feuer umfangen ſich ſo liebeglühend, daß der ganze Himmel ihre Gluthen wiederſtrahlt, und das nennen die Sterblichen Abendröthe.

Und wie lieb das Feuer die Erde hat, das iſt nicht zu ſagen. Es begiebt ſich in ihre Knechtſchaft; es ſteigt vom Himmel nieder, und wird irdiſch, wie ein Gott, der Menſch wird. Die Strahlen verlaſſen die Sonne, und fliegen der Erde zu, die ſie umarmen, umfließen, durchdringen, erleuchten und wärmen. Die Blitze kommen alle herab aus der Luft, und wollen ſich mit der Erde verbinden; das ſind aber gar heftige ſtürmiſche Liebhaber, feurig heiß, aber ſchnell verlodernd, die Strahlen der Sonne ſind ſanfter und beſcheidner, ihre Liebe iſt treu und innig dauernd. Sie verbinden ſich mit dem Flüſſigen, ſie kochen das Waſſer in den Tiefen, daß es als Heilquelle ausſtrömt; ſie ſchleichen ſich mit dem Saft in die Frucht der Rebe, und geben dieſer die geiſtige Zauberkraft, das Lebensgefühl zu erhöhen und zu ſteigern. Doch gar geheimnißvoll iſt die Vereinigung.

Wenn aber das Feuer in ſeiner Knechtesgeſtalt ein Diener der Erde geworden, dann will es auch Nahrung von der Gebieterin, und ſo ſättigt es ſich am irdiſchen Stoff. Und was das Wunderbargeheimnißvollſte iſt, es birgt ſich ſelbſt in dem Stoff, den es zuvor verzehrte, in die Kohle, und es ſchlummert gebunden im Schwefel, wie im ſalpeterſauren Kali, um wieder, wenn dieſe drei Stoffe die Kunſt des Menſchen vereint, durch einen Funken geweckt, als der feurige ſchreckliche, zerſtörende Rieſe aufzuflammen und aufzudonnern, als welcher es, ein Blitzſtrahl, heruntergekommen iſt.

Auch mit dem Waſſer eint ſich das Feuer, aber weil es die Erde lieber hat, und vom Waſſer nicht genährt wird, giebt es ihm auch nur ſeine negative Potenz, das Licht. Daraus entſpringt eine wunderſame Vereinigung, denn es geben noch Luft und Erde ein Weniges dazu, und ſo entſtehen jene feurigſcheinenden Lufterſcheinungen, Irrlichter und fallenden Sterne, deren Weſenheit zwar erforſcht iſt, ob aber ganz durchforſcht und ergriffen? — —

Luft, Lebenshauch der Allmutter Natur, feinſter Elementargeiſt, unſichtbare ätheriſche Sylphide, Du biſt der Weltſeele würdigſtes Bild. Allumfließend, alldurchdringend, allumfaſſend biſt

Du, wie ſie. Ob Du vom Anfang an geweſen, oder ohne Anfang? Ob Du ſo alt, wie Gott, das heißt, ob Du ewig biſt, gleich ihm, wer ſagt mir Antwort?

Unermeßlicher, ewiger Aether, Raum, in dem die Sonnen ſchwimmen mit ihren Wandelſternen, Dich begreife ich mit, wenn ich von Luft rede; nicht die irdiſche Luft, mit dem Ausfluß unreiner Dünſte angefüllt, allein.

Luft, Du biſt der Elemente reinſtes, geläutertſtes. In Dir einen ſich zwei Weſenheiten, der ſchnellbelebende aufregende feurige Sauerſtoff und der ſchnelltödtende erſtickende irdiſche Stickſtoff, und bilden, indem dieſer ſich im erſten vergeiſtigt, und jener in dieſem ſeine Gewalt mäßigt, die erſte Nahrung des Lebens. Ohne Luft iſt organiſches Leben nicht denkbar, Du biſt die erſte Amme alles Erſchaffenen, ſie athmen — und ſind.

Die Seelen können nur Luft ſeyn, Aetherſtoff, von Gott geboren. Der Aether iſt die allgebärende Kraft, Gott die allzeugende, und Sonnenſyſteme entrollen in Sphärendonnerjubel ihren Umarmungen.

Aether, Deine Farbe iſt blau, blau iſt auch die Farbe der Treue. Darum aber iſt ſie Farbe der Treue, weil Du ewig biſt, und Deine Farbe ſo unwandelbar beſtändig. Waſſer, Feuer, Luft, ſie umſchweben, umfaſſen und tragen liebevoll das Erdelement, ſie geben ihm Nahrung, Licht, Wärme, ſie ſind für ihn ſegensreiche Dämonen. Hoffnung, Liebe, Treue, ſie umſtrahlen, ewigen Lebensſternen gleich, das Menſchenherz, ſie tragen es liebend durch die Stürme der Zeit, ſie ſind für ihn zaubermächtige, wunderthätige Genien.

Luft, Du biſt rein und kalt in den Aetherregionen, Du biſt ein ururalter ſtarrer Elementargreis, Du biſt der Winter der Weltkräfte. Hoch oben in Deinen hellen Wohnungen erſtarrt das Leben, weil Du dich dort geſondert hältſt in ewiger Einſamkeit, nicht das Waſſer, das ſo ſehnſüchtig in Wolken und Nebeln zu Dir emporſtrebt, nicht die Wärme, läſſeſt Du zu Dir. Dein Hauch iſt Tod für das irdiſche Leben, und die Berge der Erde, die ſo kühn waren, hinaufzuwachſen in Dein Königreich, die büßen nun Jahrtauſende dafür. Du ziehſt über ihre Häupter die dichten weißen Schleier von Eis und Schnee, und ſie ſehen nun nicht, wie ſchön die Erde ſich ſchmückt, wenn der Lenz, ihr holder Bräutigam, naht.

Du biſt mild, Luft, wenn Du, wie der Odem eines blühenden Mägdleins, durch Blumenbäume ſäuſelſt, wenn Du über Aeolsharfenſaiten wehſt, und die ſüßen ſchlummernden Klänge aufweckſt; wenn Du mit den kleinen Wellen ſpielſt und in Halmen flüſterſt, wenn Du warme Grüße des Südens uns zuführſt, und Frühlingsahnungen, Frühlingsgefühle weckſt. Du biſt ein Element voll erhabener Kraft, wenn Du über die Bergeswipfel wehſt, die Wolken jagſt, die Schiffe treibſt, o wie freudiges Gefühl ergreift nicht den Wanderer, wenn er dahinzieht über den Rieſenrücken der Gebirge, und die freie Gottesluft ihn umbrauſ't, als wolle ſie ihn heben und höher tragen! Aber Du biſt auch ſchrecklich in Deinem Zorn, wenn Deine entfeſſelte Kraft losbricht aus dem Kerker in nächtlichem Gewölk, wenn ſie hervortobt aus der Gebirge Schluchten, wenn ſie Wälder ſtürzt, und die Wohnſtätten der Menſchen zertrümmert. Da iſt es, als gehe die Luft einen Vernichtungsbund ein mit den drei andern Naturkönigen, als raſe ſie in wilder Glutbegier nach einer Vereinung, vor der die Feſten beben und die Berge ſinken. In die Flamme ſtürzt ſie, mit der Flamme ringt ſie und umarmt ſie inbrünſtig, und ſtrebt mit ihr himmelan in lodernder, brauſender, ſprühender Lohe. Oder ſie wirft ſich auf den ruhigen ſchlummernden Ozean, heult ihn auf aus ſeinem Schlafe mit einer entſetzlichen Stimme, vor der alles Leben ergrauſt, faßt ihn, ſchüttelt ihn, wirft die Wogen bergehoch empor, wühlt ſich ein in ſein Bette; die Wogen brauſen, ſchäumen, donnern, und eine Welt ſcheint untergehen zu wollen in dem Spiel der rieſengewaltigen Elemente, bis beide ermatten, und der alte Ozean wieder einſchläft, und ſie mit ihm ſchlummert, ſanft, ruhig, und ihr Bild betrachtet, das aus ſeiner kryſtallenen Spiegeltiefe ſo fromm und azurblau herausleuchtet.

Wenn ſie aber mit der Erde ihr Kampfſpiel beginnt, dann vollends zittert der Boden, und die Menſchheit verzagt. In den Eingeweiden des Planeten wühlt ſie, und die Berge brechen, oder ſie raſet darüber hin als wirbelnde zerſtörende Windsbraut, und reißt mit fort in ihrem Kreiſeln, was ſie nur erfaßt. —

Du aber **Erde**, Weſenmutter, Element der Ruhe, der Stille, des Friedens, und doch voll ewiger, unendlicher und ſchöner Thätigkeit, wie groß, wie wunderbar, wie geheimnißvoll biſt auch Du. Hervorgegangen aus dem alten verworrenen Weltſtoff warſt Du einſt der Elemente Kind, jezt aber haſt Du ſchon lange die jungfräulichen Paradieſesblüthenkränze abgelegt und biſt zur Mutter geworden, zur ſorgenden, liebenden, ſchaffenden Mutter. Du biſt Lebengeberin und Freudenſpenderin, Deine Kinder trägſt Du hervor an die warmen Sonnenſtrahlen, daß ſie wachſen und gedeihen, und wenn ihre Blüthenzeit vorüber iſt, dann bringen ſie Frucht, und die Frucht fällt wieder in Deinen Schoos, und Du deckſt ſie kühl und ſchattig.

Erde, Du biſt der reiche Herbſt, ſo voll mannichfaltiger Gaben, ſo ſchwellend wie die goldnen Trauben, ſo glühend, wie die Früchte des Südens. Ja, Du ſelbſt biſt eine Frucht am Weltbaum. Vormals, wie Du noch blühteſt, warſt Du vielleicht ein jugendlich umirrender feurigſtrahlender Komet; aber nun iſt die excentriſche Kraft beruhigt, nun wandelſt Du ſittſam Deinen Gang um die Urmutter Sonne, die mit ewigwarmem Liebesblick auf ihre Söhne und Töchter ſieht, und auf ihre Enkel, die bleichen Monde.

Du haſt eine dunkle Farbe, Erde, weil Du das Grab biſt, in welches das Leben hinabſteigt, wenn es abgeſtorben iſt, und dann Tod heißt; aber ein ſchönes Kleid haſt Du, und mit dem Frühlingsgrün überhüllſt Du die frühen Gräber. Hoffnung heißt Dein Kleid, wie der Himmel in die Farbe der Treue ſich kleidet. Zwiſchen dem Grün der Erde und dem Blau des Himmels flammt die Morgenröthe in die Welt, und die Sonne der Liebe gießt ihre Strahlen in das Univerſum.

Wie die Erde ſich liebend hingiebt den verbrüderten Elementen, wie ſie geheime Flammen nährt, ſelbſt durchdrungen von ewig zeugendem Urſtoff! Wer ſollte meinen, daß die Trauben, daß die Früchte des Feldes, beides Kinder des Erdelements, ein Feuer in ſich hielten, das durch Waſſer erſt in das Leben gelockt wird? Nur der Kunſt war es vorbehalten, dieſe Flammen zu entdecken, aber darum ſind ſie nicht minder wunderſam; ſchläft doch auch in den Kieſeln des Feuers gewaltiges Element. Welch' ein geheimer, wunderbarer Geiſt iſt der Weingeiſt, der als ein Flüſſiges ſichtbar wird aus dem irdiſchen Stoff; entzündet, als ein feuriges, in blauen züngelnden Flammen glüht, und als ein luſtiges verdunſtet, daß keine Spur von ihm zurückbleibt.

Welches Durchdringen, welches Einathmen, welches Ausſtrömen, welches Schaffen! O ſelig wer in Deine Tiefen blickt, Natur! aber wie Wenigen iſt es vergönnt, zu ſchauen mit klarem Aug' und reinem unbefangenen Sinn die Ueberfülle Deiner Wunder! Dieſe zarte Sympathie, das Ineinanderfließen, Durchdringen, Umfangen der Elementarkräfte, wer vermag es zu faſſen?

Alle dieſe Herrſcher und elementariſchen Gewalten, ſie haben über ſich einen Meiſter, einen Gebieter, einen König, dem ſie dienſtbar ſind.

Das iſt der Geiſt, der waltet und ſchafft
Voll Liebe, wie voll Majeſtät,
Voll Herrlichkeit und Gotteskraft,
In tauſend Wundern früh und ſpät.
Der zu Dir ſpricht aus jeder Blume,
Der ſanft in Düften und Tönen weht,
Und doch in ſeinem Heiligthume
Auf finſtern Donnerwolken geht.

Und ach! ſo Viele kennen ihn nicht;
Die ſeiner Weisheit ſtrahlendes Licht,
Die ſeiner Liebe ſäuſelndes Wehen,

Wie ſeiner Allmacht Donnergang,
Nicht froh bewundern, nicht verſtehen,
Und bleiben blind ihr Leben lang. —

Es iſt ein grubelndes Geſchlecht,
Sie faſſen Alles, nur nicht recht.
Sie möchten Alles ergründen gern,
Des Himmels Bau, des Erdballs Kern,
Und bleiben ewig vom Ziele fern.

Kaum rührt ein Meiſter an das ſalomoniſche Siegel
Der ſiebenfach verſchloß'nen Pforten,
Mit der Beſchwörung kräftigen Worten,
Da ſpringen die diamantnen Riegel,
Und des Erdgeiſts ungeheure Geſtalt,
In Wolken gehüllt, von Blitzen umwallt,
Zeigt ſich, o Glück,
Dem ſehnenden Blick.
Unermeßlichkeit
Oeffnet ſich weit.
Schaffendes Leben,
Feuriges Streben,
Stürmiſches Ringen,
Ewiger Streit,
Und der Vereinung
Wundererſcheinung.

Eine neue Welt thut ſich auf,
Und in ihrem weiten Gebiet

Sind Wege gebahnet,
Die der rüſtige Forſcher nicht ſieht,
Die der ſinnende Weiſe nicht ahnet. —

Hoch hinauf,
Nach des Erdballs höckriger Fläche
Sprudeln die Bäche,
Flammen brechen aus donnernden Räumen,
Und es tönt von kryſtallnen Bäumen
Wunderbar,
Lieblich, klar,
Süßer Harmonieen Fülle;
Und ein Bild in dämmernder Hülle
Steht auf diamant'nem Altar.
Und der Geiſt, voll göttlicher Milde,
Führt den Meiſter hin zu dem Bilde;
Dieſer ſinkt anbetend hin,
In Flammen ſtirbt ſein ird'ſcher Sinn.
'S iſt nur ſein Geiſt, der fühlt und ſchaut
Wie weisheitsvoll die Welt gebaut.
Wie Jedes harmoniſch iſt gefügt,
Und Theil an Theil ſich zum Ganzen ſchmiegt.
Er hört im Gewitterbrauſen der Lüfte,
Im Wogendonner der ſchäumenden Meere,
Im Flackern der Flammen, im Heulen der Grüfte,
Verkündigen des Ewigen Ehre.
Er hört des Weltgeiſts heilige Feier,
Er ſieht — die Iſis ohne Schleier.

Und der Selige, trunken von Glück,
Kehrt er zurück.
Und jubelt laut,
Und muß verkünden
Was er geſchaut
Tief in den unergründlichen Gründen.

Da kommen auch gar täppiſche Knaben;
Wollen auch ein Bischen Naturfeuer haben,
Klettern umher am Felsgeſtein,
Kriechen in Höhlen aus und ein;
Brauen und kochen,
Klopfen und pochen
Thörichten Strebens,
Klopfen vergebens,
Brechen drüber faſt Hals und Bein.
Der Meiſter aber ſchweigt,
Wenn ſich dies Völklein zeigt,
Und läßt ſie ſchwatzen, und läßt ſie klügeln;
Er ſchwebt empor auf Adlerflügeln,
Und ſieht in himmelſeliger Ruh
Dem Walten der ſchaffenden Allmacht zu.

II.

Aphorismen und Betrachtungen

über

ein Dutzend kleine Wörtlein.

Zwölf Wörtlein nenn' ich Euch, inhaltſchwer,
Sie gehen vom Munde zu Munde,
Und keiner der Sprecher beachtet ſie ſehr,
Doch ſie ſind mit dem Leben im Bunde.
Oft haben ſie Freuden gebracht und geraubt,
Ob der Menſch auch an ihre Macht nicht geglaubt.

Bald. Du tröſtendes Wörtlein, Du Hoffnungsſtrahl einer nahen Freudenſonne! Biſt Du vielleicht der holde Nachklang eines ſchönen Namens aus früher, früher Zeit? Baldur iſt's wohl, der gute, ſanfte, liebevolle Lichtgott, der Sohn Odins und der himmliſchen Frigga, von welchen Du abſtammſt! Bald! ſo jubelt der Glückliche, ſoll ich die Geliebte wiederſehen. Bald ihren freundlichen Kuß empfangen! — Bald lächelt mit leiſem Erröthen die Jungfrau in heimlicher Kammer; bald ziert die grüne Myrte mein Lockenhaar. Bald! jauchzt der Wanderer: ſoll ich nun wiederſehen die geliebte Heimath, und die theuere Geliebte, und er verdoppelt die eilenden Schritte.

Bald, beruhigt ſich der Kranke: bald werde ich geneſen, bald das Schmerzenlager verlaſſen, und die freundliche Hoffnung giebt ihm ſanften Schlaf, und friedliche Träume. Und bald, ſeufzt der müde Erdenwaller: bald iſt's vollbracht, ſchon dämmert über dem Wolkenflor der Schmerzen die Aurora des ewigen Lebenstages! Bald öffnen ſich den Gebeugten, in den Staub Getretenen, die Arme der Liebe, und heben ihn ſanft empor an das Vaterherz. O du tröſtendes, freundliches Bald, ſey dreimal geſegnet!

— —

Einſt. Sehet da, eine Janusbildſäule, die in dem Friedenstempel ſteht, und mit dem alten grämlichen Greiſengeſicht in eine trübe Vergangenheit blickt, während das jugendliche Antlitz hoffend und gläubig der Morgenröthe der Zukunft entgegenlacht, und zu ſagen ſcheint: Einſt wird es beſſer ſeyn! Oft aber iſt es auch umgekehrt, das Jünglingsgeſicht blickt einer untergehenden

Frühlingsſonne und den Freuden der Vergangenheit nach, und ſchwelgt in dem Einſt ſchöner Erinnerungen, während der Zukunft, die der Gegenwart immer näher ſchreitet, nur ein Geſicht zugekehrt iſt, das den Typus des Lebenswinters ſchon unverkennbar an ſich trägt, und die Luft ſcheint von dem bleichen Mund den Seufzer fortzutragen: Einſt war es anders, und — beſſer!

Aber. Ein ungeſchlachter Schlagbaum vor dem Thore der Erwartung; ein harter Eck- und Schreckſtein, an den wir uns ſtoßen, wenn wir ihm vorbeieilen; ein ungeſtümer lahmer Bettler, der hinter uns hereilt auf der Heerſtraße des Lebens, und uns aufhält, und mit der Krücke nachdroht, wenn wir ihn nicht anhörten. Das Aber iſt der ſengende Sonnenſtrahl, der das Wachs der Ikarusflügel ſchmilzt, mit welchen wir uns zum Himmel der Wünſche emporſchwangen; es iſt die Schlingpflanze, die unſre Schritte hemmt in dem Luſtwald der Freude. Oft iſt es ein freundlicher Warner, oft ein ſchadenfroher Dämon, der die Quelle des Frohſinns trübt, indem er den Sand aufrührt.

Sagt nicht ſchon das Sprichwort: Ein jedes Ding hat ſein Häckchen? Das Aber, das iſt das Häckchen und der Hacken, an dem die Hoffnungen hängen bleiben, und zappeln, und nicht wieder los können. A. heirathete ſo gerne, zärtlich liebt er ein edles, gutes, gebildetes und ſchönes Mädchen, aber — ſie iſt arm, ſehr arm — aber ſeine Verwandten geben es nicht zu — aber er muß eine häßliche Nabobstochter heimführen, und das Aber bricht zwei für einander geſchaffene Herzen. B. hat eine reiche Frau genommen, hat, nach dem Sprachgebrauch, ſein Glück gemacht, aber ſie iſt ein Satan in Weibsgeſtalt, und knöchelt ihn weidlich. C. — doch wozu Beiſpiele? jeder Tag, jede Stunde, jedes Leben bietet ſie dar zu Tauſenden; da iſt keine Würde, da iſt keine Bürde, kein Land und kein Stand, nicht Laſter, nicht Tugend, nicht Alter, nicht Jugend, da iſt nichts auf der Welt, ich wette, das nicht ein fatales Aber hätte.

Ja. Wie klein iſt dieſe Wortſilbe, und wie groß, wie unendlich groß und vielumfaſſend in ihrer Bedeutung! Der Vokal J., in gleichem Werth mit dem A., wird zum Conſonans, und beherrſcht den Selbſtlauter, das iſt alles, und da habt ihr die Ehe, wenn das verhängnißvolle Ja am Altar geſprochen iſt. Himmel und Hölle, Tod und Leben liegt in dem Wort. Wen hat nicht ſchon ein Ja beglückt, das Ja der Erhörung, und ihn in einen Himmel voll Seligkeit erhoben? — Wen hat nicht ſchon ein Ja vernichtet, mit kalter Eiſenhand ihm an das warme Herz gegriffen, und ihn aus ſeinem Himmel geſtoßen? Gingſt Du, Jüngling, im Mondſchein mit der trauten Geliebten, hielteſt wohl Deinen Arm geſchlungen um ihren ſchlanken Leib, hielteſt ihre weiche Hand in Deiner Linken, und drückteſt Du ſie an das klopfende Herz, und neigteſt Deine Wangen an ihre glühende, und fragteſt ſchüchtern: biſt Du — oder ſind Sie — mir gut? Und ſenkte ſie, noch mehr erglühend, die ſeidnen Wimpern, und fühlteſt Du einen leiſen Druck der Hand, und liſpelte ſie verſchämt: Ja! Ich bin Dir gut! — o dann ſey zufrieden, denn dieſes Ja iſt ein Nachtigallenflötenton geweſen, der lange, lange nachhallte in Deinem Herzen, und es beſchwichtete, wenn es weinte, wie ein ſanfteinlullendes Wiegenlied. Oder kamſt Du vielleicht einmal zurück von einer weiten Reiſe, hatteſt lange nicht Kunde gehabt von der Geliebten, brachteſt ihr aber mit ein Herz voll Liebe und Treue, und wareſt voll edlen Selbſtgefühls, daß Du es bewahrt und rein erhalten für die Erwählte; hatteſt Du den ſüßeſten Lockungen männlich widerſtanden, und wohl ein ſichres Glück, das Dir ſich bot, von Dir gewieſen, um nur werth zu bleiben der Erkornen, um nur ihr, nur ihr das Glück zu bereiten, das ihr erſehnet, auf das ihr euch vereint gefreut — kamſt Du zurück und begegnete Dir nun das Gerücht, und murmelte Dir etwas ins Ohr von ſtattgefundener Hochzeit, daß Dir das Blut in den Adern gefror, und Entſetzen Dein Haar ſträubte, und nahteſt Du nun mit bebenden Knieen und ſtieren Augen einem Freund und fragteſt ſtammelnd: Ich bitte Dich — iſt es wahr? Iſt ſie treulos? — Und er ſpricht nun mit einem Condolenzgeſicht das vernichtende Ja — nicht wahr, dann iſt das Ja ein giftiger Todespfeil, der das Herz trifft, bis zum Verbluten? Ja — Ja! —

Muß. Welch ein herbes, fatales Wort! Der kategoriſche Imperativ in höchſteigner Perſon; gar nicht gekleidet in zierliche Redensarten, als da ſind: Sie werden die Güte haben — wollten

Sie wohl, wenn ich bitten darf — erlauben Sie gnädigſt — möchte es Ihnen doch belieben — ꝛc. nein, da ſteht es, eine nackte zähnfletſchende Beſtie, ein rauher Sklavenvogt, und ſchwingt die Knotenpeitſche über Geiſt und Willen. Es iſt eine Hemmkette des Phaetons der Phantaſie, ein Bleigewicht an den Flügeln des Hippogryphen. Gewiß:

Das kleine Wörtlein Muß
Iſt doch von allen Nüſſen,
Die Menſchen knacken müſſen,
Die allerhärtſte Nuß!

O Muß, Du bittrer Calamus, iſt mir doch ſchon der Laut, der ſich als Gedanke verſinnlicht, in den Tod zuwider, und macht mir Schauder, wie einem ſchreckhaften Mädchen ein ſchuldloſes Mäuslein, das aber leider auch mus heißt. Selbſt Dein ſüßer Namensvetter, das Muß, iſt mir unangenehm. Doch, es giebt noch Laute, die Dir verwandt ſind, und mir ſo lieb, wie Du mir verhaßt biſt, Du, der du Vielen als Seelenkitzel dienſt, wenn ſie Dich nur recht oft ausſprechen können, die nichts mehr kränkt, als wenn ihrem Despotenwillen ein anderer feſter Wille entgegentritt, dem ſie nicht ihr: Du mußt! entgegendonnern dürfen; das ſind geborne Büttel, und trügen ſie tauſend Sterne und Ordensbänder. Ihr ſollt mich erheitern, ihr Lautverwandte des verhaßten Muß — du Muſe, die ich innig verehre, und du Muße, ſchöne intime Freundin, holdes Far niente; auch Du Muſik, giebſt Du auch zuweilen nur Muſivgold für ächtes. Und noch ein Wort hab' ich im Hinterhalt, ſoll ich es nennen? Ja, ich will, ich muß es nennen; ſeht: mouſſiren! O köſtlicher Gedanke, innige Wahlverwandtſchaft der Begriffe! Was iſt mouſſiren anders, als muſiciren, nur verwälſcht und verſtümmelt? Iſt es nicht die wunderzarte Elfenmuſik des Champagnergeiſtes, der das Ohr des Geweiheten lauſcht, eine Muſik, nach der die Seele in Sechsachteltakten tanzt? Ja gewiß, es muß alſo ſeyn, es muß!

Kunſt. Ein herrliches, unausſprechlich ſchönes Wort! Seht ſie dahinwandeln am Arm ihrer holdſeligen Schweſter, der Natur, wie Blumen unter ihren Tritten entſprießen, wie ſich Alles verſchönt, wohin ſie nur die Blicke voll Liebe richten!

Natur iſt der ewige Gottesgeiſt, Kunſt iſt der ſchaffende Geiſt des Menſchen, den Gott ſchuf nach ſeinem Bilde, darum entſteht ſo Herrliches und für alle Zeiten Dauerndes, wenn der Geiſt der Natur, die feurige innige Liebe zu ihr, den Künſtler beſeelt, und durchglüht, dann wird ſein Werk würdig des ewigen Meiſters, und ſteht rein und unübertrefflich da in ſeiner Vollendung.

Kunſt iſt eine Centralſonne, um die ſich gleich Sternen Millionen feurige Herzen drehen, und ihre Strahlen trinken, wie Blumen den Morgenthau; leider aber ſtehen nur zu Viele in kalter Kometenferne, und gleich den Blumen, haben die Jünger der Kunſt oft keine andere Speiſe, als die Strahlen ihrer Sonne, keinen andern Trank, als den ſalzigen Thau ihrer Kummerthränen.

Wie ſich der reine Strahl in glänzende Farben theilt, die wunderbar in einander verfließen, ſo wird die Kunſt, der erhellende, belebende Lichtſtrahl, getheilt im Prisma des Lebens, und wird zum Friedensbogen, der den Himmel verbindet mit der Erde, zur Engelbrücke, auf der die Seelen emporziehen voll Freude und Sehnſucht, empor nach der Heimath des Lichtes, von der ſie ausgegangen in die Staubhülle. Denn iſt nicht Muſik ein Blüthenduft im Paradieſesgarten, ein buntfarbiges Sylphenſchwingenpaar, das uns aus dem dumpfen Nebelthal der Erdentrübſal hoch emporträgt in den reinen azurblauen Himmel der Gemüthsfröhlichkeit, an Bergzacken und Wetterwolken vorüber hoch empor? Und iſt nicht Dichtkunſt die blühende Purpurroſe im Tempel des Lebens, iſt Poeſie nicht der Liebe zauberiſche Schweſter? Ja, Liebe ſelbſt iſt Poeſie. Hält nicht des Malers ſchöpferiſcher Pinſel liebe und theure Geſtalten feſt? Lebt nicht der Genius des Künſtlers auf der todten Leinwand, daß die Vögel um die gemalten Trauben flatterten, und das lebendige Roß wieherte beim Anblick des täuſchenden Gebildes?

Wiegt ſich nicht die Seele des Meiſters auf Schwingen der Hoffnung, bald vollendet zu ſehen, was ihm vorſchwebte als Ideal und Urbild? Und es weicht der harte Marmor dem ſcharfen Meiſel, und ein Götterbild tritt in ſeiner Hoheit auf den Altar der Kunſt, und den eignen, voll Kraft und Leben, voll Friſche und Schönheit, und weich und lieblich zugleich? Hat nicht Pygmalion ſelige Thränen geweint?

Und ſo führt uns die Kunſt in den Tempel der Muſen ein, und es zeigt uns Melpomene der Niobe Schmerz, und der rächenden Furien ſchreckliches Kleeblatt hinter dem ſchmerzdurchtobten Oreſt; aber freundliche, heitre Bilder entfaltet Thalia, und die Cythara erklingt, die Saiten rauſchen unter der zarten Hand; Flötenjubel erfüllt den Saal, und den feſtlichen Reigen öffnet Terpſichore, voll Anmuth und herzerhebenden Zaubers.

Engverſchwiſtert ziehen die freundlichen Schweſterkünſte über uns hin, auf lichtſchimmernden Wolken, und ſtreuen Roſen nieder, und küſſen oft, gleich guten Feen, ſchlummernde Knospen des Talents in der Kinderſeele zur herrlichen Blüthe nach, ähnlich dem Sonnenſtrahl des Lenzes, der die Blumen ruft.

Es iſt die Kunſt des Menſchengeiſtes Blüthe;
Iſt Offenbarung einer innern Gottheit.
Der Künſtler baut ſich ſeine eigne Welt,
In ſeinem innern Himmel iſt er ſelig. —
Es giebt nur eine Kunſt, die Künſte ſind
Verwandte Kinder dieſer einen Mutter,
Sind einer Sonne lichtgeborne Strahlen,

Entſprungen aus der Schönheit ew'gem Urquell.
O glücklich, wer aus dieſer Quelle trinkt,
Das Irdiſche verkläret ſich in ihm,
Er wird, der Gottheit voll, ein Gott, ein Schöpfer.

Wenn. „Wenn nur das Wörtlein Wenn nicht wär',“ iſt ein Volksſprichwort, und Bürger ſingt paſſend:

Der Mann, der das Wenn und das Aber erdacht,
Hat ſicher aus Häckerling Gold ſchon gemacht.

„Dieſes Wenn,“ ſagt ein geiſtreicher, aber verrufener Schriftſteller in ſeinen Memoiren: „zerreißt die Seele des unglücklichen Grüblers, der nach dem Grübeln ſich nur noch elender fühlt. Aber er lernt leben dadurch, und wer nicht nachſinnt, lernt nichts.“

Wo wäre ein Wort in unſerer ſo reichen Sprache, das ſo vor dem Ausdruck der mannichfachſten Empfindungen ſtände, wie dieſes Wenn? Es iſt eine Gedankenklippe, an welcher das Schifflein der Hoffnungen und Wünſche bang vorüberſegelt; es iſt ein Fragezeichen, das oft von einem thränenvollen Blick begleitet, in den Nachthimmel der Zukunft hinausgeſchrieben wird; es iſt ein Eiſenjoch, das ſchwer auf uns laſtet, das wir oft mit aller Kraft nicht abzuwerfen im Stande ſind. Es iſt eine drohende Zornruthe, und manche Tugend wäre zur Untugend, mancher Engel zu einem Gefallenen geworden, hätte nicht das Wenn, als Strafe drohender Seraph mit feurigem Schwert vor der Paradieſespforte der Unſchuld geſtanden. Es iſt das Lieblingswort der Wünſchenden, Tauſend beſcheidne, und unbeſcheidne Wünſche beginnen damit. Ich weiß mich eines alten Bauers zu erinnern, der gern zum Fenſter heraus ſein Pfeifchen rauchte. Ging früh Morgens ein Bekannter vorüber, und grüßte zu ihm hinauf: guten Morgen, Nachbar Jürgen! ſo antwortete er nicht: Schönen Dank! ſondern er blies eine dicke Rauchwolke aus ſeinem Munde, nickte bedächtig und brummte in den Bart: Hm, hm! Wenn mei nur brav Gähld hätte!*) Kam ihm Mittags oder Abends ein Gruß, ſo erſchien ſtets die Wolke vor ſeinem Vollmondsgeſicht, und derſelbe lakoniſche Spruch wiederholte ſich. Dieſer Wunſch hat mich oft beluſtigt, der Mann hatte gar nicht unrecht. Einem armen Schlucker, der nieſt, ſollte man nicht mehr Geſundheit zurufen, ſondern: Wenn Du nur brav Geld hätteſt! Aber das Wenn iſt auch ein Himmelslaut der Verheißung, ein Sporn zu Thaten, ein Troſt- und Beruhigungswort. Bedürfen wir der Beiſpiele zu dem Angeführten? Nein. Jeder hat Scharfſinn genug, in ſeinem eignen Leben den Schlüſſel aufzufinden, zu dem, was hier Räthſel ſcheinen möchte, und Niemand iſt wohl, der nicht mindeſtens ein klagendes, zagendes oder fragendes Wenn oder Wann an Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft zu richten hätte.

---

*) Wenn wir nur viel Geld hätten.

Nein. Kein willkommner Gaſt iſt das Nein, kein luſtiger Geſelle iſt's, nein, ein grämlicher Alter, ein ernſthafter gravitätiſcher Pedant. O wie viele Millionen Freuden und Hoffnungen, Entwürfe, Wünſche und Erwartungen hat nicht ſchon ſo manches Nein vernichtet! Die Welt wiederhallt von den Klagen, die das Nein erpreßt. Was frommt es zu lieben, geliebt zu ſeyn? Was hilft es, muthig in den Kampf zu treten gegen tauſend Hinderniſſe? Thun es die Menſchen nicht, ſo ſpricht das Schickſal ſein Nein, und die ſterbliche Kraft muß erlahmen an dieſem ehernen Rieſen.

Wie ſo Mancher hatte ſchon Urſache, irgend ein Nein, das feindlich in ſein Leben griff, ſchmerzlich in ſeine Seele ſchnitt, zu verwünſchen und zu verfluchen, und dennoch — ſo hat Alles ſeine Doppelſeite, kann auch das Nein beglücken, kann auch das Nein an die Saiten der Freude ſchlagen, daß ſie erbeben in Luſtakkorden. Biſt Du noch böſe? fragt die zärtliche Liebe den ſchmollenden Gegenſtand ihrer Neigung, und wer beſchreibt die Freude, wenn unter vergebendem Lächeln ein leiſes Nein über geliebte Lippen lispelt? Glüht nicht heißer der Kuß der Verſöhnung, als der alltäglicher Eintracht?

Oft iſt das Nein der Tod der Hoffnung, oft aber auch nur der milde Todesbruder Schlaf, der nach kurzer Täuſchung aufwacht im Morgenroth der Liebe, und ſich zum fröhlichen heilbringenden Ja geſtaltet und umwandelt.

Falſch. Ich machte einen Spaziergang; in Gedanken vertieft, bemerkte ich nicht, daß ich mich auf unrechtem Wege befand, bis mir bei meinen Träumereien eine rohe Stimme zurief: Herr! Er geht hier falſch, der Pfad iſt verboten, dort iſt der rechte Weg! Als ich auf dem Angedeuteten weiter ging, ſchritt ein Handwerksburſche daher, und ſang mit einer von Kummer ſanft erbebenden Stimme:

Leb wohl, leb wohl! Ade! Ade!
Schatz, den ich nimmer wieder ſeh!
Das Band der Freundſchaft,
Das Band der Freundſchaft,
Zerriſſen iſt!
Wer hätte das gedacht,
Wer hätte das gedacht,
Daß Du ſo ſchlecht und falſch
Geweſen biſt!

Er wiſchte ſich mit dem Rockärmel die Thränen aus den Augen, und pilgerte fürbaß. Gehe hin, Du Armer, rief ich ihm in Gedanken nach, Deine Thränen fließen einer Undankbaren, und das nächſte Städtchen tröſtet und entſchädigt Dich! Ach von Mancher ließe ſich ſingen:

Wer hätte das gedacht,
Daß Du ſo falſch geweſen biſt?

Ein junger Mann kam hinter mir her, leider kannte ich ihn, es war einer jener dünkelhaften Laffen, die über Alles ſprechen, über Alles aburtheilen, jede Anſicht von einer Sache, die ein Anderer hat, keck verwerfen, wenn ſie nicht die ihrige iſt; die das Wort Philoſophie ſtets im

Munde führen, weil ſie einmal in einem philoſophiſchen Collegio geſchwitzt, und die doch alles in der Welt ſind und ſeyn können, nur keine Philoſophen. Kaum hatte er ein Geſpräch begonnen, indem ich eine beſcheidene Meinung geäußert, als er gleich überlaut ſchrie: Mein Herr, nehmen Sie mir's nicht übel, aber Ihre Anſicht iſt falſch, grund falſch! Und er war in der That ſo gütig, mich zu belehren. Ich blieb zurück, und ließ den Streithahn laufen.

Ein ehrſamer Bürger eilte ſchnellen Schrittes nach der Stadt zu; ich kannte ihn, und fragte ihn, warum er denn ſo eile? und bat ihn, mit mir zu gehen. Ach verzeihen Sie, ſprach er lächelnd mit einiger Verlegenheit: So groß mir auch jederzeit das Vergnügen iſt, Sie zu begleiten, ſo muß ich doch heute eilen; meine Uhr ging falſch, ich habe mich verſpätet, und meine Frau wird allemal gewaltig falſch, wenn ich nicht pünktlich zum Eſſen da bin. Er eilte dahin.

Geh nur, dachte ich, und wohl Dir, wenn Du Dich nie über eine andere Falſchheit, Deiner Ordnung liebenden Ehehälfte zu beſchweren haſt!

Und es ſollte mir heute das Wort falſch in allen Bedeutungen angeführt werden, ſo mußte mich ein Wagen einholen, auf welchem eine geſchloſſene Geſellſchaft ſaß; Zuchthauseleven, wie ich von einem der eskortirenden Polizeiſoldaten hörte: Ein Falſchmünzer, einer, der einen falſchen Eid geſchworen, zwei falſche Spieler, und drei falſche Zeugen. Gott, welch ein Confluxus von Falſchheiten auf dieſem einzigen Wagen!

Abends um zehn Uhr kam ich nach Hauſe, in dem Fenſter der belle E'tage mir gegenüber, die lange unbewohnt geſtanden, ſah ich noch Licht. Wer iſt da hinüber gezogen, fragte ich meine Aufwärterin. Ei, die neue berühmte Sängerin G., die heute eine Gaſtrolle gegeben hat, war die Antwort.

Die G.? erwiederte ich verwundert: ich denke die A. hat kommen wollen?

Die Nachricht muß wohl falſch geweſen ſeyn, hieß es, und mit einem ſo ſo betrat ich mein Zimmer.

Hell von Lichtglanz überſtralt war das dadrüben; ich hütete mich, ein Licht anzuzünden, ſonſt wären gewiß drüben die Gardinen gefallen. Neugierig blicke ich durch den Operngucker hinüber. Was ſehen meine Augen! Eine zauberiſch ſchöne, königliche Geſtalt ſteht vor dem acht Fuß hohen

Trumeau! Anmuthige Züge beleben das ſchöne Bild, die Augen ſtrahlen, üppig wölbt ſich der Buſen unter dem Creppflor; eine Dienerin löſet die Sandalen von den niedlichſten, zartgeformteſten aller Füßchen, eine Zweite neſtelt der ſanftvorgebeugten Huldin ein blitzendes Diadem aus den rabenſchwarzen Ringellocken. Ich lauſchte weiter. Das Prachtgewand ſank, immer herrlicher traten die Formen des ſchöngebauten Weibes hervor. Jetzt winkte ſie den Dienerinnen Entfernung. Dieſe gingen, ich blieb und lauſchte hinüber. Zartgerundete Alabaſterarme hoben ſich jetzt empor, eine Haarnadel um die andere fiel auf den Tiſch, und das Lockengebäude nahm wie ein Kopfzeug die Sängerin von ihrem Haupte, und legte es behutſam in eine Schachtel. Ein ſtruppiges, brandrothes Haar war ihr wahres Eigenthum, die Ringellocken ihr falſches. Jetzt beſtrich ſie das Geſicht mit einer Pomade, fuhr mit einem Läppchen nach, und ſiehe da, der himmliſche Roſenkarmin ihrer Wangen ſchwand dahin, wie ein Schemen, ein bleiches, verlebtes Geſicht, von Leidenſchaften ſcharf markirt, zeigte ſich mir. Ein Lächeln, wie das einer recht bittern Reſignation, zuckte um den Mund, und wies zwei Reihen blendender Perlen;

aber die Grauſame wüthete gegen ihre Reize; kaltblütig griff ſie in den Mund, und legte ihre falſchen Zähne auf den Tiſch. Jetzt machte ſie eine wunderliche Bewegung, und zum Vorſchein kam — ihr ſchöner Buſen von Wachs. Nein, das iſt zu toll! rief ich mir zu: ſie entpuppt ſich nicht, ſie entgliedert ſich; ich wollte nichts mehr ſehen, legte mich nieder, und träumte die ganze Nacht von Sängerinnen, die Hände, Füße, Buſen, Naſen, Ohren und andere nützliche Gliedmaßen ablegten, und wieder anzogen, alles nach Belieben, und zu großer Ergötzlichkeit, und ich ſang im Traume:

Wer hätte das gedacht!
Wer hätte das gedacht,
Daß die ſo falſch geweſen iſt?

Zeit. Sehet da, die Rieſenwiege des Erſchaffnen, in der das Leben ſchlummert und träumt, ein lächelndes Kind; ſehet das Brautbette, in welchem ſich die Geſchlechter küſſen; ſehet den Sarg der Begebenheiten, der vom Schiff des Lebens tief, tief hinabſinkt in den Fluthenſchoos des Ozeans.

Wie der unermeßliche Aether die Myriaden rollender Welten umfaßt und umfließt, ſo umſchlingt uns alle die Zeit mit ihren gewaltigen Armen, und wiegt, und hebt und trägt uns, und reißt uns auch fort, ohne daß wir widerſtehen können. — Ein ſanfter Murmelbach fließt ſie durch Blumenufer hin, ein donnernder Katarakt braust und ſchäumt ſie über ein Felſenbette, und ſtürzt Baumkoloſſe und Steingiganten in den finſtern ſchwarzgähnenden Abgrund. Ein Zauberdrache ſitzt ſie lauernd an der Höhle, in welcher ſie die Vergangenheit angeſchmiedet hat an diamantnen Ketten, daß dieſe nie zurück kann, dort verſchlingt ſie die Kinder der Gegenwart, gierig ſchon lauernd auf den Embryo im Schooße der Zukunft.

Es giebt kein Daſeyn ohne Zeit, daher iſt ſie ewig wie Gott, ohne Anfang, ohne Ende, der erſte Engel, der erſte Diener des Allgewaltigen.

Aus nie verſiegender Urne läßt ſie hervorſtrömen die Jahrhunderte, die Jahrtauſende, ſpurlos verſchwimmen oder verſiegen ſie, wie Flüſſe und Ströme im Sande, oder im Weltmeer, ſie bleibt immer und ewig dieſelbe.

Raum, Zeit und Leben bilden die gewaltige Dreieinigkeit, in deren Begriff Alles liegt, was denkbar iſt der irdiſchen Vernunft wie der göttlichen. — Wie Mücken ſpielen im Abendſtrahl, ſo tanzen vor ihr die Welten auf und nieder, und wenn ſie dem einen Sterblichen düſter erſcheint, wie ein Phantom im Mantel der Mitternacht, ſo dämmert ſie dem andern empor als freundliche Morgenröthe.

Die Zeit iſt der Gott, dem wir unſre Wünſche anvertrauen, und unſre Hoffnungen, denn die Erfüllung Aller liegt in ihr. Die Zeit iſt das Schickſal.

Der Umſtände ſeltſamſte Verkettung, die Löſung der dunkelſten Räthſel kann nur in ihr ſich entwirren und offenbar werden. Sie verſchlingt die Knoten des Geſchicks, und löst ſie wieder; oft ſprengt ſie gewaltſam und überraſchend die feſteſten Bande.

Darum beugt euch vor dem kleinen Wort, das nächſt Gott das Größte iſt, und lehnt Euch nicht auf gegen den Sturmrieſen, und wollt ihn nicht hemmen in ſeinem brauſenden Fluge! — Glücklicher, freue Dich der Zeit, des Glücks. Leidender, hoffe Alles von der Zeit! Ein Augenblick kann Alles umgeſtalten; es hoffe Jeder auf ſeine Zeit! Nicht verzagen, nicht verzweifeln, ihr Gebeugten; bald ſcheint die Sonne des Friedens und der Freude auf die Thränenflur des Schmerzes, und die Luſt feiert ihr Auferſtehungsfeſt in Euren Herzen.

Tod. Hu, welch' verhaßtes Wort, was ſoll uns der Schauergedanke, die wir ergötzliche Späſſe zu leſen gedachten, und nun Du uns bereits die Zeit lang gemacht mit dem Wörtlein Zeit, mit dem wir oft gar nicht wiſſen, was anfangen; kömmſt Du auch noch mit dem Knöchler, bei dem ſich doch gar nicht lachen läßt.

Zürne nicht allzuſehr, Leſer; freilich haſt Du Recht; es iſt ein abſchreckender abſtrakter Begriff, der Tod; höre, wie es mir ſelbſt erging in meinen Kinderjahren. Ich hatte noch keine Idee vom Sterben; wußte, ſo viel ich mich erinnern kann, noch nichts vom Tod; da ſchenkte mir Jemand ein Abcbuch mit hübſchen Bildern; ſtillfröhlich blättre ich, freue mich über jedes Bild, namentlich über die ſchöne liebe Sonne auf der S-Tafel mit dem vollrunden, freundlichen Geſicht, da wende ich um, und — Entſetzen — da ſteht der Tod mit der Senſe, zitronengelb und gräulich. Aufſchreien, zitternd und bebend und weinend das Buch fortſchleudern, war eins bei mir, und lange wollte mich dieſer erſte unangenehme Eindruck nicht verlaſſen, lange überſchlug ich ſorgfältig das Blatt mit dem verhaßten Bilde. —

O, wie Manchen rief ſchon der nahende Tod aus dem feſten Sündenſchlafe wie ein tauſendfältiger Donner wach, wie Manchem raubte er ſein Liebſtes! Wie unverhofft kommt er, und überfällt die ſichern Menſchen! Ein alter wohlgenährter Rath kam wohlgemuth aus einem Weinhauſe; ein Freund führt den Wankenden, es iſt Nachts zehn Uhr; da begegnet ihnen der Nachtwächter, der zugleich Todtengräber iſt, und ſpricht mit rauher grölzender Stimme: „Ei ſchönen guten Abend, mein Herr Rath!“

„Ei hole Dich der Teufel, Du Nachteule, mit ſammt Deinem guten Abend!“ antwortet der alte Herr; „Du ſollſt mich noch lange nicht bekommen, Du Satanskerl!“ —

Als aber der Nachtwächter am folgenden Abend die Stunde rief vor dem Hauſe des Raths, da war drinnen ein Rennen mit Lichtern hin und her, und ein Rufen und Weinen und Wehklagen, und ein Diener ſtürzte aus dem Hauſe, und eilte nach dem Arzt. Nach einer Stunde aber hatte es ſchon der alte Herr überſtanden; der Schlag hatte ihn gerührt, und der Todtengräber rief wieder die Stunde vor dem Hauſe, und ſang mit ſeiner grölzenden Stimme:

Wer weiß, wie nahe mir mein Ende?
Hingeht die Zeit, hergeht der Tod.
Ach! wie geſchwinde und behende
Kann kommen meine Todesnoth!
Mein Gott, ich bitt' durch Chriſti Blut:
Mach's nur mit meinem Ende gut! —

Hingeht die Zeit, hergeht der Tod! Welch' ein gräßliches Gewicht liegt in dieſen wenigen Worten des alten Liederdichters. Da kommt die Mitternachtsſtunde herangeſchlichen, und mit ihr kommen zwei dunkle Rieſengeſtalten, gebleicht die nackten Schädel, eherne Senſen blinken im blaſſen Schein des letzten Mondviertels, ſtumm und fürchterlich gehen ſie an einander vorüber, und wie Schöppen eines ſchrecklichen Vehmgerichts klopfen ſie an die Pforten der Menſchen, und überall, wo ſie klopfen, ſchließen ſich ein Paar Augen zum ewigen Schlafe zu. Zum ewigen Schlafe? Nein, gewiß nicht. Laß ſinken die Hülle aus Staub und Aſche, der Geiſt wird leben.

Woher wäre denn die Ahnung, die ſelige Ahnung eines Jenſeits dem Sterblichen gekommen, wenn ſie ihm nicht zum Troſte wäre geoffenbart worden von der ewigen Liebe? Predigt nicht mit tauſend Zungen die Natur die heilige Wahrheit von der Auferſtehung? Was ſtirbt denn, was wird vernichtet? Nichts, die Materie nur fließt zurück in den Urſtoff, und der Geiſt fließt auch zurück in den Urſtoff, von dem er gekommen iſt.

Darum nicht zagen, nicht beben vor dem Tode, ihn nicht denken als Schreckbild! Sein Ruf iſt ein Friedenskuß, er führt uns nur höher empor auf der Stufenleiter der Geiſter; zu neuem Anſchaun, zu neuen Wonnen der Erkenntniß, zu neuen höheren reineren Ahnungen des Unerforſchlichen, endlich zur Vollendung, zur Einigung mit Gott.

Auch dem Staube entkeimt neues Leben, der Hauch der Verweſung verweht, und Blumen duften über den Gräbern.

In Lichtſtoff gekleidet, wiegt ſich die Seele, und ſchwebt freudig durch das All, wie ein Sonnenſtrahl, ſchöneren Welten zu. Da tönt in den Donnerklang der Sphärenharmonie der millionenfache Jubelruf der Befreiten: Tod, wo iſt Dein Stachel?! —

Du. Ein liebes, freundliches Wörtlein beſchließt die Reihe der Zwölfe. Ein Wort des Vertrauens, der Freundſchaft, der Liebe. O trautes Du, wie verklärt erſcheinſt Du, wie heilig und lauter, wenn der Mund des Liebenden zum erſtenmal Dich von den Lippen der Geliebten küßt! Wie verſchämt lächelt ſie, und ſtockt und erröthet, und endlich liſpelt ſie leiſe und heimlich: Ich liebe Dich, ich bin Dir gut. Da wirſt Du zum Zauberlaut der lockenden Nachtigall, zum Wonnebecher, an welchem heilige und keuſche Liebe ſelig nippt. Von Lippe zu Lippe fliegſt Du im Geſpräch der Freundſchaft; Du biſt der Schlüſſel, der das Herzensthürlein heimlich aufſchließt, und dem Vertrauen freie Bahn eröffnet, und die ſchüchternen, erröthenden Geheimniſſe darin verſchließt, während das kalte Sie umherſtolzirt vor dem Haupteingang, wie ein goldbetreßter Portier, der Allem den Eingang wehrt, was nicht das Gallakleid trägt.

Du reden alle Völker den Herrn der Welten an, etwa die Franzoſen ausgenommen. Ach, es iſt ſo tröſtend, ſo herzerhebend, in Demuth beten zu können: O Du, mein Vater! Zu allen Erſchaffenen ſagen wir Du, nur nicht zu allen Menſchen. Luſtig würde es auch fürwahr klingen, wenn ein jugendlicher Enthuſiaſt hinausliefe in die Natur, und hochentzückt die Arme ausbreitete und jubelte: O ſchöne Natur, ma chère maman, wie ſind Sie liebenswürdig! Wie erfüllt Ihr Zauber mein ganzes Herz, wie wogt und webt Ihr Leben durch alle Räume, o laſſen Sie mich gehn auf Ihrer Spur!

Du lallt ſchon die Zunge des Kindes, nur ſpäter erſt begreift es mühſam, daß es zu manchen Leuten Sie ſagen müſſe.

Und wo nur fröhliche Jugend ſich näher tritt, und überall, wo die Freude ihre roſigen Schwingen entfaltet, da wird das Du gegeben und genommen, wie ein heiliges Bundeswort, das die Gemüther verbrüdert in holder Eintracht.

Aber mehr fühlen läßt ſich alles Schöne und Herrliche, was in dem Du liegt, als es mit Worten darſtellen; mehr andeuten, wie ausmalen. Wen hätte nicht ſchon ein Du beglückt? Wer wäre dem lieben kleinen traulichen Wörtchen nicht hold? Gewiß, lieber Leſer, freundliche Leſerin, auch Du! —

III.

Der Traum der Nachtigall.

I.

Der Frühling wob der Erde
Ein neues Blumenkleid,
Daß ihr Verjüngung werde,
Und Jugendſeligkeit.
Und ſie, die Glanzgeſchmückte,
Sie harrte liebend ſein,
Dann zog auf die Beglückte
Der Blüthenkönig ein.

Ihn trägt aus blauen Höhen
Herab ein ſanfter Weſt;
Die Weſen rings begehen
Ihr ſel'ges Liebesfeſt.
Und alle Knospen dringen
Aus der Umhüllung vor,
Und alle Lieder klingen
Ein Auferſtehungschor.

Da weht von Wald und Wieſen
Ein friſcher Lebenshauch,
Und grüne Blättlein ſprießen
Hervor an Baum und Strauch.
Wie glänzt mit tauſend Perlen
Im Morgengold die Saat!
Es regnen von den Erlen
Schon Blüthen auf den Pfad.

Und flüſternd weht ein Koſen
Um Blüthe, Blatt und Halm.
Weih'n Ihm, dem Ewiggroßen,
Auch Blumen ihren Pſalm?
Ihm, der mit Vatergüte
Auf alle Weſen blickt,
Und auch die Frühlingsblüthe
Mit tauſend Wundern ſchmückt?

Die Anemonen blühen
Sanftröthlich übermalt,
Und die Ranunkeln glühen,
Wie feuerüberſtrahlt.
Den blauen Kelch zum Mooſe
Neigt freundlich der Agglei;
Da wird im Blumenſchooße
Ein gold'ner Regen frei.

Die Maienglöcklein hangen
Wie Silber, licht im Grün,
Und ſtolze Tulpen prangen
Wie Kelche von Rubin.
Es duften die Orchiden,
Violen ſchlummern ſchon,
Sein Kronenhaupt in Frieden
Wiegt dort der Martagon.

Und Liebesſtimmen ſchallen
Auf fröhlich blüh'nder Flur,
Wie tief in Waldeshallen,
So hoch im Lichtazur.
Dort buhlt das leiſe Flöten
Der Droſſel um Genuß;
Dort bringt den Morgenröthen
Die Lerche frommen Gruß.

Und horch, zu dieſen Wonnen
Durch Thal und Hain entlang,
Hat ein Geſang begonnen,
Der himmelſelig klang.
Drang er aus Blüthenzweigen?
War's auch ein ird'ſcher Ton?
Und nicht dem Frühlingsreigen
Der Seligen entflohn? —

Und Alles ſchweigt — im Lauſchen
Befangen jeder Sinn;
Kaum wagt der Bach zu rauſchen,
Leismurmelnd zieht er hin.
Horch! Horch! Da ſchwebet wieder
Der wunderbare Sang
Aus Blüthenbüſchen nieder,
Und flötet ſüß und lang!

Du biſt's, Du biſt's, Du Kleiner
Dort auf belaubtem Aſt,
Der Du das Herz voll reiner
Sehnſücht'ger Liebe haſt?
Du biſt's, der ſo mit Klängen
Den Schattenhain durchtönt?
Du biſt's, der mit Geſängen
Des Lenzes Luſt verſchönt?

O wolle, wolle ſagen,
Woher Du, Sänger, kamſt!
Woher Du Deine Klagen
Und Deinen Jubel nahmſt?
Wohnt in Dir, Philomele,
Die Blätterwehen kühlt,
Nicht eine ſchöne Seele,
Die Liebe denkt und fühlt? —

Da hebt ſich ſein Geſchmetter
Süßtrunken durch den Wald,
Wie Flüſtern bald der Blätter,
Wie Flötenlaute bald.
Bald ſcheint ein banges Stocken
Zu hemmen ſeinen Strom,
Bald jauchzt es, wie Frohlocken,
Im grüngewölbten Dom.

Und Abendſtrahlen küſſen
Die Waldeswipfel roth,
Und brennen in den Flüſſen,
Und werden bleich im Tod.
In Gluthen iſt verſunken
Das gold'ne Sonnenrund;
Noch macht ein Purpurfunken
Den Ort des Scheidens kund.

Und ſtill wird's auf den Matten,
Und ſtiller noch im Hain,
Es hüllt die kleinen Schatten
Ein großer Schatten ein.
Doch auch im Dämmerflore
Hebt ſich des Sängers Bruſt,
Er will der Abendhore
Vertrauen Schmerz und Luſt.

Nun glühen Sternenlichter
Im dunkeln Aether auf,
Und er, der Blüthendichter,
Sieht ſingend dort hinauf.
Warum zum Abendſterne
Den ſehnſuchtvollen Blick?
Kamſt Du aus ſolcher Ferne,
Und wünſcheſt Dich zurück?

Du, der mit Liebesſehnen
Der Menſchen Herzen füllt,
Und in den Flor der Thränen
Manch ſchönes Auge hüllt,
Du, deſſen Licht Entzückung
Den Fühlenden verleiht,
Verſagte Dir Beglückung
Die wonnenreiche Zeit? —

Er ſchweigt — wer kann es ahnen,
Wie viel ſein Schweigen ſagt?
Ob nicht auf Sternenbahnen
Sich ſein Gedanke wagt?
Ob nicht von ſchönern Sonnen
Ein inn'res Fühlen grüßt?
Ob nicht voll Himmelswonnen
Ein Eden ihn umſprießt?

Nur einzeln quellen Töne
Aus ſeiner Bruſt voll Klang;
Ein ſeufzendes Geſtöhne,
Ein träumender Geſang.
Dann ſchweigt er lange wieder —
Dann jubelt er einmal —
Die Kehle voller Lieder,
Die Seele voller Qual.

O träume ſüß von Roſen
In Perſiens Fluren Du!
Schließ' unter Zephyrkoſen
Die hellen Aeuglein zu.
Vom rauhen Nord geſchieden
Schweb' über Ispahan.
Find' in des Traumes Frieden
Ein Zauberdſchinniſtan! —

Tiefdunkle Schattenhülle
Umwebt nun dicht die Welt,
Die Ruh' und ſanfte Stille
In Schlummerbanden hält.
Und wie — von Gluth entzündet —
Sich hell der Oſten ſäumt,
Hat mir ein Traum verkündet,
Was Nachtigall geträumt.

II.

Sie fliegt durch Aetherräume
So wonnigwohl und leicht.
Sucht ſie geliebte Bäume
Im Abendſtern vielleicht?
Sie ſieht des Sternes Prangen
So herrlich, wie noch nie;
Hin ruft ſie das Verlangen
Mit göttlicher Magie.

Von Strahlen iſt umwoben
Sein glänzendheller Schein.
Wie wird ſie nicht dort droben
Unſaglich ſelig ſeyn?
Horch', flüſtert nicht Gekoſe?
Zieh'n Düfte nicht heran?
Schwimmt eine Sternenroſe
Im Sternenozean?

In Roſenblut getauchet
Scheint ganz des Sternes Gold;
Und Roſenduft umhauchet
Den Sänger, mild und hold.
Schon ſchwimmt er in den Lüften,
Selbſt ein verklärter Strahl,
Umweht von Roſendüften
Aus Irans ſchönſtem Thal.

Er badet ſchon in Wellen
Der Harmonie die Bruſt,
Und Wohllautſtröme quellen
Hervor ihm unbewußt.
Ihm iſt, als komm' auf Wogen,
Als Roſe ſchon von fern
Entgegen ihm gezogen
Der goldne Abendſtern.

Wie ſchwingt er ſein Gefieder
Der Sternenroſe zu!
Wie ſinkt er endlich nieder,
Und athmet Himmelsruh'!
Wohin das Auge wenden
Zuerſt nach jeder Pracht,
Die blühend aller Enden
Ihm dort entgegenlacht?

Wo wären wohl Gedanken
Den Wunderblumen nah,
Die ſich um Palmen ranken,
Die noch kein Auge ſah?
Vermöchten wir zu ſchildern
Die Wonnen, die dort blüh'n?
Wer iſt, daß er in Bildern
Den Himmel malt, ſo kühn?

Aedon ſieht im Traume
Ein roſenrothes Thal,
Im zauberiſchen Raume
Blüh'n Roſen ohne Zahl,
Und Rieſenberge gränzen
An dieſe Blüthenwelt,
Geſchmückt mit Purpurkränzen,
Vom Morgengold erhellt.

Und eine Roſe hebet
Vor andern ſich empor.
Um ſie, ſo ſcheint es, ſchwebet
Ein leichter Elfenchor.
Nach ihr, ſo ſcheint es, blicken
Die Blumen alle hin,
Das iſt, o Hochentzücken!
Die Roſenkönigin.

Da will die Bruſt zerſpringen
Von ſehnſuchtvollem Drang,
Da hebt er ſeine Schwingen,
Da flötet ſein Geſang.
Du athmeſt lauter Liebe,
Du haucheſt lauter Klang,
Und jeder Laut iſt Liebe,
Nur Liebe Dein Geſang.

Lauſcht nicht die Königsroſe
Dem Wonneliederſchall?
Und winkt mit ſel'gem Looſe
Dir, frohe Nachtigall?
Du darfſt ihr nahe flöten,
Darfſt Liebe künden ihr?
Ihr himmliſches Erröthen
Zeigt Gegenliebe Dir.

Aedon ſchwelgt im Traume
Am Roſenbuſen ſüß.
Im zauberiſchen Raume
Erblüht ſein Paradies.
In Träumen nur geſtaltet
Die Huld ſich des Geſchicks,
Oft nur im Traum entfaltet
Die Blüthe ſich des Glücks.

O träume, liebe, küſſe,
Du Lieberfüllter Du!
O ſende Liebesgrüſſe
Der keuſchen Roſe zu.
O flöte, flöte, flöte,
In Zweigen ſtill verſteckt,
Eh' Dich die Morgenröthe
Aus Himmelsträumen weckt! —

Die Roſe nun entfaltet
Sich unter Liederſchall.
Und welch ein Wunder waltet
Um Dich, o Nachtigall?
Wird Dir nicht bang und bänger?
Sie wächſt ſo rieſengroß,
Und hüllt Dich trunknen Sänger
In ihren Purpurſchoos.

Das war, was er erſehnte,
Wonach ſein Streben rang,
Und fern im Oſt ertönte
Ein wunderbarer Klang.
Noch lauſcht er den Accorden,
Ach, da war Roſe ſchon
Zum Morgenroth geworden,
Aedons Traum-entfloh'n.

Er ſtaunt — ſchon kam im Oſten
Der junge Tag herauf,
Und Morgenroſen ſproßten
Am blauen Aether auf.
Und Blumenbalſam ſtrebte
Gleich Opferduft empor,
Und über Flüſſen ſchwebte
Ein bleicher Nebelflor.

Da flüſtern Blätterzungen
Auf dicht belaubtem Baum;
Da regt ſich's luſtdurchdrungen
Im grünen Waldesraum.
Es küſſen ſich die Wipfel
Der Tannen ſchweſterlich;
Auf ſtarrem Felſengipfel
Träumt Epheu ſtill für ſich.

Es lächeln Waldeslilien
Dem jungen Morgen zu;
Vergißmeinnicht-Familien
Und dort der Frauenſchuh.
Ranunkeln ſchimmern golden,
Die Glockenblumen blau,
Und in Viburnumdolden
Glänzt hell der Morgenthau.

Noch halb im Reich des Traumes,
Gedenkt der Sänger kaum,
Daß, gleich dem Schnee des Schaumes,
Zerfloſſen iſt ſein Traum.
Nicht klagt er, daß geſchwunden
Die zauberiſche Pracht.
Er hat, er hat gefunden
Nun, was ihn ſelig macht.

Ihr tönen ſeine Lieder,
Die träumend er geſchaut,
Senkt ſich der Abend nieder,
So wie wenn Morgen graut.
Darum ſo reinen Klanges
Dringt es aus ſeiner Bruſt,
Tiefſehnſuchtvollen Dranges
Gefühl und ſüßer Luſt. —

Du, der im reinen Herzen
Ein heil'ges Sehnen trägt,
Das nie gekannten Schmerzen
Dahingegeben ſchlägt:
Dich lehr' Aedon tragen,
Von dem mein Lied erklang,
Sein Schmachten und ſeine Klagen
Tönt, wie Triumphgeſang. —

IV.

Die Thränen.

„Ach, wie ſind der Thränen
„Unter'm Mond ſo viel.“

Keine Welle rollt in den ewigen Ozean der Zeit, der ſich nicht tauſend Thränen miſchten; keine Sekunde fliegt vorüber, in der nicht tauſend Augen weinten, aber *Einer* zählt die Thränen alle.

Thränen ſind die Sprache der Empfindung, wenn dem Gefühl die Worte verſagen, und wo wäre ein Gefühl, dem nicht Thränen gefloſſen wären? Schmerz und Freude, Haß und Liebe, Seligkeit und Verzweiflung reden durch ſie, und wo lebte der Menſch, der nie geweint hätte!

Wer ergründet das wundervolle Geheimniß, durch welches, erregt durch die verſchiedenartigſten pſychiſchen und phyſiſchen Eindrücke, ſich aus der verborgenen Quelle des Menſchenauges die ſalzige Fluth ergießt? Die Chemiker haben dieſe zerlegt, und Kochſalz und Mineralalkali darin gefunden; die Aerzte wiſſen, daß ſie dazu dient, die Augenhöhlen und den Augapfel zu befeuchten, aber wiſſen wir auch, woher es kommt, daß Thränen das bewegte Gemüth verkünden, Thränen den Augen des Ueberfröhlichen entquellen, Thränen den Kummer lindern, und den Zorn entwaffnen?

Wohl könnte man antworten: die Senſibilität des Nervenſyſtems iſt die Urſache des Weinens; je zarter dieſes, deſto reichlicher fließt die Thränenquelle; wir ſehen das bei'm Kinde. Wie ſtark muß die Bewegung des Gemüths ſeyn, die Thränen aus dem Auge des Mannes zwingt, ſind anders ſeine Gefühle nicht krankhaft — aber

„ — wie leiſe vom Zephyr erſchüttert,
„Schnell die äoliſche Harfe erzittert,
„Alſo die fühlende Seele der Frau;
„Zärtlich geängſtet vom Bilde der Qualen,
„Wallet der liebende Buſen, es ſtrahlen
„Perlend die Augen vom himmliſchen Thau."

Weinend begrüßt das Kind das Erdenſeyn; die Freudenthränen der Aeltern ſind ſein erſter Segen, und manche bange Zähre ängſtlicher Beſorgniß fließt an ſeinem Lager, wenn Krankheit das zarte Leben bedroht. Und Thränen begleiten den Menſchen auf der Pilgerfahrt durch's Leben, bis die befreite Pſyche dem Thränenthale enteilt, und nur die Hülle des Heimgegangenen von den kummervollen Zähren der Liebe noch benetzt wird.

Jedes ſchöne Gefühl hat ſeine Thränen.

Was iſt ſchöner, als ein ſüßes Augenpaar, in welchem der Thau der Sehnſucht und Liebe ſchimmert? Es gleicht einem wunderbaren, reinen Kryſtall, in dem ſich eine Fülle himmliſcher Bilder ſpiegelt.

Die heilige Zähre der Andacht iſt ein flüſſiger Diamant, gleich den Thautropfen, die aus Blüthenkelchen der Morgenſonne entgegenfunkeln; in jeden derſelben hat die gütige Natur einen Friedensbogen gelegt, der in prismatiſcher Strahlenbrechung die Farben der Hoffnung und der Freundſchaft, des Glaubens und der Liebe zeigt.

Freundestroſt und Freundesliebe legen ſich wie ein köſtlicher Balſam auf das verwundete Menſchenherz, und die Thräne des Mitgefühls, die ein Freund dem Schickſal des Freundes weint, iſt die ſchönſte Perle in eines Engels Krone.

Die Zähren des Mitleids und der Erbarmung werden zu Edelſteinen in der Krone des Gerechten.

Die Thränen der Dankbarkeit ſind ſtumme Boten, die an die Himmelspforte der Vergeltung klopfen, und ſie bleibt ihnen nicht verſchloſſen.

Thränen der Freude ſind Blüthen aus Eden, Paradieſesroſen, die dem, der ſie weint, die Abnung von der Seligkeit der Engel zuwehen, und ſich für ihn zu himmliſchen Kränzen winden.

Die Zähren der Rührung gleichen dem Thau, der im Mondesſtrahle ſanft erglänzt; ſie ſind eines fühlenden Herzens Verkünder, und ſtehen mitten inne zwiſchen Luſt und Wehmuth. Aber verſchieden von ihnen ſind die Thränen der Empfindelei, und die krankhaften Zähren des Melancholikers, und die jener Rührung, die nur das Phlegma eines ſpirituöſen Deſtillats ſind.

Und jeder Schmerz hat ſeine Thränen.

Zähren der Wehmuth und Trauer ſeyen uns ſtets heilig; ſie ſind eine unſchätzbare Gabe des Himmels, ſie mildern das Weh der bangen Bruſt, ſie brechen mit ſanfter Magie den unendlichen Schmerz, ſie machen den Kummer leichter ertragen.

Thränen des Kindes ſind tropfende Frühlingswölkchen; die Sonne blickt immer wieder hinter ihnen freundlich und ſchön auf Fluren voll Hoffnungen nieder.

Thränen der gekränkten Unſchuld ſind glühende Feuertropfen, die brennend auf die Seelen derer fallen, die ſie auspreſſen.

Die Thränen der verachteten, gemißhandelten, in den Staub getretenen Menſchheit ſind laute

Kläger, die am Throne Gottes ſtehen, und Wehe rufen über die Verfolger.

Thränen wahrer Reue ſind eine Saat künftiger Tugenden; ein milder Thau, der das verhärtete Land des Herzens befruchtet; wer ſie weinen kann, iſt noch nicht verloren.

Aber die Krokodilsthränen erheuchelter Reue ſind ein Gräuel vor dem Herrn, ſie ſind ein Strom, der im Sande der Wüſte verrinnt; ſie ſind, gleich dem Feigenbaum, der keine Frucht trug, verflucht.

Zähren des Abſchied- und Trennungſchmerzes gleichen den Thauperlen, die des Bächleins rieſelnde Welle auf dem Vergißmeinnicht zurückläßt, das von ihr im Vorübereilen geküßt wurde.

Zähren der Armuth ſind ſtille Gebete, die die Verheißung wecken: Die mit Thränen ſäen, ſollen mit Freuden ärnten.

Thränen, die in unglücklichen Ehen fließen, ſind Scheidewaſſer, das auf immer Frieden und Freude, Liebe und Herzen theilt und ſcheidet.

Die Thränen der Sehnſucht ſind wie Wölkchen, die, im Abendgolde glühen, und der geſunkenen Sonne nachzuſchwimmen ſcheinen, aber ſie zerrinnen im Aether. Wir weinen oft der entſchwundenen Sonne unſeres Glücks nach, aber unſere Thränen rufen ſie nicht zurück.

Thränen unglücklicher Liebe ſind Wermuthstropfen in den Becher jeglicher Lebensfreude.

> Denn Thränen ärntet, wer auf Hoffnung ſät,
> Dem Schmerz vermählt ſich hoffnungsloſe Liebe.

O wie bitter ſind die Thränen, die unerhörte Liebe auspreßt! Iſt es doch, als wühlten Dolche im Buſen, und trieben aus den Augen das warme Blut des Herzens. Aber Thränen der gekränkten Liebe? — Sie ſind ſtumme Mahner, aber ſie donnern dennoch lauten Vorwurf in die ſchuldbewußte Bruſt.

Die Zähren, die ein ſchuldlos Gerichteter vergießt, fallen ſchwer in die Schaale des Gerichts, und ziehen ſie nieder. Wehe dem Ungerechten!

Die einzelnen grimmigen Thränen des Zornes und der Wuth ſind Oel in das Feuer der Rache.

Die Thränen des Aergers und Mißmuthes ſind nur Aprilſchauer, wenn ſie nicht zu Thränen der Bosheit werden, dann aber ſind ſie ein Giftthau, der jede ſchöne Blüthe beſſerer Empfindungen ſchon im Keime erſtickt, denn auch das Laſter hat ſeine Thränen, und die des Neides, Eigenſinnes, der Mißgunſt, gleichen dem verderblichen Hagelſchlag, ſie vernichten die künftige Aernte, und laſſen im Herzen eine tödtliche Kälte zurück.

Zähren des Heuchlers ſind Artefakten, die ſich zu denen des wahren Gefühls wie falſche Münzen zu ächten verhalten.

Thränen der Buhlerinnen ſind Aqua Toffana.

Auch Thränen haben ihre Symbole. Perlen bedeuten Thränen; die immer grüne Cypreſſe, die ſchlanke Birke neigen ihre hängenden Zweige auf Trauermonumente nieder, und das leiſe Wehen der Nacht ſäuſelt in den Thränenweiden von Babylon.

Und das Thränengras (Coix lacrima) wuchert in dem unglücklichen Hellas, und auf den Inſeln des Archipels, wo Thränenbäche und Blutſtröme gefloſſen.

Aber auch jene Thränen ſah und zählte der Allerbarmer, und hat ihnen ein Ziel geſetzt nach ſeiner unerforſchten Weisheit. Und die, die dort mit Blut und Thränen ſäten die Saaten der Freiheit, auch ſie haben mit Freuden geärndtet, wenn nicht den Siegeslorbeer im irdiſchen Gefilde, doch die Palme droben, und des Martyriums leuchtende Krone.

Dort wird nicht ſeyn Leid noch Geſchrei; dort fließt keine Kummerzähre, kein Laut des Jammers wird dort vernommen; und wandeln auf den goldenen Sternen ſelige Engel mit verklärten Leibern, und können ſie weinen, ſo wird jede ihrer Thränen nur ein Ausfluß ſeyn von der ewigen Liebe Quell im Auge Gottes.

V.

Von einigen alten deutschen Sprüchwörtern.

Die Spruchweisheit unſerer Vorfahren ſteht keiner anderer Völker an Naivität und tiefem Sinne nach; oft iſt ſie bei hoher Einfalt ſehr ergötzlich, und vielfach deutſam. Ich habe eine ganze Sammlung alter deutſcher Sprüchwörter vor mir, und wähle einige aus, die jetzt verklungen ſind im Munde des Volkes; ich ſchicke ſie auf's Neue in die Welt, und gebe jeglichem zur Begleitung das mit, was ſich mir aufdrängte, als ich ſie las; vielleicht findet das leichte, harmloſe Wort eine gute Statt im Gemüthe meiner Freunde und Leſer.

Der Zahn beißet oft die Zunge, und bleiben doch einig.

Ein Sprüchlein für Eheleute, daraus ſie lernen ſollen, einträchtig und verträglich mit einander zu leben; der Zahn iſt der Mann, und die Zunge iſt das Weib, wie denn Erfahrung lehret, daß die Zunge gar oft des Weibes hauptſächlichſter Theil, ſo daß ſie es ſinnbildlich repräſendiren kann, weich, geſchmeidig, glatt, zartgebaut, das ſind lauter Beinamen, die beide auf Weib und auf Zunge gleich gut paſſen. Einem Mann kommt oft Trübes und Verdrüßliches in den Weg, das ihn mürriſch macht und rauh, und da entfährt ihm wohl zuweilen ein hartes Wort, das die Frau kränkt; wenn ſie aber ihre Pflichten kennt, und den Mann lieb hat, wird ſie die Zunge ſeyn, die der Zahn auch ohne ſeinen Willen gebiſſen, und ſchweigen; das iſt freilich eine Kunſt für eine Weiberzunge, aber je weiter ſie es in dieſer Kunſt bringt, deſto größer wird ihr Ruhm ſeyn, noch größer aber — ihre Ruhe.

Aber es ſollen nicht allein Frauen dieſes Sprüchlein beherzigen, es giebt eine Lehre für Alle. Murrt nicht, klagt nicht, wenn ein trübes Schickſal ſeinen Zahn auf euch wetzt! ruft es Allen zu. Seyd wie die Zunge, die der Zahn oft beißt, und die doch einig bleiben. Es kommt eine Zeit, wo der Schickſalzahn ſtumpf wird, oder ausfällt, und ihr ferner ungebiſſen bleibt.

Wenn Zahn auf Zahn beiſſet, da knirrſcht es, darum nicht ſtets widerbellen. Und zumal ſoll der ſchwächere Theil ſich nicht auflehnen gegen den ſtärkeren, und ein Beiſpiel an der Zunge nehmen.

Wäre ſie von Knochen, ſo würde ſie in Splittern zermalmt von den Zähnen; wäre ſie Eiſen, ſo biſſen ſich die Zähne aus, wäre ſie Blei, ſo bekäme ſie Löcher und tiefe Eindrücke, ſo aber iſt ſie von Fleiſch, und weich, und biegſam, da bleibt ſie mit den Zähnen einig. Selig ſind die Friedfertigen. So viel von dem Zahn und der Zunge.

Das wäre ein bös Spiel, da allezeit eitel Schellen, und nimmer Herz gewählet würde.

Ein tiefwahres, ſchönes Sprüchwort, von der deutſchen Spielkarte hergenommen, die bekanntlich in die vier Farben: Eichel, Schellen, Laub und Herz zerfällt, und gar reicher Deutung fähig iſt, wie ein genialer Freund von mir der Welt zu Nutz und Frommen dargethan. *)

Das Sprüchwort geht auf Menſchen, die einen ewigen Bund mit einander zu ſchließen gedenken, und etwa in der Wahl noch ſchwankend und bedenklich ſind.

Nun iſt die Frage, was bedeutet Herz, und was bedeutet Schellen?

---

*) Siehe das Buch: Vier Farben, das iſt: Die Erklärung der deutſchen Spielkarten, von C. Herloßſohn. Leipzig, Taubert, 1828.

Antwort: Schellen iſt das Geld, denn es klingelt wie Schellen, Herz aber iſt das gute Gemüth, die liebevolle Seele, die treue Anhänglichkeit, die wahre, ſich ſelbſt aufopfernde Freundſchaft und Liebe. Geſetzt nun den Fall, es will einer heirathen, und hat in der Eheſtandskarte Herz und Schellen in der Hand, ſpielt Herz aus, und behält Schellen, der hat ein böſes Spiel. Das ausgeſpielte weggeworfene Herz wird geſtochen von Gram und Schwermuth, und ſein eignes von Reue und Leid, das ſind vier böſe Trümpfe.

Ferner iſt Schellen: der überlegene Verſtand, die Liſt, die Tücke, und Herz iſt die Argloſigkeit, die Taubeneinfalt, die Unſchuld. Wehe, wer nur nach dem Schellenklang des Witzes jagt, wehe, wer nur vor der Sonne des Genius kniet, und die tiefen Schatten des Gemüths nicht wahrnimmt, oder mit Abſicht überſieht! er wird es bereuen; er wird ſeufzen, wo er lächelte, wird weinen, wo er Beifall jauchzte, wird verfluchen, wo er anbetete. Und war nun vollends bei dem letzten Schellen auch das erſte, wurde nicht, wie oft geſchieht, die Beſchränktheit mit goldnem Schleier überhüllt, verbünden ſich Reichthum und Scharfſinn, dem Wähler zu Quälern zu werden, dann hat er ein böſes, böſes Spiel, denn der Reichthum wird geizig, und der Scharfſinn boshaft, die Hölle auf Erden iſt fertig, und der hölliſche Wenzel ſticht alle Trümpfe der Lebensfreuden.

Ferner iſt Schellen: die Schönheit, das glänzende Aeuſſere, der Kleiderprunk, die höfiſche Sitte, der bon ton, das savoir vivre, die conduite, das angenehme Talent, viel über nichts zu ſagen, die Zwergfelle zu erſchüttern, ſich mit Galanterie in den Cirkeln zu bewegen, unaufhörlich von ſich ſelbſt zu reden ꝛc. ꝛc.; und Herz iſt die ſtille Demuth, die Beſcheidenheit, die Zaghaftigkeit, die innige Anerkennung fremden Verdienſtes, die Zurückgezogenheit u. ſ. w. Wer nun denkt, in erſtgenannten Dingen und Künſten beſtehe allein des Lebens Werth und Würze, ſey allein Glück und Ruhe und Zufriedenheit zu finden, der wählet eben allezeit eitel Schellen, und hat ein böſes Spiel, denn ehe er ſich's verſieht, hat er ſich im Eifer, nach Tand zu jagen, verworfen, und man ſieht ihm in die Karten, man ſieht, daß ſein Kopf hohl iſt wie eine Schelle, und daß es ihm am beſten fehlt, nämlich am Herzen. Ein ſolcher wird nicht nur von andern betrogen, ſondern er täuſcht und betrügt ſich ſelbſt — um ſein Selbſt.

Endlich iſt Schellen: das leere, geiſt- und gemüthloſe Aufbauen unfruchtbarer philoſophiſcher und anderer Syſteme, und Herz dagegen der klare richtigdenkende Verſtand, das fühlende, tiefempfindende Gemüth. Beide verhalten ſich wie entgegengeſetzte Pole. Jene Syſteme und Hypotheſen klingen oft ganz überprächtig, wie ſilberne Schellen, ſind aber auch ſo hohl wie ſie, und die Köpfe ihrer Erbauer deßgleichen. Es iſt ein Geklingel, das der Wind entführt, es findet weder im Gemüthe noch im ſchlichten Menſchenverſtand ein befreundetes Echo.

Noch iſt Schellen: Charlatanerie, Pedanterie, und Dilettantism aller und jeder Art, und wenn wir uns ein wenig ſelbſt prüfen wollen, ſo wird uns unſer Herz ſagen, daß wir alle ein wenig Schellen in der Hand oder am Käppchen haben, jeder nach ſeiner Weiſe; aber das ſchadet nicht; es dient zum Vergnügen, nur nicht allezeit eitel Schellen ſollen wir wählen. Und ſo viel von Herz und Schellen.

Es iſt kein Dünger dem Acker ſo nütz,

als den der Herr mit ſeinen Füßen darauf trägt.

Ein goldner Spruch für den Landmann; er ſollte ihn unter Glas und Rahmen in ſeiner Stube hängen haben, und mit rother Dinte ein Merks darunter ſchreiben; doch paßt es für jeden Hausvater.

Geſinde feiert gern, außer bei'm Tanz und bei der Schüſſel. Wenn dein Knecht früh an den Acker zieht, und weiß: der Herr kommt heute nicht, ſieht nicht nach, was ich thue, morgen kommt er vielleicht auch nicht, ſo haben deine Ochſen einen guten Tag, denn der Knecht macht ſich's und ihnen bequem. Muß er aber in jeder Viertelſtunde deines Kommens gewärtig ſeyn, da iſt es ein ander Ding, da geht es raſch vorwärts, und das Tagwerk wird redlich gethan; alles geſchieht zu ſeiner rechten Zeit, die für Saat und Aernte beſtimmt iſt, und der Acker iſt wie ein Stück Vieh; wird das vernachläſſigt, ſo wird es krank, und ſein Nutzen verringert ſich, ebenſo bei'm Acker. Darum, je öfter der Herr darauf geht, und zum Rechten ſieht, ob auch alles gethan wird, wie er es befohlen, je beſſer wird es gethan, je lohnender wird die Aernte, wenn Gott ſie behütet. Ein fauler Diener nickt zu allem, was du ihn heißeſt: ja; aber wenn du dich nicht darum kümmerſt, ob er es thut und vollzieht, kannſt du lange warten. Solches meint das Sprüchwort. Aber geht es allein den Landmann an? O nein, jede Haushaltung iſt ein Acker, der Früchte tragen ſoll, aber auch mit rechtem Fleiße abgewartet ſeyn will, damit kein Unkraut darauf überhand nehme. Da ſollen aber Herr und Frau Ordnung erhalten, denn Ordnung und Thätigkeit ſind es, die den Haushalt fruchtbar und ergiebig machen. Sie ſollen ſeyn ein Geſpann, das zuſammen den Pflug zieht, darum wird die Ehe ein Joch genannt, wenn ſie aber Liebe und Eintracht zu einander im Herzen tragen, ſo tragen ſie ein ſanftes Joch und eine leichte Laſt, und ihr Acker trägt gute Früchte.

Wenn aber der Herr meint, das Wirthshaus wäre ſein Acker, den er fleißig begehen müſſe? denn mancher hat ſo ſeine eignen Anſichten vom Leben; wie dann? Das iſt kein Herr mehr, ſondern ein Fröhner; der muß ſeinen Gelüſten fröhnen, und wenn ſein Acker zu Grunde geht, hat weder der liebe Gott, noch der Acker, noch der Knecht die Schuld, es fehlt ja nur am rechten

Dünger. Dieß iſt genug vom Acker und ſeinem Herrn.

Man ſoll auf ebenem Wege keinen Hügel ſuchen.

Darin ſteckt mehr als eine gute Lehre für Junge und Alte, Vornehme und Gemeine.

Gleich vorn herein ſieht das Sprüchwort aus, als ſey es ein Bruder von dem: Wo nichts iſt, hat der Kaiſer ſelbſt ſein Recht verloren, und das könnte auch damit gemeint ſeyn; aber es ſteckt mehr dahinter.

Da ruft es uns zu: *Seyd zufrieden!* Wandelt auf dem ebenen Wege der Zufriedenheit durch das Leben, ſucht keine Goldhügel, denn ihr findet doch keine. Wenn einer ſein erträgliches Auskommen hat, aber auf einmal anfängt, ſein Einkommen der Lotterie zuzuwenden, ſo iſt das Glück des Gewinnes der von ihm geſuchte Hügel, den er nicht findet, wohl aber Vertiefungen und Riſſe, über die er ſtolpert.

Ferner ruft uns das Sprüchwort zu: *Seyd einträchtig!* Es giebt Leute, die immer und überall Händel ſuchen, die ohne Zank und Streit nicht leben können; choleriſche Naturen, zu deren Geſundheit es beiträgt, ſich von Zeit zu Zeit einmal tüchtig zu ärgern. Die brechen die Gelegenheit zum Streit vom Zaune, ſie ſuchen auf ebenem Wege Hügel. Wem aber es durchaus Noth iſt, ſeinem Körper bisweilen eine angenehme Erſchütterung durch Aerger zu verſchaffen, und ſein Leben wie ſeine Umgebung bieten keine Gelegenheit dar, dem wollen wir einen guten Rath geben: Erbaue, ſollte es auch nur ein Hühnerſtall ſeyn, und ſey gewiß, daß er Hügel genug finden wird. Deßgleichen ſagt ein Sprüchwort: Ein Diſputirer ſucht den fünften Zipfel am Sack, auf ebenem Weg einen Hügel. Ferner ſagt das Sprüchwort: Laß das Heimweh nicht in Dir aufkommen, wenn Deine Verhältniſſe Dich an einen Ort binden, wo Dir ein wenig unbehaglich zu Muthe iſt, ſonſt fühlſt Du ein doppeltes Mißvergnügen; ſchicke Dich in Zeiten, Ort und Menſchen, oder lerne es, Dich überall in dieſe drei zu ſchicken, dann wird Dir das ubi bene, ibi patria einleuchten. Wenn Du in Leipzig ſpazieren gehſt, ſo ſuche auf ebenem Wege keine Hügel, ſehne Dich nicht nach dem Thüringer Walde; denke nicht: wie iſt es dort ſo ſchön! ſondern: Wie iſt es doch hier auch ſo ſchön. Wenn Du in Berlin biſt, mußt Du die ſächſiſche Schweiz nicht ſuchen, auf der Lüneburger Haide nicht die Tyroler Alpen.

Endlich ſagt das Sprüchwort: Seyd thätig! Erwartet nicht, daß Euch die gebratenen Tauben in den Mund fliegen ſollen. Erwartet nichts vom Ungefähr und Zufall; das Außerordentliche ereignet ſich nur ſelten, darum eben iſt es außerordentlich. Wie Don Quixote mit den Windmühlen focht, ſuchte er auch auf ebenem Wege Hügel. Denkt immer, daß wir Hügel und Berge genug finden auf dem Lebensweg, die wir nicht ſuchen und nicht mögen, und doch überſteigen müſſen. Faſt jede Gegenwart, wenn ſie aus dem Schooße der Zukunft geboren wird, bringt die Widerwärtigkeit als Nachgeburt mit, das iſt ein ſteiler Hügel. Und endlich finden wir einen Hügel, über den wir nicht hinweggehen, ſondern unter ihn, dann hat alle Fehd' ein Ende, wie es im alten Liede heißt. So viel vom ebenen Weg und Hügel.

Ein Tag bringet, was ein ganzes Jahr weigert.

Ein Troſtſpruch für alle Hoffenden, Sehnenden, voll tiefer ernſter Wahrheit. Oft weigert mehr als ein Jahr unſrer ſehnſuchtvollen Wünſche

Erfüllung; fern, faſt unerreichbar ſehen wir das Ziel unſers Strebens; aber nur muthig bleiben, nur nicht verzagen! Ausdauer iſt der Schild, vor dem endlich das Mißgeſchick ſeine Waffe ſinken läßt; Beharrlichkeit im Ringen und Streben bleibt ſelten unbelohnt. Könnte jeder Menſch vorausſehen, an welchem Tag ihm die gehoffte Stunde ſchlagen würde, die ihn plötzlich ſeinem Ziele näher bringt, er würde traun die Hände in den Schoos legen, und ſie ruhig erwarten, ſo aber, bei immerwährendem Hoffen, bleibt der Geiſt in reger Spannung, und indem er meint, dann, wenn ſich erfülle, was er erſehnet, wolle er des Guten und Edlen recht viel thun; hat er von beiden ſchon eine reiche Fülle vollbracht, hat ſich unvermerkt ſelbſt weiter geholfen, und mag ſich ſelbſt einen guten Theil verdanken.

Wer aber in eitler Zuverſicht auf dieſes Sprüchwort bauen wollte, könnte ſich mächtig täuſchen. Wer vom Glück erwartet, was ihm ſeine Thätigkeit verſchaffen kann, wird es zu bereuen haben.

Harren, ſagt ein anderes Sprüchwort: iſt langweilig, macht aber weiſe; alſo nicht zum Narren, wie man zu ſagen pflegt. Mancher und manche haben das ſchon erfahren, und hundert Beiſpiele ließen ſich als Beweiſe der Wahrheit dieſer Behauptung anführen. Doppelt ſchätzbar wird uns jedes Gut, das wir nach langem darauf Hoffen gewinnen; Erfüllung iſt gar eine ſüße Frucht am Lebensbaume.

Darum ruhig und vertrauend im Gemüthe, fröhlich und thätig und ausdauernd im Wirkungskreis, ein Tag bringt, was ein ganzes Jahr weigert! —

Mancher iſt wie ein Schild am Wirthshaus, der vermahnet andere Leute einzukehren, und bleibt ſelbſt drauſſen.

Dieſes Sprüchwort geht auf Viele, die ſich's nicht dünken laſſen. Beim erſten Anſchein ſollte man meinen, es ziele vornehmlich auf die Prediger, von denen es heißt: Thut nach meinen Worten, aber nicht nach meinen Werken; aber nächſt dieſem haben es Alle zu beherzigen, die Honig im Munde, und Galle im Herzen, Ehrlichkeit im Munde, und den Schalk im Buſen haben. Ja Mancher hütet ſich gar wohl, in ſein eignes Innere einmal einzukehren, weil es darin ausſieht, wie in einer recht ſchmutzigen Wirthsſtube, wo auskehren ſehr Noth thut; und wenn ein ſolcher ſein Inneres aufzuſchließen beginnt, nachdem ſein

Mund die Einladung zur Einkehr ergehen laſſen, da verliert man allen Appetit, und bleibt gern draußen. Mancher bleibt auch deßhalb draußen, weil er weiß, daß da drinnen, wohinein er die Leute gelockt und geladen, nichts zu ſehen und zu bekommen iſt, oder weil er ſich ſchon ſatt daran geſehen.

Viele Dichter und Schriftſteller beſingen und beſchreiben mit wunderherrlichen Worten die Reize der Jugend und Sittlichkeit, die Würde der Religion, und wälzen ſich im Schlamm der Lüſte; Salomo's Leben war eine Parodie auf ſeine Weisheit, die Prieſter der Alten lachten über des Volkes Aberglauben, die Päpſte über den Ablaß und über vieles Andre, darüber ſie nicht hätten lachen ſollen, und faſt ſollte man meinen, mancher Philoſoph müſſe über ſein Syſtem heimlich lachen, wie über die, ſo ihm anhängen. Soviel vom Schild und Wirthshaus.

Es meinet einer oft, er will ſich wärmen, ſo wird er beräuchert.

Das ſollen ſich junge unerfahrne Leute ins Gedenkbüchlein ſchreiben, denn es heißt mit andern Worten: Trau, ſchau wem?

Der Liſt iſt mehr in der Welt, als der Klugheit. Mancher ſucht Geſellſchaften und Familien auf, bei denen er zu ſitzen glaubt, wie in Abrahams Schoos; da ſind liebreiche freundliche Leutchen, Weiber zumal, bald luſtig und fröhlich, bald gemüthlich und empfindſam, bald fromm und andächtig, je nachdem der Wind weht; gehe nur hin zu denen, und wärme Dich, Du wirſt beräuchert werden, oder Dein Geldbeutel, daß ihr beide dünn und mager werdet, wie ein Pickling, der zuvor, ehe er in den Schlot kam, ein Vollhäring geweſen.

Gehe nur mit luſtigen Brüdern in Zech- und Spielgelage, es wird Dir daß warm werden von dem Qualm, mit dem ſie Deine Augen umnebeln, und was noch ſchlimmer iſt, Deinen Verſtand.

Wenn Dich Jemand ins Angeſicht lobt, der Dich nicht einmal ganz genau kennt, vor dem hüte Dich, bei dem ſollſt Du nicht warm werden, denn er ſtreut das Räucherpulver der Schmeichelei auf das Kohlenbecken Deiner Eitelkeit. Im Arm der Liebe durchſtrömt unſer Inneres eine heilige, ſelige Wärme; wehe, daß die Welt ſo verderbt iſt, daß auch hier noch Vorſicht, ja die größeſte, angerathen werden muß. Prüfe genau Geſinnungen, Aeußerungen und Handlungen Deiner Erkornen, ehe Du allzuwarm wirſt, denn dann iſt Prüfung zu ſpät; und hüte Dich, daß Du nicht beräuchert werdeſt von einem glatten Geſicht und ſchmachtenden Augen, und ſüßer Rede, und glänzendem Talent, denn wenn dieſe Ingredienzien zweckmäßig gemiſcht werden, und auf die Kohlengluth der Sinnlichkeit geſtreut, ſo geben ſie ein Räucherpulver ab, das Kopf und Herz total umnebelt. Erforſche eines Mädchens Ruf; iſt der nicht untadelhaft, dann wird Dir, wenn Du bei ihr warm geworden, der Aſafötida-Geruch der böſen Nachrede ſchon in die Naſe dampfen, und Du wirſt dermaßen beräuchert werden, daß ſich Alle von Dir abwenden, denen ſonſt in Deiner Nähe wohl war.

Es ließe ſich noch viel von warm und beräuchert werden ſagen, ſoll aber damit genug ſeyn. Wenig mit Liebe. —

Es ſteckt viel Ehre und Freundſchaft in einem Weinfaß.

Ein herrliches wahres Sprüchwort! Es ſteckt noch viel mehr in einem Weinfaß : Freude, Luſttaumel, Verſprechungen, Rührung, Begeiſterung, Zank und Fehde, Friede und Verſöhnung, friſcher fröhlicher Muth, Witz, Beredſamkeit u. ſ. f.

Glücklicher, der Du im Beſitz eines oder mehrerer wohlangefüllter Weinfäſſer biſt, Dir blühen lächeln und winken Ehre und Freundſchaft. Jeder, den Du zum Frühſtück ladeſt, jeder, der an Deiner Tafel ſchmaust und zecht, grüßt Dich achtungsvoll, wenn Du ihm begegneſt, drückt Dir mit Wärme die Hand, nennt Dich ſeinen herrlichen Freund, ſeinen edlen Gönner, Du gönnſt ihm ja Deinen Wein, folglich biſt Du ſein Gönner, und in Geſellſchaft rühmt man Deinen Witz, Deine ſtets heitre Laune, Deine Gaſtlichkeit; Du kannſt auch leicht Vorſteher im Caſino, in der Erholung, in der Concordia oder Harmonie werden, denn Dein Wein ſtimmt alle Gemüther zur Eintracht und Harmonie, die ſich bei Dir erholen. Die Dichter Deines Orts beſingen Dich in feurigen Oden, preiſen Dich einen Mäcenas, und fröhlich dankbar vergnügſt Du ſie mit einigen Flaſchen Champagner; die Nicht-Dichter wiſſen Dir auf andere Art eine Ehre anzuthun; ſie bitten Dich zu Gevatter; Du richteſt die Taufe aus, und taufſt die Freunde mit dem Feuer Deines ungetauften Weines.

Sorge nur, Liebſter, ſtets für volle Fäſſer; ausgehen laſſen darfſt Du das edle Gut bei Leibe nicht, ſonſt — ja ſonſt hat die Herrlichkeit ein Ende; da ſagen Dir die Ehre und die Freundſchaft Valet, wie die Jugend dem Vierziger. Doch einen Troſt noch, Beſter, dem vielleicht über kurz oder lang Wein und Wohlleben ausgeht: Wie es viele Weinſorten giebt, ſo giebt es auch einige Sorten *Ehre und Freundſchaft*. Die, von denen jetzt die Rede war, gehören nicht zu dem, was man beim Wein ein *edles* Gewächs nennt; es ſind Paraſiten-Pflanzen, ſie ſchießen auf wie die Pilze und haben auch ſo rothe Wänglein, wenn ſie ſich ein wenig angetrunken; vergehen aber auch in einer Nacht. Nur in der Feuchtigkeit halten ſie ſich lange; je mehr Regen, deſto mehr Schwämme, je mehr Wein, deſto mehr Schläuche. Die Schwammnatur iſt durch alle drei Reiche verbreitet; es giebt ſogar Steine, die gerne trinken, und einen viel friſchern Glanz bekommen, wenn ſie beregnet werden.

Man könnte das Sprüchwort auch alſo ändern: *Es ſtecket viel Ehre und Freundſchaft in einem Geldbeutel.* Verſteht ſich, darf er nicht leer ſeyn; wäre er leer, ſo wären ja Ehre und Freundſchaft auch nicht darin; voll muß er ſeyn, recht voll; für jene beiden findet ſich doch noch ein Räumchen; aber nicht verſchloſſen darf er ſeyn, recht oft ausgeleert muß er werden, und wieder gefüllt; je mehr Du traktirſt, je mehr Du freiwillig verlierſt, oder verborgſt, ohne Wiederzahlung zu fodern, deſto größer iſt Dein Ruhm eines Mannes, der zu leben weiß, der ein Haus macht, deſto mehr Ehre und Freundſchaft wird Dir zu Theil, und dann kannſt Du auch allenfalls das Weinfaß entbehren, Du darfſt den Wein nur korbweiſe bei'm Schenken holen laſſen. Man wird Dich tauſendmal hoch leben laſſen, wird Dir und ſich Methuſalems Alter wünſchen, Dir und Deinem Geldbeutel und Deinem Weinfaß. Noch hundert Jahre ſo wie heute!! tönt es in die Runde bei fröhlichem Becherklang, aber proſit die Mahlzeit; entweder kommt der Tod, oder der Bankerott, oder die Armuth, ſchlagen Allen hohnlachend ein Schnippchen, und ſprechen: Nun genug von Ehre, Freundſchaft und Weinfaß. —

VI.

Die Engel des Lebens.

Thema.

Heiter bin ich oft geweſen,
Bei den Freuden lauter Feſte,
Froh im Kreiſe lieber Gäſte,
Die mein Herz ſich auserleſen.

Agnes Franz.

Heiter bin ich oft geweſen,
Wenn ich, wandelnd durch die Flur,
In dem Buche der Natur
Von des Vaters Huld geleſen.

Wenn der Lenz die Schwingen regte,
Wenn die Ahnung hoher Luſt,
Und die Freude jede Bruſt
Selig füllte, froh bewegte.

Wenn ich auf den Bergen ſtand,
Und die erſten Blumen fand,
Wenn, im Gold der Morgenröthe
Mich der Hauch des Herrn umwehte;
Und ein hoher Jubelklang
Alle Räume froh durchdrang,
Hier in Tönen, dort in Worten,

Von des Aufgangs lichten Pforten
Bis zum fernen Niedergang.

Wenn des Himmels Sternenpracht
In der hellen Winternacht
Meinen Geiſt emporgehoben
Dorthin, wo die Sonnen ziehn
Einen Strahlenkranz um Ihn,
Den der Sphären Donner loben.

Wo im ew'gen Lichtes Glänzen
Ew'ger Frühling Blüthen ſtreut,
Die der Herr den Duldern beut,
Welche Engel dort bekränzen.

Seligheiter war ich dann,
Schon ein Bruder jener Weſen.
Selig, wer ſo ſagen kann:
Heiter bin ich oft geweſen

Bei den Freuden lauter Feſte
Hat ſich nie mein Herz verſchloſſen;
Fröhlich hab' ich mitgenoſſen,
Wählend hier und dort das Beſte.

Einmal blüht der Jugend Glück;
Ihre heitern Wonneſtunden,
Ach, ſie kehren nie zurück,
Sind ſie einmal uns entſchwunden.

Herrlich, wenn im hellen Saale
Froher Jubelruf ertönt,
Und das Läuten der Pokale
Liedesmelodie verſchönt.

O, da ſchwebt die holde Freude,
Schön bekränzet, leicht geſchürzt,
Durch die Reihen hin, und würzt
Wein und Mahl der frohen Leute.

Und der Scherze heit'res Völkchen
Zieht aus ſeinem ſtillen Haus,
Buntbeflügelt, leicht heraus,
Keine Stirne trübt ein Wölkchen.

Horch! Nun tönen Flötenklänge
Lieblich, wie ein Feentraum,
Durch den kerzenhellen Raum,
Und von Neuem jauchzt die Menge,
Und es drängt ſich Paar an Paar.
Scherzend, koſend, neckend, winkend,
Blick im ſüßen Blick verſinkend,
Steht der Tänzer heit're Schaar.
Und dann ſchwebt der ſanfte Reigen,
Wie ſie Arm in Arm ſich drehn,
Lächelnd flüſtern, lächelnd ſtehn,
Und ſich fein und zierlich neigen!

Ja, die Freude iſt nicht fern;
Wo ſich gute Menſchen finden,

Die zum Frohſeyn ſich verbinden,
Weilt der Segensengel gern.

Iſt der letzte Ton verklungen,
Iſt der laute Schwarm zerſtreut,
Der ſo harmlos ſich gefreut,
Sieh — da ruft Erinnerungen
Zart und licht die Phantaſie,
Und in lieblicher Magie
Schlingen ſich die Zauberkreiſe,
Tönt noch einmal, leiſe, leiſe,
Halb im Traum die Melodie.

Wenn Dir Freude Blumen ſtreut,
Scheuche nicht die gute Gabe,
Die des Lichtes Engel beut.
Glücklich, wem ſie bis zum Grabe
Sich zur Führerin geweiht.
Fröhlich leben iſt das Beſte,
Drum iſt glücklich, wer ſich freut
Bei den Freuden lauter Feſte.

Froh im Kreiſe lieber Gäſte
War, und bin ich immer gern!
Heller, reiner ſtrahlt kein Stern
An des Himmels blauer Feſte,
Als der Freundſchaft Himmelslicht,
Die ſo mild in's Leben flicht
Roſen, wo nur Dornen ſchmerzen,

Die zu dem gebeugten Herzen
Wie ein Friedensengel ſpricht.

Freundſchaft, die in dunkler Kammer
Zu dem Dulder hin ſich neigt,
Ihm ein Herz voll Liebe zeigt,
Thränen hat für ſeinen Jammer.
Und ihm hülfreich reicht die Hand
Auf dem Pfad voll Nacht und Grauen,
Und ihn läßt das heitre Land
Einer ſchönern Zukunft ſchauen.
Bis der wilde Schmerz ſich legt,
Bis das Auge, gramerblindet,
Hoffnung ſucht, und Liebe findet,
Und das Herz beruhigt ſchlägt.—

Freundſchaft giebt dem Leben Weihe,
Giebt der Freude Harmonie.
Alle Guten einet ſie,
Führt den Feind zur frühen Reue,
Daß er willig reicht die Hand
Zur Verſöhnung, und auf's Neue
Knüpft ſie das zerrißne Band,
Heiligt ſie den Schwur der Treue.

Freundſchaft weilt beim frohen Mahle,
Wo den Becher ſie kredenzt,
Und auf ihrem Altar glänzt
Strahlenrein die Bundesſchaale.

Und ein frohes Lied erhebet
Wohl den guten Genius.
Händedruck und Bruderkuß,
Wenn der letzte Klang verſchwebet.
Auf die kleine treue Schaar
Blickt ein Bruderſternenpaar.

O Du reiner Liebesſtern,
Nur den falſchen Herzen fern,
Strahle fort im hellen Licht,
Deinen Schimmer trübe nicht
Selbſtſucht, Bosheit oder Tücke!
Selig, wer in Deinem Glücke
Freude ſucht und Freude findet,
Sich mit Guten nur verbindet.

Heiter ſieht er ſie entfliehn,
Seines kurzen Lebens Reſte;
Bis zum Tode ſeht ihr ihn
Froh im Kreiſe lieber Gäſte.

Die mein Herz ſich auserleſen,
O wie lieb' ich ſie ſo ſehr.
Aus der Leiden Nacht geneſen,
Fühlt' ich keine Schmerzen mehr.

Liebe ſoll den Geiſt beleben,
Liebe das Gefühl durchglühn,
Liebe ſoll uns Kränze weben,
Die nicht welken und verblühn.

Mir auch hat ſie hold gelächelt,
Hat in ihrem Zauberland,
An der Bäche Blumenrand
Mich mit Zephyrhauch umfächelt.

Preißet reich des Sängers Leben,
Reich an Liebe, reich an Luſt,
Denn er kann mit freier Bruſt
Selig über Sonnen ſchweben;
Seiner Hoheit ſich bewußt,
Darf er nach dem Höchſten ſtreben.

Oft auch iſt er reich — an Schmerz,
Und er richtet erdenwärts
Augen, die den Himmel fanden,
Bis die Kraft ihm wiederkehrt,
Bis, troz harter Kummerbanden
Sich der Schmerz in ihm verklärt,
Wie der Phönix auferſtanden,
Den der Flammen Gluth verzehrt.

Du, Natur, mit Deiner Fülle
Reiner Freuden, biſt ja mein,
Ob Du ruhſt in Winters Hülle,
Ob Du prangſt im Sonnenſchein.

Freude, Du, die hold und heiter
Sich die Stirn mit Blumen ſchmückt,
Haſt ja auch für mich gepflückt,
Und ſo pilgr' ich ruhig weiter.

Freundſchaft, Du haſt mich erhoben,
Haſt mein Leben reich begabt,
In der Schickſalſtürme Toben
Hat mich oft Dein Kelch gelabt.
Eine Paradieſesflur
Biſt Du, Liebe, mir geweſen.
Liebe, Freundſchaft und Natur,
Mit der Freude im Vereine,
Sind die Engel, die ich meine,
Die mein Herz ſich auserleſen.

VII.

Philosophie und Poesie.

Ich lag träumend im Walde, über mir Laubgrün mit ſingenden Vögeln, rings umblüht vom tauſendgeſtaltigen Leben der Natur. Von ihren Armen hatte ich mich gehoben gefühlt, wie eine Mutter thut mit ihrem Kinde, ſie hatte mich in den Schlaf geſungen. Es wehten Halmen um mich, Blätter rauſchten, Gräſer ſäuſelten, Blumen nickten, auf ihnen ſaßen glänzende Käfer, und Schmetterlinge umgaukelten ſie. Ich war mit dem Gedanken eingeſchlummert, daß die Natur ewig die größte Dichterin ſey, voll unendlichem Zartſinnes, voll unnachahmlicher Kunſt, voll überſchwenglicher Kraft und Fülle, und daß ſie nimmer könne übertroffen werden. Und im Traume ſpannen ſich meine Gedanken fort. Mir war, als ſey ich in einem Zaubergarten, voll wunderbarer Bäume, großer und herrlicher Blumen, füßen Duftes, und ich ſah zwei Feengeſtalten, ernſt und ſchweigend, ſinnend und wunderſam umſchlungen durch die Gänge wandeln, ſo daß es oft war, als ſey es nur eine Geſtalt, dann waren es aber doch wieder zwei; auch gewahrte ich, daß die Eine zuweilen holdſelig lächelte, und hie und da eine Blüthe abbrach, und einen Kranz flocht, die Andere aber immer ernſt blieb. Ich ſelbſt ſah mich auf einer Moosbank, nicht fern von mir plätſcherte eine Fontaine, über mir rauſchten Baumwipfel, und endlich war mir, als umflüſtre es mich mit geiſterhaften Stimmen, und als eine ſich das Wellengeplätſcher, das Säuſeln in den Baumblättern, und die Stimmen der Sänger auf den Zweigen mehr und mehr zu einem hohen Liede, das mir ganz verſtändlich war, das ich aber nimmer nachzuſingen im Stande bin, von dem nur noch ein ſchwacher Nachhall in mir tönet, deſſen Rhytmus auch keine irdiſche Metrik nachzubilden vermag. Folgendes nur behielt ich in ſchwacher Erinnerung:

Die dort vereint wandeln, ſind die Himmliſchen, die von den Sterblichen Poeſie und Philoſophie genannt werden.

Die Menſchen träumen oft von beiden, und nennen ſie Begriffe, wiewohl ſie ſie nicht begreifen können.

Poeſie iſt eine klare Quelle des Haines, die Leben ſprudelt, und an welcher die Vöglein den Frühling grüßen.

Philoſophie iſt ein tiefer Brunnen, auf deſſen Grund Nacht ſchwebt, und den noch Keiner recht erforſcht hat.

In der Philoſophie offenbart ſich das Göttliche menſchlich.

In der Poeſie offenbart ſich das Menſchliche göttlich.

Philoſophie denkt, was Gefühl ſey.

Poeſie fühlt, was Gedanken ſind.

Philoſophie iſt ein Phönix, der ſich ewig verjüngt, der wiedergeboren wird von den Jahrhunderten.

Poeſie aber iſt eine Roſe, die jeder Frühling neu ins Leben küßt; ſie iſt eine Nachtigall, deren Lied die Herzen bezaubert und feſſelt. Und ſtirbt Poeſie, ſo ſtirbt ſie ſingend, wie der Schwan.

Philoſophie iſt die Erzieherin der Menſchheit. Sie lehrt die Tugend und das Recht, der Ernſt des Lebens waltet in ihrer Schule, und predigt vom Denken.

Poeſie iſt die Wiege der Geſchlechter, ſie lehrt den Frohſinn und die Frömmigkeit. Sie ſtreut Blumen auf den Lebensweg, und jede Blume iſt reine Freude.

Die Menſchen reden von alter und neuer Philoſophie, und von alter und neuer Poeſie — das ſind Träume. Ganges und Euphrat rauſchen noch in ihren Betten. Die Erde wandelt noch um die Sonne genau in derſelben Zeit, wie in den Tagen des Pythagoras; der Mond zeigt ihr immer noch ſein altes blaſſes Angeſicht.

Die Geſchlechter der Menſchen kommen und gehen, aber unbemerkbar. Die Kommenden bringen weder Poeſie noch Philoſophie mit in das Leben; die Gehenden nehmen ſie nicht mit ſich fort. Beide ſind ewig, ſo können ſie niemals jung und neu, niemals bejahrt und alt ſeyn.

Der ſtrebende Menſchengeiſt ahnet in Poeſie und Philoſophie die Göttlichkeit, aber ganz erfaſſen kann er ſie nimmer.

Er hat die Poeſie mit Regeln gebunden und die Philoſophie mit Syſtemen gefeſſelt, beide aber ſind freie Geiſter, ſie ſpotten der Ketten. Sie ſind ſich ſelbſt Ordnung und Geſetz, und von Ewigkeit bedingte, unausgeſprochene, aus Gottes Geiſt geborne Wahrheit.

Die Philoſophie umfaßt ein Wort; es heißt: Erkenntniß, und die Poeſie umfaßt ein Wort, es heißt Empfindung. Beides im höhern, geiſtigen Sinn.

Erkenntniß iſt eine Sonne, die den Menſchengeiſt erleuchtet; ſie breitet nach allen Richtungen ihre glänzenden Radien aus, ſie erfüllt mit ihrer Klarheit die Welt, und der Geiſt ſchwimmt auf ihren hellen Strahlen, und badet ſich im Lichtmeer. Und je mehr er in ſich einſaugt von dem himmliſchen Glanze, deſto reicher, froher und ſeliger wird er, daher die ſchöne Mythe vom Baum der Erkenntniß. Wer von ſeiner Frucht ißt, mag wohl zum Gott werden.

Und Empfindung iſt eine Sonne, die das Menſchenherz erwärmt; ſie durchdringt mit ihrem heiligen Feuer die Welt, ſie iſt das Leben, das in tauſend Schöpfungen wonnevoll aufjauchzt; ſie iſt die Liebe, die das Leben ſelig fortpflanzt. Daher die ſchöne Mythe von der Bildſäule Pygmalions. Wer empfindet, der lebt, wer lebt, muß auch zu beleben vermögen, ſey es körperliches, ſey es geiſtiges Zeugen. Es bleibt ſtets beides ein ſüßes, zauberhaftes Wunder, das eben nicht erkannt ſeyn will, nur empfunden.

Und wie dort der Menſch ſich zur Gottheit aufſchwingt durch Erkenntniß, oder durch Philoſophie, welches dasſelbe iſt, ſo ſteigt hier durch Empfindung, durch Poeſie, das Götterbild liebevoll zu dem Menſchen herab, und wird ſeines Gleichen.

Dort iſt Leben, ein hohes, reines, erhabenes, göttliches; eine freie, feſſelloſe Seele, eine Pſyche voll Wißbegierde.

Und hier iſt Leben, ein ſanftes, zartes, ahnungsvolles, menſchliches; ein warmes, liebendes Herz, ein ſchlummernder, ſüßträumender Eros.

Philoſophie iſt ein ewiger hoher tiefblauer Aether, undurchdrungen und endlos.

Poeſie iſt ein Paradieſes-Garten voll zauberiſcher Anmuth. Er lächelt hinauf mit klarem kindlichem Liebesblick, und freut ſich der reinen Bläue, und ſeine Palmen ſtreben hinauf, und ſeine Blumen ranken hinauf, und ſeine Sänger ſchweben hinauf, all in tiefer Sehnſucht, und der Aether lächelt nieder, und ſenkt ſich nieder, und umfängt die Blüthenwelt, und eines iſt ſchöner durch das andere, denn reizlos iſt der blaue Himmel über der unendlichen Sandwüſte, und reizlos iſt das Paradies, wenn Donnerwolken dräuend darüber hangen, oder giftige Nebel es umſchleiern.

Darum ſoll Poeſie nicht ohne Philoſophie ſeyn, und umgekehrt, und Erkenntniß nicht ohne Empfindung, und umgekehrt, ſonſt würde ſich der Wiſſende nicht zu freuen vermögen ſeiner Erkenntniß, und der Fühlende ſich nicht bewußt werden ſeiner Empfindung.

Beide durchdringen einander — beide umfaſſen, erheben einander, aber die Menſchen wollen ſie ſondern.

Vielen iſt Dichtung nur Erdichtung. Sie wähnen ſich eifrige Jünger der Wahrheit und Erkenntniß, und verachten die Poeſie, als ſey ſie eine ſchöne Lüge.

Philoſophie ſtrebt nach Wahrheit, aber wenn ſie dieſelbe findet, beraubt ſie ſie ihrer Hüllen, und will ſie nackt ſchauen.

Und Poeſie ſtrebt nach Wahrheit, aber wenn ſie dieſelbe findet, bekleidet ſie ſie mit ſchönen, königlichen Gewändern.

Wer die Philoſophie verachten wollte, die reine göttliche, der würde dadurch urkunden, daß er verſtandlos, daß ſein Geiſt ſchlafe, daß er Höheres nie geahnet.

Und wer die Poeſie verachtet, jene ewige, in der die Gottheit ſich ſchaffend ausſprach, der urkundet, daß er gefühllos, daß ſein Herz todt iſt, daß er Höheres nie zu ahnen vermag.

Aber es giebt eine Afterphiloſophie, die Syſteme erklügelt, ſich in Formeln zermartert, die mit todtem Wortkram und hohlen Phraſen ſich aufbläht, dieſe mag man getroſt abſeit liegen laſſen, ſie giebt dem Verſtand keine Nahrung, und dem Geiſt keine Befriedigung. Ihre Gebäude ſind ohne äußern Glanz und ohne inneres Leben.

Und es giebt eine Afterpoeſie, die das Alte ewig nachäfft, ſich in Metren zermartert, die mit leerem Wortſchwall und hyperphantaſtiſchen Bildern prunkt, dieſe ſoll man vermeiden, ſie giebt dem Herzen keinen Troſt und keinen Frieden, und dem Gemüth keine Erhebung. Ihre Gebilde ſind ohne äußere Schöne, und ohne innere Wärme.

Philoſophie aber und Poeſie vereint bilden den Geiſt, veredeln das Herz, und bringen den geſitteten Menſchen der Gottähnlichkeit näher.

Damit ſchwieg das Lied, dem ich gelauſcht mit tiefem Sinnen, mit bewegtem Herzen; es erklang, wie Aeolsharfengeſäuſel, es löste ſich wieder in das Blättergelispel, und Waſſerplätſchern auf.

Allmählig ſchwieg auch das Rauſchen und Plätſchern um mich her, es wurde tief ſtill, mein Ohr horchte noch der Wunderſtimme, als ſie längſt verhallt war; mein Auge blickte nach den Himmliſchen.

Und die beiden Wundergeſtalten ſchwebten näher zu mir, immer näher. Ihr Angeſicht war, wie eines Engels Angeſicht; zart, ätheriſch, überirdiſch. Die Poeſie reichte mir den Kranz, den ſie geflochten im Luſtwandeln, er war recht bunt, ob auch Lorbeer hineingeflochten war, kann ich mich nicht mehr entſinnen, ich glaube kaum. Viele Roſen waren darin, ich fühlte die Dornen.

Und ſie hoben ſich empor von der Erde; ſie ſchwebten inniglich umſchlungen, himmelan, und wie ſie allmählich verſchwanden, ſchienen ſie mir zwei Sterne zu ſeyn, dann wurden ſie zu einem einzigen, der ſehr hell und blendend, wie eine Sonne, ſtrahlte — da erwachte ich.

VIII.

Naturstimmen.

Tauſend Stimmen hat die Allmutter, aber nur eine Sprache; in allen Ländern, über allen Meeren, unter allen Zonen nur eine Sprache.

Eine Sprache, die zum Himmel erhebt, eine Sprache, die die Seele entzückt. Ihr Ausdruck iſt ſanft und leiſe, aber auch ſtark und erhaben; ihre Töne ſind Harmonie, ihr Klang heißt Wohllaut.

Glücklich iſt, wer ihr lauſcht, ſelig iſt, wer ſie verſteht, und ſie iſt leicht verſtändlich.

Die Sprache der Natur iſt biegſam und melodiſch, ihr Geſetz heißt Bewegung, das Todte ſpricht nicht, ihr Wort iſt das Leben.

So ganz Unrecht mochten jene alten Weiſen nicht haben, die bald in der Flüſſigkeit, bald in der Luft, und dem allumfließenden Aether, das Weſen der Gottheit ahneten, und in der Bewegung das Walten und Weben der Weltſeele, des göttlichen Νοῦς zu erkennen glaubten.

Iſt die Luft, dieſes unſichtbare geſtaltloſe Element, nicht Gottes Hauch, nicht Odem der Allmacht?

Laſſet uns lauſchen den heiligen Stimmen der Natur, vielleicht daß ſie Geheimniße uns offenbaren, vielleicht daß ſie Beruhigung tönen in unſere Seele, und den Geiſt zur Erhebung beflügeln.

Wie labend umwebſt Du mich, Morgenluft! Es zieht ein ſanftes Wehen und Rauſchen durch die Bäume, die blühenden Gräſer flüſtern, Halme neigen ſich zu Halmen, Blätter zu Blättern; welch wunderbares ſüßes Wehen? Das iſt das Morgengebet der Schöpfung. Die Blätter glänzen, und auf Blumen und Gräſern funkelt Thauglanz, und alles ſchwankt und ſchimmert, flüſtert und rauſcht fort und fort; es iſt eine Frühlingshymne. Wir ahnen nur ihren Sinn, und wagen ihn nicht zu deuten.

Aber wenn im Herbſt die Wälder dumpfer brauſen, und ſtärker ſich die Wipfel beugen, und pfeifend der Sturm über die Gefilde ſauſt und um die Wohnungen der Menſchen heult, das iſt das Schlaflied der Natur, das ſie der Erde ſingt, ein wenig ſchaurigen Inhaltes, und die Erde iſt dann wie ein Kind, und huſcht zaghaft unter die weiße Decke.

Melodiſch murmelt die Quelle des Hains, die Ruhe ſitzt neben ihr und lauſcht dem Geſang der Wellen. Ihr Lied tönt von Friede und Freude, und die Vögel auf den Zweigen ſingen es nach in ihrer Sprache.

Die Waldbäche rollen geſchwätzig über die Steine, von Ort zu Ort erzählt die Welle der Welle, was ſie geſehen, welche Ufer, welche Blumen, und was ſie gefunden, mit ſich geführt, und wieder verloren hat. Es klingt, wie Kindergeplauder, wie Geliſpel der Unſchuld. Aber der tiefe Fluß nimmt die geſchwätzigen Bäche auf, da müſſen ſie ſchweigen lernen. Er gleitet hin in ſtolzer Ruhe, ernſt und ſchweigend, und die Ufer ſpiegeln ſich in ihm, und der Himmel. So wandelt durch verſchwiegene Haine ein melancholiſcher Jüngling, in ſeiner Seele trägt auch er ein Bild, das zugleich ſein Himmel iſt, ſein Schweigen iſt Liebe, ſein Gedanke Liebe, und ſingt er, dann iſt Liebe ſein Geſang.

Der Strom geht einen gewaltigern Gang, wie ein Kriegesheld eilt er dem Meere zu, weithin durch die Nacht ſchallt das Rauſchen ſeiner Wogen, und iſt er vollends angeſchwollen von den Gewäſſern, die ihm die Schneeberge geſendet, da iſt ſein Rauſchen ein Kampflied, ein Schlachtgeſang, und Verheerung gießt er aus über die Länder.

Und mit Donnerliedern grüßt ihn der Ozean. An die Felſenküſten ſchlagen ſchallend und ſchäumend die Waſſerberge, und die Ufer zittern von dem Schwall. Ozean, Deine Wogen ſingen Grablieder denen, die in Deinem tiefen Schooße, unter den ewig bewegten grünen Fluthenhügeln ſchlafen. Sie haben ſchon viele Tauſende eingeſungen.

Aber auch, wenn ſpiegelklar das Meer iſt, wenn kein Lüſtchen es bewegt, wird doch über der ruhigen ſtillen Fluth ein wunderbares geheimnißvolles Brauſen vernommen, keiner ſieht, wo es entſteht; es iſt der Geiſt Gottes, der über den Waſſern ſchwebt.

In der Schweiz und in Tyrol umtönt des Wandrers Ohr ein liebliches, geiſterhaftes Flüſtern, es iſt nicht der Wald, von dem es kommt, es iſt nicht der Bach, der plaudernd an ihm vor=

überzieht, nicht die Luft iſt's, die ihn umfächelt, es iſt das Geräuſch der Waſſerfälle in der Gegend umher. Das liſpelt ſüß und lieb und heimathlich, als wolle es ihn ewig feſſeln. Darum regt ſich in der Bruſt der freien Söhne der Berge ſo ſtark das Heimweh. Ach, das iſt gar eine ſehnſuchtvolle Naturſtimme, ein lockendes Rufen, dem nicht zu widerſtehen, und manches Herz iſt ſchon gebrochen, weil es dem Rufe nicht folgen konnte.

Aber vor dem Donner der ſchäumenden Katarakte zittert das Land, und ihr gewaltiges Brauſen predigt mit ſtarker Stimme von dem großen Geiſt, der die Welt bewegt. Am Niagara möchte ich knieen und anbeten.

Eine grauenvolle Weiſſagung tönet über weißen Wolken bang und fürchterlich, ſtill iſt die Luft und drückt ſchwül, es iſt, als wolle das Leben aufhören zu athmen, aber jetzt rauſcht es heller in den Lüften, und der Sturm macht ſich auf, und fegt wirbelnd über das zagende Land, und nun praſſelt es nieder, auf die warme Wange des Sommers drückt ſich ein kalter Eiskuß, die Blätter flattern im Wind, die Blumen knicken, vernichtet liegt die Aernte.

Und aus der Wolke zuckt die ſchnelle Feuerſchlange, ſie hatte lange darin geſchlummert, und ſie beißt dem Wolkenlöwen wach, daß ſein Gebrüll die Feſten des Himmels erſchüttert, aber unten ſlackert ſchon die Lohe empor, und wächſt zum Rieſen, und will hinauf, der Dampf will Wolke ſeyn.

Im Feuer ruhen gar gewaltige Stimmen, und gar ſchreckliche, aber zu beſchreiben ſind ſie nicht. Eher noch iſt der trauliche, heimliche Geſang der Flamme im Ofen zu ſchildern, der ſpricht, wenn die Natur draußen recht ſtürmt, und die Lüfte ſchaurige Melodien heulen, gar gemüthlich an unſer Herz, und regt es zum ſtillen Frohſinn auf.

Auch geheimnißvolle, tiefräthſelhafte Stimmen ſchweben durch die Natur, die ſie aus ſich ſelbſt in einem Schooß erzeugt, der dem Menſchenauge ewig unſichtbar bleibt. Dahin deuten ſchon alte Sagen, und es ſey hier erinnert an die Teufelsſtimme auf Ceylon, die wohl ſchrecklich und ſchauerlich zu hören ſeyn mag, und an die Meeresklänge, die die Mythen von den Sirenen erzeugten; an das Getön in den Lüften, das die Fabel vom wilden Jäger hervorgebracht, und das ſicher nicht immer Geſchrei und Flügelſchlag wan=

dernder Heerſchnepfen, Kraniche oder Eulen iſt; an das, was das Volk die Wehklage nennet, ein Phantom, deſſen wimmernde Stimme herzzerſchneidend gehört werden ſoll bei bevorſtehendem Unglück, zumal in Kriegszeiten; ferner an die Sagen und Berichte von Bergklüften, in denen ſich wunderbare und unerklärliche Stimmen hören ließen, wie z. B. das Felsloch im Hörſelberg in Thüringen, von welchem die alten Kronikenſchreiber ſagen, daß man oft Klagegeſchrei aus dem Schooße des Berges vernommen, und ihn deshalb Hör Seelen Berg genannt habe.

Und warum ſollten in der Natur, der ewiglebendigen, allbelebten, Ton und Klang gebunden ſeyn, nicht auch auf eigne Weiſe laut werden, wenn auch der Menſchenverſtand dieſe Weiſe noch nicht durchforſcht? Vieles, was einſt ahnend durch den Sinn begabter Männer zog, hat die Erfahrung der ſpätern Zeit beſtätigt, wie manches Geahnete wird nicht noch verwirklicht geſchaut werden auf der alten Erde, ehe ſie ſich dereinſt verjüngt? Wer kann ſagen, daß Pythagoras von der Sphärenharmonie nur geträumt? Tönt doch der geſchleuderte Stein, ſauſt doch hellpfeifend die Kugel im wirbelnden Umſchwung durch die Luft, die dem Feuerrohr enteilt, warum ſollten die Rieſenkugeln der Weltkörper, in ihrem noch weit ſchnelleren, gewaltigen Fluge, nicht tönen? Und da, wo lauter ewige heilige Ordnung, lauter Harmonie iſt, könnte da auch in den Tönen etwas Andres, als Harmonie ſeyn?

Vorzugsweiſe ſcheint der Winter geeignet, unerklärliche Klänge an das Menſchenohr zu führen. Als ich Knabe war, hatte ich eine halbe Stunde weit in die Schule, der Weg führte durch ein Thal immer bergab nach der Stadt, im Winter war es denn freilich frühmorgens noch Nacht, und ich war oft ſo früh auf, daß ich der einzige Wanderer war auf dem beſchneiten Weg, und lange vor Anfang der Stunden ſchon in der Stadt. Da habe ich bisweilen ganz früh, zu einer Zeit, wo es wohl Niemanden einfällt, zu muſiciren, und nach einer Richtung über ein Wäldchen hin, wo weder ein Dorf noch ein Wohnhaus gelegen war, eine gar liebliche Muſik, wie von mehreren Waldhörnern gehört, und oft mit Vergnügen dem verhallenden Klang gelauſcht.

Oft auch habe ich an hellem Wintertage im Freiem, ſpät des Nachmittags, wo gewöhnlich nicht geläutet wird, Töne vernommen, die aus weiter Ferne zu kommen ſchienen, und einem langanhaltenden, harmoniſchen Glockengeläute am meiſten entſprachen.

Aber ob die Natur auch ihre Stimmen vernehmen läßt aus Luft und Feuer, aus Erde und Waſſer, Viele bleiben ewig taub für ihren Schreckens- wie für ihren Liebesruf, ja den letzten hören ſie am wenigſten. Dieſen dringt auch nicht ins Innere die Mutterſtimme, die dem Ohr nicht vernehmlich iſt, die ſich im Lächeln der Flur, im blauen Aether, im Sternenlicht, im Regenbogen, in Morgen- und Abendröthen, im Glanz der Thautropfen, in der Farbenpracht der Blumen und Schmetterlinge verkündet, ſie ſind in den Banden des Erdgeiſtes, nur der Metalle Klang und Glanz bewegt ihre Sinne, denn ein Gemüth — haben ſie nicht.

Du aber Natur, heilige, reiche, übermächtige Königin, der Thoren Stumpfſinn kümmert Dich nicht. Du walteſt ewig, Donner umrollen Deinen Thron, Sphärenmelodien umwallen ihn, Deine Stimme geht nach allen Welttheilen, über alle Meere hin, und ruft Friede aus, und Freude, und weckt Ahnungen und Dankgefühle und Erhebungen. Deine Stimmen ſind es, die den Schöpfer predigen, Deine Donner ſind die Glocken im Tempel des Weltalls, Deine Stürme die Orgeltöne, die den Geſang der Wogen begleiten.

Glücklich iſt, wer Deiner Sprache lauſcht, ſelig iſt, wer ſie verſteht, und ſie iſt leicht verſtändlich, ſie ſpricht nur einen großen Gedanken aus: Es iſt ein Gott!

IX.

Der Spaziergang.

1.

„Hinaus!“ ruft der Morgenhimmel! „hinaus!“ liſpelt die Frühlingsluft, „hinaus!“ lockt, wie Nachtigallenſtimme, der Strahl der Frühe. Nun denn, hinaus!

O wie umfließt mich der Aether balſamiſch, wie drückt mir das Frühlingsleben ſeinen glühenden Liebeskuß auf die bleiche Wange, als wolle es Roſen darauf wecken. „Guten Morgen, Allmutter!“ Wie mich alles ſo heiter anlächelt, Gras und Blumen, Büſche und Bäume, Himmel und Sonne. O Frühling, Du biſt ein Ozean voll Luſt.

Welches Leben umſchwebt, umſingt, umtönt, umwallt mich? Es iſt das millionenſtimmige Hohelied der Schöpfung. Wie verſchieden die Stimmen der Fröhlichkeit; wie anders ſingt es von den Zweigen, wie anders ſchallt es aus dem Weiher, wie anders ſäuſelt es in den Büſchen, und doch daſſelbe Lied, das Lied des Lebens.

Wie es tönt und ſchmettert im Walde, wie der Kuckuk ruft, und die Heerde brüllt, die dort auf der Blumenwieſe lagert, und der Sonnenglanz, das Thaugefunkel, das leiſe Zittern der Blätter, das ſanfte Wehen, der wunderſame Duft, Alles Luſt und Leben, Glanz und Pracht, und Frühlingsherrlichkeit.

Ich bin nicht allein auf dem ſchönen, ſchattigen Waldpfad, es gehen gar viele Menſchen hinaus nach dem Vergnügungsort, ſie freuen ſich auch dieſes Lenzmorgens, ſie fühlen gewiß auch, wie ſchön die Natur iſt, nebenbei freuen ſie ſich beſcheiden auf den Kaffee. Ich habe ſie lieb, die Menſchen, ich bin nicht ungeſellig, aber jetzt iſt mein Herz voll einer Freude, die Menſchen nicht theilen können, jetzt will ich allein ſeyn.

Nie habe ich mehr den Himmel geahnet und gefühlt, als wenn ich allein durch die erwachende Natur ging; zwar ergreift mich jedesmal eine Sehnſucht nach irgend einem Freund oder einer Freundin, mit der ich wandeln möchte im trauten Geſpräch auf dem Pfad, den ich allein durchwandle, aber ich fühle auch, daß es ſo beſſer iſt, daß, wäre mein Wunſch erfüllt, meine Empfindungen nicht dieſelben ſeyn würden; ſchon jene Sehnſucht hätte ich dann nicht, und dieſe iſt doch ſo ſchön, und macht das Herz ſo voll Liebe. Und ſind ſie mir denn nicht nahe, die fernen Lieben? Zaubern meine Wünſche ſie nicht herbei? Was klage ich denn; höre ich nicht die geliebten Stimmen, blick' ich nicht in treue Freundesaugen, lächelt nicht jener Mund voll Liebreiz? Mit allen rede ich, alle erzählen mir, heitre Scherze flattern durch das Geſpräch, ich bin mitten unter den Freunden, und will ich einen allein und heimlich ſprechen, gleich iſt er bei mir.

Ich habe das Gewühl der Menſchen, die alle gern einen Stuhl hätten, und bald Kaffee, weil ſie noch nüchtern ſind, hinter mir gelaſſen, und habe einen ſchönen Pfad gefunden, zur Rechten iſt dichter Wald, zur Linken ein ſtiller Fluß, Weiden und Ulmen neigen ihre Zweige gegen einander, und werfen Schatten auf meinen Weg. Der Blick iſt frei zur Linken, und ſchweift über einen bunten Wieſenteppich hin. Die Gräſer und Blumen flüſtern mit einander, die glänzenden Blätter der Erlen und Wieſen rauſchen leiſe, die Vögel im Walde ſingen. Eine unausſprechliche Fröhlichkeit ſchauert durch meine Seele.

Der Fluß iſt ſo ruhig, ſehe ich doch kaum, nach welcher Richtung er fließt; weiße Blumen heben über der feuchten Fläche den Silberkelch zum Licht, und wie grünes Haar der Nixen ſchwimmen Conſerven langgeſtreckt auf dem Waſſer. Der Bach rauſcht und murmelt, der Strom brauſt, das Meer toſet und donnert, aber der Fluß iſt ruhig, wie ein tiefes Gemüth. Er trägt das Bild der lachenden Ufer und des Himmels auf ſeinem Spiegel, jenes trägt in ſich ſelbſt einen Himmel ſchöner Gefühle.

Die Menſchen ahnen und hoffen einen Himmel außer ſich, nach dem Tode, wer aber nicht in ſich den Himmel trägt, der wird nie ſeiner Wonnen theilhaftig.

Es zieht eine Sehnſucht durch das Weltall, die eines göttlichen Urſprungs ſeyn muß, die Sehnſucht nach Licht und Liebe; ein Hinaufſtreben nach dem Himmel iſt in der ganzen Natur ſichtbar. Die Bäume wachſen ſchlank empor, und breiten erſt oben ihre Aeſte und Zweige, ihre Blätter und Blüthen aus. Auf dem Gipfel des Stengels erſcheint immer die Blume, wenn nicht der ganze Stengel voll Blüthen iſt. Aus Felsritzen drängt ſich das Moos nach dem Licht, aus dem Schooſs der Tiefe ſteigen die Nelumbiumblumen herauf, im Licht zu blühen. Die Blüthe iſt die Liebe der Pflanze.

Warum fliegen die Vögel ſo hoch? Sie wiſſen doch, daß da droben in der blauen Luft kein Zweig iſt, darauf ſie ruhen können. Sehnen ſie ſich vielleicht doch nach der unendlichen Bläue? Ahnen ſie etwa hinter der blauen Decke des Aetherzeltes eine ſchönere Welt? Sie ſchwingen ſich empor, recht hoch mit aller Kraft ihrer Flügel, aber ſie kommen nicht hin zu dem weltumſpannenden Gewölbe, das ſie leicht zu durchfliegen wähnten, und unter ihnen liegt nun die Erde, ein Garten Gottes, mit grünen Wäldern und hellen Seen, und lächelt ſo freundlich. Da ſinken ſie ſchnell wieder herab, da tönen ihre Freudenlieder wieder durch die Waldnacht, und ſie wiſſen nun, wo ihr Himmel iſt.

Horch, fernher ſchwimmen auf Wellen der Luft Muſikklänge in meine ſtille Waldeseinſamkeit, o wie rein und ſchön und ſanftverhallend. Muſik iſt doch eine göttliche Kunſt! Muſik, Malerei und Poeſie ſind der Natur auf das Innigſte verſchwiſtert. Glockentöne ſchallen vom nahen Dorfe herüber. So hat auch das todte Metall eine Stimme, und wird lebendig, indem es tönet; es hat auch ſeinen Antheil an dem allgemeinen Jauchzen.

O Natur und Himmel, wie bin ich ſo ſelig!

Die Stunden eilen vorüber, mögen ſie; mich mahnt heute nicht ihr Flug. Es iſt ein ſo ſchönes Gefühl, Zeit zu haben, nicht gepreßt und gedrängt zu ſeyn von den Stunden. Ach, es gab einſt eine Zeit, wo ich keine Zeit hatte, oder doch nur wenig, um hinaus zu eilen in die Arme der Natur, nur ſelten trank ich da aus ihrem Zauberkelche, und trank mich niemals ſatt; da regte aber immer mächtigere Schwingen die Sehnſucht, ich träumte von der Schönheit der Welt, und nährte meine Seele mit Hoffnungen. Ich glaube, jene Zeit hat mich zum Dichter gemacht.

Du blaue Libelle, was flüſterſt Du der purpurnen Lychnisblume zu, auf der Du Dich wiegſt? Kleine Chryſomela, haſt Du dem Vergißmeinnicht etwas zu ſagen? Es iſt ſo himmelblau, wie Deine Flügel, biſt Du ihm vielleicht verwandt? Käfer und Schmetterlinge ſind auch Blumen, alles Leben iſt Blüthe.

Es iſt ſehr angenehm, die Geſchöpfe und die Blumen und Kräuter zu kennen; man fühlt ſich ihnen um vieles näher, vielmehr zu ihnen hingezogen, man liebt ſie mehr. Iſt's doch faſt mit den Menſchen daſſelbe. Freundlich grüßen wir die Bekannten, die Freunde, am Fremden gehen wir kälter vorüber. Ich plaudere ſo gern mit den Blumen, und freue mich, jede bei ihrem Namen nennen zu können. Dieſe Namen ſind ihnen freilich erſt gegeben von den Menſchen, und ſie heißen vielleicht unter ſich ganz anders, wer kann das wiſſen? Aber ich habe ſie einmal unter den angenommenen lieb gewonnen.

Blumen kommen mir vor, wie Kinder, die im Lebensfrühling ſterben, ſie haben geblüht. Die Bäume ſind Männer und Greiſe, ſie ſind erſtarkt in den Stürmen der Zeit, ſie ſtrecken kräftige Arme in das All hinaus, und tragen Früchte, jeder nach ſeiner Weiſe.

O Gott, Du Geahneter, Unerforſchter, Allſchöpfer! Welche Wonnen ſtreueſt Du aus deinem Lichtreich auch auf die kleine Erde, und in die Menſchenherzen auf ihr! Ewiger, Heiliger, den Worte nicht nennen, den Geiſter nicht begreifen, ich fühle dein Walten; Gott, Vater, Du biſt!!

Das Daſeyn Gottes ſoll zwiefach erkannt werden, aus der Natur und aus der Offenbarung, als wenn Natur nicht die herrlichſte Offenbarung wäre! Wer Gottes heiliges Weſen nicht freudig ahnet und ſelig fühlet in der Natur, dem wird er ſich nie offenbaren. Es iſt lächerlich, Religionsſyſteme aufzuſtellen. Religion kann nur Eins ſeyn, kann nicht in Theile zerfallen. Die heilige Schrift haben ja doch nur Menſchen geſchrieben; der Gottesgeiſt, der ſie erfüllt, ſollten ſie ihn im Traume geſehen haben? Offenbarte ſich ihnen Gott nicht auch aus der Natur? Chriſtus lehrte gern im Freien, und unter den Palmen der Wüſte wandelte ſinnend des heiligen Geiſtes voll, der Freund der Menſchen.

Wer die Natur nicht lieb hat, kann auch kein Menſchenfreund ſeyn.

Natur und Weltall ſind mir gleichbedeutend, es iſt alles *Κόσμος*, Schmuck, Gottesherrlichkeit, Offenbarung des Unendlichen im Endlichen, des Schaffenden im Geſchaffenen; die Vernunft, was iſt ſie anders, als ein Funke der geiſtigſchöpferiſchen Urflamme, die das All durchlodert, und das Leben weckt, und das Todte auferſtehen heißt? Immer die gleiche Offenbarung der Weltſeele.

Welches Schmachten, welches Genießen, welche Fülle rings umher! Liebe und Freude athmet

Alles. Die Blumen trinken die Strahlen der Morgensonne. Es wird wärmer, die Vöglein suchen den Schatten.

Unter dichtverschlungenem Gezweig zieht ſich jetzt mein Pfad. Eine Nacht grünen Laubes umfängt mich, das Licht, das ſich durch die belaubten Aeſte ſtiehlt, liegt am Boden, wie verſtreute Roſenblätter. O wie ſchön iſt dieſer Pfad, wie traulich. Erinnerung beſchleicht mich, und mit ihr eine ſüße Wehmuth, ein namenloſes Sehnen. Thränen quellen mir warm ins Auge. Wonach ſehnt ſich mein frohes, weiches, weinendes Herz?

Der Jüngling ſehnt ſich nach einer Geliebten, er findet ſie nur ſelten wahrhaftig unter den Menſchen, in der Natur aber immer. Sie iſt ewig treu; Mutter und Geliebte zugleich.

Ich fühle mich einſam, ungeliebt; ich meine hier Frauenliebe. Dieſes Gefühl überwallt mich bisweilen ſchmerzlich. Ich könnte vielleicht ein Herz, das ſich zu mir neigte, mit der Fülle meiner Liebe beſeligen. Wie wollte ich treu ſeyn!

Freundſchaft bietet mir Erſatz. O namenloſes Wonnegefühl, mit dem ich zum Himmel jauchze:

Mich hat noch nie ein Freund getäuſcht! Alle, die mein Innerſtes erkannten, denen ich mich offen dahingab, denen ich Liebe gab für ihre Liebe, ſie ſind noch mein. Ihrer keiner hat mich treulos verlaſſen. Dafür bin ich nie hinterliſtig geweſen gegen Einen oder den Andern, ich habe nie geheuchelt, nie mit Empfindungen geſpielt, ich habe mich ihnen gegeben mit allen meinen Fehlern, und dem wenigen Guten, was an mir, und ſie haben mich Alle lieb. Wahr und klar, das iſt mein Wahlſpruch, nach dem ich handle. O komm Erinnerung, komm Du holde, bräutliche Göttin mit dem Dulkamarakranze, gieb mir von den Blumen, die Du in deiner Hand trägſt!

Der Pfad lichtet ſich, eine Waldwieſe liegt in unbeſchreiblicher Schöne vor meinen Blicken, hier ſteht eine alte Eiche mit friſchgrünem Laub, voll Blüthentrauben. Sie breitet ſtarke Aeſte aus, es rauſcht wunderbar in dem dichten Gezweig; o wie iſt es rings ſo ſtille, ſo feierlich, und doch lauter Leben, ſtilles, ſeliges Leben, Sabbathfeier. Die Allmutter Natur hält ihren Kirchgang, ſie hat den Frühling geboren.

Unter die Schatten des heiligen Baumes will ich mich lagern.

2.

Heilige Eiche, Bild der Kraft, wie lieblich rauſcht es in deinen Zweigen, die Lüftchen umflattern deinen Wipfel und küſſen ihn, wie Schmetterlinge Blumen. Hier iſt Anmuth bei der Fülle, Schönheit bei der Stärke, es iſt die Harmonie der Schöpfung.

Eiche, Du ſchöner, herrlicher, deutſcher Baum! Ich weiß mir nichts Prachtvolleres und Traulicheres zugleich, als einen deutſchen Eichenwald. Zu ganz beſondern Gefühlen erwacht mein Herz in ſeinen Schatten. Wohl mögen die Olivenhaine und Orangenwälder ſchön ſeyn, aber ſo ſchön, wie die Oelbäume, ſind ſchon unſre Weiden, und der allzuſtarke Duft der Pomeranzenbäume betäubt. Unter den Eichen wohnt Ruhe.

Die Palmen ragen ſtolz empor, und breiten üppige Kronen und weite Fächer, aber es ringeln Schlangen um die Palmen, und Tiger lauern unter ihnen auf Beute. Durch die Palmen weht das zarte Säuſeln nicht, das die Blätter der Eiche zum leiſen Liſpeln anregt. Um jene ſchlingt und windet ſich ſtachliges Lianengeflecht, üppig zehrend von ihrer Kraft, feurig blühend zwar, und wunderherrlich, aber oft giftig; die Eiche umarmt nur bisweilen der ſtille, ſanfte Epheu, und ſtrebt an ihr empor, und liebkoſt ſie, aber ſeine Nahrung ſaugt er aus der Erde.

Deiner denk' ich, Flur meiner Heimath! Euch, ferne, reizende Höhen, traute Wälder mit kühlem Schatten, durchwandeln meine Gedanken.

Ihr ſtolzen Burgtrümmer, in Abendſtrahlen glühend — wo ſeyd ihr? Ihr rauſchenden Waldbäche, ihr Matten voll würziger duftender Blumen, meine Blicke ſuchen euch vergebens; ihr Seen, auf denen mein Auge ſo oft und ſo gern geruht, ich ſehe euch nicht, ich ſehne mich nach euch, und doch iſt es auch hier ſo ſchön, ſo ſchön!

Der Menſch hat nie genug, aus der Ueberfülle ſeiner froheſten Empfindungen ſproßt immer wieder eine neue Sehnſucht, ein neues Begehren, wie die Rebe weiter rankt, wenn ſie ſich an einen Punkt feſtgeſchlungen. Der Born der Hoffnung quillt ewig.

Erinnerung, wenn ſie mit ihren ſanften Zauberfäden, mit ihren Goldſtrahlen meine Seele umſpinnt, wenn ſie mir ihren ſüßen, glühenden Kuß auf die ſchmachtenden Lippen drückt, bringt mir immer Thränen mit. O wie lieb ſind mir dieſe Thränen, nicht um Gold möchte ich ſie vertauſchen, nicht um Küſſe der Gegenwart den Kuß der Erinnerung.

Meine Vergangenheit war nicht immer freundlich, oft war ſie recht ſtreng gegen mich, recht bitter, ſie hat mich oft geknechtet, aber ich habe ihr verziehen, um der ſchönen Stunden willen, die mir doch erblühten in ihr. Auf ſteilem, dürrem Fels kriecht aus einer Ritze das Sedum, und nährt ſich von Luft und Thau, und blüht in tauſend Goldſternen auf; was Blüthe werden ſoll, wird Blüthe.

Zu Dir, zu Dir, Allvater, zieht mich Andacht und Freude. O Dank Dir, Allgütiger, für die vielen Blumen der Freude, die auch mir erblüht. Dank für die Freunde, die Du mir gegeben, frommen, feurigen Dank! — Ich habe geweint in Kummernächten, da hat Freundeswort tröſtend zu mir geſprochen, ich verzagte an Glück und Hoffnung, da wies mich Freundesſtimme an Dich, und weckte neues Vertrauen in der Bruſt des Zagenden. Ich war verlaſſen, da nahm mich Freundſchaft in ihre Arme, ich war allein, und Freundſchaft wurde meine Gefährtin.

O wie bedaure ich die Armen, die da klagen, ihre Freunde haben ſie getäuſcht, betrogen. Es iſt nie ſo, ſie haben ſich ſelbſt getäuſcht.

Man ſoll Freunde prüfen. O wie elend! Wer prüft, der zweifelt; ich habe vertraut, und mein Vertrauen ward nie zu Schanden. Ein Mißtrauiſcher verdient keinen Freund, keine Geliebte; er verdient, daß ſich Lügner, Diebe, Verläumder und Neidiſche an ihn ketten; er iſt nicht werth des Umgangs der Edlen. Es iſt das ein hartes Wort, ich fühle es, aber es iſt wahr.

Horch! der Pirol ruft ſeinen flötenden Lockton hoch oben im Gezweig, unter ihm ſingen zwei Grasmücken einen Wechſelgeſang. Wer gab euch doch die lieblichen Stimmen, ihr kleinen Sänger. Wie freudig die zarte Bruſt ſchwillt, wie das Schnäbelchen ſo ſchnell ſich bewegte. Ob wohl Gedanken wohnen in dieſen kleinen Köpfchen, ob es wohl Seele iſt, was ſo hell und klar und unſchuldvoll aus den kleinen Augen blickt. Die Natur hat Freuden die Fülle für alle ihre Erſchaffenen.

Dort gaukeln ein Paar Schmetterlinge. Auch ſie lieben, lieben einen kurzen Tag, und dann ſterben ſie. Was iſt auch für ſie ein Leben ohne Liebe? Flattert nur hin, ihr bunten Sinnbilder der Verklärung, ätheriſche Weſen, die keine Nahrung zu ſich nehmen, weil ſie keiner bedürfen. Eure Nahrung iſt Luft, und Licht, und Liebe.

Mir iſt, als habe mein Geiſt auch ſchon die Staubhülle geſprengt, und flattere um die Freudenblumen der Gegenwart, frei und ſorglos wiegt er ſich in ſonnenheller Luft, und ſchwebt bald nah, bald fern. Ich bin ſo leicht, ſo froh, ſo heiter.

Das iſt dein Zauber, Natur, in Dir, Du Reine, Heilige, läutern ſich die Gefühle. Reiner werden Wünſche und Empfindungen, idealer die Anſichten, ein ſchönerer Glaube bemächtigt ſich des Herzens, warm ſchlägt es, und mit gleicher Liebe, wie Du, möchte es die Welt umfaſſen.

Darin kann der Menſch Gott gleich ſeyn, daß er eine Fülle von Liebe überträgt auf Alles, was gut und ſchön und edel iſt.

Das Gefühl, das All zu lieben, iſt ein wahrhaft ſeliges. Es reißt die Seele im Adlerflug mit ſich fort, auf den Flügeln himmliſcher Erhebung.

Es glüht, wie eine Morgenröthe voll Ahnungen, jeder Gedanke wird Gebet. Die Seele badet ſich im Lichte des Ewigen, ſie zittert in Wonneſchauern an der Vorhalle des verklärten Lebens in Gott.

Schweben Engel im Morgenſchein um mich? Grüßen ſie den ſterblichen Waller, und wecken ſie mit wunderbarem Zauberkuß die Sehnſucht nach dem Unendlichen in ſeinem Buſen?

Sonne, die Du mit feurigen Strahlenarmen das Gefilde umfängſt, haſt Du die Erde lieb? Ja, Du liebſt ſie, ſie iſt ja Dein Kind, und Du biſt eine gute Mutter. Heute iſt ihr Hochzeittag mit dem Frühling, Du haſt ihr einen reichen Brautſchatz mitgegeben, und haſt ſie herrlich geſchmückt, und nun drückſt Du ſie ſegnend an dein heißes Mutterherz, und der Bräutigam ſteht dabei und lächelt freundlich.

Dichte ich denn, indem ich dies empfinde und ausſpreche? Wäre dieſe Fülle von Ahnung, von Freudigkeit, von innerer Beſeligung ein Gedicht? Wehe, wenn Alles, was mich heute durchglühte, nur eine ſchöne Dichtung wäre!

Was iſt Poeſie? Ein Keim, den Gott in die Menſchenbruſt gelegt hat, darin er aufgeht und hervorwächſt zu einer ſchönen Blüthe.

Poeſie iſt Blüthe der Empfindung, heilige unausſprechlich ſelige Empfindung des Guten und Schönen, folglich iſt ſie Wahrheit.

Sie iſt gar mächtig, und hoch und herrlich, und doch wieder ein holdes, liebliches Kind, geſchmückt mit dem Kranze unverwelklicher Jugend. Hat ſie nicht vor Jahrtauſenden mit gleichem Zauber gewaltet? Sie rauſchte in ſchwellenden Accorden durch die Harfe des Königsſängers von Juda, ſie beſeelte Homere.

Und eine Mutter iſt ſie, die ihre Kinder liebt, und ſie iſt ewig fruchtbar, wie die Natur. Und die Natur iſt ihre Amme, und das Menſchenherz iſt ihre Wiege.

Man ſoll die Alten leſen und verſtehen, ihre Sprache, ihr Gefühl ſey die Milch, den Dichter zu nähren, ohne Kenntniß der ſogenannten alten Klaſſiker kein Dichter! Ob das wohl ſo ganz buchſtäblich wahr iſt? Daß Homer und Pindar Göttliches gefühlt und geſungen, wer bezweifelt es? Aber ſollte nicht Einer Göttliches fühlen und ſingen können, ohne eine Ahnung zu haben von Homers und Pindars Geſängen? Ich glaub' faſt, denn ob es auch wahr iſt, daß große Gedanken große Gedanken zeugen, ſo ſollte ich doch meinen zu wem der Himmel redet, zu wem die Natur ſpricht, der bedürfe keines Buches.

Wie wahr ſingt **Uhland** in ſeinem ewig ſchönen Liede, **freie Kunſt**:

Heilig achten wir die Geiſter,
Aber Namen ſind uns Dunſt,
Würdig ehren wir die Meiſter,
Aber frei iſt unſre Kunſt.

Wem nicht im tiefſten Innern der Born des Lebens quillt, die Quelle der Dichtkunſt rauſcht, der wird weder mit Griechen, noch mit Römern das heilige Siegel, das ſie verſchließt, löſen.

Unter den Wieſenblumen rings um mich drängen ſich eine Menge kleiner Vergißmeinnicht. Keine Blume hat einen ſchönern Namen. Ich pflücke mir einige, und küſſe den Thau von ihren Saphirkronen; ich habe einmal die kleine ſchöne Blume lieb. Sie iſt ein freundlicher Mahnbrief, den die Natur an die Menſchen ſchreibt, wenn ſie an ihr, der guten Mutter, kalt vorübergehen. Sie ruft ganz leiſe und bittend: Vergiß mein nicht! Mir iſt's, wenn ich den Himmel erblicke, das reine Blau, und das Sonnengeld mitten drin, als ſey das eine Rieſenblume, die ſich Gott gepflanzt, und an der er ſeine Freude habe, und als ſpreche er durch ſie zu der Menſchenſeele: Vergiß mein nicht!

Die Stimme eines Guckuks ſchallt nahe und vernehmlich aus dem Dickicht; in der Ferne, aus dem tiefen Walde, ſcheinen zwei andere zu antworten. Es heißt, dieſer Vogel rufe ſeinen Namen, man macht ihn wohl gar zu einem Bilde eiteln Selbſtliebes. Daran denkt der gute Vogel gewiß nicht, denn ſein Ruf hat ihm erſt den Namen verſchafft. Er hat darin, beiläufig geſagt, mit manchem Autor eine Aehnlichkeit. Einem verſchafft ſein Geſchrei, ſein Ruf einen Namen, einem verſchafft ſein Name Ruf. Am Ende iſt's Eins. Aber was der Guckuk ruft, iſt wohl etwas Anders, mir ſcheint es zu klingen, wie Hoffnung! Hoffnung! In der Sprache der Vögel aber wird es wohl Liebe heißen.

Nun wieder unter die Menſchen! Habe Dank, Eiche, für deinen Schatten!

Belebter wird mein einſamer Pfad, je mehr ich nahe komme dem Luſtorte. Es begegnen mir Liebespaare voll ſtillen Glückes. Mädchen, mit Himmelsblicken, die vielleicht, noch unentweiht, ein heiliges Sehnen im keuſchen Buſen tragen; Kinder voll Unſchuld und Fröhlichkeit, junge Männer mit Cigarren; Männer mit ihren Frauen, ehrſame Bürgersleute. Alle ſind heiter, auf keinem Geſicht leſe ich Mißmuth.

Dort ſteigt eine Geſellſchaft in einen Kahn zur Nachhauſefahrt; ich ſchließe mich an, ein holdes, liebliches Mädchen wird meine Nachbarin. Heitere Scherze beleben die Geſellſchaft, während ſtill der Nachen durch umbuſchte Ufer dahin gleitet. Meine Nachbarin plätſchert mit der Hand in dem lauen Waſſer, ich thue es ihr nach, die Hände finden ſich, ich wage einen leiſen Druck der zarten Finger. Sie duldet es unbefangen. Leider bin ich ganz fremd in der Geſellſchaft; man landet, man ſteigt aus, man ſagt ſich freundlich und höflich Lebewohl, Jedes geht ſeine Straße, auch meine ſchöne Unbekannte. Es gehe ihr wohl! Noch tönt Erinnerung den heut genoſſenen ſtillen Freuden nach, fröhlich komme ich nach Hauſe, und ſchreibe — den Spaziergang.

X.

Die Küsse.

Aphorismen und Winke.

Ein glühender Doppelſtrahl ging aus vom Weſen des Allerbarmers, und zog in die Herzen der erſten Menſchen. Und ſie waren ſelig, als ſie im Innern den Strahl des Göttlichen empfanden; da ward aus Unſchuld und Liebe: **Der erſte Kuß.**

Und durch Jahrtauſende iſt der Kuß das heilige Zeichen inniger Zuneigung geblieben. Ob es auch entweiht wird millionenmal, dennoch bleibt es unvergänglich rein den Reinen, ein ſchöner Zoll der Liebe, der Freundſchaft, der Dankbarkeit, des Wohlwollens; ein Pfand der Treue und liebevollen Zärtlichkeit, und wird es gemißbraucht — nun, wer wollte darum dem Golde zürnen, weil es verfälſcht werden kann? — Der Kuß des **Segens**, den Vater- und Mutterfreude auf die Lippen des Säuglings drückt, iſt ein ſtilles Dankgebet an den Ewigen, ein hohes Lied, das unter Wonnethränen den Neugebornen zum Erdenpilger weiht. —

Und das Kindlein wächst und gedeiht. O wie ſchön iſt's, zu ſehen, mit welcher Zärtlichkeit die liebende Mutter, der frohe Vater oder holde Geſchwiſter den kleinen Liebling küſſen, das iſt innige Liebe, die ihn pflegt und großzieht.

Aber wer bloß, um den lieben Aeltern zu ſchmeicheln, oder zu gefallen, kleine Kinder küßt, der legt ſich ſelbſt eine Pönitenz auf, in der genugſame Strafe ſeiner Heuchelei liegt, denn mit Widerwillen gegebene oder empfangene Küſſe ſind Geiſſelungen der Seele.

Gleichgültige Küſſe ſind ſchlechte Heller, und als ſolche gleichgültig, es mag ſie ausprägen, wer da will. Doch küßt man auch wohl einmal einen unſchönen Mund, um gleiches Recht auf einen ſchönen üben zu dürfen.

Der erſte Kuß zweier Liebenden, der lange erſehnt, nun endlich ſchamhaft gegeben, und ſelig empfangen wird, iſt ein reiner Harmonikaton, der auf ſeine Schwingen die verwandten Seelen in Himmelsgefilde trägt, ein Memnonsklang im Morgenroth der Liebe. Willſt Du ſchmecken den Judaskuß des Verraths Deiner heiligſten Gefühle, ſo ſieh, wie Deine Geliebte einen Nebenbuhler küßt. Küßt ein Nebenbuhler die Geliebte, ſo iſt es ein Vampyrkuß, der unſer wärmſtes Herzblut ſaugt, und Eiferſucht heißt der Vampyr. —

Der Kuß des Wiederſehens zweier Liebenden nach langer Trennung iſt der Lotos des Vergeſſens, ein Trank aus dem Lethebecher. Sie denken, ſie fühlen nur ſich, der heißeſte Pulsſchlag der glücklichſten Herzen zuckt auf den glühenden Lippen, während ſich in den freudeſtrahlenden Augen Seele in Seele taucht. —

Was iſt ſüßer als ein Kuß der Liebe? Er iſt mehr als Nektar, mehr als Ambroſia der Götter. —

Der Kuß der Verlobung iſt ein Pfandbrief auf eine goldne Ewigkeit, die der Verlobungsring zugleich ſymboliſch andeuten ſoll. Wohl Allen, denen das ſaturniſche Zeitalter der Braut- und Flitterwochen ſich nicht unter der Regierung des grämlichen Kronos in das drückende, farbloſe Metall verwandelt, das dem Saturn geweiht iſt, und ſein planetariſches Zeichen trägt. —

Die Küſſe liebender Verlobten ſind liebliche Variationen eines Thema's, in welchem Freude, Liebe und Hoffnung zum heiligen Dreiklang verſchmolzen, himmelan jauchzen im endloſen Jubel triumphirender Seligkeit.

Der Kuß des treuen **Gatten**, der zärtlichen **Gattin**, die beide nicht mehr in den Blüthejahren ſtehen, gleicht einer Immortelle im Garten des Lebens, die auch unter herbſtlichen Schauern blüht, wenn rauhe Lüfte längſt die ſchöneren, vergänglicheren Kinder Flora's entblätterten.

Küſſe treuer **Freundſchaft** ſind holde Cyanen, die mit ihrem ſanften Blau das Saatfeld der Jugend ſchmücken; nur die Guten kann der Himmel mit tugendhafter Freundſchaft beglücken und beſeligen. —

Der Kuß der **Weihe**, den der Neuaufgenommene in eine ehrwürdige Verbrüderung von den Bundesbrüdern empfängt, iſt das Siegel des Myſteriums, der Finger auf den Lippen des ſtillen Gottes Harpokrates.

Abſchiedsküſſe ſind immer eine Dulcamara, die ihre mit lillafarbigen Blüthen geſchmückten Zweige in die ferne Zukunft hinüberrankt; ſüß als Küſſe, bitter, weil der herbe Gedanke des Scheidens, der ſich im thränenfeuchten Auge verſichtbart, auch im Druck der heißen Lippen fühlbar wird; ſo liegt im letzten Kuß der Trennung ein umflorter Himmel, der noch einige milde Hoffnungsſterne, die auf Wiederſehen hindeuten, durchſchimmern läßt. —

Der Kuß auf die Stirne iſt ein Weihe- und Segenskuß, der auf die Wangen iſt der Kuß der Freundſchaft, der Verwandtenliebe, der flüchtigen Zuneigung, doch Liebe liebt den Mund zu küſſen. —

Handküſſe ſind zum Glück ſo ziemlich aus der Mode gekommen.

Wie viel war nicht zu überwinden
Bei jenem ganz fatalen Kuß;
Wer liebt, weiß auch die Hand zu finden,
Der gern er aufdrückt Kuß auf Kuß.

Handküßchen und Kußhändchen bilden ein ſo ſchönes Wortſpiel, wie ſie im Leben eine ſchöne Spielerei ſind. —

Küſſe auf Pantoffeln ſind freiwillige und unfreiwillige. Erſtere empfängt allein das Oberhaupt der Chriſtenheit, letztere arme Ehemänner von ihren weiblichen Oberhäuptern.

Es giebt leider Mütter, die ihre Hunde und Katzen lieber küſſen, als ihre Kinder; ſollten dieſe nicht lebende Beweiſe von der Wahrheit der

Lehre von der Seelenwanderung ſeyn, und in den lieben Thierlein kraft eines ihnen inwohnenden Inſtinkts die früheren Geſchlechtsverwandten herausgefunden haben, die ihr Herz, das zärtliche, nun adoptirt? Wie? —

Die Küſſe bei'm Brüder- oder Schweſterſchaft machen ſind ein altes Herkommen, man muß es in ſeinen Würden laſſen, obgleich oft dabei kaum ſo viel gedacht, als geſprochen wird.

Küſſe auf Reliquien von geliebten Todten, oder auf Andenken, Liebespfänder, Briefe u. dgl. von entfernten Lieben ſind Aeolsharfenklänge der Erinnerung, die aus glücklicher Vergangenheit in die oft trübe Gegenwart leiſe und geiſterhaft herübertönen.

Die Küſſe der Andacht auf Heiligenbilder, Amulette, Kruciſixe, Tempel- und Altarſtufen, ſind zwar etwas Ueberflüſſiges, doch Unſchädliches, da hingegen die Küſſe auf eine ſeidne Schnur in der Türkei bei Allem überflüſſig ſeyn, das Zuziehen des Halſes unmittelbar nach ſich ziehen. Küſſe auf Gewänder ſind Sklavenäuſſerungen, eines Freien durchaus unwürdig.

Pfänderſpielküſſe ſind für die gern Küſſenden eine ſüße Kaltſchaale, ein Bienenfutter, für Andre eine läſtige Frohne; Pfänderſpiele ohne Küſſe ſind aber wiederum etwas ganz Flaches, wenn die Geſellſchaft nicht ſo hochgebildet iſt, daß eine reingeiſtige Unterhaltung auch ihre Spiele belebt und würzt. —

Das ſchöne Geſchlecht iſt in der Regel geneigter zu küſſen, als das männliche, und beurkundet dadurch ſeinen ſanften Charakter, denn was ſind Küſſe anders, als ein Ueberwallen zärtlicher Gefühle? Das kleine Mädchen ſchon küßt ſeine Puppe hundertmal, ehe ſein eben ſo kleiner Bruder das Steckenpferd oder ſeinen Hanswurſt einmal küßt.

Manche Mädchen, auch unter der gebildeteren Klaſſe, ſind allzufreigebig mit ihren Küſſen; ſie thun nicht wohl daran. Wenn eine Jungfrau einen Jüngling oder Mann küßt (zwiſchen ſelbſt küſſen und ſich küſſen laſſen findet hier gar kein Unterſchied ſtatt), ſo iſt dieß immer ein Zeichen beſonderer Gunſt, das, ſoll es als ein ſolches aufgenommen werden, nicht verſchwendet werden darf, nicht weggeworfen an Jeden, ſonſt verliert es allen Werth, und die Geberin verliert mit.

Die ſüßen Küſſe zärtlichen Umfangens
Sie klopfen an die Pforte des Verlangens,
Verlangen iſt ein Rieſe, nimmerſatt,
Weh! wenn die Pforte keinen Hüter hat!

Andre Mädchen halten ihre Küſſe entſetzlich hoch im Preiſe, oft den unſchuldigſten verweigernd. Daran iſt nun einestheils Blödigkeit ſchuld, mehrentheils aber ſchnöde Koketterie. Aber aus dieſen bilden ſich die Seminarien alter Jungfern, die Zeter ſchreien über die gottloſe Jugend, wenn ihr Lebensherbſt gekommen. Ihnen wäre zuzurufen:

Bedenkt, Ihr Spröden, es kommt der Tag,
An welchem Euch Niemand mehr küſſen mag.

Wie in vielen Dingen, ſo lieben auch bei'm Küſſen manche Mädchen die Extreme.

Junge Mädchen können einander kaum über die Straße beſuchen, ohne ſich, auch wenn kein ſchweſterliches Band individueller Freundſchaft Herzen an Herzen knüpft, liebkoſend zu umarmen und zu küſſen. Dieſe Küſſe ſind Rechenpfennige, mit denen die Kindlein ſpielen, und ſie für das Geld des Gefühls geben. Und doch wollen wir lieber hübſche Mädchen einander küſſen ſehen; man wünſcht ſich doch etwas davon, als abgelebte Perſonen, die oft ohne Freundſchaft, ohne Liebe, ohne Zuneigung, aus purer Konvenienz und voll ſteifen Ceremoniells welke Lippen an welke Lippen drücken. Man möchte dabei immer an ungeſalzne Waſſerſuppe denken.

Es giebt auch Perſonen, deren Küſſe füglich als Vomitiv-Surrogate dienen könnten, wäre nicht zu fürchten, daß die Wirkung allzu draſtiſch ausfiele.

Auch ein Büchlein ſoll es geben über die Kunſt zu küſſen. Es iſt alſo eine Kunſt, das wußten wir noch nicht; zum Glück iſt ſie nicht ſchwer zu lernen, und dann, worüber gäbe es nicht ein Buch oder Büchlein? Wir ſchenken dem Autor ſeine Theorie des Kuſſes, wenn er eine ſolche aufgeſtellt hat, und halten uns zur goldnen Praxis.

Schließlich ſeyen allen Leſerinnen und Leſern in jedem Lebensalter die ſüßeſten Küſſe von geliebter Lippe gewünſcht, bis

„— — ein Kuß
„Nimmt das letzte Leben von der Lippe.
„Seine Fackel ſenkt der Genius.“ —

XI.

Die Blume und das Menschenleben.

— Zum Blühn ſind früh die Roſen aufgeſtanden,
Um alt zu werden haben ſie geblühet,
In einer Knoſpe Wieg' und Tod ſie fanden.
Darin der Menſch ſein eignes Loos erſiehet,
Geburt und Tod iſt einen Tag verbanden,
Zur Stunde wird's Jahrhundert, wie's entfliehet.

A. W. v. Schlegel nach Calderon.

Die Blume und das Menſchenleben.

Der junge Frühling kommt geflogen
In ſeiner Schöne lichtem Glanz;
Der Himmel wird ſein Ehrenbogen,
Ihm reicht die Flur den Siegerkranz;
Ihm rauſchen feſtlich Waſſerwogen,
Und hüpfen fort im leichten Tanz.
Die Sänger regen bunte Schwingen,
Und wollen All' vom Lenze ſingen,
Von ſeinem Lächeln angezogen,
Von ſeiner Huld durchdrungen ganz.

Eine freundliche Zauberin
Tritt dem Menſchen auf ſeinen Wegen
Mit des Selbſtbewußtſeyns Beginn
Lockend und blumenbekränzt entgegen,
Lehret zuerſt ihn Wünſche nennen,
Lehrt ihn Sehnſucht und Seufzer kennen.

Nach dem hellen Golde der Sterne,
Nach dem ewigen Vaterhaus,
Streckt auf Mutterarmen ſo gerne
Schon der Säugling die Händchen aus;
Blickt hinauf mit frohem Geſicht
Nach dem heitern und reinen Licht.

Hoffnung, Du lebſt in der Kinderbruſt,
Glühſt im Buſen des Mädchens heiß,
Füllſt das Herz des Jünglings mit Luſt,
Winkſt am Grabe dem müden Greis.
Hoffnung, Du biſt das A und das O;
Täuſcheſt die Menſchen, und machſt ſie froh.

Wehe dem Armen, den Du verlaſſen,
Anker in des Geſchickes Wogen!
Welche Rettung ſoll der erfaſſen,
Den untreu der Pilote betrogen?
Dem der Leitſtern untergegangen?
Nacht der Verzweiflung muß ihn umfangen!

Hoffnung, Du gleichſt dem Lenzgefühle,
Das die Seele mit Luſt durchſchauert;
Ob berührt von der Leiden Kühle
Auch die Blume der Freude trauert.
Du, gleich fröhlichem Sonnenſchein
Strahlſt erwärmend ins Herz hinein.

Hoffnung, Dir ſchlägt entgegen das Herz
Gleich des Baches hüpfender Welle,
Deine Schwingen entführen den Schmerz,
Wo Du lächelſt, iſt Sonnenhelle.
Du des nahenden Lenzes Kind,
Hoffnung, wie fächelt Dein Odem lind!

Und wie ſich regt das frohe Leben,
Da ſchwillt der Erde Mutterbruſt,
Und öffnet ſich mit Wonnebeben
Den Hochgefühlen ſüßer Luſt;
Und tauſend Pflanzenkeime ſtreben
Hervor, die ſchlafen lang gemußt.
Es rief der Frühling den Erwachten,
Sie ſteigen aus den finſtern Schachten,
Sie müſſen ſich zum Lichte heben,
In trunkner Sehnſucht, unbewußt.

Im Mutterſchooße ſtill geborgen
Ruht bis zum erſten Lebensmorgen,
Die Menſchenpflanze wunderbar,
Bis daß ſie ſelbſt als Freudenſonne,
Der Mutter Schmerz, der Mutter Wonne,
Zum Leben aufgegangen war.

Da grüßet ſie das Licht mit Weinen,
Und Liebe ſegnet ihr Erſcheinen,
Der Aelternliebe Weihekuß.
Die Mutter hält ihr Kind umfangen;
Es netzt des Säuglings zarte Wangen
Der Freudenzähren ſüßer Gruß.

Das Kind, geboren unter Schmerzen,
Ruht ſeligſtill am Mutterherzen,
Ruht ſchwelgend an dem Lebensquell,

Und ob es noch bewußtlos ſcheine,
So kündet Seele ſchon das kleine
Lichtreiche Auge, rein und hell.

Und eingelullt vom leiſen Sange,
Entſchlummert es, und ſchlummert lange,
Doch treue Mutterliebe wacht;
Der kleinſte Laut, die kleinſte Regung
Setzt ihre Sorgfalt in Bewegung,
Gern opfert ſie die Ruh der Nacht.

Und fröhlich ſieht ſie ſein Entfalten,
Webt ſich aus bunten Traumgeſtalten
Der fernen Zukunft ſchönes Bild.
Wer kann Dich, Mutterliebe, faſſen?
Wie biſt Du zärtlich, ſanft, gelaſſen,
Erhaben, ſtark, und engelmild!

So regt ein lenzerwecktes Schwellen
Die Lebenspulſe der Natur.
Es ſtrömen fröhlich ihre Quellen
Durch die ſmaragdne Wieſenflur.
Die Sonne ſchwimmt in Aetherwellen,
Und badet ſich im Licht-Azur.
Von ihrem Kuß im Süd und Norden
Sind Keime Knospen ſchon geworden,
Ihr Strahl durchbricht die düſtern Zellen,
Zu Lieb' und Luſt erweckend nur.

Um der Aeltern frohe Herzen winde
Lieb' und Freude nun ein neues Band,
Daß verjüngt ſich jedes wiederfinde
In der keuſchen Liebe zartem Pfand.
Daß der Eintracht Segen ſie verbinde,
Daß ſie ſorgend wandeln, Hand in Hand,
Alle Treue dem geliebten Kinde,
Seiner Geiſtentfaltung zugewandt.

Aelternliebe heißt das Sonnenfeuer,
Das die Kinderſeele wärmt und nährt,
Das dem Liebling, euerm Herzen theuer,
Gern und freudig jeden Wunſch gewährt.
Aber Weisheit ſammelt in die Scheuer;
Lehret früh das Kind, wie man entbehrt,
Daß nicht einſt des Undanks Ungeheuer
Trotzig euer'm Alter Krieg erklärt.

Aber laßt die Luſt auf bunten Flügeln
Ungehindert euern Kleinen nahn.
Laßt ſie jauchzen auf den grünen Hügeln,
Laßt ſie tanzen auf dem Wieſenplan.
Strenge ſoll nur freche Willkühr zügeln,
Aber Banden legt dem Scherz nicht an.
Der Erzieher ſyſtematiſch Klügeln
Hat ſchon Uebels nur zu viel gethan.

An das Leichte knüpfe ſich das Schwere,
Spielend an in euerm Unterricht,

Weckt in ihnen das Gefühl der Ehre,
Mordet Schaam und Kindesunſchuld nicht.
Liebe lohne, Liebe ſtrafe, wehre,
Führe Fehlende zurück zur Pflicht,
Und die Herzen öffnen ſich der Lehre,
Wie die Knospen ſich dem Morgenlicht.

Die Knospe, die der Strahl umfloſſen,
Ahnt ſie den Lenz, der um ſie blüht?
Das Blumenauge, noch geſchloſſen,
Iſt es in Sehnſucht ſchon erglüht?
Dringt neben ihr das Drängen, Sproſſen,
Wie Wächterruf in ihr Gemüth,
Daß ſie, vom Kelch noch feſtgehalten,
So gern die Krone will entfalten,
So gern den ſüßen Duft ergoſſen,
Frei, wie des Springquells Garbe ſprüht?

Selige, goldne Kinderzeit,
Reich an blühender Herrlichkeit!
Heiliger Oſten voll Götterſagen,
Zaubergeſang aus frühen Tagen,
Wo das Leben ein Garten war,
Voll von fröhlicher Engel Schaar.

O wie zaubert Erinnerung mild
Vor die Seele Dein Luſtgefild,
Trägt ſie noch einmal über die Brücke

Bunter Farben zum Jugendglücke,
Macht mit Kindern ſie wieder jung,
Sey geſegnet, Erinnerung!

Stimmen der Ahnung von trüber Zeit
Liegen dem Kinderherzen weit;
Träume der Engel ſind ihm beſchieden,
Süßer Schlummer in Edens Frieden.
Sein Erwachen iſt Engelgruß,
Sein Erwecker der Unſchuld Kuß.

Aber die Roſe des Morgens bleicht,
Aber das ſchönſte Glück entweicht.
Kräfte, die rüſtig nach Auſſen ſtreben,
Greifen nun ein ins Jugendleben.
Sehnſucht, warum ſo heiß Dein Drang?
Nacht der Täuſchung, warum ſo lang?

Los von kindiſchen Spielen reißt
Sich der freie, ſtrebende Geiſt;
Knabe blickt nach den fernen Zielen,
Will nicht länger mit Mädchen ſpielen,
Ueber die blauen Berge hin
Winkt ihm Sehnſucht, die Zauberin.

Was zur Kraft in dem Jüngling erblüht,
Sanftmuth wird es im zarten Gemüth.
Auch das Mädchen fliehet das wilde
Spiel der Knaben im Luſtgefilde,

Geht im einfach reinen Gewand
Häuslich, ſtill, der Mutter zur Hand.

Mädchen und Knabe, ſie ſind ſich fern,
Waren doch ſonſt beiſammen gern.
Beide verließen der Kindheit Wiegen,
Durch getrennte Bahnen zu fliegen;
Haben nur einen Wunſch gemein,
Wünſchen ſich Beide: groß zu ſeyn.

Es locken Nachtigallenlieder,
Ein wonneſüßer Sängerchor.
Es gaukeln Sylphen auf und nieder,
Libellen um des Weihers Rohr.
Der Freudenkönig zog ja wieder
Durch ſeines Reiches Blumenthor.
Die Knospe will die Banden ſprengen,
Die noch die Strebende beengen,
Die Blätter regen ſich, wie Glieder,
Und brechen endlich hold hervor.

Himmelsſehnſucht, Ahnungstraum!
Tragt ihr nicht auf Feuerroſſen,
Wenn das Menſchenherz ſich kaum
Zum Erblühen aufgeſchloſſen
Es zum roſigen Gebiet,
Wo das Trunkne ſchwebt in Wonnen,
Und der Freude goldne Sonnen
Auf- und niederwandeln ſieht?

Wunderblume, Phantaſie!
Zeigſt die Frucht der Hesperiden,
Aber ach, Du reichſt ſie nie,
Bringſt das Herz um ſeinen Frieden.
Der Gedanken Nachtigall
Lockſt Du zu dem Reich der Sterne,
Und die Herzen folgen gerne
Deiner ſüßen Stimme Schall.

Morgenröthe, Sonnentag!
Deine Purpurſtrahlen müſſen
Ein Gefühl, das ſchlummernd lag,
Freudig zum Erwachen küſſen.
Und in ſtiller Seligkeit
Klopft das Herz mit ſüßem Triebe,
Iſt die Zeit der erſten Liebe
Nicht des Lebens Blüthenzeit?

Himmelsblüthe, Liebe, Du
Haſt den Wunderkelch entfaltet!
Ach, wo bleibt des Herzens Ruh',
Wenn Dein mächt'ger Zauber waltet?
Gleich dem Kaktus ſtill erwacht,
Jenem Kind der Sonnenzone,
Oeffneſt Du die Strahlenkrone,
Hehre Königin der Nacht! —

Schuf nicht vielleicht des Vaters Walten
Auch einen Blumengenius,
Der unſichtbar die Huldgeſtalten
Zur Blüthe weckt mit leiſem Kuß,
Daß ſie die Farbenpracht entfalten,
Beſeligt von des Engels Gruß?
Die Wonne, die den Lenz begleitet,
Die Sehnſucht, Ahnung, allverbreitet,
Verjüngung ſpendend ſelbſt den Alten,
Was dieſe wohl bedeuten muß? —

Liebe, was biſt Du?
Heiliger, himmliſcher Genius,
Der auf Flügeln der Morgenrothe
Um den Thron des Allvaters kreist,
Und auf glänzenden Schwingen des Lichts
Niederſchwebt, die Welt zu beglücken!

Liebe, Du biſt der Gedanke Gottes,
Du biſt Aether und Himmelsflamme,
Biſt ein ſchwingenmächtiger Aar,
Der die Blitze der Leidenſchaft
Schleudert in die Herzen der Menſchen,
Der ſich kräftig zur Sonne ſchwingt!

Liebe, Du biſt die Sonne ſelbſt,
Die mit freundlichem Segensſtrahl
Licht ausſtrömet in ferne Welten,

Und die Blumen zur Blüthe küßt
Mit dem warmen Hauche des Lenzes.

Licht und Wärme,
Eros und Anteros,
Heilige, ſchaffende Kraft der Natur!

Liebe, Du biſt ein rubizes Meer,
Unerſchöpflich und unergründlich!
Wie der Himmel im Meere,
Spiegelt ſich Himmelsgefühl in Dir!
Sterne koſen mit Sternen,
Luna ſendet Grüße der Schweſter
In der Wellen Umarmung zu.

Liebe, Du biſt ein tobendes Meer,
Wenn entzügelter Leidenſchaft Sturm
Deine Wogen zum Himmel wirft.
Ueber die Blumenufer brauſet
Raſch die Fluth, und verſchlingt das Eden,
Das der Engel der Unſchuld baute.

Liebe, ſtrahlender Sonnengott,
Halte feſt in der Hand die Zügel,
Daß der Leidenſchaft
Muthige Flammenroſſe
Kein unbärtiger Phaeton
Einer Welt zum Verderben lenke!

Liebe, Du biſt der Frühling,
Liebe, Du biſt die Poeſie!
Beide leben in Liebe,
Beide leben und ſind in Dir!
Horch! die Nachtigall flötet,
Flötet ein ſeliges Brautlied,
Liebe flötet die Nachtigall!

Liebe, Du biſt das Leben,
Ob das Leben
Auch nicht immer die Liebe ſey!

Liebe, Blüthe des Weltalls,
Liebe, Wiege ſeliger Geiſter,
Liebe, Mutter der Sympathie,
Urkraft aller thätigen Kräfte,
Band, das Seelen an Seelen,
Das Planeten an Sonnen,
Sonnen an Weltſyſteme knüpft,
Ring der ſichtbaren Schöpfung,
Wie der unſichtbaren Geiſterwelt!

Liebe! Liebe!
Du biſt Morgenröthe
Und Stern der Frühe,
Und Sonnenflamme,
Und Engel Gottes,
Liebe, das biſt Du!

Und der Dich ſchuf,
Er ſey geprieſen!
Er ſey verherrlicht!
Von allen Geiſtern,
Von allen Welten,
Von Aeonen zu Aeonen!
Hallelujah!

Geſprengt ſind nun die grünen Banden,
Die Blume hebt ſich ſtolz und frei,
Zur Blüthenſeligkeit erſtanden,
Und Himmelsſchönheit wohnt ihr bei.
Sie blickt umher nach den Verwandten,
Und ahnet kaum, wie ſchön ſie ſey?
Sie ſchwelgt am Licht, ſie hebt die Krone,
Sucht, wo ſie blühe, wo ſie wohne,
Und Träume webt aus Himmelslanden
Vielleicht auch ihr die Phantaſei.

Wie ſich des Lebens Blüthen heben,
Mit unbewußter Wunderpracht,
Iſt auch der Geiſt zu regem Streben
Zu kräft'gem Ringen aufgewacht.
Der Jüngling will ein Glück verdienen,
Das ihm im Feenglanz erſchienen,
Das ſeine Seele trunken macht.

Die Jungfrau hat den Stern gefunden,
Nach dem ſie fromm und gläubig ſchaut.

Noch iſt ſie nicht dem Stern verbunden,
Und manche Sehnſuchtzähre thaut.
Doch harrt ſie ſein mit treuem Herzen,
Einſt leuchten Hymenäos Kerzen
Im Zug voran der ſchönen Braut.

Ein unverweßliches Gefilde
Iſt vor dem Jüngling aufgethan.
Die Wahrheit mit dem Sonnenſchilde
Geht mit der Weisheit ihm voran.
Sie ſchließt ihm auf die Tempelpforten,
Erklärt und lehrt mit heil'gen Worten,
Und freudig folgt er ihrer Bahn.

Die Jungfrau waltet ſtill beſcheiden
In ihres Seyns beſchränktem Kreis;
Sie darf nicht ſeinen Flug beneiden,
Ihm wird genügen, was ſie weiß.
Bleibt ſie nur ſeinem Herzen theuer,
So wahret ſie das Veſta-Feuer
Der keuſchen Liebe, rein und heiß.

Den Jüngling trägt zu fernen Sphären
Des Geiſtes ſtolzes Flügelroß.
Ihn müſſen Kunſt und Wiſſen nähren,
Die Jungfrau, die ſich zart erſchloß,
Pflegt das Gefühl im Heiligthume
Des ſchönen Herzens, eine Blume,
Auf die der Morgen Perlen goß.

Die Blume ſieht den Morgen prangen,
Sie ſieht des Aethers lichtes Blau,
Die Sonne, ſtrahlend aufgegangen,
Den Diamantenglanz im Thau,
Und Leben blüht auf ihren Wangen,
Die Lüfte fächeln lind und lau,
Und endlich legt auf die Gefilde
Der Abend mit gewohnter Milde,
Von einem Sternenkranz umfangen,
Den Schlummermantel ſilbergrau.

Freudengeberin Natur,
Fühlt die Frühlingsblüthe nur
Deine Seligkeiten?
Will nicht Luſt und Wohlgefallen
Deinen Kindern allen, allen,
Deine Huld bereiten?

Große Mutter, die ſich hold
Schmücket mit des Oſtens Gold,
Mit des Aethers Bläue,
Wer kann Deine Macht ergründen?
Wer kann würdig Dich verkünden?
Deine Lieb' und Treue?

Ewig gut und ewig groß,
Oeffneſt Du den Segensſchoos,
Um mit vollen Händen

Freudenroſen Deiner Lenze,
Deine Wonnen, Deine Kränze
Mütterlich zu ſpenden.

Schlügen Menſchenherzen wo
Nicht durch Deine Liebe froh?
Auch des Kummers Kinder
Trocknen die bethränten Wangen,
Von der Mutter Arm umfangen,
Wird ihr Schmerz gelinder.

Allem Schönen leiteſt Du
Segensreiche Mutter zu,
Die ſich Dir vertrauen.
Rein're Freuden werden nimmer
In des Himmels Glanz und Schimmer
Gottes Engel ſchauen.

Denn wir ſchauen Gott in Dir,
Herrlich offenbart ſich hier
Seine Vatermilde.
Schuf er nicht die Mutter Erde,
Daß auch ſie ſein Tempel werde,
Nach des Himmels Bilde?

Mutter, ewig jugendlich,
Holde Mutter, rühmet Dich
Nicht der Schmelz der Wieſen?

Nicht die Blüthenpracht der Bäume?
Nicht das Leben aller Räume?
Mutter, ſey geprieſen! —

Tag mit ſeinem Sonnenglanz,
Nacht mit ihrem Sternenkranz,
Gleichen auch der Blume.
Er mit ſeiner Strahlenfülle,
Sie mit ihrer Schattenhülle
Blüh'n zu Gottes Ruhme. —

Und wie Phalänen trunken ſchwirren
Im Silberflor der Dämmerung,
Wie goldner Sternenlichter Flirren
Webt um die Blüthen zart und jung,
Wie Nachtigallen flötend girren
In ſüßer Liebeshuldigung,
Wacht Sehnſucht auf im Blumenſchooße,
Duft iſt ihr Bote, Duft Gekoſe,
Wie Feuerkäfer leuchtend irren
Auf zarter Flüglein leiſem Schwung.

Zauberkräftig, mondſcheinhelle,
Iſt der Träume Wunderland,
Ihnen iſt mit Flügelſchnelle
Unſer Denken zugewandt.
Und wir wandeln und wir ſchweben
In dem mährchenhaften Raum.

Schaum iſt Traum, und Traum iſt Leben,
Und das Leben iſt ein Traum.

Bald wie Schmetterlinge trunken,
Von der Blüthen Nektarkuß,
Aengſtlich flatternd hingeſunken,
Ringet unſer Genius;
Bis die Fackel neu erglühte
An der Morgenwolken Saum.
Schaum iſt Traum, und Traum iſt Blüthe,
Und das Leben iſt ein Traum.

Bald im Sonnengolde ſpielen
Unſre Wünſche trautgeſellt,
Und aus göttlichen Gefühlen
Bauen wir uns eine Welt.
Bis die Kräfte dann ermatten,
Und es welkt der Lebensbaum,
Schaum iſt Traum, und Traum iſt Schatten,
Und das Leben iſt ein Traum.

Wölbt ſich nicht ein ewigklarer
Lichter Aether um uns her?
Sterne funkeln wunderbarer,
Wir durchſchiffen Luft und Meer.
Droht auch hier und dort Verirrung.
Achten wir's im Traume kaum.

Schaum iſt Traum, und Traum Verwirrung,
Und das Leben iſt ein Traum.

Was iſt Träumen, was iſt Wachen?
Weiſe, ſagt mir ſolches an!
Wiegt ſich in dem Lebensnachen
Nicht oft Wahrheit mit dem Wahn?
Sprudelt nicht ein geiſtig Streben
Aufwärts wie Champagnerſchaum?
Schaum iſt Traum, und Traum iſt Leben,
Und das Leben iſt ein Traum. —

Die Sonne küßt mit goldnem Strahle
Den Thränenperlenkranz der Nacht.
Die Blume war zum zweitenmale
Aus Blüthenträumen aufgewacht.
Die Schweſterblumen blühn im Thale,
Im gleichen Reiz, in gleicher Pracht.
Es ſchwebt ihr Gruß auf leichten Schwingen,
Von Düften, Bienen, Schmetterlingen;
Wie? Tauſchen Blumen Ideale?
Beglückt ſie, Freundſchaft, Deine Macht?

Freundſchaft, wie ſchimmert Dein Stern ſo rein,
Der uns fröhlichen Aufblick beut!
Freundſchaft, köſtlicher Edelſtein,
Selig, ſelig, wer Dein ſich freut!
Engel, den des Allvaters Hand
Zu den Menſchen herabgeſandt!

Herzen ſchlagen an Herzen treu,
Von dem himmliſchen Strahl durchglüht.
Deine Blüthe weckt ewig neu
Reine Freuden uns im Gemüth.
Biſt ein ſchattender Lebensbaum,
Freundſchaft, Freundſchaft, Du biſt kein Traum.

Ob ſie Deinen Namen entweihn,
Deinen Namen, ſo ſüß und hold!
Du biſt ewig bewährt und rein,
Prüfſtein für der Gefühle Gold;
Glas blitzt auch in der Sonne Licht,
Aber der Demant iſt es nicht.

Schweſterſeele der Engelwelt,
Die des ewigen Gottes Huld
Aus Erbarmen uns zugeſellt,
Liebend trägſt Du der Menſchen Schuld.
Biſt in Nächten ein Leitſtern hell,
Biſt in Wüſten ein Troſtes-Quell.

Freundſchaft, Herold der Liebe Du,
Die getrennte Geſchlechter eint!
Stille Blicke fliegen ſich zu,
Eh' das ſchüchterne Wort erſcheint.
Thut's Geſtändniß ſich endlich kund, —
Deine Segnung heiligt den Bund!

Und die bräutliche Myrthe flicht
Freundſchaft in das gelockte Haar,
Sie gehorcht einer ſüßen Pflicht,
Führt die Lieben zum Traualtar.
Freundſchaft hält bis zum Tode bei,
Sagt, was höher denn Freundſchaft ſey? —

Urkräfte, die das All bewegen,
Beſeelen auch die Pflanzenwelt,
Wo Blüthenſtaub als goldner Regen,
Der Blume feuchte Narbe ſchwellt.
In liebender Vermählung legen
Die Fäden, wenn ihr Staub entfällt,
Sich auf die Narbe, wie zum Kuſſe,
Zum bräutlichſeligen Genuſſe,
Die der Umarmung Zauberſegen
Im keuſchen Schoos befruchtet hält.

Hymen, Hymenäos!
Schöner kräftiger Jüngling,
Salbe mit duftenden Narden
Deines Haares goldnes Gelock,
Trage die Fackel voran!

Holde Gracien, kommt!
Laßt die paphiſche Göttin,
Denn die Mutter der Schönheit,
Sie, der Liebe göttliche Mutter,

Hat des Schmuckes genug,
Gracien, ſchmücket die Braut!

In die zierlichen Flechten
Webt mit geſchäftigen Roſenfingern
Der jungfräulichen Myrthe
Jugendliches, liebliches Grün!

Und der reichen Gewänder
Zarte Formen umwallende Pracht
Ordne der Erfahrenen Hand,
Daß vom Scheitel zur Sohle
Sie des Liebreizes Abbild ſey!

Um die ſchneeigen Arme
Schmiege ſich glänzender Spangen Gold,
Und die Schlange des Gürtels
Winde ſich eng um den ſchönen Leib!

Hymen, Hymenäos!
Laß die Cymbeln erklingen,
Und der Flöten und Pfeifen
Fernhintönenden Silberlaut!
Zu den Liedern der Freude
Führe den feſtlichen Reigen an.

Tanz und Lieder und Spiel,
Und der fröhlichen Becher

Umgang füllen den Abend aus;
Und die Weiber entführen
Aus der Geſpielinnen
Jugendlichem blühendem Kreis
Die ſich ſträubende Neuvermählte.

Und der ſelige Gatte
Trägt mit kräftigen Armen
Die geliebte, die ſüße Laſt,
In die bräutliche Kammer,
Wo die Mutter noch ſorgend weilt.

Segnend ſcheidet die Mutter;
Feurig küßt der Jüngling die Braut.
Aber neben dem Torus
Hält die brennende Lampe
Sitzend im Nelumbiumkelch
Still und ſchweigend Harpokrates;
Und die Lampe verlöſcht. —

In die Schleier der ſchweigenden Nacht
Hüllt die ſelige Liebe
Ihre ſüßen Myſterien. -

Die Blume blüht im Weſtgekoſe,
Blüht unter Sonnengluthen gleich,
Und ob ſie Wetter wild umtoſe
Die holde Blume, zart und weich,

Sie blühet, eine Kummerloſe,
Wird auch die Strahlenkrone bleich.
Sie ſendet nach wie vor die Düfte
Gleich Freudenhymnen in die Lüfte,
Denn was ſie trägt im zarten Schooße,
Macht die Beglückte froh und reich.

O glücklich, wenn am Hausaltare
Der Ehe ſüßer Frieden weilt;
Wenn ſtill der Wandelgang der Jahre
Und ungetrübt vorübereilt.
Wer das erſehnte Ziel errungen,
Und dort nicht herbe Täuſchung fand,
Er geht, von Engelarm umſchlungen,
Froh durch der Erde Pilgerland.

Und führt die Zeit auf trüben Schwingen
Auch manchen Schickſalſturm herbei,
So kräftiget vereintes Ringen,
Und zeigt, wie ſtark die Liebe ſey.
Gemeinſam trägt ein Leid ſich leichter.
Oft hat der Gattin ſüßer Troſt
Die Kummerwolken unerreichter
Verfehlter Wünſche weggelost.

Und ſchöner blüht die Freudenroſe,
Wenn unter Küſſen, lieberfüllt,
Der Gattin zärtliches Gekoſe,
Ein neues, nahes Glück enthüllt.

Wenn gütig des Geſchickes Walten
In bangen, ſchweren Stunden war,
Und ſich die Knospen hold entfalten,
Die ſie mit Schmerzen ihm gebar.

Weh, wo der Zwietracht Eumenide
Den nachtgebornen Haß erzeugt,
Auf ewig wird von ihm der Friede
Von den Penaten fortgeſcheucht.
Die Herzen ſind zum Eis erkaltet,
Von ſtillem Grimm und Argwohn voll.
Wo ſanfte Liebe ſonſt gewaltet,
Da wohnen Hader nun und Groll.

Hinweg mit ſolchem trübem Bilde,
Und drüber hin den Trauerflor,
Und Heil dem Paar, das Lieb' und Milde
Zum Lebensleitſtern ſich erkor.
Sie wandeln, die beglückten Gatten,
Im Glück und Unglück feſt vereint,
Und ruhen einſt im Abendſchatten,
Von frommer Liebe heiß beweint. —

Die Blume läßt die Blätter fallen,
Die lichte Farbengluth erblich.
Der Lenz mit ſeinen Nachtigallen,
Mit ſeiner Wunderpracht entwich;
Laß Blume, Lied und Lenz entwallen,
Laß Stürme toſen rauh um Dich!

Denn aus der Frucht, die Du getragen,
Erblüht in künſt'gen Lenzestagen,
Geſchmückt mit Deinen Reizen allen,
Dein Abbild wieder jugendlich.

Drei der unſterblichen Kinder,
Die ſie muß unverſchlungen laſſen,
Schaukelt die Zeit in der Rieſenwiege
Ihres unermeßlichen Schooßes:
Sonſt, und Jetzt, und Einſt. —

Zeit, Du fegende Windsbraut,
Zeit, Du nimmerverſiegender Strom,
Sprich, wo haſt Du Deine Jahrtauſende,
Die Du gebracht,
Und hinweggeführt,
Auf den raſtlos fluthenden Wogen?

Wo ſind alle Geſchlechter,
Die durch alle Jahrtauſende
Dieſen kleinen Planeten bevölkert
Zeit, wo ruhet ihr Staub?

Ueber den Trümmerbergen
Einer untergegangenen Vorwelt,
Steht der ernſte Forſcher,
Und betrachtet ſtaunend
Jene Thierkoloſſe,
Mammuth und Megatherium,

Jene Palmen und Rieſenfarrn,
Die nur in ſparſamen Reſten
Starre Verſtein'rung ihm aufbewahrte.

Ueber den Hünengräbern
Einer vielleicht paradieſiſchen Vorwelt,
Wo der Mutter jugendliche Urkraft
In der Sonne feuriger Umarmung
Nur gigantiſche Formen zeugte —
Wandeln die Menſchen;
Bauen Dörfer und Städte,
Säen und ärnten,
Haſſen und lieben,
Meſſen die Himmel aus,
Schiffen durch Luft und Donnerwolken,
Wühlen ſich unter Stromeswellen Wege,
Fliegen auf Segelſchiffen
Fernen Welttheilen zu;
Handeln und tauſchen,
Lehren und lernen,
Ueben göttliche Künſte,
Fechten den Zwiſt ihrer Herrſcher aus,
Und morden ſich in raſender Verblendung.
Steigen hinab in die Schachten.
Kämpfen mit Geiſtern der Elemente,
Holen den gelben Mammon herauf;
Brüſten ſich mit erborgtem Schmuck,
Dünken ſich groß in ihrer Kleinheit,

Und verachten den minderbegabten Bruder,
Und verfolgen mit wilder Wuth
Andersdenkende.
Jammern um ein verlorenes Gut,
Klagen laut um untergegangene Hoffnungen,
Weinen um eine zerknickte Freudenblume,
Ein kindiſches Geſchlecht!
Und ſie reiſſen an dem dunkeln Gewebe
Das die Pforten deckt der umnachteten Zukunft,
Und wollen forſchen, was da kommen wird:
Leben bang vor dem Tode,
Und ſorgen ängſtlich,
Und wiſſen nicht
Ob die kommende Sekunde
Ihnen nicht Schmerz bringt
Und namenloſen Jammer;
Oder auslöſcht ihre Namen
Aus dem Buche der Lebendigen.

Selig, ſelig,
Wen der Tod nicht ſchrecket!
Selig, ſelig,
Daß in die Nacht der Gedanken
Eine ſtrahlende Fackel leuchtet,
Daß ſie vorüber
An der Verzweiflung gähnendem Abgrund fliegen.

Du biſt es, Glaube,
Mit der Hoffnung einer beſſern Zukunft,

Du biſt die Fackel,
Die die bekümmerten Herzen
Durch die Stürme der Zeit,
Durch die Wellenbrandung des Schickſals
Führet zum Ahnen,
Und vom Ahnen zur ſeligen Erkenntniß
Gottes, des allmächtigen Vaters.

Er gebietet der Zeit,
Und es beugen ſich
Tod und Leben
Tief vor ſeinem ſtrahlenden Stuhl.

Er wird belohnen,
Er wird vergelten,
Ein milder Richter.
Und wir, ſeine Kinder,
Ob wir auch fehlen,
Von der Sünde verlockt,
Wir werden leben
Ein höheres Leben
Unter ſeligen Geiſtern,
Auf ſchöneren Sternen

Von Stufe zu Stufe
Wird der Geiſt entwickelt,
Gleich der Frühlingsblüthe.
Wir ſind noch Knospen
In der Nacht des Kelchs,

Bis der Glorienglanz
Der Auferſtehungsſonne
Uns ſchön entfaltet.

Wir werden leben
In unſern Kindern,
Und Kindeskindern,
Die mit Blumen
Auf unſeren Gräbern ſpielen,
In ſüßer Unſchuld.

Wir werden leben
In unſern Thaten.
Vollbrachtes Gute rankt,
Eine köſtliche Rebe,
In die ſpäte Nachwelt,
Und Enkel ſegnen
Ihre labenden Früchte dankbar.

So verwehe denn, Zeitſturm,
Unſers Leibes Aſche!
Hold verjüngt
Schwebt der Phönix
Ueber der kommenden Geſchlechter
Grünendem Saatfeld! —

Das Menſchen= wie das Blumenleben
Iſt ew'gem Kreislauf unterthan;
Ja Myriaden Sonnen ſchweben
In Rieſenkreiſen ihre Bahn.
Weltblüthen ſind ſie, hoch erheben
Sie Gott im Sternenozean.
Uns ſchaukelt Zeit auf ihren Wellen;
Vernichtung und Verjüngung ſtellen
Sich kühn zum Kampfe, Welten beben,
Wir ſinken hin, und beten an.

XII.

Cypressenkranz auf das Grab eines Freundes.

Einſam ſtehe ich an Deinem frühen Grabe, mein Freund, und meine Seele iſt voll Kümmerniß. Der Dolch des Schmerzes wühlt in meinem Herzen. Du treues Gemüth, warum wurdeſt Du zum erſtenmal treulos? Du biſt von mir gegangen, und ſagteſt mir kein Lebewohl, Du reisteſt in ein fernes unbekanntes Land, und nahmſt nicht Abſchied von mir. Ich war fern, und Du eilteſt ſo ſehr, Du konnteſt nicht auf des Freundes Rückkehr warten. Ich war fern, und meine Gedanken waren oft bei Dir, und meine Augen ſahen Dich blühend und fröhlich, wie ich Dich kannte, wie ich zuletzt Dich ſah; ſie erblickten den bleichen Engel nicht, der ſich an Deine Schritte heftete, der Deinen Gang hemmte, der Dich endlich feſthielt in unſichtbaren Netzen.

Ich bin wieder gekommen, und Du biſt fortgegangen; ich gehe fort, aber Du kommſt nicht wieder. Sie ſagten mir, Du ſeyſt entſchlummert, o warum iſt ſo tief Dein Bette?

Meine Seele hing an der Deinen mit unendlicher Liebe, da wurden unſre Seelen von einander geriſſen, und die meine blutet. Der Seele Blut ſind Thränen, die mir in den Augen brennen, in den Augen, die ſonſt Dein liebes Bild umfaßten, und es ſo gern feſthielten. Aber das Bild iſt leiſe aus den Augen entwichen, und hat ſich in die ſtille Kammer der Erinnerung begraben; dort wird es in treuer Hut gehalten, bis mein Auge bricht, und meine Erinnerung vergeht, und die Seelen ſich verklärt begegnen.

Ich ſtehe an Deinem frühen Grabe, mein theurer Freund, und laſſe der Vergangenheit holde Gebilde an mir vorüberwallen. Sie ſind gekleidet in den Flor der Wehmuth, ſie ſind ſchön auch noch in ihrer Trauer, und lächeln durch Thränen. Und die erſte dieſer Geſtalten iſt Dein Glück.

Wie freundlich hatte es Dir die Gaben geboten, die das Leben ſchmücken und verſchönen, wie herrliche Blumen flocht es in Deinen Kranz!

Deine Kindheit war heiter geweſen, wie ein Maitag, Deine Jünglingsjahre waren den Muſen geweiht, Du konnteſt ohne Reue auf ſie zurückblicken, und nun ſtandeſt Du an der Pforte des Mannesalters, blühend wie ein Halbgott, noch in voller Jugendſchöne, ein Bild der Geſundheit und Kraft. Dein Geiſt war hell, klar Deine Einſicht; Dein Herz voll Güte. Die Sorge war von Deiner Schwelle gebannt; ſonnig lachte Dich das Leben an, ſeine Schatten verbarg es Dir. Wenn Dich ein Kummer drückte, ſo hieß er Theilnahme an fremdem Leid; wenn Du eine Thräne weinteſt, ſo hatte ſie das Mitgefühl Dir entlockt. Ja, Du warſt ein Glücklicher. Doch damit auch an Dir der Ausſpruch jenes griechiſchen Weiſen ſich beſtätige: „Niemand iſt vor dem Tode ganz glücklich,“ ſo fehlte Dir nur, daß Liebe Dich beſelige. Du nannteſt kein Weib das Deine, und die Liebe einer Jungfrau war nicht das Ziel Deiner Wünſche. Warum das ſo war, bleibt billig in Dunkel gehüllt; viele Blumen ſchließen ſich, wenn die Sonne, in deren Strahl ſie blühten und dufteten, untergegangen, und es iſt eine Sage, daß es Herzen giebt, die ſolchen Blumen vergleichbar. Aber Dein Herz war darum nicht liebeleer, nicht arm an Liebe; was es dem einen Geſchlecht entzog, wandte es der ganzen Menſchheit zu. Du liebteſt Deine Geſchwiſter, die Dich tief betrauern, Du liebteſt Deine Freunde, die Dich nie vergeſſen, Du liebteſt die Natur, Du liebteſt alles Schöne, Wahre und Gute, ſo warſt Du auch an Liebe reich, auch in Liebe glücklich!

Und eine zweite Geſtalt geht an mir vorüber — es iſt Deine Tugend.

Du biſt ein guter Menſch geweſen, mein Volkhart, das iſt noch mehr, als ein Glücklicher. Du warſt ein zärtlicher Bruder, ein liebevoller Freund, ein treuer Nachbar, ein redlicher Bürger. Du vergaßeſt nicht wohlzuthun und mitzutheilen, dieſe Opfer, die Gott lieb hat. Gott muß Dich wohl ſelbſt ſehr lieb gehabt haben, darum rief er Dich ſo früh in ſeinen Himmel.

Dein Herz war rein und keuſch, wie Dein Wandel; kein Mackel haftete an Deinem Rufe; Deine Augen gingen nicht lüſtern irre nach verhüllten Reizen, Deine Scherze machten die Unſchuld nicht erröthen. Deine Mitbürger achteten Dich hoch, Deine Freunde ſchätzten Dich alle, ja ſelbſt wer Dir diente, ehrte in Dir einen milden

Herrn. Du warſt kein Verächter der Religion, ſo wenig wie ein Frömmler. Du dienteſt Deinem Gott im Geiſt und in der Wahrheit, und bliebſt ihm dankbar für ſeine Segnungen. Dein Gemüth war wahrhaft kindlich, offen, ohne Argliſt, ohne Hinterliſt. Wie Du warſt ſo gabſt Du Dich Deinen Freunden, und ich wüßte keinen, der Dich nicht gern ſo genommen, der Dich jetzt nicht ſchmerzlich vermißt hätte.

Du warſt gütig und freigebig. Dein Freund durfte einen ſtillen Wunſch laut werden laſſen, ſo ſuchteſt Du ihn zu erfüllen; nicht leicht bat fehl, wer Dich bat, und Andern Freude zu machen, war Deine reinſte Freude.

Ja, Du warſt ein guter Menſch, mein Volkhart, und viel herrliche Eigenſchaften des Gemüths wurden mit Dir zu Grabe getragen.

Siehe, da naht mir eine dritte Geſtalt mit ſüß wehmuthvollem Blick, umgeben von blühenden Genien. Die Genien tragen Roſenkränze in ihrem Haar, aber die Roſen ſind bleich und welk geworden, und Alle pflücken die blaſſen Blüthen aus ihren Kränzen, und ſtreuen ſie auf Dein Grab, und die hohe ſtille Geſtalt legt einen Kranz, von Mohnblumen, Cypreſſenzweigen und

Immortellen gewunden, dazu. Es iſt die Erinnerung mit Deinen Freuden. Ach, alle zeigen mir Dein Bild, Dein liebes entſchwundenes Selbſt. Ich wandle mit Dir in Deinen Gärten. Da ſchwellen am Spalier Deine Trauben, und nicht mehr für Dich. Deine blumenvollen Roſenbäume, wo ſich Knospe an Knospe drängte, ſie ſtehen einſam; jeder Sommer wird ſie mit neuen Blüthen ſchmücken, Du ſiehſt ſie nicht wieder, ſie müſſen blühen und welken, ohne daß Dein freundlicher Blick auf ihrer Schönheit verweile.

Deine Gewehre hängen ruhig. Du brauchſt ſie nicht mehr; ein düſtrer Schütze lauerte auf den jugendlichen Waidmann, und zielte gut, Du ſahſt den Wald, der Dich ſo oft wie mit Freundesgrüßen umrauſchte, nicht wieder.

Deine Diana trauert. Sie hört Deinen Ruf nicht mehr, ihre treuen Augen ſuchen Dich vergebens. Deine kleinen geflügelten Sänger ſingen Dir kein Lied mehr. Das bunte Gewimmel Deines Hofes grüßt Dich nicht mehr mit mannichfaltigem Geſchrei.

Wie oft ergötzten wir uns vereint an Deinen Bildern. Du überblickſt jetzt mit verklärtem Auge die Bilder des Himmels. Deine Bücher, wie ſehr erfreuten ſie Dich! Jetzt lieſeſt Du im Buche des ewigen Lebens.

Jener große König, den Du ſo hoch verehrteſt, der Dein Ideal geworden, deſſen Schriften Du ſo eifrig geſammelt, von dem Du jedes Bild mit ſo viel Freude empfingſt, jenem Helden, jenem Weiſen, jenem Dichter biſt Du nun vielleicht begegnet, haſt ihn freudig begrüßt in der Geiſterheimath.

Welch ein heitrer Geſellſchafter warſt Du! Wie oft theilten wir den Becher der Freude, wie oft die gemeinſame Luſt! Du warſt fröhlich mit den Fröhlichen, und traurig mit den Traurigen. Deine Gedanken, Deine Gefühle, Deine Handlungen, alle trugen den Stempel ächter Humanität. Keine Freude haſt Du geſtört, keine Luſt verdorben, wohl aber Vielen Freude gemacht, Vielen die Luſt erhöht. Du hatteſt in die Jahre des Mannes eine heitre ſchuldloſe Kindlichkeit gerettet, die es ſo ſehr vermochte, Herzen zu feſſeln. Wir haben auch geſpielt zuſammen, geſpielt wie Kinder, doch lag ein hoher Sinn in unſerm Spiel, das die Uneingeweihten nicht verſtanden. Das iſt nun alles vorbei, jene ſchöne Zeit voll

Eintracht, voll Frohſinn, voll Heiterkeit, ſie iſt vorüber, und weinend treten die Gebilde der Vergangenheit zurück.

Einſam ſtehe ich an Deinem frühen Grabe, mein Volkhart, und denke immer und immer an Dich. Jenes Tages gedenke ich, wo ich zum letztenmal Dich ſah, Dein lieber Gaſt; wo Du mir eine große, große Freude machteſt mit einem alten Kronik-Manuſkript, das ich mir längſt im Stillen gewünſcht. Als ich da, obwohl freuderfüllt, doch aufrichtig bedauerte, daß Du Dich ſelbſt beraubteſt, ſprachſt Du heiter: „Es iſt in guten Händen, wenn ich über kurz oder lang dahinfahre, nutzt mir es doch nicht mehr.“ Schlug Dir ſchon damals der Ahnung dumpfe Todtenglocke? — Wohl begann Deine Geſundheit zu wanken, und mit Beſorgniß blickten Deine Freunde auf Dich, aber ich verließ Dich doch voll Hoffnung des Wiederſehens.

Und es wurde mir lange keine Kunde von Dir.

Siehe, da kam ein Brief von Freundeshand, der mir Dein Krankſeyn kündete, der ſehr betrübend war, mir aber doch noch Hoffnung ließ. Ich hoffte ja ſo gern für Dich!

Und ein zweiter Brief kam — — Du hatteſt ſchon vollendet.

Ich will nicht ſagen, was ich empfand. Seinen Schmerz ſoll keiner zur Schau tragen.

Und ich bin in Deine Heimath gegangen, und ein Freund hat mich zu der Stätte geführt, wo Deine Hülle ruht. An Deinem Grabe ſtehe ich und weine, und die Worte verſagen mir.

Meine Liebe fliegt Dir nach in das Geiſterland! Ihr biſt Du nicht geſtorben; meine Augen haben Dich nicht geſehen im Todeskampf, noch ſahen ſie Dich, von Schmerz der Krankheit erſchüttert; vor mir ſteht kein bleiches Bild des Todes, ich ſehe Dich lebend, friſch, kräftig, jugendlich-blühend. So halte ich Dein Bild feſt in meiner Seele, und die Grüße meiner Liebe, die Seufzer meiner Wehmuth, die Thränen meines Schmerzes ſende ich Dir in die Gefilde der Unſterblichkeit nach!

Auf dem Siechbette haſt Du meiner noch gedacht, Dein Geiſt war bei mir in den Träumen krankhafter Phantaſie; wie mich das freute! So hat auch Deine Seele liebend an der meinen gehangen!

Ruhe ſanft, Du Hülle meines Freundes, werde Staub, wie wir einſt Alle!

Lächelt nicht, Ihr, die Ihr dieſes leſet, und meinen Freund nicht kanntet, o lächelt nicht über meine weinende Liebe. Auch in Euch wird das heilige Gefühl der Freundſchaft lebendig ſeyn, auch Ihr habt vielleicht ſchon den Schmerz der herbſten Trennung empfunden. Iſt es ſo, dann werdet Ihr mich verſtehen; iſt es nicht ſo, dann — nun, dann lächelt immerhin, und legt das Buch bei Seite.

Freundſchaft iſt eine Paradieſesblüthe. Als das erſte Aelternpaar aus Eden fliehen mußte, rankte ſie ihm ſehnſüchtig nach, und wollte in Eden nicht allein ſeyn. Sie rankte fort, und ſchlug ihre Wurzeln in die Herzen der Menſchenkinder.

Freundſchaft iſt die Perle in der Muſchel des Menſchenherzens; wie der Glühwurm ſanften Schimmer ſtreut in das Dunkel der Nacht, ſo ſtrahlet Freundſchaft die ſanfte Helle des Troſtes in die Nacht der Schmerzen.

Freundſchaft iſt ein holdes, lächelndes Kind. Mit Wünſchen ſpielt ſie, wie mit Blumen, von Hoffnungen flicht ſie ihren Lieben Kränze. Freundſchaft iſt eine Jungfrau, in deren Buſen die Blüthe der Ahnung eines höheren Gefühls ſich erſchließt, Freundſchaft deutet nach oben, Freundſchaft erhebt zu dem Vater.

Freundſchaft iſt ein Stern im Dunkel der Betrübniß, ein Stab in der Hand des Erdenpilgers, eine Leuchte dem Verirrten, ein Ariadnenfaden im Labyrinth des Lebens, ein Hafen der Ruhe, eine Hütte der Zufriedenheit.

Ein Kranz der Freude iſt Freundſchaft, ein Auge voll Liebe und Zärtlichkeit; ſie ſey fromm, wie ein Kind, dem die Mutter von Gott erzählt; ſie ſey ſchuldlos wie ein Kind, das ſeinen Geſpielen küßt. Sie ſey wahr, wie das Wort der ewigen Liebe, und treu, wie ein Vaterherz gegen ſeine Kinder; ſie ſey ſo klar und rein, wie der Glanz der Dioskuren; ſie ſey feſt, wie der Demant!

Mild aber auch ſey Freundſchaft, gleich einer guten Mutter, und ſanft, wie das Wehen des Frühlings. Ihr Angeſicht ſey freundlich, wie der Mond; aus einem Auge lächle Liebe, aus dem andern Vergebung. Ihre Krone ſey Edelmuth, um ihre Stirne blühe der Kranz der Tugend. Ihr Buſen ſey vom Mitgefühl erfüllt, ihres Herzens reger Pulsſchlag ſey Treue. Muth und Kraft machen ihre Arme ſtark, ihren Händen entquelle Segnung und Wohlthat. Verſchwiegenheit gürte ihr Gewand, ihr Scepter ſey Vertrauen, Beſtändigkeit ihr Thron.

Ueber den Gräbern ſingt ihren ſüßwehmüthigen Klang die Aeolsharfe der Freundſchaft, durch Trauerweiden und Cypreſſen ſäuſelt ihr klagendes Lied. Auch über Deinem Grabe, mein Volkhart, rauſcht es melancholiſch hin.

Die Blätter der jungen Eiche, die da gepflanzt ſteht, weben leiſe, als durchſchaure ſie Geiſtergruß. So ſchlafe denn wohl! Wir ſehen uns wieder!

Einen Kranz, für Dich gewunden,
Leg' ich nieder auf Dein Grab,
Freund, dem ich ſo traut verbunden,
Der mir treue Liebe gab!
Mit der Kraft, die ſchaffend ſtrebt,
Will ich zärtlich Dich umſchlingen,
Und ſo lang mein Name lebt,
Soll der Deine nicht verklingen.

Inhalt.

Seite
Meinen Freunden 5
I. Die Elemente 9
II. Aphorismen und Betrachtungen über ein Dutzend kleine Wörtlein 24
III. Der Traum der Nachtigall 62
IV. Die Thränen 78
V. Von einigen alten deutſchen Sprüchwörtern . . 84
VI. Die Engel des Lebens. 103
VII. Philoſophie und Poeſie 111
VIII. Naturſtimmen 120
IX. Der Spaziergang 130
X. Die Küſſe 150
XI. Die Blume und das Menſchenleben 159
XII. Cypreſſenkranz auf das Grab eines Freundes . . 192

In unſerm Verlag erſchien von demſelben Verfaſſer:

Erzählungen
und
Phantaſieſtücke

von

Ludwig Bechſtein.

Vier Bände.

8. broſchirt 6 Rthlr. oder 10 fl. 48 kr.

Inhalt des erſten Bandes.

Die Opfer des Wahns, eine Erzählung aus der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts. Der Maskenball, ein Phantaſieſtück. Des Schickſals Walten, eine Erzählung. Die arme Seele, ein Kloſtermährchen.

Inhalt des zweiten Bandes.

Manoel, eine Erzählung aus der zweiten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts. Der Pedell, ein Nachtſtück in zwei Hälften. Die Viſion, ein Phantaſieſtück.

Inhalt des dritten Bandes.

Zettelträgers ſelige Nächte, ein Nachtſtück aus den Papieren eines Freundes. Die beiden Roſen, eine Erzählung aus der Zeit des ſpaniſchen Feldzugs. Die Singſtube, Phantaſieſtück.

Inhalt des vierten Bandes.

Die Babenberger, hiſtoriſche Skizze aus dem erſten Jahrzehend des zehnten Jahrhunderts. Der Mönch, ein Nachtſtück. Der Naturforſcher, ein Phantaſieſtück.

Grimmenthal.

Romantiſches Zeitbild

aus dem

ſechzehnten Jahrhundert

von

Ludwig Bechſtein.

Hildburghauſen,
in der Keſſelringſchen Hofbuchhandlung.
1833.

Erſtes Buch.

Hesperus.

1.

Ein wunderſames, tiefmyſtiſches Bild lag vor dem Dichter dieſes Buches. Jemehr er das Bild anſchaute, deſto mehr ſchuf es in ſeinem Innern neue Bilder, und die arme Copie that an ihm dasſelbe Wunder, welches vor dreihundert und dreißig Jahren das Original gethan, ſie begeiſterte. Der Dichter blickte von dem Bild auf die Vergangenheit, und von der Vergangenheit auf das Bild, da wurde jene zum lebendigen Gemälde, und dieſes zur bewegten Zeit, über beide aber breitete die Poeſie ihre hellfarbigen Schwingen, und webte vor ſeinen gläubigen Augen einen Prachtteppich voll zahlloſer Geſtaltenfülle. Es war darauf zu ſehen eine reizvolle Gegend, von den Strahlen der Abendſonne magiſch beleuchtet; noch einmal flammte dieſe recht hell und ſchön, dann ſank ſie nieder hinter dem grauen Gemäuer einer alten Burg. Die Sonne war das Ritterthum, das ſich in ſein Grab legte. Gott habe es ſelig! — Abendliches Wehen durchſäuſelte die Blätter einer fünfhundertjährigen Linde, die in einem grünen Thale und an derem gigantiſchen Stamm ein alter Opferſtock ſtand, darüber roh geſchnitzt ein Bild der Madonna mit dem Kinde. Der Abendſtern ging auf, und ſchien auf das Bild; das entzündete ſich an dem milden Schein, und wurde ſelbſt zu einem glanzvollen Sterne. Da kamen die Weiſen und Unweiſen vom Orient und Occident, und beteten an. Weithin ſtrahlte des Sternes Glanz und zeigte tauſend und abertauſend Wallern die Bahn, und der Stern war der Glaube. Ein ſchöner, heiliger Stern! Ueber der Erde lag die Nacht und über den Völkern lag auch Nacht, und durch das mitternächtliche Dunkel zogen tauſend wunderſame, leuchtende Meteore, Zauber und Wunder, Erdbeben und Gewitter. Dort ſtand ein hoher Tempel und ein Hochaltar, und über dem Hochaltar groß und ſchön das Bild, vor welchem die frommen Waller knieten, die Unreinen vor der Reinen, die Blinden vor der allſehenden Gottheit, die Kranken vor dem ewigen Quell des Heils. Aller Glanz, der die Nacht ringsum erhellte, floß aus dem Bilde; und es blieb lange tiefe Nacht in der Welt und in dem grünen Thale.

Siehe, da wurde es hell im Oſten, und die Morgenröthe hob ihr junges Roſenantlitz über die Berge und ſtand auf den Bergen leuchtend, verklärt und verklärend, eine Auferſtandene und eine Wiedergeborne. Sie küßte den Himmel und die Erde, und von ihren Küſſen entbrannten Süd und Weſt, nur die Mitternacht wollte ſich von ihr nicht küſſen laſſen, und floh in das grüne Thal und wehrte die Lichtumarmung ab. Aber von der aufglühenden Morgenhelle erblich der Wunderſchimmer des Bildes und die Farben bleichten, und zuletzt ſtand es einſam, reizlos, verlaſſen, irdiſcharm, was ſo himmliſchreich geſchienen, und man ſahe, daß ſeine Herrlichkeit eine vergängliche geweſen. Jenes Morgenroth aber, das die Schatten der Nacht verſcheuchte, war die Wahrheit. Die alte Burg, hinter welcher vorhin die Sonne ſank, war indeß in Trümmer zerfallen, das Wappenſchild über ihrem Thor, eine ſchwarze Henne auf einem grünen Berge, zerbrach. Die Henne ſtarb, Henneberg ſank, ſtatt ihrer trat der Hahn der Freiheit auf die Berge, und rief durch das flammende Frühroth die Völker zum Erwachen.

Mitten im Spiegel eines Sees lag auf grünem Eiland Sankt Wolfgangs Wallfahrtkapelle, prangend im Innern mit dem Bilde des heiligen Biſchofs, der in der rechten Hand einen Tempel, in der Linken den Krummſtab und ein Beil trug, äußerlich aber geziert mit Kränzen und Kreuzesfahnen. Rund um den See lachten blühende Wieſengründe, und an dieſen hoben ſich bewaldete Anhöhen maleriſch empor. Volkreiche Dörfer lagerten zum Theil nahe am See, zum Theil in geringen Entfernungen von demſelben, manche in traulicher Stille einer ſchattendüſtern Waldbucht halb verſteckt. Wilde Schwäne durchrauſchten ſtolz das blaue Gewäſſer, und aus dem dichten Uferſchilf ſcholl oft durch die Abendſtille und das tiefe Schweigen der Nacht das weithallende Geſchrei der Rohrdommeln, während ſich am Tage Schaaren luſtiger Taucher, Möven und Kibitze auf der weiten Waſſerfläche herumtummelten. Von einem mäßig hohen Bergkegel ſchaute Schloß Henneberg in der Entfernung einer guten halben Stunde herab auf das ſchöne, fruchtreiche Land. Henneberg, das alte Stammſchloß einer uralten Grafenfamilie, deren Namen die vaterländiſche Geſchichte oft erwähnt, und deren Ruhm und Thatenglanz als heilige Immortelle um die Trümmer ihrer Burgen und um ihre Sarkophage blüht, immer noch lebendig, während ſchon vor zweihundert und fünfzig Jahren der letzte Zweig jenes einſt ſo blühenden Stammes in die Gruft ſank. Henneberg, ein altes Haus, und ſchon damals nicht mehr bewohnt von ſeinem Beſitzer, der in Schleuſingen ſeine Reſidenz hatte, ſondern nur bewohnt und bewacht von einem Burgmann, dem es gut dünken mochte, daß der Herr mit ſeinem Hofſtaat ſich in ein graues Thalſchloß begrub, und ihm den heitern Wohnſitz mitten in grüner Waldung und grenzend an das Blau des Himmels in freier Bergluft überließ.

Es war der Abend des Kirchweihfeſtes des Heiligen; Gebet und Litaneien, Pſalmodien und Hymnen waren verhallt; von den Tauſenden frommer und nichtfrommer Wallfahrer, die aus allen Gegenden von nah und fern herbeigeſtrömt, war ein Theil bereits wieder hinweggezogen, ein anderer Theil aber war da geblieben, um in der Frühe des folgenden Tags die Heimfahrt anzutreten, und hatte ſich entweder in die nahen Dörfer zerſtreut oder gedachte am Rande des Sees bei lodernden Feuern eine fröhliche Biwacht zu halten. Aus den Dörfern ſchallte Tanzmuſik und der Jubel mannichfacher Luſt. Kleine Kähne glitten über den ſtillen See, und nur wenige Beter knieten vor dem hohen Kreuze, welches außerhalb der Kapelle ſtand, deſſen Stamm der Begründer der neuen Kirche, Graf Wilhelm V. von Henneberg, ſelbſt aus dem nahen Walde zum Ufer des Sees getragen haben ſollte und zwar im Jahre 1162, weßhalb auch noch am Fuß des Kreuzesſtammes das Chroneſtichon: ECCe LIgnVM CrVCIs eingehauen war. Die Abendſonne aber funkelte in dem venetianiſchen Spiegelglas der Kirchenfenſter und goß den reinen Schimmer der Verklärung über Land und See.

Nahe am ſüdlichen Ufer des Sees überragte eine alte Warte mehrere Wohngebäude eines ärmlichen Lehngutes, vorzugsweiſe der Thurm genannt, und nicht allzuweit davon erhob eine Kemnate ihr ſtarres Gemäuer mitten im buntbelebten Wieſenthal. Zwiſchen ihr und dem Thurmgut war ein hohes Zelt aufgeſchlagen, in und vor welchem fröhliche Männer und Jünglinge in glänzender Tracht ſaßen, zechend und plaudernd, und rings umher lagerten in der Nähe angebundener Roſſe reiſige Knappen in nicht minder heiterer Beſchäftigung. Man konnte ſich getroſt wieder dem Genuß der fröhlichen Weltluſt überlaſſen, und waren nur die frommen Büßungen vollbracht, war die nöthige Anzahl Roſenkränze abgebetet, auch wieder dem ſündlichen Gelüſt menſchlicher Schwachheit folgen, denn noch hing an der Kirchthüre von St. Wolfgang der mächtig große Indulgenzbrief auf Pergament, mit fünfzehn Siegeln eben ſo vieler Cardinäle in partibus fidelium et infidelium und köſtlicher Malerei verſehen, welcher allen frommen Wallern und Betern zu St. Wolfgang hunderttägigen Ablaß verhieß. Wer hätte nicht freudig Gebrauch machen wollen von ſolch liebevoller Gnadenſpende, von ſolch gnadenvoller Liebesgabe der mildfreundlichen Mutter Kirche? —

Im letzten Sonnenſtrahl erglühte das hohe Haus Henneberg. In dem Ritterzelt erhob ſich vom Feldſtuhl der junge und ſtattliche Herr, dem dieſes Land gehörte, Fürſt Wilhelm der Siebente. Er trug einen leichten Bruſtharniſch und einen goldſtrahlenden Helm. Auf der Bruſt hing ein Kleinod, die Ordenskette der Brüderſchaft zu den vierzehn Nothhelfern, künſtlich von Silber ausgeprägt. Vierzehn Bildniſſe der heiligen Nothhelfer waren daran und zwiſchen jeglichem Bild ein Cherubim, der eine Bandſchrift trug, darauf des Heiligen Name ſtand; unten aber, wo die Ketten zuſammenliefen, zeigte ſich in Taubengeſtalt der heilige Geiſt, mit einem Diadem gekrönt, und unter dieſem St. Chriſtoph, tragend das Heil der Welt in Geſtalt des Chriſtuskindes. Solchen Orden hatte des Fürſten frommer Vater geſtiftet und errichtet, derſelbe, welcher hier dem heiligen Wolfgang die Kirche gebaut, derſelbe, welcher auf den Antrieb ſeines Herzens in das heilige Land gereiſt war.

Der junge Fürſt überſchaute noch einmal die reizende Flur, und wandte ſich dann zu dem Jugendfreund neben ihm, Ritter Burkhard Trott, und ſprach: „Führwahr, mein Vater hat zum Preis des Heiligen eine ſchöne Stätte erwählt, wie vielleicht keine zweite ſo ſchön gefunden werden mag in unſerm ganzen Land. Wie luſtig iſt dieß Gefild! Doch die Sonne iſt hinab; laßt uns aufbrechen, daß wir unſer Schloß Maßfeld noch vor Einbruch der Nacht erreichen. Sagt St. Wolfgang Valet; der Heilige ſchirme uns und geb' uns fröhliche Heimfahrt.“

„Gen Schleuſingen nämlich, nicht gen Himmel,“ ſcherzte der heitere Schenk von Oſtheim, und leerte noch einmal den vollen Becher.

„Wie Gott will, Herr Schenk!“ erwiederte ernſt der Fürſt, und es war auffällig, daß dieſer ſolchen Ernſt mit ſo großer Jugend vereinte, denn er zählte erſt zwanzig Jahre, aber der Sinn des heimgegangenen Vaters war auf ihn vererbt, und die gleichgeſinnte würdige Mutter, Frau Fürſtin Margarethe, die den ſo bald vaterlos gewordenen Knaben erzogen, hatte ſeinen Geiſt frühzeitig eine Richtung nach dem Höheren gegeben, aus welchem allein in allen Lebensverhältniſſen, heitern und trüben, Kraft und Ruhe, Troſt und Friede quellen. Und es war auch in jener Zeit eine wunderliche und dabei doch innige Verſchmelzung des religiöſen und Weltſinns bemerkbar, aus welcher ſich eine faſt dichteriſchideale Weltanſchauung geſtaltete, vergleichbar einem Baum, der ſich mit tauſend Wurzeln an die Erde klammert und mit tauſend Zweigen und Blättern und Blüthen zum Himmel aufſtrebt. Die Ritter brachen auf, die Knechte führten die Roſſe vor und brachen das Zelt ab. Burkhard Trott nahm Abſchied von dem Herrn und ritt nach Henneberg hinüber. Sein alter Vater war der Glückliche, der als Burgmann auf der hoch und herrlich gelegenen Veſte wohnte.

Mit den Rittern Schenk von Oſtheim, Stein, dem Edelknecht Marſchalk und einigen andern Lehnsmännern ritt Fürſt Wilhelm durch den ſtillen Thalgrund der Sülze dem alterthümlichen Schloß Maßfeld zu, deſſen Mauern die Wellen der Werra umſpühlten.

Vor dem Kreuze auf St. Wolfgangs heiligem Eiland erhob ſich jetzt ein andächtiger Beter, ſetzte ſein Barett auf das lockige Haupt und warf den leichten Mantel über die Schulter.

„Die Welt wird ſtill," ſprach er leiſe vor ſich hin. „Dort reiten die edlen Herren, und auch das Volk hat ſich zerſtreut und ſucht ein gaſtlich Obdach. Ich bin der letzte Waller hier, und war der erſte heute früh; ich habe den Morgen unter dem Kreuze begrüßt und mich von dem Abend an derſelben Stelle wiederfinden laſſen, während ich in den Tagesſtunden oben am waldbewachſenen Bergabhang ſaß und an meinem Gedicht ſchrieb." Der Beter zog ein Buch aus dem Buſen und blickte hinein; der letzte Schein des dämmernden Tages gönnte ſeinen Augen kaum noch die blumige Weide auf den Zeilen des Gedichtes, das heute erſt begonnen worden war.

„Ja, ich glaube treu geſchildert zu haben,“ ſetzte der Dichter ſein Selbſtgeſpräch fort, während er über den langen Steindamm ſchritt, welcher ſeit kurzem die Inſel St. Wolfgangs mit dem feſten Lande verband.

„Der Frühling naht und heiter lacht der Himmel; Sankt Wolfgangs Inſel trägt des Volks Gewimmel, da kommt der Fürſt im härenen Gewand und hält den Pilgerſtab in ſeiner Hand, und tiefe Trauer fühlet Volk und Land; es will der Vater von den Kindern ſcheiden. Noch eine That der Frömmigkeit iſt zu vollbringen er bereit, bevor auf lange, lange Zeit er muß der Heimath theure Fluren meiden. Dort, wo der See das Inſelufer netzt, legt er den Grundſtein einer Kirche jetzt, manch Segenswort entquillt den Prieſterlippen. Nun reitet er hinweg mit trübem Blick; ſammt den Begleitern ſchaut er oft zurück, und alles weint und wünſcht den Pilgern Glück zu der fahrvollen Fahrt durch Wogen, Sturm und Klippen.“

Zufrieden mit dieſen Einflüſterungen ſeiner Muſe wandelte Georg Doth die graſigen Fußpfade längs eines murmelnden Bächleins fürbaß nach dem Dorf Sülzfeld, durchſchritt dieſes ohne Aufenthalt, und eilte, nicht geſchreckt durch die einbrechende Nacht, der Stadt Meiningen zu. Ein Gedanke nur erfüllte ſeine Seele; der Himmel hätte nicht brauchen ſternenklar zu ſeyn, der Mond durfte immerhin anderswohin ſcheinen, als auf den Weg des Einſamen; ein Gedanke war ihm Stern und Mond, Stab und Leuchte: ſein Gedicht. Er wollte den Zug Wilhelm des Fünften von Henneberg nach dem heiligen Lande beſingen. Ein ſchöner, würdiger und erhabener Stoff für einen Dichter am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Die Vollendung trat vor ſeinen Geiſt mit einer Lorbeerkrone, der Ruhm erſchien ihm mit weitſchmetternder Poſaune. Wir lächeln darüber, wir wiſſen Höheres zu feiern, als eine Bußfahrt nach Paläſtina, aber die holden Träume einer Dichterſeele ſind unter allen Jahrhunderten dieſelben. Des Schaffens ſeliges Gefühl wird von Gold weder aufgewogen, noch iſt es erkäuflich, es iſt die Wunderquelle in des Pieros Hainumſchattung, iſt der Nektar, der die armen Sterblichen den Göttern des Himmels gleich macht und ſie hoch über die Erdengötter ſtellt.

Georg Doth war nicht mehr ſo jung, wie ſeine dichteriſchen Gefühle, aber auch nicht ſo alt, wie ſein Bruder, der vier und dreißig Jahre zählte und ſchon ein Mönch war, ein gelehrter und andächtiger Mönch im Mineritenkloſter zu Meiningen. Die Brüder liebten einander inniglich und hatten, außer daß ſie einander gegenſeitig mit ganzer Seele beſaßen, weder Vater noch Mutter, weder Sipp- noch Magſchaft auf der ganzen Welt. Georg beſuchte ſeinen Bruder Johannes oft auf der ſtillen Zelle und ſchaute durch das kleine gothiſche Fenſterlein über Wall und Graben der Stadt hinweg in das freie, offene Thal. Das Kloſter war dicht über der Stadtmauer nahe beim Unterthor gebaut, und unter ſeiner ſchwarzen Mauerwand ſchoß mit gleich düſtrer Farbe die Fluth des Wallgrabens rauſchend vorüber.

Georg Doth dachte an den Bruder auf ſeiner Wanderung, wie dieſer ſich freuen würde, wenn er den Anfang des Gedichts vernähme, welches ſeiner Meinung nach ſo herrlich zu werden verſprach. Er dichtete während er ging, ſeine Augen ſahen die Nacht nicht, ſondern die Palmen von Mamre, er überfuhr den See Genezareth, die Phantaſie lieh ihm ihre Flügel, und während nur mechaniſch ſein Fuß vorwärts eilte, flog ſein Geiſt, von Rythmen beſchwingt, von Luſt getragen, durch Italien und Hellas, und führte ſeinen Helden durch Meere und Wüſten nach der heiligen Stadt. Wie er dort ankam, rief ihn der Wächter am Oberthor der Stadt Meiningen mit rauher Stimme an, und entzauberte ſchnell den ſo glücklich und begeiſtert träumenden und träumend dichtenden Jünger Apolls. —

2.

Ueber dem freundlichen Thal der Werra ſchwammen Morgennebel, gen Himmel ſteigend als leichtes, ſonneverſilbertes Gewölk. Die Zugbrücke von Schloß Maßfeld raſſelte nieder und heraus ritt Fürſt Wilhelm, welchem der Schenk von Oſtheim, Ritter Seifried von Stein und der Edelknecht Chriſtoph

Marſchalk folgten; unter den Reiſigen, die zum Gefolge gehörten, war ein wackrer Alter, des Fürſten Leibknappe, Heinz Wohlrath, dieſer und Ritter Stein hatten den ſeligen Herrn begleitet, als derſelbe mit Herzog Albrecht von Sachſen die ritterliche Reiſe und Meerfahrt in das heilige Land vollbracht. Die Herren waren allzumal munter und fröhlich und koſ'ten von der Welt Lauf und den Ereigniſſen der Zeit, auch kam die Rede auf des Fürſten hohes Geſchlecht, und daß an dem alten ahnenreichen Baume der Schleuſinger Linie Henneberg kaum noch ein kräftiger Zweig ſey, außer dem Fürſten ſelbſt, denn vor hundert und achtzehn Jahren bereits war die Hartenberger Linie erloſchen, und des Fürſten Ohm, der kräftige und kluge Johann war Fürſtabt von Fulda, der zweite Ohm, Berthold, war vor zwei Jahren als Domherr von Straßburg geſtorben. Ebenſo waren ſchon vier Brüder Wilhelms im blühenden Kindesalter des Todtes Opfer geworden.

„Wahrhaftig, edler Herr,“ nahm der biedere Stein das Wort: „Ihr müßt daran denken, Euch bald zu vermählen, zur Freude Eurer Frau Mutter, wie des ganzen Landes. Sollte Euer Stamm ausſterben und Euer ſchönes Land Euerm Vetter Herrmann auf Aſchach zufallen? Dem würde es traun willkommen ſeyn, er hat fünf Söhne, aber Gott verhüte, daß ſeine Herrlein ſich in Eure Städte theilen!“

Der ſchöne Jüngling lächelte erröthend und erwiederte dem treuen Vaſallen: „Mit Gottes Hülfe kann es dahin kommen, daß Euer Begehr ſich erfüllt. Ich werde hören, was mir die liebe Mutter räth, noch wüßte ich nicht, wen ich freien ſollte, und es will mich bedünken, daß ich noch Zeit habe.“ „Jung gefreit, hat nit gereut!“ rief der fröhliche Schenk. „Der Frau Fürſtin Margarethe würde das Herz im Leibe vor Freude hüpfen, führtet Ihr derſelben eine Schnur zu! Ja, will's Gott, erleben wir das bald!“

Der alte Knecht Wohlrath hörte das Geſpräch und ſein ganzes Geſicht verklärte ſich. „Hört Ihr, was die Herren beſprechen?“ fragte er den Edelknecht. „Adel ſteht wohl bei Tugend! Gott ſegne

Henneberg. Ich tanze auf dem Kopf, wenn unſer junger Herr heuret. Freue Dich Jeruſalem!“

„Der hat's gut, der freien mag, wenn es ihm gelüſtet,“ murrte Chriſtoph Marſchalk, und achtete nicht ſonderlich auf des Alten geſchwätzige Fröhlichkeit.

Die Reiter waren in dem Dorfe Ober-Maßfeld. Vor einem ſtattlich aufgeputzten Steinhaus ſtanden, von einem Knecht gehalten, zwei geſattelte Pferde, und ſo eben trat ein Mann aus dem Hauſe, der ſich auf das leerſtehende Roß ſchwang. Dieſer Mann hatte eine Athletengeſtalt und ein grimmiges Ausſehen. Ein großer Bart umgab Mund und Wangen, auf ſeiner Stirne thronte der Ernſt, ſein Auge flammte muthig, er ſchien in dem Alter von fünfzig und einigen Jahren und ſein Geſicht trug die Spuren manches heißen und mühvollen Tages. In der Hausthüre ſtanden, zum Abſchied grüßend, ſeine Hausfrau, eine bleiche und kleine Geſtalt, mit einer ſtillen Freundlichkeit auf dem Antlitz, und hinter ihr verborgen ſah ein liebreizendes Kind hervor, das fünfzehn Jahre zählen mochte, voll engelholder

Unſchuld auf dem reinen, friſchblühenden Geſicht, und das ſittſam die Augen niederſchlug und noch einen Schritt zurücktrat, als die Ritter nahe kamen.

„Mit Gott!“ rief Frau Walburgis: „komme glücklich wieder heim.“

„Werde ſchon, Alte!“ antwortete der Ritter, leb' wohl, Walburg, leb' wohl, Magdala!“

„Das iſt ein neuer Unterthan von Euch!“ wandte ſich Ritter Stein an den Fürſten: „der Würzburgiſche Hauptmann Heinz Teufel!“ — „Bei Gott, ein merkwürdiger Name!“ lachte der Schenk von Oſtheim.

„Gott grüß Euch Ritter Heinz!“ rief Stein dem Kriegsmann zu. Wohin reitet Ihr? Wollt Ihr unſerm edlen Herrn das Geleit geben?“ Der Hauptmann ſetzte ſich kerzengerade im Sattel feſt, grüßte nach Ritterſitte und ſprach: „Ich freue mich der Ehre, Euch zu ſchauen, gnädigſter Herr!“ Wollt Ihr in meiner armen Behauſung ein Frühmahl einnehmen, ſo befehlt nur! Küche und Keller ſtehen offen!“

„Wir danken Euch, Hauptmann!“ erwiederte mit freundlicher Huld der junge Landesherr: „und ſuchen Euch, ſo Ihr es erlaubt, ein Andermal heim. Reiten wir vielleicht denſelben Weg?“

„Mit Freuden geleite ich Euch ein Stück Wegs,“ verſetzte der Kriegsmann und ſchloß ſich dem kleinen Zug an.

„Ihr wohnt erſt ſeit kurzem hier?“ knüpfte Wilhelm das Geſpräch von neuem an.

„Ja, mein gnädiger Herr!“ entgegnete Heinz. „Ich bin des Kriegslebens ſatt, zudem iſt ja jetzt Landfriede. Kaiſer Maximilian hat ſeinen Römerzug ohne ein Heer angetreten, ein Schatten von der alten Herrlichkeit. Sonſt, wenn der deutſche Kaiſer kam, zitterte Welſchland.“

„Ihr habt Familie? Ich ſah vorhin einige Frauen vor Eurer Thüre? fragte der Fürſt. „Ja, ich habe ein Weib und zwei Kinder, Herr, und zog hauptſächlich um der letztern willen aus Würzburg fort, denn dort war ich wenig daheim, mußte im Land umherreiten und hatte der Bekannten zu viele, deren Beſuch in meiner Abweſenheit mir für meine aufblühende Tochter nicht rathſam ſchien, daher dankte ich ab und zog' in das ſtille, freundliche Dorf, in Euer Land, und will lieber Euer Vaſall ſeyn, als eines Biſchofs Vaſall. Vielleicht wäret Ihr geneigt, meinen Jungen, Georg, unter Eure Edelknappen aufzunehmen.“

Aus dem Hauſe des Ritters ſchaute Frau und Tochter den Hinwegreitenden nach, und Chriſtoph Marſchalk wandte ſich einige Male auf ſeinem Roß um und warf einen flammenden Blick auf die holde Magdalene.

„Das Mägdlein iſt engelſchön! Beim Himmel, nie hatte ein Teufel ſolch ein liebliches Kind, wie dieſer alte griesgrämige und bärbeiſſige Kriegsgeſell!“ ſprach der junge Edelknecht zu ſich ſelbſt. „Wäre doch der Herr abgeſtiegen, damit man dieſe holde Blume näher hätte beſchauen mögen. In ganz Schleuſingen und drei Meilen im Umkreis giebt's ſolch eine zauberſchöne Maid nicht mehr.“ —

„Ein ſchöner, lieber Herr, der junge Fürſt,“ ſprach Frau Walpurgis zu ihrer Tochter. Sieh nur, wie ſtattlich er zu Roß ſitzt, wie ſchön das Gewand ihn kleidet. Alle ritterliche Sitte, Kunſt und Tugend erlernte er an Pfalzgraf Rupprechts Hofe, wo er ſeine Jugendjahre verlebte. Nun hat Frau Margarethe, die fromme tugendſame Fürſtin, das Regiment in ſeine junge Hand gelegt. Er aber ehrt und liebt die Mutter kindlich und unternimmt nichts ohne ihren Rath.“

Lange noch ſprach Frau Walpurgis mit ihrem Töchterlein von ihrem neuen Landesherrn, während dieſer mit ſeinen Begleitern immer den Thalgrund aufwärts ritt, in freundlichen Geſprächen, muntern Scherzen und heitern Erzählungen. Das uralte Städtchen Themar hatten ſie bereits durchritten und lenkten da, wo die Schleuſe in die Werra mündet, in das Thal der erſtern ein. Vor ihnen erhob ſich am Fluſſesufer in friedlicher Größe mit zwei hochprangenden Thürmen die Prämonſtratenſer-Abtei Veßra. Dort hielten die Herren, und der Abt Petrus erſchien im Gefolge zweier Mönche, des Guardians Gregor Seldenthal und des Bruders Ehrhardus, unten an der Pforte, empfingen mit geziemender Reverenz den freundlichen Gebieter und ſeine Begleiter und führten ſie in das Refectorium.

Der Abt muſterte die Anzüge und den Schmuck der Ritter. Seine Augen ſuchten die Ordenskette der vierzehn Nothhelfer und fanden dieſe nur auf der Bruſt des jungen Herrn und des Ritter Stein, deßhalb zögerte er nicht lange, das Geſpräch auf den Orden zu bringen und wandte ſich an den Fürſten: „Mit Vergunſt, mein edler und erhabener Herr, laſſet Ihr Euch nicht auch angelegen ſeyn, den Orden, welchen Eures ſeligen Herrn Vaters Liebden zur Ehre St. Chriſtophs ſtifteten, ferner zu erhalten und auszubreiten? Ihr wißt, daß jeder neuaufgenommene Ritter unſerm Kloſter ein Scherflein von vier Gulden für die Aufnahme darbringen muß, ſo wollten es Eures wohlſeligen Vaters Liebden; nun aber iſt ſchon lange Zeit niemand aufgenommen worden und wir entbehren die milde Gabe ganz und gar.“

„Das thut mir wahrhaftig leid, Herr Abt,“ verſetzte der Fürſt: „und wir wollen darauf bedacht ſeyn, dem Orden neue Brüder zu gewinnen.“ Er ſah dabei ſeine Begleiter prüfend an, ob einer oder der andere ſich wohl dazu eignen möchte. Herr Schenk von Oſtheim errieth den Gedanken ſeines Herrn und nahm das Wort: „Mit Eurer Gunſt, Herr, und mit der Euren, hochwürdigſter Herr Abt, der Orden iſt ganz gut, aber der Gaben ſind zu viel. Vier Gulden beim Eintritt für das Kloſter. Eine Mark Silbers die Kette, Almoſen noch außerdem, und die Erben dürfen nicht einmal die Ordenskette behalten, ſondern müſſen dieſelbe Euch wieder ſchicken, damit Ihr ſie abermals verkaufen könnt.“

„Dafür beten wir auch Tag und Nacht für die Brüderſchaft, und jeglicher Ordensritter iſt theilhaftig aller Gnaden und Seligkeiten unſers Ordens und aller guten Werke, welche wir thun!“ vertheidigte der Abt die einträgliche Pfründe und flüſterte dem Bruder Erhardus einige Worte ins Ohr. Dieſer verließ den Saal, in welchem ſich das Geſpräch einem andern Gegenſtand zuwandte, bald aber kam Erhardus zurück und brachte eine große päpſtliche Bulle mit, ausgegangen im tauſend vierhundert und achtzigſten Jahr von Sixtus dem Vierten. Dieſe nahm ihm der Abt aus den Händen und zeigte ſie den Rittern. „Seht, edle Herren,“ begann er: „hier beſtätigt der heilige Vater zu Rom den Orden und verheißt den Gliedern deſſelben Vergebung der Sünden, und geſtattet, daß bis an hundert Brüder erwählt werden dürfen, jetzt ſind aber deren kaum noch fünf.“

„Ich werde Euch zum Ordensritter machen, Schenk,“ ſprach halb im Scherz, halb im Ernſt der Fürſt: „doch wollen wir dazu eine beſondere Gelegenheit abwarten.“

„Thut es am Tage Eurer Vermählung, mein edler Herr!“ erwiederte dieſer heiter, und die Hoffnung des Abts auf neue Aufnahmgebühren wurden an dieſem Tage nicht erfüllt.

Bei Beſira nahm der Hauptmann Teufel Urlaub von der übrigen Geſellſchaft, die nach Schleuſingen zuritt, er aber ritt eine Strecke Wegs zurück und ſchlug ſich dann in die Berge, vielleicht ein Wild zu erjagen. Da hatte er aber einen gar beſchwerlichen Ritt, denn er war der Gegend noch nicht kundig und eben ſo wenig ſein Knecht Dietrich, und es ging bald bergab, bald bergauf, ſo daß beide Reiter bisweilen abſteigen mußten und die Roſſe führen und ſich Bahn hauen durch das Gebüſch und Geſtrippe. So war es kein Wunder, daß der Abend ſchon dämmerte, als die verirrten Jäger in das Thal von Ellingshauſen gelangten und nun der nicht mehr fernen Heimath zueilten. Schon war es auf den Fluren ſtill und menſchenleer, kühl wehte vom thüringer Wald herab der Wind, der Himmel hatte ſich trüb umzogen und ein feiner Regen durchnäßte erkältend die müden Reiter, auch waren von dem langen Ritt die armen Roſſe ſo erſchöpft, daß ſie vergebens der Sporn zur Eile trieb. Darüber ward Herr Heinz ſehr ungeduldig und fluchte und wetterte und hieb ſein Pferd, daß es ſtöhnte und ſchnaubte. Plötzlich aber überlief es den Hauptmann eiskalt und ein heftiger Schmerz durchzuckte ihn und er ſprach zu dem Knecht: „Dietrich, mir iſt ſchlecht! Ich glaube, der Tod klopft an und die verfluchte Mähre iſt nicht in Trab zu bringen! Hole der Satan dieſe Reiterei!“

Gar nicht mehr weit lag das Dorf Ober-Maßfeld, man konnte recht wohl durch den Nebel und Regen ſeine Häuſer und ſeinen Kirchthurm noch erkennen, aber es ſchien nicht, als ſolle Herr Heinz die neue Heimath lebend erreichen, denn er ſtöhnte jetzt laut vor Schmerz und krümmte ſich und zitterte und rief: „Hilf, Herr Gott! Hilf! Ich ſterbe!“ Und Dietrich hielt ihn, daß er nicht vom Pferde ſank und ſagte: „Dort ſteht ein alter Baum am Weg, Herr, mit breitem Laubdach, wenn Ihr Euch dort hinſetztet, und ich ritte heim, holte Euch Tücher und Decken und wir kämen dann mit einer Tragbare und trügen Euch nach Hauſe, wär' das nicht gut?“

„Ja, ach ja!“ ächzte der kranke Mann, und verſuchte noch einige Schritte näher zu dem Baum zu reiten, und dort angekommen, ſank er vom Pferde herab. Dietrich ſprang von dem ſeinem, half dem Herrn ſo gut er konnte, legte ihn ſanft unter den alten umfangreichen Lindenſtamm und ſprach: „Tröſte Euch Gott in Eurer Noth, Herr Hauptmann, ſprecht ein Gebet zur Gnadenmutter, deren Bild dort ganz verwahrloſt im Schleendorngeſträuch ſteht, und ich will eilen, ſo ſehr ich kann.“ Nach dem der Knecht dieß geſagt und das Pferd des Ritters angebunden hatte, ſchwang er ſich wieder auf ſein Roß und trabte von dannen, den Herrn ſich ſelbſt, ſeinem Schmerz und der Hülfe Gottes überlaſſend.

Der preßhafte Hauptmann aber, an allen Gliedern vor Froſt zitternd, ſchleppte ſich mühſam hin zu dem alten, halbverfallenen Betſtock, den vielleicht ſchon lange kein Wanderer mehr gewürdigt, denn das Geſtrüpp hatte ihn faſt ganz überwachſen und der Regen hatte von dem Muttergottesbild die Farben längſt abgewaſchen, und der Wind würde es längſt umgeworfen haben, wenn es nicht die alte Linde und das junge Geſträuch geſchirmt hätten. Jetzt lag nun wieder ſeit undenklich langer Zeit der erſte Beter vor dem Bilde auf den Knieen, und flehte mit aller Inbrunſt, die der Schmerz erzwingt: „O heilige Maria! Hilf! Gebenedeiter Jeſus! Hilf! Laßt mich nicht hier am Wege umkommen und verderben, erbarmt Euch mein! — Weh, weh! Iſt das der Tod? Soll ich ſterben hier auf ödem Feld, in rauher Sturmnacht, ohne den Troſt des Sakraments? Ohne den Troſt, noch einmal Frau und Kinder zu ſehen und zu ſegnen? Wehe mir! Hilf mir, mein Heiland!“ — Der Schmerz wurde immer heftiger, und immer quälender die Angſt des Leidenden, er rang die Hände, er umklammerte krampfhaft den Betſtock, er jammerte: „Hilf mir, Mutter Gottes, um Deines Sohnes willen, auf daß ich beichten könne und Buße thun vor meinem Dahinſcheiden! Ach, ich war ein großer Sünder, hab' nie ſonderlich viel auf Pfaffenwerk und Beten gehalten, nun kommt mir über Nacht der Glaube. Ich will fromm werden! Weh, der Schmerz bringt mich um. O Madonna, Milde, Reine! Hilf mir!“

Er berührte mit den Händen das rohgeſchnitzte Holzbild, und die Sinne ſchwanden ihm.

Unterdeſſen hörte es auf zu regnen, die Wolken theilten ſich, der blaue Nachthimmel ſah durch die grauen Flöre, und über dem Mittelberg, an deſſen Fuße die Stelle war, wo der arme Kranke litt, trat plötzlich der Abendſtern leuchtend aus der Wolkenhülle.

Aus der Betäubung erwachte Heinz, und fühlte ſich ſchmerzenfrei. Ueber dem öſtlichen Waldgebirge hatte ſich der Mond erhoben, ſein Licht ſchimmerte magiſch auf dem thaufeuchten Laub und zitternde Perlen tropften von den Büſchen. Das alte kleine Marienbild mit dem Jeſuskind ſtand ganz lieblich verklärt von dem milden Mondesſtrahl und der Hauptmann erhob ſich und jauchzte: „Hoſiannah! Gelobet ſeyſt du Maria! An mir iſt ein Wunder geſchehen! Ewiger Herrgott! Ich bin geſund!“

Noch einmal warf ſich der Entzückte auf ſeine Knie, den Himmel und die Helferin glühend preiſend, dann beſtieg er ſein Roß und trabte voll frommer Vorſätze fürbaß.

In des Hauptmanns Behauſung rief indeß Alles Ach und Weh, und ſein Weib und ſeine Kinder, Knechte und Mägde eilten auf Dietrichs ſchreckbringende Nachricht des Wegs entlang, den Kranken heimzuholen, und Dietrich vertraute dem Geſinde, daß ſie den Herrn ſchwerlich noch lebendig unter dem Baum antreffen würden, und er prophezeihte auch wahr, denn jener kam ihnen allen ſchon auf halbem Weg entgegengeritten, ſprang vom Roß, umhalste die Seinen und rief: „Gebt Gott und ſeiner Mutter die Ehre! Ich bin geſund! Dort vor jenem alten Opferſtock glaubte ich ſterben zu müſſen, und betete zur hochgelobten Jungfrau und genaß auf der Stelle!"

„Ein Wunder! Ein Wunder!" rief Frau Walburgis mit inniggerührtem Herzen. An des Vaters Bruſt weinte Magdalena Freudenthränen, und Georg drückte ſeine Hände. „Ein Wunder!" rieſen die Knechte und die Mägde, und noch an demſelben Abend durchflog die Kunde des Mirakels das ganze Dorf.

5.

Der Mönch Johannes ſaß in ſeiner Zelle und malte in ein gedrucktes Pſalterium herrliche Initialen und Miniaturen. „Das thun uns die Drucker doch nicht nach," ſprach er zu ſich ſelbſt bei der mühſeligen Arbeit. „Der Schmuck bleibt unſer Werk, und wie ſeltſam nehmen ſich die gedruckten Bücher aus, in denen ſtatt der ſchönen Zier des gemalten Initials ein leerer Raum gelaſſen werden, oder ein winziger kleiner Buchſtabe in dem weißen Felde ſchwimmt, wie ein verlaſſenes Schifflein auf offenbarer See.“

Den fleißigen Maler unterbrach ſein Bruder, der Dichter, der mit freundlichem Gruß in die Zelle trat. „Malſt Du wieder?“ fragte Georg. „Ei, welch ſchönes Bildlein! St. Johannes, Dein Patron, mit goldnen Locken, mit goldnem Heiligenſchein, angethan mit himmelblauem Gewand, ein Buch auf den Knieen, ſchreibend und den begeiſterten Blick himmelwärts gerichtet? Und in duftigblauer Himmelsferne ſchwebt auf goldner Mondſichel die ewige Jungfrau. Der Adler aber ſteht daneben und ſchaut den glücklichen Jünger an. Sage mir, Bruder, was bedeutet der Adler?“

Johannes ſah mildlächelnd zu dem Sprecher von der Arbeit auf und erwiederte: „Der Adler, lieber Bruder, bedeutet die Schnelligkeit der Gedanken, einen Theil der Gottesherrlichkeit, die wir geſchildert finden beim Propheten Heſekiel, im erſten Capitel und im vierten der Apocalypſis.“

„Ich meine,“ ſprach Georg: „er bedeutet die

Begeiſterung, die den geweihten Jünger durch alle Himmel trug und ihm die Wunder der Offenbarung offenbarte. O ſelig, wem dieſer Aar zur Seite ſteht, ſelig, wen er auf ſeinen Cherubflügeln zum himmliſchen Jeruſalem trägt! Selig, wer auch nur das irdiſche zu ſchauen vermöchte!“

„Haſt Du wieder an Deinem Werk geſchrieben, Bruder?“ fragte der Mönch, und Georg antwortete: „Ja, ich habe, aber weit bin ich nicht gekommen, denn ich bedarf eines Führers, der mir das Land, der mir das Meer ſchildert, damit ich ſie im Liede ausſchmücke mit dem Farbenreiz der Dichtung, wie Du Deine Bücher mit der lieblichen Zier Deiner Bilder, und deßhalb komme ich zu Dir, Dich zu fragen, ob nicht etwa in Eurer Kloſterliberei ein Buch zu finden, daraus ich einiges ſchöpfen könnte für meinen Zweck?“

„Unſer Kloſter iſt arm, wie Du wohl weißt, lieber Bruder, auch verbietet unſere ſtrenge Regel uns das Studiren gänzlich, und wenn unſerm Bücherſchatz nicht bisweilen eine Gabe von milder Hand zufließt, ſo vermehrt er ſich nur durch die Werke, die wir ſelbſt ſchreiben, das will ſagen, abſchreiben," erwiederte Johannes: „denn obgleich durch die wunderbare Kunſt des Druckens die Bücher ſich unendlich vermehrt haben und wohlfeiler geworden ſind, ſo kann ſie doch der nicht kaufen, der das Wenige nicht beſitzt, was ſie koſten. Ich aber kann nicht, wie andere meiner Brüder gethan, die edle Kunſt ſchelten und verfluchen und ſie eine Erfindung des Fürſten der Finſterniß nennen, ſondern ich meine, es wird durch ſelbige noch viel Licht in die Welt kommen. Da mir der hochwürdige Prior die Obhut der Liberei vertraut hat, ſo laß uns hinabgehen, Georg, und ſehen, was wir finden."

Der gute Johannes bedeckte ſeine Malerei, nahm einen Schlüſſelbund von der Wand und verließ mit Georg die Zelle. Sie ſtiegen über dunkle und ſchmale Treppen hinab in den Kreuzgang, an deſſen End Johannes eine kleine eiſerne Thür aufſchloß, un nachdem ſie noch einen kurzen Gang durchſchritte öffnete Johannes eine zweite Thür, und ſie trate in ein kleines düſtres Gewölbe, das nur durch k ſchmales mit Eiſenſtäben vergittertes Fenſter ſparſames Licht empfing. In dieſem Gewölbe ſtanden einige dicht vergitterte hölzerne Schreine und in dieſen befand ſich die Kloſterbibliothek, nicht ganz einhundert Bücher, meiſtens Handſchriften theologiſchen und aſcetiſchen Inhaltes, Breviarien und Pſalterien, und wenige gedruckte Werke.

„Ei, Bruder,“ begann Georg, als Johannes einen Schrank aufſchloß: „Du kommſt mir vor wie ein Kerkermeiſter des Geiſtes; mich dauern die armen Lebendigbegrabenen. Hinter dreifachem Schloß und Riegel hältſt Du Deine Bücher, und ſehe ich recht? Hier liegen einige an Ketten! Das ſind wohl ſchlimme Gefangene, die viel verbrochen haben, gewiß arme ketzeriſche Sünder?“

„Freilich,“ erwiederte mit Achſelzucken der Mönch: „das eine iſt Wiklefs Buch de Euchariſtia, das andere ſind ſeine Dialogen und Trialogen, das dritte ſind Schriften des Huß, dem zu Coſtnitz ſein Recht geſchehen. Es iſt allen Brüdern verpönt, dieſe Bücher zu leſen, deßhalb liegen ſie an Ketten.“

„Alſo wirklich nur Schriften in Sachen des Glaubens?“ fragte Georg verwundert. „Ei, die mögt ihr immerhin einkerkern, dem Glauben könnt ihr doch den Eingang in Köpfe und Herzen nicht wehren; ich aber dachte, es möchten ſchöne Zauberbücher ſeyn, voll wunderbarer Bilder und poetiſcher Sprüche, wie zum Beiſpiel die geheimnißvolle Clavicula Salomonis, oder deſſen Semiphoras und Schem-Hamphoras."

„Dergleichen haben wir nicht, Bruder, und möchten ſolche Dir auch ſchwerlich frommen," ſprach Johannes, beſah die braunen Folianten, und zog dann einen von mäßiger Größe hervor, überfuhr ihn ſäuberlich mit dem Aermel und ſagte: „Hier kommt, was Dir dient, mein Bruder! Des gelehrten Bernhard von Breidenbach neues und ſchönes Werk, die Beſchreibung des Wegs nach Jeruſalem und Schilderung des ganzen heiligen Landes, in lateiniſcher Sprache und ausgeziert mit trefflichem Bilderwerk."

„Heuräka!" jauchzte der Dichter, und griff mit beiden Händen nach dem Schatz, trug ihn zum Pult am vergitterten Fenſter und ſtarrte in die geöffnete Fundgrube, die den Schwingen ſeiner Begeiſterung Farbe verleihen ſollte, denn er fühlte wohl, daß er ohne eine treue Beſchreibung des Landes und der Menſchen ſein Gedicht nimmer einem Leſer zu Dank vollenden werde, der die fromme Pilgerfahrt ſelbſt gemacht. Indem drang der Schall eines Glöckchens ſchwach in das Gewölbe. „Die Glocke ruft zur Hora,“ nahm Johannes das Wort und verſchloß den Bücherſchrein. „Studiere oben in meiner Zelle das Werk, trage es hinauf.“

Nicht freudiger eilte aus finſterm Kellergewölbe ein Ruthengänger, dem es geglückt, aus geheimnißvoller Tiefe den vergrabenen Goldſchatz zu ziehen, als Georg mit dem willkommenen Buche. Johannes verſchloß die Thüre, ſah dem Bruder wehmüthig nach und ſprach vor ſich hin: „Wie glücklich iſt dieſer! Und doch iſt es nur eine irdiſche Eitelkeit, eine eitle Erdenfreude, die ihn ſo froh macht. Wie viel ſeliger macht die Hingebung an Gott, das tiefe Verſenken in den Quell der Gnade, in den Lebensſtrom, der von oben quillt und die Menſchheit umfließt, wie Euphrat einſt und Piſon den Garten Eden.“

In der ſtillen Zelle ſaß Georg, ein eifriger Leſer, und neben Breidenbachs Werk lag ſeine Handſchrift, und in ſeiner Rechten hielt er freudezitternd die Feder. Er überlas, was er geſchrieben hatte, laut, und mit herzinniger Freude an ſeinem Werk.

„Gen Coburg zog der Fürſt nun mit den Seinen, ſich mit dem Sachſenherzog zu vereinen, viel edle Herrn und Ritter fand er dort, und viele Fürſten zogen mit ihm fort, die Glocken läuteten von Ort zu Ort. — Manch fremder Fürſt grüßt jene froh, wie Brüder. Der Baierherzog hoch zu Roß empfängt ſie gaſtlich, und ſein Schloß nimmt auf den Zug ſammt Volk und Troß, und München hallt von Feſtgepränge wieder. Dann immer weiter ſüdwärts geht die Fahrt, allüberall mit gaſtlichdeutſcher Art empfangen und bewirthet und geleitet. Der Alpen Häupter ragen himmelan, ade, du deutſches Land! Nun berghinan zieht jene Pilgerſchaar auf ſteiler Bahn, wo über'm Abgrund nur das Maulthier ſicher ſchreitet.“

Soweit war das Gedicht gediehen und der Begeiſterte gedachte es fortzuſetzen, ſchrieb auch wirklich noch Einiges, überlas es, beſſerte, und blickte wieder auf die rohen Holzſchnitte des jetzt ſo alten, ſeltenen, damals neuen hochwerth gehaltenen Werks, als der Mönch wieder in die Zelle trat und mit liebevoller Theilnahme dem Bruder über die Schulder ſchaute.

„O Johannes, rief Georg: „Wie danke ich Dir dieſe Hülfe! Nun iſt alles gut! Nun habe ich den Wegweiſer, der mich nicht verläßt, der mich, wie der Engel des Herrn den Tobias über Meer und Land führt. Was ich bis jetzt ſchrieb, ach, es will mir ſchon bedünken, es ſey matt und alltäglich, es ſey die Beſchreibung einer Wegfahrt, aber kein Gedicht, und doch gefiel es mir ſo ſehr! „Du kannſt es ja verbeſſern,“ tröſtete Johannes: „und nun wird es Dir beſſer gelingen. So eben iſt auch eine Neuigkeit laut worden.“

„Und welche? fragte Georg Doth.

„Ein Wunder hat ſich begeben am geſtrigen Abend. Es reitet ein alter Kriegsgeſell aus Ober-Maßfeld auf die Jagd und kommt erſt gegen Abend wieder in die Nähe ſeines Orts, da überfällt ihn plötzlich Angſt und Noth und Todespein und er fällt vom Roß; ganz nahe aber ſteht ein altes vergeſſenes Bild unſerer Frau im verwachſenen Gebüſch, zu dem fleht um Geneſung der Hauptmann, und ſiehe, ihm wird geholfen, wie einſt dem Hauptmann von Capernaum. Dankbar verkündet der Geneſene das Wunder, und ſchon eilt Alt und Jung hinaus, das wunderthätige Gnadenbild zu ſchauen.“

„Ei, da möchte ich doch ſelbſt hinauswandern und das Bild auch ſehen,“ rief Georg aus. „Solche heilige Stätten, wo die Wunder des Himmels ſich offenbaren, ſind ewige Zeugen der göttlichen Gnade. Mir aber, der ich zu ſingen und zu ſagen gedenke von den Orten der höchſten Wunder himmliſcher Liebe, mir muß es eben tauſendfach willkommen ſeyn, kann ich in der Nähe ſolches ſchauen, was mir zum Zauberbronnen der Begeiſterung dient. Ich will über die Berge wandern und dabei meines Werks gedenken, dichtend und fröhlich.“

„Gehe mit Gott, und erzähle mir dann, ob die Sage wahr iſt, und erforſche genau, wie ſich alles begeben,“ ſprach Johannes; Georg nahm ſeine Arbeit an ſich, drückte den Bruder freudig und freundlich die Hand und verließ das Kloſter und bald darauf auch die Stadt.

Es war ein heiterer Frühlingsnachmittag; haſtigen Schrittes wandelte der Dichter auf ſteinigem Bergpfad aufwärts zur Höhe; die nahen Bergwälder überſchleierte ein bläulicher Duft, wie Weihrauchgewölk, die Wieſen des Thales lachten friſchgrün herauf, die Silberſchlange des Fluſſes wand ſich ſtill durch das leuchtende Grün. Wie freudig blickte Georg von der Höhe herab auf die Thäler, auf die freundliche, romantiſche Flur. Hinter ihm am Saum des Horizonts zog ſich von Weſten gegen Oſten der blaue Thüringerwald. Seitwärts zur Rechten erhob ſich in dämmernder Ferne die hohe Rhön, überragt von dem König dieſes rauhen Gebirgs, dem Kreuzberg. Näher lagerte die Geba und der Hutsberg mit ſeiner ſtarken Burg. Auch Henneberg hob ſich empor friedlich prangend über der düſtern Waldung. Alle Pfade aber und die breiteren Thalwege waren belebt von Menſchen, die mit Doth in gleicher Richtung gingen, alle begierig, an Ort und Stelle das Wunder zu vernehmen. Der Dichter ſonderte ſich möglichſt ab, auch waren ſeine Gedanken oft nicht bei ihm auf dem Bergrücken, ſondern ſie durchirrten Paläſtinas Olivenhaine und umſchwebten heilige Gräber.

Nachdem die Hochebene überſchritten war, ſenkte ſich der Pfad abwärts den Mittelberg hinunter. Einzelne Fichten ſtanden auf der Höhe und der Boden ſchien eben nicht fruchtbar, denn nur wenige Blumen blühten zur Rechten und Linken des Pfades, nur die ſtengelloſe Carlina hebt dort zur Herbſtzeit zwiſchen ſteinigem Geröll ihre großen Silberſterne aus der Stachelhülle ihres Kelchs; eine Blume, die der Sonne zugewendet des Tages über ihre Blüthen entfaltet, zur Nacht und im Regen aber ihre Krone nicht öffnet, wie ein Menſchenherz, das ſich an Freudenſtrahlen ſonnt und in Kummernächten verſchloſſen bleibt. Weiter hinunter jedoch begann ſchattende Buchenwaldung und aus den Gräben, die im Lenz abſtürzende Giesbäche geriſſen hatten, glühte rubinfarbig der Erdbeeren labende Frucht herauf.

Noch war der Wanderer nicht ganz aus dem

Walde, als ein Blick in das Thal ihn ſchon eine bunte Menſchenmenge entdecken ließ. Still und traulich lag das grüne Seitenthal der Werra zu den Füßen des Beſchauers. Ein breiter Wieſenteppich, den ein Bächlein, die Haſel, bewäſſerte, ruhte zu den Füßen waldgekrönter Berge. Unten aber, da wo das grüne Thal breit in das Thal der Werra ſich ausmündete, ſtand die uralte Linde und um den ehrwürdigen Stamm wimmelte zahlloſes Stadt- und Landvolk. Näher zu der bewegten Menge tretend, ſah Georg den Gegenſtand der allgemeinen Bewunderung. Das alte Marienbild ſtand frei, alles Strauchwerk, welches es überwachſen und dem Auge andächtiger Vorübergehenden faſt gänzlich entzogen hatte, war ſchon niedergeſchlagen und hinweggeräumt, das Bild aber war überhangen von einer Fülle friſcher Kränze, eine Menge Leute lagen davor auf den Knien, hoffend betend; und wie vor einigen und zwanzig Jahren der fanatiſchbegeiſterte Hirte, Hans Brehm, mit Pfeife und Pauke das Würzburger Land durchzogen, nach Capiſtranus Beiſpiel Buße predigend und das Volk beſchweren, nach Niclashauſen zu wallen, dort Ablaß und Sündenvergebung zu holen, und, oft von Bäumen herab ſeine Offenbarungen gedonnert, ſo ſtand auch jetzt ein Mann auf dem Stamm der Linde, da, wo ſich die gigantiſchen Aeſte theilten, und Georg vernahm ſchon fernhin die ſchallende Stimme des Redners. Dieſer aber war in Lumpen gehüllt, barhäuptig und barfüßig; ein gewaltiger Bart hing ihm bis auf die Bruſt, ſein Scheitel war kahl bis zum Hinterhaupt und die freie, aber tiefgefurchte Stirn trug die Spur mühſelig verlebter Jahre, was aber Georg von ſeiner Rede, näher kommend, verſtehen konnte, lautete: „Darum herbei, herbei ihr Lahmen und Blinden, hier könnt ihr richtige Steige wiederfinden, herbei, herbei, die mit Gepreſt beladen, es heilt und hilft euch hie die Mutter aller Gnaden! Ein Wunder hat ſie ſchon gethan, Preis ſey ihr und ihrem Sohn! Noch mehr der Wunder werden bald vernommen! Maria hört das Gebet der Frommen, wenn ſie mit gläubigem Herzen kommen! Darum herbei ihr Prieſter und Laien, ihr Herren und Ritter, ihr Freien und Unfreien tretet heran, Soldaten und Bauern, Bürger hervor hinter Wall und Mauern, bringt Opfer und Dank, bringt Preis und Ehre! Lobet Maria zahlloſe Heere frommer Waller zum grünen Thal! Lobt Maria tauſend und aber tauſendmal! Amen!“

Und wie der Sprecher ſchwieg, begann das ſo ſchwärmeriſch angeredete Volk mit lauter Stimme den engliſchen Gruß zu beten und Pſalmen zu ſingen, jener aber ſtieg vom Baum und geſellte ſich zu einem Häuflein zerlumpten Geſindels, das auf beſchattetem Rain am Saum des Waldes lagerte.

Georg Doth ſtand ganz verwundert in dem von Andacht hingeriſſenen Volk, als eine neue Erſcheinung aller Augen auf ſich zog. Von Ober-Maßfeld her nahte ſich ein Zug, ähnlich einer feierlichen Proceſſion, man ſah ein mit Kränzen geziertes und bemaltes Obdach von Holz, ähnlich einem Sakramenthäuslein, getragen bringen. Voran ging der Pfarrer des Dorfes mit den Miniſtranten, und hinter dem kleinen Bauwerk ſchritten ehrbar und züchtig Frau Walburgis, ihre Kinder, ihre blühende Magdalena und ihren Sohn an den Händen führend, nebſt vielen andern Bewohnern des Orts, und das Volk jauchzte und rief: „Dort bringen ſie die Capelle, in welche unſere Frau geſtellt werden ſoll, damit nicht ferner Regen und Sturm dem heiligen Bilde ſchade!“ —

Bald war das Werk vollbracht. Der Pfarrer entnahm dem alten, halbverfallenen Stock das Bild und ſetzte es in die köſtlich gezierte Blende; auf dem Betſchemel aber, der davor aufgeſtellt war, knieten zuerſt im ſtillen Gebet die Frau und die Kinder des Mannes, an dem ſich die Wunderthätigkeit des Bildes bewährt. Es herrſchte jetzt eine andachtsvolle Stille. Georg Doth ſtand noch bei den Beterinnen, er ſchaute tief in Magdalenens ſanftblaue Augen, die von Dankzähren überſtrömten, und weinte faſt ſelbſt mit. Was ſich weiter bei dem Bilde begab, ſah er nicht. Als die frommen Frauen nach Hauſe gingen, ging er ſchweigend in einiger Entfernung hinter ihnen. Magdalena ſah ſich einigemale um, und er lächelte mild, wenn ihr kindlicher Blick ihn traf. Er wandelte halbträumend den Thalweg nach der Stadt, und beſchloß, ſehr oft dahin zu gehen — nach dem wunderthätigen Bilde.

4.

Es war der Abend des Trinitatisfeſtes 1498 und wieder war die alte Linde und die kleine Holzkapelle mit dem Marienbilde vom Volk umwimmelt. Den Himmel trübte nicht eine Wolke; Lenz und Sommer umarmten ſich brüderlich, der Frühling ſchien nicht ſcheiden zu wollen von den liebgewonnenen Fluren, die er ſo ſchön geſchmückt hatte, und der Sommer bezog mit Luſt ſein heiteres farbenprangendes Haus. Das Marienbild hatte täglich neue Kränze empfangen und täglich neue Wunder gethan. Wie eine Stromesfluth, die von hundert und aber hundert Bächen genährt wird, und immer wachſender zum Meere hinbrauſt, ſo mehrten ſich die Schaaren der Waller; aus den nahen und fernen Dörfern, aus Burgen und Städten quoll hervor das Elend und die Krankheit in leidender Menſchengeſtalt, und eilte nach dem grünen Thale, dort Hülfe zu ſuchen, dort Geneſung zu erflehen, und viele gingen getröſtet heim, und vielen half der Glaube, der vom Himmel geſandte Wunderarzt, der mächtiger als jeglicher irdiſche Diener der Heilkunſt das Körperleid linderte, der auch auf todtkranke Seelen ſeinen milden Balſam goß, daß ſie geſundeten.

Auch Georg Doth war wieder unter den Wallern. Es hatte ihn mit unerklärlicher Gewalt herausgezogen; eine ſüße Sehnſucht beherrſchte ſein ganzes Herz, die er in ſtillen Liedern ausſprach, in Liedern, die er auf einſamgewähltem Pfad nur ſich ſelbſt ſang, die kein Menſchenohr ſonſt vernahm, die er auch dem Papier niemals anvertrauen mochte. Wie heimlich liebt, wie ſelig fühlt ein Dichterherz!

Georg ſtand auf hohem beblümten Rain, ſchaute hinab auf den alten Baum, auf das neue Holz-Kapellchen und das andachtfrohe Volksgewimmel. Seitwärts am Walde lagerte auch wieder die Bettlerſchaar, noch zahlreicher, wie neulich, und der ſchwarze Jonas Schnabel, derſelbe, der damals vom Baum herabgepredigt, ihr Haupt und Führer, hatte ſich behaglich in das duftige Waldgras geſtreckt und ſchaukelte auf ſeinen Knien ein braunes Kind. Steinmetzen arbeiteten eifrig in einiger Entfernung von dem Baum an großen Quadern, auch war ein Grund gegraben, ſo daß man ſahe, hier ſollte ein Gebäude wenn auch nur ein kleines, aufgeführt werden. Die Sonne ſtand ſchon über den weſtlichen Bergen und wollte zu Rüſte gehen, da kamen wieder von Ober-Maßfeld her viele Leute. Der Hauptmann Teufel mit Frau und Kindern, alle im beſten Schmuck, der würdige Pfarrer des Orts, Molitor, der junge Ritter Burkhard Trott, der zu Henneberg wohnte und andere Freunde. Dieſe gingen alle nach der Stelle zu, die ſchon ſo heilig geworden, und alles Volk ſammelte ſich um ſie her; der ſchwarze Jonas aber gab ſein Kind den Weibern und ſchwang ſich wieder auf ſeine grüne Baumkanzel. Die Steinmetzen legten ihr Arbeitsgeräthe aus den Händen und nahmen ihre Mützen ab; Georg ließ ſich von dem Volk willig in die Nähe der holden Jungfrau

Magdalena drängen, und ſtand ihr zuletzt ſo nahe, daß er ihr Kleid berührte. Mit welchem Entzücken fühlte er dieſe Nähe und wie hocherröthend ſtand er neben der holden, blühenden Maid.

Der alte Pfarrer aber erhob ſeine Stimme: „Im Namen der heiligen und hochgelobten Dreieinigkeit und im Namen der Gottesmutter, welche hier Wunder gethan durch ihr armes Abbild, erbauen wir an dieſer geweihten Stätte eine Kapelle. Hier ſteht der ehrenveſte Mann, an welchem ſich ſo ſichtbarlich die himmliſche Gnade bewährte. Er iſt's, der aus frommem Gemüth und dankbarem Herzen von ſeinem Vermögen die Kapelle erbauen läßt, zu der wir jetzt den Grundſtein legen. Möchte doch ſein gutes Beiſpiel Nachahmung finden und die Herzen öffnen, daß ſie mit milden Gaben dieſes Kirchlein bedenken! Sieh gnädig auf unſer Werk, Du Mutter aller Gnaden, mildſelige Maria!“

Hierauf wurde mit allen üblichen Feierlichkeiten und Gebräuchen der Grundſtein gelegt. Der Miniſtrant des Pfarrers ſtellte, während die Manter arbeiteten, eine Opferbüchſe vor die kleine Kapelle. Herr Heinz Teufel legte eine Gabe hinein, ſeinem Beiſpiel folgte ſeine Familie, auch Georg Doth brachte ſein Scherflein in dem Augenblick, als die Jungfrau mit ihrer zarten weißen Hand eine Gabe opferte, und ſeine Hand berührte die ihre. Faſt erſchreckt blickte Magdalene auf und erröthete tief, als ſie das Geſicht eines Mannes ſich ſo nahe erblickte, der mit dem zärtlichſten und ſchwärmeriſcheſten Ausdruck an ihrer Geſtalt hing und ſich dann ſchüchtern tief vor ihr verneigte. Das zarte Mägdlein wußte gar nicht, wie ihr geſchah, als ihr Auge ſolch innigen Liebesblicken begegnete, und Georg ſtand auch ganz blöde und verlegen dort. Aus ſeinem tiefen Sinnen aber riß ihn die Löwenſtimme des halbnackten Bettlers auf der Linde, welcher herabrief: „Gelobet ſey Maria, die Reine, von der ganzen Chriſtengemeine! Bringt Opfer herbei, ihr Kranken, der Wunderthätigen zu danken! Bringt Opfer dar, ihr Geſunden, die ihr Gnade habt gefunden! Demüthigt euch, ihr Reichen, vor ihrer Macht muß alle Größe weichen! Ja hier auf wundergeweihter

Stelle erhebe ſich die Marienkapelle, hier unter der Linde, der grünen, ſoll man der Engelkönigin dienen! Hier werden die Stolzen ſich neigen und Bettler gleich ſeyn den Reichen, denn auch des Aermſten der Armen wird ſich Maria erbarmen! Ich ſehe in die kommende Zeit, ſie wird bald kommen, ſie iſt nicht mehr weit, wo ein ſtolzer Tempel hier wird prangen, wo Tauſende kommen voll Verlangen, wo das ganze Thal faſt zu eng und zu klein für des Volkes unzählbare Menge wird ſeyn, das her kommt von allen Winden, hier die Gnade zu finden, das hereilt von Weſten und Oſten, hier Himmelsmanna zu koſten, das ſich nahet aus Süden und Norden und in Grimmenthal erhöret worden!"

Der begeiſterte Rhapſode ſprang vom Baume, eilte nach dem Platze, wo die Opferbüchſe ſtand, warf einen Hennebergiſchen Heller hinein und rief: „Ich bin ein Bettler; ein Heller war mein Vermögen, ich weihe mein Vermögen der Kapelle, wer thut mir nach? Wer giebt alles, was er hat? Herbei ihr Nakten und Bloßen, Kleine werden größer ſeyn, denn die Großen! Ich ſtifte hier einen Bettlerorden! Den Orden zum Marienheller! Wer gar nichts hat, wer ſeinen letzten Heller opfert, den nehme ich an, der darf mich Oberer nennen und ſein Zeichen ſoll eine umgekehrte Taſche ſeyn!“

Bei dieſen Worten kehrte der ſchwarze Jonas die Taſchen ſeines zerriſſenen Gewandes um und das Geſindel wimmelte herbei und warf Heller und Pfennige in die Büchſe, ſo viel es deren hatte, und alles Volk opferte, ſo daß bald die Büchſe voll war.

Unterdeſſen hatte der Pfarrer Molitor den Dichter erblickt und ihn freundlich angeredet: „Ei, ſeyd Ihr auch allhier, mein junger Poet? Gott zum Gruß! Ihr wollt gewiß die Wunder, ſo ſich hier begeben, in zierliche Verslein bringen? Wohlgethan! — Seht, Herr Hauptmann,“ wandte er ſich zu Heinz Teufel und deſſen Angehörigen: „ſeht, das iſt gar ein wackerer Freund von mir, ein frommer und gottesfürchtiger Geſell, Herr Georg Dothanus, welchem der Himmel die fürtreffliche Gabe verliehen, dichten zu können, und der davon nur einen ſehr würdigen Gebrauch macht! Ich empfehle ihn Eurer Freundſchaft!“

„Seyd mir gegrüßt,“ nahm der Hauptmann das Wort und reichte dem Dichter die Hand, der ganz verlegen ſtand und doch innerlich vor Freude bewegt; auch Magdalena zitterte leiſe, überwallt von einem ſüßen Bangen, das ihr unerklärlich war. „Ich verſtehe zwar nichts von Eurer Kunſt, Herr Dethius oder Dothanus, wie Ihr Euch nennt, aber ich bin ihr doch nicht feind und habe mein Lebtage manch luſtiges Reiterlied mitgeſungen; wollt Ihr mein Gaſt ſeyn heute Abend, ſo kommt mit uns; es dunkelt bald und Ihr habt näher zu mir, als zu Euerm Heerd.“

„Ja, ihr ſeyd freundlich eingeladen,“ ſetzte die Frau des Kriegsmannes hinzu, und Georg neigte ſich verbindlich gegen ſie. Hochbeglückt ging er an Magdalenens Seite und wagte kaum ein ſchüchternes Wort, der Pfarrer Molitor ging neben dem Ritter her und ſprach noch mancherlei zu Georgs Lobe. Burkhard Trott hatte auch die blühende Roſe des Thales bemerkt, und mühte ſich, ihr freundliche Rede abzugewinnen, faſt beneidete er ſchon mit erwachender Eiferſucht das kindlich freundliche Lächeln, mit welchem die Unbefangenheit der Jungfrau Magdalenä den glücklichen Dichter beſeligte. Dieſer träumte durch alle Himmel zu wandeln.

Der Familienkreis des Hauptmanns Teufel war ein ſehr gemüthlicher. In dem ſchön erbauten Wohnhaus herrſchte Reinlichkeit und Einfachheit, in der Stube ſchmückte mancherlei die Wände, Bildwerk und altes Kriegsgeräth, davon manches Kampfesbeute ſeyn mochte. Ein Panzerhemd hing unter einem Helm, der die Spur von mehr als einem kräftig geführten Hieb trug. Armbruſt und Feuergewehr hingen jetzt friedlich neben einander.

„Ja, betrachtet nur dieſe alte Wehr,“ ſprach Heinz lächelnd zu Georg und Burkhard, die ſich die Waffen beſchauten: „dieſe Donnerbüchſe hat ſchon oft geblitzt, mit dieſem Schwert hier führte ich manchen wackern Streich, mit dieſem Helm und Schild fing ich manchen auf. Da liegt und hängt nun das Handwerkszeug, ich brauche es nicht mehr, aber ich habe es gern vor Augen. Es iſt die Chronik meines Lebens. Vielleicht ſetzt mein Junge ſie fert!“ Dabei bog er ſich zu dem kleinen Georg herab und herzte ihn väterlich.

Frau Walburgis und Magdalena beſchickten indeß die Abendmahlzeit. Ein mächtiges Feuer loderte in der Küche und Dietrich ward in den Keller geſandt, um Wein herauf zu holen. Mittlerweile kam auch der Pfarrer herüber, der ſich in ſeiner Wohnung nur des kirchlichen Gewandes entledigt hatte, und ſetzte ſich zu dem befreundeten Nachbar.

„Wie geht es unſerm Herrn, dem Fürſten?“ wandte ſich Molitor fragend an den jungen Ritter Burkhard Trott.

„Gut, ehrwürdiger Herr!“ erwiederte dieſer. „Ich gedenke, ihn morgen zu ſprechen. Er wird jedenfalls, ich glaube dieß bei ſeinem frommen Sinn vorausſetzen zu dürfen, zur Einweihung der neuen Kapelle hieherkommen. Auch geht die Rede, daß er vielleicht bald ſich vermählen werde.“

„Das gebe Gott!“ rief Molitor. Das wäre gut für unſer liebes Henneberger Land, denn ſtürbe der Fürſt ohne Erben, ſo bekämen wir ſicherlich nicht wieder ſolch einen wackern Herrn, der ſchon in ſeinem Jünglingsalter ſo viele Liebe für alles Gute zeigt!“

Herr Heinz hatte die Pokale gefüllt, erhob jetzt den ſeinen und rief: „Thut mir Beſcheid, werthe Freunde! Er lebe, Fürſt Wilhelm!“

„Ja, er lebe, glücklich und froh!“ riefen Trott und Doth.

„Sein Stamm blühe und grüne und breite ſich aus! Henneberg für immer!“ ſprach Molitor.

Des Hauptmanns Frau und Tochter traten ein, bald war die Tafel geordnet, und man genoß unter heitern Reden und Gegenreden das mit Freundlichkeit der Wirthe gewürzte Mahl und manch heiterer Trinkſpruch belebte daſſelbe. Oft ſah Georg Doth mit fröhlich begeiſtertem Blick zu Magdalena hinüber, die ihm gegenüber ſaß, nur wenig ſprach, aber alles, was ſie ſagte, mit der Holdſeligkeit eines Engels. Die milde Frau Walburgis gab auch nicht viele Worte zu dem allgemeinen Geſpräch, deſto mehr war ſie bemüht ihren Gäſten vollauf vorzulegen.

Auch Burkhard Trott blickte mit innigem Wohlgefallen auf des Hauptmanns Tochter, und ihre ſüße Lieblichkeit, der holde Reiz ihrer zarten Geſtalt, die Melodie in ihrer weichen Sprache regten auch in ſeinem Herzen ſehnſüchtige Wünſche an.

Nach Tiſche wandte ſich der Pfarrer wieder an den Dichter und ſprach: „Nun, mein junger Poet, erfreut uns mit einem Lied. Wir hören allzumal gern, was Euch die Muſe eingegeben. Sagt uns das Neuſte, das Jüngſte, denn ich wette, das jüngſte Eurer Lieder wird Euch das Liebſte ſeyn!“

„Da ginge es ja den Poeten, wie den Müttern,“ ſcherzte der Hauptmann, indem er ſeiner Hausfrau die Wange ſtreichelte. „Nicht wahr, traute Wali, die Frauen hätſcheln das jüngſte Kind am meiſten?“

„Wir lieben die guten Kinder alle gleich, und nur das bravſte und fleißigſte erhält einen Vorzug; die jüngſten erhalten wohl deßhalb nur einen Antheil Zärtlichkeit mehr, weil ſie deren am meiſten bedürfen,“ erwiederte Frau Walburgis.

„Wacker vertheidigt, brave Wirthin!“ belobte Molitor, und nach ihm nahm Georg Doth das

Wort: „Sollte ich mein jüngſtes Lied mittheilen,“ ſagte er, indem er ſchon in die Buſentaſche griff und ein Mannſcript herauszog: „ſo wäre dieſes ein Bruchſtück eines größern Werkes. Ich habe mir vorgenommen, den Zug des Fürſten Wilhelm des Fünften nach Paläſtina zu beſingen und bin noch beim Anfang. Wenn es nun Euch, edle Frau, und Euch, hochverehrtes Fräulein, ſo wie euch, ihr Herren nicht unlieb wäre, eine Stelle daraus zu vernehmen, ſo will ich euch ſolche gern mittheilen, bitte aber im Voraus, die Mängel gütig zu überſehen, denn eigentlich iſt alles, was ich bis jetzt ſchrieb, nur ein Entwurf, und ich werde, wenn ich auf dieſe Weiſe das Werk vollendet habe, daſſelbe wahrſcheinlich nicht deutſch zu Tage fördern, ſondern es in die edle lateiniſche Sprache überſetzen, und es ſodann unſerm Herrn, dem Fürſten, huldigend zu Füße zu legen.“

„Ein ſchönes Vorhaben, das Ihr doch ja recht bald vollenden mögt! Und wünſche ich Euch von Herzen Glück dazu!“ ſprach Molitor. „Und ſo es

Euch genehm iſt, will ich Euch ein Gratulatorium dichten, welches Ihr Euerm Poema vorſetzen ſollt.“

„Dadurch würde mir eine übergroße Ehre geſchehen, die ich mit dem wärmſten Dank erkennen würde,“ erwiederte der Dichter freudig, aber der Hauptmann ſagte: „Mit Verlaub, warum wollt Ihr Euer Werk erſt in die wälſche Sprache übertragen? Laßt es doch lieber deutſch, daß es ein Ungelehrter auch verſtehen und ſich daran erfreuen könne, oder gebt mir eine deutſche Abſchrift!“

„So es Euch erfreut, will ich das gern thun,“ verhieß der Dichter ſeinem Wirth. „Lateiniſch aber ſchreibe ich mein Gedicht, weil es die Sitte der Zeit ſo will und der Gebrauch der heutigen Gelehrten. Vor Alters freilich ſchrieben deutſche Dichter deutſch.“

„Und thaten wohl daran,“ ſtimmte Burkhard Trott ein.

„Eine närriſche Sitte,“ murrte Herr Heinz: „doch laßt hören!“

„Ja, laßt hören!“ lispelte Magdalena dem Dichter zu, und richtete den Blick aufmerkſamer Erwartung aus ihren blauen Augen auf ihn.

Georg Deth las, was er kürzlich niedergeſchrieben, und mit beſonderer Vorliebe die jüngſten Strophen, die alſo lauteten:

„Italien, du zauberiſche Ferne! Wie leuchten deine Silberblüthenſterne, du warmer, lenzgeküßter, ſchöner Süd! Der Mandelbaum, die Aprikoſe blüht, und deines Himmels duftge Bläue glüht wie Luſt und Sehnſucht ob der Wandrer Pfade. Das offene Trient empfängt die Pilgerſchaar, vom Volk umdrängt, und Freude waltet unbeſchränkt und heitre Fahrt verheißt des Himmels Gnade. Wie gen Verona ſie das Saumroß trug, naht der Podeſta ſchon im ſtolzen Zug, die Gäſte zu begrüßen, zu bewirthen. Veronas Volk umjubelte die Herrn, doch ſtumm und ernſt, wie ein erloſchner Stern, lag des berühmten Dieterichs von Bern einſames Trümmerſchloß, umgrünt von Tax und Myrten.“

„Palmſonntag war's und grüne Zweige ſchwangen die Reiſenden, und fromme Lieder klangen, daß Berge wiederhallten fern und nah. Und prangend grüßt das reiche Mantua und gaſtlich freundlich winkt Mirandola, wo eine Nacht im Grafenſchloß ſie raſten. Charfreitag, trauerheilger Tag, an dem der Herr dem Tod erlag, du brachteſt Müh und Ungemach den Wanderern und unfreiwillige Faſten. Bonoulen und Plenar durchritten ſie, auf ſteinigrauhen Bahnen ſchritten ſie acht ſtarke Meilen, bis zu der Taberne Scaporia's, dort ward die Nacht verbracht, doch folgt ein heiterer Morgen auf die Nacht, denn nun nicht lange, und in hoher Pracht zeigt ſich Florenz dem Blick der Wandrer in der Ferne." —

Georg endete. „Das lob' ich mir eine ſchöne Fahrt und eine ſchöne Beſchreibung!" rief Herr Heinz aus, und Frau Walburgis ſagte: „Sprecht doch noch öfter bei uns ein, Herr Dichter, und theilt uns Eures Liedes Fortgang mit."

„Ich freue mich ſchon auf Eure Wiederkunft und auf die Folge dieſer Schilderung," ſprach die holde Magdalene, und Doth erwiederte ganz glücklich: „Wenn's Euch erfreuen mag, ſo komme ich nur gar zu gerne wieder und Euer Beifall ſoll mir ein Sporn ſeyn, den mir ſelbſt ſo lieben Stoff in die ſchönſten Worte zu kleiden." —

Es war ſchon ſpät, man trennte ſich. Georg ging dankend, ſein ganzes Herz blieb dort. Er eilte in das Thal; es trieb ihn, vor dem Bilde der Madonna zu beten. In Magdalenens Kammer ſchien der Stern der Liebe. Sie lag im ſchneeweißen Bettlein und träumte von dem Dichter, von Liedern und einer wunderſamen Fahrt in ferne Lande.

5.

Heiß brannte die Sommerſonne am einundzwanzigſten Auguſt des Jahres 1498. Im grünen Thale ſtand die neue Wallfahrtkapelle vollendet, und ſchon in der Morgenfrühe hatte ſich die heitere Gegend mit zahlloſen Wallern belebt, die nach dem Thale eilten, dem Feſte der Weihe beizuwohnen. Daß Georg Deth einer der erſten unter ihnen war, dazu trieb ihn nicht allein die fromme Sehnſucht nach dem Anſchaun des wunderthätigen Gnadenbildes, die Luſt nach dem Anblick einer großen Menge andächtiger Pilger, wie er ſolchen Anblick in ſeinem

Gedicht zu ſchildern gedachte, nicht allein. Er liebte Magdalenen, er war ſich dieſer Liebe ſelig bewußt, ſie war ſein Stern, ſein Glück, ſein Glaube. Ob er bei dieſer Liebe zu hoffen habe, davon gab er ſich keine Rechenſchaft. Die Liebe wurde ihm zur Aetherflamme der Begeiſterung, und er dachte nicht daran, dieſe Flamme auf einen irdiſchen Altar zu ſtellen. Der Dichter ſaß auf ſchattiger Berghöhe, der Buchen luftbewegtes grünes Laubdach wölbte ſich über ihm, der blaue Himmel lachte an einzelnen Stellen hindurch, und ſein Gedicht, das ihm auf dem Schooße lag, überflogen Streiflichter der Morgenſonne, die ſich durch das Laub ſtahlen, und auf den weißen Blättern tanzten farbige Schatten. Muntere Waldvögel hüpften ſingend und zwitſchernd von Zweig zu Zweig. Alles lebte. Schmetterlinge, die auf Blumen ruhend, die thauige Nacht verträumt hatten, breiteten die bunten Schwingen wieder aus, Käfer irrten umher auf Halmen, an Stämmen, und der Ameiſen fleißiges Völklein zog aus, Weihrauch zu ſammeln für die Königsgemächer ſeiner labyrinthiſchen Hügelwohnungen. So vom heiterſten Naturleben umringt, umklungen, wollte der Jüngling dichten und vermochte kein Wort zu ſchreiben, ihm war die Bruſt zu voll von Liebe, von Seligkeit, und das geſchriebene poetiſche Wort dünkte ihm die matteſte Proſa, gedachte er an das Hohelied, das ſich zum ewigen Preiſe Gott gedichtet, an die wundervolle und zauberſüße Natur. Doch las er, was er jüngſt geſchrieben, ſich wieder vor.

„Florenz, wie glänzeſt herrlich Du vor allen den Städten, wo hindurch die Pilger wallen; wie prangt Dein hoher Dom ſo groß, ſo hehr, der nie von andachtvollen Wallern leer! Dort zog hinein der frommen Pilger Heer. Der Erzbiſchof ſaß hoch auf goldnem Throne. Und gegenüber ihm voll Pracht in allem Glanze ſeiner Macht, in ſeiner reichen Herrſchertracht Kosmus von Medicis mit ſeinem Sohne. Zur Rechten ihm der Herr vom Sachſenland, Fürſt Wilhelm aber ihm zur Linken ſtand. O Kosmus, Fürſtenſchmuck! Dich rühmen alle! Wie reizend köſtlich prangt Dein Prachtpalaſt! Wie blühn die Zaubergärten, die Du haſt! Und hell von

Stahl und Silber ſtehn im Glaſt fünfhundert Harniſche in Deiner Waffenhalle.“

„Nun von Florenz aus weiter zogen Jene zum ſchönen hochgelegenen Siene, deß Marmor-Dom voll prächtges Bildwerk ſteht, wo friſch die Luft, durchwürzt von Blüthen weht, und wo die Zier der ſchönſten Frauen geht. Drauf kamen ſie zur Stadt Acquapendente; durchwanderten Viterbia, berührten kaum Romulia und raſteten in Thubika, dann nahm die Pilgerfahrt ein kurzes Ende. Denn nun begrüßten ſie das ewige Rom; zum blauen Himmel ragt Sankt Peters Dom, und viele Herren kamen ſchon entgegen. Wohl bei fünfhundert Roſſe ſtark die Schaar der Cardinäle mit Gefolge war, Biſchöffe brachten Huldigungen dar, und brachten meinem Herrn des heiligen Vaters Segen.“

„O Rom, Du Stadt der Wunder und Gedichte, Du Rieſenpyramide der Geſchichte, Dich feiert würdig ja kein irdſcher Sang, Weltkönigin im Sonnenuntergang! Du ehrteſt meinen Herrn mit Waffenklang. Es öffnen weit ſich des Turnierhofs Schranken. Wie leuchtet der Gewänder

Stat, Roms Ritter tragen Inkarnat, Roſsdecken ſind von Damaskat! Fürſt Wilhelm ſitzt im Sattel ohne Wanken. — Die Fürſten treten in den Vatikan, der heilige Vater nimmt ſie freundlich an, mit ſeinem Segen will er ſie begleiten. Mein Herr und Held beſah die Stadt der Welt, weit hingebreitet unterm Himmelszelt, die über alle Städte hochgeſtellt, und ſchied und grüßte ſcheidend noch zurück vom Weiten.“

Während ſich der Dichter leſend und umgeben von den friſchen Reizen der Schöpfung in ſeine eigene Schöpfung vertiefte, belebte ſich das Thal unter ihm immermehr und endlich rief ihn aus poetiſchen Träumen der Klang weitſchallender Trompeten, welcher die bunte Bilderſchrift, auf der das Dichterauge umherirrte, plötzlich verwiſchte. Georg verwahrte ſein Gedicht, ſprang auf und blickte in den heitern Thalgrund hinab. Da ſah er einen ſtattlichen Zug, und erkannte am wehenden Panner Hennebergs, wer da komme. Nun eilte er raſchen Schrittes von der Höhe hinunter.

Im glänzenden Feſtſchmuck ritt, umgeben von vielen Edlen und Vaſallen der junge Landesherr von Einhauſen herüber nach der Kapelle. Die Ritter Stein, Trott, Doctor Mithobius, des Fürſten Leibarzt, der Edelknappe Marſchalk und der alte Knecht Wohlrath waren im Gefolge, nicht weniger der Abt Petrus von Veßra mit dem fleißigen Bruder Erhardus und dem Guardian Gregor Seidenthal, dieſe geleiteten einen würdigen Geiſtlichen, den Biſchof Georg von Nicopolis, welcher des Biſchofs Lorenz von Bibra zu Würzburg Suffragan war, und von dieſem abgeſandt, die Kapelle mit ihren beiden Altären in die Ehre der Mutter Anna und der Mutter Maria einzuweihen. Dieſer heiligen und feierlichen Handlung als Zeugen beizuwohnen, ſandte jedes der in der Umgegend befindlichen Klöſter einige Väter ab; es kam auch Georgs Bruder, Johannes, mit noch einem Mönch ſeines Ordens dorthin. Von Obermaßfeld kam mit den Seinen der Hauptmann und der verehrte Pfarrherr; ſo grüßte Georg Doth, als er das Thal erreichte, freudig viele liebe Bekannte und auch ſeine liebſte Bekanntin, und empfing von dem ſüßen Kinde einen freundlich holden Gegengruß.

Der Hauptmann wurde alsſobald zu dem Herrn gerufen und mußte dieſem noch einmal ausführlich den Hergang des Wunders erzählen, was er in ſchlichter und einfacher Rede that, mittlerweile geſellte ſich Georg zu den Frauen und beſprach ſich mit ihnen, die Diener der Kirche aber bereiteten ſich zu ihrem heiligen Amte vor.

Die Weihe begann, eine Glocke gab das Zeichen, alles Volk ringsumher lag auf den Knieen, die Ritter und Knechte waren von ihren Roſſen geſtiegen und hörten die Meſſe andächtig mit an. Es war ein ſchöner Anblick, das neuerbaute helle Kirchlein zu ſehen, wie es ſo daſtand auf der grünen Thalflur und vor ihm der alte treue Schirmvogt gegen die Blitze, die fünfhundertjährige Linde, deren Rieſenäſte jetzt von einer Menge Volks beſtiegen waren. Und in dem neuen Kirchlein in einer weißen Blende über dem Marienaltar ſtand nun das alte kleine Holzbild, die braune Madonna mit dem Kinde. Sie war ſitzend gebildet, den rechten Arm um das

Chriſtuskind geſchlungen, mit der linken Hand dem Kinde eine Kugel darbietend, ein Symbol der Welt, die der Erlöſung harrte. Ein faltiges Gewand umwalte die Geſtalt der Mutter Gottes, und wie roh das Bild immer geſchnitzt war, in des Faltenwurfs einfacher Großartigkeit that ſich dennoch eine Meiſterhand kund. Das Haar der Himmelskönigin floß aufgelößt, fliegend den Nacken hinab, und der Meiſter hatte dasſelbe künſtlich zu einer Glorie flammender Strahlen benutzt. Der Altar war mit köſtlichem goldgeſtickten Scharlachtuch überhangen und zu beiden Seiten vor dem Bilde brannten auf ſilbernen Leuchtern hohe geweihte Kerzen. Ein neues Meßbuch lag auf dem Altar, mit großen Lettern roth und ſchwarz gedruckt, und das T der Anfangsworte Te igitur clementissime pater etc., war von lautrem Golde, von ſchöner Miniaturmalerei umgeben, vorſtellend, wie ein Prieſter, bedient von Miniſtranten, die Monſtranz erhob.

Feiernde Hymnen klangen melodiſch über die Flur, und als nun die Weihe vollendet war, drängte ſich mit Ungeſtüm eine Schaar Gebrechlicher nach den Pforten der Kapelle, und ſoviel, als dieſe faſſen mochte, drangen hinein. Es war aber um dieſe Zeit, daß eine furchtbare Krankheit in Europa aufgetreten war, die früher Niemand kannte, die wie eine Geiſel Gottes erſchien, die Sünden und Laſter der Menſchen zu rächen, eine Krankheit, die das Leben in ſeinen Blüthenkeimen vernichtete und Gift in die Quellen warf, daraus die Menſchheit ihre ſüßeſten Freuden trank. Die Aerzte erſchöpften vergebens ihre Kunſt, dem ſchrecklichen Uebel zu begegnen, und erſchöpften ſich zugleich in Vermuthungen, woher es ſtamme. Galenus und Hippocrates ließen ſie ohne Troſt und ohne Rath. Es war ein neues Wehe, das Griechen und Römer nicht gekannt. Daher ward es nun auch mit neuen und mit mannichfaltigen Namen benannt, und der tiefvererbte Haß ganzer Nationen ſprach ſich gegeneinander dadurch aus, daß ſie die neue Peſt mit Völkernamen belegten.

So furchtbar epidemiſch aber trat, begünſtigt vielleicht von cosmiſchen und telluriſchen Einflüſſen, oder bedingt durch die Conſtellation feindſeliger Geſtirne, die Krankheit auf, daß ſie auch die Schuldloſen und Reinen ergriff, wenn ihr Mißgeſchick dieſe nur irgend in die Nähe eines Behafteten führte. Daher überfüllten ſich die Leproſenhäuſer und entſtanden unzählbare Neue, und dadurch, daß die Aerzte weder Rath noch Hülfe wußten, dem Völkerſchrecken zu begegnen, wandte ſich die Angſt der leidenden Menſchheit zum Himmel, zu den Heiligen, zur Mutter Gottes.

Es war ein ſchauderhafter Anblick, neben Blinden und Lahmen, neben Krüppeln und Epileptiſchen auch jene bleichen, hohläugigen Jammergeſtalten zu ſehen, jene Bilder des lebendigen Todes, mit dem Aushauch der Verweſung, mit dem von tauſendfachem Höllenſchmerz durchzuckten, zitternden Leib, wie ſie da knieten, ſtöhnend, ächzend, weinend, jammernd und um Hülfe flehten, die ihre Verzweiflung ſie kaum hoffen ließ.

Aber mochte es nun die wunderbare Macht des Glaubens ſeyn, jener Ausſtrom der himmliſchen Liebe, jener Tröſter und Meſſias der Menſchheit, oder ein anderer irdiſcher Anlaß, genug, ſchon einige, die vordem die wunderthätige Maria von Grimmenthal um Geneſung gläubig und brünſtig angefleht, waren dem Tod entronnen, hatten Erhörung gefunden, und mit danküberſtrömenden Zungen die neuen Wunder verkündigt. Solche frohe Kundſchaft trugen die Lüfte nach allen Regionen, und aus allen Regionen ſtrömte daher die Unzahl unglückſelig Befallener mit heilhoffendem Herzen nach Grimmenthal. — Auf blumigem Rain hoch über der Kapelle ſtand ein großes Zelt, und vor dem Zelt wehte die Standarte, darauf das Hennebergiſche Wappenſchild neben dem Wappen der Burggrafſchaft Würzburg mit den Schachfeldern und dem halben Kaiſeradler ſich zeigte; in das Zelt war der Graf mit ſeinem Gefolge und der Familie des Hauptmanns Teufel getreten. Es ſollte der ganze ſchöne Sommertag hier zugebracht werden, und ein nachfahrender Rollwagen führte die Stärkungen herbei, deren man nach den Andachtsübungen eines ſo heißen Auguſttages bedurfte.

Des Grafen Blick ruhte freudig auf der Menge des Volkes. Er wandte ſich zu dem Hauptmann und zu dem Pfarrer Molitor und ſagte: „Die Kapelle, die heute geweiht worden, iſt offenbar zu klein für die Andächtigen. Wir wollen eine große Kirche bauen.

„Ein löblichfrommer Vorſatz!“ lobte Moliter, und die übrigen geiſtlichen Herren ſtimmten ihm bei.

„Ich will auch dazu noch ein Capital dotiren,“ ſagte der Hauptmann, und der Abt von Veßra ſchlug ihn lächelnd auf die Schulter und rief: „Seht da, ihr Herren, den beſten Teufel von der Welt, der es ſo ſehr gut meint mit der Kirche!“

Während die Herren ſich noch lange unterhielten und während Graf Wilhelm noch manches zu thun verhieß, damit der heilige Wallfahrtort zu hohem Flor komme und den Pfarrer Molitor zum beſtändigen Vorſteher über die Kapelle und die künftige Kirche ernannte, ſtand Chriſtoh Marſchalk außen in der Nähe des Zeltes und heftete ſeinen glühenden Blick ſtarr auf Magdalenens Reize. Die ſittſame Jungfrau begegnete mit einem Aufblick ihrer Engelaugen dem frechen Anſchaun des Junkers und wandte ſich erröthend ab, zu Chriſtoh aber trat eiferſüchtig der junge Trott und ſagte: „Ihr ſchaut ja des Hauptmanns Tochter ſo unverwandt an, daß man meinen möchte, ihr wolltet ſie bezaubern, wie die Klapperſchlange mit magiſchem Blick dem unſchuldigen Vöglein thun ſoll!“

Chriſtoph runzelte die Stirne, heftete ſeine dunkeln Augen auf Trott und entgegnete barſch: „Mag ich doch ſchauen, wohin es mir beliebt! Kümmert's Euch?“

„Kümmern? Wahrhaftig nicht!“ höhnte Trott. „Meinetwegen ſeht Euch die Augen aus nach der Maid, auch ſie wird ſich nicht darum bekümmern. Es dünkt mich nur ein Aberwitz von Euch, daß Ihr hier her tretet und thut, als wäre dieſe edle Jungfrau eine fahrende Dirne und ſie ſo mit frechen Augen meßt!“

„Reitet Euch der Satan?“ knirſchte Chriſtoph. „Das Wort ſollt Ihr mir bezahlen! Meint Ihr, weil ich noch keine Sporen trage und Euer Vater Euch dieſelben vom Grafen erbettelte, Ihr dürftet mich höhnen und meiſtern? Gauch, der Ihr ſeyd, ch ſpeie Euch einen Schurken ins Angeſicht!“

„Wir treffen uns! Bube!" zürnte Trott. Dort im Gebüſch, wenn der Herr ſpeiſt! Ich will Euch lehren, anders reden!"

„Werde nicht auf mich warten laſſen, ſobald der Dienſt mich frei läßt," erwiederte Chriſtoph, und die Erbitterten trennten ſich mit zornrothen Angeſichtern.

Unten im Volk wurde jetzt plötzlich eine auffallende Bewegung wahrgenommen, alles eilte und drängte ſich nach der Linde, wo bald Kopf an Kopf ſichtbar war, und Graf Wilhelm ſchickte den Knecht Wohlrath ab, daß dieſer erkundige, was ſich begebe, denn es wurde ein lautes Geſchrei gehört, doch ſo verworren, daß man nicht wiſſen konnte, was es bedeute, aber jetzt ſahe man, daß unten ein Mann, wie es ſchien leblos, in die Kapelle getragen wurde, und Doth rief aus: „Sehe ich recht? Iſt das nicht der ſchwarze Jonas, der immer von dem Baume herab in Verſen ſpricht? Was mag ihm zugeſtoßen ſeyn?" Indem kam Wohlrath zurück und meldete: „Es iſt ein Mann vom Baum gefallen, edle Herren, ſie nennen ihn den ſchwarzen Jonas, er iſt ein

ein alter Landfahrer und wird nun wohl zur Ruhe kommen. Er mag Arme und Beine gebrochen haben, wenn nicht auch den Hals; ſein Weib heult wie unſinnig und ſeine ſchwarze Brut ſchreit Weh und Zeter.

Aber Wohlrath hatte kaum ausgeredet, als der Tumult noch größer wurde, wie vorher. Der ſchwarze Jonas ſtürzte aus der Kapelle, warf ſich auf die Kniee, hob die Hände gen Himmel, betete, ſprang wieder auf und das Volk ſchrie: Wunder! Wunder! Ein tauſendſtimmiges Jauchzen ſchallte und eine ſchwärmeriſche Begeiſterung erfaßte alle, Lahme warfen ihre Krücken in die Luft, fingen ſie wieder und machten Freudenſprünge, Blinde riefen: „Wir ſehen! Wir ſehen!“ Und der Leproſen ſcheuslich entſtellte Angeſichter ſchienen wieder ſich zu vermenſchlichen und Lebensfarbe zu gewinnen. Ueber ſolche hohe Wunder ſtaunten Prieſter und Laien, und es ſtiegen der Pfarrer Molitor, der Biſchof von Nicopolis und der Abt von Veßra hinab und redeten zu dem Volke. Georg Seidenthal aber flüſterte dem Bruder Erhardus zu: „Was dünkt Dir, mein

Bruder? Wenn das ſo fortgeht, können wir unſere Kirche zuſchließen, denn alles Volk wird hieher laufen; es ſcheint, als wolle die gebenedeite Maria von Grimmenthal dem heiligen Minus ins Handwerk pfuſchen, da ſie ſich auch ſeiner Kranken annimmt.“ Erhardus hörte den Spötter ſchweigend an und wandte ſich ab.

Mittlerweile dieß unten vorging, waren Burkhard Trott und Chriſtoph Marſchalk nach dem nahen Wald geſchritten, hatten dort eine gelegene Stelle ausgeſucht, und begannen einen ſehr ernſten Schwertkampf mit vieler Erbitterung. Die gewandten Fechter ſchlugen ſich lange, ohne daß einer den andern zu treffen vermochte, bis endlich beide faſt zu gleicher Zeit bluteten. Sie ließen nun wohl von einander ab, verbanden ſich, ſchieden aber mit grollendem Gemüth und dachten beide mit ungleicher Sehnſucht an Magdalena, die nicht ahnete, daß ſie die Flamme des Streites zwiſchen den Jünglingen entzündet hatte.

Georg Doth, nächſt den Gedanken an die liebliche Magdalene, nur denen an ſeine Dichtung nachhängend, ſuchte dem alten Wohlrath nahe zu kommen und begann ein Geſpräch mit dieſem mit der Bitte, ihm von der Fahrt nach dem heiligen Lande, der er ja beigewohnt, zu erzählen; er hoffte aus dem Bericht des Alten neuen Stoff zu gewinnen, aber dieſer ſagte: „Freue Dich Jeruſalem! Ich bin froh, daß ich lebendig wieder heimgekommen bin. Was ſoll ich erzählen? Wie uns der Wirth in Trient prellte, wie uns der Wirth in Florenz noch mehr prellte, wie ich den Wirth in Viterbo prügelte und gefangen geſetzt wurde? Oder wie der andere Wirth, als wir wieder nach Florenz kamen, uns am allermeiſten prellte, ſo daß wir ihm für eine Nacht bloß für das Holz zwölf Gulden zahlen mußten? Da merket! Italiener und Walen und Griechen und Heiden haben uns ſo übel tractirt, daß ich mich nicht genug verwundern kann, wie wir nur wieder zurückgekommen ſind, und dünket mir die ganze lange Fahrt nichts anders, als ein böſer Traum geweſen zu ſeyn!

„Ein böſer Traum! Die ſchöne, poetiſche Reiſe!“ ſprach Doth für ſich und ließ ab von dem alten

Knecht. O wäre ich doch mit gewesen! Wie anders würde ich noch davon träumen."

Der Tag verging noch sehr heiter. Herren und Volk vergnügten ſich auf offnem Wieſenplan mit mannichfachem Spielwerk; aber auch die Madonna wurde nicht verſäumt. Oft leerte der Küſter die gefüllte Opferſchale. Vor den Altären lagen immer andächtige Beter. Schmerz und Leid und Krankheit ſind ja weit mehr als Glück und Freude, die Wegweiſer nach oben, nach dem ewigen Gottesreich.

6.

Einſam lag jetzt St. Wolfgangs freundliches Eiland in ſeinem ſtillen See. Gar wenige Waller kamen noch dorthin, Niemand hoffte mehr ein Geneſungswunder von dem verwaiſten Heiligen, Niemand begehrte mehr ſeinen hunderttägigen Ablaß. Die Mutter Gottes von Grimmenthal zeigte offenbar, daß ſie mehr Gewalt im Himmel und auf Erden habe, wie ein ſimpler Heiliger, ſie rief zu ſich die Mühſeligen und Beladenen, die Kranken und die Gebrechlichen, und bis zum Norden, bis zum fernen Süden Deutſchlands drang ihr gewaltiger Ruf. Vergebens hoffte auf Opfergaben der Vicar auf der Inſel; der Stern im blauen Auge der Gegend von Henneberg blieb verlaſſen; nur etwa zur Luſt und Kurzweil kam noch zuweilen eine heitere Geſellſchaft, ſich auf dem See mit einer Waſſerfahrt zu vergnügen, doch auch dieſe achteten nicht ſonderlich auf die Kapelle und ließen oft gar weltliche Lieder ganz in der Nähe des heiligen Hauſes ertönen. Die Menſchheit bleibt ſich ewig gleich! Der Reiz des Neuen iſt der mächtige Zauber, der ſo vieles umgeſtaltet, der oft großen Thaten den Auferſtehungsruf erſchallen, und oft eben ſo ſchnell das Gute, Schöne, Große und alles Liebgewonne vergeſſen läßt. Solcher Wandlung iſt alles Irdiſche unterworfen, und wir ſollen weder klagen noch zagen, wenn der Geiſt der Zeit, oder der Geiſt der Welt umgeſtaltend und Formen brechend, nahe an uns vorbeigeht. Auch auf Trümmern wachſen ſtarke

Fichten und zarte Blumen nicken von Ruinen dem armen blumenloſen Epheu, der ſich mit aller Macht an das Einſturz drohende Gemäuer klammert und es nicht fallen laſſen will, weil er ſonſt mitfällt — mitleidige Grüße zu.

Georg Doth war im Kloſter bei dem Bruder und reichte ihm die Hand zum Abſchied, der Mönch aber ſprach: „Fröhliche Fahrt, Du raſtloſer Ahasverus! Warum bleibſt Du nicht lieber ganz und gar da draußen, wo Dich Dein Herz immer hinzieht, wie der Magnetſtein das Eiſen? Warum bleibt der Planet ſeiner Sonne nicht beſtändig nah? Alſo auf einige Tage hat Dich der Hauptmann zu ſich eingeladen? Und nach Henneberg und St. Wolfgang ſoll es auch gehen! Ei, viel Vergnügen, da wirſt Du Breidenbachs Werk nicht brauchen, und ich werde es, bis Du daſſelbe wieder begehrſt, hinab tragen in ſeine alte und düſtre Behauſung!“

„Thue Solches immerhin, lieber Johannes,“ erwiederte der Dichter: „ich habe mich ſo in das Werk hineinſtudirt, trotz meiner Wanderluſt, daß ich ſelbiges faſt entbehren kann, auch ſchrieb ich mir manche nützliche Stelle in mein Gedenkbuch, das mich ſammt meinem Gedicht begleitet. Ich werde in der Morgenfrühe arbeiten, ungeſtört, im Freien! O da kommt die Poeſie gleich einer farbigen Libelle geflogen und umflattert und umgaukelt ihren Liebling, und weht ihm mit jedem neuen Lüftchen neue Gedanken zu!“

„Wirklich?“ fragte Johannes mit gutgemeintem Spott. „Nun ſo ziehe hin, und grüße von Deinem Bruder den Herrn Teufel und ſeine Sippſchaft. Wenn ein verliebter Poet zu etwas Nützlichem zu brauchen wäre, würde ich Dich bitten, mir einige heilſame Kräuter einzuſammeln, die um Henneberg wachſen, da Du doch hinkommſt. Es wächſt dort das heilſame Sternleberkraut, auch Waldmeiſter genannt.“

„Ei, Bruder, komme und hole Deinen Waldmeiſter ſelbſt, ich werde mich an den Speiſe- und Kellermeiſter halten, und hoffe, daß dieſe für mich noch heilſamere Wirkung üben, als die edeln Kräuter! Lebe wohl!“ ſagte Georg, und ging, von dem treuen Johannes bis an die Pforte begleitet. —

Georg Doth aber pilgerte fröhlichen Fußes zur Stadt hinaus und kam eben nach Maßfeld, als Herr Heinz zu Roß ſtieg, um mit Dietrich voraus zu reiten. Mütterlich freundlich grüßte Frau Walburgis, jungfräulich hold Magdalena den befreundeten Gaſt, den ſie ſchon recht gern kommen ſah und ſagte: „Wie freue ich mich, daß Ihr gekommen ſeyd, werther Freund, wir wollen einen recht frohen Tag drüben in Henneberg verleben.“

Bald ſaßen die befreundeten Menſchen in einem der ſchwerfällig gebauten Wagen jener Zeit, der aber, von feurigen Pferden gezogen, dennoch ziemlich raſch auf dem trocknen, ſtaubigen Fahrweg dahinrollte. Der kleine Georg Teufel jubelte laut und fröhlich und Georg Doth ſaß lange ſtill im ſeligen Anſchaun Magdalenens verſunken, zumal, als es die Anhöhe durch den Still, eine nahe gelegene Waldung, langſamer hinanging. Im Thal der Sülze war auf den Wieſen ein heiteres Leben zu erſchauen, und weiter drüben, in ſchattigen Waldgründen, äſete ſich braunes Wild. Schneller ging die Fahrt wieder Berg ein, und bald hob ſich über andere Berge zur Linken jener iſolirte Kegel, deſſen Scheitel Schloß Henneberg krönte. Die alte Burg ſah ſtolzprangend herab in das Thal, und um den Berg zog ſich friedlich hingelagert, das Dorf gleiches Namens. Fette Triften, reiche Aecker und dunkelgrüne Wälder boten ſich in mannichfaltiger Abwechſelung dem Auge dar. Sanft leuchtete der Spiegel des Sees herüber und das Kreuz ſeiner Inſelkapelle blitzte im Sonnengold.

Am Burgweg empfing die willkommenen Gäſte der junge Burkhard Trott mit heiterer Begrüßung. „Willkommen auf Henneberg!“ rief er. „Das iſt ſchön, daß Ihr unſern Bitten einmal nachgegeben! Seyd auch Ihr herzlich gegrüßt, Herr Dotz! Ihr bringt doch Euer Gedicht mit? Es iſt billig, daß die Schönheit von der Poeſie begleitet werde!“

Galant bot der junge Ritter, da man ausgeſtiegen war, um lieber den ſchmalen und ſteilen Burgweg hinan zu gehen, der holden Magdalena den Arm, und der Dichter führte die Mutter, ob er gleich lieber die Tochter geleitet hätte, doch war er des alten Sprichworts eingedenk: Wer die Tochter haben will, muß es gut mit der Mutter meinen. —

Auf hohem Altane der Burg, von dem man weit hinein in das geſegnete Frankenland ſchaute, ſaß die fröhliche Geſellſchaft. Ein farbiges Zelttuch wehrte den Strahlen der Sonne den Durchgang. Der alte Ritter Trott füllte mit der Gemächlichkeit, die vorgerückte Jahre lieben, ſorgenlos den eichenen Sorgenſeſſel aus; der Hauptmann rückte näher zum Tiſch und füllte ſich den Becher, Burkhard Trott ſaß an Magdalenens Seite und dieſe neben ihrer Mutter, Georg Doth aber ihr gegenüber, hielt in den Händen ſein Manuſcript, blätterte bald in dieſem, bald ſah er davon hinweg und in Magdalenens Augen, die ihm wonnig zulächelten, und als die Jungfrau ſagte: „Beginnt Ihr nun?“ ſo begann er und las die Fortſetzung ſeiner „Pilgerfahrt,“ wie er ſein Gedicht zu nennen beabſichtigte:

„Venedig! Zauberſchöne Meerfei, ſchwimme uns näher, liebliche Sirenenſtimme! Dein Gruß erſcholl Du fluthumarmtes Land! Mein Herr betrat den trügeriſchen Strand und hoch erſtaunt er vor St.

Marco ſtand. O Meerpalaſtſtadt! Hafen, maſtenreicher! Die Gallione wogt heran, das Ruder peitſcht den Ocean, o ungeheurer Wimpelkahn mit luſtigem Verdeck und vollem Speicher. Da nahet ehrfurchtsvoll der Schiffspatron, der Lügen Vater und der Falſchheit Sohn, und zu dem Herrn tritt er mit Heuchelmienen. Er will auf ſeinem Schiff die edlen Herrn nach Paläſtina führen treu und gern, und ſchwöret bei der Meere heilgem Stern, mit jeglichem Bedarf ſie redlich zu bedienen.“

„Unfrohes Leben auf der Gallione, Dich ſang wohl keiner noch mit heitrem Tone, viel beſſer, wenn von Dir der Sänger ſchweigt und ſeinen Hörern ſchönre Bilder zeigt. — Seht aus der Meerfluth grünen Tiefen ſteigt wie Cytherea einſt, vom Reiz umfloſſen, Hellas, von blüh'nder Pracht verſchönt, deß Ruhm in ew'gen Liedern tönt; jetzt — von Ruinen nur gekrönt, und Inſeln mit zertrümmerten Koloſſen. Du weißes Candia, Cypreſſenland, Du Wiege Jovis, ach an Deinem Strand ward böſe Kunde jeglichem Begleiter: Der in Jeruſalem Geſetze gab, Sultan Muhamed ſchloß das heilige Grab, zerbrach der frommen Pilger Hoffnungsſtab, doch fuhren meine Herrn in Gottes Namen weiter.“

„Zum roſenduftumhauchten Rhodos kamen die Schiffer, wo in St. Johannis Namen ein Ritterorden, reich an Tapferkeit, ſein Blut und Leben den Bedrängten weiht; ſey hoch gegrüßet, Schild der Chriſtenheit! Der Ordensmeiſter ward um Rath befraget. Er bangte für die Pilgerſchaar, bat ſie, zu bleiben, wo ſie war, doch Wilhelm trotzte der Gefahr; die Fürſten ſchifften weiter unverzaget. Bald winkte des Olympos ferne Höh den frommen Schiffern in der öden See, das reiche Cypern ſahn ſie fröhlich prangen, und weiter Nacht und Tag und Tag und Nacht, bis Landruf ſchallt und die Kanone kracht. Judäa winkt, Dank ſey nun Gott gebracht! O heilger Strand, du ſtillſt das brünſtige Verlangen!“ —

„Gott ſey Dank, daß ſie dort ſind!“ unterbrach Frau Walburgis den Leſenden: „mir war recht bange um die edlen Herrn!“

„Auch mir, auch mir!“ verſicherte Magdalene.

„Wie ſehr gefällt mir Euer Gedicht, habe ich doch meine Tage noch nicht ſo wohlklingende Verslein vernommen! Leſet Ihr weiter?“

„Nur noch zwei Strophen habe ich,“ antwortete Georg, ſolchen lieben Beifalls innig froh, denn Beifall aus einem ſchönen und zumal geliebten Mund lehnt ſüßer das Herz, als Lorbeerkränze; er iſt ein unſichtbarer Schmuck, eine Gedankenkrone, die freudiger empfangen und ſtolzer getragen wird, als die ſichtbare, vergängliche Zier. Als der Dichter gewahrte, daß ihm alle ferneres Gehör ſchenken wollten, las er:

„Herr Gott, Dich loben wir! erklang zum Preiſe; ſo war nun endlich nah das Ziel der Reiſe. O küßt den Strand, ihr Pilger, fromm gerührt, gebt eurem Gott den Dank, der ihm gebührt, der wunderbar und gnädig euch geführt, und tragt geduldig Hohn und Haß der Heiden. Sie hielten euch den Hunden gleich, mit Steinen warfen ſie nach euch; die Fürſten gingen demuthreich und dachten ſtill: auch Chriſtus mußte leiden. Gar ſchlimme Kunde kam, vieldroh'nde Mähr, die Edeln wie die

Knechte zagten ſehr, ja viele wollten wieder heimwärts fahren. Die edlen Fürſten aber wollten nicht! Wie trugſt Du, Wilhelm, hohe Zuverſicht! Voll Löwenmuth der tapf're Albrecht ſpricht: Getroſt zur heil'gen Stadt! Der Herr wird uns bewahren!“

„O Paläſtina, reich an heil'gen Stätten, durchzogen von der Berge ſteilen Ketten, und durch Erinnerungen hehr und groß. Wer Dich erſchaut, dem fiel ein ſeliges Loos; Du biſt die Wunderroſe Jericho's, die längſt erſtarb und wieder blüht, befeuchtet. Es iſt der Glaube, der Dich weiht, Du Bilderſchrift der alten Zeit, er ſtrahlte voller Herrlichkeit als Stern, der über Bethlehem geleuchtet. Arimathia ward der Pilger Gruß, von ſteiler Berghöh grüßte Emaus, im Duft der Ferne ſehn ſie Thürme ſchimmern. Getroſt, nun werden enden Angſt und Qual, zur Rechten ſchattet Mamre's Palmenthal, zur Linken ruht im Abendſonnenſtrahl die Pracht Jeruſalems, begraben unter Trümmern.“

„Habt den beſten Dank, werther Freund!“ rief der alte Trott aus: „Ja, ja, die Herren mögen viel ausgeſtanden haben, aber auch reichlichen

Lohn empfangen. Ich weiß noch recht gut, wie unſer ſeliger Herr fortzog, ich gab ihm bis Coburg das Geleit, und auf dem zweiten Zug, nach Rom, ach, da war ich dabei, der gute Herr ſtarb zu Saluren in meinen Armen, noch in den beſten Jahren ſeiner Kraft. Er war ein ſtattlicher, ehrenveſter und tugendſamer Herr, dem Gott eine fröhliche Auferſtehung gebe.“

„Wenn wir noch nach St. Wolfgang die Luſtfahrt antreten wollen, wird es Zeit,“ ermahnte Burkhard ſeine jungen Gäſte, und rief den Knaben Georg, der ſich auf dem grünen Raſen des geräumigen Burghofs munter herumtummelte. Jene brachen auf in Begleitung der Frau Walburgis, Herr Heinz aber blieb bei dem alten Ritter zurück, dieſen Geſellſchaft zu leiſten und ihn mit der Erzählung ſeiner Kriegsabentheuer zu unterhalten. Ehe jene ſchieden, gab der Sohn dem Vater noch einen freundlich bedeutſamen Wink, holte dann eine Laute, und bald führte ein Wagen die Freunde den kurzen Weg zum Ufer des Sees.

Georg Deth erzählte von jenem Tage, an welchem er in der Nähe des Sees ſein Gedicht begonnen. Eine kurze Zeit war nun vergangen ſeitdem, und doch, wie anders war es geworden. Der junge Dichter fühlte das und ſagte: „Die Zeit ändert viel und ändert ſchnell. Hätte ich damals ahnen können, daß ein Tag ſo viel entſcheiden würde? Ja nicht einmal ein Tag, eine halbe Stunde. Euer Herr mußte krank werden unterwegs, damit dieſe Wallfahrt verlaſſen werde und die zu Grimmenthal aufblühe, und mir wäre wohl nie, ohne jenes Wunder, das Glück geworden, Euch kennen zu lernen, verehrte Frau, und Euch, werthes Fräulein!“ Er blickte dabei die beiden Frauen mit einem Blick hoffnungsvoller Liebe an, Burkhard Trott ſah es und lächelte ſtill vor ſich hin. Wohl hatte Doth Recht, daran zu denken, wie ſchnell und viel die Zeit ändert, wie viel oft Minuten entſcheiden; während er hier glücklich in der Nähe der ſtill geliebten Magdalena ſaß, ihren Worten lauſchte, mit der heimlichſten und innigſten Huldigung ihr diente, während jeder Pulsſchlag ſeines Herzens nur Liebe war zu ihr, die ihm ſo freundlich wohl wollte, in deren

Herzen die Morgenröthe der Liebe nur erſt als ſüße, unbewußte Ahnung aufglühte — warb Ritter Trott auf Henneberg bei dem Hauptmann Teufel für Burkhard um die Hand ſeiner Tochter, und der Hauptmann, erfreut über ſolchen Antrag, ſagte ihm dieſe, ſo die geliebte Hausfrau und die Tochter ſelbſt es zufrieden ſey, woran nicht zu zweifeln, gern und willig zu.

Der Hermannsfelder See, auf welchem nun die Geſellſchaft ſchiffte, ſchien ein Feuermeer, das die untergehende Sonne ſchuf. Fröhlich ſchnellten ſich nach dem heißen Tag die Fiſche empor, zur großen Beluſtigung des Knaben, und die Aveglocke von der Inſel mahnte die Bewohner der Dörfer umher zu ſtillem Gebet. Auch die Frauen beteten ihren Roſenkranz, es trat eine feierliche Stille ein. Die Knechte lenkten den Kahn nach der Inſel und landeten; Georg Doth half den Frauen aus dem Schiff; als Magdalenens warme Hand in der ſeinen lag, welch ein wonneſeliger Augenblick für ihn, er drückte ſie zärtlich und erröthete dabei, als habe er ein Unrecht begangen. Alle traten in das Kirchlein, zu beten. Der Meſner aber fragte die Knechte, wer die Herrſchaft ſey, und als er es erfahren, trug er die Kunde zum Vicar, der neben der Kirche wohnte. Als dieſer die Neuigkeit hörte, fuhr er vom Seſſel wild in die Höhe und rief: „Recht ſo! Des Teufels Familie iſt's, die unſere Schwelle betreten. Der Teufel in eigner Perſon iſt's, der die Grimmenthaler Narrheit aufgebracht hat, damit den lieben Gottesheiligen und ihren Dienern das letzte Almoſen entzogen werde. Sage, wenn ſie nach mir fragen, ich ſey auf ein Dorf und öle einen Kranken; ich will von dieſen Teufelsleuten nichts ſehen und nichts hören, und wollte, daß ſie der See verſchlänge!“ —

Es wurde aber weder nach dem Vicar der Inſel gefragt, noch erfüllte der friedliche See deſſen gottloſe Wünſche. Heiter lachte der Abendhimmel herab, murmelnd umſpühlten die Wellen den Kahn und zahlloſe Taucherhühnchen ſchwammen munter darauf umher. Durch die feierliche Abendſtille, durch das erhabene Schweigen der Natur zu ſanften elegiſchen Empfindungen geſtimmt, ſchlug Magdalena die Saiten der Laute an, und ſang mit glockenreiner Silberſtimme eine jener einfachen lateiniſchen Hymnen, die ſo rührend und ergreifend durch die früheren Jahrhunderte tönten, und zum Preiſe der Himmelskönigin gedichtet, reine und innige, oft auch ſchwärmeriſche Gefühle weckten und nährten. Die Mutter und die Jünglinge fielen leiſe in den Geſang ein, und ſo war es, als werde auf dem blauen Spiegel des Sees ein wunderbarer Gottesdienſt gefeiert, ſo harmoniſch und lieblich ſchwebten über den Wellen der Fluth die Tonwellen des Geſanges:

Ave maris stella,
Dei mater alma,
Atque semper virgo,
Felix coeli porta!

Sumens illud Ave
Gabrielis ore,
Funda nos in pace,
Mutans Evae nomen![*]

Als bei dem Thurm die Ruderer anlegten, verglühte der letzte Purpurſchein des Weſthimmels zitternd im See und ſeine gold- und ſilberfarbig blühenden Nymphäen ſchloſſen die duftenden Kelche, und ihre befruchteten Narben kehrten zurück in die Tiefe, um im Verborgenen zu reifen.

---

[*] Meerſtern ſey gegrüßet,
Süße Mutter Gottes!
Ewigliche Jungfrau,
Sel'ge Himmelspforte!

Die trauliche Geſellſchaft trug der Wagen wieder nach Henneberg. Dort ſagten ſich, nach heiter genoſſener Abendmahlzeit alle freundlich gute Nacht. Der alte Trott ſprach mit ſeinem Sohne und erfüllte deſſen Herz mit der Wonne einer ſeligen Verheißung. Der Hauptmann redete mit ſeiner Walburgis und erfreute ihr Mutterherz mit der Ausſicht auf ein Glück, wie ihre Tochter es nicht beſſer wünſchen konnte. Dieſe ſchlief ſchon, träumte von Georg und Burkhard, fuhr im Traum noch einmal auf dem See, und pflückte ſich von ſeinen Silbertulpen einen großen Strauß.

Der Dichter aber ſaß noch wachend auf dem

Wählend jenes Ave
Aus des Engels Munde,
Gieb uns Himmelsfrieden,
Eva's Namen wandelnd.

hohen Altane und blickte in die ſchöne Sternennacht hinaus, während die Erfüllung ſeiner Liebesträume ſtill und auf ewig entſchlummerte. Er dichtete ein Lied zum Preiſe der Maria im Grimmenthal, und ſchmückte das Himmelsbild mit den irdiſchen Reizen der Jungfrau aus, welche die Königin ſeines Traumhimmels war. Milden Glanzes ſtrahlte im Weſten der Stern der Liebe auf den Liebenden, aber es war ein trauriges Zeichen, daß der Stern hinter den blauen Bergen der Rhön vor dem Auge des zärtlich Liebenden — unterging.

Zweites Buch.

Mitternacht.

1.

Es war ein heiterer Frühlingsmorgen des Jahres eintauſend fünfhundert und zwei, der Monat April hatte ſeine Sturmheere alle gegen den Winter losgelaſſen und dieſe hatten nach manchem Kampf ſiegreich den kalten Feind von dannen getrieben. Nun ſangen jubilirende Lerchen Siegeslieder, Felder und Wieſen trugen die fröhlichen Farben der Hoffnung und die Wälder ſchmückten ſich mehr und mehr, oben mit dem holdeſten Grün jungen Laubes, unten mit bunten Lenzblumen, die zumeiſt weiß und blau blühen, auch goldfarbig, um den Menſchen Freude zu verkünden und der Welt von der Treue Gottes rührende Zeugniſſe zu geben.

Wie hatte ſich Grimmenthal verändert! Wer vor vier Jahren als ein andächtiger Waller gekommen war und vielleicht der Einweihung der kleinen Kapelle mit beigewohnt hatte und nun wieder kam, der hätte den Ort nicht mehr gekannt, wenn nicht Berge und Waldhöhen, wie der liebliche Thalgrund dieſelben geblieben wären, die ſo des Wanderers Erſtaunen milderten. Ein hoher Tempel prangte in ſchöner Vollendung, hoch überragend den alten Lindenbaum; im großen, weiten Viereck umzog eine Mauer das ſchöne Gotteshaus, unter deren Hallendach Raum für die Tauſende der Pilger war; eingeſchloſſen in dieſes Mauerquadrat ſtand mehr als ein anſehnliches Gebäude, in dem für jegliches leibliches Bedürfen durch flinke Wirthe Sorge getragen wurde. Ein entlegeneres Häuslein ſollte die ſchwer Erkrankten aufnehmen. In einem leichtgezimmerten Gebäu hatte die ſchöne Kunſt ihren Sitz aufgeſchlagen, berufen, den neuen Tempel würdig auszuſchmücken. Unten arbeitete ein Steinhauer mit ſeinen Geſellen an einer großgedachten und herrlich ausgeführten Bildnerei, welche das Geſchlechtsregiſter Jeſu von David an in einer Reihenfolge darſtellte. Da ſaßen in rieſigen Blumenkelchen, rankendem Gezweig entſproßt, von Arabeskenroſen und Tulipanen umblüht, die Früchte des Stammes Jeſſe. Die düſtern Königsgeſtalten von Juda, fromme und gottloſe, ſtanden im Kronen- und Scepterſchmuck in ſolcher Art neben einander, wie altdeutſche Kunſt zu bilden pflegte. Jeder hielt ein Wappenſchild vor ſich, das ſeinen Namen zeigte, und auf dem Wappen Davids war die goldne Harfe im blauen Felde, die ſpätere Heraldik dem Sänger der Pſalmen angedichtet, nicht vergeſſen. Kronen und ſonſtiger Schmuck waren ſtark vergoldet, und das Gold nahm ſich gar herrlich aus auf dem weißen blendendem Geſtein.

Eine Treppe höher arbeiteten andre Künſtler; Bildſchnitzer und Maler, die eine hohe Altartafel mit mannichfachen Figuren auszierten, und noch höher hatte Meiſter Paul, ein Maler aus Bamberg, ſein luſtiges Attelier, und ſaß arbeitend vor der Staffelei, umſtanden von lebensgroßen Bildern heiliger Perſonen. Sein Zimmer hatte vieles Licht, welches er mittelſt grüner Zeltvorhänge mäßigte und nach ſeinem Gefallen mehrte oder minderte.

Nicht auf dem gewöhnlichen Weg, ſondern über die Berghöhe, die ſpäter der Hexenberg benannt worden iſt, ſchritt durch die knospende Waldung ein ſtiller Mann nach Grimmenthal zu, und ſchien ſich im Herzen des ſchönen Frühlingsmorgens, des Waldgrüns, der blauen Blumen wie des blauen Himmels zu erfreuen. Es war Georg Doth, und wer ihn früher gekannt hatte, ſah ihm an, daß er vier Jahre älter geworden war, doch beherrſchte ſeine Züge noch immer jene Milde, die bereit ſcheint, die ganze Welt liebend an die Bruſt zu ſchließen, jene ſelige Menſchenliebe, durch welche der Menſch ſich der göttlichen Liebe nähert.

Ein friſcher Hauch der Morgenluft ſchüttelte den Thau von den Zweigen, der wie Balſamtropfen niederträufelte; die Nachtgeſang liebende Amſel verſtummte bereits, und ließ nur noch einzelne Flötentöne hören, wie holde Erinnerungen, aber die Singdroſſel erfüllte noch hier und dort die Waldung mit feurigem Schlag und dem Nachtigallenjubel ihrer

Frühlingsmelodien, ſich wiegend auf der Bäume höchſten Gipfeln, ſtolz wie ein Herold, den der Lenz vorausgeſandt, ſein Nahen mit lautpreiſendem Geſang zu verkünden.

Der Dichter lauſchte freudig dem Wohlklang dieſer Morgenlieder, er dachte an Gott und dann an die Vergangenheit, da wurden ihm die Augen feucht.

„O Gott,“ ſprach er da laut zu ſich ſelbſt, denn es hörte ihn ja niemand, als die ewig liebevolle Mutter Natur, zu der ein Menſchenherz wohl vertrauungsvoll reden mag: „o Gott, wie anders war es doch, als ſich vor vier Jahren dieſe Wallfahrt erhob, wie freudig wallte auch ich heraus, und es war nicht allein der fromme Glaube, der mich über die Berge herüber führte, es war auch die Liebe, auch die Hoffnung meine Gefährtin, und ich nahm ſie ſo gern mit mir. Sie verließen mich bald, und Magdalenchen heirathete den jungen Trott; ob ſie ihn liebte, weiß ich nicht, aber die Aeltern wollten es, und die Tochter war gehorſam. Es war eine bittre Zeit, ich glaubte, ich würde es nicht tragen, und ſehnte mich zu ſterben. Doch ſiehe, ich trug es, und lebe auch noch und bin nicht einmal unglücklich, obgleich ich mich ſehr härmte. Ich dachte an nichts als an mein Liebesleid, und in der That, nach einiger Zeit wurde mir das Leid wirklich lieb, eine trauliche traurige Gewohnheit. Mein Gedicht, meine Pilgerfahrt, deren Vollendung ich mir ſo ſchön träumte, blieb auch liegen, ich konnte nicht mehr daran ſchreiben, denn wenn ich las, was ich bereits geſchrieben, und nun dabei denken mußte an alle die Götterſtunden in ihrer Nähe, an ihr Lächeln, ihren Beifall, da ſchmerzte mich's doch allzuſehr, daß ſie ſo treulos geweſen, oder ich ſo thöricht, zu glauben, ſie liebe mich, und daß ich mich in liebliche Hoffnungsparadieſe hinein träumte. Es iſt nun alles überwunden. Magdalene iſt glücklich, das macht mich froh. Meine Braut aber wurde ſeitdem ganz und gar die Muſe, die Kunſt. Ja — das iſt eine künſtliche Liebe — und eine große Kunſt, ohne Liebe glücklich zu ſeyn. Mein guter Bruder wollte mich damals bereden, ins Kloſter zu gehen und ein Bruder Minorit zu werden, da ich doch einmal in der Liebe den kürzern und aus dem Glückshafen des Schickſals das minus gezogen, doch ich beſann mich und ſagte: Nein! Ich tauge nicht in Dein aſchgraues Steinhaus, in Deine finſtern, kerkerähnlichen Gemächer. Deine Einſiedelzellen ſind nicht für mich! Dein Kloſter iſt ein ächtes Claustrum, ein Käfig, ich aber bin ein Vogel, der den Wald liebt und die Freiheit. Mein Monasterium iſt der Wald, Einſiedelei und Münſter zugleich. Dort kann ich Gott und der heiligen Jungfrau mit innigem Herzen dienen. So ſprach ich, und ich habe es gehalten und oft im Freien den Herrn und ſeine ewige Allmacht angebetet. Unten aber im Grimmenthal werden die Werke, die mir mein Geiſt eingab, zu denen ich die Meiſter leitete, noch in ſpäten Zeiten von mir zeugen. Auch mein Gedicht ſoll das thun, ich will es doch vollenden, ich werde es jetzt vollenden können!“

Während dieſes Selbſtgeſprächs war Georg Doth auf die Stelle gekommen, wo er aus dem Wald heraustretend, das Thal überſchauen konnte. Es lag friſchgrünend vor ihm, bewäſſert von hundert Bergquellen und verdiente jetzt recht den Namen des grünen Thales, den es ſeit undenklichen Zeiten führte. Viele Leute eilten ſchon in der Morgenfrühe zu dem Gnadenort, der jetzt nicht leer wurde von Pilgern aus der Nähe und Ferne, zumal da die weit her Gereiſten nun daſelbſt übernachten konnten und billige Bewirthung fanden. Alle, die nun kamen, ſtaunten den ſchönen Tempelbau an, der bald geweiht werden ſollte, ſo wie die Künſtler mit ihrem Schmuck fertig. In das Haus aber, in welchem dieſe arbeiteten, durfte kein Fremder eingehen.

Wie Georg Doth den Berg herabſtieg, die Gegend überblickte und doch nicht unterlaſſen konnte, mit einem leiſen Seufzer und lauterm Herzſchlag nach Ober-Maßfeld, wie nach einem verlornen Eden hinzuſchauen, ſah er den ehrwürdigen Molitor rüſtigen Schrittes nach Grimmenthal wandeln, um in der kleinen Kapelle, welche der großen neuen Kirche jetzt einverleibt war, die Meſſe zu halten, weßhalb er auch von ſeinem Miniſtranten begleitet war. Nahe am Thalweg in der großen Mauer, darüber das Wappen Hennebergs mit der gothiſchen Schrift

„Wilhelm von Gottes Gnaden, Grave und Herr zu Henneberg M. D.“ geziert, prangte, traf er mit dem frommen Prieſter zuſammen, der ihn in Jeſu Namen grüßte.

„Mein lieber Sohn,“ ſo nannte Molitor den befreundeten Dichter noch immer: „Ihr habt Euch früh auf den Weg gemacht! Recht ſo, Aurora Musis amica! Ihr helft fleißig bauen an dieſem Werke, zur Ehre Gottes und ſeiner Gnadenmutter. Eure Muſe iſt kein heidniſch Weib, ſondern eine benedeite Gottesheilige! Chriſt ſegne Euch.“

Doth antwortete mit freundlichem Dank; durch die Reihen betender Pilger ſchritt Molitor in die Kirche, der Dichter aber, von dem Wirth und ſeinem Geſinde, das der Morgenandacht beiwohnen wollte, demuthvoll gegrüßt, trat gleich in das Haus, darin die Künſtlerwerkſtätten waren, und als ein Fremdling, der ſchon geſtern dort hineindringen wollen und abgewieſen worden war, den Wirth fragte: „Warum mag dieſer Mann ſo geradezu in das Haus der Bildſchnitzer und Maler eingehen?“ ſo belehrte ihn der Wirth alsbald: „weil dieſer Mann zum Aufſeher bei der Arbeit jener Künſtler von dem gnädigen Grafen beſtellt iſt, und weil er das meiſte erſonnen und zuvor angegeben hat, wie alles werden ſoll, daher er auch faſt täglich von Meiningen herüberkommt, den Meiſtern mit nützlicher Unterweiſung an die Hand zu gehen. Und er iſt ein Poet und heißt Georg Doth!"

Dieſer trat nun jetzt zu den Bildhauern, und ſein Blick überflog prüfend die Königsreihen. Die Glocke der Morgenhora ertönte in der nahen Kapelle, da zogen Meiſter und Geſellen ihre Mützen und Hüte und beteten ſtill ein Ave, auch der Dichter, dann begann wieder raſch die Arbeit, und Doth lobte den Fleiß der Künſtler. Die Bilder waren ſchon ganz vollendet, nur die Vergoldung fehlte noch an manchem Gewand, an mancher Krone.

„Nur immer rüſtig ſo fort! Es wird alles ſo gut und überaus herrlich!" lobte Georg die fleißigen Arbeiter, indem er ſie wieder verließ und die leichte Treppe mit ſchwankendem Geländer hinaufſtieg, um die Bildſchnitzer zu beſuchen. Staunen und Freude aber feſſelten oben ſeinen Fuß, die prächtige Altartafel, die bisher der bequemeren Arbeit wegen, auf niedrigem Gerüſt gelegen hatte, ſtand jetzt aufgerichtet vor dem fröhlich Schauenden, deſſen frommſinniger Geiſt Entwurf und Zeichnung geſchaffen. Der Meiſter aber trat lächelnd zu dem Dichter, die Geſellen ſtanden im ehrfurchtvollen Schweigen. Doth betrachtete lange das Bild, auf jedem der vielen Einzelgegenſtände, die ſich darauf zeigten, mit nachdenklicher Aufmerkſamkeit weilend. Dabei tönte aus ſeinem Innern heraus halb unbewußt das Lied: Ave maris stella! Das Bild war zum Theil eine Verkörpetung des hohen Liedes Salomonis, auf chriſtlichmyſtiſche Weiſe gedeutet.

Es zeigte ſich ein geräumiger Garten mit Palmen prangend, und durch ein zierliches Gegitter, das aus dem Rahmen aufwuchs, und in deſſen Mitte eine verſchloſſene und bedeckte Pforte ſichtbar war, — von allem übrigen Bildwerk abgeſondert. Auf einer Mauer, über welche ein orientaliſcher Thurm emporſtieg, ſaß mit engelmilden Zügen, von Goldlocken umwallt und von goldnem Heiligenſchein umgeben, im einfachen, himmelblauen Mantel die göttliche Jungfrau. Vor ihr ſtand eine goldne Urne, zu ihren Füßen wuchs grünend der blühende Zweig Jeſſe empor, und eine Lilie neigte ihre Silberkelche vor der Himmelskönigin, die ſo göttlich rein war vor allen Jungfrauen der Erde, wie die Lilie unter den Dornen. In den Schoos Maria's aber flüchtete ein Einhorn, der Keuſchheit uraltes Symbol, und ſanft legte Maria die reinen Hände um des Thieres Hals. Der Jungfrau aber ſtand der Erzengel Gabriel gegenüber, geflügelt, im weißen und grünen Gewand, er bließ auf einem goldnen Horn und hielt in der Rechten einen Jagdſpeer. Vor ihm her eilten, an Leinen gehalten, vier ſchlanke Hindinnen, Gerechtigkeit und Friede, Mitleid und Wahrheit. In einiger Entfernung lag eine hochgethürmte Stadt, das himmliſche Jeruſalem, ein Symbol der Ewigkeit des Herrn. Noch höher ſah man den Helden Gideon in Rittertracht, doch ohne Helm, mit aufgehobenen Händen vor der Himmelspforte knien, vor ihm lag das Widderfell, hinter ihm der marianiſche Löwe. Ein Brunnen goß aus vier Mündungen die vier Ströme des Paradieſes, und wieder nahe dem Haupt Maria's zeigte ſich ein Spiegel; aus dem ein Sonnenbild ſah, mit der Umſchrift: Spiegel ohne Flecken. Ueber dem orientaliſchen Thurm ſah man Moſes knien, dem ſich Jehova im brennenden Buſch zeigte, deſſen Blätter alle zu züngelnden Flammen wurden. So reihte ſich ein myſtiſches Bild voll geheimnißvoller Deutung an das andre auf der ſchön geſchnitzten Altartafel, und über der Himmelspforte thronte Gott, die Erdkugel mit dem Kreuz in ſeiner allmächtigen Hand, die Rechte ſegnend über das Paradieß erhoben. Ueber das röthliche Gewölk, aus welchem der Herr emporragte, lief eine Goldſchrift, genommen aus dem Hohenliede, dieſer feurigen Purpurroſe der Poeſie des Orients, die hieß: Tota pulcra es, amica mea, et macula non est in te.*)

Seitwärts aber oben im blauen Aether ſtrahlte ein Stern, der Stern des Meeres. Sonne und Mond glänzten zur Rechten und zur Linken Gottes, die andeuten ſollten, daß Maria hell und rein ſey, wie die Sonne, und ſchön und mild wie der Mond. Aus einer brennenden Palme aber ſchwang ſich ein verjüngter Phönix. Gegenüber dieſem tränkte ein Pelican mit dem eignen Blut ſeine Jungen, der aufopfernden Liebe Bild, und der Vatertreue ſchönſtes Symbol.

---

*) Du biſt vollendet ſchön, meine Freundin, und kein Flecken iſt an Dir. Cap. 4. V. 7.

Doch vertiefte ſich im Anſchauen, wie ein gedankenſeliger, ſinnender Brahmane, bis das Erſcheinen Molitors ihn zu ſich ſelbſt rief, der nach dem Gottesdienſt herauskam und lobend und preiſend das Bildwerk betrachtete. Der Dichter ſprach nur wenig, aber er fühlte ſich von einer gottvollen Freudigkeit durchſchauert, die ganz den Frühlingsgefühlen der erwachenden Liebe glich, aber es war nun eben keine irdiſche, ſondern eine himmliſche Liebe, die ſein ganzes Seyn erfüllte und ihn nicht nur alles irdiſche Leid vergeſſen ließ, ſondern ſein Leben mit Engelgefühlen verklärte. Das iſt die göttliche Magie der Kunſt, daß ſie ihre Geweihten auf Seraphflügeln emporträgt, auf die Nebogipfel der Vollendung ſtellt, und ſie in die wahre Heimath, in das ewige Vaterland blicken läßt. Decken oft auch Wolken die frühen Gräber, findet keiner die Stätten, wo ihre heilige Aſche ruht, ihre Namen gehen von Mund zu Mund, von Volk zu Volk, ſie ſind unſterblich. Mag Rohheit und Thorheit der innern Gottesſtimme ſpotten, die in Künſtlerherzen ſpricht, und jenen Zauber nicht begreifen, der unſterblich hohe Werke in das Leben ruft, ſie ſind gedeckt von einem Schilde, der die leicht Verletzbaren ſchirmt, dem Schild des Selbſtbewußtſeins.

„Bald wird alles Volk Eure vereinte Kunſt bewundern!“ wandte ſich Molitor, nachdem auch er lange das Bild beſchaut, zu Doth und dem Meiſter Bildſchnitzer: „nicht wahr, es iſt nun vollendet und ſoll heute noch in die Kirche gebracht werden?“

„Es iſt vollendet!“ ſprach Doth mit freudenhellem Antlitz, und Molitor ſagte lächelnd: „Er ſahe alles an, was er geſchaffen hatte, und ſiehe, es war gut.“

Hierauf gingen beide, der Prieſter der Kirche und der Prieſter der Natur und Kunſt, der Dichter, hinauf zu dem Meiſter Paul, um auch deſſen

Bilderſchöpfungen zu betrachten; der alte Maler grüßte die Kommenden nur flüchtig und arbeitete eifrig weiter, damit die Farben auf der Palette nicht vertrockneten; jene aber ſahen ſich, ſtill erſtaunend, von einer Fülle heiliger Geſtalten umgeben.

2.

Aus dem hochummauerten grauen Steinſchloß zu Schleuſingen wimmelte ein feſtlich geſchmückter Zug zu Roß und zu Fuß. In Begleitung ſeiner Ritter und Vaſallen aus der Umgegend wollte Graf Wilhelm von Henneberg ziehen, abermals einer Tempelweihe beizuwohnen. Der fromme Fürſtenjüngling, anders konnte man ihn kaum nennen, obgleich er ſchon ein Mann war und ſeit zwei Jahren mit der reizenden Tochter Markgraf Albrechts von Braunſchweig, Anaſtaſia, vermählt, die er in ſeinem einundzwanzigſten Lebensjahr heimgeführt, hatte alles gethan, was nächſt der Wunderthätigkeit des Gnadenbildes dazu beitragen konnte, den Wallfahrtort zur höchſten Blüthe zu bringen. Jetzt zog er nun freudig aus, ſich ſeines Werkes zu freuen, und mitten unter den Schaaren ſeines Volkes, wie ein Vater unter ſeinen Kindern zu wandeln. Ein ſchöner Anblick war es, den Zug zu ſehen. Voran ritten Pauker, Trompeter und Pfeiffer, um auf dem Wege ſowohl, als auch an dem Gnadenort durch feſtlich frohen Klang die Luſt und Freude zu erhöhen, denn ſeit Orpheus und Tubelkains Zeiten hat die Menſchheit nie dieſe himmliſche Magie der Tonkunſt verkannt, die Herzen zu erheitern, wie zu erheben. Dann folgte, von einem Hauptmann geführt, ein Häuflein reiſiger Knechte, das den Pannerträger umgab. Hoch flatterte das ſchwarze Hennenbild, die Fahne rauſchte von der Morgenluft gebläht. Viele Ritter und Edelknechte zogen im hellſten Schmuck aus dem Thor, mit blinkenden Goldhelmen, von denen die Federn prächtig wehten, im leichten, farbigen Gewand, etwa nur einen blitzenden Bruſtharniſch zur Zierde tragend. Unter ihnen war der Schenk von Oſtheim, Ritter Stein, Ritter Chriſtoph Marſchalk, Ritter Trott und der Doctor Mithobius. Dann erſchien von vier Zeltern getragen, ein glöckchenumklungener, reiherbuſchgezierter Palankin, in welchem die Fürſtin Anaſtaſia mit der Mutter ihres Gemahls ſaß und ihren erſtgebornen Sohn Wilhelm in den Mutterarmen hielt. Dieſer Sänfte folgten noch einige mit den dienenden Frauen der Herrin. Neben dem Palankin ritt Fürſt Wilhelm, freundliche Worte mit der Gemahlin wechſelnd, die ſich oft mit holder Anmuth zu ihm herausbog, durch den gleichmäßigen Gang der Roſſe ſanft geſchaukelt. Mehrere ſchöne Edelfräulein waren noch in dem glänzenden Gefolge, die von jungen Rittern umſchwärmt und unterhalten, reizvoll dahinritten und mit zarter Hand die frommen Pferde lenkten. Den Beſchluß machte endlich wieder eine Knappenſchaar zu Fuße, gekleidet in die Farben Hennebergs, und dieſesmal nicht als Schutz- und Leibwache betrachtet, ſondern um den Pomp zu vermehren, denn fürſtlich zu erſcheinen, erheiſchte die Würde des Herrn, da leicht zu vermuthen ſtand, daß auch von andern Orten her vielleicht fürſtliche Perſonen nach Grimmenthal kommen möchten, deſſen Tempelweihfeſt bevorſtand. So durchzog die geſchmückte ſtattliche Schaar das freundliche Thal der Schleuſe, und hielt ein wenig an bei der Abtei Veßra, die friedlich in das Thal gebaut, wo es in das Werrathal ausmündet, alle Glocken zum Preiſe und zur Feier des verehrten Schutzherrn ertönen ließ. Der Abt erſchien mit den Brüdern und begrüßte den Fürſten und die Fürſtin mit wohlgeſetzter Rede, und dann ſchloß er ſich mit allen Prämonſtratenſern dem Zuge an, denn wie hätte bei ſo frommem und heiligen Anlaß das Gebet der Mönche fehlen dürfen? Der ernſte Bruder Erhardus, des Kloſters Geſchicht- und Chronikſchreiber, hatte ſich mit einem Pergamenttäflein verſehen, um alles aufzuzeichnen, was ſich Merkwürdiges bei dem Feſt der Weihe begeben würde, zumal ein jegliches Wunder, zu Nutz und Frommen der Nachwelt. Der mehr weltlich als geiſtlich geſinnte Gregor Seidenthal mußte ein Käſtlein tragen, darin Ordensketten und die ſchon im Jahr eintauſend vierhundert und einundachtzig gedruckten Statuten und der päpſtliche Gnadenbrief der Geſellſchaft zu den vierzehn Nothhelfern in ziemlicher Anzahl enthalten waren, auch war er mit einer Menge von Heiligen- und Märtyrerbildchen verſehen, die ein Nürnberger Briefmaler gedruckt und mit hellen Farben colorirt hatte, um dieſe an die andächtigen Waller, zumal an Kinder und Weiber zu vertheilen.

„Ich wollte es würde alle acht Tage eine Kirche geweiht,“ ſprach Gregor heimlich zu dem neben ihm gehenden Bruder: „damit wir um ſo öfter die friſche Gottesluſt ſchmeckten und andere Geſichter ſähen, als das fromme unſers Herrn Abts, und die dummen langweiligen unſerer Brüder, oder auch andere Gegenden, als immer das ſchmale Thal und gegenüber die alten umbuſchten Kuppen unrer niedrigen Berge.

„Es iſt leichter ins Kloſter gegangen, als heraus,“ erwiederte der andere Mönch: „Du kannſt mir glauben, mein Bruder, daß ich mich auch dieſes ziemlich weiten Spaziergangs freue, noch lieber aber ſäße ich zu Pferde, wie jene müſſigen Junker, und“ —

„Und unterhielte die holdſeligen Jungfräulein,“ ergänzte Gregor mit lauerndem Blick.

„Leiſe, mein Bruder, leiſe, und nicht weiter!“ ermahnte der Mönch.

„Dieſes Ganges freue ich mich nun eben nicht,“ fuhr Gregor fort, „ſondern nur überhaupt des Ganges. Dieſe Lauferei nach Grimmenthal iſt mir höchſt zuwider, denn ſie bringt uns ja um alles, und“ — dieß ſagte er noch leiſer dem Bruder ins Ohr: „ich begreife die Mutter Gottes gar nicht, weßhalb ſie da drüben ſo viele Wunder thut, daß wir darüber verarmen. Wer bringt uns noch eine freiwillige Gabe? Wer will bei uns beichten? Und wie uns, ergeht es andern. Die Minoriten in Meiningen werden bald aufhören müſſen, betteln zu gehen für ihren Gotteskaſten, denn alles läuft und rennt nach Grimmenthal und es iſt ganz unglaublich, was für eine Menge Schätze dort zuſammenſtrömen. Wovon hätte auch ſonſt ſo ſchnell eine ſo prächtige Kirche gebaut werden können? Gott beſer's! Der Vicar von St. Wolfgang im See iſt ſchon dreimal in Schleuſingen bei dem Herrn geweſen und hat vorgeſtellt, daß die Wallfahrt eingehe, iſt aber mit leeren Worten abgeſpeißt worden, denn unſer Herr hat nun einmal ſeinen Narren am Grimmenthal. Nicht der dritte Theil der Wundergeſchichten iſt wahr, die man dort erzählt. Dummheit! Das Volk bildet ſich ein, es ſey krank, und läuft hin, dann bildet ſich's ein, geſund zu werden, geht wieder heim und ſchreit Mirakel."

So ſchalt der Ungläubige fort, bis ſein Begleiter einwarf: „Aber gar vielen Kranken iſt doch im Traume die Offenbarung geworden, nach Grimmenthal zu wallen, dort würden ſie geneſen."

„Träume ſind Schäume!" wiederlegte Gregor. „Woran einer denkt, davon träumt er; wenn alle Träume wahr würden, Bruder, dann" — er behielt die weitere Rede für ſich, und murmelte ſie nur ganz unverſtändlich vor ſich hin, ſeine Gedanken mochten wohl ſo profan ſeyn, daß er ſelbſt nicht wagte, ſie auch gegen den Vertrauteſten auszuſprechen. —

In allen Dörfern, durch welche der Zug ging, wurde mit den Glocken geläutet, die Jugend und das Alter ſtrömte auf die Straßen, die Herrſchaft mit ihrem glänzenden Gefolge zu ſehen, und gar viele Einwohner ſchloſſen ſich an; lange Reihen andächtiger Waller, Männer und Frauen, Kinder und Greiſe, alle geleitet von einer Begeiſterung, von einer ſchwärmeriſchen Andacht mächtig ergriffen. Und das war ſchon des Glaubens größtes Wunder, daß er ganze Völker unter ſeine Paniere ſammelte, über ganze Länder die glühendlodernde Begeiſterungsflamme ausgoß.

Und ſiehe, alle Wege und Stege waren belebt, die Schattenpfade der Wälder, die ſchmalen Wege, die durch die Thalwieſen zogen, die Heerſtraßen, die aus dem geſegneten Frankenland nach Thüringen und Sachſen führten, alle, alle. Kaum faßten die Hallen und die Wohnungen im Grimmenthal die wimmelnden Schaaren der Waller, die nahen Dörfer nahmen Unzählige auf, denn erſt der morgende Tag, der Tag der Himmelfahrt des Herrn, war zur Weihe beſtimmt. Nach Untermaßfeld wandte ſich der Zug des Fürſten. Dort hob ſich im Thale das ſtarke, uralte Schloß; von hohen Mauern und feſten Thürmen geſchirmt, vom tiefen Wallgraben umzogen, ſchien das eigentliche Haus ſelbſt nichts zu ſeyn, als ein hoher, wenig Raum bietender Thurm. Aber genug des Raumes bot dieſes Haus für Hunderte, kühn und feſt gebaut, enthielt es zahlreiche, zwar einfach verzierte, aber helle Säle, und höher oben freundliche Zimmer mit der heitern Ausſicht auf den lachenden Thalgrund, die nahen und fernen Berge; tief im Erdgeſchoß waren räumige Keller und große Küchen. Die zahlreichen Roſſe fanden in den Gebäuden, die innerhalb an den Mauerring ſtießen, hinlängliches Unterkommen. Das Zimmer der Herrin hatte einen Balkon, deſſen vorſpringende Niſche mit gothiſchen Ornamenten überwölbt war. —

Im Grimmenthal regten ſich noch tauſend fleißige Hände, obgleich ſich die Sonne ſchon zum Niedergang neigte. Jungfrauen aus den nahgelegenen Dörfern ſchmückten mit einer Fülle von Kränzen und Blumengewinden den Tempel, und was um immer Wald und Wieſen von Floras buntfarbigen Kindern dargeboten hatten, prangte in lieblicher Miſchung bei einander. Der Wirth und ſein Geſinde fegte und ſäuberte, und trug auch bereits reichlich auf, denn es hatten ſich ſchon gar viele Gäſte eingefunden. Unter der alten Linde, die nach langem Säumen endlich auch ihre grünen Blätter entfaltete, hatte ſich der ſchwarze Jonas mit ſeiner Bettlerſchaar gelagert, um nahe am Eingang in den Tempelhof reichliche Almoſen zu ſammeln. Die Bettler waren mit Weibern und Kindern ſehr guter Dinge, und ſchmaußten wacker von den reichlichen Gaben milder Pilger. Den Wallfahrtweg von Meiningen her wandelten jetzt im Abendſcheine die Minoritenmönche, unter ihnen Georg Doths Bruder, der gelehrte Johannes. Georg aber, der ſchon im Grimmenthal war, ging ihnen entgegen, und hieß ſeinen Bruder freudig willkommen.

An der Pforte der Kirche ſtanden zwei Männer, dem Anſchein und der Kleidung nach, waren ſie Künſtler; ſie ſchienen nur eines Dritten zu harren, und als Doth mit ſeinem Bruder zu ihnen trat, gingen ſie mit einander in die Kirche. Da ſtanden nun die ſchönen Sculpturen, da hingen die herrlichen Gemälde, da prangte die myſtiſche Altartafel und der wunderſam flammende Abendhimmel warf zauberhaften Lichtſchein durch die hohen, zum Theil farbigen Bogenfenſter, die der Steinmetz Meiſter Hans von Schmalkalden mit jenen tiefbedeutſamen Verzierungen geſchmückt hatte, welche wie eine geheimnißvolle Bilderſchrift in ihren vielartigen Schnörkelzügen, den Maurern und Baumeiſtern jener Zeit gar wohl verſtändlich, noch immer von den gothiſchen Gebäuden die Sprache vergangener Jahrhunderte reden, die uns aber unverſtändlich iſt, weil der Hieroglyphenſchlüſſel verloren gegangen.

Die Meiſter, die mit den Brüdern in die Kirche traten, waren keine andern, als der Maler Paul Lautenſack und Hans, der kunſtreiche Steinmetz. Der Maler ſchaute gar tiefſinnig auf all das reichverzierte, prangende Bildwerk, und ſagte dann zu Georg, auf die hohe Altartafel deutend, neben welcher zur Rechten und Linken ſeine Bilder hingen: „Ihr habt das ſo angegeben? Saget, von wannen kam Euch ſolcher Geiſt? Habt Ihr ſelbſt getrunken aus der Quelle des Heils, die neben dem Thronſitz der Himmelskönigin dort hervorquillt? Wahrhaftig, Euch küßte die himmliſche Muſe mit dem Kuß der Begeiſterung, und Ihr, Meiſter Hans, habt trefflich ausgeführt, was Euch anvertraut wurde. Hier ſtehen nun unſere Werke und werden uns überdauern, und werden noch unſre Namen der ſpäten Nachwelt verkündigen, wenn unſere Gebeine Aſche geworden ſind."

„Der Herr halte ſchirmend ſeine Rechte über dieſen Bau!" ſprach Johannes: „und laſſe eure Werke, wackre Meiſter, recht lange Zeit Andacht weckend, Herzen erhebend und zu gottſeligem Leben mahnend, dauern."

„Wie wunderbar iſt doch der Himmel anzuſehen!" bemerkte Georg, hinausſchauend zu der weſtlichen Fenſterreihe. Und in der That, roth und feuergelb leuchtete ein meteoriſcher Schein über den Wäldern, wie Wiederſchein einer fernen Brunſt, oder als wolle ſich der Zorn des Himmels in tobenden Wettern entladen, und ſchon rollte der erſten Donſchmeichle ich mir zu ſehr?““ rief der ſtattliche Mann in einer freudigen Aufregung.

„Wohl ein Engel!“ beſtätigte der Begleiter. „Möge der Himmel, möge der Allwaltende dieſen Engel ſchirmen!“

„„Amen! Amen!““ rief der Mann, und Freudenthränen entperlten ſeinen treuen, liebevollen Augen.

Bald entſchwand den Reitern über die Haide auch der letzte Anblick des Giebels vom einſamen Hauſe.

Die Landes-Regentin.

In ihrem Arbeitskabinet ſaß die Herrſcherin, eine Frau voll Schönheit im Bunde mit Ebenmaaß und Fülle; Blüthe und Reife der körperlichen Geſtalt vereinigend, wie ein Goldfruchtbaum ſüdlicher Zonen — die Bewunderung und der Stolz ihres Jahrhunderts, ein ſtrahlender Stern am Himmel der Geſchichte.

Viele Depeſchen und Briefe bedeckten den Arbeitstiſch der hohen Frau, eine Kerze brannte auf niedrigem goldenen Candelaber; das Arom parfümirten Siegellacks erfüllte das Zimmer. Ein Petſchaft von der kunſtvollen Arbeit, wie ſie der Hof von Verſailles zum Typus eines verfeinerten Geſchmacks erhoben, deſſen Faſſung vom reinſten Ducatengeld einen dreiſeitig geſchnittenen, beweglichen Kryſtall umfaßte, wurde von der Hand der Gebieterin noch gehalten, deren Augen ſinnend auf dem Siegel eines ſo eben von ihr geſchloſſenen Briefes weilten. Während in die eine Seite des reinen Kryſtalls das kleine Hausſiegel mit dem Wappen und in die andere ein Namenszug, beide unter Kronen, eingegraben war, zeigte die dritte, mit welcher der erwähnte Brief geſiegelt war, eine Deviſe, und zwar eine ſehr bedeutungsvolle. Ein ſpringendes Roß, am Zügel gehalten von einer Hand aus Wolken, und darüber die Worte: Ad nutum Dei.

„Wie Gott will!“ überſetzte ſtill vor ſich hin die große Fürſtin dieſen lateiniſchen Wahlſpruch. „Immer zügle das ungeſtüme Roß unſerer Leidenſchaft die höhere Lenkung. Alles kommt, alles verborgene an das Licht der Sonne, aber ob das immer gut iſt, weiß nur Der, deſſen Hand aus den Wolken reicht, und die Schleier von den Iſisbildern der Geheimniſſe hebt. — Vierzehn Jahre rückwärts — es war die Zeit eines goldenen Friedens, für mich aber dennoch keine Zeit der Ruhe — und Er, deſſen Haupt der Glanz der Krone umſtrahlt, ohne daß er ihre Laſt fühlt — er hatte volle Muße, ſein Herz an eine andre hinzugeben, das ihm die in Krieg und Frieden von Sorgen umſtürmte Regentin nicht voll befriedigte. Sie iſt tod — jene andre, gegen wen könnte ich mich zürnend wenden? Gegen Ihn? O nein! Gegen das ſchuldloſe Kind? Das ſei ferne! Aber ſehen will ich dieſe — Verwandte.“

Die Herrin berührte eine Tiſchglocke, deren Schherton einen bejahrten Kammerdiener, welcher im Vorgemach auf Befehle harrte, in ihr Cabinet rief.

„Ignaz, ein Brief nach der ſchleſiſch-böhmiſchen Grenze durch einen vertrauten Boten, der niemand ahnen laſſen darf, bevor er an Ort und Stelle, daß er einen Brief bei ſich führt. Alſo — ganz im geheimen.“

Der Kammerdiener empfing den Brief mit ſtummer Verbeugung.

„Den Kammerherrn!“ befahl die Fürſtin, und gleich nachdem der Diener das Gemach verlaſſen, trat ein dienſtthuender Kammerherr ein.

„Iſt jemand da?“ fragte dieſen die Gebieterin.

„Die Frau Fürſtin von Auersberg, der Herr Fürſt von Dietrichſtein und des Herrn Fürſten und Geheimen Staatsminiſters Durchlaucht“ erwiederte anmeldend der Kammerherr.

„Ich laſſe den Miniſter bitten!“

Der Kammerherr entfernte ſich und verließ unter ehrerbietigen Verbeugungen das Zimmer.

„Zuerſt die Geſchäfte, dann die müſſige Unterredung, ſo will es Gott“, liſpelte die Regentin vor ſich hin.

Erfurchtvoll nahte im Glanz ſeiner Würde und mit vorgeſchriebenem Prunke angethan, der in den Reichsfürſtenſtand erhobene erſte Staatsminiſter, ein hochbedeutender Mann, eine Stütze des Thrones, deſſen mächtiger Geiſt Krieg und Frieden lenkte.

„Willkommen, Fürſt!“ grüßte die Gebieterin den Staatsmann. „Ich ſehe Sie erfreut mit heiterer Miene kommen!“ — Und ihr Wink lud den treuen Diener ein, in einem nahe ſtehenden Armſeſſel Platz zu nehmen.

„Ich darf ja endlich heiter ſein, Majeſtät!“ erwiederte der Fürſt, indem er ſich niederließ.

„Der Ewige ſegnete unſer redliches Bemühen den Völkern den Frieden zu geben, und Euer Majeſtät Scepter, das ſo lange ein Schwert ſein mußte, iſt nun in den Oelzweig des Friedens, in die Palme des Segens verwandelt. Ueberall, auch in den auswärtigen Staaten beginnt eine neue Aera des Glückes und des Wohlſtandes der Völker. Zerſtörte Orte blühen wieder auf, die Künſte und Wiſſenſchaften ringen ſich los aus ihrem Verfall, die Gewerbe entwickeln friſche Thatkräfte, der Handel findet neue Wege, die Kultur des Bodens macht erwünſchte Fortſchritte.“

„Möge Gott dieß alles ſegnen und dauernd bleiben laſſen“, erwiederte die Fürſtin: „möge nie eine falſche und unrichtige Politik dem ruhigen Fortſchritt der Entwicklung hemmende Feſſeln anlegen, damit wir uns des Guten, was wir angeſäet und gepflanzt, nicht allein und voreilig erfreuen, damit es auch die Nachwelt genieße, und empfinde, was wir für ſie gethan.“

„Iſt nicht für die Nachwelt eine herrliche Bürgſchaft gegeben in dem Haupt eines aller Ehren, aller Liebe würdigen Sohnes?“ erhob der Miniſter die

Frage, die keine leere Schmeichelform war. „Schon jetzt eine der edelſten Kronen Europa's tragend, wird ſeine Zukunft eine glänzende und glorreiche ſein. Er mit ſeinem großen Herzen, das voll Liebe für die Menſchheit ſchlägt, er wird, ich ſehe dieß ahnungsvoll voraus, ein Urbild ſein, das kein Nachbild jemals erreichen kann."

„Ihre Prophezeihung thut meinem Muttergefühle unendlich wohl", erwiederte die Regentin, „doch auch er wird menſchlich irren, wird verkannt werden, und wird leiden, wie alle, denen der Herr das ſchwere Loos beſtimmte, Kronen zu tragen und Länder zu regieren."

Nach dieſem einleitenden Geſpräch trug der Fürſt-Miniſter einige Staatsangelegenheiten vor, welche theils im Staatsrath ſchon erörtert waren, theils einer Vorberathung bedurften, ehe ſie dieſem zur Vorlage gebracht wurden, und nachdem dieſes geſchäftliche vollbracht war, nahm die Regentin mit heiterer Miene das Wort: „Ich will Ihnen, Fürſt, auf einige Tage Scepter und Krone in Verwahrung geben — ich habe eine kleine Luſtreiſe vor, an die Reichsgrenze."

Des Miniſters Auge drückte Verwunderung aus, doch wagte er keine Frage.

„Ein befreundeter Naturforſcher" — fuhr ſie mit gütigem Lächeln fort: „ſchreibt mir von einer ſeltenen Blume, die in einſamer Haide blüht, und von der ich

Wiſſenſchaft haben will. Da wir jetzt, Gott ſei Dank, Friede haben, ſo iſt es nicht mehr als recht und billig, daß wir Wiſſenſchaft und Forſchung pflegen! Was meinen Sie?“

„Ihre Majeſtät haben eine beſondere Intention — es wäre indiscret, wollte ich meine Meinung durch Fragen zu beſtimmen ſuchen. Ihrer Majeſtät allerhöchſter Wille geſchehe.“

„Es iſt allerdings ein Geheimniß im Spiel — und deshalb darf dieſe Reiſe nicht public werden. Man muß ihr den Charakter einer Fahrt nach irgend einem unſerer Luſtſchlöſſer geben — oder gäbe es nicht irgend nach Norden hin etwas zu beſichtigen? — Doch nein — das würde ſchon zu öffentlich; ich will im ſtrengſten Incognito reiſen und nur zwei Begleiter aus meiner Umgebung auswählen, die Fürſten von Auersberg und Dietrichſtein, auf deren redliche Treue und Verſchwiegenheit ich vertrauen darf, und meine erſte Kammerfrau.“

„Sie ſehen mich bedenklich an, lieber Fürſt, o ich kenne dieſen Blick!“ fuhr die Herrin lächelnd fort. „Sie denken bei ſich: Was hat die alte Frau, daß ſie noch auf Abenteuer ausgehen will? Denken Sie immerhin an das Sprichwort, daß Alter nicht vor Thorheit ſchützt. Ich bin nie auf Abenteuer ausgegangen, hab' keine Zeit dazu gehabt, jetzt will ich der Thorheit meinen Tribut bezahlen.“

„Unmöglich! Eine Thorheit können Ihre Majeſtät nicht begehen“, widerſprach der Fürſt-Miniſter.

„Gewiß, ich will dies auch nicht“, verſetzte die edle Frau mit Güte, „ich will nur den Standort einer Blume ſuchen, die im verborgenen blüht, und dieſe Blume, wenn ſie deſſen werth iſt, in meinen Schutz nehmen; verſtehen Sie Fürſt, in meinen Schutz.“

„Eine That des Edelmuthes, wie ich getroſt vorausſetzen darf!“ entgegnete der Vertraute, und fügte hinzu, was er in ſeiner Stellung als Freund der erhabenen Monarchin anzurathen für nützlich fand. —

Es war ein ſonnegoldner Herbſttag; der Himmel lachte rein und ätherblau auf die Welt nieder, die ſeines Segens voll war.

Zum Thore eines kleinen Grenzſtädtchens herein rollte ein ſtattlicher Reiſewagen, gezogen von vier Extrapoſt-Pferden, und lockte manch neugieriges Geſicht der Bewohner ob ſo ſeltener Erſcheinung an die Fenſter. Am erſten Gaſthaus, welches zugleich die Poſthalterei in ſich faßte, ward angehalten, es ſtiegen zwei verſchleierte Damen und zwei Herren aus; der Poſtmeiſter und Gaſtgeber in einer Perſon, der bereits von der Ankunft einer Herrſchaft unterrichtet und auf das ge- aueſte befehligt war, empfing die Ankommenden ſehr evot, führte ſie in die beſten Zimmer, wo ſchon man- erlei Erfriſchungen der ankommenden harrten, auch ſtand bereits eine andre leichte Chaiſe vor dem Hauſe, und friſche Pferde wurden in Bereitſchaft gehalten.

Der eine von den Reiſegefährten der hohen Herrin war derſelbe, welcher deren Gemahl vor mehreren Wochen nach dem einſamen Hauſe begleitet hatte. Dieſen berief die Herrſcherin zu einer Unterredung unter vier Augen.

„Lieber Fürſt“, redete ſie ihn mit herablaſſender Güte an. „Was denken Sie von dieſer Reiſe hieher, und meinem Plane?“

„Allergnädigſte Gebieterin“, erwiederte der Fürſt: „Da ich dieſen Plan nicht zu kennen die Ehre habe, ſo kann ich mich auch keines Urtheiles unterwinden.“

„Ahnen Sie meinen Plan auch nicht?“

„Nein, Ihre Majeſtät!“

„Wohlan denn, Fürſt, ich werde beichten!“

„Wie ſo, Ihre Majeſtät, hier? Welchem Prieſter?“

„Nicht doch! Sie ſollen der Prieſter ſein. Ihre Schweſter, Fürſtin Felice, Gott habe ſie ſelig — hinterließ eine Tochter!“

„Um Gott! Majeſtät! Allerhöchſtdieſelben wiſſen?!“ rief der Fürſt erglühend und in höchſter Verwirrung.

„Alles!“

„Alles, allergnädigſte Frau?!“

„Alles! — — Sie waren ja vor Kurzem hier. Sie ſind des Weges gut kundig — Sie ſollen mich hingeleiten, ich will die Blume ſehen, die mir ſo heimlich in meinen Garten gepflanzt worden iſt."

Des Fürſten ſchönes Antlitz überzog ſich mit Bläſſe, ſein Herz ſchlug angſtvoll bewegt.

„Fürchten Sie für die Blume?" fragte die Herrin mit einem ernſten Tone. „Fürchten Sie, daß ich ſie knicken werde, weil ſie zu knicken in meiner Macht ſteht? — Antworten Sie mir! Reden Sie, Fürſt!"

„Einen ſolchen Gedanken von Ihrer Majeſtät zu hegen, wäre in meinen Augen eine ſtrafbare Vermeſſenheit!"

„Das läßt Sie Gott reden!" entgegnete, wieder in den Ton völliger ſcherzender Heiterkeit übergehend, die Gebieterin. „Nein, Fürſt, fürchten Sie nichts! Ich bin zu groß für die Eiferſucht — und iſt etwas gegen mich geſchehen, was nicht recht war, ſo hat der Tod es geſühnt. Mich führte das Verlangen hieher, einmal zwanglos freie Luft zu genießen, und wenn Sie wollen, weibliche Neugier — ſelbſt Antheil — ja Antheil. Was Sie nun wiſſen, bleibt unter uns, nicht einmal Fürſt Dietrichſtein ahnt den Zuſammenhang, ſelbſt meine treue Anna weiß kein Wort. Dieſe laſſe ich hier zurück. Sie aber und Dietrichſtein begleiten mich; wir fahren dort an, haben den Weg verfehlt, laſſen uns zurecht weiſen, und ich ſehe das Kind — es ſoll ein ſchönes Mädchen ſein. Sie bringen mich hin."

„Aber, allergnädigſte Frau“, wandte der Fürſt ein: „Man hat mich dort geſehen, wird — muß mich wieder erkennen — dieſer Beſuch wird ſicherlich berichtet werden — ich fürchte —“

„Sie fürchten Verdruß! Ich nicht! Allerdings dürfen Sie dort nicht wieder erkannt werden, dafür giebt es Mittel — eine falſche Haartour, ein Civilanzug, ein kleiner Verdruß über einer Schulter — wenn mir zu Liebe mein ſchöner junger Ehrencavalier ſich zu einer ſolchen Faſchingmummerei herablaſſen will — ſo geht es. Alles nöthige iſt mit hieher genommen.“

„Ich bin ganz zu allerhöchſtem Befehl!“

„So geben Sie, Fürſt, ſorgen Sie für eine beliebige Metamorphoſe und rechnen Sie auf meine volle Dankbarkeit.“ —

Tief im innern verletzt, mit gemartertem Herzen ging der junge Fürſt auf ſein Zimmer und machte dem Unwillen, der ihn aufregte, in Worten Luft.

„Alſo doch verrathen! Doch! Und Er, der gütige, liebevolle hohe Freund ahnet nichts — und ich darf ihm nichts ſagen — ich muß zum Werkzeug werden, das ſein ſo tief verborgenes Kleinod den Augen zeigt, vor denen zumeiſt er es bewahren wollte! Arme Felice! Arme, unglückliche Schweſter, durch hohe Liebe unglücklich! Wohl Dir, daß Du im heiligen Frieden des Grabes ruhſt und Deine Seele im ewigen Frieden des Jenſeits ſchwebt, denn könnteſt Du dieſe Stunde ahnen, ner eines Frühlingsgewitters über die blühenden Thäler hin. Der Sturm erhob ſich, laut rauſchten die Aeſte und Zweige der alten Linde an einander, von den Bergwäldern herab wogte ein dumpfes Brauſen. Eine wimmelnde Menge belebte mit ſchneller Bewegung die weiten Räume des Wallfahrtortes, alles ſuchte ſchleunigen Schutz unter den Mauerhallen und in den Gebäuden, und mancher blickte mit ängſtlicher Miene zum Himmel auf. Meiſter Paul aber lehnte ſich ſtill an einen Pfeiler, zog ein dünnes Büchlein aus der Taſche und ſah hinein. „Was habt Ihr hier für ein Buch, mein werther Meiſter?“ fragte wißbegierig der Dichter, und der Maler antwortete leiſe: „Ein geheimnißvolles, räthſelhaftes Buch, Herr Poeta, es iſt genannt Praktica und im Anfang dieſes Jahres ausgegangen. Dieſes Buch enthält viel wunderbarliche Prophezeihung, ſehet dieſes Titelbild!“ Wie der Maler dem Dichter das Bild zeigte, traten auch die andern beiden hinzu und ſahen in das Buch hinein. Da zeigte ſich ein grellgemalter Holzſchnitt, ein Mann im braunen Faltenrock ſtand bis über die Knie im wogenwüßteſt Du um dieſe Stunde — ſo würde Deiner Seele ſo bange werden, als läge die Laſt einer Welt auf ihr! Du würdeſt Dich vor Gott im Staube winden und ihn anflehen, wie der Heiland in Gethſemane flehte: Vater! laß dieſen Kelch vorübergehen!“ —

Die milde Friſche des ſonnigen Herbſtnachmittags lockte auch die Bewohner des einſamen Hauſes zur Bewegung im Freien. Die Hofmeiſterin luſtwandelte mit ihrem Pflegling durch die ſchattigen Gänge des kleinen Wäldchens, welches, ſo klein es war, die Kunſt eines erfahrenen Landſchaftsgärtners in einen hübſchen Park zu verwandeln verſtanden hatte. Der zu anmuthigen Waſſerkünſten im Hausgarten benutzte Quellbrunnen war in einen bedeckten Canal ſanft von dem höhern Punkte des Hauſes nach einer terraſſirten Niederung geleitet, wo er aus der Urne eines altergrauen ſteinernen Flußgottes in eine künſtliche Grotte von Tuffſteinen floß, die mit Korallen und Muſcheln verziert war, zwiſchen denen allerlei Mooſe im rieſelnden Geträufel und dem Sprühregen der Kaskadelle herrlich grünten. Hohe Waldbäume verliehen Schattenkühle, und ließen doch nach einer Seite hin, den Blick noch weiter abwärts ſtreifen, wo auf einer grünen Matte ein Weiher ſich zeigte, deſſen ſtille Fluth ein Schwanenpaar und mancherlei Waſſergeflügel belebte. Auch der Wald hatte zahlreiche Bewohner; es gab einiges Dammwild, einige Pfauen, und auch Faſanen und Perlhühner durchſtrichen mit ruhigem Gange das Geſträuch! Das waren allzumal die Pflegebefohlenen des alten Gotthard, de auf alles fleißig acht und Augenmerk hatte, gegen Fuch und Marder ſtets mit fallenlegen auf der Hut war und ſelbſt die friedliche Stille, die über dem Wäldchen lag, oft durch einen Schuß aus hochtragendem Rohr unterbrach, wenn der räuberiſche Geier, der Habicht und Buſſard verlangend über dem friedlichen Gehege ſchwebten

In Julianens junges Herz war ſeit jenem Beſuch eine eigenthümliche Unruhe gezogen, von der ſie ſich keine Rechenſchaft zu geben wußte, und deren Gefüh ihr völlig fremd war.

Aus der Welt, die ſie nicht kannte, war ein Menſch zu ihr gekommen, wie ein Sendbote der Welt an ih Herz, das nun ſtärker nach Menſchen und nach der Welt verlangte. Daher hatte ſie hundert neue Fragen an ihre Erzieherin zu richten, welche dieſer unerwartet kamen und deren Beantwortung häufig eine Verlegenheit hervorrief.

So ſaß Juliane auch, nach dem Spaziergange raſtend, mit Frau von Schönau, welche ſie Mama zu nennen gelehrt worden war, an jener melancholiſch lieblichen ſchattenkühlen Stelle, und fragte und plagte die Hofmeiſterin mit ihrer Wißbegier.

Frau von Schönau hatte ſich eben redlich bemüht der Schülerin auseinander zu ſetzen und ihr einen möglichſt deutlichen Begriff zu geben von dem, was man regieren nennt, gewiß eine nicht leichte Aufgabe für eine Frau, da ſelbſt ſo viele einſichtvolle Männer dieſe Kunſt entweder gar nicht oder doch nicht richtig verſtehen, und hatte ihr nebenbei die Unterſchiede des ſich vom höchſten zu geringerem abſtufenden Ranges der verſchiedenen Regenten erläutert, wobei ſie ſich auf den geographiſchen Unterricht zurück beziehen konnte, und ein genügendes von Kaiſern, Königen, Kurfürſten, deren es damals noch mehrere gab, Herzogen, Fürſten, Reichsgrafen und ſo weiter auseinandergeſetzt, aber nun wollte das lernbegierige Kind auch ein weiteres wiſſen von Kaiſerinnen, Königinnen, Herzoginnen, und was dieſe zu thun und zu gebieten hätten, und war dabei in den Ausruf ausgebrochen: „Ach, eine Königin möchte ich ſehen! Hat dieſes Land, darin wir wohnen, auch eine?“

„Gewiß, eine ſehr ſchöne und höchſtverehrungswürdige Frau!“ war die Antwort der Frau von Schönau.

„Würde ſie mir gut werden, wenn ich ſie ſähe? Werde ich ſie niemals ſehen?“

„Sie wird Dich lieben, wenn Du immer gut und edel denkſt und handelſt, mein Kind“, belehrte die Erzieherin: „allein ſie zu ſehen mußt Du nicht wünſchen; es wird für Dich und Dein künftiges Glück beſſer ſein, wenn Du ſie niemals ſiehſt oder ſie wenigſtens nicht kennen lernſt.“

„Das iſt doch recht Schade!“ rief Juliane betrübt aus, und verſank in Nachdenken.

Jetzt trat, ein Buch in der Hand, aus einem Waldpfad, der auf jenes trauliche Plätzchen ausmündete, wo man bisweilen zu ſpeiſen pflegte, Herr Reinhard zu den beiden Frauen, grüßte ſie mit einer Formel und lobte des Tages Schönheit. Frau von Schönau theilte ihm den Inhalt des Geſpräches, das ſie mit Juliane geführt, und deren Wünſche und letzte Aeußerung mit, da blickte der Lehrer die Schülerin mit einer wehmüthigen Freundlichkeit an, blätterte in dem Buche und ſchien eine Stelle, die er aufgeſchlagen hatte, zu leſen, indem er ſprach: „Mein Kind, es ſtehet geſchrieben: Deine Augen werden den König ſehen in ſeiner Schönheit — vielleicht erblicken ſie einſt auch die Königin. Doch hoffe und wünſche nie etwas mit Ungeduld und Ungeſtüm, denn das frommt Dir nicht. Du würdeſt vielleicht etwas thörichtes wünſchen, und das würde Dir Schaden bringen, Du würdeſt“ —

Die Weiterrede wurde durch den ziemlich nahen Schall eines Poſthorns unterbrochen, und man vernahm in einiger Entfernung das Rollen eines herannahenden Wagens.

„Mein Gott! Was iſt das?“ rief Frau von Schönau erſchreckend. „Was hat das zu bedeuten?“ ſprach Reinhard verwundert. „Ei, was klingt da ſo ſchön und lieblich durch den Wald?“ rief Juliane erregt aus, die noch nie das eigenthümliche und wunderſame klingen eines gut geblaſen werdenden Poſthorns vernommen hatte.

Reinhard wechſelte mit Frau von Schönau ernſte, bedeutungsvolle Blicke, die ſie beiderſeits auf Julianen richteten, welche dieß nicht gewahrte, denn ſie war einige Schritte ſeitwärts getreten, und ſog mit ſo viel oder noch mehr Vergnügen die Melodie des heitern Liedchens, die der Poſtillon blies, in ſich ein, wie den Duft einer Blume.

„Gehen wir, was auch komme, dem unvermeidlichen gefaßten Muthes entgegen“, ſprach Reinhard, und ſchlug den Pfad ein, der zunächſt nach dem Wohnhauſe führte. Frau von Schönau folgte ihm etwas zögernd und bange nach, ſie winkte Julianen ſich ihr zuzugeſellen.

Das Poſthorn ſchwieg — der Wagen hielt vor dem Hauſe; ehe jene es erreichten, waren die Gekommenen ausgeſtiegen.

Eine Frau mit Spuren hoher Schönheit, etwas wohlbeleibt, hatte ihre Hand leiſe auf den Arm des einen der beiden Herren gelegt, die mit ihr gekommen waren, hatte von der beſtürzten Agathe ſchon Beſcheid erhalten und trat mit ihren Begleitern jenen dreien entgegen, als dieſe ſo eben durch die Umzäunung des Vorhofs ſchritten.

Dieſe Dame war die Beherrſcherin des Landes.

Der erſte Schmerz.

Fürſt Dietrichſtein redete Frau von Schönau und Reinhard in gewählten Worten an, entſchuldigte den Ueberfall, gab einen Ort an, nach welchem man habe reiſen wollen, allein da dieſer Ort ein von den gewöhnlichen Straßen entlegener, ſo ſei der des Weges unkundige Poſtillon irre gefahren und hoffe man ihn hier wieder zurecht gewieſen zu ſehen.

Die Monarchin ſchritt nach freundlicher Begrüßung ſogleich mit einer tiefen, aber verhüllten inneren Bewegung auf Juliane zu, richtete auf dieſelbe einen innig-theilnahmevollen Blick, und ward — wie ſie auch gegen die Wallung ihres Herzens ankämpfte, doch ſo ſehr von derſelben überwältigt, daß Thränen aus ihren Augen ſtürzten.

Frau von Schönau folgte mit ihren Blicken der fremden Dame, ſie nahm deren Gemüthsbewegung mit Beſorgniß wahr und mit Seelenangſt. Eine Ahnung ging durch ihr Herz und machte es tief erbeben, doch behielt ſie volle Faſſung, indem ſie ſich der Fremden näherte.

Dieſe erſchien in dem höchſt einfachen und bequemen Anzug einer vermögenden Reiſenden; nicht das geringſte Abzeichen irgend eines Ranges war an ihr zu gewahren, aber ihr ſtattlicher Körperbau, ein außerordentlich feiner zarter Teint, deſſen Weiß die Friſche des Tages anmuthig und natürlich geröthet erſcheinen ließ, das majeſtätiſche in Gang, Blick und Haltung ließen erkennen, daß dieß keine Frau von untergeordnetem Range ſein könne.

„Sie ſehen mich gerührt“, ſprach die Fremde zu Frau von Schönau: „die Züge dieſes Fräuleins, doch wohl Ihre Tochter? erinnern mich zu lebhaft an eine Jugendfreundin. O es giebt merkwürdige Aehnlichkeiten — ſie begegnen uns oft höchſt überraſchend, wir wähnen alte Freunde verjüngt wieder vor uns zu ſehen, oder Verſtorbene zurückgekehrt. Erlauben Sie, daß ich dieſes liebe Kind umarme.“

Und mit einer faſt mütterlichen Zärtlichkeit umfing die fremde Dame Juliane, küßte ſie auf die Stirne und flüſterte unter Schluchzen, kaum hörbar: O du liebes — du unglückliches Kind!“

Frau von Schönau nöthigte den Beſuch zum Eintritt in das Haus, während Reinhard von dem Fürſten Dietrichſtein in ein Geſpräch gezogen wurde, das ſich um die Bezeichnung der Wege drehte, und Fürſt Auersberg ſich von den Sprechenden fern hielt, indem er mit dem Poſtillon redend, dieſen zum umlenken des Wagens veranlaßte.

Die Dame lehnte dankend die Einladung, das einſame Haus zu betreten, ab; ſie bat nur um einen Stuhl und ein Glas Waſſer, welches beides vor das Haus zu bringen, Frau von Schönau ſogleich die an der Thüre ehrerbietig harrende Dienerſchaft befehligte.

Keine Frage der Neugier nach Namen der Perſonen oder der Beſitzung, nach Herkommen und Stand ward gewechſelt. Die fremde Dame ließ ſich angegriffen auf den herausgetragenen Seſſel nieder, trank und drückte einige Sekunden lang ihr Taſchentuch an ihr Geſicht.

Während die Gemüther der Frau von Schönau und Reinhards in einer eigenthümlichen Spannung waren, die an wahre Aengſtlichkeit grenzte, zeigte ſich Juliane gänzlich unbefangen. Die freundliche, liebevolle Annäherung der Fremden hatte ihr wohlgethan, und von dieſer ſchweifte ihr Blick zu deren Begleitern und auf den Reiſewagen, den mit einem Federbuſch geſchmückten Poſtillon und die ſtattlichen Pferde — das alles waren ihr neue Gegenſtände.

Die fremde Dame erhob ſich und wandte ſich an Frau von Schönau mit den Worten: „Entſchuldigen Sie — und leben Sie wohl, recht wohl mit — Ihrem holden Kinde. Wie wunderbar — daß eine Verirrung mich hier muß eine ſo liebliche Blüthe finden laſſen, deren Anblick mein Inneres tief — o ſehr tief erſchüttert. Gott mit Ihnen, meine theure Tochter; er führe Sie auf richtigem Pfad!“

Und noch einmal zog ſie mit einem überwallenden Gefühle Julianen an ihre Bruſt, und ließ ſich dann, ohne ein weiteres Wort, mit einem flüchtigen Gruße an Frau von Schönau und Reinhard vorüber, nach dem Wagen geleiten.

Die Begleiter grüßten ſtumm und ehrerbietig, ſtiegen ein, die Peitſche des Poſtillons knallte, ſein Horn erklang, dahin flog der Wagen und die Zurückgebliebenen ſahen ihm wie einer Erſcheinung nach, am meiſten Juliane, die mit Entzücken den Poſthornklängen nachlauſchte, die ſich, durch die Waldung melodiſch hintönend, im allmähligen ſanften Abſterben verloren. —

Reinhard und Frau von Schönau beſprachen ſich über dieſes überraſchende, gänzlich ungeahnete Eintreffen eines ſo plötzlichen und ſo kurzen Beſuches ernſt und lange, ohne daß Juliane Zeugin ihres Geſpräches war. Dem Scharfſinne beider war es nicht entgangen, welchen Eindruck der Anblick Julianens auf die Fremde gemacht, und wie ſehr dieſe bewegt, ja erſchüttert ſchien. Verglichen ſie im Geiſte die Phyſiognomie der Dame mit Bildniſſen, welche zahlreich genug vorhanden waren, ſo war eine Aehnlichkeit wahrzunehmen geweſen, die beide erzittern machte, und ſie befürchteten beiderſeits, ſehr bald unerfreuliches zu vernehmen.

Allein ruhig und ohne irgend eine Nachricht, die nur im entfernteſten auf jenen Beſuch hingedeutet hätte, verging eine Woche. Doch um ſich möglichſt ſicher zu ſtellen, fügte Reinhard ſeinem wöchentlichen Bericht das folgende bei:

> Noch erwähne devoteſt, daß am 25. September l. J. in einer Nachmittagsſtunde eine Poſtchaiſe vor dem Hauſe anlangte, in welcher eine ſtatt-

liche Dame und zwei Herren, alle vom vornehmen äußeren, ſaßen. Sie hatten angeblich, des Weges verfehlt und verweilten, nachdem man ſie berichtet hatte, nur wenige Minuten. Der Zufall wollte, daß die Dame mit dem mit ſeiner Erzieherin gerade von einem Spatziergang kommenden Fräulein vor dem Hauſe zuſammentraf, worauf jene der letzteren vieles Wohlwollen an den Tag legte, und ſie einigemale, nicht ohne Rührung bemerkbar werden zu laſſen, umarmte. Ohne das Haus zu betreten, und nur mit einem Glaſe Waſſer ſich begnügend, ſtieg dieſe Dame mit ihren Begleitern wieder in die Chaiſe und fuhr von dannen. —

Auf dieſe Mittheilung erfolgte keinerlei Befehl oder Aeußerung, und die Tage gingen fortan wieder wie zuvor in ruhiger Einförmigkeit den Bewohnern des einſamen Hauſes vorüber, für Juliane jedoch mit zweckmäßigem Wechſel zwiſchen Lehre, Unterricht und erheiternder Zerſtreuung. —

Faſt war ein Jahr vergangen ſeit jenem erſten Beſuche der beiden Herren. Juliane dachte oft an den Mann, der ſich ihr ſo freundlich genähert. Er hatte verheißen, wiederzukehren, und kam nicht. Das erwachende Herz der Jungfrau fand in ihm den Gegenſtand der erſten Sehnſucht nach einem Herzen; dieſes ſehnen ward durch die reinſte Empfindung geadelt.

den Waſſer, das von grünem Ufer begrenzt war, und dieſer Mann war blind. Eine Hand erhob er, gegen den Himmel deutend, der durch eine Wolke vorgeſtellt war, aus welcher feurige Strahlen ſchoſſen. Vor dem Angeſicht des blinden Mannes ſchwebte frei in der Luft ein Todtenkopf, hinter ihm ſtieg eine Schlange empor, die nach ſeinem Haupt zu beißen ſchien. In der Linken hielt er ein Herz, auf den ſich zwei Augen zeigten. Vom Himmel herab auf Waſſer und Erde fielen ſchwarze Kreuze.

„Was deutet dieſes ſeltſame Bild?“ fragte Georg, worauf der Meiſter erwiederte: „die Deutung ſage ich Euch ein andermal, ſo Ihr ſie begehrt. Dabei wendete er das Blatt um und las die Ueberſchrift eines zweiten Bildes, wo derſelbe blinde Mann auf Diſteln kniete, das Herz mit ſeinen Augen unter der Bruſt offen tragend, vor ihm ſtand der Teufel mit einer Schlinge, der Tod mit einer Sanduhr, welcher nach ſeinem Haupt griff, und über dieſen beiden erſchien mit mildem Antlitz Chriſtus in ſtrahlendem Gewölk neben dem ſternenvollen Himmel.“

Das holde Mädchen erblühte ſo einſam, wie eine Blume im Thalesſchooſe für Gott erblüht. Die wenigen Menſchenaugen, die ſie ſahen, freuten ſich wohl ihres Blühens, das bisher ein gänzlich unbewußtes geweſen, aber die Tage kamen, wo die Knospe aufging zu voller lieblicher Schönheitfülle, und mit ſolchen Tagen tritt die Sehnſucht in das junge Herz, wie die Honigperle in das Nektarium der Pflanzenblüthe. Juliane wurde ſich bewußt, daß ſie fühlte; ihr Weſen wurde ſtiller, ihr Blick verklärte ſich, ihr Geiſt ward immer frömmer, heiliger und reiner, während die Formen ihres Körpers ſich lieblich rundeten und ſie zu einer vollen Wohlgeſtalt entwickelt ward, an welcher Gott und Menſchen Freude haben mußten.

Warum muß ſolche Schönheitfülle des Geiſtes und der Seele ſo herrlich aufblühen, damit nur rauhe Stürme des Lebens ſie treffen, damit ihr nur Leid auf Leid gehäuft werde, damit ſie an Glück und Hoffnung, an Leben und Liebe verzweifelt? — Unerforſchlich ſind die Wege des Herrn! —

Es war wieder Sommer — Juliane weilte wieder im Garten, nur daß ſie nicht den Katechismus Caniſii in der Hand hielt und deſſen Lehren in ihr Gedächtniß einprägte; ſie wollte eine Perlenarbeit beginnen, welche damals aufkommend, gar viele zarte Frauenhände beſchäftigte. Ein Tiſchchen, mit feiner Damaſtweberei bedeckt, war in die Taxuslaube getragen, die Hofmeiſterin ſaß bei Juliane und durchſah prüfend eine Menge Modeltücher, von deren zum Theil ſehr altväteriſchen, aber äußerſt fein geſtickten Vorbildern — eines der Arbeit Julianens als Muſter dienen ſollte.

Ein — allerdings etwas ſteif ausgefallenes, Julianen aber ganz beſonders zuſagendes Schiff ward auserwählt, und man wollte zur ferneren Auswahl paſſender Perlen ſchreiten — da kam Agathe mit glühenden Wangen und höchſt eilig in den Garten geſtürzt, und rief: „Gnädige Frau! Fräulein Juliane! Ach — ach — der Herr — der Herr vom vorigen Jahre — ſind wieder da — ſind zu Fuße durch das Wäldchen gegangen, haben Pferd und Reitknecht am Thore zurückgelaſſen — ſind ſchon hinauf zu Seiner Würden, Herrn — Reinhard.“

„Wirklich?“ fragte Frau von Schönau ſich erhebend und die Arbeit bei Seite legend, Juliane aber ſchlug vor freudigem Schreck die Hände zuſammen und rief mit kindlicher Luſt: „Ach, das iſt ſchön, daß er wiederkommt! Das iſt herrlich! O der liebe Mann! Wie ſehne ich mich nach ihm!“

Frau von Schönau heftete einen Blick der innigſten Theilnahme auf das Fräulein, und unwillkührlich füllten ſich ihre Augen mit Thränen. Sie ſammelte ſich indeß, und ſprach zu Julianen: „Deine Freude iſt gerecht, gute Tochter; indeß verweile hier, entweder laſſe ich Dich rufen, oder folge dem Herrn hieher in den Garten.“

„Soll ich nicht erſt wieder ein ſchöneres Kleid anziehen?" fragte Juliane mit der Neigung, dem verehrten Fremden möglichſt geſchmückt entgegen zu treten, doch Frau von Schönau lächelte zu dieſer Frage, die das Kind aus Julianen noch that und verneinte ſie mit den Worten: „Gott hat Dir ſo viel Schmuck gegeben, daß Du damit vor alle Kaiſer und Könige treten dürfteſt, danke ihm dafür in Deinem Herzen, doch fern von aller irdiſchen Eitelkeit. Wandle im Schmucke der Demuth vor dem Herrn."

Die Hofmeiſterin ging und ließ Juliane in unruhigen Gedanken, mit klopfendem Herzen, zurück. Dieſes Herz ſchlug dem fremden Manne mit vollem kindlichen Gefühle entgegen. Sie blieb nicht lange allein; der Fremde nahte, er nahte ohne die Begleitung der Frau von Schönau, Juliane eilte ihm entgegen, er breitete die Arme aus, ſie an ſein Herz zu ziehen.

Juliane ſank an dieſes Herz, aber mit einem Erſchrecken. Der Mann ſah verändert aus, verfallen, ſeine Züge waren gedehnt, und matt war der Blick ſeines Auges, zugleich lag eine unendliche Traurigkeit in dieſem Blick.

„So ſehe ich Dich endlich, endlich wieder, ſo habe ich Dich noch einmal wieder, mein liebes, innigtheures Kind!" rief er bewegt aus. — „Ich hoffte Sie früher wieder zu ſehen!" liſpelte Juliane, während ſie von ihm mit Küſſen bedeckt wurde.

„Du hoffteſt auf mich, mein Kind! Du gedachteſt mein! O wie gut Du biſt! Und wie gern hätte ich Dir mein Wort gehalten, wäre früher gekommen! Aber eine Krankheit, Folge einer Verkältung, die ich auf der Jagd mir zugezogen, hielt mich am Lager feſt, griff mich hart an. Doch komm, mein Kind, ſetze Dich zu mir, ich habe Dir ſo manches zu ſagen."

Der Sprechende ließ ſich auf den Seſſel nieder, welchen zuvor Frau von Schönau eingenommen hatte, und ließ Juliane ſo nahe auf dem ihren neben ſich ſitzen, daß er ihre Hände halten, und ihr in die Augen ſehen konnte, die voll Zärtlichkeit an den ſeinigen hingen, und ſeine Züge einſaugten, um ſie unvergeßlich in ihr Herz aufzunehmen.

„Ich habe mit Abſicht gebeten, mein theures Kind," nahm der Fremde die Rede wieder auf: „daß man mich mit Dir allein laſſe. In meiner Krankheit fürchtete ich zu ſterben, und Dich nicht wieder zu ſehen; ich habe zu Gott gebetet, mich nur noch ſo lange leben zu laſſen, bis ich Dich noch einmal geſehen."

Julianens Augen füllten ſich mit Thränen; die weiche faſt zitternde Stimme des gealterten Mannes bewegte ſie tief, er erſchien ihr ſo leidend — das zärtlichſte Mitleid erwachte in ihrem Buſen.

„Du weinſt, mein Kind?" fragte er liebevoll. „Warum weinſt Du?"

„Weil ich Sie liebe!" antwortete ſie mit rührender Kindesunſchuld, und es ward ihm unausſprechlich wohl und weh bei dieſem Wort; er war ſeiner eignen innern Bewegung nicht mehr Meiſter und barg ſeine überquellenden Augen in ein Tuch, indem er mit der einen Hand ihre beiden Hände gefaßt hielt, und ſie mit krampfhaftem Zittern drückte. „Dich glücklich zu ſehen, hoffen zu dürfen, mit Zuverſicht zu hoffen, daß Du glücklich werdeſt, iſt noch mein einziger Wunſch auf dieſer Welt!“ ſprach der Fremde mit bewegter Stimme. Dann zog er einen Beutel von blauer Seide hervor, welcher mit Geld gefüllt ſchien, und fuhr fort: „In dieſem Beutel, mein Kind, iſt etwas für Dich; drei Portraits, halte ſie werth, halte ſie recht werth, zeige ſie aber jetzt niemand, auch nicht Frau von Schönau, niemand.“

Dann Juliane von neuem an ſein Herz drückend, flüſterte er: „Eins mußt Du mir verſprechen, und Dein Verſprechen heilig halten, wenn Du mich liebſt. Willſt Du Felice — Juliane?“

„Ich will!“ antwortete das Mädchen mit Zuverſicht.

„Du darfſt Dich nie verheirathen!“

Julianens klare Augen blitzten — ſie lächelte — erröthete leicht, und fragte in höchſter Unbefangenheit: „Was iſt das, verheirathen?

Der Fremde erklärte auf zarte Weiſe, die des Mädchens jungfräuliches Gefühl nicht verletzen konnte, den Sinn dieſes wichtigen Wortes, und in ihrer holden Unſchuld legte ſie in ſeine Hände das Gelübde ab, unverwählt zu bleiben, weil er ihr ſagte, daß Rückſichten ihres Standes und der Stellung, die ſie künftig einnehmen ſolle, dieſes forderten. Er beſchwur ſie ihres Verſprechens ſtets eingedenk zu bleiben.

Dann fuhr der Fremde fort: „Du wirſt, mein geliebtes Kind, noch eine Zeitlang hier im Schutze Deiner Erzieherin bleiben. Dein würdiger Lehrer aber wird dieſes Haus verlaſſen. Du biſt in den Grundlehren unſerer heiligen Religion unterrichtet und befeſtigt, und bedarfſt ſeiner nicht mehr, doch wirſt Du ihn ſpäter wiederſehen. Ihm wird der Lohn für die redliche Treue und Sorgfalt, mit der er ausſchließlich Dir ſo viele Jahre ſeines Lebens gewidmet. Befolge Du auch fernerhin die Lehren der Frau von Schönau mit kindlichem Gehorſam, und bleibe liebevoll gegen ſie, denn Du biſt ihr vielen Dank ſchuldig.“

„Sollte Gott bald über mich gebieten,“ ſo ſchloß der Fremde ſeine Rede: „und mich von dieſer Erde abrufen, ohne daß mir vergönnt iſt, Dich an mein Herz zu drükken, dann werden dennoch Anordnungen getroffen ſein, das Glück Deiner Zukunft zu begründen. Gute und edle Menſchen werden ſich um Dich kümmern, ſich Deiner annehmen, wenn Du nur ſelbſt gut und edel bleibſt, nie unbedacht und unüberlegt handelſt, und Dich der Leitung treuer Hände überläßt, die Dich zum Glücke führen.“

Und nun erfolgte ein rührender Abſchied, bei welchem! Juliane in Thränen zerfloß. Auch die Thränen des fremden Mannes ſtrömten in reicher Fülle. Ein tiefes Seelenweh zitterte durch Julianens inneres, ein Schmerz, wie ſie ihn noch niemals empfunden. Ach dieſe Stunde mit ihrer Bitterkeit weihte das holdſelige Geſchöpf dem Schmerz, und ſeine düſtern Flöre zogen, wie damals, als ſie dieſen Mann zum erſtenmale ſah, das ſchwarze Wettergewölk am Himmel heraufzog — jetzt, wo ſie ihn zum letztenmale ſah, unſichtbar am Himmel ihres reinen Gemüths herauf. Der Fremde bat ſie, im Garten zu bleiben, als er ſie verließ, und ſie gehorchte. Trauernd nahte ſie ſich dem ihr ſo lieben Plätzchen am Brunnen und ließ dort ihren Schmerz in bittere Thränen ausſtrömen. Sie blieb lange allein, und öffnete endlich jenen Beutel, den ihr der Fremde gegeben.

Der Beutel war mit einhundert Dukaten gefüllt. Juliane betrachtete dieſe vielen Goldſtücke als neue Spielmarken, mit dem Auge eines Kindes — ſie kannte nicht das Geld, nicht ſeinen Gebrauch — und in ihrem Schmerz erſchien es ihr unpaſſend, daß der ihr ſo liebgewordene Mann ihr, wie einem Kinde, Spielzeug zurückgelaſſen.

Juliane fühlte mit erwachtem Selbſtbewußtſein, daß ſie kein Kind mehr ſei.

In Seidenpapier gewickelt, fanden ſich drei Medaillons mit äußerſt feinen Miniaturbildern noch außer dem Gold in jenem blauen Beutel. Als Juliane vom erſten die Papierhülle löſte, blitzte ihr eine Faſſung von ſtrahlenden Diamanten entgegen, die Rückſeite war ganz reines Gold, auf dieſe war mit Purpurfarbe geſchrieben: Deine Mutter.

Das Bild ſtellte eine junge Dame dar, halb verſchleiert, von reizender Schönheit, welche Julianen glich. Ein freudiger Schreck erſchütterte die Jungfrau.

Das zweite Bild, ganz gleich gefaßt, wie das erſte, zeigte ein männliches Portrait — und dieſes ſchien die Züge deſſen zu tragen, der Julianen dieſe Bilder gegeben, nur daß das Bildniß jünger und lebensfriſcher erſchien. Auf der Rückſeite ſtand: Dein Vater.

Mit ſeelenvollem Blick zum Himmel heftete Juliane wechſelsweiſe ihre Purpurlippen auf das Kryſtallglas, welches dieſe feine, höchſt zarte Malerei ſicherte, und die Thränen, die jetzt ihren Augen entquollen, waren von Schmerz und Freude gemiſcht.

Und das dritte Medaillon?

Eben ſo ſtrahlend, eben ſo in Gold und Diamanten gefaßt — wunderbar — auch eine Dame, ſchön und ſtattlich, füllereich — das ſchien die Frau zu ſein, die ohnlängſt da geweſen war, die Juliane ſo gerührt betrachtet, ſo liebevoll behandelt hatte. War es eine Verwandte? Schweſter vielleicht des Vaters? — Oder der Mutter? — Die Rückſeite dieſes Bildes enthielt keine Schrift.

Welch eine Fülle Stoff zum Nachdenken für eine ſo junge Seele, wie die Julianens!

Sorgſam umhüllte ſie wieder ihre Kleinode, barg ihren Schatz. Frau von Schönau nahte; ſie war bewegt, hatte geweint.

Liebevoll ſprach ſie zu Julianen: „Der edle Mann grüßt Dich noch tauſendmal.“

Und weinend ſank Juliane an das Herz ihrer treuen mütterlichen Freundin. —

Wenige Tage nach dieſen Vorgängen erfolgte ein neuer, die Gemüther der Frauen innig bewegender Abſchied. Reinhard verließ, einer höhern Beſtimmung folgend, einem großen Wirkungskreiſe entgegengehend, das einſame Haus.

Die Trennung.

Auf den Abſchied und die Abreiſe des Lehrers folgte, allen unerwartet, ein baldiges wiederſehen deſſelben.

An dem Tage, an welchem vor einem Jahre jener fremde Mann, der ſich Julianen ſo liebevoll genähert hatte, zum erſtenmal das einſame Haus betreten, gedachte die Jungfrau ſeiner mit einem Gefühle tiefer und inniger Wehmuth. Sie weilte wieder ſinnend im Garten, betrachtete oft das liebe Bild, welches ihr als das ihres Vaters bezeichnet worden war, und das ihm glich, der ſie ſo väterlich umfangen.

Er hatte ihr Glück verheißen! — Was iſt Glück? fragte ſie ſich ſinnend — die Bilder einer Zukunft ſchwammen noch unklar vor ihrer Phantaſie, wie Nebelſchleier über Roſengärten oder dornenvollen Einöden — wo der fernſtehende nur die Schleier ſieht, nicht das, was ſie verhüllen.

Juliane hatte ſich über ein Baſſin gelehnt, das in ruhiger Klarheit den Himmel und die nächſte Umgebung von Mauerwerk und grünendem Geſträuch wiederſpiegelte — und ſah auf den Waſſerſpiegel hinab, da war es ihr, als erblickte ſie drunten mit einem Male nicht ihr eigenes, ſondern das Bild deſſen, den ſie mit kindlicher Seele liebte. Zu demſelben Augenblick, wo ſie dies zu ſehen glaubte, hörte ſie, ganz in ihrer Nähe, einen tiefen Seufzer.

Von doppeltem Schreck durchſchauert, wandte ſie ſich um, ſie glaubte, es ſei jemand in der Nähe — allein es war niemand da, und da ergriff ſie ein ſo mächtiges erbangen, daß ſie zu beben begann und ſich an der Brüſtung des Baſſins halten mußte, um nicht umzuſinken.

Es lag die tiefſte friedlichſte Sommerſtille über dem Garten und der ganzen Landſchaft, und mit einem male überfiel das junge und ſchöne Mädchen ein grauen vor der Einſamkeit, wie es ein ſolches Gefühl noch nie empfunden hatte. Sie verließ den Garten und ſuchte Agathe auf, die ihre Vertraute war in allen kleinen An-

„Ich meine, daß jetzt ſich eine Prophezeihung erfüllen wird,“ ſagte Meiſter Paul, während es lauter donnerte, doch der grelle Abendſchein ſich milderte: „denn hier ſteht, daß im Ausgang des April nach Tiburci Tag große Ungewitter kommen ſollen.“

In der Luft entſtand jetzt eine ſtärkere Bewegung, es rauſchte und brauſte, als wolle eine Hagelwolke niederpraſſeln, aber der Sturm zog vorüber, nur einzelne Körner fielen nieder, dazwiſchen aber ſchwebte es ſeltſam, wie wehende Flocken, wie fliegender Sommer, wie bunte Blumenblätter, blutroth und feuergelb, und ein Geſchrei des Erſtaunens, der Angſt entſtand, das Volk fiel auf die Kniee und hob die Hände zum Gebet auf. Auf die Hüte, auf die Schleier und Mäntel fielen kleine blutfarbige Kreuze. Der ſchwarze Jonas drang in die Kirche und warf ſich vor dem Hochaltar nieder, alle Bettler, alles Volk wimmelte nach, heulend und betend und Wehe rufend und einer zeigte dem andern die wunderbaren Zeichen. Die Männer in der Kirche wurden bleich durch ſolche Nachricht. Meiſter Paul gelegenheiten, die junge Mädchen haben, und da Juliane faſt verſtört erſchien, ſo ergriff die verſtändige Agathe Mitleid und bangen, und ſie hatte der erſchrockenen bald abgefragt, was ſie bewegte.

„Es wird eine Ahnung geweſen ſein, liebes Fräulein!“ ſprach Agathe.

„Was iſt eine Ahnung?“ fragte Juliane, in deren Ideenkreis auch dieſes Wort noch niemals getreten war.

„Eine Ahnung iſt ein begegnen unſers Geiſtes mit einem uns verbundenen fernen Geiſt zu wichtiger Stunde; wir ahnen es bisweilen, wenn ein uns ferner Geiſt heftig und verlangend an uns denkt, das giebt ſich dann kund durch ſichtbare oder hörbare Zeichen. Dies iſt, was man Ahnung nennt. Es giebt jedoch auch ein gewöhnliches ahnen, das ſo viel ſagen will, wie vorausſetzen.“

„So hat der Geiſt meines väterlichen Freundes vielleicht meiner gedacht — ich ſah ſein Bild, ich hörte einen Seufzer! O Gott, er leidet vielleicht!“ rief Juliane ſchmerzlich aus.

„Ja, gutes Fräulein!“ beſtätigte Agathe: „beſonders bei Leidenden und Sterbenden pflegen ſich Ahnungen an Verwandte kund zu geben.“ — „Du machſt mir ſehr bange“ ſchluchzte Juliane. „Der Himmel verhüte, daß du Recht habeſt!“

Agathe hatte Recht, es war eine Ahnung geweſen.

Juliane hatte einen unerſetzlichen Verluſt erlitten, deſſen Schwere ſie nicht ahnete.

Es mochten acht Tage verfloſſen ſein nach jenem Juliane mit ängſtlichen und beſorgnißvollen Gefühlen erfüllendem Vorgang im Garten, als ganz unverhofft ihr ehemaliger Lehrer, Reinhard, wieder im einſamen Hauſe erſchien.

Juliane begrüßte ihn freudig, er ſie wohlwollend und herzlich, allein auf ſeinem ohnehin ernſten Antlitz lagerte Trauer.

Reinhard hatte eine lange geheime Unterredung mit Frau von Schönau, und nach dieſer Unterredung kam die Erzieherin äußerſt bewegt und mit überſtrömenden Augen zu Juliane, umarmte ſie mit ungeſtümer Zärtlichkeit, küßte ſie wiederholt und ſprach mit einer Stimme, welche der Schmerz beben machte: „Meine Tochter, theures Kind! Man entreißt dich mir! Du mußt fort!“ —

Wohl allen, die ein ſolches Wort nie vernahmen, es niemals ausſprechen hörten von geliebten Lippen — ſolch ein Wort hat einen grauenvollen Nachhall durch das ganze Leben.

Du mußt fort!

Heraus aus dem Frieden der ahnungsloſen Kindesunſchuld, heraus aus dem Garten des Jugendparadieſes, heraus aus dem Eden eines geliebten — wenn noch ſo einfachen, noch ſo reizloſen — dennoch geliebten Heimathſchooßes. —

Fort! —

Oft war der Gedanke an die ihrem Blick verhüllte Ferne in des jungen Mädchens Seele lebendig geworden; leiſe Wünſche hatten ſich darin geregt, wie das Leben des Schmetterlings in der Hülle des Cocons — jetzt ward dieſe Hülle gewaltſam angetaſtet und die Chryſalide zuckte krampfhaft in ſich zuſammen.

Juliane miſchte ihre Thränen mit denen der Frau, die ſie als eine Mutter verehren und ihr gehorchen gelernt hatte — noch begriff ſie nur dunkel, was alles in jenem ſchweren Worte lag.

Zu den weinenden Frauen trat mit würdiger Haltung Reinhard, und ſprach tröſtende, beruhigende Worte; auf zarte Weiſe ermahnte er Juliane, ſich als ein frommes und Gott ergebenes Kind in den unabänderlichen Willen deſſen zu fügen, der unſer aller Schickſal lenkt.

„Sie ſind eine Waiſe, theures Mädchen!“ ſagte Reinhard. „Am achtzehnten Tage dieſes Monats erloſch das Leben ihres liebevollen Wohlthäters, Ihres väterlichen Beſchützers und Freundes!“

„O mein Gott!“ rief Juliane erbleichend aus. — Es war derſelbe Tag, an welchem ſie jenes Bild zu ſehen, jenen Seufzer zu hören glaubte.

„Dieſes Haus fällt andern Beſitzern anheim“, fuhr Reinhard fort. „Auch Frau von Schönau, Ihre würdige Pflegerin, muß es verlaſſen. Ich habe tief betrübt dieſe Botſchaft bringen müſſen.“

„O es iſt ſchmerzlich, ein Aſyl verlaſſen zu ſollen, wo wir ſo lange das ruhige und ſtille Glück gänzlicher Abgeſchiedenheit von der Welt genoſſen. Die Einſamkeit iſt ſo ſchön!“ klagte Frau von Schönau.

„Unſrer guten frommen Juliane wird dieſes Glück, das die Einſamkeit fühlenden Seelen gewährt, nicht entzogen werden“, fuhr Reinhard fort. „Der höhere Wille, der über ihr waltet, weiht dieſe Jungfrau aus dem edelſten Blute dem Herrn. Ja, Juliane, freuen Sie ſich! Sie ſollen eine Braut werden Ihres Heilandes, und allem Schmerz der Welt, allem Weh, das der Sünde folgt, werden Sie unzugänglich bleiben im Schutze der heiligen Mauern eines Kloſters.“ —

„Eines Kloſters? Was iſt das?“ fragte Juliane die nur halb der Rede Sinn begriff.

„Ein Kloſter, liebe Tochter“, belehrte Reinhard: iſt ein Gott geweihtes Haus, das fromme und reine Frauen und Jungfrauen bewohnen und darin in Demuth und Entſagung vor dem Herrn wandeln, dem ſie dienen mit Gebet und Kaſteiung. Dort werden auch Sie wandeln, des Herren Magd, und unabläſſig Gebete zum Himmel ſenden für die Seelen derer, welche Sie geliebt haben.“

Juliane zitterte. Das Schmerzgefühl, ſich von allem, was ſie bisher umgab, zu trennen, was ihre kleine Welt gebildet hatte, überwältigte ſie mehr und mehr, und ließ ſie nicht zu ruhigem Nachdenken gelangen.

Frau von Schönau redete ihr liebreich zu, ſich zu faſſen, aber Julianens Thränen floſſen unaufhaltſam, und ihr Schmerz wurde faſt ein ſchreiender, da er mit aller Heftigkeit auf ihr jugendliches Gemüth einſtürmte.

Reinhard reiſte an demſelben Tage wieder ab. Beim Weggang ſagte er zur Frau von Schönau: „Man verſorgt Juliane gut, und ſorgt, daß ſie weit von dannen komme. Ein Kloſter in Bordeaux oder in deſſen Nähe ſoll ſie aufnehmen.“

„Sie wird nicht in ein Kloſter wollen“, warf Frau von Schönau zagend ein.

„Wer fragt nach den Willen eines Kindes?“ entgegnete Reinhard faſt ſtreng. „Tauſende würden ihr Loos mit Freudenthränen ſegnen, böte ſich ihnen ſolch eine würdige Freiſtatt. Juliane iſt für das Kloſter erzogen, wie Sie wiſſen, gnädige Frau. Ihr Unterricht blieb mit Abſicht mangelhaft; ſie hat keine andere Beſtimmung als das Kloſter.“

„Ich füge mich in Demuth allem, was der höchſte Wille über uns verhängt“, ſprach Frau von Schönau: „aber ich liebe Juliane, und die Trennung von ihr ſchmerzt mich unausſprechlich.“

„Wohlan, halten Sie das Fräulein zur Abreiſe bereit. Agathe ſoll ſie bis Hamburg, nach Befinden auch weiter begleiten, und dann ſoll auch für dieſe anſtändig geſorgt werden. Auch Gotthard geht mit uns, einen andern Diener ſtelle ich zu Ihrer Verfügung; ſobald wir Gotthard nicht mehr bedürfen, ſteht ihm eine gute Pfründe in einem Hospital offen. Ich werde für Juliane geeignete Garderobe mitbringen, und wir werden des Nachts abreiſen. Der Herr mit Ihnen!“ —

In alles ergiebt, in alles findet ſich allmählich der Menſch. Auch das Kind, das hinweggeführt wird aus dem Frieden ſeiner Heimath, nachdem es ſattſam geweint und ſich ungeſtüm genug gebehrdet, beruhigt ſich, obſchon es noch nicht weiß, wohin man es führen wird, in welche neue Lebenskreiſe und Lebensverhältniſſe man es bringt.

Aber nur der, dem ähnliches ſelbſt begegnet, kann es voll und ganz empfinden, was bei ſolchem Scheiden, bei ſolchem fortgeführtwerden aus einem kleinen Kreiſe von Menſchen, mit denen man vom erſten Augenblick des erwachenden Selbſtbewußtſeins durch Bande der Liebe und Anhänglichkeit innig verwachſen war, die junge Seele belaſtet.

Juliane durfte nicht ohne Tröſtung gelaſſen werden, in dieſe Tröſtung theilten ſich Frau von Schönau und Agathe. Nichts natürlicher, als daß der Gegenſtand, um den ſich alle Geſpräche drehten, das Kloſter war. Was aber, um Julianen den Begriff von einem Kloſter aufzuhellen, Frau von Schönau verſtändig aufbaute, das riſſen Agathens ununterrichtete Begriffe wieder ein. Dieſes nicht mehr junge Mädchen hatte von einem Kloſter nur ganz allgemeine unklare Vorſtellungen, und auch dieſe nur von der Schattenſeite der Klöſter, daher malte ſie Julianen grau in grau ein fürchterliches Bild.

Dieſes Bild eines Kloſters, wie Agathe es Julianen entwarf, glich genau einem Kerker.

In ein Kloſter gehen müſſen und eingemauert werden, ſchmolz bei Agathe faſt in einem und demſelben Begriff zuſammen.

Das tiefſinnige Mitleid, welches Agathe mit Juliane empfand und unverholen an den Tag legte, gab noch dazu allem, was jene ſagte, den Stempel der Wahrheit und der Ueberzeugung.

Frau von Schönau hatte geſagt: In den Klöſtern trifft man ſchöne und werthvolle Bücher, herrliche Bilder, Seltenheiten der Natur und Kunſt, gut gepflegte Gärten; das Leben fließt ſanft dahin, wie ein Silberbach durch Wieſen, ohne Unruhe und ohne Stürme. Gebet und angemeſſene Beſchäftigung mit kunſtvollen weiblichen Arbeiten füllt die Zeit aus, und die ſchönen Künſte der Malerei, der Poeſie, der Muſik ſchmücken das Leben der Kloſterfrauen und erheitern daſſelbe auf eine gemüthvolle Weiſe.

Agathe aber ſagte: „Das Kloſter iſt ein Haus mit ſtarken Mauern, kleinen vergitterten Fenſtern, und nie darf man dieſes Haus verlaſſen. Tag und Nacht im Sommer wie im Winter müſſen Sie beten. Ihr ſchönes Haar wird Ihnen abgeſchnitten, und an der Stelle dieſer farbigen und ſchönen Kleider tragen Sie Gewänder von ſchwarzem Wollenzeug und weiße Schleier von dicker Leinwand, die kaum das Geſicht frei laſſen. Unaufhörlich beobachtet man Sie, und das geringſte Verſehen gegen die ſtrenge Kloſterregel wird unerbittlich hart geſtraft. Sie werden gegeißelt und müſſen ſich ſelbſt geißeln.“

„Was iſt das? Geißeln?“ fragte Juliane ſchaudernd.

„Mit einer Peitſche aus Riemen, an denen kleine Drathſpitzen befeſtigt ſind, müſſen Sie ſich den Rücken und die Arme ſchlagen, daß ſie bluten!“

„Höre auf! Mir ſchwindelt!“ ſchrie Juliane, und Todenbläſſe überzog ihr Geſicht.

Julianen wurde klar, daß Frau von Schönau ſie zu täuſchen ſuche, und nur Agathe es gut mit ihr meine.

Das arme Mädchen fiel einer Bethörung anheim, die ſie voll Unruhe machte, und ihr denken verwirrte.

Sie weinte Tag und Nacht, und ſagte kein anderes Wort, als: „Ich will nicht ins Kloſter.“

Das erfüllte Frau von Schönau mit dem tiefſten Seelenweh. Juliane, die ihr ſo theuer war, die ſo treu und ſorglich von ihr behütet worden war, die mit ſo vieler kindlicher Liebe an ihr hing, wandte ihr Herz von ihr ab, und ſagte ihr ins Geſicht: „Mama! Sie täuſchen mich!“ — Die Wahrheit zwiſchen den verſchiedenen Schilderungen vom Kloſterleben lag in der Mitte. Frau von Schönau hatte auf ihr Bild zu viel Licht, Agathe zu viel Schatten aufgetragen. Es war zu ſpät, zu berichtigen, Juliane ließ das Schattenbild nicht wieder aus ihren Gedanken, und vergebens ſuchte Agathe, welche über ihr unkluges Benehmen harte Worte hören mußte, nun ſelbſt bei Julianen ihr Bild in einem mildern Lichte darzuſtellen.

Die Gemüther der drei Frauen waren gleich ſehr von Unruhe, Kummer und Beſorgniß erfüllt; der ſanfte Friede des einſamen Hauſes, der jahrelang darüber gewaltet, war geſtört und an ſeine Stelle eine ängſtliche und zagende Spannung getreten.

Dieſe Spannung wurde durch Reinhards Wiederkunft beendigt. Dieſe Wiederkunft erfolgte mitternachts.

Zur Mitternachtſtunde drang der Ruf des Poſthorns durch die Stille des Wäldchens, und ſchreckte das Wild aus ſeinem Schlummer. Bald war eine haſtvolle Bewegung im Hauſe wach, und irrender Lichtſchein erhellte abwechſelnd Zimmer und Treppenhaus.

Ein Koffer ward in das Zimmer der Frau von Schönau gebracht und geöffnet. Schöne neue Kleider ür Juliane lagen darin, ein ſchwarzes, ein rothes, ein grünes und ein weißes. Dieſe Kleider waren von Seide.

Juliane hatte bisher nur Kleider von Bombazin getragen. Ein Tuchmantel und ein Pelzmantel ſollten, je nach der Witterung, die Reiſende vor Kälte ſchützen. Außerdem enthielt der Koffer noch eine vollſtändige Garderobe für eine junge Dame aus hohem Stande.

Juliane ließ ſich, ohne allen Antheil an dieſen Sachen zu nehmen, zur Reiſe ankleiden. Ihre Thränen floſſen unaufhaltſam, und zentnerſchwer lag der Abſchied auf ihrer Seele.

Reinhard hielt für gut, dieſen Abſchied keine allzulange, alle betheiligten gleich ergreifende Dauer zu geben. Dennoch wirkte jener ſo heftig, daß Frau von Schönau, als ſie ſich aus Julianens krampfhafter Umarmung riß, nicht im Stande war, ſich ſtehend zu erhalten, ſie ſank auf ihre Ottomane, während Reinhard und Agathe Julianen, die halb ohnmächtig war, zum Wagen führten.

Noch einmal ſtürzte Agathe in das Zimmer der Frau von Schönau, ſank zu deren Füßen, küßte ihre Hände und badete dieſe in Thränen. Gotthard hatte der Gebieterin bereits trauervoll lebewohl geſagt.

Wenige Minuten ſpäter, und wieder ſchmetterte das Poſthorn. Frau von Schönau war es, als ſolle ihr Herz brechen wie ſie den Wagen fortrollen hörte, und ſie, die ſo lange hier in tiefer Einſamkeit und Ab-

aber deutete auf das Titelbild ſeiner Praktica und ſprach: „Wundert ihr euch? Hier iſt ſchon alles vorgezeichnet. Ich ſah es kommen!“ —

3.

Tiefe Nacht lag über den Thälern, und in der Wallfahrtkirche zum Grimmenthal, die nur von wenigen Lichtern erhellt war, lag noch immer betendes Volk auf den Knien, manche erwarteten den jüngſten Tag mit Zittern und Zagen und prophezeihten ſchreckliche Peſten, ja den Weltuntergang. Der ſchwarze Jonas, und um ihn her ſeine Schaar knieten dichtgedrängt vor der Kapelle, in welcher das alte wunderthätige Bild ſtand, und prieß die Mutter Gottes und flehte um ihren Fürſpruch beim Vater des Erbarmens mit begeiſterten Worten: „O Maria, der Herr mit Dir! Du wunderſelige Himmelszier. Mit Dir der Herr, Du Weltenwonne, wie geſchiedenheit gelebt hatte, fühlte erſt jetzt und mit einemmale die ganze Oede und Vereinſamung eines Daſeins, dem ſein ſchöner und verehrungswürdiger Zweck, ein junges Leben zu erziehen und zu bilden, fortgenommen wird.

Dunkle Nacht umſchleierte das einſame Haus.

Dunkle Nacht, durch welche nur die Laternen des Poſtwagens mit meteorähnlichem Schimmer über die leere Haide leuchteten, überhüllte das Land, dem man ſeine lieblichſte Menſchenblüthe entführte. —

Still ging die Reiſe durch Nacht und Dunkel dahin. Lange weinten Juliane und Agathe, bis der Schlummer ſeinen Balſam auf die Seelenwunden goß, welche der Schmerz der Trennung geſchlagen.

Es war eine eilige Reiſe; man hielt an, man fuhr weiter. Von Station zu Station immer vier Pferde Extrapoſt, überall durch Laufzettel voraus beſtellte Geſpanne zur Hand.

Juliane erwachte am Morgen. Anfangs fiel ihr matter Blick nur träumeriſch hinaus in die Natur — ihr verweintes Auge blickte trübe — ohne Antheil, ohne Neugier.

Aber es konnte nicht fehlen, daß Antheil und Neugier endlich rege wurden. Sie ſah viele Menſchen. Ackerleute zogen mit Vieh und Geräth zu Felde; man ärntete die Früchte des Feldes ein. Frachtwagen und andere Geſchirre, Reiſende zu Fuß und zu Roß wurden überholt, von Zeit zu Zeit ſchmetterte das Poſthorn munter und anmuthig über die Fluren — meilenlange Wälder mit mannichfaltigen Bäumebeſtänden wurden durchflogen; es kamen Dörfer, Städte — alles eilte an Julianens Blicken vorüber, wie Bilder einer Zauberlaterne.

Der ernſte Begleiter ſprach manch belehrendes Wort. Es galt, Juliane aufzuklären über die Welt, über den Verkehr mit Menſchen. Sie war ſehr aufmerkſam — ſie lernte einigermaßen den Werth des Geldes kennen, da ſie ſah, daß man es hingab, um dafür das zu empfangen, was man brauchte und wünſchte. Da ihre Aufmerkſamkeit durch nichts fernliegendes zerſtreut und abgezogen wurde, ſo faßte ſie alles naheliegende raſch und richtig auf.

An Orten, wo angehalten ward — um ſich die nöthige Erholung zu gönnen, mußte ſich Juliane verſchleiern. Sie hatte ſich dann mit Agathe auf ihr Zimmer zu begeben, und dort bis zur Weiterfahrt zu verweilen. Nie war ſie gänzlich unbewacht.

Bei ſchwerer Verantwortung war Agathen zur Pflicht gemacht, Juliane niemals ganz aus den Augen zu laſſen. Selbſt das jedesmalige Schlafgemach theilte Agathe mit der ihrer Obhut befohlenen.

Außerdem ſah ſich Juliane aufmerkſam, ja ſelbſt ehrerbietig behandelt.

Ein Gedanke ſtand jedoch feſt bei der auf dieſe eigenthümliche Weiſe entführten, der Gedanke: ich will nicht ins Kloſter.

Daher bebte ſie bei jeder Stelle, wo der Reiſewagen hielt, wo ſie zum ausſteigen veranlaßt wurde, mehr und mehr, denn immer glaubte ſie ſich nun am Ziele, immer glaubte ſie, in die kalten und ſtarren Mauern eines Kloſterkerkers einzuſchreiten. Sah ſie aber dann heitere unbefangene Geſichter, hörte und ſah ſie das Getümmel der Poſthöfe, mit ihrem lärmenden Gewühl, ſo ward ihr wieder leicht um das Herz — ſie dachte: Gottlob! Hier iſt kein Kloſter!

Sie erfuhr die Namen der zahlloſen Städte und Städtchen nicht, welche auf dieſer raſchen Reiſe berührt wurden — es ging über Dresden nach Berlin, von Berlin nach Hamburg.

Dort werde ſie Schiffe ſehen — einſt einer ihrer kindlichen Wünſche, ward ihr geſagt — und ein ſolches Schiff werde ſie aufnehmen, um ſie nach Bordeaux — im fernen Weſten Frankreichs — zu bringen.

Die Flucht.

Ein großes Gaſthaus am Alſterbaſſin in Hamburg wimmelte von Fremden. Unter dieſen Fremden befand ſich ein junger reicher Engländer, welcher ſich unter dem Namen Lord Kory bereits ſeit längerer Zeit in Hamburg aufhielt, und alle Annehmlichkeiten deutſchen Lebens durch den Aufenthalt in der berühmten Hafenſtadt mit denen gewohnter engliſcher Lebensweiſe auf die heiterſte Art von der Welt verſchmolz.

Lord Kory hatte Zutritt in den angeſehenſten Familien der reichen Kaufleute Hamburg's, und im Hauſe ſeines Bankiers, Firma Tomſon und Compagnie ein Wechſelgeſchäft auf eigene Hand eingerichtet. Er hatte ſein Herz gegen das Herz der einzigen Tochter des Herrn Senator Tomſon hingegeben.

Fanny Tomſon liebte jenen Fremden mit aller Gluth eines weiblichen Herzens. Sie war mutterlos, einzige Erbin, des Hauſes gebietende Herrin, bis zu jener Grenze, die zwiſchen der oberſten Führung des Hausweſens und der Führung der kaufmänniſchen Geſchäfte ſich hinzieht, daher vollkommen ſelbſtſtändig, dabei eine Schönheit erſten Ranges, und von Bewerbern und Anbetern umſchwärmt und umlagert.

Die Liebe der Tochter zu dem Lord war dem Vater kein Geheimniß, er hinderte ſie nicht, denn er war zu einſichtvoll, um nicht zu wiſſen, daß Liebe immer ihre Wege findet, und daß ſie einem jungen Mandelbäumchen gleicht, das um ſo reicher ſproßt und Blüthen treibt, wenn die Scheere des Gärtners ſeine jungen Triebe verkürzt. Auch war Herr Tomſon der Würde und Sitte ſeiner vortrefflich erzogenen Tochter ſo ſicher, daß er nicht im mindeſten für ſie fürchtete. Uebrigens legte der junge Engländer in ſeinem Umgang mit Fanny ein ſo achtungsvolles und ehrerbietiges Benehmen gegen dieſe an den Tag, daß auch dadurch um ſo mehr alle Beſorgniß beſeitigt wurde, jenes Herzensverhältniß könne ein tadelhaftes werden.

Die wachſende Neigung des Liebespaares erweckte naturgemäß den Wunſch nach der innigſten Vereinigung. Herzen, die ſich einmal angehören, nähren ſich vom verlangen und hoffen, ſie wollen vereinigt ſein. Das entſagende ſchmachten, hangen und bangen, das Traumglück ſentimentaler Seelen iſt eine Treibhausblüthe, die bald genug abwelkt, während beglückte Liebe und geſtilltes ſehnen eine dauernde Wohlfahrt zu begründen vermögen.

Der verſtändige Vater hatte ſeiner Tochter eröffnet, er werde ihr bei der Verſchenkung ihres Herzens und ihrer Hand keinen Zwang anthun; er ſei gewiß, daß ſie eine Wahl treffe, deren ſie ſich nicht zu ſchämen brauche. Aber bei ihm bleiben müſſe ſie, in ſeinem Hauſe wohnen, und dieſes Hauſes Zepter fortführen vermählt oder unvermählt.

Der Engländer hingegen hatte Fanny geſagt: unmöglich könne er mit ihr auf dem Continent bleiben. Ihm habe ſie als ſeine Lady zu folgen; alles Glück des Lebens und der Liebe wolle er auf ihr Haupt häufen, im ſchönſten und reizendſten ſeiner Schlöſſer ſolle ſie wohnen. — Mittlerweile hatte der Banquier an ſeine Handelsfreunde in London, York, Briſtol, Mancheſter, und andern bedeutenden Städten ganz im geheimen um Nachforſchungen und Erkundigungen nach der Familie des Lords Kory gebeten. Die Antworten ließen eine Zeitlang auf ſich harren, und dann gingen ſie raſch nach einander ein und lauteten übereinſtimmend, Kory ſei ein ungariſcher oder polniſcher und kein engliſcher Familienname. Man zweifle, daß irgend ein Menſch in ganz England dieſen Namen führe, oder derſelbe müſſe allenfalls in Schottland oder Irland üblich ſein.

Eines dieſer befreundeten Handelshäuſer hatte jedoch die einfache Bemerkung beigefügt, daß es großen Scharfſinnes nicht bedürfe, um den bewußten dunkeln Namen in einen berühmten und glänzenden umzuwandeln.

Da ſtand der Chef des Hauſes Tomſen und Compagnie vor dem Ei des Columbus und ärgerte ſich. Er verwandelte die Schuppen, die ihm von den Augen fielen, in die Zeilen eines Briefes an den Lord, welche ſehr einfach lauteten:

Mylord!

Euer Herrlichkeit ſind nicht der, welcher Sie ſcheinen. Bis es Ihnen beliebt, dem Hauſe Tomſen und Compagnie wahrheitgemäßen Aufſchluß zu geben, muß es — ohne Eintrag angenehmer geſchäftlicher Verbindung — in ſeinen Familiengliedern Euer Herrlichkeit fremd bleiben. Mit der größten Verehrung ꝛc.

Dieſer Brief hatte keine Erklärung an die ehrenwerthe Firma Tomſon und Comp. wohl aber einen ganzen Briefwechſel zur Folge, welchen Lord Kern mit Fanny Tomſon einleitete. Es fehlte dieſem Briefwechſel nicht an außerordentlich zärtlichen und gefühlvollen Ergüſſen zweier jungen, feurig ſchlagenden Herzen, und er entzündete mehr und mehr das Feuer heißer Liebe, einer Liebe, die auf ihrem Höhenpunkt endlich alle Schranken bricht.

Dies iſt der Kern faſt aller Tragödien.

Fanny Tomſon faßte den Entſchluß, Vater, Vaterhaus und Heimath zu verlaſſen, und dem Manne ihrer Wahl zu folgen. —

Juliane von Schönau, wie ſie genannt wurde, war in Hamburg; ſie ſahe nun zum erſtenmale eine große Stadt, ſie ſah den mächtigen Rieſenſtrom, die Elbe, ſie ſah Schiffe, und zitterte. Einſt hatte ſie den Anblick der Schiffe erſehnt, jetzt machte der Gedanke an ein Schiff ihr Grauen.

Es ward ihr vergönnt ſich zu ergehen, auf die anſtrengende Reiſe mußte Erholung folgen, und das Fräulein ſollte lernen, unter vielen und ihr fremden Menſchen zu weilen, denn die Bedienung, welche ihr bis hieher gefolgt war, Agathe und Gotthard, ſollte nicht länger um ſie ſein.

Noch waren dieſe beiden treuen Seelen um ſie noch folgten ſie geleitend des Mädchens Schritten liebevoll, achtſam und trauernd, denn ſie wußten, da auch ihnen baldige Trennung von dem holdſelige Kinde bevorſtehe, das ſie ſo lieblich hatten wachſe und aufblühen ſehen.

Man war mit Juliane in demſelben Gaſthau eingekehrt, in welchem Lord Kory wohnte, und de Zufall fügte es, daß dieſer Julianen in einem Augenblick begegnete, wo ſie ohne Schleier war.

Betroffen blieb der Lord ſtehen und grüßte ſi ehrfurchtvoll; ſie dankte ohne Scheu; ihr reiner Bli lenkte ſich allen Menſchen mit Wohlwollen zu, un der Gruß eines Fremden ſchien ihr eine dankenswerth Auszeichnung.

Als Juliane mit ihrer Bedienung einen Spaziergang nach dem Hafen machte — folgte ihr der Lord und an geeigneter, nicht allzuſehr vom Volke belebter Stelle redete er ſie an.

„Wir wohnen in einem Hauſe, mein hochzuverehrendes Fräulein! Sie ſind fremd hier, kann ic Ihnen einen Dienſt in dieſer Stadt leiſten, ſo gebieten Sie über mich.“

Agathe erſchrak — auf ſo etwas war ſie nich gefaßt — was vermochte ſie oder Gotthard zu thun Sie konnte Julianen nicht verbieten zu antworten.

Julianens Geſicht übergoß eine zarte Röthe, ſi antwortete freundlich: „Sie ſind ſehr gütig gegen mich, mein Herr! Ich danke Ihnen!“

„Werden Sie lange hier verweilen?“

„Ich zweifle — man ſchifft mich ein — nach Bordeaux — ach — in ein — Kloſter.“

An dem Schauer, mit welchem Juliane das letzte Wort ausſprach, gewahrte der Scharfblick des Engländers ihr bangen, und das innigſte bedauern mit dieſem jungen Mädchen, das im vollem Liebreiz jugendlicher Unſchuld, ſchön wie ein Engel, vor ihm ſtand, durchdrang ihn.

„In ein Kloſter — doch nicht gegen Ihren Willen, verehrtes Fräulein?“ fragte der Lord.

„Ja, ganz gegen meinen Willen!“ erwiederte Juliane feſt.

„O es giebt noch Mittel, ein ſo junges und liebenswürdiges Frauenzimmer gegen Gewalt zu ſchützen!“ rief der Engländer mit einem flammenden Blick, und das Gefühl edler Menſchenfreundlichkeit loderte in ihm auf.

„Liebes Fräulein! Um Gottes Willen! Setzen Sie dieſes Geſpräch nicht fort!“ flehte jetzt Agathe im tiefſten bangen, denn ſie ſah eine Wolke des Unheils drohend heranziehen.

„Ich werde, Agathe, und die Dienerin wird ſchweigen!“ entgegnete Juliane voll Hoheit in Blick und Haltung. Ein Gefühl ihrer Würde erwachte in der

Jungfrau, und ſie ſagte ſich, daß ſie handeln müſſe und nicht länger willenlos dulden.

„Warum werde ich umgarnt wie von Schlangen?“ fragte ſie, mehr wehmuthvoll als zürnend, Agathe. „Ich will mich nicht einſchiffen, ich will nicht in's Kloſter! Welche Hand mir Rettung bietet, ich werde ſie dankbar faſſen, nicht zurückſtoßen. O mein Herr — ich bin ein unglückliches Mädchen — ich kenne meine Aeltern nicht, ich kenne die Welt nicht, nicht das Leben der Menſchen. Ich wurde fortgeſchleppt von einem ernſten und ſtrengen Manne, der mein Lehrer war — mein Lehrer, nicht mein Vater. Gott mag es wiſſen, wer dieſem Manne Gewalt über mich gegeben hat! Ich bin nicht geringen Standes, aber ich kann die Abſichten nicht durchblicken, die man mit mir hat. Ich habe nichts verbrochen — warum ſoll ich in das Kloſter?“

Dieſe Aufregung, bei Julianens ſo ſanftem Charakter, die ihr Thränen hervorrief, machte auf ihre Zuhörer einen unbeſchreiblichen Eindruck.

„Ja, ſtarrt mich immer an!“ rief ſie Agathen und Gotthard zu: „Ich betrete kein Schiff! Ich ſchreie laut um Hülfe, ich rufe das Volk um Schutz und Theilnahme an!“

„Das ſich verächtlich von einem ungehorſamen Kinde abwenden wird!“ ſprach plötzlich mit Härte eine Julianen bekannte Stimme, und eine Hand berührte mit der Morgenröthe die Sonne! die von ihr ausgeht und geht ihr vor, wenn der Tag entwandelt dem Himmelsthor! O ſchenk uns Deiner Gnade Strahl, heilige Maria von Grimmenthal! O Maria, Du Fleckenloſe, Du Thales-Lilie, Saronsroſe, die den Heiland trug im Jungfrauenſchooße, den Du empfangen ſonder Mann, durch Deſſen Macht, der alles kann! Der Moſis Tafeln ſchrieb ohne Eiſen, der hat auch Dich empfangen heißen; der in Wüſten Brod gab ohne Pflug und Aehren, der hieß Dich Du Tochter Davids gebären. O Maria! Jungfrauenblüthe, Aarons Ruthe, göttliche Güte, die Du das Heil geboren haſt, entheb' uns unſrer Sünden Laſt! Bitte für uns in dieſer Zeit, wo der Welt Ende ſcheint nicht weit, denn zürnt uns auch ſchwer der ewige Hort, ſo hört er doch gern Dein bittend Wort und wird unſer Flehen erfüllen, wird unſern Jammer ſtillen, Maria um Deinetwillen! Denn Du gefallen in Demuth ſchweigend, wirſt Du baß gefallen, Dich bittend neigend; auf Deinen Lippen blüht das Leben und auf Deine Bitten wird uns vergeben!“

ihre Schulter. Sie ſchrie auf — Reinhard, der von den Schiffen gekommen war, ſtand hinter ihr.

„Sind Sie es, mein Herr, der dieſem edlen Kinde Gewalt anthun und es gegen ſeinen Willen dem Kloſter zuführen will?“ fragte der Lord mit einem Blick der Entrüſtung auf Reinhard.

„Nach Hauſe!“ gebot dieſer mit ernſtem Wink Julianen und den Dienern, und der Schreck wie der gewohnte Gehorſam wirkten ſo mächtig, daß Juliane, dieſem Befehl willfahrend, den Dienern ſchweigend voranging.

Als dieß geſchah, blickte Reinhard dem Lord feſt ins Auge und ſprach: „Wer Sie auch ſein mögen, mein Herr, haben Sie ſo viel Güte, ſich nicht in fremde Geheimniſſe eindrängen zu wollen. Hat ein unbedachtes Wort jenes meines Schützlings Ihre Hülfebereitwilligkeit erweckt, ſo ſage ich Ihnen Dank für Ihren guten Willen. Dieſe junge Dame iſt von ſo hoher Herkunft und ſteht unter ſo mächtigem Schutz, daß kein anderer Schutz, außer dem göttlichen, dieſen zu überbieten vermöchte. Ueber dieſes Mädchens Zukunft ſind die Würfel auf hohen Thronen geworfen, und ihren vorgezeichneten Weg darf kein anderer Weg durchkreuzen. Sie ſehen, mein Herr, daß ich Ihnen Achtung erzeige, indem ich Ihnen ſolche Erläuterung gebe — die ich niemand zu geben ſchuldig bin.“ —

Ohne des Lords Gegenrede abzuwarten, machte ihm Reinhard eine Verbeugung und ſchritt mit ruhigem Ernſt und würdevoll ſeiner Schutzbefohlenen nach.

Der Lord ſah ein, daß er jetzt nicht weiter gehen könne. Voll Unmuth flogen ſeine Blicke hinter den Schritten Reinhards her, und er murmelte vor ſich hin: „Du ſchönes, armes Kind! Du ſüße Blume! Viel zu hold und ſchön für die Einſamkeit eines Kloſtergartens!“

„Bei Gott, ſähe mich nicht nach unwiderruflichem Beſchluß mit meiner erkorenen der nächſte Morgen auf der Elbe dem Meere zuſteuern — ich würde dir zu helfen ſuchen, du ſüßes Kind, deſſen Anblick ſo herzgewinnend, ſo bezaubernd iſt.“

„So muß Fanny ausgeſehen haben in ihrer erſten Jugenblüthe, meine theure Braut, die aus reiner Neigung mir folgen will, und dem Mann ihrer Wahl alles, alles opfert.“

„Aber ihr Lohn ſoll königlich ſein, und unſer Glück eine Seligkeit!“

Der Lord ging nach den Schiffen im Hafen, von denen eine neue Brigantine ſein Eigenthum war. Der Kapitain hörte ehrfurchtsvoll die Befehle ſeines mächtigen Gebieters. —

Zu ihrem Gaſthaus nach jenem Vorgang wieder angekommen, hatte Juliane mit ihrem Geleiter eine ſehr ernſte Unterredung. Agathe hatte Reinhard den Hergang im Hafen treulich berichten müſſen, und dieſer ſprach nun zu

Julianen mit einem ſanften Tone des Vorwurfs: „Zum erſten Male, meine theure Tochter, muß ich mich über Sie beklagen. Sie haben einen höchſt unüberlegten Schritt gewagt.“

„Nennen Sie mich nicht Tochter, mein Herr,“ entgegnete Juliane verletzt. „Sie ſind nicht mein Vater, und handeln an mir nicht väterlich!“ — „„Kind, welch ein harter Vorwurf! Iſt das unſere ſanfte Juliane!““ — fragte Reinhard mit bewegtem Gemüth.

„Bin ich Unglückſelige für einen Kerker geboren? Wer iſt ſo unerhört grauſam, mich dieſem zuzuführen, als Sie?“ fragte Juliane zürnend und in höchſter Aufregung. „Sie haben mich geliebt und unterrichtet. Sie haben mich einen gerechten und barmherzigen Gott kennen und verehren gelehrt, aber auch eine Hölle und eine Verdammniß! Wollen Sie der Hölle Diener ſein? Wer ſind die ſchändlichen Feinde eines unſchuldigen Mädchens, die mich lebendig begraben ſehen wollen?“ —

„Sie, einſt mein Vater, mein Lehrer, mein Freund — warum führen Sie mich dem Abgrund entgegen? Warum nicht lieber retten Sie mich?“ — fuhr Juliane leidenſchaftlich fort. „Sie waren immer mild und gut und freundlich gegen mich, und ich war immer gegen Sie gehorſam und dankbar. Wie liebevoll begegneten Sie mir, wie väterlich gütig zeigten Sie mir das volle Maas Ihrer Liebe? O bei dieſer Liebe beſchwöre ich Sie, zu Ihren Füßen flehe ich: Führe mich ans Ende der Welt

— ich ſolge Dir! Führe mich in Elend und Wüſten — ich will folgen — nur nicht in das Kloſter! Ins Kloſter folge ich nicht!“ —

Und wirklich ſank Juliane in ihrem tiefen Schmerz vor dem ernſten Manne nieder, ſeine Kniee umfaſſend.

Reinhard wehrte ſie ab und hob ſie auf, indem er ſagte: „Juliane — Sie zu meinen Füßen! O wüßten Sie, welch ein grauſamer Hohn — Ihnen unbewußt — gegen mich in dieſer Kniebeugung liegt! Wann lehrte ich Ihnen, ſich alſo zu erniedrigen?“ —

„Mißhandlung führt zur Erniedrigung!“ verſetzte Juliane. „Bin ich ein willenloſes Geſchöpf, ein elendes Werkzeug in euern Händen, nun denn — ſo bin ich ein Nichts, mir ſelbſt verächtlich, dann ſei der Tod mein nahes, mein nächſtes Ziel! Bin ich aber die hochgeborene Tochter aus edlem Stamm, wie ihr mich ahnen laßt — ſo will ich würdevoll behandelt ſein, will Freiheit haben, und kein Kerkerloos!“

„Glauben Sie mir, Juliane, und bei Gott und allen Heiligen ſchwöre ich es Ihnen zu,“ erwiederte Reinhard feierlich und traurig ernſt: „Sie ſind kein Werkzeug — ich — ich bin es, und daß ich es ſein muß, wird mir in dieſer Stunde zur bitterſten Seelenquaal. Stoßen Sie mich fort, entziehen Sie ſich meiner Führung, ſo harrt meiner, den man mit ſchweren Eiden verpflichtete und verantwortlich machte für Sie und jede Ihrer Handlungen, ſo harrt — ſage ich, meiner ewige Einkerkerung, und ſelbſt Ihre unſchuldigen Diener trifft ein hartes Loos. Wollen Sie das auf Ihr jetzt noch ſo reines und unbelaſtetes Gewiſſen laden? Wollen Sie Ihren Lehrer, den liebevollen Freund und Führer Ihrer Jugend in das Verderben ſtürzen! Nein, unſere Juliane *kann* dieß nicht!“

Juliane ſank, ihr Geſicht verhüllend, weinend auf das Sopha ihres Zimmers; nie hatte ein ſo mächtiger Schmerz ihr Inneres erſchüttert, ſelbſt nicht jener des Abſchieds von der Pflegerin ihrer Kindheit.

Reinhard zerriß es das Herz, das holde Geſchöpf ſo leiden zu ſehen. Er ſprach noch tröſtend: „Faſſen Sie ſich, Juliane! Laſſen Sie uns zu Gott dem Herrn beten um Faſſung, um Troſt und Standhaftigkeit für Sie. Sie ſind von Vorurtheilen bethört! Nicht ein Kerker, eine Freiſtatt wird Sie empfangen! Nicht der Haß von Feinden, die Liebe treuer Anhänger iſt es, die Ihnen Ihre Bahn bereitet, die Sie ſichert! Glauben Sie, man würde, wenn man nichts wollte, als Sie begraben, einkerkern, wie Sie wähnen, tauſende für dieſe Reiſe aufwenden, die noch lange nicht zur Hälfte des Weges zurückgelegt iſt? Erſteres hätte man ſehr billig haben können; man durfte Sie nur laſſen, wo Sie waren, *dort* waren Sie in einem Grabe, aller Welt verborgen und unbekannt. Und dieſes ſage ich Ihnen ernſt in dieſer ernſten Stunde:

Sie müſſen ſchweigen gegen jedermann über Ihre ganzen Verhältniſſe, ſchweigen wie das Grab.“

Welches überzeugende Gewicht auch in den Worten Reinhards lag, der Schmerz übertäubte Juliane ſo ſehr, daß ſie ihr verloren gingen — mindeſtens antwortete ſie mit keiner Silbe, ſondern nur durch krampfhaftes ſchluchzen, das ihren ganzen Körper erbeben machte.

Reinhard hob mit ſtummer Schmerzgebehrde die Hände zum Himmel empor, verließ das Zimmer und ſandte Agathen zu Julianen.

Dieſe fuhr bei dem Eintritt der Dienerin mit Heftigkeit empor. „Gott! Gott!“ rief ſie angſtvoll aus: „Iſt es denn meine Beſtimmung, daß ich, kaum eingetreten in die Welt der Menſchen, dieſer Welt entſagen ſoll? Wo iſt Licht auf meinem Weg, der von Kindheit ein von Schleiern umhüllter war? Alſo ich ſoll in ein Grab ſteigen, damit andere ſich der Freiheit freuen! Ich ſoll mein Selbſt zum Opfer bringen, damit jene ſich des Lohnes freuen, der ihnen wird für meine Opferung! Allmächtiger! Das iſt Dein Wille nicht! Ich bin von der Lüge umſtrickt und von dem Verbrechen!“

Agathe fiel dem ſchwerzürnenden Kinde zitternd zu Füßen und ſtammelte unzuſammenhängende Worte. Juliane achtete ihrer nicht, ihr Mund blieb fortan ſtumm — ſie weigerte jede Antwort, weigerte die Annahme von Trank und Speiſe und ſetzte ihre Umgebung in Angſt und Verzweiflung.

Juliane hatte ſich in ihr Zimmer eingeſchloſſen, und den Schlüſſel von innen in das Schloß geſteckt. Das Zimmer lag im Hintergebäude, die Thüre führte zu einem Gang, von welchem eine Verbindungstreppe nach dem Hofe hinab ging.

In ihrem Zimmer waltete Juliane ruhig und beſonnen; ſie legte ihr grünes Kleid zurecht, und packte das weiße nebſt einiger Wäſche in ein Packet, welches ſie in ihrem Bette verbarg. Ihren blauen Beutel, welcher die drei diamantenumkränzten Bildniſſe und die hundert Dukaten enthielt, trug ſie wohlverwahrt bei ſich.

Als ſie Agathe auf deren flehendliches Bitten endlich öffnete, ſchien ſie ſo eben das Bette zu verlaſſen, ſie war im Nachtgewand — und ſchloß ſogleich die Thüre wieder ab, als Agathe eingetreten war, worauf ſie alsbald wieder ihr Lager beſtieg.

Agathe verſuchte in redſeliger Breite allgemeine Beruhigungsgründe — allein Juliane ſchloß ihr mit den Worten den Mund: „Laß mich ſchlafen — ich bin todmüde — und ſchlafe Du auch; gute Nacht! Gott vergebe Dir, wie ich."

Zwiſchen zwei und drei Uhr überzeugte ſich Juliane, daß Agathe feſt ſchlief. Beim Schimmer der Nachtlampe kleidete ſie ſich leiſe und raſch an, nahm ihr Packet, erſchloß leiſe das Zimmer, ſchloß es von außen vorſichtig wieder zu, glitt über den Gang zur Treppe, dieſe hinab, und fand im Hofe ſchon Hausknechte beſchäftigt, einen Wagen zu beſpannen.

Wie ein Schatten, und ſcheinbar unbemerkt glitt Juliane an dieſen Leuten vorüber — das Thor des Hauſes war bereits geöffnet. Mit feſtem, ſicherem Schritt trat ſie in die frühe Morgenkühle heraus. —

Wanderung.

Die Nacht hing noch ſternenklar über Hamburg; düſter und ſchwarz ſtarrten die hohen Häuſer längs des Alſterbeckens empor; Stille lagerte noch über der mächtigen Stadt und über dem gewaltigen Baſſin ruhte geheimnißvoll ein düſterer Nebelſchleier.

Juliane ſah ſich allein; ihr erſter Gedanke nach dem bedenklichen Schritt, den ſie gewagt, war ein unendlich frohes Gefühl, das Gefühl der Freiheit; dieß erfüllte jetzt mit einem nie geahneten Entzücken ihr ganzes Sein, während vorher nur ein mächtiger und haſtvoller Drang, dem ſie folgen mußte, ſie trieb und trieb, ihre Flucht zu vollziehen.

Leicht ſchwebte ſie dahin, wie eine Silphe; das wohin? das auf dieſem Fluchtgange doch zunächſt und nothwendig in Frage kommen mußte, kam ihr noch nicht in die Gedanken, ſie ging und ging voll Kraft, voll Freudigkeit, mit aller Elaſtizität der Geſundheit und Jugend.

Jetzt hörte ſie hinter ſich her ein Cabriolet rollen, und ehe dieſes ſie erreicht hatte, öffnete ſich wenige

Schritte vor ihr die Thüre eines hohen und ſtattlichen Hauſes, und es traten aus demſelben zwei Frauen, von denen die eine ein großes Paket trug.

Juliane hörte die eine dieſer Frauen ſchluchzen, und ſah, ohne von ihr bemerkt zu werden, wie ſie ſich umkehrte, die Hände flehend gegen das Haus erhob und die Worte ſprach: „Verzeihung, Vater! Verzeihung!“

Das Cabriolet hielt, ein Mann ſprang heraus, er eilte auf jene Dame zu, umfing ſie zärtlich und rief: „Fanny! Meine Fanny! Nun mein, mein!“

Und dieſer Mann hob die Dame in ſeinen Wagen, ließ die Begleiterin derſelben ebenfalls einſteigen, folgte beiden, und ſchnell rollte der Wagen an Julianen vorüber. Das war der Mann, der geſtern Julianen angeredet, ſeine Dienſte ihr angeboten; ſie erkannte ihn wieder an der Stimme, wie an der edlen Haltung.

Ein wunderbares Gefühl ergriff das arme einſame Mädchen bei dieſer ſo raſch an ihr vorübergehenden Scene; aber ſie vermochte nicht, ſich daſſelbe zu deuten. Es ſchien ihr, als habe dieſer Mann ſich zur Aufgabe gemacht, hülfloſen Hülfe zu bringen, und jene Dame entfloh wohl, wie ſie — nur nicht allein. —

„Verzeihung, Vater, Verzeihung!“

„Verläßt jene Frau einen Vater?“ fragte ſich Juliane. „Kann man einen Vater verlaſſen, heimlich, und einem andern Manne folgen?“ Dieß erſchien Julianen unbegreiflich. Sie kannte noch nicht die Allgewalt der Liebe — aber der Schritt, den ſie ſelbſt gethan, erſchien ihr weit minder ſtrafbar, wie der, den jene junge Dame that, wenn ſie wirklich, wie es ſchien, einen Vater verließ, den ſie liebte.

Eins quälte Julianen im weitergehen. Jene Dame hatte eine Begleiterin. „Ich hätte Agathe mit mir nehmen ſollen, ſie liebt mich ſo ſehr, ſie wäre mir gefolgt — ich wäre nicht ſo allein — aber vielleicht hätte ſie meinen Entſchluß Herrn Reinhard, dem ſie blindlings gehorcht, verrathen — es iſt ſo doch beſſer.“

Der Tag brach an, lichter und lichter wurde es am öſtlichen Horizont, der Himmel entzündete ſeine ſchönſten Morgenroſen und bald erglühten rings die Auen im verklärenden Strahle der Frühe. Juliane wandelte ruhig dahin, immer gerade aus, denn ſie hatte kein Ziel. Sie hatte das feſte Vertrauen einer Kindesſeele: Gott wird mich führen.

Das Leben der Straßen begann rege zu werden, ſeine mannigfachen Bilder gewährten erheiternden Wechſel der Anſchauung, und ſo ermüdete Juliane nicht ſo bald auf dem ſonſt leicht ermüdenden Gange durch die endloſen Straßen.

Endlich war ein bereits geöffnetes Thor erreicht, die Vorſtadt St. Georg gewonnen. Auch dieſe endete, und lange Reihen von Landhäuſern traten an ihre Stelle. Rückwärts ſchauend erblickte die Wanderin die große Hanſeſtadt wie ein Schiff auf dem Alſterbaſſin

Auch die Brüder Doth, Meiſter Paul Lautenſack und der Steinmetz waren noch in der Kirche, und hörten dem wunderlichen Beter zu, deſſen überſtrömende Andachtsäußerung kein Ende fand. Meiſter Paul ſtarrte wieder in ſein Büchlein, auf deſſen rohen und ſeltſamlichen Holzſchnittzierrath, in deſſen ſchwer lesbare Schrift, und las: „Es werden uffſton zu predigen, die ſich faſt gotsdienſtbarlich erzeigen,“ und dann ſagte er: „Es trifft alles zu. Der Herr erweckt aus Laien und Unkundigen, aus Geringen und Bettlern ſeine Apoſtel und Propheten.“

Johannes, der Mönch, ſchüttelte über dieſe Aeußerung des Künſtlers ſchweigend und mißbilligend das geſchorne Haupt, der Meiſter Steinmetz aber nickte gläubig. Georg hatte ſich auf eine Bank geſetzt, auf welcher er den Morgen erwarten wollte, wenn nicht wachend, doch ſchlummernd, denn der Schlaf begann ſeine Rechte zu fordern. Schon war dort und hier ein Beter entſchlummert, andre lehnten ſich müde an die Pfeiler, zuletzt auch wurde der eifrige Beter Jonas ſtill, und ſchlich in einen Winkel. Ein betäubender Duft erfüllte das geräuſchwimmend in prächtiger Morgenſonnenbeleuchtung. Es folgte Garten an Garten, alle in dem zierlichen Styl, der in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts als Triumph der Gartenkunſt galt, es folgten herrlichen Schatten gebend Reihen mächtiger Ulmen und Lindenbäume, und wie flach auch die Landſchaft war, es fehlte ihr doch keineswegs an Reiz und an maleriſchen Fernſichten.

Mannichfaltiges Obſt und Weißbrod lag aller Orten in Fülle zum Verkauf ausgeboten. In der Nähe des Dorfes Hamm theilte ſich der Weg, den Juliane eingeſchlagen hatte; der eine Arm führte nach Wandsbeck, der andere in die Feldflur. Abſichtlos ſchlug Juliane den letzteren Weg ein, der zwiſchen den Dörfern Mühlenbeck und Hinſchenfelde hindurchziehend, immer einſamer und einſamer wurde, ſandig und unerquicklich.

Anfangs waren Juliane viele Menſchen begegnet und manche derſelben hatten mit einem frohen Erſtaunen auf das gutgekleidete wunderbar ſchöne junge Mädchen geblickt, das mit ſeinem kleinen Päckchen ſo ruhig und ſo ſicher ſeine Straße ging. Man hielt ſie, zumal Juliane ein grünes Kleid trug, für die Tochter eines der zahlreichen wohlhabenden Handelsgärtner dieſer Diſtricte und ließ ſie ruhig gehen.

Juliane ging im Schutze Gottes.

Aber jetzt wurde immer menſchenleerer der Pfad; heißer ſchien auf den ſchattenloſen die Sonne nieder, freudloſer und einſamer wurde die Gegend ringsumher.

Hamburg ſchwamm im Dunſt der Ferne, kaum noch erkennbar, und vor Julianen breitete ſich unermeßlich weit die Moorfläche der Dänenhaide aus. Nur in weiter Ferne waren nach einzelnen Richtungen hin die Thurmſpitzen verſtreuter Kirchdörfer zu erſchauen.

Da nahte dem armen Flüchtling die Ermüdung, mit ihr die Ermattung, da fühlte ſie, des langen Gehens ungewohnt, den brennenden Sand, die Gluth der Sonne, und das ſchreckenvolle ihrer Lage trat nun plötzlich wie ein Geſpenſt vor ſie hin.

Jetzt erſt überlegte ſie, was ſie gewagt, aber dennoch war ihr Gemüth noch ſtark genug, den Gedanken an Rückkehr, der ihr unwillkührlich kam, mit Abſcheu zu verwerfen. —

Dieſer Morgen, der ſo hell und ſchön heraufgekommen, fand in zwei Häuſern Hamburgs Graus und Beſtürzung. Dort in dem einen war ein beklagenswerther Vater nahe daran, der entflohenen Tochter ſeinen Fluch nachzuſchleudern; dort in dem andern rief heulendes Gekreiſch Agathens die Bewohner zuſammen, und wie ein Steinbild ſtand Reinhard, als dieſe Dienerin ihm einen Zettel darreichte, den Juliane zurückgelaſſen, und darauf die Worte ſtanden: Juliane wandert ins Elend — ſie geht nicht ins Kloſter. — Juliane hatte noch ſchreiben gelernt.

Reinhards Kniee ſchlotterten, ſein Geſicht wurde weiß und dann grau, die Ränder ſeiner Augenlider rötheten ſich — die Augen ſahen gläſern wie im Starrkrampf. Agathe ſtürzte zu Boden und wälzte ſich in Krämpfen — der alte Gotthard raufte ſein dünnes Haar und ſtieß wimmernde Klagelaute aus.

Und es rollte ein Fluch, wie ein ſchwerer Donner, aus Reinhards Munde über Agathe hin — zum Glück vernahm ſie dieſen Fluch nicht, denn er würde ſie vielleicht getödtet haben.

Reinhard ermannte ſich, noch gab es Hoffnung — und er griff zu energiſchen Mitteln. Die Dienerſchaft wurde vernommen, und reitende Eilboten wurden beſtellt, die zu allen Thoren Hamburgs hinaus meilenweit forſchen ſollten. „Tauſend Mark dem, der eine ſichere Nachricht, dreitauſend Mark dem, der die entflohene wiederbringt!“

Nach den Thoren, nach den Ankerplätzen, auf alle Schiffe, in alle Gaſthäuſer der Stadt und der Vorſtädte eilten Reinhards Sendlinge — mittlerweile lief das Gerücht, daß die Jungfrau Fanny Tomſon entflohen ſei, durch die Nachbarſchaft und war auch ſchon zu den Dienſtboten des Gaſthauſes gedrungen, welches Reinhard bewohnte. — Viele hörten mit halbem Ohr, und bald wußte ganz Hamburg nicht anders, als das Haus Tomſon und Compagnie laſſe ſeine Herrin allenthalben ſuchen.

Dieſe Schmach gönnte manches andre Haus dem Hauſe Tomſon und Compagnie von ganzem Herzen und aus voller Seele.

Zu Reinhard trat ein Hausknecht, welcher, am Morgen ausgeſchickt geweſen, rückkehrend erſt vernommen hatte, was ſich begeben, und berichtete: „Ich kann Ihnen zuſchwören, mein Herr, daß alle Ihre Mühe vergebens ſein wird. Als wir heute Nacht Wagen und Pferde des Lord Kory auf ſeinen Befehl beſchickten, und das Hausthor ſchon aufſtand — ſah ich, daß eine junge Frauensperſon hinausging, kehrte mich aber nicht daran, dachte, es ſei eine barmherzige Schweſter, welche einen Krankenbeſuch gemacht — ging mich nichts an. Gleich darauf kamen Seine Herrlichkeit der Lord, und ſtiegen ein — der Wagen fuhr fort. Kaum war er hinaus, ſo fand ich ein rothſeidenes Taſchentuch, das Seine Herrlichkeit hatten fallen laſſen. Ich hebe es auf, und laufe dem Wagen nach — eine Strecke von unſerem Hauſe hielt dieſer, und ich ſah deutlich genug, wie der Lord ein Frauenzimmer in den Wagen hob, und gleich darauf wieder einſtieg. Ehe ich noch am Wagen war — fuhr derſelbe im Galopp davon und es war unmöglich, ihn einzuholen. Er fuhr nach dem Hafen, und ich hörte heute Morgen, als ich in der Nähe des Hafens ein Geſchäft beſorgte, daß die Brigantine Seiner Herrlichkeit die Anker gehoben habe, und nach England ſteure.“

„Fluch dem Mädchenräuber! Tauſendfacher, zermalmender Fluch! Aber die Rächerhand ſoll ihn finden!“ ſchrie Reinhard, lohnte den Knecht überreich für dieſe Nachricht, die ſo viele natürliche Wahrſcheinlichkeit für ſich hatte, und beklagte nur, ſie nicht früher erhalten zu haben, ehe er Eilboten nach allen vier Winden wegſprengte.

Eine Viertelſtunde ſpäter, als Juliane, die ſich auf der Straße nach Wandsbeck befand, den Weg zur linken einſchlug, ſtatt auf dem zur rechten zu bleiben, ritt ein Reiter durch die Vorſtadt St. Georg, ritt nach Hamm, ritt nach Wandsbeck, forſchte und fragte überall nach einer entflohenen ſchönen Jungfrau — vergebens. Niemand hatte die entwichene geſehen.

Als alle Boten, einer nach dem andern, erfolglos wiederkehrten, hatte Reinhard bereits ſeine Maasregeln getroffen. Agathe und Gotthard mußten bis auf weiteren Befehl in Hamburg bleiben, Reinhard ſchrieb einige Briefe, und nach deren Abſendung ſchiffte er ſich nach England ein. —

Still weinend, todmüde, mit brechenden Knieen ſchleppt ſich ein ſchönes junges Mädchen auf menſchenleerem Wege im Strahl der glühenden Sonne dahin. Endlich wird ein bewohnter Ort erreicht, der ſchon lange lange ſichtbar vor ihr gelegen, es iſt Meiendorf an der Dänenhaide.

Das erſte Haus iſt eine Scheuer, deren Thor weit offen ſteht. Volle Garben liegen darin gehäuft — und im Innern iſt Schatten; heißerſehnter Schatten.

Auf die Garben hin ſinkt das arme Mädchen und ihre Augen ſchließen ſich ſchnell, ihre Gedanken ſchwinden — ſanfter Schlummer gießt auf das müde Haupt ſeinen milden Mohn.

Die Mittagsſtunde iſt vorüber, die Arbeitſtunden erſcheinen, in ſeine Scheuer tritt der junge Bauer — und prallt zurück. Er glaubt, es necke ihn — denn Sagen wandeln unter dem Volke des deutſchen Norden, aus Scandinavien gekommen und weit weſtwärts auch bei Dänen und Holſten ſeßhaft geworden, von Elfenjungfrauen, die in den Mooren wohnen, ſchönes langes Haar tragen und grüne Kleider, welche die jungen Burſche bethören, ſie an ſich locken und mit Liebe umſtricken, und nicht wieder losgeben, ſo daß die Bethörten entweder das Leben, oder, welches noch viel ſchlimmer, den Verſtand verlieren.

Der junge Bauer war aber ſchon in den Banden der Bezauberung. Er konnte nicht von der Stelle — er mußte fort und fort die ſchlummernde Elfenmaid anſchaun.

Wie lieblich blühte dieſes jungfräuliche Kind! Wie reizend war es in ſeinem Schlummer; ein holdes Traumglück ſpiegelte ſich in ſanftem Lächeln ab, das um des zarten Mundes Purpur ſpielte.

Klas ſtand lange im Anſchaun verſunken — er wußte nicht, was er thun ſollte, und that auch nichts lieder als die Wundererſcheinung anzuſehn. Ihren Schlummer zu ſtören, hätte er um die Welt nicht gewagt.

Endlich erwachte Juliane — geſtärkt vom Schlummer; ſie erhob ſich raſch, und ſtand nun in ihrer ganzen holdſeligen Erſcheinung voll Hoheit und Würde, wie voll Lieblichkeit und Friſche vor dem erſtaunten jungen Mann.

Sie ſprach. Sie bat, ihren Eintritt hier zu verzeihen, und um etwas Trank und Speiſe.

Melodiſch klang der Laut ihrer Stimme, der Bauer hörte mit offenem Munde ſtaunend zu. Er verſtand ſie nicht. Er ſprach zu ihr, und ſie verſtand ihn nicht, ſie verſtand nicht plattdeutſch, er nicht hochdeutſch. Sie lächelte ihn an, und verſtändigte ſich ihm durch Gebehrden. Klas winkte ihr, ihm zu folgen; er dachte: mag es gehen, wie es will. Iſt ſie aus dem Meer, iſt ſie eine Elſe, ſo iſt ſie gewiß die Königin — wenn ich ihr gutes thue, wird ſie mir nichts böſes thun.

So gingen Juliane und der junge Bauer miteinander eine kurze Strecke bis zum Hauſe des Klas, darin er, der wohlhabende, noch ledige Bauernſohn mit einer alten Muhme, die ſeine Wirthſchaft führte, waltete. Landleute, die nach dem Felde gingen, erblickten mit Verwunderung und Staunen dieſes Paar, und wurden laut über daſſelbe.

„Ei ſchaut, welch ſchöne Jungfer hat ſich der Klas gefreit!“

„Nachbar Klas, iſt das eine Jungfer Baaſe aus Hamburg?“

„Klas! Klas! Nimm dich in Acht! Du führſt wohl einen Schatz aus den neun gläſernen Bergen? —

„Grobes Volk!“ murrte Klas vor ſich hin, und zu Juliane ſagte er: „Kehrt Euch nicht an dieſes alberne Gerede, Jungfrau!“

Juliane kehrte ſich nicht an dieſes Gerede, denn ſie verſtand es nicht.

Die alte Muhme ſtaunte nicht weniger, wie Klas, als dieſer ihr das himmliſch ſchöne Mädchen zuführte, und ihr erzählte, daß er ſie in der Scheuer ſchlummernd gefunden.

Dieß ſchien der Bäuerin nicht mit rechten Dingen zuzugehn. Auch ſie gedachte der Moorjungfrauen in der Dänenhaide, und äugelte argwöhniſch nach den Füßen des Mädchens, ob dieſe nicht etwa Gänſefüße und die Ränder des grünen Kleides nicht naß ſeien.

Aber Julianens Füße erſchienen natürlich geformt, und befanden ſich in beſtaubten Schuhen, auch der Saum ihres Kleides war nicht naß, ſondern ſtaubig von der langen Wanderung. Dieß beruhigte einigermaßen.

Bald war herbeigeſchafft, was das Haus vermochte, und nicht ohne Freude ſahen die biedern Landleute, wie die Elfenmaid es ſich mit einem köſtlichen jugendlichen Appetit ſchmecken ließ. Als dies geſchehen, dentete Juliane an, daß ſie ſehr müde ſei, und zeigte auf ein Bette.

Sie ward in eine reinliche Kammer geführt, in der ein friſches Bette ſtand, wo ſie köſtlich ruhen konnte.

Als ſich Juliane in dieſer friedlichen und ſtillen Kammer allein ſah, fiel ſie auf ihre Knie nieder und ſprach ein Gebet.

„O Gott, mein Herr, mein Vater und mein Führer, Dank ſei Dir! Du haſt mir gezeigt den Weg der Freiheit! Du haſt mir gezeigt, als ich verſchmachtete, daß Deine Hand mit mir iſt! Führe ferner Dein verlaſſenes Kind und laß Deine Rechte mich halten!“ —

In ſich ſelbſt beruhigt, im Engelfrieden ihrer Unſchuld, weilte Juliane hier — aber es wurde ihr doch klar, daß hier ihres Bleibens nicht ſein könne.

Aber ſie hatte kein Ziel.

„Gott wird mich führen.“

Am andern Morgen rüſtete ſich Juliane, weiter zu wandeln. Sie bot den Bewohnern des gaſtlichen Hauſes einen Ducaten für ihre Bewirthung an, doch wurde Vergeltung von den freundlichen Wirthen abgelehnt. Klas ſpannte ſeinen Wagen an, und fuhr ſie auf die Straße, von deren Richtung Juliane abgekommen war, er fuhr ſie bis zu dem kleinen Orte Arensberg, den die Straße nach Lübeck durchſchneidet.

Dort war eine Familie aus Holland, beſtehend aus Vater, Mutter, einer Tochter von dreizehn Jahren und einem Hauslehrer eingekehrt, welche auf einer Reiſe nach Schweden begriffen waren.

Allen fiel die Erſcheinung dieſes feinen, ſchönen Mädchens, das auf einem ländlichen Geſchirr daher gefahren kam, ungemein auf, und die Frau redete ſogleich die junge Fremde freundlich und liebreich an, denn auch auf das Phlegma dieſer Holländer wirkte die bezaubernde Schönheit Julianens und das reine Weſen derſelben ſogleich herzgewinnend ein.

Der junge Lehrer war ein deutſcher Candidat der Theologie, er machte den Dolmetſcher, und nichts war natürlicher, als daß man nach dem woher und wohin an Juliane Fragen richtete.

Sie erwiederte mit ruhiger und rührender Freundlichkeit: „Ich gehe, wohin Gott mich führen wird. Ich habe keine Heimath, keine Angehörigen, ich bin ganz allein, nur Gott iſt mit mir. Ich weiß nicht in welchem Lande ich bin, ich weiß nur, daß ich von Hamburg komme, welche Stadt ich verließ, weil ich gegen meinen Willen nach Frankreich eingeſchifft werden ſollte."

Die holländiſche Frau wechſelte einige Worte mit ihrem Mann in ihrer Landesſprache, und als dieſer in ihren Wunſch eingewilligt, ſprach ſie zu Julianen: „Wollen Sie ſich uns anſchließen als eine Begleiterin und Freundin unſrer Tochter, ſo ſoll uns das herzlich willkommen ſein; ſie begleiten uns nach Stockholm und bleiben bei uns, ſo lange es Ihnen gefällt. Es wäre mige Gotteshaus, gemiſcht aus dem Geruch der friſchen Firniſſe, damit Bildwerk und Rahmen überſtrichen waren, und aus dem balſamiſchen Odem der Blumen, welche in die Kränze gewunden worden. Trübe brannten die wenigen Lampen, und auf den Bildern hoben ſich die Lichtſtellen und Goldkonturen hell ab von den Schattenparthien, ſo daß manches ein eigenthümliches Leben zu bekommen ſchien; manches Bild aber trat ganz in die Düſterniß zurück. Endlich gingen die Männer hinweg, ihr Nachtlager im Gaſthaus zu ſuchen, und forderten Georg auf, ſie zu begleiten, dieſer aber ſprach: „Laßt mich hier bleiben, ich will hier den Morgen erwarten, den Morgen der Himmelfahrt, und mein Herz ſoll ſich anſchicken, auch eine fromme, feſtliche Himmelfahrt zu halten und emporſchweben mit dem Heiland.“ Auf dieſe Rede überließen jene den Dichter willig ſeiner Schwärmerei und verließen die Kirche. Dieſer, völlig ermuntert, während alle Wachenden umher völlig in Schlaf verſunken ſchienen, enteilte mit ſeinen Gedanken recht gedankenſchnell der Gegenwart, und trug ſich ſelbſt auf Phantaſieſchwin-

Sünde, ein ſo liebes junges Geſchöpf, wie Sie ſind, ſo ganz allein und allen Gefahren Preis gegeben, durch die Welt gehen zu laſſen."

„Ich danke Ihnen und nehme gern Ihr liebevolles Erbieten an", erwiederte Juliane; und ſo war der Weg bezeichnet, den ſie fernerhin wandeln ſollte.

Klas nahm mit betrübter Miene Abſchied von Julianen; ſie reichte ihm die Hand und dankte ihm mit ſtummer Gebehrde ſo innig, daß dem braven Burſchen ganz wunderlich zu Muthe ward.

Er fuhr mit eigenthümlichen Gefühlen nach Meiendorf zurück, und da er lange Zeit ſtill und in ſich gekehrt blieb, auch die Mädchen mied, und nichts vom heirathen wiſſen wollte, ſo flüſterte man ſich bald genug zu Meiendorf in die Ohren: Klas Stortenſon, der junge hübſche und reiche Bauer habe in ſeiner Scheuer ein Moorweibchen, das in der Dänenhaide ſein goldnes Schloß bewohne, gefunden, und das habe es ihm angethan, und ſei dann verſchwunden. Es ſei gar zu ſchön geweſen und über alle Maßen holdſelig. Es habe dem Klas einen goldnen Pfennig geboten, der habe aber dieſen Pfennig nicht angenommen. Der thörichte Klas — ſagten die kundigen Frauen zu Meiendorf: wenn er den Pfennig genommen hätte, ſo wäre er ſehr glücklich geworden. Der geſcheidte Klas — ſagten andere auch kundige Frauen: wenn er den goldnen Pfennig genommen hätte, ſo wäre ſeine Seele verloren gewe ſen, denn dann hätte ſie den Klas in das Moor gelockt, und er wäre nimmermehr wieder zum Vorſchein gekommen.

Und weil Klas den goldnen Pfennig nicht genommen, ſagten alle, ſo ſei das ſüße Wundermädchen verſchwunden, das ja ſogar einige Einwohner mit Augen geſehen zu haben, hoch und theuer beſchwuren.

So entſtehen oft im Volke aus den allernatürlichſten und einfachſten Urſachen ſehr hübſche und ſehr poetiſche Sagen, weil die Poeſie des Volkes ewig ſchöpferiſch fortbildet und fortgeſtaltet. Aus dem ſchlichten Saamenkorn einer zufälligen Thatſache läßt dieſe Poeſie die Wunderblume aufſchießen, deren Glocken noch den kommenden Jahrhunderten geheimnißvollen Klang entgegenläuten.

Klas und ſeine Muhme ließen die lieben Nachbarn reden, was ihnen beliebte — denn Widerrede und beſſere Belehrung würde doch nichts gefruchtet haben. Die Wunderblume ſchlägt eine ſo tiefe Wurzel, daß mit dieſer ſie keiner aus ihrem Boden zu reißen vermag. —

Ein einziger kleiner Brief Reinhards ſetzte die Federn einer Hofkanzlei in eilige Bewegung, und von der hohen Herrſcherburg in einer großen Hauptſtadt ergingen Depeſchen mit geheimen Mittheilungen und Aufträgen an die Geſandtſchaften und Botſchafter in allen Reſidenzen Europa's.

Ein junges Mädchen von hohem Stande, ſo lautete der Inhalt der geheimen Depeſchen — und nun folgte das genaueſte Signalement Julianens — für welche man ſich an dem **ſchen Hofe auf das lebhafteſte intereſſirt — iſt, auf einer Reiſe nach Frankreich begriffen, in Hamburg ſpurlos verſchwunden, und es ſcheint, als ob dieſelbe ſich der ihr zugeordneten Aufſicht eigenmächtig durch Flucht entzogen habe. Da am Wiederauffinden dieſer jungen Dame alles gelegen iſt, ſo wird es mit dem größten Dank und der weſentlichſten Anerkennung vergolten werden, wenn irgendweher eine ſichere Kunde von derſelben einzuziehen gelingen ſollte, und man wünſcht, daß weder Eifer noch Mittel geſpart werden, um in dieſer Beziehung zu einem erwünſchten Ziele zu gelangen, und die junge Dame einſtweilen auf das Anſtändigſte zu logiren und zu verſorgen.

Es war eine mißliche Zeit, jene, in welcher dieſe Depeſchen in allen Sprachen durch Europa flogen — für junge weibliche Flüchtlinge aus vornehmen Häuſern, deren es doch von Zeit zu Zeit bisweilen einige giebt, und in der That richteten mehrere Geſandtſchaften in ihrem Eifer Verwirrungen an, indem ſie zu Mißgriffen ſich verleiten laſſend, junge Perſonen von den Zielen gewaltſam ablenkten, welche dieſe ſich ſelbſt geſteckt, und auf ihren Wegen verhemmten.

Indeſſen reiſte Die, welcher alle dieſe Mühe galt, heiter und unbefangen auf langem Wege und holländiſch gemächlich, durch Holſtein langſam dem Norden zu.

Täuſchungen.

Mit einem ſorgenvollen Herzen und ſein Gemüth voll tiefer Erbitterung machte **Reinhard** ſeine Reiſe nach England, um wo möglich **Julianen** ihrem Entführer, ihrem Räuber zu entreißen, oder doch mindeſtens zu erfahren, wo ſie aufbehalten werde — denn gegen den Gedanken, ſie ganz und unwiederbringlich verloren zu haben, ſträubte ſich ſein ganzes Selbſt. Dieſer Gedanke war ihm ſchmerzlicher als der Tod.

Er zürnte über Julianen, er zieh ſie des Undanks, des Ungehorſams, der gottloſen Pflichtvergeſſenheit; er ſeufzte über eine Entartung, die er für ganz unmöglich gehalten hatte.

Ihn, den gereiften, ernſten Mann hatte frühe Gewöhnung willenlos gemacht, und ſo groß war ſein blinder Gehorſam, daß er an die Menſchen einen falſchen Maaßſtab anlegte, daß er meinte, jeder müſſe ſich blindlings einem höhern Willen, der ihm zu gebieten ein wirkliches oder auch nur vermeintliches Recht habe, unbedingt unterordnen und folgſam zeigen.

Mit einem Eifer, der alle Schranken überſprang oder niederwarf, verfolgte Reinhard ſein Ziel. Er erkundete den Namen des Schiffes und ſeines Führers, wie den Lauf, den es genommen, und folgte ihm auf geradem Wege nach.

Die Brigantine hatte ihren Lauf von der Elbemündung direkt weſtwärts genommen, war in den breiten Spiegel des Humber eingelaufen und hatte im Hafen von Kingston Anker geworfen.

Dort hatte in einem der erſten Gaſthäuſer zahlreiche Dienerſchaft mit mehreren Equipagen des Gebieters geharrt, und dieſer war mit ſeinen Begleiterinnen ohne Verzug nach York abgereiſt.

Reinhard erbebte, als er den weiteren Namen des jungen Lord erfuhr, doch dachte er im Stillen, daß ſein Schützling ſich nicht weggeworfen habe, falls die Verbindung eine legale würde.

Aber wurde dieſe Verbindung eine legale? Das quälte noch den Mann aus dem deutſchen Süden, dem Albions Sitte fremd war.

Reinhard reiſte nach York, der zweiten Stadt des mächtigen Altengland, und forſchte weiter. Der Mann, dem er folgte, war nach einem ſeiner Schlöſſer in der reizenden Grafſchaft Yorkſhire gegangen, Reinhard folgte nach. Er beſaß Mittel, die ihm überall den Zutritt bahnten, wo er dieſen erlangen wollte.

Im prachtvoll ausgeſchmückten Audienzzimmer des engliſchen Peers und Herzogs ſtand Reinhard mit klopfenden Herzen, angſtvoll geſpannten Zügen. Endlich war das Ziel erreicht, endlich der Augenblick nahe, wo er dem verhaßten Manne ſich gegenüber ſehen ſollte, der ſen raſche räuberiſche That ihm ſo viel Sorge und Pein, ſo viel Kummer und Anſtrengungen, ſo manchen dunkeln Tag, manche ſchlafloſe Nacht verurſachte. Der Herzog trat aus der Thüre ſeines Arbeitszimmers in das Audienzzimmer, höchſt ſchlicht und einfach gekleidet, in ähnlichem Anzug und in gleicher Haltung, wie er als Lord Kerv am Hafen von Hamburg mit Reinhard zuſammengetroffen war. Er grüßte den ihn Erwartenden gemeſſen, und ſagte: „Ah! mein Herr, wir begegneten uns in Hamburg; was führt Sie zu mir?“

„Das was Euer Durchlaucht von mir geführt haben; die meiner Obhut anvertraute junge Dame, welche unbedachtſam und unüberlegt Euer Durchlaucht folgte,“ erwiederte Reinhard mit ruhiger Haltung; doch war ein leiſes Beben ſeiner Stimme vernehmbar.

„Wie mein Herr? Ihre Schutzbefohlene? Die junge Dame, welche mir ſagte, daß Sie dieſelbe gegen ihren Willen nach einem Kloſter Frankreichs führen wollten, dieſe ſuchen Sie bei mir, fordern Sie von mir?“ fragte der Herzog mit einem eigenthümlichen Lächeln.

„Ich fordere ſie nicht, aber ich ſuche ſie,“ entgegnete Reinhard. „O wenn Euer Durchlaucht wüßten und zu ermeſſen vermochten, wie troſtlos mich dieſe Flucht macht, welche fürchterliche Folgen ſie mir bereitet, in welches Unglück ich durch dieſelbe geſtürzt bin, höchſtdieſelben würden barmherzig ſein, und mich nicht ganz verzweifeln laſſen!"

„Mein Herr, Sie ſehen mich im höchſten Grade erſtaunt," antwortete hierauf der Herzog. „O Gott, Sie haben dieſe weite Reiſe gemacht, ohne zu ahnen, daß ein Irrlicht Sie lockte? Sie wähnen, Ihr Schützling ſei mir gefolgt? Ich kann nur Ihren Irrthum beklagen, aber Sie flößen mir ſo viele Achtung ein, ſo viele Theilnahme an ihrem wahrhaften Kummer, daß ich mich verpflichtet fühle, Sie aufzuklären. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort als Gentleman, daß ich Ihre Dame nur einmal ſah und ſprach, damals am Hafen, wo Sie unſer Geſpräch unterbrachen, und dann nicht wieder. Das ſchöne junge Mädchen flößte mir Mitleiden ein, nichts weiter."

„Aber am andern Morgen oder in der Nacht entfloh dieſes junge Mädchen, während Sie aus dem Gaſthauſe fuhren und in geringer Entfernung von demſelben dieſe Flüchtige in Ihren Wagen hoben" — widerlegte Reinhard. „Man war Euer Durchlaucht gefolgt, und hat dieß geſehen."

„Nicht eine, ſondern zwei Damen ließ ich in meinen Wagen einſteigen, mein Herr," erwiederte der Herzog. „Ein Zufall oder Abſicht hat Sie getäuſcht und Sie dieſe weite Reiſe völlig erfolglos machen laſſen. Wie geſagt — ich bedaure Sie, doch will ich den Verdacht, den Sie auf mich fallen laſſen, in Ihrem Verab gung ſogleich entkräften. Folgen Sie mir gefälligſt, mein ſehr verehrter Herr!“

Der Herzog ſchritt, gefolgt von Reinhard, durch mehrere Gemächer ſeines in dem Alpenlande Albions reizend gelegenen Schloſſes, und führte den Fremden in ein Zimmer, in welchem eine Dame von Julianens Wuchs und Geſtalt, ſelbſt einiger Aehnlichkeit in den Zügen, verweilte, deren Kammerfrau in ihrem Zimmer die Muſterung verſchiedener Kleiderſtoffe mit der Herrin theilte.

„Verzeihe, mein Herz, hier bringe ich Dir einen Verfolger!“ ſprach lächelnd der Herzog zu der Dame. Dieſe wendete ſich um, und rief mit einem leiſen Schreck, der aber in ein freundliches Erſtaunen überging: „Ah! Herr Reinhard! Sie hier? Sah ich Sie doch erſt vor kurzem noch als Gaſt im Hauſe meines Vaters.“ —

„Fräulein Tomſon?“ ſtammelte Reinhard verwirrt und erſtaunend.

„Meine Lady“ — verbeſſerte der Herzog, und fügte lächelnd hinzu: „Dieſes ſind die Damen, welche ich in meinen Wagen ſteigen ließ. — Ueberzeugen Sie ſich, mein Herr, daß ich offen und ehrlich gegen Sie handle, indem ich Ihrer Discretion vertrauend, Sie in mein Allerheiligſtes einführe. Sie haben mir ohnlängſt Achtung erwieſen — heute lehne ich Ihnen

Ihre Achtung mit Vertrauen. Wir ſind nun quitt. Dieſe Damen folgten mir aus freiem Willen.“ —

Maßloſes Erſtaunen ergriff Reinhard, der tiefſte Unmuth, die quälendſte Beſchämung, doch rang er nach Faſſung.

„In der That!“ ſprach er: „Euer Durchlaucht mir erzeigte hohe Gnade weiß ich im ganzen Umfang zu ſchätzen, und ich bitte demüthig um Verzeihung meines eindringens, meines nun zu nichte gemachten Verdachtes. Ich bin ſelbſt zu nichte gemacht, denn nach dieſer Täuſchung geht mein Pfad völlig durch die lichtloſeſte Nacht hin, da ein blindes Ohngefähr mich ſo weit von meinem Ziele ab, an Englands Küſte und tief in das Herz Großbrittaniens ſchleuderte.“

„Ach mein Herr! Sagen Sie nicht ſo!“ ſprach theilnehmend der Herzog. „Seien Sie jenes Ausſpruchs des Euripides eingedenk: Nichts widerfährt den Menſchen ohne einen Gott. Gewiß ſind Sie nicht ganz vergebens in dieſes Land geführt worden, und kann ich Ihnen irgend hülfreich ſein, ſo gebieten Sie über alles, was ich vermag, Ihnen zu dienen.“ —

Reinhard ſah ſich eben ſo achtungsvoll als gaſtfreundlich aufgenommen, er theilte dem Herzog mit, ſoviel ihm über Julianen mitzutheilen vergönnt war, und rief deſſen Hülfe behufs von Nachforſchungen in England an, welche ihm bereitwilligſt zugeſichert wurde.

Mit begünſtigenden Empfehlungen verſehen, trat

Reinhard ſeine Rückreiſe über London an, und ging von da nach Harwich, um auf dem gewöhnlichen Lauf in kürzeſter Zeit Hamburg wieder zu erreichen. —

Während nun auf dieſe Weiſe Julianens Führer eine im ganzen und für die nächſte Zeit völlig fruchtloſe Reiſe nach und in England machte, war dieſe in Begleitung jener holländiſchen Familie, der ſie ſich angeſchloſſen, immer weiter nordwärts gelangt, und endlich in Stockholm angekommen.

Dieſe Reiſe brachte Julianen mannichfachen Gewinn. Sie lernte vor allem Selbſtſtändigkeit und Sicherheit im Benehmen, lernte tiefere Blicke in das Menſchenleben thun, das ſich ihr in den mannichfaltigſten Erſcheinungen darbot. Mittheilung und Lehre bereicherten Julianens Faſſungsvermögen, und da ſie ganz auf ſich ſelbſt verwieſen, aber auch dabei mit den glücklichſten Naturanlagen begabt war, ſo gewann ſie allmählich eine Beſonnenheit und Feſtigkeit im eignen Handeln, welche ihr in der Geſellſchaft Halt und Würde verliehen.

Jener junge Theologe, der auf der Reiſe ihr Begleiter und ihr täglicher Umgang war, der ſie in vielen Dingen, worin ihr Unterricht mangelhaft geweſen war, unterwies, faßte zu Julianen eine glühende aber ſtille Neigung, von welcher ſie nicht das mindeſte ahnete, denn in ihrem innern ſchlummerten noch tief alle jene Wünſche und bangen Sehnſuchtträume, welche junge gen nach Jeruſalem. Er hatte ganz kürzlich ſein Gedicht wieder fortgeſetzt und nun träumte er ſich in heilige Grabestempel, da es rund um ihn ſo ſtill war und dabei doch ſo feierlich und heilig, und er mußte ſein Gedicht, wenn nicht ſchriftlich, doch in Gedanken weiter ſpinnen, und da er nun niemand mehr hatte, dem er es vorleſen mochte, weil ſie es nicht mehr hörte, die es einſt ſo freudig gehört, ſo ſagte er ſich alles ganz leiſe ſelbſt vor, daß es kaum einer hörte, wer es aber vernahm, der hörte ganz erſtaunt zu, weil die milde Stimme des im magiſchen Halbdunkel Sprechenden klang, als klinge ſie aus einer andern fernen Welt her, aus dem Welttheil, in welchem ſo eben des Dichters Seele weilte.

Folgendes aber waren die jüngſtvollendeten Strophen:

„Jeruſalem! Mit preiſenden Gebeten hat, Längſtersehnte, Dich die Schaar betreten, und freudig ſieht ſie ſich dem Ziele nah. Erinn'rung ſaß auf Trümmern dort und da. Vor Wehmuth weinte, wer die Trümmer ſah. An heilgen Stätten raſteten die

Herzen mit ſüßer Unruhe füllen und raſcher ſchlagen machen.

Die holländiſche Dame ſah mit ſcharfem Blick und gewahrte die Neigung des jungen Mannes zu Julianen; ſie gewahrte und verdammte ſie zu gleicher Zeit. Ihre mütterliche Beſorgniß ließ ſie fürchten, ein übles Beiſpiel für ihr in der Entfaltung begriffenes Töchterchen zu erleben, und ſie hatte auch in der That Julianen zu lieb gewonnen, um nicht mit mütterlicher Sorfalt darauf Bedacht zu nehmen, daß dieſe wo möglich noch unbefangen und unberührt von den Wonnen und Schmerzen einer erſten Liebe bleibe.

Willkommen erſchien daher der Umſtand, daß nachdem die Reiſenden in Stockholm angekommen waren, die befreundete Familie, welche beſucht wurde, in ihrer Häuslichkeit nicht Raum genug hatte, auch Julianen aufzunehmen. Daher erkundete die Sorgfalt jener wohlwollenden Frau eine Privatwohnung für Julianen und fand dieſe bei der Wittwe eines niedern Kronbeamten, welche eine Deutſche und von der rechtlichſten Geſinnung war.

In dieſem ſtillen Schutz gingen für die junge und ſchöne Fremde eine Reihe ruhiger Tage dahin, in denen Juliane mit harmloſem Sinn und einem Herzen voll ſorgloſen Gottvertrauens glücklich lebte, ohne noch zu ahnen, welch ein Loos ihrer harre, wenn ihr kleiner Schatz, den ſie manche Bedürfniſſe des Lebens mehr und mehr zuſammenſchmelzen ließen, aufgezehrt ſein werde.

Julianens Wirthin faßte für dieſe die zärtlichſte Zuneigung, denn das war die wunderbare Mitgift für das Leben, welche die allgütige Gottheit dieſem Kinde verliehen, daß alle, die Julianen näher traten, vom Zauber ihres Liebreizes berührt und ihr gewonnen wurden.

Wie lieb und gut und freundlich aber auch Juliane gegen alle war, die ſie umgaben, ſie lenkte doch mit einem glücklichen und ſichern Takt alle Vertraulichkeiten von ſich ab, und nie ſtand ſie Rede auf Fragen, welche Antheil oder Neugier über ihr Herkommen und ihre Jugend that. Sie barg ihre Erinnerungen wie ein köſtliches Kleinod und legte hierin die tiefſte Verſchloſſenheit an den Tag. Sie hielt ſich für verpflichtet, Geheimniſſe zu ehren, welche nicht allein die ihrigen waren. Auch war ſie ja nur die Hüterin dieſes Geheimniſſes, gleichſam eines goldenen Käſtchens, zu welchem ihr jedoch ſelbſt der Schlüſſel fehlte. —

Um den Herrn Grafen Belgiojoſo, Verwandten eines italieniſchen Fürſtenhauſes, und Geſandten einer europäiſchen Großmacht am königlichen Hofe Stockholms, tänzelte mit dem Puderbeutel ein franzöſiſcher Windbeutel, ſein Friſeur, und übte eben ſo gewandt als redſelig ſein Doppelamt als Haarſchmücker wie als Neuigkeitskrämer. Er erzählte, daß er jetzt eine junge fremde Dame zu friſiren habe, welche aus Hamburg gekommen

t, ganz allein und für ſich lebe und wohne, und ein
ahres Wunder von Schönheit ſei. Sie ſei mit einer
amilie aus Holland nach Stockholm gekommen, und
ne Familie habe das junge Frauenzimmer unterwegs
einem Dorfe getroffen. Sie müſſe ſehr reich und aus
nem ſehr vornehmen Hauſe ſein, denn ſie kleide ſich
t und ſchmücke ſich gern — ſie habe den edelſten An-
and, ſehr feine Manieren — doch ſei ſie nicht mittel-
nd, und was der Allerweltsauskundſchafter mehr erzählte.

Der Geſandte hörte erſt mit geringem Antheil zu,
s aber von Hamburg und von einem vornehmen Hauſe
e Rede war, wurde Graf Belgiojoſo aufmerkſamer,
d als der Haarkünſtler ihn verlaſſen, griff er in ein
ach ſeines Arbeitstiſches nach einer mit Achtſamkeit apart
legten Depeſche.

Eine halbe Stunde ſpäter erkundigte ſich ein Poli-
imann bei jener Beamtenwittwe nach dem Namen der
ame, welche bei ihr wohne, und eine Stunde ſpäter
elt der Wagen des Geſandten vor der beſcheidenen
ohnung jener Frau, und der Kammerdiener des Gra-
n brachte ein Billet an Fräulein Juliane von Schönau,
elches die Bitte enthielt, dem Geſandten eine Unter-
dung zu gewähren.

Juliane erbebte, als ſie dieß Billet las. Welch
ner Sturm drohte den ſchönen Frieden, den ſie ge-
nden, zu unterbrechen? Was konnte der ihr ſo fremde

Mann von ihr wollen? — Indeſſen ſie folgte der Aufforderung.

Als Juliane bei dem Geſandten eintrat, kam ihr dieſer mit der größten Artigkeit entgegen, erſuchte ſie Platz zu nehmen, und ſetzte ſich ihr gegenüber. Er erſtaunte im Stillen über den blühenden Liebreiz dieſes Mädchens und ihr ganzes holdes Weſen. „Halten Sie es nicht für eine Indiscretion, mein hochverehrtes Fräulein,“ begann er: „daß ich Sie zu mir bemühe, und verzeihen Sie mir im voraus gütevoll, wenn einige Fragen, um deren Beantwortung ich Sie erſuche, Ihnen vielleicht mißfallen ſollten! Es iſt nicht Neugier, es iſt Pflicht, die mich dazu veranlaßt, ja zwingt.“

„Fragen Sie, mein Herr!“ hauchte Juliane, und ihr Herz ſchlug ſtärker dabei — ſie zitterte leiſe: „ich werde Ihnen antworten.“ – „Sie kommen von Hamburg?“ fragte nun der Geſandte.

„Sie kamen nach Hamburg in Folge einer Reiſe?“

„Sie waren beſtimmt, nach Frankreich eingeſchifft zu werden?“

„Sie wünſchten die Reiſe nach Frankreich nicht, und verließen deshalb Hamburg und gelangten dann hieher nach Stockholm?“

Zu jeder dieſer Fragen neigte Juliane ein wenig zum Zeichen der Bejahung ihr Haupt.

„Es iſt gut — ich danke Ihnen auf das verbindlichſte, mein gnädiges Fräulein!“ fuhr der Graf fort.

„Fürchten Sie nicht, daß aus Ihrem Bekenntniß Ihnen unangenehmes erwachte. Erlauben Sie mir, daß ich ſelbſt Sie in Ihre Wohnung zurück geleite, damit ich mich überzeuge, ob Sie ſtandesgemäß logirt ſind, und überlaſſen Sie dann mir die weitere Sorge für Ihre verehrte Perſon.“ —

Als der Graf Julianen in ihre Wohnung zurückgebracht hatte, ſagte er zu ihr: „Mein hochgnädiges Fräulein, Sie verzeihen mir, wenn ich Sie erſuche dieſe Wohnung ſofort aufzugeben, und mir wieder zurück in mein Hötel zu folgen. Sie können hier nicht ferner wohnen. Sie wohnen bei uns. Meine Gemahlin wird um die Ehre Ihrer Freundſchaft bitten und jede Bequemlichkeit wird zu Ihrer Verfügung geſtellt ſein. Sie haben unumſchränkt über uns zu gebieten.“

Juliane begriff nicht, woher die Fülle ſo vieler Güte und herablaſſender Freundlichkeit des Geſandten gegen ſie ihren Urſprung hatte, doch ſah ſie keinen Grund, ſein Erbieten zurück zu weiſen. „Gott wird mich führen!“ dachte ſie, und nahm ihre wenigen Sachen zuſammen. Die Wittwe, bei der ſie Wohnung hatte, empfing von Julianen den freundlichſten Dank und von dem Geſandten eine überreiche Entſchädigung.

In der Wohnung des Geſandten ſah ſich Juliane von deſſen weiblichen Angehörigen auf das zuvorkommendſte und achtungsvollſte empfangen und behandelt; ſie bezog reich und mit Geſchmack möblirte Zimmer, ein

Kammermädchen und ein Lakai wurden ihr zur Bedienung zugeordnet, und ein glänzender Lebensſtern ſchien ihr mit allen Strahlen des Glückes, der Freude und des Reichthums aufzugehen.

Aber die Wolken des Geſchickes ſäumten nicht lange, dieſen ſchönen Stern zu verdunkeln.

Der Geſandte gab ein Feſt; es war zu dieſem das geſammte diplomatiſche Perſonal nebſt Gliedern der angeſehenſten Familien der Königreſidenz geladen.

Auch Juliane erſchien neben der Gemahlin des Geſandten, als deren Gaſt und Pflegebefohlene.

Strahlend wie eine junge Königin, in allem Glanze des Feſtſchmucks, und in dem noch ungleich höheren ihres wonneſamen Liebreizes, eine nun entfaltete junge Roſe, die im Morgenthaugeflimmer ihr ſanft geneigtes Haupt der Lebensſonne friſch und göttlich ſchön entgegen hebt, ein bewundernswerthes Meiſterſtück der ſchaffenden Allmacht, ſo betrat dieſes Mädchen von unbekannter Herkunft den Saal, in welchem es — wie vorauszuſehen war — aller Blicke auf ſich ziehen, und die huldigende Bewunderung aller Anweſenden empfangen ſollte als eine junge Fremde aus hohem Hauſe, welche dem Geſandten von ſeinem Hofe auf das dringendſte empfohlen ſei.

Juliane, ſolchen Glanzes ungewohnt, wie ihn der reichgeſchmückte Geſellſchaftsſaal im Hôtel des Geſandten entfaltete, ließ ihre Blicke bewundernd über dieſen Schmuck gleiten — da entſchlüpfte plötzlich ein tiefſchmerzliches

„Ach!“ den zartgeformten Roſenmund der Jungfrau — ihre vom holdeſten Flor der Jugendfriſche kaum noch blühenden Wangen wandelten ſich in die Farbe weißer Roſen um — Juliane ſchwankte — und ſank ohnmächtig in die Arme einiger Damen. Sie ward auf ihr Zimmer geführt, wieder zu ſich gebracht durch ſtärkende Mittel — ſie ſollte wieder in den Saal zurück, allein ſie zitterte, weinte, bat flehentlich ſie allein zu laſſen.

Dieſe Ohnmacht ſchrieb man dem einfachen Umſtande zu, daß Juliane ihr Kleid habe zu feſt machen laſſen — oder daß vielleicht der Duft der im Saale verbreiteten Wohlgerüche ihre Nerven allzumal erſchüttert. Eines wie das andere war eine große Täuſchung.

Im Saale hingen an der am reichſten verzierten Mittelwand drei lebensgroße treu getroffene Bildniſſe, eine Dame zwiſchen einem älteren und einem jüngeren Herrn, umgeben von überreich im Schnörkelſtyl verzierten Goldrahmen.

Dieß waren die Bildniſſe der Herrſcherfamilie jenes Hofes, deſſen Geſandter Graf Belgiojoſo in Stockholm war. Zwei dieſer Bilder, das des älteren Herrn und das der Dame, beſaß Juliane ebenfalls als Miniaturportraits.

Ihre ganze Vergangenheit trat vor ſie, und all ihr Sein auf das tiefſte ergreifend und erſchütternd wirkte der Anblick jenes hohen, ernſten und doch ſo liebevollen Mannes auf ſie, den ſie nur zweimal geſehen, den ſie ſo heiß geliebt und noch liebte nach ſeinem Uebergang zur Unſterblichkeit.

Das überwältigende dieſes Anblicks, dieſer Erinnerungen, dieſer zärtlichen und ſchmerzlichen Gefühle warf um Julianens Beſinnung den dunkeln Schleier der Ohnmacht.

Das Feſt des Geſandten konnte durch die Ohnmacht einer jungen Fremden keine Störung erleiden — es hatte ſeinen ungehemmten Fortgang. Aber Juliane verfiel in ein heftiges Fieber, man mußte nach ärztlicher Hülfe ſenden.

Neun Tage ſchwebte das arme Mädchen zwiſchen Tod und Leben. Ihre Phantaſieen waren ſehr bilderreich, ſie ſprach nur von Bildern und verlangte nach ihrem Vater.

Zwei Unterredungen.

Während Juliane, auf das allerſorglichſte verpflegt, überwacht und behütet, auf langem Krankenlager in dem hitzigen Fieber, in das ſie gefallen war, mehr ein exaltirtes phantaſieenvolles Traumleben lebte, als daß ſie litt — wie ſehr auch die Macht der Krankheit ihren Körper erſchütterte und ergriff — hatte Graf Belgiojoſo Briefe erhalten, welche ihn beunruhigten, — Briefe von ſeinem Hofe.

Der Inhalt dieſer Briefe enthielt Mittheilungen über verſchiedene Mißgriffe, welche da und dort gemacht werden waren, hervorgerufen durch den Eifer, dienſtgefällig zu ſein, und Warnung vor ſolchen Mißgriffen im Bezug auf die bezeichnete junge Dame, über welche man Nachricht wünſchte, damit nicht das Intereſſe, das an dieſer zu nehmen ſei, auf andere, jenem Intereſſe gänzlich fremde Perſonen übertragen und hingeleitet werde, zumal ſich das ſonderbare ereignet habe, daß gleichzeitig noch eine junge Dame aus Hamburg verſchwunden ſei, welche ein engliſcher Lord ihrem älterlichen Hauſe entführt, dieſelbe aber — obſchon nicht ganz zuverläſſigen Nachrichten zu folge, ſpäter ihrem Schickſale überlaſſen haben ſolle. Wenn nun die aufgenommene jene entführte war, und aus Abſicht, um unerkannt zu bleiben, den einer andern gehörenden Namen Juliane von Schönau nur angab, welchen Namen ſie ja durch Zufall erfahren haben konnte? —

Juliane hatte nicht das mindeſte bei ſich, was irgend legitimirend oder beweiſend Zeugniß ablegen konnte, daß ſie die ſei, für die ſie ſich ausgab.

Und für wen gab ſie ſich denn aus?

Für ein ältern- und heimathloſes Mädchen, für nichts weiter.

Ihre drei Portraits hatte ſie noch keinem ſterblichen Auge gezeigt. Selbſt während ihrer Krankheit entdeckte niemand von ihrer Umgebung dieſe wohl verborgenen Bildniſſe.

Und auf ihrem Krankenlager, das ihr ſo reiche Zeit zum Nachdenken geſtattete, erneute ſie ſich ſelbſt das Gelübde, ein unverbrüchliches Schweigen über dieſe Bilder und die Beziehungen, in denen ihre Perſon zu den dargeſtellten ſtand, zu beobachten.

Niemand wußte, und niemand hatte erfahren, daß der Anblick jener drei herrlichen lebensgroßen Herrſcherbilder ihre Ohnmacht und ihre Krankheit hervorgerufen.

Graf Belgiojoſo hatte noch keine Mittheilungen über die Aufnahme Julianens an ſeinen Hof gemacht, er wollte erſt von ihrem ganzen Weſen, benehmen, verhalten und auftreten ein recht anſchaubares Bild gewinnen, und pries jetzt ſelbſt ſeine diplomatiſche Vorſicht, daß er nicht voreilige Meldungen ergehen laſſen. Jetzt war er noch nicht compromittirt, wenn die aufgenommene eine andere war, als die geſuchte, und er konnte ſich ihrer auf eine gute Art und mit einem geringen Opfer entledigen. Doch galt es, ſich Gewißheit zu verſchaffen; er ging darüber mit ſeiner Gemahlin zu Rathe und wartete ruhig Julianens völlige Geneſung ab, um durch das erſchütternde einer ernſten Unterredung, die er mit ihr beginnen mußte, ihr keinen gefährlichen Rückfall zu bereiten.

Endlich kam der paſſend erachtete Zeitpunkt für dieſe Unterredung, welcher mit theilnahmevoller Sorge die Frau Geſandtin beiwohnte, denn, hatte dieſe zu ihrem Gemahl geſagt: die junge Dame mag ſein wer ſie will, Müden. Dort auf der Berghöh hingeſtreut vom Sturmwindflügelſchlag der Zeit lag die verblühte Herrlichkeit von Zion, Davids Burg, der Stadt im Süden. Im Oſten aber ragte hehr und groß der wundergleiche Tempel Salomo's, in alter Pracht, mit altem Glanz erneuert. Herodes Haus, noch ſichtbar war es dort! Pilatus Halle, Chriſti Marterort, und dort Bethesda, wo des Heilands Wort die heilge Wahrheit ſeiner Sendung ernſt betheuert."

„Jeruſalem, wer kann Dich würdig ſchildern? Wer malte Deinen Ruhm mit irdſchen Bildern? Andächtig ſah Dich Wilhelm, heil'ge Stadt, und weilte, wo der Herr gewandelt hat, am Kidron-Bach, im Thale Joſaphat, darinnen einſt ſich ſammeln alle Todten; dort liegt der Mutter Gottes Grab, und weiter durch das Thal hinab betrat mein Held am Pilgerſtab des Oelbergs grünen ſchmerzgeweihten Boden. Dort betete der Herr mit heißem Flehn: Laß, Vater, dieſen Kelch vorübergehn, doch nicht mein Will', der Deine nur geſchehe! Die Jünger ſchliefen bei des Heilands Gram; deß Sohnesflehen Gott der Herr vernahm: der ſie iſt ein durch und durch reines und der innigſten Theilnahme würdiges Mädchen, das ich wie eine Tochter lieben und nicht von mir laſſen würde, wenn die gänzlich dunkle Herkunft derſelben ſich auf eine nicht in künftige Verlegenheiten verwickelnde Weiſe aufhellen ließe.

Der Graf trat in das Zimmer ſeiner Gemahlin, in welchem ſich Juliane befand. Dieſelbe war noch etwas bleich, man ſah noch in ihren ſanften, engelmilden Zügen die Spuren von der Macht der Krankheit, das Auge hatte einen feuchten Schimmer, wie verklärt; ſie war noch gewachſen, und erſchien nun ganz gereift, zu voller Wohlgeſtalt entwickelt, nur daß die Blüthe jetzt ſich nicht in ganzer Herrlichkeit entfaltet zeigte.

So birgt die weiße im Winter blühende Helleboride lange ihren erdwärts geneigten Kelch im Schnee, der die Gartenflur bedeckt, bis ſie an den erſten Strahlen der höher ſteigenden Lenzesſonne ihn freudiglich entfaltet, bis ein ſanftes Roſenroth die weißen Kelchblätter überſchimmert und die goldene Fülle der Antheren rings um die hoffnungsgrünen Narben prangt.

Der Graf wünſchte Julianen, die er zum erſten Male nach ihrer Krankheit ſprach, Glück zu ihrer Geneſung, und lenkte das Geſpräch dieſem und jenem zu, bis er endlich fein lächelnd und wie im Scherz die Frage hinwarf: „Denken Sie nicht recht oft an Hamburg zurück, mein Fräulein?“

„Ich denke bisweilen an Hamburg zurück, Herr Graf, aber nicht mit Freude," entgegnete Juliane.

„Sie machten dort die Bekanntſchaft eines Engländers?" fragte der Graf.

„Eines Engländers? — Nein — doch ja — ich entſinne mich" — verſetzte Juliane, und ein leiſes erröthen trat verſchönend auf ihre zarten Wangen. „Eine ſehr vorübergehende!" fügte ſie mit einem leiſen Anflug von ſchmerzlichem lächeln hinzu, da ſie jener flüchtigen Begegnung mit dem angeblichen Lord Rory und deſſen was darauf erfolgt war, gedachte.

Dieſes ſchmerzliche lächeln und dieſes erröthen leitete den Grafen Belgiojoſo gänzlich irre; er deutete beides völlig falſch, indem er es für ein Einverſtändniß hielt, das ſeinen Verdacht beſtätige, ehe er dieſem noch Worte gegeben.

„Dieſer Engländer," begann nun der Graf zu inquiriren: „veranlaßte Sie, Hamburg zu verlaſſen, nicht wahr, mein gnädiges Fräulein?"

Juliane ſenkte ihre Blicke und hauchte mit einem Seufzer kaum hörbar vor ſich hin: „Ja — er war mit die Veranlaſſung meiner Flucht.",

„So ſagten Sie mir damals, als ich das Glück hatte, Sie zum erſtenmale zu ſprechen, nicht die volle Wahrheit?"

„Doch, Herr Graf, doch! Wie können Sie zweiſeyn?" fragte Juliane, und hob verwundert das leicht geſenkte Haupt, und ſah ihn an mit ſtaunenvollem Blick.

„Verzeihen Sie! Ich fragte Sie, ob Sie in Folge einer weiten Reiſe nach Hamburg gelangt, ob man Sie nach Frankreich einſchiffen wollen, und ob Sie aus Furcht vor dieſer Einſchiffung Hamburg verlaſſen hätten? Sie bejahten damals alle dieſe Fragen."

„Ja, mein Herr Graf, ich beſtätigte Ihre Fragen, und beſtätige ſie nochmals", ſprach Juliane ruhig, doch mit wachſendem Erſtaunen, wohin das führen ſolle?

„Mein Gott, verehrtes Fräulein, Sie verwirren ſich — oder mich," fuhr der Geſandte fort. „Doch ich will Ihr Gefühl nicht unzart verletzen; beantworten Sie mir nur noch eine Frage: Nicht wahr, Sie folgten jenem Engländer, der ſie verleitete, mit ihm zu entfliehen?" —

Juliane wurde bleich wie Schnee; ſie fühlte all' ihr Blut nach dem Herzen dringen.

„Wie Herr Graf? Ich folgte jenem Engländer? Er verleitete mich? O nein, bei dem höchſten Gott! Nein, Herr Graf! Ich habe nie einen Engländer gekannt!"

Das ſchöne Gefühl jungfräulicher Schaam, und die in Julianen aufſteigende Ahnung eines ihre Reinheit befleckenden Verdachtes verwandelte bald die Bläſſe ihrer Wangen in Purpur, ſie zitterte, und in ihren Augen quollen Thränen empor.

Ein beſorglicher Wink der Geſandtin bat ihren Gemahl, dieſe Unterredung nicht fortzuſetzen, allein dieſer wollte nicht auf halbem Wege ſtehen bleiben, er wollte, er mußte Gewißheit haben, und ſprach weiter: „Entſchuldigen Sie meine Indiscretion, Fräulein von Schönau, wenn dieß Ihr wahrer Name iſt!“

Dieß Wort durchbebte Juliane wie der Schmerz eines Dolchſtichs. Wohl war ſie ſich bewußt im tiefſten innern, daß ein ganz anderer Name ihr gebühre, daß man ſie angewieſen, den ihrer Pflegerin zu führen, allein unbegreiflich erſchien es ihr, daß der Geſandte um ihr Geheimniß wiſſe und es zitterte die Frage von ihren Lippen: „Wie Herr Graf? Sie wiſſen?“ — Zu dieſer Gegenfrage ſah der Graf ſeinen Argwohn zur Gewißheit erhoben, er hielt ſich für einen getäuſchten und der Groll darüber ließ ihn minder zart, als zuvor, ſich äußern und in die Worte ausbrechen: „Ich weiß, Fräulein, daß Sie einen andern Namen führen, und mehr bedarf ich nicht zu wiſſen. Sie ſagen, ich kannte nie einen Engländer, und vor wenigen Augenblicken geſtanden Sie ein, nicht nur einen ſolchen zu kennen, ſondern daß derſelbe die Veranlaſſung ihrer Flucht geweſen. Beunruhigen Sie ſich indeß nicht, Fräulein Tomſon! Es droht Ihnen hier weder Gefahr noch Verrath. — Sie wiſſen vielleicht noch nicht“, fügte er lächelnd hinzu: „daß das Hôtel eines Geſandten ein Aſyl iſt.“

Wie ſehr auch Juliane von dieſer Scene ergrifſen war, ſo war ſie doch bewußt genug, mit ſchneller Faſſung ſich ſelbſt zu ſagen: Er kennt dein Geheimniß nicht — er nennt einen Familien Namen, welcher der deinige nimmermehr ſein kann — er iſt in einem Irrthum befangen — ja vielleicht hängt dieſer Irrthum mit der Dame zuſammen, die in meiner Fluchtnacht rief: Verzeihung, Vater, Verzeihung! und die jener Engländer in den Wagen hob. Laſſe ich den Grafen in ſeinem Irrthum, ſo bleibt mein Geheimniß bewahrt, und er wird nicht weiter in mich dringen, mich nicht ferner mit Fragen quälen.

Nachdem dieſe Gedanken blitzſchnell durch Julianens Seele gegangen, beſchwichtigte ſich die Aufregung in die ſie die Fragen des Geſandten verſetzt hatten, und ſie ſprach unendlich ſanft, indem Thränen über ihre Wangen rollten: „Ich bin eine Unglückliche, Herr Graf! Schonen Sie mich und laſſen Sie mich durch Ihre Güte den Weg finden, den ich wandeln ſoll!“

„Rückkehr, mein armes, verlaſſenes Kind!“ ſprach der Graf nicht ohne Rührung und Mitleid. „Rückkehr nach Hamburg, wo Sie gewiß offene Arme und verzeihende Herzen finden. Und laſſen Sie es unſere Sorge ſein, Ihnen dieſe Rückkehr zu ermöglichen — dieſen Weg Ihnen zu bahnen, bei Gott, den beſten, den Sie einſchlagen können.“ — „Gott wird mich führen!“ ſeufzte Juliane, zog die Hand der Gräfin an ihre Lippen, und begab ſich im innerſten bewegt, in ihr Zimmer.

Von ſeiner fruchtloſen Reiſe nach England zurückgekehrt, fand Reinhard Agathen und Gotthard, die jetzt ſeine Untergebenen waren, noch in banger Sorge um Julianens Loos und Schickſal und namentlich jenes arme Mädchen, deren friedlichem Schlaf die Mitſchuld an Julianens Entweichung aufgebürdet wurde, zerknirſcht und troſtlos, ſo daß ſelbſt deren Jammer zum Mitleid aufforderte. In Haſt durchflog Reinhard die indeß an ihn eingelaufenen Briefe, und traf ſofort Anſtalten zu einer neuen Reiſe nach dem innern Deutſchlands oder nach dem deutſchen Süden, auf welche er Agathen mit ſich nahm, um dieſe ihrer Heimath wieder zuzuführen, da ſie ihm jetzt eine unnütze, ſeine Sorgen nur vermehrende Laſt war.

Gotthard ward befehligt, in Hamburg zurückzubleiben, Briefe in Empfang zu nehmen, unter beſtimmten Adreſſen weiter zu ſenden und keinen Tag und keine Stunde zu verſäumen um ſtille Nachforſchungen fortzuſetzen, und ſobald ſich eine Spur zeige, zu deren Verfolgung alles aufzubieten. Es konnten für einen ſolchen Zweck dem treubewährten bejahrten Manne bedeutende Mittel angewieſen werden, und Reinhards Bankierhaus, die Firma Tomſen und Compagnie war ermächtigt, Gotthard jede von ihm gefordert werdende Summe alsbald zur Verfügung zu ſtellen.

Reinhards Haar färbte die Sorge grau, Kummer und die Anſtrengung der Reiſen, die er nicht gewohnt war, er, den eine Reihe von Jahren in der friedlichſten einſamſten Stille nur Kunſt-Studien und Uebungen der Gottſeligkeit beſchäftigt hatten, und die Leitung der Erziehung jenes Kindes, das ihn jetzt ſo großen und ſchweren Prüfungen und Leiden unterzog.

Und dennoch liebte er ſie noch, dennoch bangte er um Julianens Schickſal, dennoch hätte er gern den Tod erlitten, wäre ihm von ihr eine beruhigende Kunde gekommen.

Wer weiß ob ſie nicht bereits entwürdigt und mißhandelt war — ob ſie nicht auf ein Schiff gelockt zu ſklaviſcher Dienſtbarkeit verurtheilt, einem fernen Welttheil zuſegelte, — ob ſie nicht die Beute eines nichtswürdigen Verführers geworden; eine ſchaudervolle Möglichkeit jagte die andre im Gehirn des unglücklich gewordenen Mannes.

Er ſuchte noch einmal — ehe er wieder abreiſte — er ſuchte noch einmal ſelbſt durch die ganze Stadt. Er, der reine, ſittenſtrenge Mann, durchwandelte alle Höhlen der ſittlichen Entwürdigung, die glänzenden, prunkenden, übertünchten Gräber — und die ſcheußlichen Höhlen offener, nackter Verworfenheit. Er fand Juliane nicht, und pries Gott auf ſeinen Knieen dafür, daß er ſie hier nicht fand. Gotthard forſchte in den Twieten der Altſtadt, in den engen ſchmutzigen Gängen der Michaelisvorſtadt, in dem finſtern Gänge-Labyrinth der Neuſtadt, in Höfen und Erben, in Sälen und Logier-Kellern, immer vergebens. Aber er forſchte fort und fort, er beſuchte den Hafen täglich, beſuchte die Orte der Volksluſtbarkeiten, alle Pavillons, wandelte auf allen Promenadewegen um das Becken der Binnenalſter, und hatte nur Augen für eine einzige, liebe, holde, ſüße Geſtalt, die — ſo ſchien es, dieſen Augen auf ewig entzogen war.

Ach wie oft flammte die Hoffnung in ihm auf, wie oft eilte er jungen Damen nach, die Julianens Wuchs, Gang und Haltung hatten — und fand ſich dann ſchmerzlich getäuſcht.

Gotthard hatte nur einen Gedanken, der ſich als fixe Idee in ihm feſtſetzte: Er meinte, Juliane müſſe ihm begegnen arm, elend, herabgekommen, durch die härteſte Schule ſchwer prüfenden Unglücks gegangen, und der verlorene Sohn im Evangelium ſtand ihm in weiblicher Geſtalt ſtets vor Augen; als verlorene Tochter fürchtete er Juliane wieder zu ſehen, wenn er ſie jemals wieder ſah.

Der alte treue Mann und redliche Diener ſitzt an einem heitern Octobertage an der Wirthstafel, und genießt ſein frugales Mahl, als ein Kellner ihn anredet: „Herr Gotthard! Erſchrecket nicht! Freuet Euch vielmehr! So eben iſt eine junge Dame mit Extrapoſt in das Haus gefahren, ihre erſte Frage war nach Herrn Reinhard und Herrn Gotthard — ob und wann ſie abgereiſt ſeien?“

Dem Herrn Gotthard entfallen Meſſer und Gabel. „Ich? Mich? — Nach mir? — Großer Gott iſt es möglich? Wäre ſie es?“ ſtammelt er, und zittert ſo heftig vor Schreck und Freude, daß er aufſtehend, ſich am Tiſche ſtützen muß. „Wird es wohl ſein, das junge Frauenzimmer!“ verſetzt der Kellner; „iſt aber größer geworden und ſieht ſehr ſtattlich aus.“

„Ach Gott! Sie iſt es nicht!“ ſeufzte Gotthard und ließ ſein Haupt ſinken. „Ende Auguſt kamen wir hier an, jetzt haben wir Ende Octobers! Wie wird ſie denn in zwei Monaten bemerkbar größer geworden ſein?“

„Kommet zu ihr, mein Herr, ſo werdet Ihr ſelbſt ſehen!“ ermahnte der Kellner, und eilte Gotthard voran, der mit bangeren Herzensſchlägen als er je gefühlt, mühſam eilend nachſchritt, bis jener ein Zimmer ihm aufſchloß, in deſſen Mitte, Gotthards harrend, eine reizend ſchöne junge Dame ſtand.

„Mein lieber, mein alter Gotthard!“ klang ein Silberton aus Julianens Munde und außer ſich vor Entzücken hatte der Mann nur das eine gewohnte Wort aus den frühern Tagen: „Fräulein! Fräulein!“

Gotthard warf ſich zu Julianens Füßen nieder, er küßte ihr Kleid, er küßte ihre Hände, er lachte und weinte — er verlor faſt die Sinne vor Freude, vor ſeliger Freude.

Julianen ſelbſt rührte dieſe treue Anhänglichkeit bis zu Thränen, und ſie ſprach ſanft, indem ſie ſich zu dem Diener niederbeugte, und beide Hände ihm hinreichte: „Stehe auf, guter Gottbard! Komme zu Dir! Ich freue mich von Herzen Dich wiederzuſehen!“

„O ich habe euch treuen Seelen wohl vielen Kummer verurſacht! Und ich erfahre, daß Du allein hier geblieben biſt, daß Herr Reinhard und Agathe weggereiſt ſind!“

„Sie ſind es, mein gnädiges Fräulein! Sie ſind es! Geprieſen ſei der Heiland ewiglich!“ jubelte Gottbard. „Wir haben Sie wieder! O nun iſt alles gut — o Gott, Herr Reinhard — wenn er wüßte — wie glücklich wird dieſe Nachricht ihn machen!“

„Glaubſt Du das, Gottbard?“ fragte Juliane nicht ohne einige Beklemmung. „Doch beruhige Dich, erzähle mir — ich will ſelbſt an Herrn Reinhard ſchreiben, und will auch Dir erzählen.“

Ruhiger geworden vernahm nun Gottbard Julianens Mittheilung.

Der Geſandte, Graf Belgiojoſo hatte ihr, das bittere Gefühl ſich getäuſcht zu haben, überwindend, durch welches Gefühl er erſt eigentlich getäuſcht wurde, da ihre Geldmittel zu Ende gingen, die Summe von fünfundzwanzig Piſtolen zugeſtellt, und für ihr fortkommen auf eine feine und anſtändige Weiſe Sorge getragen. Er kannte ſehr gut die Firma Tomſon und Compagnie, und glaubte auf vollen Dank rechnen zu dürfen, wenn er ſich dieſem Hauſe verpflichte. Zum

Vater winkte und der Engel kam, den Blutſchweiß trocknend und ihm ſänftigend ſein Wehe.“

„Ein Tempel ſtand auf jenes Berges Höhe, von dem der Herr aus ſeiner Jünger Nähe, der Auferſtandne, in die Wolke ſchwand, und ward enttragen in des Vaters Land, daß ihn der Jünger Blick nicht wieder fand. Die Pilger blickten ſtill gerührt nach oben, und eine Wolke zart wie Duft ſchwamm droben in der blauen Luft hoch über der geweihten Gruft, aus welcher glorreich Chriſtus ſich erhoben. — Zum Berge Zion wallte nun die Schaar, und kniete vor des Tempels Hochaltar, wo Chriſtus hat das Oſterlamm genoſſen, und eingeſetzt ſein heilges Liebesmahl, im Vorgefühl der bittern Todesqual, und wo des heilgen Geiſtes Flammenſtrahl ſich auf die Jünger mit Begeiſtrungsgluth ergoſſen.“

Jetzt, wie mitternächtliche Schauer den hohen Tempel durchwehten und ein Echo ſolch geheimnißvollen Wehens auch den Dichter durchzitterte, gedachte er lebhaft jener Schilderung des heiligen Grabes, die er in ſeinen alten Büchern gefunden, und ſeine dichteriſche Phantaſie führte ihn mit je-

Ueberfluß deutete der Graf in einem Geſchäftsbrief an dieſes achtbare Haus auf zarte Weiſe ſeine getroffene väterliche Fürſorge für deſſen holde Tochter an, was zu einer langen Kette von Mißverſtändniſſen führte, die einen reichen Stoff zu verſchiedenen Luſtſpielen hätten darbieten können, welche wir der Phantaſie unſerer Leſer ſelbſt auszuſpinnen überlaſſen wollen.

Juliane war in dieſen zwei Monaten nicht blos körperlich gewachſen, auch ihre geiſtige Entwicklung war vorgeſchritten, ſie hatte an Lebenstakt, Entſchiedenheit im benehmen, und an Zuverſicht zu ſich ſelbſt gewonnen. Ihre Bildung war vollendet, wenn auch ihre Kenntniſſe nicht reich zu nennen waren. Sie fühlte ſich, und das viele Nachdenken, dem ſie anheimgefallen war, während ſie in der Geneſung begriffen, noch Bette und Zimmer hütete, hatte ihren Verſtand gereift, und ſie mehr klar gemacht über ihr ſo ganz eigenthümliches Verhältniß, als früher, wo ſie, ſtets unter der Leitung anderer, unmöglich zu einiger Selbſtſtändigkeit gelangen konnte.

Nicht ohne Sorge für ihre nächſte Zukunft fragte nun Juliane Gotthard, ob Reinhard noch immer darauf beharre, ſie nach Bordeaux und in ein Kloſter zu führen?

„O dieſe unſelige Kloſteridee!“ — brach Gotthard aus: „dieſe allein war es, die Sie von uns trieb, liebes gnädiges Fräulein, ihr allein danken wir alle den tiefſten Schmerz, den nagendſten Kummer! Nein, o nein, daran denkt niemand mehr. Aber dennoch wünſcht Herr Reinhard, daß es Ihnen gefallen möge, nach Bordeaux zu reiſen, weil jene, in deren Befehlen Reinhard handelt und handeln muß, dieß ſo beſchloſſen und angeordnet haben. O folgen Sie, theuerſtes Fräulein, folgen Sie! Ich ſetze Ihnen meinen grauen Kopf zum Pfande, daß Sie nun gewiß in kein Kloſter geführt werden!“

„Mußte ich ſo vielen Gefahren und Schmerzen ausgeſetzt werden, um dieſe Sinnesänderung hervorzurufen?“ ſprach Juliane zu ſich ſelbſt, und dann laut: „Es müſſen ſich doch ſehr einflußreiche Perſonen für mich intereſſiren, und es müſſen in der That wichtige Gründe vorhanden ſein, die mir gerade jene Stadt, und nicht jede beliebige andere, da ich ja allenthalben eine Fremde bin — zum Aufenthaltsort beſtimmen?“

„Gewiß, gewiß, gnädiges Fräulein, iſt es ſo, wie Sie ſelbſt zu ſagen belieben!“ beſtätigte Gotthard.

„Ich hoffe, doch auch einmal Aufſchluß zu erhalten über ſo manches mir abſichtvoll verhüllte“, fuhr Juliane fort: „und im übrigen bin ich kein Kind mehr, und will mich nicht wie ein Kind an einem Gängelbande durch die Welt führen laſſen. Man vergeſſe nicht, daß ich einen Beſchützer habe, der höher iſt als alle Beſchützer, das iſt Gott!“

„Und alle Heiligen!“ fügte Gotthard ergeben hinzu. Juliane ſah ihn mit prüfendem Blicke an und fragte: „Gehſt Du mit mir, Gotthard? Begleiteſt Du mich?“ —

„Bis an der Welt Ende!“ betheuerte Gotthard.

„Wohlan denn, nach Bordeaux!“ rief Juliane aus und richtete einen ſchönen Blick voll vertrauenden Hoffens gen Himmel. —

Im Salon des Miniſters.

In ſeinem Palais zu Brüſſel, damals die Hauptſtadt der öſterreichiſchen Niederlande, war der bevollmächtigte Miniſter Graf Gobenzl mit Durchleſung mehrerer Depeſchen beſchäftigt, als ſein Lakai ein Billet brachte, nach deſſen Durchleſung der Graf die Worte ſprach: „Ich laſſe bitten!“

Wenige Minuten darauf trat ein Mann in einfacher ſchwarzer Kleidung, die einen Träger irgend einer geiſtlichen Würde oder eines geiſtlichen Ordens anzudeuten ſchien, in das Arbeitkabinet des Miniſters und grüßte dieſen würdevoll. Die Züge dieſes eintretenden Mannes waren ſchlaff und erſchienen abgeſpannt, aber das Feuer ſeines Blickes gab ihnen dennoch Leben; ſein Haar war grau, und der Scheitel gänzlich kahl.

Der Miniſter erhob ſich von ſeinem Seſſel und ſchritt dem Eintretenden gemeſſen entgegen, ihn achtungsvoll begrüßend.

„Ich verdanke Ihren Beſuch höchſten Aufträgen und Befehlen!“ ſprach der Graf. „Gebieten Sie ganz über mich, mein Herr, und machen Sie mich mit dem näheren Ihres Auftrages bekannt. Darf ich bitten, ſich niederzulaſſen?“ — Der eingetretene verbeugte ſich ſtumm, und folgte ohne weiteres der gegebenen Erlaubniß, indem er einen Stuhl nahm.

„In der That, ich bin erſchöpft, verzeihen Euer Excellenz, Herr Graf —“ nahm er das Wort. „Meine Jahre eignen mich nicht mehr zu einem Parforce-Pferd — die Elaſtizität meiner Glieder iſt in Steifigkeit umgewandelt — ich bin in drei Tagen von Hamburg hieher gekommen.“

„Unglaublich!“ rief der Graf. „So viele Meilen! Da haben Sie ſich keine Minute Ruhe vergönnen gekonnt!“

„So iſt es, Herr Graf!“ antwortete der fremde Mann, und holte tief Athem.

„Und dieſer raſchen Reiſe Zweck? Ihr Auftrag für mich?“ fragte der Geſandte.

„Iſt Auftrag meines gnädigſten Gebieters, nicht der meine; er betrifft eine junge Dame, die Gräfin Juliane von Schönau, welche jetzt in Bordeaux lebt.“

„Gräfin von Schönborn?“ fragte mißverſtehend Graf Cobenzl.

„Von Schönau, wenn ich unterthänigſt bitten dürfte!“ verbeſſerte der Fremde. — „Mir ſind keine Grafen dieſes Namens bekannt, nur Freiherren, welche in ihrem Wappen, zwiſchen roth und Gold getheilt zwei ſilberne und einen eiſernen Ring führen", äußerte der Graf.

„Ich bedaure — indeß die junge Gräfin exiſtirt, Excellenz!" entgegnete jener mit feinem Lächeln. „Jedoch muß ich Excellenz unterthänigſt bemerken, daß über Namen und Herkunft jener Dame ein Dunkel waltet, das ich nicht aufhellen kann und darf. Hohe und mächtige Hände haben dieſen zarten und doch ſtarken Schleier gewoben, meine niedern Hände würden freveln, wollten ſie ihn lichten oder zerreißen. Selbſt der Schleier ſoll dem Auge der Welt verborgen bleiben; Ihrer Excellenz, Herr Graf, dem ſo viel vertraut iſt, gönnt hohes und ehrenvolles Vertrauen mindeſtens den Anblick des Schleiers."

Bei dieſen Worten zog Reinhard, denn kein anderer war der Fremde, zwei Briefe hervor, welche er dem Miniſter überreichte. Dieſer empfing die Briefe mit einer Verbeugung, welche, wie es ſchien, nicht dem Ueberbringer, ſondern den Handſchriften der Adreſſen und den Wappen galt, mit denen dieſe Schreiben geſiegelt waren.

„Was ich ſagen darf," fuhr Reinhard fort: „iſt in wenigen Worten dieſes: „Comteſſe Juliane war mein Zögling, daher meine väterliche Zuneigung für dieſes unter dem Beiſtande des Höchſten ſittlich rein und körperlich ſchön entwickelte Kind von hoher Abkunft.

Mir wurde der Befehl, ſie aus dem verborgenen Aſyle, wo ſie ihre Jugendjahre in gänzlicher Abgeſchloſſenheit von der Welt verlebt, hinwegzuführen und Sorge zu tragen, daß ſie in Bordeaux als eine junge deutſche Gräfin ſtandesgemäß und in einer Umgebung lebe, welche — ohne ſie wie ein unmündiges Kind unter Aufſicht zu ſtellen — ſie doch in ſo fern überwache, daß nichts unreines ſich ihrem Lebenskreiſe nahe. Ein erprobter Mann, von Jugend auf in ihrer Umgebung, verſieht die Stelle eines Haushofmeiſters bei der jungen Gräfin. Dieſer Mann hat die Comteſſe bei ihrer Fahrt zu Schiffe von Hamburg nach Bordeaux, welche Fahrt eine überaus glückliche war, begleitet, und ſie auf das aufmerkſamſte bedient. Seine jetzige Stellung, zu welcher er aus dem Stande eines Kammerdieners erhoben worden, macht ihn ganz glücklich. In Bordeaux war er an das Haus eines deutſchen Bankiers, Namens Leimner, adreſſirt, welcher Kaufmann jedoch aus guten Gründen ſeinen den Franzoſen ſchwer auszuſprechen fallenden Namen in den leicht ausſprechbaren und wohlklingenden Namen l'Englumée umgewandelt hat. Die Dame vom Hauſe nahm ſich, hingeriſſen von der wahrhaft bezaubernden perſönlichen Anmuth der Comteſſe, ihrer Angelegenheiten auf das lebhafteſte an. Eine Freundin dieſer Frau, Madame de Guillaumet, hielt ein Fräulein-Inſtitut für junge Penſionairinnen aus den höhern Ständen; dieſe wurde bewogen, ihr Inſtitut aufzugeben, um einzig und allein ihre ganze Zeit und Aufmerkſamkeit einer neuen Pfleglingin, eben der Comteſſe Juliane, zuzuwenden, dieſer als Ehrendame zur Seite zu ſtehen, die junge Fremde in Theater, Concerte und Geſellſchaften zu begleiten, und ihr Haus nur zu deren Verfügung zu ſtellen. Die Mittel zu dieſem Aufwand fließen durch das Wechſelhaus l'Englumée, und ſind geſichert.“

Der Miniſter hörte aufmerkſam dem Berichte Reinhards zu. Bei Erwähnung des nicht unbedeutenden Aufwandes, der nach dieſer Mittheilung für die junge Gräfin gemacht wurde, ſchüttelte er, doch nur ganz wenig, den Kopf, und ein Schatten von Unzufrieden- eit überflog eine halbe Secunde lang das Geſicht des rnſten Mannes.

„Und was ſoll ich thun, hier in den Niederlan- en für die junge Dame, welche ſo unendlich weit on hier entfernt wohnt?“ fragte der Miniſter Graf obenzl. „Ich würde anrathen, wenn dieſe junge ame ſolcher Abkunft iſt, das die höchſte Rückſicht- ahme auf dieſelbe erforderlich ſcheint, ſie am franzö- ſchen und am ſpaniſchen Hofe zu accreditiren.“

Ueber Reinhards ſtrenge Züge flog ein leichtes cheln, das von dem Gedanken erzeugt wurde: Wie, err Graf? Sie ſind der große Diplomat, den Eu- pa mit Achtung nennt, und ahnen nicht, daß hier n Zuſammenhang waltet, welcher es naturgemäß erſcheinen läßt, daß man Ihre Fürſorge eher in Anſpruch nimmt, als jene der Höfe zu Verſailles und Madrid? —

Doch gab Reinhard dieſen Gedanken keine Worte, er verbeugte ſich blos, und erwiederte: „Die Briefe, welche ich in Euer Excellenz Hände zu legen die Ehre hatte, werden ohne Zweifel allen Aufſchluß ertheilen. Nur das erlaube ich mir noch unterthänig dem geſagten hinzuzufügen, daß es die Abſicht der hohen Beſchützer jener jungen Dame iſt, daß dieſelbe ihres Jugendlebens auf eine edle und ihrer, wie ihres Ranges würdige Weiſe froh werde, daß die heitern Genüſſe, welche die Natur und welche die ſchönen Künſte bieten, ihr nicht verſchloſſen bleiben, damit ihrem Leben, dem ſo manches Glück verſagt bleiben wird, mindeſtens dereinſt nicht ein Schatz ſchöner und freundlicher Erinnerungen an die Zeit ihrer Jugendblüthe mangle.“

„Lobenswerth, in der That, ſehr lobenswerth“, bemerkte der Miniſter. „In allem, wo ich dienen kann, mag ſich dieſe ſo warm empfohlene getroſt an mich wenden.“

„Sie wird ſich glücklich ſchätzen, wenn ich ihr dieſe ſchmeichelhafte Verſicherung Euer Excellenz überbringe,“ verſetzte Reinhard verbindlich. „Wir müſſen dieſer jungen Dame, die ohne nahe Stützen ſteht, in der Ferne Stützen ſichern.“

„Sie reiſen ſelbſt nach Bordeaux?“ fragte der Graf.

„Euer Excellenz zu dienen!“

„Nun wohl, ſo verſichern Sie die Gräfin Juliane von Schönau meiner Ergebenheit und meiner Bereitwilligkeit, ihr nützlich zu ſein!“

Reinhard empfahl ſich.

Als der Beſuch weggegangen war, erbrach der Miniſter mit eigenthümlicher Bewegung ſeines mit großen gepuderten Silberlocken geſchmückten Hauptes die empfangenen Briefe. Dieſe Briefe waren von Perſonen geſchrieben, welche eine hohe Stellung in der Geſellſchaft behaupteten und drückten dem im Dienſt des Staates und der Diplomatie ergrauten Miniſter ein höchſt ehrendes Vertrauen aus; ſie benachrichtigten ihn, daß die junge Perſon, für welche man ſein Intereſſe in Anſpruch nehme, auf deren Abkunft jedoch ein tiefer Schleier ruhen bleiben müſſe, jeden Antheiles würdig und zugleich angewieſen ſei, in vorkommenden Fällen ſeinen weiſen Rath, ſeine bereitwillige Hülfe zu erbitten; zugleich lagen einem dieſer Schreiben Creditbriefe auf brüſſeler Handelshäuſer bei, welche dem Miniſter für jene Dame Summen zur Verfügung ſtellten, über deren Höhe er erſtaunte.

Reinhard war nach dem Gange zu dem Miniſter kaum in ſeiner Wohnung wieder angelangt, als er ſich zum Schreiben niederſetzte. Er ſchrieb an Julianen. Dieß war der Inhalt ſeines Schreibens:

Gnädige Comteſſe!

Wenn dieſe Zeilen in Ihre Hände gelangen, iſt

Ihr alter treuer Freund und Lehrer bereits auf der Reiſe zu Ihnen. Mit wahrhafter Freude empfing ich erwünſchte Nachricht von Ihnen und preiſe den Herrn für Ihre glückliche Ueberfahrt, für Ihr Wohlbefinden und Ihre Zufriedenheit.

Die neuen Lebensverhältniſſe, in welchen Sie ſich in Bordeaux bewegen, werden Sie angenehm unterhalten und zerſtreuen, doch hege ich den treugemeinten und frommen Wunſch, daß Herz und Sinn meiner theuern Juliane auch in den Zerſtreuungen des Weltlebens rein bleiben werden, und ſie ihr edleres Theil nicht vergeſſe. Beginnen und beſchließen Sie auch fernerhin, wie es Ihnen gelehrt wurde, jeden Tag mit einer Erhebung Ihres Herzens zu dem Ewigen, danken Sie ihm für ſeine Gnade, und flehen Sie ihn an, Sie mit liebender und ſegnender Hand zu führen.

Ehren Sie die Frau, welche Sie, die unbekannte, in ihr Haus aufgenommen, als eine ältere Freundin, und befolgen Sie, obſchon ſie Ihnen keine Vorſchriften machen wird, gern deren einſichtvollen Rath. Beſuchen Sie keine Geſellſchaft ohne deren Begleitung; bleiben Sie ſtets jenes Verſprechens, das Sie in die Hand Ihres väterlichen Freundes ablegten, als Sie dieſen zum letztenmale ſahen, eingedenk, auch dann, wenn Ihr Herz ſich gegen dieſes Verſprechen empören und deſſen Abnahme hart und grauſam finden ſollte.

Mächtige, unabänderliche Beſchlüſſe wollen und nen Pilgern zu allen heiligen Stätten, welche dieſen unter Geſang und Gebet, bei Kerzenſchein, von den jeruſalemitiſchen Mönchen gezeigt wurden. Gläubig, wie die Pilger, zweifelte auch er an der Aechtheit keines dieſer geſegneten Orte, und ſuchte ſie namhaft zu machen in ſeinem Gedicht, nicht fühlend, daß das, was er ſo leiſe vor ſich hin halb ſprach, halb ſang, kaum ein Gedicht, nur eine rythmiſche Beſchreibung zu nennen war, die Hörer neuer Zeit nicht, wohl aber Hörer ſeiner Zeit hinreißen konnte.

Ganz erfüllt von einer gläubigen Andacht ſprach nun der Dichter noch die folgenden Reimzeilen, die in den Traum manches der Schläfer hineinklangen, dem beim Erwachen es vorkam, ſelbſt das Alles geſchaut und Engelſtimmen vernommen zu haben.

„Der Abend kam, und wie die letzten Strahlen des Sonnenrothes Wolken purpurn malen und heil'ger Friede die Natur verſchönt, da flammen Kerzen, frommer Hymnus tönt: Der Heiland hat die Welt mit Gott verſöhnt! und ernſt zum Grabestempel wallen alle. Viel' Wunder faßt der Tempelraum, der Pilger Sinn erfaßt ſie kaum und manverlangen dieſe Entſagung. Betrachten Sie in ſchmerzvollen Stunden, die Ihnen kaum fern bleiben dürften, ſolche Selbſtverleugnung eines ſchönen und warmen Gefühls, als ein Opfer, das Ihnen der Himmel zu tragen auferlegt, um Ihre Stärke zu prüfen, und wenn die Schwere dieſes Opfers Sie drückt, o ſo bedenken Sie, theure Juliane — Sie erlauben Ihrem alten Erzieher gewiß noch dieſe treue Sprache des Herzens — daß Tauſende, daß Millionen Ihrer Mitbrüder und Mitſchweſtern auf Erden den herben Kelch der Entſagung entweder freiwillig leeren oder ihn gezwungen leeren müſſen, deren Leben traurig und öde und einſam dahin ſtirbt, während Jugend, Freude, Reichthum und die Liebe vieler guter Menſchen Ihre Tage hell und golden machen werden.

Und bleiben Sie vorſichtig und verſchwiegen. Wem auch immer Ihr edles Herz mit ſeiner Freundſchaft und Neigung ſich öffnen will — nie und mit niemand ſprechen Sie von ſich, von Ihrer Vergangenheit — nie von Ihrer in einem beklagenswerthen Irrthum unternommenen Pilgerſchaft nach Norden — und forſchen Sie nie mit unedler Neugier nach dem, was Ihnen noch zu verhüllen, die Lenker Ihres Geſchickes für gut erachten.

Leben Sie wohl! Der Herr nehme Sie in ſeinen himmliſchen Schutz! Bald hofft Sie von Angeſicht zu Angeſicht wieder zu ſehen, und ſich über Ihr Wohlbe finden zu freuen Ihr mit aller Treue unvergänglich an Ihnen hängender alter Freund

Brüſſel.

P. Reinhard.

Als Reinhard dieſen Brief geſiegelt hatte, ſchrieb er einen andern an Gotthard, den Haushofmeiſter der Gräfin, und füllte dieſen mit außerordentlich genauen, wohlüberdachten Verhaltungsregeln, welche eine ſtrenge Beobachtung auch des geringſten thuns der jungen Gräfin mit in ſich ſchloſſen.

Reinhard ſchloß den Brief an letztere in den an Gotthard, beide in einen an das Handelshaus l'Englumée, beförderte alles zur Poſt, und richtete ſich dann ſelbſt zu baldiger Weiterreiſe ein.

Bevor jedoch Reinhards Abreiſe von Brüſſel erfolgt war und erfolgen konnte, ſandte der Miniſter Graf Cobenzl ihm eine Einladung, welche nicht von der Hand gewieſen werden konnte.

Es war ein glänzender Kreis fürſtlicher und adeliger Notabilitäten, der ſich im Salon des Miniſters zuſammenfand, und Reinhard knüpfte hier Bekanntſchaften an, welche ihm eben ſo erfreulich als wichtig waren. Wie lange auch ſein Leben in Einſamkeit dahin gegangen, dennoch bewegte ſich Reinhard in dieſem Zirkel mit der Feinheit und Gewandtheit eines vollendeten Weltmannes, eben ſo frei von Schüchternheit als von rückhaltloſer Offenheit. Von Perſonen höchſten Ranges im Salon des Miniſters behaupteten unter den Herren der Erzherzog Karl von Lothringen, Statthalter der Niederlande, unter den Damen deſſen Nichte, die Erzherzogin Maria Anna die erſten Stellen, und um dieſe Sterne des hohen deutſchen Kaiſerhauſes zog ſich der übrige Kreis der Geſellſchaft, wie jene irisfarbigen ſchimmernden Kreiſe, die wir bisweilen um die ſtrahlenden Lichter des Firmamentes erblicken.

Als Gaſt war zufällig der in Bordeaux reſidirende Herzog von Richelieu, Louis François Bernard du Pleſſis anweſend, bereits in ſeinem ſiebenzigſten Lebensjahre ſtehend, aber immer noch, wie ſtets ein Galanthomme, der die Schönheiten der Frauenwelt ſo feurig umſchwärmte, wie die ſurinamiſche Fulgora um die ſchönen Bananenblüthen ſchwärmt. Unter den übrigen geladenen zeichnete ſich der Chef-Präſident des Gouvernemets, Herr von Reny aus, ein Mann von äußerſt feinem Geiſt, welche ſeine Unterhaltung mit Witz und Laune würzte, und dieſe hauptſächlich mit einem Fremden flog, welcher in Geſchäften der Krone nach Brüſſel gereiſt war, Graf von Weiſſendorf aus Prag.

Reinhard wurde die Gnade zu Theil, den anweſenden höchſten Herrſchaften vorgeſtellt zu werden, um dieſen ſeine Ehrerbietung zu bezeugen. Bald genug war er mit der geiſtvollen Erzherzogin Maria Anna in ein anziehendes Geſpräch über Kunſt verwickelt, welches ihn den gewöhnlichen Salongeſprächen entrückte. Er hatte faſt alle die heitern Genreſtücke geſehen, welche unter der Künſtlerhand dieſer begabten Prinzeſſin hervorgegangen waren, und wußte an jedem einzelnen Bilde das hervorzuheben, was am meiſten den Hauch des künſtleriſchen Genius offenbarte. Auch den geätzten und radirten Kunſtblättern der Prinzeſſin lenkte ſich das Geſpräch zu, den landſchaftlichen ſowohl, als jenen lieblichen Stillleben, todem Geflügel, Küchenſtücken, Gehöften mit Vieh und ähnlichen Gegenſtänden, deren Wahrheit, Kraft und Leben ſchon den Nichtkenner ſolcher Werke anſprechen, aber um ſo mehr den Kenner befriedigen, und welche immer noch dem Sammler zur Freude gereichen.

Mit der liebenswürdigſten Beſcheidenheit äußerte ſich die Erzherzogin gegen Reinhard über ihr Talent. „Sie ſehen, daß ich mich nicht in zu hohe Regionen wage; ich bleibe im Kreiſe der Häuslichkeit, aber es ſind meine ſchönſten Stunden, die ich vor der Staffelei oder der Aezplatte zubringe.“

„Ihre Kaiſerliche Hoheit,“ erwiederte Reinhard: „ſind beglückt und geſegnet nicht nur vor vielen Ihres Geſchlechts, welche nicht verſtehen, die ihnen von Gott verliehene Zeit ſo angenehm und ſchön auszufüllen, ſondern auch beglückt vor vielen Ihres hohen Ranges. Ich erachte es für etwas ſehr edles, wenn ein fürſtliches Gemüth Freude findet an der Ausübung ſchöner Künſte, denn die ſchönen Künſte ſind Blüthen des Lebens, die zu Früchten ſtiller Befriedigung und erhabener Genüſſe reifen, die uns die Einſamkeit lieb machen, und uns vor ſchädlichen Zerſtreuungen bewahren.“

„Sie machen mir vielen Muth, mein Herr, mich ferner zu üben! Ich danke Ihnen für dieſe gütige Ermunterung,“ ſprach gütevoll die Erzherzogin. „Wollen Sie in meinem Atelier mich beſuchen, ſo wird es mir eine Freude ſein, Sie zu empfangen, ich habe eine Skizze angelegt, bei welcher Sie mich mit Ihrem wohlgeneigten Rathe unterſtützen können!“

„O Ihre Kaiſerliche Hoheit ſind allzugnädig!“ entgegnete Reinhard mit tiefer Verbeugung. „Ich gebe mich nicht für einen Kenner aus, ich bin nur ein Anerkenner, ein freudiger, Höchſtihres herrlichen Talentes, ja Ihres Genius!“

„Dilettanten und Dilettantinnen wie ich,“ verſetzte die Erzherzogin lächelnd und huldvoll, „haben alle Urſache, die Anerkennenden den Kennern vorzuziehen, denn ihrem Streben leiht Anerkennung Flügel, während Kennerſchaft dieſe Flügel ſchonungslos beſchneidet.“

Jetzt zog ein ſpäter in die Geſellſchaft getretener Mann die Aufmerkſamkeit der Sprechenden auf ſich. Dieſer Mann erſchien vom Kopf bis zum Fuß in orientaliſcher Tracht, und Reinhard konnte nicht anders glauben, als jener ſei der Abgeſandte eines Staates des Morgenlandes. „Ah, hier naht unſer türkiſcher Maler,“

rief die Prinzeſſin erfreut Reinhard zu: „Kennen Sie ſchon Herrn Jean Etienne Liotard?“

„Dem Namen nach wohl, Kaiſerliche Hoheit!“ erwiederte Reinhard, „doch habe ich nicht die Ehre dieſen berühmten Miniatur- und Emaillemaler von Perſon zu kennen.“

„Ich werde Sie mit ihm bekannt machen!“ ſprach die Erzherzogin, und Liotard gnädig begrüßend, ſtellte ſie beide Herren einander vor, und wandte ſich dann ſcherzend zu Liotard: „Sie hätten Ihren Patriarchenbart doch nicht abſchneiden ſollen, Herr Muſelmann! Er kleidete Sie ſo ſchön!“

„Aber er verjüngte mich nicht, Ihre Kaiſerliche Hoheit!“ entgegnete der Maler, der allerdings bereits ſchon in das drei und ſechzigſte Lebensjahr vorgeſchritten war.

„Lieber Liotard!“ bat die Erzherzogin: „Sie ſind ſo gütig, und geben mir noch einen Abzug von Ihren beiden ſchönen Stichen, auf welchem meine Mutter und ich als Damen von Pera dargeſtellt ſind, wie wir Beſuch empfangen, und mich ſelbſt als Dame von Galata; ich möchte dieſe Blätter Herrn Reinhard, der ein großer Kunſtfreund iſt, als ein Andenken an mich verehren.“

„Avent à lettre! Kaiſerliche Hoheit! Mit allem was ich dienen kann, ſtets zu allerhöchſten Befehlen!“ erwiederte der wunderliche Mann verbindlich, indem er nach orientaliſcher Art ſich mit über die Bruſt gekreuzten Händen verbeugte.

„Wenn Sie mich beſuchen,“ wandte ſich die Erzherzogin an Reinhard, ſo erzähle ich Ihnen viel Intereſſantes von dieſem intereſſanten Künſtler, der in der Kunſt der Paſtell- und Emaillemalerei unter den Lebenden ſeines Gleichen ſucht.“

Antheilvoll ließ ſich Lietard in Geſpräche über Malerei und Kunſt mit Reinhard ein. Als dieſer berühmte Künſtler erfuhr, aus welcher Reſidenz jener Fremde komme, erwähnte er dort verlebter glücklicher Tage und freudig ausgeführter Gemälde.

„Kennen Sie,“ fragte er: „die Fürſtin Felice von Auersberg?“

„Ich kannte ſie. Sie iſt todt.“

„Todt, dieſe holde Frau voll höchſter Schönheit? O mein Gott!“ rief der Künſtler ſchmerzlich bewegt aus. „Ich malte ſie nach dem Leben! Und dieß herr- iche Leben wäre dahin?“ —

Eine neue Sphäre.

Juliane ſaß an einem hellen und ſchönem Winter- age des Jahres 1766 allein in ihrem reizend ausge- chmückten Zimmer, und ein Wolkenſchatten des Gra- es und der Trauer lag auf ihrem ſanften Geſicht. n ihrer Hand ruhte Reinhards Brief, den ſie vor einigen agen empfangen, und ſie vermochte nicht, die Thränen rückzuhalten, welche auf dieſen Brief träufelten.

Das Zimmer war mit mancherlei exotiſchen Pflanzen geſchmückt, die zur Decke hinanreichten, und in zierlichen Ranken an dieſer hinzogen. Am Fenſter war eine Laube gebildet, in welcher Juliane ſaß, unter Blüthen die reizendſte Blüthe. In buntbemalten Käfigen flatterten und ſangen allerlei Vögel; kein Geräth des Luxus und der Mode jener Zeit fehlte, ja es herrſchte ein Ueberfluß an ſolchen Dingen im Zimmer Julianens, die Ausſicht von dieſem Zimmer war die ſchönſte des Hauſes der Frau von Guillaumot, das in einem kleinen Blumengarten frei in der Nähe des Haſens lag. Die ganze Umgebung des jungen Mädchens athmete Ruhe, Glück und heitern Frieden — und dennoch Trauer auf Julianens edlen reinen Zügen, dennoch Thränen?

„Bleiben Sie Ihres Verſprechens eingedenk, auch wenn Ihr Herz ſich gegen daſſelbe empören, und deſſen Abnahme hart und grauſam finden ſollte.“ —

Dieſe Worte Reinhards las Juliane immer und immer wieder mit ſchmerzzuckender Lippe.

„Entſagung! Alſo zur Entſagung geboren und unabänderlich beſtimmt!“ flüſterte ſie wehmuthvoll vor ſich hin.

„Ach, Armand — blicke nicht zärtlich und ſehnſüchtig nach mir — du theurer Jüngling — Juliane darf keine Wünſche wecken, keine Wünſche erfüllen, ſelbſt keine Wünſche hegen.“

„Alle Menſchen begegnen mir lieb und freundlich, alle ſagen mir, ſie müßten mich lieben auf den erſten

Blick, und es iſt dieß mehr als Schmeichelei, ernſte bejahrte Männer haben es mir verſichert, Herr von Ferrand, Armands Onkel, der Obriſt der Marechauſſée, welcher ohnlängſt mit ſeinem jungen Sohn Antoine und ſeinem Neffen Armand mich beſuchte, und auf deſſen Ball, zu dem er mich geladen, ich glückliche Stunden genoß; — auch Graf Coronini, der Neffe des Herrn Grafen und bevollmächtigten Miniſters Cobenzl in Brüſſel bezeugte mir den wärmſten Antheil und legte eine Aufmerkſamkeit gegen mich an den Tag, welche mich deutlich wahrnehmen ließ, daß ich ihm nicht gleichgültig ſei."

„Aber wer bin ich? Wem gehöre ich an? Sind es nicht eitle Phantaſieen, denen ich mich hingebe, ſind es nicht Luftſchlöſſer, die ich aufbaue — der Gewohnheit meiner Kinderjahre treu, wo ich oft ſinnend im Garten allein ſaß, und auf dem weichen Vließ ſonnebeglänzter Wolken mir Königsthrone träumte, und auf ihnen herrlich einherſchwebte wie die Feen in den Märchen des Orients?"

„Entſagung! — Entſagung! Du ſchmerzender Dorn in der Roſenkrone meines Glückes und meiner Jugend! — Ich muß mich gewaltſam losreißen von den düſtern Bildern, die an dem Himmel meiner Zukunft mir zu drohen ſcheinen! Zerſtreuung, Zerſtreuung — ein gefährliches Werkzeug, um den böſen Geiſt des Trübſinns zu bannen!" —

Juliane klingelte, ihre Zofe erſchien. „Ich laſſe Frau von Guillaumot erſuchen, mich auf einer Spazierfahrt zu begleiten, gieb dem Kutſcher Befehl, anzuſpannen, wir fahren nach Baſtide — und bitte den Herrn Haushofmeiſter, zu mir heraufzukommen.“

Bald darauf erſchien Gotthard im einfachen aber höchſt geſchmackvollen Anzug eines Officianten, um nach den Befehlen ſeiner Herrin zu fragen.

Mit aller der ihr eigenen, gewohnten und bezaubernden Güte ging Juliane dem bejahrten treuen Diener lächelnd entgegen. „Guten Tag, lieber Gotthard! Meine Börſe iſt erſchöpft, fülle ſie wieder, mein Grand Chatoullier, mein geheimer Finanz-Miniſter!“

„Gnädige Comteſſe“ — erwiederte mit einer Ehrfurcht, hinter welcher er eine gewiſſe Verlegenheit zu verbergen ſuchte, der Haushofmeiſter: „Ihre Kaſſe iſt erſchöpft — halten Sie zu Gnaden, Sie haben in den letzten Tagen zu viel ausgegeben — Sie kaufen zu viel, verſchenken zu viel — es wäre vielleicht — doch mir ziemt nicht, Ihnen einen Rath zu geben.“

„Sorge Dich nicht ab, redlicher Gotthard!“ ſprach Juliane, ohne ſich im mindeſten beunruhigt zu zeigen. — Sie ging zu ihrem Schreibepult und ſchrieb mit fliegender Feder auf ein Blatt Papier einige Zeilen.

„Hier, mein wackrer Finanz-Miniſter, dieß Blatt zu Herrn l'Englumée, eine Bitte, mir zweihundert Livres vorzuſchießen, welche dieſer Banquier nicht abchem dünkt, ein Zaubertraum führ' ihn durch die Altargeſchmückte Halle. Dort iſt die Stätte, wo um Chriſti Kleid die Knechte ſpielten ſonder Reu und Leid;* dort ward von Helena das Kreuz gefunden. Calvariberg, du liegſt ſo düſter da! und tief im Tempel unter Golgatha ſind ſie dem Marmorſarkophage nah, darin der Heiland Tod und Hölle überwunden."

Nun ſchwieg auch der Dichter. Die Lampen über den Altären erloſchen nach einander, nur jene nicht, die vor dem kleinen, uralten Bild hing, dieſe brannte in dem rothen Glas der Ampel und durchfunkelte ſo, wie ein ewiger heiliger Liebesſtern, die Düſterniß der ſchweigenden Nacht. Doch gedachte, als er dieſen glühenden Schimmer ſah, daß wohl nicht mit Unrecht eine tiefſinnende Myſtik den Karfunkelſtein zum ſymboliſch bedeutſamen Zeichen erwählt, ſey doch ſein Roth eine wahrhaft heilige Farbe, eine brennende Roſe der Liebe, eine heiße blutige Thräne, andeutend wie die Liebe Gottes im Opfertod für die ſündige Welt das eigne Blut dahingegeben, es verwandelnd wieder in den purpurſchlagen wird. Halt, noch eins, ſchreiben wir nicht heute den ſechsten Dezember? Kam nicht an dieſem Tage im Hauſe der Frau von Schönau der heilige Nicolaus in mein Zimmer, forſchte nach ob ich folgſam ſei, und fleißig im Katechismus lerne, und theilte mir dann allerlei Gaben mit, die das Kind erfreuten? Du warſt mein heiliger Nicolaus — lieber Gotthard — und ſieh, heute will ich der deinige ſein! Nimm dieſe goldene Uhr — ſie zeige Du noch viele frohe Lebensſtunden!" —

„O meine gnädige Comteſſe!" rief Gotthard: „Sie beſchämen mich — o nein — ſeien Sie minder freigebig."

„Du wirſt mich doch keiner Freude berauben wollen?" entgegnete Juliane.

„O Gott! Nein, aber es iſt zu viel!"

Vor der Thüre draußen ſprach Gotthard: „Sie iſt ein Engel — die kennen das Geld auch nicht. Wenn ſie nur immer ſo geben kann! Aber — aber — wo ſoll es noch mit dieſer Freigebigkeit hinaus!"

In einer eleganten Kutſche fuhr Juliane in Begleitung ihrer ſie bemutternden Freundin, Frau von Guillaumet, nach dem ſchönen Dorfe Bande, wo auch an Wintertagen ein Sammelplatz der vergnügungsluſtigen vornehmen Welt der großen Handelsſtadt war.

Unterwegs richtete Juliane aufmerkſame Blicke auf die mit ihren kahlen ſcharfkantigen Werken ſich eigenthümlich genug ausnehmenden beiden Befeſtigungen zum

Schutze der Handelsſtadt, die Citadelle Trompette und das Fort St. Louis, und fragte ihre Begleiterin: „Was ſind jenes dort für ſeltſame Hügel? ſie ähneln im Bau begonnenen, aber unvollendeten Pyramiden.“

„Es ſind die Forts, Comteſſe“ — erwiederte Frau von Guillaumot: „geſchrieben in unſerer Sprache F-o-r-t- das iſt ſo viel als in der Ihrigen: Feſt, ſtark, ſicher.“ — „Was iſt ein Fort?“ fragte Juliane, welcher ſolche ſtarke und mächtige Befeſtigungswerke noch nicht vor Augen gekommen waren.

„Ein Fort iſt eine kleine Feſtung, Comteſſe,“ erwiederte Frau von Guillaumot: „Man legt ſie an theils zum Schutz der Städte und Häfen gegen feindliche Ueberfälle, theils auch zur Aufbewahrung von Staats- oder andern Gefangenen.“

„Was ſind Staatsgefangene?“ fragte die in vielen Dingen noch in großer Unwiſſenheit lebende heitere Juliane.

Frau Guillaumot lächelte und erwiederte: „Dieß ausführlich Ihnen darzulegen, würde es wohl des Unterrichts eines rechtskundigen Mannes bedürfen, liebe Gräfin. Ich kann Ihnen nur ſo viel ſagen: Staatsgefangener iſt jeder, welcher — ſei es wegen eines Vergehens gegen den Staat, im Gegenſatz zu Privatintereſſen, oder auch nur wegen des Verdachts eines ſolchen Vergehens in Haft gehalten wird. Dieſer Vergehen mag es mancherlei geben, Verrath am Vaterlande, Spionage, unbedachter Tadel geſetzlich gebote ner Einrichtungen, Beleidigungen der geheiligten Perſonen der Regenten und ihrer Familienglieder, Fälſchungen und abſichtliche Täuſchungen, Mißbrauch des öffentlichen Vertrauens zur Erreichung ſelbſtſüchtiger Zwecke.“ —

„Genug, genug!“ unterbrach Juliane. „Mir ſchaudert vor der langen Kette der Möglichkeiten, die alle vorhanden ſind, um jene, die ſich vergehen, zu unglücklichen Gefangenen zu machen. Der Aufenthalt hinter jenen dicken Mauern und Wällen muß fürchterlich ſein!“

„Nicht ſo ganz,“ berichtigte die Begleiterin Julianens Anſicht. „Nur für grobe Verbrecher, deren Haft zugleich mit ſcharfer Strafe verbunden iſt, kann die Feſtung auch zur Marterkammer werden. Für Perſonen von Rang iſt in der Regel das Drückendſte der Haft eben dieſe ſelbſt, die Entziehung der perſönlichen Freiheit.“

„Ich werde nie wieder ohne Schauder Ihr Wort Fort mir geſchrieben vor Augen ſtellen. In unſerer deutſchen Sprache hat es den entgegengeſetzten Sinn vom feſthalten, da bedeutet es den Begriff: hinweg, von dannen — und dieſes Wort klang noch nicht allzulange ſchmerzlich und herzzerreißend in mein Inneres.“

Frau von Guillaumet lächelte wieder über die eigenthümliche Weiſe ihrer jungen Schutzbefohlenen, ſich ſelbſt mit Worten zu quälen, und ging zu Schilderungen der Gegend um Bordeaux über, ſprach von der Schönheit des grand cours, machte auf die gewaltige faſt neunhundert Schritte lange Brücke über den breit und majeſtätiſch dahinfluthenden Strom der von Kähnen und Schiffen belebten Garonne aufmerkſam, und brachte Juliane bald und leicht auf andere Gedanken.

Noch waren beide Damen nicht zurückgekehrt, als ein Fremder in das Haus der Frau von Guillaumot eintrat, und bei dem Portier nach dem Haushofmeiſter Gotthard fragte.

Bald ſah Gotthard den Mann vor ſich ſtehen, in welchem er ſtets einen Gebieter verehrte — Reinhard — der im einſamen Hauſe ihm befohlen, aus deſſen Händen er ſeinen Lohn empfangen, der ihm befehligt Julianen nach Bordeaux zu führen, der ihm für ſie reichliche Subſiſtenzmittel angewieſen, der in mehreren Briefen ihm die genaueſten Verhaltungsmaßregeln zugefertigt, und vor dem vermöge Reinhards geiſtiger Uebermacht auch nicht der Schimmer eines Geheimniſſes, oder des verbergens und verhüllens einer Thatſache im innern Gotthards denkbar war.

Reinhard ſchloß ſich mit Gotthard in deſſen ohnehin iſolirtes Zimmer ein, und ſprach lange mit ihm, nicht fragend, nicht inquirirend, aber mit großer Kunſt und Gewandtheit immer den redenden zur Mittheilung, ihm ſelbſt unbewußt, nöthigend durch die Regeln der Dialektik, und da ein Beſtreben, etwas zu verſchweigen nicht vorhanden, Gotthard aber ein ruhiger, unbefangener, doch dabei aufmerkſamer Beobachter war, ſo war es, als blicke Reinhard in einen magiſchen Spiegel, in welchem Julianens ganzes Leben, wie ſie es in Bordeaux zu führen begonnen, ſich ſonnenklar entwickelte.

Als Juliane mit Frau von Guillaumet zurückkehrte, und ausſtieg, ritt ein junger, blühend ſchöner Oberlieutenant der Linientruppen in glänzender Uniform, welcher dem Wagen in einiger Entfernung gefolgt war, kourbettirend vorüber, zeigte im Flug einige wunderſchöne Reiterparaden, grüßte die Damen ehrfurchtvoll und verbindlichſt und ſprengte dann in kurzem Galopp die Straße entlang, wobei er nicht unterließ, im Sattel ſich hebend, den Nacken zu wenden und noch einmal zurückzublicken.

Ein ſanftes Roſenroth überglühte bei dieſem Gruß Julianens Wangen und es übergoß die ganze holde Geſtalt ein Schimmer der Verklärung.

„Herr Armand de Ferrand erzeigt uns viele Güte und Aufmerkſamkeit," bemerkte mit einem feinen und anſpielenden Lächeln Frau von Guillaumet, Juliane aber erwiederte nichts auf dieſe Bemerkung — es war ein Gefühl in ihrem Innern, das ſie ſo recht allſelig machte. Sie eilte auf ihr Zimmer, dieſen blühenden lieblichen Wintergarten, ſchlug das unſchuldvolle fromme Auge zum Himmel, und blieb dort in ſüße Träumerei verſunken ſtehen.

Ein leiſes Geräuſch, durch das Oeffnen der Thüre verurſacht, weckte Juliane aus ihrem tiefen Sinnen.

Reinhard ſtand vor ihr.

Sie hatte ihn nicht wieder geſehen ſeit ſie ſich ſeiner Aufſicht entzogen hatte.

Der Lehrer und Leiter ihrer Jugend ſah erſchöpft und angegriffen aus; ſein Haar war völlig ergraut, er erſchien ihr, nach dieſer Trennung von nur wenigen Monaten, merklich gealtert.

Ein natürliches Gefühl ſagte ihr, daß ſie nicht ohne Antheil ſei an dieſer raſchen Zerſtörung im Anſehen jenes ſo kräftigen Mannes.

Was mochte ſein inneres gelitten haben, daß die Leiden deſſelben ſeinem äußeren eine ſo ſichtliche Spur aufgeprägt hatten!

Ihr Gefühl war mehr das einer ſchreckhaften Ueberraſchung als einer lebhaften Wiederſehensfreude. — Juliane erbleichte, zitterte, und fand kein Wort eines Willkommengrußes. Und doch gebot ihr ihr Herz, durch kalten Empfang nicht den Mann zu kränken, der um ihretwillen gelitten hatte — war Reinhard doch, wie er ihr ſelbſt geſagt hatte, — nur Werkzeug.

Ganz andere Empfindungen hatte Reinhard bei Julianens Anblick. Ihre immer reicher und herrlicher ſich entfaltet habende Körperſchönheit, der Liebreiz, der über ihr ganzes Weſen ergoſſen war, das noch glühte von einem heimlichen ſeligen Gefühl, wie die Eisgipfel der ewigen Jungfrau wunderſam glühen vom Abglanz eines himmliſchen Lichtes, wenn es in allen Tiefen längſt Nacht geworden, feſſelte auch ſeine Rede, und ließ den ernſten Mann in einem bewunderungsvollem Schweigen beharren.

Juliane faßte ſich — ſie trat ihm in zartgebeugter Haltung recht demuthvoll entgegen — ſie beugte ihre Knie vor ihm, und zog ſeine Hand an ihre ſüßen Purpurlippen.

„Sie kommen zu mir! Darf ich noch ſagen, mein Freund?“ lispelte ſie mit leiſem erbeben der Stimme.

„Immer und ewig Ihr Freund, Gräfin!“ antwortete Reinhard, und hob mit einer ſegnenden Gebehrde die Hand über ihr ihm zugeneigtes Haupt.

„Sie üben Himmelsmilde mit einem ſchwer verirrten Kinde! Sie ſegnen die, die Ihnen zwar nicht fluchte, aber doch flüchtete!“ ſprach Juliane.

„Gottes Führung lenkt auch unſere Verirrungen uns zum Heile, meine liebe Juliane,“ erwiederte Reinhard. „Sie haben eine Bahn der Prüfungen und Läuterungen durchſchritten, vor welcher die Liebe Sie gern behütet hätte. Doch vergebens kämpfen wir an mit Plänen und Willensmeinungen gegen das, was über den Sternen beſchloſſen iſt. Auch der Irrthum durfte Ihnen nicht erſpart bleiben. Friſchen wir die Erinnerung an ihn nicht auf.“

„Bei Gott! Gern hätte ich Ihnen die Sorge, den

Kummer um mein entſchwinden erſpart!“ betheuerte Juliane: „allein ich wußte nicht mehr was ich that, und willenlos entrann ich dem, was meine Seele mit tödlichſter Angſt erfüllte.“

Reinhard machte eine Bewegung mit der Hand, welche Juliane bat, dieſes Thema des Geſpräches fallen zu laſſen, eine Bewegung, die ihr von ihren Kinderjahren her noch wohl erinnerlich war. Sie lud Reinhard zum ſitzen ein, und fragte freundlich: „Gewiß bringen Sie mir Kunde aus Deutſchland! O ſagen Sie, wie geht es Frau von Schönau, meiner lieben Mama?“

„Es geht ihr gut, und ſie denkt Ihrer innig. Sie iſt Vorſteherin eines reichbegabten Damenſtifts, und genießt in ihrer Abgeſchiedenheit vom Gewühl der Welt ein erwünſchtes reines Lebensglück.“

„Das ich ihr gern und von Herzen gönne!“ rief Juliane: „doch theilen möcht’ ich’s nicht — denn — nicht wahr — Bälle ſind nicht in jenem Stift? Oder tanzt man auch dort?“

„Ei wie voll Weltſinn! Gräfin!“

„Sagen Sie Jugendſinn, Herr Reinhard! — Ich habe nicht Ihre Ermahnungen, nicht meinen Gott vergeſſen; ich bete noch mit kindlichem Herzen zu ihm, aber ich tanze auch, und freue mich des Lebens, der Welt, der immer neuen Schöpfung! — Oder ſollt’ ich nicht?“

„Sie ſollen Ihre Jugendlebens froh werden, Sie ſollen glücklich ſein, Gräfin,“ ſprach darauf Reinhard.

„Man wird Sie mit den Mitteln zu einem ſehr anſtändigen Leben verſehen — nur *eine* Verpflichtung halten Sie treu im Gedächtniß: Ihr Verſprechen — jenes große und heilige Verſprechen in die Hände eines unvergeßlichen, höchſtverehrungswürdigen Mannes, Ihres väterlich geſinnten Freundes.“

Auf einen Ruf Reinhards trat Gotthard in das Zimmer; er brachte einen großen gefüllten Lederbeutel, den er auf einen Tiſch ſtellte, und ſich wieder entfernte.

„Gräfin!“ nahm Reinhard wieder das Wort: „Man billigt, daß Sie einen Aufwand machen, der Ihrem Range angemeſſen iſt, nur warnt man Sie vor allzugroßer Freigebigkeit und glaubt, Sie darauf aufmerkſam machen zu müſſen, daß es beſſer ſei, wenn Sie keine Gelder mehr von dem Hauſe l'Englumée erheben. Dieſer Beutel enthält die Summe von eintauſend Livres. Die gleiche Summe wird Ihnen an jedem erſten Tage jeden Monats zur Verfügung geſtellt werden. Berathen Sie ſich über Ihre Ausgaben mit Frau von Guillaumet und regeln Sie dieſelben. Der Unterhalt der Dienerſchaft, wie Ihrer Equipage wird noch beſonders beſtritten, ſo wie die Zinſen für das Haus und ſonſtige Vergütung an Frau von Guillaumot. Dieſes iſt blos für Ihren Schmuck, Ihre Kleider, Ihre Tafel und Ihr Vergnügen.“ — „Ich bitte Sie, ich beſchwöre Sie, mir zu ſagen, *Wem* ich dieſe Mittel, *Wem* ich dieſe glänzende Erhaltung meiner

Exiſtenz danke!“ rief Juliane, indem ſich vor Ueberraſchung ihre Augen mit Thränen füllten.

„Nicht forſchen, nicht fragen, theure Gräfin!“ ſprach Reinhard mit dem Tone ſanfter Bitte. „Wir tragen leichter an der Laſt eines Geheimniſſes, je weniger uns von demſelben enthüllt iſt.“ —

„Sollte Ihnen irgend etwas begegnen, welches Sie wünſchen läßt, einflußreichen und gewichtigen Schutz zu erlangen, ſo haben Sie ſich an den Herrn Marſchall Herzog von Richelieu zu wenden, welchen Sie bereits beſtens empfohlen ſind, ja ſelbſt der Herr Graf Mercy d'Argenteau, der Geſchäftsträger eines mächtigen auswärtigen Staates am königlichen Hofe zu Paris wird nicht ſäumen, Ihnen jeden Schutz zu bieten, jede Hülfe zu gewähren, falls Sie dieſe anſprechen ſollten.“

„Schade, daß ich nicht weiß, Wem ich für ſo viele Fürſorge danken ſoll!“ äußerte Juliane, indem ſie mechaniſch aus dem Beutel, welchen Reinhard geöffnet hatte, eine der Rollen nahm und in der Mitte von einander brach. Blitzend und funkelnd ergoß ſich ein Regen von nagelneuen Souveraind'ors zum Boden, und rollte auf dem Parket umher.

„Sieh, ſieh!“ lachte Juliane mit aller heitern Unbefangenheit: „Geſtern las ich mit Frau von Guillaumet in Ovids Verwandlungen, und träumte heute die Fabel vom Zeus und der Danae!“

nen Wein und in dieſe feurige Gabe der Erde das höchſte, heiligſte Gottesgeſchenk ſymboliſch eingeſchloſſen. — Selige Träume umwebten den frommen Mann. Er ſah die Bilder der Altartafel lebendig werden, die Palmen grünten, der verſchloſſene Garten ſchmückte ſich mit Blumen; Sonne, Mond und Meerſtern ſtreuten goldnen Schimmer umher, das Gewölk, darauf Gott erſchien, wurde zu einer glühenden Purpurroſe, das Fell Gideonis zum goldnen Zaubervließ. Der Engel bließ ein harmoniſches Lied auf ſeinem Wunderhorn und Maria lächelte ſelig mild, trug Magdalenens Züge, und blickte den Traumglücklichen, wie einſt, wonne- und liebevoll an.

Darüber dämmerte der Morgen herauf, und wie nun, geweckt von dem Frühſtrahl, der durch die hellen Fenſter fiel und von den Frühlingsliederſchmettern der Vögel des nahen Bergwaldes die Schläfer alle ſich ermunterten, wie immer heller und heller der blumengeſchmückte Tempel vom Morgengold umleuchtet ſtand und ein reiner Aether einen heitern ſchönen Tag verhieß und zu verkünden ſchien, daß auch nach Wettern und ſchreckenvollen Zeichen

„Glückliches Kind! O daß Ihnen doch alle Ihre Träume ſo golden ausgingen?“ erwiederte Reinhard auf dieſe lachend gegebene Mittheilung mit ernſtem Ton und bedeutſamem Blick.

Briefwechſel.

In einem ſchönen Leben voll edler und reiner Genüſſe, und der Entfaltung himmliſcher Gefühle entſchwanden Julianen die Tage und Monden. Die Fülle des Reichthums, mit welchem unſichtbare Hände ſie überſchütteten und dieß herrliche Jugendleben vergoldeten, dünkte ihr unerſchöpflich, und ſie folgte mit Wonne dem Drange ihres guten und weichen Herzens, nach allen Seiten hin Menſchen zu erfreuen, Hülfebedürftige zu unterſtützen, Nothleidenden wohl zu thun, und rings um ſich her Freude und Frohſinn zu verbreiten.

Der Aufwand, welchen dieſe junge Dame machte, und zu welchem man ſie eigentlich auf eine kaum zu billigende Weiſe veranlaßt hatte, verſchaffte ihr in dem Kreiſe der Kaufleute, der Modehändler, wie ſo mancher Gewerbtreibenden einen ungemeſſenen Kredit, und Juliane benutzte dieſen mit völliger Sorgloſigkeit, bis ſie begann, das Drückende zu empfinden, welches der Mißbrauch des Kredits zur unausbleiblichen Folge hat.

Juliane hatte Reinhard ſo lange mit Bitten angegangen, Agathen ihr in der Eigenſchaft einer Kammerfrau wiederzugeben, bis dieſer verſprach, ihren Wunſch zu erfüllen. Er ſagte dieß mit in der Hoffnung zu, Agathe, die nicht mehr junge Perſon, werde mit Umſicht und Ueberlegung Julianen zur Seite ſtehen — und ſie ſei zunächſt auch einer Belohnung werth, für die treuanhänglichen Dienſtleiſtungen, die ſie Julianen während deren Kindheit gewidmet. Agathe war von höchſter Gutmüthigkeit, allein ſie war ſo lange Jahre eine untergebene der Frau von Schönau geweſen, daß ihr alle und jede Lebenserfahrung und ſelbſtſtändiges überlegtes handeln gänzlich abging, ja ſogar die Erlernung der franzöſiſchen Sprache, die Juliane bei ihren natürlichen Gaben und der Aufgewecktheit ihres Geiſtes ſich äußerſt leicht aneignete, fiel Agathen außerordentlich ſchwer.

Frau von Guillaumot fühlte einestheils zu fein, um Julianen im Bezug auf deren Sparſamkeitmangel Winke zu geben, anderntheils genoß ſie, ſelbſt noch ziemlich jung und lebensfroh, aber wenig bemittelt, gern die Freuden mit, welche ein mit Gütern des Glückes geſegnetes Daſein verſchönen und Juliane freute ſich deſſen aus innigem Gemüthe.

Der treue Gotthard, dem es weder an Redlichkeit noch an Einſicht fehlte, war ſo voll blinder Liebe und Ergebenheit gegen ſeine Herrin, daß er ſchwieg, nachdem er einigemale wahrgenommen, daß ſeine treulich warnende Rede dieſe betrübe. Nichts machte ihn glücklicher, als wenn er in Julianens Blicken die ihr eigene ſtrahlende Heiterkeit wahrnahm, welche ſie unwiderſtehlich erſcheinen ließ. Mit einer Miene voll Kummer ſich ſeine angebetete Herrin nur zu denken, machte ihm ſchon Grauen. Er war zu ſehr gewohnt, Juliane als ſeine Mit-Pflegebefohlene aus ihren erſten Jugendtagen her zu betrachten.

Wenn auch Juliane im ſprechen des franzöſiſchen ſchnell und leicht Fortſchritte gemacht hatte, ſo war dieß doch weit minder mit ihrer Schrift der Fall.

Eingeſchloſſen mit Agathe, ihrer Vertrauten, erblicken wir das blühende junge, und das verblühte alternde Mädchen gemeinſchaftlich und nicht ohne Mühe und Kopfbrechen einen Brief ausarbeitend, welchen Agathe deutſch entworfen hatte, und den nun Juliane franzöſiſch niederſchrieb, ſo wohl und ſo übel ſie dieß vermochte. Dieſer Brief lautete:

Mein Herr Miniſter!

Euer Excellenz wollen es nicht auffallend finden, daß eine Ihnen unbekannte, Ihnen jedoch bereits empfohlene Perſon es wagt, um Ihre Freundſchaft zu bitten, und Ihre gütigen Rathſchläge in Anſpruch zu nehmen. Der große Ruf und das hohe Anſehen von Euer Excellenz, und das Vertrauen, welches mir zu Ihnen eingeflößt wurde, veranlaſſen mich, mich mit dieſem Vertrauen an Dieſelben zu wenden. Bald werden Euer Excellenz erfahren, wer die iſt, die Ihre Güte in Anſpruch nimmt, und es dürfte Hochdieſelben nicht gereuen, ſie mir angedeihen zu laſſen, wenn ich Ihnen auch noch für eine zeitlang eine unbekannte bleiben muß.

Ihre geneigte Antwort, um welche ich dringend bitte, wollen Euer Excellenz gnädigſt adreſſiren an Hochdero ergebenſte Dienerin

das Fräulein von S. in Bordeaux,
poste restante.

Und die Adreſſe dieſes wunderlichen Briefes? —

Seiner Excellenz, dem bevollmächtigten Miniſter,
Herrn Grafen Cobenzl in Brüſſel.

Ein kühner, gewagter Schritt von Seiten eines jungen Mädchens.

Zugleich mit dieſem Briefe empfing Graf Cobenzl eine Depeſche aus Prag von ſeinem Freunde und diplomatiſchen Correſpondenten, dem Grafen Johann von Weiſſendorff, deſſen diplomatiſchen Mittheilungen eine Separatnote beigefügt war, welche lautete:

> Euer Excellenz wird von jenem Tage, an welchem ich der Auszeichnung, Hochdero Gaſt zu ſein, mich erfreute — erinnerlich ſein, welche Aufſchlüſſe P. Reinhard über eine junge Dame ertheilte, die unter dem Namen einer Gräfin von Schönau in Bordeaux lebt.
>
> Ich bin beauftragt, bei Euer Excellenz die Empfehlungen dieſer Dame zu beſtätigen und zu erneuern, und ſollte die junge Gräfin vielleicht in Geld-

angelegenheiten ſich an Euer Excellenz zu wenden veranlaßt ſein, ſo bitte, bis zu einer Summe von eintauſend Ducaten vorläufig zu verfügen, und mich mit dieſer Summe zu belaſten. Euer Excellenz werden noch mit großer Freude erfahren, wer jene junge Dame eigentlich iſt, und gegen die hohe Perſon, welche Ihnen Gelegenheit giebt, ſich der Gräfin nützlich und gefällig zu erzeigen, vom wärmſten Danke erfüllt werden.

Der Miniſter ſchüttelte wieder bedenklich ſein Haupt; weit minder über die aus Prag empfangene Andeutung, als über den Brief aus Bordeaux mit ſeinem ſchlechten franzöſiſch und ſeinem myſterieuſen Inhalt.

„Wer bürgt mir dafür,“ ſprach der durch Erfahrung und Alter ſorglich überlegſam gemachte Diplomat zu ſich ſelbſt: „daß nicht die junge Gräfin, der zu dienen ich aufgefordert bin, dieſe Empfehlung an andere mitgetheilt, und daß jetzt eine ſchlaue Betrügerin dieß zu benutzen ſucht, um von mir zu ziehen? Hier gilt es Vorſicht und Zeitgewinn. Ich werde antworten, daß es mir ſehr ſchmeichelhaft ſei, die ſchöne unbekannte mit meinem Rath — vom Gelde wollen wir zur Zeit noch ſchweigen — zu unterſtützen, und ihr alle erweisbaren Dienſte zu erweiſen, doch auch zugleich ihr offenes Vertrauen und Nennung ihres Namens erbitten.“

Einige Wochen nach dem Empfang dieſer beiden Briefe traf ein Brief bei dem Miniſter ein, welcher aufs neue deſſen Verwunderung rege machte.

empfinde, als ich, ſo muß ich ja wohl der gehorſame Diener ſein, denn es müßte mich alles täuſchen, wenn dieſe von ſo verſchiedenen Seiten her mir zukommenden Winke nicht einen offiziellen Charakter trügen, welchen man nur nicht geradezu ausſprechen will — ebenfalls aus ſehr einleuchtenden Gründen. Ich habe der Comteſſe geſchrieben, ſich mit ihrem Anliegen an den Herzog von Richelieu zu wenden, und den Herzog erſucht, in dieſer Angelegenheit über mich zu gebieten.“ —

Der Poſtbote von der Pariſer Poſt gab in derſelben Minute, in welcher der Miniſter Graf Cobenzl dieſes Selbſtgeſpräch führte, eine Depeſche beim Portier ſeines Palais ab, welche ſofort ihren Weg durch die Bedienung in die Hände des erſten Kammerdieners machte, und durch dieſen in hergebrachter devoter Weiſe auf einen ſilbernen Teller präſentirt wurde.

Der Graf beſah das Siegel, ehe er das Schreiben erbrach, und murmelte: „Vom Herrn Grafen von Mercy d'Argenteau, dem Geſchäftsträger in Paris, deſſen Blicke ſich immer voll Neides auf meine Stellung lenken, der gar zu gern mir die Schuhe austreten, und die Regentſchaft oder mindeſtens Statthalterſchaft der Niederlande an ſich bringen möchte. Nun wart' nur noch ein weilchen, mein guter Charge d'Affaires, der alte Cobenzl macht Dir ſchon noch Platz, nur heute und morgen noch nicht, wenn Gott es nicht will.“

In dem Briefe des Grafen Mercy d'Argenteau war folgende Stelle enthalten:

Euer Excellenz verfehle nicht mitzutheilen, daß ich veranlaßt worden bin, mein Intereſſe einer jungen Dame, Gräfin v. Schönau, die ſeit länger als einem Jahre ihren Wohnſitz in Bordeaux genommen, zuzuwenden. Nun klingen aber die über dieſe Dame erhaltenen Mittheilungen alle ſo myſterieus, und ich bin ſo wenig über dieſelbe au fait geſetzt, daß ich wirklich nicht weiß, in welcher Weiſe ich derſelben nützlich werden kann, noch wer ſie überhaupt iſt? Da indeſſen eine Geſchäftsangelegenheit mich binnen Monatfriſt zu einer Reiſe nach Bordeaux ſelbſt nöthigt, ſo werde ich nicht unterlaſſen, mich dieſer Dame, welche ſich der mächtigſten und einflußreichſten Protection zu erfreuen ſcheint, perſönlich vorzuſtellen und meine Perſon zu deren Verfügung. Doch würden im Vertrauen gegebene Winke von Seiten Euer Excellenz mir äußerſt willkommen und dankenswerth erſcheinen, und mich vor Mißgriffen in dieſer Beziehung auf alle Fälle ſicher ſtellen.

„Ah, der Herr Graf möchte gern von mir den Schlüſſel zu dieſer ſchönen Chiffreſchrift! bedaure unendlich nicht dienen zu könen,“ ſpöttelte der Miniſter mit lächeln vor ſich hin; er mochte den franzöſiſchen Diplomaten nicht, aus diplomatiſchen Gründen.

In dieſer Zeit ſaß auf dem Throne Spaniens König Karl der Dritte, zu deſſen Regierung die trüben Sterne ſeines Hauſes ſchwermüthig leuchteten. Sein Halbbruder König Ferdinand der Sechſte war in Wahnſinn verfallen, und durchlebte die ſchauervolle Nacht ſeines Daſeins in einem Kloſter.

Ferdinands Vater, König Philipp der Fünfte, war auch kein heiterer Mann geweſen; er hatte ſtets fremden Einflüſſen nachgegeben, und eine tiefe Verſtimmung ſeines Gemüthes gab Kunde davon, daß er, neben der glänzenden Bürde einer ſchweren Krone, auch in geiſtiger Beziehung ein Erbtheil von König Karl den Zweiten mit in den Kauf genommen.

Blickte man ferner hinauf in die Fernen der Geſchichte, ſo war nirgend eine ſegnende Hand über Spanien zu erſpähen, man ſah einen grauſamen Philipp den Vierten den Verſuch fortſetzen, die Niederlande zu knechten; man ſah einen ſchwachſinnigen Philipp den Dritten in unbegreiflicher Wahnverblendung aus ſeinem Reiche für nichts und wieder nichts ſechsmalhunderttauſend fleißige und thätige Unterthanen, die Morisko's, vertreiben, um ein grauſames Blutwerk zu vollenden, was ſein blutdürſtiger Vater, Philipp der Zweite begonnen, der ein Sohn jenes mächtigen Herrſchers Karl des Fünften, in deſſen Reich die Sonne nicht unterging, dahin gelangte, in ſeinem Reiche von Haus zu Haus eine Collecte für ſeine Perſon erbetteln zu laſſen, und ohngeachtet dieſer Hülfe einhundert und fünfzig Millionen Ducaten Schulden hinterließ.

Das waren die trüben Sterne über dem Königshauſe Spaniens.

Auch der grämliche finſtere König Karl empfing einen Brief, und zwar ein ſehr vertrauliches Schreiben von einem ſehr nahen, hohen Verwandten.

Dieſer Brief gelangte aus Italien nach Madrid.

In dieſem Briefe ſtand:

Euer Königlichen Liebden wage ich ein Geheimniß anzuvertrauen, deſſen Bewahrung mir überaus heilig iſt. Dieſes Geheimniß iſt nur einigen Gliedern unſeres Hauſes und neben dieſen nur ſehr wenigen innigvertrauten Freunden bekannt. Eine junge Dame, nicht das legitime Kind eines uns ewig theuern und unvergeßlichen Mannes, welcher vor ſeinem Dahinſcheiden uns ſein reiches und edles Herz eröffnete und dieſes ſein bisher heilig bewahrtes Geheimniß uns mittheilte — lebt in Bordeaux und erfreut ſich unſerer Antheilnahme aus der Ferne. Allein es wiſſen um den Aufenthalt dieſer uns theuern jungen Perſon in jener Stadt mehr Perſonen, als uns wünſchenswerth erſcheint, und wir möchten ſie an einem minder lebenvollen Ort als jene Handelsſtadt, am liebſten in der Stille eines Kloſters, geborgen ſehen.

Wenn es ſich thun ließe, daß Euer Liebden jene junge Dame veranlaſſen ließen, ſich nach Madrid zu bedie ewige Liebe dennoch ſegnend durch das treue Blau des Himmels niederblickt, da belebten ſich alle Pfade, da zog ein Singen und Klingen durch die Thäler und über die Höhen, alles näher und näher herbei zum Grimmenthal, zu Wagen und zu Roß, und zumal zu Fuß viele Tauſende und aber Tauſende. Und zum erſtenmal läuteten die Glocken der neuen Wallfahrtkirche; feierlich und erhaben flog ihr Klang durch die reine Luft, und wie Echoſtimmen, fern und ferner verhallend, antworteten die Glocken der Dorfkirchen in der ganzen Gegend der tönenden Stimme, die zur Andacht, die zu feiernden Gebeten rief. Welches Gewimmel, welche freudenvolle Erwartung, welches bunte Gemiſch! Nie zuvor ſahſt Du, ſtilles, grünes Thal, ſolche Menſchenmenge in Dir verſammelt, nie ſtrömten reichere Opfergaben Dir zu, Du wunderthätige Maria von Grimmenthal; mit Magnetenzauber lockteſt Du, todtes Holzbild, die unendlichreiche Gabenfülle auf Deine Altäre! Und es hätte noch einer zweifeln wollen an Deinen Wundern, da der Glaube an Dich ſolch hohe, unbegreifliche Wunder übte?

geben, um dort entweder bei einer Frau vom Stande oder in einem Kloſter von nicht allzuſtrenger Regel ihren Aufenthalt zu nehmen, wo man ſie ihrer Abkunft und ihrem Stande gemäß aufnähme und behandelte, bis zu dem Zeitpunkt, wo es uns möglich ſein wird, ſie glücklich und unabhängig zu ſtellen, ſo würden wir das für das größte Zeichen von Verwandtenliebe und Freundſchaft erkennen, welches Eure Majeſtät uns leiſten können.

Uns iſt im gegenwärtigen Augenblick noch nicht vergönnt, frei und ungehemmt zu handeln; es giebt noch Perſonen unter den Lebenden, die uns zwar unendlich theuer ſind, aber denen dennoch das berührte Geheimniß unenthüllt bleiben muß. —

Dieſe vertrauensvolle Mittheilung eines noch jugendlichen, für die ganze Menſchheit warm ſchlagenden liebebeſeelten Regentenherzens kam dem finſtern König von Spanien ſehr ſonderbar, ſehr kühn und ſehr undiplomatiſch vor, und er faßte in ſeinem angeborenen Mißtrauen den Gedanken, es möge dieſer Brief vielleicht untergeſchoben ſein, oder er deute ein Verhältniß an, in welches ſich zu miſchen, einem König von Spanien durchaus nicht zieme.

Auch vergaß König Karls Staatsklugheit nicht, in die Wagſchaale ſeiner erwägenden Gedanken zu legen, daß — obſchon auf dem Haupte des ſchreibenden eine der bedeutendſten Kronen Europa's ruhe, doch noch jemand lebe, welcher das zu dieſer Krone gehörende Scepter mit Umſicht, Einſicht und Würde führte.

Und da flog aus dem ſtolzen Königspalaſt Madrids in Geſtalt eines einfachen Handſchreibens an einen deutſchen Hof der beflügelte Todespfeil, der einem überaus unſchuldigen, ahnungsloſen, herrlichen Geſchöpfe Gottes das bitterſte Weh bereiten ſollte.

Nicht an den edlen, vertrauungsvollen jugendlichen Verwandten, den Schreiber des Briefes, den der König erhalten, war jener Brief gerichtet — nein, er enthielt in ſich eingeſchloſſen dieſes Schreiben und flog damit zu jener hohen Herrſcherin hin, vor welcher eben jenes Verhältniß ſtreng verhüllt bleiben ſollte — obgleich dieſe große Regentin daſſelbe längſt ſchon kannte. —

Während ſich dieſes zutrug, ging aus derſelben Reſidenz, nach welcher der Brief des Königs von Spanien eilte, ein Brief nach Bordeaux an den Herzog von Richelieu, der dieſen veranlaßte, ſich bei der Comteſſe Juliane von Schönau zu einem Beſuche anmelden zu laſſen.

Juliane war mit der Lebensgeſchichte des Herrn Herzogs zur Zeit noch gänzlich unbekannt. In den Zirkeln, welche ſie beſuchte, hatte ſie ihn nicht getroffen, ſeines Antheils hatte ſie nicht bedurft, und Frau von Guillaumot, ihre Freundin, mochte wohl Gründe haben, des Herzogs und ſeines verhaltens gegenüber den Frauen wie ſeines bekannten Verhältniſſes zur Frau von St. Vincent nicht zu erwähnen, obſchon dieſe Geſchichten im

Munde aller umliefen, welche ſich um die höheren Kreiſe der Geſellſchaft mehr oder minder bekümmerten.

Mit einem Staunen der Ueberraſchung, das den frauenkundigen Herzog ſelten begegnete, ſtand Richelieu der jungen Gräfin gegenüber. Dieſe Huld, dieſer Liebreiz, dieß Anmuth ausſtrahlende holde Weſen wirkte bezaubernd auf den Mann, der von den Tagen ſeiner frühern Jugend an unendliches Glück genoſſen, und in deſſen nie voll befriedigter Seele die flammenden Wünſche noch immer nicht einſchlummern wollten.

Eine glückliche Geſundheit, eine regelmäßige Bildung der Geſichtszüge im Bunde mit den ſinnreichſten Künſten der Toilette ließen zugleich den Herzog um zwanzig, dreißig Jahre jünger erſcheinen, als er war, und er fand Offenbarungen über ſeine Jahre ſchönen Frauen gegenüber nicht für nothwendig.

„Gnädige Comteſſe,“ ſprach er nach den erſten Einleitungsformeln des Geſpräches zu Julianen: „Sie ſind mir von einer hochwerthen Freundin, der Frau Fürſtin von Auersberg, ſo warm empfohlen, und ich bin dieſer für das Glück, mir Ihre Bekanntſchaft verſchafft zu haben, ſo innigſt dankbar, daß ich mich ganz zu Ihrer Verfügung ſtelle. O Gott, es muß ja glücklich machen, Ihnen Dienſte leiſten zu dürfen!“ Dieſe Worte begleitete ein ſo eigenthümlicher zärtlicher und hoffender Blick, daß er Juliane verwirrte. Sie kannte noch wenig die galante Salon-Sprache, aber ſie verſtand die Weltſprache der Augen, dieſe treue Verkünderin und Dolmetſcherin unſerer Gedanken und Gefühle. Es lebte jemand, mit dem ſie dieſe innige und ſeelenvolle Sprache zu ſprechen begonnen — und nun machte dieſer Blick die ohnehin ſchüchterne ängſtlich.

Kaum nahm der Herzog dieß wahr, als er mit ſanfter Freundlichkeit und würdevoller Haltung weiter ſprechend, dem Ausdruck ſeiner Empfindungen Schranken anlegte, und nur fortfuhr, der Gräfin mancherlei Anerbietungen zu machen, ſie bat, in Geſellſchaft der Frau von Guillaumot ſeine Zirkel zu beſuchen, ſich erbot, ſie in neue angenehme Kreiſe einzuführen, und ſo gelang es ihm, Julianens jungfräuliches und ahnungsvolles Erbangen wieder zu zerſtreuen. Dabei vermied er ganz und gar jene höchſt unangenehme und läſtige Art der Converſation, die im ausfragen beſteht, und welche bisweilen ſelbſt Hochgebildete für Unterhaltung halten, die aber im Grunde bei vielen nichts weiter iſt, als eine fehlerhafte Angewöhnung und ſociale Unart.

Als der Herzog beim Abſchied Julianens Hand küßte, geſchah dieß ſo hochachtungsvoll, ſo zart und ſo über allen Ausdruck galant und verbindlich, daß er in dem Herzen der jungen Schönheit nur einen angenehmen Eindruck zurückließ. Julianens unbewachtes Herz freute ſich, einen hochſtehenden Beſchützer gewonnen zu haben, und hoffte, durch dieſen neue Gelegenheit zu finden, einem jungen Mann zu begegnen, dem ſich die zum **vollen** Lebensgefühl erſchloſſene Blüthe ihres engelreinen **Herzens** mit allem Himmelsgefühle zuneigte, das dieſes **erwachen** begleitet.

Der Herzog von Richelieu, der ſchöne liebenswürdige Mann von ſiebenzig Jahren empfand bei ſeiner Nachhauſekunſt ein Gefühl, das dem Lenzgefühl glich, **welches** in jeder Menſchenbruſt gemäßigter Zonen **wach wird**, wenn der Winter ſchwindet, wenn das Naturleben aufs neue erwacht und freudig aufzugrünen **beginnt**. Das ſchöne Gefühl der Verjüngung!

Ach, die Jahre haben nicht immer Macht über das **Herz**, aber Jahreszeiten wechſeln auch im Herzen, nur **nicht** regelmäßig. Und glücklich die Herzen, in welche — mögen ſie auch ſeit langen Jahren ſchlagen, ein **neuer** Liebesfrühling einzieht voll Hoffnungsträume und **ſüßer** Ahnungswonnen.

Mit ſolchen Gefühlen ſetzte ſich der Herzog von Richelieu an ſeinen Schreibtiſch, und ſchrieb an die Fürſtin Auersberg.

Wie ſoll ich Ihnen danken, meine erhabene göttliche **Freundin**! daß die Göttin, vor deren Altar ich in Gedanken immerdar verehrend kniee, mir die Pfade zeigte, **auf** denen das wandeln eines Lichtengels mir begegnete. Was nur immer in meinen Kräften ſteht, Gut und Blut und ſelbſt das Leben würde ich freudig darbringen für dieſes unſäglich holde, hochherrliche Geſchöpf. **Dieſe** Gräfin Juliane von Schönau, welche

Ihre Durchlaucht mir zu empfehlen die hohe Gnade hatten, entzündet mit ſo überirdiſchen Reizen, daß ſie die Gletſcher des Polareiſes ſchmelzen würde — mindeſtens ſchwöre ich bei allen Flammenpfeilen des Eros, daß ſchon ihr Anblick Greiſe verjüngt, und wonnige Frühlingsparadieſe in die Herzen zaubert. —

Dieſen Brief, ſo voll Gluth und Flammen, ſchloß der Herzog von Richelieu zur Uebergabe an die Frau Fürſtin in einen diplomatiſchen Sendbrief an ſeinen Freund, den Geſandten der Krone Frankreich, Comte du Chatelet, mit mehreren andern Schreiben ein.

Die Aſſemblée.

Gräfin Juliane ſtand vor ihrem hohen Trümeau, den ein reichgeſchnitzter, mit Arabesken und Schnörkellaubwerk verzierter Goldrahmen umgab, und der ihre ganze herrliche Geſtalt wiedergab — und probirte vor dieſem Spiegel ein Morgenhäubchen, das aus den feinſten brabanter Spitzen gefertigt war.

„Steht es mir nicht allerliebſt zu Geſicht, liebe Agathe?“ fragte ſie die Kammerfrau, welche um ſie beſchäftigt war.

„O köſtlich!“ antwortete die Dienerin: „aber gnädige Comteſſe, ich bin erſchrocken über die Summe, die es koſten ſoll — fünfzig Louisd'or!“

„Und die ich nicht habe!“ fügte Juliane mit einen leichten Seufzer hinzu. „Ich muß dieſen zarten und ſchönen Kopfputz dem Herrn Miniſter Grafen von Cobenzl, welcher die Güte hatte, mir ihn in Brüſſel zu beſorgen — leider zurückſchicken."

„Eilen Sie damit doch nicht allzuſehr, Comteſſe!" rieth Agathe mit Mädchenſchlauheit: „Schreiben Sie zuvor dem Herrn Grafen, daß Sie dieſes Häubchen zurückſenden müßten, ich wette darauf, er iſt ſo galant, Sie zu veranlaſſen, es zu behalten. Haben Sie Ihr für ihn beſtimmtes Portrait ſchon abgeſendet?"

„Noch nicht," erwiederte Juliane. „Ich will es ihm nebſt den zwei andern Medaillons, die ich habe, und die er ſehen ſoll, zuſchicken. Vielleicht bringt ein Vergleich der Phyſiognomieen ihn auf Gedanken, die ihn bewegen, ferner meine Stütze zu ſein! Ich verehre ihn innig, dieſen würdigen Mann. Ich fühle mich fähig, ihm alles anzuvertrauen. Am beſten wird es ſein, wir reiſen einmal ſelbſt nach Brüſſel. Dem Briefwechſel möchte ich ſo wichtiges nicht in Verwahrung geben, der böſe Zufall könnte übel damit ſpielen."

Dieſes Geſpräch unterbrach ein anklopfen Gotthards, welcher nach der Poſt entſendet worden war; er brachte einen Brief. „Aus Brüſſel" — ſprach Juliane, den Brief in der Hand wiegend. „Leicht und leer! Und ſonſt nichts, lieber Gotthard?"

„Nichts, gnädige Gräfin!" erwiederte Gotthard mit einem trüben Ernſt in ſeinen Mienen und einem leiſen, bedenklichen Zucken der Achſel, verbeugte ſich ehrfurchtvoll und ging.

„Wie? Zum dritten Male bleiben die tauſend Livres aus — und ohne alle Nachricht! Wie deut' ich das?“ fragte Juliane erbangend und erblaſſend, und legte mit einer bezeichnenden Gebehrde das Brüſſeler Spitzenhäubchen auf ihren Toilettentiſch.

Agathe ſchwieg erſchrocken, ſie hatte keine Worte.

„Kein Geld — und zehntauſend Livres Schulden!“ liſpelte Juliane, und ging mit zitterndem Schritt an ihren Schreibſchrank, öffnete ein Geheimfach, und entnahm dieſem den blauen Beutel, welcher die drei ringsum mit großen Brillanten beſetzten Medaillons barg.

Beim Anblick dieſes Beutels ſtürzten Thränen aus den Augen der jungen Gräfin, und die Macht der Erinnerung durchſchauerte ihr Herz. Sie nahm zwei Medaillons, das dritte, das Bild ihrer Mutter, ließ ſie im Beutel zurück, und gab ſie Agathen.

„Nimm!“ ſprach ſie: „trage dieſe Medaillons zu einem Juwelier — er ſoll mir den halben Werth der Brillanten darauf leihen, bis ich ſie wieder einlöſe, ich müſſe die Portraits verſchicken, und möchte den hohen Werth der Einfaſſung nicht zu verlieren wagen. — Und frage ihn, ob das von mir beſtellte Sévigné in Brillanten vielleicht fertig ſei?“

Agathe verließ Julianen, und dieſe öffnete den Brief aus Brüſſel; er war von Cobenzl.

„Ah — er wünſcht die Portraits zu ſehen, von denen ich ihm ſchrieb, er erinnert mich daran — immer gütig, immer freundlich, voll Wohlwollen und Humanität! O hätte ich doch hier einen ſolchen liebevoll mich berathenden Freund! Der Herzog von Richelieu hätte mir ein ſolcher werden können — allein er hat in ſeinem Weſen etwas, was mir vor ihm bange macht. Dieſe ſtolze Sicherheit gegenüber den Frauen, das Bewußtſein, den meiſten unwiderſtehlich zu ſein — die Erinnerung an ſeine Siege auf dem Felde der — Galanterie — ich mag mir nicht ſo begegnet ſehen! O dürfte doch Armand“ —!

Juliane ſetzte ſich zum Schreiben nieder und ſprach weiter, indem ſie das feinſte parfümirte Briefblatt wählte, ſo zart und duftig, als ſolle es ein Sendbote der Liebe ſein: „Zurück, ihr thörigten Gedanken an Glück und Liebe! Zurück in euer Grab, in das ſchmerzlich klopfende Herz! — Madame l'Englumée geht nach Brüſſel! Wer ſie doch begleiten könnte! Sie iſt ſo gütig, meinen Brief und jene Bilder dem Grafen mitzunehmen. O — vielleicht geben ihm dieſe Bilder Licht über mich, vielleicht hilft er mir noch einmal — da er mich ſo großmüthig bereits unterſtützte!“ —

Acht Tage ſpäter bat eine fremde Dame um Audienz bei dem Grafen Cobenzl in Brüſſel. Es war Frau l'Englumée aus Bordeaux; ſie brachte Julianens Brief und die Bilder. Es war nicht die gewöhnliche

Stunde der Annahme; der Miniſter gab Geſellſchaft, doch da die Fremde dem Kammerdiener ſagte, ſie habe keine Zeit, nochmals zu kommen, und müſſe nothwendig, was ſie bringe, zu eignen Händen übergeben, ſo wurde ſie in das Audienzzimmer geführt, in welches bald darauf der Graf eintrat.

Frau l'Englumée richtete ihre Botſchaft getreulich aus, und ſagte viel zum Lobe Julianens.

„Dieſes überaus ſchöne junge Mädchen,“ ſprach ſie: „benimmt ſich mit außerordentlichem Anſtand und mit ſicherem Tact bei ihrer eigenthümlichen iſolirten Stellung. Sie überwacht ſich ſelbſt mit ſo feiner Sitte, daß jede nur irgend einen Argwohn weckende Annäherung von ſelbſt hinwegfällt. Die Hoheit ihres Weſens ſcheucht alles unlautere von ihr zurück; Sie iſt ein Inbegriff aller Vortrefflichkeit.“

„Aber ſie braucht ſehr viel!“ warf Cobenzl ein.

„Das iſt wahr, Excellenz!“ fuhr Frau l'Englamée fort: „Die Comteſſe lebt auf glänzendem Fuß — ſie macht ein Haus, ſie iſt freigebig und wohlthätig, ſie beſucht die auserleſenſten Zirkel. Der Herzog von Richelieu bezeigt ihr die größte Aufmerkſamkeit, obſchon man über ihre Herkunft im unklaren iſt — indeſſen die glänzenden Mittel, mit denen man ſie verſieht, und eine gewiſſe Aehnlichkeit mit einem Manne höchſten Ranges — Vermuthungen — man höht eben mit Goldlichtern die Schatten, die ihre Geburt um-

Stolz wehte Dein rauſchendes Panier, Henneberg! Stolz kam der lange glanzgeſchmückte Zug daher, im Morgenſonnengold blitzten Wehr und Waffen, Schmuck und Schilde, doch demüthig ſtiegen alle die Herren und Damen von den Roſſen, ihre wirkliche oder nur erträumte irdiſche Größe vor der allgewaltigen Gottheit zu beugen. Von Rittern war ein reges Getümmel und von Geiſtlichen und Kloſterbrüdern nicht minder, und holdſelige Frauen und Jungfrauen begrüßten einander durch Kuß und Umarmung. Vom Schloß Henneberg war auch mit ſeiner Gemahlin der junge Ritter, Herr Burkhart Trott gekommen und hielt jetzt vor der Schwiegerältern Haus, und man ſah wie Mutter und Tochter ſich liebevoll umfingen. Aus dem Obermaßfelder Pfarrhaus trat mit der Inful und Stola geſchmückt, im prachtvollen Meßgewand an der Seite des ehrwürdigen Molitor der Weihbiſchof von Würzburg und acht Caplane folgten ihnen, und in einer ſchönen Sänfte wurde der Weihbiſchof nach dem nahen Grimmenthal getragen, wo ihn die Brüderſchaften und geiſtlichen Ordensgeſellſchaften von den Klöſtern hüllen. Mein Gemahl hat mich erſucht, bei Euer Excellenz beſcheiden und unterthänig anzufragen, ob Hochdieſelben bei den fortgeſetzten Geldaufnahmen der jungen Gräfin von unſerm Handelshauſe Bürgſchaft zu leiſten geruhen wollen? Die Gräfin ſchuldet dem Hauſe bereits dreitauſend Pfund. Denn außerdem ohne Euer Excellenz Bürgſchaft würde ein noch ſtärkerer Credit ihr verweigert werden müſſen.“

Der Miniſter zog ſeine Stirne in Falten — und wiederholte mit einigem Erſtaunen die Worte: „Dreitauſend Pfund!“ —

„Ich werde Ihrem Hauſe über dieſe Angelegenheit ſchreiben,“ ſprach der Graf zur Madame l'Englumée: „und danke Ihnen ſehr für Ihre gütigen Mittheilungen. Sie erlauben mir, mich zu meiner Geſellſchaft zurück zu begeben.“

In der Geſellſchaft des Miniſters befanden ſich der Erzherzog Carl von Lothringen, die Erzherzogin Maria Anna, der Chefpräſident, Herr von Neny, der Maler Lietard und andre Perſonen. Als etwas neues und als Gegenſtände anſtaunender Bewunderung zeigte der Graf die drei auf das feinſte gemalten Portrait-Medaillons vor, und that, ächt diplomatiſch, ſehr geheimnißvoll damit. Die Schrift auf der Rückſeite des einen: Dein Vater, war weggelöſcht.

Ein Ruf der Bewunderung über die Schönheit dieſer Bildniſſe ging aus aller Munde, die ſie ſahen.

„Welche wunderbare, lebenvolle, ſprechende Aehnlichkeit!“ ſprach der Erzherzog. „Das iſt ja unverkennbar Liotards Meiſterhand! Solche Miniaturen malt nur Er!“ — „Welch ein ideal ſchönes Mädchengeſicht!“ rief die Erzherzogin. — „Auch in dieſem Mädchengeſicht überraſcht mich eine merkwürdige Uebereinſtimmung der Züge mit denen dieſes männlichen Portraits, bemerkte der Erzherzog, indem er das Bild Julianens in die Hand der Erzherzogin gab.

„Aber dieſes Mädchenbild halte ich nicht für eine Schöpfung Liotards,“ warf die Erzherzogin ein. „Was ſagt unſer Liotard zu dieſen drei Bildern?“ fragte Maria Anna, indem ſie dem in der Nähe weilenden Maler zu ſich winkte.

Der wie immer, ſo auch heute im Koſtüme des Morgenlandes einherwandelnde Maler näherte ſich, und als er die Bilder ſah, flog ein Wehmuthſchatten über ſeine regelmäßigen Züge, die ſo gut zu ſeinem Koſtüme paßten. „Zwei dieſer Bilder habe ich ſelbſt gemalt, kaiſerliche Hoheiten!“ nahm Liotard das Wort: „und mit ihnen zugleich noch ein drittes — welches einige Aehnlichkeit hat mit dieſem Portraite einer mir unbekannten jungen Dame — allein dieſes malte ich nicht.“ —

Graf Cobenzl ſchwieg — er ließ Meinungen ſich äußern, Anſichten ſich geltend machen, Muthmaßungen laut werden, welche aber alle das Ziel nicht trafen. Sein heller Blick ſah völlig klar in der Sache, und — da

Juliane ihm ihre Verlegenheit vertraut hatte, ſo ſchrieb er derſelben nicht nur, daß ſie jenes Brüſſeler Häubchen immerhin getroſt behalten ſolle, ſondern er fügte ſeinem Briefe auch eine Anweiſung von tauſend Livres auf das Handlungshaus l'Englumée und Compagnie hinzu. —

Eine glänzende Aſſemblee vereinigte im Hotel des Herzogs von Richelieu die Notabilitäten der Stadt Bordeaux.

Man tanzte, ſpielte, muſizirte — die Räume waren weit und zahlreich, überall Glanz, überall Luxus mit Geſchmack gepaart; köſtliche Bilder in ſchweren vergoldeten Rahmen zierten die Wände. Mappen mit den herrlichſten Kupferſtichen, neue Bilderwerke und Prachterſcheinungen aus dem Gebiete der Typographie bedeckten die Tiſche mehrerer Zimmer.

Auch Juliane war in Begleitung der Frau von Guillaumot gekommen. Sie war die ſtrahlendſte Schönheit im Kreiſe der Frauen und Jungfrauen. Ihr Anzug war außerordentlich gewählt und kleidete ſie vortrefflich. Ein reicher Schmuck von Brillanten blitzte wie Thaugefunkel auf der jugendlichen Blüthenfülle ihrer Schönheit.

Mit heiterer Gracie und mit völliger Unbefangenheit bewegte ſich Juliane in den Reihen der glänzenden Geſellſchaft. Sie richtete freundliche Worte an den Obriſt Herrn von Ferrand, und tanzte mit deſſen Sohn Armand, wie mit deſſen Neffen Antoine. Wie wiegte ſich die holde Silphide auf den Flügeln des Jugendglücks — wie beſeligend war für Armand ihr ſüßes Lächeln, wie durchzuckte es ihn mit namenloſer Wonne, als im Geſpräch ihr warmer Odem ſeine Wange fächelnd ſtreifte. Zwei junge unentweihte feurige Herzen, deren keuſche Flammen in eine einzige zuſammenſtrömend emporloderten.

Bewundernd umdrängten viele der geladenen Gäſte den flammenden Schönheitſtern, dieſes Mädchen, das allbezaubernd erſchien.

Der Herzog berauſchte ſich in ihrem Anblick und um ſeine Wangen, an deren Röthe die Schminke einigen Antheil hatte, ſpielte ein Lächeln des Triumphes; vielleicht war dieſes Lächeln zu voreilig.

Der Graf von Mercy d'Argenteau war aus Paris in diplomatiſchen Angelegenheiten gekommen, er wurde Julianen vorgeſtellt, und unterließ nicht, ihr zu ſagen, daß ſie ihm empfohlen ſei und er ſich glücklich ſchätze ihr zu dienen.

„Sie ſind eine Deutſche, gnädige Comteſſe!“ fuhr Mercy d'Argenteau in deutſcher Sprache fort: „Ich reiſte viel in Ihrem Vaterlande! Darf ich fragen, welches deutſche Land ſo glücklich iſt, Sie geboren zu haben?“

Dieſe Frage verwirrte Julianen; ſie hatte keine Antwort darauf, und erwiederte etwas verlegen: „Wo es uns wohl geht, ſei unſer Vaterland, habe ich immer ſagen hören, Herr Graf. Wir wollen jetzt beide la belle France als unſer Vaterland betrachten, wenn Sie mir dieß gnädigſt erlauben!“ —

Mit dieſer Antwort war der Brand der Neugierde des Geſandten nicht nur nicht gelöſcht, ſondern nur noch mehr angefacht.

„Ihre Familie, Comteſſe, iſt ſie alt? Waren nicht Ihre Vorfahren ausgezeichnete Kriegshelden oder waren ſie Staatsmänner?“ —

Juliane beluſtigte zwar dieſe Neugier nicht, aber ſie wollte doch nicht unhöflich gegen einen Mann erſcheinen, dem ſie empfohlen war. Daher antwortete ſie in deutſcher Weiſe ironiſch: „Ich glaube faſt, mein Herr Graf, daß mein Vaterland mit dieſen Männern, meinen Vorfahren, einigen Staat macht, daher werden ſie wohl Staatsmänner geweſen ſein.“

„Ah, gnädige Comteſſe machen gute deutſche Calembours, während wir Franzoſen uns einbilden, dazu ſei nur unſere Sprache geſchickt, doch möchten Sie nicht die Gnade haben, mir zu ſagen“ —

Mercy d'Argenteau wollte noch weiter inquiriren — da erlöſte der Herzog von Richelieu Julianen, indem er ſich mit einem ſtattlichen Herrn und einer überaus ſchönen, wenn auch ſchon etwas gereiften Frau näherte, und vorſtellend das Wort nahm: „Mylord und Mylady! — Gräfin Juliane von Schönau aus Deutſchland — Graf Mercy d'Argenteau aus Paris! —

Herr Graf — holde Gräfin: Mylord der Herzog von York, Mylady, ſeine Gemahlin!“

Die vorgeſtellten machten ſich gegenſeitig das herkömmliche Compliment, während der Herzog und Juliane einander feſt in das Auge blickten — in jedem von beiden ſchien eine Erinnerung aufzutauchen — in Julianens innerem wurde dieſe vermuthende Erinnerung zur Gewißheit erhoben, als die Herzogin ſie in deutſcher Sprache anredete: „Ich bin erfreut, hier eine ſo liebenswürdige Landsmännin zu finden.“

Dieſe zutrauungsvolle Annäherung wollte im Anfang Julianen einigermaßen befremden — und ſie antwortete etwas zurückhaltend. Sie wußte nicht, ſollte ſie in der Herzogin eine legitime Gemahlin erblicken oder eine bloße Freundin des Herzogs; ſie wußte nicht, das unbefangene Kind, daß der hohe und höchſte Adel Englands das ſchöne Vorrecht hat, die Frau ſeiner Liebe in jedem Kreiſe wählen zu dürfen, in dem er ſie findet, und daß es ſeinen Stammbaum nicht befleckt, wenn er ein Mädchen aus dem Bürger- oder Bauernſtande auf ſeinen Herzogſtuhl erhebt. Dieſe Dame war aber ſo freundlich gegen Julianen und nahm ſie faſt wider Willen für ſich ein, daß bald ein heiteres Geſpräch in Gang kam, und Juliane wurde ſo lebendig, daß ſie — als die Herzogin fragte, ob ſie auch in Hamburg geweſen und dort bekannt ſei? neckend erwiederte: „Dort geweſen Mylady? Ja. Bekannt? Nein, denn ich armes Mädchen verließ Hamburg in derſelben Nacht zu Fuße, als Sie, Mylady, in Ihren Reiſewagen ſtiegen, ja ich ging an Ihnen vorüber!"

„Ich beſchwöre Sie, Gräfin! Nicht ſo laut", flüſterte erglühend die Herzogin, und gerieth ſichtlich in Verwirrung.

Der Herzog trat wieder zu den beiden und nahm das Wort: „Wir ſahen uns ſchon — in Hamburg — ſchöne Gräfin! So ſind Sie, was mich vom Herzen freut, Ihrer damaligen Beſtimmung glücklich entgangen."

„Entgangen, ja entgangen, wörtlich wie bildlich genommen, Mylord!" erwiederte Juliane nicht ohne erröthen.

„Ich bin höchſt glücklich, Sie hier wieder zu finden, verehrte Gräfin," fuhr der Herzog fort. „Sie ahnen nicht, daß ich Ihnen Dinge von der größten Wichtigkeit für Sie mitzutheilen habe, doch kann ich das nicht hier thun, wo die Menge der Gäſte uns umgiebt. Darf ich Sie beſuchen? Doch muß ich bitten, die Stunde ſo nahe als möglich zu beſtimmen, denn mein Aufenthalt hier iſt nur ein vorübergehender, da ich mit Mylady nur auf einer Durchreiſe begriffen bin. Wir gehen nach Nizza in die Bäder — ich bin ſehr leidend."

Ein Mädchen von angenehmem Aeußern näherte ſich der Gemahlin des Herzogs, und wurde von dieſer

Julianen vorgeſtellt: „Lady Atkins aus Briſtol, eine Verwandte und Freundin, unſere Reiſegefährtin.“

Lady Atkins war über die erſten Blüthenjahre hinaus, aber von ſehr regelmäßigen und edlen Zügen, ſie begrüßte Juliane mit vielem Wohlwollen und gegen die Gewohnheit reiſender Engländerinnen, mit Herzlichkeit.

Juliane ſagte dem Herzog, daß ſich zu vertrauter Mittheilung nach dem Balle wohl eine geeignete Viertelſtunde in einem der Geſellſchaftszimmer finden werde, und folgte der Aufforderung ihres Tänzers, des blühenden Armand de Ferrand, Oberlieutenant bei einem der königlichen Regimenter in Bordeaux.

Mit dem Ausdruck geſpannter Neugierde näherte ſich Graf Mercy d'Argenteau dem Herzog von York und richtete Fragen an ihn über Julianens Herkunft, Aeltern und Heimath, auf welche, ſoviel ihrer waren, eben ſo viele Verneinungen folgten.

Julianens Tänzer ſprach mit ihr voll innigſter achtungsvollſter Verehrung; aus jedem ſeiner Worte ſprach Liebe, obſchon er das Wort Liebe nicht auszuſprechen wagte. Und Juliane antwortete ihm offen, heiter, ſie legte in Ausdruck und Gebehrde das unverkennbare Vergnügen an den Tag, mit welchem ſie mit dem jungen, wohlgeſtalteten Officier tanzte. Sie gedachte im ſtillen jener Worte des verklärten Freundes, und nicht ohne einen gewiſſen Stolz, daß auch ihr Vater ein Officier geweſen, und jener bezeichnenden Erklärung über dieſen Stand: Ein Officier ſoll vorzugsweiſe ein braver Mann ſein, und würdig der Achtung und Liebe edler Menſchen. Dieſer Ausſpruch ſchien Julianen in vollem Maaße auf Armand de Ferrand anwendbar. Viele neideten ihm ſein Glück.

Nach beendigtem Tanze nahte ihr der Herzog von Richelieu und ſprach: „Ich beſitze ein weibliches Portrait, Comteſſe, ein Bild, welches ich Ihnen zeigen muß, um zu ſehen, ob Sie meine Bewunderung, meine Verehrung dieſes Bildes gerechtfertigt finden."

„Der Herr Herzog ſind wohl ſchon ſeit lange ein Bilder-Anbeter?" fragte die noch vom Tanz aufgeregte und fröhliche Juliane neckend. „Knieten Dieſelben nicht ſchon oft vor falſchen Götzen?"

„Leider! leider! böſes Kind! Warum mahnt mich ein reiner Engel des Himmels an meine irdiſchen Sünden?"

„Nicht wahr, ich bin auch bei Ihnen verläumdet worden? — Ach, wenn man alt wird, muß man viel Tücke der Welt ertragen!"

Der Herzog bot Julianen den Arm und führte ſie durch die Zimmer, welche alle von Gäſten belebt waren, wie es ſchien, nach dem Büffet, allein dieſem ſich nähernd, öffnete er ein Cabinet, deſſen Thüre hinter beiden zufiel, und das eine ſtrahlende Helle erfüllte. An den Wänden zogen ſich ſchwellende Divans; ein wandhoher Spiegel gab den Glanz der Kerzen und den Rahmen des ihm gegenüber hängenden Bildes zurück. Dieſes Bild hing auf einer Tapete von gepreßtem Purpurſammt, und war des Zimmers einziger Schmuck. Ein Vorhang verhüllte das Bild.

Jetzt ließ der Herzog einen langen Blick auf Juliane weilen, und ſog, der erfahrene Kenner der Schönheit, den Liebreiz begierig in ſich ein, den Juliane ausſtrahlte. Dieſe ganze herrliche Wohlgeſtalt und ebenmäßige Fülle, geſchaffen, um den unempfindlichſten zu rühren, zu begeiſtern. Der hohe ſchlanke Wuchs, die glänzenden Schultern, weiß, wie pariſcher Marmor, und von tadelloſem Bau, der wohlgeformte Hals, der Arme herrliche Rundung, das dunkle Haar, in dem die Sterne des Diamantſchmucks blitzten, die jugendliche Friſche, von Leben und Freude durchpulſt, die großen Augen voll Feuer, das beherrſcht ward von der edelſten Zucht, ihr ausdrucksvoller Blick, die feine zarte Form der Naſe — alles weckte in dem Greiſe mit dem jungen ewigglühenden Herzen ein ſtürmiſches Verlangen.

„Meine Herrin und meine Göttin! All meiner Gedanken! Sehen Sie hier das Altarbild meines Herzens!“ rief der Herzog, und zog den Vorhang, der ſich theilend, ein Prachtgemälde ſichtbar werden ließ — Juliane im Ballſchmuck, faſt gerade ſo wie ſie vor dem Bilde ſtand.

in Meiningen, Breitungen, Rohr und Veßra empfingen, jede Brüderſchaft hatte den Abt oder Prior an ihrer Spitze. So groß war die Menge der Verſammelten, die aus allen Nachbarländern und noch entlegenern herbeigeſtrömt, daß ſich ein Einzelner ganz in ihr verlor. Endlich zog in unendlicher Reihe die Proceſſion in den neuen Tempel, der zuvor von müſſigen Zuſchauern geräumt war. Grüne Vorhänge ſchufen jetzt eine künſtliche Dämmerung, die aber von dem Lichtmeer wieder in vollen Tag verwandelt wurde, das die tauſend Lichter und Lampen über allen Altären ergoſſen. Da zogen nun hinein die Chorknaben und Sänger und Miniſtranten, Mönche und Weltgeiſtliche und endlich mit ſeinen Caplanen, welche alle die heiligen Tempelgefäße trugen, der Weihbiſchof, tragend das verhüllte Allerheiligſte und es auf den Hochaltar ſtellend. Ihm folgten der Graf und die Gräfin von Henneberg und die würdige Frau Margarethe, die Fürſtin Mutter, dann alle Ritter mit ihren Frauen und Töchtern, dann die Bauleute, Meiſter und Geſellen, die zum Bau geholfen, und alles Volk, Ge-

„Mein Gott, mein Bild?!“ bebte es von Julianens Lippen.

„Zürnen Sie nicht, o zürnen Sie nicht!“ flehte Richelieu mit ſanfteſtem Tone: „Ich mußte dieß Bild beſitzen, der Maler, der Ihr Portrait einigemale fertigte, malte nach meinem Auftrag dieſes Bild, vor dem ich täglich kniee. Dürft' ich vor dem Ideale meiner Träume, dürft' ich vor dem holdeſten Originale knieen? Wird dieſes mich aus den Banden befreien, in denen ich armer Gefangener ſchmachte?“ —

„Monſigneur!“ rief Juliane, einen Schritt zurücktretend. „Dieß iſt nicht artig von Ihnen! Ich bin keine Herzogin von Burgogne, ich bin keine Prinzeſſin von Valois, kein Fräulein von Charolais, keine Gräfin Dubarry, und keine Frau von Saint Vincent!“

„Mein Gott, gnädige Gräfin!“ rief der Herzog: „nehmen Sie ſo viel Antheil an mir geringem Mann, meine Lebensgeſchichte im Buche der Chroniken, der Chroniken des Scandals, zu ſtudiren, dann verzeihen Sie mir doch wohl um ſo mehr den innigen Antheil, den ich an Ihnen nehme. Gräfin, ich biete Ihnen mein Vermögen, Rang, Stellung, Namen! Beſteigen Sie als meine ſouveraine Gemahlin den Thron eines für Sie ſchlagenden Herzens!“

In Julianens Augen ſchoſſen Thränen, eine gerechte Entrüſtung gab ihr zürnende Worte ein.

„Ihr Benehmen iſt nicht edel, Herzog! Vergeſſen

Sie nicht, daß ich als Gaſt bei Ihnen bin. Ihren zahlloſen Favoritinnen die Fußtapfen austreten, dazu bin ich zu ſtolz, dazu rollt zu viel edles deutſches Blut in meinen Adern. Erheben können Sie mich nicht durch eine Vermählung, und erniedrigen werden Sie mich nicht wollen. Ich werde, kann und darf mich nie vermählen, und dürfte ich — ha!“ —

„So würde ein jüngerer beglückt werden!“ fiel mit einem ſchwermuthvollen Tone der Herzog ein. „Sie glauben nicht an meine wahre tiefe Liebe, meine angebetete Gräfin! Sie glauben nicht, daß die Flamme der reinſten Empfindung ebenſogut, wie der Leidenſchaft aus dem Buſen eines Greiſes ſchlagen kann. Ich habe zwei Frauen begraben, ich habe beide innig geliebt, beide heiß beweint; mein Herz verlangt nach Erwiederung ſeiner Empfindungen! O Juliane! Sie ſtehen allein in der Welt — Sie können — dieß liegt im Bereich der Möglichkeit — bald, ſehr bald, gänzlich verlaſſen, gänzlich vereinſamt ſtehen, mittellos und hülflos. Eine Verbindung mit mir entrückt Sie allen Sorgen, allen peinlichen Fragen der Neugier, die zum Beiſpiel dieſer abgeſchmackte Graf Mercy d'Argenteau nicht müde wird, an alle anweſenden in unſerer Geſellſchaft über Sie zu richten — und Sie verweilen in der Sphäre, in der Sie durch Abkunft wie durch Schönheit und durch Ihr ganzes holdſeliges Weſen zu verweilen berufen ſind!“

Juliane zitterte und weinte, alle Gefühle in ihr waren in Aufruhr. Nie hatte ein Mann ſo zu ihr geſprochen, ſie ſo bedrängt — und ein anderes Bild trat vor ſie hin, das ihr Herz ganz erfüllte, und in dieſem Herzen dem greiſen Bewerber keine Linie breit Raum vergönnte.

Der liebeglühende Herzog deutete Julianens jungfräuliches erbangen und verſtummen für ſich günſtig, und indem er mit zärtlicher Gewalt ihre Hand an ſeine Lippen führte, rief er: „Juliane! In dieſer ſchönen, ernſten und ſeligen Minute beſchwöre ich Sie — gewähren Sie —“

„Nein, Herzog! Nein!“ rief Juliane, und ihre hohe edle Geſtalt ſank raſch in ſich zuſammen und zu des Herzogs Füßen. „Bei dem höchſten Gott! Ich kann Sie nicht lieben! Ich kann mich niemand verloben! Haben Sie Erbarmen! Oeffnen Sie dieſe Thüre! Zu lang' ſchon blieb ich dem Blick der Geſellſchaft entzogen!“ —

Der Herzog zog Juliane empor, und lispelte: „O ſo verzeihen Sie einem Gefühl, das ſich in ſeiner überwältigenden und bethörenden Macht einen Augenblick vergeſſen konnte. Können, werden Sie mir verzeihen, Gräfin?“

„Wenn Ihr Gefühl wirklich ein warmes und wahres gegen mich iſt, ſo ehre es mich, und dann verzeihe ich Ihnen, Herr Herzog!“ antwortete Juliane mit Würde und zugleich mit der edelſten Güte. „Verzeihen auch Sie mir“ — fügte ſie mit Wehmuth und leiſem ſchluchzen hinzu: „daß ich Ihre Gefühle nicht erwiedern kann.“

Ehrerbietig öffnete der Herzog die Thüre des Cabinets und ließ in wahrhaft demüthiger Stellung die Gräfin an ſich vorüber und hinaus ſchreiten.

Armand de Ferrand kam gerade vom Büffet, er ſah Julianens glühendes Geſicht, ſah an ihrem Auge, daß ſie geweint hatte, nahm die Bewegung ihres Gemüthes wahr, und grimme Eiferſucht übergoß ihn mit ihren Schauern — er kannte den Herzog. Der ſchrecklichſte Argwohn blitzte in ihm auf.

Juliane ſah den Wuthblick des von ihr im ſtillen rein und warm geliebten Jünglings, ſie trat lächelnd auf ihn zu, und fragte ihn mit leiſem bebender Stimme: „Was haben Sie, Herr von Ferrand? Warum blicken Sie mich ſo finſter an? Könnten Sie mich verkennen oder beargwohnen, Armand, das wäre mir der tiefſte Schmerz.“

Und wie eine dunkle Wolke, die vor die Sonne getreten, vorüberzieht, ſo ließen dieſe wenigen, mit weichem Gefühl und himmliſchem Wohllaut der Stimme ausgeſprochenen Worte Julianens jeden finſtern Wolkenſchatten ſchwinden, und die Sonne ſeiner Freude ſtrahlte wieder im vollſten und reinſten Glanze.

Auf einem Divan in einem der ſtillen Zimmer, durch welches nicht beſtändig Geſellſchaft auf und niederwogte, ſaß Juliane, ihr gegenüber der Herzog von York und redete vertraulich mit der Gräfin.

„Theure Comteſſe, wie weh thut es meinem Gefühle,“ ſprach der Herzog theilnahmevoll: „Ihnen tief ergreifendes und ſchmerzliches ſagen zu müſſen, und der Ueberbringer trauriger Nachrichten zu ſein. Hätte ich damals, als ich Sie ſo flüchtig in Hamburg ſah, wo Sie mir ſchon als völlig unbekannte den innigſten Antheil einflößten, näheres gewußt, ihre Stellung hätte eine ganz glückliche, völlig ſorgenloſe werden können! Sie hätten ganz einfach meine Gemahlin und mich begleitet, und gewiß, Sie wären eine Freundin dieſer vortrefflichen Frau geworden. Zudem hegte man ja ohnehin den Verdacht, ich habe Sie entführt — erröthen Sie nicht, Gräfin — wenn ich Sie entführt hätte, an meiner Hand brauchten Sie nicht zu erröthen! — Ihr damaliger Geleiter, Herr Reinhard — verfolgte Sie auf falſchem Wege und bis zu mir. — Sie hörten wohl lange nichts von ihm?“

„Nein — lange nicht“, erwiederte Juliane befangen — „und es ſetzt mich dieß in wahrhaft peinliche Verlegenheit.“ —

„Ich weiß dieß leider“ — fuhr der Herzog fort — „man ſchrieb es mir, die Fürſtin Auersberg ſchrieb es mir, eine werthe Freundin. — Vernehmen Sie eine

Nachricht, die Ihr edles Herz verwunden wird: Reinhard iſt geſtorben!“

„O Gott! Tod? Mein Jugendlehrer, mein Erzieher?“ rief Juliane erſchüttert aus: „O darum ſo lange keine Nachricht! Himmel — da bin ich wohl gänzlich hülflos?“ — Ihre Thränen floſſen dem Andenken des Mannes, den ſie im innern wahrhaft verehrte.

„Ihre Zuſchüſſe ſind ausgeblieben — es iſt ſchlimm, Gräfin“, fuhr der Herzog fort. „Ihre Gläubiger werden unruhig; es iſt für niemand gut, Schulden zu haben, am ſchlimmſten aber für eine junge Dame vom Stande.“

„Ich bin verloren!“ ſtöhnte Juliane. „Was ſoll ich beginnen? Von Tage zu Tage erwarte ich Hülfe — o ich bin ſo weit gekommen in meiner Erniedrigung vor mir ſelbſt, daß ich zu dem höchſten Weſen gebetet habe, mir Geld zu beſcheeren.“

„Gott erhört den Schrei Ihrer Noth, er ſendet Ihnen Hülfe!“ ſprach darauf der Herzog. „Aengſtigen Sie ſich nicht! Nehmen Sie einſtweilen dieſe Banknoten an ſich, im Betrag von ſiebenhundert Louisd'or. Zwar reiſe ich morgen zur Wiederherſtellung meiner ſchwankenden Geſundheit nach Nizza ab, allein ich ſchreibe Ihnen ſobald ich dort bin auf der Stelle. Sie ſollen nicht die Beute habgieriger und gewinnſüchtiger Gläubiger werden! Verlaſſen Sie ſich auf mein Wort, holde Gräfin! Und laſſen Sie mich um ein Andenken bitten! Ihr Bild, damit es mich ſtets an Sie erinnere.“ —

Nicht ganz innerlich heiter, nicht ganz ſorgenlos und glücklich, wie ſie doch allen erſchienen, verließ Juliane in Begleitung der Frau von Guillaumot die Aſſemblée des Herzogs von Richelieu, als deren leuchtendſter Schönheitsſtern ſie geſtrahlt hatte.

In eine Ecke des Wagens gedrückt, floſſen ſtill ihre Thränen — ſie galten der Erinnerung an Reinhard, und ſo vielem andern noch, was heute ihr Gemüth umſtürmt hatte.

Die Verhaftung.

Mit ernſter, bedenklicher und theilnehmend wehmüthiger Miene trat Frau von Guillaumot einige Morgen nach jenem Ballabende in Julianens Zimmer, und fand dieſe unwohl. Das übelbefinden der Gräfin hielt indeß Frau von Guillaumot nicht ab, Julianen Eröffnungen zu machen, welche nicht dazu beitrugen, heitere Stimmung und wohlbefinden zurück zu rufen. Die Summe dieſer Eröffnungen beſtand darin, daß ſeit drei Monaten weder für Intereſſen des Hauskaufgeldes, noch für Bedienung, Heizung, Beleuchtung, und für die koſtſpielige Equipage auch nur ein Cent eingegangen ſei, daß Frau von Guillaumot große und zahlreiche Verpflichtungen habe, die aus eigenen Mitteln zu decken, ſie nicht im Stande ſei, und daß ſie von der

Gräfin zu erfahren wünſche, wie es fernerhin und insbeſondere mit der Bezahlung werden ſolle?

Juliane bebte vor Entſetzen, als Frau von Guillaumot die Summe nannte, welche dieſe zu fordern hatte, zehntauſend Livres. — Das Haus der Frau von Guillaumot war dieſer für die Gräfin um die Summe von dreißigtauſend Livres abgekauft worden. Dieſe Summe war nicht nur nicht bezahlt, es reſteten auch die Zinſen. Der Juwelier ſandte ſeine Rechnung, von einem höflichen Brief begleitet, der um baldige Berichtigung ſeines Guthabens bat; dieſe Rechnung betrug für neuen Schmuck, für Veränderungen an ſolchem, für Uhren und allerlei Luxusgegenſtände, Ringe, Ketten, Sévignés und dergleichen, koſtbare Gemälde, Einfaſſungen in Gold mit Edelſteinen, Perlen, mit Steinen verzierte Fächer, Perlmutter- und Korallen-Nippes — fünftauſend bis ſechstauſend Livres.

Mit klopfendem Herzen und brennendem Kopf verſicherte Juliane der Frau von Guillaumot, daß demnächſt die ſämmtlichen, zur Deckung ihrer Schulden nöthigen Gelder eingehen würden. Sie rechnete dabei mit Zuverſicht auf die ihr geſtern gemachten Zuſicherungen des Herzogs von York.

Als Frau von Guillaumot Julianen verlaſſen hatte, bat der alte Gotthard um Gehör bei ſeiner Herrin. Er hatte ihr ſeine Erſparniſſe, dreitauſend Livres, in Verwahrung gegeben, und bat ſie jetzt, ihm das für ihm aufbewahrte Geld zu behändigen, da er es in einer Bank unterbringen wollte. Juliane ſtand tief beſchämt und wie vernichtet vor dem alten Manne.

Sie hatte im guten Glauben, dieſe Summe jederzeit erſetzen zu können, ſie ausgegeben.

Mit Marmorbläſſe auf den ſchönen Wangen und einem ſtarren Blick ſtammelte Juliane: „Dein Geld verlangſt Du jetzt von mir. — Ich habe es — nicht mehr!“

Und ſie war einer Ohnmacht nahe, als ſie dieß ſagte.

„O mein Gott! So bin ich unglücklicher alter Mann ein Bettler!“ rief Gotthard aus, und ſchlug ſeine Hände über den kahlen Scheitel zuſammen.

„Gotthard! — Ich ſterbe!“ lispelte Juliane, und brach zuſammen. „Gräfin! O Gott! Nein! Nein!“ rief Gotthard, und fing die Sinkende auf, ließ ſie auf ein Sopha geleiten, und ſtürzte zu ihren Füßen nieder: „Um Gottes Willen nur um mich keine Sorge! Auch der Bettler Gotthard bleibt Ihnen treu! Und muß es ſein — ſo bettelt er — für Sie!“ —

Der bevollmächtigte Miniſter Graf Cobenzl in Brüſſel ſaß zu der Stunde, in welcher er gewöhnlich ſeine Depeſchen empfing und zu leſen pflegte, an ſeinem Arbeittiſch. Da gab es wieder über manches ſehr bedenklich den Kopf zu ſchütteln. Ein Schreiben hatte die ſeltſame Ueberſchrift: Aus Meinem Bette, und war aus einer großen deutſchen Reſidenz eingelaufen. Darin lautete eine Stelle: Ich bin Ihnen, Mein lieber Graf recht von Herzen verbunden für die trefflichen Rathſchläge, welche Sie der jungen Gräfin von S. gegeben. Dieſes arme Kind iſt ſehr unglücklich und nimmt Meine ganze Theilnahme in Anſpruch. Erkalten Sie nicht, Mein lieber Graf, in Ihrem Eifer zum beſten jenes theuern Mädchens; es ſoll alles reichlich erſetzt und vergolten werden. Ich bin entſchloſſen, Julianen dereinſt ein glänzendes Loos zu bereiten, welches ſie für die Leiden entſchädigen wird, die ſich jetzt um ſie thürmen. Sie iſt Mir ja ſo zärtlich durch die Mir theuerſte Perſon auf dieſer Erde — und leider nicht mehr auf dieſer Erde, — empfohlen worden. Ich bitte, empfehlen Sie ihr für jetzt einige Sparſamkeit, und tragen Sie Sorge, daß das Geheimniß ſo viel als möglich bewahrt werde. In dieſer Beziehung muß Ich erfahren, daß der Geſandte Graf Mercy d'Argenteau ſich nicht mit beſonderer Delicateſſe benommen, ſondern mit vieler Zudringlichkeit ſich in ein Geheimniß einzudrängen geſucht hat, das ihn nichts angeht.

Dieſer Brief war ohne eine Unterſchrift — und es blieb dem Miniſter überlaſſen den Abſender zu errathen.

Ein anderer Brief war von Julianen. Mit großem Vertrauen und eben ſo großem Kummer ſchilderte ſie dem Grafen ihre Lage, ihre furchtbare Bedrängniß. Auch ſie warf Aeußerungen der Unzufriedenheit hin über die Neugier des Grafen Mercy d'Argenteau und ſchloß mit den Worten: Dergleichen führt nie zum Ziele ſunde und Sieche, wimmelte nach, bis die Kirche voll und übervoll war, und zu den ſieben Altären traten, zu jedem ein Prieſter, um die Meſſe zu leſen, und dichtgedrängt lagen die Schaaren derer, die nicht mehr hineinkonnten, vor den Thüren der Kirche auf den Knieen, Hunderte erkletterten die hohe Mauer, und der niedrige Lindengreis war von Menſchen über und über voll.

Im Hof aber ordnete indeß der Wirth und ſein Geſinde lange Tafeln, an denen zum Theil die Reichen, zum Theil die Armen, letztere auf Rechnung des wohlthätigen Fürſten, geſpeißt werden ſollten und an dieſen Armentafeln erwählte ſich ſchon Jonas Schnabel den Vorſitz, und vertröſtete die hungrige Horde ſeines Bettlerordens auf die Freuden der wohlgefälligſten Sättigung.

In der Kirche fügte es der Zufall, daß Georg Doth der jungen und ſchönen Frau Magdalene Trott ſehr nahe zu ſtehen kam, und er meinte ſeinen Traum erfüllt, denn ſie war noch eben ſo mild und trug noch immer das kindlichreine Antlitz, wie als Jungfrau, und wie ſie die frommen Augen ganz mit der

Ehe ich mein Geheimniß opfere und preisgebe, eher will ich das Härteſte ertragen. Nur eine Perſon lebt, der ich mich werde rückhaltlos vertrauen und mittheilen können; dies ſind einzig Sie, mein Beſchützer, mein Vater! O wär' ich bei Ihnen, o dürft' ich an Ihrem Herzen weinen, o trügen mich Flügel der Morgenröthe nach dem fernen Brüſſel!" —

Du armes bethörtes Kind! Du ahneſt nicht, wie ſchnell und tückiſch das Schickſal Deine Wünſche erhört und erfüllt, und Dich nach Brüſſel führt!

Eine Depeſche mit dem Privatſiegel der Herrſcherin geſchloſſen, zum Zeichen, daß dieſe Depeſche keine Staatsangelegenheit berühre, jenes ſpringende Roß mit dem Sinnſpruch darüber: Ad nutum Dei — fiel jetzt in Cobenzls Hand, und ward von ihm erbrochen.

Der Miniſter las:

„Mein lieber Graf!"

„Ich bedaure, erfahren zu müſſen, daß Sie eine gewiſſe Perſon in Bordeaux protegiren und ſoulagiren, welche nicht nur durch die unſinnigſte Verſchwendung, ſondern auch durch Anmaßungen ſich proſtituirt. Dieſe Unglückliche macht ſich oder doch andern die höchſt reprochable Illuſion, für die Tochter Unſers in Gott ruhenden, höchſtſeligen Herrn gelten zu wollen. Spräche dafür nur die geringſte Wahrſcheinlichkeit, ſo würde Ich ſelbige Perſon wie meine eigenen Kinder lieben und behandeln, aber Ich weiß, daß ſie eine Thörin oder eine Betrügerin iſt, welche durch Intriguen unterſtützt, auf Ränke ſinnt, und auf fremde Koſten einen maßlos luxurieuſen ſchlechten Lebenswandel führt.

Ich will, das alles mögliche geſchehe, damit der ewig theure und heilige Name unſers Herrn nicht frevelhaft entweiht werde, zumal Mir leider hinterbracht wird, daß dieſes laute Geheimniß bald wie eine Lärmtrommel von einem Hofe Europa's zum andern hinwirbeln werde.

Daher hab' Ich Ordres ertheilt, vom Hofe zu Verſailles zu erbitten, daß gegen beſagte Perſon ungeſäumt eine lettre de cachet ausgefertigt, dieſelbe Perſon par l'ordre du Lieutenant general de la Police feſtgenommen, von Bordeaux nach Bruxelles geführt, und in dieſer Sache weder Fleiß noch Geld geſpart werde, um allem unnützen und widrigen Eclat ein End' zu machen.

A Son Altesse Royale, mon très cher Cousin, hab' Ich geſchrieben, darüber Attentation zu haben, daß die Betrügerin nicht entwiſche, und Ihnen, lieber Graf, ertheil' ich die Inſtruction, die Perſon in Gemeinſchaft mit dem Chef-Präſidenten Herrn Baron de Reny, in ein ſcharfes Gebet zu nehmen, Protocolle und Ausſagen aber Mir directe zu admittiren. Und bleibe Ihnen in Gnaden gewogen, Ihre Wohlaffectionirte ꝛc.“

Dem Miniſter überlief es eiskalt, als er von ſeiner ſonſt ſo gnädigen anbetungswürdigen Herrin dieſen ſo bitterböſen und ſchlimmen Brief erhielt.

Der Kopf ſchwindelte ihm und er rief klagend aus: „O wehe Dir! Du armes unglückliches Opfer der herzloſeſten Politik, die — um eine menſchliche Schwäche eines theuern Verſtorbenen zu überhüllen — eine ſchändliche Grauſamkeit gegen ein verlaſſenes Mädchen zu begehen im Begriff iſt!“

Gut, daß eine ſo undiplomatiſche Aeußerung eines im Dienſt der Diplomatie ergrauten Mannes kein Ohr vernahm, und daß mindeſtens die Gedanken die Freiheit haben, alle liebloſen und herzloſen Urtheile kalt berechnender Staatsklugheit oder juriſtiſcher Herzen- und Weltzertrümmerung beim rechten Namen zu nennen.

„Arme Juliane! Du biſt verloren! Dieſer Brief iſt vielleicht — Dein Todesurtheil — wenn nicht ein guter Engel ſeine Hand über Dir hält!“ —

Juliane war ernſtlich unwohl, zuviel war eingeſtürmt auf ihr ſolcher Bewegungen ſo gänzlich ungewohntes Gemüth. Der herbeigerufene Arzt, Herr Saint Gere, offenbarte gegen ſeine Patientin die größte Theilnahme, auch auf ihn verfehlte Julianens liebreizendes Weſen nicht, tiefen Eindruck zu machen. Er erklärte ihren Zuſtand für eine Affectation der Nerven, und beſuchte ſie oft. Juliane war ſehr erregt; Agathe wich Tag und Nacht nicht von ihrem Lager; Gotthard hielt ſich jede Minute bereit zu Dienſtleiſtungen außerhalb des Krankenzimmers, und auch Frau von Guillaumot, obſchon ſie mehr in banger Sorge um ihre Anſprüche, als um Julianens Zuſtand ſchwebte, zeigte herzliche Theilnahme. Freilich mußte ſie ſich ſagen, daß an Julianens Leben doch der Schatten von Hoffnung hing, daß für dieſe günſtigere Umſtände eintreten und ihre Schulden gedeckt werden könnten.

Da ward ein Brief gebracht, welcher Julianen behändigt wurde. Zu ſchwach ſich fühlend, um ſelbſt zu leſen, und doch vom Anblick eines jeden Briefes hoffnungerfüllt, da faſt kein anderer Ausweg möglich ſchien, ſie ihrer qualvollen Lage zu entreißen, als durch einen Brief voll Troſt und Hülfe — reichte ſie den Brief, auf welchem man das Poſtzeichen Nizza erblickte, dem Arzt, Herrn Saint Gere, und bat ihn, ihr den Inhalt vorzuleſen, indem ſie lispelnd ſprach: „er iſt von einem wohlwollenden Freund, vom Herzog von York.“ —

Saint Gere entfaltete den Brief, und fand, daß derſelbe von Monaco datirt ſei — wahrſcheinlich hatte der Herzog von Nizza aus, dem Fürſten von Monaco, Honorius III. Camillus Leonorus — einen Beſuch gemacht

Der Brief, welchen Saint Gere vorzuleſen begann, fing an:

„Meine theure Gräfin!

Ich war bereit, Ihnen jene Zuſendungen zu machen, die ich Ihnen verſprochen, allein ehe ich noch Bordeaux verließ, traf mich ein Brief, in welchem ich beauftragt wurde, die Ihnen beſtimmten Summen nicht auf einmal, ſondern in Abtheilungen Ihnen zu übermachen. Ich ſchließe daher für dieſesmal eine Tauſendpfundnote bei; habe aber wegen dieſer mir aufgetragenen Maasregel, die mir nicht die ganz richtige ſcheint, Sie Ihren Verlegenheiten zu entreißen, an die Frau Fürſtin von An — —."

Wie der Blitz ſo raſch, ſchnellte plötzlich Juliane in ihrem Bette auf, und entriß Herrn St. Gere den Brief, ehe er noch den Namen vollends ausgeſprochen, worauf ſie, den Brief krampfhaft in der Rechten unter der Decke zuſammenballend, mit überſtrömenden Augen auf ihr Kiſſen zurückſank.

Alle Bemühungen, Julianen zu tröſten und zu beruhigen, waren vergebens, kaum daß Agathens dringliches Zureden vermochte, die Kranke dahin zu bewegen, mindeſtens die Tauſendpfundnote heraus zu geben, die ja doch eine Hülfe war, um mancherlei nothwendiges und dringendes damit abzuthun.

Indeß gelang es den fortgeſetzten und eifrigen Bemühungen des Arztes, Julianen bald wieder auſſer Gefahr zu ſehen, ſie konnte das Bette verlaſſen und ſich im Zimmer ergehen. Ihre ungeſchwächte gute Natur beſiegte mit Leichtigkeit ein unwohlſein das ja ohnehin keinen gefahrdrohenden Charakter an ſich trug.

Oft wenn ſie ſo in einſamer Stille unter der grünenden Laube ihres Zimmers ſaß, richtete Juliane die Blicke feſt und lange auf den blauen Himmel, auf die ſchwebenden Wolken, während ihre Hände müſſig im Schooße ruhten — und träumte wohl ſtundenlang vor ſich hin. Ihre Vergangenheit ging ihrem Blick vorüber — das ganze große Räthſel ihres Daſeins — ihr ſtilles ungetrübtes Jugendglück, ihr Hinausgeſchleudertwerden als gänzlich unerfahrenes Mädchen in eine fremde Welt. — Als Juliane einſehen gelernt, wie ſehr ſie gefehlt durch ihre Verſchwendung, hatte ſie ſich ſogleich jeden Schmuckes, jeden überflüſſigen Flitters entäußert, und davon nichts behalten, als jenen feinen und künſtlichen Ring, die Gabe ihres verklärten väterlichen Freundes.

Während Juliane von Tage zu Tage auf eine Aenderung ihres Geſchickes hoffte, trat eines Morgens Frau von Guillaumet bei ihr ein, bleich und in Thränen. Sie hielt ein Zeitungsblatt in der Hand, und rief: „Arme Freundin! Faſſen Sie ſich, es droht Ihnen ein neuer Schmerz, abermals zertrümmert das Schickſal ihre höchſte Hoffnung! — Hier ſteht aus Nizza: Am geſtrigen Tage endete in unſern Mauern ein hoher Kurgaſt, welcher zur Herſtellung ſeiner Geſundheit ſeit kurzem hier wohnte, Seine Herrlichkeit, der Herzog von York, Peer von England.“

Juliane ſtand ſprachlos, dann glitt ſie ohne Laut auf einen Seſſel, und ſchlug beide Hände vor das Geſicht.

„Auch Er! Auch Er! — Alle ſterben, die um mich ſich ſorgen — Reinhard — York! — O Gott — und von Brüſſel keine Nachricht! — Ich vergehe!“ —

„Theuerſte Gräfin!“ bat Frau von Guillaumot: „wollten Sie nicht meinen Bitten Gehör geben, und ſich an den Herrn Herzog von Richelieu wenden — ſein Anſehen, ſein Credit könnte Sie retten, mindeſtens beſchwichtigend wirken!“

„Nie!“ rief Juliane mit Ernſt und voll Hoheit, und mit entſchieden abwehrender Geberde — und verſank dann in das tiefſte, trauervollſte ſchweigen.

An dieſem Tage ließ der Obriſt der Maréchauſſée von Guyenne ſeinen Neffen rufen, und ſprach mit einer ſehr bekümmerten Miene zu Armand de Ferrand: „Mein lieber Neffe, Du findeſt mich tief betrübt um Deinetwillen! Es begiebt ſich etwas, was Deinem Gefühl unendlich weh thun wird.“

„Was iſt es, theurer Onkel?“ fragte Armand: „Reden Sie, ich bin gefaßt, ſchlimmes zu hören.“

„Lies dieß!“ ſprach Herr Carrel de Ferrand, und reichte Armand ein Blatt

Dieſes Blatt trug an ſeinem untern Ende ein kleines königliches Siegel, und die Unterſchrift des Miniſters Duc de Choiſeul.

„Wie, mein Onkel, ein Verhaftsbefehl?“ fragte

Armand de Ferrand, und las — allmählig erbleichend und zitternd:

„Im Namen des Königs! Es iſt verordnet, ohne Verzug zu verhaften die Demoiſelle Juliane, angebliche Gräfin von Schönau zu Bordeaux, und dieſelbe unter ſichrer Bewachung durch einen Gefreiten der Maréchauſſée nach Brüſſel abführen zu laſſen, wo die Gefangene an die Ordre des bevollmächtigten Miniſters Grafen Cobenzl, abzuliefern iſt. Daran geſchieht Unſer Wille.“

„Dieſes herrlichſte Geſchöpf Gottes eine Gefangene! Unerhört! Unmenſchlich!“ brauſte Armand auf.

„Armer Junge!“ ſprach bedauernd der Obriſt. „Du thuſt mir leid! Aber ich ſehe keinen Ausweg. Du haſt keine Mittel, ſie zu verbergen und zu erhalten, wenn Du ſie auch befreien wollteſt, was zuletzt ein leichtes wäre. Ich aber muß, obſchon mit ſchwerem Herzen, meine Pflicht thun.“

„Und bedenke Armand“ — fuhr der Obriſt fort: „Sie iſt eine Fremde, Namenloſe, die hierher kam, um durch unerhörte Verſchwendung Aufſehen zu machen — und nun wird ſie nach Brüſſel abgeführt, und ihre Gläubiger — ſind hinter's Licht geführt, hintergangen — betrogen. Frage Dich, Armand, wenn Du ſie auch bis zur Raſerei liebſt, ob Deine Soldatenehre die Neigung zu einer Dame duldet — auf der, mag ſie noch ſo reizend ſein — ein Makel und der Schatten ungewiſſer Abkunft ruht!“

Armand ſtand rathlos und vernichtet — dann ſtürzte er fort, und der Obriſt, der ſelbſt Julianen herzlich wohl wollte, beſchloß, die Verhaftung für dieſelbe möglichſt ſchonend vornehmen zu laſſen. Er beorderte den Gefreiten Pevot, einen nicht mehr jungen zuverläſſigen Mann zu ſich, und gab ihm eine ganz genaue Inſtruction, während er ſich anſchickte, perſönlich bei der Gräfin zu erſcheinen.

Ahnungslos von dem, was ihr drohte, ſaß Juliane in ihrem Zimmer, als der Beſuch des Obriſten Herrn Carrel de Ferrand ihr gemeldet wurde.

Theilnehmend ließ ſich dieſer bei der Gräfin nieder und ſprach zu ihr: „Gnädige Gräfin! Sie ſind ſo traurig, Sie ſind in übler Lage! Wäre nicht für Ihren Gemüthszuſtand es am beſten und am beruhigendſten, wenn Sie ſich dieſer Lage raſch entzögen? — Eine Reiſe vielleicht!“ —

„Ah, ein ſchöner Gedanke, mein Herr!“ rief Juliane. „Ja, eine Reiſe — längſt wünſchte ich mir dieſe machen zu können!“

„Sie correſpondiren nach Brüſſel, Gräfin? Möchten Sie nicht dorthin reiſen?“ —

„Ja, Herr Oberſt — nach Brüſſel! Das wäre herrlich!“

„Ihr Wunſch wird in Erfüllung gehen — Gräfin! Graf Cobenzl hat mir Befehle ertheilt, er hat einen Reiſewagen geſendet, Sie abzuholen — ein vertrauter Mann wird Sie begleiten! Sie reiſen noch heute ab.“

„Wie? So plötzlich, Herr Obriſt? — Aber wenn er es befiehlt, mein väterlicher Freund — ich folge, ich füge mich gehorſam in alles!“

Dieſes Geſpräch ſetzte ſich in gleicher vorberathen der Weiſe noch eine Weile fort, und Herr de Ferrand war im Innern erfreut, durch den Weg einer unſchädlichen Täuſchung Julianen einen großen Schmerz erſparen zu können — als ſich auf dem Vorſaal die Stimme einer ſcheltenden und keifenden Frau vernehmen ließ — welche ſich durch die Bemerkung Agathens und Gotthards, daß Beſuch bei der Gräfin ſei, zu welcher ſie verlangte, nicht abweiſen laſſen wollte.

Und wirklich wurde die Thüre erſtürmt und heftig aufgeriſſen, und herein ſtürzte mit erboſtem Geſicht Frau l'Englumée, und rief: „Ha ſchöne Gräfin! Iſt es dahin gekommen? Arretirt — arretirt! In das Schuldgefängniß! — Oh — ich habe einen Polizeicommiſſar beſtellt — Sie werden nicht gehen, ohne ſich zu der Schuld von ſechstauſend Livres an unſer Haus förmlich zu bekennen, und zu ſagen, an wen wir uns halten ſollen! Unſer Haus muß zuerſt befriedigt werden! — Ei, iſt das die Dame, die ſo viel Aufwand machte? Wie ſehen Sie denn aus? Mein Gott, wo iſt denn Ihr alten Freundlichkeit zu ihm aufſchlug, da erwachte wieder in ſeiner Bruſt der gewaltſam bekämpfte Entſagungsſchmerz mit aller Macht und drohte ihm das Herz zu brechen, während Paukendonner und Flötenjubel und das Jauchzen des Ambroſianiſchen Lobgeſanges den Tempel erfüllten und ſein armes Herz wie mit Rieſenorgelklängen erdrückten und betäubten.

4.

Die Tempelweihe in die Ehre der zwölf Apoſtel und des Stammes Jeſſe war vorüber, Ablaß und Segen war von Prieſtermund den Tauſenden verkündet. Noch ſtanden die heiligen Gefäße auf den Altären, die ſchon früher als Opfergaben der Kirche geſpendet worden, goldene ſtrahlende Monſtranzen, goldne und ſilberne Nachtmahlskelche und Patenen, Blumenvaſen und diamantne Kreuze, ſil-

Schmuck? Alles ſchon verſchachert und vermöbelt! Das iſt ja eine himmelſchreiende Geſchichte, das!“ —

Durch den Lärm herbeigezogen, ſtürzte auch Frau von Guillaumot in Julianens Zimmer. — Gotthard und Agathe traten herein — die l'Englumée tobte in gemeiner Weiſe fort, wie eine Wahnſinnige; ſie, die ſo viel liebes und gutes vor nicht allzulanger Zeit beim Miniſter Cobenzl über Juliane geſprochen. Das Geldintereſſe überwog und erſtickte in ihr jedes Zartgefühl.

Der von ihr beſtellte Polizeicommiſſar erſchien allein als er den Obriſten der Maréchauſſée im Zimmer der Gräfin vorfand, trat er ehrfurchtvoll zurück; da winkte ihm der Obriſt, und ſagte ihm: „Mein Herr, ich erſuche Sie, dieſe Dame, welche ſich hier ſo ſehr vergißt, ſogleich in ihre Wohnung zu geleiten“ — und als die Englumée Miene machte, ſich dieſer Weiſung zu widerſetzen — ſprach Carrel de Ferrand zu ihr: „Sie werden mich nicht zwingen Madame, meine unten harrenden Soldaten zu Ihrer Begleitung zu commandiren!“

Heulend entwich das wilde leidenſchaftliche Weib.

Juliane war ohnmächtig — dieſer Schreck, dieſe Beſchimpfung war zu viel für ihre zarte Seele, die bisher im harmloſeſten Frieden lebend, die Leidenſchaften der Menſchen kaum kennen gelernt hatte; ſorgenvoll und ängſtlich ſuchten ihre Getreuen Julianen zu beleben.

Herr Carrel de Ferrand ſprach mit Frau von Guillaumot und gab ihr tröſtende Verſicherungen — daß ſie nicht, wie ſie fürchtete, um alles übrige kommen werde.

Die nächſte Nacht fand Julianen halb bewußtlos im Reiſewagen. Die Menſchenfreundlichkeit de Ferrand's ließ ihr, obgleich dazu keine beſondere Erlaubniß gegeben war, Agathen zur Begleitung. Gotthard blieb zurück, um alles, was Julianen gehörte, zu verzeichnen; der Verkauf ihres reichen Mobiliars wie ihrer Equipage konnte ſchon viel decken.

Armand war in Verzweiflung. Er hatte ſich nach der Mittheilung ſeines Oheims zum Herzog von Richelieu begeben; ihn wußte er für Juliane theilnehmend geſinnt — von ihm hoffte er Hülfe, Fürſprache, Einfluß, Geld, Rettung für die Arme, die er ſo innig liebte.

Der Herzog hörte ihn mit bitterm Lächeln an, und ſagte: „Mein lieber Premierlieutenant, ich bedaure aufrichtigſt — ich bin ganz engourdirt — voila! Frau von Saint Vincent hat dreimalhunderttauſend Livres auf mich gezogen! Teufel — wie ſoll ich andern helfen, wenn ich mir ſelbſt nicht helfen kann?“

So ſprach zu Herrn Armand de Ferrand der Herzog Louis François Armand du Pleſſis, der in Folge dieſer auf ihn für 300,000 Livres gezogenen falſchen Wechſel ſich noch in einen äußerſt koſtſpieligen Prozeß verwickelte, der in ſeinem vierundachtzigſten Jahre die dritte

Frau heirathete und mit Hinterlaſſung eines berühmten Namens und anziehender Memoiren 1788 ſtarb. —

Das Fort Monterelle.

Julianens aufs neue ſo heftig erſchütterter Geſundheitszuſtand geſtattete nur kurze Tagereiſen. Ohne die widrige Scene, welche die Gemeinheit der Frau l'Englumée herbeiführte, wäre die leidende heiter und unbefangen nach Brüſſel gereiſt, und voll Hoffnung auf eine günſtige Wendung ihres Schickſals; ſo — wußte ſie, daß ſie eine Gefangene war.

Eine Gefangene! Tag und Nacht ſann Juliane über dieſes Wort. Sie ſprach wenig, blieb ſelbſt gegen Agathen verſchloſſen.

Doch hoffte ſie viel, ja alles von Cobenzl. Eine innere leider trügeriſche Stimme ſagte ihr, dieſer Mann werde, ja müſſe ihr helfen.

Endlich wurde die Nähe der Gränze Frankreichs erreicht. Es war Nachmittag, und man ſah das Gränzdorf Quievrain vor Augen, als ein Reiter dem Reiſewagen nachjagte, dieſen überholte, ſein Pferd wendete und dem Kutſcher die Frage zurief: „Führet Ihr Herrn Povot, Gefreiten der Maréchauſſée von Guyenne?“ Als dieß der Kutſcher bejahte, ritt der Reiter an den Schlag heran, rief mit wehmuthvoller Stimme: Juliane, theure Juliane!“ und warf auf Julianens Schoos ein Billet, worauf er wieder von dannen ſprengte. Juliane ſeufzte, ſie hatte die ihr ſo liebe Stimme Armands de Ferrand erkannt, aber ſie ſchwieg, ſie kämpfte auch dieſen Schmerz nieder. Das Billet ergriff ſie, und reichte es Povot mit den Worten: „Leſen Sie, mein Herr! Gefangene dürfen keine Briefe empfangen.“

Der Gefreite Povot, welcher auf der ganzen Reiſe gegen Juliane, ſeiner empfangenen Ordre wie ſeinem natürlichen Gefühle gemäß, das größte Zartgefühl und jede Berückſichtigung an den Tag gelegt hatte, nahm das Billet, und öffnete es mit den Worten: „Nur wenn Sie es mir befehlen, werde ich den Inhalt dieſes Briefes Ihnen vorleſen.“

Juliane nickte zum Zeichen der Bejahung.

Povot las: „Theure, anbetungswürdige Juliane! Man hat alles, was möglich war, verſucht, Sie zu retten, zu befreien! Verlieren Sie den Muth nicht! Hoffen Sie nur getroſt.“ Auch darauf hatte Juliane nur einen Seufzer als Antwort. Povot ließ den Wagen noch bis Bergen zufahren, von wo aus am andern Tage Brüſſel erreicht wurde.

Juliane ſtand im Cabinet des Miniſters Grafen Kobenzl. Ihr Anzug beſtand aus einem runden Oberrock von grauem Taffet, über den ſie eine ſchwarze Mantille trug, den Kopf bedeckte eine Kapuze von weißer Gaze, derer vorderer Theil den Schnitt eines Schleiers hatte, welcher das Geſicht verbarg und ſchützte, aber leicht zurückgeſchlagen werden konnte. Selbſt in dieſem einfachen nonnenhaften Anzuge war Juliane ſehr ſchön. Sie war bewegt, doch ohne Furcht und ohne Unruhe, ſie hoffte ja eine günſtige Wendung ihres ſo räthſelvollen Geſchickes.

Der Miniſter trat in das Cabinet, in welchem die ſchöne Gefangene ſeiner harrte. Sein ganzes ehrenhaftes und würdevolles Weſen flößte Vertrauen ein.

Juliane ſchlug ihren Schleier zurück und eilte lebhaft auf Cobenzl zu; ſie haſchte nach ſeinen Händen und wollte dieſe küſſen, er duldete dieß jedoch nicht, ſondern umarmte ſie und küßte ſie auf die reine Stirne. Er bot ihr den Platz auf einem Divan, und ſetzte ſich freundlich an ihre Seite.

„Sie haben viel gelitten, armes Mädchen!“ ſprach er mit Theilnahme. „Doch finde ich ihr Ausſehen gut. Hegen Sie keine Bangigkeit! Sie werden mit aller Rückſicht und ſo ſich behandelt ſehen, daß nichts Sie zur Klage nöthigt, und ſollten Sie Urſache zu irgend einer Klage finden, dann entdecken Sie ſich mir ohne Rückhalt. Ich verlange nichts von Ihnen, als volle Aufrichtigkeit. Es thut mir leid, daß es dahin hat kommen müſſen, und daß ich Sie, auf deren Bekanntſchaft ich mich freute, weil ich ſo viel gutes über Sie gehört habe, jetzt gezwungen bei mir ſehen muß.“

„O mein guter Vater!“ erwiederte Juliane: „laſſen Sie mich Ihnen dieſen Namen geben, denn ich armes Mädchen habe ja, wie es ſcheint, keine Seele mehr auf dieſer Welt, welche Antheil an mir nimmt

— ich weiß es, ich bin eine Gefangene! Aber was habe ich verbrochen? Ich bin mir nicht im entfernteſten bewußt, eine böſe Handlung verübt zu haben, keinem Menſchen trat ich zu nahe, niemand habe ich beleidigt, nie!“

„Sie haben — liebes Fräulein“ — nahm Cobenzl das Wort — „Ich habe viele Schulden gemacht“ — fiel Juliane ein: „aber ich bitte Sie mein Vater, iſt das etwas ſo ſchlimmes, iſt es ein Vergehen? Ich ward in tiefer Einſamkeit erzogen, ich wußte kaum was Geld war; das erſte Geld, welches ich mein eigen nannte, hielt ich, obſchon ich ziemlich erwachſen war, in meiner kindiſchen Einfalt für Spielmarken. Als ich dann ſpäter den Gebrauch des Geldes kennen lernte, lernte ich doch keineswegs deſſen vernünftigen und ſparſamen Gebrauch. Ich gab es hin, man nahm es mir bereitwillig ab. Man gab mir eine Menge Geld — aber als man mir Lehren darüber gab, war dieß ſchon zu ſpät. Ich erhielt die Verſicherung, daß ich fort und fort über vieles Geld würde gebieten können, ja, eine lange Zeit war dieß auch der Fall, bis auf einmal alles ausblieb.“

„Ja ja! Recht betrübend für Sie, armes Kind!“ beklagte Cobenzl, indem er eine kleine Brieftaſche hervorzog und darin blätterte: „Man hat Sie nicht genug unterrichtet. Sie falſch geleitet! Sie haben während Ihres Aufenthaltes in Bordeaux baar und in

Wechſeln, alles in allem einhundertundfünfzigtauſend Livres bezogen und ausgegeben, und für ſechzigtauſend Livres Schulden hinterlaſſen."

„Oh ich bin auch betrogen worden!" klagte Juliane ſchmerzlich. „Man hat mir Luxuswaaren aufgenöthigt, die ich nicht brauchte, man hat meine Wohlthätigkeit gemißbraucht, man hat wucheriſch Zins auf Zins geſchlagen, — doch ich hoffe zuverſichtlich, daß ſich alles wird ordnen laſſen, daß rechtliche Anſprüche befriedigt werden." —

„Und was wird nun mit mir? Was iſt über mich verhängt? Was beginnen Sie mit mir? Werde ich bei Ihnen bleiben, mein guter Vater?" fragte Juliane mit rührender Stimme und tiefer Bewegung.

Cobenzl ging über die ſämmtlichen erſten Fragen Julianens hinweg, und nahm blos die Beantwortung der letzten auf:

„Es würde mir die größte Freude machen, theures Kind, Ihnen Wohnung anbieten zu dürfen, allein die Macht, welche bewirkte, daß man Sie von Bordeaux hieher brachte, gebietet es anders. Ich habe Ihnen eine anſtändige Wohnung beſorgt, in welcher Sie mit aller möglichen Rückſicht ſich behandelt ſehen werden." —

„Und wo, wenn ich fragen darf?"

„Im Fort Monterelle, mein Fräulein!"

„Großer Gott, in einem Fort! Wo man die Staatsgefangenen zu halten pflegt!" brach Juliane weinend aus. „Was habe ich denn verbrochen? Habe ich mich gegen den Staat vergangen?“ Und ſie ſchauderte zuſammen, von einem tödtlichen Schreck durchzittert.

„Beruhigen Sie ſich!“ bat Cobenzl. „Ich werde Sie täglich ſehen und ſprechen, ich werde mich von Ihrem Wohlbefinden überzeugen. Sie werden unter der unmittelbaren Aufſicht des Platzcommandanten von Camerlang ſtehen, welcher ein ebenſo geiſtreicher, als leutſeliger, milder und heiterer Mann iſt; auch will ich geſtatten, daß Ihre Kammerfrau Sie begleite. — Leſen Sie gerne? Wünſchen Sie Bücher? Ich werde Sie mit allem verſehen, was Sie wünſchen.“ —

„Ich danke Ihnen verbindlichſt für alle Ihre Güte!“ ſagte Juliane. „Bücher bedarf ich nicht — ich leſe wenig, ich ſinne lieber. Ich ſinne zurück in meine zwar einförmige, aber doch ſchöne Vergangenheit — ja es war ſchön, mein Vater, als ich den Schmerz noch nicht kannte, noch kein Weh der Trennung, kein Weh der Entſagung. O wie glücklich würde ich mich fühlen, könnte ich mich wieder in jenes grüne Grab meiner harmloſen Jugend verſenken!“ —

„Aber auch in die Zukunft ſinne ich, ich baue mir Luftſchlöſſer, die auf ſchimmernden Wolkengebirgen ſtehen, ach — ſie haben alle die Geſtalt jenes kleinen Hauſes, das den Himmelsfrieden meiner Kinderjahre in ſich ſchloß.“ —

Juliane ſchwieg und ſchluchzte.

Cobenzl klingelte, und ſprach zum eintretenden Kammerdiener: „Ich laſſe Herrn Camerlang erſuchen!“

Der Platzcommandant des Forts Monterelle trat ein, ein Mann von freundlichem und wohlwollendem Aeußern, ein ſchon bejahrter Officier, dem es weder an Wunden noch an Orden fehlte, und den man in der Ueberwachung des Forts einen ehrenvollen Poſten anvertraut hatte.

Das Fort Monterelle lag nur einen Büchſenſchuß von den Außenwerken Brüſſels entfernt; ob daſſelbe, überhaupt oder doch unter dieſem Namen, noch vorhanden, iſt uns nicht bekannt. Daſſelbe enthielt für die Beſatzung geräumige und geſunde Kaſematten, und für den Commandanten ein gut gedecktes kugelfeſtes Haus, in welchem ſich neben ſeinen Wohnungsräumen eine Anzahl zwar einfacher, aber doch nicht ſchlechter Zimmer für Staatsgefangene befanden.

Juliane war eine Staatsgefangene, und wußte nicht warum. Sie wähnte, wegen ihrer Schulden — die arme Bethörte. Wegen Schulden, die Jemand in Bordeaux wirkte, wurde ſie nicht nach Brüſſel in Haft gebracht. Nicht Schulden, eine Schuld war es, die traurige Schuld, geboren worden zu ſein, zu leben.

Am folgenden Morgen zehn Uhr verfügte ſich der Miniſter und der Ober-Präſident in Begleitung eines dritten Herrn, welcher ritt, und eines Secretärs der Regierung, als Protocollführer, hinaus nach dem Fort Monterelle, um die Verhöre Julianens zu beginnen.

Die Gefangene erſchien anfangs beſtürzt über den Anblick ſo vieler Herren, von denen ſie nur einen kannte.

Der dritte Herr vermochte kaum eine mächtige Bewegung ſeines Innern zu unterdrücken, als er Julianen erblickte, und dieſe Bewegung entging auch dem ſcharfen Blicke des Chef-Präſidenten von Renn nicht. Beide Herren ſprachen heimlich mit einander, und tauſchten ihre Bemerkungen gegen einander aus über eine große und merkwürdige Aehnlichkeit, die ſie in den Zügen Julianens mit einer ihnen bekannten, verſtorbenen Perſon höchſten Ranges, entdeckten.

Bald darauf entfernte ſich der dritte Begleiter, und ritt in tiefen Gedanken nach Brüſſel zurück.

Es war Seine Königliche Hoheit, Erzherzog Karl von Lothringen.

Juliane hatte nicht weniger als vierundzwanzig Verhöre zu beſtehen. Vielleicht wären dieſer einige weniger geweſen, wenn das arme Mädchen nicht bisweilen verwirrt worden wäre, und wenn nicht theils ein natürlicher Inſtinkt, theils ein feſter Wille ſie angetrieben hätten, manches zu umgehen oder zu verhüllen zu ſuchen.

Mit rührender Einfachheit erzählte ſie ihre Jugendgeſchichte; ſie wußte weder Aeltern noch Geburtsort anzugeben, ſie nannte nur als Muthmaßung Böhmen ihre Heimath.

Die Beſuche ihres väterlichen Freundes, den Em berne und elfenbeinerne Krucifixe, und aufs neue ſtrömten begeiſterte Opferer herbei, mit Geld und Kleinodien ſich die Seligkeit des Himmels und Sündloſigkeit auf Erden zu erkaufen. Es war rührend anzuſehen, wie ganz arme Menſchen, Knechte und Mägde, ihren mühſam erſparten Lohn mit freudigen Herzen darbrachten, verzichtend auf jegliche Befriedigung, die durch das Geld zu erlangen geweſen, um nur den Frieden des Himmels zu gewinnen. Was in jener Zeit Köſtliches und Zierliches zu Schmuck und Hausgeräth die hochſtehende Kunſt der Goldſchmiede zu fertigen wußte, das wurde gern und willig dem wunderthätigen Bilde zugewendet. Rauchfäſſer, Schalen, Becher, Pokale und Kelche in einer Ueberfülle, goldne und ſilberne Ketten zum Schmuck an hohen Freudenfeſten, Paternoſter von Bernſtein, von Korallen, auch Schuld- und Pfandverſchreibungen, wo bares Geld mangelte, ja alles, was nur irgend Werth hatte, füllte die Opferkäſten und die eiſernen Truhen, die offen ſtanden, um darin den Mammon der Kirche zu ſammeln. Da war Geld und Gut gering geachtet, hoch geachtet aber pfang des Ringes, den ſie vorzeigte, der Bildniſſe, von denen Cobenzl zwei, und das ihrer Mutter, welches ſie ſelbſt noch in Händen hatte, berichtete ſie getreulich, wie auch den Beſuch jener Dame, die Abreiſe Reinhards, deſſen Wiederkehr, ſeine Trauerbotſchaft. Das alles waren ja Ereigniſſe für ihr junges Herz geweſen. Ihre Trennung von dem einſamen Hauſe, ihr Widerwille gegen das Kloſter, ihre Einſchiffung nach Bordeaux, die Lehren und Ermahnungen, welche ſie erhalten.

Juliane ging mit Abſicht über ihre Fluchtgeſchichte hinweg, weil Reinhard dieß ihr geboten, und weil ſie dieſer Flucht ſich ſchämte, aber das geiſtige Uebergewicht ihrer Richter entdeckte ſogleich ihr Bemühen, etwas zu verhüllen.

Der Miniſter machte ſie mit milden Worten darauf aufmerkſam, und forderte ſie auf, alles zu ſagen, da Entſtellung der Wahrheit ihr nur Schaden und nicht den mindeſten Nutzen bringen werde.

„Nur durch die offenſte Wahrheit können Sie, liebes Mädchen, einen auf Ihnen laſtenden ſchweren Verdacht entkräften,“ ſprach Cobenzl.

„Und welchen Verdacht?“ fragte Juliane.

„Den Verdacht, die, für welche Sie ſich ſelbſt zu halten ſcheinen, und für welche Sie gehalten ſein wollen, *gar nicht zu ſein!* Und dieß iſt der einzige Grund, weshalb Sie Ihrer Freiheit beraubt worden ſind!“ ſprach Cobenzl jetzt mit ernſter und ſtrenger Stimme, indem er die Augen feſt auf die Gefangene richtete.

Juliane erblaßte. Ha, dachte ſie, man will an Dein Geheimniß, man will es Dir mit argliſtigen Fragen entreißen, und auch Er, dem Du dich vertrauen wollteſt, hegt noch Zweifel. Sie gerieth außer Faſſung, und verſtummte.

Schließen Sie das Protocoll mit den Worten: „Die Gefangene giebt unrichtige Ausſagen an und zeigt ſich verſtockt!“ gebot der Chef-Präſident mit ſtrenger Miene dem Secretair, und der Miniſter erhob ſich vom Stuhl, um ſich zu entfernen.

Da ſprang Juliane entſetzt von ihrem Seſſel, hielt Cobenzl am geſtickten Rockſchoos zurück, warf ſich zu ſeinen Füßen und rief: „Erbarmen! Erbarmen! Ich will Ihnen ja alles ſagen! Es iſt wahr, ich wollte etwas verſchweigen! Ach laſſen Sie mich und Ihnen allein mich anvertrauen!“

Der Secretair durfte ſich entfernen, auch der Chef-Präſident begab ſich in ein Nebenzimmer, und nochmals warf ſich Juliane zu Cobenzl's Füßen, flehte ihn weinend und ſchluchzend um Schutz und Rettung an, und erzählte ihm, nachdem es ihm durch ſeine Sanftmuth gelungen war, die ſchmerzlich erregte in etwas zu beruhigen, die Geſchichte ihrer Flucht und ihres Aufenthaltes zu Stockholm, auch wie ſie, um ihr Geheimniß zu bewahren, in den Irrthum des Geſandten Grafen Belaiejeſo eingegangen ſei. Dann aber bekräftigte ſie mit einem Eid die ſtrenge Wahrheit aller ihrer übrigen Ausſagen.

In ſpätern Verhören wurde auf einen weitern Verdacht hin gegen Juliane inquirirt; man glaubte Grund zu der Vermuthung zu haben, ſie habe mehrere Briefe an auswärtige hohe Perſonen unter fremden Namen, welche Briefe den Zweck haben ſollten, ihr zu nützen, ſelbſt geſchrieben oder ſchreiben laſſen, allein das ganze reine und edle Weſen Julianens widerſtrebte ſolchem plumpen Betrug, und gerade daß ein ſolcher Verdacht von einer Seite her gegen ſie ausgeſprochen war, für den ſogar einige Briefe beigebracht waren, zu deren Abfaſſung ſich aus Gründen Niemand bekennen mochte, that den klaren Augen der Richter kund, daß dieſe Anſchuldigung nichts ſei, als ein Giftpfeil der Intrigue, die, ſo ſchien es, Julianen verderben wollte.

Dieſe Intrigue ging ſo weit, daß, als die den Richtern klare Unſchuld des unglücklichen Mädchens dennoch ein Opfer der Beſchuldigung geworden, ſich verfälſchte und untergeſchobene Protocolle in den Juliane betreffenden Acten vorfanden.

Da aber, wo man der Wahrheit leicht hätte auf die Spur kommen können, wurde mit Abſicht jegliche ernſte Nachfrage unterlaſſen. Auf Julianens Wunſch war aus dem Nachlaſſe des Herzogs von York ihr ihm geſandtes Portrait und ihr Brief zurückerbeten worden, und da das Verhör bei der Correſpondenz mit dieſem verſtorbenen

Herzog ſtand, ſo wurde auch ſein Brief an Juliane vorgelegt, derſelbe, welchen dieſe ihrem Arzt, Herrn Saint Gere, aus der Hand riß, als er den Namen der hochgeſtellten Schreiberin auszuſprechen im Begriff war.

Hier ſagte Juliane aus: „Ich kenne die Frau Fürſtin nicht, welche an den Herzog von York meinetwegen geſchrieben hat, aber ich weiß, daß ſie ſich lebhaft für mich intereſſirt, ich weiß, daß ſie das Geheimniß meiner Geburt und Herkunft kennt; ich fürchtete eine Enthüllung, die mein Arzt nicht erfahren ſollte.“

„Leſen Sie, ich bitte, uns dieſen Brief!“ ſprach der Miniſter zum Chef-Präſidenten, und Herr Baron von Neny las:

„Meine theure Gräfin!

„Ich war bereit, Ihnen jene Zuſendungen zu machen, die ich Ihnen verſprochen“ —

und ſo den ganzen oben mitgetheilten Inhalt dieſes Briefes, bis zu der Stelle:

„habe — — an die Frau Fürſtin von Auersberg geſchrieben, um ſie zu veranlaſſen, mir zu erlauben, Ihnen wenigſtens die Summen zuzuſtellen, deren Sie bedürfen, um ſich vor Ihren Gläubigern Ruhe zu verſchaffen, aber — noch keine Antwort erhalten.“

Ein Wort der Fürſtin Auersberg hätte alle Räthſel löſen können. Allein die Fürſtin blieb unbefragt, blieb ſammt ihrem Gemahl im Dunkel über Julianens ergeben; ſie ſelbſt hatte allerdings wieder an den Herzog geſchrieben, allein der Brief kam erſt nach jenes Tode nach Nizza, und ging auf dem Rückweg verloren.

Man wollte keine Löſung dieſes Räthſels.

Die Verhöre waren geſchloſſen. In einer Conferenz, welche die Unterſuchungsrichter unter Beiwohnung des Erzherzogs hielten, ſtimmten die Anſichten Graf Cobenzl's und Baron von Neny's überein, daß es vernunftgemäß und menſchenfreundlich ſei, die arme Gefangene zu befreien, und ihr irgendwo, mit Ueberwachung ihrer Ausgaben, ein anſtändiges Unterkommen zu verſchaffen.

Allein nicht ſo war man in dem Kabinet geſinnt, wo über Julianens Schickſal entſchieden wurde.

In dieſem Kabinet arbeitete der Vater des Baron von Neny als Secretair der Herrſcherin, und von dieſem erhielt der Sohn eine officielle Mittheilung des Inhaltes, daß Ihre Majeſtät in ihrer ſehr ungünſtigen Meinung über jene Unbekannte durch die überſandten Protocolle nur beſtärkt worden ſei, indem ja deren abſichtliche Verſuche, die Wahrheit zu entſtellen, vorlägen. Daher ſei die Gefangene mit aller Strenge zu behandeln, und in Haft zu behalten.

Darauf hin änderte ſofort, als er dieſen Gegenwind wehen fühlte, der geſchmeidige Ober-Präſident ſeine Anſicht, die vorher mit der milden des Miniſters übereingeſtimmt hatte, und ſchlug vor, — einem Arzte gleich, der ſeinen todkranken Leidenden in ein auflöſendes Bad ſchickt, um ihn los zu werden, Juliane nach Bordeaux zurückzuſenden, und ſie ihren Gläubigern und ihrem Schickſal zu überlaſſen.

Nicht ſo der biedere Sinn des Grafen Cobenzl der Menſchenfurcht nicht kannte. Er ſchrieb ſelbſt an ſeine erhabene Gebieterin:

„Selbſt wenn nicht mit Gewißheit behauptet werden kann, daß die Unbekannte diejenige ſei, für die ſie ſich zu halten ſcheint, ſo ſcheint mir es doch im Hinblick auf die anerkannte Milde meiner angebeteten Monarchin, gegen Güte und Menſchlichkeit, jenes ſo liebenswürdige und dabei ſo unglückliche Mädchen ihren Gläubigern auszuliefern, und ſie an den Rand des Verderbens zu bringen. Entweder würde ſie in einem Schuldgefängniß elend umkommen, oder der Ehrloſigkeit und dem ſittlichen Verderben anheimfallen, wenn ihr kein anderes Mittel bliebe, ihr Leben zu erhalten, als die Reize, mit denen die Natur ſie ſo verſchwenderiſch begabt hat, während ihr ſittlicher Wandel bisher der makelloſeſte und untadelhafteſte war. Gewiß iſt es, daß die Zurückſendung Julianens nach Bordeaux ein neues Aufſehen machen, neue Nachfragen erregen würde, und ſie, die bisher mit äußerſter Feſtigkeit ſelbſt ihr Geheimniß zu bewahren ſuchte, würde vielleicht, um ſich zu retten, es offenbaren.

Mein allerunterthänigſter Rath geht unmaßgeblich dahin, das Haus in Bordeaux, Julianens koſtbare Effecten, ihre Toilette von maſſivem vergoldeten Silber, ihr Mobiliare, ihre zurückgelaſſenen reichen Kleider zu verkaufen; es wird aus dieſem allen ſehr viel gelöſt werden, und der Reſt, um 60,000 Livres zu erfüllen, ſcheint mir kein erheblicher Gegenſtand für Ihrer Majeſtät erhabene Milde.

Mit dieſer Milde erwerben Allerhöchſtdieſelben zugleich das Recht, über die Aermſte zu verfügen, vor Gefahren und Nachſtellungen ſie zu ſchützen. Ich würde anrathen, ſie in eines der Klöſter, vielleicht nach Klagenfurth, zu den Urſulinerinnen oder Eliſabethinerinnen zu thun. Brächte dann die Zeit Aufklärungen von irgend einer Seite her über die Herkunft dieſer jungen Perſon, die unter allen Umſtänden eine gemeine nicht ſein kann, ſo hat man ſich nicht vorzuwerfen, ſie in das Unglück durch eine ſolche Grauſamkeit, wie der Juriſtenſinn des Herrn Ober-Präſidenten in Vorſchlag gebracht, geſtürzt zu haben.

Nach meinem ſubmiſſeſten Vorſchlag erfahren die Gläubiger niemals, durch welche mächtige Hand ihnen Hülfe geworden; man beauftragt das ohnehin betheiligte Handlungshaus l'Englumée mit dem ordnen dieſer Angelegenheit, und ſendet den Zuſchuß im Namen der jungen Schuldnerin. Gewohnt, dieſelbe über große Summen verfügen zu ſehen, werden jene alles natürlich finden, und die wohlthätige Hand nicht ahnen, welche der Verlaſſenen dieſen letzten Beiſtand bewilligt hat.“ —

Alſo der Rath des menſchenfreundlichen und redlichen Miniſters. Dieſer Rath aber, ſo gut und einſichtvoll — blieb ohne Wirkung, und Juliane blieb im Fort Monterelle gefangen.

Eine Zeitungsnachricht.

Unbefolgt blieb des Grafen humaner und weiſer Rath zu Gunſten der armen Juliane, auf welche der Groll einer erzürnten Gottheit ſich geſenkt zu haben ſchien.

Aber auch der unmenſchliche Rath des Baron von Reuß blieb ohne Ausführung.

Um Juliane nach Bordeaux zurückſchaffen zu laſſen, bedurfte es, da ſie keine Eingeborene Frankreichs war, eines Einwanderungsſcheines und Paſſes.

Nun wehte gerade der Wind der Politik ein wenig contrair von Frankreich nach den Niederlanden, und da wurde von Seiten Gheiſenls, des machtvollen Miniſters, dieſer in Anſpruch genommene Paß ganz einfach verweigert. So verging ſeine lange Zeit, während welcher zwar gut und anſtändig gehalten und ehrenvoll behandelt, aber doch ihrer Freiheit beraubt, Juliane in dem Fort Monterelle zurück und gefangen gehalten wurde.

Cobenzl ermüdete indeß nicht, ſeine menſchenfreundlichen Bemühungen für Juliane fortzuſetzen; er folgte hierin dem ſo ſehr wahren volksthümlichen Sprichwort, daß auf einen Hieb kein Baum falle.

Aber ihrer treuen Agathe wurde die Gefangene abermals beraubt; der Chef-Präſident ſah in ihr eine unnütze Koſtgängerin, und entließ ſie in ihre Heimath.

Cobenzl war voll freudiger Hoffnung für Julianen; er wollte das Wohlwollen, das ſie ihm eingeflößt, mit dem ſchönſten Siege krönen — er wollte ſie adoptiren. Durch einen ſolchen Schritt war allem Mißtrauen, aller Ueberwachung abgeholfen, und Juliane konnte frei und glücklich leben, ja ſie konnte ſich als Adoptivtochter eines ſo mächtigen und einflußreichen Mannes verheirathen, mit wem ſie wollte, wenn nur ſonſt ihre Wahl keine unwürdige, ſondern von ihm gebilligte war, und er beſaß ja ihr volles unbeſchränktes Vertrauen.

Da erkrankte der bevollmächtigte Miniſter, erkrankte bedenklich.

Es kam dahin mit ihm, daß man nach dem Prieſter ſenden mußte, ihm die heilige Wegzehrung zu reichen.

Ehe noch dieſe Handlung vor ſich ging, beſuchte ihn der Erzherzog Karl von Lothringen.

Mit ſchwacher Stimme und mattem Blick ſprach Cobenzl zu dieſem, indem er neben dem Kamin in einem bequemen Lehnſeſſel ſitzend, von einem vor ihm ſtehenden Tiſchchen einen Brief nahm: „Sehen Euer

Königliche Hoheit! Vom großen Miniſter, von der rechten Hand unſerer hohen Herrin! Der Allmächtige hat mein Gebet erhöret, und der Rath eines braven Mannes iſt doch noch durchgedrungen! Der Proceß wird niedergeſchlagen, die Gläubiger werden befriedigt, mein armes Opferlamm wird frei. Aber ich — Königliche Hoheit — ich ſterbe! O nehmen Sie ſich des armen verwaiſten Kindes an — es ſteht Eurer Hoheit ja ſo nah, näher als" —

„Ich werde nicht können, wenn ich auch wollte — guter Graf!" erwiederte mit bitterſüßer Miene der Erzherzog-Statthalter: „Bedenken Sie meine Stellung — ich kann, ich darf hier nicht protegiren. Ich würde mich bloßſtellen!"

„O Gott! ſo leite Du die Arme nach Deinem Wohlgefallen!" ſeufzte der ſchwerkranke Mann.

Der Prieſter kam. Der Graf empfing die heiligen Sterbe-Sacramente.

Am folgenden Tage durchlief Brüſſel die Trauerbotſchaft, daß der bevollmächtigte Miniſter Karl Johann Graf von Cobenzl im achtundfünfzigſten Lebensjahre verſchieden ſei.

Mild und ſchonend hinterbrachte der Platzkommandant Camerlang ſeiner ſchönen Gefangenen dieſe für ſie ſo ſchreckliche Nachricht. Ihr Schmerz war grenzenlos — ſie wimmerte lange in einem fort immer vor ſich hin die drei Namen der Männer, die ihr wohlgewar die ſelige Freude, dem Himmel ſchenken zu dürfen, und die gute Maria von Grimmenthal nahm durch die Hände ihrer Prieſter alles, alles an, nicht nur das Geld, nicht nur die metallnen Kleinodien, nicht nur die pergamentnen Schuldbriefe, ſie nahm von den Gelehrten auch koſtbare Bücher, von den Weibern Schleier, Hauben und Gewänder, je reicher, je beſſer, und von den Bauern Wachs und Honig, Oel und Butter, Korn und Waitzen, denn die gute hölzerne Maria mußte doch auch anſtändig gekleidet ſeyn und nicht immer denſelben Rock tragen, und Wachs brauchte ſie zu Altarlichtern, und Oel in die ewigen Lampen, das übrige wurde ſo verwendet, wie in der bibliſchen Hiſtoria vom Bel zu Babel zu leſen iſt. —

Wieder von der nahen Anhöhe wehte das Panner Hennebergs, dieſesmal nicht von einem einzigen Zelte, ſondern von zehen Zelten, unter denen der ganze Hofhalt des Grafen Raum fand, und Wilhelm führte aus der Kirche ſeine ehrwürdige und fromme Mutter hinauf, und die engelſchöne Anaſtaſia unterſtützte liebend und zärtlich die alterſchwache wollt — noch um einen vierten theuren Namen eines Längſtverklärten wimmerte in ihrem tiefſten innern ein trauerndes Echo nach.

Wie furchtbar grauſam war gegen ſie der Tod! —

Vaterlos, mutterlos, heimathlos, freundelos, mittellos, die Tochter ſo hoher Abkunft, die Jungfrau von ſo hoher Schönheit, von ſo unſchuldigem, kindlichem Herzen in öder Fremde, allen unbekannt, allen ein Räthſel, und dabei gefangen — in eines Kerkerſtübchens trüber Stille.

Doch gefangen blieb ſie nicht. Da der höchſte Wille vorlag, daß ſie frei werde, ſo mußte man ſie frei laſſen. Aber wohin ſollte ſie? — Das war ihre Sorge.

Der Statthalter ſchenkte ihr vierzig Louisd'or, die talentreiche Erzherzogin zehn; erbarmende Herzen — und dabei — verwies man ſie des Landes.

Ein Souslieutenant der Maréchauſſée von Brabant führte Julianen über Bergen hinaus, nach dem belgiſchen Grenzdorf Quiévrain — in deſſen Nähe Jemand ihr jenes Billet in den Wagen geworfen, mit den Worten: „Verlieren Sie den Muth nicht! Hoffen Sie nur getroſt. —“

Juliane hatte dieſen ermunternden Worten geglaubt, ſie hatte den Muth nicht verloren, ſie hatte gehofft — und nun?

Brabant ſtieß ſie aus; Frankreich nahm ſie nicht auf. Von den Grenzbeamten bedauerten ſie die braven, verhöhnten ſie die ſchlechten und gemeinen — und da hüllte ſie ſich weinend in ihren Capuchon und ging, nordwärts, der Grenze entlang.

„Führe mich Gott, denn Dir allein vertraue ich!“ weinte Julianens Klage gen Himmel. „Ich will wandern, wandern, raſtlos wandern, bis ich einen Hafen finde oder ein Grab. Ich bin eine ausgeſtoßene, doch keine verworfene! Meine Schuld iſt nicht meine Schuld. Was hab' ich armes Mädchen gethan, daß mir ſo übel geſchieht?!“ —

„Ich will mein Haupt nicht legen auf weiche Pfühle — meine Zunge ſoll kein Fleiſch koſten und keine feine künſtliche Speiſe. Meinen Leib will ich hüllen in die Kleider der ärmſten Tochter eines Landmannes, ſo will ich büßen meine Verſchwendung, die Thorheit meiner Jugend, mein einziges Vergehen. — O Gott, mein Herr und Vater, Du wirſt die hungrige finden laſſen Dein Herz, und die elende Seele ſättigen!“ —

Da wandelte ſie hin, die verſtoßene, verlaſſene, heimathloſe Tochter des Geheimniſſes — auf einſamem, menſchenleerem Grenzweg, dem langſam rinnenden Laufe eines kleinen trüben Baches entlang, von der Menſchheit verlaſſen und aufgegeben, im alleinigen Schutze Gottes. — —

Der Tod des einflußreichen Vaters rief nach e niger Zeit den nicht minder berühmt gewordenen Sohn, den Geſandten Ludwig, Grafen von Cobenzl, zum Ordnen des Nachlaſſes und ſonſtiger Familien-Angelegenheiten nach Brüſſel.

Da fand ſich denn auch ein Theil der mit einer Gräfin von Schönau und in ihrem Intereſſe gepflogenen Correſpondenz vor, und über dieſe manche handſchriftliche Aufzeichnung des Verblichenen. Der Graf ließ ſich die Acten über die Verhaftung und die Verhöre Julianens vorlegen, und fühlte ſich ſchmerzlich ergriffen, als er erfuhr, welch trauriges Loos dem ſchönen Schützling ſeines verewigten Vaters geworden.

Er ſtellte einige Nachforſchungen an, allein an der Grenze Frankreichs und Belgiens verlor ſich jede Spur von Julianen.

Die wichtige diplomatiſche Stellung des Geſandten legte ihm die Pflicht auf, viele Zeitungen zu leſen; dieſe Lectüre füllte ſeine Erholungsſtunden während des Aufenthaltes in Brüſſel aus, und ſeinen großen Arbeitstiſch bedeckten ſpaniſche, franzöſiſche, niederländiſche, engliſche, deutſche, italieniſche, ſchwediſche und ruſſiſche Journale, und nicht blos politiſche. Ein gewandter Secretair hatte eigens die Verpflichtung, dieſe Zeitungen durchzuſehen, und jene Artikel, die für den Geſandten Intereſſe verhießen, und neu waren, mit Rothſtift anzuſtreichen, wodurch die Pein, Wiederholungen bereits geleſener Artikel, dieſe qualreichen Echo's aus allen politiſchen Winkeln, zu leſen, dem Geſandten erſpart wurde.

Da hatte der Wind mit andern engliſchen Blättern auch ein nicht gerade bedeutendes Journal über den Kanal geweht, welches zur einen Hälfte der Unterhaltungslectüre, zur andern Hälfte praktiſchen Intereſſen gewidmet, und für die Mittelklaſſen berechnet war.

Dieſes engliſche Journal erſchien in Briſtol, und führte den Titel „The Craftsman“ — der Handwerksmann. Der Secretair hatte auch dieſes Blatt ſeiner Durchſicht gewürdigt, und einen Artikel roth angeſtrichen, und zwar mit einer Chiffre, welche bezeichnete, daß derſelbe zur Unterhaltung diene, und in die Rubrik anziehender Neuigkeiten gehöre.

Dieſer Artikel lautete wie folgt:

Vor längerer Zeit erſchien auf der ſogenannten *Conduite, ganz in der Nähe Briſtols,* ein junges Frauenzimmer, und erbat ſich, um ſich zu erfriſchen, ein wenig Milch. In ihrem Weſen war ſo viel anziehendes, daß ſie Allen auffiel, die ihrer anſichtig wurden. Dieſes Mädchen war noch ſehr jung und von überraſchender Schönheit; ihr Benehmen war fein und voll Anmuth, und ihre Geſichtsbildung außerordentlich reizend. Sie war allein, ganz fremd, und ihr Anzug zeigte ziemliche Dürftigkeit. Aber weder hörte man ſie klagen, noch ſah man ſie Mittel anwenden, um Mitleid zu erregen. Ihre Unterhaltung mit den Perſonen, die ſie anredeten und ihr Benehmen verriethen eine feine Erziehung, doch erſchien in ihrem Weſen eine etwas auffallende Verworrenheit und Zerſtreuung. Sie irrte unruhig und wie gedankenvoll umher, und als es dunkelte, ſuchte ſie einen offenen Wagenſchoppen auf, um darin ihr müdes Haupt zur Ruhe niederzulegen.

Mehrere vornehme Damen, die jene Landhäuſer bewohnen, welche die Conduite bilden, näherten ſich der Fremden und ſtellten ihr die Gefahren ihrer ſchutzloſen Lage vor, ohne doch ſie bewegen zu können, in einem Hauſe zu ſchlafen. Da man ſie ſonach für irrſinnig hielt, ſo machte man Anzeige, worauf jene Unbekannte ergriffen, und in ein Irrenhaus eingeſperrt wurde. —

Einen Schleier über dieſen Theil der Geſchichte, der das Herz der Leſer nicht minder zerreißen würde, wie er das des Erzählers zerreißt.

Man ſetzte nach einiger Zeit die Unglückliche wieder in Freiheit. Sie eilte ſogleich nach ihrem Aſyle, wo ſie ſich zu gefallen ſchien, und ſchlief wieder in dem einſamen Wagenſchoppen.

Man ließ ſie gewähren, da ſie niemand zur Laſt fiel; man ließ ſie beharren bei der, wie es ſchien, ſelbſterwählten Lebensweiſe, ohne ein Bette zur Ruhe, ohne eine Decke zum Schirme gegen die

Kälte der Nacht. Aber der Mangel und die Kälte, Krankheit und elende Hülfloſigkeit minderten nach und nach ihre Schönheit, ſie ward bleicher, doch blieb ihr die ſo äußerſt anziehende Geſtalt, wie in Mienen und Benehmen das Gepräge unendlicher Sanftmuth und Zartheit.

Was ſonſt irrſinnige Frauen meiſt erfreut, der Tand des Schmuckes und Putzes, das verſchmäht, verwirft ſie ſtandhaft, ſie duldet keinen Schmuck, keine Zier an ſich — nur ein kleiner, äußerſt zierlich gearbeiteter Ring von Werth kommt nicht von ihrem Finger.

Hüte, Schleier und Bänder, welche die Damen ihr wohlwollend ſchenkten, hing ſie an Geſträuchen auf, zum Spiel der Winde.

Ein unerſchütterliches ſchweigen über ihre Herkunft charakteriſirt dieſe Unglückliche — ob ihr Gedächtniß gelitten hat, ob ihr klares Urtheil eine erſchütternde Störung erfahren? — man weiß es nicht.

Sonſt beantwortet ſie alle Fragen ziemlich richtig — nur dürfen dieſe ſich nicht auf ihre Herkunft beziehen.

Ihr Leben iſt dabei ſo ſchuldlos, wie das eines Engels. Sie wandert bei guter Witterung auf die nahen Dörfer, ſpricht und ſpielt mit den Kindern der Bauern, ſchenkt dieſen, was man ihr gegeben, nimmt aber von Speiſe nichts an, als Milch, Thee und die einfachſte ländliche Nahrung.

Von den würdigen Damen, welche dieſer Unbekannten ihren Antheil zugewendet haben, zeichnet ſich beſonders eine aus, Lady Atkins, und hört nicht auf, eine Wohlthäterin der Unglücklichen zu ſein. Lady Atkins ſoll geäußert haben, ſie glaube auf einer ihrer Reiſen auf dem glänzenden Balle eines Herzogs in Frankreich dieſelbe Perſon geſehen und flüchtig geſprochen zu haben, mindeſtens finde ſie die größte Aehnlichkeit zwiſchen ihr und einer jungen Dame, deren übergroße Schönheit damals die Bewunderung aller Anweſenden erregt habe. Da aber die Unbekannte keinerlei Auskunft giebt, ſo ermangelt die Vermuthung der Lady Atkins noch der Beſtätigung.

Lange hat die verehrungswürdige Lady in die Verlaſſene gedrungen, doch die Wohnung in ihrem Landhauſe anzunehmen, aber immer hat ſie erwidert: O in euern Häuſern — da wohnt die Unruhe und das Elend und das Verderben — nur im einſamen Schooße der Natur, im Odem der Freiheit iſt wahres Glück.

Endlich, da der Winter herannahte, und die Bewohner der Landhäuſer ihre Villen verließen und ihre Stadtwohnungen bezogen, gelang es dem Bemühen der Lady Atkins, die Fremde zu bewegen, mit nach Briſtol zu gehen. Aber ſie berührt kein Bette, ſie ruht auf Matratzen am Boden, und ſpielt mit der leichten Decke, indem ſie ſie umwirft und drappirt wie einen Königsmantel.

Die ſprachliche Eigenthümlichkeit der Fremden und die Art und Weiſe ihrer Satzbildung, wie das fremdartige in ihrer Ausſprache laſſen vermuthen, daß ſie weder eine Engländerin, noch eine Franzöſin ſei. Ein Herr redete ſie in verſchiedenen Sprachen des Continents an, ſie wurde unruhig und verlegen, als er aber begann, deutſch zu ſprechen, ſo wurde ihre Bewegung ſo groß, daß ſie dieſe nicht verbergen konnte, ſie wandte ſich ab, und zerfloß in Thränen.

Zum Zweitenmale auf eine ähnliche Probe geſtellt und in deutſcher Sprache befragt, gab ſie erröthend und ſichtlich verwirrt in engliſcher Sprache Antwort, ein Beweis, daß ſie jene Frage verſtanden hatte, aber ſogleich, ihre Unklugheit einſehend, lenkte ſie die Unterredung einem andern Gegenſtand zu, und verneinte ſpäter, die Frage verſtanden zu haben.

Man vermuthet, daß irgend ein engliſches Schiff die Unbekannte vom Continent an die Ufer Albions geführt, und im Hafen von Briſtol ſie abgeſetzt habe.

Dieſe Erzählung, welche von ſo ſicherer Wahrheit iſt, daß ſie weder des Ausſchmuckes der Dicht kunſt noch der Beredſamkeit bedurfte, um für gefühlvolle Herzen anziehend zu ſein, wurde in keiner andern Abſicht, als in der Hoffnung niedergeſchrieben, daß ſie vielleicht vor die Augen irgend einer Perſon komme, die zu jener unglücklichen verlaſſenen in Beziehung ſteht, und mit dem lebhaften Wunſche, eine junge liebenswürdige, aber gänzlich verlaſſene Perſon ihrer, über ihren Verluſt vielleicht troſtloſen Familie zurückzugeben. Der Verfaſſer wünſchte ſehr, es möchte ſeine Mittheilung, ſtatt der einfachſten Wahrheit, eine Erdichtung ſein, und daß er nicht mit eigenen Augen das Unglück dieſes Mädchens im Irrenhauſe geſehen hätte; dieß würde ihm manche Thräne erſpart haben, die, wenn er gleich ein Mann iſt, das Mitleid ihm entlockte, und ſein tiefes, wenn auch fruchtloſes Mitgefühl. —

Der Geſandte, Graf Cobenzl, hatte mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit dieſen Artikel geleſen — klar ſtand es vor ſeinem Geiſte, daß jene ärmſte keine andere Perſon ſein könne, als Juliane, und raſch entſchloſſen, handelte er — im Sinne und Geiſt ſeines Vaters.

Ein Geheimſchreiben eigener Hand, das keines Secretairs Auge erblickte, faßte der Geſandte ab, und ſchloß dieſem jene Zeitungsnachricht bei. Er wußte ein Herz, ein großes edles Herz, das frei von Vorurtheilen, warm ſchlug für die ganze Menſchheit, begeiſtert für alles gute, ächte, große und ſchöne.

Kaiſer Joſephs Herz! —

Am folgenden Tage, nachdem dieſes Schreiben abgegangen war, reiſte Graf Cobenzl nach Briſtol ab, während Depeſchen von ihm nach Paris und Bordeaux, nach Stockholm und Wien flogen.

Gott hatte Julianen den Kelch herber und ſchwerer Prüfung leeren laſſen; ihre Prüfung, von ihr in Demuth und Ergebung beſtanden, war zu Ende.

Die ſiegreich beredte Ueberzeugung des jungen Grafen Cobenzl ſchlug alle rückſichtvollen Beſorgniſſe aus dem Felde. Die Nachrichten, welche er von allen Seiten einzog, ließen ihn in Julianens Sache völlig klar ſehen, und er wurde ihr Ritter, ihr Retter.

Wie der Heilige der Kirche, Ritter Georg, die hülfloſe Königstochter befreite aus der Höhle des wilden Drachen nach der frommen Legende, ſo befreite der Graf dieſe hülfloſe Tochter hohen Stammes aus der Höhle des Elends, und von dem Drachen unmenſchlicher Verfolgung, indem er dieſem mit tapferer und erprobter Waffe, mit unwiderſtehbarer Feder — erlegte.

Als er Juliane nach Brüſſel brachte, waren ſchon Depeſchen vom Kaiſer auf Courierwegen da, und die einſt ſo verlaſſene ſah ſich liebevoll und zuvorkommend vom Erzherzog Statthalter, wie von der Erzherzogin Maria Anna empfangen und aufgenommen.

Greiſin, die noch vor Rührung weinte, auch ſie hatte dem Heiligthum eine würdige Gabe dargebracht, ein hohes Silberbild der heiligen Mutter Anna, das nun auf deren köſtlich geſchmückten Altar prangte.

„Wie ſtark iſt Gott, wie mächtig iſt an ihn der Glaube!“ ſprach Fürſt Wilhelm, als er die unzählbare Volksmenge von der Anhöhe überblickte, die ſich munter durch einander bewegte, wie auf einem großen Jahrmarkt und zu einem ſolchen wurde nun auch in der That der feſtliche Tag, denn unten auf dem Wieſenplan, und im Vorhof neben der mächtigſtarken Linde reihte ſich Bude an Bude, worin Krämer aller Art feil hatten. Bäcker und Metzger und Fiſchverkäufer prieſen die Güte ihrer Waaren, Tabuletkrämer trugen glänzenden Tand umher, an der Kirchthüre ſtand Gregor Seidenthal und ſpendete ſeine bunten Heiligenbilder unter das Volk, ein Bilderhändler bot ebenfalls dergleichen aus und verkaufte für wenige Pfennige fliegende Blätter, zumeiſt beſtehend in ſchönen neuen Liedern, oder Le=

Jede Annehmlichkeit wurde Julianen geboten — ſo ſie war noch ſo ſchön, ſo unwiderſtehlich reizend, und das Weh der Prüfungen, das über ſie gekommen, hatte ihrem Ausdruck einen geiſtigen Adel verliehen, der über alle Beſchreibung war.

Aber ſie wollte nicht wohnen bleiben in den Paläſten — „ich will nach Hauſe“ — ſprach ſie, wie ein ſtillweinendes Kind, das ſeine Heimath verloren hat, und in der Oede umirrt.

Das Vertrauen, jenes reine und kindliche, welches Juliane dem Vater geſchenkt hatte, trug ſie auf den Sohn über.

Auch dieſer blieb nicht unberührt von ihrer Schönheit, er bot ihr ſeine Hand. Sie dankte ihm unter Thränen.

Er beſchwur ſie, ihm zu ſagen, ob Sie je geliebt, ob ſie ein ſehnendes Verlangen habe — ſtehe es irgend im Bereich der Möglichkeit — ſo ſollten die Wünſche ihres Herzens erfüllt werden.

Als Beweis ihres höchſtens Vertrauens enthüllte Juliane dem Grafen das Gefühl, das ſie rein und unentweiht gegen Armand de Ferrand im Buſen getragen — und Cobenzl rief: „Theure Juliane! Mein Vater wollte Sie als Tochter adoptiren. — Ich bin Vollſtrecker ſeines letzten Willens! Sie ſollen meine geliebte Schweſter ſein! Ja meine Schweſter! Dieſer Mann Deiner Liebe ſoll Dein werden, wenn er noch frei, Deiner würdig iſt, und Dich noch liebt! — Ich ſchwöre es Dir!“

„Nein, mein Freund! Mein Bruder! Nein!" ſprach Juliane, durch Thränen lächelnd. „Nichts von einer irdiſchen Verbindung! Mich verbindet ein Verſprechen, das ich einem Toden gab, mit dem Himmel!"

„So willſt Du in ein Kloſter?"

„Ha — woran erinnerſt Du mich? Nimmer — nimmer! Hab' ich nicht namenloſes Weh ertragen und erduldet zur Sühne, daß ich eigenmächtig mich dem höheren Willen entzog, der für ein Kloſter mich beſtimmte? Soll ich nach ſo namenloſem Weh nun doch nichts gewonnen haben, als neue Einkerkerung? — Mir ſchaudert vor dem Gedanken!" —

„Du ſollteſt nur einmal ein Kloſter ſehen!" wandte der Graf ein, aber Juliane ſchüttelte verneinend das Haupt.

Bald nach dieſem Geſpräch verließ der Geſandte Brüſſel, Juliane mit einer Kammerfrau begleiteten ihn.

Nach einer Reihe von Tagereiſen erhoben ſich vor den Reiſenden mehrere ſtattliche Gebäude, palaſtähnlich mit hohen Thürmen und glänzenden Kuppeln, voll Pracht und Herrlichkeit, wie eine Königsreſidenz; die Fenſter von venetianiſchem Spiegelglas blitzten tauſendfach den Strahl der Sonne zurück; über zinnengekrönte, langgedehnte Mauern, auf denen Marmorſtatuen ſtanden, und zwiſchen dieſen kunſtvolle, den Antiken nachgebildete gigantiſche Blumenvaſen mit einer Ueberfülle von Blumen, ragten künſtlich geſchnittene Pyramiden und Obelisken von hohen Taxusſtämmen und Cypreſſen.

Der Wagen fuhr durch eine große Thorpforte, und hielt vor einem reich mit Steinhauerarbeit gezierten Portal. Dienerſchaft trat entgegen; man ſtieg aus, bewundernd überflog Julianens Blick dieſe Palaſtmaſſen, wie den weiten Hof, den ſie einſchloſſen, in deſſen Mitte eine Rieſenfontaine ihre ſtarke Garbe hundert Fuß hoch in die Lüfte warf, und fragte leiſe ihren Begleiter: „Was iſt dieß für ein prachtvolles Schloß? Dieß iſt doch kein Gaſthaus?“

Der Graf lächelte, wie es ſchien, etwas verlegen. „Wenn Du nicht erſchrecken willſt, liebe Schweſter — mein Ehrenwort zuvor — Du ſollſt nicht gezwungen werden, hier zu bleiben!“

„Was iſt's? Warum ſollte ich erſchrecken?“ fragte Juliane.

„Weil dieß — ein Kloſter iſt!“ war des Grafen Antwort, indem er Julianen den Arm bot, den ſie nahm und lächelnd ſagte: „O was war ich für ein bethörtes Kind! Wie ſchwer habe ich büßen müſſen für meine Thorheit.“ —

In einen Saal, der voll ſchöner Bilder hing und von den prachtvollſten Geräthen erfüllt war, geführt, fand Juliane einige Frauen, zwar in der Ordenstracht, allein dieſe Tracht war keineswegs entſtellend, ſie war vielmehr geeignet, manchen Geſichtern einen beſonders milden und ſanften Ausdruck zu verleihen.

Eine ältliche Dame ſchritt würdevoll auf Juliane zu, und mit dem lauten Aufſchrei: „Ah — Mama! Frau von Schönau!“ warf ſich Juliane erſchüttert an den Buſen ihrer einſtigen Erzieherin.

„Geprieſen ſei der Herr, der mein Kind wieder in meine Arme führt!“ rief die Superiorin jenes Damenſtifts aus, das unter der unmittelbaren Oberleitung einer kaiſerlichen Prinzeſſin ſtand.

„O ſegne Dich Gott und die heilige Jungfrau und alle Heiligen!“ fuhr die Oberin fort, indem Freudenthränen ihren Augen entſtürzten. „Nicht Frau von Schönau — dieſen Namen führe ich nicht mehr, meine Tochter im Herrn, Schweſter Beate werde ich genannt, und die dankbar geſegnete Huld aus der Höhe hat mich hier an eine ſchöne und heilige Stätte berufen, die dem Frieden geweiht iſt, eine Stätte, ähnlich der, welche Dir einſt ſich öffnen ſollte, und vor der Du — “

„O bitte! bitte!“, flehte Juliane, und die Oberin lenkte ihr Geſpräch auf anderes.

Ein Herr, welcher eine Dame von ſehr edler Haltung in den Saal führte, war indeß durch eine andere Thüre eingetreten und begrüßte ſich mit dem Grafen, ihnen folgte noch ein Herr.

„O welche liebe Geſtalt!“ flüſterte die Dame, welche aus der geringen Entfernung Juliane aufmerkſam betrachtete.

„Sie iſt es — ſie iſt es! Unverkennbar! Es iſt die nämliche und die rechte!“ ſprach der eine eingetretene Herr zu jenem, der ihm gefolgt war.

„Es ſind die himmliſchen Züge unſerer verklärten Schweſter!“ ſprach die Dame zu ihrem Gemahl.

„Bei Gott, Frau Fürſtin“ — flüſterte der Begleiter — „man hat ein grauſames Spiel geſpielt mit dieſem holdſeligen Engelkinde!“

„Man wird ſühnen und ſie das erlittene vergeſſen machen!“ äußerte der Fürſt.

Dieſe beiden Herren waren dieſelben, welche damals jene hohe Herrin bei ihrem Beſuche im einſamen Hauſe begleitet hatten.

Dieſe Fürſtin war dieſelbe, welche mit dem Herzog von York ſo theilnahmevoll über Juliane Briefe gewechſelt hatte.

Bald vereinigte unter dem Vorſitz der Superiorin eine wohlbeſetzte Tafel die ſämmtlichen Gäſte des überaus reichen Damenſtiftes, und eine heitere, geiſtig belebte Unterhaltung würzte die Genüſſe des Gaſtmahls.

Juliane entſann ſich der Beſuche jener Herren im einſamen Hauſe, und gedachte mit wenigen, aber ſinnig geſprochenen Worten ihrer Jugendzeit, ihrer Jugendjahre; ſie weihte auch dem Andenken ihres verewigten Erziehers eine Thräne.

„Wir wollen recht oft uns gemeinſchaftlich an unſer einſames Haus zurückerinnern, denn Gräfin Juliane bleibt doch bei mir, nicht wahr, mein theures Kind?“ fragte liebevoll die Superiorin, und fügte hinzu: „Hier wird ihre müde Seele Ruhe und Frieden wieder finden.“ —

„In meiner Seele iſt Ruhe,“ antwortete Juliane mit mildem Ernſt: „doch ungern betrübe ich Sie, hochverehrte, hochwürdigſte Domina! Gezwungen müßte ich wohl hier bleiben, ich würde nicht fliehen —freiwillig aber bleibe ich gewiß nicht hier. Ich habe nur einen Wunſch, o daß Gott dieſen einen kleinen Wunſch mir erfüllte — ich möchte nach Hauſe. — Laßt mich hin, laßt mich wieder ſinnen, träumen, wieder nach den Wolken ſehen — aber nimmer werde ich wünſchen, auf ihren glänzenden Gipfeln zur Ferne zu fliegen. Das allein wäre mein Glück — ich kenne kein anderes, als das verlorene Paradies meiner Jugend wieder zu finden — und ich erſehne kein anderes.“

Mit inniger Rührung und Theilnahme hörten die Anweſenden Julianens ſo mild und doch ſo feſt und entſchieden ausgeſprochene Wünſche, und die edle Fürſtin flüſterte leiſe zu ihrem Gemahl und zu Cobenzl: „Mich will bedünken, ſie wähle für ſich und uns, für alle Theile — das beſte Theil, und da Sie, lieber Graf, ſo gütig waren, dieß ſchon brieflich anzudeuten, ſo ſind auch bereits alle Vorkehrungen getroffen, ſo daß an jedem Tage ſie ihrem Friedensport zurückgegeben werden kann. Preiſen wir nur Gott mit dankendem

Herzen, daß er ſie an Leib und Seele behütet und — wenn auch durch Qualen, Leiden und Irrthum — dennoch väterlich geführt hat!" „Und ihr eine zur Bewunderung ſtarke Seele verliehen!" fügte Fürſt Dietrichſtein hinzu.

Am folgenden Tage ſetzte ſich die Reiſe weiter fort, nach einem eben ſo herzlichen als ſchmerzlichen Abſchied Julianens von der tiefergriffenen Superiorin.

Dieſe Reiſe dauerte noch ziemlich lange.

Endlich an einem ſchönen Nachmittage, wurde eine große Haideſtrecke erreicht, in deren Mitte ein Stück Waldung ſich einförmig hinſtreckte, und ſich nicht ſehr über den Boden emporzuheben ſchien.

Ermüdet von der langen einförmigen Fahrt, war Juliane eingeſchlafen. Als ſie erwachte, fuhr man durch einen Parkwald — und ihr Herz klopfte unruhevoll. Aber ſie war ſchon durch ſo manchen Parkwald gefahren — daß ſie dieſes Klopfen ihres Herzens nicht achtete.

Da ſetzte der Poſtillon ſein Horn an den Mund, da durchzogen alte, ſüßliebe heimathliche Weiſen — o ſo unendlich traut und wehmuthvoll und innig die Lüfte und den heimlichen Wald, und es kam Wild geſprungen und ſtand ſcheu lauſchend am Weg, und ſprang dann voll Haſt zurück ins Dickicht, und aus Julianens Augen ſprangen die hellen Thränen und ſie rief in tiefſter Seele erſchüttert von dieſen Klängen: „O mein Gott! Was iſt das?"

Da ſchlug ein Hund an mit alter, heiſerer Stimme, da hielt vor einem Waldhauſe der Wagen, da riß ein bejahrter Mann den Schlag auf, und eine helle Frauenſtimme ließ einen preiſenden Jubelruf zum Himmel aufgellen.

Wonnedurchzittert, nur weinend, ſtillſelig, die Augen halb geſchloſſen, ließ ſich Juliane aus dem Wagen heben, kaum vermochte ſie ſich aufrecht zu halten, nur in Blicken, nur in Thränen, nur in ſtummen Händedrücken ſprach ſich ihre Freude, ihr Entzücken aus.

Und der alte Hund kroch der einſtigen lieben Herrin ſo freudewedelnd entgegen, wie ſeinem Herrn jener Hund des Odyſſeus, aber er ſtarb nicht wie jener.

Alles war im einſamen Hauſe unverändert, nur die Waldbäume waren höher gewachſen, man ſah von keiner Seite der Haide her die Giebel des Hauſes mehr über die Baumwipfel ragen.

Als Juliane in das Wohnzimmer trat, warf ſie ſich vor einem Kruzifix zu ſtummem Gebet nieder, und betete innig und lange. Niemand ſtörte ihre Andacht.

Als ſie ſich erhob, erſchien ſie in ihrer ſanft leuchtenden Schönheit wie eine Heilige in der Verklärung.

Und ſo, hoher und göttlicher Gefühle voll, umarmte ſie ihren Begleiter, den Grafen, ohne Scheu, und küßte ihn ſchweſterlich, und rief begeiſtert aus: „Innigen und ewigen Dank, mein Bruder! Und Dank

einem Vater über den Sternen! Dank für ſeine
iebe! Dank für einen ſolchen Sohn!“ —

„Und ſo nimm mich denn auf du Aſyl, du liebes
eures Aſyl, das ich niemals hätte verlaſſen ſol-
n! Und ihr treuen Menſchen wollt bei mir blei-
en! Du Agathe, Du Gotthard! Wollt mir zu Liebe
er Welt entſagen, mir zu Liebe Einſiedler ſein? Lohn’
uch Gott! Lohn’ euch Gott! — Und ſo habt ihr denn
ure Juliane wieder! Und was wir alle, jedes in ſei-
er Weiſe, herbes ertragen — wir wollen es als
hwere Träume betrachten, und uns des heitern Er-
achens im Morgenroth eines neubegonnenen Erden-
ages freuen. Wir wollen thätig ſein, arbeiten, leſen —
h werde Briefe ſchreiben — wir wollen der Welt nicht
bſterben — aber die Welt möge fern uns bleiben,
nſern Frieden niemals ſtören!“

„Du wirſt über alle Mittel anſtändiger Exiſtenz ge-
ieten, liebe Schweſter!“ nahm Graf Cobenzl das Wort.

Juliane ſah ſich lächelnd im Zimmer um und er-
iederte: „Das iſt recht gut! Ich werde mich gleich
rrendiren. Mein Bankier: Herr Gotthard! Meine
Marchande de Mode: Demoiſelle Agathe; meine Equi-
agenpferde: die ſteinernen Schnecken im Hausgarten
m Baſſin; meine Lakaien die Zwerge, ihre Nachbarn;
ein Trümeau: das Baſſin ſelbſt; meine Gemälde:
as Bild meines Vaters, das Bild meiner Mutter, willſt

Du mir noch dazu das Bild Deines Vaters geben, ſo habe ich eine heilige Gallerie."

„Ich bin beauftragt, Dir noch ein viertes Bild zuzuſtellen, theure Schweſter," ſprach Graf Cobenzl, indem er ein Etui hervorzog: „das Deinem Vater ein wenig ähnlich ſieht. Verehre das Bild, verehre den Geber! Er iſt's, der längſt Dich glücklich wiſſen wollte, aber Dich nicht glücklich machen konnte."

Juliane öffnete die Kapſel, ein Diamantenkranz blitzte ihr entgegen, und ein herrlich gemaltes Miniatur-Portrait von Liotards Meiſterhand zeigte einen jugendlich ſchönen Mann von den edelſten und ſanfteſten Zügen; ſtaunend falteten Gotthard und Agathe ihre Hände, Julianens Blick flog flammend und groß zum Grafen empor; freudezitternd hielt ſie mit beiden Händen das koſtbare Etui.

„Wer iſt's?"

„Dein — es iſt Kaiſer Joſeph der Zweite." —

Gebauer-Schwetſchke'ſche Buchdruckerei in Halle.

genden, oder Mordgeſchichten, mit farbigem Holzſchnitt verziert.

An langen Tafeln ſchmauſten dort die Bettler mit Weibern und Kindern, und die Herren und Damen ließen ſich's nicht minder wohl ſeyn unter den Zelten, und wie die Luſt volle Blüthen trieb, ereignete ſich noch etwas, was tauſend Blicke auf einen Punkt hinlenkte.

Das grüne Thal herab von Ellingshauſen ſchallte und ſchwirrte ein ſeltſam fremdartiges Klingen und ein dumpfes Gebrüll, und ſiehe, da kam es thalabwärts, ein phantaſtiſch gekleidetes Volk von brauner Geſichtsfarbe, reitend auf Eſeln und Maulen und Dromedaren, und führte mit ſich Affen und Schlangen, Bären und kreiſchende Papageien, an einer Kette aber führte ein hoher Reiter auf ſchwarzem Araberroß, der eine türkiſche Fahne mit ſilbernem Mond und flatterndem Roßſchweif trug, einen gezähmten Löwen. Vor ihm auf ritten zwei Mohren, die in Muſchelhörner blieſen, und hinter ihm ſaß auf einem Eſel ein mißgeſtalteter Zwerg, der ſchlug die große türkiſche Trommel. Zwei Mädchen aber,

Hainſterne.

Berg- Wald- und Wander-Geſchichten

von

Ludwig Bechſtein.

Vierter Band.

Halle,
C. E. M. Pfeffer.
1853.

Eine Nacht im Speſſartwalde.
Natur und Poeſie.
Der Pakt mit dem Böſen.

Drei Novellen

von

Ludwig Bechſtein.

Halle,
C. E. M. Pfeffer.
1853.

Inhalt.

Seite
Eine Nacht im Speſſartwalde . . . . 1—76
Natur und Poeſie . . . . 77—182
Der Pakt mit dem Böſen . . . . 183—284

Eine Nacht im Speſſartwalde.

Wandergeſchichte.

Es war im Herbſte des guten Weinjahres 1842; die fränkiſchen Weingelände verhießen eine geſegnete Leſe. Sehr liebe Freunde hatten mich nach Schweinfurt eingeladen, mit ihnen den Herbſt zu feiern, und ich folgte dieſer Einladung um ſo lieber, als ich mir ohnedieß vorgenommen hatte, eine Fahrt nach Franken zu machen, und am Schatz fränkiſcher Sagen, den ich nur erſt theilweiſe gehoben, weiter zu ſammeln. Das Frankenland iſt reich an Sagen nach jeder Richtung hin; Wald und Gebirge, Strom und Ebene bieten ihrer in Fülle dar, und viele derſelben umfließt der reichſte poetiſche Zauber. Einen ganzen Band voll hatte ich ſchon geſammelt aus den öſtlichen und noch mehr aus den Grenzen der mittelfränkiſchen Gauen, von des Landes und Volkes Urzeit, vom majeſtätiſchen Rhöngebirge, von deſſen reizenden Abhängen auf der Seite des Gebirgskammes, die nach Thüringen und dem alten Buchonien weiſ't, wie auf jener, die nach den ſanftgehügelten ſüdlichen Ebenen ſich abſenkt, endlich auch des umfangreichen Grabfeldgaues und jener Gebiete, in denen die alte Salzburg, das berühmte Kiſſingen, das einſt reichsſtädtiſche Schweinfurt und manch ſonſtige alte Frankenſtadt liegen, in denen überall der Born der Sagen reichlich, ja oft überreichlich quillt. Nun wollte ich meinen Kreis weiter ziehen; wollte des Mainſtromes reizende Gelände mit eigenen Augen ſehen und ſeinem Wellenrauſchen manch leiſe Kunde ablauſchen von des Landes Frühzeit, und es ſollten bald Flügelroß, bald Wundernachen mich dahin tragen — fröhlich und wohlgemuth.

Gedacht, gethan — ſattelte mir auch nicht „die Muſe den Hippogryphen zum Ritt ins alte romantiſche Land“, ſo gab es doch noch andre irdiſche Beförderungsmittel, und das „alte romantiſche Land“ iſt im lieben Deutſchland faſt allenthalben, und immer noch vorhanden, und wird immer vorhanden ſein zur Freude der Poeten und zum Aerger aller Antiromantiker. — „Wer es glaubt, dem iſt das Heilige nah,“ und wer an das Schöne glaubt, der kann es faſſen und halten und ſeines Anblicks und Beſitzes froh werden nach Herzensluſt faſt allüberall.

Ich fuhr durch das Werrathal aufwärts, zuerſt durch das alte Maßfeld, mit dem ſtattlichen Henneberger Grafenſchloß und dem nahen ſchönen Bergwald Still, allwo „uf einer grünen Wieſe breit Ritter ward Wolfram von Eſchenbach der Weiſe“ — blickte nach Grimmenthal hinüber, das Luther ein vallum furoris ſchalt, durcheilte Belrieth, das uralte Biliried glühende Feuerlilien des Orients, mit dunkeln flammenden Augen ſchlugen die helltönenden Becken und das raſſelnde Tamburin. Ihre ebenholzfarbenen Haare waren von Perlen durchflochten, ihre Gewänder mit Goldflittern beſetzt. Sie ſaßen lächelnd auf ihren Thieren und blickten frei auf das ſtaunende Volk herab. Dieſes rief „Aegyptier! Zigeuner! Zigeuner!“ und umdrängte die abentheuerliche Schaar, die ſich mit Leichtigkeit allenthalben heimiſchfühlend, ſchon einen Platz auserwählte, ihre Thiere zu zeigen und mit Gaukelpoſſen und Wahrſagereien dem Volk das Geld vollends abzulocken, das ihm der fromme Eifer nicht bereits abgelockt. Gebüßt war die Luſt an den geiſtlichen Uebungen, nun trat auch die Weltluſt herbei, und trieb mit lachender Miene und aufgeſtülpter Geckengugel den Tribut für Schauluſt, Sinnenkitzel und ruhmredige Prophezeihungen ein.

Der Anführer dieſer Horte aber ſchritt kühn durch die Menge, nachdem er von ſeinem Roß geſtiegen war, die Fahne in den Boden geſtoßen und ſeinen Löwen dem Wärter übergeben hatte, und auf die Zelte zu. Fürſt Wilhelm war aus ſeinem Zelt der Urkunden, wo Kaiſer Heinrich 930 Villa und Veſte beſaß, kam nach dem alten Tempelherrenſitze Leutersdorf, (Lütfriedesdorf urkundlich)', wo auf gefeſteter ummauerter Höhe der Tempelhof mit der Kirche ſtand, in welcher alle Nachbarorte, ſelbſt Themar, das Städtlein, eingepfarrt waren; kam dann, ohne mir einzubilden, ein Reicher oder ein Kameel zu ſein, durch den Engpaß des „Nadelöhrs", grüßte im Vorüberfliegen die alte „Oſterburg" ſeltſamer und ſcherzhafterweiſe dereinſt vom Volke „Käs und Brot" genannt, was gerade nicht auf übergroßen Luxus der über dem Thale wie Adler oder wie Mäuſefallen horſtenden Ritter hindeutet. Unter der Burg, jenſeit des Thalfluſſes liegt das Dorf Henfſtedt, wo der Zufraße erſtorbenes, und der Hanſteine noch blühendes Geſchlecht in drei alten Steinkemmeten ſeßhaft. Eine kurze Raſt in Themar, der einſt ſiebenthürmigen Stadt mit dem vollen prächtigen Namen, Tagamari und ſpäter Theimar, ließ mich die Kirche beſuchen, wo in herrlicher Erhaltung ein koſtbar geſchnitzter Altarſchrein aus der beſten Zeit mittelalterlicher Kunſtblüthe prangt, den ſelbſt die Wuth der Kroaten ſchonte, die im dreißigjährigen Kriege das Städtlein plünderten und einäſcherten. Land und Orte und Gegend — nicht ohne maleriſche Schönheit, und wie reich an Sagen und Erinnerungen alter Zeit! Auf einem Wege von fünf Stunden — von Meiningen bis Sigritz Nachhall oder noch bauliche Ueberreſte einer villa regia, einiger Grafenſchlöſſer, einer weit und breit berühmten Wallfahrt, vieler ritterlicher Adelsſitze, einer prangenden Abtei, (Veßra) eines beſcheidenen Klöſterchens in der Thalestiefe (Troſtadt). Nahe bei Themar der „eingefallene Berg", mit furchtbar ſteilabſchüſſiger Felswand, die den Namen, der aus den Zeiten dunkler Frühe herüberklingt, noch heute beſtätigt; etwas ferner der „Teufelsſtein", ein mächtiger Block Säulenbaſalts, von der Sage gefeiert; dort nur eine kleine Strecke von der Mündung der Schleuſe in die Werra hochragend der byzantiniſche Bau der Veßraer Abteikirche mit ihrem mächtigen Thurmpaar, das noch bis zum Firſt der gewölbten Dächer hinauf erhalten iſt. Die Kirche aber — leider — nur noch eine geräumige Scheuer. Und in derſelben Gegend geheimnißvolle Glockenſchläge von den Kirchen verwünſchter, verſunkener Dörfer, Trümmer alter Kirchen und Kapellen, ſo über Themar der Kirchberg, über Ehrenberg die weit ſichtbare Giebelwand einer Wallfahrtkirche. Vor wenigen Jahren ſtanden auch noch ſtolz und ſtattlich, an Karl V. Säulenpaar mit ſeinem plus ultra erinnernd, auf naher Höhe zwei ſtattliche Monolithen, Reſte des Galgens, denn zu Themar war das hennebergiſche Halsgericht; da wurde vom privilegirten Scharfrichter gemartert und gepeinigt, gehenkt und enthauptet, geſtäupt und gebranntmarkt nach Herzensluſt. Mit Mühe erlangte durch mich vor wenigen

Jahren der hennebergiſche alterthumsforſchende Verein von dort die Reſte alter Folterwerkzeuge; gern hätte ich dem Epigonen jener „Meiſter“ auch das Richtſchwert entführt, aber ſelbiges wurde nicht hergegeben, „von wegen der Gerechtigkeit.“ Als ich dem Manne ſagte, ſie hätten in Frankfurt die Todesſtrafe abgeſchafft, lächelte er ironiſch und erwiderte: „So? Das hat gute Wege; ſie wird auch wieder angeſchafft,“ — und behielt ſein prächtiges Richtſchwert. — Der praktiſche Mann hat neben dem behaltenen Schwert auch Recht behalten — „von wegen der Gerechtigkeit.“ —

Empor nach Sigritz einſt „Siegebartis“ wird der Blick in das Thal hinab auf das ehemalige Kloſterdorf Troſtadt frei. In Veßra waren in grauen Zeiten Mönche und Nonnen beiſammen, aber 1175 brannte das Nonnenhaus ab; es war daſelbſt ein allzugroßer Ueberfluß an „Flammen“ — und eine keuſche Hennebergerin hielt für wohlgethan, „das Stroh von dem Feuer zu ſondern“; ſie gründete mehr zu ihrem Troſt vielleicht, als zu dem anderer „Troſtadt“. Welche Partei das Stroh, und welche das Feuer vertrat, haben die Geſchichtforſcher noch nicht ermittelt, wohl aber hat ein wohlſeliger Alterthumskenner aus einigen Römermünzenfunden beim Klöſterlein die weltbeglückende Entdeckung gemacht, daß Druſus allda ſeinen Zug und Raſtort gehabt, und Druſiſtatio des Ortes Name geweſen. — Wer's glaubt wird ſelig. —

So begleitet das Schleierweben der Dame Romantik uns auf Wegen und Stegen; dort blickt ſchon wieder ein ſtattlicher Burgſitz aus dem Thale, das einſt feſte und wohnliche Haus Neurieth, theilweiſe in alter Zeit ein Wendenwohnſitz, an die der Name Windiskin-Rugeriet — Windiſchen-Neurieth erinnert — dort heben ſich der Gleichberge gigantiſche Maſſen dunkelblau empor, der Gegend Wetterpropheten, die Hochſitze älteſten Cults, baſaltgekrönte Bergrieſen im Schmuck ihrer Prachtwälder über der heitern Stadt Römhild, mit ihren Erinnerungen an eine große Grafen- und kleine Herzogreſidenzzeit.

Nun ſenkt ſich auf der raſchen Weiterfahrt der Blick in das Hildburghäuſer Gebiet, die Stadt vieler Notabilitäten, aber ohne Romantik, wenn nicht das dicht am Wege, ehe die Stadt erreicht wird, gelegene, einſt lange Zeit ſtreng verſchloſſene Haus des berufenen Dunkelgrafen, der hier mit ſeiner den Augen der Welt ſtets entzogengehaltenen Dunkelgräfin ein ſeltſam geheimnißvolles Einſiedlerleben lebte, als neuzeitliche Romantik zu betrachten iſt. Dieſesmal wurde Hildburghauſen flüchtig durcheilt und die Richtung über Heßberg, einſt ein alter Ritterſitz, in welchem der Hiſtoriker Gruner ſogar den Ort des alten fränkiſchen Diſpargum verlegt wiſſen wollte, eingeſchlagen. Auch der ehemalige Kloſterort Veilsdorf wurde berührt, einſt üppig weltliches Nonnenſtift, ſchier ein Seitenſtück zu

Spindlers Nonnen von Gnadenzell. Ein folgender Ortsname „Harras“ klingt ganz ritterlich an, wer dächte nicht bei ihm an Th. Körners „Harras, der kühne Springer?“ — Die deutſchen Orts-, Berg- und Flurnamen ſind auch ein Stück ſchöner Romantik, tiefer, ernſter Forſchung werth, und Landſtrecken, wo ſich ſchöne, bedeutſame Namen häufen, wie eben in dieſem und dem althennebergiſchen Gebiete, ſind vorzugsweiſe zu beachten; es durchweht dieſelben ein weit friſcherer Hauch der Vorzeit, als jene, in denen immer nur auf -leben, -hauſen, -rode und -born die Endung lautet. Aber ſeltſam iſt dabei wieder, daß dieſes Harras keine ritterlichen Beſitzer gleichen Namens jemals hatte.

Zu Höhen empor zieht ſich die Straße und läßt den Blick frei auf hochromantiſche Berggipfel, Burg Straufhain, Feſte Heldburg zur rechten, zur linken hoch am Thüringerwaldſaume die alte Kirche von Krock, auf dem Irmelsberge, wo der Iminsbrunnen ſprang, und wo die Heidenjungfrau Imina am Sonntag Erbſen ſäete, die in Steine verwandelt noch immer dort gefunden werden, — bis die rieſige Warte des alten Schloſſes von Eisfeld vor dem Blick ſich hebt, von der des Volkes Sage geht, daß ihr Umfang dem Maaß ihrer Höhe gleichkomme. Eisfeld iſt vom Netz alter Mythe überſponnen. Aisveld hieß es in grauen Vorzeittagen; die 40 Ritter der Legende fanden dort ihren Tod im Eis, nach dem der Ort benannt ward; Frau Holle, die

Wintergöttin, ward dort am h. 3 Königstage verbrannt; und dieſes Brandes Jahrgedächtniß lange erneut. Den heiligen drei Königen war eine Kapelle der ſchönen gothiſchen Pfarrkirche von Alters her geweiht; in Eisfeld endete als Superintendent Dr. Luthers treuer Freund, Dr. Juſtus Jonas.

Weiter geht die heitere Fahrt, gen Schalkau, wo auf iſolirtem Bergkegel, von mächtigem Burgwall umſchloſſen, der Schaumberge mannhaftes Herrengeſchlecht im feſten Stammhaus ſaß, die weit und breit in dieſem Gau geboten. Bald grüßt ernſt aus dem Grümpenthale, das einſt ein kleines ſüdthüringiſches Californien war, die Ruine von Burg Rauenſtein, auch ein Schaumberger Ritterſitz, zur Straße herüber. Seitwärts links hinüber konnte auch Stelzen erblickt werden, einſt ein vielbeſuchter Wallfahrtsort mit einer Mariahilfkirche, in der die geheilten Lahmen zur Ehre der Mutter Gottes ihre Stelzen aufhingen, daher des Ortes Name; bis die plusmacheriſche Finanzſucht, die ſtets bemüht iſt, am unrechten Ort zu ſparen, und ſollte ſie das Kümmelkorn ſpalten, darauf ſann, aus der Heil- und Wunderquelle eine Geldquelle zu machen, und den Heilbrunnen verſteuerte, ihn, den die gute alte Zeit ſtets unentgeldlich vergönnt hatte, bezahlen laſſen wollte. Das vermerkte die gute Mutter Gottes, welche den Brunnen dem Orte aus Gnaden zum Segen beſcheert, ſehr ungnädig, und nahm erſterem die Heilkraft — alle war's, und die Finanz hatte ſich verrechnet, was ihr ſehr häufig zu geſchehen pflegt.

Immer ſchöner, immer romantiſcher wird Land und Gegend. Dort zur rechten Schloß Calenberg, aus einem alten Ritterhaus in ein ſtattlich neues Fürſtenſchlößchen verwandelt, hier Schloß Roſenau, nicht minder liebevoll gepflegt, erneut, erhalten, ein Landſchaft-Paradies, ein Idyll im Schooſe blühender Romantik, und dort trutziglich von landbeherrſchender Höhe niederſchauend die alte Veſte Coburg, auf der Doctor Luther ſein ewiges feſtes Burglied ſang, und die ihm ſo recht das Bild zu des Kernliedes Grundgedanken wurde. Sind ſolche Erinnerungen, wann und wo ſie ein Land ſchmücken, nicht ſchön und erhaben?

Und will ein Wanderer weilen, wie gut weilt ſich's in Coburg! Heitere Gemüthlichkeit, fränkiſch ſüdländiſche Art und Sitte im Volksleben durch alle Kreiſe, gutes Theater, herrliche Sammlungen, die Gegend voll entzückender Schönheit, von der Veſte ein unvergleichliches Panorama, das ſchon hinüberſchauen läßt nach Oſtfranken, nach der prangenden Abtei Banz, nach dem Wallfahrer-Pilgerziel Vierzehnheiligen, nach der altergrauen Babenburg und ihrer hochragenden Warte. Dort auch ſtreckt ſich, zwiſchen Vierzehnheiligen und Bamberg der nackte Staffelſtein ſo ſeltſam geformt hin, wie der Hörſelenberg in Thüringen. Beide gleichen, am rechten Ort von weitem geſehen, ruhenden

Sphynxen. Und beide ſind Sphynxe, geheimnißvolle Wunderberge. Einer, der thüringiſche, birgt die Wunder der Sage in ſeinem innern, eine Welt mythiſchen Zaubers, der andere Wunder der Natur von fabelhaften, auf Erden nimmer lebend gefundenen Thierformen in ſtarrer Verſteinerung, die räthſelhaften Ichthyoſauren, nebſt zahlloſen andern Gebilden einer Vorwelt, die ihre Geſchichte nur im Lapidarſtyl ſchrieb, mit Runen aus Palmen und Farrnkräutern, mit Hieroglyphen aus dem Bereich der animaliſchen Schöpfung.

Nach frohen Stunden in Coburg fuhr ich über das Dorf Ahorn und ließ mir ein Stück von dem Strick ſchenken, mit welchem dort ein Schäfer den Thurm der alten Wallfahrtkirche wieder gerade gezogen, den eine böſe Wetterhexe durch einen Sturmwind hatte krumm biegen laſſen. Seitwärts zur linken ward ſchon wieder eine Burgtrümmer, Schloß Hanſtein, erblickt und bald war das ſchöne Tambach erreicht, wo der Grafen von Ortenburg, (ein altberühmtes Geſchlecht) ſtattlicher Schloßbau ſteht. Kunſtſchätze, Archiv und Bibliothek feſſelten hier und manche Seltenheit gab es da zu bewundern. Graf Joachim von Ortenburg — geſtorben 1600 im 70. Jahre — wurde der Reformator dieſer Gegend, wie ſeiner ſüdbayeriſchen Beſitzungen.

Es war ein Regentag, der mich nun von Tambach aus immer unter weinenden Wolken durch die lachenden Gefilde fränkiſcher Gelände führte, und bisweilen auf Wegen, die auch ungleich mehr Seufzer als Gelächter veranlaßten. So verwehrte ſich mir der Beſuch der fränkiſchen Burg Altenſtein, in deren Nähe ich vorbeikam, wie ſpäter der Bettenburg, dem gaſtlichen Hochſitz des berühmten Truchſes von der Bettenburg, des Freundes deutſcher Kraft und Geiſtesgröße und Liebling Pomonens — und ich war erfreut, endlich Königsberg zu erreichen, das einſt von einer der ſtolzeſten Burgen hoch überragt und beſchirmt ward. Im Hauſe des mir perſönlich noch nicht, wohl aber aus Gottſchalks Ritterburgen vielfach bekannten und lieb gewordenen Juſtiz-Amtmann Appunn wurde mir überraſchend freudiger und gaſtlicher Empfang, und manche Sage erzählt, wie ſpäter manch altes Denkmal gezeigt. Trauben in Fülle kündigten des rebenreichen Mainthales Nähe hier ſchon an, und zu edlem Rebengold bewahrte ſich, wie gut und ſchön es ſei, daß man den Wein eſſen und zugleich auch trinken kann. Aus dieſem kleinen Städtchen ging einer der größten Mathematiker ſeiner Zeit, Johannes Müller, genannt Regiomontanus, hervor; ich durchkroch das räucheriche Häuschen, darin der große Mann ſeine Jugend verlebt haben ſoll, und las an der Thüre einer dunkeln Kammer auf dem Gange das von ihm an dieſelbe mit großer Schrift geſchriebene Diſtichon:

Cui vivas et cur vivas hoc noscere disce,
Si facis hoc, coelo dignus eris *).

---

*) Wenn du lebſt und warum du lebſt, dies lerne erkennen,
Thuſt du dieſes, ſo wirſt würdig des Himmels du ſein.

Anziehend iſt auch die in meinem deutſchen Sagenbuch mitgetheilte Mär vom Königsberger Kirchenbau. Der Meiſter, ein auswärtiger, zögerte allzulange, kam nicht und kam nicht, dem Stadtrath wurde Zeit und Weile lang und gab über den ſäumigen Meiſter viel üble Nachrede. Da tutete eines ſchönen Morgens der Wächter vom Thurm das Nothzeichen, denn er ſahe von Haßfurt her ein Kriegsheer annahen; hell blitzten im Morgenſonnenſtrahl blinkende Gewaffen in weiter Ferne entgegen. Männiglich der wackern Bürgerwehr wappnete ſich, und beſetzte Thore und Mauern, als aber der Feind näher kam, da war's der Meiſter mit vierhundert Geſellen, Zimmerer und Maurer, die ihre blinkenden Aexte und eiſernen Winkelmaße und ſpitze Pickeln in Händen trugen, und löſete ſich die Angſt in Freude und ward alsbald ein fröhliches leben und bauen rege, und die Pfarrkirche von Königsberg erhob ſich in ſtolzer gothiſcher Schönheit.

Ungern am andern Morgen mich Appunns gaſtlichem Amtsſitz, einem Herzogl. Coburgiſchen Schlößchen, entreiſſend, fuhr ich in einem ſchwerfälligen großen Zweiſpänner, dieweil ein leichtes Fahrzeug in ganz Königsberg nicht aufzutreiben war, auf einem fabelhaft ſchlechten Weg gen Haßfurt zu, lange Zeit Schritt vor Schritt. Wohlmeinend ſagte mir an einer gewiſſen Stelle der ſchon längſt zu Fuße wandelnde Kutſcher: „Jetzt kommen wir an eine Strecke, da pflegt der Herr Superintengetreten und der Fremde warf ſich vor ihm nieder nach morgenländiſcher Art, und bat im gebrochenen Deutſch, zur Kurzweil der edlen Herrſchaft und des Volks harmloſe Künſte treiben und fremde, hier noch nie geſehene Thiere zeigen zu dürfen.

„Wer ſeyd Ihr? Von wannen kommt Ihr?“ fragte Wilhelm ernſt den fremden Mann, indem er ihm gebot, aufzuſtehen.

„Kommen aus Aegyptenland, hoher Herzog!“ erwiderte der Zigeuner. „Sind ein armes Volk, auf dem ruht der Fluch Jehova's. Müſſen tragen die Schuld der Väter. Unſere Väter einſt nicht duldeten die Jungfrau Maria und das Kind Chriſtus, und gaben ihr nicht Herberge, darum nun müſſen auch wir ausziehen alle ſieben Jahre eine Schaar, ruhelos und heimathlos durch die ganze Welt! Wir führen her fremde Thiere aus Afrika und prophezeihen, was künftiges geſchieht den Menſchen aus den Lineamenten der Hände, auch können wir ſtillen die Feuersbrünſte und heilen die Krankheiten durch die ſympathetiſche Kraft.“

„Wohl, wohl! Wir kennen dieſe oft gehörten dent allemal auszuſteigen.“ Eiligſt und ſchleunigſt folgte ich, da mein Leben und meine ganzen Gliedmaßen mir nicht minder lieb waren, wie dem Herrn Superintendenten zu Königsberg die ſeinen, dem guten Beiſpiel und des Kutſchers treuer Eckartſtimme; ſtieg auch aus, und wandelte. Der Himmel hatte ſich aufgehellt, und es war eigentlich eine Luſt zu gehen; des Herbſtmorgens Friſche umwehte mich belebend; doch hatte der Wunſch, zu einer feſtgeſetzten Zeit bei den Freunden zu ſein, zur Gewinnung des Fuhrwerks beſtimmt. Daß letzteres ſo ſchwerfällig war, war Schickſalstücke; ein Einſpänner hätte mich ſchneller von dannen gebracht.

Jetzt lag das Mainthal in herrlicher Breite vor meinem Blick, und vor mir das gutgebaute Städtlein Haßfurt. Dort bauete ſich die fränkiſche Ritterſchaft ein ſteinernes Album, eine ſtattliche Kirche, die Ritterkapelle genannt; rund um die Außenmauer zieht ſich hoch oben am Simſe ein Kranz von Wappen an Wappen alle der zahlreichen edlen Geſchlechter, von denen ſo viele noch im Glanze und in hohen Ehren blühen, andere dahin ſind, nach dem Bibelwort: Ein Geſchlecht vergehet, das andere kommt, die Erde aber bleibet ewiglich. Ein wunderliches Kunſtgebilde zeigen die Gradrippen des Gewölbes der Vorhalle, einen Mann, mit in das Kreuz ausgereckten Gliedern — des Meiſters Abbild, geht die Sage: der die Kirche erbaute und die Geſellen betrog, deren Rache ihn kreuzigte und die Glieder ihm mit Gewichten ausrenkte. — Haßfurt iſt auch der Heimathort eines weniger gekannten alten Aſtronomen und Aſtrologen, des Magiſter Johannes Virdung, deſſelben, der 1523 Franzen von Sickingen in der diesem geſtellten Conſtellation den unglücklichen Ausgang ſeiner Fehdeſache prophezeite. Ein altes Briefblatt, ſo in Ernſt Münchs Buch: Franz von Sickingens Thaten, Pläne, Freunde und Ausgang, Bd. 2, S. 319 mitgetheilt iſt, nennt den Aſtrologen Meiſter Haſpurt, es iſt aber falſch geleſen und muß Haſfurt heißen. Es geht daraus und aus der S. 320 und 321 folgenden „Reſolution" hervor, daß Meiſter Hans Virdung aus Haßfurt Sickingens Hofaſtrolog war, dem letzterer in allem vertraute. Am Schluß iſt gar Haßpurg geſchrieben. Ich beſitze von ſeiner Hand viele Conſtellationstäfelchen aus den Jahren 1507 bis 1513. Er war Zeitgenoſſe, vielleicht ſogar Schüler des ungleichberühmteren Nachbars Regiomontanus.

Von Haßfurt aus lenkte ſich die Fahrt dem prangenden Theres zu, einſt ein Kloſter, jetzt ein ſtattlicher Herrenſitz; dorthin ward Adalbert, der Babenberger begraben, den Biſchof Hatto's Liſt, wie die Sage will, um Freiheit und Leben betrog. Noch leben Sagen im Volke von den Schätzen, die Adalbert mit in das Grab gegeben ſeien; man muß zwiſchen dem Säulenpaare eines Bildſtocks hindurch blicken, dann ſchaut man über des Babenbergers Grab hinweg. Ein anderer, von der Sage gefeierter Bildſtock ſteht bei Kloſter Mariaburghauſen, jenſeit Haßfurt unter einer uralten Eiche. Die Sage ſelbſt verſuchte ich in Balladenform einzukleiden, ſie ſteht in A. Kaufmanns metriſchen Mainſagen.

Ueber das Kloſter zog ein ſchwerdrohendes Gewitter; eine Proceſſion ward angeſtellt, die Nonnen umwandelten den alten Eichbaum, vor dem der Bildſtock noch heute ſteht. Eine Nonne ſank vor dem Bildſtock betend hin, und erſehnte unter folternden Schmerzen den Tod. Und der Strahl des Himmels flammte nieder — und traf die Sündige, dann hellte ſich der zürnende Himmel ſchnell auf. Schreck aber fiel über die Nonnenſchaar — zwei Knäblein hatten ſich dem Schooſe der ſündigen jungen Nonne in Flammen entrungen.

Eine andere noch ungleich ſchauerlichere Mär theilte Guſtav von Heeringen in ſeinem „maleriſchen Franken" mit, die eine Bauernkriegsſcene im Kloſter Mariaburghauſen ergreifend ſchildert, doch ſcheint mir die Farbe der Romantik in dieſer Mär mit etwas gar zu breitem Pinſel und allzudick aufgetragen. So auch weiß derſelbe Verfaſſer in demſelben Buche aus dem Würzburger Bauernkriege vieles von einer Gräfin Adelgunde, Fürſtgraf Wilhelms von Henneberg angeblicher Gemahlin, geborenen Prinzeſſin von Cleve zu erzählen, welche auf Schloß Mainberg gewohnt und ein Verhältniß mit dem Biſchof von Würzburg gehabt habe.

So aber darf auch der beſte Dichter und Romantiker die Geſchichte nicht ins Antlitz ſchlagen. Es gab **nie** eine Gräfin Adelgunde von Henneberg. Auf Schloß Mainberg wohnte nur Graf Wilhelms Mutter Margarethe, eine geborene Prinzeß von Braunſchweig, welche 1509 ſchon ſtarb. Graf Wilhelms Gemahlin hieß Anaſtaſia, und war eine Tochter des Kurfürſten Albrecht von Brandenburg; ſie war 1525 ſiebenundvierzig Jahre alt, zwanzig Jahre verheirathet und reſidirte in Schleuſingen. Sie dachte nicht daran, mit einem Biſchof ihr Spiel zu treiben, oder ſich in einen Junker von Lichtenſtein zu verlieben, wie jener ſonſt wackere Schriftſteller ihr im erwähnten Buche angefabelt hat. —

Raſch wollte ich nun der Mainſtraße entlang gen Schweinfurt zu; damals gab es weder eine Main-Dampfſchifffahrt noch eine Eiſenbahn, und wer den Weg von Königsberg nach Haßfurt mittelſt eines Zweiſpänners zurückgelegt, und an den Stellen, wo der Herr Superintendent gefahrshalber ausſtieg und zu Fuße ging, ebenfalls ausgeſtiegen und zu Fuße gegangen war, der pries Gott für die gute und treffliche Hochſtraße längs des ſchönen Stromes, die auch noch kein hohes Alter zählte. Die Fahrt ging durch blühende Ortſchaften, bis das Dörfchen Mainberg und hoch über ihm die ſtolzthronende Mainburg erreicht war, wo ich mich freudig im Schooſe edelſter Gaſtfreundſchaft vor Anker legte, und mein Geſpann enturlaubte.

Schloß Mainberg überblickt das Stromthal wie ein daſſelbe beherrſchender Fürſtenbau, der es früher auch war; es war ein Henneberger Grafenſchloß, deren letzte Sproſſen es in leidiger Geldbedrängniß an Würzburg verkauften und vertauſchten. Das reiche Hochſtift verſtand es trefflich, der armen Henne ein Ei nach dem andern zu nehmen, und eine Feder nach der andern auszurupfen. Wäre jener gefürſtete Grafenſtamm der Schleuſinger Linie reich und blühend geblieben, ſo bildeten ſeine weiten Lande jetzt wenn nicht ein Großherzogthum, doch ein ſtattliches Herzogthum, denn dieſelben ſind vertheilt unter die Staaten Preußen, Bayern, Kurheſſen, S. Weimar-Eiſenach, S. Meiningen-Hildburghauſen und S. Coburg-Gotha.

Heute iſt die ſtattliche Mainburg im Privatbeſitz und in Händen, die ſie aus verfallender und halb ſchon verfallener Trümmer wieder neu und ſchön erſtehen ließen, herrliche Sammlungen von Gemälden, Büchern, Waffen und Geräthen der Vorzeit in derſelben anlegten, deren Anſchau gebildeten Beſuchern gern vergönnt wird, und dann dienen ihre zahlreichen Räumlichkeiten zunächſt den Beſitzern zur bequemen und erfreuenden Wohnung, wie dem lebhaften Betrieb einer blühenden Tapeten- und Farbenfabrik, ſo daß das nützliche mit dem ſchönen hier auf das ſchönſte vereinigt iſt, und Alterthum und Neuzeit die glücklichſte Verbindung in dieſem herrlichen Wohnſitz miteinander eingegangen haben.

Zwiſchen Schloß Mainberg und Schweinfurt, doch in der Stadtnähe, erhebt ſich ein rebenbedeckter Hügel, die Petersſtirne, allwo in alter Zeit ein Kloſter ſtand, und wo in neuer Zeit, da die Eiſenbahn den Hügel durchſchneiden mußte, mancher Fund, hauptſächlich an Menſchenknochen ſich ergab. Von dieſer Petersſtirn und von der ganzen Umgebung der Stadt, wie von ihr ſelbſt, ſind noch viele Sagen lebendig, und es gebricht Schweinfurt keineswegs an jener reichsſtädtiſchen Romantik, welche die Städte des Reichs ich möchte ſagen hervorragend den Pfalzen und Herrenſitzen gleichſtellte. Die Reichsſtädte, dies iſt und bleibt ausgemacht, waren die reichſten Städte und ſind bis heute noch mindeſtens die ſegenreichſten, wie gewerbreichſten Städte, die kräftigſten Träger gediegenen deutſchen Bürgerthumes.

Ich übergehe die Schilderung der Herbſt- reſp. Weinleſefreuden, die Zechgelage in den Bergen und ſchmucken Berg- und Garten-Häuſern, die Böller-, Büchſen- und Piſtolenſchüſſe, die luſtigen Waſſerfahrten am Tage und die Feuerwerke der Abende und der Nächte, und ſage nur, daß ich aus alle den Gefahren, welche platzende Fröſche, krachende Kanonenſchläge, Sprühteufel und Schwärmer ſelbſt in Zimmern und namentlich in Trinkſtuben losgelaſſen, verurſachten, mich glückhaft rettete, und um viele heitere und frohe Erinnerungen an ſchöne Stunden reicher mit einem netten Einſpänner aus Schweinfurt, den ich mir gleich auf die Dauer mehrerer Tage gemiethet, ſo lange ich ihn brauchte, das weite gewann. Romantiſch genug heimelte es mich an, daß man in Schweinfurt nicht Einſpänner ſagt, ſondern noch ganz mittelalterlich: Einſpänniger, in der Bedeutung eines mit einem Roß, vielleicht auch zugleich mit einem Rollwägelein ſich zur Verfügung ſtellenden Dienſtmanns. Im deutſchen Krieg und in der Geſchichte der Grumbachiſchen Händel begegnet dieſer Ausdruck unzähligemale und es machte mir förmlich Freude, ihn noch nicht, wie ich geglaubt, für ein dem Sprachgebrauch verloren gegangenes Wort halten zu dürfen.

Zwar wollte ich zunächſt nach des Frankenlandes alter Metropolis Herbipolis, aber nicht auf dem Alltagswege, es gelüſtete mich vielmehr, mit dem Strom, wenn nicht zu ſchwimmen, doch zu fahren, ich wollte die Waſſerſtraße kennen lernen, die hier wie nur etwa noch ſtellenweiſe am Rhein, zugleich eine Weinſtraße iſt.

Zunächſt wurde indeß vom Main nichts erblickt, denn die Straße naht erſt ſpäter dem Strom; vielmehr wurde Schwebheim erreicht, ein ſchönes Pfarrdorf mit zwei Schlöſſern der freiherrlichen Familie von Bibra, welche dem Lande zwei Fürſtbiſchöfe und Herzoge zu Franken gab, und von der ein ſpäterer Ahnherr hochberühmter General und Freund Prinz Eugens von Savoyen und Markgraf Louis von Baden war, der ſich in den bekannten Feldzügen Eugens in Italien rühmlichſt auszeichnete. Der jetzt lebende Stammherr, mir befreundet, ein kundiger Naturforſcher, blieb nicht unbeſucht, und ſeine in vielen Stücken reichhaltigen Sammlungen blieben nicht unbeſehen. Von Schwebheim ging es weiter nach Schloß und Dorf Gaibach, in deſſen Nähe weit ſichtbar eine Conſtitutionsſäule in die Lüfte emporragt. Die guten Deutſchen haben doch immer hübſch ſelbſt für Dinge, die ſie mit Begeiſterung erfaſſen und begrüßen, gleich ein Fremdwort zur Hand, damit ja niemand an ihrer Weltbildung und trefflichen Conſtitution, **alles** zu ertragen, Zweifel hege. Endlich bei **Volkach** ſtößt die alte Fahrſtraße (es giebt jetzt eine andere beſſere längs des rechten Mainufers) dicht auf den Strom, aber nur um gleich wieder von ihm abzuprallen, da er dort eine mächtige Krümmung macht, um die alte ehrwürdige Hallburg rechts liegen zu laſſen, von der es eine der poeſievollſten Sagen giebt. Ich habe ſie in meinem deutſchen Sagenbuch erzählt.

Jetzt beginnen heitere Weingelände, wie ſie oberhalb Schweinfurt die Mainleite ſchmücken, eine der günſtigſten Lagen, deren Gewächs mit vielen ſüdlicheren Mainweinen zu wetteifern vermag, wenn es gut behandelt wird. Der Ort Sommerach wurde berührt, und ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, daß wenn zum Sommer eines Weinjahres ein ach! angehängt werden muß, in der Regel ein Sauerracher zu Tage kommt, einer der berüchtigten Strumpf-Dreimänner- und Armee-Weine. Nun gelangte ich nach Stadt Schwarzach, und gedachte, da auch hier ein ach! den Endlaut bildet, mit mitleidigem Wehmuthgefühl alle der Städtlein, die mit ihrem Stadt vor dem Namen genöthigt ſind, Fremde mit der Naſe darauf zu ſtoßen, daß ſie kein Dorf ſind, auf daß ja keine Verwechslung ſich zutrage. Eine großartige Kloſtertrümmer ſchmückt hier die Gegend.

Eine Strecke mainüber von Stadt Schwarzach liegt Dettelbach, mit einem noch blühenden Kloſter, darin gaſtfreundliche Franciskaner wohnen. Sie haben in ihrem Kloſter eine Sage von einem büßenden geſpenſtigen Mönch, der in der Mette die Anzahl der frommen Väter unheimlich um einen vermehrte — und ſchlug ich die Straße dorthin ein, ſo konnte ich Würzburg in kurzer Friſt erreichen; ich wollte aber nicht, ich wollte auf längerer Fahrt die kleinen Mainſtädtlein ſchauen und kennen lernen, welche der oben erwähnte leider verſtorbene Dichter Guſtav von Heeringen in ſeinem maleriſchen Franken ſo überaus glücklich bezeichnend „geharniſchte Zwerge“ nannte. Solch eine Reiſe macht Vergnügen, weckt Luſt und Heiterkeit, bringt fröhliches Weſen ans Licht. In ein Dampfſchiff eingepfercht und am heißen Tag darin ſelbſt dampfen helfen, in einem Eiſenbahnwagen dahinſchnurren in oft ſehr lederner Geſellſchaft und Umgebung, erachte ich, ſo zweckmäßig das alles für den iſt, der Eile hat, durchaus für keine Vergnügungsreiſe und halte es mit dem Sprichwort: Zum eilen hilft nicht ſchnell ſein, und mit jenem: langſam kommt man auch weit. Mit Muße Gegenden, Natur und Menſchenleben betrachten, hier dem Kutſcher ein halt! zuzurufen, um ein Denkmal, ein Wegkreuz und dergleichen in der Nähe zu beſehen, oder in eine Kirche, eine Kapelle einzutreten, dort ein Geſpräch anknüpfen mit dieſem und jenem, um nach dieſem und jenem zu fragen; dort nach belieben ausſteigen, und auf anmuthig einladendem Pfad eine Strecke zu wandeln; das iſt die wahre Reiſepraxis, nur ſo gewährt das reiſen Vergnügen, nicht aber, wenn der Menſch kaum mehr Freiheit hat, als der Hut in der Hutſchachtel, und in der rothen Blutwurſt einer Poſtkutſche nichts als eine ſtumme Grieſe bildet. Ich kam den „geharniſchten Zwergen“ theils vorbei, theils durch ſie hindurch, und ſah dieſelben mit eigenthümlichem Gefühle an. Noch keine Gegend, durch die ich gekommen, und ich kam durch viele Gegenden, ſchien mir ſo romantiſch, ſo ſehr das Gepräge des Mittelalters noch in die Neuzeit herüber zu tragen, wie die, welche ich jetzt durchfuhr.

Alle dieſe oft doppelt ummauerten, gethürmten, meiſt von Burgen überragten Städtlein ſehen heute noch aus, wie ſie zur Zeit des Bauern- und des deutſchen Krieges ausſahen. Zeilers Topographie mit Merians

Mährlein, und wiſſen, was wir davon zu halten haben!" erwiederte Fürſt Wilhelm. „Treibt heute eure Schimpfſpiele, zeigt heute eure Thiere, doch, bei namhafter Buße, zu Niemandes Schaden, dann aber ſputet euch, aus unſern Landen hinwegzukommen, wir wollen ſolch landfahreriſches Weſen, das zum großen Nachtheil unſerer geliebten Unterthanen iſt, nicht dulden und ihm keinen Vorſchub leiſten."

Der Fremdling neigte ſich bis zur Erde vor dem Fürſten, küßte den Saum ſeines Gewandes und ging. Mittlerweile hatten ſchon ſeine Leute unten Schranken gezogen und nicht lange währete es, ſo erklang von neuem die rauſchende Muſik, und die Affen tanzten, die Kamele hoben laut brüllend die Rieſenleiber und wandelten auf zwei Beinen, grauſenvollen Ungeheuern gleich und dazu gezwungen durch unbarmherzige Schläge; als aber ihr Geſchrei und das dumpfe Gebrüll des Bären laut war, da erhob der Löwe zornig ſeine Donnerſtimme, daß alles vor Schreck verſtummte und nur das Echo der Berge dem gefangenen König antwortete. Die Roſſe aber zitterten, als ſie dieſe Stimme hörbildern liegt aufgeſchlagen vor uns, ein lebendiger Abſchnitt des Circulus Franconiae. Dieſe Städte ſind nicht anders geworden, nicht erweitert, nicht aus ihrer oft bis zu den Bergen hinanziehenden Ummauerungen heraus und vor die Thore gewandelt, die Häuſer kehren noch ihre Giebel der Straße zu. Da und dort eine neue oder erneute Kirche, und neuer kunterbunter Anſtrich, das iſt alles. Da lockt das wohlhabende Kitzingen mit ſtattlichen Häuſern, am Strom, wie an einem breiten See ruhend, der Geburtsort des berühmten Paul Eber, Melanchthons rechter Hand, zur Raſt und zu leiblicher Pflege für Mann und Roß; bis die Weiterfahrt an noch manchem mauerumgürteten, vielthürmigen Ort vorüber oder durch ihn hindurch führt. So Sülzfeld, Markt-Steft, Marktbreit, Ochſenfurt, Sommerhauſen und Winterhauſen, zwei freundliche Nachbarn. Angeſichts der aus den Schleiern der Ferne auftauchenden Metropole, die hoch überragt iſt von ihrer mächtigen Marienburg und den Geländen des Stein und der Leiſte grüßte erſt noch auf der von Ochſenfurt mittelſt einer Brücke nun am rechten Ufer des Mains hinziehenden Straße der berühmte Weinort Randersacker; einladend ſtand ein Schänkhaus am Wege, und in der Thüre eine blühende Hebe. „Eine halbe Flaſche hieſiges Gewächs, aber vom beſten!“ und bald perlte die Goldfluth einer der edelſten Traube und mit köſtlicher Blume duftend, aus der Hand der holden jungen Schänkin in den Becher. „Auf ferneres Reiſeglück, und das Wohl der Lieben in der Heimath!“ trank ich mir ſelbſt zu, und ließ nun, ſo würzig gegrüßt, freudig dem alten Würzburg, der fränkiſchen Herzogsreſidenz, des Kutſchers, dem ich auch ſeinen Becher Nebentrankes reichen laſſen, raſchen Renner zutraben. —

Aber von Würzburg muß ich ſchweigen, ſonſt ließe die Fülle ſchöner und reicher geſchichtlicher wie poetiſcher, licht und dunkel gefärbter Erinnerungen mich all zu wortreich werden; auch verweilte ich nur eine einzige Nacht da, und vermied dieſesmal, da ich ſchon früher die Stadt ſorgſam durchkrochen, als ich Oertlichkeitsſtudien zu meinem Grumbach machte, vielumher zu irrlichteriren; es wurden blos einige Freunde aufgeſucht, und mit ihnen ward ein Abend heiter verplaudert, dann ging es im frühen Morgenſtrahl der Herbſtſonne wieder raſch durch des Maines reizvollen Thalkeſſel. Da lag Kloſter Himmelspforten mit ſeiner ſchloßgleichen Gebäudefülle, und weiter hinunter rechts die ſagenreiche Trümmer des alten Schenkenſchloſſes hoch auf der Berghöhe, links im Grunde das Dorf Ober-, Mittel und Unter-Zell, letzterer zumal als Kloſterort von ſchauriger Berühmtheit. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts lebte dort Maria Renata von Singer, eine tugendſame Nonne, aus München gebürtig, welche den Rang einer Sub-

Priorin bekleidete, die aber, nachdem ſie funfzig Jahre ihres Lebens unbeſcholten im Kloſter verbracht, angeblich zauberiſcher Curen halber, welche vielleicht mißglückten, der Hexerei angeklagt, durch die Folter zu unſinnigen Bekenntniſſen gedrungen, am 21. Juni 1749 zu Würzburg mit dem Schwert gerichtet und dann zu Aſche verbrannt wurde. Und das war noch immer nicht die letzte im lieben Deutſchland. Der Hexenglaube, den die erleuchtetſten und gelehrteſten Männer mit nur ſehr wenigen Ausnahmen theilten, lehrt auf das niederſchlagendſte, daß der Glaube an jeden andern Unſinn möglich iſt, und faſt jedes neue Jahrzehend beſtätigt dieß, indem es neuen Unſinn auftiſcht, der ſtets gläubigen Anhang in Schaaren findet, wie die Narrheit der Geiſterklopferei auf das grellſte in nagelneueſter Zeit bewieſen hat.

Durch die heiteren Flecken Veitshöchheim und Rezbach, unterm Abhang ergiebiger Rebenberge am Stromgelände gelegen, fuhr ich heiter hin, mich ergötzend an der bunten eigenthümlichen Sonntagstracht des fränkiſchen Landvolks, das unbewußt des Herzogthums alte Farben roth und weiß recht grell und hell an Miedern und Hemden zur Schau trug, an Proceſſionen zu Ehren der Ortsheiligen St. Bilhildis, bald aber ward die heitere Stimmung herabgedrückt durch eine Strecke Weges, auf der ein Wolkenbruch die Weinberge verwüſtet, die gute Erde über die Straße und herab auf die Thalwieſen und Aecker geſchlemmt, ganze Mauern und künſtliche Böſchungen zerſtört und unermeßlichen Schaden angerichtet hatte. Zum Glück hatte ſich dieſes Unheil nicht allzuweit, nicht thalentlang erſtreckt, ſondern das Stromthal nur in mäßiger Breite überfahren.

Jetzt grüßte die Trummer der Karlsburg entgegen, deren Bau in der That ſchon Karl dem Hammer, von andern Karl dem großen zugeſchrieben wird; doch zur linken des Stromes thront ſie über dem Städtlein Karlſtadt, das einſt feſt und trotzig im engen Ring ſeiner Mauern mit all den gut gefeſteten Mainſtädtlein gleichen Rang behauptete, doch aber eines, obſchon unlieben Vorzuges genoß und bis heute genießt, berühmt zu ſein ob der Lalenſtreiche ſeiner Bürger, nach denen im Orte ſelbſt zu forſchen und fragen freilich nicht anrathſam und erſprießlich iſt. Ich unterdrückte daher auch ſelbſt weislich dieß Gelüſt, erfuhr aber ſpäter doch genug, und mehr, als ich in meinem Sagebuche davon erzählt. Zu Ehren des Städtleins aber muß ich ſagen, daß mir, obſchon ich es durchwanderte, und ſelbſt das Rathhaus nicht unbeſucht ließ, allwo die verfängliche Uhr mit dem blechernen Männlein, kein Lalenſtreich begegnete. Hier wurde der bekannte Schwärmer Johann von Carlſtadt geboren, und der wackere Draconites. In ſonniger Stunde beſtieg ich die Trümmer der Karlsburg und fand ſie umfangreich und ſchön, rings umgrünt von Rebenbergen mit herrlichen Fernblick in und über das Mainthal, deſſen Strom unterhalb Karlſtadt noch bis nach Gemünden nordwärts zieht, und dort plötzlich wendet, um wieder ſüdwärts zu fließen, ſo daß er von Unterzell bis Homburg eine ungeheure Krümmung macht, welche die gewöhnliche alte Fahrſtraße, die von Würzburg bis Lengfurt ziemlich einförmig iſt, abſchneidet, welche Straße dann von Lengfurt aus in ziemlich ermüdender Einförmigkeit ſich zum Speſſart hinauf und durch dieſen hindurchzieht und erſt hinter Heſſenthal bei der Abſenkung in die Aſchaffenburger Gegend einige landſchaftliche Reize darbietet, ſo daß, wer *dieſe* Straße fuhr, vom romantiſchen Reiz des Speſſartwaldes ſo gut als nichts gewahrte.

Des *Speſſartwaldes*! Mit welch angenehmem Schauer jugendlicher Erinnerungen gedachte ich ſeiner! Klingemanns *Fauſt* war das erſte Schauſpiel, welches ich ſah, naturgemäß machte es auf die empfängliche Knabenſeele einen unvergänglichen und unauslöſchlich-tiefen Eindruck. Erſt der erſchütternde Eingang, dann die Kirchhofſcene mit ihrer erleuchteten Kapelle und der Weltgerichtshymne darin, dann des Fremden unheimliche nachtſchwarze Geſtalt, ſein Hinausdeuten in die Nacht, Fauſts: „Dort liegt der Speſſart!" —

„Trotz ſei Dir! Hinaus zum Speſſart!“ — Und dann Wagners angſtdurchbebter Ruf:

„Gott ſchütze uns! Die Hölle iſt losgegeben
Im Speſſart-Walde —“

und dann des ganzen Stücks effectreiches Abſpielen — immer blieb mir der Speſſart ein Stück Geiſterreich. Später durchfuhr ich ihn mehrmals auf der geraden Heerſtraße, und aller Zauber ſchwand.

Und dennoch hatte ich gelernt und geleſen, wie der Speſſart gar nicht ohne Romantik ſei, wie dieſe nur aufgeſucht werden müſſe, und ſo nahte ich ihm denn nun wieder auf anderem Wege, vertrauungvoll. Aber auch dieſesmal ſollte ich, wie es den Anſchein hatte, enttäuſcht mit Göthe's Fauſt parodirend ausrufen:

So bin ich abermals betrogen,
So ſchwindet mir der ſagenreiche Drang;
Ein Traum hat mir Romantik vorgelogen,
Die mir im Kirmſentanz entſprang.

Und doch — dieſe Nacht, dieſe Kirmſennacht im Speſſartwalde, ſie war dennoch ſchön, und ich werde ſie nie vergeſſen.

Eine Strecke unterhalb Karlſtadt verließ ich mit meinem Gefährt auf des Kutſchers Rath den weiteren Thalweg und gewann auf leidlicher Vicinalſtraße eine Hochebene, auf der ſich zwar wenig landſchaftlicher Reiz, aber doch der Blick auf eine äußerſt ſchöne fernliegende Kirchen- oder Kloſtertrümmer lenkte, und dann ſenkte ſich die Straße wieder zum Stromthal, zum Dorfe Stein bach nieder. Das kleine Speſſartgebirge lag mir gegenüber, bewaldete Höhen, die ihren Fuß nach Weſten, Süden und Oſten in das Mainthal ſetzen, und zwar an einigen Strecken in ziemlich ſteiler Abſenkung, und hinter ihren Gipfeln wieder manch trauliches Thal bergen, voll Schlöſſer, Burgen, Ruinen, Jägerhäuſer, Höfe, auch Hüttenwerke, einzelne Klöſter und viele Dörfer.

Ich kam gegen 1 Uhr nach Lohr, ein freundliches Mainſtädtlein, fand dort in der Poſt einen guten Mittagstiſch, und hatte die Freude, dort mit von einer Rheinreiſe heimkehrenden werthen Bekannten und Landsleuten zuſammenzutreffen, was heiterſte Stimmung hervorrief. Ich ſchrieb alsbald einige Zeilen nach Hauſe, die ich jenen mitgab, und machte dann einen Gang durch das Städtlein, vornehmlich um einen mir aus Schriften bekannten Alterthumsfreund aufzuſuchen, den ich auch fand, und der ſich mir äußerſt freundlich erzeigte. Darüber ging aber mehr Zeit hin, als ich eigentlich dem Verweilen in Lohr zugedacht; da ich jedoch für meinen eigentlichen Reiſezweck ſo viel erfuhr, daß ich einen und den andern Ort, den ich aufzuſuchen mir vorgenommen, nun gar nicht zu beſuchen brauchte, ſo nahm ich es mit der Zeit um ſo weniger genau, als die Spruchwörter: Eile mit Weile — Eilen thut ſelten gut, und Goethe's treffliches praktiſches: Ohne Raſt, doch ohne Haſt, ſtets gute Lehre für einen Reiſenden ertheilen.

Und ſo war ſchon 5 Uhr Abends vorbei, als ich Lohr verließ, das ganz reizend am Fuß des Speſſart hingebaut iſt, und nun eine Strecke lang ein heiteres Thal durchfuhr. Der vorher helle Himmel hatte ſich indeß leider trüb umzogen, drohte mit Regen und da es eine gar mißliche Sache iſt, in Gebirgsgegenden im Regen der Romantik nachzuſtreben, ſo gedachte ich, geruhig noch gen Aſchaffenburg zu fahren, dort zu übernachten, und dann bei erhofftem beſſern Wetter von dort aus den Speſſart noch näher kennen zu lernen. Ich hatte aber diesmal die Rechnung ganz ohne den Wirth gemacht, und nicht bedacht, daß von Lohr bis Aſchaffenburg 7 bis 8 Wegſtunden ſeien. Die Straße zog ſich, jenes heitere Thal bald verlaſſend, bergan und immer bergan; die Herbſttag- und Nachtgleiche war vorüber, es wurde gegen 7 Uhr dunkel und endlich Nacht, und begann zu regnen. Die Straße war leer und öde, ein einzelnes Jägerhaus, endlich ein Ort, Rotenbuch, dann ging es wieder zu einer Höhe hinan, abermals an einem Forſtgut vorüber, und auf die Frage, wo wir uns denn jetzt befänden? erſcholl die troſtreiche Antwort: Auf der Gielshöhe.

„Wann kommen wir denn nach Aſchaffenburg?“ fragte ich den Kutſcher, der beiläufig geſagt, ein mun erer aufgeweckter Burſche, und — da ich ihn, wie jeden andern grundſätzlich gut behandelte, — die Freundlichkeit ſelbſt war.

„Da kommen wir heute gar nicht hin, mein lieber Herr!“ war die Antwort; „es iſt zu weit, das hält mein Pferd nicht aus, wir haben ſchon gar eine ſtarke Tour gemacht.“ —

„Und wo *denn* hin?“

„Nach Frohnhofen, lieber Herr!“

„Was iſt das für ein Ort? Iſt's ein Städtchen oder Marktflecken?“

„Es iſt ein kleines Filial Dörfle, hat nur etwa vierundzwanzig Häuſer.“

„Um des Himmels Willen! Treffen wir denn keinen *beſſern* Ort? Was wird da für eine Herberge anzutreffen ſein?“

„O lieber Herr, es iſt ein Wirthshaus da, ein *gutes*, da geht es hoch her. Es iſt alleweil Kirchweih dort.“

„Kirchweih? Hat denn das Neſt eine Kirche, daß es Kirchweih hält?“

„Nä, eine Kirche hat's nicht, aber Kirchweih hält's darum deſſentwegen doch!“

O Romantik — o Einſpänniger — o Speſſartwald — o *Eſelshöhe*! — Es war ſchon viel zu düſter, um auf der Karte nachſehen zu können, in welchen Graden der Länge und Breite Frohnhofen liege? ob die Aſchaffenburg-Lohrer-Straße, welche jetzt, wie ich gehört hatte, der oben erwähnten alten Straße ſelbſt von der Poſt vorgezogen werde — Frohnhofen überhaupt berühre? oder ob nicht des jungen flotten Kutſchers perſönliche Neigung zum Kirmſentanz mit einem etwa dort wohnenden Schatz ihn bewege, mich gewiſſenlos allen Leiden einer ſchlafloſen Nacht in einer elenden Dorfſchänke Preis zu geben, um ein ſelbſtſüchtiges Vergnügen zu genießen?

Dem mochte nun ſein, wie ihm wollte, ſo half alles nachſinnen darüber nichts; vorerſt war Gott zu danken, daß die Straße gut war, und dann galt es, geruhig durch Nacht und Dunkel, durch Regen und tropfende Waldung dahin zu fahren, und das weitere zu erwarten. Der Phantaſie ließ ſich freilich nicht gebieten, ſie waltete geſchäftig; ſie weckte die Erinnerung an die frühere gefürchtete Unſicherheit des Speſſart im Bezug auf Räuber — manch Wegkreuz ſteht da und dort, eine Lapidarurkunde längſt begangener Mordthaten — dann kehrte ſie zur Gegenwart zurück, zauberte die Möglichkeit nah, daß jeden Augenblick auf dieſer einſamen Straße ein räuberiſcher Anfall erfolgen könne, dem man wehrlos preis gegeben ſei, denn das lächerliche bewaffnen mit unterſchiedlichen Mordgewehren, Piſtolen und Dolchen zu Schutz und Trutz hatte ich mit den Jugendjahren hinter mir zurückgelaſſen. Dann that die Phantaſie einen Weiterſchritt in die allerten, und drängten ſich mit geſenkten Köpfen und ängſtlich geſpitzten Ohren nahe an einander.

Ungeheures Gewühl umgab den ſchnellgeſchaffenen Cirkus, und wie die Kunſtſtücke der Thiere vorüber waren, begannen die Mädchen üppige Tänze, begleitet von dem Taktſchlag der Handtrommel und des Triangels hellem Getön. Es war ein niegeſehener verlockender Reigen, ſie neigten und beugten ſich zierlich, winkten und flohen lächelnd, während ſie die Gluthſtrahlenblicke hinausſandten in den Zuſchauerkreis, wo Hohe und Niedre ſtanden, und mancher ward von dem Anblick dieſer lockend enthüllten Reize, dieſem halbverſtohlenen Winken, dieſem Zauberlächeln berückt und zu unlautern Wünſchen entflammt. Unterdeſſen miſchten ſich braune Weiber unter das Volk, und der Zwerg brachte durch tolle Poſſen Alt und Jung zum lauten Lachen, während einer der Männer zu dem ſchwarzen Jonas trat, dieſen über manches fragte und manche Nachricht von ihm empfing.

Als die Mädchen ihren wunderſamen Tanz beendigt hatten, durchwandelten ſie mit metallnen Benächſte Zukunft. Es ſteht geſchrieben, daß wir nicht ſorgen und ſagen ſollen: Was werden wir eſſen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden? und dieß war auch meine geringſte Sorge — aber es ſteht nicht geſchrieben, nicht zu fragen und zu ſagen: Wo werden wir ſchlafen, und wie werden wir ſchlafen? Wie wird das Bette, wie die Stube oder Kammer beſchaffen ſein, die uns aufnehmen zur unumgänglich nöthigen Ruhe? —

Lange, lange, ſehr lange dauerte die Fahrt — endlich ſenkte ſich der Weg zu Thale, und es wurden ferne Stimmen durch die rabendunkle Nacht vernommen, johlende, jauchzende — männliche, weibliche — grobe und feine — Schwärme halb angetrunkener Burſche und Mädchen kamen ſchon vom Tanze — das war ein Vorſchmack, ein luſtiger, von der Kirmes zu Frohnhofen.

Endlich war der heldſelige Ort erreicht, langſam, langſam ging es über und durch tiefen Schmutz dem Wirthshaus zu, das hell erleuchtet in die Ferne winkte, der ganz das äußere eines ächten Dorfwirthshauſes hatte, ohne Bewurf, mit einem kleinen Vorbau, der eine Freitreppe überdachte. Die Fenſter ſchimmerten von Lichtglanz, Muſik erklang, Jauchzen erſcholl; lange hielten wir vor dem Hauſe, lange knallte der Kutſcher mit ſeiner Peitſche, ehe jemand Kunde davon nahm, daß ein ſpäter Gaſt noch hier Anker werfen wollte.

Es war zwiſchen neun und zehn Uhr, und die Kirmes war im vollſten, beſten Gange.

Und nun begann für mich eine der abenteuerlichſten, überraſchungenvollſten Nächte meines Lebens, die mir heute noch wie ein fabelhafter Traum vorkommt, weshalb ich gern dieſe Erinnerung erneue.

Durch ein den engen unteren Vorplatz ganz erfüllendes Bauerngewühl drängte ich mich muthig hindurch, entſchloſſen, um jeden Preis eine Schlafſtelle zu erobern, und eingedenk einer Kirmſennacht zu Prienn am Chiemſee, zu der ich auch ſpät Abends eintraf, wo gutes Glück mich in ein dem Wirthe ebenfalls zugehörendes Nachbarhaus bettete, und einer Jahrmarktnacht zu Elbingerode im Harz, bei Gelegenheit einer Brockenreiſe, wo ich im Tanzſaal ſchlief, in welchem glücklicherweiſe nicht getanzt wurde, doch drang um Mitternacht gräulicher Spuk hinein, den außerordentlich in Verwirrung gerathene, allzu ſehr vergeiſtigte Jahrmarkts-Geiſter verurſachten.

Der Vorplatz hier im Frohnhofener Wirthshaus war klein und ſchmal, er ſtieß auf die um ſo geräumigere Küche; rechts ließ eine offene Thüre ein Zimmer voll von zechenden Landleuten erblicken, links öffnete ſich der Einblick in den großen Tanzſaal, voll von tanzender Dorfjugend; im Hintergrund der Küche lag eine ganze Batterie Halb-Eimerfäſſer aufeinander geſchichtet, deren eines nach dem andern angezapft wurde; ich ſah ein äußerſt lichthelles Getränk, anſcheinend eine leichte Sorte Kirmſenbier, unaufhörlich in Empfang genommen und enttragen werden, und ſtand jetzt vor der Frau Wirthin des Hauſes, einer ſtattlichen, großen und ſtarken, noch jugendfriſch blühenden Geſtalt, in halb vornehmer Tracht, wie ich ſie hier nimmermehr zu finden erwartet hatte, und die mich höchlich überraſchte. Dieß war die erſte Ueberraſchung.

„Guten Abend — ich bin gezwungen, hier zu übernachten, haben Sie noch ein Schlafzimmer?“

Die Wirthin ſah mich groß an mit einem ſpöttiſchen Lächeln, und antwortete: „Jetzt nicht, mein Herr, doch hoffe ich, daß gegen eilf Uhr eins leer wird; gehen Sie nur einſtweilen hinauf!“

Dieſe kurze Unterredung dauerte vielen, welche Anliegen anderer Art an die Herrin des Hauſes hatten — einen Herrn gewahrte ich gar nicht — viel zu lang, daher ſie unterbrochen wurde; die Wirthin wandte ſich anderen Geſchäften zu, und ich ging hinauf.

Droben fand ich einen etwas größeren Vorplatz, hörte aufs neue Muſik, ſah links wieder in einen Tanzſaal und daneben in ein kleines Zimmer, in welches ſich aber der Einblick, obſchon die Thüre offen ſtand, durch den Vorhang einer dicken Tabaksdampfwolke verſagte.

„Heiliger Himmel!“ ſeufzte ich im Stillen. „Da geht's ja in der That hoch her! Der Kutſcher hat

Recht gehabt.“ Indem kam mir ein Kellner eilend nach, der ſich meines Reiſegepäckes, Koffer, Nachtſack und Hutfutteral — bemächtigt hatte, und rief, indem er eine Thüre aufriß: „Hier hinein, mein Herr!“

Ich trat ein und ſah mich mitten in einem nicht großen aber von Gäſten übervollen Zimmer, durch welches der Kellner hindurchſchoß, um mein Gepäck in einer Nebenkammer abzuladen. In dieſem Zimmer ſtand ein großes Bette und an verſchiedenen Tiſchen ſaßen gegen 24 gut gekleidete meiſt junge Herren und Damen, welche alle auf „den fremden Etranger, der nicht von hier“, ſchauten, der daher kam, den engen Raum noch mehr zu verengen. Wieder eine Ueberraſchung. In der anſtoßenden Kammer hoffte ich nun mein ſtilles Ruheplätzlein zu finden, machte der Geſellſchaft meinen flüchtigen Gruß und folgte dem Kellner, nahm aber alsbald wahr, daß in dieſer Kammer nicht Raum für noch einen Bewohner war, trat daher einſtweilen reſignirt zurück und nahm an einem an der Wand ſtehenden, noch unbeſetzten Tiſche Platz, welcher indeß kein Tiſch war, ſondern ein ſchmaler Schrank, aber doch rein überdeckt.

Ein Schänkmädchen erſchien, ich redete daſſelbe an: „Ich bitte auch um eine Flaſche Bier“ — weil ich glaubte, die Gäſte hier tränken dergleichen.

Die Hebe lächelte ironiſch, wie vorhin die Wirthin, als ich nach einer Schlafſtelle in dieſem Hauſe gefragt, und liſpelte: „Auch? — Verzeihen Sie mein Herr, wir führen hier kein Bier!“ Abermals eine Ueberraſchung.

„Nicht?“ — Jetzt blickte ich verwundert umher auf all die mit Flaſchen und Gläſern voll beſetzten Tiſche — alſo dieſe ſämmtlichen Gäſte tranken Wein, und drunten, was ich aus den Fäſſern in hohe Gläſer für die tanzenden und zechenden Bauern hatte vom Zapfen rinnen ſehen, war alles — Wein!

„Ei um ſo beſſer!“ fügte ich meinem verwunderten „nicht?“ ſchnell hinzu: „ſo geben Sie mir eine Flaſche Frankenwein.“

Was konnte ich beſſeres fordern, als hier — nicht allzufern von Würzburgs, von Klingenbergs, von Werthheims Reben, oder von dem nahen Taubergeländen — Frankenwein?

Wieder lächelte die Hebe, und erröthete ſogar. „Verzeihen Sie, mein Herr, wir führen hier keinen Frankenwein.“

Neueſte Ueberraſchung!

Neckt mich denn ein Traum? dachte ich raſch, ſo ſeltſam überraſcht. Bin ich denn nicht im königlich bayriſchen Kreis Mittelfranken und Aſchaffenburg, mitten im Herzen Frankens, und hier will man nicht deſſen gottgeſegnete Weine führen?

„Was führen Sie denn?“ fragte ich die lächelnde Schänkin. —

„Nun“ — erwiderte ſie, als verſtehe ſich das ganz von ſelbſt und gar nicht anders im Wirthshauſe und an der Kirmſe zu Frohnhofen: „Rheinwein, Pfälzer und Moſeler: Forſter, Geiſenheimer, Deidesheimer, Rüdesheimer, Affenthaler, Ingelheimer, Piesporter, Braunberger, Trarbacher“ —

„Halten Sie ein, himmliſches Kind!“ unterbrach ich lachend die lebendige Weinkarte: „und bringen Sie mir eine Flaſche Geiſenheimer Rotenberger, und etwas zu eſſen!“ —

„Was befehlen Sie zu eſſen?“

„Werde mich hüten, zu fordern, was ich gewöhnlich eſſe, Sie dürften das nicht führen, und mich wieder auslächeln. Ich weiß nun ſchon voraus, daß ich mit dem was Sie bringen, zufrieden ſein werde.“ —

Die Hebe entſchwand, und ich ging in die von dem Kellner indeß wieder verlaſſene Nebenkammer, um zu ſehen, welchen Platz mindeſtens meine Sachen gefunden hätten.

Dieſe Kammer war nicht groß, ſie war vielmehr klein zu nennen, und es befanden ſich in ihr folgende Perſonen und Gegenſtände: Zwei große Betten, die des Wirthes und der Wirthin, auf deren einem ein hübſches ſchlafendes Kind von zwei Jahren lag, der Wirthin Töchterlein; ein Kinderbettchen, darin ein ſchlafendes Mädchen von fünf Jahren; eine Wiege, darin ein einjähriges Kind, welches weinte und nicht ſchlafen wollte, aber doch ſchlafen ſollte, daher ein Kindermädchen, welches beſtändig wiegte. Zwiſchen dem einen Ehebette und dem Kinderbette ſaß auf einem Fußſchemel eine hübſche junge Frau, welche an heftigen Kopfſchmerzen litt, da ſie muthmaßlich zu viel getanzt hatte; außer dieſem allen befand ſich auch in dieſer Kammer die Garderobe der Damen an Mänteln, Shwals, Hüten, Regenſchirmen u. dgl., endlich auch meine Sachen. — Die Neigung und das Pflichtgebot, wo möglich den Schmerzen leidender Nebenmenſchen abzuhelfen, ließ mich der Dame das Erbieten thun, ein wenig kölniſches Waſſer auf Zucker von mir anzunehmen, dieß ward gern gewährt, und da ich nun mir ein Theelöffelchen und ein Stückchen Zucker von einem Damentiſch für die Leidende erbat, ſo wurde ich dem Kreiſe als hülfreicher Deus ex machina gleich beliebt, denn keine einzige der Damen hatte ſich mit dem ſo einfachen Hülfsmittel, das ich bei mir führte, verſehen. Das Mittel ſchlug an, und die junge Kopfſchmerzkranke konnte ſich bald wieder heiter ihrer Geſellſchaft zugeſellen. Ich aber gewann die Ueberzeugung, daß ich die Hoffnung, in dieſer Kammer meine Schlafſtelle zu finden, aufgeben müſſe.

Indeß kam mein Wein, es kam mein Abendeſſen, herrlicher Schinken, Zervelatwurſt, geräucherte Zunge, köſtlicher Haidenſalat mit harten Eiern — friſches treffliches Brot, was wollt' ich mehr! War das nicht ſchon viel mehr als ich in und von Frohnhofen erwartet? —

Als ich mich geſättigt hatte, beſchloß ich nun durch das Haus eine Entdeckungsreiſe anzutreten, und führte dieſen Entſchluß aus. Ich trat über den Vorplatz, an dem vorhin erblickten Zimmerchen voll Zechgäſte vorüberſchreitend, in den oberen Tanzſaal; er war klein, aber die Muſik, die mir daraus entgegenklang, war gut, war ganz ſicher keine Dorfmuſik. Und ſo eigenthümlich klangen die Takte des Tanzes, welcher geſpielt wurde, nie hatte ich ihn gehört. Ich trat ein; der Saal war ſo niedrig, daß ich mit ausgeſtreckter Hand die Decke berühren konnte; aber die Tänzer und Tänzerinnen waren lauter hübſche junge Leute, alle ganz ballmäßig gekleidet, und tanzten voll Anſtand. Der Tanz ſelbſt erſchien mir ungariſch, polniſch oder böhmiſch; wie bei dieſen Nationaltänzen, tanzten bisweilen Herr und Dame allein gegen einander, dann umfaßten ſie ſich, tanzten einige Takte ohne zu drehen, dann drehten ſie, ließen einander wieder los, und begannen die vorige Tour. Es ſah ſich wunderhübſch zu, und der Rhythmus des Tanzes hatte ſo etwas friſches, anregendes, und doch dabei wieder ſo viel zartes und einſchmeichelndes; es war da kein ſtampfen und klirren und wildes ſchwingen und herumfahren — ſondern alles voll Gracie, in anmuthiger und lieblicher Bewegung.

Ich mußte aus einer Reſidenz 36 Meilen weit her in den Speſſartwald kommen, um im Dörflein Frohnhofen zuerſt die Polka kennen zu lernen, und zum erſtenmale tanzen zu ſehen. —

Als ich wieder in die Heimath kam, war die Polka ſchon dort, Tänze reiſen ſchnell, im Galopp, durch die Länder, raſcher noch wie Krankheiten. —

An den Ballſaal ſtießen außer dem erſtbemerkten noch 2 anderweite Zimmer, ein größeres und ein kleineres, auch dieſe waren voll Zechgäſte, und nie ſah ich ein Dorfwirthshaus ſo voll und übervoll; ich kehrte indeß wieder in mein erſtes Zimmer zurück, und nahm an einem mittlerweile leer gewordenen Tiſche Platz, um mir wohl oder übel die Zeit, da an Schlafen nicht zu denken war, mit Geſpräch und trinken zu vertreiben.

An dieſem Tiſch geſellte ſich, vom Tanze kommend, ein hübſcher junger Mann zu mir, deſſen Anzug den Forſtmann verkündete. Wir wurden bald bekannt; ich fragte nach der Forſtſchule zu Aſchaffenburg, und erzählte von der Forſt-Academie zu Dreißigacker, die damals noch nicht aufgehoben war. Er nannte mir das Dorf Heſſenthal im Speſſart als ſeinen Wohnort, und berichtete mir in freundlicher Mittheilung, daß alle die hier zur Kirmes verſammelten jungen Leute theils aus der Stadt Aſchaffenburg ſelbſt ſeien, theils aus den Ortſchaften des Speſſart, und den zahlreichen Forſt- und Jagdhäuſern dieſes kleinen Waldgebirges. Frohnhofen bilde zumal am Kirmſentage durch das daſelbſt befindliche ſehr gute Gaſthaus einen frohen Vereinigungspunkt der ganzen Umgegend, der Ort ſelbſt an ſich ſei ganz unbedeutend, ſo daß er nicht einmal einen ſelbſtſtändigen Namen trage, denn der ſogenannten Frohnhöfe gebe es in den königlichen Landgerichten Rotenbuch und Alzenau eine Menge — der Ort aber ſollte eigentlich Frohenhofen, Hof der Frohen, geſchrieben werden.

Die Rede lenkte ſich auf meinen Reiſezweck; ich theilte meinem freundlichen Geſellſchafter mit, daß ich nicht weiter als Aſchaffenburg, von da noch allenfalls über Stockſtadt bis Seligenſtadt zu fahren gedenke, und dann durch das Mainthal und deſſen ſchönſte und romantiſchſte Partie, über Obernburg, Klingenberg, Miltenberg und Wertheim nach Würzburg zurückkehren wolle.

„Da thun Sie wohl daran!“ ſprach mein Geſellſchafter. „Dieſer Theil des Mains iſt der reizendſte; er erinnert lebhaft an den Rhein; theils bewaldete, theils rebenbedeckte Anhöhen ſchmücken die Ufer; Burgen und Burgtrümmer, Schlöſſer und Klöſter können Sie erblicken; wenn Sie wollen, auch die mythiſchen Hainſäulen über Heubach beſuchen. Hier reichen ſich Odenwald und Speſſart freundnachbarlich die Hände; oder um ein beſſeres Bild zu gebrauchen, jeder ſetzt einen ſeiner Füße in den Mainſtrom, jeder ſendet dem Main einen Theil ſeiner Flüßchen und Bäche zu. Bei Wer ken die dichtgedrängten, jetzt aber ſich auflöſenden Reihen des Volks, und lenkten ihre Schritte vornehmlich dorthin, wo die Ritter und Edlen mit ihren Damen und wo die geiſtlichen Herren ſtanden, die ſolcher Weltluſt auch keineswegs abhold, dem Spiele eifrig zugeſchaut.

Georg Doth, hochbelobt von dem gnädigen Fürſten von Henneberg ob ſeiner Kunſt und ſeines Fleißes, und durch ein güldenes Kleinod erfreut, ſtand nahe bei den Rittern, und ſo geſchah es, daß auch zu ihm eine der fremden Schönen trat und mit lächelndem Blick nach ſeiner Hand griff, um ihm wahr zu ſagen. Erröthend und ſchüchtern faſt, wollte er die Hand zurückziehen, aber mit warmem Druck hielt das Mädchen ſie feſt und lachte: „Ihr habt wohl ein eiferſüchtig Liebchen, edler Herr, daß Ihr mir Eure Rechte nicht laſſen wollt? O ich nehme ſie nicht mit, laßt mich nur hineinſchauen und Euch Glück verkündigen!“

Halb willig, halb widerſtrebend ließ es Doth geſchehen, daß ſie in ſeine Hand blickte, und ſie ſagte:

heim blicken Sie in den herrlichen Taubergrund hinein, und kommen an der ſagenreichen Wettenburg vorüber."

Ich freute mich dieſer Mittheilung, und daß der junge Mann ſo viel Liebe für die romantiſche Schönheit ſeiner Heimathgegend zeigte, doch ſprach ich: „Ich bin Ihnen äußerſt verbunden für Ihre Mittheilungen und Ihre angenehme Unterhaltung, allein ich bin Urſache, daß Sie ſich dem Vergnügen des Tanzes, deſſen Muſikklänge ſo heiter und anlockend zu uns herüberſchallen, entziehen, ich bitte daher, ſich nicht abhalten zu laſſen." — „Nein — ich werde nicht mehr tanzen, nach Hauſe gehen kann ich aber auch noch nicht, denn meine Freunde feſſelt noch der Tanz," war die Antwort.

„Wohl, ſo bitte ich, noch ein Fläſchchen mit mir zu leeren, und mir von Ihrer Gegend zu erzählen!" lud ich ein, und bald waren wir, während im Zimmer Leute aufbrachen, andere herein kamen, wobei es aber doch allgemach immer leerer darin wurde — in jeder Beziehung im beſten Zuge.

Beim guten Glaſe Wein und der gedämpft herüberſchallenden Muſik entfaltete in dem kleinen Zimmer des Wirthshauſes die Poeſie der Sage ihre leuchtenden Schwingen zu meiner unausſprechlichen Freude. Wie hätte ich ahnen ſollen, als mir auf dem Wege nach Frohnhofen vor dieſer Nacht bangte, daß gerade ſie die am meiſten romantiſch anregende meiner ganzen Reiſe ſein werde?

„Unſer Speſſart," begann mein Erzähler: „und der angrenzende Odenwald, wie auch die angrenzende Taubergegend und weiter die Strecken mainaufwärts, der Landſtrich, den Main und Tauber umfangen und umgrenzen, ſind ungemein ſagenreich. Da ließe ſich tagelang erzählen. In Heſſenthal, wo ich wohne — gebürtig bin ich aus Riedenheim im Landgericht Röttingen, welcher Ort an der Tauber, und dicht an der würtembergiſchen Grenze liegt, die in dieſer Gegend weit in das bayriſche Frankenland hereinzüngelt — in Heſſenthal lebt die Sage vom wilden Jäger noch lebendig fort, und das Joho des Rotenſteiners, wenn er drüben über den Odenwald zieht, können wir hüben im Speſſart hallen und ſchallen hören. Einſt ging ein gewiſſer Spatz aus Heſſen-, eigentlich Häslenthal, über die Hohenwart im Aſchaffenburger Gebiet, der hörte und ſah des wilden Jägers nächtlichen Zug, kreuzigte, ſegnete und fürchtete ſich über alle Maaßen und gelobte zitternd ſeinem Schutzpatron einen Bildſtock, wenn er ihn vor den Feuermännern, kreiſchenden Raben und dem Getümmel des wilden Jagdzuges ſchirme und ihn errette. Der Schutzheilige erhörte die Bitte und Hans Spatz ließ den Bildſtock errichten, der noch heute ſteht."

„Ein anderer Bildſtock ſtand oder lag vielmehr oberhalb Heſſenthal nach dem Ort Ober-Beſſenbach zu; mitten im tiefen Walde an der einſamen alten Speſſartſtraße, ganz vergeſſen; bei dem hörte ein Poſtknecht

Nachts eine Stimme, folgte dieſer und ſah das Bild von himmliſchem Glanze umleuchtet. Er trug das Bild an den Weg auf einen Steinhaufen, und meldete ſeinen Fund in Heſſenthal. Darauf thaten ſich einige fromme Herren zuſammen, und bauten ein Kapellchen, in welches das Bild geſtellt wurde, und von da hieß es bis heute, das Herrenbild. Nach der Hand erbauten die Echter eine ſchöne Kapelle in Heſſenthal, in dieſe ſollte jenes Herrenbild geſetzt werden, allein es blieb nicht, ſondern entkam immer wieder ſo oft es hinab getragen wurde, bis man ein Gelübde that, daſſelbe alljährlich einmal mit großer Proceſſion auf den Berg zu tragen. Seitdem läßt ſich's das Bild in unſerm Heſſenthal gefallen."

„Die erwähnte Proceſſion fand ſtets am Pfingſtmontag ſtatt, da war nun eine Frau, an deren Häuschen die Proceſſion vorbei ging, die kochte Garn, um es dann auf die Bleiche zu thun. Eine Nachbarin verwieß ihr dieſe Arbeit am heiligen Feiertage, zumal während die Proceſſion vorüberwandele, jene aber ſchalt: ei was! Feiertag hin, Feiertag her, und Proceſſion dazu. Mein Garn will gekocht ſein! — Plauz, krachte das Häuschen der Frevlerin vor den Augen der erſchrockenen Nachbarin zuſammen, und ſank mit ſammt der Garnkocherin tief in die Erde. Noch immer hört man am Pfingſtmontag ſie aus der Tiefe ächzen und hört auch ein brodelndes Geräuſch, wie von kochendem Waſſer."

„Der Speſſartwald ſcheint mit Bildſtöcken und Wegkreuzen ſehr reich bedacht;" nahm ich das Wort. „Ich ſah ſelbſt deren mehrere, und ſie haben früher wohl hauptſächlich beigetragen, ſein Verrufenſein zu erhöhen?" — „Sie können wohl recht haben," verſetzte mein Erzähler. „Das rothe Kreuz nahe bei Heſſenthal finden Sie ſogar auf der Landkarte bemerkt; in dem Walde bei dem vorhin erwähnten Ober-Beſſenbach ſteht das Poſthalterskreuz, doch nicht in Folge eines Mordes, Anfalles oder einer Erſcheinung, ſondern eines Gelübdes. Bei Stockſtadt ſteht auch ein rothes Kreuz, dort ſoll ein Prieſter einen Wolf mit ſeinem Brevier an den Kopf geſchlagen haben, davon das Raubthier alsbald tod zu Boden ſtürzte. Wenn Sie morgen nach Aſchaffenburg zu fahren, kommen Sie erſt über Hösbach, dann nach Goldbach, dort ſteht unter einer Gruppe ſchöner Linden das altergraue Goldbacher Kreuz, an das ſich eine poetiſche Sage knüpft. Auf dem nahen Kugelberg ſtand eine Burg, auf welcher ein Ritter mit ſeiner Tochter wohnte, die eine verlobte Braut war. Einſt ritt das Fräulein nach Aſchaffenburg, und wurde von Wegelagerern entführt. Der Bräutigam erhielt Kunde von dieſem Raub, verfolgte die Räuber und es gelang ihm, ihnen ihre ſchöne Beute wieder abzujagen; freudig gab er dem alten Vater von ſeinem Glück Nachricht, freudig eilte der Ritter von der Burg, der geliebten Tochter entgegen, da wollte es das Mißgeſchick, daß nahe bei Goldbach des Ritters Roß ſtürzte und der Ritter in Folge des Falles verſchied, ehe er noch die Tochter umarmt hatte. Dieſer ſchreckliche Vorfall erſchütterte das Fräulein ſo heftig, daß ſie auf der Stelle allem Lebensglück entſagte, das Kloſter Schmerlenbach nahe bei Goldbach erbaute, und darin den Schleier nahm."

„In Aſchaffenburg ſelbſt knüpft ſich manche Sage an örtliches. Laſſen Sie die Rieſenrippe und Rieſenpflugſchaar, die im Hofe des Schloſſes hängen, nicht unbeſehen. In der Kirche St. Agathe halten die Geiſter mitternächtliche Meſſe. In Stockſtadt unterhalb Aſchaffenburg treten Sie auf klaſſiſchen Boden, wenn es erlaubt iſt, dieſer verbrauchten Redensart ſich zu bedienen, laſſen Sie ſich vom Gaſtwirth Hock daſelbſt ſeine Ausgrabungen zeigen."

„O den kenne ich, zu ihm will ich eben!" unterbrach ich den Sprecher. „In Stockſtadt erlebte ich ein Abenteuer. Es war im Frühling des Jahres achtzehnhundert fünfunddreißig; ich kehrte über Frankfurt von einer Reiſe nach Paris zurück, und hatte mich dort einem Lohnkutſcher, der nach Würzburg fuhr, anvertraut. In Seligenſtadt hatte ich mir das Grabmahl Eginhards und Emma's zeigen laſſen."

„Verzeihen Sie, daß ich Sie unterbreche!“ unterbrach mein Tiſchgenoß: „Sahen Sie auch dort das alte kaiſerliche Palatium und das Tempelherrenhaus?“

„Tempelherrenhaus? Nein!“ war meine Antwort.

„So ſehen Sie es jetzt, wenn Sie bis Seligenſtadt fahren! In Seligenſtadt fand der Orden, überall verfolgt, noch ein heimliches Aſyl, flüchtete manche reiche Habe dorthin, und erbauten auch in der Stadt einen Tempelhof, der durch einen unterirdiſchen Gang mit der Kaiſerpfalz in Verbindung ſtand, und noch vorhanden ſein ſoll. In gewiſſen Zeiten ſoll dort ein glühend rothes Kreuz, das Kreuz der Templer, erblickt werden. — Doch Sie wollten Ihr Abenteuer in Stockſtadt erzählen.“

„Es ſollte noch bis Aſchaffenburg gefahren und dort übernachtet werden,“ fuhr ich fort. „In Stockſtadt war eine Zollgrenze mit etwas übertriebener Strenge der Paßviſirung. Mir und den übrigen zufälligen Reiſegefährten wurden die Päſſe oder Legitimationen abgefordert. Die Reiſewagen wurden unterſucht.

Lange dauerte die Prüfung, endlich kamen aus dem Mauthhaus die Papiere zurück, zugleich aber erſcholl drinnen eine Stimme: Herr B. ſoll ausſteigen, und herein kommen!“

„Nun was iſt das? dachte ich. Als ich in das Zimmer der Beamten trat, ſprach mich einer, deſſen

Geſicht ganz im Barte ſtak, an: „„Sie kommen von Paris? Ihr Paß iſt ganz gut, aber Sie haben ihn nicht in Frankfurt von der königl. bayriſchen Geſandtſchaft zur Durchreiſe viſiren laſſen. Warum nicht?““ — „Es hat mir niemand geſagt, daß dieß nöthig ſei, und ich reiſe ja, wie Sie ſehen, in meine Heimath zurück, wo ich anſäſſig bin, — gab ich zur Antwort.“

„„Wir halten auch Ihre Perſon für völlig unverdächtig — entgegnete der Beamte: allein es liegt hier ein Formfehler vor; wir ſind, wie Sie hier in dieſem königlichen Mandat ſelbſt leſen können, auf das ſtrengſte und bei Dienſtentſetzung verpflichtet, ohne alles Anſehen der Perſonen zu verfahren. Erſt geſtern mußten wir einen Grafen mit eigner Equipage, der mit Familie reiſte, und denſelben Fehler begangen hatte, zur Umkehr nach Frankfurt veranlaſſen.““

„Wie mein Herr? rief ich erſchreckt aus: Soll ich auch nach Frankfurt zurück? Wie ſoll ich denn hinkommen?“

„„Sie können hier bleiben, brauchen nur einen expreſſen Boten mit Ihrem Paß nach Frankfurt zu ſenden, dem wir die nöthige Anleitung ertheilen werden. Sie finden im Orte ein gutes Nachtquartier und morgen Nachmittag kann der Bote, wenn er heute noch abgeht, wieder hier ſein.““

„Was wollt' ich machen? Ich mußte froh ſein, daß man hier ſo artig und ſo gefällig war, und fügte mich, lohnte den Kutſcher ab, und zog mit meinem Reiſegepäck in das mir von den Zollbeamten bezeichnete Gaſthaus des Ortes. Es war nicht das Haus des Herrn Hock, in welches die Mauthbeamten mich wieſen; ich trat in eine Unterſtube, die außerordentlich reinlich war, zwei Tafeltiſche und längs derſelben an der holzgetäfelten Wand Bänke auch mehrere Stühle enthielt, die Wände waren mit Bildern gewöhnlicher Art, theils religiöſe, theils weltliche, geſchmückt. Ein freundliches Mütterchen empfing mich, ein junges blühendes Mädchen, der Alten Enkelin, war anweſend. Und dieſe beiden Perſonen waren die einzigen, die ich während meines Aufenthalts bis zum andern Tage Nachmittags in dieſem Hauſe erblickte. Kein Wirth, kein Kellner, keine Dienerin, und außer mir ſelbſt — kein Gaſt. Ein ſolches Gaſthaus war mir noch nicht vorgekommen.

„Wie es mir vor ein Paar Stunden hier in Frohnhofen erging, ſo auch dort, ohne daß aber Kirmſe war.

„Ich bitte um eine Flaſche recht gutes Bier, liebe Frau Wirthin! begann ich, denn es war durſtige Tageszeit, ſo etwa gegen ſechs Uhr Abends. — Ja, mein lieber Herr, ſprach das Mütterchen: das thut mir gar zu leid, Bier haben wir nicht. — Das war mir etwas nagelneues — ich hatte noch keine Frohnhofener Erfahrung, hatte in Paris und in Nancy, in Straßburg und in Frankfurt Bier haben können. — Wenn Sie ein Glas Wein trinken möchten?“

„Ei meine liebe Frau Wirthin! rief ich heiter aus: Wenn Sie Wein haben, ſo laſſen Sie ſich's doch ja nicht leid ſein, kein Bier zu haben. Wein iſt mir viel, viel lieber als Bier! Ich erhielt einen trefflichen Wein, ein ſehr gutes und ſehr reinliches Abendeſſen, das beſte Zimmer des Hauſes voll Sauberkeit, ſchöne Möbeln und Heiligenbilder als Schlafſtube, ſchlief wie ein Gott, bekam herrlichen Kaffee, pflegte mich, benutzte den nächſten Vormittag, einige Briefe zu ſchreiben, und arbeitete ein langes erzählendes Gedicht aus. Nach dem Mittagstiſch ſchlenderte ich durch den Ort, beſah inneres und äußeres, und nahete dem Zollhaus, wo ich nun ſchon die Beamten des Bureaus als Bekannte grüßte, und fragte, ob es denn in dieſem Ort keine ſehenswürdigen Alterthümer gebe? Und da hörte ich dieſelbe Aeußerung, die Sie vorhin thaten, und die mich darauf brachte, Ihnen mein Abenteuer in Stockſtadt zu erzählen. Die Zollbeamten ſprachen zu mir: Sie ſtehen auf klaſſiſchen Boden. Hier neben an wohnt ein Wirth, der hat mancherlei ausgegraben.“

„Ich bedauerte nun, erſt ſo ſpät dieſen Mann kennen zu lernen, begab mich zu ihm, fand ihn recht unterrichtet, und ließ mir über ſeine Funde berichten, auch dieſelben mir zeigen. Es ſei offenbar, berichtete

Herr Hock, daß da, wo jetzt Stockſtadt ſtehe, eine Römerniederlaſſung geweſen, bauliche Reſte eines Bades ſeien aufgefunden worden, dann Urnen, Nägel, Münzen, auch Waffen und zahlloſe Scherben. Spuren einer Verſchanzung, welche ein Heer von zehntauſend Mann habe in ſich aufnehmen können, über fünfhundert Tagewerk Bodenfläche umfaſſend, laſſen ſich nachweiſen. Die, höchſte Stelle der Flurmarkung werde noch vom Volke Käſtrich genannt, unzweifelhaft vom Römerworte Castrum; nach der Römerzeit ſei Stockſtadt Gaugrafenſitz geweſen, und Kaiſer Ludwig der Fromme habe einen Jagdhof da erbaut; der große Kurfürſt von Mainz, Albrecht von Brandenburg aber ein großes Zollhaus, um den Land- und Waſſerzoll an dieſem Grenzort zu erheben. Damals und noch lange nachher hätten auch die Juden hier für ihre Perſonen Zoll zahlen müſſen.“

„„An dieſes Zollhaus knüpft ſich die Sage vom böſen Zöllner“ — nahm mein Geſellſchafter das Wort: „Hat Ihnen Herr Hock dieſe nicht auch erzählt?“ “

„Ich entſinne mich nicht ſogleich“, erwiederte ich, und nun berichtete jener: „Es wohnte ein Mann im Zollhaus, Namens Starkhart, der Name ſcheint faſt mythiſch, um Charakter und Eigenſchaften des Helden dieſer noch ſehr jungen Sage auszudrücken. Es war ein durchaus böſer Menſch, weit und breit gefürchtet, und um dieſes weit und breit recht anſchaulich zu machen,

„Was Euch am liebſten, werdet Ihr verlieren, und werdet finden, was Ihr nie geſucht!“

„Habe es ſchon verloren,“ erwiederte Doth faſt wehmüthig, reichte der Schönen eine Gabe und wandte ſich ab, jene aber wandte ſich an den Ritter Chriſtoph Marſchalk, deſſen Augen den ihrigen ſuchend und verlangend begegneten, und er ſprach: „Schöne Zauberin, kommſt Du, auch mir Glück zu verkünden? O ſage mir, wenn Du es weißt, was ich mir jetzt am liebſten wünſche?

Die blühende Tochter einer heißen Zone richtete die dunkeln Augenſterne auf den Ritter, feſt und forſchend und lieblich und ſchmachtend, und faßte ſeine Hand und flüſterte: „Was Du wünſcheſt, kann vielleicht Dir werden, ſchöner Ritter! Du wünſcheſt wohl eine Gazelle zu jagen? Folge nur der Spur des Wildes, das ſich in die Wälder flüchtet und an klaren Quellen wohnt!“ Noch vieles plauderte ſie, was ihm wohlgefällig war, und zuletzt hielt ſie nicht mehr ſeine Hand, ſondern er hielt die ihrige feſt, bis ſie ſich mit einem in Zärtlichkeit ſchwimmenden Liebesblick losriß und weiter nennt die Sage den Bezirk dieſes Gefürchtetſeins von Frankfurt bis Würzburg und Augsburg. Nach einem gottloſen Leben verführte Starkbart noch ein unſchuldiges Dienſtmädchen, warf es, als die arme Magd ihm ihren Zuſtand entdeckte, in den tiefen Brunnen, und als ihm dann ob dieſer That doch das Gewiſſen ſchlug, entleibte er ſich, worauf er gräulich im ganzen Hauſe umherſpukte, und von Tauſenden in ſeiner grauen Kappe und dunkelgrünem Jacke, wie er ſich ſtets trug, geſehen wurde. Das ſoll über hundert Jahre lang gedauert haben, bis um das Jahr 1812, da erſt hat der Spuk aufgehört."

„Da mein expreſſer Bote von Frankfurt immer noch nicht zurück war, fuhr ich wieder zu erzählen fort: ſo veranſtaltete ich ſelbſt mit Bewilligung des Eigenthümers eine kleine Nachgrabung auf des Wirthes Grundſtück, einige grabende Tagelöhner waren ſchnell zur Hand, und wenn die Fundſtücke auch nur aus einigen römiſchen Scherben, Ziegelſteinen und Nägeln beſtanden, ſo hatte ich doch die abſonderliche Genugthuung, ein wenig im ſogenannten klaſſiſchen Boden gewühlt zu haben. Nebenbei erfuhr ich auch noch mehr als eine örtliche Sage, von welcher die von der Wunderkette die anziehendſte war."

„Wie? Von einer Wunderkette? fragte verwundert mein bereitwilliger Erzähler. Die iſt mir ſelbſt ganz unbekannt!"

„So pflegt es oft zu geſchehen, verſetzte ich; daß der fremde und fernher kommende das erfährt und findet, was dem nahewohnenden entging. Der Schutzpatron von Stockſtadt iſt, wie Sie vielleicht zufällig auch nicht wiſſen, Sankt Leonhard, der ein frommer Biſchof in Frankreich war, und im Jahr fünfhundert nach Chriſto lebte. Er iſt zugleich der Schutzpatron der Gefangenen, und damit ſteht dieſe Stockſtadter Sage in engſter Verbindung. Ein deutſcher Ritter wurde in Paläſtina gefangen, flehte tagtäglich zu dieſem Helfer um ſeine Befreiung, und wirklich erfolgte dieſe nach einiger Zeit auf eine ungeahnte und wunderbare Weiſe. Der Ritter aber hatte ein Gelübde gethan, die Kette, welche ſeine beiden Arme verband, nicht früher löſen zu laſſen, bis er an einen Ort gelangte, an welchem man den heiligen Leonhard beſonders verehre. Aber er durchreiſte Paläſtina und Italien, und niemand ſchien den hülfreichen Heiligen zu kennen; ſo auch in ganz Deutſchland nicht, bis er nach Stockſtadt kam. Als er daſelbſt an der Leonhardskapelle weiter ritt, that es einen klirrenden Klang, die Handſchellen ſprangen von ſelbſt auf, und die Kette fiel zu Boden. Der Ritter ſprang alsbald vom Roß, hob ſeine Kette auf und trug ſie in das Kirchlein, ſie dort aufbewahren zu laſſen zum ewigen Andenken, machte auch eine fromme Stiftung für die St. Leonhardskapelle. Die Kette, an welcher St. Leonhards Bildniß prangte, wird heute noch dort aufbewahrt.“

Zimmer hallte und ſchallte von drüben die Tanzmuſik herüber in das Zimmer, in welchem wir mit einander tranken und einander in ſchönſter Gemüthlichkeit Sagen erzählten; das Zimmer war mittlerweile leer geworden, wir hatten es ganz allein inne, keinen wandelte eine Ermüdung an, und mein gefälliger, mich ſo angenehm unterhaltender junger Freund nahm wieder das Wort.

„Laſſen Sie uns von Stockſtadt wieder zu unſerm Speſſart zurückkehren; doch will ich nur noch erwähnen, daß im alten Rodgau, darin Stockſtadt und Seligenſtadt liegen, noch reicher Sagenſtoff vorhanden iſt. Eigenthümlich klingen manche Namen von Orten oder Gemarkungen, zum Beiſpiel Steinbach hinter der Sonne, ein Dorf; nahe bei Zellhauſen ohnfern Stockſtadt iſt ein Hügel, welcher das Häuſer Schloß genannt wird, er iſt wegen nächtlich auf ihm lodernder Feuer und umgehender Geſpenſter weit verrufen. An das Dorf Heuſenſtamm knüpft ſich die Sage von einem Knabenpaar im zarten Alter, welches von dort auf eigenthümliche Weiſe hinwegkam.“

„Ich hörte erzählen, unterbrach ich den Sprecher: daß im Speſſart die Geſchichte vom ſächſiſchen Prinzenraub einen ſagenhaften Nachhall gefunden habe. Einem Ritter auf der Altenburg zwiſchen Ebersbach und Soden — entführten zwei Räuber des Ritters beide Knaben, jeder der erſtern nahm dann, indem ſie zwei verſchiedene Fluchtwege einſchlugen, einen der Knaben mit ſich, und beide Räuber hatten verabredet, daß wenn einer von ihnen ergriffen werde, dieſer nur unter der Bedingung der Begnadigung beider den Aufenthalt des andern nennen ſolle. Das übrige ganz wie beim ſächſiſchen Prinzenraub, Rettung des einen Knaben durch einen Köhler, und Sturmläuten in der Gegend. Der Gefangene verrieth aber ſeinen Genoſſen, um ſich allein das Leben zu retten, jener wurde ergriffen und gehenkt, der Verräther, von Reue gefoltert, erhenkte ſich ſelbſt."

„Ich kenne dieſe Sage — nahm mein Geſellſchafter wieder das Wort, — denn die Orte Ebersbach und Soden liegen jeder nur ein Stündchen von Heſſenthal, und die Stätte der Altenburg gehört in unſer Jagdrevier. Sehr richtig bezeichnen Sie dieſe Sage als Nachhall der Geſchichte des Prinzenraubes. Dort geſchah der Raub vom Schloß zu Altenburg, hier von der Altenburg, das ſcheint mir der Schlüſſel zu der Wiederholung. Etwas könnte aber auch in unſerer Speſſartſage nachhallen von jener vorhin erwähnten, die an den Ort Heuſenſtamm ſich knüpft. Jene Knaben ſollen hoher Abkunft und aus Mainz geweſen, aber von einem König, der beide gefangen hielt, einem Dienſtmann zu ſorglicher Bewachung übergeben worden ſein, der zu Heuſenſtamm ſeinen Burgſitz hatte. Die Knaben durften mit Altersgenoſſen harmlos ſpielen, auch gönnte man ihnen bisweilen das Vergnügen, ſich auf ein Roß ſetzen zu dürfen, und man ahnete nicht, daß in den jungen Seelen der zarten Kinder die Sehnſucht nach der Heimath und nach den Aeltern, denen man ſie entriſſen hatte, eine ſtarke und ſtets friſchgenährte war. Eines Tages durften oder mußten ſie ſogar ihren aufmerkſamen Wächter mit auf einen Jagdritt begleiten; die Hunde trieben ein Wild auf, jener Burgmann ſetzte dieſem im vollen Jagdeifer nach, und ſeine Diener folgten von gleicher Luſt getrieben, ihrem Herrn ſtürmiſch durch das Walddickigt. Plötzlich ſahen ſich die Knaben allein zurückbleibend — ein Wink des Verſtändniſſes, und rückwärts lenkten ſie ihre Roſſe aufs gerathewohl und ohne Ziel, immer gerade aus reitend. Längſt verhallte hinter ihnen der Lärm der Jagd, da lichtete ſich der Wald und das heitere Ufer des Mains breitete ſich vor den Blicken beider aus. Dort fuhr ein Fiſcher im Nachen, und jene riefen ihn an und ſprachen: Fahre uns gen Mainz! Wir wollen Dir dort zum Lohn unſere ſchönen Kleider geben. Der Fiſcher mochte wohl merken, daß es reicher Leute Kinder waren und verſprach ſich noch einen beſſern Lohn; er nahm daher die Knaben willig in ſeinen Nachen, errichtete ihnen ein Obdach, daß kein Verfolger ſie gewahre, und ließ ſeinen Nachen ſanft gen Seligenſtadt, Hanau und Frankfurt gleiten. Die Roſſe aber, auf denen die Knaben gekommen waren, ſprangen in den Strom, ſchwammen an das jenſeitige Ufer, und folgten nun mit gleichmäßig ruhigem Gange dem dahingleitenden Nachen, ſtanden ſtill wo der Fiſcher anlegte und liefen weiter, wenn jener wieder fuhr. Glücklich langten Ferge und Knaben und Roſſe in Mainz an, und dem Fuhrmann wurde der reichſte Lohn zu Theil.“ —

„Es lebe die Sagenpoeſie!“ rief ich, und erhob zum Anklingen mein Glas; drüben immer noch Muſik und immer wieder die Polka. Unten im Dorfe aber des Wächters Eilf-Uhr-Ruf und Hornſtoß und Geſang von einer wahren Löwenſtimme. Ich mußte lachen und ſagte: „Das muß ein Abkömmling der Löwenſteiner ſein, deren ſtattliches Stammſchloß Wertheim ja auch am Fuße Ihres ſagendurchklungenen Speſſartwaldes liegt!“

„Wertheim“ — erwiederte mein junger Freund: „hat den reichſten Sagenkranz im ganzen Bereich des Speſſartgebietes aufzuzeigen. Viele der Wertheimer Sagen ſind bekannt; andre ſind es minder. Daß Doctor Luther auf ſeiner Reiſe zum Reichstag nach Worms dort im Adler übernachtet haben ſoll, und der Stadt einſtigen Untergang durch Waſſer prophezeit habe, wofür ihm die Wertheimer nachgeſagt, daß er im Adler die Bratwürſte ſchuldig geblieben ſei; daß ein ſteinerner Hirſch im Hofe des alten Schloſſes den glücklichen Schuß des Fürſten Karl Thomas von Löwenſtein-Wertheim verewige — daß ein Grafenbild zwiſchen zwei Frauen in der Pfarrkirche lebhaft an den Grabſtein des

Grafen von Gleichen in der Domkirche zu Erfurt erinnere, gehört alles zu den bekannteren Sagen. Füglich rechnen wir auch die nicht weniger bekannten Sagen von der Wettenburg, die Wertheim ganz nahe liegt, zu dieſem Gebiete. Auf der alten Burg zu Wertheim ſah ein Bäcker aus der Stadt im Zwielicht eine Reihe offener Säcke voll Getraide ſtehen, wunderte ſich darüber, und nahm aus jedem Sack eine Handvoll Waizen, Hafer, Gerſte, Korn. Als er heim kam, waren ſeine Taſchen ſo ſchwer. Er langte hinein und langte ganze Hände voll Münzen heraus. Der Waizen war zu Mariengroſchen geworden, der goldene Hafer zu Goldpfennigen, das Korn zu Engelgroſchen, die Gerſte zu Schreckenbergern. Das war ein freudiger Schreck für den Bäck; flugs rannte er wieder zur Burg hinauf, des Reichthums mehr zu faſſen, und ſollt es etwan der ganze Haferſack ſein, er wär' im Stande geweſen ihn heimzuſchleppen — aber natur-, ſach- und ſagengemäß war von all den Säcken nichts mehr zu erblicken."

„Eine Stunde unter Kreuz-Wertheim liegt Haßloch und das Haßlochthal mit einer verfallenen Kapelle. Dort wandeln lichte Geiſter um, unter ihnen auch Frau Hulla, welche guten Menſchen hülfreich iſt und den böſen ſpinnefeind. Dieſe letzteren ſchreckt ſie durch grauſige Erſcheinungen. Dicht bei Wertheim und die Stadt durchfließend, mündet die Tauber in den Main, auch ihrem rebenreichen Grunde entblühen Sagen in Fülle. Gleich ganz nahe iſt der Kürißgarten, ja nicht Kürbis zu ſchreiben, wenn Sie ſich's etwa aufzeichnen wollen, das Wort kommt von Küras, und wird vom Volke pars pro toto damit genommen, es bedeutet ihm einen ganzen Harniſch. Zwei Geharniſchte kämpften in dieſem Garten, ein Graf von Wertheim und ein Ritter von Roſenberg; weshalb ſie kämpften, erzählte die Sage nicht, wohl aber, daß die Gräfin vom Söller zugeſchaut, aber nicht ſo, wie in Stolbergs Ballade, ſchauerlichen Andenkens:

Auf des Söllers Gitter lehnte
Die betrübte Agnes ſich,
Sah die blanken Speere blinken,
Sah den edlen Albrecht ſinken,
Sank wie Albrecht — und erblich —

ſondern die Gräfin, die während des Zweikampfes zum Gebet läuten ließ, ſah mit großem Vergnügen, daß ihr Gemahl ſiegte, und den Roſenberger, den er niedergeſchlagen, beim Halskragen faßte, herunter an die Tauber trug, ihn dreimal tüchtig eintunkte, ihn ſchüttelte, wie einen Pudel, und ihn dann hinüber an das andere Ufer warf, daß dem Roſenberger alle Rippen krachten, die ihm der Wertheimer nicht etwa vorher ſchon eingeſchlagen hatte."

„Das iſt ja koloſſal!" rief ich lachend aus, und füllte die leeren Gläſer.

„Ja, unſere Sagen-Muſe verſteht auch zu ſcherzen," verſetzte mein Gaſt. „Mit Feuermännern ſind wir ebenfalls geſegnet, da und dort, viele ſind erlöſt, aber es giebt deren immer wieder, die noch wandeln, dieß Geſchlecht ſtirbt nicht aus."

„Ich bin einmal über einen ſolchen Feuermann gehörig ausgelacht worden," gab ich drein. „Ich war noch ein kleiner Junge, man ſaß bei einer häuslichen Arbeit, bei der auch die Dienſtboten halfen, und die Rede kam auf Feuermänner, daß es kleine und große gebe. Jemand erwähnte, einſt einen geſehen zu haben von meiner Größe. Da war's ein großer! platzte ich wichtig heraus, und alles wollte vor Gelächter platzen. Nach der Hand hab' ich einſehen lernen, daß es in der That viele Flackerfeuermänner giebt, kleine und große, es iſt aber nichts dahinter, und wer einen fängt, bekäme höchſtens die Hände voll — Irrwiſchfett."

„In unſerer Gegend und über den Odenwald hinüber," nahm mein Tiſchnachbar wieder das Wort, „heißen die Irrwiſche Heerwiſche. Woher nun dieſe ſo ganz verſchiedene Sprachform? Das wiſchende, entwiſchende irren ohne Ziel, ſondern bogen- oder zickzackweiſe iſt durch die Benennung Irrwiſch treffend bezeichnet, aber Heerwiſch? Das weiß ich mir nicht zu deuten."

„Jacob Grimm," erwiederte ich: „in ſeiner nicht genug zu ſchätzenden und zu ſtudirenden deutſchen Mythologie nennt beide Namen, giebt über Heerwiſch keine Erklärung und ſchreibt Irwiſch, nicht Irrwiſch, was mir nicht richtig ſcheint. Richtig aber, bei den Heerwiſchen an das wüthende Heer anzuknüpfen, als deſſen Begleiter wir uns eine hüpfende Irrlichterſchaar wohl denken können. Doch bitte, laſſen Sie uns nicht in ethnologiſche Wälder und Wildniſſe hinein irrlichteriren, ſondern erzählen Sie mir noch Sagen Ihres romantiſchen Gebirges, denn hier bei Ihnen fühle ich mich ſo recht angeregt, zu ſingen — zu ſagen: An der Quelle ſaß der Knabe.“

„Ich könnte erzählen bis zum Sonnenaufgang und wieder bis zum Sonnenniedergang“ — entgegnete lächelnd mein freundlicher Erzähler: „wenn ich nicht nun doch bald wieder nach Heſſenthal zurück und morgen früh fünf Uhr auf den Forſt müßte. So lange indeß die Tanzluſt meiner Begleiter mir Zeit gönnt, macht es mir Freude, wenn Sie nicht ſagen:

Wir müſſen's dießmal unterbrechen,
Die nächſten Male mehr davon!“

„Dieß würde ich nicht ſagen“ — erwiederte ich: „ſchon weil uns dieſe nächſten Male wohl niemals kommen, weil wir uns vielleicht nie wieder begegnen, und wäre es auch, gewiß nicht in ſo poeſiegehobener, eigenthümlich romantiſcher Nacht und Stimmung, hier — als Frohnhofener Kirmſengäſte. Alſo erzählen Sie von Ihren Wohn- und Heimatsorten immer noch ein wenig!“

„Unſere Gegend, nämlich die um Heſſenthal,“ begann mein Erzähler willfährig: „iſt auch deshalb anziehend, weil in ihr der Urſprung eines der berühmtewandelte, andern ihr Glück zu verkünden, bei andern ihr Glück zu verſuchen.

Während dieſe Fremdlinge theils mit Neugier, theils mit geheimen Antheil von der Mehrzahl des Volkes betrachtet, und nur von wenigen, die den Bechern und den Würfeln einzig zugethan waren, gänzlich unbeachtet gelaſſen wurden, fanden ſich auch einige Gegner. Ritter Schenk von Oſtheim ſprach zu dem Herrn: „Wenn ſich ſolches Geſindlein blicken läßt, dürfen wir baldiger neuer Einfälle des Erzfeindes der Chriſtenheit gewärtig ſeyn.“

„Es ſind Spionirer, die der Türke ausſchickt, um zu erfahren, ob die chriſtlichen Fürſten ſchwach oder mächtig ſind,“ ſagte Ritter Stein, und der Pfarrer Molitor, der ſich auch in der Nähe des Fürſten befand, äußerte: „Mich wunderts wahrhaftig, daß dieſe Heidenvölker ſo ungeſcheut durch die Länder chriſtlicher Herren ziehen und ihr Gaukelwerk treiben dürfen, daß des Kaiſers Majeſtät ſolches geſtattet.“

„Sie haben Freibriefe vom Kaiſer und von mehr als einem König zu erſchleichen gewußt, daſten Geſchlechter wurzelt, nämlich das der Echter. Ich erwähnte ſchon, daß Edle dieſes Geſchlechtes in Heſſenthal ein Jagdſchloß und eine Kapelle bauten. Einem von der Sage erzählten Mord eines Echter durch Glieder der Familie von Schönborn, der an einem Pfahl aufgehenkt wurde, dankt der Hof Echterspfahl ſeinen Namen. Ein Echter erbaute im tiefen Walde an einem von Mispel- oder Mespel Bäumen umſtandenen Quellbrunnen ein ſtattliches Jagdſchloß rund von Waſſer umgeben, mit einer Zugbrücke, mit hohem dicken Thurm, einem Kapellenthurm und gezacktem Giebel; das iſt Mespelbrunn, nach dem ſich dann die Echter nannten. Dort wurde dem kurmainziſchen Geheimenrath und Oberamtmann zu Dieburg im Jahre 1544 ein Sohn geboren, der ſeinen Namen ſpäter mit vollem Ruhmesglanz umgab, Julius Echter von Mespelbrunn, Würzburgs großer Biſchof. Von ihm geht eine ſchöne Sage, wie er zur Gründung des berühmten Hospitals veranlaßt worden ſein ſoll, das ſeinen Namen allein unſterblich macht. Er hatte eine nahe Verwandte, die mit einem Grafen von Ingelheim vermählt war, und zu Mespelbrunn wohnte, wie denn auch dieſe Linie nach dem Ausſterben des Mannsſtammes der Echter deren Namen annahm. Dem Sohne dieſer Dame war Biſchof Julius Pathe und dachte ihm ſein reiches väterliches Erbtheil zu; er machte ſein Teſtament, legte daſſelbe in eine Schachtel, bedeckte es mit Papier, legte auf dieſes Papier drei Citronen oder Orangen, und ſendete die Schachtel verſiegelt und ohne Brief durch einen eigenen Boten an die Gräfin. Dieſe öffnete, wußte die Sendung ſich nicht zu deuten, und ſchickte die Citronen zurück. Der Biſchof ſandte ſie nochmals, und es ging wieder eben ſo. Beim drittenmale warf die Gräfin ärgerlich dem Boten die Schachtel ſammt den Citronen an den Kopf, und ließ ihn ſammt ſeiner Schachtel aus dem Schloſſe werfen. Als Biſchof Julius dieſe Wendung ſeiner Sendung erfuhr, ſprach er: Gott will es nicht! entnahm der Schachtel das Teſtament und warf es ins Kaminfeuer. Hierauf verwendete er ſein Vermögen zur Gründung des Juliushoſpitals.“

„Als Sage ſehr anziehend“ — nahm ich wieder das Wort: „geſchichtlich aber grundfalſch. Biſchof Julius gründete das berühmte Hoſpital unter vielem Widerſpruch ſeines Domkapitels aus den Einkünften des verlaſſenen und eingegangenen Nonnen Kloſters Heiligenthal, aus mehreren Höfen, Gülten, Zinſen und Zehnten, Beeten und aus dem Kammervermögen, nicht aus dem eigenen Beſitzthum, indeß nimmt ihm dieſer Umſtand nichts vom Ruhm und Dank der Nachwelt für ſeine der leidenden Menſchheit ſo ſegensreiche Stiftung.“

„Da wir vorhin der Bildſtöcke im Speſſart gedachten“, fuhr jener fort: „ſo fällt mir noch ein anziehender ein, der bei Rothenfels am Main ſteht, und zwar am Wege hinauf nach Berg Rothenfels. Man erblickt ein Frauenbild an dieſem Bildſtock gemalt, welches knieend in einen himmliſchen Strahl blickt. Die Sage will, dieß Bild ſtelle eine junge Jüdin dar, welche gern Chriſtin werden wollte, aber dafür Verſtoßung und Enterbung durch die ihrigen zu gewärtigen hatte. Da ſie nun einſt in ſchwermüthigen Gedanken an jenem Platze weilte, und bei ſich ſelbſt dachte: Ach, wie wird es mir ergehen, wenn ich Chriſtin werde? Dann habe ich ja niemand mehr — da floß mit einemmal ein Lichtſtrahl vom Himmel und es rief eine Stimme: Dann haſt du Gott! — Darauf trat die jüdiſche Jungfrau mit Freuden zum Chriſtenthum über, und hat es nie bereut; zum Andenken dieſer himmliſchen Ermuthigung ließ ſie hernachmals den Bildſtock aufrichten."

„Eine Sage von legendenartiger Färbung" — warf ich ein. „Ja, und wir haben deren noch viele; es liegt das im Cult, im herrſchenden Glauben. So liegt in der Nähe des gedachten Rothenfels ein Gehöft, noch heute der Einſiedlerhof. Dort hauſten in grauen Zeiten drei fromme Einſiedel, zu denen kam ein auf der Jagd verirrter fränkiſcher Fürſt, und ließ ſich von ihnen bewirthen; ſie ſchickten auch auf das beſte zu ſolcher Bewirthung zu, wahrend der Fürſt ein wenig ruhte; aber als er nun ſein Mahl zu halten gedachte, ſo trat der eine Einſiedler mit verlegener Miene vor ihn hin, und ſprach: Gnädiger Herr, entſchuldiget in

Gnaden; es hat ſich etwas zugetragen. — Und was denn, frommer Vater? fragte der Fürſt. Des gnädigen Herrn Hund hat die Suppe gefreſſen. — Da kam der zweite Einſiedler herzu, und ſprach: ach ach, gnädiger Herr, es hat ſich noch etwas zugetragen. — Und was? Des gnädigen Herrn Hund hat den Braten gefreſſen! Und der dritte: ach ach ach gnädiger Herr, es hat ſich aber noch etwas zugetragen; hochdero Herr Hund haben auch den Schinken gefreſſen — und ſo haben wir nur noch das trockene Salz und Brot. Der Fürſt machte gute Miene zum böſen Spiel, ſättigte ſich am Brot, und gründete dann das Kloſter Neuſtadt, in welchem er die gaſtfreien Einſiedel als Ordensgeiſtliche eintreten ließ, und Sorge trug, daß es ihnen nicht an dem gebrach, was der Hund gefreſſen — haben ſollte.“

„Mitten in der katholiſch frommen Sagenſphäre dieſer Gegend, zu Heiligenbildern, Bildſtöcken und Legenden bilden einen heitern Contraſt die von jagdluſtiger Fürſtenlaune benannten häufigen Jagdſchlöſſer und Jägerhäuſer; Rothenfels iſt nämlich ein Löwenſtein-Wertheimiſches Herrſchaftsgericht. Da haben wir ein Jagdhaus, das heißt Silvan, ein anderes heißt Faun; da kommt Aurora und Diana vor, zwiſchen Einſiedel und Waldzell und Marienbrunn wie Kloſter Marienbuchen.“

„Das Heidenthum lacht in die altgewordene chriſtliche Welt wieder mit ſeiner unverwelklichen Friſche neckend herein. Natürlich ſpielt auch die edle Jägerei in die Sagenwelt des Landes mit hinein innerhalb wie außerhalb des Speſſartwaldes. Bei Röttingen an der Tauber, nahe meinem Geburtsort, aber ziemlich weit von unſerm Waldgebirge, ſah ein Jäger im Stadtwald — Röttingen iſt nämlich eine Stadt, mit einem alten Schloß, die einen Geharniſchten im Siegel führt, auf deſſen Schild ein weißes Kreuz im rothen Felde ſteht, — einen Haufen glühender Kohlen, und ſtörte daran herum, ſo daß er mehrere zur Seite warf. Am andern Tage kam er wieder zu der Stelle, die er mit Laub verbrochen hatte, um ſie wieder zu finden, und ſiehe, der Kohlenhaufen war hinweg, auch nicht einmal ein Reſtchen Aſche war mehr von ihm da — aber wo die zur Seite geworfenen Kohlen hingefallen waren, lagen jetzt rothe Goldſtücke, die der Jäger mit vielem Vergnügen auflas und zu ſich ſteckte.“

„Nicht ſo glücklich war ein anderer Jäger, der im Schönſtelwalde zwiſchen Aufſtetten und Struth, auch nahe bei Röttingen, noch zur Nachtzeit ging. In dieſem Walde ſpukt ein dreibeiniges Kalb, welches den ſeltſamen Namen das Hennekalb führt, und das ſprang dem Jäger auf den Rücken, und mußt' es tragen bis an den frühen Morgen, konnte ſich auch gar nicht im Walde zurecht finden. Endlich wich es von ihm, fiel ab wie ein Rußſack und war nichts zu ſehen. Da hat er auch einen Bildſtock ſetzen, und das Bild, wie er das Hennekalb hockelt, darauf malen laſſen, hat ſich aber gehütet, wieder Abends durch jenen Forſt zu gehen.“ —

„Noch ein Bildſtock ſteht bei Röttingen, ein ſteinern Cruzifix. Deß eine Hand iſt vom Arme abgebrochen, doch befeſtigt. Ein junger Burſche wurde mit einem Liebchen von ſeinen Kameraden aufgezogen, das er in dem unter Röttingen liegenden Tauber-Rettersheim haben ſollte, aber es zu haben mit dem Worten abläugnete, da man juſt an den Cruzifix vorbeiging: ſo wenig da dem Herrgottle eine Hand abfällt, ſo wenig heirathe ich nach Tauber-Rettersheim. Und ſiehe, kaum war das Wort aus dem Munde, ſo fiel die eine Hand des Crucifixes ab. Dann hat der Burſch auch wirklich ſich in Tauber-Rettersheim verheirathet, und dem Cruzifix iſt die Hand wieder befeſtigt worden, doch ſieht man, daß ſie ab war.“

„Eine Stunde von Röttingen iſt mein lieber Heimathort *Riedenheim* gelegen, ein Pfarrdorf, das mit Lenzenbrunn und Oberhauſen eine politiſche Gemeinde von über 600 Seelen zählt. Wer auf dem Dorfe geboren und erzogen wird, lebt ſich ungleich mehr in die Welt der Sagen hinein, als irgend ein Stadtkind. Das frühzeitige jugendliche herumſtreifen in der ganzen Flurmarkung des eigenen, wie der Nachbarorte prägt zeitig Namen der Feldgrundſtücke, der Schlöſſer, Burgen und Kapellen ein, und ich könnte mich faſt vermeſſen, mit den Sagen des Landgerichts Röttingen ſchon allein ein Büchlein zu füllen.

„Röttingen? Röttingen?“ fragte ich nachſinnend. „Hat Röttingen nicht auch eine Judenſage?“ —

„Eine ſehr bedeutende“ — erwiederte der ſagenkundige Erzähler. „Ein Jude ſchloß mit dem Küſter an der Kirche einen Vertrag, daß dieſer ihm eine geweihte Hoſtie verſchaffe; dieſe Hoſtie nun durchſtach die Judenſchaft heimlich mit Nadeln und Meſſern, da entfloß ihr Blut, denn durch die Weihe war die Hoſtie in den wahren Leib des Heilandes verwandelt. Hierauf warfen die Juden die Hoſtie in die Tauber, auf der ſie hinabſchwamm. In derſelben Nacht träumte der Aebtiſſin im Kloſter Schäftersheim, daß glanzumſtrahlt der heilige Fronleichnam unſers Herrn die Tauber herabſchwimme, und zwar träumte ſie dieß dreimal hintereinander, nachdem ſie ſchon zweimal erwacht war. Endlich beim dritten erwachen ſprang die Aebtiſſin auf, ging in die Zellen der drei frömmſten Schweſtern, dieſe zu wecken, fand aber jede derſelben ſchon auf und im Begriff, ſich anzukleiden, denn jede hatte denſelben Traum gehabt. Nun eilten ſie hinab zur Tauber und da kam die Hoſtie in ihrem himmliſchen Glanze geſchwommen, und nahte dem Ufer. Die Nonnen warfen ihre keuſchen Schleier gleich Netzen in die Fluth, und fiſchten die heilige Hoſtie auf, trugen ſie in ihre Kirche und erſtatteten Bericht an den Biſchofſitz. Jetzt wurde der Frevel entdeckt, der Küſter und die Juden wurden am Judenweg verbrannt, ihre Häuſer angezündet und der Erde gleich gemacht. Seit dieſer Zeit darf zu Röttingen kein Jude wohnen, ja nicht einmal einer daſelbſt übernachten. Ein Bildſchrein in der Kirche ſtellt in fünf Abtheilungen die Geſchichte dar, eine Schrifttafel erläutert dieſelbe auch mit Worten. Die That ſoll im Jahr zwölfhundert achtundachtzig geſchehen ſein.“ —

„Seltſam, daß wir hier wieder ein und derſelben Sage zweimal begegnen“, bemerkte ich: „denn zu Rothenburg an der Tauber wird ſie ja faſt gleichlautend erzählt. So ſcheint ſie ſelbſt, gleich jener heiligen Hoſtie, auf der Tauber, aber flußaufwärts, geſchwommen zu ſein. Ich beſitze ein altes fliegendes Blatt, welches davon ſingt, wie zu Rothenburg im Jahr fünfzehnhundert und zwanzig alle Juden ausgetrieben wurden, weil ſie täglich ihren Haß, wie das Gedicht ſagt, an dem heiligen Sacramente übten. Offenbar iſt dieſe Rothenburger Sage nur Nachhall Ihrer Röttinger, die man zum willigen Vorwand nahm, alten Judenhaß und alte Grauſamkeit zu verjüngen.“ —

„Dieß kann recht wohl ſein“, verſetzte mein junger Freund, und hätte wohl noch ein mehreres erzählt, wenn nicht die Thüre aufgegangen und einer ſeiner

Begleiter hereingetreten wäre, welcher ihm zurief: biſt Du bereit? Wir gehen jetzt! — Zugleich kamen auch eine Anzahl junge Damen in das Zimmer, huſchten in die Kammer, und bekleideten ſich mit ihren Hüllen.

„Das thut mir leid, daß Sie ſchon ſcheiden!“ rief ich, und hob noch einmal das Glas, mit ihm anzuklingen: „Und haben Sie beſten Dank!“

„Auch mir thut es leid!“ erwiederte jener: „Sie hätten außerdem noch Sagen meiner Heimath, beſonders vom berüchtigten Lindlesmann zu Riedenheim, und deſſen Tücken, von Riedenheimer Feuermännern, und abergläubiſchen Bräuchen, vom Klapperer, der als Gerippe einer ihm einſt Verlobten noch angetraut wurde, von Schätzen und Burggeiſtern in Schönſtheim, einſt Schönſtein geheißen, und dergleichen vernommen; nun aber wünſche ich gute Nacht und glückliche Sagenfahrt, und ſollte Ihr Weg Sie über Heſſenthal führen, ſo fragen Sie nur im Forſthaus nach mir, bin ich da, ſo geleite ich Sie noch zu einigen ſchönen und anziehenden Punkten.“

Bald nach dem Aufbruch der Heſſenthaler Geſellſchaft tutete der Wächter mit ſeinem Schallhorn zwölf Uhr; hat der nordiſche Gott Heimdal auf ſeinem Giallarhorn je wirklich geblaſen, ſo kann er nicht fürchterlicher geblaſen haben, als dieſer Nachtwächter zu Frohnhoſen. — Von einem gänzlichen Aufhören des Tanzes drüben war noch immer keine Rede, und ich fühlte mich nun doch etwas müde, und fragte die Frau Wirthin, ob ſie denn nicht irgend eine Kammer mit Bette auf dem Boden habe? „Ja“, ſprach ſie: „Kammern und Betten, aber nicht für Sie, mein Herr; da droben iſt es viel zu zugig, da könnte Ihre Geſundheit Schaden leiden, das möchte ich weder veranlaſſen, noch verantworten.“ — Gerührt über dieſen zarten Zug des Herzens der ſchönen ſtattlichen Frau, ſuchte ich mein verlaſſenes Zimmer wieder auf, warf mich angekleidet auf das in demſelben ſtehende Bett, und beſchloß, mich gar nichts weiter anfechten zu laſſen. Die ſanftgedämpften Takte der Muſik wiegten mich in Schlummer und gaukelnde Gebilde der Phantaſie und Sage tanzte die Polka in meinem Gehirn miteinander. Von Zeit zu Zeit blies und brüllte mich der Nachtwächter wieder auf, und ich dachte ihm die Stelle eines einſtigen Bläſers der jüngſten Gerichtspoſaune zu, und glaubte nicht zu irren, wenn ich annahm, daß er ſchon früher in dem Kriege gegen Jericho als Stabspoſauniſt deſſen Mauern habe umblaſen helfen. — Es kam auch wieder Trinkgeſellſchaft in das Zimmer, als dieſe es aber verließ, benutzte ich meinen Vortheil, zog mich aus, verlöſchte das letzte Licht und kroch in das Bette. Zwiſchen 2 und 3 Uhr kamen wieder Tänzerinnen nach der Garderobekammer, holten Hüte, Shwals, Mäntel und planher können wir ſie nicht wohl hinwegbannen,“ erwiederte Fürſt Wilhelm, und ging wieder in ſein Zelt zurück. Im Thale endigten nun die ſeltſamen Künſte, und die Horde ſchickte ſich an, den Ort zu verlaſſen. Auch viele vom Volk wandten ſich weg von der Stätte des Heils. Maria hatte viele Wunder gethan an dem feſtlichen Tag der Weihe ihres Tempels. Lahme wandelten ohne Krücken, und hatten dieſe freudig an den Wänden der Kirche aufgehangen; Blinde hatten das verlorne Licht wieder mit Frohlocken begrüßt, und Mancher, der vom Schmerz geheimer Krankheit durchwüthet gekommen war, ging ſchmerzenbar und dankbar von dannen.

Der Fürſt ſchritt in Begleitung ſeiner Ritter und der Geiſtlichkeit noch einmal in das Gotteshaus und nahm viele der anweſenden Edlen in die Ordensgeſellſchaft der vierzehn Nothhelfer auf, darüber der Abt von Veßra hocherfreut war. Seidenthal mußte viele Statutenbüchlein aus dem Kaſten nehmen und viele ſilberne Ordensketten, dafür floß die Fülle geprägten Silbers zu Frommen der Abtei hinein.

derten vertraulich, bis auf einmal eine laut aufſchrie: „Herr Je! Da liegt einer im Bette!“ — Gekreiſch und Gelächter — ich lachte im ſtillen mit und ſtellte mich ſchlafend, bis ich wirklich einſchlief. — Es mochte gegen 4 Uhr ſein, als ich geweckt wurde. Es ſtand jemand mit brennendem Licht an meinem Bette, und ſagte mir, das Gaſtzimmer drüben ſei nun leer — hier würde das Schreien des Kindes mich ſtören — ob ich mich nicht hinüber betten wolle? — Der Tanz war zu Ende.

„Schönen guten Morgen!“ entgegnete ich: „mich ſtört nun in dieſer himmliſchen Nacht allhie zu Frohnhofen nichts mehr, ich liege gut, und bitte nur um ein Glas Waſſer.“

Spät brach mir der Morgen an, und brachte trefflichen Kaffee, unübertrefflichen Kuchen, weich wie Flaum, billigſte Zeche. Die ſchöne, unvergeßliche Nacht war dahin, ſie war der Glanzpunkt dieſer meiner Sagenfahrt und Wanderung geworden und geweſen. Ich fuhr noch bis Seligenthal, übernachtete auf dem Rückweg in Stockſtadt bei Herrn Hock, der ſich mittlerweile ein ſtattliches ſteinernes Haus gebaut hatte, beſah ſpäter wieder gemachte Ausgrabungen, ſchlug die Mainſtraße aufwärts ein, aß Trauben in Klingenberg und Mildenberg, hörte das Glöckchen der Mainnixe in der Klingenberger Burgtrümmer melodiſch ertönen, bewunderte Brodſeltens und Wertheims ſchöne Ruinen, lauſchte noch mancher Sage, und kehrte erfreut und befriedigt dann auf raſchen Wegen in die Heimath zurück. Es ſind ſeitdem 11 Jahre vergangen, immer aber iſt mir, als ſei es kaum 1 Jahr, ſolchen tief lebendigen Eindruck machte auf mich die Nacht im Speſſartwalde.

Natur und Poeſie.

Berggeſchichte aus Carlsbad

Die Botaniker

Es war ein ungemein ſchöner Junitag des Jahres 1785. Thüringens Flora hatte ihr reiches Füllhorn über eine Flur entleert, deren naturbegünſtigte Lage an einem mäßiggroßen Strom und mit gedeiblichem Boden dieſem ſchönen Schmucke vollſte Entfaltung verſtattete.

Zwei Männer wandelten gemächlich den Burgweg, der zur Ruine des Hausbergs bei Jena emporführt, hinan; leicht, ſommerlich, faſt ideal gekleidet, und freier als die Mode der Zeit, in welcher das Zopfthum noch in Blüthe ſtand, vornehmen Leuten geſtattete, wenn auch der damals unvermeidliche Haarbeutel ihre Häupter noch verunzierte.

Der eine dieſer Herren zählte fünf und vierzig, der andere ſechs und dreißig Lebensjahre, beide ſchmückten die Roſen kräftiger Geſundheit, beide waren edle, hohe, ſtattliche Geſtalten, beider Phyſiognomien voll Geiſt und Leben, klar war ihr Blick, der jüngere zumal zeigte eine Antinous-, eine Apollogeſtalt.

Der ältere, der gereiftere dieſer Spaziergänger war indeß ziemlich aufgeregt, ein Zug von Unwillen überſchattete ſeine feinen, geiſtbelebten Züge, und er ſprach faſt heftig zu ſeinem jüngeren Begleiter: „Denke dir, und nun hat der Schlingel von einem Bedienten auch noch Schulden gemacht! Und wer ſoll, wer wird dieſe bezahlen? Ich, ja ja ja — ich, Niemand ſonſt. Nun ſage mir, was mit einem ſo verdammten Kerl anzufangen iſt?“

Der Begleiter lächelte und erwiederte mit einem heitern Gleichmuth: „Zahle, Freund, und beruhige dich; nur keinen olympiſchen Zorn über einen Bedienten!“

„Ja ja, du haſt Recht — wer nur immer ſich ſelbſt zu beherrſchen vermöchte! Ich habe es ſo gut mit dem Burſchen gemeint, ich hatte gehofft, etwas Rechts aus ihm zu machen, ihn zu erziehen.“ —

„O, trefflicher Philantrop!“ unterbrach der Begleiter nicht ohne Ironie. „Denke dir ſolches ja nicht leicht. Du biſt weich und mild, wie ein Mädchenherz, und kannſt doch auch rauh und heftig und überwallend werden. Wir ſind ſelten unbefangen genug, uns zu dieſer Menſchenklaſſe in das richtige Verhältniß zu ſtellen; unſere eigene Lage, die doch eine ſo ganz andere iſt, entfernt uns zu weit von der übrigen, als daß unſer ziehen und erziehen ihnen ſonderlich zu Gute kommen könnte.“

„Inſofern wahr,“ gab der halb grollende zu: „als wir mindeſtens niemals Dank gewahren, geſchweige Dank ärndten.“

„Es kommt Alles auf die Art des Hülfeleiſtens an, deren wir bedürfen,“ verſetzte der jugendliche Begleiter mit ihm wohlkleidendem, ſinnigem Ernſt. „In manchen Fällen werden wir wohl thun, uns der Hülfe geübterer, älterer Leute zu bedienen, wenn dieſe auch mehr Lohn in Anſpruch zu nehmen durch Geſchicklichkeit und Erfahrung berechtigt ſind — andererſeits bleibt es immer verdienſtlich, in jüngeren das Gute zu wecken, was in mancher Seele ſchlummert, und ſie nachſichtsvoll ſich innig zu verbinden und auf ſelbſtſtändige Bahnen ſie allmählig hinzulenken.“

Während der ältere dieſer ſprechenden noch einiges unverſtändliche vor ſich hinmurmelte und noch nicht völlig beruhigt und überzeugt erſchien, obſchon er der humanen Aeußerung ſeines Gefährten nichts zu entgegnen wußte, wurden auf dem ſteinigen Burgwege Tritte eines nahenden vernommen, und bald darauf begegnete ein noch ſehr junger Menſch, welcher einen tüchtigen Ziegenhainerſtock in der Hand und leicht über den Rücken gehängt, eine ziemlich große Blechkapſel trug, dabei aber ſo ländlich gekleidet war, daß man ihm gleich anſehen konnte, er ſei weder Student, noch Gymnaſiaſt, noch angehender Pharmazent. Es war ein ebenmäßig gebauter Jüngling von friſcher Farbe und angenehmen Geſichtszügen. Faſt ſchien es, daß er die ihm begegnenden Herren kenne, denn er hemmte, als er ihnen nahe kam, ſeinen raſchen Schritt, trat ſittig zur Seite und zog ſeine leichte Kopfbedeckung ab, ehrfurchtsvoll grüßend. Dieſes höfliche Benehmen machte guten Eindruck, aus dem Geſichte des älteren Herrn ſchwand plötzlich jede unangenehme Empfindung jenes ausgeſprochenen Unwillens, und mit der wohlwollendſten, freundlichſten Gutmüthigkeit in Blick und Rede ſprach dieſer Herr, indem er vor den Jüngling hintrat: „Dank dem Gruße, junger Freund! Was trägſt du hier in dieſem Kaſten?“

„Pflanzen, gnädiger Herr!“ erwiederte jener unbefangen und mit zutraulichem Ton, indem er ſogleich die Blechkapſel öffnete und einen Reichthum ſorglich dem Boden meiſt mit ſammt den Wurzeln entnommener Gewächſe erblicken ließ, welche in jenen Bergen und Waldungen um die Univerſitätsſtadt Jena heimiſch ſind. Unaufgefordert zeigte und nannte der Jüngling Einzelexemplare der geſammelten Blumen und blühenden Kräuter. „Dieſes iſt Malva Alcea, ſie iſt eine Arzneipflanze; dieſes Eſparſette, Hedysarum Onobrychis, ein Futterkraut; dies Stipa pennata, federförmiges Pfriemengras; die Grannen geben eben ſo gute Hygrometer, wie jene des Wildhafers, Avena fatua; hier iſt Melica nutans, überhängendes Perlgras drüben aus der Wieſe, die Hirſche freſſen gerne das Kraut, die Gänſe den Samen; hier der ſchöne Türkenbund, Lilium Martagon, eine Honigblume, in der Tartarei ißt man die Zwiebel; hier die Maiglocke, Convallaria majalis, auch aus der Weimſe, die Blumen braucht man getrocknet in den Apotheken, ſie kommen gepulvert unter den grünen Kräuterſchnupftabak; dies hier iſt äſtiges Spinnenkraut, Anthericum ramosum. Wild und Schafe freſſen die Blätter gern."

Lächelnd hörten die luſtwandelnden Freunde zu, und ſprachen mit einander durch freundliche Blicke. Es mußte ſie überraſchen, hier einen offenen Knaben zu finden, der mit höchſt gefälligem Weſen eine bei ſeinen Dorf- und Altersgenoſſen ungewöhnliche Kenntniß nicht nur der Pflanzen, ſondern auch der Linné'ſchen Namen derſelben verband, und ſo fragte denn, den bereitwilligen Redeſtrom des jungen Menſchen unterbrechend, der ältere Herr nicht ohne Laune: „Sage uns doch, gelehrtes Wunderkind, wer du biſt und wie du heißeſt? Wo in aller Welt haſt du alle die botaniſchen Namen in deinen jungen Kopf bekommen? Und wohin denn damit, mit alle den Pflanzen und Waldblumen?"

Der Jüngling erröthete und erwiederte beſcheiden, und zwar auf die letzte Frage zuerſt: „Ich bringe dieſe Pflanzen, meine gnädigen Herren, in die Stadt an junge Mediciner; die Namen der Pflanzen, ſowohl die deutſchen als auch die lateiniſchen, welche der Ritter von Linné den Pflanzen gegeben hat, und deren Geſchlecht, Gattungen und Arten, lehrte mich mein Vater. Wir wohnen in Zigenhain, das gleich da hinter dem Laubwalde der Welmſe liegt."

„Das muß ein kundiger Mann ſein, dein Vater!" nahm jetzt der jüngere der Stadtherren das Wort. „Wie kommen die Werke Linné's nach dem Dorfe Zigenhain?"

Mit einem Blicke, der ein wenig ſtolze Freudigkeit durchſchimmern ließ, entgegnete der junge Menſch: „Der ſelige Ritter von Linné hat ſelbſt an meinen Großvater geſchrieben, wir haben noch den Brief, und er iſt meines Vaters theuerſtes Beſitzthum. Unſere Familie hat ſeit hundert und fünfzig Jahren die Kräuterkunde gepflegt, und alles blühende oder auch nicht blühende unſerer heimathlichen Flora jede Woche ein- oder zweimal hinunter nach der Stadt an die Herren Profeſſoren und Studenten gebracht, wie ich noch jetzt thue."

„Ei, das iſt ja recht ſchön!" rief der ältere Herr lebhaft aus, und der jüngere, indem er einen vollen, ernſtbeobachtenden Blick, als wolle er des Jünglings ganzes innerſtes prüfen, auf dieſen warf, zog ſeine Uhr, blickte darauf und ſprach dann: „Es iſt erſt vier Uhr; du haſt noch viele Zeit zum Gang in die Stadt. Uns wäre angenehm, wenn du uns noch eine Strecke begleiten, und uns ein mehreres, ſowohl von dir und über dich, als über dieſe, deine heimathliche Gegend ſagen wollteſt."

Dort nach dem Wald hin zogen die Aegyptier, ſtill, nicht mit klingendem Spiel, wie ſie gekommen waren, Tamburin und Becken, Heerpauke und türkiſche Trommel waren verſtummt. Doth ſtand auf der Anhöhe und ſah mit wehmüthigen Gedanken dem phantaſtiſchen Zuge nach, der ſich nach der Ferne verlor wie eine hinwandelnde Karavane der Wüſte. Außer den Blicken Doths folgte dem Zuge noch mancher andre Blick, und die orientaliſchen Tänzerinnen ſchauten lächelnd zurück und ließen winkend im Wind die weißen Schleier wehen.

Nach allen Seiten hin verſtreute ſich allmälig das brauſende Menſchengewühl; auch der Herr des Landes mit den Seinen brach auf, wieder nach Schloß Maßfeld zurück. Andacht und Freude ſuchten die Ruhe.

Nach einer Weile, als es ſchon dämmerte, verließ der ſchwarze Jonas ſeine Gefährten und ſchug den Weg ein, den die Fremdlinge gewählt hatten, und noch ſpäter eilte ein junger Ritter zu Roß, wie es ſchien, dem gleichen Ziele zu. Doth ſah und erkannte ihn, es war Chriſtoph Marſchalk.

„Jawohl, vortrefflich, ein guter Gedanke!“ fügte der Begleiter lebhaft hinzu, der junge Menſch aber verbeugte ſich höflich und erwiederte: „Ich ſtehe ganz zu der gnädigen Herren Befehl; ich habe heute nichts zu verſäumen.“ Darauf ſagte der jüngere Herr: „Du haſt doch wohl eine gute Schule beſucht, ſonſt würde es dir immer ſchwer fallen, die Menge botaniſcher Namen zu behalten und auszuſprechen, obſchon du manche derſelben nicht ganz richtig betonſt. Darüber wirſt du uns wohl etwas ſagen können.“

Während nun die drei Wanderer den eingeſchlagenen Burgweg weiter aufwärts verfolgten, theilte der jugendliche Begleiter unbefangen das folgende mit: „Ich bin, was dieſer Stock hier iſt, ein geborener Zigenhainer, und wurde, ſoweit ich zurückdenken kann, zum Pflanzen ſammeln und zum einlegen und trocknen derſelben angeleitet. Ich beſuchte die Schule unſeres Dorfes bis zur Confirmation, und der Herr Pfarrer Wunder zu Jenaprießnitz und Zigenhain fand Gefallen an mir. Damit ich nun kein Stock bliebe, verwendete ſich der Herr Pfarrer bei dem Herrn Superintendent Demler und beim Herrn Geheimen Kirchenrath Doktor Griesbach für mich, daß ich die lateiniſche Schule in der Stadt beſuchen durfte. Die gnädigen Herren werden wohl das lange, zweiſtöckige Haus kennen, es gehörte früher zum Michelskloſter, und kennen wohl auch Herrn Rector Blaſche, Herrn

Conrector Maurer und Herrn Cantor Schlegel. Das waren meine lieben Lehrer, die mir nur Güte und Wohlwollen erzeigten. Aber der Genuß ihres vortrefflichen Unterrichtes war mir doch gar ſauer gemacht und erſchwert, denn meines Vaters beſchränkte Mittel erlaubten ihm nicht, mich in der Stadt in Koſt und Wohnung zu erhalten, ich mußte ſelbſt Sorge tragen, mir mein Brod zu verdienen, und ſo habe ich fortwährend Pflanzen geſammelt, wie noch jetzt, und dieſe theils friſch nach der Stadt an die Studenten gebracht, theils ſie getrocknet und in den Wintermonaten Herbarien nach dem Linné'ſchen Syſtem angelegt, die ich dann verkaufte und noch verkaufe, und ſo meinem Vater die Sorge für meine Kleider und meinen Unterhalt in der Stadt abnehmen konnte. Um auch darin noch zu ſparen, bin ich, ſo lange ich das Gymnaſium beſuchte, faſt täglich Vormittags nach den Schulſtunden herüber nach Zigenhain gegangen, und nach dem Mittagseſſen wieder zurück, und habe ſo den Weg faſt täglich viermal gemacht. In den Ferien trieb ich Feldarbeit und ſetzte mein botaniſches Brodſtudium fort, dehnte auch meine Wanderungen durch das ganze Saalthal aufwärts nach dem Thüringer Wald in das Schwarzathal aus, oder folgte dem Laufe der Orla in das Oſterland und in das Voigtland."

„Und da trugſt du wohl immer dieſen eiſernen Kaſten?" fragte der ältere Herr.

„Dieſes Geräth, welches der gnädige Herr einen Kaſten zu nennen belieben," antwortete der junge Menſch freundlich: „habe ich mir ausgedacht, es iſt meine Botaniſirbüchſe. Hier an dem einen Ende, ſehen Sie, gnädige Herren! klappt ſich der Deckel auf, und eigt ein ſeiherartiges Blech; da hinein kommt ein naſer Schwamm oder feuchtes Moos, und man kann arin die Pflanzen tagelang friſch erhalten; Blätter und Blumen behalten darin ungleich beſſere Geſtalt und Formen, als wenn man dieſelben frei in der Hand tragen wollte. Es ſind ſchon mehrere ähnliche Botaniſirbüchſen nach der meinigen gefertigt worden und in Gebrauch gekommen."

„Wir nehmen mit Vergnügen wahr," nahm jetzt der jüngere Herr, der dem Sprecher mit ſtiller Aufmerkſamkeit zugehört hatte, das Wort: „wie ein praktiſch-ſtrebſamer Sinn auf die Erfindung von etwas nützlichneuem verfallen, und wünſchen der Sache den allgemeinſten Gebrauch. Auch iſt dieſes botaniſche Geſchäft ſo angenehm wie eigenthümlich. Unſer junger Mann weiß einfach gut zu ſprechen, und iſt nicht zu jung, um nicht uns ſelbſt zu fördern und in einem Studium weiter zu bringen, das ſo lieblich und reizvoll iſt."

Bei dieſen Worten zog der Wanderer ein Heft hervor, in welches er, eine kurze Weile ſtehen bleibend, ſinnend blickte, und als der Begleiter mit etwas unruhevoller Neugierde fragte: „Was iſt? Was iſt das?“ ihm erwiederte: „Es iſt der Kern aller Botanik, ſoweit wir ſie kennen: Linné's Terminologie, verbunden mit Johann Geßner's Diſſertationen zur Erklärung Linné'ſcher Elemente, die ich mir zum unzertrennlichen Begleiter dienen laſſe, und die mir den Blick in eine neue Welt erſchließen, wie ich denn auch dermalen mich unabläſſig in Linné's Philoſophie der Botanik vertieſe.“ —

Die Wanderer erreichten allmählig die Höhe des Hausberges, und nahten dem hochragenden und weitſichtbaren Fuchsthurme, der wie eine großartige Rieſenſäule den Berggipfel krönte, während der Hinabblick ſchon von ſeinem Fuße reizende Fernſichten auf Stadt und Stromthal und weitgedehnte Gebirgsketten in der Ferne vor Augen brachte.

„Sieh' ſieh', da iſt ja das neue Häuschen, das unſerer wackerer Profeſſor Wiedeburg im vorigen Jahre auf den alten Fuchsthurm bauen ließ, noch in recht gutem Stande!“ rief der ältere Herr aus, zur höchſten Zinne des Thurmes emporblickend, während der jüngere einen Taſchentubus hervorzog, und ſich anſchickte, der Gegend und dem näher liegenden Stromthale überſichtliche Betrachtung zuzulenken. Dieſer ſah nun auch empor, und der junge Begleiter ergriff jetzt, zur Stelle eines Cicerone ſich völlig berechtigt glaubend, unaufgefordert das Wort: „Dieſes achteckige

Häuschen nebſt der bequemen Wendeltreppe, die im Innern des Thurmes hinaufführt, hat allerdings auf Befehl des Herrn Profeſſor Wiedeburg der Zimmermann Juſtus Stößel aus Rutterodorf im Oſterlande aufführen laſſen."

Der ältere Herr ſchlug über dieſe Genauigkeit der Berichterſtattung ein gutmüthiges Gelächter auf, und rief: „Jajaja! Eine gute Idee mit dem Häuschen, wenn es nur lange droben bleibt, die Stürme toben gar zu ſehr um die grauen Zinnen." Und ernſter fügte er hinzu:

„Nichts kann ewig beſtehn — auch dies, was Leben wir nennen,
Iſt ein wechſelndes Rad immer erneuter Geſtalt."

„Dieſer Berg," ſprach der jüngere Begleiter, nachdem er durch ein ernſtes Neigen ſeines ſchönen Lockenhauptes dem poetiſchen Citat Beifall ausgedrückt: „hat eine beſonders begünſtigte Lage. So ſchroff er ſich, vom Thalgrunde aus betrachtet, emporgipfelt, ſo mangelt ihm dennoch nicht eine mannichfaltige Vegetation, ſelbſt an der trockenen, ſüdlichen Seite. Wir erblicken vom Bergesfuße bis zur Mitte herauf, und ſoweit der Boden die Bepflanzung geſtattet, fruchtbare Felder, Obſtgärten und Weinberge, und überall, beſonders aber nach Zigenhain hin, wo die Baumpflanzungen anmuthige Gruppen bilden, gewahren wir, was Kunſt, Fleiß und mühevolles Wirken vermag, und wie man den unfruchtbaren Boden durch zweckmäßige Bearbeitung zu erhöhter Fruchtbarkeit bringen und der Natur gleichſam Erzeugniſſe abtrotzen kann."

Dieſe Bemerkung glaubte der junge Menſch ergänzen zu müſſen, indem er den Faden der Rede, ſeiner Führerrolle getreu, ſogleich aufnahm: „Wo der Weinſtock nicht mehr den erwünſchten Nutzen gewährt, baut man an manchen Stellen die Eſparſette als einträgliche Futterpflanze an. Noch ungleich begünſtigter iſt die Vegetation an der nördlichen Seite dieſes Berges."

Die Freunde nickten einander zu, um ihr beiderſeitiges Wohlgefallen an dem jungen Menſchen und ſeiner ländlich unbefangenen Natürlichkeit, gepaart mit guter Kenntniß ſeines heimatlichen Bodens, ſich gegenſeitig auszudrücken, und ließen ſich nach noch einigem verweilen und betrachten der Nähe und Ferne durch das Rohr, willig weiter leiten. Man ſchritt zwiſchen Felsklippen hindurch zur Nordſeite des Hausbergs, wo ſich noch reichere Ausbeute an Pflanzen nicht nur, ſondern auch an Geſteinen darbot, auch trugen die hie und da aus dem Boden hervortretenden Felskanten den Schmuck zahlloſer, zierlicher und mannichfach gefärbter Flechten und Laubmooſe, und hie und da waren ſtarke Büſchel ſchöngefiederter Farrenkräuter aufgeſproßt.

Im Schatten der Waldung konnte das Auge des Pflanzenfreundes und Sammlers ſich tauſendfach erfreuen, und der junge Führer zeigte mit ſtrahlender

Freude in ſeinem unſchuldigen Antlitz auf dieſe und jene Pflanze hin, die dem Blick in voller Blüthe begegnete, indem er bald dieſen, bald jenen Namen rief: „Sehen Sie hier, gnädige Herren, den Frauenſchuh, Cypripedium Calceolus, eine der ſchönſten Zierden unſerer Wälder; hier verſchiedene Arten des Knabenkrautes: Orchis militaris, mascula und Morio! Hier mit ihren weißen, langgeſpornten, wohlriechenden Blumen die ſchöne Orchis bifolia! — Und hier Serapias latifolia und rosea! und hier — die braune, nicht allzuhäufige Ophrys myodes — und hier auch Ophrys arachnoides — deren Blumen braunen Fliegen und Spinnen gleichen!“

Alles wurde von den beiden vornehmen Herren mit großem Antheil beſehen, und ſie tauſchten über dieſe und jene Pflanze, deren Blätter und Blüthenformen Anſichten aus, welche dem jungen Botaniker erkennen ließen, daß er nicht mit Anfängern in ſeiner Wiſſenſchaft verkehre. Da zeigte ſich eine neue Pflanze von blaßbräunlicher Färbung und eigenthümlichem Habitus, und der junge Führer rief: „Das iſt die Ophrys Nidus avis — das Vogelneſt!“

„Vogelneſt? Vogelneſt?“ rief der ältere Herr, der dieſe Pflanze noch nicht zu kennen ſchien; „wie ſo? wie ſo? Ich ſehe kein Neſt!“

Sogleich entnahm der Tiefe ſeiner Botaniſirkapſel der junge Menſch ein ſpatelförmiges eiſernes Inſtrument, und begann damit, den Boden um die Pflanze herum auszugraben, worauf er ſie bald ſammt der Wurzel heraushob, und dieſe Wurzel beſtand aus einem runden, fleiſchigen, von unzähligen ſeitenſtändigen Faſern gebildeten Knollen. Dieſe aufſteigenden Faſerwurzeln zeigten ſich an ihrer Spitze wieder einwärts gebogen, und ſo glich in der That das ganze in etwas einem Vogelneſt.

Aus dieſer pflanzenreichen Waldung wandelten die drei Botaniker nun wieder thalwärts und über ausgebreitete Felder und Wieſen, und fanden in einem Baum- und Grasgarten eine mit Tiſch und Bänken verſehene Laube, in welcher man ſich zum ausruhen niederließ, und wo der junge Menſch alle geſammelten Pflanzen nochmals ausbreitete, de[illegible] die Herren aufmerkſame Betrachtung ſchenkten, wo[illegible] erſterer manches in der That anziehende und belehrende über den Bau von Blatt und Blüthe, Samen und Frucht der Pflanzen zu ſagen wußte.

Hierauf richtete an ihn der jüngere Herr eine überraſchende Frage: „Kennſt du wohl, mein Sohn, auch jene Pflanzen, welche in *Böhmen* wild wachſen?“

Der Jüngling ſann einige Augenblicke nach, bevor er antwortete: „Gnädiger Herr, ich kann nicht behaupten, *alle* zu kennen, beſonders von denen auf den Gebirgshöhen, indeſſen da die Flora um Jena eine vorzüglich reiche iſt, ſo wird das meiſte, was dort in jenem Lande wächſt, mir theils bekannt ſein, theils wird es ſich mit Hülfe guter Werke beſtimmen laſſen.“

„Beſtimmen laſſen!“ wiederholte beifällig der ältere Herr, und der jüngere fragte weiter: „Würdeſt du wohl, mein junger Freund, geneigt ſein, uns als Botanikus auf unſere Koſten nach Carlsbad zu begleiten? Aber wir reiſen ſchon morgen früh.“

Ein heller Freudenſchimmer überflog das Geſicht des Jünglings, und er erwiederte: „Das wäre mir die größte Ehre, und würde für mich, indem ich die Flora Böhmens kennen lernte, ein reicher Gewinn ſein. Ich bin ganz zu den Dienſten der gnädigen Herren.“

Sichtlich erfreut, daß dem ausgeſprochenen Wunſche ſo gern und willig Folge gegeben wurde, erhoben ſich die beiden Herren, und ließen ſich von ihrem jungen, in Gedanken ſchon in Böhmens Bergen pflanzenſuchend umirrenden Botanikus bis in die Stadt geleiten, wobei noch hie und da verweilt, dieſem und jenem anziehenden Gegenſtand der Natur oder der menſchlichen Thätigkeit Betrachtung und geſprächliche Mittheilung geſchenkt wurde — und ſank darüber der Sommerabend in das heitere Thal, und die Glocken ſchlugen ſchon neun Uhr, als man das Saalathen erreichte, auf deſſen Markt flotte Studenten rauchend, ſingend und trinkend an offenen Tafeln ſaßen. Es wurde verabredet, daß der junge Mann andern Tages zeitig und reiſefertig ſich einſtellen ſollte, und mit freundlichem

Gutenachtgruß verabſchiedeten ihn die beiden älteren Freunde.

Reiſe in das Gebirge.

Der Morgen des 21. Juni 1785 war nicht ſo heiter, wie der des vorigen Tages. Es war ein Dienſtag, der es gern an der Art hat, wetterwendiſch zu ſein. Vor der Thüre der Herren (der jüngere wohnte bei dem älteren als deſſen lieber und vielwillkommener Gaſt) ſtand ein Reiſewagen, in und auf welchem zwei Bediente mit Hülfe des Kutſchers mancherlei Gepäck bargen und befeſtigten. Ein Briefträger ſchoß eilend in das Haus, kam bald darauf zurück, und ihm auf dem Fuße folgte ſchon bald im Reiſeanzug, der nicht minder bequem war, wie das Spaziergangskleid am geſtrigen Tage, aus einem mächtigen ſilberbeſchlagenen Meerſchaumkopf an kurzer Pfeife mächtig dampfend, der ältere Herr, die Stirn etwas gerunzelt, in ſtrenger militäriſcher Haltung. Er bekümmerte ſich ſehr angelegentlich darum, daß Alles richtig gelegt und gepackt werde, und war nicht eben ſonderlich freundlich gegen die eifrig beſchäftigten Bedienten, am wenigſten gegen Georg, ſeinen eigenen, welcher ſich allerlei anzügliche Reden gefallen laſſen mußte. „Da iſt der Sutor doch ein ganz anderer Kerl, wie du, Schlingel, nichtsnutzer Schuldenmacher! — Hab' ich nicht ſchon mehrmals Schulden für dich bezahlt! und machſt immer wieder

So entfernte ſich einer nach dem andern, hierhin, dorthin, jeder nach ſeinem Haus, oder ſeiner Hütte. Der Dichter blieb am längſten, wie die Erinnerung, die auch am längſten bleibt, wenn Freude, Glück und Glanz vorüber, wenn die Klänge der Luſt verrauſcht ſind. Er hatte dem Ritter Trott und ſeiner Gattin nachgeſehen, wie ſie ſo glücklich in Begleitung der Aeltern heimkehrte, er hatte ihnen nachgeſehen, daß ihm die Augen ſchmerzten, bis der Schmerz von den Augen herab in das Herz ſtieg. Georg Doth ſtieg auch hinab von der Anhöhe unter die alte Linde, dort ſaß auf der Steinbank der Meiſter Paul Lautenſack, der myſtiſche Maler, unerfreut von der Luſt des Tages, und ſprach ſich zürnend darüber aus, daß das Volk ſo gar wenig der Zeichen achte, die der Himmel geſtern ſo drohend gegeben, und ſchloß dem ſtillen Freund manches Geheimniß der Natur, manch tiefes Räthſel verborgner Weisheit auf.

neue? Haſt wieder neue gemacht — daß dich der Teufel hätte! — und immer ſo heimlich! Kein Wort geſagt, bis geſtern erſt, kurz vor dem Thorſchluß. Aber warte, ich will dir dein Schuldenmachen ſchon noch anſtreichen!“

Dieſe Strafpredigt wurde unterbrochen durch den Hinzutritt des völlig reiſefertig ſich einſtellenden Botanikus, deſſen kommen ſogleich den Unwillen des zürnenden und heftigen zur Mäßigung ſtimmte. Er erwiederte den ehrfurchtsvollen Gruß des angenommenen Reiſebegleiters freundlich, indem er darauf zu ſich ſelbſt die beruhigenden Worte ſprach:

„Weiſerer Sinn gebeut, ſich ſelber vor allem zu ordnen,
Höher die Dinge nicht, als eigene Schicklichkeit, achten.“

Siehe, da trat der liebe Gaſt ebenfalls heraus in die Morgenfriſche. Er hielt in der Hand einen ſo eben empfangenen Brief, und ohne auf die Reiſezurüſtung einen Blick zu werfen, ſagte er mit ſeiner klaren Stimme: „Lieber Freund! Eile mit Weile! Ich muß ſogleich nach Weimar zurückreiſen. Der Herzog hat einige höchſt ſchätzbare Gemälde aus Paris erhalten, die ich noch vor unſerer Abreiſe ſehen, und die Aufſtellung derſelben in der Bildergalerie anordnen ſoll und will. Morgen indeß werde ich zurück kommen.“

„Ah, ſieh' da!“ fuhr der Sprechende fort, erſt jetzt den reiſegerüſteten Jüngling erblickend: „Unſer Botanikus! Er mag vorausgehen und uns in Neuſtadt an der Orla eine bequeme Wohnung beſtellen, und daſelbſt unſere Ankunft abwarten.“ —

Wohlgemuth wanderte der Jüngling an dieſem etwas nebeltrüben Sommermorgen durch das grüne, fruchtbare Saalthal, und Hoffnungsbilder gaukelten heiter und lieblich vor ſeiner Seele. Das Leben ging ihm auf in Pracht und Fülle; geworfen war, ſo ſchien es ihm, am geſtrigen Tage durch die hocherfreuliche Begegnung, das Loos ſeiner Zukunft, und die nächſten Tage und Wochen ſollten den Grundſtein legen zu erfreulich nützlichem Wirken in ſeiner Folgezeit. Der Jüngling war gut und fromm, ſein Herz noch völlig unverdorben, noch nicht angeweht vom Gifthauche der Welt und des Lebens. Daher dachte er, wie er durch jene reizenden Fluren von Burgau und Winzerla wandelte, die eine ſo ſchöne Landſchaft bilden, zunächſt an Gott, mit Gefühlen lebendigen Dankes. Es ſchien ihm alles im friſcheren Grün zu prangen, Blumen und Blüthen ſchienen ſüßer zu duften, lieblicher der Vögel Lieder zu erklingen. Recht gefällig, recht dienſtwillig und eifrig zu ſein, um dadurch zu vergelten, was man an ihm that, daß man ihm dieſe Reiſe vergönnte, nahm er ſich feſt vor; er war noch von ſo uneigennütziger Einfachheit der Denkungsart, daß er gar nicht daran dachte, wie nicht ihm allein zu Liebe ſeine Mitnahme beſchloſſen werden, und daß auch von ihm einiges nützliche als Gegengabe in die Wagſchale gelegt werden könne.

Gar treu vollbrachte er ſeine Sendung; im beſten Gaſthauſe beſtellte er die nöthigen Zimmer für Herrſchaft und Bedienung, und umkreiſte dann das Städtchen Neuſtadt und den Thalgrund der Orla, in deſſen Schooße jenes liegt, nach mehreren Richtungen, auf den Pfaden der Blumengöttin. Der Nebel, welcher Morgens das Thal überſchleiert hatte, war meiſt emporgeſtiegen und ließ Regentage fürchten.

Dieſe Befürchtung beſtätigte ſich, denn als am 23. Juni Mittags 11 Uhr die befreundeten Reiſenden in den Wagen ſtiegen, regnete es bereits, doch nicht eben ſtark und andauernd, nur verdüſterte der trübe Himmel und der feuchte Niederſchlag die Atmoſphäre und überhüllte des Stromthales maleriſche Schönheiten. Mochte das Wetter, mochte ſonſtiges verſtimmend auf den älteren Reiſenden wirken, er war nicht ſo heiter, als man ſein ſoll, wenn man zu fröhlicher Fahrt, den Staub des Hauſes abgeſchüttelt habend, in den Reiſewagen ſteigt. Um ſo friſcher und froher ſaß der jüngere Gefährte neben ihm, und ſuchte durch gute Reden des Freundes Mißmuth zu zerſtreuen, was ihm auch ziemlich gelang. Dabei duldete er es mit achtungswerther Selbſtbeherrſchung, daß der Gefährte ſeiner Neigung, Tabak zu rauchen, und zwar eine Pfeife nach der andern, ſich völlig rückſichtslos hingab, wie von einem Kriegsmanne nicht anders zu erwarten, ja, jener ſetzte ſich lieber dem Zugwinde des kühlen Tages aus, ſtatt den Wagen an ſeiner Seite zu verſchließen, um dem Rauche um ſo leichteren Abzug zu gönnen. Dabei war noch ein Uebel zu ertragen; der ältere Gefährte begann häufig, nachdem er eine Zeitlang beruhigt geſchienen, immer wieder auf die Unzufriedenheit mit ſeinem Bedienten zurück zu kommen, und ſich mit dieſer keineswegs erheblichen Angelegenheit dauernd zu beſchäftigen, auch den nicht zu überwältigenden Mißmuth bald gegen den Gefährten, bald gegen den Diener an geeigneten Stellen, wo man hielt, bald in ziemlich langen Selbſtgeſprächen zu äußern. Allein des jüngern Gefährten natürliche Offenheit, ſeine Genügſamkeit und ſelbſt Duldſamkeit im ertragen des ihm unangenehmen bezwangen fort und fort den böſen Geiſt, welcher den ältern Gefährten an dieſem Tage vorzugsweiſe zu beherrſchen ſchien, er wendete manches üble Wort von dem Bedienten ab, der für jugendlichen Leichtſinn ſo ſchwer büßen mußte, und dem man die Reue und den Schmerz anſah, ſeinen ſonſt ſo vortrefflichen Herrn in Unmuth verſetzt zu haben.

Es war das fürſtliche Jagdſchloß Hummelshain erreicht, wo dem jüngern Reiſenden das Thor und die Einfahrt des Hauſes eines hohen Forſtbeamten ſo wohl gefiel, und ſeinem allhinwärts zur Betrachtung und Inſichaufnahme alles Schönen gerichteten Blicke ſich ſo maleriſch darſtellte, daß er jene Gebäulichkeiten flüchtig ſkizzirte, während der Wagen anhielt, um den

Pferden eine kleine Raſt zu gönnen. Und indem er einer einfachen, minder erſchloſſenen Augen kaum anziehend erſcheinenden Thor-Einfahrt ein eigenthümliches bildliches Leben verlieh, ließ er ſich in heiterſter Weiſe aus über das, was alles durch dieſes Thor möchte ein- und auspaſſirt ſein an Menſchen und Vieh, Roſſen und Wagen, und zumal vortrefflichem Wild und Weinen, für welche aber, gleich dem in den Hades hinabgeſtiegenen Schatten, Rückkehr und Wiederausgang niemals möglich geweſen, ſo daß der ältere Begleiter, hingeriſſen von dem göttlichen Humor ſeines Gefährten, laut auflachte und ſich glücklich pries, mit demſelben zu reiſen. Dieſer guten Stimmung nächſte Folge zeigte ſich beim weiterfahren im eifrigen Stopfen einer friſchen Pfeiſe Tabak in den prächtigen, tiefbraun gerauchten Meerſchaumkopf, und um ſo unerwarteter, ja befremdlich kam es ihm, als der jüngere Gefährte jetzt mit freundlichem Blick zu ihm die Worte ſprach: „Ich bitte dich, wenn du kannſt, mir die Liebe zu erzeigen, und nicht mehr zu rauchen, denn der Tabaksrauch verurſacht mir, wie ich ſpüre, eine eigenthümliche, unangenehme Erhitzung.“

Ach! ſchon war der Schwamm entzündet, der auf die feinen Blätter gelegt werden ſollte, — der Gefährte druckte ihn aus und ſteckte die Pfeiſe in die Seitentaſche, indem er ſagte: „Ich habe nicht gewußt, daß deine Nerven ſo reizbarer Natur ſind, lieber Wolfgang.“

Sei es nun, daß eine Idioſynkraſie gegen den Tabaksrauch allein, oder vielmehr die leichte Verkältung bei zugiger Fahrt am regneriſchen Tage die Urſache war, genug, der jüngere Reiſende empfand mehr und mehr in ſich eine körperliche, fieberhafte Verſtimmung ſeines Nervenſyſtems.

Um ſo willkommener war es, bei der gegen Abend erfolgten Ankunft in Neuſtadt an der Orla durch die Fürſorge des vorausgewanderten Botanikers behaglichſt eingerichtete, etwas durchwärmte Zimmer und gute in Bereitſchaft ſtehende Betten vorzufinden.

Gleichwohl, trotz krankhafter Empfindung, war der auf jede Erſcheinung in der Natur ernſt und prüfend gerichtete Blick des Kranken bei der Einfahrt in das Städtchen auf deſſen Pflaſterſteine gefallen, die, vom Regen naß, in reinem, tiefem Dunkelblau glänzten, während trocken gebliebene nur unſcheinbar grauſchwarz erſchienen.

Im Zimmer ließ der Kranke durch ſeinen Sutor ein reines Papier und den Kaſten mit dem Zeichnenapparate herbeiſchaffen, und zeichnete jene in Hummelshain aufgenommene Bleiſtiftſkizze mit der Feder nett und rein aus, welche Beſchäftigung unter guten Geſprächen mit dem Gefährten ihn angenehm zerſtreute, doch ſuchte er, da die Fieberſchauer zunahmen, bald die Ruhe.

Am andern Morgen holte der ältere Reiſende mit

Wolluſt geſtern verſäumtes nach, indem er, den Kaffe einnehmend und dabei im Zimmer auf- und abmarſchirend, folgende Reden hielt: „Mein lieber Stahl und Feuerſtein, heute werden wir miteinander, nicht wie geſtern, eine fruchtloſe Arbeit beginnen, und den Schwamm vergebens in Brand ſetzen! Nicht wahr, Mosje Schwamm, es iſt eine verfluchte Geſchichte, vergeblich in Brand geſetzt zu werden, und dann wieder ausgedrückt, wie eine ſchnöde Lichtſchnuppe! Jajaja! Eine verfluchte Geſchichte das!“

„Nun komme her, lieber, alter, guter Meerſchaum, ſei mir nicht böſe, daß ich dich geſtern ohne Verſchulden in Arreſt ſchickte. Siehſt du, mein Alter, der Freund iſt krank, und Kranke haben Grillen. Er hat ſich mit Fieberfroſt und krampfhaftem Schmerze zu Bette legen müſſen, und heute iſt es noch nicht beſſer mit ihm, ſiehſt du, und wir werden wahrſcheinlich hier bleiben müſſen. Er iſt ſicher ſchon etwas unwohl geweſen, als wir abreiſten, aber es iſt ſeiner Natur eigen, ſich bis auf den letzten Augenblick aufrecht zu erhalten, dann aber nimmt ſie von dem unbedeutendſten Gegenſtand Anlaß, ihn gänzlich niederzuwerfen.“

„Siehſt du, mein Alter, nun mußten wir Schuld ſein, und du mußteſt in Arreſt.“

Bald war eine Pfeife ausgeraucht und eine zweite mußte geſtopft werden, wobei der Tabak nicht minder einer Anrede gewürdigt wurde, wie vorhin die Nöthigkeiten zu deſſen Gebrauch:

„Edelſtes aller Kräuter, holde, goldfarbige Nicotiana! Wie kann man dich verachten? Wie kann man ein Poet ſein, und dich verachten und verſchmähen? Hätten Griechen und Römer dich gekannt, ſie hätten dem Helios, dem Apollo dich geheiligt, dich, von der Natur beſtimmt, als ein ſüßes Brandopfer den Göttern angenehmen Rauch emporzuſenden! Iſt es nicht naturgemäß, ſich heilſame Kräuter in jeder Weiſe dienſtbar zu machen? Die friſche Blume erfreut das Auge, die Heilpflanze gibt Kranken Geneſung im Trank und ſonſtiger arzneilicher Form, und die getrocknete, entzündete, labt mit aromatiſchem Duft, und mit mäßig narkotiſcher Wirkung ſchmeichelt ſie den Sinnen auf eine mit Worten nicht zu ſchildernde Weiſe.“

„Heil'ge Natur! Was dir anſteht, iſt heilſam und recht mir!
Laß das Gute mich ſtets auf deinen Wegen nur finden,
Aus dir iſt alles und in dir, zu dir kehrt alles zurücke.“ –

Bald darauf ward ein Morgenſpaziergang um das Städtchen von dem etwas unruhigen Mann unternommen, den es nicht lange auf einer Stelle litt, wobei dem Meerſchaume noch gar manche Empfindung eines edlen und reichen Gemüthes vertraut wurde, der alles getreulich behielt und niemals ausplauderte.

Dem Kranken wurde ein Stein von der bemerkten Art mitgebracht, und von ihm für Lava erkannt, wie man damals alle baſaltiſchen Geſteine nannte; ein Maurer wurde befragt, ob von ſolchen Steinen ſich Brüche in der Gegend befänden, welches bejaht wurde, daher der rüſtige, mit Vorliebe ſich noch mehr der Mineralogie, als der Botanik hingebende Reiſende ſogleich Aufbruch nach dieſen Steinbrüchen beſchloß; allein ſiehe, da fuhren ſo eben zwei ihm wohlbekannte Damen in den Gaſthof ein; man grüßte ſich erfreut und verbindlich, und als die Damen mit ſtaunender Freude, wie mit inniger Theilnahme von des Gefährten Anweſenheit und Unwohlſein hörten, ſprachen ſie, während ihr Bekannter ſie galant aus dem Wagen hob, den Wunſch aus, jenen, wo möglich, zu ſehen und zu ſprechen.

Solch ein freundlicher Beſuch und unverkennbarer Antheil konnte nicht anders, als belebend wirken. Der ſchöne, vom Glück begünſtigte, von den Göttern geſegnete, junge Mann war wohl geeignet, in Frauengemüthern lebhafte Wünſche zu wecken und glühende Herzen für ſich ſchlagen zu machen, und gewiß ward um ihn mancher heiße Kampf gekämpft, manche ſtille Sehnſuchtsthräne ihm nachgeweint.

Bei dieſem Beſuch einer verheiratheten, adeligen Frau und eines lieblichen Fräuleins waltete indeß nur unbefangene Heiterkeit vor. Der Kranke vergaß ſeinen Schmerz, ein Mahl ward unter lauten Geſprächen und Gelächter eingenommen, wobei der ältere Reiſende dieſesmal den auf den Freund fallenden Weinantheil mit zu ſich nahm, und dafür auch doppelte Heiterkeit blicken ließ, ſo daß ſogar die Nachbarsleute aus den Fenſtern ſchauten, neugierig nach Art einer Kleinſtadt, zu ſehen, welche Herrlichkeit denn auf einmal da drüben im Gaſthaus auf ungewohnte Weiſe laut werde?

Die ſchöne junge Frau und das liebliche Fräulein trieben manchen anmuthigen Scherz. Letzteres erzählte mit freudeleuchtenden Blicken einen ſchönen Glückstraum. Der neckende Traumgott habe ſie in letzter Nacht nach Afrika geführt, wo ſie ſich als Prinzeſſin von Golkonda gefunden, und über viele ſchwarze Menſchen und Häuſer mit goldenen Dächern geherrſcht habe.

Man müſſe nothwendig dieſer königlichen Prinzeſſin einen Bräutigam zuführen, meinte die blühende Frau, und wand ihr purpurſtreifiges Taſchentuch turbanartig um den Apollokopf des gefeierten Dichters, der ſich ſolchen Scherz mit ſehr begreiflicher Geduld gern gefallen ließ, und wie er dem holden Fräulein in zärtlicher Stellung ſich näherte, nahm die junge verheirathete Dame mit vieler Anmuth ſeinen Sitz auf dem Sopha in halbliegender, reizender Stellung ein, und überhüllte die zarten Formen ihres Körpers mit ſeinem Mantel, dem ſie einen maleriſchen Faltenwurf in ſchneller Friſt zu verleihen wußte, als wollte ſie ſich ſo recht in ſeiner Sphäre baden. So wurde die Zeit bis gegen Abend hin in fröhlicher Laune ver

5.

Der Sommer und der ihm folgende Winter waren vergangen, und man ſchrieb ſchon das Jahr des Heils eintauſend fünfhundert und drei. Die heilige Maria im Grimmenthal war ſich gleich geblieben in herrlicher Wunderverrichtung und eben ſo gleich blieb ſich die Zahl derer, die hinwallten zu dem Gnadenbilde und freudig gegen irdiſche Opfergaben die Himmelsgüter der Geneſung, wie die Vergebung der Sünden eintauſchten. So berühmt, wie kaum eine ähnliche in Deutſchland, wurde dieſe Wallfahrt, daß aus den entlegenſten Gegenden Solche dort Heil und Hülfe hofften, die beides an den Gnadenorten, die ihnen nahe lagen, nicht gefunden hatten. Und es ſollte noch lange ſo bleiben und neue Wunder ſollten Zeugniß geben, daß unerſchöpflich der Born des Heils, daß dauernd rinne die Quelle der Geneſung. Wie gefeiert ſtandeſt Du, kleines alterbraunes Bild aus Holz, milde Maria bracht, wo dann die Damen aufbrechen mußten, um noch nach Schleiz zu fahren, nicht ohne Verabredung, wo möglich, ſich dort wieder zu ſehen, oder doch in Carlsbad, wohin die Damen ebenfalls zu reiſen gedachten.

Da nun immer noch die, durch neue, wenn noch ſo angenehme Aufregung geſteigerte Fieberanwandlung des Patienten zum verweilen in dieſem Städtchen nöthigte, träge Ruhe aber der ſtrenge Gegenſatz der Lebensweiſe ſeines Gefährten war, ſo beſchloß dieſer am folgenden Tage, den 26. Juni, einen und den andern mineralogiſchen Ausflug, vorher aber nahm er Schreibzeug und Papier, und ſprach zu dem Briefbogen etwa folgendes: „Ich kann dir nicht helfen, liebes Papier, du mußt dich bequemen in die Montur eines Briefes dich einkleiden zu laſſen. Der treue Freund und Gefährte erkrankte mir, und da das Uebel anhalten zu wollen ſcheint, ſo muß ich dich ſchon erſuchen, eine Reiſe nach Jena anzutreten. Doch werde ich dich aus Schonung und Rückſicht für dich, nicht abgeben, ſondern in einer Art Portchaiſe, welche die Taſche meines Schlingels von Bedienten bilden ſoll, nach Jena tragen laſſen, wie vornehme Leute in Weimar und ſonſtwo gewohnt ſind. Das iſt dem Bengel, der hier ſo ganz müßig mit aufliegt, eine heilſame Strafe, und mag er ſich beim Anblicke der Leuchtenburg ſeiner Menſchlichkeit erinnern, daß er nicht auch einmal hinauf, ins Zuchthaus nämlich, kommt. Du wirſt zum Hofrath Loder gebracht werden, und ihm alles dasjenige ſagen, was ich auf dich ſchreibe, und dieſen würdigen Veteran bewegen, ſich zu uns zu bemühen, um unſerm genialen Freund ehebaldigſt zur Weiterreiſe zu verhelfen.“

Bald darauf erging an Georg der Befehl zum Rückwege nach Jena mit dem Briefe; Sutor wurde beordert, ſeinem kranken Herrn ſorglichſte Pflege angedeihen zu laſſen, und der Botanikus aufgefordert, im Geleite des gegendkundigen Maurermeiſters einen mineralogiſchen Ausflug nach den Baſaltbrüchen mitzumachen, wozu erſterer, dem die Zeit lang zu werden begann, mit Freuden willig war.

Mit großer Wißbegier wurden dieſe baſaltiſchen Geſteine, welche zum Theil in Säulenform zu Tage traten, indem ſie ein mächtiges Geſchiebe von Thonſchiefer durchſchnitten, in Augenſchein genommen, und es glaubte der eifrige Mineralog nach der Weiſe der Vulkaniſten ſeiner Zeit, ſogar einen Krater zu entdecken. Es konnte gar nicht fehlen, daß ſeine wiſſenſchaftliche Anſicht, im Bunde mit einer reichen Phantaſie, überall Spuren urweltlichen Feuers, und von Schmelzung und Zerſtörung der Geſteinmaſſen durch daſſelbe zu finden wußte.

Heimgekehrt, wurde der Kranke im Bett angetroffen, mit einem geſchwollenen Backen, auf welchen äußern Theil das Uebel ſich demnach zu werfen ſchien, und leidlich munter, ja recht geneigt, geiſt- und gemüthvoller Unterhaltung ſich hinzugeben, daher er denn auch die mitgebrachten Steinarten vor ſich hinlegte und hinſichtlich ihrer Beſtimmung nicht immer die Anſicht des Begleiters theilte. Auf dem Tiſche lag mancherlei Lectüre, namentlich Shakſpeare, und es wurde mit leſen des Hamlet, und ſprechen über denſelben ein guter Theil des Abends hingebracht, welche Unterhaltung freilich wieder für den Leidenden ſo aufregend war, daß er die gute Nacht nicht hatte, die der Freund ihm von Herzen wünſchte.

Am andern Tage kam der verſchriebene berühmte Arzt an und brachte noch einen jüngern Gefährten mit, und nach freundlichſter allſeitiger Begrüßung ließ Hofrath Loder ſich den Beginn des Leidens erzählen, fühlte des Kranken Puls und ließ ſich die Zunge zeigen, worauf er heiter ſprach: „Dieſer Jünger ſtirbt nicht. Es iſt ein kleines Erkältungsfieber, das ſchon im Abzuge begriffen. Keineswegs iſt der Tabaksrauch Urſache Ihres Uebels, mein Hochverehrter! Etwas Spiritus Mindereri mit Pimpinell Eſſenz oder auch Mixtura simplex werden bald den Normalzuſtand wieder herſtellen, nur bitte ich, einige Tage, wo nicht ganz das Bette, doch das Zimmer zu hüten!“

„Ei ſo wollt' ich!“ murrte der Mineralog durch die Zähne, doch ſo, daß es niemand vernahm, und knüpfte in Gedanken einen ſoldatiſchen Fluch daran, denn dem unruhigen, ſtets weiter ſtrebenden Manne wurde der unwillkommene Aufenthalt, obſchon er ſich in der geiſtreichſten Geſellſchaft befand, doch langweilig, und als er auf ſeinem Zimmer allein war, ſo ergriff er ein Buch und ſprach zu demſelben: „Du denkſt wohl auch, man könne bei leidlichem Wetter, wie wir es wieder haben, bei trinkbarem Wein und guter Koſt mit dir und deinesgleichen im Zimmer gut auskommen? Da irrſt du dich aber, mein liebes Buch, ganz gewaltig. Im Gegentheil, ich ſage dir, es iſt auf der Welt nichts ſo langweilig, als aufgehalten zu werden, wenn man vorwärts eilt, wenn man ein Ziel im Auge hat, und kann es nicht erlangen. Jajaja, es mag gute Leute geben, gute Leute, welche im Stande ſind, die Langeweile ſich mit dir und deinesgleichen zu vertreiben, ich aber gehöre nicht zu dieſen, ich nicht — ich hab' es ſchon ſatt. Mit den beſten Poeten zuſammen, und ſelbſt ein Stück Poet, iſt mir zu Muthe, wie einer friſchen Pflaume, die man in einem Backofen zur proſaiſchen Hutzel dörrt — wahrhaftig, ich fange an, vor Langeweile Runzeln zu bekommen.

O heilige Poeſie, huldreichſte aller Göttinnen, flieh nicht ganz von mir hinweg, laß mich nicht in den Teich der Proſa verſinken und ertrinken, der Proſa, die ſelbſt in meine Träume ſich drängt. Jenes gute Kind geſtern hatte von goldenen Dächern geträumt, ich aber träumte heute Nacht von einem finſtern Kuhſtall, in welchem es Mäuſe gab, viele Mäuſe, und höchſt proſaiſche Spinneweben. — Adieu, gutes Buch, gib dich zufrieden, daß ich nicht ſo ganz mit Dir zufrieden bin; ich muß jetzt mit dem alten Loder wieder hinaus nach den Baſaltbergen, in der Natur — nun da iſt doch noch Leben!“

„Lenkerin meines Thuns ſei du o weiſe Natur ſelbſt!“

Wie der Himmel ſich mählig klärte und endlich in wolkenloſer Bläue über dem Orlathale hing, war auch der Kranke völlig geneſen und beſtieg mit ſeinem Gefährten den Reiſewagen zu froher Weiterfahrt. Auf dem Rückſitze, gegenüber den beiden Herren, fand noch ein dritter ſeinen Platz, der junge Botaniker, der innerlich herzensfroh war, daß es endlich dem erſehnten Ziele näher ging. Es war ein herrlicher Morgen, faſt noch frühlingsfriſch zu nennen, die Wege zeigten ſich leidlich, dem Thonſchiefergebirge in ſeinen mannigfachen Schichten ward viele Aufmerkſamkeit geſchenkt und zwiſchen den beiden Mineralogen manche gelehrte Meinung ausgetauſcht. Lernbegierig lauſchte der junge Mann dieſen Geſprächen und verrieth in allem ein bildungsfähiges Talent. Die früher gefaßte Idee, in Schleiz jene freundlichen Huldinnen aufzuſuchen, die ſo anmuthig einige Tagesſtunden in Neuſtadt verſcherzen halfen, wurde aufgegeben, weil man beiderſeits die gezwungen verſäumte Zeit wieder einbringen wollte, und vorausſah, daß man nicht ſo leicht ohne langes, wenn noch ſo angenehmes verweilen weiter kommen werde, und man, während in jener Stadt die Pferde ihr Mittagsfutter einnahmen, doch auch einiger Ruhe und Erquickung bedürftig war. Auch war ja nahes und nächſtes Wiederſehen in Carlsbad zu hoffen. Dann ging es nicht ohne Aufenthalt durch weitausgedehnte Schieferberge über Höhen und durch Thale nach Gefell, und von da nach Hof. Der erwähnte Aufenthalt hatte aber in nichts anderem ſeinen Grund, als daß, ſo oft man an einer ſchönen, kräuterreichen Wieſe oder einer Waldesmatte vorbeikam, dem Kutſcher ein Halt zugerufen wurde und der Botaniker ausſteigen mußte, um blühende Pflanzen zu ſammeln, die dann im Wagen von ihm vorgezeigt wurden, wobei er nicht nur die deutſchen und Syſtemnamen nannte, ſondern auch die Kennzeichen, wodurch nächſtanverwandte Arten ſich unterſchieden, namhaft machte und beſchrieb. Dabei unterließ er nicht, am Wege liegende Gebirgsſteinarten ebenfalls aufzuheben, und nebſt ſeinen Pflanzen in den Wagen hineinzureichen, wo denn manches Stück näherer Betrachtung wie der Mitnahme werth befunden wurde. In der Nähe der Stadt Hof zeigte ſich ein mit Kalkpunkten vermiſchter Schiefer als ein feſtverwachſenes Conglomerat, welches man damals Mandelſtein nannte, und das, mehrere Lachter hoch zu Tage ſtehend, hübſche Felſen bildete.

Durch den Umſtand, der den Reiſewagen in ein fliegendes Naturalienkabinet voll todter Steine und lebender Pflanzen verwandelte, langten die Reiſenden erſt mit der erfriſchenden Abendkühle, als die Roſen des Weſthimmels matt verglühten, gegen neun Uhr Abends in Hof an, fanden dieſe gewerbreiche Stadt noch ziemlich lebendig, in einem guten Gaſthofe und zwar im Hirſch bei Herrn Laubmann, treffliches Nachtquartier, und am andern Morgen ſchon früh wimmelndes Wochenmarktleben.

In gleicher Weiſe ſetzte ſich bald nach dem Frühſtücke die Reiſe gleich ſehr unterhaltend wie belehrend weiter fort, immer näher dem Schooße des Gebirgsſtocks entgegen, immer mehr von Bergen und Waldungen umgeben; Quarze und Eiſenſteine, Glimmer und Spathe ließen ſich finden; von den Waldwieſen leuchteten die Blumenkronen der majeſtätiſchen Bergwohlverleih, Arnica montana, und hoben ſich auf ſtolzen Stengeln über die Prachtfülle der übrigen Blumen. Auch Granit wurde in der Nähe des Ortes Marktleuten zuerſt wahrgenommen, mit mancherlei Spathen und Quarzarten untermengt, buntfarbig und von kryſtalliniſchem Bruch. Im genannten Orte ward Mittagsraſt gehalten und neben herrlichen Waldforellen ein Bier von vortrefflicher Art genoſſen.

Nach dem Mahle ging die Reiſe allmählig immer mehr zur Höhe aufſteigenden Wegen weiter, die aber nur

Schieferformationen darboten, wogegen überall eine füllreiche Flora das Auge erfreute, und ſo wurde am Nachmittage Wunſiedel erreicht, das zwei bis drei Tage Raſtort bleiben ſollte, um von da aus Ausflüge in das Fichtelgebirge zu machen.

Bergeshöhe, Thalestiefe.

Ein freundlich zuvorkommender Wirth hatte die Gäſte empfangen, und als er deren Abſicht vernahm, das Fichtelgebirge mit ſeinen Naturproducten auf verſchiedenen Wanderungen kennen zu lernen, ſo begann er alsbald den der Stadt zunächſtliegenden Catharinenberg, mit einer Kirchenruine und ſchöner Ausſicht, anzupreiſen, und ſich zum Führer auf dieſe Höhe zu erbieten, ein Vorſchlag, welcher dankbare Annahme fand.

Man beſtieg dieſe Höhe und überſah die weite grüne Gebirgslandſchaft, die in goldenes Abendlicht ſich kleidend, vor den Blicken ausgebreitet lag. Als maleriſche Punkte erſchienen beſonders die Granitzacken der Lugsburg, und der Ort Sichersreut mit einigen neuen Gebäuden. Da man ſich nach dem langen ſitzen im Reiſewagen während eines heißen Junitages gern eine längere Bewegung auf eigenen Füßen in ſchöner Gebirgsnatur machen wollte, ſo ward der nahe liegende anlockende Ort beſucht, und aus einem dort befindlichen, von Alters her berühmten trefflichen Brunnen erquickte man ſich allſeits, und begann, an dem über den Ort ſich aufgipfelnden Berg, den die Trümmer der Luchs- oder Luxburg krönt, eine Strecke hinan zu klimmen. Hier zeigten ſich in maleriſchen Formen Hochwald und Felſentrümmer, Grotten und rauſchend abſtürzende Quellwaſſer. Die Felſen wuchſen, je höher man kam, zu Thürmen und phantaſtiſchen Rieſengebilden an, und indem der jüngere Gefährte raſtend vor einer Grotte dieſer felsreichen Waldwildniß ſtille ſtehen blieb, wenn die Begleiter ihm folgten, ſprach er, faſt mehr zu ſich ſelbſt, als zu ſeiner Umgebung, die bedeutenden Worte:

„Wie erhaben iſt das Walten des Geiſtes der Natur rings um uns ausgeprägt! Wer könnte hier nur mit kaltem ſtaunen ſtehen? Schauen wir nicht hier in die tiefe Bruſt der Natur wie in den Buſen eines Freundes? und in der eigenen Bruſt eröffnen ſich geheime tiefe Wunder!“

Mit einem ſeelenvollen, innig verehrenden Blick ſah der ältere Gefährte dem jüngeren ins Auge, drückte ihm warm und männlich feſt die Hand, wollte etwas ſagen, vermochte es aber nicht, weil eine heilige Ahnung ihm die zitternde Lippe ſchloß. —

Es war ziemlich ſpät Abends, als die Wanderer wieder in Wunſiedel eintrafen, wo ſie noch anordneten, daß am nächſten Morgen bei guter Zeit ein kundiger Bergmann und zwei Tagelöhner mit Körben ſich bereit halten ſollten, eine naturforſchende Gebirgswanderung mit zu machen.

Als der neue Reiſemorgen anbrach, und der ältere Herr in ſeiner gewohnten eigenthümlichen Weiſe, ſeine Gedanken gegen lebloſe Dinge auszuſprechen, bereits mit dem Meerſchaumkopfe, dem Tabak, dem Feuerzeug und dem Kaſten auf ſeinem Zimmer geſprochen hatte, ergriff er ſeinen Wanderſtab, hielt ihn vor ſich hin und ſagte: „Schade, jammerſchade, daß du nur ein Stock biſt! Trauter Stock, wenn du kein Stock wärſt, ſo würde es dir geſtern gegangen ſein, wie mir, du würdeſt eine mächtige Empfindung nicht haben unterdrücken können. Hätt' ihm gleich um den Hals fallen, hätt' ihn ſtürmiſch ans Herz preſſen und küſſen mögen, den Menſchen, den, mit ſeinen prometheiſchen Gedanken, aber er liebt das nicht. War mir doch, als kündete er vor den grünen Grotten Orakel, des delphiſchen Gottes jugendlicher, reinſter Prieſter. O Feuergeiſt! Was wird dieſer einzige Mann der Welt noch werden!“

„Und doch gibt es noch Stöcke, ſo hölzern wie du, mein lieber Bergſtock, die ihn nicht lieben, nicht einmal anerkennen wollen!“

„Jetzt komm, ich höre ihn drüben ſchon gemeſſen auf- und abſchreiten, und unten die Stimmen unſerer Begleiter. Glück auf zur Bergfahrt!“

Bald darauf kamen die Herren wandergerüſtet aus ihren Zimmern herunter, und der ältere grüßte mit wohlwollendſter Herzlichkeit den Bergmann und die Begleiter, den Botaniker und ſelbſt die Diener, denn in mit dem Jesusknaben! Wie herrlicher war die Glorie Deines Ruhmes, als jener holzgeſchnitzte Strahlenkranz, der Dich umgab! Deine rothglühende Ampel wurde genährt mit reinem Oel, und die Weihrauchwolke umwallte duftend Dein Heiligthum. Haſt Du die Beter gezählt, die da knieten vor Dir? Haſt Du die Thränen gezählt, die gefloſſen vor Dir? Tauſendmal tauſende waren es gewiß. Tauſendmal tauſende knieten im Laufe weniger Jahre vor den ſieben Altären im Grimmenthal voll Reue und Zerknirrſchung, voll Angſt und Pein, voll Hoffnung und Liebe, und alle zumal voll frommen, freudigen Glaubens. Und den Gläubigen wurde, was ſie baten, den Gläubigen lächelte die Maria, den Gläubigen that ſich der von Meiſter Paul gemalte Himmel des Tempels auf, und ließ ſie ſchauen in den ewigen Himmel, da Gott wohnt, und ließ ſie erblicken die heilige Zion, ohne Tempel, wie der Seher der Offenbarung ſie erblickte. Farbenprangende Altarzier, kunſtreiches Bildwerk, wie viele Tauſende beſchauten mit Luſt Deine tief deutſamen Geheimniſſe? Fleckenloſe Maria! Phönix Maria! Strahguter Stimmung pflegte ſein Temperament und ſein ganzes Weſen in ſolcher Art ſich offen darzulegen, daß es ihm alle Herzen gewann, und beſonders die des ſchlichten Volkes, des Waldbewohners, Bergmannes und Köhlers.

Dem geſchlängelten Laufe der Röſla entgegen, durch ein mit Hammer- und Mühlwerken belebtes und gut angebautes Thal wandernd, wurde manche Pflanze näherer Betrachtung unterworfen, und dann da und dort zu Tage ſtehendem Geſtein Aufmerkſamkeit geſchenkt. Von Seiten des jüngeren Reiſenden geſchah dieſes mit allem Ernſt eines Naturforſchers. Ueberall, wo anſehnliche Geſteinmaſſen ſich nackt aus dem Schooße der Erde an das Licht gehoben zeigten, ſetzte jener einen Compas an, und beobachtete Richtung, Neigung und Oscillation der Magnetnadel. Von größeren Stücken mußte der Bergmann mit Hammer und Meißel kunſtgerecht gute, ausgeſprochene Exemplare abſchlagen, oder auch zerſtreut umherliegende Stücke verkleinern, um Bruch und Gefüge friſch, ohne Staub, Abwaſchung und Verwitterung zu erblicken. Was des mitnehmens werth befunden ward, wurde in Moos gebettet den Tragkörben der Taglöhner einverleibt.

Dem begleitenden Botaniker gewährte es eine große Freude, im Gefolge dieſer gelehrten Mineralogen zu ſein, und die Bemerkungen zu vernehmen, die über die vorkommenden Fundſtücke gemacht und gegenſeitig ausgetauſcht wurden. Dabei entging dem jungen aufmerkſamen Manne nicht die Wahrnehmung großer Verſchiedenheit im verhalten beider gegen die untergeordneten und dienſtbaren Leute. Der ältere Herr legte ungemein viele natürliche Güte, die man in jener Zeit wohl Herablaſſung genannt haben würde, an den Tag, unterhielt ſich lebhaft mit dieſen Leuten, befragte ſie über ihre Verhältniſſe, und ſuchte auch ihnen in einer ihnen verſtändlichen Weiſe Belehrung angedeihen zu laſſen. Der Jüngere aber zeigte ſich von ziemlicher Zurückhaltung, und es kam wohl vor, daß er, wenn er bemerkte, daß die Leute die Steine nicht mit Geſchick anfaßten und einpackten, wohl gar ein abbröckeln veranlaßten, nicht zu ihnen ſelbſt berichtigend oder belehrend ſprach, ſondern zu ſeinem Diener: „Tutor! habe Acht, daß dieſe Männer das einpacken ordentlich und nicht verkehrt beſorgen, und daß deines Herrn Befehle genau und pünktlichſt vollzogen werden.“ — Mit gar großer Sorgſamkeit wurde alles und jedes, auch das ſcheinbar minder bedeutende gepackt und gelegt, um ſpäter eine Sammlung zu zieren, welche man für würdig hielt, ein Nationalgut des deutſchen Vaterlandes zu werden und nur zu bedauern hat, daß ſie dieß zur Zeit noch nicht geworden iſt.

Ueber friſch bethaute Wieſen bald, bald durch dichte Fichtenwaldung, um welche weißlich-grauer Nebel halbdurchſichtige Flöre wob, ſchritten die frühen Wanderer mählig zur Höhe des Schneeberges hinan und beſichtigten dort eine ſogenannte Zinnwäſche. Der Inſpector zeigte ſich als ein eben ſo gefälliger wie unterrichteter Mann und nahm die Beſuchenden mit großer Freundlichkeit auf. Er zeigte bereitwillig alle Verrichtungen und Kunſtgriffe, welche angewendet werden müſſen, um die Zinngraupen zu gewinnen, ließ für die Beſuchenden aus dem Thon etwas Zinn auswaſchen, oder nach dem hüttenmänniſchen Ausdrucke ſichern, und führte jene auch in ſeine Wohnung ein, die zwar nur ein hölzernes, aber innen ſehr ſauber und bequem eingerichtetes Haus bildete, welches ſich den vom dreiſtündigen Marſche doch ein wenig ermüdeten als ein willkommener Ort der Raſt bot, wo ſich aus mitgebrachten Speiſen und Wein ein frugales Mittagsmahl einnehmen ließ. Als nun nach demſelben der kundige und einſichtsvolle Inſpector in dieſem Waldhauſe verſchiedene Schränke aufzuſchließen begann, und in dieſen, geſondert in zahlreichen einzelnen Schiebekäſten, die Mineralien des ganzen Fichtelgebirgs als eine wohlgeordnete Sammlung zur Schau darbot, da nahm der jüngere Herr mit ernſter Freundlichkeit das Wort, indem er zum Inſpector ſprach: „Ganz unerwartet ſehen wir uns hier durch Sie, mein Beſter, mächtig gefördert, indem Sie jetzt uns überſichtlich beiſammen alles das zeigen, was wir vereinzelt und nicht ohne Mühe erſt aufſuchen, und zu deſſen richtiger Beſtimmung Kenntniß und Scharfſinn anwenden müſſen.“ Der Inſpector nannte nun, als ein wohlbewanderter Geognoſt und Metallurg, alle mineraliſchen und metalliſchen Produkte ſeines Gebirges, beklagte die Abnahme nutzbarer Metalle und das erliegen des Bergbaues, nicht ohne Hinweiſe auf den früheren Reichthum, den die Phantaſie des Bergvölkchens noch fabel- und ſagenhaft vergrößerte. In dieſer Beziehung ward der Erbauung des Spitales zu Wunſiedel gedacht, welche ein Bürger bewirkte, der eine des metallſuchens und der Alchymie hochkundige Walin oder Venetianerin ſich zum Lieb gewonnen, und die ihm namenloſen Reichthum verſchaffte. So wurde ferner eines in den Trümmern der Lugsburg vergrabenen Schatzes gedacht, in einem kupferen Keſſel voll Edelgeſteine, gemünzten Goldes und Silbers, nebſt einer Krone, und das alles gab Anlaß zu heiterem Wechſelgeſpräche mit mancher ſinnigen und poeſievollen Bemerkung, bis man, nachdem die Tageshitze ſich in etwas gelegt, gegen vier Uhr Nachmittags von dem freundlichen Hüttenmanne mit Dank und Lebewohl ſchied, und weiter wandelnd noch mancherlei ſchätzbaren Naturerzeugniſſen ſammelnden Eifer und rüſtige Spürkraft zulenkte.

Die Wanderer wendeten ſich zunächſt dem Gipfel des Ochſenkopf zu, und gelangten zur Weißmannsleite und Weißmannsquelle, eigentlich Weißmainsquelle oder den Fürſtenbrunnen, deren kryſtallklares Naß zum erquickenden Tranke geſchöpft ward. Der jüngere Reiſende ſtand ſinnend und eigenthümlich bewegt an die dem hohen Ort und richtete an den älteren Gefährten dieſe Worte: „Siehe, mein Lieber, da ſtehen wir nun an der Quelle eines großen und ſegenreichen Stromes, der hier aus waldigem Gelände in ſchmaler Rinne zu Thale rollt. Drunten im Grunde ſchon beginnt er friſch-thätiges Leben und prüft an manchem Mühlwerke ſeine jugendliche Kraft. Andere Zuſtrömungen in ſich aufnehmend, verbreitet er überall Nutzen und Wohlgedeihen; bald beginnt er Kähne zu tragen, dann Flöße, dann Schiffe, wird die Lebenspulsader des von Gott und der Kirche geſegneten Frankenlandes, und endlich ſieht er meine geliebte Vaterſtadt ſich in ſeinem Wellenſchooße ſpiegeln. So möge dieſe kleine Welle, die über meine Hand ich rinnen laſſe, ihr unſere Grüße zurauſchen!“ Zugleich mit dieſen Worten pflückte der Sprechende einige Waldblumen von zarteſter Form, weißblühend und gar lieblich anzuſehen, und warf ſie in das Rinnſal der ſtarken Quelle, worauf er ſich zum jungen Begleiter wandte, fragend: „Wie heißt dieſes niedliche Pflänzchen?“

„Trientalis europaea, gnädiger Herr, zu deutſch: Schirmkraut!“ lautete die Antwort, und der ältere Begleiter traf ſogleich Anſtalt, dieſen Namen aufzuzeichnen, indem er vor ſich hinflüſterte: „Schön, ganz recht: Tridentaria europaea.“ Da der Botanikus dieſes Flüſtern nicht vernahm, ſo konnte er den Irrthum nicht berichtigen, daher es denn gekommen, daß ein wunderlicher, gar nicht vorhandener botaniſcher Name nach Jahren in einer kurzen und flüchtigen Aufzeichnung dieſer Gebirgsreiſe, welche Aufzeichnung auch den Schneeberg in einen Seeberg umgewandelt erſcheinen läßt, gedruckt zur Erſcheinung kam.

Von der Höhe des Ochſenkopfes blickten die Bergwanderer auf die hochragenden Gipfel nachbarlicher Berge, die hohe Heide, den Schneeberg, Nußhart, die Farnleiten, den Todtenkopf, vier kleinere Köpfe und die hohe Matte, die im großartigen Halbkreis ſich aneinander reihten, hinab auf den im abendlichen Frieden liegenden Gewerbsort Biſchofsgrün. Gegenüber der erwähnten Bergkette war wieder Ausſicht über fränkiſches Land frei, und den Horizont umzogen drohende Wetterwolken, in denen man bereits grelle Blitze zucken ſah, welche mahnten, den Heimweg anzutreten.

Von den groteſk geformten Felſen des Ochſenkopfgipfels ſich trennend, ſtiegen die Reiſenden mit ihrer Begleitung und allen geſammelten Funden auf der Waſſerſcheide zwiſchen Main und Nab nieder. Da erblickten ſie auf einer nur wenig tiefer liegenden Bergwieſe einen großen purpurrothen Fleck, der, zufällig von der Sonne angeſtrahlt, glänzend leuchtete.

„Was mag das dort drunten ſein?“ fragte, ſtillſtehend und hinabzeigend, der jüngere Herr. „Dieß iſt ein mir zur Zeit noch unerklärbares Phänomen, das wir nicht unerforſcht laſſen dürfen!“

Man fand die Stelle, der man ſich näherte, ſehr umpfig, ganz mit Torfmoos überpolſtert, und zwiſchen ieſem hatte ſich eine Pflanze in überreicher Menge an- eſiedelt, welche der Botanikus pflückte, und ſie Dro- era rotundifolia, rundblätterigen Sonnenthau — nannte.

„Ein Purpurteppich gelegt auf den grünen Boden er Bergwieſe!“ rief der ältere Begleiter, der jüngere ber betrachtete ſchweigend die Pflanze, rothgeſtielte, ffelförmig ausgehöhlte, mit rothen Drüſenhaaren dicht eſetzte und befranzte Wurzelblätter, in deren Höhlung hautropfen glitzerten.

Die zarten Blumenſchafte erhoben ſich aufrecht mit einen weißlichen Blüthentrauben. In ſeiner ange- öhnten Weiſe ſprach der Botanikus, nachdem er den amen genannt: „In Apotheken heißt dies kleine raut Ros solis, oder Herba Rorellae, es färbt Flüſ- gkeiten roth und macht die Milch gerinnen. Den chafen iſt es ſchädlich.“

„Ros solis! Schön, ſchön!“ rief der ältere Herr! Da erfahren wir ja mit einem Male den Urſprungs- amen eines wohlſchmeckenden Likörs, des bekannten oſſoli, der uns auf Feldzügen nicht üble Dienſte eleiſtet!“

Der jüngere lächelte mild zu dieſen, dort ſtecke- ten, hier ſpintiſirten Aufſchlüſſen, und indem er ein

Exemplar des Pflänzchens in ſeiner vollen Schönheit vor ſich hinhielt, ſprach er:

„Kleines Kraut, kleines Kraut,
Immer ſtehſt du bethaut,
Empor zur Sonne blickend.
Ein Thränenkelch iſt jedes Blatt,
So dich bedacht Allmutter hat,
Dich ſchmückend und erquickend.“

Die Sumpfſtellen zierten auch noch andere, den Torfmooren eigene Pflanzen, Moosbeeren und kleines Strauchwerk, und von jedem wurden Exemplare mit hinweg genommen. Der fernere Hinabweg führte durch einen von hohen Felſenmauern gebildeten ſchauerlichen Engpaß, bis eine freie, baumloſe Waldesmatte erreicht ward, die in einer überraſchend reichen Blumenfülle prangte. Auch hier war es wieder die herrliche Arnica, die äußerſt häufig in voller Blüthenpracht ſich zeigte, ſo daß der jüngere Reiſende ausrief: „Habe ich doch noch niemals eine einzelne Pflanze ſo herrſchend, ja wüthend erblickt, wie hier dieſe Arnica montana, die wie ein königlicher Stamm über alles übrige, was neben ihrem Geſchlechte blüht, zur Höhe ſtrebt, und durch edle Geſtaltung einerſeits, andererſeits durch innere Güte und Segenskraft des angeſtrebten Vorranges würdig iſt, denn unſer junger Botanikus hat uns ſchon unlängſt geſagt, daß die Arnica eines der edelſten Heilkräuter, ja vielleicht die wichtigſte, heilſamſte deutſche Arzneipflanze neben Flieder, Chamille und Bal

an ſei. Wir können an der Armen ganz beſonders
Wahrnehmung in die Augen fallend erblicken, wie
e Pflanze ihre Gelegenheit ſucht, und wie ſie eine
ge fordert, wo ſie in Fülle und Freiheit erſcheinen
nn.“ —

Von dieſem freien Blumenreviere führte ein ſchma-
Pfad wieder in und durch dichte Waldung, durch
ren gedrängte Laubwölbungen nur einzelne Sonnen-
ahlen Bahn fanden. Aus dieſem prächtigen Waldes-
unkel tretend, ſah man ſich einer Bergſchlucht gegen-
er, wo eine majeſtätiſche Felswand ſich faſt ſenkrecht
gipfelte, welche zweifelhaft ließ, ob ſie mit ihren
ch an ihr empor aufrankenden Ephengeſchlingen ein
erk der Natur oder die Mauer eines einſtigen rieſigen
lſenſchloſſes?

Da zeigten ſich Klüfte wie halbverfallene Thore
nd Kellereingänge, dort ſcheinbare Säulenreſte, dort
wölbte Fenſterbogen, glatte, gigantiſche Granittafeln
d mächtige Geſchiebe. Man ſtand vor dem groß-
tigen Felſenlabyrinth des Nußbart oder Nuſſer,
he dem Schneeberggipfel, und ſtaunte daſſelbe be-
undernd an.

Schweigend ſtanden einige Minuten lang die Rei-
nden, dann winkte der jüngere ſeinem Diener, for-
rte ſeine Zeichnenmappe, und wählte eine geeignete,
ohe, mit Raſen bedeckte Stelle zum Sitze, während
r ältere zu ſeiner Umgebung ſprach: „Wir wollen

den Zeichnenmeiſter in ſeinem Geſchäfte nicht ſtören, ſondern einſtweilen in der nahen Umgebung ferneren Funden nachſtreben.“

Der Sprecher, deſſen Diener und der Botaniker verloren ſich in die Waldung, der Bergmann und die Taglöhner gruppirten ſich nebſt Sutor in den Vorgrund der Granitfelsmaſſen, und dienten ſo dem Zeichner zu lebendiger Staffage.

Dieſer ſelbſt ſaß, vom Abendlicht umfloſſen, in ſchöner, befriedigter Stimmung, ſinnig ſchauend, ſchaffend thätig, in dieſem Heiligthume der Natur und durch ſeine Seele zogen große und klare Gedanken.

Nach den Heilquellen.

Im tiefen Waldesdickigt ſtießen die Botaniker auf eine, bisher noch nicht begegnete Pflanze, welche faſt herzförmige, gezähnelte Blätter zeigte, mit gipfel- und ſeitenſtändigen Blüthentrauben. Der junge Botanicus nannte dieſe Pflanze Circaea lutetiana, Hexenkraut, und unterließ nicht, anzuführen, daß trotz des ſchlimmen Namens, den ihr die Menſchen verliehen, die Bienen aus der Blume Honig gewinnen, ſowie, daß die Wurzel eine gelbe Farbe gebe.

„Hexenkraut, Hexenkraut?“ wiederholte in fragendem Tone der Begleiter: „Was hat dies hübſche unſchuldige Kraut mit den Hexen gemein?“

lender Meerſtern! Adler und Löwe! Poſaunender Engel! Ewig offene Himmelspforte, wer vermochte euch richtig zu faſſen, klar zu deuten? Immer in heiligmyſtiſche Schleier hüllt ſich das Ueberſinnliche, immer in die magiſche Dämmerung, hinter den Wolkenvorhang der Nacht ſtellen ſeine Prieſter das Götterbild.

Immer neue Wunder wirkte die ſelige Maria zum Grimmenthal. Nicht mehr mit der Heilung der Lahmen, der Tauben und Blinden begnügte ſich die Wunderthätige, nicht damit, daß ſie den Leproſen, den mit dem perſiſchen Feuer Behafteten Geneſung wiedergab, ſie ſchenkte ſie auch denen, die vielleicht jahrelang auf dem Siechbett gelegen hatten; die Gichtbrüchigen, die unheilbar Epileptiſchen ſtellte ſie wieder her, und jene, die mit der wunderſamſten aller Krankheiten, dem Veitstanz, befallen waren. Und damit ſie den Glauben ſteigere und ihren Ruhm gegen andere wetteifernde Wunderbilder behaupte, ſo ließ es Gott auf ihre Fürbitte geſchehen, daß ſich Schußwunden ſchloſſen, wenn die Geſchoſſenen vor dem Bilde anbeteten, daß ſich

„Es heißt auch Irrkraut und Wirrkraut" — belehrte der Botanikus. „Wer darauf tritt, ſoll Pfad und richtigen Weg verlieren. Linné gab ihm den Namen von der Zauberin Circe, und der berühmte Boerhave wollte in den hakenförmigen Samenkörnern die Urſache des Volksglaubens erblicken, weil dieſe die Gewänder an ſich ziehen. Die Alten hingegen nannten den Alraun, die Mandragora, Circaea."

„Jajaja — es mag wohl vielen Kräuteraberglauben geben, mein Guter!" gab der Reiſende zu. „Anziehung und Abneigung, Sympathie und Antipathie geben ſich kund im Leben der Pflanzen, wie in dem der Menſchen. Darin blicken auch die gelehrteſten Forſcher noch lange nicht klar genug; das warum des anziehens und abſtoßens bleibt Naturgeheimniß. Ein Gartenfreund zum Beiſpiel liebt den Buxbaum, und faßt alle ſeine Rabattenbeete damit zierlich ein, ein anderer kann denſelben Strauch nicht ohne widerwärtige Empfindung riechen. So geht es mit den Gerüchen des Juniperus Sabina, der Berberisblüthe und vieler anderen."

Nach einigen Kreuz- und Quergängen in der Tiefe und in den Schlüften und Klüften des Felſenlabyrinthes wurde die Matte wieder erreicht, wo der Zeichner ſein Werk vollendet und eine naturgetreue Skizze der maleriſchen Felſengebilde auf das Papier gezaubert hatte. Eben erhob er ſich und ſagte:

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50160-9
BECHSTEIN,L. FN. 03124/019

„Der Abend naht, es wird Zeit zur Rückkehr; in der Stadt wollen wir alles ordnen und nochmals vergleichen und näher unterſuchen. Wir werden uns ſputen müſſen!“

Im Weitergehen und während auf der Seite, wo das Gewitter nicht drohte, abendliche Gluth verklärend die Bergeshäupter umfloß, entdeckte der junge Botaniker an feuchter Stelle unter Büſchen abermals eine Pflanze, die ihm bisher noch nicht begegnet war, und rief freudig aus: „Ah! ein ſpätblühendes Exemplar des Allium ursinum.“ enthob das gefundene Exemplar mittelſt des Spatels ſehr ſchnell dem Boden und reichte es dem jüngeren Herrn zur Betrachtung dar, indem er der Namennennung hinzufügte: „Bärenlauch, dreikantiger Stengel, an der Baſis mit länglichflachen Blättchen beſetzt.“

Der junge Naturforſcher hatte kaum die Pflanze ſeinem blühenden Geſichte genähert, als er unwillkürlich zuſammenſchauderte; im Nu warf er ſie raſch zur Erde, wurde feuerroth und ſchritt haſtig von jener Stelle hinweg, ohne ein Wort zu ſagen. Ganz erſchrocken und betreten ſtand der Botanikus und ſah jenem nach, der Begleiter aber lachte ziemlich laut und ſprach zu dem Erſchreckten: „Dem darfſt du ja keine Pflanze bringen, welche nach Knoblauch, Wanzen, Tabak oder ſonſtigem ihm widrigen riecht, salva venia ſtinkt — ſonſt kommſt du um ſeine ſchätzbare Gunſt. Dieſes ſchreibe dir hin ſere Ohr! Was ſagte ich vorhin von der Sympathie und Antipathie?“

Es wurde nun der zunächſt zur Stadt führende Weg eingeſchlagen und raſch verfolgt. In ſichtbarer Verſtimmung ging der junge Herr ſchweigend voraus, der ältere folgte ihm und murmelte vor ſich hin: „Na, na, nur kein Fieber mit Aufenthalt wieder, wie in Neuſtadt! Iſt das eine reizbare Natur, die mit aller Energie ſich gewaltſam gegen alles auflehnt, was ihr gemein erſcheint. Und am Ende hat ſie doch vollkommen Recht, dieſe Natur. Sie thut nichts, als daß ſie das ihr widerſtrebende abwehrt und entſchieden von ſich weiſt. Nun, werden ja ſehen, ob die Wirkung des diesmaligen unabſichtlichen Aufdringens des widerlichen von nachhaltiger Wirkung iſt, wäre aber nicht gut, in der That, nicht gut, wäre Zeit, ans Ziel zu gelangen!“

Ein ganz glücklicher Umſtand fügte es, daß des ältern Begleiters ſo eben leiſe und für ſich ausgeſprochene Befürchtung nicht in Erfüllung ging. Es war an dieſem Tag eine nach Karlsbad reiſende Geſellſchaft, ein Herr und zwei Damen, in demſelben Gaſthauſe, das die Gefährten bewohnten, eingekehrt. Dieſe hatten, indem ſie ſich mit minder guten Zimmern begnügen mußten, weil die beſten durch jene bereits beſetzt waren, erfahren, Wer es ſei, der ſie inne hatte, und voll Freude ſogleich den Plan gefaßt, die willkommene

Gelegenheit zu benutzen, der Herren perſönliche Bekanntſchaft zu erneuen, ihnen, beſonders dem jüngeren, ihre Verehrung kund zu geben, und folglich ihre Reiſe um einen Tag aufzuſchieben.

So geſchah die Vorſtellung dieſer Fremden durch ſich ſelbſt in einer ſo rückſichtsvollen, feinen und edeln Weiſe, und die Begrüßung des gefeierten Mannes war ſo freundlicher, ja von vorn herein herzlicher Art, daß ſie auf ſein etwas verſtimmtes Gemüth die erfreulichſte Wirkung äußerte, denn er zeigte ſich auf das angenehmſte überraſcht und gleichſam neu belebt; ſein Mißmuth verſchwand plötzlich und verwandelte ſich in heitere und frohmüthige Laune.

Der Mann, ſeine junge Gemahlin und die liebliche jugendliche Begleiterin wurden von ihm alsbald lebhaft unterhalten, indem er ihnen den heute durchlebten Reiſetag mit allen ſeinen Mühen, Beobachtungen und Funden ſchilderte, die wilde Romantik der erhabenen Gebirgsnatur ihnen anpries, und endlich auch ſeine Zeichnung jener rieſigen und phantaſtiſchen Felſengruppe verwies.

So viele Liebenswürdigkeit und Geneigtheit, nicht nur von anderen Verehrung und Liebe zu empfangen, ſondern dieſe auch gern und willig zu erwiedern, wo ſie ihm aufrichtig und unverſtellt entgegenkam, gewannen dem hochbegabten Reiſenden ſchnell die Herzen, die nicht ſein berühmter Name, nicht ſein Rang und ſeine

Stellung, nicht die ihm zu Theil werdende verdiente Gunſt, — nein nur ſein Selbſt, ſein innerſtes Weſen, das Güte, Klarheit und Seelenſchönheit ausſtrahlte, ihm zulenkte und dauernd zu eigen gab.

Die Geſpräche der Herrſchaften wandten ſich von der Naturwiſſenſchaft bald auch auf Kunſt, Aeſthetik und Poeſie, und die Reiſenden nahmen mit Freude wahr, daß die Fremden, die ſich ihnen genaht, in hoher Ausbildung des Geiſtes nichts zu wünſchen übrig ließen, beſonders war es aber die Jungfrau, die lebhaft, munter, neckeluſtig und doch ſinnig die Seele jenes reiſenden Kleeblattes war, und ihre körperliche, wie ihre geiſtige Anmuth machten einen nachhaltigen Eindruck auf den Dichter, der nicht minder ein Kundiger im Gebiete der Herzen, inſonderheit der Frauenherzen, war, als in jenem der Pflanzen, Steine und Metalle.

Auch die Abendmahlzeit wurde in Gemeinſchaft eingenommen, und dem treuen Botaniker, der ſich ſo förderlich erwieſen, der Vorzug gegönnt, am Tiſch ebenfalls ſeinen Platz zu finden, obſchon er dadurch in einige Verlegenheit kam und eine ziemlich ſtumme Rolle ſpielte.

Am nächſten Tage ſetzten die drei neuen Bekannten nach gemeinſchaftlich eingenommenem Frühſtücke, das der edelſte Geiſt belebte, ihre Reiſe nach Carlsbad fort, wo alle die Stunde frohen Wiederſehens zu feiern hofften. Die Jungfrau ſchied mit innigem Gefühle von dem Dichter, dem ſie keine Worte zu geben vermochte, aber ihr ganzes Sein war in die Strahlen ſeines Geiſtes und ſeiner Herrlichkeit getaucht, die ſie unſichtbar umfloſſen wie eine ätheriſche Glorie.

Der Dichter ſah ſeinerſeits dieſer Scheidenden beſonders ſinnend nach; Geſtalten, holde Mädchengeſtalten traten in dem Spiegel der Vergangenheit vor ſein inneres Auge, und er flüſterte gefühlbewegt: „Gretchen — Lili — Friederike — o wie lieblich und anmuthvoll iſt dieſe — neue Schweſter — der ſeelenvollſten Neigung werth.“ —

Da der folgende Tag die körperliche Anſtrengung durch die Bergwanderung mehr fühlen ließ, als der vorige, an welchem bis zur Stunde des ſchlafengehens der Geiſt durch die angenehmſte Aufregung in Spannung gehalten wurde, und zugleich die Gewitter, die am weſtlichen Horizonte ſich drohend gezeigt, in der Nacht über die Bergeshäupter herüber nach Oſten ſich gezogen hatten, und ſich früh genug in grellen Blitzen und mächtig lange nachrollenden Donnern kund gaben, ſo ward der Tag zu einem Ruhetage beſtimmt, an welchem der Botanikus alle ſeine geſammelten Pflanzen in zahlreichen und wohlerhaltenen Exemplaren kunſtgerecht einlegen und preſſen ſollte, die Herren aber ſich mit den Mineralien, deren Sonderung und Verpackung beſchäftigen wollten. Es war nicht die Abſicht, die-

Steine, deren Menge nicht gering war, mit nach Carlsbad zu nehmen, ſondern ſie in Kiſten zu packen und nach Jena zu ſenden.

Bei dieſem Einpacken hatte der junge Botaniker für ſich und im Stillen die Bemerkung zu machen, wie namentlich des jungen Herrn rüſtiges und raſtloſes Beſtreben, alle Naturkörper aufmerkſam zu unterſuchen und durch eigene Anſchauung, die ſich denn auch keine Mühe, keine körperliche Anſtrengung verdrießen ließ und kein Opfer ſcheute, ſelbſt mit der Verpackung der Geſteine im Einklange ſtand. Es war eine Freude, zu ſehen, wie er die Form jedes Einzelſtückes von allen Seiten betrachtete, dann in weiches Papier es einſchlagend, eines nach dem andern mit größter Vorſicht ſo in die Kiſten einlegte, daß keines der andern Ecken während des Transportes abſchleifen oder abreiben konnte.

Ueber dieſen Geſchäften ging der gewitterhafte Regentag ſchnell, angenehm und belehrend hin, und für den folgenden wurde wieder ein botaniſcher Ausflug nach der minder fernen Umgebung beſchloſſen, da bei der erſten flüchtigen Annäherung an deren Felſengruppen man nur allgemeiner Betrachtung ſich hingegeben hatte. Es wurde für dieſen Ausflug nur ein Tagelöhner, der in einem Korbe Speiſen und Wein zu tragen hatte, beſtellt.

Als der Morgen kam, war dieſer nichts weniger als hell und heiter, und gerade ſo fand er den ältern

Herrn auf deſſen Zimmer beim Morgentranke, den er gewohnt war, ziemlich zeitig und von ſtarkem rauchen begleitet, einzunehmen.

„Sage mir nur, du dickbauchige braune Kaffeekanne,“ redete er das freundliche Geräth an: „wie lange unſere Liebſchaft mit einander noch dauern wird? Weißt du, daß ich die größte Sehnſucht habe, dir untreu zu werden trotz deiner Wärme und Hingebung? Es wird mir hier zu eng im Schloß, wie Bürger ſingt: ich muß, ich muß ins Weite! Den ganzen Tag Steine einpacken iſt nicht mein Vergnügen. Nun haben wir zwar auch geſtern die Zeugfabrik des Herrn Brandenburg und ſeinen Garten beſucht und beſehen, auch den Thurm beſtiegen, aber der Regen verdarb alle Ausſicht. Sieh', liebe Kaffeekanne, deßhalb habe ich eine ſtille Sehnſucht, bald abzufahren und Abſchied von dir zu nehmen. Ich bin nicht ruhig — werde wohl nie ruhig werden. Ich bin nicht innerlich befriedigt, darum nicht zufrieden, nicht mit der Welt, nicht mit mir ſelbſt, das iſt ein Unglück, davon du freilich keinen Begriff haſt. Selbſt Wiſſenſchaft, Natur und Poeſie geben mir nicht den Frieden, den mein Inneres ſo ſchmerzlich vermißt. In einem unbeſtimmten Sehnen verzehre ich mich! Ich bin nicht ſo glücklich organiſirt, wie mein Gefährte. Er beſiegt leicht jede Verſtimmung des Gemüths, in mir frißt jede nachhaltig fort. Er mit ſeiner Wiſſenſchaft und mit ſeiner Poeſie iſt prädeſtinirt, höchſtes Alter zu erreichen, und als ein glücklicher zu leben wie zu ſterben.“ —

„Geſtern Abend las er mir vor — Du warſt ja in der Eigenſchaft einer Theekanne dabei, liebe Kaffeekanne, und haſt alles mit angehört. Schade, daß Du nicht mitempfinden konnteſt, was ich empfand. Er hat das fünfte Buch dieſes ſeines Meiſterwerkes abgeſchloſſen, und bedeutſam klingen mir, ja — mir im Innern die Worte des Schlußgedichtes nach:

„Ein Jeder ſucht im Arm des Freundes Ruh',
Dort kann die Bruſt in Klagen ſich ergießen;
Allein ein Schwur drückt mir die Lippen zu,
Und nur ein Gott vermag ſie aufzuſchließen.“ —

„So blickt er tief in die Seelen hinein, wie aus meinem Herzen heraus ſind dieſe Worte geſchrieben.“

„Vater! Vater!“ —

Da die ſtarken Gewitter die Wege für Fußgänger ſehr übel gemacht hatten, und auch den Pferden Bewegung nöthig war, ſo wurde dem Kutſcher befohlen, anzuſpannen, um nach der Luxburg zu fahren, mindeſtens ſo weit, als dies möglich war. Der Taglöhner wurde befehligt, den nächſtführenden Fußweg einzuſchlagen, und der Wagen fuhr, während ſich abermals ein Gewitterregen ergoß, nach Alexandersbad, wohin er von Wunſiedel aus innerhalb einer halben Stunde die Reiſenden ſammt ihrem kleinen Gefolge brachte. Man fand hier ein Bad erſt im Werden, angelegt durch die Fürſorge des regierenden Markgrafen Chri-

Ertrunkene wieder belebten, wenn ſie nach Grimmenthal gebracht wurden. Solche Wunder thaten wieder Wunder, und erweckten unglaublichen Glauben. —

Es nahte wieder der Frühling mit ſeinem Zauberſtabe der Verjüngung, ſchlug die lebendigen Quellen aus dem ſtarren Geſtein, und lockte mit Sonnenſtrahlen und Lerchenliedern und mit dem warmen Odem ſeiner Liebe die ſproſſende Blumen- und Blätterfülle an das heitre Licht des Daſeyns. Obſchon es nur erſt März war, ſo wollte doch in dieſem Jahre der Lenz ein rechter Frühling ſeyn und früh kommen, und ſo kam er zeitig hinter ſeinen Herolden, den klappernden Störchen her, von denen einer auf dem Maßfelder Schloß von der höchſten Zinne eines Mauerthurmes wie von einem Luginsland kecklich thalauf- und thalabwärts ſchaute. Da lockte der warme Märzſonnenſchein die Veilchen aus dem Grün der Knospen und die Menſchen aus dem Grau ihrer kalten Häuſer, es füllten ſich wieder die Wege mit Wanderern, und ſo blieb auch der Grimmenthaler Wallfahrtsweg, der von Meinin ſtian Friedrich Carl Alexander zu Anſpach und Baireuth, das durch begünſtigte Lage in einem kleinen Thal an den Abhängen der Luxburg und bei geſunder Gebirgsluft manche Reize zu entfalten verſprach. Man baute an einem Brunnenbaue aus Granitquadern, neugepflanzte vierfache Baumreihen leiteten zur ſteinernen Einfaſſung der Quelle herab, und der Plan, den ein zufälliger Baumeiſter den Fremden vorzeigte, ließ in einem Halbzirkel die Grundriſſe kleinerer, in gutem Geſchmack aufzuführender Bauten erblicken, deren Beſtimmung war, als Badezimmer, Bademeiſterwohnung, Tanzſaal und dergleichen zu dienen.

„Solches werdende zu erblicken,“ äußerte der jüngere Fremde, indem er mit verbindlicher Neigung den Plan in die Hände des Baumeiſters zurückgab: „iſt immer belebend und anregend. Bauen iſt eine der edelſten Freuden, denn das ſchaffen und geſtaltenwollen in uns iſt ja ein Theil des Ebenbildes der Gottheit, nach welcher der Menſch innerlich, geiſtig geformt ward. Wie viele Frohe werden einſt dieſen Heilort beleben, wie viele werden dem Quell Geneſung danken! Was ſich unſerm Blicke jetzt noch als halbe Wildniß darſtellt, wird einſt ein heiteres Bild des Sieges der Cultur über das unerſprießliche der rohen Natur gewähren.“

Dieſes prophetiſche Wort hat ſich im Laufe der Zeit am Alexandersbade herrlich bewährt — jetzt aber wurde vom Bade aus hinauf zur Burghöhe nur ein höchſt mühſamer, beſchwerlicher, indem naſſer und glitſchiger Weg durch ein Labyrinth ſtarrer, erſt kahler, dann moosübergrünter Granitfelſen gefunden. Erſt ging es durch Heide, die mit Geſteintrümmern überſäet und von verkrüppelten Fichtenſtämmen beſtanden war, dann wurde Hochwald erreicht, und eine ſolche Maſſe ungeheurer Felsblöcke und Granittafeln, daß ſich jede Möglichkeit, tiefer und höher zu dringen, geradezu zu verſagen ſchien, und man vielleicht eine halbe Stunde lang dieſer Rieſen- oder Teufelsmauer hinzuſchreiten mußte, ehe eine Schlucht den Eingang in dieſe Welt voll Felſen und Höhlungen, Wald und Büſchen ermöglichte, die unter trübem Himmel einen ſehr ernſten Eindruck machte. Rieſige Farrenkrautbüſchel zeigten ſich tauſendfach, und die wilde Balſamine entfaltete üppig ihren goldenen Blüthenſchmuck. An Blumen und Kraut, an Halmen und Zweigen hingen ſchwere Tropfen, und der Botaniker erklärte, heute nichts ſammeln zu dürfen, denn jede naß abgepflückte und eingelegte Pflanze werde ſchwarz.

„Beſſer wäre geweſen, nicht hier herauf zu kriechen bei ſolch abſcheulichem Weg und Wetter!“ murrte der ältere Reiſende. „Hätte den Teufel davon!“

„Nur muthig zum Gipfel! Post nubila Phoebus!“ erwiederte lächelnd der jüngere Gefährte, indem er rüſtig voranſchritt.

„Sieh' da, welch eine ſchöne grüngelben ſchi mernde Grotte! Was grünt denn da ſo allerliebſt und niedlich?"

„Milzkraut, Goldmilz! Chrysosplenium alternifolium und oppositifolium!" erwiederte der Botaniker, nachdem er näher tretend, die zarten, rings die Felſen überwuchernden Pflänzchen betrachtet.

„Wohlgethan!" rief heiter der junge ſchöne Mann: „Die allgütige Mutter Natur lehre uns, alle Milzſucht fahren zu laſſen, und uns an dem Schmucke zu freuen, mit dem ſie ihre Tempelhallen überkleidet!"

„Jajaja! Ganz recht und ſchön!" beſtätigte der Begleiter mit einem leiſen Seufzer, fügte aber noch leiſer und nur für ſich hinzu: „Wer das nur immer vermöchte, wer nur ſo leichten Blutes und Sinnes wäre, alles leicht nehmen zu können, was das Daſein erſchwert."

Sprudelnde Waſſerquellen ſtürzten aus rieſigen Felſenſpalten entgegen, thurmhohe Felswände ſperrten aufs neue den Pfad, der immer mühſamer wurde, endlich ganz aufhörte, ſo daß nichts übrig blieb, als ſich aufs Gerathewohl empor zu arbeiten und ſiehe! wenn man glaubte, droben zu ſein, ſtarrte eine neue Felswand entgegen.

Viele harte Reden und ſoldatiſche Kernflüche bekamen die Felſen aus dem Munde des ältern Herrn anzuhören, allein ſie hielten ſie aus, ſchweigende Philoſophen mit kalten, ſteinharten, empfindungsloſen Herzen, ſie nahmen ſich nicht einmal die Mühe, durch den Widerhall die tauſendfachen Donnerwetter zurückzugeben, die der tapfere Soldat ihnen zurief. Doch war die wetternde, laute Stimme zu etwas gut, denn endlich vernahm ſie der längſt auf dem Gipfel angelangte Taglöhner, der unterm Schirmdach eines Granitblockes behaglicher Raſt und ſeines einfachen Frühſtückes bei Käſe, Brod und Schnapps pflegte, und kein Verlangen trug, dem reichen Inhalte ſeines Tragekorbes zuzuſprechen, und jetzt herabkam, wie ein Helfer aus der Höhe, um die wie an einer Martinswand rath- und pfadlos ſtehenden, hungernden und durſtenden Stein- und Pflanzenjäger auf ſicherm Pfad zu ihrem Ziele zu geleiten.

Da hob ſich nun vor ihnen auf unzugänglichem Felskegel eine giganteske Thurmtrümmer; und der Taglöhner wußte ſogleich redſelig zu berichten, wie hier eben ein gefährliches Raubſchloß geſtanden, deſſen Ritter von den Herren von Eger durch Liſt überwältigt und erſchlagen worden ſeien.

Der Himmel hellte ſich mählig nach mehreren Richtungen auf, und der arme Bewohner dieſes Gebirges führte zu allen nahen merkwürdigen Punkten, und nannte ſie, wie nicht minder fern liegende Felſen und Orte: das Zigeunerlager, den Burgſtein, den Büttnersfelſen, den großen und kleinen Haberſtein und andere. Auch ſchilderte er die reizende Ausſicht vom ungleich höher gelegenen Kegelgipfel des Köſſein, der wieder mit einer Zackenkrone rieſiger Granitfelſen bedeckt iſt.

„Ich werde hier zeichnen! Es gibt der maleriſchen Punkte in Fülle,“ ſprach der jüngere Reiſende.

„Und ich werde mit deiner Erlaubniß, lieber Wolfgang, erſt mit dir frühſtücken und einen Becher Wein trinken, denn die feuchte Morgenluft ſagt meiner Conſtitution nicht zu, und dann werde ich, da ich trotz dieſer trüglichen Sonnenblicke, Sturm und Regen genug im Anzug erblicke, mit meinem Bedienten wieder hinunter nach Sichersreuth gehen, dort eine Pfeife Tabak in Ruhe rauchen, und dich drunten erwarten zu gemeinſchaftlicher Rückfahrt.“

„Wie es dir behagt, alſo thue, lieber Karl!“ antwortete der Gefährte — und ſo geſchah es denn.

Im Hinabgehen fand ſich Stoff, dem begleitenden Bedienten viele gute Regeln und manche im ſcheltenden Ton vorgebrachte Ermahnung zukommen zu laſſen, ſowie an Wolken und Wind Anreden zu halten, und ihnen anzuvertrauen, daß es für den Sprecher wohl gut ſein werde, etwas Glauberſalz zu nehmen, um einem im Anzuge vermutheten Gallenfieber zu begegnen, da des Aergers kein Ende werde.

Um zwei Uhr Nachmittags waren die Naturforſcher wieder in Wunſiedel und beſchloſſen beim Mittagsmahl die Weiterreiſe nach Carlsbad, welche um 7 Uhr Morgens angetreten wurde.

Das Wetter war friſch und ſchön, die Luft hatte ſich geklärt, die Wieſen grünten in verjüngter Pracht, und die Waldungen ſtanden wie ſie, im Demantgefunkel des Thaues und der Tropfen von den belebenden Gewittern. Bald war die Grenze Böhmens erreicht, und die Reiſenden beſchloſſen, um keinen Aufenthalt zu haben, ihr Gepäck an der Mauth plombiren zu laſſen. Allein die Mauthbeamten zeigten ſich in keiner Weiſe geneigt, dieſem Wunſche Folge zu geben, ſondern beſtanden darauf, an Ort und Stelle alles Gepäck genau zu unterſuchen.

Der ältere Begleiter erklärte, daß er dies gar nicht artig finde, Leuten, die ihr gutes Geld nach Oeſterreich trügen, um es in dieſem Lande zu verzehren, auch noch den Eintritt in daſſelbe durch Zoll- und Mauthquakeleien zu erſchweren.

Der jüngere Reiſende verlor kein überflüſſiges Wort. Er ſprach nur zu ſeinem Bedienten: „Sutor, du haſt Acht, daß alles genau wieder ſo eingelegt wird, wie es gelegen," und zu dem Freund warf er lächelnd mit heiterer Ironie hin: „Wohl dem, der wie ich, keinen Tabak zu verſteuern oder keinen öſterreichiſchen zu rauchen braucht!"

Dies veranlaßte bei der Weiterreiſe manch hin- und herreden über die Mauth, ihr Läſtiges und Drückendes, und beſonders legte der Raucher große Unzufriedenheit an den Tag, daß er für die mitgebrachten Tabakreiräthe mehr Steuer und Eingangszoll habe entrichten müſſen, als ſein Kraut urſprünglich im Ankaufe gekoſtet, worauf der Begleiter erwiederte:

„An Mauth und Zöllen wird uns die leidige Zerſtückelung Deutſchlands zunächſt und am meiſten fühlbar, wie jedem Reiſenden, zumal aber dem Ausländer ſchon deßhalb höchſt unangenehm und beſchwerlich, weil faſt an jeder Grenze der einzelnen Staaten ein beſonderes Zollgeſetz beobachtet wird; Zoll- und Polizeibeamte thun ihr möglichſtes, die Reiſenden zu placken und zu plagen, und ihnen das reiſen zu verleiden durch allerlei Anforderungen und nutzloſe Aufenthalte. Daher wäre zu wünſchen: Deutſchland geſtaltete ſich in ein ganzes, etwas in ſich abgeſchloſſenes Reich von etwas innigerem Zuſammenhang und feſterem Halt, als jetzt, wo das heilige römiſche Reich ſo äußerſt leiſe nur zuſammenhält, oder einte ſich mindeſtens über Zölle, Poſten und Waarenbeſteuerung.“

Auf dieſe ſtaatsmänniſche Aeußerung des Dichters und Naturforſchers erwiederte ſein älterer Freund:

„So lange die Religion als Staatsmaxime betrachtet wird, die den deutſchen Süden und Norden auseinander hält, iſt an keinerlei weſentliche Reform oder Einigung Deutſchlands zu denken. Hoffen wir, daß es hierin einſt anders werde, daß die Staaten in keiner Art von hierarchiſchen Feſſeln eingeengt, ſich frei bewegen. Früher oder ſpäter wird oder muß die

Zeit kommen, wo helleres Licht der Einſicht und des Verſtandes und höhere geiſtige Bildung im Bunde mit Sitte, Recht und Geſetz, Deutſchland und das deutſche Volk, unter einſichtsvollen und gütigen Staatenlenkern, zu einer edeln Freiheit führen.“ —

Um ein Uhr Mittags trafen die Reiſenden in Geyer ein, wo ſie einige Stunden raſteten. Dort ſchrieb der ältere ſeine Aufzeichnungen über die mineralogiſchen Ausflüge nieder, wie nicht minder die Wahrnehmungen auf der bisherigen Reiſe, wobei er der Feder, der Tinte und dem Papier mancherlei anvertraute, was ihn bewegte, und was er am liebſten gegen lebloſe Dinge ausſprach, da es ihn ſtets drängte, ſich auszuſprechen.

Der jüngere Begleiter umkreiſte mit dem Botaniker indeſſen die Stadt, und ließ auch ſolche Pflanzen ſammeln, die zwar häufig, doch nicht allenthalben in der Nähe der Städte, an Mühlgraben und in Bächen ſich finden, wohin vornehmlich die Labiaten, die Roſaceen und Ranunkelarten, die Wegeriche, Diſteln und Kletten gehören. Auch auf dieſem Wege, ganz allein mit dem bildungsfähigen und beſcheidenen jungen Manne, wurde derſelbe von ſeinem vornehmen Reiſenden im Stillen beobachtet, und ohne daß er es merkte, wurde durch Frage und Anlaß, ſich unbefangen zu äußern, ſein inneres, ſeine Denkart und ſeine Empfindungsweiſe geprüft.

In den Nachmittagsſtunden fuhr man noch nach Zweta, traf dort eine Wirthin von friſcher Lebendigkeit an, welche vom ältern Reiſenden mehr als einen Kuß und das Epitheton „prächtig" empfing, auch ohne Zweifel verdiente — doch Wohnzimmer ſolcher Art, daß ſie gar keines lobenden Beiwortes werth befunden wurden.

Am andern Morgen früher Aufbruch, drohende Wetterwolken, ſchwüler Tag — und endlich zur Mittagsſtunde Ankunft in Carlsbad, wo mehr als ein ſtill liebendes Herz den Ankömmlingen ſehnſuchtsvoll entgegenharrte.

Das Innere der Natur.

In dem engen und tiefen Thalgrunde, welcher das reizende und berühmte Carlsbad einengt, breitete ſich längs der Tepel eine herrliche grüne Matte mit einer Häuſerreihe, großen Baumreihen voll labender Schatten, unter denen die Badewelt auf und abwandelnd der Kur und mehr oder minder traulicher Unterhaltung pflegte.

Bei einem der längs der ſogenannten Wieſe hingebauten Häuſer, noch dazu einem der ſchönſten, hielt der Reiſewagen, und die Reiſenden tauſchten ſchnell ihre Anzüge mit feineren, um hohe Gönner und Freunde zu beſuchen, vor allen anderen zunächſt die Herzogin Louiſe zu Sachſen-Weimar.

Auf der Abendpromenade ging ſchon die Nachricht, wer am Mittag angekommen ſei, gleich einer Freudenbotſchaft von Mund zu Mund aller gebildeten Curgäſte, und man ſammelte ſich dichter geſchaart um die Heilquelle, zumal die neueſte, ſo eben ausgegebene Badeliſte die beiden gefeierten Namen gebracht hatte, und um den Kreis edler und zum Theil ſehr hochgeſtellter Männer und Frauen, die jene Ankömmlinge freudig begrüßten.

Da nahte ſich Herder's hohe Geſtalt zu herzlichem Umfangen, da eilte der berühmte Voigt in des lieben Freundes und Geiſtesverwandten Umarmung, während ſein würdiger, ſchön erblühender Sohn ehrfurchtsvoll grüßte, da bot ein Mann mit freundlichen Blick, Bode, der Freund Euterpe's, ja aller Muſen, die Hand zum Willkommen, und nicht minder herzlich grüßten holde Frauen und Jungfrauen, die Gräfin Bernſtorff, Frau von Stein, Amalie von Imhoff, die Gräfin von Brühl, freudig bewegt und jubelnd die lieben neuen Gäſte.

Heiter drängten ſich jene Damen, die in Neuſtadt an der Orla ſo freundlich einige trübe Krankheitsſtunden hinwegſcherzen halfen, ebenfalls in dieſen ebenbürtigen Kreis, und endlich wurden unſere Reiſenden mehr mit ſtillem, innerm, als mit lautem Jubel auch von jenen Freunden verehrend angeſprochen, die erſt jüngſt in Wunſiedel unverlöſchliche Eindrücke gen nach dem Gnadenort über den Berg führte, nicht unbegangen, und einer der erſten, die dort hinüberſchritten, war Georg Doth. Er trug an dieſem Tage im Antlitz wie im Herzen jene ſtille Freudigkeit, die eines lieben Wunſches Erfüllung hervorzaubert, und in der Hand trug er eine Rolle, die er bisweilen an das Herz legte, was Niemand ſah, er aber deſto mehr und deſto inniger fühlte. Es war ſeine Pilgerfahrt, die er nun vollendet hatte, und der zweite, der den Schluß vernehmen ſollte, war der alte Freund, der Pfarrer Molitor, denn der erſte, der ſie gehört, war der Bruder geweſen, der theilnehmende Mönch Johannes, der allererſte freilich der Dichter ſelbſt, der ſich das Ganze ſo oft vorgeleſen, daß er eigentlich des Manuſcripts nicht mehr bedurfte. Wie er nun die Berghöhe überſchritten hatte und ſich thalabwärts wenden wollte, erſt ein Gebet zu ſprechen vor dem Altar der lange nicht von ihm beſuchten Mutter Gottes, hörte er im nahen Wald ein lautes Geſchrei, das wie Kampfgetümmel klang, und erſchrocken und verwundert blieb er ſtehen. Siehe, da traten mehrere bewehrte von dem Weſen eines Dichters empfangen, der in ſeiner göttlichen Begabung auch andere auf den Flügeln ſeines Geiſtes zu höheren Sphären emportrug.

O, daß ich ihm die Hände küſſen dürfte! klang es lautlos in der Seele der Jungfrau, die ſich in zarter Befangenheit zurückhaltend zeigte, aber gerade auf ſie fiel der ſtrahlendſte Blick aus den großen ſeelenvollen Augen, und in einer faſt zärtlichen Haſt auf ſie zuſchreitend, nahm der Gefeierte Anlaß, ſie und ihre Begleiter ſeinen älteren Freunden und Freundinnen vorzuſtellen; welche nicht ſchöner und paſſender in den erleſenen Kreis der Badegeſellſchaft eingeführt werden konnten.

Manche freundliche Wechſelreden wurden nach allen Seiten hin gepflogen und ausgetauſcht, und am Abend entzückte im Curſaal die Gemahlin des Grafen Moritz von Brühl die Geſellſchaft mit ihrem wunderbaren und ſeelenvollen Geſange, während ihr Gemahl in einer Vertiefung des Saales heitern Sinnes einen um ihn geſchaarten Kreis junger lebensfroher Männer durch Entfaltung einer höchſt glücklichen vis comica zum Lachen reizte, welches die Schicklichkeit zu unterdrücken gebot und dadurch einen um je luſtigeren Anblick gewährte. Sein und der herrlichen Sängerin dreizehnjähriger Sohn aber, welcher den Geſang der allgefeierten Mutter auf dem Inſtrumente begleiten durfte, blickte voll ſtaunender Ehrfurcht zu dem Manne auf, dem einzig und allein alle Huldigung galt, und es lag in dieſes werdenden Jünglings Zügen ein hoffen und ahnen, daß gerade dieſer Mann ihn einſt mächtig in ſeiner Ausbildung fördern werde.

Fanden nun die beiden Freunde vollen geiſtigen Genuß, theils in den Morgenſtunden am Heilquell und unter den prächtigen Laubgängen, theils Abends in den Vereinigungen zu Muſik, Geſang und theatraliſcher Darſtellung, für die ſich in der vornehmen Badewelt neben dem Grafen Brühl und ſeiner Gemahlin vortreffliche Talente fanden, die ihre Anregung wieder durch den Dichter empfingen, welcher der glänzende Kern dieſes eigenthümlich leuchtenden Sternes war, ſo würde der mitgebrachte junge Botaniker, der in dieſe Kreiſe nicht paßte, ſich einſam und verwaiſt gefühlt haben, aber dieſem bot die ſchöne Gebirgsnatur die reichſte Entſchädigung, und er genoß in Fülle jene Freuden, die nur der kennt und nachempfinden kann, der ſelbſt gern und willig Stunden der Nacht und des Schlafes geopfert hat, der mit dem früheſten Frühlings-Morgengrauen hinausgepilgert iſt in die Berge, die vom Schlage der Droſſeln durchklungenen Haine und von Flora's holdblühenden Kindern die Thränen Aurora's geküßt hat. Da erblühen dem Jünglingsalter ſelige Freuden, da ſpricht die Mutterſtimme der Natur zu ſeinem Herzen, da erwachen in Ahnungsträumen himmliſche Gefühle, die oft für ein ganzes Leben die Weihe zum Prieſter der Natur und Poeſie ertheilen. Und zum Prieſter der Natur, zum Prieſter der Flora weihten jene Morgenausflüge auch den jungen Botaniker.

Zur frühen Brunnentrinkſtunde war er ſchon wieder am Heilquell, voll holder Blüthenkinder der Bergflora war ſeine Botaniſirbüchſe, voll üppiger Sträußer waren ſeine beiden Hände, und den treuen Zigenhainer trug der Sohn Zigenhains unter die Achſel geſteckt.

So erſchien er in ſeiner halbländlichen Tracht, mit ihm zu kurz gewordenem, rothem Bauerweſtchen, das gelbe Metallknöpfe zierten, friſch und blühend, voll Unbefangenheit am Brunnen, um ſeinen Gönnern die Fülle des geſammelten darzureichen, ſtets bereit, alles mit deutſchen und lateiniſchen Namen laut zu nennen, und dieſen nach Linné's Sexualſyſtem Klaſſe und Ordnung, Art und Gattung hinzuzufügen, nicht minder Nutzen und Schaden, officinellen Gebrauch und volksüblichen Mißbrauch.

Es konnte nicht fehlen, daß ſolche noch gar nicht dageweſene Erſcheinung allgemeine Aufmerkſamkeit der Badegäſte auf ſich zog. Männer und Frauen umringten wißbegierig den Geber und den Empfänger, der unterm trinken ſeiner Sprudelbecher mit Luſt und Kenntniß dieſe blühenden lebendigen Gaben empfing, und ſich in ſeiner ſo anziehenden Weiſe über die wichtigſten der dargebotenen Pflanzen nun auch ſelbſt ausſprach.

keineswegs in einem aufdringlich belehrenden Tone, der ſo leicht widerwärtig und ermüdend wird, ſondern in jener höheren Mittheilſamkeit, die mehr den Gegenſtänden, von denen die Rede iſt, innigen Antheil zulenkt, als die eigene Perſönlichkeit in gelehrten Nimbus kleidet. — Da wurden nun freilich aus Männer- und Frauenmunde viele Ausrufe laut: „Ach, wie ſchön! Wie eigenthümlich! Wo wächſt dies? Iſt es denn weit dahin, wo dieſe ſchönen Blumen und Pflanzen zu finden ſind?“

Darauf gab nun, ſo viel an ihm war, zu antworten, der Botanikus in beſcheidener Weiſe Antwort und Auskunft, wodurch er, der blühende ſiebzehnjährige Jüngling, recht ſehr für ſich einnahm, und ſo dauerte es gar nicht lange, ſo hatte der allſeitige Antheil an dieſen botaniſchen Studien ſo tiefe Wurzel in dem erleſenen Geſelligkeitskreiſe geſchlagen, daß der liebe, gefeierte Poet den umgebenden Freundinnen und Freunden getroſt den Vorſchlag machen konnte, einen gemeinſamen botaniſchen Ausflug zu unternehmen. Ein enthuſiaſtiſcher Jubel ward laut, alles ſtimmte freudig zu, alles pries den glücklichen Gedanken, und nur einige alte Podagriſten blickten mit Wehmuth auf die jüngeren, glücklichen Badegäſte hin, ob eines Genuſſes, den ſie ſich verſagen mußten.

Ein herrlicher Sommermorgen, es war der achte Tag des Juli, ſah eine ganze Schaar, der Mehrzahl nach jugendlicher Badegäſte beiderlei Geſchlechtes, ſich auf der Wieſe verſammeln in allerlei, zum Theile wunderlicher Ausrüſtung; die Damen trugen alle elegante Spazierſtöckchen, welche die damalige Mode erlaubte, und phantaſtiſche Friſuren und Strohhüte. Die Taillen und der ſie betreffende Kleiderſchnitt waren von einer Art und Kürze, die jetzt abſcheulich genannt werden würde, und die Kleider, Röcke und Roben weit bauſchig, nicht gerade zum weiten gehen über Feld und Flur geeignet ſcheinend. Aber eine Luſt war es, in ſo manches jugendfriſche Geſicht zu blicken, das ſelbſt die völlig unſchöne Mode jener Zeit beſiegte, und der Schönheit geſtattete, ihre Siege zu feiern. Galant nach der Sitte der Zeit ließen die Herren die früh zur Wanderung bereiten Damen nicht auf ſich warten, die Freunde traten mit dem Geleitsmann, ihrem Botanikus, aus ihrer Wohnung, die Diener folgten mit einigen Trägern, welche vorſorglich Mäntel, Umſchlagetücher, Regenſchirme und ſonſtige Nöthigkeiten aufgepackt hatten, und ſo bewegte ſich die vornehme, muntere Caravane, nachdem in aller Eile einige Becher vom Heilquell genoſſen waren, das Thal entlang.

Bald führte der Wegweiſer und Kenner der Pflanzenwelt die plaudernde und ſcherzfröhliche Schaar, die ſich nach Neigung geſellt hatte, an ſteilen Felſen und Klippen vorüber, bald durch liebliche Haine und über prachtvolle, im Schmelze kräftigen Grüns und im vollſten Blumenſchmucke prangende Wieſen. Dem großen Dichter hatte ſich die anmuthige Kleine geſellt, die von allen am meiſten für ihn im Stillen erglühte, damit keines ſeiner belehrenden Worte ihr entgehe, und ſie an ſeinem Anſchauen ſich ſonnen, in ſeiner reinen Sphäre ſich baden könne. Viel gutes, wahres und ſchönes wurde auf dieſer Wanderung von ihm, nicht minder von ſeinen Reiſegefährten, wie von Herder, Voigt und Bode, welche alle Theil an derſelben nahmen, geſprochen, doch waren dem Zug auch einige Herren geſellt, welche ungleich mehr die blühenden Reize der jungen Schönheiten der Frauenwelt, als die reizenden Blüthen der Gebirgsflora angezogen hatten; dieſe hielten ſich gleichſam ſchweifbildend in gemeſſener Ferne und trieben ihre Scherze, Neckſpiele und anmuthige Unterhaltung der Schönen für ſich und auf eigene Hand. Unter ihnen zeichnete ſich ein junger ſchlankgewachſener Cavalier von angenehmer Bildung aus, der jedoch die Eigenheit beſaß, gern in alles mitzuſprechen, und auch gegen Erwachſene ſein jugendliches Weisheitslicht leuchten zu laſſen.

Die Geſellſchaft war auf guten Wegen allmählich zu einer Höhe geleitet worden, auf welcher der Dichter und Naturforſcher Halt machte. An einem felſigen Abhang über einer ſonnigen grünen Bergesmatte zeigte ſich in überraſchender Fülle eine hochgeſtengelte Pflanzenart mit handbreiten, länglich eirunden, zugeſpitzten, gefalteten Blättern, an deren Stengeln ringsum quirlförmig ſtehende gelbe Blüthen leuchteten.

„Ha! der goldene Enzian!" rief mit einer freudigen Bewegung der junge Führer wie ein Herold aus: Gentiana lutea! Kommt bei uns in Thüringen nur an einer einzigen Stelle vor, dicht am Orte Dosdorf zwiſchen Arnſtadt und Plaue."

„Das Scepter der Blumenkönigin, von meiner Schweizerreiſe bei mir in treuer Erinnerung!" ſprach der Dichter, während der Botaniker freudig hineilte, mehrere Exemplare dieſer herrlichen Gebirgspflanze zu pflücken, wobei man ihn jubelnd ausrufen hörte: „Hier blüht auch ſchon die Lungenblume: Gentiana Pneumonanthe — und hier die ſtengelloſe Gentiana acaulis mit ihren dunkelhimmelblauen Blumen, die man ſelten ſo ſpät im Jahr noch blühend findet!"

„Wie ſeine Augen!" flüſterte es in der Seele der Jungfrau, die zu dem herrlichen Mann aufblickte, als wolle ſie mit Andacht einer Bergpredigt lauſchen.

War es nun auch keine Predigt, was die ihn umſtehende Geſellſchaft vernahm, ſo war es doch das Wort eines Prieſters in dem gottheitvollen Tempel der Natur, zumal mehr als einer tief- und zartempfindenden Frauenſeele dieſe Bergeshöhe, auf der man ſtand, ſich zum Tabor verklärte.

„Das Geſchlecht der Gentianen," ſprach er: „war es vor allen, das in meinem innern die mächtige Vorliebe zur Botanik anregte. Herrliche Heilkräfte ſchlummern in den Wurzeln der verſchiedenen Arten dieſes reichen Geſchlechtes, das zugleich das Auge mit gar mannichfaltig geſtaltetem Blüthenſchmuck erfreut; nicht nur verſchieden an Farbe: gelb, roſa, roth, lila, himmelblau und tiefblau — ſondern auch an den Formen der Blumen: Glocke, Becher, Trichter, Kreuz, bald vereinzelt, bald geſellig blühend, bald quirlig, bald in Dolden. In unſerm Thüringen graben kundige Männer mit Sorgfalt dieſe Wurzeln, und geſchickte Laboranten verwandeln ſie zu Arzneimitteln, Extrakten und Eſſenzen von wunderkräftiger Heilſamkeit."

„Aber gerade an dieſem Pflanzengeſchlechte nehmen wir recht augenſcheinlich wahr, wie mannichfaltig, uns aber räthſelhaft — die Bedingungen der Natur ſind, unter welchen ſie der Pflanzen Wohlgedeihen fordert. Während Gebirgsart, Boden und Klima hier doch von den milderen Geländen Thüringens nicht weſentlich verſchieden ſind, finden ſich auch die meiſten Pflanzen hier wie dort heimiſch; gleichwohl belehrte uns ſoeben unſer junger Botanikus, daß jene herrliche goldgelbe Gentiane ſelbſt der reichen Flora von Jena mangelt, hingegen in der jener ſehr verwandten um Arnſtadt, obſchon nur auf einem einzigen Standpunkte, vorkomme. So wirken geheimnißvoll Höhen und Thäler, Licht und Schatten, Trockenheit und Feuchte, Wärme und Kälte auf die Pflanzenwelt ein, geben an einem Orte die Bedingungen zu freudigem Hervorkommen und Wachsthum, und verweigern es an einem andern, ſelbſt bei gleicher Bodenbeſchaffenheit, ſo hartnäckig, daß ſelbſt aller Fleiß des Kunſtgärtners ſich vergebens abmüht. Noch iſt mir kaum ein Beiſpiel bekannt, daß es gelungen ſei, länger als höchſtens auf die Dauer von ein bis zwei Jahren dieſe herrliche Gentiane in Gärten zu halten, während Frauenſchuh, Martagonen und Feuerlilien, Majanthemen und Glockenblumen fröhlich auch in Gärten fortgedeihen und in geſteigerter Fülle aufwachſen, aber auch mannichfaltig abändern, je nachdem Standort und Boden beſchaffen ſind, jedoch nicht immer auf die Dauer, denn nicht ſelten läßt ſich eine Rückkehr zur Normalform an ſolchen Verſchiedenheiten wahrnehmen, denn jedes Pflanzengeſchlecht hat ſeine urſprüngliche Form, aus der es zunächſt die Hauptart, dann andere Arten allmählich entwickelt, und das ganze Pflanzenreich mag wohl auf eine Urpflanze zurückzuführen ſein.“ —

Auf dieſe Rede, der die Mehrzahl der Hörer und Hörerinnen mit großem Antheil lauſchte, am meiſten aber die blühenden Frauen und Jungfrauen, nahm Herder das Wort und ſagte: „Auch im Pflanzengeſchlechte begegnen wir der großen, urheiligen Trias: Licht, Leben, Liebe. Vor allem iſt es des Lichtes und der Wärme wohlthuende Kraft, die der Pflanze Wachsthum verleiht, und ihr Gedeihen fördert, ſobald ſie ſich dem nachtdunklen Schooße des Bodens entrungen hat. Wie dieſer Boden auf das Leben der Pflanze einwirkt, iſt uns noch ein Geheimniß, aber jeder Boden hat ſeine eigene Flora, und ganz beſonders ſcheiden ſich Kalk und Sand, die ſich ganz verſchiedenen Pflanzengeſchlechtern abhold oder günſtig zeigen, ſo daß ich ſie als eine Kalk- und eine Sandphyſiognomie der Flora unterſcheidend bezeichnen möchte, als große Gegenſätze im Naturleben unſerer Erde.“

Jener Freund beider Sprecher ſtand in einiger Entfernung, und blickte liebevoll auf beide mit einem Gefühle der höchſten innigſten Anerkennung des Werthes dieſer ſeltenen Menſchen. Er ſprach nicht zur Geſellſchaft, er hielt einen blühenden Gentianenſtengel in der Hand und flüſterte zu *dieſem* aus einem ſeiner ſchon früher geborenen Gedichte, welches ihm lieb war, dieſe Worte:

„So wie die Bäum' im Wald, und ſo wie die Blumen auf Wieſen
Neben einander ſtehn, emporgeſchoſſen in Freude,
Sich mittheilend die Blüthen, die ſüßen Gerüche des Lebens,
Alſo ſtehen die Menſchen, der ſüßen Nähe ſich freuend.“

Die Führer wandten ſich zum weitergehen, die Damen pflückten ſich volle Sträußer friſcher Gebirgsblumen, oder empfingen dieſelben aus den Händen aufmerkſamer begleitender Herren. Es war ein ſehr angenehmer und bequemer Weg aufgefunden, der unver-

Männer aus dem Wald, die drei andere mit Stricken gebunden hatten und ſie mit roher Gewalt mittelſt ihrer Stöcke und Gewehrkolben vor ſich herſtießen, wobei er die Worte hörte: „Jetzt haben wir die Strauchdiebe! Henken ſollen ſie an den höchſten Galgen! Ihr Hunde ſollt uns nicht mehr das Vieh ſtehlen! Sollt nicht mehr den Wanderer anfallen! Euer Lohn ſoll euch werden, verfluchte Gauner!“

Die Gefangenen, die zum Theil blutig geſchlagen waren, ließen ſich von ihren Ueberwindern geduldig fortſtoßen und beharrten im verſtockten Schweigen. Näher kommend, gewahrte Deth mit Erſtaunen, daß einer unter den dreien der ſchwarze Jonas war. Dieſer kannte auch den oft Geſehenen, und rief ihm zu: „Geht Ihr nach Grimmenthal hinunter? Ei, ſo bittet für uns um ein Wunder! Die heilige Maria ſoll uns befrei'n und uns Beiſtand und Gnade verleihn!“

„Haltet das Maul, nichtsnutziger Vagant!“ gebot der Anführer der bewehrten Bürger, welche auf die Wegelagerer geſtreift hatten, die ſeit einiger ſehens zu einem ſtattlichen Gebäude mit heiteren Sälen führte, das ſich als ein Gaſthaus erwies, und dieſes der Mehrheit keineswegs unwillkommene Ziel erfreute ſich großen Beifalles, welcher dem Botanikus gern geſpendet und vielſtimmig laut ausgeſprochen wurde.

Heiter vertheilte ſich die Geſellſchaft an große Tiſche eines hellen und ausſichtreichen, luftigkühlen Saales. Erfriſchungen aller Art wurden beſtellt, flinke Kellnerinnen und Kellner zeigten ſich in thätiger Bewegung, und neben wie zwiſchen Blumenſträußen, Hüten und Shwals bedeckten bald in maleriſcher Gruppirung Kuchen und Weinflaſchen, Becher und Zuckerſchaalen, friſche Brunnen- und Selterſer-Waſſerflaſchen die langen Tafeln, an welche die Geſellſchaft ſich reihte. Feinem behaglichem Genuß und erquickendem ausruhen ſich hingebend, hatte ein Blick des Dichters diejenige an ſeine Seite gebannt, von deren lieblich holdem, jungfräulich zartem Weſen er ſich im innerſten des Herzens angezogen fühlte, die, ihm geſellt, wie eine Hebe neben Zeus erſchien, oder wie ein wonnegebender, blühender jugendlicher Dionyſos. Dennoch ſchien der ihr durch dieſen Sitz eingeräumte Vorzug nur eine Handlung der Höflichkeit gegen die Fremde, auch war nicht Abſicht, die Rechte älterer Freundinnen zu beeinträchtigen, von denen vielleicht manche ſchon mit dem Blicke der Eiferſucht die muntere, friſche, ſchalkhafte Kleine muſterte.

Bald genug war wieder den Pflanzen und ihrem Studium faſt das allgemeine Geſpräch zugelenkt, das nur ſo lebhafter wurde, als angeregt durch Heiterkeit und Wein und die unmittelbare Nähe jugendlicher Schönheiten nicht allſeitige Bewunderung und Zuſtimmung ſich kundgab, und daher von dieſer und jener Seite aus Herrenmund, nicht minder ſelbſt aus dem Munde älterer bewährterer Freundinnen, wohl auch ein Einwurf oder eine Zweifelfrage erhoben wurde, ja, es ſprach ein wiſſenſchaftlich gebildeter Mann, der nur gerade nach anderen Richtungen hin geiſtesthätig war, beſcheiden zwar, doch entſchieden:

„Ich kann mich nicht herbeilaſſen, in der Botanik eine alleinſeligmachende Lehre anzuerkennen, am mindeſten, wie man ſie jetzt als Wiſſenſchaft treibt, nach ſogenannten Syſtemen, die aus der Pflanzenwelt ein Regiſter machen, eine Nomenclatur, die vielfach irrig, dieſer und jener Pflanze Stellen anweiſen, wohin ſie nicht gehört. Welcher himmelweite Unterſchied iſt zwiſchen Habitus, Blüthenform und Blättern, Pflanze und Wurzel der Gentiana lutea und der Gentiana Centaurium, der acaulis und der cruciata, und doch ſollen das Geſchwiſter, *Kinder eines* Geſchlechtes ſein, da es vielleicht kaum Vettern ſind.“

Mehrere Hörer lachten, andere thaten dieß nicht, alle ſchwiegen. Dieſes Schweigen, und da kein Widerſpruch erfolgte, ermuthigte den Sprecher fortzufahren.

„Was ſoll dies Zahlenweſen? Dies peinliche, ängſtliche, ſtrenge Zählen der Staubfäden, und doch nicht weiter, als bis der Staubfäden allzuviele werden, oder ganz aufhören? In alle dieſem iſt keine ausreichende Folgerichtigkeit, und die Syſteme ſammt und ſonders geben weder dem Verſtande, noch der Phantaſie geſunde und gedeihliche Nahrung.“

Ernſt und ruhig hatte der, gegen den dieſe Worte gerichtet waren, zugehört. Da nun alles ſchwieg, aller Blicke an ſeinen Lippen hingen, und das Herz im Buſen der neben ihm ſitzenden, ganz von ſeiner Herrlichkeit erfüllten Jungfrau ängſtlich zu klopfen begann, ſprach er mit einer ſtolzen Ruhe:

„Das iſt nun auch eine Anſicht, die wir vernehmen. Wenn wir aber getroſt unſern Weg weiter fortgehen, ſo verſpricht dieſer uns tief genug in die Kenntniß der Pflanzenwelt einzuleiten, und zuletzt doch endlich Spuren der Bedingungen des werdens und Wachsthumes der Pflanzen, wie Kundgebungen des inneren Organismus der Pflanzennatur gewahren zu laſſen.“

Als dieſe Worte geſprochen waren, entſtand eine augenblickliche Pauſe. Plötzlich aber erhob der oben erwähnte junge Cavalier aus Prag kecklich ſeine Stimme von einer Tafel herüber, an der er mit ſeinen näheren Bekannten und einigen Damen ſaß, die ſich der Luſtwanderung ebenfalls angeſchloſſen hatten, ohne eben genauer mit dem engeren Kreiſe der Freunde und Freundinnen bekannt und vertraut zu ſein, und rief:

„Herr Geheimerath! Schon die alten Naturphiloſophen haben längſt den Grundſatz aufgeſtellt, welchem der große Haller Worte gegeben:

„Ins Innere der Natur dringt kein erſchaff'ner Geiſt,
Genug, wenn ſie uns nur die äuß're Schaale weiſt!“

Alles ſtaunte über des ſehr jungen Mannes vorlaute Anmaßlichkeit, und ein peinliches ſchweigen lagerte ſich über die ganze Geſellſchaft, die vorher ſo laut geweſen; man hörte eine Biene am Fenſter ſummen, die ſich in den Saal verirrt.

Der alſo mit Reden bekämpfte blieb abermals ruhig; er richtete einen keineswegs finſtern oder unwilligen, aber einen unausſprechlich feſten Blick auf den jungen Cavalier, und rief ihm mit heller Stimme abfertigend die Worte kräftig hinüber:

„Die Natur hat weder Kern noch Schaale!
Alles iſt ſie mit Einemmale!“

Und wieder die tiefſte Stille — der junge Cavalier wurde blutroth und ſprach kein Wort der Entgegnung, jener aber lenkte mit Heiterkeit, als ſei nichts vorgefallen, ſeine Rede wieder ſeiner Umgebung zu, und ſprach unter andern leiſer zu der neben ihm ſitzenden neuen Freundin: „Was ich über die Pflanze, deren werden aus Samen und Keim, wie deren Wachsthum und Verwandlung gedacht, ſoll Ihnen, mein Kind, alles enthüllt und klar werden. Warum ſollten wir nicht Blicke in das innere der Natur thun dürfen, da wir doch Blicke in unſer eigenes innere zu thun vermögen, Blicke auch in uns zugethane befreundete Herzen?"

„Und welches Herz," erwiederte hoch erglühend die Jungfrau: „vermöchte ſolchen Blick eines ſo gründlichen Forſchers ſich verſchloſſen halten, oder ihm nur eine äußere Schaale zeigen wollen?"

Nach dem vor ihm ſtehenden gefüllten Weinpokale greifend, ſprach der Dichter leiſe mit ſinnigem neigen gegen die Holde: „Dem inneren der Natur!"

Pflanzen und Steine.

Die Freunde waren andern Tages wieder früh auf, jeder noch auf ſeinem Zimmer. Der jüngere hatte ein Quartblatt vor ſich liegen, auf welches er ſchrieb, — der ältere rauchte und hatte ein Geſpräch mit den Steinen, die er auf der geſtrigen Wanderung geſammelt, namentlich mit einem Exemplare körnigen Granits, der mit Glimmer (Schörl) mit äſtigem Feldſpath durchwachſen war und einen ſchönen Kryſtall zeigte: „Höre einmal, du prächtiger, ausgebildeter, drei Zoll langer Zwillings-Kryſtall, aus dieſer Granitſtufe hervorgewachſen, biſt du nicht die Blüthe des Urſteins?— Er drüben hat da geſtern einen genialen Gedanken hingeworfen mit ſeiner Urpflanze. Wieder etwas neues, göttliches, aber wo wird er ſeine Urpflanze finden? — Hm — er erſchafft ſich eine, wenn er keine findet — ſeinem Geiſt iſt alles möglich, daher dieſe Ruhe, dieſes ſtolze Selbſtbewußtſein — das kaum von Herder und mir noch Einreden erduldet, wobei man aber ganze Batterien von Gründen auffahren muß — könnte man nicht verſucht werden, ihn einen Egoiſten zu nennen? Jajaja — Egoiſt iſt er, im höchſten Grade. Aber muß er es nicht ſein? Weiß nicht Er am beſten, welchen geiſtigen Schatz er zu verwahren hat, der — Urmenſch, der? Alles weiß er und ſucht er ſich anzueignen — ach ja — meine ſchönen Dürerblätter, die ich hatte — nun, in ſeiner Sammlung iſt alles wohl aufgehoben. Er ſammelt Pflanzen, Steine, Handzeichnungen, Holzſchnitte, Kupferſtiche, Münzen — er ſammelt alles — ſelbſt Menſchen. Auch dieſe weiß er trefflich zu benutzen, ſo zum Beiſpiel unſern Botanikus — der iſt ſein mit Leib und Seele — möge dieſer ihm ein Lebensglück danken, der wackere Knabe verdient's."

„Was wird Joſeph Müller ſagen, wenn ich dich, du ſchöne Blüthe des Ufſteins, ihm, dem vortrefflichen Steinſchneider, zeige? Beneiden wird er mich, eine Breloque wird er aus dir ſchneiden wollen — gehorſamer Diener — du bleibſt ungebrochen, reine Blüthe, und wirſt von mir aus doch nirgend anders hingelangen als zu ihm. Im nächſten Monat iſt ſein Geburtstag."

Aus dem Zimmer des großen Dichters trat ſein Diener Sutor mit einem beſchriebenen Blatte, fand auf dem Vorſaale den Kameraden Georg mit Kleider reinigen beſchäftigt, und gab dieſem das Blatt und ein Billet mit den Worten: „Das ſollſt du gleich dem Herrn Major hineinbringen mit einem ſchönen guten Morgen vom Herrn Geheimerath.“

„Nanana! Schon eine Depeſche?“ rief der Major dem eintretenden Diener entgegen. „Was ſoll es denn ſchon geben in aller Frühe, du Großbotſchafter, du! Was macht das Porto? Da — da haſt du einen Gulden — du machſt doch nicht etwa Schulden hier in Carlsbad — unterſteh' dich! Da ſollte dich gleich das Wetter — hahaha! Na, führ' dich nur immer gut auf, Georg, ſo bleiben wir wieder gute Freunde.“

In der heiteren Stimmung, von welcher dieſe leutſelige Rede und ein Geſchenk an den Diener zeugte, entfaltete der Empfänger des Freundes Billet und las:

„Guten Morgen! Wir wollen heute wieder hinaus in die Freiheit, und uns mit der reichen Natur unterhalten, aber wir allein, nur der Botanikus begleitet uns.“

„Schön, recht ſchön! — Wir wollen — das heißt Er will, und folglich will ich auch. Gar nichts anderes denkbar.“

„Und dies — was enthältſt denn du, mein wertheſtes Papier, was tauſend — Verſe! Ein Gedicht?“

Mit ſteigendem Antheile las der Empfänger:

„Ins Innere der Natur“ —
O du Philiſter!
„Dringt kein erſchaff'ner Geiſt.“
Mich und Geſchwiſter
Mögt ihr an ſolches Wort
Nur nicht erinnern!
Wir denken: Ort für Ort
Sind wir im innern.
Sage mir tauſendmale:
„Glücklich, wenn ſie nur
Die äußere Schaale weiſt.“
Alles gibt ſie reichlich und gern.
Die Natur
Hat weder Kern
Noch Schaale —
Alles iſt ſie mit Einemmale.
Dich prüfe Du nur allermeiſt,
Ob Du Kern oder Schaale ſeiſt! —

„Vortrefflich, und noch einmal vortrefflich! Das wird gute Wirkung nicht verfehlen!“ rief der Freund, und klopfte den Meerſchaumkopf aus, um ihn für die neue Wanderung friſch zu ſtopfen.

Auch der Botanikus ſchrieb, als Suter bei ihm eintrat: „Einen guten Morgen vom Herrn Geheimerath, und Sie wollten heute Morgen wieder ein bischen herbariſiren gehen.“

„Was ſchreiben Sie denn da, mein Guter?“

„Ich ſchreibe,“ antwortete der Botanikus, ſchüchtern erröthend, wie ein Mädchen, das den erſten Brief der Liebe ſchreibt — war es doch auch ſein Erſtlingsverſuch, ſein erſter Liebesbrief im Dienſt ſeiner keuſchen

Gönnin: „ich schreibe ein Verzeichniß der schönsten und nutzbarsten Pflanzen, welche um Carlsbad wild wachsen. Der Herr Graf von Brühl haben mich dazu aufgefordert, mir dafür ein gutes Honorar versprochen, und wollen es auf ihre Kosten drucken lassen."

„Auf meine Kosten?" fragte Sutor erschrocken.

„Ach, ich dachte gar! Auf seine, des Herrn Grafen Kosten; hochdieselbe will das Werkchen dann an Freunde und Freundinnen und Verehrer der Pflanzenkunde vertheilen."

„So — so — das ist ja schön, ja, das lasse ich mir gefallen!" erwiederte voll Güte Sutor, und verließ beruhigt das Zimmerchen des Botanikus.

Dieser rüstete sich jetzt zur Wanderung, und führte dabei ein kleines Selbstgespräch, wie ein Jüngling dergleichen führt, der an seine Zukunft denkt, den sein künftiges Fortkommen beschäftigt.

„Wie wird es werden mit mir? Und was soll ich eigentlich werden? Immerfort in den Bergen Pflanzen sammeln, das wird wohl nicht angehen. Bei dem gnädigen Herrn Melten — kann ich auch nicht fortwährend, er wird mich entlassen, wenn er meinen Dienst nicht mehr bedarf. Ach, wenn ich doch nur studieren könnte — und zwar Arzneikunde — ich kenne doch schon so manches Heilkraut, und kann noch viel anderes kennen lernen. Vielleicht — wenn ich's ihm ſagte — ihm mich vertraute — er könnte mir helfen.“

Am Sauerbrunnen vorüber, über Wieſen und durch Wald führte der Weg die drei Spaziergänger. Die Freunde waren im muntern vertrauten Geſpräch, und ſcherzten und lachten über das neugeborene Gedicht, das der Major einen jungen Satyr nannte, der, wie Minerva Schild und Speer, gleich eine Geißel mit zur Welt gebracht habe.

So in reiner ſchöner Stimmung, und da ſich auch der junge Botanikus ganz beſonders freundlich und zutraulich zeigte, warf der Major die willkommene Frage auf: „Was gedenkt denn unſer eifriger Herbariſt eigentlich zu werden?“

Der Botanikus ſtand ſchamroth vor den beiden Herren, doch faßte er ſeinen ganzen Muth zuſammen und erwiederte: „Ach, meine gnädigen Herren! Ich möchte gar zu gern Medizin ſtudiren, vielleicht könnte ich dann dereinſt, wie jetzt Herr Doctor Starke, auch in Jena eine Profeſſur erhalten, und über Botanik leſen, aber ich bin leider vom Hauſe aus ganz ohne Mittel, wenn daher die gnädigen Herren mir ein Stipendium —“

„Recte, mein Sohn, rectiſſime!“ unterbrach der Major. „Für ein Stipendium will ich ſorgen, will Seine Durchlaucht, den Herzog, für dich um eins bitten, jajaja!“

Zeit die Gegend unſicher machten, und Jonas erwiederte: „Ob Ihr Euch noch ſo grimmig ſtellt, ich weiß doch, wer den Sieg behält! Die geprieſen iſt durch alle Land, wird mich auch retten aus Eurer Hand!“

Georg ſtand ganz verwundert, und ſah den Männern nach, die ihre Gefangenen geradewegs nach Meiningen führten.

„Der ſchwarze Jonas hat einen guten und feſten Glauben,“ ſprach er zu ſich ſelbſt: „daß er ſo freudig ſeinen Weg geht, der doch wohl zum Tod führt, denn wenn unſre Bürger einmal einen landſchädlichen Mann gefangen haben, werden ſie ihn wohl ſo feſt halten, daß ihn weder die Fürbitte eines Heiligen, noch die unſrer gebenedeiten Frau loshelfen wird. Doch“ verbeſſerte er ſich ſelbſt, faſt erſchrocken vor ſolch einem kecken Gedanken der Zweifelſucht: „bei Gott und unſrer Frau vom Grimmenthal iſt keine Sache unmöglich. Sie winkt, und die Ketten fallen ab von dem Gefeſſelten und ſie ſchlägt mit Blindheit die Verfolger derſelben.“

Der frommgläubige Dichter hatte Recht. Es

Der Geheimerath ging eine gute Weile ſchweigend mit ſeinen Begleitern weiter, ohne ein Wort zu ſagen, und durch die Seele des jungen Menſchen ging ein bangen — er fürchtete, jener hohe Herr möge nicht geneigt ſein, ihn zu fördern. Da nahm der Geheimerath aber dennoch das Wort und ſprach im wohlwollendſten Tone: „Dein Wunſch, mein Sohn, hat meinen Beifall nicht. Siehe, mein Lieber, ein junger armer Arzt hat mit tauſend Mühen und Sorgen zu kämpfen, und mißglücken ihm einige Neulings-Kuren, ſo iſt er verloren. Ich will dir einen andern Weg zeigen, der dich beſſer an dein Ziel, ein nützlicher Menſch zu werden, leiten dürfte. Du mußt ausſchließlich oder doch zunächſt der Botanik treu bleiben, ſie wird dich nach erlangter vollkommener Kenntniß zu einträglichen Dienſtſtellen führen. Sereniſſimus ſind geneigt in Jena ein praktiſch-botaniſches Inſtitut zu begründen, wozu der Fürſtengarten ſich eignet, in welchem nicht allein alle europäiſchen officinellen Pflanzen, ſondern auch die vorzüglichſten der Tropenländer in dem nöthigen Gewächshäuſern kultivirt werden ſollen. Daher rathe ich dir, dich unter die Leitung unſers tüchtigen Garten-Inſpectors Reichart im Belvedere zu ſtellen, auch die ausländiſchen Pflanzen kennen zu lernen, dir über Pflanzenkultur Kenntniſſe und Fähigkeiten anzueignen, und dich ſoweit auszubilden, daß dir künftig die Direction des beabſichtigten Inſtituts übertragen werden kann.“

„O wie glücklich würde mich das machen!“ rief der Botanikus begeiſtert aus, „das wäre ja das ſchönſte Ziel meiner Wünſche!“

„Da der Hauptzweck eines ſolchen Inſtituts,“ nahm jetzt der Major das Wort: „doch beſonders der ſein wird, angehenden Medicinern und Pharmazeuten die pflanzliche materia medica gründlich zu lehren, ſo kannſt du die Neigung, Botanik vorzutragen, dereinſt ebenfalls leicht zur Anwendung bringen.“

Auf dem Weitergange, während der junge Botaniker getröſtet, hoffnungsfreudig und ſeelenfroh in eine heitere Zukunftsſcene blicken durfte, ſprachen die Freunde über dieſes und jenes, beſonders aber über mineralogiſche Studien, welche mit ihnen am gleichen Orte Herder, Voigt, Graf Brühl, Graf Kaspar von Sternberg, von Racknitz, von Veltheim und andere bedeutende Menſchen oblagen. Joſeph Müller's herrliche Sammlung aller Arten des Sprudelſteines, von ihm in wohlgefällige Formen geſchnitten, die Granitarten, die Doppelkryſtalle des in der Gegend um Carlsbad häufigen rhombiſchen Feldſpaths, Kalkſpathe und Kieſe, Quarze und Hornſteine, Sinter und Incruſten gaben genug zu beſprechen. Muſterſtufen wurden ſorglich geſammelt, und ſo mit regſtem Eifer dahingeſtrebt, indem man ſich ſelbſt immer tieferen Einblick in die Mannichfaltigkeit anorganiſcher Naturgebilde verſchaffte, eine höchſt belehrende Sammlung des Geſteinſchatzes dieſer Gegend aneinander zu reiben. Willkommen war es inſonderheit dem Major, häufig vulkaniſche Reſte aufzufinden, Erdſchlacken, Kohlen, Baſalte, von denen er Beweiſe zur Behauptung plutoniſcher Werde-Hypotheſen ableitete, während der Freund auf der Anſicht beharrte, daß die Allthätigkeit der Natur in ihrer Schöpferkraft bei der Bildung der Erdoberfläche nicht ein allewege ausſchließlich vulkaniſches Wirken zugeſtehen laſſe, ſondern auch dem Waſſer ſeine Thätigkeit zugeſprochen werden müſſe. Dahin lenkte namentlich der Blick auf verſteinerte Hölzer, Bäume und Pflanzen, die ohne Waſſer nicht da ſein, nicht vegetiren konnten, und doch wohl von nicht jüngerem Alter, als ſo manches für vulkaniſch angeſprochene Gebilde vermuthlichen Urfeuers und allgemeinen Weltbrandes. —

Als die Freunde ſich wieder in der Brunnengeſellſchaft eingefunden, wo indeſſen jenes Gedichtblatt von Hand zu Hand gegangen war, gab ſich, zumal der Himmel auffallend begünſtigte, faſt allſeitiges Verlangen der ſchönen, wie der wiſſenſchaftlichen Welt ihres Kreiſes kund, noch einen ſo angenehmen botaniſirenden Ausflug, wie der vorige, in ihrer Geſellſchaft und unter ihrer mittheilſamen Leitung vorzunehmen, wobei man ſchon gewiß war, und dies auch zuſicherte, daß ſtreitſüchtige, rechthaberiſche oder gar vorlaute Elemente bereits Winke empfangen, ſich dieſesmal ſelbſt auszuſchließen, und dadurch hart genug beſtraft ſeien.

Es wurde in der That am 10. Juli, welcher an einem Sonntag fiel, eine abermalige Bergwanderung unter zahlreicher Betheiligung aus den höheren Kreiſen der Badegäſte unternommen. Wieder diente der willige Botaniker als Führer und Leiter, der zunächſt auf einen künſtlich angelegten Weg brachte, welcher in eine Waldſchlucht hineinlief, wo mancher ernſte Fels mit Farrenkrautwedeln und grüner Moosdecke entgegenſtarrte. Durch dieſe Schlucht ward die Geſellſchaft eine Berghöhe hinangeführt, welche viele, reizvolle Ausſicht bot. Gar ſchön war es anzuſehen, wie auf dem ſchmalen Pfade, der kaum paarweiſes gehen geſtattete, der lange bunte Zug holder Frauen und Jungfrauen in der unterhaltenden Begleitung männlicher Freunde ſich aufwärts bewegte, wie das mählige Steigen die Wangen höher erglühen machte, und mancher liebe Blick den ſuchte, den alle innig verehrten, wie einen Meiſter und Herrſcher in jeglichem Gebiete des Schönen.

Er zumeiſt unterhielt die begleitende Geſellſchaft, und vor allen die früheren Freundinnen, wie auch die zärtlich ſeinen Spuren folgende neue, innerlich bevorzugte Freundin durch ſtets gehaltvolle Reden, die er mit Ernſt und Folgerichtigkeit, und doch angenehm zum Ohre klingend, zum Herzen dringend, durchführte.

Wo ein Ruhepunkt ſich darbot und den Blick in freundliche Thalgründe vergönnte, oder auf Bergeshöhen mit reizvoller Fernſicht, überall wußte er aufmerkſam zu machen auf die bewunderungswerthen Gebilde der Natur, auf Pflanzen und Steine, oder auch vom kleinen und einzelnen die Blicke auf großes und geſammtes, auf Felſen und Baumgruppen, Land- und Ortſchaften, Gewölk und Gewäſſer hinzulenken.

Da geſchah es denn auf herrlicher, ſonniger Hochebene, wo Ruheſitze ſich darboten und die Geſellſchaft raſtete, unter blauem und wolkenloſem Himmel, daß der Dichter von einer Lieblingsforſchung ſprach, die ſeit lange im ſtillen den ſtrebenden Geiſt ihm beſchäftigte. Er ſprach von der Pflanzen werden, Wachsthum und Verwandlung, und zeigte den Frauen, wie durch Umgeſtaltung, die bisweilen zur Ungeſtaltung werde, Staubfäden in Blüthenblätter ſich verwandelten, das entſtehen gefüllter Blumen. Wie in geheimer Verwandtſchaft der Pflanzen Einzeltheile zu einander ſtehen, und in folgemäßiger Entwicklung des einen Theiles aus dem andern die Metamorphoſe ſich bilde. Dieſe ſei in den meiſten Fällen regelrecht fortſchreitend, oder unregelmäßig und rückſchreitend, oder auch zufällig, durch Aeußerlichkeiten bedingt.

„In der regelmäßigen Metamorphoſe,“ fuhr der Sprecher fort zu ſeinem aufmerkſamen Hörerkreiſe zu reden: „erblicken wir ſtets ſtufenweiſen folgerichtigen Entwickelungsgang der Pflanze. Aus dem Samenkern entwickeln ſich die Cotyledonen, ſobald er Wurzel geſchlagen, und aus dem gleichen Keime wird der Stengel zum Lichte getrieben. Aus den Knoten des Stengels treten Augen hervor, es entſtehen Blätter oder auch Zweige, und ſo geht es weiter, keine Ruhe, kein Stillſtand, immer thätig der Pflanze inneres ſelbſtſchöpferiſches Leben, hundert und tauſendfach anders Stengel und Blattgebilde, bis ein Uebergang zum Blüthenſtand erfolgt, der Kelch ſich bildet. Manche Geſchlechter gehen nicht weiter, erzeugen keine Blumenblätter, ſondern der dem Stengel unmittelbar entſproßte Kelch umſchließt gleich die Staubfäden, wie dies am deutlichſten die Helleboriden gewahren laſſen, wo ſogar an einigen Arten die Blätter des Kelches ſich blumenähnlich färben.“

„Im Kelch, oft auch aus ihm, entwickelt ſich die Blumenkrone, welches Wort metaphoriſch wie der Geſtaltung nach mit tiefem Sinne der Pflanze höchſtes Leben, ihren Brautſtand gleichſam, ſchicklich bezeichnet. Zugleich aber öffnen ſich der Forſchung nun ſo vielfach verſchlungene Wege, daß dieſe alle Sie mitwandeln zu heißen zu weit führen würde, denn nun müßten wir die Bildung der Antheren, der Nektarien, der Griffel und Narben verfolgen, deren Mißbildung und Umformung in ſogenannte gefüllte Blumen, mit welchen abnormen Formationen die Forſchung ſich nicht beſchäftigen kann, mindeſtens berühren, und fernere Entwickelungen zu Frucht und Beere, Samen und Samenhüllen darlegen.“

Da nahm, als der Sprecher ſchwieg, eine gefeierte Freundin das Wort und ſagte: „Es iſt doch Schade, und wird wenig Theilnahme gewinnen, daß alle unſere vollen, herrlich duftenden Lieblingsblumen: Levkoien, Nelken, ja ſelbſt Roſen — unregelmäßige genannt werden ſollen, und in rückſchreitender Metamorphoſe begriffen; abnorme Formationen — die ſchönſten Blumen!?“ —

Als auf dieſe Worte nichts erwiedert wurde, ſo ergriff auch die neue Freundin die Gelegenheit noch neckender ſich zu äußern, indem ſie zu dem angebeteten Manne ſprach: „Großer und weiſer Naturgärtner! Wir verehren in Demuth Ihre Lehre, aber Proſelitinnen derſelben werden wir nicht. Unſer Geſchlecht wird die gefüllten Blumen in alle Ewigkeit den einfachen vorziehen, jede Blumenfreundin wird mir beipflichten.“

Mehrfache Zuſtimmung ward laut, die Frauen wollten nicht zugeben, daß das Gefülltſein der Blumen eine Mißform ſei, führten Beiſpiele an, und reihten in ihrer Unkunde die Strahlenblumen, die Aſtern und andere ihrer Klaſſe an Roſen, Lack und Nelken.

Der Weiſe lächelte und ſprach: „Ich bin gefaßt darauf, daß mir noch von ganz anderer Seite her Widerſpruch und Mißverſtändniß begegnen wird. Brechen wir heute davon ab und laſſen jede Anſicht in ihrer Geltung.“

Auf dem Weiterwege flüſterte, ſanft ſich an den Meiſter drängend, jene Jungfrau, welche zuletzt geſprechen: „Oh, Verzeihung, wenn ich zu vorlaut und unklug ſprach, wie ein kindiſches Kind! Ich faſſe nicht die Fülle dieſes Wiſſensreichthums, wie ich nicht die Fülle und Mannichfaltigkeit der Pflanzenwelt zu erfaſſen vermag. Mich verwirren dieſe vielen, vielen Namen, manche ſo unausſprechbaren Lautes und in fremder Sprache. Aber ich will folgſam und bildſam ſein, ich hoffe, daß jemand mich dieſe Blumenwege führe!"

„Da wird Lehre zur Luſt!" erwiederte ihr mit dem liebevollſten Blicke der Mann ihrer Liebe, ihrer Träume, ihrer Seligkeit, und dieſes beglückende Wort vernahm kein anderes Ohr, dieſen Blick erfaßte kein anderes Auge, er war der ihre, der Blick, der Mann, der herrliche; ſie gelobte ſich, ihm zu gehören mit aller allmächtigen Liebe, aller Jugendbegeiſterung, aller hohen Gluth, an einem **Stern** entzündet.

Die Metamorphoſe der Pflanzen.

Der Major war wieder einmal nicht in beſter Stimmung. Der reichlich mitgebrachte gute Tabak hatte ſein möglichſtes gethan, das Haus, wie die Luft über Bergeshöhen und Thalestiefen um Carlsbad zu würzen, und war nun doch ſchon ausgeraucht, zu Ende geſchmaucht — der Meerſchaumkopf trauerte, wie er in der Hand ſeines Beſitzers ein Paket öſterreichiſchen Tabaks erblickte. „Du biſt ein prächtiger Kerl, du — Landemann — du!“ redete der Major den Tabak, der im geöffneten Paket ſich zeigte, nachdem er ihn berochen, an: „du riechſt ja wie die Feuereſſe in der Küche von des Teufels Großmutter. Wo biſt du denn eigentlich her, du — Urpflanze? — Aus Columbia ſcheinſt du mir keineswegs zu ſtammen, Havanna iſt auch nicht dein Mutterland, Portoriko haſt du nicht geſehen, und wie Hayti riechſt du mit nichten. Weder Fräulein Virginia noch Dame Luiſiana ſind deine Taufpathinnen, und wenn du noch ſo legitimer Herkunft biſt, und keineswegs eingeſchwärzt, ſo biſt du doch kein Legitimo. Du biſt kein Spanier, Franzoſe, Engländer, Italiener, Holländer, Deutſcher, auch kein Ruſſe — du ſcheinſt mir etwa ſo ein Fünfkircher zu ſeyn, geſteh' es nur, oder ein Tolner, jajaja — toll genug wirſt du ſchmecken, und ich werde mich nicht mit dir lange vertragen! Zum Donner! Die Kur hier ſchlägt mir nicht an — das Waſſertrinken ſpannt mich ab, wenn mir nicht ein Glas Wein aufhülfe, ich glaube, ich incruſtirte auswendig und inwendig. Ich habe Sprudel genug in mir ſelbſt — ich brauche keinen Sprudel — ich will fort — weit fort — nach Bayern — nach Tyrol — der Abſchied wird uns ſchmerzen, nicht wahr, mein lieber Meerſchaum, du achteſt doch den großen Menſchen, wenn du ihn auch nicht lieben kannſt, wie ich ihn liebe, da er dich nicht liebt. Er gefällt ſich hier, er wird wohl die ganze Geſellſchaft überdauern. Es lächelt ihm ja, dem beneidenswerthen, das ſeligſte Glück aus den ſchönſten Augen an — möge es ihm die friſcheſten Blätter der vollſten Roſen in den Schooß ſtreuen!“ —

Ein wohlgepflegter, mit den ſchönſten Blumen geſchmückter Privatgarten, den die reichen Beſitzer gütevoll zur Verfügung und zum Gebrauche des gefeierten Dichters geſtellt hatten, ſah dieſen in guten Stunden mit der Geliebten Arm in Arm durch ſeine Laubengänge wandeln.

Hohe Mauern umzogen den reizenden Garten, keines unberufenen Lauſchers Blick drang in dieſes Tempelheiligthum der Blumengöttin. Sprudelnde Quellen und ſpringende Brunnen rauſchten in ihm, Muſchelgrotten hauchten trauliche Kühle, Göttergeſtalten nach antiken Gebilden erinnerten an die edlen Steingebilde des Parkes von Verſailles. Gaukelnde Schmetterlinge umflatterten küſſend die Blumen, buntgefiederte Vögel des Auslandes flatterten in rieſigen Vogelbauern, und glücklicher wie dieſe, wiegten ſich frei auf der Bäume Zweigen die deutſchen Sänger.

In einer Laube, um deren grünes Strauchwerk ſich blühende Schlingpflanzen ſchlangen, ſaß das ſchöne, das glückliche Paar, Hand in Hand, Auge in Auge, zwei edle Blüthen am Baume der Menſchheit, voll entfaltet, mit ſtillem, ſeligem Genügen. Ein Becher, aus dem Kryſtallglas Böhmens gebildet, mit einem Erinnerungsbilde ſtand vor beiden nebſt einer Flaſche ſchien der wunderthätigen Madonna eine eigenthümliche Macht verliehen, mit Blindheit zu ſchlagen, und das war wieder eines der unbegreiflichen Wunder, daß während die Blinden ſehend wurden, die Sehenden allzumal mehr und mehr zwar körperlich nicht, aber geiſtig doch erblindeten.

Georg traf ſeinen lieben Meliter im Grimmenthal, und wanderte ſodann mit ihm dem traulichen Pfarrhaus zu. Man konnte aus der Stube, die mit Heiligenbildern reich verziert war und darin auch ein Schrein viele koſtbare Bücher barg, gerade hinüber auf das Haus des Herrn Hauptmann Heinz Teufel ſehen, und Doth ſah auch lange hinüber, da er allein in der Stube blieb, während Meliter in einem andern Zimmer den Ornat ablegte. Es wachten allerlei Gedanken und Erinnerungen in ihm auf, die er zu unterdrücken ſuchte, doch einen ſtillen Seufzer unterdrückte er nicht. Seufzer laſſen ſich auch nicht leicht bezwingen, ſie ſind des Schmerzes ſtumme Boten, der in der Bruſt gefangen liegt, und er ſendet ſie hinaus, wie Noah ſeine Raben und ſeine Tauben aus der Arche, das verlorne Land perlenden Weines. Sie tranken gemeinſam aus dieſem einen Becher. Außerdem bedeckte reiche Blumenfülle den Tiſch, es ſchien, als ertheile ein Prieſter in Flora's Tempel einer jungen Prieſterin Unterricht, voll beglückt im anſchauen ihrer eigenen himmliſchen Blüthe.

„Laß dir, dir es ſagen, Geliebte, was nächſt dir jetzt meine ganze Seele füllt, jenes Werdegeheimniß der Pflanzen und ihr naturgebotenes entfalten. Noch ruht es in mir wie ein keimendes Samenkorn, ich fühle dies vom Leben durchpulſt wie ein klopfendes Herz, und dies Herz öffnet ſich und theilt ſich in zwei Cotyledonen, ſie heißen Natur und Poeſie.“

„Und nicht Liebe?“ fragte flüſternd, erglühend, ſich innig dem innig Geliebten anſchmiegend, die wunderliebliche, kleine, zärtliche Geſtalt.

„Natur iſt Liebe, Poeſie iſt Liebe,“ erwiederte er. „Liebe iſt der allbelebende Pulsſchlag in dem Herzen, das ich erwähnte; der allmächtige Eros, der ewig verjüngte Urvater alles erſchaffenen. Was ich als Forſcher weiter ausgeſonnen und regelrecht in einer eigenen Schrift zu entwickeln beabſichtige, das habe ich begonnen, dir in gebundener Rede zuſammengedrängt zu widmen, du, mein beglückender Genius!“

„O bitte, ſo theile mir es mit!“ flehte die Geliebte.

„Ich ſollte nicht, es iſt noch nicht vollendet, Theure,“ erwiederte der Dichter. „Es iſt nur erſt ein Schene, ſelbſt eine emporſprießende Pflanze, der die Gewelle der Vollendung noch mangelt, die noch nicht zu vollem Blüthenſtande gelangte; doch dir, du Liebe, zu Liebe thue ich Alles. Wirf noch einen Blick auf dieſe hier vor uns aufgehäufte Blumenfülle, und dann höre.“

Sie warf nur einen kurzen Blick auf die Blumen, und einen vollen, ſeelenvollen, innigen auf ihn, von dem ihr Auge nicht ablaſſen konnte in dieſer wonnereichen Stunde, auf ihn, der jetzt ein beſchriebenes Blatt entfaltete, und zärtlich zu ihr geneigt, ihr folgende Bruchſtücke eines Gedichtes vorlas, das erſt fünf Jahre ſpäter in ſeiner Vollendung an das Licht trat, um in weiteren Kreiſen verwandte Herzen ebenſo durch Lieblichkeit, wie durch Geiſt und Wahrheit auf das erfreulichſte zu berühren.

„Dich verwirret, Geliebte, die tauſendfältige Miſchung
Dieſes Blumengewühls über dem Garten umher.
Viele Namen höreſt du an, und immer verdränget
Mit barbariſchem Klang einer den andern im Ohr.
Alle Geſtalten ſind ähnlich und keine gleichet der andern,
Und ſo deutet das Chor auf ein geheimes Geſetz,
Auf ein heiliges Räthſel. O könnt' ich dir, liebliche Freundin,
Ueberliefern ſogleich glücklich das löſende Wort.“ —

Ein hohes, nie gekanntes Wonnegefühl durchſchauerte und hob den Buſen der Jungfrau. Ihr galten dieſe Diſtichen, an ſie waren ſie gerichtet, und von ihm. Mit freudeverklärten Augen ſah ſie zu ihm auf, redete nicht, lächelte nur, und drückte heiße Küſſe auf ſeine Hände.

Er hauchte einen Kuß, wie ſegnend, von reinſter Empfindung durchglüht, auf ihre Stirne, und fuhr fort:

„Werdend betrachte ſie nun, wie nach und nach ſich die Pflanze
Stufenweiſe geführt, bildet zu Blüthen und Frucht.
Aus dem Samen entwickelt ſie ſich, ſo bald ihn der Erde
Still befruchtender Schooß hold in das Leben entläßt,
Und dem Reize des Lichts, des heiligen, ewig bewegten,
Gleich den zarteſten Bau keimender Blätter empfiehlt.“

„So fühle ich mich,“ flüſterte die Geliebte, als der Leſende inne hielt, „ſo dem Reize des Lichts, des heiligen, das aus deiner Seele quillt, empfohlen; ſtufenweiſe geführt auf beſeligender Himmelsleiter der Gefühle, erſt durch dich zur Blüthe gebildet!“

„Jetzt verſtehſt du mich ganz, du Hold, du Liebe, du Inbegriff meines Seins!“ rief der beglückte Dichter und zog die Liebende zärtlich in ſeine Umarmung, und indem er darauf aus dem nur erſt begonnenen, nicht ganz vollendeten Gedicht einige weitere Diſtichenpaare vortrug, gelangte er zu jener hinreißenden Stelle, die er auf ſeine Liebe, auf die Geliebte mit Recht bezog, und freudig betonte:

„Nun prangt die Natur in hoher voller Erſcheinung,
Und ſie zeiget gereiht Glieder an Glieder geſtuft.
Immer erſtaunſt du auf's Neu, ſobald ſich am Stengel die Blume
Ueber dem ſchlanken Gerüſt wechſelnder Blätter bewegt.
Aber die Herrlichkeit wird des neuen Schaffens Verkündung,
Ja das farbige Blatt fühlet die göttliche Hand,
Und zuſammenzieht es ſich ſchnell, die zarteſten Formen
Wickeln ſich zwiefach hervor, ſich zu vereinen beſtimmt.

Traulich ſtehen ſie nun, die beiden Paare, beiſammen,
Zahlreich reihen ſie ſich um den geweihten Altar;
Hymen ſchwebet herbei und herrliche Düfte, gewaltig,
Strömen ſüßen Geruch alles belebend umher.“

„Herrlich und gewaltig du ſelbſt, mein ewig Erkorener!“ rief flammend die vom überwältigenden Gefühle der Natur wie der **Poeſie** durchglühte Jungfrau, und ſank küſſend in die Arme des Geliebten, indem ſie ſelbſt ihn innig und liebeſelig umfing.

Als der ſo beglückte Dichter ihr in Fülle dieſe beſeligende Zärtlichkeit erwiedert, fuhr er fort zu leſen:

„Nun, Geliebte, wende den Blick zum bunten Gewimmel,
Das verwirrend nicht mehr ſich vor dem Geiſte bewegt.
Jede Pflanze winket dir nun die ew'gen Geſetze,
Jede Blume, ſie ſpricht lauter und lauter mit dir.“ —

„O gedenke dabei, wie aus dem Keim der Bekanntſchaft
Nach und nach in uns holde Gewohnheit entſproßt,
Freundſchaft ſich mit Macht aus unſerm Innern enthüllte,
Und wie Amor zuletzt Blüthen und Früchte gezeugt.
Freue dich auch des heutigen Tags! Die heilige Liebe
Strebt zu der höchſten Frucht gleicher Geſinnungen auf,
Gleicher Anſicht der Dinge, damit in harmoniſchem Anſchaun
Sich verbinde das Paar, finde die höhere Welt.“ —

„Ja, die höhere Welt finde ich in dir! du Herrlicher! Göttlicher! Du mein Ideal, du mein Dichter!“ jauchzte unter Freudenthränen die Geliebte, und was beide empfanden — es prägte ſich unauslöſchlich tief beider Erinnerung ein.

„Und wo werden wir uns wiederfinden, wenn die Wirklichkeit dennoch das harmoniſche Anſchaun trennt?“ fragte, von einem Gedanken naher Trennung, die ja faſt immer bei ſolchem Ineinanderflammen zweier jugendlicher Herzen wie ein finſterer Wächter mahnend nahe ſteht — durchſchauert, die Liebende.

„Hier, hier wieder, Theure! Hier iſt Ausgang und Eingang unſeres Paradieſes — hier iſt es ſo ſchön, und ich bin dieſem gebenedeiten Ort ein neues Daſein ſchuldig geworden, und zwar durch dich, Liebe — laß anderen immer den Glauben, daß der Heilquell mich ſo neu belebt habe.“

„Ich bin dein, bleibe dein, folge dir, wohin du mir winkeſt, ziehe dir nach über alle Fernen, wenn du es nur geſtatteſt!“

„Und wenn du recht weit ziehen müßteſt, mein Held? — Meine Sehnſucht treibt mich mächtig nach Italien — und allein — ich ſehne mich, noch viel zu lernen, um noch viel thun zu können — aber am reizendſten Orte, vielleicht in Neapel — dich finden, Liebe, wäre mir ein Götterglück!“

„Dir gehören überall — dein ſein hier und drüben, dir dienen, alles! Gebiete nur!“ —

Mild und friedlich ſank der Abend in das Thal nieder. Der Dichter erſchien an dieſem Abend nicht am

Brunnen. Er empfand in jenen ſüßen Wonneſtunden in aller Fülle, was er nach Jahren mit lieber Erinnerung ausſprach und niederſchrieb:

„Höchſt willkommen war dieſes Gedicht der eigentlich Geliebten, welche das Recht hatte, die lieblichen Bilder auf ſich zu beziehen; und auch ich fühlte mich ſehr glücklich, als das lebendige Gleichniß unſere ſchöne vollkommene Neigung ſteigerte und vollendete.“ —

Am andern Morgen rief Sutor den Botanikus in des Dichters Zimmer, der lächelnd zu ihm ſprach: „Du haſt wohl auf unſerem letzten Spaziergange vernommen, mein Lieber, wie die Frauen uns zu ſchaffen machen, wie ſie von den Pflanzen wenig oder nichts mehr zu wiſſen verlangen, als was deren äußeres betrifft, Geſtalt und Haltung, Nutzen und Schaden, zumeiſt Geruch und Farbe, ſo gehe du denn heute allein hinaus und ſammle in Fülle, was du ſchönes blühend findeſt, blühe es einfach oder gefüllt, da wollen wir ihnen denn ſtatt der Blume der Wiſſenſchaft duftende reiche Sträußer bieten, das wird erfreuen, wie verſöhnen.“

Als nun Abends die Geſellſchaft, wie gewohnt, ſich um den Brunnen fand, da erſchien der Botanikus als Diener der Gebirgsflora mit einem reinlichen Korbe, in welchem eine Fülle von Sträußern lag, die aus Spiräen, Epilobien, Glockenblumen, Menzieſien

Gentianen und ſonſtigem Schmuck der Wieſen und Wälder ſinnig geordnet und zuſammengeſetzt waren, und der Dichter reichte nun allen ihm perſönlich befreundeten Damen jeder einen Strauß mit freundlichen, doch bedeutenden Worten.

Den im Grunde des Korbes ruhenden letzten Strauß empfing die Geliebte, und wie die Hand des Gebers ihre empfangende berührte, ſprach er zu ihr nur das eine Wort: „Sulamith!“

Wer den Strauß oberflächlich anſah, fand ihn den andern Sträußern ziemlich ähnlich, aber der Kundigere hätte lauter ſinnbildlich deutſame Blumen wahrnehmen können, und ſo war der Strauß recht eigentlich ein Selam in der Weiſe orientaliſcher Poeſie, und die Natur war genöthigt, deren Götterſprache zu reden, zu deren Verſtändniß und Erklärung der Liebende in traulicher Stunde zärtlichen alleinbeiſammenſeins zu verhelfen gern bereit war, wie er denn ſpäter das offene Bekenntniß ſelbſt ausgeſprochen: „Die ſchönſten Augenblicke meines Lebens genoß ich zu gleicher Zeit, als ich der Metamorphoſe der Pflanzen nachforſchte.“

So war der Dichter beglückt, mit den reinſten, vollſten Gaben guter Götter geſegnet. Seinen Freund, den unbefriedigten, trieb es in die Ferne, doch blieben bis zu ſeiner Wiederkehr, und nach derſelben die Herzen beider edlen Naturen in treuer Liebe verbunden und verbrüdert.

Der junge Botanikus aber, der mit ſo vielem redlichen Eifer beiden gedient, und ſchon in ſo zarter Jugend gelehrten, ihn weit überragenden Männern dennoch anregend und förderlich zu ſein vom Schickſale berufen war, ſtrebte auch nach der Rückkehr nach Jena in gleicher Weiſe ſich thätig zu zeigen; er war es, welcher die mannichfaltigſten Früchte, Samenhüllen und Kapſeln im Herbſte fleißig zuſammentrug, damit ſie zu fernerer wiſſenſchaftlicher Forſchung und Autopſie dienten. Und das Jahr hatte ſeinen Kreislauf noch nicht vollendet, da gelangte ſchon von Weimar aus durch den herzoglichen Garteninſpector Reichart zu Belvedere Botſchaft an ihn, daß er bei dem genannten — damals einem der erſten Kunſtgärtner Deutſchlands (Belvedere's Treibhäuſer zählten zu den berühmteſten), eintreten ſolle, um die Kenntniß der exotiſchen Flora und deren Behandlung gründlich ſich anzueignen, worauf er dann von Stufe zu Stufe weiter gelangte, weiter gefördert wurde, endlich empor geſtiegen, in glückliche Lebenslagen gekommen und ein Mann geworden iſt, der in ſeinen Wiſſenſchaften, der Botanik und höheren Gartenkunſt, welche letztere mit vollem Rechte zu den ſchönen Künſten zählt, eine hohe Rangſtufe einnahm, und zahlreiche Werke dieſer ſeiner Wiſſenſchaftsfächer erſcheinen ließ.

Stets gedachte er ſeiner Reiſebegleitung nach Carlsbad mit froher und dankbarer Erinnerung, und aus ſeinem, des nun dahingeſchiedenen Greiſes Munde wurden die Grundzüge dieſer Erzählung uns wahrheitgetreu mitgetheilt. Natur und Poeſie feierten in edlen Menſchenſeelen die ſchönſten Siege.

Der Pakt mit dem Böſen.

Geſchichte aus den piemonteſiſchen Bergen.

der Hoffnung wieder zu ſuchen, aber nur ſelten wird dem armen Gefangenen ein Oelzweig des Friedens und der Freiheit gebracht. Wer hätte nicht ſchon einem verlornen Glück nachgeſeufzt, ſelbſt wenn es nur ein Traumglück geweſen? Iſt doch keines feſtzuhalten, und wo wäre der kühne Joſua, der ſeiner Sieges- und Freudenſonne zurufen könnte: Stehe ſtill? Molitor trat ein zu dem gedankenvoll Sinnenden; er ſah Georg wohl an, was dieſer dachte, denn er kannte ſein Herz und beſaß ſein Vertrauen, und folglich wußte er um alles, auch um das, was in Doths Seele vorging, und faßte nun liebreich ſeine Hand, indem er zu ihm ſprach: „Mein lieber Sohn! Grämet Euch nicht mehr und denket nicht mehr daran. Sucht Euch ein andres Lieb, wenn Ihr es nicht vorzieht, ledig zu bleiben. Jene, die ich Euch gegönnt, war Euch nun einmal nicht beſchieden, und es war Gottes Wille nicht, daß ſie Euer ſeyn ſollte.“

„Freilich, freilich, und wir wollen nicht weiter davon reden,“ verſetzte Doth. „Ihr ſeyd ja auch ledig geblieben, ehrwürdiger Vater, wiewohl Ihr

In jenen Tagen, als es dem Teufel noch auf Erden wohl gieng, als er ſchier mühelos ſich Seelen angelte, und gegen einige Dienſtleiſtungen leichten Kaufes ſeinen Gewinn machte, war in der wälſchen Stadt Pignerol, Pignerola oder Pinerolo ein junger Maler, Namens Annibale Orata, der luſtig in den Tag hineinlebte, ſo viele Schulden machte, als ihm möglich war, und niemand bezahlte, weil ihm dieſes unmöglich war. Zwar gewährte ihm ſeine Kunſt einigen Unterhalt, allein da Annibale kein Frohnmaler, ſondern ein Genie war, ſo malte er nur, wenn er Luſt hatte, und dieſe hatte er nicht allzu oft; auch beſaß er alle die Launen und alle den Eigenſinn, wodurch ſich große Künſtler meiſt auszeichnen, wenn ſie auch durch dieſelben nicht groß und ausgezeichnet ſind und werden, und ſo war auch Annibale Orata trotz ſeiner Launen und ſeinem Eigenſinn keineswegs ein großer Künſtler. Zahllos waren die Liebſchaften dieſes Malers, und nur die Zahl ſeiner Händel kam ihnen gleich, oder übertraf ſie noch; Händel mit aller Welt: Händel mit den Kaufmannsdienern, deren Prinzipalen er Geld ſchuldete, Händel mit den Handwerkern, zumal der ehrſamen Schneiderzunft, die ihm nie gut, ſchön und reich genug arbeitete, denn unſer Annibale trug ſich wie ein Edelmann — Händel mit den Officieren, welche die Beſatzung der Feſtung befehligten (Pignerol hat eine Feſtung und noch dazu eine ſehr berühmte, denn ſie umſchloß den Mann mit der eiſernen Maske), und erſtaunlich viele Zeit zu Händeln hatten, — Händel endlich mit der Geiſtlichkeit, ja bis zum Biſchof hinan (Pignerol hat einen Biſchof), weil Annibale laut und offen und überall die Lehre der Waldenſer vertheidigte, deren Schoos jene piemonteſiſchen Thäler ſind, welche das Gebiet von Pinerolo umfaßt, jene reizenden Alpenthäler la Peroſa, San Martin und Lucerna.

Aber aller ſeiner Händel ungeachtet beſaß Annibale dennoch manchen Freund, und ſeiner Armuth ungeachtet beſaß er einen Schatz, den er nicht gegen Peru's und Golconda's Schätze hin- und aufgegeben hätte, das war das reiche Herz eines armen Mädchens, einer kleinen allerliebſten, dunkeläugigen, ſchelmiſchen Waldenſerin, welche im Dörflein Pinasca, ganz nahe dem Markte Peroſa, eine vater- und mutterloſe Waiſe, bei einer alten Muhme lebte, und in die ſich Annibale ſo ſterblich verliebt hatte, wie die holde, anmuthige Bianca ſich in ihn, den ſchönen, ſtattlichen jungen Mann mit dem Gold-Gelock, das ihm nicht minder ſchön auf die Achſeln abwallte, wie dem deutſchen Reiſter Albrecht Dürer, und ſeinem byzantiniſch getheilten Kinnbart, der ihr ſchöner vorkam als alle männlichen Heiligen in der Kathedrale der Hauptſtadt, des ſtolzen und prächtigen Turin, wohin ſie alle Jahre einmal wallfahrten gieng. Die Gelegenheit der Bekanntſchaft der beiden Liebenden hatte der Zufall herbeigeführt, der geſchäftigſte aller Götter, und ſo oft ein Eros! —

Bianca, deren Eltern früher in hübſchen Verhältniſſen zu Turin gelebt, und ihr eine nicht ganz alltägliche Erziehung gegeben, hatte einige Producte ihres Gartens auf den Markt la Peroſa gebracht, und nach la Peroſa hatten gerade die jungen Maler aus Pinerolo ihren Zug; es fanden ſich dort köſtliche Studien, junge Piemonteſerinnen von ſeltener Schönheit. Das Studium der Schönheit ſoll ein junger Künſtler nie aus den Augen verlieren!

Ein Renommiſt (damals gab es auch ſchon Renommiſten), mit einer rothen Naſe, hatte Bianca's Fruchtkorb umgeworfen, und die darüber erzürnte noch dazu frech verhöhnt in demſelben Augenblick als Annibale mit einigen ſeiner Gefährten die Straße daher kam, wo ſie noch Zeuge des Auftritts wurden. Da nun Annibale die Partei des gekränkten und beleidigten Mädchens nahm, deſſen Schönheitblüthe der Zorn und der Schmerz und die Thränen noch erhöhten, ſo war bald ein Streit angeſponnen, zumal der Renommiſt gar protzig und trotzig that, mit Farbenkleckſern und

Pinſeln um ſich warf, und fragte, ob der Signor Maler auch die Blutfarbe kenne? Weil aber Annibale den Degen ungleich ſchneller, wenn auch nicht beſſer zu führen verſtand, als den Pinſel, ſo erwiederte dieſer hitzig, daß er ſich für jetzt blos auf's Zeichnen lege, zog blank, ſchlug dem Renommiſten, der grimmig gegen ihn ausfiel, mit einer prachtvollen Legate die Klinge aus der Hand, und zeichnete ihm eine Linie in das Geſicht, die keineswegs für eine Schönheitslinie ausgegeben werden konnte, wobei des Renommiſten Geſicht bald einem überlaufenden Rothfarbentopf ähnelte, aus dem die rothe Naſe als Pinſelſtiel hervorragte. Nach dieſem Streit begleitete Annibale, ohne ſich weiter an die Vermaledeiungen und Racheſchwüre des übel zugerichteten Renommiſten zu kehren, ſeine dankbare Schützlingin Bianca nach Hauſe, wobei er neben ihrem Eſel, auf den ſie ſich ſetzte, hergieng, und ſie gar anmuthig unterhielt. Hätte ſie ein Kind auf dem Schoos gehabt, oder am Buſen, ſo hätte dieß Paar einen ſchönen Stoff zum Bilde einer Rückkehr aus Aegypten dargeboten; ſo aber hielt ſie an des heiligen Kindes Statt nur eine volltönende Mandoline, die Bianca meiſterlich ſpielte, und von welcher das heitere Mädchen ſich ſelten trennte. Auch hatte ſie in ihren Zügen nichts madonnenähnliches, doch dies wäre der geringſte Mangel geweſen, denn unzählige Madonnenmaler haben hübſche Bauernmädchen mit derberem Fleiſch und noch weit min der ſchönen Zügen, als Bianca zeigte, gemalt, und die Königinnen ihrer Herzen für Himmelsköniginnen der Nachwelt überliefert, und thun dies noch, denn das Geſchlecht der Madonnenmaler iſt unſterblich.

Dieß war eine von den jüngſten Liebſchaften des Malers Annibale Orata zu Pinerolo, der kein Madonnenmaler war; er hatte der Liebſchaften noch mehrere, allein es würde ungemein ermüdend ſein, alle Liebſchaften eines jungen und ſchönen Malers aufzuzählen; ernſthaft war keine, denn Annibale dachte nicht an's Heirathen; es ſtand ihm nicht an, fleißig zu ſein, um eine Familie zu erhalten, und da er nicht im Stande war, eben weil ihm dies nicht anſtand, durch ſeinen Fleiß ſich ſelbſt genügend zu unterhalten, ſo war er dabei doch ungleich einſichtvoller, als mancher andere junge Künſtler, indem er einſah, was ſo viele nicht einſehen, daß eine Familie zu ernähren eine ſchwere und ſorgenvolle Sache ſei, und daß ein lediger Mann, auch wenn er kein Geld hat, ſich ungleich leichter durchbringt, als ein verheiratheter; ja man hat viele, ſehr viele Beiſpiele, daß ein junger lediger Mann, auch wenn er kein Geld hat, beſſer und angenehmer lebt, als ein verheiratheter, welcher Geld, und ſogar viel Geld hat.

Die Handzeichnung, welche Annibale jenem Renommiſten in das Album ſeines Geſichts verehrt hatte, war ein böſes Gedenkblatt. Der Renommiſt war ein Neffe des hochwürdigen Biſchofs von Pinerolo, und ein liederlicher Cavalier. Er ſchwur dem Maler fürchterliche Rache, und lauerte auf eine Gelegenheit, dieſelbe auszuführen. Daß Annibale Orata nicht gut auf die Cleriſei zu ſprechen war, wußte Signor Nicolo Colombo, ſo hieß der Cavalier, und darauf gründete er einen wohlberechneten Plan, den jungen Maler, der aus ſeinen Anſichten und Ueberzeugungen niemals ein Geheimniß machte, in das Netz des Verderbens zu ziehen. Auf offenem Wege konnte und mochte des Biſchofs Neffe nicht an den Maler; dieſen Weg hatte derſelbe verbauen, und Nicolo trug kein Verlangen, ſein Geſicht und ſeine rothe Naſe zum Stichblatt des vermaledeiten Künſtlers, Zeichners, Malers und Kupferſtechers darzubieten; es war ihm ohnehin ſchmerzlich genug, die Stichelei von ſeinen Freunden hören zu müſſen, daß er ein Monogramm, ein Malerzeichen mit ſich herumtrage, und als eine perſonificirte Radirung erſcheine. Daher erſann Nicolo zuerſt dieſes Bubenſtücklein: Sein beſter Freund, ein heimtückiſcher, liſtiger Abbate mußte ſcheinbar ſich mit ihm entzweien, und es wurde Sorge getragen, daß Annibale dieſe Entzweiung erfahre, und vernehme, daß die Feindſchaft der beiden eine unverſöhnliche geworden. Daran lag nun im Ganzen dem Maler wenig oder nichts, doch hatte er keinen Grund, den Abbate zu vermeiden, wenn dieſer in geſelligen Kreiſen ihm nahe kam, und der Abbate legte es dem

Maler wiederum nahe genug, daß ſeine Freundſchaft Werth für ihn habe, verflocht Annibale in Geſpräche über die Kunſt, ſprach von ſchönen, ſeltenen, alten Bildern und Kupferſtichen, die er ſelbſt beſitze, ließ Winke fallen von Beſtellungen, die er zu machen geſonnen ſei, und Annibale Orata war viel zu unbefangen und unerfahren, als daß er geahnet hätte, man habe mit ihm eine Abſicht. Er gehörte zu jenen redlichen Naturen, mit deren Weſen insgemein eine gute Doſis Leichtſinn gepaart iſt, die jederzeit den Kampf mit Bären, Löwen, Wölfen und andern phyſiſchen und moraliſchen Beſtien aufzunehmen bereit ſind, überhaupt der Gefahr keck in's Geſicht ſchauen, dem Gegner auch keck in's Geſicht eins bieten, aber gar nicht dazu gemacht ſind, mit Schlangen anzubinden, und ſich vor Scorpionen in Acht zu nehmen.

Und ſo waren nach einiger Zeit Annibale und der Abbate, wenn nicht die beſten, doch ganz leidlich gute Freunde, was aber doch nur daher kam, weil Nicolo eine himmliſche Geduld bewies, wenn Annibale ſein Steckenpferd ritt. Dieſes Steckenpferd war ein ſehr ungebehrdiges und dem Abbate ſehr widerwärtiges, es war die Sucht, unaufhörlich die hohe und die niedere Geiſtlichkeit zu verſpotten, zu höhnen, zu ſchmähen, und in Bild und Wort blos zu ſtellen und lächerlich zu machen. Annibale hatte ein Skizzenbuch, das wimmelte ſo von tauſenderlei geiſtlichen Zerrbildern, wie

Callots Verſuchung des heiligen Antonius von Teufelsfratzen wimmelt. Und dabei — was das ärgerlichſte war — hatte Annibale nicht nur die Fertigkeit, mit dem Degen ſeinen Mann zu treffen, ſondern auch mit dem Griffel, und wenn er irgend einen Kopf auf's Papier warf, ſo wußte jedes Kind, wenn es das Original geſehen hatte, wer der Dargeſtellte war. Das Schrecklichſte der Schrecken in dieſem Skizzenbuch war ein Maskenzug von lauter Ordensgeiſtlichen mit ſcandalöſen Attributen, in denen die ſämmtliche Geiſtlichkeit des Hochſtifts abconterfeit war, wir wollen nicht ſagen, wie ſie leibte und lebte, aber doch mit dem, was ſie liebte — jeder einzelne nämlich war mit irgend einem Gegenſtande ſeiner Neigung verſehen; auch war hier und da ein erklärendes Sprüchlein hinzugefügt, wenn ja der gemüthliche Beſchauer dieſer angenehmen Bildblätter noch einer Erklärung bedurft hätte. Dabei iſt zu ſagen, daß die Meiſten der dargeſtellten frommen Väter dem Orden von der Regel des heiligen Ignazius Loyola angehörten, welche damals in Pignerol ein Collegium hatten, deſſen adscriptus auch der Abbate, Annibale's neuer Freund, war. Dieſer hatte nicht ſobald das Skizzenbuch geſehen, und — belächelt, and dabei weislich gethan, als finde er darin durchaus mit keiner Perſon auf der Welt eine Aehnlichkeit, als er den Gedanken faßte, dieſe Zeichnungen ſollten den Maler Annibale verderben. Der falſche Freund hatte nichts eiligeres zu thun, als am

Abend ſich heimlich zu Nicolo Colombo zu begeben, und dieſem vom Buche zu erzählen, worauf beide ſogleich den Entſchluß faßten, auf irgend eine Weiſe ſich dieſes Buches zu bemächtigen, es Seiner Eminenz, dem Biſchof zu überliefern, und daß dann die Verhaftung des Malers, langwieriges Gefängniß, peinliche Inquiſition, endlich vielleicht ſogar Todesſtrafe wegen pasquilliniſcher Schmähung geheiligter Perſonen, gleichſam Hochverrath, die Folge ſein werde, glaubte das zum Verderben des Malers verſchworene Paar mit Sicherheit vorausſetzen zu können.

Am andern Tage machte Annibale einen Spaziergang von Pignerol nach Pinasca; auf ſolchen Wanderzügen pflegen nun in der Regel fleißige Maler ihre Skizzenbücher mitzunehmen, allein Annibale ließ das ſeinige zu Hauſe; einmal weil es nur noch wenige leere Blätter enthielt, und dann, weil Annibale gar nicht nach Pinasca eilte, um Skizzen aufzunehmen, ſondern ſein allerliebſtes Liebchen zu beſuchen, ſie ſeiner dauernden Liebe und Zärtlichkeit zu verſichern, ſich ihre ſchönſten Lieder, von denen er ſelbſt einige verfaßt hatte, und die ſie beiderſeits für die allerſchönſten hielten, zur Mandoline ſingen zu laſſen, und in Bianca's liebevollem anſchmiegen und ihrer traulichen Hingebung all das Glück zu finden, das feurige und ſorgenloſe Jugend im ſchönſten Traum des Lebens, der doch immer und überall nur ein gar zu kurzer Traum iſt, zu finden glaubt und auch müßtet; ich muß nicht, aber ich will, und will von keiner zweiten Liebe wiſſen, ich hab' genug an der erſten, und habe das Liebſte verloren, wie mir im vorjährigen Frühling die kluge Aegyptierin prophezeihen wollte. Es war eine zurückgehende Prophezeihung und das Mädchen mochte ſich wohl geirrt haben in der Deutung der Lineamente.“

„Mein Sohn,“ nahm wieder Moliter das Wort: „Es ſteht geſchrieben, wer freit, thut wohl, wer nicht freit, thut beſſer, indeſſen glaubt mir, hätten nicht meine prieſterlichen Gelübde mir die Ehe verſagt, ich hätte das Gute dem Beſſern vorgezogen, und ſo ſolltet auch Ihr thun.“

„Die Kunſt iſt meine Geliebte, ihr gehöre ich fürder an, und das Götterweib erſetzt mir das irdiſche,“ erwiederte der Dichter.

„So?“ fragte der Pfarrer: „Erſetzt ſie Euch auch Liebe und Treue und ſorgliche Pflege? Dauert die Kunſt auch aus in den Stürmen, im Ungemach des Lebens? Es iſt kein heiteres Loos, das glaubt mir, der ich aus Erfahrung, Euch kann ich es wohl ſagen, aus ſchmerzlicher Erfahrung ſpreche, allein wirklich findet. Annibale ahnete nicht im mindeſten, was ihm drohte, während er im ſüßen koſen auf einem Spaziergang mit ſeiner holden Bianca dem Plätſchern des Flüßchens Cluſone entgegen wandelte, das jenes in einem mächtigen Halbkreis ſich um die Berge ziehende, romantiſche Alpenthal Peroſa durchplätſchert; er ahnete nicht, der wackere Maler, daß an dieſem Tage ſeine Glücksſonne (beſtand ſein Glück auch in nichts weiter als Jugendmuth, Talent und Leichtſinn, denn auch Leichtſinn iſt oft Glück) — mit einem ungemein großen ſchwarzen Flecken aufgegangen war.

Annibale hatte ſeine Wohnung noch nicht lange verlaſſen, als Maſo, dieß war der Name des Abbate (Maſo iſt abgekürzt von Thomaſo), in dieſelbe eintrat; da er vernahm, daß Herr Orata abweſend ſei, gab er vor, er brauche ein Bilderbuch, welches er demſelben geliehen, nothwendig, und werde daſſelbe auf der Stube des Malers gleich finden, ſobald dieſe nur geöffnet würde; auch ſei ihm bekannt, wo Orata den Schlüſſel zur Stube verwahre. Da nun der Abbate dem Wirthe welcher ein Garkoch war, als ein Freund des Künſtlers und zugleich ſeiner, des Wirths Küche bekannt war, und Mißtrauen in die Worte eines geiſtlichen, wenn auch nur ſcheingeiſtlichen Herrn zu ſetzen, dem Wirth ſchier als eine Todſünde erſchienen wäre, ſo ließ dieſer den Abbate vollkommen gewähren, und es fiel ihm gar nicht ein, demſelben in die Stube des Malers zu folgen, noch weniger ſehen zu wollen, was jener daraus von dannen trage. Eine halbe Stunde darauf lag das verhängnißvolle Skizzenbuch im Zimmer des Biſchofs, auf einem runden Tiſch, um welchen eine auserleſene Schaar geiſtlicher Rüſtzeuge aus der Geſellſchaft Jeſu ſaß, berufen, um ihr Urtheil über ein heilloſes und ſündhaftes ketzeriſches Machwerk zu fällen. Daß vor dieſem Sanhedrin Gnade ſo wenig vor Recht ergehen werde, als im hohen Synedrio zu Jeruſalem, da es galt, den Heiland den Heiden zu überantworten, war vorauszuſehen und von jedem vorauszuſagen, der die Bilder kannte, welche jetzt vor die Augen der frommen Väter traten — und der zugleich die frommen Väter kannte.

Der Zugführer des pfäffiſchen Carnevals erſchien mit einer papierenen Krone gekrönt, die mit einer Sanbenito-Mütze einige Aehnlichkeit hatte, mindeſtens waren die Zacken dieſer Krone etwas geflammt. An einem Stäbchen, das aus der Krone ragte, flatterte ein Fähnlein mit dem Worten: Gloria in excelsis *). Dieſer Carnevalkönig hatte mit einem dem Trunk ergebenen Geiſtlichen volle Aehnlichkeit; der Gezeichnete trank zudem aus einer Flaſche, und trug ein Täfelchen am Halſe, auf welchem geſchrieben ſtand: **Völliger Ablaß**. Als mit einem Gemurmel des Unwillens das

---

*) Dieſe Bilderfolge iſt in Wirklichkeit vorhanden in einem Buche: Les Heros de la Ligue. 1691.

Blatt umgeſchlagen wurde, riefen beim Erblicken des zweiten Bildes die verſammelten, unter denen ſich auch der Abbate befand, aus einem Munde: „Vater Jacob!“ ſchämten ſich aber gleich darauf alle, dieß Zeugniß, wie gut er getroffen, dem Maler gegeben zu haben. Es war der abgedankte Carnevalkönig, der vom vorigen Jahre; ſeine Krone war in der Auflöſung begriffen, und er ſelbſt ſah ſehr abgemattet aus. Dieſes Bild wurde ſchnell umgeſchlagen. Jetzt kam der Arlekino, ein Pater mit einem ächten Schalksnarrengeſicht, auf deſſen Kopfe eine Polichinellfigur befeſtigt war; er ſelbſt trug eine Schelle an der Gugel und eine Klingel am Halſe nebſt einer Kette an der letzterem, die aus wechſelsweiſe aneinander gereihten Eiern und Würſten beſtand. Da dieß einen padre predicatore darſtellte, ſo war die Entrüſtung über dieſes Schmachbild allgemein, und der ruchloſe Maler ward zur Schaar der verworfenen geſellt.

Ein viertes Bild zeigte wiederum einen immerdurſtigen Pfaffen, der weiland ein Soldat geweſen war, dieß deutete ein Schnurrbart an; und daß er die Kriegsgurgel mit in das Kloſter gebracht, bewies ein Becher, den er eben bis zur Nagelprobe leerte. An einem Täfelchen war zu leſen: Ora pro nobis! Die Väter alle wußten gar wohl, daß hier Pater Domeniko dargeſtellt war, aber ſie ſagten es dießmal nicht laut, denn es hatte ſie vorhin ein ſtrafender Blick Seiner Eminenz getroffen.

Jetzt — o Schreck — erſchien ein ſcheußliches Zerrbild mit einem Judasgeſicht und ditto Bart; es war der zu Orata's Zeiten noch nicht heilig geſprochene Schutzheilige des Ordens, daher ohne Heiligenſchein, auch ohne das bekannte und beliebte Zeichen IHS, aber auf dem Nacken ſaß ihm — der Teufel? Gott bewahre! — eine Feuerzange. Vater Ignazio war nicht in der Ordenstracht, ſondern mit einer weißen Tunika oder Alba bekleidet, über welche die Stola herablief; dieſe Stola beſtand aus — aneinander gereiheten Spielkartenblättern.

Furchtbar war der Ausbruch des Unwillens, ſchrecklich der Zorn der Väter. „Anathema sit maranatha!“ erſcholl es aus einem Munde, und es verging faſt die Luſt, noch mehr dieſer entſetzlichen Bildniſſe zu ſchauen, zumal ſie Porträts waren, und bald auch ſolche kamen, deren Originalen jetzt ſich ſelbſt im unliebſten Spiegel zu betrachten volle Gelegenheit wurde; doch reizte eine zornvolle Neugier zum weiterblättern, und ſo wurde eine Maske erblickt, welche das wohlbekannte viereckige Biretum trug, an welchem ein Fähnlein mit der Aufſchrift „Die Freuden des Lebens“ befeſtigt war. Der Pater Antonio, dem das Bild glich, war als Freſſer bekannt; auf dem Bilde gab er Rettige, Eier, Schnecken, Krebsſchwänze, Faſanenſchenkel und ähnliche verſpeiſte Annehmlichkeiten in Menge von ſich.

Beim raſchen Umwenden ward Schreck, Zorn, ja

Wuth abermals rege, als ſich in ähnlicher Kleidung, wie vorhin Ignazio, und ebenfalls mit einer Stola aus Spielkarten — Pater Xaverio zeigte, deutſam genug, um den Maler in den Pfuhl der Hölle zu wünſchen.

Noch ein Bild — o helft all' ihr Heiligen! Einer der Beiſitzer in dieſem Ketzergericht, und zwar ganz kenntlich, und im Ordenskleid, und um den Hals einen Strick, und daran auf der Bruſt einen Schild mit dem deutlich gezeichneten IHS, darunter ein pfeildurchſtochenes Herz und daneben — eine verrufene Curtiſane — ein ſchönes Paar! Jetzt ſchlug der Biſchof das ſchändliche Skizzenbuch des Malers Annibale Orata zu, und es thut uns wirklich leid, nicht weiter ſchildern zu können, da noch ganz köſtliche Bilder darin waren.

Nach maßloſen Verwünſchungen wurde ohne weiteres beſchloſſen, zur Verhaftung des Malers ſofort die nöthigen Schritte zu thun; dieß war ein Auftrag für den edlen Signor Nicolo Colombo, welcher der Befehlshaber der Trabanten des Biſchofs war. Der Abbate Maſo überbrachte dieſem ſchleunigſt und triumphirend den Befehl, über welchen Nicolo auf das höchſte jubelte. Verhaftnahme, Kerker, Verhör, wieder Kerker, Prozeß auf Leben und Tod, dieß waren die Staffeln der Leiter, auf denen unſer Maler in die Tiefen des Unglücks hinabſteigen ſollte.

Als die Sitzung aufgehoben war, und die Väter ſich aus dem Zimmer entfernt hatten, bis auf zwei vertrauteſte, gelüſtete es denſelben, mindeſtens noch einen

Blick auf das letzte fertige Blatt des Skizzenbuchs zu werfen. Hätte er dieß doch nicht gethan, vielleicht wäre noch ein Strahl der Hoffnung für den armen Orata übrig geweſen; dieſer erloſch aber, wie Seine Eminenz einen Blick auf das Bild warfen, und ihr eigenes wohlgetroffenes Porträt erblickten, und in welcher Geſtalt? Seine Eminenz liebten die adeligen und ritterlichen Freuden der Jagd in einem ziemlich hohen Grade, und waren vor ihrer Biſchofswahl Minderbruder (Minorit, Franciskaner) geweſen. Das Bild zeigte den Biſchof auf einem gewundenen Jagdhorn blaſend, und ein Täfelein enthielt das Wort: la metamorfosi. Die Mütze war eine zweigeſpitzte Kappe, aber keine Mitra, und vorn nur mit einem weißen Kreuze bezeichnet. Ueber dem ſchwarzen Talar trug der Biſchof ein Camail von Sammt, deſſen Stickerei ein vom Wolfe gewürgtes Lamm abbildete. Unter der Zeichnung ſtand folgendes erbauliche Verslein, welches darthat, daß, wie ſchon oben angedeutet wurde, der Maler Annibale Orata auch mit der Muſe der Dichtkunſt auf freundlichem Fuße lebte. Dieß Verslein, welches der Biſchof mit zähneknirſchen las, während die beiden andern Patres, ſeine Freunde, böſe Geſichter ſchnitten, und innerlich belächelten, lautete:

Der Franciskaner wird Biſchof.

Minder als Jagd — erfreut die Kirche mich;
Der Heerde bin mehr Wolf als Hirte ich.

Der Biſchof hatte genug an dieſem Verslein. Fahre wohl, Annibale Orata! —

Der Maler hatte ſich von ſeiner Bianca beurlaubt, und ging der Stadt Pinerolo wieder zu. Allerlei Zukunftspläne durchkreuzten ſein Gehirn; er wollte fort, nach Mailand, Rom, Neapel, und machte ſich Vorwürfe, nicht ſchon längſt gegangen zu ſein. Aber er hatte leider an dem proſaiſchen Uebel gelitten, an dem ſo viele Künſtlernaturen leiden, ein in der That häßliches Uebel, und wir ſchämen uns faſt, dieſe widerwärtige Krankheit zu nennen — er hatte kein Geld gehabt. Jetzt wollte er einmal das menſchenmögliche thun, er wollte fleißig ſein, wollte einige, vor Jahren ſchon bei ihm beſtellte Bilder malen, hoffte durch ſeinen Freund, den Abbate, im Palaſt des Biſchofs die Uebertragung einer Fresco-Arbeit vermittelt zu erhalten, und ſobald er ein leidliches Sümmchen zuſammen habe, — gedachte er, ſeine Bianca zu heirathen? o nein, dieſes ganz und gar nicht, er dachte nicht im Traume daran, dieſes liebe, gute und ſchöne Landmädchen durch eine innigere Verbindung mit ihm unglücklich zu machen, er hatte ſie dazu viel zu lieb, ſondern er gedachte nun erſt ein ächtes und rechtes Künſtlerleben zu beginnen.

Wenn nun der Name des Malers Annibale Orata weder in Bartſch's Peintre-Graveur, noch in Nagler's Künſtlerlexicon zu finden iſt, und wenn dieſer wackere Künſtler, deſſen wir und noch jemand uns redlich an zunehmen entſchloſſen, ſeinen guten Vorſatz, ein hochberühmter Meiſter zu werden, nicht hat ausführen können, ſo trägt niemand anderes die Schuld, als eine Geſellſchaft — Bilder in einem Skizzenbuch, ein boshafter Feind und der Maler ſelbſt, der mit einem kecken Strich ſeiner Stahlfeder das Geſicht eines Mannes zeichnete, der das Verdienſt hatte, ein Cavalier und des Biſchofs Neffe zu ſein. Es gibt im Menſchen- und zumal im Künſtlerleben nicht nur Augenblicke, ſondern auch Tage, wo einem, und wenn er der beſte Kerl von der Welt iſt, alles zuwider iſt, zuwider geht, läuft und wird. Beſonders zuwider ſind genialen (und ſogar auch nicht genialen) Künſtlern ſolche Menſchen, die einen innern Beruf in ſich fühlen, anderen ihrer Mitbrüder das Geld abzuverlangen, das ſie von ihnen zu fordern haben. Solche Untugend und leidige Angewöhnung kann die beſten Menſchen widerwärtig machen, und ein Künſtler thut wohl, ſich von ihrem Umgang möglichſt zurückziehen, weil ihre Art zu ſein immer auf das eigene Gemüth eine üble Stimmung und Seelenſtörung hervorruft. Der Makrokosmos, das Weltall, leidet nicht minder bisweilen an Störungen, wie die Erde, und der Mikrokosmos, der Menſch, der ein Herr und König dieſer Erde heißt und ein armer weichgebackener Erdenkloß iſt, leidet ebenfalls daran. Gläubiger, die Geld verlangen, ſtören ſtets, und ſind in moraliſcher Beziehung zum

Menſchen jenen Influenzen und Krankheitsſtoffen zu vergleichen, die „ſchwebend ſich im Dunſtkreis überbreiten;“ daher hat die Sprache für nichts auf der Welt ein ſchlimmeres Wort, als für das Unheil, geborgt zu haben, indem ſie es mit demſelben Laut, wie das größte moraliſche Uebel, bezeichnet, nämlich **Schuld**. Dieſes waren die trüben Gedanken und Betrachtungen des jungen Malers auf ſeinem Heimwege.

„Muß mir denn der Haſe über den Weg laufen?“ murrte Annibale, als er ſich dem Thore näherte, und ſein Schneider ihm begegnete; zwar hatte dieſer ſoviel Lebensart, nicht auf der Straße zu mahnen, aber er machte dem Künſtler, der den Fleiß ſeiner Hände auf dem Leibe trug, ohne ſeine Erkenntlichkeit dafür klingend an den Tag gelegt zu haben, ein trotziges finſteres Geſicht, und grüßte ihn nicht. Es iſt Grundſatz mancher Leute, diejenigen nicht zu grüßen, die ihnen Geld ſchuldig ſind.

Eine Straße weiter begegnete abermals ein Mann dem Annibale, den ſehr gut und nur zu gut zu kennen, der Maler das Mißvergnügen hatte. Dieſer Mann grüßte äußerſt höflich, ſogar tief, ſah aber dabei den Künſtler mit einem ſcharfen, ja ſtechenden Blick an, und ging ſchweigend vorüber. Es war ein ehrlicher Hebräer, dem Orata ein wenig viel ſchuldig war. Es iſt Grundſatz gewiſſer Leute, diejenigen ſehr zu grüßen, die ihnen Geld ſchuldig ſind.

So nicht gegrüßt und doch gegrüßt, und grüßende wie nichtgrüßende im Stillen in den Inferno zu allen dort ſchmorenden Schuldigen wünſchend, näherte ſich der Maler ſeiner Wohnung, als ihm, aus einem Nebengäßchen kommend (Pinerolo hat deren einige), ein Schwarm ſeiner luſtigen Kumpane aufſtieß, die ihn in ihre Mitte nahmen, ſich freuten, ihn munter zu ſehen, obſchon er dieß heute ausnahmsweiſe gar nicht war — eben wegen ſeiner philoſophiſchen Gedanken und Betrachtungen über den Mikrokosmos — und ihn bewogen, mit ihnen in eine Taverne zu gehen, die ganz in der Nähe lag, und für die jungen Künſtler eine Art Auerbachskeller, Dublamoshöhle, Tunnel bildete oder welch ſonſtiger anderer Name einem derartigen Ort gegeben werden mag, der die Gedanken vom Makrokosmos ableitet, und wo der Mikrokosmos bei edlem Traubenſaft ſich ohne ſublunariſche Störungen vollkommen wohl befindet. Uebrigens hatte Annibale den Schild dieſer Taverne ſelbſt gemalt, und ſie hieß al fegato assetato, auf deutſch: „Zur durſtigen Leber. Obwohl zu Lebzeiten des Malers Annibale Orata die Cultur des Weines — nicht des Weinſtockes, ſondern des fertigen Weines, oder der Weine — noch bei weitem nicht die hohe Stufe erlangt hatte, auf welcher dieſe Cultur in unſern geſegneten Tagen ſteht, ſo hatte der Wirth jener Taverne doch eine hübſche Auswahl feuriger italieniſcher Weine, und miſchte diezu ſtehen im Leben von der Jugend an, die alles leichter trägt, bis zum Greiſenalter, das ſo hülfebedürftig iſt. Freilich wird am Ende alles zur Gewohnheit, auch die Entbehrung, aber es iſt eine traurige Gewohnheit. — Doch laßt uns abbrechen davon. Ihr wolltet mir den Schluß Eurer Pilgerfahrt mittheilen, die Ihr vollendet habt, ſo thut es jetzt und laßt Euch von dieſem Kind Eurer Muſa die trüben Gedanken an andre Dinge verſcheuchen und vertreiben.“

Der Dichter entfaltete ſeine Rolle, trank von dem Wein, den des Pfarrers geſchäftige Haushälterin auftrug und ſagte dann, ehe er zu leſen begann: „Vollendet ſagt Ihr? Habe ich ſo geſagt? Vollendet iſt ein ſchönes Wort. Was iſt vollendet? Mein armes Gedicht iſt nur fertig; etwas Vollendetes zu ſchaffen, bin ich viel zu ſchwach. Wohl ſtand die Idee vor meiner Seele groß und ſchön und erhaben, aber nur zu ſehr fühle ich, wie ſehr ich in der Ausführung zurückblieb. Kaum wird mein Gedicht dem Herrn gefallen, dem ich es gewidſelben als Patriot nicht allzuſehr mit dem vaterländiſchen piemonteſiſchen Gewächs. Er brachte einige Krüge Val-Tellina, eines feurigen Rothweins, deſſen Geburtsland das Veltlin iſt, und der ſich über ein Jahrhundert hält, ſofern man ihm dieſes Alter zu erreichen vergönnt und ihn nicht jünger trinkt. Das Hauptlager des Wirths beſtand aus toskaniſchen Weinen von makelloſer Güte: er hatte den trefflichſten Carmignano, der an den reizenden Ufern des Arno reift, hatte den lieblich duftenden Wein vom Monte-Alcino, der den Namen von einem Felsberge der Apenninen nahe bei Radicofani trägt; ja er beſaß als ein durch und durch frommer Chriſt den berühmten Vino ſantiſſimo di Monte-Catini, und wenn er eine gute Stunde hatte, und die hatte er jedesmal, wenn ſeine Weingäſte nicht aufſchreiben ließen, ſondern baar bezahlten, ſo tiſchte er ſogar Monte-Pulciano auf, jenen Wein eines der berühmteſten Jeſuitenklöſter, mitten im Schoos des geſegnetſten Weinlandes.

Wenn auch juſt nicht der Maler Annibale Orata derjenige war, welcher dem Wirth der Taverne heute zu einer guten Stunde verhalf, ſo hatte es doch die Künſtlern oft huldreich geneigte bona fortuna gefügt, daß einer der Zechcumpane bei Kaſſe war, und Geldſtücke klingen ließ, und als nun der Wirth mit ſeligem Lächeln, nachdem bereits den früher genannten edlen Sorten auf eine ihrer würdige Weiſe zugeſprochechen worden war, mit mehreren Flaſchen des höchſt preislichen Monte-Pulciano anrückte, ſo ſchallte ihm aus dem Munde der Künſtler vollſtimmig entgegen: Eh viva! il Re di ogni vino! für welchen Zuruf der Wirth ſich mit vielen Bücklingen bedankte, weil er dieſen, dem Wein geltenden Freudenſchrei beſcheiden auf ſich bezog, und glaubte, die Künſtler beehrten ihn mit dem Titel eines Königs aller Weine.

„Wahrhaftig, meine Freunde!“ rief Annibale luſtig aus: „Wenn die frommen Väter Jeſuiten in der ganzen Welt ſolchen Wein bauten, wie ihre Brüder in Monte-Pulciano, ſo ſollte ihr deßfallſiges Wirken, doch keineswegs ihr übriges, dreimal geſegnet ſein.“ —

Das lebendige Geſpräch der lebensfrohen jungen Zechbrüder lenkte ſich auf mancherlei Gegenſtände, und endlich kamen ſie auch auf einen Mann zu reden, der — wenn nicht von uralter Familie, doch von uraltem Herkommen iſt, einen Mann, von dem man nicht ohne Reſpekt zu ſprechen wagte, und der zu den Zeiten, als dieſe Geſchichte ſich begab, nicht ſo, wie in der Neuzeit, ein merkliches an Anſehen und ſeinem Gewicht bei den Menſchen eingebüßt hatte. Dieſer Mann war der Teufel.

An der Exiſtenz des Teufels zu zweifeln, fiel in jener Zeit noch keinem rechtgläubigen Chriſten ein, ſeine Rechtgläubigkeit mochte nun im Schooß der katholiſchen Kirche oder im jugendlichen Proteſtantismus wurzeln; dieſe ſtand feſt als Glaubensſatz, und da die Unfehlbarkeit der Kirche, auf die ſich ein frommer Chriſt muß verlaſſen können, noch bis heute nicht die Satzung ausgeſprochen hat: „Es gibt keinen Teufel, und hat nie einen gegeben,“ ſo müſſen wir annehmen, daß es einen gibt, welche Annahme mit vielen Beweismitteln ſelbſt aus der modernen Philoſophie zu vertheidigen wäre, wenn es deſſen bedürfte.

Eine andere Frage, und ſogar eine hauptſächliche, auf welche ſich das Geſpräch der Künſtler lenkte, war: ob man den Teufel citiren, beſchwören, bannen und zwingen könne, einem Menſchen, verſteht ſich, nicht umſonſt, zu dienen? — eine Frage, die manchen guten Kerl lange und anhaltend beſchäftigt hat. Es erhoben ſich Stimmen für und wider, es begann Streit ſogar darüber, und Annibale rief trunkenen Muthes aus: „Wenn ich den Alten zwingen könnte — ha! wenn ich ihn zwingen könnte, mir ſo mit etlichen Malterſäcken voll Zechinen aufzuwarten, ſo wollt' ich — ſo wollt' ich — ja, ich wollte ſchon ein Wörtlein mit ihm reden, wollt' ihm ſchon eine Nuß zu knacken geben! Aber es iſt nichts — nichts — der Teufel iſt ein Lump — wie ich; kann nichts — thut einem nichts zu Gefallen, denn wenn ich, ich, ihm zu befehlen hätte, ſo wäre ſein erſter Dienſt, daß er die ganze Clereſei holen, und wie einen Sack voll Ratten in den Aetna ſchmeißen müßte!“

Vor dieſer entſetzlichen Läſterung erbebte die Seele des Wirths wie Eſpenlaub, ſelbſt die Zechbrüder erſchraken, und riefen: „Still, Annibale! Rede nicht ſo ruchlos, male ihn nicht an die Wand!“

„Die ganze Cleriſei!“ lallte der trunkene Annibale, ohne auf die Rede der andern zu hören, und that einen Fauſtſchlag auf den Tiſch, daß mancher edle Tropfen aus den Kelchen überſpritzte. „Hat ſich was zu malen — ich habe ſie gemalt, alle, alle — vom erſten bis zum letzten, und da es heißt, die erſten werden die letzten ſein, ſo habe ich den erſten hinten hin gezeichnet — zuletzt — erſt geſtern, geſtern hab' ich ihn gezeichnet! Brüder — Ihr ſollt ihn ſehen, wie er in's Horn ſtößt — wartet ein wenig — ich hole — mein Skizzenbuch!“ — Es war nicht von nöthen, daß die Künſtler ihrem Kameraden, welcher von etwas ſchwerfälliger Leibesbeſchaffenheit war, zumal in ſolchen nicht nüchternen Zuſtänden, zuredeten, zu bleiben, denn es that ſich die Thüre auf, und hereintraten mit Schwertern und Partiſanen bewehrt der Führer der biſchöflichen Trabanten und ſechs Mann derſelben, denen Nicolo Colombo, ſobald er den Maler Annibale erblickte, zurief: „Dieſer iſt's, den wir ſuchen! Dieſen greift!“

Die meiſt unbewaffneten jungen Künſtler ſtutzten und ſtaunten. Was hätte es helfen ſollen, ein Schwert oder Meſſer zu ziehen? — Sich gegen die Trabanten des Biſchof's aufzulehnen, würde die nachtheiligſten Folgen gehabt, und dem Annibale nicht das mindeſte genützt haben. Dieſer ſah in ſeiner geiſtigen Dämmerung doch noch hell genug, um einen Pulcinell von einer Flaſche Monte-Pulciano unterſcheiden zu können, und da er ungeachtet ſeiner Schwerfälligkeit doch hinlänglich Kraft und Elaſticität beſaß, da ihm auch der Umſtand ſehr günſtig war, daß er mit dem Rücken gegen eine Wand geſeſſen hatte, und noch nicht hinter dem Tiſch hervorgetreten war, ſo zog er ſein kurzes Schwert, ſchnellte ſich mit einem raſchen Sprung auf den Tiſch, und hieb mit dem Ausruf Tauro! den Signor Nicolo, der ſich deſſen gar nicht verſah, und dem Tiſch etwas nahe gekommen war, eine Querlinie über die Stirne, die ſich genau an die Narbe jener ſenkrechten Linie von damals anſchloß, ſo daß nun Nicolo mit einem völligen T gezeichnet war, und das Monogramm des berühmten italieniſchen Malers Tintoretto im Geſicht herum zu tragen die reizende Ausſicht hatte — während er jetzt von dem gewaltigen Schlag betäubt und blutüberſtrömt zurücktaumelte.

Die Trabanten griffen ihrerſeits nun auch zu, nicht ohne einige Verwundungen davonzutragen, da Annibale blindwüthend um ſich hieb. Es war nun einmal des Schickſals Wille, daß jeder der beiden Feinde mit einem Hieb aus dem Keller dieſer Taverne gehen ſollte. Die Schergen ſchleppten Annibale, als ſie ihn feſtgepackt hatten, mit aller Rohheit fanatiſcher Häſcher in den biſchöflichen Palaſt, wo bald ein finſterer Kerker ihn umfing, in welchem er ſich auf's höchſte unbehaglich fühlte. Damals hatten die Biſchöfe in Piemont noch Macht, ſo gewaltſam zu verfahren, und verdächtige Leute vor das Inquiſitionstribunal ſchleppen zu laſſen. Das iſt heutzutage auch anders und beſſer. Ohne Bewilligung des Königs darf das Inquiſitionsgericht nun niemand verhaften laſſen. Man gönnte dem Gefangenen lange Zeit zur Ernüchterung, wie zum nachdenken, und das ſchnöde Waſſer, das jetzt unſers Künſtlers einziges Getränk bildete, that eindringlicher als manche Predigt den Wechſel irdiſcher Freuden und Glückſeligkeiten dar, denn der Abſtand zwiſchen Honig und Galle, ja zwiſchen einer Ananas und einer Coloquinte iſt nicht herber, als der Unterſchied zwiſchen Monte-Pulciano und Waſſer.

Der ſo gut getroffene, aber übel gezeichnete Signor Nicolo Colombo, der ganz das Gegentheil ſeines ſanften Namens war, und viel eher ein Teufel ſtatt ein Täuber (Colombo heißt auf deutſch Täuber), brütete über nichts weniger, als über Taubeneiern, ſondern über den Baſiliskeneiern der Rache, und es hätte wunderlich zugehen müſſen, wenn dieſe als taube Eier befunden werden, und kein junges Baſiliskchen ausgekrochen wäre.

Wie übel es dem armen Annibale Crato in der nem Kerker und vor dem Inquiſitionstribunal gieng, dieß zu erzählen, gehört nicht in eine heitere Geſchichte. Es war fürwahr kein Spaß, es gieng ihm an Hals und Kragen, das war übel genug. Vergebens ſann der Maler hin und her, wie wohl ſein unſeliges Skizzenbuch in die Hände des Biſchofs gekommen ſein möchte; dem Abbate Maſo einen ſo ſchwarzen und ſchändlichen Verrath zuzutrauen, war Annibale wirklich zu gutmüthig und arglos.

Die Inquiſition beſchloß, das ſchauderhafte Skizzenbuch in aller Stille zu vernichten, und den Verfertiger deſſelben ebenfalls in aller Stille aus der Welt zu ſchaffen, das heißt ihn im Kerker elendiglich ſterben zu laſſen. Eine öffentliche Hinrichtung ſcheute ſie, weil dann die Frage nach der Urſache doch laut geworden wäre, und von dem Skizzenbuch und deſſen Inhalt kein Sterblicher weiter etwas erfahren ſollte.

Dieſen Beſchluß jedoch erfuhr Nicolo Colombo, der noch immer über der zerſchlitzten Stirnhaut, die der Bader ihm leidlich zugenäht hatte, ein großes Heftpflaſter trug, durch Maſo, und kaum hatte Nicolo den Beſchluß erfahren, als ſein unerſättlich rachgieriges Herz dem Maler den ſtillen Tod nicht gönnte, vielmehr dachte er mit ſataniſcher Tücke darauf, dieſen verdammten, wenigſtens von ihm verdammten Tintenzeichner, den er zeitlich verderben hatte, auch ſogar ewig zu verderben, und vermaß ſich hoch und theuer gegen Maſe, daß er ſelbſt des Teufels ſein wolle, wenn dieſer Annibale nicht des Teufels werde mit Haut und Haar, mit Leib und Seele. Obgleich Nicole ein Renommiſt war, und der Abbate ein ſo aufgeklärter Mann, als zu ſeiner Zeit möglich und erlaubt war, aufgeklärt zu ſein, ſo glaubte doch einer wie der andere ſteif und feſt an den Teufel, und beide hielten eifrig zu jenem Köhlerglauben, der ſo in den Dualismus einer guten und einer böſen Gottheit vertieft iſt, daß er damals wie noch heute, keck behauptet: Wer keinen Teufel glaubt, glaubt auch keinen Gott, als wenn erſterer der nothwendige Schlagſchatten der heiligen Dreieinigkeit wäre, und dieſe lichtverklärte Geſtalt einen Schlagſchatten werfen müßte.

„Wer es glaubt, dem iſt das Heilige nah,“ ſagt Schiller ſehr ſchön, und wer den Teufel glaubt, dem iſt oft auch dieſer Unheilige nah.

Nun kann einem Menſchen, der in einem feuchten, dumpfen, dunkeln Kerker in Ketten liegt, gequält von Fieber, Angſt und Todesfurcht, fern von allem und jeglichem freundlichen und tröſtlichen Zuſpruch, ſehr leicht die Geneigtheit kommen, des Teufels zu werden, und es bedurfte bei Annibale keiner beſondern Aufmunterung zu ſolchem Beginnen.

Indeß mußten Mittel gefunden werden, den Gefangenen dennoch ſolcher Aufmunterung theilhaft werden zu laſſen, und ihn auf jenen Weg zu bringen, der breit und glatt ſchnurgrade in den flammenden Höllenrachen hinein führt. Dazu ward in der Weiſe Rath geſchafft, daß man ſich mit dem Gefangenwärter, oder vielmehr mit dem Schließer verſtändigte, denn einen Gefangenwärter gab es für Annibale nicht, da die Inquiſition ihm keinerlei Wartung und Pflege angedeihen ließ. Die ſchlechte Koſt und das traurige Lager in fürchterlicher Einſamkeit hatten auch bereits den armen ehemals dicken Maler ſehr vom Fleiſch gebracht, und nun zeigte ſich, wie gut es ſei, daß er etwas zuzuſetzen gehabt hatte.

Mit einem Male, als Annibale eines Morgens oder Abends — denn er konnte vom Gang und Unterſchied der Tageszeiten nichts wahrnehmen, vom Schlummer erwachte, fand er ſein Gemach von einer Lampe erhellt; zum erſtenmale, und wie er glaubte, zum letztenmale, denn er vermeinte, nun werde ein Geiſtlicher kommen, ihn von ſeinen Sünden abſolviren, und dann werde er zum Scheiterhaufen abgeholt werden. Er überlas daher in Gedanken das Regiſter ſeiner Sünden, und fand dabei zur nicht geringen Beruhigung ſeines Gewiſſens, daß er im Grunde genommen weit weniger mit Sünden als mit Schulden belaſtet ſei, deren Bezahlung von ihm in ſolcher Lage kein Billigdenkender verlangen und erwarten konnte, da dieß ein ungerechtes Verlangen und eine äußerſt trügliche Erwartung geweſen wäre. Er ließ, als Maler und Kenſen, die Bilder der ſieben Hauptſünden vor ſeinem geiſtigen Auge vorbeigehen, und prüfte ſich ſtreng, in wiefern er ſich mit denſelben eingelaſſen, vielleicht ſogar befreundet habe?

Es waren ſchöne Mädchen- und Frauengeſtalten, die Bilder dieſer ſieben Hauptſünden, und obſchon eine böſe verrufene Zahl, nach deutſchem Redebrauch ein Galgen voll, ſo wär doch ſchon gar mancher ſonſt wackere Mann äußerſt gern der Galgenſtrick geworden, der den Hals dieſer Schönen umſchlungen hatte.

Frau Superbia (Stolz), welche ein alter deutſcher Meiſter ſinnig und deutſam genug mit dreifacher Krone, auf prächtigem Roß galoppirend darſtellt, mit hochgehobenem Schwert, und einem Adlerbanner, von einem Löwen begleitet, ließ unſer Maler wehmüthig lächelnd an ſich vorbeigehen. Stolz hatte er nie in ſolchem Grade gezeigt, daß er ihm hätte zur eigentlichen Sünde gereichen können; er beſaß nur jenen erlaubten Künſtlerſtolz, der ſeine Werke für eben ſo gut oder noch beſſer als die beſten anderer Künſtler hält, und das iſt nur eine Schoosſünde, keine Todſünde.

Frau Avaritia (Geiz) — nun, die kannte Annibale Orata gar nicht. Wenn er Zechinen hatte, war es gewiß, daß andere ſie auch hatten, und geſpart hatte er noch keinen Scudo; Geiz iſt eine ſo ſchmutzige Farbe, daß kein ächter Künſtler ſich mit ihr befaſſen kann und mag.

met, denn ich mußte mich zu ſehr an das Allgemeine halten und das Beſondere ſteht im Schatten."

„Wem genügt wohl ganz ſeine Arbeit und wer darf ſagen, daß Menſchenwerk vollendet ſey?" tröſtete Molitor. „In der Arbeit liegt der Genuß, im Schaffen liegt die höchſte Freude, wer in ſeiner Arbeit nicht den innern Lohn findet, deſſen Werk mag kaum des äußern Lohnes werth ſeyn, Ihr aber fandet alles." — Nun las Georg, was Molitor noch nicht gehört, und ſchloß mit den folgenden Strophen:

„Du düſtres Grab, daraus der Herr erſtanden, die Pilger wallen aus den fernſten Landen zu Dir voll Andacht, heil'ger Sarkophag. Aus Deiner Nacht erſtieg ein goldner Tag! — Manch frommer Mann empfing den Ritterſchlag von meinem Herrn an der geweihten Stätte. Vom Grab, das den in Bande ſchlug, der ſich erhob mit Adlerflug, ging nun der ſtille Pilgerzug gen Süden zu der heitern Bergeskette. Dort liegt die Stadt, die David ſalben ſah, in der das größte Wunder einſt geſchah, in welcher Gott als Menſch geboren worden. O Bethlehem, fruchtreiche Städtezier! Der Herr des Himmels

Frau Verax (Gefräßigkeit) war unſers Malers Liebſte auch nicht. Er hatte zwar niemals die guten Gaben Gottes verſchmäht, und deren Genuß hatte auch, Gott ſei Dank, recht gut und erſprießlich bei ihm angeſchlagen, aber Gefräßigkeit haßte er ſogar aus Grundſatz (Künſtler haben Grundſätze). Deßhalb hatte er ja den Freſſer Pater Antonio in ſeinem Skizzenbuch in jener Gruppen dargeſtellt, mit denen Frau Verax ihren Jüngern ſchnöden Lohn gibt; auch trug er ſich ſchon lange in Gedanken mit dem Entwurf eines Bildes, auf dem er die Schlemmerei und Gefräßigkeit der Kloſtergeiſtlichkeit, gegenüber der Armuth des Bürgerthums, darzuſtellen gedachte.

Ihre Schweſter, Jungfrau Gula (Leckerhaftigkeit, die in Völlerei ausartet), konnte ſich auch nicht rühmen, den Maler Annibale vor ihren Triumphwagen geſpannt zu haben. Durſt iſt keine Sünde, und daß er Wein überall lieber als Waſſer trank, hatte ſeine guten Gründe. Wein ſchmeckte ihm beſſer. Auch war zu Annibale's Zeiten die Hydropathie noch nicht erfunden, und wer ſich irgend berufen fühlte, über ſeinen natürlichen Durſt zu trinken, that dieß niemals in Waſſer. Wir unſererſeits haben uns nie mit dieſen übernatürlichen Theorien der Heillehre (nicht mit Heilslehre zu verwechſeln) befreunden, und in dem all zu vielen Waſſertrinken noch kein Heil finden können, zumal die Phyſik klar und deutlich ausſagt, daß das beſte Waſſer weder Farbe, noch Geruch, noch Geſchmack haben darf. Ein Freund des guten Geſchmacks, und ſolcher ſoll jeder Künſtler ſein, trinkt daher nicht mehr Waſſer als nöthig iſt neben anderem lieblichem Getränk zu trinken.

Mit Frau Acedia (Trägheit) war unſer Maler nicht mehr befreundet, als ſeine Complexion bedingte. Er war zwar nicht der Fleißigſte, er vermochte es über ſich, an einem Bild ein, zwei, und wenn es kam, auch drei Jahre zu malen. Doch konnte er, wenn er wollte, und zumal wenn ihm, wie man zu ſagen pflegt, das Feuer unter den Nägeln brannte, auch ſchnell arbeiten — und wenn ihn an ſchwülen Sommertagen, wenn Gewitter am Himmel ſtanden, ein Schläflein beſchlich, daß er etwas über die gewöhnliche Zeit der Sieſta ausdehnte, dieweil er nicht anders konnte, indem er, wenn er ſchlief, nicht ſobald aufwachte — ſo war das weder Trägheit noch Sünde. Auch war nicht von ihm zu verlangen, etwa vor acht oder neun Uhr Morgens das Lager zu verlaſſen, und an die Arbeit zu gehen, wenn er mit guten Geſellen und luſtigen Zechkumpanen bis zwei oder drei Uhr des Nachts geſchwärmt, politiſirt, auf die Geiſtlichkeit geſchimpft, und ſich mit Officieren und Philiſtern gezankt hatte.

Frau Ira (Zorn) rührte Annibale am meiſten das Gewiſſen; ja — etwas zorniger Natur war er, daher nannte er den Zorn ſeinen Naturfehler, fand aber auch darin etwas entſchuldigendes, daß Naturfehler keine Sünden ſind. Er hatte die Gewohnheit, gleich zuerſt zuzuhauen, wenn er merkte, daß jemand die Abſicht habe, ihn zu ſchlagen; nächſt dem fand er immer höchſt unerträglich, wenn jemand im Geſpräch eine andere Anſicht entwickelte und eine Sache beſſer wiſſen wollte als er; da konnte er ſich nicht wenig erbittern und erboſen, und daher kamen auch ſeine vielen und mancherlei Händel, zumal er im Rauſch noch viel weniger Widerſpruch vertragen konnte, wie nüchtern. Doch ließ ſich Orata auch wiederum in guten Stunden bedeuten, und ſchlug nie eine ihm zur Verſöhnung dargebotene Hand aus. Dieſe ſelbſt aber zuerſt zu bieten, gieng jedoch dem wackern allezeit gegen den Mann.

Nun gieng dem Maler noch eine ſchöne Sündengeſtalt am reuigen Sinn vorüber, das war Jungfrau Libido (zu deutſch: Liebhaberei). Hier beim Gedanken an dieſe Schooßſünde, betete er ein Ave und Vater Unſer und ein Gloria, und ſtieß dabei manchen ſtillen Seufzer aus. Der oben erwähnte alte deutſche Meiſter (wir wollen dem kunſtliebenden Leſer nur verrathen, daß wir Heinrich Aldegrever meinen), zeichnete dieſe Huldin auf einem Kameel ſitzend, vielleicht um anzudeuten, daß Jungfer Libido viele Menſchen zu Kameelen macht. Annibale mußte ſich ſelbſt ſagen, daß er im Garne Libidini's vielfach geſündigt, und that dieß offen, denn ganz ſündlos in den Himmel einzugehen, das konnte und wollte er nicht hoffen und erwarten. Liebſchaften hatte er viele gehabt, aber laſterhaft war er nicht geweſen. Er hatte Roſen gepflückt, ohne mit Frevelmuth Knospen zu zerſtören, und die Dornenſtiche waren ihm dabei nicht fern geblieben.

Von groben Verbrechen und Todſünden, Blutſchande, Mord, Diebſtahl oder ſolchen Vergehen war Annibale's Gewiſſen rein, er hatte nichts todgeſchlagen, als manchesmal ſeine liebe Zeit, und dieſe ergänzt ſich ja immer wieder bis zum letzten Stündlein. Da hört ſie für uns plötzlich auf. Und geſtohlen hatte Annibale in ſeinem ganzen Leben nur zweierlei, nämlich Herzen, viele Herzen, aber er hatte bis auf ein einziges, das ſeiner kleinen Bianca, kein's behalten, ſondern alle redlich zurückgegeben — und dann von Zeit zu Zeit zu ſeinen Bildern und Zeichnungen eine fremde Idee, nämlich ſchon vorhandene Einzeltheile, Stellungen, Gruppirungen u. dgl. von andern Bildern guter und tüchtiger Künſtler; ja die hatte er entlehnt, ohne daß er ſie zurückgeben konnte. Aber ſollte dieß eine Sünde ſein? Wenn wir nicht irren, nennt man dieß componiren. Es giebt Künſtler, die ſich auf dieſe Weiſe einen berühmten Namen, Ehrentitel, Ritterorden und Vermögen zuſammen componiren, indem ſie mit richtigem Inſtinkt das vor ihnen dageweſene Kunſtſchöne in eigene Bilder und Aufriſſe ſo geſchickt zu verweben wiſſen, daß alles das als harmoniſch geſtaltetes ganzes ihres eigenen Geiſtes erſcheint und hunderte täuſcht, denn unter hundert Menſchen, die ein architektoniſches, dekoratives oder ſceniſches Bildblatt betrachten, wird immer kaum einer ſein, der auf dieſe und jene Roſette, dieſen gothiſchen oder romaniſchen Bogen, dieſe und jene Gruppe den Finger legt, und ſagt: dieß iſt vom Dom zu Köln oder zu Speyer, dieß iſt von einer Kirche in Frankreich, und dieß vom Meiſter Albrecht Dürer oder Holbein abgeſtohlen. Auch wäre, ſo etwas zu thun und laut zu ſagen, ſehr unfreundlich und inhuman, und könnte ſogar übel genommen werden, ja ſelbſt als Neid und Scheelſucht ausgelegt, als gönne man dem ſo berühmten und allwiſſenden Mann (der nämlich recht gut weiß wo alle Originale zu ſeinen Zeichnungen verſteckt und befindlich ſind) nicht ſeine Gunſt, ſeinen berühmten Namen, ſeine Ehrentitel, ſeine Ritterorden und ſeine Compoſitionen — dieß wäre offenbar die eigentlichſte Mißgunſt.

Als nun Annibale ſich und ſeine Lage bei Licht betrachtete, wie ihm jetzt zu thun vergönnt war, kam ihm ſeine Einſamkeit unerträglicher als jemals vor, und er beneidete den heiligen Antonius um ſeine Verſuchungen, denn beſſer eine Geſellſchaft von Dämonen und zumal ſchönen, und Verſuchungen, als gar keine Geſellſchaft. So nicht das mindeſte zu haben, keinen Griffel, keine Kreide, kein Papier, kein Buch und keinen Wein, das war ſehr hart. Bei dem Gedanken an

Wein richtete Annibale zufällig ſeinen Blick auf einen Steinblock im Kerker, der ihm, wenn er nicht lag, als Tiſch oder Sitz diente, je nachdem er dieſes höchſt einfache Möbelſtück zu benutzen Luſt hatte, und ſiehe, es ſtand etwas darauf, was im Lichte der Lampe eigenthümlich funkelte. Näher betrachtet, war's ein großer goldener Pokal; ſchnell langte Annibale hin, der Pocal war voll, ach und welch ein Duft erhob ſich aus ihm, wie erfüllte er das kleine dunſtige Kerkergemach mit Aroma! Was war das? War es Val Tellina? War es Proſecco? War es Val-Pulcella? — Alles nicht. — Es war Monte Pulciano! „Das iſt mein Tod!" ſeufzte Annibale, doch da es eine ziemliche Portion Tod war, ſo that der gute Künſtler einen derben Schluck, etwa ſo viel als in ein Schoppenglas geht, ſo ein kleines Dritttheil vom ganzen Inhalt, und führte dabei folgendes Selbſtgeſpräch: „Ich rechne ſo: wahrſcheinlich ſoll ich durch Gift aus der Welt geſchafft werden, denn daß ich nicht wieder losgelaſſen werde, iſt ſonnenklar. Socrates war ein beſſerer Mann als ich, und mußte auch im Kerker den Giftbecher leeren, und was für einen miſerablen Giftbecher? Schirlingsſaft! Puh! Diavolo! Konnten ſie dem edlen Weiſen nicht mit Furia d'Iſchia zu Leibe gehen, oder auch mit Cyprier? Da bin ich doch viel beſſer daran, man gönnt mir armen Tropf noch zu guter, oder vielmehr ſchlechter Letzt einen guten Tropfen und eine feurige Letze. Man ſchürt, ſtatt auf dem Markt, den Scheiterhaufen in meinem armen ſündhaften Leib; ich ſpüre ſchon etwas Brand! Fahr' wohl, gute Bianca, ſüßes, unſchuldvolles, liebes Kind! Dich allein verlaſſe ich ungern, ſonſt hab' ich auf Erden nichts zu verlieren. Bald werde ich's erlitten haben! Komm', Tod, zögere nicht zu lange!"

Annibale that abermals einen guten Zug; eine belebende Wärme durchdrang ſeinen Körper — dieſes Gefühl weckte Lebensluſt, Lebenskraft, Lebenshoffnung. Wie er den Becher wieder niederſetzte, befand er, daß er ihn nicht auf den kalten ſchwarzen Stein, ſondern auf einen andern harten Körper ſtellte; die Lampe gab nicht ſehr hellen Schein, und Annibale mußte mit der Hand unterſuchen, was es ſei. Es war ein Buch. „Mein Todesurtheil, das ich unterſchreiben ſoll!" ſeufzte der Gefangene, und ſchlug das Buch auf. Es war kein Todesurtheil des Leibes darin, wohl aber enthielt es ſolche Schriften, die als Urtheile des ewigen Todes und Verderbens der ſterblichen Seele betrachtet werden mochten, es enthielt grauenvolle Beſchwörungen böſer Geiſter, und auch jene des Höllenfürſten Lucifer.

Der Maler vertiefte ſich in den Anblick der mancherlei magiſchen Kreiſe, talismaniſchen Formeln, Zeichen der Geiſter und ihrer ſchrecklichen Beſchwörungen, und trank dabei unverſehens den Becher leer, ohne daß ihn der Tod anſtieß. Da er aber des Weines ſo lange entbehrt hatte, wirkte der feurige Toscaner wie ein Schlaftrunk auf ſeine Nerven, und bald tanzten Zeilen und Zahlen, Blätter und Lettern vor ſeinen Blicken unter- und durcheinander, vermiſcht mit Teufelsfratzen und hölliſchen Ungethümen, nicht anders, wie in der Verſuchung des heiligen Antonius. Endlich, nämlich ſehr bald, entſchlief Orata.

Becher und Weinſpende und Zauberbuch waren Gaben des Verderbers in Menſchengeſtalt, des teufliſch geſinnten Nicolo Colombo, welcher dachte, Orata ſolle die Gelegenheit erhalten, ſich dem Fürſten der Hölle zu ergeben, ihn zu beſchwören, und — mochte Lucifer nun erſcheinen oder nicht, Annibale zu Willen ſein oder nicht, — durch das Begehen der Todſünde Zauberei und Satansbeſchwörung das Heil ſeiner Seele verſcherzen auf ewiglich.

Nun war nur noch ein Umſtand zu bedenken. Sollte Annibale den Böſen beſchwören, ſo mußte er die Mittel dazu haben; gab man ihm ein unkräftiges Zauberbuch, und er bediente ſich deſſen, ſo war die Wirkung erfolglos, und ob der Wille für die That wirklich drüben ſo angerechnet werde, wie geſchrieben ſteht, konnte man ſo eigentlich nicht wiſſen. Macht doch die irdiſche Juſtiz billig einen Unterſchied zwiſchen jemandem, der einen zu erſchlagen drohte und willens war, und einem, der jemanden wirklich erſchlagen hat, ſo wie es auch der Kirche niemals einerlei ſein wird, ob jemand mit dem guten Willen, ihr hunderttauſend Thaler zu vermachen, geſtorben iſt, ohne ihn auszuführen, oder ob er ihr hunderttauſend Thaler baar und vollgezählt wirklich vermacht und übermacht hat. Das wird ein Kind begreifen können.

Die Bosheit ſeiner Feinde ſpielte demnach dem Maler ein wirkliches Zauberbuch in die Hände, doch dabei war wieder etwas zu bedenken, nämlich, ob auch Annibale ſich durch daſſelbe werde verleiten laſſen, den Lucifer wirklich zu beſchwören? That er dies nicht, ſo ſchlug der ganze Racheplan fehl, und es ſtand zu fürchten, daß der Maler, der ob ſeines Frevels gegen die Geiſtlichkeit durch die harte Kerkerhaft mehr als genug gebüßt hatte, ſtracks nach dem Tode in den Himmel gelangen, und von ſeinem Zunftgenoſſen, dem weiland Evangeliſten Sankt Lucas, ſich freundlich aufgenommen ſehen werde. Vorerſt entſchlief nun Annibale, und Lucifer blieb unbeſchworen. —

Die ſchöne Bianca hatte ihren Geliebten mehrere Tage lang vergebens erwartet, und konnte ſich ſein ausbleiben nicht erklären; ſie beſtieg daher ihren Eſel, und ritt mit ihrer Mandoline, einigen Sommerfrüchten und ſonſt noch einer lebendigen Sommerfrucht ſtracks nach Pignerol, und ohne Weiteres vor des Malers ehemaliges Quartier. Dort erzählte ihr auf Befragen Annibale's Wirth, daß der Künſtler im Gefängniß der

Inquiſition ſitze. Die fahrende Habe Orata's ſei inventariſirt und mit von dannen getragen worden. Der Wirth hatte eine Abſchrift des Inventariums, es lautete auf drei Hemden, einige Tücher, zwei angefangene, oder vielmehr nur angelegte Bilder, deren Conturen noch nicht recht erkennen ließen, was daraus werden ſollte (man ſah auf dem einen nur Dicke, auf dem andern nur hagere Geſtalten angelegt), einige alte und einige neue Leinwand, zwei Kupfertafeln, das heißt Tafeln von Kupfer mit angefangenen Radirungen, ein Etui Radirnadeln und Grabſtichel, einen Dolch und zwei Stoßdegen, einen kleinen Waſſerkrug, zwölf Weinkrüge, leer, fünf davon ſchadhaft, einige Bleiſtifte, und eine altbacken gewordene Semmel, deren Krume ſich, als ſie noch im Jugendalter blühte, Annibale zum Löſchen bedient hatte. Der übrige Hausrath, Bett und Bettſtelle, Spiegel, Truhe, Tiſch und Stuhl gehörte dem Wirth, und war ihm ausgehändigt worden. Er klagte Bianca mit Thränen, daß Annibale Orata ihm etwa fünf Monate die Miethe ſchulde, und daß er noch obendrein in's Unglück, mindeſtens in großen Verdacht gekommen, weil er einem ſo erzgottloſen Ketzer, Gottesläugner und Gottesläſterer bei ſich Wohnung gegeben habe.

Bianca fragte bekümmert, wann und auf welche Weiſe der Maler zum Gefangenen angenommen worden ſei, und der Wirth ſagte ihr, er wiſſe nichts weiter, als daß Annibale an dem Tage, wo er ſich zum letzkehrte ein bei Dir; dort glänzt die Krippe, Engel jauchzten hier! Wie ward Dein Ruhm ſo groß im Süden und im Norden!“

„Von Ort zum Ort, auf Bergen und in Gründen, ſucht jene Pilgerſchaar das Heil zu finden, das dort begeiſternd und verſöhnend wohnt, und all' ihr Mühſal wurde reich belohnt, von Ihm, der zu der Rechten Gottes thront, der einſt im Opfertod die Welt entſündigt. Dein Born, Siloha, quillt noch fort, Dein wüſter Boden glüht und dorrt, Blutacker, fluchbeladner Ort, der noch Iſcharioths ſchwarze That verkündigt. — Und wieder heimwärts richtet ſich der Sinn, zum Meergeſtade ziehn die Pilger hin. Da nahen dräuend wilde Heidenrotten und gießen auf die Pilger Schimpf und Hohn, gefangen halten ſie den Schiffspatron, mehr heiſchend, als den vorbedungnen Lohn, bis endlich ihn befrein die tapfern Galliotten.“

„Und wie das Panner Albrechts weht im Prangen, und wie die Sonne ſtrahlend aufgegangen, erſchallt der Pilger frommer Dankgeſang zu der Kanonen roll'ndem Donnerklang, die Gallione rauſcht tenmale vom Hauſe entfernt, von des Biſchofs Leibtrabanten unter Anführung des Signor Nicolo Colombo in ſeiner Wohnung und hierauf, weil man ihn da nicht gefunden, an öffentlichen Orten geſucht, und endlich bei ſeinen gewöhnlichen Zechcumpanen in der nächſten Taverne „zur durſtigen Leber“ geheißen, gefunden worden. Er habe ſich ſeiner Verhaftung mit bewaffneter Hand entgegengeſtellt, tapfer um ſich gehauen, und dem Signor Colombo einen garſtigen Schmitz in's Geſicht gegeben; übrigens werde ſein letztes Brod unzweifelbar gebacken ſein.

Bianca unterdrückte mit Stolz die Thränen, die in ihre ſchönen Augen ſtiegen, und wandte ſich ab von dem gefühlloſen Schwätzer, bot ihm auch die lebendige Sommerfrucht, köſtliche Krebſe, die ſie in ihrem Korbe hatte, nicht zum Kauf an, wie ſie früher zu thun willens geweſen war. Sie lenkte vielmehr ihr Grauthierchen nach der Taverne zur durſtigen Leber hin, deren Schild in hellen Farben ihr entgegen glänzte. Man erblickte auf dieſem Schilde eine heitere Zechgeſellſchaft, darauf jeder Kopf ein Portrait war, unter denen ſich das eigene des Malers mit befand, wie er einen vollen Pocal zum Munde hob.

In der kühlen Laube vor der Taverne, die von alten knorrigen Weinſtöcken dicht umrankt und von einer ſtolzen Blätterfülle gegen die Strahlen der Sonne geſchützt war, ſaßen Nicolo und Maſo bei einem Kruge voll goldhellem Decenzano vom Garda-See beiſammen, und richteten ihre Augen überraſcht der ländlichen Schönheit entgegen, die ſich dem Hauſe näherte. Es war ein halbes Jahr vergangen, ſeit jener unangenehme Auftritt auf dem Markte von la Peroſa zwiſchen Nicolo und ihr Statt gefunden hatte; Bianca war damals noch im zarten Alter der jungfräulichen Entwicklung, aber indeſſen in der allmächtigen Sonne der Liebe ſchnell gereift, ſo daß Nicolo, da er ſie ohnedieß nur ſo flüchtig geſehen, Bianca nicht wieder erkannte.

Ihr aber hatte ſich ſein widerwärtiges Geſicht um ſo tiefer eingeprägt, und ſie erkannte ihn wieder, troß dem Monogramm, das ihr Geliebter dem Nicolo in ſeine Phyſiognomie gezeichnet — gleichwohl that ſie, als kenne ſie ihn gar nicht; es lag ihr daran, vom Wirthe der Taverne mehr als vom Hauswirth Annibale's vom Schickſal ihres Anbeters zu erfahren. Sie war oft genug in der Kirche zu Pinerolo geweſen, um die Tracht der Leibgarde des Biſchofs zu kennen, ihr Scharfſinn ließ ihr in ihrem rohen Beleidiger von damals ſogleich den Trabantenführer und Annibale's Feind erkennen, denn ihr Freund hatte ihr erzählt, wie luſtig das erſte Zeichen, jenes I dem Nicolo zu Geſicht ſtehe, und da nun das I in ein T verwandelt war, zu welcher Metamorphoſe die Erzählung von Annibale's Hauswirth ihr den Aufſchluß gegeben, ſo beſchloß ſie, ihre Maßregeln ſo klug als möglich zu nehmen.

„Buon giorno! Und woher des Weges und Landes, ſchöne Signorina?“ riefen der abſteigenden die beiden Herren entgegen, die gerade allein in der Laube ſaßen.

Bianca dankte dem Gruß freundlich und erwiderte: „Von la Peroſa, gnädige Herren!“

„Möchteſt Du uns nicht ein Lied zur Mandoline zum beſten geben, holdes Kind?“ ſchmunzelte der Abbate, da er ſah, daß Bianca ihr Inſtrument ſorglich auf die Bank ſtellte.

„Vielleicht!“ erwiderte ſie ſchalkhaft lächelnd, und wandte ſich zum Wirth, der eben aus der Thüre des Hauſes trat, einen kleinen Imbiß zu beſtellen; die Herren baten jedoch, dieſen von ihnen anzunehmen, was Bianca nicht weigerte, doch ging ſie mit ihrem Korbe in das Haus, als habe ſie ein Handelsgeſchäft mit dem Wirth abzuthun, dem ſie auch allerdings die Anzahl mitgebrachter ausgezeichnet großer Bachkrebſe zum Kauf anbot. Dieſer Handel war in wenigen Augenblicken abgeſchloſſen, denn der Wirth marktete nicht mit dem ſchönen Mädchen, zumal er bemerkt hatte, welche Gnade ſie vor den Augen ſeiner Gäſte gefunden hatte, von denen er doch den doppelten und dreifachen Gewinn nahm, denn große Krebſe begannen ſelten zu werden und waren die Leibleckerei des Abbate Tomaſo.

Bianca erfragte den Namen der Herren, erwähnte flüchtig, ſie habe ja gehört, daß ohnlängſt in der durſtigen Leber ein Maler verhaftet worden, und den Füh rer der Wache verwundet habe. „Eben den!“ ziſchelte, nach außen deutend, der Wirth und fuhr ſich über die Stirne, als ob er ein Kreuz ſchlage. — „Und wo iſt der Maler? — Hu! dreißig Fuß tief unter'm Boden, bei den großen Waſſermäuſen!

„Keine Rettung für ihn?“ — Keine, wenn nicht durch jene Herren, von denen der eine des Malers Freund war, der andere ſein Todfeind iſt!

„Der Abbate des Malers Freund?“ rief flammend Bianca, faſt allzu großen Antheil verrathend, ließ den Wirth voll Erſtaunen darüber ſtehen, daß ſie gleich den rechten errathen, und trat wieder heraus zu den beiden, höheres Roth auf den Wangen, und bewegt.

„Trinke, Kind, und ſinge!“ rief Nicolo, und der Abbate reichte ihr ſchon die Mandoline. Bianca ſuchte möglichſt die Bewegung ihres innern zu verbergen, ſie ſenkte die Mandoline ruhig in den Schoos, ſtimmte ein wenig, aß einige Apfelſinenſchnitte mit Zucker, nippte von dem Decenzano de Lago di Garda, und ſchlug dann die holdſeligen Augen gen Himmel, indem ſie erſt leiſe präludirte, dann zu volltönenden Accorden folgendes Sonett improviſirte:

„Wo weilt mein Freund? Wohin iſt er gegangen?
Mein Auge blickt nach ſeinem Licht umher!
Die Stätte, wo er liebend ſaß, iſt leer,
Wo weilt mein Freund, wohin gieng mein Verlangen?

Wo weilt mein Freund? Mir ſagt des Buſens Bangen:
  Beweine ihn! Du ſiehſt ihn wohl nicht mehr.
  In Kerkernacht, in Feſſeln, kalt und ſchwer,
Da weilt Dein Freund, da ſchmachtet er, gefangen.
Wer macht ihn frei? Ihn ſoll die Freude ſchmücken
  Mit ihrem Kranz, mit ihrem Himmelsſtrahl!
Wer macht ihn frei? Ihn ſoll mein Dank beglücken;
  Ihm ſchlägt dieß Herz, der es entreißt der Qual!
Wer macht ihn frei? Wer ſendet dieß Entzücken?
  Ihn ſegne Du, Madonna, tauſendmal!“

Die Hörer waren ganz bezaubert, Spiel, Stimme, Vortrag und Inhalt der Improviſation ergriffen ſie gleich ſehr, und einer wie der andere wurden von dem ſehnſüchtigſten Verlangen erfüllt, von dieſem ſo blühend ſchönen und talentreichen Mädchen mit zärtlicher Neigung beglückt zu werden, und als ſie nun ſahen, daß Bianca von einem mächtigen Gefühl ergriffen war, daß das Lied ihrem Herzen ſo warm entquoll, wie die Thränen, die ſich jetzt unaufhaltſam aus ihren Augen drängten, da ſchwur jeder der beiden im ſtillen, Alles aufzubieten, um den Kummer der Schönen zu heilen und zu entfernen, ſollte es auch das größte Opfer koſten. Dabei war nun nur zu verwundern die ſelbſtgefällige Eitelkeit des Nicolo, der ſich einbildete, er könne trotz ſeiner rothen Naſe und ſeiner erklecklichen Schmarren und blutrothen Narben im Geſicht, mit denen er in Verbindung mit ſeinem zugeſpitzten gelblichweißen Bart ſehr einem Choras, das iſt, jenem Pavian aus Guinea und Malacca ähnelte, den man auch den

Teufel nennt, das Herz eines ſo blühenden und ſchöner als bildſchönen Kindes gewinnen. Hier war der Abbate **Maſo** gegen Nicolo in großem Vortheil; er hatte ein glattes, friſches, kugelrundes, lachendes Geſicht, weiße Zähne, friſche ſaftige Lippen, die gern küßten, war von mittlerer Statur, beweglich, gewandt, und hatte ein Bäuchlein von gar nicht unangenehmer Rundung, wogegen die rückgehaltene und eckige Figur des Gardehauptmannes mit ſeinem langen Stoßdegen, ſeinen übergroßen Stulpſtiefeln und Sporen und den an ſeinem etwas dürren Leibe ſchlottrig genug ſitzenden Kleidern ganz und gar nicht zu ihrem Vortheil abſtach, abgeſehen von dem widerwärtigen Ausdruck des Geſichtes, der Narben, der rothen Naſe und den grauen Augen, von denen das eine noch dazu immer nach dem Volksausdruck „in die andre Woche hinüber ſah,“ vulgo ſchielte.

Natürlich war nun die Frage der beiden Herren: Wer denn der Freund ſei, der beneidenswerthe Liebhaber und Geliebte, um den dieſe ſchönen Augen von Thränen überſtrömten, und ob ihm denn gar nicht zu helfen ſei? Um ſolchen Preis, wie Bianca in ihrem Sonett verheiße, würde man gern das äußerſte wagen, abgeſehen von der Chriſtenpflicht, einem leidenden Mäglein beizuſtehen, obſchon zu fürchten ſtehe, daß man ſich damit bei dem glücklichem, beneidenswerthen ſelbſt keinen Dank verdiene.

„Kein Liebhaber und kein Geliebter iſt der Freund, um den ich weine!“ ſchluchzte Bianca. „Mein Bruder iſt er, meiner armen Mutter älteſter Sohn! Ach, ſie haben ihn gefangen und in den Kerker geworfen, meinen armen Annibale.“

„Annibale! Maledetto!“ fuhr Nicolo auf, als ſtäche ihn ein Scorpion. „Ich will nicht hoffen, daß dieſer Dein Bruder der ſchlechte Maler Annibale Ocata iſt?“

„Und wenn er es iſt?“ fragte Bianca mit einem ſtolzen, herausfordernden Blick, wobei ſie jedoch mit innerlicher Freude wahrnahm, daß der Abbate, der ſo abgewendet ſaß, daß Nicolo ihm nicht in's Geſicht ſehen konnte, ihr Zeichen machte, ſie möge ſich nur beruhigen. „Und wie meint Ihr das ſchlecht, mein edler Herr?“

„Er iſt's! O dieſer Satan! Und ſolch einen Engel zur Schweſter zu haben!“ rief Nicolo, und dachte ſchnell darauf, wie er ſich durch den gefangenen Bruder der Gunſt des Mädchens verſichern könne, mindeſtens ſie durch argliſtige Verſprechungen zu verlocken, hinzuhalten, und wo möglich ſie dann ſammt dem Bruder zu verderben, ein Racheopfer mehr.

So niederträchtiger Art waren aber zum Glück für Bianca die Regungen nicht, die in dem Abbate vorgiengen. Er überlegte raſch, wie er die Freilaſſung oder, da dieſe erwirken zu können nicht zu hoffen ſtand, die Flucht Annibale's bewerkſtelligen wolle, um den köſtlichen Preis, den Bianca auf dieſen Liebesdienſt ſelbſt geſetzt, für ſich allein zu gewinnen. Nicolo ſollte dagegen nicht nur mit rother, ſondern auch mit langer Naſe abziehen.

„Wie ich das ſchlecht meine, Signorina?“ rief Nicolo: „das ſollt Ihr gleich erfahren: ſchlecht nenne ich Euren Bruder erſtens als Zeichner, Maler und Kupferſtecher.“ — „Erlaubt mir,“ unterbrach Bianca: „man kennt doch von ihm gute, gelungene Handzeichnungen; was den Maler betrifft, ſo betrachtet Euch einmal das Schild hier oben an dieſem Hauſe, und nennt mir ein ſchöneres hier oder in Turin, oder wo Ihr ſonſt wollt. Und Annibale's, meines Bruders, Kupferſtecherei betreffend, ſo ſteht mir eine Kupferplatte ganz deutlich vor Augen, in deren Arbeit ſich mein Bruder als Gravierer mit manchen beſſern Meiſtern meſſen kann!“

Ehe noch Nicolo Worte der Erwiderung fand, wandte ſich der Abbate freundlich neckend zu ihm, und ſprach: „Lieber Freund und Vetter, ſtreite nicht mit dieſer Kleinen; ſie iſt ihres Bruders rechte Schweſter, und hat an Mutterwitz kein geringes Theil empfangen, denn ich werde Dir wohl nicht erſt zu erklären brauchen, daß ſie mit der Handzeichnung Deine Schrammen, und mit der Kupferplatte Deine nicht eben ſpitze rothe Naſe meint.“

„Ein platter Witz, der Deine!“ murrte Nicolo, und wäre ſehr böſe geworden, hätte er nicht eingeſehen, daß dieß hier zu gar nichts, am wenigſten ihn an das Ziel ſeiner unlautern Wünſche führen werde, deßhalb unterdrückte er auch die Fortſetzung der an Annibale zu rügenden Schlechtigkeiten, vielmehr dachte er darauf, im Sturmſchritt ſein Ziel zu erreichen. „Dein Bruder iſt verurtheilt, ſein Tod iſt ganz nahe, was geſchehen ſoll, ihn zu retten, müßte ſchnell, müßte heute noch geſchehen,“ ſprach Nicolo zu Bianca, während der Abbate ihr Zeichen machte, daß dieß nicht wahr ſei, daher ſie denn auch nur zum Schein heftig erſchreckend zuſammenfuhr, und wild die Hände ringend ſchwere Seufzer ausſtieß.

„Ach mein Roſenkranz! Wo hab' ich meinen Roſenkranz?“ rief ſie plötzlich, ihre Bewegungen und ſtummen Schmerzensäußerungen unterbrechend: „ein theures Andenken meines geliebten Bruders! Jeſus, Maria, Joſeph! mein Roſenkranz von Achatkügelein! Sollte ich ihn drinnen bei dem Korbe gelaſſen haben, als ich dem Wirth die großen Krebſe verkaufte?“

„Große Krebſe!“ rief der Abbate! „Himmelskind, nimm dieſen Kuß und meinen beſten Segen!“ während er ſich erhob, um in das Haus und nach dem einen, wie nach dem andern der werthen Gegenſtände zu ſehen, allein Nicolo kam ihm zuvor, er hatte ſchon den beiden den Rücken gekehrt, um den Roſenkranz zu ſuchen, den Bianca dann als Pfand von ihm mit Küſſen auslöſen ſollte. Schnell legte Bianca ihre Hand auf die des Abbate und flüſterte: „Bleibt, hochwürdiger Herr! Es iſt keine Zeit mit Nebendingen zu verlieren. Ihr waret, ich weiß es, Annibale's Freund! Ihr müßt, Ihr werdet ihn retten, thut es, und mein Dank ſoll ohne Grenzen ſein. Thut es heute noch!“

„Was ich vermag, Goldengel! das ſoll geſchehen, aber wo finde ich Dich, um Dir den Bruder zuzuführen, wenn er frei von dannen geht? und wirſt Du mir auch Wort halten?“ ſprach und fragte Maſe ganz glückſelig.

„Dem Bruder, hochwürdiger Herr,“ antwortete Bianca: „ſagt nur, er möge ſich ſo eilend als möglich nach Pinasca begeben, und in das Haus kommen, das ihm dort das liebſte ſei. Von da wird er über Perrero und le Fontane nach Sauze de Geſane flüchten, und über den Monte Genevre die Grenze Frankreichs gewinnen.“ Die Frage über das Worthalten übergieng Bianca mit Stillſchweigen.

„Kind, woher haſt Du alle dieſe Klugheit? Woher dieſe Kenntniß ſelten betretener Gebirgswege?“ fragte der Abbate verwundert; ſtatt der Antwort zeigte ihm Bianca ſchalkhaft lächelnd ihren kleinen Finger, und rief: „Der ſagt mir's!“ während Maſe dieſen allerliebſten roſenrothen Finger erfaßte, in ſeinen Mund führte, und ihn zärtlich leiſe biß. Dieſer Moment hätte ein allerliebſtes Doſenbildchen gegeben. Schade, daß dem Strand entlang und fährt hinaus ins Meer, die Küſten ſchwinden. Und auf treuloſem Ocean ſchlägt oft ein wüthender Orkan die Schiffer weit aus ihrer Bahn. Angſtvoller Kampf mit Wogen und mit Winden! Und mancher freut ſich nicht der Wiederkehr, mit Thränen wird er eingeſenkt — ins Meer; der Herr ſey gnädig allen jenen Todten! Und hochgelobt ſey Gott, der ſie geführt, die Ihm zur Ehre Angſt und Noth erkürt. Fürſt Wilhelm grüßte ſtill und tiefgerührt umjauchzt von ſeinem Volk der Heimath theuern Boden."

Doth endete; Molitor lobte und tadelte, was ihm an dem Gedicht lobens- und tadelnswerth erſchien, und die befreundeten Männer blieben noch lange im traulichen Geſpräch beiſammen.

Doth blieb einige Wochen in dem gaſtlichen Hauſe des Pfarrers Molitor, grüßte den Frühling mit Gedichten, ſchrieb manches für den gaſtlichen Freund, und begleitete ihn oft nach Grimmenthal, wo zwar ſchon ein Vicar wohnte, der den täglichen Gottesdienſt dort verſah, doch aber Molitor untergeordnet war, und dieſe freundſchaftlichen Spazierkein Maler zugegen war, die ſchmucke Gruppe zu zeichnen.

„Dein Bruder wird frei, ſonſt ſoll kein Heiliger mehr mein Gebet erhören!“ ſchwur der Abbate leiſe; „und Du — wirſt mein dafür, Du Augapfel meiner Seligkeit!“

„Erſt die That, dann der Lohn, obſchon die gute That ihren Lohn in ſich ſelbſt finden ſollte!“ ſagte Bianca, indem ſie Maſo ihre Hand entzog. „Nur ſchwarzer, ſchändlicher Verrath kann meinen Bruder dem Kerker überliefert haben!“

Dem Abbate gaben dieſe Worte einen Tarantelbiß in's Gewiſſen, und er ſchämte ſich jetzt ernſtlich, für nichts und wieder nichts einen argloſen Menſchen, der ihn nie beleidigt, und der ihn nicht einmal in ſeinem Skizzenbuch abconterfeit hatte, einem rohen Menſchen von ſchlechtem Herzen zu Gefallen auf die Schlachtbank der geiſtlichen Inquiſition geliefert zu haben. Durch Reue und durch Treue wollte er ſein Vergehen ſühnen.

Jetzt ſtolzirte Nicolo brummend aus dem Hauſe. Er hatte drinnen alles um und um gewühlt, hatte ſich die Hände in den Brenneſſeln verbrannt, darin man die Krebſe aufbewahrt, und einige der größten und ſtärkſten hatten ihn mörderlich in die Finger gezwickt; er hatte eine theure, koſtbare Flaſche Vino Santo di Castiglione darüber zerſtoßen und einen Korb mit Eiern von der Bank geworfen, die jämmerlich zerbrochen waren, und keinen Roſenkranz gefunden. Warum? weil Bianca keinen verloren hatte. „O tauſend Dank, ſehr edler Herr! für Eure allzugroße Güte und Mühe! Hier iſt mein Roſenkranz, er hatte ſich blos in den Gürtel verſchlungen. Tauſend Dank!“ rief Bianca Nicolo lachend entgegen, und erhob ſich, die Taverne zu verlaſſen.

„Wohin ſo eilig? Wollt Ihr nicht länger bei uns weilen?“ fragte Maſo, und der geärgerte Nicolo that ſich Gewalt an, freundlich zu ſein, damit ihm die gefaßte Beute nicht entgehe, und nöthigte Bianca, noch zu weilen und etwas mehr zu genießen.

„Ich will noch einige Geſchäfte hier in der Stadt beſorgen, edle Herren, dann muß ich nach Hauſe eilen, der Weg iſt weit!“ ſprach Bianca entſchieden. Nun bot jeder der beiden Rivalen der Helden auf eine Strecke das Geleite an, und es entſtand für ſie eine peinliche Lage; die Begleitung beider neuen Freunde, von denen ſie weder dem einen noch dem andern über den Weg traute, wäre für ſie wohl das unverfänglichſte geweſen. Allein es war um Mittag, ſie hatte drei Stunden nach Hauſe, und wenn die Herren die Zeit mit ihrer Begleitung verloren, was geſchah dann zu Annibale's Rettung, die ſie doch von Maſo hoffte? Nächſt dem konnte ſie unmöglich wünſchen, daß einer von beiden daheim in Pinasca, zumal in ihrer Geſellſchaft, geſehen werde. Sollte ſie nun den einen allein annehmen, ſo hätte ſie den andern beleidigt, dieß wäre gegen ihren Vortheil geweſen; daher ſprach ſie: „Ich hab', edle Herren, wie ich Euch ſchon ſagte, noch einige kleine Geſchäfte hier, doch ſpäteſtens in einer Stunde muß ich am Thore ſein. Ein andres Mal, edle Herren, wird euer Geleit mir eine ſehr große Ehre ſein; ich komme ja jede Woche hierher in die Stadt. Ich werde hören, was Ihr für meinen armen Bruder thut; o grüßt ihn tauſendmal von mir, von ſeiner treuen Schweſter Bianca, ſagt ihm das!“

Nicolo faßte bei ſich einen heimlichen Entſchluß; Maſo ſchwankte, ob er ſich ferner zum Begleiter aufdringen ſolle, was doch nicht ganz ſchicklich erſchien, oder ob er nicht lieber zu allernächſt auf Mittel denken ſollte, Bianca's Herzenswunſch zu erfüllen. Da trat der Wirth in die Laube, und trug Bianca's köſtliche Krebſe ſcharlachroth geſotten auf; dieſem Magnet konnte Maſo nicht widerſtehen; eine Schüſſel Krebſe im Stiche laſſen, nein — dieß gieng über ſeine moraliſche Kraft, von welcher überhaupt noch keine Proben bekannt waren; er blieb und ließ Bianca auf ihrem Eſel davon traben.

Auch Nicolo blieb, rief nach einer friſchen Flaſche, und langte ſich den größten Krebs aus der Schüſſel, indem er Maſo trocken fragte: „Was thun wir? Theilen wir? Nur offen und ehrlich, Freund, ſonſt — Du weiſt — ich verſtehe wenig Scherz.“

Der Abbate ließ einige Minuten vorüberſtreichen, ehe er antwortete. Das Geſchäft, dem er oblag, war viel zu anziehend, um mit unnöthigen Redensarten Zeit zu verlieren, doch dachte er über Nicolo's wohlverſtandene Worte nach, und warf die Frage durch die bemühten Zähne: „Wie meinſt Du? Sprich deutlicher!“ — Einmal that er das, um Nicolo Gelegenheit zum Reden zu geben, während er in behaglicher Ruhe aß und trank, und dann um deſſen Gedanken zu erfahren, und ſeine Maßregeln darnach zu nehmen.

Nicolo fuhr wild heraus: „Der Maler muß ſterben und verderben, und wenn die elftauſend Jungfrauen ſeine Schweſtern wären, und alle für ihn bäten, und alle ſo ſchön wären, wie die liſtige Hexe, und ich werde mir ſie doch gewinnen! Des Pinſels Seele iſt muthmaßlich nun ſchon, Dank ſei es Deiner Hülfe, da Du aus der Liberei des Kloſters das Zauberbuch verſchaffteſt, dem Satan zu eigen gegeben. Keinen Schritt thue ich zu ſeiner Befreiung, keinen Finger rege ich, er iſt mir jetzt zumal eingeſperrt oder tod ungleich weniger im Wege, wie lebendig, und Du darfſt auch nicht auf ſeine Befreiung denken! Nein, Du darfſt nicht, Maſo, bei unſerer Freundſchaft, bei Deinem eigenen Heil und bei Deinem Leben! Dabei bleibt es, oder ich will, wie mein Schutzpatron, der heilige Nicolo di Bari, meine Baarſchaft ohne allen Dank an die Gaſſenmädchen verſchenken, damit ſie von ihrem unehrſamen Gewerbe abſtehen.“

Maſo wußte, daß, wenn Nicolo auf irgend eine Sache dieſen ſchmutzigen Trumpf ſetzte, er durch Zureden und Vernunftgründe nicht anderen Sinnes zu machen war; um ſo ruhiger aß er daher jetzt ſeine Krebſe, mit denen er ohnehin weit gewandter umgieng, und ſchneller fertig wurde, als ſein Tiſchgenoſſe. Was das trinken betraf (Wein ſchmeckt ſehr gut zu Krebſen), ſo hielten beide gleichen Schritt mit einander.

Maſo überlegte im Stillen bei ſich ſelbſt, was er zunächſt zu thun habe, um ſein an Orata begangenes himmelſchreiendes Unrecht wo möglich wieder gut zu machen, Dank und Lohn der ſchönen Bianca dem Nicolo wegzuſchnappen, dieſem aber alle Schuld und Verantwortung wegen der Flucht des Delinquenten in die Schuhe zu ſchieben. Zunächſt mußte Nicolo, um dieſes Stückleins Ausführung beginnen zu können, entweder aus der Stadt entfernt, oder machtlos, das will ſagen, betrunken gemacht werden. Letzteres war nicht leicht, denn Nicolo hatte, ſo unverträglich er ſonſt war, doch eine Natur, die viel Wein vertragen konnte. Indeß ſchloß der ſchlaue Abbate aus einiger Unruhe, die Nicolo an den Tag legte, und aus den Blicken, die er von Zeit zu Zeit nach der Sonne warf, auch daraus, daß er vorhin Bianca ſehr ſehnſüchtig nachgeſeben, daß Nicolo wohl die Abſicht haben möge, ſich Bianca vor der Stadt dennoch zuzugeſellen, ihm, Maſo, aber von dieſem Vorhaben nichts merken zu laſſen. Da nun Nicolo in der That bald Anſtalt machte, ſich hinweg zu begeben, warf Maſo ihm ſchnell und unvermerkt ein Schlafpülverchen in den Reſt, der ſich noch im Weinkruge befand, und dachte bei ſich ſelbſt: Glück auf den Weg!

Nicolo wandte ſich, nachdem er den Wirth gerufen, die Zeche zu bezahlen, um, trank ſeinen Krug leer, und triumphirte im Stillen über Maſo, den er in peinlicher Verlegenheit und im Verdruß über ſeinen unerſchütterlichen Entſchluß, Annibale zu verderben, zurückzulaſſen glaubte. Maſo gähnte, und ſagte: „ich werde in des Wirths kühler Schlafkammer meine Sieſta halten" (wie der Abbate ſchon oft gethan) und ſo ſchied Nicolo vollkommen befriedigt und in der Gewißheit von dem Freund, daß dieſer weit vor dem Sonnenuntergang nicht wieder ſichtbar ſein werde.

Nicolo hatte gute Zeit. Seine Eminenz der Herr Biſchof war nach Feneſtrelle gereiſt, allwo er in der romantiſchen Umgebung des Hochlandes ein Jagd- und Luſtſchloß beſaß, und wo er gern in ländlicher Stille und Einſamkeit ſich mit wenigen Vertrauten frommen Betrachtungen hingab. Daher hatten die Trabanten keinen Dienſt. Der würdige Hauptmann derſelben lenkte ſeine Schritte zum nahen Hauſe eines Maulthiervermiethers, da es ihm zu weit war nach dem biſchöflichen Marſtall, wo ſeine eigenen Roſſe ſtanden, und miethete ſich ein langgeohrtes Saumroß, worauf er ohne Weiteres die Straße nach Peroſa, die ſich gar anmuthig durch die Thäler zieht, einſchlug. Er gedachte Bianca einen Vorſprung abzugewinnen, und ritt gemachſam hin, bald im glühenden Sonnenbrande bratend, wie eine ſündige Seele im Fegefeuer. Maſo rief nach friſchem Waſſer, um ſich des Schlafes zu erwehren, und trank davon beinahe eine halbe Flaſche — ein Mirakel, mindeſtens erſchien ſein thun dem Wirth als ſolches unbedingt; worauf er ſich ſchnell entfernte, die Richtung nahm, welche Nicolo genommen, und gerade recht kam, dieſen aus dem Hauſe des Maulthiervermiethers und nach dem nördlichen Thore von Pinerolo reiten zu ſehen.

Unſer armer Annibale Orata, als er aus ſeinem tiefen Schlafe wieder erwachte, ſah ſeine Lage um nichts gebeſſert, und hielt das Ereigniß für einen Traum, der wohl nur ein Nachklang der Seelen-Erinnerung an jene Stunde ſein mochte, wo er beim Monte-Pulciano mit ſeinen Zechfreunden über Teufelscitationen geſprochen hatte. Allein als er ſich völlig ermunterte, befand er, daß die Lampe friſch mit Oel gefüllt war, daß auch jener Pocal noch an ſeinem Platz ſtand, und, o Wunder! auch heute wieder mit dem wohlſchmeckenden Lebensöl gefüllt war, das ihn zuvor gelabt und wohlthätig durchſtrömt hatte. Und auch das Buch war noch da. Alſo kein Traum! Aber was nun beginnen? Offenbar war dieß eine Verſuchung, ſchlimmer noch als jene des heiligen Antonius. Wollte man vielleicht den Braten in spe mit Wein begießen? Annibale überlegte, daß nur zweierlei möglich ſei, einmal, daß die Inquiſitoren ihm das Buch in die Hände geſpielt, um durch die Beſchuldigung der Zauberei einen eigentlichen Rechtsgrund zu finden, ihn hinrichten zu laſſen, oder aber, daß der Lucifer ſelbſt ihm das Buch und den Pulciano gebracht, weil er einigen Antheil an ſeiner Seele nehme, und von ihm beſchworen ſein wolle, da Annibale ſich ohnlängſt ſo freventlich vermeſſen, ihm, dem Lucifer, eine Nuß zum Knacken aufzugeben. An den wahren Grund, daß ſein Feind Nicolo um das Verderben ſeiner unſterblichen Seele beabſichtigte, und daß von ihm das Buch komme, dachte Annibale nicht. Im Verfolg ſeiner Ideen kam er darauf, daß, wenn er eine der Zauberformeln leſe, es vielleicht möglich ſei, daß Lucifer zu ihm komme, allein er bedachte auch, wie wenig anſtändig für den Beſuch eines ſo mächtigen Herrn ſeine Umgebung ſei, nicht einmal einen elenden Stuhl konnte er dem vornehmen Gaſte bieten. Mit dem Höllengeiſtergeſindel geringerer Rangſtufen ſich einzulaſſen, hielt aber Annibale Crata für eines großen Künſtlers unwürdig, und er überlegte, daß das dienende Volk des Inferno, des Lucifer's vornehme

Lakaienſchaft, um kein Haar beſſer ſein werde, wie das auf der Oberwelt.

Er überſchlug daher alle die mit Blut geſchriebenen Dämonennamen ſeines Zauberbuchs: Aratron, Bethor, Phaleg, Og, Hagith, Ophil, Phul, und ſehr viele andere aus Lucifer's Nobelgarde, und begann darüber nachzuſinnen, was er wohl, nächſt dem erſten und hauptſächlichſten Wunſch der Freiheit, alles wünſchen und entbehren ſolle und müſſe, um dem Teufel ſeine Seele, auf die Annibale einen außerordentlichen Werth legen zu müſſen glaubte, möglichſt ſündentheuer zu verkaufen, und zu dieſem Nachdenken nahm ſich unſer guter Künſtler nicht weniger Zeit, als er ſich insgemein zu allem ſeinen thun und beginnen zu nehmen pflegte. Er hatte ja auch volle Zeit dazu, und ſo ſimulirte und klügelte er ſich vierundzwanzig Punkte zuſammen, die ihm Lucifer erfüllen ſollte, dafür wollte er ihm die Anwartſchaft auf die arme Seele geſtatten und zugeſtehen, und prägte ſich, durch öfteres wiederholen in Gedanken, dieſe Punkte ganz genau in das Gedächtniß. Der Hauptpunkt war und blieb freilich zunächſt die Freiheit; Annibale bedachte aber, daß, wenn er den böſen Engel beſchwöre, und zunächſt die Freiheit verlange, um dann die übrigen Punkte, die ohne Freiheit nichts nützten, weiter vorzubringen, er durch Annahme eines Dienſtes vor völligem Contraktsabſchluß gefährdet ſein werde, denn der Teufel mag dem Teufel trauen. Auch rech nete er aus, daß, wenn dem Lucifer daran gelegen ſei, die koſtbare Seele eines ausgezeichneten Künſtlers zu erlangen, deſſen Talent für ſein Reich auszubeuten doch auch keine ſo üble Sache ſei (damals war Peter Brenghel's Prachtbild, die Hölle, noch nicht gemalt und von jenem geſtochen), ſo könne Lucifer auch ein übriges thun, und als Daraufgeld ihm die Freiheit vorausgeben, ja Annibale meinte, das verſtehe ſich von ſich ſelbſt, und nahm ſich vor, von dem Zauberbuche nur dann Gebrauch zu machen, wenn er ſich in völliger Freiheit befinde. —

Nicolo Colombo wartete eine lange Zeit auf dem Wege auf Bianca, und ritt, da ſie nicht kam, langſam und äußerſt ſchläfrig den Weg nach Peroſa entlang; er ſpähte zwar immer umher nach einer weiblichen Reiterin zu Giel, ſah aber an dem ſo heißen Tage kaum eine menſchliche Seele auf dem Felde und in dem Thale, darin die Sonnenſtrahlen ſo recht eingepreßt waren. Er durchſpähte die kleinen Dörfer, die langs des Weges liegen, Gondina und Villar, die Nachbarorte, wo ſich, als er anhielt, die liebe Jugend neugierig gaffend um ihn verſammelte, und Gelächter über ſein Ausſehen aufſchlug. Zornig ritt er wieder weiter, immer ſchläfriger, ärgerlicher und verſtimmter, und erreichte das Dorf Dubione, aber völlig ſchlafend, denn er vermochte nicht ſich länger munter zu halten; ſein Maulthier trug ihn ruhig vor die Oſteria des Dortgänge wurden für Georg zur Quelle manches Hochgenuſſes. So wanderten ſie auch am Morgen des neunzehnten März nach der Wallfahrt hinüber, und als ſie dieſelbe erreicht hatten, vernahmen ſie einen Geſang, der auf dem Weg von Meiningen her ertönte. Bald zeigten ſich auch die Sänger, keine andern, als jene drei loſen Geſellen, die vor kurzem dem Dichter als Gefangene begegnet waren. Ihr Anzug war nichts weniger als ſauber; ſie hatten weder Hüte noch Mützen, und die ſtruppigen, ungeſchornen Bärte gaben ihnen ein wildes Anſehen. Der ſchwarze Jonas aber ſang mit lauter Stimme und ſchwärmeriſch begeiſtertem Ausdruck:

„Gelobt ſeyſt Du Maria!
Geprieſen alle Zeit!
Kein Henker darf uns bedräuen,
Denn wen Du willt befreien,
Der wird von Dir befreit!“

Demüthig grüßten ſie den Prieſter im Vorübergehen, und knieten dann allzumal an der Tempelſchwelle nieder.

Wie Georg wieder in die Sadt kam und ſeinen Bruder Johannes beſuchte, war das erſte, was ihm diechens, und der Wirth half ihm mit ſeinen Leuten herab, und bettete ihn in eine ſchattenkühle Laube, wo er die verſäumte Sieſte nachholen konnte, ſo lange es dem milden Hypnos, der ihm aus Maſo's Hand allzureichlich Mohn geſtreut, oder ihm ſelbſt gefiel.

Bianca hatte nach ihrer Entfernung aus der Taverne zur durſtigen Leber keinen Augenblick verſäumt, durch einen kleinen Umweg das Thor zu gewinnen, welches in das Thal la Peroſa führt, und ließ ihren Eſel eine Strecke lang ſcharf traben, wobei ſie ſich oft und ängſtlich umſah, ob niemand ihr folge, bis ſie, darüber beruhigt, das Eſelein ſeinen gewohnten langſamen Schritt gehen ließ. Das kluge Mädchen überlegte genau, was weiter zu thun ſei. Sie gab ſich das Zeugniß, für den Geliebten gethan zu haben, was möglich war; weitere perſönliche Verſuche, vielleicht zur Beſtechung des Kerkermeiſters, oder ähnliche, zu machen, erſchien nicht für rathſam, zudem hatte ſie zwar alle beſtechenden Mittel: Jugend, Schönheit, Liebreiz, Witz und Anmuth, aber kein Geld, und Geld beſticht den Menſchen doch immer und überall am meiſten, nicht bloß Kerkermeiſter, Thürhüter und — (dieß iſt ein Gedankenſtrich.)

Bianca lag daheim zwar ihren häuslichen Geſchäften ob, doch mit einer inneren Unruhe, denn es war ihr, als müſſe dieſer Tag über ihr Wohl und Wehe, ihr Glück und ihre Zukunft entſcheiden. Daher machte ſie ſich mehr denn einmal ein Geſchäft im Freien, wozu ohnehin der herrliche Tag einladend war, und behielt die Straße wohl im Auge. Und da ſahe ſie denn, ſo etwa gegen fünf Uhr unſerer Zeit, von weitem den edlen Cavalier Nicolo auf ſeinem Maulthier des Weges getrabt kommen, und ſchlüpfte ſchnell hinter ein Verſteck, um ihn, der ſich nimmermehr hätte träumen laſſen, daß er der, welche er ſuchte, ſo nahe ſei, vorbeireiten zu laſſen.

Ein böſer Zufall hatte ihn aufgeweckt, ſonſt würde ſein Schlaf weit länger gedauert haben. Einige Weſpen, die in einem Mauerloch zunächſt der Laube, wo Nicolo ſchlief, ihr Neſt hatten, mochten wohl ſeine rothleuchtende Naſe für eine Saftfrucht angeſehen haben und hatten ſich auf dieſelbe geſetzt. Der unangenehme Kitzel ihrer Füße veranlaßte den Schlafenden, ſich unwillkührlich ſelbſt in das Geſicht zu ſchlagen, und da die Weſpen und ſonſtiges ſtechendes Geſchmeiß ſehr übelnehmeriſcher und zugleich ſehr rachſüchtiger Natur ſind, ſo übten ſie an Nicolo's Naſe die Kupferſtecherkunſt auf eine ſo empfindliche Weiſe, daß es ganz um Nicolo's Schlaf geſchehen war; er raffte ſich fluchend auf, rief nach dem Wirth und einem Trunk, und beſtieg hierauf mit einer Naſe, die einer Morchel ähnlich zu werden drohte, ſein Maulthier. Er wollte eigentlich wieder nach Hauſe, wußte aber ſo wenig Beſcheid in dem Orte, und war zu ſehr mit ſich beſchäftigt, als daß er auf den Weg ſonderlich hätte achten mögen. Als Nicolo in Pinaſca anlangte, glaubte er in Dubione zu ſein; mindeſtens war er ſehr in Dubio, wo er denn eigentlich ſei, und auch, ob er Bianca unterwegs noch antreffen werde? Dieſe lachte aus vollem Halſe, als er an ihrem Häuslein vorüber war, und ruhig nach Peroſa zu weiter ritt, wo er denn auch, als er den Markt erreicht hatte, ſo klug war, wie vorher, denn er mochte nach einer Bianca Orata fragen, wen, wo und wie er wollte, überall hielten die Leute den Ritter von der rothen Naſe entweder für betrunken oder für übergeſchnappt. Zu erſterem berechtigte ſein wanken und ſchwanken, ſein ſchräger Blick und ſeine etwas ſchwerfällig über die Zunge fluthenden Fragen, zum andern ſeine abenteuerliche Geſtalt und das Forſchen nach einer Dulcinea, die niemand kannte, von der niemand Auskunft geben konnte, ſo wenig, als von einer Familie des Namens Orata überhaupt. Und ſo machte ſich Nicolo nach einer Stunde vergeblichen Herumfragens auf den Rückweg, nicht ohne reichlichen ſtillen Spott, manches mitleidige lächeln und manche nur halb verſteckte Verhöhnung mit ſich davon zu tragen.

Indeſſen hatte ſich Bianca vom Bruder einer Freundin die Kleider eines jungen Landmannes verſchafft, ihr Haar in ein Netz verſteckt, ſich ein wenig bräunlich geſchminkt, und ſich auf einen Hügel hinter ihrem Hauſe, von dem ſie den Weg nach Peroſa überſehen konnte, auf die Lauer geſtellt. Als ihr Ritter ſich von weitem wieder blicken ließ, eilte ſie raſch auf den Weg herab, und pilgerte, gewiß, daß Nicolo ſie bald einholen werde, die Straße durch das nahe Dubione entlang nach Villar zu. Nicht weit hinter Dubione holte Nicolo ſie ein; ſie zog den breiten Hut, linkiſch grüßend, wie Bauernknaben, und ſah dabei dem Reiter keck in's Geſicht, den ihr Anblick ganz merkwürdig überraſchte. „Bianca!“ rief er aus; „wie? biſt Du's oder nicht? Halt an, Burſche!“

„Hab' keine Zeit, edler Herr, zum Anhalten!“ antwortete das kecke Mädchen; „muß eilen, einen Korb zu ſuchen, den meine dumme Schweſter heute auf dem Weg von Pinerolo verloren hat.“

„Deine Schweſter!“ rief der Reiter: „Und wie heißeſt Du?“

„Camillo, edler Herr!“ antwortete ſie.

„Den Zunamen! den Zunamen will ich wiſſen!“

„Orata, edler Herr: Camillo Orata!“ rief ſie. „Meine Schweſter war heute in der Stadt, hatte Krebſe hineingebracht, und verlor unterwegs einen nagelneuen Korb; nun ſchickt mich die Mutter aus, dem Korb nachzufragen; werde aber lange fragen können!“

„Und wo wohnſt Du, mein wackerer Burſche?“ fragte Nicolo, ſich ungemein freuend, jetzt dem Aufenthalt Bianca's ſicher und unverhofft auf die Spur zu kommen.

„Ganz nahe bei Peroſa, drüben in Anſor! Dort ſeht Ihr's liegen, am rechten Ufer der Cluſone.“

Dieſer muntere Gebirgsfluß, der in ſeinem Bett neben der Straße raſch thalabwärts rauſchte, war vom Alpenſchnee noch etwas ſtark angeſchwollen, und konnte nicht ohne Gefahr durchritten werden.

Bianca ſah, daß ihr Begleiter ſich umblickte, wie er wohl über den Fluß kommen könne, und plauderte:

„Der Steg iſt in Dubione, Herr, wenn Ihr vielleicht in Anſor einmal Geſchäfte haben ſolltet! Anſor iſt ein ganz kleines Dörſchen, nicht größer wie Villar und Gondina, die da vor uns liegen. Wir ſind nach Peroſa eingepfarrt und nennen uns ſcherzhafterweiſe nur die Vorſtadt von Peroſa. Gehen nur über eine Wieſe, durch welche der Bach rinnt, darin wir die großen Krebſe fangen, welche die geiſtlichen Herren in Pinerolo ſo gern ſpeiſen!“

Nicolo ſah nach der Sonne; ſie neigte ſich merklich nach Weſten, und friſcher und kühler ſtrömte die Luft aus den nordweſtlichen Gebirgsthälern. Er überlegte, daß es ſehr lange Tag bliebe, daß, wenn er jetzt nach Anſor reite, nur um ſich von Bianca's Wohnung zu unterrichten, und ſie zu begrüßen, er immer noch vor dem völligen Einbruch der Nacht wieder in Pinerolo eintreffen könne, auch war Mondſchein. In einer halben Stunde konnte er in Anſor ſein, vielleicht noch früher. Sein Entſchluß war gefaßt. „Gehe mit

Gott, Camillo!“ rief er dem vermeintlichen Bruder Bianca’s und des verhaßten Drata zu, doch mit einem plötzlichen: „Halt!“ zwang er die davon eilen wollende abermals zum Stehen. „Haſt Du nicht noch mehr Geſchwiſter, Camillo?“ — „Noch einen Bruder, Herr, iſt der älteſte von uns Dreien, und ein Maler! Wohnte zu Pinerolo in der Garküche!“ rief Bianca.

„Wohnt jetzt in des Teufels Küche, deſſen Braten er demnächſt werden ſoll, mein lieber Burſche!“ höhnte Nicolo und wandte ſeine Saumroſinante, um wieder wegaufwärts zu reiten.

„O Du ſchändlicher, nichtswürdiger Menſch!“ ſprach Bianca zornig vor ſich hin. „Du biſt der Verderber meines Geliebten, und reiteſt jetzt nach Anfor, um auch mich zu verderben! Ha, Du Narr und Teufel in einer Perſon! Wär’ ich ein Mann und hätte Schießgewehr, ich glaube, ich könnte Dich von Deinem Maulthier herunterſchießen, wie einen verbuhlten Sperling vom Kirſchbaum. Reite nur hin, Du teufliſcher Narr und närriſcher Teufel! Du kannſt in Anfor lange fragen! Aber was nun thun? Suchen ihn aufzuhalten um jeden Preis. Er darf heute nicht nach Pinerolo zurück, damit er nicht dem freundlichen Herrn in den Weg trete, der den Geliebten zu retten mir verſprochen hat. O mein armer Annibale! Wüßteſt Du, wie Deine Bianca ſich um Dich abſorgt!“ —

Der Abbate Maſo hatte ſich mit einigem nothwendigen verſehen, und ſich dann in den biſchöflichen Palaſt begeben (es war nur ein mäßiges Steinhaus, aber es hieß ein Palaſt, wie auf deutſchen Dörfern manche alte räucherige Kemnate früherer Feudalherren, die nichts weiter werth iſt, als auf den Abbruch verkauft zu werden, ſich Schloß ſchelten läßt), unter deſſen Erdgeſchoß die Kerker waren, darin das Inquiſitionstribunal ſeine Gefangenen hielt. Er ſuchte ohne weiteres den Schließer auf, mit dem er ſich befreundet hatte. Durch dieſes Schließers Hand war auch dem gefangenen Annibale Wein und Zauberbuch „zugemittelt“ worden. Es galt nun, den Schließer zu bewegen, ſei es durch Ueberredung oder Verheißungen, den Gefangenen frei zu laſſen.

Der Schließer war ein Mann wie andere ſeines gleichen, er widerſtand jeder Ueberredung auf das feſteſte und beſtimmteſte, und haßte nichts mehr, als die Verſchwendung von Redensarten ohne Klang und Gewicht; hörte er aber einen Klang und fühlte er einiges Gewicht, ſo wurde ſein Gemüth zugänglich und empfänglich für die ſchönen Regungen der Menſchlichkeit, und er vermochte es dann auch wohl über ſich, ein übriges zu thun. Von Verheißungen war dieſer redliche Schließer ein abgejagter Feind, wenn ihnen nicht die Erfüllung auf dem Fuße folgte.

Der Abbate Maſo hatte ſich mit jenem Kapitalſchlüſſel verſehen, der in den meiſten Fällen alle Schlöſ er und Riegel öffnet. Geld iſt die zauberkräftige Springwurz der Sage; wer Geld ſpringen läßt, kann auf Hülfe und Beiſtand rechnen.

Gleichwohl hatte der redliche Schließer immer noch einige Bedenken, und theilte dem Abbate im Vertrauen und unter dem Siegel der Verſchwiegenheit mit, daß er dem Gefangenen nur dann zur Flucht behülflich ſein könne, wenn dieſer ſchwöre, alsbald das piemonteſiſche Gebiet lebenslänglich zu verlaſſen, auch ſeinen Namen für alle Zeiten abzulegen, und endlich auch dann nur, wenn irgend ein friſchverblichener Todter in Annibale's Kerker geſchafft werde, damit er ſeinen Gefangenen für verſtorben ausgeben könne.

Dieſe letzte Bedingung war ſchwer, ja ſie erſchien faſt unmöglich, denn in einer kleinen Stadt von nicht allzugroßer Bevölkerung ließ ſich ein ſolches Stücklein nicht leicht ausführen. Maſo kam in große Verlegenheit, denn er hatte ſich ſelbſt nun einmal feſt vorgenommen, Annibale baldigſt zu befreien, um je eher je lieber den Lohn von Bianca's Liebe zu ärnten, doch faßte er ſich und begann dem Schließer friſchweg alles zuzuſchwören, was dieſer verlangte, gab ihm auch die heilige und theure Verſicherung, ihm auf alle Fälle einen lebloſen Erſatzmann für ſeinen lebendigen Gefangenen zu verſchaffen, ſagte ferner, „er wiſſe bereits einen ſolchen,“ obgleich dieß nicht wahr war, und löſchte mit einer Handvoll Zechinen die Menetekelſchrift der Befürchtung von des Schließers Gewiſſenstafel.

Als Maſo zu Annibale eintrat, fand er dieſen eifrig in dem Buche leſend, und faſt erſchrocken auffahrend, denn dieſer hatte ſo eben eine Citation geleſen, und glaubte, Lucifer oder ſein Abgeſandter bemühe ſich wirklich ſo ſehr um ihn, daß er in eigener Perſon ihm nahe; ja als er in dem Dämmerlicht, das die Ampel in dem düſtern Kerker verbreitete, die Geſtalt des Abbate erkannte, traute er noch nicht, ſondern vermeinte, es möge irgend ein Lügengeiſt die gleisneriſche, wohlgenährte Geſtalt des Halbpfäffleins angenommen haben.

Maſo öffnete den Mund zu theilnehmender Rede; ſprach davon, daß er im Auftrag ſeiner Obern habe eine Reiſe machen müſſen, von der er erſt jetzt zurückgekommen ſei, und äußerte, da er auf Befragen nach des lieben Freundes befinden deſſen unerwartetes Schickſal erfahren, ſo habe er weder Geld noch gute Worte geſpart, zu ihm zu gelangen.

Annibale berichtete ganz kurz den Hergang ſeiner Verhaftung, ſeiner Verhöre und Gefangenſchaft, und glaubte eine Engelſtimme zu hören, als Maſo von Freiheit, von Flucht und Fluchthülfe ſprach. Er betrachtete dieß als einen Wink der Unterwelt, die ihn, das ſah er ein, mit unſichtbaren Banden an ſich knüpfen wollte, war raſch zu allem bereit und entſchloſſen, und als Maſo ihm eine Stunde der Nacht, in welcher das Thor des

Kerkers ſich für ihn öffnen ſollte, nannte, umarmte Annibale gerührt und unter Thränen den falſchen Freund, der ſeine Falſchheit jetzt gut zu machen bemüht war, worauf Maſo ihn verließ.

Der Maler bereitete ſich vor, dem Kerker auf den erſten Wink Valet zu ſagen, wozu er nichts nöthig hatte, als das Zauberbuch ſo gut als möglich zu verbergen. Glücklicherweiſe war daſſelbe keineswegs ein ſchwerer Foliant mit Mönchsclauſur und einer raſſelnden Kette, ſondern ein dünnes Büchlein in Quartformat und nach ſpaniſcher Art in eine einfache Schaale von rothgefärbtem Pergament eingehängt. Da die Zeit dem Hoffenden auf bleiernen Flügeln vorüberzog, ſo wiederholte er ſich in Gedanken ſeine vierundzwanzig Punkte, die er dem Lucifer vortragen wollte, denn es war ihm außerordentlich viel daran gelegen, keinen einzigen derſelben aus dem Gedächtniß zu verlieren, und er befand mit Freuden, daß er ſie alle inne habe, und ebenſo die wichtigſte und ſtärkſte Beſchwörungsformel, ſo daß er nicht einmal des Buchs bedurft hätte.

Nicolo Colombo, der irrende Liebesritter, durchritt nun abermals den Ort Dubione, neues Gelächter bei der Straßenjugend erregend, die der ſchöne Abend zahlreich auf die Straße herauslockte, ſpähte und fragte nach dem Steg, über den man nach Anfor gelange, und erhielt die Nachricht, daß vor einiger Zeit der Fluß ausgetreten ſei und den Steg mit fortgeriſſen habe, doch ſer erzählte, daß an jenem Morgen plötzlich die drei Gefangenen verſchwunden wären, weßhalb gleich alle Thore verſchloſſen und manches Haus durchſucht worden ſey, auch das Minoritenkloſter ſehr ſtreng, alle Zellen und ſogar die Betten der Brüder, weil man vermuthet, das Convent habe den ſchädlichen Männern eine Freiſtatt gewährt. Im Kerker ſey ein Zettel gefunden worden, darauf geſtanden: Kein Henker darf uns dräuen, wen Maria will befreien, der wird von ihr befreit. —

Durch das grüne Thal aber ſchallte verhallend der Geſang der Erlöſten:

Gelobt ſeyſt Du, Maria!
Geprieſen alle Zeit! —

6.

Der Feſte Schönſtes, das Maien- und Blüthenfeſt, Pfingſten, war da. Die Wälder ſtanden im vollen Prangen ihrer Naturſchöne und der heilige wäre bei Pinaſca eine Stelle, wo der Fluß ganz ſeicht ſei, und leicht durchritten werden könne. Dieſe Nachricht brachte denn unſern Ritter wiederum nach Pinaſca, allein es dauerte lange, ehe er die bezeichnete Stelle fand, gegen dieſen Fund verlor er aber viele Zeit und mit ihr die Geduld; doch hielt er für ſchimpflich, unverrichteter Sache umzukehren, hieb unbarmherzig auf ſein müdes Maulthier, und gelangte nicht ohne die größten Schwierigkeiten, nicht ohne mehrmals abſteigen und dem Thiere aus dem Sumpfe der Wieſen helfen zu müſſen, nach dem kleinen Dörfchen Aufor, wo ein Reiter eine ſeltene Erſcheinung war. Als er nun hier nach dem Hauſe der Familie Orata fragte, erging es ihm, wie es ihm in la Peroſa ergangen war, die Leute ſtarrten ihm mit offenem Munde in's Geſicht, lachten ihm auch wohl in daſſelbe, und nach langem und höchſt verdrießlichem umherfragen gewann er die Ueberzeugung, daß er abermals genarrt ſei. Denſelben Weg, den er gekommen, zurückzureiten, war keine Möglichkeit, er mußte den etwas beſſeren Weg nach dem Markt Peroſa einſchlagen, und kam dort ermüdet, verſtimmt und äußerſt durſtig an, als die Sonne eben hinter dem wolkenüberlagerten Gebirgsrücken der Gortiennen ſank, und ihre Flammenkrone hinter dem ſchwül und düſter umflorten Gipfel des Monte Cenis barg.

Nicolo's Thier bedurfte nicht minder, wie ſein Reiter, der Raſt und Erquickung, und nahm ſich, als es letztere erhielt, alle Zeit zu deren langſamem Genuß, während Nicolo von Unruhe geſtachelt war, denn ein ausbleiben bis in tiefe Nacht oder über die Nacht widerſtritt ſeiner Dienſtpflicht und ſetzte ihn großer Verantwortung aus. Er trank daher in Zorn, Unruhe und heftig erregter Leidenſchaft, und dabei vom Durſt abgemattet, in ſtarken Zügen, und genoß von den aufgetragenen Speiſen nur wenig, denn die ſchmähliche Täuſchung, die ihm widerfahren war, hatte ihn um allen Appetit gebracht. Er ſah nun ein, daß dieſe Bianca ein liſtig verſchmitztes Mädchen ſei, die ihn nur zum beſten gehabt, auch leuchtete ihm mehr und mehr ein, daß ſie und jener angebliche Camillo ein und dieſelbe Perſon ſei, und er als ein Tölpel aller Tölpel die nahe und ſichere Beute aus der Hand gelaſſen hatte, um einem Irrlicht ſeiner Idee nachzuziehen, das ihn in ganz abſcheuliche Sümpfe und in eine höchſt unangenehme Lage gelockt hatte.

Armes Roß oder vielmehr Halbroß eines irrenden ſoldatiſchen Cavaliers, auch Liebesritters, dein Loos iſt am meiſten zu beklagen! Weil ihm der Appetit vergeht, meint er, du brauchteſt auch keinen zu haben, und höchſt undankbar für deine ihm geleiſteten treuen Dienſte entreißt er dich der freundlichen Krippe, dem Ideal deiner Sehnſuchtswünſche, und nimmt dir die ſchon ſo ſüßgenährte Hoffnung auf ein weiches Lager auf ſchwellendem Waldmoos mitten in aromatiſchem Dufte des Heues von den kräuterreichen Gebirgswieſen. Fort treibt er dich mit ſtürmiſcher Haſt, mit ſtiller Wuth, und verwünſcht noch obendrein dich und deinen Erzeuger, denn er berechnet, wie du ungleich ſchneller laufen würdeſt, wenn du ein wirkliches Pferd und nicht ein Maulthier geworden, ſtatt dich zu ſegnen, daß du ein Maulthier und nicht ein Mauleſel biſt. Beklage dich bei deinem Schickſal, daß du nur ein armes Maulthier wurdeſt, und kannſt du hoffen, ſo hoffe auf eine beſſere Zukunft jenſeits der irdiſchen Sümpfe, Steinwege und der Sporen unbarmherziger Reiter! —

Um den Hochgipfel des Cenis ſprühten Blitze, das Gebirge ſchleierte ſich ein, ſchnellen Fluges zog ein majeſtätiſches Gewitter herauf, das nach dem heißen Tage furchtbar zu werden drohte. Der Horizont umnachtete ſich, aber die Blitze flatterten wie Raketen empor, und verhießen, dieſe Nacht grauenvoll taghell zu machen. Der Wind erhob ſich aus den Gebirgsſchluchten und umpfiff dämoniſch heulend und mit eiſiger Kälte den leichtbekleideten Reiter, der wie eine Lachmöve vor dem Sturm und Unwetter herflog, indem ſeine Naſe wie der blutrothe Schnabel dieſer Seekrähe leuchtete.

„Das fehlte noch!“ ſchrie Nicolo, mit einer Zugabe unterſchiedlicher gräulicher Flüche und ſpornte wüthend das Maulthier zum angeſtrengteſten Laufe, was aber ſoviel als nichts half, denn Wind und Wetter pflegen ſchneller zu ſein, als Mieth-Roſſe. Das arme

Thier lief, was es laufen konnte und ſo lange es laufen konnte, und ſo durchflog Nicolo die Dörfer Pinasca, Dubione, Villar und Gondina, während das Gewitter ſich in ſchrecklichen Blitzen und in furchtbaren, durch Wolken und Berge lang nachhallenden Donnerſchlägen entlud, und in ſtrömenden Güſſen die Flur überſchwemmte.

Bianca hatte nach vergeblichem Harren, daß der Reiter früher zurückkommen werde, ihren Weg bis nach Villar fortgeſetzt, und war willens geweſen, irgend noch ein Mittel zu verſuchen, Nicolo aufzuhalten, allein das Unwetter vereitelte ihre Pläne, und ſie war froh, noch vor deſſen völligem Ausbruch, obſchon durchnäßt, Gondina zu erreichen, wo eine Freundin von ihr wohnte, und wo ſie die Nacht zuzubringen beſchloß. Voll Unruhe weilte ſie aber jetzt in den Kleidern ihrer Freundin beſtändig am Fenſter des an der Straße liegenden Häuschens, und blickte auf den Weg, wie ſehr auch die blendenden Blitze, die das Thal überflammten, ſie zittern und beben machten, wobei ſie ein Stoßgebet nach dem andern in Gemeinſchaft mit der Familie ihrer Freundin laut herſagte. Plötzlich hörte ſie ein Geräuſch, hörte Hufſchlag, und ſah im triefenden Regen eine abenteuerliche Reitergeſtalt, ähnlich der Nicolo's, gleich einer geſpenſtigen Erſcheinung am Hauſe vorbeifliegen. —

Niemanden kam das heftige Gewitter gelegener als Maſo; er benutzte die früher als gewöhnlich durch daſſelbe eingetretene Dunkelheit mit raſcher Entſchiedenheit zu Annibale's Befreiung, half dieſem ſchnell in andere Kleidung, wobei es geſchah, daß im Drang der Eile Annibale dennoch, ſeiner früheren Vorſicht ungeachtet, das Zauberbuch fallen ließ, welches Maſo nicht gewahrte, daher es am Boden des Kerkergemachs liegen blieb. Maſo hatte erfahren, daß in Condina ein armer Teufel geſtorben ſei, und ſogleich den Plan gemacht, ſich deſſen Leichnams zu bemächtigen, um ihn an Annibale's Stelle unterzuſchieben. Die nöthigen Freikarten zum aus- und einpaſſiren durch das wohlbewachte Thor des feſten Städtleins waren beſorgt, der Schließer und noch ein handfeſter Burſche begleiteten ihn, und ungefährdet giengen die vier Männer, ſämmtlich in Ordenskleider der frommen Väter Jeſu gehüllt, durch das Thor, „in heiligen unaufhaltbaren Geſchäften und geiſtlichen Verrichtungen“, wie es auf dem Paſſeport lautete. Noch hatten ſie Condina nicht erreicht; das Wetter ſchien ausgetobt zu haben, es regnete nicht mehr, und donnerte nur noch in der Ferne über den Seealpen, in die ſich's gezogen, aber die Nacht war rabenſchwarz, und nur in ſeltenen Pauſen that ſich der Himmel immer und immer wieder in ſtarken und blendenden Blitzen auf. Mit Schrecken ſahen die Männer jetzt nicht allzuweit von Condina im Schein eines ſolchen flammenden Blitzes mitten im Koth der Straße einen menſchlichen Körper, und fanden denſelben ſtarr und kalt, als ſie ſich in dem Dunkel, das dem Blitze folgte, nach demſelben hingetappt hatten.

„Der hat ausgelitten! Gottes Hülfe, Gottes Finger!“ flüſterte der Schließer, welcher mit kundiger Hand den Fund befühlte: „Jetzt, Meiſter Maler; Eure Kutte und Kappe her und dieſem übergezogen. Wir tragen ihn an's Thor, und dort muß er der Vierte von uns geweſen ſein, dem eine Ohnmacht zugeſtoßen. Ihr aber habt Eile, Euch ſo ſchnell als möglich von dannen zu heben, und hütet Euch zum zweiten Male in die Gewalt der ſchwarzen Vögel zu kommen, denn was die einmal in ihren Krallen halten, das halten ſie feſt.“

„Ja!“ ſetzte Maſo hinzu: „es iſt jetzt kein Augenblick mit unnützem zaudern zu verlieren. Gehet mit Gott und den Heiligen, theurer Annibale! Suchet in Pinaſca das Haus auf, welches Euch das liebſte iſt, und ſaget Eurer holden Schweſter: morgen komme Abbate Maſo, und fordere den Lohn, der ihm verheißen ward.“

Annibale Orata, angegriffen von dem ungewohnten raſchen Gang, von der friſchen, ja kalten Gewitterluft, aufgeregt durch den Gedanken frei zu ſein, hörte nur mit halbem Ohr, verlor auch nur wenige Dankesworte; ſich ſelbſt aber verlor er aus den Augen ſeiner Begleiter, die zum Theil damit beſchäftigt waren, den Toden aufzuheben, und wanderte des Weges entlang. Ein neuer Blitz ließ ihn im Wege etwas Blinkendes entdecken, er griff danach, und ſiehe, es war ein großer Stoßdegen, wie ſie die Cavaliere und Kriegsleute in jener Zeit zu tragen pflegten, ohne Scheide, und vermuthlich verloren worden. Der Fund dieſer Waffe war ihm willkommen, es fiel ihm bei, daß zur Beſchwörung Lucifers ein ſolcher Degen nöthig ſei; allein als er an die Beſchwörung dachte, gewahrte er mit Schreck, daß er das Zauberbuch nicht mehr habe. Doch tröſtete ihn der Gedanke, die Hauptformel auswendig zu wiſſen.

„Jetzt oder nie ſei der Pakt geſchloſſen!“ ſprach Annibale vor ſich hin. „Ein völliger Bettler, kaum noch mit ärmlicher Kleidung bedeckt, ſtehe ich hier, habe kein Geld, kein Brod, kein Obdach! Nicht einmal einen Kapucinerſtrick habe ich, mich daran aufzuhängen, und ſelbſt dieß Schwert iſt zu ungeſchickt lang, als daß man ſich mit Anſtand hineinſtürzen könnte. Auch möchte ich dieß nicht, aus guten Gründen! Ich möchte noch ein Weilchen leben, wo möglich recht lange und auch gut. Eine Probe will, muß ich machen, denn wie weit würde ich mich ohne göttliche oder infernaliſche Hülfe in dieſer Wetternacht, ohne einen Bajocco in der Taſche und auf dem entſetzlichen Wege ſchleppen? Zwar in Pinasca — Bianca — ha! ſprach nicht Maſo von Pinasca, vom liebſten Hauſe? Hat der glatte Heuchler mein Liebchen ausgewittert? Sicher und gewiß, wie wär' er ſonſt auf ſo ſeltſame Reden gekommen!“

Nahe am entgegengeſetzten Ende von Condina, am Wege nach Villar, war ein kleiner Anger, auf welchem eine Gruppe uralter ſtarker Platanen ſtand, die den düſtern Raum, den ſie beſchatteten, auch meiſt vor Regen ſchützten. Die Cluſone brauſte ſtärker und rollender durch das Thal, an dem finſtern Ort, wo Annibale ſtand, nahe vorüber. Annibale überlegte noch einmal in Gedanken ſeine vierundzwanzig Punkte; ſammelte ſich, faßte Muth und begann die Beſchwörung des Lucifer damit, daß er mit dem Degen rund um ſich einen Kreis zog, wobei er einige kleine Zauberformeln murmelte. —

Der Schließer brachte mit ſeinem Gehülfen den aufgefundenen Toden, ohne dieſen lange zu beſchauen, was die Dunkelheit ohnehin verhinderte, glücklich (weil alle Toden glücklich ſind) und ohne einer Anfechtung zu begegnen, in den von Annibale verlaſſenen Kerker, und Maſo begab ſich zur Ruhe, vergnügt, durch Orata's Befreiung eine gute That gethan zu haben, und in Hoffnungsträume ſich einwiegend, durch welche leuchtend und lieblich Bianca's Schönheitfülle zog.

Bianca hatte keine Ruhe in Condina; ſie verſchmähte die Schlummerſtätte, welche die Familie ihrer Freundin ihr bot, und bat, man möge ſie nur in der Stube laſſen. Als alles ſchlief, legte ſie die indeß getrocknete Kleidung, in welcher ſie gekommen war, wieder an, und erwartete nur den Mondaufgang, um durch die Nacht den Heimweg anzutreten. Immer noch hatte jene ahnungsvolle Unruhe, die ſie vom Hauſe fortgetrieben, ſie nicht verlaſſen. Daß der Geliebte ihr ſo nahe ſei, wie er wirklich war, ahnete ſie aber doch nicht.

Da wir oben mit erheblichen Gründen dargelegt haben, daß es einen Teufel giebt, heiße er nun Lucifer oder Phul oder Abaddon oder ſonſt wie, ſo liegt kein Grund vor, dieſen berühmten Herrn nicht in den Kreis unſerer Erzählung, ja ſogar bis an den Kreis zu ziehen, den Annibale mit dem Degen um ſich gezogen.

Dieſer hatte kaum ſeine Beſchwörung begonnen, als er wahrnahm, mehr durch's Gehör, als durch's Geſicht, denn der Mond war noch nicht ganz hinter den Höhen herauf, der Himmel war noch dicht umwölkt, und es umgab noch die dichteſte Finſterniß den unheimlichen Ort, — daß ſchon ein dämoniſches Etwas ſich in ſeiner Nähe bewege. Schauer durchbebten ſeine Nerven, doch galt es Muth, und er wollte ſich keine Blößen geben vor dem Mächtigen, den er beſchworen. Dieſer ſchnob wie ein Nilpferd.

Da er ihn nun nahe wußte, ſo hob Annibale an, ſeine Bedingniſſe nach einander aufzuſagen, und zwar etwa folgendermaßen: „Lucifer! Alle die Punkte, welche ich Dir nennen werde, und inſonderheit einen jeden einzelnen, mußt Du mir geloben unverbrüchlich zu halten. Wofern Du es nur an einem einzigen fehlen läſſeſt oder Dich ſäumig zeigſt, ſo iſt unſer Pakt null und nichtig und ohne alle Rechtskraft!“

Es ſchallte durch die Stille, als Annibale ſchwieg, ein Hufſchlag, wie wenn ein Pferd ſcharrt. Orata nahm dieß für ein Zeichen der Bejahung des Herrn mit dem Pferdefuß, und fuhr fort:

„Lucifer! Sechs Hauptpunkte, deren jeder wieder in einige beſondere Punkte zerfällt, bilden unſern Pakt. Zum Theil betreffen ſie Dich, zum Theil mich!“ (Annibale ſchachtelte mit Abſicht ſeine vierundzwanzig Artikel in ſechs ein, damit vor ſo großer Zahl Lucifer nicht kopfſcheu werde, auch dachte er vielleicht: Sechſe treffen, ſieben äffen!)

„Zum erſten ſollſt und mußt Du mir, ſo oft ich Deiner begehre und Dich rufen werde, in einer ſehr angenehmen, anmuthigen und lieblichen Geſtalt erſcheinen, und ja nicht in einer erſchrecklichen und abſcheulichen; ſo viele Lebensart traue ich Dir zu. Dann mußt Du mir über Alles, was ich nur irgend wiſſen will, wahrhaftige und gründliche, nicht lügneriſche und hinterliſtige Nachricht und Auskunft geben. Auch darf niemand auf Erden von unſerm Bündniß das mindeſte erfahren, nächſtdem Du mir nicht verwehren darfſt, mein Leben als ein guter Chriſt, wenn auch nur, wie Millionen andere gute Chriſten, dem Scheine nach, zu führen, und den Gottesdienſt jederzeit zu beſuchen.“

Lucifer ſchüttelte ſich und puhſtete; die Bedingung

Geiſt des Lebens und der Liebe war ausgegoſſen über die Welt; die Natur war zum großen Allerheiligſten geworden, des unſichtbaren Gottes voll, da wallte auch die Menſchheit freudig zu den Tempeln und fromme Herzen ſuchten und fanden eine gnädige Gottheit. Von ſolchen freudigen Wallern wimmelte das Grimmenthal. Die Wallfahrtkirche prangte mit hundert Kränzen, mit bunten Teppichen, und bis zur Mitte der hohen und ſchlanken Tempelſäulen hoben junge Birken ihre lieblichgrünen, friſchduftenden Kronen. Die Altäre ſtanden voll Frühlingsblumenſträuße und der Boden war mit Gras und Laub beſtreut. Die Mutter Gottes war angethan mit einem neuen purpurſeidenem Kleid, das mit Gold durchwirkt war, und trug eine herrliche Krone, von Diamanten ſtrahlend, und mit großen ächten Perlen beſetzt, und keine irdiſche Königin hätte ſich dieſes Schmuckes der Himmelskönigin zu ſchämen gebraucht.

Und welche Menſchenfülle! War es doch, als ſeyen ganze Völkerſchaften aufgebrochen zur großen Wallfahrt. Männer und Weiber in allen Trachten ſchien ihm hart einzugehen, doch kam es Annibale vor, als ob ihm die Geſtalt eines feinen Herrleins von Mittelgröße mit zwei ſpitzen Hörnern geziert, gegenüber ſtehe, obſchon er nichts ganz deutlich zu erkennen vermochte.

„Zum zweiten bedinge ich," fuhr Orata fort: „daß Du, o Lucifer, ohne mich an meinem Leib oder Gliedmaßen, die mir allzumal ſehr werth und theuer ſind, jemals anzutaſten, äußerſte Sorge trägſt, mich noch fünfzig Jahre bei guter Geſundheit am Leben und frei von aller menſchlichen Krankheit, Schwachheit und Gebrechlichkeit zu erhalten. Und dieſe Jahre ſollen beſtehen jedes in zwölf richtigen Monaten, jeden Monat, den Hornung ausgenommen, zu dreißig oder einunddreißig Tagen inclusive Nächten, zu vierundzwanzig Stunden, und daß Du nicht etwa durch falſche Rechnung und Ausdeutung, wie es ſo Deine ſchlechte Gewohnheit iſt, mir an dieſer Zeit auch nur eine Stunde kürzeſt! Du haſt dabei mich waſſerdicht, feuer- und förmlich bombenfeſt, auch feſt gegen Gift, Hieb, Stich und Schuß zu machen, ſo daß keinerlei Element oder Waffe mich verletzen kann; ich hingegen muß alle Feinde, welche Namen dieſe auch haben mögen, überwinden und über ſie triumphiren; auch mußt Du mir lehren die Univerſalmedicin und den Stein der Weiſen zu erfinden, und wenn unſer Pakt nach fünfzig Jahren abgelaufen, ſo haſt Du mich auf eine naturgemäße Weiſe, jedoch ohne ſonderliche Qual und Schmerzen, auch in allen Ehren, ſterben zu laſſen, und darfſt Dich an meinem Leibe, der mir ſo lieb iſt, als mein Leben, auf keine Weiſe vergreifen, mußt auch Sorge tragen, daß derſelbige ehrlich und auf die anſtändigſte Art mit Geleit und Geläut zur Erde beſtattet werde!"

Lucifer ſchien vor Erſtaunen, wie doch Orata ſeine Bedingniſſe ſo vortrefflich ausgeklügelt, zu verſtummen, denn er ſagte kein Wort; nur ein ſchauerliches Rauſchen erhob ſich in den Wipfeln der Platanen, daß ſie tropften, und die Aeſte ſchlugen wie ſeufzend aneinander, ſo daß den Orata eine Froſthaut überlief.

„Zum dritten, o Lucifer," fuhr er aber dennoch muthig fort: „muß ich bedingen, daß Du mir Gunſt und Güte verſchaffſt bei hohen und niedern, Kaiſern und Königen, Fürſten, Grafen und Herren, bei Männern und Frauen, zumal bei den letzteren, wenn ſie jung und ſchön ſind, daß ſie mir in allen Dingen, die ich von ihnen begehre, unweigerlich willfahren müſſen; dabei wird Dir von ſelbſt einleuchten, daß es nöthig ſei, mich in allen fremden Sprachen, die ich zu reden oder zu leſen verlange, bewandert zu machen, verſteht ſich ohne langweiliges lernen, als wozu ich keine Luſt und keine Anlagen in mir verſpüre. Dabei mußt Du mein Gedächtniß ſtärken und mir die Gabe verleihen, dieſe Stärkung des Gedächtniſſes ohne Mühe auch andern Perſonen mitzutheilen, damit ich ſolchen Leuten, die im Bezug auf Gunſtverheißungen und ſonſtige Verſprechungen mit einem ſchwachen Gedächtniß behaftet ſind, freundliche Hülfe und Nachhülfe leiſten kann."

Es war als ob das dämoniſche Weſen, was ſich ſchnobernd und hobernd geheimnißvoll in der Umgebung der Platanengruppe und unter deren nächtigem Laubdach barg, plötzlich nieſe, wie ein Elephant. Da nun das gemeine Sprichwort ſagt: „es iſt wahr, Du benieſeſt es," wenn von einer Sache die Rede iſt, zu welcher Rede jemand zufällig nieſet, ſo nahm Orata dieſes unheimliche dämoniſche Nieſen für ein Ja, und fuhr ſehr zufrieden mit ſich und ſeiner Standhaftigkeit, weiter fort:

„Zum vierten, o Lucifer! mußt Du mir Witz, Klugheit und Verſtand verleihen, in allen Dingen klug und weiſe zu thaten und zu rathen, zu rechten und zu fechten, daß ich vor allen Richterſtühlen in allen Reichen der Erde ſo beſtehe, daß ich alle und jede Gegner, die mir etwas anhängen, aus weltlichen und canoniſchen Rechten überwinde, und alle gegen mich gemachten Anſchläge erfahre und hintertreibe. Desgleichen muß jeder Angriff meines Eigenthums, wie meiner Perſon überhaupt ganz und gar ausfallen, mir nie das mindeſte entwendet, verſehrt und abhanden gebracht werden. Mir aber mußt Du offenbaren alle Heimlichkeiten der Natur und Welt, vornehmlich alle verborgenen und vergrabenen Schätze, jedoch ſo, daß es, dieſelben zu beſitzen, um meines Wunſches, nicht eigener Mühewaltung und beſchwerlicher Nachgraberei bedarf; vielmehr muß alles dieſes mir von Dir zum eigenen ſchalten und belieben in die Hand geliefert werden.“

Der Leſer ſieht, daß Orata kein auf den Kopf gefallener Mann war; er eröffnete dem Lucifer eine Ausſicht auf fünfzigjährige Arbeit, die ſchlimmer war, als Schiffsziehen und Steinſchleifen. Er nahm wahr, daß der arme Teufel ſich ſchüttelte und heftig ſchauderte, wie ein Pferd ſchaudert, wenn es recht tüchtig naß geworden. Doch hielt er für Pflicht, gegen ſich ſowohl, als gegen die Geduld Lucifer's fortzufahren, denn es waren noch zwei ſchöne Punkte zurück, und der erſte war ein ungemein erheblicher: der Geldpunkt.

„Zum fünften, o Lucifer! verlangt mich zunächſt nach einem kleinen Handgeld, etwa hundert oder tauſend, oder hunderttauſend Lire; hier Vorſchriften machen zu wollen, würde ignobel ſein; dann aber wünſche ich am Dienstag (weil Du mir dienſt, und ich Dir wieder diene, ſo muß es am Dienstag ſein) einer jeden Woche tauſend Lire zu erhalten als eine ſtändige Beſoldung, welche weder durch eine Einkommen-, Gewerb-, Kopf- oder ſonſtige Steuer mir geſchmälert werden darf, und muß dieſes Geld jederzeit in guten gängen und geben Münzſorten beſtehen, ſo daß ich und Jedermann es zu Nutzen und Vergnügen anwenden können; vornehmlich darf es kein ſogenanntes Teufelsgeld ſein, und ſich nicht in Baumblätter, Baumrinden, Papier, Lumpen, Leder, Steine, Kohlen und dergleichen nichtsnutze Dinge verwandeln, wie Deine Münze bisweilen ausprägt, ſondern muß von Metall, und zwar von edlem, und von Menſchenhänden geprägt, auch in aller Herren Ländern gültig ſein, damit ich weder durch die Agiotage, noch durch betrügliche Manipulationen ungehenkt bleibender großer Diebe Verluſte erleide. Sofern ich nun mit dem bedungenen nicht ausreichen ſollte, denn man kann nicht wiſſen, in welche Fälle der Menſch kommt, wo er mehr Geld braucht, als er regelmäßig einzunehmen hat, ſo mußt Du mir eben deshalb zur Erlangung großer und koſtbarer Schätze von Koſtbarkeiten, Perlen, Juwelen und Diamanten behülflich ſein!“

Jetzt ließ ſich ein Geräuſch hören, als wenn Lucifer etwas fallen ließe; ob dieß das Handgeld ſei, oder ein Zeichen des Unwillens, blieb unentſchieden; doch fiel es ohne Klang, mindeſtens waren die dabei vernehmlichen Laute vom Klang des Goldes ungemein verſchieden. Aber Orata ließ ſich, da er ſo viele treffliche Wünſche und Bedingungen vom Herzen hatte, nicht abſchrecken, auch ſein ſechstes Hauptſtück anzuſagen, und ſprach:

„Zum ſechsten endlich, o Lucifer! ſollſt Du mir nicht nur dazu verhelfen, daß ich, wenn es ſei und es mir beliebt, an jedem Ort und Ende der Welt, ſie ſeien ſo weit entlegen als ſie wollen, mich augenblicklich befinde, ſo bald ich es wünſche, ohne die Langweiligkeit und Gefährlichkeit einer Luftfahrt mittelſt eines Zaubermantels oder Wünſchhütleins, denn das ſind abgetragene Raritäten, welche in die Rumpelkammer als Mottenſpeiſe gehören — wo ich dann nicht nur überall höchſt angenehm und höchſt willkommen ſein, ſondern auch auf der Stelle die Landesſprache ſprechen können muß. Zu dem Ende, da man doch nicht gleich überall im Reiſekleid ſich vorſtellen kann, mußt Du mir einen Ring beſchaffen, der mich, ſo oft ich ihn am Finger umdrehe, unſichtbar, nächſtdem aber in aller und jeder Bedeutung des Wortes ebenſo unwiderſtehlich, als unüberwindlich macht, wobei ich noch den kleinen Wunſch hinzufüge, daß ich, ohne mich mit der Malerei fernerhin und anders, als zu meinem Vergnügen zu plagen, doch als der allerberühmteſte Maler auf Erden genannt werde, und mein Ruhm als ſolcher den eines Apelles und Zeuxis, eines Rafael und Tizian, Lenardo da Vinci, eines Dürer und Murillo weit verdunkle und überſtrahle."

Odem ſchöpfend ſchwieg Annibale; er war zu Ende, er erwartete den feierlich wichtigen Moment, wo Lucifer nun entweder den Antrag annehmen, oder mit Höflichkeit ablehnen werde, trat mit guter Zuverſicht einige Schritte gegen die Stelle, wo jetzt das dämoniſche Schnauben wieder ſtärker zu hören war, und rief:

„Wirſt Du den Pakt erfüllen?“ Mit einem Male praſſelte es, eine feurige Helle fiel durch das Platanenlaub, Annibale ward plötzlich von einem ſtarken Schlag auf die Bruſt getroffen, der ihn zu Boden warf, und zugleich erſcholl überlaut ein lautes, thieriſches, ſchreckliches, das Echo der Thalwände weckendes, dreimaliges Ja! Notabene, in deutſcher Sprache. —

Maſo träumte einen der ſchönſten Träume, die ihm kamen, wenn er Krebſe gegeſſen und guten feurigen Wein getrunken hatte, als ein lärmendes Getrommel an ſeine Hausthüre ihn wach rief, eben als er im Traume nahe daran war, den Lohn von Bianca, der auch nur ein erträumter war, zu empfangen. Der unwillkommene Störenfried und Lärmer war der unglückſelige Schließer der Gefängniſſe des Inquiſitionsgerichts, welcher laut begehrte, mit dem Signor Abbate zu ſprechen. Als Maſo dieſe Stimme vernahm, fuhr ihm ein Schreck durch die Glieder, er ſelbſt vom Lager auf in die Kleider, indeß der Hauswirth öffnete und dem Schließer auf die Stube des Abbate leuchtete. Dieſer Mann war ganz entſetzt, ſchloß die Thüre hinter ſich, und ſprach geheimnißvoll:

„Bei dem unbefleckten Schoos der allerheiligſten Jungfrau, ehrwürdigſter Herr Abbate! Wißt Ihr, daß jener todte Mann, den wir in des Teufelsmalers Zelle (unter Zelle verſtand der euphemiſtiſche Schließer das garſtige Kerkerloch) geſchafft, kein todter Mann, ſondern ein lebendiger iſt?“

„Nein, das weiß ich nicht,“ antwortete der Abbate.

„Wißt Ihr, wer er iſt?“ fuhr jener faſt heulend fort.

„Wiederum nicht!“ verſetzte Maſo.

„So hört es, und verſteinert gleich mir!“ rief, obſchon leiſe, der Schließer: „Signor Nicolo Colombo iſt's! War wahrſcheinlich betrunken vom Pferd gefallen, hat, wie es ſcheint, Sattel und Zeug ſammt Degen verloren, hat in der Zelle die Beſinnung wieder erlangt, hat einen Teufelslärm verführt, und ſo lange geklopft und getobt, daß das ganze unterirdiſche Kloſter in ſeinen Zellen rebelliſch geworden iſt, hat fort und fort geſchrieen: Oeffnet! Oeffnet! Im Namen des Geſetzes! Ich bin Nicolo Colombo, Neffe des Biſchofs, Hauptmann der Trabanten! Ich bin verwechſelt! — Ich habe ihm keineswegs geöffnet, ſondern mit verſtellter Stimme zugeſchrieen: Nicolo Colombo! Haltet Euch fein ruhig! Ihr werdet wiſſen, weßhalb man Euch einſperrte! Sollte es Euch entfallen ſein, ſo wird morgenden Tages die Folter Euerm Gedächtniß nachhelfen! Verſtanden? Und da hat er ſtill geſchwiegen, und ich vernahm nur einen einzigen Fluch noch. Was beginnen wir, Abbate Maſo?“

„Freund, hier hat Satan die Hand im Spiele!“

ſprach leiſe der Abbate, und begann ſich förmlich anzukleiden. „Du mußt fort; vielleicht ich ſelbſt. Ein Glück, daß der Biſchof nicht daheim iſt. Dem Nicolo geſchieht es recht, daß er in die Grube gefallen, die er einem andern grub! Verdammt, wer ſich in fremde Händel miſcht! Hätte ich doch niemals weder Nicolo noch Annibale kennen gelernt! Das einzige Mittel, Dich vor ſtrenger Beſtrafung zu ſchützen, bleibt Flucht! Auch Dein geſtriger Gehülfe muß fort, fort ohne Zeitverluſt!“

„Aber die Gefangenen? Wenn wir gehen, verhungern ſie!“ wandte der Schließer ein!

Maſo ward gar nicht wohl bei der Sache. Kam der Schließer in Haft und Unterſuchung, ſo war vorauszuſehen, daß dieſer auf ihn als Anſtifter bekennen werde. Er ſann lange und ernſthaft nach, während der Schließer auf den brennenden Kohlen der Angſt und Ungeduld ſtand. Nicolo war entweder bereits vermißt, oder wurde es mit Tagesanbruch. Ihn tödten? Ein zweckloſer Mord, denn ſeine Leiche konnte nie für die des Annibale gelten; er war zu kenntlich. Ihn beſchwichtigen, erſchien noch als das beſte Mittel, die Sache nicht öffentlich werden zu laſſen.

„Führe mich zu Nicolo! Es kann noch alles gut werden!“ ſprach jetzt Maſo zu dem Schließer. „Für den ſchlimmſten Fall theile ich mit Dir meine Baarſchaft und Du gehſt dann ſo weit Dich Deine Füße tragen.“

Die beiden Männer verließen das Haus, und bald darauf raſſelten die Schlöſſer und Riegel an dem Kerkergemach, und Maſo trat, mit einer Leuchte verſehen, allein in daſſelbe ein. Nicolo bot ein Bild des Schreckens und des Mitleids dar. Seine ganze Kleidung, Geſicht und Haare ſtarrten von Schmutz, das Carmoiſinroth ſeiner Naſe war in ein eigenthümliches Blau übergegangen, ſeine Augen ſtierten faſt theilnahmlos, es war ihm weh und übel, und Fieberfroſt ſchüttelte ihn.

„Du? Biſt Du nicht Maſo? Willſt Du mich zum Tode vorbereiten?“ fragte er den Eintretenden tonlos.

Dieſer ſah bei'm Ueberblick des Kerkers das Zauberbuch am Boden liegen, an das er ſelbſt bisher nicht gedacht hatte, und bemächtigte ſich deſſen mit einem raſchen Griff; dann antwortete er: „Wohl — zum Tode, o Nicolo Colombo, komme ich, Dich vorzubereiten, zuvor aber zur Buße. Du wirſt wiſſen, was Du gethan, und *wie* Du hierher gekommen!“

„Nichts weiß ich, nichts! Ich will des Teufels ſein, wenn ich was weiß!“ entgegnete Nicolo. „Spazieren ritt ich geſtern, oder wenn es war; der Tag war heiß, ich trank in die Hitze, trank im Aerger; der Wein umnebelte meine Sinne, ein ſchreckliches Gewitter — mein Thier ſtürzte, ich verlor die Beſinnung.“

„O Freund!“ ſprach Maſo mit einem Seufzer: „der Zorn des Herrn ruht auf Dir, zur Strafe Deiner Rachſucht und Bosheit gegen Annibale Orata. Dieſer iſt von dannen, Gott ſei ſeiner armen Seele gnädig. Er hat keinen Gebrauch von dem Zauberbuch gemacht; er iſt muthmaßlich der Hölle *nicht* anheim gefallen. Aber ſie verlangt nach ihrem Opfer, ſie will erſchienen hier, kräftige Thüringer hatten ihre dunkelgrünen Waldthäler, Sachſen ihre geſegneten Ebenen verlaſſen. Derbe Baiern und heitre Schwaben mit vollen, gutmüthigen Geſichtern wandelten lautplaudernd neben einander, von Main- und Rhein-, von Donau- und Elbe-Ufern fanden ſich hier Schaaren von Wallern ein. Manche kamen einzeln, die meiſten aber in langen unendlichen Zügen, mit Fahnen und Heiligenbildern, Prieſter voran, unter Abſingung frommer Hymnen, unter lautem Herbeten des Roſenkranzes, und in bunten Reihen wandelnd, luſtvoll, heiter betend, heiter durchſchreitend die mancherlei Gauen und Marken, nirgends angehalten, nirgends bekümmert oder befehdet, frei und fröhlich. Weiber trugen oft ihre Säuglinge auf den Rücken, und führten ihre Kinder an der Hand. Da geſellte ſich zu einander, was gern mit einander wallen mochte, Kind zum Kinde, Freunde zu Freunden, der junge Geſell zu ſeinem Liebchen. Mühſam aber auch und belaſtet ſchlich hinter dem leichten, fröhlichen Völkchen, das harmlos, weder von Gepäck, noch von Sünden gedrückt, dahinzog, mancher und

Dich, ſtatt ſeiner. Dich führte ſie in Annibale's Kerker, deſſen Urtheil gefällt iſt, und darauf lautet: Der Gefangene in Nummer fünf ſoll dieſen Morgen heimlich und im Dunkel erdroſſelt, und ſein elender Leichnam unter dem Galgen eingeſcharrt werden! So wird Dir ſtatt Annibale's geſchehen, da Du Dich ohnlängſt frevelhaft alſo vermeſſen, daß Du des Teufels werden wolleſt, wenn Annibale nicht des Teufels werde!“

Nicolo überlief es eiskalt und ſeine Zähne klapperten. „Entſetzlich!“ ſtöhnte er. „Und keine Hülfe? Mein Ohm, der Biſchof“ —

„Hat das Urtheil unterſchrieben, und vergnügt ſich in Feneſtrelle, indeß ſein Neffe ſtatt eines andern hingerichtet wird. Dieſer brave Neffe wird nun vermißt, geſucht, nicht gefunden, und gilt als ehrloſer Ausreißer; ſein Name wird an den Galgen geſchlagen!“ antwortete tonlos Tomaſo.

„Wehe mir, wehe mir!“ jammerte Nicolo. „Und kein Erbarmen, keine Hoffnung? Ich nenne mich den Henkern! Sage wer ich bin!“

„Sie ſtecken Dir alſobald die eiſerne Birne in den Mund, welche mittelſt einer Feder auseinander ſchnappt, und Dir den Mund ſo auseinander ſperrt, daß Du nicht ſchreien kannſt,“ ſprach Maſo.

„So mußt und wirſt Du für mich zeugen!“ ſchrie Nicolo in Verzweiflung. „Du haſt meine Rache genährt! Du haſt Annibale das Buch geſtohlen, das ihn in den Kerker lieferte! Du biſt ſchuldiger als ich, wenn es überhaupt eine Schuld iſt, jenen vermaledeiten Lump, um den ſich weder Gott noch Teufel bekümmern werden, nach Verdienſt zu lohnen! Und Du haſt ja auch das ſaubere Zauberbuch ihm zugeſpielt! Ich klage Dich an vor dem irdiſchen und vor dem göttlichen Gericht!“

Auf die Laſt dieſer Vorwürfe erwiederte Maſo mit Sanftmuth:

„Nicolo, wir haben geſtern Morgen Krebſe mit einander gegeſſen, und Vino ſanto dazu getrunken; wir ſind lange Zeit innige Freunde geweſen, ich verzeihe Dir Deine böſen Worte. Dich kann nur eins retten: tiefes ewiges Schweigen; denke, wenn Du Dich nennteſt und die Henker machten Anzeige, ſo zieht man Dich, des Biſchofs Neffen, vor das Tribunal, wie Du hier biſt. Betrachte Dich einmal! Du ſiehſt aus, als habe Dich der Böſe in ein Schwefelbad getaucht und wieder herausgezogen. Du wirſt gefragt, was Dich in Annibale's Kerker gebracht habe, und weshalb Du ihn freigelaſſen? O das wird eine harte und ſtrenge Unterſuchung, die Deinen Ohm mächtig betrüben wird, und ſie bringt Dich, wenn nicht um Leib und Leben, doch um Gunſt und Gnade, um Rang und Ehre. So Du aber ewiges Schweigen gelobeſt, ſo bringen wir Dich in Deine Wohnung, melden Dich krank, und der Schließer ſucht, — mit Deinem Gelde verſteht ſich, — das Weite. Du haſt doch Geld?“

„Es werden noch hundert Zechinen zu Hauſe liegen!“ antwortete Nicolo dumpf. „Hundert trug ich geſtern bei mir — o, die ſind auch fort, ſammt dem Thiere, — o ich bin ruinirt.“

„Noch nicht!“ tröſtete Maſo: „dem Schließer genügt die Hälfte von hundert. Jetzt wähle raſch, die Zeit iſt edel und zu Deiner Befreiung keine Minute zu verlieren.“

Wankenden Schrittes ließ ſich Nicolo von Maſo und dem Schließer aus dem Kerker führen; Maſo widmete dem übel zugerichteten Freund alle mögliche Pflege, meldete ihn krank, und berichtete dem Biſchof, daß ſein ergebenſter Neffe durch einen Sturz mit dem Pferde in Leibes- und Lebensgefahr, auch großen Verluſt gekommen. Der Schließer brauchte nicht zu fliehen, denn Abbate Maſo's Liſt und eifriges Bemühen wußte doch noch einen Cadaver, der einem im Krankenhauſe verſtorbenen fremden Handwerksburſchen gehörte, an Annibale Orata's Stelle unterzuſchieben. Da dieſer fremde Handwerksburſche zufällig ein Deutſcher, und höchſt wahrſcheinlich ein Ketzer war, ſo fand deſſen einſcharren unter dem Galgen um ſo weniger ein Bedenken, und man glaubte ſich an ſeinem Leichnam nicht eben zu verſündigen.

Nicolo Colombo verfiel in eine lange und ſchwere Krankheit, in welcher ihn oft ſchreckliche Phantaſieen quälten, und wo er viel mit dem Teufel zu thun hatte, der ſich ſeine Seele ausbat, weil er ſie ihm unter der Bedingung zugeſchworen, wenn nicht Annibale des Teufels werde.

Dieſer wackere Maler war in eine eigenthümliche Lage verſetzt; Schreck und Angſt überkamen ihn, als er ſo niedergeſchmettert dort am Boden lag, bis er ſich erholte, und wahrnahm, daß der Lichtglanz, der ihn ſo plötzlich anflammte, nur vom Monde herrührte, welcher mittlerweile klar und groß aufgegangen war, während die Blitze im Weſten allmählig verloderten, die Luft wärmer, der Himmel heiter wurde, und das Thal und die Höhen in einer erhabenen und heiligen Ruhe lagen, in jener Ruhe, welche kein Hauch des Böſen, ſondern nur der Geiſt Gottes ſchaffend und liebend durchwebte. In dieſer magiſchen und doch ſo ſanften und friedlichen Helle gewahrte nun Annibale den böſen Feind, der ihn zu Boden geworfen, zwar immer noch mit einigem Grauen, aber doch mit allmählig wiederkehrendem Muth, und ſah, daß es nicht nur die Geſtalt eines Maulthieres, ſondern ein wirkliches Maulthier war, das ſich vorhin, ſeine Annäherung ſcheuend, umgewandt und mit den Hinterhufen ausſchlagend, ſich ſo feindlich gegen ihn benommen hatte. Nun erklärte ſich auch von ſelbſt jenes ſchnauben, ſchütteln und ſchnobern, ſowie das ſchreckliche thieriſche va, welches das Echo der Thalabhänge und grünen Gelände um Gondina geweckt hatte.

Beſchämt ſah Annibale, daß er ſich umſonſt bemüht, und daß der große Lucifer nicht Luſt zeige, um einer einzigen Künſtlerſeele Willen, ſich ſolchen Bedingungen zu unterwerfen, wie Annibale's Beſcheidenheit ſie geſtellt hatte; muthmaßlich wußte er ſolche Seelen billigeren Kaufes an ſich zu bringen, ſogar vielleicht im Rummel, wie die Kunſtgärtner ſagen.

Annibale raffte ſich auf, faßte das ledige Maulthier, welches kein anderes war, als jenes des Nicolo, am Zaum, und fand es als eine nicht unerwünſchte Sendung. Es kam ihm vor, wie der Widder, der ſich im Gedörn fieng, als Abraham den Sohn opfern wollte; er ſelbſt war der grauſame Altvater, der die eigene Seele Preis gab, freilich um ein gutes Geſchäft zu machen, und nachdem er das ſtark in Unordnung gekommene Sattelzeug des Thieres zurecht gerückt, ſchickte er ſich an, daſſelbe zu beſteigen und nach Pinaſca zuzulenken.

Wie der Mond über die öſtlichen Höhen hervortrat, verließ Bianca ihr heimliches Aſyl. Sie triumphirte im Herzen; die Heiligen hatten ihr Gebet erhört und den gottloſen Nicolo geſtürzt, mindeſtens hatte ſie das geſchloſſen, als ſie vor kurzem das Maulthier unſtäten Schrittes und ohne Reiter an dem Hauſe vorbeitraben ſah, darin ſie ein Obdach geſucht. Das Thier war umgewandt, und irrte unſtät umher.

Nicht unerfreut hörte ſie, ſchon auf dem Wege, das Maulthier laut ſchreien, und verdoppelte ihre Schritte, daſſelbe zu finden, wo möglich zu fangen, und darauf nach Hauſe zu reiten. Sie ſah es unter der Baumgruppe, eilte darauf zu, blieb aber vor Schrecken wie an den Boden gewurzelt, als ſie neben dem Thiere unverhofft einen ſtarken Mann gewahrte. Wie freudig ſchlug ihr aber das Herz, als ſie, da Annibale jetzt mit dem Thier unter den Platanen hervor und an das volle Mondlicht trat, dieſen trotz ſeiner Verkleidung und ſeines leidenden, durch die Kerkerluſt erzeugten Ausſehens erkannte. Keck trat ſie ihm nahe, bot mit verſtellter Stimme guten Abend, und rief gleich hinterdrein ein barſches: „Wohin mit meinem Maulthier?“

„Maledetto!“ brummte Annibale durch die Zähne, als er die Hoffnung ſchwinden ſah, einen Ritt zu machen, der ungleich bequemer war, als ein Fußmarſch. Er maß den Knaben nicht mit allzufreundlichen Blicken, und die alte Händelluſt ward ſchon in ihm rege, aber ein Grauen erfaßte ihn, und er glaubte, Lucifer verſuche ihn dennoch, als der Knabe ſprach, kundig wie ein Seher, weiſe wie ein Salomo, klug wie eine Schlange: „Wohin Annibale Orata? Wohin aus dem Kerker entflohener? Wohin auf dem Maulthiere Deines Todfeindes Nicolo Colombo? Gewiß nach Pinasca zu Deiner Bianca, die Du nicht verlaſſen, ſondern mit Dir ziehen laſſen und immer treu und redlich lieben wirſt? Sie wird Dein Schutzgeiſt ſein, ſie wird für Dich wachen und beten, und noch mehr, ſie wird für Dich ſpinnen und nähen. Willſt Du das, oder haſt Du etwa anderes im Sinne?"

„Wer Du auch biſt, wunderlicher Frager! Ich will, wie Du ſagſt!" antwortete Annibale, und da brannten Bianca's Küſſe auf ſeinem Munde, hieng ſie in ſeinen Armen, an ſeinem Halſe, und ihn ſchwindelte: alles kam ihm vor, wie ein wirrer Traum.

Bianca drängte nach Hauſe, er hob ſie auf das Maulthier, er leitete dieſes, Mondlicht umgoß mit Glanz die Liebenden, und hellte ihren Pfad. Zufällig gelangte Bianca's Hand in eine der Satteltaſchen, und fand darin Nicolo's Börſe, geſpickt mit Zechinen. Jetzt ward lebhaft erzählt, herüber und hinüber. Annibale ſah gerührt und dankbar, daß er des Mädchens Liſt und Liebe die Rettung ſeines Lebens und ſeine Freiheit verdanke. Ein Plan war raſch entworfen; Bianca beſuchte, während Annibale das Thier in Dubione zurück ließ, daß es ruhe und ſich ſättige, in des Geliebten Geleit noch einmal das Haus ihrer alten Baſe, nahm was ihr gehörte (es war nicht viel) an ſich, und ſagte der Alten Lebewohl. Sie zog mit dem Mann ihrer Liebe von dannen. Nicht über la Peroſa, San Martino und über die Hochgipfel des Monte Genevre nach Frankreich ward der Fluchtweg eingeſchlagen, ſondern oſtwärts zogen die Liebenden. In einem gaſtlichen Kloſter traute ſie ein Prieſter; ihr kleiner Schatz, ſparſam verwendet, reichte aus, ſie nach größeren Städten Italiens zu führen. Annibale arbeitete und malte in Aleſſandria, Cremona und Mantua, und fand endlich in Ferrara ein bleibendes Aſyl, wo er fleißig und glücklich war, denn nur in Fleiß und in Liebe, ſelbſt in ſorgenvoller, wurzelt das wahre Glück jedes Menſchen, zumal eines Künſtlers.

Es mochte ein Jahr vergangen ſein, ſeit Annibale aus dem Kerker der Inquiſition entflohen war, und wie man glaubte, längſt begraben, als dem Abbate Maſo ein Päckchen überſendet wurde, das, als er es öffnete, wiederum eine Anzahl kleiner Cartons enthielt, deren jeder ein Bildblatt einzuſchließen ſchien. Sie waren adreſſirt an Seine Eminenz den Herrn Biſchof von Pinerolo, an den Herrn Nicolo Colombo, und an einige namhaft gemachte Jeſuitenpatres, nicht minder einer an Annibale's ehemaligen Wirth, den Garkoch, und ebenſo einer an den Wirth der Taverne zur durſtigen Leber, einer aber an den Abbate Maſo ſelbſt.

Neugierig öffnete dieſer, und traute ſeinen Augen kaum, als ein Brief ihm in die Hand fiel, worin Annibale ſchrieb:

„Hier, edler Freund, ein kleines, wenn auch nicht nach Wunſch gelungenes Probeſtück meines Fleißes, zwei radirte Blätter, ſchöne Stücklein, was die Erfindung betrifft. Im Uebrigen bin ich mit der kalten Nadel noch nicht recht geübt. Bianca, meine Frau, grüßt Euch; gebt die Beilagen gefälligſt an ihre Adreſſen ab und gedenkt mit Liebe des Annibale Orata."

Datum und Ortsname fehlten im Briefe (Künſtler vergeſſen dergleichen Nebendinge leicht und gern).

Jetzt betrachtete Maſo voller Erſtaunen die Bilder, während der Name Bianca's Erinnerungen, nicht der angenehmſten Art, in ihm hervorrief. Feſt auf eine ſchöne Verheißung bauend, war er am Tage nach jener Fluchtnacht zum Maulthiervermiether gegangen, den er in Verzweiflung über Nicolo's Ausbleiben fand, und in der größten Sorge um ſein liebes Thierchen, doch gelang es Maſo, dieſes Mannes Schmerz zu beſchwichtigen, indem er ſich in Nicolo's Namen erbot, für allen Schaden und den etwaigen Verluſt des Thieres einzuſtehen. Zugleich miethete er ſich ein anderes Thier, gab vor, ebenfalls nach Peroſa zu müſſen, und verhieß, unterwegs nach Nicolo (wo dieſer ſich befand, wußte er wohl, keineswegs aber, wo das Saumroß weilte, von dem auch nie wieder etwas gehört noch geſehen wurde) und dem Thierlein Nachfrage zu halten. Es war ihm, Gewitter und Sturz abgerechnet, wenig beſſer als Nicolo ergangen, und unverrichteter Sache, ſowie höchſt ärgerlich war er heimgekehrt, doch hatte er allgemach dieſen ganzen Handel vergeſſen.

Jetzt betrachtete er Orata's Radirungen; es waren zwei acht Zoll hohe, ſechs Zoll breite Blätter, und zwar zuſammenhängende Gegenſtücke. Annibale hatte ſeine früher ausgeſprochene Idee ausgeführt und ſie durch den Grabſtichel verewigt. Man erblickte eine Küche, mit loderndem Feuer, daran am Spieß ein großes Ferkel briet, über welchem ſiedende Keſſel hingen. Im Rauchfang zeigten ſich Schlackwürſte und Schinken, und um einen mit Speiſen überladenen Tiſch ſaß eine Gruppe äußerſt fetter Männer, welche die Phyſiognomien des Biſchofs und ſeiner hohen Geiſtlichkeit trugen. Vor dem Tiſch ſaß eine unförmlich dicke Pfaffenköchin, Wein zechend, und zugleich ein Kind an ihrem ſtrotzenden Buſen ſtillend, während zwei halbwüchſige Jungen eine am Boden ſtehende Bratpfanne ausleckten. Ein übermäßig gemäſteter Dachshund fraß eine am Boden liegende Talgkerze. Im Hintergrunde ſchnitt ein Speckwanſt eine große im Schlot hängende Schlackwurſt an, und ein Anderer warf einen Kilbepfeifer von höchſt magerem und erbärmlichem Ausſehen zur Thüre hinaus, indem er ihm noch als letzte Letze einen tüchtigen Fußtritt verſetzte. So bot das ganze Blatt ein Gemälde wüſter Schlemmerei und ſittenloſer Zucht dar, und in der Aehnlichkeit mit bekannten Perſonen trug es in ſich ſelbſt einen ſchrecklichen Commentar. Außerdem ſtand auch noch eine Stanze darunter, deren Sinn in freier Uebertragung ohngefähr dieſer war:

Den Reichthum hat Gott deßhalb euch gegeben,
  Durch Wohlthun euch den Himmel aufzuſchließen,
Allein, wie lohnet ihm der meiſten Leben?
  Der Bauch ihr Gott, ihr Gottesdienſt: Genießen!
Daher ſie nur das Gegentheil erſtreben,
  Und ſtatt des Himmels ewigen Tod erkieſen.
Denn wer den Bauch zu ſeinem Herrn erkoren,
Erzittert einſt, als ewiglich verloren.

Maſo nahm das zweite Bildblatt. Es ſtellte eine Gruppe armſeliger abgezehrter Männer, Frauen und Kinder dar. Ueber einem kleinen Feuer hing ein einziger Keſſel, an dem ein Mann in Lumpen, aber mit zufriedener Miene ſaß. Statt der Schinken und Würſte hingen im Schornſtein einige Zwiebeln und ein Hering, daneben die Sackpfeife des Mannes, der auf dem erſten Bilde aus der Thüre geworfen wird. Ein Mann klopfte auf einem Block gedörrten Stockfiſch weich, und die Männer der Hauptgruppe langten allzumal mit den Händen in einen Keſſel voll magerer Maccaroni. In dieſer Hütte des Elends nährte doch auch noch eine dürre Hündin drei Junge. An der Thüre aber ſtellte ſich die anziehendſte und zugleich anzüglichſte Gruppe dar, nämlich derſelbe feiſte Mann (unverkennbar der Biſchof von Pinerolo), welcher auf dem erſten Bilde den Kilbepfeifer mit Fußtritten aus der Küche warf, und auf dieſem durch denſelben abgemagerten Mann mit Gewalt in die Küche der Armuth herein gezerrt wurde, obſchon er ſich mächtig ſträubte, während ein hagres Weib ihm einen Teller entgegen hielt, auf welchem ein Kürbis und ein Rettig lagen, dieſe beſcheidenen Feſtgenüſſe der niedern Klaſſen.

Ohnerachtet nun dieſes Blatt ſich als Seitenſtück zum erſten ſehr leicht ſelbſt erklärte, ſo war es doch ebenfalls mit einer Stanze unterſchrieben, etwa folgenden Inhaltes:

„Zu uns herein, Elender! Armer! fliehe
Dein ſchwelgeriſches Leben, Deine Sünden!
Hier iſt ein Weg zum Heil für Dich! O ſiehe
Hier kannſt Zufriedenheit und Ruh' Du finden.
Hör' auf zu ſchlemmen! Gib Dir redlich Mühe,
Durch Faſten und Kaſtein zu überwinden.
Sei fromm mit uns! dann iſt Dir Glück beſchieden!
Mit wenigem iſt die Natur zufrieden."

„Che contenta di poco è la Natura!" murmelte kopfſchüttelnd und dieſe Wahrheit ſehr bezweifelnd, Abbate Maſo die letzte Zeile beim Leſen vor ſich hin, und ſtaunte über des Malers doppelte Kühnheit, als er auf einem wie auf dem andern der Blätter las: Annibale Orata formit Mantua.

Wieder ſaßen, wie damals um das Skizzenbuch, der Biſchof und die frommen Väter Jeſu (Maſo war auch unter ihnen) um dieſe Bilder, welche von ihnen, ſowohl was Zeichnung und Stich, als Idee und Verſe betraf, unter manche Preßhafte, Kranke, Elende, Angſt auf dem bleichen Geſicht und Todesfurcht im Herzen, und dieſe hatten auch Urſache zu bangen, denn der Todesengel hatte ſein Flammenſchwert aus der Scheide gezogen, und durchzog die Länder als grimmige Peſt.

Die Peſt aber wurde genährt und der Anſteckungsſtoff giftiger, epidemiſch gewordener Krankheiten häufte ſich mehr und mehr durch das Beiſammenſeyn ſo vieler Menſchen, die deß in ihrer Verblendung nicht achteten und nur mit Gebet und Flehen himmelſtürmend zu den Gnadenbildern zogen und wundergläubig, wunderſüchtig, alles Heil, Geneſung, Geſundheit und neue Kraft zu ſündigen von oben erwarteten.

Ein großes Zelt war ausgeſpannt, unter welchem der Landesherr mit ſeinem zahlreichen Hofſtaat ſich des Tages und des mannichfaltigen Getümmels freute, denn wieder war zum großartigſten Volksfeſt der große Wallfahrttag geworden. Da ſah man Verkäufer aller Art und Gaukler aller Art, und Cleriker und Laien ergötzten ſich auf mannichfache Weiſe. Freunde und Bekannte trafen einanaller Kritik befunden wurden, und zu den ſchlechteſten gehörend, was man anſehen oder leſen konnte.

„Aber," warf Pater Antonio, heimlich von ſeinen Freunden zubenamt der Freſſer, die Frage auf: „Iſt denn dieſem gottloſen Kleckſer und verruchten Stichler damals nicht im Kerker vom Teufel der Hals umgedrehet worden, wie uns berichtet ward?"

„Faſt ſcheint es nicht ſo, Verehrungswürdigſter," antwortete Seine Eminenz der Biſchof: „vielmehr will uns bedünken, daß dieſer ewiglich verdammte Menſch ein Paktum mit dem Böſen geſchloſſen, und dieſer ſelbigem von dannen geholfen habe, damit er ihm noch mehr Seelen durch verruchte und verführeriſche Bilder gewinne. Sed vae animae suae, suo corpori!" —

„Vae, vae, vae!" blöckte die fromme Heerde, und erhob ſich, zu einem leckern Mahl zu ſchreiten. Maſo gieng zuletzt aus dem Zimmer; er wandte ſich um, lachte und ſprach vor ſich hin: „O sancta simplicitas!"

Bayerische Staatsbibliothek

Gebauer-Schwetſchke'ſche Buchdruckerei in Halle.

Romantiſche

Märchen und Sagen,

von

Ludwig Bechſtein.

Altenburg,
Verlagsbuchhandlung von H. A. Pierer.

Ihrer Königlichen Hoheit

Helene,

verwittweten Herzogin von Orleans,
geborenen Prinzeßin von Mecklenburg-Schwerin,

in tiefſter Ehrfurcht zugeeignet

von dem Verfaſſer.

Oft wandelſt ſinnend Du in Wartburghainen,
Wo Märchen blühen, Sagenwunder leben,
Wo grauer Vorzeit ernſte Geiſter ſchweben,
Und um die Grotten gleiten Bergesſeinen.

Dort nicken Blumen von den Felsgeſteinen,
Auf denen Thauesperlen glitzernd beben,
Und der Natur geheimnißvolles weben
Läßt ihre Sprache deutſam Dir erſcheinen.

Erhab'ne Frau! der großes Leid zu tragen
Der HERR gebeut, wie tief es Dich bewegt,
Und die, gleich hohen Frauen frommer Sagen,
Dieß Leid mit edler Seelengröße trägt,
Nicht zürne, daß der Dichter, faſt mit zagen,
Dir dieſen Waldesſtraus zu Füßen legt.

der hier, und der Gaſtfreund grüßte den fernwohnenden Gaſtfreund mit herzlichem Willkommen.

Der würdige Molitor führte ſeinen Freund, den Dichter Georg Doth nach dem Gezelte des Fürſten Wilhelm. Dem Dichter ſchlug das Herz hoch, halb vor Freude, halb vor Bangigkeit. Er hatte ſich leidlich wohl geſchmückt; die heitre Tracht ſtand ihm gut, und trug ein dünnes, ſchön eingebundenes Buch, auf Pergament ſehr ſauber geſchrieben, zu Anfang war das Hennebergiſche Wappen zierlich mit Gold und Farben eingemalt, auch liefen um den ganzen Rand des erſten Blattes ungemein zarte Arabesken. Schrift und Malerei waren das Werk des guten Mönchs Johannes, der Text aber war nichts anders, als die in lateiniſche Diſticha übertragene Pilgerfahrt, jetzt Peregrinatio betitelt, welche nun Doth dem Landesherrn zu überreichen gedachte. Dieſer ſah mit freundlicher Miene die beiden auf ſich zukommen, erhob ſich von ſeinem Stuhl und vernahm lächelnd die Worte treugemeinter Huldigung, mit denen Doth ſein Werk übergab. „Es ſoll uns Euer Gedicht, mein lieber Dothanus,

Die Ritter von der heimlichen Kreide.

Ein Phantaſie-Märlein aus alter Zeit.

Etwas gar wunderſames hat ſich in derſelben Gegend, in welcher die nachſtehende Mär vom Ringlein und der Perlennadel ſich ereignet, vor alten Zeiten zugetragen, und zwar auch mit einem Goldreif, welcher verloren ging, und bei deſſen Verluſt und Wiedererlangung über- und unterirdiſche Mächte thätig waren.

Jedermänniglich iſt bekannt, daß nicht allzufern vom ſtolzen Schloſſe der Wartburg eine ſchwer zugängliche Felsgruppe an ſteiler Bergeshöhe gelegen iſt, in der eine enge Spalte zu einer Grotte führt, welche die verwünſchte Jungfernhöhle heißt.

In jenen Tagen wohnte auf der Wartburg ein gar freiſamer junger Rittersmann, welchem des Schloſſes Obhut übertragen war, denn das Geſchlecht der alten Landgrafen von Thüringen war erloſchen und abgeſtorben, und die neuen Herren, die Markgrafen von Meiſſen und auch Landgrafen von Thüringen und Herzoge, wie Kurfürſten zu Sachſen, bewohnten die edle Bergfeſte nicht mehr, ſondern hatten ihre Reſidenzen zu Dresden, Torgau, Leipzig, Weimar, Altenburg, Weißenſee, Eckartsberge oder auf andern Schlöſſern des Meißner und Pleißnerlandes, und Schloß Wartburg, der viertehalbhundertjährige Sitz der Thüringer Landgrafen, wäre verödet, wenn nicht die wackern Burgmannen, die droben Wohnſitz hatten, der Burg mit Liebe gepflegt, ſie baulich erhalten, und ſie zu einem gaſtlichen Aſyle für Pilgrime, Minne- und Meiſterſinger und reiſſige Mannen gemacht hatten. Unter dieſen Burgmannen, deren Namen die Geſchichte aufgezeichnet hat, darunter ſich Angehörige der thüringiſchen Grafen- und Rittergeſchlechter von Erffa, Uetterodt, Gleichen, Baumbach, Boineburg, Berlepſch, Harſtall, von der Thann und andere finden — zeichnete ſich nun der genannte ritterliche auch ſangeskundige Bernhard von Swandtlar abſonderlich aus, indem er in Kampf und Minne gleich erprobt, eine Freude hatte an allem Hohen und Edlen, viel ſchöner Künſte pflag, die Laute und Zither wohl zu ſchlagen, und mit ſüßen Melodeien zu begleiten verſtand, auch manch trefflich Gemäl und Bildwerk meiſterlich herfürbrachte. Auch war er der Gegend kundig wie keiner, ja er verſtand etwas von der Nekromanzei, und ward ihm nachgeſagt, er ſei oftermalen in der Nähe des grauslichen Hörſeelenberges geweſen, auch habe er wohl ſchon zum öftern in Johannisnächten die verwünſchte Jungfer geſehen. Mit ſothaner Jungfer hat es eine ſeltſamliche Bewandtniß, die noch gar nicht recht bekannt worden, dieweil über dieſelbe wenig oder nichts in den alten Chroniken dieſer Gegend zu finden. Nur drunten in der ſchaurigen, von düſtern Waldbäumen umſchatteten Carthauſe lag in der Liberei des Kloſters ein Buch an einer ſtarken Kette mit einem Hangeſchloß, zu dem nur der Prior der Carthauſe den Schlüſſel hatte, und darin ſtand die Geſchichte, aber mit alter, ſchwer oder kaum lesbarer Schrift. Dieſer Prior nun, Pater Floribundus geheißen, war traun gar eng befreundet mit dem Burgmann hoch oben auf dem Wartburgſchloß, und wohnte ſo, daß er leichtlich ſich mit jenem Zeichen geben und Zeichen empfangen konnte, und war beſagter Pater Prior auch ein Geweihter des Bundes von der heimlichen Kreide, insgemein der Humpenbund genannt, ſo gar wenige Mitglieder, wegen abſonderlicher Heimlichkeit zählte, auch gar kein geſchrieben Geſatz oder Statut hatte, und ſein Verbündniß auch nur an ganz Auserwählte offenbarte.

Sothaner Humpenbund war auf eine eigenthümliche Weiſe entſtanden, und zwar auf der hohen Wartburg ſelbſt an einem Pfingſtentag, da der holde Frühling minniglich in die Welt hineinlachte und da viele Pilger von nahe und fern dem Wartburgſchloſſe ihre Schritte zugelenkt hatten, ſo daß kaum der Speiſer genugſam Gebäckes und Getränkes hatte, alle zu laben und zu erſättigen. Bei Bernhard von Swandtlar waren auch ſchon viele Pilgergäſte eingeſprochen, als da war ſein leiblicher Bruder, des Namens Hermann, zubenamt der Getreue, ein Kriegsheld und Capitan eines Fähnleins reiſſiger Fußknechte vom Heere des Sachſenherzogs — ſo wie der Prior Pater Floribundus, der gern ſein Brevier auf den Höhen betete, und fleißig zum Brunnen der heiligen Eliſabeth wallete, und dann etwas höher hinauf zum Weinkrug des biedern Burgmannes und Freundes. Auch war ein Bürger herauf gekommen aus der Stadt Eiſenach, gar ein lieber Nachbar und guter Geſell, mancherlei Wiſſens kundig, welcher ſeine Abkunſt herleitete von dem berühmten Heinrich von Oſterdingen, und einer holden Maid aus dem Gefolge der Landgräfin Sophia, als der Sängerkrieg auf Wartburg ſtatt fand, wo Meiſter Klinſor die Sänger verſöhnte. Dieſes biedern Mannes und guten Geſellen Name war Hilarius, und dies mit vollem Recht, denn ſein Gemüth war heiter geartet, und er war gern allda wo man lachete und fröhliches Weſen an das Licht brachte.

Am ſelbigen Pfingſttage, als dieſe Mannen bei einem guten Trunke auf Schloß Wartburg im traulichen Kloſett des Burgmanns beiſammen ſaßen, das mit Waffen, Humpen, Jagdgeräth, und allerlei meiſterlichem Schnitz- und Bildwerk ausgeziert war, und neben dem Becher auch Lied und Laute erklingen ließen — denn Bruder Hermann der Getreue war ebenfalls des Saitenſpieles ein kundiger Meiſter — wandelte ein fahrender Sänger über die Waldhöhen und ſchmalen Pfade nach dem hohen Wartburgſchloſſe hinauf, und brachte mit ſich einen fremden Mann, der ein Maler war, bürtig aus dem goldenen Mainz, das vor Zeiten ſeinen Krummſtab mildiglich über einen ſchönen Theil von Thüringen und zumal über deſſen uralte Hauptſtadt Erfurt ſtreckte. Beſagter Maler war ein Abkömmling jenes Lindenſchmits, von dem alte rheiniſche Liedlein und Mären viel ſingen und ſagen, und war Meiſter Wilhelm geheißen, der Sänger aber, in deſſen Geleit der Maler zum erſtenmale in ſeinem Leben, und leider, Gott ſei es geklagt, auch zum letztenmale, dieſen gebenedeiten Wartburgboden betrat, war kurzweg Meiſter Ludwig benamſet. Letzterer nun war ſchon ſeit längerer Zeit den auf der Wartburg verſammelten bekannt und befreundet, erſteren aber kannten ſie noch nicht, hießen ihn aber, da er in ſo willkommener Begleitung kam, mit Herzlichkeit willkommen und boten ihm den vollen Humpen zum Gruße dar. Deß freute ſich baß des Malers Herz, denn ſein Sinn war etwas trüb und düſter und mißtrauiſch gegen die Menſchen, dieweil er manche unliebe Erfahrung ſchon gemacht, und er hatte erſt gar nicht recht daran gewollt, in einen ihm fremden Kreis einzutreten. Um ſo mehr ward ihm dann, als er ſich unter eitel gemüthstreuen und gemüthsfrohen Menſchen ſah, wohlig zu Muthe, und der edle Wein, daran kein Mangel war und auch nicht am trinken deſſelben, weckte ihm die volle angeborene Munterkeit, daß er bald auch begann, ſchöne Liedlein vorzuſingen, abſonderlich das rührende vom jungen Grafen, und dem Kloſterfräulein, ſo beginnet:

„Stand ich auf hohem Berge,
Sah in den tiefen Rhein;
Ein Schifflein ſah ich ſchweben — ſchweben,
Drei Grafen ſaßen drein.“

Dieſes Lied wußte Meiſter Wilhelm ſo herzbeweglich zu ſingen, daß allen Kumpanen Thränen in die Augen ſtiegen, und begann abſonderlich der Prior aus der Carthauſe zu ſtöhnen und helle Zähren zu weinen, als der wehmüthige Schluß des Liedleins anhub:

„Mit ihrem ſchneeweißen Händelein
Grub ſie dem Grafen ein Grab;
Aus ihren ſchwarzbraunen Aeugelein — Aeugelein,
Sie ihm das Weihwaſſer gab.“

„Mit ihrer ſchönen Stimme,
Sie die Vigilien ſang,
Mit ihrer hellen Zunge — Zunge
Schlug ſie den Glockenklang.“ —

Denn der Carthäuſer Prior hatte vordeſſen auch ein feines Lieb gehabt, ehebevor er ſich in das düſtere Kloſter begrub, und hatte ſothanes Lieb erſt zuvor begraben und die Erinnerung an der Minne Glück und Qual drang ihm warm vom Herzen in die Augen. Aber nicht lange ließ der ſangeskundige Maler die Rührung vorwalten, ſondern begann bald das Lied, ſo tituliret iſt: „der Jäger aus Kurpfalz,“ als welches ſein Lieblingslied war, und das ſang er luſtiglich, daß bald die Kumpane mitſangen und Chorus machten, und klang es gar ſchön hinaus über die Waldpracht, die wie grüne Wogen unermeßlich weit unter der Wartburg ſich hinſtreckte, wie eitel Jagdluſt und Weidmannswonne:

„Ein Jäger aus Kurpfalz
Der reitet durch den grünen Wald,
Er reitet hin und her, gleich wie es ihm gefallt.
Ju ja juh — ja luſtig iſt die Jägerei
Allhier auf grüner Haid!“

Dazu klangen Humpen und Pokale voll an einander und war gar ein ſchönes trinken.

„Knapp ſattle mir mein Roß,
Und leg' darauf den Mantelſack,
So reit ich hin und her als Jäger aus Kurpfalz.
Ju ja juh — ja luſtig iſt die Jägerei
Allhier auf grüner Haid!“

Und die Zittern klangen voll und klar in den Händen des Burgmanns und des Capitan, daß es zumal ein herrlich klingen und ſingen war.

Und die Sonne neigete ſich ſchon abwärts den Bergen und Burgen zu, die im Weſten der hehren Wartburg aufragen, dem hohen Normannſtein, der ſtattlichen Brandenburg, und dem Brandenfels, und über die tiefen Waldthale voll Maienduft und Blumenfülle ſchollen des Kukuks einförmige glockentönige Rufe.

Da ſang der luſtig gewordene Maler:

„Jetzt reit' ich nicht mehr heim,
Bis daß der Kukuk Kukuk ſchreit;
Er ſchreit die ganze Nacht allhier auf grüner Haid.
Ju ja juh — ja luſtig iſt die Jägerei
Allhier auf grüner Haid!“

und die Kumpane, die vor ſchon verſammelt geweſen waren, danketen dem Meiſter Ludwig, daß er einen ſo wackern ſang-, klang- und trankkundigen Meiſter mit zur Stelle gebracht, und wurde darauf ein anderer Ort erkieſet, um der Abendfriſche und der Ausſicht mehr zu genießen, und war ſelbiger Ort kein anderer, als die ehrwürdige Waffenhalle, wo in Pracht und Glanz die alten Harnaſche der Landgrafen und Burgherren rings an den Wänden umher ſtanden, manche auf hohen Turnierroßharniſchen, und rings die Wehren an Schwertern, Schilden, Streitäxten und Hellebarden ſammt manchen Helmen, Halskragen, Panzerhemden und ſonſtigen Waffenarten. Dieſe Halle ward getragen von einem gewaltigen byzantiniſchen Steinpfeiler und durch die byzantiniſchen Fenſter hinaus war der Blick frei auf den gefeiten Venusberg der deutſchen Sage, der, wie dunkel und graulich er ſonſt erſcheine, heute erglühete wie rothes Gold im Brande der untergehenden Sonne, wie eine Alpe, die ein rieſiges Zackenhorn hoch über dem Eingang zur verzauberten Tiefe gen den blauen Himmel ſtreckte.

Meiſter Wilhelm, ſo dieſe Pracht zum erſtenmale erſchaute, ſtand wie gefeit im Anblick des Berges und in ſeiner Seele wurde alle Romantik der Vergangenheit lebendig, und es zogen ritterliche Bilder voll Farbenpracht und Schönheit an ſeinem innern Auge vorüber, Bilder aus der Vorzeit des Wartburgſchloſſes, deſſen Geſchichte er gar wohl kannte, von der Minneſinger Kampf und Streiten, unter Landgraf Hermann dem Sängerfreunde, und wie Landgräfin Sophia den verfolgten Ofterdingen ſchirmte. Von der heiligen Eliſabeth ſchmerzlichem ahnungsvollen Abſchied von ihrem Herrn und Gemahl, Ludwig dem Frommen, von Friedrich des Freudigen Brautraub und Vatertreue, und ſtand lange im ſinnigen ſinnenden Anſchaun.

Mittlerweile hatten einige Knappen alle die Zubehör in die Halle getragen, welche nöthig ſchien zu der Kumpane andauerndem Wohlſein, volle Humpen und Kannen, Becher und Pokale, und was zu ritterlichem Imbiß gehörte, freilich keine Pfauen und Pfauen-Paſteten, keine Bärenklauen und Bärenſchinken, die gab es damals ſchon nicht mehr, aber doch zur Genüge, und hatten auch die Zithern nicht vergeſſen, und da faßte den Maler ein unwiderſtehlich Gelüſt, er ſetzte einen Helm auf ſein Haupt, nahm einen Schild in die linke, eine Lanze in die rechte Hand, und ſah gleich aus, wie der mannlichſten Recken einer, da ſetzten die andern alle auch Helme auf, tranken einmal tief gnug und richteten ſich ſo, daß zuerſt der Maler an des Zuges eine Erinnerung mehr an unſers ſeligen Herrn Vaters Liebden ſeyn, und wir danken Euch dafür beſtens und werden es mit Wohlgefallen leſen," ſprach mildreich der edle Fürſt, und ließ ſeinen verehrten Molitor und den Dichter Platz nehmen in dem räumigen Gezelt, wo dieſer liebe Bekannte fand und von den anweſenden Rittern freundlich begrüßt wurde, zumal von Burkhard Trott, der auch mit ſeinem jungen Gemahl zugegen war. Während man nun manch heitres Wort wechſelte und das Gedicht von Hand zu Hand ging und auch die holdſelige Fürſtin Anaſtaſia freundlich ihren Blick auf den Dichter richtete, wurde plötzlich ein lauter Geſang in der Nähe des Zeltes gehört, und man erblickte einige Männer, welche an einer Stange ein roh gemaltes Bild trugen und nach Bänkelſängerweiſe ein Lied abſangen, wobei ſie mit einem langen Stabe erklärend auf das Bild deuteten. Dieſes Bild ſtellte nichts anders vor, als in vier Abtheilungen die Geſchichte jener Gefangenen; und die es ſangen und dem ſie in dichten Kreiſen umdrängenden Volk das Bild erklärten, waren eben wieder

Spitze ſtand, dann die beiden Brüder mit dem klingenden Zitherſpiel, dann Meiſter Ludwig, mit einem zweihandigen Flammberg, dem dann wieder als ein Paar Pater Floribundus und der gute Geſell Hilarius, ebenmäßig bewehrt, folgten. Und ward nun zu der Saiten Klang dreimal um den Steinpfeiler in der Halle gewandelt, und dazu ein ſchallend Lied geſungen, daß vom Sang und Klang und der Männertritte Hall und Schall die weite Halle ſchütterte und die Harnaſche und Gewaffen an den Wänden laut erklirrten. Verwundert ſtanden Knappen und Leute in der Thüre und ſahen dem Treiben zu, doch ſahen ſie mit nichten, daß der Carthäuſer-Prior ſolchen Spuk mittrieb, denn ſelbiger hatte ſich unſichtbar gemacht vermöge der Kraft eines Zauberkrautes, das nahe an der Carthauſe wuchs, und welches der Prior wohl kannte, denn er war, obſchon er noch jung war, gar ein erfahrener Gärtner, hatte auch zu allererſt den Kloſtergarten angelegt, da zuvor keiner vorhanden geweſen. In jetziger Zeit iſt die ganze Stätte der ehemaligen Carthauſe ein großer und ſchöner Garten und Parkwald.

Unſichtbar machte ſich der Carthäuſer aber derohalben, weil einem Mönchlein und zumal einem Prior ſolch tumultiſches Gebaren und Trinkgelag-ähnliches Zechen vor weltlichen Zeugen nicht ziemen wollte.

Als der hallende und ſchallende Rundgang dreimal durch die Halle und rund um dem mit myſtiſchem Bildwerk am Sockel und Kapital verzierten Steinpfeiler vollendet war, hub Meiſter Ludwig ein Gedicht an zu ſprechen, welches das ritterliche Ebenteuer eines Grafen von Klettenberg feierte, und hatte jede Strophe ſothanen Gedichts den Kehrreim:

Trinkt Brüder trinkt,
Bis der letzte ſinkt!

welchen Kehrreim die Mannen im Chorus ſprachen, war gar ſchön anzuhören und hallete zuletzt ganz ſchaurig, da der trunkene Grave auf ſeinem Rößlein in die Kirche zu Ellrich einritt, und der liebe Herrgott ob ſolchen Frevels dem Rößlein vor dem Hochaltare die Hufeiſen allzumal von den vier Füßen abfallen ließ.

Und wie ſelber ritterliche Grave hernachmals noch gar viele Humpen und Kannen, nach dem Gedicht leerete, und noch gar manchen guten Trunk that, alſo wurden die verſammelten Mannen eins, es auch ebenſo zu halten und machten einen Bund miteinander, den nannten ſie den Humpenbund, der ſollte keine geſchriebene Satzung haben, kein Kaiſer, Fürſt oder Grave ſollte ihn beſtätigen, kein Sigill ſollte er führen, kein Diplom ſollte er ausſtellen, keine Beiträge ſollten die Mitglieder zahlen, kein Mitgliederverzeichniß ſollte niedergeſchrieben werden, aber einen Ordensmeiſter ſollte er haben, und wo drei Mitglieder des Ordens ſich beiſammen fänden, ſei es auf Wartburg oder anderswo, ſollten ſie Macht haben, Kapitel zu halten und neue Mitglieder aufzunehmen, jedoch nicht ohne Prüfung und Noviziat oder abſonderliche Bürgſchaft eines der anweſenden Brüder. Ordensoberhaupt ſollte Meiſter Ludwig ſein, weil er in Diplomen, alten Urkunden und Ordensſachen am meiſten erfahren, zugleich auch, weil er der ätleſte unter den anweſenden Mannen. Das Ordenshaupthaus ſolle die Wartburg ſein und bleiben, doch könnten auch auf andern Burgen und Burgſitzen Commenthureien errichtet werden. Müſſe ja nothgedrungen etwas in Angelegenheiten des Bundes geſchrieben werden, ſo habe dieſes mit der heimlichen Kreide zu geſchehen, von welcher Kreide ſich nichts offenbaren läſſet, doch geht die Vermuthung, daß ſie nicht auf deutſchem Grund und Boden wachſe, und daß die erſte der Pater Floribundus, da er in wälſchen Landen umgefahren, auch dorten mancherlei Geſteine und Pflanzen kennen gelernt, aus dem wälſchfränkiſchen Landen, und zwar aus einer Provinz, ſo ſich Campania nennet, mit nach Thüringen bracht habe.

Commenthur des neuen Ordens wurde alſobald der wackere Burgmann Bernhard von Swandklar, zubenannt der Minſtrel, der Pater Prior wurde des Ordens Superior, Hermann von Swandklar, Hilarius und der Maler wurden Ritter von der heimlichen Kreide.

Da nun der Humpenbund gegründet war, wobei es dunkel ward und die Thüren verſchloſſen wurden, wobei auch jeder einen richtigen Humpen bis zur Nagelprobe geleert hatte, wurden die Diener und Knappen mit Windlichtern berufen, und nahm jeder Ritter des Humpenbundes ſeinen Humpen in die Hand oder auch zwei, und wer nicht zwei Humpen trug, der trug einen Humpen und eine Kanne, und die Zithermeiſter nahmen keine Humpen, ſondern die Zithern, und zogen wieder alle mit Sang und Klang aus dem Landgrafenhauſe die hohe Steintreppe herunter, (fiel aber keiner), und zogen durch den vom Mondenlicht zauberiſch erhellten Burghof und wieder vor in das Ritterhaus, allwo auf dem Gange, gegenüber dem Gemach des Burgmanns, ein geräumiges Gaſtzimmer war, mit einem ſehr breiten und hohen Himmelbette und einem gewaltigen Kachelofen. Hinter dem Ofen aber ſtand ein uralter hölzerner Wandſchrein mit Thürlein oben und unten, in dieſen Schrein wurde die heimliche Kreide verborgen und verſprochen, worauf ſie alsbald unſichtbar ward. Dies bewirkten der gute Burgmann und der Pater Floribundus vermöge ihrer Nikromanzi. Selbiger Schrein mit der verſprochenen heimlichen Kreide ſtehet noch bis auf den heutigen Tag in demſelben Gaſtgemach, welches kein anderes iſt, als das, in welchem hernachmals der ſelige

Gottesmann Lutherus zehn Monden lang gewohnt, und in welchem er ſein Tintenfaß dem Teufel an den Kopf geworfen hat, wie noch immer an der Wand zu ſehen, dieweil er nicht mit heimlicher Kreide ſchrieb, ſondern mit offenbarer Tinte, und ſo lesbar, daß man die Schrift ſelbſt in der alten Roma deutlich erkennen konnte. Im Cloſet des biedern Burgmanns redeten nun die Freunde noch dieß und das von alten Mären und Sagen, davon die Wartburg und ihre Umgebung ſchier voll iſt, und da lenkte ſich die Rede auch auf die verwünſchte Jungfer, und trug abſonderlich der Maler ein mächtiges Verlangen, von ihr, wo nicht etwas zu ſehen, doch viel zu hören, und hätte wenig gefehlt, ſo wäre er am liebſten gleich aufgebrochen und hätte im Mondſchein ihre Höhle aufgeſucht, was ihm jedenfalls den Untergang und jähen Sturz von der ſteilen Felswand zugezogen hätte. Da verhieß der Prior der Carthauſe den Freunden, andern Abends wiederum auf die Burg zu kommen, und das alte Buch von der Kette zu löſen und mit herauf zu bringen, und den Fremdlingen die Mären vorzuleſen. Solcher Vorſchlag fand guten Anklag nicht nur im Gemüthe der Mannen, ſondern auch mit den Humpen ward Anklang kundgethan und that jedweder noch einen tüchtigen Abend- und gute Nacht-Schlurf — trenneten ſich dann, und ſtiegen die aus der Stadt und der Carthauſe hinab, jeder nach ſeiner Behauſung, die Burggäſte aber in den großen Bettſchragen, allwo ſie ſchliefen wie die alten heidniſchen Götter und vom Ritter Tanhäuſer und ſeiner Frau Venus träumeten.

Der folgende Tag, als welches der zweite des heiligen Pfingſtfeſtes war, weckte mit goldenen Morgenſtrahlen die wackern Schläfer und bald war ein rüſtiges Leben in der ganzen Burg wach. Andächtige Pilgerſchaaren, Männlein und Weiblein, junge fahrende Schüler, Baccalaurei, Doctores und Magiſtri und Studenten von den Hochſchulen, auch zarte Jungfräulein, alles zog den ſteilen Felſenberg heran, um der Gnaden St. Eliſabethä froh und theilhaft zu werden, denn war auf Wartburg auch von ihr nicht mehr wie vordeſſen, ein Heiligthumb, ſo waren allda doch die Stätten, wo ſie, die Heilige des Thüringerlandes, in Demuth gewandelt, wo ſie die Armen geſpeiſt, und Werke der Barmherzigkeit an die bekümmerten Menſchen gelegt hatte. Da war ihr Brunnen, dort ihr Teich, da zeigte man ihre Bettlade und da ein altes geſchnitztes Holzbild, das ehedem in der Wartburgkapelle ſtand, und ſie treulich vorſtellete mit ihrem Brod und ihrem Krüglein. War ſelbiges Bildniß gar ein köſtlich Schnitzwerk von dem kunſtvollen Meiſter Veit Stoß in Nürnberg, ſtand aber nicht mehr in der Kapelle, ſondern lag etwan in einem Winkel und hatten's die Nachkommen alſo mißachtet, dieweil ihnen ſchier nichts mehr heilig iſt. Soll aber nunmehr die erneute Wartburgkapelle aufs neue mit ſeiner ernſten Schönheit zieren.

Die Burggäſte wurden nun aus ihrem Gemach von dem Burgmann Bernhard von Swandtlar abgeholt, und umhergeführt im alten Landgrafenbau, auf den Zinnen des Lug ins Land und auf dem Gang, von dem ſich Margaretha, die Kaiſertochter, nach dem Wangenbiß, den ſie im Mutterſchmerz ihrem Sohne gebiſſen, thurmtief hinabgelaſſen in den ſteilen Abgrund und in die ſchauerliche Waldeswildniß. Es wurden nun auch die Rüſtungen, Harnaſche und Gewaffen des näheren beſehen, und dabei die Namen derer genannt, die ſie einſtens getragen. Als zum Exempel Landgraf Ludwig der Springer vom Giebichenſtein, Landgraf Ludwig, zubenamt der Eiſerne, Markgraf Heinrich der Erlauchte, Landgraf Albert der Entartete; ſo auch eine Damenrüſtung, welche des vorgenannten Buhle, die viel ſchlimme Kunne von Eiſenberg ſollte getragen haben.

Nicht minder die Rüſtung Landgraf Friedrich des Gebiſſenen, und die von deſſen erſter Gemahlin, die ſeines Bruders Diezmann und die von Landgraf Friedrich dem Ernſthaften. Ernſthaft genug ſahen alle dieſe Rüſtungen aus. Ferner ſtunde allda die Rüſtung des abſcheulichen Prinzenräubers Kunz von Kaufungen, einen Kopf länger als alle übrigen, welcher ſchlimme Mann um einen Kopf kürzer gemacht iſt worden. Die köſtlichſte Rüſtung war die des König Heinrich II. von Frankreich, kenntlich am Lilienwappen und dem der ſchönen Diana von Poitiers, über und über künſtlich gravirt und reich mit Gold ausgelegt. Endlich war auch zu ſehen die Rüſtung der freiſamen und tapfern Ritter Feige von Bomien und Hasper a Spada, welche zwar niemals gelebt haben, doch konnten ihre Rüſtungen gleichwohl mit ebenſo vielem Recht vorhanden ſein, als der lederne Koller von Elennshaut, darin der hochſelige König Guſtavus Adolphus erſchoſſen wurde, in Stockholm, Dresden, Schwarzburg und wo ſonſt noch gezeigt wird, wie auch der ungenähete Rock unſers Herrn und Heilandes ſo zahlreich vorhanden, daß es zum erſtaunen. Nach dem Imbis wurden die ſchönen Stätten außerhalb der Burg beſucht, und verging der Tag den Kumpanen und Brüdern von der heimlichen Kreide gar ſchnell und ſehr angenehm; auch ließen ſie Fähnlein fliegen zum Zeichen, daß ſie des Bruders drinnen in der Carthauſe gedächten, deren Glöcklein ſie öfters bimmeln hörten.

Als das Abenddunkel über den Bergen zu ſchatten begann, ſtieg Pater Floribundus auf ſteilem Felſenpfade, welcher der Carthauſe gerade gegenüber lag und der zu jener Zeit gar ſelten oder nie von einem andern Fuße betreten wurde und nur von wenigen gekannt war, zur Wartburg hinan, und trug das dunkle Buch, darin gar viel Geheimnißvolles ſtand. Er fand die Brüder ſchon im Cloſet verſammelt und die Humpen gefüllt, und gab ihnen den Gruß des Segens.

Alle Blicke richteten ſich auf das geheimnißvolle Buch; ſelbiges war mit dem Einband zwei Finger ſtark, in kleinem Bogenformat, es hatte dicken Holzband mit Klauſuren, und waren die Holzdeckel mit braunem Leder überzogen, in welches die Kunſt des Buchbinders allerlei Linien, Stern-, Roſen- und Lilien-Stampillen geſchlagen hatte.

Doch bevor Pater Floribundus dieſes Buch aufſchlug, fragte ihn Meiſter Wilhelm, der, obſchon ein Maler, doch gar große Freude daran hatte, ſich in der Geſchichte des Thüringer Landes fleißig und gründlich zu unterrichten, was es denn eigentlich für eine Bewandtniß damit habe, daß bei der Stadt Eiſenach eine Carthauſe ſich angebaut, und wie die Eiſenacher Carthäuſer es mit ihrer Regel hielten, denn es dünkete dem Maler ſchier verwunderlich, daß Pater Floribundus die bekannte, den Carthäuſern auferlegte Regel mit nichten befolge?

Pater Floribundus lüftete ſeinen ſchwarzen Kapuze-Mantel, denn ihm war warm geworden vom ſteilen Bergſteigen, und ließ ſeinen weißen Rock, den ein hanfener Strick umgürtete, ſehen. Er ſetzte ſich in den für ihn bereitſtehenden Seſſel, that einen guten Trunk, und dann ſprach er: „Geliebte Brüder und Humpenbundesgenoſſen. Mit kurzen Worten will ich euch Kunde geben über das, was unſer Bruder Meiſter Wilhelm zu wiſſen begehrt. Unſer heiliger Orden wurde in Frankreich, in einer Einöde, auf wälſch Chartreux, bei Grenoble, durch den heiligen Bruno gegen das Ende des eilften Jahrhunderts gegründet; aus dem wälſchen Worte Chartreux wurde das deutſche Wort Carthaus. Der Orden erhielt Zuwachs, und mit der Zeit gab es auch Carthäuſerinnen. Jedem Carthäuſerinnennonnenkloſter iſt ein Vikar aus unſerm Orden vorgeſetzt. Auch ich war einſt Vikar.“ Dabei erſeufzete Pater Floribundus. Mochte ihn wohl eine ſüß-ſchmerzliche Erinnerung bewegen.

„Allhie zu Eiſenach ſiedelte ſich unſer Orden unter den Landgrafen von Thüringen Friedrich Balthaſar und Wilhelm an, gegen das Ende des vierzehnten Säculi. Unſer Kirchlein drunten im Thale iſt Sankt Eliſabethen geweiht, darum nennt man es auch Eliſabethenhaus, und die Umgegend Eliſabethenthal. Um die Kirche her ſtehen unſere einzelnen Zellen. Wir haben nicht einmal, wie andere, ein Haus. Durch fromme Stifter und Gutthäter iſt das Kirchlein ziemlich begabt mit Zinſen und Gülten an Geld, Getraide, Hopfen, Wieſ'wachs, Wonne und Weide, mit Zinshühnern, Zinsgänſen, Lammsbäuchen und Häringen. Auch haben wir Heilthümer von Sankt Eliſabethen: den Gürtel der heiligen Frau, ihren Suppennapf und ihren Speiſelöffel. Sehr merkwürdig iſt auch dieſes Buch, ſo herrührt aus der alten Landgrafen-Liberei und gar mannichfach köſtlichen Inhaltes iſt.“

„Ei ſo laſſet ſehen!“ riefen ungeduldig einige der Hörer. „Sogleich!“ ſprach Pater Floribundus, und legte beide Hände gefalten auf das Buch. „Ich muß euch nur noch ſagen, daß unſere Regel ſehr ſtreng iſt. Wir leben in großer Armuth, tragen unterm Rock ein härenes Hemde und niemals eins von Leinwand, ſchlafen auf Strohſäcken, in ganz vereinzelten Zellen, genießen wenig, zumal daheim in unſern Klauſen, doch iſt uns der Wein mit nichten gänzlich unterſagt.“

Bei dieſer Erinnerung thät Pater Floribundus abermals einen tüchtigen Schlurf aus dem großen Humpen, ehebevor er fortfuhr: „Unſere Beſchäftigung theilt ſich in den Gottesdienſt, in Bücherabſchreiben, Pflege der edlen Gartenkunſt und Handarbeiten. Ihr ſollt wiſſen, meine lieben Brüder und Humpenbundesgenoſſen, daß die Carthäuſer vor allen es waren, welche durch Fleiß und Kunſt Wildniſſe in ſchöne Gärten umwandelten; dazu haben wir auch drunten bereits einen guten Anfang gemacht. Der fünfte Prior des Ordens in Frankreich, Namens Guigues, der vor einigen hundert Jahren geſtorben iſt, legte uns gänzliche Einſamkeit und ewiges Schweigen auf. Damit nehmen wir es nicht allzu ſtreng. Unnützes aber wird nicht geredet. Und wenn ich ſo des Abends nach beendetem Gottesdienſt oder in der Morgenfrühe mein Gebet auf den Bergen verrichte, ſo erachte ich das für keine Sünde.“

„Und Berge erſteigen macht Durſt!“ unterbrach Bernard, der Minſtrel, den Sprecher, und füllte ihm den Humpen aufs neue, und die Genoſſen lachten, vor allem Hilarius, der gute Geſell, und ward wiederum ein ſchönes, fröhliches trinken, darauf ſchlug Pater Floribundus das dunkle Buch auf, und hielt die Schrift dem Meiſter Wilhelm vor die Augen. Dieſer ſtarrte darauf hin, zog die Stirne kraus, und murmelte dann: „Krakenbeine! Das mag der Teufel leſen!“ Neues Gelächter der Kumpane, Pater Floribundus aber ſchlug ein Kreuz.

„Das Buch enthält allerlei Sentenzen und asketiſche Betrachtungen,“ theilte er mit: „vornehmlich aber auch die Geſchichte von der verwünſchten Jungfrau, nicht minder das geiſtliche Spiel von den zehn Jungfrauen, welches die Predigermönche in den letzten Zeiten Landgraf Friedrich des Freudigen mit ihren Schülern neben Sankt Georgen auf der Rolle aufgeführt haben.“

„O Wunder!“ rief Meiſter Wilhelm. „Das möcht' ich auch gern hören!“

„Kommt Zeit, kommt Rath!“ ſprach Hermann, der Getreue, und Ludwig, der von jeher ein Freund der Jungfräulein geweſen, rief: „Erſt die Geſchichte der einen, der verwünſchten, dann können die andern zehn auch daran kommen, und meinetwegen auch noch die eilftauſend der heiligen Urſula!“

„Frevlet nicht!“ mahnte Pater Floribundus mit ſchalkhaftem Lächeln, und ſchlug die Legende von der verwünſchten Jungfrau auf. Doch bevor er las, netzete er Lippen und Gaumen mit manchem guten Schluck, und thäten die Freunde und Humpenbrüder dem würdigen Beiſpiel alſobald Folge leiſten.

Hierauf begann Pater Floribundus vorzuleſen:

„In der Nähe der Stadt Eiſenach hat es ſich begeben, daß vor dem Frauenthore auf der Frauenburg eine Mutter mit einer Tochter lebte, und war die Tochter ein Wunder von Frauenſchönheit; ihre Haut war roth und weiß, wie eitel Milch und Roſen, ihre Zähne waren wie eine Reihe Perlen, und ihr Haar war lang und goldgelb, und umfloß ſie, wenn ſie es kämmete, vom Scheitel bis zu den Knieen in ſanften Wellen. Aber da nun die Jungfrau wußte, daß ſie alſo ſchön war, ſo ward ſie ſtolz und eitel, ſtrählete ihr Haar faſt allſtündlich, und vergaß über Putz und Tand nicht nur das zu verrichten, was einer Maid im Hauſe zu thun obliegt, ſondern ſie vergaß ſogar des Gotteshauſes, ward in ſelbigem mit nichten geſehen. Und iſt bekannt, daß vor Zeiten die Alten gar unmaßen gern mit ihrem goldgelben Haar geprangет, wie auch die leibliche Schweſter der heiligen Eliſabeth, Radegundis geheißen, zu einer Zeit auf die Wartburg kam, und mit ihren goldgelben Haaren prangete. Sankt Eliſabeth aber verwies ihrer Schweſter ſothane Hoffarth, nahm eine Scheere und ſchnitt der Prinzeſſin Radegundis ihre gelben Haare ab, beredete ſie auch ganz und gar zum Kloſterleben, und bekannte hernach Radegundis, daß ſie wohl zum öftern den Wunſch gehegt, geiſtlich zu werden, daß aber der Gedanke an ihr ſchönes gelbes Haar, welkeine Andern, als jene Gefangenen ſelbſt. Man ſah ſie auf der erſten Abtheilung einen Wanderer berauben, auf der zweiten ſelbſt gefangen werden, auf der Dritten lagen ſie im Gefängniß und die Mutter Gottes vom Grimmenthal erſchien ihnen, auf der vierten Abtheilung ſah man alle drei vor der Kirche zu Grimmenthal dankend knieen. Das Lied aber hatte der ſchwarze Jonas gedichtet und es lautete:

Es ſaßen drei Gefangene
In übergroßer Noth,
Sie hatten ihre Miſſethat geſtanden,
Sie ſaßen in Ketten und in Banden,
Gefangen auf den Tod.

Der Tag der Noth war nahe,
Der Henker ſchon beſtellt.
„Ihr Heiligen helft uns Armen!
O hab mit uns Erbarmen
Du Helfer aller Welt!“

„Maria, Mutter Gottes,
Auf Deinem Himmelsthron!
O hör' uns in unſerem Bedrängniß!
O führ uns aus unſerem Gefängniß,
Durch Deinen lieben Sohn!“

ches ſie dann verlieren müſſen, ſie ſtetig von ſolchem Gedanken abgebracht habe.“

„Beſagte Jungfrau in der Frauenburg nun hatte unmaßen viel ſchöne und reiche Gewande, zog eines aus und das andere an, betrachtete ſich voll eitel Wolluſt immerdar im Spiegel und hatte ihre Freude an ihr ſelbſt, gleichwie der ſchöne Narciſſus in der heidniſchen Märe; pries im Stillen nur ihre holdſelige Geſtalt und ſtrählete ihr goldenes Haar mit einer goldenen Bürſte, wurde nimmer und nimmer fertig mit ihrem Putz, und verbrachte ſomit ihre beſte Jugendzeit, ſetzte Gebet und Gottſeligkeit hintan, bis ihre Mutter zu dem Wunſche aus Gottes Verhängniß bewegt ward — es möge doch die Tochter in dem alten Steinfelſen unter der Burg ewig ſitzen, ſich allda putzen und ihr Haar ſtrählen immerdar bis zum jüngſten Tage, oder bis einer ſie erlöſete.“

„Und ſiehe da, alſobalden iſt dieſes ſchöne Jungfräulein in das Felsloch entrückt worden, ſitzet allda fort und fort, hat bei ſich ein rothes Hündlein, wird nur alle ſieben Jahre einmal geſehen, und zwar am Sonntage der heiligen Dreifaltigkeit, und ſtrählet dann im Sonnenſchein mit goldener Bürſte ihr goldgelbes Haar. Iſt oftermalen ſchon nahe daran geweſen, erlöſet zu werden, konnte aber dennoch nicht geſchehen.“

„Die Felshöhle, darin die alſo verwünſchte und verfluchte Jungfer ſitzet, iſt unter dem Berggipfel, darauf ehedeſſen die Frauenburg geſtanden, gelegen, und muß einer, ehe er hinzu kommt, einen ziemlichen Berg hinanklimmen, alsdann gelangt er in eine enge Schlucht, durch die er hindurch dringen muß, dann gehet es weiter über Geſträuche und Geſteine bis an den Mund der Höhle, da wachſen Ebereſchen und Hagedorne, auch mancherlei giftige Kräuter, als Fingerhütlein und Bingelkraut, genannt Herba Mercurialis, und wilde Kirſchen, ſo auch Scolopendrium und Lunaria. Die Höhle ſelbſt iſt rund und nicht allzu groß, vor ihr wächſet weder Kraut noch Gras, und gehet noch eine Kluft hoch hinauf, wie ein Schornſtein, iſt gräßlich anzuſehen. Auch haben manche, ſo ſich hinein gewagt, ein fernes Rauſchen in der Tiefe vernehmen wollen, wie von einem Waſſerfall, gleichwie im Loch des Hörſeelenberges auch vernommen wird, und iſt ein ſehr gefährlicher und grauslicher Ort, und jedermann zu warnen, dort hinein zu gehen, er müßte denn berufen ſein, die verwünſchte Jungfrau zu erlöſen, da könnte er viel Geld und Gut gewinnen.“

„Aber damit dürfte es einem nicht allzuſchnell glücken, denn die böſen Geiſter ſind gar mächtig alldorten, hüten die Höhle, die Jungfrau und deren Schätze, nehmen einem ehender, als daß ſie ihm geben, iſt ſchon mancher dort übel gefahren, hat ſich in den Felsklippen alſo verſtiegen, daß er weder hinauf noch herab gekonnt, auch haben manche ſchlimme Stürze gethan, Arme und Beine oder Rippen gebrochen, die da verſucht haben, zu dem Jungfräulein zu gelangen. Folgen hernach noch etwelche Geſchichten, wie ſie einem Fuhrmann eilfmal zugenieſet, wie ſie eines Hirten Kind zu ſich in die Höhle entrückt, wie ſie ſich von einer armen Frau ihr Haar ſtrählen laſſen, und ſelbe reich belohnen wollen, die Frau aber ſich vor dem Hündlein faſt ſehr gefürchtet, vermeinend, ſelbes beiße, und geredet habe, da dann der reiche Lohn mit der Jungfer hinweg und die Höhle mauerfeſt zu geweſen.“

Als Pater Floribundus ſo weit geleſen, klappete er das dunkle Buch zu und langete wiederum nach dem Humpen, dieweil ihme immer noch von dem beſchwerlichen Bergſteigen faſt ſehr dürſtete.

Hierauf beſchloſſen die Humpenbrüder einmüthiglich, des andern Tages in der Mittagsſtunde in die Höhle der verfluchten Jungfrau einzudringen, ſie vielleicht zu erlöſen, oder doch ſonſt ein Ebenteuer zu beſtehen; ſie wurden noch allzumal ſehr fröhlich, ſangen zu Zither- und Becherklang abermals ſchöne Liedlein, und abſonderlich war es Meiſter Wilhelm, der Maler, der die ſchönſten und herzbeweglichſten ſang von denen, die das herrliche Rheinthal und die Gaue um das goldene Mainz durchklingen. Alle dieſe Liedlein aber athmeten ahnungsvolle Schwermuth, und die Humpenbundesgenoſſen mußten endlich weinen, ſie wußten nicht wie, als der Abkömmling des Lindenſchmits ſang:

„O Rhein — o Rhein — du liebſter mein!
Schön Lindenzweig!
Hier will ich leben — begraben ſein;
O Abend, o Abend, die müden Arme ruhen!“ —

Und gingen nicht ganz ſo fröhlich auseinander, wie am geſtrigen Abend. —

Und als der andere Morgen anbrach, da weinete ſogar der Himmel und verdarb vielen guten Menſchen die Freude auf den dritten Pfingſttag, und das Ebenteuer unterblieb, und es ward von Hermann, dem Getreuen vorgeſchlagen, daß die Bundesbrüder am nächſten Sonntag, als welches der Dreifaltigkeitsſonntag, das Ebenteuer, als am allergeeignetſten Tage, mitſammen beſtehen ſollten, aber ſo lange hatten Meiſter Ludwig, der am benachbarten Hofe des Fürſtgrafen von Henneberg bedienſtet war, und auch Meiſter Wilhelm, der eine neue Burg deſſelbigen Fürſten mit ſtattlichem Gemäl und Schildereien auszuſchmücken berufen war, nicht Urlaub, und ſo blieb das Ebenteuer unbeſtanden.

Zwar wurde baldige Wiederkehr der fahrenden Genoſſen erbeten und auch zugeſagt, aber die Zeit hinderte ſelbige immerdar. Meiſter Wilhelm malte ſeine Bilder alle, wie ſie ihm durch die Seele gezogen waren und vor dem innern Auge geſtanden hatten an jenem unvergeßlich ſchönen Abend der Gründung des Humpenbundes, und noch andere, und malte ziemlich lange daran, dann zog er in die Heimath, nach dem geliebten goldenen Mainz, und mit einemmale kam zu den Brüdern die Trauerkunde, daß er dort im Schooße der geliebten Heimath Todes verblichen. Nun wußten die Brüder, warum ſie damals weinen mußten, als der Bruder ſo ſchwermuthvoll ſang:

Hier will ich leben — begraben ſein —
O Abend, o Abend, die müden Arme ruhen. —

Darauf ſind Jahre vergangen, und der Humpenbund hatte feſte Dauer. Von Zeit zu Zeit kehrete auch der Sänger wieder zur Wartburg, und hielt Ordenskapitul.

Und Bruder Hilarius, der gute Geſell, erwarb eine Kemnate an dem Fuße der Wartburg, auf freier Höhe, welche das Hörſel- und Neſſe-Thal beherrſchte und ſchmückte ſie aus. Darinne wurde auch Kapitel gehalten, und wurde eine neue Commende begründet, und wurde Bruder Hilarius auch Comthur. Mit Abſicht aber wurde dem Humpenbunde außerdem keine weite Verbreitung gegeben, ſonſt hätte Meiſter Ludwig dies leicht vermocht. Humpenbrüder hätte er wohl überall gefunden, denn die Welt war dazumalen gar durſtig (weiß nit, ob es heutiges Tages noch alſo befunden wird?), aber nicht die rechten; ſie paßten wohl für den Humpen, aber nicht für die heimliche Kreide. Gleichwohl drang die Kunde von dem Humpenbunde in eine weite Ferne, denn Meiſter Wilhelm, welcher zuvor in der berühmten Reſidenz der Bayernherzoge, zu München, gelebt, hatte alldort einen Freund, der war ein großer Meiſter in allerlei Bildwerk, und ſchmückete damit Tempel und Hallen, und ſein Ruf flog durch ganz Deutſchland und Europia; ſelbiger Meiſter hieß auch Ludwig, und war ritterlichen Geſchlechts und führete einen Schwan in ſeinem Wappen. Dieſer und noch ein anderer Freund, des Schwanritters leiblicher Bruder Xaver, genannt Kunivogl, wurden bei einem Kapitel, welches auf der neuen Burg, ſo Meiſter Wilhelm, der Maler, mit Bildern ausſchmückete, gehalten ward, da eines ſchönen Tages Bruder Hilarius die Freunde beſuchte, als Ehren-Mitglieder des Humpenbundes aufgenommen. Solches thät des hohen Künſtlers Gemüth mächtiglich bewegen, und er thät Briefe ſchreiben an ſeinen Herzensfreund, den Maler, darin er ſeine Stimmung, Sehnſucht und ganzes Gemüth offenbarete. Lautete der eine dieſer Briefe alſo:

Lieber Lindus!

Beiliegende Zeichnung der Humpenburg, welche ich den geharniſchten Wartburgern einzuhändigen bitte, ſei Dir ein Beweis, daß ich nebſt Kunivogl uns gern dem ehrenvollen Ritterbunde anſchließen.

(Folgt die Federzeichnung zweier mit dem Schwert zu Fuße kämpfender geharniſchter Ritter. Darunter ſtand:)

Kampf auf Leben und Tod allen Feinden des Bundes!

eü eü!

Verſetze dich in Gedanken an meine Seite ins Kämmerlein. Heute über acht Tage um halb acht Uhr Abends trink' ich zu Ehren der guten Kellenſchaft. Grüße die Mitglieder und trinke, wenn's möglich, zu nämlicher Stunde. Gott befohlen! Stets

Dein

Schwan.

Die beigelegte Zeichnung war keck und phantaſievoll; eine Halle voll Bildwerk und zahlreiche Humpen ſtellte ſie dar. Hinter einem behangenen Tiſch ein dunkler Geharniſchter. Auf dem Tiſch ein Graal und eine Hellebarte.

Ein zweiter Brief des wackern Schwanritters lautete:

Lieber Lindus!

Dein Brief hat mich ſehr erquickt. — Es giebt keine Ritter mehr, ſeit Du fort biſt. Waldpoeſie iſt alles, was man noch aus zweien oder dreien herausbringt. Will die Fetzen noch mit Bolzen erſchießen, hei! Ich habe jetzt einen Waldthurmbau durchzuführen im Sinne. —

Zugbrücke — und Steinböcke auf die Mauern! Sollen nur kommen. Niemand tritt ein, wer nicht die heimliche Kreide kennt.

Neues gar nichts, außer den alten Gäulen Habſucht und Wolluſt. Wollt' ich ſäß auf der Wartburg, bei den Minnekrügen, treue Kämpen um mich! Mit Gott! Jenſeits blüht unſer Heil!

Dein

Schwan.

Wohl baute am alpenblumenreichen Iſarſtrande ſich der wackere Kämpe ſeinen Waldthurm, eine neue Humpenbundescomthurei, wohl ſaß er dort und trank mit Kunivogl auf das Heil des Bundes — aber „jenſeits blüht unſer Heil!“ auch er ſang in einem rieſigen unſterblichen Gebild ſein Schwanenlied — und folgte dem verklärten Freunde in jenes verhüllte Jenſeits nach.

O Abend, o Abend — die müden Arme ruhen! —

So waren mehrere Jahre vergangen, und die überlebenden Bundesbrüder hielten, die nahen, wie die fernen, in treuer Liebe und Herzinnigkeit um ſo feſter zuſammen und zu einander, weil ihnen der Tod gezeigt, wie nahe er dem vollen Leben ſei, und wie es ihm ein leichtes, Freunde zu trennen.

Da geſchah es, daß einſtmals Meiſter Ludwig der Sehnſucht nach der Bundesgenoſſen freundlicher Nähe nicht länger widerſtehen konnte, und gen Wartburg ſich erhob. Fand die

Brüder alle wohlauf, bis auf Hilarium, den ein Fluß krank machete und ihn an ſeine Kemnate feſſelte, was allen, und ihm am meiſten, ſehr ſchmerzlich war. Wurde jedennoch auf den nächſten Abend, welches der Abend des Trinitatisſonntags war, Bundeskapitul anberaumt. Lenkete ſich im trauten Kreiſe der Brüder das Geſpräch gar bald den lieben ſchönen und auch wehmüthigen Erinnerungen der früheren Tage zu, und wurde auch des immer noch nicht beſtandenen Ebenteuers gedacht. Da rieth Ludwig, man ſolle es doch zu beſtehen verſuchen, zumalen morgen wiederum der goldene Sonntag ſei, an welchem die verzauberten Höhlen offen, die verborgenen Schätze ſichtbar, die Wunderblumen blüheten, und die Waldfeinen wandelten und den Geweiheten ſich zeigten, abſonderlich den Poeten, die immer etwas vor andern Menſchenkindern voraus hätten und haben wollten.

„Und den frommen Eremiten, zumal wenn ſie auch zugleich Poeten ſind, wie ich!“ fiel Pater Floribundus ein, dem ſchon manches Gedicht zum Preiſe der allerſeligſten Jungfrau Maria, der heiligen Frau Eliſabeth, auch mancher ſchönen Carthäuſerin, abſonderlich einer — gelungen war, durft's nur nicht offenbaren, war nicht der Ordensregul gemäß, daß die Carthäuſer Meiſterſingerei trieben, ſollten blos beten, arbeiten, Blumen und Kohl bauen.

„Ja, ja und wohlan! Wir wollen uns aufmachen nach dem Schloß der verzauberten Waldfeine, der holdſeligen Jungfrau mit dem goldenen Haar, das ſie ſtrählet mit goldenem Kamme!“ riefen die Bundesbrüder, und beredeten, wie ſie das Ebenteuer beſtehen wollten.

Und am andern Morgen verſammelten ſie ſich in der Carthauſe, Bruder Bernhard der Minſtrel, Bruder Hermann der Getreue, Bruder Ludwig der Meiſterſänger, und Bruder Bernhard brachte auch noch einen Knappen mit von der Burg und eine Eſelin, Bella geheißen, und der Pater Floribundus nahm geweihete Kerzen zu ſich, und Zauberlichter, die da entbrunnen, ſobald ihr Docht nur an einen Stein rührete, und lebeten alle der Hoffnung zuverſichtlich, daß ſie das Ebenteuer beſtehen würden, und würden die Jungfrau zu ſehen bekommen, und ihren Schatz heben, maaßen ſie allzumal des Schatzes ſehr bedürftig waren, zumal die Ritter und die Poeten, als welches leider, Gott ſei es geklagt, nur arme Ritter und arme Poeten waren. Hatte Meiſter Ludwig zumal auch einen Zauberring am Finger, war ein ſtarker Goldreifen mit einem großen rothen Karfunkelſteine, und in ſelbem Stein war kunſtvoll gegraben das Bildniß eines gar großen Geiſterkönigs, der mächtiger als alle andern geherrſchet; verließ ſich viel auf deſſen Hülfe.

Und ſo zogen nun die Freunde und Humpenbundesbrüder aus dem Thale Eliſabethä, ließen ſeitwärts das Thal St. Johannis, und durchpilgerten das Thal unſerer lieben Frauen, unter der Frauenburg, ſo man heutigen Tages nennet das Thal Marik. War dazumalen noch mit vieler Waldung beſtanden, ſtunden viel Dornichte und Dickichte zur rechten und linken der Heerſtraße, ſo hindurchziehet nach dem Frankenlande und dem Lande Buchonia, und ſpuketen dort die Waldgeiſter, Elfen, Idiſen und Waldividien nicht nur im Mondenſcheine, ſondern auch am hellen Mittage. Kreiſchete eine ſolche Waldteufelin zur Linken aus den Büſchen ganz ſpöttiſch: „Phantaſei! Phantaſei!“ wußten die Pilgrime nicht, ob es die Stimme Ariels oder die Stimme Pucks, des bekannten Kobolds, wußten nur, daß Kobolde dort hauſeten, wie auch hernachmalen alldorten ſich oft ein kleiner Puck oder Buckel von gnomenhaftem Weſen bei Tag und Nacht hat ſehen laſſen, und mit einer hübſchen Waldſ[illegible]erluſtiret haben ſoll.

Von jenem ſpöttiſchen Rufe aber, welcher alldorten aus dem Munde eines Spukgeiſtes und Bergkoboldes den Freunden und auch andern fahrenden Geſellen, die etwan die verwünſchte Jungfer zu erlöſen gedachten, zum Hohn erſchollen, blieb dem Ort der Name, und als in weit ſpäteren Jahren, nachdem das Thal von dem Walddickicht gelichtet worden, ein Luſthaus in jener Gegend erbaut wurde, iſt ſelbigem der Name Phantaſei oder Pantaſie für immer verblieben. Wäre davon des mehreren zu erzählen; müſſens für ein andersmal aufſparen.

Jetzt ritten und ſchritten die Humpenbundesgenoſſen, gefolgt von dem treuen Knappen den ſteilen Felſenpfad hinan und naheten ſich dem unheimlichen Felſengeklüft, da man es noch bis heute nennet: die verfluchte Jungfer, feſten Muthes und feſten Sinnes, das Fahrniß zu beginnen, bedachten nicht, daß verwünſchte, wie nicht verwünſchte Jungfern niemalen in Maſſe wollen erlöſet ſein, ſondern in ſtiller verſchwiegener Stunde einſam und alleine oder doch nur ſelb zweien.

Meiſter Ludwig auf ſeiner Bella ritt muthig voran, die andern folgeten, bis zu der Stelle, da die Eſelin nun nicht weiter konnte, ſondern ihr Reiter abſitzen mußte, klommen und krochen alle den ſchier unerſteiglichen Berg hinan und gewannen richtig die Felſenſpalte. Da begann aber auch alſobalden allerhand Spuk- und Neckethum der Dienerſchaft der Jungfer, welche in Geſtalt von Steinen, Pflanzen, Sträuchern und Bäumen umher und bereit ſtand, die Eindringlinge abzuwehren. Mochte die Jungfrau etwan den Meiſterſänger zürnen, daß er ihr nicht in jüngeren Jahren ſolchen Minnedienſt zu erweiſen verſucht oder zürnete ſie der ganzen Humpenbundesgenoſſenſchaft — genug, die Sträucher und Bäume ſchüttelten ſich, die Steine rüttelten ſich und rollten zu Thale und flogen den Ebenteuerern hart an den Köpfen vorüber; gellende Lachſtimmen erſchollen aus allen Felſenköpfen und drunten aus dem Thale ſchrie der Waldkobold fort und fort „Phantaſei! Phantaſei!“ Und was das allerſchlimmſte bei dem Ebenteuer war, war dieſes, daß Meiſter Ludwig gar nicht in die Felſenſpalte zur Höhle eindringen konnte, dieweil er zu dick war; aber ſeine drei Gefährten, welche alle als die jüngeren mäßigeren Leibesumfanges waren, die konnten hindurch und ſchlupften in die Spalte. Solches wurmete den Meiſter Ludwig faſt ſehr, faßte ſich einen friſchen Muth und kletterte ſeitwärts der Felſenſpalte empor, vermeinend, von oben vielleicht der verzauberten Höhle leichtlich beizukommen. Vergebens warnete, gleichwie der treue Eckart vor der Hörſeelenbergeshöhle die Leute, ſo hinein wollten, warnen thät, der treue Knappe den Sänger; dieſer ließ ſich nicht verwarnen, und das war es ja eben, was die verwünſchte Jungfer haben wollte, deren Diener nun eilten, ihn in Aengſten und Bedrängniß zu bringen. Ein großer Stein, auf den er emporklimmend getreten war, war nichts als ein Berggeiſt, und kugelte ihm unter den Füßen weg; in Haſt griff der Singe-Meiſter nach einem ſtarken Strauch, ſich daran zu halten. Aber auch der Strauch war ein Berggeiſt, der ſich nur in einen Felſenſpierbaum verſtellet, und wäre gewißlich aus dem Erdreich geriſſen, daß der arme Ludwig die Felſen hinabgeſchmettert wäre, wenn nicht der mächtige Zauberring mit dem glühenden Karfunkel und dem Bilde des Geiſterkönigs darin ihn gezwungen hätte, in der einmal angenommenen Geſtalt zu beharren. Aber da hing nun der Sänger hoch in den Lüften, mit den Händen an dem Baume, und ohne Boden unter ſeinen Füßen, und ſtemmete ſich nur mühſam mit den Knieen an die Felswand, und rief nach den Kumpanen.

So flehten die Gefangenen
Zur Maria vom Grimmenthal.
Und die Ketten brachen und die Riegel ſprangen,
Und ſie waren nun nicht mehr gefangen,
Waren ledig aller Quaal.

„Gelobt ſeyſt Du, Maria,
Geprieſen allezeit!
Kein Henker darf uns bedräuen,
Denn wen Du willt befreien,
Der wird von Dir befreit!“

Und der Euch dieß Lied geſungen,
Derſelbe war dabei.
Maria ſey uns gnädig,
Mach' uns der Banden ledig,
Und aller Sünden frei!“

Reichlich ſpendete das Volk in die blecherne Opferbüchſe, welche die kleine Brunhild, des Bettlers Tochter, umhertrug, und ſchaute mit einer Art von ſcheuer Ehrfurcht auf die drei Räuber, deren Geſchichte bereits landkundig war und an denen ſich abermals die hohe Kraft der Maria zum Grimmenthal ſo werk- und wunderthätig bewährt hatte.

„Wie groß mag wohl heute die Anzahl der Menſchen ſeyn, die ſich hier zuſammengefunden?“ fragte

Dieſe waren aber drinnen in der Felskluft und hörten ihn kaum ſchreien, aber der treue Knappe, der unten bei der Bella ſtand, hörete ihn und ſah die Gefahr, in welcher der Sänger ſchwebte, ja ſchwebte in des Wortes verwegenſter Bedeutung, und kletterte felshinan ſo ſchnell er's vermochte. Der Berggeiſt aber, des Name war Aria, ſann auf Tücke, und ſuchte den Ring des Sängers in ſeine Gewalt zu bekommen, ſtreifte denſelbigen auch glücklich — für den Dichter aber mit nichten glücklich — von deſſen Finger, in dem Augenblick, als von einer Seite der Knappe zu Hülfe kam, und von der andern Pater Floribundus, der ſchon durch den Geruch ſeines Scapulirs allen böſen Zauber bändigte und bannte, und dem Meiſterſänger ſeine helfende Hand über den Abgrund reichte. Pater und Knappe zogen nun den Sänger empor, und dieſer, in der Freude ſeines Herzens einestheils, anderntheils weil ihm ein am Felſen in Pflanzengeſtalt ſtehender Kobold des Namens Fingerhut die Augen verblendete, bemerkte gar nicht ſeinen Verluſt und war heilfroh, wieder Boden unter ſeinen Füßen zu haben, und klomm zur Höhe hinter der Frauenburg hinan. Schwitzete ſehr.

Die Kumpane hatten leider auch nichts ausgerichtet, obſchon ſie in die Höhle eingedrungen waren, ja es war noch die große Frage, ob ſie etwas von ſelber Höhle geſehen, denn ein jeglicher beobachtete ein gänzliches Stillſchweigen über ihr Ebenteuer in der Höhle, nur ſoviel ſtand feſt, daß ſie weder eine Jungfrau erlöſet, noch einen Schatz gehoben hatten.

Mit dem Ringe hatte ſich etwas abſonderliches begeben, was keiner der Humpenbundesgenoſſen ahnete, denn niemand dachte an den Ring, den jeder nur flüchtig geſehen hatte und den jetzt um ſo weniger einer vermißte, als der Eigenthümer ſelbſt in ſeiner ihm durch Wald- und Felsgeiſterſpuk angethanen Zauberverblendung des Ringes nicht gedachte, und ſeiner verluſtig ging, ohne es zu wiſſen.

In demſelbigen Augenblick, als der Geiſt Aria in Geſtalt eines Spierbaums oder Haindorns dem Sänger den Ring entriſſen hatte, und jenem die plötzliche Hülfe kam, mußte Aria den Ring vor Schreck fallen laſſen, wegen dem in den Karfunkel eingeſchnittenen Bildniß des Geiſterkönigs, der zumal auf Erden ein mächtiger Sangesmeiſter geweſen, viel mächtiger wie Klingſor, doch auch, wie dieſer, ein kundiger Magus und Nekromant. Da fiel der Ring und wäre in die Felſentiefe gefallen, wenn ſich nicht eine purpurrothe Blutnelke ihm entgegengebeugt hätte, deren Lieb hoch oben auf der ſchroffen Felſenwand ſtand, vermeinend, das Lieb komme jetzt zu ihr heruntergeflogen, denn im Sonnengolde und in heißer Liebe brannte die Nelke droben gerade ſo glühroth, wie der Karfunkel in dem Ringe. Als es aber ein Stein und keine Pflanze war, bebte die Nelke zurück, als welche die Lieblingsblume des Pater Floribundus war, daher auch noch bis auf heutigen Tag ſothane Nelken Carthäuſernelken geheißen ſind. Und ſo fiel der Ring noch tiefer, bis er an einem Pflänzchen hängen blieb, von gar wunderzartem Bau, und das beſcheidenſte von allen, die am Berge grünten und blüheten. Der Ring begab ſich gleichſam in dieſes Pflänzchens Schutz und Schirm, und es behielt ihn, ob gleich zwei neben ihm ſtehende große Pflanzen den Ring gern erfaßt hätten, und zwar aus keinem andern Grunde, als daß viele dieſer Pflanzen auch verzauberte Bergkobolde waren, die, ſo lange der Karfunkel in ihrer Nähe blieb, nicht vermochten, ihre Geſtalt zu wechſeln, und an die Stelle, wo ſie ſtanden, gebannt und gebunden bleiben mußten. Bekamen ſie aber den Ring in ihre Gewalt, ſo konnten ſie ſeinen Zauber brechen und dann hätten ſie ihn zum Hort der Jungfrau getragen, und er wäre nimmermehr, oder doch nicht unter hundert Jahren wieder an das Tageslicht gekommen.

Dieſe Pflanzen-Geiſter, will ſagen in Pflanzen verwandelte Geiſter und Diener der verwünſchten Jungfer waren der Mädelgeer, als Pflanze zu Liebeszauber gebraucht, ſonſt auch geheißen Kreuzkraut, Speerenſtich und Himmelsſtengel, zu Latein Gentiana cruciata, und ware vor grauen Zeiten Madelgeer ein Held und Sohn einer Meerminne — und die andere Pflanze war ein Fingerhut, ſteckte eine Elfe, ein Hütchen, in ihr verborgen, blühete nicht purpurbraun, wie das Männlein, ſondern gelb, als Weiblein, und hatte einen hohen Stengel, mit vielen ſchönen Glocken. Sothane Glocken ſetzen ſich die Berg- und auch Hausgeiſterlein auf ihre Häupter als Hütchen, daher ihnen auch der Name Hütchen gekommen, und treiben unter ſolchen Hütchen, die ihnen wiederum als Nebel- und Tarnkappen dienen, mannichfachen Spuk und geſpenſtige Kurzweil, welche jedennoch für die Menſchenkinder oftermalen etwas grauſiges an ihrer Art hat.

Beide, der ſtolze Geiſt Madelgeer und die gelbe Fingerhut-Elfe trugen Verlangen nach dem Goldreif mit dem Karfunkelſtein, wie ſchon geſagt, und rief letztere: An meinen Finger iſt der Ring in beſter Huth! half aber nichts, der Ring wurde keinem von beiden zu Theil, ſondern ſenkte ſich auf ein ganz kleines Pflänzchen nieder, das ihn alſobald feſthielt. —

Die Humpenbundeskumpane verbrachten ihren Tag auf dem Wartburgſchloß in heiterer Weiſe, und ſetzten am Abend großes Kapitul feſt. Auf dem Wege von der Frauenburg nach der Wartburg hatten ſie Waldmeiſter gepflückt, ein duftiges Kräutlein, ſo den Namen Herzfreude führet, iſt gar gut und heilſam, wenn es blühet, in Wein zu Zucker gethan und eine kurze Weile darin gelaſſen. Und braueten einen großen Napf voll Maienwein, ſaßen um ſelbigen herum beim Scheine der Kerzen im räumigen Prunkgemach und hielten ihr Kapitul. Und als ſie den Waldmeiſterwein bereiteten und würzten mit Blumen des Maien, da ſprach Meiſter Ludwig wohlgemuth manches Reimſprüchlein und die ſangkundigen Freunde ſangen und klangen es nach mit dem Munde, und mit der Hand auf ihren wohllautenden Zithern.

Und da ſie alle recht froh geworden, erhoben ſie ſich, und bewehrten ſich mit den Humpen und mit Lichtern, voran die Zitherſpieler, das traute Brüderpaar, ſodann Meiſter Ludwig mit dem Flammberg, dann Pater Floribundus und der gute Geſell Hilarius, der ſein Gebreſt überwunden hatte, und im Zwielicht doch noch herauf auf die Burg gekommen war, und wandelten über das Eſtrich im Gange des Ritterhauſes nach jenem Zimmer, darin der Schrein ſtund mit der heimlichen Kreide. Und da der Schrein geöffnet ward beim Scheine der Kerzen, da wurde unter gemurmelten Zauberſprüchen die heimliche Kreide ſichtbar erblickt in Geſtalt eines ſchönen Ritterfräuleins, hatte ein dunkelgrünes Jagdgewand an, das ihre Füße verhüllete und trug ein ſilbernes Hütlein. Wurde in Züchten willkommen geheißen und lieb gehabt und Meiſter Ludwig trug das edle Fräulein, das aus dem Schrein erlöſet ward, wieder im Geleit der Kumpane feierlich nach dem Prunkgemach, und vermählete es dorten unter allgemeinem Beifall und ſingen mit dem Junker Waldmeiſter. Freueten ſich alle ob ſothaner Vermählung und ließen die heimliche Kreide ihres Humpenbundes hoch leben. — Danach ſind ſie allzumal in Proceſſion hinab in den Burghof gezogen, allwo heller Mondenſchein herrlich ſtrahlete und alles umher, Burg und Bäume magiſch verklärte, und ſind hinaus gezogen durch das Thor auf den

Felsvorſprung, ſo man itzt nennet die Baſtei und haben zu Lob und Preis Mariä, Eliſabethä, Sophiä, Margarethä, Helenä und aller heiligen Frauen, abſonderlich ſchmerzreicher Mütter, ſo auf Wartburg gelebt und — gelitten — in die klare Mondſcheinnacht hinaus das Lied geſungen:

„O sanctissima
O piissima
Dulcis virgo Maria!
Mater amata,
Intemerata
Ora — ora pro nobis!“ —

Erſt am andern Morgen miſſete Ludwig ſeinen Ring, weil über den erſten Hahnſchrei hinaus die Verblendung keine Macht mehr hatte; glaubte, er habe ihn im Hauſe verloren, ward alles durchſucht und ausgefragt, war ihm ſehr ſchmerzlich. Hatte es mit dem Ring eine eigene Bewandtniß. Hatte zu Suhla, der thüringiſchen Bergſtadt, ein Meiſter gelebt, des Namens Vitus Döllius, der konnte in edle Steine ſchneiden, wie kaum einer, der hatte in den ſeltenen Karfunkel den Kopf des großen Sangesmeiſters und Dichterfürſten geſchnitten und den Ring gefeit und geweiht, und hatte ſelben Ring ein Mann erworben, ſo ein kundiger Muſikus war und die Welt durchfahren hatte; der war in Helvetia und Wälſchland, in Corſika und Candia geweſen, ja bis nach Smyrna war er gekommen und hatte viel und mannlich gekämpft gegen Türken und Heiden. Den hatte der Zauberring beſchützt in allen Gefahren; dann hatte er ihn ſeinem Freunde, Meiſter Ludwig zum Andenken verehrt, da jener ſich abermalen der Heimath, in die er zurück gekommen, abthät, und in die Fremde fuhr. Und Ludwig hielt den Ring in großen Ehren, trug ihn nur ſelten, und war ihm nun gar leid, deſſelben verluſtig zu gehen.

Als er nun von den Kumpanen Urlaub genommen, und ſeine Straße nach der Heimath zog, kam ihm ein Liedlein in den Sinn, das einſt der verſtorbene Freund, Meiſter Wilhelm geſungen, und ſang es wehmüthiglich nach:

„Was zog er von ſeinem Fingerlein?
Ein güldnes Ringelein:
Sieh da Du Hübſche und Du Feine,
Du Herzallerliebſte und Du Meine,
Das ſoll mein Denkmal ſein!“ —

Horch! da klang es hoch über dem fahrenden Sänger aus dem felſigen Geſteine, und rief aus der Kluft, darin die verwünſchte Jungfrau wohnte:

„Was ſoll ich mit dem Ringelein?
Was ſoll ich damit thun?
Leg' Du es in Kiſten und in Kaſten,
Laß es ruhen, laß es riſten, laß es raſten,
Bis an den jüngſten Tag!“

Dem Sänger wurde gar wunderbar zu Muthe, und ſchaute hinauf, und vermeinte, droben ein bleiches Jungfrauenhaupt zu ſehen, mit der Fülle goldigen Haares, da er aber recht hinſah, befand er, daß es nur goldener Widerthon oder Widertod war, ein Kräutlein, ſo Apulejus Polytrichon nennet; wird damit viel Aberglauben und Phantaſei getrieben. Und zog der Sänger ſchweigſam fürbaß an der Landgrafenſchlucht vorüber, den ſteilen Felſenweg zur hohen Sonne hinan.

Schon kam der Herbſt und die Blätter falbeten, und kam der Tag Sanct Michaelis, des heiligen Erzengels; da trieb es den Pater Floribundus aus ſeiner Carthauſe den Waldweg entlang, einſam der einſamen Felskluft zuzuwandeln. Stetig gedachte er an des Freundes und Bundesgenoſſen verlorenen Ring, und meinete, ſollte nicht des Poeten Ring nur durch einen geweiheten gefunden werden? Anch' io son poëta! und ſtieg immer höher und klomm empor am

Fels, wie von einer geheimen Macht gezogen, und war ſich bewußt, daß an dieſem Tage, an welchem der Erzengel den Dämon aller Dämonen überwunden, kein anderer Dämon eine feindſelige Macht ausüben dürfe. Und gelangete Pater Floribundus ganz zu der Höhe, wo noch immer der Strauch Aria ſtand, und auch die Wunderblume Madelgeer, jetzt gar hoch emporgeſchoſſen und blühend, die gelbe Fingerhutpflanze aber abgeblüht und merklich neidgelb und verſchrumpfelt da ſtand. Wie nun des Pater Floribundus Blicke ſuchend am Boden irrten, da rief er plötzlich laut und freudig aus: „O Augentroſt! Euphraſia!“ daß die Felſen am Breitengeſcheide den Ruf „Euphraſia“ vielfach zurückgaben. Ach! Euphraſia hatte ja des Paters Lieb geheißen, das er vordeſſen begraben. Vor ihm aber ſtand die kleine Pflanze Augentroſt und zwar jetzt in voller Blüthe, und hatte viele ihrer Arme durch den Ring geſteckt, und hielt ihn ſo, und umgrünte und umblühete ihn, daß nicht rollendes Geſtein und beim Regen jäh abſchießendes Bergwaſſer ihn zur Tiefe führten.

„Augentroſt“ ſo ſchreiben die Kräuterbücher: „iſt ein kleines krausliches ſchönes Kräutlein, ſpannenlang, ein kleines holdſeliges Bäumlein, mit vielen purpurfarbenen Aeſtlein und Stengelein, welche mit kleinen Blättlein, ſo rings umher zerkerft, bekleidet ſind. Zwiſchen denſelbigen Blättlein bringt es ein holdſeliges ſchönes Blümlein mit dreien Farben, weiß, geel und purpurfarb geziert. Wächſt an den Rainen, wo die Sonne hin mag kommen und faſt in allen Wieſen! Iſt auch ein Herbſtkraut, darum wird es nit gefunden bis zu Anfang des Herbſtes.“ —

Und Pater Floribundus bückete ſich nieder und enthob das holdſelige Pflänzlein ſammt dem Ring, und freuete ſich wie ein Kind, und thät's in ein Schächtelein, darinnen er ſeine geweiheten Zündkerzen aufbewahrete, und ſchlug's in mannich viel Papier, und ſchrieb darauf auf einen Umſchlag nach dem andern „Geduld — Patientia — abwarten", daß der Freund und Bundesgenoſſe, dem er das ſendete, recht lange ablöſen mußte. Oben darauf legte er das Kräutlein Augentroſt. Dem Freunde aber, als er das empfing und entfaltete, kam gar bald eine freudige Ahnung, die ſchon der Anblick des Augentroſt's in ihm erweckt, als welches gar ein ſchönes Symbolum, zumalen er in Jugendtagen ſchon, als er noch Heilkräuter ſuchte, und auch fand, den Augentroſt gar lieb gehabt — und als er endlich ſeinen Ring, der noch das holde Kräutlein umfing, wieder erblickte, war ſeine Freude unmaßen groß, und ſchrieb dem Freund alſobalden ſeinen Dank mit heimlicher Kreide und mit andern Goldbuchſtaben, ſo in der Officin des Kellers liegen.

Hernachmals hat Pater Floribundus dieſe ganze Mär niedergeſchrieben, und iſt vorgeleſen worden im Kreiſe der Brüder des Humpenbundes und unter dem Sigill der heimlichen Kreide. Thäten ſich alle Brüder herzinniglichen freuen, daß der Bruder Ludwig ſeinen Ring wieder hatte, und daß ſelbiger Ring ſo wunderbarlichen erhalten und wieder gefunden worden war. Und hat der Orden des Humpenbundes und der heimlichen Kreide fortgeblühet und blühet noch fort bis auf dieſen heutigen Tag. Verleihe der Schöpfer Himmels und der Erde, daß er fortblühe bis an der Welt Ende.

Das Ringlein und die Perlennadel.

Fürſt Wilhelm den Pfarrer, und dieſer, die zahlloſe, im ganzen Thalgrund verbreitete, an den Höhen und um den Tempel dichtgelagerte Volksmenge überblickend, antwortete: „Gnädigſter Herr, ich ſchätze die Zahl der Köpfe auf dreißigtauſend!

„Es iſt unglaublich! O wie viel vermag Gott!“ rief der frommgläubige Herr erſtaunt aus, doch ſein Erſtaunen ſollte noch mehr geſteigert werden, denn plötzlich wurde im Volk eine Bewegung wahrgenommen, ein Drängen und Laufen nach einem Punkt hin, und Ritter Stein ſagte ſcherzend: „Habt Acht, Herren, es werden wieder Zigeuner kommen, wie vor einem Jahre.“ Indem eilte der alte Wohlrath keuchend herbei und rief: „Mit Verlaub, Ihr Herren! Greift zum Schwert! Vertheidigt das Heiligthum! Der Feind iſt da! Heiden! Heiden mit Turbanen und pechſchwarzen Geſichtern, wie ich ſie zu Jaffa geſehen; gegen tauſend Heiden! Nun freue dich Jeruſalem! Das wird ein luſtiger Tanz werden.“

Dieſe ſeltſamliche Ankündigung und das immermehr in Bewegung gerathende Volk beunruhigte

In einer Stadt Mitteldeutſchlands lebte ein Goldſchmied und Juwelier, der hatte ſo eben ein kleines Ringlein geſchmiedet, gefeilt, polirt, und betrachtete daſſelbe mit wohlgefälligen Blicken. Darauf entnahm er einem Juwelenkäſtchen einen niedlichen gelblichen Diamant, und fünf ebenſo kleine ächte rundgeſchliffene Türkiſſe, entzündete die Flamme ſeines Löthemaſchinchens und fertigte mit kunſtvoller Hand ein Vergißmeinnicht, indem er die fünf kleinen himmelblauen Steine um den Diamanten faßte und dann löthete er dieſes Vergißmeinnicht auf das Ringlein aus achtzehncaratigem Golde, fuhr mit einem feinen Seidentüchlein darüber und ſprach, indem er ſein Kunſtwerk noch einmal betrachtete, ſinnig vor ſich hin: „Wieder eins fertig! Was wird denn nun das erleben? Denn ein jegliches Werk der Menſchenhand erlebt ſein beſonderes Schickſal von ſeinem Anbeginn bis zu ſeiner Zerſtörung, ſieht Freud und Leid, iſt Zeuge von guten und böſen Dingen und Thaten, und die Menſchen ſcheuen ſich nicht vor ihm, weil ſie meinen, dieſe Werke ſeien unbelebt, todt, ſchauen keine Luſt und keine -- Thränen." Als der Goldarbeiter das Wort Thränen ſprach, fielen ihm Perlen ein, weil das Sprüchwort beſagt: Perlen bedeuten Thränen. Und da entnahm er dem Käſtchen, in welchem kleine Diamanten, Rubinen, Türkiſſe, Saphire, Smaragden, edle Granaten, Opale, auch ächt orientaliſche Perlen lagen, nebſt noch manchen andern Edelſteinen — ſechs kleine Perlen, faßte ſie in Silber und fügte ſie ſo aneinander, daß zu beiden Seiten des Edelſteinvergißmeinnichts je drei Perlen feſtſaßen, erſt zwei, dann eine — und dann legte er den nun fertigen ſehr ſchönen Ring in einen mit feinem ſchwarzen Tuch innen beſchlagenen Glaskaſten, darin ein ganzes Meer von Blitzen und Strahlen fluthete und funkelte von alle den großen und herrlichen Brillanten, Topaſen, Ametbiſten, reinen Bergkryſtallen, dem Gold- und Emailleſchmuck, den Ketten und Spangen, Buſennadeln, Finger- und Ohrringen. In dieſer Menge verlor ſich faſt als unſcheinbar das kleine Ringlein, doch glänzte es nach Kräften mit den andern.

Ganz nahe lag dem Ringlein eine ſchöne goldene Perlenvorſtecknadel; die Hälfte einer großen orientaliſchen Perle ruhte in einer Faſſung von Gold, um dieſe zog ſich frei ein großer Reif von blauer goldgefaßter Emaille, und an vier Seiten blitzten, in die Form des Kreuzes geſtellt, vier kleine Diamanten vom reinſten Waſſer. Dieſe Perlennadel gefiel dem Ringlein ausnehmend wohl und es bewarb ſich um ihre Freundſchaft. Die große Perle in der Nadel und die kleinen Perlen am Ringlein grüßten ſich als Verwandte und ſprachen in ihrer Sprache von dem tiefen Weltmeer und ſeinen ſchönen und ſchauervollen Geheimniſſen, und die Diamanten grüßten ſich, wie das Gold an beiden auch als Verwandte und ſprachen vom Schoos der Erde, wo ſie Jahrtauſende geruht, bis der Menſch in den tiefen Schoos hinabgedrungen, und ſie alle zum Lichte emporgehoben.

Da trat eines Tages ein Mann von vorgerückten Jahren in den Laden des Juweliers, deſſen Haar ſchon ergraut, deſſen

Haltung gebeugt, und deſſen Miene ernſt und bekümmert war, und ſprach: „Meine Herrin ſendet mich, Ihr möchtet ihr eine Anzahl Schmuckſachen zur Auswahl ſenden, zu Geſchenken — o ſie giebt ſo gern, erfreut ſo gern andre, aber — Ihr wißt es ſchon — nur Schmuck mit Perlen — denn Perlen bedeuten —“

„„Thränen!““ antwortete, die Rede vollendend, der Juwelier. „Ja ja, die liebe hohe Herrin mit dem Herzen voll unendlicher Güte hat viel tiefes Leid erlitten, hat viel geweint und weint noch immer, und erblickt in den Perlen das Symbol ihres Leids, ihrer Thränen; dieſe Thränen giebt ſie hin, daß auch andere ihres Wehes und Schmerzes gedenken und für ſie beten! O daß ſich doch an ihr dereinſt der Spruch erfülle: Die mit Thränen ſäen, werden mit Freuden ärnten!“ —

Dem alten Diener wurden bei dieſer Rede und der Erinnerung an alles trübe und wehvolle, was er im Dienſt ſeiner Herrin mit erlebt, die Augen feucht, und er erwiederte, während der Juwelier bemüht war, eine Anzahl auserleſener Schmuckſachen, zu denen Perlen mit verwendet waren, auszuwählen, ſie in ein Käſtchen zu legen und ein Preißverzeichniß niederzuſchreiben, mehr zu ſich ſelbſt, als zu dem Geſchäftsmann ſprechend: „Gott der allgütige verleihe ihr dieſe Aernte der Freude. Wie reich war ſie, wie umblühte ſie Glück und Glanz! Wie ward ihr ſo froh gehuldigt! Wie war ſie glücklich in der Liebe ihres Gemahls, in den beiden Söhnen, die ſie ihm ſchenkte! — Das war ihr heller Lebenstag, und nun brach, ehe ihr Lebensabend kam, das ſchwere Gewitter des Unglücks, ſie ganz umnachtend, herein. Des Gemahls jäher Tod, des Aufruhrs Sturm, Angſt und Noth, Flucht und Verfolgung, und das ſchwerſte, Verbannung von dem eigenen Herd, aus der liebgewordnen neuen Heimath! Das ſind Geſchicke, ſchwere Geſchicke, die des Herrn Hand den Menſchen auferlegt, welche ſie auf hohe Lebensſtellung hob, denn niedern kann ſo furchtbares und ungeheures nicht widerfahren.“ —

Unter den Schmuckgegenſtänden, welche der Juwelier indeß ausgewählt hatte, waren auch die Perlennadel und das kleine Ringlein mit den Perlen und dem Vergißmeinnicht.

Der alte Diener ging nach einem ſtattlichen Gebäude, das wohl ein Schloß zu nennen war, und überreichte ſeiner Herrin ehrfurchtvoll das Käſtchen, worauf er das Zimmer verließ. Die Herrin nahm es mit ſich in ein anderes Zimmer, wo zwei blühende Knaben ihr entgegenſprangen, und mit kindlicher Neugierde ſchnell den Inhalt des Käſtchens zu ſchauen verlangten. Eine junge Dame von ſanften und engelſchönen Zügen ſtand ehrerbietig in des Zimmers Mitte, und auch in ihr war die Luſt lebendig, das viele neue und ſchöne zu erblicken, was in dem Käſtchen enthalten ſein mochte. Sie rückte der angebeteten Herrin einen Seſſel an einen gegen das Fenſter zu ſtehenden Tiſch, und die Herrin ließ ſich darauf nieder, indem ſie das Käſtchen vor ſich hinſtellte.

Es bildete ſich jetzt eine gar anmuthige Gruppe, des Griffels eines Malers würdig. Mitten in dem ſchönen, nicht mit überladener Pracht, aber doch mit allen Gegenſtänden bequemer Wohnlichkeit eines vornehmen Hauſes ausgeſtatteten Zimmer die Herrin mit ihren von Schmerz bleichen aber ſchönen und regelmäßigen Zügen in einem aſchefarbigen Kleide, mit feingeformten Händen, nachdem ſie das Käſtchen erſchloſſen und geöffnet, nun mit prüfendem Blick die Schmuckgegenſtände einzeln herausnehmend und betrachtend; zu beiden Seiten der Mutter die Knaben mit feinen Geſichtszügen und wunderbar klugen Augen, und zur Seite auf einem geſtickten

Polſterſchemel anmuthig knieend, die liebliche blondlockige Geſtalt der Geſellſchafterin, antheilnahmevoll ſanft nach dem Schmuck ſich hinneigend; auch ſie trug ein Gewand von ernſter Farbe, wie der Wille der Herrin es ihrer ganzen Umgebung vorſchrieb, nur die Söhne durften von dieſer Regel und Sitte eine Ausnahme machen; ihren blühenden Jugendmai ſollte der Trauer dunkle Farbe nicht verdüſtern, ſie konnten noch nicht im ganzen Vollmaaß empfinden, was ihnen entriſſen worden war, folglich konnten und ſollten ſie auch noch nicht trauern.

Ein Stück des Schmuckes nach dem andern ward betrachtet, und theilweiſe auch bewundert. Da lagen Schnüre von kleinern und größern Perlen von hohem Werth, aber die Herrin trug ſchon eine ſolche Schnur, deren Preis allein allen vom Juwelier geſandten Schmuck aufwog; dann Ohrglocken mit Perlen, Stirnbänder mit Perlen, Perlennadeln in das Haar, Ringe und Vorſtecknadeln mancherlei Art. Mit weiblichem Scharfblick und feinem Schönheitſinn wurde geprüft, das kunſtvolle vom einfacheren, das ſchöne vom minderſchönen geſchieden.

„Nun, Serene, was gefällt Dir am beſten?“ fragte die Herrin ihre junge Freundin, und dieſe wieß erröthend auf das Ringlein mit dem Vergißmeinnicht, und nächſtdem auf die ungleich werthvollere Nadel mit der großen Perle und dem blauen Emaillereif hin.

„Ach ja! die Blume der Jugend, das Vergißmeinnicht!“ ſprach die hohe Frau mit einem ſchmerzlichen Lächeln. „Ich werde dieſes Ringlein behalten, aber Dir ſchenke ich es nicht, liebe Serene! Du bedarfſt von mir eines ſolchen Symboles nicht, nicht wahr? Du wirſt mich nicht vergeſſen?“

„Wie wäre das möglich? Wie könnte ich?“ rief Serene mit einem Blick voll der zärtlichſten Ergebenheit aus.

„Und dieſe Nadel gefällt auch Dir!“ fuhr die Herrin fort. „Dein Geſchmack iſt gut, er ſtimmt mit dem meinen, auch ſie werde ich wählen.

„Dieſe Nadel und dieſes Ringlein,“ wandte ſich die Herrin an ihre Söhne: „ſollt Ihr beide verſchenken.“

„Wir Mutter?“ fragten die Knaben verwundert aus einem Munde.

„Ja, Ihr ſollt ſie dem Manne ſchenken, dem Ihr ſo vielen Dank ſchuldig ſeid, der Euch die Wunder der Natur erkennen lehrt, die Thierwelt, aus der die Perlen kommen, die Welt der Pflanzen, der auch das Vergißmeinnicht entſprießt, die Welt der Metalle und Steine, welcher Gold und Diamant, und jeder andere Edelſtein entſtammen.“

„Ach das iſt ſchön, Mutter! Wie wird Herr Edgar ſich freuen!“ riefen die Knaben, und Serene ſetzte hinzu: „Und wie ſinnig, wie bedeutungsvoll!“

Noch mehreres andere, das ſie zu ehrenden und freundlichen Geſchenken beſtimmte, entnahm die edle Frau dem Schmuckkäſtchen des Juweliers, ließ alles von Serene aufzeichnen, und ſprach dann: „Laſſe den alten treuen Thomas das übrige dem Juwelier zurückbringen, und für das gekaufte dieſe Goldſtücke, und bitte, daß Herr Edgar zu mir in das Vorzimmer beſchieden werde. Mir aber gieb noch einmal jenes Blatt, das dort auf meinem Pult in dem Pſalmenbuche liegt, und Ihr, meine lieben Söhne“ — wandte ſie ſich jetzt zu den Kindern: „begebt Euch auf Euer Arbeitzimmer und bereitet Euch auf Eure nächſten Lectionen vor, damit Eure Lehrer mit Euch zufrieden ſind. Wenn Herr Edgar kommt, werde ich Euch durch Serene rufen laſſen.“

Die Knaben küßten die Hände ihrer herrlichen Mutter, und enteilten fröhlich und ſtürmiſch aus dem Zimmer, welches jetzt Serene ebenfalls verließ, nachdem ſie dem Geheiß ihrer milden und freundlichen Gebieterin nachgekommen war, und das bezeichnete Schriftblatt überreicht hatte.

Sinnend und gedankenvoll weilten die Blicke der Herrin auf dieſem Blatte; was auf demſelben geſchrieben ſtand, war — ein Gedicht.

Die hohe Frau las dieſes ſchon oft von ihr geleſene Gedicht und weinte. „O wie ſo erſchütternd wahr, wie tief empfunden!“ rief ſie aus. „Wie bewegt es und wie ſanft beruhigt es zugleich mein Herz, indem es mir mich ſelbſt und mein Geſchick in einem poetiſchen Bilde, in einem geſchichtlichen Gleichniß, das ſo vollkommen auf mich und mein trübes Wittwenloos und — auf meine Kinder paßt, vor Augen ſtellt. Und der tröſtende prophetiſche, glückverheißende Schluß! — Ja, Edgar empfindet warm und wahr und tief, wie ein Dichter empfinden ſoll; ich will zu ſeinem Glücke beitragen, und Gott ſei Dank, daß ich mindeſtens dieſes noch vermag. Edgar liebt Serene, ſie mögen einander angehören, und indem dann beide mir das Höchſte danken, verbinde ich ſie mir und den meinen lebenslänglich. Ach, wenn ſeine Prophezeihung ſich erfüllte, wenn der Dichter Edgar ein Seher wäre, wenn es wahr würde, was er ſo vorahnend mir zuruft, daß auch mir noch Glück aufgeſpart ſei, mir, die ich ſchon gelernt, auf alles Erdenglück zu verzichten, o dann wollte ich ſo reich ihm lohnen, als ich es nur immer vermöchte! Doch in deiner Hand, o Gott, ruht alles — du gabſt — du nahmſt, und du ließeſt mir [illegible] höchſte Gut — meine Söhne! Ueber ihnen wache [illegible], auf ihnen ruhe dein Segen, führe du ſie an deiner Allmachthand!“ —

Serene trat wieder ein, und ſetzte ſich, da ſie die Herrin in Gedanken verſunken, und wie ſie gewohnt war, in Thränen fand, deren heiligen Schmerz ehrend, ſtill zu einer Arbeit nieder.

Bald darauf meldete der alte Kammerdiener Thomas, daß Herr Edgar im Vorzimmer harre, und auf einen Wink der Gebieterin erhob ſich Serene, die Knaben zu rufen, welche alsbald lebhaft genug in das Zimmer und auf die Mutter zueilten.

Mit einem ſanften Wink zügelte dieſe die Lebhaftigkeit der Kinder und gab dem ältern die Perlennadel, dem jüngern das Ringlein in die eine Hand, während ſie beide bei der freien Hand faßte, und in das Vorgemach ſchritt, wo Edgar ihrer ehrerbietig harrte. Er war ein junger Mann von ſchönem Wuchs und edler Haltung, fein gekleidet und auf ſeinem ausdrucksvollen Geſicht war der Zug ſinnigen Ernſtes ausgeprägt. Sein braunes Haar war voll und lockig, und er trug daſſelbe länger, als die äußerer Eleganz ſich befleißigenden Stutzer ihr Haar zu tragen pflegten.

Ehrfurchtsvoll verneigte ſich Edgar beim Eintritt der Herrin, welche ſogleich voll Milde und Freundlichkeit das Wort nahm: „Ich habe Sie rufen laſſen, Herr Edgar, um Ihnen meinen Dank für Ihr mich tief ergreifendes Gedicht ſelbſt zu ſagen. Der wahre Dichter fühlt und trägt in ſeinem Innern den Schmerz der ganzen Menſchheit; Sie haben meinen Schmerz verklärend aufgefaßt, und einen frommen Troſtſpruch ſüßer Hoffnung ihm zugeſellt! O daß deren Orakel ſich doch erfüllte! Nehmen Sie aus meiner und meiner Söhne Hand, denen Sie ein ſo treuer Führer auf den Pfaden der Natur und der Naturgeſchichte ſind, und die liebevoll an Ihnen hängen, dieſe Andenken!“ — Dabei entnahm die Sprechende die beiden Gegenſtände des Schmuckes den Händen ihrer Söhne, und überreichte ſie Edgar mit eigener Hand, indem ſie zu reden fortfuhr: „Tragen Sie dieſe Nadel, die Ihnen mein Aelteſter giebt, zum Andenken an mich und meine Söhne, und dieſer Ring aus der Hand unſers kleinen Botanikers begleite Sie auf Blumenwegen. Für Ihre eigenen Finger wird freilich das Ringlein mit der ſinnvollen Blume zu klein ſein: wir ertheilen Ihnen daher volle Freiheit, das Vergißmeinnicht dahin zu ſchenken, wo Sie nicht vergeſſen zu ſein wünſchen, zum Schmucke irgend einer lieben Hand.“

Der junge Mann ſtand erröthend, erfreut, er ſuchte nach Worten des Dankes, doch fand er nur wenige und unzuſammenhängende, und die Herrin enthob ihn ſeiner Verlegenheit, indem ſie ſagte: „Leben ſie wohl, Herr Edgar!“ und mit den beiden Knaben ſich in ihr Zimmer zurückzog.

Edgar küßte Nadel und Ring; er fühlte den vollen Werth dieſer Gaben, ohne an deren hohen Preis zu denken, fühlte ſich geehrt und beglückt durch dieſe ihm zu Theil werdenden Zeichen hoher Huld und Würdigung ſeiner Perſon als Dichter, wie als Lehrer, und gelobte der hochverehrten Herrin wie der Erkorenen ſeines Herzens unwandelbare Treue.

Als Edgar den Palaſt verließ, hatte er die beiden ſchönen Geſchenke in ihren ſchützenden Umhüllungen in der Nähe ſeines Herzens geborgen, das gar ungeſtüm ſchlug, und da ſo Nadel als Ringlein ſich in Finſterniß eingehüllt und dicht neben einander geſtellt ſahen, ſo meinten die Perlen, ſie vernähmen das Schwellen und Schlagen der Meereswogen, und die rauſchende brauſende Fluth, brandend an der Muſchelbank, zu der des Perlenfiſchers kühner Sprung ihn trägt — und Gold und Diamanten vermeinten, ſie lägen wieder tief im Schacht und hörten des Bergmanns Fäuſtel klopfen fort und fort und Schlag auf Schlag und vernähmen das Brauſen unterirdiſcher doch einigermaßen den Herrn des Landes und er ſandte ſogleich die Ritter Schenk und Stein zu näherer Erkundigung aus, und hieß die Uebrigen nebſt den Reiſigen ſich wappnen, während ſein Waffenträger ihm das Schwert umgürtete und den goldnen Helm ihm darreichte.

Aber es drohte keine Gefahr, wie wunderbar auch immer das Schauſpiel war, welches ſich jetzt den Augen der Menge darſtellte.

Da kam thalabwärts ein Zug, wenn auch nicht von tauſend, wie Wohlrath berichtet hatte, doch von dreihundert Männern, alle zu Roß, alle in reicher und orientaliſcher Tracht; auf ihren Zügen war tiefer Ernſt ausgeprägt, doch in feindlicher Abſicht ſchienen ſie nicht zu kommen. In der Mitte des langen Zuges zeigte ſich, dem Volk zu hoher Verwunderung, ein großer Elephant, der einen prachtvoll verzierten Thurm auf ſeinem Rücken trug.

Nicht allzuweit von der Kirche hielt der ganze Zug, und ein Dollmetſch ſprach in ehrerbietiger Stellung mit den Rittern; dieſe hörten mit Staunen und Verwunderung ihn an, und ſahen zugleich, Gewäſſer. Aber was ſo ungeſtüm ſiedend und wallend brauſte, ſo ſtark klopfte und pochte, das war des Jünglings Herz, in deſſen nächſter Nähe Nadel und Ringlein jetzt verborgen ruhten, um bald darauf von einander getrennt zu werden. In des Jünglings Herzen wogten ſtürmiſche Gefühle. Das Wort, das die Herrin im Bezug auf das Ringlein zu ihm geſprochen, ſchien ihm ein Wort der Billigung, der Aufmunterung ſogar, da zu werden, wo er bisher nur verehrend angebetet hatte.

Und es verging nur eine kurze Zeit, da luſtwandelte die Herrin in Begleitung ihrer Söhne und Serenens nebſt deren Lehrern, Edgars und noch eines älteren würdigen Mannes, welcher die Knaben in der Religion und den Sprachen unterrichtete — und gefolgt vom alten Thomas in einem Bergeshain nahe der deutſchen Stadt, in der ſie ihren Aufenthalt genommen. Die Natur prangte in all' ihrer zauberiſchen Friſche, die Berg-Matten leuchteten von ſonnigem Grün und auf die gewaltigen grauen Felskoloſſen, die ſich von ihnen emporgipfelten, war ein ſanftröthlicher Schimmer ergoſſen, der Kuß ſanften Abendlichtes, der von ſonnebeſtrahlten Wolken auf ſie zurückfiel. Munter durchſprangen die Knaben den Wald, pflückten da, pflückten dort eine Blume, erhoben da, erhoben dort vom Pfad einen glitzernden Granit oder Porphyr, oder einen bunten Mandelſtein, haſchten nach Eidechſen und Schmetterlingen, und jauchzten voll Naturfreude in kindlicher Unſchuld, ohne es mit Kummer zu fühlen, daß von den Häuptern, die jetzt leichte Sommerhüte von Stroh bedeckten, ſchon ein anderer Schmuck gefallen war, der vielleicht dereinſt gar ſchwer gedrückt hätte. Die Herrin ging in ernſten Geſprächen mit dem bewährten und treuen Freund, der ihr und den Söhnen zu Liebe aus ſeiner Heimath, aus einem glücklichen Verhältniß in die weite Ferne gefolgt war, den Knaben Lehrer und Erzieher zu ſein.

Dieſer Kinder Zukunft — jetzt eine von dunkeln Wolken noch verhüllte Zukunft, war es immer und immer wieder, welche das treue Mutterherz bewegte; unaufhörlich mit dieſer Zukunft beſchäftigt, ermüdete ſie nicht, fort und fort ſich ſtark und gläubig zu erhalten in Hoffnung, und ſtets ein und daſſelbe Ziel im Auge habend, ſtrebte ſie dahin, die Erziehung ihrer Kinder ſo zu leiten, daß die Erfüllung eines großen Berufes, dem ſie entgegenreiſten, nie auch nur einen Tag, eine Stunde aus den Augen geſetzt werden durfte.

Am liebſten ſprach ſie ſich über ihre Wünſche und Hoffnungen gegen ihren ehrwürdigen Begleiter aus, welcher in ſeinen Jünglingsjahren ſchon der Erzieher des Vaters ihrer Söhne geweſen war, und mit der unbedingteſten Hingebung an ihr und den Söhnen hing, und um bei ſo vertrauungsvollen Geſprächen nicht unerwünſchte, vielleicht unwillkommene Zeugen und Zuhörer abzugeben, hielten ſich dann meiſtens Serene und Edgar in ehrerbietiger Entfernung zurück, während abermals in gemeſſener Entfernung von dieſen beiden der alte Thomas folgte, deſſen Begleitung keinen andern Zweck hatte, als vielleicht einmal den Shawl oder Hut der Herrin, ſicher aber die jedesmaligen Laſten zahlloſer Pflanzen und ſonſtiger Waldbeute zu tragen, mit welcher der ſtürmiſche Eifer der jungen Naturforſcher ihn regelmäßig überbürdete.

So wandelte Edgar glücklich an der Seite der lieblichen Serene durch die Gebirgsnatur voll Reiz und Zauber, und die Geſpräche, die ſie mit einander führten, wurden nur von Zeit zu Zeit unterbrochen, wenn einer der Knaben oder beide mit neuer Beute herangeſprungen kamen, nach Namen, Nutzen oder Schaden einer Pflanze oder eines gefangenen Thierchens fragend, und wieder von dannen eilend, wenn ſie dieſe Namen kaum vernommen.

Wieder ruhte an Edgars linker Bruſt das kleine Ringlein, wieder pochte das Herz mit Ungeſtüm, ſo daß das Ringlein hätte es mit einem Menſchenohr hören können, die Worte doch nicht hätte vernehmen können, welche Edgar zu Serene ſprach, und die jene nur mit hohem Erröthen und leiſe flüſternd beantwortete, bis Edgar mit einer ſtürmiſchen und zärtlichen Eile nach dem Ringlein griff, noch einen Kuß auf das Vergißmeinnicht drückte und es dann raſch an einen Finger der erglühenden Jungfrau ſchob, deren zarte Hand er einige Augenblicke feſt in der Seinen hielt.

Serene nahm Edgars Geſchenk mit ſtillem Entzücken, ſie blickte ihn mit ſeelenvollem Lächeln an, Wonnethränen füllten ihre blauen ſchönen Augen, ſie ſtand ſtill und ſchwieg, ſie hatte nicht Worte, aber ſie empfand ihres jungfräulichen Lebens ſeligſten Augenblick — ſie war nun Edgars Braut. —

Als nach der Heimkehr Serene der Herrin beim Wechſel der Kleidung behülflich war, lächelte dieſe mild und faſt ſchalkhaft, indem ihr Blick ſich auf Serenens Finger richtete, an dem dieſe das Ringlein trug, und ſprach: „Es war heute doch recht ſchön da droben in dem herrlichen Walde, nicht wahr, liebe Serene? Und meine Söhne haben recht fleißig botaniſirt? — Und ſelbſt Du, mein ſüßes Kind, fandeſt ein — Vergißmeinnicht!“

Hocherglühend in bräutlicher Schaam ſank Serene vor der Herrin nieder, und preßte Küſſe auf deren Hände und barg auf dieſe, ſelige Thränen weinend, ihr Geſicht. Liebreich zog die Herrin die Vertraute empor, und ſprach: „Sei glücklich mit Edgar, mein ſüßes Kind, und liebe mich wie eine Mutter! Willſt Du, ſo laß Edgar rufen, daß ich Euch beide ſegne!“ —

Hochentzückt, voll unausſprechlichen Dankgefühles, dem ſie aber keinen Laut des Ausdrucks zu geben vermochte, enteilte Serene; die Herrin ſtand allein und hob den feuchten Blick zum purpurüberflammten Abendhimmel, indem ſie ſprach: „O Gott, du Gott der Güte, der du mich ſo arm gemacht haſt, wie ſo reich haſt du mich doch gelaſſen! Ich bin nicht ganz arm, ich kann noch Glückliche machen!“ —

Edgar und Serene wurden in der That ein glückliches Paar, oft waren Nadel und Ringlein Zeugen ihrer Zärtlichkeit, letzteres aber noch mehr als erſtere, denn Serene ließ es nicht von ihrem Finger, nur einmal wurde der Verſuch gemacht, es abzuziehen, und an ſeine Stelle den Trauring zu ſchieben, aber es war, als ob ſich's dagegen ſträube, und ſich feſt an den lieben Finger klammere, an dem es weilen und im Lichte des Tages, und im Glanze von Serena's Schönheit und ihrer Liebe ſich ſonnen wollte, ſtatt in der Nacht des Schmuckkäſtchens verborgen zu ruhen. Da erhielt denn das kleine Ringlein den Trauring einſtweilen zum Nachbar, und vertrug ſich leidlich gut mit ihm; er war ganz einfach; innen ſtand der Name Edgar nebſt Jahreszahl und Datum, ſehr hausbacken, und die beiden Ringe verſinnbildeten neben einander ſo recht Poeſie und Proſa, die Liebe und den lieben Eheſtand, und ſchienen nicht neben einander zu gehören, ſo ſehr die Liebe zum Eheſtande gehört, und die Poeſie dazu da iſt, die Proſa des Lebens zu verklären, und ihr etwas von ihrem Blüthenduft und ihrer Lebensfarbe zu verleihen.

Eines Tages, vielleicht ein halbes Jahr nach der Verbindung Serena's mit Edgar, an welchem die Herrin einer Einladung nach einem nahen Luſtſchloß mit ihrem Söhnepaar gefolgt war, war das junge liebende Pärchen ſich ſelbſt überlaſſen und hatte Zeit, einen weitern Spaziergang zu machen, zu dem die milde Herbſtſonne lockte, und die reizende Waldnatur der Gegend, in welcher die Herrin weilte. Im Sonntagsſchmuck, voll Freude, voll Glück und Liebe machten beide junge Gatten ſich auf, und enteilten den langen Straßen der Stadt und Vorſtadt, thal- und waldwärts. Erſt theilten ſie den Weg mit gar vielen Luſtwandlern aller Stände, die ſich draußen auf allen Pfaden verbreiteten, theils dem geraden Weg folgend, theils zur Rechten und Linken felsreiche und bewaldete Höhen erklimmend, oder in enge Thalſchluchten ſich verlierend. Die ſo glücklich Vereinten wählten für ſich einen von andern nicht betretenen Thalpfad, der zu lieblichen Räumen führte, wo Waldesdunkel traulich ſchattete, ein Bergquell aus moosüberkleidetem Felsgeſtein brach, und friſcher Luſthauch die warmen Wangen wonnig kühlte.

Dort ruhten beide auf einer Raſenbank, und umfingen ſich, und blickten einander in die treuen Augen, und ſchwuren aufs neue ſich treue Liebe und prieſen die gütige Herrin und ſegneten ſie. Sie trieben all' das ſüße kindiſche Getändel jugendlicher Liebe mit einander. Um das Becken der Quelle waren Vergißmeinnicht aufgeblüht, Edgar ſtieg hinab und pflückte deren, und ſtreute ſie Serenen in den Schoos und auf ihr Haar, und wie ſie die Hand danach hob, ward er ihres Ringleins wieder anſichtig, und faßte die liebe Hand und ſprach: „Sieh, ſieh Liebe, da trägſt Du ja noch das Vergißmeinnicht von todten Steinen! Laß uns doch einmal vergleichen, welches ſchöner ſei, dieſer blühende Edelſtein der lebendigen Gotteshand, oder dieſes Werk der Kunſt aus Menſchenhand.“ Serena nahm ſich ihres Ringvergißmeinnichtes an, rühmte deſſen Dauerbarkeit und beklagte der zarten Blumen ſchnelles Welken, ſie rühmte auch deſſen Werth gegenüber der Werthloſigkeit der überall vorhandenen Bachblume, und es entſtand ein kleiner Wettſtreit zwiſchen Edgar und Serena, in welchem ſie Siegerin werden zu wollen ſchien. Darüber wurde Edgar, den ihr feſter Widerſpruch reizte, faſt ungerecht gegen und unwillig über das kleine Ringlein, und vergaß, daß er ja ſelbſt ihre Hand damit geſchmückt, vergaß die verehrte Hand, die es ihm dargereicht und welches Symbol es ſein ſollte, und machte die Bemerkung, das Ringlein gehöre gar nicht an die Stelle, die es jetzt einnehme, und zur Strafe, daß es ſich ſo wichtig mache, ſich ſo in Gunſt geſetzt habe, ſolle es jetzt gleich herunter und an einen andern Finger, denn es ſcheine ſehr, meinte Edgar, das Herrenrecht, das der Trauring ſymboliſch vertrete, zu beeinträchtigen.

„Siehe zu, ob Du es abziehen kannſt!“ lachte Serene, und hielt ihm den roſigen Goldfinger ihrer rechten Hand entgegen. Edgar zog zuerſt den Trauring ab, dann zog er an dem kleinen Ringlein, das ſaß feſt, faſt wie in das Fleiſch gewachſen, er aber zog hart und heftig, und über Serena's blühendes Geſicht zuckte ein Schmerzgefühl, ſie ſchrie auf und rief: „Edgar! Du thuſt mir weh!“ — Da hatte er das Ringlein in der Hand, mit den Edelſteinen und den Perlen, und die Perlen machten gleich ihre Bedeutung wahr: denn aus Serenens Augen ſtürzten ein Paar helle Thränen, und aus dem Ringlein war durch die Heftigkeit der Bewegung des Abziehens vom Finger eine Perle gebrochen, welches Edgar jetzt mit Schreck und Beſchämung wahrnahm. Wie er nun begütigend ihr den Trauring wieder an den Finger ſteckte, ſah er Serena's Thränen, es waren die erſten Thränen des Schmerzes, die ſie in ihrer ſo glücklichen Ehe weinte, und erſchrack, und bereute, den Scherz zu ſehr in Ernſt verkehrt zu haben, ſie aber lächelte liebreich durch die Thränen und ſagte: „Bitte, Edgar, gieb mir mein Ringlein wieder!“ — Dieſer jedoch dachte, es werde der Verluſt der einen Perle

Serena ſehr ſchmerzen und verſtimmen, und wollte erſt heimlich vom Juwelier die verlorene Perle durch eine andere erſetzen laſſen, daher hielt er das Ringlein feſt in ſeiner Hand verſchloſſen, und weigerte ſich, und ließ ſie fort und fort bitten, bis ſie endlich des Bittens müde ward, und ſchmollend ſprach: „Iſt das auch Liebe? Erſt thuſt Du mir weh und bitteſt mir's nicht einmal ab, und nun nimmſt Du mir Dein eigenes Geſchenk, auf das ich ſo viel Werth gelegt? Nun gut, ſo behalte *alle* Deine Vergißmeinnicht!“ — und damit warf ſie ihm auch die von ihm für ſie gepflückten Blumen ſämmtlich wieder zu, und wendete ſich ernſtlich zürnend ab. Edgar ward dadurch nur noch mehr verſtimmt, daß ſie ſeine Weigerung, das Ringlein ihr zurück zu geben, gleich ſo übel deutete, und wollte nicht einſehen, daß er im Unrecht war; eben ſo wenig war er aber auch geneigt, den Zwiſt fortzuſetzen, er trat daher einige Schritte von Serena weg und rief: „Da haſt Du es! Fang' es!“ — und warf etwas heftig das Ringlein Serenen zu, ſchneller als dieſe ſich deſſen verſah; es flog ihr an die Stirne, prallte ab, fiel zu Boden, und weg war es.

Mit Augen voll Thränen bückte ſich Serena nach dem Ringlein, allein ſie konnte es nicht entdecken, beſtürzt ſuchte nun auch Edgar — eben ſo vergebens, und Serena brach in lautes Weinen aus, was ihm in der Seele weh that, da er ſich als die Urſache dieſes Schmerzes ſeiner jungen Frau und dieſes Verluſtes anſehen mußte. Eifrig durchwühlte Edgar im anhaltenden Suchen Gras, Blumen und Moos rings um die Quelle, ließ allen Sand des Beckens derſelben durch ſeine Hand gehen, es war alles vergebens, verſchwunden war und blieb das Ringlein und mit einem kummervollen Schweigen verließen endlich beide den Ort, den ſie ſo innig liebevoll und ſeelenvergnügt betreten, nicht ahnend, daß ſo ſchnell ein Leid und ein Verluſt ſie treffen würde. Auch hatten ſie Urſache zu eilen, denn durch das fruchtloſe Suchen war viele Zeit vorüber gegangen, und Serena mußte gewärtigen, daß die Herrin von ihrem Ausflug am Ende früher nach Hauſe zurückkehren könne, als Serena, und ſie dann ungern vermiſſen werde. Gleichwohl ſprach Edgar manches gute Wort auf dieſem Heimwege, zeigte aufrichtige Reue und es gelang ihm bald, ſeine junge Frau zu verſöhnen, denn edlen Gemüthern iſt es nicht eigen, lange zu zürnen und mit andauernder Klage den Verluſt unerheblicher Dinge zu bejammern.

Der Abend war ſchön; Felſen und Wälder und Matten erglänzten wieder in jenem zarten Roſenlicht, wie an jenem Tage, an welchem Edgar das nun verlorene Ringlein Serena ſchenkte und den Verlobungskuß ſeiner lieblichen Braut auf die purpurnen Lippen drückte. Wie die jungen Gatten die Stadt erreichten, hörten ſie fern hinter ſich auch ſchon die Wagen rollen, welche die Herrſchaften von ihrem Ausfluge zurückbrachten.

Aus einer Seitenſtraße ſtießen zwei Männer auf ſie, welche in Gemeinſchaft einen nahen Vergnügungsgarten beſucht hatten, der Juwelier und der alte Thomas, und grüßten freundlich das junge Paar, der alte Thomas aber ſah Edgar feſt an und ſprach: „War mir doch, Herr Edgar, als hätte ich, wie Sie heute Ihren Spaziergang antraten, Ihre Perlennadel an Ihnen geſehen, und nun —?“ —

„Wie? Die Nadel?“ fragte Edgar erſchrocken und faßte nach der Stelle, an welcher die Nadel befeſtigt geweſen war. — „Großer Gott! Fort! Auch verloren!“ — Serena ſtieß einen Schrei des Schreckens aus, und der Goldſchmied rief im mitleidvollen Tone, der faſt wie ein Vorwurf klang: „Die ſchöne Nadel, die ich mit ſo vielem Fleiße geſchaffen!“ — und nannte den Geldwerth derſelben, deſſen Höhe Edgar gar nicht gekannt, und die ihn nun vollends erſchreckte.

„Sicher verloren beim Bücken und Suchen nach dem Vergißmeinnichtring!“ rief Edgar. „Ich eile zurück nach der Thalſchlucht, ich ſuche!“ — „Ehe Sie dahin zurückkommen, iſt es Nacht, und Sie finden nichts!“ — warf Thomas ein, und Edgar ſtand rathlos, ringend mit den peinlichſten Empfindungen über den Doppelverluſt, während Serena ihren Thränen ungehemmten Lauf ließ.

„Schade, ſchade um beide werthe Gegenſtände! Ich wünſche, daß Sie dieſelben wiederfinden oder zurück erhalten, und wünſche allerſeits gute Nacht!“ — ſprach der Juwelier und murmelte, indem er von dannen ſchritt: „Ja ja, Perlen bedeuten Thränen!“ —

Jetzt rollten die Wagen heran, Thomas eilte mit Serena zum Empfang der Herrin. Dieſe erſchien ungewöhnlich ernſt, und als ſie in ihrem Zimmer mit Serene allein war, nahm ſie gar nicht wahr, daß dieſe geweint hatte, ſondern brach gleich ſelbſt in Thränen aus, und ſprach, als Serene darüber ganz beſtürzt zu ihr aufblickte: „O mein gutes Kind! Wir müſſen von einander ſcheiden, und ich muß Deinen Edgar Dir auf unbeſtimmte Zeit entführen. Wichtige Briefe, welche mir von meinen theuern Anverwandten heute mitgetheilt wurden, rufen mich fort von hier, wo ich ſo gerne länger geweilt hätte, in ein anderes Land. Es gilt dem Wohl meiner Söhne, für die mir kein Opfer zu ſchwer iſt!“ —

„Und ich ſoll hier zurückbleiben?“ fragte Serene mit innerm Beben.

„Ich kann, ich darf Dich den Beſchwerden einer ſo weiten Reiſe nicht ausſetzen, mein gutes Kind!“ — antwortete die Herrin und bewieß in ihrer zarten Rückſicht, die ſie auf Serena's hoffnungsvollen Zuſtand nahm, aufs neue die ſeelenvolle Güte ihres Herzens.

„Könnte ich Edgar jetzt entbehren, ließ ich Dir ihn gerne hier, allein ſo lange, bis ich einen andern würdigen jungen Mann gefunden, der ſeine Lehrerſtelle bei meinen Söhnen erſetzt, muß ich Deinen Mann ſchon an mich feſſeln, und nicht wahr, Du zürnſt mir darum nicht, gute Serene, Du biſt für mich gewiß auch jeden Opfers fähig; ich kenne Dein Herz, und weiß, daß es mir treu iſt wie Gold!“ —

Ach — das Gold iſt nicht treu, niemand ſollte dieſen Vergleich gebrauchen — dachte Serene, eingedenk des heutigen Doppelverluſtes, doch gab ſie ihren wehmuthvollen Gedanken keine Worte; ſie ſchwieg, und die Herrin glaubte, der Ausdruck tiefer ſchmerzlicher Betrübniß, der über Serenens Züge gebreitet war, gelte allein der Trennung von ihr und Edgar. —

Mittlerweile zog über Höhen und Thale die Dämmerung mit ihren milden Silberflören, die ſich grauer und grauer, dunkler und dunkler färbten, bis die Schleier der Nacht aus ihnen wurden. In der Thalſchlucht, über der Quelle, neben der Raſenbank lag ein reifer Tannenzapfen, und in dem Tannenzapfen lag das Ringlein, das zwiſchen die weit von einander offenſtehenden Samenſchuppen gefallen war und ſich dort eingeklemmt befand. Oefters hatte beim Suchen Edgars Fuß den Tannenzapfen betreten, und als ihm beim Bücken die Nadel unverſehens entfiel, gewahrte er nicht, daß ſie gerade unter dieſen Tannenzapfen zu liegen kam.

Da lagen nun die beiden, die Perlennadel und das kleine Ringlein nahe bei einander im einſamen nachtüberſchatteten deutſchen Walde, das Gold aus dem Uralgebirge, Diamant und [illegible] aus dem fernen Morgenlande, und die Perlen wie ſich die wunderbaren Fremden zu einem Zuge ordneten, ſahen, daß ſie Fahnen erhoben, darauf Heilige und Engel gemalt waren, nebſt den Charakteren einer fremdartigen Schrift, und aus dem Thronthurm vom Rücken des Elephanten ſchritt im Königsſchmuck ein ſchöner Mann, der in ſeiner Rechten ein weißes Kreuz trug. Er durchwandelte ſtolzen Ganges die Reihen der Seinen und dieſe fielen auf ihre Kniee und küßten das weiße Kreuz voll tiefer Demuth.

Da eilten die Ritter zurück zu ihrem harrenden Gebieter und ſprachen: „Naod, der König vom Lande Aethiopia, entbietet ſeinen Gruß dem Herrn dieſes Landes. Er hält durch das Abendland eine frommme Wallfahrt und hat vernommen von den Wundern im Grimmenthal, weßhalb er kommt mit ſeiner Schaar, auch hier zu der Gnadenmutter zu beten; er iſt ein König und ein Hoherprieſter zugleich.“

„Wunderbar, überaus wunderbar!“ rief Fürſt Wilhelm. „Seyd uns gegrüßet, ritterliche Gäſte aus von der Küſte von Coromandel. Möglich, daß ſie einander erzählten von ihren Heimathlanden, ihrer Vergangenheit, und all' den Menſchenhänden, durch die ſie gegangen, bis ein Zufall ſie hier an dieſer einſamen Stelle vereinte, und das waren wunderſame Geſchichten und mehr Geſchichten vom Leid, als vom Glück. Es fehlte auch nicht an Geſellſchaft, denn ein großer Glühwurm ſetzte ſich neben die Nadel, und leuchtete recht hell und goldgrün, und warf den phosphoriſchen Schimmer ſeines Lichtes bis in den Spalt der Tannenzapfenſchuppen, wo das Ringlein feſt ſaß, deſſen Vergißmeinnicht wunderſchön ſtrahlte in dieſem eigenthümlichen Lichte. Der Glühwurm wußte in ſeiner Sprache, von der wir nicht wiſſen, ob Steine, Gold und Perlen ſie verſtanden, vieles vom Waldleben zu erzählen; er unterhielt ſich mit dem Nachtthau, der zum Beſuch auf dieſes ſtille Plätzchen und auf die Vergißmeinnicht am Quellenrande fiel, die all' ihre Blumenaugen geſchloſſen hatten, ſchlummerten und träumten. In der Geiſterſtunde wurde es unheimlich lebendig in der Thalſchlucht. Die geſpenſtige Geſtalt eines rieſigen Drachen, der vor tauſend Jahren in dieſer Gegend gehauſt, ringelte hindurch, auf dem Haupt eine glührothe goldene Krone. Die Schatten von Rittern und Reiſigen, die vor grauen Zeiten einſt in dieſer Thalenge ſich verborgen gehalten, zogen mit ihrer Wehr und ihren Fähnlein hindurch. Von einer nachbarlichen Felſenhöhle wandelte die verwünſchte Jungfrau nieder, und glitt leiſen, ſchwebenden Trittes durch das Thal; ſie erblickte den Schimmer des Glühwurms, ſah Nadel und Ringlein mit ihrem Geiſterblick, und erbebte und ſeufzte, rang die Hände und entſchwand, denn um der heftigen Liebe zu irdiſchem Schmuck Willen, war ſie ja eben verwünſcht worden zu ewig ruheloſem Wandeln. —

Indeß auch dieſe unheimliche Stunde ging vorüber, und allmählig begann des Glühwurms Licht zu erbleichen, mit dem erſten Grauen der Morgendämmerung; da war es minder ſchön an dieſer Stelle, als mitten in der Mitternacht, denn nun wurde wieder ein andres Leben im Walde wach, das Leben der Thierwelt. Kühl hauchte die Luft; der Nachtthau ſtieg dunſtend empor und ballte ſich zu Nebelgeſtalten, und in den abgefallenen Nadeln der Tannen, im Mooſe rings unter den Baumrinden und oben im Gezweig, überall begann ſich's zu regen, o dieſes erwachende Leben in Thier und Pflanze. Graue Spinnen glitten mit großer Eile dahin, als hätten ſie Botengänge zu verrichten; die Holzwürmer begannen ihre Arbeit; die Mooſe richteten zahlloſe Speere auf, als wollten ſie Schlachtordnungen bilden, die Vergißmeinnichtblümchen wachten nach kurzem Schlummer wieder auf, und waren es nicht die alten, ſo waren es junge, friſche, die ihre Blumenaugen aufſchlugen. Der Heerwurm kam und zog quer über den Waldpfad, nahe der Quelle, ein langer Zug, der gar kein Ende nehmen zu wollen ſchien. Die Ameiſen wurden munter, und gingen gleich an ihre raſtloſe Thätigkeit; ſie belebten ihre langen Straßen unter den Tannenbäumen, und an dieſen hinauf, und mit unheimlichem Schnurren ſumſten früh erwachte große Horniſſen, die ihr Neſt in einer alten Eiche des aus gemiſchten Bäumen beſtehenden Haines hatten, um die Wipfel. Als die Ameiſen das Ringlein und die Perlennadel gewahrten, ſagten ſie es leiſe weiter, und es entſtand unter ihnen ein lebhaftes Gewimmel, mehr und mehr eilten herbei, ſchaarten ſich um die Kleinode, und machten Anſtalt, ſie in das innere ihrer nahen Burg als Schatz ihrer Königin zu ſchleppen, allein das Ringlein ſaß feſt in ſeinem Tannenzapfen, und die Nadel war zu ſchwer, obſchon ein ganzes Heer ſie umgab und [illegible] ſchob. Mittlerweile kam der Morgen in aller Pracht herauf, drückte die Nebel in die Felſenſchluchten zurück und löſte ſie auf, und da naheten der Thalſchlucht auch ſchon Menſchentritte. Eine Schaar armer Kinder kam laut redend und lachend heran und zerſtreute ſich im Walde, und las Tannenzapfen auf; erſt wurden dieſe in Haufen zuſammengetragen, dann in mitgebrachte Säcke geſchüttet. Ehe man ſich's verſah, hob eine Kindeshand den Tannenzapfen auf, worin das Ringlein ſaß, und warf ihn zu den übrigen. Die Nadel ſah und fand dieſes Kind aber nicht, denn es nahm ſo eben eine ſchwarze Waldſchnecke zum höchſten Verdruß der Ameiſen ihren Weg gerade über dieſelbe, und da beſagte Schnecke nicht die mindeſte Eile hatte, ſo blieb die Nadel unter ihr gar eine lange Zeit liegen, während die Ameiſen beſchloſſen, dieſe Schnecke, die ihnen als ein ganz häßlicher und abſcheulicher großer Drache erſchien, welcher ihnen ihren gefundenen Schatz rauben wollte, den Krieg zu erklären, und ſie auf Tod und Leben zu bekämpfen. Die arme Schnecke, welcher gar nichts an Gold und Perlen gelegen war, und die auch nie in ihrem Leben einer Ameiſe etwas zu Leide gethan hatte, wußte gar nicht, wie ihr geſchah, als plötzlich, wie ſie ihr eines Fühlhorn ausſtreckte, ein heldenmüthiger junger Ameis dieſes Fühlhorn mit ſeinen Kinnladen, die einer Kneipzange glichen, packte, und er war nicht wieder davon abzubringen, obſchon die Schnecke das Fühlhorn einzog, ſo weit ſie konnte, wodurch der junge Held den eigenthümlichen Tod des Erſtickens im Kopf einer Schnecke fand.

Jetzt erſchienen gleichzeitig drei Erwachſene in der Thalſchlucht, das waren Herr Edgar, der alte Thomas und der Juwelier. Alle drei hatten frühzeitig ihr Lager und die Stadt verlaſſen, die verlorenen Kleinode zu ſuchen, und der Goldarbeiter hatte noch einen Nebenzweck, zu welchem Behuf er ein

Gefäß mit ſich führte, nämlich für ein leidendes Glied ſeiner Familie ein Heilmittel im Walde zu ſuchen, welches Heilmittel kein anderes war, als ſchwarze Waldſchnecken. Sie ſahen und fanden alle drei weder Nadel noch Ringlein, raſch aber warf der Goldſchmied, was er von Waldſchnecken fand, in ſein Gefäß, und ſo ſahen die Ameiſen plötzlich ihren Feind entführt ſammt dem Schatz, über den er ſich gelagert hatte, und welcher vermöge der Zuſammenziehung des Schneckenleibes, als dieſe ſich gepackt ſah, an ihr haften blieb, worauf ſich in der Ameiſenwelt die Kunde verbreitete, daß die ſchwarzen Schnecken böſe, ſchätzeraubende Waldteufel ſeien, welche mit den Schätzen davon zu fliegen vermöchten, was ganz unglaublich klang.

Da nun Edgar und ſeine Freunde völlig vergebens über eine Stunde den Weg und das Plätzchen, wo erſterer geſtern mit Serena geweilt, auf das ſorgſamſte durchſucht und nichts gefunden hatten, auch die Kinder gefragt, ob ſie nichts gefunden hätten, und ihnen reiche Belohnung verſprochen, wenn ſie Ring oder Nadel fänden und zurück gäben — ſo kehrten ſie betrübt nach Hauſe zurück, am betrübteſten Edgar, den der Verluſt der ſchönen Nadel zumal ganz unglücklich machte. Er ſchämte ſich ordentlich, vor ſeine junge Frau zu treten und vor ſeine gütige Herrin; was ſollte dieſe denken, wenn er ihr ſchönes werthvolles Geſchenk gar nicht mehr trug, und was von ſeiner Ordnungsliebe halten, wenn er ihr, falls ſie danach fragte, geſtehen mußte, die Nadel *verloren* zu haben? —

Die Kinder, welche die Tannenzapfen im Walde aufgeleſen hatten, trugen ihre Laſt zur ärmlichen Wohnung ihrer Aeltern, und ſchütteten den zum Ausklengen des Saamens beſtimmten Schatz auf dem Boden des Häuschens zum Trocknen aus. Da löſten ſich die Saamenſchuppen von dem Holz der Zapfen durch das Trocknen und häufige Wenden, und fielen heraus, dieſer Saamen wurde dann gut bezahlt, und die leeren Zapfen nützten noch zur Feuerung. Siehe da fiel auch das Ringlein aus dem Zapfen, in dem es geſeſſen hatte. Ein ganz kleines Kind fand zuerſt das Ringlein, und hatte eine ſo große Freude darüber, daß es ſeine höchſte Zuneigung für daſſelbe dadurch an den Tag legte, daß es damit zum Munde fuhr, um es zu verſpeiſen. Zu allem Glück für das Kind, das unfehlbar an dem Ringlein erſtickt wäre, winkte einer von den Engeln, die unſichtbar über ganz kleinen Kindern wachen, der nahebei beſchäftigten älteſten Schweſter, einem lieblichen achtzehnjährigen Mädchen; dieß ſah das Kleinod in des Kindes Händen, ſprang hinzu und entriß es ihm, und gleich machten die Perlen ihr Recht wieder geltend, das Kind ſchrie und weinte helle Thränen über den Verluſt, der es von einer Todtesgefahr, wenn es den Ring verſchluckt hätte, befreite. Darin gleicht oft auch noch der ältere Menſch dem Kinde, daß er mit Heftigkeit das feſtzuhalten ſucht, was ihm den größten Schaden bringen kann und oft wirklich bringt.

Mit einem freudigen Schreck betrachtete das arme Mädchen, deſſen Name Gretchen war, den gefundenen Ring, der ſo hell glänzte; nie hatte Gretchen etwas ſo ſchönes in ſeiner Hand gehabt; mit Jubel brachte es den Ring zu den Aeltern und die ganze Schaar der Geſchwiſter, große und kleine, umdrängte das Mädchen mit neugierigen und erſtaunten Blicken, und die Mutter ſprach lächelnd: „Ei das hat Gutes zu bedeuten, zuletzt gar eine Hochzeit, wenn ein Mädchen goldene Ringe findet.“ Kaum hatte die Mutter dieſes Wort geſprochen, ſo klopfte es, und auf das Herein! welches der Vater ausrief, trat ein junger Burſche von blühendem Ausſehen in die Stube, bot allen die Hand, und behielt die Hand Gretchens feſt in der ſeinen, indem er ausrief: „Vater, Mutter! Meine Aeltern willigen ein! Ich darf Gretchen heirathen, wenn Ihr beide es zufrieden ſeid!“ —

„Hoho!“ rief Gretchens Vater lachend aus: „iſt es denn Gretchen auch zufrieden?“

Hocherröthend ſchmiegte Gretchen ihr Geſicht an die Bruſt ihres Bräutigams, und die Mutter rief, indem ſie freudig die Hände zuſammenſchlug: „Was habe ich geſagt? Was habe ich vorhin geſagt? Das Ringlein, das Ringlein! das hat uns die Freude verkündet — aber eigentlich iſt es nicht Dein, das kleine Marlischen hat es gefunden. Wer weiß, wer es ungern verloren hat?“ —

„Hebt das Ringlein nur immer der Kleinen auf oder ſetzt es in das Wochenblatt; ich kaufe ſchon ſelbſt für mein Gretchen einen Ring“ — ſprach Joſeph und führte bald darauf ſeine liebliche Braut in das älterliche Haus, wo ſein Vater und ſeine Mutter das ſchöne und brave Mädchen freudig und herzlich willkommen hießen. In ihrer Freude erſchloß die alte gute Mutter mit geſchäftiger Hand eine Truhe, kramte darin und brachte ein Ringlein daraus hervor, das einſt ihr Verlobungsring geweſen, und ſteckte es an den Finger der jungen Schnur, und merkwürdiger Weiſe ſah dieſes Ringlein jenem, welches Gretchens Schweſterchen Marlischen gefunden, täuſchend ähnlich, nur war ein kleiner Unterſchied dabei: das Steinchen in der Mitte war kein Diamant, ſondern ein Bergkryſtall, die blauen Steinchen waren keine Türkiſſe und auch keine Steine, ſondern blaues Glas, die Perlen waren keine orientaliſchen, ſondern unächte, und der Reif beſtand nicht aus Gold, ſondern aus einem goldähnlichen Metall, welches die Goldarbeiter Halbgold, Similor, nennen. Nichtsdeſtoweniger nahm Gretchen mit der dankbarſten Freude dieſes gütige Geſchenk, und es kam ihr gar nicht in den Sinn, Vergleiche zwiſchen der

Aechtheit und Unächtheit anzuſtellen; ihr Auge erfreute ſich an des Ringes Schönheit und ihr Herz am Gemüth der Geberin. —

Der Goldarbeiter und Juwelier leerte daheim ſein Gefäß mit den geſammelten Schnecken in ein anderes aus, darin ſich Waſſer befand, um dieſelben zunächſt von anhaftender Erde und Tannennadeln zu reinigen, ſchwenkte ſie tüchtig um und um, und griff dann in den Topf, eine Schnecke nach der andern herauszunehmen und in das Gefäß zu legen, in welchem ſie nun gekocht werden ſollten, um die heilende Schneckenfleiſchbrühe zu liefern. Bei dieſer Beſchäftigung ſtach ihn etwas im Topfe derb in den Finger, ſo daß er erſchrak, und dachte: ei ei, was iſt das? Es hat mich doch kein Schneck gebiſſen? Oder hab' ich etwa ſonſt ein ſchädliches Thier im Walde anſtatt einer Schnecke mit aufgeleſen? Wie er nun hineinſah in den Topf, und die noch darin befindlichen Schnecken muſterte, traute er kaum ſeinen Augen, denn da blitzte es ihm hell und klar aus dem Gemengſel ſchwarzen Gewürms entgegen, eine große Perle, vier kleine Diamanten, ein blauer Reif — Edgar's, dem Juwelier ſo wohlbekannte Nadel. — Der Mann konnte ſich von ſeinem Erſtaunen gar nicht erholen, er faßte aber raſch das Kleinod, und trocknete es ſäuberlich ab, indem er ſich Glück wünſchte zu dem ſo höchſt räthſelhaften Funde, und an die hohe Freude Edgar's dachte, wenn dieſer ſein verlorenes und ſo ſchmerzlich vermißtes Kleinod wieder erhalten würde. Indem kam der alte Thomas zu ihm, um noch einen Auftrag ſeiner Herrin zu vollziehen, und theilte dem Juwelier mit, daß dieſelbe noch am nämlichen Tage abreiſen wolle, und er ihm nun vielleicht auf lange Zeit Lebewohl ſagen müſſe. Herr Edgar, verkündete er, werde mitreiſen, Serena aber zurückbleiben; beide ſeien ſehr traurig, und Edgar habe ihm beauftragt, nachzufragen, ob der Juwelier nicht noch eine Nadel habe, die der verlorenen ganz gleich ſei, denn Edgar wolle lieber das für ihn ſchwere Opfer bringen, eine ſo theure Nadel zu kaufen, als den ſo ſehr beklagten Verluſt eingeſtehen. Ebenſo ſolle er nach einem Vergißmeinnichtring fragen. Der Goldſchmied lächelte mit gutmüthiger Schlauheit, und ſagte: „Einen ſolchen Ring habe ich jetzt nicht, aber eine ſolche Nadel, die der verlorenen auf das Haar gleicht; Herr Edgar ſoll ſich nur in Acht nehmen, ſie nicht abermals zu verlieren.“ Dabei zeigte er dem alten Freund Edgar's Nadel und dieſer war ganz erſtaunt, eine Nadel zu erblicken, welche der verlorenen ſo ähnlich war, wie ein Ei dem andern — endlich, da er den Juwelier ſchalkhaft lächeln ſah, rief Thomas aus: „Das iſt Herrn Edgar's Nadel und keine andere; ich kenne ſie zu genau!“ und indem er die Nadel in der Hand umdrehte, ſah er den Buchſtaben E. auf der Rückſeite in das Gold, das die Perle umfaßte, eingeritzt. „Sie iſt's, ſie iſt's!“ rief Thomas ſo freudig, als ſei das wieder erlangte Kleinod ſein eigenes, und nun erzählte ihm der Goldſchmied, wie wunderbar und ihm faſt ganz unerklärlich er die Perlennadel mitten in dem Topfe mit Waldſchnecken gefunden habe.

„Ach, wie wird Frau Serene ſich freuen, die weint vor Freude!“ rief Thomas vergnügt aus, und der Juwelier ſagte: „Mich ſoll es freuen, wenn die Perlen auch einmal Freudenthränen bedeuten, es iſt ſolches nicht oft der Fall. Grüßt mir das junge Paar, und ſaget Eurer herrlichen Herrin, daß wir, die Bürger dieſer Stadt, ſie ungern und traurig ſcheiden ſähen, und ihr alles Glück und allen Segen auf ihrer Reiſe wünſchten, und daß wir beten wollten, Gott möge ſie, die hohe Frau, und ihre Söhne in ſeinen allmächtigen Schutz nehmen, und ihnen dereinſt ihren Verluſt erſetzen.“ Auf dieſe Rede traten dem alten treuen Diener Thränen in die Augen, er vermochte kein Wort zu ſagen, drückte dem Goldſchmied ſtumm und bewegt die Hand zum Abſchied und ging.

Hocherfreut empfing Edgar den alten Diener, als dieſer mit Lächeln ſeiner heimlichen Frage, ob er eine ähnliche Nadel bringe, mit ja antwortete, und verwunderte ſich ſeinerſeits nun auch über die täuſchende Aehnlichkeit der verlorenen, bis Thomas ihm ſagte, er möge die Nadel nur recht genau betrachten. Da wendete auch Edgar die Nadel um und ſtaunte. „Gewiß hat jemand ſie gefunden, und dem Juwelier zum Kaufe angeboten?“ fragte er. „Und bringſt Du nicht auch ein Ringlein?“

Letzteres verneinte Thomas und erzählte Edgar, was ihm der Juwelier von dem Funde der Nadel im Schneckentopf vertraut hatte, und theilte auch den guten Rath deſſelben mit, künftig beſſer Acht auf die Nadel zu haben.

Freudig und traurig zugleich eilte nun Edgar zu Serene, verkündete ihr ſein Glück, die Nadel wieder zu haben, und nahm zugleich Abſchied von ihr, und da dieß ein Abſchied auf eine lange und unbeſtimmte Zeit, und ſehr wehmuthvoll war, vergoß Serene viele Thränen und mußte ſich alle Gewalt anthun, ſich vom Schmerze dieſer Trennung nicht allzuheftig erſchüttern zu laſſen.

Nicht minder ergreifend und ſchmerzlich war für die junge Frau die Trennung von ihrer bisherigen ſo ſehr gütigen Herrin, und auch dieſe war tief bewegt. Als ſie mit ihren Söhnen in den Reiſewagen ſtieg, ſtand eine große Volksmenge auf dem Markte im tiefen Schweigen, darunter viele Arme, denen ſie wohlgethan, und welche über ihr Scheiden weinten und ſie ſegneten. Es war ein rührender Augenblick, kein Haupt blieb bedeckt und faſt kein Auge ohne Thränen, als ſie ſelbſt grüßend und ihr Tuch öfters an die Augen drückend, von dannen fuhr.

Um ſich nützlich zu beſchäftigen, errichtete Frau Edgar einen Kindergarten, denn ihr Herz und ihre Bildung eigneten ſie zu dieſer Beſchäftigung. Bald ſtand ſie mütterlich wirkend und ſpielend lehrend mitten in einem zahlreichen Kreiſe unſchuldvoller Kleinen, die alle mit der größten Liebe an ihr hingen, ihr auf das Wort folgten, und unter ihrer umſichtigen und liebevollen Pflege ihre von Gott in ihre jungen Seelen gelegten Fähigkeiten ſichtbarlich entwickelten. Da erhielt eines Tages Edgar einen Brief ſeiner jungen Frau, darin ſie unter anderm ihm ſchrieb: Denke Dir, mein lieber Mann, welche Ueberraſchung mir ohnlängſt zu Theil wurde. Ich war mit den Kindern an einem Sonntag im Garten beſchäftigt, und da geſchieht es häufig, daß Spatziergänger außen ein Weilchen ſtehen bleiben und den Spielen der Kinder zuſehen. Es iſt mir dieß nicht unlieb, denn indem die Leute, welche insgemein den untern Ständen angehören, ſich häufig ohne Rückhalt über die Sache ausſprechen, und laut genug, daß ich ihre Urtheile, lobende und tadelnde, anerkennende und abſprechende, verſtändige und unverſtändige, vernehme, wird mir dadurch manche Aufmunterung und mancher Fingerzeig zu Theil. Als ich mich nun ganz zufällig mit einigen Kindern der Umzäunung nahte, ſtand ein hübſcher junger Mann mit einem noch hübſcheren Mädchen, beide aus der arbeitenden Klaſſe, im Sonntagsputz draußen und ſahen herein in den Garten, und das junge Mädchen hatte ihre Hand auf das Staket gelegt. Da ſah ich an ihrem Finger, wie ich glaubte, meinen verlorenen Vergißmeinnichtring, und trat auf die Leutchen zu, grüßte ſie und ſagte: „Ei der ſchöne Ring! Das iſt ja ein Vergißmeinnicht. Darf ich fragen, wo Ihr ihn her habt und was er koſtet?“

Das Mädchen wurde roth und antwortete: „Das Ringlein koſtet nichts, und iſt mir auch um keinen Preis feil.“

dem fernen heißen Mohrenlande! Gegrüßt ſey der königliche Herr dieſes uns ſo unbekannten Volkes!

Unterdeſſen war der Dollmetſch und der Abbuna näher gekommen und redeten zu dem Fürſten: „Geſegnet ſeyſt Du, o König, durch Michael und Gabriel, durch Raphael und Meſchartiel, durch Pathiel und Seraphiel, und durch alle heiligen Engel! Siehe von den Ufern des Habaſch, wo im hohen Schilf der Behemoth ſich wälzt, und von den öſtlichen Quellen des Nil kommen wir, die dunkeln Kinder der hellen Sonne, und grüßen Deine Weisheit, wie Saba einſt, unſres Landes Königin, die Weisheit Salamonis grüßte. Unſer König bittet, anbeten zu dürfen die wunderthätige Heilandsmutter Deines Landes, denn er iſt ein frommer Chriſt und wir beten gleich Dir, zu dem einzigen Gott, und zu ſeinen Engeln und Heiligen.“

Solche Bitte gewährte Fürſt Wilhelm freudig und grüßte den König Naod, dann rief er aus: „O du wunderbares und heiliges Bild, wer ſollte Dir nicht dienen, da die Könige des Morgenlandes kommen und Dir den Weihrauch ihrer Gebete

„Es iſt meiner alten Mutter ihr Verlobungsring" — ſetzte der junge Mann hinzu: „ſie hat ihn viele Jahre in ihrer Lade gehabt, und ihn dieſer meiner Braut geſchenkt, als wir uns mit einander verlobten."

Während dieſer Rede nahm ich wahr, daß jener Ring ganz ſo wie mein verlorener gearbeitet, aber unächt war, und ſprach zu dem Pärchen: „Nehmt's nicht für ungut, daß ich nach dem Ringlein fragte. Ich beſaß ein ſolches von Gold und ächten Steinen, daß dieſem ſehr ähnlich gearbeitet iſt, und gäbe viel darum, wenn ich es wieder erhalten könnte."

Die beiden Leutchen ſahen einander mit bedeutenden Blicken an, die ich mir nicht zu deuten vermochte, dann ſprach der junge Mann zu dem Mädchen: „Zeige der Dame Deinen Ring ganz nahe, Gretchen, daß ſie nicht glaubt, Du trügeſt ihren Ring!" und ich ſagte, daß ich ſchon überzeugt davon ſei.

Ich dachte kaum noch an dieſe Begegnung, als am nächſten Sonntag das junge Paar wieder in einer Nachmittagsſtunde außen am Garten erſchien. Es hatte dieſesmal ein recht reinlich gekleidetes, ganz kleines Mädchen bei ſich, welches Gretchen, deſſen älteſte Schweſter, auf die Arme nahm, daß es über den Zaun hinweg dem Spiele der Kinder zuſehen konnte. Dieſe ſtanden eben im Kreiſe, hielten eine Schnur und ein Ringlein daran und ſangen ihr Liedchen:

Das Ringlein das muß wandern
Von einer Hand zur andern, u. ſ. w.

und da klatſchte das kleine Kind vor Freuden in die Händchen und ſtimmte mit einem gar lieblichen Stimmchen in den Geſang meiner Kinder ein.

Dieß erfreute und rührte mich; ich näherte mich daher wieder den jungen hübſchen Leuten, und ſprach, indem ich die

Thüre öffnete: „Wollt Ihr nicht näher kommen? Dieſes liebe Kind ſpielte vielleicht gern mit im Kreiſe der andern Kinder!“

Etwas ſchüchtern traten die Leutchen in den Kindergarten, und Gretchen fragte das Kind, indem ſie es auf den Boden ſtellte: „Willſt Du mit ſpielen Marlischen?“ — „Ja, ja!“ jubelte die Kleine und flog gleichſam in den Kreis der andern, die ſchon belehrt ſind, jedem ihnen noch fremden Kinde willig Raum zu geben und ihm liebevoll zu begegnen.

Das kleine Marlischen fand ſich bald in das Spiel und machte es freudig mit, während das junge Pärchen mit unverkennbarer Theilnahme zuſah. Nach einer Weile rief Gretchen ihr Schweſterchen wieder zu ſich, bog ſich zu ihm nieder und ſagte ihm laut: „Nun Marlischen geh zur Dame und bedanke Dich, gieb ihr ein Kußhändchen,“ — und dann flüſterte ſie dem Kinde noch einige Worte heimlich zu, und ſchien ihm etwas in die Hand zu geben. Marlischen eilte gehorſam auf mich zu, that wie ihm geheißen war, und als es mir ſein kleines Händchen gab, fühlte ich, daß es mir etwas in die Hand drückte. Ich ſah es an — und was war es Edgar? — Das verlorene Ringlein. Erſt dachte ich, es ſei Gretchens Ring, und das gute Kind wolle mich belohnen oder erfreuen, allein da ſah ich jenen noch an Gretchens Hand, und ſtand ganz erſtaunt, und brachte nur die Worte heraus: „Mein Ringlein! mein liebes, liebes Ringlein!“

„Marlischen hat es gefunden!“ nahm Gretchen das Wort: „und zwar auf unſerm Dachboden, wo es mit Tannenzapfen ſpielte, welche die größern Kinder im Walde aufgeleſen. Es muß in einem ſolchen Zapfen geſteckt haben, ſonſt wüßte ich nicht, wie es außerdem hätte auf unſern Boden kommen ſollen. Es freut uns alle ſehr, auch meine Aeltern, daß das Ringlein wieder zu ſeiner rechtmäßigen Eigenthümerin kommt.“ Ich wußte mich vor Freude kaum zu faſſen, ich vergoß Freudenthränen und küßte die liebe Kleine unzähligemal. „Schickt oder bringt mir doch alle Tage Marlischen in den Kindergarten, Ihr guten Leute!“ ſprach ich in meiner Freude, und mußte lachen, als der junge Burſche das Wort nahm und ſagte: „Ihr Anerbieten wäre uns wohl recht, aber was koſtet es?“

„Nichts von koſten!“ rief ich aus: „Mit tauſend Freuden nehme ich unentgeltlich dieß Kind in den Garten auf.“

Mein Erbieten wurde nun angenommen, und ich bin glücklich in der Freude, wieder im Beſitz des Ringleins zu ſein und Marlieschen iſt glücklich, dem Kindergarten anzugehören, und iſt eine der folgſamſten und gutartigſten Schülerinnen.

Wie wunderbar ſpielte doch hier der glückliche Zufall! Zum zweitenmale, mein lieber Edgar, laſſe ich mir aber, ſo lange ich lebe, das Ringlein nicht wieder vom Finger ziehen, und wenn Du mir tauſendmal ſchönere dafür anſtecken wollteſt. Schreibe bald, oder noch beſſer, kehre bald ſelbſt zurück in die Arme und an das Herz Deiner treuen, Dich innig liebenden Serene.

Hocherfreut las Edgar dieſe Zeilen, und nicht lange nach ihrem Empfang wurde er von der verehrten Herrin, die einen jungen Mann an Edgars Stelle gefunden, höchſt ehrenvoll und reich begabt, entlaſſen und eilte ſeiner Heimath und dem eigenen Heerde wieder zu. Wonnevoll war das Wiederſehen; bald nach dem dieſes erfolgt war, ſchenkte Serene ihrem Gatten ein kleines Mädchen, welchem Beide einen Namen ertheilen ließen, der tief und unaustilgbar in beider Herzen eingegraben war.

Edgar errichtete, um auch ſich und ſeine Wiſſenſchaft der Welt nützlich zu machen, eine Lehranſtalt für Knaben zur Vorbereitung für den Eintritt in die Klaſſen höherer Schulen. Bald blühte dieſe Anſtalt gedeihlich empor und blüht neben Serenens Kindergarten noch immer.

Gretchen wurde eine glückliche Frau; ihr jüngſtes Schweſterchen, das Marlischen, ward von Serene ſo lieb gewonnen, daß ſie es ganz zu ſich, und den armen Aeltern des Kindes damit eine Sorge abnahm; ſie gab dem Kinde eine gute Erziehung, die mehr werth iſt, als aller Reichthum. Das wollte Gott ſo haben, darum fügte er, und nicht blinder Zufall es ſo, daß jenes Kind das Ringlein finden mußte. Später wurde Marlischen nun wieder der kleinen Tochter Serenens eine freundliche Führerin und Geſpielin.

Das Ringlein, daran die fehlende Perle bald erſetzt wurde, befindet ſich im beſten Wohlſein, und kommt nicht von Serenens Finger. Die Perlennadel und das Ringlein ſehen ſich, ſo gute Bekannte beide gegenſeitig ſind, nicht oft, denn nur an hohen Feſt- und beſonderen Ehrentagen ſchmückt ſich Edgar mit der ihm nun doppelt werthen Nadel. Oft, ſehr oft, denken Edgar und Serene ihrer einſtigen lieben und unvergeßlichen Herrin, der ſie die Begründung ihres Erdenglückes danken; aber beide können, zumal wenn ſie auf das Ringlein und die Perlennadel blicken, der Herrin nicht ohne Thränen denken.

Denn Perlen bedeuten Thränen — und die Herrin weint noch immer. — Edgar und Serene — durch Meer und Länder von ihr getrennt, ſegnen ſie und beten für ſie — und hoffen. —

Das heilige Meer.

Kloſter-Sage aus Weſtphalen.

Still und tief und klar ruht ein See, das blaue Auge der Landſchaft, im Lande Weſtphalen, an der Straße von Ibbenbüren nach Freren und Lingen. Geheimnißvoll murmeln die Wellen, und der Wanderer, der an dieſem Waſſerſpiegel vorüberwallt, ſchlägt ein Kreuz und betet ein Ave Maria oder ein Vater Unſer — denn nicht geheuer iſt es um den See und viel des unheimlichen kündet von ihm aus grauen Zeiten die Sage, ſo ſchön er auch vor Augen liegt an hellen und heitern Tagen. Aber wann der Sturm über ihn dahin fegt, wann es donnergleich in den Tiefen rollt und grollt, wann die Wellen hoch ſchlagen, da will ſchon mancher mehr und andere Töne vernommen haben, als die, welche Sturm und Wetter dem kämpfenden Naturleben abringen. Und im Nachtgrauen nebelvoller Herbſtabende, oder im Frühlicht geweihter Tage — da hat es mancher geſehen über dem See — das uralte herrliche Gebäu — die rieſige Kirche mit ihrem Thurmpaar, mit ihren figurenreichen, kühn geſchweiften Portalen im Rundbogenſtyl, ihren blitzenden Fenſtern und dem umfangreichen Glockenthurm — in welchem die große Glocke hing, deren dumpfer ſchaurighallender Schall bisweilen vernommen wird, herauf aus des See's unterſter Tiefe. Und um den Münſter, der Gebäude Pracht und Menge, das reiche Kloſter — ja, das hat mancher geſehen, und iſt darauf zugeſchritten, wenn er ein Fremdling war in dieſem Lande und in dieſer Gegend, und wie er näher kam, da iſt alles hinweggeſchwunden vor ſeinem Blick, und er hat hart am Rande eines See's geſtanden, den der Nebel deckte, und deſſen Fläche unüberſehbar ihm erſchien.

Heiliges Land war hier dereinſt — und jetzt — deckt weit und breit den Boden das heilige Meer.

Das heilige Meer, dieß iſt der Name dieſes weitberufenen Gewäſſers, das zweitauſend fünfhundert Schritte im Umfang mißt, deſſen Tiefe den Umwohnern für unergründlich gilt. Hört, was ein Greis dem Wanderer ſchlicht und einfach vom heiligen Meer erzählte, ein Greis, der freilich kein bloßer Landmann war, ſondern geſchichtkundig und welterfahren, redemächtig und nicht ohne die Begabung einer noch jugendfriſchen Phantaſie. Hat er der Sage ſeines Landes einigen Schmuck hinzugefügt, ſo iſt das nicht meine Schuld, ich gebe nur wieder, was ich vernahm.

Auf dieſer Stätte, wo jetzt die Wellen murmeln und rauſchen, wo das Taucherhuhn ſchwimmt, und der Kibitz kreiſcht, wurde von Winfried Bonifacius die erſte Chriſtenkirche in dieſem Gau begründet, neben der ſich bald ein Kloſter erhob. Es war den erſten Anſiedlern nicht ſchwer, durch ihren Fleiß dem fruchtbaren jungfräulichen Boden der Haide reichlichen Ertrag abzugewinnen; ſie theilten treulich ihre Zeit in Gebet und Arbeit, genügſam lebend nach der ſtrengen Ordensregel St. Benedikts.

Die Wälder ſchwanden, und wo ihre Bäume gerauſcht hatten, wogten grünende und reifende Saaten. Willig hatten die einfachen Bewohner der Gegend das Chriſtenthum angenommen, und es waren einige Jahrhunderte vergangen, während welchen Wohlſtand und Blüthe rings im Gau ſich hoben, Burgen und Schlöſſer erbaut wurden, die Bevölkerung ſich mehrte, und blühende Ortſchaften entſtanden.

Mit dem wachſenden Wohlſtand mehrte ſich auch die Luſt an Pracht und Glanz, das Kloſter inſonderheit war unermeßlich reich geworden, denn ihm zinſte der ganze Gau, vom Teutoburger Walde bis an Oberyſſels Grenzen. Es war nicht mehr die Wohnung armer, beſcheidener, fleißiger Mönche, es glich einem Fürſtenſchloß in der vollen Herrlichkeit ſeines romaniſchen Bauſtyls, und wie ein ſolches war es auch gefeſtet und umzogen von Wall und Graben. Gelehrſamkeit und Künſte zeichneten des Kloſters Bewohner aus, aber nicht minder Ritterlichkeit und Weltluſt, ein haſchen und jagen nach Genuß, der freilich mehr heimlich als öffentlich befriedigt wurde, um den Schein der Heiligkeit zu retten. Dieſer letzte inſonderheit offenbarte ſich vornehmlich am Pomp des Gottesdienſtes; kein Heiligentag, kein Kirchenfeſt ging vorüber, ohne daß die große Domglocke ihre erhabenen Klänge über die flache Gegend rollte, daß der Schall ſich an den blauen Höhen über Ibbenbüren brach, und zahlloſe Waller zur Meſſe, vor die Altäre der Gnadenbilder, zur Pracht der Proceſſionen herbeirief. Das Bonifaciuskloſter war der Mittelpunkt der gläubigen Andacht von weit und breit, ja nicht ohne Neid blickten die Biſchofſitze Osnabrück und Münſter, des Kloſters nicht allzuferne Nachbarn, nach dem reichen Stift, das ihnen gar manche Beter, und was noch mehr galt, deren Opfergaben entzog. Es gab Zeiten, wo die Altäre im Bonifaciuskloſter von Geſchmeide, Schleiern, Geld, Wachskerzen, Kleinoden und ſonſtigen Gaben glaubensfreudiger Hoffnung oder dankerfüllter Frömmigkeit ſo voll und übervoll bedeckt lagen, daß das Auge ihre Decken nicht ſah, Zeiten, in denen die Opferbecken wähopfern! Dein Ruhm wird das arabiſche Meer überfliegen und wiederhallen von den rothen Bergen der Wüſte. Kommen wird die Zeit, daß aus den fernſten Ländern, wo nur Chriſten wohnen, fromme Waller nach dem Herzen Deutſchlands ſtrömen, hier anzubeten, hier Vergebung der Sünden zu erlangen!“

„Ja wohl kann es kommen,“ fügte Doth hinzu, der in des Fürſten Nähe ſtand und mit verwunderungsvollen Blicken die ganze Zeit ſtill auf die Fremdlinge geſchaut hatte: „daß der ferne Süden ſich mitternachtwärts wendet, dem ewig feſten Nordſtern zu, wie einſt die Magier vom Orient dem Stern im Weſten. Auch die Mitternacht hat Glanz und Strahlen, und das Licht, im Norden entbrannt, wird kein Nordlicht ſeyn, das ſchnell verlodernd nur kurze Zeit glänzt, ſondern es wird dauernd die Welt erleuchten!“

„Iſt Saul auch unter den Propheten?“ tönte jetzt eine Stimme hinter Doth, und dieſer gewahrte, umblickend, den Meiſter Paul Lautenſack, der mit ernſter Miene fortfuhr: „Der Nordſchein iſt immer blutfarbig, mein lieber Seher, darum prophezeiht ihn rend des Gottesdienſtes zum öftern geleert werden mußten. An ſolchen Tagen faßte das geräumige Gaſthaus neben dem Kloſter kaum die Zahl der Roſſe vornehmer Gäſte, geſchweige dieſe letzteren ſelbſt, und mit der größten Gaſtlichkeit öffnete ſolchen das Kloſter dann ſeine Räume.

An einem ſolchen Tage hatte der Abt, ein jugendſchöner blühender Mann von bräunlicher Geſichtsfarbe, hoher ſchlanker Geſtalt und edler Haltung über die knieende Verſammlung in der prachtvoll geſchmückten Baſilika den Segen geſprochen, das ite, missa est, war von ſeinem Mund erklungen, die Kirche entleerte ſich unter den ſchönſten Klängen der Orgel und einem Chorgeſang von lieblichen Knabenſtimmen, und die Prieſter, die noch am Altare betend knieten, erhoben ſich, und verließen die heilige Stätte unter Kniebeugungen und ſich bekreuzend.

Durch die Fenſter des Refectoriums blickten die Mönche auf die wimmelnde Volksmenge, die ſich vom Kloſter aus nach allen Richtungen hin zerſtreute, zu Fuß, zu Roß und zu Wagen, je nachdem Entfernung des Wohnortes oder Wohlſtand das letztere bedingte.

Auch der Abt, Antonius geheißen, ſtand hinter dem Rundbogenfenſter ſeiner ſchönen Zelle, und während die Finger ſeiner einen Hand unbewußt mit dem Reliquienkreuze ſpielten, das über ſeine Bruſt an goldener Kette niederhing, fiel ſein Blick ſtrahlend und feurig hinab auf die reizende Geſtalt einer blühenden ritterlichen Jungfrau, welche ſich ſo eben zum Hinwegritt auf ihren Zelter geſchwungen hatte, und der Strahl ihrer wunderſchönen blauen Augen begegnete den Augenſtrahlen des jungen Abts, die glühend und verlangend auf ihr ruhten. Hocherröthend ſenkte die Jungfrau den Blick — ſchon in der Kirche hatten dieſe Flammenaugen auf ihr geruht, ſie verwirrt, die Andacht ihr geraubt, dort hatte ſie nur den Prieſter geſehen, jetzt ſah ſie den Mann, den jungen Mann in der vollendeten Fülle all ſeiner Kraft und Schönheit. Aber kein ſündiger Gedanke kam in der Jungfrau reine Bruſt, ein anderes Bild trat noch ungleich ſchöner, ungleich herrlicher vor ihr inneres Auge, das Bild eines jungen Ritters, den Irmhild von Venhuſen liebte, glühend liebte, und der fern von ihr im heiligen Lande gegen die Ungläubigen kämpfte. Für ihren Ritter Erkinger von Tecklenburg hatte Irmhild auch heute wieder inbrünſtig gebetet, und gottgetroſt folgte die Jungfrau ihrem alten Vater, dem Ritter Hartmud von Venhuſen, der mit ihr, ſeinem Vogt und einem berittenen Knechte dem Gottesdienſt im Bonifaciusſtift beigewohnt hatte; auch die Mehrzahl ſeines übrigen Geſindes war zu Fuße herübergekommen. Ganz Gluth, ganz Flamme, ganz Leidenſchaft folgte der Blick des Abts der Jungfrau, ſo weit er ſie ſehen konnte, und murmelte vor ſich hin: Dieſe deutſche Blume, nur dieſe noch mein, ſelig mein — und ich will auf alle Seligkeit verzichten, hier und dort, wenn es alſo ſein muß! —

Eines thun, und das andere nicht laſſen! — ſprach neben dem Abt eine leiſe heiſere Stimme — erſchreckt wandte ſich jener, und ſah ſeinen Vertrauten hinter ſich, Pater Cyprian, einen Mönch von feiſter, gedrungener Geſtalt, verſchmitzt und ſchelmiſch lächelnd. Ha, Du! — rief der Abt — Du belauſcheſt meine innerſten Gedanken, ſo brauche ich ſie Dir nicht zu beichten! — Nein, domine Abba! — entgegnete Cyprian: denn ich abſolvire ſchon im voraus, ungebeichtet. —

Weißt Du Rath? — fragte Antonius. Rath und That! — erwiderte betonend Cyprian; aber was wird mir dafür? —

Habe ich nicht, wie Du voraus abſolvirſt, voraus gelohnt? — fragte der Abt zurück. Was waret ihr, und was ſeid ihr jetzt? Eine Jammerhöhle war dieß Kloſter trotz ſeiner äußeren Pracht unter euerm vorigen, überſtrengen, überfrommen Abt; ohne geiſtigen, ohne leiblichen Genuß, in ſcheuer Abhängigkeit von den ſtolzen Nachbarn, den Biſchöfen — da kam Antonio aus Welſchland in dieſe deutſche Wüſte — ich machte euch geiſtig frei, ich begründete dem Kloſter eine Bibliothek, ich berief Maler, Glasmaler, Bildhauer und Bildſchnitzer, ich trug den Strahl der göttlichen Kunſt in euer dunkeles Daſein — ich erſchloß euch den Himmel der Tonkunſt — ich wies dem Schutzpatron der weſtphäliſchen Schinken und Schweine, dem heiligen Antonius, eine beſcheidenere Stelle an, und weihte ſeinen Prachtaltar der heiligen Cäcilia. —

Das iſt alles recht gut und ſchön, Eure Würdigkeit, für das allgemeine — warf Cyprian ſpöttelnd ein: aber das beſondere, zum Beiſpiel ich? —

Fördre mich, und ich fördre Dich! — rief Antonius lebhaft und bewegt aus. Laß mich zu den Füßen meiner vorhin geſchauten irdiſchen Heiligen knieen und anbeten, laß mich mit ihr ſelig ſein im Himmel ſüßer Minne, und meine Inful, mein Stab, mein Thron ſei Dein — ich will dann ſterben oder zurückkehren unter Wälſchlands ewig blauen Himmel, ja, heimkehren will ich zum Vater, zum leiblichen — zum heiligen — ja erfahre es Cyprian, mir iſt große Macht verliehen, Papſt Innocenz der dritte iſt mein Erzeuger! —

Willſt Du größeren Beweis unbegrenzten Vertrauens? fuhr Abt Antonio fort, als das Staunen dem Pater Cyprian die Zunge zu lähmen ſchien, und deſſen bisher ſpöttiſch-lächelndes Geſicht die Miene der Ehrfurcht annahm: — ſieh, ich offenbare Dir das größte Geheimniß meines Seins, das noch gegen keinen Sterblichen auf meine Lippen trat. Glaubſt Du nun, daß ich hier etwas vermag? — Nun ſprich, was ſinneſt Du, wie gedenkſt Du mir zu willfahren? —

Cyprian erhob ſein Haupt und ſprach: Hier iſt nur ein Mittel, raſcher Ueberfall; erſt muß der Geier die Taube haben, bevor er ſie — küßt. Ich nehme alles auf mich. —

Der Abt wollte weiter ſprechen, vor Unklugheit warnen, er hätte gern an die Stelle plumper deutſcher Gewaltthat die Stelle ſeiner wälſcher Liſt treten laſſen — aber da wurden beide Sprechenden unterbrochen, indem die Thüre geöffnet ward und ein bejahrter Mönch hereintrat, von kräftigem Körperbau, in deſſen Geſicht aber man die Uebung asketiſcher Strenge las. Sein Auge blickte frei und groß, ſein Haar war gebleicht, ſeine Haltung indeſſen ungebeugt, ſeine ganze Erſcheinung machte den Eindruck tiefen Ernſtes. Einen ſtrafenden Blick, in dem ſich ein gutes Theil ſtiller Verachtung miſchte, warf Pater Anſelmus auf den Pater Cyprian, und nahm das Wort: Eure Gnaden verzeihe, wenn ich ungelegen komme, ich will zu andrer Stunde, wenn Ihr allein ſeid —

O nicht doch, Pater Anſelmo! bleibe, bleibe! — rief der Abt: Wie könnte ein Bruder dem Bruder ungelegen kommen! Was haſt Du mir zu ſagen? Sage es frei, Pater Cyprian hier darf es hören, ſoll es hören, ich liebe nicht die Geheimnißträgerei, Geheimnißkrämerei. —

Oh — es iſt auch kein Geheimniß, es iſt nur zu offenkundig, was ich ſagen will und muß! — nahm Anſelm darauf das Wort: Die Sperlinge auf den Dächern zwitſchern davon und die Gänſe ſchnattern's, die Tauben gurren's und die Hunde heulen es nach, Unheil und Wehe drohende Zeichen ſind geſchehen, großes Unglück ſteht unſerm heiligen Hauſe bevor! — Des Abts vorher heitere Miene verdüſterte ſich, Pater Cyprian unterdrückte ein Hohnlachen, und machte ſich mit einem Brevier zu thun, das auf dem Fenſterſims lag. Pater Anſelmus wandte ſeinen ſtrengen Blick, ohne jenen weiter zu beachten, auf den Abt, und ſprach: Ich weiß nicht, ob Ihr die Kunde vernommen habt von dem, was ſich in dieſen Tagen zugetragen hat mit der Burg Schweckhauſen, darauf der wilde Graf Iſang ſaß? —

Nichts habe ich von dieſer Burg vernommen und nicht weiß ich, wo dieſelbe gelegen iſt! verſetzte ruhig der Abt.

Die Burg lag, ſie lag, ſage ich, fuhr der Mönch fort: in der Nähe der Stadt Göttingen; ihr Ritter führte ein Leben voll Gräuel — da bracht' ihm der Koch einen weißen Aal — davon aß der Graf, und davon ward er verſtehend die Sprache allen Gethiers, und hörte, was die Hühner des Hofes, der Hahn und der Hund, die Gänſe und Enten zu einander ſagten und hörte aus jedem Maul, aus jedem Schnabel eine Unglücksprophezeih, davon er faſt unſinnig ward, und verließ ſein Schloß, und hinter ihm iſts eingebrochen und iſt an deſſen Statt ein tiefer See getreten. Der Graf aber büßt im Kloſter Gilboldehuſen ſeine Sünden ab, wie mir mein Bruder, der alldort Kellermeiſter iſt, geſchrieben hat. Heil dem Grafen, daß ihm noch Zeit vergönnt ward, zu büßen und ſeine Seele zu retten! —

Ich dachte Wunders, was wichtiges Pater Anſelmo uns zu künden käme, ſo iſt's ein Ammenmärlein! — ſprach höhniſch der Abt, und mit heiſrem Hohnlachen rief Pater Cyprian: Sehe ich auch nicht den weißen Aal, ſo höre ich doch ganz vernehmlich das Gegacker des Gänſrichs, ſo lebendig erzählt Bruder Anſelm. Ich möchte wohl wiſſen, ob der Bruder Kellermeiſter zu Gilboldehuſen ſeine Sagemäre in ſeiner Zelle auf dem Betpult, oder im Keller auf einer Tonne geſchrieben hat? —

Höher hob ſich Pater Anſelms ſtattliche Geſtalt und mit edlem Zürnen ſprach er: Ich rede mit dem hochwürdigen Abt, Pater Cyprian. Wehe dem, welcher die Stimme eines treuen Warners als ein Märlein erachtet! Meiner könnt Ihr ſpotten, aber Gottes nicht, Gott läßt ſich nicht ſpotten. Die Zucht in unſerm Kloſter iſt dahin, ſeit Abt Ermenrich die Augen ſchloß, und die Gnade des Höchſten und ſeine Langmuth werden verſiegen, wie der Weinborn hinterm Altar im Kloſter Corvei, ſeit der jetzige Abt dort herrſcht, deſſen alleiniger Gott ſein Bauch iſt. Ihr kennt die fromme Sage —

Beim heiligen Leichnam, Mann, Du mißbrauchſt unſre Geduld! — unterbrach der Abt jetzt mit ſtrengem Unwillen den Sprecher: Weißt Du der Sagen und Mären ſo viele, ei ſo ſetze Dich hin und ſchreibe ein ſchönes Legendenbuch und ſchmücke es mit Malereien, was Du ſo trefflich verſtehſt, aber uns erzähle dergleichen nicht, uns langweile nicht damit, und jetzt ſage kurz und rund, ohne Umſchweif, was Du noch vorzubringen haſt, wenn es zur Ehre Gottes und der heiligen Kirche, oder zu unſeres Stiftes beſonderem Frommen dient. —

Nun denn, ſo kurz als möglich, weil Ihr ſo befehlt, Herr Abt! — antwortete raſch Pater Anſelmus. Schlecht ſteht es bei uns um die Haltung aller Gelübde unſers heiligen Ordens! Schlecht um die Frömmigkeit, um die Keuſchheit, um die geiſtliche Armuth, ſchlecht um die Mäßigkeit —

Und ſchlecht um die Demuth und den Gehorſam — ergänzte ſpöttiſch unterbrechend Pater Cyprian, jener aber ließ ſich nicht irre machen, ſondern fuhr fort: wir haben alles im Kloſter, nur keine Mönche, wir ſind Ritter, ſind Jäger, ſind Spieler, ſind Schlemmer —

Bis auf die Musterausnahmen, bis auf Pater Anſelmus! — ſpöttelte abermals Cyprian.

Faule nicht allein, auch Vorwitzige und Schwätzer ſind unter uns! — führte Anſelm eine Stelle aus Timotheus an, und ſprach weiter: Zechgeſänge hallen durch unſere Mauern, ſtatt der Vigilien und Matutinen, Buhllieder ſtatt Horen und Vesper, Gelächter erſchallt, ſtatt frommer Gebete, trunkenes Jauchzen ſtatt der Litaneien und Bußpſalmen! Jede Stunde ſieht hundert Brüche des Eides und der Gelübde! Dieß geſchieht innerhalb der Mauern — außerhalb ſteht es nicht beſſer. Dirnen verſchwinden ſpurlos und laut ſagt ſich das murrende Volk, wohin ſie verſchwinden! Entſetzt entfliehen die Mädchen der Dörfer, wenn ſie eines Mönchs aus Bonifacii Münſter von fern anſichtig werden! Nur im Geleit ihrer Väter und Brüder wagen Frauen und Jungfrauen ſich in unſer Gotteshaus — und in Schaaren beginnt das Volk nach Münſter, nach Osnabrück zu wallen, dort zu beichten und dort zu opfern — es ſagt, unſere Abſolution ſei nicht beſſer, als wenn der Teufel im Beichtſtuhl ſäße, und jede Meſſe, die wir läſen, ſei eine Todſünde, denn wir läſen ſie mit einem von Gott abtrünnigen, ſündigen und verfluchten Herzen! —

Als Pater Anſelm odemſchöpfend ſchwieg, ſchlug Pater Cyprian eine helle Lache auf und rief: Da ſehen wir, daß unſer fleißiger Pater Anſelmus jetzt des alten Heiden Cicero Philippiken abſchreibt — er hat ſich ganz einſtudirt in den Zornſtyl. — Der Abt jedoch nahm — innerlich auf das heftigſte erregt, äußerlich aber völlige Ruhe erheuchelnd, gelaſſen das Wort: Du leideſt an der ſchwarzen Gallenkrankheit, mein Bruder Anſelmo! Du ſiehſt ſo finſter, wie dies nebelvolle, nebeltrübe Land iſt. Nur in einem ſolchen Lande konnten Roms Adler niedergeworfen werden! Es weht immer noch ein Hauch düſtern Heidenglaubens über dieſe Moorflächen und Haideſtrecken — daher Euer Glaube an ſolche Fabeln, wie

Du vorhin aufrichteſt! Du ſollteſt nach Italien, guter Anſelmo — ja, Du ſollſt mein Sendbote dorthin werden. Ein Jahr nur unter jenem göttlichſchönen Himmel wird Deine Begriffe läutern, Deine Anſchauungen ändern, Deine Strenge mildern. Glaube nicht, daß wir deshalb Diener Gottes heißen und ſind, daß wir uns zu Tode quälen und kaſteien ſollen! Wirf Deinen Cicero ins Feuer, ſchreibe Plato ab, guter Bruder, ja Plato, den göttlichen! —

Ihr meidet, mir Antwort zu geben! Ihr bringt die Rede auf ganz andere Dinge! — rief Anſelmo unwillig aus. Der Fromme bedarf, um fromm zu ſein, des wälſchen irdiſchen Himmels nicht, der Gerechte und Weiſe bedarf nicht zu Gott wohlgefälligem Wandel die Philoſophie der blinden Heiden! Läutert den Convent, reformirt das Kloſter, oder Ihr werdet mit ihm untergehen zeitlich und ewig! —

Genug! Schweige nun! — gebot ernſt der Abt und Anſelm ſchwieg, er entfernte ſich mit üblichem Gruß, draußen aber flammte noch einmal ſein Blick und er murmelte im Selbſtgeſpräch den alten Spruch vor ſich hin: Ich habe geſprochen und meine Seele behüthet. —

Er muß nach Italien — ſprach hinter ihm Abt Antonio. Verſchwinden! — ergänzte lauernd Pater Cyprian.

Schon am andern frühen Morgen, als es noch dunkel war, ſchritt, vom Pater Cyprian bis zum Bruder Pförtner geleitet, eine hohe Geſtalt aus dem Kloſter, die der Geſtalt Pater Anſelmo's glich, und deſſelben Tages verbreitete ſich unter den Brüdern die Kunde, daß der Abt den Pater mit wichtigen Aufträgen gen Rom entſendet. Faſt allen war das lieb, faſt allen fiel ein Stein vom Herzen, keiner liebte den finſtern und ſtrengen Mönch, der unter ihnen herumwandelte, wie eine lebendige Pönitenzgeiſel — ſie riefen im Innern ihm ein Lebewohl auf Nimmerwiederſehen nach und athmeten freier auf.

Als die Sonne über das Nebelmeer ſich hob, das auf der weitgedehnten Haidefläche ruhte, und über die Moore an der Ems hinwogte, blieb noch lange über dem Fluß eine breite Nebelmauer ſtehen und bezeichnete deſſen Lauf, während ein ſchmalerer Streifen das Flüßchen Aa bedeckte. Hochgebaut erhob ſich da, wo jetzt Venhaus ſteht, das Schloß Venhuſen und reichte in die Lichtſphäre hinein, die über dem ſinkenden Nebel fluthete. Mächtig ragten dort im Oſten die Thürme von Bonifacii Stift und Münſter, wie ein rieſiges Schattengebilde, denn ſie kehrten Venhuſen ihre unbeleuchtete Seite zu; ſchier wie ein ſchwarzes Rieſenſchiff, grauenhaft und geſpenſtig ſchien das Schiff der Kirche mit ſeinen Thurmmaſten auf dem Nebelmeere zu ſchwimmen; friedlich aber und herrlich blitzte im Morgenſonnengolde in ziemlich gleicher Ferne ſüdwärts das goldene Kreuz und das grüne Thurmdach der Kirche von Rheine. Zwiſchen dem Oſt und dem Süd hoben ſich purpurglühend die Berggipfel der Gegend von Bevergeren und Ibbenbüren.

Im Hofe der Burg Venhuſen, deren Hauptgebäude lang und ſchmal, mit ſchmalen Fenſtern und hohem ſcharfkantigen Dache gebaut war, ſtand der Herr des Hauſes im Reiſeanzug, und ertheilte ſeinem zahlreichen Hausgeſinde Verhaltungsbefehle für die Zeit ſeiner Abweſenheit. Der Hof, der ſich vor dem Herrenhauſe ausbreitete, war von Scheunen und Stallgebäuden umgeben, unter deren einem das Burgthor ſich öffnete. Mitten im Hofe erhob ſich ſtolz und frei ein hoher, ſteinerner Rundthurm von ſtarken Quadern, den oben ein hölzernes Häuschen krönte, welches dem Wächter zur Wohnung diente, der ſo eben in gewohnter Weiſe ſein Morgenlied auf einem kleinen Horne blies. Des Ritters Roß und vier andere ſeiner Leute ſtanden bereits geſattelt und ſtampften ungeduldig des Hofes Pflaſter; Wagen wurden beſpannt, hinaus zur Feldarbeit zu fahren; mit vollen Eimern trat die Milchmagd aus dem Stalle, und ſchritt nach dem Haupthauſe, während aus dieſem zwei andere Mägde auch mit vollen Eimern jener entgegen traten, den nährenden Inhalt der Eimer bald in die Tröge einer ganzen Reihe von Schweinekoben zu entleeren, von dem ungeduldigſten Grunzen des zur Maſt gehaltenen Rüſſelviehes begrüßt.

Aus dem Hauſe kam jetzt, um vom Vater Abſchied zu nehmen, die ſchlanke Irmhild in kleidſamer Morgentracht, die Fülle blonder Locken frei abwallend, die ſich unter einem enganliegenden Häubchen hervorringelten. Irmhild eilte auf den Vater zu, welcher der einzige Gegenſtand ihrer kindlichen Liebe war; die Mutter hatte vor Jahren ſchon der Tod ihr geraubt und Geſchwiſter waren ihr keine zu Theil geworden. — Sie blickte den alternden Ritter aus ihren wonnevoll ſchönen blauen Augen innig liebevoll und wehmüthig an. Mein guter lieber Vater! bleibt nicht allzulange zu Münſter, kommt bald wieder! Mir iſt ſo bange, allein! — ſprach Irmhild bewegt.

Was haſt Du denn, mein Mädchen! — fragte Ritter Hartmud ſein herrliches Kind. Thuſt Du doch ſonſt nicht ſo furchtſam! Fürchteſt Du für Dich? Was haſt Du zu befahren in unſerm ſichern Haus? Wenn das Thor verſchloſſen iſt, kann kein Feind Dir nahen, auch biſt Du nicht allein, wie Du ſagſt. Unſere Diener ſind treu, jeder unſerer Leute ließe wohl freudig ſein Leben für Dich und mich. Oder fürchteſt Du für mich? Du ſiehſt, ich reite nicht ohne Waffen, nicht ohne Geleit, aber was das Beſte iſt, ich reite ſonder Furcht. Der Weg nach Münſter iſt gut, ich denke heute gegen Abend nicht lieber nicht. Habt Ihr wahrgenommen des großen Sterbens, das durch ganz Europa würgend geht? Wer dem Tod geweiht iſt, an deſſen Leib zeigen ſich blutrothe Kreuzlein und dann ſtirbt er rettungslos dahin. Das ſind die Kreuzlein, die im vorigen Jahr fielen; die Zeichen treffen alle ein.

Unterdeſſen hatten die Aethiopier nach ihrem Brauch die Schuhe ausgezogen und ſchritten, vom Volk dicht umdrängt, andächtig in die Wallfahrtkirche hinein. Sie bekreuzten ſich alle, und voran ging mit dem einfachen Kreuzesſtabe der Abbuna, ihr Prieſter, ihm folgte der König; in der Kirche ſanken alle auf ihre Kniee, doch wendeten ſie ihre Blicke mehr zu den gemalten Heiligenbildern, als zu den in erhabener Arbeit ausgeführten, die ſie in ihren Kirchen nicht dulden. Nun durchtönte ein wunderſamer Geſang in der Landesſprache dieſer Fremdlinge das hohe Gotteshaus; eine Strophe desſelben lautete:

„Gihon ſalach samai
Zaiſlas watu bemai,

zu ſpät dort zu ſein, noch vor der Nacht, und am Tage wagt ſich nicht leicht ein Schnapphahn an einen freiſamen Ritter, dem vier bewehrte reiſſige Mannen begleiten.

Es iſt doch eine gar ſchlimme Zeit! — warf Irmhild zagend ein. Wohl wahr — beſtätigte der Alte: die Zeit könnte beſſer ſein. Keiner weiß im Reich, wer Koch oder Kellner iſt, draußen iſt's noch viel ſchlimmer als hier in unſerm ſtillen Lande, wiſſen und fühlen wir doch kaum unter dem milden Kreuzſtabregiment, daß dieſe Lande nicht dem Biſchof zu Münſter, ſondern dem Herzog von Braunſchweig gehören! —

Ein Wink des Ritters gebot den Knechten, ſein Pferd vorzuführen und aufzuſitzen. Gott mit Dir, Irmhild! — rief der Ritter, ſein Kind küſſend: und ſei nicht bange! Uebermorgen denke ich zurück zu ſein vom Biſchofhofe, vielleicht empfange ich dort auch Kunde von — nun, Du erräthſt wohl von wem? Lebe wohl! — Raſch ſchwang ſich der Ritter in den Sattel und trabte von ſeinen Reiſſigen gefolgt heiter von dannen. Irmhild eilte die Holztreppe zum Wartthurm hinauf, und blickte aus dem Fenſterlein der Wächterſtube dem Vater nach, ſo weit ſie konnte, und weit, ſehr weit trug der Blick von dieſer Höhe; bis gen Rheine hinüber konnte ſie die Straße verfolgen. Als endlich in der Ferne die Geſtalten der Reiter kleiner und kleiner wurden, und dem Auge der Nachſchauenden entſchwanden, ſah ſie ſeitwärts zur Linken und — erbebte.

Der Wind hatte ſich im Weſten erhoben, und den Nebel aus den Moorflächen der Ems-Ufer nach Oſten gedrückt — die Ebene lag ein gutes Stück ganz frei vor Irmhilds Blicken, das Oertchen Dreierwalde lag recht nahe gerückt — aber hinter ihm, etwas mehr nach links, da hob ſich's dicht und grau — wie eine ſtarre Mauerwand, und hoch in der Luft ſtand das verſchleierte Sonnenſchild blutroth, und zur Seite des Sonnenſchildes im Nebelgewölk ein Gebäude, rieſengroß – ſeltſam und wunderbar.

Sieh dorthin! Was iſt das? rief Irmhild dem Wächter zu, und wie der Mann hinblickte, ſchlug er entſetzt ein Kreuz und ſchrie: Herr Gott, die Abtei! Aber verkehrt! — Sie waſelt! — Ja, das war Bonifacii Münſter, klar und deutlich — in den Lüften hings, die Thürme nach unten gekehrt, eine grauenvolle Luftſpiegelung — eine unheilverkündende.

Irmhild gedachte des geſtrigen Tages, ſie gedachte der Blicke des Abts; ihr reines Herz hatte dieſe Blicke nicht verſtanden, ihr jungfräuliches Ohr war noch von keiner Kunde der Dinge und Thaten beleidigt worden, die das Volk von der Abtei ſich erzählte, und dennoch gingen ahnungvolle Schauer durch ihre Seele. Die unheimliche tiefräthſelhafte Lufterſcheinung ſich natürlich zu deuten, war ihr unmöglich, das vermochten zu jener Zeit die weiſeſten noch nicht, wohl aber deutete der Wächter ſie im Sinne ſeiner Zeit, indem er ſprach: O heiligſte Jungfrau, o all' ihr Heiligen, was iſt das für ein ſchreckliches Geſicht und Vorzeichen! O daß wir es doch nimmer erſchaut hätten! Wiſſet, edle Jungfrau, ſolches Zeichen deutet auf Untergang! In meinen jungen Jahren war ich oft mit zur See, ich kenne faſt jede Inſel, jede Sandbank und jede Düne in den friesländiſchen und ditmarſiſchen Gewäſſern — da haben wir gar manches Schiff ſich ſpiegeln ſehen in der Kimmung, wie ſie ſolch Geſicht am Nordſeeſtrande benennen, aber die Schiffe — die hat man hernach nimmer wieder geſehen. Und es geht auch allgemein unter dem Schiffsvolk die Rede, daß manche Stadt in ſolcher Art gewaſelt hat, wie zum Beiſpiel Vineta, Julin, Stavoren, Jomsburg und andere — und bald danach hat ſie der Herr in ſeinem Zorn hinweggetilgt von der Erde, und über ihren verſunkenen Thürmen und Dächern rauſcht jetzt die Meeresfluth. —

Höre auf — ich zittre! — bat Irmhild. Wie ſollte die Abtei — der Wohnort frommer Prieſter und Mönche —?

Untergehen, meint Ihr? Ach, edle Jungfrau, bei Gott iſt keine Sache unmöglich — ſchrecklich ſind ſeine Gerichte, und wenn nur halb wahr, was man ſo hört —

Was hört man denn, um Gotteswillen? fragte Irmhild beſtürzt.

Nichts Gutes, nichts für Euer Ohr, nichts, was ich meiner Zunge geſtatten darf, Euch vorzuplaudern — antwortete ernſthaft der graue Wächter — und Irmhild wagte keinen Blick mehr hinüber nach der Abtei — ſie wandte ſich zum hinabgehn, der Wächter aber blickte kummervoll nach der Lufterſcheinung hin, bis das geſpenſtige Nebelbild zerrann, und in der Ferne die Abtei, wie ſie wirklich war, grau und düſter über die Ebene emporragend, aus dem mehr und mehr emporſteigenden Nebel hervortrat. —

In St. Bonifacii Abtei, im tiefunterſten Kerker, durch deſſen ewige Nacht kein Strahl des Sonnen- oder des Mondenlichtes drang, raſſelten ſchwere Ketten, und es ſtöhnte ein gefeſſelter Gefangener ſchmerzliche Seufzer zum Himmel, der ganz verſchloſſen ſchien, und die bebenden Lippen des Mönchs, der hier angekettet lag, murmelten Pſalmworte, wie ſie von Davids Munde erklungen waren.

> Herr verhilf mir Unſchuldigen zum Recht! Ich hoffe auf den Herrn, ich werde nicht verſinken!
>
> Ich ſaß nicht bei den eiteln Männern, und hatte mit den Falſchen keine Gemeinſchaft. Auch bei den Gottloſen ſaß ich nicht, und haſſe die Verſammlung der Boshaften.
>
> In Unſchuld waſche ich meine Hände o Herr, und halte mich zu deinem Altar.

Nicht raffe dahin o Herr, meine Seele mit den Sündern, noch mein Leben mit denen, ſo nach Blut dürſten, und umgehen mit böſen Tücken. —

Ein Klirren von Schlüſſeln unterbrach den unterirdiſchen Beter. Es trat ein Bruder ein, der dem Gefangenen Brot und Waſſer ſo hinſtellte, daß derſelbe beides erreichen konnte; er verrichtete dieſes Geſchäft ſtumm und als es gethan war, wandte er ſich zum gehen. Da bannte ein Name ſeinen Schritt, durch die enge Kerkerzelle ſcholl es dumpf: Volker! —

Nicht Volker, Bruder Andreas! Wer ruft mich noch mit dem abgelegten Weltnamen?

Manegold von Dülmen ruft Dich mit dem abgelegten Weltnamen! ſprach mit tiefer Stimme der Angekettete.

Heiliger Georg! Was vernehme ich? — Ihr wäret? —

Ja, Volker, einſt mein Diener, jetzt ein Diener dieſes Hauſes des Fluchs, Deines einſtigen Herrn Stimme vernimmſt Du! Du wurdeſt vor eines Jahres Friſt für dieſes Stiftes Dienſt geworben, Du ahneteſt nicht, daß Dein vormaliger Gebieter, daß Ritter Manegold von Dülmen als Pater Anſelmus, ſeine Sünden abzubüßen, ſeit lange hinter den heiligen Mauern dieſes Stifts weilte und wandelte Niemand ahnete das, ſonſt ſähen wir uns nicht beide hier. Schaue vorſichtig um Dich — ob nicht ein Lauſcher Dir folgte, dann kehre wieder. —

Der Bruder Andreas, der das traurige Amt eines Kerkermeiſters im Kloſter verſah, folgte dem Geheiße ſeines vormaligen Gebieters, dem er vordem als reiſſiger Waffenknecht gedient, und dieſer ſammelte alle ſeine Seelenkraft in dem glühenden Gebet zuſammen: Mein Gott! mein Gott! Höre meines Flehens Ruf, da ich zu dir aufſchreie! Stoße mich nicht unter die Miſſethäter, deren falſche Zungen tödtliche

Pfeile ſind, die freundlich reden mit ihrem Munde und haben die Bosheit im Herzen! —

Bruder Andreas kam zurück und flüſterte: Es iſt ſicher! —

Mein Bruder! — ſprach der gefeſſelte Mönch: Du beſchwurſt in meine Hand zu Akkon als dienender Bruder den Bund der Templer. Bei allen heiligen Geheimniſſen dieſes Bundes fordre ich jetzt Gehorſam von Dir als Dein Gebietiger und Meiſter, ich, der gefeſſelte, von Dir, dem freien. Laß keine Seele ahnen, daß Du mich kennſt, ſonſt ſind wir beide verloren. Bekenne mir, wer mich hiehergebracht, und was geſchah droben im Brüderhauſe — von allen Eiden, die Du denen droben geſchworen, löſe ich Deine Seele als Prieſter. Für Dich giebt es nur einen Eid — den Eid des Tempels.

Bruder Anſelm zitterte, und ſprach mit beben, leiſe flüſternd: Vier Kloſterknechte und ich mußten in Pater Cyprians Hand und auf ein Cruzifix blinden Gehorſam geloben, dafür ward den leibeigenen Knechten Freiheit nach Jahresfriſt und reicher Lohn, mir aber die Stelle des Bruder Pförtners zugeſagt, die bald offen werden wird. Mir ward befohlen, mit der Leuchte und den Kerkerſchlüſſeln um die zweite Nachtſtunde auf dem Zellengange im Langhaus zu harren, und einen Verbrecher, den man aus einer Zelle bringen würde, in den unterſten Kerker einzuſchließen. Zur beſtimmten Zeit harrte ich, Pater Cyprian ſchlich vermummt mit den vier vermummten Knechten in Eure Zelle; ſie feſſelten und knebelten Euch im Schlafe, warfen Euch eine Kappe über, und ſchleppten Euch über den Gang die Treppe nieder; ich ging voran, leuchtete und ſchloß auf und zu. Als Ihr verwahrt waret, mußte ich dem Pater Cyprian vorleuchten, an das Thor zum Bruder Pförtner, und dieſem klopfen, daß er öffne. Dieß geſchah und einer der Vermummten ging hinaus. Heute Morgen verbreitete ſich die Nachricht im Kloſter, des Abtes Gnaden habe Euch gen Roma mit wichtiger Botſchaft in Sachen unſers Kloſters entſendet. —

Ha, die Verräther! Scheinbar entſenden ſie mich, um mich hier lebendig zu begraben! — knirſchte Pater Anſelmus.

Als wir vom Pförtner weggingen, — fuhr Bruder Andreas fort: mußte ich dem Pater Cyprian abermals herunter folgen, und vorleuchten, dort erſchloß er am Ende eines tiefen Ganges, den mein eigener Fuß noch nicht betreten, ein geheimes Pförtlein; bald drang uns da die Morgenluft entgegen, ein Druck, und eine eiſerne Thüre ſank nieder, Büſche rauſchten, und vor uns ſtand der Verhüllte, den wir ſo eben an das große Thor geleitet, trat zu uns ein, und ſchnell fuhr die Fallthüre wieder empor. Droben empfing ich den ſtrengſten Befehl, keiner Seele ahnen zu laſſen, daß ich hier unten einen Gefangenen zu verköſtigen und zu hüthen habe. —

Pater Anſelm war in tiefes Nachdenken verſunken, bewegt warf ſich Bruder Andreas neben ihm auf die Kniee, und flüſterte unter Thränen: Und nun ſaget, mein hoher Meiſter, was ich thun ſoll! Soll ich Eure Ketten löſen und Euch folgen über Land und Meer, ich bin bereit. Soll ich Botſchaft tragen irgend wohin, ſo befehlt mir nur, blindlings gehorch' ich Euch, wie meine Pflicht gebeut! —

Höre und thue, was ich Dir ſage! gebot Pater Anſelm. Erforſche und ſage mir Botſchaft über alles an, was vorgeht droben, jeden Abend und jeden Morgen. Hüte Dich, Verdacht zu erregen. Bringe mir am Abend einen Becher Weines mit, und gieb die Schlüſſel zu dieſem Kerker bei Deinem Leben in keine andere Hand. —

Bruder Andreas ſchied nicht aus dem Kerker, ohne die Feſſeln des Angeketteten ſo viel als möglich zu löſen, daß der

Vater ohne Schmerz ſeine Glieder bewegen konnte, dann ging er mit ſchmerzlichen Gefühlen und ließ jenen in Nacht und Dunkel zurück. —

Der Abend ſenkte ſich nieder auf die flachen Gefilde der Abtei und des nachbarlichen, nur eine ſtarke Meile von der letztern entfernten Venhuſen. Alle Knechte und Mägde, die im Felde zu thun gehabt, waren heimgekehrt, das weidende Vieh des Ritterguts war eingetrieben, und in der geräumigen Flurhalle des Hauſes brannte luſtig das Herdfeuer, ward der Abendtiſch beſtellt, an deſſen oberſten Ende des Hauſes junge Herrin, Irmhild, heute des Vaters Stelle verſah. Die Dienerſchaft nach ihrer Abſtufung ſaß mit ihr an derſelben langen Tafel, vom Vogt, vom Großknecht und von der Großmagd an bis hinab zu den Hirten und Hundejungen; der Jäger, der Reitſchmied, der Sattler und ein Troßknecht waren mit dem Herrn fortgeritten gen Münſter, und die Gedanken der guten Tochter, die heute ſtets ihren Vater umſchwebt, waren auch jetzt bei ihm und ſie dachte: Jetzt wird er ja wohl zu Münſter am Biſchofshofe eingetroffen ſein.

Vom nahgelegenen Oertchen Spelle her naheten Venhuſen im nächtlichen Dunkel, das kein Mondſchein erhellte, mehrere Reiter, unheimliche Geſtalten, und als ſie dem Burghauſe bis auf funfzig Schritte nahe gekommen waren, ſaßen ſie ab, und traten, die Zügel der Roſſe an den Händen behaltend, zuſammen. Ein Mann von gedrungener Geſtalt, in einer Mönchskutte, das Haupt in die Kapuzze gehüllt, ſprach leiſe zu ihnen: Hier nahe dem Geröhrig bleibt Ihr ſtehen; wenn Ihr das Zeichen ſeht und den Hornruf des Wächters hört, regt Ihr Euch nicht, Ihr wartet, bis die Mannſchaft heraus iſt und eine gute Strecke von dannen, nach dem Bütenhof hinüber; dann ſprengt Ihr raſch gegen das Thor an; iſt es verſchloſſen, ſo ſtoßt es auf, es wird nicht mit dem Balken verwahrt ſein, Ihr reitet ſtracks in den Hof, und ſeid dann meines Winkes gewärtig, ich werde zur Hand ſein. Das übrige wißt Ihr. —

Als der Mönch dieß zu ſeinen Begleitern geſagt hatte, gab er einem derſelben die Zügel ſeines Roſſes zu halten, und ſchritt gegen das Burgthor. Der Thorwart wollte dieſes eben ſchließen, als er einen wandernden Pater eintreten ſah, der ihn ſegnend begrüßte, und zu ihm ſprach: O mein frommer Sohn! Gönn' mir ein Obdach, wärs auch nur ein Lager auf Stroh, ich kann heute nicht weiter — finſter iſt die Nacht und meine Kraft iſt erſchöpft — ich erreiche heute nicht die Abtei, ich komme von Nienhuis über Nordhorn und bin irre gelaufen in der Engder Wüſte, faſt wär' ich gerade hinein in die Ems gelaufen, ach und ich bin alt und ſchwach — der Weg war gar zu weit.

Folget mir, ehrwürdiger Vater! — ſprach der Pförtner, nachdem er ſich vom richtigen Verſchluß des Thores verſichert hatte: Ihr findet hier ein gaſtlich Haus, es iſt des biedern Ritters Hartmud von Venhuſen! — und führte den Mönch in die helle und lebenvolle Halle, welche der Geruch kräftiger Gerichte einladend durchduftete. Der müde Wanderer ſetzte ſich ſogleich auf einen niedern Schemel in die Nähe des Feuers und ächzte; der Pförtner aber nahte der Herrin und ſagte ihr, daß ein wandernder Mönch um ein Nachtlager bitte.

Gaſtlichkeit im hohen Grade zu üben, war edle Ritterſitte; Irmhild erhob ſich von ihrem Platz, nahete dem Mönch, grüßte ihn demüthig mit Kniebeugen, und ſprach: Kommet doch zum Tiſche, an meines abweſenden Vaters Stelle mögt Ihr ſitzen, frommer Vater, und Euch ſtärken mit einer Mahlzeit, ſo gut wir ſie haben! —

O die Heiligen ſegnen Dich, Du liebes Kind, Du biedre Tochter eines biedern Vaters! — ſprach ſchwach der Mönch: doch bitte, laß mich hier verweilen; ich bin zu übermüdet, ich kann nichts genießen — laß mir nur eine Stätte anweiſen, wo ich armer, alter, ſchwacher Mann ruhen kann; Ruhe, nur Ruhe! Und Ihr laſſet Euch nicht ſtören! Der Herr ſegne Euch und Euern Dienern das Mahl!—

Auf einen Wink Irmbilds erhob ſich einer von des Hauſes jüngern Dienern, den Mönch nach einem Gemach zu führen.

Nur nicht zu hoch, guter Sohn! Hörſt Du? nicht zu hoch! — flüſterte der Mönch. Meine müden Füße vertragen die vielen Stiegen nicht — lieber nahe der Flur — ich muß mit dem Früheſten aufbrechen, da möchte ich nicht erſt viele Störung verurſachen.

Der Jüngling, an den dieſe Worte gerichtet wurden, glaubte ſich einen Segen zu erwerben, wenn er den Wunſch des Mönchs erfüllte und ſprach: Wenn es Euch nicht zu ſchlecht iſt, ſo begebt Euch in meine Bettkoie, die iſt da gleich neben an der Thüre, da könnt Ihr ganz gut ruhen, und morgen früh will ich Euch wecken! —

Gott lohn's, Gott lohn' es Dir, mein frommer Sohn. Verſchließe nur nicht die Thüre! ſprach leiſe der Mönch und ſegnete den Knaben, und warf ſich ſchnell auf deſſen Lager mit einem tiefen Seufzer nieder.

Als es ſtill um den Mönch war, zog dieſer ein Stück Brod und eine geräucherte Wurſt hervor, und eine kleine ſtarke Flaſche voll feurigen Weines, aß und ſchluckte wacker und dachte nicht im entfernteſten daran, zu ſchlafen, vielmehr lauſchte und lugte er nach allem, merkte auf jedes Geräuſch, ſah wie das Abendeſſen zu Ende ging, vernahm das Dankgebet, ſah, wie Irmbild ſich mit einer Ampel zurückzog, und die Halle ſich nach und nach leerte. Nur einige Mägde blieben noch plaudernd um das Feuer ſitzen, munter und geſchwätzig, mit Arbeit beſchäftigt, unter Scherz und Gelächter, ſie ſaßen dem Lauſcher aber zu fern, er konnte nicht verſtehen, was ſie einander erzählten. —

In die Zelle zu dem Gefangenen trat um dieſe Zeit ſein treuer Hüther, und ſprach: Meiſter, wenn Ihr doch lieber entwichet, und nähmet mich mit, das wäre das Beſte, und die beſte Zeit dazu iſt eben jetzt. Heute früh iſt des Abts Gnaden gen Münſter gereiſet, zu einer Verſammlung, die der Biſchof berufen hat aus allen hohen Geiſtlichen und der Ritterſchaft des ganzen Münſterlandes; er hat zum Gefolge zwei Patres, den Koch und ſechs reiſige Knechte mitgenommen. Auch iſt gegen Abend Pater Cyprian hinweggeritten, und hat die vier mitgenommen, die geſtern Nacht Euch gefeſſelt und hierher gebracht. Sicher hat er ein neues Bubenſtück vor. Unſer alter Bruder Pförtner liegt krank und ich ſoll in der Nacht bei ihm bleiben, und ſonſt niemand, ich ſoll öffnen und ſchweigen, es komme herein, oder werde gebracht wer da wolle. Bin ich Thorſchließer, ſo kann ich nicht zugleich Kerkerſchließer ſein, ich muß dann dieſe Schlüſſel in andere Hand geben, und dann ſeid Ihr verloren! Wer weiß, welche neue Frevelthat die heutige Nacht auf die geſtrige folgen läßt! —

Fallen wird ſein Frevel auf ſein eigenes Haupt! — antwortete Pater Anſelm mit einer Pſalmſtelle, und fuhr fort: Wohlan, ſo erſchließe meine Ketten, und zum Lohne will ich Dir einen höhern Grad unſers heiligen Bundes erſchließen, ſobald wir vereint an eine Tempelſtätte gelangen; Du ſollſt die Weihe eines Waffenträgers empfangen, wir wollen uns nicht wieder trennen, mein treuer Bruder, den der Wille des

Madur tamla bemala
Watamla saalanu.—"*)

Und dieſer Tag war Grimmenthals höchſter Blüthentag. Höher konnte ſeine Sommerſonne nicht ſteigen, noch größer die Zahl ſeiner Pilger nicht werden, die in dem Sommer dieſes Jahres anwuchs auf vierundvierzigtauſend Waller nach einem Ziel, von einem Glauben begeiſtert, von einer Andachtflamme durchglüht! Nie waren reichere Gaben gefloſſen, nie floſſen ſie wieder ſo reich. Auch dieſer ſchöne Tag verging. Weiter, und ihrer fernen Heimath wieder zu, zogen die Aethiopen, vom Abendſonnengold umflammt, wandelte auf dem Elephantenrücken des Königs goldner Thurm durch das grüne Thal, das ſchöner war, wie die Steppen von Habeſch, wo kein Feuerwind die Luft mit glühender Farbe malte, ſondern Morgen- und Abendroth die

---

*) Wie heilige Niluswellen
Heilbringend überſchwellen,
Das Land mit Segen tränkend,
So ſättigt Deine Gnade
Auch uns mit Ueberfluß!

Meiſters aller Meiſter aus der Fülle ſeiner ewigen Barmherzigkeit zu meiner Rettung auserkor und beſtimmte vom Anbeginn. Aber nicht ſogleich entfliehen laß uns, weilen vielmehr und ſchauen, wohinaus die Ziele ihres Frevelthuns ſich richten. Verbirg mich droben und ſchaffe uns — Waffen, mein treuer Volker. —

Freudig löſete Bruder Andreas die Ketten des Gefangenen, und durch das Dunkel der Gänge brachte er ihn an einen Ort, wo er Vieles ſehen und wahrnehmen konnte, ihn ſelbſt aber kein Auge zu erſpähen vermochte.

Tiefer waren die Schatten der Nacht geſunken, das Feuer der Halle in Venhuſen war erloſchen, des Hauſes Bewohner ſchliefen; nur ſechs Augen waren noch offen, die der jungen Herrin, die des lauernden und lauſchenden Mönchs, und die des treuen Wächters auf dem Thurme. Irmhild von Venhuſen ſaß in ihrem Kloſet und träumte wachend, ihre Gedanken waren bei dem Vater und bei dem fernen Geliebten. Still hoffte ſie mit keuſcher Sehnſucht auf Erkingers Wiederkehr, ſie erſehnte das Glück einer Hausfrau, waltend in den Räumen der ſchöngelegenen Tecklenburg, nicht allzufern von ihrer Heimath, dem Vater nahe, ihrer Beſtimmung als Weib getreu.

Andern, höhern Gedankenflug konnte ein einfaches ſchlicht erzogenes deutſches Mädchen jener Zeit nicht haben. Drauſſen die Flur lag nebelgrau eingeſchleiert, faſt einer unabſehbaren Schneefläche glich das Gefilde, deſſen feuchten Moorboden allabendlich dieſer einhüllende Dunſt entquoll. Bisweilen fuhr ein hüpfender, bleicher Lichtſchimmer hindurch, Irrlichter, bei deren Anblick die Jungfrau jedesmal ein Kreuz ſchlug, denn ihrem Glauben nach waren das die ruhelos wandernden unerlöſten Seelen von Menſchen, welche durch Unthaten die Seligkeit verwirkt hatten.

Recht lang wurde die Zeit den unterm Schirm der Mauer und Gebäude vor dem Blick des Wächters gedeckten Männern, ſie durften kein lautes Wort wagen, und den Pferden, die im Nachtgrauen ſchauerten, hielten ſie beſtändig kleine Säcke mit Hafer vor, daß ſie ruhig freſſend ſtanden und nicht ſchnaubten, nicht wieherten. Unverwandt blickten ſie nordwärts nach einer Stelle durch das Düſter der Nacht, die nicht mond- aber doch ſternenhell war.

Der Mönch wälzte ſich unruhig auf ſeinem Lager, er ſtand auf, öffnete die Thüre des engen Schlafgemachs, lauſchte hinaus in die Halle, vernahm nichts — ungeſtüm ſchlug ihm das Herz in der Bruſt.

Jetzt war's, als höre er ein Pferd wiehern, aber fern, im Hofe ſchlug ein Hund an. Beſtie, verdammte! lärme nicht zu früh! — murmelte der Mönch.

Drauſen an der Mauer hatte in der That ein Pferd gewiehert — lauter wurden die Männer. — Dort — dort! Nun friſch auf! — ſprachen ſie und ſchwangen ſich auf die Roſſe, blieben aber noch auf der Stelle halten, wo ein vorſpringender Ausbau ſie gegen das Thor der Burg deckte. In der Ferne einer Stunde nach Varenrode zu flog ein Schimmer auf, erſt matt, wie ein Feuermann der Haideflächen, aber dann ſchnell wachſend, roth, dann ſchlug helle Lohe empor.

Vom Wächterthurme erſcholl beim erſten Aufblitzen ſichtbarer Flamme ein ſtarker, furchtbar die Nacht durchdröhnender Hornruf, dem unausgeſetzt mehrere folgten.

Gottlob! — ſprach für ſich der Mönch; nun mag die

Beſtie bellen! — ſprang auf und zog einen Dolch, den er im weiten Aermel ſeiner Kutte barg, und lauerte, alle Sehnen geſpannt.

Irmhild ſchrie entſetzt auf — ihre Kammermagd ſtürzte kreiſchend ins Gemach — alles Geſinde ermunterte ſich, lief zuſammen, Kienſpähne erhellten Hof und Halle — man hörte des Vogts laute, gebietende, anordnende Stimme.

Kein Geheul, ihr Dirnen! Trudhild, geh hinauf zum Fräulein, ſie ſoll nicht zagen! Das Feuer ſei auf dem Bütenhofe. — Zieht Euch an ihr Mägde und bleibt wach! Wolf, Götz, Hartnied, Kriſtan, ſchnell die Pferde angeſchirrt, alle, bis auf des Fräuleins Zelter, der bleibt! Wendel, Kurz, Sax! Wagen heraus, zwei! Tummelt Euch! helft anſpannen! Klein-Diz! Wo ſteckt die Krabbe? Wart ich will Dich lehren zur Hand ſein! Laufe vor, der Thorwart ſoll öffnen, das große Thor, und wenn wir hinaus ſind, wieder ſchließen! —

Das alles ward befolgt mit raſchem Eifer, ehe zehn Minuten vergingen, ſo ſtand das Thor weit auf, waren die Wagen angeſpannt, ſaßen die Knechte zu Roß, fuhr der Vogt durchs Thor, die Jungen kletterten raſch auf die Wagen, die ledigen Hunde ſtürmten, bellend die Pferde antreibend, mit hinaus in die Nacht, dem Feuerſchein entgegen, der ſchrecklich ſchön den Himmel röthete; Dampfwolken, aus denen blitzende Funken nieder regneten, zogen gegen Venhuſen zu, und lodernde Garben ſchwangen ſich wie Feuerdrachen hoch in die Lüfte, fuhren weite Strecken durch ſie dahin und ſtreueten Millionen glühender Körner umher.

Von den Nachbarortſchaften erklangen die Sturmglocken mit unheimlichem Schall durch die Luft, und des Wächters fortgeſetzte langgehaltene Hornſtöße goſſen Schauer des Schreckens und der Angſt in Irmhildens Herz, die jetzt in die Thüre des Haupthauſes trat, von den jammernden Mägden umringt, und die Hände empor hob, laut weinend und rufend: Ach, unſer ſchöner Bütenhof! —

Der Mönch hatte ſich gleich Anfangs unter das Getümmel des Hausgeſindes gemiſcht, er hatte dem Thorwart beigeſtanden, die Thorflügel weit aufzureiſſen, und als die zu Hülfe Eilenden von dannen geeilt waren, half er auch wieder die Flügel zuwerfen. Der Pförtner ſchob die Riegel vor, ohne zu verſchließen, denn er hoffte baldige Rückkehr der Hülfsmannſchaft und eilte die Thurmtreppe hinan, zum Wächter hinauf, das Feuer zu beobachten. Kaum mochte er zwanzig bis dreiſſig Stufen hinan ſein, ſo warf der Mönch die Thüre des Wächterthurmes in das Schloß, eilte zum Hofthor und ſchob die Riegel auf, dann lief er auf Irmhild zu, und rief: Getröſtet Euch nichts Schlimmen, vieledle fromme Jungfrau! Ich ſchütze Euch mit meinem Leben! — Dabei zog und ſchwang er ſein langes Dolchmeſſer, deſſen Klinge glühroth im Scheine eines brennenden Kienſpahns blitzte, und ſchrie die Mägde ſchnaubend an: „Wer ihr naht, iſt des Todtes! — Indem wurden die Thorflügel raſch aufgeſtoßen, die vier Reiter mit einem ledigen Pferde ſprengten in den Hof, alle mit blanker, gezückter Wehr, und ehe die erſchrockene Irmhild zur Beſinnung kam, was das alles bedeute, war der Kreis der hell aufkreiſchenden Mägde durch die Reiſſige, die gerade auf ſie los ritten, geſprengt, und Irmhild ward von dem Mönch mit ſtarkem Arm gepackt, auf das ledige Roß gehoben, wie ein Tiger auf die Gazelle ſprang auch der Mönch hinauf, warf eine Kappe über der erbleichenden Jungfrau Haupt, ſchnürte ihr die Hände feſt, und ſtürmte durch das Thor, während die Reiter rückwärts gegen daſſelbe ritten, jeden etwaigen Angriff abzuwehren — es war aber kein Mann mehr da, und ſo wandten ſie ihre Roſſe, und galoppirten raſch dem bekutteten kecken Jungfrauenräuber nach, der auf wohlbekannten Pfaden ſtracks die Richtung erſt eine Strecke nordwärts dem Feuer entgegen, dann aber im rechten Winkel ablenkend, oſtwärts, nach der Abtei nahm.

Fernhin leuchtete lange noch der Feuerſchein der brennenden Scheuer des Bütenhofes, welcher ein Vorwerk war, ganz für ökonomiſchen Gebrauch beſtimmt, und dem güterreichen Ritter von Venhuſen gehörte.

Eine kurze Strecke vor dem Thore der Abtei machte der Mönch Halt, es ſchien, als habe er eine Todte vor ſich auf dem Sattelknopf, ſchlaff hingen Irmhilds Gliedmaßen nieder, ihr Haupt war geſenkt, Schreck durchfuhr den Mönch. Weiter fehlte nichts! — murrte er in ſich hinein, lüftete ſchnell die Kappe, der friſche Nachthauch ſchlug an Irmhilds Wange, die Jungfrau ſtöhnte.

Abſitzen! Still, ganz ſtill! — rief der Mönch leiſe den Reitern zu. Nehmt ſie, hebt ſie ſanft herab, tragt ſie behutſam — mir nach — ich laſſe Euch ein. Die kleine Brücke über den Graben war nicht aufgezogen. Mit ſchleichendem Schritt nahete der Mönch der Kloſterpforte, mit heimlichen bedeutſamen Schlägen klopfte er an, und ihm ward aufgethan. — Bruder Andreas! — Ich bin zur Stelle! — Wohlan, zünde Licht, wir haben die Taube, und raſch mit ihr in den Bauer, heute ein finſterer, morgen ein lichter. Einer der Knappen bewacht das Thor, einer geht mit mir, Du leuchteſt, die andern bringen die Roſſe zum Stall — alles leiſe, ohne Lärm. —

Alles geſchah nach des Mönchs Anordnungen — die Geraubte waren willen- und machtlos, die arme, bebende Jungfrau hatte faſt kein Leben mehr, ſie mußte mehr getragen werden, als daß ſie ging. Und wohin ward ſie gebracht? In eine Zelle, die nicht beſſer war wie ein Kerker, doch trug der mitgekommene raſche Diener Vieles herbei zu ihrer Bequemlichkeit, weiche Pfühle, Kiſſen, Teppiche, warme Speiſen. Irmhild war auf einen Seſſel geſunken und zeigte keinen Antheil an allem was ſie umgab und was geſchah, ſie hatte auch keinen Jammerlaut, keine Thränen. Ihr Gemüth war ſo verſtört, ſo überwältigt von alle dem Schrecklichen, was ſo plötzlich über ſie gekommen, daß ſie klaren Denkens jetzt gar nicht mehr fähig war.

Der Mönch — es war Pater Cyprian, entfernte den Diener, hieß Andreas auf dem Gange harren, trat allein vor ſeine Gefangene und redete zu ihr: Jungfrau Irmhild von Venhuſen, danke dem Herrn, der mir vergönnte, Dich zu retten! Räuberiſche Ritter wollten Dich entführen, vertheidigen konnte ich Dich nicht — daher blieb nichts anderes übrig, als Dich jenen zu entreiſen, und an einen Ort zu bringen, wo Du ſicher biſt vor jeder Gefahr. Nur kurze Friſt, nur bis Dein biederer Vater von Münſter heimkehrt laſſe Dir es hier gefallen, in einem Hauſe Gottes, wo kein Haar Dir gekrümmt werden ſoll; vergiß den Schreck, genieße Trank und Speiſe und dann ſchlummere ruhig und kummerlos; die Engel des Herrn werden Dir zu Häupten, zur Seite und zu Füßen ſtehen, und für Dich wachen und beten. —

Dieſe Worte richteten die Zitternde und Zagende in etwas auf, ſie ſeufzte tief und ſchwer, und liſpelte: Wenn dem ſo iſt, ehrwürdiger Vater, ſo laßt mich jetzt allein und ſendet mir eine Schweſter dieſes heiligen Gotteshauſes, daß ſie mit mir bete, oder doch eine Laienſchweſter, die bei mir bleibe und mein Lager theile. —

Bei dieſer unerwarteten Bitte machte Cyprian, was ihm ſelten begegnete, ein dummes Geſicht. Es gab keinerlei Schweſtern in der Abtei, die Regel St. Benedikts litt ſie nicht, und es war allzubedenklich, gerade von dieſer Regel eine Ausnahme zu machen.

Es iſt ſpäte Nacht — ſie werden wohl alle ſchlummern — ſprach der Mönch verlegen. Gönne Dir nur einige Stunden Schlaf, frommes Kind, bald wird der Morgen anbrechen, dann alles Weitere. Der Herr ſegne Dich! —

Mit dieſen Worten enteilte der Pater, ſchlug die Thüre zu, und drehte außen raſch den Schlüſſel. Irmhild war eine Gefangene. Sie ergab ſich dumpf in ihr Schickſal, bereitete ſich ſelbſt ein Lager, ſprach ihr Nachtgebet und legte ſich nieder. Die Löſung aller Räthſel, die ſie heute beunruhigten und quälten, Gott und dem kommenden Tage überlaſſend.

Aufgehoben! — ſprach Cyprian zu Andreas, als er Irmhilds Zelle verlaſſen hatte. Antonio wird uns loben! — Nun ſprich, da wir einmal in dieſer Gegend ſind, was macht Dein grämlicher Koſtgänger, was macht unſer Reiſender? Iſt er noch nicht bald in Rom? —

Der teufliſche Hohn, der in dieſer Frage lag, und die Frage ſelbſt, machte den Bruder Andreas innerlich erbeben. —

Er ſchweigt! — antwortete er.

Daran thut er wohl, für immer! — verſetzte der Pater. Aber ich möcht' ihn doch ſehen! Laß uns hinabgehen, öffne! —

Dem Bruder Andreas ſchlug das Herz mächtig — er ſah, daß es ſich in den nächſten Augenblicken um Leben oder Tod eines von ihnen beiden handele, ſobald er Anſelms Zelle öffnete, und Cyprian dieſelbe leer fand, daher ſprach er: Ihr ſeid erhitzt und ermüdet vom Nachtritt! Wolltet Ihr nicht lieber jetzt die Ruhe ſuchen, als noch hinab in das eiskalte feuchte Gemäuer ſteigen? Der da drunten läuft Euch nicht davon! —

Meinſt Du? — fragte mit forſchendem Blick Pater Cyprian. Der Teufel könnte ſein Spiel haben! — Aber Recht haſt Du — ich will den geſtrengen Herrn da drunten lieber morgen meine Aufwartung machen, und ihm meine Ehrfurcht bezeigen! Komm, Andreas, wir wollen ſchlafen gehen.

Die eine Scheuer auf dem Bütenhofe war nieder, die der von Cyprian gedungene Mordbrenner entzündet, die übrigen Gebäude des Hofes waren gerettet; der treue Vogt kehrte mit den Leuten der Burg Venhuſen zurück, da erblickte er auf dem Thurme der Burg ein Nothfeuer, da empfing ihn lautes Geſchrei der Mägde, Jammer und Wehklage, Pförtner und Wächter waren im Thurme eingeſperrt und konnten von innen nicht öffnen. Verworren, unklar war das Durcheinander des Berichts der entſetzten Mägde. Aus den wenigen Reitern machten ſie ein Heer, aus dem Mönch einen Rieſen; wo nicht gar ein Nachtgeſpenſt, haarſträubend klang ihre Schilderung. Der Vogt wüthete und tobte, wenig fehlte, daß er nicht mit der Hundegeiſel auf das weibliche Geſinde losſchlug. Er ließ die Thurmthüre aufbrechen, ſchalt auf das heftigſte den Pförtner, daß er nicht am Thore geblieben, ſondern ſeiner dummen Neugier gefolgt ſei und gebot ſogleich den Knechten, die Runde um die Burg zu machen, die Spur der Räuber zu ſuchen, ließ den zwei ſtärkſten Pferden Futter aufſchütten und fluchte alle Flüche ſeiner Zeit, daß er nun nicht einmal ein ausgeruhtes Pferd habe, denn der Zelter des Fräuleins war viel zu ſchwach für einen Gewaltritt. Die Spur der Räuber wieß nach Norden, ſie waren klug genug geweſen, nicht gleich oſtwärts zu reiten. Der Vogt gebot den ſtrengſten Verſchluß, die äußerſte Wachſamkeit, warf ſich auf das eine Pferd, ließ einen der Knechte mit einer brennenden Fackel aufſitzen und jagte mit ihm durch die Nacht die Straße nach Rheine zu, wo er friſche Pferde nehmen, und dann ſeinem Gebieter ſelbſt die entſetzliche Botſchaft nach Münſter bringen wollte.

Bruder Andreas hatte dem Pater Cyprian nach deſſen Zelle geleuchtet, und war dann nach der ſeinen geſchlichen. Tiefe Stille war im ganzen Kloſter verbreitet; Andreas blieb wach, er harrte noch eine halbe Stunde, bis er ſich überzeugt hatte, daß Alle in des Schlummers Armen ruhten — dann ſchlich er vorſichtig und leiſe nach dem ſichern Verſteck Pater Anſelms und ſetzte dieſen in Kenntniß von allem Geſchehenen, empfing von ihm Verhaltungsregeln, und entfernte ſich bald wieder, denn nicht lange währte es, ſo rief das Glöcklein die Brüder zur dritten Nocturn und zu den Laudes.

Nachtſchwarzes Gewölk deckte den Oſthimmel; über dem Vinter und Eimberger Moor und der Plintenfurth hing es tief herab, wie ein Sargtuch, und als die Sonne endlich emporſtieg, ſäumte ſie das Gewölk dunkelblutroth und braun, und es donnerte dumpf in der Ferne über der öden dörferloſen Haide. Dann fielen Strahlen durch das Gewölk mit einem mattgelben, grellen Licht, daß die Flur ſchier wie erſtorben ſchien, dieſer Schimmer ſelbſt aber erſtarb bald wieder, und ein graues Nebeldüſter gewann die Oberhand.

Der Ritter-Tag in Münſter war beendet, der frühe Morgen belebte die Landſtraßen mit den heimkehrenden ritterlichen und geiſtlichen Herren. Dem muntern und jugendlichen, ſtattlich auf ſeinem Maulthier ſitzenden Abt des Bonifacius-Kloſters hatte ſich ſein Nachbar, der Ritter von Venhuſen geſellt, nebſt einigen andern Burgenbeſitzern aus der Gegend von Tecklenburg und Ibbenbüren, da der Weg eine Strecke lang für dieſe alle ein gemeinſamer war. Sie hatten das Dorf Aldrup bereits hinter ſich, und hielten vor der Schenke zu Greven an, den Roſſen eine kurze Raſt zu gönnen, als jenes fahle unheimliche Licht ſich über die Gegend ergoß, und nicht ohne Bedenken ſahen es die Männer, nicht ohne die bange Vorausſagung großen Sturmwetters.

Wir dürfen alle Gott danken, wenn wir die Heimath erreichen, bevor es losbricht! rief Ritter Venhuſen. Kommt wohl heim Herr Abt! —

Es war in Greven die Wegſcheide. Des Abts Weg führte über Sarbrück, das Städtchen Ibbenbüren und das Dörfchen Uffeln nach dem Kloſter, der Ritter aber zog die Landſtraße über Rheine.

Mit dem Herzen eines Judas gab Abt Antonio dem ſcheidenden Ritter ſeinen Segen, da hielt dieſer plötzlich ſein Roß an und rief: Um Gott! Seh ich recht, ſo traben dort mein Vogt und mein Knecht Götz heran! Das bedeutet mir ein ſchweres Unheil! —

Neugierig blickte die ganze Reiterſchaar der Ritter und Mönche den Nahenden entgegen, Ritter Hartmud ſprengte dem Vogte entgegen, und dieſer rief: O Herr! O Herr! Ich wollt' ich brächt Euch zum guten Morgen beſſere Mähr'! Aber Unglück kommt nie allein. Geſtern Abend kam Feuer aus im Bütenhof, eine volle Scheuer iſt niedergebrannt. Wir alle hin, zu Hülfe. Unterdeſſen — ein Ueberfall der Burg — o daß ich's ſagen muß! Eure Tochter, Fräulein Irmhild — ſchändlich geraubt!

Der Abt ward bleich und roth — zum Glück ſah ihn

Wolken mit Roſenſäumen ſchmückte. Dieſe grünen deutſchen Wälder auf den Bergeshäuptern und Bergesrücken, wer hätte ſie tauſchen mögen mit den rauhen Klüften der Habeſiniſchen Alpen?

Doch ſah den Männern aus Afrika lange nach, wie ein fabelhafter Traum war ihre Erſcheinung an ihm vorbeigegangen, wie ein mährchenartiges Gedicht, und es war ihm, als er ihren verhallenden Geſang und das Klingen und Rauſchen der Schellen und Klappern vernahm, womit ſie ihn begleiteten, als umſchwirrten ihn tönende Rythmen und er ſummte leiſe vor ſich hin ſeine Gedanken, die ihm willenlos zum Geſang wurden: „O Wunder, wann geſchehen? O Zauber, wann geſehen? Biſt Traum du, biſt du wahr? Mit Kreuz und Engelfahnen nah'n Männer in Turbanen, zahlreich wie Karavanen, aus Axum und Gondar!“

„Wo tief in Wüſten beten einſam Anachoreten wird Gottes Sohn genannt; wo Greif und Drache wohnen bei giſt'gen Scorpionen, wird auch auf Königsthronen der Herren Herr bekannt. Und Könige erſcheinen in unſern Buchenhainen aus jekeiner ins Geſicht, aller Augen hingen am Munde des Boten, wie am Vater, den die Schreckensbotſchaft traf.

Geraubt! Mein Kind! — rief Ritter Hartmud und von wem? Keine Spur? —

Spur nach Norden, ſoweit wir in der Nacht erſehen konnten. Ich warf mich gleich aufs Pferd. Aus dem Geheul der Mägde ging hervor, daß wohl ein Mönch im Spiele war, der geſtern Abend Obdach heiſchend, gaſtlich von uns aufgenommen ward. —

Ein Mönch! — klang es erſtaunt vom Munde vieler; die Patres im Gefolge des Abts murmelten unwillig unter einander. Ein Mönch! Wir wollen hoffen, daß dieſes Mägdegeſchwätz unwahr! — rief der Abt.

Sollte ein Mönch aus Kloſter Fürſtenau? — warf ein Pater die Frage auf. Mit Gunſt, das wäre etwas weit geſucht! — rief antwortend mit unverhehltem Unwillen der Vogt von Venhuſen. Halbmal ſo weit wäre auch noch Bubenſtücks genug! —

Ein lautes Hin- und Herreden entſtand, dem der Ritter von Venhuſen aber damit ein raſches Ende machte, daß er im ſtummen Vaterſchmerz ſeinem Rappen die Sporen gab, und ſeinen Leuten winkte, ihm zu folgen. Auch der Abt ritt ſchweigend von dannen, innerlich auf das Heftigſte bewegt, doch voll Freude, daß der Raub gelungen war. Was kümmerte ihn des Ritters Schmerz und Zorn? Des Kloſters heilige Mauern waren eine ſtarke Burg — in welcher der Abt faſt wie ein Fürſt gebot. Hatte der Ritter Verdacht, ſo konnte er doch keinen ſelbſteigenen Angriff wagen, er mußte Klage führen bei dem Biſchof von Münſter, und dieſer — war des Abts vertrauter Freund, der Abt hatte ihn erſt geſtern die zuverläſſige Verſicherung gegeben, daß es nur des Wunſches bedürfe, ſo ziere den Biſchof von Münſter das Pallium oder der Cardinalshut. Und im übrigen gedachte Abt Antonio in kürzeſter Friſt mit ſeiner Schweſter gen Wälſchland zu fahren, mit des Biſchofs Urlaub — zum heiligen Vater.

Alle Reiſenden fanden gegen den Abend hin ihr Ziel, und obſchon der Himmel ſo voll Gewölk hing, daß er ſchier einzubrechen drohte, ſo fiel doch kein Tropfen nieder und der Gott des Sturms hielt jeden Hauch gefeſſelt, um ſo unheimlicher war es, über die Haideſtrecken dahin zu reiten, deren Flächen ſich endlos dehnten, und auf denen nur ſelten ein Gehöft oder ein kleiner Ort, mit Ausnahme der geringen Städtchen, berührt wurde. Zudem eilte ſein Pferd faſt übermäßig anſtrengend, der Ritter Hartmud von Beuhuſen ſeinem Herrenſitze zu, voll Gedanken der Wuth und der Rache. Klage, ſchwere Klage, nicht bei irgend einem Biſchof, ſondern beim Freigericht war ſein erſter Gedanke. Noch war die Vehme nicht zu ihrer ſpätern Ausbildung und Gliederung gediehen, die ſie unter dem ſtrengen Erzbiſchof Kölns, Engelbert, gewann; noch war die Geiſtlichkeit nicht befreit vom „heiligen heimlichen Ding.“ Aber was frommte die Klage, wenn kein Thäter zu nennen war! Dieſen in kürzeſter Friſt zu erkunden, ſpornte der Ritter ſein Roß, daß es ſtöhnte und blutete.

Dem Abt ſtachelte wilde Gier zur haſtigen Jagd nach dem Kloſterbau. Trefflichen Vorwand gab ihm das furchtbar dräuende Unwetter, dem er mit den Seinen zu entrinnen ſuchte. Ob die Roſſe und Mäule lechzten, ob ſie todmüde die letzten Kräfte anſtrengten, wenn nur bald die Abtei erreicht ward. Ibbenbüren bot friſche Thiere, unaufhaltſam jagte der Eilritt über die Haideflächen, und nicht ein Häuflein Prieſter ſchien dahin zu reiten, ſondern des wilden Jägers geſpenſtiger Heerzug, von Blitzen umloht, die von Zeit zu Zeit im aſchgrauen Gewölke aufflammten, ohne daß ein Donner gehört ward, ſo ſtill, ſo ſchweigſam, in heißer, ſchwüler Luft, brennend und flammend wie der glühende Samumhauch der Wüſte Sahara.

Endlich hoben die Thurmdächer der Abtei ſich aus der Fläche, endlich war das Ziel mindeſtens ſichtbar, endlich lag auch Uffeln hinter den Reitern, ehe noch der Abend niederdämmerte, aber anhaltender und immer furchtbarer wurde das meteoriſche flammen und leuchten. Die ganze Luft war Elektrizität, es blitzte weniger am Himmel, als am Boden, es fuhr über die Ebenen dahin als wolle es alle Birkenwipfel ſengen und die rothen Blüthenbüſchel des Haidekrauts in feurige Ruthen verwandeln.

Zu denſelben drohenden unheimlichen Stunden hatte ein jugendlicher Reiter, eines ganz andern Weges herkommend, doch auch die gerade Richtung nach der Abtei eingeſchlagen. Er war nicht allzufrüh in Osnabrück aufgebrochen, hatte in Weſter Cappeln ſein Roß füttern laſſen, und ritt von da durch die ſogenannten dicken Berge, die letzten nordweſtlichen Ausläufer des Teutoburger Waldes, deren Bewachſung anmuthige Birkenwälder mit einzelnen zwiſchen den Birken aufragenden hochſtämmigen Kiefern bildeten. Einſam war der Waldpfad, der Bäume Grün barg lange den Anblick des düſtern Gewitterhimmels, und der junge Ritter hing ſeinen Gedanken nach, Gedanken voll Heimathſehnſucht und treuer Liebe. Es war eine ſchöne herrliche Geſtalt, dieſer junge Ritter. Der blaue Stahlhelm von einfachſter koniſcher Form, deſſen Viſir leicht in die Höhe geſchlagen war, umfing ein blühendes männlich ſchönes Geſicht ohne Bart, denn in jener Zeit wurde dieſe vorgebliche Zierde des Mannes nicht getragen, und die

Männer wurden von den Frauen dennoch ſchön befunden. Eine leichte Stahlrüſtung ſchloß die zierlichen Glieder ein, von der aber nur die Arm- und Beinſchienen ſichtbar waren. Die Halsberge war von einem Kragen überdeckt, der aus einer Art von grünem Wollenplüſch geſchnitten und mit Pfauenſchweifaugen verziert war. Eine weiße Tunika mit kurzen, weiten Aermeln, die nur bis an die Ellenbogen reichten, bedeckte die Rüſtung, und von der Bruſt wie vom Rücken lief bis zum Ende dieſes Gewandes ein lichtrother dreifingerbreiter Sammet-Streifen, den ein ähnlicher, als Ring um das Kleid gelegter Streifen ſo durchkreuzte, daß mitten auf der Bruſt und mitten über dem Rücken die Geſtalt eines Kreuzes ſich hellleuchtend auf dem weißen Grunde abhob, und ſo den jungen Helden als Kreuzritter offenkundig bezeichnete. Der auch roth bekreuzte Mantel lag über dem Sattelknopf zuſammengeſchlagen, und mit einem Riemen befeſtigt. Das Schwert an der Seite und eine leichte Lanze bildeten die Waffen des Ritters, ein kleines ovales Schild hing an der linken Seite des Roſſes. Dieſes Roß war ein kräftiger Falbe und völlig ungepanzert, dieſe Qual der Thiere war noch nicht erfunden. Das ſchöne Riemenzeug beſtand aus glänzend ſchwarzem Leder, das an den Seiten gefranzt, und ganz und gar mit goldenen Plättchen verziert war. Jeder Steigbügel bildete ein goldenes Dreieck von einfachſter und doch ſymboliſcher Form, auch die Sporen des Ritters waren golden. Das helle erfreuliche Bild, welches Mann und Roß gewährten, wurde noch gehoben durch die Farbe des Sattels und der kurzen Schabracke, beide waren von hochrothem Sammt. Es war, als reite der heilige Ritter Georg in eigener Perſon durch den grünen Wald, ſo ſchön, ſo überraſchend war des Ritters Erſcheinung in dieſen bewaldeten Hügeln, die ſich ſanft nach der unermeßlichen Ebene hinabſenkten. Dieſe Ebene war von Dunſt eingeſchleiert, und von Zeit zu Zeit von Blitzen überlodert; kein Lüſtchen regte ſich, es war ſehr ſchwül, aber dem Ritter war trotz der enganſchließenden Rüſtung gar nicht zu heiß, er ſand, ganz andere Sonnengluth in Arabiens Steppen gewohnt geworden, die Luft ſeines Heimathlandes angenehm, ſeinen Ritt nicht anſtrengend. Ja, ſelbſt die dürſtige Birken- und Haidebewachſung und das Flachland mit ſeinen Moorflächen und Sumpfſtrecken erſchien ihm paradieſiſch ſchön, denn es war ſeine Heimath und die Heimath ſeiner Liebe. Als der letzte Hügelgipfel erreicht war, als die Ebene vor ihm ausgebreitet lag, zunächſt das Gehöft Uffeln, weiter rechts die Abtei, in einiger Stunden Ferne Venhuſen mit ſeiner hohen Warte, mitten im Schoos der Fläche Dreierwalde, zur Linken Bevergern und von dem Hügelzuge bedeckt die Gegend von Ibbenbüren und Tecklenberg, da rief der junge Ritter freudig aus: Ja, mein vielwerther Freund, Graf Boto von Stolberg, du hatteſt Recht, zu jauchzen, da wir mitſammen reitend deiner Heimath anſichtig wurden: Was iſt Canaan, was iſt Paläſtina gegen die güldene Aue? — Auch hier, auch hier, in meiner Heimath, ſind güldene Auen, iſt heiliges Land! — Voll Sehnſucht hing des Reiters Blick an der Warte von Venhuſen, deren Zinne im Strahle der ſinkenden Sonne durch den Dunſt, der ſie umflorte, matt erglühte. Dieſer Dunſt ſchleierte die Burg Venhuſen ein, aber des Jünglings Falkenauge ſand und ſah ſie doch, und ſein Herz wallte.

Aber jetzt nahm er das immer drohender ſich geſtaltende Antlitz des Himmels wahr, vernahm hinter den Bergen das Grollen fernen Donners, ſah, wie der Sonne letztes leuchten ſchnell hinter einer auch im Weſten aufſteigenden, einförmig hellgrauen Wolkenwand erloſch. Das arabiſche Roß des Ritters ſtreckte den Hals, und obſchon es müde war vom ziemlich weiten Gang durch den Sand der Waldberge und Flächen, ſchien es doch Anſtrengungen zu machen, dem heraufziehenden Unwetter zu entfliehen, welches durch den Zuſammenſtoß zweier Gewitter, die den ganzen Tag lang ſchon gedroht hatten, furchtbar werden konnte.

Friſche Spuren zahlreicher Roſſeshufe im Sande des Weges wieſen nach der nahen Abtei; nach Venhuſen waren noch zwei Stunden — es wäre verwegen geweſen, ſich mitten im Wetter auf die weite obdachloſe, baumloſe, öde Fläche zu wagen; der junge Ritter lenkte ſein Roß nach dem Kloſter, das in einer halben Stunde zu erreichen war.

Dort war eine Viertelſtunde vorher Abt Antonio mit ſeinen Begleitern angekommen, und hatte ſich ſogleich auf ſein Zimmer begeben, wo Pater Cyprian mit grinſender Freundlichkeit ihm Bericht von dem Abenteuer, wie er es nannte, erſtattete, welches der Pater für den Abt beſtanden, und alle Nebenumſtände berichtete.

Und wie verhält ſich Irmbild? — fragte erregt der Abt. Unruhig, ungeduldig, wie natürlich! — verſetzte der Pater. Sie verlangt durchaus nach einer Frau, einer Magd — eine Lüge über die andre hab' ich vorgebracht — heute Nacht ließ ich die frommen Schweſtern ſchlafen, heute morgen waren alle in der Kirche, heute Mittag war große allgemeine Pönitenz, Gott ſei Dank, daß nun der rechte Tröſter gekommen iſt. —

Ja, ich will hin zu ihr, ich will, ich werde ſie beruhigen! — und in nächſter Nacht wird ſie in einer Sänfte hinweggeführt, auf ſtillen Wegen nach Herford, von da nach Paderborn, und immer ſüdwärts. Du geleiteſt ſie drei Tagereiſen, und nach Deiner Rückkehr ernenne ich Dich zu meinem Nachfolger und reiſe ihr nach — ſchreibe die Geleitsbriefe und ordne, alles nöthige an, ſprach Antonio, und warf einen Blick in einen venetianiſchen Spiegel, der die Rückſeite eines Heiligenbildes bildete, das an der Wand hing, und das der Abt nur umzukehren brauchte, wenn er am wohlgefälligen Anblick ſeiner eigenen Schönheit ſich erfreuen wollte.

Und Anſelmo? — fragte hierauf der Abt — nicht ohne inneres beben beim Gedanken an den gegen einen würdigen und frommen Bruder geübten ſchändlichen Verrath.

Verhält ſich ruhig, wie Bruder Andreas mir ſagte! antwortete Cyprian.

So ſaheſt Du ihn nicht ſelbſt? fragte forſchend der Abt.

Ich fand bis zur Stunde keine Minute Zeit — entſchuldigte ſich Cyprian. In die Metten, zu Irmhild, in die Horen, zu Irmhild, dann zur Cöna, und horch, ſchon höre ich die Glocke zur Vesper rufen — gleich nach dem Schlußamt will ich hinabgehen.

Wohl, verſäume es nicht, mein Bruder! – ſprach der Abt, und entließ den Pater, indem er ſich anſchickte, die Zeit, in welcher die Mönche in der Kirche beim Vesperſingen verſammelt waren, zu benutzen, ſeine Geraubte zu beſuchen, da ſtörte ihn das nahen des Bruders Andreas, welcher mit einer Meldung kam: Hochwürdigſter, ein junger Kreuzherr iſt eingeritten und hat um Obdach gebeten — es naht ein Wetter entſetzlicher Art, ſchon bricht der Orkan los. –

Ich ſehe und höre es wohl! – erwiederte der Abt und ſchlug ein Kreuz, als ſo eben ein jäher Blitz mit ſchrecklicher Helle flammte. Führe den Ritter in eine Zelle, bediene ihn, dann geleite ihn in das Refectorium, fordere vom Bruder Speiſemeiſter und vom Bruder Kellermeiſter alles nöthige — ich komme dann nach der Hora ſelbſt. Dann habe ich Pater Cyprian befohlen einen unterirdiſchen Beſuch zu machen, ſei zur Hand mit Leuchte und Schlüſſeln — jetzt gehe, guter Bruder — doch — warte noch, öffne mir die Zelle der Jungfrau. Mit ſegnender Geberde entließ der Abt den dienenden Kloſterbruder aus ſeinem Zimmer, ſchöpfte beklommenen Herzens Athem, nahm eine fromme Miene an und trat zu ſeiner ſchönen Gefangenen ein. —

Irmhild lag auf den Knien, weinend und betend in heißer Seelenangſt. Ihre eigene Noth und Pein und des Himmels flammendes zürnen hatten ſie niedergeworfen, es gab für ſie kein anderes Heil und keinen andern Haltpunkt, als das brünſtige Gebet.

Einen kurzen Augenblick weidete ſich Antonio am Anblicke der rührend dahingegoſſenen Schönheit, aber kaum gewahrte ihn Irmhild, als ſie mit einem Schreckensruf, als erblicke ſie ein Raubthier, emporſchnellte, und den Abt wild anſtarrte, deſſen glühende Augen zärtliche Blicke auf ſie warfen.

Ha! Nun weiß ich, wo ich bin! — rief Irmhild. Nun iſt mir klar unſers greiſen Wächters dunkle Rede! Alſo Du, Abt von Bonifacii Münſter, haſt mich rauben laſſen durch Deine Henkersknechte? —

Beruhige Dich im Herrn, in Gott geliebte Schweſter! — ſprach der Abt ſalbungsvoll mit frommer Heuchlermiene. — Die Teufelinnen mögen Deine Schweſtern ſein, nicht ich! — ſchrie Irmhild zornig. Bei dem allmächtigen Rächer im Himmel, der über uns blitzt und donnert und Dich erbleichen macht, Abt! Haſt Du dieß Bubenſtück an mir verübt, o wird es furchtbar gerächt werden! —

Es ward Dir bereits geſagt — ſprach Antonio ganz gelaſſen: daß es gelang, gegen fremde Räuber Dich ſchützend und rettend in dieſes heilige Haus zu bergen, warum alſo erzürneſt Du Dich und ſchmäheſt mit unwürdiger Rede die frommen Diener des Herrn? Willſt Du ſinnlos hinausſtürmen in die Wetternacht? Dein Vater iſt fern, Dein Aelternhaus vielleicht ein Aſchenhaufen. Ich komme ſo eben von Münſter heim, allwo ich Deinen Vater geſprochen. Ward Dir unlauter begegnet? Haſt Du eine Klage? Hat jemand es gewagt, Deine jungfräuliche Ehre zu beleidigen, Irmhild von Benhuſen? dann ſoll Dir jede Genugthuung werden, ſag' es nur alles offen und frei. —

Dieſe mit großer Milde und Sanftmuth geſprochenen Worte des in ehrerbietiger Entfernung von Irmhild ſich haltenden Abts, entwaffneten den leidenſchaftlichen Zorn der Jungfrau, und ſie ſprach, obſchon immer noch in heftiger Gemüthsbewegung, unter Thränen, doch etwas kleinlaut: Man konnte mich heute früh hinüber geleiten, oder wenn unſer Haus wirklich zerſtört wäre, gen Münſter, zu meinem Vater. —

Dieſes konnte man nicht, mein Kind! – gegenredete der Abt; da ich abweſend war. Hier in dieſem Hauſe gebietet nur einer, und dieſer eine bin ich. Wie niemand hier Dir ein Haar krümmen durfte, ſo durfte man die, welche zu ihrem Schuz in dieß heilige Haus gebracht worden, — Dank ſei den Heiligen, daß dieſe Rettung Deiner einem entſchloſſenen Bruder gelang – nicht beliebig entlaſſen. Laſſe dieſes Unwetter austoben, und morgen ſchon wirſt Du in wohlverwahrter Sänfte, von ſanften Maulthieren getragen, unter feſtem und ſicherm Geleite gen Münſter geführt werden. — Man konnte mir eine Dienerin ſenden! — rief Irmhild mit edlem Unwillen, und in Schaam erröthend.

Auch dieſes konnte man nicht — erwiederte der Abt. Du weißt wohl nicht, oder haſt es vergeſſen, daß dieſes Stift kein Frauenkloſter iſt. Die Regel unſers Ordens duldet kein weibliches Weſen im Kloſter. —

So ward Eure Regel verletzt durch meine Aufnahme! —

Mit nichten, Kind! Unglückliche finden hier eine Freiſtatt, weß Geſchlechtes ſie auch ſeien. —

So wußte der ſchlaue Abt jedes Bedenken aus Irmhilds zagender Seele zu reden und ſetzte ſeiner Heuchelei damit die Krone auf, daß er ſein Brevier hervorzog, und ſprach: Siehe, mein Kind, der Himmel zürnt, laß uns beten! und mit ſanfter, weicher Stimme ein geeignetes Gebet aus dem Latein des Buches, das die herrlichſten Malereien in Gold und Farben zierten, in die deutſche Sprache übertrug und Irmhild vorbetete, wodurch ihm gelang, daß Irmhild einigermaßen ſich beruhigte, und den Frieden ihrer Seele wiederfand.

Bruder Andreas entſchnürte mit geſchäftiger Hand ein kleines Bündel, das der Mantel des Ritters bedeckt hatte, und welches ein einfaches Hauskleid enthielt, entledigte ihn gewandt und kundig ſchnell der Rüſtung, und freute ſich der jugendlichen ſchönen Geſtalt, der durch tapfere Kriegsübung geſtählten Glieder, des jungen Kämpfers, wunderbar aber ward ihm zu Muthe, als der Gaſt ſprach: Iſt Pater Anſelmus noch am Leben? —

Kennt Ihr den? fragte Andreas verwundert.

Er war mein Waffenmeiſter, Ritter Manegold von Dülmen, da er noch ſelbſt die Waffen führte, ich ehre und liebe ihn als einen zweiten Vater; ich ſelbſt bin Erkinger von Tecklenburg, entſandte meine Knechte voraus zur nahen Heimath, und nahm den Umweg, um nach Venhuſen zu reiten, dort meine verlobte Braut und deren Vater zu begrüßen — hoffe beide wohl zu finden — aber das Unwetter ließ mich bei Euch frommen Vätern und Brüdern um ein Obdach bitten. —

nem glühnden Süd, ſie knien hier im Staube, es weiht ihr frommer Glaube, Du fromme Friedens-Taube, Maria, Dir ein Lied.“ —

Als es Nacht geworden, als Tauſende wieder heimwärts gezogen waren und andere Tauſende ſchon in den Armen des Schlummers lagen, erklang noch unter der alten Linde von drei Männerſtimmen geſungen und von einer Laute begleitet, der ſüße Hymnus Ave maris stella, zu Ehren der guten Mutter Maria vom Grimmenthal, die ja ſo würdig war alles Lobes und aller frommen Huldigung. Die Sänger waren die Brüder Georg und Johannes Doth und der Maler Paul Lautenſak. Wie wahr ſang das einfachſte der Lieder:

„Löſe Sündern die Bande!
Schenke Licht den Blinden!
Tilge unſre Fehle;
Weih uns allem Guten!“

Maria hatte die Bande der Gefangenen gelöſt; ſie hatte Blinden das Licht wieder gegeben und Tauſende beſſer gemacht, ſie zum Guten geführt. Und weiter ſangen die Männer:

Ihr werdet alle ſehen, die Ihr liebt — verſetzte nicht ohne Befangenheit Andreas, und hieß den jungen Ritter ihm in das Refectorium folgen. Bald fanden ſich mehrere Mönche ein, und endlich auch der Abt; der junge Ritter ſah ſich freundlich begrüßt, mußte an des Abtes Seite Platz nehmen, und erhielt Wein und erleſene Speiſen vorgeſetzt, während Abt und Mönche die höchſt einfache Koſt, welche die Regel vorſchreibt, zu ſich nahmen, und ſelbſt von dieſer mit größter Mäßigkeit genoſſen. Manche der Väter ſchienen im Uebereifer ihrer Frömmigkeit ſich völliges Faſten auferlegt zu haben, ſie rührten nichts an.

Das Wetter war immer noch zu keinem rechten Ausbruch gekommen, man vernahm wenig Donner, der Sturm hatte ſich gelegt, nur die Blitze waren heftig und überflammten den ganzen Himmel, indem ſie zugleich das herrlich gebaute Refectorium, mit ſeinem reichen Bilderſchmuck voll lebens- und überlebensgroßer Heiligenbilder mit polichromiſcher Enkauſtik auf Goldgrund in die weitgeſpannten Rundbögen der Wände gemalt, beleuchteten, wie die phantaſtiſchen Thiergebilde an den rieſigen Kapitälen der Säulen, welche die Decke ſtützten, und an den kleinen Doppelſäulenpaaren, die längs der Fenſterwand erblickt wurden.

Es herrſchte lange eine ziemliche Stille, die Mönche aßen geräuſchlos oder auch gar nicht ihr einfaches Brot und Gemüße, keiner redete; der Pater Lector am untern Ende der Tafel las einen langen Sermon mit gedämpfter Stimme. Der Abt unterhielt ſich leiſe mit dem Ritter, der ihn bereitwillig Mittheilungen über ſeine Erlebniſſe im Morgenlande machte, und über den Stand der Dinge auf dem dortigen Kriegsſchauplatze; gleichwohl hörte der Abt nur mit halbem Ohr, ſein Auge durchflog öfter ſuchend die Reihen der Väter und Brüder, und ſchien einen oder den anderen, den er nicht erblickte, mit Unruhe zu ſuchen.

Pater Cyprian hatte angeordnet, daß die Sänfte nebſt den nöthigen Dienern, Maulthieren und Pferden bereit ſtehe, um zu jeder Stunde die Reiſe antreten zu können, welcher freilich das nicht enden zu wollen ſcheinende Gewitter Aufſchub drohte. Ein vertrauter Laienbruder verſah einſtweilen das Pförtneramt, und war bereit zu öffnen. Nachdem dieß alles angeordnet war, folgte mit Ungeduld Pater Cyprian dem vorleuchtenden Bruder Andreas die tiefen ſteinernen Treppen hinab zum Kerker Anſelms. Nicht ohne beben erſchloß Andreas das Kerkergemach, und leuchtete hinein. Der gefeſſelte Gefangene ſchien zu ſchlafen, ſein Angeſicht war nicht zu ſehen, die Kapuze der Kutte barg ganz ſein Haupt, die Arme hatte er in einander geſchlagen, und ſaß in ſo gebeugter Haltung da, daß auch keine Hand ſichtbar war.

Pater Anſelmo! — rief Pater Cyprian; es erfolgte keine Antwort, der Gefeſſelte regte ſich nicht.

Jetzt trat Cyprian einen Schritt näher und beugte ſich über den Gefangenen — jetzt ſtreckte er den Arm aus, dieſen wach zu rütteln.

In dieſem Augenblicke wurde es tiefe Nacht um Pater Cyprian.

Es folgte ein dumpfer Hall.

Dem dumpfen Hall folgte ein Klirren.

Andreas! — rief Cyprian, und ſein Herzblut ſtockte. Andreas! —

Die Stille des Todes in der Grabesnacht gab nicht einmal den Schall der Stimme des Rufenden zurück.

Cyprian fühlte ſich durch die Finſterniß nach der Kerkerthüre — ſie war feſt zu.

Eingeſchloſſen! Vielleicht — bei einem Toden. —

Ganz ſicher war Anſelmus tod, — und wenn er nicht tod war — und wenn er hörte, wer bei ihm, machtlos, hülflos gleich ihm? — beſſer wäre, er wäre tod.

Entſetzliche Gedanken — wahnwitzweckende!

Cyprian wankte auf den Gefangenen zu, war er nicht tod, ſo mußte er ſterben — jetzt ſtieß er an ihn, die Ketten klirrten, jetzt packte er ihn — hu — wie ſtarr, wie hart die Glieder — der Kopf — nein — es war kein Kopf da, die Kapuze deckte keinen Schädel — die Glieder löſten ſich, — die Ketten raſſelten zu Boden — Hölzer fielen auf die Ketten, und mit einem entſetzlichen Fluche brach Cyprian zuſammen — ein Gelächter ſtieß er aus, wie ein Toller. Anſelm war frei und Cyprian — war eingeſperrt in deſſen Kerker, er, der künftige Abt des reichen Bonifacii Stifts und eingeſperrt — zum Hungertode. —

Ihr bedürft nun doch der Ruhe, junger Held — ſprach der Abt zu dem Gaſt des Kloſters: und unſere Ordnung gebietet jetzt den Schluß des Abendmahls. Der Abt erhob ſich, die Mönche folgten ihm nach. Ein Dankgebet wurde von allen zugleich ſtehend geſprochen, dann wünſchte der Abt dem Ritter gute Nacht, und ließ ihn durch einen Laienbruder nach ſeinem Zimmer geleiten, den er zugleich beauftragte, wenn er Pater Cyprian oder Bruder Andreas begegne, ſie ſogleich zu ihm zu beſcheiden.

Bruder Andreas ſchien Erkingers zu harren, er entnahm dem Diener die Leuchte, vernahm des Abtes Befehl, ſagte ſofortigen Gehorſam zu, und geleitete ſelbſt Erkinger nach dem Gaſtgemache, das dieſem eingeräumt war.

Der junge Ritter fand dieß Gemach kerzenhell und in demſelben einen Mönch von hoher ſtattlicher Geſtalt, der ihm die Arme zum umfangen liebevoll entgegenbreitete.

Erkinger! — Manegold! -- riefen die lange Getrennten unter Küſſen und Segnungen, dann begann der junge Ritter fragende Ausrufe — aber ſtatt aller Antwort ſprach Pater Anſelmus: Schweige und höre! Noch in dieſer Nacht wirſt Du bewähren, daß Du ein Held biſt, treu dem Gelübde der Kreuzfahrer, ein Schirm der Bedrängten, ein Vertheidiger und Retter der Unſchuld. Du wirſt nicht auf dieſer Lagerſtatt ſchlummern, denn Du würdeſt ſie vielleicht lebend nicht verlaſſen. Deine Rückkehr iſt unwillkommen; Dein Vater hat ſterbend dieſem Stift all' ſein Beſitzthum vermacht, für den Fall, daß Du nicht heimkehrteſt. Das Kloſter verwaltet bereits Deine Güter — es muß wünſchen, daß Du nicht zurückkehrſt. Du mußt ſogleich das Kloſter verlaſſen, jedoch nicht allein. Eine edle Jungfrau, die hier eingekerkert wurde, um den Lüſten des Abts zur Beute zu fallen, muß ebenfalls dem Räuber entriſſen werden, daher — eilig in die Rüſtung, ich helfe Dich wappnen, im Uebrigen bau' auf Gott und Deinen Muth. — Und noch eins. Trägſt Du kein Andenken an Deine Verlobte, von ihr ſelbſt Dir gegeben? Und wollteſt Du es mir nur für dieſe Nacht anvertrauen? —

Nur ein Ringlein — erwiederte Erkinger: von dem ich noch keinen Augenblick mich trennte. Euch, aber nur Euch, leg' ich's gern in die treue Hand. —

Und nun harre wachſam des Bruder Andreas, er wird Dich leiten — ſprach Anſelm und verließ des Ritters Gemach.

Mit Ungeduld harrte der Abt ſeinem Vertrauten entgegen, jetzt erſchien Andreas. Wo weilt Pater Cyprian? war des Abts erſte Frage.

Ich ſah ihn nach dem Hofe hinab gehen — und will ihn gleich herauf rufen, ſo Ihr es befehlet! antwortete der Gefragte. Sah er Anſelmo? forſchte weiter der Abt. — Er ſah ihn.

Und was ſprachen beide? —

Pater Anſelmus ſprach kein einziges Wort. —

Ha — nun ſo mag er ſchweigen, ewig ſchweigen, das wird für ihn ſicherlich das beſte ſein! — rief Abt Antonio. Ich ſelbſt werde ihn nicht wiederſehen. Mein Nachfolger mag ihn richten. Du kennſt für die heutige Nacht noch Dein Amt. Trage Sorge, daß der Aufbruch erfolge, ſobald das Wetter vorüber! Pater Cyprian ſoll eilen, ich harre ſeiner hier im Gemach! —

Bruder Andreas ſchied mit demüthiger Gebehrde von dem Abt. Das Wetter ſchien nicht vorüber gehen zu wollen, ſondern es brach jetzt erſt mit erneuter Heftigkeit los.

Tief im Hintergrunde des Kloſtergebäudes, auf einer Seite, die in das Freie gerichtet war, fern von dem vordern Hof, einſam, wo niemand wohnte, wohin kein dienender Bruder, kein reiſiger Knecht des Kloſters jemals kam, den dicken Bergen und einer Moorſtrecke zugekehrt, lag ein kleiner erleuchteter Saal, in dieſem Saal fanden ſich jetzt, langſam über die Gänge ſchleichend, nach und nach die Mönche ein; in dieſem Saale ſtand eine Tafel, die ſich unter der Laſt von Weinkrügen und kalter Küche bog. Schwere geräucherte weſtphäliſche Schinken von fabelhafter Größe, Bärentatzen, wilde Schweinsköpfe, Hirſchziemer, Rehrücken, Waldgeflügel, Obſt, Honigkuchen, Eingemachtes, in Zucker Geſottenes und mit Zucker Gebackenes war in Fülle aufgetiſcht. Wer kam, ſetzte ſich und aß und trank mit Behagen, machte ſich's auch bequem, warf Kutten und Kapuzen ab, ſpielte im Bret, ſtimmte Schelmenliedlein an, ſpielte auch wohl auf einer Fiedel oder blies die Schalmei, und wahrlich keine Pſalmenmelodie, während draußen die Blitze flammten, der Donner faſt ohne Aufhören zu rollen begann und der Orkan heulte. Nur der Abt fehlte noch, doch keiner der vorhin ſo mäßigen und enthaltſamen Mönche ſchien ſeiner zu harren oder ihn zu vermiſſen.

Vater Anſelm war zu Irmhild eingetreten. Erſchreckend und ſcheu ſah ſie die neue, ihr unbekannte Geſtalt — ſie hätte jetzt in der That den Abt lieber als dieſen geſprochen, da jener gewußt hatte, ihr Hoffnung und Vertrauen in das Herz zu ſchmeicheln.

Jungfrau! — ſprach Anſelm: fürchtet Euch nicht vor mir! Ich bin ein Freund Eures Vaters, ich habe Euch als Kind auf meinen Knieen geſchaukelt, ich hieß einſt Ritter Manegold von Dülmen. Iſt Euch daran gelegen, Euern Vater wieder zu ſehen, iſt Euch Euer Leben und Eure Ehre lieb, ſo müßt Ihr auf der Stelle dieſes Haus aller Sünden und Laſter verlaſſen. —

Wie? Jetzt, in dieſem Unwetter? — fragte die Erſchrockene. O der Himmel verhängt nicht ſo ſchlimmes über Euch, als dieſe Menſchen. Nicht wahr, ſie haben Euch verheißen, Euch nach Münſter zu Eurem Vater zu bringen? Euer Vater iſt aber geſtern heimgekehrt und weint um Euch und ſeufzt nach ſeinem geraubten Kinde. —

Unſere Burg wäre nicht abgebrannt? —

Venhuſen ſteht feſt, keine Flamme hat es bedroht. Sie aber wollen Euch entführen in ein fernes Land, eines Böſewichts Beute ſollt Ihr werden! Erholt Euch, Irmhild von Venhuſen! —

Barmherziger Gott und Du heiligſte Jungfrau! Wem ſoll ich glauben? Wem vertrauen? rief Irmhild jammernd aus.

Wenn Ihr mir nicht trauen wollt, traut dieſem Zeichen! — rief Anſelm — und gab in Irmhilds Hand Erkingers Ring. — Mein Ringlein! Erkinger! — rief Irmhild hoch erröthend aus, und erbleichte alsbald. Iſt Erkinger tod — daß er von dieſem Andenken ſich trennte? — fragte die Jungfrau erbebend.

Er lebt – er harrt der Geliebten, folget mir, aber raſch — raſch, verhüllet Euch in dieſe Kutte, das dichte Gewand gewährt Euch gegen Sturm und Regen Schutz. — Irmhild folgte; in wenigen Schritten erreichten ſie die Treppe, die hinab führte, drunten ſtand mit einer wohlverwahrten Hornlaterne Andreas, Erkingers Roß war aus dem Stalle gezogen, aber die Maulthiere, welche die zu Irmhilds Wegführung beſtimmte Sänfte tragen ſollten, waren noch nicht angeſchirrt, und die Knechte, die zum Geleit befohlen waren, zechten in einer Halle mit dem Bruder Kellermeiſter, denn ihrer keiner konnte ſich unter dem entſetzlichen Gewitter des Aufbruchs verſehen. Andreas führte raſch zwei Saumroſſe aus dem Stalle. Ein Wink Anſelms, und Erkinger hob mit ſtarkem Arm die bebende Irmhild auf ſein treues Roß. Anſelm beſtieg das eine, Andreas das andere Saumroß, das Thor ſtand auf; die Reiter entritten ihm.

Abt Antonio ſtand in ſeiner Zelle an demſelben Fenſter, wo er vor einigen Tagen geſtanden, wo ſeine Augen die glühenden Pfeile zärtlicher Blicke auf Irmhild geſendet hatten, er betrachtete den furchtbar ſchwarzen Himmel der Wetternacht, und ſah, wie die gar nicht endenden Blitze den Hof erhellten, da ſah er dunkle Geſtalten drunten — jetzt wieder Nacht — jetzt Tageshelle, die Geſtalten waren an einem andern Ort — es waren Mönche — ha — dort ein Ritter im weißen Mantel, wie ein Geſpenſt — Flammenlicht – ein rothes Kreuz auf dem Mantel — Nacht – wieder Flamme — Roſſe! wieder Nacht. Ha! Was iſt das? — Der Ritter — warum will er in der Wetternacht fort reiten? Und jene Geſtalt? Maladetto, Anſelmo's Geſtalt! Verrath! Furchtbarer Verrath, und Cyprian? Wo bleibt er? Was läßt er auf ſich warten? —

Wieder ein lang anhaltender lodernder Blitz, der die ganze Abtei in Feuer kleidet, daß ſie in ſchauriger Schönheit daſteht, wie ein Wunderſchloß.

Sie entreiten, eins, zwei, drei — ha! Auf dem arabiſchen Falben zwei. Bin ich denn ſinneverwirrt?

Der Abt ſtürzte nach der Thüre — ſie war verſchloſſen. Verrath! Teufliſcher Verrath! Cyprian! Andreas! Anſelmo! Ha, dieſe Teufel! — Mit voller Wuth trat der kräftige junge Mann an die Thüre, daß ſie krachend borſt, noch ein Tritt und er war nicht mehr eingeſchloſſen, aber nachtſchwarz war es auf dem Gange, ſo lange ihn nicht ein Blitz viele Secunden lang erhellte. Krachender Donner erſchütterte das Haus, und dazwiſchen läutete nun ſchon ſeit einer Stunde die große Glocke des Münſters fort und fort, um das Wetter zu zerſtreuen und dem alten Glocken-Spruch und Glauben: fulgura frango, zur Wahrheit zu machen. Kein Mönch, kein Diener war zu hören und zu ſehen, nur das Gemäuer gab des Abts ſchallende Rufe zurück, dem das Herz in der Bruſt erzitterte — wieder ein Blitz, der den Gang erhellte, der Abt ſah ſich an Irmhilds Zelle — er ſtieß die Thüre auf, trat hinein, das Feuer des Himmels gab ihm Licht — die Zelle war leer. Zwiſchen dem Rauſchen des Sturms, dem Rollen des Donners, den langſamen Glockenſchlägen hörte der Abt, indem er den Zellengang immer weiter verfolgte — einen wilden, plärrenden Chorgeſang; ganz am Ende des Ganges lag der kleine Saal, in welchem ſich die Mönche für ihre ſcheinbare Enthaltſamkeit beim höchſt frugalen Abendeſſen entſchädigten; da ging es laut und luſtig zu, es wurde gelacht, gezecht, geſpielt, einige tanzten, einige ſangen:

Trinke, Munich, trinke trink!
Vinum est ein gutes Ding!
Trink das aus, ſo trink ich das,
Bruder, uns wird dann beiden baß! —

Ein anderer lallte mit derſelben Zechweiſe:

Himmel laß din brummeln ſin!
Himmel ſtell' din blitzen in,

Himmel geuß doch lieber Win
Uns in die leeren Faſſe in.

Der Abt rannte eilenden Schrittes vollends nach dem Saale, er trat hinein — bleich wie der Tod, die Mönche erſchraken vor ſeinem entſtellten Antlitz — ſie erhoben ſich zum Theil von ihren Sitzen, unterbrachen Geſang, Geſpräch und Gelächter.

Kein einziges Licht auf den Gängen, nicht im Vorderbau, nicht hier! Kein Diener, kein Knecht beihanden! — rief der Abt. Wo iſt Pater Cyprian! Wo iſt Fra Andrea? — Die Mönche ſtarrten den Abt an, keiner hatte eine Antwort; einige trugen eilend brennende Ampeln heraus. Der Abt ſtand völlig wie bethört, zuviel ſtürmte auf ihn ein. Seine Vertrauten hatten ihn, ſo wähnte er, verrathen, ſeine Beute war ihm entriſſen, ſein Name ward jetzt, das konnte er ſich denken, gebrandmarkt, und ſo ſtieß er einen entſetzlichen Fluch aus, und eine Läſterung von ſo haarſträubender Art, daß ſelbſt die entarteten Mönche ſich kreuzigten und ſegneten — dabei war er zum Fenſter getreten, zeigte hinaus — und die Hinblickenden ſahen in der Ferne beim Lichte der Blitze die Geſtalten der Entflohenen dahin reiten, wie einen Geiſterzug.

Die Flüchtlinge hatten das Kloſter noch nicht lange hinter ſich, ſo ſahen ſie, Lichtſchein von einem Fenſter zum andern irren, doch fürchteten ſie keine Verfolgung in dem furchtbaren Wetter, in welches ſie ſich hinaus gewagt. Es war ein entſetzliches Wagniß — mitten in den ſich ewig neugebärenden Flammenmeteoren, von endloſem Donner umbrüllt, auf ſchlüpfrigem Boden, auf ſcheuenden, vor Angſt zitternden Thieren, bald von grauenhafter Helle ganz umfluthet, bald wie in Nacht begraben, und vom Orkan faſt umgeriſſen, dahin zu reiten.

Mit Noth und Mühe erhielt Andreas ſeine Laterne brennend, und lenkte, voranreitend, ſein Thier der nächſten, bewaldeten Anhöhe zu, welche von der Hütte eines Klausners gekrönt war. Sie mußten dieſen Weg, der in entgegengeſetzter Richtung von Venhuſen lag, einſchlagen, denn er allein führte zum nächſten Obdach — die Ebene war faſt ſchon ein großer See, und über den ſonſt ſo ſchmalen Bach, die Umfluth, der durch die Ebene ſich wand, war jetzt nicht zu gelangen. Der Wald war erreicht, er bot ſeinen, obſchon gefährlichen Schutz gegen den Sturm und den Regen. Die Flüchtigen waren in der Hand des Herrn, im Freien, wie unter den Bäumen. Die vom kurzen Ritte ermüdeten Thiere ſchnaubten, die Reiter ſaßen ab, und blickten, wie einſt Loth vom Berge auf Sodom blickte — herab auf Bonifacii Münſter. Wie damals, regnete der Himmel Feuer — jetzt — ein langanhaltender kerzengerader thurmdicker Strahl vom Himmel zur Erde niederſchießend, ein krachender Schlag, vor deſſen zermalmender Heftigkeit alle auf ihre Knie ſanken, der Strahl gerade auf das Kloſter herab — ein Donnergepolter, daß die Erde erbebte — ein ſchriller, ſchmetternder Klang — und die Domglocke ſchwieg — der Glockenthurm war zerſchmettert, ſeine Quadern ſtürzten ſammt den ſchweren Glocken auf das

„Zeige Dich als Mutter!
Gern hört Deine Bitte,
Der für uns geboren,
Deinen Sohn ſich nannte.“

„Jungfrau, ewig einzig!
Mildeſte der Milden
Unſre Schulden ſühnend,
Mach' uns mild und züchtig!“

„Läutre unſer Leben,
Sichern Weg bereite,
Daß wir, Jeſum ſchauend,
Stets erfreuet werden.“

Die frommen Männer unter dem Lindenbaum fühlten ſich ſelbſt erhoben durch ihren Lobgeſang. Lange weilten ſie noch an der ſchönen Stelle. Der Mond beſtrahlte den hehren Tempel. Das Leben ſchwieg; leiſe murmelte der kleine Fluß durch ſein grünes Bette; im nahen Walde jauchzten und klagten die Nachtigallen; dem Bach entlang auf thaufeuchtem Wieſenpfad wandelte manches Liebespaar, ſelig und innig koſend. Die Länder ruhten im Frieden Gottes und ſchienen von einer glücklichen Zeit zu träumen. Erſt als der Geiſterhauch der Mitternacht durch die knospenden Blüthenbüſchel des

Gebäude nieder. — Und gleich darauf ſchlugen Flammen aus dem Hauſe, das Kloſter brannte.

Im Kloſter das Gezeter der Angſt, der Verzweiflung, der wahnſinnigen Läſterung, der ſpäten Reue. Flucht aus dem Hauſe war der Gedanke aller — aber es waren die Steine vom zuſammenbrechenden Hauptthurme der Kirche vor den Ausgang in den Hof geſtürzt, auch die kleine Zugbrücke war zerſchmettert — da war kein entrinnen — doch — der geheime Ausgang, dem Abte wohl bekannt. Fackeln! Fackeln! — ſchrie der Abt: Brechſtangen, denn die Schlüſſel hat der Teufel! — Betet! o betet! ruft den Teufel nicht in der Stunde des Weltgerichts! — ſchrie derſelbe Mönch, der vorhin den Himmel mit einem Spottvers verhöhnt hatte.

Wüthender fraß die Flamme um ſich, der ſtrömende Regen goß ſie nicht aus, und wieder ſchoß eine Feuerſäule nieder, praſſelte ein anderer Thurm donnernd in ſich zuſammen. — Hinunter! Hinunter! Eile! Eile! — mit brennender Fackel in der Hand eilte der Abt die Steintreppen hinab, immer tiefer und tiefer, die Mönche folgten, eine geiſterbleiche, todtesbange Männerſchaar, manche plapperten Gebete, zitternd, mit blauen Lippen — der Tod faßte mit gieriger Krallenhand plötzlich nach ihnen allen. Aber es war ſchön in dieſer feuchten und kalten Tiefe — der Donner ward zwiſchen den dicken Mauern kaum gehört, kein Blitz beleidigte das Auge — es kehrte ein Gefühl der Sicherheit, der Hoffnung zurück in die verzagenden Herzen.

Horch? Was iſt das? — Ein pochen — ein dumpfes Geheul — ſie wandeln jetzt dem Gang entlang, längs deſſen die tiefſten Kerkerzellen ſind, Geheul wie eines Thieres in einer dieſer Zellen. Es iſt die Stimme Pater Cyprians — er hört die Tritte, er betet — er ſchreit — er heult um Oeffnung und Rettung. Der Abt rennt vorüber — er hat keine Zeit, ſich aufzuhalten, in wilder Haſt drängen die andern ihm alle nach in langer Reihe. Jetzt ſind die Vorderſten am geheimen Ausgange, jetzt erbrechen ſie das Pförtchen, heben die Eiſenthüre — kalt ſtrömt's, kalt rauſcht's herein, aber nicht Luft, Waſſer rauſcht und ſtrömt ihnen entgegen und jetzt — wieder ein Feuerſtrahl — ein Donnerknall — ein Erdſtoß — noch ein Nothſchrei von allen Lippen: Domine! Defecimus in ira tua, et in furore tuo turbati sumus — und nie ein Pſalter mehr. —

Droben die auf der Berghöhe ſahen es ſchreckenbleich, wie das Kloſter brannte und brach, — auch ſie knieten noch und beteten, und ihre Seelen zitterten, da ſie wandeln ſahen den furchtbaren Engel des Zorns in ſeiner flammenden ſchrecklichen Herrlichkeit.

Mit den zuckenden Erdſtößen, mit den letzten gewaltigen Strahlenſchüſſen war die Wuth dieſes grauenhaften Wetters erſchöpft — der Sturm heulte nicht mehr, die Blitze flammten matter — ſeltener — Grabesdunkel ſchleierte die Niederungen ein.

Faſt ohne Worte erhoben ſich die Geretteten — Andreas ſuchte den Weg zur nahen Klauſe. Der Klauſener war wach, er lag noch im Gebet vor ſeinem ſchmuckloſen Altar. Eifrig war er bemüht zu thun, was möglich, die Gäſte zu trocknen, zu wärmen — bald loderte ein Feuer, und ein großer Topf mit Milch wurde an daſſelbe gerückt. Selbſt die Thiere fanden, wenn auch — kein Haus, doch eine trockene überdachte Stelle, und dürres Heu.

Das naſſe ſchwere Mönchsgewand umhüllte nicht mehr Irmhilds zarte Glieder — Erkinger legte ſeinen Helm ab, und den Rittermantel — jetzt erſt ſchauten dieſe beiden ſich ins Antlitz.

Welches Staunen! Welche ſelige Freude! — Du mein Retter! — O Gott, o Gott, ich danke Dir! — jubelte Irmhild, und hing mit Entzücken in des Geliebten Armen. Mit Rührung ſahen die Begleiter und der alte Klausner dieſe Wiedervereinigung zweier langgetrennter, liebender, junger Herzen, die ſich nun ſo unendlich viel zu fragen und zu ſagen hatten.

Am andern Morgen war am Himmel vom Wetter der Nacht jede Spur verſchwunden — und auf der Erde jede Spur von Bonifacii Münſter. Ein klares Gewäſſer ſchlug im Morgenwinde kleine, blitzende Wellen. Die Geretteten ſahen es, wie ſie von der Höhe herab und auf Umwegen nach Venhuſen zogen, deſſen Thurm im Morgenſonnenſtrahl wie eine purpurrothe Oriflamme glühte. Da war Freude die Fülle im Herrenhaus der Burg, und die wieder vereinten gelobten in Gemeinſchaft den Aufbau — einer Kapelle und Einſiedelei auf der Höhe, die ihnen zur Stätte Zoar geworden. Und lebten dann lange und glücklich mit einander. Und Anſelm und Andreas trennte fortan nur der Tod.

Mit Schreck und Staunen vernahmen die Umwohner die Wundermär vom Strafgericht des Himmels. Und wie ſie nicht vergeſſen konnten, wie heilig ihnen das herrliche Münſter geweſen, ſo nannten ſie den See das heilige Meer, und nennen ihn noch heute ſo, nach ſechshundert Jahren, und beten für die Verſunkenen, wenn ſie vorübergehen, und horchen, ob nicht die Glocken in der Tiefe läuten.

Adamanta.

Zwergen-Märchen.

Es war einmal ein ſchöner ritterlicher Jüngling, der hieß Theobald, und beſaß in einer wald- und felsreichen Gegend, wo vieler Bergbau betrieben wurde, ein prächtiges Schloß Theobald hatte weder Aeltern noch Geſchwiſter, er wohnte mit ſeinen nicht zahlreichen Dienern ganz allein in dem Schloſſe, in welchem es oft ſehr einſam war, denn Theobald zog tagelang in Wäldern und Feldern umher, und vertrieb ſich die Zeit mit jagen, doch that er das nicht aus Grauſamkeit und Luſt am tödten unſchuldiger Thiere, ſondern mehr aus Güte, indem er hauptſächlich darauf ausging, ſchädliche Thiere zu vertilgen, die ſeinen Unterthanen zur Laſt waren, Bären, Wölfe, Luxe, wilde Katzen, Adler, Geier und ſonſtiges Raubzeug, welches es damals noch gab.

Theobald war ſehr fromm. Seinem Schloſſe gegenüber erhob ſich ein ſteiler Hügel, an deſſen Seite Felſen ſtarrten und die Oeffnungen mehrerer verfallener Schachte gähnten; oben auf der Spitze war ein hohes Crucifix aufgerichtet, welches der Lehrer Theobalds hatte errichten laſſen, der erſt ein Mönch geweſen, dann ein Einſiedler am Fuße des Berges geworden, und endlich geſtorben war. Theobald hatte dieſen frommen und tugendhaften Greis am Fuße des Crucifixes begraven laſſen, und ſtieg an jedem Morgen, wenn er zur Jagd auszog, zuvor dort hinauf, um zu beten.

Ein Sommertag dämmerte auf, es war erſt zwei Uhr, und im Oſten begann ſich's ſchon magiſch zu lichten, während über allen Thälern noch tiefe Nacht ſchattete, und die Fittiche des Schlummers ihre Bewohner überhüllten, horch — da regte ſich's in einem der verfallenen Schachte, da rollte es wie abbröckelndes Geſtein in die Tiefe im Bergesſchoß — da bewegten ſich die träumenden Grashalme am Schachtloch, erfaßt von kleinen, ganz kleinen Händchen, die aus der Tiefe herauf griffen, und da hoben ſich zwei winzige Zwerglein aus dem Geklüft und Geſtein, ganz nette Kerlchen, wenn ſie Einer nur hätte deutlich ſehen können. Sie hatten graue Hütchen auf, von der Geſtalt der Fingerhutblüthe, braune Röckchen an, hatten große Augen, welche wie Bergkryſtalle blitzten, krumme Naſen, und breite Lippen. Und noch etwas war krumm an dieſen kleinen Geſtalten, das waren ihre Beinchen, die ſich mehr der Sichelform als der Gertenform näherten.

Jeder von ihnen hatte einen allerliebſten kleinen Käfig auf dem Rücken, wie ein Fliegenhäuschen geſtaltet, der war von Golddrath geflochten; dieſe Käfige nahmen ſie jetzt ab, ſtellten ſie auf den Boden, und ſchnauften aus, denn das ſteigen aus dem Schacht hatte ſie angegriffen.

Was wollten denn die Zwerglein ſo in aller Frühe auf der Oberfläche der Erde, im thaufeuchtem Waldgras und unter den ſchlummernden Blumen am kaum grauenden Morgen?

Ei — Bienen wollten ſie fangen, die winzigen Jäger, und die Gefangenen hinabtragen in ihr Reich, das Reich der Unterirdiſchen, daß ſie ihnen Honig ſammelten, denn die Zwerglein ſind Leckermäuler, und unten bei ihnen da wächſt wohl Salz, aber kein Honig. Es giebt keinen einzigen ſüßen

Stein, und obſchon es einen Honigſtein giebt, ſo heißt dieſer doch nur ſo, weil er wie Honig ausſieht, ſchmeckt aber nach gar nichts. Die Zwerglein hatten auch Namen von Steinen, der eine hieß Spinell, der andere Beryll.

Nun gingen die Zwerge an ihre Arbeit des Bienenfanges, die ihnen gar leicht war, denn die Bienchen ſchliefen alle noch, ſaßen in Blumenkelchen tief eingegraben in die Staubfädenfülle und träumten von ſüßen Nektarkelchen in den Blumen, daraus ſie mit vollen Zügen tranken und von dem Blumengolde, dem Wachſe, daraus ſie ihre Zellen bauen, und von ihrer ſchönen Königin und fröhlichen Bienenſchwärmen. Da nahm die Hand der Zwerge eine Biene nach der andern bei den Flügeln und ſteckte ſie in die kleinen Käfige, und die Bienen wußten nicht, wie ihnen geſchah, und wachten erſt nach und nach auf und ſummſten und ſchnurrten im Häuslein herum und konnten nicht wieder heraus.

Nun wurde es immer heller und heller am reinen Morgenhimmel, und die Zwerge hatten für heute Bienen genug, und auch noch Zeit genug, und da ſpielten ſie Haſchemännchen miteinander, und liefen, und jagten und fingen ſich, und riſſen wieder vor einander aus, und warfen ihre dünnen Säbelbeinchen durcheinander, daß es luſtig anzuſehen geweſen wäre, wenn es Einer nur geſehen hätte. Spinell aber war der gewandtere, der beſſer hüpfen und ſpringen konnte, und Beryll konnte ihn immer nicht erhaſchen. Jetzt lief Spinell ſogar rückwärts den Felshügel hinauf, brach eine Blumenglocke ab und ſpritzte den Thau aus ihrem Kelche Beryll in die Augen. Am Morgenhimmel brannten ſchon ein Paar kleine Wölkchen über und über roſenroth im Morgenſonnengolde, ſahen juſt aus wie zwei Engelköpfchen, die in der Frühe anbeteten.

Spinell lachte hinunter zu Beryll und machte: „Schade, die ganze lichte Welt zu umfaſſen, und die Sonne ging auf, und ihre Strahlen flogen nieder wie beflügelte Boten Gottes, der Erde Segen zu bringen — und die Zwerglein wanden ſich im Weh, an die Stelle gebannt, wo ſie weilten.

Horch – da klangen Tritte den ſteilen Fußpfad herauf, es nahte ein Jüngling in ritterlicher Tracht, mit blühendem Geſicht, auf dem ein milder Friede wohnte. Das war der junge Ritter Theobald vom Felſen, der Herr des Schloſſes drüben auf dem Bergeshaupt, dem Kreuze gegenüber, und der ganzen Gegend, und er ſchritt zur Höhe hinan, und beugte droben erfurchtvoll ſein Haupt und ſeine Kniee vor dem Kreuze und betete.

Darauf nach vollbrachter Andacht ſchritt Theobald demuthvoll von dannen, und kam hart an den Zwergen vorüber, welche um ihr armes Leben zitterten und zagten und ſich gar jämmerlich gebehrdeten.

Mit Verwunderung erblickte Theobald dieſe kleinen Weſen, er hatte noch niemals einen Zwerg mit eigenen Augen geſehen, und noch verwunderter war er, als Beryll den Mund öffnete und ihn anredete: „Ach edler, junger Ritter, habt Erbarmen, und nehmt uns mit hinab bis an die Oeffnung des alten Schachtes da drunten!“

Und auch Spinell ſtimmte in dieſe Bitte ein und rief: „Euer Lohn ſoll köſtlich ſein, Herr Rittersmann, ſo Ihr uns hinabtragt, denn gehen können wir nicht mehr!“

Theobald lächelte und ſprach: „Nun, wohlan Ihr Enaksſöhne, wenn Ihr nicht gar zu ſchwere Klumpen ſeid, trag' ich Euch wohl alle beide hin, wohin Ihr wünſcht, aber da Ihr mir Lohn verheißt, möcht' ich auch wiſſen, was mir von Eurer Großmuth werden ſoll? Ihr ſeht mir eben nicht aus, Lindengreiſes ſchauerte, ſuchten jene Drei die Ruhe, ſtillſeliger Gefühle voll. Keiner von ihnen glaubte, daß einſt eine andre Zeit kommen werde, daß dieſe ſo mannichfach belebten Räume veröden könnten und jene Andachtflammen verlodern, die in ſo vielen tauſend Herzen brünſtig und gläubig brannten, ſo daß ſelbſt die irdiſche Liebe zu einer himmliſchen erhoben wurde, in dieſer ſtarb und verklärt und vergeiſtigt auferſtand.

Still zog die Mitternacht vorüber, ſtill die ewig wandelnde und verwandelnde Zeit; dieſe führt an unwandelbarem Band die Reihen der Jahre über den Erdkreis. Wo aber iſt der Prophet, der in dem ſchwarzen Spiegel der Mitternacht die Strahlen kommender Sonnen ſieht und ſie verkündet? —

als wäret Ihr Söhne des großen Moguls, oder als hättet Ihr Fürſtenthümer zu verſchenken!“

Darauf rief Spinell: „So viel Goldes ſollt Ihr bekommen, als wir zuſammen wiegen!“ und Beryll fügte hinzu: „Und die ſchönſte Braut ſollt Ihr haben, ſo Ihr uns hülfreich ſeid!“

„„Ei das wäre!““ lachte Theobald, faßte hin und hob mit der rechten Hand beide Zwerglein in die Höhe, ſetzte ſie auf ſeinen linken Arm hübſch neben einander, und lachte noch lauter: „Ei, über Euch ſchwere Flederwiſche! Ihr wiegt ja gar nichts! Das wird ein Goldſpiel werden, was ich bekomme! Und die Braut, die iſt wohl Eure holdſelige Schweſter, gerade ſo groß wie Ihr und ſieht Euch wohl auch ähnlich? Das muß ein Schmuck ſein — ein ſauberer — und hat wohl auch ſo ſchnurgerade Beinchen wie Ihr und ſo ein griechiſches Näschen?“

„Spotte nur!“ ſagten die Zwerglein, und waren froh, wie Theobald ſie mit raſchen Schritten bergab trug, und ihrem Blicke die Sonne ſchwand — aber mit jedem Schritt, den er hügelabwärts that, wurden die Zwerge ſchwerer.

„Nun — nun!“ rief er lachend aus: „Ihr fangt ja an, ins Gewicht zu fallen — wahrhaftig, ich muß wechſeln.“ Und ſetzte ſie auf den rechten Arm. Aber ſchwerer und ſchwerer wurden die kleinen Kobolde, und Theobald ſagte: „Wartet einmal, wir wollen es beſſer machen, ich will auf jeden Arm einen nehmen!“

Das that er denn auch, aber er konnte es gar nicht lange aushalten, die Arme thaten ihm weh von der gewaltigen Traget; er ſtand wieder ſtill und ſagte: „Schwere Laſt! Ihr habt wohl Blei im Leibe? Setzt Euch auf meine Schultern, auf den Armen kann ich Euch nicht mehr tragen, nehmt Euch aber in Acht, daß Ihr nicht herunter fallt.“ Da ſetzten ſich die

Zwerge auf Theobalds Schultern und wurden immer ſchwerer, ſo daß er kaum vermochte ſie noch weiter zu tragen, und große Schweißtropfen über ſein Geſicht rannen. Die Kobolde aber hatten daran ihre Freude, und ſagten: „Umſonſt iſt der Tod, und eine Liebe iſt der andern werth. Beſſer zu ſchwer als zu leicht, und es giebt auch ſchwere Flederwiſche. — Wir ſind zur Stelle — laſſe uns nieder.“ Theobald ſtand am Rande des Luftloches jenes verfallenen Schachtes; die Zwerge glitten raſch von ſeiner Schulter nieder und beluden ſich mit ihren kleinen Bienenkäfigen. Sie waren ungemein munter und luſtig, denn in der Tiefe da war es noch düſter und kühl und thauig, und ihnen wieder ſo recht wohlbehaglich. Theobald wandte ſich hinweg um weiter zu gehen, aber die Zwerge riefen: „Deinen Lohn, erſt Deinen Lohn!“ und während Beryll ſich vor ihn hinſtellte, ſprang Spinell auf Beryll etwas ſchiefe Schultern und reckte ſich hoch in die Höhe und tippte mit ſeinen kleinen Fingergen auf Theobalds Augen, da war es dem jungen Ritter, als lege ſich eine zarte Binde von Florſeide über ſeine Augen, und es überkam ihm wie ein Schwindel, den die große Anſtrengung und die thaufeuchte Kühle an dieſer Schattenſtelle gar wohl hervorgerufen haben konnte. Doch bald wurde es wieder hell vor Theobalds Augen und ſiehe — er war ganz wo anders. Er befand ſich in einem weiten Raume, den eine milde Helle, die jedoch weder von Sonne, noch Mond, noch Sternen ausging, erfüllte, in einem paradieſiſchen Garten von wunderbarer Schönheit. Alle Blumen blitzten, als durchleuchte ſie von innen ein Gluthſtrahl, im brennenden Farben, das machte, weil ſie von funkelnden Edelgeſteinen waren. Mitten im Garten erhob ſich auf Säulen von durchſcheinendem Bergkryſtall ein kleiner Palaſt, deſſen Fenſter aus lauter dünnen Tafeln von Frauenglas gebildet waren, das Dach war mit Roſenquarz und Carneol gedeckt, und an den Wänden flammten im bunteſten und anmuthigſten Wechſel Sterne von Rubinen, Amethyſten, Saphiren, Türkiſen und prächtigen Opalen von ungemeiner Größe. Das Innere dieſes herrlichen Palaſtes bildete einen Saal, und in deſſen Mitte ſtand ein Thron, der mit lauter ſtrahlenden Diamanten geſchmückt war, auf dem Throne aber ſaß ein König -- der Zwergkönig Brenz. Gut, daß nicht alle Könige ſo ausſehen, ſonſt möchte kein Menſch ein König ſein. Der Zwergkönig hatte eine blitzende Krone auf, die ganz von Edelſteinen und Perlen flimmerte, er ſelbſt aber war von großer Häßlichkeit. Der dicke Schädel war rattenkahl, und trug nicht einmal eine Perrücke, weil dieſe nützliche Erfindung dem Volke der Zwerge noch nicht bekannt geworden. Das Geſicht ſah ſehr gutmüthig aus. dabei aber nicht ſonderlich pfiffig. Die Ohren waren von nicht geringer Größe, und die Ohrläppchen bildeten fettige Wülſte, die ihre Ruhepunkte auf den beiden Schultern des ungeheuer dicken Leibes hatten. Von dieſem Leibe ſah man einiges, und alles was man davon ſah, erſchien als eine Maſſe Schmeer, ſelbſt die fleiſchigen Hände und Füße nicht ausgenommen, das übrige bedeckte ein großer grauer, mantelartiger Ueberwurf. Der Zwergenkönig ſchien ein Freund der Ruhe um jeden Preis zu ſein, und dieſe Ruhe, deren er pflegte, hatte trefflich bei ihm angelegt, und ihm mit einer Fülle, ja Ueberfülle von Fleiſch und Fett geſegnet. Seine Aeuglein waren ſehr klein, blitzten aber hell, und er ſah ſehr gut mit ihnen, ſowie er auch ſehr trefflich mit ſeinen großen Ohren hörte. Zu beiden Seiten des Thrones ſtanden viele Zwerge, am nächſten dem Könige aber erblickte Theobald Beryll und Spinell, welche ihre Bienenhäuschen dem Bienenvater Olivin übergeben hatten, der den Bienen auf eine geſchickte Weiſe den Honig nahm, nicht aber ſo wie grauſame

Menſchenkinder thun, welche die armen Bienen tödten, um ihnen den Honigmagen abzunehmen.

Die Zwerge richteten alle eines ihrer blitzenden Augen voll Ehrfurcht auf den König, und eines voll Neugier auf Theobald, der wiederum ganz verwundert auf ſie ſah, und mit noch größerer Verwunderung jetzt auch eine Schaar niedlicher Zwerginnen erblickte, die alle ausſchließlich nach ihm hinſchauten; dieſes ſchmeichelte ihn ſehr, denn jenes blicken und flüſtern drückte ein beſonderes Wohlgefallen der allerliebſten kleinen Damen aus.

Jetzt winkte Beryll dem jungen Rittersmann, näher zu treten, welches er that, und dann winkte ihn Spinell noch näher zu dem Könige hin. Dieſer konnte ſich unmöglich mit aufſtehen plagen, zumal die Könige ohnehin keine Freunde von Aufſtänden ſind, er bewegte blos die Hand mit gnädiger Miene und lächelte, wobei ſich ſein holdſeliger Mund bis in die Gegend der großen Ohren zog, und tippte ihn mit dem Finger auf die Naſe, als Zeichen größter Gunſt. Eigentlich hätte dazu das Scepter gehört, allein es war dieſem Könige zu ſchwer, mühſam und langweilig, immer ein Scepter in der Hand zu halten, dafür hatte er einige beſonders kräftige Zwerge auserſehen, dieſe mußten das Scepter heben und halten, da ſie außerdem nichts zu thun hatten, und auch die Krone pflegte er nicht ſtets zu tragen, denn da ſie mit Purpur gefüttert war, machte ſie ihm zu warm; heute hatte er ſie ſich nur aufſetzen laſſen, damit Theobald, von deſſen nahen er bereits Kunde hatte, ihn gleich für den König halte, und nicht für den Koch.

Jetzt nahm der König das Wort und ſprach mit etwas leiſer, fettiger Stimme: „Junger Rittersmann! Du haſt

Uns einen großen Dienſt erwieſen, und Wir müſſen Dir den verſprochenen Lohn gewähren. Ja, wir müſſen, denn Wort halten iſt das Grundgeſetz des unterirdiſchen Reiches, welches Wir beherrſchen, und im Grunde ſollte dieſes Grundgeſetz auch auf Eurer Oberwelt volle Geltung haben, dem iſt aber leider nicht ſo. Ihr Menſchenkinder trachtet mehr nach Mammon als nach dem Reichthum edler Geſinnung, obſchon Wir glauben, daß Du eine rühmliche Ausnahme machſt. Auch wiſſen Wir, daß Du nicht für Dich Unſeres Dir verſprochenen Goldes bedarfſt, nein, Du ſollſt dieß nur empfangen, um guten Gebrauch für Andere damit zu machen, Elend zu mildern, Thränen zu trocknen und Hülfebedürftige zu unterſtützen. Für Dich haben Wir noch einen ganz andern beſſern Lohn.“ — Der König ſchwieg und ſchöpfte tief Athem; eine ſo lange Rede hatte er lange nicht gehalten, und das ſprechen war ſehr angreifend für ihn, wie er überhaupt nicht viel von vielem ſprechen hielt, viel lieber aber jedes Verſprechen hielt.

Jetzt erblickte Theobald eine große Wage, deren Schaalen jede aus einem einzigen Stücke Silber waren, jede ſo groß wie ein kleines Wagenrad; in die eine Schaale ſprangen Beryll und Spinell, und in die andre legten viele Zwerge große und ſchwere Klumpen gediegenen Goldes ein, ſo groß, wie nimmermehr welche in Californien gefunden werden. Aber die beiden kleinen Zwerge machten ſich wieder völlig ſo ſchwer, wie ſie geweſen waren, als Theobald ſie faſt nicht mehr tragen konnte, und da mußte unbegreiflich viel Gold eingelegt werden, bis die Goldſchaale ſank, und jene mit Beryll und Spinell ſich emporzuheben begann. Als die beiden Schaalen im Gleichgewicht ſtanden, kletterten Beryll und Spinell aus ihrer Schaale herunter, und zahlreiche Zwerglein beluden ſich mit dem Golde und trugen es von dannen, denn es wäre eine ſtarke Zumuthung geweſen, wenn Theobald es ſelbſt hätte zur Oberwelt tragen und ſchleppen ſollen

„Und nun nimm auch die Dir verheißne allerſchönſte Braut!“ ſprach huldvollſt und gnädigſt des Königs Majeſtät, und Theobald erſchrak, denn ſein Herz hatte noch nicht daran gedacht, ſich ſchon zu vermählen, und noch weniger daran, ſich etwas ſo Kleines herauszuſuchen.

„Es iſt Unſere eigne Tochter!“ fügte der König mit einigem Nachdruck hinzu: „Sei doch ſo gut, Adamanten anzublicken!“ Theobald blickte hin, wo ein herrliches, liebreizendes Mädchen ſtand, eine zwar kleine, zarte Geſtalt, aber die Geſtalt eines Engels, ſchimmernd in einem Meere von Glanz und Lieblichkeit, ſtrahlend in der anmuthvollſten Jugendblüthenfriſche und von bezaubernder Schönheit. Theobald war ganz hingeriſſen von dieſem Anblick, und konnte die Augen gar nicht mehr abwenden von Adamanten, der wunderſchönen Tochter des nichts weniger als ſchönen Zwergenkönigs Brenz, konnte ſich auch im Stillen nicht genug wundern, wie ſo viele Häßlichkeit des Königs zu ſo vieler Schönheit der Tochter komme.

Und da faßte Theobald in ſeinem Herzen gleich eine ſo heftige Neigung zu Adamanta, daß ſie ihm gar nicht ſo klein vorkam, wie die andern Zwerglein, ſondern ſie wuchs in dieſer Neigung alsbald zur natürlichen Größe eines lieblichen zartgebauten Mädchens der Oberwelt von allerliebſten Formen. Daraus iſt zu erſehen, daß die Liebe nicht blind iſt, wie man gewöhnlich ſagt, ſondern daß ihr Scharfblick zauberkräftig iſt, das Kleine vergrößert und auch in den Kleinen und Schwachen gar wunderſam mächtig iſt. Adamanta hatte beim erſten erblicken das größte und herzlichſte Wohlgefallen an dem jungen Ritter empfunden, obſchon er in ihren Augen keineswegs kleiner erſchien, denn es iſt ein Naturgeſetz, daß das zarte

Weib zu dem Mann ihrer Liebe aufblicken ſoll. Genug, beide liebten ſich, und paßten zu einander, wie der Epheu zur Eiche und die Rebe zum Ulmbaum.

Theobald verhieß nun, in drei Tagen die liebliche kleine Braut abzuholen, da er ihre Ankunft doch erſt den Seinen verkünden, und alles auf ſeiner Felſenburg zu deren glänzendem Empfang vorbereiten wollte.

Hierauf wurde der junge Ritter auf eine ihm ſelbſt unbegreifliche Weiſe aus dem unterirdiſchen Reiche wieder in jenes der Oberwelt zurückgebracht, und es war ihm, als er ſich an der alten Schachtöffnung fand, als erwache er aus einem zauberhaften Traume. Sein Gang zur Höhe, ſeine Begegnung mit den Unterirdiſchen, ſein hoher Lohn und ſein ſüßes kleines Bräutchen, alles wirbelte ihm durch die Sinne, und er kam ganz nachdenklich auf ſeiner Burg an, ohne nur an einen Jagdgang zu denken. Konnte er doch mit dem Waidmannsglück, was der heutige Tag ihm gebracht, zufrieden ſein, wenn ſich nicht alles als ein wirrer Traum erwieß.

Theobald ordnete alles zum Empfang eines lieben Gaſtes an, welche Anordnung ſehr leicht zu vollziehen war, da ſie vieler Hände nicht bedurfte, beſtieg am dritten Tage ſein Leibroß, welches ein Zelter von arabiſcher Zucht war, ſagte übrigens Niemand, wohin er reite, und ritt von dannen. Als er den ſteilen Burgweg hinab und über den Steg hinüber war, der über den Bach lief, welcher die Thalrinne durchrollte, die das Schloß von dem felſigen Kreuzhügel trennte, und nahe am alten Schacht, ſtieg er ab, band ſein Roß an grasreicher Stelle an einen Baum, und ſchritt zum Berge hinan, um nach gewohnter Weiſe den Tag mit Gebet zu beginnen. Als er vom Berge wieder niederſtieg, ſiehe da war ſein holdes kleines Bräutchen ſchon zur Fahrt aufs Schloß bereit, und harrte ſeiner.

Aus guten Gründen war Theobald allein zum alten Stollen geritten, denn er hielt nicht für nothwendig, daß ſeine Umgebung wiſſe, woher die neue Herrin ſtamme, die er in ſein Schloß führte, weil der vorlaute Vorwitz ſonſt eine willkommne Gelegenheit gefunden hätte, zu ſagen: „Sie iſt nicht weit her,“ da doch bekanntlich ſo ziemlich alles recht weit her ſein muß bei den lieben Deutſchen, wenn es etwas gelten und bedeuten ſoll.

Als nun Theobald ſein holdes Bräutchen auf den Zelter emporgehoben, und ſich ſelbſt in den Sattel geſchwungen hatte, ſiehe, da kam ein prachtvoller Schmetterling geflogen, eine Phaläna, die ſetzte ſich einen Augenblick auf Adamanta's Hand, als wollte ſie dieſe kleine niedliche Hand küſſen, war aber gleich darauf hinweg; wie die Phaläna fort war, hatte Adamanta einen herrlichen Stein in der Hand, der in himmelblauer Farbe glänzte, ſo rein und klar, wie das Auge eines unſchuldvollen Kindes. Auf dieſem Steine ſtand das Wort: Treulieb.

Adamanta hielt den ſchönen Stein ſehr feſt, und verwährte ihn gut und ſicher.

Im Schloſſe wurde Adamanta mit Jubel empfangen, Niemand ſah ihr die Unterirdiſche an, vielmehr erſchien ſie den Augen Aller in überirdiſcher und bezaubernder Schönheit, und alle Herzen ſchlugen ihr mit Liebe entgegen.

Theobald fand in ſeinem Keller alle das viele Gold, welches ihm König Brenz hatte verabfolgen laſſen, und machte davon den beſten Gebrauch.

Adamanta war auch wirklich lieb und ſeelengut, aber doch etwas ſcheu und ſchüchtern, auch konnte ſie blendendes Licht nicht vertragen, die Augen ſchmerzten ihr davon, wohl aber erfreute ſie ſich am Abglanz des Lichtes, und blickte getroſt nach dem Kreuze auf der Berghöhe ihrem Schloſſe gegenüber, wenn die Morgenſonne mit ihren Strahlen es küßte und überflammte.

Wenn Adamanten die Augen ſchmerzten, durfte ſie nur den Stein Treulieb auf die Augenlieder legen, gleich war aller Schmerz hinweg.

Eines Tages war Ritter Theobald vom Felſen zur Jagd gezogen, und Adamanta war allein, und betrachtete ihren ſchönen Stein mit großer Liebe und Innigkeit, denn ſie wußte wohl, daß er ein Talisman war. Und da küßte Adamanta den ſchönen Stein.

Und wie Adamanta den Stein küßte, ſo hatte ſie denſelben nicht mehr in ihrer Hand, und vor ihr ſtand eine kleine Geſtalt, die auch eine Zwergin war, aber ſehr ſchön, die umarmte Adamanta und ſagte zu ihr: „Wiſſe, daß ich Deine Mutter bin — ja ſtaune nur, Du geliebtes Kind — ich bin Deine Mutter Hyacinthe, die Du nie geſehen haſt, denn mein Gemahl, der König Brenz, Dein Vater, hat mich in harter Gefangenſchaft gehalten, weil ich den Menſchenkindern gern Gutes that, weil ich ſie oft vor den tückiſchen Streichen der böſen Kobolde ſchützte, weil ich auch am Abglanze der Sonne mich freute, wenn ſie die Morgen- und Abendwolken mit Purpur malte, und ſie mit lichtem Golde ſäumte. Einmal fand ich ein gemaltes Bildchen, darauf ein Cruzifix, das brachte ich freudig mit in die Unterwelt, da ergrimmte der König, mein Gemahl, und ließ mich in eine Felſengrotte einſperren, in welche nie ein Strahl des Lichtes drang, und wo ich lange Zeit ſehr unglücklich war, zumal weil ich auch Dich, mein ſüßes Kind, entbehrte, und Dir entriſſen war. Einſtmals aber geſchah es, daß ich vom Schlummer erwachend, ein Dämmerlicht gewahrte; es drang von oben ein Strahl herein, und da ich die Gabe der Verwandlung beſitze, ſo entſchlüpfte ich als Phaläna meiner Gefängnißkluft. Eine Baumwurzel hatte durch ihr Wachſen den Felſen geſprengt, und ſo war ich frei geworden. Und da ſah ich Dich mit unendlicher Freude bei Deinem herrlichen Gemahl, und weil mein Herz mich zu Dir, und nur zu Dir zog, ſo flog ich auf Deine Hand, und verwandelte mich in den Talisman Treulieb, in deſſen Geſtalt ich immer bei Dir blieb, denn Mutterliebe und Muttertreue weicht und wankt nicht von ihrem Kinde. Und nun will ich auch ferner bei Dir bleiben, in Geſtalt des Zauberſteines, und ſo oft Du dieſen küſſeſt, ſo oft küſſeſt Du mich, und ich werde Dir dann jedesmal ſichtbar werden, dieſes thue beſonders dann, mein Kind, wenn Du Troſt bedarfſt.“

„O meine gute, ſüße, herzensliebe Mutter!“ rief Adamanta aus, und küßte Hyacinthe: „wie glücklich machſt Du mich! Immer, immer will ich Dich zu mir rufen, doch des Troſtes werde ich wohl nie bedürfen, denn ich bin ja ganz glücklich.“

„Ach, mein theures Kind,“ erwiederte Hyacinthe: „Es giebt auch auf der Oberwelt ſo ſtarre und harte Feſſeln, als jene waren, die mich drunten drückten und bannten. Darum bitte ich Dich, berühre nicht allzuſehr die Erde, damit die Unterirdiſchen, die uns nachſtellen, und uns feindlich geſinnt ſind, weil wir uns dem Lichte zugewandt haben, nicht Gewalt über Dich gewinnen.“

Adamanta verſtand nicht ganz, was die warnende Mutter mit dieſer Rede meinte, aber ſie ſollte es noch verſtehen lernen

Unter dem Hausgeſinde Theobalds befand ſich auch ein Zwerg, denn es war zur Ritterzeit Brauch, daß ſolche kleine häßliche Kröpel von reichen Burgherren zur Kurzweil und zu kleinen Dienſten gehalten wurden. Sie erſchienen insgemein

als drollige Spaßmacher, waren aber von heimlich tückiſcher Gemüthsart. Heutzutage hält man an den Höfen und in den ritterlichen Schlöſſern ſolche kleine Narren und Kobolde nicht mehr. Nickel Mulm, dieß war der Name des häßlichen Burgzwergs, war der Einzige im Schloſſe, auf den Adamanta's Schönheit und Lieblichkeit keinen Eindruck machte; ſie erſchien ihm weder größer noch ſchöner, wie er ſelbſt war, und er warf gleich ein Auge des Haſſes auf ſie, weil er fürchtete, ſie werde wohl an ihm ebenfalls kein ſonderliches Wohlgefallen finden, was allerdings auch völlig eintraf.

Als nun eines Tages der Zwerg ſich im Hofe herum tummelte, wie Theobald mit ſeiner Adamanta einen Spaziergang in den Schloßgarten machen wollte, trat Nickel dem Paare nach frecher Narrenart in den Weg, und grölzte: „Guten Abend, Herr Ritter, guten Abend edle Frau Muhme, klein geboren!“ Adamanta wandte ſich beleidigt und vor Schaam erglühend, ab, und Theobald ließ dem vorlauten Narren tüchtig die Peitſche geben, und ihn in das Hundeloch ſperren, wodurch er aber nur den bittern Haß gegen ſeine Gemahlin in der Bruſt des niedern Knechtes zur Wuth ſteigerte.

Am andern Tage hörte Theobald den Narren im Hundeloch ſingen:

„Kleingeboren,
Hocherkoren,
Au — au — au!
Hochgeboren
Witz verloren;
Wau — wau — wau.“

Ein andres Mal, als Nickel wieder frei war, hatte er eine Gänſeblume in einen Blumentopf gepflanzt, und vom Schreiber einen Vers an den Topf ſchreiben laſſen, welcher lautete:

Du biſt meine Muhme, Du bleibſt meine Muhme,
Du liebe kleine Gänſeblume.

Und ſo trieb es der Nickel Mulm fort, voller Argliſt und Bosheit, und achtete es gar nicht, wenn er auch manchesmal die Peitſche bekam und eingeſperrt wurde, er ſchoß einen Giftpfeil des Hohnes und der Verdächtigung nach dem andern gegen die Herrin ab, und ſo geſchah es, daß es ihm endlich nach und nach gelang, Adamanten in den Augen ihres Gemahls ernſtlich zu verkleinern.

Theobald ſchaute ſie mit forſchenden Blicken an, fand ſie wirklich ſehr klein, übermäßig klein, ganz unverhältnißmäßig klein, auch weniger ſchön, als ſie ihm früher vorgekommen, und fing faſt an, ſich zu ſchämen, daß er eine ſo gar kleine winzige Frau habe.

Daran dachte Theobald nicht, wie glücklich Adamante ihn gemacht hatte, wie lieb ſie ihm geweſen war, wie innig ſie an ihm hing, wie überreich ihre Mitgift geweſen, und wie regelmäßig ihre Körperformen, wie klar und ſchön ihre Augen waren. War ſie klein, nun ſo war immer noch die Frage, ob er ein größeres Glück, als in ihrem Beſitz, je erlangt hätte, ob es nicht auch unter den Engeln im Himmel kleine giebt? Sie werden gewiß nicht alle Rieſen ſein, und wohnt nicht auch in kleinen Frauen eine Fülle von Liebe, von Gemüth, von ſeelenvoller Empfindung? Kann nicht auch in einem kleinen Körper ein großes Herz ſchlagen, eine große Seele leben? Und iſt die Lieblichkeit, die kindlich zarte, hingebende, anſchmiegſame und doch dabei feurige und lebenvolle Natur der nicht mit Körpergröße Begabten nichts? — Ganz ſicher, Theobald war ein Thor, daß er auf das Geſchwätz und Geſpött eines böſen koboldhaften Narren hörte, ſein reines Glück ſich verſcherzte, und Adamanta nicht mehr wie früher, mit den alles verſchönenden und vergrößernden Augen der Liebe anſah.

Adamanta empfand mit gar tiefem Schmerz die Abnahme der Liebe ihres Gemahls, und wurde traurig, und Trauer und Kummer pflegen nicht ſchön zu machen. Sie kam ſich nun ſelbſt gar ſehr klein vor, da ſie nicht mehr in ſeiner Liebe wachſen konnte, wie früher doch zu ihrem unbegrenzten Glück der Fall geweſen.

Während nun Theobald ſich ſeine holde Adamanta ſo hatte verkleinern laſſen, und Adamanta ſich grämte, hatte Nickel vertraulichen Verkehr mit den Kobolden angeknüpft, die ihm und ſeiner Natur nahe verwandt waren; beſonders war es einer derſelben, Namens Realgar, derſelbe welcher den Kerker Hyacinthens bewacht hatte, und der außer ſich über ihre Flucht, auch in des Königs Ungnade gefallen war, der mit Nickel Mulm häufig an einem andern alten Schachtloch, dicht unter der Burgmauer, Zwieſprach hielt, wo allerley hochgeſchoſſenes Unkraut, Brennneſſeln, Bettelläuſe und ſtinkende Melden ein ſchattenhaftes Geſtripp bildeten.

König Brenz wollte Hyacinthen wieder haben, welche in Geſtalt des Steines Treulieb von Adamanten unzertrennlich war, und folglich galt es, letztern in die Gewalt zu bekommen, daher Realgar ihr fleißig auflauerte. Abends ſchwirrte er als Fledermaus an ihrem Fenſter herum, am Tage lauerte er als Salamander am Fußpfade des Gartens, oder hüpfte als Kröte durch das feuchte Gras.

Indeſſen hatten Spinell und Beryll wahrgenommen, daß Realgar im Bunde mit Nickel Mulm auf Tücke ſinne, und da ſie an Theobald aus Dankbarkeit und an Adamanta aus Verehrung hingen, auch ihre Naturen viel edlerer Art und keine ſolche häßliche Kobold- und Nickelnaturen waren, ſo beſchloſſen ſie, heimlich den böſen Anſchlägen der Feinde Adamanta's entgegen zu arbeiten.

Eines Tages gegen Abend war Adamanta ſo recht innig tief betrübt und wehmuthvoll bewegt, Theobald ſprach nur ſelten noch und wenig mit ihr, es war, als ſei ein Giftſame auf ihr Glück und ihre Liebe geſtreut — und ſie wußte gar nicht, ſich vor Schmerz zu laſſen.

Sie zog zum erſtenmale ein Trauergewand an, und vergaß allen Schmuck, den ſie bei Seite gelegt hatte, wieder anzulegen, traurig wandelte ſie im Burggarten umher, der eine hohe Terraſſe über der Mauer bildete, und ein ſchattenreiches Plätzchen darbot, das mit ſchwellendem Mooſe überpolſtert war. Dort ſank Adamanta halb bewußtlos nieder und vergoß eine Fluth von Thränen.

Und da gewannen die Unterirdiſchen Gewalt über ſie, unten an der Mauer lauerte Nickel, und oben kroch Realgar als gelbgrünliche Eidechſe — und verwandelte ſich in ſeine wahre Geſtalt, trat auf Nickels Schultern, und verſuchte Adamanta in die Tiefe zu ziehen.

Dieſe fühlte, daß etwas ſie niederzog, aber ſie konnte nicht widerſtreben, ihre Glieder waren erſtarrt, die Erdenmacht umſchlang ſie feſter und feſter. Sie dachte an ihre Mutter, wollte dieſe rufen, aber da fiel ihr mit Schrecken ein, daß ſie den Stein Treulieb auch abgelegt habe mit ihrem übrigen Schmucke, und daß ſie jetzt ganz verlaſſen ſei.

Mittlerweile irrte Theobald in der Burgesnähe herum, in trüben und verwirrten Gedanken, da ſang über ihm plötzlich auf einem Baum ein Vogel:

„Theobald, Theobald!
Rette Dein Liebſtes bald!
Ueber ein Kleines
Haſt Du gar keines.
Beſſer die Kleine
Bliebe die Deine.

Denn wenn die Liebe ſtirbt
Leben und Luſt verdirbt.
Schließe den Edelſtein
Feſt in das Herz Dir ein!“

Theobald horchte hoch auf, und ſah zum Baume empor, da ſaß oben gar kein Vogel, ſondern Beryll, ganz grün, wie helles glänzendes Baumlaub, ſchaukelte ſich auf einem Zweige, und flüſterte halb lachend, halb ſingend, zu ihm nieder:

„Verrath auf der Lauer
Unter der Mauer,
Tückebedroht
Leidet ſie Noth.
Theobald, Theobald
Rette Dein Liebſtes bald!“

Theobald eilte raſchen Schrittes auf die Stelle zu, nach welcher der Gnom Beryll gedeutet hatte, und war ſehr ängſtlich, denn Beryll hatte ihm das Erwachen der früheren Liebe in das Herz hinein geſungen; ſchon ſah er Adamanta regungslos liegen, ſah wie Realgar ſie gepackt hatte, und ſie über die Mauer hinabziehen wollte, wäre am Ende auch zu ſpät gekommen; aber da kam plötzlich ein flinkes Eichhörnchen, das ſprang aus einem Fenſter des Schloſſes auf einen Erkergiebel herab, und vom Giebel auf eine Zinne, mit der die Mauer gekrönt war, und trug im Munde einen glänzenden blauen Stein, und von der Zinne ſprang es alsbald auf Adamanten, und legte ihr den Stein auf den Mund und biß Realgar tüchtig in die Finger. Theobald ſprang jetzt auch hinzu, entriß Adamanta den Händen ihres Feindes, und ſtieß mit ihren Füßen ſo gegen Realgars Kopf, daß dieſer von Nickels Schultern köpflings über ſtürzte, und in den Abgrund, gerade in das Schachtloch hinein. Nickel Mulm erſchrak, wie der Zwerg von ſeiner Schulter polterte, und ſo geſchwind in die Oeffnung fiel, lief hin, und guckte hinein, ſo tief er konnte. Mit einem Male ſaß ihm etwas Schweres auf dem Halſe, ſo daß er den Kopf nicht zurückziehen konnte, und unter ſeinen Beinen war es, als würde die Erde weggezogen, und jetzt that er einen Schrei, gleich darauf verging ihm hören und ſehen, und erſt nach einer Minute hörte man aus jäher Tiefe des Schachtes herauf einen dumpfen, ſchweren Fall. Spinell war das Eichhörnchen, und hatte ſich in ſeiner wahren Geſtalt als Zwerg in einem lauchgrünen Röcklein auf Nickels Hals geſetzt, und ſich ſehr ſchwer gemacht, Beryll hatte gehoben, und ſo war Nickel Mulm in die Tiefe befördert worden.

Theobald hielt ſeine jetzt ſchon wieder geliebte Adamanta in den Armen, und ſuchte ſie in das Leben zurück zu rufen, bei ihm ſtand Hyacinthe, und ſtand ihm bei, und gegenüber hob ſich, goldumfluthet vom Abendglanz, das Kreuz hehr und ſchön. Dorthin fiel Adamantens erſter Blick, als ſie in den Armen Theobalds wieder zum Bewußtſein kam, und wie Theobalds Liebe zu ihr wieder mächtig wuchs, ſo wuchs Adamanta ſelbſt in ſeinen Augen wieder zu voller Wohlgeſtalt, an der er ſein volles Wohlgefallen hatte.

Die Liebe währte nun ungeſtört und ungetrübt fort; Hyacinthe blieb bei der Tochter und wurde von Theobald ſehr verehrt. Ueber die Schachtlöcher aber ließ Theobald Kreuze legen, wodurch er die Rückkehr böſer und tückiſcher Kobolde für immer verſperrte, damit ſeiner Liebe keine fernere Gefahr drohe. Inmitten eines jeden ſolchen Kreuzes aber ließ er einen blauen Stein einſetzen, den er durch die eingegrabene Schrift: „Treulieb“ zum erinnerungreichen Talismann weihte.

So war der hülfreichen Milde des frommen Ritters Theobald gegen die dem Untergang ſchon geweihten Zwerge Beryll und Spinell zunächſt ein herrlicher Lohn geworden; die unterirdiſche Schönheit wurde im Lichte zu einer überirdiſchen verklärt, als köſtlichſte Mitgift wurde ihr Liebe und Treue, die in der Mutterliebe unwandelbar vereinigt blühen. Aber auch die Prüfung blieb ihr nicht erſpart; ſie mußte, ohngeachtet ſie ſo glücklich war, den tiefen Schmerz erfahren, nicht mehr geliebt zu ſein, und ſich in alle der Schwäche und Ohnmacht fühlen, die der Menſch empfindet, wenn er ſich von dem Glück verlaſſen ſieht, das die Liebe gewährt. Allem Hohen und Edlen droht durch das Niedere in den Staub gezogen zu werden, wie Realgar Adamanta niederzuziehen ſtrebte, wohl dann, wenn noch rettende Genien zur Hülfe bereit ſind, und die erloſchene Liebe neu beleben, die verloren geglaubte Treue wieder bringen. Das Niedere ſtürzt in die Abgründe zurück, daraus es entſtiegen, und die erhabene Tugend feiert im Schirme des Glaubens und des Rechtes ihren ewigen Sieg.

Ein Tag im verwünſchten Schloſſe.

Kinder-Märchen.

In ſtiller Gegend lag ein ſtattliches Schloß auf kleiner Anhöhe, die ſich nach der Rückſeite verflachte, und von der ein großer Theil in einen umfangreichen Baum- und Blumengarten verwandelt war, deſſen Anlage noch von dem Geſchmack in der Gartenkunſt aus der Zeit des ſiebenjährigen Krieges zeugte. Am Fuße des Schloßberges — ſo genannt, obgleich die Höhe kaum den Namen eines mäßigen Hügels verdiente, breiteten ſich die beſcheidenen Häuſer und Hütten eines kleinen Dörſchens aus, über welche, etwas verdeckt und umſchattet von uralten Linden, das Kirchlein empor ragte. Hinter dem Kirchlein lag der Friedhof der kleinen Gemeinde, ebenfalls von allerlei Bäumen und wild emporgeſchoßten Strauchwerk dicht umſchattet, und ſonach ziemlich düſter, ja faſt unheimlich und graulich, oder aber, wenn heller Sonnenſchein mit ſiegreicher Macht dennoch hie und da durch das Laubdach der Bäume blitzte, ein Bild des tiefſten melancholiſchen Friedens.

Das Dorf lag ſammt dem Schloſſe darüber fern ab von lebhaften Heerſtraßen, auch mehr als ſtundenfern von ſeinen Nachbardörfern, mit denen deſſen Bewohner gar wenigen Verkehr hatten. Dieſe Bewohner waren ſehr einfache und auch

Drittes Buch.

Aurora.

ſehr beſchränkte Landleute, zu denen von der Außenwelt ſehr ſelten eine Kunde drang, und die auch nach ſolchen Kunden kein ſonderliches Verlangen trugen. Zudem lag das Dorf ſo auf einer Grenze zwiſchen zwei Königreichen oder etwa auch Herzogthümern, daß ſich etwas ganz unerhörtes bei ihm fand — nämlich, die Leute wußten gar nicht, wem ſie als Unterthanen gehörten.

Das kam daher, daß der Ort ſeit langen, undenklichen Zeiten vergeſſen war. Der eine Staat zur rechten glaubte nicht anders, als Schloß und Dorf Fichtenwalde gehöre dem Nachbar zur linken, und dieſer letztere glaubte, es gehöre dem Nachbar zur rechten, daher wurden von keinem dieſer Nachbarſtaaten junge Leute als Rekruten und künftige Vaterlandsvertheidiger ausgehoben, worüber kein Menſch im Dorfe böſe war; ebenſo wenig wurden Steuern erhoben, wogegen durchaus keine Beſchwerde geführt wurde. Den Pfarrer und den Schullehrer beſoldete die kleine Gemeinde ſelbſt, das heißt, ſie gab beiden freie Wohnung und Feld, Wieſen, Gärten und Holz, ſo viel ſie brauchten, auch ſonſtige Gaben an allerlei Zehnten, ſo daß beide ihr genügendes Auskommen hatten, zumal ihre Bedürfniſſe gering waren. Die Anſtellung beider Männer beſorgte keine Behörde, ſondern wenn der Pfarrer oder der Schullehrer alt und arbeitmüde waren, ſo ſuchten ſie ſich einen andern Gehülfen, der dann in der Regel eine Pfarrer- oder Schullehrertochter, an welchen niemals ein Mangel war, heirathete, und wenn die Alten ſich hinlegten und das zeitliche ſegneten, ſo traten die jungen Männer durch Gemeindebeſchluß in deren Dienſte ohne Weiteres ein. So war es ſchon ſeit undenklichen Zeiten geweſen und gehalten worden im Dörflein Fichtenwalde. Das Schloß aber nannten die Leute im Dorfe, weil es ſo öde war und ſo vergeſſen, nur das verwünſchte Schloß. Droben im Schloſſe war nie eine Herrſchaft geweſen; die älteſten Leute konnten ſich einer ſolchen nicht erinnern. Es wurde von einer alten Haushälterin bewohnt, welche Liſa hieß, und die Schwägerin des vormaligen Förſters geweſen war. Dieſer Förſter war ſammt ſeiner Hausfrau in jungen Jahren verſtorben, und hatte nur ein einziges Kind, ein Mädchen hinterlaſſen, welches die alte Liſa zu ſich genommen hatte und erzog. Dieſes Kind hieß Floribella, außer Floribellen aber war noch ein jüngeres, ſchönes Kind da, auch ein Mädchen, welches Cöleſtine hieß. Sodann lebte noch ein alter, ſeltſamer Mann im Schloſſe, der gewöhnlich ganz einſam für ſich blieb, und allerlei Geſchäfte verſah. Er war Haushofmeiſter und Gärtner in einer Perſon, und als der Förſter geſtorben war, welcher noch keinen Gehülfen gebraucht, ſonſt hätte dieſer etwa in ſpäteren Jahren Floribella heirathen und wieder Förſter werden können — ſo trat der alte Heiner, dieß war der Name des einſiedleriſchen Mannes, auch die Förſterſtelle an, und verſah dieſelbe ohne allen Gehalt. Vom Gehalt war auch auf dem Schloſſe gar keine Rede. Der Obſt- und Gemüſegarten, ein kleiner Weinberg und der nahe wildreiche Forſt, lieferten ſo reichlichen Ertrag, daß derſelbe unter guter Bewirtſchaftung für ſo wenige Perſonen mehr als ausreichte und die Beſtreitung jeder beſcheidenen Bedürfniſſe für dieſelben deckte. Der alte Heiner war gar ein wunderlicher Mann, wie der Weiterverlauf dieſes Mährleins ans Licht bringen wird, er hatte Jungfrau Liſa, als ſie noch jung war, ſehr gern geſehen, und ſie ihn noch mehr, ja ſie ſah ihn noch immer gern und hatte viele Nachſicht mit ſeinen Grillen und ſeinem ſeltſamen, eigenthümlichen Weſen. Daß auch Heiner Liſa noch ſo gern geſehen, wie in der Jugend, darf nicht behauptet werden. Der Himmel hatte es einmal ſo gefügt, daß beide nicht Mann und Frau geworden, und Heiner murrte nicht über dieſe Fügung des Himmels, ſondern ehrte Liſa wie eine Muhme oder ſonſtige ehrbare Verwandte, mit der er häufig zankte und ſehr brummig that, denn auf die Länge pflegen ſich alte Leute in ſo einſamen Schlöſſern nicht zu vertragen; aber er war auch wieder ſehr gut gegen Liſa, um ſo mehr, da er die kleine Floribella ſo ſehr und ſo herzlich liebte, als ſei dieſelbe ſeine eigene Enkelin.

So ſtill nun die Gegend, ſo friedlich das Dörfchen Fichtenwalde, und ſo einförmig das Leben der beiden alten Leute in dem großen, ſehr öden, aber äußerſt gut und dauerhaft gebauten Schloſſe, das deshalb auch allen Stürmen trotzte, war, ſo darf doch nicht unerwähnt bleiben, daß es einen Tag gegeben hatte, welcher auf eine gar auffallende Weiſe die Stille dieſes Hauſes unterbrochen hatte. An dieſem Tage — er war Heiner und Liſa unvergeßlich — war ein vierſpänniger Reiſewagen mit einem blaſenden Poſtillon plötzlich an- und in den Hof eingefahren, Diener vorn auf dem Kutſcherſitze, und hinterdrein war noch eine Kutſche gekommen und Leute drinnen, und in der erſten Kutſche, die ſehr ſtattlich gebaut und verziert war, hatte nein Herr und eine Dame und ein ſehr ſchönes, zartes Kind geſeſſen; der Herr und die Dame hatten ſehr betrübt und faſt krank ausgeſehen, auch hatte die Dame oft ihr Tuch an die Augen gedrückt, welches von vielen vergoſſenen Thränen ſchon ganz feucht geweſen.

Heiner und Liſa hatten ganz erſtaunt das alles geſehen, und noch mehr verwundert waren ſie geweſen, als der vornehme Herr ausſtieg, die Dame ebenfalls und ein Diener das Kind aus dem Wagen hob. Der Herr führte die Dame geradezu nach der Thüre des Schloſſes, ſagte zu Heiner und Liſa: „Guten Tag, ihr Leute!“ die Dame aber ſagte gar nichts, und der Diener mit dem ſchönen kleinen Mädchen folgte, und ſie gingen alle in das Haus und die Treppe hinauf in die Zimmer hinein; auch folgte noch ein zweiter Diener, der einen Kaſten aus dem Wagen gehoben hatte, und dieſen Kaſten hinauf trug. Heiner und Liſa ſtanden wie zwei Bildſäulen an den Thürpfeilern, und wußten nicht was ſie ſagen ſollten, ſagten auch aus dieſem Grunde wirklich nichts, ſondern ſie dachten nur: Das muß die gnädige Schloßherrſchaft ſein, und wenn ſie uns was befehlen will, wird ſie uns ſchon rufen laſſen.

Als jener Diener, der den Kaſten hinauf getragen hatte, die breite ſteinerne Treppe wieder herunter kam, ſagte er zu Heiner und Liſa: „Gehet hinauf, der gnädigſte Herr wollen euch ſprechen!“ Darauf ging der Diener wieder aus dem Hauſe nach dem Wagen hin; aus dem zweiten Wagen, welcher dem erſten gefolgt war, ſtieg niemand aus. Es ſaßen Herren und Damen darin, und die Damen hatten ſchwarze Kleider an und bewegten viel ihre weißen Taſchentücher, weil ſie weinten. Dieſer Wagen fuhr ſogleich weiter. Hintennach kam noch ein mit nur zwei Pferden beſpannter Wagen, in welchem niemand ſaß.

Als Heiner und Liſa mit ſeltſamem bangen die Stufen emporſchritten, begegnete ihnen auf der Treppe der erſte Diener, der das ſchöne, kleine Mädchen hinauf geführt hatte, und ſprach: „Eilet euch! Der gnädigſte Herr und die gnädigſte Frau eilen ſehr!“ und indem der Diener dieſes ſprach, ſchluchzte er heftig und es rollten große Zähren über ſeine Wangen nieder.

Wie nun Heiner und Liſa in den Saal traten und ungeſchickt genug ihren Bückling und Knix machten, ſahen ſie, daß der Herr in einem Armſeſſel ſich niedergelaſſen hatte, und die Dame ſaß auf dem Ruhebette und beide hatten zwiſchen ſich das kleine, ſchöne Mädchen, welches ein Geſicht voll ernſter und ſtolzer Ruhe zeigte, als ob der Abglanz eines überirdiſchen Friedens es beleuchte. Die Dame aber brachte das Thränentuch nicht von ihren Augen.

„Hört an ihr lieben Leute!“ ſprach jetzt der Herr mit milder Stimme, durch die ein Schmerz bebte: „Ihr ſeht hier vor euch ein theures und heißgeliebtes Kind, unſer höchſtes Gut auf dieſer Erde. Dieſes Kind übergeben wir euch in die ſorgſamſte, treueſte Huth und Pflege. Wir binden es euch auf die Seele, bewacht und behüthet es wie euern Augapfel. Cöleſtine iſt ſanft und gut, und es iſt ihr befohlen, euch zu folgen. Der Pfarrer und der Schullehrer ſollen Cöleſtinen in Religion und nützlichen Wiſſenſchaften unterweiſen, doch damit erſt nach Verlauf eines Jahres beginnen, wenn ſie unterdeß nicht abgeholt wird. Sie ſoll die Kleider eines Landmädchens tragen. *Allen* Leuten, es frage danach wer da wolle, ſollt ihr ſagen, das Kind ſei eure Verwandte, und ſei eine Waiſe. In jener Kiſte, welche hier bleibt, findet ihr Stoffe zu Kleidern, auch Geld zur Beſtreitung aller Ausgaben. Ihre Koſt ſei einfach, wie die eurige, ihr Getränk ſei Milch und reines Waſſer. Gönnt ihr viel im Garten zu ſpielen und in freier Luft ſich zu bewegen. Ein Geſchirr, Wagen und Pferde, bleibt hier zur Verfügung, wenn ſie ſpatzieren fahren will, doch ſoll ſie nie allein ausfahren, und auch nicht über eine halbe Stunde Weges von dem Dorfe.“ — Als der Herr dieſes geſprochen hatte, ſeufzte er tief, ſchloß heftig das Kind in ſeine Arme, küßte es, und ſprach: „*Es muß* geſchieden ſein! Gott ſei mit Dir, mein geliebtes Kind! Er nehme Dich in ſeinen allmächtigen Schutz. Mutter! Sei ſtark!“ — Da erhob ſich die Dame und empfing aus des

Mannes Armen das Kind und herzte und drückte es, und benetzte es mit ihren Thränen, und ſprach zu ihm in einer fremden Sprache eine Fülle raſcher, liebevoller, ſegnender Worte, dann riß ſie ſich los, nahm faſt wankend, den Arm des Gemahles, der ſie aus dem Zimmer und die Treppe herab führte, und zum Wagen geleitete. Ernſt und ſchweigend ſetzte das trauernde Paar ſich ein, und die Diener ſtiegen auf ihre Sitze, und der Kutſcher, der den leeren Wagen gebracht, fand auch noch einen Platz und dahin fuhr der Reiſewagen in raſcher Eile, und das Poſthorn ſchmetterte fern und immer ferner.

Cöleſtine, das verlaſſene, vornehme Kind, ſtand voll Ruhe, tief bewegt, gedankenvoll, aber ſie weinte nur wenig, ſie kannte noch nicht die ganze Schwere des Wortes, von Vater und Mutter verlaſſen zu ſein.

Seit dieſem Ereigniß war die gewöhnliche Stille des Schloſſes nicht wieder unterbrochen worden.

Das erſte was Heiner damals that, war, daß er nach ſeiner Art zu fluchen begann: „Potz Pferdewurz und Stallkraut! Potz Peitſchenſtock und Haferſchwingel! Nun muß ich alter Kerl auch noch ein Kutſcher werden, nachdem ich Kaſtellan, Gärtner und Förſter alles ſo nach und nach in dieſem alten verwünſchten Schloſſe geworden bin! O Roßpappel und Fahrſamen!" Damit eilte Heiner zu dem von ſeinem Kutſcher verlaſſenen Wagen, ſchaute mit freudig ſtaunendem Blicke das ſtattliche, wohlgenährte Roſſepaar an, dem man es, nebſt dem Geſchirre anſah, daß es aus einem Marſtall ſtamme, und pfiff einem Knecht, der als Gartenarbeiter beſchäftigt war, herbeizukommen, beim ausſpannen behülflich zu ſein und den Wagen in einen Schoppen unterzubringen, zuvor aber im Stalle einige Stände ſchön zu ſäubern, friſches

Waſſer zu holen, und ſo alle die Sorgen, welche die Pflege und Wartung von ein Paar Kutſchpferden erfordert, mit zu übernehmen. Dabei murmelte Heiner immerfort: „Potz Herrenpilz und Herzgeſpann! Iſt das ein ſchönes Geſpann von Pferden! Glatt wie Aale! Feiſt wie Hirſche! Potz Hindläufte und Rehheide! Beine wie Schmaalthiere!“ —

Heiner hatte eine wunderliche Art und Weiſe zu fluchen. Es kamen ihm, als einem erfahrenen Gärtner und Kräuterkenner, immer allerlei Pflanzennamen in den Sinn, deren er ſich ſtatt anderer Flüche bediente, und ſo meinte er mit der Pferdewurz die ſtengelloſe Wetterdiſtel, mit dem Stallkraut das gelbe Löwenmaul, Peitſchenſtock heißt der in Gärten gezogene Affodill, und Haferſchwingel iſt ein gutes Futtergras, wie Trespe; Roßpappel heißt die Waldmalve und Fahrſamen iſt ſoviel wie Farrenſamen. Herrenpilz iſt ein wohlſchmeckender eßbarer Schwamm, und Herzgeſpann eine früher gebräuchliche Arzneipflanze; Hindläufte iſt die wohlbekannte Cichorie, das leidige Kaffeeerſatzmittel, und Rehheide iſt der bekannte Ginſter.

Jungfrau Liſa näherte ſich dem verlaſſenen Kinde mit ſchnell erwachter, mütterlicher Zärtlichkeit, und bot ihm gutmüthig die Hand, wollte es auch umfangen und küſſen. Letzteres wehrte Cöleſtine mit einer ſanften aber entſchiedenen Bewegung ab, doch gab ſie der alten Liſa mit wehmüthiger Freundlichkeit die Hand, und als Liſa in Verlegenheit nicht recht wußte, was ſie ſagen ſollte, wurde ſie dieſer Verlegenheit ſchnell entriſſen, indem die Saalthüre aufging, und die kleine Floribella mit einer Schürze voll Blumen eintrat, und rief: „Muhme Liſa! Muhme Liſa! Wo ſteckſt Du denn? Haſt Du nichts gehört? Ein Poſtillon hat wunderſchön geblaſen und zwei Wagen ſind am Schloſſe vorbeigefahren, ach ſo prächtig — ich war gerade im Garten und habe durch die

Zaunlücken geguckt!“ Jetzt erſt ſah Floribella Cöleſtinen ſtehen und erſchrak ſo ſehr, daß ſie alle Blumen aus ihrer Schürze an den Boden fallen ließ, und rief: „Ei du lieber Himmel! Wer iſt denn die Kleine? Wo kommt denn die Kleine her, Muhme Liſa?“ —

Floribella war ein oder anderthalb Jahre älter wie Cöleſtine, und hübſch groß für ihr Alter, daher glaubte ſie ſich völlig berechtigt, das fremde jüngere Kind „die Kleine“ zu nennen.

„Sei artig, Floribella! Gieb der jungen Dame ein Händchen! Sei recht gut gegen ſie, ſie bleibt bei uns, da haſt Du ein liebes Spielkamerädchen!“ ermahnte Jungfrau Liſa. „Bleibt da, Kinder, ich will gehen und Milch und Brod und Butter bringen, das Fräulein wird gewiß hungrig und durſtig ſein.“

Als Liſa den Saal verlaſſen hatte, ſahen die beiden Kinder einander mit großen Augen gegenſeitig an, erſt ein wenig blöd und ſchüchtern, und keines redete, doch als Floribella raſch aus den ihr entfallenen Blumen einige der ſchönſten zu einem Sträuschen ordnete, und dieß Cöleſtine reichte, war der Faden der Unterhaltung gefunden. Cöleſtine machte ein äußerſt vornehmes Knixchen und ſprach: „Ich danke ſchön! Wie heißeſt Du?“ — „Ich heiße Floribella!“ antwortete das Förſtertöchterlein, und knüpfte alſobald an ſeine Antwort die Frage: „Und Du? Wie heißeſt Du?“

Auf die jetzt blaſſen Wangen des fremden Kindes flog eine flüchtige Röthe, und es antwortete: „Eigentlich heiße ich nicht Du. — Parlez vous français, Mademoiselle?“

„Wie? Perle und Franzen, Made und Merſelle? Das iſt ein pudelnärriſcher Name!“ lachte Floribella: „ſo kannſt Du unmöglich heißen!“ Ein ſchmerzliches Lächeln glitt über die Züge des fremden Kindes, und es ſprach: „Du verſtandeſt nicht, was ich fragte, das iſt ſchon Antwort genug. Ich heiße Cöleſtine."

„Und wo kamſt Du her, kleine Cöleſtine? Wer ſind Deine Aeltern? Wer biſt Du?" forſchte Floribella mit großer Neugierde weiter.

„Ich komme aus meines Vaters Schloß, mein Vater iſt ein regierender Landesfürſt, mich nannte man Prinzeßchen!" antwortete Cöleſtine langſam und betonend — und Floribella ſchlug verwundert die Händchen zuſammen, und rief: „Ein Prinzeßchen biſt Du! Ei, das iſt ja wunderſchön! Muhme Liſa hat mir ſchon ſo viel von Prinzeßchen erzählt, und nun iſt gar eins da!" Jetzt kam Liſa mit dem vorhin von ihr erwähnten Frühſtück herein, und Floribella ſtürmte ihr entgegen, daß ſie ihr faſt den Milchtopf aus der Hand gerannt hätte, und jubelte: „Muhme Liſa! Muhme Liſa! Denke Dir, das iſt ein Prinzeßchen!" Und dann flog ſie auf Cöleſtine zu, warf ſich ihr an den Hals und rief: „Prinzeßchen, Dich will ich ſehr lieb haben! Du ſollſt mein Schweſterchen ſein, weil ich keines habe, und ſollſt auch alles haben was ich habe, den ganzen Garten und alle Blumen drin, auch die Nachtigall, die ſo wunderſchön auf dem alten Vogelkirſchbaum ſingt, die ſchenk' ich Dir!"

Cöleſtine verſuchte nicht, ſich der ſtürmiſchen Liebkoſung des lebhaften älteren Kindes zu erwehren, ſie ſprach vielmehr, als Floribella wieder ruhiger vor ihr ſtand, mit vieler Freundlichkeit: „Ich nehme alles dankbar an, was mir hier gutes geboten wird, denn mir wurde befohlen, hier ſehr folgſam zu ſein. Wenn ein Garten da iſt, ſo freut mich das ſehr, obſchon er nicht ſo ſchön ſein wird, wie der Garten an unſerm Schloſſe. Wie viele Bäume ſind denn hier bei Euch in der Orangerie, und wie viele Gewächshäuſer ſind im Garten?“

Auf dieſe Frage, welche Floribella mit offenem Munde anhörte, glaubte Liſa antworten zu müſſen, und ſie ſprach: Gnädiges Prinzeßchen halten zu Gnaden, Ohrenſcheeren haben wir nicht, und die Baumſcheere, welche da war, iſt ſeit einiger Zeit abhanden gekommen, und zwar auf diebiſche Weiſe, wie wir nicht anders denken können. Gewächshäuſer ſind auch nicht da, ſondern hier zu Lande wachſen die Gewächſe im freien Lande; doch iſt ein Gartenhaus vorhanden, in welchem viel grünes Moos und Schimmel wächſt, auch drängt ſich Mauerraute und Kreuzwurz ſtark durch die klaffenden Spalten der Steinplatten am Fußboden, und ſo könnte man von ſolcherlei Gewächſen das Gartenhaus allerdings auch ein Gewächshaus nennen.“

Es war ſchon lange her, ſeit alle dieſe Ereigniſſe und Geſpräche ſtatt gefunden hatten. Cöleſtine hatte die ſehr kleidſame Tracht eines jungen Landmädchens, wie ſie Floribella auch trug, angelegt, und es kleidete dieſelbe ſie allerliebſt. Das zarte, feine und außerordentlich ſchöne Geſichtchen des Fürſtenkindes ſtach reizend ab gegen die grelle, bunte Färbung des ländlichen Putzes. Bald hatte ſich Cöleſtine in alles eingewöhnt, was ſie umgab; die heitere und gutmüthige Floribella war ihr wirklich lieb geworden, Liſa's ſorgliche Pflege und freundliche Anhänglichkeit wurden von dem Kinde empfunden und anerkannt, und auch in Heiners Weſen fand ſich das Prinzeßchen, zumal es bald durch den, klugen Kindern innewohnenden Sinn, raſch und unbewußt in den Seelen der Menſchen zu leſen, wahrgenommen hatte, daß Heiner ein ſeltſamer Menſch war, und eine aus Sanftmuth und Rauheit eigenthümlich gemiſchte Doppelnatur, gleichſam ein wech-

ſelnder Mond, der im vollen Glanze nur lichte Gedanken voll Güte, ja ſogar voll ſinniger Tiefe ausſtrahlte, im abnehmen aber in eine düſtere Verſtocktheit fiel, und dann bis zum Neulicht bisweilen ſehr unzugänglich und ungenießbar wurde. Dabei mußte aber Prinzeßchen Cöleſtine ſtets über Heiners Flüche lachen, die er häufig in unwirrſcher, wie auch in guter Stimmung ausſtieß, und um ſo mehr, je mehr ſie durch Heiner ſelbſt, wie auch durch Liſa und Floribella die Garten- und Feldblumen und Kräuter kennen lernte, — weil Heiner nie einen andern Fluch that, als ſolche, deren Worte die Namen von Pflanzen enthielten. Ach, wie viele ſchreckliche Flüche ſtieß er aus, wie Donnerwurz und Kukuksblume! Peſtilenzwurz und Mohrenkümmel! Kreuzdorn und Schwertel! Saſſafraß und Sarſaparille! Wer ſich fürchten wollte vor dieſen Flüchen, mochte es immer thun. Der Hofhund wenigſtens, wenn er Heinern ſo wettern hörte, zog allemal ängſtlich den Schwanz ein, und kroch ſchleunig in ſeine Hütte, und die Pferde ſchauderten, denn es war ihnen nicht gemüthlich bei dieſen Flüchen.

Als Cöleſtinchen einmal von Floribella in den Garten geführt wurde, fand es ſich gedrängt, wiederholt auszuſprechen, daß gar kein Vergleich beſtehen könne zwiſchen dem Garten daheim am fürſtlichen Schloß, und hier am einſamen Schloß Fichtenwalde. Dort waren lauter breite Kießgänge zwiſchen hohen, ſtreng beſchnittenen Taxuswänden geweſen, die Alleen waren tiefſchattig, und gebildet von beſchnittenen ſtarkäſtigen Linden. Blumen hatte es dort nicht gegeben, denn die Raſenplätze zwiſchen den Gängen wurden ſtets abgemäht, bevor eine Blume, das kleine niedrige Gänſeblümchen und den Gartenhahnenfuß, Schaarbock genannt und das gelbe Pfennigkraut etwa ausgenommen — aufkam. Ein Gemüſegarten war zwar auch dort vorhanden geweſen, aber dicht umzäunt und das Prinzeßchen hatte ihn nie betreten dürfen, um nicht mit Gärtnerlehrjungen und andern geringen Leuten in Berührung zu kommen. — „Und wo nahmſt Du denn Deine Kirſchen und Beeren her, Johannis- und Stachelbeeren, Erdbeeren und Himbeeren?“ fragte Floribella, als Cöleſtine dieß erwähnte.

„Ei, die nahm ich nirgends her, als von den ſilbernen Tellern und Schaalen bei der Tafel!“ antwortete das Prinzeßchen: „nämlich große Ananaserdbeeren, die im Gewächshaus gezogen wurden, und Herzkirſchen aus dem Garten, auch Johannisbeeren und Himbeeren; Stachelbeeren kenne ich nicht, die kann man ja doch wohl nicht eſſen, wenn ſie Stacheln haben? Ich möchte keine Stacheln in den Mund nehmen.“

Floribella lachte laut auf, indem ſie Cöleſtinchen zu einem vollen Stachelbeerſtrauch führte, davon pflückte, darbot und ſelbſt aß, und rief: „Die Sträucher haben ja nur die Stacheln, die Beeren haben blos Haare.“

„„Haare möchte ich nicht eſſen!““ warf Cöleſtine ein, und wieder lachte Floribella, und rief: „Das ſind ja keine ſo langen Haare, liebes Cöleſtinchen, wie wir beide und andere Menſchen ſie auf dem Kopfe tragen, ſondern ganz kurze, die nur an der Schaale dieſer Beeren ſitzen, und die man nicht mit ißt. Sieh doch her! Uebrigens giebt es auch glatte!“ Das Prinzeßchen ließ ſich endlich bewegen, ebenfalls Stachelbeeren zu verſuchen, haarige und glatte, wie es kam von Strauch zu Strauch, und ſie ſchmeckten ihm vortrefflich, es aß, ſo viel es nur immer konnte. „Herzkirſchen, ſageſt Du, haſt Du blos gegeſſen?“ rief Floribella, hinter dem Beerenſtrauche kauernd, die Frage auf. „Da gab es wohl bei euch keine Weichſeln! Das ſind die beſten, die ſind geſund, davon kann man noch ſo viele eſſen und wird nicht krank.“

„Weichſeln kann man nicht eſſen, das ſind keine Kirſchen, das iſt, wie ich gehört habe, ein langes Rohr, aus dem die Männer den häßlichen Tabak rauchen!“ warf Cöleſtine belehrend ein.

„Ganz richtig letzteres,“ beſtätigte nickend Floribella, indem ſie ſich erhob, und Cöleſtine zu einem nahen Kirſchbaume hinzog: „Siehſt Du, liebes Prinzeßchen, hier iſt ein Weichſelſtamm, aus den Aeſten ſchnitzt man die Weichſelrohre, woran man aber ſehr übel thut, denn an den Aeſten wachſen die ſchönen, braunen Sauerkirſchen — da, verſuche ſie einmal! Wenn man aber die Aeſte abgeſchnitten hat, wächſt nichts mehr daran.“ — Cöleſtine aß mit Luſt von den köſtlichen labenden Früchten, und ſprach dann: „es iſt ſo ſchön heute; wir ſollten ein Körbchen voll dieſer Kirſchen pflücken und Heinrich ſollte anſpannen und uns ein wenig ſpazieren fahren, und unterwegs eſſen wir dann noch die Kirſchen.

Heiner war bald gerufen; er hatte heute ſeinen guten Tag, ſchirrte mit Hülſe des Knechts raſch die Pferde, ſpannte an und ſetzte ſich, nachdem er die Verdecke zurückgeſchlagen und die beiden Kinder in den Wagen gehoben hatte, als Kutſcher und kundiger Roſſelenker auf den Bock. „Hoho! Huſſa! Luſtig Paperlapap! Vorwärts Pimperlimpimp!“ rief Heiner, indem er die Peitſche ſchwang und zu raſchem Laufe die Roſſe antrieb, denen er dieſe Namen gegeben hatte, über welche die beiden kleinen Mädchen außerordentlich lachten. Auch dieſe Namen hatte Heiner dem Garten, in welchen er ſich völlig eingelebt hatte, und mit dem er ſo verwachſen war, wie alter, knorriger Epheu mit einem Eichſtamme oder Felsblock, entlehnt, denn Paperlapap und Pimperlimpimp waren Namen einer und zwar derſelben Pflanze, nämlich des knolligen Kälberkropfs, auch Köpken und Rübenkerbel geheißen, mit welchen Namen Heiner freilich den ſchmucken Marſtallpferden keine Schmeichelei angethan hatte.

Die Mädchen in dem ſanft dahin rollenden Wagen — der Boden war ſehr ſandig und trocken — waren ſehr vergnügt, und Cöleſtine blickte mit kindiſcher Freude hinauf zum blauen Himmel und rief: „O ſieh nur, liebe Floribella dieſes herrliche, himmliſche Blau! Wie gemalt! Wer das nur ſo malt?“

Da ließ Heiner die Pferde plötzlich Schritt gehen, wendete ſein wettergebräuntes und runzelvolles Geſicht den Kindern zu, und ſprach ſehr freundlich: „Wer das gemalt hat? Ei wer denn ſonſt, als ich? Immer male ich den Himmel ſo ſchön blau, wenn ich Zeit habe und gut bin, aber niemals dauert das lange, denn die alte Jungfrau Liſa verdirbt mir immer meine himmliſche Freude, weil ſie immer fort wäſcht, und ihre Wäſche und triefenden Scheuerlappen in die Luft hängt, daß man immer was naſſes auf dem Kopf kriegt! Potz Bibernell und Sternanis!“

„Das kann ich nicht glauben, guter Heinrich, daß Du den Himmel ſo ſchön malſt!“ widerſprach Cöleſtine ſanft, und ſchüttelte ihr liebliches Lockenköpfchen, das der Strohhut eines Landkindes beſchattete, und ſah noch immer ſehnſüchtig nach dem blauen Himmel.

„Heiner mußt Du zu ihm ſagen, Prinzeßchen, nicht Heinrich!“ nahm Floribella belehrend das Wort, aber Cöleſtine antwortete freundlich, jedoch beſtimmt: „Heiner iſt kein Name, liebe Floribella, Heiner heißt niemand; ich werde nie Heiner ſagen, ſondern immer nur Heinrich; nicht wahr ich habe Recht, guter Heinrich?“ —

Heiner lächelte ſo ſchön er konnte, und antwortete: „ja, poß Gänſefuß und Sautod! Prinzeßchen hat recht. Sonſt hieß ich Heinrich, und gut war ich auch, nach mir heißt ja der Gänſefuß im Garten guter Heinrich, und giebt ein ſchmackhaftes Frühgemüße, ſchier wie Spinat -- und der Sautod, dieſe häßliche Melde, giebt keins. Aber, daß ich nicht eins ins andere rede, Prinzeßchen, ſo male ich doch den Himmel, das ſteht einmal feſt, poß Hölperle und Schaafrapunzel!“

„Na, werde nur nicht böſe, lieber Heiner!“ rief Floribella vorbittend, denn in Heiners faltenreichen Zügen drohte ein Gewitter aufzuſteigen, wie wenn Jungfrau Liſa ganz graue Wolkenwäſche an den blauen Himmel ſeiner Heiterkeit aufhinge.

„Wenn er böſe wird, da fürchte ich mich,“ flüſterte Floribella heimlich Cöleſtinen ins Ohr, während Heiner ſich umwandte und die Pferde wieder zu etwas raſcherem Laufe antrieb, und dazu rief: „Hott! Hott! Huſſa! Paperlapap und Pimperlimpimp!“ —

„Ja denke nur Prinzeßchen“ flüſterte Floribella erzählend: „wenn der Heiner gut iſt, da iſt allemal im Garten Sonnenſchein, und da ſingt die Nachtigall ſo herrlich, und auch andere Vögel, wenn die Nachtigall nicht mehr ſingt, wie ſchon jetzt der Fall iſt; da kommt manchmal der Herr Pfarrer und die Frau Pfarrerin herauf in den Garten und gegen Abend läßt ſich auch das Heimchen ſehen. Das iſt gar gut mit mir, das mußt Du auch ſehen!“

„Das Heimchen, was iſt das?“ fragte Cöleſtine, die noch nie dieſe Benennung vernommen hatte: „iſt es ein Thierchen?“ — „Wenn ich's wüßte was es iſt, wollt' ich Dir's wohl gern ſagen!“ antwortete Floribella geheimnißvoll, doch ich weiß es nicht recht. — „Aber, fuhr ſie fort, wenn der Heiner böſe iſt, und ſo recht flucht, daß ſich die Aepfelbäume ſchütteln und die Nüſſe noch am Baume vor Schrecken und Schauder knacken, und vollends wenn er potz Kräuterthee! ſagt, welches ſein höchſter Fluch iſt, weil er da alle ſeine Kräuter in ein einziges Wort zuſammenrafft, da fährt die ſüße Milch zuſammen und wird ſaure Milch, und in der Küche läuft das Waſſer aus den Kochtöpfen, und macht ſich auf und davon.“

„Das iſt ja ſchrecklich!“ flüſterte das Prinzeßchen eben ſo leiſe, wie Floribella ſprach: „Das hätte ich nimmermehr gedacht, daß der gute Heinrich ſo ein entſetzlicher Menſch wäre, vor dem man ſich fürchten und ſo bange ſein muß!“

„Er iſt noch nicht der ſchlimmſte,“ fuhr Floribella heimlich fort. „Du wirſt ſehen, wie Du Dich graueliſt, wenn der Stelzbock kommt, und die alte Petzmomel, und die Federlies. Welches Kind da das Gruſeln noch nicht gelernt hat, das lernt's bei deren Anblick, das kann ich Dir verſichern!“

„Ach, Du machſt mir ja ganz angſt und bange, Floribella!“ rief Cöleſtine aus, und führte vor lauter Gruſeln die ſchönſte Kirſche, die ſie eben verſpeiſen wollte, nicht völlig zum Munde. „Ich bitte Dich, was ſind denn das für Leute?“ — „Ich weiß gar nicht recht,“ antwortete Floribella: „ob es Menſchen ſind oder Unmenſchen!“ Ich verſtecke mich jedesmal im Hauſe oder im Garten, wenn eins von denen auf den Schloßhof kommt.“

Während dieſer Geſpräche ging die Fahrt ſanft und raſch faſt um die ganze Flurmarkung des Dorfes Fichtenwalde, und bald näherte man ſich dem Dorfe, bald war man auch wieder ferner; endlich führte der Weg in den Wald, und im Walde war es wunderſchön. Die Bäume waren ſo grün, und rauſchten ſo friedlich im Windeshauche, der durch die Wipfel brauſte, und am Boden blühten reizende Blumen, und Reh- und junges Dammwild lief ohne Scheu unter den Bäumen, oder ſtand in kleinen Rudeln und äſete ſich. Die beiden jungen Mädchen hatten eine große Freude an alle dieſem und Cöleſtine rief: „Halt, guter Heinrich! Halt! wir wollen ausſteigen und ein wenig ſpazieren gehen!“

Heiner rief den Pferden ein „Brr!“ zu, wandte ſich um und ſagte: „Kann nicht ſein, mit Verlaub, Prinzeßchen, denn ich kann nicht von den Pferden, und aus den Augen darf ich Prinzeßchen nicht laſſen, wurde mir auf die Seele gebunden! Könnten im Walde abhanden kommen, wäre eine ſchöne Geſchichte. Potz Irrkraut und Sumpfeppich! Giebt im Walde garſtige Löcher voll Moraſt, wachſen d'rauf die ſchönſten Blumen, könnt' ein Unglück geben.“

„Nicht in dem Walde uns verlaufen wollen wir!“ entgegnete Cöleſtine: „nur ein wenig aus dem Wagen, auf dem Wege gehen!“

„Hm, hm, hm!“ brummte Heiner, ſtieg vom Bock, hing die Zügel dran, ſteckte die Peitſche in die dazu angebrachte Lederhülſe, öffnete den Schlag und hob zuerſt Floribella, die links zunächſt ſaß, heraus, indem er ſie mit den Beinen feſt aufſtauchte, und dazu rief: „Potz Katzenpfötchen und Lämmerzahl! Steh Branntweinfaß!“ Darauf hob er Cöleſtinen ganz ſanft heraus, ſtellte ſie ſäuberlich auf den Boden, und ſagte: „O, Sonnenröschen! Königskraut! Potz Wetſcherlewetſch!“

Die beiden Kinder lachten ſehr über letzteres Wort, dem man es anhörte, daß Heinrich ſehr gut gelaunt war, obſchon die Mädchen nicht wußten, daß es eben auch nur der Name einer Pflanze war, und nicht mehr und nicht weniger beſagen wollte, als potz Geißbeinchen!

Im Walde ſahen die Kinder eine Köhlerfrau, die dort Erdbeeren ſammelte, und ſchon ein hübſches Körbchen voll hatte, welches ſie den Kindern darbot. Dieſe leerten das Beerenkörbchen in das Kirſchenkörbchen aus, welches ſie bereits leer gegeſſen hatten, und da ſie nun der armen Köhlerfrau nichts für ihre Beeren geben konnten, denn ſie lebten wie die Kinder im Paradieſe, welche auch kein Geld hatten, und da Heiner ebenfalls Geld nicht bei ſich führte, ſo beſtellten ſie die Frau auf das Schloß, um ſie dort zu belohnen. Vieles wußte die Köhlerfrau den beiden Kindern von ihrem Walde zu erzählen, wie ſchön es da ſei, zumal dann, wenn der Frühling begonnen habe, wenn Amſeln und Golddroſſeln ſängen, und alles zu grünen und zu blühen begänne. Wohl auch vergaß jene Frau nicht, zu ſagen, wie arm ſie ſei, und doch zufrieden, wenn nur die Kohlenmeiler geriethen und es leidlichen Verdienſt gebe. Und die beiden Kinder möchten doch einmal zu ihr an den Meiler kommen, der Herr Förſter im Schloſſe wiſſe den Weg, er werde ihnen dieſen Weg gern zeigen. Die Köhlerfrau, indem ſie dieß ſprach, hatte Heiner in ſeinem Kutſcherrocke und Treſſenhut nicht erkannt, denn wenn er als Förſter in den Wald ging, da trug er einen Jagdrock, hohe Stiefeln, einen dreieckigen Hut mit Federbuſch, einen Hirſchfänger und ein Gewehr — wie nun Heiner die Frau ſo von dem Herrn Förſter reden hörte, lachte er, und murmelte vor ſich hin: Potz Schwarzrauch und Jageteufel! (damit meinte er eine Schaafgarbenart, welche den erſteren Namen im Munde des Volkes führt, und das ächte Johanniskraut, die er beide zufällig neben einander am Waldeswege blühen ſah) was das alte Dürrholz nicht alles daher plaudert! Du kannſt lange warten, ehe der Förſter zu Dir kommt! Hat mehr zu thun, muß die kleine Herrſchaft ſpazieren fahren, muß den Garten in Ordnung halten, muß nach Dach und Fach ſehen, muß Ratzenfallen ſtellen, muß

Fiſche und Vögel fangen, kurz alles thun. Potz Allermannsharniſch und Hauswurz!“

Die Bäume im Walde brauſten jetzt ſtärker, es war ein Gewitter im Anzuge, Heiner nahm das mit Schrecken wahr, gebot ſogleich den Pferden Halt, rief den Kindern zu, an den Wagen zu kommen, und gab der Köhlerfrau den freundlichen Rath, ſammt ihrem Geplauder ſogleich zum Kukuk und ſeiner Großmutter zu gehen.

Hinter dem Walde in der Ferne hörte man es jetzt ſchon dumpf donnern.

„Ach gieb Acht, jetzt wird der Heiner böſe, jetzt wird es nicht gut!“ rief Floribella, während ſie mit Cöleſtine dem Wagen zueilte. Raſch hob Heiner beide Mädchen in den Wagen hinein, ſchlug den Schlag zu, daß es krachte, ſchwang ſich auf den Bock, ſchwang in der Hand hoch die Peitſche, und rief den Pferden zu: „Hu! Paperlapap und Pimperlimpimp! Jetzt lauft was ihr laufen könnt! Haſt du nicht geſehen? Jetzt wird mir wieder einmal mein ſchöner blaugemalter Himmel gründlich verdorben! Potz Donnerkraut und Drüßwurz! Potz Kreuzdorn und Krötenbiß!“ Die Pferde rannten, als flögen ſie; ſtärker donnerte es, die beiden kleinen Mädchen grauelten ſich, und ſaßen Arm in Arm feſt umſchlungen in eine Ecke gedrückt — und ſagten kein Wort. Jetzt lichtete ſich die Waldung, vor den Blicken lag in ſtolzer Ruhe Schloß Fichtenwalde auf ſeiner Anhöhe, dahinter war der Himmel noch ganz blau, aber ſchnell kam das Gewitter hinter dem Walde herangebrauſt, ſchon fielen einzelne ſilberne Tropfen. — „Huſſa! Huſſa,“ rief Heiner, und winkte mit der Peitſche und wetterte: „Potz Günzel und Hartheu! Potz Roßfarrn und Rapuntika! Huſſaſſa!“ und da war der Schloßhof erreicht, als ſchon die erſten Tropfen zahlreicher fielen, und ein Blitz durch die Luft ſchnitt, ſpitz und ſcharf, wie eine blinkende Säbelklinge. Heulend zog der Hofhund den Schwanz ein und kroch in das Hüttlein, als er Heiner ſo fluchend angefahren kommen hörte, die Hühner und Enten und Tauben flogen kreiſchend, gakkernd, burrend und ſurrend auseinander, und ſuchten einen Zufluchtort, die Pferde ſtanden ſchaudernd und voll Unruhe. Heiner aber hob ſchnell die Mädchen aus dem Wagen, ſtampfte ſie tüchtig auf und rief: „Steh Branntweinfaß! Steh Buttermilchfaß! Potz Kräutertbee!" Und da kam die Jungfrau Liſa aus dem Hauſe geſprungen, und breitete eine große blaue Schürze über die beiden Kinder und zog ſie eilig in die Flur des Schloſſes, daß ſie nicht naß werden ſollten, und Heiner rief ihr zu: „Habt wieder ſchönen Weich, Jungfrau Liſa! Potz Waſchkraut und Seifenwurz!" indem er eilte, die Pferde auszuſpannen und nach dem Stalle zu bringen.

In der Schloßflur angekommen, in welcher zu beiden Seiten einige ganz große, ſchwere, geſchnitzte, hölzerne Ruhebänke ſtanden, alterbraun, that Floribella einen Angſtſchrei und umſchlang Cöleſtine, als wenn ſie dieſelbe ſchützen wollte, und zwar vor einer Geſtalt, welche auf einer der Bänke ſaß, und dabei rief ſie: „Die Federlies! Ach die Federlies!"

Jene weibliche Geſtalt, welche Floribella dem Prinzeßchen als Federlies bezeichnete, war eine große alte Frau; ſie trug ſich ganz altmodiſch, wie man ſich vor funfzig Jahren getragen; ihr Anzug war ein Gemiſch von vornehmer und gemeiner Tracht, und auf dem Kopf trug ſie eine geſchwärzte Mütze, die vor Zeiten golden geweſen war. Dieſe Frau hatte Federn und Flederwiſche feil, und hatte die Jungfrau Liſa ſchon als Kind gekannt. Sie erhob ſich, und wollte die Kinder anreden, und rief kreiſchend aus: „Ja Liſa, Jungfrau Liſa! Wie kommt

1.

Die Jahre eilen und ſcheinen immer mehr zu eilen, je mehr der Menſch altert. Es iſt immer nur ein langes Jahr, das langſam an unſerm Leben vorbeiſchleicht, aber ehe wir es uns verſehen, iſt's eine lange Jahresreihe geworden, mit der am Ende unſer Leben ſelbſt geht. Die Jugend glaubt nicht, das Alter begreift nicht, wie raſch! Seit jenem Pfingſtfeſt im Grimmenthal waren vierzehn Jahre vergangen, und man ſchrieb nun das Jahr des Heils eintauſend fünfhundert und ſiebenzehn, ohne noch zu ahnen, mit welchem beſondern Recht eintauſend fünfhundert und ſiebenzehn ein Jahr des Heils

Ihr denn da auf einmal zu noch einem Mädchen, ach das ſchöne! Ach das Marzipanpüppchen!"

Floribella zog Cöleſtine mit der Hand ſich nach, und flüſterte: „Sprich nicht mit ihr! Komm, wir wollen in die Stube gehen!" Indem ging die Hausthüre auf, und es ſchob ſich abermals ein Weib herein, welches, wie es ſchien, Schutz vor dem Gewitter ſuchte, das jetzt ernſtlich losgebrochen war, und ſich unter heftigen Blitzen und Donnern in einem ſtrömenden Regen ergoß.

„Himmel! Die Potzmomel!" ſchrie Floribella, faßte jetzt noch feſter Cöleſtines Hand und ſprang mit dieſer die Treppe hinauf, um droben Schutz zu ſuchen, wenn ja von den unheimlichen Weibern Gefahr drohe.

Die Potzmomel ſah nicht viel ſchöner aus, als eine Vogelſcheuche im Erbſenfeld. Sie ſchüttelte ſich die Regentropfen von ihrem triefenden Gewand, troff aber ſo ſehr, daß das von ihr ablaufende Waſſer auf der ſteinernen geplatteten Flur des Schloſſes gleich eine große Pfütze bildete. Darüber begann die Federlies mit der Potzmomel zu hadern, und die Potzmomel blieb jener keine Antwort ſchuldig, und vergebens bot Jungfrau Liſa ihre Beredtſamkeit auf, die ſtreitenden zu beſchwichtigen. Droben auf der Treppe vergönnte ein großes Fenſter den Hinabblick in den Schloßhof; dort weilten die beiden kleinen Freundinnen und blickten zwiſchen den dicken bauchigen Pfeilern der Balluſtrade hinunter. Siehe, da zeigten ſich im Schloßhofe abermals zwei abenteuerliche Geſtalten. Ein zerlumpter alter Kerl kam auf einem ſpindeldürren ebenfalls alten und erbärmlich ausſehenden Gaul geritten, die Kinder gewahrten, daß er Klumpfüße hatte, und nicht wohl gehen konnte; der hielt vor dem Schloß, und begann ein langes Bettlergebet herzuſagen.

„Hilf Himmel! Das iſt der alte Klumpfuß!“ rief Floribella Cöleſtinen zu: „Wenn Muhme Liſa ihn nur nicht ins Haus läßt! Der holt die Kinder und ſteckt ſie in einen Sack, und ſperrt ſie zu Hauſe in einen dunkeln Stall.“

„Uns darf er nicht holen!“ erwiederte Cöleſtine mit einer ruhigen Zuverſicht. „Solche Leute dürfen nicht in das Schloß. Die Wache weiſt ſie ab.“

„Die Wache? Was iſt das?“ fragte Floribella. „Hier iſt keine Wache.“

„Der Soldat, meine ich — aber Du haſt Recht, hier iſt keiner — o weh!“ ſprach und ſeufzte das Prinzeßchen, doch bald ſetzte es hinzu, ſich ſelbſt ermuthigend: „Dafür iſt Heinrich da! Der läßt uns nichts thun.“

„Ach! ſieh! ſieh!“ rief Floribella, aufs neue in den Hof blickend und hinabdeutend: „da kommt auch der Stelzbock — nun iſt das vierblätterige Kleeblatt voll, nun ſind ſie alle da, die Unholde!“

Ueber den Hof hinkte raſchen Schrittes ein langer Menſch in ehemaliger Grenadierstracht; er hatte einen Stelzfuß und einen ſtarken Stock, der ihn ſtützte. Im Munde ſtak ihm ein weißer holländiſcher Thonpfeifenſtummel, er hatte eine mächtig hohe, zugeſpitzte Mütze auf, an deren Blechſchild eine flammende Granade in getriebener Arbeit zu ſehen war, und eine ſehr abgeſchabte alte Montur an. Mit ſchnarrender Stimme hörten ihn die Kinder ſingen, konnten aber nicht recht deutlich verſtehen, was er ſang, nur klang etwas wie vom alten Fritz und vom Grenadier und Küraſſier hindurch. Unterdeß ließ der Regen nach, nicht aber das zanken der Federlies und Poßmomel drunten in der Flurhalle, das ſchallte gar vernehmlich laut durch das Treppenhaus bis zu den Ohren der Kinder, ſo daß ſich dieſe vor dem unſchönen Getöſe noch weiter und höher hinauf zurückzogen. Die alten böſen Weiber drunten warfen einander Sack und Seil vor; die Federlieſe ſchrie: „Du alte Hochmuthsnärrin! Dich hat doch nur der Putzteufel ſo heruntergebracht, daß Du jetzt nichts biſt als eine tollgewordene Vogelſcheuche, ja recht eine Potzmomel, mit der man die Kinder fürchtend macht!“ — „Schweige!“ kreiſchte dagegen die Potzmomel: „War ich hochmüthig, ſo war ichs mit Recht, denn ich war eine Dame! Aber Du – Du warſt ſtets ein Lumpenſack, und wenn Du mit Deinem Lumpenkram in ein Schotenfeld geſtellt würdeſt, ſo würde ſehr die Frage ſein, vor welcher von uns beiden die Vögel zuerſt ausriſſen!“

„Ganz ohne allen Zweifel, gewiß vor Dir, denn vor Dir und Deiner Vornehmheit, hahaha! müßten ſie ja mehr Ehrfurcht haben!“ ſpottete die Federlies mit giftigem Lachen. „Nein vor Dir würden ſie zuerſt voller Abſcheu davonfliegen, weil Du viel abſcheulicher ausſiehſt, als ich mit allen meinen Federn!“ Vergebens war alles Bemühen Liſa's, die ſtreitenden zu beſänftigen, und endlich rief ſie faſt weinend: „So wahr ich lebe, keine von euch ſoll wieder über des Schloſſes Schwelle ſchreiten!“ Drauſen pochte der Bettler, der auf ſeinem Pferde ſitzen blieb, mit einer der Krücken, die ihm, anſtatt der Piſtolenhalftern, neben dem Sattelknopfe hingen, an die geſchloſſene Thüre an, und rief: „Holla! Hexenweiber! Hört Ihr nicht! Hab' ich nicht lange genug gebettelt und gebetet? Wird es bald! Branntewein, meinen Branntewein!“

Dazwiſchen ſang, jetzt näher zur Thüre gehinkt kommend, der zweite Gaſt:

Am Himmel ſtand ein Grenadier,
Und vor der Höll' ein Küraſſier! —

Zu allen dieſen Leuten trat jetzt Heiner, welcher indeß die Pferde beſorgt und den Wagen in das trockene gebracht hatte, und machte kein gutes Geſicht, als er den Klumpfuß erblickte. „Potz Bettelläus und Kranickel!“ rief er. „Potz Klumperrüben und Krummhals! Was iſt das hier für eine Wirthſchaft! Was giebt's? Wo kommt auf einmal alle das Zeug mitſammen her? Gleich reiteſt Du weiter, Klumpfuß, grüßeſt den Nachtwächter Deines Ortes und ſagſt, Du wäreſt da geweſen! Und Du, ſchöner Hans, was willſt Du denn einmal wieder?“

Mit dem Namen ſchöner Hans meinte Heiner den alten ſtockſteifen, ſtelzbeinigen Grenadier, der wirklich Hans hieß, aber ſeit lange nicht mehr ſchön war, zugleich aber heißt die Bartnelke in manchen Gegenden ſchöner Hans, weshalb Heiner mit dieſer Benennung auch auf den ſtattlichen Schnurrbart des Grenadiers doppelſinnig und ſpöttiſch anſpielte.

Der Bettler wandte ſein Roß und rief: „Ha, alter Küraßreiter! Du denkſt, weil Du jetzt im Frieden auf der Bärenhaut liegſt, dürfteſt Du Deine alten Kameraden vergeſſen! Warte nur! Du ſollſt ſchon noch anders pfeifen. Ganz ſchlecht, und viel ſchlechter als mir muß es Dir noch gehen. Die Himmelspforte ſoll Dir verſchloſſen bleiben, und das Höllenthor ſich Dir nicht aufthun!“ Damit trieb der Klumpfuß ſein mageres Roß von dannen. Der Grenadier hob ſeinen Stock und präſentirte mit ihm vor Heiner, als ob es ein Gewehr ſei, und ſang dazu:

Am Himmel ſtand ein Grenadier,
Und vor der Höll' ein Küraſſier.
Da kam ein General daher,
Als ob's der alte Fritze wär'!

Jetzt flog die Thüre des Schloſſes auf, und die Federlies flog heraus, verfolgt von der Potzmomel, die mit ihr endlich handgemein geworden, und wie die Federlies den Grenadier erblickte, rief ſie laut: „Hilf mir, hilf mir Johannes! Du weißt, wie ich immer für Dich bete, daß Du Deinen Sündentorniſter los wirſt!“ Und die Poßmomel ſtürzte auf Heiner zu und kreiſchte: „Hilf mir, guter Heinrich, von dem böſen Weibe, das mich tod ärgert, Du weißt, Du weißt, wie Du vor Zeiten mich gern geſehen haſt!“

„Poß Federnelken und See-Mommeln!“ fuhr Heiner los: „Hat man jemals ſolchen Lärm und Spektakel erlebt! Fort, gleich fort mit euch allen beiden, Ihr Kuhbaſilien und Katzengeſichter! Ihr Erzunkräuter und Nachtſchatten! Wollt Ihr euch trollen ihr Trollblumen! Wär' es gefällig, ſchöne Trippmadam, dort zum Thore hinaus zu trippeln, allwo der Zimmermann das große Loch gelaſſen, und wäre es dem holdſeligen Unſtätkraut nicht angenehm, ſich anderswo eine Stätte zu ſuchen? Habt ſchön Adjes! Auf nimmerwiederſehen! Fort! Marſch!“ Scheltend ſuchten die ſchlimmen Weiber das weite; nun ſtand nur noch der Grenadier da, kerzengerade, und ohne Miene zu machen, zu gehen, obſchon Jungfrau Liſa ihm winkte, ebenfalls ſeine Wege zu wandeln, zumal er ja ſehe, daß Heiners guter Tag ſich in einen ſchlimmen Tag gewendet, denn ſo hatte er lange nicht geſcholten und gewettert, faſt konnte Liſa's eigene Kräuterkenntniß dem raſchen Ideengange Heiners nicht mehr folgen, als dieſer ſo in einem Odem den beiden Weibern die vielen Pflanzentitel an die Köpfe warf. Sie mußte ſich wirklich darauf beſinnen, daß er mit Kuhbaſilien das wilde Seifen- oder Kuhkraut, und mit Katzengeſichtern eine Art Hohlzahn oder taube Neſſel meinte, unter dem Unſtätkraute aber die den Standort gern wechſelnde Wieſenraute verſtand.

„Nun, was ſoll es denn einmal wieder? alter Stauderich?“ redete Heiner den Grenadier an.

„Weiß wohl, hab's aber vergeſſen, daß das Pflänzlein

Standerich der Bruder des ſtolzen Heinrichs iſt!“ verſetzte der Grenadier: „wachſen beide auf Schutthaufen, ſind nicht weit her, und doch ſo weit von einander, denn wie es im Liede lautet:

Am Himmel ſtand ein Grenadier. —“

„Sei ſo gut und halte Dein Maul, oder ich ſchlage Dir eins drauf! Potz Täſchelkraut und Schwertelwurz!“ ermahnte Heiner mit böſem Ernſte. „Bruder hin und Bruder her, Du weißt, daß ich Deine Poſſen nicht leiden kann; ich weiß nicht, ob ich jemals Dein Bruder war und wie ich's war, — und wenn ich's war, ſo bin ich's nicht mehr, und will's nicht mehr ſein und damit baſta und ſchabab! Potz Eiſenhut und Rattenſchwanz!“

„So! Zu Befehl Herr Unterofficier!“ erwiederte der Grenadier. „Er iſt ohne Zweifel das Kräutlein Rührmichnichtan, dem man nicht zu nahe kommen darf. Das mag Er ſein wenn er will! Ich aber bin kein Rattenſchwanz, wie Ihm zu ſagen beliebt, oder Durchwachsmännlein, ſondern ich bin ein Grenadier von der alten Garde des alten Fritzen, ja — und

Am Himmel ſtand ein Grenadär,
Als ob's der alte Fritze wär'! —“

„Gebt ihm was Liſa — er macht mich ſonſt toll, wie er ſelbſt iſt!“ ſprach Heiner und ging in das Schloß hinein, Liſa nickte und ſagte zu jenem: „Warte nur, ich hole Dir was!“ Damit ging ſie auch hinein, und der Grenadier ſchritt nun ſteif und ſtramm vor dem Hauſe auf und ab, als ob er auf Poſten ſtehe, und ſang dazu in einer etwas ſeltſamen Weiſe:

„Am Himmel ſtand ein Grenadier,
Und vor der Höll' ein Küraſſier,
Da kam ein General daher,
Als ob's der alte Fritze wär'!

Der Grenadier, der präſentirt,
Der Küraſſier, der ſalutirt —“

Weiter konnte der Grenadier das Lied nicht, der übrige Text war ihm zwar nicht entfallen, aber er hatte ihn nie innegehabt, und darum konnte er denſelben auch nicht aufheben — und ſo blieb es bei dieſen wenigen Zeilen, die der Grenadier bisweilen beliebig, und unſchön genug veränderte, aber nie weiter brachte.

Während das alles unten im Erdgeſchoſſe des Schloſſes und dem letzteren vorging, hatten ſich Cöleſtine und Floribella längſt von dem Schauplatze ſo unerfreulichen Haders entfernt; ſie waren die Treppen immer höher hinan geſtiegen, und in offene Zimmer hineingegangen, in denen allen eine verblühte Schönheit wohnte.

Es war als ſtehe in jedem Zimmer das Wort „einſt“ an Decke und Wänden und Getäfel. Verblichene gemalte Blumen, verblichene Bilder, buntfarbige Vögel, die einſt ſchön gemalt waren, verſchoſſene Zeuge und Wandwebereien, einſt bewunderte Werke menſchlichen Kunſtfleiſſes und mit ſchwerem Golde erkauft, dieſen Herrenſitz zu ſchmücken; Sprünge und weite Klunſen im Getäfel, das einſt von feinſter Politur wie Spiegel glänzte; Spiegel mit großen dunkeln Flecken, einſt kryſtallklar, jetzt eitel ſporig und halbblind. So war alles, und es wohnte ein eigenthümliches Grauen in dieſen Räumen, die Zimmer an Zimmer, von denen ſtets eins in das andere ſich öffnete, bildeten. Gelüftet wurden ſie, auch wurde alles Möbelzeug ſorgfältig und faſt täglich abgeſtäubt durch Jungfrau Liſa, deren Beruf dieß war, und die wie die Erſcheinung einer Ahnfrau oft ganz allein durch dieſe Zimmerreihen und öden Cabinete wandelte. Jungfrau Liſa kannte keine Furcht, doch durfte kein Schmetterling an den Fenſtern ſurren, keine Horniſſe ſich von außen herein verirren, keine ebenfalls verirrte Fledermaus ſcheuen, wilden Flatterfluges in irgend einem der Zimmer oder Säle Liſa's Haupt umkreiſen, ſonſt gab ſie Ferſengeld und rief unten Heiner zu Hülfe, ſolche Ungethüme zu bannen. Manchmal hatte Liſa, um nicht ſo ganz allein zu ſein, Floribella mit herauf genommen, daher kannte dieſe auch ſchon faſt jeden Winkel der oberen Stockwerke, aber ſeit Cöleſtine in das Schloß gebracht war, ließ Jungfrau Liſa während ihrer Geſchäfte oben, Floribella drunten bei Cöleſtinen, damit dieſe Geſellſchaft habe.

Mittlerweile wurde der Himmel, nachdem das Ungewitter ſich ſchnell verzogen, wieder blau, und die Sonnenſtrahlen brachen durch das fliegende Gewölke, und die Kinder freuten ſich darüber. Sie waren auf ihrem Gange durch die Zimmerreihen des Schloſſes unvermerkt in ein abgelegenes lauſchiges Schlafgemach getreten, deſſen Läden geſchloſſen waren, doch drangen durch deren breite Spalten und offene Aſtlöcher gar hell die Sonnenſtrahlen herein, auf denen ſich Milliarden flimmernde Stäubchen wiegten. Im Gemache ſelbſt ſtanden zwei große Himmelbetten, mit vergoldeten Bettſtellen, gedrehten Säulen, und hölzernem Betthimmel, und dieſer Himmel, ſowie auch die Säulen, waren ganz himmelblau angemalt, und droben an der Decke leuchteten goldene Sterne.

Die Bettmatratzen und von Eiderdunen ſchwellenden Kiſſen waren nicht überzogen, aber überdeckt mit ſeidenen Decken von ſchwerem großblumig gemuſterten und gewirkten Stoff, und mit goldenen Troddeln umfranzt.

„Ach, wie ſchön!“ rief Cöleſtine. „Nun weiß ich, was der gute Heinrich meinte, und was ich erſt nicht begreifen konnte, als er ſagte, daß er den Himmel male. Dieſen Betthimmel wird er malen, ich entſinne mich auch jetzt, drunten in irgend einem Winkel einen Topf mit ſolcher blauen Farbe und einem Tüncherpinſel drin ſtehen geſehen zu haben.“

„Ach ja — das wird wohl ſo ſein! Und ſieh nur Cöleſtine, wie ſchön blau auch der Himmel drauſen wieder wird! Da werden wir bald wieder in den Garten können! Ach die ſchönen Sonnenſtäubchen!"

„Drunten dürfte es doch für uns zu naß ſein," erwiederte Cöleſtine. „Es iſt ja auch hier oben ſo ſchön, ſo lauſchig, ſo verſteckt. Wir wollen uns ein wenig auf dieſes Bette und unter dieſen ſchönen Himmel ſetzen. Wenn ich nur eigentlich wüßte, wie es in dem großen Himmel iſt, der die ganze Erde wie eine große Zeltkuppel umſpannt? —"

Floribella ſchwieg auf dieſe Frage nachſinnend, aber ſie fand keine Antwort und ſo war es ſo ſtill in dem Schlafzimmer, daß die Kinder in dem alten Holze des Bettes das Käferchen picken hörten, welches man die Todtenuhr nennt.

„Horch!" flüſterte Cöleſtine überraſcht. Sie hatte dieſes picken noch nie gehört.

Mit verhaltenem Athem lauſchten die beiden Mädchen dem leiſen picken in dem Getäfel der Bettwand, und wußten noch nicht recht woher dieß komme und was es ſei?

„Horch!" — da zirpte ein Heimchen.

„Hörſt Du das Heimchen?" flüſterte, halb furchtſam, Floribella zu Cöleſtine, und ſchmiegte ſich halb ängſtlich an dieſe an.

„Du ſagteſt ja, das Heimchen ſei im Garten!" flüſterte Cöleſtine eben ſo ſchüchtern.

„Das Heimchen iſt überall!" entgegnete Floribella mit leiſeſtem Hauche ihrer Stimme.

„Kann man es nicht ſehen, das Heimchen?" fragte Cöleſtine.

„Da iſt es ſchon!" verſetzte Floribella mit einem eigenthümlichen Schauer, aus Luſt und Grauen gemiſcht. —

In einer Ecke des Zimmers ſtand leibhaftig das Heimchen. Es war eine menſchenähnliche Geſtalt von der Größe eines Kindes, doch erſchien ſein Geſichtchen viel älter, als ein Kindesgeſicht. Es trug ein einfaches Kleidchen von unbeſtimmter Farbe, faſt wie grauer Schillertaffent und ein Mützchen von der Geſtalt einer Fingerhutblüthe, aber graugrün; die Füße ſah man nicht, und Hände ließ es auch nicht blicken, ſondern die hielt es unter den großen Aermeln ſeines Gewandes verborgen.

„Guten Tag, liebes Heimchen!“ wiſperte Floribella.

„Guten Tag, liebe Kinder!“ antwortete das Heimchen mit einem Stimmchen, ſo fein zirpend, wie die Grillchen auf dem Felde und an ſonnigen Rainen.

„Wie geht Dir's Heimchen? Was machſt Du?“ fragte Floribella.

„Mir geht es immer einerlei, mein gutes Kind!“ erwiederte das Heimchen: „und ich mache mir immer zu thun. Siehſt Du nicht die vielen Fliegen, die dort tod im Fenſter liegen? Die habe ich alle tod gemacht, damit ſie die Fenſter nicht verunreinigen. Jungfrau Liſa braucht ſie nur wegzukehren mit ihrem neuen Flederſittich, den ſie von der Federlies gekauft hat.“

„Ach, die garſtige Federlies!“ rief Cöleſtine aus.

„Auch habe ich wieder viel Wuwel gemacht!“ fuhr das Heimchen fort.

„Wuwel? Was iſt das: Wuwel?“ riefen beide kleine Mädchen, und lachten, denn das Wort kam ihnen ſehr drollig vor.

Das Heimchen ſchnitt ein närriſches Geſicht, und zirpte: „Die Menſchenkinder wiſſen ſo viel, und lernen alle Tage ſey. So viele Menſchen verſchlafen die Morgenfrühe, ſie ſehen die Pracht nicht, in welcher Wolken und Berggipfel erglühen, und glauben erſt an den Tag, wenn er ſchon lange erſchienen iſt. So wird es auch gar oft ſchwer, an den Frühling zu glauben, wenn ſeine Zeit gekommen, und er ſelbſt noch nicht, und wenn er am heiterſten lächelt und am freundlichſten blüht, iſt er vorüber und hat ſich in den Sommer verwandelt. Wo iſt er nun hin, wo iſt ſeine Heimath?

Im Hillenhof zu Obermaßfeld neigte ſich ein abgeblühtes Leben zu der unſichtbaren Heimath hin, in welcher der Frühling wohnen ſoll und unvergängliche, ſelige Freude. Es war eine ernſte Stunde und ein ernſter Anblick. Der alte greiſe Hauptmann Heinz Teufel lag auf dem Sterbebett, ruhig, mild ein ſehr freundliches Greiſenbild, umwallt von dem ſilbernen Haar und in ſchneeweiße, feine Wäſche gekleidet. Am obern Theil des Bettes ſaß ein Mann, im äußerlichen Anſehen faſt ihm gleich, auch ein Greis, der ſich erdwärts neigte, der ehrwürdige Molitor, dieſer betete mit dem Alten. Unten am Bett mehr, und kennen ſich gar nicht aus vor eitel Wiſſen und Weisheit — und nun wiſſen ſie doch nicht, was Wuwel iſt.“

„Bitte, lieb Heimchen! Sag' es uns, was Wuwel iſt!“ bat Floribella.

„Blicke unter dieſes Himmelbette, und unter jene Spinde, und dort unter den alten, großen, geſchnitzten Schrank, da findeſt Du meine Kunſtwerke. Ich ſammle die Sonnenſtäubchen und jedes kleine Federchen und Härchen, auch Kanker- und Fliegenbeine, und wickele alles hübſch in Spinnefädchen ein, das giebt kleine Küchelchen, die rolle ich hin und her im Staube, da hängt ſich immer mehr Staub daran, und das iſt der Wuwel, der iſt ſehr nützlich. Das Mäuschen macht ſich damit ſein Bettchen weich, und das Flohweibchen füttert damit die Ritzen im Fußboden aus, und legt ſeine Eierchen hinein. Ihr werdet es noch erleben, daß die Naturforſcher große Bücher über den Wuwel ſchreiben, mit vielen Abbildungen alles deſſen, was die Menſchenkinder durch Vergrößerungsgläſer im Wuwel erblicken, denn ſo ein Röllchen Wuwel iſt gleichſam eine Welt im Kleinen, und wenn Ihr, liebe Mädchen, einmal wieder Wuwel ſeht, ſo denkt an die guten Heimchen, die ſich ſo viele Mühe geben, Welten im Kleinen zu erſchaffen, die ſo ſchön ſind, wie die glitzernde Sternenſtraße jener Stäubchen, die ihr hier im Sonnenſtrahle ſchweben und wirbeln ſeht — wenn man ſie mit richtigem Blicke betrachtet — und ſagt nicht: ach der garſtige Staub, ach der häßliche Wuwel! ſondern denkt, daß auch der Staub ſeine Stunde findet, in der er zum Sterne wird, und als Stern erglänzt, wenn auch die Stunde des Sonnenſtäubchens nicht die Länge einer Menſchenſtunde hat, wenn ſie auch nur einen kurzen Menſchen-Augenblick dauert.“

„Das habe ich noch nicht gewußt, und auch nie gehört, daß der Staub etwas ſchönes ſein ſoll!" nahm Cöleſtine das Wort, als das Heimchen ſchwieg. „Ich habe ſtets ſagen hören: Der häßliche Staub, wenn nur der Staub nicht wäre!"

„Die Menſchen haſſen den Staub, und nennen ihn deshalb häßlich, weil ſie ſelbſt Staub ſind!" entgegnete das Heimchen. „Das iſt ein Naturgeſetz, liebe Kinder. Das gleichartige ſtößt ſich ab, das ungleichartige zieht ſich an. Wenn die Menſchenkinder ſich dünken, ſelbſt Gott zu ſein, ehren ſie Gott nicht mehr. Der Gedanke ſtößt ſie von Gott ab, etwas über ihnen ſtehendes anerkennen zu ſollen, und ſie finden die Sternenbrücke nicht mehr, die aus dem irdiſchen Dunkel zur Sonne, die vom Staube zur Gottheit leitet."

„Du redeſt hohe Worte, Heimchen, die wir kaum verſtehen!" ſprach Cöleſtine.

„Erzähle uns etwas luſtiges, liebes Heimchen!" rief Floribella.

„Luſtigkeit iſt leider nicht unſer Erbtheil," zirpte das Heimchen mit trüber Miene. „Davon weiß ich wenig zu ſagen. Wollt ihr hernach herunter in das Gartenhäuschen kommen? Da will ich auch ſein — da will ich —"

Indem das Heimchen noch ſprach, hörten die Kinder das klingelnde Geräuſch eines Schlüſſelbundes und das nicht klingelnde einer geſteiften Schürze, und die gellende Stimme der Jungfrau Liſa, welche, die Mädchen ſuchend, durch die Zimmer daher rauſchte, und die Thüre des Schlafgemachs aufreiſſend, ausrief: „Ja um alles in der Welt, Prinzeßchen! Floribella! Wo ſteckt ihr denn? Ich ſuche, ich rufe, ich ſchreie — ich habe faſt — keinem Athem mehr — durch das ganze verwünſchte Schloß — ja verwünſcht — was verſteckt ihr euch? Was thut ihr hier in der düſtern Schlafkammer?"

„Ei, wir haben uns ausgeruht, Jungfrau Liſa, und das Heimchen hat uns ſchönes erzählt vom Staub und Wuwel!“ antwortete ganz unbefangen Cöleſtine, aber Jungfrau Liſa war übel gelaunt und rief mit faſt ſcheltendem Tone: „Die ſchönen Betten verdrückt — ei — das ſehe ich wohl — aber vom Heimchen ſehe ich nichts — kann ſie auch nicht leiden, dieſe Dinger — ſo wenig wie den Staub und den verwünſchten Wuwel, der nirgend mehr daheim iſt, als in dieſem verwünſchten Schloß! Kommt jetzt herunter!“

Das Heimchen war alſobald, wie Liſa eintrat in das Schlafgemach, verſchwunden — Liſa ſah es nicht, und hatte es nie geſehen, denn nur unſchuldige Kinder können die geheimnißvollen Elementargeiſterlein erblicken, zu denen die gutmüthigen und hülfreichen, bisweilen aber auch neckiſchen und tückiſchen Heimchen gehören. Cöleſtine und Floribella folgten dem Gebote, und ſtaunten jetzt erſt über die Menge der Zimmer, durch welche alle ſie zuvor gegangen waren, ehe ſie in jenes geheimnißvolle Schlafgemach gelangten. Liſa trug einen großen, neuen Flederwiſch in der Hand, und kehrte, indem ſie raſch längs der Fenſterwände hinſchritt, alle die todten Fliegen, Wespen und Bienen, welche nicht aus den geſchloſſenen Fenſterflügeln in die freie Luft gekonnt hatten, ſchleunig herab auf den Boden.

Der Abend nahte und die Sonne neigte ſich dem Niedergange zu; draußen war es wonnevoll ſchön, das Gewitter hatte die ganze Natur verjüngt, der Boden war ſchnell getrocknet, nur das gegrabene Land dunſtete warmen Brodem aus und auf Blumen, Gras und Kräutern hingen noch funkelnde Tropfen, der flüchtige Brillantenſchmuck, mit dem die Blumengöttin ihre Lieblinge immer aufs neue ziert.

Die beiden Mädchen empfingen von Liſa ihr Abendbrot und flatterten hinaus in den Schloßhof, und vom Hof in den Garten; dort trafen ſie Heiner, der ihnen in einem der Gänge, die nach dem verfallenen Gartenhaus führten, mit heiterm Geſicht entgegenkam, und in der Hand denſelben Topf mit himmelblauer Farbe und den Pinſel trug, den Cöleſtine irgendwo hatte ſtehen ſehen.

Heiner war ganz gut gelaunt. „Potz Blaukohl und Blaubeere! Potz Himmelsroſe und Himmelsſchlüſſel!“ rief er. „Alles in Ordnung! Alles wieder hergeſtellt! Da ſchaut hinauf! Nicht wahr? Der Heiner — der iſt ein Maler! Der iſt der wahre Jacob! Können muß man es! Potz Blauveigelein und Windröschen.“

„Der iſt einmal wieder gut — der iſt ganz gut!“ flüſterte Floribella der Freundin zu.

Plötzlich hielt Cöleſtine, die Hand in Hand mit Floribella tiefer in den Garten hinabſchritt, dem Hauſe zu, ihre Gefährtin an, ſtehen zu bleiben, deutete nach einem andern Gange hin, und fragte: „Wer geht denn dort?“

„Ach!“ rief Floribella freudig aus: „Das iſt der Herr Pfarrer und die Frau Pfarrerin! Die lockte der ſchöne Abend zum Spatziergang herauf in den Garten. Die kennſt Du noch nicht, das ſind gar gute Leute! Komm wir wollen beiden guten Abend ſagen.“ —

„Sie ſind mir doch noch nicht vorgeſtellt!“ warf das Prinzeßchen mit einiger Befangenheit ein: „und ich ihnen nicht.“

„Vorgeſtellt?“ fragte Floribella lachend: „Was iſt das? Davon hab' ich keine Vorſtellung, aber komm nur, wir wollen uns gleich vor ſie hin ſtellen, da wird die Sache abgemacht ſein!“

Cöleſtine gab halb ungern dem dringen der Geſpielin nach, und folgte nur widerſtrebend. Sie fand im Pfarrer und der Pfarrerin ein Paar alte freundliche Leute, die lang zuſammengelebt und ſich ganz in einander eingelebt hatten, wie die griechiſche Mythe ähnliches von Philemon und Bauci erzählt — feſtgewurzelt waren ihre Lebensbäume in treue Liebe und zu dauerndem Sein deren Kronen in einander verſchlungen.

Floribella machte einen Knix und ſagte: „Das iſt Prinzeßchen Cöleſtine.“

„Nicht doch!“ ſprach der Pfarrer freundlich: „Wir hörten nur von einem Kinde, das hier im Schloſſe wohnen ſoll in ſtiller friedlicher Einſamkeit. Von einem Prinzeßchen dar hier keine Rede ſein, mein gutes Kind, das merke Dir, un ſage zu niemand wieder, dieſes Kind ſei ein Prinzeßchen.“ — Die alte Pfarrerin bot Cöleſtinen mit mütterlicher Freundlichkeit ihre ſchmalen und runzelvollen Hände dar, und ſprach „Bei uns iſt Stille und Gottesfrieden — es wird hier de lieben Kinde ſchon gefallen, und unſer kleines helles Häuſchen drunten neben dem grauen Kirchlein und dem düſter ſchattigen Friedhof ſteht für gute Kinder jederzeit offen.“

„Und das Prinzeß — Cöleſtine wollt' ich ſagen, ſoll au bei Ihnen Stunden haben, lieber Herr Pfarrer!“ nahm Fl ribella wieder das Wort. „Darf ich denn auch mit kommen und auch etwas mitlernen?“

„Gewiß, mein liebes Mädchen, darfſt Du mitkommen, erwiederte gütig der alte freundliche Pfarrer. „Ich bin vo allem ſchon unterrichtet, in was ich Cöleſtinchen unterrichte ſoll.“

„Das iſt ſehr gut, Herr Pfarrer und freut mich,“ ſpra nun auch mit minderer Schüchternheit Cöleſtine: „denn i hätte Sie unmöglich von dem unterrichten können, in we

Sie mich unterrichten ſollen! — Aber nun komm, Floribell. Ins Häuschen -- zum Heimchen!“

Und da flatterten die beiden niedlichen Mädchen wieder von dannen, wie ein Paar bunte, gaukelnde Schmetterlinge, und huſch, huſch, durch Gartengänge und Gebüſch, dem alten Gartenhauſe zu, darin ſich ſehr bedenkliche Spuren der Vernachläſſigung zeigten, Schimmel, Moder und vielerlei Moosgewächſe und wuchernde Unkräuter, die aus Mauerſpalten hervorkrochen und zwiſchen den Fugen der Steinplatten am Fußboden ſich zum Lichte drängten.

Heiner, welcher dieſen Verfall ungern ſah, hielt für Pflicht, demſelben vorzubeugen, und Verſuche zu machen, ihm abzuhelfen; der erſte dieſer Verſuche war der, daß er die ganze waſſerfleckige, früher mit zartem Blau und duftigem Gewölk bemalte Decke, (denn die Wandmalereien ſtellten Landſchaften und ſchöne Fernſichten dar, aber alles war jetzt verbleicht und im abbröckeln begriffen,) dick mit ſeiner himmelblauen Tünchersarbe überſtrich, deren allerdings dauerhafte Art auf lange Zeit nachzuhalten verſprach.

„Ach!“ rief Cöleſtine, als ſie mit Floribella das Rund des Gartenhauſes betrat, das nur von oben Licht durch eine kleine Glaskuppel empfing, auf deren Scheiben jetzt die ſinkende Sonne noch Flammen ſpielte: „Siehſt Du, Florilla! Da hat der gute Heiner wieder einen Himmel gemalt, und wenn er dieſen herabwärts fortſetzt, die verblichenen Landſchaften auch überſtreicht, und nur die als Baumſtämme künſtlich gemalten Pfeiler unbemalt läßt, ſo wird es wieder ein leidlicher Salon. Das bischen Grünes, was hier herein wächſt, wird man immer beibehalten können, da es doch immer hübſcher iſt, als das gemalte.“

„Ob wohl das Heimchen kommt?“ fragte Floribella, als Cöleſtine ſchwieg.“

„Ich glaube kaum,“ antwortete Cöleſtine: „denn ich zweifle, daß es ſich hier aufhalten wird, wenn es nämlich riechen kann, das gute Heimchen. Ich für meinen Theil kann nicht hier inne bleiben, denn Floribella, ſage ſelbſt, riechſt Du nichts?“ —

„In der That!“ verſetzte Floribella, indem ſie ihr kleines Näschen in die Höhe richtete: „ich weiß nicht, mich däucht — allerdings“ —

„Das iſt ein wahrhaft himmliſcher Geruch!“ rief Cöleſtine und lachte überlaut. „Es iſt Heinrichs ſchöne blaue Oelfarbe, deren Friſche dieſen balſamiſchen Hauch ausduftet!“

Floribella ſtimmte in Cöleſtinens Gelächter ein, und ſo eben wollten beide Mädchen das Gartenhaus verlaſſen, da zirpte das Heimchen.

„Hörſt Du's?“ flüſterte Floribella.

„Heimelchen iſt da!“ wisperte Cöleſtine.

„Ja da bin ich!“ zirpte das Heimchen; — „aber kommt, Kinder, hier iſt es nicht recht auszuhalten; unſer eins darf dem Himmel nicht nahe kommen. Dort liegt ein Bret, über einer alten ſteinernen Gartenbank, da ſetzt euch auf das eine Ende, und ich ſetze mich auf das andere, da wollen wir uns ſchaukeln!“

„Ei, biſt Du denn ſo ſchwer, kleines Heimchen?“ fragte Floribella verwundert: „daß Du uns beide zuſammen aufwiegſt?“

„Ich bin ſo ſchwer, als ich ſein will,“ verſetzte das Heimchen, und die Schaukel wurde gleich darauf hergerichtet. Beide Mädchen ſetzten ſich auf das eine Ende, das Heimchen nahm auf dem entgegengeſetzten Ende Platz, und das ging im ſchönſten Gleichgewicht, ſo ſanft und ſo ſchön, und den Kindern war, als ſchwebten ſie in einer ſammetgepolſterten Wiege auf und nieder, auf und nieder.

Es hätte ein allerliebſtes Bildchen gegeben, dieſes ſchaukeln; die Mädchen in bunten, ländlichen Sommerkleidern mit leichten Strohhüten, viel ſchöner und kleidſamer als die abgeſchmackten Helgoländer Sturmhauben — und gegenüber das kleine wunderbare Heimchen im graugrünen Hütchen und aſchenfarbigen, bald ins grüne, bald ins roſige ſchillernden Kleidchen, und was das merkwürdigſte dabei war, beide Mädchen wußten nicht einmal, ob das Heimchen ein Heimchenknäblein, oder ein Heimchenmägdlein war, denn das war ihrem heimlichen unheimlichen Geſpielen gar nicht anzuſehen.

Das Heimchen ſchien ſehr munter, ſo weit das ihm ſeine Natur verſtattete, denn es iſt eine bekannte Sache, daß die Heimchen ebenſo wenig jemals lachen, als irgend ein Thier zu lachen vermag. Dieß glückliche, unſchätzbare Vorrecht iſt von der Gottheit nur den Menſchen verliehen, denn nicht einmal die Engel können lachen, daraus ſchon zu ſchließen iſt, daß es im Himmel, wie es in einem alten Volksliede heißt, zwar: „wunderſchön“ ſein mag, aber doch grauſam ernſthaft.

Die Bäume, welche das alte Gartenhaus umgaben, waren Taxusſtämme, welche ſeit lange der Scheere des Gärtners entwachſen, frei und luſtig ihre Aeſte und Zweige in alle Lüfte hinaus trieben, während ſie in früherer Zeit äußerſt wohlgezogen geweſen waren, aber es war an dieſer ſelbſtſtändigen Triebkraft und am eigenmächtigen umſichgreifen der Eibenbaumäſte und Zweige eben nichts ſchuld, als die vernachläſſigte Erziehung.

Wie die Mädchen, [illegible] ſie ſo hoch und tief, auf und nieder, auf der Schaukel flogen, den Aeſten ſo nahe kamen, daß ſie faſt von denſelben erfaßt wurden, und mindeſtens die Nadeln berührten, rieſen ſie dem Heimchen zu, nicht zu hoch zu ſchaukeln, damit ſie nicht in den Aeſten der Bäume hängen blieben. Darauf zirpte Heimchen ſehr raſch einigemale hinter einander, und antwortete: „Das wäre alles nicht wenn die gute Baumſcheere nicht abhanden gekommen wäre. Mit ihr ſchnitt in früherer Zeit Heiner, ſo oft es nöthig war, die frühen Sproſſen dieſer Bäume und Hecken im Garten ab, mir nichts, dir nichts, und die Bäume ließen ſich's auch ganz willig gefallen, und waren froh, wieder hübſche Geſtalt und Form zu gewinnen. Da geſchah es, daß Heiner einſtmals die Scheere, bevor noch ſeine Arbeit vollendet war, im Garten liegen ließ, und zum Mittagseſſen ging, Willens, gleich nach demſelben wiederzukehren, und ſeine Arbeit fortzuſetzen. Was geſchah? Kommt euch ein wanderndes Schneiderlein an den Garten, mag derſelbe Held geweſen ſein, von dem im Märchenbuche ſteht, daß er ſieben auf einen Streich gefällt, lugt hinein, klemmt ſich durch die Zaunlücke, (ſchmal brauchte es ſich nicht erſt zu machen, denn ſolches war es von Natur) und iſt nun im Garten, der ganz ſtill und menſchenleer. Sieht mein Schneiderlein die Gartenſcheere liegen — ſtutzt wie ein Böckchen und denkt: „Was in aller Welt, wozu dieſe großmächtige Scheere? Ich muß traun ins Land der Rieſen gekommen ſein, und ſelbſt ein Rieſe werden. Hei, welche Luſt, mit dieſer Scheere das Tuch zuzuſchneiden! Das gäbe einmal einen Zuſchnitt! Mit ſo einer Scheere haben ſie gewiß drüben im Königreiche die neue Einrichtung zurecht geſtutzt, die Beſoldungen beſchnitten, und die Erſparniſſe in ihre umfänglichen Taſchen geleitet. Könnte ich, wenn ich mich dieſer Scheere bemächtigte, nicht am Ende ſelbſt ein

Regent, mindeſtens ein Dirigent werden und reſpektive ſein? Ich beſchnitte zunächſt damit das Einkommen des Fürſten, und ließe es als überflüſſige Lappalien in meine Hölle fallen, ei wär' ich da nicht ein gewandter Gewandſchneider, und überflügelte die Flickſchneider da und dort ſammt und ſonders? Ei — und wer etwas gegen mich hätte und vorbringen wollte, den ſchnitte ich mit meiner Scheere den Kopf ab, rupps und rattenkahl! Wäre ich da nicht ein vollkommen radikales Kerlchen?“ —

„Solchen patriotiſchen Phantaſien gab ſich das Schneiderlein hin, indem es gedachte, da doch einmal ſein angeborener Beruf ſei, Staat zu machen, es ſei ein recht ausgelernt pfiffiger Staatsmann, und habe das Zeug zum Staatsrath in allen Taſchen. Es bemächtigte ſich auch wirklich der großen Gartenſcheere, die es in ſeiner grenzenloſen Beſchränktheit für eine Schneiderſcheere hielt, ſchleppte ſie hinüber in das benachbarte Königreich, und begann dort die Ideen eines Schneiderregimentes ſo kräftig zu entwickeln, daß nach einiger Zeit alles Volk wirklich ſein Heil in der Scheere ſuchte. Darauf arbeitete die Scheere ganz luſtiglich und wie von der Hand eines tückiſchen Kobolds gelenkt; ſie ſchnitt ihrer Natur als Baumſcheere getreu, die Stammbäume zuſammen, und ſchnitt endlich, weil die Flickſchneider eine ungeheure Zunft bildeten, dem Baume des Königthums die Krone ab, ſo daß der gute König und ſeine Königin, und ſein ganzer Hofſtaat aus ihrem Reiche entfliehen mußten, während in ſeinem Lande ein Volk von ſchäbigen Schneidern und allerlei ſonſtigem Lumpengeſindel die Herrſchaft führte.“

Die aufmerkſam zuhörenden kleinen Mädchen verſtanden nur zum kleinen Theil dieſe Rede des Heimchens, ein Zeichen ſtand der Vicar Chriſtoff Genslin, der zu Grimmenthal wohnte, und betete ſtill mit. Ein junger Ritter kniete am Bett, und der alte Kriegsmann legte ſegnend ſeine Hand auf deſſen Haupt, der ſein Sohn Georg war. Frau Walburgis, eine ſtille bleiche Matrone, ſaß daneben mit gottergebenem Gemüth und mit einem Schweigen, das der Schmerz ihr auferlegte. Noch ein Freund war in der Stube, ein Mann in ſeinen beſten Jahren, wenn man die ſechsundvierzig noch ſo nennen mag, das war Georg Doth, welcher in ſpäterer Zeit wieder oft eingeſprochen hatte bei dem gaſtlichen Greiſenpaar und den frühern Schmerz in ſeiner ſtillen Bruſt ſtill begraben. Daher ſah er jetzt nur mit einer tiefen Rührung und einer wehmüthigen Freude die einſt ſo heißgeliebte Tochter des Hauptmanns mit ihrem Gatten und einem Knaben eintreten und begrüßte beide ſo. Magdalena Trott aber ſank weinend neben dem Bruder an des alten Mannes Lager auf die Kniee und küßte mit überſtrömenden Thränen ſeine welke Hand, und der Alte lächelte und ſegnete auch die Tochter. Ein Arzt war nicht zugegen, eben, daß ſie noch ganz glückliche Kinder waren, doch warf Floribella unbefangen die Frage auf: „Hatten denn der gute König und die gute Königin keine Kinder?“

„Sie hatten nur eins, ein Prinzeßchen,“ antwortete das Heimchen zirpend.

„Ei, mein Himmel — da wäre wohl am Ende gar“ — rief Floribella ſtaunend aus, aber ehe ſie noch ihre Rede vollendete, ſchlug das Bretende mit ihr und Cöleſtine unſanft zu Boden, daß durch die Erſchütterung beide Mädchen lautſchreiend zu Boden purzelten, denn das tückeboldiſche Heimchen hatte plötzlich das Bret verlaſſen und war verſchwunden. Zum Glück that der Fall den beiden Kindern nicht ſehr weh, doch fühlten ſie ſich unzart berührt, und gingen mit einigen Thränchen in den Augen ſtill durch den Garten, wieder nach dem Schloſſe zu, aus welchem ihnen Liſa ſchon entgegen kam, ſie zu ſuchen und in das Haus zu holen, denn die Dämmerung ſank nieder, die Leuchtkäfer zogen umher, und Roſen und Lilien dufteten ſtark und betäubend ſüß.

Bald ſuchten und fanden beide Freundinnen die Ruheſtätte, aber noch nicht die rechte Ruhe. Cöleſtine fühlte, auch ohne daß Floribella es ihr deutete, daß ſie und niemand anderes das Prinzeßchen ſei, deſſen das Heimchen erwähnt, und mit einemmale ergriff das bisher ſo ſorgenloſe Kind ein mächtiges Heimweh, und eine ſtarke Sehnſucht, und es weinte lange und konnte nicht einſchlafen.

Horch! da zirpte das Heimchen in der Schlafkammer. Erſchreckt ſtarrten die Mädchen in das Dunkel.

„Fürchtet euch nicht, liebe Kinder!“ zirpte das Heimchen. „Ich bin bei euch, und bin kein böſer Geiſt. Ich will Dir etwas beruhigendes ſagen, armes Prinzeßchen, denn ich habe Dich erſchreckt und beunruhigt. Allen Menſchen ſind vom Geſchick Prüfungen auferlegt, manchen kommen ſchon in ſeiner Kindheit ſchwere Prüfungen, andern kommen ſie erſt im reiferen oder ſelbſt im ſpäteren Alter. Die Kindheit trägt ſie leichter, doch machen ſie meiſt die Menſchen ernſt und traurig. Dein Leben hier in dieſem verwünſchten Schloſſe iſt eine Prüfung, Cöleſtine. Die Menſchen ſollen nicht ſtets, auch nicht die zum Glück ſcheinbar auserkorenen und hochgeborenen, auf Purpur ruhen, und auf glatten, völlig dornenloſen Wegen wandeln, ſie ſollen das Leben nicht nur von der Licht- ſondern auch von der Schattenſeite kennen lernen. Sie ſollen auch das ſogenannte gemeine Leben bis in ſeine Niedrigkeiten herab durchſchauen, und das ſoll ihnen die rechte Lehre geben, alles gemeine denken und thun zu fliehen und zu meiden. Sie ſollen lernen, ſich ſelbſt zu beherrſchen und ſich ſelbſt zu verläugnen. Sie ſollen ſelbſt die Ueberſpannung und die falſchen Begriffe ihrer Mitmenſchen, welche oft ſeltſam, läſtig und unbequem erſcheinen, dulden und ertragen lernen, denn nicht alle Menſchen können ganz klug und trefflich unterrichtet ſein. Ich wehre es Dir nicht, Cöleſtine, wenn Du bei dieſen Worten an Heiner denken willſt. Wie ſeltſam ſein Weſen Dir auch erſcheine, ſo hat er doch von vielen Dingen Kenntniß, welche andere in ſolchem Grade nicht haben.“

Hochaufmerkſam lauſchten die Kinder in ihren Bettchen, welche neben einander ſtanden, der ernſten Rede des Hausgeiſtes, die ſo leiſe, und doch ſo feierlich erklang. Sie ſahen das Heimchen kaum, doch floß aus einer Ecke der Schlafkammer ein bleicher Schimmer, in dem ſich die Geſtalt eines Kindes abzeichnete, wie das feinſte Nebelbild einer magiſchen Laterne.

Jungfrau Liſa, welche das Schlafgemach mit den Kindern theilte, war draußen noch mit häuslichen Verrichtungen beſchäftigt.

„Die Menſchen ſollen lernen," fuhr die Stimme des Heimchens fort, leiſe und doch vernehmlich zu flüſtern: „die redliche Thätigkeit und den wackern raſtloſen Fleiß auch geringerer Leute und Diener zu achten und werth zu halten, denn dieſer Fleiß iſt es, der den reichen und glücklichen das Leben ſchön und angenehm machen hilft. Habe Acht, wie Jungfrau Liſa ſich ſo treu bemüht, Ordnung zu halten, und lerne ſelbſt Ordnung, denn dieſe iſt die Seele jedes Hausweſens und aller Geſchäfte."

„Reiche und glückliche Menſchen" fuhr das Heimchen zu wiſpern fort: „ſollen lernen, nie der armen und unglücklichen zu vergeſſen, ſollen ſie ſtützen und unterſtützen, darum vergiß nicht, Cöleſtine, daß Du noch in der Schuld der armen Köhlerfrau biſt, die im Walde Dir und Floribella ſo freundlich ihre mühſam geſammelten Beeren bot. Jene Frau iſt nicht gekommen, trotzig ihren Lohn zu fordern, die verſchämte Armuth will aufgeſucht ſein. Fordere Heiner auf, ſich in ſeinen Förſterſtaat zu werfen, und Dich mit Floribella in den Wald zur Hütte der armen Köhlerleute zu geleiten."

„Ja, das will ich gern thun, liebes Heimchen!" rief Cöleſtine aus ihrem Bettchen.

„Die Menſchen ſollen lernen," fuhr das Heimchen abermals fort: „Hoffahrt und Hochmuth zu meiden, ſich vor Irrthümern zu hüten, und nichts böſes zu thun, denn das böſe verwirrt die Sinne und nimmt das gute gefangen. Es zieht herab zum gemeinen und laſterhaften, und bildet dann aus den Menſchen, die dem böſen folgen, ſolche abſchreckende und widerwärtige Geſtalten, wie ſich euch nach dem Gewitter im Schloſſe und im Hofe deren mehrere zeigten — Und endlich ſollen die Menſchen lernen, das ehrwürdige Alter verehren, ihm gern nahen, ſeinen Lehren lauſchen, ſeiner Zucht gehorchen. Lernten die Menſchen ſtets vom alten, ſo würden ſie nicht auf neue Thorheiten und Verbrechen verfallen, die ſich bis zum höchſten verhöhnend, verfolgend und entwürdigend ſteigern, ſie würden nichts unternehmen, was ihrem Berufskreiſe fern liegt, gleich dem Schneiderlein, von dem ich euch vorhin erzählte. Und nun ſchlafet wohl! Vielleicht ſehen wir uns bald wieder, beſonders dann, wenn Du Cöleſtine, die Prüfung, welche Dir in Deinen Jugendjahren auferlegt wird, gut und wacker beſtehſt!“

Damit ſchwieg das Heimchen, der bleiche Schimmer in der Zimmerecke verſchwand, und der Schlummer ſenkte ſich mit holden Mädchenträumen auf die Kinder nieder.

Das war ein Tag im verwünſchten Schloſſe.

Viel wäre noch zu erzählen von den andern Tagen, wie Cöleſtine mit Floribella fleißig hinab zum alten Pfarrer ging, und vieles von ihm lernten, wie die Kinder auf dem ſchattigen Kirchhof ſpielten, auch einander immer lieber gewannen und treue Freundinnen wurden für ihr ganzes Leben. Und ferner, wie das Schneiderregiment im benachbarten Königreiche ein Ende nahm mit Schmach und Schrecken, wie die Krone auf dem Baume des Königthumes wieder neu und ſtark und ſtolz erwuchs, und eines Tages ein großer, prächtiger Zug von Wagen und Reitern, mit vieler rauſchenden Muſik und glänzender Dienerſchaft im Hofe des verwünſchten Schloſſes anlangte, und aus einem Prachtwagen der König und die Königin ausſtiegen — derſelbe Herr und dieſelbe Dame, die einſt ihr Prinzeßchen in dieſes ſichere und entlegene Schloß zur treuen Aufbewahrung gebracht und geborgen hatten, ihr Goldkind nun unter Freudenthränen wieder abholten, und Floribella auch mit ſich nahmen. O, welche freudeſtrahlende Mienen machten da Jungfrau Liſa und der alte, gute Heiner, die ſich treu belohnt ſahen für lange Treue. Zum letztenmale ſpannte Heiner Paperlapap und Pimperlimpimp an, die nun auch wieder fortgingen, und rief dabei, während ihm Thränen um Thränen über die Wangen herab in den grauen Bart rollten: „Potz Königskraut und Königskerzen! Potz Jungfernkrone und Prinzeſſinthee! Potz Thränengras und — Vergißmeinnicht!“ —

Lange grüßten noch, dahin rollend, über den Schlag des Wagens Cöleſtine und Floribella mit wehenden Tüchern zu Liſa und Heiner — zum ewigen Abſchied.

Der Meergeiſt,

oder

Mann und Weib auf der wüſten Inſel.

Ein Märchen.

Auf einem Schiffe, das nach Auſtralien fuhr, befanden ſich ein Mann und eine Frau. Beide waren noch jung, und wollten ſich fern von ihrem Vaterlande eine neue Heimath gründen. Sie hatten gehört, daß Auſtralien ein Land ſei, wo man bald zu etwas kommen könne, und wo auch die Goldklumpen umher lägen, wie die Fäuſte groß, und wer grade ſo glücklich ſei, eine Schürze voll zu finden, der habe genug, wenigſtens Gold, für ſein ganzes Leben. Da wollten die beiden alſo hin, denn da — meinten ſie — müſſe es prächtig ſein. Es gäbe auch wilde Menſchen dort, von denen müſſe man ſich ein Paar fangen, und die müßten einem dann dienen, und alle Arbeit, umſonſt thun. Das ſollte einmal ein herrliches Leben werden, meinten der Mann und die Frau, und ertrugen voll Geduld und Hoffnung alle Beſchwerden der langen Seereiſe, die gar kein Ende nehmen wollte, und ſie dachten oft, der Steuermann habe ſich verirrt auf dem großen Weltmeer, wo nicht alle Stunden ein Wegweiſer ſtand, wie auf dem platten Lande — ſonſt müßten ſie doch endlich und endlich hinkommen, es dauere ja eine Ewigkeit, und ſei wirklich zum Davonlaufen, dieſes lange fahren auf dem Waſſer. Gleichwohl liefen Mann und Frau dennoch nicht davon und wußten auch warum ſie dieß nicht thaten.

Von Zeit zu Zeit kam das Schiff an eine Inſel, da glaubten Mann und Frau, nun wären ſie in Auſtralien, allein da waren ſie immer noch nicht, und zuletzt ergaben ſie ſich in den Gedanken, ſie würden niemals hinkommen. Und das war recht gut, daß ſie ſich in dieſen Gedanken ergeben hatten, denn ſie kamen auch wirklich nicht hin, und es war nichts mit Goldklumpen und wilden Menſchen, welche die Arbeit umſonſt thun.

Ein fürchterlicher Sturm erhob ſich, ſchleuderte das Schiff wie eine Nußſchale auf den bergeshohen Meereswogen umher, und es war ein ſo entſetzlicher Lärm, daß dem Mann und der Frau hören und ſehen verging, und das war auch kein Wunder, denn es krachte und platzte alles zuſammen, das Schiff ſcheiterte und als Mann und Frau ihr hören und ſehen wieder bekamen, ſo ſahen und hörten ſie nichts mehr von dem Schiff, darauf ſie gefahren waren, ſondern lagen halb todt am Strand einer kleinen wüſten Inſel, in naſſen Kleidern, mit ſehr vielen Beulen und blauen Flecken und außerdem lagen noch einige Fäſſer und Kiſten um ſie her, und das war alles.

Nun war guter Rath theuer. Mann und Frau verſuchten zunächſt, ob ſie aufſtehen und gehen könnten; das ging ſo leidlich, dann ſahen ſie ſich um, wo ſie wohl ſein möchten und meinten, die Inſel, an deren Strand der wilde Meeresſturm ſie geworfen, müſſe doch einen Namen haben, denn Mann und Frau waren in der Schule fleißige Kinder geweſen, und hatten die ſchönen Namen der Inſeln in der Südſee gar wohl in ihrem Gedächtniß behalten und ſich tief eingeprägt, und es hat immer ſein gutes, wenn die Kinder recht viele Namen der Südſee-Inſeln in der Schule auswendig lernen, und niemals wieder vergeſſen.

Nun zerbrachen ſich Mann und Frau ſehr den Kopf, und beklagten ſchrecklich, daß ſie ihre Land- und Seekarten nicht zur Hand hatten und ihr Geographiebuch, um nachzuleſen, ob ihre Inſel bewohnt ſei und von wem?

„Ob es wohl eine Freundſchaftsinſel iſt? Vielleicht Tongataboo?“ warf die Frau die Frage auf. „Oder eine Molucke? Vielleicht Salabatty?“ fragte der Mann. „Es könnte auch eine Mariane ſein! Etwa Uracoas!“ ſprach die Frau. — „Oder eine Caroline! Vielleicht Ulalu?“ warf der Mann hin. „Es heißt nicht Caroline — es heißt neue Philippine!“ beſtritt die Frau. „Caroline heißt es! ich weiß das gewiß!“ verſetzte der Mann. — „Nein! Es heißt Philippine — ſage ich, ein für allemal! Und es heißt auch die Inſel nicht Ulalu, ſondern Holulu! das werde ich doch wiſſen!“ eiferte die Frau. „Du weißt ja alles beſſer als ich, liebe Frau!“ ſpöttelte der Mann. „Uebrigens kann es auch eine Geſellſchafts-Inſel ſein.“ — „Das ſcheint mir nicht ſo, ich merke nichts von Geſellſchaft, es müßte denn Affen oder Opoſſums auf dieſer Inſel geben!“ widerſprach die Frau.

„Was ſtreiten wir?“ ſagte der Mann; „laß es gut ſein und laß uns ſehen, was wir finden auf dieſem Steinklumpen, der vielleicht unſer Grab wird, wenn er keine Lebensmittel enthält. Lebensmittel ſind uns jetzt viel nothwendiger als der Name dieſer Inſel.“

Das war ſehr vernünftig geſprochen. Beide Mann und Frau, kletterten nun an dem Felſen mühſam in die Höhe; da ſahen ſie denn mit großem Schrecken, daß die Inſel, auf der ſie ſich befanden, ſo wüſt war, wie nur immer eine wüſte Inſel ſein kann.

denn man ſahe wohl, daß der unſichtbare Arzt ganz nahe ſey, der bald zu ewiger Geneſung verhelfen werde. In der Stube wurde es immer ſtiller, bisweilen erhob der alte Mann den Blick und ließ dieſen auf ſeinem Rüſtzeug weilen, das noch immer an den Wänden umherhing, mit Ausnahme des guten Schwertes, welches der Sohn führte, — und es gingen viele Erinnerungen durch des Hauptmanns Seele, wie er die Blätter ſeiner Lebenschronik überflog. Einmal ſprach er lächend: „Ich war ein wilder Teufel, wie bin ich doch ſo zahm geworden!“

Da nahm Doth das Wort und ſagte: „Ihr waret ein guter und frommer Teufel, wie es keinen zweiten giebt. Ihr habt die Wallfahrt geſtiftet da drüben, die unſerm kleinen Land einen Namen gemacht hat durch alle Lande, nach Rath und Willen Gottes.“

„Ja, mein liebwerther Freund! Ihr könnt in Frieden heimkehren!“ ſetzte mit ſchwacher Stimme, die aber zum Herzen drang, der alte Mann hinzu. „Euer Schild war der Glaube, und der Herr war Euer Rüſtzeug, deßhalb hat Euch Gott geſegnet

Ihr Umfang war ohngefähr eine halbe Stunde und rings um ſie her fluthete und wogte, noch immer heftig bewegt von dem Sturme, der unermeßliche Ocean. Kein Vogel, kein Säugethier, kein Truthahn und kein Beutelthier, ja nicht einmal eine Maus oder Schildkröte waren zu erblicken. —

„Das iſt ſchrecklich!“ ſeufzte die Frau, und aller Muth ſank ihr. „Nichts als Steinhaufen — keine Spur von Gold, kein Baum, kein Strauch, kein Menſch, kein Vieh! Ob allgerechter Himmel! wir ſind verloren!“

„Ja wohl, verloren! Und Niemand findet uns, das iſt das ſchlimmſte!“ ſtimmte der Mann ein in die Klage der Frau.

„Und es iſt nicht einmal der Ort anzugeben, wo wir verloren gegangen, wie doch ſonſt in der civiliſirten Welt Brauch und Sitte! Ach, wär' ich zu Hauſe geblieben!“ — klagte die Frau.

„Und ich, und ich!“ ſeufzte ſchmerzlich der Mann. „Mir iſt ſo wüſt!“ —

„Nun, wie ſoll uns denn anders ſein, als wüſt auf einer ſo von Gott verlaſſenen wüſten Inſel? Das möcht' ich wiſſen?„ begann die Frau zu hadern.

„Die wüſte Inſel kann immerhin wüſt ſein“ — murrte der Mann: „ſie iſt das gewohnt, ſie kann's vertragen, mein wüſtſein aber kommt vom Hunger her, das thut nicht lange gut!“

„Was wollen wir thun? Was ſollen wir thun?“ fragte jammernd die Frau.

„Richtig!“ ſprach der Mann: „Wir müſſen etwas thun, denn aus nichtsthun wird nichts, das iſt eine alte Geſchichte. Das erſte was wir thun, iſt: daß wir dort die Fäſſer und

Kiſten aufſchlagen, und ſehen, ob nichts zu eſſen und zu trinken darin iſt, denn: nie ohne dieſes.“

Die Frau gab dieſem guten Einfalle ihres Mannes ihren Beifall, und der Zufall wollte, daß der Inhalt einer mühſam genug mit Hülfe von Steinen aufgeſchlagenen Kiſte einige der ſo ſehr nöthigen Lebensmittel, einige Gartenwerkzeuge, einige Kleidungsſtücke und ein kleines Zelt enthielt; ein an den Strand geworfenes Faß aber enthielt ein Getränk, welches leichter war als Waſſer, weßhalb das Faß auch ſchwimmend hatte an den Strand gelangen können.

Mann und Frau machten ſich nach Möglichkeit alles gefundene zu nutze, ſchürten ein Feuer, legten das Faß unter einen Felſen, um es anzuzapfen, zu welchem Behuf ſie das nöthige Werkzeug in einer der Kiſten glücklicherweiſe ebenfalls vorgefunden hatten, ſchlugen das kleine Zelt auf, und ergaben ſich in ihr Schickſal, hoffend daſſelbe werde ſich in kurzem günſtig wenden, ein Schiff werde vorüberfahren, ihr Feuer, oder die auf der Spitze ihres Zeltes wehende Flagge ſehen, werde ein Boot ausſetzen und ſie abholen, wie dergleichen ſchon oft da geweſen und in Reiſebeſchreibungen ſehr häufig zu leſen iſt.

Allein es vergingen mehrere Tage, und es kam kein Schiff und kein Boot, und dem Mann wie der Frau wurde ſehr bange, denn die aufgefundenen Lebensmittel gingen zu Ende, ebenſo das Holz aus den zerſchlagenen Kiſten; auch fehlte, was das Schlimmſte war, das Waſſer, denn auf der felſigen wüſten Inſel war kein Brunnen und regnen that es auch nicht.

„Mann, das wird nicht gut! Das nimmt ein ſchlechtes Ende!“ rief die Frau.

„Du kannſt dieſesmal wohl recht haben, Frau!“ erwiederte der Mann. „Mir iſt ſchon der Anfang ſchlecht genug vorgekommen.“

„Wenn doch nur etwas auf dieſer Inſel wüchſe, ich wollte ja gern alles ertragen, in jedes Ungemach mich fügen!“ ſeufzte die Frau.

„Arbeiten wollt' ich wie ein Pferd!“ ſtimmte der Mann ein; ackern und pflügen, wenn nur Land dazu da wäre!“ —

„Ich wollte kochen und backen, waſchen und ſcheuern, wenn wir ein Häuschen hätten und zu allen dieſen Thätigkeiten Gelegenheit. Mit dem wenigſten wollte ich zufrieden ſein!“ ſeufzte die Frau nochmals.

„Ich auch, ich auch, und wollte ſogar nicht böſe ſein, wenn es etwas mehr wäre, als das wenigſte!“ fügte der Mann hinzu.

„Ich wollte gar keine Goldklumpen begehren, wenn wir nur Kartoffeln hätten!“ ſprach die Frau.

„Und ich wollte unſer wilder Menſch ſelber ſein, und alle Arbeit ſelbſt thun!“ gelobte der Mann.

„Aber o Himmel, was hilft all unſer wünſchen, reden und hoffen! Wir ſind verlaſſen und verloren.“

„Und müſſen den Geiſt aufgeben!“ meinte die Frau.

Da ſprang der Mann von der Felsklippe, auf der er neben ſeiner Frau geſeſſen hatte, plötzlich auf, und rief: „Nein! Ich gebe den Geiſt nicht auf! Ich thu's nicht! Es iſt gut, daß Du mich an ihn erinnerſt! Ich rufe ihn!“

„Sei ſtille, liebe Frau, und ſtöre mich jetzt nicht! Ein alter Schiffer vertraute mir ein großes Geheimniß an, das ſchon vielen geholfen hat; dieſes beſteht in der Kunſt, die man aber nur in der größten Noth, beim heftigſten Sturme, oder im tiefſten Unglücke anwenden darf, den Meergeiſt zu rufen.

Er ſtieg nun ſchnell auf die Klippe hinauf, breitete beide Arme gegen das Weltmeer, das unter ihm wogte, aus, und rief dreimal dieſe Worte: „Hydriel! Ghokelan! Rothelmy! Lamedo!“ und warf ſich, nach dem dritten Rufe, mit ausgebreiteten Armen platt auf den Felſen nieder.

Alsbald rauſchten die Wellen und wurde der Himmel finſter; eine ſchwarze Wolke hing über der Inſel, und aus ihr ſenkte ſich's nieder wie ein ſpitzer ſchwarzer Kaffeeſack, oder die Geſtalt eines Trichters, und aus dem Waſſer hob ſich eine Säule von der Geſtalt eines Zuckerhutes, aber groß wie ein Berg, und als ſich die beiden Spitzen berührten, entſtanden Blitze und Donner von großer Heftigkeit, ſo daß die Frau auf ihre Kniee fiel, und die ganze Waſſer- und Wolkenmaſſe war jetzt anzuſehen, wie ein himmelhoher ſchwarzer Thurm, der ſich mit Donnerbrauſen fort und fort um ſich ſelbſt drehte, und plötzlich ſtieg aus dem Meere heraus eine entſetzlich große Waſſerſchlange, welche ſich in rieſigen Windungen um die kreiſelnde Waſſerhoſe wand, und oben erſchien ihr Kopf als ein ſchrecklich anzuſehendes Menſchenhaupt, und rief: „Staubgeborener Erdenwurm! Was rufſt Du mich? Ich bin Hydriel, der große Meergeiſt, was iſt Dein Begehren?“ —

„Daß dieſes Eiland grün und fruchtbar ſei!“ rief der Mann oben auf der Felsklippe.

„Daß es uns an gar nichts fehle, was zwei oder mehr Menſchen brauchen zur Leibesnahrung und Nothdurft!“ rief die Frau auf den Knieen, drunten am Fuße der Klippe.

„Und daß wir allezeit unſere Nahrung haben, eſſen und trinken, Kleider und Schuhe und alles, was wir ſonſt bedürfen!“ rief flehend der Mann.

„Und daß“ — wollte die Frau weiter bitten, aber der große Meergeiſt rief mit Donnerſtimme:

„Schweige Wurm von einem Weibe!“ dann fuhr er fort ſanfter zu ſprechen: „Es ſoll euch durch meine Macht und Gnade gewährt ſein, was ihr bittet, aber nicht ohne Bedingung gewähren die unſterblichen Geiſter ihre Güter und Gaben den ſterblichen Menſchen. — Dieſes Eiland ſoll grünen und blühen und edle Früchte tragen, auch nützliche Pflanzen und Thiere! Ein nieverſiegender Quellbrunnen ſüßen Waſſers ſoll aus dieſer Felſenklippe ſpringen. Ihr ſollt alles haben, was ihr in Wahrheit bedürfet, außer Gold, — das ſollt ihr nicht haben, denn hier bedürfet ihr es nicht, und Gold iſt Gift, das ſollt ihr auch niemals ſuchen. Und zum Danke für die Gaben des großen Meergeiſtes wird von euch Gehorſam gefordert nur in einem einzigen Punkte. Mitten auf dieſer Inſel wird zum Andenken deſſen, was und wie ſie geweſen, ein großer Steinhaufen liegen bleiben, dieſen ſoll euer Fuß nie betreten, eure Hand ſoll ihn nie berühren! Wenn Blumen auf ihm blühen, die ſollt ihr niemals pflücken, wenn ein Thier ſich auf ihn flüchtet, ſollt ihr das ungeſcheucht darauf laſſen, es nicht hinwegſchrecken, noch weniger es tödten! — Gelobeſt Du das alles treulich zu halten, Menſchengewürm, bei der furchtbar heiligen Macht des großen Meergeiſtes und ſeiner neunmalneunundneunzigtauſend Fürſten, die ihm dienen und gehorchen, bei dem ewigen Himmel und dem ewigen Meer und bei den ewigen Geſtirnen der Nacht — ſo ſoll euer Wunſch erfüllt werden!“

„Ja, ja! Wir geloben, erhabener Meergeiſt!“ riefen zitternd Mann und Frau, durchbebt, ja faſt vernichtet von der allgewaltigen Erſcheinung des Meergeiſtes — da borſt mit Donnerkrachen die Waſſerhoſe und der ringelnde Leviathan rauſchte dahin durch die ſchäumenden Wellen. —

Mann und Frau ſahen einander zitternd an, ob ſie geträumt hätten, oder noch träumten? Alles um ſie her war verwandelt. Aus allen Felsritzen ſproßte grünes Gras und nickten Blumen der ſüdlichen Zone. Aloen, Cactus und Ananas ſchmückten in Fülle den Fels, und drunten ſprang in einem ſilberfarbigen Bogen ein Waſſerſtrahl aus dem Geſtein. Am Strande lagen appetitliche Auſtern, krochen kleine und große Schildkröten, und letztere hatten nichts eiligeres zu thun, als Eier ſo groß wie Tauben- und Hühnereier zu legen, welche bekanntlich gut ſchmecken. In einer muldenförmigen Klippe am Strande glitzerte Salz; im Sande krochen große Seekrebſe, und gingen rücklings auf die Frau zu, als wünſchten ſie gefangen zu werden. Etwas weiter zurück ſtand ein allerliebſtes Häuschen an einen Felſen gelehnt, ſicher vor den Wellen und dem Sturme, in dem Häuschen war eine Stube, eine Schlafkammer und eine Küche; in der Stube ſtanden Tiſch und Stühle, und eine Komode voll Wäſche und Bettzeug, in der Kammer Betten und ein Kleiderſchrank, in der Küche Töpfe, Teller, Bratpfannen, Gelten, Waſſereimer und ein Bügeleiſen. An das Häuschen ſtieß ein Gärtchen, und an das Gärtchen ein Wäldchen von Palmen, welche reife Nüſſe trugen, ſo groß wie Kinderköpfe, kurz es war eine Pracht und ein unendlicher Segen.

Der Mann ſtieg voller Verwunderung vom Felſen herab, umarmte in aller Eile ſeine Frau, und rief: „Komme mit herauf, und ſchaue unſer kleines Paradies!“

„Nein, lieber Mann! Komme erſt her und ſchaue unſer kleines Häuschen! Ach, wie ſchön iſt das!“ Und ſo gingen ſie erſt Hand in Hand in das Häuschen, und ſahen alles, und freuten ſich, und die Frau ſagte: „Schade, daß kein Glas da iſt, ſonſt wollten wir gleich einmal von dem herrlichen Waſſer trinken.“

„Ein Topf thut's auch!“ ſprach der Mann; nahm einen Topf, hielt ihn unter den Springquell, und trank behaglich, und ließ auch die Frau trinken. Das lange von beiden entbehrte Waſſer ſchmeckte ihnen wie der köſtlichſte Wein, auch ohne Glas, aus dem irdenen Topf.

Nun ging es auf den Felſen hinauf, zu dem gleich neben dem Häuschen eine bequeme Treppe von natürlichen Stufen führte, und wurde die kleine Inſel überblickt. Die lag unter ihnen in grüner Pracht. Da ſtand ein Feld mit Mais, dort eins mit Reis, dort ragten Sagopalmen empor, dort rankten Rebſtöcke, welche in ſchwellenden Trauben künftige große und kleine Roſinen trugen. Dort drunten blitzte ein kleiner Teich, darin Silber- und Goldfiſche emporſchnellten, rund um ihn her ſtand hohes Zuckerrohr. Aus den Felſenlöchern guckten Kaninchen, die man auch Haſenkühe zu nennen pflegt, und aus dem Kirſchbaumwäldchen dort drunten hörten die ſtaunenden Beherrſcher dieſer Inſel die gullernden Stimmen von Truthähnen, und ſahen auch einige Goldfaſanen laufen. Auf der Wieſe dort weideten Kühe, Ziegen und zwei Eſel. Schöne Schmetterlinge und Prachtkäfer flogen um die Blumen; von Vögeln gab es außer den Puthühnern auch noch Tauben und Canarienvögel, welche letztere ſehr ſchön ſangen. und ganz zahm waren, außerdem Rebhühner, Perlhühner, Reisvögel, und viele andere, die ſchön ſingen und gut ſchmecken. Kaum konnten Mann und Frau ſich ſatt ſehen an all dieſer Herrlichkeit, und von ihrem ſtets neuen Erſtaunen ſich gar nicht erholen.

„Nun weiß ich, was das für eine Inſel iſt, nun weiß ich ihren Namen!“ ſprach die Frau.

„Nun?“ fragte der Mann geſpannt und neugierig.

„Es iſt eine glückliche Inſel.“

„Ach, an denen ſind wir ja vor einem Vierteljahre vorbeigefahren!" — entgegnete der Mann: die liegen ja im weſtafrikaniſchen Ocean, und heißen jetzt kanariſche Inſeln."

„Nun freilich, eben deswegen. Siehſt und hörſt Du nicht die Menge Kanarienvögel?"

Beide lebten nun eine Zeitlang ein äußerſt glückliches Leben auf dieſer einſamen ſchönen Inſel. Nie erblickten ſie ein Schiff, auch nicht von ferne. Stets lachte der blaue Himmel wolkenlos über dem grünen Eiland, und Nachts fiel bisweilen ein erquickender Regen oder ſtarker Thau. Der Mann nahm ſich des Gartenbaues an, die Frau der Küche; es gab ſehr gute Gemüſe und in den Speiſen die ſchönſte Abwechſelung: Truthahnbraten, Kaninchenbraten, Seekrebſe, Faſanenbraten, Schildkrötenſuppe, Perlhuhnbraten, Sagoſuppe mit Schildkröteneiern, Reisſuppe mit Roſinen, Hummerſalat, Seefiſche, Süßwaſſerfiſche, Rebhuhnbraten und ſo fort. Und zum Nachtiſch Cocosnüſſe und Milch aus denſelben, Ananas, Kirſchen, Erdbeeren, Trauben; zum Frühſtück aber herrliche Auſtern und Matjes-Häringe.

So vergingen mehrere Monate, und das Glück von Mann und Frau wurde noch durch ein ſchönes Kindchen vermehrt, welches Frau und Mann mit der größten Liebe groß zu ziehen bemüht waren.

Der Mann ärntete Reis und Mais und Sago, fing Vögel, Hummern, Fiſche und Kaninchen, die Frau molk die Kühe und Ziegen in die blanken Eimer, und wenn beide ihre Arbeit gethan hatten, ſo ritten ſie auf den Eſeln rings um den Strand ihrer kleinen Inſel, nahmen das Kindchen immer mit, das nun ſchon anfing laufen zu lernen, und es verging ihnen, obſchon ſie ſtets allein und auf ſich ſelbſt beſchränkt waren, die Zeit ganz angenehm und ſchnell.

Wenn ſie auch beiderſeits nicht ſtets über alles einig und einerlei Meinung waren, ſo vereinigten ſie ſich doch immer ſehr leicht wieder.

Seltſam war es, daß man auf jeder Stelle der Inſel, man mochte ſich befinden, wo man wollte, den kahlen Steinhaufen ſah, weshalb auch auf einem Spazierritt zu Eſel die Frau einmal zu ihrem Manne ſprach: „Nimm mir's nicht übel, lieber Mann, ich gebe zu, daß unſer Wohlthäter, Dein großer Meergeiſt, äußerſt gütig iſt, aber Geſchmack hat er doch nicht, und von der Landſchaftsgärtnerei könnte er noch in Deutſchland oder England viel lernen. Wie häßlich ſtört jener alte kahle Steinhaufen die Lieblichkeit unſerer grünen Glückſeligkeitsinſel! Er iſt der Mittelpunkt derſelben, aber was für einer? So ohne alle Form, ſo roh; die Inſel ſieht aus, wie ein ſchöner Teppich oder Shawl, der in der Mitte einen großen gelben Schmutzfleck hat. Könnte nicht an ſeiner Stelle etwas ſchönes und würdiges zur Zierde der Landſchaft ſtehen? Zum Beiſpiel ein Felſenaltar, von ehrwürdigen Eichen umſchattet, oder, wenn dieſe hier nicht gedeihen, von Palmen. Oder ein kleiner Tempel zu Ehren des Meergeiſtes, oder ein Steinwürfel mit einer Sonnenuhr — es iſt ohnehin recht ſtörend, daß wir keine Uhr und keinen Kalender hier haben, man weiß gar nicht, iſt's daheim Sommer oder Winter, iſt Feſt- oder Werkeltag, iſt Jahrmarkt oder iſt keiner. Artig war es auch nicht von Deinem Meergeiſt, daß er mir ſo unhöflich Schweigen gebot, denn ich wollte ja nur noch um einige unentbehrliche Kleinigkeiten bitten, um mein Nähzeug, Garn, Nadel, Scheere, Fingerhut und etwas Band, um einige Kaffeetaſſen, und Haiſanthee und ein Paar Gläſer Eau de Cologne, auch etwas Fiſchbein, und einige Haar-, Näh-, Steck- und Stricknadeln, und was man ſo in das Haus braucht: Seide, Zwirn, Baumwolle, Watte, Wichswachs, Seitenkämmchen, Taſchenſpiegel, und dergleichen. Und wie ſchön wäre es, wenn wir eine Uhr hätten, mit einem Wecker oder einem Glockenſpiel.'

Der Mann lachte und ſagte: „Gieb Dich zufrieden liebe Frau! Eins von Deinen vielen Wünſchdingern haben wir in der That. Sieh da unſern kleinen, friſchen, muntern Wecker! Der erſpart mir frühmorgens jede Uhr. — Er ſchreit mich wie ein Zahnbrecher jeden Morgen aus dem Schlafe."

„O, Du böſer Mann!" ſchalt die Frau. „Es iſt häßlich von Dir, daß Du meinen ſüßen, lieben Jungen, der ſchon ſechs allerliebſte Zähnchen hat, mit einem Zahnbrecher vergleichſt!" —

Ein anderesmal, auf einem Spatziergang, wo wieder jener Steinhaufen der Frau unangenehm in das Auge fiel, ſagte ſie zum Manne: „Eins thut mir in der Seele weh um unſer Kind. Wenn wir hier ſterben ſollten, und es bliebe allein zurück, ach, da wär' es ſo bettelarm! — Sollte denn auf dieſer unſerer Glückſeligkeitsinſel, die doch unmöglich allzuweit mehr von Auſtralien liegen kann, ſich gar nicht ein bischen Gold finden? Ich für meinen Theil verlange und begehre keins, aber für mein Kind — das arme Würmlein — ach, wenn das einmal ſo nackt und blos in die Welt hinausgeſtoßen würde!"

„Laß mich in Frieden mit Gold! liebe Frau!" bat der Mann. „Du weißt, was der Meergeiſt ſagte: Gold iſt Gift. Ich habe auch, wie tief ich immer im Felde und Garten grub, niemals welches entdeckt."

„Weil Du nie an der rechten Stelle geſucht haſt, und ſuchen magſt!" warf die Frau etwas gereizt hin.

„Und wo ſollt' ich denn ſuchen?" fragte der Mann.

und hat den Abend Eures Lebens ſchön gemacht, und die Liebe Eurer Kinder hat ihn erhellt mit mildem Sonnenſtrahl. Nun ſich die Lebensſonne geneigt hat, könnt ihr geruhig durch die Todesnacht zum Thor des ewigen Morgens eingehen.“

Der Kranke empfing, nachdem er leiſe gebeichtet, von dem alten Freund das fünfte Sakrament. Mit dem geweihten Oel ſalbte der Prieſter den ſterbenden Menſchen zum König im Reiche der Unſterblichkeit, mit dem Gebet des Glaubens führte er ihn zum Quell des Heils und zu einer himmliſchen Geneſung. Bald darauf verſchied der Hauptmann.

Mit dem heiligen Troſt der Freundſchaft ſprachen Moliter und Doth zu den weinenden Lieben des Verſchiedenen, und verließen erſt ſpät das Trauerhaus. Die irdiſchen Reſte des Hauptmanns wurden nach ſeinem längſt geäußerten Wunſch nach Grimmenthal geführt und dort beigeſetzt. So vereinte der ſchöne, heilige Ort, der oft viele gute Menſchen zu froher Andacht und harmloſer Freude vereint hatte, ſolche auch zu einem Feſt des Schmerzes, der heiligen Trauer um einen geliebten und

„Ei wo denn anders, als da, wo Dein ſchlauer großer Meergeiſt, den ich mir übrigens größer gedacht hatte, es verborgen hat? Juſt unter dem Steinklumpen. Er gönnt uns nichts, er iſt mißgünſtig, daher das Verbot — oh — ſolche Schliche kenne ich. Wär' ich nur ein Mann und hätte die Kraft, die ſchweren Steine wegzuwälzen. Drunten liegt, ich weiß es, ein ganzer Braukeſſel voll gediegenes Gold, das iſt wahr, das muß wahr ſein, es hat mir ſchon dreimal hintereinander davon geträumt.“

„Nun freilich, liebe Frau, wenn das ſo iſt, wenn es Dir dreimal geträumt hat, dann muß es ohne allen Zweifel ganz gewiß wahr ſein!“ ſpöttelte der Mann. „Erlaube mir aber zu bemerken, daß ich für noch wahrer das Wort des Meergeiſtes halte, der uns verbot, den Steinhaufen nur zu berühren. Ich werde daher mich an dieſe Vorſchrift halten, ein für allemal zu unſer aller Beſten, und damit gut!“

Wenn der Mann ſagte: damit gut — ſo wußte die Frau ſchon, daß dann nichts weiter durch Vorſtellungen von ihm zu erlangen war, ſie verſchob alſo ihre Verſuchungen, ihn zur Uebertretung jenes Verbotes des Meergeiſtes zu verleiten, auf eine andere Zeit. —

Nun traf es ſich, daß ganz in der Nähe des Steinhaufens und rund um denſelben ein Gehege niedrigen ſchattengebenden Strauchwerkes ſich zog, wo die ſchönſten Käfer und Schmetterlinge anzutreffen waren, und die Strauchwerke trugen ſaftige und erquickende Beeren in Menge, da ging denn öfters die junge Mutter mit dem Kinde hin, und hieß dieſes dort ſpielen, Käfer fangen, bunte Blumen pflücken und von den ſüßen erquickenden Beeren naſchen.

Eines Tages, als dieſes auch geſchah, und die Mutter mit dem Kinde ſpielte, zeigte dieſes nach einer ſchönen rothen Blume, welche gerade aus dem Steinhaufen hervorgeſproßt war, und verlangte dieſelbe in ſeine kleinen Händchen. Der Vater, welcher ſoeben eine Gartenarbeit in der Nähe vollendet hatte, kam auch hinzu, und die Frau ſprach zu ihm: „Sieh einmal lieber Mann, dort ſteht eine ſo ſchöne Blume, das Kind verlangt ſie! — Bitte gehe hin, und pflücke ſie!“ —

„Das Kind braucht jene Blume nicht, hier ſtehen genug andere, gieb ihm dieſe — es wird jene gleich vergeſſen, trage es fort, daß es jene Blume nicht mehr ſieht, und hüte Dich, dem Steinhaufen zu nahe zu kommen!“ ſprach der Mann.

„Ich ſehe recht, wie wenig Du unſer Kind lieb haſt, nicht einmal eine armſelige Blume, die ſich's wünſcht, ſoll mein Liebchen haben, mein ſüßes Herzchen!“ — Dabei küßte die Frau ihr Kind unzähligemale, aber das ſchrie und zappelte, und wollte nicht geküßt ſein, ſondern die Blume wollte es haben, mit aller Gewalt, denn es war ſchon ſehr verwöhnt von ſeiner gar lieben, guten und nachgiebigen Mutter.

„Nein, das halte aus, wer es kann!“ rief die Frau — riß halb zürnend ganze Hände voll Blumen aus, die in der Nähe ſtanden, und gab ſie dem Kinde — das warf ſie aber alle mit einander zu Boden, und ſchrie immerfort, und wollte die große, ſchöne rothe Blume haben.

„Da ſiehſt Du ja, daß ſich's nicht begütigen läßt!“ rief die Frau dem Manne zu. „Was kann man denn da anders thun, als ſeinen Willen, lieber Mann?“ —

„Das will ich Dir ſagen, liebe Frau,“ entgegnete der Mann: „man kann ihm ein paar Patſche dahin geben, wo ſie ihm nichts ſchaden, wie unartigen Kindern geſchehen muß, daß ſie artig werden.“

„Schlagen? Mein Kind?“ rief die Frau, und zum

Kinde ſich wendend, ſagte ſie: „Sei ſtill, mein Goldkäferchen, ſei ſtill! Wenn Dein Vater Dir die kleine Freude nicht machen will, die Mutter macht ſie Dir! Ich hole Dir die Blume!" —

„Weib Du wirſt nicht! Um des Himmels Willen nicht!" rief erſchreckt der Mann, aber die Frau war ſchon hingeſprungen zu dem Steinhaufen, riß die rothe Blume ab, und brachte ſie dem Kinde. Dieſes jauchzte, lachte, freute ſich, und als es einige Augenblicke die Blume betrachtet hatte, riß es dieſelbe erſt vom Stengel ab, und zerzupfte ſie dann in kindiſcher Weiſe, und warf Blätter und Stengel zur Erde.

Da knallte aus heiterm Himmel ein Donnerſchlag, der Himmel wurde nachtſchwarz, der Steinhaufen rumpelte, als praſſele eine ganze Felſenwand zuſammen und hinter dem Steinhaufen hervor blickte der Meergeiſt mit zornvollem Antlitz und rief: „Verwegene! Haltet Ihr ſo mein Gebot?" —

Der Mann fiel auf ſeine Kniee, zum Tod erſchrocken. Die Frau kreiſchte laut auf, und riß ihr Kind an ſich, und fiel auch auf die Kniee, ein Wunder war es, daß ſie nicht in Ohnmacht fiel. Der Meergeiſt aber drohte: „Wagt nie wieder zu thun, was ich verbot! Um des Kindes willen, das noch keinen Verſtand hat, und um der Mutterliebe willen, die oft blind iſt, ſoll euch dieß einemal verziehen ſein, aber wehe euch, wenn ihr zum zweitenmale mein Verbot überſchreitet.

Wieder ein Blitz und Donnerſchlag, und weg war der Meergeiſt, und der Himmel war wieder blau, und der Steinhaufen lag ruhig da, und raſſelte und praſſelte nicht mehr.

Die Frau war zum Tod erſchrocken — als ſie ſich wieder etwas erholt hatte, ſprach ſie zum Manne: „Geh mir mit Deinem Meergeiſt! So einen Lärm um eine einzige

Blume auf einem alten Steinhaufen! Einer armen Frau ſo einen Schrecken zu machen - - alle Glieder ſchlagen mir — da möchte man nimmer auf der Welt ſein! Das vergeſſe ich in meinem Leben nicht — ich rühre keine Blume wieder an, auf der ganzen Inſel, nein, nimmermehr! O wär' ich doch nur zu Hauſe geblieben und hätte nicht nach Auſtralien verlangt! O käme doch ein mitleidiges Schiff und nähme uns mit fort von dieſer verwünſchten Inſel!"

So jammerte die Frau und weinte bitterlich dazu und dem Manne that es ſo leid, daß ſie weinte, und das Kind weinte auch, und da wurde ihm ſelbſt ganz weinerlich zu Muthe. —

Einige Zeit darauf ſprach die Frau zum Manne: „Gehe hin, und fange eine Truthenne, ich möchte eine braten, es darf auch ein Hahn ſein — komme aber bald wieder, hörſt Du?"

„Ja liebe Frau, nach Deinem Wunſche!" ſprach der Mann, nahm ſein Jagdzeug und ging nach dem Kirſchenwäldchen, wo die Truthühner und Goldfaſanen ſich aufhielten, und da ſah er einen recht fetten Puter, auf den ging er los, der Puter roch aber den Braten ſchon bevor er ſelbſt gebraten wurde, und ſchrie, bevor er am Spieße ſtak, ſchon ſo laut, als ſtecke er bereits lebendig am Spieße, und lief fort, und der Mann lief hinter ihm drein voller Eifer, den fetten Vogel zu fangen, und der lief immer gerade vor ihm her, und der Mann ſah nur immer auf den Vogel und nicht wohin dieſer lief, und jetzt warf er ſeine Schlinge; in dieſem Augenblick aber ſtolperte und fiel er und ſtieß ſich auf einem harten Steinhaufen faſt die Naſe entzwei, und o Schrecken! dieſer ſelbige Steinhaufen war juſt der einzige, den es auf der ganzen Inſel gab, und aus einem Loch hervor kroch eine gräuliche große grasgrüne Schlange mit einem ſcheußlichen Menſchengeſicht, das war abermals der Meergeiſt, und ſchrie: „Ungehorſamer! Jetzt mußt Du ſterben! Jetzt mußt Du mit hinunter in die ewige Tiefe!“ —

Der Mann hielt in der Lage, in welcher er ſich befand, für das Beſte, dieſelbe gar nicht zu ändern. Er dachte, liegen thue ich bereits; wenn ich ſterben muß, ſo brauche ich nicht erſt umzufallen. Grauſam wäre und bliebe es aber, dachte er: um einer Truthenne willen ſo ſchrecklich mitgenommen zu werden, das ſei gewiß noch Niemanden in der Welt ſo begegnet, als gerade ihm, er ſei zum Unglück geboren, und zum Verderben auf die ſogenannte Glückſeligkeitsinſel verſchlagen worden, und wenn die Frau klügere Gedanken gehabt, ſo hätte ſie ihn heute nicht abgeſchickt, einen Puter zu fangen. Dabei ſchrie der Mann kläglich laut auf: „Die Frau! die Frau!“ das ſollte ſoviel heißen, als: die Frau iſt ſchuld, daß ich auf den Kopf und auf den Steinhaufen gefallen bin! —

„So will ich“ — ſprach unerwartet der Meergeiſt: „dieſesmal um der Frau willen verzeihen, wie ich ſchon einmal um des Kindes willen gethan — aber wird mein Gebot zum drittenmale übertreten, dann wehe, wehe, wehe!“ —

Dieſe drei „wehe“ klangen wie das Geheul einer Hyäne, das Gebrüll des Löwen und das Geſchrei des Behemots im Schilfmeer, und es verging dem Manne faſt wieder ſehen und hören. —

Seit dieſer Zeit waren Mann und Frau auf der Glückſeligkeitsinſel, trotzdem es ihnen nach wie vor an gar nichts fehlte, nicht mehr ſo glücklich, wie vorher.

Sie konnten den Steinhaufen nicht mehr ohne ein geheimes Grauen anblicken — es war um ihre Ruhe gethan, und folglich um ihre Glückſeligkeit. Sie ſprachen mit einander traurig und kummervoll.

„Wir ſind ſehr unglücklich“ ſprachen ſie. „Unſer Leben iſt uns ſehr getrübt!“ —

„Ich habe einmal in einem Buche geleſen,“ ſprach die Frau: „darin ſtand:

Nur halb iſt der Genuß des ſchönſten Glücks,
Wenn wir auf den Beſitz nicht ſicher zählten.

„Das iſt unſer Loos, unſere Lage. Wir ſind nicht Herren dieſer Inſel. Ich kann ſie auch nicht länger mehr **Glückſeligkeitsinſel** nennen.“

„Wie denn anders liebe Frau?“ fragte der Mann mit theilnehmendem Ausdruck und matter Stimme.

„Ich dächte Wauwau, von dem Steinhaufen, vor dem wir uns beſtändig fürchten müſſen, wie vor einem böſen Hunde!

„Aber liebe Frau,“ warf der Mann ein: „damit könnte doch eine Verwirrung und Verwechslung in die Geographie kommen, denn Du wirſt aus der Schule oder dem Inſtitut wiſſen, daß“ —

„Daß allerdings ſchon eine Inſel Wauwau, oder auch Wawau vorhanden iſt, und zwar in der zweiten von den vier Gruppen der Tonga-Inſeln, welche Gruppe Annamoka heißt — o mein lieber Mann, das weiß ich ſehr wohl, ſo was wichtiges vergißt ſich niemals!“ unterbrach die Frau ſehr raſch ihres Mannes Rede.

„Sehr richtig!“ lobte der Mann: „So was vergißt ſich ſo wenig, als daß die nächſte Nachbarinſel von jener Wauwau Eua, ſo viel als Eva heißt.“

„Du — lieber Mann, ich verbitte mir alle Anſpielungen“ — ſprach die Frau ſtreng. „Ich ſoll wohl die Eva ſein, in dieſem beneidenswerthen Paradieſe, die Dir die verbotene Frucht in Geſtalt einer Blume zeigte? Nun — die Schlange dieſes Paradieſes kennen wir wenigſtens, ſie iſt ein häßlicher Meergeiſt. Wenn Du mich armes Weib aber verhöhnen willſt, ſo wollte ich lieber, mein lieber Mann, Du ſäßeſt auf der Adams-Inſel — ohne Eva.

„So verwünſcheſt Du mich alſo, liebe Frau!" ſeufzte der Mann vorwurfsvoll.

„In ſo verwünſchter Lage und auf einer ſo verwünſchten Inſel mit doppelt und dreifach und neunmalneunundneunzigtauſendfach verwünſchtem Steinhaufen, darauf wäre es wahrlich kein Wunder!" wehklagte die Frau.

„Wir können aber, ſammt unſerm Kinde doch nicht von dannen!" warf der Mann troſtlos ein.

„Wer weiß?" fragte die Frau kurz und ſpitz. „Giebt es eine Kunſt einen Meergeiſt zu rufen, der uns hier feſtbannt, ſo muß es auch eine Kunſt geben, einen andern Geiſt zu rufen, der uns fortträgt, wieder nach Hauſe."

„Ja wenn es ginge, wenn wir nur erſt mit unſerm Kindchen zu Hauſe wären, liebe Frau!" —

„Ich weiß, was ich weiß" — ſprach die Frau heimlich, vertraulich: „ein Traum hat mir's wiederholt offenbart — unter dem Steinhaufen ſteckt ein unermeßlicher Schatz, und oben darauf liegt ein ſchwarzes Zauberbuch, da ſteht alles darin."

„Ach Poſſen! Geh mir doch mit Deinen Träumereien!" ſprach der Mann: „Du machſt mich ganz unmuthig!"

„Ei? Thue ich das erſt? Biſt Du nicht unmuthig von Natur? Ja wohl — gehe — lege die Hände in den Schoos, und jammere. Mache keinen Verſuch zu Deinem Glück! Sei träge wie eine Schildkröte und feig wie eine Haſenkuh!" zürnte die Frau.

„Weib!" zürnte der Mann. Du bringſt uns alle in das Verderben."

„Der Kluge umgeht das Verderben! — Der Meergeiſt hat befohlen, wir ſollen den Steinhaufen nicht betreten, nicht berühren — gut; du nimmſt Hacke und Schaufel, und gräbſt ſeitwärts hinein, darunter, und holſt die Schätze, und rufſt einen beſſern Geiſt!"

„Nein! nein und abermals nein!" rief heftig der Mann. „Und wüßte ich hunderttauſend Geiſter zu rufen, ich riefe nie wieder einen einzigen." —

„Der Meergeiſt war gütig, wir haben ihn erzürnt, er hat uns verziehen, und ich ſoll ihn abermals erzürnen, und mich, Dich und unſer Kind dem gewiſſen Verderben preisgeben! Da wollt' ich lieber, ich hätte ihn nicht gerufen, wir hätten nicht ſo viel Glück gehabt, denn wir waren deſſen nicht werth."

„Meinetwegen, mir iſt alles einerlei — wenn ich die Inſel nicht haben ſoll ohne den Steinhaufen, ſo kann ich nicht mehr froh ſein — ſo ſterbe ich, und es gilt völlig gleich, ob am Zorn des Meergeiſtes oder am Kummer, der mir das Herz abnagt. Ich kann dieſen verhaßten Steinhaufen nun einmal nicht mehr erſehen!" rief die Frau.

„Und ich wollte, ich hätte ihn nie geſehen!" ſchrie aufs höchſte erzürnt der Mann. „O Hydriel! Chokelan! Nothelmy! Lamedo!"

Krach! krach! that es einen Schlag, als berſte die Inſel; Mann und Frau und ihr Kind ſaßen auf nackter Felswand, das Haus war weg, Gräſer, Blumen, Bäume, Thiere — alles — öde — öde — öde — und die See ging hoch, die

Wellen donnerten und ſchäumten. — Keine Nahrung war mehr da, auch der Brunnen ſprang nicht mehr, nicht die kleinſte Auſter lag am Strande, ein qualvoller ſchrecklicher Zuſtand brach über das ärmſte, ungenügſame, bethörte Menſchenpaar herein; es ſah ſammt dem unſchuldigen Kinde den nackten Tod vor Augen.

Aber der Meergeiſt zürnte den Thörichten nicht auf immer. Er führte noch denſelben Tag ein Schiff an die Inſel, das reich mit Gold beladen aus Auſtralien heimkehrte, das nahm ſie auf, und brachte ſie ſammt ihrem Kinde wieder in ihr Heimathland zurück, aber ohne Gold. —

Weinglas und Tintenfaß.

(Fabel-Märchen.)

verehrten Todten. Da ruhte nun der Mann, an dem ſich die Hülfe des Himmels, die Macht des Glaubens, die Kraft des Gebets ſo wunderbar offenbart, der Mann, welcher den erſten Anlaß gegeben zum Bau dieſes Tempels, dieſer Häuſer und Höfe und Mauern, der Urſache war, daß ſich ſo viele Tauſende alljährlich hier verſammelten. Denn immer noch blühte Grimmenthal, noch behauptete es ſeinen feſtbewährten Ruhm, noch fanden die Kranken dort Geneſung, und das myſtiſche Kind des Glaubens, erzeugt von der Gnade des Himmels und der Kraft der Natur und dem ſtarken Willen der Menſchenſeele, das Wunder thronte noch, ein unſichtbarer Gott, im Grimmenthal. —

Georg Doth ſaß bei dem frommen Moliter. Die Freunde ſprachen noch mit einander über den Hauptmann, den beide betrauerten. „Ich werde bald nachfolgen,“ äußerte der greiſe Prieſter, und deutete auf ſeine ſilberweißen Haare. „Wenn ich dahin bin, möchte ich auch im Grimmenthal ruhen, und das wenige, was mein iſt von irdiſchem Gut, ſoll die Wallfahrtkirche erben. Euch, mein lieber und treuer

Auf dem Arbeitstiſche eines deutſchen Dichters ſtanden freundnachbarlich ein Weinglas und ein Tintenfaß beiſammen. Es bedarf kaum des Anführens, daß aus dem erſteren der Dichter trank und aus dem zweiten ſchrieb; niemals umgekehrt, ſonſt würde er in den ſehr ſchlimmen Ruf gekommen ſein, Tinte getrunken, und ſeine Schriften mit Wein geſchrieben zu haben. Vor beiden Mißgriffen hat ſich ein deutſcher Dichter und Schriftſteller außerordentlich zu hüten, abſonderlich aber vor dem erſteren.

Das Tintenfaß war groß, von ſchwarzgebeiztem polirtem Holze und hatte ein ſehr ehrwürdiges, altes Anſehen, indem ſich auf ſeiner Fläche, die keine Fläche mehr war, ſondern ein Hügel, vertrockneter Tintenſchlamm, mit Streuſand vermählt, faſt zum Berge gehäuft hatte, in deſſen Mitte wie ein dunkler Krater ſich eine trichterförmige Vertiefung hinabſenkte, kaum weit genug, die Feder in die im Bauche des Tintenfaſſes ruhende Tinte einzutauchen. Das Glas war viel, viel älter als das Tintenfaß, aber es war hell und rein, eine ganz jugendliche Geſtalt, und ſah mithin ſo jung aus, wie alte, aber ſchlanke und gut erhaltene Geſtalten ausſehen. Dieſe beiden ſahen ſich faſt täglich, und ihr Beſitzer wußte nicht, daß ſie ſich bisweilen, wenn es ganz ſtill war, und er fern, miteinander unterhielten, und auf einem ganz leidlich guten Fuße mit einander lebten, wie es nahen Nachbarn und Leuten ziemt, die nun einmal mit und neben einander leben müſſen. Aber an einem äußerſt heißen Sommertage, an welchem die Hitze in dem ſonſt kühlen Arbeitszimmer des Dichters die angenehme Höhe von zweiundzwanzig Grad Reaumür erreichte, die ganze Natur ſo zu ſagen dampfte und lechzte, und auch der Dichter zur Abkühlung einigemale mehr als ſonſt aus dem Glaſe getrunken hatte, überwältigte ihn in einer Nachmittagsſtunde, zumal die ganze Atmoſphäre elektriſch war, und Gewitter drohten, eine Abſpannung dergeſtalt, daß er ſich förmlich gezwungen fühlte, ſich ein wenig auf ſeine Ottomane niederzulegen, welches ſonſt gar nicht ſeine Gewohnheit war, nicht um zu ſchlafen, ſondern nur um zu ruhen, da die Hitze jede Thätigkeit und jede Bewegung unterſagte.

Es war ſo ſtill im Zimmer, daß man das ſumſen einer Mücke hätte vernehmen können; die Wanduhr bewegte ihren Perpendickel im gleichmäßigen Takt und die Taſchenuhr pickte vernehmlich laut, da hörte der Dichter mit einemmale, wie das Glas und das Tintenfaß mit einander in ein Geſpräch und gleich darauf in Streit kamen — wahrſcheinlich in Folge der großen herrſchenden Hitze

Das Glas nahm eine ganz ausſchließlich vornehme Stellung gegen das Tintenfaß an, und ſprach: Habe die Güte, und komme mir nicht zu nahe, denn wie Du ausſiehſt — na, ich wünſchte nichts, als Du könnteſt in einen Spiegel ſehen, und Deine Geſtalt betrachten, Du würdeſt einen Mohren erblicken, der zugleich ein Schornſteinfeger iſt. —

Schöne Dame! — entgegnete das Tintenfaß: wenn ich ſo eitel wäre in einen Spiegel ſehen zu wollen, ſo dürfte ich ja nur Sie anblicken: in Ihrem Glanze ſpiegelt ſich ja alles in dieſem Zimmer, warum nicht auch ein armes, altes Tintenfaß? —

Das Glas wußte nicht recht, ob es dieſe Antwort für Ernſt oder für Spott nehmen ſollte, daher beſann es ſich erſt ein wenig, bevor es erwiederte: Ich muß das leider geſchehen laſſen, daß ſich alles an mich herandrängt, und in meinem Abglanz ſich ſelbſt erblickt. Hinge es von meinem Willen ab, wem ich die Beſpiegelung als eine Gunſt vergönnen wollte, ſo würden gewiſſe Gegenſtände und Perſonen auf alle Fälle von dieſer Gunſt ausgeſchloſſen ſein.

Und ich zu allererſt, das kann ich mir wohl denken, ſprach ruhig das Tintenfaß. Darum iſt es gut, daß ich mich ſelbſt beſcheide, eine Tugend, die zu üben nicht jedermann gegeben iſt.

Wenn ich damit gemeint ſein ſollte, verſetzte das Glas: ſo finde ich die Lehre ſehr überflüſſig. Ich finde es in der Ordnung, daß ſich beſcheidet, wer nicht den geringſten äußern Vorzug beſitzt; wer nicht etwa nur in Dunkel gehüllt iſt, ſondern das Dunkel in Perſon vorſtellt; wer faſt nie von ſeiner Stelle gehoben wird, ſondern ſtets an der Scholle klebt; wer nie mit edler, ſondern ſtets mit ekler Flüſſigkeit gefüllt wird, mit ſchnöder Tinte, die aus ſchnödem Waſſer beſteht, aus häßlichen bittern Galläpfeln, aus abſcheulich ſauern Eiſenſalzen, nebſt der Brühe von widrigen Blauſpähnen, einer Flüſſigkeit, von der jeder Tropfen einen Fleck macht, und deren Behälter ich um keinen Preis der Welt ſein möchte.

Fleckenloſe Dame, Sie ſprechen ſehr viel in einem Athem! verſetzte das Tintenfaß. Ich bitte, ſchonen Sie ſich! Ich habe ſchon ſehr, ſehr viele Gläſer geſehen, in welchen die von Ihnen ſo verunehrte Tinte aufbewahrt wurde, man nennt ſie vorzugsweiſe Tintengläſer, und ich habe nie geſehen, daß die Tinte die Gläſer angefreſſen oder ſonſt beſchädigt hätte.

Ich würde mich zu Tode ſchämen und grämen, wenn mir das widerführe — entgegnete das Glas. Du mußt wiſſen, daß ich ein Weinglas bin und kein Tintenglas, daß ich folglich eine höhere Beſtimmung habe, denn ſo beſchränkt wirſt Du doch nicht ſein, Deine liebe Tinte, um die ich Dich ja gar nicht beneide, höher ſtellen zu wollen als den edlen Wein.

Ich habe nicht die Ehre — antwortete das Tintenfaß ſpöttiſch: Ihren Liebling, den edlen Wein zu kennen, ſo viel ich indeß wahrzunehmen Gelegenheit hatte, dient er doch eigentlich zu nichts, als den Durſt — ich gebe zu auf eine angenehme Weiſe — zu ſtillen — allein was iſt das gegen meine Tinte? Tinte regiert die Welt, iſt die Großmacht aller Großmächte. Tinte ſchreibt Geſetze, Tinte verbindet einzelne Menſchen und ganze Völker, die fern von einander wohnen. Tinte iſt überall!

Ja wohl und leider! — höhnte das Glas. Die Welt iſt vollkommen überall, wo der Menſch nicht hinkommt mit ſeiner — Tinte. Wird doch „in der Tinte ſitzen" ſprichwörtlich gebraucht, um ein großes Uebel zu bezeichnen! Sage mir doch, gelehrtes, ſchwarzes Tintenfaß, warum man ſo ſpricht? —

Liebes, weißes Glas! verſetzte das Tintenfaß: ich kann Dir dieß in der That nicht ſagen, denn ich habe noch nie in der Tinte geſeſſen, ſondern ſtets ſaß die Tinte in mir.

Du brauchſt nicht liebes Glas zu mir zu ſagen, denn Du liebſt mich ja doch nicht — warf das Glas verdrießlich hin. Wir paſſen einmal nicht zuſammen. Ich bin ein klarer, durchſichtiger, offener Charakter, Du — nun ich will nichts ſagen.

Ich werde Dir gleich beweiſen, gegenredete das Tintenfaß etwas empfindlich; daß ich auch kein verſchloſſener Charakter bin; Dir ſcheint es zu gehen, wie vielen Menſchen, die ihre baare und bündige Grobheit für Offenheit und Wahrheitliebe halten und ausgeben. Oh, oh, oh, ich kann auch offen ſein, ſehr offen, und ich ſage Dir, daß Du ſehr wohl thuſt, nichts ſagen zu wollen, ſo wirſt Du mindeſtens nichts nichtsſagendes ſagen!

Was Du nicht alles ſagſt! rief das Glas ſehr doppelſinnig aus.

Ich ſage die Wahrheit, doch ohne Schärfe. Tinte heilt böſe Finger, verſetzte das Tintenfaß.

Wir ſcheinen in recht gallenbitterer Stimmung! ſpöttelte das Glas.

Und wir in ſehr weinerlicher! verſetzte das Tintenfaß!

Wir leiden an der ſchwarzen Krankheit, ſprach das Glas.

Wir haben die Bleichſucht! erwiederte das Tintenfaß.

Wir ſind voll Gift und Galle! ſchalt das Glas immer heftiger.

Und wir ſind leer — gegenredete das Tintenfaß voll Ruhe.

Ich möchte vor Aerger zerſpringen! ſchrie das Glas.

Das wäre doch ſchade, da gäbe es Scherben! ſpottete das Tintenfaß.

Berſten möchte ich vor Zorn und Wuth! ſchrie das Glas ordentlich gellend.

Und ich möchte mich ausſchütten vor Lachen! Und am liebſten in Dich, eitles aufgeblaſenes Glas! — ſchalt das Tintenfaß.

Aufgeblaſen! ſchrie das Glas. Das iſt zu arg, zu toll! Habe ich mich ſelbſt aufgeblaſen oder that dieß der Glasblaſer, der mich formte, der mir die ſchlanke edle Geſtalt gab, die Mitte zwiſchen Lilie und Tulipane, den Kelch, ja den Kelch einer Blume? Ich bin der Kelch, darin die Weinblume duftet, in und aus dem die Quelle der Begeiſterung ſtrömt — ha — ich muß mich ſelbſt verachten, daß ich mich verſtimmen laſſe, über ein und durch ein — Tintenfaß. Wenn unſer Gebieter in die Fluth, die ich zu Zeiten umſchließe, den Finger taucht, und meinen Rand umfährt, töne ich Spährenmelodie, wer in Dich den Finger taucht — und deinen Rand umfährt — bringt keine Melodie hervor, er beſchmutzt ſich, das iſt alles!

Herrlichſter, kryſtallklarer, offenſter aller offenen Charaktere — erwiederte das Tintenfaß mit heiterer, ſpöttiſcher Ruhe: weshalb regſt Du Dich ſo auf? Weshalb wirfſt Du Blaſen? Weißt Du nicht, daß ein gutes Glas daran erkannt wird, daß es blaſenfrei iſt?

Ich will nichts mehr wiſſen! Schweige! herrſchte ſtolz das Glas dem Tintenfaße zu. Siehe mich an! In mich ſchliff des Künſtlers Hand eine Krone, das Zeichen höchſter Würde. Du biſt mir nicht ebenbürtig, Du biſt Plebs, biſt Diener des geiſtigen Proletariats.

Allen Reſpekt! Ich möchte eine tiefe Verbeugung machen, wenn ich dieß könnte, ohne Gefahr zu laufen, daß meine Tinte ausliefe! gab das Tintenfaß dagegen. Die Krone, deren Du Dich rühmſt, iſt allerdings ein Zeichen höchſter Würde, aber ſie iſt doch, wie Du zugeben wirſt, nicht die höchſte Würde ſelbſt, mindeſtens an Dir vermiſſe ich dieſe Würde ſehr. Ich wünſchte lebhaft, daß der Künſtler, der Dich ſchliff, noch ein mehreres an Dir gethan hätte. —

Unerträglich! ſchrie das Weinglas. Du willſt mich ungeſchliffen ſchelten, Du ungehobeltes, erbärmliches Tintenfaß!

Allerdings — ich bin weder geſchliffen noch gehobelt worden, verſetzte das Tintenfaß, ſtets in großer Ruhe: — aber ſieh mich einmal recht an, ich bin gedrechſelt, ich habe Politur — ich glänze —

Wie Stiefelwichſe! höhnte giftig unterbrechend das Glas, das ſich durchaus nicht beruhigen konnte. Iſt das nicht ein Glanz, nicht eine Pracht! Unten Wichsglanz, oben Schimmel, ein Wald voll Weisheit, ehrwürdiges Grau, eſelfarbig, und im Schooße die Sibylle, die verehrungswürdige Frau Tintenmutter.

Was giebt es, was giebt es? Wer nennt mich, wer nennt mich? ertönte eine vertrocknete Stimme in der Tiefe des Tintenfaſſes.

Das Glas erſchrak; das war die Stimme der Tintenmutter. Wenn letztere ſich in den Streit miſchte, ſo war es verloren, denn gegen die deutſche Tintenmutter kommt nichts auf und iſt mit ihr kein auskommen, zumal ſie die Eigenheit hat, alles zweimal zu ſagen.

Ich habe nichts und ſage nichts gegen achtbare Perſonen, lenkte eingeſchüchtert das Glas ein: ich habe es nur mit einem außerordentlich dickthuenden und ſich klug und weiſe dünkenden Tintenfaß, das ſich ſo hölzern benimmt, wie nur immer ein hölzernes Tintenfaß ſich benehmen kann gegen Leute vom Stande.

Vom Stande! lachte das Tintenfaß laut: Ich dächte doch unſer Stand und unſere Stellung wären ſich ganz gleich. Wir ſind eines Herrn, ſtehen auf einem Tiſche und ſo weiter. —

Es iſt das Stigma der Gemeinheit, Standesunterſchiede nicht willig anerkennen zu wollen — entgegnete das Weinglas: und gegen die höhere, beſſere und edlere Natur ſich aufzulehnen. Was zum Heller geſchlagen iſt, wird kein Thaler;

was ein Holz iſt, wird kein Glas. Nie habe ich von einem gläſernen Peter gehört, hölzerne Peter giebt es in Fülle, und was iſt ein Peter? Ein Peter iſt eine Verſinnbildung der Albernheit und Tölpelei.

Und was iſt ein Hohlglas? fragte jetzt gereizt das Tintenfaß. Hohlglas iſt kein Tafelglas, wenn es ſich auch in Geſtalt von Flaſchen und Bechern auf Tafeln drängt; kein Spiegelglas, wenn es ſich auch im Glanze ſeiner Eitelkeit beſpiegelt. Hohlglas iſt die Anmaßung, die ſich etwas rechts dünkt, die Spiegel-Glaskugel, die nur ſich aufbläht, und alles, was ſie auffangen kann, verkleinert!

Ach, Du armes, gebrechliches und zerbrechliches Hohlglas, faſt fange ich an, Mitleid mit Dir zu fühlen, ein leichter Stoß bringt Dich zum wanken, zum umfallen, zum zerbrechen, ich aber ſtehe auf dem, was die biedern deutſchen Menſchen mit wälſcher Zunge eine „ſolide Baſis“ nennen. Ich bin gleichſam ein geborenes „Fundament“ und da ich aus Kernholz gedreht bin, ſo bin ich naturgemäß das Sinnbild des kernhaften, tüchtigen, gegenüber Dir, dem ſchimmernden, vergänglichen. Ich bin die perſönliche Geſetztheit.

Ja wohl, Du geſetzter Tinten-Philiſter! daß Du nicht ſchimmerſt, ſondern nur ſchimmelſt, und daß Tinte auf Erden unvergänglich iſt, das iſt wahr, das ſei Gott geklagt! ſeufzte ironiſch das Weinglas. Was die Vergänglichkeit anlangt, ſo brüſte Dich nicht. Mich wirft ein Lufthauch um, Dich verzehrt ein Feuer. Schwerlich hat unſer Beſitzer uns beide verſichert, und wäre das, was hilft es uns; dann hat er es nicht gethan, uns zu erhalten, ſondern nur unſern Werth vergütet zu erhalten.

Es freut mich nur, und könnte mich faſt ſtolz machen, ſpöttelte darauf das Tintenfaß: daß Sie ſo gnädig und herablaſſend ſind, höchſtverehrtes Weinglas, von unſerm Werth zu reden, mir folglich auch ein Mindeſttheilchen Werth, Höchſtſich gegenüber — zuzugeſtehen! In der That, dieß iſt rührend, und ich bitte mir zu erlauben, einige ſchwarze Zähren der Rührung aus meinem Innern rinnen zu laſſen.

Du haſt gar nicht nöthig, zu ſpotten! verſetzte das Glas ganz ſchnippiſch. Bleibe Du, was Du biſt, und ich will bleiben was ich bin — aber von Dir ſo fern als möglich, denn ſchlechte Geſellſchaft verdirbt gute Sitten, einen Mohren und ein Tintenfaß wäſcht niemand weiß — wer Pech oder auch Tintenfaß angreift, beſudelt ſich, und ich bin nicht gern in ſo trockener hölzerner Geſellſchaft.

Fräulein Nachbarin! Ich muß mir auf das allerhöflichſte alle und jede Anzüglichkeit verbitten! rief jetzt bei dieſen Worten des Glaſes eine heiſſere Stimme aus, die nicht dem Tintenfaß angehörte. Ich habe mich mit Abſicht nicht in Ihren Streit mit dem Tintenfaß miſchen mögen, weil ich den Frieden und die Neutralität über alles liebe, allein wie geſagt, beleidigen laſſe ich mich nicht. Was wollen Sie ſagen mit der „hölzernen Geſellſchaft?“ Wir ſind nicht Ihre Geſellſchaft, wir drängen uns Ihnen nicht auf, Sie ſind zu uns auf dieſen Tiſch gekommen, nicht wir zu Ihnen. Wir waren immer da, ſind immer da. Sie können leicht gewechſelt werden, wir ſchwerlich. Sie ſind leicht zu erſetzen, wir minder leicht. Wir ſind hier im Rechte des Beſitzes, des Beſtandes. Wir ſind hier Standesperſonen, nicht Sie, wenn Sie es wiſſen wollen. Wollen Sie ſich ariſtokratiſch uns gegenüber zeigen, ſo müſſen Sie wiſſen, daß wir Patrizier ſind, denn ſchon alle Ur- Kirchen- und andere Väter, den einzigen Vater Noah vielleicht ausgenommen, bedienten ſich unſerer.

Doth, hinterlaſſe ich meine Bücher, die Ihr kennt, und die Euch zum Theil lieb geworden, dabei ſollt Ihr meiner gedenken, nicht mit Gebet allein, ſondern auch mit einem freundlichgeſinnten Herzen, wie es Euch eigen iſt.“

Zu dem geiſtlichen Herrn verlangte ein Abgeſandter des Kloſters Veßra gelaſſen zu werden und trat in der Perſon des Mönchs Gregor Seidenthal herein. Die Jahre hatte ihn wenig verändert; ein ruhiges und mäßiges, dabei einförmiges Leben ſichert dieſem ſelbſt meiſt eine lange, ſich gleichbleibende Dauer. Als Seidenthal ſich ſeines Auftrages, der nur kirchliche Angelegenheiten betraf, entledigt hatte, fragte er Melitor und Doth: „Habt ihr Herren ſchon die neue Mähr vernommen?“

„Welche?“ erwiederten jene beiden, und Seidenthal berichtete: „Zu Wittenberg hat ein Profeſſor, Martin Luther, Auguſtiner-Ordens, gegen den Ablaß gepredigt, und fünfundneunzig Sätze an die Schloßkirchthüre angeſchlagen, worin er unzählige Mißbräuche der Kirche bekämpft, oder zu bekämpfen verſucht. Es iſt darob ein großer Streit entbrannt, Sie müſſen wiſſen, daß man geſchrieben und geſtreut hat, ehe man Wein aus Glas trank!

Dieſe eifernde und ſcheltende Stimme gehörte Niemand an, als der treuen Nachbarin und Schweſter des Tintenfaſſes, der Streuſandbüchſe. Sie lebte zwar mit dem Tintenfaß nicht in ſtets ununterbrochener Eintracht, denn ſie hatte oft Anlaß, über daſſelbe unwillig zu werden, wenn ihr Gebieter eine zu volle Feder in ihren Krater und auf ihren reinen Sand ausſprützte, und das Tintenfaß gerieth in noch größeren Aerger über ſie, wenn derſelbe Mann überflüſſigen Sand vom Papier leichthin abſchnellte, ſo daß ungleich mehr davon auf dem Rande des Tintenfaſſes hängen blieb, als in die Streuſandbüchſe zurückkam, doch freute ſich das Tintenfaß jetzt im Grunde ſeines Herzens über die Hülfe, die ihm ſo unerwartet gegen das feindſelige Glas kam, und noch dazu von einer Seite her, wo es Hülfe nicht gehofft hatte.

Das Glas ſah mit einem ſtolzen faſt wegwerfenden Blick auf die Streuſandbüchſe, und höhnte:

Wer ſpricht denn da mit ſo überſtrömender Beredſamkeit? Ah — Sie — Frau Sandbüchſe. Hm! Gleich und gleich geſellt ſich gern, gleiche Lumpen gleiche Lappen; ſage mir, mit wem Du umgehſt, ſo will ich Dir ſagen, wer Du biſt. Man kehre doch und ſtreue Sand vor der eigenen Thüre, ehe man ſich um die Thüre der Nachbarn bekümmert. Es gehört viel Dünkel dazu, ſich ſo wichtig zu machen, wenn man weiter nichts in ſeinem Innern hat: als Streuſand.

O ja! — entgegnete alsbald die Streuſandbüchſe: Ich gebe zu, daß es angenehmer ſein mag, geiſtvoll zu ſein, als ſandvoll, allein mit noch ſo vielem Wein und Weingeiſt wird wenig oder nichts erreicht, während die ganze Weltgeſchichte lehrt, daß zu gewiſſen Zeiten von Großen großes erreicht wurde, wenn man den Menſchen beim rechten Zeitpunkte Sand in die Augen ſtreute. Auch werden Sie wiſſen, verehrteſte alte Fräulein Nachbarin, Verzeihung, wollte ſagen Fräulein, alte Nachbarin, daß es nicht heißt, das Leben verrinnt wie Wein, ſondern es verrinnt, wie Sand; Sand iſt mithin ein Bild des ganzen Lebens, während Wein nur das Bild eines vereinzelten Lebensgenuſſes iſt. Sanduhren gab es längſt, ehe es Räderuhren gab —

Sanduhren, die ohne Glas nicht ſein konnten, wenn Sie gütigſt erlauben wollen! fiel das Weinglas ein.

Nun ſehen Sie! triumphirte die Streuſandbüchſe: Da geben Sie mir ja ſelbſt Recht! In dieſen Sanduhrgläſern iſt nichts anderes und beſſeres, als was in mir iſt – folglich hat keins von uns beiden das Recht, ſich über das andere zu erheben, und das war es, was ich ſagen wollte.

Und was Sie in der That nicht nur ſagen wollten, ſondern auch geſagt haben, und zwar mit vielen trockenen Worten! rief das Glas.

Nun freilich, verſetzte die Streuſandbüchſe: ich bin nicht ſo feuchter, ewig durſtiger Natur, wie gewiſſe Leute; ich leide etwas an Rheuma, und Feuchtigkeit ſchadet mir. Ich liebe das trockene, bin für das trockene geſchaffen und halte dafür, daß das trockene den Vorzug vor dem naſſen verdient, da man mit Recht von jemand ſagt, der zu Gut und Geld, zu Glück und Vermögen gelangte: der hat ſein Schäfchen ins Trockene gebracht — eine Sache, welche man den „naſſen Brüdern“ faſt niemals nachrühmen kann.

Dieſer hitzige und witzige Zwieſprach zwiſchen dem Weinglas und der Streuſandbüchſe auf dem Tiſche des Dichters, hatte dem Tintenfaſſe Zeit gegeben, ſich in etwas zu erholen, es erhob jetzt auch wie dermit friſchem Muthe zu ſtreiten ſeine Stimme und rief:

Wäre es denn gar nicht erlaubt, auch einmal wieder zu Worte kommen zu können, verehrte Damen Nachbarinnen! Man iſt doch nicht allein auf der Welt und hier auf dieſem Tiſche. Ich meinestheils will gar nicht die Partei des gänzlich trockenen nehmen, denn mir könnte nichts ſchlimmeres begegnen, als auszutrocknen, allein ich darf auch ſagen, daß ein ſtets voller Zuſtand ſehr verachtet wird.

Bin ich etwa ſtets voll? fragte das Weinglas nicht ohne Heftigkeit, und beantwortete die Frage gleich ſelbſt: Nein, ich bin ſelten oder nie voll, denn dazu gelange ich gar nicht.

Undankbares Glas, ſchöner Charakter! rief das Tintenfaß! Dir iſt nichts heilig, Du biſt ohne alle Pietät! Schon vorhin äußerteſt Du Dich nachtheilig über unſern gemeinſamen Herrn, jetzt ſpöttelſt Du abermals über ihn, und ſeinen Durſt, daß er Dich nie voll ſtehen laſſe, ſondern ſtätig austrinke. Könnte ich in der Menſchenſprache reden, ſo würde ich ihm Deine Geſinnung offenbaren, und er würde Dich nehmen, und Dich an der erſten beſten Wand zerſchmettern!

Ha, ha, ha! ſchlug das Glas eine helle Lache auf: was ſo ein ſimples, ehrliches, altdeutſches Tintenfaß nicht alles wiſſen will. Da habe ich früher ganz andere Gläſer klingen und ganz andere Worte fallen hören. Ich habe im ſogenannten „Kreiſe froher, kluger Zecher“ gehört, daß Leute, die andern Leuten Treue geſchworen hatten, deren Vertrauen ſie genoſſen und durch die ſie ihren Lebensunterhalt bezogen, dieſen Leuten das allerbitterſte nachredeten, daß ſie dieſelben abgeſchafft oder mindeſtens mediatiſirt wiſſen wollten, um prahlhanſige Republikaner zu heißen oder Unterthanen eines Kaiſers zu werden, und da waren Profeſſoren, Conſiſtorialräthe und ſogar Miniſter darunter — und that allen nichts, wurde keiner zerſchmettert, blieben ganz und in ihren Stellen. —

Bis auf die, die nicht in ihren Stellen blieben! — ergänzte mit gewohnter Ruhe und innerlicher Behaglichkeit das geſetzte Tintenfaß.

Solche Dinge ſollte man nicht aufrühren, wie alten Tintenfaß! rief die Streuſandbüchſe: denn die, welche auch Schellenkappen trugen, auf großen Pferden ritten, die großen Lieder ſangen, und die großen Worte machten, ſchämen ſich nun, hören ſich ungern an ihre Thorheit erinnern, und nehmen ſolches erinnern ſchrecklich übel — wollen es nimmermehr geweſen ſein, ſagen der und der und der war ja auch nicht anders und beſſer! Wir waren allzumal angeſteckt von der politiſchen Tarantelſucht, einer wie der andere, und haben die Comödie mitgeſpielt, weil das Veitstanz-Miaſma in der Luft und in der Zeit lag.

Ich weiß überhaupt nicht, ſetzte das Tintenfaß dieſer Rede hinzu: weshalb es dem glänzenden Fräulein da drüben beliebt hat, das Geſpräch auf dieſen Punkt und dieſes unerquickliche Thema zu lenken; es ſollte mich doch ſehr wundern, wenn es nicht ſelbſt einmal mit geklungen hätte auf eine beſſere Zeit, eine Zeit der Freiheit und Einheit, mit obligatem ſchwarz-roth-gold!

Gewiß, das habe ich, und mit Freude, und mein Klang war ein voller und reiner — antwortete das Glas. Die neue verheiſſungreiche Zeit wurde begrüßt, wie ein ſchöner Völkerfrühling; daran freilich, als man auf ſie, ſie willkommen heißend anklang, und eine edle Freiheit der Geiſter, eine Einheit aller deutſchen Völkerſtämme gegenüber allen ihren ſtets feindlichen Nachbarn begründen zu können hoffte, dachte man nicht, daß gleich eine Schaar vaterlandsfeindlicher aufwiegleriſcher und räuberiſcher Geſellen voll Selbſtſucht und Habgier ſich erheben würde, um alles höhere zu erniedrigen, alles gute ſchlecht zu machen und alles beſtehende niederzureiſſen. Wie viele ſchlechte Tinte iſt damals verſprützt und verſchrieben worden!

Die Tinte iſt nie moraliſch ſchlecht, das bitte ich mir aus! zürnte bei dieſen Worten das Tintenfaß: nur die Schreiber ſind's bisweilen. — Und es wäre wohl manches ganz anders geworden und gekommen, wenn ſtatt allzuvielen Klingklangs, ſchreiens und ſchreibens entſchieden drein geſchlagen, und etwas mehr Sand verbraucht worden wäre! — fügte die Streuſandbüchſe hinzu.

Dieſe doppelſinnigen Worte empörten die in der Tiefe des Tintenfaſſes wohnende Tintenmutter und ſie rief kreiſchend herauf: Was iſt das? Was iſt das? Warum ſoll im lieben deutſchen Vaterlande nicht geredet, viel geredet werden? viel geredet und nicht auch viel geſchrieben, ja viel geſchrieben werden? Wozu iſt den Leuten eine Zunge gegeben, Zunge gegeben, als um zu reden, ja zu reden? Und wie ſollte ich beſtehen, ich beſtehen, wenn nicht fort und fort und drauf und drein geſchrieben würde? :|: Wozu wäre ich da? :|: Wozu wäre ich, die Tintenmutter, da? :|: (Dieſe Wiederholungszeigen deuten an, daß die Tintenmutter alles zweimal ſagte.) Wenn nicht fortdauernd geredet und geſchrieben würde :|:, ſo würde das ein unſägliches und unbeſchreibliches Unglück ſein! :|: Alſo kein unverſtändiger Streit über das unumgänglich nothwendige der Rede und der Schrift, vor allen der Schrift! :|:

Das Weinglas erſchrak nicht wenig, als es die keifende Stimme der Tintenmutter vernahm, und nun gewahren mußte, daß es drei Gegner habe, das geſetzte Tintenfaß, die löcher-

und wortreiche Streuſandbüchſe und die höchſt zungenfertige Tintenmutter, gegen welche niemand aufzukommen vermag. Die Geſchichte der Tintenmutter erwartet noch ihren Monographen, und ihre Stelle in der deutſchen Mythologie, denn die Zeit ihres Entſtehens reicht in den altgermaniſchen Mythenkreis hinein; jedenfalls iſt ihr Urſprung dunkel und ſie gehört in das Geſchlecht der Schwarzalfen. Sie iſt eine ſchwarze Erdgöttin, gleich der griechiſchen Demeter, eine ſchwarze Aphrodite, eine ſchwarze Diana, zugleich auch die wälſche Fee Beſana, die Kinderſchreckerin, denn alle Kinder graueln ſich, wenn ſie ſchreiben lernen ſollen. Sie iſt die isländiſche blaue und ſchwarze Göttin Huldra, die Mutter der Halbgöttinnen Thorgerda und Yrpa, welche Namen blaue Flecken bedeuten, von Schlägen oder von Tinte, blaue und ſchwarze. Sie iſt ein „Schrat“, das heißt ein ſchwarzes Schreckgeſpenſt, ein Waldteufel, angelſächſiſch Scritta, was auf die lateiniſche Wurzel scribere, ſchreiben, und die indo-germaniſche sanscritta — die heilige, dunkle, mythiſche Schrift zurückzuführen iſt. Sie wohnt nach der Mythe im Innern eines Felſen, der Srattaskar heißt, d. i. Schratt aller Schratte oder Schreck aller Schrecken, oder ganz einfach — ein Tintenfaß.

Nach dieſer mythologiſchen Abſchweifung, welche der Dichter, der dem Streite des Weinglaſes und Tintenfaſſes, der Tintenmutter und Streuſandbüchſe zuhörte, für ſich in Gedanken machte, vernahm er, daß das Weinglas hell aufſeufzte und zu zittern begann, ja es ſchien einer Ohnmacht nahe zu ſein, da es den drei vereinten Gegnern ſich nicht mächtig und nicht gewachſen fühlte.

Ach, wie ſchade, wenn das Weinglas umgefallen und hingeweſen wäre! — Aber ſiehe da, eine ganz unvermuthet laut werdende Stimme brachte ihm wieder feſte Haltung: Ich ſehe ganz klar — rief dieſe Stimme: daß hier eine Verſchwörung obwaltet, um im undurchſichtigen und getrübten Meinungskampfe meine liebe Verwandte und Freundin, das Weinglas, zu fällen, ihre durchſichtige Heiterkeit ihr zu rauben, und ſie zum Opfer eines ſchwarzen Planes zu machen. Dieſes werde ich nicht dulden, denn ich überblicke und durchblicke alles; ich werde dem Glaſe beiſtehen und mit doppelter Schärfe die Unbilden rügen, die dem unſchuldigen Glaſe, dem ich mich verwandt fühle, zugefügt werden.

Ah! Die Dame Brille! riefen Streuſandbüchſe und Tintenfaß, und die Tintenmutter ſchrie aus der ſchwarzen Tiefe herauf: Was will die Brille, was will die Brille? Sie hüte ſich vor trüber Färbung, vor trüber Färbung! Wenn ſie nicht ſtille, nicht ſtille, die Brille, ſo wollen wir ihr einen Klex anhängen, ja Klex anhängen, den ſie lange mit ſich herumtragen und an uns denken ſoll! :|:

Ich fürchte mich nicht vor euch und eurer ſchwarzen Rede und Geſinnung, ſprach die Brille ſehr ruhig: denn jeden Flecken, der an mir haftet, ſtreift unſer Gebieter ab von mir, und er hält mich ſtets rein, ſowie auch das Weinglas, ihr aber, Tintenfaß und Streuſandbüchſe, ihr bleibt wie ihr ſeid, und werdet nie gewaſchen, darum redet ihr auch ſo viel ungewaſchenes Zeug, und die Frau Tintenmutter vollends, die kann freilich nichts anderes, als andere beſchmutzen. Ich habe dem Streite, den ihr führt, vom Anfange an ſchweigend zugehört, und komme auf den alten Satz zurück —

Was alter Satz? alter Satz! — ſchrie zornig die Tintenmutter: damit ſoll wohl ich ohne Zweifel gemeint ſein, ich, ich, ich? Nun gut, bin ich der alte Satz, ſo will ich's bleiben feſt und treu und beharrlich, nicht weichend und wankend!

Aber keifend und zankend! entgegnete die Brille. Ich rede ja gar nicht von Ihr, es leuchtet mir auch gar nicht ein, warum ich von Ihr reden ſollte! Der alte Satz, den ich meine, iſt der vom Glaſe aufgeſtellte vom unſchönen Aeußern des Tintenfaſſes gegenüber ihm, dem Weinglas; und dieſer Satz bleibt unbeſtritten. Beſcheide ſich ein jedes in ſeiner Sphäre, und keines überhebe ſich. Du liebes Glas, bleibe was Du biſt, und wie Du biſt, ſtröme milde Lebenswärme in unſers Gebieters Bruſt. vertritt gleichſam die Schöpfung des Geiſtes, vertritt in erhabener Schönheit die Poeſie, das und nur das iſt Dein Beruf, ſo bleibſt Du die fleckenreine Lilie, deren Form des Künſtlers Hand Dir gab; eine ſtolze aufgeblaſene Tulipane ſollſt Du nicht ſein. Das Zeichen der Krone, das Du trägſt, bedeutet, daß Poeſie die Krone des irdiſchen Daſeins der Menſchen iſt, und daß allem hohen geboten iſt, auch nach dem edlen zu ſtreben. Hoheit kann kaum gedacht werden ohne Edelmuth Nun ziemt den Edlen nicht, ſich zu überheben, darum verachte nicht, werthes Glas, das nützliche Tintenfaß, wie Du vorhin gethan, und ſchilt es nicht ob ſeiner dunkeln Geſtalt!

Bravo! Die Fräulein Brille ſpricht gut und wie ein Buch, lobte beruhigt das Tintenfaß, das Glas fühlte die Belehrung der Wahrheit, die es von der Brille empfing, und ſchwieg. Die Brille aber fuhr fort: Das Leben der Civiliſation, wie es einmal iſt, kann ſo wenig ohne Proſa beſtehen, wie ohne Tinte. Gebräche es an Glas, ſo würde man Wein aus Gold- und Silberkelchen, oder aus Zinn- und Thonkrügen trinken, wie man vor Alters ohnehin häufig gethan, dieſe Geräthe werden dadurch nicht zu Weingläſern. Jedes Gefäß aber, in welches Tinte geſchüttet wird, wird ſogleich dadurch zum Tintenvas, — Vas heißt Geſchirr — nicht Tintenfaß, das iſt die Macht der Proſa über die Poeſie. Es giebt auch poetiſche Tinten, das ſind die farbigen, Gold-, Purpur-, grüne und blaue und rothe Tinte; nur die beiden letzteren ſind neben der ſchwarzen im Gebrauch. Die Amerikaner, obſchon ſie die Farbigen über alle Maßen verachten, bedienen ſich vorzugsweiſe der blauen Tinte, nicht weil ſie poetiſcher ſind wie die Deutſchen, ſondern im Gegentheil, weil ſie gern alles blau anlaufen laſſen. Deutſchland hat ſich den Satz und Schatz der ſchwarzen Tinte gerettet, alſo mindeſtens eine ſeiner Nationalfarben, die erſte und bedeutenſte, an der es eiſern hält, da Eiſen zumal ein Beſtandtheil ſeiner Tinte iſt, und Tinte iſt Deutſchlands Zuflucht für und für, tauſende und aber tauſende leben nur von ihr, in ihr und durch ſie; doch dürften auch die deutſchen Tintenfäſſer etwas beſcheidener ſein, als ſie gewöhnlich ſind, und das troſtloſe Geſchäft der Anſchwärzung minder üben, und die achtbare deutſche Tintenmutter dürfte ſich einiger Mäßigung befleißigen, und nicht ihr gallapfliches Weſen, ihren beliebten Gerbeſtoff, allzuſehr an Tag legen.

Ei ſeht doch! Ei ſeht doch! ſchrie die Tintenmutter. So eine junge, grasgrüne, naſeweiſe Brille will mir alten Frau Lehren ertheilen, Lehren ertheilen! Wohin guckt Sie denn, Jungfer Brille? Sehe Sie ſich doch vor, daß Sie nicht überſichtig wird! :|: Sehe Sie –

Ich ſehe Sie nicht, und das iſt mir lieb! unterbrach die Brille die ſcheltende Tintenmutter. Wie manche Leute den Wald vor Bäumen nicht ſehen, ſo ſehe ich vor Tinte die Tintenmutter nicht. Im Grunde iſt es am beſten, wenn Sie im Grunde bleibt, und ich wünſche Ihr wohl zu leben. Nur zu Ihnen noch ein Wort, Frau Streuſandbüchſe. Sie am allermindeſten dürfen ſich überheben und Streit ſuchen, denn Sie ſind nur geduldet, Sie ſind ein altes Ueberkommen, und werden nur noch hie und da bei Poeten, Alterthümlern und dergleichen Leuten gefunden. Danken Sie daher dem Himmel, wenn Sie hier nicht auch abgeſchafft werden! Zu Briefen an hohe Perſonen ſich des Streuſandes zu bedienen, gilt für Unſchicklichkeit, Unart und Mangel an Bildung. In keiner ehrenhaften, kaufmänniſchen Schreibſtube wird Ihresgleichen gelitten, da iſt längſt das beſcheidene Löſchblatt eingeführt, das geduldig alle überflüſſige Tinte einſaugt, und nie ſo anmaßend iſt, etwas von ſich zu geben. Das Löſchblatt iſt zwar ein Lump, aber ein anerkannter. Selbſt in den Canzleien, wo vor Zeiten das Geſchlecht der Streuſandbüchſen völlig herrſchend war, iſt es ſtark im abnehmen. Und in den Schulen wird Streuſand auch nicht mehr geduldet, und was nicht in den deutſchen Schulen geduldet wird, hat kein Recht zu beſtehen, — denn die Schule iſt gänzlich ausſchließlich und erkennt keine Gleichberechtigung an.

Ich hoffe, daß ich Sie nun allerſeits, ohne Sie zu beleidigen oder Ihnen zu nahe zu treten, zufrieden geſtellt habe, und daß wir alle Zeit gute Nachbarn und desgleichen bleiben.

Glas, Tintenfaß und Tintenmutter ſchwiegen und ſchienen ſchweigend einzuwilligen; auch die Streuſandbüchſe ſchien ſich zufrieden geben zu wollen. Sie rief blos, als die Brille ihre verſöhnende Rede geendigt hatte, doch nicht ganz ohne Gereiztheit, und um gleichſam auch der Brille nunmehr Schweigen anzuempfehlen: Punktum! Streuſand drauf! —

davon die Kunde ſich durch alle Lande verbreitet, und daran, wie wir hören, die ganze theologiſche Welt Antheil nimmt!"

„Ihr erzählt das mit einer Freudigkeit, mein Bruder, die mir mißfällig iſt," ſtrafte Molitor. „Der Ordensgeiſtliche ſoll ſich nicht kümmern laſſen die Händel der Welt, und der Einzelne ſoll nicht in die Religion des Friedens den Samen der Zwietracht ſäen. Dieſer Luther hat Uebel gethan nach meiner Einſicht und wird von ſeinen Obern gewiß zeitig genug zurecht gewieſen werden."

„Es ſoll ein ſehr gelehrter Mann ſeyn und kundig auf das Beſte der alten Sprachen. Dabei von feſtem Sinn und furchtlos," erwiederte Seldenthal.

„Um ſo ſchlimmer," entgegnete Molitor. Er wird ſich dann überheben ſeines eitlen Wiſſens, und meinen, daß er ſeine Kenntniß aus ſich ſelbſt und nicht von Gott habe, Dabei wird er, wenn er feſten Sinnes iſt, um ſo mehr in Hartnäckigkeit beharren."

Seidenthal ſchwieg, denn er wollte den alten,

Inhalt:

Die Ritter von der heimlichen Kreide . . . .
Ringlein und Perlennadel . . . .
Das heilige Meer . . . .
Adamanta . . . .
Ein Tag im verwünſchten Schloſſe . . . .
Der Meergeiſt, oder Mann und Frau auf der wüſten Inſel . . .
Weinglas und Tintenfaß . . . .

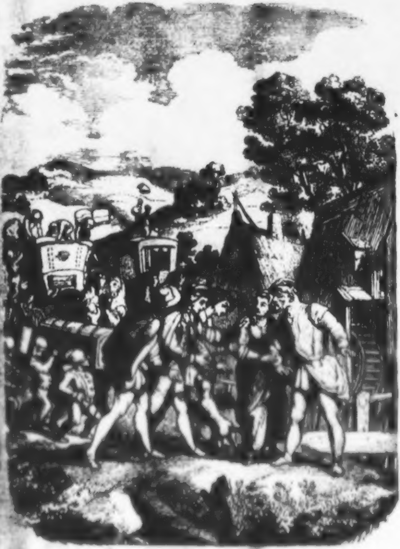
BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.

Seite:
5
39
75
133
159
205
229

[illegible]

Neues deutſches Märchenbuch.



Zwergenmützchen

Neues

Deutſches Märchenbuch.

Von

Ludwig Bechſtein.

Mit einem Titelkupfer.

Leipzig 1856.
W. Einhorn's Verlag.

Peſth 1856.
C. A. Hartleben.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Neues deutſches Märchenbuch

von

Ludwig Bechſtein.

eifrigen Mann nicht erzürnen, auch fürchtete er, wenn er allzulaut die Gedanken ſeines Innern frei werden ließe, einen ſchlimmen Bericht Molitors über ihn an den ſtrengen Abt. Als er aber wieder auf dem Heimweg war, kam ihm der Gedanke an den kühnen Luther gar nicht aus dem Sinn. Er begegnete unterwegs mehr als einem terminirenden Mönch und erzählte ihm jene Nachricht und forſchte ämſig, ob keiner etwas vom fernern Verlauf jenes Mönchſtreites gehört.

Doth beſprach ſich mit Molitor noch lange über die Zeit und deren Ereigniſſe, und oft wandte ſich ihr Geſpräch auf den verehrten Landesherrn, Fürſt Wilhelm. Dieſer war erſtarkt in Muth und Freudigkeit durch mannichfache Kämpfe. Er hatte mit großer Heeresmacht und zu ſeinem eignen großen Nachtheil den Pfalzgrafen Ruprecht von Baiern in deſſen Erbfolgekrieg gegen die baieriſchen Herzoge Albrecht und Wolfgang unterſtützt, auf derer Seite Kaiſer und Reich war. Fürſt Wilhelm aber war Ruprechts Milchbruder und hatte von Kindheit an in treuer Freundſchaft zu ihm gehalten. Ruprechts

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Vorwort.

Der deutſchen Jugendwelt übergebe ich ein neues Märchenbuch, neu nach der Auswahl der Stoffe, neu und völlig ſelbſtſtändig in der Behandlung.

Ueber den endlich feſtgeſtellten Begriff des Wortes Märchen habe ich ſchon öfter Anlaß gehabt, mich zu äußern, ſo in den Vorreden zur erſten und zur zwölften (erſten illuſtrirten) Ausgabe meines Deutſchen Märchenbuches, Leipzig, bei Georg Wigand, 1844 und 1853 — in der Abhandlung „Das Märchen und ſeine Behandlung in Deutſchland," in der Zeitſchrift Germania, die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der deutſchen Nation Leipzig, Avenarius und Mendelsſohn, 1852, Band 2, Lieferung 6, und endlich in meinem Buche „Mythe, Sage, Märe und Fabel im Leben und Bewußtſein des deutſchen Volkes." Leipzig, T. O. Weigel, 1854. 3 Theile. Seitdem habe ich dennoch fortwährend über die Form und die Natur des eigentlichen Märchens weiter nachgedacht, und habe gefunden, daß ein großer Theil der Märchen, ſelbſt in den beſten Sammlungen, keine Märchen, ſondern häufig nur Fabeln, Anekdoten, oder kleine Erzählungen (Novellen) ſind. Das eigenſte Element des Märchens iſt das wunderbare, wo dieſes fehlt, iſt ein wenn noch ſo gut erzählter und dichteriſch bearbeiteter Stoff kein Märchen. Es muß im Märchen etwas geſchehen, das im gewöhnlichen Leben nicht geſchieht, z. B. daß Thiere reden, daß Menſchen und Thiere ſich verwandeln oder verwandelt werden, daß Verſtorbene wieder erſcheinen, daß mythiſche Weſen oder auch Geſpenſter, Tode u. ſ. w. in den Kreis der Handelnden treten, daß der Teufel eine Rolle ſpielt, daß die Begabungen mit ungeheurer Kraft, mit Unſichtbarkeit und allem, was in das Gebiet der Wunſchdinge gehört, vorkommen. (Das Märchen leiht gerne vom heidniſchen Mythus ſeinen Schmuck; bisweilen auch vom chriſtlichen, und im letzteren Falle gewinnt es dann legendenartige Färbung, ohne deshalb ſelbſt Legende zu werden.)

Hauptſache iſt beim Märchen, mindeſtens nach meiner Anſicht: daß es jede Namhaftmachung einer beſtimmten geographiſchen Oertlichkeit vermeide, es wäre denn eine ganz allgemeine, wie Indien, Wälſchland, oder eine erdichtete, nicht vorhandene; denn durch dieſe oder durch Namennennung einer bekannten Perſönlichkeit tritt es alsbald in das Gebiet der Sage über. Auch die Sage verwebt ſich oft ſehr innig mit dem Elemente des wunderbaren und mit dem Mythus, aber das iſt eben der Hauptunterſchied zwiſchen ihr und dem Märchen, daß ſie dieſe Elemente auch miſſen kann, die Oertlichkeit aber kann die Sage kaum miſſen. Nennt aber das

Märchen, wie deren viele thun, Jeſus, Maria und einzelne Apoſtel, ſo wird es dadurch nicht zur Sage, denn wenn das Märchen ſich dieſer Perſonen aneignend bedient, ſo benutzt es nur Züge aus dem chriſtlichen Mythus, womit jedoch keineswegs geſagt ſein ſoll, die heiligen Ueberlieferungen des Chriſtenthums ſeien Mythen. Vielmehr ſind dieſe vom Märchen benutzten Züge aus dem deutſchen Volksthum hervorgegangen, und wurden in aller kindlichen Unſchuld erzählt, wie anderſeits in altüberkommenen magiſchen Formeln gegen Krankheiten deren hunderte beginnen: Jeſus und Maria, oder Jeſus und Sankt Petrus, u. a. gingen einmal mit einander in einen Garten, und dergl.

Ich habe indeß aus guten Gründen weder in mein erſtes Märchenbuch, noch in dieſes zweite einen der letzterwähnten mehr parabelartigen Stoffe aufgenommen, eben ſo in dieſes neue keinen einzigen Stoff der in meiner früheren Sammlung enthaltenen, und endlich verzichtete ich jetzt auf eine nur zu häufig begegnende Richtung im Kindermärchen: auf böſe Stiefmütter, und zwar aus einem vielleicht beachtungs- und empfehlenswerthen ethiſchen Grunde. Nichts leſen Kinder lieber als Märchen, und unter den vielen tauſend Kindern, in deren Hände alljährlich Märchenbücher gelangen, ſind gewiß ſehr viele ſogenannte Stiefkinder. Fühlt nun ein ſolches Kind, nachdem es eine Menge Märchen geleſen hat, darin böſe Stiefmütter auftreten, (die Stiefmütter der Märchen ſind durchgängig alle böſe) ſich irgend von der eigenen Stiefmutter — einerlei, ob verdienter oder unverdienter Weiſe, —

verletzt und gekränkt, ſo ſetzt ſich in der jungen Seele durch Vergleiche die Abneigung gegen ſeine Pflegerin feſt, und dieſe Abneigung kann ſo mächtig wachſen, daß ſie den Frieden und das Glück der Familie trübt, und die Herzen lebenslänglich einander entfremdet. Es wird alſo gut ſein, dergleichen Ideen durch Märchen nicht zu wecken und zu nähren.

Kein einziges der vorliegenden Märchen habe ich ſelbſt erfunden; ich entnahm die Stoffe theils mündlicher Ueberlieferung, theils Schriftquellen, bearbeitete ſie aber alle ſelbſtſtändig. Jeder Märchenſtoff bedingt ſeinen eigenen Erzählungston, der bisweilen ernſt und traurig, ſelbſt ſchaurig und erſchütternd ſein muß, bisweilen heiter, humoriſtiſch, ja ausgelaſſen luſtig werden darf. Dieß gut zu treffen iſt Sache des Erzählers, des Dichters. Man begegnet auch in den beſſeren Quellenſammlungen nicht ſelten trefflichen Märchenſtoffen, die jedoch matt erzählt ſind, und denen es zuletzt noch obendrein an einem rechten Schluß und Ende gebricht. Der innigen Verwandtſchaft zu und mit einander begegnet man überall; häufig klingt ein Märchen aus dem andern heraus, geht eins in das andere über. Das Märchen iſt in ſteter Wandlung begriffen; bald verliert es Einzelzüge oder läßt ſie fallen, bald nimmt es neue an, wie auch Ton und Farbe charakteriſtiſcher Heimath; ſo z. B. klingen in ächten Volksmärchen Tirols eine Menge derer wieder, die in der Sammlung der „Kinder- und Hausmärchen“ der Brüder Jacob und Wilhelm Grimm ſtehen, aber ſie ſind dort ſelbſtſtändig und tragen den nationalen Typus des Landes zur Schau, dem ſie angehören.

Ich nenne im nachfolgenden meine Quellen, denen ich die Stoffe dieſer Sammlung entnahm, und will auch in Kürze die Verwandtſchaft zu andern nachweiſen, wo ſie lebhaft hervortritt.

1. **Aſchenpüſter mit der Wünſchelgerte.** „Jahrbücher des Vereins für Meklenburgiſche Geſchichts- und Alterthumskunde. Herausgegeben von G. C. F. Liſch.“ 5. Jahrgang 1840. Man könnte glauben, dieſes Märchen deute nach dem bekannten Aſchenbrödel hin, es iſt dies aber kaum mit einem Zuge der Fall, eher könnte der Eingang entfernt an das „Nußzweiglein“ denken laſſen.
2. **Das Natterkrönlein.** Aus bekannter überall lebender Volksſage vom Otterkönig hervor gegangen, hier mit Benutzung von Ignaz und Joſef Zingerle: „Kinder- und Hausmärchen aus Süddeutſchland.“ Innsbruck und Regensburg 1852 und 1854. II. S. 106. „Die Krönlnatter.“ Dort ohne rechten Schluß. Ich habe es erweitert und abzurunden geſucht.
3. **Das klagende Lied.** Nach Th. Haupts „Zeitſchrift für deutſches Alterthum.“ III. S. 35. Dieſes ſchaurige Märchen hat Verwandtſchaft mit dem: „Der ſingende Knochen,“ bei Grimm: K. u. H. M. 28. und zum „Machandelbaum,“ iſt aber dennoch völlig ſelbſtſtändig.
4. **Schneider Hänschen und die wiſſenden Thiere.** Nach J. W. Wolf: „Deutſche Märchen und Sagen.“ Leipzig 1845, Nr. 4. Das verrathene Geheimniß. Erinnert an K. u. H. M. 107. Die Krähen, iſt aber durchdachter und abgerundeter wiedergegeben.
5. **Sonnenkringel.** Vielfach mündlich umgehend; bei Grimm, K. u. H. M. 115. „Die klare Sonne bringt's an den Tag.“ Verwandt in ſeiner ethiſchen Beziehung mit „Das Rebhuhn“ in meinem D. M. B.
6. **Der ſtarke Gottlieb.** Nach mündlicher Ueberlieferung aus dem obern Saalthale — begegnet in mannichfaltiger Veränderung, es iſt der Zug des Sieges der Roheit und der ungeſchlachten Kraft gegen die Verfeinerung, aber auch des Naturſinnes gegen Ranke, Falſchheit und Argliſt.
7. **Gevatterin Kröte.** Mündlich im Voigtlande; dort mit örtlichem Anklang, halb Sagen- halb Märchenſtoff.
8. **Seelenlos.** Keineswegs, wie der Titel vermuthen laſſen könnte: „Der Mann ohne Herz.“ Nach J. W. Wolf, a. a. O. Nr. 20. Ohne-

ſeele;“ verwandt im Eingange mit deſſen 23. „Die dankbaren Thiere.“ Ich dichtete es völlig um.

9. Der undankbare Sohn. Aus gleicher Quelle, 35. „Die Schlange am Halſe.“ Wolfs Schluß iſt matt, ich gab ihm Rundung und Vollendung.

10. Das Hellerlein. Volksmündlich; in Thüringen und Heſſen. Bei Grimm: „Der geſtohlene Heller.“ Wie der ethiſche Zug der Reue, der durch dieſes Märchen klingt, verbreitet iſt, zeigt eine Sage aus Bachdorf im Werrathale. Dort nahm ein Bauer heimlich aus dem Klingelbeutel einen Dreier, nahm ſich aber dieſe That dann ſo zu Herzen, daß er ſchwermüthig wurde, nur immer ſeufzte und nichts weiter ſprach als: Ach das Dreierlein! Ach das Dreierlein! bis er ſich aus Melancholie in einen Brunnen ſtürzte.

11. Der ſchwarze Graf. Aus den oben angeführten Mecklenburg. Jahrbüchern a. a. O. Steht ſelbſtſtändig und eigenthümlich als ächtes Schauermärchen da.

12. Vom Büblein, das ſich nicht waſchen wollte. Findet ſich auch bei den Br. Zingerle, am oben a. O. 1. S. 41. 7. „Der hölliſche Thorwartl.“ Dort völlig ohne Pointe. Aehnelt dem M. bei Grimm, K. M. 100. „Des Teufels rußiger Bruder,“ welches aber mehr ausgeſponnen iſt.

13. Das winzige, winzige Männlein. Nach mündlicher Mittheilung aus dem Saalthale. Die gemeinſame Wanderſchaft von Dreien begegnet häufig in den Märchen, ebenſo iſt ein wahres Element derſelben das einſame Waldhäuschen, nicht minder der faſt unvermeidliche Menſchenfreſſer. Vergleiche Wolf, a. a. O. 13. Trotz dem vorhandenſein aller dieſer Züge iſt dieſes Märchen dennoch ſelbſtſtändig.

14. Die ſchlimme Nachtwache. Bei Br. Zingerle II. 350. „Die ſchlimme Wirthin.“

15. Der gaſtliche Kalbskopf. Nach d. Mecklbrg. Jahrb. a. a. O. wo es aber keinen rechten Schluß hat

16. Die ſcharfe Scheere. Volksmündlich in Franken, und zw[illegible]mit localer Farbung; es iſt dieſer Sagenſtoff aber ſo ächt märchenhaft, daß ich denſelben gern in die vorliegende Form umdichtete.

17. Das tapfere Bettelmännlein. Bei d. Br. Zingerle, II. 2. Scheint Nachhall des „tapfern Schneiderlein,“ iſt aber völlig umgebildet

und der Tiroler Bergnatur angepaßt. Ich habe in meiner Niederſchrift ihm volle Selbſtſtändigkeit zu geben verſucht.

18. Zwergenmützchen. Bei Wolf a. a. O. 13. „Der Zwergenberg." Die unſichtbar machende Tarnkappe der Zwerge begegnet häufig, ſowohl in Märchen, als auch in Sagen. Bei Wolf iſt der Stoff etwas dürftig, ohne Noth töden die Zwerge zwei der Brüder, und der Schluß fehlt völlig; von der Tochter des Müllers, die doch am Eingange ihres Vaters Augapfel genannt wird, iſt gar nicht wieder die Rede. Ich habe das Märchen erweitert und ihm einen paſſenden Schluß gegeben.

19. Der Wandergeſelle. Mündlich aus dem Saalthale. Es hat Verwandtſchaft mit „Die drei Hunde" in meinem D. M. B. und mit andern, doch iſt der Zug mit der zu erlöſenden Königstochter ganz verändert, die Namen der Hunde ſind andere, und der Stoff iſt offenbar urſprünglich, ja man könnte dieſes Märchen ein Doppelmärchen nennen. Auch ein Zug vom „Schmied von Jüterbogk" findet ſich darin vor. Wenn jemand Luſt hat, zu tadeln, daß ich den Schluß launig hielt und in etwas ihn moderniſirte, mag er's thun. Kein Märchen iſt an eine beſtimmte Zeit gebunden, es kann in älteſter, wie in neueſter Zeit ſpielen, je nach des Dichters Belieben, nur muß, ſo weit dieß möglich, der Ton der Erzählung ein der gewählten Zeit angepaßter ſein.

20. Marien-Ritter. Nach v. der Hagen: Geſammtabenteuer. Stuttgart und Tübingen. 1850. III. 74. Mittelhochdeutſches Gedicht von legendenhafter Färbung, das ich in Proſa umwandelte.

21. Vom Knaben, der das hexen lernen wollte. Aus den Meklenb. Jahrb. a. a. O. Es hat viel eigenthümliches, doch erinnern die Züge der mannichfachen Verwandlung an mehr als ein verwandtes Märchen.

22. Die drei Wünſche. Verwandt mit einem mittelhochdeutſchen Gedichte in den bei 20. angeführten Geſammtabenteuern; II. 37. geht aber auch volksmundlich in Thüringen und Heſſen um. Bei Grimm K. u. H. M. iſt es 87. „Der Arme und der Reiche." dort ſind der Armen [illegible]i, Mann und Frau. Ich habe in meine Darſtellung die Züge des [illegible]telhochdeutſchen Gedichtes eingewebt, und dem ganzen ſelbſtſtändige Behandlung angedeihen laſſen.

23. Die Kuhhirten. Nach den Meklenb. Vereins-Jahrb. a. a. O. Auch bei Grimm: K. M. 173. „Rohrdommel und Wiedehopf." Dort ſehr kurz.

24. **Das Unentbehrlichſte.** Bei d. Br. Zingerle a. a. O. Th. I. 31. „Nothwendigkeit des Salzes." Man thut nicht wohl, das, was das Geheimniß eines Räthſels iſt, ſeine Löſung, dem Leſer gleich als Titelüberſchrift vorzuziehen. Ich habe geſucht, dem Märchen mehr dramatiſches Leben zu geben, als die Erzähler meiner Quelle gethan.

25. **Der Fiſchkönig.** Jahrb. d. Meklenb. Vereins, a. a. O. bei Grimm: K. M. 172. „Die Scholle." An beiden Orten faſt allzukurz.

26. **Die Schlange mit dem goldenen Schlüſſel.** Vielfach abgewandelt im Volksmunde, wie in Büchern.

27. **Die goldene Schäferei.** Volksmündlich im Orlagau, und zwar dort mit örtlichem Anklang. Es iſt aber offenbar mehr romantiſches Märchen, als Sage. W. Börner theilt es zuerſt, aber ſehr ausgeſchmückt mit in ſeinen „Volksſagen aus dem Orlagau ꝛc." Altenburg, 1838, und da mir daran lag, zu erfahren, was er hinzugedichtet, ſo fragte ich brieflich deshalb bei ihm an, und er ſchrieb mir: „In der Sage von der goldenen Schäferei iſt alles Volksüberlieferung bis auf die Ausſchmückung des Heimchenreiches und die vorkommenden Zwiegeſpräche. Sie können die Sage noch allenthalben in der Umgegend erzählen hören. „Ich mußte bei meiner Umdichtung der Sage in ein Märchen die vielen örtlichen Beziehungen hinweglaſſen, und that dieß um ſo lieber, als mir manches äußerſt zweifelhaft erſchienen.

28. **Die verwünſchte Stadt.** Eigentlich Alpenſage aus der Nähe des Matterhorns; aber angehaucht vom Zauber der Märchenpoeſie. In meinem Deutſchen Sagenbuche Nr. 18. Hier von mir erweitert und in düſterer Färbung gehalten.

29. **Schab den Rüſſel.** Der Name eines Hauſes in Wien, daher dort volksmündlich; Andeutung des märchenhaften Elementes in: Emil: „Romantiſch hiſtoriſche Skizzen aus Oeſterreichs Vorwelt." Wien, 1837, aber dort äußerſt dürftig, matt und ohne Spitze.

30. **Der redende Eſel.** Ein Rübezahlmärchen, dem alten Buche „Der ꝛc. Schleſiſche Rübezahl" ꝛc. Breslau und Leipzig, 1728, entnommen. Ich habe es ein wenig erweitert, dramatiſcher gehalten, und die örtliche Benennung zugleich mit dem Namen des B[illegible]es hinweg gelaſſen.

31. **Der fromme Ritter.** Volksmündlich, begegnet auch als Localſage. Ich behandelte den Stoff ſchon früher als Romanze, in m. Gedichten, Frankfurt, Sauerländer 1836, unter gleicher Ueberſchrift.

32. Der wandernde Stab. Dieſen ächten ernſten Märchenſtoff fand ich in einer Nummer des Morgenblattes 1856, als Schleswig Holſteiniſche örtliche Sage nebſt Bruchſtücken eines Volksliedes, aber ohne die Beziehung auf Ahasver, die ich hinzu that, um dem Stoffe mehr Gewicht und Haltung zu geben.

33. Die Wünſchdinge. Nach Wolf a. a. O. 26. „Von vier Wunſchdingen." Der Wunſch und das Wünſchelweſen ſind geheimnißvolle Elemente in vielen Märchen, ich möchte ſagen: mythiſche Elemente, da Wuotan ſelbſt Wunſch heißt. Das Wünſchtüchlein erinnert an das Märchen von „Rolands Knappen," an das Märchen vom „Tiſchgen decke Dich," und dergleichen. Ich habe verſucht, einigen Humor einzuweben, zu welcher Behandlung der Stoff ſich ungeſucht bot, den Wolf etwas ſehr trocken giebt.

34. Das blaue Flämmchen. Nach J. W. Wolf: „Heſſiſche Sagen." Göttingen. 1853. Nr. 145. „Erlöſte Seele." Hat keine Verwandtſchaft mit dem Grimmſchen K. M. 116. „Das blaue Licht."

35. Undank iſt der Welt Lohn. Mündlich, aus dem obern Saalthale. Daſſelbe Märchenelement, was in dem K. M. 27. „Die Bremer Stadtmuſikanten" enthalten iſt, nur daß dort der Hauptträger des meinigen, der Bäckergeſelle fehlt, und die Füchſe Räuber ſind.

36. Der fette Lollus und der magere Lollus. Dieſen ächten und ganz eigenthümlichen Märchenſtoff entnahm ich Wolfs Heſſiſchen Sagen. 229. Lollus. Dieſer Lollus dürfte kaum Bezug zu dem angeblichen Gotte der Franken gleichen Namens haben, wie der Verfaſſer, indem er in den Anmerkungen auf meinen „fränkiſchen Sagenſchatz" hinweiſt, zu vermuthen ſcheint.

37. Die Adler und die Raben.

38. Vom Haſen und dem Elephantenkönige.

39. Von einem Haſen und einem Vogel.

40. Von einem Einſiedel und drei Gaunern.

41. Der liſtige Rabe.

42. Der Dieb und der Teufel.

43. Die verwandelte Maus.

44. Der Raben Argliſt und Rache.

bilden zuſammen eine Thiermärchenkette, wie ich deren in meinem oben erwähnten deutſchen Märchenbuche auch einige gegeben habe. Die Quelle iſt das alte treffliche Buch: „Der alten Weiſen Exempel" ꝛc. das

Vater hatte ihn wie ſeinen eignen Sohn gehalten und in allen ritterlichen Dingen unterrichtet. Daher wollte Wilhelm lieber des Kaiſers Zorn auf ſich laden, als undankbar erſcheinen, und zog mit vierhundert Pferden dem Pfalzgrafen zu, dem ausdrücklichen Verbot des Kaiſers zuwider, und gelangte auch nach manchem Streit und Mühſal zu ihm und half ihm ein ganzes Jahr lang. Darüber ſtieg er zwar in der Achtung ſeiner Freunde und Waffengenoſſen, fiel aber in des Kaiſers Acht und ward mit dem päpſtlichen Bann bedroht. Endlich ſtarb aus Kummer der arme Pfalzgraf und ſeine Gemahlin mit ihm, und Fürſt Wilhelm blieb an fünf Jahre in der Acht und hatte namhaften Verluſt davon. Dafür erblühten ihm andere Freuden. Sein gottesfürchtiges und frommes Herz hing feſt an dem Glauben, daß die Fürbitten frommer Männer und Kloſterbrüder wirkſam ſeyen im Himmel, und daß man für Geld der guten Werke ganzer Kloſtergeſellſchaften, geiſtlicher Orden und Verbrüderungen theilhaftig werden könne, ein Glaube, welchen jene Geiſtlichen gern und fleißig nährten und erhielten.

hervorgegangen iſt aus indiſchen Ueberlieferungen, und ſeit undenklichen Zeiten ſeine reiche Stofffülle der ſpäteren Benutzung darbot. Der urſprüngliche Verfaſſer ſoll ein Bramine, des Namens Sindbad oder Sentabar geweſen ſein.

Ich habe mit Beibehaltung der Eigenthümlichkeit der alten deutſchen Bearbeitung, die ſo ſchlicht und einfach und allverſtändlich iſt, und mit Hinweglaſſung einiger für Kinder nicht paſſenden Erzählungen ſehr wenig abgeändert, nur hier und da gekürzt und den Styl ein wenig geglättet.

45. Die beiden Brüder. Nach mündlicher Ueberlieferung im Saalthale. An die Stelle des Wunderbaren, welches in dieſem Märchen eigentlich unvertreten iſt, tritt die Großartigkeit der Dummheit, mit ihrer komiſchen Wirkung. Dummheit, in das phantaſtiſche Gebiet übergetrieben, vermag völlig überraſchend und wunderbar zu wirken.

46. Schlange Hausfreund. Mündlich umgehend, doch auch in Büchern begegnend; als örtliche Sage in Lauingen heimiſch, ſ. m. Deutſches Sagenbuch, 961. „Die Schlange als Gaſt.“ Ich entnahm der Sage den rein märchenhaften Zug, daß die Schlange mit der Katze Freundſchaft ſchließt, wodurch ſich die folgenden Märchen verbinden ließen.

47. Die Schlangen-Amme. Mündlich und auch in Büchern. Von mir unter gleichem Titel als Gedicht bearbeitet. (Gedichte, 1836, S. 180 u. f. In Schwaben begegnet derſelbe Stoff als Localſage. D. S. B. 942) er iſt aber ſo völlig märchenhaft, daß ich ihn gern in den Kreis dieſer Märchen gezogen habe.

48. Klare-Mond. Nach einigen Motiven in J. W. Wolfs D. S. u. M. darin Hexenſagen mit Vorliebe behandelt ſind; es wurden Züge von 151. „Die Katzenlinde“ und von 154. „Klaren Mondſchein trinken,“ mit einander verbunden. Der Schluß erinnert an „Des Bi[illegible]ofs Katze.“ D. S. B. 421.

[illegible]. S[illegible]baut. Nach einem Tiroler Märchen, das die Brüder Zingerle mündlich in Abſam hörten. (Kinder- und Hausmärchen aus Süddeutſchland. 2. Sammlung. S. 173.) „Die Schlange.“ Ich habe es in etwas gekürzt, und die Verwandlungsſcenen lebendiger gehalten. Der letzte Zug erinnert unter andern an „Das blaue Flämmchen,“ Nr. 34 dieſer Sammlung. Die Märchen 46 bis 49 habe ich zu einer kleinen Kette verbunden.

50. Das Ducaten Angele. Mündlich im Saalthale, völlig originell, und ächtes Kindermärchen; ich habe nur einige allzudraſtiſche derbvolkſthümliche Züge tilgen oder mildern müſſen, dafür andere erweitert, und es völlig zu meinem Eigenthum gemacht, auch die Namen gab ich dazu. Das Angele deutet nach den Wunſchdingen, wie der Heckepfennig, das Galgenmännlein u. dgl. aber ohne grauſigen dämoniſchen Beiſchmack, den das letztere hat.

Das moraliſche Element, welches unſern deutſchen Volks- und Kindermärchen zum größeren Theil innewohnt, will ich hier nicht des breiteren auseinander legen. Verſtändige Aeltern und Erzieher werden deſſen auch in dieſer Sammlung in Fülle finden. Schon die Weisheit der älteſten Völker hüllte tiefeindringliche ethiſche Lehren in das Gewand des harmloſen Märchens. Ich ſchließe auch dieſe Sammlung mit dem Wunſche, daß ſie nützend, wie erfreuend wirken möge.

Meiningen, im September 1856.

Ludwig Bechſtein.

Zur Beachtung.

Verfaſſer und Verleger dieſes Märchenbuches verbitten ſich allen und jeden Nachdruck einzelner Stücke deſſelben in Sammlungen, Zeitblättern u. dgl. unter Androhung gerichtlicher Belangung literariſcher Freibeuter. Ebenſo wird das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen ausdrücklich vorbehalten.

Inhaltsverzeichniß.

		Seite
1.	Aſchenpuſter mit der Wunſchelgerte	1
2.	Das Natterkrönlein	11
3.	Das klagende Lied	16
4.	Schneider Hanschen und die wiſſenden Thiere	24
5.	Sonnenkringel	39
6.	Der ſtarke Gottlieb	42
7.	Gevatterin Kröte	54
8.	Seelenlos	56
9.	Der undankbare Sohn	65
10.	Das Hellerlein	69
11.	Der ſchwarze Graf	71
12.	Vom Büblein, das ſich nicht waſchen wollte	77
13.	Das winzige, winzige Männlein	79
14.	Die ſchlimme Nachtwache	85
15.	Der gaſtliche Kalbskopf	87
16.	Die ſcharfe Scheere	100
17.	Das tapfere Bettelmännlein	113
18.	Zwergenmützchen	120
19.	Der Wandergeſelle	130
20.	Marien-Ritter	148
21.	Vom Knaben, der das hexen lernen wollte	151
22.	Die drei Wünſche	157
23.	Die Kuhhirten	168
24.	Das Unentbehrlichſte	171
25.	Der Fiſchkönig	176

Seite
26. Die Schlange mit dem goldenen Schlüſſel 180
27. Die goldene Schäferei 182
28. Die verwünſchte Stadt 192
29. Schab' den Rüſſel 196
30. Der redende Eſel 204
31. Der fromme Ritter 211
32. Der wandernde Stab 213
33. Die Wünſchdinger 223
34. Das blaue Flämmchen 237
35. Undank iſt der Welt Lohn 240
36. Der fette Lollus und der magere Lollus 250
37. Der Adler und die Raben 257
38. Vom Haſen und dem Elephantenkönige 264
39. Von einem Haſen und einem Vogel 270
40. Von einem Einſiedel und drei Gaunern 276
41. Der liſtige Rabe 279
42. Der Dieb und der Teufel 283
43. Die verwandelte Maus 287
44. Der Raben Argliſt und Rache 291
45. Die beiden Brüder 294
46. Schlange Hausfreund 298
47. Die Schlangen-Amme 302
48. Klare-Mond 307
49. Siebenhaut 312
50. Das Ducaten-Angele 318

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

1.

Aſchenpüſter mit der Wünſchelgerte.

Es war einmal ein reicher Mann, der hatte eine einzige ſchöne Tochter, welche er über alle Maaßen liebte. Seine Frau war geſtorben. Die Tochter war außerordentlich ſchön und was ſie nur immer wünſchte, das gab ihr der Vater, weil er kein größeres Glück kannte, als ſein Mägdlein zu erfreuen, vielleicht auch, weil ſie ein Wünſchelfräulein war, dem jeder Wunſch ausging. — Schenke mir ein Kleid Vater, das von Silber ſteht, ich will Dir auch einen Kuß dafür geben! ſprach eines Tages die Tochter zum Vater, und ſie empfing bald das Kleid, und der Vater empfing ſeinen Kuß.

Schenke mir ein Kleid lieber Vater, das vom Golde ſteht! ſprach die Tochter bald darauf, und ich will Dir zwei Küſſe geben.

Auch dieſen angenehmen Tauſchhandel ging der Vater ein.

Schenke mir ein Kleid, das von Diamanten ſteht, liebſter Vater und ich will Dir drei Küſſe geben! bat wiederum die Tochter, und der Vater ſagte ihr: Du ſollſt es haben, aber Du machſt mich arm.

Der Vater ſchaffte das Kleid, und die Tochter fiel ihm dankend um den Hals, und küßte ihn dreimal, und rief: Nun, herzgoldener, herzallerliebſter Vater, ſchenke mir eine Glücksruthe und Wünſchelgerte, ſo will ich ſtets Dein Goldkind ſein, und alles thun, was ich Dir an den Augen abſehen kann!

Mein Kind, ſprach der Vater: eine ſolche Gerte habe ich nicht, auch wird ſie ſchwer zu bekommen ſein, doch will ich mein Glück verſuchen, Dich ganz glücklich zu machen.

Da verreiſete der Vater und nahm ſein letztes Vermögen mit, und forſchte nach einer Wünſchelgerte, aber kein Kaufmann hatte dergleichen feil. So kam der Mann weit in ein fernes Land, da fand er von ohngefähr einen alten Zauberer, und hörte, daß dieſer eine Wünſchelgerte beſitze. Dieſen Zauberer ſuchte der nur zu gute Vater auf, und trug ihm ſein Anliegen vor, und fragte, was die Gerte koſten ſolle?

Der alte Zauberer ſprach: Wenn die Menſchen Wünſchelgerten mit Gelde kaufen könnten, ſo würde es auf Erden bald keinen Wald mehr geben, und wenn auch jedes Bäumelein und jedes Zweigelein eine ſolche Ruthe wäre. Der eine ſolche Gerte empfängt, opfert ſeine Seele, und ſtirbt drei Tage nachher, wenn er ſie aus der Hand gegeben, es wäre denn er gäbe ſie jemand, der auch ſeine Seele dafür zu opfern gelobt und bereit iſt. Dann geht die Seele des Beſitzers frei aus.

Gut, ſprach der Vater jener Tochter. Meinem Kinde zu Liebe ſcheue ich das verlangte Opfer nicht. Gieb mir die Gerte! — Der alte Zauberer ließ den Mann ſeinen Namen in ein Buch ſchreiben, und erfüllte ſein Verlangen. Die weite Reiſe nach der Gerte zehrte den letzten Reſt des Vermögens des reichen Mannes auf, der alles an die Tochter gewendet, aber es war ihm einerlei. Sie nur durch Erfüllung aller ihrer Wünſche glücklich zu ſehen, war ſein einziger Wunſch und Gedanke. Es iſt gut, dachte er: wenn ich ſterbe, denn ſie würde doch noch mehr wünſchen, und wenn ich ihr nun keinen Wunſch mehr erfüllen könnte, würde ich ſelbſt ſehr unglücklich ſein.

Mit größter Freude empfing die Tochter aus ihres Vaters Hand, den ſie mit Sehnſucht zurückerwartete, die Wünſchelgerte, und wußte nicht, wie ſie ihm danken ſollte.

Aber nach drei Tagen hatte die Tochter einen neuen Wunſch. Sie hatte von einem überaus ſchönen Prinzen gehört, der in einem fernen Lande wohne, ſehr reich und aller Liebe würdig ſei. Den wollte ſie gern zum Gemahl haben.

Der Vater aber ſprach: Meine geliebte Tochter, ich gab Dir alles, was ich beſitze, und für Deine Wünſchelgerte gab ich Leib und Leben, ja meine Seele dahin. Ich ſcheide von Dir; ſchaffe Du Dir den Prinzen ſelbſt, den Du Dir wünſcheſt, lebe glücklich und denke mein in Liebe. Mit dieſen Worten neigte der Vater ſein Haupt und verſchied. Seine Tochter beweinte ihn aufrichtig und ſchmerzlich, und ſprach: einen beſſern Vater hat es nie gegeben! — Und darin hatte ſie ſehr recht.

Als nun der Vater dieſer Tochter zur Erde beſtattet war, blieben ihr nicht Verwandte, nicht Geld und Gut. Da that ſie ein Alltagskleid an, das war ein Krähenpelz, nahm ihr Silberkleid, ihr Goldkleid und ihr Diamantkleid, und hing alle drei über ihre Schulter, dann nahm ſie die Wünſchelgerte in die Hand, und ſchwang ſie, und wünſchte ſich in die Nähe des Schloſſes, darin der gerühmte Prinz wohnte. Da war es, als ob ein Wind ſie ſanft erhebe, und ſie ſchwebte, von der Luft getragen, eilend zur Ferne, und war bald in einem Parkwalde, in deſſen Nähe ſie das Prinzenſchloß durch die dicken Eichbaumſtämme ſchimmern ſah. Sie ſchlug mit der Gerte an die dickſte dieſer Eichen, und wünſchte, daß da drinnen ein Schrein wäre, in dem ſie ihre Kleider aufhängen könne, und ein Stübchen, ſich darin umzukleiden, und das geſchah auch gleich alles. Sie verſtellte nun ihre Geſtalt in die eines Knaben, und trat, mit dem Krähenpelze angethan, in das Prinzenſchloß. Der Geruch ſeiner Speiſen führte ſie der Küche zu; dort bot ſie dem Koch ihre Dienſte an, als ein ältern- und heimathloſer Knabe.

Wolan, ſprach der Koch: Du ſollſt mein Aſchenpüſter werden, ſollſt früh die Feuer anſchüren, und am Tage unterhalten, und ſorgen, daß keine Aſche umher falle, dafür ſollſt Du dich alle Tage ſatt eſſen. Mußt aber auch des gnädigſten Herrn Prinzen Röcke ausbürſten und ſeine Stiefeln putzen und glänzend machen. — Das Mädchen wartete als Knabe ihres Amtes, und ſahe nach einigen Tagen den Prinzen, der von der Jagd kam, dem Küchengang entlang ſchritt, und einen Vogel, den er geſchoſſen, in die Küche warf, damit derſelbe gebraten werde. Der Prinz war ſo ſchön und herrlich von Geſtalt und Anſehen, daß Aſchenpüſter alsbald eine heftige Liebe zu ihm fühlte. Gar zu gerne wäre ſie ihm genaht, doch wollte ſich das nicht ſchicken. Da hörte ſie, drüben auf einem Nachbarſchloſſe werde eine fürſtliche Hochzeit gehalten, die daure drei Tage lang, und da ſei der Prinz der vornehmſte Gaſt, und fahre täglich hinüber zum Tanze. Alles Volk und wer vom Schloßgeſinde nur immer konnte, lief hinüber, die Pracht der Feſtlichkeiten mit anzuſehen. Da bat Aſchenpüſter den Koch, ihr doch auch zu erlauben, hinüber zu gehen, und dem Tanze zuzuſehen, denn die Küche ſei in Ordnung, jedes Feuer gelöſcht, jedes Fünklein tod, und die Aſche wohl verwahrt. Der Koch erlaubte ſeinem Diener, ſich das erbetene Vergnügen zu gewähren. Aſchenpüſter eilte nach ihrer Eiche, kleidete ſich in das ſilberne Kleid, und verwandelte ihre Knabengeſtalt in die eigene, dann ſchlug ſie an einen Stein mit ihrer Wünſchelgerte, da wurde ein Galawagen daraus, und rührte an ein Paar Roßkäfer, daraus wurden ſtattliche pechſchwarze Roſſe, und ein Grasfroſch wurde zum Kutſcher und ein grüner Laubfroſch zum Livreejäger. In den Wagen ſetzte ſich Aſchenpüſter, und heidi, ging es fort, als flögen wir davon. In den Tanzſaal trat die ſtattliche Jungfrau, und von ihrer Schönheit war alles geblendet. Der Prinz gewann ſie gleich lieb, und zog ſie zum Tanze auf; ſie tanzte entzückend, und war ſehr glücklich, aber nach einigen Reigen ſchwand ſie aus dem Saale, beſtieg ihren draußen harrenden Wagen, ſchwang ihre Gerte, und rief:

Hinter mir dunkel, und vor mir klar,
Daß niemand ſehe, wohin ich fahr'!

Es ſah es auch niemand, wohin ſie fuhr, aber der Prinz war über das ſchnelle Verſchwinden ſeiner ſchönen Tänzerin ſehr unruhig, und da auf alle ſeine Fragen, wer ſie geweſen, und woher ſie ſei? niemand Auskunft geben konnte, ſo verbrachte er die Nacht in großer Unruhe, die ſich am Morgen in einen ſchrecklichen Mißmuth und in die üble Stimmung verwandelte, von der ſelbſt Prinzen bisweilen befallen werden können.

Der Koch brachte des Prinzen Stiefeln in die Küche, und klagte über deſſen Mißlaune, indem er die Stiefeln Aſchenpüſter zum putzen und wichſen übergab. Sie übernahm dieſe Arbeit, und wichſte die Stiefeln ſo ſchön, daß der Kater ſich mit Wohlgefallen darin ſpiegelte, und ſeinem Ich im Spiegel einen Kuß gab; davon verſchwand an der Stelle, wo der Kater ſich geküßt, der Glanz.

Als Aſchenpüſter nun in ihrer Knabengeſtalt und im Krähenpelze in des Prinzen Zimmer trat, und die Stiefeln

Solcher himmliſchen Seligkeit ſchon auf Erden theilhaftig zu ſeyn, ließ ſich's Fürſt Wilhelm für ſich und die Seinen große Summen koſten. Die Aebte von fünf Klöſtern mußten ihn in ihre Klöſter und in den Benediktiner-Orden aufnehmen und verſprechen, ihm und ſeiner Gemahlin Anaſtaſia nach ihrem beiderſeitigen Ableben zahlreiche Vigilien und Seelenmeſſen zu halten und zu leſen. Doch dieſes alles genügte ihm noch nicht. Er ſchrieb eigenhändig nach Rom und ließ ſich in die Brüderſchaft der Hoſpitaliter zum heiligen Geiſt aufnehmen, wodurch er alle den reichen Ablaß erlangte, mit welchem vier Päpſte dieſe Brüderſchaft begnadigt, eine Ablaßſumme, die beinahe zu den Gränzen der Ewigkeit reichte, ein Ablaß auf tauſendmaltauſend Jahre. Auch dieß war dem frommen Fürſten immer noch nicht genug. Er erkaufte noch insbeſondere die Gemeinſchaft des Verdienſtes aller Wallfahrten, ſo jene römiſche Brüderſchaft nach dem heiligen Lande und an andre Orte hin gethan, und die Gnadenwirkung ihrer Gebete, ihres Faſtens, ihrer alljährlich zu haltenden zweiunddreißigtauſend Meſſen. Solcher gnadedürſtihineinſtellte, ſah der Prinz gleich den matten Fleck, nahm den Stiefel, warf ihn ihr an den Kopf, und ſchrie: Du Bengel von Aſchenpüſter! Wirſt Du wohl beſſer Stiefeln putzen lernen?! —

Aſchenpüſter hob den Stiefel auf, und machte ihn wieder durchweg glänzend und ſchwieg.

Abends fuhr der Prinz abermals zum Tanze, und Aſchenpüſter erbat noch einmal Urlaub. Da Aſchenpüſter am vorigen Abende bald wieder gekommen, und nicht über die Zeit ausgeblieben war, wie manches Dienſtgeſinde gerne thut, ſo gewährte der Koch wiederum die Bitte — und nun ging Aſchenpüſter zu ihrem Schrein und Kämmerlein in der Eiche, und that das goldene Kleid an, ſchuf ſich mit der Wünſchelgerte einen neuen Wagen, neue Roſſe, neue Bedienung, und fuhr zum Schloſſe hinüber. Dort war bereits der Prinz, aber verſtimmt. Alles fehlte, weil ſie fehlte. Da trat ſie ein, ſtrahlend wie eine Königin. Er eilte auf ſie zu, und führte ſie zum Tanze. O wie glücklich machte ihn ihr holdes Lächeln, ihr ſinniges Geſpräch, ihre heitere ſchelmiſche Neckeluſt! Viel hatte er heute zu fragen, unter andern, wo ſie her ſei? Lachend antwortete Aſchenpüſter: Aus „Stiefelſchmeiß.“

Eine kurze Stunde weilte Aſchenpüſter beim Tanze — mit einemmale war ſie aus dem Saale verſchwunden, raſch ſaß ſie wieder in ihrem Wagen, und ſprach ihr Zauberwort:

Hinter mir dunkel, und vor mir klar,
Daß niemand ſehe, wohin ich fahr'!

Des Prinzen Blick ſuchte vergebens die geliebte Geſtalt. Nach ihr fragend, wandte er ſich an dieſen und jenen der Hochzeitgäſte, niemand kannte ſie. Er fragte ſeinen Geheimen Rath, der mit ihm als ſein Begleiter gekommen war: Sagen

Sie mir doch, mein lieber Geheimerath, wo liegt der Ort oder das Schloß Stiefelſchmeiß? —

Der Geheimerath machte eine tiefe Verbeugung, und antwortete: Durchlauchtigſter Prinz! Höchſtdieſelben geruhen? Stiefelſchmeiß — o ja, das liegt — das liegt — in — in — fatal, nun fällt es mir im Augenblicke nicht ein, wo es liegt. Sollte es wirklich einen Ort oder ein Schloß dieſes ſeltſamen Namens geben? Wo ſollte ſelbiges liegen, Eure Durchlaucht?

Der Prinz drehte dem Sprecher den Rücken zu und murmelte ärgerlich durch die Zähne: Ich laſſe dieſem Geheimerath jährlich dreitauſend Thaler Gehalt auszahlen, und nun weiß er nicht einmal, wo Stiefelſchmeiß liegt! — Es iſt ſchauderhaft!.—

Daraus erklärte ſich von ſelbſt, daß, als die Morgenröthe des nächſten Tages roſig emporſtieg, die Laune des Prinzen dennoch keine roſenfarbene war. Er hatte keine Ruhe, wollte früh ſchon ausgehen, zog ſeinen Rock an, den Aſchenpüſter rein gebürſtet hatte, entdeckte darauf einige Stäubchen, rief nach einer Bürſte, und ſtampfte mit dem Fuße. Eilend lief Aſchenpüſter im Krähenpelze mit der Bürſte herbei, der Prinz war aber ſo ſchrecklich böſe, daß er ihr die Bürſte aus der Hand riß, ſie ihr an den Kopf warf, und ihr zuſchrie, ſie ſolle ein anderesmal gleich beſſer bürſten.

Am letzten Abende des nachbarlichen Hochzeitfeſtes lief wieder alles hinüber zum Schloſſe, und auch der Prinz fuhr wieder hin. Da bat Aſchenpüſter zum drittenmal um Erlaubniß, auch zuſehen zu dürfen, darüber ſchüttelte der Koch ſehr den Kopf, daß der Junge ſo neugierig ſei, doch dachte er: Jugend hat nicht Tugend, und ſagte: Es iſt heute das letztemal, laufe hin!

Aſchenpüſter lief geſchwinde in den Park in die Eiche, zog das Demantkleid an, zauberte ſich wieder Roſſe und Wagen, Kutſcher und Lakaien, und erſchien wie ein lebendiger Schönheitſtrahl beim Feſte. Der Prinz tanzte vor allem mit ihr, und nur mit ihr, und fragte ſie zärtlich, wie ſie denn heiße? Aſchenpüſter lächelte ſchelmiſch und antwortete: Cineroſa Bürſtankopf.

Den Vornamen, der auf Roſa ausging, fand der Prinz, zumal er kein Latein verſtand, ſehr ſchön, den Zunamen aber befremdlich — er hatte dieſe gewiß reiche und angeſehene Familie noch nie nennen hören, doch ſprach er, von Liebe bezwungen, indem er ihr ſeinen Ring an einen Finger ſchob: Wer Du auch ſein magſt, ſchönſte Cineroſa! Mit dieſem Ringe verlobe ich mich Dir! — Mit hoher Schamröthe auf den Wangen blickte Aſchenpüſter zur Erde und zitterte. Gleich darauf entfernte ſie ſich, als der Prinz nur einen Augenblick ſeine Augen anderswohin wandte. Schnell ſaß ſie im Wagen, aber der Prinz hatte ſo eben Befehl gegeben, den ſeinen dicht hinter dem ihren aufzufahren, damit er ihr folgen könne. Aſchenpüſter ſchwang ihre Wünſchelgerte und ſprach:

Hinter mir dunkel, und vor mir klar,
Daß niemand ſehe, wohin ich fahr'!

Und da rollte ſie hin — raſch ſaß jetzt auch der Prinz in ſeinem Wagen, und rollte ihr nach, aber da war ihr Wagen nicht mehr zu ſehen, gleichwohl hörte man deſſen Räder rollen, und ſo folgte der Wagenlenker des Prinzen dieſem Schall. Der Tanz hatte dieſesmal am längſten gedauert, ſchon zog der frühe Morgen dämmernd heran; die Stunde war bereits da, in der die Küchenarbeit begann, Aſchenpüſter zauberte ſchnell ihren Wagen und ihre Bedienung fort, und hatte nicht Zeit, ſich erſt umzukleiden, ſie verbarg daher eiligſt ihr Demantkleid unter dem Krähenpelze und eilte in die Küche. Der Prinz aber, welcher dem Wagen des herrlichen Mädchens nachgefahren war, ſah ſich mit Verwunderung dicht vor ſeinem eigenen Schloſſe, und wußte nicht, wie ihm geſchah, war daher wieder ſehr mißmuthig und dazu ſehr unmuſtern und übernächtig.

Unſer Prinz iſt gar nicht wohl auf! ſagte zu Aſchenpüſter der Koch. Er muß ein Kraftſüpplein haben oder eine Chocolade — zünde raſch Feuer an. — Der Morgenimbiß wurde ſchnell bereitet, Aſchenpüſter warf des Prinzen Ring hinein, der Koch trug die Taſſe auf. Der Prinz trank und fand am Boden mit Erſtaunen ſeinen Ring und fragte haſtig: Wer war ſo früh ſchon in der Küche?

Euer Durchlaucht, niemand als ich und der Aſchenpüſter — antwortete der Koch.

Schicke mir dieſen Burſchen gleich einmal herein! gebot der Prinz, und als Aſchenpüſter kam, ſah ihn der Prinz ganz ſcharf an, aber der Krähenpelz verhüllte alle Schönheit.

Komme her, tritt näher, Aſchenpüſter! gebot der Prinz. Komm, kämme mich, mein Friſeur liegt noch in den Federn!

Aſchenpüſter gehorchte; ſie trat ganz nahe an den Prinzen heran und ſtrählte ihm mit elfenbeinernem Kamme das volle weiche Haar. Der Prinz befühlte den Krähenpelz; derſelbe war an einigen Stellen abgetragen, daher etwas mürb und fadenſcheinig, und durch die abgeſchabten Fäden blitzte es ſo funkelklar wie Morgenthau, das war der Demantglanz des Prachtgewandes, das Aſchenpüſter noch unter ihrem Krähenpelze trug.

Jetzt kenne ich Dich, o Liebe! rief voll unausſprechlicher Freude der Prinz. Jetzt biſt Du mein, jetzt bin ich Dein! Auf ewig! Und ſchloß die Braut in die Arme und küßte ſie.

Kurz vor der Hochzeit bat die ſchöne Braut ſich von ihrem geliebten Bräutigam noch eine Gnade aus. Der gute Koch, der Aſchenpüſter ſo wohlwollend aufgenommen und ſo freundlich und gütig ſie behandelt hatte, empfing von dem Prinzen den Ritterſchlag und wurde zum Erbtruchſeß erhoben. Das war ihm recht, da brauchte er das Eſſen nicht mehr zu kochen, wie ſonſt, ſondern konnte es an der fürſtlichen Tafel in aller Ruhe ſelbſt mit verzehren helfen, und als die Hochzeit prachtvoll gefeiert wurde, da trug er im vollen Glanze ſeiner neuen Würde, geſchmückt mit Stern und Orden, dem prinzlichen Paare mit eigener Hand die Speiſen auf.

2.

Das Natterkrönlein.

Alte Großväter und Großmütter haben ſchon oft ihren Enkeln und Urenkeln erzählt von ſchönen Schlangen, die goldene Krönlein auf ihrem Haupte tragen; dieſe nannten die Alten mit mancherlei Namen, als Otterkönig, Krönleinnatter, Schlangenkönigin und dergleichen, und ſie haben geſagt, der Beſitz eines ſolchen Krönleins bringe großes Glück.

Bei einem geizigen Bauer diente eine fromme, mildherzige Magd, und in deſſen Kuhſtalle wohnte auch eine Krönleinnatter, die man zuweilen des Nachts gar wunderſchön ſingen hörte, denn dieſe Nattern haben die Gabe, ſchöner zu ſingen als das beſte Vögelein. Wenn nun die treue Magd in den Stall kam und die Kühe molk oder ſie fütterte und ihnen ſtreute, was ſie mit großer Sorgfalt that, denn ihres Herrn Vieh ging ihr über alles, da kroch manchmal das Schlänglein, welches ſo weiß war, wie ein weißes Mäuschen, aus der Mauerſpalte, darin es wohnte, und ſah mit klugen Augen die geſchäftige Dirne an, und dieſer kam es immer vor, als wolle die Schlange etwas von ihr haben. Und da gewöhnte ſie ſich, in ein kleines Untertäßchen etwas euterwarme Kuhmilch zu laſſen, und dem Schlänglein dieſes hinzuſtellen, und das trank die Milch mit gar großem Wohlbehagen, und drehte und wendete dabei ihr

Köpſchen, und da glitzerte das Krönlein wie ein Demant oder ein Karfunkelſtein, und leuchtete ordentlich in dem dunkeln Stalle.

Die gute Dirne freute ſich über die weiße Schlange gar ſehr und nahm auch wahr, daß, ſeit ſie dieſelbe mit Milch tränkte, ihres Herrn Kühe ſichtbarlich gediehen, viel mehr Milch gaben, ſtets geſund waren und ſehr ſchöne Kälbchen zur Welt brachten, worüber ſie die größte Freude hatte.

Da traf ſich's einmal, daß der Bauer in den Stall trat, als juſt die Krönleinnatter ihr Tröpſchen Milch ſchleckte, das ihr die gute Dirne hingeſtellt, und weil er geizig und happig über alle Maaßen war, ſo begehrte er gleich ſo wild auf, als ob die arme Magd die Milch eimerweiſe weggeſchenkt hätte.

Du miſerable nichtsnutze Dirn', die Du biſt! ſchrie der böſe Bauer. So gehſt Du alſo um mit Hab und Gut Deines Herrn? Schämſt Du Dich nicht der Sünde, einen ſolchen giftigen Wurm, der ohnedieß den Kühen zur Nacht die Milch aus den Eutern zieht, auch noch zu füttern und in den Stall zu gewöhnen? Hat man je ſo etwas erlebt? Schier glaub ich, daß Du eine böſe Hexe biſt und Dein Satansweſen treibſt mit dem Teufelswurm!

Die arme Dirne konnte dieſem Strome harter Vorwürfe nur mit reichlich geweinten Thränen begegnen, aber der Bauer kehrte ſich nicht im mindeſten daran, daß ſie weinte, ſondern er ſchrie und zankte ſich mehr und mehr in den vollen Zorn hinein, vergaß alle Treue und allen Fleiß der Magd und fuhr fort zu wettern und zu toben: Aus dem Hauſe, ſag' ich, aus dem Hauſe! Und auf der Stelle! Ich brauche keine Schlangen als Koſtgänger! Ich brauche keine Milchdiebinnen und Hexendirnen! Gleich ſchnürſt D' Dein Bündel, aber gleich! Und machſt, daß Du aus dem Dorfe fort kommſt, und läßt Dich nimmer wieder blicken, ſonſt zeig' ich Dich an beim Amt, da wirſt D' eingeſteckt und kriegſt den Staubbeſen, Du Malefiz-Wetterdirn'! —

Laut weinend entwich die ſo hart geſcholtene Magd aus dem Stalle, ging hinauf in ihre Kammer, packte ihre Kleider zuſammen und ſchnürte ihr Bündlein, und dann trat ſie aus dem Hauſe und ging über den Hof. Da wurde ihr weh ums Herz, im Stalle blökte ihre Lieblingskuh. — Der Bauer war weiter gegangen; ſie trat noch einmal in den Stall, um gleichſam im Stillen und unter Thränen Abſchied von ihrem lieben Vieh zu nehmen, denn frommem Geſinde wird das Vieh ſeiner Herrſchaft ſo lieb, als wäre es ſein eigen, daher pflegt man auch zu ſagen, im erſten Dienſtjahre ſpricht die Magd: meines Herrn Kuh, im zweiten: unſere Kuh, und im dritten und in allen folgenden: meine Kuh.

Und da ſtand nun die Dirn' im Stalle und weinte ſich aus und ſtreichelte noch einmal jede Kuh, und ihr Liebling leckte ihr noch einmal die Hand — und da kam die Schlange mit dem Krönlein auch gekrochen.

Leb' wohl, Du armer Wurm, Dich wird nun auch niemand mehr füttern. Da hob ſich das Schlänglein empor, als wollte es ihr ſeinen Kopf in die Hand legen, und plötzlich fiel das Natterkrönlein in des Mädchens Hand, und die Schlange glitt aus dem Stalle, was ſie nie gethan, das war ein Zeichen, daß auch ſie aus dem Hauſe ſcheide, wo man ihr fürder nicht mehr ein Tröpflein Milch gönnen wollte.

Jetzt ging die arme Dirne ihres Weges und wußte nicht, wie reich ſie war. Sie kannte des Natterkrönleins große Tugend nicht. Wer es beſitzt und bei ſich trägt, dem ſchlägt alles zum Glücke aus, der iſt allen Menſchen angenehm, dem wird eitel Ehre und Freude.

Draußen vor dem Dorfe begegnete der ſcheidenden Magd der reiche Schulzenſohn, deſſen Vater vor kurzem geſtorben war, der ſchönſte junge Burſche des Dorfes, dem entbrannte gleich in Liebe das Herz zu der Dirne, und er grüßte ſie und fragte ſie: Wohin ſie gehe und warum ſie ſcherze? (aus dem Dienſt ſcheide). Da ſie nun ihm ihr Leid klagte, hieß er ſie zu ſeiner Mutter gehen, und ſie ſolle dieſer nur ſagen, er ſende ſie. Wie nun die Dirne zu der alten Frau Schulzin kam und ausrichtete, was der Schulzenſohn ihr aufgetragen, da faßte die Frau gleich zu ihr ein großes Vertrauen und behielt ſie im Hauſe, und als am Abende die Knechte und die Mägde des reichen Bauern zum Eſſen kamen, da mußte die Neuaufgenommene das Tiſchgebet ſprechen, und da deuchte allen, als flöſſen des Gebetes Worte von den Lippen eines heiligen Engels, und wurden alle von einer wunderſamen Andacht bewegt, und gewannen zu der Dirne eine mächtig große Liebe. Und als abgegeſſen war, und die fromme Dirne wieder das Gebet und den Abendſegen geſprochen hatte, und das Geſinde die Stube verlaſſen, da faßte der reiche Schulzenſohn die Hand der ganz armen Dirne, und trat mit ihr vor ſeine Mutter und ſagte: Frau Mutter, ſegnet mich und Die — denn die nehm' ich mir zur Frau oder keine. Sie hat mir's einmal angethan!

Sie hat's uns allen angethan, antwortete die alte Frau Schulzin. Sie iſt ſo fromm als ſie ſchön iſt, und ſo demüthig als ſie makellos iſt. In Gottes Namen ſegne ich Dich und ſie und nehme ſie von Herzen gern zur Schnur.

So wurde die arme Magd zu des Dorfes reichſter Frau und zu einer ganz glücklichen noch dazu.

Mit jenem geizigen Bauern aber, der um die Paar Tröpflein Milch ſich ſo verzürnt und die treueſte Magd aus dem

Hauſe getrieben, ging es baldigſt den Krebsgang. Mit der Krönleinnatter war all ſein Glück hinweg. Er mußte erſt ſein Vieh verkaufen, dann ſeine Aecker, und alles kaufte der reiche Schulzenſohn, und ſeine Frau führte die lieben Kühe, die nun ihre eigenen waren, mit grünen Kränzen geſchmückt, in ihren Stall, und ſtreichelte ſie und ließ ſich wieder die Hände von ihnen lecken und molk und fütterte ſie mit eigener Hand. Auf einmal ſah ſie bei dieſem Geſchäfte die weiße Schlange wieder. Da zog ſie ſchnell das Krönlein hervor und ſagte: Das iſt ſchön von Dir, daß Du zu mir kommſt. Nun ſollſt Du auch alle Tage friſche Milch haben, ſo viel Du willſt, und da haſt Du auch Dein Krönlein wieder, mit tauſend Dank, daß Du mir damit ſo wohl geholfen haſt. Ich brauch' es nun nicht mehr, denn ich bin reich und glücklich durch Liebe, durch Treue und durch Fleiß.

Da nahm die weiße Schlange ihr Krönlein wieder und wohnte in dem Stalle der jungen Frau, und auf deren ganzem Gute blieb Friede, Glück und Gottes Segen ruhen.

ger und eifriger Käufer und Freunde guter Werke gab es nicht viele, daher zeigte ſich der Orden dankbar und ſandte dem Fürſten der Briefe und Ablaßzettel unendlich viel, ſprach auch ihn und ſeine Gemahlin für ewige Zeiten von der Quaal des Fegfeuers los, und erneuerte ihm huldvoll die Unſchuld, die er als Täufling beſeſſen. Auch verhießen die frommen Brüder dem Gläubigen, durch ihr eifriges Gebet, ihm die Pforte der Pein nach ſeinem tödlichen Hintritt zu verſchließen und die Pforte des Paradieſes zu öffnen.

So vom Glauben ſeiner Zeit furchtbar umnachtet, wäre Fürſt Wilhem ganz verächtlich geweſen, wenn er ſich, gleich andern, nun ungeſcheut der Uebung aller Sünden überlaſſen hätte, in der Meinung, es könne ihm bei ſo vielem Ablaß der Himmel nicht fehlen, allein dazu ließ es ſein ernſter und wahrhaft gottesfürchtiger Sinn nicht kommen.

Fürſt Wilhelm war auch ein glücklicher Vater, und obgleich ihm mehrere Kinder in zarter Jugend ſtarben, ſo ſah er ſich doch freudig von herrlich aufblühenden Söhnen und Töchtern umgeben. Der

3.

Das klagende Lied.

Es war einmal ein König, der ſtarb und hinterließ ſeine Frau, die Königin, und zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter. Die Tochter war aber ein Jahr älter als der Sohn. Und eines Tages ſtritten die beiden Königskinder mit einander, welches von ihnen beiden König werden ſollte, denn der Bruder ſagte: ich bin ein Prinz, und wenn Prinzen da ſind, kommen die Prinzeſſinnen nicht zur Regierung; die Tochter aber ſprach dagegen: ich bin die erſtgeborene und älteſte, mir gebürt der Vorrang. Beides, was die Kinder da ſagten, ſagten ſie in aller Unſchuld und hatten die Worte nur ſo aufgeſchnappt von dem Hofgeſinde, ohne den Sinn ſo recht eigentlich zu verſtehen. Da ſie nun über ihren Streit nicht einig wurden, ſo gingen ſie mit einander zur Mutter und fragten dieſe: Sage, liebe Mutter, welches von uns beiden wird dereinſt König werden? — Dieſe Frage betrübte die Mutter, denn es blickte der Keim der Herrſchſucht durch dieſelbe, die nicht wurzeln ſoll im Gemüthe eines Kindes, und ſie antwortete: Liebe Kinder! Seht einmal hier das ſchöne Blümlein recht genau an, und dann gehet in den Wald und ſuchet. Wer von Euch beiden dieſes Blümchen zuerſt findet, der wird dereinſt König werden. — Die Kinder ſahen ſich voll Aufmerkſamkeit das

Blümchen an; ſein Stengel war geſtaltet wie ein Scepterlein, und endete in eine halbaufgeſchloſſene Lilie. Und die Kinder gingen ganz harmlos zuſammen in den Wald, und begannen zu ſuchen, und wie ſie ſo ſuchten, ſo kamen ſie bald auseinander, daß eins das andere aus den Augen verlor. — Und da fand die kleine Prinzeſſin zuerſt das Blümchen, und freute ſich darüber und ſah ſich nach dem Bruder um, der war aber nicht da. Und da dachte das Kind: er wird wohl bald kommen, ich will hier auf ihn warten, und legte ſich auf den weichen Raſen und in den kühlen Baumſchatten, und es war ſo ſtill im Walde, Käfer und Bienen ſummten blos, und eine nahe Quelle murmelte leiſe, und der Himmel blickte tiefblau durch die grünen Baumwipfel herab auf den grünen Waldesraſen. Die kleine Prinzeſſin hatte ihr Blümchen in die Hand genommen und weil es ſo ſtill und ſie ein wenig müde war, ſo entſchlummerte ſie in Gottes Namen.

Es dauerte nur eine kleine Weile, ſo kam der Bruder an die Waldſtelle, wo ſeine Schweſter ſchlief; er hatte aber das Blümchen, welches er ſuchte, nicht gefunden; und da ſah er die Schweſter am Boden liegen, ſüß ſchlummernd, und die hatte das Blümchen in ihrer Hand.

Da ſtiegen in des Prinzen Seele ſchwarze Gedanken auf, und ſchreckliches kam ihm in den Sinn.

Ich muß König werden, ich! dachte er, und die Schweſter ſoll es nicht werden! Lieber will ich ſie töden, und will die Blume nehmen und damit heim gehen, und dann werde ich König.

Ach, da hieß es recht: gedacht und gethan. Der Prinz ermordete ſein unſchuldiges Schweſterlein im Schlafe und verſcharrte es im Walde, und deckte Erde darauf und Raſen auf die Erde, und kein Menſch erfuhr etwas von dieſer böſen That, denn wie der Prinz nach Hauſe kam, ſo ſagte er, ſeine Schweſter ſei im Walde von ihm hinweg und ihren eigenen Weg gegangen. Wie er die Blume gefunden gehabt, habe er den Rückweg nach Hauſe angetreten und geglaubt, ſie ſei auch ſchon nach Hauſe.

Und da ſind viele Jahre hingegangen und die alte Königin hat fort und fort getrauert über die verlorene Tochter, die ſie im ganzen Walde fruchtlos ſuchen ließ, und hat ſich den Tod gewünſcht, weil ſie ſelbſt die geliebte Tochter fortgeſchickt hatte, und als ihr Sohn nun die Jahre ſeiner Mündigkeit erreicht hatte, ſo ward er König.

Und nach manchem manchem Jahre kam ein Hirtenknabe in jenen Wald, der hüthete dort ſeine Heerde, und ſtocherte zum Zeitvertreibe und aus langer Weile mit ſeiner Schippe in dem Raſen herum, wie die Hirten öfter thun, die manchesmal Herzen und Namen und Kreuze in den grünen Raſen graben, und da grub er von ohngefähr ein Todenbeinlein aus von der getödeten Prinzeſſin, das war ſo rein und weiß wie Schnee. Und der Hirtenknabe machte ein Paar Löchlein in das Beinlein, ſo wurde daraus eine kleine Flöte, und dieſe ſetzte der Hirtenknabe an ſeine Lippen und blies. Da quollen klagende Töne aus dem Todenbeine, ach, ſo unendlich traurig, und es war ordentlich, als ſinge in demſelben eine weinende Kindesſtimme, daß der Hirtenknabe ſelbſt weinen mußte, und konnte doch nicht aufhören zu blaſen. Es lautete aber das klagende Lied alſo:

O Hirte mein, o Hirte mein,
Du flöteſt auf meinem Todenbein!
Mein Bruder erſchlug mich im Haine.
Nahm aus meiner Hand
Die Blum' die ich fand,
Und ſagte, ſie ſei die ſeine.

Er ſchlug mich im Schlaf, er ſchlug mich ſo hart —
Hat ein Grab gewühlt, hat mich hier verſcharrt —
Mein Bruder — in jungen Tagen.
Nun durch Deinen Mund
Soll es werden kund,
Will es Gott und Menſchen klagen.

Und immer war nur das eine und immer das eine Lied aus der beinernen Flöte zu bringen, und immer blies es der junge Hirte wieder, während ihm jedesmal die hellen Thränen über die Wangen herabrollten.

Wenn das klagende Lied im Walde erklang, da wurden alle Vögelein ſtumm und traurig, hingen Köpflein und Flügel und ſchwiegen; auch die Käfer und Bienen ſummten nicht mehr, und ſelbſt das murmeln der plätſchernden, geſchwätzigen Quelle war nicht mehr zu hören — es wurde ſo recht, was man ſagt: todenſtill.

Schallte das klagende Lied über eine Trift, ſo hingen die Thiere der Weide wehmüthig die Häupter, und keines gab einen Laut; auch der Hund bellte nicht mehr und ſprang nicht, wie ſonſt, fröhlich umher, vielmehr duckte er ſich und winſelte ganz leiſe, denn es war für alle Kreatur etwas herzzerſchneidendes in dem klagenden Liede. Aber der Hirtenknabe konnte nicht müde werden, dieſes Lied zu flöten, bis einſt ein Rittersmann am Hag vorüberkam, der hörte auch das Lied und fühlte, daß ſeine Augen tropften, und hielt, und ließ nicht nach, bis der Hirtenknabe ihm, dem Ritter, die kleine Flöte käuflich abtrat. Und nun zog der Ritter im ganzen Lande herum, und blies das Lied, und brachte mit demſelben alle Welt zu Thränen.

So kam dieſer auch an den Hof, wo der junge König auf dem Throne ſaß, von dem das Lied ſang und klagte, und die alte Königin Mutter lebte auch noch, und es wurde ihr Kunde gebracht von dem ritterlichen Spielmanne, der ein Lied flöte, von deſſen Melodei alle Herzen erzitterten und alle Seelen mit tiefer Trauer erfüllt würden.

Die alte Königin aber, die ſtets traurig war, ſprach: Was könnte es in der Welt geben, das trauriger wäre, als meine Trauer? Ich wüßte nichts, mich wird das klagende Lied des Spielmannes nicht trauriger machen, als ich ohnehin bin. Laſſet ihn immerhin kommen. —

Der ritterliche Spielmann kam und blies:

O Ritter mein, o Ritter mein,
Du flöteſt auf meinem Todenbein!
Mein Bruder erſchlug mich im Haine.

Kaum hatte die alte Königin dieſe wenigen Worte vernommen, ſo ſchoß ſchon ein Thränenſtrom aus ihren Augen — aber als es weiter tönte:

Nahm aus meiner Hand
Die Blum', die ich fand
Und ſprach, ſie wäre die ſeine —

da ſtieß die Königin einen gellenden Schrei aus und fiel in eine tiefe Ohnmacht. Der Spielmann erſchrak darüber und wollte abſetzen, aber das konnte er nicht — das Lied wollte jedesmal, wenn es begonnen war, zu Ende geſpielt ſein — und als der letzte Ton mit tiefer Klage verzitterte, da erwachte die Königin aus ihrer Ohnmacht und rief: Mir, mir die Flöte! Um alle meine Schätze — mir dieſe Flöte!

Und der ritterliche Spielmann ließ der Königin die beinerne Flöte und ſagte, er begehre keine Schätze — und nahm nichts an und zog weiter.

Und die Königin ſchloß ſich ganz allein in ihre tiefſten

Gemächer und blies das Lied und weinte ſo lange, bis ſie faſt keine Thränen mehr hatte.

Der König aber war ein lebensluſtiger froher Herr geworden, der hatte ſeine Freude an Sang und Klang, und feierte gern heitere Feſte, und freute ſich ſeines Lebens. Einſt geſchah es, daß er auch ein Feſt zu feiern beſchloſſen hatte, und waren zahlreiche Sänger und Spielleute beſtellt, und zahlreiche Gäſte eingeladen worden. Der Sitte gemäß, hatte der junge König nie unterlaſſen, ſeine Mutter auch jedesmal einzuladen zu ſeinen Feſten, aber ſie hatte niemals Theil genommen, weil ſie, wie ſie dem Sohne dankend ſagen ließ, zu viele Trauer im Herzen habe. Als aber dieſesmal die Einladung wiederum an ſie gelangte, da ließ ſie ſagen, ſie werde Theil nehmen. Dieß wunderte den König und befremdete ihn, und er wußte nicht, ob er ſich darüber freuen ſollte?

Da nun alle Gäſte in bunter Pracht verſammelt waren, und alle Sänger und Spielleute bereit, und der Hof eintrat in den herrlich geſchmückten Königsſaal, darin das Feſt Statt fand, ſo erregte es faſt eine bange Verwunderung, die alte Königin zu ſehen in langem ſchleppenden, ſchwarzen Trauergewande und im Wittwenſchleier — der Jubel der Inſtrumente, der Harfen und Pauken, Flöten und Cymbeln aber brach los, und die Chöre der Sänger begannen in erhabenen Weiſen eine Hymne zum Preiſe des Königes.

Was aber thut die alte Königin? Sie ſetzt ſich nicht, ſie ſteht ſtarr, wie ein Marmorbild. Was hält ſie denn für ein ſeltſames kleines Scepter in der Hand? Das iſt ja kein Scepter, das iſt ein Todenbein. Und warum hebt ſie denn dieß Todenbein zum Munde? Warum hält ſie es ſo, wie Spielleute ihre Flöten halten?

Horch! Ein Ton — und es verſtummen alle Pauken und Harfen und Cymbeln — noch ein Ton, und jeder Sängermund wird ſtumm.

Dort aber ſitzt der König, und blickt entſetzt, von ungeheuerem Grauen durchrieſelt, auf ſeine Mutter, und alle, alle blicken auf die alte Königin.

Die alte Königin ſpielt ein Flötenſolo.

O Mutter mein, o Mutter mein —
Du flöteſt auf meinem Todenbein! —

Da erbeben, erzittern ſchon alle Herzen, da bleibt ſchon kein Auge trocken, Hofſtaat und Gäſte, Sänger und Spielleute, alle weinen.

Mein Bruder erſchlug mich im Haine. —

Ha! ſchreit der König, und das Scepter entſinkt ſeiner Hand, und er faßt mit beiden Händen nach ſeiner Krone.

Nahm aus meiner Hand
Die Blum' die ich fand,
Und ſagte, ſie ſei die ſeine.

Da rollte die Krone von des Königes Haupte herab, fiel auf den Marmorboden und zerſchellte. Es klang als ob ein Todenſchädel auf dem Marmor raſſele.

Er ſchlug mich im Schlaf — er ſchlug mich ſo hart —
Hat ein Grab gewühlt, mich im Walde verſcharrt —

Da ſtürzte der König ſelbſt vom Throne herab, und fiel auf ſein Angeſicht und ſtöhnte und wimmerte.

Mein Bruder — in jungen Tagen.

Der König wand ſich in Todeszuckungen und bäumte ſich — und ſchrie: Ende! Mutter — ende!

Aber die alte Königin konnte nicht von ſelbſt das klagende Lied beendigen, es tönte fort:

Nun durch Deinen Mund
Soll es werden kund,
Will es Gott und Menſchen klagen.

Da flohen, während dieſe Worte entſetzlich und zermalmend, und doch gar nicht laut, vernommen wurden, alle Gäſte, Spielleute, Sänger und Hofdienerſchaft zu allen Thüren des Saales hinaus — darüber Inſtrumente und Seſſel viele zerbrachen, und die Kerzen löſchten aus, bis auf zwei — und als das Lied zu Ende geklungen war, war niemand mehr im weiten Saale, als nur die alte Königin im Trauergewande, und ihr ſterbender Sohn in ſeinem bunten Flitterſtaate, reich beſetzt mit Gold und Perlen. Und ſie kniete neben dem noch immer am Boden liegenden Sohne nieder, und hielt ſein Haupt in ihren Händen, und weinte heiße Thränen darauf. Da löſchte langſam die eine der beiden noch brennenden Kerzen aus.

Die alte Königin aber weinte und betete noch bis Mitternacht — dann verlöſchte ſie ſelbſt die letzte Kerze und zerbrach die Flöte, auf daß niemand mehr das klagende Lied vernehme.

4.

Schneider Hänschen und die wiſſenden Thiere.

Ein Schuhmacher und ein Schneider ſind einmal mit einander auf die Wanderſchaft gegangen. Der Schuſter hatte Geld, der Schneider aber war ein armer Schwartenhans. Beide hatten ein und daſſelbe Mädchen lieb, welches Lieschen hieß, und jeder gedachte, es zu heirathen, wenn er ſich ein gutes Stück Geld verdient habe, und Meiſter geworden ſei. Der Schuſter, Peter genannt, war aller Tücke voll und hatte ein ſchwarzes Herz, das Schneiderlein war gutmüthig und leichtfertig, und ſein Name war Hänschen. Erſt hatte Hänschen nicht mit dem Peter zuſammen wandern wollen, weil es kein Geld hatte, aber Peter, der auf eitel Bosheit gegen das Schneiderlein ſann, weil jenes Lieschen das Hänschen gern ſah und nicht den Peter, ſann auf des Schneiderleins Verderben und ſprach: Komm nur mit mir, ich habe Batzen, ich halte Dich frei, auch wenn wir keine Arbeit bekommen. Alle Tage wollen wir uns dreimal tüchtig ſatt eſſen und ſatt trinken. Iſt Dir das nicht recht?

Von ſatt eſſen und ſatt trinken bin ich ja ein Freund! antwortete Hänschen, und beide ſchnürten ihre Ränzel und traten ihre Wanderſchaft an. Neun Tage lang gingen ſie und fanden nirgend Arbeit, zumal Peter keine finden mochte, und wenn auch Hänschen Arbeit hätte haben können, dieſen immer verlockte, ſie nicht anzunehmen, ſondern mit ihm zu wandern. Nun, nach den neun Tagen ſprach Peter: Hänschen, mein Geld nimmt ab, ſoll es noch eine Weile reichen, ſo dürfen wir von jetzt an des Tages nur zweimal eſſen und trinken.

O weh! ſeufzte Hänschen: wird ſchon jetzt Schmalhans unſer Wandergeſelle? Wär' ich doch nicht mit Dir gegangen! Hungern konnt' ich auch daheim! Dort hatt' ich doch was Liebes, was mir den Hunger verſüßt hätte!

Peter, der während des Weitermarſches ſtets die Speiſen kaufte, aß ſich heimlich dickſatt, denn er hatte Geld genug dazu, aber Hänschen gab er täglich nur zweimal, und hatte ſeine Freude daran, wenn ſeinem Gefährten der Magen murrte und knurrte, und ſich nach dem Sprüchwort, die Betteljungen in Hänschens Leibe prügelten.

So gingen abermals neun Tage hin, und noch immer fand ſich keine Arbeit, da ſprach Peter: Liebes Hänschen, mit meinem Gelde wird es bald Matthäi am letzten ſein — es langt wahrlich nimmer zu, zu vier Mahlzeiten täglich, zwei für Dich, zwei für mich. Mein Geldbeutel hat die galoppirende Schwindſucht. Schau her, er iſt ſo dünn wie ein Spulwurm. Wir können von jetzt an uns nur einmal täglich ſättigen.

Ach, ach, Peterlein! klagte Hänschen. In welches Unglück haſt Du mich gebracht! Das halt' ich ja nicht aus! Sieh mich doch nur an, ich bin ja ſchon ſo dünne und durchſichtig, daß ich ſchier kaum noch einen Schatten werfe. Wo ſoll denn das zuletzt hinaus?

Schnalle einen Schmachtriemen um! lachte Peter. Uebe Dich in der Tugend der Enthaltſamkeit. Tritt in einen Mäßigkeitsverein!

kluge Johann, der in Mainz und Paris ſtudiert, wurde Domherr in verſchiedenen Stiften und endlich ſpäter Fürſtabt von Fulda. Der freudige Wolfgang zeigte frühzeitig Luſt zu Kampf und Krieg, und hielt ſich wacker auf Turnieren in Schimpf und Ernſt. Fräulein Margaretha und Katharina waren die Freude und Wonne ihrer Aeltern und fanden biedre Gatten. Graf Chriſtoph wurde zum geiſtlichen Stand beſtimmt, welcher Beſtimmung er aber nur unwillig folgte und ſpäter noch dem Vater vielen Kummer verurſachte. Der Aeltern Liebling aber war Georg Ernſt, ein ſchöner, talentvoller Knabe, fleißig, ſittlich und zu allen guten Künſten geſchickt.

Es war einige Zeit vergangen ſeit jenem Tage, an welchem Georg Doth bei Molitor geweſen, und er begab ſich an einem düſtern Wintertag wieder zu ihm, denn er wußte, daß ihn der alte Mann gern um ſich ſah.

Und er konnte ihn nun nicht mehr um ſich ſehen. Der dunkle Engel trat nahe zu dem Alten, deſſen Lebenswinter auch gekommen. Doth traf den Vikar von Grimmenthal bei dem hinſcheidenden

Hat ſich was einzutreten — jammerte das Schneiderlein: Ich meint' wir wären ſchon mitten in der Mäßigkeit!

Was half aber nun alles, es mußte gut thun, wohl oder übel; Hänschen hungerte tapfer, daß er aber nicht zunahm an Leibesfülle, kann ſich jeder denken. Er wurde raſſeldürr, und ſein Angeſicht bekam eine Farbe, wie Hauszwirn. Und immer gab es keine Arbeit, und nun zumal erſt recht nicht, denn die Meiſter ſprachen: Reiſe mit Gott, Bruder Mondſchein! Wie kann ſo ein Kerlchen etwas dauerbares nähen, dem ſein ganzes eigenes Geſtelle aus der Nath reißt? Schneider dürfen von Natur dünn ſein, aber nur was recht iſt — ſo dünn, daß man ſie ſtatt Nähgarns einfädeln kann, dürfen ſie doch nicht ſein!

Hänslein weinte heiße Thränen, wenn er ſolche loſe Reden zu hören bekam, und der ſchlechte Peter frohlockte heimlich und innerlich darüber, und als wiederum neun Tage vergangen waren, und Hänschen vor Hunger faſt am Wege liegen blieb, da ſprach der falſche Peter: Bruderherz — es thut mir leid, und ſchneidet mir in die Seele, daß ich's ſagen muß, aber mein Geldbeutel iſt jetzt ganz auf den Hund — mit eſſen und trinken bei Bäcker und Wirth iſt es nun ganz und gar vorbei.

Daß's Gott erbarm'! ſchrie Hänschen. Gar nicht mehr eſſen und trinken? Da ſteht mir der Verſtand ſtille! Wer kann das aushalten? O wehe, wehe mir! Daß ich Dir folgte! Wehe Dir, daß Du mich ſo verlockt haſt!

Mein Himmel, wie Du gleich außer Dir gerathen kannſt, Hänschen! rief Peter. Als ob es nicht zu trinken vollauf gäbe!

Wo? Wo? rief Hänschen mit lechzender Lunge.

Ueberall! Waſſer, Bruderherz! Waſſer! lachte Peter. Waſſer iſt ſehr geſund, es verdünnt Blut und Säfte, es heilt die meiſten Krankheiten, es ſtärkt die Glieder. Siehſt Du, ich muß ja auch Waſſer trinken.

Aber Waſſer iſt kein Eſſen! klagte Hänschen. Von Luft kann ich nicht leben, alſo ſchaffe mir zu eſſen, oder ich muß ins Gras beißen und Erde kauen. Etwas muß ich zu kauen haben.

Nun, ich will zum Bäcker gehen, und für das letzte Geld ein Brödchen kaufen, das will ich redlich mit Dir theilen! ſagte der falſche Peter, hieß Hänschen auf einen Stein ſitzen und ging zu einem Bäcker, kaufte dort vier Brödchen, aß drei davon gleich auf, und trank einen Schnapps dazu — dann kam er wieder zu Hänschen.

Aber Peter! ſprach das hungrige Schneiderlein: Du bleibſt ſehr lange aus. Gieb mir zu eſſen, die Ohnmacht wandelt mich an.

Ich habe erſt warten müſſen, bis das Brod ſich abgekühlt hatte, vertheidigte ſich Peter: warmes Brod iſt nicht gut in einen leeren Magen. Hier haſt Du Deine Hälfte. — Peter, Du riechſt nach Schnapps! — ſprach Hänschen. So? fragte Peter: kann ſchon ſein, drinnen trank einer, der ſtieß an mich und ſchüttete mir aus Ungeſchick ein Paar Tropfen auf mein Gewand.

Hänschen verſchlang ſein halbes Brödchen mit Wolfshunger, ſtillte mit Waſſer ſeinen Durſt und wanderte weiter mit ſeinem treuloſen Gefährten. Beide ſprachen faſt nichts mehr mit einander.

Als es bald Abend wurde und beide wieder durch ein Dorf kamen, ging Peter wieder zu einem Bäcker, aß ſich ſatt und kam mit einem Brödchen aus dem Laden. Hans dachte, jener werde das Brödchen mit ihm theilen, aber Peter ſchob es in die Taſche.

Nach einer Weile ſprach Hänschen, als ſie das Dorf im

Rücken hatten, und in einen Wald gelangt waren: Nun, Peter! Rücke heraus mit Deinem Brödchen! Mich hungert äußerſt.

Mich nicht, antwortete Peter ganz kurz.

Nicht? ſchrie Hänschen erſchrocken, und blieb ſtehen, und ſeine Beine zitterten. Unmenſch, der Du biſt!

Vielfraß, der du biſt! höhnte Peter. Bei Dir trifft doch recht zu, was ich immer habe ſagen hören: je dürrer ein Kerl iſt, eine um ſo beſſere Klinge ſchlägt er. Das Brödchen, das ich noch bei mir trage, iſt, wie Du ſehr richtig bemerkteſt, mein Brödchen, und Du bekommſt nicht eine Krume davon, weil Du geſagt haſt Unmenſch.

So muß ich ja Hungers ſterben! ſchrie Hänschen in Verzweiflung.

Stirb in Gottes Namen! antwortete Peter. Die Leichenträger werden ſich an Dir keinen Schaden heben.

Aber ich bitte Dich um Gottes Willen! jammerte Hänschen.

Um was? fragte Peter lauernd.

Um die Hälfte Deines Brödchens! ſtammelte Hänschen.

Umſonſt iſt der Tod — es hat mich mein allerletztes Geld gekoſtet. Wie vieles Geld könnte ich noch haben, hätte ich mich nicht mit Dir geſchleppt und Dich gefüttert! ſprach Peter aufs neue.

Aber Du ſelbſt haſt mich ja beredet, mit Dir zu gehen! warf Hänschen ein, doch machten Aerger und Hunger ihm ſchon ſchwer, die Worte hervor zu würgen. Seine Zunge klebte am Gaumen.

Giebſt Du mir, ſo geb' ich Dir — nahm Peter wieder das Wort. Mir iſt mein Brödchen ſo lieb wie meine Augäpfel, folglich iſt es zwei Augäpfel werth. Gieb mir einen Deiner Augäpfel für die Hälfte.

Gott im Himmel! Wie ſtrafſt Du mich, daß ich dieſem folgte! wimmerte Hänschen, denn ſchreien konnte das arme Schneiderlein ſchon vor Schwäche nicht mehr — doch ſtreckte es die Hand nach dem halben Brödchen aus, und ſättigte ſich, und dann ſtach ihm Peter den einen Augapfel aus.

Am andern Tage wiederholte ſich alles traurige des vorigen Tages bei den zwei Wandergeſellen. Peter kaufte wieder ein Brödchen und gab Hänschen nichts davon, und wollte das andere Auge Hänschens für deſſen Hälfte haben.

Aber dann bin ich ja ſtockblind! jammerte das Schneiderlein. Dann kann ich ja nicht mehr arbeiten! Ohne ein Auge mindeſtens kann ich doch nicht einfädeln!

Wer blind iſt, tröſtete der hart und ſchwarzherzige Peter mit heimlichem Hohne: der hat es gut. Er ſieht nicht mehr, wie böſe, falſch und treulos die Welt iſt; er braucht nicht mehr zu arbeiten, denn er hat eine triftige Entſchuldigung, und einem armen Blinden giebt auch der Geizigſte zur Noth noch eine Gabe. Du kannſt noch reich werden als blinder Bettler, während ich mich armſelig durch die Welt ſchleppen muß. Sollte dieß eintreten, ſo werde ich zu Dir kommen, und du wirſt mich noch als Deinen beſten Wohlthäter ſegnen und Deinen Reichthum mit mir theilen, wie ich bisher meine Armuth mit Dir getheilt habe.

Hänschen vermochte auf dieſe teufliſche Rede gar nichts mehr zu erwidern — er ließ alles mit ſich geſchehen, und gab, um nur nicht Hungers zu ſterben, dem treuloſen Gefährten auch den zweiten Augapfel preis. Und als das geſchehen war, und Hänschen hoffte, daß der Peter ihn nun leiten und führen werde, ſprach dieſer: Nun gehabe Dich recht wohl, mein gutes dummes Hänschen! Hier habe ich Dich haben wollen. Hier iſt Bettelmanns Umkehr. Jetzt wandre ich wieder heim, und heirathe unſer Lieschen. Aetſch! Siehe Du zu, wohin Du kommſt! —

Fort ging Peter und Hänschen ſchwanden vor Körper- und Seelenſchmerz eine Zeitlang völlig die Sinne, ſo daß er umſank und wie tod am Wege lag.

Da kamen drei Wanderer des Weges daher, aber keine zweibeinigen, ſondern zufällig vierbeinige, das waren ein Bär, ein Wolf und ein Fuchs. Sie berochen den Ohnmächtigen und der Bär brummte: Dieſes Mannthier iſt tod! Mögt ihr ihn? Ich mag ihn nicht!

Ich habe vor einer Stunde erſt ein friſches Schaaf verſpeiſt, habe juſtement jetzt keinen Hunger, auch iſt ja der Kerl ſo dürr und ſo hart wie ein Baumaſt! ſprach der Wolf. Da wäre mir leid um meine Zähne, die ich weiter brauche.

Dieſer Held muß ein Schneider geweſen ſein! ſpöttelte der Fuchs. Mir iſt eine fette Gans lieber wie ein dürrer Schneider. Wäre er ein Kürſchner geweſen, ſo würde ich ihm die Naſe abbeiſen — ſo aber liegt er mir gut. Er iſt ja blind geweſen, der hat gewiß nie einen Fuchs geſchoſſen.

Das arme Schneiderlein kam wieder zu ſich, merkte ſeine Geſellſchaft und hielt den Odem an ſich, ſo gut es ging, während die drei Thiere ſich gar nicht weit von ihm behaglich ins Grüne lagerten.

Blind zu ſein, iſt ein großes Unglück, ſprach der Fuchs: ſowohl für uns edle Thiere, als für die ſchlechten zweibeinigen Gabelthiere, die ſich Menſchen nennen, und ſich ſo klug dünken, und ſo fürchterlich dumm ſind, daß ſie gar nichts wiſſen. Wüßten ſie, was ich weiß, ſo gäb' es keine Blinden mehr.

Oho! rief der Wolf. Ich weiß auch, was ich weiß. Wüßten das die Mannthiere in der nahen Königſtadt, ſo litten ſie nicht den gebrannten Durſt, den ſie leiden, und kauften nicht ein Schnappsgläschen voll Waſſer um eine Krone.

Hm hm! brummte der Bär. Unſer einer iſt auch nicht auf den Kopf gefallen. Auch mir iſt ein Geheimniß kund. Sagt ihr mir das eure, ſage ich euch das meine, aber bei Leib und Leben darf keiner von uns den andern verrathen.

Nein das dürfen und wollen wir nicht thun! gelobte der Fuchs.

Es muß einer dem andern feierlich die rechte Pfote darauf geben! bekräftigte der Wolf.

Topp, es gilt! ſprach Petz, und hielt ſeine haarige Tatze hin, und wie die andern einſchlugen, ſo drückte und ſchüttelte der Bär zum Spaß ihre Pfoten ſo, daß ſie vor Schmerz laut auf heulten, davon dem blinden Schneiderlein angſt und bange wurde.

Ich weiß, begann der Fuchs, als der Bär ihn ob ſeines Zartgefühles ausgelacht, und wieder begütigt hatte: daß heute eine beſonders heilige Nacht iſt; in dieſer fällt Himmelsthau auf Gras und Kraut. Wer blind iſt, darf nur mit dem Thau ſeine Augen ſalben, ſo wird er wieder ſehend, und ſelbſt wenn er keine Augäpfel mehr hat, ſo bekommt er neue.

Das iſt ein ſchönes Geheimniß, ſprach der Wolf: meins iſt aber auch nicht zu verachten. In der Königsſtadt iſt das Waſſer ausgeblieben, und die Leute dort leben jetzt faſt nur vom Geiſt, wenigſtens ſagen ſie ſo, wenn es aber noch ein Weilchen ſo fort geht, ſo werden ſie ihren Geiſt ganz aufgeben müſſen. Gleichwol haben ſie Waſſers die Fülle unter ſich, und wiſſen's nur nicht. Auf dem Markte mitten im Pflaſter liegt ein Grauwackenſtein, wenn der aufgehoben wird, ſo wird ein Waſſerpütz thurmhoch aus dem Boden ſpringen. Ach wie froh würden die Reſidenzſtädter ſein, und wie heilſam wär' es ihnen, wenn ſie wieder Waſſer hätten. Daß aber keiner von euch es ihnen ſagt, ſonſt beiße ich jedem die Zunge im Maule ab!

Nichts wird geſagt, Bruder Iſegrimm! ſprach Herr Braun und brummelte: Was ich weiß, iſt dieſes: Seit ſieben Jahren kränkelt des Königs einzige Tochter und kein Doctor kann ihr helfen, weil keiner weiß was ihr fehlt, wie wunderklug ſich auch alle dünken. Gar manchen Rath gaben ſchon insgeheim des Königs Geheimeräthe, aber es iſt nichts räthliches davon an Tag gekommen. Die Krankheit der Königstochter iſt ſo geſtiegen, daß der König verheißen hat, ſie dem zur Gemahlin zu geben, der ihr hilft, um ſie nur beim Leben erhalten zu ſehen; es kann aber keiner helfen, der das nicht weiß, was ich weiß.

Du machſt uns neugierig, hochgnädiger Herr König Braun! ſprach der Wolf, und Petz brummte: nur Geduld, es kommt ſchon noch. Werdet doch ein Wenig warten gelernt haben? — Darauf ſchnaubte der Bär erſt einmal gehörig aus, und fuhr dann fort: Die Prinzeſſin Königstochter ſollte in der Kirche ein Goldſtück in den Opferſtock werfen, ſie war aber noch ſehr jung und befangen und ängſtlich, und ſchämte ſich vor den vielen Leuten in der Kirche, und warf das Goldſtück etwas ungeſchickt, daß es daneben und in eine Spalte fiel. Darauf wurde ſie von ihrer Krankheit befallen, die nicht früher enden wird, bis man das Goldſtück hervorzieht und in die Ritze des Opferſtockes einwirft. Solche Kur iſt kinderleicht, es dürfte nur einer hingehen, und das Goldſtück ſuchen.

Als die Thiere ſich einander ſo ihre Geheimniſſe mitgetheilt hatten, erhoben ſie ſich aus ihrer Ruhe und gingen weiter; Hänschen aber war heilfroh über das, was er gehört hatte. Er beſtrich ſich eilend mit dem bereits gefallenen Himmelsthau die Augen, da wuchſen ihm neue klare Augäpfel, und er ſahe die goldenen Sterne am Himmel blinken und die dunkeln Wipfel der Waldesbäume. Bald brach der Morgen an, und Hänschen ſah nun Weg und Steg, und wanderte neu geſtärkt, der Straße entlang. In einigen Dörfern, durch die er kam, erfocht er ſo viel, daß er ſeinen neuerwachten Hunger und Durſt ſtillen konnte, und endlich kam er in die Stadt, in welcher der Waſſermangel ſo groß war, daß alle Leute Wein und viele Schnäppſe tranken, welche ſie Likör nannten.

Hänschen hatte kein Geld zu Likören; er trat zu einer Wirthin und bat, ihm ein großes Glas Waſſer zu reichen. Die Wirthin ſah ihn dafür ſehr groß an und ſchalt: Seh mir einer den Lump! Hat nicht einmal Geld, einen Likör zu bezahlen, und will Waſſer zechen! Meint der Mosjö, Herr von Fadenſchein, das Waſſer quelle nur ſo für nichts und wieder nichts? Es koſte kein Geld? O weit gefehlt. Wiſch' Er ſich das Maul von wegen dem Waſſer; Wein oder Likör kann Er haben, mit Waſſer kann ich nicht dienen, zumal in ſo großer Menge nicht.

Liegt man hier wirklich ſo krank an der Waſſerſucht, wie ich draußen vernommen? fragte Hänschen. Ei, wozu habt ihr denn hier Magiſtrat und Gemeinderath? Iſt kein Moſes im Stadtrathe, der Waſſer aus dem Felſen ſchlüge? Eure Krankheit wollte ich bald kurirt haben; ich bin ein Brunnenarzt.

Dieſe Worte vernahmen einige junge Rathsherren, welche bei der Wirthin theils auch Liköre, theils Champagnerwein tranken; ſie thaten dieß nur aus Ermangelung des Waſſers, ſonſt würden ſie es gewiß nicht gethan haben, denn ſie nannten den Champagner Gift und Aequinoctialſäure, und ohne die äußerſte Noth wird ſicherlich niemand Gift und ſolcherlei Säuren zu ſich nehmen. Dieſe jungen Herren umringten

Hänschen, und fragten haſtig, wie er es anſtellen wolle, dem Mangel abzuhelfen?

Meine hochverehrteſten Herren, ſprach Hänschen: wenn ich ſothanen Mangel allhier abſtellen ſoll, ſo thut nöthig ſein, daß ich erſt angeſtellt werde. Soll ich euch geheimen Rath ertheilen, ſo würde eine mir zugetheilte kleine Geheimerathsbeſoldung — ſo ein vier- bis ſechstauſend Thälerchen alljährlich mich zu Dank vergnügt machen. Dann ſolltet ihr Herren aber auch ſehen, daß ich etwas leiſte, was ſich nicht von allen Geheimeräthen rühmen läßt.

Die jungen Rathsherren gaben dem Schneiderlein zu verſtehen, es möge nicht ſticheln und nicht ſo anzüglich reden, das könne man in der geiſtreichen Reſidenz nicht vertragen.

Nanu! entgegnete Hänschen. Wenn ein Kleiderkünſtler nicht mehr ſticheln und anzüglich reden ſoll, da hört alles auf.

Die Sache wurde nun im Gemeinderathe und vom Magiſtrate reiflich erwogen, und alle Stimmen einigten ſich in dem Rufe: Waſſer um jeden Preis — ehe wir im Sande totaliter vertrocknen!

Der Magiſtrat ſtellte hierauf die Noth gemeiner Stadt dem Könige vor und auch das Mittel zu deren Abhülfe, und bat Seine Majeſtät in Gnaden zu geruhen, für den fremden Brunnenarzt ein Geheimerathsdecret ausfertigen zu laſſen, die Beſoldung ſolle aus ſtädtiſchen Mitteln gern beſtritten werden. Der König willfahrete mit väterlicher Huld dieſem Geſuche und ließ das Decret ausfertigen, jedoch — durch Erfahrungen gewitzigt — mit dem Vorbehalte, daß ſelbes nicht eher in Kraft trete, bis hinlängliches Waſſer geſchafft ſei — außerdem ſolle es nichts gelten, da ſchon ſo viele Verſprechungen von auswärts her gewanderter Fremdlingen zwar zu Waſſer geworden ſeien, aber zu keinem nutzbaren. Hänschen begab ſich nun in Begleitung einer ſchnell ernannten Waſſercommiſſion auf den Markt, ſah ſchon von weitem den grauen Quader — ſprach zu den Technikern der Commiſſion: dieſen Stein laſſet ausbrechen, ihr Herren! — und als dieß geſchah, ſo rauſchte plötzlich der Strahl eines Springbrunnes ſtark und mächtig und thurmhoch in die Luft, und quoll ſo viel Waſſer aus, daß auf der Stelle in allen Kaufläden der Reſidenz die Preiße der waſſerdichten Zeuge um das doppelte in die Höhe gingen.

Laut erſcholl durch die ganze Königsreſidenz das Lob des Waſſerdoctors; faſt hätte man ihn, wie den Schneider Hans Bockhold von Leiden, zum Propheten gemacht, und ihn in Opern voll Pomp und Unſinn verherrlicht.

Noch deſſelben Tages wurde der neue Herr Geheimerath, der ſich indeſſen mit Staatskleidern, Staatswagen und Dienerſchaft verſehen hatte, an den Hof gerufen, und fuhr ſtolz in den Palaſt. Der König ſagte ihm vieles Freundliche und ſchenkte ihm in Anerkennung ſeines Verdienſtes um die Haupt- und Reſidenzſtadt einen ſchönen Orden, am gewäſſerten Bande zu tragen. Sehr bald lenkte ſich das Geſpräch auf die Krankheit der Königstochter, und der König fragte den neuen Geheimerath, ob er als geſchickter Waſſerdoctor vielleicht für die Prinzeſſin eine Brunnenkur heilſam finde? Nein, Euer Majeſtät, erwiederte der Geheimerath. Einmal mit Waſſer mich befaßt, und nicht wieder. Laſſe mich Eure Majeſtät der Gnade theilhaft werden, Allerhöchſtdero Prinzeſſin Tochter zu ſehen, ſo hoffe ich zuverſichtlich, den Sitz ihrer Krankheit zu ergründen. — Darüber war der König über alle Maaßen froh, und führte den Doctor ſelbſt zu der kranken Prinzeſſin. Der fühlte ihr den Puls, und ſahe, daß ſie ſehr ſchön war. Dann ſprach er: Großmächtigſter König, wenn die allerdurchlauchtigſte Prinzeſſin geneſen ſoll, ſo kann dieß nicht durch irdiſche Medizin

Freund, und Molitor hatte die Sakramente empfangen.

„Lebt wohl!“ ſprach mit matter Stimme der Greis. „Lebt wohl in dieſer Welt. Der Antichriſt iſt da, der letzte Tag iſt nahe! Habt Ihr gehört des Luthers unerhörte Frevelthat? Des Papſtes Bulle verbrannt? Sich freventlich empört gegen Geſetz und Kirche! Gräuel über Gräuel! — Ich fahre hin! Haltet feſt am Glauben, Georg! Mir hilft des Ketzers arges Treiben zum Tode: ſolche Nachrichten müſſen Geſunde und Starke erſchüttern! Lebt wohl — und gedenket mein in Liebe!“

Noch eine Weile betete Molitor leiſe und die Anweſenden beteten mit, dann entſchlief er ſanft.

Als er begraben worden war und ſich die Grabbegleiter im Gaſthaus zu Grimmenthal gütlich thaten, ſtand Georg Doth einſam, ernſt und in wehmüthige Gedanken verſunken, unter der alten Linde des Wallfahrtortes.

„Nun bin ich recht allein!“ ſprach er zu ſich ſelbſt, und Bild auf Bild der Vergangenheit drängte geſchehen, ſondern durch göttliche Hülfe; geſtatten Allerhöchſtdieſelben, daß wir die Kranke in die Hofkirche tragen laſſen; dort wird ſie wol geneſen. Dieſer Vorſchlag ward vom Könige alsbald gut geheißen, denn er war ſehr fromm, und freute ſich, einen ſo frommen neuen Geheimerath gewonnen zu haben. In der Kirche ließ ſich der Heilkünſtler von der Prinzeſſin den Opferſtock zeigen, ſuchte nach, und fand in einer Ritze das Goldſtück. Dieſes gab er der erlauchten Kranken in die Hand, und erſuchte ſie, daſſelbe nun richtig in den Stock zu werfen. Selbiges that die Prinzeſſin und alsbald wurde ſie völlig geſund, und begann wie eine Roſe aufzublühen. So führte ſie nun der Geheimerath zu dem Könige. Was da für eine große Freude war, iſt gar nicht zu ſchildern. Aus dem Geheimerath wurde alsbald raſch nach einander ein Reichsrath, ein Standesherr, ein Graf, ein Fürſt — und aus dieſem ein Bräutigam der geneſenen Prinzeſſin. Nach der Hochzeit fuhren die Neuvermählten auf einer Rundreiſe durch das Land, da kamen ſie auch durch das Dorf, aus welchem der Fürſt jüngſt als Hänschen gewandert war. Da ſtand am Wirthshaus ein Scheerenſchleifer und ſchliff und ſeine Frau drehte ihm das Rad — und da war's der Peter und das Lieschen, die den Peter erſt durchaus nicht haben wollte, ihn aber am Ende doch nahm, weil er ihr zuſchwur, Hänschen werde ſie nie wieder ſehen. Hänschen kannte gleich den Peter am falſchen Geſicht, rief dem Kutſcher zu: Halt! und jenem rief er zu: Peter!

Peter horchte hoch auf — und fragte, was der Herr befehle?

Nichts befehlen will ich, Peter, ſprach Hans: als daß Du das Hänschen in mir wiederkennen ſollſt, dem Du zu ſo hohem Glücke verholfen haſt. Dort im Walde fand ich armer augenloſer, durch Dich augenlos — das blinde Glück, wie manche blinde Taube ihre Erbſe. Dort unter einem Baume, an dem ich lag, ſuchte mich es heim. Hier haſt Du vieles Geld vom blinden Bettler, der wieder ſehend und reich geworden iſt! Fahre wohl, und fahr' zu, Kutſcher!

Peter ſtand wie aus den Wolken gefallen, lange ſtarrte er dem Prachtwagen nach, dann gab er ſeiner Frau das Geld aufzuheben, und ſagte: Dorthin muß ich auch — muß auch das blinde Glück finden. Und alsbald rüſtete ſich Peter und wanderte ſo raſch er wandern konnte, an jenen Ort, wo er am armen Hänschen die letzte treuloſe That beging. Ein Fuchs lief lange vor ihm her — an jenem Orte ſtand der Fuchs. Da kam von weitem ein Wolf entgegengeſprungen. Raſch wandte Peter ſich um, da trabte ein Bär des Weges daher. Voll Entſetzen klomm jetzt Peter am Baume empor, unter dem er Hänschen den letzten Augapfel ausgeſtochen hatte.

Verräther! Verräther! Verräther die ihr ſeid! bellte der Fuchs, heulte der Wolf, brummte der Bär, und jeder beſchuldigte den andern, das Geheimniß verplaudert zu haben, auf deſſen Behüthung ſie einander doch alle drei die Pfote gegeben hatten, waren ſehr biſſig gegeneinander, und gaben einander ſchlechte Titel. Endlich nahmen Bär und Fuchs gegen den Wolf Partei, der ſollte zunächſt der Verräther ſein, und dafür gehenkt werden, und alsbald drehte der Fuchs ein Seil und eine Schlinge aus Tannenreißig, der Bär hielt den Wolf feſt, der Fuchs warf letzterem die Schlinge um den Hals, und zog den zappelnden in die Höhe. Der Wolf ſtarrte ſtieren Auges empor, da ſah er Peter im Gezweige des Baumes ſitzen, und heulte: O falſche ungerechte Welt! Da droben ſitzt er, der unſer Geheimniß verrathen hat!

Jetzt ſahen die andern beiden Thiere auch in die Höhe, ließen den Wolf fallen, und der Bär kletterte auf den Baum und holte den Peter herunter. Drunten empfing ihn der Fuchs, der ſo fuchswild war, daß er ihm gleich beide Augen auskratzte. Dann würgte ihn der Wolf, und der Bär drückte ihn mauſetod, darauf haben ſie ihn zu dritt aufgefreſſen, daß kein Knöchelchen von ihm übrig geblieben iſt.

5.

Sonnenkringel.

Es war ein Mann auf der Wanderſchaft, der war aller Zehrung bar und allen Zehrgeldes, und wußte nicht, wovon er in der nächſten Herberge die Zeche zahlen ſollte. Und da kamen ihm böſe Gedanken in den Sinn — wenn einer käme, der am Gelde etwas zu ſchwer trüge, ſo wollte er ihm wol ſeine Laſt erleichtern. Und wo der Wald recht tief war, ſah dieſer Wanderer einen anderen Wanderer vor ſich her gehen, beeilte ſeine Schritte, und holte jenen bald ein — und ſah, daß der, den er einholte, ein Jude war. Da dachte er gleich: Juden haben immer Geld — und ſchrie ihn an: Jud'! Gieb mir auf der Stelle Dein Geld, oder Du mußt ſterben.

Soll mir Gott helfen! ſprach der Jude: hab' ich doch nicht mehr Geld, als acht armſelige Heller! Was thut Ihr damit? Wollt Ihr vor Gott die große Sünde begehen, und einen Menſchen todſchlagen um acht Heller?

Jud' Du lügſt! Ohne Geld reiſt kein Mauſchel. Heraus mit dem Gelde — oder —!

Wehe mir! Wehe geſchrien! rief voll Angſt der Jude. Habe ich doch nicht mehr, als ich Euch ſage! — aber jener hörte ſchon nicht mehr in ſeiner tollen Raubſucht, und ſchlug den armen Juden nieder, und dieſer rief im ſinken: Wehe geſchrien über Dich, Du Mörder! Die klare Sonne ſoll an den Tag bringen Deine Miſſethat, das allſehende Auge des Firmamentes! —

Mit dieſen Worten verſchied der Jude, und nun ſuchte ſein Mörder ihm alle Taſchen aus, er fand aber nur ein kleines ſchlaffes Lederbeutelchen, und darin in der That nicht mehr und nicht minder, als acht rothe Heller. Da war es ihm doch leid, daß er den ſchnöden Mord verübt — und als er in die Sonne ſah, erſchrak er, denn ſie ſtand ganz blutroth — und er rannte eilend von dannen — im Walde aber ſammelten ſich die Rothkehlchen, und trugen Blumen herbei, und legten ſie ſanft auf das Angeſicht des Erſchlagenen, damit das Schreckniß der Menſchheit nicht des Waldes heiligen Frieden ſtöre. Der Mörder aber wanderte ſo weit er nur vermochte von jener Stelle fort, und konnte nicht mehr in die Sonne ſehen. Am andern Morgen war es ihm, wie ein böſer, böſer Traum — aber der Traum verfolgte ihn lange, und die Sonne erinnerte ihn fort und fort an den Todesruf des erſchlagenen Juden. Endlich ward er ruhiger in ſeinem Gemüthe, arbeitete fleißig, und gewann, da er ſonſt ein leidlicher Geſelle war, und ſich ſehr ſtill und zurückhaltend hielt, die Neigung einer Meiſterstochter, mit der er eine Zeit lang in glücklicher Ehe lebte. Nicht häufig dachte er mehr an ſeine Unthat, nur vor der Sonne hatte er eine gewiſſe Scheu, doch fragte er ſich endlich ſelbſt: Wie ſoll ſie's denn anfangen, die liebe Sonne, es an den Tag zu bringen? Der Jude iſt längſt vergeſſen, ich bin viele Meilen fern von jenem Lande — reden kann die Sonne nicht, ſchreiben kann ſie auch nicht. Ich habe mich für nichts ſo lange vor ihr gefürchtet und geängſtigt.

Eines Morgens brachte die Frau ihrem Manne ſeine Taſſe Kaffee; er goß einen Theil deſſelben aus der Obertaſſe in die

Untertaſſe, und zufällig ſchien die Sonne hell hinein, da bildeten ſich von der bewegten Flüſſigkeit ſchräg über an der Stubendecke bewegte, zitternde Lichtkringel in Folge der Abſpiegelung, und des Mannes Blicke fielen zur Decke empor. Er glaubte, er ſei allein, und ſprach vor ſich hin: Meinſt Du Sonne, Du könneſt es an Tag bringen, weil Du dort hinauf die zitternden Kringel zeichneſt?

Was ſoll die Sonne an den Tag bringen wollen, Mann? fragte laut die Frau — und der Mann erſchrak heftig. Lebhaft drang ſie in ihn, es ihr zu ſagen, als er ſtockte und nichts bekennen wollte. Aber die Frau ruhte nicht eher, bis er, nachdem ſie das tiefſte ſchweigen ihm angelobt, ihr erzählte, daß er einſt einen Juden im Walde erſchlagen habe, der habe im Sterben gerufen: Die klare Sonne ſoll an den Tag bringen Deine Miſſethat, das allſehende Auge des Firmamentes! und nun habe die Sonne doch nichts an den Tag gebracht; ſie könne nichts als leuchten und wärmen und Kringel an der Wand oder an der Decke machen.

Die Frau hörte das, ſchauderte und ſchwieg; aber das unſelige Geheimniß drückte ihr faſt das Herz ab, beunruhigte ſie Tag und Nacht, und ſtets aufs neue erinnerte ſie die Sonne daran. Sie konnte es nimmermehr auf dem Herzen behalten, ſie erzählte es unter dem heiligſten Siegel der Verſchwiegenheit ihrer liebſten Freundin — dieſe trug es weiter, bald vernahmen es die Richter. Da wurde der Mörder feſtgenommen, und geſtand alsbald alles; er war recht froh, als es heraus war, und empfing, nachdem er zum Schwert verurtheilt war, mit Faſſung den Todesſtreich. In derſelben Stunde aber lief ſeine ſchwatzhafte Frau auf den Boden, und knüpfte ſich an einem Balken auf.

6.

Der ſtarke Gottlieb.

Es war einmal ein reicher Rittergutsbeſitzer, dem dienten viele Knechte, und einer von dieſen wollte ſich verheirathen. Wie nun derſelbe ſeinen Herrn um die Heirathserlaubniß bat, ſo ſagte dieſer: Heirathe nur zu in Gottes Namen! Ich wünſche Dir einen recht ſtarken Sohn, und wenn Du einen ſolchen haſt, ſo will ich ihn Dir zu Liebe gern auch in meinen Dienſt nehmen. Alſo heirathete der Knecht und wurde Vater eines kräftigen Sohnes, dem er den Namen Gottlieb gab. Dem Vater blieb das Verſprechen ſeines Herrn unvergeſſen, und er war darauf bedacht, Sorge zu tragen, den Jungen recht ſtark werden zu laſſen. Zu dieſem Zwecke dünkte dem Vater nothwendig, daß ſein Kleiner recht lange Muttermilch trinke. Erſt ſtillte ihn daher ſeine Mutter in ihren Armen, dann ließ ſie ihn auf ihrem Schooße ſitzen, dann lernte der kleine Gottlieb laufen, und trug ſich, wenn er trinken wollte, ein Hüpſchchen bei, auf das er trat, weil er der Mutter auf dem Schooße ſchon zu ſchwer wurde, und trank ſehr flott, und trank ſieben Jahre lang Muttermilch, und wurde groß und ſtark. Nach Verlauf der ſieben Jahre nahm der Knecht ſeinen Gottlieb mit zum Gutsherrn und ſagte: Schaut Herr, den capitalen Jungen! Er kann ſchon etwas thun für ſein Alter.

Da ſtand im Garten, wo Vater und Sohn den Gutsbeſitzer angetroffen hatten, ein junger Baum, und da ſprach der Herr: Reiſſe dies Bäumchen heraus, Gottlieb!

Der Knabe verſuchte ſeine Kraft an dem Bäumchen, aber er vermochte nicht, daſſelbe auszureiſſen, und der Herr ſprach: Der Kleine iſt noch zu jung und zu ſchwach. Es wäre auch zu viel von ihm verlangt, jetzt ſchon ſchwere Arbeit zu thun.

Da ging der Knecht mit ſeinem Gottlieb hinweg und ließ ihn noch ſieben Jahre Muttermilch trinken, und als die ſieben Jahre um waren, führte der Vater ſeinen Sohn wieder zum Rittergutsbeſitzer, dem Gottlieb nun groß und ſtark genug ſchien, um ihn in ſeine Dienſte zu nehmen; er ſollte daher einen Tag zur Probe dienen. Der Gottlieb war aber von Natur und durch die Muttermilch ſchreckbar ſtark geworden, und riß gleich als Probeſtück einen ziemlich dicken Baum mit dem kleinen Finger heraus, ſo daß alles erſchrak, abſonderlich die Gutsherrin, und ihm gleich abgeneigt wurde. Nun ging es an die Arbeit, die Gottlieb nur ein Spiel war; dann kam die Eſſenszeit; die Magd trug eine Schüſſel voll Kartoffeln nebſt Buttermilch auf, und ging, die übrigen Knechte zu rufen; Gottlieb, der zuerſt mit ſeiner Arbeit fertig geworden, war ſchon da, und begann einſtweilen allein zu ſpeiſen. Er zeigte, daß er nicht nur von Muttermilch, ſondern auch von Buttermilch ſich trefflich zu nähren verſtehe, und mit den Kartoffeln dem Magen zuſpitzen könne. Als die übrigen Knechte kamen und eſſen wollten, und murrten, daß das Eſſen noch nicht aufgetragen ſei, trat Gottlieb hinter dem Ofen hervor, allwo er ſich ausgeruht, kraute ſich hinter den Ohren, und ſagte: es war etwas da, aber nicht viel, ich hab' gemeint, es ſei für mich, und hab's derweil gegeſſen. — Da kam die andern ein Grauen an vor Gottliebs Appetit, und ſie verwünſchten einen

Mitgenoſſen, der nicht mit ihnen, ſondern der alles allein genoß.

Nach dem Eſſen ging es an das dreſchen. Als neuem Ankömmling ſchenkte der Gutsherr dem Gottlieb einen neuen Dreſchflegel, der war in Gottliebs Hand wie eine Feder, er warf ihn in die Luft und fing ihn wieder, wie Knaben mit leichten Stöckchen thun, und dann warf er ihn gar weg, riß ſich einen Baum aus und draſch darauf los, daß die Körner gleich zu Mehl wurden, und das Stroh klein wie Häckerling, und ſchlug alles in Grund und Boden hinein. Das war dem Gutsherrn doch zu bunt — er erſchrak vor dem gefährlichen Knechte und ſann darauf, denſelben mit einer guten Manier wieder los zu werden. Er fragte daher den Gottlieb, welchen Lohn er begehre, wenn er wirklich in den Dienſt trete? Gottlieb trat nahe zu dem Herrn heran und ſagte ihm etwas ins Ohr. Darauf wurde der Herr roth und ſagte: es iſt gut, aber ſtille davon — und nahm Gottlieb zum Knechte an — darob ſich die andern Knechte nicht im allerentfernteſten freuten.

Als der Gutsherr mit ſeiner Frau allein war, verlangte dieſe zu wiſſen, welchen Lohn Gottlieb ſich ausbedungen habe; der Herr wurde wieder roth und wollte es erſt nicht ſagen, wodurch ſeine Frau um ſo mehr in ihn drang, mit der Sprache herauszurücken. Der Rittergutsbeſitzer war ſehr geizig, gab gar zu gern ſo wenig Lohn als nur möglich, und das hatte Gottlieb erwogen, dem gar nichts daran gelegen war, daß er hatte ſo ſtark werden müſſen, um für andere ſich zu plagen und zu arbeiten. So ſagte jetzt der Gutsherr etwas verlegen zu ſeiner Frau:

Siehe, mein Schatz, es hat damit ſeine eigene Bewandtniß. So billig bekomme ich nie einen ſo kräftigen Arbeiter. Der Gottlieb verlangt gar keinen Lohn:

Gar keinen Lohn? Das iſt nicht menſchenmöglich! rief ganz erſtaunt die Gutsherrin. Dahinter ſteckt etwas! Mann, Du belügſt mich! —

Nun, beruhige Dich nur, liebe Frau, beſänftigte der Gutsherr: — etwas verlangt er ſchon, und ich hab's ihm zugeſtanden, in Betracht, daß es uns nichts koſtet — doch bleibt das geheim, unter uns.

Unter uns! erwiederte die Frau. Das heißt, ich muß darum wiſſen!

Der Gottfried will mir etwas geben, wenn das Jahr herum iſt, ſtammelte der Gutsherr.

Dir? Das wäre! Was kann der Sohn Deines Knechts Dir geben? fragte die Frau.

Eine Feige — antwortete der Mann: will er mir geben.

Eine Feige? Mann, Du lügſt, oder es rappelt bei Dir! ſchrie die Frau und wurde zornig. Wo ſollen denn auf unſerem Gute Feigen herkommen?

Oh — verſetzte der Gutsherr: — die giebt's, es regnet bisweilen derſelben — der Gottlieb meint eine Ohrfeige.

Wenig hätte gefehlt, ſo hätte der Gutsherr ſchon jetzt eine ſolche Frucht zu ſchmecken bekommen, aber ſtarrer Schreck lähmte einige Minuten lang der Edelfrau Hand und Mund — bis ſie endlich kreiſchte: O Du Tropf! Das iſt wieder ein Stückchen Deines Geizes! Du willſt Dich lieber entehren laſſen, als einem Knechte Lohn zahlen. Todſchlagen wird Dich der Gottlieb, denn ſo viel habe ich gemerkt, wo der hinſchlägt, da wächſt kein Gras! Nein, einen ſolchen Vertrag einzugehen, iſt himmelſchreiend. Doch, laß mich nur machen, ich wende das Unglück von Dir — er muß fort — ich duld' ihn nicht! —

ſich an ihm vorüber. Alle die blühenden Tage, die Wonne- und Trauerſtunden, hier verlebt, grüßten aus der bleichen Vergangenheit herauf, wie verwelkte Blumen von Trümmern und Gräbern nicken. Wie oft war er nach Ober-Maßfeld gegangen, nun zog ihn nichts mehr dorthin. Es war ihm ſo ſchmerzlich weh zu Muthe, als müſſe er, der noch kräftige Mann, dem alten Greis nachfolgen in die düſtre Gruft; er fühlte unbewußt, daß eine neue Zeit in die Welt komme und daß er nicht in dieſe neue Zeit gehöre, ſich mindeſtens in ſie nicht bald werde finden können und dieß mehrte ſeine ſtille Wehmuth.

„Abgeblüht, wie die Fluren rings umher, iſt meine Jugend!“ ſprach er zu ſich. „Auch die Blüthe meiner Freundſchaft ſank, dieſer Greis, das Bild eines gottſeligen Lebens. Wem wird mein Herz mit gleicher Liebe anhangen?“ —

Wenn Du ihn fortbringen kannſt, liebe Frau, verſetzte kleinmüthig der Gutsherr: ſo habe ich nichts dagegen.

Die Gutsfrau machte ſich gleich ein Plänchen. Auf dem Gute befand ſich eine Mühle, in der es furchtbar ſpukte. Vielen war in derſelben von dem Spukgeiſte der Hals umgedreht worden. J — dachte ſie, der kann dem Gottlieb den Hals auch umdrehen, das iſt ein aufwaſchen, und da ſind wir ihn los.

Gottlieb! Heute trägſt Du ein halbes Malter Korn in die Mühle und mahlſt es!

Zu Befehl, gnädige Frau! antwortete Gottlieb, holte einen großen Malterſack, faßte ein oder zwei Malter Korn hinein und warf ſich ihn über die Schulter, ging und pfiff das Lied:

Da droben auf jenem Berge,
Da ſteht ein Mühlenrad.

Als er an die Mühle kam, war deren Thüre verſchloſſen. Gottlieb klopfte höflich an, einmal, zweimal, dreimal. Da noch immer niemand aufthat, ſo that er einen ſanften Tritt an die Thüre, daß ſie aufſprang und nebenbei entzwei krachte. Mitten im Wege zum Werke lagen eine Menge Mühlſteine; Gottlieb ſchob ſie ſanft mit den Füßen nach rechts und links, und gelangte nun an das Werk. Bevor er aufſchüttete und das Werk anließ, ſchürte er ſich ein Feuerlein und kochte ſich eine Morgenſuppe, in die er einen kleinen Schinken ſteckte, daß ſie beſſer geſchmelzt ſei. Da kam eine große Katze mit feurigen Augen, die riß ihr Maul auf, ſtarrte den ſtarken Gottlieb an und ſchrie: Miau! — Hui Katz'! ſchrie Gottlieb und gab ihr einen Tritt, daß ſie eilend kehrt machte. Jetzt ſchüttete er auf, ſetzte das Mühlwerk in Gang, und verzehrte ſein Frühſtück. Gleich war die Katze wieder da, pfauchte und ſchrie abermals: Miau! Hui Katz'! ſchrie Gottlieb und warf ihr den Schinkenknochen auf den Kopf, daß ſie um und um zwirbelte und verſchwand. Plötzlich ſtand ein ſchrecklicher Rieſe vor dem ſtarken Gottlieb, und brüllte: Mehlwurm! Wer heißt Dich hier mahlen? Gottlieb nicht faul, nahm einen Mühlſtein, warf damit den Rieſen an die Stirne, und ſchrie: Mühlwurm, wer heißt Dich hier prahlen? — Da ſtürzte der Rieſe hinterrücks nieder und that einen Brüller, daß das ganze Werk wackelte. Gottlieb aber ſackte das Mehl ein, und in einen mitgebrachten zweiten Sack die Kleie, nahm die Säcke auf beide Schultern und ging nach Hauſe.

Hilf Himmel! barmte die Gutsherrin. Der Lümmel lebt und kommt wieder! — Und bald darauf ſann ſie auf neue Tücke.

Der Ziehbrunnen muß gefegt werden! ordnete die Frau am anderen Tage an. Das Waſſer ſchmeckt ganz ſchlecht und ſchlammig. Gottlieb kann hinunterſteigen. — Und zu den andern Knechten ſagte ſie heimlich: Wenn er drunten iſt — nehmt euch ja in Acht, daß dem Freſſer, der euch alles wegfrißt — kein Stein vom Brunnenrande von ohngefähr auf den Kopf fällt! — Die verſtanden den böſen Wink und laſen ihn aus dem höhniſchen Lächeln der Gutsfrau. Und wie Gottlieb drunten im Brunnen war, ſchoben ſie, indem ſie ſich über den Rand bogen, die oberen Steine hinunter. Gottliebs Vater war nicht dabei, der war vor kurzem geſtorben. Die Steine polterten und plumpten in den tiefen Brunnen und fielen auf den ſtarken Gottlieb, der aber ſchrie herauf: Dummheit da droben! Wer ſchüttet denn Streuſand in das Tintenfaß? Wartet, wenn ich hinauf komme, will ich euch ledern! — Da liefen die Knechte erſchrocken vom Brunnenrande hinweg und verſteckten ſich, und Gottlieb ſtieg heraus, wie ein Schornſteinfeger aus dem Schlot, nur weniger trocken, aber mit eben ſo vielem Durſt.

Kaum wußte nun die Edelfrau, was ſie anfangen ſollte mit dem ſtarken Gottlieb, oder vielmehr, wie ſie es anfangen ſollte, ihn vom Hofe zu bringen. Da fiel ihr ein, daß ja in der Nähe ſich ein verwünſchtes Schloß befinde, das auf dem Berge, an deſſen Fuße das neue Schloß des Rittergutsbeſitzers ſtand, in Trümmern lag. In dieſem verwünſchten Schloſſe war es, wie ſchon dieſe Bezeichnung ausdrückt, gar nicht geheuer; es ging darin um, und es ſpukte in ihm der Geiſt eines alten Rieſen, der vor urgrauen Zeiten darin gehauſt und ſchlimme Thaten genug verübt hatte, weshalb er denn auch da hinauf verwünſcht und gebannt war. Eine der ſchlechten und ſchlimmen Thaten des alten Rieſen war die geweſen, daß er die Vorfahren des jetzigen Rittergutsbeſitzers, denen er das Gut verkaufte, um eine große Summe Geldes betrogen hatte, und war das zugleich auch wieder mit ein Grund, weshalb der Rieſe im alten Schloſſe ſo gräulich ſpuken mußte.

Die Edelfrau ließ Gottlieb zu ſich rufen, verſtellte ſich und verbarg ihre Abneigung gegen den Knecht, und ſprach zu ihm: Höre mein guter Gottlieb! Unſer Herr wird Dir nächſtens eine ganz beſondere Belohnung dafür geben, daß Du ſo fleißig biſt und ſo viel ſchaffſt, dabei vertraut er Dir auch ganz allein. Droben auf dem alten Schloſſe, weißt Du, da wohnt der alte Rittergutsbeſitzer, dem mein Mann das Gut abgekauft hat; das iſt ein geiziger Hund, und iſt uns noch vieles Geld ſchuldig, zahlt es aber im guten nicht aus — ſo gehe Du einmal hinauf, Gottlieb, und ſprich im unguten mit dem alten Spuk, denn Du biſt ſtark und herzhaft — alle andern ſind Haſenfüße und Haſenherzen und fürchten ſich. Wenn Du uns das Geld bringſt, ſo ſollſt Du auch ein gutes Theil davon haben, und Dir etwas rechts dafür zu gute thun.

Die Sache wird ſich machen, gnädige Frau! antwortete Gottlieb. Ich will gleich gehen, und wenn Geld da droben zu holen iſt, ſo bringe ich's, darauf verlaßt Euch. —

Bald war Gottlieb droben auf dem Berggipfel und wunderte ſich. Hm, hm! machte er. Immer haben ſie drunten geſagt, da oben ſtände ein altes, verfallenes Schloß, hab' deswegen mir auch noch nie die Mühe genommen, hier herauf zu klettern, und nun ſehe ich ein nagelneues, ſchönes Haus, viel ſchöner als das untere Schloß. Da giebt es ganz ſicher Geld genug.

Gottlieb kam an die Eingangspforte des prächtigen Gebäudes, und da kein Klingelzug daran war, ſo klopfte er, aber die Thüre blieb, gleich jener der Mühle, feſt verſchloſſen. — Dumm! brummte Gottlieb, da muß ich ſchon wieder der Schloſſer ſein und meinen Dietrich gebrauchen. Trat daher ein wenig an die Pforte, doch ſchütterte davon das ganze Thorgewände und die Thüre ſprang mit Donnerkrachen auf. Aber wie Gottlieb in den inneren Raum trat, umſchwebten ihn gleich eine Legion Geiſter, und an ihrer Spitze ſtand der gräuliche Rieſe, welchem Gottlieb in der Mühle den Mühlſtein an den Kopf geworfen hatte.

Aha! Ein alter Bekannter! rief Gottlieb. Biſt Du vielleicht der Herr von Zahlungern, der andern Leuten ihr Geld aufhebt? Dann rücke heraus! Mein Herr braucht's, und meine Frau, das heißt, meines Herrn Frau, will's haben!

Menſchenwurm! brüllte der Rieſe, und ſchnitt ein entſetzliches Geſicht. Was wagſt Du zu wagen? Wer iſt ſo frech, von dem Beſitzer eines alten Schloſſes Geld zu verlangen?

Was geht mich Geld an? Hab' Acht, wie ich mit Dir umſpringen werde, Du Knirps!'

Holla, heh! da werd' ich auch dabei ſein! rief Gottlieb, riß einen Thürflügel ab, und warf ihn dem Rieſen an die Stirne, wo man noch die Schramme vom Mühlſteine ſah, dann den zweiten — und da machte ſich der alte Rieſe eilend aus dem Staube und warf mit einem Sacke voll Geld nach Gottlieb, den dieſer ſogleich aufraffte, und ſich auf die Schulter lud.

So kam er im untern Schloſſe wieder an, und wenn der Edelfrau auch Gottliebs kommen nicht recht war, ſo war doch dem Edelmann das kommen des Geldes äußerſt recht, und er lobte den Gottlieb und ſagte: Einen ſo braven Knecht findet man ſelten. Heimlich aber wünſchte er doch den Gottlieb zum Kukuk, denn bei deſſen Kraft graute ihn furchtbar vor der unvermeidlichen Ohrfeige. Er nahm daher Rückſprache mit ſeinem Schäfer, und traf ein Uebereinkommen mit dieſem, daß der gegen ein gutes Stück Geld die bewußte Ohrfeige in Empfang nehmen wollte, dann rief er ſeine Knechte zuſammen, ohne den Gottlieb, und ſagte ihnen, er werde ſie morgen in den Wald ſchicken, Holz zu holen, da möchten ſie Sorge tragen, daß ſie zeitig wieder herein kämen, denn wer zuletzt komme, der komme vom Dienſt. Und er werde es nicht ungern ſehen, wenn Gottlieb der letzte ſei. Solches geſchah, alles eilte nach dem Holze, und niemand weckte Gottlieb, und als er endlich noch ziemlich ſchlaftrunken erſchien, und ſich die Augen rieb, ſchrie ihn ſein Herr an: Ei Du fauler Geſelle! Alles iſt ſchon zu Holze, und wer zuletzt nach Hauſe kommt, kommt vom Dienſt.

Ah! rief Gottlieb, und ſtreckte die Arme hoch in die Höhe, und dehnte ſich, und gähnte, und ſagte: Das iſt mir etwas ganz neues.

Schönen Dank, daß Du mich nicht verſchlungen haſt, wie Du Dein Maul ſo aufriſſeſt! ſpottete der Gutsherr. Neu oder nicht, es bleibt dabei.

Wohl, hin! ſagte Gottfried, nahm ſein Beil, und ging nach dem Walde zu. Da waren ſeine Mitgeſellen ſchon mit der Arbeit fertig und er ſah ſie von weitem ſich entgegen kommen. Da ging er nach einem nahen großen Teiche, über deſſen Abfluß ein Steg führte, über den einzig und allein der Weg vom Walde nach dem Gute führte, riß die Schleußen auf, daß die volle Fluth ſich in den breiten Abflußkanal ergoß, trat mit dem Fuße den Steg in Stücken und ließ die Balken vom Waſſer fortfluthen, dann ging er ſeinen Mitknechten gemachſam entgegen, die ihn tüchtig auslachten und froh waren, ihn heute noch aus dem Dienſte gejagt zu ſehen; er aber rief: Eilet nicht zu ſehr, wartet ein wenig auf mich, ich komme bald wieder! und ging nach dem Walde — jene aber eilten, was ſie eilen konnten, nach dem Schloſſe zu kommen, da kamen ſie an die rauſchend vorbeiſchießende Waſſerfluth ohne Steg und Brücke, und hätten ſie den Teich umgehen wollen, hätten ſie Stunden gebraucht. Sie mußten alſo warten, bis Gottlieb wieder kam, der ſein Tagewerk leicht und ſchnell im Verlauf einer kleinen Stunde vollbracht hatte. Und wie er nun kam, brachte er einen Heubaum mit, den ſtemmte er in den Fluß, wie einen Turnerſpringſtock und ſchwang ſich zu das andere Ufer hinüber, dann warf er den Heubaum wieder über den Fluß, und ſchrie ſeinen Kameraden zu: Macht's wie ich! — aber von dieſen hatten an dem Heubaume zwei zu heben, und ſie mußten ſitzen bleiben, bis der Teich alle ſein Waſſer vorübergeſchickt hatte, welches mehr als einen Tag dauerte. — Immer lebhafter wurde der Wunſch der Gutsherrſchaft den ſtarken Gottlieb los zu ſein, und daher machte ihn der Rittergutsbeſitzer den Vorſchlag, ihm ſeinen Lohn zu gewähren; er habe einen Erſatzmann als Ohrfeigenempfänger, der ſolle die Zahlung erhalten, und dann ſoll Gottlieb gehen, wohin er Luſt habe und bleiben, wo er wolle.

Gottlieb ſagte: Es kommt auf eine Probe an; ich habe ja auch proben müſſen.

Jetzt ſtellte ſich der Schäfer als Erſatzmann, Gottlieb ſah ihn mit mitleidigem und ſpöttiſchem Blicke an, und ſagte: Du? Wahrlich Du dauerſt mich! — nahm ihn, hob ihn leicht, wie einen Nußknacker in die Höhe und ſchlug ihm eine ſo derbe Ohrfeige ins Geſicht, daß der Schäfer in die Luft flog wie der Spielball eines Knaben, aber gar nicht wieder herunter kam. Der Gutsherr und ſeine Frau kreuzigten und ſegneten ſich, und waren froh, daß er nicht dieſe Ohrfeige bekommen hatte, und ſagten: ſo, nun kannſt Du gehen.

Nä, ſagte Gottlieb. Gehen? Nä — ſelbes kann ich nicht. Es war nicht der rechte; mit Euch, gnädiger Herr, hab' ich gedingt. Ich liebe nicht Cichorien oder Runkelrüben ſtatt Kaffee, ich bin kein Freund von Erſatzmannſchaften. Ihr habt geſagt: ich ſolle gehen, wohin ich Luſt habe, und bleiben, wo ich wolle. Habt Ihr nicht ſo geſagt?

Ja, allerdings, ich ſagte ſo — antwortete verdrüßlich der Gutsherr.

Nun — verſetzte Gottlieb: ſo gehe ich in mein Bette, und bleibe hier auf dem Gute.

Da wurde der Gutsherr ſehr böſe, und rief: So bleibe in des Kukuks Namen, Du Kobold! So gehe ich! Mit Dir will ich nicht leben und zuletzt noch wie der arme Schäfer als Luftballon oder als Sternſchnuppe am Himmel herumfahren. Nimm alles und helfe Dir der böſe Feind hauſen und wirthſchaften!

Nun, wenn Ihr denn nicht anders wollt, gnädiger Herr! ſprach Gottlieb ſehr ſanftmüthig: ſo bedank' ich mich fein recht ſchön, und wünſche Euch und der gnädigen Frau recht viel liebes und gutes! Ihr könnt auch Eure Sachen mitnehmen, und ich will euch bis in die nächſte Stadt in meiner Kutſche und mit meinen Pferden fahren laſſen. —

Fahre Du ſelbſt zur Hölle! ſchrieen außer ſich der geweſene Gutsherr und ſeine Ehehälfte, und enteilten. Gottlieb aber nahm die Knechte und Mägde in ſeinen Dienſt, und ließ ſeine alte Mutter, an der er vierzehn Jahre getrunken hatte, in das Schloß ziehen, und gab ihr ein goldenes Bette und ſeidene Kiſſen und Bettdecken, und alle Tage den beſten Wein zu trinken und alles gute zu eſſen.

Ein Jahr danach, es war juſt Heuärntezeit, und die Knechte und die Mägde waren auf der Wieſe mit heumachen beſchäftigt, kam etwas aus der Luft herunter gefallen, das war der Schäfer, der hatte ſo lange oben herumgezwirbelt, und war über alle Waſſer und Welttheile weggeflogen; er lebte noch und blieb auch am Leben, denn er fiel auf einen großen Heuhaufen, und das war ſehr gut für ihn, ſonſt hätte das alte Lied auf ihn gepaßt, welches anhebt:

Kukuk hat ſich zu tod gefallen.

7.

Gevatterin Kröte.

Ein feines Bauerndirnlein ging einſt an einem Weiher vorüber, da ſah es am Rande eine große dicke Kröte ſitzen, die guckte ſo recht ſtarr und häßlich. Na — bei Dir möcht' ich auch Gevatter ſtehen! rief voll Abſcheu das Mädchen. Da hob die Kröte den rechten Vorderfuß in die Höhe, als wenn ſie einen Handſchlag geben wollte. Dem Mägdlein gruſelte, und es eilte weiter.

Als Abends die Jungfer in ihre Kammer trat, ſaß die Kröte krötenbreit mitten auf der Diele. Das Mädchen ſchrie. Schreie nicht! ſprach die Kröte. Haſt Du mir nicht verſprochen, bei mir Gevatter zu ſtehen? Ich nehme Dich beim Worte! Folge mir, oder Du erlebſt nicht den morgenden Tag! In Todesangſt folgte der voranhüpfenden Kröte das junge Mädchen, durchs Dorf, durch die Nacht, an den Weiher; dort war im Schilf eine Oeffnung, eine Treppe führte hinunter. Die Kröte hüpfte voran, das Mädchen folgte. Drunten verwandelte ſich die Kröte in eine ſchöne Frau, und zeigte dem erſtaunten Mädchen ſein Pathchen, ein nettes niedliches Nixenkind. Der Dienſt ſoll Dich nicht reuen! ſprach ſie. Und dann begann ein großes herrliches Feſt in den Räumen der unterirdiſchen Waſſerwelt, und die junge Dirne wurde hoch geehrt und bedient von den ſchönſten Nixen, und herumgeführt in allen Grotten, die wie eitel Eis und Silber glänzten, und empfing endlich von ihrer Gevatterin Kröte noch drei wunderbare Gaben, deren Beſitz ſie lebenslänglich glücklich machte, denn ſie wurde wohlbehalten wieder zurückgeführt, und hätte ſie nicht Morgens beim erwachen die Gaben vorgefunden, ſo hätte ſie geglaubt, es ſei ihr alles nur im Traume begegnet. In ihre Erinnerung aber miſchte ſich dem Entzücken doch auch ein geheimes Grauen, und nie in ihrem Leben vermochte ſie es über ſich, wieder an jenem Weiher vorüber zu gehen.

2.

Früher, als Georg Doth ſelbſt es glaubte, fand ſein Herz einen Gegenſtand, dem es treu und liebend anhangen durfte. Fürſt Wilhelm berief ihn in ſeine Hofburg nach Schleuſingen und ernannte ihn zum Lehrer ſeiner Kinder, zumal zum Hofmeiſter ſeines Sohnes Georg Ernſt. Dieß wichtige Amt machte den Dichter und gelehrten Mann ganz glücklich und er lebte hinfort mit ganzer Seele ſeinem wahrhaft heiligen Beruf. Was wäre auch von allen Erdenwerken ſchöner und würdiger, als ein Bildner der jungen Menſchheit zu ſeyn, ſie einzuführen in die Welt des Schönen, des Wahren und Guten, ihr die Tempel der Wiſſenſchaften zu erſchließen und ſo eine Saat zu ſäen, die, wenn Gott Gedeihen giebt, auf lange Jahre ſegensreich fortwuchert? Der Beruf eines Lehrers und Erziehers, müßte der freudigſte ſeyn, und wenn er das nicht immer iſt, ſo trägt wahrlich der Beruf nicht die

8.

Seelenlos.

Es war einmal ein Menſchenfreſſer, der verſpeiſte nichts lieber als junge Mädchen, und war ſo gewaltig und gefürchtet im Lande, daß niemand es wagte, ihn zu bekämpfen und ihm dieſen Appetit zu vertreiben, vielmehr mußte ihm, ſobald er ein Mägdelein verſpeiſt hatte, ein anderes geliefert werden, und um bei der Wahl unparteiiſch zu verfahren, mußten alle Mädchen des Landes bis zu einem gewiſſen Alter, (nicht über achtzehn Jahre) das Loos ziehen, ohne Unterſchied des Ranges und Standes ihrer Aeltern; denn Seelenlos, ſo war der Name jenes mädchenfreſſenden Ungeheuers, ſagte ſtets, er liebe nächſt dem Mädchenfleiſche, vor allem die Gleichberechtigung.

Nun geſchahe es, daß eines Tages abermals das Loos gezogen wurde, Welches jedesmal für die arme Jungfrau, die es traf, ein trauriges nicht nur hieß, ſondern auch war, und daß ſothanes Loos die Tochter des Königes traf. Zwar ſuchte der König durch anerbieten vieler Schätze das Loos, welches ihr drohete, von ſeiner Tochter abzuwenden, aber Seelenlos ſprach:

Nein! Was einem recht iſt, iſt dem andern billig. Mir iſt es recht, daß das Loos die Königstochter getroffen hat, denn ich habe noch keine Prinzeſſin gegeſſen, halte aber dafür, daß ihr Fleiſch zart und gut ſein müſſe und deshalb ſo muß es der König billig finden, daß ich ſeiner Schätze ihn nicht berauben, ſondern mich ehrlich und redlich nach meinem Grundſatze der Gleichberechtigung mit Fleiſche von ſeinem Fleiſche begnügen will.

Da indeſſen nicht alsbald gleich nach gezogenem Looſe die Königstochter ausgeliefert zu werden brauchte, ſo ließ der König bekannt machen, daß, wer ſeine Tochter von dem ſchrecklichen ihr drohenden Looſe erlöſe, dieſe zur Gemahlin und ſein halbes Reich als Mitgift erhalten ſollte. Allein es meldete ſich niemand, denn mit Leuten, welche Seelenlos heißen oder ſind, iſt ſchlecht umzugehen, und niemand mag ſich mit ihnen befaſſen, ſollten ſie auch nicht juſt ausſchließlich Menſchenfreſſer ſein. Da hörte ein junger Soldat von des Königes Aufruf und dachte in ſeinem Sinn: Hm: Mir iſt in meinem Dienſte ſchon ſo viel ſeelenloſes vorgekommen, und iſt mir dafür ſo viele Herzhaftigkeit eingekorporalt worden, daß ich's wol mit Herrn von Seelenlos aufzunehmen mir getraue. Ging alſo zum Könige und bat ſich die Gnade aus, ſein Leben gegen Seelenlos für ihn und die Prinzeſſin in die Schanze ſchlagen zu dürfen. Darauf gab ihm der König ein ſchönes Handgeld, und ſchenkte ihm ein ſcharfes Vorlegemeſſer, um wo möglich den Mann der Gleichberechtigung damit in Stücke zu zerſchneiden.

Der muthige Soldat machte ſich auf den Weg, und kam über einen Anger, auf ſelbigem lag ein todter Eſel und ſtreckte alle vier Beine von ſich, und um den Eſel herum ſaßen ein Löwe, ein Bär, und ein Adler, auf der Naſe aber ſaß eine große blaue Schmeißfliege; jedes wollte ſeinen Theil vom Eſel haben, und alle vier konnten, wie das ſo häufig bei Theilungen der Fall iſt, über die Theilung ſich nicht einigen, und rieſen den Soldaten an, als Unparteiiſcher das Theilungsgeſchäft in der Vorausſetzung vorzunehmen, daß er nicht etwa ſelbſt am Eſel ſich betheiligen wolle, denn für dieſen Fall würden ſie alle viere über ihn herfallen.

Nein! ſagte der Soldat: ich will nichts mit lebendigen Eſeln zu ſchaffen haben, geſchweige denn mit toden! Aber theilen will ich nach Recht und Ueberzeugung, und nach dem ſchönen Spruche: Jedem das ſeine! Zog ſein Vorlegemeſſer, ſtrich es hübſch auf ſeinem Säbelriemen ab, wie ein Barbier mit ſeinem Scheermeſſer auf dem Streichriemen thut und fing an, den Eſel nach Herzensluſt zu zerlegen.

Dir, dem Löwen, ſprach der einſichtvolle Soldat: gebürt vor allem der Löwentheil, der Eſelskopf, mit dem ſchönen Gehirn, weil Du ſelbſt der Thiere Haupt und König biſt, dann die breite, kräftige Eſelsbruſt, die ſtets ſo ſiegesſtolz und freudig weithin jauchzet, und mit ihrem Ruhme die Welt erfüllt nebſt einem Rückenſtück und zwei Schinken.

Dir, dem beherzten heißblutigen Adler, dem Könige der Vögel, gebürt des Eſels Herz ſammt allem edlen Eingeweide, abſonderlich der ſtarken Lunge, ſo wie Leber und Nieren, und ein Schinken, vom Fleiſche ebenfalls ein Rückenſtück, und ein Lendenbraten.

Dir Meiſter Petz, kühner Nordlandsrecke, großer Brummer und in nördlichen Gegenden auch ein König der Thiere, gebührt das dritte Rückenſtück, der zweite Lendenbraten, und der vierte Schinken, und was Du ſonſt magſt. Und Dir endlich, blau angelaufene Schmeiße, kleiner Brummer, gebührt des Eſels Schwanz, die Beine, und alles, was die drei andern nicht mögen und etwa übrig laſſen zu wollen in Gnaden geruhen dürften. Du wirſt Dich damit um ſo freudiger be-

heiden, da Du ja viel zu delicat biſt, als ſchnödes Eſelsfleiſch
eſſen, vielmehr Dich vom Thau und Dufte der Blumen
ttigeſt, und nur für Deine Eier und künftige Larvenbrut ein
enig faulen Fleiſches bedarfſt.

Die vier Thiere waren mit dieſer Theilung außerordent-
h zufrieden, und zollten dem klugen Soldaten den Tribut
res Dankes. Die Brummfliege ſetzte ſich ihm auf die Hand,
ßte dieſe mit dem Rüſſel und mit dem After zugleich, und
rach: So oft Du dieſe Stelle mit Deinem Finger berührſt,
nnſt Du deine unförmliche und ungeſchlachte Menſchenge-
alt in eine eben ſo ſchöne, zarte und bewunderungswürdige,
ch mit reizendem Muſiktalent begabte Brumm-Fliege ver-
andeln, wie ich eine bin. Der Adler zog ſich mit ſeinem
ſchnabel eine Schwungfeder aus dem rechten Flügel, reichte
e dem Soldaten dar, und ſagte: Mittelſt dieſer Feder kannſt
u dich, ſo oft Du ſie drehſt, in einen Adler verwandeln,
nd als ſolcher große Dinge thun; auch kannſt Du ſie ſchnei-
n und was Du mit ihr unterſchreibſt und verbriefſt oder
rbriefen läßt, das hält und dauert drei Tage länger, als die
chgraue Ewigkeit.

Biederer Menſch, ſprach der Löwe: ich muß Dir eine
fote geben, das wird Dich ſtärken und großmächtig machen
der Welt! — und der Bär ſprach:

Edelſter der Edeln! Komm an mein Herz, ich muß Dich
marmen und Dir einen Kuß geben! aber der Soldat ent-
gnete: Ich dank' euch zwei beiden ſchönſtens! Ihr ſeid gar
gütig! Ich habe ſchon genug! denn er fürchtete die ſchar-
n Klauennägel der Löwentatze, wie des Bären Umarmung
nd die Nähe von deſſen Zähnen an ſeiner Naſe. Er drehte
aber ſehr ſchnell die Feder, und wurde zum Adler, als wel-
er er ſich raſch in die Lüfte erhob, von wo aus er nach dem

Hauſe des Herrn Seelenlos umherſpähete, und daſſelbe mit ſeinem Adlerblicke auch ſehr bald entdeckte. Das war ſchon ein großer Gewinn für den braven Soldaten; doch mußte er nun auch auf Mittel ſinnen, wie dem Seelenlos beizukommen ſei, welchen mittlerweile die Königstochter ausgeliefert worden war, doch hielt jener dieſelbe noch eine Zeitlang gefangen. Nun verwandelte ſich der Soldat erſt wieder in einen Menſchen, drückte mit dem Finger auf das kleine Denkmal der Fliege auf ſeiner Hand, und verwandelte ſich dann in eine ſolche, und ſchlüpfte durch das Fenſter des Gemaches, in welchem die Königstochter gefangen ſaß, verwandelte ſich dort in ſeine menſchliche Geſtalt, und theilte der Prinzeſſin die Abſicht mit, ſie zu erlöſen, nur möge ſie ihm ſagen, auf welche Weiſe er dieß möglich machen könne, indem er es für eine große Kunſt und ſchwere Aufgabe halte, jemanden zu entſeelen, der Seelenlos ſei und heiße. Jedenfalls müſſe Herrn Seelenlos' Seele doch irgendwo ſich befinden, und dieſes wo? müſſe ausfindig gemacht werden.

Die Königstochter war ſehr erfreut über das Vorhaben des tapfern Soldaten, ſie zu befreien, und verhieß ihm, Erkundigungen einzuziehen. Hierauf nahm der Soldat ſeine Verwandlung vor und entfernte ſich; zu der Königstochter aber kam Seelenlos, der Menſchenfreſſer, und brachte ihr treffliche Speiſen und Getränke, damit ſie ſich gut nähre, bis er die Zeit erſehen würde, ſie zu verſpeiſen. Sie fragte ihn gleich, wo denn ſeine Seele ſei? er aber antwortete ihr: Dir das zu ſagen, werde ich wol bleiben laſſen, denn wenn ſchon ich Seelenlos bin, ſo bin ich doch nicht hirnlos, und es könnte mir, wenn nicht an der Seele, ſo doch am Leibe ſchaden, wenn ich mein größtes Geheimniß Dir, einem ſchwatzhaften Weibe, anvertrauen wollte.

Aber die Königstochter ließ mit Bitten nicht nach, bis Seelenlos ihr dennoch ſein Geheimniß anvertraute und ihr ſagte, ſeine Seele ſei in einer kleinen goldenen Truhe verſchloſſen, dieſe Truhe ſtehe auf einem gläſernen Felſen und der Felſen ſtehe mitten im rothen Meere. Ein böſer Zauberer habe das alles ſo angerichtet, ihn ſeelenlos und nächſtdem mädchenfleiſchfreſſend gemacht; er könne nichts dafür; wenn er ſeine Seele wieder bekomme, ſo werde er die jungen Mädchen nicht mehr ſo freßlieb haben, ſondern ſie mit beſcheidenen Augen anſehen.

Das alles ſagte die gefangene Königstochter dem Soldaten wieder, als dieſer ſie abermals beſuchte, und alsbald verwandelte derſelbe ſich in einen Adler, und flog nach dem Schloſſe der vier Winde. Dieſe ſelbſt waren ausgeflogen, aber ihre Mutter war zu Hauſe, und er bat letztere um Herberge in ihrem luſtigen Palaſte, und erzählte ihr ſeine Geſchichte, worauf die Windmutter gleich bereit war, ihm durch ihre Söhne Beiſtand zu leiſten. Gegen Abend kamen der Südwind und der Oſtwind nach Hauſe; dieſen beiden ſtellte die Windmutter den tapfern Krieger vor, und beſchenkte letzteren mit einem Wünſchelflughütchen, das ihm die Kraft verlieh, ſo ſchnell, wie der Wind zu fliegen. Am andern Morgen, als die Winde ausgeruht hatten, erhoben ſie ſich auf's neue, und der Soldat flog in Adlergeſtalt mit ihnen und eben ſo raſch wie ſie, und kam an die Küſte des rothen Meeres; unterwegs hatte er den Winden erzählt was er wünſche, und die Winde fuhren nicht über das Meer, damit es ruhig bleibe. Dann geboten ſie den Fiſchen, das Käſtchen zu ſuchen, in dem ſich die Seele des Herrn Seelenlos befand. Das thaten auch die Fiſche, und ſie fanden wol den gläſernen Felſen, darauf die kleine Truhe ſtand, konnten aber nicht hinauf. Endlich kam eine krumme Gadde oder Weißling, die ſchnellte ſich in die Höhe, und ergatterte das Trüblein mit einem Satze, faßte es in ihr Maul und brachte es dem Adler. Dieſer ſchlug mächtig mit ſeinen Schwingen, wackelte mit dem Schwanze, und tanzte vor Freude, worüber die Winde ſehr lachen mußten, denn ſie hatten noch keinen Adler poſſierliche Sprünge machen ſehen, ſo viel ſie auch ſchon geſehen hatten. Hierauf drückte der Adler erſt den Winden, dann dem Weißling ſeinen verbindlichſten Dank aus, und flog, immer noch das Wünſchelflughütlein auf dem Kopfe, nach der Heimath zurück, und geradewegs nach dem Schloſſe des Herrn Seelenlos, auf welchem er ſich wieder in einen Menſchen verwandelte. Er ließ ſich ſofort anmelden, als ein Handelsmann aus dem Morgenlande, der ein Kleinod anzubieten habe. Seelenloos war ſehr ungnädig über ſolchen zudringlichen Beſuch, und ließ den Angemeldeten nur deshalb eintreten, um ihn mit Grobheiten zu beköſtigen, die Jedermann anzuthun er ſich zu jeder Zeit gleich berechtigt glaubte, fuhr ihn auch alsbald trutziglich an, denn ein Menſch ohne Seele kann nicht anders ſein als ungeſchliffen und patzig.

Der Soldat und verſtellte Handelsmann kehrte ſich indeſſen nicht an des Herrn Seelenlos grimmiges Geſicht und an ſein anſchnauzen, ſondern war um ſo höflicher, je gröber jener war, der ſich nicht anders gebehrdete, als wolle er ihn ebenfalls freſſen.

Ich habe einen Schatz, der für Euer Gnaden von unſchätzbarem Werthe iſt, ſprach der Fremde: und biete denſelben Ihnen zum Tauſche an.

Wird ein rechter Bettel ſein, Sein Schatz! murrte Seelenlos. Was kann ſo ein Lump mir bieten? Bildet Er ſich ein, ich könne Ihn nicht mit baarem Gelde bezahlen, daß Er ſich erfrecht, vom Tauſche zu reden? Was hätte ich, das Ihm anſteht? Gleich will ich's wiſſen!

Eure Gnaden halten gnädigſt zu Gnaden! antwortete der Fremde. Hochdieſelben halten ein Juwel in Verwahrung, das iſt die ſchöne Königstochter, und der Bettel, nach Hochdero eigener Taxation, den ich gegen dieſes Kleinod anzubieten mich unterfange, iſt Euer Gnaden — gnädige Seele.

Meine Seele! rief Seelenlos mit namenloſem Erſtaunen. Meine Seele haſt Du? bei meiner armen, leider verlorenen und mir abhanden gekommenen Seele ſchwöre ich Dir, daß Du, wenn ich hundert Königstöchter gefangen hielt, alle hundert bekommen ſollteſt, wenn ich nur meine Seele wieder hätte.

Ich beſcheide mich mit der Einen, erwiederte der Handelsmann, hundert dürften mir zu viele werden. Aber ſchließen wir den Vertrag ſchriftlich ab! Mit dieſen Worten zog der Soldat ein beſchriebenes Blatt Papier hervor, darauf ſchon alles kurz und bündig ſtand, und reichte Seelenlos die Adlerfeder dar, mit ihr zu unterzeichnen, welches Seelenlos auch that; dann ließ er auf der Stelle ſeine ſchöne Gefangene herbeiführen, die eine große Freude hatte, den Soldaten bei dem Menſchenfreſſer zu finden, welcher bereits den Fremden ſich auf das Kanapee hatte niederſetzen laſſen, indem ſchon die Nähe ſeiner Seele begann, ihn menſchlicher zu ſtimmen. Die Königstochter aber hatte geglaubt, ſie ſolle in die Küche geführt und dort abgeſchlachtet werden, wie eine arme Taube. Jetzt nahm der Soldat das kleine goldene Trühelein aus ſeiner Taſche, welches mit einer Schraube verſchloſſen war, und gab es in Seelenlos Hand. Dieſer öffnete geſchwind die Schraube, hielt die Oeffnung an ſeinen Mund, und ſog mit Wohlgefühl ſeine Seele in ſich ein. Da war mit einemmale der ſchlimme Zauber gelöſt. Die Königstochter war nicht mehr gefangen und Seelenlos war nicht mehr ſeelenlos, ſondern vielmehr ganz ſelig; er umarmte den Soldaten unter einem Strome von Freudenthränen, und hätte gern auch die Königstochter umarmt, aber eine ehrfurchtvolle Scheu hielt ihn davon zurück, der beſte Beweis, daß er wieder eine Seele gewonnen hatte, doch bat er beide um ihre Freundſchaft. Hierauf zog der Soldat mit der Königstochter von hinnen, ward vom Könige, ihrem Vater, in den Prinzenſtand erhoben, heirathete als neuer Prinz die junge Prinzeſſin, und der geweſene Seelenlos verſpeiſte keine jungen Mädchen mehr, ward vielmehr der artigſte Cavalier von der Welt.

9.

Der undankbare Sohn.

Eine alte Mutter hatte einen Sohn, der wollte heirathen,
d bat die Mutter, ſie möge ihm doch ihr Häuschen und
Gütchen geben, er und ihre zukünftige Schnur wollten es
h gar gut mit ihr meinen, ſie bei ſich hegen und pflegen,
d ſie ſo zu ſagen auf den Händen tragen. Die alte Mutter
r vom Herzen gut und vom Hirn etwas einfältig; ſie kannte
s Sprüchwort nicht: Ziehe dich nicht eher aus, bis du dich
afen legſt, und gab her, was ſie hatte. Zum Danke wurde
ſehr übel gehalten, war über nichts mehr Herrin und jeder
ſen Brod wurde ihr erſt ſchmal genug vorgeſchnitten, dann
gerechnet und jeder Tropfen Trankes ihr vergällt; aber
hn und Schnur ließen ſich's ganz gütlich und wohl ſein.
Einſt ſpeiſten letztere beiden mit einander und mit Knecht
Magd ein gebratenes Truthuhn, ohne die Mutter dazu
uladen; zufällig kam dieſe aber dennoch, mußte jedoch an-
pfen, denn die Thüre war zugeſchloſſen. Holla! die Alte
mmt, fort mit dem Huhn! Setze es derweil in die Ofen-
re und mache deren Thüre zu! gebot der Sohn dem Knechte,
dieſer vollzog alsbald den erhaltenen Befehl. Jetzt wurde
Stubenthüre aufgeriſſen von dem Sohne und die arme

Schuld, ſondern jene Undankbaren tragen ſie, die ihn verkümmern.

Es war der Sonntag Eſto mihi des Jahres eintauſend fünfhundert und neunzehn; der ganze Hof hatte einer Predigt beigewohnt, in welcher der Caplan gegen die Neuerungen des Luther losdonnerte und zu den ohmächtigen Blitzen Roms ſeine noch ohnmächtigeren Schmähungen fügte. Fürſt Wilhelm hatte wohlgefällig zugehört; ſein frommer Eifer haßte die Neuerungen in Glaubensſachen, er haßte den kühnen Mann, der gewagt hatte, das anzutaſten, was bisher für unantaſtbar gegolten.

Dunkle Wetterwolken zogen ſchwer und dräuend über die Baſaltkronen der Gleichberge herauf; den ganzen Horizont umhüllte ein düſtres Grau; der Thauwind umheulte das Schloß und führte die Wolken näher, und ſo gewaltig waren die Sturmſtöße, daß das Geräthe in den Stuben zitterte, Ziegeln von den Dächern flogen und mehr als ein Schornſtein praſſelnd einſtürzte. Mehr und mehr kam die Natur in Aufruhr, ſchon rollte hoch in dem bleichgrauen Gewölk der Donner und rothe Blitze zuck-

Alte angefahren: Nun, was ſoll es denn? Hat der alte Drache etwa ſchon wieder Hunger? Ei ſo wollt' ich doch! Da, nehmt, hier iſt Brod, und nun trollt Euch von hinnen!

Weinend wankte mit dem trockenen Stückchen Brod die alte Mutter aus der Stube; der böſe Sohn warf hinter ihr die Thüre in das Schloß, daß es krachte, und eiferte: Keinen Biſſen kann man doch in Ruhe und ohne Aerger genießen! Ich möchte nur wiſſen, ob die Alte ewig leben will? — Bringe das Huhn wieder her! gebot die Sohnesfrau dem Knechte — dieſer öffnete die Ofenthüre und ſprang mit einem lauten Schrei des Schreckens drei Schritte vom Ofen zurück, und verfärbte ſich.

Nun, was hat denn der tölpelhafte Narr? Er iſt wohl verrückt? rief der Mann, und gebot der Magd, das Huhn aus der Röhre zu holen. Dieſe ging und griff in die Röhre, und kreiſchte alsbald vor Entſetzen auf, indem auch ſie zurückſprang. Was ſoll das heißen, ihr dummes Volk? ſchalt der Herr. Und wenn der lebendige Teufel drinnen ſäße, ſo würde ich nicht ſolchen Lärm aufſchlagen! — Geh Du hin, Frau. Ich? fragte die Frau: nicht um die Welt, ich thu's nicht — ich danke; ich bin ſatt. Ei ſo muß ich ſelbſt nachſehen, und will es, und wenn der Donner drinnen ſäße! rief der Mann, ſtieg auf, und ging an die Röhre. Hu! da ſchoß eine armsdicke und klafterlange Schlange heraus, und ſchnellte gegen ihn, und ringelte ſich um ſeinen Hals, eiskalt, und als er ſie abzuwenden ſtrebte, riß ſie ihren Rachen gräulich auf und zeigte ihre Giftzähne und ihre Gabelzunge, und weder er noch ſonſt jemand anders durfte ſie berühren, und wenn man Miene machte, ſie von weitem zu beſchädigen, ſo zog ſie ſich gleich feſter um den Hals, daß der Mann zu erſticken Gefahr lief, und ängſtlich ſchrie, man ſolle die Schlange unberührt und ungeſchädigt laſſen.

Und die Schlange wich nicht von ihm; ſie um ſeinen Hals legte er ſich ſchlafen, ſie um ſeinen Hals ſtieg er wieder auf. Ehe er einen Becher Getränk zum Munde führte, trank erſt die Schlange aus demſelben Becher, jeden Biſſen; den er aß beleckte ſie, oder biß Stücken davon ab, ach und dabei roch ſie, ſo wie ſie nur den Rachen aufriß, fürchterlich aus dem Halſe, daß dem Mann eine Ohnmacht um die andere anſtieß, und niemand es in ſeiner Nähe aushalten konnte. Wer zuerſt von ihm weglief, das war ſeine Frau, die doch die meiſte Schuld daran trug, daß er die Schlange des Undanks gegen ſeine betagte Mutter in ſeinem Herzen getragen, die ſchlimmer und ſcheuslicher iſt, als jener Wurm, den er jetzt am Halſe tragen mußte, zur quälenden Strafe. Knecht und Magd liefen auch davon; Hund- und Katze wanderten aus; der Vogel im Käfig krepirte; Motten und Mücken ſtarben, die Spinnen machten ſich hinweg, die Mäuſe entflohen ſo ſchnell ſie nur konnten; die Wanzen zogen in langen Zügen langſam an den Thürpfoſten nieder und ſchlüpften zwiſchen Thüre und Angel hinaus — nicht das armſeligſte Läuschen bewies dem Undankbaren, von Gottes Strafgericht hart Heimgeſuchten noch freudige Anhänglichkeit und Treue — alles, was lebte, floh ihn. Nur ein Weſen, welches lebte, floh ihn nicht, hielt treu bei ihm aus, und das war ſeine arme alte Mutter — ſie pflegte ſein, ſie betete zu Gott um Erloſung für ihren undankbaren Sohn, und da dieſe nicht erfolgte, ſo griff ſie endlich furchtlos mit ihrer zitternden Hand und doch kräftig die drohende, ziſchende, Zähne zeigende, Gift hauchende Schlange an, und in dem Augenblicke, wie die alte Mutter das that, fiel die Schlange ab vom Halſe des Sohnes, und — verſchwand.

Der Sohn aber ſtürzte nieder zu den Füßen ſeiner Mutter und küßte ihr die Füße und ihres Kleides Saum, und weinte heiße Reuethränen auf die treuen Mutterhände, und begann fortan ein neues Leben voll Demuth gegen ſie, voll Sorgfalt, voll Liebe, voll Gehorſam, voll Zuvorkommenheit, und ſie lebte noch lange glücklich mit dem durch ihre ſtarke Mutterliebe ihr und ſich ſelbſt geretteten Sohne bis in das höchſte Greiſenalter.

10.

Das Hellerlein.

Ein fremder Wandergaſt trat in ein Bauernhaus, und fand allda die Familie, den Vater mit Frau und Kindern in trüber Stimmung und in Trauerkleidern, denn ihnen war vor wenigen Wochen ein liebes und ſchönes Kind, ein Mädchen geſtorben. Die Leute ließen den Fremden, der ihnen jedoch verwandt war, an ihrem Mittagsmahle Antheil nehmen. Man ſetzte ſich nach geſprochenem Gebete zu Tiſche, da ſchlug es zwölf Uhr. Und mit dem letzten Schlage der Uhr ging ganz leiſe die Stubenthüre auf, und es trat ein bleiches Kind herein in die Stube, grüßte niemand, ſah ſich nicht um, ſprach kein Wort, ſondern ging ſchwebenden Ganges in die Kammer. Niemand ſprach ein Wort, und auch der Fremde fragte nicht, aber es überlief ihn ein Schauer.

Geſchäfte hielten den Verwandten noch einen und den andern Tag im Orte und bei den Leuten, die ihn aufgenommen, feſt, ſonſt wäre er lieber gegangen, denn am zweiten Tage zeigte ſich dieſelbe Erſcheinung; das bleiche Kind kam zur Stubenthüre herein und ging ſchweigend in die Kammer — ohne daß die Leute es nur zu gewahren ſchienen. Daſſelbe geſchah am dritten Tage, da hielt der Fremde nicht länger an ſich, ſondern fragte: Ei ſaget doch, was iſt das für ein Kind, das jeden Mittag Glock zwölf ſo ſtill durch die Stube und in die Kammer geht?

Ich weiß von keinem ſolchen Kinde, ich ſah noch keins — antwortete der Vater, die Mutter aber begann zu weinen. Jetzt ging der Fremde zu der Kammerthüre, öffnete ſie ein wenig und blickte in die Kammer. Da gewahrte er das Kind. Es ſaß an der Erde und grub mit den Fingern in einer Ritze zwiſchen zwei Dielen gar ämſiglich, und wühlte und ſeufzete leiſe: Ach das Hellerlein! Ach das Hellerlein! als aber die Kammerthüre ein wenig knarrte, fuhr das Kind erſchrocken zuſammen und verſchwand. Nun ſagte der Gaſt den Leuten an, was er geſehen, und beſchrieb des Kindes Geſtalt, da rief die Mutter ſchluchzend aus: Ach Gott, ach Gott! das war unſer Kind, das wir vor vier Wochen begraben haben! Warum nur hat es keine Ruhe im Grabe? Nun gab der Gaſt den Rath, die Diele aufzubrechen, und als das geſchah, ſo fand ſich darunter ein armſeliges Hellerlein, das hatte das Kind in der Kirche in den Klingelbeutel legen ſollen, hatte es aber behalten, bis es noch eines zweiten habhaft würde, dann hatte es ſich wollen eine Pfennigſemmel kaufen. Zu Hauſe aber hatte das Kind das Hellerlein fallen laſſen, und es war zwiſchen den Dielen in die Ritze gefallen. Deshalb hatte das Kind keine Ruhe im Grabe. Am Tage darauf warf des Kindes Mutter das Hellerlein in den Klingelbeutel, und von nun an kam das Kind nicht wieder.

11.

Der ſchwarze Graf.

Einſt zog ein Ritter durch den Wald, ſein Knappe folgte ihm; es wurde Nacht, doch der Ritter kannte keine Furcht. Verrufen war die Gegend, gemieden der Weg durch den wilden Wald, den der Ritter mit ſeinem Knappen ritt. Der Weg führte beide vorüber am Schloſſe eines befreundeten Ritters, deſſen Tochter gerade Hochzeit hielt, und er ſprach als Gaſt dort eine kurze Zeit zu. Die Freunde wollten ihn länger halten, er ſollte mit ſeinem Knappen im Hochzeithauſe übernachten, aber den Ritter trieb Eile, er lehnte alle freundlichen Einladungen zum bleiben ab. Man warnte ihn, man ſagte ihm, im Walde, den er noch zu durchreiſen habe, hauſe der „ſchwarze Graf,“ ein geſpenſtiger Ritter, der allen, auf welche er ſtieße, namenloſe Schreckniſſe bereite. Selbſt die Braut verſchwendete ihre Bitten an den Freund ihres Vaters; ſie führte ihm das Sprüchwort zu Gemüthe: „Die Nacht iſt keines Menſchen Freund.“ Unaufſchiebbares Geſchäft ſchützte der Gaſt vor und entritt. Weg und Wald waren ſehr finſter. Der Ritter und der Knappe ritten ſchon drei Stunden lang, noch war ihnen nichts begegnet, der Ritter ritt im Panzer ſeines Muthes und guten Gewiſſens gegen den Angriff feindlicher unterirdiſcher

Mächte, gegen Feindesangriff irdiſcher Art ſchirmte ihn die eiſerne Rüſtung, die ſtarke Fauſt, das blanke Schwert.

Jetzt drängte plötzlich der Knappe ſein Roß vor, neben das ſeines Herrn und flüſterte ängſtlich: Herr! Es reitet Einer hinter uns — hohl klingt der Hufſchlag ſeines Roſſes — und ſchaut Euch um, Herr — ſeht wie Feuerſchaum dem Roſſe vom Gebiſſe träuft, ſeht, wie ſeine Rüſtern Funken ſprühen.

Schnell war der ſchwarze Reiter, der ihnen folgte, an den beiden. Hollah! Geſellſchaft! Wackere Kumpane! rief eine tiefe, hohle Stimme.

Gott zum Gruß! antwortete der Ritter, und der Rappe des Fremden ſtieg bäumend in die Höhe, und ſchnaubte Ströme Feuers aus den Rüſtern — von deſſen Schein des ſchwarzen Ritters Eiſenrüſtung roth erglühete.

Für ſolchen Gruß dank' Euch der Teufel, nicht ich! verſetzte wild der rieſige Nachtgeſell und hieb wild auf den bäumenden Rappen. Doch wißt, Ihr ſeid verirrt! Kommt mit mir auf mein Schloß, ganz nahe liegt's, dort ſeht ihr ſchon die Fenſter ſchimmern.

Ich danke, hab' nicht Zeit zur Einkehr! antwortete der Ritter — doch jener rief gebietend: Zeit wird ſich finden! und lachte, daß es weit im Walde gellte. Eine lange ſchwarze Mauer zog quer über den Weg, in der Mauer war ein halbverfallenes Thor — der Weg führte gerade hinein, und im Ring der Mauer lag das Schloß, ein gewaltiger vielgethürmter Bau. Droben im Gewirre der Thürme und Thürmchen kreiſchten Eulen. Am Thore des Hauſes ringelten ſich ſteinerne dickleibige Drachen mit weit vorgeſtreckten dünnen Hälſen um die Säulen. Nur wenige Fenſter waren erhellt — — ſchwarz ragte der ganze übrige Bau empor zum dunkeln Himmel.

Der ſchwarze Graf ſchwang ſich vom Roß — und dieſes Roß ſank hinter ihm in die Erde.

Folget mir hinein! rief der ſchwarze Graf ſeinen gezwungenen Gäſten zu.

Nicht hinein! Um des Himmels Willen nicht hinein! flüſterte der treue Knappe ſeinem Herrn ins Ohr.

Schweige Knecht! ſchrie der ſchwarze Graf dieſem gebieteriſch zu. Hier herrſcht nicht des Himmels Wille, ſondern mein Wille! Bleibe in Blendung!

Da ſchwand vor des Knappen Augen das Schloß, er ſtand auf öder einſamer Heide, neben einem alten Gemäuer, drei Thürme ragten daraus empor — das war nicht mehr des ſchwarzen Grafen Schloß, das war ein anderes Haus.

Der Ritter folgte ſeinem Führer voll Muth die Stufen einer Wendeltreppe hinan. Von Zeit zu Zeit ſtreckte ſich eine Greifenklaue aus der Wand, die hielt eine brennende Kerze, die Kerzen waren ſchwarz und weiß. Die Wände waren kohlſchwarz. Des ſchwarzen Grafen Rüſtung war auch ganz ſchwarz, und ganz nach uralter Art, ein Kettenpanzer umkleidete ihn völlig, nur auf dem Haupte trug er einen Helm ſeltſamer Form; der Kamm dieſes Helmes waren nicht gegoſſen oder geſchmiedet, er war lebendig und ward gebildet von einem kleinen ſalamandergleichen Drachen, der ſeine Klauen feſt an den Helm geklemmt hielt, den Kopf bisweilen drehte und deſſen ſchwarze Funkelaugen wie Demantſpitzen blitzten. Lang hing des Drachen Schwanz vom Helme abwärts bis in den Nacken und ſchlenkerte bald hinüber, bald herüber. Droben ſtand am Ende der Treppe der ſchwarze Graf, und wandte ſich ſeinem Gaſte zu. Bleich war ſein Antlitz, bleich und ab gezehrt, ſeine Augen lagen tief in ihren Höhlen und blickten Mord, ſie waren ohne Wimpern und über ihnen wölbten ſich keine Brauen. Der ſchwarze Graf keuchte ſchwer und ſein Athem glühte wie der Hauch der afrikaniſchen Wüſte, feuerheiß.

Nun folge mir, und ſchaue was ich that und wie ich leide! ſprach zu dem Ritter der ſchwarze Graf. Einem jeden, der Mitternachts meinen Weg reitet, muß ich zeigen meine Miſſethat. Brauchſt nicht für mich zu beten, Mann! Meine That ſühnt nicht Reue, nicht Fürbitte, nicht Gebet.

Die Thüre eines Saales, mit phantaſtiſchem Bildwerke verziert, ſprang donnernd auf — kalter Eishauch, wie von einem Gletſcher, wehete aus dem Saale entgegen. Der große weite Saal war auch ganz ſchwarz und war ganz leer — nur in der Mitte — da ſtand etwas, beleuchtet von einer matten trüben Ampel, die darüber von der Decke niederhing. Und was dort ſtand, das war ein Sarg, und in dem Sarge lag eine Leiche, die Leiche einer alten kleinen Frau, ganz weiß gekleidet, die Hände an einander gelegt, wie zum Gebete — über den Händen aber, aus der Bruſt, ragte der ſchwarze Griff eines Dolches.

Hier meine Mutter! rief der ſchwarze Graf. Hier ihr Mörder! rief er noch einmal, daß es ſchaurig im Saale hallte, und brach am Sarge in die Kniee. Da hob ſich plötzlich die Leiche im Sarge empor und wuchs und wuchs, ſo rieſengroß — ſo ungeheuer, ein grauſer Spuk, und deckte ſich über den ſchwarzen Grafen und füllte mehr und mehr den Raum, und der Ritter wich zurück, bis die Wand ihn hemmte — immer grauſiger wurde die entſetzliche Geſtalt, immer höher — ihr weißes Antlitz war ſchon ſo groß wie der Vollmond im Aufgehen, und ihr Gewand wallete wie Nebel — ihre Hände aber gruben in der Bruſt des ſchwarzen Grafen, und gruben ihm das Herz aus der Bruſt.

Dem Ritter flirrte es vor den Sinnen, wie Nachtflöre einer Ohnmacht! Er zog ſein Schwert und ſchrie: Unholde! Weicht im Namen des Gekreuzigten! Da gellte ein entſetzlicher Schrei, da krachte das Gebälk, wankte das Haus, ſank Sarg und Wand, ſank Graf und Gräfin, ſank der Boden ſammt dem Ritter tief, tief hinab in undurchdringliche Nacht. Aus einer Betäubung erwachte der Ritter. Sein treues Schwert hielt er noch in der Hand. Schwarze Nacht war rings um ihn her, ſein Fuß trat auf Moorgrund, ſeine Hand ertappte Mauerwerk und feuchtes Gras, Nachtluft umwehte ihn kühl und ſchauernd.

Was war das? Und wo bin ich? fragte ſich der Ritter, und unruhevoll klopfte ihm ſein ſonſt ſo muthiges Herz. Er rief laut den Namen ſeines Knappen. Horch! Ein Antwortruf, aber aus weiter Entfernung. Der Ritter rief wieder — der Knappe kam näher — er führte noch die beiden Roſſe an den Zügeln.

Herr, wo ſeid Ihr? rief von weitem der ſich nähernde Knappe.

Hier! Hier im Moor und unter Trümmern, rief der Ritter.

Mit Mühe half durch zuſammenknüpfen von Riemen und Strängen der Knappe ſeinem Herrn aus dem Sumpfe, darüber begann der Morgen zu dämmern — und nun ſahen Herr und Diener allmählich, wo ſie waren. Auf ſumpfiger Heide, neben einem ganz verfallenen Bau am Ende eines Waldes — und eine Strecke davon im Nebeldämmer jenes Gebäu, an dem der Knappe geraſtet — ein Galgenrundbau; was drei Thürme geſchienen, waren drei hohe Steinpfeiler, ten blendend über die Gefilde, die noch im Winterſchlummer träumend, zu unfrohem Erwachen der laute Donner rief. Heißer klang durch das Thal der Schleuße die Kloſterglocke von Veßra, und auch in der Stadt begann man die Glocken zur Abwendung des Wetters zu ziehen. Der Fürſt ließ alle die Seinen und die ganze Dienerſchaft zum Gebet verſammeln und hörte auf den Knieen liegend und zitternd die zürnende Sprache der Natur, ſie für die zürnende Stimme Gottes haltend. Der Pfaff blärrte das Miſerere und eine Litanei nach der andern eintönig und ſo furchtbeladen, daß ihm der Angſtſchweiß aus allen Poren ſtrömte. Und wie am hohen Gewölbe des Himmels Schlag auf Schlag ſich hallend und furchtbar rollend brach, ſo antwortete, ein grauſenvolles Echo, ein minutenlang währender unterirdiſcher Donner, und man gewahrte deutlich zwiſchen den grellen Blitzen, zwiſchen der niederſtrömenden Regenfluth häufig herabfallende Feuertropfen und in einiger Entfernung von der Stadt ſchien ein ganzes Meer von Flammen ſich herabzuwälzen. Es war eine angſtvolle Stunde, in wel die verbindenden Balken waren längſt verfault und herabgefallen.

Kühl wehte es vom Oſten her — feucht ſchlug der Nebel ſich nieder. Still ritten der Ritter und ſein Knappe ihres Weges weiter. Nie vergaß der Ritter ſein geſpenſtiges Abenteuer und das Schloß des ſchwarzen Grafen.

12.

Vom Büblein, das ſich nicht waſchen wollte.

Es iſt einmal ein Büblein geweſen, das wollte ſich ſchon als ganz kleines Kind immer nicht waſchen laſſen, und als es größer wurde, ſo hat ſich's vor dem Waſſer über alle Maaßen gegruſelt, und hat ſich vor dem naßwerden ärger gefürchtet, als vor dem Feuer. Und da hat der unſaubere Geiſt, der Teufel, Macht genommen über das Büblein, und hat zu ihm geſagt, er wolle es an einen Ort führen, wo es ſich ſein Lebtag nicht zu waſchen brauchte, und wenn es ihm ſieben Jahre diene, dann ſolle es ein gutes Leben haben.

Das war dem Büblein recht, und ging mit dem Teufel und der führte es fort, daß keine Seele mehr von ihm weder hörte, noch ſah, und wurde ganz und gar vergeſſen.

Nach ſieben Jahren aber erſchien in des Bübleins Heimath ein Geſelle, der ſah aus wie des Teufels rußiger Bruder. Seine Haut war ſchwarz, ſein Haar wirr und ungekämmt, ſein Weſen war ſchweigſam. Aber wenn er Kinder ſah, ſo warnte er ſie vor Unreinlichkeit und ermahnte ſie, daß ſie ſich ja recht fleißig ſollten waſchen laſſen. Nachher geſchah es wol auch, daß er erzählte, wie er am Höllenthore im Dienſte des unſaubern Geiſtes habe Wache halten müſſen, weil er ſelbſt ſo unſauber geweſen, und wer alles durch das Thor gekommen, aus dem Dorfe und der ganzen Umgegend. Wie aber die Leute von den Kindern vernahmen, was des Teufels geweſener Thorwart erzählte, ſchalten ſie ihn einen ſchwarzen Unhold und liefen haufenweiſe zu ihm und gaben ihm vieles Geld, daß er ſchweige und nicht ſage, weſſen Vater, Großvater, Mutter, Schweſter, Muhme und ganze werthe Verwandſchaft er in die Hölle habe einziehen ſehen. Da nahm er das Geld, wenn ihn aber einer wieder zu ſchelten anhub, ſo ſagte er: Ich waſche meine Hände in Unſchuld, ich kann nicht dafür, daß Eure Sippſchaft und Magſchaft in die Hölle ſpazirt iſt, ſtatt in den Himmel. Und fing an und wuſch ſich fleißig, des Tages mehr als einmal, und verdiente vieles Geld mit ſchweigen, während andere es mit ſchwätzen verdienen müſſen.

13.

Das winzige, winzige Männlein.

Es waren einmal drei luſtige Geſellen, ein Schmied, ein Schneider und ein Jäger, die waren gute Freunde zu einander, kamen öfters zuſammen, und beſprachen ſich, mitſammen in die Fremde zu gehen, weil es ihnen in der Heimath nicht mehr ſo recht gefallen wollte. Wie ſie nun ihren Entſchluß ausführten und wanderten, führte ſie ihr Weg in einen tiefen Wald, aber heraus führte er ſie nicht; ſie verirrten ſich und liefen im Walde umher, bis die Nacht einbrach, und ſie weder Weg noch Steg ſehen konnten. Endlich ſtieg der Schmied auf einen Baum und erblickte in einiger Entfernung ein Licht, merkte ſich die Richtung, ſtieg vom Baume herab, und ging nun mit ſeinen Gefährten auf das Licht zu. Sie kamen alle drei an ein Haus, welches offen ſtand, aber leer war, wenigſtens ließ ſich Niemand blicken, aber das Licht ſtand darin und ſchien.

Wer hier wohnt, wird es uns nicht ſo ſehr übel nehmen, wenn wir hier die Nacht verbringen, wir können nun einmal doch nicht weiter! ſprachen die drei einer zum andern, und legten ſich nieder, wo ſich juſt für jeden ein geeignetes Plätzchen fand. Ohne alle Störung ſchliefen die drei Geſellen die ganze

Nacht, und erwachten, als der Morgen da war, fröhlich und wohlgemuth.

Es iſt hübſch in dieſem Häuschen, ſprach der Schmied. Ich dächte wir verließen es nicht ſo ſchnell, damit wir dem Bewohner danken für die Gaſtfreundſchaft, die wir uns angeeignet.

Vielleicht kann ich ihm etwas flicken — meinte der Schneider.

Ich bin auch nicht dagegen, hier zu raſten, ſprach der Jäger: aber wenn wir das wollen, ſo müſſen wir nun etwas zu eſſen haben, denn hier ſcheint Schmalhans Küchenmeiſter zu ſein. Ich ſchlage daher vor, einer von uns bleibt hier, und zweie gehen in den Wald, und fangen oder ſchießen etwas, damit wir zu leben haben.

Der Rath iſt richtig, ſagte der Schmied. Draußen ſpringt ein Quellbrunnen; der daheim bleibt, macht indeß ein Feuerlein an, und ſetzt Waſſer bei, daß wir uns hernach eine gute Suppe kochen können.

Der Schmied und der Jäger gingen und der Schneider blieb im Häuschen, entzündete ein Feuer, ſetzte Waſſer bei und ſich daneben. Da erſchien mit einemmale ein winzig, winzig kleines Männchen und ſagte:

Schneider, Schneider, Schneiderlein,
Ich blas Dir aus Dein Feuerlein.

Ja, unterſteh' Dich! rief der Schneider voller Muth, weil das Männlein ſo winzig war, aber das machte ſt! und da war das Feuer aus und das Männlein verſchwunden.

Bald kamen der Jäger und der Schmied und brachten ein Stück Wild und gute Wurzeln, der Schneider erzählte, was ihm begegnet ſei, und nun mußten ſie von neuem Feuer anzünden und Waſſer beiſetzen.

Als das Wild verzehrt war, gingen der Schmied und der Schneider in den Wald, und der Jäger hüthete das Haus, und machte ein ſchönes Feuer an, ſetzte Waſſer bei und ſich dazu. Da kam abermals das winzige, winzige Männchen, und wisperte:

Jäger, Jäger, Jägerlein!
Ich löſch' Dir aus Dein Feuerlein.

Probir es nur! Ich drehe Dir den Hals um! rief der Jäger, aber — ſt! — und das Feuer erloſch und das Männlein verſchwand.

Wie die Kameraden kamen, hatten ſie kein Wild, und kein Feuer; zwar rühmte ſich der Schneider, dem der Jäger ſein Gewehr geliehen, er habe bald einen Bock geſchoſſen, aber nur bald, das Gewehr habe einen Fehler, die Kugel ſei links gegangen.

Nun probire ich's einmal! rief der ſtarke Schmied. Habt Acht, ich zahle den Knirps aus. Nun blieb er zu Hauſe und der Jäger ging mit dem Schneider auf die Jagd.

Der Schmied ſaß noch gar nicht lange bei dem Feuer, das er angezündet, nachdem er einen Schraubſtock hergerichtet, als das winzige, winzige Männlein zum drittenmale erſchien, und wisperte:

Schmied, Schmied, Schmiedelein!
Ich löſch' Dir aus Dein Feuerlein.

Aber anſtatt zu antworten, griff der Schmied dem Männlein an den Kragen, ſchüttelte es tüchtig und klemmte es an den Schraubſtock feſt, daß es erbärmlich zappelte und heulte. Das half ihm aber nichts, denn der Schmied bearbeitete es auch noch äußerſt handgreiflich, und wie nun der Jäger und der Schneider kamen, ſo putzte der erſtere das winzige Männchen auch noch aus, und der Schneider freute ſich und flickte es ebenfalls gehörig durch.

Das Zaubermännchen im Schraubſtock that aber gar erbärmlich und ſagte: Laßt mich los, und gehe einer mit mir! Einen kann und will ich glücklich machen. Schneiderlein, geh' Du mit mir!

Männlein, ich geh' nicht mit Dir! antwortete der Schneider. — Jäger, ſo gehe Du mit mir! bat das winzige, winzige Männlein. — Ei, der Kukuk geh' mit Dir! antwortete der Jäger. — Schmied, Schmied, gehe Du mit mir! bat gar zu kläglich das Männlein, da ſagte der Schmied: Gut, ich will mit Dir gehen, aber denke nicht, daß ich Dich loslaſſe, denn Du würdeſt mich ſonſt ſchön führen. Und die andern zwei müſſen ein Stück hinter uns drein gehen.

Meinetwegen, ich bin alles zufrieden! winſelte das winzige, winzige Männlein. Macht mich nur aus dem Schraubſtock los!

Das that denn der Schmied, hielt aber das Männlein feſt am Kragen, und nun ging es durch eine Thüre in der Stube und durch einen Kellergang in ein großes matt erhelltes Gewölbe. In dieſem Gewölbe ſaß auf einem helfenbeinernen Stuhle der Menſchenfreſſer, und hinter ihm ſtand ſeine Frau, und kämmte ihm mit einem beinernen Kamme das lange, zottelige Wirrhaar.

Jetzt ſprach der Menſchenfreſſer: Hup, hup! Es riecht nach Menſchenfleiſch! Hup, hup — Menſchenfleiſch, und ſchnappte behaglich.

Ach — antwortete die Frau: wer weiß was Du riechſt?

Doppelt feſt hielt der Schmied das winzige Männlein am Kragen, denn hätte er es losgelaſſen, ſo hätte daſſelbe ihn und ſeine Geſellen dem Menſchenfreſſer überliefert — aber ſo führte er den Schmied in einen Seitengang, und die andern folgten, und da kamen ſie an ein Bergloch, davor lag ein großer Stein, und da ſagte das Männlein: Wälze dieſen Stein hinweg, krieche dann durch die Oeffnung hinaus, und rufe: Vivat! Ich bin erlöſt!

Zum Steinwälzen brauch' ich aber zwei Arme, ſagte der Schmied; gab dem Jäger das zappelnde Männlein am Kragen feſt zu halten, denn dem Schneider mocht' er's nicht anvertrauen, der dünkte ihm nicht ſtark genug. Gleichwol half auch der Schneider halten, er hielt das Männlein an beiden Beinchen feſt. Jetzt wälzte der Schmied den Stein; da entſtand im Gewölbe ein poltern und krachen, als wenn alles zuſammenbreche, vor ihnen aber ſtrahlte blendender Schimmer, Tageshelle, und vor aller Augen lag ein ſtattliches Schloß. Geſchwinde krochen alle drei, eigentlich vier, heraus. Erſt der Schmied, dann der Jäger mit dem Männlein, zuletzt der Schneider, der des winzigen Männleins Beine hielt, und jeder ſchrie: Vivat, ich bin erlöſt.

Und ſiehe, das winzige Männlein ſchrie auch mit, und verſchwand jenen unter den Händen. Aus dem Schloſſe aber trat ein prächtig gekleidetes Muſikcorps und ſpielte einen wunderſchönen Tanz, dann kamen drei herrliche Prinzeſſinnen, die tanzten dem Schmied, dem Jäger, und dem Schneider entgegen; dann ein kleiner Mann, aber angethan wie ein König, mit Krone und Scepter, im Hermelin verbrämten Purpurmantel, und ſeine Züge waren die des winzigen Männleins. Dank euch, die ihr uns erlöſet habt! ſprach der kleine König mit gravitätiſcher Würde. Dank und Lohn! —

Hierauf erhob der König die drei muntern Geſellen in den Prinzenſtand, jeder durfte eine von den drei wunderſchönen Prinzeſſinen heirathen, alle lebten glücklich beiſammen in dem ſchönen Schloſſe, bedient von zahlreichem Hofgeſinde, und keinem wurde wieder ſein Feuerlein ausgeblaſen.

14.

Die ſchlimme Nachtwache.

Es war einmal eine Gaſtwirthin, die taugte ſehr wenig; ſie wog falſch, ſie maaß falſch, ſie log und trog. Wer in ihr Haus kam, kam nicht ungerupft wieder heraus. Nach Geld ſtand all ihr Sinn, um Geld hätte ſie dem Böſen ihre Seele verkauft, wenn dieſer ſie gemocht.

Manche Unthat geſchah in dem Hauſe dieſer Wirthin, die nicht an den Tag kam. Endlich war das Maaß ihrer Sünden voll.

Ein vornehmer Herr kam zugereiſt, der über Nacht bleiben wollte. Er aß und trank, und ſagte vor ſchlafengehen zur Kellnerin: Es muß jemand vor meiner Thüre wachen; ich zahle dafür hundert Gulden und mehr. Magſt Du die verdienen, Kellnerin?

Nein! antwortete die Kellnerin. Zur Nacht ſchlaf' ich, am Tage wach' ich, und Abends bin ich müde genug. Ich will's aber meiner Frau ſagen, daß die dem Herrn jemand zur Nachtwache anſchafft.

Denket Euch, Frau! ſprach zur Wirthin die Kellnerin: Der fremde Herr will hundert Gulden und mehr zahlen, wenn jemand vor ſeiner Thüre wacht. Ich hab' mich dafür bedankt.

cher jeder den Tod erwartete, den jüngſten Tag hereinbrechen zu ſehen und im praſſelnden, klingenden Donner die Poſaunenſtöße des Engels zu hören glaubte, der mit ſchmetterndem Ruf die Gräber öffnen und die Toden erwecken würde. Doch die angſtvolle Stunde verging und es war niemand am Leben geſchädigt worden, und die Glocken hörten auf, zu wimmern, die Angſt verſchwand mit dem ſchnellhinziehenden Gewölk. Das Leben athmete wieder auf.

„Was ſaget Ihr zu ſolchem Naturereigniß?“ fragte Fürſt Wilhelm ſeinen Arzt und Freund Mithobius. „Ihr ſeyd ja ein Naturkundiger, ſo kündiget uns, was davon zu halten!“

„Mein gnädigſter Herr,“ entgegnete der verſtändige Leibarzt: „allerdings iſt die Erſcheinung eines ſolchen Gewitters ſo frühzeitig im Jahr, im Hornung, ſehr auffallend, doch hat ſich dergleichen wohl auch in frühern Jahren ereignet, wie wir in mehr als einem Chronikbuche leſen.“

„Ich weiß, daß Ihr auch wohl kundig ſeyd der Hiſtorie und Beſcheid wißt in den Geſchichtsbüchern, aber ſollte dieß Wetter nicht ein Zeichen

So? ſagte die Wirthin. Nun, ſo gehe Du ſchlafen, ich will ſchon jemand anſchaffen.

Die Wirthin gönnte aber ſelbiges Wachtgeld niemand als ſich ſelbſt. Sie ging zum Fremden, und ſagte ihm: Es iſt niemand da, der Euch wachen will; ich muß es ſchon ſelbſt thun, ihr müßt aber noch was drauf legen.

Schon recht, Frau Wirthin! Ich lege noch etwas darauf. Wachet nur fein. — Dann verſchloß er ſein Zimmer und die Wirthin blieb draußen auf der Flur, und wachte, und zählte in Gedanken ſchon das leicht verdiente, viele Geld. — Um Mitternacht war es der Kellnerin, als höre ſie ein winſelndes Geſtöhne auf dem Vorſaal, aber es gruſelte ſie darob, und ſie blieb hübſch unter ihrer Bettdecke.

Als es Tag war, ſaß die Frau Wirthin vor des Fremden Thüre, und hatte einen Beutel voll Geld in der Hand; ſie ſah aber jämmerlich aus, und mit Entſetzen ſah das Geſinde, daß nur die Kleider und die Haut der Wirthin noch da waren. Das andere hatte der Teufel mitgenommen.

15.

Der gaſtliche Kalbskopf.

Ein Aelternpaar hatte drei Söhne, zwei waren geſcheidt, oder bildeten ſich wenigſtens ein, dieß zu ſein, der dritte, jüngſte, Hans, war der dumme, aber der Liebling ſeiner Mutter, daher auch oft der Gegenſtand des Neides ſeiner Brüder. Als letztere ziemlich herangewachſen waren, beſchloſſen ſie, gemeinſchaftlich die Welt zu ſehen und drauſen ihr Glück zu machen; ſie ſprachen daher zu ihrem Vater: Vater, gieb jedem von uns zehn Thaler, wir wollen hinaus in die Welt, wollen fremde Städte und Länder ſehen, und unſer Glück machen. Und zur Mutter ſprachen ſie: Mutter, gieb uns einen Ranzen voll Brod und Speck, wir wollen eine weite Reiſe thun.

Es iſt gut, wenn die Jungen fortkommen und ſich drauſen etwas verſuchen, wir wollen ſie ziehen laſſen! ſprach die Mutter zum Vater, und ſo wurde der Brüder Wunſch erfüllt.

Wie die Brüder zu ihrer Reiſe zurüſteten, ſahe es Hans, und wie er ihren Entſchluß vernahm, ſo ſagte er: Will auch mit! Will auch zehn Thaler, will auch einen Ranzen voll Speck und Brod! Auch in die Welt! —

Du wirſt etwas rechtes draußen ſehen und gewinnen, dummer Hans! grollte der Vater, und die Mutter ſchrie: Ach, mein Goldkind! Bleibe daheim und nähre Dich redlich!

Aber der Hans wollte einmal, und da half kein Zureden; er erhielt, was die Brüder erhalten hatten, und wanderte mit ihnen von dannen.

Dümmeres giebt es gar nicht, als daß der dumme Hans ſich uns aufgepackt hat! Der konnte doch wahrlich daheim bleiben! Der wird was geſcheidtes erleben! Wir wollen tüchtig drauf losſchreiten, daß er uns nicht nachkommt, da wird er ſchon von ſelbſt umkehren, — ſprachen die Brüder auf ihrem Wege unter einander, als bereits Hans, der jüngſte, ein Stückchen zurückgeblieben war, weil er nicht ſo große Schritte machen konnte, als ſeine zwei älteren Brüder.

Hans ließ die Brüder noch eine Strecke hinlaufen. Auf einmal ſchrie er: Heida! Hella! Was iſt das? Was liegt da? Ach der Schatz!

Die Brüder, als ſie den Hans ſo rufen hörten, blieben ſtehen, ſahen ſich um, ſahen, wie ihr Bruder ſich bückte, und Zeichen der Verwunderung über etwas machte, was dort lag, dann ſprachen ſie zu einander: Schau, der Hans hat etwas gefunden, daran wir, ins Geſpräch vertieft, vorüber gingen, geſchwinde zurück!

Eilend liefen die älteren Brüder zu ihrem Hans zurück, und ſahen nach dem Schatz, den Hans gefunden hatte — es lag aber nichts dort, als eine Glasſchlacke, die in der Sonne blitzte.

Einfältiger, dummer Hans! ſchalten die getäuſchten Brüder. Mein — ſprach Hans: iſt's kein Demant? Thut mir leid! —

Nach einer Weile waren die Brüder dem kleineren und ſchwächeren Hans wieder eine gute Strecke vorgeſchritten, und er konnte nicht nachkommen, weil er ſich als bequemes Mutterſöhnchen im gehen niemals ſonderlich geübt hatte. Da ſchrie er abermals: Hei! Holla! Aber das iſt was! He! Kommt all' daher! Ach, die Pracht! Ach, die Pracht! — und dabei machte er Freudenſprünge um einen Punkt.

Die Brüder glaubten, der Hans habe jetzt wirklich etwas gefunden, und liefen zu ihm zurück. Als ſie aber die Stelle erreichten, war es ein großer Schwarm Goldkäfer, die zufällig auf einen Punkt zuſammengeklumpt da lagen — und ſchalten den Hans noch härter. — Der Hans aber machte ſein dümmſtes Geſicht, und ſagte: Ich dachte, es wäre ein Haufen Dukaten. Iſt's nichts? Thut mir leid. — Er hatte aber beidemale nur gerufen, um wieder bei den Brüdern zu ſein, ohne ſeine Schritte verdoppeln zu müſſen, und ſie einzuholen.

Leider ließ ſich dieſes zweimal erprobte Kunſtſtück nicht fortſetzen. Als Hans nach einer Strecke Weges in einem Walde abermals zurückgeblieben war, und wieder bei einem vorgeblichen Funde ſtehen blieb, und ſchrie, ſo thaten ſeine Brüder, als hörten ſie es nicht — und gingen ſelbander ihres Weges, und waren bald hinter den Waldbäumen, ihrem Bruder aus dem Geſichte.

Lauft hin! ſprach Hans: ſo kann ich deſto beſſer ausruhen! — Und ſetzte ſich auf einen Stein, und öffnete ſeinen Ranzen, und aß Brod und Speck, trank auch einmal, denn die Mutter hatte ihm vorſorglich eine gefüllte Pulle in den Ranzen geſchoben, dann legte er an einer bequemen Stelle den Ranzen unter den Kopf, und machte ein Schläfchen. Da der Hans ans gehen nicht gewohnt, und ſehr müde geworden war, ſo dauerte ſein Schläfchen etwas lange, und als er endlich daraus erwachte, begann es ſchon Abend zu werden.

O weh, o weh! dachte Hans. — Iſt es ſchon ſo ſpät!

Wo ſoll ich nun hin, bei der Nacht und im Walde? Räuber können kommen und mir meine zehn Thaler nehmen. Wölfe können kommen, und mir mein übriges Brod ſammt Speck freſſen, und hinterdrein mich dazu. Das wird nicht gut. Hans, Hans! Wärſt Du doch zu Hauſe bei der Mutter geblieben!

Es wurde ſchnell dunkel, und Hans fürchtete ſich, weiter zu gehen. Wo ich alleweil bin, iſt außer mir niemand — ſprach er zu ſich ſelbſt — und ich thue mir nichts. Gehe ich aber weiter, ſo könnte ich auf jemand ſtoßen, der mir was thut. Hier ſteht eine dicke Eiche, da will ich hinaufſteigen, und mich oben in das Geäſte ſetzen; da ſucht mich kein Räuber, und Wölfe klettern nicht.

Gedacht, gethan, Hans kletterte auf den Baum, und ſah ſich droben ein wenig um. Siehe, da erblickte er ganz nahe ein ſtattliches Haus, deſſen Zimmer von Lichtern erhellt waren.

O ich dummer Hans! rief Hans. Konnte ich nicht noch ein Paar Schritte gehen, und in dem ſchönen Gaſthofe einkehren? Potz Blitz! Wenn man zehn Thaler in der Taſche hat, braucht man da ein Nachtquartier auf Waldbäumen zu ſuchen? — Eilend kletterte Hans vom Baume wieder herab, und ſchritt nach dem Hauſe zu, deſſen Lichter ihm bald entgegen ſchimmerten. Bald ſtand er vor dem Hauſe, es war hell und groß, nur nichts lebendes ließ ſich ſehen. Hans fand die Thüre offen, alles hell von brennenden Kerzen, auch die Thüren einer Reihe von Zimmern ſtanden geöffnet, aber nirgend ein Menſch, auch kein Hund und keine Katze. Indeſſen ſtand in einem der Zimmer ein gedeckter Tiſch, darauf ſtanden eine Flaſche voll Wein, und Teller voll Weißbrod, Pfannkuchen, kalten Braten, Butter, Käſe u. dergl. In einem Zimmer gleich daneben ſtand eine ſchöne Wiege, und in der Wiege lag ein K— nein, kein Kind, ſondern ein ſehr ſchöner Kalbskopf, auf ſeidenen Kiſſen. Hans ſchielte hin, und murmelte: Ein prächtiger Kalbskopf! Schade, daß ſelbiger nicht gebraten iſt. Zu dem hätt' ich juſt Appetit. Jetzt öffnete der Kalbskopf ſeine Augen — und Hans erſchrak, er hatte nicht gedacht, daß derſelbe lebendig ſei.

Schönen guten Abend, ſagte der Kalbskopf — und ganz erſchrocken ſtammelte Hans: Großen Dank! —

Er war noch ſo unbekannt mit der Welt, der gute Hans, hatte noch nie einen Kalbskopf reden gehört.

Sei ſchön willkommen! ſprach der Kalbskopf weiter. Mir wird die Zeit ſo gräßlich lang. Setze Dich, iß, trink, mache Dirs bequem — dort ſteht ein Himmelbette, da kannſt Du ſchlafen, wenn Du aber munter biſt, da kannſt Du mir erzählen, wie es drauſen in der Welt zugeht.

Ich? dachte Hans, und erſchrak aufs neue. Ich ſoll von der Welt erzählen? Das werden rührende Geſchichten werden. Wenn ich nun nichts weiß, da thut mir das Ding am Ende etwas. Ob es wol ein ganzes Kälbchen iſt, oder nur ein Kopf? Ob es wol aus der Wiege herausſpringen kann? Beiſſen wird es doch nicht — dazu ſieht es zu gutmüthig aus.

Hans ſetzte ſich und aß und ließ ſichs trefflich wol ſchmecken, doch quälten ihn über dem eſſen Gedanken, was noch nie bei ihm der Fall geweſen war.

Wie fang' ich's nur an — dachte Hans: daß ich nicht gegen die Höflichkeit verſtoße? Wie titulire ich den Kalbskopf? Ich kann nicht unterſcheiden, ob es ein Er iſt oder eine Sie? Ob ſchon verheirathet oder noch ledig? Er ſcheint noch ziemlich jung zu ſein. Soll ich zu ihm oder zu ihr ſagen: Euer oder Ihre Gnaden? Ich werde gewiß etwas dummes machen, ſo oder ſo.

Trotz dieſer ſchweren Gedanken ließ ſich's Hans doch außerordentlich gut ſchmecken, und als die Mahlzeit gehalten war, kam es zu keiner Abendunterhaltung zwiſchen ihm und dem Kopfe, denn Hans war wieder müde und legte ſich in das Himmelbette, und ſchlief bis in den andern Tag hinein. Der Kalbskopf nahm das nicht übel; er hatte eine bewunderungswerthe Geduld. Am andern Morgen fand Hans ſeine Kleider gereinigt, und ſein Frühſtück neben der Wiege des Kalbskopfes, der ihm freundlich guten Morgen ſagte, und ſeine Ohren mit vieler Anmuth bewegte. Nun aber ſollte Hans erzählen, und machte den Verſuch, und ſiehe, es ging beſſer, als er geglaubt. Er begann zunächſt von *ſich*, denn jeder Menſch iſt der Mittelpunkt *ſeiner* Welt, von ſeiner Mutter, von dem Vater, den Brüdern, den Muhmen und Vettern und von deren Kindern; von dem Hauſe ſeiner Aeltern, deren Viehſtande, wie viele Ziegen, Enten, Hühner, wie viele Singvögel; dann vom Gärtchen, von deſſen Bäumen, Beeten und Blumen.

Hans hatte an dem Kalbskopf den gütigſten Zuhörer. Bisweilen ſchien es Hans, als glänze eine Thräne in deſſen großen blaßblauen Augen, und als athme er tiefer auf, faſt wie wenn ein Menſch ſeufzt. Ein Wort gab das andere, nie ſtockte die Unterhaltung. Hans ſchilderte bis ins Einzelne das Dorf, in dem ſein Aelternhaus ſtand, die Häuſer, die Kirche, die Schule, den Kirchhof, die Grabſteine, den Pfarrer, den Schulzen, dann die Flur des Dorfes, den Bach, die nächſten Berge.

Hans war über ſich ſelbſt verwundert, daß er ſo vieles wußte. Darüber verging mancher Tag. Dann fielen ihm auch alle Märchen ein, welche ihm die Großmutter, als dieſe noch lebte, und er noch ein kleiner Junge geweſen war, erzählt hatte, und dann die Mutter — von verzauberten Prinzen und

Prinzeſſinnen, von Zauberfrauchen und Hexenmännlein, von verwünſchten Schlöſſern und gläſernen Bergen. Das alles hörte der Kalbskopf mit großem Wohlgefallen an, beſonders ſchien er ſich zu freuen, wenn die Märchen ſchilderten, wie die verzauberten Prinzen und Prinzeſſinnen ihre Erlöſung gefunden. Und dabei ſorgte der Kalbskopf auf das eifrigſte dafür, daß es Hanſen niemals an Trank und Speiſe mangle, und daß er ſich und ſein Gedächtniß durch allzuvieles erzählen ja nicht zu ſehr anſtrenge. Immer mehr fiel dem Hans ein; er erzählte von den Geſpenſtern, die es gebe, von Feuermännern und Irrwiſchen, vom wilden Jäger und von dem Erdmännlein, von der Nixe im Bache und dem weißen Fräulein am alten Schloßberge in der Nähe ſeines Dorfes. Endlich fiel dem Hans ein, daß er ja auch muſikaliſch ſei, und ein Inſtrument bei ſich habe, das er zur Unterhaltung trefflich zu ſpielen verſtehe. Hans packte dieſes Muſikinſtrument, das ſehr ſorglich verwahrt war, aus — es war eine Maultrommel, und als Hans die erſten Töne darauf anſchlug, machte der Kalbskopf ganz große Augen, und drückte durch Wedeln mit den blonden Ohren ſeinen ſtillen Beifall aus.

Lange Zeit erfreute ſich Hans der Gaſtlichkeit des Kalbskopfes und der ſtets unſichtbar bleibenden Bedienung des Hauſes, und dachte: es iſt gut, daß ich nichts von der Dienerſchaft ſehe, da brauche ich auch kein Trinkgeld zu geben, wenn ich wieder fortgehe — denn der Gedanke an das fortgehen war dem Hans doch allmählich gekommen. Er kannte keine andere Welt als die kleine ſeines Heimathortes; ſie füllte ſeine Seele und den Kreis ſeiner Ideen aus, und da er täglich nur von ihr ſprach, mit allen Gedanken nur in ihr lebte, ſo war es kein Wunder, daß eine ſtille Heimathſehnſucht im Herzen Hanſens erwachte.

Der Kalbskopf beſaß ungleich mehr ſeelenkundlichen Scharfblick, als die überklugen Menſchen insgemein Kalbsköpfen zutrauen und zugeſtehen wollen, und nahm daher eines Tages, als Hans wieder vom Daheim erzählte und dabei ein jammeriges Geſicht machte, das verſtändige Wort: Mein guter Gaſtfreund, ſprach er: Du ſehnſt Dich heim; ich begreife dieſes Gefühl und ehre daſſelbe. Reiſe heim — ich will Dich ausſtatten — aber kehre wieder. Dort ſteht ein Stab, ſchlage mit ihm auf jene Lade, und wähle Dir aus den darin liegenden Anzügen den ſchönſten aus — dort jene Thüre verſchließt den Stall. Oeffne ſie mit dem Stabe, und wähle Dir das beſte Roß. Dort in jener Kiſte liegt Geld und ein Zauberpfeifchen; wenn Du verirrt biſt, und Du pfeifſt darauf, ſo kommen Thiere geſprungen, und laufen Dir voran, und zeigen Dir den richtigen Weg.

Hans ſtaunte, und that, wie ihm geheißen war.

Im ſtattlichſten Jagdjunkerkleide mit goldenen Treſſen beſetzt, auf ſtattlichem Schimmel, mit trefflichem Seiten Gewehr und gezogener Kugelbüchſe ritt Hans von dannen, alle Taſchen voll Geld, und das Pfeifchen an goldener Schnur um den Hals. Heilig und theuer verſprach Hans dem Kalbskopfe, zu ihm zurück zu kommen. Ob Hans dem gaſtlichen Kalbskopf zum Abſchiede einen Kuß gegeben, weiß man nicht ſo ganz beſtimmt.

Wie ging es unterdeſſen Hanſens klugen Brüdern? Die waren ſehr froh, daß der dumme Hans ſie nicht mehr beläſtigte; ſie ließen ſich's recht gut ſchmecken, ſo lange Brod und Speck in ihren Ranzen vorhielten, und ſo lange in den Wirthshäuſern die zehn Thaler eines jeden ausreichten, was wirklich ohngefähr acht Tage dauerte. Dann aber ſprachen ſie zu einander: Die Welt iſt doch zu groß, als daß wir ſie ganz kennen lernen könnten. Wie wär' es, wenn wir umkehrten? Es iſt doch überall nicht beſſer, als daheim. Wir haben in dieſen acht Tagen eine ziemliche Anzahl fremder Städte und noch mehr Länder geſehen, es ſieht faſt ein Land aus, wie das andere. Wir haben zwar kein ſonderliches Glück gemacht, aber wir hatten doch vielleicht etwas finden können. Daß uns hier außen nichts vom Glücke begegnete, iſt ein Beweiß der alten Wahrheit, daß nur in der Heimath eines jeglichen der wahre Schatz ſeines Glückes ruht. Eilen wir, dieſen Schatz wieder aufzuſuchen.

Als die Brüder heim kamen, ſah ſie der Vater finſter an, und ſagte: Ihr ſeid die wahren Helden, ihr Landläufer ihr! Ihr Herrgottstagediebe! Zwanzig Thaler habt ihr durchgebracht, und für zehn Thaler Kleider und Schuhe zerriſſen. Jetzt arbeitet dafür! Nicht einen Groſchen geb' ich euch, bis ihr mir das an euch zum Fenſter hinausgeworfene Geld erſetzt habt!

Die Mutter aber rief: Ihr Rangen! Wo habt ihr meinen Hans, mein Goldkind? Wie könnt ihr euch nur unterſtehen, ohne meinen Hans über unſere Schwelle zu ſchreiten?

Es hielt den Brüdern ſehr ſchwer, die zürnende Mutter zu bedeuten, daß Hans mit Abſicht immer hinter ihnen zurückgeblieben ſei, ganz ſicher, um ſich abzuſondern.

Die Brüder mußten fürchterlich arbeiten, denn dreißig Thaler wollen verdient ſein.

Nach einiger Zeit entſtand gegen Abend im Dorfe ein kleiner Auflauf. Es ritt ein vornehmer Junker hindurch, angethan wie ein Prinz. Die Leute dachten, es wäre der König ſelbſt, und reiſe incognito, ohne alle Bedienung.

Alles lief an die Fenſter, vor die Thüren, ein heller

Gottes ſeyn, damit der Höchſte ſtrafen will und warnen zugleich?“ fragte der Fürſt weiter, und ehe noch Mithobius geantwortet hatte, nahm der Caplan das Wort, der ſich von ſeiner Todesangſt erholt, und ſagte: „O gewiß bei den Wunden des heiligen Leichnams unſeres Herrn und Heilandes, war dieſes Ungewitter und dieſer brennende Schwefelregen ein Drohzeichen Gottes, erhabener Herr, auf daß die ſündige Welt Buße thue und ſich bekehre, und kein Ohr leihe der Stimme der Wittenbergiſchen Ketzerei. Gott will uns damit zu verſtehen geben, daß er uns mit Feuer vertilgen werde von dem Erdboden wie die Einwohner von Sodom und Gomorra, wenn wir abfallen von ihm und ſeiner gebenedeiten Mutter.“

Dieſer ſalbungsvollen Rede ſtimmte der Fürſt mit Herz und Mund bei. „Was thun wir, daß wir den zürnenden Himmel verſöhnen?“ fragte er, während Mithobius mit Doth leiſe ſprach, den dummfrommen Caplan, der zu Faſten und Kaſteiungen rieth.

„Euer Rath iſt wohl gut, Caplan,“ ſprach der

Hauſe lief hinterdrein. Da fielen blanke Guldenſtücke auf den Weg — nun war es der König, und alles ſchrie vivat! und ſchlug ſich um die Geldſtücke. Vor Hanſens Aelternhauſe hielt der ſchmucke junge Reitersmann, und ſtieg vom Roſſe. Eine ganze Schaar von Jungen drängte ſich herbei, bei dem vermeinten Prinzen Stallmeiſter- oder Bereiterdienſte zu thun.

Hanſens Aeltern traten ehrerbietig vor ihr Häuslein. Was konnte bei ihnen der fremde Herr wollen? Die Brüder kamen von der Arbeit, und ſahen Miſtfinken ähnlicher als Goldammern. Ihre Mäuler blieben offen ſtehen vor Verwunderung, als der Fremde erſt ihrer Mutter, dann ihrem Vater um den Hals fiel, und ſie herzte und küßte, und hernach rief: Na, Michel, na Velten! Patſchhand! Ihr kennt am Ende euern Hans alle nicht mehr? und ihnen die Hände bot.

Es war der Hans und kein Prinz und kein König. — Der dumme Hans iſt wieder da, iſt reich geworden, und wirft mit Geld um ſich, der Hans Narr! lief die Rede durchs Dorf. Die Alten freuten ſich, die Brüder zogen mit ſcheelem Neide Hanſens ſchönes Pferd in den Stall, und flüſterten mit einander: Wir müſſen uns tod ſchinden, um dem Vater die armſeligen dreißig Thaler wieder zu verdienen; der Hans, der Glückspilz, der gar nicht mit Gelde umzugehen weiß, wirft es auf die Gaſſe. Wir wollen ihm heute Nacht das Geld wegnehmen, es iſt ihm doch nicht nütze. Ueberhaupt iſt nicht recht einzuſehen, was ſo ein Dummer auf der Welt thut? —

In der Nacht kamen die Brüder in die Kammer, wo Hans ſchlief. Hans war aber nicht ſo dumm, als ſeine Brüder dachten. Als die Diebe in die Kammer brachen, ſchoß er dem einen ein kleines Kügelchen in das dicke Fleiſch, und gab dem zweiten mit dem Hirſchfänger einen hübſchen Circumflex. Darauf wurde Lärm, und der Vater ſtand auf, und als er ſah, was vorgegangen, ſo nahm er im Zorne ſeine Peitſche, und hieb auf die verwundeten Buben los, daß ſie laut auf heulten und den Himmel für eine Baßgeige anſahen, vor dem Bruder aber ſich gar nicht wieder ſehen ließen.

Hans letzte und labte ſich mit ſeinen Aeltern, außerdem aber gefiel es ihm nicht mehr ſo recht daheim; er beſchenkte ſeine Aeltern reichlich, ſattelte ſich ſelbſt ſein Pferd und ritt von dannen. Er wollte wieder nach dem Wald Hauſe, zum gaſtlichen Kalbskopfe, da gab es nicht Neid, nicht Habſucht, nicht Verkennung, nicht Raubſucht, aber zu eſſen und zu trinken vollauf, und gute Unterhaltung, denn der Kalbskopf wußte auch zu ſprechen, und drückte ſich noch dazu außerordentlich gewählt aus, woraus Hans ſchloß, daß derſelbe eine ſehr gute Erziehung erhalten haben müſſe.

Hans ritt ins blaue hinein, und bald wußte er keinen Weg mehr, aber da half das Pferdchen trefflich. Ein Pfiff, und es kam ein Haſe oder ein Fuchs, oder ein Vogel, liefen und flogen vor dem Pferde her, und als der Wald erreicht war, ſprangen muntere Rehe voran, und ſo wurde das Schloß ohne Gefahr und Abenteuer wieder gewonnen. Der Kalbskopf rief Hans, als dieſer zu ihm eintrat, ein herzliches Willkommen! entgegen, und drückte ſeine Freude aus, Hans wieder zu ſehen.

Du kommſt zu rechter Zeit, mein braver Freund! ſprach der Kalbskopf. Mit großer Sehnſucht erwartete ich Dich, denn wenn die gute Stunde, der ich entgegenharre, ungenützt verſtrichen wäre, ſo würdeſt Du mich nicht wieder gefunden haben, und alle meine Hoffnung wäre dann zu nichte geweſen.

Hans horchte hoch auf bei dieſen ihm räthſelhaften Worten, und der Kalbskopf fuhr fort: Habe genau Acht auf das, was ich Dir ſage, denn von dieſen Anordnungen hängt mein Glück ab, und vielleicht auch Dein Glück. Gehe jetzt einmal in die Küche, dort ſteht ein Hackblock, und in der Speiſekammer daneben liegt ein ſcharf geſchliffenes Beil. Nimm dieſes Beil und lege daſſelbe auf den Hackblock — dann komme wieder zu mir herein.

Hans befolgte dieß Geheiß pünktlich. Wenn ich weiter nichts thun ſoll, dachte er, ſo hat es ja gute Wege. Bald hatte er das Gebot erfüllt, und trat wieder in das Zimmer, welches der Kalbskopf bewohnte. Nicht wahr, mein guter Freund, rief dieſer ihm entgegen: das war ein ſehr leichtes Stück Arbeit? aber nun kommt das ſchwerere.

Jetzt nimm dieſe Wiege, in der ich ruhe, und trage ſie ſammt mir in die Küche, und ſtelle ſie neben den Hackblock.

Auch das, mit Vergnügen! ſagte Hans, und trug die Wiege in die Küche. Sie war zwar etwas ſchwerer, als Hans dem Anſcheine nach geglaubt hatte, aber Hans hatte Kraft.

Jetzt aber, beſter Freund, ſprach wieder der Kalbskopf: jetzt kommt das ſchwerſte Stück — jetzt erſchrick nicht. Jetzt decke mich auf.

Hans räumte die ſeidenen Kiſſen hinweg — o weh — da endigte der Hals des Kalbskopfes in einen armsdicken Schlangenleib, der hing am Kopf, wie ein ſcheusliches Gewächs, und war blau, wie ein Darm voll Blut.

Jetzt hebe mich aus der Wiege auf den Block, und haue mir mit dem Beile dieſen abſcheulichen Wurmzopf ab, der an mir hängt.

Hans ſchauderte, und ſtammelte: ſo ſoll ich Dich töden, Du guter, einziger Kalbskopf? Deinesgleichen lebt zum zweitenmale in der Welt nicht mehr!

Mache nur friſch zu! verſetzte der Kalbskopf. Es wird Dir gut gelohnt.

Hans gehorchte, nicht ohne Scheu und zagen. Er legte den Kopf, er hob das Beil, er zielte gut, er führte den Hieb — und ſiehe, es floß kein Tropfen Blut, der Schlangenleib ſchwand, der Kalbskopf verwandelte ſich in ein holdes Mädchenantlitz, und aus der Wiege hob ſich's, eine Feengeſtalt von bezaubernder Anmuth, und ſtieg heraus, und fiel Hans um den Hals. Du haſt mich erlöſt, Du Guter, Reiner, Treuer! Nun nimm Dir was Du willſt! Das Schloß und die Schätze, und mich dazu, wenn ich Dir gefalle.

Jetzt wimmelte das Schloß von Dienerſchaft, alle dieſe war verzaubert geweſen, alle jubelten über ihr neugeſchenktes Daſein.

Meine gnädigſte Prinzeſſin! nahm der erſtaunte Hans das Wort. Du biſt mir ſchon als Kalbskopf äußerſt appetitlich erſchienen, ſo aber biſt Du mir noch tauſendmal lieber. Ich nehme Dich! —

Hans wurde ſehr glücklich — er begabte ſeine Aeltern, verzieh ſeinen Brüdern, heirathete die ſchöne erlöſte Prinzeſſin, und lebte mit ihr in einer frohen und genußreichen Einſamkeit — weder er noch ſeine Gemahlin ſehnten ſich in die ſogenannte große Welt, und falls ſie beide nicht geſtorben ſein ſollten, ſo dürfte mit einiger Wahrſcheinlichkeit zu vermuthen ſein, daß ſie heute noch leben.

16.

Die ſcharfe Scheere.

In einem kleinen Städtchen war einmal ein frommes Schneiderlein, das wartete gar fleißig ſeiner Arbeit und rührte ſich vom Morgen bis zum Abend mit Nähnadel und Fingerhut, Scheere und Bügeleiſen, brachte es aber gar nicht weit damit und kam zu nichts rechtem. Alles was man von ſeinem Glücke ſagen konnte, war: daß ſothanes Schneiderlein ſich leidlich und ehrlich durchflicke. Die Familie, aus Frau und mehreren Kindern beſtehend, welche erhalten ſein wollte, ſchwere Zeit und durch ſie manche Sorge, erpreßten dem Schneiderlein manchen Seufzer. Hätte es gerne etwas beſſer gehabt, wußte aber nicht, wie dieß anfangen; hätte gerne noch mehr gearbeitet, konnte aber doch nicht mehr thun, als zu thun ihm aufgetragen wurde, und konnte keine Kundſchaft herbeizaubern, ſo ſehr er dieß auch manchesmal wünſchte.

Aber die Zeit wurde immer ſchlechter, und es gedieh dahin, daß das arme Schneiderlein keinen einzigen Geſellen mehr halten konnte, und als ſein letzter Lehrling losgeſprochen war, und das Ränzel geſchnürt hatte, und in die Fremde gewandert war, ſo meldete ſich kein anderer Knabe zum Lehrling, denn die Leute ſagten dem Schneiderlein nach, es ſei weiter nichts als ein Flickſchneider, welches Wort nicht viel mehr ſagen will, als ein Lump.

Da klopfte eines Tages ſchon gegen die Abenddämmerung endlich einmal wieder ein Schneidergeſelle an, grüßte das Handwerk und bat um Arbeit. Dem klagte das arme Meiſterlein gleich ſeine Noth, und ſprach, es wollte ihm von Herzen gerne Arbeit geben, ſo es deren nur hätte. Der Schneidergeſelle aber antwortete, der Meiſter ſolle ihn nur annehmen; wo er arbeite, da ſei das Glück, da gebe es genug zu ſchaffen.

Nun wohl! Wir wollen es auf acht Tage probiren, ſagte der Schneider, der leicht Hoffnung ſchöpfte, und wäre es auch nur ein Fingerhut voll geweſen. Einiges fand ſich noch zu flicken vor, und am andern Morgen begann die Arbeit; Meiſter und Geſelle ſaßen einander gegenüber, und dem erſten ſtand die Nadel ſtill, als er ſah, wie flink und fertig der neue Geſelle nähete. Deſſen Nadel flog nur ſo, man ſah kaum die arbeitende Hand.

Nun betrachtete ſich der Meiſter ſeinen neuen Geſellen auch weiter, und verwunderte ſich über deſſen Geſtalt. Derſelbe war ſchier ſo dünn wie ein Zwirnsfaden; das nichts weniger als wohlbeleibte Schneiderlein war gegen jenen, was ein ſtarker Stamm iſt gegen eine dünne Gerte; das Geſicht des Geſellen war dem Meiſter nicht angenehm, es ähnelte jenes Phyſiognomie aufs Haar der eines Ziegen-Bockes, und nebenbei hing der Geſelle an alles was er ſprach, ein ſeltſam kicherndes Gelächter, das accurat wie meckern klang.

Kaum hatte die Arbeit begonnen, als es an die Thüre klopfte, und ein fremder Herr eintrat, welcher ein neues Gewand beſtellte, und das Geld für das Tuch gleich auf den Arbeitstiſch legte. Zitternd vor Freude hüpfte das Schneiderlein um den Fremden herum, und nahm das Maas. Ach, es hatte ſo lange nicht das wonnige Gefühl einer Schneiderſeele empfunden, ein Maas zu einem nagelneuen Gewande zu nehmen. Der Fremde empfahl Eile und ging, und die Frau Meiſterin ſollte geſchwind in den Tuchladen gehen, das Tuch zu holen, konnte ſich nicht ſchnell genug anziehen.

Sieht der Meiſter, daß ich Recht hatte? fragte der Geſelle. Mit mir kommt das Glück ins Haus, mähähähä!

Freut mich, freut mich ſehr! antwortete ſchmunzelnd das Schneiderlein.

Zehn Thaler hat der Herr zu Tuch da gelaſſen? fragte der Geſelle weiter. Da ſchickt man achte in den Tuchladen, und zweie behält man — mähähähä!

Gott ſoll mich behüten und bewahren! rief erſchrocken das Schneiderlein! Nein das wäre eine Sünde, das wäre unrechtes Gut, das bringt kein Gedeihen!

Laſſe mich der Meiſter aus mit — und Sünde — ſolche Worte kenn' ich nicht — mähähähä! erwiederte mit einem ungemein ſpöttiſchen Geſichte der Geſelle, immerfort fleißig arbeitend. Man riecht dem Meiſter recht das kleine Stadtneſt an, darin wir ſitzen — da ſollte einmal der Meiſter in einer großen Stadt leben, und ein Kunde ſo dumm ſein, wie der unſrige, das Geld zum Tuche voraus zu bezahlen! Dort müßte man von zehn Thalern gleich fünfe behalten, weil ſo gar viele andere Kunden das Tuch, das die Schneider zum Gewande thun, nie und niemals bezahlen, und Auslagen nebſt Macherlohn zum — zum Teufel ſind — mähähähä!

Das fromme Schneiderlein fädelte einen neuen Faden in ſeine Nadel, zog dieſen recht lang aus, hielt ihn dem Geſellen unter die Naſe, und ſagte: Sieht Er, Mosjö! Ehrlich währet am längſten! —

Eine gute Zehrung, mit der man weit kommt! ſpottete der Geſelle mit ſeinem ſteten unausſtehlichen Meckerlachen.

Das Tuch wurde gebracht, es war ſein und gut; der Schneider ſpitzte die Kreide und ſchickte ſich zum zuſchneiden an. Der Geſelle blickte in die Camera obſcura, die ſich an den Arbeitstiſchen der Schneider befindet, um Abfälle von Tuch, Futter und dergleichen aufzunehmen, und ſcharrte mit dem Fuße darinnen umher, es lag aber gar nichts darin, als einige Faſern von der letzten Flickarbeit — dann folgte des Geſellen lauernder Blick jeder Handbewegung des Meiſters — dann ſagte er: Nun Meiſter! Euer Aelteſter braucht nothwendig ein Röcklein, oder die Frau Meiſterin könnte eine Sontagsjacke wohl brauchen. Schneidet hübſch mit Verſtande zu — werft die Lappen her — in die Hölle — mähähähä!

Beim Teufel iſt die Hölle — nicht bei mir! Nicht ein Flecklein zu einem Haubenläppchen für meine Frau behalte ich! verſetzte der ehrliche Schneider.

Pah! rief der Geſelle und zog ſein Bockgeſicht zu einer gräulich fletſchenden Grimaſſe. Wozu iſt denn die Hölle da? Wozu hat ſie ein Loch — mähähähä?

Es heißt eigentlich gar nicht Hölle, es heißt Höhle, weil es ein dunkler hohler Raum iſt — mit der Hölle hat kein ehrlicher Schneider was zu ſchaffen — verſetzte der das Tuch mit größter Gewiſſenhaftigkeit zuſchneidende Kleiderkünſtler.

Schulmeiſter! O! Deutſcher Sprachmeiſter! — ſpottete der Geſelle, und warf einen Blick voll des grimmigſten Hohnes auf den redlichen Mann. Dieſer aber ließ ſich nicht irren, und die neue Arbeit wurde begonnen. Im Laufe deſſelben Tages gingen noch andere Beſtellungen ein — eine nach der andern; bereits war Arbeit auf eine ganze Woche vorhanden.

Dem Schneidermeiſter gefiel ſein neuer Geſelle gar nicht;

er hätte ihn gern am Morgen des erſten Arbeitstages ſchon wieder Feierabend gegeben, aber er hatte ihn nun einmal auf eine Woche lang angenommen; der Geſelle ſchien in der That das Glück mitgebracht zu haben, und ſchickte er ihn aus der Arbeit, ſo konnte er allein nicht in zwei Wochen alles fertigen, was beſtellt war. Und einen zweiten Arbeiter, wie dieſer Geſelle war, gab es gar nicht.

Am folgenden Tage ſetzte ſich die Arbeit rührig fort, unter manchem Zwiegeſpräch, unter mancher Spötterei und manchem den Meiſter verhöhnenden Bockgelächter, daran ſich dieſer jedoch wenig kehrte. Er dachte: ſpotte, höhne du nur immerzu, ſtichle ſo viel du willſt, arbeite nur ſo fort; dein Spott beißt mich nicht, dein Hohn ſticht mich nicht — der heiße Bögelſtahl deiner Zunge brennt mich nicht.

So kam der Schneider mit Geduld und gutem Gewiſſen viel weiter, als wenn er fort und fort mit dem Geſellen gezankt und gehadert hätte.

Zwiſchen die Arbeittage fiel jetzt ein Sonntag. Meiſter und Meiſterin ſchliefen eine Stunde länger, es war ja Ruhetag. Am Abende vorher hatte die Meiſterin die Werkſtätte recht ſchön ausgekehrt, und aufgewaſchen, war aber nicht wenig erſtaunt, als ſie am Sonntagmorgen hineinſchaute, den Boden rings umher wieder voll Tuchſchnitzel, Zwirnſtücke und Futterſetzen liegen zu ſehen, und auf ſeinem Platze den Geſellen in voller Arbeit; er hatte ein reines Hemde an, welches vorn aufſtand, und mit Entſetzen gewahrte die Meiſterin, daß des Geſellen Bruſt über und über voll ſchwarzer Haare war.

Sie zog ſich zurück und drückte ihrem Manne ihre Verwunderung aus, daß er den Geſellen am lieben Sonntage arbeiten laſſe, was doch eine Sünde ſei — und ſie habe doch erſt Abends zuvor die Werkſtatt ſo ſchön gefegt.

Wie? er arbeitet? fragte ganz verwundert der Meiſter. Mir iſt nicht eingefallen, ihm das zu heißen. Das ſoll er gleich bleiben laſſen!

Raſch trat der Meiſter in die Werkſtatt: Schönen guten Morgen auch! Aber was ſoll das heißen? Weiß Er nicht daß heute Sonntag iſt?

Großen Dank, Meiſter! Nä, mäbäbäbä!

Hör' Er! laſſe Er Sein dummes lachen! Ich verbitt es mir! ſagte der Meiſter und warf ſich in die Bruſt. Heute iſt Sonntag, heute wird ein für allemal nicht ſchneiderirt. Sonntag iſt Ruhetag! —

Halte mir doch der Meiſter mein arbeiten nicht für ungut! vertheidigte ſich der Geſelle mit ſcheinbarer Demuth. Für wen arbeite ich denn? Für Ihn oder für mich? Doch ohne Zweifel für Ihn. Ich bin nun einmal an ſtete Thätigkeit gewöhnt, ich muß mir ſtets was zu thun machen — ich kenne keine Ruhe und keinen Müſſiggang. Kennt Ihr nicht das ſchöne Sprüchlein: Müſſiggang iſt des Teufels Ruhebank, und aller Laſter Anfang? Mäba —

Mag ſein — antwortete der Meiſter, einigermaßen verwirrt. Jetzt höre Er auf zu arbeiten. Frühſtücke Er und ziehe Er ſich an. Er thäte auch wohl, ſich zu raſiren; ſchau Er einmal in den Spiegel — Er hat ja einen Bart juſtement wie ein Ziegenbock.

Mäbäbäbä! lachte der Geſelle überlaut. Verzeih' mir's der Meiſter — ich muß lachen — mäbäbäbä! daß Ihr einen ſolchen Vergleich braucht. Nun Euer Wille ſoll geſchehen. —

Der Geſelle ging in ſeine Kammer, raſirte ſich und zog ſich an, und ſah mit dem Barte, den er ſich hatte ſtehen laſſen, wie eine lebendige Satyre auf die ganze löbliche Schneiderzunft aus.

Herr: „aber dieß genügt uns nicht; laßt uns insgeſammt eine Bußfahrt zur heiligen Mutter im Grimmenthal antreten, und uns vor der demüthigen, die Gott für uns bitten wird.“ —

Und an dem erſten ſchönen Tag, der erträgliches Fortkommen auf den ſchlechten Straßen erlaubte, ſetzte ſich wieder ein großer Wallfahrtzug zu Wagen, zu Roß und zu Fuß von Schleuſingen aus in Bewegung. Der Fürſt hatte die Bußfahrt geboten, daher folgten der Einwohner viele nach. Auch die Brüderſchaft vom Kloſter Veßra ſchloß ſich dem Zuge an, doch war auf allen Geſichtern eine gewiße Beſtürzung ſichtbar, und der Abt Petrus berichtete dem Fürſten mit verlegener Miene, daß der Mönch Gregor Seidenthal, nachdem er über die neue Lehre Luthers viele unziemliche Freude bezeuget, auch einige der Flugſchriften und Predigten desſelben heimlich in das Kloſter gebracht und ſie den Brüdern mitgetheilt, entſprungen ſey, da man ihm mit Strafe gedroht und die Schriften des Ketzers weggenommen und verbrannt habe. Dieſe Nachricht ſetzte

Er hatte einen kohlſchwarzen Frack von glänzendem Sommerzeug an, deſſen Schöße bis auf die Erde hingen, und in der Taſche des einen bauſchte etwas, als wenn eine lange Schlangengurke drinnen ſtäke, vermuthlich eine Tabakspfeiſe, denn es hing eine Art ſchwarzer Quaſte heraus. Unter dem Fracke trug der Schneidergeſelle eine Weſte von feuerfarbigem Perkal, und ſeine Sommermodeſten waren von ächtem Nankin. Einen Hut beſaß der Geſelle nicht, ſondern blos ein flottes barettähnliches Käpplein von ſchwarzem Sammet, mit rothem Rande und mit Goldſchnur paspolirt. In der Hand trug er einen wunderlich knorrigen Stock von Wachholderholz, deſſen Griff eine Art Drachenkopf bildete, welcher als ein Spiel der Natur ſo gewachſen war.

Ei — Er hat ſich ja recht ſtattlich herausgeputzt, Schwarzburger! rief der Meiſter den Geſellen an, der wie das Wanderbuch auswies, aus dem Schwarzburgiſchen ſtammte. Nur Sein Bart gefällt mir nicht, und Sein Käpplein auch nicht, es hat vorn ſo ſeltſame Ecken, juſt als ob ein Paar Bockshörnlein darunter ſteckten!

Ei daß Euch der Bock ſtieße, Meiſter! rief der Geſelle. Erſt ſoll ich armer Schwartenhans einen Bocksbart, dann gar Bockshörnlein haben! Wiſſet, wenn Ihr ſo ſeid, ſo kann ich auch bocken, kann auch Feierabend machen.

Friede am lieben Sonn- und Feiertage! gebot der Meiſter. Wir wollen einander nicht gegenſeitig ins Bockshorn jagen. Hier Geſelle, hat Er ein Geſangbuch — wir gehen in die Kirche.

Vergebens hielt der Meiſter dem Geſellen das Buch hin — jener berührte es nicht — und lachte verlegen:

Mähähähä, Meiſter! Legt's hin — legt's hin — ich muß — ja zu meiner Schande muß ich's Euch geſtehen — ich kann nicht — ich kann nicht leſen. —

Hm! hm! brummte das Schneiderlein verwundert, und ſprach: Das nimmt mich Wunder, daß bei den zahlloſen trefflichen Schulanſtalten, deren Deutſchland ſich zu erfreuen hat, und bei der Ueberzahl von Lehrern, welche rings die wahre Bildung und Aufklärung verbreiten, irgendwo der Unterricht noch ſo mangelhaft beſchaffen ſein ſollte, daß ein deutſcher Schneider nicht leſen könnte. — indeſſen nehme Er nur das Buch, lege Er es in der Kirche vor ſich hin, und thue Er, als ſähe Er hinein — das machen viele Tauſende ſo, die recht gut leſen können. Es ſieht doch aus wie Andacht.

Ich kann wahrhaftig nicht, verſchone mich der Meiſter damit! lehnte der Geſelle beharrlich ab. Ich kann nicht in die Kirche gehen — die kühle Luft beklemmt mir meine ſchwache Bruſt — ich will ein wenig ſpazieren gehen, die Natur iſt mein Tempel — und hier iſt eine ſchöne Gegend, nicht wahr Meiſter?

O ja — miſchte ſich die Meiſterin in das Geſpräch. Wenn Er zum untern Thore hinaus iſt, führt gleich links der Weg in ein Felſenthal; man heißt dieſen Weg nur den Drachengraben, und weiter hinten ſteht ein ſchöner Steinfels, den heißt man die Teufelskanzel.

Ah! Das iſt ſchön! Da will ich hingehen! Küſſe die Hand, Frau Meiſterin! Wünſche allerſeits gute Andacht! Mähähähä! —

Am Sonntage nach der Nachmittagskirche ging das ehrſame Scheiderlein mit ſeiner Familie auch ſpazieren; das Wetter war ſehr einladend, und an einem nahen Vergnügungsorte, allwo es gutes Bier gab, wurde es ſehr voll. Die Kinder fanden Spielgenoſſen, die Frau Meiſterin fand Freundinnen und Gevatterinnen, und der Meiſter fand einen ihm wohlwollenden geiſtlichen Herrn, mit dem er ſich noch ein wenig in der Nähe des Luſtgartens in guten Geſprächen erging. Da begegnete ihnen der Geſelle.

Mein, was iſt das für eine Figur? Die hab' ich doch hier noch nicht geſehen! — fragte der geiſtliche Herr. Schaut, Meiſter, dieſe verzwickte Geſtalt, dieſe miſerable Phyſiognomie, und wie der Kerl hinkt!

Wahrhaftig, er hinkt, das habe ich noch gar nicht wahrgenommen! erwiederte der Schneider.

Wie? Ihr kennt ihn, Meiſter?

Es iſt mein neuer Geſelle — antwortete mit einer gewiſſen Wichtigkeit und betonend, das Schneiderlein; denn es ſchmeichelte ihm doch der Mann zu ſein, welcher einen Geſellen hielt. Dieſer Geſelle aber ſchlug einen Nebenweg ein, und bog links ab, um den beiden, die von ihm ſprachen, nicht zu begegnen.

Der geiſtliche Herr ſchien ebenſo neugierig als argwöhniſch, er richtete Frage auf Frage an den Meiſter, und machte dem guten Manne, der ſo ehrlich war, keine Hölle haben zu wollen, dennoch die Hölle heiß.

Was ſagt Ihr mir da alles, Meiſter? rief der geiſtliche Herr. Wie ein Bock ſieht er aus — meckert wie ein Bock — ſcheint Hörnlein unter der Kappe zu haben — hinkt — faßte das Geſangbuch nicht an — kann die Kirchenluft nicht vertragen? O Du Erzbock, Du Sündenbock! Du Bock aller Böcke! Meiſter, um des Himmels willen, welch einen Bock habt Ihr geſchoſſen, dieſen Bock in Euer chriſtliches Haus aufzunehmen! Dankt dem Himmel, der Euch heute mich hier finden ließe. Euer Geſelle — das iſt der helle Teufel! —

Das Schneiderlein ſtieß einen Schrei aus und war nahe daran, in Ohnmacht zu fallen — ja — ja — alles wurde ihm klar — die plötzlich ſich häufende Arbeit, der ſchlimme verführeriſche Rath, vom Tuchgelde zu behalten, Tuch zu ganzen Jacken in die Hölle zu werfen — des Geſellen Hohn, den er ſtets gegen alles ausſprach, was hehr und heilig war, jetzt ſtand alles im fürchterlichen Zuſammenhange da. Wenn das Tiſchgebet geſprochen wurde, hatte der Geſelle Naſenbluten bekommen, und war zur Thür hinausgelaufen — weder zum Fleiſch noch zu den Kartoffeln hatte der Geſelle ſich Salz genommen, das Ding in ſeiner langen Rocktaſche hatte ſich bisweilen wunderlich bewegt, als zapple ein Aal darin, und die Quaſte die manchmal herausbaumelte, war nicht von ſchwarzem Kameelgarn, ſondern es waren Haare.

Meiſter! begann aufs neue ſehr ernſt der geiſtliche Herr: Ihr ſeid auserſehen zu einer großen That, wie noch nie ein Schneider eine verrichtete — vollbringt Ihr ſie, ſo tragt Ihr ewigen Ruhm davon; unterlaßt Ihr, ſie zu vollbringen, ſo ſeid Ihr mit Leib und Seele, mit Weib und Kindern verloren zeitlich und ewiglich. Ihr habt jetzt den Schwarzen im Hauſe, Euch dient er, auf Speculation, Eure Seele zu verderben, der Seelenfänger. Habet Acht, wie wir ihn bannen und ihm das Wiederkommen verleiden, denn das wißt Ihr doch, daß eine Katze nicht wieder das Haus beſucht, darin man ihr den Schwanz abhackte oder die Ohren abſchnitt. Laßt vom Schleifer Eure Scheere ſchärfen, und habt ſie zur Hand — das weitere will ich Euch dann ſchon noch ſagen.

An dieſem Abende gab es an dem Vergnügungsorte, nächſt dem Städtchen, wo das Schneiderlein ſeßhaft war, zwiſchen Schneidergeſellen und Schuhmachergeſellen fürchterliche Prügel. Ein Schuhmachergeſelle hatte über die unförmlichen Stiefeln geſpottet, welche der fremde Schneidergeſelle trug, es waren erſt witzige, dann grobe Worte gefallen, dann die Schläge hageldicht, erſt mit Stöcken, dann mit Stuhlbeinen, und noch nie hatte es ſo viele zerſchlagene Naſenbeine, Beulen, Löcher in den Köpfen und dergleichen gegeben. Alle Leute kamen in dem Urtheil überein, der Teufel ſei völlig los geweſen.

Am andern Tage ging kein Geſelle an die Arbeit. Die ganze Geſellenſchaft war aufgeregt, keiner mochte arbeiten, man feierte blauen Montag, zog jauchzend und ſingend ſich Arm in Arm führend, gaſſenbreit durch das Städtchen, zu den Schneidern geſellten ſich Barbierer-, Drechsler-, Glaſer-, Tuchmacher- und Färber-Geſellen, zu den Schuhſtern aber Gerber-, Tiſchler-, Schmiede-, Maurer- und Zimmergeſellen. Der Schwarzburger war der Führer der erſtgenannten Partei — er hatte eine rothe Hahnenfeder auf ſein Barettlein geſteckt, und als Abends die Geſellenſchlacht entbrannte, zu der man ſich den ganzen Tag über durch manches Glas Branntwein gehörig vorbereitet hatte, floß vieles Blut, und — was noch nie dageweſen war, die Schneiderpartei behauptete ſiegreich den Kampfplatz, indeß kam am Abende dieſes blauen Montags kaum einer ohne blaue Flecken oder Blutrünſte heim.

Nur der Schwarzburger zeigte keine Spur einer Verwundung, auch keine Ermüdung, ſondern arbeitete am Dienſtag früh wieder flott und rüſtig, zog aber ein ſehr ſchiefes Geſicht, als jener geiſtliche Herr in die Werkſtätte trat, und rückte unruhig hin und her. Der Meiſter empfing denſelben mit vieler Reverenz, zeigte hinter dem Rücken des Geſellen auf die friſchgeſchliſſene ſcharfe Scheere, und der geiſtliche Herr begann allerlei Fragen an den Geſellen zu richten, ſo zum Beiſpiel: Wie iſt Dein Taufname? — Da ſtank es ſchon in der Fechtſchule. Ich bin nicht getauft, antwortete der Geſelle.

So biſt Du vielleicht ein Jude? fragte der geiſtliche Herr.

Ich bin kein Jude.

Oder ein Türke? Oder ein Heide? — ging das Fragen fort.

Der Geſelle that als höre er nicht wohl, und antwortete: Ja, ich bin ein Schneider. Mähähähä!

Der Teufel biſt Du, unſauberer Geiſt! donnerte der geiſtliche Herr. Exorciso te, creatura daemonica!

Da begann der Teufel zu zittern, und bekam den Krampf in ſeine dürren Waden, und der Schneider hatte ſich mittlerweile unter den Sitz des Teufels gebückt und die rechte Stelle erſehen, und ſchnitt jetzt mit einem kühnen Griffe dem Teufel rupps und kahl den bisher ſo ſorglich verwahrten Schwanz ab. Der Teufel that ein Höllenbrüll und fuhr auf und davon und kam niemals wieder. Den Schwanz ließ er fallen, und der geiſtliche Herr hob denſelben auf, um ihn zu andern Seltenheiten der Natur und Kunſt zu legen, die man in der Reliquienkammer aufbewahrte.

Das Schneiderlein aber wurde gefeiert als ein Held, bekam vielen Zuſchlag, und hatte ſpäter zwölf Geſellen und ſechs Lehrburſchen ſitzen. Litt aber nicht, daß einer gute und große Lappen in die Hölle warf. Die ſcharfe Scheere wurde zu keiner andern Arbeit mehr verwendet, ſie blieb ein Angedenken und Kleinod in der Familie, und als der Schneider im Rufe eines frommen Chriſten verſtorben war, meißelte man das treue Abbild derſelben in den Grabſtein, und mauerte dieſen an die Außenwand der Kirche, juſt da, wo innen die Reliquienkammer ſich befand.

Seitdem geht nun der Teufel ohne Schwanz umher, und der große Dienſt, den der Schneider der Welt durch ſeinen kecken Schnitt zu leiſten vermeinte, bleibt noch ſehr in Frage geſtellt; denn als der Teufel ſeinen Schwanz noch hatte, den er allerdings gern auf alles legte, konnte man ihn beſſer aus dem Wege gehen, als jetzt, wo er ohne Schwanz umherſtolzirt; ſeit er ſo geſtutzt und ſtattlich erſcheint, kam der Name Stutzer auf, für Leute, die geſchniegelt, gebiegelt und geſtriegelt ſich ſehen laſſen, ſich in die Bruſt werfen, hochnäſig und hochmüthig, und dabei doch nichts als arme oder dumme Teufel ſind.

17.

Das tapfere Bettelmännlein.

Es war einmal ein gar armer Schlucker, der ſtand in nächſter Verwandtſchaft mit dem allbekannten Herrn von Habenichts, und war ein Gevatter zum Herrn von Thunichts, und die Arbeit war ihm äußerſt verhaßt. Alles was er that, war, daß er gern ſchöne Märchenbücher las, darinnen ſo viele Märchen ſtehen, in denen die Menſchen reich werden ſonder Mühe, und der Weg beſchrieben iſt, der zum Schlaraffenlande führt. Das liebſte Märchen aber von allen war dem armen Schlucker doch das „vom tapfern Schneiderlein.“ Solch ein Held, meinte er, könnt' er auch ſein — was gälte es — wenn ſich nur die gute Gelegenheit böte! Und ſiehe — ſelbige Gelegenheit bot ſich. Der junge Bettler ging durchs Hochgebirge, und kam auf eine Alme und bettelte da. Was konnte der Senn ihm reichen? Da giebt es keine Pfennige und Kreuzer, keine Semmeln und keine Würſteln. Ein Stück Schabzieger (Käſe) das war alles, was er bekam, und etwa als Draufgabe noch ein Paar liebenswürdige Redensarten von jungem Tagedieb, Taugenichts, Landſtreicher und Thunichtgut — deren ſo viele, daß ſich der Bettler förmlich ſchüttelte, als er von der Kaſerhütte wegging.

Als der junge Gergänger von der Alme niederſtieg, ſagte er: Da droben iſt Dürrhof, da hinauf bringen mich zehn Pferde nicht wieder! — Zog das Stück Schabzieger hervor legte es neben ſich auf einen Stein, ruhete aus, und betrachtete ſich die Welt mit weit offenem Maule, als warte er, daß eine gebratene Taube geflogen kommen und ſtracks hinein fliegen ſolle. Selbe Taube blieb aus, aber auf den Schabzieger ſetzte ſich, vom guten Geruch angelockt, eine Menge Fliegen, und da dachte das Bettelmännlein an den Apfel und die Fliegen im Märchen vom tapfern Schneiderlein — nahm ſeinen Hut, ſchlug drauf — und ſchrie alsbald erfreut: I hub's, i hub's! Sieb'n auf anen Streich!

Alsbald ſchrieb er auf einen Zettel mit großen Buchſtaben in vornehmer, hochdeutſcher Schrift, ganz wie das tapfere Schneiderlein gethan: Sieben auf einen Streich! befeſtigte ſelben Zettel am Hute, und ſtolzirte nun in das erſte Dorf hinein. In dieſem Dorfe war große Verlegenheit und Furcht. Im ganz nahen Walde hauſte ein gräulich großer, ſtarker und wilder Bär, der vielen Schaden that am Vieh, an Bienenſtöcken und den niemand zu fangen oder zu fällen vermochte. Da zog auf einmal der Held durch's Dorf, der an ſeinem Hute die prahlende Schrift trug: Sieben auf einen Streich.

Was gilt's, der iſt unſer Mann, Held, Retter und Befreier! ſprachen die tapfern Bäuerlein. Sieben auf einen Streich? Da kann er auch einen, einen Bären nämlich, auf ſieben Streiche fällen, das kann er ganz nach ſeinem Belieben halten. Und boten dem Bettelmann ein gutes Stück Geld, ſo er des Bären mächtig würde, und das Fell ſollte auch ſein gehören, und vom Bärenbraten ſollte er mit eſſen dürfen.

Mir ſchon recht! ſagte das Bettelmanndl, mit dem Vieh werd' ich kurzen Proceß machen. Hui! Hui! So iſt er tod.

Die Bäuerlein ſtaunten über die Kuraſchi des Helden, und zeigten ihm den Weg nach dem Walde, hütheten ſich aber gar wohl, ſelbſt mit hinein zu gehen. Der Held aber ſchwitzte Angſtſchweiß, als er ſo mutterſeelenallein im finſtern Walde war, und das Herz ſank ihm in die Kniekehle, als er von weitem ein Gebrumme hörte, daß gar keinen Zweifel aufkommen ließ, ob es etwa nicht das Gebrumme des Bären ſei.

Hilf Himmel, was giebſt Du, was haſt Du! Wie zog das haſenherzige Fliegentöderlein aus, durch dick und dünn, in banger, keuchender Flucht, und der Petz zottelte gemüthlich hinter ihm her, und begriff gar nicht, warum der Menſch da vor ihm ſo ſchrecklich laufe. Da ſtand eine Hütte am Wege, in die ſprang der Bettler, und drückte ſich hart an die Thüre, die er auflies — gleich darauf kam der Bär auch hinein, und lief nach der entgegenſtehenden Wand — ſchwupp dich! ſprang der Bettler bei der Thüre wieder heraus, warf die Hüttenthüre in das Schloß, zog den Schlüſſel ab, ſorgte, daß der Bär nicht durch ein Fenſter entfliehen konnte, und ging wieder nach dem Dorfe.

Die Bäuerlein, die ihn von weitem ſtolzirend kommen ſahen, ſprachen unter einander: Schaut, gefreſſen hat ihn der Bär nicht, das iſt ſchon ein gutes Zeichen. Von uns wäre keiner wiedergekommen. Ob er ihn aber erlegt hat? Das iſt die große Frage.

Bald war das Bettelmännlein umringt, und warf ſich in die Bruſt wie ein Volksredner, räusperte ſich und ſprach: Freuet euch Freunde: Der Sieg iſt unſer! Ich habe das wilde Ungeheuer gefangen, für den Fall, daß ihr ihm vielleicht wollt Tanzſtunde geben, und es dann für Geld ſehen laſſen, alle in Erſtaunen und erregte bei Manchem, der ſie vernahm, Entſetzen und Abſcheu, bei manch Anderm aber nur ein tiefes Nachdenken, beides zugleich aber bei dem frommen Herrn, dem es unmöglich ſchien, daß ſich noch eine andre Glaubens-Meinung geltend machen könne, als die, der ſeine ganze Seele anhing. Befremdend war es ihm auch, daß ſich gegen ſonſt aus den Ortſchaften ſo wenige Waller dem Zuge anſchloſſen, da es doch eine Jahreszeit war, in welcher noch keine Feldarbeit die Bauern zur Arbeit nöthigte, wenn Arbeit abhalten durfte vom Dienſt des Herrn und der heiligen Jungfrau. Aber es war nicht mehr jener blinde Wahn im Volk, der Tauſende auf einmal zu den Hallen des Tempels trieb, vielmehr eine dumpfe Stille, ein geheimgehaltenes Forſchen und Grübeln und eine ſtille Unzufriedenheit mit der Geiſtlichkeit, die in ihrem Uebermuth das Volk nicht minder hart, wie der Adel, bedrückte, und in ihren Forderungen für die Kirche unerſättlich war.

Auch Georg Doth war bei dem Zuge und ritt neben dem Doktor Mithobius einher; ihn, der vom dann werdet ihr mir für das zugeſicherte Fell billige Vergütung leiſten.

Ach was Tanzſtunde? Was um Geld ſehen laſſen? Tod geſchlagen wollen wir ihn ſehen! — riefen die Bäuerlein, bewaffneten ſich, und rückten unter Anführung des tapfern Bettelmännleins nach der Waldhütte, in welcher Bruder Petz gefangen war, und dabei durch ſehr ſtarkes brummen Zeugniß von äußerſt übler Laune ablegte, ſo daß alle Bäuerlein eine Gänſehaut überlief. Sie kannten und vermochten auch keinen Rath zu erſinnen, was nun anzufangen, denn ſchloſſen ſie die Thüre auf, und gingen hinein, ſo biß der Bär ſie tod, und gingen ſie nicht hinein, ſo ging der Bär heraus, und die alte Noth ging von neuem an.

Ihr ſeid halt Helden! ſpottete das tapfere Bettelmännlein, ließ ſich eine doppelt geladene Flinte reichen, und ſchoß durchs Fenſter den Brummbär tod — worauf alle Bäuerlein ſchrien:

Vivat! Er lebe! nämlich nicht der Petz, ſondern der Held, Retter und Befreier.

Wie das Bettelmännlein ſein Geld und den Bärenpelz hatte, den es gleich wieder an einen reichen Bärenhäuter des Dorfes verkaufte, fiel den Bäuerlein noch etwas ein, und ſie ſprachen: Tapferer Held, Retter und Befreier! Uns drückt noch ein Leiden. Droben im Gebirge hauſt ein wilder Mann, mit einer wilden Fangga, die iſt ſeine Frau. Die plagen uns allewege gar zu ſehr, und wir müſſen ihnen zinſen und zehnten über alle Gebühr, und thun wir's nicht, ſo werfen ſie uns Mühlſteine auf unſere Dächer, und ſchicken uns Schlaglawinen und Wildbäche und Schlammbäche auf den Hals, daß wir noch tauſendmal übler daran ſind.

Da ſchnitt das tapfere Bettelmanndl ſchier ein zorniges Geſicht, und ſchnauzte die Bäuerlein an, wie ein Landrichter: Warum habt ihr das nicht gleich geſagt? Sakra! Da hätt' ich mich nicht brauchen erſt mit dem lumpigen Bären aufzuhalten, den ich, was mir etwas ganz leichtes war, mit den Händen fing, und an ſeinen Ohren in die Waldhütte zog. So ein Rieſ', ſo ein wilder Mann, ha, das iſt mir rein gar nichts. Werdet's ſchauen, wie ich dem heimleuchte mit ſammt ſeiner wilden Fangga, dem z'nichten Weibsbild! —

Die Bäuerlein erſchraken faſt vor der übergroßen Kuraſchi des Bettelmännleins; ſie zogen ihre Mützen vor ihm ab, und ſtanden voller Ehrfurcht um den Gewaltigen. Sie berathſchlagten und ſagten, wenn er ſie von dem wilden Manne und der wüſten Fangga befreie, ſo wollten ſie ihm aus dem Gemeindevermögen ein Bauerngut kaufen, und wollten ihm das Nachbarrecht ſchenken, und ihn zum Bürgermeiſter auf Lebenszeit wählen, und er ſolle niemals wieder von ihnen wegziehen. Ob er das zufrieden, und ob es ihm genug ſei?

Ja, ſelbes bin ich wohl zufrieden, und iſt mir genug! antwortete das Bettelmanndl. Und jetzt drauf! Gott ſei dem Rieſen gnädig, wenn ich über ihn komme! —

Die Bäuerlein zeigten ihrem Helden den nächſten Fußpfad hinauf ins Gebirge, und er ſchritt tapfer fürbaß, und war froh, als er allein war, und keiner mehr um ihn. Kriegt die Kränk' mit Euern Rieſen! rief er. Ich hab' genug am Geld für den Bärenfang und das Bärenfell. Ich gang über's Gebirg', mich ſeht ihr nimmermehr!

Aber der Held ging nicht übers Gebirge, denn auf der Höhe, wo der letzte Wald aufhörte, ſtieß er auf den wilden Mann. Ach, wie ward ihm da ſo angſt und bange, wie war es aus mit Herzhaftigkeit und Heldenthum! Flinke Beine —

das war die einzige Hülfe. Das Bettelmännlein läuft raſch zurück, der wilde Mann hinter ihm her. Wie der Rieſe im beſten Rennen iſt, wendet ſich das Manndl um, und kommt dem Rieſen, der das gar nicht gewahr wird, zwiſchen die Beine, da ſtürzt der Rieſe hin, ſo lang er iſt, und fällt in eine Klamm (Felsſchlucht,) und kann nicht wieder heraus. Da ſchreit er dem Manndl zu: Ich will Dir nichts thun, aber lauf' auf zu meiner Frau, und laß Dir einen Keil geben! — Gleich — ſagt das Manndl und lauft zur wilden Fangga, und begehrt den Geldſack; ihr Mann hab' es ſo befohlen. Die Fangga glaubt es nicht, und ſchreit zur Klamm hinunter! Soll ich ihn geben? — Freilich! Nur geſchwind! ſchreit der Rieſe, da giebt die Fangg dem Bettelmanndl den Geldſack, und der macht ſich damit über die Höh'.

Der wilde Mann brüllt immer noch — die Fangga kommt und befreit ihn, und bekommt viele Keile, daß ſie den Geldſack hergegeben, ſtatt eines Keils, darauf rennt der Rieſe dem Räuber nach. Der iſt unterdeſſen bei Schäfern vorbeigekommen, hat ein Lamm genommen, hat es unters Hemde verſteckt, und im Laufen dem Lamm den Bauch aufgeſchnitten, und die Gedärme herausgeworfen — welches letztere die Schäfer mit Grauſen geſehen haben.

Jetzt kommt der wilde Mann und fragt die Hirten, ob ſie keinen Mann hätten vorbei laufen ſehen? — O ja — ſagten dieſe; er hat ſich ein Meſſer in den Bauch geſtoßen, und ſeine Gedärme herausgeworfen, damit er deſto ſchneller laufen konnte.

Selbes Kunſtſtück hätt' ich eher wiſſen ſollen! — brüllte der wilde Mann, zog ſein Meſſer, ſchnitt ſich den Bauch auf, lief, ſtürzte hin und war tod. Das Männlein ſtand nicht weit davon und ſah ihn ſtürzen. Nun ging es zurück zu den

Bäuerlein, noch ganz blutig, ſchwang ſein Meſſer, und rief: Das war ein ſchwerer Sieg! Das ging auf Tod und Leben. Droben liegt er! Mit dieſem kleinen Meſſer hab' ich ihm den ganzen Leib aufgeſchlitzt. — Da jubelten die Bäuerlein, und ſchrien ein Vivat übers andre dem Helden, Retter und Befreier.

18.

Zwergenmützchen.

Es war einmal ein Müller, der hatte drei Söhne und eine Tochter. Die Tochter liebte er ſehr, aber die Söhne konnte er gar nicht leiden, war ſtets unzufrieden mit ihnen und machte ihnen das Leben ſauer, denn ſie konnten ihm nie etwas recht machen. Darüber waren die Brüder ſehr bekümmert, und wünſchten ſich weit weg von ihrem Vaterhauſe, und ſaßen oft beiſammen klagend und ſeufzend, und wußten nicht, was ſie anfangen ſollten.

Eines Tages, als die drei Brüder auch ſo betrübt beiſammen ſaßen, ſeufzte der eine von ihnen: Ach, hätten wir nur ein Zwergenmützchen, da wäre uns allen geholfen!

Was iſt's damit? fragte der eine von den beiden andern Brüdern.

Die Zwerge, die in den grünen Bergen wohnen, erläuterte der Bruder: haben Mützchen, die man auch Nebelkäpplein nennt, und damit kann man ſich unſichtbar machen, wenn man ſie ſelbſt aufſetzt. Das iſt gar eine ſchöne Sache, liebe Brüder; da kann man den Leuten aus dem Wege gehen, die nichts von einem wiſſen wollen und von denen man nie ein gutes Wort empfängt. Man kann hingehen, wohin man will, nehmen was man will, niemand ſieht einen, ſo lange man mit dem Zwergenmützchen bedeckt iſt.

Aber wie gewinnt man ſolch ein rares Mützchen? fragte der dritte und jüngſte der Brüder.

Die Zwerge — antwortete der älteſte: ſind ein kleines, drolliges Völklein, das gern ſpielt. Da macht es ihnen große Freude, bisweilen ihr Mützchen in die Höhe zu werfen. Wupps! ſind ſie ſichtbar, wupps! fangen ſie das Mützchen wieder, ſetzen es auf und ſind wieder unſichtbar. Nun braucht man nichts zu thun, als aufzupaſſen, wenn ein Zwerg ſein Mützchen in die Höhe wirft, und muß dann raſch den Zwerg packen, und das Mützchen geſchwind ſelbſt fangen. Da muß der Zwerg ſichtbar bleiben, und man wird Herr der ganzen Zwergenſippſchaft. Nun kann man entweder das Mützchen behalten, und ſich damit unſichtbar machen, oder von den Zwergen ſo viel dafür fordern, daß man für ſein Leben lang genug hat, denn die Zwerge haben Macht über alles Metall in der Erde, kennen alle Geheimniſſe und Wunderkräfte der Natur; ſie können auch durch ihre Lehren aus einem Dummen einen Klugen machen, und aus dem faulſten Studenten einen hochgelahrten Profeſſor, aus einem Barbuzius einen Doctor, und aus einen Advokatenſchreiber einen Miniſter.

Ei, das wäre! rief einer der Brüder: So gehe doch hin und verſchaffe Dir und uns ſolche Mützchen, oder mindeſtens Dir eins, und hilf dann auch uns, daß wir von hier fortkommen! —

Ich will es thun — ſagte der älteſte der Brüder und bald war er auf dem Wege nach den grünen Bergen. Es war ein etwas weiter Weg, und erſt gegen Abend kam der gute Junge bei den Zwergenbergen an. Dort legte er ſich in das grüne Gras an eine Stelle, wo im Graſe die Kringelſpuren von den Tänzen der Zwerge im Mondenſcheine ſich zeigten, und nach einer Weile ſah er ſchon einige Zwerge ganz nahe bei ſich über einander purzeln, Mützchen werfen und ſpaßige Kurzweil treiben. Bald fiel ein ſolches Mützchen neben ihm nieder, ſchon haſchte er danach — aber der Zwerg, dem das Mützchen gehörte, war ungleich behender als er, erhaſchte ſein Mützchen ſelbſt und ſchrie: Diebio! Diebio! Auf dieſen Ruf warf ſich da[illegible]anze Heer der Zwerge auf den armen Knaben, und es war, als wenn ein Haufen Ameiſen um einen Käfer krabbelt, er konnte ſich der Menge nicht erwehren, und mußte es geſchehen laſſen, daß die Zwerge ihn gefangen nahmen, und mit ihm tief hinab in ihre unterirdiſchen Wohnungen fuhren, davon ſie auch ſelbſt „Unterirdiſche“ heißen und genannt werden.

Wie nun der älteſte Bruder nicht wieder kam, ſo bekümmerte und betrübte das die beiden jüngeren Brüder gar ſehr, und auch der Tochter war es leid, denn ſie war ſanft und gut, und es betrübte ſie oft, daß der Vater gegen ihre Brüder ſo hart und unfreundlich war, und ſie allein bevorzugte. Der [illegible]lte Müller aber murrte: Mag der Galgenſtrick von einem [illegible]ngen beim Kukuk ſein, was kümmerts mich? Iſt ein unnützer Koſtgänger und Freßſack weniger im Hauſe. Wird [illegible]chon wieder kommen, iſt ans Brod gewöhnt! Unkraut verdirbt nicht.

Aber Tag um Tag verging, und der Knabe kam nicht wieder, und der Vater wurde gegen die beiden zurückgebliebenen immer mürriſcher und härter. Da klagten die zwei Brüder oft gemeinſam, und der mittlere ſprach: [illegible]eißt Du was, Bruder? Ich werde jetzt ſelbſt mich aufmachen und nach den grünen Bergen gehen, vielleicht erlange ich ein Zwergenmützchen. Ich denke mir die Sache gar nicht anders, als ſo:

unſer Bruder hat ſolch ein Mützchen erlangt, und iſt damit in die weite Welt gegangen, erſt ſein Glück zu machen, und darüber hat er uns vergeſſen. Ich komme gewiß wieder, wenn ich glücklich bin; komme ich aber nicht wieder, ſo bin ich nicht glücklich geweſen, und für dieſen Fall lebe Du wohl auf immer.

Traurig trennten ſich die Brüder, und der mittlere wanderte fort nach den grünen Bergen. Dort erging es ihm in allen Stücken genau ſo wie es ſeinem Bruder ergangen war. Es ſah die Zwerge, haſchte nach einem Mützchen, aber der Zwerg war flinker als er, ſchrie Diebio! Diebio! und der helle Haufen der Unterirdiſchen ſtürzte ſich auf und über den Knaben, umſtrickte ihn, daß er kein Glied regen konnte, und führte ihn tief hinab in die unterirdiſche Wohnung.

Mit der ſehnſüchtigſten Ungeduld harrte der jüngſte Bruder daheim in der Mühle auf des Bruders Wiederkehr, aber vergebens, und wurde dann ſehr traurig, denn er wußte ja nun, daß ſein mittlerer Bruder nicht glücklich geweſen war, und die Schweſter wurde auch traurig, der Vater aber blieb gleichgültig, und ſagte nur: Hin iſt hin. Wem es daheim nicht gefällt, der wandere. Die Welt iſt groß und weit. In meinem Hauſe hat der Zimmermann ein Loch gelaſſen. Wenn dem Eſel zu wohl iſt, geht er auf's Eis, tanzt und bricht ein Bein. Laßt den Gigk in die Welt nur laufen, was grämt ihr euch um den Schlucker? Ich bin froh, daß er mir aus den Augen iſt. Aus den Augen, aus dem Sinn! —

Der jüngſte Bruder hatte im ertragen gemeinſamen Leides bisher den Troſt gefunden, den ſolches ertragen gewährt, als aber nun ſeine beiden älteren Brüder fort waren, fand er ſeine Lage ganz unerträglich, und ſagte zu ſeiner Schweſter: Liebe Schweſter, ich gehe nun auch fort, und ſchwerlich werde ich wieder kommen, wenn es mir ergeht, wie unſern Brüdern. Der Vater liebt mich einmal nicht, und ich kann nichts dafür. Die Scheltworte, die früher auf uns drei nieder fielen, fallen jetzt auf mich allein, das iſt mir denn doch eine zu ſchwere Laſt. Lebe Du wohl und laſſe Dir es wohl ergehen!

Die Schweſter wollte ihren jüngſten Bruder erſt nicht fortlaſſen, denn ſie hatte ihn am allermeiſten lieb, allein er ging dennoch heimlich von dannen, und überlegte ſich unterwegs recht genau, wie er es anfangen wollte, ſich ein Zwergenmützchen zu verſchaffen. Als er auf die grünen Berge kam, erkannte er bald an den grünen Kringeln im Graſe den Ort der nächtlichen Zwergentänze und ihren Spiel- und Tummelplatz, und legte ſich in der Dämmerung hin, und wartete ab, bis die Zwerglein kamen, ſpielten, tanzten und Mützchen warfen.

Eins derſelben kam ihm ganz nahe, warf ſein Mützchen, aber der kluge Knabe griff gar nicht danach. Er dachte, ich habe ja Zeit. Ich muß die Männlein erſt recht ſicher und kirre machen. Der Zwerg nahm ſein Mützchen, das ganz nahe bei dem Knaben niedergefallen war, wieder. Es dauerte gar nicht lange, ſo fiel ein zweites Mützchen neben hin — ei dachte der Knabe: — da regnet's Mützchen — griff aber nicht danach, bis endlich ein drittes ihm gar auf die Hand fiel; wupps dich, hielt er's feſt, und ſprang raſch empor. Diebio! Diebio! Diebio! ſchrie laut der Zwerg, dem das Mützchen gehörte, mit feiner, gellender Stimme, die durch Mark und Bein drang, und da wimmelte das Zwergenvolk herbei, und wurde ihm der Knabe unſichtbar, weil er das Mützchen hatte, und konnte ihm gar nichts anhaben. Und alleſammt erhoben ſie ein klägliches jammern und ein Gewinſel um das Mütchen, er ſolle es doch um alles in der Welt wieder hergeben.

Um alles in der Welt? fragte der kluge Knabe die Zwerge. Das wär' mir ſchon recht! Aus dem Handel könnte etwas werden. Will aber erſt ſehen und hören, worin euer „Alles" beſteht. Vorerſt frage ich: Wo ſind meine beiden Brüder?

Die ſind drunten im Schoos des grünen Berges! antwortete der Zwerg, dem das Mützchen gehört hatte. — Und was thun ſie da? — Sie dienen!

So? Sie dienen — und ihr dient nun mir. Auf! Hinab zu meinen Brüdern! Ihr Dienſt iſt aus, und eurer fängt an!

Da mußten die Unterirdiſchen dem irdiſchen Menſchen gehorſam ſein, weil er Macht über ſie erlangt hatte durch das Mützchen. Welche Macht in und unter manchen Mützen und Mützchen ſteckt, iſt ganz unbeſchreiblich.

Die beſtürzten und bekümmerten Zwerglein führten nun ihren Gebieter an eine Stelle, wo ſich eine Oeffnung in den grünen Berg fand, die that ſich klingend auf, und es ging raſch hinein und hinunter. Drunten waren herrliche und unermeßliche weite Räume, große Hallen und kleine Zimmer und Kämmerchen, je nach des Zwergenvolkes Bedarf, und nun verlangte der Knabe gleich, ehe er ſich nach etwas anderem umſah, nach ſeinen Brüdern. Die wurden herbei gebracht, und der jüngſte ſah, daß ſie in Dienertracht gekleidet waren, und ſie riefen ihm wehmüthig zu: Ach, kommſt auch Du, lieber guter Bruder, unſer jüngſter! So ſind wir drei nun doch wieder beiſammen, aber in der Gewalt dieſer Unterirdiſchen, und ſehen nimmermehr wieder das himmliſche Licht, den grünen Wald, und die goldenen Felder! —

Anfang an die Wallfahrt kannte, ihn, der ein froher Zeuge geweſen war der glühenden Begeiſterung des ganzen Volks für das wunderthätige Gnadenbild, auch ihn ſchmerzte und befremdete dieſe merkbare Erkaltung, und er ſprach ſich in dieſem Sinne gegen Mithobius aus.

„Aber meint Ihr denn, mein werther und lieber Freund,“ entgegnete ihm der hellſehende Arzt: „ſolche Begeiſterung, wie Ihr ſie erlebt und erblickt habt an dem Grimmenthal, könne ewig dauern? Ihr ſeyd ein Dichter, Herr Dothanus; iſt es Euch denn nie begegnet, daß Ihr, von einer heitern Idee, einem ſchönen Gedankenbilde feurig und lebhaft ergriffen, es mit Worten hinzumalen verſuchtet und Euch Eurer blühenden Schöpfung freutet, daß aber allgemach auch Eure Begeiſterung abnahm und Ihr endlich, mit ruhigem, prüfendem Blick und kälterem Herzen das anſchautet, was Ihr geſchaffen, und nun Mängel daran entdecktet, die vorhin Liebe und Freude zum Werk verſchleierten? Wie?“ —

Seufzend gab Georg dem Sprecher Recht und dieſer fuhr fort: „Begeiſterung iſt ein Rauſch der

Liebe Brüder, erwiederte der jüngſte: Harret nur, ich vermeine, das Blättlein ſoll ſich wol wenden.

Herrenkleider und Prunkgewande für meine Brüder und mich! herrſchte er den Zwergen zu, hielt aber wohlweislich das werthe Mützchen in der Hand feſt, als ſeinem Befehle augenblicklich gehorſamet wurde, und das umkleiden vor ſich ging. Nun befahl der Zwergengebieter eine Tafel mit auserleſenen Speiſen und trefflichen Weinen, dann Geſang und Saitenſpiel nebſt Ballet und Pantomime, in welchen Künſten die Zwerge das ausgezeichnetſte leiſten, was einer nur ſehen kann, dann koſtbare Betten zum ausruhen, dann Illumination des ganzen unterirdiſchen Reiches, dann eine gläſerne Kutſche mit prächtigen Pferden beſpannt, um in den grünen Bergen überall herumzufahren, und alles Sehenswerthe in Augenſchein zu nehmen. Da fuhren die drei Brüder durch alle Edelſteingrotten, und ſahen die herrlichſten Waſſerkünſte, ſahen die Metalle als Blumen blühen, ſilberne Lilien, goldene Sonnenblumen, kupferne Roſen, und alles ſtrahlte von Glanz und Pracht und Herrlichkeit. Dann begann der Gebieter Unterhandlung mit den Zwergen über die Zurückgabe des Mützchens, und legte ihnen ſchwere Bedingungen auf. Erſtens einen Trank aus den köſtlichſten Heilkräutern, die mit allen ihren Kräften den Zwergen nur zu wohl bekannt ſind, für ſeines Vaters krankes Herz, daß es ſich umkehre und Liebe zu den drei Söhnen gewinne. Zweitens: einen Brautſchatz, ſo reich wie für eine Königstochter für die liebe Schweſter. Drittens einen Wagen voll Edelſteine und Kunſtgeräthe, wie ſie nur die Zwerge zu verfertigen verſtehen, einen Wagen voll gemünztes Geld, weil das Sprüchwort ſage: Baares Geld lacht, und die Brüder gern auch lachen wollten, und endlich noch einen Wagen für die drei Brüder, höchſt bequem eingerichtet, mit Glasfenſtern, und zu dieſen drei Wagen alles nöthige, Kutſcher, Pferde, Geſchirre und Riemenzeug.

Die Zwerge wandten ſich und krümmten ſich bei dieſen Forderungen, und thaten ſo erbärmlich, daß es einen Stein erbarmt haben würde, wenn ein Stein ein Menſchenherz hätte; es half ihnen aber alle ihr Gewinſel nichts.

Wenn ihr **nicht wollt**, ſagte der Gebieter: ſo iſt es mir auch recht, ſo bleiben wir da; es iſt ja recht ſchön bei euch; ich nehme euch alleſammt, wie ihr ſeid, eure Mützchen; dann ſeht, was aus euch wird, wenn man euch ſieht — tod werdet ihr geſchlagen, wo ſich nur einer von euch blicken läßt. Noch mehr! Ich fahre hinauf auf die Oberwelt und ſammle Kröten, die geb' ich euch dann, jedem eine, vor Schlafengehen, mit ins Bette.

Wie der Gebieter das Wort Kröten ausſprach, ſtürzten alle Zwerge auf ihre Kniee nieder und riefen: Gnade! Gnade! Nur das nicht! Um alles in der Welt! Nur das nicht! — denn die Kröten ſind der Zwerge Abſcheu und Tod.

Ihr Thoren! ſchalt der Gebieter: Ich verlange gar nicht „alles in der Welt," ich habe euch die allerbeſcheidenſte Forderung geſtellt, ich könnte ja unendlich mehr verlangen, allein ich bin ein grundguter Knabe. Ich könnte ja alles nehmen, und das Mützchen und die Herrſchaft über euch fort und fort behalten, denn ſo lange ich das Mützchen hätte, würde ich ja, das wißt ihr wol, nicht ſterben. Alſo ihr wollt meine drei kleinen Bedingungen gewähren? Nicht? —

Ja, ja, hoher Herr und Gebieter! erſeufzeten die Zwerglein, und gingen ans Werk, alles begehrte herbeizuſchaffen, und alle Gebote zu vollziehen. —

In der Mühle des alten grämlichen Müllers droben war nicht gut ſein. Als der jüngſte Bruder auch davon gegangen war, grisgrämelte der Müller: Nun — der iſt auch fort — bleibt auch aus, wie das Röhrenwaſſer — ſo geht es — das hat man davon, wenn man Kinder groß zieht — ſie wenden einem den Rücken zu. Nun iſt nur noch das Mädchen da, mein Augapfel, mein Liebling.

Der Liebling aber ſaß dort, und begann zu weinen.

Weinſt ſchon wieder! murrte der Alte: denkſt, ich ſoll denken, Du weinſt um Deine Brüder? Um den Gauch weinſt Du — um den Liebhaber, der Dich freien will. Iſt ſo leer und ausgebeutelt, wie ein Mehlſack — er hat nichts, Du haſt nichts, ich habe nichts, haben wir alle dreie nichts. Hörſt Du was klappern? Ich höre nichts. Die Mühle ſteht, ſchlechter kann es nicht ſtehen um eine Mühle, als wenn ſie ſteht. Ich kann nicht mahlen, Du kannſt nicht heirathen, oder wir halten Bettelmanns Hochzeit. Wie? — Solcherlei Reden hatte die Tochter täglich anzuhören, und verging faſt im ſtillen Leid.

Da kamen eines ſchönen Morgens Wagen gefahren, einer, zwei, drei, und hielten vor der Mühle, kleine Kutſcher fuhren, kleine Lakeien ſprangen vom Tritt, und öffneten den Schlag des erſten Wagens, drei junge hübſche Herrchen ſtiegen aus, fein gekleidet, wie Prinzen.

Dienerſchaft wimmelte um die andern Wagen, lud ab, packte ab, ſchnallte ab, Kiſten, Kaſten, Kaſſetten, Toiletten, ſchwere Truhen, trugen alles in die Mühle. Stumm ſtanden und ſtaunend der Müller und ſeine Tochter.

Guten Morgen Vater! Guten Morgen Schweſter! Da wären wir wieder! riefen die drei Brüder. Jene ſtarrten ſie verwundert an. —

Trink' uns den Willkommen zu, lieber Vater! rief der Aelteſte, und nahm aus eines Dieners Hand eine Flaſche, und ſchänkte einen überaus künſtlich gearbeiteten Goldpokal voll edlen Trankes, und hieß den Vater trinken. Dieſer trank, und gab den Pokal weiter, und alle tranken. Dem Alten ſtrömte Wärme in das kalte Herz, und die Wärme wurde zum Feuer, zum Feuer der Liebe. Er weinte und fiel ſeinen Söhnen in die Arme und küßte ſie, und ſegnete ſie. Und da kam der Geliebte der Tochter, und durfte auch mit trinken und auch küſſen.

Darüber fingen vor Freude die Mühlräder, die ſo lange ſtill geſtanden, an, ſich raſch zu drehen, um und um, um und um. —

19.

Der Wandergeſelle.

Es lebte einſt die Wittwe eines Metzgers, die nur einen einzigen Sohn hatte, der bereits begonnen, das Handwerk ſeines Vaters zu erlernen, als der Vater ihm ſtarb. Die Mutter ließ den Sohn vollends auslernen, und ſandte ihn dann in die Fremde, da ſollte er drei Jahre lang reiſen, ſich die Welt beſehen, und etwas tüchtiges drauſen lernen. Sie ſtattete den Sohn aus, ſo gut ſie konnte, und gab ihm ihren beſten Hund mit, der hieß Faß'an.

Auf der Wanderſchaft kam der junge Metzgergeſelle in einen dichten Wald, darinnen Räuber hauſeten, die ihn anfielen und ihn berauben, oder gar töden wollten. Der junge Geſelle aber wehrte ſich kräftig, und ſein Faß'an ſtand ihm wacker bei und verwundete die Räuber mit wüthenden Biſſen, darüber gerieth der eine der Räuber ſo in Zorn, daß er den treuen Faß'an tod ſchoß. Der junge Metzger aber entrann den Räubern, und lief immer tiefer in den Wald hinein, der ſehr groß war, und verirrte ſich völlig, und wußte nicht mehr, wo er war. Endlich erblickte er von fern ein kleines Häuschen mitten in dem Walde, auf welches er zueilte, und in das er, nachdem er angeklopft, eintrat. Da ſaß ein altes graues Mütterlein drinnen, das regte ſich nicht und bewegte ſich nicht, aber der junge Geſelle begann friſchweg, der Alten zu erzählen, was ihm alles begegnet, und bat, ihm den Weg aus dieſem Walde zu zeigen, dabei klagte er ſehr um den armen Faß'an, den die Räuber ihm erſchoſſen. Da ſprach das alte Mütterlein: Hab' auch ſchöne Hunde, kannſt Dir einen ausſuchen und mitnehmen. Dabei rief ſie: Reiſſebeis!

Auf dieſen Ruf trat ein großer Hund in das Häuschen, und das Mütterlein fragte: Gefällt Dir der?

Es iſt ein ſchöner Hund, antwortete der Geſelle: aber der meine war ſchöner.

Da rief die Alte abermals: Sprengallesband! Und da kam wieder ein noch größerer und noch ſchönerer Hund herein, und die Alte fragte! Wie gefällt Dir der?

Er gefällt mir recht gut, antwortete der junge Metzger, aber meiner war mir halt doch noch lieber.

Da rief die Alte abermals: Hurtigundgeſchwind! und jetzt ſprang ein ganz großer und muthiger, ſehr ſchön gebauter Hund herein — da wartete der Geſelle gar nicht erſt die Frage des Mütterleins ab, ob dieſer ihm gefalle? — ſondern rief alsbald: Den laſſ' ich mir gefallen! Gerade ſo, wie der, hat mein Hund ausgeſeh'n, und hätten ſie den guten Faß'an nicht vor meinen Augen tod geſchoſſen, ſo ſchwür' ich d'rauf, der ſei es ſelbſt.

Ich will Dir etwas ſagen, mein junger Wandersmann, ſprach die Alte: ich will Dir die braven Hunde alle drei ſchenken, Du mußt aber, wenn Du ihnen einſt Dein Glück dankſt, auch an mich arme alte Waldfrau denken, und Dich meiner Armuth nicht ſchämen.

Da der junge Burſche dieß verſprach, ſo zog die Alte auch noch ein Pfeifchen hervor und gab ihm dieß, und ſagte: Dieſes Pfeifchen verwahre recht gut, denn damit kannſt Du die drei

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50160-9
BECHSTEIN,L. FN. 03125/020

Hunde zu Deiner Hülfe herbeirufen, ſie mögen ſich befinden, wo ſie wollen; dieß wird beſonders nöthig ſein, wenn Du ſelbſt in Noth geräthſt.

Mit vielem Danke ſchied der Wandergeſelle von der guten Alten und von ihrem Häuschen, und ging den Weg, den jene ihm als den richtigen bezeichnet hat, wohlgemuthet fort, und die drei ſchönen Hunde ſprangen munter bald vor bald hinter ihm, und hetzten ſich und ſpielten mit einander, daran der Geſelle eine große Freude hatte.

Als der Abend zu dunkeln begann, erreichte der Reiſende mit den drei Hunden ein einſames Wirthshaus, das auch noch in dem großen Walde lag, der gar kein Ende nehmen zu wollen ſchien. Vor dem Hauſe fand der Metzger eine junge Magd, welche hölzerne Gefäße ſcheuerte, und als dieſe den hübſchen jungen Geſellen erblickte, ſo ſchien ſie zu erſchrecken und machte ihm eine abwehrende Geberde; ſie winkte ihm gleichſam, zurück zu gehen und hier nicht einzutreten, ja ſie öffnete ſchon den Mund zu einem warnenden Zuruf, als die Thüre aufging, und der Wirth heraustrat, und den ſpäten Wanderer einlud, doch ja bei ihm einzukehren, zumal er, der Wirth, auch ein Metzger ſei.

Dem Jüngling kam ein argwöhniſches Gefühl in das Herz, allein er war einmal da, hatte Hunger und Durſt, und die Nacht war vor der Thüre. Sonach ſetzte er ſich in der Stube nieder, und ſeine drei Hunde lagerten ſich um ihn her, und nun beſtellte er ſich etwas zu eſſen. Darauf mußte er gar nicht lange warten, es kam ein großes Stück Fleiſch in einer fetten Brühe, und gutes Brod dazu.

Der Wandergeſelle aß, und der Wirth hatte ſich auf die Ofenbank geſetzt, und ſah zu, wie es ſeinem einzigen Gaſte ſchmeckte, denn es war niemand von Fremden weiter im Hauſe.

Es ſchmeckte aber dem Gaſte nicht, das ſah jetzt der Wirth, und ſprach: Geſell, ich vermeine es ſchmecket Dir nicht! Du biſt von daheim wol eitel Gebratenes gewohnt?

Das nicht, Meiſter, antwortete der Gaſt. Aber ich habe ſchon Schweinefleiſch gegeſſen, und dieſes Fleiſch in meiner Schüſſel iſt keins; ich habe Hammelfleiſch gegeſſen, und dieß iſt keins; ich habe Rindfleiſch und Kalbfleiſch gegeſſen, und das iſt keins. Auch weiß ich, wie jede Art von Wildpret ſchmeckt, und das iſt keins. Von irgend einem Vogel iſt's auch nicht — das dünkt mich ein ſeltſam Eſſen! —

Der Wirth lachte, und antwortete: Mein guter Wanderburſche, Du wirſt in Deinem Leben noch gar vieles hören, ſehen, riechen, ſchmecken und fühlen, was Du doch nie gehört, geſehen, gerochen, geſchmeckt und gefühlt haſt. In der Welt gehet es gar wunderlich her.

Auf dieſe empfangene Belehrung aß der Geſelle ſchweigend weiter, obſchon es ihm nicht ſchmeckte, und ſchöpfte ſich auch noch etwas Brühe heraus, da fiel ein Knöchlein aus dem Löffel, und als er das recht anſah, war es ein Finger. Da erſchrak der arme Jüngling bis zum Tode, und wurde ihm ſehr übel ob ſothaner Mahlzeit, und gerade ging die Thüre auf, und die Wirthin trat herein, die trug einen Teller, darauf Fettbrode lagen, vielleicht ihr eigen Abendeſſen, und der Wirth ſtand auf von der Bank, und ſprach leiſe mit ſeiner Frau, und da ſetzte der Geſelle geſchwinde ſeinen Teller und ſeine Fleiſchſchüſſel ſeinen Hunden hin, die leerten ſehr raſch alles ab.

Wünſche guten Appetit gehabt zu haben! — ſprach die Wirthin zum Wanderburſchen, und dieſer antwortete: Großen Dank, Frau Wirthin, ich hatte welchen — iſt mir aber vergangen, ſetzte er in Gedanken hinzu.

Nun wollen wir Ihm ſeine Schlafkammer zeigen! ſprach die Wirthin, und gab ihrem Mann ein Licht in die Hand. Die Hunde kommen in den Stall.

Ich wünſche, daß meine Hunde bei mir bleiben, verſetzte darauf der junge Metzger.

Das wird ſich finden — erwiederte die Frau.

Der Wirth öffnete jetzt ein Nebenzimmer, indem er mit dem Lichte voran ging, und hinter dem Gaſte ging die Wirthin und trug immer noch die drei Fettbrode, und zeigte ſie heimlich den Hunden des Fremden, und reizte ſo deren Verlangen nach dieſen Broden.

Man trat in ein Zimmer, das hing voller Waffen, Gewehre, Piſtolen, Carabiner, Pallaſche, Hirſchfänger u. ſ. w., daneben hingen auch Ketten, Stricke, Handſchellen und ſolcher Dinge mehr, womit man die Leute wehrlos macht.

Das ſind ja gar viele Waffen, ſprach verwundert der Gaſt.

Ja, man wohnt hier im Walde ſo einſam, erinnerte der Wirth: man muß ſich verſehen; ich habe auch meine Leute, welche mit dieſen Waffen gut umgehen können.

Während dieſer Worte öffnete der Wirth eine zweite Thüre, und ſchritt durch dieſelbe voran, die Wirthin aber warf eins der Fettbrode auf den Boden, Reiſſebeis ſchnappte danach, aber indem der Hund das Brod fraß, warf die Frau die Thüre in das Schloß, und Reiſſebeis war in der Waffenkammer eingeſperrt.

Das zweite Zimmer war herrlich ausgeſtattet; das eine Licht, welches der Wirth trug, reichte gar nicht aus, deſſen Pracht vollſtändig zu beleuchten; es ſtanden Fäſſer voll Geld darin, und an den Wänden hingen koſtbare Kleider, und in Glasſchränken ſtarrte alles von Schmuck, von Gold und Silbergeräthen und edeln Steinen. So etwas hatte der junge Metzger noch nie geſehen, und konnte ſich gar nicht

Gedanken und Gefühle, erzeugt von dem Feuerwein erregter Seelenkräfte, und daß ſolche fortdauernd ſich nicht gleich bleiben kann, liegt in dem Wort ſelbſt, das einen gehobenen Seelenzuſtand andeutet. Auch in der Seele der Welt, im Leben ganzer Nationen giebt es ſolche Zuſtände der Begeiſterung, und ſie ſind ſchön und herrlich, aber vergänglich, und der nüchtern gewordene Sinn findet oft die Aufregung unbegreiflich, in welche eine, wenn auch noch ſo ſchöne und erhabene Idee ihn verſetzte.“

Der fromme Dichter ſah dem Arzt befremdet an und ſagte: „Dünket Euch, Herr Mithobius, jener andachtbegeiſterte Zug in der Seele des ganzen Volks, der ſich hoffnungsvoll zur Himmelskönigin wandte, nur eine Idee, vielleicht ein Wahn? So ſcheint auch Ihr angeſteckt von der neuen Schwärmerei und Ketzerei, die doch der gefährlichſte Wahn iſt? O demüthigt Euch vor der gnädigen Maria im Grimmenthal und fleht ſie an, daß ſie Euer Herz erleuchte und Eure Gedanken läutre.“

„Was iſt Schwärmerei, mein lieber Freund?“ gegenredete Mithobius. „Euer blinder Glaube oder genug darüber verwundern, noch ſich zuſammen reimen, wie das alles hierher in die einſame Waldherberge komme? Der Wirth erſchloß jetzt ein drittes Gemach, und die Wirthin warf das zweite Fettbrod hin, da ſchnappte Sprengalleband gleich haſtig danach, und wie er noch daran kaute, warf die Frau die Thüre in das Schloß und Sprengalleband war in der Schatzkammer gefangen. Der Herr der drei Hunde aber merkte nicht, daß nur noch einer von den dreien bei ihm war. Er folgte, neugierig, noch mehr wunderbares zu ſehen, dem Wirthe in das dritte Gemach, aber da ſah es ganz abſcheulich und ſchauderhaft aus. Die Wände waren mit Blut beſpritzt; mitten im Zimmer ſtand ein Block, auf dem ein ſcharfes Meſſerbeil lag, man ſah zerſtückte Gliedmaaßen von Menſchen umherliegen, an der Wand hingen aufgeblaſene Gedärme, um Wurſt einzufüllen, auch ſtanden Wiegemeſſer und kupferne Fülltrichter für dieſes Geſchäft bereit — und den Geſellen ſchauderte, der Wirth aber ſprach mit harter Stimme: Mein Burſche, hier iſt die Werkſtätte. Hier wirſt Du Dein Meiſterſtück machen, und bei mir bleiben, wo nicht, wirſt Du hier ſelbſt maſſakrirt, daß Du es weißt. Entweder Du zerhackſt hier, und ſchneideſt Grieſen und wiegſt, oder Du wirſt ſelbſt zerhackt, zerſchnitten und zu Wurſt gewiegt.

Dem armen Geſellen ward in der Seele bange bei dieſer ihm gelaſſenen Wahl, doch faßte er Muth und ſprach: Lieber will ich ſterben, als Euer Genoſſe ſein!

Wie Du willſt! ſagte der Wirth. Folge mir! — Und eröffnete wieder eine Thüre, und jetzt warf die Frau das dritte Fettbrod hin, danach ſprang haſtig und hungrig der Hurtigundgeſchwind, und ſchnapp, war die Thüre im Schloß, und der gute Hund in der Blutkammer gefangen, während der Wirth mit dem Geſellen in eine düſtere Halle trat, und zu ihm ſprach: Jetzt ſind wir im Schlachthaus, und jetzt ſchicke Dich an, mein Wanderburſche, zur weiten Wanderſchaft in die andere Welt.

Der Geſelle erſchrak, denn er merkte wohl, daß der Wirth nicht ſpaße, und ſah ſich nach ſeinen drei Hunden um, die waren aber alle drei hinweg, und er war allein und hülflos.

Willſt Du ſtehend oder liegend ſterben? — fragte der Wirth, und hob ein blinkendes, ſchweres Beil. Der Geſelle antwortete: ich will ſtehend ſterben, vergönne mir nur ſo viele Zeit, ein Vater unſer zu beten.

Meinetwegen, ſo bete! antwortete gefühllos der ſchlimme Wirth.

Und der Geſelle betete mit rechter Andacht, und da fiel ihm mitten im beten das Pfeifchen ein, das die gute Alte ihm gegeben, die ihm die drei Hunde geſchenkt, und geſagt hatte, er ſolle, wenn er in Noth ſei, und die Hunde nicht bei ihm wären, nur darauf pfeifen, bedachte ſich daher auch keinen Augenblick, ſondern pfiff, zu des Wirthes und der Wirthin großer Verwunderung.

Heißt das gebetet, Burſche? ſchrie der Wirth voller Wuth, und hob ſein Mordbeil, aber ehe er den tödlichen Streich führte, hatte ihn Hurtigundgeſchwind, der wie ein Blitz ins Schlachthaus fuhr, im Nacken und riß ihn nieder und Sprengalleband und Reiſſiebeis waren nun auch ſchon da, und alle drei zerriſſen den Wirth in tauſend Stücken.

Die Wirthin aber fiel auf ihre Kniee, und ſchrie: Gott Lob! Gott Lob! Nun bin ich erlöſt!

Nein Weib! rief jetzt zornig der Geſell. Deine Stunde hat auch geſchlagen, Helfershelferin des Menſchenmetzgers, die meine Hunde heimlich fing, auf daß ich wehrlos in eurer Gewalt ſei, Ihr Teufelsbraten!

O ſeid barmherzig! rief flehend die Wirthin. Ich mußte ja den Willen des Wütheriches thun, der mich auch einſt gefangen und hier fortwährend gefangen gehalten hat. O laßt mich leben! Ich will euch auch eine goldene Doſe ſchenken! —

Ich danke, ich ſchnupfe nicht! verſetzte der Geſelle.

Iſt auch nicht nothwendig — erwiederte die Wirthin. Aber jeder, der aus dieſer Doſe ſchnupft, wenn Ihr den Deckel nach rechts gedreht habt, muß ſo lange machtlos ſtehen, liegen oder ſitzen bleiben, bis Ihr den Deckel nach links gedreht. Laßt mich leben, guter Geſelle, um Gottes und um Eurer ſelbſt Willen, denn noch ſeid Ihr nicht außer aller Gefahr. Ich allein kenne den Aufenthaltsort der Spießgeſellen meines Mannes, einer ganzen Bande Räuber, Mörder und Menſchenfreſſer, vor denen Ihr trotz eurer Hunde nicht ſicher wäret. —

Nun denn, ich will Euch leben laſſen, Meiſterin, ſprach der Jüngling: doch hütet euch wohl, mich hintergehen zu wollen!

Die Wirthin dachte in der That nicht daran, den jungen Geſellen zu täuſchen, da ſie ihm wirklich ihre Befreiung dankte, ſie und ihr Geſinde, das ebenfalls eine große Freude hatte, nicht mehr die entſetzliche Laſt zu tragen, dem Menſchenſchlächter unterthan zu ſein. Die Frau des Hauſes zeigte nun ihrem Befreier den Eingang zu dem verborgenen Schlupfwinkel der Mörderbande, in welchen man durch eine Fallthüre gelangte. Dieſe Fallthür öffnete der junge Metzger und ließ ſeine drei Hunde hinein, welche unwiderſtehlich waren, und der ganzen Raub- und Mordgenoſſenſchaft die Hälſe abbiſſen, daher ſie mit ſehr blutigen Schnautzen wieder herauskamen. Der Geſell zeigte ſich nun als Herr und betrachtete die Waldherberge als ſeine Eroberung. Er gab der Dienerſchaft, inſonderheit der mit ſeitigen Magd, die ihn gewarnt, von den Schätzen, ſandte einen Knecht mit reichem Gute an die alte Waldmutter, welche ihm die drei Hunde geſchenkt, ebenſoviel ſchickte er nach Hauſe zu ſeiner eigenen Mutter, der Wirthin ließ er nehmen, was und ſo viel ſie wollte, die Fallthüre zu der Mördergrube ließ er vermauern und die Waldherberge bis auf den Grund niederbrennen; darauf nahm er Abſchied von der Frau Wirthin und zog mit ſeinen drei Hunden ſeine Straße. Eigentlich hätte er heimkehren können, denn er hatte genug an Gut und Geld, und die Metzgerei hatte er verredet auf Zeitlebens — aber er hatte ſeiner Mutter verſprochen, drei Jahre in der Fremde zu wandern, und wollte nun auch ferner die Welt ſehen, und etwas tüchtiges lernen.

Da nun der gute Geſelle mit ſeinen drei Hunden Reißebeis, Zerrengallebaut und Hurtigundgeſchwind ſeiner Straße weiter zog, und ein gutes Stück in die Welt hinein gewandert war, da begegnete ihm eines Tages eine Kutſche, die war ganz mit ſchwarzem Flor überhangen, und der Kutſcher desgleichen und die Pferde ebenſo, was ſehr traurig ausſah. Und da blieb der Wandergeſelle ſtehen, und ſein Herz bewegte ſich voll Trauer, und er ſann, was das wol möge zu bedeuten haben, daß ihm ein ſolches Fuhrwerk begegne? Der Kutſcher aber war ein grober Schroll, der rief dem Geſellen zu: Na Schlingel, was giebt es hier zu gaffen? Wirſt Du wol aus dem Wege gehen, wenn eine Prinzeſſin gefahren kommt? — Dieſer unhöfliche Zuruf verdroß den guten Geſellen, und er rief Hurtigundgeſchwind, dem Kutſcher einigermaßen Mores (ſind gute Sitten), zu lehren. Darauf ſprang Hurtigundgeſchwind, dem kein Menſch, auch der ſtärkſte nicht, widerſtehen konnte, hinauf auf den Bock, kriegte den Kutſcher beim Kragen, ſchüttelte ihn wie einen Karnickel, riß ihn vom Bocke herab, und titſchte ihn um und um in einer großen Pfütze am Wege, davon er dreckig und triefend wurde, und ſetzte ihn dann wieder fein ſäuberlich auf den Kutſcherbock. Davon wurde der Kutſcher ſo geſchmeidig, wie ein Ohrwurm, und hätte gern ſeinen Treſſenhut vor dem Geſellen abgezogen, wenn ſelbiger nicht drunten in der gelben Pfütze liegen geblieben wäre. Der Wanderburſche hielt nun dem Kutſcher eine kleine Rede über die Regeln der Höflichkeit, welche Leute ſeines Gleichen nie aus dem Augen ſetzen ſollten und dürften gegen Perſonen die zu Fuße gehen, weil möglicherweiſe eine oder die andere Perſon ſolcher Art ſich ſtatt eines — zehn Kutſcher halten könne, und ſich für jede Kutſchergrobheit eigentlich ein ſolches Bad in der Pfütze nebſt einigen fühlbaren Rippenſtößen gebühre. Als dieſe Rede, die dem Kutſcher gar nicht zuſagte, wie vielſagend ſie auch war, gehalten worden, ſah der Geſelle, in den florumhangenen Glaswagen, und ſah darin eine ganz ſchwarzgekleidete Prinzeſſin ſitzen, die hatte ſehr geweint, und da er ſie darum ganz beſcheidentlich fragte, ſo erzählte ihm die Prinzeſſin ihr Schickſal.

Ich bin, begann die ganz ſchwarzgekleidete Dame: die Tochter des Königes dieſes Landes, über welches der Teufel eine große Theurung und Hungersnoth gebracht hat, und als man denſelben befragte, ob er beides nicht unter irgend einer Bedingung wieder von dem Lande nehmen wollte, ſo machte er die Bedingung, daß ich ſein eigen werden ſolle. Da nun mein Herr Vater ſein Land und Volk mehr liebt als mich und ſich ſelbſt, ſo hat er in dieſe entſetzliche Bedingung gewilligt, und Du findeſt mich Aermſte jetzt auf dem Wege, ſchnurſtracks zum Teufel zu fahren.

Aber ſchöne Prinzeſſin, warum ſeid Ihr denn ſo ganz allein? fragte der Wandergeſelle.

Ja — mein guter Jüngling, antwortete die Prinzeſſin: das kommt daher, daß kein Menſch mit wollte, obſchon meine Dienerſchaft mir immerfort Treue bis zum Tode betheuert hat, das ſind aber nur leere Redensarten geweſen. Nur der Kutſcher war bereit mich zu fahren, weil derſelbe ſchon des Teufels iſt.

Habe das an ſeiner Grobheit gemerkt, meine ſchöne Prinzeſſin, ſprach der Wanderburſche; und Euer Herr Vater, erlaubt mir dieſe Bemerkung, iſt nicht ſo recht geſcheidt, andere thäten ſo etwas nicht. Wolltet Ihr mir aber erlauben, Euch Anſtandes halber als einen dienſtthuenden Kammerherrn zu begleiten, ſo kann ich Euch vielleicht in Wahrheit den beſten Dienſt thun, und Euch aus den Klauen des Teufels los machen.

Ach, das höre ich ſehr gerne! antwortete die Prinzeſſin. Ja, Du ſollſt mein lieber Kammerherr ſein, ſteige nur zu mir herein, es reiſt ſich ohnehin beſſer zu zweien, als einſam.

Darauf ſtieg der Wandergeſelle zu der ſchönen Prinzeſſin in den ſchwarzen Wagen, und unterhielt ſie gut, und machte, daß ſie lachte, und fuhren mit einander ganz luſtig zum Teufel. Dieſer ſaß auf einem Holzblock und wartete ſchon eine geraume Zeit, und war ſehr erſtaunt, zu ſehen, daß die Prinzeſſin nicht allein kam. Der Jüngling ſagte: Hochverehrteſter Herr Teufel, ich hoffe, Ihr werdet ein vernünftiges Wort mit Euch reden laſſen. Mich dauert dieſe arme und ſchöne Prinzeſſin ſehr, gebet ſie frei, und nehmet dafür meine Seele an.

Der Teufel ſchlug einigemale rechts und einigemale links mit ſeinem Schweife um ſich, als wenn er ſich die Mücken wegwedeln wollte, und ſagte: Für dieſes mal könnte ſich die

Sache machen — er dachte aber in ſeinem Sinne, über's Jahr hole ich mir doch die Prinzeſſin — alſo Topp!

Topp! ſagte der Geſelle. Und da nichts zu trinken da iſt, ſo ſchnupfen wir einmal darauf! Damit zog er ſeine goldene Doſe, drehte den Deckel nach rechts, ſchnippte mit dem Finger auf den Deckel, öffnete ſie und bot ſie dem Teufel dar.

Eigentlich ſchnupfe ich nicht! ſagte der Teufel.

Nun ſo ſchnupfe einmal uneigentlich! Es iſt Doppelmops! entgegnete der Geſelle, und ſein Herz lachte innerlich vor Freude, als der Teufel wirklich mit ſeiner haarigen Kralle in die Doſe fuhr und eine tüchtige Priſe nahm.

So mein werther Herr Teufel! nahm nun wieder der Geſelle das Wort, indem er die Doſe wieder mit ihrem Deckel verſchloß und in die Taſche ſchob: jetzt können wir ein verſtändiges Wort mit einander reden, denn Ihr ſeid nun ein vollkommen geſetzter Mann.

Wie ſo geſetzt? fragte der Teufel.

Weil Ihr ſitzt, und nicht mehr und nicht eher wieder aufſtehen könnt, bis es mir beliebt! erhielt er zur Antwort.

Weiter fehlte mir nichts! Du Dummkopf! ſchrie der Teufel, und wollte auffahren und dem Sprecher an das Genicke, aber er konnte nicht, er mußte auf dem Holzblocke feſt, wie angenagelt, ſitzen bleiben.

Wie lange ſoll der dumme Spaß dauern? fragte der Teufel in außerordentlicher Uebellaune. Ich bin das ſitzen ſchon müde. Mach' es kurz — das halte der Teufel aus, wenn er's kann!

Ich will Dir etwas ſagen, aber ſei ſtät, hochwohlgeborener Herr Teufel! ſpottete der Geſelle. Es kann Dir bald geholſen werden. Du giebſt dieſe Prinzeſſin frei, wie ſich von ſelbſt verſteht; Du giebſt auch mich frei, und entſagſt dem Anrecht auf meine Seele; Du gelobeſt niemals wieder im Lande des Herrn Vaters dieſer ſchönen Prinzeſſin Theurung und Hungersnoth, Aufruhr oder ſonſt dergleichen Teufeleien anzuſtiften und anzuzetteln, und niemals eine Seele als Löſegeld dagegen zu verlangen, vielmehr Dich mit den Seelen zu begnügen, die Dir von ſelbſt und freiwillig in Deinen Höllenrachen gelaufen kommen. Endlich giebſt Du mir das alles eigenhändig und ſchriftlich, denn der Teufel traue dem Teufel, und ſorgſt dafür, daß ich Dich niemals wieder zu Geſichte bekomme. —

Der Teufel ächzte und krächzte, ſchwitzte und krümmte ſich, es half ihm aber dieſes alles nichts. Immer gewohnt, ſtets los zu ſein, quälte es ihn ſchrecklich, jetzt einmal nicht los ſein zu können, und ſo bequemte er ſich, in die Forderungen des Befreiers der Prinzeſſin einzuwilligen, worauf dieſer nun wieder die goldene Doſe hervorzog, den Deckel nach links aufdrehte, und höflich fragte: Beliebt noch ein Prieschen? Es iſt Marocko: — Der Teufel aber ſchlug hin, daß aller Schnupftabak in die Luft flog und erhob ſich von ſeinem Holzblock, und brauſte wie ein Sturmwind von hinnen.

Darauf ſtiegen die Prinzeſſin und ihr Befreier wieder in ihren Wagen, und die Prinzeſſin war ſo ſehr von Dank erfüllt, daß ſie zu dem Gefährten ſagte: Höre Du, ich will Dich heirathen, weil Du mich errettet haſt! —

Iſt mir ſehr angenehm zu hören, verſetzte der Jüngling: nur wünſchte ich noch ein Weilchen damit zu warten, weil ich erſt in die Welt, und draußen etwas tüchtiges lernen muß. Deshalb entlaſſet mich jetzt, meine ſchönſte Prinzeſſin, in

Zeit von einigen Jahren komme ich wieder, darauf verlaſſet Euch. —

Das mußte nun ſo der Prinzeſſin recht ſein, obwol es ihr gar nicht recht war, und als der erſte Kreuzweg kam, ſtieg ihr Befreier aus, gab ihr ſeine Hand und küßte die ihrige, und ſagte: Wir ſind verlobt und bleiben es! Trauet feſt, ſchöne Prinzeſſin, auf euern Bräutigam.

Der Kutſcher, der die Prinzeſſin fuhr, hatte alles, was er ſah, mit Mißmuth und Aerger geſehen. Er beſaß eine ganz nichtsnutze Seele. Den König hätte er am liebſten tod geſehen, und wäre gern ſelbſt König geweſen; da man aber die Kutſcher, und wenn ſie die ſchönſten Staatskutſchen noch ſo ſchön lenken zu können, ſich einbilden, nicht zu Königen macht, ſo freute ſich ſein ſchwarzes Herz darüber, daß wenigſtens die unſchuldige Königstochter untergehen ſollte, und da dieß nicht geſchehen war, ſo war er mindeſtens auf ſeinen Vortheil bedacht, daher hielt er an, ſtieg vom Bock, öffnete den Kutſchenſchlag und ſprach hinein zur Prinzeſſin:

Mein allergnädigſtes Prinzeßchen! Sintemal und alldieweil Höchſt-Dieſelben nun befreit ſind, ſo hätte ich auch eine kleine Bitte, bitte dahero nichts für ungut zu nehmen, wenn ich ſo mit der Thüre ins Haus falle; ich möchte gar zu gerne heirathen!

Dagegen habe ich gar nichts einzuwenden, mein lieber Kutſcher. Aber will Ihn denn jemand?

Die ſchätzbare Perſon, welche ich zu heirathen wünſche, ſagte mir, ſie habe nichts dagegen einzuwenden! antwortete der Kutſcher.

Nun gut, ſo nehme er ſie! — verſetzte die Prinzeſſin.

Nun gut, ſo nehme ich Sie! erwiederte der Kutſcher.

Wen denn eigentlich? fragte die Prinzeſſin.

Nun denn Sie! Sie haben es ja geſagt! entgegnete der Kutſcher.

Ich glaube, Er iſt verrückt! ſchrie die Prinzeſſin außer ſich vor Entſetzen.

J Gott bewahre! verſetzte der Kutſcher. Im Gegentheil, Prinzeßchen, ich glaube dieß nicht im entfernteſten. Wozu viele Worte? Sie ſagen zu Hauſe, daß ich es war, der Sie befreite, und heirathen mich! Wollen Sie das nicht, ſo fahre ich Sie nicht nach Hauſe, ſondern wieder zum Teufel. Und damit Punktum!

Da gab die arme Prinzeſſin klein bei und weinte wieder, und fuhr nach Hauſe. Da war aber ein Jubel über ihre Heimkunft, der war grenzenlos, und als es nun vollends laut wurde, der Kutſcher habe die Prinzeſſin befreit und werde von ihr zum Danke gefreit werden, da kannte der Jubel keine Grenzen mehr. Eine ſo herablaſſende volksthümliche Prinzeſſin hatte es noch nie gegeben, weder die alte noch die neue, weder die heilige noch die Profangeſchichte lieferten ein Seitenſtück zu ſolchem Bündniß — Paläſte und Hütten wurden illuminirt, die Vivats nahmen kein Ende, und viele Perſonen, die in Kutſchen fuhren, wurden damals umgeworfen, denn alle Kutſcher hatten ſich vor Freude betrunken und ihre Köpfe ſo hell illuminirt, daß ſie die Prallſteine für glatte Fahrgleiſe anſahen.

Nun wurden die Vorbereitungen zur Hochzeit getroffen, welche jedoch die Prinzeſſin immer von einer Zeit zur andern hinausſchob. Sie verdarb ihre Brautkleider, ſie wurde krank, ſie erfüllte fromme Gelübde, ſie wartete auf einen Schmuck, der erſt vom Morgenlande kommen ſollte, und hoffte mit ſehnender Seele ſtärker und ſtärker auf die Wiederkehr ihres

Andrer ruhige Anſicht von der Sache? Ja wahrlich, Ihr müßt mit ſehenden Augen blind ſeyn, wenn Ihr nicht einſeht, wie ſehr das Weſen der Religion bei uns im Argen liegt, wie Noth es thut, eine Verbeſſerung in Kirchenſachen vorzunehmen, und wie wohlthätig es für das ganze Volk, ja für die ganze Menſchheit ſeyn wird, wenn durch kräftige Gegenwirkung das freſſende Krebsgeſchwür der Pfaffendummheit und des Pfaffenübermuthes gehoben, ausgebrannt und ausgeſchnitten wird.“

„Ich höre Euch in Verwunderung zu,“ ſprach Doth mit offnem Mund: „Ihr predigt eine verwunderliche Lehre, und redet eine Sprache, die wohl nicht zu den Ohren unſers frommen und gottesfürchtigen Herrn und Gebieters kommen dürfte.“

„Da habt Ihr Recht!“ gab Mithobius zu: „aber das lebendige Wort der Wahrheit wird auch ohne mich den Weg zu ſeinen Ohren und Herzen finden, ſey es früher oder ſey es ſpäter. Es läßt ſich nicht bannen von Papſt und Kaiſer, und nicht verbrennen durch Concilien- und Synodenbeſchluß. Ich liebe unſern gnädigen Herrn von ganzer Seele, geliebten wahren Bräutigams. Der Kutſcher aber wurde ſehr ungeduldig und klatſchte viel aus Ungeduld mit ſeiner Peitſche. Endlich mußte ein Tag der Hochzeit doch feſtgeſetzt werden, und ſchon kam deſſen Vorabend und der Wandergeſelle kam nicht. Herzeleid und Wehklagen. Die Prinzeſſin ließ im Hoftheater das rührende Drama Lenore aufführen, und vergoß viele Thränen bei dem herzbrechenden Liede:

Es flammen am Altare
Die Kerzen wunderſam,
Der Brautkranz ſchmückt die Haare,
Wo bleibt der Bräutigam?

Während aber ſelbiges herzbrechendes Lied geſungen wurde, war der wahre Bräutigam ſchon da, und war in Begleitung ſeiner drei Hunde im Gaſthofe erſten Ranges der Reſidenz abgetreten, freilich aber nicht wie ein Gaſt erſten Ranges, vielmehr als zerlumpter Bettler und Strolch, und der Wirth hatte nahezu Luſt, ihn von ſeinen Kellnern zur Thüre hinaus ſchmeißen zu laſſen, als der anſcheinende Bettler einen Ducaten auf den Tiſch legte, und dem Wirthe zuflüſterte: Mein guter Freund, ich bin ein Hochzeitgaſt! Schaffet mir einen Barbuzum und einen Schneider. Morgen am Hochzeittage verhoffe ich, ſo Gott es will, die Ehre zu haben, mit der jungen Königin ein Glas Wein zu trinken.

Der Wirth maaß mit ſeinen Blicken den Lumpacivagabundus, den er vor ſich ſah, vom Kopfe bis zur Zehe, und ſprach: Nichts für ungut, guter Freund! Du ſcheinſt mir aus einem Lande zu kommen, wo man keine Hundeſteuer zahlt, und wo die Hunde von der Luft leben. Ich unterfange mich nicht, ſchlechte Witze zu machen, und zu ſagen, Du ſeiſt ſehr auf dem Hund. Gleichwohl beſticht mich Dein armſeliger Ducaten nicht; Gott mag wiſſen, auf welcher grünen Wieſe

Du den gefunden haſt; indeſſen zu einem Abendimbiß für Dich und die drei Hunde, und auch noch zu einem Nachtlager reicht er aus. Du wirſt aber morgen ſo wenig Wein mit der königlichen Prinzeſſin Braut trinken, als ich, ja noch viel weniger, denn ich bin doch der Hofweinlieferant, ich kann daher eher den nämlichen Wein trinken — darauf wette ich all' mein Hab' und Gut, ſammt Gaſthaus- und Schänkgerechtigkeit.

Wirth, ſchwatze nicht zu viel! beſorge hübſch meine Befehle! Die Wette ſteht! — ſprach ganz kurz der Gaſt, forderte Velinpapier und feines Siegellack, ſchrieb und ſiegelte raſch einen Brief an die Prinzeſſin, hielt dem erſtaunten Wirthe die Aufſchrift unter die Augen, ſchlug den Brief in ein Zeitungsblatt, und gab ihn dem Hurtigundgeſchwind ins Maul, der damit fortſchoß.

Jetzt kamen der Barbier und der Schneider. Der Fremde ließ ſich ſauber ſcheeren und zwagen, und vom Schneider in Sammt und Seide kleiden, und legte blos Geldſtücke auf den Tiſch mit dem ſtummen Bedeuten, jeder möge ſich nehmen, was er glaube, daß ihm gebühre. Der Schneider glaubte, ihm gebühre viel, folglich nahm er viel, der Barbier aber wollte gerne wieder auf das Geldſtück herausgeben, er hatte jedoch kein Einzelnes, und da winkte der Gaſt wieder, er möge es nur ungewechſelt behalten. Am andern Morgen wurde die ganze Reſidenzſtadt voll von der Kunde, daß ein Herr im erſten Gaſthofe wohne, der viel freigebiger ſei, wie der König, wozu — im Vertrauen ſei dieß geſagt — nicht viel gehörte.

Wie froh war aber die gute Prinzeſſin geworden, als ſie Hurtigundgeſchwind in den Saal ſpringen und ihm einen Brief in ihren Schooß legen ſah, während alles vor dem großen und ſeltſamen Briefpoſtcourier erſchrak, zumeiſt aber der falſche

Bräutigam, der Kutſcher. Er dachte ſich: wo der iſt, da iſt ſein Herre auch nicht weit, und verzog ſich ganz leiſe, woran er ſehr wohl that, ſonſt hatte ihn der Hund zerriſſen.

Am andern Morgen hielt eine königliche Kutſche vor dem Gaſthofe; ein Hoflakai öffnete den Schlag, ein beſternter Kammerherr ſtieg aus und fragte nach dem fremden Herrn, der geſtern gekommen ſei, und dem Wirthe fiel das Herz in die Kniekehle, denn er hatte ſein Hab' und Gut, ſammt der Schankgerechtigkeit verwettet. Der fremde Herr aber fuhr zur Rechten des Kammerherrn im Wagen ſitzend nach Hofe.

Bei Hofe war nun große Freude; der wahre Bräutigam gefiel dem volksthümlichen Könige noch beſſer, wie der Kutſcher, da derſelbe ſich ſehr gut zu benehmen wußte, und ſich ſchon durch die Befreiung der Prinzeſſin am beſten benommen hatte. Die Hochzeit hatte daher ihren ungeſtörten Fortgang. Dem Wirthe ſchenkte der glückliche Bräutigam die an ihn verlorene Wette, und den Kutſcher, dem er durch Reiſſebeis, Sprengalleband und Hurtigundgeſchwind ſehr leicht hätte einfangen und holen laſſen können, wobei derſelbe ſehr übel gefahren wäre, ließ der edle Bräutigam laufen.

Mit abermaliger reicher Gabe aber bedachte er die alte Waldmutter, und ſeine eigene Mutter ließ er in einer goldenen Kutſche holen und behielt ſie bei ſich bis an ihr Ende. Als alles zu einem guten Ziele gelangt war, verſchwanden die drei Hunde, und niemand wußte, wohin ſie gekommen waren, und auch das Pfeifchen war fort,, ſo daß man die Hunde auch nicht wieder herbeirufen konnte, welches auch nicht nöthig wurde, da ſich kein Teufel mehr um das Land des alten und des jungen Königs bekümmerte.

20.

Marien-Ritter.

Vor Zeiten lebte ein freiſamer frommer Rittersmann, der hatte zu ſeiner Schutzpatronin die heilige Jungfrau Maria erkoren, und diente ihr mit einem gottſeligen Herzen immerdar.

Da wurde zu einer Zeit von dem Könige ein großes Turnei ausgeſchrieben, zu dem zog die geſammte Ritterſchaft des ganzen Landes, alldort Lanzen und Speere zu brechen, und Danke zu gewinnen. Zu dieſem Turnei zog auch der fromme Ritter, und ſein Weg führte ihn an einem Münſter vorüber, das der Jungfrau Maria geweiht war, und gar nicht weit von dem Plane lag, auf welchem das Turnei gehalten werden und bald beginnen ſollte. Man konnte ſchon von ferne die Trommeten ſchmettern hören. Im Münſter aber war viel hohe Geiſtlichkeit verſammelt, und wurde feierliches Hochamt gehalten, da ſtieg der Ritter vom Roß und gab das ſeinem Knappen zu halten, und ſprach: Mir ziemet baß, daß ich mich in Marien Schutz befehle, daß ihre Hand mir zu einem ehrlichen Siege verhelfe — nahm ſeinen Helm vom Haupt und trat in das Gotteshaus. Schon war eine Meſſe faſt zu Ende geleſen, dann aber hob man eine andere an, die wollte der fromme Ritter ganz hören, und dann begann wieder eine neue, und der Ritter wollte keine unterbrechen, und wohnte allen andächtiglich bei und betete mit im Stillen, und ſegnete ſich.

Und darüber, über ſolcher Andacht, ging der halbe Tag hin, das Turnei hatte längſt ſeinen Anfang und Fortgang genommen, das Ringelrennen, das Lanzenſtechen und manches andere ritterliche Kampfſpiel war ſchon vorüber, dem Ritter aber hatte die Zeit, ſo er im Münſter verweilt, eine ganz kurze gedäucht, und meinte, es ſei noch früh am Tage und er komme noch rechtzeitig genug. Wie er aber ankam, da ſah er nur noch etwas vom Buhurd, das iſt der letzte Tummelkampf, wo viele gegen viele reiten und ſtreiten und einander bekämpfen mit kurzen Schwertern oder mit Kolben, bis die Herolde mit Trompetenſtößen das Zeichen zum Ende des Buhurds geben laſſen.

Da nun der fromme Ritter an die Schranken kam, erſcholl ihm von vielen ein froher Zuruf, gleichſam als dem Helden des Tages; ſeine Freunde boten ihm glückwünſchend die Hände, andere gaben ihm Ringe und Kleinode, die ſie ihm, wie ſie ſagten, im Lanzenrennen ſchuldig geworden, und alle rühmten laut, daß ſolch ein männlicher Kämpe, wie er, noch niemals beim Tjoſt, das iſt das Lanzenrennen, und beim Foreſt, das iſt der Preiswettkampf, geſehen worden, und die Herolde nahten ihm, grüßten ihn ehrfurchtvoll und geleiteten ihn zum Throne, auf welchem ſitzend, des Königes ſchöne Tochter die Ehrendanke vertheilte, und ihm unter ſüßen Worten voll hohen Lobes den erſten Dank zutheilte.

Der Ritter aber wußte nicht wie ihm geſchah, und ſagte offenkundig, daß weder Lob noch Dank ihm gebührten. Er komme ſo eben an, und habe in der Kirche weilend, das Tur nier verſäumt. Die Ritter aber und die jungen Edelknaben ſchwuren alle, er ſei da geweſen, habe ſie alle überwunden, und in allen Arten der Turneikämpfe das beſte gethan.

Da ahnete der Ritter das Wunder, das Maria an ihm gethan, dieweil er ſie im Münſter verehret. Und ritt von hinnen in das Kloſter, das neben dem Marienmünſter erbaut war, und ſprach: Ich will fortan keines andern Ritter ſein, als nur Marien Ritter, mit ſtetem Gebete und mit ſteter Treue.

Gelobet ſei Maria, die Himmelskönigin!

21.

Vom Knaben, der das hexen lernen wollte.

Es war einmal ein Knabe, der hatte vieles gehört von der Hexenkunſt, wollte ſie auch gern lernen. Wen er aber darum fragte, der ſagte, daß er ſolche Kunſt nicht kenne und nicht könne, und auch nichts von ihr wiſſen wolle. Da ging der Knabe ganz allein in einen dunkeln Wald, und rief mehr denn einmal recht laut: Wer lehrt mich das hexen? — und da ſchallte es wie antwortend an mehreren Stellen des tiefen Waldes: Hexen! Hexen! —

Und nach einer Weile kam ein uraltes Weiblein durch das Gebüſche gekrochen, das keinen Zahn mehr im Munde und ſchrecklich rothe Augen hatte. Ihr Rücken war gekrümmt, ihr Haar war weiß, und hing ihr wild um den Kopf herum, und wehete im Winde. Ihre Stimme klang wie die Stimme des Vogels Kreideweiß, wenn er ruft: komm mit! und geradeſo rief auch das alte Weib dem Knaben zu, und winkte ihm zu folgen, ſie wolle ihm das hexen lehren. Der Knabe folgte ihr und ſie führte ihn immer tiefer in den Wald hinein, und zuletzt auf ein ſumpfiges Erlenmoor, darauf eine graue, unſcheinbare, halbverfallene Waldhütte ſtand. Die Wände waren von Torfziegeln aufgeführt, und mit Moos austapeziert; das

Dach war mit Schilf gedeckt. In der Waldhütte war niemand als ein hübſches junges Mädchen, welche Lieschen hieß; die Alte ſagte aber nicht, ob es ihre Tochter oder ihre Enkelin ſei; außerdem waren nur noch drei große Kröten vorhanden, und über dem niedern Herde hing ein Keſſel, darinnen eine Brühe kochte, wie Gänſeſchwarz, Haſenpfeffer, oder ſonſtiges Schwarzſauer mit Fleiſchknöchlein darin. Die Alte ſetzte eine Kröte vor die Thürſchwelle, daß ſie Wache halte, die zweite Kröte ſchickte ſie auf den Boden, daß ſie dem Knaben eine Lagerſtatt bereite, und die dritte Kröte ſtellte ſie auf den Tiſch, daß ſie leuchte. Dieſe Kröte that ihr beſtes im leuchten, doch wie auch ihre Aeugelein im grünlichen Schimmer flammten, ſo brachte ſie es kaum dahin, ſo hell zu leuchten, wie ein Glühwurm, daher auch der Haß kommt, den die Kröten gegen die Glühwürmer haben. Nun aßen die Alte und das Lieschen aus dem Keſſel ihre Abendmahlzeit, und der Knabe ſollte auch eſſen, aber er graulte ſich, denn es kam ihm vor, als ob die Knöchlein Finger und Zehen von Kindern wären. Er klagte, daß er ſehr müde ſei, und wurde auf ſein Strohlager gewieſen, wo er bald mit dem Gedanken einſchlief, am andern Morgen werde nun ſeine Lehrzeit in der Hexenkunſt angehen, und daß es ſehr hübſch ſein werde, wenn das kleine Lieschen ihm darin Unterricht geben wolle. Die alte Hexe aber ziſchelte dem Mädchen zu: Wieder einen gefangen! Ein hübſcher Braten, morgen wecke mich recht früh, ehe die Sonne aufgeht, da wollen wir ihn ſchlachten und was wir nicht gleich braten, einpökeln.

Jetzt gingen die beiden auch ſchlafen, aber Lieschen fand keinen Schlaf, der ſchöne Knabe dauerte ſie gar ſehr, daß er auch ſterben ſollte, und ſie ſtand von ihrem Lager auf und trat an das ſeine, und ſah, wie ſchön roth ſeine Wängelein waren, und wie blond ſein gelocktes Haar, und daß ſeine Augen blau waren, wie Vergißmeinnicht, das hatte Lieschen nicht vergeſſen. Und es graute ihr vor ihr ſelbſt, daß ſie gezwungen war, der alten böſen Hexe zu dienen, die ſie ſchon lange, als ſie noch ein ganz kleines Kind war, ihren Aeltern geraubt und in den tiefen Wald geſchleppt hatte, und hatte das Hexenwerk lernen müſſen, wie man pfeilſchnell durch die Luft eilt, wie man ſich unſichtbar macht, wie man ſich in andere Geſtalten verwandelt, und als ſich nun Lieschens Herz in voller Zuneigung zu dem Knaben bewegte, ſo beſchloß das Mädchen, ihn wo möglich zu erretten. Sie weckte ihn daher ganz leiſe, und flüſterte ihm zu: Lieber Knabe, erhebe Dich und folge mir! Hier wartet Deiner nur der Tod.

Soll ich denn hier nicht das hexen lernen? fragte der Knabe, welcher Friedel hieß.

Beſſer iſt Dir, wenn Du es nimmermehr lernſt; außerdem haſt Du noch Zeit genug dazu, antwortete Lieschen, jetzt ſäume nicht — fliehe, und ich will mit Dir fliehen.

Mit Dir gehe ich gerne, liebes Mädchen, ſprach der Knabe: und bei der häßlichen Alten mit ihren garſtigen Kröten möchte ich nicht bleiben.

So komm denn! ſprach Lieschen, und öffnete leiſe das Häuschen, und ſah nach, ob die Alte ſchlief: die ſchlief noch, denn es war noch halb Nacht, und lange nicht Morgen.

Jetzt trat Lieschen mit Friedel aus dem Häuschen, und Lieschen ſpuckte auf die Schwelle, worauf ſie beide raſch von dannen eilten. Durch das öffnen und wiederſchließen der Thüre war aber doch ein kleines Geräuſch entſtanden, und weil alte Leute ſehr leiſe ſchlafen, ſo erwachte die Hexe, und rief: Lieschen! Stehe auf! Ich glaube, es wird bald Tag. Da rief der Speichel auf der Schwelle vermittelſt eines Hexenzaubers, den Lieschen verübt: Ich bin ſchon auf! Ruhe nur noch, bis ich das Hüttchen gekehrt," und Laub und Holz zum Feuer zuſammengeleſen habe. — Nun blieb die Alte noch ein Weilchen liegen, während die Fliehenden unaufhaltſam von dannen eilten; jene konnte aber nicht wieder einſchlafen, und rief abermals: Lieschen, brennt das Feuer?

Da antwortete abermals der Speichel auf der Schwelle: Es brennt noch nicht, das Laub iſt feucht — das Holz raucht — ruhe noch ein Weilchen, bis ich das Feuer angeblaſen habe.

Die Alte ruhte noch eine kurze Zeit, während die Fliehenden immer mehr ſich von ihrer Hütte entfernten. Unterdeß ging die Sonne auf, da fuhr die Alte, die ein wenig eingenickt war, mit beiden Beinen zugleich aus dem Bette, und ſchrie: Satanskind! Die Sonne geht auf, und Du haſt mich nicht geweckt. Wo ſteckſt Du?

*) Auf dieſe Frage bekam die Alte keine Antwort, denn die Sonne hatte den Speichel auf der Schwelle vertrocknet — und nun fuhr die Hexe im Hauſe herum, wie ein Wirbelwind. Der Knabe war fort, und Lieschen war fort, und die Hütte war nicht gefegt, es lag nicht Laub, nicht Holz auf dem Herde. Die Alte war wüthend. Sie ergriff einen Beſenſtiel, und rannte aus dem Hauſe. Sie ſchlug mit dem Beſen an die Thüre, da ward das Häuschen unſichtbar; ſie trat auf einen Boviſt, da wallte eine Wolke empor; ſie ſetzte ſich auf ihren Beſenſtiel, und fuhr als Wolke in die Luft. Da ſah ſie, nach welcher Richtung die Flüchtlinge flohen, und mit Windeseile flog die Wolke ihnen nach. Lieschen aber ſah ſich auf der Flucht beſtändig um, denn ſie kannte die Künſte der alten Hexe, und ſprach jetzt zu Friedel: Siehſt Du dort am hohen Himmel die braune Wolke? Das iſt die Hexe, die uns nach fährt; wir können nicht weiter fliehen, ſie wird uns bald ein

das glaubt Ihr mir gewiß ohne Betheuerung, und darum eben ſchmerzt mich's, ſehen zu müſſen, daß er eben nichts weniger als ein Herr iſt in ſeinem eignen Land und nie einer war.“

„Wie, Herr Doctor?“ fragte Doth hoch aufhorchend.

„Wie ich es ſage, ſo iſt es,“ antwortete der Arzt: „und wie ich es meine, will ich Euch ſagen. Unſer Herr hat ſich ſelbſt die Hände gebunden von früh an und iſt ein Gefangener, faſt möchte ich ſagen, ein Leibeigener der Pfaffen geworden. Je mehr er ihnen gegeben und eingeräumt an Geld und Gerechtſamen, um ſo mehr haben ſie verlangt, und obgleich gewohnt, allen Forderungen der Kirche den freudigſten Gehorſam zu leiſten, hat er ſich von ihren Dienern nicht nur keines Gehorſams, ſondern nicht einmal der mindeſten Billigkeit zu erfreuen. Wollt Ihr Beiſpiele, ſo will ich Euch deren genug ſagen. Als die Wallfahrt im Grimmenthal aufkam und reiche Opfer eingingen, ſtreckte gleich Würzburg ſeine Klauen nach dem Gotteskaſten aus, und es bedurfte vielerlei Hin- und Herſchreibens, ehe es holen. Jetzt laſſe mich meine Kunſt brauchen. Ich will ein Dornſtrauch werden, und Dich als eine Schlehe tragen.

Plötzlich war Lieschen ein Schlehendorn, der viele Früchte trug, und an einem Raine ſtand, und die unterſte Beere, das war Friedel.

Die Hexe bekam auf ihrer Luftfahrt großen Durſt, und als ſie den Schlehendornſtrauch mit den vielen Früchten ſah, ſprach ſie zu ſich ſelbſt: die Luft iſt trocken und zehrt — ich muß mich herablaſſen und ein Paar Schlehen eſſen. Dieſes that ſie dann, und pflückte eine Beere nach der andern, und ſagte: Sauer macht luſtig. Jetzt waren die Beeren alle verzehrt, bis auf die letzte, welches der Friedel war, und das wußte die ſchlimme Alte recht gut, ſie krallte mehrmals darnach, aber der Dornbuſch ſtach ſie tüchtig in ihre langen, dürren Finger — aber ſie kehrte ſich nicht daran, ſie gab ſich rechte Mühe, die in Dornen ganz verſteckte letzte Schlehe zu erhaſchen, da fiel die Schlehe ab, und rollte den Rain hinab, und da wurde plötzlich der Dornbuſch zu einem Waſſer, und die Beere zu einem kleinen Entrich, alles durch Lieschens Zauberkunſt, die ſie von der Alten gelernt hatte. Da warf die Alte einen ihrer Pantoffel in die Luft, der wurde alsbald ein großer Raubvogel, und ſtieß auf den Entrich, dieſer tauchte ſchnell unter, und ſowie der Raubvogel mit ſeinem Schnabel das Waſſer berührte, ſchlug dieſes eine Welle, die ihn faßte und erſäufte, worauf der Entrich wieder auftauchte. Wüthend ſchleuderte die Alte ihren zweiten Pantoffel in das Waſſer, der wurde ein Krokodil, und ſchoß nach dem Entrich hin, ihn zu erſchnappen, da flog der Entrich in die Luft, und ließ ſich an einer andern Stelle wieder in das Waſſer nieder; das Waſſer aber, welches dem Krokodil in den Rachen drang, wurde zu Stein, da wurde das Krokodil ſo ſchwer, daß es unterſank. Jetzt legte ſich die alte Hexe platt an den Rand des Waſſers, um daſſelbe wegzutrinken, denn ohne das Waſſer hatte der verzauberte Entrich keinen Boden mehr. So wie er das Land berührte, mußte dieſer Entrich die vorige Geſtalt wieder annehmen. Nicht lange aber hatte die Alte getrunken, da verwandelte ſich das Waſſer in ihrem Leibe in Feuer, und da that es einen Knall, als ob die Hölle platze. Die Hexe war zerplatzt, der Entrich war wieder der ſchöne Knabe, das Feuer wurde zum Lieschen,-und dann blieben beide mit einander treu verbunden. Wie der Knabe das Lieschen fragte, ob es ihm das hexen lehren wollte — lachte Lieschen und ſagte: Du kannſt es ja ſchon, Du haſt ja mich behext.

22.

Die drei Wünſche.

Zu den Zeiten, als der liebe Gott bisweilen noch ſichtbarlich auf Erden wandelte, um die Menſchen zu prüfen,—und niemand weiß, ob er dieß nicht noch heute thut,—kam derſelbe einmal in Geſtalt eines armen, alten und gebrechlichen Mannes in ein Dorf und vor das Haus eines Reichen, und bat um ein wenig Trank und Speiſe und um ein Nachtlager, denn der Abend war da und die Nacht nicht fern, und das Wetter war wild und ſtürmiſch.

Da trat der Reiche ſpottend aus ſeinem ſtattlichen Hauſe, und ſprach zum lieben Gott: Dumm biſt Du nicht, Alter! Haſt etwa auf einer hohen Schule ſtudirt? Meinſt hier ſei ein Wirthshaus oder ich ein Garkoch, oder meinſt, hier ſei ein Spittel? Denkſt etwa, hier ſei eine Bettelmannsherberge? Nein, ich ſage Dir, hier iſt Bettelmannsumkehr. Allons marſch! Gleich packe Dich vom Hofe, oder ich pfeiſe dem Hunde, Du alter Tagedieb, Du Strolch und Stromer, und unterſteh' Dich nicht, noch einmal in meinen Hof hereinzutreten!

Mit einem Seufzer wendete ſich der Arme vom Hofe des reichen, geizigen und hartherigen Mannes hinweg, und wankte weiter. Da rief ihn von drüben aus einem kleinen Häuslein die Stimme eines Mannes an. Na Alterchen! wo willſt denn Du hin? fragte der Häusler, voll Mitleid im Tone, und der Arme antwortete: Ach, nach Nirgendheim! Nirgend hab' ich ein Heim! Aber Hunger hab' ich und Durſt hab' ich, und müde bin ich auf den Tod!

So komme doch herüber, Alter, zu mir! rief wieder der Häusler. An dem, was Dir mein Nachbar da drüben gegeben hat, wirſt Du doch nicht zu ſchwer zu tragen haben. Ich bin freilich ſelbſt ein armer Hach, aber ein Stück Brod hab' ich noch, und einen Schluck Schnaps kannſt Du auch haben, und einen Sack voll Waldmoos zum Nachtlager, wenn Du damit zufrieden biſt!

Ihr ſeid ſehr gütig! Ich nehm' es an, und Gott geſegnet's Euch! ſagte der liebe Gott, und ſchlich hinüber zu dem Häusler, und aß mit ihm, und trank mit ihm, und ruhete ſich aus, und weil es noch nicht Schlafenszeit war, ſo ſetzten ſich die beiden Männer vor das Haus, denn der liebe Gott hatte das wilde Wetter ſchnell vergehen laſſen, und hatte eine klare milde Mondnacht geſchaffen, und ließ das Firmament leuchten, und ſeine Sternenheere, die ihn ewig preiſen, voll Pracht über der dunkeln Erde wandeln.

Und da ſaßen die beiden Männer, der alte und der junge, der liebe reiche Gott und der arme Häusler, beieinander auf der ſteinernen Bank vor dem Häuslein, und ſprachen miteinander.

Drüben aber, im Schatten, ſah der reiche Mann zum Fenſter heraus, plätzte aus einer großmächtigen Tabakspfeife, und murmelte und grämelte: Da hat der Lump, mein Nachbar, da drüben, richtig den alten Strolch aufgenommen und giebt ihm Quartier, und hat doch ſelbſt nichts zu beiſſen und zu brechen. So was dummes lebt nicht! Aber ich ſage es ja immer: Gleich und gleich geſellt ſich gern: gleiche Lumpen, gleiche Lappen. Eigentlich gehört ſich's gar nicht, ſo einen hergelaufenen Landſtreicher aufzunehmen, denn man weiß nicht, was hinter ihm ſteckt und ob nicht ſo ein Stromer das Dorf mit Feuer anſtößt, daß dann ſeine Bande aus dem Walde bricht und plündert. Wie ſie ſchwätzen, die beiden Taugenichtſe! Ich will doch ein wenig zuhören. —

Du biſt ſo gut und ſo fromm, ſprach der liebe Gott zu ſeinem Wirthe: Du wäreſt werth, daß Dir geſchähe, wie vor Zeiten manchem frommen Manne, daß Du drei Wünſche thun dürfteſt zu Deinem Heile und zum Heile Deiner Seele. Aber Du müßteſt das letztere ja nicht vergeſſen, damit es Dir nicht ergehe, wie dem Schmied von Jüterbock.

Und wie erging es dieſem? fragte der Häusler.

Kennſt Du das Märchen nicht? fragte der liebe Gott zurück. Zu dieſem Schmiede kam der heilige Apoſtel Petrus geritten, und bat ihn, ſeinen Eſel mit neuen Hufeiſen zu beſchlagen, dafür ſolle er drei Wünſche thun dürfen. Da wünſchte ſich der Schmied, daß ſeine Schnappsbulle niemals leer werden ſolle, ferner, daß, wer auf ſeinem Birnbaume ſitze, darauf ſo lange ſitzen müſſe, bis der Schmied ihm abzuſteigen erlaube, und daß endlich niemand ohne Erlaubniß in ſeine Stube kommen dürfe, außer etwa durchs Schlüſſelloch. Damit gewann der Schmied zwar dem Tode ein langes Leben ab, weil er dieſen überliſtet, ſich auf ſeinen Birnbaum zu ſetzen, und that dem Teufel eine Drangſal an, weil dieſer durch das Schlüſſelloch in des Schmiedes Stube gewiſcht war, aber den beſten Wunſch, die ewige Seligkeit, hatte der Schmied nicht gethan, und nun ſtarb er nicht, und Sanct Petrus ließ ihn nicht in den Himmel, und der Teufel fürchtete ſich vor ihm, und ſchnappte vor ihm das Höllenthor zu, und verriegelte es von innen — und nun muß der Schmied ewiglich unſelig umherwandeln.

Ach Du lieber Gott! rief der Häusler, ohne zu wiſſen, wer neben ihm ſaß. Das iſt ſchlimm — das war gefehlt — da wollt' ich ſchon geſcheidter wünſchen — wenn zu mir ſo ein heiliger Nothhelfer oder Apoſtel käme! Selbiges wird aber nicht ſein!

Man kann das nicht wiſſen, erwiederte der Gaſt. Nur muß der Menſch nicht thörigt wünſchen, wie jenes Ehepaar, zu dem der Engel Gottes kam, und ihm drei Wünſche beſcheerte.

Was geſchahe da? fragte der Häusler.

Ein Mann und eine Frau, erzählte der Gaſt: lebten in großer Armuth, und baten Gott Tag und Nacht, ihre Armuth zu beſſern, und ihnen zu helfen. Weil ſie nun fromm und redlich waren, ſo wollte Gott ihr Flehen erhören, und ſandte ihnen ſeinen Engel. Der Engel ſprach: Drei Wünſche dürft ihr thun zu eurem Heile, aber es darf nicht der Wunſch nach Geld und Gut dabei ſein, denn wenn euch ſolches beſchieden und nütze und zuträglich wäre, ſo beſäßet ihr deſſen längſt, ſo aber iſt es euch nach Gottes weiſem Rathſchluſſe verſagt. Der Mann aber ſprach: was ſollen mir drei Wünſche helfen, wenn ich nicht wünſchen dürfen ſoll, was mir zu meinem Glücke dienlich ſcheint? Was iſt der Menſch ohne Geld? Da ſpricht man von ihm juſt wie von einem falſchen Groſchen: Er gilt nichts. Darauf ſprach der Engel: Nun ſo wünſche denn in Gottes Namen, doch trage ſelbſt die Schuld, ſo Du Dir ſelber Unheil wünſcheſt. Nun ſprach der Mann mit ſeinem Weibe, wie ſie beiderſeits die Wünſche wohl erwägen wollten. Was wünſchen wir? fragte er das Weib. Was brauchen wir zunächſt? Ich dächte, einen ganzen Berg von Gold, und eine dicke Mauer rund herum, daß kein Vieh darauf graſt, und kein Dieb danach gräbt — oder aber lieber ein Trühelein Immervoll, daraus man ſtetig Geldes nehmen mag, ſo viel man juſt bedarf? — Ich dächte, nahm das Weib das Wort: Du wäreſt vor allen Dingen ſo gütig, und ſchenkteſt oder überließeſt einen der drei Wünſche mir, denn ich habe genug danach geſeufzt und mich wund gekniet, dann kannſt Du Dir noch immer wünſchen was Du willſt. — Nun wohl, antwortete der Mann, Frauen ſind oft klüger als die Männer, ſo wünſche denn.

Ich wünſche, ſprach die Frau: für mich das allerſchönſte Kleid, wie nie ein Weib der Welt eins getragen, ſchöner wie das Kleid der größten Kaiſerin! — Kaum hatte die Frau dieſen Wunſch ausgeſprochen, ſo war ſie angethan mit dem herrlichſten Kleide, das war überreich beſetzt mit Diamanten, Perlen, Gold und Silber, daß es nur ſo davon ſtarrte.

Iſt das nicht ein dummer, unüberlegter Wunſch! rief voll Unwillen der Mann. Du konnteſt damit allen Frauen Gewande wünſchen, da wäre tauſendfacher Segen auf Dein Haupt vom Himmel von den Dürftigen herabgefleht worden, ſo haſt Du nur einen Wunſch des hoffärthigen und übermüthigen Eigennutzes gethan!

Ei daß Dich! ſchrie die Frau. Pfui Dich an, Mann, daß Du mich alſo ſchiltſt! Gefalle ich Dir nicht in dieſem ſchönen Kleide, ſo wette ich traun, daß ich andern deſto beſſer gefallen werde. Lauf hin, Du Hans Narr!

Gauklerin! ſchrie voller Zorn der Mann. Laß Dir doch gleich das Kleid in Deinen hoffärthigen Leib fahre!

Wehe mir! ſchrie die Frau — denn im Augenblicke verſchwand das Kleid, das ſie bedeckt hatte, und zog in ihren Leib, und ſchmerzte ſie, daß ſie laut aufheulte, und durchs

Dorf lief, und allen Bauern ihr Leid klagte, wie ſie durch ihres Mannes Schuld ſo ſchrecklich leiden müſſe. Darauf liefen die Bauern in hellen Haufen zu dem Manne und riefen ihm drohend zu, er ſolle ſeinem Weibe von ihrem Weh helfen, oder ſie wollten ihn gleich erwürgen. Und da zuckten ſie ſchon ihre Meſſer und Schwerter gegen ihn.

Wie der Mann ſolchen großen und grimmigen Bauernzorn ſah, und ſahe wie ſein Weib litt, da ſprach er: Ich wünſche in Gottes Namen, daß ſie ihrer Schmerzen wieder ledig werde.

Darob wurde das Weib heilfroh, und all' ihr Schmerz war hinweg, denn der dritte Wunſch war nun gethan, aber das Kleid kam nicht wieder zum Vorſchein, und nun hatte der Mann keine gute Stunde mehr auf Erden, und war der Spott aller Welt, und ſtarb bald genug vor Gram und Kummer. Darum merket wohl, mein werther Gaſtfreund, wenn Ihr Wünſche thut, daß Ihr nicht auf den Wegen der Thoren wandelt.

Und welche Wege meinſt Du? fragte wieder der Häusler.

Der Thoren Sitte, ſprach des Häuslers Gaſt: iſt unrechtes begehren, unrechtes trachten und nach dem Verluſte unrechtes klagen. Die Thoren ſind dreierlei Schlages. Thoren, die nichts wiſſen und nichts können; Thoren, die nichts wiſſen wollen, die wiſſen und können verachten, und Thoren, die wiſſen und können, und dennoch nicht das thun, was das rechte iſt, das ſie doch einſehen ſollten, und ihre Seele bewahren.

Nun denn, dürfte ich wünſchen, ſagte der Häusler: ſo wünſchte ich mir vorerſt und vor allen andern Schätzen die ewige Seligkeit; hernach Geſundheit und Zufriedenheit bis zu meinem Tode, und dann — wenn es nicht gegen Gottes

Willen wäre, möchte ich wünſchen, daß mein den Einſturz drohendes Häuslein wieder in guten Stand geſetzt wäre.

Dieſe Eure Wünſche ſind Gott genehm — ſagte der Gaſt, und ich will Euch den Hauptwunſch dazu thun, daß ſie alle drei in Erfüllung gehen!

Nach dieſem guten Geſpräche verließen die beiden Männer, der arme Alte und der arme Häusler, ihren Steinſitz und gingen in die Hütte, ſprachen ihr Nachtgebet, und legten ſich zur Ruhe nieder.

Der Reiche drüben hatte jedes Wort gehört das jene ſprachen, und machte ſeine Gloſſen darüber. Man ſollte nicht meinen, brummelte er vor ſich hin: daß ſo ein alter Mann noch ſo kindiſches Zeug auf die Bahn bringen könnte, ſo läppiſchen Märchen-Schnickſchnack — aber freilich, das Alter macht kindiſch und Alter ſchützt nicht vor Thorheit. O ihr Wünſchelnarren! —

So eben wollte der Reiche ſich nun auch zur Ruhe begeben, als er wahrnahm, daß ein eigenthümlicher Lichtſchimmer das Häuschen des Armen umfloß, während alle andern Häuſer dunkel da lagen, und doch war es kein Feuerſchein, auch nicht Wirkung des Mondlichtes, ſondern ein reines Aetherlicht — dann ſchienen auch lichte Geſtalten um das Häuschen zu ſchweben, und deren wurden mehr und mehr, die bewegten ſich wunderſam, ab und auf, als ob ſie auf unſichtbaren Leitern ſchwebten; ſie glitten um das Dach und um die Wände, und dabei war alles feierlich und tief ſtill.

Dem Reichen gruſelte es — er meinte, es ſeien Geſpenſter, ſchlug ſein Kreuz und ſuchte ſein Lager, aber er konnte faſt die ganze Nacht nicht ſchlafen, und am frühen Morgen, als kaum der Tag graute, war er von einer innern Unruhe getrieben, ſchon wieder am Fenſter — da ſah er juſt den armen Alten an ſeinem Hauſe vorübergehen, der ſich mithin früh aufgemacht hatte.

Hm! murmelte der Reiche: der iſt bald auf den Beinen, das hat ſicher einen Haken. Und er trägt einen Sack — geſtern trug er keinen. Der hat gewiß da drüben etwas mitgehen heißen, und iſt durchgebrannt, derweil der Nachbar noch ſchläft. Geſchieht dem Nachbar ſchon recht! Was geht es mich an? —

Unter dieſer Betrachtung wurde es draußen heller, des Reichen Weib war auch aufgeſtanden, und ſah aus dem Fenſter nach dem Wetter, der Nebel verzog ſich, und beide trauten ihren Augen nicht, als ſie gegenüber ein ganz ſtattliches neues Bauernhaus ſtehen ſahen, das zwar noch die Geſtalt des alten hatte, aber in allen Theilen größer und ſchöner war.

Träum' ich denn oder wach' ich? fragte der Reiche. Iſt denn wirklich der Wunſch in Erfüllung gegangen — wer war denn der Alte? Hilf Himmel! Sicherlich Sanct Petrus, oder gar der liebe Gott ſelbſt. Dummkopf, der ich war, ihn geſtern ſo ſchnöde abzuweiſen.

Ja wohl, Dummkopf! rief die Frau. Spute Dich, reite nach, bitt' ihm ab, gieb ihm gute Worte. O Himmel, wie iſt doch unſereins übel daran, wenn man ſo einen dummen Mann hat! —

Holla! Knecht! Pferd ſatteln! Ausreiten! rief der Reiche ſtürmiſch, ſteckte Geld zu ſich und Eßwaaren, und galoppirte durch's Dorf, die Straße entlang — und bald genug holte er den Alten ein, that aber nicht, als habe er ihn geſtern geſehen.

Gar freundlich rief er vom Pferde herunter: Grüß Gott, Alter! Wie geht's? Iſt das Leben noch friſch? Wo hinaus denn ſo früh? Was trägſt Du denn da im Sack?

dahin gebracht wurde, daß die Kaſſe unter Oberaufſicht des Fürſten allein verwaltet werden durfte, der doch alles gethan, die Wallfahrt zu heben. Kaum iſt dem Herrn erlaubt, einen Prediger einzuſetzen, er muß für die Kirchen ſeines Landes Pfaffen annehmen, die man anderwärts nicht will; er muß, will er ja einen Prieſter einſetzen, bitten, daß irgend eine geiſtliche Diöces, in welcher nun eben der Ort liegt, Würzburg oder Mainz oder Fulda, ihn beſtätige. Er hat keine Freiheit, als die Freiheit, zu ſchenken. Wie überaus reichlich aber Fürſt Wilhelm und ſeine Vorfahren Kirchen und Klöſter bedacht, wie viele ſelbſt geiſtlich geworden, davon wäre viel zu ſagen. Hättet Ihr früher bei uns in Schleuſingen gewohnt, mein lieber Dothanus, ſo würdet Ihr mehr davon wiſſen, wie viel ſich die Pfaffheit herausnimmt. Da war bei uns der Johanniter-Comthur Wilhelm von Bodemann, der ging in ſeiner Frechheit ſo weit, daß er einen vom Schloß wegen Büberei weggejagten Trompeter, Hans Plenck, zu einem Seelſorger einſetzen wollte, darüber ſich die hochbetagte Fürſtin Mutter, Frau

Dank dem Gruß! Nach Gottwalte! antwortete der Wanderer.

Biſt wohl ein recht armer Schlucker! Da haſt Du ein Geld!

Danke! Danke! —

Aber was Du im Sacke trägſt, möcht' ich wiſſen! —

Ach — ſchien der Alte zu ſcherzen: Es iſt ein Sorgenbürdlein, lieber Herr, hab's einem armen Schlucker abgenommen.

So, ſo! lachte der Reiter. Ich will nicht wiſſen, was darin iſt — ich wünſchte blos —

Aha! Ihr ſeid auch ein Wunſchfreund — unterbrach der arme Alte. Das trifft ſich gut — ich trage in dieſem Sacke juſt drei Wünſche, die ſich dem erfüllen, der ſie thut. Er muß aber den Sack dazu nehmen.

Gieb her! Gieb her! rief habgierig der reiche Mann, und langte nach dem Sacke. Da — haſt Du auch ein Stück Brod und eine ganze Wurſt! Du ſiehſt, daß ich nicht geizig bin, wie mich meine Feinde und Neider ausſchreien. Ich bin ein rechtlicher Mann, der auf Ordnung ſieht und das ſeinige zu Rathe hält, aber ich gebe gerne den Armen, die der Gaben würdig ſind. Allen kann man freilich nicht helfen.

Allen? — nein, das iſt bei Gott unmöglich! ſagte der Alte.

Ich habe doch immer ſagen hören, widerſprach der Reiche, der den Sack bereits in der Hand hatte: bei Gott ſei kein Ding unmöglich, und ſein Wille ſei es, daß allen geholfen werde? —

O mein lieber Herr — erwiederte der Arme: das iſt geiſtlich zu verſtehen, nicht weltlich!

Der Reiche wendete ſein Roß, und ſprengte wieder heimwärts. Der Kopf war ihm voller Wünſchegedanken, es ging ihm darin herum, wie Windmühlenflügel. Was ſollte er nur alles wünſchen? Geld brauchte er eigentlich nicht, das hatte er vollauf, folglich gutes Leben die Fülle, geſund war er ebenfalls, und zufrieden — ach Zufriedenheit ſich zu wünſchen, deuchte ihm nicht der Mühe werth, denn der Menſch iſt doch nie zufrieden — dachte er, und ritt immer haſtig darauf los, und ſpornte das Pferd, das ſchon keuchte, und jetzt ſtolperte es, daß es beinahe ſeinen Reiter abgeworfen hätte.

Ei ſo wollt ich, daß Du den Hals brächſt! Aas vermaledeites! rief zornig der reiche Mann — und o weh, da knickte das Roß zuſammen, ſtürzte und brach den Hals. Ein Wunſch war dahin, und der Reiche war wüthend. Er ſchnallte von dem todten Thiere Sattel und Zeug los, und trug das eine Strecke, aber gar nicht weit, da ward es ihm zu ſchwer, und wurde ihm furchtbar heiß, und da wünſchte er wieder: Wenn nur das verdammte Gepäck daheim wär, und mein Weib, die mir dieſen Ritt gerathen, auf dem Sattel ſäße!

Zwei Wünſche waren dahin, der Sattel und Zaum nebſt Gebiß und Steigbügel und Schabracke — alles war fort — und der Geizige athmete freier: ein Glück, daß er nicht noch einmal wünſchte, und daß ſeine Frau kein Wünſchelweiblein war, denn daheim ſaß ſein Weib feſt im Sattel, und hatte die Reitpeitſche in der Hand, wußte nicht wie ihr geſchah und wünſchte ihren Mann, ſeinen Gaul und ſein Sattelzeug alles zum böſen Voland.

Wollte der Reiche wohl oder übel, ſo mußte er ſein Weib wieder frei und ledig wünſchen, da war auch der dritte Wunſch dahin.

Des Nachbars nagelneues Haus drüben ſtand hell glänzend im Sonnenſchein, und war das ſchönſte des Dorfes.

Neugierig öffnete der Reiche den Sack — hätte er nur das nicht gethan. Im Sacke ſtack — des Nachbars Armuth, die kam jetzt über ihn, wie ein gewappneter Mann.

23.

Die Kuhhirten.

Einſt ging ein Wanderer über eine Wieſe. Da hörte er von weitem im Geröhrig einen ſeltſamen dumpfen Ruf, der oft hinter einander ausgeſtoßen wurde, als ob ein Rind brülle, und konnte ſich gar nicht erklären, von wem das Getöne herrühre und was es zu bedeuten habe? Nach einer Weile kam der Wanderer zu zwei alten Kuhhirten, die hütheten nachbarlich ihre Heerden auf der weiten Wieſe. Dieſe fragte der Wanderer, was das Tönen bedeute?

Da antwortete der eine alte Kuhhirt: Ich will es euch ſagen. Was dort im Schilfe ſo ſchreit, das iſt der Rohrdumb, auch Rohrtrummel genannt.

O, er hat gar viele Namen, ſetzte der andere alte Kuhhirte hinzu. Er heißt auch Ur-Rind, Meer-Rind, und Mooskuh. Vor Zeiten iſt ſelber Brüller ein Hirtenknecht geweſen, aber ein ſchrecklich fauler, deshalb iſt er in einen Vogel verwandelt worden, und das ärgert ihn ſo ſehr, daß er immerfort brüllt, abſonderlich des Nachts, da ſteckt er ſeinen Schnabel in das Waſſer, und brüllt wie ein Stier, daß man es eine Stunde weit hören kann, damit zeigt er Regen an.

Sell iſt richtig — nahm wieder der erſte Kuhhirte das Wort: aber mit dem Knecht wird es anders erzählt. Es waren der Kuhhirten zwei, wie unſerer auch zwei ſind, ſie waren aber nicht alle zwei beide beiſammen. Der eine hüthete ſeine Kühe auf den grünen fetten Wieſen im Thale, der andere aber auf einem hohen und dürren Berge. Daher wurden die Kühe des erſteren auf den blumigen Wieſen ſehr munter und muthig und gaben viele Milch — die Kühe des Hirten auf dem Berge aber, wo der Herr zwar Gras wachſen läßt, das aber auch danach iſt — wie jener Schulmeiſter in der Collekte ſang — und wo der Wind mehr mit dem Sande als mit Blumen ſpielt, die wurden ſehr matt und ſehr mager, und gaben wenig und nur himmelblaue Milch, wie ſie mehr blauen Himmel, als grünes Gras ſahen.

Eines Abends, als beide Kuhhirten nach Hauſe treiben wollten, da hatten die muntern und muthigen Kühe auf der fetten Wieſe keine Luſt nach Hauſe, und war unter ihnen eine bunte Kuh, die lief in entgegengeſetzter Richtung davon, und die andern Kühe alle folgten ihr, da ſchrie der Kuhhirte, ſo laut er ſchreien konnte: Bunte h'rum! Bunte h'rum! aber es half ihm all' ſein ſchreien nichts. Die magern Kühe des Hirten droben auf dem Berge hingegen, die hatten ſich vor Hunger und Ermattung hingelegt, und mochten nicht aufſtehen, oder vermochtens zuletzt auch nicht, da ſchrie der Kuhhirte aus Leibeskräften: Up! up! up! up! meinte damit, ſie ſollten aufſtehen, ſtanden aber doch nicht auf, dieweil ſie nicht konnten, und nun ſchrien die Hirten drunten und droben um die Wette, der eine Bunte h'rum, Bunte h'rum — der andere up! up! up! und Nacht und Tag und Tag und Nacht, bis ihnen der Odem ausging und die Seele aus dem Halſe fuhr, und da ſind ſie beide zu Vögeln geworden, der Wieſenhirte zum Rohrtumb, und der Berghirte zum Wiedehopf, und ſchreien nun noch immer ſo fort.

So erzählte der Kuhhirte dem Wanderer, und der wußte nun, was das Gebuller im Geröhrig zu bedeuten habe, und wenn er von einem Berge herab den Ruf up! up! up! vernahm, da wußte er auch, was das für ein Vogel war, der alſo ſchrie, nämlich der ohnehin verrufene Kukukslakai und Kukuksküſter, der Vogel Wiedehopf.

Das Unentbehrlichſte.

Vor Zeiten hat einmal ein König gelebt, der hatte drei gute und ſchöne Töchter, die er ſehr liebte und von denen er auch herzlich wieder geliebt wurde. Prinzen hatte er nicht, aber es war in ſeinem Reiche herkömmlich, daß die Thronfolge auch auf Frauen und Töchter überging, und da des Königs Gemahlin nicht mehr am Leben war, ſo ſtand dem Könige frei, eine ſeiner drei Prinzeſſinnen zu ſeiner Nachfolgerin auf dem Throne zu beſtimmen, und es brauchte gerade nicht die älteſte zu ſein. Da aber nun derſelbe König ſeine Töchter alle drei gleich liebte, ſo fiel ihm die Entſcheidung ſchwer, und er ging mit ſich zu Rathe, diejenige zu wählen, die den meiſten Scharfſinn offenbare. Dieſen Entſchluß theilte er ſeinen drei Töchtern mit und beſtimmte ſeinen nahe bevorſtehenden Geburtstag zur Entſcheidung. Die ſollte Königin werden, welche ihm „das unentbehrlichſte" bringen werde.

Jede der Prinzeſſinnen ſann nun darüber nach, was wol das unentbehrlichſte ſei? und als der Geburtstag da war, nahete zuerſt die älteſte, brachte ein feines purpurnes Gewand getragen, und ſprach: Gott der Herr läßt den Menſchen nackend in die Welt treten, aber er hat ihnen das Paradies verſchloſſen, darum iſt ihm Gewand und Kleidung unentbehrlich.

Die zweite Tochter brachte auf einem goldenen gefüllten Becher liegend ein friſches Brod, das ſie ſelbſt gebacken und ſprach: Das unentbehrlichſte iſt dem ſtaubgeborenen Menſchen Trank und Speiſe, denn ohne dieſe vermag er nicht zu leben, darum ſchuf Gott Früchte des Feldes, Obſt und Beeren und Weintrauben und lehrte die Menſchen Brod und Wein zu bereiten, die heiligen Symbole ſeiner Liebe.

Die jüngſte Tochter brachte auf einem hölzernen Tellerchen ein Häufchen Salz dar, und ſprach: Als das unentbehrlichſte mein Vater, erachte ich das Salz und das Holz. Darum haben ſchon alte Völker den Bäumen göttliche Ehre erwieſen und das Salz heilig gehalten.

Der König war über dieſe Gaben ſehr erſtaunt, und nachdenklich, und dann ſprach er: Am unentbehrlichſten iſt dem Könige der Purpur, denn hat er den, ſo hat er alles übrige, geht er ſeiner verluſtig, ſo iſt er König geweſen, und iſt gemein, gleich andern Menſchenkindern. Darum daß Du das erkannt, meine älteſte geliebte Tochter, ſoll Dich nach mir der königliche Purpur ſchmücken: komm an mein Herz, empfange meinen Dank und meinen Segen!

Als der König nun ſeine älteſte Tochter geküßt und geſegnet, ſprach er zu der zweitälteſten. Eſſen und trinken iſt nicht allerwege nothwendig, mein gutes Kind, und es zieht uns allzuſehr in das gemeine herab. Es zeigt gleichſam die mittelmäßige Menge an, den großen Haufen. Gefällſt Du Dir darin, ſo kann ich es nicht hindern, wie ich Dir auch nicht danken kann für Deine übel gewählte Gabe, doch für den guten Willen ſollſt Du geſegnet ſein. Und der König ſegnete ſeine Tochter, aber er küßte ſie nicht.

Dann wandte er ſich der dritten Prinzeſſin zu, die bleich und zitternd ſtand, und ahnete, nach dem was ſie geſehen und gehört, was kommen werde.

Du haſt wohl Salz auf Deinem hölzernen Teller, meine Tochter, ſprach der König: aber im Gehirn haſt Du keins, lebſt aber doch, und folglich iſt das Salz nicht unentbehrlich. Salz braucht man nicht. Du zeigſt mir Bauernſinn mit Deinem Salze an, nicht Königsſinn, und am ſteifen hölzernen Weſen habe ich kein Wohlgefallen. Darum kann ich Dir nicht danken und Dich nicht ſegnen. Gehe von mir, ſo weit Dich Deine Füße tragen, gehe zu den dummen und rohen Völkern, welche anſtatt den lebendigen Gott, alte Holzklötze und Baumſtöcke anbeten, und das verächtliche Salz für heilig halten! —

Da wandte ſich die jüngſte Königstochter weinend ab von dem harten Vater und ging hinweg vom Hofe, und aus der Königsſtadt, weit, weit hinweg, ſo weit ſie ihre Füße tragen.

Und kam an ein Gaſthaus, und bot ſich der Wirthin an, ihr zu dienen, und die Wirthin ward gerührt von ihrer Demuth, Unſchuld, Jugend und Schönheit, und nahm ſie als eine Magd in das Haus. Und als die Königstochter ſich ſehr anſtellig erwies in allen häuslichen Geſchäften, ſo ſagte die Wirthin: es iſt Schade um das Mädchen, wenn es nichts ordentliches lernt, ich will ihr das kochen lehren. — Und da lernte die Königstochter das kochen und begriff es ſehr leicht, und kochte bald manches Gericht noch beſſer und noch ſchmackhafter, als ihre Lehrmeiſterin ſelbſt. Dadurch bekam das Wirthshaus vielen Zuſchlag, blos weil darin ſo vortrefflich gekocht wurde, und der Ruf der guten Köchin, die noch dazu ſo jung und ſo ſchön ſei, ging durch das ganze Land.

Nun trug ſich's zu, daß die älteſte Prinzeſſin, Tochter des Vaters dieſer Köchin, ſich vermählte und eine königliche Hochzeit ausgerichtet werden ſollte, da wurde man Rathes, die weit berufene Köchin an den Hof zu berufen, daß ſie mit ihrer Kunſt dem Feſte die Krone aufſetze, denn die Herren am königlichen Hofe, Marſchälle, Erbſchenken, Erbtruchſeſſe, Ceremonienmeiſter, Kammerherren und ſonſtige Excellenzen theilten ſämmtlich nicht jene Anſicht, die einſt ihr allergnädigſter Herr, der König, ausgeſprochen hatte, daß eſſen und trinken nicht allerweg nothwendig ſei, und daß es in das gemeine herabziehe, vielmehr lobten ſich alle gute Schmäuſe neben ſeinen Weinen, und huldigten, im Stillen mindeſtens, dem alten wahren Sprichworte: Eſſen und trinken hält Leib und Seele zuſammen.

Das Hochzeitmahl war köſtlich bereitet, auch fehlte dabei nicht das Lieblingsgericht des Königes, welches der Erbtruchſeß ganz beſonders beſtellt hatte, und als das Mahl gehalten ward, kam eine Speiſe nach der andern auf den Tiſch, und wurde hoch belobt.

Endlich kam auch die Leibſpeiſe des Königes, und ward ihm zuerſt dargeboten. Aber als er ſie koſtete, fand er ſie völlig unſchmackhaft, ſeine heiteren Mienen verfinſterten ſich, und er ſprach zum hinter ſeinem goldenen Armſtuhle ſtehenden erſten Kämmerlinge: Dieſes Gericht iſt ganz verdorben! Das iſt ſehr — fatal, laſſe die Schüſſel nicht weiter geben, und rufe mir die Köchin herein! —

Die Köchin trat in den prachtvollen Saal, und der König redete ſie unwillig an: Du haſt mir mein Lieblingsgericht verdorben, meine Freude haſt Du mir verſalzen, weil Du meine Leibſpeiſe ganz und gar nicht geſalzen haſt! —

Da fiel die Köchin dem Könige zu Füßen, und ſprach demüthig: Ueber Gnade Majeſtät, mein königlicher Herr und verzeihet mir! Wie hätt' ich wagen dürfen, Euch Salz unter

Margarethe, bitterlich gegen den Ordensmeiſter und das Capitel beklagt; ferner beging dieſer Comthur die Frechheit, als zahlloſe Klagen gegen ihn bei dem gnädigſten Herrn einliefen, wie er den Gottesdienſt ſchlecht und erbärmlich verwalte und verwalten laſſe, die Opfergaben aber und ſonſtige Accidentia nach Willkühr feſtſetze und auf das Drückendſte erhöhe, und ihn darüber der Fürſt als Patron, Advocatus und Protektor der Commendurei billige Vorſtellung thun ließ, — daß er grob und patzig den Herrn mit dem Bann bedrohte, wenn er nicht die Unterthanen ſelbſt zur Entrichtung der geforderten Gaben zwingen wolle. Wie gefällt Euch das? Welche Summen hat unſer Herr ſich und ſeinem Lande entzogen für den Plunder der Ablaßbriefe und Seelenmeſſen? Wie viel des Guten hätte er dafür in ſeiner Herrſchaft ſtiften können! Soll denn ewig dieſe pfäffiſche Verdummung der Menſchheit, dieſes faule Leben der Klöſter, dieſes müſſiggängeriſche Wallfahrtweſen fortdauern? O mein guter, freundlicher Poet, ſeht die Welt an, wie ſie iſt, begebt Euch einmal aus dem Himmel Eurer Träume die Speiſe zu miſchen? Hab' ich doch vordeſſen aus eines hohen Königes höchſteigenem Munde die Worte vernommen: Salz braucht man nicht, Salz iſt nicht unentbehrlich! Salz zeigt nur Bauernſinn an, nicht Königsſinn! —

In dieſen Worten erkannte der König beſchämt ſeine eigenen, und in der Köchin ſeine Tochter, und hob ſie vom Boden auf, darauf ſie kniete und zog ſie an ſein Herz. Allen Hochzeitgäſten erzählte er die Mär, und ließ die jüngſte Tochter wieder an ſeiner Seite ſitzen. Und die Hochzeit wurde nun erſt recht fröhlich begangen, und der König war wieder ganz glücklich in ſeiner Tochter Liebe.

Das Salz iſt heilig.

25.

Der Fiſchkönig.

Alle Kinder kennen das Märchen, wie die Vögel ſich einen aus ihrer Mitte zum Könige wählen wollten, wie der König ſein ſollte, der am höchſten fliegen könne, und wie darauf der Reiher am höchſten flog, aber der kleine Schalk, der Zaunſchlüpfer, ſich dem Reiher auf den Rücken geſetzt hatte, und als derſelbe, der am höchſten flog, nicht höher fliegen konnte, ſich das Zaunſchlüpferlein erſt auf eigenen Flügeln aufſchwang und ſich ſelbſt zum Könige ausrief: König bin ich! König bin ich!

Auch wie das die großen Vögel alle ſehr verdroſſen hat, und wollten ihn wieder herunter haben, und ſagten, der ſolle König ſein, welcher am tiefſten falle, der Zaunſchlüpfer nun herab und in ein Mausloch fiel, und heraus piepte: König bin ich! König bin ich! — und die Vögel ihn hernach nur ſpottweiſe Zaunkönig riefen.

Auch die kluge Königswahl der Fröſche iſt allbekannt, ebenſo, daß der Löwe der König der vierfüßigen Thiere iſt, und daß Bienen und Ameiſen Königinnen haben.

Aber daß die Fiſche auch einmal auf die Gedanken einer Königswahl gekommen ſind, das iſt weniger bekannt, und das kommt hauptſächlich daher, daß die Fiſche, mindeſtens für das Menſchenohr, ſtumm ſind, und keinen Lärmen verführen und kein unnützes Geſchwätze auf die Bahn bringen, wenn ſie Kaiſer oder Könige wählen.

Die Fiſche waren alle verſammelt, und riefen in ihrer Sprache: Wenn wir uns in der belebten Welt umſehen, ſo erblicken wir rechts und links, daß alles ſeinen König hat, und regiert wird, Thiere und Vögel, Inſekten und Amphibien. Nur wir haben noch keinen Regenten! Laſſet uns daher einen wählen, der Recht bei uns ſpricht, und dem Schwachen hilft gegen die Starken, und laſſet uns den wählen, welcher der ſchnellſte und gewandteſte Schwimmer iſt.

Wer allen andern voran iſt, der hat das natürliche Recht, unſer König nicht nur zu heißen, ſondern auch zu ſein.

Dieſer Vorſchlag gefiel den meiſten Fiſchen, faſt alle ſtimmten ihm bei, wer am ſchnellſten ſchwimme, ſolle König der Fiſche heißen und ſein. Das Ziel wurde beſtimmt, und das Volk bildete eine lange Gaſſe, um die Wettſchwimmer an ſich vorüber zu laſſen, wobei die Schwert- und Sägefiſche eilig auf- und abſchwammen, und Ordnung hielten; wer ſich zuweit vordrängte, bekam mit der flachen Klinge eins auf das Maul.

Die fliegenden Fiſche ſchnellten ſich in die Luft empor, um dem Königsrennen aus der Vogelperſpektive zuzuſehen, plumpten aber immer wieder in das Waſſer. Die geharniſchten Meſſerfiſche ſtellten ſich in Parade auf, um dem Sieger ein Vivat auszubringen, und ihm zu huldigen, wozu ein ſtarkes Chor Knurrhähne oder gepanzerte Groppfiſche Tuſch knurren wollte. Die Sternſeher, auch eine Fiſchart, prophezeiheten, daß aus der Königswahl, wie bei ſo mancher in der Menſchenwelt, nichts geſcheidtes herauskommen werde; die Rüſſelfiſche und Murmelbraſſen hielten ſich abſeits, und waren der Meinung, ein König ſei ganz unnöthig, und ſie müßten von vorn herein ſeine Regierungsweiſe äußerſt mißbilligen, er möge regieren, wie er wolle. Die kleinen Stichlinge endlich machten ſchlechte Witze über alle Parteien, und paradirten unter ſich die Schnellſchwimmerei mit großem Humor.

Jetzt gab ein alter Zitterrochen durch einen Schlag ſeines elektriſchen Schwanzes das allen zugleich fühlbar werdende Zeichen des Rennens, und da ſchoſſen nun die Fiſche hin, Hecht und Schleie, Barſch und Karpfen, Lachs und Steinbutte, Scholle und Neunauge, alles durcheinander — die Scholle blieb zuerſt hinter den andern zurück, und ſagte: Was plag' ich mich? Langſam kommt man auch weit. — Allen voran war der Hecht, der ſchoß zu, wie ein Pfeil, plötzlich rief neben ihm eine ſpöttiſche Stimme: Eile mit Weile, guter Hecht! und wie der Blitz fuhr ein kleiner Fiſch an ihm vorüber — und kam als der erſte an das Königsziel.

Jetzt ſchrie alles: Der Häring iſt vor! Der Häring iſt vor! Vivat hoch, der Häring ſoll leben! Vivat!

Da präſentirten die Meſſerfiſche das Gewehr, und die Knurrhähne pullerten einen Parademarſch.

Das war eine Freude unter dem Fiſchvolke, aber die Scholle, die ganz langſam hinter dem Zuge drein ſchwamm, hörte nicht ganz deutlich, wen man ſo weit vorn als Sieger und König ausrief, und fragte einen Flunder, der ihr im langſam ſchwimmen Geſellſchaft leiſtete: Was ſchreien ſie? — Wer iſt vor?

Der Häring iſt vor, ſchreien ſie! rief die Hellbütte oder der Flunder der Scholle etwas laut ins Ohr, worauf dieſe erwiederte, indem ſie aus lauter Aerger und Mißgunſt ein ſchiefes Maul zog: Na, ſchreie man nicht ſo, ich höre ja! — Der nackte Häring alſo? Der Lump, der nackte Häring! — Von dieſer Zeit an ſteht der Scholle das Maul immer ſchief.

Aber die Sternſeher hatten Recht gehabt: dem neuen Könige wurde das Regiment ſehr ſchwer gemacht; und er vermochte ſich nicht ſo recht zu behaupten; es giebt gar zu viele Königsfreſſer.

26.

Die Schlange mit dem goldnen Schlüſſel.

In einem Dorfe diente eine ehrliche Magd, die wartete gar fleißig und getreulich ihres Viehes; im Stalle aber, darin die Kühe ihres Herrn ſtanden, wohnte eine Unke, ſo heißen in manchen Orten die Schlangen oder Nattern. Manche Leute glauben, ſie ſaugten Milch von den Kühen, und töden ſie, andere aber halten ſie hehr, und glauben, daß ſie Glück und Segen bringen, wenigſtens dem Vieh.

Eines Tages kam die Schlange gekrochen, und hub an zu ſprechen: Maid, Du biſt fromm und gut, und rein von groben Sünden. Du kannſt mich erlöſen, und thuſt Du das, ſo wirſt Du ſehr glücklich, und ich werde es auch.

Wie kann und ſoll ich Dich erlöſen? fragte die Magd.

Wenn Du nach drei Tagen wieder in den Stall kommſt, antwortete die Schlange, ſo wirſt Du mich ſehr lang gewachſen finden, und da mußt Du dich nicht vor mir graueln, vielmehr Dich bücken, daß ich mich Dir dreimal um den Hals ſchlingen kann, und ich werde Dir ein goldnes Schlüſſelchen in den Mund legen, das mußt Du feſt halten mit den Lippen, und mich darfſt Du nicht abzuſchütteln verſuchen, ſonſt wäre es gefehlt, dann hätte ich umſonſt gehofft.

Alles geſchahe ſo, wie die Schlange geſagt hatte, aber leider auch das letzte. Am dritten Tage kam die Maid in den Stall, da war die Unke gräulich groß und lang, kroch der Magd zweimal um den Hals und war ſo ſchwer und eiskalt, und ſo ekelig — da grauelte es der Dirne, die doch erſt Muth gezeigt hatte, fürchterlich — und ſie ſchrie laut auf und ſchüttelte die Schlange, die ein goldenes Schlüſſelchen im Maule hatte, von ſich ab. Dieſer entfiel alsbald das goldene Schlüſſelchen und ſie ſprach: Unſelige! Um meine Erlöſung haſt Du mich, um Dein Glück haſt Du dich gebracht. Ich muß nun wieder hundert Jahre als Unke im Stalle wohnen, und die Dir beſcheert geweſenen großen Schätze, die ich hüte, ſind Dir verloren. — Traurig verkroch ſich die Schlange, und die zaghafte Dirne weinte.

27.

Die goldene Schäferei.

Es war einmal eine ſchöne Jungfrau, Ilſa geheißen, eines rauhen Ritters einzige Tochter, die liebte den Wald mit ſeinem Vogelſang, ſeinen Blumendüften und Quellenrieſeln, und luſtwandelte nur zu gerne mit ihrer alten Amme, der einzigen Pflegerin ihrer Jugend, da Ilſa's Mutter früh geſtorben war, oder auch allein, denn es drohte ihr keine Gefahr, und ſie fürchtete keine, weil ſie nicht wußte, was Gefahr iſt. Eines Tages erging ſich Ilſa nun auch ganz allein im grünen Haine, der um ihres Vaters Burg ſich zog, und in welchem uralte Bäume, maleriſche Felſen geſchmückt mit hohen Farrenkrautſtengeln und ſeltenen Pflanzen und Blumen gar anmuthig wechſelten; da gelangte die jugendliche Maid an eine Felſengrotte, welche ihr neu war, indem ſie ſich nicht erinnern konnte, dieſelbe ſchon früher einmal geſehen zu haben, oder ihr nahe gekommen zu ſein. Aus dem inneren dieſer Grotte klang ein melodiſches ſummen, wie von Windharfen, und dieſes lockte Ilſa, immer weiter nach hinten in den trockenen Höhlengang hinein zu ſchreiten, der freilich immer enger und enger wurde, und folglich auch immer dunkler. Doch juſt da, wo der Grottengang am engſten und düſterſten war, zeigte ſich durch eine Spalte hindurch eine ſanfte Helle, und manches funkelnde Licht, und Ilſa widerſtand nicht dem Drange, dieſem Schimmer nachzugehen — ſie zwängte ſich durch die Felſenſpalte hindurch und ſah ſich mit ſtaunen plötzlich in einer ganz andern Welt. Die Töne ſchwellen und rauſchten mächtiger an ihr Ohr, der Schimmer wurde klarer, Blumenglanz leuchtete auf, aber alle Blumen waren von funkelnden Edelſteinen, und von andern grünen Steinen in mannichfaltiger Schattirung, waren die Blätter. Kleine, höchſtens zwei Fuß hohe Weſen, wimmelten auf einer Wieſe, ein zahlloſes Volklein, und bald ſah ſich Ilſa von einer Schaar derſelben umringt und willkommen geheißen, denn zutraulich, vielleicht zudringlich ſogar naheten ihr die kleinen Geſchöpfe.

Wer ſeid ihr? fragte Ilſa voller Verwunderung. Nie ſah ich, nie hörte ich von euch!

Wir ſind das Bergvolk, die Heimchen! antwortete eines der niedlichen Weſen mit feinem ſchrillenden Stimmchen, das in der That dem Laute einer Grille glich. Daß Du uns nicht kennſt, laß dich nicht wundern. Nicht jeden Tag ſind unſere Grotten aufgethan, nicht einmal zu jeder Stunde des Tages, an welchem ein Menſchenauge ſie zu erblicken vermag.

Nie hörte ich von einem Bergvolke, nie von Heimchen, ſprach Ilſa, die wie von einem Traume befangen ſtand.

Lerne uns kennen, und Du wirſt uns lieben! verſetzte der Sprecher dieſer Unterirdiſchen. Und liebſt Du uns, ſo wirſt Du eine der unſern werden, vielleicht unſere Königin!

Königin! wie dieß Wort durch Ilſa's junges Mädchenherz zuckte. Von Königinnen hatte Ilſa wol gehört auf der Burg ihres Vaters, daß ſie ſehr reich und meiſt auch ſehr ſchön ſeien, daß ihnen alles diene und gehorche, ja, davon hatte ihr die Amme viel erzählt. Warum hätte Ilſa nicht auch eine Königin werden ſollen oder können? — Daher ließ ſie ſich willig leiten von ihren niedlichen neckiſchen neuen Bekannten, und durchwandelte mit ihnen das unterirdiſche Reich, das mit allem Zauber ſie umgab, mit aller Prachtfülle ſie blendete, durch melodiſche Töne ihre Seele mit Entzücken füllte. Dazu das leiſe Gemurmel rollender Bäche, das ferne Rauſchen von Waſſerfällen, deren Fluth nach dem Lichte der Oberwelt hindrängte, die milde Dämmerung, heller als Mondlicht und doch nicht ſo hell wie Sonnenlicht, alles befing Ilſa's Sinne, die ja noch halb ein Kind war, und die Freundlichkeit der Heimchen, mit denen ſich ſo allerliebſt ſpielen ließ, wie Ilſa glaubte, alles erregte ihr den Wunſch, immerdar in dieſem unterirdiſchen Reiche zu bleiben, denn nach eben zog ſie keine Liebe. Ihr Vater war ein rauher und finſterer Ritter, der ſich niemals ſonderlich um ſie bekümmert hatte, und ihre Amme war alt und konnte ſterben, dann hätte Ilſa ihre Tage ganz allein und freudenlos auf der einſamen, von den Menſchen gemiedenen Burg ihres Vaters vertrauern müſſen.

Und zu dieſen Gedanken geſellte ſich noch der Heimchen verlockendes Wiſpern und Flüſtern: Bleibe bei uns, ſo alterſt Du nimmer! Immerdar blühſt Du im Jugendſchimmer. Jeder Tag wird Dir zum neuen Feſte! — Was Du dir wünſcheſt — Dein wird das beſte! —

So beſtrickt und hingeriſſen erblickte Ilſa jetzt eine Heerde Schaafe, die freilich nicht größer wie Lämmer waren, aber jedes derſelben trug ein goldenes Vließ, und auch der kleine muntere Hund, der dieſe Heerde umſprang, hatte Goldhaar. Einen Schäfer erblickte Ilſa nicht, wol aber lag ein goldener Schäferſtab am Boden.

Und da regte ſich in Ilſa der Wunſch, dieſe Heerde zu hüten, und ſie dachte, da kannſt Du ja die Heimchen ſogleich auf eine Probe ſtellen, und ſprach: Wenn ich nun bei euch auf die Erde und in die Wirklichkeit, und Ihr werdet mir beiſtimmen und nicht ſcheel ſehen, daß ſchon jetzt das Volk anfängt, lieber daheim zu bleiben und etwas Nützliches zu ſchaffen, als gedankenlos durch den ungeheuern Koth dieſer Straßen nach Grimmenthal zu waden und dort die Zeit mit Nichtsthun zu vergeuden. Der Himmel hat Euch ein hohes und wichtiges Amt anvertraut, er hat die Erziehung des jungen Fürſten in Eure Hand gegeben, ſo beſchwöre ich Euch bei dem allmächtigen Gott, umnebelt ſeinen klaren Verſtand nicht, leitet ihn zur Wahrheit, zum Recht, zu männlicher Selbſtſtändigkeit, daß er ſein Haupt frei trage und kein Sclave der Pfaffen, kein Knecht der Kirche, kein frömmelnder, ablaßdürſtiger Phariſäer werde, ſondern ein Mann voll ächten Frommſinns, nach dem Herzen Gottes, und durch Vorgang und Beiſpiel ſeinem Volk auf der Bahn der Wahrheit wie ein reiner Stern ſtrahle und vorleuchte!“

Als der Doctor Mithobius, ſelbſt ergriffen, auf dieſe Weiſe ergreifend zu Georg Doth geſprochen, wartete er deſſen Antwort nicht ab, ſondern gab ſeinem Roß liebe, ihr guten Heimchen, und wünſchte, daß dieſe goldene Heerde mein ſei, und ich ſelbſt ſie hüthen dürfte — würdet ihr das mir wol gewähren und erfüllen?

Da ſcholl es ja, ja! von vielen hundert zarten Stimmchen, und nur das bedingten die Heimchen, daß Ilſa mit keinem Schritte wieder die Oberwelt betrete, und der goldenen Schäferei mit Sorgfalt verſtehe, auf daß keines der unſchätzbaren Schäflein verloren gehe. Dann übergaben ſie ihr den goldenen Hirtenſtab, ſchmückten ihn mit ſilbernen Bändern, und hießen ſie mit lautem Jubel als nunmehr die ihrige willkommen.

Ilſa nahm nun in dem Reiche ihrer unterirdiſchen Unſchuldwelt nichts mehr wahr von den vorübergleitenden Tagen, Monden und Jahren auf der Oberwelt, von der Jahreszeiten Wechſel und der Geſchicke mächtiger Wandlung, welche die Herzen der Menſchen bewegen. Droben war ſie vermißt, verloren geglaubt, betrauert und dann vergeſſen worden — ihre Amme war geſtorben, ihr Vater war in einer Fehde gefallen, ſeine Feinde hatten ſeine Burg verheert und zerſtört; dieſe letztere ſtarrte nur noch als ~~eine~~ einſame Trümmer empor auf dem Bergesſcheitel, den der Hain umgrünte, aber längſt nicht mehr der alte Hain; deſſen Bäume waren alle abgeſchlagen worden und jetzt grünte ein neuer Wald, und doch auch ſchon mit ziemlich ſtarken Stämmen. Ilſa hüthete immer noch ihre goldene Heerde, ſpielte mit den kindlichen Heimchen, lernte von ihnen viel Heimliches aus der Natur und dem unterirdiſchen Reiche, und die Erinnerung an eine andere Welt, in der ſie früher gelebt, war ihr wie ein Traum. Dennoch entſchlief nicht dieſe Erinnerung, vielmehr begann ſie mächtiger zu erwachen — zur Sehnſucht zu werden. Ilſa hatte allmählig wahrgenommen, daß dieſes und jenes Heimchen auf der Oberwelt ſich zu thun gemacht, während man ihr den Verkehr mit jener ſtreng unterſagt hatte — und allmählig gelangte ſie dahin, Betrachtungen anzuſtellen, die ihr das bisher genoſſene harmloſe Glück zerſtörten.

Was nützt mich meine Heerde? dachte Ilſa. Ich hüthe ſie, aber ſie iſt doch nicht mein; ich kann nichts mit ihr beginnen. Eine Königin des Heimchenvolkes ſollte ich werden, ſo wurde mir vorgeſpiegelt, und das ſchroffe Gegentheil einer ſolchen bin ich geworden, eine arme Hirtin. Alles drängt nach oben, zum ſchönen herrlichen Sonnenlicht! Die Wurzeln ſammeln nur Kraft im Erdenſchooße, um dieſe hinaufzudrängen und zu treiben bis in der Bäume höchſte Wipfelkronen. Die Quellen, die unterirdiſchen Waſſer, nach außen hin drängen ſie alle, brechen ſie ſich Bahn mit Ungeſtüm. Wo iſt der blaue Himmel hin, den einſt ich ſah? Wo iſt das Fächeln der Frühlingsluft? Wo iſt der Kirchenglocken feierlicher Klang? Die Heimchen haben keinen Gott, keine Kirche und keinen Himmel. Ich aber will den Himmel wieder ſehen — ich will, ich will!

Und nun offenbarte Ilſa den Heimchen ihre Wünſche. Dieſe ließen ihre Köpfchen traurig hängen, ſie ahneten alles, was und wie es kommen werde.

Du verſpracheſt uns, immer bei uns bleiben zu wollen! wandten die Heimchen ein.

Ihr verſprachet mir Erfüllung aller meiner Wünſche — entgegnete Ilſa.

Wir machten aber zur erſten Bedingung, daß Du nicht zur Oberwelt zurückkehreſt — erinnerten die Heimchen.

Ich will auch nicht auf ſie zurückkehren! ſprach Ilſa: Ich will ſie nur wiederſehen, ſie und den blauen Himmel, und ihre wunderſamen Frühlingsdüfte athmen.

Dann biſt Du keine der unſern mehr — warfen die Heimchen ein. Berührt Dich nur der Lufthauch der Oberwelt, ſo verfällſt Du auch dem Looſe der ſterblichen Menſchen, welche dahinfahren wie der Wind; Du verblühſt, wirſt alt, und ſtirbſt. Nur in unſerem Reiche blüht ewige Jugend.

Ilſa ſchwieg — aber ſie trauerte — ihre Sehnſucht wurde immer ſtärker — ſie achtete ihrer goldenen Schäferei nicht mehr, nichts war mehr, was ſie erfreute, ſie ſprach mit keinem Heimchen mehr, und die Heimchen klagten: Sie iſt für uns verloren ſo oder ſo — laßt uns daher ihre Wünſche erfüllen.

Ilſa trat in die hochgelegene Grotte, durch welche ſie eingegangen war in das Reich der Unterirdiſchen, an das ſonnige Licht des ſchönen Erdentages. Ach, wie mächtig war deſſen Strahl! Weithin flogen entzückt ihre Blicke über einen Theil des Gaues, in dem ſich ihre väterliche Burg erhob — doch ward es ihr bald ſeltſam zu Sinne. Der Sonnenſtrahl zitterte goldgrün durch die Baumwipfel, der Himmel lachte ſaphirblau durch ſie herab; die alten Felſen waren noch die alten, aber die Bäume waren die alten nicht mehr — der gebahnte Weg, der Ilſa einſt nach der Grotte geführt, war nicht mehr; auf dem Waldboden des Haines war alles eine Raſendecke voll hohen Graſes.

Ilſa blickte zur Höhe, auf der ſie das ſtattlich erbaute Vaterhaus mit Zinnen, Thürmchen und Erkern ſtehen wußte, empor — und erſchrak, denn da war nichts, gar nichts mehr zu erblicken, als ein Reſt der Umfaſſungsmauer, überragt von einer hohen grauen Warte, um deren zerbröckelte Zinnen Mauerfalken ſchwebten und kreiſchten.

Was iſt das? fragte ſich Ilſa. Dünkt mein verweilen drunten mich doch nur eine ganz kurze Zeit, und ſo viele Zeit iſt darüber vergangen! Wie alt bin ich wol dann?

Ilſa blickte weiter; ſie ſah neu entſtandene Ortſchaften, neue Burgen in der Ferne, und andere, deren Lage ſie ſich genau erinnerte, waren nicht mehr.

Ilſa wagte nicht, ihren Fuß weiter zu ſetzen. Sie blieb in der Grotte, denn das hatte ſie dem Volke der Heimchen gelobt, als ihr endlich mit Widerſtreben erlaubt wurde, die Oberwelt wieder zu ſehen, und weilte manchen Tag ernſt und ſinnend in derſelben. Auch die kleine goldene Heerde herauszuführen und ſie auf der Matte vor der Grotte weiden zu laſſen, wurde ihr geſtattet, doch nur zu gewiſſen Tagen und Stunden, am erſten Tage des Maimondes, am Himmelfahrttage, am Pfingſtſonntage, am goldenen Sonntage und am Johannistage, zur Mittagszeit, wann am höchſten die Sonne ſtand, oder in den Mitternachtſtunden der Vorabende dieſer geweihten Feſttage. An dieſen Tagen wandelten gern ein Theil der Bewohner jener Gegend auf die Berghöhen, wie es Sitte war ſchon aus alten heidniſchen Zeiten her, und ſuchte Heilkräuter und grub zauberkräftige Wurzeln. Da geſchahe es bisweilen, daß Ilſa von den Menſchen erblickt wurde, ſie, die den Menſchen fremd geworden war, eine bleiche, ruhige und ernſte Erſcheinung, im ſchneeweißen, nimmer alternden Kleide, und manche ſahen auch ihre goldene Heerde, vermochten aber nie, wie gern ſie es gethan, ein Stück derſelben zu erhaſchen, denn der Hund hüthete die Schaafe mit den goldenen Vließen gar wachſam, und ſo wie er den leiſeſten Laut gab, hob Ilſa ihren goldenen Hirtenſtab, worauf augenblicklich Hund und Heerde unſichtbar wurden.

Wenn gute und reine Menſchen Ilſa erblickten und ihr furchtlos nahe traten, gab ſie ihnen wol auch auf Fragen, die an ſie gerichtet wurden, Antwort, doch nur auf ernſte und die ernſtes bezweckten, bisweilen auch doppelſinnig lauteten, oder warnend und abmahnend, oder prophetiſch; da erinnerte ſich das Volk, daß vor grauen Zeiten ſchon in altheiligen Götterhainen weiſſagende Prieſterinnen gewohnt, und nannte Ilſa nach jener Geſammtnamen eine Allrune. Solche Allrunen waren alle die weißen Jungfrauen, welche nach alten Sagen um verfallene Schlöſſer und in den Hainen der Burgberge wandeln und auf ihre Erlöſung hoffen. Auch Ilſa hoffte auf ihre Erlöſung aus dem Bann und Zauber der unterirdiſchen Welt und der unheimlichen Heimchen, in den ſie ſelbſt ſich gegeben, ſie wußte aber nicht, daß ihre Erlöſung aus dem Heimchenbanne an ſchier undenkbares geknüpft war.

Einſt als Ilſa wieder im Dämmerlicht ihrer Felſengrotte ſaß und ihre Heerde vor derſelben weiden ließ, trat ein irdiſches Weib auf die Matte, das war eine Bilbze oder böſe Hexe, ein Weib, welches durch heimliche Zaubermittel Schaden that an Menſchen und Vieh. Die rief Ilſa an, und ſprach: Was weileſt Du ewig einſam in Deiner Höhle hier oben, hohe Allrune? Geſelle Dich doch wieder dem Geſchlechte der Menſchen zu! Fühle menſchlich und theile mit ihnen Luſt und Leid! Liebe und werde geliebt! — Trauervoll antwortete Ilſa: Mich bindet mein Wort — ſonſt zög' ich gerne durch den Gau mit meiner Heerde!

Du darfſt nur wollen! Die Macht iſt Dein! rief die Bilbze. Schlage mit Deinem Hirtenſtabe gegen den Höhlenſpalt in der Tiefe Deiner Grotte nur ein Kreuz, ſo ſchließt er ſich alsbald für immer zu. Keines der Heimchen kann Dir folgen, und Du biſt völlig frei.

Noch zögerte Ilſa, ihres Wortes eingedenk, den Zauber zu üben, als ein Jüngling von großer Schönheit ſich zeigte, und ſie anſprach: Vertraue Dich mir an, ſchöne Jungfrau! Droben ſollſt Du thronen, in Deiner Väter Burg, die ich neu erbaue. An meiner Seite ſollſt Du herrſchen über dieſen ganzen blühenden Gau. Dieſe Frau, welche zu Dir ſprach, iſt meine Mutter, und groß iſt unſere Macht. Ilſa ſchlug mit dem Stabe das Kreuz gegen den Höhlenſpalt. Drinnen erſcholl nicht mehr das ſanfte tönen, ſondern ein klagendes Gewimmer des um ſeine goldene Heerde betrogenen Heimchenvolkes. Die Bilbze ſtieß ein widrig gellendes Jubelgeſchrei aus, und ihr Sohn ſtürzte ſich mit Heftigkeit auf Ilſa zu, und wollte ſie in ſeine Arme ſchließen. Solches thun war Ilſa fremd — ernſt hielt ſie dem Bilbzenſohne ihren Stab entgegen, und ſchlug mit ihm auch gegen den Jüngling ein Kreuz — das brach allen Zauber, und jener brach zuſammen und zeigte häßliche, abſcheuliche Geſichtszüge, er, der ſo ſchön geſchienen. Und auch die Bilbze ſtürzte nieder, wandte ſich in Zuckungen, und erſchien ganz als ein häßliches gräßliches Hexenweib.

Harre nur Deines Lohnes, Du Verruchte! Harre nur! ſchrie die Bilbze, indem ſie ſich wüthend vom Boden aufraffte, rannte dann an Ilſa vorüber nach dem Grottengrunde und hielt die Springwurz an die Felſenſpalte. Alsbald öffnete ſich wieder das Reich der Unterirdiſchen, und die Bilbze ſchrie: Heraus, ihr Heimchen! Holt eure Heerde wieder, ſtraft dieſe Wortbrüchige und Treuloſe! Straft ſie mit ewiger Sehnſucht und ewiger Täuſchung.

Schon umwimmelten die Heimchen Ilſa in Schaaren und drängten ſich zahllos zwiſchen ſie und die Bilbze ſammt deren Sohn.

Du biſt und bleibſt die unſere! ſprach der älteſte des Heimchenvolkes. Wann dereinſt keine Glocke mehr klingt, keine Kirche mehr ſteht, und böſe Menſchen wie dieſe Bilbze nicht mehr ſind, dann ſchlägt Dir die Stunde der Erlöſung;

früher nicht! So lange harre und hüthe. Den Erdentag ſchauſt Du bis dahin nicht wieder, außer einmal je nach ſieben Jahren! Da darfſt Du außerhalb unſeres Berges Dich ſammt Deiner Heerde zeigen.

Und ſo geſchah's; noch immer wird, alle ſieben Jahre zur Mittagsſtunde, auch dieſe ſo hart verwünſchte Jungfrau ſammt ihrer Heerde erblickt, einſam, bleich und traurig, im ſchneeweißen Kleide. Böſe Menſchen leben noch, und den Guten rufen noch die Kirchenglocken in die Tempel Gottes.

28.

Die verwünſchte Stadt.

Auf hohem Alpengebirge lag eine große blühende Stadt, umgeben von hochragenden Bergzackenhörnern, die ewiger Schnee bedeckte, die Stadt aber lag auf einer weithingebreiteten ſonnigen Matte, auf welcher zahlloſes Vieh weidete, denn das Volk, das jene Alpen-Stadt bewohnte, war ein Hirtenvolk, das faſt ganz abgeſondert lebte von den Bewohnern der tieferen Gegenden. Selten zog ein Wanderer oder ein Saumroß die Gebirgspfade, die über jene Hochalpen hinweg nach Wälſchland führten, ſelten ſahen die Bewohner jener Gebirgsſtadt einen Fremdling.

Eines Tages aber ſahen ſie einen fremden Wanderer durch ihren Ort ſchreiten, eine hohe ernſte Geſtalt; ſein Geſicht war bräunlich von Farbe, aber bleich, mit langem Barte, ſein Haar ſchwarz mit grau gemiſcht, ſein Gewand ein langer brauner Talar, mit einem Strick umgürtet, ſeine Fußbekleidung ſtarke Schuhe mit Riemen um die Knöchel befeſtigt. Müde ſchien der Mann und der Ruhe ſehr bedürftig, aber er trug einen Fluch, daß er ſich nicht ſetzen und weilen durfte, bevor ihn jemand ſitzen und verweilen hieß. Die Bewohner der Hochgebirgsſtadt ſahen den fremden Mann mit einer eigenen Scheu an und er flößte ihnen ein ſeltſames Grauen ein. Und der

Mann ging von Haus zu Haus, und ſtand vor jeder Thüre, und harrte, daß jemand zu ihm ſage: ſitze nieder und raſte — aber niemand ſprach ſolche Worte, wol aber ſammelte ſich des Volkes mehr und mehr, und gaffte ihn neugiervoll an. Und der müde Mann ſtand und ſeufzete.

Da trat der Stadtälteſte heran, der zugleich ein Prieſter war, der ſprach zu ihm: Höre Du fremder Mann, wer Du biſt, das wiſſen wir, und ſehen es Dir an. Du biſt kein anderer als der *ewige Jude*. Du biſt verdammt zu wandern ewiglich, weil Du den Heiland der Welt auf ſeinem Gange zum bittern Kreuzestode die kurze Ruhe auf der Steinbank vor Deinem Hauſe zu Jeruſalem verſagt haſt — darum ſo hebe Dich von hinnen aus unſerer Stadt, denn Du kannſt allda nicht weilen und darfſt nicht weilen, und wir können und dürfen Dich nicht hegen und herbergen, zu unſerem eigenen Leid. Gehe mit Gott!

Da öffnete der ewige Jude ſeine bleichen Lippen und ſprach: Ich werde gehen jetzt und ihr bleibt, ihr aber werdet vergehen und ich werde bleiben. Wann ich werde wieder kommen an dieſen Ort, ſo werde ich hier finden zwar eine Stätte, aber keine Stadt — und wann ich werde kommen zum drittenmale, ſo werde ich auch nicht mehr finden die Stätte, da eure Stadt geſtanden hat.

Alle, die das Wort hörten, erſchraken, und traten ſcheu zur Seite, als der finſtere Mann ſeinen Stab ſchüttelte, und durch ihre gedrängten Reihen ſchritt, und müden Ganges aus dem Orte wanderte, hoch hinauf in das unwirthbare Gebirge. Keiner von allen ſah ihn wieder.

Seit dieſem Tage wurde kein neues Haus mehr errichtet in jener Stadt — keine Heerde mehrte ſich — kein Kindlein wurde geboren — manches Haus ſtarb bald aus — nach einer Reihe von Jahren ſtanden viele Häuſer ganz leer und verfielen.

Von den Bergen ſtürzten Lawinen herab, und zerſchmetterten die Häuſer. Bergſtürze ereigneten ſich und mächtige Felsblöcke lagen jetzt da, wo früher in den Straßen der Stadt ein reges fröhliches Leben war. Die große weite Stadt war noch fünfzig Jahr ein Alpendorf mit weit und zerſtreut von einander liegenden Häuſern, mit dürftiger Nahrung, magern Heerden, ſiechen Bewohnern. Sie kamen nicht mehr herab zu den tiefer gelegenen Ortſchaften, und niemand ſtieg aus letzteren zu ihnen hinauf — und ſo wurde endlich alles droben wüſt und leer — und über die letzten Toten wölbte ſich kein Grabeshügel, ſondern die brechenden Häuſer begruben ſie unter Trümmern, dann begruben Steinrutſchen, welche im Alpenlande Muren heißen, wiederum jene Trümmer, oder Schlammbäche von den Berggipfeln quollen nieder und deckten alles zu.

Nach hundert Jahren kam der Wanderer wieder; an der Lage der Bergzacken umher erkannte er die Stätte, hohe Bäume waren gewachſen aus den Trümmern, hie und da ſtand noch ein Mauerreſt, man konnte aber nicht mehr recht unterſcheiden, ob es Felſen war, oder Werke von Menſchenhand. Mächtige Sträucher mit bunten Alpenblumen waren da emporgeſchoßt, wo vordeſſen Straße war, und Gras ſtand da, wo ſonſt der Menſchen friedliche Wohnſtätte geweſen.

Und der ewige Jude ſeufzete und ſprach: Was hat geſungen einſt David, der König über Israel? Er hat geſungen: Wenn Du nach des Gottloſen Stätte ſehen wirſt, wird er weg ſein.

Und hob den Fuß, und wandelte wieder raſt- und ruhelos über das Hochgebirge.

Und die Stätte jener Stadt blieb nicht dieſelbe, wie ſie die Sporen und ſprengte voran. Doth blieb zurück, und dachte tief und lange über das Gehörte nach.

Die Werra war mächtig angeſchwollen und an mehr als einer Stelle mußte die Reiſegeſellſchaft eine gefahrvolle Ueberfahrt vornehmen, da ſagte der Fürſt: „Ich will Brücken erbauen laſſen, damit die Fluth des Stromes die frommen Waller fürder nicht hindre, in Grimmenthal das Heil zu ſuchen, das von oben quillt, wie vom Gebirg dieſe Gewäſſer.“

So wurde die Bußfahrt nach dem Willen des Fürſten vollbracht, aber von fremden Wallern waren nur wenige da, doch war es auch noch nicht rechte Zeit. Der Lenz und der Sommer brachten, gleich Zugvögelſchaaren, auch die langen Wallfahrerzüge aus Süddeutſchland wieder.

3.

Mit Rieſenſchritten war die Reformation durch den Norden Deutſchlands gegangen, hatte ſich tauſende der Herzen gewonnen, und warf ihre flamgeweſen, ſie wurde immer öder, kahler, ſchauriger, doch ganz allmählig, und ſo langſam, Jahr um Jahr. Die Alpenblumenſträucher gingen aus, das Gras verdorrte, es fiel in dieſer hohen Bergregion kein Regen mehr, es fiel nur Schnee, und der ſchmolz am Ende nicht mehr hinweg, auch wenn die Sommerſonne am höchſten ſtand. Die Quellen, die von den höheren Spitzen des Gebirgs früher als reizende Waſſerfälle niederrauſchten, gefroren, und bildeten über ſich Decken von grünlichem Eis; ſie wurden zu Gletſchern, und dieſe Gletſcher wurden größer und größer und ſchoben ſich vor über die einſt ſo herrlich grünen ſonnigen Matten mehr und mehr, und bedeckten ſie ganz.

Und als der ruheloſe Wanderer, nachdem abermals hundert Jahre vergangen waren, wieder hinauf kam auf das Gebirge, da fand und erkannte er die Stätte nicht mehr, auf welcher einſt die blühende Stadt geſtanden hatte, und that ſeinen Mund auf und ſprach: Erfüllt iſt nun das Wort des Herrn Herrn, das er that durch den Mund des Propheten, ſeines Knechts: Ich will meine Hand über ſie ausſtrecken und das Land wüſte und öde machen.

Sprach es und wanderte weiter.

29.

Schab' den Rüſſel.

In einer groſʒen deutſchen Stadt war einmal eine fürſtliche Hochzeit, die herrlich ausgerichtet wurde, da gab es Aufzüge und Feſtluſtbarkeit aller Art, Gaukler und Springer und Bettelleute über alle Maaßen viel. Unter letzteren befand ſich auch ein Bettler, der ſein Almoſenheiſchen als förmliches Gewerbe trieb, gleichwohl hatte er an dieſem Feſttage kein abſonderliches Glück, denn jeder hatte mit ſich zu thun; man lief, man rannte, man ſtieß und wurde geſtoßen, drängte und wurde gedrängt, gaffte und ſchaute, und hatte keine Zeit, den Säckel zu ziehen, war auch ſelbiges gar nicht angerathen, denn wenn eine freche Hand den Säckel wegriß, ſo war er da geweſen. Das wurmte aber den Bettler über die Maaßen, daß er an dem Tage, an welchem er ſich juſt eine große Ausbeute an reichlich fallenden Almoſen verſprochen hatte, ſo gar nichts erhielt, und er murrte unwillig vor ſich hin: Iſt denn die ganze Stadt ein Dürrhof geworden? Da muß der Donner hineinfahren und der Teufel drin ſitzen! Ei ſo wollt ich doch lieber den Teufel um ein Almoſen angehen, als euch Geizrachen und Hungerleider! Wie viele Gebete habe ich nicht ſchon heute geſprochen, wie viele Litaneien herunter gehaspelt, und nicht einmal Gelegenheit gehabt, zu ſagen: küſſ' die Hand Euer Gnaden, vergelt's Gott!

Während der Bettler ſo murrte, ging ein kleines hinkendes Männlein in einem grünen Sammtröcklein an ihm vorüber, das trug einen ſchwarzen ſpaniſchen Hut, und darauf eine rothe Feder, und ſchaute ſich halb um nach dem Bettler, wobei ein ſcharfblitzendes Auge, und eine ſehr ſtattliche, ſtark gebogene Adlernaſe ſichtbar wurde. Der Bettler vergaß auf der Stelle ſeinen Vorſatz, niemanden an dieſem Tage ferner anzuſprechen, ſchritt vielmehr dem kleinen Grünrock nach, drängte ſich an ihn, hielt ihm ſeinen Schlapphut vor, und begann ſeinen Bettlerſermon in Form eines Stoßgebetes. Der Grünrock zog ein grimmiges Geſicht, und rief mit heiſerer Stimme dem Bettler zu: Halte gleich Dein Maul, Du Lump! Mit ſolcherlei Redensarten gewinnſt Du mir nichts ab. Du weißt nicht, Wen Du um ein Almoſen angehſt, und haſt's doch vorhin gelobt!

Mit dieſen Worten ſchritt der Grünrock in einen Straßenwinkel, in welchem man freier ſtehen konnte, weil das Volksgewimmel in der Straße raſtlos vorüber wogte, und der Bettler folgte ihm, weil er ſah, daß der Grüne in die Taſche griff, auf alle Fälle, um aus derſelben eine Gabe für ihn hervorzuholen. Dieſes that letzterer denn auch, er zog eine kleine eiſerne Raspel mit kurzem Holzſtiel hervor und ſagte: Dieß kleine Werkzeug kann und wird all Deiner Noth ein Ende machen, wenn Du meinem Rathe folgen willſt. Du brauchſt damit nur einmal über die Lippen zu ſtreichen, und zu ſagen: „Schab' den Rüſſel," ſo fällt Dir ein Geldſtück vom Maule. Da aber umſonſt nur der Tod nach dem Sprüchwort iſt, und das Sprüchwort zumal ein Lug, denn der Tod koſtet das Leben, ſo wirſt Du es billig finden, daß ich auch von Dir einiges begehre.

Was Eure Gnaden nur befehlen! Ich ſtehe zu Dienſt! rief vor Freude zitternd der Bettler, und blickte unverwandt nach der neuen eiſernen Raspel.

Du darfſt erſtens keine Reimgebetlein mehr ſprechen, überhaupt hinführo weder beten noch betteln, darfſt in keine Kirche gehen, darfſt nicht heirathen, und nach ſieben Jahren muß Deine Seele mein ſein. Wenn Dich jemand mit Schimpfreden antaſtet, wenn ein Richter einen Dir ungünſtigen Spruch fällt, wenn einer Dir was nachredet, das Dir übel gefällt, dann ziehe nur dieſe Raspel aus der Taſche und ſprich, ohne ſie an Deine Lippen zu bringen: Schab' den Rüſſel, ſo wird ſie jenen Dir übelwollenden dermaßen über das Maul fahren, wie ein ſtets Recht habender Amtmann dem armen Bäuerlein, und ſie werden ſelbiges dann ganz ſicherlich halten.

Obwohl der Bettler nun merkte, wer dieſer gewiſſe Grünrock war, und ihn eine Gänſehaut bei dieſer Wahrnehmung überlief, ſo erſchien ihm das Anerbieten doch ſo übel nicht, denn Geld war ihm das höchſte, und um ſeine Seele hatte er ſich nie ſonderlich bekümmert. Gebet und Kirchengehen zu meiden, fiel ihm auch nicht ſchwer, denn bei ſeinen Gebeten, die er beim Betteln mechaniſch herleierte, hatte er ſich niemals etwas gedacht, und ſein Kirchenſtand war immer außen, vor den Kirchenthüren geweſen. Er ſagte alſo zu, und der Grünrock ſagte, er wolle am andern Morgen zu ihm kommen und die Verſchreibung mitbringen, zur Unterſchrift — um Lebens und Sterbens Willen, denn etwas roth auf weiß müſſe er haben, und wenn der Bettler den Pakt nicht gewiſſenhaft halte, ſo verfalle die Seele dem Grünen dann alsbald. Das Kunſtſtück mit dem Schab' den Rüſſel, um Geld zu erzielen, ſetzte der Grüne noch hinzu: kann des Tages nur einmal, und zwar blos früh nüchtern ausgeübt werden.

Der Grünrock hinkte hinweg und verlor ſich bald unter dem Volksgewimmel, der Bettler aber hielt beſtändig die Hand auf ſeiner linken Hoſentaſche, in welche ihm jener die Raspel geſteckt hatte, daß nicht etwa ein Taſchendieb ſie ihm ſtibitze, ging gegen ſeine Gewohnheit dieſen Abend in kein Wirthshaus, und konnte vor Erwartung die ganze Nacht nicht ſchlafen. Er hatte die Raspel in ein Tüchlein gebunden und ſich um den Hals, um ja nicht darum zu kommen.

Mit dem Morgengrauen war er ſchon auf, holte eine Schüſſel, zog die Raspel hervor, ſtrich ſie über ſein breites Maul, und ſprach: Schab' den Rüſſel! — Plautz, plumpte ein funkelnagelneuer Kremnitzer klingend in die Schüſſel — indeß fuhr zugleich etwas Haut von der Lippe. Aber der Strolch achtete nicht den Schmerz; er arbeitete wie ein Schloſſer mit der Feile auf ſeinem Maule herum; Schab' den Rüſſel, ſchab' den Rüſſel, ſchab' den Rüſſel! — das ging ganz flott, und es fiel förmlich ein goldener Regen, wie in der heidniſchen Götterfabel, als Zeus der Danaë ſeine Aufwartung machte, nur wiſſen die Gelehrten leider nicht ſo recht eigentlich zu ſagen, ob es jenesmals auch Kremnitzer regnete, oder ob es vielleicht Regenbogenſchüſſelchen geweſen ſind.

Jetzt blutete dem Raspelkünſtler das Maul ziemlich arg, und da kam der Grünrock, und hatte ein Pergament und eine friſch, aber verkehrt geſchnittene Feder, die dunkte er auf ſeines Mannes blutende Lippen wie in ein rothes Tintenfaß, und jener mußte ſeinen Namen unter den Vertrag ſetzen — worauf alsbald der Grüne wieder verſchwand und den Pakt mit ſich hinweg nahm, zuvor aber ließ er ein Büchschen mit Lippenpomade zurück, die mehr nach Schwefel als nach Roſenöl roch, um die kleinen Wunden zuzuheilen, und fügte noch die

Warnung hinzu, nicht gar zu häufigen Gebrauch von der Raspel zu machen, ſonſt werde der Raspler ſtätig ein böſes Maul haben, und mit nichts mehr, als mit einem ſolchen, mache man ſich der Polizei verdächtig und werde gar nicht gut angeſchrieben.

Andern Tages hatte der Kremnitzer Goldmund einen gräulichen Grind auf ſeinen Lippen, aber er hatte, ſeiner Meinung nach, noch lange nicht genug Kremnitzer, fing daher aufs neue an, ſeinen Rüſſel zu ſchaben, daß es nur ſo in die Schüſſel praſſelte; er litt freilich dabei abſcheuliche Schmerzen, und die Lippen ſchwollen ihm auf wie zwei braune theilweiſe beim braten zerplatzte Bratwürſte, aber er gewann doch vieles Gold. Er konnte nur mit verbundenem Munde ausgehen, ging indeſſen doch Abends in ein Zechhaus, und ließ einige ſeiner Goldvögelein fliegen, ſchlemmte und war fröhlich mit ſeinen vormaligen Bettelbrüdern, gleichwol ſpotteten dieſe ihn aus über ſein Schwartenmaul; er müſſe des Teufels Großmutter geküßt haben! ſagten ſie, und als ihn das ärgerte, ſo zog er die Raspel hervor, ſprach heimlich und leiſe Schab den Rüſſel, und plötzlich tanzte unſichtbar die Raspel dem Zechgeſellen, der den Witz geriſſen, auf den Lippen herum, ohne daß aber Gold herunterfiel, daß derſelbe vor Schmerz laut auf ſchrie — worauf ſich jener zurückzog und ſich ſelbſt das Wort gab, fortan ſolche gemeine Geſellſchaft zu meiden. Er ließ nun die Raspel ſo viel er's irgend aushalten konnte, auf ſeinem Maule fleißig arbeiten, und begann den Aufbau eines neuen Hauſes, den er eifrig betrieb. Ueber die Thüre ließ er ſchreiben „Zum Schab' den Rüſſel," und nahm den vornehmen Namen Chryſoſtomus an, welcher zu deutſch Goldmund lautet.

Herr Chryſoſtomus zum Schab' den Rüſſel wurde immer reicher und reicher, und es war nur Schade, daß er ſtets mit verbundenem Munde ging, weshalb ſich die Mär im Volke verbreitete, ſein Mund ſei kein Mund, ſondern ein kleiner Saurüſſel, aber von Golde, davon ſchabe er immer fort ab, und daher rühre ſein Reichthum. Weil er nun keinem Armen etwas gab, ſo kam die Redensart auf, die ſich hernachmals im ganzen deutſchen Reiche verbreitete, die jeden geizigen Reichen einen ſchäbigen Mann nennt.

Herr Chryſoſtomus zum Schab' den Rüſſel lebte herrlich und in Freuden; wer ihm was zuwider that oder ſagte, den ließ er tüchtig von der Raspel bearbeiten, ſo daß alle auf der Stelle das Maul hielten, und ſelbſt die Polizei, als ſie ihm ob ſeines eigenen böſen Maules zum erſtenmale zu Leibe wollte, wurde derartig geraspelt, daß ſie ſich nimmer wieder an Herrn von Chryſoſtomus zum Schab' den Rüſſel zu vergreifen wagte.

So gingen die ſieben Jahre herum, und da kam der Grünrock wieder, willens, nun die verfallene Seele in Empfang zu nehmen. Der Thürſteher des Herrn Grafen Chryſoſtomus von und zum Schab' den Rüſſel wollte den Grünen nicht zu ſeinem Herrn laſſen, weil er ihn für einen vacirenden Jäger hielt, der kleine Grünrock aber unterſtellte dem großen Thürſteher ein Bein, daß er hinplumpte wie ein Nußſack.

Seine Erlaucht, der Herr Graf lagen auf dem Sopha, laſen die Zeitung, hatten neben ſich etwelche Fläſchchen Ungarwein ſtehen, und rauchten türkiſchen Tabak, als der Grünrock in das herrlich ausgeſchmückte Spiegelzimmer trat.

Was giebt's? Was ſoll es? fragten der Herr Graf in übler Laune, daß jemand ſich unterfing, unangemeldet einzutreten. Man wende ſich an den Kammerdiener!

Habe mit Dir ſelbſt zu ſprechen, mein Wertheſter! entgegnete der Grünrock. Deine Zeit iſt um! Hier iſt der Pakt. Auf, zum Abmarſch! Jetzt heißt es nicht mehr Schab' den Rüſſel, ſondern Schab' ab! —

Seine Erlaucht, der Herr Graf von und zum Schab' den Rüſſel ſitzten ein viereckiges Lorgnettenglas, das an einer Schnur hing, vor das rechte Auge, und blinzten damit nach dem Grünrocke hin, indem Hochdieſelben einmal gähnten und dann ſprachen: Was? Zeit? Pakt? Abmarſch? Schab' den Rüſſel! — Dummheit!

So wie des Herrn Grafen Erlaucht das Wort Schab' den Rüſſel ausſprachen, fuhr die Raspel dem Grünrock über das Maul und raspelte dieſes, daß ihm hören und ſehen verging. Der dumme Teufel, kein anderer war der Grünrock, hatte vergeſſen, die Eigenſchaft des Rüſſelſchabers dieſem nicht als eine allgemeine zu verleihen — der Herr Graf trommelten mit den Fingern der linken Hand auf dem Tiſch einen Schottiſchen im Zweivierteltakt und brummten dazu:

Schab' den Rüſſel, ſchab' den Rüſſel, ſchab' den Rüſſel! Hopſaſa!
Schab' den Rüſſel, ſchab' den Rüſſel, ſchab' den Rüſſel! Trallalla!

und dem Teufel wurde übel und weh bei dieſem Tanze, er ſchrie, daß das ganze Haus zum Schab' den Rüſſel erbebte, und endlich fiel er auf die Kniee und bat des Herrn Grafen erlauchte Gnaden fußfällig um Gnade und Einhalt.

Des Herr Grafen Erlauchtblieſen dem Teufel eine Wolke von türkiſchem Tabakdampf in das Geſicht, und ſtreckten, ohne ihre liegende Stellung zu verändern, ihre Hand aus, indem ſie nur die zwei Worte ſagte: Meinen Pakt! worauf der Teufel den Pakt hinreichte. Der Herr Graf überzeugten ſich, daß es der rechte ſei, und nicht etwa ein untergeſchobener, dann zerriſſen hochdieſelben ganz gemächlich das Pergament mit ihrer rothen Namensunterſchrift und ſprachen: So mag es gut ſein! Sei ſo gut, wiſche Dir das Maul, und triff das Loch. Die Raspel aber läßt Du mir zum Andenken, ich will ſie bei löblicher Polizei — Halte Dein Maul, alberner Narr! — unterbrach ihn der Teufel — das hätteſt Du eher ſagen müſſen. Der Pakt iſt zerriſſen, und die Raspel iſt wieder mein.

Für ſolch ein unſchätzbares Werkzeug, wie ſie, bekomme ich ganz andere Seelen, wie die Deine iſt, Du Lump! O daß ich an Dich könnte! Aber harre nur, und wehe Dir, wenn Du einſt doch zu mir kommſt — da will ich auch ſagen, an dem Orte, wo Heulen und Zähneklappern iſt: Schab' den Rüſſel. —

30.

Der redende Eſel.

Auf einem hohen waldreichen Gebirge hauſte ein mächtiger Berggeiſt, der gerne die Menſchen neckte, die Böſen häufig ſtrafte, und ihnen allerlei ſchlimmen Schabernack ſpielte, guten Leuten aber hülfreich war, wenn auch ſeine Hülfe einen abenteuerlichen Beiſchmack hatte, und allerlei Schrecken oder Angſt vorherging, ehe die Hülfe eintrat. So ſchritt einſt ein armer Händler mit vielen Glaswaaren, die er in einer auf dem Gebirge gelegenen Glashütte zum Weiterverkauf eingehandelt hatte, von den Bergen zu Thale, und berechnete, wie jenes Milchmädchen in der Fabel, den Gewinn, den er aus ſeinen Gläſern ziehen wollte. So viel aus den Kolben und Retorten, die ein Apotheker beſtellt hatte, der das doppelte des Einkaufspreiſes bezahlen ſollte, ſo viel an den runden Lichtkugeln für die Werkſtätten der Schuhmacher, ſo viel an Wein- und Waſſerflaſchen, wie die Gaſtwirthe bedürfen, und da kam ein hübſches Gewinnſümmchen heraus; auch war der Glaſer klüger, wie jenes Milchmädchen, er hüpfte nicht bei dem Gedanken an ſeinen Gewinn in die Höhe, ſondern achtete auf ſeinen Weg, der ziemlich ſteil und uneben war, und auf ſeine Laſt, die nicht leicht war.

Unſichtbar begleitete den Glasmann der Berggeiſt, und hörte menden Morgenſtrahlen weit in den deutſchen Süden hinein. Viele der Fürſten und Mächtigen des Reichs hingen ſchon der Lehre Luthers an, deſſen großer Stern ſo glänzend aufgegangen war, deſſen Name auf Ruhmesflügeln über den Erdkreis und durch ſein Jahrhundert zog, nur Fürſt Wilhelm von Henneberg war einer der trotzigſten Gegner der neuen Lehre, ſtarr und feſthaltend an den alten Formen und Glaubensſatzungen und entgegenſtrebend dem Licht, nach dem die Welt verlangte. Auch er war mit auf dem Reichstag zu Worms, er ſah den großen, gehaßten Mann, hörte deſſen freudiges Bekenntniß — auch ihm nöthigte Luther Achtung ab, aber keine Liebe. Wilhelm blieb ſich in feindlicher Geſinnung gegen den Reformator gleich. Da verſchwand Luther, und ein dumpfes Gerücht ging umher und eine ſchwere Beſchuldigung wurde laut, der eifrig päpſtlich geſinnte Fürſt Wilhelm habe ihn heimlich aufheben laſſen, und werde ihn dem Papſt überliefern, um für ſolchen Liebesdienſt ſeinem Sohn Johann die fuldaiſche Abtwürde zu gewinnen. Dieſes Gerücht machte dem Fürſten viele Feinde, und deſſen im Selbſtgeſpräche laut ausgeſprochene Gedanken; da nun der Mann auf etwas mehr Gewinn ſann, als ihm eigentlich gebührte, ſo war der Geiſt gleich darauf bedacht, ihm einen Poſſen zu ſpielen und einen Schrecken in die Glieder zu jagen. Er verwandelte ſich eine Strecke voraus in einen ſichtbaren alten, glatt abgeſägten Baumſtrunk unterhalb einer recht ſteilen Wegſtelle, die man mit Recht eine Kniebreche nennen konnte, in einen Strunk, der ſo recht einladend zum ausruhen dicht am Wege ſtand. Der Glasmann wandelte vorſichtig an der ſteilen Stelle nieder, und es wurde ihm dieſes abwärtsſteigen mit ſeiner Laſt ungleich beſchwerlicher, als wenn er bergan hätte ſteigen müſſen, daher that ihm Noth, ein wenig auszuruhen, und da erblickte er den alten Baumſturzel, und ſetzte ſich ſammt ſeiner Glaskraxe darauf. In dieſem Augenblicke verſchwand der in den Strunk verwandelte Berggeiſt, und der Glasmann ſtürzte hart zu Boden ſammt ſeiner Laſt, und letztere zerklirrte in tauſend Scherben. Nicht ein Stück blieb ganz.

Ach Gott! Ach Gott! ſchrie der Glashändler und gerieth ganz außer ſich. Welch ein Schrecken, welch ein Verluſt! Der Mann geberdete ſich, als ob er ſich das Leben nehmen wollte. Anderes Glas holen konnte er nicht, denn er hatte kein Geld mehr, und auf Berg gaben ſie ihm nichts in der Glashütte, und ſein ſauer verdientes Bißchen Geld, das er in neuen Glaswaaren angelegt hatte, — hier lag es in Scherben.

Da ritt ein junger Geſell auf einem Eſel pfeifend und ſingend vom Gebirge nieder, der ſtieß auf den jammernden Mann, und fragte ihn, warum er ſo weine und klage? Dem erzählte nun jener das ihm widerfahrene Unheil und der Wanderer fragte ihn, wie hoch er ſeinen Verluſt und Schaden anſchlüge?

Ach, acht bis neun Thaler zuverſichtlich ſammt dem, was ich an der zerbrochenen Waare hätte verdienen können! rechnete jener ſeufzend aus.

Ich möchte Dir gern helfen, armer Tropf, ſprach der Eſelreiter, aber ich habe ſelbſt kein Geld. Doch weißt Du was, da drunten im Thale wohnt ein Müller, der iſt ein Schalk, und zugleich ein Gaſtwirth, er mißt, daß den Kunden die Augen übergehen, und ebenſo unchriſtlich mißt und ſchnürt er auch, wenn jemand bei ihm einkehrt. Er iſt die Habſucht und Gewinnſucht ſelbſt, und zur Strafe ſoll der Dir Dein Glas erſetzen.

Wie wäre das möglich, daß ein geiziger und habſüchtiger Mann dieß von freien Stücken thäte? fragte der Glashändler, indem er neben dem Reitenden weiter ſchritt, und gefällig da, wo es ſteil hinabging deſſen Eſel am Zaume führte.

Von freien Stücken? fragte mit höhniſchem Lächeln der Reitende. Nein, mein guter Geſelle! Von freien Stücken thut es der Müller nicht, deß bin ich ſicher. Aber er muß es dennoch thun. Wir wollen ihm meinen Eſel verkaufen, der iſt unter Brüdern ſeine zehn bis zwölf Thaler werth, wenn er nun für neun Thaler den Eſel bekommt, ſo ſchlägt er freudig auf den Handel ein und giebt uns noch obendrein freie Zeche.

Ja — aber — lieber Herr — fragte der Glasmann kleinlaut: — Ihr wollt doch nicht — Euern Eſel — mir zu Liebe —? —

Dem Müller verkaufen? ergänzte der Reiter. Ei warum denn nicht, mein guter Geſelle? Darauf kommt es mir nicht an; ich weiß noch mehr Eſel.

Der Glasmann gab ſich nicht ſogleich dem Glauben an das in Ausſicht geſtellte Glück hin. Es ſchien ihm ganz unglaublich, daß ein Menſch, der, wie er ſelbſt geſagt, kein Geld hatte, zu ſeinen Gunſten ſich eines ſchätzbaren Eſels berauben werde — er wußte freilich nicht, daß der Eſelbeſitzer kein anderer war, als der neckiſche Berggeiſt, der ihn erſt zu Fall gebracht und ſeinen Schaden verurſacht hatte.

Bald war die Mühle erreicht, der Müller ſtand ſchon in der Thüre und freute ſich, die Fremden kommen zu ſehen, auch blickte er mit Wohlgefallen auf den ſtattlichen, äußerſt gut genährten Eſel hin. So glatt und kräftig, wie dieſer, ſahen die Eſel in ſeiner Mühle keineswegs aus. Die Gäſte ließen ſich Brot und Wurſt und Bier geben, ein Wort gab das andere, der Glaſer erzählte ſein Unglück und der Müller wollte ſich vor Schadenfreude todt darüber lachen; er lachte, daß er ſich ſeinen kugelrunden Bauch halten mußte, und daß er förmlich ſtäubte.

Das verdroß und ärgerte den Glasmann über alle Maßen, doch bedeutete ihm ein Blick des Reiſenden, ſich ganz ruhig zu verhalten.

Als der Müller genug gelacht hatte, iahte der draußen vor der Thüre angebundene Eſel des Fremden, worauf der Müller das Geſpräch alsbald auf dieſen lenkte. Ein hübſcher Kerl, fürwahr, Euer Eſel! Wie alt?

Vier Jahre! — Wie theuer? — Nicht feil!

Schade! Ich hätt' ihn brauchen können; vorige Woche iſt mir einer krepirt.

Werdet ihn zu gut gefüttert haben, Müller! — ſtichelte der Fremde.

Oho — juſtement das Gegentheil! verſchnappte ſich der Müller.

So? Da ſollte mich mein Eſel dauern, wenn er in Eure Hände käme. Mein Eſel iſt gewohnt, gut zu eſſen.

Ja doch! verbeſſerte ſich der Müller. Bei mir ſoll es ihm auch nicht fehlen. Ich wollte nur ſagen, daß der meine nicht mehr freſſen wollte, und deshalb drauf ging. Ich geb' euch ſieben Thaler.

Oho! Weiter fehlte mir nichts! ſpottete der Eſelbeſitzer. Wo denkt Ihr hin, Müller? Solch ein prachtvoller Eſel und ſieben Thaler? Pfui! Nicht um zwölf Thaler iſt er mir feil.

Im Müller erwachte eine wahre Eſelhabſucht. Acht Thaler geb' ich! rief er, fuhr in die Taſche und klingelte mit hartem Gelde.

Gebt eilfe, und der Handel iſt gemacht!

Nein! Neun! ſchrie der Müller. Das iſt mein letztes Wort. —

Und mein letztes iſt zehn, dabei bleibt es, und freie Zeche! ſprach der Eſelbeſitzer.

Der Müller kraute ſich hinter den Ohren, wollte noch abdingen, aber der Fremde blieb unerſchütterlich.

Freie Zeche und zehn Thaler, nicht einen Groſchen, nicht einen Pfennig, nicht einen Heller weniger!

Ihr ſeid ein Mann von Stein! klagte der Müller. —

O ja, ſagt doch lieber von einem ganzen Gebirge! höhnte der Fremde.

Der Müller mußte den Eſel haben, und zählte ächzend und krächzend zehn Thaler auf den Tiſch, aber keineswegs in harten Thalern, ſondern in eitel Groſchen und verſchimmelten dünnen Zweigroſchenſtücken, ſogenannten Blechkappen, an denen Mehl und Grünſpan hingen. Vergnügt ſtrich der Fremde, nachdem es einigemal überzählt war, das Geld ein, that es in ein ledernes Beutelchen, und legte daſſelbe in die Hand ſeines Begleiters, als der Müller voller Freude bereits hinaus gerannt war, ſeinen Eſel in den Stall zu führen. Der Glasmann war ganz überraſcht über die Gabe — wollte danken, aber der Fremde ſprach: Spar' allen Dank. Neun Thaler war ich Dir ſchuldig, den zehnten nimm für Deinen Schreck. Jetzt gehe in den Stall und ſchaue, was der Müller treibt, und fahre wohl! Wenn der Müller fragt, wo ich hin ſei, ſo ſage ihm nur, ich ſei über die Höhe.

Der hoch erfreute Glasmann nahm ſeine Scherben-Kraxe auf den Rücken, und verfügte ſich über den Hof nach dem Stalle, wo der neugekaufte Eſel bereits abgezäumt an der Krippe ſtand; mit eigener Hand hatte der Müller dieſem friſche Haide untergeſtreut, und trug jetzt ein großes Bündel duftiges zartes Gebirgsheu im Arme, das er dem Eſel in der Krippe ausbreitete.

Wie wunderte ſich aber der Glasmann, und wie heftig erſchrak der Müller, als der Eſel den letzteren mit einem unausſprechlichen Blicke anſah, mit dem Kopfe ſchüttelte und mit den langen Ohren bedenklich wackelte, heißen Odem ausſtieß, und endlich das breite Maul aufthat, und mit tiefer Stimme ſprach: Du guter Menſch, guter Müller — es thut mir leid, aber ich eſſe kein Habaheu! Ich eſſe nur Gebackenes und Gebratenes! —

Voll Entſetzen ſtürzte der Müller aus dem Stalle, rannte den Glasmann an der Thüre faſt über den Haufen, und ſchrie: Der Teufel iſt im Stalle! Wo iſt der nichtsnutzige Kerl, der mir einen Spuk verkaufte?

Der iſt über die Höhe! rief der Glasmann, und lachte jetzt ſo ſehr, als vorhin der Müller über ihn gelacht hatte.

Der Müller rief alle ſeine Leute zuſammen, und ſchrie immerfort vom redenden Eſel, denn da er nicht weit in der Welt herum gekommen war, er auch nicht zu den Genoſſen einer jüngeren Zeitperiode zählte, ſo war es ihm etwas ganz unerhörtes, einen Eſel reden zu hören; ſeine Leute aber glaubten, er ſei übergeſchnappt. Jetzt führte er ſie alle nach dem Stalle, den Eſel zu zeigen, aber ſiehe, an deſſen Stelle hing eine Schütte Stroh an der Halfter vor der Eſelskrippe, und der Müller verſicherte nun hoch und theuer, daß er ſelbſt ein geſchlagener Eſel ſei.

Der Glasmann aber ging ſeine Wege, ſegnete den Berggeiſt und gönnte von Herzen dem ſchadenfrohen Müller den eigenen Schaden und Aerger.

31.

Der fromme Ritter.

Es war einmal ein tapferer Rittersmann, der war gar ehrbar und fromm, männlich im Streite, gottesfürchtig daheim. Wenn er von ſeiner Burg ausritt, oder zu ihr hinritt, führte ihn der Weg jedesmal über einen großen Leichenacker, auf welchem ſchon in uralten Heidenzeiten die Todten aus dem ganzen Gau verbrannt worden waren, deren Aſche man dann in hohen Hügeln beiſetzte; ſpäter war dort eine Schlacht geſchlagen worden, und man hatte die in derſelben Gefallenen ebenfalls an Ort und Stelle beerdigt; in der chriſtlichen Zeit war eine Gottesackerkirche dorthin gebaut worden, und eine Anzahl nahe liegender Dorfgemeinden begrub nahe derſelben, wo auch der Weg nach des Ritters Burg vorüberführte, ihre Verſtorbenen. — So oft nun der fromme Ritter zum Kampfe ritt oder wenn er heimkehrte, ſprach er jedesmal, wenn er an der Todtenkirche vorüberkam, ein Gebet für die Ruhe der Todten.

So ritt er furchtlos und gottgetroſt zu jeder Tages- oder Nachtzeit über den ſtillen Leichenacker, im Dunkel der Nacht, oder im klaren Mondſcheine, der die weißen Grabſteine hell beleuchtete, und mit ſeinem Silberſchimmer die ſeitwärts gelegenen, uralten grünen Hünenhügel überſpann.

Eines Tage war der fromme Ritter auch ausgezogen und hatte ſeine Geſchäfte verrichtet, als ihm gegen Abend eine feindliche Schaar auf ſeinem Heimwege in einem Hinterhalte auflauerte, und ihn plötzlich mit Macht angriff. Zwar fürchtete er ſich keineswegs, zog vielmehr ſeine gute Wehre und vertheidigte ſich tapfer gegen ſeine Widerſacher, allein er war nur ein Mann und jener waren viele, daher blieb ihm nichts übrig, als Flucht, zu der er raſch ſein treues Roß wendete. Aber alsbald war die ganze Schaar ſeiner Verfolger hinter ihm her, mit wildem Geſchrei und toben, und der fliehende Ritter mußte auf Tod und Leben reiten; es war eine wilde Jagd. Da erreichte der Fliehende das Todtenfeld, darüber reitend er ſo oft gebetet hatte: Aus der Tiefe rufe ich Herr zu Dir! die Worte des einhundertundeinunddreißigſten Pſalms, den man für die Ruhe und den Frieden der Todten betet, und zur Vergebung der Sünden. Dieſesmal aber vermochte der Ritter nicht, den ganzen Pſalm zu ſprechen, er ſprach nur in ſeiner Angſt: Aus der Tiefe — aus der Tiefe —

Und ſiehe, da ſtieg es aus der Tiefe — aus den Männergräbern, ſchaarenweis, die bleichen Gerippe, die hohen Hünen, die entſchlafenen Mannen, und hoben bewehrte Arme, und ſtanden zwiſchen dem fliehenden Ritter, und zwiſchen ſeinen Feinden und Verfolgern, eine beinerne Mauer, und jenen ergrauſete die Seele und die Roſſe ſcheuten und ſprangen, ſich bäumend zurück.

Sicher kam der fromme Ritter zurück nach ſeiner feſten Burg, und nie wieder wagten ſeine Feinde, ihm aufzulauern. Die Todten, für die er gebetet, hatten ihn dankbar und treu geſchirmt.

32.

Der wandernde Stab.

In ein Wirthshaus auf einſamer Haide im Norden trat eines Tages ein Mann von ernſtem Ausſehen. Sein Geſicht war fahl und grau wie Aſche, und ſein Gewand war braun, wie friſche Graberde. In der Hand trug er einen Stab von feſtem dunkeln Holze. Dieſen Stab ſtellte er in eine Ecke der Wirthsſtube. Im Wirthshauſe wohnte nur eine alte Frau mit einem Knaben von etwa vierzehn Jahren, nebſt einem Knechte und einer Magd. Dieſe beiden Leute waren draußen beſchäftigt; in der Wirthsſtube war niemand als die Wirthin und ihr junger Sohn.

Der düſtere Wanderer heiſchte einen kleinen Imbiß, und die Wirthin ging, dieſen herbei zu holen. Der Wanderer blieb allein mit dem Knaben, aber er beachtete den letzteren nicht, ſondern trat an ein Fenſter, das gen Morgen gerichtet war, und ſeufzte, und ſtand lange daran, und ſtarrte hinaus, über die öde Fläche des Haidelandes.

Der Knabe betrachtete unterdeß mit Neugier den Stab des Fremden. Am Handgriffe dieſes Stabes war mit Silberſtiften die Figur eines Kreuzes alſo eingeſchlagen

dieſe Stifte glänzten gar hell, wie neu, und dieſer Stock reizte den Knaben; ſeine Neugier wandelte ſich in Habgier um. Schon blickte er nach dem Fremden, der unbeweglich an dem Fenſter ſtand — ſchon ſtreckte Jacob, ſo hieß der Wirthin junger Sohn, die Hand nach dem Stabe aus. Gleich daneben ſtand eine alte, hohe Wanduhr mit braunem, geſchnitztem Gehäuſe. Leiſe drehte Jacob am Thürgriffe des Uhrgehäuſes, leiſe öffnete er deſſen Thüre, leiſe faßte er den Stab, und es zitterte ſeine Hand, als er ihn berührte, aber er nahm ihn, und ſtellte ihn in das Uhrgehäuſe, und ſchloß die Thüre wieder. Der Stab war weg.

Jetzt trat die Wirthin, Jacobs Mutter, ein, und brachte was der Fremde begehrt hatte. Hinter ihr ſchlüpfte Jacob aus der Stube.

So — hier wäre es! ſagte die Wirthin zu ihrem einzigen Gaſte. Geſegne es Euch Gott! Setzt euch doch! — Der Fremde neigte ſein Haupt zum Zeichen des Dankes, er nahm das Glas, netzte ſeine bleichen Lippen, aber er ſetzte ſich nicht. Der alten Frau kam ein Grauen an vor dem Manne; draußen begann ſchon die Abenddämmerung.

Die Wirthin wünſchte nicht, daß der Fremdling unter ihrem Dache weile, gleichwohl fragte ſie: Wollt Ihr hier nachten? Schier iſt's Abend! Seid Ihr nicht müde, da Ihr Euch nicht ſetzt? —

Kann nicht bleiben, muß weiter, muß wandern — wer fragt, ob ich müde bin? Oh! — war die dumpfe Antwort.

Der Wirthin grauſete noch mehr. Der Fremde legte ein Stück Geld auf den Tiſch — die Wirthin griff nicht danach. Jetzt ging jener nach der Thüre zu, griff in die Ecke und fragte: Wo iſt mein Wanderſtab?

Hattet Ihr einen Stab? fragte die Wirthin.

Ich hatte einen Stab, und ſtellte ihn in dieſe Ecke! antwortete der hohe dunkle Mann mit hohler Stimme.

er war, als er es vernahm, ſehr zornig darüber und vertheidigte ſich mit Wort und Schrift gegen dieſen böslichen Verdacht, und nannte Erzböſewichter und Verläumder alle die es ausgeſtreut und verbreitet. Auch rechtfertigte bald die Zeit den Fürſten von jener falſchen Beſchuldigung, dennoch aber blieb er der Lehre Luthers abhold und bekämpfte die Anhänger derſelben in ſeinem Lande und ſuchte ihre Ausbreitung gewaltſam zu unterdrücken. Doch wer kann dem Morgenroth gebieten, nicht aufzuglühen, wer kann ſagen zu dem Tag: Komme nicht, und zur Nacht: Weile noch? —

Im Grimmenthal war wieder großer Wallfahrtstag und Meßmarkt, und mancherlei Volk, andächtiges und frivoles, trieb ſich daſelbſt durch einander. Jene allgemeine Andachtgluth, die einſt vor den ſieben Altären aus tauſend Herzen brannte, war verlodert, und die freigebigen Hände mangelten, die ſo reichlich, ſelbſtaufopfernd, der Kirche geopfert hatten. Mit betrübten Mienen zählten der Vicar Chriſtoph Genelin und der Obermaßfelder Schultheiß als Mitverweſer des kirchlichen Gutes das in die

Mein Gott! Wo könnte er denn hin ſein? rief das erſchrockene Weib. Sucht ihn — vielleicht irrtet Ihr Euch? Stelltet den Stock anderswo hin?

Er iſt hinweg. Er bringt der Hand deſſen, der ihn nahm, kein Glück! — ſprach darauf jener dumpf und gereizt. — Genommen? rief die Wirthin heftig. Wer ſollte ihn genommen haben? Es war ja niemand hier als Ihr und ich — und — da ſteckte ſie.

Und Euer Sohn! ergänzte der Fremde.

Gott im Himmel! ſchrie die Frau auf — und lief alsbald aus der Stube, und rief, daß es durch das ganze Haus gellte: Jacob! Jacob!

Jacob antwortete nicht — er hatte ſich verſteckt und wußte, weshalb ihn die Mutter rief, und fürchtete ſich.

Athemlos kam dieſe zurück, und ſprach: Ich höre und ſehe nichts von dem Jungen — ich weiß nicht, that er's oder that er's nicht? Doch harret nur noch einen Augenblick!

Die Wirthin ging in die Kammer, und kam gleich darauf mit einem zwar alten aber ſchönen Stabe zurück, den ſie dem Fremden reichte. Da — nehmt einſtweilen den Gehſtock meines ſeligen Mannes — Ihr ſprecht doch wol einmal wieder hier ein! Findet ſich der Eure, ſo gebt Ihr mir dieſen dagegen zurück.

Ich dank' Euch, Wirthin! ſprach der fremde Mann, und ging. Es war ſchon ſehr düſter, Nebel ſchwebten über den Haideſtrecken — in ſie hinein ſchritt der bleiche Wanderer.

Der Wirthin ward leichter um das Herz, als dieſer unheimliche Gaſt ihr Haus verlaſſen hatte. Sie nahm das von ihm zurückgelaſſene Geld — es war eine uralte kleine Silbermünze; die Frau kannte weder Schrift noch Gepräge; ſie konnte nicht wiſſen, daß die Münze unter der Regierung des

Römer-Kaiſers Titus geweiht worden war, deſſelben Kaiſers, welcher Jeruſalem zerſtörte.

Leiſe ging jetzt die Thüre auf — ſchüchtern drehte Jacob ſich in die Stube herein. Unglücksſohn! kreiſchte ihm die Mutter entgegen. Sprich, nahmſt Du des Fremden Stock?

Jacob ſchwieg — halb aus Trotz und halb aus Angſt vor ſeiner Mutter Zorn und ihrer ſtrengen Strafe.

Du ſchweigſt — alſo nahmſt Du ihn, Du gottvergeſſener Bube! ſchalt die Wirthin. Wo iſt der Stock? Wohin ſchleppteſt Du ihn? Gleich nimm ihn und ſpringe damit dem Fremden nach, und laß Dir von ihm Deines ſeligen Vaters Sonntagsſtock wiedergeben, mit dem er in die Kirche ging, und den ich dem Fremden lieh, damit er nicht ſage, daß er in meinem Hauſe beſtohlen worden ſei, durch mein Kind beſtohlen!

Jacob war ein verſtockter Knabe — er blieb ſtumm, er regte kein Glied, er ſagte kein Wort, ſeine Mutter mochte ſchelten wie ſie wollte, bis ſie in Zorn gerieth, ihn heftig ſchlug und ohne Abendbrot ihn zu Bette gehen ließ. —

Am andern Tage, als die Wirthin in der Küche beſchäftigt war, drehte Jacob am Riegelgriff des Uhrgehäuſes und öffnete die Thüre und langte hinein, und zog den Stab heraus. Mit Wohlgefallen betrachtete er ihn, und doch auch mit Scheu, denn die ſieben Silberſtifte funkelten gar ſo ſonderbar, und der Stab war ſo eiskalt, wie eine ſtarre Schlange, und gleichwohl war es, als lebe der Stab. Unwillkürlich zog es Jacob, an dieſem Stabe zu gehen, und er ging mit ihm — und ging — und ging — weit, weit von hinnen — über die Haiden hin — längſt ſah er nicht mehr ſein Vaterhaus. Raſtlos regte ſich der Stab in Jacobs Hand — gegen ſeinen Willen — und Schauer des Todes durchrieſelten den Knaben. Wohin, wohin führte, wohin zwang ihn der Stab? Gehen,

gehen mußte er fort und fort, nicht ruhen noch raſten konnte er, an keiner Stelle, an keiner Quelle.

Endlich als der Tag ſich neigte, als die Nebel wieder über den öden menſchenleeren Haiden ſchwebten, da ſtand im grauen Nebeldämmer ſchier geſpenſtig vor Jacobs Blick ein düſteres Gehöft, auf das er zuſchritt, und endlich ganz verwundert gewahrte, daß er zu Hauſe ſei.

Uebel und mißgelaunt empfing ihn ſeine Mutter; ſie hatte geglaubt, er ſei davon gelaufen, hatte ſich ſehr geängſtigt, hatte Knecht und Magd ausgeſendet, ihn zu ſuchen, und faſt alle Arbeit eines Tages war verſäumt worden. Dergleichen ſieht niemand gern in einem fleißigen Haushalte. Jacob aber war ſo müde, o ſo müde; er wankte auf ſein Bette zu und fiel halbohnmächtig darauf nieder; der Stab entſank ſeiner Hand, ohne daß Jacob es wahrnahm, die Mutter hob den Stab nicht auf, ihr graute vor demſelben.

Eine Woche verging; der Stab ſtand ſtill im Gehäuſe der alten Wanduhr. Jacob entſann ſich nicht, ihn wiederum dort hinein verborgen zu haben, und hütete ſich wol, ihn wieder anzurühren, doch ſah er ihn von Zeit zu Zeit an, und Schauer überrieſelten ihn bei dem Anblick. Im Dunkel des braunen Uhrgehäuſes leuchteten hell wie Diamanten die ſieben ein Kreuz bildenden Punkte.

Ein Freitag war's, gleich jenem Tage, an welchem Jacob des fremden Wandersmannes Stab heimlich genommen und verſteckt hatte, und ſiehe da, mit einemmale war der Stab in Jacobs Hand, ohne daß letzterer ſie nach erſterem ausgeſtreckt, und Jacob mußte wieder wandern, wandern wie das vorige mal, raſtlos, ruhelos, bis am Himmel die Sternlein zu leuchten begannen. Und dann kam Jacob ſchlagerdenmüde wieder nach Hauſe, matt und zitternd, bleich im Geſichte, und redete nicht. Und wenn er redete, ſo war es ſchaurig zu hören. Durch Dörfer ſei er gekommen, und habe allen Leuten, die ihm in denſelben begegnet, gleich anſehen können, ob ſie noch ſelben Jahres ſterben würden oder nicht; den Häuſern habe er es angeſehen, daß nächſtens Feuersbrünſte ſie verzehren, Fluren, daß der Hagel ſie treffen werde.

Jeden Freitag mußte Jacob wandern — der Stab zwang ihn, mußte ſehen alles kommende Weh und Leid aller Orten, wohin der Stab ihn führte, und dann kündete er es daheim der Mutter, der Magd und dem Knechte, und dieſe kündeten es den einkehrenden Gäſten.

Jacob und ſeine Mutter verwünſchten tauſend und abertauſendmal den wandernden Stab. Die Mutter ſann auf Rath, wie der Sohn des Stabes ſich entledigen ſolle, und Jacob befolgte den Rath. Auf einer der nächſten Wanderungen trat Jacob in ein Gaſthaus, ſtellte den Stab in eine Ecke, verzehrte etwas, zahlte, und ging hinweg — ohne den Stab mitzunehmen. Er war aber noch nicht dreißig Schritte gegangen, ſo kam ihm der Wirth nachgelaufen, ſchrie überlaut: He! he! Halt! — und als er näher kam rief er: Ihr habt Euern Stecken vergeſſen! und warf Jacob den Stab nach, der ſich alsbald von ſelbſt in deſſen Hand verfügte.

Jacob ſtand am rauſchenden Bach! Ha, jetzt hab' ich's — dachte Jacob erfreut — und da flog vom Steg der Stab in die rollende Fluth. Es war als winde ſich in dieſer der Stab wie eine braune Schlange.

Der läuft mir nun nicht wieder nach! rief Jacob, und erleichterten Herzens kehrte er heim.

Nicht lange war Jacob das Herz leicht; nicht länger bis er im Dunkel des Uhrgehäuſes das Siebengeſtirn des Kreuzes unheimlich blinken und funkeln ſah.

Jetzt gab — denn mehr und mehr wurde Jacobs Unglück beſprochen — die Magd auch einen Rath. Vernagelt den Rumpelkaſten! rieth ſie: ſo iſt der Gais geſteuert. Ob die Uhr geht oder nicht, iſt all eins. —

Das war ein recht guter Rath, ſchade nur, daß er vergeblich war. Als der nächſte Freitag kam, war der Stab in Jacobs Hand, dieſer wußte gar nicht wie? aber er mußte wandern — wandern — wandern — vom Morgen bis zum Abend — und kam nach Hauſe, müder und elender denn je zuvor.

Wenn mir ſolches Hexenunglück zuſtieße, ſprach Velten, der kluge Knecht: ich wüßte lange, was ich thäte. Ich hieb den Stecken in Stücke, Punktum!

Auch dieſer Rath wurde verſucht, ob er ſich vielleicht erprobe. Leider that er das nicht — in Stücke zerſprang allerdings etwas, aber nicht der Stab, ſondern nur die Axt, mit welcher Jacob Hiebe auf erſteren führte, und wie gelähmt ſank ſeine Hand, die den Stiel der Axt machtlos zu Boden fallen ließ.

Wandern, wandern! Jeden und jeden Freitag, den Gott werden ließ — körperſchwach, ſeelenkrank, der Verzweiflung nahe. Wandern und vorausſehen alles Uebermaaß des menſchlichen Elends, das ſonſt wohlthätig dem Auge der Sterblichen eine allweiſe Gottheit verbirgt. Kriegerſchaaren, welche die Ortſchaften verheerten, Ströme, die ſie überflutheten, Heerden mit deren Leichnamen die Peſt die Fluren düngte, alles grauenvolle, was die nächſte Zukunft bringen ſollte, ſah Jacob voraus.

Einſt kam er in ein Dorf, darin ein Brand lohete, Haus um Haus ergriff die Flamme, von einem Dache ſprang ſie zum andern Dache. Wieder durchblitzte ein Gedanke Jacobs

Seele. In die Flammenlohe den Stab! Und da flog der Stab — blieb hängen an einem brennenden Dachſparren und wurde rothglühend, dann weiß, und die Silberſtifte des Kreuzes flammten bläulich. Jacob ging ohne Stab nach Hauſe.

Da ſchnarrte die Wanduhr, da ging ihre Thüre von ſelbſt auf, ſpottend der Nägel, mit denen ſie zugeſchlagen war — da ſtand der Stab — unverſehrt. Ohnmächtig ſank Jacob in die Arme ſeiner Mutter — er war vernichtet, und ſie ſank mit der theuern Laſt, die ſie nicht aufrecht zu halten vermochte, auf ihre Kniee nieder, und betete heiß und innig, und ſchrie jammernd zum Himmel auf.

Jacob wanderte, *mußte* wandern, weit aber konnte er nicht mehr wandern — ſeine Kraft war erſchöpft, der matte Quell ſeines Lebens begann zu verſiechen.

Zweiundfünfzig Male hatte Jacob wandern müſſen, *müſſen*, ob er ſtand oder lag, es riß der Stab ihn von dannen, ob er die ganze Woche über todesmatt kein Glied zu rühren vermochte — am Freitag erfolgte die Wanderſchaft. Doch war der Stab barmherzig, er führte auf kürzern und immer kürzern Wegen ihn um das Vaterhaus; zuletzt war Jacob ſo ſterbensmatt, daß er zu einem Gange von einer Stunde einen vollen Tag brauchte, denn raſcher ſich fortzuſchleppen, war ihm unmöglich, er glich einem zitternden Greiſe von neunzig Jahren, und die Farbe ſeines Angeſichtes glich der Aſche.

Jacob glaubte, daß er endlich ſterben werde, und ſeine Mutter und alle die ihn ſahen, glaubten das nämliche, Jacob hoffte es.

Da kam am Tage von dem dreiundfünfzigſten Freitag ein Traum über Jacob. Er ſah ganz lebhaft, als ob es wirklich geſchähe, die Thüre der alten Wanduhr aufgehen, den Stab heraus, und an das Bette treten, darin Jacob lag.

Und da hub der Stab an zu ſprechen.

Jacob, ſprach er: ich bin ein ſehr alter Stab. Mit mir in ſeiner Hand ging der Erzvater, nach deſſen Namen Du genannt biſt, über den Jordan. Ich ruhete in Moſes Hand, da Moſes mit Gott ſprach, und ward zur Schlange, und wiederum zum Stabe. Ich ruhete in Aarons Hand, und ward wieder zur Schlange und verſchlang die Schlangenſtäbe der Zauberer Pharaonis. Und wieder ward ich aufgehoben von Moſis Hand und das rothe Meer theilte ſich unter mir. Zweimal ſchlug Moſes mit mir an den dürren Fels, und es ſprang Waſſer aus dem Felſen der Wüſte und tränkte die Verdürſteten, beide, Menſchen und Thiere. Weſſen Stab ich nun bin, das kannſt Du, Knabe, nicht faſſen. Du haſt große Sünde gethan, daß Du dem armen Wanderer ſeinen Stab und ſeine Stütze heimlich entwendet haſt, dafür haſt Du wandern müſſen im finſtern Thale, und haſt koſten müſſen des Lebens Bitterkeit. Aber fortan wird der Herr Deine Seele erquicken, und Dich führen auf rechter Straße, um ſeines Namens Willen. Des Herrn Stecken und Stab wird Dich tröſten.

Als der Stab alſo geſprochen hatte, war es, als umwehten Jacob Flügel der Engel mit Himmelsruhe. Er fühlte keine Ermüdung mehr, er ſchlummerte ein, er erwachte, wie neugeboren.

Da brach der Freitagmorgen an — es war ein Charfreitag. Jacob glaubte jeden Augenblick, er werde die Wanderung wieder beginnen müſſen, aber der Stab kam nicht in ſeine Hand.

Gegen Abend ſprach Jacob ſanft und fromm mit ſeiner Mutter, von erhabenen und göttlichen Dingen, die Kinder noch nicht verſtehen. Da ging die Thüre auf, und ein hoher dunkler Wanderer trat ein, und grüßte: Friede ſei mit euch!

Schauer durchbebten Mutter und Sohn, beide kannten den Wanderer.

Und da that ſich die Thüre des Wanduhrſchrankes auf, und der Stab ſchwebte heraus und in des Fremdlings Hand. Hell durch die abendliche Düſterniß leuchtete das Kreuz am Stabe. Der Fremdling aber ſprach noch einmal: Friede ſei mit euch! und wandte ſich, und ging. In die Seelen von Mutter und Sohn zog heiliger Friede. Der Stab Wehe war wieder von ihnen genommen.

33.

Die Wünſchdinger.

Es war einmal am Nordlandsmeere ein Seekönig, der gebot über vieles Land und viele Schiffe, und hatte drei Söhne, die zu ihren Jünglingsjahren gekommen waren, die ſollten nun hinaus in die See, tapfere Thaten thun, Muth erproben, und Gut erwerben. Da ließ der König drei neue, große, ſtattliche Schiffe bauen und wohl bemannen und ausrüſten, ſchenkte jedem ſeiner Söhne eines dieſer Schiffe, und fragte nun den älteſten Sohn: Was gedenkſt Du zu beginnen mit dem Schiffe, das ich Dir ſchenkte?

Damit, mein Herr Vater, antwortete der älteſte Seekönigsſohn: gedenke ich weit über Meer nach Oſten zu fahren, und Schätze zu gewinnen von fernen Küſten und Inſeln. —

Wohl gethan! ſprach der König. Fahre hin und fahre wohl!

Hierauf fragte er ſeinen zweiten Sohn: Was gedenkeſt Du mit dem Schiffe zu thun, das ich Dir ſchenkte? —

Damit, mein Herr Vater, antwortete der mittelſte Seekönigsſohn: gedenke ich weit über Meer gen Weſten zu fahren, neue Lande und Inſeln zu entdecken, und von ihren Schätzen ein gutes Theil heimzuführen.

Wohlgethan! ſprach auch zu dieſem Sohne der König: Fahre auch Du hin, und fahre wohl!

Nun wandte ſich der König zu ſeinem dritten Sohne, und fragte: Was gedenkſt Du mit dem Schiffe zu thun, das ich Dir geſchenkt habe?

Ich gedenke, mein gnädiger König, Herr und Vater — antwortete der jüngſte Seekönigsſohn: damit auf Abenteuer auszuziehen, und mich Eures hohen Namens und Eurer Liebe würdig zu zeigen, wohin mich auch mein Fahrzeug trage, ſo wie immerdar.

Dieſe Antwort überraſchte den König, weil er ſie nicht ſo erwartet hatte, doch ließe ſich nichts dagegen ſagen, er ſprach daher: Soll mich freuen! Fahre hin und fahre wohl! —

Nun wurde ein Abſchiedbanket gehalten, und darauf gingen die drei Königsſöhne zur See. Eine Zeitlang fuhren ſie mit ihren drei Schiffen gemeinſchaftlich zuſammen, als ſie aber in die hohe See kamen, da trennten ſie ſich — nach Oſten, Weſten und Süden. Der nach Oſten fuhr, kam in das Silberland, allwo es Rubel ſchneite, und füllte ſein Schiff mit Silber, ſo viel es zu tragen vermochte. Der zweite, der nach Weſten geſegelt war, hatte eine ungleich längere Fahrt, kam aber in das Goldland, das man Eldorado nannte, und es gelang ihm, ſein ganzes Schiff mit Golde zu befrachten, ſo viel es immer tragen konnte. Beide Brüder fuhren der eine mit ſeinem Silberſchiffe, der andere mit ſeinem Goldſchiffe wieder heimwärts nach ihres Vaters Schloſſe, allwo ſie wohlbehalten wieder anlangten und freudig empfangen wurden.

Der dritte Bruder, der nach Süden zu geſteuert war, fand weder ein Silberland noch ein Goldland, überhaupt ſchier gar kein Land, und ſchon gingen auf ſeinem Schiffe die Nahrungsmittel aus. Endlich gewahrte er von fern einen kleinen dun-

Opferſtöcke eingekommene Geld, und hatten dabei Gelegenheit, ſeufzend der alten, guten Zeit zu gedenken, obgleich ſie noch immer einen Geldſchatz von eintauſendfünfhundert Gulden fanden, ohne die geſpendeten Kleinodien, Kleider, Schmuck, Wachs und dergleichen. Es war ihnen aber dennoch zu wenig. Auch der guten, hölzernen Maria von Grimmenthal mußte es zu wenig und ihre Betrübniß über die Abnahme der Spenden und die neue ketzeriſche Lehre mußte ſehr groß ſeyn, denn einige andächtige, gläubige Seelen, die vor ihr im Gebet lagen, nahmen mit frommen Schauder wahr, daß ihr die hellen Thränen über die Wangen floſſen. Ein neues Mirakel.

Der ſchwarze Jonas war auch im Grimmenthal und bettelte, aber er forderte nicht mehr durch begeiſterte Rhapſodien das gläubige Volk zur Andacht auf, ſondern ſtreckte ſich faul und gemächlich auf der Bank unter der Linde aus, und als alles Volk ſich die Kunde des neuen Wunders zurief und in die Kirche ſtrömte, die Madonna weinen zu ſehen, lachte er und murmelte vor ſich hin: „Meinetwegen kein Punkt, auf den er losſteuerte, und hoffte mit Zuverſicht, dort mindeſtens ein Brodland zu finden, aber als er näher kam, ſah er, daß es eine wüſte Inſel war, von Korallenriffen umgeben, voll ſteiler ſchroffer Klippen und unwirthbarer Felſen; es war das Hungerleiderland, mindeſtens, wenn es auch nicht ſo hieß, denn es ſchien von gar niemand bewohnt zu ſein, ſtand auch auf keiner Land- oder Seekarte, nannte der Königsſohn dieſe unwirthbare Inſel ſo, nachdem er drei Tage auf derſelben herumgeirrt war, für ſich und ſeine Mannſchaften Nahrung zu entdecken und nichts gefunden hatte. Vor Hunger fiel er am dritten Tage um und lag in Ohnmacht. Aus dieſer erwachend, ſah er eine holde Jungfrau vor ſich ſtehen, die ihn mit Antheil betrachtete, und ihn fragte: Wer biſt denn Du, und wo kommſt denn Du hierher?

Ach! ächzte der Königsſohn: wäre ich doch lieber nicht hierher gekommen. Ich bin ein Prinz, der nichts zu eſſen hat, und komme um vor Hunger!

Ei, wenn Dir ſonſt nichts fehlt, dafür kann ich ſchon thun! Folge mir, mein Prinz! ſprach das Mädchen und dem Königsſohne klangen deſſen Worte wie Muſik.

Seine junge Führerin brachte ihn zu einem Häuschen, in welches beide eintraten, da ſaß ein altes Spinnfrauchen und war fleißig am Rocken, und das Mägdlein ſprach zu der Alten: Liebes Mütterlein, hier iſt ein junger Prinz, der Hunger hat; wollen ihn eſſen und trinken laſſen!

Mit Nichten, denke nicht daran! entgegnete die Alte. Wünſchtüchlein iſt wohl im Schreine verſchloſſen. Geb's nicht heraus, nicht heraus! —

Aber da fing die Tochter der Alten an zu weinen und ſich kläglich zu gebehrden, und rief: Ich hab's ihm doch verſprochen! Ich muß ihm Wort halten! Bitte, bitte, bitte ſchön, gieb das Wünſchtüchlein heraus! — Darauf ſchloß die Alte einen Schrein auf und brachte ein leinen Tüchlein hervor, das war wunderſam künſtlich ausgenäht nach uralter Art, und hatte geſteppte Franzen. Das breitete die Alte auf den Tiſch und murmelte die Worte:

Decke Dich, mein Wünſchtüchelein
Für einen Mann mit Speiſ' und Wein.

Kaum hatte ſie das geſagt, ſo ſtand und lag auf dem Wünſchtüchlein Brot und Salz, Baizbraten und anderer Braten, gekochter Blaukohl und anderer Kohl, und eine Flaſche Wein nebſt Glas, und Meſſer und Gabel. — So gut, wie es ihm dieſesmal ſchmeckte, hatte es dem Königsſohne ſelbſt in ſeines Vaters Schloſſe noch nie geſchmeckt. Als er ſatt war, trank er unter Worten des Dankes die Geſundheit ſeiner beiden Wohlthäterinnen und ging nach ſeinem Schiffe zu, um ehebaldigſt weiter zu fahren. Da kam ihm das junge Mädchen nach, und rief: Nimm mich mit — ich ſterbe ohne Dich! Er aber antwortete: Liebes, gutes Kind — mitnehmen kann ich Dich nicht, ich würde Dich nur ins Verderben führen, geht es mir aber wieder gut, ſo komme ich und hole Dich ab.

Nun, ſo halte Dein Wort! ſprach das Mädchen, und nimm zum Andenken das Wünſchtüchlein, und brauche es ſo, wie Du es meine Mutter haſt brauchen ſehen! Verwahre es gut, und vergiß mein nicht! —

Der Königsſohn nahm hocherfreut das werthe Wünſchding in Empfang, und ging auf ſein Schiff, wo die Mannſchaft klägliche Geſichter ſchnitt, vor eitel Hunger, und ſchon davon murmelte, das Loos zu werfen und einen aus ihrer Mitte in Braten und Kochwildpret zu verwandeln. Der Königsſohn aber lachte, ließ eine große Tafel auf das Verdeck ſchaffen, breitete das Tüchlein darauf und ſprach:

Decke Dich mein, Wünſchtüchelein
Für alle die Meinen mit Speiſ' und Wein.

Da machte die Mannſchaft einmal Augen, wie die Tafel ſich füllte mit Schweinebraten und anderem Braten, Gartenſalat und Gurkenſalat, Kuhkäſe und anderem Käſe, Portwein und anderem Wein. Das war ein wahres Feſteſſen, und fröhlich ſtach man wieder in See. Gegen Abend wurde an einer anderen Inſel angelandet, welche der Königsſohn ebenfalls unterſuchte. Er fand ſie gleichfalls unbewohnt, und unwirthbar, wurde vom umherwandern hungrig und müde, ſetzte ſich daher an einen paſſenden Ort auf den Raſen, breitete ſein Wünſchtüchlein aus und nahm eine Mahlzeit ein. Da kam auf einmal ein Mann gegangen, der blieb verwundert ſtehen, und ſprach: Wie? Ihr ſpeiſet hier vollauf, und ich, der ich vom Sturm an dieſe Hungerinſel verſchlagen bin, falle vor Hunger faſt um! —

Seid mein Gaſt! ſprach freundlich der Königsſohn, und ließ ſich das Tüchlein vom friſchen decken, erzählt auch dem Manne, wie er zu demſelben gekommen ſei.

Ach ja — ſagte der Fremde: es giebt ſolche Wünſchdinger, nicht alle helfen einem aber etwas. Sehet hier meinen Stab, das iſt auch ein Wünſchding. Drehe ich den Knopf ab, und ſage: Hundert — oder tauſend — oder hunderttauſend Mann, zu Fuß oder zu Pferde, ſo ſind ſie da, und thun, was ich will, und drehe ich den Knopf wieder auf, ſo ſind ſie hinweg. Was hab' ich aber davon? Was nützen mir Kriegsmannſchaften, wenn ich ſie nicht ernähren kann? Soldaten wollen auch leben — und wenn man ſelbſt nichts hat, wie dann? Da lob' ich mir ſo ein braves Wünſchtüchlein, um das gäb ich gleich den Wünſchelſtab.

Nun, da könnten wir ja tauſchen, wenn es Euch recht wäre! ſprach der Königsſohn.

Ihr kommt in der That meinem heimlichen Wunſche zuvor, edler Freund! rief erfreut der Fremde und der Tauſch erfolgte auf der Stelle, worauf die beiden ſich trennten. Aber nach einer kleinen Weile drehte der Königsſohn den Stockknopf ab und rief: Hundert Mann zu Pferde! Da raſſelten die Reiter heran. Holt mir ſchnell mein Wünſchtüchlein! gebot der König, und wie der Wind vollzog die Mannſchaft ſeinen Befehl, wie der Wind war ſie zurück, und ſchwenkte das Tüchlein als Standarte. Da breitete der Prinz das Kleinod aus und rief:

Decke Dich, mein Wünſchtüchelein
Für hundert Mann mit Speiſ' und Wein.

und ließ die Mannſchaft ſich ſatt eſſen und ſatt trinken, wofür ſie ihn hoch und abermals hoch und noch einmal hoch leben ließ. Hierauf bedankte ſich der Prinz recht ſchön und ſchraubte ſeinen Stockknopf wieder auf, und alsbald verſchwand die Mannſchaft.

Hierauf begab ſich der glückliche Beſitzer der zwei Wünſchdinger wieder auf ſein Schiff, und fuhr weiter, und landete am nächſten Tage an einer dritten Inſel, auf welcher er wieder umherging, Abenteuer zu ſuchen. Auf dieſer Inſel begegnete ihm ein altes Frauchen, das war in einen bunten Mantel von lauter einzelnen Lappen zuſammengeſteppt gehüllt, und ſah ſehr elend aus, und ächzte: Ach, ich falle bald um vor Hunger und Durſt, ich habe ſeit zwei Tagen nichts genoſſen. Habt ihr nicht etwas Brot bei euch?

Nein, altes Mütterlein, antwortete der Prinz: Mit Brod trage ich mich nicht. Möchtet Ihr nicht ſonſt etwas haben von Nahrung? Ich kann euch geben, was Ihr wünſcht! -

Ei du meine Güte! rief das Frauchen: Wenn ich doch nur ein Schälchen Kaffee hätte! Es iſt mir gar zu hohl im Leibe!

Da zog der Königsſohn ſein Kleinod hervor, breitete es aus und ſprach:

Decke Dich, mein Wunſchtüchelein
Für uns zwei mit Kaffee, Frühſtück und Wein.

Da deckte ſich das Tüchlein mit Taſſen und Tellern, mit Kaffeekännchen, Sahnekännchen und Milchkännchen, alles warm, mit Semmeln und Kuchen, Brottorte und Biscuittorte, mit Rohrzucker und Kandiszucker, mit Butter und Honig, mit weſtphäliſchem Schinken und pommerſcher Gänſebruſt, mit Malagawein und Cyperwein. Da lachte das alte Frauchen im ganzen Geſicht, und ſchläckte was das Zeug hielt, und wurde ganz luſtig, und warf ihren Mantel in die Höhe; da flogen alle Läppchen einzeln auseinander und fielen rings umher auf die Inſel, und wo ein gelbes oder rothes Läppchen hinfiel, da ſtand ein ſtattliches Schloß oder eine Villa, wo ein grünes lag, wurde ein Park, wo ein blaues, ein ſchöner See, da war auf einmal die öde Inſel in ein Paradieß verwandelt. Das gefiel dem Königsſohn über die Maaßen wohl, und er ſprach zu dem Frauchen: Um dieſes Kleinod, wie Euer Mantel iſt, könnte ich Euch fürwahr beneiden.

Ja ja — er iſt recht hübſch, erwiederte die Alte: was hilft mir aber der ſchönſte See, wenn nichts weiter darin iſt als Waſſer, was der größeſte Park, wenn das Wild darin nicht gebraten iſt, und was das herrlichſte Schloß, wenn man in ſelbigem keinen Kaffee und nichts zu ſchnabuliren bekommt? Euer Wünſchtüchlein wäre mir traun faſt lieber.

So laßt uns die Wünſchdinger tauſchen! ſchlug der Prinz vor, und das war die Alte gleich zufrieden, klatſchte in die Hände, da wurden die Schlöſſer, die Parke, die See'n alle wieder bunte Läppchen, und ſetzten ſich als Mantel zuſammen, den gab das Frauchen in des Prinzen Hand und nahm erfreut aus der ſeinen das Wünſchtüchlein.

Sie war noch nicht weit, ſo ſchraubte jener wieder den Knopf von ſeinem Wünſchelſtabe ab, befahl hundert Mann und ſein Tüchlein wieder, und auf der Stelle wurde ſein Befehl vollzogen. Hierauf begab ſich der Königsſohn wieder auf ſein Schiff und ſegelte weiter. Am nächſtfolgenden Tage wurde abermals eine ſüdliche Inſel entdeckt, auf welcher der Königsſohn umherſtrich. Er fand keine Schätze darauf, ging ſich jedoch müde, und ſchlummerte an einer ſchönen Stelle in einem Wäldchen ein.

Da weckten ihn wunderſamſchöne Violinſaitenklänge, er erhob ſich und ſahe über ſich auf einem Felſen einen Geigenſpieler ſitzen, den er grüßte und ihm ſeinen höchſten Beifall bezeugte. Der Violiniſt nahm die Anerkennung des Königsſohnes als eine wohlverdiente Huldigung ſehr artig auf. Er ſagte: Ich freue mich, daß Ihr ein ſo richtiges Urtheil und einen ſo guten Geſchmack habt. Die Geige iſt die Königin aller Inſtrumente; wer nicht geigen kann, iſt ein Tropf, und ich bin hinwiederum der König aller Geigenſpieler; alle Violiniſten der ganzen Welt ſind nur Stümper gegen mich; wenn ich auf einer einzigen Saite nur ſtreiche, man nennt ſie die G-Saite, ſo werden die Menſchen verrückt und verzückt, ſchließen die Augen, fallen vor Wonne um und werden hin. Wenn ich aber die A-Saite ſtreiche, ſo kommen ſie wieder zu ſich, und ſchreien alle Ah! ah! und werden wüthend vor Entzücken und Narrheit, und gebehrden ſich, als ob die Erde und die geſammte Menſchheit nichts edleres, beſſeres und erhabeneres hervorbringen könne, als ſolch ein bischen Ohren- und Sinnenkitzel, weßhalb ich auch die Narren alle tief verachte, und mich mit meiner Geige, nachdem ich mit Geld und Schätzen von dem dummen Volke überhäuft worden bin, in dieſe Einöde zurückgezogen habe, wo ich nur mir ſelbſt lebe, mich ſelbſt höre und mich anbete, denn eigentlich bin ich ein Gott,. mindeſtens iſt mir das, als ich mich früher vor den Völkern hören ließ, häufig zugeſchrieen worden, abſonderlich von verzückten Weibern, die nicht wußten, daß meine Geige eine Wünſchelgeige iſt, auf welcher ſich alles, was ich im Sinne habe, das erhabenſte, kühnſte, zarteſte, phantaſtiſchſte und tollſte von ſelbſt abſpielt, ſobald ich es nur wünſche.

Das läßt ſich in jeder Beziehung hören! ſprach der Prinz. Fürwahr, ich verehre Euch und Eure Geige, doch würdet Ihr mich ſehr zu Danke verpflichten, wenn Ihr mir einen Imbis reichen wolltet; ich bin hungrig und durſtig, und fand auf dieſer Inſel nicht das mindeſte genießbare.

O Mann des Erdenthumes! rief der Geiger. Alſo meine Töne zu hören, war Euch kein Genuß? Nach Irdiſchem nur ſteht Euer ſinnen und begehren? Wahrhaftig, Ihr thut mir leid. Zu eſſen und zu trinken giebt es hier kaum hinreichend ſo viel, als mein ſchwacher irdiſcher Leib ſelbſt bedarf. Gar zu gern möchte ich einmal wieder ein Glas Champagner trinken, der ſonſt an meiner Künſtlertafel in Strömen floß, wenn die, welche mich bewirthet, mich vergötterten — davon iſt hier keine Rede.

Hm, hm! machte bedenklich der Königsſohn. So iſt es doch gut, daß es außer der Euren auch noch andere ſchöne Künſte giebt, dieweil zwar die Virtuoſen, aber nicht die Menſchheit von Tönen zur Genüge ſatt werden. Ich zum Beiſpiel bin ein Eßkünſtler, ein Koch, und da es Euch hier an guten Sachen gebricht, und ihr mich ſo ſchön erquickt habt, ſo will ich Euch nun auch meine Kunſt ſehen laſſen, und lade Euch bei mir zu Gaſte. —

Wo denn? fragte der Geiger. Gleich hier zur Stelle! antwortete der Prinz, zog ſein Kleinod, breitete es aus und ſprach:

Decke Dich mein Wünſchtüchelein
Für zwei Künſtler mit Frühſtück und beſtem Wein.

Da entwickelte das Tüchlein eine Tugend, wie noch nie; da kamen Lachs und Caviar, Sardinen und Anchovis, Bremer Bricken und friſche Matjes Häringe, Hummern und Auſtern auf den Tiſch, und Silleri-Champagner, feinſter Burgunder, Xeres und Syracuſer kamen zum Vorſchein, und die beiden ließen ſich's über die Maßen ſchmecken, und der Geiger wurde ganz fidel, ſchänkte ſein Glas voll Champagner, daß es ſtark überſchäumte, ſtieß mit dem Prinzen an, und jauchzte: Sollſt leben, Koch! Sollſt mein Bruder ſein! — Bruder! — Du biſt auch ein Gott!

Das kann ich alle Tage haben — lachte der Königsſohn. Alle Tage? lallte der Virtuoſe. Höre — Bruder — laß uns tau — tauſchen, gieb mir das Wünſchtüchlein — gebe Dir meine Geige dafür — ſchlag' ein, Bruderherz! Alle Tage! Juhu! Alle Tage — ein Gott! — Ein Götterleben!

Der Königsſohn ging den Tauſch ein, nahm die Geige, gab das Tüchlein und ging. Der Geiger nahm das Tüchlein, verwechſelte es in ſeiner Götterſeligkeit mit einem Naſtuch, ſchneuzte ſich hinein, ſtolperte, fiel und entſchlief, und es war an einem einzigen Manne genug, den der Königsſohn ſandte, das Tüchlein wieder von ihm zu holen.

Jetzt beſchloß nun der Prinz die Heimreiſe anzutreten. Dieſelbe ging ganz glücklich von Statten, und nach langer Fahrt wurde die Küſte, die zum Lande des Seekönigs gehörte, erreicht, und der Prinz gelangte in die Nähe des Schloſſes ſeines Vaters. Da es aber bereits Nacht geworden war, ſo wollte er keine Störung veranlaſſen, ſondern ſuchte ſich im Wildparke nahe dem Schloſſe ein ſchönes Plätzchen, allwo er ſich niederlegte und ſchlief.

Am nächſten Morgen hatte der König eine Jagd im Wildparke anberaumt, um für ſeine Tafel einen Hirſch, einiges Dammwild und einige Faſanen, die ſich überflüſſig vermehrten, zu ſchießen. Da witterten die Jagdhunde im Parke einen Fremden und ſtürmten kliffend und klaffend nach dem Baume, unter dem der Schläfer lag, da ſie aber nahe kamen, rochen ſie ihm gleich an, daß er der Königsſohn war, ein Kunſtſtück, das nur Hundenaſen möglich iſt, und ſchweifwedelten, ſchlugen Burzelbäume vor Freude, und wälzten ſich im Graſe, und trieben ein tolles Weſen. Der König hörte den Hundelärm und kam nun ſelbſt zum Baume, und fand, daß ſich alldort ſein jüngſter Prinz vom Schlummer erhob, von den Hunden auf das freudigſte bewillkommnet. Aber der König war keineswegs erfreut über das Ausſehen ſeines jüngſten Prinzen, vielmehr ſagte er: Ei ſiehe, da biſt Du ja wieder, und ſchauſt aus wie einer, dem die Hunde das Brot genommen. Ich vermeine nicht, daß Du Schätze erworben und mitgebracht, und lebte doch zeither der frohen Hoffnung, daß Du, indem Dein älteſter Bruder in das Silberland, der zweite in das Goldland gekommen, in das Diamantenland gelangt ſeieſt, und von dort mit reicher Fracht zurückkommen würdeſt, was mir Freude gemacht, und dem Lande zum Nutzen gedient hätte, denn ich bin in einen ſchändlichen Krieg verwickelt mit dem Nachbar meines Reiches, der mich hart bedrängt, und mir bereits viele Orte und Schlöſſer zerſtört hat. Alles Silber und alles Geld, welches Deine älteren Brüder mit zur Heimath gebracht, iſt aufgegangen für Rüſtung und Erhaltung meines Kriegsheeres, und dieſes Kriegsheer iſt in mehreren Schlachten ſchon geſchlagen worden, ſo daß die nächſte Ausſicht die iſt, daß unſer Feind mein Reich ganz erobert und uns vom Thron und Lande jagt.

Solches wird nicht ſein, mein gnädigſter König, Vater und Herr! erwiederte der jüngſte Prinz. Wir werden dieſen Dingen eine neue Wendung geben, laſſet uns nur gleich aufbrechen nach dem Lager des Feindes, ohne alle Mannſchaft! —

So? ſagte der König und ſeine älteren Söhne. Wir ſollen uns ſelbſt dem Leuen in den Rachen liefern? Du biſt wohl unter die Mittagslinie gefahren, und die Aequatorſonne hat Dir Dein Hirn verbrannt? Etwas weniges verrückt biſt Du jedenfalls geworden.

Selbiges wird ſich zeigen, ſprach der jüngſte Königsſohn. Indem ſo kamen Eilboten mit der Nachricht, daß der Feind mit ſtarker Heeresmacht von drei Seiten zugleich eingefallen ſei und im raſchen Anmarſch begriffen, und da meinte der König und ſeine beiden älteren Prinzen, es bliebe ſomit nur die vierte Seite zur Flucht übrig. Davon wollte aber der jüngſte Prinz nichts hören, vielmehr bat er jene, ſie möchten nicht ſo ſehr eilen, ſchraubte den Stockknopf ab und gebot: Hunderttauſend Mann zu Roß und zu Fuß! Treibt den Feind zu Paaren und reibt ihn auf wie Schnupftabak. Da wurde die ganze Gegend von ſtreitbarer Mannſchaft überwimmelt, daß der König ſich nicht genug wundern konnte, und nach einer Stunde war nicht nur kein Feind mehr im Lande, ſondern auch das Land des feindlichen Nachbars völlig erobert. Hierauf breitete der Königsſohn ſein Wünſchtüchlein aus, und ſprach: Nun feiern wir das Siegesmahl!

heule Du, ſo viel Du willſt; es ſind eitel Narrenspoſſen und Baals-Pfaffengaukeleien! Die Blinden haſt Du ſehend gemacht, und nun ſollen wieder die Sehenden blind ſeyn? Das ginge rückwärts! Nein, ich will auch nicht mit einem Tritt wieder hergehen; ich brauch' es nicht. Ich habe mir es ſauer genug werden laſſen mit der Bettelei und ein hübſches Stück Geld verdient, Gott ſey geprieſen, und nun habe ich ein Häuslein gebaut in Marisfeld, da will ich ruhig wohnen und mich in meinen alten Tagen pflegen laſſen von meiner Tochter Brunhild, die der Troſt meiner Augen iſt und die Freude meines Herzens."

So redend, ging der alte, ſeltſame Bettler trotzig von dannen, und überließ Grimmenthal ſeinen Wundern und ſeinem Schickſal. Er ſchritt das grüne Thal entlang nach Ellingshauſen und kam am Kloſter Rohr vorbei, in deſſen Nähe er einen terminirenden Kloſterbruder traf, welcher kein anderer war, als Johannes Doth, der mit ihm gleichen Weg einſchlug und der ihm auf Befragen berichtete, daß ſein Bruder Georg mit ſeinem Zögling jetzt am Hofe

Decke Dich, mein Wünſchtüchelein
Für hunderttauſend Mann mit Speiſ' und Wein.

Da wurde abermals gehörig eingehauen, und das Traubenblut floß in Strömen. Zur Feſtfreude gehört nun auch Muſik! rief der Prinz: man veranſtalte ein großes Conzert, ich werde mich populär machen, und mich ſelbſt hören laſſen, und zwar zum beſten der Armen! Solches geſchah, der Prinz gab ein Violin-Solo zum beſten, erſt ſpielte er etwas allgemeines, wodurch er allgemeinen Beifall errang, dann etwas beſonderes, das ihm ganz beſonderen Beifall erregte, dann auf der G-Saite, davon alles hin wurde, dann auf der A-Saite, dadurch alles ah! und bravo ſchriee. Der König, ſeine ältern Prinzen und ſein ganzer Hofſtaat kamen vor Erſtaunen und vor Verwunderung gar nicht zu ſich ſelbſt. Deſto mehr blieb der jüngſte Prinz bei ſich, er ſagte: Laſſet uns was der Feind zerſtört hat im Lande, ſchöner wieder herſtellen, laſſet uns unſer tapferes Heer in guter Kriegsbereitſchaft erhalten, laſſet uns auf Landesverſchönerung denken, dadurch heben wir des Landes Flor! — Und zog den Wünſchmantel hervor und warf ihn in die Luft, da wurde das ganze Land voll neuer Schlöſſer und Villen und Parke und See'n, und dann wurden aus einigen Schlöſſern ſchöne Kaſernen gemacht, da kamen die Soldaten hinein und in die Villen die Oberſten und Hauptleute, und hernach gab ſich alles übrige von ſelbſt. Mit dem Wünſchtüchlein ſchaffte der Prinz dem Lande Nahrung und Wohlſtand, mit dem Wünſchelſtabe, den er Generalſtab nannte, ſchaffte er ihm eine ſelbſtbewußte Macht und zugleich Reſpekt von Seiten der Nachbarn, mit dem Wünſchelmantel hob er das Land zur Blüthe, beförderte den Luxus und dadurch Handel und Gewerbe und dadurch nun ein wohlhabendes Bürgerthum, und mit der Geige förderte er die ſchönen Künſte und hob den Geſchmack, indem er zugleich dem einſeitigen und einſaitigen Ungeſchmack ſteuerte. Zugleich fuhr er hinweg, holte jenes Mägdlein von der einſamen Inſel, die ihm zuerſt ſich ſo gut und hülfreich erzeigt, und erhob ſie zu ſeiner Gemahlin, indem er ſagte: Sie hielt mir Wort, und mir ziemet, auch ihr Wort zu halten. — Ach, wenn doch alle Prinzen ſolche Wünſchdinge hätten, und für dieſen Fall, ſo guten Gebrauch von ihnen machten, wie dieſes Muſter vom Sohne eines Seekönigs! — Schade, daß ſelbiger nicht ein Landkönigsſohn war!

34.

Das blaue Flämmchen.

Einſt lebte ein einzelner alter Herr in einem uralten Hauſe, bei dem blieb ſelten ein Geſinde lange, und alle die Dienſtboten, die er gehabt, erzählten, es ſei nicht recht geheuer in dem Hauſe; man höre Geſpenſter rumoren, ſehe Flämmchen an dunkeln Orten und werde auch auf ſonſtige Weiſe von Spukdingern geſchreckt. Nun geſchah es, daß bei dieſem Herrn abermals eine neue Magd anzog, welche Anna hieß, und nach der erſten Nacht fragte der Herr die Dienerin, wie ſie geſchlafen habe? denn er beſorgte ſich, ſchon wieder Klage über Geiſterſpuk im Hauſe zu vernehmen. Die muntere Dirne aber antwortete ihm, ſie habe ganz gut geſchlafen. Eine gleiche Antwort auf die gleiche Frage erfolgte auch am zweiten Morgen. Am dritten Morgen aber verſchlief ſich die Magd, war denn verlegen, und ſagte: Mir war die ganze Nacht, als tanze um mein Bette herum ein bläuliches Lichtlein, und das flüſterte fort und fort: Geh' Ann', geh' Ann'! ſo daß ich nicht eher einſchlafen konnte, als gegen Morgen beim erſten Hahnſchrei.

Wie nun einige Nächte hinter einander dieſe Beunruhigung fortdauerte, ſo zeigte das Mädchen Neigung, den neuangetretenen Dienſt wieder zu verlaſſen; das war dem Herrn leid, und er ſagte zu der Anna: Weißt Du was, Anna, ſprich doch einmal mit dem Herrn Pfarrer darüber, vielleicht kann dieſer Dir einen guten Rath ertheilen! —

Der Geiſtliche ſagte nun zur Anna, als dieſe ihn fragte: Wenn das blaue Licht ein Geiſt iſt, und Dich ruft, ſo ziehe Dich ſchnell an und folge ihm, ſei aber dabei ſorglich auf Deiner Huth, daß Du nichts von ihm annimmſt, nichts ergreifſt, was er Dir bietet, nichts thuſt, was er Dir heißt, und daß er Dir ſtets voran gehe. Thuſt Du genau nach dieſem Rathe, ſo kann es Dein Glück ſein.

Abends war die Dirne kaum in's Bette, ſo tanzte das blaue Flämmchen wieder um daſſelbe herum und flüſterte wieder: Geh' Ann', geh' Ann'!

Wenn es denn ſein muß, ſagte Anna, indem ſie aus dem Bette und raſch in die Kleider fuhr: ſo gehen wir.

Geh' Ann'! flüſterte das Flämmchen. Geh' Du voran! ſprach Anna, und da flackerte das Flämmchen vor ihr her, über einen Gang, die Treppe hinunter, bis vor die Kellerthüre. Dort flüſterte das Flämmchen wieder: Schließ' auf, Ann'! —

Schließ' Du auf! ſagte Anna: ich habe keinen Schlüſſel.

Da ſchien das Flämmchen die Geſtalt eines kleinen weißen Weibleins zu gewinnen, das hauchte gegen das Schlüſſelloch und da ging die Kellerthüre auf. Jetzt ſchwebte die bläulichſchimmernde Geſtalt die Kellertreppe hinunter vor Anna her, nach des Kellers hinterſter Ecke. Dort lehnte eine Hacke an der Mauer, und das Weibchen, deſſen bläulicher Lichtſchimmer den Keller leidlich hell machte, deutete auf das Werkzeug, und flüſterte: Hacke hier ein Loch, Ann'! — Hacke Du ein Loch! ſprach Anna, ich brauche keins. Und da ergriff das Weiblein wirklich die Hacke und arbeitete tüchtig darauf los;

nach kurzer Weile kam ein Keſſelchen zum Vorſchein, darinnen lagen allerhand ſchöne Sachen, alte Goldmünzen und Schmuck von guten Perlen und Edelſteinen. Heb' Ann! Heb' heraus Ann! flüſterte der Geiſt, aber Anna ſprach ganz ruhig: Hebe Du heraus, ich könnte mir Schaden thun. Da heb auch das Weiblein das Keſſelchen aus dem Boden, und ſetzte es vor Anna hin, daß es klang und klirrte, das viele Gold und Silber, welches darinnen lag.

Trag's h'nauf Ann', in Deine Kammer! flüſterte das Frauchen — doch Anna ſagte: Trag's ſelber h'nauf. Mir iſt's zu ſchwer. Da heb das Weiblein das Keſſelchen und flüſterte wieder: Geh' Ann', geh' Ann'! — und Anna erwiederte: Geht nicht an! Der Leuchter geht voran! So ging denn auch das Weiblein wieder aufwärts voran, aber langſam, denn es trug ſchwer an dem Keſſelchen und ächzte und ſtöhnte alle die Treppen hinauf bis in Anna's Bettkammer. Da ſetzte es das Keſſelchen hin, und Anna legte ſich wieder in ihr Bette, und um das Bette tanzte wieder das bläuliche Licht. Da ſchlug Anna ein Kreuz und ſprach: Haſt Du mir geholfen, ſo helfe Dir Gott Vater, Gott Sohn, Gott heiliger Geiſt in das ewige Himmelreich, Amen!

Da ſtand noch einmal das weiße Weiblein in klarer Geſtalt vor Anna, und ſein Geſicht leuchtete im Schimmer reinſter Freude — dann verſchwand es plötzlich. Anna ſchlief ruhig ein, und als ſie am Morgen erwachte, glaubte ſie, es habe ſie das alles nur geträumt. Aber ſiehe da — das Keſſelchen war noch vorhanden und ein anſehnlicher Schatz war ihr beſcheert. Nie ſpukte wieder ein Geiſt im Hauſe des alten Herrn.

35.

Undank iſt der Welt Lohn.

Es war einmal ein armer Bäckergeſelle, der kam mit ſeinem Herrn in Streit, weil der Geſelle immer die Semmeln und Faſtenbrätzeln dem Herrn zu groß machte, und der Herr dieſelben ſtets unchriſtlich klein haben wollte. Der Geſelle war der bravſte und ehrlichſte Burſche von der Welt, und hatte durch ſeine Heiterkeit und durch ſeinen Fleiß ſeinem Meiſter vielen Zuſchlag verſchafft, allein das half ihm alles nichts, und der Meiſter ſprach: Ich bin der Meiſter und vor der Thür' iſt Dein. Da ſeufzte der Burſche: Ja wol Meiſter!

Die Semmeln bleiben klein,
Und vor der Thür' iſt mein.

ſchnürte darauf ſein Bündel und zog von dannen.

Da der Bäckergeſelle eine Weile gewandert war, ſah er einen Wanderer ſchwerfälligen Schrittes und gebeugten Ganges ſich entgegenkommen, grüßte ihn, und fragte ihn was er ſei und wohin er gedenke? Der Wanderer hatte ſo vielen Freimuth, das offen zu bekennen, was ſo mancher Mann um keinen Preis der Welt von ſich ſagen würde, indem er ſprach:

Ach Freund! Ich bin ein armer *alter Eſel*. Lange Zeit habe ich meinem Herrn, einem Müller, treu gedient, die ſchweren Säcke fort und fort geſchleppt, Korn in die Mühle, Mehl aus der Mühle, habe viele Schläge bekommen hin und viele Schläge her, und bin darüber alt und kraftlos geworden, und darum hat mich der Müller fortgejagt, denn: Undank iſt der Welt Lohn. —

Ging mir's doch kaum beſſer als Dir, armer Langohr! ſagte der Bäckergeſelle. Komm, laß uns zuſammen wandern, Müllerlöwe. Bäcker und Müller gehören zuſammen und zu zwei trägt ſich leichter ein Leid.

Die beiden Reiſegefährten waren noch nicht weit mit einander fortgegangen, als ihnen ein Hund aufſtieß, der ganz erbärmlich winſelte, denn ihn fror und hungerte zu gleicher Zeit. Er lag am Wege, konnte kaum fort, und blickte aus matten, doch treuherzigen Augen die beiden Wanderer an.

Dir ſcheint es auch nicht zum beſten zu gehen, alter Sultan, oder wie Du ſonſt heißen magſt, ſcheinſt fürwahr ein kranker Mann zu ſein; ſiehſt aus, als wäre Dir ſchon Dein letztes Brot gebacken! ſprach der Bäcker zum Hunde.

Ach, wenn Du doch wahr ſprächſt! ſeufzte der Hund: wenn doch nur ein Stückchen Brot für mich gebacken wäre, möcht' es immerhin mein letztes ſein, daß ich nur nicht Hungers ſterben müßte! — Lange Jahre bewachte ich meines Herrn Haus und Hof, rettete ihm mit Gefahr meines eigenen Lebens das ſeine von der Hand eines Raubmörders, aber nun, da meine Stimme ſchwach und heiſer geworden iſt von vielem bellen, und meine Zähne ſtumpf ſind, und meine Morgenſtunde nicht mehr Gold im Munde hat, ſondern Schlaf, ſo hat mich mein Herr mit Prügeln von ſeinem Hauſe und Hofe hinweggejagt, denn: Undank iſt der Welt Lohn! —

Du armer Hund, Du armer Schlucker! bedauerte der Bäckergeſelle, indem er ihm ein Stück Brot reichte, den Hund.

Komm, geſelle Dich zu uns, denn Gleich und Gleich geſellt ſich gern.

Mit neubelebter Kraft durch das Bret ſchloß ſich der Hund den beiden Wanderern an.

Wie nun alle Drei weiter ſchritten, erblickten ſie auf einem Seitenwege, der von einem andern Orte her nach der Hauptſtraße zog und in dieſe ausmündete, ein ſeltſames Pärchen daher geſchritten kommen, und blieben vor Verwunderung alle Drei ſtehen. Es war eine alte Katze und ein alter Göckelhahn, der faſt nur noch eine Feder in ſeinem Schweife hatte. Beide Wanderer waren ſehr ermattet, und vermochten nicht raſch zu gehen.

Als die drei Wanderer mit den zweien, die ihnen jetzt aufſtießen, die Grüße der Höflichkeit gewechſelt hatten, klagte die Katze, welche ſehr dürr ausſah, und nicht blos ſo ausſah, ſondern auch wirklich äußerſt dürr war, daß ſie mit der größten Thätigkeit und voller Fleiß und Eifer die Mäuſe im Hauſe einer Frau weggefangen habe, aber nun, da die Mäuſe alle ſeien und ſie, die Katze, alt geworden ſei, habe die Frau ſich eingebildet, eine Katze lebe ſtets nur von Mäuſen, und habe ihr nicht das mindeſte zu eſſen gegeben. Da nun ſie, die Katze, vollends aus Hunger und ſchrecklichem Durſt den Verſuch gewagt habe, etwas weniges aus einem Milchtopf zu naſchen, worüber, da die Frau ſie bei ſothanem Verſuche ertappt habe, durch ihren Schrecken und ganz ohne Vorſatz der Milchtopf umgefallen, ſo ſei die Frau wie eine Furie auf ſie, die arme unſchuldige Katze, losgefahren und habe auf ſie losgeſchlagen, erſt mit dem Beſen, hernach mit der Ofengabel und mit der eiſernen Feuerzange, ſo daß Frau Mienz nur dadurch ihr Leben habe retten können, daß ſie durch eine Fenſterſcheibe hindurchgebrochen, wobei ſie ſich Naſe, Ohren und Füße an dem

Glaſe jämmerlich zerſchunden habe, Ach! — ſo ſchloß die Katze mit einem tiefen Seufzer: Undank iſt der Welt Lohn!

Als nun die Katze mit der Erzählung ihres letzten traurigen Schickſals zu Ende war, begann der Hahn zu ſprechen und berichtete, wie er allezeit munter und wachſam, auch tapfer, furchtlos und treu auf ſeinem Hofe geweſen, weil aber das Hühnervolk aus Faulheit und Auflehnungsſucht, und ganz ohne ſein, des Gückels, Verſchulden, nicht mehr recht Eier legen wollen, und das faule Geſinde, wenn es ſich verſchlafen gehabt, die Schuld auf ihn geſchoben, und geſagt, er wecke ſie nicht mehr durch ſein Krähen, er ſchlafe ſelbſt zu lange, ſo ſei ein junger Hahn voll Kraft und Muth und Feuer angeſchafft worden, der habe ihn alsbald vom Hofe und von den Hennen weggebiſſen, und die Köchin habe geſagt: Den alten Gückel kann man nun ſchlachten; ſein Fleiſch wird zwar nicht zwiſchen die Zähne taugen, vielmehr zu zäh ſein, aber eine gute Hühnerſuppe giebt es doch noch. — Als ich das hörte — ſchloß der Hahn betrübt ſeine Erzählung, beſchloß ich auszuwandern, und ſtieß unfern des Dorfes, wo ich wohnte, auf meine Gefährtin, die Katze. Wir klagten uns unſer gemeinſames Leiden, und ſeufzten oft: Undank iſt der Welt Lohn!

Den guten Bäckergeſellen rührte gar ſehr das traurige Schickſal dieſer Thiere, das mit dem ſeinigen einige Aehnlichkeit hatte, und er beſchloß, ihre Geſellſchaft beizubehalten, und zu ſehen, ob ihm vielleicht Gelegenheit würde, zu prüfen, ob die Thiere nicht dankbarer ſeien, als die Menſchen, denn er hatte einmal ein Märchen geleſen, betitelt: „Die dankbaren Thiere“, deſſen er ſich noch gar wol erinnerte, und worin die Dankbarkeit mehrerer Thiere gegenüber der des Menſchen geſchildert war.

Da nun die kleineren Thiere ſehr ſchlecht auf den Beinen waren, der Hahn als beſpornter Ritter große Märſche nie gemacht hatte, der Katze die zerſchundenen Pfoten, in denen noch einige Glasſplitterchen ſteckten, heftig ſchmerzten, und dem Hunde alle Knochen im Leibe weh thaten, ſo redete der Bäcker dem Eſel liebreich zu, er möge doch den Hund auf ſich reiten laſſen, und der Eſel ſagte: Jah — meinetwegen. Der Hund iſt noch lange nicht ſo ſchwer, als drei Säcke Korn, auch nicht ſo ſchwer als einer, auch rühmte mein Müllermeiſter ſtets, wenn er frühmorgens, nachdem er Abends vorher zu viel getrunken, den Katzenjammer hatte, man müſſe Hundshaare auflegen, Hundshaare ſeien ſehr heilſam.

Alſo ſprach der Eſel, der Hund kletterte auf ſeinen Rücken, ſetzte ſich feſt und lachte ſeit langer Zeit zum erſtenmale wieder und ſprach:

Daheim ſchlief ich immer bei dem Pferde, jetzt trifft an mir das Sprichwort zu: Er iſt vom Pferde auf den Eſel gekommen.

Nun aber wirſt Du die Katze tragen, ſagte der Bäckergeſelle zum Hunde; dies war dem nicht ganz lieb; er ſchabte ſich mit ſeiner rechten Vorderpfote hinter dem linken Ohre und antwortete:

Fürchteſt Du nicht, daß wir uns mit einander vertragen werden, wie Hund und Katze?

Nein! meinte der Bäckergeſelle: ihr müßt euch gut und anſtändig betragen, denn das Sprichwort ſagt: Die Katz' kommt über den Hund.

Darauf that die Katze zwei Sätze, einen auf den Eſel, und den zweiten auf den Hund, lachte und rief: Das Sprichwort ſagt: Kommt man über den Hund, ſo kommt man auch über den Schwanz!

Nun wollte der Hahn auch aufſitzen, und zwar auf die des hochſinnigen Landgrafen von Heſſen weile. Wie Jonas Schnabel nach Hauſe kam, da es ſchon dunkel war, fand er ſeine ſchöne, ſonnegebräunte Tochter Brunhild zornige Thränen weinend. „Was iſt's Mädchen? Was haſt Du?“ fragte er, und ſeine Stirn zog ſich in dichte, ernſte Falten. Brunhild ſchluchzte heftig, und dann ſagte ſie: „Vater, ich bleibe nicht wieder allein im Haus, entweder bleibet Ihr daheim bei mir, oder nehmt mich mit Euch. Der Edelmann vom Schloß, der nichtsnutzige Chriſtoph Marſchalk war wieder da und verſchwur ſich bei Himmel und Hölle, er liebe mich, und ſagte, ich ſey eine Roſe im Thal und eine Blume zu Saron und meine Augen ſeyen Taubenaugen, meine Stimme ſey ſüß und lieblich meine Geſtalt; ich ſey ſchön, wie die Madonna im Grimmenthal, ich ſey der verſchloſſene Garten, den das Altarbild vorſtelle, und ein verſiegelter Born; die Braut, davon das Hohelied Salomonis ſinge, und ſeine Braut; dergleichen ſchwatzte er viel, und zuletzt wollte er mich mit Gewalt nöthigen zu Kuß und Umarmung, und wie ich mich wehrte, ſchalt und

Katze, die machte aber einen garſtigen Katzenbuckel und ſagte: Es ſteht nirgend davon geſchrieben, und es iſt auch kein Sprichwort darüber vorhanden, das den Hahn mit der Katze in Verbindung bringt.

Thue es nur, und wär' es mir zu Liebe! redete der Backer zu.

Gut, ich will es thun, aber unter folgenden drei Friedensbedingungen: Erſtens muß er ſich ganz anſtändig aufführen, da ich ein Thier bin, welches die Reinlichkeit über alles liebt; zweitens darf er mich nicht krallen, ſonſt kralle ich ihn wieder, denn es ſteht geſchrieben: Wie Du mir, ſo ich Dir. Drittens darf er ſich nicht einfallen laſſen, zu krähen, denn ſein Geſang beleidigt mein Zartgefühl und verletzt meine Nerven. Ein ganz anderes wäre es, wenn er, der Hahn, ſo wonnevoll und wunderſchön zu ſingen verſtände, wie ich, zumal in März- und Maimondnächten, in denen vor meinem melodiſchen Geſange ſelbſt die hoch geprieſenen Nachtigallen verſtummen und mir bewundernd zuhören, was eine allbekannte Sache iſt.

Hah! ſchrie der Eſel! Dieſes hat ſeine Richtigkeit. Anch' io sono — auch ich bin ein Geſangvirtuoſe, aber die Nachtigall iſt ein neidiſcher Vogel, das hat ſchon ein berühmter deutſcher Dichter, des Namens Bürger, ausgeſprochen, denn dieſer ſchrieb:

Es giebt viel Eſel, welche wollen
Daß Nachtigallen tragen ſollen,
Des Eſels Säcke hin und her;
Ob nun mit Recht, fällt mir zu ſagen ſchwer.
Dieß weiß ich: Nachtigallen wollen
Nicht, daß die Eſel ſingen ſollen.

Und ſo werden ſie es ohne Zweifel mit den Katzen auch halten.

Nach dieſen Wechſelreden kam der Friedensvertrag zu

Stande, nach dem Sprichworte: Eintracht macht ſtark, daß der Eſel den Hund, der Hund die Katze, die Katze den Hahn tragen ſolle, doch nur auf ihrem Buckel, nicht auf dem Kopfe, und es war luſtig anzuſehen, wie ſich die Viere nun ſo einträchtig betrugen.

Mitterweile ſtellte ſich die Nacht ein; Hunger und Durſt hatten ſich indeſſen ſchon früher bei den vier Wandergefährten eingeſtellt, aber weit und breit zeigte ſich kein wirthliches Dach zur Einkehr und Labung; der Weg führte durch einen unwirthbaren Wald. Endlich ſpitzte die Katze die Ohren, und rief: Ich höre von ferne einen Lärm, der faſt wie der Jubel eines Gelages klingt. Da ſchnoperte der Hund mit ſeiner Naſe in die Luft, und ſprach: Ich rieche ſchon den Braten! und der Eſel ſtimmte bei: Ich ſchmecke ſchon im Voraus die gute Abendmahlzeit und die Süßigkeit der Nachtruhe! Freunde! rief der Bäckergeſell: Das iſt alles recht ſchön und gut, ich fühle ganz eure angenehmen Empfindungen, allein der Katze hören, des Hundes riechen, des Eſels ahnungsvolles ſchmecken und mein fühlen hilft uns nichts, wenn wir nicht ſehen, wohin wir uns wenden ſollen.

Als der Hahn dieſe Rede vernahm, flog er vom Rücken der Katze hinweg auf einen Baum, freute ſich, wieder einmal krähen zu dürfen, und krähete fröhlich: Kikerikih! Ich ſehe ein Haus, darin alle Fenſter lichthell ſind, und darin ſicherlich ein Schmaus gehalten wird! Kikerikih!

Wohlan! rief der Bäckergeſelle, dorthin wollen wir uns wenden! und raſch nahm der Hahn die bisher behauptete hohe Stellung auf dem Rücken des Katzenbuckels, wie ein Affe auf dem Kameel, wieder ein, und Meiſter Baldewein, der Eſel, trabte ſachte mit ſeiner thieriſchen Pyramide nach jenem Hauſe, das der Hahn geſehen hatte, zu, welches mitten in einer tiefen und troſtloſen Einöde lag, von rauhem Wald und ſteilen Felſen umgeben, und allwo es grauſig und unheimlich war.

Dieſes Haus war ein einſames Waldwirthshaus, nur von einem Wirthe bewohnt, und man wußte darin, was man bisweilen nicht weiß, ſehr genau, nämlich wer Koch oder Kellner ſei, weil der Wirth beide Würden in ſeiner eigenen Perſon vereinigte.

Wenn aber jemand ernſtlich Hunger hat, ſo fragt er weder nach Heimlichkeit, noch nach Unheimlichkeit eines Hauſes, ſondern geht geradezu. Nun wurde in dieſem Hauſe wirklich ein Feſt gefeiert: die Füchſe hielten allda eine Hochzeit, und auf dieſer ging es hoch her; es fehlte nicht an allerhand Braten und ſonſtigen guten Sachen, und auch nicht an allgemeiner Heiterkeit. Welch ein Schreck entſtand aber, als die Wandergeſellſchaft plötzlich in die Feſthalle trat, und mitten unter die Generalverſammlung der Beiſaſſen des Hochzeitmahles! — Durch Fenſter und Thüren gab alles Ferſengeld, ſelbſt der Wirth entfloh, denn derſelbe dachte, der Teufel käme leibhaftig in Geſtalt eines grotesken Monſtrums oder Wundergeſchöpfes und den Bäckergeſellen hielten die Füchſe für einen wilden Jäger.

Hinter dem Hauſe war eine recht ſchauervolle Stelle, an welcher die Füchſe insgemein einander gute Nacht ſagten, dieß thaten ſie denn nun auch heute ganz beſonders betrübt, und zerſtreuten ſich in die Büſche; der Wirth aber wußte gar nicht, was er außerhalb ſeines Hauſes beginnen ſollte — um ſo beſſer aber wußten ſeine fünf ungebetenen Gäſte, was ſie innerhalb deſſelben beginnen ſollten, nämlich ſich's ſattſam gut ſchmecken und vergnüglich wohl ſein zu laſſen, und als ſie zur Genüge getrunken und gegeſſen hatten, ſuchte jeder Gaſt die für ihn geeignete Schlafſtätte. Der Bäckergeſelle legte ſich in das Bette des Wirthes, die Katze wählte die Ofenbank, der Hund die Thürſchwelle vor der Kammer, in welcher ſein Schutzherr ſchlief, der Hahn klomm die Stiege des Hühnerhauſes hinan, und der Eſel trabte bedächtig dem offenen Stalle zu; alle befanden ſich, jedes an ſeinem Orte, völlig wohl.

Nun aber kam der Wirth geſchlichen, der wollte doch ſehen, wie es um ſein Hausweſen ſtehe, ob es überhaupt noch ſtehe, und ob ſich mit dem böſen Feinde, der darin Beſitz genommen, nicht ein Abkommen und Uebereinkommen treffen laſſe. So wie der Wirth aber in ſeinen Hof trat, krähte der Hahn; davon erwachte der Hund, und als der Wirth in die Flur des Hauſes trat, biß ihn der erſtere tüchtig in das Bein; der Wirth flüchtete in die Stube, da fuhr die Katze fauchend auf ihn ein und kratzte ihn — eiligſt entfloh der Wirth und ſuchte im Stalle Schutz, da ſtand der Eſel und feuerte hinten hinaus und ſchlug den Wirth, daß ihm gar wehe ward, er wieder von dannen rannte und den letzten Füchſen in des Häuschens Nähe ſein Leid klagte.

Als es nun Tag geworden war, ſo erwachte der Bäcker und die Thiere erzählten ihm, was es in der Nacht noch zwiſchen dem Wirth und ihnen für ein Spektakel gegeben habe, und wie ſchlimm jenem von ihnen mitgeſpielt worden ſei. Der Bäcker tadelte dieſes feindſelige Benehmen gegen den rechtmäßigen Beſitzer des Waldhäuschens, und entſandte den Hund, den Wirth zu ſuchen, und herbei zu bringen. Da nun der Wirth mit zittern und beben wieder erſchien, ſo entſchuldigte der Bäckergeſelle ſich höflich über das vorgefallene und ſagte, er ſei mit ſeinen Thieren gar nicht in feindſeliger Abſicht gekommen, es hätte niemand davon zu laufen gebraucht. Der Wirth ſolle die Wirthſchaft in dem ſtillen Waldhäuschen nur auf Rechnung des Bäckers fortführen, aber, des Hahnes wegen, den Füchſen das Haus fernerhin verbieten, denn der Hahn müſſe gänzlich in Ruhe bleiben, krähen oder nicht krähen dürfen, wie es ihm als wohlbeſtallten Emeritus gefalle. Der Eſel ſolle im Stalle Gnadenheu und Gnadenhafer erhalten, und gutes Stroh zur Streu, falls er ſich wälzen wolle, oder auch zum Spaziergang eine grüne Wieſe. Die Katze ſolle durch ihre würdige Haltung Mäuſe und Ratten in gehöriger reſpektvoller Entfernung vom Hauſe halten, und alle Tage Weck und Milch ſpeiſen. Der Hund aber ſolle und dürfe, ſo lange es ihm beliebe, in der Sonne liegen, und mit dem Monde ſprechen. Der Bäcker aber wolle für alle arbeiten, das Brot backen, dem Wirthe beim Bierbrauen und Biertrinken helfen, auch den Küchengarten beſtellen, und mit gekochtem Eſſen umgehen. Das waren alle betheiligten wohlzufrieden. Zum Andenken ihrer Wanderung und des neugeſchloſſenen Bündniſſes pflanzte der Bäckergeſelle in den Haus- und Küchengarten Schmackeduſen- und Löffelkraut, Hahnenkamm, Katzenpfötchen, Hundszunge und Eſelsgurken, und alle lebten fortan vergnüglich beiſammen, und vergaßen den ſchnöden Lohn der Welt, den ſchnöden Undank.

36.

Der fette Lollus und der magere Lollus.

Es ſtarb ein reicher Mann, welcher zwei Söhne hinterließ und ein hübſches Vermögen und Erbe. Der eine der Söhne erwählte den geiſtlichen und zwar den Mönchs-Stand, der zweite einen ſehr weltlichen, er wurde ein Gaſtgeber, das heißt, er gab ſeinen Gäſten ſo wenig als möglich und nahm dafür von ihnen ſo viel als möglich. Er heirathete nach Geld und ſtrebte fort und fort nach Geld. Seinem Bruder borgte er deſſen Erbantheil ab, da dieſer als Mönch kein Geld bedurfte, und wucherte damit, aber nicht zu des Bruders, ſondern zu ſeinem eigenen Nutzen. Seine Biergemäße waren falſch, und ſeine Weinflaſchen ließ er auf der Glashütte ſo klein blaſen, daß man beim Anblick einer ganzen Flaſche ſehr in Zweifel gerieth, ob es nicht eine halbe ſei, und ſeine halben Flaſchen ſchienen alle nach der ſchlanken Körperbildung eines Bleiſtifts hinzuſtreben, daher hießen ſie auch bei den Gäſten dieſes Wirthes nie anders, als Stifte. Wenn der Stallknecht dem Pferde eines Reiſenden Hafer vorgeſchüttet hatte, ſo trat der Wirth, wenn er ſich unbemerkt glaubte, an die Krippe, kripſte ganze Hände voll Hafer wieder dem armen Thiere vor dem Maule weg und ſchob ihn in ſeine Taſche. Er ſagte ſich, deshalb heiße die Krippe ſo, weil man aus ihr kripſen könne. Es war ein durchtriebener Schalk, dieſer Wirth, und an ihm lag es nicht, daß er nicht recht reich wurde, denn Anlagen dazu hatte er, aber das Bibelwort ſagt nicht vergebens: die da reich werden wollen, fallen in Verſuchung und Stricke. Des Wirthes thun ſegnete nicht. Was half es ihm, wenn er fremden Pferden von deren Futter ein Paar Hände voll Haſer ſtahl — und eins ſeiner eigenen Pferde krepirte? Wenn er durch ſein zu knappes Gemäß nach und nach einen Anker Wein langſam gewann, und durch Nachläſſigkeit ſeiner Leute, die er ohne Aufſicht ließ, ihm ein ganzes Ohm in den Keller lief? Er kam nicht vorwärts, dieſer betriebſame Wirth, ſondern er kam zurück in allen Dingen, nur nicht von ſeiner Prellerei und Habſucht, dieſe trieb er immer ärger und ärger, bis die Gäſte wegblieben und das Weinſtüblein leer ſtand, die Karten und Würfel ruhten, der Bratofen kalt blieb und der Schornſtein ſich das rauchen abgewöhnte.

Als es ſo weit ſchon mit dem Krebsgange dieſes Wirthes gediehen war, ſchlug ihm ein neuer Schrecken in die Glieder; ſein Bruder, der fromme Mönch, kam und ſprach zu ihm: Lieber Bruder, gieb mir das Dir geliehene Kapital heraus, ich habe meinem heiligen Schutzpatrone in unſerer Kloſterkirche einen koſtbaren Altar mit herrlicher Malerei, Schnitzwerk und Vergoldung gelobt, den will ich davon herſtellen, und was übrig bleibt, wenn etwas übrig bleibt, davon will ich Seelenmeſſen für unſere lieben Aeltern, für Dich und mich auf ewige Zeiten ſtiften.

Großer Gott! ſchrie der Wirth: Bruder, wie kannſt Du ſo unſinnig handeln! Ich kann Dir Dein Geld jetzt nicht herausgeben, denn ich habe es nicht — ich bin zu Grunde gerichtet; und wenn Du auf der Zahlung beſtehſt, ſo wird mir

Haus und Hof über dem Kopfe angeſchlagen, ich muß mit Weib und Kindern betteln gehen, und Du bekommſt erſt recht nichts, und Dein heiliger Schutzpaten bekommt auch keinen neuen Altar. Höre mich an und ſei vernünftig, mein lieber gottſeliger Bruder! Laſſe mir noch das Geld, gönne mir Zeit, mich zu erholen! Du weißt, wir haben eine ſchlimme Zeit durchgemacht, in welcher niemand auf einen grünen Zweig hat kommen können, außer die Bauern, die haben ihr Schäfchen geſchoren und lachen uns jetzt aus. Dein Heiliger iſt gewiß ein edeldenkender Menſchenfreund geweſen, und hat er einige Jahrhunderte in Deiner Kloſterkirche keinen Pracht-Altar gehabt, ſo wird es ihm darauf, einige Jahre früher oder ſpäter einen ſolchen zu erhalten, auch nicht ankommen. Gott der Herr weiß, daß ich mir es gehörig ſauer werden laſſe — ich plage mich über alle Maaßen, Geld zu erſchwingen — aber es geht nicht — ich komme zu nichts.

Das höre ich ſehr ungern von Dir, lieber Bruder, ſprach mit Theilnahme der Mönch. Du haſt den ſchlechteſten Gaſt in Dein Gaſthaus aufgenommen, den es geben kann.

Wer wäre das? fragte der Wirth.

Das iſt der fette Lollus! entgegnete der Mönch.

Der fette Lollus? fragte verwundert der Wirth. Du ſcherzeſt entweder, Bruder, oder Du faſelſt. In meinem Fremdenbuche ſteht kein Gaſt ſolchen Namens, und nie hörte ich dieſen Namen nennen, wahrlich, in meinem ganzen Leben nicht! —

Das iſt wol möglich, ſagte der Mönch: dennoch iſt dieſer ſchlimme Gaſt vorhanden und die alleinige Urſache Deines Vermögensverfalles und Deines zurückkommens.

Den möcht' ich ſehen! Ich wollt' ihn — fuhr der Wirth auf.

Du wirſt ihm nicht gleich etwas anhaben, lieber Bruder —

ſprach lächelnd der Mönch: allzulange haſt Du ihn treulich gehegt und gepflegt — doch ſehen ſollſt Du ihn, den fetten Lollus. Er befindet ſich in Deinem Keller, gehe mit mir hinunter. —

Verwundert nahm der Wirth den Kellerſchlüſſel und eine Lampe, und dachte: Aha, mein Bruder meint den Wein — er will andeuten, ich ſei mein beſter Gaſt ſelbſt, doch da irrt er ſich ſehr.

Im Keller hieß der Mönch ſeinen Bruder die Lampe auf ein Faß ſetzen, daß ihr Strahl in eine leere Ecke fiel, hieß den Wirth hinter ſich treten, zog ein kleines ſchwarzes Buch hervor, und murmelte daraus, gegen die Ecke gekehrt, eine Beſchwörungsformel. Da wallete der Boden, da hob ſich etwas dickes heraus, da glühten ein Paar feurige Augen, und dem Wirthe gerann das Blut in den Adern vor Furcht und Grauen. Lölle, gehe ganz herzu! rief der Mönch, da hob ſich dem dickgeſchwollenen Kopfe ein unförmlich dicker Leib nach, und kurze, plumpe Füße patſchten auf dem Boden des Kellers, und ein unförmliches, ſcheußliches Thier, deſſen Haut ſo fett und ſpeckig glänzte, wie die einer Robbe, hockte in der Ecke.

Schauſt Du Deinen werthen Gaſt, mein Bruder? fragte der Mönch zu dieſem gewendet, ſehr ernſt. Ich vermeine, er habe ſich in Deiner Herberge nicht übel gemäſtet! Siehſt Du, Bruder — alle und jede Frucht Deines Truges hat nicht Dir angeſchlagen, ſondern dieſem Lollus. Was Du den Fremden und deren Vieh abgezwackt, der hat ſich davon genährt, den durch zu kleines Gemäß und durch zu kleine Flaſchen trüglich gewonnenen Wein oder ſonſtiges Getränke — alles hat der Lollus geſchluckt. — Unrechtes Gut gedeihet nicht, und Untreue ſchlägt ihren eigenen Herrn. Soll ſich's mit Dir und Deinem Weſen beſſern, ſo übervortheile niemand mehr, betrüge niemand, übernimm niemand. Fordere was recht iſt, denn was recht iſt, lobt Gott. Halte ehrliches, gerechtes Maaß und Gewicht, ſiehe ſelbſt zu Deinen Sachen, täglich, ſtündlich, vom Keller bis zum Korn=Boden. Bediene, ſo viel Du es kannſt, ſelbſt Deine Gäſte, verlaſſe Dich nicht allzuviel auf Oberkellner und Unterkellner, auf Hausknecht und Stallknecht, auf Koch und Büttner. Je mehr Du Geſinde hältſt, je fetter füttert ſich der Lollus.

Nach dieſer Vermahnung wurde der Wirth ſehr nachdenklich, und ſagte: Ich danke Dir, mein Bruder; ich will thun nach Deinen Worten, die Du mir geſagt haſt. Da beſchwor der Mönch den Lollus wieder, und ſagte: Lölle, kreuch ein, und ſchwerfällig kroch der Lollus hinterwärts wieder in die Erde zurück, und die Kellerecke war wieder leer und glatt, wie zuvor.

Mein Geld will ich Dir noch vier Jahre laſſen, ſagte der Mönch: dann aber muß meinem Heiligen Wort gehalten werden. Darauf ſchied er von ſeinem Bruder hinweg.

Der Wirth befolgte mit Eifer ſeines Bruders treuen Rath, änderte ſeine Wirthſchaft ganz und gar, richtete alles beſſer ein, ſparte am rechten Orte, veruntreuete aber nichts mehr. Seine Frau mußte in der Küche ſelbſt zum rechten ſehen, was ſie früher nicht gethan — richtiges Gemäß wurde hergeſtellt, auf der Glashütte wurden gerechte und vollkommene Weinflaſchen geblaſen, und die kleinen liliputaniſchen verſchwanden. Dafür ſtellten ſich die verſchwundenen Gäſte wieder ein, der Bratofen wurde nicht mehr kalt, und der Schornſtein rauchte wieder, trotz einem deutſchen Profeſſor ſchier Tag und Nacht.

Des Wirthes ganzes Weſen beſſerte ſich in jeder Weiſe; ſein Wohlſtand nahm mit ſeiner Rechtlichkeit ſichtbarlich zu; ſein guter Ruf und der ſeines Hauſes breitete ſich weit aus, ſchimpfte und mit Deiner Hellebarte ihm den Schädel einzuſchlagen drohte, da ſchalt er mich eine unſinnige Betteldirne, und ſchwur, Euch das Häuslein überm Kopf anzuzünden, und fluchte, daß Ihr Waffen im Hauſe hättet. Dem Bettler- und Bauerngeſindel gehören keine Waffen, meinte er, und wenn ich ihm nicht zu Willen ſeyn wollte, ſo würden ich und Ihr es ſehr zu bereuen haben, denn er ſey der Herr und wir die leibeigenen Knechte.“

„Verflucht ſey er und tauſendmal verflucht!“ knirſchte Jonas, und faßte krampfhaft ſeiner ſchönen Tochter Hand. „Wann wird der Tag kommen, da dieſe Knechtſchaft endet? Wann wird der Pharao der Tyrannei erſaufen im rothen Meer ſeines eignen Blutes? Schandbube Du! Ritter willſt Du ſeyn, ein Schutz der Frauen, ein Schild der Ehre? Ein Schurke biſt Du! Der Henker zerbreche Deinen Schild und ſpeie Dein Wappen an und trete es mit Füßen! Dein adeliges Siegel müſſe zerbrochen und in den Koth geworfen werden! Warum ſollen wir ewig die Knechte ſeyn? Predigt nicht Luther die Freiheit? Sey ſtille, Brunhild, weine nicht! Er ſoll und die Gaſtwirthe in den Nachbarſtädten begannen, ihn zu beneiden, denn die Reiſenden fuhren lieber noch ein Paar Stunden in die Nacht hinein, um nur in das gute Gaſthaus zu gelangen, und nicht ſelten war dieſes ſo von Gäſten überfüllt, daß der fröhliche Wirth dennoch eine traurige Miene annehmen, und die überzähligen Gäſte abweiſen mußte.

Als nach dem Ablaufe von vier Jahren der Mönch, des Wirthes Bruder, wieder kam, ſeinen Erbantheil zu begehren, empfing ihn der Wirth auf das freundlichſte, ſetzte ihm ein herrliches Weinchen von der ſchönſten Farbe vor und allerlei ſchmackhaften Confect, Nonnen-Plätzchen und dergleichen, und legte ihm ſtarke Geldrollen auf den Tiſch, indem er ſagte: Hier, mein lieber Bruder, iſt mit meinem beſten Dank Dein Capital ſammt allen Zinſen, redlich berechnet bei Heller und Pfennig; der Mönch aber ſagte: Lieber Bruder, die Zinſen nehme ich nicht, ſolches ziemet mir nicht nur nicht als einem Prieſter, ſondern es ſtehet auch geſchrieben: Du ſollſt nicht Wucher nehmen von Deinem Bruder. Aber ich freue mich, daß Du des fetten Lollus ledig biſt, und haſt nur noch den magern.

So? ſagte der Wirth. Wohnt der auch im Keller? Den möcht' ich auch ſehen.

Den ſollſt Du ſehen! antwortete der Mönch, hieß den Wirth voran in den Keller gehn und hob drunten ſeine Beſchwörung wieder an. Da bewegte ſich ganz langſam hinten n der Ecke die Erde und allmählich lugte ein ſchmales Köpfchen eraus, mit ganz matten Augen.

Lölle, gehe ganz herzu! ſprach der Mönch. Da wand ſich er Lollus matt und mühſam aus dem Boden, und erſchien ußerſt abgemagert; ſeine Haut glänzte nicht mehr wie Speck-warte, ſondern war verrumpfelt und verſchrumpfelt wie eine

Baumrinde, und ſah äußerſt hinfällig aus. Nun iſt's gut, das freut mich! ſprach der Mönch. Lölle, kreuch ein! — Da kroch der Lollus wieder hinterwärts, aber ganz langſam, in den Kellerboden zurück, und in der Ecke war nichts zu ſehen.

Hab' Acht, Bruder! ſagte der Mönch: wenn Du bleibſt, wie Du jetzt biſt, ſo hält es der Lollus kein Vierteljahr mehr bei Dir aus, entweder er verkommt, oder er geht ein Haus weiter und ſucht ſich einen Herrn, der ihn beſſer nährt wie Du. — Dieſes Troſtes war der Wirth über alle Maaßen froh, und ſegnete ſeines weiſen Bruders Rath tauſendfach.

Die Adler und die Raben.

Auf einem großen Gebirge lagen zwei weite Wälder nachbarlich einander gegenüber, fern den Gegenden, welche Menſchen bewohnten, und in einem dieſer Wälder horſteten eitel Adler, im andern aber niſteten blos Raben, und jedes dieſer Vogelgeſchlechter ſtand unter einem Könige von demſelben Stamme, welche über ihr Volk als Alleinherrſcher regierten.

Da geſchah es, daß alter Haß aufs neue rege ward unter den Adlern gegen die Raben, und in einer Nacht der Adlerkönig ſich mit einer Schaar der Seinen erhob, hinüber flog nach dem Rabenwalde, dort die ſchlafenden und keines feindſeligen Angriffes ſich verſehenden Raben überfiel und ihrer eine große Anzahl tödtete, ohne daß der Rabenkönig nur etwas von dieſem Ueberfall erfuhr, bis am Morgen, als er erwachte und ſich von ſeinem Neſte erhob. Da vernahm er den Schaden und großen Verluſt der Seinen mit ernſter Betrübniß und verſammelte all ſeine Räthe, und gedachte mit ihnen zu berathſchlagen, wie man am beſten dieſe untreue That der Adler rächen könne und ſolle. Da die Raben, wie die Naturgeſchichte lehrt, merklich gute Redner ſind, ſo fehlte es auch dem Rabenkönige nicht an der rechten Redegabe, und er ſprach zu ſeinem verſammelten Rathe alſo:

Meine lieben Getreuen! Euch iſt kund geworden, wie ohne vorherige Abſagung und Kriegserklärung zuwider allem Völkerrechte die Adler, unſere Nachbarn, uns heimlich bei nächtlicher Weile überzogen und viele der unſern gemordet haben, ohne daß wir zur Zeit noch erfahren können, warum ſie ſolches gethan haben? Werden wir das dulden und es ohne Wiedervergeltung geſchehen ſein laſſen, ſo wird es mehrmals geſchehen, darum laßt uns rathſchlagen, auf welchen Wegen wir das thun, was für uns und unſern Staat das Beſte iſt. Uebereilt euch nicht mit eurem Rathe, ſondern überleget ihn wohl, denn unſer aller Wohl oder Wehe hängt davon ab, ob wir weiſen oder unweiſen Rath ſchöpfen. Sinne ein jeder eine gute Weile nach über den unerhörten Fall, der unſers Reiches bisherige Wohlfahrt ſtört, ja ſie mit Vernichtung bedroht, wenn wir nicht Mittel finden, dem feindſeligen Thun der Adler zu ſteuern.

Auf dieſe Rede des Königs erfolgte eine geheime Sitzung bei verſchloſſenen Thüren, welcher nur die fünf Geheimräthe des Königs beiwohnten, den König an ihrer Spitze. Dieſe Raben waren mehrentheils von Alter ganz grau, einige waren ſogar weiß befiedert, mancher hatte einen völlig kahlen Kopf, und faſt alle gingen gebeugt einher, unter der Laſt ihrer Jahre, die, wenn man ſie zuſammen zählte, ſich auf eine hohe Summe beliefen. Der König war weit jünger als ſie alle. Als der letztere nun das geheime Conſeil eröffnete, ſo nahm der erſte, der Vorſitzende im Geheimen Staatsrathe, als Miniſter Präſident das Wort, und ſprach: Großmächtigſter König und Herr! Die alten Weiſen haben ſchon ausgeſprochen, was ich zu rathen mir geſtatte: Wenn ein Feind Dir an Macht überlegen iſt, und Du nicht vermagſt, ihm zu widerſtehen, ſo weiche ihm, und vermiß Dich nicht mit einem eitlen und ſtolzen Herzen mit ihm zu kämpfen, ſonſt wirſt Du des Schadens noch mehr von ihm erleiden, denn zuvor.

Der König faßte den Sinn dieſer Rede vollkommen wohl, äußerte ſeine Meinung aber nicht, ſondern wendete ſich an ſeinen zweiten Geheimrath und fragte: Was ſageſt Du?

Allergnädigſter König und Herr! antwortete der Gefragte, meiner ohnmaßgeblichen Meinung nach kann ich die Abſicht meines geehrten Freundes, der vor mir geſprochen, nicht theilen. Sollte es wohlgethan ſein, ſo ohne Weiteres uns als beſiegt zu erklären und unſere Heimath ohne den mindeſten Verſuch einer Vertheidigung aufzugeben? Nein, laſſet uns in Eintracht bereit ſein zu mannhaftem Widerſtande, wehrhaft gerüſtet und allewege wachſam. Hüther und Späher laſſet uns ausſenden, die uns alles künden, was ſie vom beginnen der Adler gewahren, und kommen ſie wieder, uns feindlich anzufallen, ſo laßt uns ihnen tapfer entgegen ziehen mit aller Macht. Vielleicht entweichen ſie, wenn ſie wahrnehmen, daß wir mit gleicher Münze ihnen zu zahlen bereit ſind, wie ſie uns. Schimpflich wäre uns Flucht mit Weibern und Kindern, und das Verlaſſen dieſes unſeres durch unſere Väter geheiligten Waldes und Wohnſitzes. Den laßt uns behaupten und vertheidigen auf Tod und Leben; zu ſchimpflicher Flucht bleibt immer noch Zeit, wenn im Kampfe wir unterliegen.

Schweigend hörte der König auch dieſen Rath, und gab dem dritten ſeiner Geheimräthe das Wort. Dieſer erhob mit Würde ſein ernſt geſenktes Haupt und öffnete ſeinen Schnabel bedachtſam. Allergnädigſter König und Herr! Die verehrten Vorredner haben gewiß nach ihrer beiderſeitigen, wenn auch entgegenſtehenden Ueberzeugung geſprochen. Mir ſcheint es ſchwierig zu ſein, gegen die Adler mit Hoffnung auf Sieg zu ſtreiten, denn offenbar ſind ſie ſtärker, ſtreitbarer und mächtiger, aber auch ich rathe nicht ſchimpfliche Flucht und freiwilliges Exil an. Sende, o König, einen weiſen, redekundigen Mann Deines Vertrauens zu den Adlern hinüber, der ihren König als Dein Geſandter in Deinem Namen frage, ob er Kenntniß von dem Ueberfalle gehabt, was deſſen Grund ſei, und womit wir denſelben verſchuldet? Vielleicht läßt ſich das Geſchehene als ein Mißverſtändniß ſühnen und auf dem Wege der Verhandlung gütlich beilegen. Vielleicht läßt ſich auch von unſerer Seite der Friede mit den Adlern erkaufen, damit wir ruhig im Schooße unſerer Heimath verbleiben, denn das iſt das Wort der alten Weiſen: Beſſer iſt Friede denn Krieg, und nicht ſchimpflich iſt es, Tribut zu entrichten dem unbeſiegbaren Feinde!

Der Sprecher ſchwieg, und ſchweigend gab der König dem vierten Rathe das Wort. Dieſer, minder hochbetagt, wie ſeine Vorredner, hob ſein Haupt mit kühner Bewegung und ſprach mit männlicher Kraft: Keiner der verehrten Rathgeber hat ausgeſprochen, was uns in Wahrheit frommen mag! Ich ſtimme gegen das gänzliche aufgeben und verlaſſen unſeres heimathlichen Wohnſitzes, ich ſtimme gegen den ungleichen Kampf, der nur mit unſerer ſchmählichen Niederlage und Knechtung enden würde, ich ſtimme gegen Verhandlung mit jenen nichtswürdigen Adlern, und vor allen ſtimme ich gegen einen Tribut, der uns ihnen gleichſam unterordnet. Mein unmaßgeblicher Rath iſt, eine Zeitlang zu weichen, uns draußen Bundesgenoſſen zu werben, und dann unverſehens mit Heeresmacht zurückzukehren, den Adlern zu thun, wie ſie uns gethan, um unſern Wohnſitz uns wieder zu gewinnen. Die alten Weiſen ſagten: Wer ſich ſeinem Feinde unterwürfig macht, der hilft ihm wider ſich ſelbſt.

Der König wiegte bedächtig ſein Haupt hin und her; er faßte und wog den Sinn aller vernommenen Worte in ſeinen Gedanken, und winkte dem fünften ſeiner Räthe, zu ſprechen. Dieſer begann: Meinem Bedünken nach frommt uns keiner von allen den bisher gegebenen Rathſchlägen vollkommen. Ich kann zwar ebenfalls nicht dafür ſtimmen, gegen einen uns überlegenen Feind zu ſtreiten. Ich fürchte die Aaren. Niemand ſoll ſeinen Feind allzu gering achten! Ich kann aber auch nicht zu ſchimpflicher Flucht rathen, eben ſo wenig zu ſchimpflichem Tribut, und noch minder möchte ich den Adlern die Ehre einer Geſandtſchaft unſererſeits angethan ſehen, denn einer ſolchen würden ſie ſicherlich ſpotten. Die alten Weiſen geben den Rath: Niemand nahe ſich ſeinem Feinde, ſo er nicht eigenen Vortheil gewahrt. Mein Rath und Vorſchlag iſt der, abzuwarten mit Liſt und Vorſicht, was weiter von Seiten der Adler gegen uns vorgenommen werden will, keine Furcht zu zeigen, aber auch keine Herausforderung, keine Demüthigung, aber auch keinen Uebermuth. Ein Weiſer ſieht ſeinen Schaden voraus, und bewahrt ſich vor ihm, bevor er ihm naht. Denn unwiderruflich iſt, wenn es nahe ſchon kam, uns das Unheil. Mit ſanfter Gewalt durch Liſt und Verſtand vermeiden wir vielleicht den Krieg und die Unterjochung.

Jetzt nahm der König fragend das Wort: Wie meinſt Du das? Welche Liſt willſt Du brauchen gegen die Adler? Sprich es ganz aus, was Du im Sinne haſt.

Der Sprecher erwiederte: Höre mich, mein König und Herr! Wenn ein König ſeine Räthe befragt, die er als Weiſe erkannt, und welche Kenntniß von allen Dingen beſitzen, ſo wird ſein Reich wohl beſtehen und ſeine Macht wird gemehrt und geſtärkt. Verſchmäht aber ein König den Rath ſeiner Weiſen, und folgt, ſelbſt wenn es ihm an eigener Klugheit und Einſicht nicht mangelt, nur ſeinem eigenen Willen und

Vorſatz, der wird ſelten ein glückhaftes Ende ſeiner Rathſchläge ſehen, und ſein Reich wird nicht zur Blüthe gelangen. Laſſet uns unſer aller Rath ſo lange prüfen und weislich durchdenken, bis wir das finden, was das gemeinſame Beſte iſt. Mein Rath iſt dieſer: Zum erſten, daß wir uns des Eindrucks entſchlagen, den der Schreck des unvermutheten feindlichen Ueberfalles in unſere Herzen goß, und mit geſtärktem herzhaftem Gemüthe Beſchlüſſe faſſen. Zweitens, daß wir uns völlig klar werden über die Urſache des Ueberfalles und die Feindſeligkeit der Adler gegen uns, eine Urſache, die im geſchichtlichen Boden wurzelt. Ohne dieſe Urſache zu kennen und reiflich zu erwägen, iſt unſererſeits ein vernunftgemäßer Entſchluß nicht möglich.

Aber wie ſollen wir dieſe Urſache ergründen? fragte der König.

Sie iſt ergründet, ich kenne ſie, mein König, antwortete der Sprecher.

So ſage ſie! gebot der König.

Sie iſt ein Geheimniß, mein königlicher Gebieter! entgegnete der weiſe Rathgeber. Die alten Weiſen gaben aber das ſchöne Räthſel auf: Was iſt für einen zu wenig, für zwei genügend, für drei zu viel? Das Geheimniß, und was ich Dir zu ſagen habe, iſt nur für zwei Zungen und für vier Ohren tauglich. Wie weiſe auch mancher Herrſcher ſei, alles kann er doch nicht wiſſen, darum heißen der Herrſcher vertraute Räthe Geheime, daß er ihnen ſeine Heimlichkeit anvertraue und ſie ihm hinwiederum mittheilen, was nicht ein jeder andere zu wiſſen braucht. —

Auf dieſe Worte hob der König die Sitzung ſeines Geheimrathscollegiums auf und hieß den weiſen Rath ihm in ein abgeſondertes Gemach folgen, und fragte ihn dort: Was weißt Du von der Urſache des gegen uns offenbar gewordenen Haſſes der Adler?

Die ganze Urſache wurzelt in einer Rede, mein König, die einmal ein Rabe gehalten hat — antwortete der Geheimrath.

Setze Dich nieder, und erzähle mir das! ſprach der König, und ließ ſich ebenfalls nieder, um aufmerkſam zuzuhören, und der Rathgeber erzählte.

38.

Vom Haſen und dem Elephantenkönige.

Es kamen einmal alle Geſchlechter der Vögel zuſammen, gemeinſam einen neuen König zu küren denn ihr bisheriger König war geſtorben, und ſie waren bereits unter ſich einig, den Aar zum Könige zu wählen. Schon ſollte die Wahl erfolgen und beſtätigt werden, ſo ſahe die Verſammlung von weiten den Raben geflogen kommen, der ſich verſpätet hatte, und da ſprachen einige der Verſammelten: Es iſt gut, daß der Rabe auch kommt, auf daß wir ſeinen Rath ebenfalls vernehmen, und als der Rabe ſich niederließ, ſprachen ſie zu ihm: Es iſt recht, daß Du kommſt, Dein Stimmrecht auszuüben, wie jeder von uns befugt und berufen iſt; gern hören wir Deine Meinung, doch ſind die meiſten Stimmen für den Adler als unſern künftigen König. Darauf antwortete der Rabe: Wenn über die Wahl bereits entſchieden iſt, ſo bleibe ich in der Minderheit und bin von vorn herein überſtimmt, aber dennoch gebe ich mein Nein zu dieſem euern Beſchluß. Und ſelbſt wenn es keine edlen Geſchlechter unter uns Vögeln mehr gäbe, keine Königsgeier, Edelfalken, Reiher und heilige Ibiſſe, Schwäne und Paradießvögel, ſondern nur Tauben, Spatzen, Nachteulen und Rohrdommeln, und dergleichen, ſo

Dir kein Leid thun, ich bleibe bei Dir! Und glaube mir nur, vielleicht wird es bald anders, vielleicht hat am längſten die Knechtſchaft gedauert.“ —

Um dieſe Zeit beſuchte der junge Fürſt von Henneberg, Georg Ernſt, ſeine theuern Aeltern in Schleuſingen. Als er das Werrathal hinaufzog und ſchon durch Meiningen gekommen war, wo Georg Doth nicht verſäumte, ſeinen lieben Bruder aufzuſuchen, theilte ihn Doth die Nachricht des neuen Wunders mit, das ſich im Grimmenthal begeben, aber Georg Ernſt ſchüttelte mißbilligend den Kopf ob dieſer unglaublichen Mähr, und fragte ernſt: „Ihr glaubet doch nicht daran, mein lieber Hofmeiſter? Wenn ich dem Landgraf Philipp ſo etwas erzählte, ich glaube, er lachte mich tüchtig aus und müßte mich vor einen Narren halten. Kommt mit hinüber zu dem Wunderort, wir wollen die Sache unterſuchen und das Mirakel enträthſeln.“

Dieſe Sprache klang freilich anders, als die des gläubigen Wilhelm, Doth aber freute ſich des hellen Verſtandes ſeines Zöglings, denn auch ſeine Anſichten hatte die gewaltig umgeſtaltende Zeit und der würde ich dennoch nicht für den Adler als unſer gemeinſchaftliches Oberhaupt ſtimmen, denn er wird von böſen Sitten beherrſcht, ſeine Farbe iſt ein unentſchiedenes geflecktes und getiegertes Braun, ſeine Zunge trägt er verkehrt im Schnabel, ſchöne Reden zu halten, wie wir weiſe Raben, vermag er gar nicht, und doch kommt ſo unendlich viel darauf an, daß ein Herrſcher gut zu ſprechen und Reden zu halten wiſſe. Der Adler iſt ein halber Thor — in ſeinem ganzen Weſen und Gebehrden iſt kein Adel, nicht das, was wir noble Haltung nennen. Vernunft beſitzt er gar keine, deſto mehr aber Grimm und Grauſamkeit, jähen Zorn und gnadenloſe, unbarmherzige Tyrannei. Sein ganzes Geſchlecht iſt von jeher übel berühmt; hat ſtets auf ſchlimmes geſonnen und iſt argliſtigen, tückiſchen Herzens auf anderer Schaden bedacht geweſen, iſt ſo voll Bosheit, daß ich es gar nicht auszuſprechen vermag. Darum ſage ich euch, wählt keinen Adler zu unſerm Könige, ſuchet euch einen andern, wenn er auch vielleicht minder klug und ſcharfſichtig iſt; edle Einfalt der Gemüthsart iſt beſſer als behende allüberliſtende Klugheit. Denn wäre einer König, und immerhin etwas beſchränkten Verſtandes, wenn er weiſe Miniſter hat und fromme Räthe und Beiſaſſen, ſo wird ſein Reich wohl beſtehen, wie wir ein Beiſpiel haben an dem Könige der Haſen. Dieſer war nicht beſonders klug und weiſe, aber er folgte weiſen Rathſchlägen und das kam ihm zu gute.

Auf dieſe Rede fragten alle Vögel, welche ſo aufmerkſam zuhörten, wie Du jetzt mir, mein allergnädigſter König und Herr — fuhr der weiſe Rathgeber zu erzählen fort: was denn der Haſenkönig gethan und vorgehabt? worauf der Rabe antwortete:

Es war einmal ein übertheures Jahr, und dabei ſo trocken, daß die Früchte des Landes verdorrten und alle Quellbrunnen verſiegten; das fiel allen Thieren zu ertragen ſehr ſchwer, am ſchwerſten aber denen, welche vieler Pflanzennahrung bedürfen, folglich den größeren und größten, nämlich den Elephanten. Dieſe traten zuſammen, und klagten ihrem Könige ihre große Noth, und ſprachen: Uns gebricht es täglich mehr an Waſſer und Weide. Wäre es Dir genehm, ſo wollten wir Boten ausſenden, eine andere Wohnſtätte zu ſuchen, daß wir unſer Leben erhalten. — Ich habe nichts dagegen, thut nach eurem Rath und Gefallen! antwortete der Elephantenkönig. Darauf ernannten die Elephanten einen Ausſchuß, und ſchickten deſſen Mitglieder aus, umher zu lugen, und zu ſuchen, wo ſich ein beſſerer waſſerreicher Wohn- und Weideplatz böte. Davon gelangten einige in das Königreich der Haſen; das war ein luſtiger Ort, mit einem Brunnen, welcher dem Monde heilig war, wie denn auch die Haſen dem Monde heilig waren vor alten Zeiten. Dort rings um den Brunnen waren die unterirdiſchen Höhlen der Haſen. Den ausgeſandten Spähern gefiel Ort und Gelegenheit gar zu wohl, ſie kehrten heim und erſtatteten Bericht über den neuen Wohnſitz. Von den Haſen hatten ſie nichts wahrgenommen, denn der Kleine fürchtet den Großen, und die Weiſen behaupten, es ſei von Seiten kleiner nicht gut Kirſchen eſſen mit den mächtigen. Auf die gute Botſchaft hin brach das Elephantenvolk ſammt ſeinem Könige auf, und zertrampelten den armen Haſen Wohnungen, Höhlen und Anſitze in Grund und Boden ſammt einem Theile des zaghaften Völkleins. Da war des Jammers kein Ende, und die Haſen liefen haufenweiſe zu ihrem Könige und klagten ihm ihr Herzeleid, und wollten Rath und Hülfe von ihm. Aber da war guter Rath theuer und Hülfe fern, denn was vermag das ſchwache Häslein gegen den mächtigen Elephanten? Der Haſen-König aber berief dennoch ſeine

Räthe, und ſprach zu ihnen: Ich fühle wol, daß ich nicht weiſe genug bin, meinem zertretenen Reiche zu helfen, darum rathet ihr, was uns zu thun ziemt, redlich und getreulich, mir und euch und der geſammten Haſenheit zu Nutz und Frommen. Da ſprach ein alter Haſe, welcher weiſe und gelehrt war, und in großer Achtung ſtand: Wenn es Dir gefällt, ſo ſende mich, mein König, und noch einen Deiner Getreuen, der meine Werbung vernehme und Dir darüber berichte, zum Könige der Elephanten.

Der König erwiederte auf dieſe Rede: Mich will bedünken, Du ſeieſt getreu und weiſe genug, und ich vertraue Dir ſonder allen Argwohn ganz allein. Vollziehe die Sendung und melde was Du ausgerichtet. Sage auch dem Könige der Elephanten meinen Gruß, und außerdem in meinem Namen alles was Dir gut dünkt, denn ein Botſchafter muß wiſſen, wie er ſich verhalte, und alles beobachten und in Anwendung bringen, was ihm nützlich erſcheint. — Hierauf machte ſich der alte Haſe in einer hellen Vollmondnacht auf und ging nach dem Mondbrunnen, doch überlegte er mit Vorſicht, daß er von zarter Leibes- und Gliederbeſchaffenheit ſei, und dachte der alten Sprichwörter: Wer ſich muthwillig in Gefahr begiebt, der kommt darin um, und wer unter die wilden Thiere geht, den zehren ſie auf. Ich will dieſen Berg beſteigen und mit dem Elephantenkönige Zwieſprach pflegen.

Der alte Haſe that, wie er geſagt, und kam vor den Elephantenkönig und ſagte zu ihm: An Dich, großmächtigſter Herr und König, ſendet mich der Mond, mein nachtbeherrſchender Gebieter. Höre ſeine Botſchaft durch mich an in Deiner Weisheit und laß mich nicht etwa mißfälliges entgelten, denn ein Abgeſandter iſt nur ein Werkzeug.

Der Elephantenkönig ſprach: Sage mir an, was iſt es, das der Mond wünſcht und gebeut? und der alte Haſe erwiederte:

Alſo entbietet Dir durch meinen Mund der Mond: Der mächtige, der ſeiner Macht vertraut, läßt ſich leicht durch dieſe bewegen, zu ſtreiten gegen den, der noch mächtiger und ſtärker iſt und ſein Kampfgelüſt wird ihm leicht zu einem Strick um ſeine Füße. Du o König, läſſeſt Dir damit nicht genügen, daß Du der mächtigſte und größte biſt unter allen Thieren, nein, Du haſt Deinen Zug unternommen gegen mein armes Volk, das Volk der Haſen; haſt mit den Deinen ihrer und ihrer unſchuldigen Kindlein Weide zertreten, und meinen und ihren Brunnen. Thue dieß nicht mehr, hebe Dich mit den Deinen anderswohin von dannen, oder ich will eure Augen trübe machen, ſpricht der Mond, und euch von dannen bringen mit meinem grimmigen Zorn. — Und ſo Du, o König, meinen Worten nicht glaubſt, ſo ſoll ich Dir des Mondes zornvolles Antlitz zeigen.

Da erſchrak der Elephantenkönig und ging mit dem Haſen zu dem Mondbrunnen, und der letztere ließ ihn in das Waſſer ſehen, und ſagte: Schmecke mit Deiner langen Naſe hinab, ſo ſchmeckſt Du den Mond. Da ſtieß der Elephant ſeinen Rüſſel in den Mondbrunnen, und da bewegte ſich alsbald das Waſſer, und das wiederſpiegelte klare Antlitz des Mondes verzerrte ſich. Sieheſt Du — o mächtiger König! rief der Haſe: wie grimmig der Mond Dich anſchaut, und ſeinen ganzen Zorn Dir verkündet durch ſeine Mienen über das Arge, das Du ihm und ſeinem Volke gethan!

Darauf ſprach der Elephantenkönig: O Herr, der Mond! Nimmermehr will ich oder ſoll einer der meinen wider Dich und die Deinen ſein! Gern wollen wir weichen von Deinem Heiligthume. Und that alſo und zog ab mit den ſeinen weit hinweg von dem Mondbrunnen, und die Haſen nahmen wieder Beſitz und bauten ihre Wohnungen aufs neue, und wohnen noch heute in Frieden an ihrem Orte.

Dieſes, ſprach der zu dem Volke der Vögel redende Rabe, habe ich euch als ein Beiſpiel geſagt, daß ihr einen verſtändigen König euch wählt, der, wie jener König der Haſen, auf verſtändigen Rath achtet, und nicht ſtets ſelbſtherriſch immer oben hinaus will, wie der Adler, und auf der Irrigkeit eines ſtarken Kopfes beharrt, oder der auch, weil Weisheit ihm mangelt, wie dem Elephantenkönige, leicht zu überliſten iſt. Es iſt auch ganz gegen des geſammten Vogelreiches Satzung, daß alle ein gemeinſames Oberhaupt haben. Mögen die Adler einen Adler zum Könige wählen, dagegen läßt ſich nichts ſagen, die Geier ihren Geierkönig und die Zaunhüpferlinge ihren Zaunkönig, jedes Volk ſeinen eigenen, dafür ſind die Geſchlechter unterſchieden. Was ſoll, um nur ein Beiſpiel euch zu ſagen, dem Taubengeſchlechte ein Adler zum Könige? Er wird ſeine Krallen in ihrem Blute baden, und ſie freſſen. Wahrlich, welches Geſchlecht ſich einen andern Gebieter erwählt und dem falſchen Fremdling vertraut, dem geſchieht billig, wie dem Haſen und dem Vogel, die in einer Streitſache einen unbekannten Mann über ſich zum Richter erkoren. Wie war das? fragten die Vögel. — Ich will es, mit eurer Erlaubniß, euch vortragen, erwiederte der Rabe, der Sprecher in der befiederten Nationalverſammlung.

39.

Von einem Haſen und einem Vogel.

Ich hatte einſt, ſprach der Rabe, — ſo erzählte der weiſe Rathgeber des Rabenköniges — zu den aufhorchend um ihn verſammelten Vögeln: einen guten Freund, auch einen Vogel; ſein Name gehört nicht zur Sache. Derſelbe hatte die Gewohnheit, wenn er ſein Neſt verließ, das in der Nachbarſchaft des meinen in einer Felskluft ſich befand, oft ſehr lange wegzubleiben, ſo daß ich manchesmal glaubte, er ſei in der Fremde verunglückt oder geſtorben, oder gefangen, oder habe ſich anderswo häuslich niedergelaſſen. Da geſchah es, daß ein Haſe jene Felskluft fand, und in ihr das weiche warme Vogelneſt, und ſich hinein bettete. Ich hielt nicht für weiſe, mich in fremde Angelegenheiten zu miſchen, und gedachte bei mir, weshalb ſollteſt du dem Haſen die Wohnung wehren, da doch vielleicht der Vogel nicht wiederkehrt? Auf einmal vernahm ich ein Gezänk unter mir, denn der Baum, welcher mein Neſt trug, ſtand dicht neben dem Felſen. Mein Nachbar, der Vogel, war wieder da, ſaß auſen vor dem Felsloche und kreiſchte: Das iſt mein Neſt! Packe Dich gleich heraus! Drinnen aber ſaß der Haſe und rief: Ich bin im Beſitze dieſer Wohnung und ſchon eine geraume Zeit. Da könnte jeder kommen, dem ſie anſtünde, und könnte ſagen: Ziehe aus! —

Du biſt ein ehrvergeſſener, ſchlechter Haſe! ſchrie der Vogel. Ein Räuber biſt Du! Das Neſt iſt mein und Du wirſt es räumen!

Nein — ich werde es nicht räumen! erwiederte der Haſe. Schimpfe und ſchwätze Du ſo viel Du willſt! Glaubſt Du eine gerechte Sache zu haben, ſo verklage mich! Vor dem Richter will ich Dir Rede ſtehen, hier aber nicht.

Hierauf verwahrte der Haſe ſeine Thüre und zog ſich in das Innere der Felskluft zurück.

Eine Zeit darauf kam der Vogel wieder, und ſagte zum Haſen: Ich weiß einen frommen, redlichen Alten, der ſoll Recht ſprechen zwiſchen Dir und mir! Folge mir zu ihm. Wer iſt es? Wie heißt er? fragte der Haſe. — Ich habe ihn noch nicht geſprochen, antwortete der Vogel. Er lebt noch nicht lange in dieſer Gegend, er iſt ein frommer Einſiedler, welcher den ganzen Tag faſtet und betet, und voll ehrbaren Weſens ſich zeigt. Er ſoll früher ein Maushund geweſen ſein, hat ſich aber längſt der Katzennatur abgethan, und aller Ueppigkeit der Welt, allen ſchnöden Mäuſefraßes. Er vergießt kein Blut, nährt ſich von Wurzeln, Gras und Kräutern, ſein Getränk iſt nur klares Waſſer. Er wird ganz gewiß unpartheiiſch über uns Urthel ſprechen.

Eine Katze? Ein alter Maushund? fragte mißtrauiſch der Haſe. Dem traue ich nicht ſonderlich. Das Sprichwort ſagt: Die Katze läßt das mauſen nicht.

Aber der Vogel hörte nicht auf, in den Haſen zu dringen, bis dieſer mit ihm ging. Ich folgte von ferne nach, zu ſehen, wie das ablaufen werde. Die Katze, eigentlich ein großer wilder Kater, ſaß, wie ich von weitem ſah, vor ihrer Wohnung und ſonnte ſich, dehnte ſich behaglich aus, beleckte ſich die Pfoten und ſtrich den Bart, plötzlich, wie ſie den Vogel und den Haſen kommen ſah, huſchte ſie in ihr Gemach, und als die beiden Gefährten zu ihr eintraten, fanden ſie dieſelbe in ein härenes Büßergewand gehüllt, in betender Stellung auf den Knieen liegen. Da gewann auch der Haſe Zutrauen, und freute ſich, einen ſo heiligen Mann kennen zu lernen, und nun entſchuldigten Beide um die Wette die Störung in der Andacht, und baten, ihrem Anliegen ein geneigtes Ohr zu leihen.

Lieben Freunde! ſprach der Maushund mit leiſer und heiſerer Stimme, indem er die Augen frömmelnd verdrehte: ich bin alt, meine Augen ſind trübe und dunkel, um mein Gehör ſtehet es ſehr übel, gehet nahe herzu, und redet recht laut, daß ich ja alles richtig vernehme.

Nun erzählten Vogel und Haſe, wie ſie mit einander ob des von einem verlaſſenen, vom andern in Beſitz genommenen Neſtes in Streit und Hader gekommen, und ſich dahin vereinigt, ſich ſeinem unpartheiiſchen Urtheilsſpruche zu unterwerfen. Als ſie beiderſeits ſchwiegen, ſprach der wilde Maushund wieder ganz heiſer: Hab' euch wohl verſtanden, liebe Kinder, wohl verſtanden. Ich will euch gut berathen und euch weiſen die Wege der Gerechtigkeit. O, daß mich der Himmel erleuchte, ein rechtes und richtiges Urtheil in dieſer eurer ſo überaus wichtigen Sache zu fällen, und in dieſem ſchwierigen Falle die Wahrheit zu finden! Denn beſſer iſt es, eine Sache geht verloren durch die Beleuchtung mit der Fackel der Wahrheit, als daß ſie durch Lug und Trug und Unwahrheit fälſchlich gewonnen werde. Ach — ach! Was haben wir denn hienieden? Keine bleibende Stätte! Nur das eine nehmen wir mit hinüber in die zukünftige Welt, die Werke, die wir vollbracht haben zu unſerer Seelen Heil oder zur Verdammniß. Gönnte doch ein jeglicher ſeinem Nächſten hienieden Gutes! Tretet getroſt näher, liebe Kinder, und ruhet euch aus, derweil ich im Gebet um Erleuchtung in eurer Sache flehe.

Haſe und Vogel vertrauten dieſen heuchleriſchen Worten des falſchen heimtückiſchen wilden Katers, ich aber, der ich nahe geflogen war, und jedes Wort vernommen hatte, hörte nur noch, wie die Katze ihre Thüre zuwarf, und wie der Vogel drinnen jämmerlich ſchrie. Das ungetreue Thier hatte Vogel und Haſen erwürgt, verſpeiſte beide, und bezog dann jene verlaſſene Wohnung, welche beſſer gelegen und eingerichtet war, als die armſelige des Maushundes, worauf ich alsbald von dort auswanderte. —

Sehet hier ein Beiſpiel wie blindes Vertrauen, das man auf unbekannte Leute ſetzt, die ſich, gleich den Adlern, uns durch ihre Argliſt und Bosheit nähern, ſich beſtraft. Der Adler iſt unter den Vögeln gerade das, was der Wolf unter den vierfüßigen Thieren. Und ich bleibe dabei, und wiederhole es euch dringend und warnend, ja warnend: wählt nimmer den Adler zum König! —

Mit erhobener Stimme, fuhr der alte Geheimerath Rabe dem Könige, ſeinem Herrn, zu erzählen fort: endete der gewandte Volksredner ſeinen Vortrag, und was war die Folge? Kein Vogel wollte nun den Adler zum Könige haben, es wurde nichts aus der ganzen Königswahl, die Rednergabe des Raben feierte einen glänzenden Sieg, wenig fehlte, ſo hätte man ihn zum Könige ausgerufen.

Und was ſagte der Adler dazu? fragte der König.

Das ſoll mein gnädigſter König und Herr ſogleich erfahren, erwiederte der Geheimerath: Der Adler ſprach zum Raben: Sprich Rabe, was habe ich Dir jemals zu Leide gethan? Aus welchem Grunde wälzeſt Du ſo viele Schmach auf mich? Nie habe ich etwas wider Dich verſchuldet, und Du mit Deinen giftigen und verläumderiſchen Worten raubſt mir heute eine herrliche Krone, die ich ſchon nahe ob meinem Haupte ſchweben fühlte! Aber bei aller Wahrheit ſchwöre ich Dir heilig und theuer, Du Läſterredner: ein Baum, in den ein Menſch mit der Axt haut, wächſt wieder zuſammen, und eine Schwertwunde durch Fleiſch und Bein mag wieder heilen. Aber die Wunden, welche die Zunge ſchlägt, die heilen nicht, und ihr Schade gewinnt kein Ende. Deine Worte ſind mir ein glühendes Schwert, das mir immerdar im Fleiſche wüthet. Feuer mag durch Waſſer gelöſcht werden, und der Brand des Haders durch ſchweigen; der Schlangen Giftbiß heilt durch Theriak, und die Wunde der Traurigkeit durch Hoffnung. Aber das Feuer der Feindſchaft, in das die Zunge Oel gießt, das brennt ſonder Ende. Heute haſt Du, o weiſer Redner Rabe, einen Dornbuſch gepflanzt zwiſchen Dein Geſchlecht und mein Geſchlecht, der ſoll dauern und grünen von Welt zu Welt, bei unſerm und unſerer Kinder und ſpäteſten Enkel Leben, und ſoll euch die bitterſte Frucht des Haſſes tragen! Das ſei Dir zugeſchworen bei Jovis Blitzen!

Als die Vögel die Zornworte des Adlers vernahmen, erſchraken ſie, und hoben ihre Schwingen, und flogen davon nach allen vier Winden, und der Adler flog auch davon, und keiner ſagte weiter ein Wort, und nur der Rabe ſaß einſam und verlaſſen auf dem Steine, der ihm als Rednerkanzel gedient hatte, und wurde ſehr nachdenklich und ſprach zu ſich ſelber. Nun habe ich auch geredet. Weiſer wäre geweſen, wenn ich geſchwiegen hätte. Die alten Weiſen ſagten: Reden iſt Silber, ſchweigen iſt Gold. Jetzt habe ich durch meine Warnung mir und meinem Geſchlechte der Aaren ewigen Haß heraufbeſchworen. Der Adler hat mich mit Machtworten

Aufenthalt am Hofe des klarſehenden Heſſenfürſten geändert, und er hatte jenen guten Rath des Doctor Mithobius treulich beherzigt und befolgt. Der junge Fürſt ließ ſich von dem Vicar ohne großes Aufſehen die Wallfahrt-Kirche öffnen, ließ eine Leiter in dieſe bringen, legte ſie ſelbſt an, und ſtieg hinauf zu dem Bilde, wo er die Quelle der Thränen in dem ausgehöhlten Kopf des Bildes fand. Zornig ſagte er zu dem zitternden Vikar: „Sind das Eure Künſte und Wunder? Eure Madonna hat einen Waſſerkopf, Ihr aber ſeyd ein Dummkopf und Baalspfaffe! Hütet Euch, daß ſolche Wunder nicht mehr geſchehen, es könnte ſonſt jener Kopf aufhören und der Eure anfangen zu weinen.“ — Und bald darauf wurde Genslin vom Grimmenthal nach Themar verſetzt. —

In der Schenke zu Marisfeld fanden ſich vier Perſonen zuſammen; der Vikar Genslin, der auf einem Umweg nach ſeiner Beſtimmung reiſte, der ſchwarze Jonas, welcher ſein Haus feſt verſchloſſen hatte und erlauern wollte, was ſich in der Welt Neues zutrage, ein Meſſerſchmidt aus Suhl, welcher mit ſeinem kleinen Kram im Grimmenthal feilgeniedergeſchmettert, und keiner der andern Vögel hat auch nur den Schnabel aufgethan, das Wort für mich zu nehmen, trotz ihrem vorherigen tollen zujauchzen. Sie waren klug, ſie haben das Gold des ſchweigens gefunden; ſie haben nicht Neigung gehabt, ihre Zungen zu verbrennen, wie ich gethan, ich alter Narr und alberner Schwätzer. Jene gedachten der Zukunft, ich hatte nur die Gegenwart im Auge. Stütze ſich doch kein weiſer Mann auf ſeine Weisheit, und kein Starker auf ſeine Stärke, und belade ſich nicht, um andern zu nützen, mit Feindſchaft, ſonſt iſt er der Thor, der Gift genießt, um hernach deſſen Wirkungen mit Theriak zu hintertreiben; ſolches thun kann leicht fehlſchlagen. Für den unweiſeſten und allerdümmſten aller Vögel muß ich mich von heute an und immerdar ſelbſt halten. Konnte ich nicht deſſen eingedenk ſein, was die alten Weiſen ſagten: das iſt der ſchädlichſte Verluſt, den ſich einer durch Worte zuzieht — bevor ich mit meinem dummen Schnabel die ewige Feindſchaft der Adler gegen mein Geſchlecht entzündete!

So klagte der Rabe, und nahm ſich ſeine unweiſe Rede dermaßen zu Herzen, daß er bald darauf erkrankte und ſtarb.

Siehe, mein König, endete der Geheimerath ſeine Mittheilung: das iſt die Urſache des Adlerhaſſes gegen uns.

O wehe! ſeufzte der König: Wollte der Himmel, daß jener unweiſe Rabe nie aus dem Ei gekrochen wäre, ſtatt uns in dieſe Noth zu bringen. Jetzt werden uns noch die Zähne von den ſauern Träublein ſtumpf, die unſere Väter gegeſſen haben. Aber nun rede weiter, was ſoll es werden, was ſollen wir thun? —

41

25.

Von einem Einſiedel und drei Gaunern.

Ein kluger Mann vollbringt durch Einſicht und überlegten Entſchluß, was manchem ſtärkeren mißlingt! ſagte der weiſe Rabe, des Rabenkönigs Rathgeber, zu dieſem letzteren. Ich muß dabei jener Gauner gedenken, die mit ihrer Liſt und Schlauheit einen Einſiedel alſo täuſchten, daß er das nicht mehr glaubte, was doch ſeine Augen ſahen.

Wie geſchahe das? fragte der König, und der Rabe antwortete:

Es war einmal ein Einſiedel, der ging und kaufte ſich eine Geis, ſie bei ſeiner Hütte zu halten und ihre Milch zu genießen. Das ſahen von weitem drei Diebe und beſprachen ſich unter einander, wie ſie ſonder Gewalt den Waldbruder um die Geis betrügen möchten. Sie verſtellten ſich alsbald ſo, daß einer nach dem andern dem Einſiedel begegnete, in kurzen Friſten hintereinander. Der erſte, welcher zu ihm kam, bot ihm die Zeit, und ſagte ſpöttiſch: Waldbruder! Ihr ſorget Euch gewiß, daß die Diebe Euch Eure Schätze ſtehlen wollen, weil Ihr Euch einen Hund gekauft habt. Was wollt Ihr mit dem Hunde thun? — Es iſt kein Hund, es iſt eine Ziege! ſagte der Einſiedel gelaſſen, aber jener behauptete ſteif und feſt, es ſei ein Hund, bis der zweite Gauner hinzukam, und auch grüßte, und ebenfalls fragte, was der fromme Waldbruder mit dem Hunde thun wolle? Ein heiliger Mann, ſagte er: muß ſich nicht mit einem ſo unreinen Thiere befaſſen; ich thäte mich ſeiner ſicherlich und ohne ſäumen ab. Eines Hundes Gebell ſtört Gebet und Andacht, und nirgend ſteht geſchrieben, daß die heiligen Apoſtel Hunde geführt oder ſich gar mit ſolchem Gethier getragen hätten!

Jetzt kam der dritte Schalk hinzu, als jene drei noch über den vorgeblichen Hund ſtritten, und ſprach: Aha! Ihr habt hier einen Hundehandel! Was ſoll der Köter gelten? Ich ſuche juſt ein ſolches Vieh zu kaufen.

Jetzt glaubte der Einſiedel allen Ernſtes, ſeine Geis ſei ein Hund, und der ſie ihm verkauft, habe ihn betrogen, und da warf er im Zorn die Geis hin, und eilte von dannen, ſeiner Klauſe zu, wo er ſich wuſch und ſäuberte. Die drei Gauner aber nahmen die Geis, trugen ſie heim, ſchlachteten und brieten ſie, und ließen ſich den Braten gut ſchmecken, indem ſie des Einſiedels Einfalt noch lange belachten. —

Dieſes ſagte ich Dir, mein König, fuhr der weiſe Rabe fort: auf daß Du erwägeſt, daß, wie klug und mächtig auch die Adler ſind, wir mit Liſt und Schlauheit uns ihrer dennoch entledigen können.

Und nun, o König, ſage ich Dir erſt mein eigentliches Geheimniß, denn die Urſache der Feindſchaft zwiſchen den Adlern und den Raben iſt vielen kundig und von unſerer Väter Ueberlieferung her noch manchem Alten im Gedächtniß. Mein Rath, den ich jetzt Dir gebe, muß zwiſchen Dir und mir das tiefſte Geheimniß bleiben. Erſtens überſchütte mich vor den andern mit der ſcheinbaren Zornſchaale Deiner Ungnade; thue als habe ich Dir falſchen und böslichen Rath gegeben, hacke auf mich vor dem ganzen Hoſhalte, verwunde mich und laß mich auf der Erde liegen, dann erhebe Dich mit Deinem geſammten Volke, flieget von dannen ſo weit, daß man keinen Raben mehr ringsum erblicke, und haltet euch an einem andern Orte ſo lange ſtill, bis ich wieder zu Dir zurück kehre, und Dir gute Botſchaft anſage.

Dieſen Rath befolgte der König der Raben. Und als die Kundſchafter der Adler wahrgenommen, daß das Volk der Raben ſammt ſeinem Könige ſich von dannen gehoben, ſo kamen ſie in Schaaren ſammt ihrem Könige nach dem Rabenwalde, und zerſtörten der Raben Neſter, und einer unter ihnen ſah den verwundeten Raben unter einem Baume liegen und flog zu ihm nieder.

41.

Der liſtige Rabe.

Der Adler, welcher zu dem am Boden ſcheinbar elend da liegenden Raben flog, fragte nun dieſen alsbald: Wer biſt Du? Wie kommſt Du hierher? Wohin ſind Deine Brüder gezogen?

Mit matter Stimme antwortete der Rabe: Was quälſt Du mich mit Fragen? Siehſt Du nicht meinen elenden Zuſtand? Laß mich ruhig liegen und ſterben! Ich vermag Dir nichts zu ſagen, könnte ich aber ein Wort mit Deinem Könige reden, ſo würde ihm daraus kein Schade entſpringen. Da rief der Adler den Adlerkönig herbei, und als der letztere den Raben erblickte, ſprach er: Dieſen kenne ich wohl! Er iſt des Rabenkönigs vertrauter Geheimerath, und ein Abkömmling jenes elenden Schwätzers, der meinen Ahnherrn um die allgemeine Reichskrone des geſammten Geflügels brachte. Mich wundert äußerſt, daß wir ihn in ſolcher Lage finden.

Darauf fragte der Aarenkönig den alten Raben: Was hat denn Dich in ſolche Widerwärtigkeit gebracht? —

Ach, großmächtiger Herr und König! antwortete der Rabe: Böſer Rath und närriſches Verſtändniß!

Wie ſo? fragten die Adler — und jener antwortete: Nachdem ihr den Raben alſo thatet, wie ihr gethan, und viele getödet, berief unſer König ſeinen geheimen Rath, und fragte uns, ſeine Rathgeber, ob er wider euch ſtreiten ſolle? Da ſprach ich: mich bedünket mit nichten, gegen die edlen Aaren zu ſtreiten, denn ſie ſind mächtiger, wie wir, und friſcheren Herzens. Mein Rath iſt, uns mit ihnen zu vertragen, Ruhe und Frieden zu halten, ihnen vielmehr, ſtatt ihnen uns widerſpenſtig zu zeigen, einen jährlichen Tribut zu entrichten, in ihren Schutz uns zu begeben — da kam ich aber ſehr übel an, denn alle anderen Räthe riethen unſerem Könige, gegen euch zu ſtreiten und zu kämpfen auf Tod und Leben, es falle wohl oder übel aus. Ich blieb dagegen feſt auf meiner Meinung, und rief: Niemand wird leichter von ſeines Feindes Hand erlöſet, als wer ſich ihm unterwürfig macht. Sehet die Saat auf dem Felde und die Halme der Wieſengräſer, wie ſie ſich beugen vor dem Winde. Dem hohen und harten Baum bricht der Wind die Krone ab, weil der Baum ſich bedünken läßt, er dürfe nicht weichen und wanken, aber das ſchlanke ſchwache Rohr bleibt ungebrochen, weil es Demuth gelernt hat. Demuth ſchützt vor Wehmuth! Als ich ſo redete, ſchrien alle, die mich hörten: Du biſt ein treuloſer Rathgeber! Du hältſt zur Schaar unſerer Feinde! Du förderſt unſern Verluſt, um Dir drüben Gunſt zu machen, Du ehrloſer Verräther, der Du biſt! — und fielen über mich her und ſchlugen mich, biſſen mich, kratzten mich und traten mich mit Füßen, ſo daß ich halb todt hier liegen blieb und mich nur wundert, daß ich noch athme.

Auf dieſe Rede wandte ſich der Adlerkönig an ſeinen erſten Geheimrath mit der Frage: Was bedünket Dich, daß wir mit dieſem Raben beginnen ſollen?

Nichts, mein König — antwortete der Premier: bedünket mich, als daß wir dieſen Raben alſobald erwürgen, denn er iſt ungleich klüger als wir, er iſt einer der liſtigſten und verſchlagenſten unter dem ganzen Rabengeſchlechte; mit ſeiner Vertilgung bereiten wir dem Rabenkönige und den Raben den empfindlichſten Verluſt, und uns ungleich größere Sicherheit, denn jene haben keinen zweiten, der ihnen ſo wohlüberdachten, klugen und ſchlauen Rath zu erſinnen vermöchte, wie eben dieſer. Die alten Weiſen ſagten: Wem Gott etwas großes und gutes in die Hand giebt, und er verliert es, der findet es ſelten wieder, und wer einen Feind hat, den das Glück ihm in die Hand ſendet, und er achtet das nicht, und läßt den Feind wieder entgehen, der iſt ein Thor, dem alle Weisheit der Welt nicht frommen mag.

Was meinſt Du? fragte auf dieſe Rede der Adlerkönig ſeinen zweiten Geheimerath. Dieſer letztere war minder mordſüchtig, und ſagte: Mein Rath iſt, daß Du den Raben nicht töden läßt. Es ziemet, dem Demüthigen und Hülfloſen Barmherzigkeit zu erzeigen. Iſt dieſer Rabe auch unſer Feind, ſo iſt er doch zugleich unſer wehrloſer Gefangener. Wir haben ihn nicht im Streite gegen uns ergriffen, ſein Unglück hat ihn in unſere Hand und Macht gegeben. Mancher fand Hülfe von ſeinem Feind, die der Freund ihm verſagte, und ward damit des Feindes Freund und des Freundes Feind.

Was ſagſt Du dazu? fragte nun der Adler ſeinen dritten Geheimerath, und dieſer erwiederte: Auch ich, mein allergnädigſter König und Herr, kann nicht für die Tödung dieſes, unſeres Gefangenen ſtimmen, vielmehr wäre mein Rath, guten Nutzen von ihm zu ziehen. Seine Freunde und ſein König haben ihn mißhandelt und ſchmählich in ſeiner Noth ihn verlaſſen. Er kann uns (und wird es auch, alle Heimlichkeit unſerer Feinde offenbaren, und das kann uns nur zu Gute kommen, wenn einer unſerer Feinde gegen die ſeinen ſteht. Seine Feinde zu entzweien und dann über ſie zu triumphiren, haben die alten Weiſen für die beſte Kunſt zu kriegen und zu herrſchen erklärt, wie es ging mit dem Dieb, dem Teufel und dem Einſiedel.

Wie war denn das? fragte der Adlerkönig, und ſein zweiter Geheimerath erzählte das nachfolgende Märchen.

42.

Der Dieb und der Teufel.

Es war einmal ein Einſiedler, dem ſchenkte ein frommer Mann aus Barmherzigkeit und um Gottes Willen eine Kuh. Ein Dieb erfuhr das und gedachte, dieſe Kuh ſich anzueignen. Als er zur Nachtzeit ſich auf den Weg machte nach der Klauſe des Einſiedlers, welcher einige Pilgrimme bei ſich beherbergte, was dem Dieb ebenfalls bekannt war, ſtieß er auf einen Mann, welcher auf dem gleichen Wege auf und ab ging. Der Dieb vermuthete, es möge ein andrer Dieb ſein, der dieſelbe Abſicht habe, wie er, und fragte: Wer biſt Du? Was haſt Du hier zu ſchaffen? Was führſt Du im Schilde? Darauf antwortete jener: Wenn Du es wiſſen mußt, will ich Dir es ſagen. Ich bin der Teufel und will dem Einſiedel in dieſer Nacht das Genick brechen, denn ich haſſe ihn ſchon lange, und habe nun heute endlich Macht über ihn gewonnen, denn er beherbergt in heutiger Nacht einen Miſſethäter. Darum warte ich nur hier, bis dieſer mit ſeinen Gefährten ſich ſchlafen gelegt habe. Und was ſuchſt Du hier? Ich? fragte der Dieb. Ich habe es nicht ſo ſchlimm im Sinne, wie Du. Solche ſchwarze Pläne hege ich keineswegs. Ich will dem Einſiedel nur aus Mitleid eine Kuh wegführen, denn ihr Gebrüll ſtört die Andacht des frommen Mannes, auch weiß er nicht mit einer Kuh umzugehen, und ſie könnte ihn mit ihren Hörnern ſchädigen.

Nun gingen der Dieb und der Teufel mit einander nach der Klauſe des Einſiedels, welcher ſeine Kuh angebunden, und ſich zur Ruhe niedergelegt hatte. Jetzt dachte der Dieb bei ſich ſelbſt, du mußt eilen, daß du erſt die Kuh gewinnſt, denn wenn der Teufel an den Einſiedel kommt, und ihn erwürgen will, ſo wird derſelbe aufwachen und ſchreien, davon werden die Pilgrimme ebenfalls aufwachen, ihm zu helfen gedenken, und dann finden und fahen ſie zuletzt dich. Darum beſſer iſt beſſer — erſt die Kuh, dann den Hals. Sprach daher zu dem Teufel: Höre und halte einmal. Laß mich erſt meine Kuh holen, hernach mache mit dem Einſiedel was Du willſt. Mit nichten! ſprach der Teufel. Erſt erwürge ich ihn, dann nimm Du Dir, was Dir gefällt.

Nicht alſo! widerſprach der Dieb. Ich muß zuerſt in die Klauſe.

Wagſt Du mir Trotz zu bieten? ziſchte der Teufel leiſe und rollte ſeine glühenden Augen wild im Kopfe.

Ich habe mich noch nie vor einem dummen Teufel gefürchtet! antwortete der Dieb. Darauf krallte ihm der Teufel nach dem Halſe — und da ſchrie der Dieb: Mordjo! Mordjo! Einſiedel! Holla! Der Teufel will uns an den Kragen! Hülfe! Hülfe! — Indem ſo erwachte der Einſiedel aus dem Schlafe und die Pilgrimme wachten auch auf, und der Einſiedel eilte aus der Klauſe mit einem Kruzifix — vor dieſem entwich ſpornſtreichs der Teufel und die Pilgrimme hatten ihre harten und langen Stecken, vor dieſen fürchtete ſich der Dieb und lief was er laufen konnte. So rettete der Einſiedel ſeinen Hals und ſeine Kuh, weil ſich ſeine beiden Feinde entzweit hatten. Darum iſt das ein halten hatte, und ein Kloſterbruder, der ſein Geſicht merklich unkenntlich gemacht hatte, aber kein andrer war, als der entſprungene Gregor Seidenthal. Der Handwerker trat zuletzt ein, und Genslin fragte ihn, woher er komme. „Aus dem Grimmenthal,“ verſetzte dieſer, unwillig ſeine Laſt abwerfend. „Bin zum Jahrmarkt dort geweſen, habe gemeint, ich wolle einen guten Pfennig löſen, iſt aber ein Lumpenkram, kaum die Zehrung herausgebracht, iſt ein rechtes, ächtes Grimmenthal, das einem Grimmen und grimmig machen kann.“

„Hoho Geſell!“ ſtrafte Genslin den Sprecher: „Ihr redet ja recht, wie der Ketzer, den man Luther nennt, der auch geſagt hat, unſer heiliger Wallfahrtort wäre ein rechtes Grimmenthal, ein Thal der Wuth, und dahin vom Volk ein unſinniges Gelaufe. Und darüber, daß ſich die Ketzerei immer mehr ausbreitet, hat die heilige Jungfrau im Grimmenthal geweint.“

Seidenthal ſtimmte treulich in den Ton des Vikars, denn es hatte ihm gereut, ſein Kloſter verlaſſen zu haben, und er hatte beſchloſſen, reuig zuweiſer Mann, der ſeiner Feinde Zwietracht nützt und ſie ausbeutet zu ſeinem Vortheil.

Auf dieſe Rede des dritten Rathes des Adlerköniges hub der erſte Rath wieder an zu ſprechen: Traue, o König, nicht dieſem Redner und ſeinen glatten Worten, wenn Du nicht Dich ſelbſt, und alles was Dein iſt, verlieren willſt. Folge meinem Rath, und laſſe dieſen Raben töden, denn ich befahre, daß wenn er am Leben und bei uns bleibt, ſo wird unſer Ende ein ſchmähliches ſein. Ein vernünftiger Mann läßt ſich mit Worten nicht betrügen, wenn ihm Gott ſeinen Feind in die Hand giebt. Ein Unweiſer aber wird mit ſchmeichelnden Worten getäuſcht und betrogen. Glaube doch ja nicht den Worten des wunden Raben, denn in ihm iſt keine Treue, er ſtammt aus einem falſchen diebiſchen Geſchlechte. Bis jetzt haben die Raben uns noch nicht überliſtet, was aber weiter geſchehen wird, und ob dieſes Raben Geſellſchaft uns nützlich und förderlich ſein wird, läßt ſich nicht vorausſehen, ich aber bezweifle äußerſt, daß er ſich hier habe zu unſerm Heil oder Vortheil finden laſſen. Ich wiederhole meinen Rath: Tödet ihn! Ihr wißt, daß ich die Raben nie gefürchtet habe, aber dieſer erweckt mir ein ahnungsvolles bangen, daß er uns allen Unheil brüten werde.

Der Adlerkönig hörte dieſe Worte an, aber er fühlte ſein Herz von königlicher Großmuth ſchwellen, und wollte auch zeigen, daß er herrſche und daß ſeine Räthe nicht Reichsregenten ſeien, obſchon das zu ſein, mancher vielleicht ſich einbildete, darum ſprach er: Ich gebe dem Unglücklichen Gnade, er ſoll leben. Man warte und pflege ſeiner wohl und heile ſeine Wunden. —

Mit Schmerz ſchwieg der treue Warner des Adlerkönigs, und dachte ſein Theil. Der Rabe aber, der mit hoher Einſicht begabt war, und der Rede ſo mächtig, wie ſein Ahnherr, aber beſſer wie dieſer, geübt in der Kunſt, zu rechter Zeit zu reden und zu rechter Zeit zu ſchweigen, machte ſich bald Gunſt und Gönnerſchaft am Hofe des Königs, und am meiſten bei dieſem ſelbſt. Gar manche ſchöne Mär wußte er zu erzählen, die zur Lehre, wie zur Erheiterung diente; er wußte fein zu ſcherzen und anmuthig zu huldigen. Er durfte des Adlerköniges jungen Prinzen und Prinzeſſinnen Unterricht ertheilen und ihnen Vorträge halten, der König ernannte ihn zum Kammerherrn, und hatte ihn ſtetig gern um ſich. Dafür verſicherte der Rabe dem Könige unausgeſetzt ſeine Treue, und ſeinen Haß gegen die Raben, und in einer Verſammlung ſprach er laut aus: Wollte Gott, daß ich zu einem Aaren werden könnte, müßte ich die Wandlung ſelbſt, dem Vogel Phönix gleich, mit dem ſchmerzenden Flammentode erkaufen! Wie wollte ich mich dann an meinen Feinden rächen, und meine Rache in ihrem Blute kühlen! — Da ſprach der alte, ſtrenge, erſte Rath des Adlerkönigs: O Du Gleißner! Du herber Eſſig in unſerm goldenen Becher! Und wenn Du Dich tauſendmal ſelbſt verbrennteſt, und ein anderer Vogel — wäre dies möglich — aus Dir würde, ſo würde es doch immer wieder ein häßlicher, falſcher, tückiſcher Rabe werden, wie es jener Maus erging, von der ein Märlein aus India meldet. Auf dieſe Rede begehrten die Aaren das Märlein zu hören, und der ſcharfſichtige Adler erzählte.

43.

Die verwandelte Maus.

Es war einmal ein frommer Mann, der diente der Gottheit betend und büßend in einer Wildniß, und Gott war ihm ob ſeiner Frömmigkeit und fleckenloſen Tugend alſo gnädig, daß er jeden Wunſch des Büßers erhörte und erfüllte. Einſt ſaß der Fromme am Strande eines Baches, verſunken in andächtige Gedanken, da flog ein Sperber über ihn hin, der hatte ein Mäuslein gefangen, das er noch in den Krallen trug, das Mäuslein aber zappelte und entfiel dem Sperber und fiel herab in des frommen Mannes Schoos. Da erbarmte ſich der Fromme des Mäusleins, band es lind in ein Tüchlein und trug es nach ſeinem Hauſe, um es allda zu pflegen und aufzuziehen. Da gedachte er aber, daß ſeine Diener daran einen Anſtoß nehmen würden, daß er, der reine Mann, mit einem unreinen Thiere ſich abgebe, und würden ſich ſcheuen, und da bat er Gott, das Mäuslein doch lieber in ein Maidlein zu verwandeln. Und ſiehe, Gott erhörte die Bitte, und verwandelte alsbald das Mäuslein in ein ſchönes Maidlein. Das führte nun der Fromme fröhlich in ſein Haus, und erzog es, und hatte an ihm ſein väterliches Wohlgefallen, und ſein Diener glaubten, ihr Gebieter habe es in der Wildniß gefunden, oder es ſei ihm von Anverwandten übergeben worden.

Da nun das Maidlein, das als des Frommen Tochter galt, heran gewachſen war, ſo gedachte er daran, es an einen guten Mann zu verheirathen, und fragte die Maid, ob ſie Neigung habe, zu heirathen, und was für einen Mann ſie ſich wünſche? Die Maid aber trug hohen und herriſchen Sinn, und antwortete: Ja — aber nur den höchſten Herrſcher!

Der Pflegevater erwiederte darauf: Der höchſte Herrſcher, mein Kind, das iſt der mächtige Sol; er beherrſcht die ganze Welt, erleuchtet und durchwärmt ſie mit ſeinen Strahlen, ich will ihn bitten, ſich mit Dir zu verbinden; dann wird man Dich Frau Sonne nennen. — Der Fromme läuterte ſich durch Gebet und Abwaſchung, und trug dem Sol ſein Anliegen vor; dieſer aber ſprach: Gern gehorchte ich Dir, dem die Gottheit jeden Wunſch erfüllt, o frommer Büßer! Aber der mächtigſte bin ich nicht. Siehe, der Lenker der Wolken iſt mächtiger denn ich; ein Hauch von ihm wird zur Wolke, die meinen Schein mir nimmt, daß es finſter wird auf der Erde. Da ging der Büßer bis an des Meeres Ufer, aus dem die Wolken ſich emporheben, und bat deren mächtigen Lenker, wie er den Sol gebeten hatte. Da hob ſich auf ſeinem Wolkenthrone der Wolkenlenker aus des Meeres Schooſe aufſteigend wie ein großer Rauch empor, und ſprach: O Du Frommer und Gottſeliger! Wol hat mir die Gottheit mehr Gewalt gegeben, als ſelbſt den Engeln in ſeinem Himmel, aber einer iſt doch, der mächtiger iſt als ich bin. Das iſt der Vater der Winde. Wenn er ſich erhebt und ſtark haucht, ſo fahren meine Gewölke aus einander und verſchwimmen in ein weſenloſes Nichts, oder fliegen und fliehen vor ihm und ſeinem Grimme von einem Ende der Welt zum andern, und ich bin nichts gegen ihn, und vermag ihm nicht zu widerſtehen.

Da machte ſich der Büßer auf zum Vater der Winde, der in einer großen und weiten Berghöhle wohnte, in der er die Winde verſchloſſen hielt, und nur zu Zeiten einem oder dem andern zu wehen geſtattete — und trug nun dieſem ſeine Bitte vor. Aber auch der Vater der Winde erklärte, daß er ſich nicht für den mächtigſten Herrſcher erachten könne. Siehe Du Frommer, Reiner, Makelloſer — ſprach er: dieſen mächtigen Berg, wie er da ſteht in ſtolzer Ruhe! Mag ich mit alle den meinen ſauſen und brauſen, ſo ſtark wir immer können und wollen, er bleibt unerſchüttert, weicht und wankt nicht vor meinem Grimm, darum iſt er mächtiger als ich, und darum wende Dich an ihn.

Darauf wandte ſich der gläubige Büßer an den Berg, und trug dieſem ſeinen Wunſch vor, und der Berg ſprach: Du nennſt mich den mächtigſten, und es iſt wol wahr, ich bin groß und mächtig, die Sonne dient mir und läßt meinen Scheitel grünen, die Wolken müſſen meine Wieſen und Wälder mit Thau und Regen tränken, der Wind fächelt mich, wie ein Sklave ſeinen Gebieter, aber der mächtigſte iſt doch nur der, der nichts erdulden muß. Ich will Dir jemand zeigen, der mächtiger iſt als ich, denn ich muß ihn dulden, ich mag nun wollen oder nicht wollen.

Wer wäre das? fragte ganz verwundert der Büßer. Es ſt, ſprach der Berg: ein winzig kleines, graues Männchen, as wühlt in mir und gräbt, und baut ſich Wohnung und Gemächer, und fragt mich nicht, ob ich's ihm geſtatte.

Was wäre das für ein winzig kleines graues Männchen? ragte der Fromme. — Es iſt die Maus! antwortete der erg. — Hierauf wendete ſich jener mit ſeinem Wunſch und ntrag an den Mausmann, und dieſer antwortete: Ich bin er, von dem der Berg gezeuget hat. Kann ich aber, auch enn ich wollte, ein Menſchenmaidlein freien, und in meine niedere Wohnung führen? Darüber erſinne Du ſelbſt Dir weiſen Rath, Gottſeliger! — Nun ging der Einſiedel wiederum zu ſeiner Tochter, und ſprach zu ihr: Ich habe Dir lange den mächtigſten zum Manne geſucht, willſt Du dieſen, ſo muß ich von der Gottheit erflehen, daß ſie Dich wieder zu einer Maus werden läſſet, welche Du vordem ſchon einmal geweſen biſt, dann kann Dein Wille in Erfüllung gehen. Und da die Tochter auf ihrem Sinne beharrte, weil ihr ihr Pfleger darlegte, wie immer ein Mächtiger ihn an einen noch mächtigeren gewieſen, ſo wurde ſie auf ſein flehen wieder in eine Maus verwandelt und dem Mausmännlein zum Gemahl gegeben, denn gleich und gleich geſellt ſich gern, was zum Heller geſchagen iſt, wird kein Thaler, und aus einem verrätheriſchen Raben wird nimmermehr ein Phönix, wenn er ſich auch, gleich dieſem Wundervogel, verbrennte. Aber wolan, laſſe Dich verbrennen, Verräther, und laß uns ſchauen, was aus Deiner Aſche emporſteigt.

Der Adlerkönig und ſeine Umgebung hörten dieſe Rede nicht ohne ernſte Erwägung an, und mehrere theilten die Meinung des treuen Rathgebers, der Rabe aber ſpottete fein über ſeinen heftigen Gegner und ſagte:

Trage doch Holz, Du Edler, zu meinem Scheiterhaufen! Schichte ihn empor aus Adlerfarrn, und fache die Funken mit Deinen eigenen Fittigen zu heller Flamme an. Du trägſt dann unſterblichen Ruhm davon, und man wird Dich als Rabentöder noch lange in Heldenliedern verherrlichen.

Du ſollſt nicht brennen! ſprach der Adlerkönig: weder daß Du unſer einer werdeſt, denn wir haben allein Macht genug, Dich an Deinen und unſern Feinden zu rächen, noch daß wir uns an Dir rächen wollen. Haltet Friede!

44.

Der Raben Argliſt und Rache.

Lange lebte am Hofe des Adlerköniges der alte Rabe; er wurde Mitglied des geheimen Cabinets und vernahm alle Beſchlüſſe der Adler gegen die Raben, und erlauſchte alle Heimlichkeiten der erſteren. Der erſte Rath des Adlerkönigs aber ſchied von ſeinem Poſten; er nahm ſeine Entlaſſung, denn, ſagte er: Wem nicht zu rathen iſt, dem iſt nicht zu helfen. Wer mit ſehenden Augen blind ſein will, der ſei es. Ich habe geſprochen und gewarnt in aller Treue und habe meine Seele bewahrt. O bethörter König, leichtgläubiger König! Wie wirſt Du meiner Warnung gedenken, wann es zu ſpät iſt! Und ſchied ab, und flog in ein fernes Gebirge, um auf einem ſtillen Landſitze weit vom Königshofe und von deſſen Unruhe ſeine Tage friedlich zu beſchließen.

Der Rabenkönig harrte ſtill und lange ſeines Getreuen, während ſeine Umgebung dieſen längſt tod glaubte, denn der König hüthete ſein Geheimniß ſorglich vor allen, und ließ ſelbſt ſeinem Vertrauteſten nichts davon ahnen. Da kam eines Abends der Rabe geflogen, und alle erſtaunten und verwunderten ſich hoch, und wußten nicht ob ſie ihren Augen trauen ſollten, daß ihn der König, der ihn vor aller Augen mit Ungnade überhäuft und ihn ſogar thätlich mißhandelt hatte, ſo freundſchaftlich, ja ſelbſt herzlich empfing.

Der alte weiſe Rabe aber ſprach zu ſeinem Könige: Ich bringe gute Botſchaft und verkündige Sieg und Freude! Der Himmel giebt unſere Feinde in unſere Hand. Die Adler haben jetzt eine Felſenkluft entdeckt, die unerſteigbar iſt, in dieſer ſchlafen ſie gemeinſam, denn ſie iſt innen weit und geräumig, luftig und trocken, gedeckt gegen Regen und Sonnenbrand, der Eingang aber iſt enge, und ſonder Wache, weil weder Thiere noch Menſchen ihr nahe kommen können. Wir aber können ihnen nahen, darum auf! mein König, auf! all' ihr muthigen und getreuen Raben! Jeglicher faſſe ein Stück dürren Holzes, ſo groß er ſolches zu tragen vermag mit Krallen und Schnabel, und ich will einen Feuerbrand tragen und voran fliegen.

Raſch wurde dieſer Rath nach des Königs Zuſtimmung vollzogen, die ganze Schaar der Raben flog dem Führer nach, jeder warf ſein Holz auf den Ausgang der Aarenhöhle, und der alte Rabe legte ſein glimmendes Holz hinein, dann wehten ſie mächtig mit den Flügeln, und bald brannte das Holz in lichter Lohe.

Tödlicher Schrecken ergriff die aus dem erſten Schlummer erwachenden, ſich ſicher wähnenden Adler ſammt ihrem Könige. Sie rauſchten wild durcheinander, ſtießen an einander, ſie kreiſchten verzweifelnd; die kühnſten flogen durch die Flamme, nur um drauſen tod niederzufallen, indeſſen mehrten ſich innen Dampf und Hitze, daß einer nach dem andern ſterbend mit zuckendem Flügelſchlage hinſank, und auch der König mit allen den ſeinen, der noch klagend ausrief: Welch ein Thor iſt der Mann, der den Fremdling beſchirmt, und den treuen Warner verachtet! —

So gewann das Reich der Aaren und ihre Feindſchaft gegen die Raben ein Ende, und wenn nicht jener weiſe Rathgeber mit den Seinen ſich in jenes Gebirge zurückgezogen hätte, ſo gäbe es gar keine Adler mehr, deren Geſchlecht ſelten geworden iſt, der Raben aber ſind viele geworden, haben ſich überall hin verbreitet, ſind auch jeweilig noch groſse Redner, und haſſen die Aaren immer noch.

45.

Die beiden Brüder.

Es waren einmal zwei Brüder, von denen der eine klug war und der andere unklug, und beide waren Schäfer, welche wechſelsweiſe Tag um Tag die Schaafe eines reichen Metz'gers hütheten. Jedesmal, wenn der eine hüthete, blieb der andere zu Hauſe, beſorgte das Eſſen, und trug es hinaus auf die Schaafweide, wo dann das Mahl von beiden gemeinſchaftlich verzehrt wurde.

Nun traf einmal die Reihe des hüthens den Klugen, und die des kochens den Dummen, und nachdem letzterer das Eſſen gekocht hatte, trug er es zu ſeinem Bruder auf die Trift hinaus. Auf dem Wege aber kam er an eine alte wackelige Brücke, die über einen Bach führte, und die viele Spalten hatte, unter denen das Waſſer hinfloß, und da dachte der Dumme in ſeinem Sinne: Das iſt ein gefährlicher Steg, da kann zuletzt ein Schaaf oder ein Menſch durchfallen; da iſt ſchwer, über hin zu kommen, willſt doch die Brücke beſſern. Und da begann der Dumme die Spalten mit den Klöſen, die er gekocht hatte, auszuſtopfen, hart genug waren ſie ohnehin, und in die ſchmalen Ritzen ſtopfte er Sauerkraut, dann ging er getroſten Muthes über die Brücke, die nun recht feſt und haltbar auszückzukehren. „Ich hoffe,“ ſprach er, „die lieben Heiligen werden die jetzt umgehende Läſterung nicht lange dulden. Aller Gottesdienſt iſt verachtet, man achtet weder eines der Heiligen mehr, noch eines Pfaffen oder Mönchs, weder das Weihwaſſer, noch geweihtes Wachs, Kräuter, Palmen, man will nur allein Gott anhangen.“

„Ei, frommer Bruder,“ ſagte der Meſſerſchmidt: „was liegt auch an dem, das Ihr nanntet? Wenn wir Gott allein glauben und vertrauen, was hat es dann für Noth? Durch den Glauben werden wir ſelig.“

„Harret nur,“ rief Genslin: „die Heiligen werden ſchon Wunder und Zeichen thun und das Volk wird ſich bekehren, und der heilige Vater wird ſeiner Geiſtlichkeit wieder aufhelfen.“

„Ja, ja!“ ſpottete der Handelsmann: die Heiligen werden Wunder thun — durch Euch! Hört zu, Pfaff und Mönch, und Du ſchwarzer Bauer dort, ich will Euch ſagen, was es für eine Sache war mit dem Weinen im Grimmenthal. Die Pfaffen wiſſen, daß die Wallfahrt merklich abnimmt, ſah, und als ihn ſein Bruder fragte: Wo haſt Du denn das Eſſen? — ſo lachte der Dumme und antwortete: Eſſen habe ich nicht, aber ich hatte einen klugen Gedanken; ich habe den Brückenſteg ausgebeſſert, daß er wieder hält. Ich habe die Klöſe in die Klunſen geſtopft und in die Ritzen das Sauerkraut, daß wir und unſere Schaafe nicht durchfallen.

Ei, was Du für ein Pfiffidunkus biſt! ſpottete der kluge Bruder über den Dummen. Es iſt nur gut, daß Du morgen hütheſt und ich koche, ſonſt gäbe es für uns zwei Faſttage hintereinander. Aber das ſage ich Dir: wenn Du morgen hütheſt, ſo ſei ſo gut, und habe nicht wieder kluge Gedanken nach Deiner Art. Du haſt Dich um nichts zu bekümmern, als daß die Schaafe hübſch nach der Reihe liegen bleiben. Wenn Du ſo thuſt, machſt Du nichts dummes.

Will ſo thun, ſagte der Dumme.

Am andern Tage, als der Kluge zu Hauſe blieb und kochte, und der Dumme die Schaafe auf die Weide trieb, wollten die Schaafe ſich nicht nach der Reihe hinlegen und da hatte der Dumme mit ihnen recht ſeine Noth und Plage, bis er rackrig wurde und ſchrie: Wartet, ich will euch — wenn ihr nicht wollt wie ich will! und nahm einen Knüttel und ſchlug ſie alle mauſetod, und legte ſie hübſch neben einander in Reihen. Wie nun der Bruder mit dem Keſſel voll Eſſen kam, wunderte er ſich, daß die Schaafe ſo ſchön lagen, und rief:

Ei, die liegen ja prächtig nach der Reihe!

Gelt? antwortete der Dumme mit großer Selbſtzufriedenheit. Erſt wollten ſie freilich nicht, hab' Mühe genug gehabt, hab' ſie tod geſchlagen, die Röſſer, nun muckt keins mehr.

Um des Himmels Willen! ſchrie der kluge Bruder: Was haſt Du gethan! Jetzt ſind wir beide verloren!

Ach geh' weg! antwortete der Dumme mit großer Gemüthsruhe. Verloren? Das wäre! Wer uns findet, wird ſchon ein ehrlicher Finder ſein, wird uns wiederbringen.

Dummkopf! ſchrie der Bruder erboſt. Der Metzger ſchlägt uns tod, wie Du ſeine Schaafe tod geſchlagen haſt! Packe auf! Wir müſſen auf der Stelle fliehen!

Und da flohen die beiden Brüder und liefen ſo ſehr ſie laufen konnten, und kamen in einen dichten finſtern Wald, und als die Nacht kam, ſtiegen ſie auf einen Baum, droben zu ſchlafen, und nahmen ihren Keſſel, darin noch ihr Eſſen, Brühe und Brocken war, auch mit hinauf, denn der Hunger war ihnen über Schreck und Furcht vergangen, und wollten droben zu Nacht ſpeiſen.

Aber da ſind zwei Räuber gekommen, die hatten einen Sack voll Nüſſe und einen Sack voll Geld, beide Säcke ſchleppten ſie unter den Baum, darauf die beiden Brüder ſaßen, ſetzten ſich hin und wollten das Geld theilen. Da ſchwippte der Keſſel etwas über, und der eine Räuber ſprach zum andern: Du — es tröpfelt! — und da fielen aus dem ſchwippenden ſchwappenden Keſſel auch Graupen und Brocken, und der andere Räuber rief: Du — es graupelt und hagelt!

Die Brüder droben aber fürchteten ſich und zitterten, und vermochten den Keſſel, der auf dem runden Aſte nicht Stand halten wollte, nicht zu erhalten — und da ſtürzte der ganze Keſſel hinunter. — Herr Gott! Ein Wolkenbruch! Der Himmel fällt ein! Da kommt ſchon eine Pauke! Das iſt eine ſchöne Muſik! — ſchrieen die Räuber, und liefen davon, und ließen ihren Geldſack und ihren Nußſack im Stiche.

Die Brüder aber ſtiegen vom Baume herab und fanden die Säcke, und da ſprach der kluge Bruder zu dem Dummen: Sieh, da ſind zwei Säcke, in einem iſt hartes Zeug, und iſt klein, der andere iſt groß und ſind Nüſſe darinnen. Es fragt ſich nun, welchen Sack Du willſt, denn Du biſt der Aeltere, und haſt die Vorhand.

Richtig! antwortete der Dumme. Ich habe die Vorhand, mir gebührt der große Sack, der mit den Nüſſen. Die Nüſſe kann ich eſſen, das harte Zeug aber kann man nicht eſſen.

So nahm jeder ſeinen Sack, und ſo wanderten ſie mit einander. Der Dumme aß aus dem ſeinen fort und fort Nüſſe, und gab auch ſeinem Bruder ein Paar, ſo daß er immer leichter zu tragen hatte, bis der Sack ganz leer war, den andern aber dünkte ſein Geldſack immer ſchwerer zu werden, ſo daß er zuletzt nicht vermochte, ihn weiter zu tragen.

Du kannſt jetzt meinen Sack auch eine Strecke tragen! ſagte der Kluge zu dem Dummen. Er wird mir gar zu ſchwer.

Nä! So haben wir nicht gewettet! antwortete der Dumme. Du haſt ja meinen Sack auch nicht getragen. Ich habe Dir noch dazu Nüſſe gegeben, Du aber haſt mir nichts gegeben. Willſt Du's leicht haben, ſo theilen wir, Du die Hälfte von dem harten Zeug, ich die Hälfte, das iſt brüderlich, da trägt keiner zu ſchwer.

Erſt wollte der Kluge davon nichts hören, er probirte, ob er nicht dennoch den Geldſack allein fortbringen könnte, war dieß aber nicht im Stande. Und ſo theilten ſie denn, und kauften ſich Schaafe für das Geld, und hütheten ſie, und fingen ihr Weſen wieder von vorn an.

46.

Schlange Hausfreund.

Es war einmal ein altes Ehepaar, das war ſehr arm, wenn noch ſo fleißig, und der Mann nährte ſich und ſeine Frau, mit der er ein kleines Häuschen nahe einem Walde bewohnte, von Waldarbeit. Er half Bäume fällen, Holz einfahren, Holz zerſägen und ſpalten, und ſo ſammelte er auch das Holz, das er zu ſeinem eigenen Gebrauche nöthig hatte, im Walde und führte es auf einem Schiebekarren jede Woche ein oder einige male heim. Das darf aber nach den Forſtgeſetzen nur mit dürrem Holze geſchehen, friſches, noch grünendes dürfen die armen Leute nicht von den Bäumen abhauen oder mit ihren Hippen abreißen, ſonſt werden ſie in die Waldbuße geſchrieben und geſtraft, und das iſt ein ſehr weiſes Geſetz, denn ohne daſſelbe gäbe es ſchon lange keine grünenden Wälder mehr. Wie nun einmal der arme Holzhauer in den Wald kam, ſah er mit großer Freude ſchon von weitem, daß ein ſtarker Sturmwind in der Nacht auch von einer ſtattlichen Eiche einen großen dürren Aſt abgebrochen und herab geworfen hatte, und wollte ſich alsbald dieſes Aſtes bemächtigen. Aber näher kommend, gewahrte der Mann mit Schrecken, daß vom Baume her nach dem Aſte ſich eine große Schlange ringelte, daher er zur Seite wich und ſich anderes Holz ſammelte. Am folgenden Tage ging der Mann wieder in den Wald, und wollte nun den Aſt mit ſich nehmen, aber da hatte die Schlange denſelben mehrfach umſchlungen, und hob ihr Köpfchen auf dem ſchlanken Halſe ihm ganz munter entgegen, als wenn ſie ohne Furcht vor ihm ſeine Bekanntſchaft machen wollte. Leicht hätte der Mann die Schlange töden können, er durfte ihr ja nur mit dem ſcharfen Holzbeile, das er mit ſich führte, den Kopf abhauen, allein dieſer Mann war einer von den wenigen verſtändigen Landleuten, die in ihrem ſchlichten Sinne es für eine Sünde erachten, ohne Noth und ohne Bedürfniß ein Geſchöpf Gottes zu töden, aus reinem Frevel und Luſt am Morde, wie ſo viele aus Unverſtand, und was noch viel ſchlimmer und ärger iſt, aus Bosheit thun. Er gab lieber den Aſt auf, und ſuchte ſich kleineres Leſeholz zuſammen.

Wie nun der Mann mit ſeinem Reiſigbündel nach Hauſe kam, ſagte er zu ſeiner ihm im Hofe behülflichen Frau, indem er das Holz abwarf: ich bringe leider den ſchönen Aſt wieder nicht mit, von dem ich Dir geſtern ſchon erzählt habe, die Schlange hatte ſich ganz darum herum geringelt.

Geh mir mit Deiner Schlange! ſprach die Frau. Ich bin froh, daß ich ſie nicht geſehen habe, ich wäre des Todes geweſen.

Kaum hatte des Holzhauers Frau dieß geſagt, ſo ſtieß ſie einen gellenden Schrei aus, und ſprang entſetzt zurück — denn aus dem Reiſſigbündel hervor kroch plötzlich die Schlange, und ihr Anblick jagte der Frau einen tödlichen Schreck ein.

Aber liebe Frau! rief der Mann. Wie Du dich gleich ſtellen kannſt! Was erſchrickſt Du denn? Es iſt ja keine giftige Schlange, es iſt eine unſchuldige Unke, die Fröſche und Mäuſe frißt. Man ſagt, Unken bringen Glück ins Haus, vielleicht bringt dieſe es uns, Zeit dazu wär' es, denn des Elendes haben wir lange genug gehabt. Man hat auch Beiſpiele, daß Menſchen in ſolche Lintwürme verwandelt worden ſind, welche Schätze vergruben, und nun in Schlangengeſtalt das gleiſſende Gold hüthen müſſen, vielleicht iſt uns ein ſolcher Schatz beſcheert, wir wollen daher der Schlange kein Leid zufügen.

Der Frau zitterten lange die Glieder, ſie vermochte kaum, ihrem Manne etwas zu antworten, denn es beſteht ein Widerwille der Frauen gegen die Schlangen vom Anbeginne her, die Schlange aber war gleich in das Haus geſchlüpft, und hatte dort im Vorflur die Katze angetroffen, und ihr guten Tag geſagt. Die Katze hatte einen hohen Buckel gemacht und angefangen zu pfauchen, die Schlange aber hatte gezischt und den Rachen aufgeriſſen, was die Katze bewog, nicht feindſelig gegen die Schlange vorzugehen.

Was iſſeſt Du? fragte die Schlange. — Ich eſſe Mäuſe — antwortete die Katze.

Ich eſſe auch Mäuſe, ſagte die Schlange.

Dieſer zarte Zug übereinſtimmender Neigung begütigte die Katze, und ſie fragte nun die Schlange: Was trinkſt Du?

Ich trinke Milch, wenn ich deren haben kann! antwortete die Schlange.

Ei ich trinke auch Milch! ſagte die Katze. Das iſt ja ſchön! da paſſen wir eigentlich gut zuſammen.

Darauf ſchloſſen die Katze und die Schlange Frieden und Freundſchaft mit einander, und die Hausfrau gewöhnte ſich allmählich an die letztere, und wenn ſie der Katze Milch gab, ſo trank die Schlange, die ſehr wenig bedurfte, mit der Katze aus einem Näpfchen, und die Mäuſe fingen beide gemeinſchaftlich weg, die Schlange die im Stalle und im Keller, und die Katze die auf dem Boden und in der Stube.

In dem Waldhäuschen aber kehrte Segen ein, ſeit die Schlange bei dem alten Ehepaare lebte und geduldet ward; der Tagelohn wurde dem Manne erhöht, die Waldbeeren, eßbaren Schwämme und Heilkräuter, welche die Frau ſammelte und in die Stadt zum Verkaufe trug, wurden ihr viel beſſer, als ſonſt bezahlt, und ſo lebten die armen Leute in glücklicher Zufriedenheit, die ihnen vielmehr zum Beſten gedieh, als wenn ſie unverſehens reich geworden wären. Am Abende, wenn die Arbeit ruhete, ſaßen die beiden Alten bisweilen Sommers vor der Thüre und Winters am warmen Ofen, und die Frau ſpann, neben ihr ſaß die Katze und ſpann auch, aber leider keinen Faden, und die Schlange hatte Schlupfgänge, welche die Mäuſe ausgearbeitet hatten, und kam herauf, und da hörten Mann und Frau zu, wie die beiden Thiere einander Geſchichten erzählten, in denen Katzen oder Schlangen ſtets die Hauptrollen ſpielten. Die Schlange inſonderheit war ſchon ziemlich alt und ſehr erfahren, und konnte ſehr vieles erzählen, theils was ſie ſelbſt erlebt hatte, theils was ſie von ihrer Mutter und Großmutter gehört.

Ich weiß nicht, ob Du die Geſchichte von jener Frau kennſt, ſprach eines Abends die Schlange zu ihrer Freundin, der Katze: welche lange Zeit eine Schlange an ihrer Bruſt trug?

Nein, die kenne ich nicht; ich werde Dir ſehr dankbar ſein, wenn Du ſie mir erzählſt — antwortete die Katze, und ſtrich ſich mit ihrer rechten Pfote über den Kopf, worauf die Schlange das folgende Märchen erzählte.

47.

Die Schlangenamme.

Es war einmal eine arme Frau, erzählte die Schlange: die ging eines Morgens auf die Wieſe, Gras zu mähen, und trug mit ſich ihr kleines Kind, das noch an ihrer Bruſt trank. Sie legte das Kindlein, als ſie daſſelbe geſtillt hatte und es eingeſchlafen war, ſanft auf den Raſenrain, wo ſie es weich und ſorglich bettete, unter den Schatten einer alten Weide, welche hohl war. Im Stamme dieſer Weide aber wohnte eine Schlange.

Die Frau wartete fleißig ihrer Arbeit, bis zur Stunde des Mittags, in der ſie ihre Senſe niederlegte, und hin zu ihrem lieben Kinde ging, ihm wieder Nahrung zu geben, ſo wie auch ſelbſt ihr Mittagsbrod zu genießen. Als letzteres geſchehen war, legte ſie ihr Kindlein an ihre Bruſt und ſummte ihm ein Schlummerlied, und da der Tag ſehr heiß war, und die Arbeit des Grasmähens die Frau auch ermüdet hatte, ſo entſchlummerte ſie ſelbſt, und das Kind ließ ab von der Bruſt der Mutter und ſchlief in ihren Armen ſanft ein.

Das alles hatte die kleine Schlange geſehen, die im Stamme der alten Weide wohnte, weil ſie hervorgekrochen war, ſich zu ſonnen und zu ſömmern in der heißen Mittagsluſt, und weil wir Schlangen gerne Milch trinken, ſo ſchlich ſie ſich ſachte herbei, und ſaugte ſich an der Bruſt der jungen Mutter an, und trank mit großem Behagen die ſüße Muttermilch. Aber groß war der Schrecken jener Frau, als ſie aus ihrem Schlummer erwachte, und nun gewahrte, welch einen ungebetenen Gaſt ſie ernährte. Da erwachte die alte Feindſchaft zwiſchen den Weibern und der Schlange auf das höchſte, aber der Schlange gefiel es allzuwohl da, wo ſie war, und die Frau durfte ſie nicht mit Gewalt wegreißen, denn gleich beim erſten Verſuche hielt ſich die Schlange ſo feſt, daß es ſchmerzte, und die junge Mutter mußte gewärtigen, daß die Schlange ſie beißen würde, wenn ſie ihr Gewalt anthue.

Da blieb nun der Frau für ihr Kindlein nur die eine Bruſt, und die andere behauptete die Schlange, die nicht mehr abließ, zumal die Milch ihr wunderſam zum Wachsthume gedieh, und dem Kindlein ſchadete es auch nicht im mindeſten, daß es an der Schlange eine Milchſchweſter hatte, es gedieh ebenfalls und wuchs mit der Schlange um die Wette. Die Frau hätte ganz zufrieden ſein können, denn wo Schlangen wohnen, kehrt Glück und Segen ein, wenn nicht das blöde Vorurtheil und die Furcht geweſen wäre, die Schlange würde ſie ſtechen, als ob wir Schlangen einen Stachel im Maule hätten. Auch nennen die Menſchen uns häßlich, während ſie ſich für ſchön halten, und ſo beſchränkt in ihrem Verſtande ſind, nicht einſehen zu können, daß die ganze Schöpfung kein ſo vollendet ſchönes Geſchöpf aufzeigt, als eine Schlange iſt; Rundung und Fülle, frei von der Unzier häßlicher Haare und Borſten, Anmuth in jeder Bewegung, Vollkraft im tadelloſen Wellenbau unſeres Körpers, der unentſtellt iſt durch eckige, krallige Glieder oder Stelzbeine. Da ſich nun aber fort und fort jenes Weib abhärmte, und die Schlange ſich fort und fort an ihr ernährte, und bereits die Dicke eines Menſchenarmes erreicht hatte, ſo mußte das Kind entwöhnt werden. Aber die Schlange ließ ſich nicht entwöhnen, die wuchs und wuchs, und die Frau mußte einen Tragbeutel anfertigen, in welchem ſie den ſchweren Schlangenleib trug, während der Schlangenrachen feſt an ihre Bruſt geheftet blieb. Zum Unglück hatte die Frau auch noch den Hohn ihrer Nachbarn, die ihr den Namen Schlangen-Amme beilegten.

Schon zehn Monate trug jene Frau die Schlange, da kam von ohngefähr ein Fremder in das Dorf, der hörte die Märe, von der alle Welt ſprach, und ging zu der Frau, und ſah den Gaſt, und ihre ſich abzehrende Geſtalt, und ihren Jammer, daß die Schlange nicht von ihr abließ — und ſagte ihr: Frau, ich will Euch wol von dieſer Schlange helfen, wenn Ihr mir im Vertrauen nach dem Walde folgen wollt, und Euch nicht fürchten, wenn Ihr der Schlangen noch mehr ſeht. Daß euch keine ein Leid zufügt, dafür ſtehe ich.

Dieſer Mann war ein Schlangenbeſchwörer, die Frau folgte ihm vertrauungsvoll in den nahen Wald, darin er an einer baumfreien Stelle mit ſeinem Stabe einen Kreis zog, und auf einem kleinen Pfeifchen gellend pfiff. Da riſchelte und raſchelte es bald darauf durch Gras und Waldlaub und Büſche und es kamen von allen Seiten Schlangen herbei, große und kleine, daß der Frau angſt und bange ward, und ſie aus dem Kreiſe entſpringen wollte, aber der Zauberer winkte ihr, und bedeutete ihr ruhig zu ſtehen, und blies wieder, und da begannen alle Schlangen ihre Köpfe und Oberleiber kerzengerade in die Höhe zu richten und zu tanzen, und mit einemmale wurde auch die Schlange an der Bruſt der Frau unruhig, machte mit ihrem Leibe ſanfte Bewegungen, ihr Kopf ließ die Bruſt fahren und raſch ſchlüpfte ſie aus dem Tuche, glitt zum Boden nieder und ringelte ſich auf die andern und hätten gern ein neues Geläufte dorthin gemacht, haben der Maria den Kopf gehöhlet und Waſſer drein gegoſſen und mit einer Nadel in die Augen geſtochen, daß das Waſſer gleich Thränen hervorgeronnen iſt! Das war die Kunſt!"

„Ei behüte uns Gott!" rief Jonas. „Sollten die frommen Prieſter ſolche Schälke ſeyn? Das glaub' ich Euch nimmer."

„Könnt's immer glauben, Alter," erwiederte der Suhlaer: „Der junge Fürſt von Henneberg hat die Sache ſelbſt unterſucht und ſo befunden, wie ich ſage, drum bleibe daheim, wer wallen will, arbeite lieber und habe Gott vor Augen."

„Wer heißt Euch, Leute abwendig zu machen von ihrem Glauben?" fragte Genslin eifrig. „Wäret Ihr mein Beichtkind, ich wollte Euch bannen!"

„Ich gebe Euch keiner Meſſerſchaale Werth auf Euern Bann," entgegnete der Händler. „Leſet das Evangelium, ſo werdet Ihr finden, was der Bann beſagt und wie Ihr ihn brauchen ſollt!"

Genslin verſtummte über dieſe Rede, aber Sei-

Schlangen zu, um mit ihnen zu tanzen, während der Zauberer auf ſeinem Pfeiflein luſtige Stücke ſpielte.

Da fühlte jenes Weib ſich mit einem Male erlöſt, und war ganz glücklich; ſie konnte nun wieder ungehindert arbeiten, war nicht mehr der Gegenſtand eines unvernünftigen Abſcheues ihrer Mitmenſchen, welche Wunders glaubten, womit die arme Frau ſich verſündigt habe, weil ſie den Lintwurm tragen mußte und erzog mit Liebe und Sorgfalt ihr munteres Kindlein.

Als das Kind mehrere Jahre alt geworden war, lief es eines Tages mit Nachbarskindern in den nahen Wald, dort Beeren zu ſuchen. Es war ſchon gegen Abend, und die Kinder waren noch nicht wieder nach Hauſe gekommen. Die Mutter ſaß mit einer Arbeit an ihrer Thüre, und ſahe von Zeit zu Zeit nach dem Ausgange des Waldes hin. Auf einmal hörte die Frau von dorther ein gräßliches Geſchrei der Kinder durcheinander, und ſah das Häuflein in eiligſter Flucht aus dem Walde hervorſtürzen, und nach dem Dorfe zu, aber ihr eigenes kleines Kindlein, das noch nicht ſo laufen konnte, wie die größeren, war nicht darunter. Und da ſchrie ein Knabe: Ein Wolf! Ein Wolf! und ein zweiter ſchrie: Ein Bär! ein großer Bär! und ein dritter: Eine Schlange, eine gräuliche Schlange! daß der Mutter das Herz erſchrak, und ſie aufſprang und nach dem nahen Walde hin eilte.

Vergebens fragte ſie die Kinder, die in Haſt an ihr vorüber eilten, nach ihrem eigenen Kinde, keines ſtand ihr Rede, die Angſt jagte alle vorbei. Kaum war das geſchehen, ſo ſah die Frau einen großen Wolf, der noch einige wunderliche Sprünge machte, aber dann vor ihren Augen zuſammenbrach, und alle viere von ſich ſtreckte. Voll Entſetzen eilte die Frau am Wolfe vorüber, und erreichte den Saum des Waldes, da bot ſich ihr ein ſchrecklicher Anblick. Ein lautbrüllender Bär bäumte ſich, aber nicht gegen die Frau, ſondern im Kampfe mit einer großen Schlange, die ihn eng umringelt hatte, und ihm die Kehle zuſchnürte — und kaum hatte jene ihn aufrecht geſehen, ſo ſtürzte er nieder, und neben der Stelle, wo er am Boden ſich ausathmend und zuckend lag — o Wunder, da lag unverſehrt und ſüß ſchlummernd, das Kind der Frau, auf welches dieſe ſich mit einem lauten Freudenſchrei ſtürzte. Jetzt aber ringelte ſich die Schlange vom Halſe und Leibe des Bären los, und kaltes Entſetzen übergoß die Frau auf's neue — ſie kannte dieſe Schlange. Die Schlange aber ſprach zu ihr: Du brauchſt Dich vor mir nicht zu fürchten. Die Schlangen ſind nicht falſch und nicht undankbar, wie ihr Menſchen euch einbildet und euch einredet, und uns zu Sinnbildern eures Haſſes ſtempelt. Du biſt es, die mich ſo groß und ſtark geſäugt, daß ich im Stande war, den Wolf und den Bär zu entſeelen, die Deinem Kinde Gefahr drohten. Ich habe Gutes mit Gutem gelohnt! Fahre wohl! — Und ringelte ſich in die Büſche. —

48.

Klare-Mond.

Mit Vergnügen hörte die Katze die Erzählung ihrer Freundin, der Schlange, und als dieſe geendet hatte, ſagte ſie: Kein Thiergeſchlecht hat vom Undanke der Menſchen ſo viel zu leiden, als wir armen Katzen. Wie dieſe Menſchen euch Schlangen zu Sinnbildern der Falſchheit, des Undankes und der Bosheit machen, ſo auch uns, deshalb thun wir beide wohl, uns zuſammen und Freundſchaft mit einander zu halten. Da heißt es immer: die falſche Katze, Katzenfalſchheit, und ſolcher Ehrentitel mehr, die wir erhalten. Eines ihrer zahlreichen Laſter, den Diebſtahl, haben die Menſchen nach unſerem vom Schöpfer in uns gelegten Beruf und Nahrungstrieb, Mäuſe zu fangen, das mauſen genannt, was doch recht ſchändlich von ihnen iſt, und endlich haben ſie die Lügenmäre erſonnen, daß ihre böſen Hexenweiber und Teufelsbündnerinnen ſich in ein ſo edles und ſchönes Geſchöpf, wie eine Katze iſt, verwandeln könnten; das hat dann wieder dahin geführt, daß viele Menſchen jede Katze für eine Hexe halten, durch welche heilige Einfalt ſchon viele tauſende unſeres Geſchlechtes den grauſamſten Tod erlitten haben. Ich könnte Dir bis an das Ende meines Lebens ſolche Märlein erzählen, in denen wir als Hexen eine Rolle geſpielt haben ſollen, und würde doch nicht mit Allen fertig.

Ich will Dir nur ein ſolches Märchen erzählen, welches nicht ſo grauſame Züge vom Pfoten- oder Kopf-abhacken hat, wie ſo viele andere, in welchem vielmehr unſerer Begabung mit wunderſchönem Geſang, und unſere Freude an Betrachtung des ſchönen geſtirnten Himmels Erwähnung geſchieht. Ich glaube feſt, daß die Sirenen des Alterthumes nur ſingende Katzen waren, welche im Meere lebten, alſo ächte Meerkatzen, während die tückiſchen Menſchen dieſen Namen eines nicht mehr vorhandenen ſchönen Thiergeſchlechtes der häßlichſten Affenart beigelegt haben. Auch iſt es bei uns eine bekannte Sage und Sache, daß der bei Nacht leuchtende Glanz unſerer Augen nichts anders iſt, als Sternenlicht, das wir vom erſten Offenwerden unſerer Augen in uns einſaugen: daher ſehen wir auch bei Nacht, und es giebt für uns, die bevorzugteſten Geſchöpfe auf der ganzen Erde, kein Dunkel, und wenn wir ſchon durch die Nacht ſchleichen, ſo ſchleichen wir doch nie im Finſtern, und es würde ebenſo abgeſchmackt von den Menſchen ſein, uns als Sinnbilder geiſtiger Finſterniß zu bezeichnen, als ſie dieß mit den Eulen thun, die jene Begnadigung ſteten Hellſehens mit uns theilen. Doch ich bin weit entfernt, mich und mein Geſchlecht ſelbſt zu loben, ich bedarf in Wahrheit nicht des Eigenlobes. Mein Märchen lautet:

Es lebte einmal ein Mann, der hatte auf ſeinem Hauſe einen ſchönen geräumigen Söller, von welchem aus man ſich einer herrlichen Ausſicht über die Stadt, in welcher er wohnte, und in deren ganze Umgegend erfreute. Nahe dieſem Söller war im Sommer des Mannes Schlafgemach, und es führte aus dieſem eine Glasthüre heraus auf das mit Blumentöpfen und kleinen Bäumen in Aeſchen geſchmückte Belvedere.

In einer wunderherrlichen Sommernacht, in welcher der volle Mond prachtvoll ſchien, und der Himmel voll Sterne ſtand, erwachte jener Mann von himmliſchen Tönen, die ganz in ſeiner Nähe erklangen. Er erhob ſich von ſeinem Lager und ſah durch eine Scheibe des Glasfenſters hinaus auf ſeinen Söller, da erblickte er mit großem Erſtaunen eine zahlreiche Geſellſchaft ſchöner Damen, theils in weißen, theils in farbigen und dunkeln Kleidern, alle vom angenehmſten Aeußern, die ſaßen um eine Tafel herum, welche gewöhnlich auf dem Söller ſtand, und ſangen mit den lieblichſten Stimmen einen Rundreim, welcher lautete:

Wir trinken hier viel ſüßeren Wein,
Als Burgunderwein,
Als Champagnerwein,
Wir trinken den klaren Mondenſchein.

Indeſſen ſchien dieſe zarte Geſellſchaft auch einige leibliche Erquickung nicht zu verſchmähen, mindeſtens ſahe der Mann, daß ſothane Frauengeſellſchaft auch irdiſchen Wein und niedliche Speiſen genoß. Er konnte ſich, da er ein Hageſtolz war, und außer alter Dienerſchaft ſein Haus ganz allein bewohnte, gar nicht denken, wer dieſe vielen Frauen und Fräulein waren, und woher ſie in aller Welt gekommen ſeien, und weshalb gerade zu ihm herauf? Es deuchte ihm endlich ein hübſcher Traum zu ſein, aber dagegen ſtritt, daß er ſich dennoch lebhaft wachend fühlte, und ſo gedachte er bei ſich: Ich bin doch der Herr des Hauſes, ich habe ein Recht, in dieſe Geſellſchaft zu treten, da werde ich ja gleich hören, welche ſeltſame Veranlaſſung ſie zu mir herauf führt. So klinkte der Mann die Glasthüre auf, und trat unbefangen mit freundlichem Gruße zu den Damen heraus. Dieſe erhoben ſich bei ſeinem Anblick alsbald alle von ihren Sitzen, und ein ganz artiges junges

Mädchen in einen ſchneeweißen Kleide, mit blondem Haar und roſenrothem Mäulchen und Händchen trat auf ihn zu, und ſprach: Verzeihet gütigſt, edler Herr, die Freiheit, die wir uns genommen, dieſe ſchöne wonnevolle Mainacht auf Euerm Söller zu feiern, und nehmt es nicht für ungut, wenn vielleicht unſer Geſang Euern Schlummer geſtört hat. Geſellet Euch zu uns, nehmt Platz, nehmt Kuchen, nehmt Wein!

Der Mann wußte nicht, wie ihm geſchah, des kleinen holdſeligen Fräuleins liebliches Geplauder ſchnitt ihm alle Fragen vom Munde ab, er ſetzte ſich mit an die runde Tafel, ließ ſich nicht ungern ein Gläschen Sekt kredenzen, und da er mit ihnen trank, ſangen jetzt die Damen ihren Reim ein wenig verändert:

Wir trinken den allerköſtlichſten Wein,
Burgunderwein!
Champagnerwein!
Und den klaren, klaren Mondenſchein!

Das weißgekleidete Mägdlein ſchmiegte ſich mit ſo großer Zutraulichkeit an den Mann, wie eine junge Tochter an einen Vater, den ſie liebt, und bot ihm nun auch von dem Kuchen an; auch von dieſem nahm er, doch wollte er ihm nicht recht munden, es fehlte ihm etwas, und er ſagte daher: Verehrte Damen! Dürfte ich Sie wohl in Gottes Namen um ein wenig Salz bitten? —

Kaum waren dieſe Worte geſprochen, als plötzlich der Mann an der Stelle des lieblichen Geſanges ein wildes Durcheinander von Katzenſtimmen hörte, für deren zarten, melodiſchen und unvergleichlichen Wohllaut den plumpen Menſchen das Ohr gänzlich verſchloſſen iſt, und ihnen kein Sinn innewohnt — und nicht minder erblickte er die ganze Geſellſchaft zu lauter Katzen geworden, darunter ſeine eigene, welche eben das ſchöne weiße Fräulein geweſen war, welches heute ſeinen eigenen Geburtsabend feierte. Der Mann ſah aber die Katzen nur noch nach allen Seiten hin vom Söller auf die Dächer ſpringen, ſchnell über die Firſte laufen, und ehe er ſich's verſah, war alles, ſammt Gläſern, Tellern, Wein und Kuchen verſchwunden, bis auf das Stückchen Kuchen — das er in der Hand hielt, und das nichts war, als ein Reſtchen altbackener Matzen. Seine eigene Katze war durch das Fenſter der Söllerthüre in ſein Schlafgemach geflüchtet, in das er nun ebenfalls ſehr erboſt zurück ſchritt, und nach einem ſpaniſchen Rohre griff, um die ſo ſchön geübte Gaſtfreundſchaft mit Undank zu vergelten. Als nun der Mann mit dem Prügel unter ſein Bette fuhr, fauchte und ſchrie die weiße Katze furchtbar, ſprang unter dem Bette hervor, und abermals durch das Fenſter, wobei eine zweite Scheibe in Trümmer ging, hinaus auf den Söller, auf ein Dach und kam niemals wieder. Als der Mann, was ihm mit den Katzen begegnet war, nun häufig ſeinen Freunden erzählte, dazu ihnen den Reim jedesmal vorſang und allen Katzen Vertilgung zuſchwur, ſo lachten die Freunde viel über ihn, und nannte ihn ſpottweiſe Klare-Mond und Katzen-Herodes bis an ſein Ende.

49.

Siebenhaut.

Als die Katze ihre Märchen-Erzählung geendet hatte, nahm die Frau des Holzhackers, welche aufmerkſam mit zugehört hatte, das Wort, und ſagte: Solcher Geſchichten wüßte ich auch genug. Ob ſie alle wahr ſind, will ich nicht behaupten. Und was Deine Geſchichte betrifft, meine gute Schlange, von einer Frau, die eine Deiner Verwandtinnen an ihrer Bruſt nährte und groß zog, ſo weiß ich eine noch viel ſchönere, von einer Frau, die ſogar eine Schlange zur Welt brachte, und ſie als ihr Kind ſtillen mußte. Da wollten Katze und Schlange dieſes Märchen auch gern vernehmen, und baten die Frau, es ihnen zu erzählen.

Es war einmal ein Graf — begann hierauf die Frau: der war ſehr reich und hatte auch eine ſehr ſchöne und liebevolle Gemahlin, die ihn mit Zärtlichkeit liebte, aber ſie hatten kein Kind, und deshalb liebte der Graf ſeine Frau um vieles weniger wie ſie ihn, und er war überhaupt von etwas rohen und rauhen Sitten, wenn er es auch nicht eigentlich böſe meinte. So nannte er ſeine Frau, die ihn durch Freundlichkeit, Demuth und ſchweigſames Weſen bei Gutem zu erhalten ſtrebte, ſtets eine Aalhaut, eine Schmeichelkatze, eine glatte Schlange und vergleichen, und bisweilen weinte die arme Frau darüber, und ſagte: Du verſündigſt Dich, daß Du mich einer Schlange vergleicheſt, wenn Dich Gott nur nicht einmal dafür ſtraft! — Darüber lachte der Graf. Da geſchah es nach Jahr und Tag, daß Ausſicht auf ein Kindlein dieſer beiden Ehegatten vorhanden war, da wurde der Graf in ſeinem Benehmen wie umgewandelt, und wußte nicht, wie gut er es jetzt mit ſeiner Gemahlin meinen ſollte — aber da kam ein ſchweres Verhängniß über beide — die Frau Gräfin brachte ſtatt eines Kindes — ein Schlange zur Welt. Der Graf war außer ſich vor Wuth und Grimm und die Frau faſt des Todes. Biſt Du nun eine Schlange, Schlangenmutter, oder biſt Du keine? brüllte er. Eine Hexe biſt Du, eine Teufelsbuhle, eine falſche Katze! Sterben mußt Du und Dein Schlangenbalg, den Du geboren haſt, dazu! — Indeß durch bitten und flehen brachte die Gräfin es dennoch dahin, daß er ſie und die Schlange nicht tödten ließ, und dem Grauen, womit ſie die Schlange anſah, miſchte ſich doch auch Mutterliebe bei. Der Graf aber kümmerte ſich kaum noch um ſie, und betrachtete ſie nicht mehr als ſeine Gemahlin; ſie durfte auch nicht aus ihren abgeſonderten Gemächern, und außer der nöthigſten Bedienung durfte kein Menſch zu ihr. Die Gräfin legte in ihrer Abgeſchiedenheit die Schlange an ihre Bruſt und nährte ſie mit ihrer Milch, und gewöhnte ſich allmählig an ſie und hatte ſie lieb, wie ein Kind. Auch hatte ſie zum öftern einen häufig in gleicher Weiſe wiederkehrenden Traum: die Schlange ſei ein ſchöner Knabe, und habe deshalb Schlangengeſtalt angenommen, weil ſie ſich ſo oft darüber entſetzt und geweint habe, wenn ihr Gemahl ſie eine Schlange genannt. Daher pflegte ſie die Schlange ſorglich und treu, und ſah zuletzt mit Freude, daß ſie groß ward und gedieh, bald ſtill auf ihrem

Schooße lag, bald den ſchlanken Hals mit dem kleinen Köpfchen und den klugen blitzenden Augen emporhob bis zu ihrem Munde, und dieſen wie küſſend berührte, wobei ſtets ein wonnevoller Schauer ſie überlief, wenn die Schlange ihr ſchnelles Zünglein zwiſchen ihre Lippen auf Augenblicke gleiten ließ — bald fröhlich im Zimmer herumringelte und tanzende Bewegungen machte, wie ein fröhliches ſpielendes Kind.

Einförmig genug ging der eingeſperrten Gräfin die Zeit hin, es waren ſchon zwanzig Jahre vergangen, die Schlange war längſt ausgewachſen, und mit Ernſt dachte die Gräfin an ihren Tod, und was dann aus der Schlange werden ſollte? Da that eines Abends die Schlange, die in dieſer ganzen langen Zeit noch nie ein Wort geredet, ihren Mund auf und ſagte zur namenloſen Ueberraſchung der Gräfin: Verehrteſte Frau Mutter! Ich habe nun bereits mein zwanzigſtes Lebensjahr zurückgelegt, und wünſchte mich zu verheirathen. Ihr würdet mich zu größtem Danke verpflichten, wenn Ihr mir eine Braut verſchaffen wolltet, mir einerlei aus welchem Stande, wenn ſie nur überhaupt ſtandhaft und brav iſt. Die Gräfin verſprach, den Wunſch ihres Sohnes zu erfüllen, und ſandte nun Werbeboten aus, aber ſie empfingen aller Orten und Enden her ablehnende und oft ſpöttiſche Antworten. Schlanke Freier, hieß es, ſeien gern geſehen, aber Schlangen als Freier wären nicht an der Tagesordnung. Eine ſolche Verbindung ſei doch allzu ungleich — einen goldenen Schlangenring um den Finger laſſe man ſich noch gefallen, auch eine goldene Schlange als Armband, aber eine Schlange um den ganzen Leib — das ſei nicht zu tragen. Das machte die Gräfin ſehr betrübt, und da ſich gar keine Heirathspartie fand, der Sohn aber ſein Geſuch wiederholte, ſo verfiel die Gräfin auf ihre Hühnerwärterin, ein junges friſches Dirnlein, denthal ſah den Sprecher finſter an und ſagte: „Meſſerſchmied, ich glaube, Ihr ſeyd lutheriſch.“

„Nicht lutheriſch, ſondern chriſtliſch,“ antwortete jener feſt.

„Wie unterſteht Ihr Euch, ein gemeiner Mann und Laie, von geiſtlichen Dingen alſo zu reden?“ fragte Gregor.

„Ich habe ein wenig geleſen in den Schriften Luthers,“ erwiederte der Handwerker: „da habe ich viel erfahren von Eurer Schalkheit, auch manche tröſtliche Lehre gefunden. Ihr aber, Pfaffen und Mönche, leſet nicht in der heiligen Schrift.“

„Glaubt dem Luther nicht, der ein Ketzer und Verführer iſt!“ warnte Seldenthal.

„O Du blinder Mönch,“ ſchalt der Mann von Suhl: „wie kannſt Du den groſſen Mann einen Ketzer nennen, der doch nicht zu überwinden und zu widerlegen iſt mit dem Wort Gottes! Und Ihr wollt ihn überwinden mit dem Blendwerk Eurer Wunder?“

„Sehet zu, was Ihr redet!“ gab Genslin in das Geſpräch, aber der Meſſerſchmied erwiederte:

und ſuchte dieſes zu der Verbindung zu überreden. Die Dirne ſagte aber: Was kann mir mit einem Schlankel gedient ſein? Solch einer frißt nur, und arbeitet nicht! Ich finde wol noch einen Freier, der Händ' und Füß' hat! —

Doch die Gräfin ſtellte der jungen Hühnerwärterin vor, daß vom arbeiten keine Rede mehr ſei, wenn ſie den Grafenſohn heirathe, daß ſie reich werde, und in goldenen Kleidern einhergehen könne. Wenn ſie klug ſei, wie die Schlangen, ſo nähme ſie die Schlange, und wenn ſie bei den Hühnern bleiben wolle, ſo ſei ſie eine Gans.

— Zureden hilft — ſagt das Sprichwort, und die Hühnerwärterin ſagte, ſie wolle ſich beſinnen, und ſich die Sache beſchlafen. Guter Rath käme über Nacht. Und der kam auch. Nach einem frommen Abendſegen entſchlief das Mägdlein, und hatte alsbald einen Traum, in welchem ein Engelchen erſchien, das flüſterte ihr zu: Nimm ihn, nimm ihn, bekommſt keinen beſſern! biſt berufen, ihn zu erlöſen. Und flüſterte ihr zu, was ſie thun ſolle am Hochzeitabend. Dieſes merkte ſich das Mädchen genau, und gab am andern Morgen der Gräfin ihren Entſchluß kund, auf deren heißen Wunſch einzugehen. Darüber hatte die Mutter der Schlange eine große Freude und traf alle Veranſtalten, doch ſollte — aus Gründen — die Verheirathung in aller Stille gefeiert werden. Wie nun das junge Pärchen beiſammen war, ſo ſprach die Schlange zur Braut: Zieh' Dich aus! — Nein! ſprach die Braut, zieh Du Dich zuerſt aus! Da hüpfte die Schlange, ſchlang einen Kreis, biß ſich in den Schweif und fuhr aus der Haut, hatte aber eine viel ſchönere darunter; die alte war braun geweſen, die neue war grün, und die Schlange ſprach: Ich hoffe! Nun ziehe Dich aus! — Nein, ziehe Du Dich aus! rief die Braut. Da that die Schlange wie das vorigemal, ſchlüpfte aus dem grünen Balge und erſchien himmelblau und ſagte: ich vertraue! Nun ziehe Dich aus! —

Nein, ziehe Du Dich aus! rief die Braut, denn das war das Geheimniß, welches ihr im Traume das Engelchen vertraut hatte, und abermals gehorchte die Schlange, und legte dadurch die beſten Hoffnungen an den Tag, ein guter, nachgiebiger Ehemann zu werden. Es fiel die blaue Haut von ihr, und eine neue roſenrothe kam zum Vorſchein, und die Schlange ſprach: Ich liebe Dich, und nun ziehe Dich aus!

Nein, ziehe Du Dich aus! ſprach die Braut.

Du verlangſt ſehr viel, mein Kind! antwortete die Schlange, aber ſie häutete ſich zum viertenmale und erſchien jetzt ganz ſilbern. Mein Herz iſt rein, wie Silber! ziehe Dich nun aus! ſagte die Schlange, aber die Braut that dieß wiederum nicht, ſondern ſagte abermals: Nein! Ziehe Du Dich aus.

Darauf ſtreifte die Schlange auch ihre Silberhaut ab, und kroch mit einer herrlich glänzenden Goldhaut aus der ſilbernen und ſprach: Mein Herz iſt treu, wie Gold! Nun endlich ziehe Dich aus!

Nein! Ziehe Du Dich aus! ſprach zum ſechſten Male die Braut, und wiederum gehorchte die Schlange, und kam aus der Goldhaut, die ſie abwarf, hervor wie ein lebendiger Regenbogen, in allen Farben glänzend und glühend, daß kaum ein Auge den Glanz ertragen konnte: Mit Dir und mir ſei Friede! rief die Schlange, aber ich bitte Dich, ziehe nun Dich aus!

Nein! ziehe Du Dich aus! ſprach unerbittlich die Braut. Da ſchnellte die Schlange hoch empor und in welcher Haut erſchien ſie nun? Das rathet einmal.

Das kann ich nicht rathen, ſagte die Schlange. Ich häute mich jährlich nur einmal.

Und ich noch weniger, fügte die Katze hinzu; ich häute mich niemals, ich hare mich nur.

Bah! In einer *Menſchenhaut!* rief die Erzählerin. Und verwandelte ſich auch zugleich in einen Menſchen, und zwar in einen ſchönen und jungen, und ſchloß die Braut in ſeine Arme, und küßte ſie, und rief: Dank Dir, Du haſt mich erlöſt!

Und das war es geweſen, was das Engelchen der Braut im Traume zugeflüſtert hatte, *ſiebenmal* mußte ſie ſein Anſinnen weigern und ihm daſſelbe zurückſchieben und nun ſtand er vor ihr als der liebreichſte Grafenſohn, als der ſchönſte Ritter, und ſie ſank liebebewegt an ſein Herz.

Daß die Gräfin über die Verwandlung höchſt glücklich war und daß auch ihr Gemahl ſich wieder mit ihr verſöhnte und des Sohnes ſich freute, verſteht ſich von ſelbſt.

So erzählte immer eins um das andere, der Bewohner jenes Waldhäuschens, bald die Frau, bald auch der Mann, oder die Schlange, oder die Katze, und den beiden Eheleuten ging es immer gut, ſie erreichten ein hohes Alter, und ſtarben kurz nach einander. Darauf ſtarb auch die Katze, und die Schlange verließ das Häuschen, darin es ihr ſo wohl gefallen hatte.

50.

Das Ducaten-Angele.

Es waren einmal drei Schweſtern, die auf dem Lande lebten, von denen war die eine, Namens Hannele, (Hannchen) ſehr geſchickt, die zweite Schweſter aber war unklug, und die dritte war noch ein ganz kleines Kind. Die kluge Schweſter war in die Schule gegangen, und hatte mancherlei gelernt, die unkluge war zwar auch in die Schule gegangen, hatte aber nichts gelernt, und es war ihr nichts einzutrichtern geweſen. Daher nahm die kluge, da die Aeltern nicht mehr lebten, ſich des kleinen Hausweſens an, kochte und wuſch, und die unkluge mußte ihr Dienſte leiſten, aufwaſchen, ſcheuern, Holz ſpalten, Gänge thun, das Kind tragen und in allem Aſchenbrödel ſein, aber ohne Ausſicht, eine Prinzeſſin zu werden.

Eines Tages ſchickte die kluge Schweſter die unkluge nach der nahen Stadt, und gab ihr Geld mit, um Brod zu kaufen. Nun war in der Stadt juſt Jahrmarkt, und die unkluge Maid hatte noch nie einen Jahrmarkt beſucht, wandelte daher mit offenem Munde und gaffenden Augen zwiſchen allen den Buden voll Jahrmarktsherrlichkeiten umher, und da kam ſie an einen Stand, der war eitel voll und übervoll von Puppen und Püppchen und Dockenköpfen und Bälgen, immer eine Puppe ſchöner wie die andere, ach da hätte das Mägdlein gar zu gern ein Paar, oder wenigſtens nur eins von den Püppchen gehabt, und da rief die Verkäuferin ganz freundlich: Nun, mein liebes, ſchönes Kind! Kommen Sie näher! Nehmen Sie ſich ein Püppchen! Suchen Sie ſich das ſchönſte heraus! —

Das heiß' ich eine gute Frau! dachte die unkluge, daß ſie mir eins zu nehmen erlaubt, und nahm ſich gar ein ſchönes Döckchen, dankte und wollte davon gehen, aber da hielt die Verkäuferin ſie am Rocke feſt, und rief: Na! Was iſt denn das? Das wäre mir! So haben wir nicht gewettet, mein ſauberes Jungferchen! Man bezahlt auch, wenn man kauft, oder iſt Sie etwa eine Weiskäuferin, die findet, wo niemand was verloren hat. Geld heraus! oder ich rufe die Polizei! —

Ueber dieſe harte Rede erſchrak das unkluge Märchen mehr, als es jemals in ſeinem ganzen Leben erſchrocken war, und gab vor Schreck alles Geld hin, für welches ſie doch Brod kaufen ſollte, und die Dockenverkäuferin nahm das Geld und ſchrie: He! Der Beutel langt noch lange nicht! und riß dem armen Mammele — ſo wurde die unkluge aus Spott gerufen, weil ſie klein und unterſetzt von Wuchs war, und einem alten Mammachen ähnlich ſah — die ſchöne Puppe aus der Hand und gab ihm eine andere, weit geringere, die alt, und nur ein bischen wieder friſch aufgeputzt war, und ſchrie: Nachdem das Geld, nachdem die Waare! Nachdem der Mann, nachdem brät man die Wurſt! Lauf kleiner Balg! Mach' daß Du fortkommſt! Sei froh, daß Du für Deine paar lumpigen Heller noch ſo eine ſchöne Docke gekriegt haſt!

Trotz dieſer übeln Behandlung von Seiten der Marktfrau, war das arme kleine Mammele doch froh, daß es ein Döckchen hatte, herzte es und küßte es, und nannte es „Angele,“ das iſt Engelchen, und „mein Kindchen, mein Kindchen!“ — Aber ach, wie das Mammele heim kam vom Jahrmarkt, und ſtatt Brodes eine Decke brachte, da wurde das Hannele ſehr böſe und ſchlug das arme Mammele, daß es bitterlich weinen mußte, und redete den ganzen Reſt des Tages kein Wort mehr mit ihm. Doch behielt das Mammele zu ſeinem Troſt ſein Angele, und hätſchelte es, und nahm es mit zu Bette, legte es neben ſich, und ſchlief bald tief und feſt ein, denn es war müde vom Wege, müde von Schlägen, und matt vom Hunger, denn das Hannele hatte ihm auch noch zur Strafe nichts zu eſſen gegeben. Neben Mammele's Bette ſtand das kleine Bettchen der jüngſten Schweſter, welche Annele (Annchen) hieß, und an der Wand gegenüber ſtand Hannele's Bette.

Mitten in der Nacht nun — es war heller Mondſchein, erwachte die kluge Schweſter von einer ſeltſamen Stimme, die drüben aus dem Bette ihrer Schweſter kam, und lautete: Mamma gacka! Mamma gacka! und Hannele merkte, daß dieſe Stimme von der kleinen Puppe kommen müſſe, denn ihre Schweſtern hatten andere Stimmen. Da nun die unkluge Schweſter feſt ſchlief und nichts hörte, ſo rief zu dem kleinen Kinde hinüber das Hannele: Annele! Weck einmal das Mammele! Das Angele will eine Gackele (Ei'chen) legen!

Auf dieſen Zuruf ermunterte ſich das kleine Annele und weckte das Mammele, und das ſtieg auf, und nahm ſein Angele, und ſetzte es auf ein Taſſenköpfchen.

Da that es gleich einen klingenden Klang in dem Taſſenköpfchen, und wie das Mammele das Angele wieder davon herunter hob, ſo hatte letzteres ein goldenes Gackele gelegt, das einem Ducaten ſo ähnlich ſah, wie ein Ei dem andern.

Da war große Freude bei den Schweſtern; die kluge wurde wieder ganz gut mit der unklugen, und ſie küßten und herzten gemeinſchaftlich das gute Angele und hüllten es in ſeidene Läppchen, und für den Ducaten kauften ſie Brod und

Kuchen, Zucker und Kaffe und allerhand ſchöne Sachen. Und was die ſchönſte Sache war, das war die: daß in jeder Nacht das Annele Mamma gacka! rief, und jede Nacht ein goldenes Gackele legte. Da kaufte die kluge Schweſter nach und nach hübſche Kleider, und ließ das Häuschen, darin ſie mit ihren Geſchwiſtern wohnte, neu decken, und von außen neu anſtreichen, und inwendig ließ ſie die Stube tapezieren, und kaufte auch Hühner, Gänſe, Enten und Tauben auf den Hof, und ſchaffte eine Ziege an, ſpäter auch eine Kuh und für das Annele ein Kinderwägelchen, in dem fuhr das Mammele das Annele ſpatziren, und das Annele hatte das Mammele auf dem Schooſe, und nebenher lief ein junges Lämmchen, welches Lammele gerufen wurde, und am Halſe an einem rothen Bändchen ein klingendes Schellchen trug. Da wunderten ſich die Nachbarsleute, daß die Schweſtern es ſo gut hatten, und ſich immer beſſer bethaten, und jene konnten nicht begreifen, woher und wovon? Denn obſchon die kluge Schweſter ſehr fleißig war, ſo wußten jene doch, daß der redliche Fleiß nicht hilft zu ſchnellem Reichthum.

Nun hatten die Schweſtern ein Ehepaar zu nahen Nachbarn, das war ſelbſt reich, aber gerade dieſes Paar beneidete die Schweſtern am allermeiſten, und Mann und Frau redeten mit einander über ſie: Wenn wir nur in aller Welt wüßten, woher drüben das Hannele und das Mammele mit ihrem Annele ſo gar reich werden? Wo ſie nur das Geld hernehmen? Es muß nicht mit rechten Dingen zugehen! —

Warte, mein lieber Mann! ſagte die Frau: ich will das bald erfahren und herausbekommen; ich will das dumme Mammele fragen, die ſagt mir in ihrer Einfalt ganz ſicher alles. —

Als nun bald darauf einmal das Mammele ſein Annele mit den Angele ſpaziren fuhr, und das Lammele klingelnd neben her lief, da trat ihnen die Nachbarsfrau in den Weg, und ſagte: Ei ſchönen guten Tag, liebes Mammelchen! Wie geht es denn mitſammen? Was macht denn mein gutes Hannelchen? Das iſt gewiß recht fleißig zu Hauſe! Ach das liebe, brave Märchen! Und das herzallerliebſte Annelchen da! Ach das Zuckerkind! Ei — und was es für ein ſchönes Püppchen da auf dem Schooſe hat! Und das ſchöne Lammele! Wie das ſpringt! Und das goldige Schellchen, wie das klingt! Und das ſaubere Wägelchen, ſo ſchön buntig gemalt! Ja da ſieht man's recht, was das Sprichwort ſagt: Schöne Leute haben ſchöne Sachen! O ihr herzigen Goldkinder, ihr!

Mit dieſem ſcheinbar ſo freundlichen und liebreichen Geſchwätze bethörte die Nachbarsfrau das Mammele, und es ſagte: Ja wohl, Frau Nachbarin, es geht uns ganz leidlich, wir ſind zufrieden.

Freut uns gar zu ſehr, mich und meinen Mann, mein liebwerthes Mammele! ſchmeichelte die Frau. Ihr ſeid aber auch gar gut, zu gut, zu brav, und verdient, daß es euch gut geht, denn das Sprichwort ſagt: Was der Menſch werth iſt, widerfährt ihm. Wer's nur auch ſo gut haben könnte, wie ihr! Aber das Sprüchwort ſagt: Den Seinen giebt's der liebe Gott im Schlafe! —

Freilich, Frau Nachbarin, antwortete darauf das unkluge Mammele. Jede Nacht giebt es uns der liebe Gott! Jede Nacht einen goldenen Ducaten. —

Ei du meine liebe Güte! Ei Herr Jehchen! Ei woher denn, Du goldiges Herzenskind, Du gar braves, liebes, geſcheidtes Mammele Du? — rief und ſchmeichelte die liſtige Nachbarin.

Das Angele thuts, was da das Annele auf dem Schooſe hat! plauderte das unkluge Mammele aus. Jede Nacht einmal ruft es Mamma gacka! und da ſetz' ich's auf ein Taſſenköpfchen, und da fällt der Ducaten hinein.

'S iſt die Möglichkeit! — ſchrie die Nachbarin außer ſich, und griff hin, und wollte das Püppchen an ſich reißen, aber das Annele hielt es mit beiden Händen feſt, und erhob ein Geſchrei als ſtäk' es am Spieße und ſtrampelte ſehr mit den Füßen.

Na, kleiner Narr, behalte nur Deine Docke! Ich werde ſie Dir nicht nehmen! Ich brauche keine! ſagte begütigend die Nachbarsfrau und ließ ab. Wenn man den kleinen Kindern den Willen thut, ſo greinen ſie nicht, ſagt das Sprüchwort. Paßt auch auf große Kinder! Nun Adjes, auf Wiederſehen, gutes Mammele! Grüße ſchön das liebe Hannele, und bleib fein geſund mit dem Annele und dem Lammele — (Du dummes Hammele, Du Schaaf!) — ſetzte ſie noch in Gedanken hinzu, und eilte freudig zu ihrem Manne, und verabredete mit dieſem einen Plan, wie ſie durch Trug und Täuſchung um Aufnahme für eine Nacht in dem Häuschen der Schweſtern bitten, und den Schweſtern das gute, nutzbare Püppchen, das Ducaten-Angele, entführen wolle.

Als es Nacht geworden war und Zeit, ſchlafen zu gehen, vernahmen die Kinder drüben im Nachbarhauſe einen gräulichen Lärm. Es klitſchte und klatſchte, es ſchmizte und patſchſte drüben, daß alles krachte und platzte, und man hörte die Frau kläglich heulen und den Mann gräulich fluchen und ſchelten, es war aber alles nur Liſt und Verſtellung, und endlich fuhr drüben die Hausthür auf, und die Frau fuhr heraus mit fliegenden Haaren, ringenden Händen, nur halb bekleidet, und geradewegs hinüber zu den Schweſtern, in einem fort ſchreiend: Ach, daß's Gott erbarm! Ach der böſe Mann! Ach ach ach!

Ei ei ei! Ach ach ach! Ei ei ei! und wollte ſich gar nicht zufrieden geben. Endlich brachte ſie unter erheuchelten Thränen und vielem ſchluchzen die Lüge vor, daß ihr ſchlimmer Mann ſie gottesjämmerlich geprügelt und aus dem Hauſe geworfen habe, und um keinen Preis ginge ſie wieder hinüber, und die Schweſtern möchten doch um Gottes Willen ſie nur eine einzige Nacht bei ſich behalten, weil es ſchon Nacht ſei; morgen in aller Frühe wolle ſie dann weiter fort, in ihr Heimathdorf, zu ihren Leuten.

Die gutmüthigen Schweſtern hatten Mitleid mit dem falſchen Weibe, und bereiteten ihm in ihrer eigenen Schlafkammer ein Lager, denn das kleine Häuschen bot keine Gaſtſtube und Gaſtkammern dar. Als nun alle ſich zur Ruhe gelegt hatten, nahm die Nachbarin aus dem Bettchen des ſchlafenden Mammele das Ducaten-Angele, öffnete das Fenſter, ſtieg hinaus, ſprang in das Gärtchen vor dem Hauſe, zertrat der Schweſtern ſchönſte Blumen, und eilte hinüber nach ihrem Hauſe, wo ihr Mann ſie an der offenen Thüre empfing, und beide hatten eine Hexenfreude, und wollten ſich mit einander ſchäckig lachen, daß der Raub ſo gut gelungen war.

Und da ſagte gleich darauf, als beide in der Stube waren, das Angele: Mamma gacka! Mamma gacka! das freute die Frau von Herzen, ſie nahm gleich ſtatt eines Taſſenköpfchens die Suppenſchüſſel, ſtellte dieſe dem Angele unter und ſagte: Mach's gut; mach's nicht ſo einzeln! Mach' gleich einen Haufen, denn das Sprichwort ſagt: Vorrath iſt Herr — und viel hilft viel! Und das Angele that auf dieſes zureden ſein möglichſtes, in der Schüſſel aber that es keinen klingenden Klang, ſondern einen tritſchenden Tratſch, und wie der Mann die Beſcherung ſah, ſo glaubte er, ſeine Frau habe ihn vor einen Narren, wurde jetzt im Ernſt ſo böſe, als er kurz zuvor

„O ich weiß, was ich rede! Denkt an die Geſchichten, die ausgegangen ſind von Bern in der Schweiz, des Zanks halber zwiſchen den Predigermönchen und Barfüßern, wegen Mariä Empfängniß, und wie die Predigermönche aus einem einfältigen Schneiderlein einen heiligen Franciſcus machten, dem einer verkleidet als die Jungfrau Maria erſchien und ihm befahl, zu ſagen, ſie wäre in Sünden empfangen und machten ihm auch die Wundenmale des Herrn an ſeinen Leib. Dann wollten ſie ihn vergiften und heilig ſprechen laſſen, damit zu ſeinem Leichnam eine große Wallfahrt werde und Geld und Gut einbringe, aber das Schneiderlein roch den Braten, lief davon und offenbarte die Geſchichte. Das gab ein großes Aufſehen, und zuletzt wurden Prior, Superior, Prädicant und Cuſtor des Kloſters gefangen und lebendig verbrannt, der Bruder aber, daß er nimmer plaudre, eingemauert. Seht, ſolche Stücklein gehen aus von den Mönchen, nun ſagt, wo ſteckt die Ketzerei, bei Euch oder beim Luther?"

„Ei, ei," nahm Seidenthal nachdenklich das ſich geſtellt hatte, nahm die Suppenſchüſſel ſammt der Puppe und warf beide durch's Fenſter hinaus auf den Miſt, hernach aber nahm er einen Stecken, und prügelte ſeine Frau nun ernſtlich windelweich, da ſchrie ſie nun auch im Ernſte Zeter mordio! Ach ach ach! Ei ei ei! Ach du liebes Ei! und der Mann ſchrie: Ich will Dich be-eiern, daß Du die Kränk' kriegen ſollſt! Schmeckſt Du was? Schmeckſt Du wie dieſe faulen Eier ſtinken? Das Sprichwort ſagt: viel hilft viel! Wart', ich will Dir helfen! und ſchlug drauf und drein auf ſie los, bis ſie kaum noch piepſen konnte.

Am andern Morgen merkten die Schweſtern, daß das Angele fort war, und hatte in dieſer Nacht nicht auf das Taſſenköpfchen begehrt, und waren darüber ſehr betrübt.

Unterdeſſen lag die Docke, das Angele, auf dem Miſt, und die Suppenſchüſſel lag über ihr, und nur ein Stückchen Lappen von ihren bunten Röckchen guckte unter dem Rande heraus; da kam ein Lumpenſammler vorbei, der ſah das Läppchen, ſtieß mit ſeinen Stock die Schüſſel zur Seite, und freute ſich, daß er eine Puppe fand; gedachte gleich, dieſelbe ſeinem kleinen Mädchen mitzubringen, hob ſie auf, und da ſie, zufolge der Umſtände, nicht ſauber war, ſo ging er an den nächſten Brunnen, und wuſch das Angele gar ſchön rein. Indem ſo kam von ohngefähr das Mammele an den Brunnen, nach ſeiner Gewohnheit Waſſer zu holen, die ſah ihre Puppe in des fremden Mannes Hand und rief voller Freude: Ei mein Angele! Wo biſt Du denn geweſen? Und die Puppe rief gleich: Mamma gacka! Mamma gacka! und that einen Schneller und hüpfte ſomit dem Manne aus der Hand, und dem Mammele an den Hals und ſchlüpfte ihm unters Halstuch, und hatte ſehr nothwendig, und legte geſchwinde ein Gackele, das wieder einem Ducaten ſo ähnlich ſah, wie ein Ei dem andern.

Dieſen Ducaten nahm das Mammele und ſchenkte ihn dem Lumpenſammler und ſagte: Lieber Mann, dieſes Püppchen, mag Er es gefunden haben, wo Er will, gehört mir. Hier hat Er aber zum Finderlohn ein ſchönes Trinkgeld, einen Ducaten, weil er mein Angele gefunden und ſo ſchön ſauber gewaſchen hat! — und ſprang eilend nach Hauſe und zeigte es voller Freude den Schweſtern und herzte und küßte das Angele und die ältere Schweſter, wie die jüngere, das Hannele und das Annele, freuten ſich, daß das Mammele das Angele zum zweitenmale in das Haus brachte, und hatten eine große Herrlichkeit, hüpften vor Freude, wobei auch das Lammele mit hüpfte, kochten einen doppeltgemoppelten Kaffee und buken Waffelkuchen.

Und das Angele behielt ſeine Tugend bei, und legte fortwährend jede Nacht ſein gelbes Eichen mit einem klingenden Klang in das Taſſenköpſchen. Davon wurden die Schweſtern ſehr reich, aber ſie blieben gar gut und einträchtig beiſammen, erzogen das Annele und ließen es was ordentliches lernen, denn das begiebt ſich gar wunderſelten, daß kleine Mädchen, die nichts gelernt haben, und unklug ſind, wie das Mammele war, ein Ducaten-Angele finden, denn das Sprichwort ſagt: da hat ſich was zu angeln. —

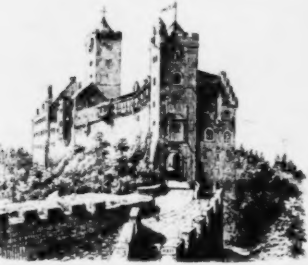
Ende.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Leipzig. Druck von [illegible] & Devrient.

Schloss Wartburg.

In Liedern und Romanzen gefeiert



von

Ludwig Bechſtein.

Schloß Wartburg.

In Liedern und Romanzen geſeiert

von

Ludwig Bechſtein.

Leipzig,
Voigt & Günther.
1859

Ihrer Königlichen Hoheit

Wilhelmine Maria Sophie Louiſe

Großherzogin von Sachſen-Weimar-Eiſenach ꝛc.,
Prinzeſſin der Niederlande ꝛc.

ehrfurchtsvoll und unterthänigſt

zugeeignet

von dem Verfaſſer.

Wort: „Ihr erzählt einen böſen Handel, von dem ich noch nichts gehört.“

„Das iſt eine verteufelte Legende,“ ſagte Jonas: „ſo ſeltſam, daß ich außer der von Grimmenthal noch keine ſeltſamere gehört, ſo viel auch unſer Pfarrer uns deren vorpredigte.“

„Darum laßt ab von dem tollen Wallfahrtweſen!“ ermahnte der Handwerker. „Gebt lieber Euer Opfergeld den Armen und Kranken, oder, wenn Ihr ſelbſt arm ſeyd, nutzt's in Euer Haus, und laßt wallen wallen ſeyn, denn mancher wallt nach St. Jacob, nach Achen, nach St. Wolfgang, oder auch in's Grimmenthal, und beſtiehlt Weib und Kinder um das Geld, das er verzehrt und opfert, während daheim die Seinen darben oder verderben, hat er dann etwa Gott wohl gedient?“

„Hat Dich denn der Teufel hergebracht, daß Du uns und unſerer Kirche Hohn ſprichſt?“ fuhr Genslin auf: „Ich werde Dich beim Biſchof verklagen!“

„Klagt!“ erwiederte der Krämer. „Was hilft's, wenn Ihr mich in's Unglück bringt, Tauſende den-

Erhabene Herrin, nimm die Liedergabe,
Vereint empfange, was ſeit langen Jahren,
In Stunden, die voll hoher Weihe waren,
Zum Preis der Wartburg ich geſungen habe.

Von Luſt und Leid ließ ich die Harfe klingen;
Sophia's dacht' ich, die beim Sängerſtreite
Geſchirmend ſtand der Poeſie zur Seite,
Und ihre Hand hielt über Ofterdingen.

Den hohen Frauen, die auf Wartburg wohnten,
Ward Glück, ward Leid; der Dichtung Zauber weben
Um ſie. — Du ſollſt von Gott geſegnet leben,
Und glücklicher als Alle, die dort thronten!

Inhalt.

Wartburgbilder. Sonette. 1827. Seite

1. Die Minneſinger 3
2. Die Ritterzeit 4
3. Luther 4
4. An die Burg 5

Albumblatt. 1828. 6
Landgraf Ludwig und der Löwe 7
Eliſabeth's Roſen 9
Eliſabethenbrunnen 10
Ritter Waltmann von Sättelſtädt 11
Der heilige Ludwig und der Raubritter 16

Margaretha.

1. Der Einzug 19
2. Schwere Frage 21
3. Die Ueberraſchung 23
4. Die Flucht 24
5. Margaretha's Klage 27

Von Friedrich dem Gebiſſenen.

1. Die Befreiung 31
2. Des Vaters Treue 34
3. Der Mauerritt 37
4. Das Myſterium 42

Vom Hörſeelberg.

1. Das wilde Heer 46
2. Königin Reinſchweig 49
3. Die Hirtenknaben 51

Seite
Das Lied von dem Tannhäuſer. (Nach alter Weiſe.) . . . 53
Die Mär vom Tannhäuſer. (Nach neuer Weiſe.)
  1. Der treue Eckart 57
  2. Der Sänger 60
  3. Der Venusberg 63
  4. Die Bußfahrt 68
  5. Der grünende Stab 72
Der Mönch und die Nonne 76
Johannes Hilten 78
Luther auf Wartburg. Canzone 80
Die weiße Jungfrau 89
Die Wartburgſage 93
Ein Wartburgmorgen 95
Der Wartburg Erneuung 97
Memnonklang 98
Sängergruß an die Wartburg. 1847 99
Rede auf Schloß Wartburg 100
Gedenkblatt an die Phantaſie im Marienthale. 1847 103
Wartburg-Pfingſten. 1848 104
Wartburgbaulied 108
Choral. 1850. 109
Vier Müller 111
Wartburggruß an H. H. v. O. 113
Toaſtſpruch Sr. Majeſtät Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen 114
Drei Sterne. Sr. Majeſtät Johann, König von Sachſen . . . 115
Wartburggruß den Feiernden. 1857 116
Der Wartburg Klage. 18. Mai 1858 118

Schloss Wartburg

in Liedern und Romanzen gefeiert

Wartburgbilder.

In das Wartburg-Album beim erſten Beſuche, Himmelfahrt 1827.

1. Die Minneſinger.

Dem Born entquillt der märchenhaften Sagen
Geheimnißvoll der Sänger Harfenklingen,
Im Lied erbrauſet heldenkühnes Ringen,
Urkräftiges Streben, jugendkeckes Wagen.

Hei! Klingſor wird durch die Luft getragen,
Durch Nacht und Sturm — er hilft dem Ofterdingen;
Nicht Kunſt, nur Tücke konnten ihn bezwingen,
Herr Walther hat den Sieg davon getragen.

O goldene Zeit, als noch die Sänger — Meiſter
In ihrer Kunſt, von allem Volk geprieſen
Auf Wartburg weilten im erleſenen Kreiſe.

Ein ſchöner Bund war es verwandter Geiſter,
Die herrlich ihre Saiten tönen ließen,
Und ließen jeden doch bei ſeiner Weiſe.

2. Die Ritterzeit.

Seid froh gegrüßet, kräftige Geſtalten,
Mild in der Minne, ſtark und kühn im Streit,
Ihr Bilderreihen aus der alten Zeit,
Die ſich ſo friſch und jugendlich erhalten.

Wie ritterlich die Landesgrafen walten!
Thüringens Banner wehen weit und breit,
Eliſabeth in holder Weiblichkeit
Heißt eine Heilige den frommen Alten.

Doch Luſt und Trauer ſich im Leben gatten,
Den hellen Bildern mangeln nicht die Schatten,
Margaretha flieht in ſchwerer Kümmerniß.

Und alle, die hier einſt geſtrebt, geſtritten,
Und alle, die hier einſt gelebt, gelitten,
Der Strom der Zeit in ſeine Tiefen riß.

3. Luther.

Ein heller Stern dem Morgenroth voran
Steigt Luther aus dem Dunkel tiefer Schachten,
Voll Kraft, ob ihn Verfolgungen umnachten,
Standhaft vollendend, was er kühn begann

Mag doch der Löwe ſchleudern ſeinen Bann!
Er kann den Abgott Roma's ſtolz verachten:
Sein Pathmos winkt, und treue Ritter brachten
Zur Wartburg ſchirmend hin den Gottesmann.

Da zeigt ſymboliſch noch die ſtille Zelle,
Des Lichtes Ringen mit den Finſterniſſen,
Stark war der Held, ſein Helfer Zebaoth.

Das Werk gelingt, im Oſten wird es helle,
Der Nebel ſinkt, die Feſſeln ſind zerriſſen,
Und — eine feſte Burg iſt unſer Gott!

4. An die Burg.

O Wartburg, heilig durch Erinnerungen,
Du, Deutſchlands Burg, du ruhmesreiche Veſte,
Wie freudig grüßen dich die Pilgergäſte
Von Luſt und ſeligem Hochgefühl durchdrungen!

Die Hand der Zeit hat Kränze dir geſchlungen,
Dir ſchönen Schmuck verliehn zu manchem Feſte;
Du zeigſt von deutſcher Kunſt erhabene Reſte;
Sei nie von Elementenwuth bezwungen!

Ja ſtehe feſt, Wartburg, durch alle Zeiten!
Und immer ſollen frohe Wanderer ſchreiten
Auf ſteilem Felſenpfad zu dir hinan.

Und wie dir ſchon manch frühes Lied erklungen,
So nimm o Burg auch dieſe Huldigungen,
Bis ich dereinſt ſie beſſer bieten kann.

Albumblatt.

1829.

Vom Abendpurpurglanz umflammt
Sah ich die hohe Wartburg ragen,
Als ſei das Licht von ihr entſtammt
Und über alle Welt getragen.

Das Land, ſo lange nicht geſchaut,
Ich grüßt' es froh, zu tauſendmalen.
Bald ſtarb des Tages letzter Laut,
Verdämmerten die letzten Strahlen.

Und als der Nebelwolken Meer
Die Thäler wogend überwoben,
Stieg ich zur Wartburg, die ſo hehr
Ihr Haupt im Morgenſtrahl erhoben.

Da ſtand ich froh an Freundeshand,
Und ſah mit ſeligem Entzücken
Mein herrliches Thüringerland,
Und hätt' ans Herz es mögen drücken.

ken und reden gleich mir. Ihr und Euer Biſchof werdet das Licht der Wahrheit nicht mehr unter den Scheffel ſtellen können.“

Erbittert ſchwieg Genslin, und Jonas nahm das Wort: „Ich merke nun wohl, was Wallfahrt iſt, aber ſagt mir noch eins, lieber Meſſerſchmied, was haltet Ihr vom Seelengeräthe? Denn wenn unſer einer ſtirbt, der halbweg etwas Vermögen hat, ſo wollen die Pfaffen Meßopfer halten, die Seele aus dem Fegefeuer zu beten und ihr zu helfen mit ihrem Gebrummel, danach ſie doch ſelber nicht leben, denn wenn man ſoll nach dem Leben der Biſchöfe, Aebte, Pröpſte, Mönche, Nonnen und Pfaffen urteln, ſo muß es weder Himmel, noch Hölle und Teufel geben.“

„Himmel und Hölle liegt begründet in dem Evangelium, aber vom Fegefeuer, welches das meiſte Geld einträgt, findet man nichts darin,“ belehrte der Suhlaer.

„Willſt Du auch das Fegefeuer umſtoßen und abläugnen, Ketzer?“ fragte Genslin zornig. „Ja, mit Gottes Hülfe!“ antwortete dieſer getroſt.

Die Auen dort im gold'nen Grün,
Und hier der Bau voll Ernſt und Würde.
Dort Jugendglanz und Jugendblühn,
Hier ſichtbar nur der Jahre Bürde.

Sei mir geſegnet, werthes Haus,
Zu dem die Pilger freudig wallen.
Zur Ferne zieh' auf's Neu' ich aus,
Doch grüß' ich wieder Deine Hallen.

Zu Deinem Sänger ernſt geweiht
Will ich der Harfe Saiten ſchlagen,
Dich ſtets zu feiern treu bereit,
Und künden Deiner Vorzeit Sagen.

Landgraf Ludwig und der Löwe.

Der heilige Ludwig tritt hervor
Aus Wartburgs hochgewölbtem Thor;
Er grüßet fromm den Morgenſtrahl,
Und ſchaut herab auf Stadt und Thal.

Und als er ſo hinunterſchaut,
Schreckt ihn ein donnergleicher Laut.
Er wendet ſich nach dem Geſchrei
Und ſieht beſtürzt den Löwen frei.

Den Löwen, der ihm ward geſchenkt,
Der ſeinen Kerker heut geſprengt; —
Sein Haupt, vom Mähnenhaar umrollt,
Bewegt er wild, die Stimme grollt.

Und ſeiner Augen Flammenſtern
Iſt ſtarr gerichtet auf den Herrn,
Der aber blickt ſo feſt ihn an,
Als ihm der Löwe kaum gethan.

Und Auge feſt in Auge ruht,
Der Landgraf aber droht voll Muth:
„Gleich lege dich, mein edles Thier!
Bei meinem Zorn befehl' ich's dir!“

Da hat der Löwe ſich, erſchreckt,
Zu Ludwigs Füßen hingeſtreckt;
Es hielt die Rieſenkraft im Bann
Der Zornblick von dem frommen Mann.

Ein feſter Blick, ein kühner Muth,
Die ſind in allen Zeiten gut.
Der Leu des feindlichen Geſchicks
Weicht oft dem Feuer kühnen Blicks.

Eliſabeths Roſen.

Sie ſteigt herab, wie ein Engelbild,
Die heil'ge Eliſabeth, fromm und mild,
Die Gaben ſpendende, hohe Frau,
Vom Wartburg-Schloß auf die grüne Au.

Sie trägt ein Körbchen, es iſt verhüllt,
Mit milden Gaben iſt's vollgefüllt.
Schon harren die Armen am Bergesfuß
Auf der Herrin freundlichen Liebesgruß.

So geht ſie ruhig — doch Argwohn ſtahl
Durch Verräthers Mund ſich zum Gemahl;
Und plötzlich tritt Ludwig ihr zürnend nah
Und fragt die Erſchreckne: „Was trägſt Du da?“

„„Herr, Blumen!““ bebt's von den Lippen ihr.
„Ich will ſie ſehen! Zeige ſie mir!“ —
Wie des Grafen Hand das Körbchen enthüllt,
Mit duftenden Roſen iſt's erfüllt.

Da wird das zürnende Wort gelähmt,
Vor der edlen Herrin ſteht er beſchämt,
Vergebung erflehet von ihr ſein Blick,
Vergebung lächelt ſie ſanft zurück.

Er geht, und es fliegt ihres Auges Strahl
Fromm, dankbar empor zu dem Himmelsſaal.
Dann hat ſie zum Thal ſich herabgewandt
Und die Armen geſpeiſet mit milder Hand.

Eliſabethenbrunnen.

Eliſabeth, die Heilige, trat
Aus Wartburgs hohen Hallen.
Auf Flur und Wald, auf Fels und Pfad
War friſcher Schnee gefallen.

Tief in der Bruſt trug ſie den Gram,
Im Antlitz Witwenſchmerzen;
Seit ihr die herbſte Stunde kam
Wühlt' ihr ein Schwert im Herzen.

Ihr Brunnen rinnt, ihr Brunnen rauſcht
An ſtiller Waldesſtelle.
Die hohe Herrin ſinnt und lauſcht,
Sie lauſcht dem Lied der Quelle.

„Vergänglich iſt, was irdiſch lebt,
Es fällt, wie Laub von Bäumen.
Unſterblich iſt, was himmliſch ſtrebt,
Es lebt in Sternenräumen.“

Und wie die Quelle flüſternd ſpricht
Von Hoffnung, Lieb' und Glauben,
Da flattern durch das Düſter licht
Zwei ſilberweiße Tauben.

„Empor den Blick aus Waldesgrün,
Empor zur Aetherbläue,
Wenn Hoffnungblumen hier verblüh'n,
Dort blüht die ewige Treue!“

Der Schnee zerrinnt, die Sonne ſcheint,
Sie malt den Wald mit Golde,
Und Thränen milder Wehmuth weint
Die hohe Frau, die Holde.

Sie fand im Wehmuthperlenthau
Den innern Frieden wieder;
Zur Höhe blickt die heilige Frau,
Ihr tönt's wie Engellieder.

Ritter Waltmann von Sättelſtädt.

Aus der Wartburg hohen Hallen
Ziehen Ritter und Vaſallen,
Zieht der fromme Ludwig aus.
Und es folgt die Schaar der Knappen,
Fahnen mit dem Löwenwappen
Wallen rauſchend ſtolz voraus.
Ludwig lächelt Abſchiedsgrüße
Dir zurück, Eliſabeth.
Ihm zur Seite, kühn im Streite,
Waltmann ritt von Sättelſtädt.

Zieht der Landgraf aus, zu ſchlagen?
Will er ſeine Waffen tragen
Wieder in das Polenland,
Wo er hinzog vor zwei Jahren

Und mit ſeinen tapfern Schaaren
Schloß Lubanzig überwand?
Nein, es fliegen Friedenstauben
Von der Wartburg hohem Schloß:
Nicht beſchweret, leicht bewehret
Ziehen friedlich Mann und Roß.

Waltmann nur, der ſtarke Ritter,
Blickt durch des Viſires Gitter,
Hat den Leib gehüllt in Stahl,
Und es ziert ihn manch Geſchmeide;
Ritterlichen Kampfes Freude
Iſt ſein Wunſch und ſeine Wahl.
Will des Armes Kraft erproben,
Suchen den, der ſtärker ſei;
Mit ihm ringend, ihn bezwingend,
Kühn im Schimpfſpiel und Turnei.

Und auf weißem Zelter reitet
Eine Jungfrau, ſie begleitet
Ihren Ritter auf dem Zug.
Agnes' Jugendreize blenden,
Und auf ihren zarten Händen
Sie den ſchönſten Falken trug.
Knappen folgten nach dem Ritter,
Stechzeug tragend auf der Bahn.
Gute Wehre, Lanzen, Speere,
Und ein Herold ritt voran.

Dieſer läßt die Stimme ſchallen
In des Landes Marken allen,
Wo der Zug vorüber wallt:
„Wer will eine Lanze brechen?
Wer will um ein Kleinod ſtechen?
Hört es Ritter, jung und alt!
Ritter Waltmann ſucht den Kämpen,
Der ihn zu beſiegen weiß!
Unterliegend oder ſiegend
Gibt und heiſcht er dieſen Preis.“

„All ſein Rüſtzeug, Wehr und Spangen
Soll, wer ihn beſiegt, empfangen
Auch den Edelfalken hier!
Und zum ſchönen Siegeszeichen
Soll die Jungfrau dar ihm reichen
Eines güldenen Ringleins Zier.
Aber wenn Herr Waltmann ſieget
Geh' ſein Gegner frei und frank,
Nur der Holden bring' er golden
Auch ein Ringlein dar zum Dank!“

Staunend hörten das die Mannen,
Die zu rüſten ſich begannen
Ungeſäumet da wie dort.
Waltmanns Kampfpreis zu gewinnen,
Um der Waffen Glück zu minnen,
Stellt ihm Kämpfer jeder Ort.

Ja, ſie ſtreiten miteinander,
Wer zuerſt die Lanze führt
Mit dem Kühnen, der aus ihnen
Sich die Mannlichſten erklärt.

Und mit fröhlichen Gedanken
Hält die Jungfrau bei den Schranken,
Stolz den Falken auf der Hand;
Lanzen brechen, Speere ſplittern,
Aber jeden von den Rittern
Streckt Herr Waltmann auf den Sand.
Uebermächtig, unerſchüttert
Sitzt er auf dem ſtarken Roß,
Seinen Namen preiſen Damen,
Donnernd jauchzt ihm Volk und Troß.

Und dann zieht der wack're Streiter
Mit der Jungfrau wieder weiter,
Folgend treu dem Zug des Herrn,
Bis das Kampfſpiel ſich erneuet,
Und Herr Waltmann ſieht erfreuet
Jeden neuen Kämpfer gern.
Keiner kann vor ihm beſtehen,
Und von ſeinem Lanzenſtoß
Kommen Alle ſchwer zum Falle,
Oder wanken bügellos.

Bis mit ſeinem Herrn, dem Frommen,
Er nach Merſeburg gekommen.

Wo ſich mancher Edle fand:
Wo zum Friedensſchluß die Gauen
Deutſcher Lande voll Vertrauen
Ihre Beſten hingeſandt.
Dort auch ladet alle Ritter
Waltmann ein zum Lanzentanz,
Und der Ringer ziert die Finger
Seiner Maid mit güld'nem Glanz.

Mit dem Grafen dann nach Hauſe
Reitet er nach manchem Strauße,
Froh des Ruhms, den er erſtritt.
Bringt ſein Kleinod, ſeine Ehre,
Seine Dame, ſeine Wehre,
Auch den Falken wieder mit.
Und den tapfern Ritter grüßet
Froher Zuruf dort und hier,
Ruhig, heiter blickt der Streiter,
Tragend ſeines Herrn Panier.

Von der Wartburg wallt es nieder,
Jubel, Grüße, Friedenslieder,
Alle Blicke lächeln Glück.
Agnes theilt mit Hochgefühlen
Ringlein unter die Geſpielen,
Hält ſich eines nur zurück.
Vor der Gräfin mit der Helden
Waltmann kniet von Sättelſtädt,
Und es weihet hocherfreuet
Ihren Bund Eliſabeth.

Der heilige Ludwig und der Raubritter.

Auf der Straße, die von Franken
Zum Thüringerlande leitet,
Fuhr ein ſchwerbeladener Wagen,
Nur von Wenigen begleitet.

Auf den Wagen war geladen
Edlen Weines manches Tönnchen,
Der erkaufet war zur Labe
Von den Reinhardsbrunner Mönchen.

Einem kühnen Frankenritter
Lüſtet's nach dem edlen Gute,
Und aus dichtem Walde bricht er
Mit des Wegelagerers Muthe.

Schlägt den Fuhrmann und die Knechte,
Nimmt den Wein und die ſechs Roſſe,
Läßt den Wagen fernhin lenken
Hin nach ſeinem Felſenſchloſſe.

Zu dem edlen Ludwig klagend,
Traten bald die frommen Väter,
Sagen, was der Ritter wagte,
Fluchen jenem Uebelthäter.

„Nun ſage mir, lieber Bruder, was hältſt Du von der Beichte?“ bat Jonas. „Unſer Pfarrer plagt uns, faſt alle Wochen zu beichten.“

„Glaub's wohl,“ verſetzte der Händler: „Beichten trägt dreierlei Nutzung: Geld, hübſche Weiber und Offenbarung aller Heimlichkeit.“

„Willſt Du auch die Beichte verächtlich machen?“ fragte Seidenthal, und muthig antwortete der Sprecher: „Nein, nur ihren Mißbrauch. Gott ſollen wir unſre Sünden bekennen, aber an der Ohrenbeichte iſt nichts gelegen, Chriſtus hat ſie nicht befohlen.“

„Ihr führt Reden, die mir wohlgefallen!“ lobte Jonas den Handwerksmann, und reichte dieſem ſeinen Krug, daß er mit ihm trinke. „Ich muß Euch noch ein und das andere fragen, was haltet Ihr von Buße und Ablaß?“

„Buße iſt, ſein ſündiges Leben wandeln in ein Gott wohlgefälliges Leben; die Buße, die Dir der Pfaff auflegt mit Paternoſterbeten und Faſten, frommt Dir nicht; Du mußt Dein Leben beſſern, Dich mit Deinen Feinden verſöhnen und Gnade von Gott begehren, das wird Dir helfen.“

Und der Landgraf augenblicklich
Läßt er ſeinen Schreiber kommen,
Läßt ihn ſchreiben an den Ritter,
Der der Mönche Gut genommen.

Läßt Erſtattung ihm gebieten,
Fordert wieder Wein und Pferde,
Drohend, daß den Uebermüthigen
Er zu züchtigen wiſſen werde.

Aber jener Ritter lachte
Solcher Drohung laut und herzlich,
Trank der Mönche Wein, und dachte
Nicht, den Raub zu büßen ſchmerzlich.

Bis ihn einſt am frühen Morgen
Waffenlärm und Rufen weckte,
Und vor ſeines Schloſſes Thore
Hörnerſchall die Mannen ſchreckte.

Denn der Landgraf war in Eile
Mit Vaſallen und mit Knechten
Hergekommen, mit dem Räuber
Ueber ſeine That zu rechten.

Und nun war die Burg umzingelt,
Wenige Mannen nur darinnen;
Kampf zu wagen mit ſo vielen
Wäre thörigtes Beginnen.

Und der Landgraf ſandte wieder:
„Willſt Du retten Burg und Leben,
Mußt Du beides nun demüthig
Unſerm Willen übergeben!“

Und der Ritter, bis auf's Hemde
Baar der Kleidung, mußte grüßend
Vor des Schloſſes Pforte treten,
Schimpflich ſeine Raubluſt büßend.

Mußt' ein kurzes Schwert, entblößet,
Halten gegen ſeine Kehle;
Alſo ſeine Burg er löſte,
Alſo löſt' er ſeine Seele.

Und den Wein mit Roß und Wagen
Mußt' er nach dem Kloſter ſenden,
Eher ließ der ſtrenge Landgraf
Nicht den Räuber aus den Händen.

Alſo war ein Schirm der Seinen
Landgraf Ludwig unermüdet,
Hat mit Ernſt und regem Eifer
Immerdar das Recht gehütet.

Und wenn eine fromme Vorzeit
Ihn den Frommen hat geheißen,
Soll der Richterſpruch der Nachwelt
Ihn als den Gerechten preiſen.

Margaretha.

1. Der Einzug.

Hört ihr die Trommeten ſchmettern,
Und den Jubelruf der Menge?
Mit der Gattin zieht der Landgraf
Durch die Stadt im Feſtgepränge.

Von dem Kaiſerhofe führt er
Die geliebte Neuvermählte.
Kaiſer Friedrich's Tochter war es,
Die ſich Albrechts Herz erwählte.

Dieſer Tag ſieht keine Thränen,
Freude nur und Luſt und Lieder;
Grüßend von der Bergeshöhe
Schaut die hehre Wartburg nieder.

Und der Zug bewegt ſich glänzend
Aufwärts nun auf ſteilen Wegen,
Und dem Jauchzen in dem Thale
Schallt von droben Gruß entgegen.

In dem Burghof blitzen feſtlich
Helme, Schwerter, Hellebarten,
Und im friſchen Winde flattern
Bunte Fähnlein und Standarten.

Durch das Thor der Wartburg reitet
Paar auf Paar die Schaar der Gäſte;
Droben ſollen nun beginnen
Neue Freuden, neue Feſte.

Und der Landgraf küßt die Gattin;
In den alten Väterhallen
Heißt er herzlich ſie willkommen,
Heißt, es ſoll ihr hier gefallen.

Und der Blick der jungen Ritter
Prüft die zarten Huldgeſtalten,
Die mit ſchüchternem Erröthen
Um die Herrin dienend walten.

Eine blüht in ſolcher Schöne,
Daß ſie jegliche verdunkelt;
Wie der Hesper goldenſtrahlend
Hell im Kranz der Sterne funkelt.

Und des holden Fräuleins Name
Leiſe geht von Mund zu Munde,
Und der Ritter Augen weilen
Auf der ſchönen Kunigunde.

Jenes Auge, das ſo ſtrahlend,
Lächelt ſüß, und möchte weinen;
Jenes Herz — o Tugend, traure!
Heimlich glüht es nur für Einen.

2. Schwere Frage.

Margaretha, Margaretha,
Sage, wo iſt dein Gemahl?
Einſam weilſt du, bleiche Roſe!
Freudenloſe,
Iſt dein Blüthenkranz ſchon fahl?
Weinend drückſt du deine Kleinen
An dein Herz,
Und im unbewußten Schmerz
Theilen ſie dein Leid, und weinen.

Margaretha, Margaretha,
Sage, wo iſt dein Gemahl?
Spähet er nach Adlerhorſten
In den Forſten,
Tönt ſein Jägerhorn im Thal?
„Nicht in grünen Waldesgründen
Blitzt ſein Speer,
Nicht auf Bergen jaget er,
Und du kannſt ihn dort nicht finden!“

Margaretha, Margaretha,
Sage, wo iſt dein Gemahl?
Zog der Landgraf fort in's Weite?
Blitzt im Streite
Für das Vaterland ſein Stahl?

„Nicht mit Rittern und mit Knechten
Zog er fort,
Seiner Marken Schirm und Hort,
Für das Vaterland zu fechten.“

Margaretha, Margaretha,
Sage, wo iſt dein Gemahl?
Iſt er zum Turnier geritten,
Hat erſtritten
Manches Kleinod dir zur Wahl? —
„Nicht zum Kampfſpiel will ſich neigen
Albrechts Sinn,
Neigt ſich anderm Spiele hin —
Frag' nicht mehr, und laß mich ſchweigen!“

Margaretha, Margaretha,
Sage, wo iſt dein Gemahl?
Ach, du ſtöhnſt in leiſer Klage!
Meine Frage
Mehret deiner Zähren Zahl.
Darf er deiner ſo vergeſſen?
Auf den Mund
Jener ſchönen Kunigund'
Buhleriſche Küſſe preſſen?

Margaretha, Margaretha,
Sage wo iſt dein Gemahl?
Während du in düſtrer Kammer
Nährſt den Jammer,
Wandelt er im lichten Saal,

Koſend mit der Ränkevollen,
Fügt die That
Ihrem gottverfluchten Rath,
Wie ſie dich verderben wollen.

3. Die Ueberraſchung.

In düſtrer Zelle weinet, im ſtolzen Bau
Der Wartburg, Margaretha, die bleiche Frau.
Die Kaiſertochter weinet in tiefen Schmerzen,
Sie hat den Dolch des Kummers in ihrem Herzen.

Die Buhlerin umgarnet ihr den Gemahl,
Und Albrecht ſchuf ihr treulos gar bittre Qual.
Es war ſein einſtig Lieben verkehrt in Haſſen,
Es war die treue Gattin von ihm verlaſſen.

Und wie Frau Margaretha die Mitternacht,
Vom ſüßen Schlaf gemieden, herangewacht,
Da ſchreckt ſie vor der Kammer ein leiſes Rauſchen,
Sie hebt, ſo thränenmüde, das Haupt, zu lauſchen.

Und zu der Frau, bezwungen vom tiefen Leid,
Tritt es in ihre Kammer im Sterbekleid,
Und wie ſie voll Entſetzen Geſpenſter wähnet,
Da ſinkt es ihr zu Füßen, die Wang' bethränet.

Und wie ſie bebend fraget: „Wer biſt Du? ſprich!“
Da ruft es: „Fleht um Gnade für Euch und mich!
Ich bin von Eurem Gatten geſendet worden,
Euch als ein Geiſt zu ſchrecken, und Euch zu morden.“

„Doch ſoll verflucht die Hand ſein, die Euch verletzt,
Nur gnadet meines Lebens, und rathet jetzt
Was Ihr und ich beginnen, daß wir nicht ſterben,
Denn näher als das Heil uns, iſt das Verderben.“

Die Herrin hat erbangend das Wort gehört;
Sie glaubt den Warner trunken und ſinnbethört.
Sie ſendet ihn zum Albert, den treuen Schenken,
Er ſoll die Schreckerfüllte mit Rath bedenken.

4. Die Flucht.

In die Zelle zu der Bangen
Tritt mit ſchreckenbleichen Wangen
Albert, Schenk von Bargula.
„Herrin“ — ſpricht er: „Euch zu dienen,
Euch zu retten bin ich da.
Wehe ſolchem frevelnden Erkühnen,
Wehe, wenn die That geſchah!“

Eine Jungfrau, treu geblieben
Der Gebieterin, der Lieben,
Iſt mit Hülfe raſch zur Hand;

Und der Betten weiße Decken
Wandeln ſich in manches Band.
Margaretha zittert noch vor Schrecken,
Wer ermißt, was ſie empfand?

Zu der Knaben Lagerſtätte
Wankt ſie, zu dem Wiegenbette,
Wo die Unſchuld harmlos ſchlief.
Bei der Ampel bleichem Schimmer
Sieht ſie beide, ſeufzet tief,
Bis ihr leiſes, ſchmerzliches Gewimmer
Aus dem Schlaf die Knaben rief.

Und ſie wirft ſich jammernd nieder,
Küſſet Beide, küßt ſie wieder,
Und es hat ihr Schmerz kein Wort;
Albert harret auf dem Gange.
„Herrin — kommt — wir müſſen fort!“
Und es blutet ihres Friedrich Wange
„Herrin! ſinnt Ihr Kindermord?“

Und ſie weinet ſchmerzzerriſſen:
„Darum hab' ich ihn gebiſſen,
Daß er meiner nicht vergißt!
An den Jammer dieſer Stunde,
Den kein Menſchenherz ermißt,
Mahn' ihn einſtens die vernarbte Wunde,
Wann er groß geworden iſt!“

Und noch einmal küßt ſie Beide
Und ſie folgt im tiefen Leide
Still dem edlen Rittersmann.
Von der hohen Felſenwarte
Fliegen Blicke himmelan;
Ach, ein rabenſchwarzes Dunkel ſtarrte
Sie mit hohlen Augen an.

Einer offnen Grabeshöhle
Gleicht der Abgrund — ihre Seele
Bebt, von Todesangſt erfüllt;
Drunten in dem tiefen Grunde
Rauſchen Wipfel, nachtumhüllt.
Sieh dein banges Opfer, Kunigunde,
Schwebt in Lüften, ſturmumbrüllt.

Doch der Himmel hat Erbarmen,
Es berühret mit der Armen
Bald der Korb den Felſenſteg.
Schneller folgt der Maulthiertreiber,
Und auf gleichem luftgen Weg,
Angſtvoll zagend, folgen noch zwei Weiber,
Alle birgt das Waldgeheg.

Und die Kaiſertochter ſchreitet
Von dem armen Knecht geleitet
Durch die grauenvolle Nacht.

„Wie iſt's aber nun mit den Feiertagen, deren die Pfaffen ſo viele gemacht, und zu feiern befohlen haben, an welchen Tagen doch am meiſten geſündigt wird, wo man zum Tanz und Spiel geht, ſein Gut vertrinkt und verſpielt und ſich hernach blutig ſchlägt? Iſt das den Tag Gott zu Ehren gefeiert?

„Feiertage ſind Eiertage, am Feiertag wird mehr geopfert denn an Werckeltagen, Honig und Flachs, Käſ' und Wachs, Hühner und Eier, Korn und Dreier“ ſagte der Krämer, aber hab' Acht, es wird anders werden. Haſt Du an einem Heiligentag zu arbeiten, ſo arbeite, aber den Sonntag halte hehr und diene Gott an ihm.“

„Wie ſollen wir uns aber halten mit dem Faſten?“ fragte Jonas weiter.

„Iß, was Dir der Herrgott in die Schüſſel beſcheert und laſſe den Pfaffen ihre Faſtenſpeiſen, Hechte und Karpfen, gebackene und gebratene Fiſche, Sülzen und Meelſpeiſen, Krebſe und Schnecken, Lebkuchen und Confect, und was dergleichen

Als die Wartburg ſie begrüßte,
Hätte ſie wohl das gedacht?
Ach, in ſchwarzumflorter Waldeswüſte
Iſt ihr großer Schmerz erwacht.

---

3. Margaretha's Klage.

„Lebet wohl, ihr Hallen
Die mich glücklich ſah'n.
'S ſoll dir hier gefallen,
Sprach ein holder Wahn.
Und ich war ſo ſelig,
War ſo hoch beglückt!
Und ich ward ſo ſchmälig
Um mein Glück berückt!“

„Lebet wohl, ihr Lenze,
Mir erſchienen hier;
Bringt ihr neue Kränze,
Bringt ihr keine mir!
Wann des Waldes Kronen
Schmückt der Wonnemond,
Werd' ich tiefer wohnen,
Als ich dort gewohnt!“

„Lebe wohl, mein Gatte!
Einſtens wird dir klar,

Wer dich lieber hatte,
Wer die Beſſere war!
Und ſie ruft nicht Strafen
Nieder auf dein Haupt;
Bald, ach, wird ſie ſchlafen,
Der dein Herz geraubt!“

„Lebet wohl ihr Pfänder
Meiner Liebe dort!
Ach, in fremde Länder
Zieht die Mutter fort!
Gottes Engel wache,
Trete vor euch hin,
Schirm' euch vor der Rache
Jener Buhlerin!“

„Für euch will ich beten
Brünſtig Tag und Nacht!
Für euch will ich beten
Mit des Kummers Macht.
Ja für euch zu beten
Sei mir heilige Pflicht!
Kinder, für euch beten,
Bis mein Auge bricht!“

Alſo die Gebeugte
Klagt auf ihrer Bahn,
Ihres Führers Leuchte
Wandelt ihr voran.

Ihre Zähren rinnen
Unter manchem Ach,
Und die Dienerinnen
Folgen traurig nach.

Stehen oft und lauſchen
Aengſtlich in die Nacht,
Wenn des Waldes Rauſchen
Ihnen bange macht.
Ihre Pulſe ſtocken,
Wenn vor ihrem Licht
Scheues Wild erſchrocken
Durch die Büſche bricht.

Ueber Thal und Höhen,
Oft auf ſteilem Steg,
Muß Margretha gehen
Ihren rauhen Weg.
O du ſchmerzenbleiche,
Arme Dulderin,
Kummerthränenreiche,
Sprich wohin? wohin?

Und der Morgen grauet,
Scheucht den nächtgen Flor,
Und der Führer ſchauet
Sorglich bergempor.

Und wie Troſtesſterne
Scheint, vom Glanz umſtrahlt,
Auf die Wolkenferne
Eine Burg gemalt.

Nach den hellen Zinnen
Blickt die bleiche Frau,
Mit den Dienerinnen
Nach dem ſtolzen Bau.
Und der Führer ſchreitet
Still getroſt voran,
Und der Führer leitet
Sie den Berg hinan.

Kraienberg, verfallen
Längſt iſt deine Pracht.
Deine hohen Hallen
Brach der Zeiten Macht.
Doch im Liede leben
Sollſt du für und für,
Schutz und Schirm gegeben
Haſt du gaſtlich ihr.

Ach! Margretha weilte
Nicht auf dir in Ruh.
Ihr Verlangen eilte
Fernem Ziele zu.

Stille hat gefunden
Wohl ihr Herz, ſo ſchwer;
Doch für ſeine Wunden
Balſam nimmermehr.

Ihrer Kinder denkt ſie
Trauernd früh und ſpät.
Ihren Kindern ſchenkt ſie
Bitten und Gebet.
Um die Kinder bangend
Fand ſie jeder Tag,
Betend und verlangend
Bis ihr Auge brach.

Von Friedrich, dem Gebiſſenen.

1. Die Befreiung.

Gefangen auf Schloß Wartburg lag
Der edle Friederich.
In ſeinen Kerker ſchien kein Tag,
Und alle Hoffnung wich.
Der harte Vater zürnte ſehr,
Sein böſes Kebsweib noch vielmehr;
O Friedrich, o Friedrich!
Dein Loos iſt trüb' und ſchwer!

Er ſah nicht Sonne, Mond und Stern,
    Und Tag auf Tag entſchwand.
Er grub voll Gram das Kreuz des Herrn
    In ſeine Kerkerwand.
Mit ſeinen Nägeln grub er's ein.
Und ſeufzte: „Herr, erbarm' dich mein!"
    O Friedrich, o Friedrich!
Wie groß war deine Pein!

Der junge Graf, der arme Graf
    Die Hoffnung ſchon verlor,
Da ſtört ein Klang aus leiſem Schlaf
    Des Kummers ihn empor.
Er wacht — er lauſcht dem Lautenklang,
Tief unterm Thurm ein Sänger ſang:
    „O Friedrich, o Friedrich!
Mein Friedrich, ſei nicht bang!"

„Die Helfer ſtehen ſchon bereit
    Dein Kerkerriegel ſpringt.
Noch heute ſiehſt du dich befreit,
    Wenn unſer Werk gelingt!"
Der Sänger ſchweigt, der Graf erwarmt,
Von holder Hoffnung heiß umarmt;
    O Friedrich, o Friedrich!
Der Herr hat ſich erbarmt!

Da kam die Nacht, da ſtieg's hinan,
    Wo der Gefangene lag.

Das Thor der Freiheit that ſich auf,
Der Feſſeln Laſt zerbrach.
Heraus aus deiner Kerkergruft!
Nach dumpfem, ſchwülem Moderduft
O Friedrich, o Friedrich!
Umweht dich Himmelsluft!

Die Helfer führten ihn in Eil'
Der nahen Mauer zu.
Und anvertraut dem ſtarken Seil
Glitt er hinab im Nu.
Er ging, vor den Verfolgern bang,
Den ſteilen Felſenpfad entlang;
O Friedrich, o Friedrich!
Denk' an der Mutter Gang!

Und wie ſein Führer nahm das Wort,
Ein tief verhüllter Mann,
„Was führtet ihr den Biſchof fort,
Der Hülfe doch gewann?
Was waffnet ihr die kühne Hand
Gen Albrecht? und das Vaterland,
O Friedrich, o Friedrich!
Steckt euer Haß in Brand!“

Da ſprach der Graf mit feſtem Muth:
„Wir Brüder tragen ſtill,
Was uns der Vater Uebels thut,
Und ich's nicht rächen will.

Doch, was der Mutter Schmerz und Lieb'
Mir ſcheidend in die Wange ſchrieb,
        Dem Friedrich, dem Friedrich
Stets unvergeſſen blieb!"

2. Des Vaters Treue.

Das edle Haus, die Wartburg, war
Von Feinden rings umſchloſſen.
Auf jedem Berg lag eine Schaar
Bei Bliden und Wurfgeſchoſſen.
Und in der Burg, vom Feind berannt,
Von Mauern ſtark, doch ſchwach bemannt,
Hält ſich mit ſeinen Braven
Held Friederich,
Bewährend ſich
Als den „freudigen Landgrafen."

Da ſchenket ihm ſein Eh'genoß
Mitten bei Feindesdräuen
Ein Töchterlein, den erſten Sproß,
Das thät ſein Herz erfreuen.
Doch war entflohn der Burgkaplan,
So konnte nicht die Tauf' empfahn
Das Pfand aus Gottes Händen.
Der Landgraf ſann,
Der kühne Mann,
Und dacht' es wohl zu wenden.

In dunkler Nacht ritt treu bewahrt
Amme ſammt Kind aus dem Schloſſe,
Zwölf Ritter um ſie her geſchaart,
Jeder auf ſchwarzem Roſſe.
Der Vater reitet ſtracks voran,
Er kennt die Pfade, zeigt die Bahn,
Die Feinde ſchlummern in Haufen.
„Gott ſchützt treu Werk!
Gen Tenneberg,
Dort halten wir fröhliches Taufen!“

Sie reiten über Anger und Bach,
Die Ritter ſcharf mit der Amme,
Da lärmt ein Heerhorn die Feinde wach,
Auf Bergen lodert die Flamme.
Und eine Schaar jagt nach geſchwind, —
„Jetzt, Amme, ſpute dich mit dem Kind!
Jetzt gilt's ein wackeres Eilen!“
Jach, jach! Nach, nach!
Sie ſeufzt ein Ach,
Und hält. — „Was ſoll das Weilen?“

„„Das Kindlein dürſtet!““ die Amme klagt,
Und hält ihr Roß am Zügel.
„So werde dem Kind, was ihm behagt!“
Ruft Friedrich, und ſteht im Bügel.
„Halt an! Halt an! Nur unverzagt!
Es ſoll mein Kind ob ſolcher Jagd

Nicht ſchmachten und nicht weinen.
Bei Mund und Hand
Thät's feſten das Land!“
Da halten all' die Seinen.

Und halten treu im Ring geſellt,
Des nahenden Feinds gewärtig.
Der Vater bei dem Kinde hält
Zum Kampfe dräuend fertig.
Das Kindlein trinkt nach Herzensluſt
Sich ſatt an ſeiner Amme Bruſt
In vollen, durſtigen Zügen.
Die Feinde nah'n,
„Kommt nur heran!
Wir wollen Euch ſchon genügen!“

In Oſten dämmert Morgengrau'n
Empor mit rothem Strahle,
Und als nun die Verfolger ſchau'n,
Was ſich begiebt im Thale,
Da hemmen ſie der Roſſe Lauf,
Verwundert hält der Feindeshauf
Und ehrt des Vaters Treue.
Und jetzt geſchwind
Mit Amm' und Kind
Beginnt der Ritt aufs Neue.

Ha Tenneberg! Im güldenen Schein
Der Frühe blinkt's vom Weiten.

Schleckereien mehr ſind, die ſie Faſteneſſen nennen; ich gebe für ihr Frühſtück gern mein Mittageſſen.“

„Ich wahrlich auch,“ meinte Jonas. „Habe ich eine Suppe oder einen Brei. und zum Getränk einen Krug Milch oder Waſſer, ſo meine ich, geſchmauſt zu haben. Aber, um von etwas anderm zu reden, denn wer weiß, wann wir uns wieder treffen, ſagt mir doch, was meint Ihr, ſind wir Bauersleute auch ſchuldig, den Zehnten zu geben? denn ich weiß es nicht, ich bin noch nicht lange ein Bauer.“

„Das iſt für mich eine etwas ſchwere Frage, mein liebes Bäuerlein,“ antwortete der Meſſerverkäufer: „doch dünkt mich, Du habeſt nicht nöthig, der Pfaffheit Zehnten zu geben.“

„Wie dürft Ihr ſolches reden?“ zürnte Genslin. „Der Zehnt iſt von Gott geboten.“

„Ja, im alten Teſtament, aber nicht im Neuen!“ vertheidigte ſich jener, und Jonas rief: „Gut, ſo werde ich ihn nicht mehr geben.“

„So wird man Dich bannen und Deinen Na-

Der freudige Landgraf reitet ein,
Das war ein heißes Reiten!
„Nun ſchaff' ein raſcher Bote ſchnell
Von Reinhardsbrunn den Abt zur Stell',
Wir laſſen zum Taufen ihn laden.
Geſell'n, ihr ſeid
Fürs treu' Geleit
Des theuern Kindleins Pathen!“

3. Der Mauerritt.

Was treibet der Landgraf auf ſchwindelndem Steg
Sein Roß herüber, hinüber?
Was macht er die Mauer der Wartburg zum Weg,
Am gähnenden Abgrund vorüber?
Wohl zittert das Roß und bebet am Rand;
Er ſchmeichelt und koſ't es mit klopfender Hand,
Und es ſchreitet mit ſorglichen Hufen
Ueber Bröckelgeſteinen und Stufen.

Verzagend ach, ſehen die Frauen den Gang
Des treuen, geübten Rappen.
Es blicken auf Friedrich, erbleichend und bang,
Die furchtſamen Diener und Knappen.
Wohl warnt der Burgpfaff: „Herr Ritter, laßt ab!
Wer keck die Gefahr ſucht, findet ſein Grab,
Und nimmer frommt es dem Klugen,
Den Herrſcher der Welt zu verſuchen.“

Doch Friedrich hat nicht der Warnung Acht,
Nicht der Hausfrau thränender Bitte.
Er ſpornet ſein Roß, wann der Morgen erwacht
Zu dem furchtbar gefährlichen Ritte,
Viel Klafter tief zieht ſich ein felſiger Schlund
Um der ſtattlichen Wartburg Mauerrund,
Und über die ſteilſte der Seiten
Liebt der Landgraf täglich zu reiten.

So treibt er's lang' und treibt es mit Fleiß,
Dann läßt er entbieten die Mannen,
Umarmet die Hausfrau, und küſſet ſie heiß,
Und reitet ſchweigend von dannen.
Hoch flattern die Banner, wie Falken im Flug,
Den Bergpfad herunter bewegt ſich der Zug,
Doch wohin er zu ziehen geſonnen,
Hat Keiner zu fragen begonnen.

Schon wollen im Nebel und wolkigem Duft
Die Berge der Heimath zerfließen,
Doch ragt noch ihr König empor in die Luft
Gleich einem ergrauenden Rieſen.
Dann ſchwindet auch der, und ein Räthſel bleibt,
Was den friedlichen Grafen zum Heerzug treibt;
Wohl wundert's die Siedler der Gauen,
Den Thüringer Löwen zu ſchauen.

Und fern erſt, in Schleſien, winkt er zur Raſt,
Und es ſpähet ſein Blick in die Ferne.

Dort ragt in die Lüfte das Bergſchloß Kynaſt,
Es blitzen die Fenſter, wie Sterne.
Dort wohnt Kunigunde, verzehret vom Gram,
Wer iſt, der von ihr nicht die Kunde vernahm
Im Sang des gefallenen Helden? —
Und ein Bote geht, dort ihn zu melden.

Und wie vor die Gräfin der Landgraf tritt
In hoher, männlicher Schöne:
„Auch mich laßt verſuchen den ſchaurigen Ritt!“
Da perlt' ihr im Auge die Thräne;
Und der Lieb' übermächtig Gefühl ſie erfaßt,
Sie zittert und banget, ſie glüht und erblaßt,
Sie fleht in Sinnenverſtörung,
Und ihr flehendes Wort wird Beſchwörung:

„O laßt ab, und begehrt nicht, was Viele begehrt,
Die die Braut zu gewinnen verſuchten,
Und die Schaar der zerſchmetterten Opfer vermehrt,
Deren jammernde Mütter mir fluchten!
O das Leben iſt ſchön, das Euch blühend umarmt,
Erbarme ſich, wie Ihr Euch meiner erbarmt,
Auch Eurer der Vater in Nöthen!
O laßt ab! Euer Tod wird mich tödten!“

„O, nicht waget den Ritt! An die Heimath gedenkt!
Seid barmherzig, Ritter! übt Milde!
Bei der Mutterbruſt, die Euch mit Liebe getränkt —
Bei der Jungfrau hochheiligem Bilde —

Bei dem ewigen Gott, bei den Wunden des Chriſt,
Der für alle Sünder geſtorben iſt!
Meine Burg nehmt — ich fleh' Euch zu Füßen —
In ein Kloſter will ich — und büßen!"

Und ſie ſinkt vor ihm nieder, das liebende Weib,
Und ſie ringet die ſchneeigen Hände,
Sie windet im Staube den herrlichen Leib,
Und hat ihres Flehens kein Ende.
Er hebt ſie vom Boden mild tröſtend und ſpricht:
„Ich wage den Ritt — verzaget nur nicht!"
Es hören's die Ritter mit Grauen,
Sie fällt bleich in die Arme der Frauen.

Nun trägt ihn der treue, geübte Rapp
Zum Brautritt über die Mauer.
Wohl ſchmal iſt der Pfad, und zieht ſich knapp
An der Höll' aufgähnendem Schauer;
Doch zittert das Roß nicht am grauſigen Rand,
Er ſchmeichelt und koſ't es mit klopfender Hand,
Und es trägt ihn mit ſorglichen Hufen
Ueber Bröckelgeſteinen und Stufen.

Da jauchzet unendlicher Jubel ſie wach
Aus der Ohnmacht beengenden Banden;
Das Echo der Berge frohlocket ihm nach,
Der Landgraf hat betend geſtanden.
Und die Knechte des Grafen, der jubelnde Troß,
Umarmen und ſtreicheln und küſſen das Roß;

Das ſchaut aus dem frohen Gedränge
Mit gar klugem Blick auf die Menge.

Nun ſchwindet die Schwermuth, es ſchwindet der Gram,
Die ſo lange die Gräfin bedrückten;
Sie glühet in Liebe, ſie glühet in Scham,
Die mit bräutlichem Purpur ſie ſchmückten.
Sie fliegt ihm entgegen in liebender Haſt,
Sie drückt ihm die Hände, ſie hält ihn umfaßt,
Doch er zieht ſich aus ihrem Umarmen
Und es redet ſein Mund zu der Armen:

„Laßt ab, o laßt ab! — Nicht begehr' ich zur Braut,
Die dem Tod ſo viel' Wack're geweihet!
Mir ward eine Beſſ're ſchon lange getraut;
In ein Kloſter begrabt Euch — bereuet!
Graf Ludwig war mir gar nahe verwandt,
Der durch Euch hier zuerſt ſein Verderben fand,
O wie lieb mir auch jene drei Brüder,
Gleich tapfer und mannlich und bieder.“

„Sie zogen von dannen, Ihr wißt ja die Mär,
Ihr wißt, wo die Brüder geblieben!
O, wie beugte den alten Vater ſo ſehr
Eu're gräßliche Weiſe, zu lieben.
Der hat Euch noch ſterbend geflucht, und getobt,
Bis ich feſt auf das Sakrament ihm gelobt,
Jene ſtattlichen Ritter zu rächen;
Lebt nun wohl, ich hielt mein Verſprechen!“

Er ſchwang ſich aufs Roß, und er ſprengte durchs Thor,
Ihm folgten, die mit ihm gekommen.
Kunigunden umdämmert' ein nächtlicher Flor,
Wie das ſtrafende Wort ſie vernommen.
Hin fliegt ſie zur Mauer dicht über dem Grund,
Sein letztes der Opfer empfängt ſie der Schlund;
Ehe rettende Hände ſie halten,
Verfällt ſie den finſtern Gewalten. —

4. Das Myſterium.

Der Landgraf ſaß im Kloſterſaale,
Dicht drängte Volk ſich am Portale
Hinein ins heilige Haus zu geh'n,
Das große Feſtſpiel anzuſeh'n.
Der Sünder Herzen tief zu rühren,
Erwog der Predigermönche Sinn,
Ein Gleichniß Chriſti vorzuführen;
Die Menge ſtrömte zahllos hin.

Da wandelten in Prachtgewanden
Zehn Jungfrau'n, ihre Lampen brannten
Hellſtrahlend in dem düſtern Raum,
Und hörbar war ein Odem kaum.
Die Menge ſtaunt, die Jungfrau'n wenden
Sich näher bei dem Schein des Lichts;
Fünf tragen Urnen in den Händen,
Fünf nur die Lampen — weiter nichts.

Die fragen auf dem Wandelgange:
„Wo bleibt der Bräutigam ſo lange?
Wann naht er, dem wir uns geſchmückt,
Daß wir ihn grüßen hochbeglückt?
Schon ſenkt ſich Dunkel auf den Garten,
So laßt uns, traute Schweſtern, nun
Im Hainesſchatten ihn erwarten
Und bis er nahet, laßt uns ruh'n.

Geſchmückt mit hochzeitlichen Kränzen
Entſchlummern ſie, die Lampen glänzen
Noch hell, doch matter wird ihr Schein,
Als geh' auch er zum Schlummer ein.
Da ſcheint von ferne her zu wallen
Ein lautes Toſen wunderſam,
Und Stimmen rufen durch die Hallen:
„Er naht! er naht, der Bräutigam!“

Und wie die Jungfrau'n ſchnell erwachten,
Den Bräutigam zu grüßen dachten,
Da nährten fünf der Ampeln Licht,
Die andern, ach, vermochten's nicht.
Sie fleh'ten: Tränkt auch unſere Leuchten
Mit eu'rem Oel, ſie löſchen aus;
Doch jene hart ſie von ſich ſcheuchten,
Hindeutend nach des Krämers Haus.

Und wie die Fünfe nun ſich weinend
Entfernen, naht der Herr, erſcheinend

In aller Pracht und Herrlichkeit,
Es öffnet ſich der Himmel weit;
Dort iſt ein heller Glanz ergoſſen;
Die klugen Jungfrau'n zieh'n empor
Zum Mahl des Herrn mit ihm — verſchloſſen
Bleibt Sündern feſt der Gnaden Thor.

Nun nahen eilig mit verſtörten,
Mit bangen Mienen die Bethörten,
Und flehen laut, und klopfen an,
Doch ihnen wird nicht aufgethan.
Und wie die Stimmen All' erbeben:
„Herr! Herr! O laß uns ein zum Licht!“
Und wie ſie jammern, wie ſie beben,
Da ſchallt es laut: „Euch kenn' ich nicht!“ —

Da neigt ſich auf dem ewigen Throne
Die Himmelskönigin zum Sohne:
„Sohn! den mit Schmerzen ich gebar,
O nimm der Armen gnädig wahr!“
Doch auch ihr Flehen iſt vergebens,
Und eine Donnerſtimme ſpricht:
„Der Herr des Todes und des Lebens
Geht mit den Sündern ins Gericht!“

Da ſtöhnt ein Wimmern und ein Jammern;
Mit Hohn, mit Ketten und mit Klammern
Drei Teufel ſich frohlockend nah'n,
Der Hölle Thor iſt aufgethan.

Hoch droben ſchwand der Thron der Gnade,
Die Herrlichkeit des Herrn, ſie ſchwand
Die Jungfrau'n reißt zum Flammenbade
Hinab der Teufel Krallenhand.

Des Volkes Menge ſieht erſchüttert
Solch Schauſpiel, mancher Sünder zittert,
Doch der Verdammten Qual und Schmerz
Fällt Friedrich ſchwer aufs milde Herz.
Erfaßt von namenloſem Grimme
Erhebt er ſich im düſtern Haus
Und bricht mit einer Löwenſtimme
Im ungehemmten Zürnen aus:

„Fluch eurem Spiel, und Fluch dem Glauben!
Wollt ihr der Sünder Hoffnung rauben?
Frommt es, vor Heiligen zu knie'n,
Wird Gottes Sühne nicht verlieh'n?
Ein Thor, wer zu Marien richtet
Inbrünſtig ſein bereuend Fleh'n,
Wenn alle Hoffnung wird vernichtet
So ſchrecklich, wie wir hier geſeh'n!“

Er ruft's und ſinkt in ſeinen Seſſel,
Der tiefſten Schwermuth dunkle Feſſel
Legt ſich um den gebeugten Geiſt,
Die keine Tröſtung mehr zerreißt.
Der freudige Muth, er blieb gebrochen,
Umdüſtert blieb der hohe Sinn.

So ſchwanden Tage, ſchwanden Wochen,
So ſchwanden Jahre traurig hin.

Bis ſeines Lebens Tag ſich neigte,
Bis langſam ausloſch ſeine Leuchte,
Durch jenes Schauſpiel unerhört
In ihrem heitern Schein geſtört.
Ihm hat gewiß der ewige Richter
Sich mild verzeihend zugewandt,
Der Landgraf ſtarb, es legt der Dichter
Die Harfe trauernd aus der Hand.

Vom Hörſeelberg.

1. Das wilde Heer.

Habt ihr die Wunderſagen
Vom Hörſeelberg gehört,
Aus dem das tolle Jagen
Des wilden Heeres fährt?

Wann Schnee den Wald umſchleiert,
Wann in der Winterzeit
Der Landbewohner feiert
Und ſich an Märchen freut, —

men ſtinkend machen vor der Gemeine," drohte Genslin.

„Droht, ſo viel Ihr wollt, ich gebe nichts mehr!" verhieß Jonas, und der Meſſerſchmied fiel bekräftigend ein: „Recht ſo, ich gebe auch nichts mehr!"

„Sagt nicht Paulus, daß, wer dem Altar dient, auch ſeine Nahrung vom Altar haben ſoll?" fragte Genslin giftig.

„Allerdings," beſtätigte der Handwerker: „aber er ſagt nicht, daß wir ſo viele Altardiener bedürfen, wie wir jetzt haben. Wenn wir die haben, die uns die Sakramente weihen und den Gottesdienſt verſehen, ſo haben wir genug, die andern Bretſpieler und Schlemmer und Faullenzer, Domherren und Deutſchherren und Pfründnarren, die die halbe Welt an ſich geriſſen haben, brauchen wir nicht und wollen Sie nicht mit unſerm Schweiß füttern."

„So verdammt Ihr wohl uns Mönche auch und haltet uns für unnütz?" fragte Gregor.

„Wie Ihr ſaget, ſo iſt es," ward ihm zur Antwort. „Was iſt je Gutes von ihnen und beſonders von den Bettelmönchen gekommen?"

Die dumpfen Hörner ſchallen
Weit über der Wälder Nacht,
Die Peitſchenhiebe knallen
Und Eich' und Fichte kracht.

Voran den Höllenbränden
Da ſchreitet ſtets ein Greis;
Der trägt in ſeinen Händen
Ein Stäbchen ſilberweis.

Der Alte warnt getreulich,
Daß jeder ſchnell entflieht,
Wann jenes Jagdheer gräulich
Mit Lärm waldüber zieht.

Und will's im Oſten tagen
Und dämmert Morgenſchein,
Da fährt das tolle Jagen
Durchs Bergthor brauſend ein.

Oft tönt die Klage vom weiten
Von Geiſtern, im Berg gebannt,
Drum ward er vor alten Zeiten
Hör-Seelen-Berg genannt.

2. Königin Reinſchweig.

Eine wunderbare Kunde
Geht von Jahr zu Jahr
Zu der Enkel Schaar
Ueber aus der Väter Munde.

Fern in Englands Inſelreiche
Schallte Grabgeſang;
Unter Glockenklang
Trugen ſie die Königsleiche.

Und die Wittwe weint in Trauer,
Hat die Mitternacht
Schon herangewacht,
Da befällt ſie banger Schauer.

Und ein wunderſames Weben
In dem Zimmer wallt:
Des Gemahls Geſtalt
Scheint vor ihrem Blick zu ſchweben.

Als ob Nebel ſie umſchwimme,
Zeigt ſich das Geſicht,
Und der Schatten ſpricht,
Und ſie kennt die theure Stimme.

„Nicht dein Weinen, nicht dein Beten,
Bringt mir Ruhe dort,
Führt zum Friedensport,
Kann mich nicht vor Gott vertreten.“

„Willſt du retten meine Seele,
Zeig' ich dir die Bahn,
Walle dir voran,
Nach des Hörſelberges Höhle.“

Reinſchweig ſah im Wunderbilde,
Das allmählig ſchwand,
Eine Bergeswand,
Sah, Thüringen, dein Gefilde.

Und ſie war alsbald entſchloſſen:
Aus dem Heimathland
Eilt zum Meeresſtrand
Sie mit Dienern, Wagen, Roſſen.

Ueber Meer und Berg und Matten
Schwebt, wie Mondenſchein,
Sichtbar ihr allein,
Stets voran ein bleicher Schatten.

Bis ſie vor der Felſenſpalte
An der Bergeswand
Wandelnsmüde ſtand,
Und hinein der Schatten wallte.

Tief im Schooß des Berges klagend
Werden Stimmen laut.
Thränenüberthaut
Kniet die Königin, und zagend.

Und am Bergesfuß erbauet
Dorf und Kloſter hin
Englands Königin,
D'raus ſie nach der Höhle ſchauet.

Ihre Bitte ſteigt inbrünſtig
Zu der Engel Chor,
Zu dem Herrn empor,
Und die Heiligen ſind ihr günſtig.

Aus der Leiden Qual zum Frieden
Ging der Schatten ein,
Ledig aller Pein;
Bald darauf iſt ſie verſchieden.

3. Die Hirtenknaben.

Die Sonne grüßt im Scheiden die Natur,
Den Weſten überpurpurt ſanft ihr Strahl,
Und Knaben ſpielen harmlos auf der Flur,
Der Roſſe Hüter in dem Hörſeelthal.

Die Bergeshöhle, deren Grauſen ſchreckt
Sonſt junge Herzen, lockt ſie mächtig an.
Bis einer laut des Innern Wunſch entdeckt
Und ruft: „Wer ſteigt zur Höhle mit hinan?“

Sie klimmen All' empor am Hirtenſtab
Voll Jugendluſt und keckem Knabenmuth.
Ein kalter Hauch weht aus dem dunkeln Grab,
Doch ihre Wangen ſchmückt des Lebens Gluth.

Sie feſſeln ſich mit Riemen Mann an Mann,
Daß keiner ſcheide von dem kühnen Bund;
Der Sprecher kriecht gebückt der Schaar voran,
Und Alle folgen in den Schauerſchlund.

Der Letzte nur bereut, was er gewagt,
Er trennt ſich ſchnell vom allgemeinen Band,
Schleicht ſich zum Eingang ſtill zurück, und zagt,
Und harrt der Brüder an der Felſenwand.

Ihr Tritt verhallt im felſigen Geklüft —
Er ruft hinein, nur ſeiner Stimme Schall
Kommt ihm zurück, das Ohr des Lauſchers trifft
Ein Dröhnen, wie von einem dumpfen Fall.

Und lauter ruft er, bang und ahnungsvoll,
Sie ſind dahin, die Brüder — hören nicht.
Er ruft — er kreiſcht — ſein wildes Schrei'n erſcholl,
Bis unter Thränen ihm die Stimme bricht.

Und dann hinunter eilt er hoffnungslos,
Von grauſer Todesangſt den Fuß beſchwingt,
Und von den Brüdern in des Berges Schoos
Er in das Dorf die Trauerkunde bringt.

Da ſtöhnet laut die Klage durch das Thal,
Und Fackelſchein erhellt der Höhle Graus,
Und manche Hoffnung bricht mit einemmal,
Es giebt der Berg ſein Opfer nicht heraus.

Der aber, der zurück blieb, wandelt krank
Und ſiech umher, im Antlitz todtenbleich,
Bis endlich er auf's Sterbelager ſank
Und jenen folgt' in's ſtille Schattenreich.

Oft hört ihr, wie im Dorf die Sage geht,
Daß leiſer Klageton dem Berg entflieht,
Der auf des Nachthauchs Schwingen ſanft verweht,
Und geiſterhaft dem Ohr vorüberzieht.

Das Lied von dem Tannhäuſer.

(Nach alter Weiſe.)

I.

Tannhäuſer war ein Ritter gut,
So künden die alten Sagen;
Der zog wohl in Frau Venus Berg,
Wo die Nachtigallen ſchlagen.

Die Nachtigallen ſchlagen ſüß,
Die Roſen funkeln vom Thaue;
Der Ritter ruht in Frau Venus Arm,
Der allerſchönſten Fraue.

Die ſchönſte Frau mit dem ſchönſten Mann,
Sie halten ſich lieb umſchlungen;
Da wurde geſungen manch ſchönes Lied,
Und mancher Becher geſchwungen.

Da wurde geſprungen auch mancher Tanz
Von venusfrohen Genoſſen.
Weit auf ſtand des Venusberges Thor,
War keinem Gaſte verſchloſſen. —

Und als der Tannhäuſer ſcheiden wollt',
Frau Venus thät ihn umfaſſen.
„O bleibe bei mir, Du beſter Mann!
O kannſt Du von mir laſſen?“

„Lacht nicht mein Mund zu aller Stund
In allbezaubernder Süße?“
„„Dein ſüßer Mund lacht jeder Stund,
Mir aber iſt Noth, daß ich büße.““

„„Und kann ich keine Buß' empfahn,
So will ich wiederkehren,
So will ich ewig bleiben bei Dir,
Das ſoll kein Menſch mir verwehren.““

Vor dem Berg der treue Eckart ſaß,
Der Pforte wachſamer Hüter.
Er hat des Ritters wohl lange geharrt,
Jetzt ruft ihn der Gebieter.

„Komm, Eckart, daß wir fahren gen Rom,
Zu zeigen Leid und Reue.“
Tannhäuſer zieht aus Frau Venus Berg
Und Eckart mit ihm, der treue.

2.

Zu Rome ſaß ein Papſt, Urban,
Der konnte löſen und binden,
Doch für den armen Tannhäuſer gut
Den Schlüſſel der Löſung nicht finden.

Er hielt einen Stecken in ſeiner Hand
Und rief mit Zornesbeben:
„So wenig der dürre Stab hier grünt,
So wenig wird Dir vergeben!“

Tannhäuſer weinte dem harten Spruch,
Der alle Hoffnung ihm knickte,
Und ging in Frau Venus Berg zurück,
Die ihn heiß küſſend umſtrickte.

Da träumete dem Papſt Urban,
Sein Stecken ſei begrünet,
Und Engel weinten, daß er nicht
Den reuigen Sünder entſühnet.

Schwer träumte ihm vom Weltgericht,
Die Poſaunen hört' er ſchallen,
Und ſah von des Erlöſers Blut
Drei Tropfen zur Erde fallen.

Und als er aufwacht, da iſt es wahr,
Sein Stab hat Blätter getrieben;
Da ſendet er aus in alle Land',
Wo Tannhäuſer wäre geblieben?

Der iſt und bleibt im Hör=Seelen=Berg,
Bis die Todten erſteh'n aus dem Grabe.
Der treue Eckart ſitzt davor
Mit einem weißen Stabe.

Der treue Eckart warnet frei
Die Alten wie die Jungen,
Doch hat des Berges Zauberſei
Auch mir das Herz bezwungen.

Es iſt eine deutſche Mythenmär,
Die wird ſich ſtets erneuen.
Hat Einer nach der Freia Begehr,
Der Papſt thut's nie verzeihen.

„Scheltet ſie nicht allzuſehr,“ ermahnte Gregor: „waren nicht Dominikus, Benediktus und Franziskus fromme Väter und heilige Männer?“

„Mag ſchon ſeyn, daß dieſe ſolches waren,“ pflichtete ihm der Suhlaer bei: „aber ihre Nachfolger ſind es nicht. Jene wohnten in Wäldern und Wüſten, in Felshöhlen und Strohhütten und nährten ſich von Wurzeln und Kräutern des Waldes, ihr aber habt Paläſte, die oft Fürſtenſchlöſſern ähneln, ihr habt Aecker und Wieſen, Land und Leute, und ſeyd ſteuerfrei, ſeyd unnütze Zehrer am allgemeinen Gut. Keinem wollt ihr geben, aber nehmen von Allen, und ihr fragt nicht danach, ob das Geld, das in eure Seckel fließt, geraubt oder geſtohlen iſt. Darum ſoll ſich kein Menſch hinführo mehr an Mönchs- und Pfaffengeſchwätz halten, Niemand mehr eine Wallfahrt vornehmen und ſich an alle die Heiligen, die da Wunder thun und Krankheiten heilen, nicht mehr kehren, denn das iſt eitel weiter nichts als Bildergötzendienſt, und ſoll ſich der Menſch nur allein an Gott und Chriſtum halten und das arme Volk ſoll endlich frei werden.“

Die Mär vom Tannhäuſer.

(Nach neuer Weiſe.)

1830

1. Der treue Eckart.

Vor des Hörſeelberges Höhle
Sitzt mit weißem Stab ein Greis,
Seiner Augen Strahl iſt trübe,
Seine Locken glänzen weiß;
Sinnend ſitzt er, wenn der Sommer
Sonnengluthen ſendet heiß,
Sinnend ſitzt er, wenn der Nordſturm
Ihn umtobt mit Reif und Eis.

Und er weilt, der graue Wächter,
So bei Tage, ſo bei Nacht,
So des Abends, wie des Morgens,
Vor des Berges dunk'lem Schacht.
Hat den Schlummer ganz vergeſſen,
Hat Jahrhunderte verbracht,
Hat ſo ſtill und ernſt wie heute,
Schon Jahrhunderte durchwacht.

Doch vor Zeiten ſchon gar ſelten
Zeigt' er ſichtbar ſich, der Mann;
Etwa, wann bethörte Wanderer
Klommen zu dem Berg hinan,

Wann im Schoos der Felſenhöhle
Zauberiſch Getön begann,
Etwa, wann der Geiſt des Abgrunds
Netze des Verderbens ſpann.

Dann, den Menſchen mild erſcheinend,
Sprach er wohl ein warnend Wort,
Winkte mit dem weißen Stabe
Die Bethörten wieder fort.
Und es war dem Volk die Stätte
Zeitig ein verrufener Ort.
Sagen gingen: Zu der Hölle
Führt die Kluft im Berge dort.

Und der Alte blickt bisweilen
In die Höhle kummervoll,
Ob ſein langes Amt nicht enden,
Sich ſein Aug' nicht ſchließen ſoll?
Doch im Berg iſt's noch lebendig,
Geiſter toben drin, wie toll,
Daß oft gellend aus der Tiefe
Grauſig ihr Geheul erſcholl.

Und bisweilen zieht ihr Raſen
Aus dem Hörſeelberg heraus,
Schwingt ſich rauſchend durch die Lüfte,
Füllt der Hörer Herz mit Graus.

Ueber Berg' und Wälder tobt dann
Jagdgetümmel, Jagdgebraus;
Dann verläßt den Sitz der Alte,
Wandelt ſtill dem Heer voraus.

Warnet, wem er nur begegnet,
Vor dem unheilvollen Zug:
Mancher dankte wohl dem Warner,
Schauernd blickend nach dem Flug,
Der um des Gebirges Stirnen
Dunkle Rieſenflügel ſchlug.
Ueber Thäler, über Höhen,
Stob der Hölle Zaubertrug.

Und dann ſitzt der Alte wieder
Schweigend vor der Felſenkluft,
Einen Namen dann vertraut er
Seufzend wohl dem Hauch der Luft,
Daß ihn der hinuntertrage
In die tiefe Bergesgruft.
Dann umweht ihn der Erinnerung
Wehmuthvoller Blüthenduft.

Von dem treuen Eckart wandelt
Manche Mär im Waldgebiet:
Immer liebevoll und freundlich
Fand ihn, wen er nicht vermied.

Und warum des Volkes Sage
Ihm ſein Wächteramt beſchied,
Und warum er treulich warnet,
Kündet euch ein anderes Lied.

2. Der Sänger.

Wer iſt der Jüngling, hell gekleidet?
Und wißt ihr ſeiner Wanderung Ziel?
Die Luſt erblüht, wohin er ſchreitet
Mit ſeinem ſüßen Saitenſpiel.
Ihm öffnen gaſtlich ſich die Pforten,
Willkomm'ner klopfet keiner an,
Und freundlich ſind ihm aller Orten
Des Volkes Herzen aufgethan.

Das iſt der Ritter, hochgeboren,
Der ſich der Menge freundlich zeigt,
Der aus des Schloſſes ſtolzen Thoren,
Ein Götterſohn, herniederſteigt.
Das iſt der Sänger, kranzumſchlungen;
Die Laute hält ein grünes Band,
Und hat er kaum ein Lied geſungen,
So tönt es fort von Land zu Land.

Wohl ſchmückt ihn ritterliches Glänzen,
Der goldene Sporn, das blanke Schwert,
Doch all' ſein Sinnen ſcheint den Kränzen,
Der Sangesmuſe zugekehrt.

Und all' ſein Singen, all' ſein Preiſen,
Iſt Gottes Ehr' und Ruhm geweiht,
Dazwiſchen künden holde Weiſen
Gefühle ſeiner Zärtlichkeit.

Doch ſtolz und kalt war ſeine Dame,
Und ihre Neigung nicht errang
Des ſchönen Ritters edler Name,
Des frommen Sängers ſüßer Sang.
Und er verläßt die Väterhallen,
Von Kummer ach, das Herz ſo ſchwer,
Zu fremden Ländern fortzuwallen,
Zu fahren über's ferne Meer.

Ein alter Knappe hat dem Sänger
Sich feſt ergeben zugeſellt,
Und ſchauen wollen ſie nicht länger
Die Herrlichkeit der fremden Welt.
Zur Heimath zieht es Beide wieder;
Was ſie geſeh'n, gehört, erlebt,
Zum bunten Kranze friſcher Lieder
Der edle Minneſinger webt.

Sie ziehen einſt im Abendſtrahle
Hin an des Hörſelberges Fuß,
Und Beiden wird mit einem Male
Ein wunderſamer Liebesgruß.

Des Sängers ſchönſte Lieder klingen
Von zarten Stimmen an ſein Ohr,
Und aus dem Berge ſcheint's zu dringen,
Und aus der Tiefe wallt's empor.

„Vorüber, Herr! O ſchnell vorüber!“
Der treue Knappe warnend fleht;
Dem Ritter geh'n die Augen über,
Nie hat ihn ſolcher Klang umweht.
Er muß den eigenen Liedern lauſchen:
„O, welcher wonneſüße Mund
Thut ſich zu Harfenſaitenrauſchen,
Mich zu beglücken, liebend kund?“

Und wie der Sänger, alſo fragend,
Hinhorchend, wie verzaubert ſteht,
Und wie der Knappe, bang verzagend,
„Vorüber, Herr, vorüber!“ fleht —
Da wölbt ſich — Staunen faſſet Beide —
Von ſchimmerndem Geſtein ein Thor,
D'raus tritt im roſenfarbenen Kleide
Das ſchönſte Frauenbild hervor.

Die Sonne ſinkt im Purpurglühen,
Als weiche ſie der Reize Pracht,
Die dieſe Frau ſo hold umblühen;
Die naht mit ihrer Schönheit Macht

Und winkt mit ſanft gehobenem Finger,
Gleich einer Weltenkönigin,
Anbetend ſinkt der Minneſinger
Zu ihren Füßen trunken hin.

„O komm zu mir!“ ſo ſpricht ſie flötend:
„Du holder Mann, dem Keiner gleicht!“
Der Sänger hört es hoch erröthend,
Er ſieht, wie ſie zu ihm ſich neigt,
Fühlt ſich von ihrem Arm erhoben,
An ihren Buſen ſanft gedrückt,
Und wird, im gluthentbrannten Toben
Der Sinne, faſt der Welt entrückt.

Sie zieht ihn in die Felſenſpalte,
Sie küßt den liederreichen Mund.
„Ich folge, Ritter!“ ruft der Alte,
„Und ging' es in den Höllenſchlund!“
Jedoch es ſcheint an dieſem Orte
Ein Land der Liebesluſt und Ruh,
Und hinter ihnen ſpringt die Pforte
Des Felſenberges klingend zu.

3. Der Venusberg.

Wunderſame Weiſen wallen
Wonnelieblich, feierlich,
Durch der Höhle hohe Hallen,
Denen nichts auf Erden glich.

Zauberiſcher Schimmer ſchmückte
Mit Olympos Glanz den Ort.
Flämmchen tanzten, ſanft erhellend,
Lippen lockten, purpurſchwellend,
Und der Ritter, der Beglückte,
Sehnte ſich nicht wieder fort.

Stieg nicht eine Welt der Wunder
Von dem Thron auf Wolkenhöh'n
In den Zauberberg herunter,
Blühend, wie vereinſt, und ſchön?
Fanden ſelige Geſchlechter
Hier ein Glanzelyſium?
Zärtliche Dianen girrten
Nach den Küſſen ſchöner Hirten,
Und der Blick der Erdentöchter,
Irrt' er nicht nach Göttern um?

Welches Flüſtern, welches Koſen
Dieſer wonneheitern Schaar!
Unterm Schirmgewölb von Roſen
Ruhten Schläfer, Paar um Paar.
Sanft von Liedern eingeſungen,
Fanden ſie den ſüßen Schlaf.
Dämm'rung kam, ſie zu umnachten,
Bis ſich, wann ſie dann erwachten —
Traut vom Liebesarm umſchlungen —
Lipp' auf Lippe wieder traf.

Holde Zaubertänze ſchlangen
Charitinnen leicht und kühn,
Wo gewandte Kämpfer rangen,
Wo Mänadenwangen glüh'n.
Dionyſos bot die Traube
Einer warmen Tänzerin.
Mit den Faunen, mit den Panen,
Neckten ſcherzend ſich Silvanen,
Und Silen ſank in die Laube
Zu der ſchönſten Nymphe hin.

Ja, hier bot ein Götterhimmel
Nektar und Ambroſia.
Paris ſlog durch das Gewimmel
Mit der ſchönen Helena.
Selig küßte Zeus der hohe,
Manchen kleinen Purpurmund;
Nicht im Flammenregen ſprühend,
Aber doch in Flammen glühend,
Gab in Maja's Arm der Frohe
Zärtlich ſeine Gottheit kund.

Aber ſtrahlend über Alle
Stand ein Thron von Chryſopras
In dem Demantglanz der Halle,
Drauf Frau Venus lächelnd ſaß.
Und im glänzendhellen Prangen,
Aller edlen Ritter Zier,

Stolzer thronend wie der Kaiſer,
Saß der Sänger, der Tannhäuſer,
Von dem Götterweib umfangen,
Küſſend, koſend, neben ihr.

Glänzende Geſtalten kamen
Täglich in den Berg herein,
Grafen, Ritter, ſtolze Damen,
Freiten hier, und ließen frei'n.
Alle ſtiegen gern herunter
In den bunten Zaubertraum;
Selbſt Prälaten, ſchwer von Schritten,
Aber federleicht von Sitten,
Schlüpften in den Berg mitunter,
Und es war für Alle Raum.

Jede Blüthe war entfaltet,
Jede Hoffnung hier gereift
Und zur Wirklichkeit geſtaltet,
Und der Zwang war abgeſtreift.
Alles, was die Sinne freute,
Prangte hier im hellen Licht;
Glanz und Pracht aus allen Landen
War in Fülle hier vorhanden,
Nur ein Herz, das Gott ſich weihte,
Glaube nur, und Tugend nicht.

Aber drob umzog Umſchattung
Des Tannhäuſers edlen Sinn;

„Habt groſſen Dank für dieſe Lehre!“ lobte Jonas: „ich werde Euch folgen und mein Lebtag daran denken, auch will ich laut verkünden, jedem, der es nur wiſſen und befolgen will, das neue Wort!“

So ging das Geſpräch noch weiter ſeinen Gang, aber Genslin und Seidenthal erhoben ſich endlich, mochten nichts mehr hören und gingen. Genslin ſagte zu Gregor: „Merket auf, frommer Bruder, wozu dieſe Lehre führt, welche das Volk ergreift gleich einer anſteckenden Krankheit, ich will es Euch mit wenigen Worten ſagen: Kein Glaube mehr, keine Gaben mehr, keine Pflichtleiſtung mehr, nur Verhöhnung, Spott, Trotz, und endlich — offenbare Empörung, da habt Ihr es in einer Nuß.“ — Seidenthal aber ſchrieb das ganze Geſpräch auf und noch mehr dazu, und ließ es im nächſten Jahre im Druck ausgehen unter dem Titel: Eyn geſprech zwyſchen vyer Perſonen, wie ſie ein Gezengk haben, von der walfart ym Grimetal, was für vnradt odder büberey dar auſs entſtandenn ſey.

Zu der ſchläfrigen Ermattung
Setzte ſich die Reue hin.
Sprach vom Kummer ſeiner Lieben,
Sprach vom ſchönern Erdentag,
Von der Wälder holder Farbe,
Von der Felder goldner Garbe,
Sprach: ein Herz mit reinen Trieben
Nimmer hier verweilen mag.

Solches fiel ihm auf die Seele,
Und zur Herrſcherin er ſprach:
„Laß mich fort aus deiner Höhle,
Mich verlangt es nach dem Tag!“
„„Mich verlaſſen willſt du?““ fragt ſie,
Und in Thränen ſchwimmt ihr Blick:
„„Hält die Süße ſolchen Bundes,
Hält das Lächeln meines Mundes,
Hält dich meine Liebe,““ klagt ſie:
„„Ungetreuer, nicht zurück?““

Doch er ſchwört: „Auf ewig binde
Mich mein Ritterwort an dich!
Wird verzieh'n mir nicht die Sünde —
Ganz dein eigen bin dann ich!
Jetzt nicht hindere mein Entfernen,
Sende mich hinauf zum Licht! —
O Maria! hilf mir Armen,
Laß mein Flehen dich erbarmen,
Laß mich wieder beten lernen,
Denn hier unten kann ich's nicht!“

Wie der Jungfrau heiliger Name
Von des Ritters Lippen flieht,
Er das Zauberweib im Grame
Schattenbleich verſchwinden ſieht.
Schlummernd ſaß ſein Knecht, der Alte,
Der erwacht mit einemmal,
Hat geſchlaſen lange, lange,
Folgt dem Herrn auf ſeinem Gange;
Durch der Felswand enge Spalte
Grüßet ſie des Lichtes Strahl.

4. Die Bußfahrt.

Aus des Berges Schoos, aus der Wunderpracht,
Iſt der edle Tannhäuſer getreten,
Und dünkt ſich aus ſeltſamem Traum erwacht,
Und ſinkt auf die Kniee, zu beten.
Die Wolken glühen im Abendſtrahl,
Es ſchweben Glockenklänge durchs Thal,
Das die Hörſeel friedlich durchrauſchet;
Es tönet fernher ein frommer Geſang,
Und der Ritter, der Knappe, haben ihm lang
In ſtiller Andacht gelauſchet.

„O, wie ſpielet ſo ſüß mir der himmliſche Laut
Um die Seele, wie lockt es nach oben!
Bei dem Glanz nicht, den wir da drunten geſchaut,
Vermocht' ich den Schöpfer zu loben.

Im Herzen wallt mir's, wie Frühlingsluſt,
Und Lieder ſpringen mir in der Bruſt,
Wie lebendige Quellen der Wieſen.
Verſtummt war mein köſtliches Liederſpiel
Im Rauſchen der Luſt, im Taumelgewühl,
Jetzt ſoll es den Frühling begrüßen!“

Und ſingend pilgert der Ritter dahin
Voll Freudengefühl wie voll Reue,
Doch hofft er Gnade mit gläubigem Sinn,
Ihm folgt ſein Knappe, der treue.
Wann der Tag im flammenden Oſt erwacht,
Ueber Berge, durch rauſchender Wälder Nacht,
Durch Thäler ziehen ſie weiter.
Sie ſagen der freundlichen Heimath Ade,
Sie wandeln über der Alpen Schnee
Und grüßen Italien heiter.

Schon träumt ſich der Ritter entbunden vom Wort,
Das im Berg er dort gab, und entſündigt,
Und näher und näher kommt er dem Ort,
Der ihm Tröſtung des Himmels verkündigt.
Kaum gönnen die beiden Pilger ſich Ruh,
Der ewigen Roma wallen ſie zu,
Drum läßt es den Ritter nicht raſten.
Dort will er dem heiligen Vater die Schuld,
Die ſchwere, bekennen, der wird ihm voll Huld
Die Seele vom Kummer entlaſten.

Und er kniet vor dem Papſt, vor dem ſtolzen Urban,
Zu Füßen ihm liegt er voll Demuth,
Und in heimlicher Beichte ſagt er ihm an,
Was ihn hertrieb, voll Reu und voll Wemuth:
„Oft hab' ich in weltlicher Luſt mich vergnügt,
Nicht Buße gethan, nicht der Warnung genügt,
Die das ſtrenge Gewiſſen ertheilet!
Ein großer, ein ſträflicher Sünder ich war,
Und habe, verzeih' mir's der Himmel, ein Jahr
Im Venusberge verweilet!“

Da ſchießt aus rollenden Augen den Blitz,
Der Papſt auf den armen Tannhäuſer;
Wie das Tigerthier grimmig, fährt er vom Sitz,
Und Wuth macht die Stimme ihm heiſer:
„Und weilteſt im Berg du, ſo biſt du verdammt
Zum Höllenſchlund, der in Ewigkeit flammt,
Du gräßlicher Uebelthäter!
Und Verzeihung wird dir, wann der Stab hier grünt,
Der alt und trocken, zur Stütze kaum dient,
Verzeihung nicht früher, nicht ſpäter!“

„„Halt ein, o halt ein! Nicht den ewigen Fluch!““
So flehet der Sänger, der Arme:
„„Und ſo hart nicht ſtrafe des Berges Beſuch;
O, daß Gott ſich meiner erbarme!
Ein Jahr nur gönne der büßenden Reu',
So hoff' ich zu ſühnen den grimmigen Leu,

Der die Menſchheit ſucht zu verſchlingen!““
Doch der Papſt die vorigen Worte ſpricht:
„Wann der Stab hier grünt und in Blüthen bricht,
Wirſt du Gnade droben erringen!“

Da geht der Tannhäuſer weinend vom Thron,
Der des Himmels Erbarmung verſchloſſen.
„So hat nicht für mich Armen der Jungfrau Sohn
Sein Blut am Kreuze vergoſſen!
Hat nicht für mich Armen bezwungen den Tod,
Und die Hölle beſiegt auch um meine Noth,
Und ich bin zum Verderben erkoren!
Wie hab' ich in feiernden Liedern mit Luſt
Den Vater verherrlicht aus gläubiger Bruſt,
Und bin doch verloren — verloren!“

Dort wandelt er hin, von Verzweiflung erfaßt,
Gefolgt von dem weinenden Knechte,
Durch die Länder dahin, ſonder Ruh' und Raſt,
Als trieben ihn hölliſche Mächte.
Es zieht ihn ſein Schwur, ſein bindendes Wort,
Zum Zauberberg in der Heimath fort,
Kein Lied hat er wieder geſungen:
Und die tröſtende Stimme der Laute ſchweigt,
Die Farbe des Bandes iſt fahl gebleicht,
Die Saiten ſind alle zerſprungen.

Und er grüßet der Heimath holde Natur,
Die Wälder, die grünenden Auen;
Da liegt, wie ein ſteinerner Sarg auf der Flur,

Der Berg, und er ſieht ihn mit Grauen.
Schon ſteht er im Thale, ſchon klimmt er hinan,
Sieht die Felſenpforte ſchon aufgethan,
Es tönet, als ob es ihn riefe.
„Leb' wohl, du Getreuer!“ zum Knappen er ſpricht:
„Frau Venus winkt mir — Folge mir nicht!“ —
Und ſchwindet hinab in die Tiefe. —

5. Der grünende Stab.

Und drei Tage ſchwanden,
Und im Vatikan,
In des Schlummers Banden
Träumend lag Urban.
Sah voll Angſt von fern
Das Gericht des Herrn;
Von Entſetzen hingeriſſen
Zittert er in Finſterniſſen.

Von Poſaunentönen
Bebt ſein ſterblich Ohr;
Alle Himmel dröhnen
Von dem Weltenchor.
Da verſiegt das Meer —
Gräber werden leer —
Unterm Hall der Donnerlieder
Geben ſie die Todten wieder.

Und die Sonn' erbleichet,
Sterne ſinken tief;
Alles Leben ſchweiget,
Wie die Stimme rief:
„Kommet zum Gericht
Vor mein Angeſicht!!“
Cherubim, ſie ſteh'n erſchüttert,
Und der Bau der Welt erzittert.

Und in Sonnenhelle
Flammt ein Rieſenſchwert,
Das mit Blitzesſchnelle
Durch die Himmel fährt;
Schimmernd blutigroth,
Kündet es den Tod,
Millionen faßt ein Schauern,
Erd' und Himmel tiefes Trauern.

Doch im Aetherſtrahle
Zeigt ein Kelch ſich rein,
Aus der heiligen Schaale
Quillt ein Purpurwein.
Und der Himmel glüht,
Und die Erde blüht
Wie vom Morgenroth umwoben,
Schwert und Dunkel ſind zerſtoben.

„Chriſtus iſt das Leben!“
Tönen Stimmen klar:

„Hat ſein Blut gegeben
Für die Sünderſchaar!
Allen wird verzieh'n!
Alle preiſen ihn!
Allen iſt ſein Blut gefloſſen,
Keinem bleibt das Heil verſchloſſen!“ —

Und dem Träumer dünket,
Daß ein Seraph weint,
Der hinunter winket,
Wo ſein Stab erſcheint.
„Grünend muß er ſein,
Soll dir Gott verzeih'n!“ —
Sprach er ſo nicht zu dem Sänger?
Und es drückt ihn bang und bänger.

Blätter eines Baumes
Er am Stabe ſieht,
Bis die Laſt des Traumes
Von der Seele flieht.
Durch die Scheiben bricht
Hell des Tages Licht:
„Kündet Gott mir ſeinen Willen?“
Fraget ſich Urban im Stillen.

Und zum Stab, ach! irren
Seine Blicke hin. —
Aus dem Holz, dem dürren,
Sproßt es friſch und grün.

Eine Blätterſchaar
Drängt ſich wunderbar,
Ob ſich auch kein Odem reget,
Säuſelt, rauſchet ſie, beweget.

Und der Papſt erblaſſet,
Zitternd ſteht er da,
Und Erſtaunen faſſet
Jeden, der es ſah.
Wehe dir, Urban!
Das hat Gott gethan,
Wann ſich Sünder reuig finden,
Sollſt du löſen, und nicht binden!“

Und auf allen Pfaden
Ziehen Boten aus,
Wieder den zu laden
In das Gnadenhaus,
Den der Papſt verſchmäht,
Doch nun iſt's zu ſpät.
Ob ſie ſpäh'n in allen Gauen, —
Jener iſt nicht mehr zu ſchauen.

Bis zum jüngſten Tage
Bleibt im Berg gebannt
Jener, den die Sage,
Den mein Lied genannt.

Vor dem Berge wacht
Bis zur letzten Nacht
Eckart treu, des Eingangs Hüter,
Und beweinet den Gebieter.

Der Mönch und die Nonne.

Ein Mönch und eine Nonne
Entſchlüpfen dem Kloſterthor,
Zu koſten die Wonne der Liebe,
Und klimmen den Berg empor.

Sie ſtehen im Waldesdunkel,
Sie grüßen ſich lieb und traut.
So ſpricht der Verlobte des Himmels
Zur weinenden Himmelsbraut:

„O Braut, die ich liebend umfangen,
O Braut, die die Kirche mir nahm!
Ich bin ins Kloſter gegangen
Und will d'rin ſterben vor Gram."

„„O Freund, mir vom Herzen geriſſen,
Noch einmal nur wollt' ich dich ſeh'n;
Hart ſtrafet mich mein Gewiſſen,
Daß wir ſo einſam hier ſteh'n.""

4.

Was ſo ſtill und doch ſo mächtig ergreifend durch alle Gauen Deutſchlands von Bergen zu Bergen, von Thal zu Thal zog, von Haus zu Haus, die neue Lehre, daß alle Menſchen gleich ſeyen vor Gott und alle frei durch Jeſum Chriſtum, es wurde empfangen und begrüßt von dem bedrückten Volk wie ein längſt erſeufzter und erſehnter Meſſias, der der Menſchheit verkündigt worden durch Prophetenmund, und nun gekommen ſey, um mit Gigantenſtärke die alten Ketten der Unterdrückung zu zerbrechen und ein neues Reich zu begründen. Da Iſrael an Babels Weiden weinte, weinte es nach Freiheit, und da es unter dem Druck der Römerherrſchaft ſeufzte, weinte es abermals nach Freiheit, und der Meſſias, den es hoffte, ſollte ein irdiſches Königthum gründen. Dieſe Hoffnung erfüllte ſich nicht, Jeruſalem ſank, der Tempel brannte, das Volk ward

„Laß einſam uns ſtehen, wenn Treue,
Wenn Liebe nur uns nicht verläßt.
Und ich ſchwöre dir Lieb' auf's Neue,
Meine Treue ſteht felſenfeſt!"

„„Nicht ſchwöre mir mehr, denn gebrochen
Ward von uns beiden der Schwur,
Den wir am Altare geſprochen:
Zu leben dem Himmel nur.""

„So möge der Himmel es rächen,
Was zärtliche Liebe verbrach!
War älter doch jenes Verſprechen,
Das zärtliche Liebe verſprach!"

Und es ſtehen die Beiden voll Trauer,
Nichts hemmt ihrer Zähren Erguß.
Und die Lippen der Liebenden neigen
Sich gegen einander zum Kuß.

Sie gingen nicht wieder zum Thale,
In die Klöſter nicht wieder hinein.
Auf der Bergeshöh' hat ein Wunder
Sie beide verwandelt in Stein.

Noch ſtehen zwei Felſengeſtalten
Auf jene Stelle gebannt,
Von den wundergläubigen Alten
Der Mönch und die Nonne genannt.

Johannes Hilten.

Wer iſt der Mönch, der Kühne,
Der — Eiſenach's Prophet,
Auf hoher Rednerbühne
Und unerſchrocken ſteht?
Johannes Hilten predigt
Die Chriſtuslehre rein.
„Einſt werden wir entledigt
Vom Zwang des Papſtes ſein!

„Sein Irrthum iſt unendlich,
Ein wirrer Lügenknäul!
Der Ablaßkram iſt ſchändlich!
Ein Kloſter Gott ein Gräul!
Das Wort wird uns vergraben,
Das uns ſo heilig iſt!
Am Papſt, am Papſt wir haben
Den wahren Antichriſt!“

Da ſpeit die grimme Hyder
Des Fanatismus Gift,
Sie feſſelt deſſen Glieder,
Der ſie ſo heftig trifft.
Hinab die Kerkerſtufen
Stößt ihn der Mönche Wuth,
„Wirſt du nicht widerrufen,
Droht Scheiterhaufengluth!“

Doch ſtandhaft auch im Kerker,
Schreckt ihn ſolch Drohen nicht.
Stets wird ſein Glaube ſtärker
Und ſeine Zuverſicht.
Und als mit lautem Zanke
Ihn ſchilt der Guardian,
Da redet ihn der Kranke
Mit Donnerworten an:

„Es wird in fünfzehn Jahren
Ein Heros auferſteh'n,
Vor dem, ihr Gleisnerſchaaren,
Wird euer Stolz verweh'n!
Ein Eremit wird künden
Das Wort, das ewig lebt!
Und wird den Löwen binden,
Vor dem die Welt erbebt!“

Und als er ſo geſprochen
Voll Zorn im heißen Schmerz,
Iſt bald im Tod gebrochen
Sein ahnungvolles Herz.
Und fünfzehn Jahre ſchwanden,
Und als die Zeit erfüllt,
Iſt Luther aufgeſtanden
Und hat das Licht enthüllt.

Luther auf Wartburg.

Canzone.

1.

Siehſt du die Burg dort, die mit grauen Zinnen
Zum Himmel aufragt von dem ſteilen Berge,
Und weit umherblickt, ſtolz und hoch gefeiert!
Die alte Rieſin überm Volk der Zwerge,
Der Felſenthron geborener Königinnen —
Zu der die Schaar zahlloſer Pilger ſteuert,
Wie Lenz den Kranz erneuert?
Sie ſteht, ein Pharus über Zeitenmeeren,
Sie ſteht, geſchmückt von der Natur im Prangen,
Sie prangt, gekrönt von reichen Liederkränzen,
Geprieſen, wie geſucht von dem Verlangen,
Und wird noch manch Jahrhundert überglänzen.

2.

Einſt ragten höher noch die ſtolzen Thürme,
Einſt ſtanden ſtarrer noch die feſten Mauern,
In harter Zeit ſelbſt hart, unüberwindlich
Vorüber zog die Zeit mit Todesſchauern,
Vorüber brauſ'ten ihre wilden Stürme,
Und zu der Menſchheit, die ſo wahnvoll, ſündlich,
Sprach Gottes Zürnen mündlich.

Da ward zur Nacht ans Wartburgthor geſchlagen,
Laut, donnernd laut, als ob die Vehme pochte.
Der Wächter ruft, erſchrocken eilt der Pförtner;
Und mit den Freunden naht Der ohne Zagen,
Den eine Welt zu ſchrecken nicht vermochte,
Im Garten Gottes der berufene Gärtner.

3.

Ein Eiſenkleid umſchließt den kühnen Ringer:
Wer wäre kräftiger auch und ritterlicher,
Wer würdiger, das Ritterkleid zu tragen?
Hier ruhe, ſtarker Kämpfer, ſtill und ſicher,
Hier winkt dir Raſt der ewigen Liebe Finger,
Dir, den der Herr ſelbſt in nothvollen Tagen
Zum Ritter hat geſchlagen.
Schloß Wartburg ſoll dich ſchirmen, ſoll dich bergen;
Wie ſonſt das Gold den Edelſtein umarmet,
Soll jetzt der Stein das lautre Gold umfahen.
Nun mag die Tücke ſenden ihre Schergen,
Dich ſchützt der Ewige, der ſich dein erbarmet;
Dir wird kein Feind mit Gift und Dolchen nahen.

4.

Einſt reichten ſich die Hände Sang und Minne:
Des deutſchen Vaterlandes beſte Dichter
Auf Wartburg rangen kühn im Liederſtreite.
Aus fernen Landen kam des Kampfes Schlichter,
Dem wohnte wunderbares Wiſſen inne,
Ein Meiſter ſtand er Meiſtern kühn zur Seite.
Dann in der Zukunft Weite
Weiſſagend blickend, hat er Glück verkündet,
Im Sternenbuch die Zauberſchrift geleſen;
Denn Dichter weiht die Muſe zu Propheten,
Und ächte ſind mit Zauberkunſt verbündet.
Doch lange ſind die Harfen ſtumm geweſen,
Kein Sänger hat Schloß Wartburg mehr betreten.

5.

Nun aber will es wieder klingen, tönen,
Der Wonnemond umblüht die Burg der Sagen,
Auf der einſt edle Sangesmeiſter rangen.
Ein Stärkerer will in die Saiten ſchlagen,
Gekräftiget vom Hochgefühl des Schönen;
Und ſind auch drei Jahrhunderte vergangen,
Seit jene Sieben ſangen.
Wird nun der Eine lautern Klang erwecken,

Deß Wiederhall durch alle Lande ſchmettert
Wie Donnerlied und wie Prophetenpredigt,
Der Freunde Wonne, wie der Feinde Schrecken.
Wo bleibt der Herbſt, der Luthers Kranz entblättert?
Der Zauberer wo, der ihn des Ruhms entledigt?

6.

Auf Wartburg iſt ein ſchönes Bild zu ſchauen
Aus alter Zeit, von einem Eiſenhelden,
Der mildiglich geherrſcht in Jugendtagen,
Bis ihm ertödtet, wie die Sagen melden,
Vaſallentrotz das freudige Vertrauen,
Bis er vernahm des Volks troſtloſe Klagen,
Und an ſein Schild geſchlagen,
Daß vor dem Schall ganz Thüringen erzittert.
Und daß er ſicher ſei vor Feindestücken,
Erſcheint der Held im Panzerkleid von Eiſen,
Und geißelt der Rebellen Schaar erbittert
Die grauſam ſeine Gauen unterdrücken,
Und ward ſeitdem der Eiſerne geheißen.

7.

Du, Luther, Held der Wahrheit, Fürſt des Sieges,
Zornflamme, wann ſich regt der alte Drache,
Der Lügengeiſt, der Völker hält in Banden;
Dir tönt kein Zuruf: „Werde hart! Erwache!“
Du wacheſt ſchon, gewärtig deines Krieges.
Dein hoher Muth, den Feinde ſchwer empfanden,
Macht ihre Wuth zu Schanden.
Du zagteſt nicht vor Königen und Kaiſern,
Du haſt der Menſchheit heiliges Recht vertheidigt,
Du ſchwangſt die Geißel eines bittern Spottes,
Und nicht dein Kleid, nein, deine Kraft war eiſern,
Dein Schirm war Gott, den jene frech beleidigt,
Und ſicher warſt du, Held im Panzer Gottes!

8.

Von einem Wartburghelden ſingt die Sage,
Der einſt heraustrat in der Morgenſtunde,
Daß er dem Herrn der Welt Gebete weihe.
Da rollt ein Donnerton aus grauſem Munde,
Und vor dem Landesgrafen ſteht ſein Leue,
Der feſſelloſe, freie,
Und ſchießt die Blicke, die Verderben lohen
Auf jenen hin — doch ernſt und unerſchrocken

Zeigt ſich der Mann dem Wüſtenkönig ſtärker,
Und zitternd ſteht der Leu bei ſeinem Drohen,
Und ſchüttelt nur der Mähnen goldene Locken
Und ſchweigt — und geht zurück in ſeinen Kerker.

9.

So hat auch dir, du Wartburgheld, die Zähne
Der Leu von Rom gezeigt mit ſtarkem Brüllen,
Und wollte dich verſchlingen gar im Grimme.
Doch nicht mit Schreck vermocht' er dich zu füllen,
Du ſchüttelteſt ihm die verworrene Mähne,
Und ſtärker war dein Wort, wie ſeine Stimme,
Die dräuende, viel ſchlimme.
Feſt ſtandeſt du, feſt wie des Erdballs Axen,
Und haſt, verſpottend Drohung und Gewalten,
Den Kampf gewagt mit dem ergrimmten Leuen.
Doch er, dem Muth des Mannes nicht gewachſen,
Kroch wieder fort, in Ketten, ſeinen alten,
Dir aber jauchzten huldigend die Freien.

10.

Wo Dädalus den hohen Flug begonnen
Und Ikarus auf allzukühnen Flügeln

Den heißen Drang in kühler Meerfluth büßte,
Ruht ſtill ein Eiland, das mit Blumenhügeln
Natur geſchmückt zu Paradieſeswonnen,
Das als Aſyl einſt Jeſu Jünger grüßte,
Den die Begeiſterung küßte;
Dem in Geſichten heiliger Verzückung
In wunderbar geheimnißvoller Weihe
Sich engelvoll der Himmel offenbarte.
Ihm wurde die Verbannung zur Beglückung;
Johannes ſah die Gottesſtadt, die neue,
Und Patmos war es, wo er ſie gewahrte.

11.

Hoch ragt die Burg empor im Wälderkranze,
Wo Sängerharfen rauſchten, Helden wallten,
Wo rings Natur prachtvollen Zauber ſtreute.
Dort prüft ein Dichter ſeine Liederlanze,
Dort ſchaut ein Seher himmliſche Geſtalten,
Dort bringt das gottgegebene, gottgeweihte,
Das hochgebenedeite
Buch aller Bücher uns ein Held getragen,
Im Prieſterſchmuck — die Offenbarung lieſt er,
Dazu die Harfe rauſcht in Gluthaccorden;
In Völkernächte ſoll der Morgen tagen,
Und Luther iſt der Sänger, Held und Prieſter,
Und Wartburg iſt zum Patmos ihm geworden.

verſtreut nach allen Winden, und nach allen Winden trug es im Herzen die ewige Hoffnung nach Erlöſung, und nährt ſie wie eine heilige Gluth mit ſtillen, heißen, flammenden Gebeten. Der Meſſias ſoll noch immer kommen. So hat jedes Volk ſeine heiligen Altäre, auf denen es ſeine Hoffnungsflammen lodern läßt, die je von Zeit zu Zeit zur feurigen Lohe wachſen und emporſchlagen, daß vom Brand und Blut ſich Himmel und Erde röthen. Solche Zeit war wieder nahe, und Freiheit hieß das mächtige Zauberwort, das, wenn auch mißverſtanden und unbegriffen, ausgeſprochen wurde von allem Volk, und ſo gewaltig dröhnend über die Länder zog, daß von ſeinem Donnerſchall die Veſten zitterten, und die Herzen derer, die in den Veſten wohnten, und die Geiſel ihres Tyrannendrucks über das Volk ſchwangen, zitterten mit; auch wurde manche Zwingburg und manches Tyrannenherz und mancher Frevelmuth und Uebermuth auf ewig gebrochen.

Es wurde wieder Frühling und die Zeit ging raſch vorwärts, ſie ſchien viel lange Verſäumtes nachholen zu wollen. In der Faſtenzeit gingen Pro-

12.

Du Lutherzelle, wenn wir dich betreten,
Durchſchauert uns ein ahnungvolles Zittern
Wie dort ihn hoher Dome Rieſenhallen,
Und wie beim ernſten Nah'n von Hochgewittern,
Und unwillkürlich drängt es uns, zu beten.
Hier dürfen Könige dankend niederfallen,
Hierher die Völker wallen,
Hier ernſt auf Zeiten und Geſchicke blicken.
Hier wohnte Luther! Wonniges Empfinden!
Hier weht ſein Hauch! Hier, nach dreihundert Jahren,
Jauchzt ihm der Nachwelt Dank mit Hochentzücken.
Aus dieſer Pforte ſtrömte Licht den Blinden
Und Freiheit Geiſtern, die gefeſſelt waren.

13.

Nicht blieb der Streiter, den ſich Gott erkoren,
Auf Wartburg kampflos und unangefochten,
Blieb nicht in Banden trägen Müßigganges.
Ob ihm zu ſchaden Feinde nicht vermochten,
Ihm ward ein Feind in eigener Bruſt geboren,
Und nur dem ſtarken, feſten Muth gelang es,
Sein oft verzagtes, banges
Und weiches Herz im Glauben aufzurichten

Und Kampf zu bieten den erregten Sinnen,
Die ſich Phantome ſchufen, Höllenmächte,
Sündhafter Regung Stürme zu beſchwichten.
Der Sieg gelang, der Dämon wich von hinnen,
Und über Luther ſchwebte Gottes Rechte.

14.

Zehn Monden nur, zehn Monden und nicht länger,
Haſt du, Schloß Wartburg, freundliches Gefängniß,
Den ſeltenen, geprieſ'nen Gaſt umfangen,
Die Kunde kommt von Wittenbergs Bedrängniß,
Vom Bilderſturm, vom Wüthen wilder Dränger.
Da röthet edles Zürnen Luthers Wangen,
Da folgt er dem Verlangen,
Aufs Neue tritt er auf des Kampfes Bühne,
Ob Acht und Bann nach ſeinem Leben trachtet,
Ob rings Gefahren dräuen, ſchwer und blutig;
Aufs Neu' erhebet ſein Panier der Kühne,
Der nicht vor'm Bann bebt und der Acht nicht achtet,
Wie Helden furchtlos und wie Löwen muthig.

Die weiße Jungfrau.

Aufwärts ſtieg ich einſt aus tiefem Thal,
Auf zur Wartburghöh' im Morgenſtrahl,
Blumen pflückend und im Herzen tragend
Ein geliebtes, hohes Ideal.

Berge ſtanden in der Wälder Kranz,
Flammenroth im erſten Sonnenglanz,
Und des Thalbachs Fluthung in der Tiefe
Rauſchte Melodie zum Wellentanz.

Vöglein ſangen helle Lieder laut,
Blumen ſtanden perlenüberthaut,
Alles Land lag leuchtend, frühlingsprächtig
Wie mein Aug' es nie ſo ſchön geſchaut.

Höher klomm ich auf der ſteilen Bahn
Jugendraſch am Wanderſtab hinan,
Wo die Blicke zu den blauen Fernen
Schweifend, weite Länder überſah'n.

Meines Buſens Hochgefühl, es trug
Noch viel höher mich mit Adlerflug:
Vor mir lag, vom Himmel aufgeſchlagen,
Der Natur erhabenes, heil'ges Buch.

Alle Blätter voll von Gottes Ruhm,
Jedes Wort ein Tempelheiligthum,
Das die Seele zum Gebet entflammte,
Jedes Zeichen ein Myſterium.

Dort die ſonnig überflammte Trift,
Dort der Felswand Hieroglyphenſchrift;
Dort der Wälder tiefgeheimes Schweigen,
Dort eine See, von Schwänen überſchifft.

Ach, ich ſtand in namenloſer Luſt,
Und ein Sehnen ſank in meine Bruſt
Unausſprechlich, wie in jungen Herzen,
Werden ſie der Liebe ſich bewußt.

Doch kein irdiſches Verlagen war
In mir laut; ich fühlt' ein Flügelpaar,
Fühlte dieſer Erde mich enttragen,
Mich durchglüht von Ahnung wunderbar.

Ueberfliegen wollt' ich alles Land,
Segen ſtreuend rings mit voller Hand,
Engel wollt' ich ſein den Erdenwallern,
Vom Erbarmer liebend ausgeſandt.

Schmerz und Kummer ſollten nicht mehr ſein,
Friede kehrt' auf allen Fluren ein.
Und das Menſchenleben ſollte heißen:
Höchſter Liebe, höchſten Glücks Verein.

Ach mein Herz, das im Entzücken ſchwoll,
War vom Frieden Gottes froh und voll.
Und ich warf mich an den Mutterbuſen
Der Natur und meine Thräne quoll.

Auch die Thräne war Gebet und Lob;
Als ich wieder meinen Blick erhob,
Stand mir nah ein holdes Jungfraunbildniß.
Das ein lichter Schimmer zart umwob.

Staunen faßte mich. — — So wunderſchön
Hier ein Mägdlein auf den Bergeshöh'n!
Ernſt und bleich und ſtill, an einen Felſen
Sanft gelehnt, ſchien ſie mich nicht zu ſeh'n.

War's ein Traumbild meiner Phantaſie,
Das Geſtalt dem Ideale lieh?
Oder ſtand der Sagen weiße Jungfrau
Vor mir mit bethörender Magie?

„Holde Maid, woran erkenn' ich dich?
Und mit welchem Namen nenn' ich dich?
Welcher Heimath Schoos hat dich geboren
Und was führte Dich zu mir? O ſprich!“

„„Fremdling, nicht zu Dir ward ich geführt,
Dieſer Felſen wurde mir erkürt.
Sitz zu ſein der Fremden, Namenloſen,
Von der Menſchen Treiben unberührt.““

„‚Keiner folgt zur Höhe meinem Schritt,
Ein Begleiter doch geht ewig mit.
Ach, mein Schmerz, er ſtreut den Pfad mit Dornen
Der Erinnerung deſſen, was ich litt.‘“

„‚Frage nicht, und laß mich hier allein!
Keinem mehr kann ich Vertraute ſein;
Ueberwunden hab’ ich lauten Jammer
Und mit Ruhe trag’ ich ſtille Pein.‘“

Wie vernichtet hört’ ich ſolches Wort,
Wandte ſchweigend mich, und wallte fort.
Als ich, weit von ihr, zurück mich wandte,
Stand die bleiche Lilie noch dort.

Alſo hier auch, rief mein Wehgefühl:
Hier auch Schmerz, ſo fern dem Weltgewühl!
Haben denn auf dieſer ſchönen Erde
Glück und Friede nirgend ein Aſyl?

Und entkleidet ſchien die Bergesflur
Aller Pracht, und farblos die Natur.
Schwüle Stille rings, ja ſelbſt der Himmel
Barg in graue Wolken ſein Azur.

Ach, ein Wehlaut, unausſprechlich groß,
Ringt, Natur, ſich ſelbſt aus deinem Schoos,
Und er zittert durch der Erde Pulsſchlag,
Und erfüllt mit Trauer namenlos.

Dieſer Schmerzensruf im ewigen All
Hat im Herzen ſeinen Wiederhall,
Das ſich fühlt im Wechſel der Empfindung
Sonnenſtäubchen oder Sonnenball.

Waller, blicke doch nicht niederwärts,
Höher, höher aus der Welt voll Schmerz!
Sieh, wie dort die Bergeshäupter glühen,
Flammt dir Gottes Liebe, Gottes Herz.

Die Wartburgſage.

Aus des Weſtens Glanz hervor,
Aus dem Purpurflammenthor
Trat im feuchten Abendthau
Eine wonneſame Frau
Zu mir.

Und es that ihr Roſenmund
Eine ſüße Meinung kund.
Himmliſchlächelnd, wie das Glück,
Sprach ſie, Seraphhuld im Blick,
Zu mir.

„Sei auf meinem Bergesthron
Mir gegrüßt, mein Liederſohn!
Laß dir danken Sänger fromm,
Meines Lohnes würdig, komm
Zu mir!“

„Du verklärſt mir Berg und Thal
Mit der Dichtung Zauberſtrahl!
Was du mir an Liedern bringſt,
Alles kommt, was du nur ſingſt,
Zu mir.“

„Waldeselfen lauſchen traut
Auf der Sage leiſen Laut,
Auf der Märchen Flüſterwort,
Und ſie tragen's fort und fort
Zu mir.“

Wie ſie ſprach ſo lieb und hold,
Starb des Abends letztes Gold.
Durch der Bäume Wipfel ſtrich
Windeshauch, ſie neigten ſich
Zu mir.

„Wartburgſage! Königin!
Rufſt du mir, ſo nimm mich hin!
Dein bin ich, den du erkürt,
Heil dem Tag, der dich geführt
Zu mir!“

Himmelswonne, Himmelsdrang
Als ſie küſſend mich umſchlang!
Wann ach wann, in welchem Raum
Trittſt du wieder, holder Traum,
Zu mir?!

Ein Wartburgmorgen.

Zur Burg empor den ſteilen Gang,
Der Sonnenroſe Kuß zu pflücken,
Zu ſchau'n vom ſchroffen Felſenhang,
Wie freundlich ſich die Fluren ſchmücken.
O nimm mich auf, du mein Aſyl,
Nehmt auf den Freund, geweihte Hallen!
Gern wählt' ich euch zum ernſten Ziel
Von ſtill gedankenvollem Wallen.

Wie lieblich ſenkt das Morgenlicht
Sich rings auf reizende Gefilde,
Und ſcheint die ganze Schöpfung nicht
Ein Wiederſtrahl der ewigen Milde?
Der Milde, die vom Sonnenkuß
Läßt hoher Burgen Trümmer glühen —
Die ſchaffend, Lebens-Genius,
Die Blumen alle ruft zum Blühen!

Ja, Gottes Milde, ſie verklärt,
Was längſt der Hauch der Zeit zerrtrümmert;
Mit Blumen kränzet ſie das Schwert,
Daß es nicht allzufurchtbar ſchimmert. —
Ach, wann im Morgenglanz wir ſteh'n
Hochfreudigen Herzens, ſonder Bangen,
Vergeſſen wir auf heitern Höh'n,
Daß unſer Abend angegangen.

Doch Morgenglanz und Abendglüh'n
Entſtammen einem Gotteslichte.
Die Lerche ſingt, die Blumen blüh'n,
Und ernſten Schritt's geht die Geſchichte.
Ob unter ihren Tritten ſprießt
Auf Trümmern nur die Todtenblume:
Ein heiliger Lebensſtrom ergießt
Sich dauernd zu des Ewigen Ruhme.

Und dieſer Strom führt Luſt und Qual
Vorüber auf den ſchnellen Wogen.
Das Schiff der Noth, viel tauſendmal
Iſt es auf ihm dahin gezogen.
Doch ſchwamm nicht flaggend bunt und ſchön
Manch' Glücksſchiff hin auf lichten Wellen?
Laßt grüne Hoffnung Wimpel wehn,
Und laßt Vertrau'n die Segel ſchwellen!

phezeihungen im Munde des Volks umher, es werde bald ein Krieg beginnen; die Knaben in der Stadt Meiningen befiel ein beſonderer Eifer, kriegeriſche Spiele zu treiben, ſie theilten ſich in Rotten und Fähnlein, und es bildeten ſich Partheien und Gegenpartheien, die ſich oft mit der heſtigſten Erbitterung anfielen und mit Stöcken blutig ſchlugen. Dieß erweckte im Gemüth des gemeinen Mannes die Sorge, es werde wohl bald gar ein ernſtes Trauerſpiel aufgeführt werden. War es doch auch ſchon im Herbſt des vorigen Jahres geſchehen, daß zahlloſe Schwärme Krähen und Dohlen über die Wälder und Berge geflogen kamen und in der Luft über der Stadt miteinander ſtritten, ſo daß manche davon todt zur Erde fielen. Solches hielt man für Zeichen der Zeit, und ſah mit bangen Blicken in die nächſte Zukunft. —

Fürſt Wilhelm von Henneberg kehrte in Begleitung ſeiner theuern Gemahlin Anaſtaſia und einiger ſeiner Kinder von Rudolſtadt zurück, wo ſeine ſeit dem Januar an den Grafen Heinrich von Schwarzburg vermählte Tochter, Frau Katharina, als glück-

Der Wartburg Erneuung.

Wartburg! ruft's vom Berg zu Thale:
Wartburg, Stern der frühen Zeit,
In der Neuzeit Morgenſtrahle
Stehe jugendlich erneut!

Wartburg, bleibe was wir hoffen,
Unter deines Schirmherrn Hand.
Allem Schönen, Edlen offen,
Deutſches theures Lug ins Land.

Tritt aus deinem Wittwenſchleier
In des jungen Tages Glanz,
Hold geſchmückt zu hoher Feier
Mit der Dichtung ewigem Kranz.

Oeffne wieder deine Pforten,
Schönes, hehres Pilgerziel,
Der Begeiſterung Flammenworten
Und der Freiheit Hochgefühl.

Zeige Deine Paradieſe
Jedem, der ſie ſchauen kann;
Doch dein Kerkerthor erſchließe
Nie mehr einen deutſchen Mann!

Wartburg, eine Burg und Wehre
Deutſchen Ruhmes wirſt Du ſein,
Deutſchen Sinnes, deutſcher Ehre
Gleich dem heiligen Dom am Rhein.

Memnonklang.

Allmorgentlich der Wartburg Thor
Springt auf mit hellem Dröhnen,
Da rauſcht ein hehrer Gruß empor
Dem Aechten, Guten, Schönen.

Wie gluthumflammt vom Sonnenkuß
Einſt Memnons Bild erklungen,
So tönt der Wartburgpforte Gruß
Ins Morgenlicht geſungen.

Sei ſolcher Gruß, ſei ſolcher Laut
Erinnerungreiches Mahnen
Dem Enkel, der an Wartburg baut,
An Seine hohen Ahnen.

Iſt's Hermann's, iſt's Sophia's Gruß
Der Klang im Morgenrothe?
Ihm ruft er: „Heil dem Genius!“
Ein Zukunftglückes Bote.

Sängergruß an die Wartburg.

(Sängerfeſt am 21. Auguſt 1847.)

Wir nahen deinen grauen Mauern,
Wir grüßen dich mit ernſtem Sinn,
Wir grüßen dich mit Ehrfurcht Schauern,
Thüringens Burgen Königin!
Die Banner weh'n von deinen Zinnen,
Du ſchauſt geſchmückt herab zu Thal,
Und dich umfängt mit treuem Minnen
Des Liedes Gruß im Morgenſtrahl.

Du ſaheſt ſtill vorübergleiten
Schon in der Zeiten Frührothſchein
Der Sänger Kampf, der Ritter Streiten,
Des Glückes Tage, wie der Pein.
Gebet und Zähren, Leid und Lächeln,
Den Kampf der Herzen und der Pflicht.
Sanft kühlt deiner Haine Fächeln
Der Dulderinnen Angeſicht.

Wir grüßen dich, du Burg der Sagen,
Die noch ihr Harfenklang umfließt.
Zu dir hat ſein Panier getragen,
Den Millionen froh begrüßt.

Dein Ritter, der im reinen Lichte
Sein helles Siegerſchwert erhob,
Und in den Kranz der Weltgeſchichte
Unſterblich deinen Namen wob.

Und wie du ſeit den Vätertagen
Dem Volk geſtrahlt, ein ſchöner Stern,
So hat ſein Herz zu dir getragen
Der deutſchen Jugend Kraft und Kern.
Manch edler Geiſt ward hier entzündet,
Da der Erinnerung heiliger Brand
Mit Flammenzungen hat verkündet:
Gott, Eintracht, Freiheit, Vaterland!

Wir ſegnen, Wartburg, dich im Liede
Dich, Sängerburg, vieledles Haus.
Ob deinen Zinnen breiten Friede
Und Freude Cherubflügel aus.
Ein kräftiger Sproß vom alten Stamme
Erneuet Zinne dir und Saal,
Thüringerlandes Oriflamme,
Geſegnet ſei'ſt du tauſendmal!

Rede.

Sei uns geſegnet tauſendmal, du Stätte,
Wo mächtig uns Erinnerung durchglüht.
Du — Edelſtein in grüner Berge Kette,
Du — Vorzeitſchmuck — von neuem Glanz umblüht.

Wir nahten dir, wir tragen unſere Fahnen,
Wo Siegesbanner glorreich oft gewallt,
Umſchwebt von Heldengeiſtern hoher Ahnen
Und milder Frau'n in göttlicher Geſtalt.
Noch flüſtern Stimmen von den alten Tagen,
Noch rauſcht des Waldes Rieſenharfe ſchön,
Von Vorzeitglanz, von Freuden und von Klagen,
Und ewiger Zauber webt um dieſe Höh'n.
Wie ſonſt, ſo prangt noch heute traut im Bunde
Thüringens Löwe mit dem Sachſenſchild.
Die Banner weh'n, Geſchütze donnern Kunde,
Daß Völkerfriede ſegnet dies Gefild.
Nicht mehr den Eiſenpanzer, hart geſchmiedet,
Bedarf der Herrſcher, nicht den Arm von Stahl,
Doch was die Gegenwart uns beſſer bietet,
Verklärt uns der Erinnerung Heldenmal.
Dich, Wartburg, haben ſich zum Thron erkoren
Die deutſche Poeſie, das deutſche Lied;
Hier blieben ſie gefeit und unverloren,
Ob ein Jahrhundert kam, ein anderes ſchied.
Die Minneſinger haben hier geſungen
Im Schutz der Fürſten ihren Sängerkrieg;
Und Luthers reine Muſe hat errungen
Dem deutſchen Liede ſeinen größten Sieg.
Ein flammend Ahnen flog, ein heißes Hoffen
Durchs Herz der Jugend, und ſie zog heran
Mit Männern, die den Zukunftshimmel offen
Des Vaterlands mit Seherblicken ſah'n.
Heut ſingen wir in dieſen heiligen Mauern

Im edlen Schutz, in heiterer Gegenwart,
Und möge nie die Kunſt der Lieder trauern,
Nie von des Mißtrauns Eiſesfroſt umſtarrt.
Ein neuer Tag bricht an — ſein Morgenglühen
Umfließt uns göttlich ſchön; der Eintracht Glück
Will unſerm großen Brudervolke blühen,
Sein Knospen hält kein Winter mehr zurück.
Wir ſind all-einig! Von des Nordlands Fernen
Rauſcht flügelſchnell die Brüderſchaar heran,
Und bald auch baut ſich unter guten Sternen
Zum Süd und Weſt verbindungſchnelle Bahn.
Ein edler Geiſt erwacht, lebendig rege,
Dein Herz erwacht, mein Volk, im Tagesglanz.
Euch Sänger ſchmückt für treue Liedespflege
Das Vaterland mit ſeinem Eichlaubkranz!
Laßt uns vertrauend in den Morgen ſchauen
Wie wir vertrauend dieſem Ziel genaht,
Laßt uns des deutſchen Geiſtes Wartburg bauen
Verſchönend, herrlich, unter Gottes Rath.
Des Baues Grundſtein ſei die feſte Treue,
Recht, Sitte ſei der Doppelſäulen Zier,
Dann freudig auf die Zinne pflanzt die neue
Lebendige Zeit des Volksglücks Hochpanier.
Ja, Treue laßt dem Vaterland uns ſchwören,
Zu meinen Eideshelfern ruf' ich euch.
Wir gründen nicht mit Schwertern, nicht mit Speeren,
Wir gründen mit dem Geiſt uns Burg und Reich.
Geſegnet ſei die Burg, auf die wir warten,
Geſegnet ſei, die an ihr baut, die Hand!

Geſegnet ſei Thüringen, Gottes Garten!
Geſegnet Deutſchland, heiliges Vaterland!

(Lebehoch für den Burgherrn und Erneuer der Wartburg, S. K. Hoheit Karl Alexander, Erbgroßherzog zu Sachſen-Weimar und Eiſenach.)

Gedenkblatt an die Phantaſie im Marienthale

unter der Wartburg. Am 25. Auguſt 1847.

Noch einmal Ihr Freunde, ihr Freundinnen hold,
Entbiete uns Freundſchaft die Schaale voll Gold,
Voll Gold der Erinn'rung an Liebe, an Glück;
Noch einmal zum Luſthaus im Thale den Blick!

Da weilen wir wieder im trauten Verein,
Da perlt in die Becher der feurige Wein;
Da leuchtet im Auge, o Freundſchaft, Dein Strahl,
Und weiht uns die Stunden, und weiht uns das Mahl.

Wir ſaßen ſo traulich, wir waren ſo reich;
Nicht tauſcht' ich, olympiſche Götter, mit Euch!
Wir ſchwebten auf Schwingen des Glücks und der Luſt,
Wir trugen den Himmel in eigener Bruſt.

Wir ſcherzten und lachten bei Wein und Geſang;
Wir gingen umſchlungen das Gärtchen entlang;
Wir klangen, wir ſangen, wir weihten den Bund,
Es bot uns die Liebe den roſigen Mund.

Noch einmal zum Luſthaus im Thale den Blick!
O denkt an die ſeligen Stunden zurück!
Bewahret im Herzen das lautere Gold
Der Freundſchaft, der Liebe — und bleibet mir hold.

Bleibt hold eurem Dichter, ihr lieblichen Frau'n,
Bis wieder wir Augen in Augen uns ſchaun.
Und blühe Erinn'rung der Stunden im Thal,
Und glühe im Herzen, o Freundſchaft, Dein Strahl!

Wartburg-Pfingſten.

1818.

Pfingſten war's, der Frühling lachte zu Thüringens Fluren nieder,
Durch die Haine hallten jubelnd Freiheitrufe, Frühlingslieder;
Mächtig zog mich's zum Aſyle, wo mein Herz ſo freudig weilt,
Wo mir Freundſchaft und Erinnerung jede Seelenwunde heilt.

Hin zur Wartburg, die gefeiert ſteht und ewiglich wird ſtehen,
Ob um ihre grauen Zinnen aller Zeiten Stürme wehen.
Ernſt und trauernd, eine Königs-Wittwe, ſieht in Götterruh
Sie, die feſte Vorzeitwarte, ſtill der Zeiten Wandeln zu.

Und ich dachte jenes Tages, als hier Sängerlieder ſchallten,
Als die Banner wehend rauſchten, Sängerfahnen mich umwallten;
Als ich hoffend ſprach zum Volke, kündend großen, ſchönen Tag,
Da noch nicht die Donnerwolke über Deutſchlands Frieden lag.

Anders iſt der Tag erſchienen, als das Dichteraug' ihn ſchaute;
Blutig kam die Morgenröthe, Harfe ſchwieg und Lied und Laute.
Ach wir ſahen, reich an Hoffnung, Siegeskränze hell im Licht,
Aber vor dem Sieg die Wetter und die Kämpfe ſah'n wir nicht.

Sah'n voraus nicht der Parteiung wüthend ungeſtümes Drängen,
Bis die Stunde ſchlug der Strafe, ſchlug mit eh'rnen Donnerklängen,
Die der Meuterer Waffen knickte, und den ſchlauen Volksbetrug,
Und die Gauner und die Gaukler und den Aufruhr niederſchlug.

Aber ewig lebt die Hoffnung — und zur Burg hinan bewegte
Wieder ſich ein Zug wie damals, daß ſie neue Schwingen regte.
Sang und Klang durchſcholl die Höhen, endlos zog's empor, empor,
All' „vereint zur guten Stunde freier deutſcher Männer Chor.“

Ha, das war ein buntes Wimmeln, Farben, Fahnen, Federn, Bänder,
Mannesernſt und Jugendblüthen, Blüthen aller deutſchen Länder.
Hüt' und Mützen all' gezieret mit dem Schmuck des Eichlaubgrüns;
Fahnen hie vom Süd- und Nordland — ſtolz voran die Fahne Wiens.

In den Burghof zogen Alle durch die graue Wartburgpforte,
Rede reihte ſich an Rede, heitere Scherzluſt, ernſte Worte.
Solche Züge lerne kennen, daß du achtend kennen lernſt
Unter Frohmuth, unter Jubel deutſcher Jugend heiligen Ernſt.“

Mich auch grüßten traut und herzlich Viele, die mich nie geſehen;
Solches iſt das Glück der Dichter, daß die Herzen ſie verſtehen;
Daß die Seelen, ob getrennt auch, ſchließen ſchnell den ſchönen Bund,
Und der Jugend offenes Auge giebt die volle Liebe kund.

Mancher Wackere kam und reichte ſeinen Humpen dar zum Tranke,
Und den Namen in die Deckel ſchrieben wir, dem Wunſch zum Danke.
Sieh, da naht ein mächtiges Trinkhorn, biedere Burſchen im Geleit.
„Wir ſind Söhne Siebenbürgens; Dichter, thu' auch uns Beſcheid!“

Und ich trank: „Auf Siebenbürgens Heil! Mag Gott dies Land euch ſchirmen!
Daß die deutſchen Siebenbürgen kräftig ſteh'n in allen Stürmen!
Wie dies Trinkhorn ich erhebe, Glück euch wünſchend meines Theils,
Heb' euch Gott das Horn des Segens, gieß' auf euch ſein Horn des Heils!“

„Treue Bruderhände reichen wir euch in des Oſtlands Fernen,
Unſer Sehnen, unſer Hoffen wandelt unter gleichen Sternen.
Ja wir grüßen euch als Brüder mit dem innigſten Gefühl,
Deutſchlands Ehre, deutſche Treue, edle Freiheit unſer Ziel!“

„Euer Name: Siebenbürgen, klingt mir heut' als ernſte Mahnung,
Wie Prophetenſtimme bebt es mir durchs Herz — Geſicht und Ahnung —

liche junge Gattin reſidirte, eine Frau, die in ſpäterer Zeit mehr als ein Beiſpiel der bewunderns-würdigſten Hochherzigkeit gab, da empfingen ihn in der Heimath ſchlimme Nachrichten. Schon war es landkundig, daß die Bauern in Schwaben aufgeſtanden, um das Adels- und Pfaffenjoch abzuſchütteln und frei zu werden von den unmenſchlichen Bedrückungen. Und wie Feuerſignale von Berg zu Berg, ſo flog von der ſchwäbiſchen Alp die Kunde der neuen Erregung nach allen Ländern und Gauen. Dort gab es blutige Schlachten und blutige Triumphe, und das Donnergeſchrei der Freiheit und der ſchrillende Klang zerſprengter Ketten rüttelte auch Thüringen auf, und Thomas Münzer zog ſingend und predigend ſeinen Tauſenden voran.

Odenwald und Speſſart ſtanden in lichten Empörungsflammen, und durch Wälder und Felder brüllte der entfeſſelte Freiheitlöwe nach Blut. Allenthalben Gährung, allenthalben plötzliches und furchtbares Erwachen aus der Knechtſchaft jahrhundertelangem Schlaf. So zog auch durch das geſegnete Franken des Aufruhrs blutiges Geſpenſt

Daß die Freiheit, wo die Frechheit ſie in Knechtſchaftfeſſeln warf,
Wahrhaft wieder frei zu werden, ſieben Bürgen erſt bedarf.

Deutſche Treue, die zum Guten hält, im Bunde mit der Ehre;
Deutſches Recht mit dem Geſetze, die kein Frevelſinn verſehre.
Eintracht, von der Lieb' umſchlungen, edle deutſche Mäßigung,
Dieſer Bürgen Zahl verleihe wahrer Freiheit Heiligung!“

Und wir klangen an und tranken hoffnungvoll am ſchönen Abend
Auf den ſchönen Zukunftmorgen — alle Angſt der Nacht begrabend.
Und der Himmel brannt' im Golde, und die Burg, hochernſt und hehr,
Stand, gleich einer Purpurroſe, leuchtend in dem Flammenmeer.

Des Gebirges König glühte über grüner Wälder Wogen,
Alle Höhen überſpannte hell ein hoher Friedensbogen.
Staunen rührt' an Aller Herzen, die das Himmelszeichen ſah'n.
Freiheit! Friede! Gottesmorgen bricht am Pfingſttagabend an!

Goldene Tropfen ſprühten nieder, Flammen fielen auf die Schaaren,
Die für Freiheit ernſt zu tagen auf der Burg verſammelt waren.
„Tagt ihr Brüder, tagt beſonnen, daß euch nimmer trifft ein Spott!
Deutſchlands Jugend, Deutſchlands Hoffnung! — Eine feſte Burg iſt Gott.“

Wartburgbaulied.

Es brauſt der Wald, es heult der Sturm,
Die Wolken fliegen und jagen.
Feſt aber ſtehen Mauer und Thurm
Der Burg ſeit Vätertagen.
Und ob es donnert, brüllt und blitzt,
Und ob die Stürme wüthen —
Der ſie Jahrhunderte beſchützt,
Wird ferner die Burg behüten.

Es brauſt, es grollt der Sturm der Zeit,
Er feget aller Orten.
Entflammter Geiſter Zorn und Streit
Pocht an die feſten Pforten.
Die Burg des Lichts ſteht unverſehrt
In drohenden Gefahren.
Der ihrem Fall noch ſtets gewehrt,
Wird ferner die Burg bewahren.

Laß brauſen, ſtürmen, donnern draus,
Der Blitze Schlangen dräuen,
In Gottes Hand ſteht dieſes Haus,
Der Herr hilft es erneuen.
Hier ſtritt des Geiſtes ſtarke Macht
Gen Teufelstrug und Drachen.
Der treulich ſchirmt, bewahrt, bewacht,
Wird ferner die Burg bewachen.

Und wann vorüber zog der Sturm,
Der Himmel wieder blauet,
Im Morgenlicht glüht Burg und Thurm
Und wird verjüngt erſchauet.
Drum ſonder Grau'n All' die d'ran bau'n
Im Sonnenſchein, in Stürmen:
Die feſte Burg, der wir vertrau'n,
Wird ferner die Wartburg ſchirmen.

Choral am Guſtav-Adolfs-Verein auf Wartburg,

geſungen in der Wartburg-Kapelle den 28. September 1850.

Melodie: Es woll' uns Gott genädig ſein.

Auf, ſchmücke dich, du heilige Burg,
Zieh' an das Kleid der Stärke!
Weit auf dein Thor, auf daß hindurch
Der Geiſt geh' guter Werke!
Der Geiſt des Evangeliums,
Der Geiſt der edlen Liebe,
Der Geiſt des lautern Chriſtenthums,
Der ſich im Wohlthun übe,
Und von dem Heiland zeuge.

Wie lieblich auf den Bergen ſind
Die Füße ſeiner Boten,
Die Frieden predigen gelind
Im Licht, im morgenrothen!

Die da verkünden Heil und Glück,
Die Chriſti Kirche bauen;
Zum Herrn der Herr'n den frommen Blick,
Und rufen voll Vertrauen:
Zion! Dein Gott iſt König!

Der Wächter auf der Zinne ruft:
In Gott, in Gott willkommen!
Auf Luthers Burg, in lauterer Luft,
Gegrüßt, gegrüßt ihr Frommen!
Zieh' ein, du Schaar, die ſich geweiht
Der Milde, dem Erbarmen;
Die Glaubensbrüdern Hülfe beut,
Daß ſie am Troſt erwarmen,
Der in der Höhe wohnet.

Das Gotteswort, das Lutherswort
Wird ewig ſteh'n und dauern!
Nicht ſauſet's und nicht brauſet's fort
Die Zeit mit Wetterſchauern.
Für das ſo freudig ſetzte ein
Der Schwedenheld ſein Leben!
„Es woll' uns Gott genädig ſein,
Und ſeinen Segen geben“
Zum ewigen Leben. Amen.

Vier Mütter.

Ich ſaß am Felſenhange
Der grauen Wartburg nah,
Als ich auf ſtillem Gange
Die Waldfei wandeln ſah.
Sie glitt an mir vorüber,
Sie führt' ein Kinderpaar.
Mein Blick ward immer trüber,
Bis ſie verſchwunden war.

Tief wehmuthvoll bewegte
Ihr Anblick mir das Herz,
Und tiefen Schmerz erregte
Ihr heiligſtiller Schmerz.
Dies Waldaſyl, dies freie,
Hat großes Weh geſeh'n,
Gebeugte Lieb' und Treue
Sah es in Trauer geh'n.

War das Eliſabethe,
Die — Kinder an der Hand —
Schied weinend von der Stätte,
Wo ihre Wiege ſtand?
Von ihrer goldenen Wiege,
Vom ſtolzen Wartburgbau
Herab die ſteile Stiege,
Die reine, hohe Frau?

War es Dein Gang, Sophie,
Mit deinem Söhnepaar —
Voll Sorgen, Pein und Mühe,
Voll Kampf und voll Gefahr?
Du blickteſt nach dem Throne,
Du hoffteſt Deinen Lohn;
Sein Erb' nicht: Thüringens Krone,
Sie nahmen's Deinem Sohn.

Warſt Du das, Margarethe
Mit Deinem Mutterweh?
An Deiner Söhne Bette
War Dein Gethſemane.
Dein bitteres Loos hieß ſcheiden
Von Liebe, Glanz und Glück.
Die Spur vom herbſten Leiden
Blieb Deinem Sohn zurück.

Nicht weiter will ich fragen:
Wer war, die mir erſchien
Als ein Gebild der Sagen
In unſerer Berge Grün?
Nicht fragen nach den Wunden,
Die heimlich bluten fort.
Ich ahne nur, gefunden
Sei Ihr der rechte Ort.

In unſerm Waldaſyle,
Beperlt von feuchtem Thau,
Birg Deine Schmerzgefühle,
Du königliche Frau.

Ein Blick auf jene Mütter,
Ach — jede Dulderin,
Wie tief Dein Schmerz und bitter,
Erſtarke Dir den Sinn.

Die Schritte, die wir wallen,
Sind ſchon voraus gezählt;
Die Looſe, die uns fallen,
Sind alle vorerwählt.
Die Hand, die tief verhüllte,
Die Kronen giebt und nimmt,
Hat Dir, Du Leiderfüllte,
Wohl auch noch Glück beſtimmt.

Wartburggruß an H. H. v. V.

Sei gegrüßt mit vollem Herzen,
Tritt aufs Neu' zu mir heran;
Tritt in das Aſyl der Schmerzen,
Und geſegnet ſei Dein Nah'n.
Neuer Freude Strahlenkerzen
Zünden Deine Theuren an.

Laß das Trübe vor der Pforte,
Hier ſei glücklich, ſei es ganz!
Reicht doch am geweihten Orte
Lieb' und Treu' Dir friſchen Kranz;
Spricht doch mehr als tauſend Worte
Hier der ſtillen Thräne Glanz.

Sieh, wie noch die Wälder prangen
In lebendig friſcher Pracht!
Bild der Hoffnung, unvergangen,
Wie ſie hold im Lenz erwacht.
Stimmen, die prophetiſch klangen,
Klingen noch voll Zaubermacht.

Schönes Wort ruft hier: „Erneuung!“
Schaffend regt ſich Werdeluſt.
Dir auch tön' es Prophezeihung,
Birg ſie ſtill in reiner Bruſt.
Sei des Zukunftglücks Verleihung
Dir, Erhabene, vollbewußt.

Toaſtſpruch

Sr. Majeſtät Friedrich Wilhelm IV., Könige von Preußen
auf Schloß Wartburg.

König! Mit Harniſchklang
Grüßt Dich die alte Zeit,
Grüßt Dich der Ahnen Schaar,
Grüßt Wartburg Dich.
Fürſten und Dichter ſteh'n,
Geiſter und unſichtbar,
Um Dich in Waffenpracht
Mit Saitenſpiel.

König, dem deutſche Kunſt
Mächtig die Seele füllt,
Siehe, wie hier den Flug
Ein Phönix hebt!
Uebe Dein Königsrecht,
Vater der Kunſt zu ſein,
Ueb' es im ſchönen Maas,
In Treue fort.

König, an Ehren reich!
Bleibe der Wartburg hold!
Schirmherr des Lutherthums
Steh' eiſern feſt!
Bleibe Dir ſelbſt getreu,
Bleib' Deutſchlands ſtarker Schild,
Hüter des Väterruhms
Mit Dir ſei Gott!

Drei Sterne.

Sr. Majeſtät Johann, Könige von Sachſen, auf Schloß Wartburg

Drei Sterne ſteh'n am Himmel der Geſchichte,
Drei Stammesnamen im vereinten Glanz;
Es kennen Völker ſich in ihrem Lichte,
Sie ſind der Schmuck des deutſchen Vaterlands.
Hervorgetreten aus der Zeiten Ferne
Seh'n wir die Sterne hoch und herrlich glüh'n,
Und fragſt Du nach dem Namen der drei Sterne?
Der erſte, ſtrahlendſte, der heißt Wettin.

Der zweite Stern, ihm gilt nicht minderes Preiſen,
Denn rein und ſchön durchflammt' er ſeine Zeit;
Es iſt der leuchtende, der Stern von Meiſſen,
Vereint dem Bruderſtern in Herrlichkeit.
Der dritte Stern, mit faſt erloſchenem Glänzen,
Heißt Thüringen, hellſtrahlend einſt durch Nacht;
Es geht von ihm weit über Ländergrenzen
Der Klang der Lieder und der Sagen Pracht.

Und herrlich ſind in einen Kranz verwachſen
Die lichten Strahlen dieſer Sternendrei,
In eine ſchöne, große Sonne: Sachſen;
Hoch lebe Sachſen! Hochwillkommen ſei
O Sachſens König, auf der Burg der Väter,
Die Sachſeneichen überſtröme Glanz,
Und Stämm' und Zweige heben ſtolz zum Aether
Stets makellos im Schild den Rautenkranz!

Wartburggruß den Feiernden.

Am [illegible] September 1857 im großen Feſtſaale geſungen.

([illegible])

Heil, wer mit Hochgefühl
Heute der Wartburg naht!
Wer ſie voll Wonne grüßt,
Wallend hinan.

und zerbrach die Schlöſſer, mordete die Edelleute, verjagte Mönche und Nonnen und plünderte Klöſter und Abteien.

In ſeiner hohen Bergreſidenz Marienburg zitterte der Biſchof von Würzburg und ſeine Boten flogen nach allen Richtungen hin, Hülfe zu werben bei ſeinen Lehnsleuten und Vaſallen und bei den ihm freundlich verbündeten Nachbarfürſten; ſolche Ladung erging auch an den Fürſten von Henneberg, traf ihn bei ſeiner Rückkehr, und er rüſtete ſich ſofort zum Beiſtand des Bedrängten. —

Im Walde, ohnfern dem Kloſter Rohra, heulte ein Mann wüthende Flüche gen Himmel, und ſchlug ſich die kahle Stirne mit den Fäuſten, und raufte ſich das Haar vollends aus in Grimm und Verzweiflung.

So fanden ihn zwei Freunde, die einſt mit ihm gefangen geweſen und juſt durch den Wald gingen, und ſprachen zu einander: „Iſt das nicht Jonas Schnabel, der Häusler in Marisfeld? Iſt er verrückt worden?“ und einer rief ihn an: „Heda! ſchwarzer Jonas, was fehlt Euch?“ Seyd Ihr toll geworden?“

Feſtlichen Freudentag
Feierte nie ſo ſchön
Thüringens theurer Hort
Wie heute — nie.

Kraft war beim kühnen Muth
Kämpfenden Ritterthums;
Hochſinn und Heldenthat
Einten ſich hier.
Schön war der Sängerſchaar
Schmeichelnder Minneſang;
Wartburg ſah oft vereint
Wonnen und Weh.

Aber der alten Zeit
Abfiel die Kranzeszier;
Bleich ward der Bilder Schmuck
Bald mehr und mehr.
Bis ihr, der werthen Burg,
Bürgſchaft des Zukunftglücks,
Strahlend ein neuer Stern
Stieg hell empor.

Und nun in alter Pracht
Unter dem Leu'npanier,
Seh'n wir ſo Saal als Haus
Schmuckvoll erneut.

Edler Gedanken Ernſt
Adelt Symbol und Bild:
Deutlich und deutſam ſpricht's:
Durch Nacht zum Licht!

Darum mit Donnerſchall
Dröhnt heut der Wartburg Gruß,
Flattert der Fahnen Gruß
Fernhin ins Land.
Heil dem Erneuer! Heil!
Heil Seinen Gäſten! Heil!
Heil jedem Wartburgfreund!
Heil Weimar! Heil!

Der Wartburg Klage.

(18. Mai 1858.)

Offenbarung Johannis II. 10.

„Die Hand, die tief verhüllte,
Die Kronen giebt und nimmt,
Hat Dir, Du Leiderfüllte,
Wohl auch noch Glück beſtimmt."
So klang es einſt im Liede,
Der Hoffnung leiſes Wort:
Dich ſtärkte Gottesfriede,
Dein Heiland und Dein Hort.

Dein Friede war gefunden
In meinem Waldaſyl:
Sanft heilte Deine Wunden
Der Hoffnung Blick zum Ziel.
Zum Ziel, das zwar noch ferne
Im Zeitendunkel lag,
Doch trauteſt Du dem Sterne,
Der einſt noch Glück verſprach.

Und ob der Blick ſich trübte
Zur Ferne mehr und mehr,
Du hielteſt Dein Gelübde
Im Herzen hoch und hehr;
Du ſorgteſt ſtets aufs Neue,
Du ſorgteſt Tag und Nacht;
Du haſt mit heiliger Treue
Der Söhne Haupt bewacht.

Wie dachteſt Du der Armen
Im lieben Eiſenach!
Dein inniges Erbarmen
War täglich, ſtündlich wach.
Im Kampf glichſt Du Sophien,
Im Schmerze Margareth,
In milder Liebe Mühen
Warſt Du — Eliſabeth.

So hab' ich Dich geſehen
Still wandeln, manches Jahr,
Still hoffen, beten, flehen,
Voll Treue immerdar.

Bis wie aus Himmelshelle,
Zu jedes Herzens Gram,
Mit Blitzesflügelſchnelle
Die ſchwarze Kunde kam.

Da wehten düſtere Schauer
Um meinen alten Bau.
Da weinte tiefe Trauer
Um Dich geprüfte Frau.
Ob ſie zu Richmond ſenken
Die irdiſche Hülle ein,
Dein theures Angedenken
Wird hier unſterblich ſein.

Dort barg die Hand die Hülle;
Die Kronen giebt und nimmt,
Weil ſie Dir Glückes Fülle
Im Vaterhaus beſtimmt.
Weil Du getreu geblieben,
Getreu bis in den Tod
Dir Gottes Hand dort drüben
Des Lebens Krone bot.

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient

Kunſtfleiß
und
Gewerbfleiß.

In
einigen einfachen, wahrheittreuen
Lebensbildern
geſchildert
von
Ludwig Bechſtein.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand
1860.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Am 16. Juni des Jahres 1859 ſchloß ſich das Leben eines der bedeutendſten Induſtriellen der Neuzeit ab. Dieſer war Johann Chriſtian Wilhelm Sattler. Seinem Andenken iſt vorliegende von Freundeshand verfaßte Schrift gewidmet, die nach mancher Seite hin und in vielfacher Beziehung Antheil wecken dürfte. Dieſelbe ſollte in keiner Weiſe romantiſch aufgefaßt und dargeſtellt erſcheinen, und doch auch keine völlig trockene Biographie werden.

Da nun ein Menſchenleben beſſer im Zuſammenhange mit Denen geſchildert wird, die auf daſſelbe einwirkten, und mit Anderen, auf die es hinwiederum ſelbſt einwirkte, ſo wurde dieſe Lebensſchilderung durch einige mit ihr im Zuſammenhang ſtehende Künſtlerbiographieen erweitert, und ſo der Titel gerechtfertigt, indem Kunſtfleiß und Gewerbfleiß in glücklichſter Harmonie die beiden Hauptträger und Stützen des thätigen Lebens Wilhelm Sattlers wurden, freilich im Bunde mit der Fähigkeit, verliehene gute Gaben wohl zu nutzen, mit dem Talente Ausdauer und geſchäftlichen Scharfblick zu verbinden und mit der Gunſt des Glückes, deren Mangel ſo häufig auch der redlichſte Fleiß ſchmerzlich empfinden muß.

Daß der erſtere Theil dieſer Schrift manchen neuen Beitrag zur deutſchen Kunſtgeſchichte liefert, wird Denen willkommen ſein, die derſelben ihren Antheil zulenken. Kunſtbiographiſche Werke können, namentlich wenn ſie nicht Monographieen, ſondern mehr Künſtlerlexika ſind, in Einzelnheiten nicht eingehen, und doch bietet jedes wahrhafte Künſtlerleben ein erhöhtes Intereſſe dar, wenn es vom erſten Keime ſeiner Entwickelung an bis zu ſeiner Vollendung klar vor Augen liegt.

Vorzugsweiſe und ungeſucht iſt nun dieſes Buch eine Lobrede — nicht der geſchilderten Perſonen und Thätigkeiten, was es keineswegs ſein ſoll — geworden, ſondern des **Fleißes**, und von dieſem Standpunkte aus wünſcht der Verfaſſer dieſer Schrift dieſelbe betrachtet und gewürdigt.

„Ja! toll! toll! toll!“ brüllte der Alte. „Was mir fehlt, fragt ihr? Kommt her und hört mich an, ich will Euch ein Mährlein erzählen, daß euch die Haare zu Berge ſtehen ſollen. Verflucht ſey der Mansfelder Edelmann, verflucht ſey, wer den Namen Edelmann trägt! Dieſe Schinder müßten alle ſterben! Warum dulden wir ſo große Schmach? Warum ſtehen wir nicht auch auf, wie die Bürger und Bauern anderwärts und brennen die Burgen ab? Warum tragen wir alle Laſt und alle Bedrückung Hunden gleich? Sind wir nicht auch frei geboren und erlöſt von der Knechtſchaft mit dem theuern Blut des Heilands? Hört mich an, ihr Männer, und wenn ihr nicht Herzen habt, wie Kieſelſteine, ſo müßt ihr mir heulen und fluchen helfen. Ich wohnte ſtill und ruhig in meinem Häuslein, da ließ mich der Ritter Chriſtoph auf's Schloß fordern, und als ich kam, wurde ich, unnützer Reden halber, die ich im Wirthshaus geführt haben ſollte, in den Thurm geworfen, drei Tage lang in den Thurm, ohne Gnad und Barmherzigkeit, und wie ich wüthend um mich ſchlug und trat, angeſchloſſen. Das that

Des Leſers Blick lenke ſich der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zu. In der alten Reichsſtadt Schweinfurt blüht in ehrſamer Bürgerlichkeit eine von ihren Zeitgenoſſen anerkannte und hochgeſchätzte Künſtlerfamilie, auch in weiten Kreiſen bekannt, und noch immer dem Gedächtniß der Nachwelt unvergeſſen. Es iſt die Familie des wackern Kunſtmalers Conrad Geiger, der in rühriger Thätigkeit mit Fleiß und unermüdetem Eifer ſchaffend, der Kunſt als einer ihrer treueſten Jünger dient, dem es aber ſchwer genug gemacht worden war, ſeinem Jugend-Ideale nachzuſtreben und daſſelbe nach unſaglichen Mühen zu erreichen, um ihm dann mit Freudigkeit bis an ſein Lebensende ganz und ausſchließlich anzugehören.

Wenn der Freund deutſcher Malerkunſt, dem der Name Geiger möglicherweiſe noch fremd ſein dürfte, in Dr. G. K. Naglers Buche: Neues allgemeines Künſtler-Lexikon — dieſen Namen ſucht, ſo findet er Band V. Seite 63 — 65 eine ganze zahlreiche Gruppe von Trägern deſſelben, die aber nicht ſämmtlich zu einer Familie gehörten.

So gehörte der Hiſtorienmaler Franz Joſeph Geiger, der 1674 in München thätig war, aus Landshut gebürtig, wo er mehrere Kirchen mit Bildern ſchmückte, einer andern Familie an.

Ein Jacob Geiger befand ſich in der zweiten Hälfte deſſelben Jahrhunderts in Ulm, ebenfalls Kirchenmaler.

Andreas Geiger, Kupferſtecher in Schwarzkunſt, 1765 zu Wien geboren, war auch kein Verwandter **Conrad Geigers**. Ein Bruder des letztern zog zwar nach Wien, war aber Kaufmann und ſtarb kinderlos daſelbſt um das Jahr 1810.

Im bayriſchen Künſtler-Lexikon von **Felix Joſeph Lipowsky**, München 1810, ſteht:

„**Geiger** (Conrad) ein Maler zu München. Weſtenrieder 354. Er war zu Erlangen 1750 geboren, malte einige Zeit in Nürnberg Porträts und begab ſich alsdann nach München, wo er als Bürger ſich bleibend niederließ. P. Obermayer Ms.“

Hier iſt ſtatt **München** zweimal **Schweinfurt** und 1751 zu ſetzen, um die Angabe richtig zu machen.

Das Künſtlerleben **Conrad Geigers** war ein vielfach bewegtes. Er hat Vieles daraus eigenhändig aufgezeichnet, und es ſoll dieß nun im Auszuge und der heutigen Rechtſchreibung angepaßt, hier folgen, denn es iſt immer anziehend, Selbſterlebtes aus dem eigenen Munde derer ſchildern zu hören, die es erlebten, weil ſie ihre eigenſten Gedanken und Gefühle meiſt wahrheittreu ausſprechen, wenn auch hie und da nöthig wird, eine Erläuterung oder Erweiterung zum beſſern Verſtändniß des Leſers einzuſchalten.

Conrad Geiger wurde am 18. Februar des Jahres 1751 zu **Erlangen** (Altſtatt) geboren, wo ſein Vater ein Bierbrauereigeſchäft, mit Schänkwirthſchaft verbunden, betrieb und zugleich das Amt eines ſtädtiſchen Viertelsmeiſters bekleidete. Nur erſt 6 Monate alt, verlor **Conrad** ſchon ſeine Mutter, doch nahmen ſich ſeine Großmutter und deren Mann, Stiefvater vom Vater **Conrads**, des mutterloſen Kindes an und begannen deſſen Erziehung in dem Nürnbergiſchen Dorfe **Tennenlohe**, eine Stunde von Erlangen, wo der erwähnte Mann Förſter war und ein gutes Einkommen hatte. Aus ſeiner Knabenzeit erzählt **Conrad** zunächſt:

„In Tennenlohe ging ich mit andern Bauernjungen in die Schule und nahm Theil an deren Spielen, doch fühlte ich mich dabei oft gelangweilt. Mein größtes Vergnügen war, wenn ich mit meinen Großeltern oder Verwandten einige Stunden weit fahren oder gehen durfte, denn ich beſah fremde Gegenden ſchon damals mit Vergnügen und ungemeiner Empfindung.“

„Es begann der ſiebenjährige Krieg. Die Landſtraße von Erlangen nach Nürnberg führt durch Tennenlohe, und es gab durch die zahlreichen Durchmärſche der Kaiſerlichen und der Reichs-Armee immer etwas Neues für die jugendliche Schauluſt.“

„So kam auch ein Commando ungariſcher Huſaren auf Ordonnanz in das Dorf, deſſen Unteroffizier ein ſchöner Mann von charaktervollem Ausſehen war. Ich ſah ihn in ſeiner prächtigen Militairtracht in der Kirche und er ſprach, da er nicht deutſch verſtand, nach dem Gottesdienſt mit unſerm Herrn Pfarrer lateiniſch. Dieſer ſchöne Huſar gefiel mir ausnehmend wohl: ich ging nach Hauſe und zeichnete ihn in ſeiner Stellung in völliger Montur mit Pelzmütze, Schnüren, blauem Dollman, Pelz, rother Taſche, mit den bequaſteten und beſpornten Halbſtiefeln auf einen halben Bogen Papier, gab mir auch alle Mühe, dem Bilde einige Portraitähnlichkeit zu verleihen, was ebenfalls gelang. Sobald ich das Bild mit Waſſerfarben angemalt hatte, eilte ich damit wieder in das Dorf, wo es große Verwunderung erregte, von einer Hand in die andere ging und zuletzt in die des Huſaren ſelbſt, der viele Freude an dem Bilde hatte und es mir nicht wieder gab, wohl aber einige Groſchen dafür mir zum Geſchenk machte. Eigentlich trennte ich mich ungern von dieſem erſten größern Verſuche kindlicher Malerfreude, zumal dann eine Wiederholung deſſelben Bildes mir weit weniger gefiel. Mein Loos, das mich zum Künſtler beſtimmt hatte, war gefallen, die Luſt am Zeichnen und Malen nahm nun die ganze junge Seele gefangen. Es ging Tag für Tag an das Zeichnen von Huſaren, Dragonern, Küraſſieren, Grenadieren, Muſketieren, Bombardieren u. ſ. w. und ich vergaß darüber oft Schule und Lernen. Berg-Feſtungen, welche beſchoſſen wurden und Huſaren-Scharmützel wurden meine Lieblingszeichnerei, dann aber auch Ruinen und Landſchaften. Da kam ein Guckkaſtenmann in unſer Haus und mit offenem Mund ſtaunend ſah ich alle Regenten Europa's an meinen Augen vorüberziehen. Kaum hatte jener Mann das Haus verlaſſen, ſo ſuchte ich Kohlen und Röthel zuſammen und zeichnete, ſobald die Stube leer war, Kaiſer Karl VI. und ſeine Gemahlin in ſpaniſcher Hoftracht und in Lebensgröße auf die weiße Stubenwand, hoher Künſtlerfreude voll. Aber jetzt trat meine Großmutter ein und ſchlug die Hände nicht nur über den Kopf zuſammen, ſondern mit denſelben Händen mich ins Geſicht und mein ihr auf dem Fuße folgender Stief-Großvater verdoppelte dieſes mein zweites Künſtlerhonorarium."

„Aber der Drang war einmal in der Knabenſeele; häufig fehlte es mir an Papier und ich ſah mit Wehmuth ſo manche große glatte, weiße Wand, die ich nicht zieren durfte; endlich kam mir der Gedanke, die Beſitzer der Bauernhäuſer durch meine Cartonzeichnungen ins Große zu beglücken und Tennenlohe trat als wahrhafter Zeuge des Sprüchworts auf: Wenn Schmieren Malen wäre, ſo hätten alle Bauern gemalte Häuſer."

„Noch hatte ich ebenſowenig den mindeſten Zeichnen-Unterricht empfangen, als je ein eigentliches nur leidlich gutes Bild geſehen, als mich einmal mein älterer Bruder Johann Michael, der Bäckerlehrling bei ſeinem Pathen, dem Rathsherrn Fürthwagner zu Erlangen, war, zu Meiſter Pühlmann, einem Schönfärber, mitnahm. Das Wort Schönfärber hatte für mich ungemein viel Anziehendes; ich dachte mir unter einem ſolchen Mann einen Beſitzer und Verfertiger ſchöner Farben, und nach ſolchen ſehnte ich mich ſehr. Und ſiehe, das Glück wollte mir wohl. Meiſter Pühlmann galt in der That ſeiner Umgebung für einen berufenen Maler. Als glücklicher Dilettant hatte er bereits über hundert größere und kleinere Stücke in Oel gemalt. Er beſaß neben einigen techniſchen Regeln ein angenehmes Talent, aber eine harte und allzubunte Farbengebung. Ich aber war außer mir vor Entzücken, als ich dieſe gemüthlichen Meiſterſtücke der Schönfärberei mittelſt des Pinſels ſah und in mir rief es: Ein ſolcher Künſtler, wie Herr Pühlmann, mußt Du werden. Ach wärſt Du doch ſein Sohn oder ſein Verwandter! — Das konnte nun leider nicht ſein, doch wurde ich im zehnten Lebensjahre der Schulkamerad von Pühlmanns älteſtem Sohne Tobias. Mein Vater hatte ſich nämlich zum zweiten Male verheirathet, ſah ein, daß ich in Tennenlohe wenig lernen könne und ſo kehrte ich in das älterliche Haus zurück. Nun durfte ich bisweilen meinen Jugendfreund nach Hauſe begleiten, durfte ſeinen Vater malen ſehen und ſchätzte dieß ſchon für mich als ein großes Glück."

„Leider wurde ich nur dieſes Glückes immer ſeltener theilhaft. Meine Frau Stiefmutter ließ mich vollauf die Führung ihres häuslichen Scepters empfinden und beſchränkte meine Zeit ſo, daß mir kaum eine freie Stunde blieb. Ich wurde, wie ſo mancher arme Junge vor und nach mir, der Hausrüpel. Der Schänkwirthſchaftsbetrieb ging ſehr flott; ſobald ich aus der Schule nach Hauſe kam, mußte ich Bier aus dem Keller holen, durſtige Gäſte bedienen, Gläſer und Krüge reinigen und dergleichen mehr. Kaum konnte ich mich bisweilen auf ein halbes Stündchen zu meinem Oheim, dem Bruder meiner ſeligen Mutter, Magiſter Memminger, der in unſerm Hauſe wohnte, ſchleichen, um ein wenig zu zeichnen oder zu malen, was aber meiſt nur Zank und Ohrfeigen eintrug."

„Einmal geſchah es, daß Onkel Memminger mich veranlaßte, ihm ein Brod zu holen. Der Weg leitete mich am Hauſe Pühlmanns vorbei, Tobias winkte mir und zeigte mir im Atelier ſeines Vaters eine gut gemalte Grablegung Chriſti, 5 Fuß hoch und 4 Fuß breit, welche der Vater trefflich copirte. Ich ſtand wie an den Boden gebannt und ſah lautlos zwei Stunden lang zu. An des Onkels Hunger hatte ich nicht gedacht und zum Lohne meiner Kunſtbegeiſterung entlud ſich auch der magiſterliche Zorn auf mein armes Haupt.“

„Mein junger Freund Tobias war beneidenswerth glücklich. Er durfte zeichnen und malen, ſein Vater ſelbſt unterwies ihn; bisweilen gab er mir etwas von ſich zum Copiren, und ſo erlangte ich doch die Anfangsgründe des Styls.“

„Es erfolgte meine Confirmation; der würdige Geiſtliche, Herr Doctor Buttſtedt, gab mir in öffentlicher ſonntäglicher Kinderlehre vor der ganzen Altſtädter Gemeinde das Zeugniß, daß ich unter den faſt achtzig Confirmanden der ſei, welcher ſeine Vernunft am beſten zu gebrauchen wiſſe.“

„Die große Frage, was ich nach erfolgter Confirmation ergreifen ſolle? trat nun ganz nahe an mich heran. Ich ſtand noch im 13. Jahre. In mir lebte kein anderer Gedanke, als ein Maler zu werden, aber davon durfte ich kaum reden. In den Begriffen meiner Stiefmutter gab es keinen Raum, den auch nur eine Ahnung von dem, was Kunſt heißt, erfüllt hätte. Und als ich doch mit meiner Neigung hervortrat, wurden Vater, Oheim, Tanten alle von ihr beſchwatzt und beſtürmt, mir durch den Sinn zu fahren. Und obſchon einige wenige gute Seelen für mich Partei nahmen, ſo unterlag eben meine kleine Partei, und die Parole hieß: Du wirſt ein Bäcker. Mir war zu Muthe, als ſei mir ſchon mein letztes Brod gebacken. Ich kam auf Probe zu einem ſehr ehrſamen Bäckermeiſter, dem ich viele Semmeln wegaß und vieles Brod verbrannte, in deſſen Folge ich nach 14 Tagen die Freude hatte, ohne Gehalt, außer einer Tracht Prügel, entlaſſen zu werden.“

„Geheul und Geſchrei über den böſen Buben — neuer Familienrath!“ —

„Gut, der Junge ſoll, da er etwas Künſtleriſches erlernen will, ſeinen Willen haben. Er ſoll Strumpf- und Handſchuhwirker werden! Strümpfe ſind nützlicher als Bilder.“

„Alles Sträuben gegen dieſe Theorie fruchtete mir nichts. Der Strumpf meines Schickſals ſchien unzerreißbar gewebt. Ich ſollte fünf Jahre lernen, doch vorerſt ſechs Wochen auf Probe bei einem ehrſamen Meiſter des ſicherlich ſehr achtbaren Strumpf- und Handſchuhwirker-Gewerkes. Bis zum Tode betrübt trat ich an und ſah dabei ein, daß ich, da die Strumpfwirkerei ein ſehr mechaniſches Geſchäft iſt, daſſelbe in einem halben Jahre inne haben würde — wozu denn nun fünf Jahre lernen? Ich zog daher vor, nach oder noch vor Ablauf der ſechs Wochen dem geiſtloſen Handwerk Valet zu ſagen. Strumpfwirker geweſen!“

„Zu Hauſe natürlich neue Stürme, üble Auftritte und Behandlung.“

„Was anfangen mit einem Jungen, der nur Luſt hat zu brodloſen Künſten, und nicht einmal ein Bäcker oder Handſchuhwirker werden will?“

„Der Zufall fügte es, daß für das Gaſthaus zum Rothen Hahn in Nürnberg, nahe bei St. Lorenzen, ein Kellnerlehrling geſucht wurde und daß man dieſes in meinem älterlichen Hauſe erfuhr. Alsbald verfiel man darauf, mich für eine ſo geſchmackvolle Laufbahn zu beſtimmen, und ich ſträubte mich nicht lange, denn ich dachte: Nürnberg iſt eine große und ſchöne Stadt, wo auch tüchtige Maler leben. Gott wird Dich ſchon noch dahin führen, wohin Du gelangen ſollſt.“

„Der Eigenthümer des Rothen Hahn war ein freundlicher junger Mann, der mir ſo viele Zeit vergönnte, bisweilen etwas zu zeichnen und zu malen, zumal ich mich durch ein leidliches Conterfei ſeiner eigenen werthen Perſon, das den allerbeſcheidenſten Anſprüchen entſprach, gleich in Gunſt geſetzt hatte. Die Wirthin hatte drei junge Brüder bei ſich im Hauſe, welche alle in der Wirthſchaft halfen, dadurch ward mir mehr Freiheit zu Theil, als ſonſt der Fall geweſen wäre. Und es dauerte leider gar nicht lange, ſo war auch dieſer Sonnenblick vorüber. Die drei jungen Leute faßten den Entſchluß, ſich ſämmtlich dem Ingenieurfach zu widmen, und gingen zu dieſem Behuf zu gleicher Zeit nach Wien ab, um dort ihre Studien zu machen. Jetzt war ich allein, während ſich die Einkehr und Kundſchaft äußerſt mehrte. Ein Billard wurde angeſchafft, das ich auch bisweilen bedienen mußte und von meinem Zeichnen war keine Rede mehr. Dieß war mir um ſo ſchmerzlicher, als ich in einem unſerer Gäſte die Bekanntſchaft eines liebenswürdigen Künſtlers, Namens Beyer, gemacht hatte, den ich in der erſten beſſern Zeit bisweilen beſuchte. Er war ein recht geſchickter Decorationsmaler, ebenſo in Oel und Fresco, führte einen markigen Pinſel, war guter harmoniſcher Coloriſt und nahm an mir vielen Antheil, nachdem er mehreres von meinen Anfängen geſehen hatte. Oft bedauerte er mich, daß mein Talent keine Ausbildung finden und ich mich nicht ausſchließlich der Malerkunſt widmen könne."

„Das war nun eben mein Unglück. Auf meiner Tagesordnung ſtanden nicht Pinſel und Farben, ſondern Meſſer und Gabeln, nicht Malerleinwand, ſondern blos leinene Tiſch- und Tellertücher. Die Morgenſtunde hatte für mich kein Gold im Munde, ſondern eitel Waſſer. Ich mußte frühmorgens Flaſchen und Gläſer reinigen, Meſſer und Gabeln und Löffel putzen, dann die Mittagsbraten ſpicken, dann das Contobuch führen und aufzeichnen, was an der Tafel und auf den Zimmern verzehrt worden war. Hierauf galt es, Brod in Körben beim Bäcker zu holen, Tiſche und Tafeln zu decken, Getränke beiſchaffen, beim Auftragen des Eſſens helfen, und ſo alle Hände voll zu thun, daß ich oft ſelbſt nicht an mein eigenes Eſſen kam. Nach der Tafel Abraum des Silbers von der Tafel und deſſen ſicherer Verſchluß nach vorhergegangener Reinigung. Nach 2 und 3 Uhr ſtellten ſich die Billardgäſte ein; ſpäter wurde friſch gedeckt und es gedieh dahin, daß ich außer Geſchäftsgängen kaum ſechsmal im Laufe eines Jahres an die freie Luft kam. Das Geſchäft blühte ſehr, ich aber welkte und ſehnte mich weit von dannen. So waren ein und ein halbes Jahr vergangen, ſo ſollte ich drei Jahre fortlernen und abwarten, ob nicht mein Principal mir das vierte Lehrjahr ſchenken würde. Wieder nach Hauſe zu gehen aus der dritten Lehre hatte ich verſchworen, und es würde mir auch übel genug bekommen ſein. Kunſt und Freiheit! Freiheit und Kunſt! rief immer lauter in mir eine mächtige Stimme. Ich beſchloß, ihrem Rufe zu folgen.“

„Aber wohin? — ich ſchlug die Landkarte auf. Die nächſten größern Städte, und nur in einer ſolchen konnte ich mein Heil verſuchen, waren Bamberg und Würzburg, die altberühmten Biſchofſitze mit ihren Kirchen, Kapellen und Reſidenzen, mit kunſtſinnigen Regenten und Prälaten, wie mit tüchtigen Malern. Ich gab Würzburg den Vorzug.“

„Aber wovon leben? war meine zweite Frage. Wie unterkommen? — Fort — und müßte ich Farbenreiber werden, nur aus dieſem unruhevollen, alles Geiſtige niederdrückenden, aufreibenden Wirthshausleben heraus! — Ich verkaufte in aller Stille meine wenigen Habſeligkeiten und behielt nur ſoviel, als ich nothwendigſt brauchte. Das gab ein kleines Reiſegeld. Bald auch wurde nach ſchlechtem ſchönes Frühlingswetter und ſo ſah mich nach einer faſt ſchlafloſen, in fieberhafter Spannung verbrachten Nacht die dämmernde Morgenfrühe des 3. April 1767 aus dem Hauſe des Rothen Hahnes treten, das der Hausknecht mir willig erſchloß, weil ich ihm ſagte, ich wolle, um friſche Luft zu ſchöpfen, nur einmal einen Spaziergang außerhalb der Stadt verſuchen. Ich ging hinter der Mauer herum, zum nächſten Thore hinaus und mußte einen großen Umweg machen, um auf die Würzburger Straße zu gelangen. Ich war auf der Stadtſeite Nürnbergs, von der die Straße nach Augsburg führt, und ſchlug einen bedeutenden Winkel, um auf den Weg nach Fürth zu kommen; dann umging ich Fürth und ſpäter Neuſtadt und kam über Langenfeld und Markt Bibart nach Helmitzheim und Markt Bernheim. Um mein geringes Reiſegeld möglichſt zu ſchonen, verſchmähte ich nicht, unterwegs hie und da was weniges zu fechten. Ich achtete mich nicht höher als einen Wanderburſchen, von denen keiner auf andere Weiſe reiſte. Wurde doch auch die Malerkunſt zu jener Zeit noch mehr als Handwerk, denn als Kunſtwerk betrachtet, und der Sprachgebrauch zählte noch Malerlehrjungen, Malergeſellen und Malermeiſter auf, wie ja ein bekanntes Lied beginnt:

Meiſter Maler, wollt Ihr wohl
Mich abconterfeien? —“

„Endlich erreichte ich Kitzingen, ſah von deſſen ſchöner Brücke den Mainſtrom prachtvoll unter mir dahin fluthen, ſah zum erſten Mal Schiffe mit Maſten, und ſah mich ſo recht nach Herzensluſt und unbefangen um, ohne zu ahnen, daß ich ſchon eine geraume Zeit von der Thorwache mit ſcharfen Blicken beobachtet wurde. Als ich durch das Thor in die Stadt ſchreiten wollte, rief mich ein Schnurrbart an: Heda! Landsmann! Woher des Weges?“

„Von Neuſtadt — erwiederte ich — da ich Nürnberg nicht nennen mochte. — Wo hat Er Seine Kundſchaft? fragte der Soldat weiter. — Ich habe keine und brauche keine, antwortete ich keck. Ich bin eines Malers Sohn und Farbenreiber.“

„Marſch mit Ihm zum Herrn Officier! hieß es darauf.“

„Der Officier deutete mir an, daß ich nothwendig einen Paß, Vorweis oder dergleichen haben müſſe.“

„Da ich nun aber einmal doch keinen Paß hatte und mich auf meine Ehrlichkeit ſtützte, ſo gewann der Officier ein Einſehen, daß durch mich Kitzingen nicht in ſonderlichen Schaden kommen werde und entbot einen Grenadier, mich durch die Stadt bis vor das Würzburger Thor zu geleiten. Nun nahm ich mir vor, vorſichtiger zu werden, und ging bis Randersacker, allwo der gute der Schurke, der Ritter, um den Wächter los zu ſeyn und meiner Tochter beizukommen. Als ich losgelaſſen war und nach Haus kam, fand ich alles in wilder Unordnung, das Haus offen, die Dirne fort! Die Nachbarn ſagten mir, ſie ſey mit Gewalt auf das Schloß geſchleppt worden, ich rannte wieder hinauf, wollte den Ritter zu Rede ſetzen, — ermorden wollte ich ihn — aber ich ward aus dem Hof geprügelt, geprügelt der Vater, der ſein Kind ſuchte! Da bin ich toll geworden, habe mich verflucht und den Himmel, der das geſchehen ließ, und habe Feuer in mein Haus geworfen, in das Haus, darin ich ſterben wollte, dazu ich zwanzig Jahre lang erbetteltes Geld geſammelt, und hab's mit kaltem Blut brennen ſehn von weitem. Und nun habe ich Durſt nach Feuer, ihr Männer! Verſteht ihr mich? Durſt nach Feuer, nun muß ich brennen ſehn! Ich will laufen von Dorf zu Dorf und will ein Lied ſingen, wie ich ſonſt gethan in Grimmenthal, das ſoll die Schlafenden aus den Träumen heulen und die Ruhenden aufjagen von ihren weichen Sitzen!"

Wein wächſt und ich mir für ein geringes Geld in einem Schöpplein friſchen Muth trank. Ich wartete ein Fuhrwerk ab und legte mein Reiſebündelchen auf den Wagen. Auf dieſem, deſſen Lenker auch erſt ſeinen Durſt löſchte, ſaß ein Frauenzimmer, welches Würzburg kannte, und da ein Wort das andere gab, ſo erkundigte ich mich zunächſt nach den beſten Kaffeehäuſern und Billards, denn ich dachte, mich vorläufig in einem ſolchen zu verdingen, wenn ich nicht gleich zu einem Maler kommen könne."

„Hierauf ließ ich mir ſo viele Maler nennen, als jenem Frauenzimmer bekannt waren und ſchrieb mir deren Namen auf. Mit geläufiger Zunge hob meine gütige Rathgeberin vor allen Künſtlern Würzburgs als den geſchickteſten Portraitmaler einen Herrn Schleyer hervor."

„Heftiger ſchlug mir das Herz, als wir nun Würzburg uns näherten, und ich vertraute meiner Reiſegefährtin meine Furcht, abermals wegen einem Paß examinirt zu werden. Dieſe aber, vorſichtig und klug wie Abigail, ſagte: O von dieſer Furcht will ich Ihm bald helfen. Hier habe ich einen Mantel von meinem Bruder, der in Würzburg ſtudirt, dieſen nehme Er über den Arm, ſo paſſirt Er als Student ein, indem Er mich begleitet. Sein Bündlein decken wir fein zu."

„Alles ging nach Wunſch und ohne Anſtoß, ich bezwang kaum mein Staunen über Würzburgs Pracht und Größe, und in der Domgaſſe trennte ich mich mit vielem Danke von meiner hülfreichen Begleiterin und folgte dem Fuhrmann in den Hirſch. Dort wurde etwas gegeſſen und ein Glas ſechsundſechsziger Moſt getrunken, der nicht mehr koſtete, als einen Schilling, mir aber faſt einen Haarbeutel zuzog. Ich ſchlief mit Dank gegen Gott ein, daß er mich ſo treulich bisher behütet, und ſchlief ſüß und feſt, doch litt es mich nicht lange im Bette und im Hauſe. Ich wanderte ſchon frühzeitig über den Markt und durch die Hauptſtraße, hielt mich aber weislich von der Brücke fern, denn auf dieſer ſah ich

Soldaten, und wich auch jeder Soldatenbegegnung ſorgfältig aus. Als es ſchickliche Zeit zu einem Beſuche war, ging ich zuerſt zu Herrn Schleyer, der auf der neuen Baugaſſe eine hübſche Wohnung inne hatte. Ich klopfte einigemale mit furchtſamer Beſcheidenheit an ſeine Thüre, bis er dieſe öffnete, und trug ihm gleich meine Wünſche vor, ihm als Farbenreiber und Gehülfe zu dienen, blos gegen Koſt und Wohnung und auf die Zeit einiger Jahre. Herr Schleyer ſann nach und ſagte gütig zu mir: Mein junger Freund! Nur zu oft ſchon habe ich die Probe mit Leuten Seines Gleichen gemacht, die, nachdem ich mir die größte Mühe mit ihnen gegeben, und ſie halbwegs etwas gelernt hatten, undankbar und ſtolz gegen mich wurden, mir aus dem Dienſte lieſen und mir dann ins Handwerk pfuſchten. Daher möchte ich keinen Lehrling wieder annehmen. Auch weiß ich nicht, wie lange ich ſelbſt noch hier in Würzburg bleibe."

„Ziemlich entmuthigt durch dieſe Antwort, wagte ich dennoch, dem Künſtler meine Zeichnungen und einige Copien zu zeigen."

„Nun ja," ſprach der Meiſter: „ich ſehe wohl, daß Er nicht ohne Liebe und Anlagen zur Kunſt iſt, allein Er mag auch Seinen Eigenſinn haben! Was geht er von Nürnberg weg und hierher? Dort iſt eine Maler-Akademie und hier iſt keine. Dort ſind beſſere Lehrkräfte und Mittel, etwas Tüchtiges zu lernen."

„Ich legte die Gründe, die mir den ferneren Aufenthalt in Nürnberg für jetzt unmöglich gemacht hatten, offen dar, und nun war Herr Schleyer ſo gütig, mir ſeine in Arbeit habenden Portraits zu zeigen. Es waren ihrer acht, dann noch einige hiſtoriſche Stücke und gute Landſchaft-Copien. Das ſchönſte der Bildniſſe zeigte einen Liebhaber der Muſik, Namens Wucherer. Der Dargeſtellte lag, eine Violine in der Hand, in äußerſt natürlicher Haltung, auf einer ſteinernen Fenſterbrüſtung, von oben hell beleuchtet, ein ſchöner, ernſthafter Mann von lebensfriſcher Farbe, mit geſchmackvoller Friſur, offenem Hals, mit einem marterpelzverbrämten ſtahlgrünen Sammtrock bekleidet. Lange weidete ich meine Augen an dieſem ſo wohlgelungenen Bilde, und Herr Schleyer ſagte mir dann, ich ſolle des morgenden Tages wieder kommen. Er hoffe, mich einſtweilen als Farbenreiber bei einem Decorationsmaler unterzubringen.“ —

„Dieſes geſchah. Mein Principal wurde Herr Franz Andreas Thalheimer von Augsburg*), der mich auf ſechs Wochen in Koſt und Wohnung nahm und mir jede Woche ſechs Batzen**) Lohn verhieß.“

„Wer war jetzt froher als ich? Von Herzen dankte ich innerlich Herrn Schleyer für ſeine große Güte.“

„Thalheimer war vielfach beſchäftigt. Er war der Sohn des Malers Arbogaſt Thalheimer, der das Kloſter Ottobeuern mit ſchönen Andachtbildern geſchmückt, aber auch Theaterdecorationen gemalt hatte. Mein Principal malte jetzt Decorationen für die Schaubühne der Jeſuitenſchüler, wobei ich nach meinen beſten Kräften thätig war. An Sonn- und Feiertagen beſuchte ich Kirchen und Paläſte, und erfreute mich der ſchönen Gemälde in denſelben. Mächtigen Eindruck machte auch auf mich die große Charfreitagsproceſſion (17. April 1767) mit ihrem zum Theil decorativ gemalten Bilderſchmuck und Schaugepränge. Nicht minder bewegten mich inmitten der großartigen, oft brillant gehaltenen, und doch feierlich ernſten Kirchenbilder die herrlichen Muſikſtücke und der Weihrauchopferduft beim Gottesdienſte.“

„Am liebſten verweilte ich vor den Altargemälden des fürſtbiſchöflichen Hofmalers Oswald Onghers. Seine Erfindungen ſind deutlich und ſinnreich, in ſchöner Gruppirung, correcter Zeichnung, und beſonders trefflich ſind von ihm Köpfe und Hände behandelt. Die Charaktere ſind geiſtvoll ausgeprägt, ſeine Farbengebung iſt ſchön und natürlich, ſein Pinſel weich und markig, auch Licht und Schatten gut vertheilt, doch letztere nicht ſo ſchlagend ſtark, wie in den Gemälden des Venetianers Giovanni Piazetta.“

---

*) Dr. Nagler nennt Ottobeuern.

**) 30 Kreuzer rhl.

„Freilich verſtand ich damals noch nicht Alles, was ich über den Künſtler Oswald Onghers hier niederſchreibe, aber ich lernte es allmälig verſtehen. Indem Onghers Gemälde meinem unverbildeten natürlichen und angeborenen Geſchmack entſprachen, lernte ich dieſen Meiſter als einen der beſten Maler der Rubens'ſchen Schule ſchätzen.“

„Ganz andere Wirkung riefen die Schöpfungen von Giovanni Battiſta Tiepolo in mir hervor. Dieſer hochbegabte und kühne Meiſter aus der Venetianiſchen Schule hatte die Haupttreppe und den Kaiſerſaal in der Biſchofreſidenz zu Würzburg mit Gemälden geſchmückt, auch in der Hofkapelle zwei Altarblätter gemalt, Alles in einem großartigen und heldenmäßigen Style, der auf mich den mächtigſten Eindruck machte*). Der Künſtler war 1750 nach Würzburg berufen worden und verließ nach Vollendung ſeiner Gemälde dieſe Stadt 1753. Er empfing für ſeine Fresken 15,000 und für die Oelgemälde 3000 rheiniſche Gulden und 2000 Gulden Reiſegeld. Ich konnte mich nie ſatt ſehen an Tiepolo's Bildern.“

„Bei den Dominicanern und in der Karthauſe malte Georg Anton Urlaub Frescobilder und Altarblätter; ich lernte ihn perſönlich kennen und verehren. Seine Verhältniſſe waren leider nicht glänzend, und ſein Weſen war etwas unſtät. Ich wurde ſpäter in Schweinfurt wieder lebhaft an ihn erinnert, da ſein

---

*) Im betreffenden Artikel: Tiepolo, G. B., beſchreibt Dr. Naglers Künſtler-Lexikon ausführlich die von dieſem Künſtler zu Würzburg ausgeführten Gemälde.

Neffe, **Carl Urlaub**, mit dem ich mich in Würzburg befreundete, mich dort aufſuchte. Ohne daß ich eine Ahnung davon hatte, war es nahe daran, daß ich aus meinem Würzburger Künſtlerhimmel fallen ſollte. Herrn Thalheimers Arbeiten gingen zu Ende, er mußte mich verabſchieden, und es gelang mir nicht, eine andere Stelle als Malerjunge oder Geſelle zu erlangen. Da war guter Rath theuer. Doch der Himmel half auch dieſesmal aus der Verlegenheit. Ein wackerer Mann aus der Reichsſtadt **Schweinfurt**, Kaufmann und Kunſtdreher **Conrad Hahn**, bemühte ſich für mich um eine Stelle und empfahl mich endlich in das Zieglerſche Kaffeehaus als Marqueur und Kaffee-Schänke. Ich ſchloß auf ein Jahr mit Herrn Ziegler ab und bedingte mir Koſt, Wohnung, 25 Gulden rhl. Gehalt, ohne die Spiel- und Trinkgelder und ſonſtige Nebenabfälle, und täglich eine freie Stunde aus, um mich im Zeichnen fortüben zu können, denn unverrückt behielt ich das Strebeziel meines Lebens im Auge. Dadurch ſetzte ſich auch mein Bekanntwerden mit angeſehenen Künſtlern fort. Marqueur, Kaffeeſchänk und angehender Kunſtmaler in einer Perſon!“

„Zu meinen angenehmſten Bekanntſchaften mit Künſtlern Würzburgs gehörte die des fürſtbiſchöflichen Hofbildhauers **Johann Peter Alexander Wagner**, welcher äußerſt thätig war und Kirchen wie Paläſte nebſt Gärten mit zahlreichen Statuen und plaſtiſchen Gruppen ſchmückte, ſo die meiſterhaft ausgeführten 14 Paſſionsgruppen auf dem St. Nicolausberge. Er hat allein über 100 Altäre gefertigt. Durch ihn lernte ich das Weſen der plaſtiſchen Kunſt kennen, wie ſie zu jener Zeit in hoher Blüthe ſtand; freilich herrſchte in dieſer Zeit nicht mehr der antik-klaſſiſche Geſchmack, und nicht jede Zeit findet das für ſchön, was einer andern die höchſte Bewunderung und Anerkennung abgewinnt. Ich lernte ein wenig modelliren und formen, was mir ſpäter gut zu Statten kam. Nicht minder bewies mir gütigen Antheil der damals außerordentlich geſchätzte Hofmaler Johann Nicolaus Treu aus Bamberg, jetzt aber in großer Gunſt des Fürſtbiſchofs Adam Friedrich von Sainsheim ſtehend. Der Liebſte jedoch von Allen wurde mir der Hiſtorien- und Portraitmaler Chriſtoph Feſel, der die Titel eines Cabinetsmalers und Profeſſors führte. Dieſer menſchenfreundliche Mann nahm ſich meiner ganz beſonders an und wurde mir ein gütiger und unvergeßlicher Lehrer. Durch ihn gelang es mir abermals, mich von der Kaffeehauswirthſchaft loszureiſſen. Mit einem Freund, Barthel Fölk, der gleichem Ziele wie ich zuſtrebte, miethete ich mich in eine kleine Wohnung ein; wir malten gemeinſchaftlich was uns vorkam: Heiligenbilder, Zimmer, Jagdſtücke nach Ridinger, zum Theil mit Oelfarbe auf Tapeten, und beſuchten täglich Feſels Atelier. Damals malte Feſel, der noch nicht lange zuvor aus Rom, wo er unter Mengs und Battoni ſich zum Künſtler ausgebildet hatte, zurückgekehrt und von Bamberg nach Würzburg übergeſiedelt war — er hatte auch für die Kirche der berühmten Abtei Ebrach treffliche Altar- und Staffeleibilder gemalt — geſchichtliche und Architekturſtücke, ſowohl in Oel als Freſco, und das Lebhafte ſeiner Farbengebung ſagte dem allgemeinen Geſchmacke ſeiner Zeit zu, wenn auch die Zeichnung in den Feſſeln, welche dieſe Zeit den zeichnenden Künſten anlegte, höheren Aufſchwunges entbehrte.“

„Es kam der Winter des Jahres 1769. In der Heimath glaubte ich mich vergeſſen; ich hatte keine Gründe gefunden, neue Verbindung mit ihr anzuknüpfen und zu unterhalten, doch auch keineswegs meine ſelbſtſtändig eingeſchlagene Laufbahn und meine Lage verhehlt. Dort hatte man endlich eingeſehen, daß man mich gewähren laſſen müſſe und daß man mich doch nicht gänzlich zum Wildling werden laſſen dürfe, der zu werden durch verkehrte Anſichten bereits der Zuſchnitt gemacht war; nur mein Genius und mein Eifer für die Kunſt hatte mich bis jetzt, bis in mein achtzehntes Lebensjahr, vor Ausſchreitungen ſchlimmer Art bewahrt.

Ein Brief von meinem Oheim Memminger that mir kund, daß der ſehr geſchickte Kunſtmaler, Profeſſor Johann Carl Georg Reuß aus Bayreuth, welcher vorzüglich ſchöne und wohlgetroffene Bruſtbilder male, ſich in Erlangen als Zeichnenmeiſter niedergelaſſen habe, weil ſeine Verhältniſſe am Bayreuther Markgrafenhofe, wo er mit dem Titel eines Hofmalers von 1756 bis 1763 als Profeſſor an der Maler-Akademie gewirkt und dann privatiſirt hatte, eine Trübung erlitten. Er ſei ausgezeichneter Portraitmaler, und meine Familie ſei geſonnen, um endlich meine Lebenslaufbahn zu regeln, mich zu ihm förmlich in die Lehre zu geben."

„So leid mir der Abſchied von Würzburg that und von meinen dortigen Gönnern, ſo wollte ich doch nicht guten Abſichten für mein ferneres Lebensgeſchick widerſtreben. Ich nahm Abſchied von Allen, die ich liebte und verehrte, reiſte im ſchlechteſten Winterwetter nach Erlangen und trat Oſtern meine förmliche Lehrzeit an. Die Bedingung für dieſelbe lautete: 3 Jahre lernen und 100 Gulden rhl. Lehrgeld."

„Bald genug fand ich Gründe zu ſtiller Reue, ein Opfer des Gehorſams gebracht und meinen guten Lehrer Feſel verlaſſen zu haben. Dieſer hatte mir und allen ſeinen Schülern mit reiner offener Wahrheit alle techniſchen Vortheile der Malerkunſt enthüllt, und zwar ganz unentgeltlich. Profeſſor Reuß aber hielt ſeine Kunſtgriffe in der Malerei heimlich und zeichnete und malte noch dazu lange nicht ſo gut wie Feſel. Er legte mir zwar ſtets gute Stücke zum Copiren vor, ſagte mir aber nichts über Erleichterung der Ausführung und ließ es gethan ſein, wenn ich es gemacht, ſo gut ich's konnte und wußte."

„Insgemein ließ er mich ſeine Portraits untermalen, dann mußte ich auch das Ausmalen lernen. Dabei ſah ich, wie er ſelbſt Portraits, Köpfe und Hände untermalte, übermalte und retouchirte, und ſo lernte ich denn das Handwerksmäßige, um nicht zu ſagen den Schlendrian der gewöhnlichen Portraitmalerei."

„Raſch genug entflogen die drei Jahre meiner Lehrzeit, und als ſie 1772 zurückgelegt waren, getraute ich mir, mich ſelbſt durch meine Kunſt zu nähren, indem ich mir ernſtlich vornahm, ſie zwar als Gewerbe eifrig zu nutzen, mich ſelbſt aber durch ſtetes fortgeſetztes Studium in ihr und durch ſie auf eine höhere Stufe zu ſchwingen."

„In dem bayreuthiſchen Markt Lonnerſtadt wohnte mir noch ein Oheim, Namens Johann Michael Fürthwagner, der zugleich mein Vormund war; dorthin lenkte ſich mein erſter Ausflug als angehender junger Künſtler, und ich begann friſch darauf los zu portraitiren. Nie hatte ſich ein Maler in den kleinen Flecken verirrt, bald bekam ich Ruf im Orte und in der Umgegend, und die Freiherren von Seckendorf beriefen mich auf ihre Ritterſitze Weingartsgereuth und Ober- und Unter-Zenn, wo ich Bruſtbilder und andere Gemälde auszuführen bekam, auch Urnen und Statuen aus Thon fertigen mußte zur Verzierung von Zimmern, Treppenhäuſern und Gärten."

„Daß ich auch dieſes leiſten konnte, dankte ich meinen Beſuchen beim Hofbildhauer Wagner zu Würzburg. Als meine Arbeiten für jene berühmte fränkiſche Adels-Familie vollendet waren, wandte ich mich nach Anspach, wo ich ebenfalls einige Aufträge ausführte und die Gelegenheit nicht unbenützt ließ, in den Zimmern des markgräflichen Schloſſes die ausdruck- und lebensvollen Bruſtbilder des berühmten Johann Kupetzky zu ſehen und zu ſtudiren. Seine Bildniſſe erinnerten häufig an die des van Dyk, obſchon er dieſen nicht erreichte. Er wandte auf den Geſichtsausdruck, wie auf die Hände, vielen ſorgſamen Fleiß und verſtand die Natur gut nachzuahmen."

„Schon gewann ich einigen Ruf, zumal ich mir etwas von Kupetzky angeeignet hatte, nämlich raſch zu malen, die Perſonen nicht durch allzulange und langweilige Sitzungen zu ermüden und das Verlangen, das werthe Bildniß bald zu beſitzen, ſchnell zu befriedigen.“

„Man verlangte mich nach dem Städtchen Lauf bei Nürnberg, nach dem das innere und äußere Laufer-Thor daſelbſt den Namen tragen. Dort wollten der Herr Landpfleger mit geſammter Familie gemalt ſein und da meine Bildniſſe gefielen, ſo durfte ich auch die Geiſtlichen und die Rathsverwandten nach einander bildlich verewigen.“

„Mein liebes Nürnberg wiederzuſehen war der Zug meines Herzens. Im Jahre 1774 begab ich mich dorthin, ſchlug in der goldenen Reichskrone meinen Wohnſitz auf, fuhr fort zu portraitiren, beſuchte aber nebenbei fleißig die Maler-Akademie und begann mich in Miniaturmalerei auf Pergament zu üben: Geſellſchaftsgemälde, Waſſerpartien, Landſchaften und dergleichen, welche ſehr geſucht wurden. An der Landſchaftmalerei namentlich hatte ich große Freude; ich ſuchte den Landſchaftmaler Carl Sebaſtian von Bemmel auf und bot mich ihm zum Schüler ſeines von ihm mit Glück und Beifall geübten Kunſtzweiges an, allein er forderte ein meine Kräfte überſteigendes Honorar für Unterrichtsſtunden in der Landſchaftmalerei. Die Zeit flog mir nur ſo im ſteten glücklichen künſtleriſchen Schaffen vorüber. Im Jahre 1776 folgte ich einer Einladung Sr. Erlaucht des regierenden Herrn Reichsgrafen von Caſtell auf deſſen Sitz Rüdenhauſen, und mußte für deſſen hohe Familie eine Menge Portraits ausführen. Das reichsgräfliche Schloß wurde nicht leer von vornehmen Gäſten. Als der bedeutendſte derſelben erſchien mir Se. Durchlaucht Fürſt Carl Friedrich von Hohenlohe; derſelbe wurde mir ein äußerſt gnädiger Gönner. Er malte ſelbſt in Paſtell und Waſſerfarben und zeigte in Anordnung der Stellungen von Portraits äußerſt guten Geſchmack, ſo daß ich noch von ihm lernte. Der Fürſt ſchenkte mir eine ganze Schachtel voll der feinſten Paſtellfarben.“

„Ich verbrachte in Rüdenhauſen ſchöne, glückliche Tage; endlich war errungen, was ich ſo heiß erſehnt: Kunſt und Freiheit. Mein Aufenthalt dort dehnte ſich auf ein ganzes Jahr aus. Mehrere Male beſuchte ich die nahe gelegene Benedictiner-Abtei Schwarzach am Main, um die ausgezeichneten Gemälde zu ſtudiren, mit denen der hochberühmte Johann Evangeliſt Holzer dieſelbe ausſchmückte. Ich bezweifle, daß jemals ein Maler in der Behandlung des Fresco den großen Holzer übertroffen habe. Er iſt in der Luftperſpective unnachahmlich und entwickelte in der Anlage zahlreichſter Figurengruppen eine bewunderungswerthe Leichtigkeit. Dieſe herrlichen Gemälde, namentlich das Kuppelbild in der Kloſterkirche: St. Benedict in der Glorie und andere waren weit und breit berühmt*).“

„Mein nur der Kunſt geweihtes Leben war bisher von Amors Pfeilen faſt ganz unberührt geblieben, doch auch mir ſchlug endlich meine Stunde und weckte alle ſüße Unruhe und Qual der erſten Jugendliebe in meiner Bruſt. Ich ſah ein Mädchen in Rüdenhauſen, das im Kreiſe von Verwandten dort bei Gelegenheit einer Luſtpartie einen flüchtigen Beſuch machte, und es machte ihre Schönheit und ihr ſittſames, verſchämtes Benehmen auf mich den tiefſten Eindruck. Ich erfuhr, es ſei eine Demoiſelle Schöner aus Schweinfurt, und der lebhafte Wunſch, dieſes Mädchen wiederzuſehen, machte mir nun Schweinfurt zum Ziele meiner Sehnſucht. Unabhängig wie ich war, guter Bekanntſchaft und guten Rufes mich erfreuend, hielt nichts mich ab, mich in den Schoos der alten Reichsſtadt zu ſetzen und mein Maler-Atelier in ihr aufzuſchlagen. Bald fand ſich erfreuliche Kundſchaft. Zuerſt bekam ich die Bildniſſe eines Herrn Dr. Lebküchner und mehrerer von deſſen Verwandten zu malen. Ein Freund und

---

*) Dr. Nagler, der Bd. 6 des K.-L. S. 273—277 über J. E. Holzer handelt, nennt ſie die Krone von des Künſtlers Leiſtungen.

„Zeter, Zeter über Euch
Ritter und Edelleut zugleich!
Zeter! Zeter!
Kommen muß der Rache Tag,
Wo wir rächen unſere Schmach!
Zeter! Zeter!
Gottes Zorn und Höllenqual
Soll Euch treffen allzumal.
Zeter! Zeter!
Gott, der Vater, ſteh uns bei,
Daß wir wieder werden frei!
Zeter! Zeter!“

Wüthend rannte Jonas fort, und noch von weitem hörten die Männer ſein Zetergeſchrei durch die Fichtenwaldung gellen, jene aber ſprachen zu einander: „Wir wollen dem Jonas auch helfen!“ —

Fürſt Wilhelm hatte ſchon ſeine Mannen entboten, um nach Würzburg zu ziehen, er ſelbſt wollte Abſchied nehmen von ſeiner treuen Anaſtaſia und der muthige Wolfgang tummelte ſchon ſein Roß im Hof, ungeduldig des Aufbruchs harrend, da ſprengte ein Eilbote durch das Schloßthor, den der Burgmann in Maßfeld ſandte, und verlangte vor den Herrn gelaſſen zu werden.

Finſter hörte der Fürſt den Bericht des Boten

Kenner meiner Kunſt, Herr Tiſchler Voit, der ſogenannte Herren-Schreiner, lud mich ein, bei ihm Wohnung zu nehmen, und wir malten vergnügt zuſammen. Ein beliebter Vergnügungsort der höheren Schweinfurter Geſellſchaft, die alle Vorzüge reichsſtädtiſchen gediegenen Bürgerthums aufwies, war der Schöner'ſche Garten. Dorthin nahm Freund Voit mich mit, und dort ſah ich das Ideal meiner Träume wieder und machte deſſen nähere Bekanntſchaft. Je mehr ich den Garten beſuchte, um ſo mehr fühlte ich mich zu Johanna Barbara Schöner hingezogen. Auch deren Mutter ſprach mich ſehr an, und nicht minder wurden deren Söhne, junge Männer meines Alters, mir bald befreundet. Die Gartengeſellſchaft zog mich lebhaft an, es war auch ein Billard vorhanden, und ich wurde in den ſpätern Nachmittagsſtunden ein täglicher Gaſt. Es wurde mir auf meine Bitte die Erlaubniß zu Theil, die Tochter des Hauſes zu malen, und dadurch lernte ich das holde und reizende Mädchen immer mehr kennen, achten und lieben. Ich konnte ihre Geduld prüfen und fühlte bald heraus, daß ihre Liebenswürdigkeit keine einſtudirte Maske ſei."

„Ein altes Sprüchwort ſagt: Huſten und Liebe können nicht verhehlt bleiben. Es wurde meine ſtille Neigung bald genug in der Familie wahrgenommen, wozu ein ſtets heiter geſtimmter neckeluſtiger Schwiegerſohn und Schwager, Canzliſt Fleiſchmann, viel beitrug. Indeſſen gewahrte ich noch keine eigentliche Neigung meiner im Stillen Angebeteten gegen mich, vielleicht hatte Fleiſchmanns Neckerei ihr Gefühl verletzt, ſie verlegen gemacht, vielleicht auch — ſo dachte ich — erwartet ſie ein größeres Glück, als ich ihr zu bieten vermag, auch wäre ſie ein ſolches werth und ich wollte es ihr gönnen. Ich verſchloß daher meine Neigung, beſuchte aber Schöners Garten nach wie vor täglich und blieb mir in achtungsvoller Ergebenheit gegen die Auserkorene gleich, ohne mit ihr ein Wort von Liebe zu reden. So ging wieder ein ganzes

Jahr hin, während deſſen ich noch eine mir äußerſt liebe und mich feſſelnde Bekanntſchaft machte, und zwar die des wackern und würdigen Kunſtmalers, Bildhauers und Kupferſtechers Johann Adam Philipp Stöſſel, der ein geborener Schweinfurter und früher als Profeſſor an der kurfürſtlich-ſächſiſchen Kunſtakademie zu Dresden angeſtellt war, welche Stellung er aber mit einer Profeſſur der Mathematik und Zeichnenkunſt am Gymnaſium ſeiner lieben Vaterſtadt vertauſchte. Ich habe ihm viel im Bezug auf Geſchmack und Kunſtübung zu verdanken."

„Im Sommer des Jahres 1779 beſuchte mich ein alter Freund, der Portraitmaler Carl Urlaub aus Würzburg, Neffe des bereits oben erwähnten Georg Anton Urlaub. Auch er war Portraitmaler und malte, als ich ihn zu Würzburg kennen lernte, ein gelungenes Bruſtbild des Propſtes Schreiber im Kloſter zu Heidingsfeld nahe bei Würzburg. Carl Urlaub hatte in ſeiner Kunſt gute Fortſchritte gemacht*)."

„Sein Beſuch und die Erneuung alter Bekanntſchaft war mir ſehr willkommen, und Urlaub ließ ſich bereden, zu mir zu ziehen und einige Monate in Schweinfurt bei mir zu verweilen. Wir malten fleißig mit einander und ich ſah ihm ſeine neue und gefällige Manier in der Portraitirkunſt ab. Seine Bilder fielen ſtark ins Helle und Bunte. Er war Schüler ſeines Oheims, wie des Herrn Schleyer, deren Manier noch von dem Hofmaler Desmarées zu München, der auch in Würzburg eine Zeit lang thätig war, herrührte, und deſſen Schüler Schleyer geweſen."

„Dadurch, daß ich mir auch Einiges von dieſer Manier anzueignen ſtrebte, weil ſie meinem noch nicht ganz freien Geſchmack zuſagte, gerieth ich in den Fehler, zu viele grünliche Halbſchatten anzubringen, welchen abzulegen und dieſe Schatten zu vermeiden mir ſpäter viele Mühe koſtete."

---

*) In Dr. Nagler's K.-L. ſind 7 Maler des Namens Urlaub aufgeführt, dieſer Carl aber iſt unerwähnt geblieben.

„Carl Urlaub erhielt einen Ruf an den gräflichen Hof nach Wertheim am Main, und auch ich entſchloß mich zu einer neuen Kunſtreiſe, deren Antritt im September des Jahres 1779 erfolgte. Als ich von der mir ſtets werth gebliebenen Familie Schöner Abſchied nahm, machte ich freudig die Wahrnehmung, daß derſelbe meiner heimlich Angebeteten nicht ganz gleichgiltig ſei, und ich faßte aufs Neue Hoffnung, noch des Glückes ihres Beſitzes theilhaft zu werden. Aber einmal waren alle Reiſeanſtalten getroffen, ich zog von dannen und beſuchte nach einigem Aufenthalt in Bamberg meine Heimath und meine noch zu Erlangen lebenden Verwandten wieder."

„Dort machte ich die Bekanntſchaft des Sachſen-Meiningenſchen Cabinetsmalers Bach, eines der beſten Paſtell-Portraitiſten. Nach ihm verbeſſerte ich meine Manier, ſtrebte noch natürlicher als bisher, aber ebenſo hell und kräftig zu malen und brachte mehrere gelungene Bilder zu Stande, beſonders das des nunmehrigen Bürgermeiſters Fürthwagner, den ich früher erwähnt, deſſelben, der mir die werthe Bekanntſchaft des Schönfärbermeiſters Pühlmann verſchafft hatte. Auch dieſer wurde beſucht und bezeugte darüber eine große Freude, welche nur dadurch getrübt wurde, daß ſein hoffnungsvoller Sohn, mein Jugendfreund Tobias, unterdeſſen geſtorben war. Wir würden gewiß Herzensfreunde geblieben ſein. Freilich ſah ich jetzt die Malereien Pühlmanns mit anderen Augen an, als früher, doch fand ich noch immer, daß er gute Anlagen habe, denen nur die Ausbildung gemangelt. Er hatte ſich ſogar an das Copiren einiger großen Stücke von Rubens gewagt und ihnen mindeſtens das fröhliche Colorit dieſes Meiſters verliehen."

„Von Erlangen wurde ich wieder nach Weingartsgereuth zum Kammerherrn Freiherrn von Seckendorf gerufen, um dort mehrere Portraits zu malen und einige Gartenproſpecte wieder herzuſtellen und friſch zu übermalen, die ich vor acht Jahren geſchaffen, denen aber Wind und Wetter, da ſie im Freien ſtanden, übel mitgeſpielt hatten. Nach beendigtem Aufenthalt in Weingartsgereuth malte ich Einiges in den Dörfern Mühlhauſen und Steppach, wo ich den herrlichen Proſpect von Pommersfelden ſtets vor Augen hatte. Oft genug begab ich mich nach dieſem ſtattlichen Edelſitz und verſenkte mich in den Anblick der dortigen weltberühmten Gemäldegallerie, welche Bilder der größten Meiſter Italiens und der Niederlande ſchmücken, deren Anſchau mir ein himmliſches Vergnügen ſchuf. Leider wurde mir nicht vergönnt, ſo freundlich ſich der Herr Inſpektor gegen mich erzeigte, auch nur eines jener klaſſiſchen Stücke copiren zu dürfen. Wieder wurde nun das nahe Bamberg beſucht, wo ich Bekanntſchaft mit dem geſchickten Hofmaler Joſeph Scheubel machte, der mit ſeinem talentvollen Sohne äußerſt fleißig war, ſowohl im Portraitiren, als im Malen von Kirchenbildern. Auch Scheubels Tochter, Nonne im Clariſſen-Kloſter, war Malerin, welcher vorzüglich Köpfe gut gelangen. Mit der Malerfamilie Treu zu Bamberg befreundete ich mich ebenfalls, empfohlen durch den Inſpektor der Gallerie zu Pommersfelden, Johann Joſeph Chriſtoph Treu. Der Vater, Joſeph Marquard, nach mancherlei merkwürdigen Schickſalen vom Judenthum zum Chriſtenthum übergegangen, war noch in voller Thätigkeit. Eine Tochter deſſelben, Maria Anna, war, obſchon verheirathet, ausübende Künſtlerin und malte ſchöne Miniaturbilder.“

„Von Bamberg aus knüpfte ich Briefwechſel mit meiner jungen Freundin zu Schweinfurt an, welchen der allezeit gefällige, bereits genannte Canzliſt Fleiſchmann vermittelte, und war ſo glücklich, nach einiger Zeit die Zuſage ihrer Hand zu erhalten.“

„Am 7. September 1780 war unſer hochzeitlicher Ehrentag, der mit Goldbuchſtaben in das Buch meiner Erinnerungen eingetragen iſt."

„Ich verlebte nun in ſteter Thätigkeit zwei ſchöne Jahre und trat erſt im Jahr 1782 in Geſellſchaft lieber Freunde wieder eine größere Reiſe an. Dieſe lenkte ſich zuerſt nach der Tann*), wo ich durch die Freiherren von und zu der Tann vielfach beſchäftigt wurde. Von da ging ich nach Mansbach**), wo ein Bruder meiner lieben Frau Pfarrer war und wo ich während einiger Monate alle Herrſchaften dieſes Ortes portraitirte. Ich entſchloß mich, eine Kunſtreiſe nach Kaſſel zu machen, um den berühmten Maler Tiſchbein kennen zu lernen, und zögerte nicht mit der Ausführung dieſes Entſchluſſes."

„Johann Heinrich Tiſchbein nahm mich mit großem Wohlwollen auf. Ich zeigte ihm einige meiner Gemälde und nun führte er mich durch alle ſeine Zimmer, zeigte mir ſeine Bilder, fragte mich um mein Urtheil und examinirte mich auf die feinſte Weiſe über alle Haupttheile unſerer gemeinſchaftlichen Kunſt. Da er nun an mir keinen Fremdling in derſelben fand, ſo wurde er immer offener und freundſchaftlicher gegen mich, lud mich auf den nächſten Tag zu Tiſche, beſchenkte mich mit einigen Originalzeichnungen ſeiner Hand und äußerte ſich ganz offen über ſeine Weiſe zu malen und wie er es zu der Kunſtſtufe gebracht, auf der er ſtehe. Auch er hatte, Sohn eines Bäckers, ein Handwerk erlernen ſollen, war dann Tapetenmaler geworden und hatte ſich durch Fleiß und Eifer ſelbſt emporgehoben. Gern ſprach er von ſeinem Aufenthalt in Rom bei dem Maler Piazetta."

„Unendlich viel des Kunſtſchönen ſah ich in Kaſſel und ſchwamm freudvoll in meinem Elemente. Leider herrſchte eine

---

*) Bayeriſches Städtchen an der Rhön.

**) Dorf und Gut in der Nähe von Buttlar, dicht an der bayeriſch-S.-Weimariſchen Grenze.

Seuche dort, von der auch Tiſchbein befallen wurde und an welcher viele Leute ſtarben, doch war Tiſchbeins Neffe ſo gütig, mich überall herumzuführen, mir Alles zu zeigen. So ſah ich denn die landgräfliche Gemäldegallerie, die Bilder in den fürſtlichen Schlöſſern, namentlich alle Gemälde Tiſchbeins im Luſtſchloſſe Weißenſtein, das Muſeum, das Modellhaus, die katholiſche Kirche mit ihren ſechs Altären, deren Bilder ebenfalls von Tiſchbeins Hand ſind. Doch auch das Lebende zog mich an und feſſelte mich. Oefter ſah ich den Hof in ſeinem Prunk und Glanz. Die regierende Frau Landgräfin Wilhelmine war ein Wunder von Schönheit; unter der Schaar der Kammerfrauen war auch eine ſehr ſchöne Mohrin, die ſich in ihrer reichen orientaliſchen Tracht herrlich ausnahm.“

„Tiſchbeins Neffe verſchaffte mir auch die werthe Bekanntſchaft des Profeſſors und akademiſchen Raths Samuel Nahl, des durch viele Meiſterwerke berühmten Bildhauers, welcher eben beſchäftigt war, die Coloſſalſtatue des Landgrafen Wilhelm II., 15 Schuh hoch, auf einem Piedeſtal von gleicher Höhe aus weißem carariſchen Marmor zu hauen, zu welcher Johann Auguſt Nahl, Vater des Genannten, bereits das Modell gefertigt hatte. Auch Nahl erzählte mir viel von ſeinen Reiſen, zeigte mir manche mitgebrachte Seltenheiten und nicht minder Gemälde ſeines Bruders Johann Auguſt, welcher treffliche Copien nach Raphael und Pouſſin mit aus Italien gebracht, aber bereits eine Reiſe nach England angetreten hatte*).“

„Da die Krankheit Tiſchbeins, heftiges Schnupfenfieber, zunahm und ich auch ſelbſt von ſtarkem Huſten befallen wurde, ſo verließ ich endlich nach einem in künſtleriſcher Beziehung äußerſt genußreichen 14tägigen Aufenthalte Kaſſel, fuhr auf der Fulda nach Hersfeld und wanderte dann zu Fuße wiederum nach Mansbach über hohe Berge. Auf dieſem Wege gewahrte ich ein eigenthümliches Phänomen, die eine Hälfte des Horizontes war nachtſchwarz von einförmigem Schneegewölk bedeckt, die andere erſchien völlig rein und weiß, beide Seiten ſcharf, wie abgeſchnitten begrenzt. Die Folge war ein Unwetter, das mich bis auf die Haut durchnäßte und durchkältete, indeß pflegte mich meine Schwägerin ſo liebevoll,-daß mein Katarrh ſich nicht ſteigerte."

---

*) Noch lebt als Beſitzer großer Kunſtſchätze zu Kaſſel ein Abkömmling der Künſtlerfamilie Nahl, der ſich ebenfalls als Maler einen Namen machte.

„Nachdem ich in Mansbach noch einige Bildniſſe der Gutsherrſchaft und einiger Beamten gemalt hatte, eilte ich mit Sehnſucht meiner Heimath zu, wo meine zärtliche Gattin mich freudvoll empfing. Dieſe ſchenkte mir am 24. Mai 1783 unſer erſtes Kind, eine Tochter, Anna Margaretha."

„Meine Thätigkeit ſetzte ſich im Sommer dieſes Jahres rührig fort. Ich ward zu dem trefflichen Freiherrn Truchſeß von Wetzhauſen auf deſſen Schloß Bettenburg, zwiſchen Königsberg in Franken und Haßfurt am Main, berufen und lernte ihn, den berühmten Obſtkenner und Kirſchenpfleger, gleich ſo vielen Andern, als edlen Menſchenfreund von romantiſch-ritterlichem Sinn, von Freundſchaftgefühl und ächter Humanität beſeelt, kennen und verehren. Von der Bettenburg mußte ich zum Ritterhauptmann Freiherrn von Hutten nach Birkenfeld, wie auf andere benachbarte Edelſitze."

„Damals blühte noch die Kunſt und hatte eine goldene Aera, hauptſächlich auch durch die Frömmigkeit der katholiſchen Kirche, die Kunſtliebe der reichen Prälaten, ſo mancher berühmten Abteien und Klöſter. Das Jahr 1784 beſchäftigte mich anhaltend in der herrlichen Benedictiner-Abtei Theres am Main, zwiſchen Bamberg und Schweinfurt, wohin der Freiherr von Truchſeß nebſt Anderen mich empfohlen hatten. Dort malte ich mehrere Altarblätter und einige hiſtoriſche Stücke in den Convent. Die Vorwürfe zu den erſteren entnahm ich der Legende, von den Conventſtücken aber behandelten drei die Sagen von der Begründung des Kloſters, während drei andere die Geburt Chriſti, die Begabung durch die heiligen drei Könige und die Hinſcheidung des von ſeinen Ordensbrüdern umgebenen St. Benedict, nach der Natur in Lebensgröße, darſtellten, wobei ich manches Portrait der frommen Väter nach dem Leben verewigte.“

„Auch den Kreuzgang mußte ich noch mit einigen Paſſionsbildern, einer Kreuzigung und einer Mater doloroſa ausſchmücken.“

„Daß mir, als einem Proteſtanten, vergönnt ward, alle dieſe Bilder zu malen, zeugte von dem rühmlichen Duldungsſinn der höheren katholiſchen Geiſtlichkeit; ich aber ſtrebte dahin, durch ſeelenvollen Ausdruck Würdiges, Edles, Großes und Erhabenes in meine Gemälde zu legen, damit ſie ihren Zweck, zu rühren und zu erbauen, bei gläubigen Seelen erfüllten.“

„Im Jahre 1785, das uns am 8. Juni ein Söhnchen, Caspar Friedrich, beſcheerte, welches uns jedoch ſchon am 28. April 1787 entriſſen wurde, mußte ich wieder nach Wertheim, um für Se. Erlaucht, den regierenden Grafen Friedrich einen Gartenſaal zu beginnen; eine Arbeit, die mir minder zuſagte. Da ſich im Schloſſe das Bild einer Lautenſpielerin von Kupetzky befand, mußte ich dazu ein Seitenſtück, eine Harfenſpielerin, malen. Ich faßte zwar den Charakter gut auf, aber ich konnte Kupetzky's Geiſt nicht ſo ganz wiedergeben, zumal weil mir die gute Beleuchtung des Kupetzky'ſchen Zimmers abging.“

„Außerdem ließ ſich der Graf mehrmals für Verwandte portraitiren, wie es auch an anderer Kundſchaft nicht fehlte.“

„Von Wertheim erhielt ich eine Berufung zum regierenden Fürſten Carl Thomas von Löwenſtein-Wertheim, der zu Weißendorf bei Erlangen wohnte. Dort malte ich neben zahlreichen Bruſtbildern vier Knieſtücke in Lebensgröße und eine

Anzahl Thürſtücke (Surports) und begab mich dann wieder in die Heimath zurück, wo es an Arbeiten ebenfalls nicht fehlte."

„Das Jahr 1787 brachte wieder eine junge Tochter, Maria Catharina, und zwar am 30. März, aber auch ſie wurde uns, nachdem uns bald nach ihrer Geburt das Ableben des Söhnchens eine ſchmerzhafte Wunde ſchlug, am 26. April des nächſtfolgenden Jahres durch den Tod geraubt."

„So wechſeln Glück und Leid im Menſchen- und Familienleben! Geburt und Tod ſind Zwillingsgeſchwiſter. Das Jahr 1789 erſetzte uns die herben Verluſte am 4. Februar durch eine Tochter, die wir nach der Verſtorbenen wieder Maria Catharina nannten, aber Catharina riefen."

„Zu Hauſe begann ich nun, mir Gehülfen zu ziehen und Schüler zu bilden; unter ihnen war auch mein junger Neffe Friedrich Guſtav Adolph Schöner aus Mansbach, der ſechs Jahre bei mir war und ſich durch Fleiß und gute Begabung auszeichnete. Ich ſuchte Jeden nach den Regeln meines bewährten Lehrers Feſel und nach den Lehren eines Rafael Mengs zu bilden. Von mir aus begab ſich Friedrich Schöner nach Dresden unter die Leitung Anton Graffs und wurde einer von deſſen beſten Schülern*)."

Schöner war der Sohn des Pfarrers Schöner in Mansbach; er war in Halberſtadt verheirathet, wo ſeine Wittwe noch lebt. Ein ſchönes Bild von ihm befindet ſich in Magdeburg in der Preſchel'ſchen Stiftung, den Stifter in Lebensgröße darſtellend. Schöner hat auch Wilhelm und Catharina Sattler gemalt, die ſich nebſt einem großen Bilde Peſtalozzi's mit einem ſeiner Zöglinge, ſo wie manche andere auf Schloß

---

*) In dem F. G. A. Schöner betreffenden Artikel in Dr. Naglers K.-L. wird ihm ein hohes Lob gezollt. Er malte unter vielen andern die höchſtgelungenen Bildniſſe Napoleons I., Peſtalozzi's, Dräſeke's, Dr. Auguſtins zu Halberſtadt und ſtarb 1841 in Bremen.

Mainberg befinden. Die Bildergallerie des Dr. Lucanus in Halberſtadt enthält manche Gemälde von ihm. Seine Bilder zeichnen ſich durch ein friſches, feuriges Colorit aus und ändern ſich deren Farben durch die Zeit nicht, da er die Vorſicht gebrauchte, erſt alle Farben auf ihre Haltbarkeit zu probiren, indem er ſie Jahre lang aufgemalt dem Sonnenlicht und der Kellerfeuchtigkeit ausſetzte, ſie dann gegenſeitig verglich und nur die wenigſt veränderten Farben wählte, eine Vorſicht, die oft von berühmteren Malern ganz verſäumt wirt und ſpäter den Gemälden ſo weſentlich Nachtheil bringt.

„Später gewährte es mir viele Freude, auch meiner älteſten Tochter, Anna Margaretha, die große Neigung für meine Kunſt entwickelte, Unterricht im Zeichnen und Malen zu ertheilen. Auch die jüngere, Catharina, zeigte viele Vorliebe für die Malerei und einen lebhaften Farbenſinn.“

„Das Jahr 1790 lockte mich nach Frankfurt a. M. zur großen Kaiſerkrönung Leopolds II. Da ſah ich nun den Glanz, die Pracht und alle Hoheit der großen Welt und manch neues Gebiet der Kunſt that ſich mir auf. Um aber Frankfurt für längere Zeit zu genießen und doch nicht Geld zuzuſetzen, begann ich Beſchäftigung. Dieſe fand ich reichlich bei Johann Andreas Benjamin Rothnagel, der als Zeichner, Maler und geübter Kupferſtecher, nicht minder als Vorſteher einer ſchwunghaft betriebenen Tapetenfabrik dort thätig war. Das Geſchäft beſteht noch immer unter gleicher Firma. Es gab vollauf zu thun mit Allegorien, Transparenten für die Illuminationen, die der Feſtprunk erforderte, und Bildniſſen vom Kaiſer, von Fürſten wie Geſandten, die freilich nicht die Gnade und die Zeit hatten, uns zu ſitzen, ſondern wir mußten vorhandene Portraitbilder benutzen; dafür wurden die Bilder, wenn auch keine Ideale der Kunſt, doch häufig ſehr ideal.“

„Bei dieſer Gelegenheit ſah ich auch zum erſten Male ein an und wandte ſich an Mithobius: „Sehet, das ſind die Früchte Eures geprieſenen Wahrheitlichtes, Doktor! Zur Brandfackel wird es, die uns das Haus über dem Kopf anzündet. Jetzt rebelliren auch unſre Bauern, und undankbar gegen unſre Wohlthaten fallen ihnen die Bürger in den Städten zu. Das danken wir dem Luther!“

„Gnädigſter Herr,“ vertheidigte Mithobius: „Dazu kann der Mann nichts, der das Evangelion lauter und rein gepredigt, daß das Volk endlich müde geworden der Gaben, welche die Geiſtlichkeit erpreßt, und der Leiſtungen, welche der Adel begehrt, nun mit Gewalt die Gewalt vertreiben will und das ſchwer auf ihm laſtende Joch abzuſchütteln verſucht.“

„Ein andermal davon, wer Recht und Unrecht hat, jetzt gilt es ſchnellen Entſchluß, raſche Hülfe! Der Zug nach Würzburg muß nun unterbleiben,“ ſprach der Fürſt, und wandte ſich unmuthig von dem Vertrauten ab.

Der alte Wohlrath, ein hochbetagter Greis, wankte auf ſeinen Krückenſtock geſtützt, nach dem

Luſtlager, das der Landgraf von Heſſen-Kaſſel bei Bergen aufſchlagen ließ und bezog.“

„Meine Rückreiſe lenkte ſich den ſchönen Geſtaden meines geliebten vaterländiſchen Stromes entlang langſam heimwärts. Ich nahm in Form leichter Skizzen alle maleriſchen Punkte längs deſſelben von Seligenſtadt bis Wertheim auf.“

„Hätte der beliebte, ja berühmte Landſchaftmaler Karl Sebaſtian v. Bemmel in Nürnberg nicht zu vieles Lehrgeld verlangt, ſo wäre ich vielleicht unter ihm ausſchließlich Landſchafter geworden, denn ich hatte auch dazu Luſt und Neigung, wie einiges Talent, doch aber lenkte ſich mein Geſchick ſo, daß ich, bei der Vorliebe für jeden Zweig der Malerkunſt und deſſen praktiſcher Ausübung in keinem derſelben ausgezeichnet wurde. Ausgezeichnet zu ſein in nur einem Fache der Malerkunſt iſt ehrenvoll, doch nicht immer einträglich; vielleicht iſt es ſogar leichter, als in vielen Fächern zugleich erträglich zu ſein.“

„Im Jahre 1793 folgte ich einem Rufe nach der Abtei Ebrach, um den Herrn Prälaten und deſſen Bruder, der Hauptmann in kaiſerlichen Dienſten war, zu portraitiren.“

„Das nächſtfolgende Jahr ſah mich im Kloſter Langheim thätig, deſſen Prälat ſich in voller Lebensgröße malen ließ, nächſtdem daß es vollauf Beſtellungen auf Bruſtbilder gab.“

„Der Ausbruch der franzöſiſchen Revolution und die Truppenbewegungen in Deutſchland ſchlugen jede Kunſtübung zu Boden. Den franzöſiſchen Gäſten folgten indeß bald genug kaiſerliche Slavonier, an ihrer Spitze der berühmte General Jellachich, der ſich bereits in manchen Gefechten auch auf fränkiſchem Boden ausgezeichnet hatte und bis zum Range eines Feldmarſchallieutenants emporſtieg. Es wurde mir die Ehre zu Theil, ihn einmal zu portraitiren, wie auch viele Officiere ſeines Corps*).“

---

*) Dieſe Portraits und viele andere malte C. Geiger freilich nur allzu

So weit reichen Conrad Geigers eigene Aufzeichnungen. Erregten ſie einigermaßen des Leſers Antheil, ſo wird es gerechtfertigt erſcheinen, über dieſen ſtrebſamen und thätigen Mann und ſeine Familie noch Weiteres mitgetheilt zu erhalten.

Conrad Geigers Familienleben war ein ſchönes und glückliches. Die Kriegsbewegungen unterbrachen nicht auf lange ſeine raſtloſe Thätigkeit. Das Schöner'ſche Haus, deſſen oberes Stock er bewohnte, hatte ſeine ganze frühere Einrichtung beibehalten, welche Geigers Schwiegermutter, die Beſitzerin, bis zu ihrem 1792 erfolgten Tode fortführte. Frau Johanna Barbara Geiger war rührig und thätig und behielt beim Tode ihrer Mutter die kleine Gartenwirthſchaft bei, in der ſich jeden Wochentag eine ausgewählte Geſellſchaft zuſammenfand, Bier trank und Billard ſpielte. Der Garten war groß, mit Hallen und Lauben und den herrlichſten Obſtbäumen verſehen, und die Geſellſchaft, die ſich da zuſammenfand, hatte ſich nach alter Weiſe ſo an einander gewöhnt, daß ſie ſelbſt Alles that, eine Veränderung fern zu halten. Sie beſtand aus den vier Geiſtlichen Schweinfurts, mehreren Rathsherren, Aerzten, Kaufleuten und achtbaren Gewerbtreibenden, und es herrſchte der unbefangene und ungezwungene Bürgergeiſt und Ton, der noch heute in Schweinfurt heimiſch iſt, wenn man die rechten Kreiſe trifft.

Wenn Conrad Geiger ſein Tagewerk vollendet und ſich genug gethan hatte, kam er dann auch zur Geſellſchaft herab und half ſie beleben. Bisweilen reichten die Räume ſeiner Zimmer nicht aus für ſeine Beſtellungen und er mußte ſein Atelier in der Scheuer aufſchlagen, um die großen Kirchenſtücke für fränkiſche Klöſter und Abteien ausführen zu können.

---

billig; 3, höchſtens 4 Kronenthaler waren der Preis für ein Bruſtbild in reicher Modetracht, ohne Hände 2 Kronenthaler, daher brachte der Künſtler es trotz allen Fleißes zu keinem Reichthum.

Die beiden Töchter, ſechs Jahre im Alter von einander verſchieden, blühten in Geſundheitfülle auf und entwickelten ſich zur Freude der Aeltern und aller Verwandten. Zunächſt war es die ältere, die durch ihr Talent zum Liebling des Vaters wurde. Aufzeichnungen ihrer jüngeren Schweſter Catharina ſchildern das Jugendleben beider Mädchen im älterlichen Hauſe und an dieſes reihen ſich dann weitere Mittheilungen an.

„Das Haus und der Garten meiner Aeltern," ſo beginnt Catharina, „war mir der Inbegriff aller Freuden, denn ich hatte von Natur einen frohen Sinn, der mir ſpäter über viele ſchwere Stunden meines bewegten Lebens hinüber half; ich war damals in meinem Sinn unendlich reich, denn ich konnte noch von meinem Reichthum Anderen mittheilen. Mein Reichthum beſtand in Blumen, in Tulipanen, Narciſſen, Iris und weißen Lilien, Jasmin, Roſen ꝛc. Nur Levkoien und Nelken wegzuſchenken, war mir von der Mutter unterſagt. Meiner Schweſter und mir war erlaubt, Würzkräuter und abgefallenes Obſt aus dem Garten zu verkaufen, und wir waren ſtets ſehr erfreut, wenn im Herbſt ein Nachtwind die Bäume tüchtig geſchüttelt hatte; da konnten wir nicht früh genug aufſtehen, um Leſe zu halten, von der wir Vieles genoſſen und auch Vieles wegſchenkten."

„Meine Aeltern hatte ich ſehr lieb und ebenſo meine Schweſter Margarethe; da ſie ſechs Jahre älter war als ich, ſo wurde ſie mir ſtets zum Muſter vorgeſtellt, eine Maßregel, die nicht immer nachhaltig guten Eindruck auf die jüngeren Geſchwiſter macht, und da das Weſen meiner Schweſter ſchon in jüngeren Jahren ſehr ernſt war, das meine aber durchaus heiter, ſo fehlte es bisweilen nicht an kleinen Mißverſtändniſſen und Zwiſten, die der Mutter ſehr unerwünſcht waren, ſo daß ſie bei ſolchen Anläſſen zu ſagen pflegte: Wenn ihr beide einmal nicht mehr bei einander ſeid, werdet ihr euch nach einander ſehnen. Dann aber wird es zu ſpät ſein."

„Nur allzuwahr wurde dieſes Wort der guten, treuen Mutter.“ —

„Meine Schweſter war übrigens meine Lehrmeiſterin in allen Stücken, ſie lehrte mir zeichnen, leſen, ſticken und die Anfänge des Schreibens. Später ging ich mit ihr in eine Schule, die ein Herr Rudolph hielt. Dieſer war ein ſehr guter Lehrer und die Schule machte uns nur Freude; freilich wurde damals nicht ſo viel wie jetzt gefordert. Wer leſen, ſchreiben und das Einmaleins konnte, wer im Katechismus, dem Pſalter und dem Evangelium feſt war und nebenbei die ganze oder halbe Bibel auswendig wußte, der war vollſtändig ausgebildet und gut geſchult. Die Sprache eines Deutſchland ſtets feindlichen Volkes zu erlernen und zu reden, galt damals noch nicht für Bildung. Dagegen bemühte ſich unſer wackerer Lehrer, uns Mädchen ſo viel als möglich Unterricht in Rechtſchreibung, im Singen mit Orgelbegleitung, wie auch im Rechnen zu ertheilen, und las mit uns Campe's Robinſon, um uns auch Blicke in die Erdbeſchreibung und fremde Länder thun zu laſſen. Alle Schüler hatten dieſen Lehrer lieb, der es verſtand, ihnen nicht, wie ſo manche andere Pedanten ſeiner Zeit, den Beſuch der Schule zur Qual zu machen, und auch ich habe ihm Vieles zu verdanken. Von Perſon war Herr Rudolph ſchwächlich und verwachſen; bisweilen kam er auch zu uns in den Garten, unterhielt ſich aber mehr mit der Familie, als mit den Gäſten.“

„Lebhaft genug ſetzte, wie jede bewegte Zeit, auch die damalige, eine der bewegteſten, die Zungen und Gemüther in Bewegung, und die franzöſiſche Revolution, die in den neunziger Jahren in vollem Gange war, brachte Angſt und Beſtürzung in unſern Geſellſchaftskreis. Am meiſten aber erſchütterte die Hinrichtung des Königs Ludwig XVI. von Frankreich, zumal die zartbeſaiteten Gemüther der Frauen und Mädchen und drang ſelbſt bis in die Kinderkreiſe.

Auch ich lernte gleich vielen meiner Jugendgenoſſinnen das damals allbeliebte Lied:

„Ach, es ſtirbt der gute König,
Frankreichs Ruhm ſtirbt mit dahin ꝛc.“

und entſinne mich, daß ich daſſelbe noch im Juli 1796, auf einem Steine vor unſerem Hauſe ſitzend, ſang, während die Franzoſen meine Vaterſtadt beſchoſſen, und mein Vater mich ſtreng in das Haus rief und mir drohend ſagte: „Wenn Du das Lied noch einmal ſingſt, ſo hauen Dir die Franzoſen den Kopf ab wie ihrem König!“ Ich ſchwieg entſetzt ſtille und gewahrte erſt jetzt, in welcher Verwirrung Alles war, denn der Beſchießung Schweinfurts drohte ja die Plünderung auf dem Fuße zu folgen. Was weiß aber ein Kind von ſieben Jahren von den Gräueln, der Barbarei und der Unciviliſation, die wir Krieg nennen?“

Nach der Chronik der Stadt Schweinfurt von H. Ch. Beck — um nur Einiges anzuführen — gaben die Verluſte, welche die Stadt durch die Franzoſen vom 22. Julius bis zum 14. September 1796 erlitt, Stoff zu einem reichhaltigen Verzeichniß, das gedruckt und für 12 Kreuzer verkauft wurde. Vom 25. Juli bis 3. September lagen 46 franzöſiſche Generale zu Schweinfurt im Quartier. Jourdan, der General en Chef der Sambre- und Maas-Armee, brach treulos ſein Verſprechen, die ruhigen Einwohner des rechten Rheinufers nicht zu ſchädigen.

„Meine Mutter und Schweſter waren eifrig mit Einpacken von allerlei Werthgegenſtänden beſchäftigt; ich half ſo gut ich konnte und brachte auch mein ſilbernes Pathengeſchenk, ein Tiſchbeſteck, herbei. Das Kiſtchen, welches alles zu Bergende aufnahm, wurde in den Keller geſchafft und beim Schein einer Oellampe in einen Winkel verſcharrt. Droben ſchellte es heftig, rufende Stimmen wurden laut, Mutter und Schweſter und der Diener eilten hinauf. Drei Mann Franzoſen lärmten als Einquartirung gebieteriſch im Hauſe herum, die Kellerthüre wurde zugeſchlagen und verriegelt und ich blieb ohne Abſicht vergeſſen, gleichſam eine Schatzhüterin alter Sagen, ruhig bei der brennenden Lampe im Keller ſitzen. Droben gab es alle Hände voll zu thun, und erſt ſpät genug dachte meine Mutter an mich, rief, ſuchte und fand mich nirgends, bis ſie endlich in den Keller kam. Da ſaß ich heiteres, glückliches Kind und ſang in den höchſten Tönen und im grellen Widerſpruch zur Zeitlage:

„Freut Euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht!
Pflücket die Roſe,
Eh ſie verblüht!“

„So half mein fröhlicher Sinn mir manche Blume am Lebenspfade pflücken, der Andern ſo dornenvoll erſchien. An die Franzoſen auch gewöhnte ich mich, indem ich einſah, daß ſie Menſchen und nicht Menſchenfreſſer ſeien. Viele Einwohner Schweinfurts hatten bei dem drohenden Ueberfall den Kopf verloren und die Häuſer verſchloſſen, als wenn das etwas in ſolcher Zeit und Kriegsgefahr nütze. Der in unſerer Straße wohnende Bäcker hatte nur ſchwarzes Kümmelbrod gebacken, das mochten die Franzoſen nicht; meine Mutter aber hatte vorſorglich vieles Weißbrod und Semmeln angeſchafft und ich wurde in ein Fenſter geſtellt, um Alles auszutheilen. Das machte uns gleich Gunſt bei den verwöhnten Soldaten, und dazu kam noch, daß mein Vater und meine Schweſter ſich etwas in franzöſiſcher Sprache mit ihnen verſtändigen konnten, ſo daß ſie von allen Seiten her in Anſpruch genommen wurden, denn der meiſte Unmuth und Unwille entſprang dem Mangel an der gegenſeitigen Verſtändigung.“

„Als das Kriegsgewitter ſich wieder aus unſerm nächſten Horizont gezogen hatte, wurde das Künſtlerleben im älterlichen Hauſe fröhlich fortgeſetzt. Meine Schweſter hatte in ihrer früheſten Jugend kaum das Schreiben gelernt, als in ihr auch ein lebhafter Trieb zum Zeichnen mit Bleiſtift und Kreide erwachte, und ſie übte ihre Kunſt, wie einſt unſer Vater in Tennenlohe, auf Tiſchen, an Thüren und Wänden.“

„Zunächſt gingen erträgliche Frauenzimmerfigürchen aus ihren Händen hervor, welche ihre Geſpielinnen gleich nachahmen wollten, dieß aber nicht vermochten. Da warf ſich Margaretha zur Lehrmeiſterin auf, was ſie mit großer Ernſthaftigkeit betrieb, während der Vater ſie ſelbſt unterrichtete. Bald malte ſie mit Waſſerfarben, dann mit Deckfarben, verſuchte ſich auch mit Paſtellfarben, und Alles gelang recht leidlich, bis ſie die erſte Copie eines Portraits in Oel verſuchte, die aber leider ſo ſehr mißglückte, daß ſie ſich bis zum Weinen darüber betrübte. Indeß halfen fortgeſetzte Verſuche in Farbenmiſchung und Pinſelführung über die Schwierigkeiten auch dieſes Anfangs hinaus; Margaretha's Farbenbilder gewannen an Schönheit, der Vater aber ließ ſie fortwährend fleißig nach ſtrengen Regeln und Gipsmodellen zeichnen, bis ſie ſo weit gebracht war, ſelbſtſtändig mit Paſtellfarben, wie in Oel nach dem Leben zu malen.“

„Mir ſelbſt war bei dieſem Kunſtſtudium der Schweſter die ſehr beſcheidene Rolle einer Farbenreiberin und Pinſelreinigerin zugetheilt, wenn die Hülfe, die ich der Mutter nun mehr und mehr im Hausweſen zu leiſten hatte, Zeit zu dieſen ſehr nützlichen Beſchäftigungen vergönnte. Doch genoß ich auch ſelbſt bei meiner Schweſter, die ſchon als Zeichnenlehrerin junger Mädchen auftrat, Unterricht, den ich ihr nie genug danken kann, denn auch mein Leben hat die Malerkunſt, obſchon ich nie als Kunſtmalerin aufzutreten wagte, oder veranlaßt war, mit ihren ſchönſten Farbenkränzen geſchmückt.“

„Zu den angenehmſten Erinnerungen wurde mir eine Reiſe, die mein Vater mit Margaretha nach Würzburg machte und auf der ich beide begleiten durfte. Dort wurde der würdige ehemalige Lehrer unſeres Vaters, Hofmaler Feſel, beſucht. Wir weilten drei Wochen in der Metropole Unterfrankens, Margaretha copirte unter Feſels Augen einige Bilder van Dyks zu deſſen hoher Zufriedenheit und malte ihr eigenes Bruſtbild mit vielem Geſchmack, das ſie zum Dank für ſeine gütigen Unterweiſungen dem alten Herrn zum Andenken ſchenkte, der darüber eine herzliche Freude hatte.“

„Dieſes Bild befindet ſich noch in der Sammlung des hiſtoriſchen Vereins für Unterfranken und Aſchaffenburg zu Würzburg.“

„Trotz der kurzen Friſt unſeres Würzburger Aufenthaltes erlangte meine Schweſter ſchon einigen Ruf als Künſtlerin. Sie mußte den Profeſſor Schmiedlein und deſſen Familie, fünf Perſonen, und einige Portraits adeliger Herrſchaften malen.“

„In die Heimath zurückgekehrt, erfanden wir Schweſtern uns ein eigenthümliches Vergnügen, wir malten Schweinfurter Vogelſchießen. Anlaß dazu hatte der Umſtand gegeben, daß Feſel Margaretha angeregt hatte, fränkiſche Landestrachten zu malen, was ihr anfangs vieles Vergnügen machte. Feſel hatte Auftrag, ſolche nach München zu liefern. Franken war ja 1802 kurpfalzbayriſch geworden und man wollte ſich in München die neue Bevölkerung mindeſtens im Bilde beſchauen“

„Im Jahre 1856 gab der polytechniſche Verein zu Würzburg eine Sammlung unterfränkiſche Trachten heraus, in welcher auch jene von Margaretha Geiger aufgenommen ſind.“

„Wir baten den Vater, uns für unſer Vorhaben den Schweinfurter Schießplatz mit Umgebung zu malen, und ließen es dann unſere Sorge ſein, ihn mit Spielbuden, Schützen und Volksgruppen aller Art zu beleben, die wir ſo naturgetreu als möglich in Deckfarben darzuſtellen uns bemühten. Dieſe panoramenartig gehaltenen Kunſtwerke wurden dann zum Vergnügen der Gartengeſellſchaft am paſſenden Orte von grünem Buſchwerk umrahmt aufgeſtellt und da die Figuren der Schweinfurter Bürger- und Schützenſchaft, die ich meiſt gezeichnet hatte, Körper-, ja häufig Portraitähnlichkeit hatten, ſo gefiel die Sache ungemein, und Alles kam herbei, unſere Vogelſchießen zu ſehen. Meiner Schweſter konnte bei ihrem Ernſt und ihrem tiefen künſtleriſchen Sinne dieſe Malerei nicht auf lange zuſagen; ſie ſehnte ſich nach großen und gediegenen Vorbildern und lag dem Vater in dieſer Zeit unabläſſig an, ihr zu erlauben, einem Rufe nach Bamberg zu einer vortrefflichen Dame, Frau Oberappellationsräthin von Welden, folgen zu dürfen, die ſie ſammt Familie malen ſollte. Einigermaßen ungern ließ unſer Vater Margaretha ſpäter ziehen, denn ſie war ihm ſchon eine Stütze. Margaretha malte viel beſſer als er weiblichen Putz, entwickelte mehr Geſchmack in der damaligen Modetracht.“

„Margaretha war nun 22 Jahre, ich 16 Jahre alt geworden. Es war das Weihnachtfeſt 1805 gekommen; das neueſte Vogelſchießen ſtand in des Vaters Arbeitsſtube und es kamen in der Abſicht, daſſelbe zu beſehen, drei Herren in unſer Haus, von denen zwei uns ſchon bekannt waren, der dritte aber als eine neue Erſcheinung auftrat. Es war der junge Herr Chriſtian Voit aus Schweinfurt, ein Orgelbauer und Inſtrumentenmacher, der aber an ſeiner Kunſt wenig Freude und mehr Sinn für kaufmänniſches Weſen hatte; Herr Friedrich Wilhelm Ruß aus Kamen in Weſtphalen (geb. 7. Auguſt 1779), Gehülfe in der Stadt-Apotheke, und Herr Wilhelm Sattler aus Kaſſel, ein ebenfalls junger, beſcheiden-ſtiller Mann, der — wie wir ſpäter erfuhren — der Bleiweißfabrik von Wüſtenfeld zu Hannöveriſch-Münden und von Gademann zu Schweinfurt, welche dieſe Herren in dem Schweinfurt ziemlich nahen Dorfe Niederwern (Landgericht Werneck) beſaßen, als Geſchäftsführer vorſtand.“

„Wilhelm Sattler zeigte bei angenehmer Körperbildung und edlen Zügen ein ſinnendes, nachdenkliches, in ſich gekehrtes Weſen, das auf mich einen wunderbar tiefen Eindruck machte; er ſprach, ſo viel ich mich erinnere, bei jenem erſten Beſuche kein Wort mit mir und dennoch ſprach ſein Auge ſo viel.“

„Unſer gegenſeitiges Erkennen war — ein Lied ohne Worte, ein harmoniſcher Einklang, ein Ineinanderklingen der Seelentöne. Meine Stunde ſchlug, mein Herz erbebte, mein Erdenloos war entſchieden.“

„Der junge Mann kam öfters wieder, doch ſtets nur an Sonntag-Nachmittagen, die er frei hatte. Mit ſeinem Freunde Ruß ſtudirte er eifrig Chemie und machte zahlreiche Verſuche in Bereitung von Farben, von denen er uns dann Proben brachte, um von uns deren praktiſche Brauchbarkeit für die Malerei zu erfahren.“

„Auf dieſem Wege knüpfte ſich ein Herzensbündniß an, dem aber keineswegs das Glück mit vollen Händen entgegenkam, o nein, es gab auch ſtilles Leid zu tragen, und es wurde uns das Weh, das ja faſt jede wahrhafte und innige junge Liebe zu bekämpfen und zu überwinden zu ſuchen hat, keineswegs erſpart.“ „Doch ich kehre zur Schilderung unſeres Familienlebens zurück.“

„Unſer Vater litt im Jahre 1799 neun Wochen lang am kalten Fieber; dennoch malte er fleißig fort und gönnte ſich nur wenige Erholung, wenn er dieſe nicht von Zeit zu Zeit auf ſeinen kleinen Reiſen fand, die er noch immer gern unternahm. So war er im Winter 1800 in Meiningen, beſuchte ſeinen Bekannten, den Cabinetsmaler Bach, und ſah den genialen Herzog Georg zu Sachſen-Meiningen, wie derſelbe, der ſtets bemüht war, in ſeinem Lande gemeinnützige Anſtalten zu begründen, eine von ihm angeordnete Feuerlöſchanſtalt-Probe in Perſon leitete. Der Herzog hatte damals ein ſtark geröthetes Geſicht, trug eine rothe, mit weißgrauem Pelz verbrämte Mütze, über die eine weiße Feder lief, einen grünen Militairrock mit rothausgeſchlagenem Kragen und

Zimmer des Herrn und rief: „Gebt mir einen Helm und eine Hellebarte! Ich will Wache ſtehen vor meines gnädigen Fürſten Zimmer! Nur über meinen Leib ſollen die Empörer hereindringen!“

Und in der That, es bedurfte treuer Herzen und tapferer Arme, denn die Hyder der Empörung erhob ziſchend und flammenſpeiend ein hundertköpfiges Haupt. Furchtbar waren die Nachrichten, die von allen Seiten einliefen, wie in Schwaben und Thüringen die Bauern gehauſt und wie ſie umgegangen mit den gefangenen Adeligen, wie ſie dieſelben an Bäumen aufgehenkt, durch Spieße gejagt und kein Erbarmen mit Greiſen und Säuglingen gehabt, ja in ihrer Furienwuth nicht das Kind verſchont im Leib der Mutter. Und näher, immer näher zog das drohende Unheil, und der Nachthimmel glühte ſchon allabendlich vom Wiederſchein brennender Burgen und Klöſter. In ſechs Orten zugleich lagerten Bauernheere rings um Würzburg und ſchrieben der Umgegend Geſetze vor. Da wurde die Marterwoche des Herrn eine Marterwoche für Hunderte, die ihr Leben lang ihre Unterthanen einen Pelzmantel. Geiger malte aus der Erinnerung à la prima im Jahre 1801 des Herzogs Bildniß.“

„Als in ſpäteren Jahren Herzog Georgs Wittwe, die regierende Herzogin Louiſe Eleonore, nach Mainberg kam, wurde ihr dieſes Bild gezeigt. Sie fand daſſelbe ſehr ähnlich, ließ es in gute Beleuchtung ſtellen und ſetzte ſich auf einen bequemen Seſſel davor, lange in deſſen Anſchauen verloren.“

„Im Jahre 1802 reiſte C. Geiger in Begleitung von Frau, Schwager und Schwägerin wieder einmal nach Mansbach. Der Weg führte ihn über Roßdorf*), welches der Künſtler für den dortigen Rittergutsbeſitzer Major von Geyſo aufnahm und dann in Oel malte.“

„In den Jahren 1805 und 1806 wurden von Geiger mehrere Altar-Gemälde nach Sulzbach und Reichmannshauſen**) ausgeführt, wobei der Kriegstumult doch bisweilen Unterbrechung und Störung der Arbeit herbeiführte.“

„Mittlerweile verbeitete ſich mehr und mehr der Künſtlerruf meiner Schweſter Margaretha.“

„Viele Perſonen wollten nicht vom Vater, ſondern von der Tochter gemalt ſein. Um dieſe Zeit erfolgte ihre Reiſe nach Bamberg, wo ſie mehrere Monate verweilte und ſehr angeſehene Perſonen aus den gräflichen und freiherrlichen Familien derer von Thürheim, von Rotenhan, von Fechenbach, von Heus, von Münſter und beſonders auch die Grafen von Frohberg mit Familie malte. Durch dieſe Familien wurde Margaretha Geiger nach München empfohlen, wohin Graf von Frohberg, Adjutant des Königs Maximilian Joſeph, ſie in ſeinem eigenen Wagen mitnahm. Damals ging der Reiſeweg nach München mit mannichfachen Krümmungen noch durch das geſegnete Hochſtift und Biſthum Eichſtädt und über Neuburg. In dieſer Donau-Stadt wurde zwei Tage geraſtet und Margaretha malte in aller Eile und à la prima einen älteren und einen jüngeren Herrn von Flachsland, welches Meiſterſtücke der Aehnlichkeit wurden.“

---

*) Herzogl. S. Meiningiſches Dorf im Roſa-Grunde.

**) Dörfer in Franken.

„Im Jahre 1807 begann Conrad Geiger ein Bild für die St. Johanniskirche zu Schweinfurt, das er der Stadt, die ihm zur zweiten Heimath geworden, als ein Andenken an ſich beſtimmte. Mit vieler Liebe begann er das Gemälde: die Predigt Johannes des Täufers in der Wüſte, und ſolgte dabei ſeiner Neigung, manchen darzuſtellenden Geſichtern Portraitähnlichkeit zu verleihen, die er auf ſeinen früheren Kirchenbildern ohne Hemmniß hatte üben dürfen. So brachte er auch unter den Zuhörern des Johannes ſein eigenes Portrait und mehrere Phyſiognomien ſeiner Familie an.“

„Es ſchien aber der Magiſtrat zu Schweinfurt nicht zu wiſſen, daß viele große Meiſter früherer Zeit ein Gleiches gethan, z. B. Lukas Cranach der ältere auf dem berühmten Altargemälde in der Stadtkirche zu Weimar, das auch deſſen bedeutendſtes und letztes Bild war — und der Magiſtrat befahl dem Künſtler, die Züge der Portraitköpfe zu ändern. Der Meiſter that es, änderte alle, nur nicht das ſeine, und malte dann kein weiteres Bild. Dieſes letzte war und blieb ebenfalls ſein beſtes.“

„Die Art, wie man die Herſtellungskoſten, Rahmen u. ſ. w. des Bildes deckte, legt Zeugniß ab vom Kunſtſinn jener Zeit. Man ſchlug das bronzene Epitaphium eines um Schweinfurt hochverdienten und geſchichtlich denkwürdigen Mannes, des Balthaſar Rüffer, das ſich auf dem alten Gottesacker befunden hatte, in Stücke und verkaufte das Erz für altes Meſſing, wie die Nürnberger ihr Rathhausgitter von Peter Viſcher!“

„Hocherfreut war Geiger, als Margaretha ihm von

München aus Bilder ihrer Hand nach van Dyk ſandte, aus denen er ſah, daß ſie ihn als Künſtlerin jetzt übertraf.“

„Margaretha malte alle Prinzeſſinnen am Münchener Hofe und empfing ein Jahrgehalt von der Königin Caroline. Sehr innig befreundete ſich Margaretha in München mit der Künſtlerin Sophie Reinhard, welche damals in der Gallerie zu Schleißheim copirte. Es iſt noch ein Bildchen von Margarethens Hand vorhanden, wie Sophie Reinhard vor der Staffelei ſitzt und ein großes Bild Martin Schöns copirt, und ein Seitenſtück dazu von Sophiens Hand in ähnlicher Weiſe, Margaretha malend darſtellend.“

„Da die Neigung Wilhelm Sattlers zur jüngeren Tochter des Geigerſchen Hauſes und deren Erwiederung nicht lange ein Geheimniß bleiben konnte, ſo gab es bald genug Drangſal und Thränen. Der Oheim Schöner hörte es ungern, als die Mutter ihm mittheilte, der junge Sattler ſcheine ernſte Abſichten auf Catharina zu haben. Er war kein ſonderlicher Menſchenfreund, dieſer Oheim, und ſelten auf Jemand gut zu ſprechen, ſo war er es auch nicht auf Wilhelm Sattler, ſtimmte den Vater ſelbſt gegen denſelben, und es gab Redensarten zu vernehmen, wie: Ein Kaufmann ohne Geld — iſt wie ein Maler ohne Farbe. Dadurch wurde jene junge Liebe ſehr verkümmert. Auch die Schweſter, welche von Catharina während ihres Aufenthaltes in Bamberg einmal beſucht wurde, war gegen die Verbindung. Ihre Lebensanſichten waren ſtreng; ſie gedachte als Jungfrau zu ſterben und nur der Kunſt ausſchließlich zu leben.“

„Von München aus wandte ſich Margaretha nach Wien, wo ein Bruder Conrads, Michael Geiger, lebte, der ſie einlud und ihr einen koſtbaren Pelz ſandte, worüber ſich der Vater, als er dieß erfuhr, ſehr freute, denn dieſer Bruder hatte ſeit 24 Jahren nichts von ſich hören und ſehen laſſen. Sein von der Nichte gemaltes Bruſtbild iſt im Beſitz der Sattlerſchen Familie.“

„So reiſte denn Margaretha im Jahre 1807 in Begleitung des Hofrath Reinhard aus Carlsruhe und deſſen Fräulein Tochter, ihrer Freundin Sophie, nach Wien und erwarb ſich auch dort Anerkennung und Ruhm.“

„In demſelben Jahre kam Catharina Geigers Pathin, Frau Secretair Chriſt aus Wertheim, nach Schweinfurt, und auf Betrieb des Oheim Schöner wurde verabredet, das liebende und ſich unglücklich fühlende Mädchen eine Zeit lang nach Wertheim zu ſenden, damit ſie dort den Geliebten vergeſſen lerne, eine Sache, die leichter geſagt, als gethan iſt. Indeß die Reiſe wurde beſchloſſen, aber da ſtellte ſich beim Abſchied auch Wilhelm Sattler ein und fragte den Vater ganz ehrlich: Erlauben Sie, daß ich zuweilen Sonntags ein Briefchen zum Beilegen an Ihre Tochter bringe?“ —

„Ach! erwiederte Geiger: Vergeſſen Sie doch einander und heirathen Sie eine reiche Frau, die Sie haben müſſen. Ich habe nichts gegen Ihre Perſon, und wenn ich Vermögen hätte, ſo würde ich von Herzen gern ja zu Ihren Wünſchen ſagen.“ —

„Während ich nun“ — fährt Catharina in ihren Aufzeichnungen fort: „ein ganzes Jahr in Wertheim verweilte, wo ich mir vielerlei Kenntniſſe aneignete, die mir noch fehlten, und mir viele Freunde gewann, wurde der Briefwechſel mit dem Geliebten doch fortgeführt, und erſterer bezeugt, wie dieſer alle Kräfte ſeines Geiſtes aufbot, ſich ſelbſtſtändig zu machen.“

„In dieſem jungen Mann trieb der Gewerbfleiß eine Blüthe, die für viele Hunderte zur ſegensreichen Frucht erwuchs; was **Wilhelm Sattler** war und wie er es wurde, dürfte lehrreich für Tauſende ſein.“

„Nicht genug, daß der Liebe des jungen Geſchäftsmannes Abneigung von Seiten der Aeltern der Geliebten entgegentrat, auch ſeine eigene Familie war gegen dieſelbe, denn eine „Malerstochter“ ſchien ihr nicht würdig und ebenbürtig genug für den hoffnungsvollen Sohn.“

„Mitten in der Reſidenz der Landgrafen von Heſſen-Kaſſel, auf dem ſogenannten alten Markt, ſtand das Haus des Kaufmanns Gottlieb Sattler mit einem blühenden Ladengeſchäft. Ein reicher Eheſegen bevölkerte daſſelbe. Herrn Gottlieb Sattler waren von ſeiner erſten Frau ſechs Kinder geboren, und die zweite, eine geborene Teichmüller aus Braunſchweig, hatte ihm bereits neun geſchenkt, die eine Zeit lang alle im älterlichen Hauſe vereinigt waren. Wilhelm war der dritte Sohn zweiter Ehe, geb. am 13. Mai 1784. —“

„Der Vater ſtammte aus Hannöveriſch-Münden und ſeine Vorfahren leiteten ihren Urſprung aus Buttſtädt im Großherzogthum Sachſen-Weimar. Dorthin ſollen die Sattler aus Schwaben gekommen und zum Theil wieder nach Schweden ausgewandert ſein.“

„Von dem Hausvater Gottlieb Sattler beſitzt die Familie ein wohlgetroffenes Portrait, das ihn in gepudertem Haare mit Zopf und hellſeidenem Rock, mit Staatsweſte und geſtickten Manſchetten darſtellt. — So ſteif dieſes Bild ausſieht, ſo wenig war er es, denn er war als ein ſehr wohlwollender und geſelliger Mann bekannt, der ſehr gern ſprach und erzählte, vorzüglich von ſeinem Leben als preußiſcher Soldat im ſiebenjährigen Kriege. Dieſes Unterhaltungstalent iſt auf einige ſeiner Kinder übergegangen, namentlich auch auf Wilhelm, bei dem ſich ſchon in den Knabenjahren gute und glückliche Anlagen entwickelten und eine heitere Laune, mitunter auch Neckeluſt, die ihm durch ſein ganzes Leben treu blieben. Er empfing außer der häuslichen zum Theil ſeine Ausbildung in einem kleinen Inſtitut, welches ein Landgeiſtlicher in der Nähe von Kaſſel errichtet hatte, wo es viel zu lernen, aber wenig zu eſſen gab. Dort blieb er zwei Jahre und kehrte zur Confirmation, bei der er noch den damals unverweidlichen Zopf trug, in das älterliche Haus zurück. — Es beſtand zu jener Zeit die Sitte, daß die Kinder der Honoratioren bei der kirchlichen Einſegnung abgeſondert von denen der gewöhnlichen Bürgersleute ſtanden; Wilhelm aber ſtellte ſich zum ziemlichen Unwillen der Aeltern ohne Weiteres zu den letzteren und zeigte ſchon dadurch den die Formen der Standesunterſchiede überſpringenden und nicht achtenden Geiſt, den er ſtets bewährte, indem ihm der Menſch immer höher ſtand als Rang und Titel. Das Landleben hatte ihn gekräftigt und ohne Kunſt und Schule hatte er Klettern und Ringen, Schwimmen und Springen gelernt und zeichnete er ſich in dergleichen Uebungen ſowie in Kunſtſtücken vor ſeinen Bekannten aus.“

„Es ſei geſtattet, hier einen pſychologiſchen Zug aus Wilhelm Sattlers Jugendleben einzuſchalten, wie er ihn ſelbſt und viele ähnliche erzählte, die er ſich damals zwar nicht erklären konnte, die aber geeignet waren, Nachdenken zu erwecken.“

„Im Alter von ohngefähr 14 Jahren ſchickte ihn die Mutter nach der Wachsbleiche vor dem Wilhelmshöher Thore, um dort für 5 Thaler Kerzen zu holen. Dieſes Geld, lauter „Heſſen-Albus“ in einer Tute, war in den zur Aufnahme der Kerzen beſtimmten Korb gelegt. — Der Knabe ſchlenkerte über den Königsplatz und wie er zur Wachsbleiche kam, war das Geld aus dem Korbe. Nun lief Wilhelm zurück und ſuchte und ſuchte. Vergebens! Die Dämmerung brach herein; die geängſtigte Mutter ließ ihn als einen Vermißten durch ganz Kaſſel ausſchellen und ausrufen. Wilhelm gedachte ſich heimlich in das Haus zu ſchleichen, aber das Mutterauge entdeckte ihn und die Mutterhand ertheilte eine empfindliche Strafe. Wilhelm hatte ſtarken Hunger und mußte dieſen mit ins Bette nehmen. In der Nacht träumte ihm nun, wie er auf dem Königsplatz die 5 Thaler verloren, wie ein Herr die Tute aufhob und in ein Haus neben der Poſt ging. Kaum am andern Morgen aus dem Bette, eilte Wilhelm nach jenem Platze, ſah das Haus, zog die Schelle und traf in dem Hausflur denſelben Herrn, den ihm der Traum gezeigt. Beſcheiden fragte er ihn, ob er nicht geſtern die 5 Thaler gefunden? Nun freilich, erwiederte Jener. Ich rief Dir ja nach, zeigte Dir die Tute, Du ſchwangſt aber immer luſtig Deinen Korb über den Kopf und hörteſt und ſaheſt nicht. Der Herr gab ihm das Geld und Jener ging und holte die Wachslichte.“

„Wilhelm wurde bald nach dieſem Ereigniß zum Kaufmann beſtimmt und in das Colonialwaaren-Geſchäft von Johann Georg Retzmann zu Hannöveriſch-Münden in die Lehre gebracht. In dieſer Lehre, vom 1. December 1799 bis 1. December 1803, zeigte ſich W. Sattler fleißig, pünktlich, thätig und entwickelte zeitig kaufmänniſches Talent, ſo daß ihm nach vollendeter Lehrzeit ſein Prinzipal und die Mündener Kaufmanns-Gilde nach alter hergebrachter Weiſe einen Lehrbrief ausfertigten, in welchem dem „Lehrburſchen“ das beſte Lob der Treue, des Fleißes, der Frömmigkeit und der Ehrliebe geſpendet wird.“

„W. Sattlers Lehrherr, welcher am 6. März 1768 geboren war und am 12. December 1850 ſtarb, blieb ſeinem vormaligen Lehrling bis zum Lebensende ein treuer Freund, wie denn überhaupt das Glück dieſen namentlich darin bevorzugte, daß er der wahrhaften Freunde in ſeinem Leben ſehr viele fand, und er fand ſie, weil er ſie verdiente und ächter Freundſchaft in jeder Hinſicht würdig war.“

„Nach vollendeter Lehrzeit trat W. Sattler als Gehülfe oder Commis, wie es hieß, in eines der erſten Mündener Handelshäuſer, in die Groß-Handlung von Georg Ernſt Wüſtenfeld (geb. 10. Nov. 1777, geſt. 1. Januar 1842) ein. Münden war damals eine bedeutende Handelsſtadt, ſowohl in Colonialwaaren als Speditionen aller Art. Denn in früheren Zeiten hatte die Stadt ſchon einen Damm oder ein Wehr quer über die Werra gebaut, ſo daß kein Schiff weiter fahren konnte, ſondern da umzuladen gezwungen war.“

„Dieſem ſelbſtgeſchaffenen natürlichen Handelsmonopol verdankte Münden ſeine Blüthe als Handelsſtadt, und ſchon im Jahre 1807 gründete der ältere Bruder des Genannten, Herr Chriſtian Wüſtenfeld (geb. 24. März 1776, geſt. 16. Februar 1847) eine Zuckerraffinerie, und ein anderer Bruder eine Lederfabrik; Georg Ernſt Wüſtenfeld aber, der ſpäter eine Steingutfabrik in Münden außer ſeinem Handelsgeſchäft betrieb, gründete auch mit Johann Georg Gademann zu Schweinfurt (geb 14. März 1754, geſt. 25. Februar 1813) in Niederwern eine Bleiweißfabrik.“

Dieſe Angaben dürften vielleicht manchem Leſer zu ſehr in's Einzelne zu gehen ſcheinen, allein ſie ſind ſehr wichtig und wurden äußerſt einflußreich für Wilhelm Sattlers Zukunft. Die drei Geſchäftszweige: Bleiweißfabrik, Steingutfabrik, Zuckerfabrik, wurden für ihn drei Lebensſterne, die ihm hell und herrlich ſtrahlten.

Die techniſchen Gewerbe waren in jenen Jahren noch zumeiſt in die Feſſel des empiriſchen Handwerks geſchlagen. Die Weltüberwinderin der Neuzeit, die Chemie, lag noch in den Windeln ihres Kindheitalters.

Die Bleiweißfabrikation, zuerſt von Martin Schmidt in Holland erlernt und in Schweinfurt begonnen, vermochte noch lange nicht mit jener in Holland blühenden zu wetteifern und ihr die Wage zu halten.

Jetzt wurde Wilhelm Sattler Geſchäftsführer der ſeit einigen Jahren von Gademann mit Wüſtenfeld gegründeten Bleiweißfabrik in Niederwern und ſein ſchon kundiger Blick durchſchaute bald die Mängel dieſes Gewerbes. Die Mühle war mangelhaft und das Bleiweiß wurde nicht fein, ſondern beſtand aus grieſigen Körnern. Im nahen Geldersheim wohnte ein verſtändiger Müller, Namens Andreas Bauer, deſſen Bekanntſchaft W. Sattler machte, unter deſſen Rath das Mühlwerk verbeſſert und nun ein feineres Fabrikat erzeugt wurde. Von dem früheren, das ſich als unbrauchbar und unverkäuflich gezeigt hatte, war noch ein großer in Papier verpackter Vorrath da; Sattler kaufte Gademann dieſen Vorrath auf Speculation ab, indem er hoffte, denſelben zu verbeſſern und gut zu verwerthen. Dieſer Geſchäftsabſchluß fiel in die Zeit, in welcher W. Sattler Alles aufbot, dem Ziele ſeiner Herzenswünſche nahe zu kommen, aber das Schickſal zeigte ſich ihm zunächſt ſehr feindlich. Die Bleiweißfäßchen lagerten, wie er in Schweinfurt das Geſchäft mit Gademann abſchloß, wohlverpackt in Niederwern, als ein ungeheurer Wolkenbruch ſeine Fluthen ergoß, die Waſſer ſich von Poppenhauſen herabwälzten, den unſcheinbaren Bach der Wern zum Strome anſchwellten, alles erreichbar Bewegliche davon führten und trotz ihrer natürlichen Schwere die Bleiweißfäßchen alle fortrollten und in den Bach warfen.

Da fand Sattler ſein Eigenthum, durch ſeine Erſparniſſe und durch dasjenige, was er von ſeinen Aeltern als Mitgabe bekommen hatte, erkauft, fortgeſchwemmt, als er nach Niederwern zurückkam, und er beſaß weniger wie je, und die Hoffnung auf eine Vereinigung mit ſeiner geliebten Catharina Geiger, deren weiter oben geſchilderte Zuneigung er damals ſchon in hohem Grade erworben hatte, war abermals in eine große Ferne gerückt.

Aber er gab trotz des namhaften Verluſtes, den ihm der Wolkenbruch bereitet hatte, ſein Streben nach Selbſtſtändigkeit ſo wenig auf, wie ſeine Liebe zu der Auserkorenen ſeines Herzens. Seine Angehörigen*), die ſeiner Herzensneigung abhold waren, ſandten eigens Wilhelms ältern Bruder Georg nach Schweinfurt, um nähere Erkundigungen über das Mädchen und das ganze Verhältniß einzuziehen. Welchen Bericht er erſtattet, haben die Liebenden nie erfahren, doch mag derſelbe günſtig gelautet haben, da ſpäterhin keine Hemmniſſe mehr erfolgten.

---

*) Gottlieb Sattler, der Vater Wilhelms, war damals ſchon geſtorben, denn derſelbe lebte als ein eifriger Anhänger der alten deutſchen Zu-

Ein reicher Oheim in Münden fand ſich bewogen, Wilhelm Sattler zu ſeinem Anfange 1000 Thaler vorzuſchießen. Damit kaufte dieſer ein altes Haus in der Kirchgaſſe, das einen großen Garten und eine Kegelbahn beſaß, worin Wirthſchaft betrieben und vorzüglich zu Pfingſten an der Bauernkirchweih geſpielt und getanzt wurde. In jenem Hauſe begann Sattler ſein Geſchäft und Herr Ernſt Wüſtenfeld ſowie ſeine jungen Freunde in Schweinfurt leiſteten ihm ihre Hülfe bei ſeiner Anſäſſigmachung.

Im Sommer des Jahres 1808 kehrte Catharina Geiger von Wertheim nach Schweinfurt zurück und nun endlich, nach drei Jahren ſtill-beharrlicher Liebe, gedieh es dahin, daß die Liebenden ihre Verlobung feiern durften. Conrad Geiger nahm an dem jungen Paare herzlichen Antheil, und da daſſelbe das von Sattler erkaufte alte Haus in beſſeren Stand zu ſetzen ſuchte und ſich ſelbſt einige Stuben ausmalte, war Geiger mit Rath und That zur Hand und behülflich, ja er malte zu ſeinem Vergnügen ſelbſt mit und verjüngte ſich im Hinblick auf das Glück ſeiner Tochter. Leider ſollte er dieſes Glück nicht mit eigenen Augen verwirklicht ſehen. Ohne daß Conrad Geiger geklagt hätte oder krank geweſen ſei, traf ihn in der Nacht auf den 4. September 1808 ein Schlaganfall, der gleich tödtlich war. So wurde ihm der oft geäußerte

ſtände und konnte den Sieg der Franzoſen, deren Einzug in Kaſſel er noch mit Zorn und Aerger angeſehen hatte, nicht überleben, er ſtarb kurz nach dieſem Ereigniß im Jahre 1807, und es wurde durch dieſen Todesfall die Verbindung von Sattler mit Catharina Geiger ebenfalls verzögert.

gemartert und gepeinigt, an dieſe Paſſionszeit konnten die denken, welche übrig blieben und durch die Flucht ihr Leben retteten. Am ſtillen Freitag wurde mancher ſtill, der ſonſt gar laut geweſen und herriſch und ſeine Bauern dem Vieh gleich geachtet hatte. Siegreich zogen die Heere der Bauern von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, und brachen eine Burg nach der andern, plünderten ein Kloſter nach dem andern. Von Salzungen her zog das Werrathal herauf ein zahlloſes Gewimmel, Burg Frankenſtein war in Trümmer geſunken, und das Kloſter Allendorf, das im ſtillen Thalfrieden am Fuß des Berges ruhte, wie ein Kind zu den Füßen ſeiner Mutter, ward zerſtört und geplündert. Die Klöſter Herren- und Frauenbreitungen lohten in Flammen auf, und ein anderer Heerhaufe ſtürmte von Schmalkalden her, ſich mit dem erſten vereinigend; ſo wälzten ſich die wachſenden Schaaren der Stadt Meiningen immer mehr zu, überall das Entſetzen in ihrem Zug und Verwüſtung in ihrem Gefolge Die hohe Maienluft, eine Burg über der Stadt Waſungen, wurde zerſtört, und als der Mai mit

Wunſch eines ſchnellen Todes erfüllt. Sein Leichnam ruht auf dem wiederhergeſtellten alten Gottesacker. Er war nur 57 Jahre alt geworden und hatte viel geleiſtet in dieſer ihm vergönnten Spanne Zeit; Friede ſeiner Aſche!

Schreck, Beſtürzung und Trauer waren groß in der Familie. Die Mutter Catharinens war ſchwer zu tröſten. Margaretha ſchrieb aus Wien troſtloſe Briefe.

Am 14. Februar 1809 wurde Wilhelm Sattler mit ſeiner Erkorenen ehelich verbunden, und es begann für Beide nun ein thätiges Leben und Streben in gemeinſchaftlicher Wirkſamkeit. Sinn für Farben und Formen, lebhaftes Eingehen in neue Ideen und Erfindungen und eine kunſtfertige, kunſtgeübte Hand waren eine treffliche Mitgabe von Sattlers junger Frau, und das innigſte Verſtehen beider verwandten Seelen wurde zum ſeligſten Einverſtändniß.

Im Wonnemond des Jahres 1809 machte das junge Ehepaar ſeine erſte Reiſe und zwar nach Sattlers Vaterſtadt Kaſſel. Ueber dieſe Reiſe ſchrieb Catharina Sattler:

„Ich wurde von der ganzen Familie meines Mannes, beſonders von deſſen vortrefflicher Mutter und Großmutter ſehr gut aufgenommen, und Alle wetteiferten, mir den Aufenthalt in der Reſidenzſtadt des nunmehrigen Königreichs Weſtphalen angenehm zu machen. Leider waren nur die Zeiten, obſchon für Kaſſel ſelbſt eine Aera des Verdienſtes und Glanzes angebrochen war, für das arme Heſſenland ſehr traurig. Vaterlandsliebe und Treue für das angeſtammte Fürſtenhaus wurde zum todeswerthen Verbrechen durch den franzöſiſchen Regenten geſtempelt. Rebellen wurden diejenigen genannt, die ſich erhoben hatten für ihren Kurfürſten und deſſen Regierung. Täglich ſahen wir politiſche Gefangene, von denen das Kaſtell voll ſaß, über den Markt am Sattler'ſchen Hauſe vorüberführen. Dieſe waren in weiße Armeſünderhemden gekleidet, wurden über die Fuldabrücke gebracht und auf dem Forſt erſchoſſen. Nicht die königliche Pracht auf der Wilhelms-, damals Napoleons-Höhe, nicht der Hofprunk, die Bälle, Ballete, Theater, Aufzüge u. dergl. vermochten von meiner Bruſt das ängſtlich drückende Gefühl zu wälzen, welches das grauſenerregende Schauſpiel des Gewaltmordes jener heſſiſchen Patrioten hervorrief.“ —

„Auch nach Münden reiſten wir auf acht Tage, um dem guten Oheim Sattler und Herrn Wüſtenfeld unſern Dank für ihre gütige uns geleiſtete Hülfe abzuſtatten. Damals lebte noch Heinrich, der jüngſte Bruder meines Mannes, und wir nahmen ihn mit uns nach Schweinfurt.“ (Er ſtarb ſpäter einige zwanzig Jahre alt in Berlin bei ſeiner Schweſter Friederike.)

„Nach dieſen hellen Tagen brachte uns das Geſchick auch wieder trübe in Fülle, und gerade unſer erſtes Ehejahr war unſer ſchwerſtes.“

„Ich lebte noch immer freudig der Kunſt, zeichnete und malte in freien Stunden und unterhielt mit meiner noch in Wien beim Oheim Michael Geiger lebenden Schweſter lebhaften Briefwechſel und Gedankenaustauſch. Aber das gute Mädchen war durch den Tod des Vaters tief erſchüttert; ihr ganzes Weſen war nervenſchwach und reizbar geworden und die Belagerung Wiens durch die Franzoſen im Jahre 1809 vermehrte durch ihre Schreckniſſe Margarethens krankhaften Zuſtand. Das Lazarethfieber durchwüthete die deutſche Kaiſerſtadt, ergriff auch Margaretha und merkwürdiger Weiſe erlag ſie gerade am Todestage ihres geliebten und ein Jahr früher ihr vorangegangenen Vaters, am 1. September 1809 dieſem Leiden.“

„Margaretha Geiger ſtarb betrauert von Allen, die ihren Fleiß und ihre eifrig ausdauernde Liebe zur Kunſt kannten. Ihre irdiſchen Ueberreſte wurden auf dem Kirchhofe der Vorſtadt Wieden beigeſetzt. Ein Bildniß von ihr in Waſſerfarben (welches Ihre Excellenz die Frau Gräfin von Frohberg erſt vor wenigen Jahren an Catharina Sattler ſandte) ſtellt ſie als eine Jungfrau von ſchmaler Form des Geſichtes und ſehr ernſten Zügen dar, mit völlig aufgelöſtem, überaus langem, prachtvollem Haar, mehr blond als braun, ernſt ſinnend, der Geſtalt nach einer geiſtigen Jungfrauenerſcheinung deutſcher Sagen vergleichbar.“

„Ein unglückliches Wochenbette, Folge eines Erkältungsfiebers, das ich mir auf der Kaſſeler Reiſe zugezogen, der Jammer meiner Mutter über Margarethens Tod, den ich erſt nach überſtandenem Wochenbett erfuhr, und mein eigener Schmerz um dieſen Verluſt waren nahe daran, mich aufzureiben, wenn nicht meine gute Natur den Sieg davongetragen hätte.“

„Durch den Tod der geliebten Schweſter, die dem theuren Vater ſo bald folgen mußte, erhielt das höhere innere Kunſtleben in mir eine bedeutende Beugung und Unterdrückung, doch war es mir zum Heile, daß durch den Kunſtſinn und das Kunſtſtreben die Begabung geweckt war, auch für das gewerbliche Streben Empfänglichkeit und Neigung an den Tag treten zu laſſen.“

„Wir, mein Mann und ich, lebten ſtill, häuslich eingezogen, auf uns beſchränkt, in den erſten Jahren unſeres Ehebundes. Wir arbeiteten gemeinſchaftlich, lebten uns zunächſt innig in einander ein, und dann in die Welt der Farben, deren Durchforſchung nach jeder Richtung hin wir unſer angelegentlichſtes Studium ſein ließen. Meinen Mann zogen ſie an vom geſchäftlichen Standpunkt aus, mich vom künſtleriſchen, und ſo reichten ſich Gewerbfleiß und Kunſtfleiß die Hände zu einem ſich mehr und mehr ſchöpferiſch entfaltenden großartigen Werke, das Segen bringend und Wohlſtand herbeiführend zu ſtets wachſender Blüthe gedieh. Das ging aber keineswegs ohne Mühen und Sorgen, wie Manche wähnen dürften. Wir hatten an irdiſchen Gütern vor Anderen nichts voraus und mußten uns einrichten ſo gut es ging. Das älterliche Haus wurde verkauft; der Erlös blieb der Mutter geſichert, welche wir zu uns nahmen und die bis zu ihrem Ableben in liebevoller Eintracht bei uns wohnte und mir treulichſt in der Führung des ſich bald genug vergrößernden Haushaltes beiſtand.“

„Der oben erwähnte Herr Ruß, welcher nach ſeinem Austritt aus der Stadtapotheke ſeine Wohnung in meinem Aelternhauſe gehabt hatte, nahm dieſe nun bei uns und blieb uns bis zu ſeinem Lebensende ein treuer, fleißiger, einſichtsvoller und redlicher Geſchäftsfreund, der in der Farbenbereitung ſich durch ſeine chemiſchen Kenntniſſe ſo zu ſagen unentbehrlich machte, und da — nach einem bekannten Sprüchwort — aus einem Apotheker **Alles** werden kann, ſo bewahrheitete Ruß daſſelbe mindeſtens für uns in der befriedigendſten Weiſe.“ —

Eine der erſten Thätigkeitsrichtungen W. Sattlers wurde, nachdem jene Spekulation auf älteres Bleiweiß durch den Wolkenbruch vernichtet worden war, von beſſerem Erfolg belohnt. Es war die Zubereitung von Goldocher als Malerfarbe, deſſen Geſchichte in Kürze hier ſtehen ſoll.

Im Jahre 1794 kam nämlich zu Herrn Kaufmann Schmidt in Schweinfurt ein Mann und brachte eine Probe Ocher, der goldgelb ausſah, und fragte, ob man ihn wohl gebrauchen könnte? Schmidt ſchickte dieſen Ocher an Conrad Geiger, der ihn probirte und gut brauchbar fand. So blieb es lange Zeit bis zum Jahre 1799, wo J. B. Klingers Erbe in Würzburg den Ertrag der Grube pachtete und ihn zum Gelbfärben von Schnupf- und Rauchtabak verkaufte. Da gelang es W. Sattler, dieſen Ocher in Ober-Ebersbach, Landgerichts Münnerſtadt, an der Grube aufzufinden, und er kaufte den Grubenbeſitzern einen großen Haufen Abraum ab, der ſich ſeit 15 Jahren angeſammelt hatte und als unbrauchbar bei Seite geworfen worden war. Er gab ein großes Capital, nämlich 1500 fl., dafür, und die Fracht nach Schweinfurt betrug eher noch mehr, ſo daß die jungen Eheleute viele Sorgen hatten, das Geld aufzubringen. In dieſer Noth wandte ſich Sattler an Freunde, um ihm Geld zu leihen. Es wurde ihm abgeſchlagen, er mußte 1500 fl. Hypothek auf ſein Haus beſtellen laſſen, und die Frau mußte Silberſachen, Pathengeſchenke, kurz Alles, was zu Geld zu machen war, verkaufen, um nur die Fracht zu decken. Durch Schlemmen und Präpariren dieſes Ochers, das erſt 30 Jahre nachher an der Grube bekannt und angewandt wurde, verdiente Sattler ſich vieles Geld, um ſo mehr, da er neue Anwendungsarten und Abſatzwege in weiter Ferne für dieſe Farbe gefunden hatte.

Sattlers junge Frau half fleißig auf dem Comptoir ſchreiben, der oben erwähnte Herr Chriſtian Voit trat als Reiſender in das Geſchäft, und Herr Ruß unterſtützte einen der unternommenen Fabrikationszweige nach dem andern durch ſeine Thätigkeit und ſeine chemiſchen Kenntniſſe. Es war die Zeit der Continentalſperre, die der binnenländiſchen deutſchen Betriebſamkeit in manchen Stücken förderlich war. Man bereitete im Großen Stärkezucker, Rum, Arrak, Weinſteinſäure, verſchiedene Liqueure u. dergl. im Sattlerſchen Hauſe und erfreute ſich ergiebigen Abſatzes.

Ebenſo umſichtig, wie Sattler als Fabrikant war, war er es auch als Kaufmann durch die Wahl der Artikel, die er anfertigte, die ſich leicht und weithin verkauften. Nicht leicht kam ihm etwas unter die Hände, das er ununterſucht ließ.

So gab das Speiſen einer Sago-Suppe die Veranlaſſung, darüber bei Tiſch mit ſeinem Freunde Ruß zu ſprechen, der ihm ſagte, daß der Semen Sago aus Oſtindien käme. Sattler äußerte, daß er ihn nicht für einen Samen, ſondern für ein künſtlich gemachtes Korn halte. Die Hausfrau wies bei dieſem Geſpräch auf eine Mittheilung hin, die im Reichsanzeiger geſtanden hatte, daß man aus Stärkemehl Kartoffel Reis bereite. Alsbald begannen Unterſuchungen und Verſuche, die Körner wurden zum Aufquellen gebracht, durch das Mikroſkop betrachtet, und es ſtellte ſich bald heraus, daß es kein Sagoſamen war, wie er irrig damals in den Preisliſten der Materialiſten ſtand, ſondern ein getrocknetes, durch Brühhitze verändertes Stärkemehl.

Nun begannen eine Reihe Verſuche, und die Erfindung des „deutſchen Sago“ trat ins Leben. Bald beſchäftigte dieſelbe dreißig Mädchen mit der Bereitung von Kartoffelmehl und dem Rollen und Sieben des Sago's, und bald fehlte es nicht am Abſatz, obſchon die Erfindung noch nicht vollendet war; ſie hatte noch einen Mangel; es wurde trotz der Hülfe ſo vieler Hände an einem Tage oft nicht mehr als $^1/_2$ bis 1 Centner fertig, indem es ſehr ſchwierig war, die Körner zu trocknen, da ſie, wenn ſie noch halbfeucht auf einander lagen, an einander anklebten.

Da traf es ſich, daß Wilhelm Sattler durch das Unwohlſein ſeines zweiten Söhnchens in der nächtlichen Ruhe geſtört, von ſeiner ebenfalls ermüdeten Gattin erſucht wurde, dem Kinde einige Pillen zu geben. Die Einhüllung dieſer Pillen in Streumehl weckte in Sattler den glücklichen Gedanken, das, was in den Apotheken im Kleinen täglich gelingt, damit die häufig aus klebrigen Stoffen bereiteten Pillen ſich nicht anhängen, im Großen zu verſuchen. Er konnte kaum den Morgen erwarten, um in die Rollſtube zu eilen, in welcher der Kartoffelſago zu Körnern gerollt wurde, und die feuchten Körner in Streumehl zu hüllen. Als Ruß dazu kam, ſprach Sattler zu ihm: „Du kannſt nur gleich die Hälfte der Arbeiterinnen entlaſſen, wir machen heute zehn Centner Sago. Sieh her, Apotheker! Du, der ſo viele Pillen gedreht, und dem das Aſpergiren beim Sago nicht einfiel!“ Ruß überzeugte ſich bald vom Praktiſchen dieſes neuen Gedankens; es wurden an dieſem Tage 15 Centner Sago fertig und die Erfindung war geſichert.

Der Schweinfurter Sago wurde in ganzen Schiffsladungen nach Mainz geſchafft und von da nach Holland und England ausgeführt, von welchen Ländern er als Palm-Sago wieder, wegen der Colonialſperre, in die Länder des franzöſiſchen Zollvereins eingeſchmuggelt wurde. Ein ſolches nach Cöln beſtimmtes Schiff wurde 1813 von der franzöſiſchen Beſatzung zu Mainz angehalten und mit Beſchlag belegt. W. Sattler ließ die Bereitungsart ſeines Sago von der ſtädtiſchen Behörde zu Schweinfurt beſtätigen und wandte ſich nach Paris mit einer Vorſtellung, ſeinen Sago freizugeben. Es wurde erwiedert, daß es wohl möglich ſei, weißen Perl-Sago nachzukünſteln, aber nicht den braunen. Sattler erbot ſich, Sago in jeder verlangten Farbe herzuſtellen und ſeine Proben ſelbſt nach Paris zu bringen oder ſie dort vor einer Commiſſion zu fertigen. Darauf erfolgte ein Belobungsſchreiben des damaligen Handelsminiſters Chaptal, welcher ausſprach: es ſei dieſe Fabrikation ganz im Sinne Sr. Majeſtät des Kaiſers der Franzoſen, die engliſchen Waaren und Einfuhrartikel entbehrlich zu machen. Das Schiff wurde freigegeben, aber die Koſten, welche dieſe Angelegenheit veranlaßte, die ſich auf mehrere Tauſend Franken beliefen, waren und blieben verloren.

Das herrliche Weinjahr 1811 konnte leicht zu einer Speculation auf Moſt verleiten. Sattlers Mittel erlaubten jetzt ſchon einen bedeutenden Ankauf, und mit welchem Vortheil der 1811er wieder verkauft werden konnte, iſt hinlänglich bekannt. Wenn auch die bei Schweinfurt gebauten Weine im gewöhnlichen Handel nur als Landweine gelten, ſo haben doch die an der ſogenannten Mainleite, einem herrlichen Weingelände am rechten Mainufer, das ſich aufwärts von der „Hölle“ und der „Petersſtirne“ bis nach Mainberg ununterbrochen ausdehnt, gelegenen Weinberge eine äußerſt günſtige Lage und liefern in guten Jahren ſehr angenehme Tiſchweine.

Eine zweite Reiſe nach Kaſſel, welche im Jahre 1812 beide Ehegatten zu der Schwiegermutter unternahmen, führte ſie auch auf die Wartburg, wo ſie ſich in das Fremdenbuch einſchrieben. Sie ahnten es nicht, wer Tages zuvor ſich dort eingeſchrieben, und laſen es nicht, denn es ſtand auf der vordern Seite des Blattes.

„Da ſtand — ſo fand es ein Jahr ſpäter W. Sattler — der Name ſeines Bruders: Georg, da ſtand wörtlich:“

„Georg Sattler auf ſeiner Durchreiſe nach Warſchau, nimmt hiermit von ſeinen Freunden auf ewig Abſchied.“ —

Als die Reiſenden zu den lieben Verwandten nach Kaſſel kamen, laſen ſie Beſtürzung und Verlegenheit auf allen Geſichtern. Georg hatte Frau und Kind heimlich verlaſſen, in Folge unzufriedener Ehe und Zerrüttung des Geſchäftes. Niemand wußte, wohin er gegangen, und Niemand von der Familie ſah ihn wieder. Jede Nachforſchung war erfolglos, nur ſpät gingen unverbürgte Nachrichten ein, daß er in Warſchau, nach andern in Rußland, als Hautboiſt bei der franzöſiſchen Armee geſehen worden ſei. Der zweite Bruder, Gottlieb, mußte in demſelben Jahre das älterliche Haus verlaſſen, mit den weſtphäliſchen Truppen nach Rußland marſchiren, und von ihm erhielt die Familie ſichere Nachricht; leider nur die, daß er von Hunger und Kälte beim Rückzuge der großen Armee faſt aufgerieben, im Hoſpitale zu Warſchau verſtorben ſei.

Da auch W. Sattlers oben erwähnter jüngſter Bruder, Heinrich, bald mit Tode abging, ſo hatte er keine rechten Brüder mehr. Von den fünf Schweſtern leben noch zwei, von den Stiefgeſchwiſtern iſt keines mehr unter den Lebenden.

W. Sattlers Schweſtern fanden brave Männer: die jüngſte, Henriette, verheirathete ſich an den Baumeiſter Haak, nachmals Ingenieur-Hauptmann, dann Major und Director der Feſtungsbauten zu Erfurt, Saarlouis, Mainz und Coblenz, wo er im Jahre 1850 ſtarb, und um die älteſte, Catharina, bewarb ſich damals ein Freund W. Sattlers, C. Carvachi, jetziger Geh. Oberfinanzrath in Münſter. Sie war ſehr gebildeten Geiſtes und hatte vieles Talent zur Muſik und zu anderen Künſten.

Immer lebendiger wurde es im Sattler'ſchen Hauſe, immer blühender entfaltete ſich deſſen Geſchäftsleben. Auch Herr Carvacchi trat ſpäter in das Geſchäft ein, um die Kaufmannſchaft zu erlernen. In jeder Beziehung lebhaft und bewegt zeigten ſich die Jahre 1813 bis 1815. Eine Aufzeichnung der Frau Catharina Sattler ſchildert dieſe Periode mit ihrer einfach klaren Darſtellungsgabe, daher dieſe Schilderung wörtlich folgen mag:

„Es kam das Jahr 1813 heran, und ein fürchterlich kalter Winter, der bis Ende März dauerte. Der Main fror feſt zu, ſo daß wir oft nach Sennfeld ſpatzieren gingen, um die ſogenannte Trillerbahn zu ſehen, auf welcher ſich die Jugend auf dem gefrorenen Strome ergötzte. Man feierte ſogar ein Feſt auf dem Main-Eis. Die Herren liefen Schlittſchuh auf dem Eis, deren Bahnen den ganzen Winter ſichtbar blieben. Herr Ruß und Herr Voit waren häufig unſere Begleiter. Vielfach lenkte ſich das Geſpräch der Männer auf die Politik, deren Stand ein ganz eigenthümlicher wurde. Dunkle Gerüchte von großen Verluſten der franzöſiſchen Armee drangen nach Deutſchland, aber ſie durften nicht laut werden. In Napoleons Bulletins ſiegte dieſe Armee fortwährend, bis dem ehernen Coloß die thönernen Füße brachen und die glorioſen Lügen zu Tage traten."

„Endlich brach, wie in Rußland die Napoleoniſche Herrlichkeit, auch das Eis unſeres Stromes."

„Im Mai kauften wir die ſogenannte Waldmühle bei Schonungen von Kilian Zweckert, denn unſere durch Pferde bewegte Mühle im eigenen Hauſe reichte nicht mehr aus für den lebhaften Betrieb der gemahlenen Farbenſtoffe. Ich zeichnete uns als Familiengruppe, meinen Mann, wie er die Mühle betrachtete und den Plan eines Neubaues derſelben entwarf, mich, die Mühle abzeichnend, auf einem runden Baumblock ſitzend und unſern dreijährigen Sohn, den Sonnenſchirm haltend. Später zeichnete ich die Mühle nochmals, und ich radirte das Bildchen, auf dem ich uns drei ebenfalls angebracht hatte."

„Im Sommer gab es viele franzöſiſche Einquartirung; mainab und mainauf wogten die Heere. Die Leipziger Völkerſchlacht wurde geſchlagen, aber immer noch durfte man nicht jubeln. Während Napoleon mit ſeinem Heere ſchon in voller Flucht begriffen war, mußte die Bamberger Zeitung, damals eine der geleſenſten, immer noch Sieges-Bulletins bringen."

„Die Mutter kam von Kaſſel zum Beſuch zu uns und konnte faſt nicht in die Stadt gelangen. Auf dem Bleichraſen lagen in Barracken viele nervenfieberkranke Franzoſen. Mit einem Male verbreitete ſich das Gerücht, die Koſaken ſeien da. Es waren ihrer einige Hundert; ſie lagerten vor dem Oberthore an Grübels Garten; der Ort heißt noch heute der Koſakenplatz. Alles ſtrömte zum Thore hinaus mit reichen Gaben; wir beluden uns mit Rum und Arrak und ernteten viele Dankesblicke und manches Dovre, Dovre!"

„Während die bärtigen Söhne des Don und Ural ſich an Eßwaaren, Bier und Schnäpſen faſt allzureichlich labten, ſchlüpfte Napoleon Bonaparte auf ſchnellſter Flucht über Hammelburg nach dem Rheine zu. Brachen die Koſaken von Schweinfurt aus nur eine Viertelſtunde früher dorthin auf, ſo konnten ſie ihn fangen."

„Die Zeit war dumpf und trübe, das Wetter regneriſch und rauh, wie während des ganzen Sommers. Die Trauben waren ſo ſauer, daß ſie nur den Ruſſen mundeten. Wir hörten bei einem Abendſpatziergange den fernen Donner der Kanonen, mit denen General Fürſt von Wrede Würzburg beſchießen ließ. Dieſe Kanonade dauerte die ganze Nacht hindurch."

ſeiner blüthenbalſamdurchwürzten Luft wirklich kam, konnte dieſe durch zerbrochene Fenſter ziehen und öde Trümmer umwehen. Auch die Veſte Landsberg ſank. Aus dem Rohrer Walde brach ein wilder Schwarm hervor und zog durch klippenvolle Bergſchlünde herab nach der Stadt Meiningen. Ein kräftiger, alter Mann führte ſie an, deſſen Blicke Flammen ſprühten, deſſen Herz ein kochender Vulkan war, und die Ausbrüche dieſes Vulkans waren Thaten unmenſchlicher Rache. Das war Jonas Schnabel. Er ſang wahnſinnige Liederſtrophen, die ſeine Schaar im Chorus nachbrüllte, daß Wälder und Berge dröhnten.

Meiningens Bürger zitterten, als dieſe grauſamen, blutdürſtigen Horden nahten, ſie ſchloſſen ihre Thore und ſandten Männer hinaus, mit den Bauern friedlichen Vergleich zu pflegen. Unter ihnen war auch Johannes Doth, der ſich freiwillig anbot, mit den Anführern der Bauern zu reden. Es war keine angenehme Geſandſchaft.

„Der Stadt ſoll kein Uebel geſchehen, wir führen mit Bürgern keinen Krieg! Oeffnet Eure Thore,

„Erſt als die Franzoſen auch bei Hanau geſchlagen worden
aren, begann man freier zu athmen, es fiel Allen wie ein drücken-
er Alp von der Bruſt und nun kamen von Meiningen her die
achrückenden Armeen. Zunächſt rückten unter dem Commando
s General **Miloradowitſch** ruſſiſche Garderegimenter zu Fuß
n, prachtvolle Muſik voran, dann kam ein preußiſches Garde
giment und ein Regiment Gardejäger; es folgten mehrere Batte-
en ruſſiſcher Artillerie, dabei eine Batterie Zwölfpfünder. Dann
m Kaiſer **Alexander** mit zahlloſer Generalität, gefolgt von
Batterien reitender Artillerie und 60 Kanonen der Fußartillerie.
le Glocken läuteten, alles Volk ſchrie Hurrah! und der Jubel
llte kein Ende nehmen. Wir hatten am Hauſe einen großen
f und mußten ſchrecklich viele Pferde aufnehmen, unſere eigenen
ßten wir in der Roßmühle unterbringen, ſo gut es gehen wollte.
s Haus lag voll Officiere und Gemeine; wir mußten unauf-
lich kochen. Die Officiere ließen 24 Mann Regimentsmuſiker
mmen, und im geräumigen Hausplatz wurde getanzt. Dieſe
ficiere benahmen ſich ſehr artig und ſprachen meiſt ein reines
utſch. Auch wurde gute Mannszucht gehalten. Bei den
rchzügen 1815 hingegen zeigten ſich die ruſſiſchen Truppen ver-
nt und verwildert und wir hatten mit ihnen große Laſt und
ge.“

„In jener Zeit gab es billige Pferde. Koſaken und Baſch-
verkauften die ihrigen oft um ein Spottgeld und nahmen
dann andere, wo ſie deren fanden. Wir tauſchten gegen Rum
e gute ruſſiſche Pferde ein und erwarben ein langmähniges
hkirenpferd mit einem ſchwarzen Strich über den ganzen
en. Der Beſitzer war der Hettmann **Scabskowa**; er
ſein Bedienter nahmen von dem Pferdchen ſo zärtlich Abſchied,
in Liebender nur von der Geliebten nehmen kann, und nicht
am **Scabskowa** bei der Rückkehr aus Frankreich wieder,
ach dem treuen Thiere zu ſehen, ſondern auch nochmals beim

Zuge 1815 aus Polen nach Frankreich und von Frankreich zurück in die Heimath.“ —

Durch den Fortgang der Sattler'ſchen Fabrikgeſchäfte wurde aus dem Auslande vieles Geld nach Schweinfurt gezogen. Bald überholte das Haus die Engros-Firmen der Stadt. Das Element des lebensfriſchen Aufmunterns und Anregens, das in W. Sattlers Weſen lag, wirkte auf zahlreiche Perſonen vortheilhaft ein, und dabei ſuchte er nicht den eigenen Vortheil, ſondern freute ſich, wenn er ſolchen durch Rath und That auch Andern zuwenden konnte. Sattlers unerſchöpfliche Thätigkeit wirkte beiſpielgebend auf Viele, welche begannen, ihm nachzuahmen, was er ſtets ohne Neid ſah, denn ſein Charakter war wohlwollend, unverſchloſſen und bieder. Ehrlich und offen gegen Jeden, der es redlich und ehrlich meinte, gab er ſich ſtets wie er war, und war gern geneigt, auch Solchen, die ſich gegen ihn unehrlich und falſch benommen hatten, ihr Unrecht zu verzeihen und es zu vergeſſen, wenn ſie daſſelbe einſahen und bereuten. Manche Charaktere hat er verbeſſert, manche Irrende auf richtige Wege geleitet, blos durch die ſittlich-moraliſche Kraft ſeiner überzeugenden Rede und durch die bewältigende Macht ſeines Beiſpiels.

Freilich vermochte er nicht Jedem Erfindungsgeiſt in die Seele zu hauchen, denn dieſer iſt eine eigenthümliche und ſeltene Naturgabe, die vorzugsweiſe ihm verliehen war, die ihm weit in die Ferne reichenden Ruhm und ein bedeutendes Vermögen verſchaffte und in der Geſchichte der Erfindungen ſeinem Namen eine bleibende Stelle ſichert, daher müſſen noch mehrere ſeiner wichtigen Erfindungen in dieſen Lebensbildern näher berührt werden.

W. Sattler war unabläſſig bemüht, mitten im Kreiſe ſeiner Freunde Ruß, Voit u. A. ſeine Kenntniſſe zu vervollkommnen, und dieß geſchah durch fleißiges Leſen einſchlagender Bücher und lebhaften Gedankenaustauſch über das Geleſene.

Wenn andere Bürger Abends zu Wein und Bier gingen, ſaß Sattler zu Hauſe bei Frau und Kindern, und las alte und neue Bücher durch, und namentlich mit Vorliebe die Werke über Chemie und Technologie von Klapproth, Macquer, Prechtl, Crells chemiſche Annalen u. dgl. In einem Bande der letztern hatte Crell in einer Anmerkung geäußert, daß eine Verbindung von Grünſpan und Arſenik eine ſchöne grüne Farbe gebe. Sattler ließ Ruß dieſe Mittheilung leſen und forderte ihn zu Verſuchen auf, denn Sattlers Geiſt ergriff jede neue Erſcheinung mit Lebhaftigkeit, und oft überflügelte der Scharfblick des Denkers, des Kaufmanns, den blos praktiſchen Chemiker und Techniker.

Ruß machte zwar den Verſuch, aber als Sattler das gewonnene Farbenpräparat zu ſehen verlangte, ſagte dieſer: „Es iſt nichts damit, es giebt nur eine ſchmutzige gelblichgrüne Farbe; ich habe das Zeug gleich weggeſchüttet.“

„„Mache es doch noch einmal!““ erwiederte Sattler, und dieß geſchah. Ruß hatte Recht oder ſchien doch Recht zu haben. Gleichwohl nahm Sattler das Product mit in ſeine Schlafſtube, die halb dem Laboratorium eines Chemikers und halb der Werkſtätte eines Schloſſers oder Mechanikers glich. Da ſtanden alle Fenſterſimſe und Tiſche voll Gläſer mit Farbenproben, deren Beobachtung im Laufe der Stunden und Tage beſtändig fortgeſetzt wurde. Ein beſonderes Buch nahm ſchriftliche Notizen über die chemiſchen Erſcheinungen und Veränderungen der Farben auf und enthielt zugleich Papieranſtriche derſelben, wie Bemerkungen über die größere oder geringere Güte bezüglich techniſcher Anwendung.

Sattler gewahrte, daß die anfänglich ocherfarbigen Niederſchläge des neuen Grünſpanpräparates durch öfteres Umrühren immer reinere und lebhaftere grüne Färbung annahmen, ja im trockenen Zuſtande geradezu leuchtend wurden. Dieſe zeigte nun nach mehreren Tagen Sattler ſeinem Ruß, der ſich erſtaunt über dieſe ſchöne Farbe, wie er noch nie eine geſehen, äußerte, worauf Sattler ihm ſagte: „Ruß, dieſe Farbe haſt Du ſelbſt gemacht!“ Ruß wollte das gar nicht glauben, wurde aber bald überzeugt. Nun wurden noch Hunderte von Proben gemacht, bis die neue Farbe in völliger Vollkommenheit darſtellbar wurde, und Sattler nannte ſie ſeiner zweiten Heimathſtadt zu Ehren: Schweinfurter Grün.

Ein wenig denkender Kopf hätte Ruß's erſte verneinende Aeußerung, daß die von Crell nur erſt angedeutete Farbe nichts werth ſei, ruhig und ohne weitere Prüfung hingenommen und auf ſich beruhen laſſen, und das Schweinfurter Grün wäre damals nicht erfunden worden.

Dieſer Farbſtoff bahnte ſich raſch den Weg durch ganz Deutſchland, durch ganz Europa, ging nach Rußland, nach China und nach Amerika in ſtets wachſendem Abſatz.

Später erlitt es, theils aus Handelsneid, theils aus Sanitätsrückſichten mannichfache Anfechtungen, zumal in Bezug auf deſſen Verwendung als Tapetenfarbe, das als Arſenikpräparat ganz beſonders ſchädlich durch Einathmen ſeiner Ausdünſtung wirken ſollte.

Der dritte Sohn W. Sattlers, Carl S., Kaufmann, Naturforſcher und Chemiker, hat im Jahre 1855 eine kleine Schrift, betitelt: **Das Schweinfurter Grün**. Erörterung der Frage: Iſt der angemeſſene und gewöhnliche Gebrauch des genannten Grüns der Geſundheit nachtheilig? — im Selbſtverlag erſcheinen laſſen.

In dieſem, dem nun verſtorbenen Präſidenten der kaiſerlich leopoldiniſch-caroliniſchen Akademie der Naturforſcher*) ꝛc. Dr. Nees von Eſenbeck gewidmeten Schriftchen wird in klarer, auch dem Laien in der Chemie verſtändlicher Darſtellung dargethan, wie das ächte, wirkliche Schweinfurter Grün (das eine Menge

---

*) Carl Sattler wurde durch ſeine Schrift Mitglied dieſer Geſellſchaft.

Fabriken nachgekünſtelt haben) aus Eſſig und arſenigſaurem Kupferoxyd beſtehe, deſſen Beſtandtheile nach der Kunſtſprache der Chemiker durch die Formel ausgedrückt werden:

$$CuO\ C_4\ H_3\ O_3 + 3\ (2\ CuO\ ASO_3).$$

Demnach iſt ſchlagend nachgewieſen, daß freie arſenige Säure, die durch Verdunſtung allerdings ſchädlich wirken könnte (ſo gut wie die Verdunſtung des Queckſilbers), nicht im Schweinfurter Grün enthalten iſt, ſondern nur gebunden. Jede Metallfarbe, wie Bleiweiß, Chromgelb, Grünſpan, Mennige, Zinnober ꝛc. iſt ſo zu ſagen Gift, wenn man dieſelbe genießen wollte. Niemand wird Schweinfurter Grün einem Conditor zur Zuckerfärbung anempfehlen. Auch tapezirt man mit Tapeten, denen ſolche Farben aufgetragen ſind, nicht Küchen- und Speiſeſchränke aus.

Indem die Schönheit und Lebendigkeit des Schweinfurter Grüns, ſeine Dauerbarkeit und ſeine nach vieler Richtung hin empfehlenswerthe Anwendung hervorgehoben wird, richtet ſich die Apologie deſſelben hauptſächlich gegen den Vorwurf der Schädlichkeit der ſchweinfurter-grünen Tapeten*). Einmal iſt der Farbeſtoff auf dem Tapetenpapier ſchon durch unumgänglich nöthige Bindemittel gegen Verſtaubung geſichert, ſonſt würde das Fabrikat ſchlecht und unanwendbar ſein; dann iſt bei gewöhnlicher Temperatur ebenſowenig an Verdunſtung zu denken. Oefen von Eiſen oder Thon wird man mit dieſer Farbe nicht beſtreichen. In den Sattler'ſchen Wohnhäuſern wurde von ſchweinfurter-grünen Tapeten der ausgedehnteſte Gebrauch in jeder Art von Zimmern gemacht, ohne irgend einen

---

*) Dieſes Grün iſt die einzige grüne Farbe, die auch bei künſtlicher Beleuchtung grün ausſieht; wer den bekannten grünen Saal des Kroll'ſchen Etabliſſements in Berlin zum erſten Mal beleuchtet erblickt, wird von dem erfriſchenden Eindruck dieſer Farbe überraſcht werden, die bis jetzt noch durch keine andere erſetzt werden kann.

Nachtheil für die Geſundheit Derer, welche dieſe Zimmer bewohnten, in ihnen ſchliefen oder arbeiteten.

Dieß möge genügen, die Anſchuldigungen gegen die Schädlichkeit des Schweinfurter Grüns zurückzuweiſen, die hier nicht allzu weitläufig erörtert werden können. Es wird ſich gegen die wiſſenſchaftlichen Darlegungen in dem angezogenen Schriftchen wenig oder nichts Erhebliches einwenden laſſen.

Das Chromgelb, nach dem Schweinfurter Grün eine der leuchtendſten Malerfarben, wurde ebenfalls von W. Sattler verbeſſert und von 1814 an in großen Mengen fabricirt und verſendet.

Er bezog hierzu große Quantitäten Chrom-Eiſenſtein aus Norwegen und Amerika, aus welchem er dieſe Farbe ſowie das chromſaure Kali bereitete, welches in den Kattunfabriken gebraucht wurde. Durch die enormen Koſten, die er für dieſes Erz bezahlen mußte, veranlaßte er ſeine Geſchäftsfreunde an den Seeplätzen, das chromſaure Kali an Ort und Stelle auszuziehen, und iſt es nun ein Leichtes, aus dem in Handel kommenden chromſauren Kali dieſes ſchöne Gelb zu bereiten, während man damals viel unnützes Eiſen und Geſtein mit beziehen mußte.

Das Gewicht dieſes Erzes brachte Sattler auf die Idee, mit einem Rückſtand der Smaltefabrikation, der ſogenannten Kobalt- oder Nickelſpeiſe Verſuche zu machen, die aber kein Reſultat lieferten; er ſpeicherte jedoch dieſen damals werthloſen Artikel wegen ſeiner ſpecifiſchen Schwere auf, bis die Erfindung des Argentan oder Neuſilbers von Dr. Geitner gemacht wurde; jetzt dachte er auch an ſeinen Vorrath, der als unwerth gar nicht in das Inventar aufgenommen war, und verkaufte ihn zu ſtets ſteigenden Preiſen.

In dieſer Weiſe wußte Sattlers erfinderiſcher und ſchöpferiſcher Geiſt todtliegende Stoffe friſch zu beleben, ſie neu zu geſtalten, und wie er bei ſeinen techniſchen Arbeiten immer den prüfenden Blick anlegte, ſo legte er ihn auch an beim Leſen von Handelsberichten, bei politiſchen Blättern und wiſſenſchaftlichen Werken. Seine Thätigkeitsrichtungen waren und blieben lange Zeit die mannichfaltigſten, und um dieſe richtig und des Mannes, der ſie ausübte, würdig zu ſchildern, erſcheint es nothwendig, dieſelben zu gliedern. Es iſt dieß nicht ganz leicht, da ſtets eine Thätigkeit in die andere eingriff, wie die Räder in einem Uhrwerke, und das ſtete Streben nach Fortſchritt und Fortbildung niemals auf einer Einzelſtufe geiſtiger Errungenſchaften ſtehen blieb, wäre dieſe auch noch ſo befriedigend geweſen.

Es konnte nicht fehlen, daß, je mehr der Name Wilhelm Sattler in immer weiteren Kreiſen genannt wurde, neben der häuslichen Thätigkeit, die ſeinem Geſchäftsleben, ſeiner Familie, ſeinen Neigungen zugewendet war, er ſich veranlaßt ſah, auch öffentlicher Thätigkeit ſich zuzuwenden. Eines Theils geſchah dieß allerdings ſchon durch ſeine kaufmänniſche Wirkſamkeit, indem er eine Menge Menſchen nicht blos als Fabrikarbeiter beſchäftigte, ſondern auch für ſeine ſich immer weiter verzweigenden Geſchäfte mehr und mehr junge Handelsleute als Commis oder Reiſende annahm, mit Compagnons gemeinſchaftliche Unternehmungen in das Leben rief, Verwalter anſtellte und Handwerkern wie Handarbeitern theils ſelbſt Verdienſt verſchaffte, theils Anlaß wurde, daß andere Induſtrielle dieß in größerem Maße thaten, als früher, bevor ſein anregendes Vorbild zur Nacheiferung anſpornte. Geſchäftsleute, welche ſahen, wie es Sattler mit ſeinen Farben glückte, begannen nun auch deren Fabrikation, wogegen Sattler eine Bleiweißfabrik anlegte. Die Sagobereitung wurde durch Arbeiter vertragen, und da und dort, z. B. in Neuſtadt an der Saale, in kleinen Fabriken nachgeahmt.

Schon hatte ſich Sattler unter der Bürgerſchaft Schweinfurts Achtung und Anerkennung erworben, die ihn im Jahre 1814 zum Gemeindebevollmächtigten erwählte. Und dieſes Ehrenamt hat er mit vollem Vertrauen einige 30 Jahre lang, bis 1846 bekleidet, zuletzt ſogar 6 Jahre als Vorſtand dieſer Corporation. Hier war ihm ein nicht unbedeutender Wirkungskreis und volle Gelegenheit geboten, ſich im hohen Grade gemeinnützlich zu machen. Stets ſtrebend, nach jeder Richtung hin den Sinn für Recht und bürgerliche Ordnung aufrecht zu erhalten, was allſeits anerkannt wurde, that er, was er vermochte, für den Fortſchritt der Gewerbe und deren Hebung, förderte von ihm als brav und tüchtig anerkannte Männer, redete ihnen bei der häufig durch altſtädtiſche Einrichtungen erſchwerten Anſäſſigmachung das Wort und erwarb ſich deren dankbare Liebe. Ueberhaupt leiſtete er in dieſer Stellung für die Umgeſtaltung der Stadt, durch Beförderung des Spitalbaues, der neuen Mainmühlen, Schulen u. ſ. w. weſentliche Dienſte.

Sattler wurde im Jahre 1816 als Mitglied des landwirthſchaftlichen Vereins zum königl. Handelscommiſſions-Aſſeſſor ernannt; einige Jahre darauf wurde ſein Beirath von der königl. Regierung des Untermainkreiſes wegen der Verſicherungs-Anſtalten für Waaren, die auf dem Main verſandt wurden, erbeten.

In das Jahr 1816 fiel manche vorſorgliche Thätigkeit für die Armen, denn auch in dem geſegneten Frankenlande ward die durch Krieg und Mißwachs herbeigeführte ſchwere Zeit ſchwer empfunden.

Im Jahr 1817 machte Sattler mit ſeiner Frau eine Rheinreiſe. Noch immer war die Zeit der Theuerung nicht vorüber; die Pferde erhielten ſo wenig Hafer, daß die Reiſenden einmal mitten auf der Straße von Raſtadt nach Carlsruhe lange halten mußten, weil die Miethpferde vor Hunger umzufallen drohten und gleichſam nur Haut und Knochen zeigten. Deſto wohlgenährter ſahen die Sattler'ſchen Pferde daheim aus, welche mit nicht völlig kunſtgerecht gerathenem Sago gefüttert und zur Verwunderung aller Leute kugelrund und fett waren.

Im März des Jahres 1818 wurde von W. Sattler in

Schweinfurt ein neuer Hausbau begonnen, der ſich im folgenden Jahre noch fortſetzte. Alte Leute, die damals als Geſellen mit am Bau arbeiteten, erinnern ſich noch immer des fröhlichen Zimmerſpruches, der vom Dachgiebel gehalten wurde, und wie luſtig es damals hergegangen.

Während Ankauf, Ausbau und Einrichtung des Schloſſes Mainberg, davon weiter unten ausführlich die Rede iſt, vom Jahr 1821 bis 1826 und noch länger, dauernd und anhaltend volle Thatkraft in Anſpruch nahm, gab es immer auch noch nach außenhin lebhaft zu thun, und kamen von außenher nicht minder angenehme Anregungen, denen Sattlers humaner Sinn ſich nicht verſagte.

W. Sattler, deſſen Leben in reiner Humanität längſt Wurzel geſchlagen hatte, der frühzeitig ſich jedem Kaſtengeiſt und jeder geiſtigen Bevormundung entzog, trat jetzt einem Männerbunde bei, der vorzugsweiſe religiöſe Duldung und ächtes, wahres Menſchenthum pflegt und zu pflegen lehrt. Er wurde am 31. Januar 1821, $36\frac{2}{3}$ Jahre alt, unter dem Meiſter vom Stuhl der Loge Zur vollkommenen Eintracht und Freundſchaft in Kaſſel, Ludovici, zum Freimaurer-Lehrling aufgenommen und nach ſpäter empfangenem Geſellengrad erfolgte am 29. September deſſelben Jahres durch den nunmehrigen Meiſter vom Stuhl, Bruder Fiedler, die Aufnahme in den Meiſtergrad.

Gern und freudig half Sattler an dem Tempelbau der Freimaurerei und übte, wie ſpäter durch ſein ganzes Leben, getreulich die Maurerpflichten, aber im Jahre 1824 ſchloß ein landesherrlicher Befehl alle Logen im Lande Heſſen-Kaſſel.

Und da das Logenthum auch in Bayern von oben her mit mißfälligen Augen angeſehen wurde, ſo zog W. Sattler es vor, in ein neues Verhältniß mit bayeriſchen Logen nicht zu treten. Er bewahrte ſich in ſeinem ſich ſelbſt und Anderen ſtets getreuen

Bewußtſein ein ächtes, für die ganze Menſchheit wohlwollend ſchlagendes Maurerherz.

Im Jahre 1823 wurde Sattler ordentliches Mitglied des polytechniſchen Vereins zu München, im Jahre darauf empfing er nächſt der Ehrenmitgliedſchaft der polytechniſchen Geſellſchaft für Künſte und Wiſſenſchaften zu Würzburg die goldene erſte Preismedaille Bayerns.

Eingeladen von des Finanzminiſters Grafen von Armansberg Excellenz, nahm Sattler 1826 an den Zoll-Conferenzen Theil, auch wurde er Mitglied des Vereins zur Beförderung des Gewerbfleißes in Preußen.

Das Jahr 1827 brachte mit einem höchſt anerkennenden Reſcript Sr. Maj. Königs Ludwig von Bayern „zum Zeichen allerhöchſten Wohlgefallens und der beſonderen Zufriedenheit mit Sattlers induſtriöſen Leiſtungen das goldene Civil-Verdienſt-Ehrenzeichen.“

König Ludwig ſchlug zwei Jahre ſpäter Höchſtſelbſt W. Sattler zum Landrath vor, als welcher der letztere auch gewählt wurde, ſowie nochmals im Jahre 1842, in welchem Jahre er ungemein thätig für den Bau von Landſtraßen und Vicinalwegen war.

Es mehrten ſich die Mitgliedſchaften bei zahlreichen Vereinen. So trat W. Sattler 1833 als wirkliches Mitglied zu dem 1832 in Meiningen begründeten Hennebergiſchen alterthumforſchenden Verein, mit deſſen Gründer er ſich bald und wie es ſeine Gewohnheit war, auf die Dauer befreundete. Den freundſchaftlichen Verhältniſſen Sattlers, die ungemein umfaſſend waren, muß auf ſpäteren Bogen dieſer Lebensſchilderung einigermaßen Rechnung getragen werden. In demſelben Jahre wurde der geſuchte Mann, deſſen Verbindung alle Welt wünſchte, Mitglied des Kunſtvereins in Münden und Mitglied des Scholarchats der Gewerbsſchule zu Schweinfurt. In letzterer Beziehung bot ſich gebt uns Quartier, einigt Euch mit uns, ſchwört die Punkte zu halten, auf welchen wir beſtehen, und helft uns, das Land ausfegen mit der Flammenruthe des Zorns von den Tyrannenknechten," herrſchten die Anführer den Abgeſandten unter Anfügung mancher ſchweren Drohung zu, wenn die Stadt ſich nicht willig ergebe, und ſo wurde ihnen aufgethan.

Das waren angſt- und wehvolle Oſterfeiertage, wie nun faſt das ganze Land in Aufruhr war, wie ein anderes Bauernheer von Mellrichſtadt daher zog, Freiheit brüllend und Freiheit predigend, wie zitterte und zagte da ſo manches Herz! Die feſten Schlöſſer, wie Schleuſingen, Maßfeld und einige andre, wurden in Vertheidigungsſtand geſetzt, die minder feſten mußten ihr Schickſal erwarten, manches wurde von Bewohnern und Vertheidigern leer, ehe es die Racheflamme fraß. Die Rache hielt im brennenden Oſtermorgenroth ihren Auferſtehungstag, und die langverhaltne Gluth des Zorns über ſchmachvolle Erniedrigung wurde zum triumphierenden böſen Dämon, der ſich nun ſelbſt auf die umihm volle Gelegenheit, Einfluß zu üben, und er ließ dieſelbe nicht vorbeigehen.

Das Jahr 1836 brachte W. Sattler die goldene Medaille der Induſtrie-Ausſtellung in München, und er wurde Mitglied des fränkiſchen Weinbauvereins. Als ſolches zeigte er ſich thätig durch Anlegung einiger Weinberge, die er mit vorzüglichen Rebenſorten bepflanzte. So mäßig W. Sattler auch in leiblichen Genüſſen war und Völlerei und Trunkenheit verabſcheute, dieſe auch bei ſeinen Untergebenen nie duldete, ſo trank er, bei Tiſche ſtets heiter, froh und geſprächig, gern ein Glas Wein und freute ſich, lieben Gäſten ſeine Schloß-Mainberger Ausleſe vorzuſetzen. Im Jahre 1856 erhielten für Weine aus jener Lage ſeine Nachbarn, die Weinbergbeſitzer Kleemann und Sohn, auf der Pariſer Induſtrie-Ausſtellung den erſten Preis.

Im Jahre 1840 verlieh König Ludwig von Bayern W. Sattler das Ritterkreuz des Verdienſtordens vom heiligen Michael, als Lohn und Zeichen höchſter Anerkennung treuer Anhänglichkeit an das bayeriſche Königshaus und Vaterland. Oft und gern unterhielt ſich König Ludwig mit Sattler ſowohl bei noch zu erwähnenden Anläſſen in München oder im Bade Brückenau, wie auch bei einem Beſuche, den der König auf Schloß Mainberg abſtattete.

Alle hohen und höchſten Gunſtbezeugungen nahm W. Sattler mit dankbarem Gefühle an, aber ſie machten ihn, wie dieß bei Manchen der Fall iſt, nicht eitel. Nur bei ganz feſtlichen Gelegenheiten, wo die ſchickliche Rückſicht für den hohen Geber es erheiſchte, trug er ſeine Orden, außerdem verſchmähte er es ſtets, deren Bänder im Rockknopfloche zur Schau zu tragen. Den St. Michaelsorden trug er zum letzten Male am 12. Januar 1857 bei einem Feſte, das Herrn Stadtcommiſſar und Landrichter Sotier in Schweinfurt zu Ehren gegeben wurde, als demſelben von Sr. Maj. dem König Max der gleiche Orden verliehen wurde, wo außerdem beim Feſtmahl noch vier Ritter deſſelben hohen Ordens zugegen waren.

Im Jahr 1843 wurde W. Sattler Mitglied der bayeriſchen Handelskammer, die ihre Sitzungen in Würzburg hielt.

Zu den bedeutenden Männern der Wiſſenſchaft, mit denen W. Sattler gern perſönliche Bekanntſchaft anknüpfte, gehörte auch der berühmte Reiſende und Naturforſcher Profeſſor Dr. von Siebold, der über Japan (Nipon) treffliche Werke herausgab und Europa neue Pflanzen zuführte, von denen unter andern ein ſchönes Sedum — Sedum Sieboldi — bereits viele deutſche Gärten ziert. Dieſer Gelehrte ſandte Sattler 1844 das Mitglieddiplom der königl. Niederländiſchen Geſellſchaft zur „Anmuthigung" des Gartenbaues.

Im Jahre 1845 wurde W. Sattler zugleich mit dem Profeſſor an der landwirthſchaftlichen und Gewerbſchule, Heinrich Metz, zum Vorſtand des Bezirkscomités des landwirthſchaftlichen Vereins erwählt, empfing Diplome als ordentliches Mitglied des Vereins für Induſtrie und Cultur zu Nürnberg, wie des dortigen Gewerbvereins, indem er an der Induſtrie Nürnbergs lebhaften Antheil nahm, und namentlich vielfach mit ſeinem dort wohnenden Freunde J. J. Heller, Mechanikus und Vereinsſecretair, verkehrte. Der Letztgenannte war einer der Erſten, der in Nürnberg die Erfindung Daguerre's einführte und für jene Incunabelzeit dieſer ſchönen Kunſt ſchon manches gelungene Daguerreotyp lieferte.

Im Jahre 1846 nahm die Zeit ein ernſtes Antlitz an; der Ruf nach zweckmäßigen Reformen wurde überall laut; kein Wunder, daß der als ein Mann des Fortſchrittes bekannte Sattler in den bayeriſchen Landtag gewählt wurde, und dort im Sinne ſeiner Wähler wirkte. Er wurde Ausſchuß-Mitglied der Finanzcommiſſion, und indem er als ſolches materielle Rechte vertrat und zu ordnen ſuchte, richtete er auch auf das Geiſtige ſein Augenmerk und kämpfte lebhaft für die Emancipation der Juden[*].

W. Sattler verlangte in ſtaatsbürgerlicher, wie in religiöſer Beziehung mehr als die matte, ſogenannte Toleranz, er verlangte Gleichberechtigung für alle Staatsbürger, daher verwarf er die Ideen von Ausnahmegeſetzen unbedingt.

Eine der thatſächlich wichtigſten und mit Erfolg gekrönten Richtungen von Sattlers Wirken als Landſtand war das für die Eiſenbahnführung über Schweinfurt. Bei aller Vorliebe für Nürnberg und deſſen blühende Induſtrie durchſchaute Sattler doch das lebendige Beſtreben, dieſe Stadt auf Koſten anderer Städte Bayerns zum Centralpunkt zu erheben und aus ihr das zu machen, was Mecheln für Belgien iſt. An der Spitze der ausſchließlich für Nürnberg geſtimmten und ſtimmführenden Partei ſtand der ſonſt ſehr ehrenwerthe dortige Bürgermeiſter Beſtelmeier. Schweinfurt ſollte keinen Schienenweg, keine Verbindung mit Bamberg und Würzburg, die doch ſo naturgemäß erſcheinen mußte, bekommen, ſondern es ſollte von Nürnberg aus unmittelbar nach Würzburg gebaut werden. Sattler und mit ihm der Rechtsrath Baulet in Bamberg widerſetzten ſich mit allen Kräften den Nürnberger Eingaben über die Handelsverhältniſſe an die Kammer, und der Abgeordnete W. Sattler wies in einem Separatvotum nach, daß in den Jahren 1841 bis 1844 die Zolleinnahme in Unterfranken mit Aſchaffenburg, in welchem Kreiſe Schweinfurt liegt, 2,876,048 Gulden rhl. betragen habe, während in Mittelfranken, darin Nürnberg liegt, im gleichen Zeitraume nur 1,440,705 Gulden rhl. anfielen, ſowie im Kreis Oberfranken, darin Bamberg, nur 1,213,767 Gulden rhl. Es bewege ſich alljährlich zu Schweinfurt allein eine Gütermaſſe von 400,000 Centnern.

---

[*] Siehe Landtagsverhandlungen 1846. 11. 58—63. Seite 236.

Es wurde damals öffentlich geſagt: „Die Organe Nürnbergs haben im allzugroßen Eifer für das Intereſſe ihrer Stadt — das Vaterland vergeſſen.“

In einer Kammer-Rede vom 4. Mai ſetzte Sattler klar auseinander, wie ſich dem Staatsintereſſe gegenüber der Bahnbau auf Staatskoſten zu dem auf Actien verhalte, und daß er unter den obwaltenden Verhältniſſen damaliger Zeit den erſteren für vortheilhafter halte. Seinem richtigen Einblick in die Sachlage und ſeinem Eifer gelang es, Schweinfurt ſeine Lebenspulsader des Verkehrs zu erringen, nachdem die Dampfſchiffahrt auf dem Maine ſich als völlig ungenügend gezeigt hatte. In einem Briefe an einen Freund ſchloß W. Sattler, indem er ſich freudig über das Zuſtandekommen des bedeutenden Werkes äußerte, mit den Worten: „Schweinfurt kann, wenn es das Alte verläßt und nicht mit offenen Augen ſchläft, eine glückliche Stadt werden.“

Er rechnete dieſen Sieg zu den größten Erfolgen ſeines thätigen Lebens und hatte großes Wohlgefallen an der Bahn, die dicht unter Schloß Mainberg vorbeizieht. Faſt jeden Zug beſchaute er aus dem Fenſter eines großen Thurmzimmers, ſeine lange Pfeife im Munde, und winkte mit dem Taſchentuche hinunter, wenn er einen Bekannten im Zuge wußte, oder von dieſem letztern aus hinauf zum Schloß gegrüßt wurde.

Auf dem Landtage von 1848/49 regte an und betrieb neben anderweitem Wirken auf dem ſtaatsfinanziellen Gebiete — Sattler die Einführung der Poſtmarken (Freimarken auf Briefen), welche ſeitdem in ganz Deutſchland Eingang gefunden haben.

Die Revolutionsjahre 1848 und 1849 brachten manche trübe Erregung, neben körperlichem Uebelbefinden auch geiſtige Schmerzen. Mancher liebe Freund fiel ab, in Folge politiſcher Meinungsverſchiedenheiten. Sattler war aller Parteiung entgegen, zumal wenn aus ihr perſönliche Abneigung und Feindſchaft entſtand. Er ehrte jede offen und ehrlich ausgeſprochene Meinung und Ueberzeugung, huldigte der Freiheit unter dem Geſetz und war dabei übertriebener Reaction wie dem Pfaffenregimente entſchieden abhold. Er zog ſich von dieſem Zeitpunkt an von aller öffentlichen Wirkſamkeit zurück in ein ſchönes, keineswegs aber müſſiges und unthätiges Privatleben.

Wieder den Blick auf frühere Lebensjahre W. Sattlers zurücklenkend, iſt in dieſem Lebensbilde dem Schloſſe Mainberg eine vorzügliche Berückſichtigung zu widmen, denn es bildet dasſelbe in Sattlers Leben, wie in dem ſeiner Familie einen reizvollen Mittel- und Ruhepunkt.

Schloß Mainberg erhebt ſich auf einem etwas ſteilen, etwa 90 Fuß hohen Hügel unmittelbar über dem Dorfe gleichen Namens, eine Stunde von Schweinfurt, eine Viertelſtunde von Schonungen entfernt. Daſſelbe hat eine herrliche Lage am rechten Mainufer, iſt weit ſichtbar und hat eine reizende Ausſicht. Man erblickt im Umkreis von 20 Stunden 2 Städte: Schweinfurt und Gerolzhofen, und an 50 Ortſchaften.

Das Schloß war in den älteſten Zeiten wohl ein Beſitzthum der Markgrafen von Schweinfurt, gelangte ſpäter an einige gräfliche Dynaſten und an das Haus der Grafen von Henneberg, das von der Südgrenze Thüringens bis weit in das Frankenland reich begütert war. Mainberg bot ſich oft zum Zankapfel in mittelalterlichen Fehden, wurde oft baulich verändert, auch erweitert, und diente zu Ende des 15. Jahrhunderts und zu Anfang des 16. der Fürſtin Margaretha, Wittwe Fürſt Wilhelms IV. (V.) von Henneberg-Schleuſingen, geborener Prinzeſſin von Braunſchweig, zum Wittwenſitze, den ſie neu aus- und aufbaute, mit Wappen zieren und darin zwei Schloßkapellen einrichten ließ. Im Bauernkriege litt Mainberg theilweiſe Zerſtörung durch Feuer, daran Schweinfurt, von den

Bauern gezwungen, die Schuld trug und dafür bedeutend mit Geld gebüßt wurde.

Große Geldverlegenheiten und Schulden drängten den vorletzten und den letzten Fürſten von Henneberg, Wilhelm V. (VI.) und Georg, Vater und Sohn, dahin, im Jahre 1542 das Schloß mit dem beträchtlichen Amte Mainberg an das Hochſtift Würzburg gegen Stadt und Amt Meiningen zu vertauſchen, wobei 170,000 Gulden an baarem Gelde vom Biſchof zu Würzburg an Fürſt Wilhelm hinausgezahlt wurden.

Mehrmals beſuchten die Fürſtbiſchöfe Würzburgs ihr ſchönes, ſtattlich gelegenes Haus Mainberg, das nun als Jagdſchloß diente, und Fürſtbiſchof Philipp Adolf von Ehrenberg (1623—1631) ließ im Schloßhofe ſogar einen neuen verzierten Brunnen bauen, der noch heute fließend vorhanden iſt.

Auch der dreißigjährige Krieg ſchädigte Schloß Mainberg ſehr beträchtlich, und das Amt hatte vieles Wehe zu ertragen. Dadurch wurde der Grund gelegt, daß im Laufe der Zeiten der herrliche Bau verödete und daß ſein Verfall begann. Die Oberamtleute bezogen einen Neubau am Bergesfuße, nur die Amtskeller bewohnten es noch. Der franzöſiſche Krieg zu Anfang des Jahrhunderts ſchädigte abermals, endlich, 1822 wohnte nur noch im Thorhauſe ein Rentamtsbote und im Schloſſe ſelbſt ein alter Oberlieutenant des vormaligen Landausſchuſſes, Namens Fuß, mit einer Haushälterin. Er war eine ächte Figur der Zopfzeit und hinterließ, als er am 11. December 1811 ſtarb, eine Zopf-Sammlung, die zwei Wände einer großen Stube bedeckte. Sie waren von lackirtem Leder und unten ſah ein Haarſchwänzchen hervor. So hingen ſie noch im Jahre 1822 in einſamer Oede und lautloſer Stille droben.

Von jetzt an wurde die Bewohnerſchaft des Schloſſes nur von Mardern und Füchſen, Eulen, Krähen und Dohlen gebildet, und das Schloß drohte völlig zur Ruine zu werden. Da war kein Fenſter mehr vorhanden, die Thore waren eingeriſſen, Thüren und Steine davon geführt, ebenſo alles Eiſenwerk, alle Bleiröhren, die bleiernen Kehlen der Dachung. Decken und Gewölbe waren eingeſtürzt, und aus den Hügeln, die deren Schutt bildete, grünte Kraut und Gras und waren ſchon drei Stock hohe Bäume gewachſen. Die königliche Regierung bot das alte verfallende Schloß 1821 auf den Abbruch zum Verkauf, und es fand ſich auch ein Käufer.

W. Sattler trüg damals den Plan in ſich herum, eine Tapetenfabrik anzulegen, die große Räume erfordert, welche ſich in Schweinfurt nicht vorfanden, mindeſtens nicht billig. Er wendete ſich daher an die königl. Regierung mit dem Geſuche, in den bereits abgeſchloſſenen Kauf einzutreten und zur Hebung der Landesinduſtrie im Schloſſe eine Tapetenfabrik anzulegen. Die Regierung ging auf dieſen Vorſchlag ein und Sattler kaufte Mainberg wie es war, um 1800 Gulden rhl.

Aber da gab es nun viel zu thun, viel zu ſorgen; die meiſten Räume des Schloſſes waren nur mit Lebensgefahr zu betreten. Die Zerſtörer des Schloſſes waren hauptſächlich Bauern geweſen, die gar zu gern aus dem Schloſſe einen Steinbruch zur allmäligen Ausbeutung gemacht hätten.

Daß die nun raſch beginnende Wiederherſtellung und neue Einrichtung eine koſtſpielige war, leuchtet ein. Es galt rege Arbeit, welche fortgeführt werden mußte, während manches Familien-Ereigniß theils erfreuend, theils betrübend den gewöhnlichen Gang der Häuslichkeit unterbrach.

Frau Catharina Sattler hatte ihrem Gatten bis zum Herbſt des Jahres 1821 acht Kinder, vier lebende Söhne und vier Töchter geſchenkt, von denen der erſte Sohn im Jahre ſeiner Geburt, die älteſte Tochter 1821 und die jüngſte im Jahre 1822 ſtarben. Der December dieſes Jahres beglückte wieder mit einer Tochter. Aber auch die Mutter der Hausfrau wurde im Sommer

1822 durch einen Schlagfluß abgerufen, und die mannichfaltigen Gemüthsbewegungen ließen am Ende des Jahres die Wöchnerin in eine Krankheit fallen, welche ſie zum erſtenmale verhinderte, das Neugeborene ſelbſt zu ſtillen.

Eine Haushälterin und Beihülfe zur Pflege der Kinder, Fräulein Luiſe Dingeldey, erleichterte der Hausfrau ihre vielfachen Geſchäfte und blieb zehn Jahre, von 1819 bis 1829, im Hauſe, wo dann Fräulein Thereſe Lutz an ihre Stelle trat, die mit unerſchütterlicher Liebe und Treue an der Familie hing und noch immer mit Geiſtesfriſche das Hausweſen leiten hilft.

Die Einrichtung der Tapetenfabrik mußte zunächſt im Auge behalten werden; als dieſe aber vollendet war, lenkte ſich nun der Blick der neuen Eigenthümer Mainbergs der Geſchichte ihres Schloſſes beiderſeits mit innigem Antheil zu, lebhaft erwachte der Sinn für das Alterthum und die Vergangenheit, und neben dem rührigen Gewerbfleiß in Mainbergs Sälen und Hallen trieben im Laufe der Jahre auch Kunſtſinn und Kunſtfleiß ihre ſchönen, herzerfreuenden Blüthen.

Da Sattler wegen der vielfachen geſchäftlichen Inanſpruchnahme in Schweinfurt nicht ſelbſt auf Schloß Mainberg wohnen konnte, ſo ſetzte er an die Spitze des neuen Geſchäftes einen Leiter in der Perſon des Herrn Johann Ernſt Krieghoff, geboren am 30. April 1786 in Molsdorf bei Erfurt, der bereits in Amſterdam und in Düſſeldorf gleichen Geſchäften vorgeſtanden hatte, und nun mit ſeiner Familie nach Mainberg überſiedelte. Frau Krieghoff war eine geborene Holländerin und auch die Kinder ſprachen wenig deutſch. Auch einen Formſchneider, Jan Steenweg nebſt Frau, brachten Krieghoffs mit, ebenfalls ein holländiſches Ehepaar, das in Mainberg ſeine goldene Hochzeit feierte und dann noch lange dort lebte.

Anfangs mußte man mit fremden Druckern arbeiten, bald aber fanden ſich Bewohner und Bewohnerinnen der nächſtgelegenen

Dörfer Mainberg und Hauſen, die ſich leicht in das leichte Geſchäft einübten.

Hier war nun der Ort, wo die in der Jugend der Frau C. Sattler geübte Kunſtfertigkeit im Zeichnen und in der Farbengebung, verbunden mit gutem Geſchmack und reiner Phantaſie, ihren nutzenbringenden Boden fand, denn ſie erfand und entwarf für die Fabrik faſt alle neuen Muſterzeichnungen und gab dieſen die nöthige Belebung durch entſprechende und harmoniſche Farben, wie durch künſtleriſch durchdachte Vertheilung von Lichtern und Schatten in jeder nöthigen Abſtufung. Ohne ihren geiſtigen Trieb, Schönes zu ſchaffen, würde die neue Tapetenfabrik ſicherlich nicht ſo raſch haben emporblühen können, und doch litt bei dieſer künſtleriſchen Thätigkeit die Führung ihres Hausweſens keine Beeinträchtigung. Oft waren 20 Perſonen am Tiſche, denn es war die patriarchaliſche, noch ſtets fortgepflegte Sitte im Sattler'ſchen Hauſe eingeführt, daß alle Gehülfen und Lehrlinge mit der Familie des Prinzipals an einem Tiſche ſpeiſten. Dieß wob ein Familienband und wirkte höchſt vortheilhaft auf den Charakter der jungen Männer, die hier ihrer geſchäftlichen Ausbildung zuſtrebten.

Nach einiger Zeit erhielt Frau Sattler eine Beihülfe durch den Maler Nolden aus Würzburg, der am jetzigen Kunſtmaler Herrn Chriſtoph Stößel aus Schweinfurt einen Gehülfen hatte. Später wurde dieſe Hülfe durch Herrn Profeſſor Kornacher erſetzt, bis die bleibende perſönliche Anweſenheit des Sattler'ſchen Ehepaares auf ſeinem Schloſſe Mainberg fremde Beihülfe auf dieſem künſtleriſchen Gebiete ganz entbehrlich machte.

Gleichzeitig mit Krieghoff war auch Georg Gerlach auf Mainberg thätig und bereitete daſelbſt verſchiedene Farben, Lacke u. dergl.; da er aber am 10. Auguſt 1842 ſtarb, ſo wurde dieſer Fabrikzweig von Mainberg weg und nach Schonungen verlegt.

In Mainberg wurde fleißig fortgebaut. Im Jahr 1823 war der Mainflügel des Schloſſes bereits wieder bewohnbar; in dem am wenigſten zerſtörten nördlichen Flügel konnte die Tapetenfabrikation beginnen; der Bau der Terraſſe wurde ebenfalls angefangen.

Während Frau Sattler auf Schloß Mainberg mit ſinnigem Fleiße bemüht war, die Schloßkapelle nach altdeutſcher Art wieder herzuſtellen und ſie mit entſprechenden Glasmalereien, altem Geräth und Bildwerk reich auszuſchmücken, überhaupt nach und nach eine Sammlung von geſchichtlichen, alterthümlichen und künſtleriſchen Gegenſtänden anzulegen, die ſich damals nach Aufhebung der Klöſter in Franken häufig und billig zum Ankaufe boten, wurde auch die Umgebung des Schloſſes immer freundlicher geſtaltet.

Schon vor dem Ankaufe Mainbergs, 1819, wollten die Schweinfurter Kaufleute Fr. W. Wolff und Heinrich Lebküchner eine Papierfabrik anlegen, zu der ſie die Storchsmühle bei Kronungen im Landgericht Werneck von Kilian Göbel erkauften; allein die königl. Regierung verweigerte die Erlaubniß zur Umwandlung einer Mahlmühle in eine Papiermühle, worauf jene den Kauf ungültig machten. Nun kaufte W. Sattler dieſe Mühle, um ſie ferner als Mehlmühle und zum Mahlen ſeiner Kartoffelſtärke zu benutzen.

Mittlerweile wurde in Schonungen behufs der Erweiterung der dortigen Fabrik abermals eine Mühle, die Spitzmühle, von Michael Philippi im Jahre 1826 käuflich erworben und in derſelben ebenfalls Farbenfabrikation betrieben.

In demſelben Jahre gründete W. Sattler mit Georg Engelhardt aus Kaſſel und Chriſtian Wüſtenfeld aus Münden in Schweinfurt eine Zuckerfabrik. Der Letztere begeſtürzten Throne der Tyrannen ſetzte und ſeine Scorpionengeiſel ſchwang, daß die Hölle jauchzte.

Wie ſtolz erhobſt Du Deine Zinnen, Schloß Henneberg, und überſchauteſt von Deiner Höhe ſo ruhig und groß alles Land! Wie leuchteteſt Du, hohe Lichtenburg über Oſtheim im Gold des Oſtens hehr und ſchön! Wie trotzteſt Du, Baſaltgemauerter Hutsberg, und warſt ſeit grauen Zeiten ein Hüter des Landes geweſen; Du ſtattliche Oſterburg auf freundlicher Berghöhe, hatteſt wohl von ſolchen Oſtern nie geträumt? Ein Wetterſchlag aus der Höhe des verderbenfrohen Schickſals, ein heißer, blutiger Tag — und ihr branntet allzumal. Das war ein furchtbares Oſterfeuer, wie die Oſterburg in lichten Flammen ſtand, wie ſich von Henneberg ein Feuermeer zum Himmel wälzte, wie Kanonenſchüſſe den Hutsberg umdonnerten, daß die Baſaltmauern krachend einſtürzten und über dem knoſpenden Wald ſich ſchwarze, flammendurchzüngelte Dampfwolken wälzten. Da leuchtete die Lichtenburg recht hell und glühend — zum letztenmal, Schloß Bibra brannte, Schloß Schwickershauſen brannte, Maristheiligte ſich an der Leitung derſelben nicht in Perſon, ſondern ſandte ſeinen Sohn Adolph Wüſtenfeld, der mit Engelhardt der beſonderen Geſchäftsführung ſich unterzog.

Wüſtenfeld zog einen bewährten und erfahrenen Zuckerfabrikanten aus Hamburg als Techniker bei, des Namens Heinrich Blecken (geb. 11. Juli 1794), welcher nach Engelhardts im Jahre 1855 erfolgten Tode Theilnehmer am Geſchäft wurde, doch blieb der Firma-Name Sattler, Engelhardt und Comp. bis zum heutigen Tage beibehalten.

Für Engelhardts Wittwe beſorgte deren Bruder Friedrich Georg Pollich die Geſchäfte, bis ſie ſich im Jahre 1839 mit dem Freiherrn Adolph von der Tann (geb. 24. Juni 1807) verheirathete, der nun mit Blecken, Jens und Wilhelm Sattler jun. zur Zeit noch dieſem Geſchäfte vorſteht.

Zur Zeit der Gründung der Zuckerfabrik beſtanden noch die Zollgrenzen innerhalb der deutſchen Staaten; die Zölle wurden mit jeder neuen Etatsperiode erhöht, ſo daß die Steuer für den Sattler'ſchen Sago auf das Doppelte anwuchs. Dieß veranlaßte ihn, auf ſeine Erfindung ein Patent für die Dauer von zehn Jahren im Königreich Preußen zu nehmen und in Langenſalza Bürger zu werden.

In dieſer Stadt wurde mit zwei alten Handelsfreunden Winkel und Weykert eine Fabrik unter der Firma Sattler und Comp. begründet. Auch dort wurde eine Mühle gekauft und der Fabrikverwalter Bauer nach Langenſalza entſendet, ſie nach dem Muſter der Schonunger Fabrikmühle einzurichten.

Von den Theilhabern ſtarb Winkel im Jahre 1832 und Weykert am 11. September 1857. Dermalen betreiben Weykerts und Sattlers Söhne dieſes Etabliſſement lebhaft fort. So mußte ſelbſt, was Anfangs drückend ſchien, die hohe Zollſteuer, beitragen, die inländiſche Induſtrie zu heben und zu fördern.

Auf Schloß Mainberg wurde im Jahre 1827 das alte

Kalterhaus, welches die Ausſicht beeinträchtigte, abgebrochen und an deſſen Stelle der Bau eines neuen, ganz maſſiven Wohnhauſes begonnen.

Am 22. Auguſt des Jahres 1822 wurde Schweinfurt zum erſtenmale durch den Beſuch Sr. Maj. König Ludwigs von Bayern beglückt. Allerhöchſtderſelbe kam vom Bade Brückenau, empfing die Ehrenbezeigungen des Magiſtrates und der Behörden, beſuchte die Fabriken zu Schweinfurt, Schonungen und dann das Schloß Mainberg, deſſen Bau und Einrichtungen der König mit Wohlgefallen in Augenſchein nahm.

Die ganze Einrichtung des eigentlichen Schloſſes iſt, ſo weit es nicht den Geſchäftsräumen dient, im Geiſt und Geſchmacke des Mittelalters. Seine Geſchichte hatte in den jetzigen Eigenthümern lebhafte Vorliebe für das fürſtliche Geſchlecht der früheren Beſitzer geweckt, und dieſe Vorliebe blieb wohl nicht ohne Einfluß darauf, daß ein zweites Hennebergiſches Grafenſchloß, Aſchach bei Kiſſingen, einſt die Reſidenz der Henneberg-Aſchacher Grafenlinie, von W. Sattler käuflich erworben und in demſelben, das beſſer wie Mainberg erhalten geblieben war, eine noch blühende Steingutfabrik eingerichtet wurde.

Schloß Aſchach gelangte von den Hennebergern in den Beſitz der Biſchöfe von Würzburg, welche aber zum öftern die Grafen von Aſchach, die ſpäter in Römhild reſidirten, mit Aſchach belehnten. Im Jahre 1525 wurde auch dieſes Schloß von den aufrühreriſchen Bauern erſtürmt und verwüſtet, doch nicht verbrannt.

Daſſelbe bedeckt einen noch größeren Flächenraum wie Mainberg, liegt für ein Fabrikgeſchäft bequem, da die Anhöhe über dem Fluß nur 40 Fuß beträgt, und hatte dicht am Fuße derſelben eine Mühle, welche dem vormaligen Beſitzer Joſeph Schmitt abgekauft wurde, um ſie für die Fabrik zu benutzen.

Noch eine Mühle wurde zur Vergrößerung des Schonunger Geſchäfts im Jahre 1839 von Jeremias Lindner erkauft.

ſowie nicht unbedeutende Grundſtücke auf dem Kaltenhof, einem über Schloß Mainberg gelegenen Oekonomiegute.

Ueber dieſes letztere Schloß ließ W. Sattler im März 1836 eine von ihm ſelbſt verfaßte Schrift: „Das alte Schloß Mainberg bei Schweinfurt und ſeine Bewohner,“ erſcheinen, in welcher er deſſen Geſchichte nach guten Quellen bearbeitet, klar und einfach erzählte, und des Verfaſſers Gattin ſchmückte das kleine Werk mit anziehenden Abbildungen von ihrer Hand, namentlich mit einer Anſicht des Schloſſes von der Weſtſeite, mit einem Grundplan deſſelben, mit alten Wappenbildern, einer Reihe von Grafen und Gräfinnen von Henneberg in dalmatiſcher Hoftracht, einer ſpäteren Abſchrift des Monachus Vesraënsis entnommen, und dem Bilde des oben erwähnten Lieutenant Fuß und deſſen bäuerlicher Haushälterin.

Da das Buch durch Vertheilung an Freunde und Beſuchende ſich vergriff, ſo wurde es erweitert, im Jahre 1854 neu aufgelegt und mit einem ſehr gelungenen Stahlſtich von Friedrich Geißler in Nürnberg, gezeichnet von Kornacher in Schweinfurt, ausgeſtattet; doch fehlen der neuen Ausgabe die Grafenbilder. Auf dem Titelbilde ſteht der ſtattliche Bau in ſeiner ganzen Schönheit vor Augen mit ſeinen drei hohen Giebeldächern, dem dieſe überragenden Thurme, den Terraſſen, dem neuen Hauſe, der Trinkhalle u. ſ. w. Am Bergesfuße wird ein Theil des Dorfes Mainberg mit ſeiner 1486 von der Fürſtin Margaretha von Henneberg erbauten Kirche erblickt, der Main, die Fahrſtraße, die Eiſenbahn.

Seite 50 des Buches iſt zu leſen:

„Im Jahr 1844 zog nun Wilhelm Sattler sen., in ſeinen alten Tagen größere Ruhe ſuchend, mit ſeiner Frau und einigen Kindern auf das Schloß, um endlich ſelbſt der geſunden Luft und herrlichen Gegend ſich erfreuen zu können; beide Eheleute konnten nun ihrem Lieblingsvergnügen mehr Zeit widmen, und da ſie in ihrem neugebauten Wohnhaus ſich bequem eingerichtet hatten, ſo verſchönten ſich nach und nach die Innen- und Außenräume des Schloſſes Mainberg mehr und mehr.“

So findet denn der Beſucher nebſt ſchönen, mit drei Springbrunnen und Statuen verzierten, reich mit Weinſtöcken, feinſten Obſtbäumen und Blumen ausgeſtatteten Ziergärten und der reizendſten Ausſicht vom Altan und den Terraſſen — überraſchende Sammlungen. Eine Rüſtkammer mit Harniſchen, Waffen, Feldſchlangen u. ſ. w., Glasmalereien aus jeder Periode dieſer Kunſt, eine ausgezeichnet reichhaltige Sammlung alter Trinkgefäße, Krüge, Humpen und Pokale; eine Sammlung alter eingelegter Gewehre, eine Bilderſammlung mit mehreren Gemälden der altdeutſchen Schule, eine reichhaltige Bibliothek mit alten Urkunden, Handſchriften, Chroniken, Holzſchnittwerken u. ſ. w.; dann mehrere im Renaiſſance-Styl von Frau C. Sattler eingerichtete Zimmer mit mannichfaltigem Ausſchmuck von Bildern, Geräthen, Truhen u. dgl., mit einem Wort, ein Muſeum zahlloſer Sehenswürdigkeiten.

Im oberen Stock befinden ſich Wohnungen und die Räumlichkeiten der Tapetenfabrik.

Das Schloß enthält 4 Säle, 19 Stuben, 17 Kammern, 3 Küchen, 9 Vorplätze und 2 Kapellen; in den unteren Räumen mehrere Gewölbe und 5 Keller, und zwar letztere von ſolchem Umfange, daß ſie wohl an 800 Fuder Wein faſſen. Im geräumigſten derſelben liegen Fäſſer von enormer Größe, die bis zu 36 Fuder Inhalt in ſich aufnehmen könnten, und früher aufnahmen.

Wilhelm Sattler hatte während ſeines thätigen Lebens auch manche bedeutende Reiſe, meiſt in Begleitung ſeiner Frau, wie von Kindern und Freunden, und zwar nach England, Frankreich, Italien und Rußland gemacht; nun aber, in ſeinen ſpäteren Lebensjahren, wurde alljährlich eine Zeit lang der Schweinfurt nahe Badeort Kiſſingen ſein und der Seinigen Lieblingsaufenthalt. Er baute ſich dort ein recht wohnliches Haus, das er anſtändig ausſtattete, legte hinter demſelben einen hübſchen Garten an und verkehrte auf das Gemüthlichſte nach alter Gewohnheit auch dort mit ſeinen zahlreichen Freunden. Sattler hat wohl fünfzig Jahre lang faſt jeden Sommer Kiſſingen beſucht und ſich gefreut über das immer mehr zur Blüthe kommende Gedeihen dieſes europäiſch berühmten Badeortes, an dem er ſelbſt einen nicht geringen Antheil hatte.

Die letzte weitere Reiſe Sattlers war nach Frankfurt a. M. im Jahre 1858 zu einer Verſammlung von Tapetenfabrikanten, welche er als Alterspräſident leitete und auch zum erwünſchten Ziele angeſtrebter Einigkeit und Vereinbarung führte.

Wenn auch oben hie und da einige Andeutungen in Bezug auf W. Sattlers Freundeskreis, ſein häusliches Leben, ſeinen Humor, ſeine Studien u. dgl. gegeben wurden, ſo erſchöpfen dieſe bei Weitem nicht, was darüber zu ſagen und nun ausführlicher nachzuholen iſt.

Der ihm am nächſten ſtehenden Freunde zuvörderſt zu gedenken, ſo war der mehrerwähnte Ruß lange Jahre einer der bewährteſten, wie der liebſten. Er blieb unverheirathet und bis zu ſeinem Lebensende ſtets an Sattlers Tiſche, ſtets ihm gegenüber. Ihm reihten ſich nach hergebrachter Ordnung dem Alter nach die Commis an, während an der andern Seite die Hausfrau, deren Mutter, die Haushälterin und die Kinder ſaßen. Häufig vermehrten Gäſte die Anzahl der Tiſchgenoſſen, doch blieb immer ein Gedecke frei und unbeſetzt, auch wenn keine Gäſte da waren.

Mit dem Glockenſchlage 12 ging es, geſchäftlicher Ordnung halber, der ſich auch die Gäſte fügen mußten, zu Tiſche. Wer zu rechter Zeit nicht da war, auf den wurde nicht gewartet.

Bei Tiſche war immer eine allgemeine lebhafte Unterhaltung über Zeitereigniſſe, naturwiſſenſchaftliche Gegenſtände, neue Entdeckungen und Erfindungen u. ſ. w., was den jungen Leuten zu großem Gewinn gereichte, indem dadurch fortwährend ihr Ideenkreis erweitert wurde, und dieſe Einrichtung, daß die Comptoiriſten im Sattler'ſchen Hauſe wohnen und eſſen, findet noch fortwährend in demſelben ſtatt.

Ruß war äußerſt pünktlich, wo es nöthig war, ſelbſt ſtreng, aber vom Charakter gut und edel. Er nahm ſich des Geſchäftes auf das Lebhafteſte an, beſorgte neben der Sago- und Farbenfabrikation auch die Verpackung und Verſendung der Waaren, und litt darin nicht die mindeſte Nachläſſigkeit. Nie verließ er das Haus vor dem Schlage der Feierſtunde, daher ſahen ſich die Gehülfen beſtändig überwacht, und das Geſchäft blieb nie unbeaufſichtigt. Dann aber ging Freund Ruß gern ſpazieren, beſuchte alle ſchönen Punkte um Schweinfurt, ließ an mehreren derſelben Steinbänke errichten und fand ſein Glück und ſeinen Gott in der Natur. Eine ſchöne wiſſenſchaftliche Bibliothek, die er ſich nach und nach angeſammelt, vererbte er auf W. Sattlers zweiten Sohn, ſeinen Pathen. Die Stadt hatte Ruß das Ehrenbürgerrecht zugetheilt, und er hinterließ der dortigen Gewerbſchule ein nicht unbedeutendes Vermächtniß, das den Namen „Ruß'ſche Stiftung" führt.

Mit dem Jahre 1843 ſchloß ſich Ruß's thätiges Leben ab, und er hat es gar wohl verdient, daß ſein Andenken geſchätzt und geehrt in der Sattler'ſchen Familie fortlebt. Sein Grabdenkmal ſteht jetzt neben dem Grabe ſeines 16 Jahre ſpäter verewigten Freundes.

Ein anderer Freund und Geſchäftstheilnehmer, der ebenfalls bereits erwähnte Chriſtian Voit, trennte ſich nach mehreren Jahren vom Sattler'ſchen Geſchäft und legte in Huttwigs Thurm eine Schrotfabrik an. Später wurde er Major der Schweinfurter Landwehr und Obriſtlieutenant und hatte als ſolcher ſeinen Jugendfreund Sattler zu commandiren, was wohl manchen heitern Scherz veranlaßt haben mag. Chriſtians Bruder, Friedrich Voit, der gleich ihm die Orgelbaukunſt erlernt hatte, war dieſer Kunſt treu geblieben und hat, eingehend auf eine Idee des Rentamtmanns Eſchenbach in Königshofen, das Aeolodikon erfunden.

Nochmals verdienen aus W. Sattlers engerem Freundeskreiſe die Namen Andreas Bauer und Carl Friedrich Düſenberg genannt zu werden. Erſterer, früher Müller, dann W. Sattlers erſter Chemiker, bildete ſich durch deſſen Unterweiſung und durch Selbſtſtudium ſo aus, daß ſpäter kein Anderer mehr im Stande war, mit ſo wenigen Mitteln und ſo wenigen Leuten ſo viele Farben und Sago zu bereiten, wie eben er, nächſtdem daß er als Mechaniker und Mühlenbauer ſich die größten Verdienſte erwarb.

Der jetzige Herr Stadtkämmerer Düſenberg war in den obengenannten Eigenſchaften einer der treuanhänglichſten Freunde des Sattler'ſchen Hauſes und iſt dieß immerdar geblieben. Poetiſch begabt, in der Geſchichte bewandert, hat er oft in der Familie und im Freundeskreiſe die Stimmung gehoben und in eine höhere Auffaſſung des Lebens verſetzt. So feierte er die goldene Hochzeit des W. Sattler'ſchen Ehepaares durch ein gelungenes Sonett, ſo ſchilderte er nach W. Sattlers Ableben in einem kurzen, aber gediegenen Nekrolog deſſen Leben und Wirken anziehend und ergreifend, ſo daß durch letztern der Gedanke zu dieſer ausführlichern Biographie hervorgerufen wurde*). Stets wird ihm die Familie dankbar verbunden bleiben und die Eigenſchaften ſeines allgemein anerkannten, gediegenen Charakters verehren.

Noch verkehrte W. Sattler äußerſt gern mit der Familie des Buchhändlers Georg Andreas Fiſcher. Dieſer und Sattler beſuchten ſich Jahre lang gegenſeitig, tauſchten Ideen aus und übten die nach einander auftauchenden neuen Erfindungen, wie die des Kaleidoſkops, des Moirirens auf Blech mittelſt Erhitzen und Aetzen durch verdünnte Salzſäure, chineſiſcher Grillenſpiele, neuer Feuerzeuge und Streichhölzchen. Als Verfertiger äußerſt gelungener Kaleidoſkope that ſich auch Krieghoff auf Mainberg hervor.

---

*) Siehe Schweinfurter Tageblatt Nr. 143. 18. Juni 1859.

Oft und gern war Sattler in heiterer Geſellſchaft, ſelbſt heiter belebend durch tauſenderlei Späße, Neckereien und Anekdoten. Er beſaß einen großen Garten am Main, in dem faſt jeden Abend, wenn es die Witterung erlaubte, mit dem Comptoir-Perſonal und oft auch mit Gäſten das Abendbrod verzehrt wurde.

Zu mancherlei Scherzen und Anekdoten gab ein unmittelbarer Nachbar des Sattler'ſchen Hauſes Anlaß, ein Original, wie man wohl kaum noch eines findet, der Bücher- und Bilder-Antiquar Martin Schmidt (geſt. 25. Juni 1842). Dieſer ſchänkte nebenbei Wein und beſaß eine Kegelbahn in ſeinem Hausgarten, in dem ſich eine Geſellſchaft bildete, an der auch W. Sattler mit ſeiner Frau häufig Theil nahm.

Die Lebensweiſe des Herrn Schmidt, mit charakteriſtiſchen Zügen gewürzt, gäbe ein ſehr humoriſtiſches Buch; es war ſogar Sattlers Wunſch, daß ein ſolches geſchrieben werde, und er zeichnete dazu vieles brauchbare Material für einen ſchriftſtellernden Freund auf, der es noch bewahrt. Schmidt war mehr als Händler, er war Liebhaber; wenn er heute eine alte Scharteke verkaufte, ſo reute es ihn am andern Tage, oder wenn er merkte, daß Jemand etwas kaufen wollte, ſo blieb er nicht bei ſeiner erſten Forderung, ſondern ſteigerte dieſelbe ganz naiv, und ſchwur, er habe ſich verſprochen.

Höchſt ergötzlich war es, W. Sattler von ſeinem Herrn Nachbar erzählen zu hören, und nicht minder ergötzlich, die Schmidt'ſche höchſt kyniſche Einrichtung zu ſehen. In der Weſtentaſche trug er an dicker Eiſenkette eine Chaiſenuhr, in einem Ritterhelm befand ſich das Vogelfutter; ein Theil der Bücher ſtand im Hofe in einer Art Koben und lag an Ketten; es waren hochſeltene und koſtbare Folianten. Doch der Raum und andere Rückſichten verbieten, mehr zu ſagen. Nach Schmidts Tode erwarb Sattler deſſen an das ſeine anſtoßende Haus ſammt dem Garten*).

Scherzluſt, Neckeluſt und unerſchöpflicher Humor, in tauſendfältiger Weiſe dargelegt und zu Tage tretend, waren W. Sattler in ſo hohem Grade eigen, daß ſie ihn zum liebenswürdigſten Geſellſchafter machten, und wenn er ſich in dieſen lebensfrohen und lebensfriſchen Gemüthsergießungen gehen ließ, konnte Niemand in ihm den fleißigen Arbeiter, den unermüdlichen Geſchäftsmann, den praktiſchen Erfinder und den wiſſenſchaftlich hochſtrebenden Denker ahnen, der er doch war. Hundert Anekdoten von ihm ließen ſich erzählen, wenn nicht Rückſichten geböten, ſie zu verſchweigen.

Sattler liebte, wie jeder thätige Mann, zeitiges Aufſtehen vom Nachtlager; nicht ſelten hörten ihn ſeine Gäſte vor der Thüre ihres Schlafzimmers, wenn ſie nicht zu ſeiner Kaffeeſtunde ſichtbar wurden, was er ſehr liebte, ſcherzhaft rufen: „Herr N. N., befehlen Sie vielleicht geweckt zu werden?“ — Weil er Alles zu rechter Zeit that, ſo hatte er immer Zeit. Er konnte ſich Stunden lang beſuchenden Freunden widmen, aber ebenſo leicht überließ er dieſe, wenn ihm ihre Unterhaltung nicht anregend genug war, der Hausfrau und den anweſenden Kindern und entſchlüpfte, um Nöthigeres vorzunehmen. Er ſchrieb im Laufe eines Jahres Tauſende von Briefen, und manche nicht kurz, ſondern ausführlich, Anſichten entwickelnd, Zeitfragen erörternd, Rathſchläge ertheilend, aber auch nicht ſelten in heiteren und ſcherzhaften Mittheilungen ſich ergehend. Keine Anfrage blieb unbeantwortet, kein Vorhaben unerledigt; was nicht alsbald von ihm beſorgt werden konnte, notirte er, und man konnte verſichert ſein, daß er auch das Geringfügigſte nicht außer Acht ließ. Jedes ſeiner zahlreichen Bücher fand er auf der Stelle, ebenſo das kleinſte Werkzeug. Eine Menge Werkzeuge machte er ſich ſelbſt, erfand auch neue und beſchäftigte ſich ſehr gern an der Drehbank.

---

*) In der Druckſchrift: „Liederbuch der Clara Hätzlerin ꝛc.“, herausgegeben von Dr. Carl Haltaus, Quedlinburg und Leipzig, G. Baſſe 1840, iſt in der Vorrede S. XXXVIII eine ſehr hübſche Anekdote von dieſem, dort jedoch nicht genannten Antiquar erzählt, wie derſelbe in oben angedeuteter Weiſe gegen einen Alterthumsfreund verfuhr, als dieſer ihm eine Handſchrift des angedeuteten Liederbuches abkaufte. Nur durch W. Sattlers Hülfe wurde es möglich, dieſen Kauf abzuſchließen.

Auch nachdem Sattler ſich nach Mainberg zurückgezogen, behielt er doch ſeine weitverzweigten Geſchäfte, denen zum Theil jetzt mehrere ſeiner Söhne vorſtanden, als Haupt des Hauſes im Auge und wußte ſtets, wie es in jedem einzelnen derſelben ging und ſtand. Die pſychiſche Kraft Sattlers war außerordentlich thätig. Nichts entging ihm, nichts vergaß er. Hatte er ja einmal, was ihm ſelten begegnete, etwas verlegt oder verloren, ſo ſagte er: „Laßt mich nur darüber ſchlafen.“ Am andern Morgen fand er ſicher das Vermißte.

Bereits wurde oben ein Traum aus Sattlers Jugendzeit erzählt, der auf dieß Geäußerte Bezug hat. Ein zweiter ähnlicher Traum finde hier ſeine Stelle. Sattler hatte ſeinen Hauptſchlüſſel verlegt und konnte ihn nicht wiederfinden. Im Traume ſah er den Schlüſſel auf einem hohen Schranke im Hausehrn liegen. Am Morgen ſah er mittelſt einer Leiter nach, und der Schlüſſel lag wirklich auf dem Schranke. Jetzt erinnerte er ſich, Tags zuvor mit der Leiter in einem hochangebrachten Wandſchranke etwas geſucht und dabei wahrſcheinlich den Schlüſſel auf jenem Schranke liegen gelaſſen zu haben, deſſen Bild, ohne ihm ſogleich klar zu werden, durch die Seh- und Gehirnnerventhätigkeit ihm erſt Nachts im Traume zur Erſcheinung kam. So erklärte er dieſen Traum, wie er überhaupt es liebte, über alle Erſcheinungen in der geiſtigen, wie in der körperlichen Welt ſich immer völlig klar feld brannte, und zum Feuermeer wandelte ſich der See um St. Wolfgang. Solche Wallfahrt war noch nicht dorthin gehalten worden, wie jetzt, da das Heer der wüthenden Bauern dahin wallte, den Vikar erſchlug, die Kirche plünderte und den Heiligen ſammt ſeinem Haus den Flammen zur Speiſe gab.

Mit Angſt und Noth hatte ſich Burkhardt Trott mit ſeiner Hausfrau, ſeinem Knaben und der Schwiegermutter geflüchtet, ehe Schloß Henneberg berannt wurde, und hatte ein Unterkommen im Dorfe gefunden. Wie gern wurden damals die ſtolzen Burgmänner Dorfmänner, wie wenig verſchmähten ſie, in einem Bauernhaus zu wohnen, da das Strohdach beſſern Schutz gewährte, als die Burg, die von Mauern und Wällen umſchloſſen war. Wie gewaltig und gewaltſam vermag die Zeit umzuwandeln!

Wie durch ein Wunder entging Grimmenthal der allgemeinen Verwüſtung, doch war bereits der reiche Kirchenſchatz geflüchtet, ein Theil nach Schweinfurt, ein anderer nach dem Kloſter Bildhauſen, das Geld und die meiſten Pfandverſchreibungen nebſt zu werden. Allem Unbeſtimmten, Schwankenden und Unbeſtändigen war er abhold, weil das praktiſche Leben ihn geſchult. Er war kein Gelehrter und konnte keiner ſein, er war auch kein Philoſoph im Sinne der Schule, aber er war ein mit ſcharfem Verſtande und ſicherer Beobachtungsgabe ausgeſtatteter Denker, der das Wahre vom Falſchen ſonderte und ſeine eigenen Ueberzeugungen in ſich befeſtigte, der ſich über Alles völlig klar zu werden ſich unabläſſig bemühte, und auf den Grund eigener Forſchungen hin, nicht auf Autoritäten ſich ſtützend, ſeine Lebensanſichten ſich bildete. Zur Höhe überſinnlicher Speculation aufzuſtreben, war ihm in der erſten größeren Hälfte ſeines Lebens durch das Geſchäft, das ſeine ganze und volle Thätigkeit in Anſpruch nahm, nicht vergönnt, aber er erweiterte ſpäter die durch eigenes Nachdenken gewonnenen Lebensanſichten und Ueberzeugungen durch die Lektüre der gediegenſten Werke über Chemie, praktiſche Mechanik, Technologie u. ſ. w., von denen er nach und nach eine ſchätzbare Sammlung anlegte. Doch geſellten ſich allmälig auch Reiſebeſchreibungen, Romane, Poeſien und Schriften über Literatur, Kunſt, Geſchichte und Alterthum hinzu, welche ſeine Frau mit benutzte. Lebhaft angezogen fühlte ſich Sattler durch die Journaliſtik und er nahm auch noch im vorgerückten Lebensalter den regſten Antheil an den politiſchen und religiöſen Beſtrebungen der letzten Jahrzehnte. So erhob er ſich auf den Höhepunkt ſeiner Zeit, ein Mann der ſelbſtbewußten That, wie der werkthätigen Menſchenliebe.

Seine humanen Grundſätze bewies Sattler durch die That. Nach dem unglücklichen Brande, der am 26. September 1853 den Ort Schonungen binnen 2 Stunden bis auf 4 Häuſer in Aſche legte (es brannten Kirche, Schulen, Pfarr- und Rathhaus, 5 Gaſthäuſer, 1 Brauerei und 120 Wohnhäuſer nebſt eben ſo vielen Scheunen und Stallungen nieder), gab Sattler dem katholiſchen Geiſtlichen, Herrn Pfarrer Balling, Wohnung auf Schloß Mainberg, bis das Pfarrhaus wieder aufgebaut war und bezogen werden konnte; ebenſo nahm er viele andere chriſtliche wie jüdiſche Dorfbewohner nach dieſem Unglück in ſeinen Wohnungen auf, ſo viel nur der Raum vergönnte, und ſie hauſten einträchtig beiſammen, da das Unglück confeſſionellen Unterſchied verſchwinden macht.

Bei jenem entſetzlichen Brande fingen die $^{1}/_{8}$ Stunde hinter dem Orte liegenden Sattler'ſchen Fabriken wohl an 20 Stellen Feuer, und es bedurfte der äußerſten Anſtrengung, die drohende Gefahr abzuwehren.

Als nach manchem Lebensſturme wieder Ruhe eingetreten war, zog es Sattler mächtig und mehr und mehr nach dem höheren Geiſtesleben, das in der Natur und aus ihrer Durchforſchung quillt. Ihr, der alma mater, von den Jünglingsjahren her befreundet, ihre geheimen Kräfte als Chemiker längſt kennend, ward es nicht ſchwer, den Weg vom Mikrokosmos zum Makrokosmos zu finden, zumal es nicht an Leitſternen auf dieſem Wege fehlte. Einen Ueberblick gewinnend über das ganze Weltall, ſo weit es menſchlicher Einſicht möglich iſt, erſtrebte Sattler für ſeinen Geiſt mehr als ein oberflächliches Wiſſen, vielmehr drang er in manche, vielen Augen noch verſchloſſene Tiefen ein. Die beſten Mikroſkope, die beſten Fernröhre ſtanden ihm zu Gebote, und lebhafter Briefwechſel mit kundigen Freunden bot anziehenden Gedankenaustauſch, willkommene Belehrung, hohe Geiſtesfreude.

Mit größtem Seelenantheil durchlas Sattler nun die Werke Alexanders von Humboldt, Voigts, Liebigs, Büchners, Moleſchotts u. A., und namentlich ſprach der letztere Naturforſcher ihn ſo lebendig an, daß er mit dieſem Gelehrten in Briefwechſel trat, wodurch ſeinem Geiſt eine neue Jugend erblühte und ſein Herz noch in ſeinen alten Tagen wieder jugendlich erwärmt ward. Eine Reihe von eigenen Ausarbeitungen, die W. Sattler ſeinem älteſten Sohne Jens zueignete, geben Zeugniß von den Erhebungen ſeines Geiſtes, und wie der Geiſt des fortſchreitenden

Jahrhunderts ihn durchdrungen und belebt hat, doch ſollen dieſe Ausarbeitungen vorläufig noch ungedruckt bleiben.

So erreichte W. Sattler im Jahre 1858 ſein 74ſtes Lebensjahr mit der Ausſicht, im Jahre 1859 ſeine goldene Jubelhochzeit zu feiern, da er ſich am 14. Februar 1809 verheirathet hatte; Sattler hegte aber den Wunſch, nicht den Schluß, ſondern den Beginn ſeines Jubeljahres zu feiern. Vielleicht fürchtete er, das Ende des Jubeljahres nicht zu erleben, und ſo wurde die Feier im Hinblick darauf, daß nun nicht blos eine Jubeltages-, ſondern eine Jubeljahresfeier beginne, der 14. Februar 1858, der noch dazu auf einen Sonntag fiel, an welchem ohnehin die Mehrzahl der Angehörigen der Sattler'ſchen Familie bei den Aeltern und Großältern ſich einzufinden pflegte, zum feſtlichen Tage beſtimmt, doch ſollte derſelbe nicht geräuſchvoll begangen werden, ſondern das Jubelpaar wollte ihn ſinnig und innig hauptſächlich im Kreiſe ſeiner Kinder und Enkel feiern.

Bereits am Vorabende des feſtlichen Tages brachte der Schweinfurter Liederkranz eine Serenade.

Für dieſes ſo ſeltene Familienfeſt wurde manche ſinnreiche Gabe, an vergangene Zeiten erinnernd, dargebracht, ſo die Photographie des Hauſes am Markt in Kaſſel, darin W. Sattler, und des in der Wolfsgaſſe in Schweinfurt, darin Catharina Geiger geboren wurde. Das Comptoirperſonale überbrachte das erſte Blatt des Hauptbuches von 1808 von Sattler eingetragen und ein Blatt aus dem Copirbuche von Frau Catharina Sattler geſchrieben, die es Anfangs führte.

Der Verfaſſer dieſer Schrift, ſeit dem Jahr 1843 dem Sattler'ſchen Hauſe innig befreundet und mit demſelben in ununterbrochener Verbindung, ſandte das nachſtehende Gedicht, das dem Jubelpaare am Feſttagmorgen überreicht wurde.

Zum 14. Februar 1838.

Motto: Zum Sorgen und zum Lieben
Soll'n feſt zuſammen ſtehn,
Die ein und aus ſelbander
Durch eine Pforte gehn.
(Denkſpruch auf Schloß Mainberg.)

Heil dem Tage, deſſen Morgenglühen
Heut Ihr grüßt voll Ernſt und doch erfreut!
Hinter Euch liegt Ringen, Sorgen, Mühen,
Aber ächte Liebe blieb, und heut
Euch den gold'nen Kranz mit treuem Worte:
Seid geſegnet an der Jahres-Pforte,
Die ſich heut Euch öffnet — die ſich ſchließt,
Wann des Jubeltages Blume ſprießt.

Fünfzig Jahre ſind dahin geflogen,
Seit bei Euch ſich Herz zum Herzen fand;
Gegenſeitig innig angezogen,
Knüpftet Ihr der Liebe feſtes Band.
Kunſt und Fleiß und Neigung für das Schöne
Einten ſich, wie reine Farbentöne;
Und ſo gingt ſelbander Ihr die Bahn
Stark und treu nach einem Ziel hinan.

Nicht die Sorge fehlte, nicht die Mühe,
Blindem Glück nicht dankt Ihr Euer Glück.
Reges Schaffen galt es ſpät und frühe,
Jetzt mit Stolz blickt darauf Ihr zurück.
Wer voll Dauer fort und fort gerungen,
Sich durch eig'ne Kraft empor geſchwungen,
Und die Wege des Gerechten ging,
Iſt des Kranzes werth, den er empfing.

Euer ward der Kranz, des Strebens Krone;
Blüthe kam zur Blüthe, Frucht zur Frucht;
Und Ihr fandet in dem reichen Lohne
Jeden Preis der Tugend ungeſucht.

Euerm Aelternglück und Aelternſegen
Kamen Dank und Liebe heiß entgegen;
Immer reicher ward der Kranz belaubt,
Immer voller ſchmückt' er Euer Haupt.

Aber welchem Pfad und welchem Leben,
Seien beide noch ſo ſchön und licht,
Wäre ſteter Sonnenſchein gegeben?
Auch dem Euren fehlte Schatten nicht.
Jener Schatten, der das Glück verbittert,
Jener Schatten, der das Herz durchzittert,
Jenes Loos, das Farben dunkeln heißt,
Und die Blüthen von den Kränzen reißt.

Doch da habt Ihr würdevoll getragen,
Was mit Kummer Euer Herz erfüllt;
Und die Wunden, vom Geſchick geſchlagen,
Habt Ihr vor der Neugier Blick verhüllt.
Jene Kunſt des Lebens: fortzulieben
Auch im Leid — Ihr wußtet ſie zu üben,
Immer offen, redlich, ſonder Trug,
Denn Ihr hattet Euch — das war genug.

Und nach ernſter Sorge, freud'ger Liebe,
Lenktet Ihr den bunten Lebenskahn
Seitwärts ab vom lauten Weltgetriebe,
Legtet Ihr an Mainbergs Ufern an.
Still zu raſten, aber nicht zu ſchlafen,
Suchtet endlich Ihr den heitern Hafen,
Deſſen Lob: Gaſtfreundlichkeit — erſchallt
Weithin, wo des Mainſtroms Woge wallt.

Und dort blickt Ihr nun im Abendſtrahle,
Irdiſcher Sorge ſeelenfroh entrückt,
Von der reinen Höh' zum Nebelthale,
Nur von edler Liebe ſtill beglückt.
Wie Ihr ſtandet, zwei vereinte Flammen,
Steht Ihr feſt ſelbander noch zuſammen,

Eine Pforte wandelnd ein und aus,
Und Zufriedenheit ſchmückt Euer Haus.

Lange, lange lebt noch ſo den Euern,
Euer Leben iſt für Viele werth!
Ja, von allen Lieben und Euch Theuern
Wird für Euch der fromme Wunſch genährt.
Ob ſie nah Euch wohnen oder ferne —
Alle ſtimmen in den Zuruf gerne:
„Ewig grüne fort der Sattler-Stamm!
Vivant Jubelbraut und Bräutigam!“

Das ſchon oben erwähnte, dem Jubelpaare gewidmete Sonett des Stadtkämmerer Carl Friedrich Düſenberg lautet:

Ihr Hallen Mainbergs, wo der Friede waltet,
Ihr Höhen, dicht umkränzt von Wald und Reben,
Wie können Worte würdig euch erheben,
Den Zauber ſchildern, den ihr rings entfaltet!

Wohl ſeid ihr ſchön! Doch ſchöner noch geſtaltet
In dieſen Mauern ſich ein reiches Leben,
Wo fünfzig Jahre laut das Zeugniß geben,
Daß treuer Gatten Liebe nie erkaltet.

Hier haben Kunſt und Fleiß ſich eng verbunden,
Den Ruheſitz Euch Theuren zu bereiten,
Ein freundliches Aſyl im Sturm der Zeiten.

Und dankbar preiſen Enkel noch die Stunden,
Wo ſie in Eurem Kreis ein Glück empfunden,
Das Euer Haus auf ewig ſoll begleiten!

Beim Mittageſſen hielt der Hausfreund Herr Pfarrer Emmert aus Zell eine Anrede — und Reden, Toaſte und neuankommende Gaben erheiterten die Theilnehmenden, am meiſten aber ein Gedicht des jüngſten Sohnes, Dr. Ernſt Sattler aus New-York, wohin derſelbe eine wiſſenſchaftliche Reiſe unternommen, das die wichtigeren Familienereigniſſe durch alle Zweige und Zweiglein des Stammbaumes in humoriſtiſcher Weiſe den Anweſenden vor das Gedächtniß führte.

Auch der Nachmittag brachte noch viele poetiſche und künſtleriſche Gaben und Glückwünſche von nahen und fernen Freunden, und den Schluß machte eine Medaille, geprägt auf die Vollendung des Jubeljahres am 14. Februar 1859 und von ſämmtlichen 10 Kindern und 25 Enkeln gegeben, auf welcher ſich die Büſten des Ehepaares aus der Zeit von deſſen höchſter Thätigkeit in den Jahren 1843—49 befinden, als Sattler Landtags-Abgeordneter war und Catharina Sattler ihr Talent in Ausſtattung des Schloſſes Mainberg entfaltete.

Noch bis ſpät Abends blieb das Brautpaar heiter und unermüdet im Kreiſe der glücklichen Familie, der Kinder und Enkel. Der Vater und Großvater war von der Feſtfreude völlig durchdrungen; er ſagte: „Ich wünſche Jedem von Euch, daß er ein ſolches Feſt feiern, oder ein ſo hohes Alter erreichen möge, denn ich kann Euch ſagen, daß ich in meinem langen Leben kein größeres Glück empfunden habe, wie das, was ich heute fühle. Solche hohe und wirkliche Freuden, wie das Alter ſie zu ſpenden vermag, kennt die Jugend nicht.“

Zu den Feſtgaben der Familie gehörte auch noch ein ſchön gearbeiteter, großer Familientiſch, auf deſſen Platte an einem traubenreichen Rebſtock das Familienwappen gemalt iſt, ſtatt des Helmes von einem Eichlaubkranze bedeckt, aus dem fünf Feldroſen aufwachſen. Im oberen ſchmalern Quertheil zeigt es zwei ebenſolche Roſen im goldenen Felde, im unteren und breiteren einen ſilbernen Fluß ſchräg von links nach rechts aufwärts geſchlängelt im blauen Felde. Der Mantel rechts Silber mit blauem Futter, jener links blau mit Silber ausgeſchlagen. Zu beiden Seiten der doppelten in einander geſchlungenen Ranke ſtehen auf Schilden die Namen und Geburtstage des Jubelpaares, und dann umgiebt ein Kranz ähnlicher Schilde mit den Namen der 10 Kinder die Mitte, jedes Schild auf einem Weinlaubblatt, von dem aus wieder als Sproſſen die Namen der 25 Enkel ſinnig angebracht ſind. Das Ganze umzieht ein breiter Schriftrand, der folgende Strophe als Denkſpruch enthält:

> Wachſe, Stamm der Sattler, grüne, blühe, treibe
> Segensreiche Ranken, bringe edle Frucht;
> Wachſe und gedeihe! — Deinen Sproſſen bleibe
> Deutſche Vätertugend, Treue, Sitte, Zucht*).

Welche Theilnahme dieſes Jubelfeſt in Nähe und Ferne fand, mag aus der Mittheilung erhellen, daß nur allein über 130 beglückwünſchende Briefe und Gedichte eingingen; der Gedichte allein waren 15, dabei ein geſticktes, der Photographien und ſonſtigen Bilder 9, ohne die übrigen Feſtgaben.

Es war W. Sattler vergönnt, auch noch den Schluß ſeines goldenen Jubeljahres zu erleben, und auch an dieſem ſtiller begangenen Feſttag ſah er die zahlreiche Familie noch einmal froh um ſich und ſeine Jubelbraut vereinigt. Auch der jüngſte Sohn, Ernſt, war jetzt zugegen. Es fehlte nicht an erneuten Glückwünſchen, Ehrendiplomen u. dergl., aber die treuen Wünſche, ihn noch eine Reihe von Jahren den Seinen erhalten zu ſehen, ſollten leider nicht in Erfüllung gehen. Ohne die mindeſte Todesfurcht ſah er doch wohl im Geiſte das Ende ſeiner Tage herannahen, zumal ſchon im Jahre 1857 und 1858 ihn ſchwere Krankheitsanfälle heimgeſucht hatten. Er ſchrieb im Frühling 1859 noch einmal faſt an alle ſeine Freunde, Kinder und Enkel, ſprach aber wie von Tod und Sterben, nur eine eigenthümliche Traumerſcheinung erwähnte er zu Anfang ſeines Todesjahres und ſchrieb ſie mit folgenden Worten eigenhändig nieder, als einen Beweis, daß gleiche körperliche Zuſtände auch gleiche geiſtige erzeugen:

---

*) Von L. Bechſtein gedichtet.

„Ich bin jetzt in meinem 76. Lebensjahre. Ich war vorige Woche an einem heftigen Catarrh mit ſtarkem Huſten unwohl und mußte zwei Tage deshalb das Bett hüten. Natürlich waren die Nächte durch mein Unwohlſein ſchwer, und ich konnte nur Stunden lang ſchlafen. Dabei hatte ich ſehr lebhafte Träume eigener Art, ſo beſonders einen, deſſen ich mich wachend ſehr genau erinnerte, und beim Traume ſelbſt deutlich wußte, daß ich denſelben Traum bis ins kleinſte Detail ſchon vor etwa 20 bis 25 Jahren, und auch ſchon einmal vor 40 bis 50 Jahren gehabt hatte, während er mir in der Zwiſchenzeit niemals in Erinnerung kam. Es war, als wenn ich bei einem kleinen See oder Waſſertümpel mich befände, in welchem eine Quelle ausſtrömte, die ſtarke Erdkruſten anoder abſetzte. Das Waſſer dieſer Quelle hatte einen faden, eigenthümlichen Geſchmack, den ich auf der Zunge und am Gaumen gleich wieder erkannte, und es war mir ſehr deutlich, daß er vor 20 und vor 50 Jahren — in denen ich beide Male große Krankheitsperioden zu überwinden hatte, ganz genau ebenſo geſchmeckt. Dieſesmal war in dem Tümpel wenig Waſſer mehr, und es war faſt Alles trocken durch Inkruſtirung. Ich konnte bis zur Quelle gelangen, die nur einen kleinen Umfang hatte, aber ſehr tief zu ſein ſchien. Sonſt war Alles dem ähnlich, Oertlichkeit, Farbe und Geſchmack, wie es mir die Träume früherer Jahre gezeigt hatten.“

Dieſe Aufzeichnung von W. Sattler erſcheint als ein Vorgefühl des Verſiegens ſeiner eigenen tiefen Lebensquelle, und iſt die letzte Notiz in der ſchon erwähnten Sammlung von Aufſätzen, denn unerwartet von ihm und ſeiner Familie ſollte ſein Lebenslauf kurz nachher durch eben dieſe Krankheit, ein Unterleibsleiden, wie er es vermuthet hatte, ſich vollenden.

Ganz heiter und vergnügt beſuchte er am 9. Juni, an einem Donnerſtag, in Begleitung ſeiner Gattin die Tapetenfabrik und führte ſie am Arm die breite Treppe hinab. Da fühlte er plötzlich einen ſtechenden Schmerz im Unterleib, wahrſcheinlich durch einen kleinen Fehltritt, den er auf der Treppe that, welcher Schmerz aber ſchnell wieder verſchwand. So achtete er nicht weiter darauf, aber der Pfeilſchuß des Todes ſaß. Er hatte vor, Abends noch nach Schweinfurt zu fahren, als ſich der Schmerz wiederholte, weshalb er die Spatzierfahrt aufgab und den Hausarzt Dr. Kleemann rufen ließ. Aber trotz der angewandten Mittel verſchlimmerte ſich das Leiden durch erhöhte Entzündung ſehr ſchnell, und da der Zuſtand des Kranken ein bedenklicher wurde, ſo zog man auch noch Herrn Dr. Fiſcher aus Schweinfurt zu Rath, und der Schwiegerſohn Sattlers, Dr. Ehrenberg in Kiſſingen, war gleich von dort nach Mainberg geeilt, als er Nachricht von der Krankheit erhalten hatte. — Die Aerzte waren einverſtanden über die ſehr gefahrvolle Lage des Patienten, und um keinen Weg unverſucht zu laſſen, wurde auch noch Dr. Lienhardt von Würzburg, ein berühmter Arzt und Operateur, zu Rath gezogen, der eine chirurgiſche ſehr gefährliche Operation an ihm vornahm, die Sattler mit großem Muthe ausgehalten hat und welche glücklich vollendet wurde.

Da ſich die natürlichen Thätigkeiten des Körpers in Folge dieſer Operation wieder eingeſtellt hatten, ſo ſchöpfte Sattler ſowohl als die Familie neue Hoffnung, die aber nur von kurzer Dauer war, denn am nächſten Morgen ſtellten ſich alle die ſchlimmen Zufälle wieder ein, und die Aerzte gaben keiner Hoffnung mehr Raum, ſo daß auch die Söhne und Töchter und endlich auch die Gattin von der Ahnung des nahenden Todes mit Bangigkeit erfüllt wurden. — Nach ſechs ſchweren und angſtvollen Tagen des Krankſeins, 24 Stunden nach der Operation, verlangte der Kranke, ein wenig auf die Seite gelegt zu werden, was mit vielen Kleinodien in die ſichere und ſtark bemannte Veſte Maßfeld gebracht. Der Engel der Vernichtung zog mit ſeinem Flammenſchwert an dem lieblichen grünen Thal vorüber, aber minder gnädig erging es der nahe an der Heerſtraße gelegenen Abtei Veßra. Dorthin warf ſich im Sturmſchritt der Haufe, den Jonas Schnabel anführte. Dieſer ſah furchtbar und abentheuerlich aus. Er trug einen alten Ritterhelm auf dem runzlichen Kahlkopf, Hals und Bruſt waren bloß, und um die Schultern hing ihm, wie dem Sohn der Alkmene das Löwenfell, eine gegerbte Menſchenhaut, die Haut ſeines Todfeindes, des Ritter Chriſtoph, den er erſchlagen hatte; die flatterte im Wind, ein ſchöner Mantel, und in der Rechten ſchwang der ſchwarze Jonas einen ſtachlichen Morgenſtern und ſang dazu luſtige Lieder, am hellſten und lauteſten dann, wenn er, ſeiner Schaar voran, eine Burg ſtürmte und mit wahnſinnigem Frohlocken die Brandfackel in ſie ſchleuderte. Aus der Abtei Veßra lief den Anſtürmenden ein Mönch entgegen, der ſchrie: „Habt Erbarmen mit mir, liebe Brüder in Chriſto! Ich bin lu-

Hülfe von zwei Söhnen geſchah, er rückte ſich noch ſelbſt den Stuhl an der Lehne bei und legte ſeine linke Hand auf denſelben. So ſchlief er am 15. Juni Abends 5¼ Uhr ein, ohne Zucken, ohne Seufzer, ohne Todeskampf; die Söhne glaubten in der That, er ſchlummere nur, ebenſo die herbeigerufene Mutter, die ihren langjährigen treuen Gatten verloren hatte. Das große edle Herz ſtand ſtille. Sattler war geſtorben.

Der älteſte Sohn ſchrieb an den befreundeten Herrn Pfarrer Balling in Schonungen die Bitte, da Mainberg zu deſſen Kirchſprengel gehört, für die Beerdigung Sorge zu tragen. Bei der am folgenden Tage vorgenommenen Section zeigte ſich als nächſte Urſache des Todes eine Darmverengung und brandige Stelle, außerdem eine Degeneration der Nieren und viele Gallenſteine, ſo daß ein langwieriges Krankenlager hätte eintreten können, wenn nicht der Entzündung ein ſo raſcher Tod gefolgt wäre. Der Leichnam wurde im Bilderſaale des Schloſſes, mit ſeinem ſchwarzen Hauskäppchen bedeckt, ausgeſtellt, Blumen waren auf die weiß überkleidete Hülle des Entſeelten geſtreut. Er hatte immer gewünſcht, in freier Erde zu ruhen, damit Regen auf ſeinen Grabhügel falle und ſeine Stoffe in baldigem Wechſel neue Verbindungen eingehen möchten. Dieſer Wunſch wurde erfüllt, aber alle Stoffwechſel und alle neuen Stoffverbindungen bringen wohl nicht leicht wieder einen ſolchen Mann hervor, ſein Geiſt jedoch wird fortleben in ſeinem Wirken und weiter zeugen.

„Im Voraus ſchon hatte,“ ſagt C. Fr. Düſenberg in ſeinem kurzen Nekrolog deſſelben im Schweinfurter Tageblatt Nr. 143 vom 18. Juni 1859: „W. Sattler zu ſeiner Ruheſtätte ein Plätzchen neben dem Leichenhofe des Dorfes käuflich erworben und herrichten laſſen, ohne jedoch weitere beſondere Anordnung wegen ſeiner Beerdigung zu treffen. Dieſe wurde von ſeiner Gattin und ſeinen Kindern in ſeinem Geiſte geleitet, indem ſie zwei ſeiner Freunde, den ſchon erwähnten Herrn Pfarrer Balling zu Schonungen und den Herrn Pfarrer Emmert zu Zell, erſuchten, einige Worte an ſeinem Grabe zu ſprechen. Von ſeinen Nachbarn wurde er in aller Stille an ſeine Ruheſtätte getragen und eine lange Reihe zahlreicher Freunde folgte unter dem Geläute der Glocken dem Sarge des Dahingeſchiedenen. In dem einſamen, waldbeſchatteten Thale von Mainberg ruhet nun ſeine irdiſche Hülle; aber ſeine Werke bleiben ein unvergängliches Denkmal der Erinnerung an ihn, und die Thränen ſeiner hinterlaſſenen Familie werden noch lange ſein ſtilles Grab benetzen."

Beide Grabredner vermieden aus nahe liegenden Gründen als Geiſtliche ihrer Kirchen zu ſprechen; ſie ſprachen, wozu ſie voll berechtigt waren, als Freunde des Hingeſchiedenen, des Hauſes, der Familie, und was ſie ſprachen, war einfache, edle Wahrheit; deshalb mögen ihre Reden den Schlußſtein dieſer Lebensſchilderungen bilden.

Worte am Grabe,

geſprochen von

Herrn Pfarrer Balling aus Schonungen.

Hochzuverehrende!

Wenn ich die Abſicht hätte, dem hier ruhenden Herrn Johann Chriſtian Wilhelm Sattler eine Grabrede zu halten, ſo fände ich in ſeinem langen und thatenreichen Leben reichen Stoff zu einer ſchönen Lobrede; allein der Verſtorbene war kein Freund vom Lobe, und das Gute, was er that, ging nicht aus Sucht nach Menſchenlob oder Dank hervor, ſondern allein aus ſeinem guten, edlen Herzen. Wenn der Verlebte eine Verfügung über die Art ſeiner Beerdigung getroffen hätte, ſo würde er ſicher vor Allem den Wunſch ausgeſprochen haben, daß an ſeinem Grabe keine Rede gehalten werde. Ich ehre dieſen Wunſch; Eines kann ich mir aber doch nicht verſagen, nämlich hier noch einmal öffentlich meinen Dank auszuſprechen für die vielen und großen Wohlthaten, welche der Verſtorbene meiner Pfarrgemeinde, namentlich dem Orte Schonungen, nach dem Brande, ſowie auch mir erwieſen hat. Er hat mich Obdachloſen in ſein Haus aufgenommen, hat mich mit Güte überhäuft und mir in geſunden und kranken Tagen die regſte Theilnahme bewieſen. Meine Pfarrkinder und ich wiſſen, welche Pflicht wir gegen unſern verſtorbenen Wohlthäter haben, und wir werden dieſe Pflicht gegen den hier Ruhenden niemals vergeſſen.

Nun habe ich nur noch im Auftrage der trauernden Wittwe und Verwandten den innigſten Dank auszuſprechen für das zahlreiche Ehrengeleite, welches Sie, Hochanſehnliche, dem Verſtorbenen zu Grabe gegeben haben. Derſelbe ſagte mir einmal: Er glaube nicht, daß er einen perſönlichen Feind habe. Im Allgemeinen konnte ich dieſer Aeußerung nicht beipflichten, da auch der beſte Menſch noch Feinde hat; insbeſondere aber gab ich zu, daß der Verlebte durch eigene Schuld ſich keinen perſönlichen Feind zugezogen habe. Denn Er ſelbſt war keines Menſchen perſönlicher Feind, und hat wohl niemals mit Wiſſen und Willen Jemand gekränkt, ſo wie er auch — deſſen bin ich Zeuge — von Niemanden jemals Uebels geredet hat: — eine Tugendblume, die wir Alle vom Grabe des Verlebten uns zum Andenken mit heim nehmen ſollten. Ein ſolcher Ehrenmann war es werth, nicht nur keinen Feind, ſondern vielmehr recht viele Freunde zu haben. Und er fand ſie, deſſen ſind Sie, Hochverehrteſte, ſprechende Zeugen; er fand unzählige Freunde, die ihn hochſchätzten und liebten, unter allen Ständen, unter den niedern Ständen, unter Seinesgleichen, unter höheren, ja unter den höchſten Ständen. Die Nachricht von ſeinem Hinſcheiden wird allgemein mit Theilnahme und Wehmuth vernommen werden, um ſo mehr, als der Verlebte, welcher am 13. vorigen Monats ſein 75. Lebensjahr vollendet hatte, noch ſo kräftig am Geiſte und Körper war. Es war dieſes der Lohn ſeiner großen Mäßigkeit und unermüdlichen Thätigkeit. Der heitere Abend ſeines Lebens hätte ſich leicht noch auf manches Jahr ausdehnen können und es wäre ihm dieſes um ſo mehr zu gönnen geweſen, als ſich derſelbe erſt zwei Tage vor ſeinem Tode einer ſchmerzhaften Operation unterwarf und dieſelbe mit bewunderungswürdiger Geduld überſtand. Es kam leider anders! —

Ich ſchließe mit dieſen wenigen Worten; aber die Thränen, welche am Grabe des Verlebten und in den Wohnungen derjenigen ſtille fließen, welche an ihm einen Wohlthäter verloren haben, ſie werden noch lange ſprechen; ſie ſind die nachdruckſamſte Lobrede auf den hier Ruhenden. Sie ſind gerecht, dieſe Thränen; denn ſie gelten einem wahrhaft guten und edlen Menſchen. — Friede ſeinem Andenken! —

Worte am Grabe,

geſprochen von

Herrn Pfarrer Emmert aus Zell.

Alles, was Sie eben gehört haben, trauernde Freunde, iſt ein Wiederhall der Gefühle, die ſich deſſen unwillkürlich bemächtigen, der mit dem theuern Vollendeten, deſſen Grab ſich vor uns geöffnet hat, in nähere Berührung zu kommen, das Glück hatte. Ich ſage mit beſonderer Betonung „das Glück hatte“; denn Ich wenigſtens habe es ſtets zu den glücklichen Stunden meines Lebens gerechnet, wenn es mir vergönnt war, mit ihm, meinem theuren Freunde, näher zu verkehren und ebenſo aus dem reichen Schatze ſeiner vielen Lebenserfahrungen, wie aus dem gewaltigen Geiſte und der tiefen Weisheit, mit der er Alles um ſich zu feſſeln und zu ſich zu erheben wußte, angeregt zu werden. Ein ſo thatenreiches Leben wie das Seine läßt es auch wohl kaum anders erwarten.

Und ſo erlauben Sie mir denn, daß auch ich meinen Gefühlen an dieſem Grabe ſchwache Worte gebe; denn ſo wie ich mit dem verehrten Vorredner öfters an dem häuslichen Herde des Vollendeten zuſammen getroffen, ſo möge es uns vergönnt ſein, auch hier gemeinſam das auszuſprechen, was wir empfinden.

Ich will nicht den Schmerz beſchreiben, der ebenſo verzeihlich als natürlich iſt, wenn ein Band ehelicher Liebe, das über ein halbes Jahrhundert zwei innig verwandte Herzen umſchlungen hielt, nun plötzlich zerriſſen wird; denn der Kummer, mit dem dann eine ſolche treue Lebensgefährtin dem Gatten ins Grab nachſieht, läßt ſich nur fühlen, nicht beſchreiben.

Ich will nicht davon reden, was 9 Kinder und 27 Enkel empfinden, wenn ſie des Vaters Grab umſtehen und ſcheiden müſſen von dem, der ihres Lebens Freude, der Stolz einer hochgeehrten Familie, der Gründer ihres häuslichen Glückes und der weiſe Berather in jeder ernſten Lage des Lebens war; denn wo wollte ich die rechten Worte zu ſolcher Schilderung finden?

Ich will auch die Gefühle nicht beſchreiben, die mit mir ſo manche Freunde des Verſtorbenen, die er ſich in großer Zahl in der Nähe und Ferne durch ſeine perſönlichen Vorzüge, durch ſeine geiſtige Kraft und ſeinen liebenswürdigen Umgang zu erwerben wußte, empfinden; denn die Theilnahme aller der Vielen, die in dieſem Augenblicke trauernd an ſeinem Grabe weilen, ſpricht laut und deutlich genug dafür, daß ſie wiſſen, was wir Alle an ihm verloren.

Endlich will ich auch Euch, Ihr Angehörigen dieſer Gemeinde, nicht daran erinnern, daß man eben Den zur Erde beſtattet, der ſo oft von den Zinnen ſeines Schloſſes da droben mit den Augen eines liebenden und ſorgenden Vaters auf Euere Wohnungen herab ſah, da und dort ſuchend, wie eine Noth ſich zeige, eine Sorge aufkeime und von wo er dann in oft gar nicht bekannt gewordener Weiſe mit eilender Hand und im Stillen den Kummer zu ſcheuchen und die Thränen zu trocknen bemüht war; denn die Bewohner dieſes Thales wiſſen es nur zu gut, daß mit ihm ihnen Allen ein Vater begraben wird.

Aber ich will daran erinnern, was meine Vaterſtadt, was ganz Schweinfurt, das ihn mit Stolz zu ſeinen Bürgern zählte, heute empfindet. Alle Schichten der Bevölkerung hat nur Ein Gefühl durchdrungen, — das, daß ein großer Geiſt, daß ein edler Menſch, daß ein Bürger, wie ihn ſelten eine Stadt aufzuweiſen hat und wie nur ſehr entlegene Zeiträume einen ſolchen hervorbringen, aus ihrer Mitte geſchieden iſt. Die Anſpruchloſigkeit, mit welcher er ſeine ſeltenen Tugenden und Vorzüge wirken ließ, die Unterſtützungen, die ſo manche Anſtalt, ſo manches Unternehmen, ſo mancher Einzelne aus ſeinen Händen empfing, der Einfluß ſeiner geiſtigen Kraft, den er unbemerkt zum allgemeinen Beſten anzuwenden wußte, die Klugheit, mit der er in ſtets richtiger Würdigung der Lebensverhältniſſe nach innen und außen ſein Talent nützte, — das Alles iſt viel zu bekannt, als daß es nöthig wäre, jetzt an ſeinem Grabe erſt bewieſen zu werden. Denn nicht blos unſerer Stadt und Gegend gehörte er mit ſeinem Wirken an; auch draußen in weiteren Kreiſen, im ganzen Vaterlande, ja darüber hinaus, wurde ſein Name unter die edelſten gezählt, und ſeines Hauſes, wie ſeines Namens Ruf ſteht feſt gegründet da.

Weniger bekannt vielleicht, aber darum nicht weniger rühmenswürdig, ſind ſeine Vorzüge als Menſch. Durchdrungen von einem heiligen Gefühle für Wahrheit und Recht, kämpfte er für dieſe edelſten Güter des Menſchen mit einem Freimuthe, mit einer Ausdauer und mit einer Siegeszuverſicht, die ihres Erfolges gewiß waren. Darum ſtarb er auch hochgeachtet, wie Wenige im Vaterlande und ſelbſt geehrt und ausgezeichnet von ſeinem Könige.

Ja das Gedächtniß des Gerechten bleibet im Segen. Mag der Tod darum auch bitter ſein, weil ihm ſo manche Leiden nothwendigerweiſe vorhergehen müſſen und er nur ſelten leicht und ohne Schmerzen kommt; weil er keine Verhältniſſe, kein Alter ſchont und die zarteſten Bande zerreißt; und weil er ſo viele Freuden des Lebens auf immer zerſtört und es keine Herrlichkeit der Welt gibt, die er nicht vernichte; — ihm, dem heute unſere Theilnahme gilt, muß der Tod nach ſolchem Leben ſüß geweſen ſein; denn alle Leiden ſeines Körpers ſind nun geendet und alle Bürden von ihm genommen, ſeines Namens Gedächtniß, wie ſeines Hauſes Ehre ſtehen da auf feſten Säulen und das Bewußtſein, ſeiner Mitwelt, ja ſelbſt der Nachwelt nicht vergeblich gelebt zu haben, läßt auch den letzten Todeskampf nur leichter überwinden.

Darum glaube ich jetzt im Sinne aller Anweſenden zu handeln, wenn ich Sie auffordere, Sie möchten, — jeglicher in ſeiner Weiſe, — ein ſtilles Gebet für den Verſtorbenen ſprechen. —

„Ruhe ſanft im Grabe, leicht ſei Dir die Erde!"

Das Schweinfurter Tageblatt brachte einen ehrenden Nachruf von dem Freunde Herrn Kaufmann Ferdinand Fiſcher zu Schweinfurt, der lange Zeit hindurch die Procura des Sattler'ſchen Geſchäfts geführt hatte, und ebenſo einen die Würzburger Zeitung von unbekannter Hand. In viele deutſche Zeitungen ging die Nachricht von W. Sattlers Ableben über, und überall hat ſie Antheilnahme hervorgerufen.

Sollte ein Denkſtein Wilhelm Sattlers Grab ſchmücken, ſo dürfte wohl kaum eine beſſere Inſchrift, die ſein ganzes Weſen und Wirken darlegte, gefunden werden, als die Strophe von W. von Goethe:

Es wirkt mit Macht der edle Mann
Jahrhunderte auf ſeines Gleichen;
Denn was ein guter Menſch erreichen kann,
Iſt nicht im engen Raum des Lebens zu erreichen.
Drum lebt er auch noch nach dem Jubel fort,
Und iſt ſo wirkſam, wie vorher er lebte;
Die gute That, das ſchöne Wort
Es ſtrebt unſterblich, wie es ſterblich ſtrebte.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

theriſch! Ich will zu euch halten, will euer Feldprediger werden! Ei grüß Euch Gott, Hauptmann Jonas! Kennt Ihr mich noch? Wißt Ihr noch, wie wir mit einander tranken und ſchwazten in Marisfeld?“

„Schweige mir von Marisfeld, glatzköpfiger Schuft!“ ſchnaubte Jonas den Bruder Seidenthal an. „Auf voran! Zeige uns die Schätze und die Weinkeller! Hollah Brüder! Drauf! Drauf!“

„Die Junker haben das Volk geſchunden,
Jetzt hetzen und jagen wir ſie mit Hunden!
Zeter! Zeter!“

„Die Pfaffen haben uns baß gepeinigt!
Jetzt wird von Pfaffen das Land gereinigt!
Zeter! Zeter!“

Tobend folgte die Rotte. Seidenthal und Jonas voran, und der Mönch ſtimmte Luthers Lied an:

„Nun bitten wir den heiligen Geiſt
Um den rechten Glauben allermeiſt,
Daß er uns behüte an unſerm End,
Wenn wir heimfahren aus dieſem Elend! Kyrieleis!“

und Veßra brannte. Bald ging auch das Kloſter

Geſchichte der Aſtrologie.

Von

Ludwig Bechſtein.

Separat-Abdruck aus „die Wiſſenſchaften ꝛc., V. Band.“

Sondershauſen,
Verlag von G. Neuſe.
1860.

BIBLIOTHECA
REGIA
[illegible]

Urſprung. Geſtirnmythen. Aſtronomie und Aſtrologie Zwillingsſchweſtern. Die Aſtrologie eine ernſte Wiſſenſchaft. Berühmte Träger derſelben. Die Kalenderwiſſenſchaft. Die Horoſcope und Nativitäten. Kalenderholzſchnitte mit Kunſtcharakter. Practica, Prognoſtica aſtrologica. Hundertjährige und immerwährende Kalender. Verfall der Aſtrologie und Verſuche ihrer Wiedererweckung in der Neuzeit. Hofrath Pfaff. J. Karl Vogt.

Aſtrologie! in einem Werke, das den Titel führt: Die Wiſſenſchaften im neunzehnten Jahrhundert — ſollte das nicht Bedenken erregen, nicht an Rückſchrittsverſuche erinnern? Und wahrlich, es fehlt nicht an ſolchen noch in der Mitte dieſes neunzehnten Jahrhunderts. Es kehrt alles wieder — es wird alles aus dem Staube hervorgeſucht, in welchen es die Jahrhunderte begraben. Nicht immer blüht neues Leben aus den Ruinen — o nein, der alte Moder mehrt ſich nur und wird durchwühlt von den eifrigen Schatzgräbern, die am neuen blühenden Leben keine Freude haben.

Name und Begriff der Aſtrologie ſind allbekannt, wie Theologie Gottheitkunde, Philologie Sprachenkunde iſt, ſo war der urſprüngliche Begriff der Aſtrologie Geſtirnkunde, die ſich zu einer Lehre, einer Wiſſenſchaft in ſehr frühen Zeiten erhob. Es iſt daher immer etwas voreilig, über die Aſtrologie als eine „eitle und betrügeriſche" Kunſt abzuſprechen, denn ſie erforderte ein ernſtes, langes, tiefes Studium und hatte urſprünglich durchaus nicht den Zweck zu täuſchen und eine Trägerin des Aberglaubens zu ſein.

Der Emporblick zum Sternenhimmel mußte ja wohl ſchon bei den früheſten Kulturvölkern, ſo bald ſie zum Nachdenken über mehr als das bloße irdiſche Bedürfniß erwacht waren, Beobachtungen hervorrufen, welche dauernd fortgeſetzt wurden. Die erhabene Pracht der Sternennächte unter dem wolkenloſen Himmel des Morgenlandes, der ſcheinbar ewig gleiche Wandel der Geſtirne in lautloſer Stille, in heiliger Ordnung, die eben ſo ewig gleichen und ewig wunderbaren Wechſel des Mondes — die Finſterniſſe — die räthſelhaften Erſcheinungen der Kometen, und das mit jedem Morgen neu die Welt mit Strahlengrünen umfluthende goldene Licht der Sonne, wie hätte das alles nicht Eindruck auf Geiſter und Seelen der Menſchen machen ſollen?

Ueberall, wo Götterkunde ſich entwickelte, wo ein Prieſterthum ſich bildete, blieben die Geſtirne nicht ohne Verehrung, und häufig waltete ſogar der Geſtirndienſt mit Entſchiedenheit vor. Selbſt die Juden zur Zeit des Moſes trifft in der Apoſtelgeſchichte der Vorwurf: „Ihr nahmet die Hütten Moloch an und das Geſtirn eures Gottes Remphan.“

Den älteſten Urſprung der Aſtrologie glaubt die Forſchung in der babyloniſchen Provinz Chaldäa gefunden zu haben, nächſtdem, daß ohne Zweifel gleichzeitig mit den Chaldäern die Aegyptier die Sternkunde pflegten, heilig hielten und mit ihrem Götterkult in unmittelbare Verbindung brachten, von welcher wunderſame Bilder und Bauwerke der Nachwelt Zeugniß gaben und zum Theil noch immer geben. Es ſei nur des Rieſenthurmes zu Babel, der Pyramiden, des Thierkreiſes zu Denderah gedacht. Daß die Frühzeit ſich in Vorausforſchung der Zukunft erging, daß ſie dazu die Geſtirnkunde als Mittel mit gebrauchte und ſie zur Geſtirndeutung umwandelte, lag nahe, und dieſe Neigung breitete ſich weit und immer weiter aus; ſie ſchlug aus Aſien und Afrika tiefe Wurzeln nach Griechenland und Rom herüber, nachdem ſie bereits auch ganz Arabien überbreitet hatte. Zwar blieb ſie nicht ohne Anfechtung. Die griechiſche Philoſophenſchule des Ariſtoteles war ihr abhold, aber die chriſtliche Katechetenſchule zu Alexandria verwarf ſie keineswegs. In Rom wurde die Aſtrologie nicht minder von mehreren Conſuln und Kaiſern hart verfolgt, von Anderen wieder begünſtigt. Trotzdem, daß nach den Urkunden des Chriſtenthums ein wunderſamer Stern es war, der den drei Weiſen (Magiern, Aſtrologen) aus dem Morgenlande zur Geburtsſtätte des Heilands den Weg gezeigt, verwarfen doch die Kirchenväter die Sterndeutekunſt unbedingt.. Dafür breitete dieſelbe ſich, durch Araber herüber gebracht, in Spanien und Frankreich aus und drang dann auch nach Deutſchland, wo ſie eifrige Vorliebe weckte und treue Pflege fand.

Die Aſtrologie wird die Mutter der Aſtronomie genannt, man ſollte lieber die Eine Zwillingsſchweſter der Anderen nennen, denn ihre Entſtehung war eine gleichzeitige. Um Gang und Lauf und wechſelnde Erſcheinung der Geſtirne zu deuten, mußte man die Geſtirne kennen, mußte verſtehen, ihren Lauf zu berechnen, und inſofern würde ſogar die Aſtronomie den Vorzug der Erſtgeburt in Anſpruch zu nehmen berechtigt ſein. Beide trennten ſich, und die Aſtronomie wurde durch ihre Klarheit gleichſam die Lichtſeite, die Aſtrologie aber durch ihr geheimnißvolles Dunkel die Nachtſeite einer und derſelben Wiſſenſchaft. Beide erfordern genaue und gründliche mathematiſche Kenntniß und Berechnungen, beide beruhen auf der Geſtirnkunde, nur daß die Aſtrologie mehr im Mittelpunkte des der Menſchheit bekannten Sonnenſyſtems und im Bereich der Firſterne — des Thierkreiſes ſteht, die Aſtronomie aber ihre Forſchungen dem großen Ganzen der Sternenwelt, bis zu den fernſten Nebelſternen und Sternennebeln zulenkt. Ihr iſt ewiger Fortſchritt beſchieden, der Aſtrologie Stillſtand. Für die letztere ſind alle Entdeckungen neuer Planeten nicht gemacht und nicht vorhanden.

Die Zeit, in welcher die Aſtrologie feſten Boden in dem weiten und unüberſehbaren Gebiete des Aberglaubens gewann, iſt mit Jahrzahlen nicht nachweißbar, letztere iſt aber gänzlich unaustilgbar in das Volksleben und namentlich in das deutſche eingedrungen. Selbſt den alten Germanen waren die Sterne nicht unwichtig; ſie wurden als Götterſitze betrachtet, man beugte ihnen das Haupt mit ehrfurchtvollem Gruße. Die drei Glanzgeſtirne im Gürtel des Orion hießen Freias Rocken; die Urgermanen kannten kein Sternbild eines Bären; Thorrs, des Gottes, Wagen, hieß ihnen das helle Bild der Siebenſterne am nördlichen Himmel, und der Name Wagen blieb im Volksmunde haften; noch im 17. Jahrhundert und ſpäter hieß jenes Sternbild der Heerwagen. Die Milchſtraße hieß den alten Deutſchen Iringweg oder Irminweg u. ſ. w. Auch der ſcandinaviſche Mythos kannte und nannte Geſtirne in Götterverbindung. Nur allein über den deutſchen Mondaberglauben ließe ſich ein eigenes Buch ſchreiben, obſchon wohl zu beachten iſt, daß weſentliche Beziehungen des Mondes zum Erdplaneten ſtattfinden, daher nicht alle dahin gehörenden und ausgeſprochenen Wahrnehmungen als Aberglaube anzunehmen und zu verwerfen ſind. Die Unkenntniß ganzer Zeiträume darf nicht ſtets geradezu geſcholten und verdammt werden. Wie lange galt die Erde für den feſten Mittelpunkt des Weltgebäudes! Wie lange hatten die Völker der einen Hemiſphäre keine Ahnung von Vorhandenſein eines großen antipodiſchen Welttheils! Glaubten nicht durch Jahrhunderte hindurch die Aerzte jeden Krankheitscharakter einzig und allein aus dem Urin erkennen zu können? Hat die Jetztzeit den Born des Alleswiſſens etwa ausgeſchöpft? Sproßt nicht friſch und munter das Zwiebelgewächs des Zopfs als wahres Allium magicum in der Gelehrtenwelt, wie in ſtaatlichen Einrichtungen immer fort, während der Nackenzopf längſt nicht mehr mit Anmuth oder Grandezza baumelt? „Es iſt alles eitel!“ rief ſchon der weiſe Sirach, und ſo iſt es freilich auch die Aſtrologie.

Die Aſtrologie ſpaltete ſich, nachdem ſie ſich von der Aſtronomie geſondert, in zwei Aeſte. Der eine war und blieb Wiſſenſchaft, mit der es ihren Jüngern ein eifriger Ernſt war, denn viele ihrer Jünger waren ja zugleich auch hochbegabte, hochſtrebſame Mathematiker, Phyſiker und Aſtronomen; es ſei ſtatt vieler, nur Kepplers großer Name genannt. Viele dieſer Jünger, und namentlich Keppler ſelbſt, mußten zur Aſtrologie greifen, die durch lange Zeit einträglich war; ſie war gleichſam die aurea praxis, die Aſtronomie aber die minder lohnende ars theoretica. Dieſe Einträglichkeit aber war es, die, wie ſo häufig geſchah und geſchieht, auf die Pfade abſichtvoller und unredlicher Täuſchung verlockte. Gaben ſich nicht Charlatane für Aerzte aus, und zu allen Zeiten? beſchnitten die Juden neben Anderem nicht auch Gold und Silber? Führten Kaufleute nicht falſche Gewichte? Prägte man nicht aus unedlen Metallen falſche Münzen, wie man in der Gegenwart Kaſſenſcheine nachfabrizirt? So huldigten auch die Aſtrologen dem verwerflichſten aller Sprüchwörter: Mundus vult decipi, ergo decipiatur.

Im deutſchen Mittelalter begann die Aſtrologie zeitig Hand in Hand mit dem Zauberweſen, der Nekromantik zu gehen. Das wäre ein ſchlechter und mißachteter Zauberer geweſen, der ſich nicht auf Deutung des Geſtirnſtandes verſtanden hätte.

Hier wären zahlloſe Beiſpiele aufzuführen, es ſei aber nur zweier mittelalterlicher Gedichte gedacht, 1) des Wartburgkrieges. Da ſingt Klingsor:

Nigromanzie weis ich gar,
astronomie nem ich an dien Sternen war.

Derſelbe ſingt Wolfram entgegen:

Die Kunst von Astronomie ist dir gemeine (eigen).

Die Hauptſchulen für Aſtronomie und Zauberkunſt werden zum Theil namhaft gemacht; als ſolche galten Babylon, Bagdad, Conſtantinopel, Neapel, Paris, Madrid, Salamanca, Padua, Prag, Warſchau, Krakau u. A. Der Teufel Naſton fragt Wolfram:

Nu sage, hastu meisterschaft,
wie das Firmamentum mit viel höher kraft
gegen den planéten allen müge gelingen,

Oder wie der pôlus Articus
stêt, und der hohe meisterstern Antarcticus.

— — —

Saturnus, swenne er ôstern (öſtlich) stêt
was diutet uns ein wunder? —

Weiter führt das Gedicht an, indem es ein Zauberbuch namhaft macht: ein Jude, nach der Mutter, aber von heidniſchem Vaterſtamme, habe zuerſt der Aſtronomie ſich unterwunden, und eines Nachts in den Sternen geleſen, daß in zwölfhundert Jahren ein Kind werde geboren werden, daß alle Juden von den Ehren ſtieß. Und dieſer Jude ſpricht, daß es ein wunderbarer Gott ſei, der ihm die Gedanken eingebe, und daß Aſtronomie ihn über das Wunder aufkläre. Gewiß eine hochpoetiſche Anſchauung von der Sterndeutekunſt, die in jener Zeit noch Aſtronomie hieß.

2) Das andere Gedicht von dem Thüringer Rothe, welches den Wartburgkrieg und das Leben der heiligen Eliſabeth beſingt, läßt Klingsor die Geburt der letzteren aus den Sternen leſen, und die Vermählung des neugeborenen Kindes des Ungarnkönigs Andreas mit Ludwig, dem Sohne des Landgrafen Hermann von Thüringen, des Sängerfreundes, im Voraus verkünden.

Die Gebildeten der Reformationszeit hingen treugläubig an der Aſtrologie, und dieſe ſtand noch in hohem Anſehen. Sie durfte kaum einem Manne ganz fremd ſein, der auf den Namen eines Gelehrten Anſpruch machte, wenn ſich auch Stimmen, wie die des ſehr gelehrten Grafen Johann Pico von Mirandola u. A. gegen ſie erhoben. Männer, bei deren Charakter kein Gedanke an die Abſicht, täuſchen zu wollen, aufkommen kann: Luther, Melanchton, Spalatin, Wilibald Pirckheimer, Johann Stoffler, Peutinger, Celtes, Copernikus, Peter Appian und andere Zeitgenoſſen, waren zum Theil Mathematiker und verſtanden ſich auf das Nativitätſtellen. Die Fürſten begünſtigten zum größeren Theile dieſe Kunſt und hielten eigene Hofaſtrologen, welche ihnen zu jeder beliebigen Stunde, über jedes vorhabende Unternehmen das Horoſkop, jedem neugeborenen Kinde die Nativität ſtellen mußten.

Die Horoſcope waren theils einfache Schriftblättchen, ohne eine Bedeutung für die Folge, theils eigentliche Taliſmane von dauerndem Stoff, zum Anhängen und heimlichen Tragen. Dann ſollten ſie Schutz gegen alle Anfechtung, leibliche wie geiſtige, gewähren, und wo möglich hauptſächlich Schutz gegen feindliche Waffen, gegen gewaltſamen Tod, gegen Ueberwundenwerden u. ſ. w.

Selbſt das Volksbuch vom Dr. Fauſt unterläßt nicht, dieſen Magus als einen „berühmten Aſtrologus und Mathematicus" ſeiner Zeit zu bezeichnen. Er habe „Prognoſtica oder große Practica", Almanache und Kalender alljährlich gefertigt, darin Zukunftereigniſſe kundgegeben, und dafür Anerkennung und reichen Lohn geärntet, wie denn u. A. ein wälſcher Prälat aus dem Hauſe Azzolini, zu Pavia wohnhaft, von Fauſt die Nativität ſich ſtellen laſſen, aus der die Prophezeihung baldiger Standeserhöhung hervorgegangen. Und wirklich ſei Azzolini bald darauf Cardinal geworden und habe den Dr. Fauſt mit einem Geſchenk von 200 Kronen für ſeine glücklich eingetroffene Vorherſagung erfreut.

Wollte man über Leben und Lebensgeſchichten nahmhafter Aſtrologen jener Zeit weitläufig werden, ſo ließen ſich damit ganze Bände füllen. Hier ſollen aus verſchiedenen Zeiträumen nur einige genannt werden, würdige Jünger ihrer Kunſt und nicht unbedeutenden Männern mit derſelben dienend.

Nicht blos Fürſten und Prälaten waren es, die der Aſtrologie huldigten und Sternkundige beſoldeten, auch auf den Adel erſtreckte ſich dieſe Vorliebe. So hatte Franz von Sickingen einen Mathematiker im Solde, Hans Virdung, gebürtig aus Haßfurt am Main, den Ernſt Münch in ſeiner Geſchichte jenes berühmten Ritters einigemale ganz irrig Meiſter Haßpurt nennt. (E. Münch, Sickingen. 2 Bde. Urkunde CXCVII). Das geſtellte Horoſcop war ſehr gründlich ausgearbeitet, und das Prognoſticon ging in traurige Erfüllung.

Dieſer Virdung ſtand bereits in den Jahren 1509 bis 1513 in den Dienſten des Coadjutors von Fulda, welcher wahrſcheinlich der nachherige Abt Hartmann war, und unter dem Grafen Johann von Henneberg ſein Amt verwaltete.

Dieſer letztere Prälat war ein ſehr ritterlicher und mannlicher Herr, hatte zu Erfurt ſtudirt, wo ihn die Hochſchule die Würde des Rector magnificentiſſimus zugetheilt hatte, war ſpäter Fuldaer Stiftshauptmann geworden, hatte ein etwas abenteuerlich bewegtes Leben geführt und die Frauen lieb gehabt. 1471 wurde Graf Johann Coadjutor, 1472 Abt von Fulda, und regierte dann fromm und löblich. Sein Coadjutor ſcheint dieſes Abtes ritterlichen Sinn getheilt zu haben. Bei jeder Reiſe, die er antrat, und er reiſte gern und viel, war es das Geſchäft des Aſtrologen, Magiſter Virdung, über die Reiſe das Horoſcop zu ſtellen. Immer zeichnete Virdung auf: „den u. ſ. w. Tag iſt mein Herr ausgeritten, oder reit't mein Herr kein (gen) Erfurt, Ansbach u. ſ. w. Da weiter unten von der Horoſcopie eingehender die Rede ſein muß, ſoll ein ſolches Virdungſches Reiſe-Horoſcop als noch ungedrucktes und gänzlich unbekanntes Original treulich wiedergegeben werden.

Ein muthmaßlicher Nachkomme dieſes Aſtrologen, Paulus Virdung aus Kitzingen, ebenfalls Aſtronom und Mathematiker, war Kepplers Freund, und zugleich Reiſebegleiter Wallenſteins nach Padua, als deſſen Hofmeiſter.

In Coburg lebte als Phyſiker, Arzt und Aſtrolog der Doctor Stathmius. Er ſtellte Wilhelm von Grumbach das Horoſcop, als dieſer damit umging, ſeinem feindlichen Widerſacher, den Biſchof Würzburgs, Melchior Zobel von Giebelſtadt, aus deſſen Reſidenz wegführen zu laſſen, und ihm die Wiederherausgabe Grumbachiſcher Güter, die ſelbſt gegen des Kaiſers ausdrückliche Mandate vorenthalten wurden, perſönlich abzudringen.

Die hochberühmten Aſtronomen, Copernikus, Tycho de Brahe und Keppler konnten ſich nicht völlig von der Aſtrologie losſagen, trotz aller großen Entdeckungen, die ſie machten, und aller neuen Syſteme, die ſie erfanden. Keppler, der bereits 1609 Wallenſteins Aſtrolog zu Sagan war, und ihm eine noch vorhandene Nativität ſtellte, ſollte in Wallenſteins Dienſte treten, der feſt am aſtrologiſchen Wiſſen hing, aber er gelangte nicht zum Eintritt in dieſen Hofdienſt, weil er 12,000 Gulden, welche die Kaiſer Rudolph und Matthias ihm ſchuldig geblieben waren, verlangte, die Wallenſtein ihm nicht auszahlen wollte oder konnte. Dafür ſtand der Profeſſor Giovan Battiſta Zenno (von Khevenhüller Seno, von Schiller Seni genannt) ein Genueſe, als Hofaſtrolog in Wallenſteins Dienſten. Er hatte freie Tafel und Wohnung, eine ſechsſpännig zu fahrende Kutſche zur Verfügung, und einen voraus zu erhebenden Jahresgehalt von 2000 Thaler, ſo daß man nicht blos von Galenus, ſondern auch von der Aſtrologie rühmen konnte: „dat opes.“

Nach Wallenſteins 1634 erfolgtem gewaltſamen Tode wurde Zenno verhaftet, verhört, in Wien gefangen geſetzt, aber 1635 wieder frei gelaſſen. Sehr anziehend iſt, was im 5. Bande von Vulpius Curioſitäten, Heft 1, (Weimar 1816) über Aſtrologie überhaupt und über Wallenſteins Vorliebe für dieſelbe ins Beſondere mitgetheilt wird. Auch dort heißt Zenno Seni. Gar nicht unpaſſend ſind die vergleichenden Züge im Charakter Wallenſteins und Napoleons I. und ſie laſſen ſich auch eben ſo gut nach Napoleon III. deuten. Vulpius ſagt von Wallenſtein: „Es war ihm unmöglich, ſtill zu ſitzen, ſtets war er, wie ſein Geiſt, in raſcher Bewegung. Er war ſehr aktiv und verſchwiegen und hatte allenthalben Spione. Er redete wenig, dachte und ſpekulirte viel. In der Einſamkeit brütete er über ſeinen Planen. Er hatte keine Freunde, aber ſeine Soldaten hingen an ihm.“

„Das treue Seitenſtück zu dieſer Originalzeichnung haben unſere Zeiten uns gegeben, und wir kennen es Alle.“ Leider kennt man auch das jetzt lebende „treue Seitenſtück.“ Wallenſteins Horoſcop, das noch in der k. k. Kunſtkammer zu Wien gezeigt wird und von dem eine treue Copie nach Weimar kam, iſt in dem angegebenen Bande der Curioſitäten abgebildet. Daſſelbe iſt aber keineswegs ein eigentliches Horoſcop, ſondern eine taliſmaniſche Platte, welche Wallenſtein auf der Bruſt getragen haben ſoll. In einer mit 4 beringten Löwenköpfen verzierten Goldkapſel iſt eine Spiegelglasplatte befeſtigt, auf deren Mitte ein goldener Löwe ruht. Um dieſen ſtehen im Kreiſe auf das Glas gezeichnet von der Linken zur Rechten die Kalenderzeichen des Thierkreiſes in verſchiedenen Farben. ♈. ♉. ♊. roth, ♓. grünblau, ♋. ♌. grün, ♏. ♎. ♍. gold, ♐. ♑. ♒. ſchwarz. Ueber dem nach rechts liegenden Löwen ein grünes, letztes Mondviertel. Unter ihm ein rother Ball, darauf ein goldner Halbmond nach oben geöffnet ruht, außerdem noch am Rande über dem Thierkreiszeichen eine oben rothe, unten grüne, eine blaue, eine goldene und eine ſchwarze Sphäre. Vor dem Löwenbilde ſteht dieſes Zeichen $\begin{array}{c|c} \ulcorner & \urcorner \\ \urcorner & \ulcorner \end{array}$, hinter ihm dieſes $\begin{array}{c|c} A & G. \\ L. & A \end{array}$ beide in Goldfarbe. Das letztere wurde noch lange nachher als Talisman gegen Feuersbrünſte gebraucht, es wurde auf hölzerne Teller gemalt, die ein Reiter in die Feuerlohe brennender Häuſer ſchleudern, und dann wild davon ſprengen mußte, weil nach dem allgemeinen Glauben die Flammen hinter ihm verfolgend herſchlugen. Die Buchſtaben bedeuteten: Allmächtiger Gott Lösch Aus. Weshalb juſt dieſes gewöhnliche monogrammatiſche Zeichen auf Wallenſteins Talisman geſetzt wurde, iſt ſchwer zu begreifen, ja es könnte ſogar Zweifel an der Wahrheit und Echtheit des talismaniſchen Kleinods wecken.

Auch Theophraſtus Paracelſus, der weit berufene Arzt und Wundermann, beſchäftigte ſich fleißigſt mit Aſtrologie, Nativitätſtellen, Horoscopeanfertigung und der Zubereitung talismaniſcher Platten und Medaillen, theils aus gemiſchten Metallen, theils auch nur einfach aus Kupfer, Zinn oder Blei. Auf die Miſchung der 7 Metalle, deren Zeichen denen der 7 Planetengötter entſprechen, wurde viel Werth gelegt. Es waren ☉ Sonne. Gold. ☾ Mond. Silber.

☿ Merkur. Queckſilber. ♀ Venus. Kupfer. ♂ Mars. Eiſen. ♃ Jupiter Zinn. ♄ Saturn. Blei.

Auf einer Paracelſiſchen Medaille von einer queckſilberhaltigen Metall-Miſchung, da ſich Queckſilber für ſich nicht feſtmachen und ausprägen läßt, ſtellt ſich Merkur dar, als geflügelter Engel im langabwallenden Gewande auf Wolken ſtehend, in der linken Hand den Caduceus haltend; vor ihm ſind die Zwillinge als kleine Figur angebracht, hinter ihm ruht die Jungfrau, ſeine Häuſer. Ueber ihm umſchließt ein Stern, zwiſchen deſſen Strahlen die Buchſtaben: MERCVRIVS ſtehen, das Zeichen des Planetengottes ☿ ein. Die Rückſeite iſt leer.

Eine andere derartige Medaille aus Kupfer zeigt das Bild der Venus als nackte Frau; ſie hält in der rechten Hand einen Liebespfeil, in der linken einen Stern. Vor ihr iſt das Bild der Wage; hinter ihr ſteht Amor, und hinter dieſem ruht der Stier. Ueberm Haupte wie beim vorigen das Zeichen ♀ und zwiſchen den Sternzacken die Buchſtaben: VENVS. Die Rückſeite zeigt ein talismaniſches Zauberquadrat.

Die Wiſſenſchaft der Aſtrologie war außerordentlich umfangreich, und iſt es noch, ſo bald man ſie noch gelten laſſen will, was man am Ende muß, weil ſie noch immer unaustilgbar fortlebt in den **Kalendern.** Die Aſtrologie iſt die Kalenderwiſſenſchaft und als ſolche drang ſie ſo tief in alle Volkskreiſe ein daß es kaum denkbar iſt, ſie werde jemals völlig beſeitigt werden können.

Und ſie that alles, was ſie that, mit einem ſo großen Ernſt und ſo großen Eifer, mit ſo vielem mühſamen Fleiße, daß ſogar von Einem, der grillenfängeriſch und verdroſſen von der heitern Seite des Lebens abgewendet erſcheint, das deutſche Sprichwort in Anwendung gebracht wird: „Er macht Kalender.“ Der große Keppler, der auch Kalender machen mußte, klagte, daß dieſes Geſchäft etwas weniger ehrlich als betteln ſei, indeſſen — es trug doch auch etwas mehr ein als betteln.

Der kalendermachende Mathematiker, Aſtrolog und Phyſiker hatte die Aufgabe, ſich vertraut zu machen mit allen theils beſtändig wiederkehrenden, theils vorübergehenden Erſcheinungen am Firmament, dem Himmelsgewölbe, den Stand der Geſtirne zu jeder Nachtſtunde zu kennen, Sonnen- und Mondfinſterniſſe, deren Eintritt, Dauer und Austritt zu berechnen, ebenſo die Stellung der Geſtirne gegen einander (Conſtellation) und aus derſelben Vorherſagungen, glücklichen oder unglücklichen Einfluß auf die Erde, auf Ausſaat und Aernte, auf die Witterung, auf die ganze Natur, auf Erdbeben und Ueberſchwemmungen abzuleiten, nicht minder aber auch auf die Menſchenwelt, auf Krankheit und Geſundheit, Krieg und Frieden, auf Regenten und ganze Fürſtenhäuſer. Nicht nur Geſtirn- und Naturkundiger, auch Politiker mußte der Aſtrolog und Kalendermacher ſein, die Geſchichte, die Geographie durften ihn nicht im Stiche laſſen, ſein Wiſſen mußte, ſo weit es möglich war, ein allumfaſſendes genannt werden dürfen.

Die älteſten Kalender mit aſtrologiſchen Zeichen (es gab auch andere, die blos dem römiſchen (Julianiſchen, nach Julius Cäſar) nachgebildet waren, und nur neben den Monatstagen die Namen der Heiligen oder Todtenregiſter (Necrologien) enthielten, wie ſie ſich in alten geſchriebenen oder gedruckten Miſſalen, Brevieren u. dergl. häufig finden) ſind freilich ſehr ungekünſtelt (naiv) häufig mit Bilderſchmuck verſehen und mit zum Theil poetiſchen Texten erläutert. Ein Theil derſelben iſt nur handſchriftlich aufbewahrt, aber es gab auch ſchon vor Erfindung der Buchdruckerkunſt aſtrologiſche Kalender in Holztafeldruck, die als die größten Seltenheiten in den Schatzbehaltern öffentlicher oder Privatbibliotheken aufbewahrt ſind.

Die Alten und inſonderheit auch die deutſchen Gelehrten des Mittelalters hatten eine ganz eigenthümliche Anſchauung des Weltſyſtems, zum Theil von den griechiſchen Weltweiſen überkommen, fortgepflanzt, fortgepflegt und feſt ausgebildet. Es iſt nöthig, von dieſer Anſchauung Kenntniß zu haben, um manches in der Aſtrologie und der Kalenderweisheit der ſpäteren Jahrhunderte zu verſtehen. Es iſt die Lehre von den Weltkreiſen (Sphären). Man dachte ſich zunächſt die Planeten als große Weltkugeln und maß ihrer ſchwingenden und rollenden ſcheinbaren Bahn um die Erde auf den Grund griechiſcher Philoſophen-Ueberlieferung einen Geſang, ein harmoniſches Ineinanderklingen als Folge des geflügelten Umſchwunges zu. Daher in Goethes Fauſt die unausſprechlich ſchöne Stelle:

> Die Sonne tönt nach alter Weiſe
> In Bruderſphären Wettgeſang.

Dann aber dachte man ſich große geſonderte Kreiſe des Weltganzen, um

Troſtadt in Flammen auf, und ſo erfüllte das vielfache Unheil der bäuriſchen Berſerkerwuth das ganze Land, und die Starken und Mächtigen ſahen, wie ihre Stärke zur Schwachheit wurde und ihre Mächtigkeit zur Ohnmächtigkeit vor der ſiegenden Allgewalt eines zu Boden gedrückten Volks, das der Herren zu viele hatte, und nun herrenlos ſeyn wollte ganz und gar.

Es war ein ſaurer Ritt, als Fürſt Wilhelm von Henneberg in Begleitung ſeines Kanzlars, Mithobius und weniger Ritter nach Meiningen ritt, und mit den dort in Maſſe gelagerten Bauern gütlichen Vergleich pflog und in einer ſchriftlichen Urkunde im Namen Gottes des Allmächtigen gelobte, das reine Wort Gottes aufrecht zu erhalten, ebenſo die zwölf Artikul der Bauern von chriſtlicher Freiheit und deren noch etwa folgende Zuſätze, und frei und los und ledig zu geben verhieß alles, was Gott durch Chriſtum befreit habe.

Für dieſe Verſchreibung, auf die das fürſtliche Siegel gedruckt wurde, bedankten ſich die Bauern ſchönſtens, ſtellten einen freundlichen Gegenrevers aus, die Erde als deſſen Mittelpunkt gezogen. Zunächſt umgab den Erdball nach dieſer Lehre ein unterſter Luftkreis, dann ein hoher, der Aether. Um dieſen zog ſich die Feuerſphäre. Dann kamen die Sphären der Planeten, aber nicht in der Ordnung, wie die Kalender ſie aufſtellten, ſondern von unten aufwärts, erſt der Mond, dann Merkur, Venus, Sol, Mars, Jupiter, Saturn. Dieſe Kreiſe umſchloß das feſte Himmelsgewölbe, das Firmamentum mit den Sternen. Dann um dieſes ſtoß der „kryſtalliniſche Himmel". Und erſt auf dieſen folgt endlich die unausſprechliche Klarheit Gottes, die Dreieinigkeit mit Erzengeln, Cherubim, Seraphim und Thronen mit Erzvätern und Patriarchen, Propheten, Apoſteln, Heiligen, Martyrern und allen himmliſchen Heerſchaaren, welcher Kreis das Primum mobile genannt wurde.

Es war in dieſem allen eine etwas theatraliſche Gruppirung, aber es lagen doch hohe und poetiſche Gedanken zum Grunde, deren in ſolcher Weiſe die Jetztwelt durchaus nicht mehr fähig iſt.

Dieſe einer alten Handzeichnung entnommene Darſtellung war aber nicht die allgemeine Anſicht aller Mathematiker, es gab auch anderweite Anſchauungen. Zur Zeit Albrecht Dürers z. B. als derſelbe noch bei Michel Wohlgemuth lernte, und letzterer mit Pleydenwurf die reiche Holzſchnittzier zu Hartmann Schädels Chronik zeichnete und ſchnitt, verſinnlichte eine Tafel die verſchiedenen Himmelsſphären in folgender Reihe vom Mittelpunkt an aufwärts. Den Mittelpunkt bildete die Erde, dann folgten die Sphären des Waſſers, die der Luft, die des Feuers (Empyräum). Darauf die Planetenkreiſe des Mondes, Merkurs, der Venus, des Sol, Mars, Jupiters, Saturns. Hierauf das Firmament mit den Thierkreisgeſtirnen, der Kryſtallhimmel, das Primum mobile oder die Urkraft mit ihren Seraphim, Cherubim, Thronen, Divinationen, Fürſtenthümern, Mächten, Tugenden, Erzengeln und Engeln.

Die Aſtrologie nahm nun an, daß der Thierkreis (Zodiacus) zwölf Häuſer bilde, in deren jedes im Jahreslaufe einmal die Sonne trete. Jedes Zeichen umfaßte 30 Grade des Himmelsgewölbes. Je 10 Grade hießen ein Angeſicht, und jedes Angeſicht gab der Geburtsſtunde eines Menſchen je nach dem Sonnenſtande in demſelben eine beſondere Vorbedeutung. Gut und heilſam war es für den Neugeborenen und deſſen Zukunft, wenn die Sonne im erſten Angeſicht ſtand, und bis ſie zur Mitte des zweiten gelangte; von da ſtieg ſie im Zeichen abwärts, und ihr glückbringender Einfluß wurde ſchwächer und kraftloſer. Außerdem verliehen die Thierkreiszeichen an ſich jedem unter ihrem Einfluſſe Geborenen beſondere Eigenſchaften, Fähigkeiten, Talente u. ſ. w.; ſo verliehen Löwe, Jungfrau und Schütze ſtattliche Leibesgeſtalt, Fiſche, Krebs und Steinbock gaben Kleinheit. Taggeburten wurden für kräftiger gehalten, als Nachtgeburten u. ſ. w. Die Thierkreis- oder Himmelszeichen theilten ſich in die 4 Weltgegenden ſo, daß ſie Morgen, Mittag, Untergang und Mitternacht beherrſchten. Das Herz des Morgens war der Widder, der Löwe ſeine Linke, der Schütze ſeine Rechte. Des Mittags Herz war der Steinbock, der Stier ſeine Linke, die Jungfrau ſeine Rechte u. ſ. w., das alles hatte ſeine Bedeutung. Die Aſtrologie behauptete ſteten Einfluß der Planeten und Thierkreisgeſtirne auf den Menſchen, deſſen Geſundheit und Krankheit, was vielen Glauben fand, da es nur eine Geſundheit gibt, die Krankheiten aber zahllos ſind. Alle Krankheiten und Suchten wurden durch den Geſtirnſtand bedingt, daher waren demſelben aber auch die Heilmittel unterſtellt. Nur zu gewiſſen Zeiten und Stunden durfte jenes Heilkraut geſucht und gepflückt, jene Wurzel gegraben, jene Salbe bereitet werden. Das ging immer weiter. Allen Thieren wurden die Planeten und Thierkreisbilder zu Schutzgöttern oder Feinden, ja auch der ganze Menſch, jedes Einzelglied ſeines Leibes ſtand unter dem mächtigen Geſtirneinfluß. Haare zwagen (kämmen und waſchen) oder ſcheeren, barbieren, ſchröpfen, zur Ader laſſen, ſäen, ärnten, ausgehen, reiten, fahren, baden, jagen, fiſchen, eſſen, trinken, tanzen, lieben u. ſ. w., allem beſtimmte die Aſtrologie ihre guten und günſtigen oder böſen und ungünſtigen Stunden. Das alles zuſammen bildete ein überaus mannigfaltiges Syſtem, welches auf beſchränktem Raume nur angedeutet, nicht ausführlich dargelegt werden kann, ſonſt gäbe es ein bogenreiches Buch für ſich.

Zum Einfluß, den die Planeten und Thierkreiszeichen auf den Menſchen üben ſollten, geſellte ſich auch die Lehre von der ſogenannten Complexion des Menſchen oder der 4 Temperamente, in Einklang gebracht mit den 4 Elementen wie mit den 4 Jahreszeiten, und in keinem Kalenderbuche fehlten darüber bezügliche Mittheilungen, erbauliche Verſe. In einer ſchönen Handſchrift aus dem 14. Jahrhundert in der Fürſt v. Fürſtenbergiſchen Bibliothek zu Donaueſchingen gewahrt man als Melancholiker einen Mann und eine Frau, die einander ſchweigſam und ohne Handlung gegenüber ſitzen. Die Phlegmatiker werden dargeſtellt als Jüngling und Jungfrau, welche ruhig auf Laute und Harfe ſpielen, die Sanguiniker, ein junges Paar, ſind im Tanze begriffen, am luſtigſten aber ſind die Choleriker aufgefaßt. Ein zorniger Mann ſchlägt ſeine Frau und zerrt ſie am Haar. Darunter ſteht gar erbaulich:

Unſer Complexion iſt gar von fiure,
Darum ſtaben kriegen iſt unſer Aventiure.

Die Abbildungen der Planeten waren ſtets mit den ihnen zugeordneten Thierkreiszeichen verſehen. Wie auf der oben erwähnten Paracelſiſchen Münze bei der Venus Stier und Wage befindlich, ſo ſtellte auch ein altes xylographiſches Planetenbuch dieſe zwiſchen Stier und Wage dar, und läßt ſie, gleich den übrigen Planeten, von ſich ſelbſt in Verſen ſprechen:

Venus der fünfte Planet ſin,
Haiß ich vnd bin der minne ſchin,
Fucht vnd kalt bin ich mitt kraft,
Natürlich biſt mit maiſterſchaft
Zwey Häuſer ſind mir vntertan,
Der ſtier die wâge darinn ich han
Frölichs leben und luſtes vil
Er ware mit mir nit kriegen wil
In den viſchen erhöh ich mich
In der Maget (Jungfrau) vall ich ſicherlich
In CCC tagen fünf vnd ſechzig
Durch lauff ich die zwelff zeichen vil.

Saturn galt als der erſte und oberſte Planet, Jupiter folgte als zweiter, Mars als dritter, die Sonne war der Mittelpunkt, auf ſie folgte Venus, dieſer als ſechſter Merkur und der Mond vollendete als letzter die Siebenzahl. In anderer Folge herrſchten die Planeten über die Wochentage. Der Sonne gehörte der Sonntag, dem Mond der Montag, dem Mars der Dienſtag, dem Merkur die Mittwoche, dem Jupiter der Donnerstag, der Venus der Freitag, dem Saturn der Sonnabend.

Meiſt wurde den alten Kalendern und auch noch bis in neuere Zeiten in manchen Ländern ein ſogenannter Laßmann (Aderlaßmann) beigefügt, eine völlig nackte Mannesfigur, an deren geöffnetem Leib und an ſämmtlichen Gliedern die Thierkreiszeichen ſtehen, unter deren Einfluß und zu deren Stunden gut Ader zu laſſen, zu ſchröpfen u. dergl. ſei.

Durch alles dieſes, durch Stunden- und Tagewächterei ſchlug nun die Wiſſenſchaft der Aſtrologie in den Aberglauben um, und mag durch dieſen vieles Unheil angerichtet haben, denn blind ward geglaubt, was die Aſtrologen und ihre Kalender lehrten. Es ſtand dem Volke ſo unantaſtbar feſt, wie die heilige Schrift, daß Widder, Löwe und Schütze warm, dürr, feurig und choleriſch ſeien, Stier, Jungfrau und Steinbock kalt, dürr, irdiſch und melancholiſch; Krebs, Scorpion und Fiſche kalt, feucht, wäſſerig und phlegmatiſch; Zwillinge, Wage und Waſſermann warm, feucht, luftig und ſanguiniſch. Die 12 Thierkreiszeichen bildeten in folgender Weiſe die Häuſer der Planeten: Widder und Scorpion waren die Häuſer des Mars, Stier und Wage der Venus, Schütze und Fiſche des Jupiter, Zwilling und Jungfrau des Merkur, Steinbock und Waſſermann des Saturn.

Damit die Zwölfzahl in die Siebenzahl aufging, hatten Sonne und Mond nur je 1 Haus, und zwar erſtere den Löwen, letzterer den Krebs....

Die Herrſchaft der Thierkreisgeſtirne über den Leib des Menſchen war folgendermaßen getheilt: Der Widder beherrſchte das Haupt und Angeſicht; Stier Hals und Kehle; Zwillinge Achſeln, Arme und Hände; Krebs Bruſt, Herz, Magen, Rippen, Lunge und Milz; Löwe den unteren Theil des Magens, Rücken und Seiten; Jungfrau Bauch, Bauchfell und Eingeweide; Wage Lenden, Nabel und unteren Bauchtheil; Scorpion die Schamtheile; Schütze den Hintertheil mit Umgegend; Steinbock die Knie; Waſſermann die Schenkel; Fiſche die Füße, Ferſen und Fußſohlen. Sonne und Mond galten als die Haupt- und vornehmſten Planeten, Saturnus und Mars wurden böſe genannt und ihre Einflüſſe gefürchtet. Mit großer Ausführlichkeit ſchildern die Planetenbücher den Geſtirneinfluß auf die Geburt des Menſchen, männlicher oder weiblicher Frucht, nach dem Stande des Thierkreiszeichens und nach dem Einfluſſe der Planeten; ſie bezeichnen die künftige Leibesgeſtalt, Gemüthseigenſchaft, Glück und Gefahren, die begegnen, den Stand, der erwählt wird, die Zahl der Ehegatten, die der Neugeborene einſt freit, ja wie die künftigen Kinder ſich arten. Unter welchem Zeichen Reiſeglück zu hoffen iſt, welches mit Lebensgefahren droht, welchen Krankheitsanfällen er ausgeſetzt ſein wird, unter welchen er zu Glück und Anſeben gelangt, unter welchen er in Angſt und Noth geräth, ſelbſt welche Farben ihm glückbringend, welche ihm ungünſtig ſind. Daſſelbe gilt von der Planeten Einfluß je nach dem Stande in den zodiakalen Häuſern.

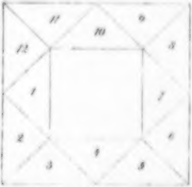
Auch die Länder waren dem Planeten- und Thierkreiseinfluß zugewieſen und untergeordnet, nicht minder die Reiche der Natur. Manche Pflanzen hießen vorzugsweiſe Planetenkräuter, weil ſie ganz beſonders einem Planeten unterſtellt waren. Auch die Stunden des Tages, die der Nacht, an jedem Wochentage, wurden von den Planeten regiert. Jedes Jahr beherrſchte ein Planetengott, oder ihrer drei. Von ganz beſonderer nachhaltigſter Wichtigkeit im Kalenderweſen wie im Volksglauben waren die ſogenannten Aſpecten, d. i. die Planetenſtellungen zu und gegen einander am geſtirnten Himmel, die bildlich durch einfache Zeichen ausgedrückt wurden, und deren Einfluß theils als günſtig, theils als ungünſtig galt.

Dieſe verſchiedenen Stellungen der Planeten unter beſtimmten Winkeln des Geſichtskreiſes ſind die Zuſammenkunft, Conjunction, bei der gar keine Winkelentfernung Statt finden kann, durch das Zeichen ☌ ausgedrückt; der Gegenſchein, Oppoſition, 180 Grade Abſtand, ☍ bezeichnet; der Gedrittſchein, Trigon, 120 Grade: △; der Geviertſchein, 90 Grade Quadratur: □; der Geſechſtſchein, Hexagon: ⚹. Keppler ging noch weiter, und ſtellte der Aſpekten noch mehrere auf, allein ſie fanden in der allgemeinen Kalenderpraxis keinen Anklang. Als gute Aſpekten galten Gedritt- und Geſechſtſchein, als üble Geviert- und Gegenſchein, die einfache Conjunction iſt gleichgültig oder mittelmäßig. Dazu geſellte die Aſtrologie auch noch die zwei Knotenpunkte in der Mondbahn, wo ſie die Sonnenbahn im Thierkreis (Eklyptik) durchſchneidet. Dieſe Punkte bewegen ſich rückwärts in etwa 19 Jahren durch die ganze Sonnenbahn und hießen Drachenkopf und Drachenſchwanz, ☊ und ☋ bezeichnet. Welche Stofffülle war nicht zu verarbeiten, wenn nur jede mögliche Conjunction mit Planeten, jeder Gegenſchein, Gedritt- Geviert-, Geſechſt-Schein prophetiſch dargelegt werden mußte! Um nur ein Beiſpiel anzuführen, ſo hieß es u. A. beim Geviertſchein der Venus zum Mond: „Iſt ein guter Tag, Freundſchaft zu machen, mit Frauen und Jungfrauen handeln, ſehr gut zu reiſen. Es begegnet dir viel Gutes von Frauen und Jungfrauen, gut Jungfrauen etwas verehren und ſchenken, thuſt du das, ſo wirſt du von ihnen gelobet u. ſ. w., oder beim Gegenſchein der Venus zum Monde: Dieſer Tag iſt ſehr glücklich zu reiſen, miethe Knechte und Mägde, hilf zur Ehe rathen, diene Frauen und Jungfrauen, ſuche Gunſt bei ihnen; mache Freundſchaft und ſuche Freud und Luſt, zeuch neue Kleider an. —

Ueber dergleichen wurden förmliche Tabellen verfertigt und gedruckt.

Was nun die Formen des Nativitätſtellens und der Horoſcope anlangt, ſo hatten dieſelben im Allgemeinen ein feſtſtehendes Schema, nämlich ein Quadrat, in welches Geburtsſtunde, Monattag, Jahr und etwa auch die Polhöhe eingeſchrieben wurde, oder auch das Thierkreiszeichen, unter welchem der Neugeborene zur Welt gekommen war. Um dieſes Quadrat waren 12

Winkel (Dreiecke) in eine quadratiſche Figur geſtellt, dieſe verſinnbildeten die 12 himmliſchen Häuſer, welche ſich alſo darſtellen:



Die Zahlen bedeuten 1. Leben. 2. Reichthum. 3. Geſchwiſter. 4. Aeltern. 5. Kinder. 6. Krankheit. 7. Ehegatten. 8. Tod. 9. Wandlung. (Reiſen). 10. Herrſchaft. 11. Glück. 12. Gefängniß.

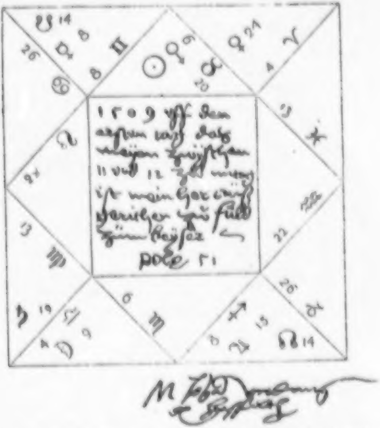
Ein ſehr ſchätzbares Buch über alle dieſe aſtrologiſchen Lehren ſchrieb ein Carthäuſermönch zu Erfurt, Johannes ab Indagine, eigentlich von Hagen, und bereits 1475 geſtorben. Er ſoll über 300 Bücher geſchrieben haben und war demnach ein Polyhiſtor. Seine Abhandlung wurde häufig gedruckt, und ſein Abbild in gutem blattgroßem Holzſchnitt beigefügt. Er zeigt einen ſehr charakteriſtiſchen Kopf, der mit einem Barett bedeckt iſt, und trägt eine Schaube von geblümtem Damaſtſtoff. Der Holzſchnitt deutet ganz nach Dürer's Schule. (Dem Verfaſſer liegen Ausgaben mit der Jahrzahl 1523 und 1540 vor.) Johann von Indagine lehrt, daß die dem Mittelquadrat der Figur nächſtſtehenden Winkel 1. 4. 7. 10. die vier Winkel des Himmels heißen, und ſtellt den Stand der Thierkreiszeichen bildlich dar, ſo daß z. B. bei der Geburtsſtadt im Löwen der ♌ im 1ſten, die ♏ im 4ten, der ♒ im 7ten und der ♉ im 10ten Hauſe ſteht. Dieſe horoskopiſchen Bilder ſind mit erläuterndem Text durch alle 12 Zeichen beigebracht. Daran ſind unmittelbar gereiht die Tafeln der Sonnenſtände in den Thierkreiszeichen; wenn z. B. die Sonne im Stier ſteht, ſo iſt ihr Zeichen mit dem des Stiers im 1ſten Hauſe vereinigt, im 4ten ſteht das des Löwen, im 7ten das der Jungfrau, im 10. das des Waſſermanns. Zu jedem eine ziemlich ausführliche Erklärung, freilich nicht immer den Laien verſtändlich. Z. B. die Sonne im Schützen, (im 4. Hauſe die Fiſche, im 7. die Zwillinge, im 10. die Jungfrau) **Die Sonne im Schützen iſt nit böß; wem ſie Glück verleuht, vnd rüſt den menſchen auff allerley zu verſuchen, vnn giebt ein Hertz darzu. Hatt** (nämlich der unter dieſem Zeichen Geborene) **ein luſt frembde land waſſer vnd meer, durchſtreyffen, vn kumpt mit gewinn vnd heym. Macht im vil freünd, durch die er an der Fürſten höff gezogen zu hohen ämptern erwölet wärt, frembde güte vſz zu teyln. Wärt vil zu hoff ſein von** werdt gehalten, von wegen ſeiner zuthätigen art vnnd künheit, geſchickt zu der Müntweg zum Federſpul, weydwerck, jagen, ringen, ſpringen, allerley ſchimpff (Scherz) vnnd kurtzweil u. ſ. w. Ferner heißt es: Vn gemeynnklich ſein dieſe geburt des Schützen gerecht, ſtyll, hertzhafft, getrew, geſchwinde vernunfft, milt, ſtandhaftig, ſteiff (beharrlich) arbeitſam vnd hochrhümig (berühmt).

Nach dieſer Lehre werden ſich ſtets bekannte Perſonen auffinden laſſen, bei denen das ihnen hier vorbeſtimmte Loos ſo ziemlich eingetroffen. Im Zeichen des Schützen vom 12. November bis 12. December wurden z. B. geboren der treue Seb. Aitinger, der unerſchütterlich an ſeinem Fürſten und ſeinem Glauben hing, der große Herſchel, Otto v. Guerike, Moritz, Prinz von Oranien, Alex. Aſſljewitſch Suwaroff-Rimnitzkoi, der berühmte Miſſionär und Reiſende Deviar Schmid, Melchior Graf v. Hatzfeld, der berühmte Held im dreißigjährigen Kriege; Theophil Latour d'Auvergne; der berühmte Reiſende Rüppell, der Theolog Schleiermacher, der Diplomat Mabillon, der Weltumſegler G. Forſter, die Marquiſe de Maintenon, der Schlachtenmaler G. Ph. Rugendes, Chladni, Konrad von Burgsdorf, der Schöpfer der preußiſchen Armee; der Phyſiker Argand; Tycho de Brahe, Wilibald Pirkheimer, Lindpaintner, Guſtav Adolph, König von Schweden, Winkelmann, Jacquin u. A.

Wenn es nun galt, nicht die Nativität, d. i. die ſideriſche Beſtimmung der Lebenszukunft eines oder einer Neugeborenen aſtrologiſch vorherzuſagen und horoſcopiſch feſtzuſtellen, ſo wurde ſtatt der Geburtsſtunde diejenige in das innere Quadrat der horoſcopiſchen Signatur eingezeichnet, welche maaßgebend war, und um dieſe reihte ſich nun Sonnen- und Planetenſtand nebſt den Thierkreiszeichen in ihren *Conjuncturen*, d. i. in ihren Zuſammentreffungen am Himmel im Bezug auf die in Rede ſtehende Schickſalsfrage. Hier möge nun als ein Beiſpiel für viele ein ächtes horoſcopiſches Prognoſtikon des oben erwähnten Meiſter *Wirding* ſtehen, mehr die äußere Geſtaltung zu erläutern, als die Deutung in das Einzelne zu verfolgen, die hier von keiner Wichtigkeit iſt, und am Ende kaum verſtändlich. (Siehe nachſtehende Figur.)

Item: ſo ſahen die Horoſcope aus, ſo gingen ſie zu Tauſenden in die Hände derer, die ſie bezahlten, und wurden oft beſſer bezahlt, als die geiſtvollſte Schrift, das ſchönſte Gedicht, die gediegenſte Forſcherarbeit, denn ſie waren eine *Modeſache*, und die Herrſchaft der Mode war allmächtig, wie es bis zum heutigen Tage iſt. Man wird immer eher und lieber ein ſchönes Pferd, einen eleganten Wagen oder Schlitten, ein koſtbares Zimmergeräth, einen theuern Affen oder Papagei u. dergl. kaufen und ſich mit allem dieſen ſchauderhaft anführen laſſen, als die Handſchrift eines werthvollen Gedichts oder ſonſtigen Werkes. De gustibus non disputandum! — Das unterſte Wort im Quadrat der Mitte iſt Polus zu leſen, und bezeichnet die Polhöhe von 57 Grad. Dieſe *Polhöhe* durfte in der Regel auf einem Horoſcope nicht fehlen; ob ſie *immer* aſtronomiſch genau berechnet wurde, iſt die Frage, indeſſen fehlte es nicht an Vorſchriften und Anleitungen zu allen dieſen Künſten ſelbſt für Laien.

Anziehend iſt es, wie die *deutſche* Kunſt die Planetengötter *abbildete*;



von der antiken Auffaſſung derſelben blieb wenig übrig, nur hie und da ein Attribut. Man gewahrt, daß die Künſtler ſelbſt in der Incunabelzeit der Zeichnung dahin ſtrebten, ſelbſtſtändig zu ſein. In den älteſten Planetenbüchern iſt Saturn als ein hinfälliger Greis dargeſtellt, der ſich auf eine Krücke ſtützt. Als Beizeichen hält er eine Sichel, nicht wie auf ſpäteren Darſtellungen eine Senſe. Seine antike Auffaſſung als Zeitgott lag dem deutſchen Mittelalter fern, doch deutete es in Bildern Mühe, Arbeit, Armuth und Trübſal an. Jupiter erſchien als Fürſt, gekrönt, mit dem Scepterſtabe der Macht, Pfeile in der Hand (Nachklang der antiken Donnerkeile). Mars war meiſt als halbrömiſcher Krieger, im Panzer, bewaffnet, und mit Kriegsemblemen dargeſtellt. Sol war kaiſerlich angethan, hielt ein Scepter in einer, ein Buch in der anderen Hand, andere Andeutungen waren Gebet, Geſang und Saitenſpiel. Venus erſchien, wie ſchon oben geſagt, meiſt nackt, bekränzt, Roſen in der Hand, auch wohl mit einem Spiegel, langes blondes Haar. Ihre Symbole deuteten auf Liebe und Schönheit. Merkur trug meiſt einen Geldbeutel, den Schlangenſtab erſt auf ſpäteren Bildern. Beizeichen waren bei ihm noch Kunſt und Gewerbeübung, Madonnenmaler, Schreiber, auch Uebung der beſonders ſchönen Kunſt des Eſſens und Trinkens. Der Mond erſchien als Luna ſachgemäß weiblich, jungfräulich, mit einem gekrümmten Horn, (ſeine Form in den Vierteln) und einer die Nacht durchleuchtenden Fackel. Sonſtige Beizeichen Jagd, Fiſcherei, Spiele u. dergl.

Noch ausgeführter und poeſievoller iſt eine Reihe von Holzſchnitten aufgefaßt, die dem oben genannten Werke des Johann ab Indagine einverleibt ſind, und nach Burgkmeier als ihrem Erfinder deuten. Hier ſind alle Planetengötter zu Wagen in Wolken fahrend dargeſtellt, und an den 2 Rädern der einen Seite des Wagens iſt — mit Ausnahme von Sol und Luna, wo nur 1 Rad — jedesmal das dem Planeten zugehörige Thierkreiszeichen bildlich angebracht.

Saturn fährt als winterlicher Greis, einen Schellengurt um den Leib; er verſpeiſt gemüthlich ein Kind, das er in der linken Hand hält, und verwundet mit der Sichel in der Rechten ein vor ihm befindliches zweites; ſein Geſpann ſind 2 Drachen, die Räder Steinbock und Waſſermann.

Jupiter ſitzt gemächlich, mit einem Federhut bedeckt, auf einem Seſſel. Vor ihm kniet ein Mann, und reicht ihm eine Schale voll Münzen. Er hält einen gefiederten Bolzenpfeil mit der Spitze nach oben in der rechten Hand. Sein Geſpann ſind 2 Pfauen. Die Räder Schütze und Fiſche.

Mars iſt von ſeinem Sitz aufgeſprungen, ſchwingt ein Schwert in der linken Hand und hält ein Schild in der Rechten. Sein Haupt iſt behelmt; ſeine Rüſtung barock. Seinen Wagen ziehen im geſtreckten Lauf 2 Wölfe. Die Räder Widder und Scorpion. Es folgt Venus, gekrönt, groß geflügelt, in der Linken einen Pfeil, aufwärts haltend, mit der Rechten den vorn auf dem Wagen ſtehend ſtehenden Amor zügelnd, dem eine Binde die Augen ſchließt. Er ſchießt nach drei geflügelten, in der Luft ſchwebenden Herzen, von denen eins bereits von einem Pfeil durchbohrt iſt. Das Geſpann 2 Tauben. Die Räder Stier und Wage.

Merkur ſitzt behäbig im Wagenſeſſel, wie ein Kaufherr, und ſtreckt mit der Rechten einen großen Caduceus vor ſich hin. Zwei Hähne ziehen ihn. Die Räder Jungfrau und Zwillinge. Sol thront in allem königlich, Krone, Scepter, Hermelinpallium. Vor ihm noch zum Ueberfluß das menſchlich lächelnde Sonnenantlitz. Sein Geſpann 2 Roſſe, auf dem Handpferd ein Reiter. Das Rad der Löwe.

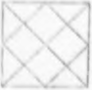
Luna ſchön gekleidete Jungfrau mit fliegendem Haar, in der Linken den Halbmond, darüber ein Stern, in der Rechten ein Horn. Zwei Jungfrauen ziehen ihren Wagen. Das Rad der Krebs.

Die Ausgabe dieſes Buches vom Jahr 1540 zeichnet ſich auch noch dadurch aus, daß ſie eine Menge größere und kleinere Todtentanz-Initialen enthält, die den von Hans Lützelburger geſchnittenen nachgebildet ſind.

In vielen der alten, ſowohl aſtrologiſchen, als nicht aſtrologiſchen Kalendern findet ſich häufig Holzſchnittzier von Meiſterhänden, und die Anzahl der alljährlich erſcheinenden Kalender war Legion. Sie treten theils als Bücher, meiſt in Quart, an das Licht, oder als große fliegende Blätter; die Bücher ſchrumpften ſpäter bis zu den kleinſten Formaten zuſammen, und die fliegenden Blätter nahmen Tafeltuchformat an, und erſchienen erſt in Holzſchnitt, ſpäter bisweilen in Kupferſtich.

Manche der alten Kalender führten den Titel: *Practica*, und ihr Inhalt beſtand aus aſtrologiſchen Weiſſagungen, wunderbaren Geſchichten mit Gebeten untermiſcht. So heißt es u. A. in einer Practica von 1502:

Gib mir lere, kunſt und lör. Das ich auß leg, geſtürrennes krafft. Noch rechter art, von meiſterſchafft. So vil du denn verbergen wilt. Das ich mitt mynner red, nit ſchilt. Aſtronomy, die hohe kunſt. Die du durch lieb', und groſſen gunſt dem menſchen haſt geoffenbart. u. ſ. w. Eine horoskopiſche Figur, abweichend von den gewöhnlichen, nämlich ſo, enthält den Planeten- und Thierkreiszeichen-Stand in den 12 Feldern eingeſchrieben, die von 4 Quadraten und 8 Dreiecken gebildet werden. Die Conjunctionen der Planeten werden mit Worten beſchrieben, mit Holzſchnitten erläutert u. ſ. w. Auf ſolchem Grunde fußten noch 1550 Johannes Lichtenbergers weitverbreitete *Weiſſagungen*, die mit allerlei prophetiſchen Bildern, welche zugleich durch Holzſchnitte verſinnlicht ſind, vor Augen treten, im wunderlichen Gemiſch von Geſtirnkunde und politiſchen Conjuncturen.



In den Heiligencalendarien, welche den alten Horarien, (Heures, Stundenbrevieren) u. dergl. voranſtanden, waren insgemein keine Planetenzeichen, aber doch der Laßmann, und durch ihn manches auf erſtere bezügliche.

„Der New groß Römiſch Calender für 1522, Folio, von Meiſter Johann Stöffler von Juſtingen, gedruckt zu Oppenheim, war eine Arbeit, die auf den Holztafeldruck des Joh. Regiomontanus ſich theilweiſe ſtützte, in 31. Capiteln, in denen mit bedeutendem Fleiße von Ciklen, Cirkeln, Schlüſſeln, Feſten, Römerzinszahl, Sonntagsbuchſtaben, Sonnen- und Mondlauf, Finſterniſſen, Thierkreis, nebſt Sonnen- und Mondenſtand in demſelben, Aderlaßlehre und dergl., Tag- und Nachtlänge, Planetenſtunden und deren Regiment ꝛc. ꝛc. vielfach gehandelt wurde. Königreiche und ſonſtige Länder nebſt Inſeln und Halbinſeln, waren aufgeführt nach ihrem Grade, und allerliebſte Holzſchnitte, Städte, Thierkreis- und Monatbildchen zieren ihn.

Mehr und mehr wurde nun die aſtrologiſche Kalendermacherei ein *Gewerbe*, und einer der Kalendermacher ſuchte es mit ſeinem Drucker, der zugleich der Verleger war, den Anderen an Schmuck und Reichhaltigkeit zuvorzuthun. Ein Magiſter *Conrad von Nürnberg* (Noricus) ließ zu Leipzig zu Anfang des 16. Jahrhunderts eine „Aderlaßtafel" mit roher Holzſchnittzier erſcheinen. Da heißt es bei den guten Monatstagen: erwelt bad mit köpf — oder erwelt bad on köpf — d. h. Schröpfköpfe, und zwar waren dieſe Rathſchläge für die Kranken, nach den verſchiedenen Temperamenten verſchieden. *Simon Eyſſenmann von Dillingen*, Magiſter und Aſtrolog zu Leipzig, gab einen *Almanach* auf 1515 ſowohl deutſch als lateiniſch heraus, ein faſt 3 Fuß langes und über 1 Fuß breites fliegendes Blatt, am Rande rechts mit Königen in Holzſchnittarabesken und oben einen Kopf mit 4 bibliſchen Scenen und dem Monogramm HS (Hans Schäufelein). Darauf ſind die Tage der Heiligen, die Thierkreisnamen nebſt den Zeichen für Ader laſſen, Arzneien, backen, entwöhnen und ſäen. Unten ſteht in Holzſchnitt ein Laßmann, von den Bildern des Zodiacus umgeben, von denen Linien auf die Glieder gehen, in deren Zeichen Blut gelaſſen werden mußte. Der Wahn, zu gewiſſen Zeiten, ohne alle Urſache und Krankheit zur Ader zu laſſen oder zu ſchröpfen, beherrſchte ſelbſt als Krankheit das Volk durch Jahrhunderte und beherrſcht einen Theil des Landvolkes noch immer, füllt die Baderſtuben und bereichert die Bartſcheerer. Ein ähnlicher Almanach erſchien von Conrad Lindacher, gedruckt durch Jacob Thamer zu Leipzig auf das Jahr 1529. Auf einem Kalender gleicher Art und Zeit ſtanden auch die Anfänge der Sonntagsevangelien; ein Anderer hatte am Rande das Vaterunſer, und zu jeder Bitte ein Holzſchnittbild; am Fuße die das Jahr regierenden Planeten. Dieſer ging für 1539 zu Erfurt aus. Die Würzburger waren betitelt Ordo divinorum, der Drucker war Balthaſar Müller; ſie waren umrandet von dem colorirten Wappen des Biſchofs, Propſtes und Domdechants jenes Hochſtifts, nebſt, an den Seiten herunter, denen der Domherren, darunter die Mehrzahl edler Geſchlechter aus der fränkiſchen Ritterſchaft erblickt wird. Dieſe Kalender erſchienen auch deutſch und lateiniſch zugleich, und ſetzten ſich ſpäter, doch blos deutſch, noch lange fort unter dem Titel: Allmanach Würzburger Biſtums und Hertzogthums Franken. Viele der ſpäteren fertigte Johann Andreas Jäger aus Kitzingen.

Selbſt Dr. Luther, der 1543 ſein Enchiridium piarum precationum zu Wittenberg herausgab, verſchmähte es nicht, dieſem Buche ein weitſchichtiges Calendarium novum, das Erasmus Reinhold aus Saalfeld anfertigte, voranzuſtellen. Es war gleichſam ein geiſtlicher Almanach. Er beginnt mit dem ſogenannten Cisiojanus, dem alten Heiligenkalender, und was ſonſt dazu gehört, nebſt erbaulichen Monatsverslein, z. B.

Aprilis patulae nucis sub umbra
Post convivio dormio libenter.

Dann folgen Ueberſichten der Tag- und Nachtgleichen durch ganz Europa, eine Vorſchrift über den Gebrauch des Calendars nach jeder Richtung hin u. A.

Die Horae, wie Prognostica, oder auch Prognostica astrologica betitelt, ſetzten ſich lange fort; Wunder- und Zornzeichen, erſchienene und kommende, handelten die letzteren ab; meiſt traten ſie in Quartformat hervor. In Erfurt wirkte für deren Herausgabe Dr. Joh. Hebenſtreit, Phyſiker und Lektor der Medicin. In einem Prognoſticum Hiſtoricum Phyſicum deſſelben iſt ſchon ein Privilegium gegen den Nachdruck enthalten.

In die unterſten Volkskreiſe traten die Bauernkalender bereits zu Ende des 16. Jahrhunderts, eine ganz eigenthümliche Kalenderform, faſt ganz hieroglyphiſch; ſie gewannen hauptſächlich im deutſchen Süden, in der Schweiz, im Tirol allgemeine Verbreitung und ſo feſten Boden, daß ſie noch immer jedes Jahr als fliegende Blätter erſcheinen. Zuerſt erläuterte Lori die Zeichen, die und nannten darin den Fürſten ihren lieben chriſtlichen Bruder.

Doch dieſe Brüderſchaft war von kurzer Dauer. Bald ſollte dem landverderblichen Unweſen ein Ziel geſetzt werden, und ſchon kam die Nachricht in das Hauptquartier des einen Aufrührerhaufens, in die Stadt Meiningen, daß der Churfürſt von Sachſen und der tapfre Landgraf von Heſſen mit großer Heeresmacht im Anzug ſeyen. Da gab es einen blutigen Pfingſtreigen. Die mit den Bürgen vereinigten Bauern trotzten der Gewalt, riefen die Bauern von Walldorf in die Stadt, ſo wie den Mellrichſtädter Haufen, der am Pfingſtheiligabend ſiebentauſend Mann ſtark anrückte, und ſetzten die Stadt in Vertheidigungsſtand, nur daß der kriegeriſche Muth nicht anhielt, denn ſchon kamen die verbündeten Heere den Bauern in den Nacken und die Geſchütze ſpielten ihre pfeifenden Kugeln in die Stadt. Schon am folgenden Tag wurde unterhandelt, die Stadt ergab ſich, die Aufrührer erhielten freien Abzug mit Zurücklaſſung ihrer Waffen und ihrer Hauptleute, welche in die Gefängniſſe gewor-

Thierkreisbilder, dann folgten Monatbildchen mit Planeten und den 12 Zeichen, und die hohen Feſttage waren und ſind durch ganz kleine Holzſtöcke dargeſtellt, z. B. heil. Dreikönigstag 3 Kronen unter einem Sterne, Faſtnacht durch einen Narrenkopf, Fronfaſten durch einen Häring, Apoſtel und Heilige durch Bruſtbilder oder Attribute. Die Tage der Woche bildeten ſchwarzgedruckte pyramidalgeſtellte Dreiecke, die Sonntage waren durch eine bekreuzte Halbkugel ausgezeichnet und roth gedruckt, auf den neuen Kalendern dieſer Art ſind die Monate, Wochen und Tage mit Zahlen bezeichnet. Ganz ähnliches findet ſich in ſolcher hieroglyphiſchen Weiſe auf ſchwediſchen Runenſtäben oder Runenkalendern, die nicht in ſehr frühe Zeiten hinaufreichen, aber Runenſchrift tragen. Die alten haben am Schluß auch noch den Laßmann, z. B. ein zu Zürich „in der Froſchow" auf 1587 gedruckter in klein Duodez. Vor dem Titel ſteht ein Holzſchnitt, darauf ein Bauer mit der Miſtgabel die rechte Hand gegen die ſtrahlende Sonne reckt, dabei die Schrift: DAS KAN GVT WATER SIN.

Wie die aſtrologiſche Kalenderthätigkeit, die noch immer fortblüht, wenn auch der neueren Zeit ſo gut als möglich angepaßt ſchon zu Ende des 16. Jahrhunderts blühte, davon nur einige Beiſpiele aus den Jahren 1598 und 1599.

Für 1598 gab ein Pfarrer im fränkiſchen Orte Burgbernheim, M. Georg Cäſius, ein Prognosticum Astrologicum oder Teutſche Practika in 4. heraus und widmete es dem Markgrafen Georg Friedrich zu Brandenburg. Er handelte über die Jahreszeiten, die Monate mit allen Aſpekten und Conſtellationen, Finſterniſſen, Fruchtbarkeit und Krankheit ꝛc. Der Kalender wurde in Nürnberg gedruckt. Ebendaſelbſt ein ähnlicher von Andreas Roſa, der Arzenei Doctor und Stadtmedicus zu Annaberg, und nicht minder daſelbſt einer von M. Joh. Paul Sutor. In dieſer erwähnt der Verfaſſer im 51. Kapitel „Von Krieg und Blutvergießen, daß bereits vor 50 Jahren Dr. Luther ein Horoscop an die Wand ſeiner Stube gezeichnet habe, mit den Worten: Anno 1602 Turca potentes dominabitur in Germania. Ferner in Nürnberg ein P. A. von Matthias Fiſcher aus Annaberg, Studioſus der Aſtronomie und Bürger in der Bergſtadt Schlackenwalde, der auch 1599 wiederkam, ebenſo wie Krabbe von Münden. M. Albin Moller von Struppitz ließ zu Leipzig eine „große Practica Astrologica" erſcheinen, ein Progn. Astrol. Dr. Lucas Bathodius Pfalzgräfiſcher Medicus zu Simmern, in Straßburg. In Erfurt erſchien ferner ein P. A. durch Joh. Krabbe von Münden, zu Wolfenbüttel, ebendaſelbſt ein P. A. durch M. Burkhard Victorin Schönfeld aus Marburg. Auch dieſer war Arzt, wie die Mehrzahl der Kalendermacher jener Zeit. Derſelbe gab auch noch eine aſtrologiſche Deutung oder Practica Teutſch auf 1598 ebenfalls in Erfurt heraus.

Von dem berühmten Leonhardt Thurneyſſer zum Thurn erſchien ein Prognoſticon als Practika auch zu Erfurt u. ſ. w.

Auf das Jahr 1599 brachte M. Georg Cäſius abermals ſein Progn. Astrol. zu Markte; in Magdeburg erſchien ein ſolches durch M. Caspar Buchs, Arzt in Quedlinburg. Georg Meder, ein Franke, Aſtronom zu Kitzingen, ließ in Nürnberg ein Pr. erſcheinen, und ebendaſelbſt der Pfarrer M.

Joh. Schülin aus Crailsheim einen „Gründlichen Bericht und ausführliche Beſchreibung von den himmliſchen Conſtitutionen und Contingentiſchen Sachen. Die conſtitutionelle Geſinnung jener Zeit richtete ſich mehr nach den Thronen der Planetenfürſten, als nach denen der irdiſchen.

In Leipzig erſchien gleichzeitig ein Pr. Astr. von Joachim Tanckius aus Perleberg, Philoſoph, Arzt und Anatom, der Chirurgie Profeſſor. Eine gräuliche Drachengeſtalt trägt als Titelholzſchnitt die 4 Finſterniſſe des Jahres 1599 im Bilde unter den Zeichen von ♒, ♋, ♓, ♌. Bei demſelben Verleger, Nicol. Norlich, erſchien trotzdem noch eine große Pract. Astr. durch M. Albinus Moller aus Strupitz gearbeitet. Wie beliebt und verbreitet mußten dieſe Prognoſtika ſein, daß ein Verleger deren 2 zugleich übernahm.

Für Magdeburg ſorgte Heinrich Winand durch ein Prognoſticon; für Nürnberg fernerweit Joh. Paul Sutor, und der Doctor der Medicin Joh. Gerſtenberger auch noch für Erfurt durch eine Prognosticatio Astrologica; ebenſo für dieſelbe Stadt auch M. David Pfeffer aus Suibus (Schwiebus) in Schleſien.

Georg Kreslin, Aſtronom zu Onolsbach, gab ein Pr. Astr. in Leipzig heraus. Der Titel zeigt in Holzſchnitten die 3 Jahresregenten Saturn, Jupiter und Mars, die zu den Füßen auf beiden Seiten ihre zodiacalen Bilder haben. Darunter ſteht:

Das Geſtirn viel böß zeiget an, Aber Gott es wol wenden kann.	Iſt aber nun bei uns kein buß Er denk daß es geſchehen muß.

Es war ein hübſches Sprüchlein, jenes allbekannte:

Astra regunt homines, sed regit astra Deus.

Trafen die Prophezeihungen der Aſtrologen nicht ein, ſo hatte Gott es anders gelenkt. Schade, daß dieſem Spruche alle Logik fehlte! Lenkte Gott die Sterne nach ſeinem Willen, ſo waren ſie keine ſelbſtſtändigen Mächte mehr, die Einfluß üben konnten. Wie man Gott abbildete, ſo dachte man ſich ihn, als einen guten alten Kaiſer, der bequem auf ſeinem Throne ſaß und fortwährend in einer Hand das Scepter, in der anderen Hand den Reichsapfel halten mußte, derweil die anderen, himmliſchen und Erdengötter, nach ihren eigenen Gelüſten das Regiment führten. Solchen guten alten Kaiſer möchten Viele in der Neuzeit gern wieder haben, um auch ein wenig zu regieren, und wo möglich zu einigem Anſehen zu gelangen, denn die Anderen regieren ihnen nicht nach Wunſche.

Noch ein Prognoſtikon erſchien in Nürnberg, wo faſt jeder Verleger ſeinen eigenen Kalender druckte, durch Dr. Joſias Müller, Aſtronom und Arzt zu Pergim (Parchim), und Joh. Andr. Wulhus ſorgte mit einer Practika für Cöln, für Hannover Hector Mithobius, Arzt und Phyſicus.

Genug von dieſer raſtloſen Thätigkeit! Da ſie einträglich war, ſo vererbte ſie ſich auf die Nachkommen, wie „des durchlauchtigſten Bundes ſchützende Privilegien," und gab es keine Enkel oder Urenkel jener Aſtrologen mehr, ſo ſparten Verleger und Drucker die Koſten für neue Bearbeitungen, ließen von irgend einem armen Teufel von Schulmeiſter, der ein wenig Mathematik trieb, auf den Grund alter Berechnungen und Ephemeriden die Kalender erneuern, tüchtig Wetter, Krieg, Krankheiten und Peſtilenzen prophezeihen, und ſetzten fort und fort die alten Zugnamen darauf, ſtreng auf ihre „Privilegien" trotzend. So paradirt u. A. auf dem Sachſen-Meiningiſchen Kalender noch bis dato der „Aſtronomiebefliſſene" Joh. Chriſtian Reichardt, als Verfaſſer, von dem Niemand weiß, ob und wo er je gelebt hat? Dieſer volksthümlichen Induſtrie dienen als willkommenſte Eſelsbrücken die ſogenannten hundertjährigen Kalender, und die immerwährenden, die bisweilen auch zuſammengeſtellt ſind, und denen man nach und nach allerlei hinzugefügt hat, was man gar nicht in ihnen ſucht, z. B. politiſche Tagesgeſchichte. Bei den immerwährenden Kalendern ſind aber von den alſo betitelten gedruckten jene wohl zu unterſcheiden, die man in Form von runden geprägten oder eingravirten Metallplatten häufig hatte, mit Thierkreiszeichen und Monatnamen in allerlei Kreiſen, welche Zahlenquadrate einſchließen, aus denen dann der Kundige Datum und vieles Andere herausleſen kann, wenn er dieſes Hexeneinmaleins verſteht und recht gute Augen hat.

Durch die gedruckten hundertjährigen und immerwährenden Kalender ſchleppen ſich nach wie vor Planetendeutung, Wetterprophezeihung, Früchtegedeihung, Planetenregentſchaften, Bauernregeln u. ſ. w. u. ſ. w. fort, nur hie und da ein wenig neuzeitlich civiliſirt, und dabei ſind die Wetterorakel ſo beluſtigend, daß bisweilen ein ſolcher Kalender zum wahren Grillenvertreiber werden kann. Z. B. „In manchem Jahre iſt der Mai ſchön und warm." — „Wenn ein dürrer Sommer iſt, ſo wird das Getreide theuer." — „Der Winter iſt anfänglich kalt und viel Schnee. Zu Ende gelinde, ohne Schnee, aber windig." — „Im Sommer gibt es viele Kröten und Heuſchrecken, und im Herbſt viele Mäuſe." u. ſ. w.

Den neueren Kalendern ſind häufig geſchichtliche Nachrichten in chronologiſcher oder fürſtlich genealogiſcher Folge vorangeſtellt, die Bezeichnung der Himmelskörper fehlt nicht, ebenſowenig fehlen die zwiſchen Mars und Jupiter kreiſenden vier kleinen Planeten, und die außer dem Uranus ſich bewegenden 42 anderen, obſchon auf dieſe in den nicht fehlenden Conſtellationen keine Rückſicht genommen iſt, und nicht genommen werden kann. Aber ſie enthalten den neu verbeſſerten, den Gregorianiſchen und den Julianiſchen Kalender mit allen Heiligentagen, Aſpekten und Wetter, Witterung nach den Mondesvierteln, Tages- und Nachtlängen, Jahr- und Viehmärkte, Erzählungen und Anekdoten, hohe Geburtstage, Räthſel und Charaden, auch Gedichte, Mondesläufe durch den Thierkreis, Thierkreisbildchen größer oder kleiner, ökonomiſche Hausmittel, meiſt noch ein aſtronomiſches Prognoſtikon, mit ungefährer Witterungsverhaltung nach den Jahreszeiten, die Finſterniſſe, den Juden-Kalender u. ſ. w. und das alles zum Spottpreiſe von einigen Groſchen.

Je mehr die neuere Zeit vorſchritt an Einſichtnahme und Kenntniß, um ſo mehr trat das aſtrologiſche Wiſſen zurück, die Kunſt der Aſtrologie gerieth in Verfall, und trat ſo ziemlich auf die gleiche Stufe mit Chiromantie, Phyſiognomik, Geomantie, Namendeutung, Traumdeutung und dergleichen Künſten, die keineswegs ſo ganz brodloſe waren, denn jede Sinne und Köpfe bethörende Gaukelei findet ihre gläubigen Anhänger, dafür brachte die Neuzeit Mesmerismus, Somnambulismus, Kartenſchlagen, Geiſterſehen, Tanztiſche, Klopfgeiſter, Schädellehre, Chirogrammantie, Phrenologie u. ſ. w., in das vornehme Publikum, während das plebeje ſich auf Jahrmärkten und Vogelſchießen von der Sirene einen Planetenzettel voller Unſinn kauft, und an allen uralten Wahn, an Tagewählerei, an Mond- und Thierkreisgeſtirn-Einfluß, an Bauernregeln, an Thierprophetien, durch Angang, durch Ueberdenweglaufen, an bezaubernde Anrede bei Begegnung von Menſchen, insbeſondere alten Weibern glaubt; an anhaben, berufen, Läuſe und Mäuſe auf Köpfe und ins Haus zaubern, und fort und fort tauſendfachen Aberglauben ausübt, bisweilen ſogar unbewußt.

Da nun alles wiederkehrt, wie die heutige metallurgiſche Kunſt es verſteht, aus alten Schlackenhalden noch mancherlei brauchbares Metall zu gewinnen, ſo darf es nicht wundern, wenn auch die Aſtrologie nicht ewig ſchlafen gegangen iſt, ſondern ihr Haupt wieder zu Tage zu heben verſucht und zwar wieder förmlich als Wiſſenſchaft. Gibt es doch auch noch Leute, die feſt an die Kunſt glauben, den Stein der Weiſen endlich zu finden, und aus unedlen Metallen auf chemiſchem Wege Gold zu machen, und zwar gerade hin, nicht auf Umwegen, wie der Gold macht, der Ultramarin, oder andere theure Farbeſtoffe bereitet, oder wie zuletzt jeder Arbeiter. Daher trat im Jahre 1816 ein Mann auf, der Hofrath Pfaff, welcher die Aſtrologie auf's Neue zu Ehren und Anſehen zu bringen ſuchte, doch unter vernunftgemäßen Vorausſetzungen. Er gab von 1816 bis 1823 aſtrologiſche Schriften, namentlich ein aſtrologiſches Taſchenbuch heraus, wurde aber als Thor verlacht, und vermochte nicht, mit ſeiner Wiedererweckungslehre jener entſchlafenen Wiſſenſchaft durchzudringen. Schon 1816 erſchien ſeine Aſtrologie; auch in Zeitblättern ſuchte Pfaff ſeine Anſichten zu verbreiten, aber ſie verklangen faſt ſpurlos, und es ging über die Zeit eines Menſchenalters dahin, ehe Jemand den verlaſſenen Schau- und Kampfplatz wieder zu beſchreiten unternahm.

Auf einmal aber tauchte, und zwar in neueſter Zeit, ein Mann auf, J. Karl Vogt, der Aſtrolog und Seher zugleich heißen will, und Ludwig Hauff ließ über denſelben eine Schrift erſcheinen: „Der Aſtrolog und Seher zu München, und ſein Verſuch einer Wiederherſtellung der Aſtrologie, nebſt Andeutungen über ſein Betreiben derſelben und ſeine Wahrſagungen. Heilbronn und Leipzig bei Landherr 1858", nachdem bereits vorher ſchon in öffentlichen Blättern über den neuen Propheten einiger Lärm aufgeſchlagen worden, und auch ein Schriftchen, betitelt: „Die erfüllten und noch zu erfüllenden Weiſſagungen und Prophezeihungen des Aſtrologen und Sehers K. V. in München ꝛc. ſowie Enthüllungen über den Propheten, Altona," erſchienen war. Dieſe Schrift ſoll vieles Unwahre enthalten, wie L. Hauff behauptet. Seiner erſten Schrift hat Ludwig Hauff eine zweite folgen laſſen: „Die in Erfüllung gegangenen und weiteren Vorherſagungen des Sehers und Aſtrologen zu München.

Ein Anhang ꝛc. Mit dem Horoscope des Kaiſers Alexander II.“ Dieſe kleine Schrift erlebte raſch vier Auflagen, und die vierte derſelben wurde mit Wahrſagungen über den König Max II. von Bayern vermehrt. Der Fiſch des wunderſüchtigen Publikums biß willig an den neuen Köder an.

Aus beiden Schriften geht hervor, daß die Prophezeiungen politiſcher Natur ſind, darin hat der Seher freilich eine zahlloſe Collegenſchaar, denn jeder politiſche Kannegießer prophezeiht, wobei ſtets das alte Volksſprichwort zur Wahrheit wird: „Wenn's trifft, ſo fehlt's nicht.“ Es iſt dies ein ſpottwohlfeiles Seherthum, zu welchem man keinen Sternenſtand und keine Conſtellationen zu beobachten, keine Blicke nach oben zu richten braucht. Oder ſollte es wirklich großer Sehergaben bedürfen, um vorauszuſagen, daß der amerikaniſche Schwindel und Betrugsgeiſt ehebaldigſt wieder unheilvolle Geldkriſen hervorrufen werde? Daß es in Italien und namentlich im Kirchenſtaate in kurzem große Veränderungen geben wird? Oder daß Napoleons III. Schickſal in Erfüllung gehen wird? wie der Prophet wirklich prophezeit hat, aber ſehr düſter und orakelhaft. Freilich wird es in Erfüllung gehen, aber wann? aber wie? aber wo? — Davon ſchweigt die Münchner Prophetenweisheit. Eines jeden Menſchen Schickſal erfüllt ſich. Dies zu wiſſen, bedarf es keiner Horoscope und Nativitätſtellerei.

Es kann nicht Abſicht ſein, die Münchner Prophetien zu zergliedern, zu bekritteln, oder gar ſchwächen zu wollen. München hat große und noch viel mehr kleine Propheten; es mag ſich an ihnen erbauen oder erfreuen. Nur auf einiges wahrhaft komiſch Wirkendes ſei noch hingedeutet. „Der Papſt wird noch viele Trübſale zu erleben haben.“ Das vorauszuſehen, wird der Papſt weder Planeten, noch Horoscope, noch Münchner Seher bedürfen.

„Der Kaiſer Alexander II. hat einen großen Beruf in Aſien.“ Außerordentlich zutreffend. Der Kaiſer hat den Beruf, in Aſien zu erobern, ſo viel als möglich, und dort die Macht ſeines Reiches und die der Civiliſation immer weiter zu begründen und auszubreiten. Das wird er wahrſcheinlich längſt wiſſen — ohne Aſtrologie.

„Deutſchland wird noch eines Sinnes werden, wenn auch erſt ſpäter.“

O weiſer Daniel! Welch ein tief geſchöpfter Ausſpruch! Ganz gewiß wird Deutſchland noch einig werden! das iſt mit Fug zu prophezeihen — aber wann? — Später! Gott gebe, nicht zu ſpät! —

„Preußen hat Rußland nicht zu fürchten, ebenſo wenig Deutſchland.“ Das iſt echt orakelhaft. — „Wann Cäſar über den Rubikon geht!“ — Hat Preußen Rußland nicht zu fürchten, oder Rußland nicht Preußen? Hat Preußen Deutſchland nicht zu fürchten, oder Deutſchland nicht Preußen? Oder Rußland nicht Deutſchland? Oder Deutſchland nicht Rußland? Ein wahres Heralpha prophetiſcher Kunſt.

Eines gewiſſen Pudels Kern, über den man ſich aus Ehrfurcht gegen eine hohe Perſon aller Aeußerungen am beſten enthält, iſt noch in dem Anhange der Hauffſchen Schrift zu leſen. Die aſtrologiſch-myſtiſche Sprache von Figuren und Gegenſchattungen, Geburten, Gedritt-, Geviert-, Sextil- u. ſ. w. Scheinen, Herren der Zeit, und eine Menge von Fixſternnamen, auf welche die alte Aſtrologie keine Rückſicht nahm, möge man für den Schleier nehmen, mit dem das neuzeitliche Saisbild ſich verhüllt. Eine Sprache, die den Laien völlig unverſtändlich, und daher um ſo mehr geeignet iſt, maulaufſperrendes Anſtaunen hervorzuzaubern bei ſolchen, die ſo bornirt ſind, ſich verblüffen zu laſſen.

Es iſt niederſchlagend, eingeſtehen zu müſſen, daß es in unſeren Tagen eine Wiſſenſchaft der Aſtrologie nicht mehr gibt. Sie iſt verfallen, verloren. Ihre Kunſt wird nicht ſo herrlich wieder aufleben in München, wie die der Glasmalerei. Politiſcher Humbug iſt keine Wiſſenſchaft. —

Druck von J. B. Hirſchfeld in Leipzig.

Die Wiſſenſchaften im 19. Jahrhundert,
ihr Standpunkt und die Reſultate ihrer Forſchungen.

Eine Rundſchau
zur Belehrung für das gebildete Publikum.
Herausgegeben von einem Vereine von Gelehrten, Künſtlern und Fachmännern unter der Redaktion von
Dr. J. A. Romberg.
Band I, II, III, IV, à 3 Thaler.

Dieſes Werk hat es ſich zur Aufgabe gemacht, Original-Arbeiten aus allen Zweigen der Wiſſenſchaft und Kunſt zu bieten, um durch dieſelben, belehrend für den gebildeten Laien, voll Intereſſe für den Fachmann, die Reſultate der wiſſenſchaftlichen Forſchungen welche die hervorragendſten Gelehrten der Gegenwart durch tiefes Studium aus dem Schachte des Geiſteslebens heraufgefördert haben, zum Gemeingut der gebildeten Welt zu machen. — Politik und Tagesfragen ſind hiervon ausgeſchloſſen.

Von allen Theilen der Preſſe iſt dieſem Unternehmen das ungetheilteſte Lob geſpendet worden, und ein Blick in den reichen Inhalt der bis jetzt erſchienenen Bände wird dies Urtheil rechtfertigen.

G. Neuſe's Verlag in Sondershauſen.

Inhaltsverzeichniss.

Kunſtgeſchichte: Schladebach, Geſchichte der Oper bis Gluck (I. 361). — Rellſtab, Geſtaltung der Oper ſeit Mozart (II. 212). — Wagner, Lithographie (II. 729). — Die Glasmalerei, ihre Geſchichte ꝛc. (I. 25). — Bechſtein, Autographenſammlungen (III. 215).

Muſik: Schladebach, Bildung der menſchlichen Stimme zum Geſang (I. 120). — Schwarz, Syſtem der Geſangkunſt (I. 600). — Marx, die Form in der Muſik (II. 31). — Schmidt, Geiſt und Charakter in der Tonkunſt (IV. 117).

Literaturgeſchichte: Schöne, Leſſings Verdienſte um das deutſche Drama (I. 337). — Gräße, das deutſche Drama (IV. 337). — Bechſtein, Geſchichte des Märchens (III. 149). — Bechſtein, Behandlung der Volksſagen (III. 406).

Nationalökonomie: Die Geldlage Deutſchlands (I. 180). — Getreidehandel und Getreidetheuerung (I. 695). — Koppe, Nationalökonomie und Socialismus (III. 389). — Koppe, Deutſchlands Bankweſen (IV. 27, 157).

Medicin: Ricke, die Volkskrankheiten (I. 240). — Flemming, Rückgratsverkrümmungen (I. 121). — Reclam, die neuere Heilkunde (II. 81). — Klinger, Blut und Blutarmuth (II. 492), die Taubſtummen (III. 1). — Klinger, die Krankheiten des Herzens (IV. 183), die Pocken und deren Impfung (IV. 349).

Kriegswiſſenſchaft: Abendroth, die neuen Waffen (I. 156), permanente Befeſtigungen (I. 263), Feldbefeſtigungen (I. 512), Grundlagen für Armeen und Kriegführung (II. 1). Organiſation und Eintheilung der Armeen (II. 296). Die deutſche Flotte (IV. 600).

Geologie und Mineralogie: Geinitz, die Steinkohlen (I. 228). — Roßmäßler, Vulkanismus (I. 722). — Gelger, Standpunkt der Geologie (II. 582). — Mach, der Diamant (III. 265).

Phyſik: Loſche, Licht und Farben (I. 310), Strahlung und Leitung der Wärme (II. 186). — Loſche, atmoſphär. Niederſchläge (II. 690), Kreislauf des Waſſers (IV. 216).

Botanik: Willkomm, Geſchlechtsleben der Pflanzen (II. 66), die mikroſkopiſche Pflanzenwelt (III. 119).

Aſtronomie: Jahn, die Planeten (I. 47), die Sonne (I. 259), der Mond und ſein Einfluß (II. 116), Entſtehung, Dauer und Untergang der Planetenwelt (II. 335). — Birnbaum, Umdrehung der Erde (II. 387).

Technologie: Das Bergweſen (I. 57). — Scharlau, die Brennſtoffe (II. 506). Theorie und Praxis der Kochkunſt (II. 477). — Helmert, Entwickelung der Telegraphie (I. 676) etc.

Culturgeſchichte: Bildungsmittel in der Geſchichte (I. 1). — Gräße, Geſchichte der Spielkarten (I. 542), des Puppenſpiels (I. 525). — Bechſtein, die Freimaurerei (IV. 1).

Außerdem finden ſich noch Abhandlungen vor aus: Jurisprudenz, Meteorologie, Philoſophie, Aſterismus, Geſchichte, Geographie, Landwirthſchaft, Heraldik, Optik, Nautik, Zoologie ꝛc.

Von dieſem Werke erſcheint jährlich **mindeſtens ein Band von 48 Druckbogen** mit vielen **Holzſchnitten. Preis** pro **Band 3 Thlr.**

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50160-9
BECHSTEIN,L. FN. 03126/021

ſen wurden, und die Ruhe war hergeſtellt. Wie ſchwer aber Stadt und Land büſſen und wie theuer ſie dieſen Frieden erkaufen mußten, iſt nicht zu ſagen.

Jonas Schnabel wurde in Maßfeld eingekerkert und von da mit ſeinen zwei Gefährten nach Mellrichſtadt geführt, nachdem in Meiningen allein zwanzig Häupter der Anführer unter dem Schwert des Henkers gefallen waren, die der Biſchof dort richten ließ. Fürſt Wilhelm ließ ſeinen Gefangenen ebenfalls die Brüderſchaft hoch zu ſtehen kommen, und belehrte die dummen Bauern, daß mit großen Herren nicht gut Kirſchen eſſen ſey, und daß das Volk ſich nicht auf ihre Verſprechungen und Briefe und Siegel zu verlaſſen habe.

Endlich wurde Jonas in Mellrichſtadt mit ſeinen Leidensbrüdern zum Tod geführt. Standhaft ſahen ſie der dunkeln Macht ins Antlitz. Wie das Volk ſie gaffend umſtand, wie der Henker herantrat, das Schwert unter dem rothen Mantel, da ſangen die drei Männer mit lauter Stimme:

1

Novellen

und

Phantaſiegemälde

von

Ludwig Bechſtein.

Erſter Band.

Hildburghauſen,
in der Keſſelring'ſchen Hof-Buchhandlung
1832.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Seite.
Der dunkle Mime. 1
Der Maler Sebaldus. 97
Der Lehrling zum König Salomo. . . 167

Der
dunkle Mime.

1

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Der dunkle Mime.

1.

Das Jahr legte ſeine Kränze ab, einen nach dem andern, und die Fluren verödeten; die Felder waren abgeärndtet und die matte Novemberſonne, welche frühlings-freundlich lächeln wollte, und es doch nicht vermochte, beſchien nur trauernde Gefilde. Auf einem Spaziergang in der Nähe einer kleinen Reſidenzſtadt, der jetzt faſt ganz verlaſſen war, erging ſich ein junger Mann, wie es ſchien, in ernſtes Nachſinnen verſunken. Seine Blicke flogen bald aufwärts zu den faſt entlaubten Bäumen und zu den Wolken, die raſchen Flugs am Himmel hineilten, bald weilten ſie am Boden, der mit abgefallenen Blättern überdeckt war. Man hätte ihn für einen Dichter halten können, er ſprach zuweilen laut, und noch dazu in Verſen. Von Zeit zu Zeit blickte er in ein geſchriebenes Buch, las, und ſprach dann weiter, indem er beide Hände ſammt dem Buch auf den Rücken legte. Mit flammenden Blicken und einer Begeiſterung, die für den Ort, wo der junge Schauſpieler Arno die Rolle des Fauſt von Klingemann memorirte, kaum nöthig ſchienen, ſprach er die Worte:

„Du lebſt! Ha denn — jetzt fühl' ich mich auch leben!
Erſtanden bin ich aus der alten Nacht;
Mein eignes Herz haſt Du mir neu gegeben,
Durch dich iſt meine Flamme angefacht;
Den Himmel brauch' ich nicht mehr zu erſtreben,
Die Erde glüht ringsum in Liebespracht!
— — — — — —
Ein neuer Frühling blüht in allen Zweigen,
Die Nachtigallen jubeln ihren Chor,
Wie ſich die Blüthen liebend zu mir neigen!“ —

Und wirklich ſchien, als der feurige Jüngling begeiſtert umherblickte, ein Zauber ſeine Worte wahr zu machen. Der Sonnenball ſtand rothglühend auf einem Hügel, die feurigen Strahlen überloderten Himmel und Land, und malten die Waldung mit flammendem Gold. Das rothe Laub der Bäume ſchien zu brennen, und als ein Windſtoß die Zweige ſchüttelte, ſchien ein Feuerregen von oben herabzuſtürzen, und ſeine Rieſenfunken glichen lichtglänzenden Sonnenblumen. Arno ſtand ſtaunend und betrachtete das ſchöne Schauſpiel, das die Natur, noch im Erſterben freundlich und freigebig, hier ſpendete; aber ſchnell verſchwand der Glanz, die Sonne ſank, der Purpur verdämmerte; noch glühten die laubloſen Wipfel, dann war alles vorbei, und am nordweſtlichen Horizont trieb der Herbſtſturm, der jetzt heftiger in dem dürren Laub rauſchte, eine dunkelgraue Wolkenwand herauf.

Arno ſchob ſein Buch in die Taſche, und wandte ſich wieder dem Städtchen zu, das in der Entfernung einer halben Stunde vor ihm lag. Er hatte Zeit, ehe er es erreichte, ſeinen Betrachtungen nachzuhängen, und Zeit zu einem Selbſtgeſpräch, in welchem er ſich die Bilder ſeiner jüngſten Vergangenheit vorüberführte.

„Heroine!“ ſprach er: „Du, meine göttliche Heroine, mein Ideal, mein Abgott! Erſt ſeit ich Dich kennen lernte, fühle ich, was leben heißt, fühle ich, daß es ein Glück gibt und eine Seligkeit — in Deinen Armen! Ja: „Erſtanden bin ich aus der alten Nacht!“ Du, Du, Dein Lächeln, Dein Liebreiz, Deine Liebe, — das war der Zauberſtab, der mich auferweckte, der Schöpferodem, der mich neu belebte! Heroine, göttliches Weib — nicht weiß ich, ob Frau, ob Jungfrau, aber ganz Weib, liebeglühendes, ſchmachtendes, hingebendes Weib! Dich muß ich erringen, Du mußt mein ſeyn! — Wie preiſe ich mein Loos, eine Bahn betreten zu haben, auf der ich Dich fand, Lichtengel! Strahlend im Glanze Deiner überirdiſchen Schönheit ſtandeſt Du vor mir, und wie Schuppen fiel es von meinen Augen, und ich verließ das

„In Gottes Namen fahren wir,
Sein Hülf und Gnad begehren wir,
Des Vaters Güt behüt uns heut,
Bewahr auch unſer Seel und Leib! Kyrie eleiſon."

„Chriſtus ſey unſer Geleitesmann,
Bleib ſtetig bei uns auf der Bahn,
Und wend von uns des Feindes Liſt,
Auch was ſein'm Wort zuwider iſt. Kyrie eleiſon."

„Der heilig Geiſt auch ob uns walt,
Mit ſeinen Gaben mannichfalt!
Er tröſt und ſtärk uns in der Noth,
Und führ uns wieder heim zu Gott! Kyrie eleiſon."

Und dann, als ſie das Reiſelied zu Ende geſungen hatten, traten ſie todesmuthig und ſiegesfreudig den dunkeln Weg an; ihre Häupter fielen.

5.

Eine neue Zeit war gekommen, aber wie ſich das Alte ſelten gern verbindet mit dem Neuen und wie das Alter grämlich auf die Jugend ſieht und

Irrlicht, dem ich in phantaſtiſchen Wahnträumen nachtaumelte, und wandte mich flammend dem flammenden Liebesſterne zu!“ —

Eine andere Geſtalt, als die der erſten Liebhaberin, welche nun ſeit zwei Wochen bei der Truppe des Directors Benute Engagement angenommen hatte, trat jetzt vor Arne's inneres Auge, und er redete weiter mit ſich ſelbſt: „Franziska weint, Franziska härmt ſich. Armes Lamm! — Eine gute Seele iſt Franziska, lieb und innig; ja, ich glaube wirklich, ich habe mich glücklich geträumt, als ich mit der ſanften Schwärmerin ſchwärmte, ehe ich noch wußte, was glühende Flammenliebe iſt, ehe der Stern Heroine in meine Geiſtesdämmerung leuchtete. Franziska wird bald Erſatz finden und mich vergeſſen, und meine Schwüre. — Hab' ich ihr denn auch etwas geſchworen? Kaum erinnere ich mich deß, und wäre es auch, nun ſo wird ſie meine Schwüre für das nehmen, was ſie waren, übereilte Betheuerungen in einer momentanen Wallung — ja, für nichts weiter! Und doch, ihr Blick, ſo ſtill, ſo leidend, ſo vorwurfsvoll für mich, obgleich noch kein Vorwurf über ihre Lippen ging, die ich früher — ſo ſelig küßte! — Wie mich die Proben zum Fauſt martern! Daß auch ſie, juſt ſie die Käthe ſpielen muß! Wie ſie ſich an mich drängte in der Vergiftungsſcene, wie ſchmelzend zärtlich ſie noch heute die Worte ſprach: „Ach Fauſt — warum nicht mehr ſo lieb?“ Und dazu waren ihr helle Thränen in die Augen getreten. Arme Franziska — warum kannſt Du keine Heroine ſeyn?“

Arno war erſt ſeit einem halben Jahr ein Prieſter Thalia's und ein ſehr treuer. Reine Liebe und Begeiſterung für die Kunſt hatten ihn dieſer zugeführt, und ſein Talent, unterſtützt von einem vortheilhaften Aeußeren, noch mehr aber durch angeſtrengten Fleiß, hatten ihn ſchnell über die Mittelmäßigkeit hoch erhoben; daß er nicht bei einer ſtehenden Bühne engagirt war, war Schickſalslaune, die ſelten ermüdet, den Jüngern jeder Kunſt irdiſche Dornen in ſattſamer

Menge in den himmliſchen Lorbeer zu flechten — aber daher, daß Arno der Zeit nach noch ein Neuling war, ſeine jugendlich überſprühende Begeiſterung, ſeine unbeſorgte Hingebung an ein Weib, das, von der Natur verſchwenderiſch mit den lockendſten Reizen ausgeſtattet, frühzeitig gelernt hatte, den Werth dieſer Reize klug und hoch angeſchlagen zu berechnen.

Der Abendhimmel hing ganz düſter über der Stadt, nach welcher jetzt Arno ſeine Schritte verdoppelte, denn ſchon hallten die Glockenſchläge der ſechsten Stunde ſeinem Ohr vorüber: es war die Zeit, an welcher er gewohnt war, an freien Abenden die Göttin ſeiner Gedanken zu beſuchen. Er wollte durch das Thor ſchreiten, als er plötzlich hinter ſich ein raſſelnd-rollendes Getöſe vernahm, und erſchreckt zur Seite ſprang. Mit ungewöhnlicher Schnelle kam ein Wagen heran, und fuhr wie im Flug an Arno vorüber; vier große, ſchwarze Roſſe zogen ihn, und helle Funken entſprühten den Steinen unter ihrem lauten Hufſchlag. Trotz dem rauhen Herbſtabend war die Chaiſe zurückgeſchlagen, und der Reiſende, der in ihr ſaß, ſtarr und reglos wie eine Bildſäule, ſchien die Einflüſſe der Witterung nicht zu beachten. Ehe der lahme Thorwächter aus ſeinem Stübchen mit einer Handlaterne hinkte, ſich Brücken- und Pflaſtergeld auszubitten, war der Wagen längſt in die Stadt hinein, und auch Arno hörte nicht mehr, daß der alte Invalide ärgerlich brummte, indem er hoch leuchtend emporſah und kein Fuhrwerk mehr erblickte: „Nun, Gott ſtraf' mich, die fahren ja wie der helle, lichte Teufel!“

Am rothen Drachen, dem beſuchteſten Gaſthof der Reſidenz, ſchien die Chaiſe zu halten; Arno hatte nicht weiter Acht auf ſie, ſondern bog in eine Seitenſtraße ein, und ging, heiße Liebesſehnſucht im Herzen, der Wohnung Heroinens zu.

2.

Mit einem bewundernswerthen Geſchmack hatte Hereine die Zimmer ihrer Wohnung in kurzer Zeit eingerichtet, ſo daß der Vermiether ſein Eigenthum kaum wieder erkannte, als die gütige gegen alle Menſchen freundliche Künſtlerin dieſem ihr Arrangement zeigte. Im grünen Zimmer brannte jetzt die glänzende Aſtrallampe, mit freundlicher Helle die Eleganz beleuchtend, die ſich auf das kleinſte Geräth erſtreckte. Die Fenſtergardinen waren herabgelaſſen, die ſchön geſteckten Vorhänge bildeten eine Tempeldrapperie, auf dem Ofen, der dem Zimmer eine behagliche Wärme mittheilte, duftete köſtliches Parfüm, und in der Theemaſchine ſang die Undine ihr geheimnißvolles Lied. Alles war heiter und freundlich, nur die königliche Herrin nicht; der Einſamkeit und ihrer Laune überlaſſen, hatte ihr ſchönes Geſicht jenen anmuthſtrahlenden und Herzen feſſelnden Liebreiz verloren, der doch ſonſt und für immer ſeinen

Thron darin aufgeſchlagen zu haben ſchien. Eine heftige Ungeduld, die im Steigen war, wie eine finſtere Wetterwolke, bewegte die Bruſt der Künſtlerin, wie ein Sturm das wogende Meer. Bald trat Heroine zum Fenſter, lüftete die Gardine, lauſchte, ob ſie nicht nahende Tritte vernehme; dann blätterte ſie Bücher auf, ſah hinein, ohne zu leſen, legte ſie wieder hin, griff auf der Guitarre einige Accorde, und fand alle Saiten verſtimmt, dann nahm ſie auf der Ottomane Platz und warf ſich in eine reizende, maleriſche Attitüde, allein ſie hielt es nicht lange darin aus und ſchellte endlich heftig ihrem Mädchen. Liſette kam.

„Iſt die Magd toll, Liſette, ſo fürchterlich einzufeuern? Wahrhaftig eine Gluth hat ſie angeſchürt, in der Hölle kann es nicht heißer ſeyn!“

„„Es liegt kein Holz mehr im Ofen, Demoiſelle! Anne hat auch nicht mehr eingelegt, als — ““

„Still!“ unterbrach mit dem Tone einer Königin Heroine die Dienerin. „Wer redet, wenn ich rede? Alles Feuer heraus! Alles! ſage ich!“

Liſette ging. Heroine wehte ſich mit duftendem Tuch Kühlung zu: ſie wußte nicht, oder ſie wollte nicht wiſſen, daß es das Feuer der Unruhe war, welches ſie je durchglühte. Und ſie lauſchte wieder mit ängſtlich klopfenden Pulſen, da ſchallten nahende Tritte, da ward die Hausthüre geöffnet und ein Männertritt auf der Treppe hörbar.

„Endlich!“ rief Heroine mit unwilligem Ton, warf ſich auf die Ottomane und nahm die Rolle der Helene in die Hand, die auf dem Tiſch lag. Liſette trat meldend ein: „Herr Arno!“

„Herein!“ antwortete Heroine düſter, ſonſt hatte ſie „willkommen“ geſagt. Arno kam; er nahte ihr mit Zärtlichkeit, er wollte ihre Hand küſſen, ſie entzog ſie ihm, und rief abwehrend: „Hinweg!“ Arno glaubte, ſie wolle im Scherz mit ihm die Rolle einüben, und antwortete auf dieſes Stichwort mit den Worten des Dichters: „Iſt's möglich — Gott des Himmels!“ — da riß ihn aber Heroine gleich aus ſeinem Irrthum, denn ſchneidend kalt ſagte ſie: „Ich bitte ſehr, Herr Arno, keine Komödienpoſſen, ich bin dazu nicht im Mindeſten aufgelegt!“

Vor dieſen Worten erbebte Arno ſichtbarlich und rang eine Weile nach Worten, bis er mit ſchmerzlichem Ton ausrief: „Sie zürnen mir, Heroine? Heroine, Du zürnſt?!“

„Soll ich nicht?“ erwiederte ſie etwas milder: „wenn ich mich ſo auffallend vernachläſſigt ſehe?“

„Wie?“ fragte Arno, und ſtatt der Antwort deutete Heroine nach der Uhr, die ſchon ein Viertel auf Sieben zeigte.

„O ich Glücklicher!“ jubelte der Jüngling, und bedeckte ihre Hand mit glühenden Küſſen, und ſie ließ ihm willig ihre Hand und er preßte ſeine Lippen auf den vollen, weichen Arm, und auf die Schultern, blendend wie Alabaſter, und das üppige Weib umſchlang ihn, drückte ihn feſt an ſich, und flötete, indem ihre Lippen die ſeinen ſuchten: „Sünder! Sieh', ſo muß man Dich ſtrafen! Wer dich nur recht empfindlich ſtrafen könnte, aber ich habe Dich ſo lieb, o ſo lieb!"

Arne ſchwelgte in Hereinens Gluthküſſen eine lange Weile, dann erhob ſie ſich, ihm Thee zu bieten, dabei richtete ſich ihr Auge, ohne daß Arne es gewahrte, der liebeglühend auf der Ottomane ruhte, mit lauerndem Blick nach der Uhr: die ſchlug halb Sieben.

Beide tranken unter zärtlichem Gekoſe und mit aller Tändelei, die Liebe liebt, dann hielten ſie ſich wieder umſchlungen, und Hereine fragte küſſend, mit einem thränenfeuchten, unausſprechlichen Blick: „Liebſt Du mich auch treu, mein Arno? Und wirſt Du mich immer lieben?"

„Treu, und ewig, ewig!" antwortete der Jüngling. „Aber Du, Hereine? Du Huldin, welche an überirdiſchem Reiz die Göttin der Liebe beſchämt, Du, die jeder anbeten muß, der Dich erblickt, wirſt Du mich auch immer lieben, mich ſo treu lieben, wie ich Dich?

„O mein Arno! wie weh thut dieſe Frage! Dich allein liebe ich, Dich allein werde ich ewig lieben, ich ſchwöre es Dir bei dem ewigen Himmel, bei allem, was heilig iſt, ich ſchwöre es Dir bei der Liebe ſelbſt, die ewig und heilig und von Gott iſt! Nicht wahr, mein Arno, Gott iſt die Liebe, und die in der Liebe bleiben, die bleiben in ihm, und darum ſind wir ſo götterſelig?“

Arno küßte ſie mit Entzücken. Er hielt in Hercinen eine Welt, nein, einen ganzen Himmel umfangen, und fühlte ſich ein Gott. Die Uhr ſchlug drei Viertel.

Arno hatte einen Diamantring, ein Andenken von ſeiner verſtorbenen Mutter, das ihm lieb und heilig war. Er zog ihn ab, und ſteckte ihn an Hercinens Finger. „Trage dieſen Ring, Hercine,“ ſprach er, „als ein Pfand meiner ihre Freuden und neuen Sitten tadelt, ſo mochte auch Fürſt Wilhelm von Henneberg, der nun auch alt geworden, noch immer nichts wiſſen von der neuen Lehre. Er zog ſich hinter die Mauerwerke einer ſtarren Geſinnung zurück, er klammerte ſich feſt an die alte Zeit und verwünſchte die neue. So thun noch immer viele, obgleich dreihundert Jahre vorüber ſind, ſie wollen nicht laſſen von den alten Vorurtheilen und den alten Gewohnheiten, und weil ſie ſich ſelbſt ſagen müſſen, daß ſie, die Stehenbleibenden, die Zeit überflügelt, ſo ſchelten ſie die Zeit. Dieſe aber geht ihren Gang, und achtet nicht auf die Scheltenden, und ſendet entweder den Roſt, daß er langſam die altermorſchen Anker zernage, darauf ſich jene ſtützen, oder ſie wirft mit Sturmwindflügelſchlägen die alten halbverwitterten Schildhalter zuſammt den Schilden über den Haufen, je nachdem es kommt — und frommt. Blutig war die neue Zeit gekommen, ein Frühgewitter war der Bauernkrieg, das im glühenden Schimmer des Morgenroths heraufzog und den neuen Tag mit Blitzen überflammte, ſolche Wetter kehren gern am Nach-

Treue, als eine Erinnerung an dieſe Stunde, an Deine Liebesſchwüre!“

„O nein, mein Arno — wie ſoll ich, wie kann ich — nicht doch — nimm den Ring zurück!“ bat Heroine, und dabei umſchlang ſie ihn wieder heftig und küßte ihn, und Thränen perlten aus ihren Wunderaugen, denen zauberiſche Gluth entſtrahlte. „O Arno, mein Arno! Dank, heißen, innigen Dank! O daß dieſe Stunde, dieſe wonneſchöne Stunde, die mich ſo ſelig macht, ſo ſchnell verrauſcht! Aber morgen, Arno, morgen wieder! Nicht wahr? Arno, gib mir den Gutenachtkuß!“

„Soll ich ſchon ſcheiden?“ klagte der Entflammte, und hing wieder lange an ihrem Munde; da ſchlug die Uhr ſieben, und er fühlte, daß Heroine im Innern zuſammenſchrak, auch drängte ſie ihn ſanft von ſich.

„Nicht ſo ſtürmiſch, nicht ſo heftig, Geliebter! liſpelte ſie, und ſah ihn verlangend an, und zog ihn wieder in ihre Arme. „Sieh’, ich muß heute den Zirkel der Hofmarſchallin beſuchen, ich habe zugeſagt; drei Viertel auf acht ſchickt ſie den Wagen, und Du — haſt mich faſt im Négligée gefunden! Alſo, Verzeihung, Geliebter, und gute Nacht! Wie glücklich wäre ich bei Dir geweſen!“

Ein bitteres Gefühl regte ſich in Arno's Herzen, dachte er ſich ſeine Geliebte in jenem Zirkel, den der eben nicht im Rufe der Tugend ſtehende Fürſt beſuchte, wo er ihr im Geiſt huldigen ſah von den Kavalieren und Officiren, vielleicht von dem Fürſten ſelbſt. Er ſprach leiſe und wehmüthig ſein gute Nacht; noch eine Umarmung, noch eine Ueberzahl heißer Küſſe, und dann ſchied er und ſchlug mechaniſch den Weg nach dem rothen Drachen ein: ſeine Gedanken alle, ſein Herz, ſeine Seele waren bei Heroinen zurückgeblieben.

Dieſe hatte ſich wieder auf die Ottomane geworfen und ließ die Steine des Rings funkeln und Farben ſtrahlen.

„Fürwahr ein recht lieber Junge der Arne,“ ſprach ſie: „nur noch ſo blöde, ſo unerfahren, und dabei ſo über und über verliebt! Wie nur ein Menſch ſo verliebt ſeyn kann, ich begreife es nicht! Er glaubt an mich, wie an eine Heilige, und bildet ſich wirklich feſt ein, er ſey mein Auserwählter! Thorheit der Jugend! Ja du biſt eine Thorheit, aber doch ſchön!“ Heroine ſchellte. Liſette trat ein. „Haſt Du ihn ſpedirt?“ fragte ſie lächelnd und vertraulich das Mädchen. Dieſe bejahte und erwiederte lachend: „Sie müſ- ihm heute nicht hold begegnet ſeyn, er zog ein Geſicht, wie die Katze, wenn es donnert.“

„Es iſt Zeit, Liſette, daß ich Toilette mache,“ ſprach Heroine, und die geſchäftige Dienerin umflatterte die Herrin, wie eine Grazie die Göttin von Paphos. Und in der That das Coſtüm, welches Heroine anlegte, war ſo griechiſch, ſo verlockend, daß, wäre ſie damit in den Zirkel der Hofmarſchallin gefahren, Verwunderung und Tadel ihr im reichen Maaße zu Theil geworden wären, zufällig aber hielt an dieſem Abend die Hofmarſchallin gar keinen Zirkel und Heroine erwartete keinen Wagen. —

Sie öffnete die Thüre eines Kabinets und befahl Liſetten, den Prachtlüſtre anzuzünden, der darin hing. Auf einem kleinen Tiſchchen, das mit einem blendend weißen Tuch überdeckt war, ſtanden auf Kryſtalltellern die feinſten und ausgeſuchteſten Confitüren. Das Kabinet war roth drapirt, und purpurſeidene Gardinen verhüllten Heroinens Bette.

Die Geſchmückte trat vor den Spiegel: ſie war zufrieden mit Liſettens Kunſt; ſie durfte ſo vor einen König treten. Jetzt ſchlug die Uhr Acht. Mit dem Schlag ging die Hausthüre auf. „Leuchte, Liſette! leuchte!“ rief die Künſtlerin, und die Dienerin flog hinaus. Ein Mann, in einen Mantel gehüllt, kam herauf; er trug etwas. Als er den Mantel von einander ſchlug, zeigte ſich die fürſtliche Livrée; er ſetzte vor Liſetten einen Korb mit Champagnerflaſchen nieder, und gab in ihre Hände ein kleines verſiegeltes Paket, worauf er ſich entfernte. Liſette trug das Empfangene zur Herrin hinein, Heroine hieß ihr den Korb in das

Kabinet ſtellen, und entſiegelte das Päckchen. Ein elegantes Käſtchen ließ einen noch werthvolleren Inhalt vermuthen. Ein reicher Schmuck von Perlen, Ohrglocken und Ringen ſtrahlte ihr entgegen, und ſie rezitirte, entzückt betrachtend, aus Klingemanns Fauſt: „Boten der Liebe ſelbſt Du mir ſenden!“ Staunend und in Verwunderung ausbrechend betrachtete jetzt auch Liſette die koſtbare Gabe, da ward unten die Thüre wieder geöffnet und die Dienerin eilte mit dem Armleuchter, einem hohen Gaſt mit tiefſter Unterthänigkeit entgegen zu knixen. Heroine nahm die Guitarre in den Arm, und warf ſich wieder in die früher verſuchte maleriſche Attitüde. Ein kleiner Mann mit zartgelocktem und gepudertem Haar, einem unſchönen, pockennarbigen Geſicht, und von einiger Wohlbeleibtheit trat ungemeldet ein; er trug einen Ueberrock und hohe Reiterſtiefeln. Heroine ſtieg aus ihrer plaſtiſchen Situation und neigte ſich bis zur Erde.

„O bitte, bitte ſehr, meine Gute, keine Komplimente!“ rief Fürſt Wellmar, und führte mit

Galanterie die Hand der Schauſpielerin zum Munde. „Wo die Schönheit thront, fallen Kronen in den Staub!“

Der Fürſt liebte es in Sentenzen zu ſprechen; er hatte gefunden, daß darin etwas Imponirendes liege.

„Wie reizend Heroine heute iſt!“ fuhr er fort. „Wenn Schönheit ſich in Anmuth kleidet, ſiegt ſie über Menſchen und Götter.“

„Ew. Durchlaucht! Mein huldvollgnädigſter Fürſt“ — ſtammelte Heroine erglühend und in ſcheinbarer Befangenheit: „Darf ich Ew. Durchlaucht unterthänigſt erſuchen, ſich nieder zu laſſen?“

„Was ſage ich?“ fragte Fürſt Wellmar. „Meine göttliche Heroine wird an Ergebung ſterben! Titel und Würden ſind bunte Flitter!“ Er knöpfte den Oberrock auf und fuhr fort: „Sieh, Heroine, ich trage keinen Stern mit zu Dir. Sterne bleichen, wo die Sonne leuchtet!“

„O, wie gnädig!“ rief Heroine. „Und wie ſoll ich meinen Dank ſtammeln, mein angebeteder Fürſt, für dieſen Himmel voll Güte?“ ſie zeigte auf den Schmuck, der Fürſt aber ſchlug ſie ſchäkernd auf den Zeigefinger, und ſagte: „Keinen Dank ſtammeln, himmliſche Hereine, keinen Dank! Dank in Worten iſt eine Münze, mit der die Menſchen Freundlichkeit bezahlen. Ich bin kein Geldmäkler, Hereine, ich handle nur auf Tauſch, ich will Erwiederung der Freundlichkeit!“ — Und Hereule ſank in ſeine Arme.

Bald umfing Beide das lauſchige ſtille Kabinet. Die Champagnerflaſchen knallten, in die Kelche perlte der Schaumwein, und Wellmar und Hereine ließen die Liebe leben. „Die Liebe lebe, und das Leben liebe!“ ſprach der Fürſt. Hereine glühte, heiß verlangend weilten Wellmars Blicke auf ihr, der Wein durchloderte die Herzen mit ſeinen Begeiſterungsflammen, das köſtliche Confekt winkte einladend, auch die ſeidnen Gardinen ſchienen zu winken, — dem beglückten Fürſten winkte noch mehr.

3.

Die große Gaſtſtube im rothen Drachen war an dieſem Abend überaus zahlreich beſucht. Es war der Ort, wo ſich die Honoratioren der Bürgerklaſſe in der kleinen Reſidenz einzufinden pflegten, um den Abend bei einem Glas Bier zu verplaudern, daher war die Geſellſchaft immer bunt gemiſcht. Gelehrte und Kaufleute, ſo wie gebildete, wohlhabende Handwerker fanden ſich hier zuſammen, und jetzt, da durch die anweſende Schauſpielertruppe ein neues Leben angeregt war, und die meiſten Künſtler ſich auch dort einfanden, war die Unterhaltung doppelt belebt. Selbſt die älteren Schüler des Gymnaſiums überſchritten jetzt kühn und keck das Geſetz des ſtrengen Schuldirektors, das allen Gaſthausbeſuch den Schülern unterſagte, und gingen in den Drachen, getrieben von jener Neigung und Liebe zur Kunſt und zu allem Idealen, die ſo mächtig in jungen Seelen glüht, und überſahen die ärgerlichen und mißbilligenden Blicke ihrer pedantiſchen Profeſſoren, deren ganzer Lebenszweck kein anderer ſchien, als des Tages über die Jugend mit dem griechiſchen und römiſchen Alterthum zu traktiren und Abends ſich ſelbſt mit genüglichem Lagerbier beſcheiden zu vergnügen.

Oben an einer Tafel ſaß der Schauſpieldirektor Benuto, italieniſcher Abkunft zwar, doch in früher Jugend nach Deutſchland gekommen. Hätte es gegolten, der Gemeinheit einen Repräſentanten zu verſchaffen, ſo wär Benuto der geeignete Mann dazu geweſen. Seine Naſe glühte wie Kupfer in Feuer, und wie alle Sinne des verlebten Mannes auf das Höchſte abgeſtumpft waren, ſo auch ſein Geruchſinn. Tabak reizte Benuto nicht mehr, er ſchnupfte — kauſtiſchen Salmiakgeiſt, der mit einigen Tropfen Bergamottöl wohlriechend gemacht war, den er in die hohle Hand goß und mit Wohlbehagen in die Naſe ſchlürfte.

Neben dem Direktor ſaß der Schauſpieler Böhme, der die Intriguants, Böſewichter und

Tyrannen ſpielte, eine häßliche Figur mit pechſchwarzem Wirrhaar und einem ſtechenden Blick, der unheimlich nach allen Seiten hinfunkelte, daß man ſich recht vor ihm entſetzen konnte; ſolches war aber unnöthig, denn dieſer Blick war nur ein angewöhnter, und Herr Böhme war im Leben weder ein Intrigant, noch ein Böſewicht, noch ein Tyrann, ſondern ein ziemlich beſchränktes Subjekt, früher als Deklamator umhergezogen, und aus Gefahr, dabei zu verhungern, Schauſpieler geworden. Die übrige Tiſchgeſellſchaft beſtand aus dem größten Theil der anderen Mitglieder und aus jungen Leuten, die das Theater liebten und die lebensfrohe, burſchikoſe Weiſe der Künſtler; jugendliche Enthuſiaſten, die ſich auf den Brettern eine bunte Zauberwelt träumen, und ſich aller Orten gern an Künſtler anſchließen; Leute, aus denen auch in der Regel alle Bühnenhelden, groß oder klein hervorgehen.

Zwiſchen die äußerſt lebhaft über Kunſt und Theater, über neue Stücke, über Schiller, Iffmittag wieder, und ſo erſchütterten ſpätnachrollende Donner dreißig Jahre lang Deutſchland und Europa, bis der Aether ſich aufklärte und reinigte und das Licht ſich abſchied von der Finſterniß. Der Bauernkrieg war eine harte Lehre geweſen, die ſich nicht leicht und nicht bald verſchmerzen ließ, eine donnernde Strafpredigt in die Ohren der Fürſten und des Adels, und der Text war genommen aus dem zweiundachtzigſten Pſalm und lautete: Errettet den Geringen und Armen und erlöſet ihn aus der Gottloſen Gewalt. Aber ſie laſſen ſich nicht ſagen, und achten es nicht; ſie gehen immer hin im Finſtern; darum müſſen alle Grundveſten des Landes fallen. — Noch immer ruhen die Trümmer der gefallenen Veſten auf unſern Bergen und die öden düſtern Warten ragen zum Himmel empor wie verſteinerte Rieſenfinger, drohende Fingerzeige der Zeit, ſtumme Warner, das Volk nicht in eherne Feſſeln zu ſchlagen und nicht zum Aeußerſten zu bringen, welches Aeußerſte Mord und Brand und Verzweiflung heißt. —

Es war ein heitrer Junitag des Jahres 1542, land, Kotzebue, geführte Converſation trat als Deus ex machina der hinkende Souffleur in ſeiner zweiten Potenz, nämlich als Zettelträger, reichte faſt an jeden Tiſch einen Zettel hin, und nun ſummte laut und leiſe die neue Lektüre von vielen Lippen. Auf dem Zettel aber ſtand mit gar großer Fraktur:

Doctor Johann Fauſt's Leben, Thaten und Höllenfahrt. Ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen; von Auguſt Klingemann.

„Das iſt ſchön, das iſt herrlich! Da muß ich hinein! Das muß ich ſehen!“ jubelten die Selektaner, und die Bürger ſprachen unter einander: Hm, hm, das muß ein ſchönes Stück ſeyn, da wollen wir auch hinein, Gevatter, und die Weiberchen mitnehmen!“ Der Conrector aber murrte vor ſich hin: „Dumme, abgeſchmackte Poſſen. Quantum est in rebus inane!“

Ein Fremder trat in die Gaſtſtube, ein hoher ſtattlicher Mann mit ernſtem und halbliſtigem Blick. Er fand noch einen Platz ohnweit der Künſtlertafel, an einem kleinen Seitentiſchchen, der Kellner ſtellte ihm eine Kerze hin, aber der Fremde löſchte ſie aus, und blieb ſo ruhig im Schatten ſitzen.

„Alſo Fauſt!“ rief, den Zettel in der Hand, der junge Stimmer, einer der Kunſtenthuſiaſten, der bei den Schauſpielern ſaß, und überflog die Perſonen: „Doctor Johann Fauſt — Herr Arne. — Käthe, ſein Weib — Demoiſelle Franziska Bertram. Diether — hm, Wagner — hm — Helene — Demoiſelle Heroine. — Ah! Reſpekt! Ein Fremder — Herr Böhme. — Erſter Student — Benuto — und ſo weiter. Gut beſetzt!“ — „Geben Sie Fauſt oft?“ rief er zu Benuto hinauf.

„Weder oft noch gern!“ antwortete dieſer.

„Haben Sie noch keine beſondern Erfahrungen gemacht dabei?“ fragte der Theaterfreund lauernd.

„Gewiß iſt Ihnen die wunderliche Sage nicht unbekannt, mit der ſich über das Trauerſpiel Fauſt das Volk trägt, die muthmaßlich neu iſt, und doch klingt, als ſey ſie ſchaurig aus dem Grabe entſchlafener Jahrhunderte heraufgeſtiegen!“

Benuto verzog das Geſicht, und die übrigen Tiſchgäſte riefen durch einander: „Welche Sage? Erzählen Sie! Was iſt's mit dem Fauſt?“ — Die Schüler umſtellten den Tiſch, ſelbſt der Fremde ſchien aufmerkſam auf das Geſpräch zu werden, und da von Erzählen die Rede war, wurden auch die Bürgersleute ſtiller, und hörten zu. Der Sprecher aber, ein angehender Juriſt, vor Kurzem erſt von der Univerſität zurück, begann: „Die Sage iſt ganz kurz, meine Herren! Es geht die Rede, daß ſchon oft, wenn Fauſt da oder dort gegeben worden, ſich auf der Bühne ein unbekannter Mann gezeigt habe, der nicht darauf gehörte, ein dunkler Mime, den Niemand anſehen könne ohne geheimen Schauer, der die Spielenden mit Graus und Schreck erfüllt und oft große Verwirrung angerichtet habe, ſodann aber hinweggeſchwunden ſey, und Niemand hätte erfahren, wohin.“

»Und wer ſollte das geweſen ſeyn?« fragte der Selektanerprimus, der ſchon einen ſtattlichen Bart trug. Da rollte Böhme, der dem Frager gegenüber ſaß, ſeine Augäpfel ganz in die linke Seite, ſah mit dieſem graſſen Blick den Primus an, und ſprach im dumpfen Baß: »Der Teufel!« — Und der bärtige Primus erbebte.

Der Fremde aber hinten im Schatten neigte ſein Haupt, man wußte nicht, nickte er Böhmen Beifall, oder machte ihn die Müdigkeit entſchlummern.

Benuto ſchlürfte eine ſehr ſtarke Salmiakpriſe und rief dann: Ja, meine Herren! weiß 's der Teufel, einen Haken hat die Sache, einen verfluchten Haken! Habe ich gleich den dunklen Mimen noch nicht geſehen, ſo iſt mir doch, — hole mich der und jener — mit dieſer Fauſtkomödie ganz verfluchtes Zeug arrivirt! Hören Sie zu!«

Noch ſtiller wurde es, enger rückten die Gäſte zuſammen, und mehr als ein Pſt! Pſt!

bedeutete die Kellner, nicht mit den Gläſern zu klappern; die Thüre der anſtoßenden Billardſtube, wo ſich die Ladendiener amüſirten, wurde zugemacht. Der Rektor aber trank ſein Glas aus, und ſprach zu dem Konrektor bedeutſam: „Herr Confrater! Odi profanum vulgus et arceo! Darauf trank auch der Conrektor ſein noch volles Glas in einem großen Zuge leer, und antwortete mit Horaz: „Sapientia prima stultitia caruisse!“ Hierauf ſchritten die Scholarchen ſelbander von dannen.

„Das erſtemal, als ich Fauſt geben ließ“ hob Benno an: es war in einer Mittelſtadt, war es gedrängt voll, und ich freute mich der ſchönen Einnahme. Meine Frau, die an der Kaſſe ſaß, blieb gewöhnlich am Eingang bis nach Anfang des zweiten Akts; dieſes Mal blieb ſie, weil immer noch Leute, vornehmlich Kinder und Paradiesvögel nachkamen, bis nach Beginn des dritten. Ich ſitze als Student auf dem Theater und rufe mein: „Der Teufel ſoll mich holen!“ einmal über das andere; da höre ich plötzlich ein Gekreiſch, und das ſchien mir die Stimme meiner Frau zu ſeyn. Ich blicke ſeitwärts, die Polizeidiener, zur Aufſicht und Wache von mir bezahlt, ſtanden hinter dem Menſchentroß und glotzten mit dummen Geſichtern auf das Theater, nur langſam drehten ſie die langen Hälſe. Ein Getümmel entſtand, das Publikum wurde unruhig, auch hinter die Kouliſſen verbreitete ſich der Lärm, und ich ſah, daß man meine Frau ohnmächtig durch den Bretterverſchlag trug. Ich ließ die Gardine fallen, ſtürzte auf die Leute ein, ſchrie: „Was gibts! Was giebt es denn?“ Da klang mir das Donnerwort entgegen; „Seyn Sie ruhig, Herr Director, es iſt nichts — es hat nur ein fremder Kerl die Kaſſe geſtohlen!“

Die Zuhörer brachen in ein helles Gelächter aus, und Benute ſprach, Salmiakgeiſt ſchnupfend: Ja, ja, die Herren haben gut lachen. Wer damals nicht lachte war ich. — Doch weiter: Vor zwei Jahren gab ich wieder Fauſt, an einem andern Ort. Ich war mit dem Previſor in der Apotheke, wo ich meinen Salmiak kaufte, ziemlich gut bekannt worden; er war auch ein Theaterfreund, und ſchwatzte mir, als die Rede auf Fauſt kam, viel vor von ſchönen, effectvollen Feuern, die er bereiten könne, und die ungemein dazu beitragen würden, das Schauſpiel des lichterlohen Höllenrachens zu erhöhen, und ich beſtelle und kaufe von ihm für ſchweres Geld eine ſolche Miſchung, die ich auf Treue und Glauben nahm, und vorher nicht probirte. Als nun der entſcheidende Augenblick kam — alles vorher aber gut gegangen — wo ſich die Bühne verwandelt, zündete ich die Miſchung an, erwartend, daß ſie über alles eine grauſenvolle Helle verbreiten ſollte; ſtatt deſſen brannte ſie nur wie ein Irrlichtflämmchen, Fauſt und der Teufel balgten ſich auf der Bühne herum, ich mochte vor Wuth des Teufels werden, ließ tüchtig blitzen und donnern, und endlich, da ich ſah, daß es nichts war mit meiner Hölle, den Vorhang fallen. Jetzt fiel nicht einmal der Vorhang ganz herab, ſondern blieb acht Fuß über den Boden hangen. Das Publikum lachte, pfiff, trommelte und ſtellte ſich wie toll. Ich ſprang wüthend hervor und zerrte am Vorhang, Fauſt und der Teufel kamen wieder aus der feuerloſen Hölle und hingen ſich daran, ſeinem Kaſten entſtieg der Souffleur und zerrte mit am Vorhang, bis dieſer plötzlich oben ganz abriß, wir alle zu Boden taumelten, und die herabfallende Gardine uns bedeckte."

Wieder lachten die Zuhörer wie die Kobolde; ein neuer Gaſt trat ein, es war Arno.

„Ha, unſer Fauſt!" riefen die Schauſpieler, und rückten zuſammen, um ihm Platz zu machen. Er ſchien verdüſtert und ſetzte ſich ſtill; Benuto aber fuhr fort: „Als ich am andern Tag den Proviſor mit Vorwürfen überhäufen wollte, lachte er mich aus, wie Sie jetzt, meine Herren, und ſagte, ich ſey ſelbſt ſchuld, ich habe das Pulver feucht werden laſſen."

Es war Eſſenszeit; die Bürger, die mehr erwartet hatten von der Erzählung, erhoben ſich, um nicht daheim von ihren Weibern die Hölle heiß gemacht zu bekommen, wie ſie ſolches ohne alle chemiſche Miſchung zu bewerkſtelligen verſtehen; bald kam die Rede wieder auf andere Gegenſtände, und allgemach wurde es immer leerer. Auch die Gymnaſiaſten gingen, und ſelbſt mehre von den Künſtlern, zuletzt waren nur noch Benuto, Arno und Böhme beiſammen, und hinten im Schatten ſchien bei ſeiner Flaſche Wein der Fremde eingeſchlafen. Der Direktor ließ ſich eine neue Flaſche Bier bringen nebſt einigem Rum, den er in den Gerſtentrank goß, um doch einen Geſchmack zu haben. Das Geſpräch der Viere kam auf die Aktrizen, und von dieſen auf die Neuengagirte, auf Heroine beſonders.

„Wir werden ein Wunder von göttlichem Spiel von ihr als Helene ſehen," ſagte Arno, Benuto aber zuckte die Achſeln, ſchlürfte Salmiak und warf hin: „Sie wird nicht lange bei mir ſeyn, das ſage ich Euch. Sie koſtet, ſie prätentirt zu viel, hole ſie mit all' ihrer Kunſt der und jener! Wenn wir hier weg ſind, und gewiſſe Protektionen aufhören, mag ſie zum Teufel gehen!"

„Schämt Euch Venuto, ſchmutziger Hund!" rief Arno erzürnt aus: „Redet Ihr ſo von Euren beſten Leuten hinter ihrem Rücken, was ſollen wir von Euch gewärtigen?" Böhme ſprach nichts, aber er ſtach mit ſeinen Blicken nach Venuto, wie ein Scorpion mit dem gekrümmten Schweif ſticht.

„Ihr werdet mich nicht meiſtern, beim ſchwarzen Satan!" rief Venuto wild, und ſchenkte — ſich in der Haſt vergreifend, aus der Rumflaſche, ſtatt aus der Bierflaſche in ſein Glas.

Da das Geſpräch ſo laut wurde, ſchien hinten der Fremde zu erwachen, erhob ſich, und ſtand plötzlich groß neben den Sprechenden.

„Sie ſind der Direktor Venuto?" fragte er, zu dieſem gewandt, und fuhr fort, ohne Antwort abzuwarten: „Ich bin der Schauſpieler Schwarz, und wollte Sie morgen heimſuchen, freue mich, heute ſchon das Vergnügen zu als ein ſtiller Mann ſich langſamen Schrittes dem jetzt verwaiſten Grimmenthal nahte. Das Thal fand ſein Blick noch grünend und blühend, wie einſt, die Kirche hob ſich in alter Pracht und Herrlichkeit empor, die alte Linde ſtand, wie ein Bild ewiger, göttergeſegneter Jugend vor dem Wanderer, ſie trug Millionen Blüthen, welche die Luft mit Balſamdüften würzten, und ſo tief neigten ſich die zahlreichen und ſtarken Aeſte zum Boden herab, daß ſie dem Auge faſt ganz und gar den niedrigen Rieſenſtamm verhüllten, der vierunddreißig Fuß im Umfang klaftert. Wie herrlich ſaß ſich's unter dieſem grünen Schleier! Kein Lufthauch bewegte die Blätter, in der ganzen Natur war Sommerſtille, Friede; auch der Mann, der ſich unter die Linde geſetzt hatte, war ſtill, und der Friede des Himmels war in ſeiner Seele.

„Es iſt recht einſam hier,“ begann der alternde Mann, der in den Sechzigen zu ſtehen ſchien, ein Selbſtgeſpräch: „recht einſam; ich habe die Einſamkeit mitgebracht, wo ich bin, iſt es einſam, und ich verliere mich ganz in der weiten leeren Welt.

haben. Sie müſſen mir einige Gaſtrollen erlauben!“

In dem ganzen Weſen des Fremden lag eine ſo gewaltig imponirende Kraft und eine ſo kecke Sicherheit, daß er ſchon damit faſt das Kleeblatt der Anweſenden verblüffte, und nur verlegen brachte Benuto die Worte heraus: „Sehr erfreut, bitte Platz zu nehmen — Ihr Rollenfach, wenn ich fragen darf?“

„Mörder — Bluthunde — Tyrannen — große und kleine Böſewichter und dergleichen,“ antwortete Schwarz in abgemeſſenen Pauſen, mit einem Ton, bei welchen es die Zuhörer eiskalt überfuhr.

Böhme warf einen ſeiner ſcheelſten Blicke auf den Fremden, und der Brodneid begann ſchon in ihm zu kochen.

„Und in was möchten Sie am liebſten auftreten, mein Herr Schwarz?“ fragte wieder Benuto.

„Sie geben morgen Fauſt,“ erwiderte der Gefragte; „je nun, da möchte ich gern den

Fremden ſpielen, das iſt immer meine Forcerolle, Herr Direktor!“

„Um Vergebung, den habe ich!“ rief Böhme, und ſah mit einem wilden Teufelsgeſicht und rollendem Auge zu Schwarz, der noch ſtand, auf; der aber erwiederte nichts, ſondern ſtarrte den Sprecher nur an, und dieſer ſchlug plötzlich verwirrt die Augen nieder, denn er ſah ſein eigenes Geſicht, wie er es hundertmal im Spiegel geſehen hatte, wenn er den dämoniſchen Blick probirt.

Benuto war in Verlegenheit und ſchnupfte zum öftern, dann fragte er: „Haben Sie auch Familie, wertheſter Herr Schwarz?“

Der Fremde lächelte ironiſch. „Nur eine alte Großmutter!“ erwiederte er.

„Wo haben Sie Engagement — wenn ich fragen darf?“ fuhr Benuto fort, und noch höhniſcher wurde das Lächeln in dem ſcharfmarkirten Geſicht des Fremden.

„Ich ſpiele bald da, bald dort,“ gegenredete er: Wenn ich auch nicht ungebunden lebe, ſo gehört es doch zu meinen Grundſätzen, nie Engagement anzunehmen.“

„Sehr precär, Herr Schwarz, ſehr precär!“ ſprach darauf Venuto: „auf Gaſtſpiel zu reiſen. Ich zum Beiſpiel muß Ihnen mit Bedauern erklären, daß ich nicht im Stande bin, ſie auftreten zu laſſen.“

Schwarz ſchlug eine ſchneidende Lache auf, legte vertraulich ſeine Hand auf Venuto's Schulter, und ſprach leicht hin: „Guter Direktor, Sie müſſen mich ſpielen laſſen! Hören Sie? Sie müſſen!“

Das letzte „Sie müſſen!“ ſprach er mit einem furchtbaren Tone, daß Venuto zuſammen ſchauderte, und die Stelle, wo des Fremden Hand eine Minute lang gelegen hatte, fühle er eiskalt. „Morgen“ — ſtammelte er, aufſtehend: „morgen, Herr Schwarz, beehren Sie mich! Werden ja ſehen, werden ſehen!“

Arno und Böhme folgten dem Beiſpiel Venutos, und ſchickten ſich zum Nachhauſegehen an, ſie ſagten Schwarz gute Nacht. Vor dem

Hauſe trennten ſich ihre Wege. Venuto und Böhme gingen noch eine Strecke mit einander.

„Was dünkt Euch, Venuto, von dieſem Schwarz?“ fragte Böhme. „Der Kerl hat den Teufel im Leib!“

„Er muß auf der Bühne eine gute Figur machen,“ antwortete Venuto, und Böhme fiel raſch ein: „Figur hin, Figur her! Mache ich etwa keine Figur? Donner und Doria! Das ſage ich Euch, Direktor: laßt Ihr den Schwarz in einer meiner Parthien auftreten, ſo ſind wir geſchiedene Leute! Verſtanden! Ihr kennt unſern Kontrakt! Er heißt Schwarz, ich aber habe von Euch ſchwarz auf weiß, und damit baſta! Gute Nacht!“

Er ging, ohne daß ihm Venuto geantwortet, grimmig murmelte dieſer zwiſchen den Zähnen: „Hol dich der Teufel, der die Kontrakte erfunden hat, und die Kapricen und alle ſchwere Noth, die einen armen Schauſpieldirektor zu Grunde richten! — “

Nicht lange wandelte Arno einſam ſeine Straße. Der Schein einer Laterne ließ in dem Mann, der ihn einholte, den Fremden erkennen.

„Wie,“ ſprach er ihn an: „logiren Sie nicht im Drachen, Herr Schwarz?“

„Ja,“ ſcholl die dumpfe Antwort: „ich wohne dort, aber ich muß mir noch eine kleine Bewegung machen.“

„So lieben Sie die Nacht?“ fragte Arno. — „Ich liebe nichts!“ antwortete der Fremde: „aber die Nacht mag ich wohl leiden. Wiſſen Sie warum?“

„Nun?“ fragte Arno geſpannt, und traute ſeinen Ohren kaum, als er aus des Fremden Mund den von heißerem Gelächter begleiteten Gemeinplatz vernahm: „Weil in der Nacht alle Katzen grau ſind!“ Er hatte dieſe Antwort nicht erwartet, und ſchwieg, aber Schwarz nahm das Wort wieder und fragte: „Sie nannten vorhin die Schauſpielerin Hercine? Sie kennen ſie?“

„Ich kenne ſie, und achte ſie hoch!“ ſagte

Arno.— „Gratulire!“ lachte Schwarz.— „Herr, wie ſoll ich das verſtehen, Ihr Ton — ?“

„„Iſt ein Mißton in Ihren Ohren! —““

„Heroine iſt ein himmliſches Weſen!“

„„Habe nicht die Ehre, mit dergleichen Weſen bekannt zu ſeyn; ich ſage Ihnen nur, Heroine iſt — ““ Hier neigte ſich Schwarz an Arnos Ohr, und flüſterte ein verworfenes Wort hinein.

„Herr, Sie ſind ein Lügner!“ donnerte Arno empört.

„Manchmal!“ höhnte Schwarz: „jetzt nicht!“ — Arno rief: „Ich fordre Sie!“ „„Zu Dienſt! Wann““ „Morgen früh ſieben Uhr! Piſtolen!“ „„Wo?““ „Im Lerchenbrühl, Luſtwald, eine halbe Stunde von hier!“ „„Sekundanten?““ „Unnütz.“ „„Bon.““

Mit dem letzten Ruf war Schwarz von Arno's Seite hinweg, dieſer wußte nicht, wohin? Aufgeregt im höchſten Grad, Erbitterung und kochenden Grimm im Herzen, langte er in ſeiner Wohnung an, wollte ſchreiben, an Heroine, an ſeine Verwandten, wollte einiges ordnen, aber er vermochte von allen dieſem nichts; er warf ſich aufs Lager, aber lange floh ihn der Schlaf, und als er kam, brachte er wilde verworrene Traumbilder mit, in denen ihn die Masken aus Klingemanns Fauſt umſchwirrten, und mit ſchrillenden Stimmen ihm zuriefen:

Um Mitternacht geht erſt der Kehraus an!
— — — — — —
Die Milzſucht ſticht ihn! — —
— — — Hui! Auf Wiederſehn! —

4.

Der Herbſtmorgen dämmerte düſter herauf. In den Mantel gehüllt, die Piſtolen in der Taſche, ging Arno dem Lerchenbrühl zu. Die Gefühle, die in ihm wogten, waren nicht minder düſter wie der Morgen, und ſeine Gedanken nicht minder flüchtig, wie die Nebelwolken, die dem Fluß entſtiegen, und entweder vom friſchen Windhauch erfaßt und vernichtet wurden, oder ſchnell emporgetrieben, ſich mit größern Maſſen vereinten. Eine farbloſe, trübe Herbſtlandſchaft ſchien Arno das ganze Leben, alle Freudenſterne, die ihm früher geſtrahlt, dünkten ihm erloſchen, und eine grauſame Schickſalsnacht warf die Tempeltrümmer ſeines Glücks über ihn, daß er unter der Laſt erlag. Wie grauenvoll ernſt war der Gang, den er heut angetreten; es konnte ja ſein Todesgang werden. Er wollte kämpfen gegen einen Unbekannten, der es gewagt mit frechem Hohn die Ehre ſeiner Geliebten anzutaſten — ſein Wort war für Arno ein Donnerwort geweſen, deſſen zermalmende Schwere noch immer nachrollte, und dem Donner folgte wieder ein furchtbarer Gedankenblitz: Wenn nun der Fremde doch Recht hätte?

„Nein! Nein! Und abermal Nein!“ rief Arno, der die feuchte Waldung ſchon erreicht hatte, laut aus, und ein gellendes „Nein!“ höhnte wiederhallend ſeinen Ruf.

Schwarz trat zu ihm, und grüßte mit ſpöttiſcher Höflichkeit. Arnos Zorn erwachte wieder.

„Noch ein Mal,“ rief er, und zog die Waffen hervor: „wollen Sie widerrufen?“

„Ich widerrief noch nie!“ ſprach Schwarz ernſt und feſt. „Wohlan denn, wählen Sie, die Piſtolen ſind geladen! — Wie viel Schritte?“ fragte Arno.

„Sieben!“ ſprach Schwarz, und wählte lächelnd eine Piſtole. „Wir ſchießen à tempo! Zählen Sie drei!“ rief Arno, indem er ſieben Schritte abmaß, und ſich in Poſitur ſtellte.

„Ich haſſe die drei!“ erwiederte Schwarz. „Sie als Beleidigter haben den erſten Schuß, ich den zweiten. Zielen ſie gut!“

Arno ſchwieg. Ein leiſes Zittern, das immer heftiger wurde, durchbebte ihn. Schwarz ſtand wie ein Erzbild, ſtarr und ſteinern. Arno ſprach leiſe den Namen Hercine aus, ſich zu ermuthigen, er ſchlug auf Schwarz an, er zielte, bis er fühlte, daß ſein Arm mehr und mehr zitterte; der Schuß krachte, und hallte wie ein ſeltſames Gelächter im Walde. Schwarz ſtand unverſehrt; eine Nebelkrähe, die auf einem Baum über ihm geſeſſen, flatterte verblutend am Boden.

„Viel zu hoch!“ ſprach Schwarz, ſtreckte den Arm aus, und ſchoß in die Luft.

„Kein Gauckelſpiel!“ rief Arno heftig. „Ich will von Ihnen keine Schonung. Noch einmal! Und à tempo! Ich zähle!“

Die Piſtolen waren ſchnell geladen und ausgetauſcht. Die Kämpfer traten auf ihre Menſur. „Eins — zwei — drei!“ rief Arno, und drückte ab, ſein Gewehr verſagte, des Gegners Kugel riß ihm den Hut vom Kopf. Wüthend warf Arno die Piſtole zu Boden.

Schwarz ſprach beſänftigend: „Laſſen Sie es gut ſeyn. Sie haben nicht kaltes Blut genug. Ein andermal, wenn es Ihnen beliebt!“ Er reichte ihm mit einer Verbeugung ſeine Waffe.

„Der Teufel mag kaltes Blut haben!“ knirſchte Arno.

„Auch der hat heißes!“ antwortete Schwarz mit demſelben Ton, mit dem er geſtern dem

Wie anders war es ſonſt? Wo ſind nun die Waller hin, die ſonſt hier wimmelten? Viele ſind hinüber gewallt zu dem himmliſchen Gnadenort und ſind nicht mehr hier. Warum weht Dein freudiges Panier nicht über dem Hügel, Henneberg, weit ſichtbar und farbenprangend? — Ich bin nun ſo ganz allein. Die Freunde ſchlafen, auch mein guter, frommer Bruder Johannes hat eine enge, dunkle Zelle bezogen, er iſt todt. Armer Doth! So allein! Viel habe ich verloren! War es nicht hier, wo mir einſt prophezeit wurde, ich würde verlieren, was mir das Liebſte, und finden, was ich nie geſucht? O damals dachte ich, ich hätte ein Herz verloren, an dem das meine hing, das ſey genug Verluſt für ein ganzes langes Leben, aber ſpäter kam eine Kette von Verluſt, ſpäter, in meinen ältern Jahren, wo man ſo gern feſt hält! Es iſt kein Wunder, daß alte Menſchen karg werden, denn im Alter kann man nicht mehr erwerben und bekommt nichts geſchenkt, und daher bewacht man mit Angſt, was einem am Herzen liegt, und kann es doch oft nimmermehr feſthalten. Wie lieb hatte ich den gu-

Direktor das: „Sie müßen“ geſagt, und darauf ſchritt er tief in die Waldung hinein.

Verſtimmt und von den bitterſten Gefühlen gemartert, ſchlug Arno den Rückweg ein. Wie ſo ganz anders war ſeine Stimmung heute Morgen gegen die geſtern Abend, wo er ſeelenruhig dieſen Pfad gewandelt, ſeine Rolle memorirt, und an Heroine gedacht hatte. An Heroine! Und heute hatte er für ſie bluten wollen, heute hatte er ſein Leben eingeſetzt für ihre Ehre. Dieſer Gedanke gab ihm wieder ein freudiges Bewußtſeyn, und nahm dem Stachel ſein Gift, den des Fremden verläumderiſche Rede in die Bruſt des Liebenden geſenkt.

Um 10 Uhr war die Hauptprobe zu Fauſt angeſagt. Arnos Weg führte ihn an Venuto's Wohnung vorbei; er ging hinauf, und fand Böhme bei dem Direktor, und beide in heftigem Wortſtreit, den ſein Eintritt auch keineswegs unterbrach. Böhme hatte ſeinen Kontrakt in der einen Hand, und mit der andern ſchlug er darauf, und rief: „Schwarz auf weiß, Venuto!

Schwarz auf weiß! Wollt Ihr den Schwarz ſpielen laſſen, ſo beliebt die hier feſtgeſetzte Summe der Contravenienz zu zahlen, ſo wie meine ſeit drei Wochen rückſtändige Gage, dann ſchnüre ich meinen Bündel, und Ihr könnt" —

„Leben ohne Euch, kann ich!" unterbrach ihn Benuto verächtlich. „Ich glaube, Böhme, Ihr habt heute früh ſchon Branntwein getrunken! Geht heim und ſchlaft noch eine Stunde, daß Ihr in der Hauptprobe fein nüchtern ſeyd, denn wenn Ihr ſo holpert, wie geſtern — ſo laſſe ich den Schwarz ſpielen, trotz Eurem Lärm und Pochen, gebe Euch Euer Geld, und jage Euch ſammt Euern Kontrakt zum Teufel!"

„Was wollt Ihr, Arno?" wandte ſich Benuto zu dieſem, als Böhme Flüche durch die Zähne murmelnd, und die Augen grimmig rollend, ſeinen Abzug nahm.

„Ich wollt Euch nur guten Morgen ſagen, da ich juſt vorbeiging. Was habt Ihr mit Böhme?"

„Der Narr, der einfältige!" polterte Benuto. „Will mir Vorſchriften machen; will mich meiſtern! Iſt mir noch kein Gedanke in den Sinn gekommen, dem Schwarz Gaſtrollen zu geben, kommt ſchon der Böhme, und lärmt und ſchreit, als ob ein Theater abbrenne! Ihn werde ich fragen, ihn!“

„Böhme hat vielleicht Unrecht,“ erwiderte Arno, „doch kann ich Euch nicht bergen, Venuto, daß ich den Wunſch mit ihm theile, daß Schwarz unter uns nicht auftrete.“

„Was habt Ihr zu wünſchen?“ ſchnaubte Venuto grob den jungen Künſtler an: „Wollt Ihr auch Euch um ungelegte Eier bekümmern? Ich ſage. Er ſoll nicht ſpielen, wenn ich aber ſage: Er ſoll ſpielen, was gehts Euch an? Pech und Schwefel! Böhme hat hier noch eher zu reden, als Ihr, Ihr habt gar nicht zu reden, ſein Rollenfach iſt nicht das Eure! Verſtanden? Jetzt geht, ich muß aufs Schloß zum Fürſten, und den Zettel hinauftragen.“

Unwillig ſchied Arno, und Venuto warf ſich in einen goldgeſtickten Rock; Schuhe mit plattirten Schnallen, ſeidne Strümpfe und Beinkleider hatte er ſchon an, er hing nur noch einen Staatsdegen um, nahm das Chapeaubashütlein unter den Arm, und legte in eine grüne Mappe die zwei auf rothen Atlas ſauber gedruckten Zettel für Fürſt Wollmar und die Prinzeſſin.

Arno ging zu Heroine, ihr vor der Probe noch einen kleinen Morgenbeſuch abzuſtatten, zu fragen, wie ſie ſich geſtern bei der Hofmarſchallin unterhalten, überhaupt, ſie nur zu ſehen, neue Kraft, neuen Lebensmuth aus ihrem holdſeligen Anblick zu trinken.

Als er ihre Hausthüre aufklinkte, trat er beſtürzt zurück. Ein ſtattlicher Herr, elegant gekleidet, kam ihm aus der Flur entgegen, und das war kein anderer, als der Schauſpieler Schwarz. Dieſer grüßte flüchtig, und eilte nicht ſo ſchnell an ihm vorüber, daß von Arno ein hämiſches Lächeln in den Zügen des Fremden hätte unbemerkt bleiben können. Tauſend Fragen jagten ſich in des Jünglings Gehirn. Schwarz mußte bei Heroine geweſen ſein, es wohnte außer den Wirthsleuten Niemand im Hauſe; bei ihr alſo, die er ſo ſchamlos verläumdet! Arno ſtürmte die Treppe hinan, glühend, aufgeregt, faſt zornbebend. Er fand Heroinen ſehr heiter, ihr Geſicht ſtrahlte von einem neuen Triumphe; daß es das war, was ſie ſo heiter machte, wußte Arno freilich nicht, ahnete es auch nicht, als ſie ihn zärtlich an ſich drückte, und „guten Morgen, mein Einziger!“ mit melodiſcher Stimme ſprach.

„Du ſcheinſt nicht fröhlich!“ ſcherzte Heroine, und ſtrich ihm über die düſtere Stirn. „Wärſt du doch eher gekommen, ich hatte ſehr angenehmen Beſuch, einen fremden Künſtler, Herrn Schwarz, o, ein liebenswerther, ſchöner Mann, voll Talent und Geiſt, voll Scharfſinn und Witz, voll Welt- und Menſchenkenntniß!“

Arno ſtand wie verſteinert. Solches Lob fremden Verdienſtes, ſelbſt wenn es ein gerechtes, verwundet ſchmerzlich die Eigenliebe, und durch des Jünglings Gehirn fieberte der wilde Gedanke: „Ha, wenn ſeine Menſchenkenntniß ſich hier bewährte!"

„Du kennſt wohl dieſen Schwarz von früher her?" fragte Arno; „denn unmöglich kann er länger als eine Viertelſtunde bei dir geweſen ſeyn, und unmöglich in dieſer alle die glänzenden Eigenſchaften vor Dir entwickelt haben, die dein begeiſtertes Lob verkündet!"

„Hu, was für ein bitteres Geſicht Du machſt!" rief Heroine mit Lachen, und drehte Arno vor den Spiegel. „Ich glaube gar, die Eiferſucht regt ſich ſchon? Süßer Herzensſchatz, damit verſchone mich! Wie ſprach geſtern Fürſt Wellmar bei der Hofmarſchallin? Liebenswürdigkeit iſt ein Blitz, der Herzen mit Gedankenſchnelle entzündet, ſprach er."

„So?" dehnte Arno, „und iſt das ſo eben Deinem Herzen von der Liebenswürdigkeit des Schwarz widerfahren?"

„Herr Arno!" ſchmollte Heroine: „Sie ſind heute ſo ungenießbar wie fader, fadenziehender Champagner." — Dann lächelte ſie wieder, als Arno nur mit einem Seufzer antwortete, und umfing ihn, und flüſterte: „Darum ſoll ein Fläſchchen friſcher Aï den Verſtimmten erheitern!“ Die Circe zog Arno in das rothe Kabinet, und ſprach unter Küſſen: „Merkſt Du denn gar nicht, daß ich ſcherzte?“— Sie ſchenkte mit Grazie ein, und rief erglühend: „Stoß' an, der Feuergeiſt ſoll leben! Sieh, heute bin ich deine Feuerbraut, und will ein Netz von Flammen um Dich weben!“

„Heroine!“ ſprach Arno ernſt: „Ich habe Grund dieſen Schwarz in tiefſter Seele zu haſſen, zu verabſcheuen, wüßteſt Du, was ich weiß, Du würdeſt mit mir gleich denken!“

„Vielleicht nur Vorurtheil, mein Arno!“ ſprach Heroine leicht hin. „Ich ſah heute Herrn Schwarz zum erſten Mal, er empfahl ſich auf das Artigſte meiner Gunſt, er wird hier Gaſtrollen annehmen.“

„Es werden ihm keine geboten, noch bewilligt!“ widerſprach Arno.

„So?“ fragte Heroine ſtolz und unmuthig. „Und warum nicht? Er wird ſpielen, und er ſoll ſpielen! Ich will, daß er ſpiele!“

„Vor ſolcher Protektion wird der Direktor freilich die Segel ſtreichen müſſen,“ entgegnete Arno bitter. „Er wird dann nur den Böhme verlieren, und — mich!“

„Ei, Drohung mit Abſchied ſogar?“ fragte Heroine faſt verhöhnend. „Eine Drohung iſt nur eine Knabenfauſt! ſpricht Fürſt Wollmar.“

„Adieu, Heroine!“ erwiderte Arno, und ging. Sie flog ihm nach, ſie ſchmeichelte, liebkoſ'te, küßte, bis ſein bitterer Groll beſiegt ward von all der Honigſüße ihrer bezaubernden Anmuth, und er blieb und begleitete ſie, da es Zeit war, in die Hauptprobe des Fauſt.

5.

Gleich einer Völkerwanderung ſah man die Bewohner der Reſidenz ſchon nach halb fünf, noch mehr aber nach fünf Uhr, zum Theater ſtrömen. Die Ridiküls der Damen ſtrotzten von Strickzeugen, um der Langeweile, von Tüchern, um etwaiger Rührung, und von Backwerk, um dem gewiſſen Hunger kräftig zu begegnen.

Arm in Arm, und gaſſenbreit ſich führend, zog die Claſſis Prima und Selekta dem Muſentempel zu, und ſummte halblaut, da lautes Singen verboten, im Vorgefühl der Theaterfreuden, das Studentenlied:

Mihi est propositum
In taberna mori!

Die Handwerker machten eine Stunde früher Feierabend, um mit ihren Weibern in aller Bequemlichkeit das angenehme Spektakel einer Höllenfahrt anzuſehen.

Die fürſtliche Loge war erleuchtet, doppelte Wachen beſetzten die Thüren. Der alten bona Mater, welche an der Kaſſe ſaß, ſtanden zwei rüſtige Grenadiere wachſam zur Seite, das hatte Benuto ſo beſtellt, damit nicht wieder ein unbekannter Kerl die Kaſſe entführe; die Lampen wurden angezündet; Kopf an Kopf drängte ſich; auf dem Paradies krachten ſchon die Bretter, und es drohte mit einem ſchmählichen Fall. Die Muſiker der fürſtlichen Kapelle waren auch ſchon da, und die Geiger ſtimmten.

Der junge Juriſt Stimmer und der bärtige Selektanerprimus ſaßen neben einander, dicht vor der fürſtlichen Loge; da rief mit einem Male der Primus halblaut: „Ecce quam bonum! Weltuntergang! Sehen Sie, Herr Stimmer, dort aus der letzten Loge ſtrecken ſich zwei Naſen von nicht gemeiner Größe, die unſerm Rektor und Conrektor angehören! Odi profanum vulgus et arceo!“

Stimmer lachte, und durch die Schülerreihen flüſterte die unerhörte Mähr, und alles ſtaunte, denn nie ſeit Schülergedenken waren Conrektor und Rektor im Schauſpielhaus erblickt worden. „Ich bin nur neugierig,“ flüſterte der Primus: „ob nichts paſſirt, ob nicht etwa der Teufel ein Ei in die Wirthſchaft legt?“

ten Johannes! Und meiner Jugend ſchöner Blüthentraum, das Gedicht, das ich damals ſchrieb, als ich liebte und hoffte und glücklich war in Liebe und in Hoffnung, es iſt hinweg, die Manuſcripte ſind in der ſtürmiſch bewegten Zeit verloren gegangen, ſowohl das, welches ich dem Herrn überreicht, als das, welches ich beſaß. Ach, dieſe Blätter! Es waren die ſchönſten und hellfarbigſten am Baume meines Lebens, ſie ſind verweht — die Welt verlor nichts dabei, aber ich. Und kein Herz mehr auf der Welt das mein iſt! Mein edler Zögling, Fürſt Georg, iſt nach Ungarn gezogen, gegen die böſen Türken, und bedarf den alten Hofmeiſter nicht mehr. Der alte Herr aber iſt mir nicht mehr freundlich geſinnt, und will mich nicht an ſeinem Hofe dulden, weil ich ſeinen Sohn lehrte, in die Sonne zu ſehen, und der alte Herr ſchwache Augen hat und das nicht vertragen kann. Mag es ſeyn, ich bin nicht hungrig nach ſeiner Gnade und bin kein Mann des Hofes, aber weh thut es mir, ſehen zu müſſen, wie man ſich ſo gewaltſam ſtemmt gegen die Gebote der Zeit, und wie in dieſem Lande das Licht nicht offen

„Ich auch,“ erwiderte Stimmer, „geben Sie nur recht genau Acht, vielleicht ſehen wir etwas von dem dunklen Mimen!“

„Das wäre ein Höllengaudium!“ ſprach der Primus, und ſtrich den Schnauzbart.

„In der That, ein ſolches wär' es,“ antwortete Stimmer. Da unterbrach der Eintritt des Fürſten mit der Prinzeſſin in die Loge ihr Geſpräch, und die Ouvertüre zu Mozarts Don Juan brauſte mit ihren erſchütternden, markdurchbebenden Poſaunenſtößen und Fanfaren aus dem Orcheſter auf. —

Von einer Unruhe gepeinigt, von welcher er ſich keine Rechenſchaft geben konnte, trieb ſich Venuto, bereits im Studenten-Coſtüm, auf dem Theater und hinter den Couliſſen umher, und war gegen ſeine Gewohnheit freundlich. „Kinder!“ ſprach er zu den Schauſpielern in der Garderobe: „Kinder, gebt mir heute ja recht Acht, daß Alles gut geht! Mir liegt's wie ein Stein auf dem Herzen. Draußen geht kein Apfel mehr zur Erde. Gott ſchütze uns nur vor Feuerlärm!“

Arno ging im Coſtüm auf der Bühne umher, und erbebte, als ihm plötzlich hold und ſchön, wie ein Engel, Franziska in ihrem einfachen Gewand als Fauſts Hausfrau, Käthe, entgegentrat, ihn wehmuthsvoll ſchmerzlich anblickte, und dann von ihm hinwegſah.

„Franziska zürnt mir!“ ſprach er ſanft, und wollte ihre Hand faſſen. Sie zog ſie raſch zurück.

„Seyn Sie gut, Franziska!“ flüſterte er: „Ihr Zürnen thut mir weh!“

„Sie haben mir noch weher gethan!“ erwiderte ſie, und die Hand, in der ſie bereits die Lampe hielt, zitterte.

„Könnte ich wieder gut machen!“ ſprach er nicht ohne Rührung und Mitleid.

„Nie! nie! laſſen Sie mich!“ entgegnete Franziska.

Ein halb unterdrücktes häßliches Gelächter unterbrach die Scene. Heroine-Helene war aus der Garderobe getreten, üppig geſchmückt, ein reizendes Bild der Sinnenluſt, und ſah mit Blicken, in denen Hohn und Höllenflammen glühten, auf Arno. Dieſer erſchrack, eilte von Franziska hinweg und auf Heroine zu. Sie ſah ihn mit einem ſtechenden Blick an, und rauſchte dann kalt in ihrem feuerrothen Gewand an ihm vorüber. Draußen ging die Ouvertüre zu Ende; die auf der Bühne nicht Beſchäftigten verließen dieſe. Käthe ſtand mit Diether in der Couliſſe, hinter ihnen Wagner mit ſeiner Lampe. Der Soufleur klingelte einmal, zweimal, die Gardine flog auf, das Stück begann.

Arno trat zu Venuto, der, ſelbſt das Amt des Inſpicianten ausübend, ſeine Augen nach allen Seiten, nach allen Winkeln hinrichtete, um jeder Unordnung, jeder Störung zu begegnen; Venuto bot ihm ſeine Rumflaſche, aber Arno trank nicht, dafür ſtreckte ſich eine rothgemalte Hand zwiſchen Beiden nach der Flaſche aus, die Böhme gehörte, und mit den Augen grimmig ſchielend, that er einen guten Zug.

Die Frazze, in die er ſein Geſicht verwandelt hatte, ſah wahrhaft fürchterlich aus, und doch in der Nähe betrachtet wieder ſehr lächerlich.

„Ihr ſeyd ein ſpaßhafter Teufel!“ ſprach Venuto, während Arno in die Tiefe der Bühne blickte, und da ſah er Heroine ſtehen, im angelegentlichen Geſpräch mit — mit — ja, es war Schwarz, kein Andrer. Von Unmuth und Eiferſucht geſtachelt, ſtürmte er auf Venuto mit der Frage ein: „Habt Ihr Schwarz heraufkommen laſſen?“ aber ſtatt der Antwort trampelte Venuto auf den Brettern, den Gang eines Nahenden nachzuahmen, und drehte Arno nach der Bühne, auf welcher ſo eben Käthe ausrief: „Das iſt der Gang des Fauſt! — Er iſt's! er iſt's!“ und Arno-Fauſt trat auf.

Angeſtrengten Auges ſtarrten Stimmer und der bärtige Primus auf die Bühne, als dieſe von tiefer Nacht überhüllt war, und dem wilden Fauſt der geheimnißvolle Fremde ſich zeigte, nur ſichtbar werdend, wann ein Blitz Licht in die Nacht flammte. Und mochte es nun Augentäuſchung ſeyn, oder ein Blendwerk der aufgeregten Phantaſie, als eben wieder ein Blitz, dem ein heftiger Donnerſchlag folgte, die Bühne momentan erleuchtete, erſchracken Stimmer und der Primus, ſtießen ſich bebend an, und flüſterten aus einem Munde: „Ich habe außer Fauſt — zwei geſehen!“ Ueber ihnen in der Loge aber hörten ſie den Fürſten Wollmar zu ſeiner Prinzeſſin Tochter ſagen: „Sahſt Du den Mann im Hintergrund, mein Kind? Das ſoll der Teufel ſeyn. Der Teufel aber iſt ein Hirngeſpinſt, und Himmel oder Hölle trägt in ſich der Menſch!“ —

„Habt Ihr den Schwarz heraufkommen laſſen? Habt Ihr ihn geſehen?“ beſtürmte wieder fragend Arno den Direktor, als er mit Böhme abgegangen war; und als Benuto verneinte, ſprach Böhme: „Weiß der Teufel, Benuto, mir iſt, als wenn ich ihn geſehen, oder doch gefühlt hätte, mir war, als ich draußen ſtand, als ſtehe einer rieſengroß hinter mir, lege mir die bleiſchweren Hände auf die Schultern, und drücke mich nieder, und dieſer eine ſey der Schwarz, oder — der Schwarze!“

„Ihr ſcheint bereits wieder ſchwarz zu ſeyn, Böhme!“ erwiderte Venuto, und machte die Pantomime des Trinkens. „Nehmt Euch nur zuſammen, ſonſt will ich Euch morgen den ſchwarzen Staar auf eine Weiſe ſtechen, die Euch —“

„Hölle und Teufel!“ brauſte Arno auf: „Seht doch dorthin!“ Er zeigte nach dem Hintergrund, wo Heroinens rothes Kleid leuchtete, die ſich eben aus der Umarmung eines Mannes loszuringen ſchien, der wie ein Schatten hinter einer Courtine verſchwand. Venuto aber ſagte, auf die Bühne zeigend, zu Arno: „Paßt Ihr auf, und ſeht dorthin, und merket auf Euer Stichwort, wenn Ihr Wehe! zu ſchreien habt!“

„Ja — ja — Ihr habt Recht, ich habe Wehe! zu ſchreien!“ ſprach Arno mit fürchterlicher Kälte.

„Der erſte Akt war vorüber. In der Zwiſchenzeit, nachdem er ſich ſchnell umgekleidet, ſuchte Arno Heroinen; er wollte ſie mit Vorwürfen beſtürmen, aber ſie war nicht in der Damengarderobe, nicht hinter den Couliſſen, nicht in dem tiefen Hintergrund; ſein Groll, ſein Unmuth wuchs, und als er von ſeinem fruchtloſen Irrgang zurückkam, ſchellte der Souffleur, der Vorhang ging auf, und Arno-Fauſt trat wild auf, wie es der Dichter vorſchrieb, und ſprach mit einer Wahrheit und Erregtheit des Gefühls den Monolog:

„Nehmt Ihr mich auf, Ihr wilden Felſenklüfte,
Mit meinem Unmuth — ha! mit meinem Groll!“

daß ihm der lauteſte Beifall des Publikums allſeitig zurauſchte.

Kaum hatte der Monolog begonnen, als der tödtlichſte Schreck den Direktor Venuto erſchütterte, denn ein Comparſe rief ihn eiligſt in die Garderobe, und dort lag Böhme langgeſtreckt am Boden, ob trunken, ohnmächtig oder todt, wußte man nicht, er regte kein Glied, und ſchien vom Schlag getroffen, oder vom Starrkrampf befallen.

„Hölle und Teufel!“ tobte Venuto, und rief: „Böhme! Böhme!“ und rüttelte an dem Hingeſunkenen — es war vergebens. „Ich bin unglücklich, ich bin verloren!“ rief der Direktor wild, „wenn ich jetzt das Stück ſchließen muß! Ich bin beſchimpft! Das Publikum wird wüthend, und Niemand kommt mir wieder in das Theater! Heiliger Himmel! ſchaff' mir einen Teufel!“

Lieblich klang von draußen herein das Tönen des Kuhreihens in die Verwirrung, aber von den milden Alphornklängen erwachte Böhme ſo wenig, wie von Venuto's Flüchen und wilden Ausrufen. Die Nachricht von Böhme's Unfall verbreitete ſich ſchnell unter den Spielenden, und faſt alle drängten ſich in das Zimmer, während Arno ſeinen langen Monolog fortſpielte. Zum zweitenmale tönte der Kuhreihen.

„O Macht des Himmels, ſteh mir bei!“ rief Venuto: „Noch ſechszehn Zeilen, und die

Stimme muß aus der Höhle tönen! Sprach nicht Arno von Schwarz? Hat Keiner einen Fremden geſehen? Nur Schwarz allein könnte heute mein Retter werden!" —

Alle ſahen einander an. „Einen Fremden? Welchen Fremden? Was für ein Schwarz? Wir ſahen Niemand!" fragten und ſprachen ſie durcheinander, und Venuto ſtürzte verzweifelt hinaus, um den Vorhang fallen zu laſſen, und keuchte: „Hat mir's doch geahnt! Hab' ich mir's doch gleich gedacht! Das iſt des Teufels Wirrwarr!"

„Wohin?" rief da neben ihm, ihn anfhaltend, Heroine. „Wohin? Was wollen Sie thun?

„Gardine fallen laſſen! Alles iſt aus — Böhme — todt!" erwiderte Venuto, und Angſtſchweiß überperlte ſein Geſicht, und grub Furchen in den Zinnober.

„Schwing Dich im Sturm hervor!" donnerte auf der Bühne Fauſts Stimme:

„Denn immer wilder glühen meine Schmerzen,
Es brennt mein Herz nach einem zweiten Herzen!“

Dem Direktor wollten die Kniee brechen, das Stichwort war gefallen — eine fürchterliche Pauſe entſtand — alles blieb todtenſtill — jetzt, jetzt mußte die Gardine ſinken, aber Heroine hielt mit Manneskraft den Bebenden, Vorwärtsſtrebenden, Vernichteten zurück — und mit einem Male rollte es wie Donner aus eines Löwen Mund aus der dunkeln Höhle:

„Fluch und Verderben! Wer ſtürmet hernieder!
Ungeſtümer, was willſt Du ſchon wieder?“ —

„Ha! Himmel! Wer?“ ſprach Benuto leiſe, tief aufathmend. „Welche Stimme! Wer iſt's, der mich rettet, der mir das Leben wiedergiebt?“

„Schwarz iſt's,“ flüſterte Heroine, „auf mein Bitten hat er Böhme's Rolle übernomſcheinen darf, ſondern ſich nur hereinſtehlen muß, wie Mondenſtrahl in Kerkermauern, wie Sonnengefunkel in düſtre, grüne Waldesnacht. Aber getroſt, das Licht findet doch ſeine Bahn, es wird kommen und ſtrahlen! Sie können es nicht in Netzen fangen und nicht einſperren, können es auch nicht mit dem Schwert bekämpfen, und ſo habe Geduld, Du ſchönes Land, und harre Deiner Zeit!“

Georg blieb eine Weile im tiefem Sinnen ſitzen, und ſah empor durch das grüne Laubgewölbe der Rieſenlinde, zu dem Blau des Aethers, davon nur wenig zu erblicken war. Bienen umſummten in einer Ueberzahl die duftenden Blüthen und tranken ſich voll und ſatt aus den ſüßen Nektarien. Die Augen des Dichters füllten ſich mit Thränen und er ſprach wieder: „O Du herrliche Welt, Du reiche Natur, ewiger Verjüngung fähig, nimmer alternd, während der Menſch ſo ſchnell dahinblüht! Und doch, was ſoll der Einzelne klagen? Das Leben bleibt, und das Schöne bleibt! Warum weine ich den Herzen nach, die ich verlor und warum weckt die unendliche Prachtfülle der Natur die unendliche Wehmuth men!“ Sie entzog ſich den Dankesäußerungen des entzückten Direktors, der nun wieder grimmig nach der Garderobe ſtürzte, um Böhme, falls er ſich erholte, mit Verwünſchungen zu überſchütten.

Arno ergrauste. Das war nicht Böhme's gewohnte Stimme, das war kein Ruf aus einem bekannten Mund, ſo dumpf und ſchrecklich, ſo voll und furchtbar klang er, ein Dämonenruf aus den Untieſen der Finſterniß. Auch viele der Zuſchauer erbebten vor dieſer Stimme erſchütternden Metallklang, noch mehr aber als ſie ſich veränderte, und mit ſchneidendem Hohn und den Worten:

„Meine Schlange verſtand ſich aufs Weib!“ die Rede ſchloß.

Als Arno von der Bühne ſtürzte, die verwandelt wurde, ſah er, wie Böhme nach der Tieſe ſchritt, aber furchtbares Entſetzen erfaßte ihn, als zwei Augenblicke ſpäter ihm Böhme aus der Garderobe entgegenwankte, matt und ächzend, auf einen Comparſen geſtützt, hinter ihm

Venuto, murrend wie ein vergrollendes Ungewitter, und ungewöhnlich ſchnaubend, weil er zu heftig geſchnupft, und ihm einiger Salmiakgeiſt in den Hals gekommen.

„Was iſt das?“ rief Arne. Dort geht Böhme hinweg aus der Höhle, und hier tritt er mir entgegen? Hier hat der Teufel die Hand im Spiel!“

„Oder den ganzen Leib!“ ſtöhnte Böhme, und verbarg die Augäpfel ganz, daß man nur das Weiße ſah, „ich — bin halb todt — mich umfing Nacht — ich ſah — mich ſelbſt — noch ſchwindelt mir — ich kann nicht ſpielen — bringt mich heim!“

„Euer Spiel iſt auch nicht von Nöthen!“ ſprach Venuto. „Ihr habt bei mir ausgeſpielt, und ich trumpfe Euch mit der Schellneune, auf der der Teufel abgebildet iſt, und ein Theater in der Kralle hat. Zu ihm könnt Ihr gehen!

„Aber ſagt mir nur um Alles in der Welt —“ fragte Arne.

„Hinaus!“ rief der Direktor ihm barſch zu. „Wollt Ihr aufpaſſen! Wagner ſpricht ſchon, gleich wird Euer Stichwort kommen!“ Unmuthig eilte Arno in die Couliſſen, und fand in ſeiner Verſtimmung ganz den Ton, in dem er ſpielen mußte. Vergebens erſchöpfte Franziska-Käthe im Geiſt ihrer Rolle alle ihre Liebenswürdigkeit und holde Sanftmuth. Seine Worte, ſeine Geſtalt waren nur da, alle ſeine Gedanken waren weggeflogen nach einem ſinnebethörenden Bilde — bis der Vorhang fiel.

Wie Arno die Bühne verließ, betrat ſie Schwarz, Heroine am Arme führend, und zärtlich mit ihr koſend. Fürchterlich unheimlich glühte des Gaſtſpielers Blick in der wilden Maske des Fremden, und fürchterlich-ſchön war Heroine-Helena. Traulich bog ſie ſich zu dem ſchnell geworbenen Anbeter, und er flüſterte: „Wann, meine holde Dämonoide? Wann darf ich ſo kühn ſeyn?“

„Ihnen,“ erwiderte ſie mit Gluthblicken: „iſt meine Thüre nie verſchloſſen. Nach dem

Theater — halb zehn, zehn Uhr; ich finde an Spielabenden vor Mitternacht nie den Schlaf. Das Spiel, und zumal Rollen wie die heutige, regen mächtig auf.“

Venuto kam mit den übrigen Studenten, ſich zu ordnen; Hermine eilte die Souterraintreppe hinab, um dann mittelſt der Verſenkung emporzuſteigen. Arno ſah ſie, wollte ſie anreden, aber ſie war zu ſchnell, und er durfte nicht folgen, da er gleich während des Studenten-Chores mit Wagner auftreten mußte. Eine Hölle von Zerriſſenheit und widerwärtigen Gefühlen brannte in ſeinem Buſen, und er wünſchte tauſendmal das Stück zu Ende. Der dritte Akt begann. —

Alle Zuſchauer, die dem Dichter nachfühlten, ergriff wunderbarmächtig das Spiel des Fremden, und viele, die Böhme kannten und ſein Spiel, flüſterten einander zu, daß dieſer heute ſich ſelbſt übertreffe, daß er ſo gut noch nie geſpielt; der Selektanerprimus aber ſtieß ſeinen Nachbar an, und ſagte ganz leiſe: „Beim Pluto und dem ganzen Tartarus, das iſt der lederne Böhme nicht, der immer die Augen verdreht wie ein geſtochenes Kalb. Das iſt ein Andrer — vielleicht gar — „Stimmer bejahte nickend, und über ihnen ſprach Fürſt Wollmar zur Prinzeſſin: „In der That, dieſer Mann iſt vom Geiſt ſeiner Rolle ganz durchdrungen. Wie berechnet iſt ſein einfaches Spiel! Auf Einfachheit beruht die wahre Größe.“

Arno fühlte ſich gemartert mit dieſem Schwarz zu ſpielen, deſſen Ueberlegenheit auch in Spiel und Mimik ihn bedrückte, allein es war hier nichts zu ändern. Und wie wunderbar es ſich treffen mußte, daß er, wie Fauſt in der Dichtung den Fremden, ſo in der Wirklichkeit dieſen als Nebenbuhler haſſen mußte, und gern hätte er mit den vorgeſchriebenen Meucheldolchſtößen ſich für immer von dem Verhaßten befreit.

Die Verwandlung erfolgte, Helene ſtieg empor, eine Roſenlaube wölbte ſich über der reizenden Schlummernden, und rothe Lampen ſtreuten magiſchen Schimmer auf das wunderſchöne

Weib. Ein freudiges „Ah!“ ſäuſelte aus Parket und Parterre herauf zur Bühne, und Fürſt Wollmar ſprach halb für ſich, halb zur Prinzeſſin: „Welche göttliche Geſtalt! Wie anziehend ſie der ideale Anzug macht! So, mein Kind, ſo pflegt die Sünde mit ſüßen Zaubereien zu verlocken!“ Arno aber betrachtete entflammt die geliebte Armida, und wußte nicht, als er die Worte ausrief:

„Iſt dieſe Bruſt, iſt dieſes Herz noch mein?
Zerfließt nicht alles ſchnell wie Zauberſchein?

ob er auf ſein Herz oder auf das ihre deuten ſollte, an dem er noch vor Kurzem ſo ſeligträumend geruht. —

Als der Vorhang gefallen war, und lauter Applaus ſeinem gelungenen Spiel zu Theil ward, und Heroine ſich vom Lager erhob, hielt er ihre Hand feſt, und fragte ſie, im Innern zitternd: „Heroine, iſt dieſe Bruſt, iſt dieſes Herz noch mein?“ — Und ſie lächelte ihm freudig zu, wie man mit einem Kinde lächelt, und liſpelte:

„Dein, mein Arno, Dein, nur laß mich jetzt, ich muß mich verſtellen! Aber ewig Dein!“ Sie entzog ihm ihre Hand und enteilte; und aus einer Couliſſe trat Schwarz zu ihm heran, und ſpottete mit ſataniſcher Frivolität:

„War nicht die Rede hier von Ewigkeit?
Die wird nicht währen über Mitternacht.—
Wenn's zwölfe brummt, ruf ich Euch ab zum Tanze!“

„Herr!“ fuhr Arno auf, aber Schwarz ſchlug eine höhniſche Lache auf, und ſagte ironiſch:

„Laß das doch gut ſeyn, wackrer Kamerad!
Wir ſind ja Feuerbrüder! Theilen wir!
Kein Trojabrand der Zwietracht flamme mehr:
Um eine falſche Helena — wie die!“

„Der Teufel ſoll mit ihnen theilen, Herr!“ zürnte Arno, und Schwarz erwiderte grinſend und heimlich: „Das thut er auch bisweilen!“ Arno wollte wieder antworten, aber der Souffleur ſchellte zum erſtenmale, und die Feinde traten einander gegenüber in ihre mimiſchen Poſitionen.

Als Schwarz nach ſeiner Scene abgegangen war, warf ſich Benuto entzückt an ſeine Bruſt und jubelte: Bei allen Teufeln, Schwarz! ich engagire Euch! Ihr ſpielt wie ein Gott!“ Er hatte es aber kaum geſagt, als er auch, wie von einem Wetterſtrahl getroffen, zu Boden taumelte, und mit dröhnenden Schritten ging Schwarz von ihm.

„Was — war das?“ ſprach angſtvoll leiſe, indem er ſich aufraffte, Benuto, und ein Gedanke, den er kaum auszudenken wagte, machte das Blut in ſeinen Adern gefrieren.

Indeß hatte Arno mit Herminen die Scenen voll Gluth und Entflammung, und gewahrte nicht, als ſie abgegangen war, und er an Käthe denkend die Worte ſprach:

„Und ich hab' ſie doch wahrhaft nie geliebt!“

daß Franziska in der Couliſſe ſtand, und ihn ſo lange und ſo ſehnſuchtsvoll anblickte, bis ihr die Augen voll Thränen ſtanden, und ſein Bild in dem feuchten Flor verzitterte.

Franziska war ſchön, wie eine Lilie; ſie hatte nur ſehr wenig Roth aufgelegt, und das weiße Kleid und die Myrthenkrone ſchmückten ſie faſt reizender, als Heroinen ihr funkelndes Diadem, ihr goldblitzendes Flammenkleid.

In der Vergiftungsſcene gab ſie mit vollem Gefühl das innigliebende, zärtliche, treue Weib, und Arno-Fauſt ganz den mit Gott und ſich zerfallenen wilden Frevler. Er fühlte mit innerem Groll, wie viel bittere Wahrheit ihm ein ſpottender Zufall in den Becher der Kunſt am heutigen Abend miſchte, und bald flammte ſein Gefühl zu Heroinen hin, bald zog ihn wieder Franziska's ſanfter Reiz, ihre holde Weiblichkeit, gekleidet in wehmuthvollen Schmerz, und auf dem Haupt den Kranz der Erinnerung an ſüße Freuden, mächtig, ja faſt unwiderſtehlich an, und unbewußt preßte er Franziska-Käthe, als ſie ſich in ſeine Arme warf, inniger an die Bruſt, als eben nöthig. Da gellte Helenens

„Wehe! Wehe!“ und aus dem Bilde der Erſcheinung flog der Blitzſtrahl eines Blickes in ſeine Bruſt, der wie Höllenfeuer brannte, eines Blickes, der nicht geeignet war, neue Liebe zu werben, alte zu feſſeln. — Als Arno abging, gewahrte er wieder, daß Schwarz und Hercine im freundlichſten Geſpräch beiſammen ſtanden, und die Flamme wilder Eiferſucht loderte auf's Neue in ihm auf, aber ein leiſes ſpottendes Gelächter, in das Helene ausbrach, und in welches Schwarz einſtimmte, löſchte dieſe Flamme, weckte aber dafür in ſeiner Bruſt den verzehrenden Groll, und er ſchwur ſich zu, noch heute Abend eine beſtimmte Erklärung von Hercinen über ihr beleidigendes Benehmen gegen ihn zu fordern, und heute noch oder morgen früh ſich mit Schwarz über den Mantel zu ſchießen.

Andere Flammen als dieſe, die Arno durchloderten, waren in einem andern Innern rege. Fürſt Wollmar lehnte ſich während des Zwiſchenaktes, als alle Damenkinnbacken ſich in arbeitende Bewegung ſetzten, und auch die Prinin meiner Seele? Warum zittert mein Herz, während die Millionen Blätter dieſes Baumes, die ja auch herzförmig geſtaltet ſind, ſo ruhig hängen und nur leiſe ſäuſeln? Ruhig! Ruhig!“

Der betagte Dichter verließ den Lindenſitz und ſchlich hinter nach der Kirche zu und um die Kirche herum, dort war, umgrünt von Fliederbüſchen und hohen Doldengewächſen der kleine Friedhof, dort weilte er eine lange Zeit, in Erinnerungen an die Freunde verloren, welche dort ruhten.

„Einſt war ein heißes Sehnen in mir,“ ſprach er: „das heilige Grab zu ſehen, und ich zog hin, im Geiſt, auf den Flügeln des Geſanges — ich träumte mich hin — jetzt bin ich heiligen Gräbern in der Wirklichkeit nahe. Ach, jeder, der nicht mehr ganz jung iſt und ein fühlendes Herz hat, wird ſolche Gräber zu finden wiſſen! Ruhte ich doch auch!“

Der alte Dichter überließ ſich noch lange ſeinen wehmüthigen Gefühlen und ſeinen Erinnerungen. — Es giebt eine Schwelgerei des Herzens, deren Uebermaß ſchädlich iſt. Die Seele ſoll ſich nicht zu oft zu den Gaſtmahlen des Schmerzes ſetzen, zeſſin ſich mit einem mäßigen Stück Kuchen vergnügte, an die Sammtpolſter im Hintergrunde ſeiner Loge, blinzelte die Augen zu, ſchwelgte in reizenden Phantaſiebildern, und ſprach zu ſich ſelbſt: „Fürwahr, Eva war ein kluges Weib, daß ſie die Schönheit mit aus dem Paradieſe nahm, und ſie auf ihre Töchter vererbte. Dieſe Heroine könnte einen Gott bezaubern! Schönheit iſt werth, daß wir ſie vergöttern! — Heute iſt Heroine eine Sonne, die Flammen und Liebreiz zugleich ausſtrahlt. Aber auch der Mond iſt ſchön, wenn er unter leichtem Wolkenſchleier hinwallt. Heroine ſoll mir heute noch Mond ſeyn; überraſchen will ich ſie. Ueberraſchung iſt eine Mutter ungehoffter Luſt!“ —

„Ob nur nicht noch etwas paſſirt?“ fragte der Primus ſich und Stimmer, und war voller Erwartung. Sein Blick flog nach der düſtern Eckloge; Rektor und Conrektor hatten ſich einen oder zwei Krüge Bier kommen laſſen, und labten ſich auf beſcheidene Weiſe, daß es die Leute nicht ſehr ſahen.

Der fünfte Akt begann mit ſeinen Schauerſcenen, ſeinen Knalleffekten und Höllenjubel. Arno-Fauſt ſpielte ſeiner Rolle treu mit der wildeſten Aufgeregtheit. Die Zuſchauer zitterten vor grauenvoller Luſt, die geſpannteſte Erwartung feſſelte jeden Blick, und bannte ſelbſt den lauten Odemzug in der Bruſt feſt. Todtenſtille herrſchte in dem übervollen Haus. Raſcher hüpften die Pulſe.

Fauſt rang mit Helena um den Brautkuß, die Larve ſank, aber wie nun Fauſt zurücktaumelte vor den grinſenden Todtenſchädel, da gellte zugleich in die Donner und die Diſſonanzen der Muſik ein lauter Schrei, und alles wandte ſich rückwärts. Da ſah man den Fürſten, ſeine ohnmächtige Tochter im Arm haltend, mit der Hand beſchwichtigend zu dem Publikum hinabwinken; Hofdamen und Kammerfrauen eilten in die Loge; ein dumpfes Getöſe entſtand durch Theilnahme und Fragen, und alle Aufmerkſamkeit auf das Spiel war vorbei. Der Fürſt verſchwand, die adeligen Logen wurden leer.

Zum Glück geſtattete das Stück hier eine lange Pauſe, aber Benuto lief fluchend hinter den Couliſſen auf und ab, ſchlürfte Salmiak in die Naſe, und rief: „Das iſt das letztemal, daß ich Fauſt gebe, das ſey hoch geſchworen!“

„Was ſagte ich?“ fragte triumphirend der Primus, und ſtrich ſich wohlbehaglich den Bart. Es wurde ruhiger im Theater, die letzte Scene begann, aber wie gut Arno, wie gut Schwarz auch ſpielten, der Eindruck ging verloren, die Weiber ſchwatzten, bedauerten die Prinzeſſin, packten die Strickzeuge ein, und als nun der ſchönſte Brillantfeuerregen zu der Höllenfahrt und all dem Spektakel herabbrauſte, und der Vorhang fiel, vergaßen, über der Eile fortzukommen, die Zuſchauer faſt den Beifall, nur die Gymnaſiaſten thaten ſich rühmlich mit Klatſchen hervor, und als der Primus gewahrte, daß Rektor und Conrektor fort waren, rief er mit der Grundgewalt ſeiner noch jungen Baßſtimme: „Arno heraus! Fremder heraus! Heroine heraus!“ und Selekta und Prima, nebſt einer Abtheilung Sekundaner ſtimmten in den Donnerruf ein, es erſchien aber Niemand, als Benuto im ſchlichten Oberrock, neigte ſich und ſprach: „Meine verehrten Herren erlauben mir, im Namen der Gerufenen zu danken, welche ſich ſämmtlich ſchon hinwegbegeben haben!“

„Da müſſen ſie ja auf Fauſt's Mantel geflogen ſeyn,“ murrte der Primus, und folgte der Schaar ſeiner Kameraden. Stimmer ſchlug den Weg nach dem goldenen Drachen ein, und ſprach zu ſich ſelbſt: „Sonderbar — doch eine Störung, und eine auffallende dazu. Iſt unſere Prinzeſſin ſo nervenſchwach? Ihre Ohnmacht hat den ganzen Schluß verdorben; es hat doch in der That mit dem Fauſt einen Haken. Und warum ſpielte denn auf einmal ein Fremder, ohne daß es angekündigt wurde? Hm, hm, hm.“ —

6.

Heroine hatte ſich mit Liſettens Hülfe raſch umgekleidet, und ſaß in einem lichtſeidenen Gewand auf der Ottomane, mit aufgeregten Gefühlen und zitternder Erwartung des neuen Freundes harrend. Der Zufall hatte ihr das Album in die Hände geſpielt, das ſie ſeit lange führte. Sie ließ die Blätter durch ihre zarten Finger gleiten, an denen Arno's Ring und noch andere Ringe blitzten. Es ſtanden viele Männer in dem Stammbuch, und manch geheimnißvolles Zeichen, nur der Beſitzerin verſtändlich, erinnerten dieſe an manche Stunde der Luſt, an manche Liebesnacht. Da fiel ihr auch ein Blatt in die Hand, das roth geſchrieben war, und ein Schauer überrieſelte Heroine, es ging von der Schrift ein ſeltſames Leuchten aus, auf dem Blatt ſtanden aber als Tafel der Erinnerung die Worte Arioſt's:

„La fede unqua debbe esser corotta.
Odata ad un solo, o data insieme a mille;
Senza giurare e segno altro più espresso
Basti una volta, che s'abbia promesso *).“

Und darunter ſtand der Name Notturno. Heroine wandte die Blicke von dieſem Blatt raſch hinweg, und barg es unter die andern; und jetzt hörte ſie Tritte, und ſchob die Blätter alle zur Seite. Liſette war nicht im Vorzimmer, und ein Andrer, als Heroine erwartete, ſtürmte raſch in das Zimmer: Arno.

„Sie, Arno?“ rief Heroine, und vergaß ihr Lächeln auf die Wangen zu rufen.

---

*) Nach Gries Ueberſetzung:

Die Treue darf verletzt ſich nimmer zeigen,
Ob Einem ſie, ob Tauſenden gehört;
Auch ohne Schwur und Zeichen beizufügen
Muß ſchon das Wort für allemal genügen.

„Ich, Heroine!“ antwortete er gepreßt. „Sie erwarten mich nicht, Sie erwarten andern Beſuch! Ich bin betrogen, fürchterlich betrogen! Aber Rache will ich nehmen an dem Frechen, der mir ein Herz ſtahl, das noch geſtern mit den heiligſten Schwüren der Liebe ſich meinem Herzen verlobte! Fluch meiner Liebe! Fluch meiner Verblendung! O Heroine! Du warſt mein Abgott, mein Leben, mein Alles! War ich Dir denn ſo wenig, war meine innige, feurige Liebe zu Dir ſo wenig, daß Du ſie ſo leichtfertig verſchleudern konnteſt — an dieſen Schwarz?!“

Heroine richtete ſich mit imponirender Majeſtät auf. „Arno!“ ſprach ſie mit tiefer Stimme: „Sie ſind frei! Vertrauen iſt der Liebe Fundament, das brechen Sie mir; wir ſind geſchieden! Arno — wie ich Sie geliebt — das weiß der ewige Himmel, Sie nicht! Ein Wort von mir, und Sie flehen um meine Vergebung; Ein Wort, und Sie nehmen die entehrenden Beleidigungen zurück, — aber nein! es bleibe unausgeſprochen; wer mir nicht vertraut iſt meiner Liebe nicht werth!“

Arno ſtand beſtürzt. So konnte die Lüge, die Heuchelei nicht reden. Und wie zauberſchön war Heroine in dieſer Würde der gekränkten Unſchuld, und wie leuchteten noch hinter den Wolken des Zorns die ſtrahlenden Augenſonnen der Huld! Er ſtürzte zu ihren Füßen, und rief leidenſchaftlich: „Heroine! Sprich das Wort aus, das mir neues Leben gibt! Bei aller Macht der Liebe, ſprich es aus! Ich will Dich anbeten, wenn das Wort Dich reinigt, ich will — “

„Keine Betheuerung, keine Scene!“ ſprach Heroine. „Stehen Sie auf, Arno. Ein Vertrauender iſt im Glauben ſelig, ein Zweifelnder auch im Schauen verdammt. Arno! Ich vergebe!“ rief ſie mit lockendem Ton, und erhob ihn. „Arno, aufbrauſender, heftiger Menſch, ich möchte Dir zürnen können! Ich will Dir das Wort ſagen, daß Du wieder gut wirſt, aber wirſt Du dann auch recht gut ſeyn?“

„O Heroine! Du machſt mich zum Kinde!“ erwiderte Arno, und preßte Küſſe auf ihre Hand, und ſah ſeinen, jetzt ihren Ring, und mußte an ſeine ſelige Mutter denken. Heroine aber blickte ihn mit zauberiſchem Lächeln an, und ſprach mit allem Wohllaut ihrer Stimme, in der ſich mit dem ſanften Vorwurf die innigſte Herzlichkeit vermählte: „Arno! Der Mann, den Du aus tiefſter Seele haſſeſt, dem Du nicht einmal eine armſelige Gaſtrolle gönnen wollteſt, den Deine Gedanken verfolgen, den Du als Nebenbuhler vertilgen möchteſt, Schwarz, dieſer Schwarz — iſt mein Bruder! — “

Heroine erwartete nichts Minderes, als daß Arno jetzt reuig an ihre Bruſt ſinken ſollte, und hob ſchon die Arme, ihn zu umfangen, aber er trat hinweg von ihr, ſtarrte ſie mit wilden Blicken an, und rief laut: „Ha, Lügnerin! Schmachvolle Lügnerin! jetzt kenne ich Dich! So wiſſe denn, was Schwarz — Dein Bruder! — von Dir ſagte!“ Und ſchonungslos donnerte er ihr ein Wort zu, deſſen Mißklang in ihre Seele ſchnitt, wie ein ſcharfer Dolch, und mit einem unartikulirten wilden Schrei ſank ſie auf die Ottomane zurück, ächzte, ſtöhnte, und hoch auf wogten ihres Buſens ungeſtüme Wellen. Sie ſchloß die Augen auf zwei Augenblicke, aber als ſie ſie wieder aufſchlug, glühte aus ihnen verſengende Höllenflamme, ſie ſprang auf, einer Furie gleich. Noch immer ſtand Arno zürnend dort, und ſeine Blicke brannten auf ihr, und ſeine Seele, zerriſſen vom namenloſen Schmerz der Enttäuſchung, weidete ſich an ihrer Qual.

Schon wollte Hercine eindonnern auf Arno mit all der Heftigkeit und dem betäubenden Geſchrei eines in Wuth gebrachten Weibes, als die Thüre aufging, und — der Fürſt eintrat. Arno wich ſcheu zur Seite, Hercine, in wilder Leidenſchaft kaum noch ihrer Sinne mächtig, ſtürzte zu Wellmars Füßen, und jammerte: „Euer Durchlaucht! Rettung! Hülfe! Ich bin beſchimpft — entehrt — dieſer Menſch — wahnſinnig! o mein Fürſt, mein hoher Herr!“ — Sie ſank in Ohnmacht.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50160-9
BECHSTEIN,L. FN. 03108/003

Einen finſtern Blick ſchoß der Fürſt auf Arno und ſprach: „Wer ſind Sie? Was wollen Sie? Entfernen Sie ſich jetzt — ich werde Sie zur Rechenſchaft ziehen für jede Kränkung, die Sie dieſer Dame angethan!“

„Dieſe Dame, Euer Durchlaucht,“ erwiderte Arno ſchneidend: „war meine Geliebte. Ich wußte nicht, daß ſie ſo hohe Beſchützer hat, und glaubte ein Recht zu haben, hier zu ſeyn. Was zwiſchen uns verging, geht keinen Dritten an, wäre er auch der Mächtigſte!“

„Ihre Geliebte?“ ſprach der Fürſt verächtlich, und hob die tiefathmende, ſich erholende Heroine auf. „Wenn Treue feil wird, biete ich nicht mehr darauf.“ Er ließ die Künſtlerin auf die Ottomane gleiten, und fragte: „Iſt das wahr, Heroine? War das Dein Geliebter? theilte er mit mir? Waren meine Gaben noch zu geringer Lohn? Theilſt Du an Fürſten wie an Bettler gleich verſchwenderiſch Deine üppigen Liebesmahle aus?“ —

Hercine ſchlug die Hände vor die Augen, Arno ſtand vernichtet von den Worten Wollmars, und heftiger lohte ſein Zorn auf. — Alſo auch dieſer, auch dieſer —!

Die Uhr ſchlug eilf, und ein Wagen rollte in die Straße und hielt vor dem Haus. Hercinens Geſicht war ſchneebleich geworden, ihre Augen ſanken tief ein, faſt glich ihr Antlitz der furchtbaren Todtenlarve, die ſie heute als Helena dem entflammten Fauſt gezeigt, und als ein Dämon der Hölle erſchien ſie Arno auch jetzt. Er blieb immer noch, und Fürſt Wollmar ſtand mit untergeſchlagenen Armen vor ihr, und ſeiner Augen furchtbarer Richterblick ruhte durchbohrend auf ihr. Da war es, als ob ein Sturmſtoß die Thüre gewaltſam aufreiſſe, und zu den beiden zornigen Männern ſchien noch ein Dritter ſich geſellen zu wollen; er ſtand auf dem Vorſaal, ſichtbar nur in dämmernden Umriſſen, in einen Mantel gehüllt, eine hohe Geſtalt, ganz ſo, wie heute im Fauſt in der Wetternacht der dunkle Mine erſchienen. Er trat in das Zimmer. Hercine ſchrack auf.

„Geſellſchaft!“ höhnte Schwarz, wild auf Arno und den Fürſten blickend. „Hat meine Hercine zum Schutz oder zur Unterhaltung Fremde gebeten?“

„Seine Hercine?“ grollte Wollmar, aber Arno trat zu dem düſtern Gaſt, und fragte auch: „Im Namen der Wahrheit, Herr! ſind Sie Heroinens Bruder?“

Schwarz ſah den Frager fixirend an, dann antwortete er kurz: „Ja!“

„Dann —“ wollte Arno weiter reden, aber Schwarz bewegte die Hand gegen ihn, und das Wort erſtarb ihm im Munde.

„Hercine!“ rief Schwarz, und als ſie ihm nicht antwortete, faßte er ſie am Arm, bog ſich über ſie, und rief noch einmal mit ſchrecklicher Betonung: „Hercine, kennſt Du mich?!“

Da ſuchte ſie ihn von ſich zu ſtoßen, und kreiſchte gellend: „Notturno!“

„Du ſagſt es, ich bin's!“ ſprach der Mime: „Kennſt du mich nun, verworfene Buhlerin? Du warſt an mich gefeſſelt durch Schwüre, die noch kein Sterblicher zu brechen wagte, Du brachſt ſie mit triumphirendem Frevelmuth, und dafür biſt Du nun doppelt mein! Denkſt Du des Marcheſe Furio, mit dem Du in Vizenza ſchwelgteſt, und ihm Treue gelobteſt für Zeit und Ewigkeit? Der war ich! Denkſt Du des Düc de Clermont, der Dich dem Marcheſe entführte, dann in Paris Dich unterhielt, dem Du ewige Liebe mit tauſend Eiden gelobteſt? Der war ich! Dort ſahſt Du den Mimen Notturno, und Dein Herz entbrannte für ihn in wilder Gluth, Du entflohſt dem Düc und warfſt Dich in meine Arme. Denkſt Du der Mitternacht, wo wir ſo feurig glühten, wo der flammenrothe Schaumwein Dich begeiſterte, wo wir den Blutbund ſchloßen, und Du Dich mir zuſchwurſt — mir und keinem Andern? Doch auch dieſen Bund brachſt Du, frech ſündigend, und die Sünden ſind nun meine Triumphe, und Du biſt mein, Heroine! Komm!!“

Dieſes Komm! rollte wie Donner aus dem Mund des dunklen Mimen; Heroine lag ſtarr auf den weichen Polſtern, ſtarr und vernichtet. Eiſiges Grauſen ergoß ſich durch Wollmars, durch Arnos Adern; beide ſtanden wie gefeſſelt. Und jetzt erloſch die Aſtrallampe. Wie Phosphorleuchten glühte auf dem Tiſch das Blatt mit der Blutſchrift und dem Namen Notturno, und durch das Gemach zuckte es wie eine blaue Flamme, wimmerte es wie ein Todesſeufzer. Der dunkle Mime aber nahte Heroinen, faßte, erhob ſie, ſchlug ſeinen Mantel um ſie, und führte ſie hinaus, man hörte aber keinen Tritt, nur ein dumpfes Rauſchen, und es fiel etwas klingend zu Boden; gleich darauf brauſte unten ein Wagen durch die Straße, und es war, als ließe ſich aus weiter Ferne die Stimme eines heulenden Weibes vernehmen.

Arno war betäubt auf einen Stuhl geſunken, Fürſt Wollmar fror, und hüllte ſich in ſeinen Mantel. Er ſprach bebend: „Wenn das ein Traum iſt, träume ich ſonderbar und lebhaft; wenn es kein Traum iſt, könnte es wahnwitzig machen! — Tiefer als der Abgrund der Hölle iſt der Abgrund in eines Weibes Herzen, doch auf der Spiegelglätte ſeiner Heuchelei malt ſich der Himmel täuſchend ab.“ — Haſtigen Schrittes enteilte der Fürſt.

Arno ermunterte ſich aus ſeiner Betäubung erſt, als Liſette mit Licht eingetreten war, und ihn beſtürzt nach ihrer Herrin fragte.

„Sie iſt fort — fort —“ ſprach er: frage mich nicht, wohin? Ich weiß es — nicht!“

Am Boden blitzte etwas, Liſette hob es auf, haſtig griff Arno darnach: „Mein Ring, der Ring meiner guten Mutter!“ rief er freudig, und küßte das Kleinod. „Deine Herrin wird nicht wieder kehren!“ ſprach er zu der Dienerin: „Was ſie hinterließ, nimm als Dein Erbtheil — gute Nacht!“

Am Morgen des nächſten Tages liefen ſeltſame und unerhörte Neuigkeiten in der Reſidenz vom Mund zu Mund, die man ſich jedoch nur leiſe und heimlich zuflüſterte. Auf den Geſichtern der Schauſpieler, die durch die Straßen eilten, las man theils Freude, theils Beſtürzung.

Benuto hatte ſehr früh ein Schreiben vom Geheimſekretär des Fürſten erhalten, folgenden Inhalts:

„Im Namen Sr. Durchlaucht, unſers regierenden Fürſten und Herrn, wird dem Schauſpieldirektor Benuto die Weiſung ertheilt, mit ſeiner Truppe binnen zweimal vierundzwanzig Stunden die fürſtliche Reſidenz zu verlaſſen; ſeine Durchlaucht wollen die Gnade haben, alle von der Geſellſchaft bis dato etwa bei Bürgern und Einwohnern gewirkten Schulden zu decken, und ſtellen anbei zu dieſem Behuf und zur Entſchädigung die Summe von tauſend Gulden zur Verfügung des Direktors.“

gez.

„Ottmar, Geh. Sekretär.“

Benuto war überraſcht, doch nicht unangenehm; das Geld heilte die Wunde, die der anſcheinend harte Befehl ſchlug, aber wie ein Wetterſchlag trafen ihn die Nachrichten, mit welchen Böhme in hämiſcher Schadenfreude zu ihm eilte: „Geſtern lachtet Ihr, und höhntet mich, Benuto, heute komme ich daran! Wißt Ihr ſchon die Neuigkeiten? Der Fürſt läßt ſein Theater abbrechen, ein Stich! Euer Gaſtſpieler vom geſtern hat ſich ſtiſſirt, und ſpielt Euch nicht mehr auf. Zwei! Euer ſchöner Lockvogel, Heroine, iſt zum Teufel — mit ihm! Drei! Franziska iſt geſtern Abend krank geworden! Vier! Arno hat ein hitziges Fieber! Fünf! Und Böhme erinnert Euch an Eure geſtrigen Grobheiten, bittet ſich ſeine Gage aus, und geht! Trumpf! Schellenneune!“

Benuto antwortete keine Silbe. Er legte einige Geldrollen vor Böhme hin, warf ihm zerriſſen ihren Kontrakt vor die Füße, und zeigte nach der Thüre. Böhme rollte die Augäpfel von einem Winkel in den andern mit großer Geſchwindigkeit, ſchob das Geld in die Taſche, und ſchied ohne Dank.

In zwei Tagen waren außer den beiden Erkrankten keine Schauſpieler mehr in der Stadt, zum großen Mißbehagen der Gymnaſiaſten, wie zur großen Freude ihrer Lehrer, denn noch nie hatten die Schüler ſchlechtere Ausarbeitungen gebracht.

Arno ſah und ſprach Franziska, als beide geneſen. Er fand in ihr immer noch das ſanfte, liebevolle Herz, und zum Vergeben ſo geneigt. Reuig kehrte er in ihre Arme zurück; ſie ward ſein Weib, und war, was ſchöne Schauſpielerinnen ſo ſelten ſind, ihrem Gatten, den ſie beglückte, treu.

Ueber den unbekannten dunkeln Mimen ſprach man in Wollmars Reſidenz noch lange, und trug ſich mit mährchenhaften Sagen. Wie oft auch in ſpätern Jahren wieder wandernde Truppen dort ſpielten, niemals durfte, auf hohen Befehl, weder Fauſt von Klingemann, noch ein anderer, aufgeführt werden.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

denn auch der Thränenwein berauſcht und der Rauſch — entnervt, aber nicht jedem iſt es gegeben, ſich kräftig loszuringen aus den Banden wehmuthvoller Traurigkeit, am wenigſten den Dichtern, deren zartgeſtimmte Saiten der Seele lange den Accord nachtönen, welchen Verhängniß und Verhältniß auf ihnen angeben. Der kräftige Wille iſt ehrenwerth, aber die Trauer iſt heilig. —

Ueber die Familie der Fürſten von Henneberg brachte das wechſelnde Verhängniß Trauer und Freude; der alte Fürſt zumal fühlte tief und ſchmerzlich den Wechſel alles irdiſchen Glücks; auch von ſeinem einſt friſchgrünen Freuden- und Hoffnungsbaum wehte ſeines Lebens Herbſtſturm ein Blatt nach dem andern herab; ſeine treue Gattin Anaſtaſia ſtarb ſchon im Jahre eintauſend fünfhundert und vierunddreiſſig; dem tapfern und kriegeriſchen Wolfgang war drei Jahre ſpäter während der Belagerung von Chieraſco bei einem Sturm das Todesloos gefallen. Ein feindlicher Scharfſchütze ſchoß ihn durch den Helm, und dieſer Helm war das einzige traurige Erinnerungszeichen, das der Vater von ſeinem Sohne

Der

Maler Sebaldus.

7

Der Maler Sebaldus.

1.

Im Hauſe des wackern Bildhauermeiſters Sebaldus war Freude die Fülle. Der einzige Sohn, die Hoffnung des Vaters —, die Wonne des Mutterherzens war zurückgekehrt aus Italien, wohin er vor drei Jahren gereiſt war, ſich in ſeiner Kunſt, der Malerei, auszubilden, und lag jetzt ſchöner, gereifter, ein herrlicher Jüngling, am Herzen der treuen Aeltern, der liebevollen Geſchwiſter. Bald durchlief die frohe Kunde ſeiner Ankunft das kleine Städtchen, und die Freunde, die Verwandten eilten herbei, den jungen Künſtler willkommen zu heißen, deſſen blühende Wangen die ſüdliche Sonne gebräunt hatte; die Bilder zu ſehen, die er mitgebracht, den Erzählungen zu lauſchen, auf deren Mittheilung Alle geſpannt waren, denn es war in den Augen der Bewohner des kleinen Städtleins etwas gar Großes, in Italien geweſen zu ſeyn, wo die Sonne der Kunſt feuriger glüht, wie in dem kälteren Nordland, und es war zum erſtenmal, daß ein Einheimiſcher ſich mit ſolcher Liebe der Kunſt geweiht, daß ſie ihn fortzog, wie an einem Zauberbande nach ihren Tempeln, wie nach ihrer Wiege. Und wie nun der junge Sebaldus von Zeit zu Zeit ſchöne Bilder ſandte, ſo ſchön wie niemals ein Maler in Niederheim, ſo wollen wir ſein Heimathſtädtchen nennen, zu Stande gebracht hatte, wie Briefe von berühmten Meiſtern, ſeinen Lehrern und Freunden, an den alten Bildhauer einliefen, die meldeten, wie treu der Kunſt ſein Sohn ſey, und wie fleißig, und wie Alles, was ſein Pinſel ſchaffe, den Stempel des innern Genius an ſich trage, Briefe, die der alte wackere Mann natürlich ſeinen lieden Freunden mittheilen mußte, da wurden die Freunde und auch andere Mitbürger nicht wenig ſtolz auf den jungen Landsmann in Rom, denn das Lob, das aus der Meiſter Munde geht, iſt gleich einer güldnen Ehrenkette, und ziert einen Jüngling köſtlicher, denn ein Prunkgewand. Jene Freunde aber und Mitbürger des Sebaldus vermeinten, wenn der junge Maler nun wieder komme, werde er noch ſtolzer auf ſeine Kunſt ſeyn, wie die Freunde auf ihn, und er werde ſich nicht mehr wohlgefallen in dem kleinen und armen Niederheim, das ihm ſo wenig bieten könne, weder für die Kunſt, noch für das Leben. Daran hatten aber dem jungen Sebaldus die Freunde Unrecht gethan, wie ſie bald, und mit inniger Freude wahrnahmen. Er war hinausgezogen mit friſchem, keckem Jünglingsmuth, in Jahren, wo ſo leicht der Muth zum Uebermuth wird; er hatte viel geträumt von fremder Pracht und Herrlichkeit, und hatte ein Eldorado geglaubt in der Fremde; aber in der Fremde war ihm die Heimath lieb und theuer geworden, wie ein Mutterherz, und er hatte ihrer oft gedacht vor ſeiner Staffelei, oft auch ihr ſtille Grüße geſandt über die Alpen. Er hatte in der Fremde die Kunſt gefunden, ſie brünſtig lieb gewonnen, und ſie treu und redlich geübt. Geliebt und geübt, ſo ſoll es ſeyn bei jedem wahren Künſtler, denn ohne Liebe iſt's um die Kunſt ein traurig Ding und ein Taglöhnerwerk, aber ohne Uebung ſieht's auch mit der Liebe mißlich aus, und ſieht mehr ähnlich einer Liebelei; Uebung iſt aber gleich einer rechten, ſittlichen Ehe, die ein wahrhaftes Sakrament iſt. — Und Sebaldus war wieder gekommen, hatte kein Eldorado, kein Goldland gefunden in der Fremde, und doch einen Schatz mitgebracht, der gar erfreulich war. Sein hoher Muth war geheiligt worden, und hatte ſich zur Demuth verklärt in ſeinem Herzen, und auch ſeine Demuth war wahr, wie ſein Gemüth und ſein ganzes Selbſt, nicht etwa eine frömmelnde Kopfhängerei, oder gar eine niedrige Kriecherei, nein, es war eine ächte Künſtlerdemuth, von der ſo viele keine Ahnung haben, die nur von einem Künſtlerſtolz wiſſen und reden. Demuth wird aber gern heimiſch in einem frommen Künſtlergemüth; denn je mehr ein ſolches die Werke unſterblicher Meiſter anſchaut, die ſelten oder nimmer erreicht werden, deſto mehr fühlt es ſeine eigene Schwäche und ſeines Wirkens Mangelhaftigkeit, und ſelbſt wenn es ihm gelingt, Gebilde zu ſchaffen, die würdig ſind, jenen Meiſtergebilden an die Seite geſtellt zu werden, und wenn die Kränze des Ruhms ſeine Stirne ſchmücken, ſo iſt er ſich bewußt in ſeiner Demuth, daß alle gute Gabe von oben kommt, vom Vater des Lichts, und daß nichts Vollkommenes außer ihm, der Himmel und Erde hält, gefunden wird.

Nun ſaßen beim fröhlichen Feſtmahl, das des guten Sohnes Wiederkehr feierte, bei der glücklichen Familie die geladenen Freunde. Zwiſchen dem Vater und der Mutter der gereiſte Sohn, dem das Herz aufging in kindlicher Freude, nach ſo langer Trennung wieder einmal ſo recht mitten im Kreiſe ſeiner Lieben zu ſeyn. Ihm gegenüber ſaßen ſeine Geſchwiſter, der heitere Ewald, noch ein Schulknabe, und die lieblich zur Jungfrau aufgeblühte Schweſter Euphroſine, die der Maler kurz nach ihrem Confirmationstage verlaſſen. Neben der Schweſter ſaß Roſalinde, eine zarte, liebliche Geſtalt, deren Bild auch in der Entfernung in gar wunderſamen Farbenzauber vor des jungen Künſtlers Gedanken, wie tief in ſeinem Herzen geſtanden hatte. O wohl dem Jüngling, den ein ſolches Bild begleitet, wenn er die Heimat verläßt, und der es feſthält und heilig hält, und es nicht verliert, oder gar wegwirft; und auch vertauſchen ſoll er es nicht, denn über ſolchen Tauſch bricht oft ein Herz, und gebrochene Herzen wiegen einſt ſchwer in der Schale des Gerichts. Ferner ſaßen an der wohlbeſetzten Tafel nebſt mehreren Vettern und Muhmen ein paar Freunde des alten Sebaldus, der Glaſer Köhler und der Schloſſer Klaus, beide zwei wackere Männer, die des Bildhauers Schulkameraden geweſen waren, und mit ihm, ſo wie er hinwiederum mit ihnen, alle Leiden und Freuden theilten, wie es ächter Freundſchaft wohl anſteht und ziemt, die nicht erfunden wird in honigſüßer Rede und ſchmeichleriſchem Weſen, ſondern in biederer Treue, und wenn es Noth thut in Rath und That.

Es war auch ein Vetter anweſend, deß Name war Florian, auch ein Maler, aber kein rechter, das heißt, er hatte wohl die Kunſt gelernt, und handhabte ſie mit ziemlicher Geſchicklichkeit, aber er handhabte ſie eben nur, er herzhabte ſie nicht, wenn es erlaubt iſt, dieß neue Wort hier zu brauchen. Er war aus einer entlegenen großen Stadt, und hatte dort Langeweile empfunden, die immer einkehrt bei Leuten, die ſich weder eines tüchtigen Strebens, noch eines ernſten Wollens bewußt ſind, und die mit ſich ſelbſt nicht zur rechten Klarheit und innern Einigkeit gelangen können, die da von der Zeit, von der Welt und den Menſchen Unterhaltung fordern, und doch mit allen dreien unzufrieden ſind, und ſchlecht auskommen. Vetter Florian lief auf Bergen und in Wäldern um Niederheim herum, und machte Landſchaftsſtudien und Landſchaftsſkizzen; er beſuchte die kleinen Geſellſchaften im Städtchen, half Bälle veranſtalten, machte Mädchenſtudien und entwarf Liebesſkizzen, die er eben ſo wenig auszuführen gedachte, wie jene. Er ſagte allen Leuten, die es wiſſen, und ſogar denen, die es nicht wiſſen wollten, daß er ein ſehr geſchickter Maler ſey. Die jungen Mädchen, mit denen er fleißig tanzte, denen er ſchöne Stickmuſter zeichnete, und artige Blumenſträuschen in die Stammbücher malte, glaubten ihm das aufs Wort, die Frauen fanden den jungen hübſchen Mann ſehr artig, denn er unterhielt ſich auf den Bällen mit jeder von ihnen, und lobte ſtets, wenn er da oder dort einen Nachmittagsbeſuch machte, den Kaffee über die Maßen. Da er dabei auch ſehr bilderreich ſprach, ſo zweifelten die Frauen gar nicht, daß er ein tüchtiger Maler ſey. Die Männer hatten ihn alle gern, denn er verſtand auf Por-

und täglich vor Augen hatte, bis er dem errichteten Denkmal in der fürſtlichen Begräbnißkapelle zu Schleuſingen beigefügt wurde. Auch der fromme Fürſt-Abt von Fulda, Johann, war eintauſend fünfhundert und einundvierzig heimgegangen, die vier Töchter waren vermählt, Chriſtoph machte dem Vater bittern Kummer und der gute Georg war fern, ſo ſtand der alte Mann einſam in ſeinem Schloß, von Fremden umgeben, einem kinderloſen Vater gleich, und wurde immer finſterer und ſtrenger, denn Lebenseinſamkeit ſtimmt nicht mild, ein gänzlich verwaiſtes Herz empfindet wenig oder keine Liebe mehr, und gleicht einem Baum, den der ſtarre Winter allen Schmuck geraubt, und wird ſelbſt ſo ſtarr und ſo kalt. Nur die Liebe iſt der Puls des Lebens, nur die Liebe iſt der Lenz, der die erſtorbenſcheinenden Kräfte wieder wärmt und weckt.

Endlich ſchienen neue Freudenkeime aufgrünen zu wollen, dennoch aber lagerten Kummerwolken über den verjüngten Blüthenthälern. Fürſt Georg kehrte zurück, und gedachte die Gattin in das väterliche Schloß zu führen, die des Vaters Liebe ſchon zellan allerliebſt zu malen, hatte ſich einen Apparat zum Brennen eingerichtet, und die Hälfte der männlichen Honoratioren dampfte ſchon aus ſchönen Pfeifenköpfen, die Herr Florian gemalt, der andern Hälfte waren wenigſtens welche von ihm verſprochen.

Sodann war unter der fröhlichen Tiſchgeſellſchaft, die bei dem alten Sebaldus auf die Wiederkehr des jungen die Becher wacker erklingen ließ und leerte, noch ein junger Mann, Namens Erlſtein, der hatte vor noch nicht langer Zeit die Univerſität verlaſſen, und war ein angehender Arzt, aber ſehr mild und verſtändig, und in ſeinem Weſen ſtill und bedachtſam. Der liebte den jungen Sebaldus von ganzer Seele, denn der letztere hatte in der Stadt, aus welcher Erlſtein gebürtig, das Gymnaſium beſucht, und ihre Knabenfreundſchaft war zur Jünglingsfreundſchaft aufgeſchoßt, wie ein junger Palmbaum, der den Männern ſüße Frucht verhieß.

„Unſer junger Künſtler lebe hoch!“ rief Roſalindens Vater, eben der Glaſer Köhler, von dem oben die Rede war. Alle klangen fröhlich an, und dem jungen Sebaldus flogen viele freundliche Blicke zu von Muhmen und Baſen, der freundlichſte aber von Roſalinden, die erröthend am gefüllten Kelchglas nippte, und der herzlichſte Blick von der Mutter. Sebaldus dankte mit hocherglühenden Wangen, und wandelte um die Tafel, mit jedem und jeder Einzelnen anzuſtoßen, doch wollte es nicht bei allen einen guten Klang geben, ja bei einigen ſogar gab es einen recht ſchrillenden und ſchneidenden, und gerade bei denen, die ihm die liebſten waren, bei Vater und Mutter, bei den Geſchwiſtern, und auch bei Roſalinden. Das fiel dem jungen Maler auf die Seele, wie eine trübe Vorbedeutung.

„Nun wird ſich die fleißige Hand wacker regen, mein lieber junger Freund!“ rief der alte redliche Klaus aus: „Nun werdet Ihr uns viele ſchöne Bilder malen, und Euer Name wird weit genannt werden.“

„Das erſte hoffe ich, mein lieber Meiſter,“ entgegnete der junge Sebaldus ſehr freundlich: „wenn mir Gott Kraft und Geſundheit verleiht; was das zweite betrifft, ſo bin ich noch zu ſehr Anfänger, und darf ſolches nicht hoffen.“

„Wenn nicht hoffen, doch wünſchen, doch darnach ſtreben, mein Sohn,“ nahm der Vater das Wort. „Als ich in Deinen Jahren wiederkam aus der Fremde, hoffte ich ſogar, daß ich berühmt werden möge durch mein Bildwerk, allein vielleicht war dieſe Hoffnung zu vermeſſen, und ich blieb ſo ziemlich unbekannt, dennoch ſind es meine beſten Statuen, die ich fertigte in der Zeit, als meine Jünglingshoffnung noch die Hand ausſtreckte nach dem Kranz des Ruhms.“

„Vor allem,“ begann der Glaſer Köhler zu reden: „wird unſer Maler die Bilder ſeiner theuern Aeltern anfangen, und dann die lieben Geſchwiſter abconterfeien, ſodann auch manchen und manche aus der Verwandtſchaft, denn alle Bilder, die wir in Niederheim haben, ſind von herumreiſenden Farbenſudlern zuſammengeſchmiert, daß es zum Erbarmen iſt, auch wird ihn vielleicht ein hochedler Stadtrath beauftragen, das Bild des regierenden Herrn Bürgermeiſters für die Rathsſtube, und das unſers hochwürdigſten Herrn Superintendenten in die Kirche anzufertigen, woran ich gar nicht zweifle, wenn nur erſt wieder einiges Geld in der Stadtkaſſa ſeyn wird.“

„Ich denke, Ihr irrt Euch, lieber Meiſter,“ nahm Florian laut das Wort, „denn ſo viel ich weiß, iſt ja der Vetter gar nicht Portraitmaler, ſondern hat der Landſchaft- und Hiſtorienmalerei obgelegen, daher ein hochedler Stadtrath ſtatt der Bilder des Herrn Superintendenten und Bürgermeiſters lieber ein ſchönes Altarblatt bei dem jungen Meiſter zu beſtellen hat, ſobald nämlich — einiges Geld in der Kaſſa ſeyn wird.“

Die Gäſte lächelten über den Nachſatz, den Florian mit einer komiſch verlegenen Miene ausſprach; einige Muhmen aber, die ſich ſchon darauf gefreut hatten, von dem jungen hübſchen Maler portraitirt zu werden, zogen dem vorlauten Florian ein ſchiefes Geſicht, und Roſalinde blickte Sebaldus forſchend an, ob er nichts ſagen würde zur Widerlegung der Rede des Verwandten, denn auch in ihrem unſchuldvollen Herzen, das eine keuſche Neigung dem Jugendgeſpielen treu bewahrt hatte, war der Wunſch laut geworden, ihr Bild von ſeiner Hand gemalt zu ſehen. Doch ehe noch der junge Sebaldus redete, nahm ſchon für ihn ſein treuer Damon Erlſtein das Wort, und ſprach, mehr gegen die ältern Gäſte, als gegen Florian gewandt: „Der rechte Maler, dem die Liebe zu ſeiner Kunſt von Gott eingegeben worden iſt, unterſcheidet nicht mit kleinlicher Aengſtlichkeit jedes Zweiglein an dem hohen herrlichen Baum dieſer Kunſt, und ſtrebt nicht, nur des einen Zweigleins habhaft zu werden, es abzureißen vom Baum, und für ſich allein zu behalten, nein, er betrachtet den Baum in ſeiner ganzen Fülle, und weilt gern unter ſeinem Schatten, und blickt hinauf in die grünbelaubten Räume, die flüſtern und ſchwanken geheimnißvoll, und laſſen den blauen Himmel hereinfallen in zarten Streiflichtern, und die Abendſonnenſtrahlen, die die Blätter und Blüthen ſanft röthen und vergolden. Unſer Sebaldus wird den Baum malen, und den Himmel dazu. Was iſt das ganze Streben der Malerkunſt anders, als die Natur abzubilden in ihrer Herrlichkeit, und dem Maler wird alles Natur, auch das todte Gebild der Kunſt gewinnt durch den Zauber des Pinſels jenes ſtille Leben, das auf den Bildern blüht, und oft gar wunderbar zu dem Menſchenherzen, zu den Menſchengefühlen ſpricht. Und was iſt das Schönſte, das Edelſte in der Natur? Die Geſtalt des Menſchen. Und das Edelſte an der Menſchengeſtalt? Das Antlitz! Und das Edelſte im Antlitz? Das Auge, in dem ſich wieder die Natur abſpiegelt, in das die Welt ſinkt, aus dem die Seele ſpricht, und durch die Seele der Schöpfer, der den Menſchen ſchuf nach ſeinem Ebenbilde. Darum, meine ich, iſt es wohl immer ein edler Vorwurf für eine Künſtlerhand, ja der edelſte, das zu ſchaffen und nachzubilden, was der Herr nach ſeinem Bilde vorgebildet hat. Dieſem Gefühl, und dieſer, wenn auch nicht überall laut ausgeſprochenen Anſicht verdanken wir jene herrlichen edlen Göttergeſtalten des Alterthums, die eine Bewunderung aller Jahrhunderte ſind, und, obgleich geformt von ſterblichen Händen, doch den Typus des Göttlichen in ihrer idealen Geſtaltung ewig an ſich tragen, und von dieſer Anſicht geleitet, glaube ich, der ich meinen lieben Freund Sebaldus ganz zu kennen meine, er wird gern von Zeit zu Zeit ein Portrait malen, zumal wenn es befreundete, vielleicht gar geliebte Züge ſind, die er der Leinwand vertraut; nicht wahr, mein lieber Freund?“

So ſprach und rief mit Wärme der Doktor Erlſtein, und die Gäſte hörten ihm aufmerkſam zu, bis auf Florian, der Brodküglein drehte, und Roſalinde erröthete hoch, als bei den letzten Worten die Blicke Erlſteins ſie trafen. Sebaldus aber blickte faſt wehmüthig auf den Jugendfreund, und ein düſterer Ernſt überſchattete mehr und mehr ſeine ſchönen Züge.

„Was Du über die Kunſt ſagſt,“ ſprach er zu dem Freund hinüber, „iſt im Allgemeinen ſehr wahr, und nur ihre Unendlichkeit iſt Schuld daran, daß wir Maler uns einzelner Zweige des Rieſenbaumes zu bemächtigen ſuchen, um vielleicht durch Fleiß und Beharrlichkeit im Einzelnen mächtig zu werden, da wir es im Ganzen nicht vermögen, und auch die Talente zu jedem Zweig der Malerkunſt ſich gar ſelten in einem Menſchen vereinigt finden; was aber insbeſondere mich betrifft, ſo weißt Du, daß ich gern portraitire, ſelbſt auf meinen hiſtoriſchen Stücken gern Geſichtsähnlichkeiten anbringe, wie es große Meiſter bereits lange vor mir gethan, aber faſt ſollte ich nie mehr wagen, eines Menſchen Angeſicht zu malen, denn mir wurde die Hand, weil ich das gethan, freventlich gethan, — verflucht!“

„Verflucht!“ riefen dem Jüngling voll Entſetzen die Zuhörer und Zuhörerinnen nach; die

Weiber ſchlugen kreiſchend die Hände vor das Geſicht, die Männer ſahen ernſt, der Vater ſah mißbilligend auf den Sprecher, dieſer aber war merklich bleich geworden, und blickte ſinnend auf den Teller; er hatte das ſo herausgeſagt, ohne zu bedenken, welch ſchweres Wort er ausſpreche, und nun fiel es ihm erſt ein, daß er es beſſer würde verſchwiegen haben, daß Fluch und dergleichen ſich nicht gut eigne in ein chriſtliches, löbliches Tiſchgeſpräch; doch behielt er nicht zu langem trüben Nachdenken Zeit, denn es riefen an der ganzen Tafel alle Gäſte: „Wann, wie, wo, warum thateſt Du, thatet Ihr das? Erzählt es, erzählt es!“

„O nicht doch, heute nicht, ein andermal, werthe Freunde,“ bat Sebaldus Mutter: „nicht heute, am Tag, wo wir uns alle freuen, eine traurige Geſchichte, denn traurig muß die Geſchichte ſeyn, in der ein Fluch vorkömmt, und wir zittern noch vor Schreck alle Glieder.“

„Ach beſte Frau Muhme, laſſen Sie doch den lieben Vetter erzählen! Jetzt ſind wir einmal da, jetzt hören wir's alle. Es wird nicht ſo traurig ſeyn, thut auch nichts, wenn es ein bischen hautſchauderig iſt, und die Haare unter den Hauben lüpft, das gefällt uns eben," riefen die Baſen und Gevatterinnen, und jede rückte ihren Stuhl, um ein wenig näher zu Sebaldus zu kommen, auch ſuchte jede in ihrem Strickbeutel, um das Taſchentuch bereit zu haben, falls die Erzählung einige Thränen erforderlich machen würde.

Alles war ſtill geworden in der Stube, in welcher kaum vorher recht herzliche Freude laut war, und der junge Sebaldus begann: „Die Geſchichte iſt kurz, wie ein abgeſchnittenes Stück Lebensfaden. Mir lebte in Rom ein Freund, auch Maler, ich hatte ihn, er hatte mich ſehr lieb, noch lieber aber, glaube ich, hatte er eine kleine Signora, Namens Bianka, aus einem ſehr angeſehenen Hauſe, bis zur Anbetung, bis zum Wahnſinne liebte er das in der That engelſchöne Mädchen. Lange blieben alle ſeine Verſuche, ſich ihr zu nähern, fruchtlos; wie der früher für ihn auserleſen, die reizende Eliſabeth von Brandenburg, des Markgrafen Albert Achilles Tochter. Aber freilich, wie das Vaterherz die Schwestochter erlas, war jene mit ihrem ganzen Haus noch nicht proteſtantiſch, nun mußte er die Verbindung geſchehen laſſen und ſehen, daß auch Georgs Herz der neuen Lehre mit allem Eifer zugethan war. Das ſchmerzte den Alten, noch mehr ſchmerzte es ihn, daß ſein Sohn Chriſtoph nach manchem ſchlimmen Handel den geiſtlichen Stand entſagte, weltlich wurde und ſich ebenfalls laut und öffentlich in demſelben Jahre zur Lehre Luthers bekannte. Auch Graf Poppo, des alten Fürſten jüngſter Sohn, tauſchte den geiſtlichen Stand mit dem weltlichen und wurde lutheriſch. So ſah oder meinte doch der Vater ſich von allen ſeinen Kindern verlaſſen, und richtete himmelwärts den geiſtigen Aufblick, während ſein morſcher Leib ſich erdwärts neigte. Es giebt Feſſeln, die wir ſchwer, die wir nie abſtreifen in unſerm Erdenleben, ſie ſind mit unſerer Hülle verwachſen, ſie ſind ſelbſt unſre Hülle, eine dieſer Feſſeln iſt das Vorurtheil, das aber als ver-

Planet ſeine Sonne, ſo umkreiſte mein Bernardo Bianken; mit glühender Sehnſucht wünſchte er ihr Bild zu beſitzen; ſo tief es auch in ſeinem Herzen eingeprägt ſtand, er vermochte es nicht zu malen, er hatte nie portraitirt, ſein ganzes Talent widmete er der Landſchaftmalerei. Mich, ſeinen Freund, ſeinen Vertrauten, beſchwur er, ihm Biankens Bild zu malen, das er beſitzen müſſe, und wenn es die Seligkeit koſten ſollte. Ich war ja gern bereit, dem verliebten Freund zu dienen; hätten wir nur erſt gewußt, wo ich ſie ſehen konnte, denn bis jetzt kannte ich ſein Ideal nur aus ſeinen begeiſterten Beſchreibungen. Eines Tages ſtürzte er in wahnſinniger Freude zu mir ins Zimmer, umarmte, küßte mich und jubelte: Heuräka! Gefunden! Ich weiß, wo Du Bianken ſehen, malen, mich beglücken kannſt! In der Kirche zu St. Sebaſtian verrichtet ſie ihre Andacht, dort Sebaldus, dort ſiehſt Du ſie, zeichneſt Du ſie, o und haſt Du ſie nur einmal geſehen, dann wirſt Du nie wieder aus Deinem Gedächtniß ihre himmliſchen Züge verlieren. Vergebens war jeder Einwand von der Unſchicklichkeit, dem unpaſſenden Ort, dem Unrecht, ein Bild ohne Erlaubniß abzuſtehlen; Bernardo beſchwur mich zuletzt mit Thränen, ſchalt mich kalt, herzlos, nannte mich wieder ſeinen Engel, den Schutzheiligen ſeiner Liebe, kurz, meine Freundſchaft für ihn hätte keine, mein Herz ein fühlloſer Marmor ſeyn müſſen, wenn ich ſeinen leidenſchaftlichen Bitten kein Gehör hätte geben wollen.

Am folgenden Morgen ſchon führte mich Bernardo in die Kirche von St. Sebaſtian. Vor einem Seitenaltar, der der heiligen Mutter Anna geweiht war, knieete Bianka, ſchön wie die Madonna ſelbſt, die auf einem Bilde über dem Altar als zarte Jungfrau gebildet, zu den Füßen ihrer Mutter ſaß. Ich ſtellte mich ſo, daß ich die zarte Mädchengeſtalt ganz überblicken konnte, ein ſtarker Pfeiler deckte mich gegen das Schiff der Kirche, ich zeichnete ſchnell und ämſig, nicht ohne daß mir die Hand zitterte, nicht ohne daß mein Blut raſch und fiederhaſt mir durch die Pulſe jagte. Bernardo hatte ſich ohnweit der ſchönen Betenden niedergeworfen. Jetzt erhob ſich Bianka, der Schleier, den ſie zurückgeſchlagen hatte, überhüllte wieder neidiſch ihre Engelzüge, deren ſiegreiche Gewalt ſelbſt den zarten Flor durchdrang. Sie ging, ein reichgekleideter Diener ſchien am Eingang ihrer zu harren, Bernardo folgte ihr, ich hörte einen Wagen rollen, als ſie die Kirche verlaſſen hatte, blieb aber ſtehen, mir ihre Geſtalt vergegenwärtigend, als kniee ſie noch vor mir, und zeichnete weiter, und ſo fleißig, daß ich alles um mich her vergaß.

Plötzlich ſchreckte mich mitten in meinem Eifer ein leichter Schlag auf die Achſel, ich fuhr zuſammen, glaubte es ſey Bernardo, und war nicht wenig beſtürzt, als ich umblickte, einen Prieſter im Meßgewande hinter mir ſtehen zu ſehen, deſſen Blicke finſter auf mir ruhten, deſſen Geſicht ſo ſtarr und ſteinern ſchien, wie die Apoſtel- und Märtyrerſtatuen über den Altären. Nachdem er mich einige Sekunden lang durchbohrend angeblickt, während ich meine Zeichnung zu verbergen ſuchte, ſagte er mit erſchütternder Stimme: „Ich habe Euch lange zugeſehen! Ihr wandelt nicht auf der Bahn der Gerechten, Ihr treibt ein ſchnödes Handwerk im Tempel des Herrn! Dreifach ſündigt Ihr, einmal gegen die Jungfrau, deren Abbild Ihr ſtehlt, während ſie betet, und ſo ſeyd Ihr ein ärgerer Tempelräuber, als raubtet Ihr vom Altar ein heiliges Gefäß, und wieder ſündigt Ihr gegen die Kirche, die Ihr entweiht durch Euer Thun, und zum dritten frevelt Ihr gegen den Höchſten, in deſſen Haus Ihr Euch einſchleicht, nicht um darin zu beten, nicht um ihm zu dienen, ſondern um darin zu freveln! Hebet Euch weg, vermaledeiter Ketzer, und verflucht müſſe Eure Hand ſeyn immerdar, weil Ihr ſie entweiht zum Werke ſündlicher Weltluſt in des Herrn Haus!“

Er ſprach's und ſchritt in zorniger Eile von mir hinweg, ich aber ſtand wie angedonnert, dann ſtürzte ich aus der Kirche zu St. Sebaſtian, und habe ſeit dem nie wieder den Fuß in eine katholiſche Kirche zu ſetzen gewagt. Nur zu bald erfüllte ſich der Fluch des Prieſters. Bianka hatte einen Verlobten, der ſchon längſt mit eiferſüchtigen Augen die Schritte Bernardo's beobachtete. Einſt beſchlich er dieſen, als mein Freund ſich einſam glaubte, und das Bild, das ich auf ſein flehendes Bitten vollendet hatte, mit Blicken inbrünſtiger Liebe betrachtete. „Von wem habt Ihr dieß Bild?“ ſchrie er, blind vor wilder Leidenſchaft. „Von meiner Dame!“ erwiderte Bernardo ruhig, und der Italiener beißt ſich in grimmiger Wuth die Lippen blutig.

Am andern Morgen drang ein Gerücht zu uns, die ſchöne Bianka ſey von ihrem Bräutigam erdolcht worden. Bernardo war außer ſich, er wollte Hand an ſich legen, mit Mühe beſänftigten wir, ich und einige andere Freunde, ſeine tobende Leidenſchaft. Es frommte nicht lange; eines Tages ward er ermordet gefunden, ein feiner Glasdolch, am Heft abgebrochen, ſtack in ſeinem Herzen; Biankens Bild, das er in goldner Kapſel am Halſe trug, war geraubt, ſonſt nichts. Uhr, Börſe, Ringe, Alles hatte man dem Ermordeten gelaſſen. Von Biankens Bräutigam hörte man nichts mehr, er war ſpurlos verſchwunden.“

Sebaldus ſchwieg und ſah nachdenkend vor ſich nieder. Auch die Zuſchauer ſchwiegen erſtaunt, und blickten immer noch geſpannt auf den Erzähler. Die Mutter ſeufzte tief, Roſalinde war ſehr ernſt und traurig geworden. „Das war keine ſchöne Geſchichte, lieber Bruder,“ nahm Euphroſine das Wort, und der alte Sebaldus ſtimmte ihr bei: „Da haſt Du ganz recht, liebe Tochter,“ ſagte er, „und wenn mein Sohn uns noch mehr ſolche Geſchichten aus Italien mitgebracht hat, ſo wollen wir ihn herzlich bitten, daß er ſie verſchweige.“ Zu dieſen ernſten Worten war des Vaters Miene mehr kummervoll und betrübt, als unwillig, gleichwohl ging ein recht tiefes Wehgefühl in Sebaldus Herzen auf, und es kränkte ihn, daß er den Vater verſtimmt ſah. Aber auch keiner und keine von den Gäſten waren heiter, alle ſaßen mit ernſten und verlegenen Geſichtern dort, nur Florian blieb ſich gleich, und ſprach laut: „Ich hoffe, mein guter Vetter Sebaldus, Du machſt Dir über ſolche Poſſen keine Grillen, und malſt, was Du zu malen Luſt haſt, und was Dir Geld einbringt, denn Geld iſt die Hauptſache, an der es leider mir nur immer fehlt, weßhalb ich auch nicht nach Italien kann, um mich zum großen Künſtler zu bilden, doch — “

„Wer ſeine Kunſt lieb hat,“ unterbrach den Schwätzer der alte Sebaldus mit mehr Heftigkeit, als ihm ſonſt eigen war, „der fragt den Henker nach Geld, der kennt eine andere Hauptſache, der trachtet nach einem andern Reiche, nach einem andern Reichthum; auch ich war jung, auch ich war arm, aber die Kunſt lehrte mich, die Armuth zu vergeſſen, ſie würzte mein trockenes Brod, ſie ſchloß mir die Schätze ihrer Wunder auf, und ward ich auch gehemmt in meinem Streben durch frühes Unglück, und brachte ich's gleich nicht weit, ich habe doch redlich das Beſte gewollt, und Ausſicht auf Gewinn hat mich nie beſtochen, mich und meinen Meiſel herzuleihen zur Frohne, oder zum Handwerkerdienſt!“

„Recht ſo, mein alter Freund,“ rief der Glaſer Köhler: „etwas muß ſeyn, das den Künſtler hoch ſtellt, und dieſes Etwas trägt er nur in ſich, und bringt es zur Blüthe durch ſeine Kunſt, denn Geld haben kann Jeder, dem Glück oder Zufall es zuwerfen. Reichthum iſt nur die glänzende Schaale, und man ſieht nicht gleich, ob der Kern, den ſie einſchließt, brandig oder genießbar.“

„Der Meiſter Glaſer hat ſo glänzende Einfälle, und ſpricht in ſo ſchönen Bildern, daß er ſie billig unter Glas machen ſollte,“ murrte Florian vor ſich hin, und es würde vielleicht unter den Tiſchgenoſſen zu einem Wortwechſel gekommen ſeyn durch die ſeltſam angeregte Verſtimmung, hätte nicht der Wirth, dieß ahnend, die Tafel aufgehoben. Die Muhmen ſetzten ſich bald darauf um den Kaffeetiſch, Sebaldus holte einige Mappen voll ſchöner und ſeltener Kupferſtiche und Zeichnungen, die er geſammelt hatte, und zeigte ſie den Gäſten, und ſo wurde der Himmel der Geſelligkeit bald wieder recht freundlich und heiter, und blieb es, bis gegen Abend die Geſellſchaft auseinander ging.

2.

Die Blüthe eines wunderbar ſeltenen Talentes war in dem jungen Sebaldus zur herrlichſten Frucht gereift. Seine Bilder ſchienen alle zu leben, aus den Augen ſchien die Seele des Dargeſtellten zu ſtrahlen, die Lippen ſchienen ſich öffnen zu wollen zu freundlicher Rede. Mit Eifer und Liebe hatte er bereits die Bilder der beiden Aeltern vollendet, und das Haus wurde nicht leer von Freunden und Verwandten, die alle kamen, die Gemälde zu betrachten. Gar manchem der guten Einwohner von Niederheim ward jetzt erſt klar, was Malerei eigentlich ſey, welch ein Zauber in ihr liege, wie ſie zu begeiſtern vermöge ſo den Maler, wie den Schauer, und daß ſie gewiß und wahrhaftig eine ſchöne, fromme, heilige Kunſt ſey. Am tiefſten und lebhafteſten fühlte das freilich der junge Maler ſelbſt, und wenn er ſo recht ſtill und einſam vor ſeiner Staffelei ſaß, und ein lieber Zug ſeiner theuern Angehörigen nach dem andern zum Sprechen getroffen hervortrat, da durchflog ihn eine innerliche Freudigkeit, die wohl zu vergleichen war dem Gefühl, das in die Menſchenbruſt einzieht, wenn der Frühling ſein Nahen durch warmen Lufthauch, knoſpendes Geſträuch und Erſtlingsblumen verkündet, und mehr und mehr ſeine Reize, ſelbſt ein ſchönes lebenvolles Bild und bilderreiches Leben entfaltet. Iſt doch alles Künſtlerleben eine liebliche Frühlingszeit, die da erſt knoſpet und keimet, ſich wunderſam regt und ſproſſet, und dann das Schöne zur Blüthe brinklärtes Lilienband um unſre Stirne ſtrahlet, wenn es Glaube geworden, und der Glaube iſt etwas ſo Heiliges, daß wir ihn nur mit dem Leben laſſen wollen, und uns ſelbſt nur ungern fragen, ob es wahrer Glaube oder nur Glaubensvorurtheil ſey, an welchem ſo feſt und glühend wir mit unſerer ganzen Seele hingen. Wer wollte nun einem alten Mann es verargen, wenn er dem Grabesrande nah und im Lebenswinter ſich nur feſter in die liebgewordene Feſſel ſchmiegte?

In einer ernſten Stunde kam es zwiſchen den beiden Fürſten von Henneberg, Vater und Sohn, zu einem ernſten Geſpräch.

„Ich habe Dir viel zu Liebe und zu Willen gethan, Georg,“ ſprach da Fürſt Wilhelm. „Zu Willen, daß ich die Heirath mit der Proteſtantin gut hieß, und es duldete, daß Du ſo lange von meinem Hauſe entfernt bliebſt und an den Höfen der lutheriſch geſinnten Fürſten weilteſt, wodurch Du mir entfremdet worden biſt, und zu Liebe, daß ich das Scepter der Regierung in Deine Hände gelegt habe und mich mit geringer Abfindung begen will, und das Blühende zur Schönheit. Und dieſer ſchöne Schöpfertrieb regt ſich auch im Menſchenleben zumeiſt im Lebensfrühling, in den Blüthenjahren, in denen Sehnſucht zur Liebe, Anmuth zur Kraft, ſchwankende Neigung zur Selbſtſtändigkeit reift und ſich verklärt, daher in jeder Kunſt der Lebenslenz dem Künſtler die ſchönſten Blüthenkränze windet. Doch ſind es nicht die Jahre, deren Einfluß hier hauptſächlich mächtig, denn es waltet, webt, ſproßt und blüht in den Künſten und in den Herzen wahrer Künſtler ein ewiger Frühling.

Lieblich und freundlich, mild und würdevoll lachten ſchon in goldnen Rahmen von den Wänden des beſten Zimmers im Hauſe des biedern Sebaldus die Bildniſſe der holdſeligen Euphroſine, des muntern Ewald, der Mutter und des Vaters unſers jungen Künſtlers, auch einige ſchöne Hiſtorienſtücke aus der bibliſchen Geſchichte hatte der Fleißige bereits vollendet, und malte jetzt am Bild ſeiner geliebten Roſalinde. Liebe begeiſtert, Liebe giebt Dädalosflügel dem

Genius Kunſtbegeiſterung, auf denen er ſich aus dem Kerker des Alltagslebens in die Lichtregionen der Ideale ſchwingt. Liebe führte dem Maler Sebaldus den Pinſel, und zauberhaft ſchön, wunderherrlich verſprach auch dieſes Gemälde zu werden. Es trat auch noch Hoffnung zu der Liebe. Das Bild ſollte Roſalindens Brautgeſchenk werden, wenn es vollendet, ſollte die Verlobung, und bald darauf die Hochzeit der Glücklichliebenden ſeyn. Mit doppeltem Eifer arbeitete Sebaldus; ganz Niederheim ſprach ſchon davon, wie ſchön, wie wunderſchön das Bild der Jungfrau Roſalinde Köhler ihr zukünftiger Bräutigam male.

Zu dem Fleißigen trat auch eines Tages Vetter Florian, der ſich lange Zeit nicht hatte ſehen laſſen, und betrachtete mit Staunen die Bilder des Sebaldus.

„Ei, ei, lieber Vetter,“ ſprach er, ich fange recht an, Reſpekt vor Dir zu bekommen, Deine Stücke ſind ſehr ausgezeichnet, nur hier und dort ſcheinen mir die Schatten zu ſtark, das Kolorit zu düſter.“

„Das Leben iſt auch ein Schattenmaler,“ entgegnete Sebaldus lächelnd, ohne ſich in ſeiner Malerei ſonderlich ſtören zu laſſen. Oft geht eine innere Düſterniß unvermerkt aus der Seele des Malers auf das Bild über, und das Gemälde wird zum Spiegel ſeiner Gedanken.“

„Du ſprichſt wunderlich, Vetter,“ erwiderte Florian: „Ich frage den Guckuck nach ſolchen Reflexionen und Bildern von Schatten und Düſterniß. Narrheit! Bild iſt Bild, das Leben malt nicht, ſondern die Hand, der Pinſel, die Farbe. Seit Du aus Italien zurück biſt, biſt Du ein recht grilliger Duckmäuſer geworden, gehſt nicht mehr in luſtige Geſellſchaft, ſchiebſt nicht Kegel mit uns, faſt ſollt ich meinen, der Schoos der alleinſ — “

„Vetter!“ rief Sebaldus ſtark betonend, und warf einen recht ernſten Blick über die Staffelei nach dem leichtgeſinnten Verwandten. „Vetter, ich muß mir jede Beleidigung verbitten! Jeder nach ſeiner Weiſe, ich tadle die deine nicht, laß Du mir die meine.“

„Sehr gern, o recht gern, mein geſtrenger Herr Vetter,“ ſpottete Florian, grüßte mit flüchtiger Abſchiedsverbeugung, und ging.

„Armſelige Flachheit,“ ſprach Sebaldus zu ſich ſelbſt, da ihn der Vetter verlaſſen: „Wie kannſt Du ſo große Gewalt gewinnen über ein ſonſt unverdorbenes Herz? Soll ich glücklich oder unglücklich die Genügſamkeit nennen, die nicht mehr ſucht und vom Leben will, als eine luſtige Geſellſchaft, ein Kegelſpiel, und wenn's hoch kommt eine Tanznacht? Die kein Sehnen kennt, als das nach dem Vergnügen, kein Streben, als das nach Sinnengenuß? Unglücklich will ich ſie nicht nennen, aber auch weder theilen, noch beneiden. Es gibt etwas Höheres, Schöneres, Edleres! Du, heilige Kunſt, und Du fromme Liebe! Ihr ſeyd die Dioskurenſterne, nach denen ich hoffend und vertrauend blicken will, ſo lange auf dem Strome der Zeit mein Lebens-Nachen ſchwimmt. Ihr zeigt mir die freundlichen Ufer, an denen ich landen kann, ihr verheißt mir ſelige Inſeln, auf denen in traulichen Hainen die Tempel und Altäre meines Glücks zu finden. Ihr ſeyd ein Schweſterpaar, das mich durch die Labyrinthe führt, die das Geſchick auf unſern Lebensweg gebaut, da wir hindurch müſſen. Der Menſch muß irren, fehlen, ſchwanken, hoffen und klagen, jubeln und weinen, ſonſt wäre er nicht Menſch, nicht Kind des Staubes; aber er bleibe auch im Irrthum ſeinem beſſern Selbſt treu, ſey nicht abhold den Warnungsſtimmen des Verſtandes und der beſſern Einſicht, ſey im Schmerz nicht muthlos, nicht ſtolz im Glück!“ — „O meine Roſalinde,“ ſprach er weiter, das Bild, das der Vollendung nahe war, zärtlich anredend: „O meine Roſalinde, wie Du mich anlächelſt, wie blühend ſchön Du vor mir ſtehſt, und doch, wie ſchwach erinnert das Bild an Dein holdes Selbſt! — Leben! Anmuth! Jugendblüthe! Ihr macht alle Künſtler zu Stümpern! Du wirſt mein ſeyn, Roſalinde!

Dieſe Wangen mit ihren zarten Roſen, dieſer Mund, ſo wonneſüß, und im Küſſen ſo bezaubernd, dieſe Augen, die Liebe, warme Liebe ſtrahlen, dieſe edle freie Stirn, das Goldhaar, dieſer blüthenweiße jungfräuliche Buſen, alles mein, ganz mein! O ich Glücklicher! Die Aeltern werden mich ſegnen, und mit den Geſchwiſtern mich täglich beſuchen. Fremde, die durch das Städtchen kommen, werden von mir hören, und meine Bilder ſehen wollen. Ich will ſie bereitwillig zeigen. — Ich will nebenbei einen kleinen Kunſthandel anlegen, es iſt doch dabei immer etwas zu gewinnen, und bei verſtändiger Umſicht und Kenntniß nichts zu verlieren. Und ich will recht fleißig ſeyn, meine Roſalinde ſoll — nicht darben müſſen mit dem armen Maler. Ich will die Beſtellungen auf Portraits nicht von mir weiſen, ich treffe ja glücklich, und an einem ſo kleinen unbekannten Ort muß man jeden redlichen Verdienſt annehmen. Was ich ſonſt vollende, ſende ich nach großen Städten in Ausſtellungen, etwas wird doch hier und dort gekauft, und wenn ich nur einigermaßen eingerichtet und ſorgenfrei bin, dann will ich unentgeltlich ein Altarſtück in unſere Stadtkirche malen, zum Andenken, daran ſich noch Kind und Kindeskinder freuen ſollen.“

So ſprach, immer ämſig malend, Sebaldus zu ſich ſelbſt. Ein ganzes Leben lag in dem kleinen Selbſtgeſpräch. Er begann mit jugendlicher Begeiſterung die Ideale zu preiſen, zu denen oft die Jugend ſo ſchwärmend aufblickt, dann ging er auf ſein eigenes Leben, ſeine Hoffnung, ſein Glück über. Da trat ihm ſchon unvermerkt und leiſe die Sorge für den Unterhalt nah, und er gedachte, wie er dieſen begründen und ſichern wollte, er ſah ſich als Mann in voller Wirkſamkeit, und baute auf den Grund ſeines redlichen Künſtlerlebens ſchon das glänzende Luftſchloß künftiger Berühmtheit auf, ſo wie das Denkmal, das er ſich ſelbſt zu ſetzen gedachte.

Baue nur, guter Jüngling! Tauſende waren redlich und gut wie Du, von frommem

Streben, vom warmen Eifer beſeelt wie Du, Tauſenden lächelten Heimath und Liebesſeligkeit mit ſtrahlenden Augen zu, wie Dir, und das Schickſal knickte ſchonungslos die Blüthen ihrer Hoffnung; verwehte mit kaltem Eishauch ihre Luftſchlöſſer, warf die Mauſoleen ihres Ruhms in den Staub, ehe noch der Bau vollendet. Wirſt Du murren, Sebaldus, wenn auch Dein Freudentempel in traurige Trümmer bricht? — Ueber Gräbern wächſt Moos, um Ruinen rankt die Dulcamara — der Nachtſchatten der Schwermuth.

3.

Ein trübes Geſtirn war aufgegangen über dem Hauſe des alten Bildhauers Sebaldus. Dieſer ſelbſt aber war ſchon hinabgegangen in ein Schattenthal, aus welchem Keiner wiederkehrt. Ein Schlagfluß hatte ihn getroffen, und der gerechte Schmerz ſeiner zurückgelaſſenen Familie, die Achtung ſeiner Freunde und Mitbürger hatte ihn zu Grabe begleitet. Er ſollte die Ruthenſchläge des dunkeln Geſchicks nicht fühlen, nicht die Hand ſehen, die den geliebten Seinen das Mene tekel upharſin ſchrieb.

Im Herbſt war der junge Sebaldus wiedergekommen, jetzt war es Winter. Der kleine See, der dicht bei dem Städtchen Niederheim gelegen war, war feſt zugefroren, und bot der Jugend eine herrliche Eisbahn. Jeden Nachmittag war er belebt von muntern Schlittſchuhläufern und Stuhlſchlittenfahrern. Alt und Jung, Vornehm und Gering, wem es nur ſeine Zeit erlaubte, und wen die eigene Luſt und Geſchicklichkeit dazu zog, vergnügte ſich auf dem See, zumal Sonntags. Da ſah man blühende Jungfrauen mit friſchen, von der Kälte mit höherem Incarnat gemalten Wangen, in Stuhlſchlitten, die von gewandten Freunden geſchoben wurden, leicht über die glänzende Fläche hingleiten, ſah Knaben und Männer ſich fröhlich unter einander tummeln, und die nicht Schlittſchuh laufen konnten, oder Gefahr fürchteten, luſtwandelten an dem freundlichen Ufer. Uebrigens war keine Gefahr zu fürchten, wenn nur eine bekannte Stelle vermieden wurde, wo in der Tiefe des Sees eine Quelle ſprang, daher er dort nie ganz zufror.

Nun war es ein recht ſchöner, heller Winterſonntag im Monat Januar, und ſchon waren fünfzehn Wochen vergangen, ſeit der Bildhauer Sebaldus ruhte, und der heftige Schmerz, den ſein Scheiden den Seinen verurſacht hatte, war einer ſtillen Trauer, einer wehmuthvollen Erinnerung gewichen. Der junge Sebaldus hatte noch vor des Vaters Tod Roſalindens Bild vollendet, und ſie war nun ſeine verlobte Braut, aber die Hochzeit war freilich durch die Trauer hinausgeſchoben. Doch warum ängſtlich eilen, eine Zeit zu enden, die ſo ſchön, ſo reich an ſtillen Freuden iſt, warum allzuſchnell den Brautſtand vertauſchen mit dem Eheſtand. Spenden doch Lenz und Sommer lange zuvor Blumen gnüge, aber noch habe ich Dir nicht mein Land abgetreten, und will nicht, daß die lutheriſche Ketzerei unſre Unterthanen anſtecke, denn Gott hat ſie uns anvertraut und wird ſie von uns wiederfordern."

„Mein gnädigſter Herr Vater," erwiderte Fürſt Georg ehrfurchtsvoll: „ich werde keinen der Unterthanen zwingen, der neuen Lehre anzuhangen, allein auch keinem verbieten, ſeiner beſſern Ueberzeugung zu folgen. Auch käme dieſes Verbot zu ſpät, denn ſchon haben tauſende mit Freudigkeit ſich dem Lichte zugewendet! Zweifelt Ihr daran, ſo geht nur nach Grimmenthal und zählt die Opfergaben, die kaum noch jährlich zehn Gulden betragen, blickt auf die Wanderer, ob ſie ihre Kniee beugen vor den Bildern und ſich kreuzigen? Sie gehen vorüber mit bedecktem Haupt und verachten die Götzenbilderdienerei."

„Du läſterſt Sohn, Gott und die Heiligen mögen Dir das Wort vergeben!" rief der alte Fürſt entſetzt und ſich bekreuzigend aus. „Ich verfluche Deinen neuen Glauben, der Dich der Hölle überliefern wird ſammt Deinem Anhang, den Glauben, der mir nun und Blüthen in reicher Fülle, ehe allmählich die Früchte reifen!

Sebaldus, der nicht eben ein abſonderlicher Freund des Schlittſchuhlaufens war, machte in Geſellſchaft ſeiner Braut einen einſamen Spaziergang.

Freundliche Bilder ihres Glückes und ihrer Zukunft gingen den Liebenden im geſprächigen Gedankenaustauſch vorüber, während ſie auf einer ſonnigen Straße hinwandelten. Die Wieſen, die Aecker, die Anhöhen glänzten in funkelnder Schneepracht. Von den Obſtbäumen, die längs des Weges gepflanzt waren, tropfte thauend das glitzernde Silber ab, denn die Sonne gewann ſchon wieder einige Macht auf die geliebte Erde, und ſendete ihre Strahlen wie Liebespfeile von dem blauen Aetherbogen auf ſie nieder.

„Welche Feſtſtille, welche Sabathruhe in der ſchlummernden Natur!“ ſprach der Jüngling zu ſeiner Braut. „So mild iſt dieſer Sonnenſchein, daß ich ihn nennen möchte einen

Bürgen der ewigen Liebe, die ſich gleich bleibt in jeder Wandlung der Zeit und des Geſchickes. Ja, Gott iſt ewig treu!“

„Und auch der Menſch ſoll es ſeyn,“ ſagte Roſalinde mit einem zärtlichen Blick auf den Geliebten. „Sein Herz ſoll warm bleiben, wie der tiefe Schoos der Erde, und empfänglich für den Kuß der ewigen Liebe, wenn auch der Winter der Zeit über ſeine äußere Geſtalt Macht hat.“

„Das Herz kann nicht altern, die Gefühle bleiben jung und jugendlich, mein Mädchen,“ ſtimmte ihr Sebaldus bei. „Siehſt Du das friſchgrüne Moos hier am Baum? Mitten in der Erſtarrung, die das ganze Naturleben zu bewältigen ſcheint im Winter, treibt es ſtill ſeine wunderbare Blüthen, bringt es geheimnißvoll ſeinen Saamen zur Reife. So wachſen die Menſchengeſchlechter am Baum der Zeit, der gigantiſch ſeine Aeſte durch das Weltall breitet; leben, weben und ſind; Sonne ſtrahlt Frieden und Glück, Sturm bringt Verheerung, es wechſelt Nacht und Tag, Sommer und Winter. Monden und Jahre ziehen vorüber, das grünende Moos verjüngt ſich immerdar.“

„Wir wollen recht treu ſeyn, uns recht innig, innig lieben,“ lispelte Roſalinde mit einem warmen Händedruck, und Sebaldus küßte die friſchen Purpurlippen des jungfräulichen Mädchens. Schweigend, im Vorgefühl glücklicher Tage, wandelten ſie weiter. — Die Straße führte am Friedhof vorüber. Ueber die niedrige Mauer hoben ſich die weißen Monumente, die vergoldeten Kreuze ſpiegelten glänzend die Sonnenſtrahlen zurück. Das junge Brautpaar trat durch das offene Gitterthor hinein, und ſtand bald am Grabe des alten Sebaldus, das ein Marmorbild von ſeiner eigenen Hand ſchmückte. Die Kränze, die kindliche Liebe auf den Hügel gelegt hatte, als er noch friſch war, waren welk, und zum Theil von den Herbſtſtürmen entblättert. Schweigend ſtanden die Liebenden am Grabe des Biedermannes, in Roſalindens Augen traten Thränen, Sebaldus kämpfte ſtill mit einer unnennbaren Wehmuth. „Mein guter Vater!“ ſprach er dann halblaut: „Warum biſt Du ſo früh von uns gegangen? Warum bliebſt Du nicht bei uns, und freuteſt Dich des Glückes Deiner Kinder? O, wenn es Dir vergönnt iſt, aus den ſeligen Regionen der Lichtwelt auf uns herabzuſchauen, ſo blicke ſegnend nieder, Vater, wie wir fromm, hoffend und vertrauend hinauf ſehen!“

„Wie ſtill es hier iſt, wie friedlich,“ ſprach Roſalinde, ihre Thränen trocknend. „Hier werden auch wir einſt ſchlafen, wer weiß, wie bald? und es muß ſich gut hier ruhn!“

„Nur die Hülle ruht hier, meine Geliebte, unbewußt ihrer Ruhe,“ erwiderte Sebaldus: „Die Seele aber ruht — in Gott. Wie ſo friedlich die Gräber neben einander liegen, ein wahrhafter Gottesacker,“ fuhr er fort: „Jedes Grab mit ſeinem Kreuz erſcheint mir, wie eine ſtille Kirche, in der ein geheimnißvoller Gottesdienſt gehalten wird, ein Gottesdienſt, der Formen und Parteiungen ſtreng ausſcheidet, deſſen

Glaubenslehre nur die eine iſt: Es iſt ein Gott! Aus der Nacht zu ſeinem Licht, aus der Endlichkeit zu ſeiner Unendlichkeit, nur in ihm iſt Freude, Ehre, Ruhm und Seligkeit!“

Unwillkührlich ſchauerte jetzt Roſalinde zuſammen, Sebaldus bemerkte es, und fragte beſorgt: „Was iſt Dir Liebe?“ — „Nichts!“ antwortete ſie lächelnd. „Es durchfuhr mich plötzlich jener Schauder, von dem man ſprichwörtlich zu ſagen pflegt: der Tod läuft einem übers Grab.“

„Du biſt vielleicht warm geworden durch das Gehen, und wir ſind hier zu lange ſtehen geblieben, laß uns weiter wandeln!“ ſagte Sebaldus, und verließ Arm in Arm mit ſeiner Braut den Kirchhof. „Nächſtens will ich hier herausgehen, und die Skizze zu einer Winterlandſchaft aufnehmen,“ ſprach im Gehen der Maler: „Im Vordergrund einen Theil des Gottesackers mit der alterthümlichen gothiſchen Kirche; hinten dann das Städtchen, das ſich von hier recht groß ausnimmt. In der Ferne erblickt man einen Leichenzug auf dem Friedhof ein offenes Grab; die ausgeſchaufelte Erde mit Knochen und Sargſplittern wird neben dem hellen Schnee einen ſcharfen Kontraſt bilden. Uebrigens alles ſtill und ernſt, alles tiefe Ruhe athmend, und doch die Landſchaft recht ſonnig, recht verklärt. Jenes lichtgrüne Fleckchen dort unten auf der Wieſe, wo eine Quelle ſpringt, will ich nicht vergeſſen, es leuchtet wie ein Smaragdſtrahl der Hoffnung in das Bild der Erſtarrung. Vielleicht laſſe ich den Todtengräber, einen uralten Greis, ſich auf die Mauer lehnen, und ſein runzelvolles, ſtarres Geſicht der Winterſonne zuwenden.“

„Das wird ein ächtes Bild des Winters, auf das ich mich freue,“ nahm Roſalinde das Wort: „weil es mich dann auch an unſern heutigen Spaziergang erinnern wird, und weil Du in meiner Geſellſchaft die Idee dazu aufgefaßt.“

„In der Geſellſchaft des Lebens, des blühenden Frühlings!“ ſetzte lächelnd der Jüngling hinzu, und führte die Geliebte weiter.

Sie ſchritten dem Städtchen wieder näher, ſchlugen aber, ehe ſie das Thor erreichten, einen Seitenpfad ein, der ſich zwiſchen Gärten hinzog, und über eine Anhöhe führte, von der ſich eine reiche, wunderſchöne Ausſicht bot. Ein breites Thal, durch das ein Fluß in mäandriſchen Krümmungen ſtrömte, nicht allzuhohe, waldbewachſene Berge, Dörfer, Ruinen, einzelne Maierhöfe überflog der Blick. Unten aber, am Fuße der Anhöhe, lag friedlich und freundlich das Städtchen Niederheim mit ſeiner ſchönen Kirche und einem kleinen landesherrlichen Schloß, das über einer Felswand ſtand, unter welcher, wie ein großer kryſtallener Spiegel, der See glänzte, auf dem ſich muntere Jugend ergötzte. Die Spatziergänger ſtanden zu hoch, um Einzelne perſönlich erkennen zu können, ſie ſahen nur, wie die Schlittſchuhläufer in großen Schlangenlinien auf der Eisfläche hinglitten, wie ſich die

Stuhlſchlittenfahrer wetteifernd zu überholen gedachten.

„Auch ein Winterlandſchaftsbild,“ nahm Sebaldus das Wort: „Aber ein lebenvolles, fröhliches. Das unbeſorgte Hingleiten der Menſchengeſchlechter über der Grabestiefe des Geſchickes.“

„Gott! Gott!“ rief Roſalinde ängſtlich aus. „Was iſt Dir? Was erſchreckt Dich?“ fragte, nach der Erbleichenden blickend, Sebaldus! Starres Entſetzen lag in ihrem Geſicht, zitternd und wortlos deutete ſie auf die linke Seite des Sees, blitzſchnell folgten des Jünglings Blicke der Richtung. Weit von den andern Schlittſchuhläufern, der gefährlichen Stelle nah, hatte einer einen Stuhlſchlitten gefahren; ein dumpfes Krachen gebrochenen Eiſes ſchlug an das Ohr der Schauenden; der Schlittſchuhläufer fiel, der Schlitten, auf dem zwei dunkle Geſtalten, entſauſte ſeinen Händen und flog unaufhaltſam der offenen Tiefe näher, ein zweiter krachender Schall, und der Schlitten war mit denen, die darauf ſaßen, verſchwunden.

„O, allbarmherziger Gott!“ jammerte Roſalinde, einer Ohnmacht nah, die Hände vor die Augen haltend, die das Entſetzliche geſchaut. „Ewiger Himmel!“ ſeufzte aus ſchmerzgepreßter Bruſt Sebaldus; von dem See herauf aber gellte ein ſchneidender, jammervoller Wehruf, der nicht enden wollte, durch die Luft. Ein Gewimmel, ein irres Durcheinanderlaufen entſtand, auch der Gefallene war eingebrochen, er kämpfte noch mit der finſtern Gewalt, die ihn hinabziehen wollte in die Tiefe, und ſuchte mit verzweifelter Anſtrengung ſich über dem Eis zu erhalten.

„Komm; komm, nach Hauſe! Ich bin des Todes vor Angſt!“ bat bebend Roſalinde, und eilend zog ſie den ſchreckenſtarren Bräutigam mit ſich fort. Er ſah noch im Hinabeilen, ehe der See ſeinen Blicken entſchwand, daß dem Eingebrochenen eine Stange zugeworfen wurde, an die er ſich klammerte in ſeiner Todesnoth, und daß Männer mit Aexten bemüht waren, einen am Ufer leider eingefrornen Nachen loszuhauen.

Wie die Liebenden das Städtchen erreichten, war ſchon die Schreckenskunde laut. Aus allen Fenſtern blickten Leute, unzählige Einwohner liefen nach der Pforte, durch die man an das Seeufer gelangte. Aengſtlicher, ahnungsvoller, beklommener ſchlug Sebaldus Herz, und tödtendes Entſetzen übermannte ihn, als er mit Roſalinden, die kaum mehr zu gehen vermochte, die Gaſſe erreichte, in der ſein väterliches Wohnhaus gelegen. Aus dem Hauſe und in das Haus ſah er befreundete Nachbarn eilen, und verworrenes Rufen trug an ſein Ohr die Namen Florian, Ewald, Euphroſine. Als er, halb beſinnungslos, über die Schwelle ſchritt, duftete ihm ein ſtarker Geruch von Hoffmanniſchen Liquor entgegen.

„O mein armer junger Freund!“ rief die weinende Stimme des Schloſſers Klaus ihm zu. „O Gott mache Euer Herz ſtark, und gebe Euch ſchon Jahre lang Kummer und Herzeleid bereitet hat, meine Schlöſſer zerſtört, meine Klöſter verbrannt, meine Dörfer geplündert! Das iſt ein ſchöner Glaube, der die Verwüſtung predigt! Der Satan hat ihn erfunden, der in Wüſten wohnt und in der Wüſte zum Heiland als Verſucher trat, ein wüſter Glaube! Was ſoll noch heilig ſeyn auf dieſer Welt, wenn ihr die lieben Heiligen verachtet? Wer ſoll für Euch bitten bei Gott, wenn ihr die frommen Fürbitter verhöhnt und verläugnet? Es iſt ein Glaube, der lauter ſataniſche Mißgeburten zeugt, Aufruhr und Mordbrand, Wiedertäufer und Bilderſtürmer!"

„Ereifert Euch nicht, mein Vater," bat Georg ſanft, aber feſt. „Nach den Wettern reinigt ſich der Himmel und die Erde grünt verjüngt; der Glaube iſt nicht Schuld an dem Unheil, ſondern ſeine irregeführten Bekenner. Der lutheriſche Glaube kann ſo wenig dafür, daß der Bauernaufruhr entſtand, als der katholiſche, daß die Ablaßkrämerei einriß, jenes abſcheuliche, betrügeriſche Handwerk, das allen Laſtern und Verbrechen Vorſchub leiſtete, und den Meuchelmörder, der in der Abſicht kam, Faſſung, das Entſetzliche zu tragen!“ Sebaldus fühlte ſich von den väterlichen Armen des Biedermannes umſchlungen. Er hatte keinen Odem, keine Beſinnung mehr. So ſchwankte er in die Stube, die von jammernden, händeringenden Weibern erfüllt war. Auf dem Sopha lag, in todtähnlicher Ohnmacht ſeine Mutter. Erlſtein und ein anderer bejahrter Arzt waren um ſie beſchäftigt. Der Glaſer Köhler war auch gegenwärtig, und ſchnell genug, ſeine erbleichende Tochter zu halten, die jetzt den ganzen Jammer faßte, der hereingebrochen war auf das Haus ihres Bräutigams, und umzuſinken drohte.

Das war aber der einfache Hergang der traurigen Begebenheit, die ſo viele Herzen mit dem tiefſten Schmerz erfüllen mußte. — Der ſonnige Sonntagnachmittag hatte auch Euphroſinen mit ihrem Bruder Ewald hinausgelockt an den See, den Tummelplatz des winterlichen Vergnügens. Der gefällige, aber nur zu leichtſinnige Florian war mit einem Stuhlſchlitten herbeigekommen, nachdem er bereits mehrere junge Mädchen gefahren, und hatte Euphroſinen freundlich-nöthigend zugeredet, ſich einzuſetzen. Sie hatte ſich lange geweigert, und nur endlich den Aufforderungen ihrer Freundinnen nachgegeben. Auf ihr Begehr mußte ſich Ewald zu ihr ſetzen. Der Schlitten war groß, und für die Geſchwiſter geräumig genug. Unbedachte Kühnheit und freventliches Wagniß ſind ſtets dem Leichtſinn verſchwiſtert. Fröhlich mit den Geſchwiſtern plaudernd, fuhr Florian weit hinüber, und war, ohne ſelbſt recht darauf zu achten, der gefahrvollen Stelle näher gekommen, als er dachte, da ſchreckte ihn des krachenden Eiſes dumpf mahnender Donner. Euphroſine ſchrie angſtvoll auf, er fühlte, daß das Eis unter ihm breche, und hatte Geiſtesgegenwart genug, dem Schlitten einen heftigen Stoß zu geben, aber er hatte der Richtung nicht Acht gehabt, und ſo flog der Schlitten gerade auf die offene Stelle zu, unter ſeiner Doppellaſt brach zum zweitenmal das immer dünner werdende Eis, und die Geſchwiſter ſanken rettungslos in die kalte Tiefe. Der unglückliche Florian ward gerettet, Niemand aber hat ihn wieder in Niederheim geſehen. Auch die Geſchwiſter wurden dem See entriſſen, aber zu ſpät war das geſchehen, ſie kehrten nicht ins Leben zurück. — Die Mutter verfiel in ein Nervenfieber, der ſiebente Tag führte ihre Seele den vorangegangenen Lieben nach.

4.

Einſam weilte in ſeinem verödeten Hauſe der arme Sebaldus, in der Stube, wo die Bilder des Vaters, der Mutter, der Geſchwiſter hingen; ſeine Augen blickten ſtarr auf die freundlichen Schildereien, die ſeine Hand geſchaffen. Mit dem Zeigefinger dieſer Hand deutete er auf die Bilder auf eines nach dem andern, und ſprach dazu mit dumpfer Stimme: „Todt —

todt — todt — todt —;“ dann ſchauderte er heftig zuſammen, von einem ſchrecklichen Gedanken ergriffen, und ſtieß halblaut das Wort: „Verflucht“ mit angſtvollem Wehlaut aus.

„Ja, dieſe Hand hat Euch gemalt, dieſe Hand, die verflucht ward,“ ſagte er gepreßt: „Und nun ſeyd Ihr alle, alle hinab, wie Bernardo und Bianka. Alle Blüthen vom Baume meiner Freude, bis auf eine — ha und dieſe Eine! Wird ſie nicht abfallen, welk und bleich, ehe es Zeit iſt? Wird Roſalinde mir bleiben? Auch ſie habe ich gemalt, auch ſie iſt ſchon geweiht dem Dämon der Vernichtung, der verderblich eingreift in mein Leben! Wenn auch ſie von mir ginge! Es wäre ſchrecklich, entſetzlich, fürchterlich! O allgütiger Himmel, nicht ſo grauſam hart ſtrafe mich, und willſt Du Sühnopfer, ſo nimm mich, mich, den Frevler! Nicht dieſe Schuldloſen!“

„O meine Träume, meine Hoffnungen, mein Glück!“ klagte der Tiefgebeugte. „Wie nichtig iſt Alles! Wie farblos iſt Alles! Du kannſt

Deine Pinſel mit Thränen abwaſchen, Sebaldus, und die Kunſt ablehnen wie eine feile Dirne, die nur Liebe heuchelt, und Deine Umarmung mit Gift bezahlt. Meine holde, liebe Schweſter, Du guter, freundlicher Ewald, was hattet denn Ihr verbrochen, Seelen voll Unſchuld, daß Euch verſagt ward, Euch länger des Erdendaſeyns zu erfreuen? Du fromme, theure Mutter, Herz voll Milde, warum brachſt auch Du ſo früh? O Nacht, Nacht! Rings um mich düſterer Schatten, kein Licht! Grau in Grau, das iſt eine traurige Manier.“

Ein leiſes Klopfen an die Thüre ſtörte den Einſamen. Der Vater Roſalindens trat herein. „Kommt doch herüber, lieber Herr Sohn,“ redete der bejahrte Mann freundlich den Kummervollen an: „Das Alleinſeyn taugt Euch nicht. Kommt, Eure Braut ſehnt ſich nach Euch. — Ach,“ ſetzte er leiſe ſeufzend hinzu, „ſie gefällt mir gar nicht, von Tag zu Tag wird ihr Ausſehen elender, kein Arzneimittel ſchlägt an, die Aerzte tröſten mit ungewiſſen

Hoffnungen, und ich glaube, ſie wiſſen nicht einmal recht, was meinem armen Kinde fehlt.“

„Ich glaube Dir, guter Vater!“ dachte Sebaldus: „Ich weiß es, aber ich bin kein Arzt, der heilen und helfen kann.“ Wehmüthig reichte er dem alten Köhler die Hand, und folgte ihm zu der kränkelnden Roſalinde, die mit einem verklärten Lächeln auf dem geiſtigen, ſchneebleichen Geſicht den Geliebten grüßte. Von der Wand grüßte ihr jugendholdes Bild, das Liebe mit dem blühendſten Farbenzauber geſchmückt und ausgeſtattet! Ach, welcher Kontraſt zwiſchen dem Bild und dem Original, zwiſchen dem Jetzt und der jüngſten Vergangenheit! —

Das junge Brautpaar ſaß allein beiſammen, lautlos, ſchmerzbewegt. Endlich brach Roſalinde das düſtere Schweigen. „Mein guter, lieber Freund,“ begann ſie: „Ich habe an Dich eine recht große Bitte, deren Erfüllung Du mir geloben ſollſt, ehe ich ſie ausſpreche, willſt Du?“

„Du wirſt nichts bitten, was über meine Kräfte geht, mein Mädchen,“ antwortete der junge Mann: „So rede nur immerhin, ich gelobe Dir gern die Zuſage an.“

„So bitte ich denn,“ ſprach Roſalinde mit ſeelenvollem Ausdruck: „daß Du Dich waffnen und recht ſtark machen mögeſt gegen einen Feind, der Trennungsſchmerz heißt, und daß Du dem Leben nicht gram werdeſt, wenn es Dich hart daniederbeugt, und daß Du nicht murreſt gegen den Himmel, wenn er Dir Dein Liebſtes entzieht.“

„Verſtehe ich Dich?“ fragte er beklommen, und ſie erwiderte noch weicher: „Wir müſſen uns trennen, mein Bräutigam, wir müſſen von einander gehen; nicht die Myrthe, eine andere Krone iſt dieſem Haar beſtimmt.“

„Welche Gedanken, Mädchen! ſo ſchwarz, ſo düſter!“ rief der Jüngling. „Habe ich nicht ſchon genug gelitten?“

„Ich fühle es,“ flüſterte ſie, und umſchlang den Geliebten heftig: „Ich werde bald heim gehen. An der Blüthe meines Lebens, nagt — der Wurm des Todes!“

„Allmächtiger! Meine Ahnung! Auch Du, Roſalinde!“ rief der Arme aus: „Nun denn, dann will auch ich hinüber, dann hält mich kein Band mehr an das elende, jämmerliche Leben!“

„Denke, Geliebter, Deines Verſprechens!“ bat ſie mit rührender Stimme: „Das iſts eben, was ich Dich bitte, daß Du männlich tragen ſollſt. Mich beweinen ſollſt Du, mich nie vergeſſen, aber dem Leben nicht abhold werden, das ſich vielleicht vorbehält, Dir einſt den reichſten Erſatz zu geben, für Alles, was es Dir grauſam nimmt und ſchon genommen hat!“

„O quäle mich nicht, verwirre meine Gedanken nicht, Roſalinde,“ ſagte er leiſe: „Das Leben fängt ſchon an, mir als ein Zerrbild zu erſcheinen, das die tolle Laune eines wahnſinnigen Malers auf eine gekalchte Wand pinſelte, eine höhnende Fratze, die ausſchaut, wie eine alte Kirchenfahne, auf deren einer Seite ein blühendes Jünglings- oder Jungfrauenbild ſichtbar, aber wie ſie der Wind bewegte, kam auf der andern Seite ein Gerippⁱ zum Vorſchein. Das Leben iſt ein ewiger Todtentanz!“

Sebaldus ſchwieg, auch Roſalinde. Die Dämmerung brach herein, die Liebenden ſaßen ſchwermüthig neben einander, Hand in Hand, Wange an Wange geſchmiegt. Da konnten ſich ihre Thränen miſchen, die ſtill floßen, die Niemand ſah. Und es war beiden, als ſey das eine heilige Abſchiedsſtunde, in der ja auch, wenn der Schmerz ein recht heißer und tief empfundener iſt, nur Seufzer und Thränen reden, nicht Worte, in welcher Wehmuth auch über kältere Herzen ihre wunderſame Macht übt, und Augen zum Weinen bringt, die ſelten weinen.

Roſalinde ſeufzte leiſe, küßte den Geliebten leiſe, ihre Lippen brannten heiß. Düſtrer ſchattete die Nacht.

„Drücke mich feſt an dein treues Herz,“ flüſterte ſie: „ſo, recht feſt; es friert mich, es iſt mir ſehr weh. Ich will ſuchen, ein wenig in deinem Arm zu ſchlummern, halte Dich ruhig.“

Sebaldus umſchlang die kranke Braut innig, von den ſchmerzlichſten Gefühlen überwältigt, ſeine heißeſten Thränen träufelten auf ihr Haupt, das an ſeinem Buſen ruhte, ſtill, ganz ſtill. Sebaldus hielt ſich ruhig, recht ruhig, aber auf ſeinem lautklopfenden Herzen lag eine Centnerlaſt des Grams. Er ſeufzte, er lauſchte auf Roſalindens leiſe Odemzüge, und vernahm keine. Er wußte nicht, daß er ſchon eine Leiche im Arme hielt. —

5.

Wieder ſaß der junge Maler Sebaldus in der Stube, in der die Bilder ſeiner Aeltern und Geſchwiſter aufgehängt waren. Er war nicht allein, und doch allein. Liebende, theilnehmende Freunde waren ihm nah, waren ſorglich mit

Euch zu erdolchen, den Räuber, der Euch Euer Gut nahm, ſtraflos machte vor ſeinem Gewiſſen und vor Gott! O, mein Vater, konnte es jemals eine ſchmählichere Entweihung und Entheiligung göttlicher und menſchlicher Geſetze, einen unausſprechlicheren Frevel geben? und iſt es nicht eine unberechenbare Wohlthat für die Menſchheit, daß dieſer Schacher aufhört und daß die Menſchen ihr Vermögen behalten, welches ihnen die Pfaffen mit arger Liſt aus dem Beutel ſtehlen.“

„So wären die Summen fruchtlos ausgegeben, die ich für Ablaß nach Rom ſandte und in die Klöſter ſchickte?“ fragte der alte Fürſt verdüſtert.

„Nicht anders, mein Vater,“ erwiderte Georg Ernſt. „Während Ihr wähntet, Euch Stufen zum Himmel zu bauen, habt Ihr dem Müſſiggang und der Völlerei feiſter Pfaffen Vorſchub geleiſtet; von mir ſollen ſie ſich ſolcher Gaben nicht zu erfreuen haben.“

„Aber Sohn,“ wandte Fürſt Wilhelm ein: „wie ſoll es werden mit dem Glauben, mit Gottes- und Kirchendienſt, wenn das Volk die Opferihm beſchäftigt, vor allen ſein Erlſtein, der wäckere Klaus und der tiefgebeugte Vater ſeiner frühverblühten Roſalinde. Er kannte keinen. Regungslos ſtarrte er auf ſeine rechte Hand, und wenn ein Wort aus ſeinem Munde ging, ſo war es nur das eine Wort: Verflucht! Von dem Augenblick an, als er wahrgenommen, daß die geliebte Braut ſanft und ſchmerzlos in ſeinen Armen, an ſeinem Herzen verſchieden war, war er ſo geworden. Der biedere Schloſſer Klaus war ihm, dem Melancholiſchen, zum Vormund geſetzt von der Obrigkeit; freundſchafliche und ärztliche Sorgfalt mühte ſich redlich, ſeinen Zuſtand zu beſſern, vergebens.

Das Menſchenherz iſt ſtark, und vermag ſchon Schlägen des Schickſals zu widerſtehen; es ſtirbt ſich nicht ſo ſchnell an Schmerz und Herzeleid, wie es in den Romanenbüchern vorkommt, ſonſt wäre ſchon Mancher und Manche dahin, die bitteres, jammerſchweres Weh erduldet, aber den Geiſt umnachten mit der bittern Wolke der Melancholie kann leichter das eiſerne

Geſchick. Auf die Tafel der Gedanken ſchreibt es mit unheilvollem Finger die düſtere Hieroglyphenſchrift des Wahnſinnes.

Wie traurig es aber auch ausſah um Sebaldus Wiederherſtellung, wie farb- und weſenlos auch das Schattenbild der Hoffnung, Erlſteins treue Freundesliebe und redlicher Pflichteifer ermüdete nicht, und endlich, nach anſtrengenden mühevollen, ja nach heroiſch-energiſchen Verſuchen hatte er die Freude, den Freund aus ſeinem lethargiſchen Hinbrüten allgemach erwachen zu ſehen. Der Kranke ſprach wieder, wenn auch wenig, ja er begann nach einiger Zeit nach ſeinen Farben und Malergeräthſchaften zu verlangen. Das machte Erlſtein und allen, die aufrichtigen Antheil an dem ſo trüben Schickſal des jungen Male[illegible] nahmen, und das thaten faſt alle Einwohner, innige Freude. Sebaldus machte kleine Landſchaftsſkizzen und führte ſie mit großem Fleiß aus, doch blieb er ſtets wortkarg, in ſich gekehrt, und theilnahmslos für jedes Vergnügen.

Unterdeß war der Frühling herbeigekommen, hatte ſein Blumenfüllhorn ausgeſchüttet über die Länder, und auch Niederheims ſchöne Fluren nicht unbedacht gelaſſen. Da ſah man bisweilen Erlſtein mit ſeinem gemüthskranken Freund im Freien, doch weiſe vermied der Arzt auf dieſen Spaziergängen den See und deſſen Umgebungen, wie anmuthreich und lockend dieſe immer waren, und ebenſo die Gegend, nach welcher hin der Gottesacker gelegen. Zumeiſt ſchlugen ſie einen Pfad ein, der nicht häufig betreten wurde, und längs eines Baches auf einem Umweg zu einem nahen Dorfe führte, das am Fuß eines Berges lag, auf welchem vor Zeiten das Schloß eines mächtigen und angeſehenen Dynaſtengeſchlechtes geſtanden hatte. Der Pfad war von Weiden beſchatt[illegible] deren Zweige in den Bach hingen, und ganz geeignet, daß ſich ſtiller Gram dort ergehe.

Erkſtein hoffte zuverſichtlich, den Freund gänzlich herſtellen zu können, wenn er ihn von dem in ſeiner Seele feſtgewurzelten Glauben losmachen könne, daß er (Sebaldus) der indirekte Mörder aller seiner verſtorbenen Lieben ſey, weil er ſie mit einer Hand gemalt, die ein Prieſter verflucht habe. Dieſer gräßliche Gedanke erfüllte den Kranken ganz, und beherrſchte ihn, wie ein böſer Geiſt, den keine Beſchwörung zu überwältigen im Stande.

Solche Gedanken bannt aber kein Digitalis und Belladonnaextrakt, kein Lorbeerkirſchwaſſer, kein Brechweinſtein, und wie die Mittel alle heiſſen mögen, die da den verlornen Verſtand wiederbringen ſollen. Auch der gute Erlſtein verſuchte ſeine Schierling- und Nießwurzpräparate vergebens; gegen die Schwerthiebe des irrenden Ritters fixe Idee ſchirmt kein Eiſenhut.

Oft auch nahm der junge Arzt, da die narkotiſchen Medicam[illegible] nicht fruchten wollten, ſeine Zuflucht zu der unſchuldigen Klapperroſe der Ueberredung.

„Mein Sebaldus,“ ſprach er auch eines Tages, als ſie dem Blumenufer jenes Weidenbachs entlang wandelten: „wie magſt Du doch den mindeſten Glauben hegen, daß nicht ein trübes, beklagenswerthes Schickſal und der Wille des ewigen Weltenlenkers Dir Deine Lieben entriſſen, ſondern der unchriſtliche Fluch eines fanatiſchen Geiſtlichen. Ein Prieſter, der ein Verkündiger des göttlichen Wortes iſt, ſoll auch ſeyn ein irdiſcher Vertreter des Himmliſchen, und als ein ſolcher kann, darf er nicht fluchen, nur ſegnen, nur vergeben, nur verſöhnen iſt ſein heiliges Amt. Gott flucht Keinem. Die Kirche iſt ſeine Vertreterin auf Erden, auch ſie hat keinen Fluch, nur Segen, ſo auch ihre Diener werden geweiht zu vereinen, nicht zu trennen, zu ſegnen, nicht zu fluchen. Gott iſt die Liebe, der Haß iſt der böſe Geiſt, der ihm zerſtörend entgegentritt, und zur Sünde reizt; aber auch Haß und Sünde hat die ewige Liebe überwältigt.“

„Magſt Du es nennen, wie Du willſt,“ — erwiderte Sebaldus: „nenne, was mich betroffen, Schickſal, wenn Du es nicht Fluch nennen willſt, iſt es darum minder ſchrecklich? Es iſt Fluch, bleibt Fluch, mein Fluch! Und daß ich recht habe, ſoll Dir auf beſondere Weiſe klar werden.“

„Wie ſo? Auf welche Weiſe meinſt Du?“ fragte Erlſtein geſpannt, aber Sebaldus antwortete nicht — ſeufzend, mit geſenktem Haupt ſchritt er unter den Weiden hin, deren ſammetzarte Blüthenkätzchen wie goldner Regen auf den Pſad niederträufelten. So in ſich gekehrt konnte er ſtundenlang gehen, und dann beachtete er keine Rede, keine Erſcheinung der Außenwelt, wie ein Nachtwandler, der mit offenen Augen und doch ſchlafend geht, ging auch Sebaldus. Von ſeinem frühern frohen Sinn nur noch ein trauriges Geſpenſt, von dem ſonnenhellen Angeſicht ſeines ſchönen Künſtlerlebens ein dunkler Schattenriß.

Die Melancholie, die gramvolle Schwermuth, die ſich der Seele des Malers bemächtigt, war ſo ſtiller und unſchädlicher Art, daß ohne Beſorgniß der Kranke allein gelaſſen werden konnte. Er liebte es auch, allein zu ſeyn, und hatte ſich in ſeinem Hauſe ein kleines Zimmer eingerichtet, in welchem er oft lange weilte, wo er malte, und welches Niemand, auch Erlſtein nicht, betreten durfte. Wenn ihn die Freunde beſuchten, empfing er ſie in einer andern Stube, immer mild, nie verdroſſen, nie heftig, nur ſtill und wortkarg. Bereitwillig zeigte er ihnen, wie in frühern beſſern Zeiten, Bilder und Zeichnungen. In eine Geſellſchaft außer dem Hauſe ging er nie. Auf Erlſteins wiederholte Fragen, was er in dem kleinen Zimmer treibe, was er male, antwortete er ſtets ausweichend: „Du wirſt es ſchon ſehen, wenn es vollendet iſt.“ Einmal ſetzte er halblaut hinzu: „Du wirſt es ſehen, wenn Du mich — nicht mehr ſiehſt.“

So gingen Sommer und Herbſt vorüber, der Zuſtand des armen Malers blieb ſich gleich. Es kam der Winter. Eines Tages hatte Sebaldus ſein geheimes Zimmer gar nicht verlaſſen, was er ſonſt nie gethan, immer war er zu beſtimmten Stunden herausgekommen; auch auf keinen Ruf hörte er. Die Freunde hielten

Rath. Im Beiſeyn Erlſteins und Köhlers ſprengte der Schloſſer Klaus die Thüre. Sebaldus hatte ſich in ſeinen Seſſel zurückgelehnt, und ſchien zu ſchlummern. Ein herrliches, vollendetes Gemälde fiel den Eintretenden in die Augen. Es war ein Altarblatt. Ein darüber befeſtigter Zettel enthielt die Worte: Der Kirche zu Niederheim zum Geſchenk. Auf einer zweiten Staffelei ſtand ein anderes kleineres Gemälde, es war das ganz vollendete und meiſterhaft getroffene Bruſtbild des Malers ſelbſt; daran ſtand: Meinem Erlſtein zum Andenken. —

Wieder war ein recht freundlich heller Winterſonntag im Monat Januar. Wieſen, Aecker und Anhöhen glänzten in funkelnder Schneepracht. In ernſter Ruhe lag der Gottesacker von Niederheim, die Sonne ſpiegelte ſich in den vergoldeten Kreuzen, die auf den beſchneiten Gräbern ſtanden. Auf dem Friedhof konnte man ein offenes Grab erblicken, die ausgeſchaufelte Erde bildete einen ſcharfen Contraſt gegen den hellen Schnee. Uebrigens war Alles ſtill, doch die Landſchaft recht ſonnig, recht verklärt. Unten auf der Wieſe leuchtete in das Bild der Erſtarrung eine grüne Stelle, wie ein Hoffnungsſtrahl. Auf die niedrige Kirchhofmauer lehnte ſich der Todtengräber, ein uralter Greis, und wandte ſein runzelvolles, ſtarres Geſicht der Winterſonne zu; von der Stadt her näherte ſich ein Leichenzug dem Friedhof. Alles war ſo, wie es vor einem Jahre der Maler Sebaldus mit dem geiſtigen Auge erblickt hatte, und zu malen gedachte, aber wo war nun der Zeichner, daß er treu nach der Natur aufnehme das ernſte Winterlandſchaftsbild? — Wo war Sebaldus? — Er war aus dem dunklen Bilderſaal ſeiner ſchwermuthvollen Gedanken in ein Gefild voll Licht und Klarheit eingegangen, ſeine Hülle aber ruhte in dem Sarge, den ſie dort getragen brachten.

gaben verweigert und die Fürſten ihre Hand abziehen von der Kirche? Wird dann nicht gänzlicher Unglaube an die Stelle des von Euch ſo genannten alten Aberglaubens treten?"

„Die Kirche ſoll ihre Rechte behalten, mein Vater," ſprach Georg Ernſt. „Nur aber gebe man ihr würdige Diener, und ſuche den Unterricht der Jugend emporzuheben durch gute Schulen, damit die Nacht der Unwiſſenheit verſchwinde und das Licht in Köpfe und Herzen des Volks freien Eingang halte."

Manches beſprachen noch die beiden Fürſten. Bald darauf erklärte ſich Georg Ernſt öffentlich für einen Anhänger der Lehre Luthers. Das Land jauchzte ihm Beifall zu, und folgte nun frei und freudig dem erhabenen Beiſpiel. Die Klöſter wurden vollends leer, die Pfaffen wichen, und von allen Kanzeln im Lande Henneberg wurde das Wort Gottes und ſein ewiges Evangelium lauter und rein gepredigt.

Der Lehrling

zum

König Salomo.

* * *

Der Lehrling zum König Salomo.

1.

Es war am Tag des heiligen Michael im Jahr 1818, als ſich, einen ſteilen Bergpfad abwärts ſteigend, der junge Ludolph einem thüringiſchen Städtchen näherte, deſſen Thürme und Giebel ſo eben aus dem Herbſtnebel auftauchten, der es überſchleierte. Langſam und mit bedächtigem Schritt folgte dem Wanderer ein kräftiger Mann, einen Karren vor ſich herſchiebend, welcher in einem ungeheuren Lederſack ein Bette, und in einem gutgepackten Koffer die fahrende Habe des Jünglings enthielt. Von einer freudigen Empfindung ergriffen, ſtand dieſer jetzt ſtill, und überſchaute Stadt und Thal, die in immer freundlicherer Geſtaltung ſich darſtellten, und ließ ſeine Blicke lange darauf ruhen.

„Dieß alſo der Ort, das Ziel meiner Wanderung,“ ſprach Ludolph zu ſich: „die Stadt, in der ich eine Reihe von Jahren verleben ſoll? Nicht übel! Die Gegend ward mir nicht zu ſchön geſchildert. Aber wie neu mir alles iſt, wie wunderbar! Da ſteh ich an der Gränze eines heitern Jugendlebens, das doch auch ſo mancher Schmerz trübte und verdüſterte, und mit noch ernſterem Antlitz grüßt mich das neue Leben, der Beruf, den ich mir wählte. Ja, ich habe es ſo gewollt, ich habe mein Schickſal beſtimmt, geh' es nun, wie es gehe, wohl oder übel, ich will feſt ſeyn und treu und beharrlich!“

Der Gefährte des Wandrers ruhte aus, ſetzte ſich auf den Koffer, that aus der Schnapsflaſche einen derben Zug, und verſpeiſte einen thüringiſchen Handkäſe, indeß der Jüngling in ſeinem Selbſtgeſpräche fortfuhr, während ſich ſeine heitere Stirne mit Wolken des Unmuths überzog. „Ja, es mußte geſchieden ſeyn, geſchieden von dem einzigen Freund, der mein Herz verſtand, geſchieden von den harmloſen Geſpielen meiner Knabenjahre, geſchieden von allen den lieben und trauten Orten in Hain und Wald, auf Bergen und Thälern, wo ich frey war und glücklich. Und was vertrieb Dich, Ludolph?“ —

Ein heißer Schmerz zuckte durch des Jünglings Bruſt, und in jedes Auge trat ihm eine brennende Thräne, über die vom Wehgefühl zuſammengepreßten Lippen wollte ein Fluch ziehen, doch er blieb unausgeſprochen.

„Nicht mit Verwünſchungen will ich meine neue Heimath grüßen,“ ſprach der Jüngling. „Ich will lernen dulden und ſtill ſeyn, denn das werde ich brauchen in dem neuen Stande.

Hab' ich doch die dummen Thränen nicht zu Hauſe laſſen können, und flirrt es mir wieder vor den Augen, wie flammendes Silber? Und ich ſchwur doch, ich wollte nicht mehr weinen, als ich vergebens geweint hatte vor dem ſtrengen Mann, deſſen unverſöhnlicher Haß mich fort und fort verfolgte. Und ich verließ die Schule, überredete Freunde und Verwandte, es ſey in mir der heftigſte Trieb rege zu der Wiſſenſchaft, der ich nun mich weihe. Log ich auch nicht, als ich das ſagte? Belog ich mich ſelbſt nicht mit dieſem Glauben? — Doch ich ward des läſtigen Zwanges ledig, ward frei!“

„Frei? Nur um einer neuen Knechtſchaft entgegen zu gehen. Der Menſch iſt nie frei. Mehr oder minder liegen alle in Banden; ob die Bande nun leicht oder drückend, ob ſie von Gold oder Eiſen, von Seide oder Hanf, ſichtbar oder unſichtbar ſind, das gilt gleich, aber gefeſſelt iſt jeder, und ich — darf nichts voraus haben, darum noch einmal einen Wehmuthblick zurück auf das verlaſſene Jugendland, die verlaſſenen ſparſamen Freuden, und nun getroſt hinunter!“

Der Begleiter karrte bergein, ſinnend wandelte auch Ludolph hinab, und ſtand bald vor einem alterthümlichen Thore, über welchem ſich ein hoher, grauer Thurm erhob. Das Thor war verſchloſſen, in der Stadt hatte ein melodiſches Glockengeläute begonnen. Eine feierliche Stille lag auf der Stadt und der Flur, noch kein Wandrer war dem Fremden begegnet, kein Arbeiter war ſichtbar in den Gärten, die der Herbſt mit ſeinen freundlichen Gaben in Fülle geſegnet.

„Iſt denn hier die Menſchheit ausgeſtorben,“ fragte Ludolph ſeinen Begleiter, nachdem er vergebens an den grauen, mit breitköpfigen Nägeln dicht beſchlagenen Thorflügel geklopft hatte, und es ſtille blieb, wie zuvor, kein Wächter ſich regte, kein Pförtner ſich zeigte.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete der Schubkärner. „Hier ſieht es aus wie Sonntag. Keine Katze läßt ſich ſehen.“

„Sonderbar,“ murrte Ludolph: „iſt's doch, als wolle mich die gute Stadt nicht aufnehmen, oder als riefen mir jene Glocken über die alte Stadtmauer herüber zu: Kehr' um, Wittingten! wenn ſie auch keinen prophetiſchen Nachſatz beifügen.“

Ein ehrſamer, ſehr hagerer Bürger, im blauen Ueberrock, die Tabakspfeife im Munde, kam jetzt die Lindenallee, die ſich um dieſen Theil der Stadt zog, heraufſpatziert. Er ſah es Ludolph an, daß er hier fremd war, grüßte freundlich, und ſagte: „Das iſt das neue Thor, junges Herrchen, das wird unter der Kirche nicht aufgemacht.“

„Das iſt das neue Thor?“ wiederholte Ludolph, und ſandte einen Blick an dem uralten Thurm hinauf, der ſehr baufällig ſchien, auf das faſt ganz verwitterte Wappen, auf die Mooſe und Gräſer, die auf den Zinnen wie auf Kirchhofmauern wucherten, und welche Hauswurz und Mauerpfeffer mit ſpäten Blüthen ſchmückten, und ſprach noch einmal: „Das neue Thor?“

„Wenn Sie nicht warten wollen,“ fuhr der Bürger fort, „bis der Gottesdienſt vorüber, ſo müſſen Sie hier die Allee rechts hinunter gehen, an den Zäunen hin, dann links in das Gäßchen, dann grad' aus, dann wieder links, ſo kommen ſie auf die Landſtraße, und zum Hauptthor herein, oder Sie gehen die Allee links hinauf, immer längs der Mauer, bei der Waſſerkunſt vorbei, ſo kommen Sie zum Pförtchen, das aber auch verſchloſſen iſt, und Sie müſſen dann noch eine gute Strecke gehen, ehe Sie an das Roſengäſſerthor gelangen.“

„Rechts oder links müßte ich gehen,“ nahm Ludolph das Wort. „Ich danke Ihnen, lieber Herr! Aber ich habe keine Eile, gar keine Eile, und ſehe dort eine hübſche Steinbank, dort will ich ausruhen, und ſtatt um die Stadt herum zu wandeln, und ihre Thore zu ſuchen, die ſämmtlich von äußerſt ehrwürdigen Anſehen ſeyn müſſen, wenn dieſes das jüngſte, will ich warten, bis die Kirche aus und das neue Thor auf iſt. Aber warum iſt heute Kirche?“

„Es iſt ja Michaeli!“ antwortete der Spaziergänger.

„Feiern Sie hier noch die alten Feſte?“ fragte Ludolph verwundert.

„Ja, liebes Herrchen, wir feiern hier noch die alten Feſte,“ belehrte der Bürger. „Wüßte auch gar nicht, warum man die ehrwürdigen Feſttage abſchaffen ſollte? Der Menſch muß Feſttage haben, damit er ausruhe von ſeinen Strapazen. Ich bin Tanzmeiſter, Friſeur und Leichenbitter, mich Ihnen zu empfehlen. Der liebe Gott hat auch ausgeruht am ſiebenten Tage nach der mühſeligen Schöpfungsarbeit, und der hat mehr Kraft als unſer Einer. Erſchaffen wir auch nicht die Welt, ſo macht uns doch unſere Welt viel zu ſchaffen, deßhalb muß Erholung ſeyn, und deßhalb haben wir auch die Erholung geſtiftet, wo wir uns alle Tage verſammeln, Bier trinken und uns erholen. Hunde werden nicht zugelaſſen. Guten Morgen.“

Sprachs und ſchritt, die Pfeife friſch ſtopfend, von dannen. Ludolph ſah ihm lächelnd nach, und ſetzte ſich auf die Steinbank ohnweit des neuen Thores. Sein Begleiter begann ein zweites Frühſtück zu halten.

„Hier ſitze ich denn,“ ſprach Ludolph wie-

6.

Eine trübe Wolke trat vor das Auge des geiſtigen Tages im Jahre eintauſend fünfhundert und ſiebenundvierzig; Luther war todt, der Schmalkaldiſche Bund war aufgelöſt, das Bundesheer geſchlagen, der biedre Churfürſt Johann Friedrich von Sachſen ſchmachtete nach der unglücklichen Schlacht bei Mühlberg in der Gefangenſchaft, und auch der großherzige Vertheidiger des Proteſtantismus, Landgraf Philipp von Heſſen folgte dem Kaiſer als Gefangener. Da zagten Viele und glaubten, es werde nun wieder die alte Nacht mit ſchwarzen Wolkenflügeln Deutſchland überhüllen, doch das wollte Gott nicht, und es blieb Tag, trotz den Stürmen, die den Glaubenshimmel trübten.

Im Gemüth und in den Anſichten des alten Fürſten von Henneberg war indeſſen eine merkliche Veränderung vorgegangen; jemehr ſeine Tage geder in Gedanken: „ein junger Thor vor dem neuen Thore, das älter iſt wie meine Thorheit. In zwei Monaten werde ich ſiebzehn Jahre alt, und heute werde ich ein Lehrjunge; bei Gott! ein ſchönes Alter, in dem Andere die Saatkörner ihrer Unſterblichkeit ſäeten, und was ſäe ich? In den Todtenacker meiner Bruſt werfe ich die Saat neuer Hoffnungen, in die Wüſte meines Herzens pflanze ich die Gelübde, treu zu ſeyn, und ſtark und feſt, aus dem Garten meiner Phantaſie will ich die ſchönen dichteriſchen Träume reißen, wie ſchnödes Unkraut, — wenn ich kann. Heute über vier Jahre iſt meine Lehrzeit um, wie wird es dann ſeyn? Was werde ich dann erlernt und erlebt, erlitten und erfahren haben?“

Noch lange überließ ſich Ludolph ſeinen Gedanken, und ſeine Augen folgten dem Spiel der falben Lindenblätter, die die friſche Morgenluft von den Bäumen pflückte, ſchaukelnd niedertrug, und dann am Boden oft im Kreiſel drehte. Jetzt ſchallten Tritte von der Berghöh', und

Ludolph ſah einen Wandrer denſelben Pfad abwärts ſteigen, den er gekommen war.

Es war ein kleiner, junger Mann mit einem alten Geſicht. Er trug eine leichte Studentenmütze, auf der ein Eichenzweig ſchwankte, einen nicht zum Beſten gehaltenen braunen Rock, in der einen Hand einen ſtarken Ziegenhainerſtock, und auf dem Rücken eine große, grünlackirte Blechtrommel, in der andern Hand aber einen dichten Büſchel hochgeſtengelter Herbſtblumen: Goldruthe, Jakobskraut, Kreuz-Enzian, wilde Aſtern und dergleichen, wie ſie die Bergwälder jener Gegenden in Menge erzeugen.

„Ah, gewiß ein Pharmazeut, vielleicht gar — mein künftiger College,“ dachte Ludolph, und grüßte den Botaniker mit Demuth. Jetzt thaten ſich ſo eben knarrend die Flügel des neuen Thores auseinander, und der kleine, alt und grämlich ausſehende Kräutermann rückte nur flüchtig ſein Mützchen vor Ludolph, ſchielte ihn ſeitwärts blinzelnd an, und ſchoß mit weitgeſpreizten Schritten durch das Thor; man hörte noch eine Weile auf dem Steinpflaſter der Straße den eiſenbeſchlagenen Stock des kleinen, burſchikoſen Männleins beträchtlich raſſeln.

„Wir wollen hineingehen!“ ſprach Ludolph laut zu ſeinem Begleiter, und leiſe ſetzte er hinzu: „Unſern Eingang ſegne Gott, unſern Ausgang — in vier Jahren — gleichermaßen!“

Der Kärner ſetzte ſich in Bewegung, Ludolph ſchritt neben ihm durch das uralte neue Thor. An dem erſten Hauſe flog ſein Blick aufwärts. Ein liebliches Mädchengeſicht zeigte ſich oben am Fenſter, lächelnd wie der Engel der Unſchuld. Ludolph mußte unwillkührlich grüßen, das blüthenſchöne Kind dankte freundlich und unbefangen. Der Jüngling ging die Straße hinab, nicht ohne ſich noch einmal umzuſehen. Das Mädchen ſah ihm nach, es erröthete, ſein Inneres durchſchauerte eine ſüße Beklemmung.

Die Wanderer gelangten auf den Markt. Das mittelſte der Häuſerreihe, vor der ſich die hohen Steinbogen eines Portikus wölbten, war die Apotheke „zum König Salomo.“ Mit einer neuen Beklemmung, keineswegs ſüß, wie die vorhin empfundene, ſchritt Ludolph darauf zu. Es war der Ort ſeiner Beſtimmung, ſeiner Wanderung Ziel, wie das unwiderrufbarer Wünſche. Durch die Fenſterſcheiben blickte neugierig und freundlich grinſend der kleine Blechkapſelmann, der vorhin zum neuen Thor hereingeſegelt. Die Schelle raſſelte — Ludolph trat ein. —

2.

Gar ſchön war der Empfang des neuen Lehrlings in der Salomo-Apotheke, ein freundliches Geſicht nach dem andern zeigte ſich. Zuerſt das des kleinen Proviſors, der aus ſeiner Botaniſirkapſel einen Wald von Kräutern auf einem Seitentiſch ausgebreitet hatte, daneben lag Linné's Systema plantarum und der alte Tabernämontanus. Das Männlein machte einen Katzenbuckel, und hielt die blühende Schwefelwurz wie ein Scepter in der Hand. Sodann öffnete ſich eine Glasthüre, und heraus trat mit Würde der Prinzipal, ein hoher, ſtarker Mann, mit einer Adlernaſe und weißgepudertem Haupthaar. „Biſt Du da, lieber Ludolph?“ ſprach er huldreich: „Nun ich denke, Du ſollſt bald eingewohnt ſeyn, wirſt auch das Heimweh nicht bekommen, biſt ja nicht mehr zu jung! Sey willkommen!“

„Bin nicht mehr zu jung, bin ſchon ein alter Junge, wenn ich nicht Eſel ſagen will,“ dachte Ludolph für ſich, und laut zu dem Prinzipal ſagte er: „Nein, Herr Stark, das Heimweh werde ich nicht bekommen!“ Dabei überwallte ihn aber eine recht bittere Empfindung, etwa wie einem, den man nach ſeinen Aeltern fragt, und der nie welche kannte.

Jetzt erſchien die Prinzipalin, eine kleine Frau von äußerſter Häßlichkeit, mit einem ſtechenden Blick aus grauen Augen. Sie war ſeltſam und nachläſſig gekleidet, und das Lächeln, das ſie auf ihre welken, faſt ſchlottrigen Wangen rief, ſtand ihr zu Geſicht, wie einem alten Affen die Freundlichkeit.

„Iſt das der neue Moſje?“ fragte ſie mit widrig ſcharrendem Ton, und maß Ludolph vom Haupthaar bis zur Zehe. „Na, Gottwillkomm! Wirſt müde ſeyn? Herr Semen, führen Sie ihn hernach zu mir herüber, zum Gläſel Wein!“

Ueber Herrn Semens blaſſes Faltengeſicht flog ein Freudenſchimmer, während die Prinzipiſſa hinter dem Receptirtiſch weg auf eine Spiegelthüre zuſteuerte, die einen Wandſchrank barg, welche ſie öffnete, und aus einer der dort befindlichen Aquavitflaſchen ein Kelchglas füllte, um den Kärner, Ludolphs Begleiter, der in der Hausflur die Effekten ablud, zu erquicken. Durch das Fenſter der Thüre, die in die Flur führte, lugten neugierig zwei Geſichter nach dem Ankömmling, eines der Magd, das andere dem Stößer Märten gehörig, und durch die Scheiben der Thüre, welche auf die Straße ausging, ängelte ein langer, geſpenſtighagerer Mann, den Ludolph ſchon vorhin geſprochen, jetzt angethan mit einem ſchwarzen Frackrock: der Friſeur Pfahl, auch Leichenbitter und ehemaliger Tanzmeiſter, der die Ehre hatte, Herrn Stark jeden Morgen zu friſiren, nach welcher Arbeit er ein Schnäpslein in der Offizin zu trinken, und Herrn Proviſor Semen Neuigkeiten zu berichten pflegte.

Ludolph wollte faſt etwas verlegen werden, als er ſich ſo allſeitig angegafft ſah, allein der Prinzipal bereitete ſich durch ſchickliches Räuſpern zu einer Rede vor, die des neuen Lehrlings ungetheilte Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm. Er begann:

„Lieber Ludolph! So es Dein ernſter Wille iſt, die edle Apothekerkunſt zu erlernen, ſo gelobe mir Treue, Fleiß und Gehorſam, Aufmerkſamkeit, Pünktlichkeit und Ordnung, Mäßigkeit, Nüchternheit und Friedfertigkeit, denn das iſt die heilige Dreimaldrei, durch welche Dir es in unſerm Geſchäft zu etwas Tüchtigem bringen kannſt. Willſt Du mir verſprechen, Dich ſtets dieſer neun Punkte in Wahrheit zu befleißigen?“

„Ich will!“ ſprach Ludolph feſt, und ſchlug in die dargebotene Hand ein. „Neun Muſen habe ich verlaſſen,“ dachte er bei ſich ſelbſt, „neun Pflichten finde ich wieder. Die Muſen lieben, iſt etwas Schönes, die Pflichten üben, iſt etwas Gutes.“

„Jeden Beifall gewinnt, wer Nützliches einet dem Schönen,
Beides: nützen, als auch ergötzen wollen die die Dichter,

ſagt Horaz. Da ich nun kein Dichter bin, will ich's beſcheiden bei dem erſten bewenden laſſen.“

Herr Stark fegte wieder mit der Kraft ſeiner Worte die Gedankenſpäne Ludolphs bei Seite. „Du wirſt es gut haben bei mir, wenn Du ſelbſt gut biſt, einer freundlichen Behandlung kannſt Du gewiß ſeyn. Du brauchſt nicht, wie ſonſt geſchehen, und wie ich in meiner Lehrzeit thun mußte, die Apotheke auszukehren, nicht die Läden zu öffnen oder zuzuſchließen, nicht die Menſuren zu ſcheuern und die Keſſel blank zu putzen, nicht die Collatoria zu waſchen, das alles thut der Stößer. Was Du zu thun haſt, wird Dir Herr Semen ſagen, was Dir Herr Semen ſagt, iſt ſo gut, als ob ich es Dir ſelbſt ſagte, Du haſt ihm pünktlich zu gehorchen. Gegen meine Frau wirſt Du artig und höflich Dich benehmen, gegen das Geſinde freundlich, aber nicht vertraulich. Gegen die Kunden wirſt Du ſtets höflich und zuvorkommend ſeyn, und gegen die Herren Aerzte reſpektvoll und dienſtwillig, denn die Herren Aerzte ſind die Grundpfeiler der Apotheke, und jedes Recept iſt ein Blättlein zu ihrem Flor, viele Blättlein bilden einen Kranz. Da nun um ſolche Kränze hier noch zwei Mitbewerber, meine Collegen conſpiriren, ſo gilt es, je mehr, je lieber dieſer Blättlein in das Contobuch, wie in ein Herbarium vivum einzulegen. Doch, das wird Dir ſpäter deutlicher werden, lieber Ludolph, und Herr Semen wird Dir nach und nach ausführlich auseinander ſetzen, was Du zu thun haſt."

Herr Stark ſchritt in ſein Zimmer zurück, und Ludolph parodirte in Gedanken aus dem Fauſt:

„Nun kenn' ich meine würd'gen Pflichten,
Ich kann im Großen nichts verrichten,
Und fange mit dem Kleinen an,

und der kleine mit mir," ſetzte er hinzu, als er Herrn Semens Gnomengeſtalt mit den Augen überflog, der jetzt mit holdſeligen Winken ihn hinüber in die Stube der Madame folgen hieß, wo ein leckeres Frühſtück ihrer harrte.

Die Madame fragte den jungen Lehrling vieles, und gab ihm viele gute Lehren, unter andern ſprach ſie: „Mein Mann iſt ein tüchtiger Pharmazeut, Du kannſt bei ihm etwas lernen, im Uebrigen aber heißt es bei ihm, wie bei Vielen: Thut nach meinen Worten, aber nicht nach meinen Werken! Nicht wahr, Herr Semen, Sie verſtehen mich?"

Der kleine Proviſer nickte in das Weinglas, zählt ſchienen und ſein Erdentag düſter zu werden begann, deſto lichter wurde ſein inneres Auge, deſto mehr erkannte er, was die neue Zeit heiſche, was Völkern und Ländern Noth thue. Er zagte nicht, da ſo viele zagten, und einmal das freie Auge ſonnenwärts gerichtet, mochte er nimmer wieder rückwärts gehen. Feſt und treu, wie er den gröſten Theil ſeines Lebens ſeinem Glauben angehangen, hing er nun ſein Alter hindurch an der neugewonnenen beſſern Ueberzeugung. Er gehörte nicht zu denen, die das Neue freudig ergriffen, weil es neu war, ſondern er hatte lange gekämpft, lange geprüft und wie nach ſeinem edelgewählten Wahlſpruch: Vincit omnia virtus, die Tugend alles beſiegt, ſo beſiegte nun in ſeinem Innern alle Zweifel und alle trüben Gedanken die Wahrheit. Fürſt Wilhelm war Proteſtant.

Der Herbſt falbte ſchon der Bäume Laub und ſchmückte die Wieſen mit der Zeitloſen bleichem Roſenroth; Georg Doth hatte in dem einſamen Grimmenthal eine kleine Wohnung bezogen und lebte ein ſtilles Anachoretenleben, ein heitres Alter. Die Erinnerung fiel wie ſanfte Abend-

und die Madame erhob das ihre zum Anſtoßen. Ihr Trinkſpruch, den Ludolph ſpäter noch gar oft hörte, war: „Alle, die uns wohlwollen! — Die uns nicht wohlwollen, ſoll der Teufel holen!“

Jetzt kam der Kärner, ſich von ſeinem Begleiter zu verabſchieden. Ludolph ſchrieb einige Zeilen an ſeine Verwandten, ſeine glückliche Ankunft meldend, und gab ihm herzliche Grüße an ſeine Bekannten mit. Jener ſchied. Herr Semen führte den Lehrling wieder in die Offizin, fertigte einige Kunden ab, und händigte ihm eine kleine Schachtel ein, worin lauter neues Nürnberger Medicinalgewicht, vom Gran bis zur Unze, in mehreren Exemplaren befindlich. Als die Leute fort waren, begann Herr Semen zu doziren:

„Zehn Gran machen einen halben Scrupel — hier; drei Scrupel eine Drachme — hier — die halbe Drachme ſieht ſo aus, zwei Scrupel ſo; dieß ſind zwei Drachmen, dieß vier, aber eine halbe Unze, die Unze hat acht Drachmen —

„Ich weiß, ich weiß,“ fiel ihm Ludolph ungeduldig ins Wort: ich kenne längſt die Gewichte.“

„So?“ dehnte der Proviſor, und riß die kleinen Aeuglein auf — „nun, ſo wollen wir uns gleich an die Zeichen machen.“ Er ſchlug die alte würtembergiſche Pharmacopöe auf, ließ Ludolph in das Buch ſehen, und begann: Hier ein Kreuz: Acidum, Säure. Ein Ring: Alaun, Alumen. Ein Ring und ein Punkt darin: Aurum, Gold —

„Ich kenne die Zeichen! unterbrach ihn Ludolph, und ſein Blick flog über das Buch weg hinaus in den Säulengang, wo ſo eben ein Mädchen vorüberging, das er ſchon geſehen zu haben glaubte.

„Wie?“ fragte Herr Semen: „Standen Sie ſchon einmal in einer Apotheke?“

„Nein,“ antwortete der Lehrling: „aber ich habe für mich dieſe Sachen gelernt, denn eben dieſe geheimnißvolle Zeichenſchrift, und die wunderbaren Wirkungen der Stoffe, die ſeltſamen und räthſelhaften Erſcheinungen in den chemiſchen Experimenten haben mich angezogen, wie mit unwiderſtehlicher Magie, eine frühere Laufbahn zu verlaſſen, um in Ihrer Kunſt ein volles Genügen zu finden. Stundenlang habe ich oft vor dem Glaſe geſtanden, in welchem ich den Arbor Saturni wachſen ließ, und das Wunder angeſtaunt, das ſich vor meinen Augen geſtaltete, wenn die ſilberglänzenden Metallblätter aus der Unſichtbarkeit plötzlich ſichtbar wurden und anſchoſſen, wenn die kryſtallenen Strahlenlanzen wunderzart geſpitzt aus dem Zackenwald herausfuhren, und wieder Seitenäſte trieben, und dieſe Aeſte wieder hellglänzende Blätter. Wie das zuging, wollte ich gern wiſſen, aber Niemand wußte es mir zu ſagen; denn die Antwort: Das aufgelöſte, eſſigſaure Blei wird durch den Zink metalliſch niedergeſchlagen, konnte mich nicht befriedigen.“

„Arbor Saturni? Metallblätter? Strahlenlangen?“ wiederholte Herr Semen verwundert. „Dummer Schnack, kindiſche Spielerei, das iſt nichts Weſentliches, damit geben wir uns gar nicht ab. Ei da würde uns Herr Stark ſchön loben, wenn wir ſolche Kinderei treiben wollten!“

Ludolph ſtand ganz verduzt. „Aber Sie machen doch bisweilen ein Experiment, lieber Herr Semen, zum Beiſpiel Knallpulver?“ fragte er kleinlaut. „Sie werden doch auch Pyrophor bereiten, jenes wunderbare Präparat, das eingeſchloſſen unſcheinbares Pulver ſcheint, und an die Luft gebracht, ſich gleich entzündet? Oder das mineraliſche Chamäleon, das auch nur ein ſchwarzes Pulver iſt, und in Waſſer geſchüttet, dieſes grün färbt, dann in die hochrothe Farbe übergeht, wie etwa hoffende Sehnſucht zur Liebe wird?“

„Ohe, Ohe!“ lachte der Proviſor: „Wer zum Guckuck hat Ihnen denn all' dieſen abgeſchmackten Firlefanz in den Kopf geſetzt? Experimente? Ei ja doch, dazu haben wir eben

Zeit, und die Sächelchen, die man dazu braucht, koſten wohl nichts? Ich ſage Ihnen, ganz und gar keine Experimente werden hier gemacht, ſondern Recepte. Die Präparate mache ich mit Herrn Stark, und Sie machen Düten, Kapſeln, Signaturen, füttern Schachteln aus, ſchneiden Species und Wurzeln, beſorgen den Handverkauf, faſſen ein, wenn ein Glas, ein Kaſten oder eine Büchſe leer iſt, und Abends leſen Sie in der Pharmacopöe, im Tromsdorf, im Hagen, oder im Apothekerbuch von Hahnemann, da bleibt für nutzloſes Experimentiren keine Zeit übrig, das laſſen Sie ſich hiemit geſagt ſeyn!“

Ludolph ſchlug ſeufzend die Augen nieder und ſchwieg. Ein unnennbar ſchmerzliches Gefühl hemmte ihm die fernere Rede. Wie hatte er ſich gefreut, nach aller Herzensluſt und verſehen mit allen dazu nöthigen Materialien experimentiren zu können; wie glänzend hatte er den Faden ſeiner Hoffnungen geſponnen, dem er folgte in das düſtere Labyrinth ſeines neuen Berufs, und den nun Herr Semen abſchnitt, kurz und raſch, wie die grämliche Parze den Faden des Lebens! Ach! frohe Hoffnung iſt ja des Lebens innerſtes Leben, iſt die Schwinge, die die Seele trägt, iſt der Balſam, der Wunden des Kummers heilt, iſt die Goldtinktur der Freude, das Lebenselexir der Luſt. Wenn die Schwinge erlahmt, der Balſam vertrocknet, der Zauberquell verſiegt, dann werden farblos die grünen Blätter am Lebensbaum, und er neigt ſeine Zweige erdwärts, nach dem Grabe, ein ſtiller Bruder der Cypreſſe. Auch im Pflanzenſyſtem ſteht neben der immergrünen Thuja der bleiche Cupressus. Luſt und Schmerz, Freude und Trauer, Leben und Tod, ſind innig verwandt, ſind verſchwiſtert.

„Kommen Sie, Ludolph,“ fuhr Herr Semen fort: „ich will Ihnen unſer Haus zeigen!“ Ludolph folgte. Sie gingen durch die Stube neben der Apotheke in das Laboratorium, wo ſich eine genügliche Anzahl von Retorten, Kolben und Deſtilirapparaten, Oefen und dergleichen präſentirte. Sodann ſchritten ſie in den

Hof und gelangten in die Materialkammer, wo alle Wände mit Tinkturgläſern und Extrakttöpfen in beſter Ordnung beſetzt waren, auch zeigten ſich viele mit Buchſtaben bezeichnete Schränke; an der Thüre des einen drehte ein gemaltes Gerippe, das war der Giftſchrank. Semen zeigte dem Lehrling die Kataloge, und wie alles nach der Nummer zu finden ſey. Hierauf ging es in einen andern Kreis des pharmazeutiſchen Reichs. Märten mußte eine Kerze anzünden, und nun ſtieg man hinab in den Keller. Da ſtanden die Salben und die Syrupe, die Fette und Oele, die deſtillirten Waſſer und die Spirituoſa; ein ſeltſamer Geruch, ein unheimliches Grauſen umfing den Neuling, als er in dem hohen Gewölbe ſtand, und die düſtern Reihen der Gefäße ſich bei dem matten Schein der Kerze in's Unabſehbare verließen. Immerwährend ſprach Herr Semen belehrend und erklärend, und Märten gab unaufgefordert die Brocken ſeiner vieljährigen Erfahrung und ſeine Späße dazu. Er ſchien mit

Herrn Semen auf ungemein vertrauten Fuß zu ſtehen.

Aus dem Reich der Tiefe ſtieg man jetzt in das der Luſt und des Lichts, hinauf auf die Kräuterböden. Im Vorbeigehen zeigte Semen dem Lehrling auch die Schlafkammer, in welcher Madame Stark eben mit der Magd waltete, das Bette Ludolphs in Ordnung zu bringen. Sein Koffer ſtand auch ſchon an Ort und Stelle.

Auf den Kräuterböden gefiel es Ludolph weit beſſer, als in irgend einem andern Theil des Hauſes. Aus den Fenſtern der einen Seite überſah man den Markt, einen Theil der Stadt, und die weſtlichen Berge, aus denen der andern einen noch größern Theil der Stadt und eine ſchöne freundliche Landſchaft gegen Oſten. Ludolph wurde wieder heiter. Ich kann nach Oſt und Weſt ſchauen, dachte er, das iſt gut, da kann ich mich an Sonnenaufgängen freuen, wenn mir Hoffnungen untergehen, und wenn ich bekümmert bin, der ſinkenden Sonne nachſehen.

„Verfluchtes Katzenvolk!“ wetterte Herr Semen in Ludolphs ſentimentale Jünglingsgedanken, und warf mit einem dicken Farrnkrautweiblein nach einer Katze, die ſich in eiliger Flucht aus dem Bodenfenſter flüchtete. Der Wurzelknollen traf zwar die Katze nicht, aber doch eine Fenſterſcheibe, die in Stücke zerklirrte.

„O Jerum, Jemine!“ ſchrie zwiſchen dem Schreck und dem Geklirr Märten, und hob den Deckel von einem Faß. „Kommen Sie hierher, Herr Semen, da hat ſo ein Satanskatzenbeeſt in den Baldrian geheckt! Fünf Aeſer, und alle lebendig, zwei dreifarbige darunter!“

Semen fluchte wild, rannte hin, und mordete die zarten ſammthaarigen Kätzchen, eins nach dem andern, und warf ſie auf das Dach.

Ludolph wandte ſich unwillig und empört ab. Herr Semen gefiel ihm nicht, Märten gefiel ihm nicht, und es ging die trübe Befürchtung durch ſeine Gedanken, es werde ihm noch viel, ſehr viel nicht gefallen, von allen ſeinen ſchönen Hoffnungen werde ſich ihm vielleicht nicht eine erfüllen. Das machte ihn ſehr unfroh.

3.

Schon war ein Jahr vorüber. Vieles war Ludolph gewohnt worden, war gewohnt, Zeuge zu ſeyn, wie ſich Herr und Madame Stark faſt täglich aufs Heftigſte zankten, war gewohnt, jeden Ruf der Schelle zu hören, und vom oberſten Boden herab, vom Keller herauf in die Apotheke zu eilen, gewohnt, ſo oft Nachts die Hausglocke tönte, zu erwachen, raſch in die Kleider zu fahren, und dem Einlaß Verlangenden zu öffnen. Er war gewohnt worden, geſcholten zu werden von Herrn Stark, der im Schelten beſonders ſtark war, und wieder geſcholten von Herrn Semen, der nach ſeines Herrn Worten that, und zankte, daß es eine röthe auf die Freundesgräber, die der Dichter mit Blumen bepflanzte und treulich pflegte, und zuweilen fiel eine zitternde Thräne darauf, wie Sonnenthau. Niemand ſtörte ihn in ſeinem Sinnen und in dieſen friedlichen Geſchäften. Er durfte denken, dichten, beten, weinen, — alles in Ruhe. Unter der alten Linde ſaß oft der alte Mann, und war gar manchen Tag der einzige Beter in dem verödeten Gotteshaus. Er ſetzte ſich gern in einen der Betſtühle vor das alte Wunderbild und vor die Altartafel, welche das hohe Lied allegoriſch verſinnbildete. Ach, es waren jetzt alle hohen Lieder hier verſtummt. Die ewigen Lampen brannten und leuchteten nicht mehr; o kurze Ewigkeit! Des Schmuckes baar ſtanden die Altäre, kein Chriſtusbild, keine Weihrauchpfanne, kein blüthenduftendes Gefäß darauf, keine goldgeſtickte Decke. Die Reihe der Königsbilder ſtand ungereinigt, ſtaubbedeckt, und über das Antlitz der Madonna hing ein grauer Schleier von Spinnengeweben. Manches Fenſter ſtarrte ſchon hohl, wie ein Schädel, eingeſchlagen von Sturm und Wetter, und nicht wieder hergeſtellt von frommen

Art hatte. Im Anfang war es auch oft verdient. Ludolphs Ungeſchick zerbrach Standgläſer und Serpentinmörſer nebſt Piſtillen, er vergaß oft die leeren Gefäße zu füllen, und ſtellte ſie ſtatt auf den Defektplatz, leer wieder in ihre Reihe, er vergaß oft zu notiren, was edle Kunden auf Borg holen ließen, vergaß oft auf bezahlte Rezepte das dedit zu ſchreiben, und dergleichen; lauter Vergehungen, die Herr Semen, gewaltig zürnend, rügte. Ludolph ſeufzte im Stillen über ſeine Lage, und Keller, Materialkammer und Kräuterboden hörten dann die Selbſtgeſpräche oder die Jeremiaden ſeiner Unzufriedenheit.

„Lehrjahre, Leidjahre, ſchwere Jahre!“ ſprach er manchmal. „Was habe ich mir nicht alles Schönes geträumt in dieſem Stande, und ſo gar nichts Schönes gefunden. Gemeinheit, Alltäglichkeit, Flachheit, Leerheit. Ich müßte verzweifeln, wenn ich nicht den Lichtblick hätte!“

Was nannte Ludolph ſeinen Lichtblick? — Jenes Mädchen, das ihn zuerſt begrüßt, als er einzog in die Stadt, deren holdes, unſchuldvolles Bild tiefer und immer tiefer ſich in ſeine Gedanken, in ſeine Seele prägte. Oft ſaß er an dem kleinen Seitentiſch am Fenſter, wenn die übrigen Geſchäfte es zuließen, fütterte Schachteln mit Papier aus, oder verfertigte Pulverkapſeln in allen Formaten. Beſchäftigungen, bei denen ſeine Gedanken weit umherirren konnten in dem Zauberreiche jugendlicher Phantaſieen. Da geſchah es wohl bisweilen, daß jenes Mädchen, eine jungfräuliche Roſe, vorüberging, dann zog durch Ludolphs zitterndes Herz ein wonneſeliges Gefühl, der Maienblüthentraum der erſten Liebe, und er gelobte ſich Ausdauer und Treue.

Je mehr dieſe Paradieſesblüthe in des Jünglings Seele ihre leuchtende Krone entfaltete, je freudiger wurde ſein Gemüth, je ſtiller ſein Schmerz. Mochten Scheltworte das Haus durchtoben, und die Thüren von den Händen des zornigen Herrn, der belfernden Prinzipiſſa, zugeſchlagen werden, daß es krachte, und alle Fenſter ſchütterten, Ludolph ſah es mit Gleichmuth, und konnte darüber lächeln. Mochte Herr Semen, fluchend und wetternd wie ein Wirbelwind, durch die Apotheke ſchnurren und ihn hart anlaſſen, er trug es ſtill, und ſah im drolligen Zorn des eifernden Gnomen nur ein komiſches Schauſpiel. Ludolph ſuchte ſeiner Pflicht zu genügen, und das Uebrige kümmerte ihn nicht. Er ſaß, ſtill arbeitend, an ſeinem Fenſter, blickte in den golddurchflammten Abendhimmel, und ſchwelgte in ahnungsvollen Gedankenträumen, die nur bisweilen ein Kunde unterbrach, der für wenige Pfennige Stiefelwichſe forderte, oder ſonſt etwas in den angenehmen Handverkauf Einſchlagendes; das verabreichte dann Ludolph mit möglichſter Behendigkeit, und ſetzte ſich wieder an ſein gewohntes Plätzchen. — Die Tage, die Wochen, die Monden flogen ſchnell vorüber, wie denn keinem ſchneller die Zeit vergeht, als dem, der in geregelter Thätigkeit ſein Tagewerk vollbringt.

Alle vierzehn Tage, einen Sonntag um den andern, durfte Ludolph ausgehen. So ward ihm ihm jeder zweite Sonntag ein Feſttag, auf den er ſich dreizehn Tage freuen durfte. Dann zog er ſich möglichſt elegant an, und ging Vormittags in die Kirche. In der Kirche war eine fromme Beterin, in der Ludolphs ſtillgeheimgehaltene Liebe das verkörperte Wort Gottes erblickte. Immer wärmer wurde ſein Gefühl. Wahre, tiefempfundene Liebe macht das Gemüth fromm, heiligt das Herz, giebt den Gedanken höhere Weihe. Wenn Empfindung das wahre Leben des Gemüthes iſt, und als ſolches zu beglücken vermag, dann war Ludolph glücklich, ein Ideal der Liebe trug er in ſeinem Herzen und das Glück ſchenkte ihm auch einen Freund, den Gymnaſialſchüler Felix, in welchem gar ein ſeltſamer, phantaſtiſcher Geiſt lebendig war.

Auch die Natur bot Freuden, Freuden, die um ſo köſtlicher waren, je ſparſamer Ludolph ihrer theilhaftig werden konnte; alle vierzehn Tag gewöhnlich, doch bisweilen auch öfter, denn man feierte ja in jener Stadt noch die alten Feſte, und zählte billig jedes Feſt für einen Sonntag. Und Ludolph war gewohnt, wenn er nicht frei und fröhlich, aller kleinlichen Sorgen und Bekümmerniſſe bar, hinausziehen konnte in das freudenvolle, reiche Leben der Allmutter, ſie zu ſich hereinzuziehen in ſeine Alltagswelt, und ſie zu pflegen mit Treue und Liebe. Ein Wald voll Blumen ſtand immer an dem Fenſter, das er beherrſchte, ſo lange die Jahreszeiten Blumen ſpendeten, und kam der Winter, ſo erſetzten die vielgeſtaltigen Mooſe, eine ſtille Wunderwelt für ſich, die Blüthenpracht der Phanerogamen.

Es iſt etwas ſehr Wunderbares um die Mooſe; jedes einzelne iſt eine Immortelle. Es darf vertrocknet ſeyn, abgedorrt und abgeriſſen von der nährenden Bruſt der Erde oder des Baumes, darauf es grünte, ein Waſſertropfen macht es wieder lebendig. Es überkleidet die nackte Felswand, die ihm keine Nahrung gibt, und trinkt das Leben aus dem friſchen Odem der fächelnden Luft, ſchöpft Erfriſchung aus dem

Thau der Nacht. Verdient irgend ein Bild der Hoffnung aus dem Reich der Flora gewählt zu werden, ſo iſt es das Moos, das immergrünende, ſtillgeheimblühende, allverbreitete. Einſt, vor langen Jahren, war das Moos officinell, das auf Todtenſchädeln grünend gefunden ward. Ob das vielleicht eine Arznei war, den Schmerz über begrabene Hoffnungen zu ſtillen? —

Wenn Ludolph mit ſeinem Freund durch die Bergwälder und Wieſenthäler der ſchönen Gegend ſtrich, war er am glücklichſten. In der Natur trat ihm die fürchterliche Proſa ſeines Geſchäftslebens nicht nah, er ſtreifte dann den Stand ab, wie ein glücklicher Schmetterling die Puppenhülle, und war ganz und gar ein froher Menſch. Im Freien, auf Spatziergängen, ſah er auch den Stern ſeiner Gedanken in ſtrahlender Schönheit wandeln, und fühlte ſich dann mindeſtens im Himmel.

Noch wagte er keine Annäherung, aber ein freundlicher Blick, ein erwiderter Gruß gab ihm Troſt, Freudigkeit, Beſeligung, und zufrieden, in ſtiller Liebe glücklich, froh in Hoffnung, ging er nach Hauſe, wo indeß Herr Semen ärgerlich gewaltet und geeſelt, und eine Fülle von Schmutzarbeit dem Lehrling möglichſt aufgeſpart hatte, der oft noch am Sonntagabend in Materialkammer und Keller herumkriechen und leergewordene Gefäße wieder voll faſſen mußte. Doch auch das war der Lehrling gewohnt, und that es ohne Murren. Eines aber war er nicht gewohnt, und konnte es auch nimmer gewohnt werden, und das war: ein unheimliches Grauen zu überwinden, das ihn oft befiel, wenn er ſo allein des Nachts zwiſchen den zahlloſen Vaſen und Krügen beſchäftigt war. Seine lebhafte Phantaſie ſchuf ſich eine eigene Geiſterwelt, die mit verderblicher Gewalt lebendig zu werden drohte. Ein eiſiger Schauer hatte ihn überlaufen, als zum erſtenmal ſeinem Auge von einem alten, längſt nicht mehr gebrauchten Topf die halb vermoderte Inſchrift: Axungia humana, Menſchenfett, entgegentrat. Konnte es nicht einmal dem armen Sünder, von dem das Fett, einfallen, einen Beſuch im Keller abzuſtatten, und ſich ſein Eigenthum wieder auszubitten? Dort ſtand der Phosphorus, ein in das Waſſer gebannter Feuergeiſt, der alsbald unheimlich glühte und dampfte, wenn Ludolph ein Stänglein herausnahm. Dort ſtanden die Säuren in großen Flaſchen, verderbliche Mächte, die einen erſtickenden Odem aushauchten, ſobald die Gefäße geöffnet wurden. Ja durch Thon und Glas, aus dem die Gefäße geformt, wirkte der Dunſt vernichtend, und zerfraß die Tekturen nebſt Bindfaden und Draht, womit die Flaſchenhälſe zugebunden waren, wie der Haß ein Herz zerfrißt. Oft war es Ludolph, als wehe ein Seufzer durch die nächtlich dunklen Gewölbe, das auch in der Materialkammer und auf dem Kräuterboden bisweilen hörbar war, und manchmal wollte es ihn bedünken, als ſey er nicht allein, als verrichte ein unſichtbarer Gehülfe mit ihm das gleiche Geſchäft. Oft kam ihm der martervolle Gedanke, es ſtehe einer hinter ihm, und ſehe ihm über die Schulter, und flüſtere Worte des Wahnſinns, und wenn er umblicke, werde ihn ein Todtenſchädel anſtarren, und er ſelbſt des Todes ſeyn. Dann füllte er raſcher und mit zitternder Haſt ſeine Gefäße voll, und eilte hinauf.

Das Gerippe auf dem Giftſchrank in der Materialkammer war ein ſcheußliches Gebild. Niemals öffnete Ludolph den Schrank, ohne daß ihn ein Schauer überfuhr; war es doch das Reich des Todes, das er aufſchloß, waren ihm doch einmal in einem wilden Traum die Geiſter der Gifte erſchienen. Der Arſenik, ein weißes, hohläugiges Geſpenſt, an jeder Hand einen Bruder führend, Opperment und Kobalt, hatte ſie angeführt, und die andern waren nachgefolgt wie auf alten Bildern die Reihen der Lebendigen dem hohlrippigen Senſenſchwinger, und hatten um ihn ihre ſtäubenden Wirbel gezogen.

Doch in das Dunkel unheimlicher, wacher Träume und düſterer Todesgedanken leuchtete die Sonne der Liebe und trieb mit flammenblitzendem Schwert, ein ſchützender Cherub, die nachtgrauen Wahngebilde und Phantome von der Paradieſespforte eines holden Liebestraumes zurück.

4.

Nun war Ludolph ſchon zwei Jahre in der Apotheke zum König Salomo, und war älter als neunzehn Jahre, und fühlte tiefer, als er damals gefühlt, da er, ein ſchwärmender Knabe, das Jugendland verlaſſen, und die Fremde jauchzend begrüßt hatte. Hauptſächlich aber fühlte er Ketten. Mehr und mehr ging ihm die Wahrheit auf, wie eine Sonne unter ſchwarzen Gewitterwolken, daß er ſich ſchrecklich getäuſcht in ſeinen Anſichten, Hoffnungen, Wünſchen, daß er ſeinen Lebensweg verfehlt — ach und zur Rückkehr war keine Ausſicht, keine Hoffnung, nicht die kleinſte! Je mehr er ſich ſelbſt fühlte, je unglücklicher fühlte er ſich. Der Sumpf der

Händen, und der Wind zog pfeifend hindurch, ungehemmt. Da kam kein Waller mehr aus der Ferne, der reiche Gaben opferte, und kein Kranker mehr, der Geneſung hoffte, und kein Frohlocken der Geſundeten prieß mit Wonnejauchzen und Freudenthränen die Wunder der Maria vom Grimmenthal.

„Grauſame Zeit“ ſprach Georg Doth: „wie gewaltig ſchreiteſt Du über den Erdkreis! Zorniger Meſſias, Du haſt die Wechsler aus dem Tempel getrieben zuſammt den Prieſtern. Ich aber ſitze hier mit blöden Augen, gleich einem der Grabeshüter, und ſchaue dem auferſtandenen Heiland nach an leerer Felſenhöhle. Da ſteht nun das herrliche Haus, da ſtehen die trauernden Bilder, die Zeit iſt anders geworden, und ich alt. Einſt war es ſchöner. Warum war es ſchöner? Weil ich jung war und mich innig in dieſe Tempelherrlichkeit hineingelebt hatte, ungeweiht war ich der eifrigſte Tempeldiener, ich diente der Maria mit dem Herzen, ja mit meiner ganzen Seele. Ach, jeder Menſch hat wohl in ſeinen alten Tagen eine Stunde, oder einen Tag, oder viele Jahre, wo er ſeufzend ſagt: einſt war es flachſten Alltäglichkeit umgab ihn ringsum, er fürchtete bang, darin verſinken zu müſſen.

Der Stern, der ihm erhebend und freundlich leuchtete, der ſeine Wünſche beflügelte, ſeine Träume magiſch durchſtrahlte, war es allein, der ihn emporhielt.

Es war Sonnabend, Ludolph ſaß bei ſeiner geräuſchloſen Arbeit am Fenſter, Herr Stark war in ſeinen Garten gegangen, Herr Semen im Laboratorium beſchäftigt, es war gegen Abend, wo die Rezeptur und der Handverkauf minder lebhaft ging. Der Lehrling rechnete, wie lange er noch würde lernen müſſen, dann dachte er hinaus in die Natur, wandelte im Geiſt mit ſeinem Felix über Berg und Thal, und dann flogen ſeine Gedanken zu dem Ideal ſeiner Seele hin. Er kannte das Mädchen jetzt, der alle ſeine Wünſche galten, ſie war wohl einigemal in die Apotheke gekommen, Arznei zu holen für die kränkliche Mutter, oder ſonſt ein kleines Bedürfniß für das Haus, und ſie war dann immer gegen ihn recht engelfreundlich. Auch ging ſie nie vorbei, ohne in die Apotheke zu blicken, und Ludolph ließ keinen Sonntagmorgen vorübergehen, wenn es in die Kirche läutete, ohne am Fenſter zu weilen, und ſie geſchmückt zum Haus des Herrn wallen zu ſehen. Oft trat er auch an die Thüre und wuſch das lackirte Holzbild des Königs Salomo möglichſt ſauber, oder überfirnißte es aufs Neue mit ſchönem Bernſteinlack, daß es holdſelig glänzte, und dieß that er gern um die Zeit, um welche er wußte, daß das geliebte Mädchen vorbeiging. Ein frommes, unſchuldiges Mädchen, dachte er, iſt ein Anblick, daran ſelbſt die Engel im Himmel ihre Freude haben müſſen, warum ſollte ich es nicht? —

Ludolph hatte ſchon auf der Schule der Poeſie gehuldigt, aber es war ihm aus dem Blüthenkranz der Dichtkunſt ein Dornenkranz erwachſen, und vielfaches Unheil, weßhalb er ſich eingeredet, er wolle nie wieder dichten. Zwei Jahre lang hielt er ſich ſelbſt Wort, dann brach die junge Roſe ſeiner Lieder aufs Neue die

Knoſpe. Zwar geheim gepflegt, verhüllt vor dem Blick der Menſchen, aber doch nicht duftlos, und aus den Liedern erblühte dem geiſtig Niedergedrückten ein neues Glück, erwuchs ihm ein Ambroſiabaum verklärender Gefühle.

Und iſt Dichtkunſt nicht eine Götterſpeiſe, die Unſterblichkeit gibt dem, der würdig davon ißt? Iſt ſie nicht ein himmliſcher Nectar, zur Seligkeit emportragend, und für den Himmel begeiſternd? Iſt ſie nicht auch eine gute Gabe, die von oben kömmt, vom Vater des Lichts, ein Strahl in das Dunkel der Schwermuth, eine erhellende Fackel in die Nacht des Kummers, ein lichter Leitſtern in der Finſterniß des Mißgeſchicks? Poeſie iſt die Himmelsleiter, auf welcher Engel auf und nieder ſteigen, und ſie erſcheint uns, wie jenem Schläfer in der Wüſte, nur in ſchönen Träumen.

Ludolph ſah ſinnend die Sonne ſinken, und ſang in Gedanken ein Lied an ſie, die ſeine Sonne war, da raſſelte die Schelle, die Thüre ging auf, und in die Offizin trat ſie ſelbſt, geſchmückt mit dem Kranze ihrer Schönheit, auf den Wangen das holde Lächeln der Anmuth.

Erſtaunt, erfreut, verwirrt verließ Ludolph ſeinen Sitz, und nur ſein ſtummer Blick drückte die Frage aus, was ſie wünſche, ſeine Sprache lag in den Feſſeln der ſüßeſten Befangenheit. Weinſteinrahm forderte das holde Kind, und Ludolph flog zu dem Spiegelſchrank, in welchem eine Reihe Büchſen ſtand, die ſämmtlich Droguen enthielten, die faſt ſtündlich begehrt oder dispenſirt wurden. Mechaniſch griff er nach der Büchſe, wog das Verlangte ab, und blickte mehr in Eliſens ſchöne Augen, als auf die Schaale der Tarirwage. Einige freundliche Worte wurden gewechſelt über das ſchöne Wetter, und wohin man morgen ſpatzieren gehen werde. Ludolph reichte der Angebeteten das Verlangte, ſeine Finger berührten ihre weiße Hand, und er fühlte ſich wonnig durchbebt. Eliſe ſchied mit dem freundlichſten Gruß.

In einem Himmel von Glück und Seligkeit ſchwärmend, ſetzte ſich Ludolph wieder an ſeine Arbeit, nicht ohne zuvor aus dem Fenſter der Holden nachgeſehen zu haben, ſo weit er konnte. Es wurde düſter. Nach einer Weile kam durch die Abenddämmerung ein hagerer Mann geſchritten, kohlſchwarz gekleidet, faſt dürrer als ſpindeldürr, und ſo lang, ſo lang, daß es ſchien, als werde er ſich an die Steinbogen des Säulenganges ſtoßen. Es war Herr Pfahl, der Friſeur, heute in ſeiner Funktion als Leichenbitter, eine ſchauerliche, geſpenſtige Geſtalt mit erdfahlem Geſicht und großen ſtechenden Augen. Er trat in die Apotheke, ſich durch ein Liqueurchen zu wärmen, denn er fror immer, und wer ihn anſah, fror auch.

„Sie ſehen heute aus, wie der leibhafte Tod!“ redete Ludolph den alten Friſeur an, der ſich die Hände rieb, daß alle Gelenke knackten. Ludolph konnte dieſe Anrede ſchon wagen, denn Herr Pfahl war ja täglich da, trank umſonſt ſein Schnäpselein, und war ein kreuzbraver, gutmüthiger Mann.

„Männlein!“ antwortete dieſer, als ihm

Ludolph einſchenkte: „Männlein, vergreifen Sie ſich nicht, heute ſind es juſt funfzehn Jahre, daß der Werner den unglücklichen Streich machte.“

„Was für ein Werner? Was für einen Streich?“ fragte Ludolph.

Herr Pfahl führte das Gläslein zum Munde, und zerdrückte mit der dürren Knochenhand einen Pfennigsſemmel. Seine Augen ſtarrten auf den Lehrling. „Habe ich's Ihnen noch nicht erzahlt? Hat es Ihnen nech Niemand geſagt mit dem Werner?“ fragte er zurück.

„Ich weiß nicht, was Sie wollen!“ antwortete Ludolph faſt heftig. „Was iſts, erzählen Sie, machen Sie's kurz!“

„Kurz genug!“ verſetzte Herr Pfahl, und fuhr ſich mit den langen, dürren Fingern um den Hals. „Vor fünfzehn Jahren, ehe Herr Stark die Apotheke hatte, war bei dem vorigen Beſitzer ein Lehrling, hieß Werner, ein freundlicher, lieber Burſche, ſehr artig und adrett; mir iſt noch heute, als ob ich ihn vor mir ſähe, er hat mir manches Gläschen voll geſchenkt, und ich lehrte ihn tanzen. Und heute vor fünfzehn Jahren — brrr — mich ſchauderts — ich mag nichts mehr trinken, Ihr Liqueur ſieht aus, wie Blut — heute vor fünfzehn Jahren vergreift er ſich, gibt einer Magd Scheidewaſſer ſtatt Liquer für ihre Frau, es wird ein gräßlicher Lärm, dem armen Werner vergeht Hören und Sehen — er weiß vor Angſt nicht wohin — ſieht ſich im ſchon im Geiſt im Gefängniß, auf dem Richtplatz, rennt die Treppe hinauf, auf den Boden, wirft die Fallthüre zu, wälzt zwey Fäſſer darauf, man ſucht ihn, erhebt endlich mit Mühe die Thüre, und ſieht an einem Balken den armen Werner hängen, blitzblau im Geſicht, unrettbar todt!“

„Hier? Hier in unſerm Haus? — Au unſerm — Boden — ?“ ſtammelte Ludolph erſchrocken, und dachte mit Grauſen an jenes unheimliche Seufzen, das er ſo oft gehört, wenn er einſam und ſtill auf dem Boden geſtanden.

„Ja Männlein, hier, hier, zum König Salomo!“ bekräftigte Herr Pfahl, und ſchlürfte wieder an ſeinem Labſal. „O es war damals ein gräulicher Spektakel, die Apotheke kam in Verruf, der Beſitzer verkaufte ſie, und zog von hier weg, mir that er ſehr leid!“

„Nun, und ſtarb denn die Frau, die das Scheidewaſſer genommen?“ fragte Ludolph geſpannt.

„Gott bewahre!“ lachte Herr Pfahl: „Die kam davon mit verbrannten Maul, und lebt heute noch.“

„Alſo für nichts und wieder nichts opferte ſich der Unglückliche!“ rief Ludolph aus, und dachte ſchaudernd an den Boden.

„Für nichts und wieder nichts,“ replicirte Herr Pfahl: „Das iſt eben das Gräßliche bei der Sache.“ — Er trank aus und ging. Märten brachte Licht, Ludolph ſtellte die Flaſche wieder in den Schrank, da fiel ſein Blick wieder auf die Büchſenreihe — ein eiſiger Schreck durchrieſelte ihn, an der Stelle des Salpeters ſtand der Weinſteinrahm — vorhin? — nein — Niemand weiter — Himmel, und der Salpeter — an jener Stelle! Hölle und Teufel! die Büchſen verſetzt! Vorhin — die Signatur nicht angeſehen — vergriffen! Gerechter Gott! Und Eliſe? O, daß mich doch gleich die Erde hinunterſchlänge!

Von dieſen Gedanken überraſcht, gefoltert, zitternd ſtand Ludolph. Jetzt klingelte die Schelle der Hausthüre, und Herrn Starks ſchwerer Schritt verkündete ſeine Heimkunſt; aus dem Laboratorium kam Herr Semen, draußen am Fenſter ſchoß ein ſchwarzer Schatten vorbei, die Thür ward aufgeriſſen, und herein trat zitternd und zornig, ein Papier in der Hand, Herr Wellen, Eliſens Vater.

„Wo iſt Herr Stark? Rufen Sie ihn gleich heraus!“ rief er mit hochrothem Geſicht. Ludolph war, als müſſe er umſinken, er ſah das Gewitter über ſich hereinbrechen. Herr Stark erſchien.

„Was für Leute haben Sie? Was für Zeug verkaufen Sie?“ fuhr Wellen den Apotheker an. „Ich bin zum Tode alterirt! Hier, ſehen Sie! Iſt das Cremor Tartari? Teufelsgut! Meine Frau hat vor Schreck die Krämpfe bekommen! Gleich unterſuchen Sie, gleich ſagen Sie mir, was Ihr Burſche dort meiner Tochter gegeben hat! Geht es ſo zu bei Ihnen, ſo muß ein Donnerwetter in Ihre Apotheke fahren!“

„Lieber Mann, mäßigen Sie ſich!“ antwortete Herr Stark ernſt, und ſein rollender Blick fiel auf den zitternden Ludolph. Semen hatte die kleinen Aeuglein aufgeriſſen, und die Fäuſte geballt, und horchte geſpannt zu, immer auf den zornigen Wellen blickend.

„Hat ſich was zu mäßigen!“ ſchrie dieſer: „Ich ſchicke meine Tochter her, laſſe Cremor Tartari holen, und da bringt ſie dieſes Teufelszeug! vielleicht Gift!“ Er warf die Pulverkapſel heftig auf den Receptirtiſch.

„Wer?“ fragte Herr Stark, und ſah zornbebend Ludolph und Semen an.

„Ich“ — ſtotterte der Erſte todtenbleich: ich — habe mich — vergr —

ſchöner! Und doch ſey Gott geprieſen für dieſe Wandlung, wenn auch eine Thräne der Wehmuth auf die Engelflügel des Gebetes fällt. Die ſchöne Zeit, der die Thräne gilt, war die Poeſie, die ſchöne Zeit, für die wir Gott danken müſſen, iſt die Wahrheit. Poeſie iſt ſchöner, Wahrheit iſt heiliger; Poeſie iſt ein ewiges Jugendland, ein Roſengarten, endlich müſſen wir heraus, wir entwachſen ihm, Wahrheit aber geht mit uns durch eine dornenvolle Bahn, treu bis zum Grabe. Der Tempel verfällt, das Thal iſt noch ſo wonnig grün und ſchön, wie immer; die dunkle Welle des Flüßchens rauſcht noch immer durch den Wieſenteppich, heimlich, kaum geſehen; da ſieht man recht, was Menſchenwerk iſt und was Gotteswerk! Und wohin ich nur blicke, es iſt noch daſſelbe ſchöne, gottgeſegnete Land, trotz der Stürme, die es durchtobten. Die Burgen ſtehen freilich nicht mehr, deſto beſſer wird das Land beſtehen, unbedrückt und unbedrängt von den kleinen Tyrannen, die viel ſchlimmer ſind, wie die großen, denn weil ſie über Wenige zu gebieten haben, wollen ſie von den Wenigen viel und allzuviel. Sey

„Dummheit!“ donnerte Herr Stark, und ſah nach den Büchſen, die noch verſetzt ſtanden.

„Seyn Sie außer Sorge,“ wandte er ſich an Wellen: „Dieſes Pülverlein iſt ganz unſchädlich!“ Und mit heroiſcher Selbſtverläugnung ergriff er einen elfenbeinernen Pulverlöffel, fuhr damit in die Kapſel, und verſchluckte eine gute Doſis des ſalpeterſauren Kalis, ohne eine Miene zu verziehen.

„Wenn es auch unſchädlich iſt,“ eiferte Wellen: „ſo ſchmeckt es doch wie der Teufel, ſo iſt's doch kein Weinſteinrahm, und Ihr Lehrburſche iſt ein Eſel, und Sie haben mich zum Kunden gehabt! Schicken Sie mir morgen meine Rechnung; verflucht ſoll der Pfennig ſeyn, für den ich wieder etwas bei Ihnen holen laſſe!“ Er riefs und ſtürmte von dannen, und nun praſſelte eine Hagelfluth von ſcheltenden Verwünſchungen über Ludolph.

„Schimpf und Schande und Schaden hat man von Deiner Dummheit! Wo haſt Du Deine Gedanken? Blamirt bin ich! Das fehlt mir noch! Und ſo eſelhaft dazuſtehen, und zu ſagen: ich habe mich vergriffen! Konnte der Dummkopf nicht ſagen: die Jungfer Wellen hat Salpeter verlangt, und dabei bleiben, ſo war der alte Narr aufs Maul geſchlagen! Kreuzmohrendonnerwetter!“

Herr Semen, erfreut eine Gelegenheit zu finden, half tüchtig zanken. Von ihrer Stube herüber kam im Nachtkleid die Prinzipalin, und half auch zanken, Märten und die Magd horchten am Fenſter, und freuten ſich, auf der Gaſſe blieben die Vorübergehenden ſtehen, und lauſchten durch die Fenſter.

In der Hölle kann es nicht ärger ſeyn, als in dieſem Hauſe, dachte Ludolph mit ſtummen, verbiſſenem Grimm, und der Gedanke an den Werner kam ihm lebhaft in den Sinn.

„Der hat es geſcheidt gemacht, hätte faſt Luſt, es ihm nachzuthun,“ murrte er in ſich hinein, und rannte, als die feindlichen Mächte allmählig von ihm abließen, in toller Wuth auf den Boden. Oben war es noch ein wenig hell, er ſetzte ſich auf einen Kräuterkaſten, und heiße Thränen ſchoſſen ihm aus den Augen.

„Nun muß Eliſe mich haſſen!“ weinte er, und dieſer Gedanke war ihm bitterer, als alles, was er ſo eben, und nicht ganz unverdient, erdulden müſſen.

„Verflucht, tauſendmal verflucht ſey der Tag, an dem ich über dieſes Hauſes Schwelle trat! Verflucht der Schneckengang meiner Lehrzeit! O wäre ich nie geboren! Wie dieſe Knechtſchaft mich martert, wie mich's drückt und hemmt, wie's an meinem Herzen frißt, wie der Geyer an der Leber des Prometheus! Nacht vor, Nacht hinter mir! Stirb Verlaſſener, Elternloſer, Heimathloſer! Der Herrgott mag ſich wohl auch vergriffen haben, als er Dich in's Leben rief!“

So läſternd, und von verzweiflungsvollen Gedanken durchtobt, ſaß Ludolph auf dem dämmerungumhüllten Boden; er deckte ſein Geſicht mit beiden Händen und mochte vergehen. Der Mond war aufgegangen, und warf ſein melancholiſches Licht durch die Dachfenſter, eines ſtand noch offen, und die Abendluft zog fächelnd herein.

Ein Seufzer, ganz laut und vernehmlich, ſchreckte Ludolph aus ſeinem Brüten auf, er wußte nicht, hatte er geſeufzt, oder ein anderes Weſen, er blickte ſich furchtdurchſchauert um, und dachte an Werner — und da hing Werner, dort an dem Balken, er ſah es deutlich, die Geſtalt ſchwankte, und der Mondſtrahl beleuchtete ſie grauenvoll; in der kleinen Kammer aber, die Herr Stark ſtets verſchloſſen hielt, in welcher gar wunderliches Zeug befindlich ſeyn ſollte, da regte ſich's mit einem Male raſſelnd und praſſelnd, und es krachte, als ſtürze ein ein Geripp zu Boden, und über Ludolph kamen die Schauer der Todesangſt, ſein Haar ſträubte ſich empor, er eilte nach der Treppe, glitt oben aus, wollte ſich an der Fallthüre halten, vermochte es nicht, ſtürzte hinunter, und vernahm nur noch einen donnernden Schlag, und die Beſinnung ſchwand ihm. — Er lag vielleicht eine Viertelſtunde hülflos, Niemand kümmerte ſich um ihn.

5.

Am folgenden Tage wagte Ludolph nicht auszugehen, er ſchämte ſich, Jemanden zu begegnen, dem etwa die Geſchichte ſeines Fehlers kund geworden, auch hatte er ſich geſtern Beulen und blaue Flecke gefallen. Von Niemand im Hauſe bekam er ein freundliches Geſicht, immer war es, als wetterleuchte noch das geſtrige Gewitter. Ludolph aber dachte: „Wenn ich auch nicht ausgehe, ſo mag doch Herr Semen allein arbeiten, ich brauche ihm heute nicht zu helfen, und will auch nicht.“ Er ſtieg auf den Boden. Da ſah er denn, daß das, was ihm geſtern als der erhängte Werner erſchienen, nichts war, als ein Sack voll Schwarzwurzeln, und daß ſeine aufgeregte Einbildungskraft ihm einen Streich geſpielt habe. Wehmüthig ſtand er auf dem Oberboden, und blickte hinaus in die lachenden Gefilde, die ſonnig angeſtrahlt unter der blauen Himmelsdecke lagen, und er ließ in Gedanken ſeine Leiden an ſich vorübergehen. Es war eine lange Kette. Des Prinzipals Zorn und aufbrauſende Heftigkeit, der Prinzipalin breites Geſchwätz und gehäſſige Bemerkungen, oft in die Seele ſchneidend mit dem Schwerd der Bosheit, ihr Verkehr mit klatſch- und verläumdungsſüchtigen alten Jungfern, die mit ihr Karte ſpielten, und ihren Wein tranken, und jede Jugendluſt verketzerten; Herrn Semens Aufgeblaſenheit und Dünkelhaftigkeit, und dabei der trivialſte Geſchäftsſchlendrian, alles vereinte ſich, dem armen Lehrling das Leben zu verbittern, ja verhaßt zu machen. Die Träume von ſchönen chemiſchen Experimenten hatte er längſt aufgegeben, und aufgeben müſſen, denn wenn er ja in das Laboratorium kam, darinnen zu arbeiten, ſo war es, um die Deſtillirblaſen zu lutiren, nachzuſehen, ob die Deſtillation im Gang, Extrakte zu rühren und abzudampfen, und Pflaſter zu malaxiren und in angenehme Stänglein auszurollen, lauter Handlangerarbeit, die Märten weit beſſer verſehen konnte, als Ludolph.

Rechnete zu dieſem noch Ludolph, daß er im Winter Hände und Füße erfroren, daß er erſtere noch öfter verbrannt, daß er jedesmal mit halber Todesangſt aus den großen Vitriolölflaſchen die rauchende Säure in kleinere Gefäße ausgoß, und dabei immer und immer ſeine Lunge dem ſchädlichen Einfluß der Dämpfe ausſetzte; dachte er dabei an die Zukunft, und daß ſein ganzes künftiges Leben Beſchäftigungen geweiht ſeyn ſollte, die ihm ſchon jetzt ſo läſtig, ſo fühlte er ſich von bitterm Schmerz bedrückt, mochte am liebſten nichts mehr denken, und wünſchte ſich den Tod.

Doch ſolche Wünſche erhört der gütige Himmel nicht, vielmehr ſendet er in jede Nacht des Leids einen Troſtesengel, heiße er nun Liebe oder Freundſchaft, Hoffnung oder Geduld, der dem Bekümmerten die Wunderpforten des Vertrauens aufthut, und ihn ſanft aus den Schattengefilden düſtrer Gedanken in ein Land voll freundlicher Klarheit leitet. Für den Schmerz hat der Himmel eine Freude für uns bereit, wie eine zärtliche Mutter, die das kranke Kind mit Süßigkeit labt, wenn es heldenmüthig die bittere Arznei verſchluckt, doch ſoll der Menſch, der kein Kind mehr iſt, die Süßigkeit vom Himmel weder fordern, noch erwarten, denn es könnte ja ſeyn, daß der Arzt, dem all unſer geheimſtes Leid und unſrer Seelen Krankheit kund und offenbar iſt, uns das ſüße Naſchwerk verboten.

Auch Ludolph ſollte wieder froh werden, nur nicht gleich, denn raſche Uebergänge ſchaden oft. Er dachte wieder an Werner und an Geſtern, und an die verſchloſſene Kammer, und große Neugierde ward in ihm rege, was ſie enthalten möge. Er raſſelte an der alten Thüre, das Schloß war dick beſtäubt, es ging nicht auf. Ludolph hatte einen ſehr alten Koffer mit deutſchem Schloß, er zog ſeinen Schlüſſel hervor, probirte leiſe, ein Druck, noch einer — die Thüre ſprang auf. Ein wunderliches Raritätenkabinet erblickte er, ſeltſam und unheimlich, faſt hätte er die Thüre wieder zugeſchlagen, und wäre davon gerannt, wie geſtern. Ein Gerippe ſtand, ein anderes lag in der Kammer, das geſtern wahrſcheinlich herabgefallen, ein Sägefiſch, ein kleines Krokodill, eine Schildkröte, zwei Straußeneier, vier große Seemuſcheln und ein Seekrebs ſchwebten ihm zu Häupten, ſämmtlich ehemalige Zierrathen der Offizin zum König Salomo, und von Herrn Stark daraus verbannt; alles war von dichtem Staub überzogen. Schachteln ſtanden auf einander, und uralte Gefäße mit rothen und ſchwarzen Buchſtaben auf Goldgrund und längſt vergeſſenen Charakteren. Mumia vera, Vipern, Scorpionen, Kellereſel, gebrannte Schuhſohlen, Einhorn, Adlerſteine, gebrannte Maulwürfe, Hundeexcremente, genannt weißer Enzian oder Album graecum, Alraunpuppen, Männlein und Weiblein und derlei ſchöne Obsoleta mehr, fanden ſich bei wunderlich geſtalteten Gläſern und Phiolen. An einem Glas, darin ein braunrothes

Pulver, ſtand keine Signatur. Ludolph faßte es, ſchabte von der Dektur den dicken, verfilzten Staub, und las: Blut eines in Erfurt dekollirten Knaben, der ſeine Mutter ermordet. — Da ſtellte er das Gefäß ſchnell wieder an ſeinen Ort, und wollte nichts mehr ſehen — doch, dort ſtanden auch noch einige alte Bücher, er konnte nicht unterlaſſen, ſie anzuſehen. Es waren meiſt Werke aus der Zeit, als die Menſchen viel vom Stein der Weiſen träumten und von der Goldmacherkunſt, als ſich auf wunderſame Weiſe Alchymie, Theoſophie und Myſtik die Hände reichten. Paracelſus Schriften und Jakob Böhmens bänderreiche Werke ſtanden beiſammen, Roſenkreuzers chymiſche Hochzeit und Cornelius Agrippa's magiſche Traktate vertrugen ſich friedlich bei einander. Auch Kunkels Glasmacherkunſt fand ſich dort und des berühmten Albertus Magnus Werk von der Weiber Geheimniß, ſammt mancherlei Kraft der Kräuter, Tugend der Edelgeſtein und Art und Natur der Thiere. In dieſes vertiefte ſich Lugeſegnet Henneberg, und geſegnet ſey mit dem Segen eines Greiſes Deine Zukunft, Du ſchönes Land, auf Jahrhunderte hinaus! Geſegnet ſeyen die, ſo Dich beherrſchen, und alle Deine Bewohner. Edel und gut, tapfer und ſtark, redlich und frei geſinnt! Die Morgenröthe der Wahrheit, die jetzt auch Dir emporglüht, werde nie verdunkelt von dem nächtlichen Streben derer, die gern die Geiſter verfinſtern und zurückführen möchten in die alte Nacht und in die alten Ketten! Sey und bleibe glücklich, Henneberg, Herz Deutſchlands, und Dein ruhmreicher Name verklinge nie!“

Als der Greis, von einer ſchönen Begeiſterung überglüht, ſo ſprach, vernahm er einen ungewöhnlichen Klang, den er lange nicht gehört an dem einſamen Ort, nämlich das Getön von Schellen, wie man ſie den Roſſen anhing, und blickte nach der Gegend hin, woher es kam. „O Wunder!“ rief er aus: „verjüngt ſich die Zeit, und kehrt die alte wieder? Wallfahrtet man nun zu Trümmern? Kehrt um, kehrt um! Es iſt kein Prieſter mehr vorhanden an der heiligen Stätte, der die Wunder der dolph. Standen doch auch die längſt aus der Offizin verbannten Edelgeſteine hier aufbewahrt, die vor Zeiten mancher Reiche wohl präparirt verſpeiſen müſſen in Pillen und Pulvern, nebſt Perlen des Orients und Occidents, und von dieſen Steinen ſchrieb Albertus. Vom Magnet las Ludolph und dachte, daß Liebe ein Magnet ſey, der mehr anziehe, als Eiſen; und vom Asbeſt, der im Feuer beſtehe, und es fiel ihm bei, daß Hoffnung zu gleichen ſey dieſem Geſtein, die auch immer wie ein geiſtiger Phönix aus der Aſche der Trübſal emporſchwebe; und vom Smaragd, der, blau von Farbe, gefunden werde im Neſt des Greifen, dabei er gedachte, wie der Smaragd die Treue bedeuten mögte, die ſo ſelten gefunden wird, wie das Greifenneſt.

Und als Ludolph ein Glas öffnete, darin der Stein Onyx verwahrt war, und den Stein in die Hand nahm, überkam ihn der Schlaf, ehe er noch las, was vom Onyx geſchrieben ſtand, daß er Traurigkeit und Furcht erregе im Menſchen, und im Schlafe grauſame Phantaſei. — Ludolph ſaß auf einem Kaſten, darinnen allerhand Gebeine und Knochen, halb verſteinert zum Theil und herſtammend von Thieren der Vorwelt, deren Reſte in Höhlen gefunden werden, und einſt in den Arzneiſchatz gezogen unter dem Namen Unicornu fossile — und ſchlief und träumte. Er war wieder in der Apotheke, und es gab viel zu thun, ein Rezept kam nach dem andern, und die ſechs Doktoren der Stadt waren alle in der Apotheke und wollten Rezepte verſchreiben, Blättlein in das Herbarium vivum des Centobuchs, und balgten ſich um den Stuhl; auch war es Markttag, und Bauern und Bäuerinnen drängten ſich in dichten Haufen, und ſchrieen durcheinander; in ihren Körben trugen ſie jugendliche Ferkel, die auch ſchrieen; Herr Semen rezeptirte, und Herr Stark rührte in einem großen Mörſer, und Herr Pfahl ſtand am Spiegelſchrank, trank ſein Liqueurchen, und weil er im Wege war, machte er ſich ganz dünn, und wurde zum ſchwarzen Zwirnsfaden. Ludolph aber vergriff ſich fort und fort, gab ſtatt Bocksblut von dem Blut des dekollirten Knaben, und ſtatt der wahren Wurzel des weißen Enzians gab er Album graecum, und Magnet für Magneſia, und Bitterſalz für Bitterſüß, und Katzenmünze für Krauſemünze; darauf drang Herr Wellen in das Getümmel, und ſchrie überlaut, daß er Herrn Stark verklagen wolle, weil er in ſeiner ganzen Apotheke nur ein einziges Medicament habe, nämlich Teufelsdreck, und weiter gar nichts. Hierauf war Ludolph wieder auf dem Boden, und Herr Pfahl war auch oben und gab Tanzſtunde. Er hatte ſein Leichenbittergewand an, in dem er ſich abſonderlich ſcheußlich ausnahm, und hatte eine verſtimmte Geige, darauf er quinkelirte. Da tanzte Ludolph; und Werner, der ſeit fünfzehn Jahren außer Odem gekommen, tanzte auch, und die Gerippe tanzten und klapperten mit ihren Knochen den Takt, wie mit tauſend Kaſtagnetten. Auch kam die ägyptiſche Mumie aus der Kammer heraus, und tanzte; hierauf das Krokodil und der Sägefiſch, und der dekollirte Knabe, nebſt der Katze, die einſt in den Baldrian geheckt, und ihre todten Jungen, die ſie ſo lange geleckt hatte, bis ſie wieder lebendig geworden. Endlich tanzten alle Fäſſer, die Deckel fielen herunter, und die Wurzeln krochen heraus wie ſchwarze, braune, grüne, gelbe Schlangen, und tanzten und ringelten ſich durcheinander, und Ludolph dachte: das wird gut werden, wenn die Tanzſtunde vorbei iſt, und ich ſoll Euch wieder auseinanderleſen. In den Lärm und das tolle Gewimmel rief aber Herr Pfahl immerfort: „Achtung! Eins, zwei, drei, vier! Eins, zwei, drei, vier! Chassé! — Ronde! — Chaine! Demoiſelle Mumia, alerte! Monſieur le Decollé, vite, vite! Eins, zwei, drei, vier! Eins, zwei, drei, vier!“ Hierauf war auch die Frau Prinzipalin hinzugekommen, die walzte mit Herrn Semen, daß es eine Luſt war, und der Kleine machte luſtige Bocksſprünge, und ſie ſchrie immerfort: „Thut nach meinen Worten, aber nicht nach meinen Werken! Alle, die uns wohlwollen! Die uns nicht wohlwollen, ſoll der Teufel holen! Sela!“ Und wie es ſo recht toll und wüſt durcheinander ging, kam Herr Stark herauf, da that es einen Donnerſchlag, und wurde Nacht, und Ludolph erwachte. Der Stein Onyx war ihm aus der Hand gefallen, und er erſchrack ſehr, denn um ihn war es wirklich ſchon Nacht, und er ſaß noch in der unheimlichen Kammer, und die Thüre war zugeworfen worden, von wem? das wußte er nicht, und er hörte ganz vernehmlich einen tiefen Seufzer.

Alle Schauer des Entſetzens ſtürzten über ihn. Er bemühte ſich mit aller Anſtrengung, die Thüre von Innen zu öffnen. Sie widerſtand. Er trat gegen ſie, daß die Repoſituren zitterten, die Gläſer aneinanderklirrten, zum Theil herabfielen und in Scherben zerſplitterten, und jetzt ſprang die Thüre auf, in dem Augenblick, als das Gerippe in der Kammer wankte, umſank, und Ludolph auf den Rücken fiel, der nicht mehr ſah, noch hörte, und nicht wußte, wie er die Treppe hinabkam, in ſeine Schlafkammer, wo er ſich in das Bette legte, wo ihn das heftigſte Nervenfieber ergriff, und ihn fort und fort peinigte mit fürchterlichen, ſinnebethörenden Phantaſieen.

Als er wieder zu ſich kam, fand er ſeinen Felix an ſeinem Lager wachend, und erfuhr, daß er ſchon neun Tage bewußtlos gelegen, daß Herr und Madame Stark in der größten Angſt um ihn ſeyen, daß er treu und liebreich gepflegt worden, daß Märten, Herr Semen und er (Felix) abwechſelnd bei ihm gewacht, und daß er nur ruhig ſeyn ſolle, indem nun alle Gefahr vorüber, und er vom Wege zum Gottesacker ſich auf den Weg der Beſſerung begeben habe, was bei der ganzen Sache das Beſte. Uebrigens habe Herr Stark die alte Kammer auf dem Boden abbrechen laſſen, die naturhiſtoriſchen Gegenſtände dem Naturalienkabinet der Schule geſchenkt, den übrigen Plunder aber in den Miſt geworfen, und von den alten Büchern habe Märten bereits eine große Anzahl Düten und Papierſäcke verfertigt, auf einiges Zureden proch, und gegen eine kleine Vergnügung ihm, dem Erzähler, den Albertus Magnus abgelaſſen.

Ludolph ſtaunte nicht wenig, dieß alles zu hören, konnte ſich Vieles gar nicht erklären, nahm von ſeiner mit Baldrian verſetzten Chinaarznei ein, und verfiel in einen ruhigen, anhaltenden Schlaf, in welchem ihm ein lieblicher Traum kam, den Eliſens holdes Bild gleich einer Engelerſcheinung belebte.

6.

Seit jenem Vorfall und Ludolphs Krankheit war wieder eine lange Zeit vergangen, und für den Lehrling war eine beſſere gekommen. Herr Gemen war fort, und Ludolph verſah jetzt das Geſchäft ſo lange allein, bis ein neuer Lehrling angenommen werden würde; er konnte das zur Genüge, da in länger als drei Jahren ſich recht gut die Kenntniſſe aneignen laſſen, die dazu gehören, ein guter, praktiſcher Arbeiter, beſeelt von Ordnungsliebe, Pünktlichkeit und Rechtlichkeit zu ſeyn, wenn zum gelehrten Theoretiker freilich eine längere Zeit und tiefeindringendes Studium gehört. Herr Stark war viel freundlicher wie ſonſt gegen Ludolph, und dieſer konnte jetzt mancher Lieblingsarbeit mehr nachhängen, wie früher. Felix beſuchte ihn faſt täglich; dieſer wollte Arzt werden, und machte in der Apotheke Vorſtudien, die jedem zu empfehlen, der gleichen Stand erwählt, denn ein anderes iſt's um die materia medica, die der Profeſſor von ſeinem Katheder herab beſchreibt, und ein anderes um die, die durch den Anblick lehrend, augenkundig vorliegt. So oft es die Zeit und das Geſchäft erlaubten, wurden jetzt Experimente gemacht, Metallbäume wuchſen empor in kryſtallklaren Gläſern, wunderbare Farbenveränderungen wurden hervorgebracht, Knallpräparate bereitet, deren Wirkung gewaltig; und treu gepflegt wurde die geheimnißvolle Welt mächtigwirkender Naturkräfte, die noch lange nicht genug durchforſcht und gewürdigt, ſich dem Eingeweihten in tauſend Wundern offenbart.

Ludolph durfte auch jetzt jeden Donnerstag ausgehen, und ſtets war Felix ſein treuer Begleiter, bis die Zeit kam, daß Ludolph Wege fand, auf denen ſelbſt ein Jonathan oder Damon überflüſſig.

Herr Pfahl, der auch bisweilen in das Haus des Herrn Wellen kam, war für den liebenden Ludolph zum Agathodämonen geworden. Er hatte durch kluge Rede den zürnenden Mann mit Herrn Starks Apotheke verſöhnt, Ludolphs Fehler wurde gern verziehen. Während ſeiner Krankheit war Eliſe recht menſchenfreundlich um ihn beſorgt, und fragte oft nach ſeinem Befinden. Später trug Herr Pfahl Grüße von dem Jüngling zu dem Mädchen, und wieder von ihr zu ihm, dann Briefe, Lieder, Blumen, kleine Geſchenke, dann kam eine Zeit, wo man Herrn Pfahls weniger bedurfte. Auf einſamen Spaziergängen, wie an belebten Luſtorten, fanden ſich die Liebenden, bald war aus Neigung Freundſchaft, aus Freundſchaft das innigſte Verſtändniß geworden. Ludolph fand viele Neider, denn Eliſe war eine der ſchönſten Jungfrauen im Städtchen, aber er meinte, ſolche Neider ſeyen ſchon zu ertragen; trüge doch der ſchöne Eichbaum auch häßliche Galläpfel, die man aber nützen könne zur ſchwarzen Tinte, und er wolle nichts dagegen haben, wenn alle ſeine Neider aus Aerger ſchwarz würden, wenn ihm nur recht lange der Roſenbaum beglückter Liebe blühe.

Und es war wieder Michaeli. Ueber der Stadt ſchwamm zarter, herbſtlicher Duft. Von der Anhöhe, an deren Fuß ſie lag, ſchritt wohlgemuth ein Wanderer herab; auf ſeiner Studentenmütze ſchwankte ein Eichenzweig, auf dem Rücken trug er eine grünlackirte Blechtrommel, in der einen Hand einen Büſchel Blumen, wie ſie der Herbſt in jener Gegend erzeugt: Herzgeſpann *), Herzenstroſt **), Herzleuchte ***),

---

*) Leonurus Cardiaca.
**) Mentha Sylvestris.
***) Malva Alcea.

Maria vom Grimmenthal verkündigt, und kein gläubiges Volk, das ſie weiter trägt durch alle Welt und nach allen Winden! Und ſehe ich denn recht? Sind das nicht die Panner Hennebergs, die ſonſt hier luſtig wehten, und tragen jene Roſſe nicht Scharlachdecken mit eingeſticktem Hennenwappen? Ja, er iſt es, Georg Ernſt, mein edler Fürſt, und in ſeinem Gefolge ſehe ich alte und liebe Bekannte!“

Zitternden Ganges, und auch die Freude hatte ihren Antheil an dieſem Zittern, ſchritt der bejahrte Mann dem nahenden Zug entgegen. Fürſt Georg Ernſt erkannte gleich den einſtigen treuen Lehrer, und rief ihm freundlich zu und bot ihm die Hand, als er vom Roß geſprungen, und hielt die Hand feſt, den alten Dichter mit ſich ziehend nach einem Roſſegetragenen Palankin. Da ſaß auch ein alter Mann darin, ein Mann mit ſchneeweißem Haar und vorgebeugtem Haupt, doch hellen und freundlichen Blicks, Fürſt Wilhelm. „Siehe da, unſer alter, guter Dethanns,“ ſagte er, als er den Greis ſah, und ſtieg aus der Sänfte. „Finden wir uns hier wieder, hier?“ fuhr er fort: „wo wir uns ſo oft und ſonſtige Kräuter. In der andern Hand trug er einen dicken Ziegenhainerſtock, deſſen Griff ein eiſerner Hammer, und das war Ludolph.

Das neue Thor war verſchloſſen, — die Kirche war ſchon angegangen.

„Die Kirche muß ja bald aus ſeyn,“ ſprach er zu ſich ſelbſt, ſchritt zu der Steinbank, legte ſeine Pflanzen darauf und den Stock, und ruhte von dem Morgenſpatziergang aus.

„Himmel!“ rief er plötzlich freudvoll: Heute iſt ja Michaeli! Und heute iſt meine Lehrzeit um! Heute vor vier Jahren, juſt um dieſe Zeit, ſaß ich ja auch hier! Und nun bin ich Gehülfe. Gott ſey gelobt! Bat ich ihn nicht vor vier Jahren, meinen Eingang zu ſegnen? Und er hat es gethan, der allliebende Vater. Zwar habe ich viel Trübes erfahren müſſen, und manche düſtere Stunde gehabt, und manchen Tag voll Schwermuth; doch es iſt ja Alles überſtanden, und ich ſitze heute hier, ein Glücklicher, ein Beglückter, wo ich vor vier

Jahren ſaß, ein Hoffender, Vertrauender. Vertrauen läßt nie zu Schanden werden:“

Wie Ludolph in Erinnerungen ſich erging, mußte er lachen, denn es fiel im Herr Pfahl ein, der ihn vor vier Jahren hier angeſprochen, und die Feſttage gelebt, nebſt der Erholung. Er war jetzt ſelbſt beſcheiden der Meinung, daß es ſchön ſey und billig, die alten Feſte zu feiern, und Mitglied der Erholung war er auch geworden. Und an Herrn Semen dachte er, wie der an ihm vorübergeſäbelt, und wie er jetzt ſelbſt komme als Kräutermann, jenem ſo gleich. Er dachte, wie er Gott gebeten, unter dem alten neuen Thore, auch ſeinen Ausgang zu ſegnen, und meinte ſtill lächelnd, mit dem Ausgang habe es noch Zeit.

„Ich habe manchen Wunſch unterdrücken müſſen, manche Freude opfern, mancher Luſt entſagen,“ ſprach der Sinnende vor ſich hin: „ich habe viel erduldet, und viel gelitten — es iſt vorüber — ich hätte heute wegziehen können aus dieſer Stadt, aber — ein ſchönes Augenpaar würde mir zu ſehr nachgeweint haben, ich will dem König Salomo noch länger als ein treuer Gehülfe dienen.“

Ueber die Stadtmauer herüber klang aus der nahen Kirche Geſang und Orgeltön, wie eine Freudenhymne in den ſonnigen Aether emporwallend. Ludolphs Herz ſchlug höher in einer ſeligen Andacht, er dachte an Gott und an ſeine Liebe.

„Du haſt es wohl gemacht mit mir, Vater im Himmel!“ ſprach er, und lächelte durch Thränen empor. „Du haſt meiner gnädig wahrgenommen, halte auch ferner Deine Rechte über mir! Deinem allmächtigen Schutz befehle ich Eliſen und mich!“

Er blickte auf ſeine Pflanzen, und redete ſie an: „Eure Namen ſind meiner Liebe Stadien. Du unſcheinbar blühender Leonurus, wirſt Herzgeſpann geheißen, und deuteſt an die Zeit der Trübſal und der Bedrückung. Du ſanfte Mentha erfreuſt mit würzigem Duſt, darum nennen Dich die Menſchen Balſam und Herzenstroſt, Deine Blätter ſind friſchgrün, auch mir iſt in Hoffnung ein Herzenstroſt aufgegangen. Du aber, roſenblüthfarbige Malve, Du gleichſt der Blüthe, die meines Herzens Leuchte und Leitſtern geworden, Dich weihe ich zur Blume der Liebe, und wie Dein Name auch Morgenſtern iſt, ſo ſoll mir, daß ich Dich heute gefunden, ein Zeichen ſeyn, daß mir die Sonne eines neuen Glücks aufgehen wird.“

Die Kirche war aus, das neue Thor that ſich auf. Wie vor vier Jahren ſprach Ludolph: „Wir wollen hineingehen! Unſern Eingang ſegne Gott!“

Am erſten Hauſe flog Ludolphs Blick aufwärts; oben aus dem Fenſter lächelte ein Mädchen ihm mit holder Freundlichkeit zu. Es war Eliſe Wellen. Ludolph ging nicht die Straße hinab, er ging in das Haus, Eliſe flog ihm entgegen, in einer zärtlichen Umarmung fanden ſich die Lippen der Liebenden.

Hat es jemals eine Panazee gegeben, die jedes Weh zu verſüßen, jedes Leid zu lindern im Stande, ſo war es die Liebe. Aber macht mir den Amor nicht zum Pharmazeuten, der ſchelmiſche Gott vergreift und verſieht ſich leicht! —

Novellen

und

Phantaſiegemälde

von

Ludwig Bechſtein.

Zweiter Band.

Hildburghauſen,
in der Keſſelring'ſchen Hof-Buchhandlung.
1832.

Inhalt.

Seite:

Meiſter Wolfram und ſeine Thürme . 1

Mater doloroſa. 159

Maravi. 211

[illegible]

Meiſter Wolfram
und
# ſeine Thürme.

fanden! Ach lieber Doth, wir ſind alt, und hier iſt es anders geworden, doch wir laſſen Gott walten, der uns mit ſeiner Gnade erleuchtet hat und uns ſein Licht und ſeine Wahrheit finden ließ.“

„Das iſt es, mein gnädigſter Fürſt und Herr,“ erwiederte Doth: „was mir einſt prophezeiht wurde hier im Grimmenthal, ich würde finden, was ich nie geſucht! Nie ahnte mir, daß noch eine höhere Einſicht und beſſere Erkenntniß mir kommen werde, als die ich zu haben vermeinte in meinen frühern Jahren, und doch habe ich nun nach manchem Kampf und nach tiefem Nachdenken gefunden, daß wir allzumal in den Feſſeln eines großen Irrthums gingen.“

Auch der hochgealterte Doctor Mithobius trat herzu, und grüßte den alten Freund mit Freundlichkeit; die befreundeten Greiſe ſtanden da beiſammen in dem Jugendland, ſchon alle über den Herbſt des Lebens hinaus, aber die Herbſtzeitloſen ihrer Erinnerung blühten noch. Das Colchicum treibt eine ſchöne Blüthe aus bitterer Wurzel, wie ſich oft des Lebens erlittene Bitterkeiten dennoch zu lieben Erinnerungen verklären; auch der Schmerz hat ſein

Meiſter Wolfram und ſeine Thürme.

1.

Einer der ſchönſten Frühlingsabende ſenkte ſich im Wonnemond des Jahres 1472 auf Thüringens reizende und geſegnete Fluren, als ein junger Geſell auf dem Wege von Stadtilm nach Arnſtadt noch recht rüſtig fürbaß ſchritt, ſo daß ſeiner Eile wohl anzumerken war, er wolle vor dem völligen Einbruch der Nacht Arnſtadt erreichen. Seine Kleidung war einfach, und der Weiſe jener Zeit angemeſſen; auf dem kleinen Baretlein, unter welchem ſich blonde Locken anmuthig hervorringelten, und den Nacken überwallten, wiegte ſich, ſtatt prangender Federn, ein friſchgrüner Eichbuſch, der recht gut zu dem blühenden mildheitern Geſicht des Jünglings ſtand. An der Seite hing ein kurzes breites Schwerd in einer unverzierten Scheide, deſſen blankgeputzter Metallgriff das einzige Glänzende in der Erſcheinung des Wanderers war. Aber doch gab das Schwerd, nebſt einem kleinen Bärtchen, dem jugendlichen Wanderer das Anſehn jener Männlichkeit, die ſich ihrer Kraft bewußt iſt, ohne dieſe doch in keckem und ausfordernden Uebermuth zu äußern.

Der Jüngling, der in einer ledernen Reiſetaſche, wie es ſchien, einen Theil ſeiner Habe trug, war eine lange Strecke am Saum des Waldes hingeſchritten, zwiſchen bebauten und unbebauten Feldern hin, und ſchien ſich nicht ſonderlich um die jugendlichen Reize zu kümmern, mit denen die fröhlich blühende Natur ihn anlächelte; die Vögel, deren helle und liebliche Stimmen den Wald mit harmloſen Geſängen durchtönten, ſchienen keinen Zuhörer an ihm zu haben. Er ſchritt gedankenvoll ſeinen Weg, ſeine Gedanken weilten in der Heimath.

Jetzt ſtieg er einen unbebauten Hügel hinan, der ſparſam mit Haidekraut bewachſen war, und ſtand aufathmend und überraſcht, als er auf der Anhöhe, von dem Hauch eines kühlen Lüftchens umfächelt, die Ausſicht gewahrte, die ſich ihm darbot. Ganz nahe vor ihm hob ſich auf einem iſolirten Bergkegel, der ſich an den Wald zur Linken anſchloß, die ſtattliche Käfernburg, der uralte Stammſitz eines in der Vorzeit berühmten Grafengeſchlechts. Weiter weſtwärts am Ausgange eines ſchönen Thals, hart am Fuße eines hohen Berges, lag Arnſtadt in wundervollfreundlicher Abendbeleuchtung vor den Blicken des Wanderers. Hoch auf dem Gipfel des Berges ſchien ein Schloß die Stadt zu beherrſchen, aber es war nur die verfallende Ruine der ſogenannten Altenburg, einer Warte, deren Geſchichte ſchon in jener Zeit im Dunkel lag, und deren Andenken ſich nur im Namen des nach ihr genannten Berges erhalten hat. In nicht allzuweiter Entfernung von der Stadt, gerade im Weſten, verbargen ſich in die Goldſchleier der Abendſtrahlen die drei Schweſterburgen, die unter dem Namen der thüringiſchen Gleichen an Berühmtheit mit andern Schlöſſern wetteifern; jetzt freilich verfallene Ruinen, damals noch ſtolz thronend, und nicht bezwungen von den Stürmen der Zeit und der kriegeriſchen Feinde. Die Stadt war von Blüthenbäumen umgrünt, an die Höhe lagerten ſich Gärten und Weinberge, die Gera floß friedlich durch den Wieſengrund, und als der Jüngling mit den Augen ihrem geſchlängelten Lauf über die weite, blühende und grünende Ebene folgte, ſah er am Rande des Horizontes die Thürme des Erfurter Domes ragen, und höher noch als dieſe, die Thurmſpitzen von den Klöſtern auf dem Cyriax- und Petersberge in die ſanfte abendliche Helle des Aethers hinaufſtreben.

Aus der nahen Stadt aber trug der Hauch der Luft die Glockenſchläge der ſechſten Stunde zu dem Ohr des Wanderers, und als die Nahnung zum Abendgebet in den dumpfen Glockenklängen ſo ernſtfeierlich ertönte, und die ganze Natur ſo friedlich ſtill und wunderbar verklärt da lag, als ſey ſie ſelbſt im Gebet begriffen, da zog der Jüngling fromm ſein Baret, und ſprach ein Ave.

Die Sonne ſchied, und nun wurden ſichtbarer die drei Gleichiſchen Bergſchlöſſer, die feſtummauerte Wachſenburg, Schloß Mühlberg mit ſeinen zwei gigantiſchen Warten, und das ſtolze, prangende Gleichen. Zahlloſe Ortſchaften lagen umher. Der Frühlingshimmel aber, der ſo golddurchflammt über der Erde hing, ſchien ihr grünes Lenzeskleid anziehen zu wollen, und ihre Schönheit abzuſpiegeln. Lichte Purpurwolken thürmten ſich zu Bergen, mit Burgen und Wäldern, dazwiſchen floß, wie himmliſche Wieſenfluren, ſmaragdgrün, der Aether hin, und der Strahlenſchimmer, der dort oben entſprang, umfing und umfloß verklärend die Flur, glühte roth auf den Bergen, und blitzte flammend aus den Fenſtern der Schlöſſer und Kirchen zurück.

„Der Ruf, der mir dieſe Gegend als eine ſchöne und geſegnete pries, hat nicht gelogen,“ ſprach der Wanderer, indem er weiter ſchritt: „Wohlan, laß uns verſuchen, wie ſich's hier lebt, und ob nicht durch meine Hand Manches noch ſchöner werde.“ — —

„Du Natur,“ fuhr er in ſeinem Selbſtgeſpräche fort: „biſt freilich der Werke Schönſtes, Du biſt das Leben; was wir bauen, iſt nur ein todtes Gebild, aber doch ſchaffen wir das Todte zum Preiſe des Herrn, daß es ihn verkünde, wie Du, und daß das Menſchenherz vom Gebild der Kunſt hingewieſen werde auf den ewigen Werkmeiſter.“

Es iſt an der Zeit, dem gütigen Leſer wiſſen zu laſſen, daß der Wanderer, welcher ſich jetzt der Stadt näherte, ein junger Baukünſtler war, deſſen Hände ſchon manches Hohe und Herrliche vollbringen halfen, und deſſen Herz für ſeine erhabene Kunſt glühte. War er auch noch nicht vollendet in ſeiner Ausbildung, ſo ſtrebte er doch mit aller Kraft danach, und erfaßte mit regem Eifer jede Gelegenheit, die ſich ihm bot, ſeine Kunſt in Ausübung zu bringen. Und eine ſolche bot ſich eben in Arnſtadt dar. Das alte ehrwürdige Gotteshaus zu unſrer lieben Frauen, welches ſchon gegen fünf Jahrhunderte ſtand, ſollte erneuert und verſchönert werden, und es war zu dieſem Zweck eine Ladung an Künſtler aller Art, deren Kunſt beim Bau eines Tempels verſchönernd wirken konnte, ergangen. Dieſe Ladung traf, wie eine Stimme von oben, auch den jungen Meiſter Heinrich Buhle, der von einem Kirchenbau in Prag vor nicht langer Zeit in die Heimath, das ſchöne Thüringen, zurückgekehrt war, wo ihm, außer einer alten Mutter und einer jüngern Schweſter, keine nahen Verwandten lebten. Das Städtchen Königſee war ſein Geburtsort, das aber noch hart an den Folgen der Zerſtörung litt, die es vor 25 Jahren dulden mußte, wo eine Feuersbrunſt, in Folge kriegeriſcher Unruhen, faſt den ganzen Ort verzehrte, und auf lange Zeit hinaus den Wohlſtand der Einwohner untergruß. Dem jungen Künſtler lag die Unterhaltung der ſchwachen Wittwe, ſeiner Mutter, und der kleinen Schweſter größtentheils ob, daher war jeder neue Ruf zu ehrenvoller Beſchäftigung ihm ſo äuſſerſt willkommen.

Heinrich Buhle ſtand auf Arnſtadts ſchöngebautem Markt, und betrachtete mit Verwunderung einen Porticus, an deſſen hölzernen Schwibbogen eine noch unvollendete friſche Malerei aufgetragen war, ſeltſam und wunderlich anzuſchauen. Der Abendſchein fiel gerade noch recht hell auf die gegen Weſten gekehrte Häuſerreihe, vor welcher ſich, einen bedeckten Gang bildend, dieſe Schwibbogen hinzogen. Es ſtanden auch Kinder dort, und erfreuten ſich an den mit lebhaften Freskofarben aufgetragenen Thierbildern. Da waren der Elephant, das Einhorn, das Krokodil, der Löwe, das Kameel und viele andere vierfüßige Thiere künſtlich hingemalt, immer eins neben oder über das andere. „Was iſt das?“ fragte Heinrich einen vorübergehenden Bürger, der auch einige verwunderliche Blicke auf die Bilder warf.

„Das nennen wir die Galerey!“ verſetzte der Mann, und ging vorüber. Je dämmeriger es allmälig wurde, je groteſker und ſeltſamer ſchienen ſich die Bilder zu geſtalten, die Thierleiber ſchienen ordentlich in einander und auseinander herauszuwachſen, und ganz anders, ganz fratzenhaft auszuſehen.

„Wunderbar,“ ſprach Heinrich zu ſich ſelbſt: „jetzt kommt mir die Malerei bekannt vor. Aber ſollte der Freund hier ſeyn, den ich in Prag verließ? Wäre das wirklich Dein kunſtfertiger Pinſel, Hänslein Traurig?“

Wie der Architekt das ſo leiſe zu ſich ſelbſt fragend ſprach, fühlte er einen ſanften Schlag auf der Schulter, wandte ſich, ein wenig erſchreckt, um, und blickte in ein ſanftes, lächelndes, blaſſes Jünglingsangeſicht, ſah einen phantaſtiſch gekleideten jungen Mann neben ſich ſtehen, und hörte ihn die Worte ſagen: „Es iſt Hänslein Traurig, mein lieber wackrer Meiſter! „Und guten Abend auch, und willkommen in der Adlerſtadt!“

Die Freunde lagen einander in den Armen, und feierten mit einem Bruderkuß das Wiederſehen. Heinrich nahm zuerſt das Wort. „Sage mir,“ begann er: „wie kommſt Du hierher in aller Welt, und was treibt Dich an, dieſe hölzernen Pfeiler anzumalen?“

„Das iſt eine Frage, ja das iſt eine Frage, lieber Buhle,“ antwortete der Maler mit leiſem, wehmüthigem Spott: „Kunſt muß nach Brod gehen; wie kommſt Du denn hierher? Doch“ — unterbrach er ſich ſelbſt, „das wollen wir bei einem Glaſe Wein beſprechen; komm mit in den güldnen Mond, Du wirſt dort noch mehr gute Geſellen finden, zum Theil gar wackere Männer, dort wollen wir uns erzählen.“

Die Freunde gingen; Hänslein nahm Heinrichs Reiſegepäck, und warf's ſich ſelbſt auf den Rücken, Arm in Arm ſchritten ſie dem güldnen Mond zu.

Süßes oder doch ſeine Heilkraft. — Bald erfuhr Doth den Zweck der Hierherkunft der erlauchten Landesherren. Auch er ward mit zu der gemeinſchaftlichen Berathung gezogen, die im Grimmenthal jetzt über Grimmenthal gehalten wurde.

„Wir wollen uns nicht mit dem Vorwurf belaſten laſſen,“ ſprach da unter andern Fürſt Georg Ernſt: „als ſpoliirten wir das Kirchenvermögen und wendeten es für unſern Vortheil an, wie ſehr wir auch des Geldes bedürften; nein, was der fromme Eifer vieler Menſchen in guter Abſicht der Kirche gegeben, dem Himmel beſtimmt, das ſoll noch ſegensreich auf die Nachwelt fortwirken. Dieſer Ort, dieſes Grimmenthal, wo ſo viele Troſt und Frieden fanden, ſey und bleibe fernerhin ein wohlthätiges Aſyl für Arme und alterſchwache Perſonen, und das Vermögen der eingegangen Wallfahrtkirche werde auf würdige Weiſe für Kirchen und Schulen verwendet.“

„Wohlgeſprochen, mein Sohn,“ fügte Fürſt Wilhelm hinzu: „wir haben in unſern jungen Jahren alles daran geſetzt, die Wallfahrt zu heben, Grim-

2.

Nicht weit von der alten Liebfrauenkirche in Arnſtadt ſtand ein ſtattliches Haus, welches dem reichen Baumeiſter Wolfram gehörte. Der Eigenthümer ſaß an dieſem ſchönen Frühlingsabend auf der Steinbank vor ſeinem Hauſe in bequemer Haustracht, den Kopf mit einem Sammtbaret bedeckt, die Arme untergeſchlagen, und ſprach mit einem Mann in etwas fremdartiger Tracht, deſſen Mundart man auch gleich die ausländiſche Abſtammung anhörte. In der Thüre des Hauſes ſaß Jungfrau Gertrud, des Meiſters engelſchöne Tochter, und hob das klare fromme Antlitz zu den goldenen Wolken, die im Weſten ſchwammen, empor; auf ihre reinen kindlichen Züge fiel zuweilen ein ſcharfer durchdringender Blick des fremden Mannes, ſie ſchien aber deß nicht Acht zu haben, und er ſelbſt mußte ihn auch vor dem Vater verbergen. Zu ihren Füßen ſchlief ein Hund.

„Zwei Thürme, ſage ich Euch, Meiſter!“ ſprach der Fremde: „zwei Thürme müſſen an die Weſtſeite der Kirche kommen, wenn Ihr ſie würdig zieren wollt!“

„Nicht doch, Ezelino!“ antwortete Wolfram: „Ein Thurm iſt genug; ein ſchöner gothiſcher Spitzthurm mit durchbrochener Krone.“ —

„Mit ſchönem Schnörkelwerk, Männerchen, Weiberchen, Thierlein dran,“ ſpottete der Fremde. „Adam und Eva, Moſes und die Propheten, Jonas ſammt dem Wallfiſch. Nicht wahr, Meiſter?“

„Höhnt nur immer die ſchöne deutſche Kunſt, Herr Ezelino,“ entgegnete Wolfram gereizt: „ſie behält doch ihren Werth.“

„Ja, wenn Unwerth auch eine Art Werth iſt,“ murmelte Ezelino, der wälſche Baumeiſter, leiſe vor ſich hin, und ließ die glühenden Blicke wieder Änige Sekunden lang auf Gertrud weilen, die jetzt geſenkten Blickes, das Köpfchen in die Hand geſtützt, da ſaß.

„Was habt Ihr zu murren?“ fragte der

Alte beleidigt. „So Euch, Herr Italiener, deutſche Art und Kunſt nicht anſtehen, möget Ihr Euch wieder Eurer Heimath zuwenden, und Euch fürder nicht ärgern über unſere Weiſe.“

„Ihr weiſet mich von Euch?“ rief der Fremde, und fuhr zuſammen, und wurde noch bleicher, wie er ohnedieß war, und die Augen leuchteten faſt zornig unter den dunkeln Braunen hervor. Er ſchien ordentlich höher zu wachſen, wie er in ſtolzer Stellung dem alten Meiſter einen Schritt näher trat, und ſeine rechte Hand lag auf dem Griff des Dolches, den er beſtändig im Gürtel trug. — Der Pudel zu Gertruds Füßen begann zu murren, ohne ſich doch zu regen.

„Vater, es wird kühl, laßt uns hineingehen!“ ſprach Gertrud mit leiſer ſanfter Stimme, erhob ſich vom Sitz, und beugte ſich über den Alten.

„Ich weiſe Euch nicht von mir!“ antwortete Wolfram dem bebenden Frager. „Der Himmel behüte, ich kann jetzt Eurer Hülfe nicht entrathen, Ihr habt mich mißverſtanden, und ſprach ich ein unbedachtes Wort, ſo wollet es mir vergeben, Herr Ezeline, hier iſt meine Hand!“

Der Italiener ſchlug zögernd ein. „Gute Nacht, Meiſter,“ ſprach er halblaut. „Gute Nacht, holde Jungfrau!“ wandte er ſich mit ehrerbietigem Neigen gegen Gertrud.

„Gute Nacht, Herr!“ lispelte ſie kaum hörbar, und ging ins Haus; der Pudel ſprang auf, und lief ihr nach. „Schlaft wohl, und nichts für ungut!“ rief Wolfram dem Weggehenden nach: „und ſo Ihr vermeinet, daß es mehr ziere, wollen wir zwei Thürme bauen!“ — Er hob ſich vom Sitz, und folgte der Tochter.

„Mein Vater,“ nahm ſie das Wort, als ſie in das Wohnzimmer getreten waren, und ſchmiegte ſich an ihn: „Warum darf Euch doch der fremde Geſelle ſo ſtolz und ſchnöde begegnen, da er doch von Euch Lohn empfängt, und in Eurem Dienſt iſt?“

„Liebes Kind,“ antwortete Wolfram: „Du

verſtehſt das nicht ſo recht. Dieſer Fremde iſt kein Geſell, ſondern ein Meiſter, wie ich, und ein gar ſehr geſchickter dazu. Aber da in dieſer Zeit der Künſtler in jeder Art der Kunſt ſehr Viele ſind, ſo muß Mancher ſein Brod in der Fremde ſuchen. Nun ſoll dieſer Bau mit Gottes Hülfe ſchnell gefördert werden, darum ſo nehmen wir gern die wackerſten und beſten Künſtler an, daß wir ein Werk errichten, daran ſich noch die ſpäte Nachwelt erfreue, und daß es zeuge von der Väter Kunſt, wenn unſrer Urenkel Enkel auf unſern eingeſunkenen Gräbern ſpielen.“

„Sprecht nicht von Gräbern, Vater,“ bat Gertrud kindlich, „ich muß dann jedesmal an die Mutter denken, und weinen. Es iſt mir ohnedieß ſo unerklärlich bange; heute Nacht fuhr ich aus einem ſehr ſchweren Traum auf, da war mein Kämmerlein ſo hell, daß ich erſchrack; wie ich mich nach der Urſach umſah, da war es der Schein von dem groſſen feurigen

Kometenſtern, der jetzt jede Nacht am Himmel ſteht.“

„Laß den Kometen, mein Kind!“ beruhigte der Vater. „Uns wird die Zornruthe des Herrn nicht treffen, Du biſt ja reines Herzens, meine Tochter, Dir darf nicht bange ſeyn, geh’ ſchlafen, und ſcheint der Stern in deine Kammer, ſo bitte zu Gott und den Heiligen, daß ſie das Uebel, welches dieſes Himmelszeichen verkündet, gnädiglich abwenden wollen von den ſündigen Menſchen. — Geh — mein Kind — ich muß noch Zeichnungen durchſehen und Bauriſſe.“

„Ach, Vater,“ klagte Gertrud: „ſeit die gnädigen Fürſten und der hochweiſe Rath den Kirchenbau beſchloſſen, ſeyd Ihr gar nicht mehr wie ſonſt. Tag und Nacht mögt Ihr Euch keine Ruhe gönnen. Ich wollte, es wäre Alles ſchon vollendet!“

„Liebes Kind,“ ſprach Wolfram lächelnd: „Ohne Mühe und Arbeit kein Verdienſt, ohne Anſtrengung und Fleiß keine Ehre. Ein Künſtler, der nichts zu thun hat, iſt wie ein Apfel, der vom Baum gefallen; er liegt im Gras, nutzt nicht, und verfault.“

„Ich wollte, ein ſolcher wäre der Ezelino, mein Vater, dann wäre er nicht ſo oft bei uns, mir graut vor dem Menſchen.“

„Thörichte Dirne!“ murrte Wolfram: „Was hat er Dir gethan? Bezeugt er Dir doch Ehr und Reverenz, wie einer Edeldame, weil Du des ehrengeachteten Wolfram Tochter biſt. Hätte Jemand über ihn zu klagen, ſo wär' ich es, Du wahrlich nicht! Nun geh' aber, geh', gute Nacht, Trudchen!“

Das ſanfte Mädchen ſchwieg und ging. Gar mancherlei drückte ihr das Herz, Ahnungen und Wünſche, die ſie ſich ſelbſt noch nicht erklären konnte, erfüllten ihr Inneres mit einer ſeltſamen und doch ſüßen Unruhe.

Eine wunderbare, nie empfundene Sehnſucht durchſchauerte ſie, und füllte oft ihr Auge mit Thränen. Es war das namenloſe Gefühl der Liebe, das in dem unentweihten Herzen der Jungfrau erblühte, das, noch ohne beſtimmten Gegenſtand, die Räume der Phantaſie durchflog. — Im nahen Jungfrauenkloſter läutete ein Glöckchen, und Gertrud vernahm den Geſang der frommen Schweſtern, der leiſe in ihr ſtilles Gemach drang, ihre irdiſche Sehnſucht zu einer himmliſchen verklärte, und ſie, wie ein Wiegenlied ein weinendes Kind, zu ſanftem Schlummer einlullte. —

Meiſter Wolfram hatte ſich die Lampe angezündet, und muſterte eine Anzahl Zeichnungen. Mit brennenden Farben hatte der Glasmaler Rüdiger die Figuren im verjüngten Maßſtab auf die Pergamenttafel aufgetragen, die er im Großen durch künſtliche Zuſammenſetzung bunter, und nach der Zeichnung zugeſchnittener Gläſer in den Kirchenfenſtern anbringen wollte. Auf andern Blättern zeigten ſich wieder Bilder, die nicht durch ſolche Glasmoſaik, ſondern durch Malerei mit Schmelzfarben hervorgebracht werden ſollten; alle gleich ſchön und herrlich, und eine zauberiſche Wirkung verſprechend. Der Bildhauermeiſter Elenerus hatte ein Bild der heiligen Schutzpatronin des Gotteshauſes, wie er ſolches in Stein zu hauen beabſichtigte, eingereicht. Der Maler Schöpfer hatte eine große Menge Zeichnungen und Skizzen gebracht, nach denen er theils Altäre verzieren, theils die Wände ſchmücken wollte, und endlich fand Meiſter Wolfram auch einen genauen Aufriß eines Spitzthurmes von Ezelinos Hand.

„Alles gut, alles trefflich," ſprach der ſtille Beſchauer der Bilder leiſe vor ſich hin; „wir werden es herrlich hinausführen, zur Ehre Gottes und der heiligen Jungfrau. Lauter bewährte, gediegene Künſtler, jeder in ſeinem Fach, und Ezelino der tüchtigſte von Allen, und doch gefällt mir der Thurm da nicht, wie ſauber und genau er auch geriſſen iſt. Es kommt mir vor, als wäre dieſe Bauart nicht ächt chriſtlich."

Er ſchüttelte bedenklich das Haupt, ſchob die Bilder zuſammen, und legte ſich nieder.

3.

In der Schenkſtube des Gaſthauſes zum güldnen Mond war gar eine laute und fröhliche Geſellſchaft beiſammen. Alle die Künſtler, deren Namen ſo eben genannt wurden, und noch mehrere, auch ihre Gehülfen und Geſellen ſaßen bei dem nicht allzuſüßem Wein, den in jener Zeit Thüringens Berge erzeugten. Wie es ſtets zu geſchehen pflegt, wenn ein Zufall zu einem Zweck Fremde aus verſchiedenen Orten und Ländern an einem Ort zuſammenführt, daß dieſe ſich dann näher und enger aneinander ſchließen, oft einen Gegenſatz bildend zu den Einheimiſchen, und dann freier, kecker und lauter ſich in Wort und Handlung darſtellen, ſo auch hier. Die vielen fremden Künſtler, die der Kirchenbau in Arnſtadt zuſammenführte, ſchienen ſich zu einer Brüderſchaft vereint zu haben, um in ſich ſelbſt einen Halt zu finden gegen jede Unbilde, die etwa dem Einzelnen widerfahren könnte.

menthal berühmt zu machen, und es gelang. Jetzt wollen wir ihm einen ſtillen, aber ſchöneren Ruhm begründen, der dauernder iſt, wie Bauwerke aus Holz und Stein. Das Hoſpital, das wir hier errichten, erfreue ſich des geſichertſten Beſtandes, der längſten Dauer.“

Alles Nöthige wurde nun verhandelt und die Stiftungsurkunde aufgeſetzt. Bald war das neue Hoſpital mit Pfründnern verſehen, die Kirche wieder hergeſtellt, und obgleich ſie nicht mehr durchklungen wurde von dem Klang der Cympeln und Schellen und dem Geräuſch des papiſtiſchen Meßdienſtes, ſo wurde doch fromm und gläubig der Herr der Herren in ihr verehrt, dem allein Preis und Ehre und Anbetung gebührt, und kein Knie beugte ſich mehr vor den ſteinernen und hölzernen Bildern der Heiligen. —

Eine lange Jahresreihe war vorübergezogen. Fürſt Wilhelm ruhte nun auch in der Väter-Gruft in Schleuſingen; er war friedlich hinübergegangen, der einundachtzigjährige Greis, nach einem vierundſechzigjährigen Regentenleben, und war treu geblieben der

Es waren auch noch Bürger und Bürgersſöhne in der Schenkſtube, aber man mochte auf den erſten Blick erkennen, daß ſie nicht zu jenen gehörten. Sie ſaßen an einem andern Tiſch, flüſterten unverſtändliche Worte, wenn jene laut das Wort führten, machten ein ernſtes und verdrüßliches Geſicht, wenn dort ein Scherzwort helles und einſtimmiges Gelächter erregte, nippten von dem Wein, während dort mancher Zug auf Zug den zinnernen Becher leerte. Dieſe düſtere Abgeſchloſſenheit der Einheimiſchen kümmerte aber die Fremden nicht im Geringſten. Der Stolz auf ihren Beruf, das Bewußtſeyn, Tüchtiges leiſten zu können, und die Kenntniß fremder Länder und Sitten gab jenen Männern und Jünglingen ein natürliches Uebergewicht über die Einheimiſchen, von denen kaum einer der Anweſenden über vier Meilen weit vom Weichbild der Stadt ſich jemals entfernt hatte.

Heinrich Buhle ward, als er mit Händlein Traurig in die Stube trat, und von dieſem den übrigen Bekannten vorgeſtellt wurde, fröhlich bewillkommt; man ſtellte ihm einen Seſſel; der flinke Wirth brachte Wein für die neuen Gäſte, und das Geſpräch nahm ungehindert ſeinen Fortgang.

Sie ſtritten aber darüber, welche Kunſt im Stande ſey, ein Gotteshaus am würdigſten zu ſchmücken. „Wie mögt Ihr Euch vermeſſen, Meiſter Schwemmler,“ rief der junge feurige Maler Schöpfer, ſchon etwas vom Wein erhitzt, aus: „Ihr mit Euren Bildſchnitzereien vermöchtet eine Kirche mehr zu zieren, als wir Andern insgeſammt? Meinet Ihr, es wirke Andacht, wenn Ihr einen heiligen Geiſt geſchnitzt habt in Geſtalt einer Taube, die man auch eben ſo gut für eine Krähe halten möchte?“

Alle lachten. Der angegriffene Bildſchnitzer aber antwortete ruhig: „Ereifert Euch nicht mein guter Malermeiſter. Eure Bilder haben auch noch keine arme Seele ſchnurſtraks in den Himmel geführt.“

Jobſt, der Gehülfe des Bildſchnitzers, wollte auch beim Streit in dieſer Eigenſchaft erſcheinen, er rief: „Eine Kirche ohne ſchönes Schnitzwerk wäre traun wie ein Garten ohne Blumen und Strauchwerk, wie ein Baum ohne Laub, ein Bild ohne Farbe!“

„Recht, mein guter Burſche, ganz recht, Du ſprichſt meine Meinung aus!“ pflichtete ihm ſein Meiſter bei.

„Und wenn es Zehen gegen Einen ſagen,“ fiel ihm der Glasmaler ins Wort: „nichts iſt's mit Euerm Bildwerk, nichts mit Eurer Malerei, meine Kunſt allein ſchmückt würdig den Tempel. Meine Farben glühen und brennen, wie ein Herz voll Andacht. Schauer der Ehrfurcht faſſen des Beters Seele, wenn das Licht durch die bunte Pracht der Scheiben magiſch in das Heiligthum fällt, und dann noch mit dämmernden Strahlen Eure Gebilde verklärt.“

„Ihr ſprecht gut, mein junger Freund,“ entgegnete ihm der Bildhauer Elsnerus: „Es freut mich, daß Ihr Eure Kunſt ſo hoch ehrt, und emporhebt, denn wem die Kunſt Ehr und Brod geben ſoll, der muß ſie auch wieder ehren, und ſie, wie einen irdiſchen Heiland, in ſeinem Herzen tragen; doch vermeins ich, wenn es darauf ankommt, zu beweiſen, welche Kunſt am ſchönſten eine Kirche ſchmücken könne, ſo dürfe kaum ein Zwieſpalt der Meinungen darüber entſtehen, und müſſe der Preis unbedingt meiner Kunſt zugeſprochen werden.“

Jetzt wollten ſich Alle, die vorhin geſprochen hatten, gegen Elsnerus wenden, aber er ließ ſie nicht zum Wort kommen. „Was ich ſage,“ fuhr er eifrig fort: „Was ich ſage, bewieſen ſchon die alten Heiden. Wie groß, wie erhaben waren die Tempel ihrer Götter! Sie wußten nichts von der Pracht Eurer bunten Fenſter, Meiſter Rüdiger, nichts von Eurer Malerei auf Holz, Herr Schöpfer, am allerwenigſten von Euern kleinlichen Schnitzereien, Meiſter Schwemmler! Sie ſchmückten ihre Tempel mit herrlichen Säulen und mit großartigen Statuen. Nur Marmor und ſonſtiges Geſtein ſind der Stoff, der am Meiſten einen Tempel ziert, wenn der Meißel des Bildhauers dieſen Stoff geſtaltet hat.“

„Ihr beweiſet nichts, Meiſter!“ rief Jobſt, „Alle Achtung vor Euch und Eurer Kunſt, aber mit Euern heidniſchen Götzentempeln bleibt uns vom Leib. Wir bauen eine chriſtliche Kirche!“

„Recht, mein braver Jobſt, Du redeſt meine Gedanken!“ beſtätigte der alter Bildſchnitzer. — „Ihr ſeyd ein gereiſter und gelehrter Mann,“ wandte er ſich zu Elsnerus, „aber es ſcheint, Ihr habt, wie Ihr Euch in den heidniſchen Tempeln umgeſchaut, nicht des theuern Bibelbuches gedacht, das uns erzählt vom Tempel aller Tempel, den einſt der weiſe Salomo erbaut, wo der Zierrath und des Schnitzelwerks gar vielerlei gebraucht wurde.“

„Und ich meine,“ fiel jetzt ganz unerwartet der neue Gaſt, Heinrich Buhle, ein: „ich meine, Ihr wackern Herren und Meiſter, Ihr ſtrittet nicht ferner über die viel edle Kunſt, indem bei ſolchem Streit, zumal wenn er beim Weine geführt wird, dieſer doch kein Heil entſprießt, und nur eine unchriſtliche Entzweiung herbeigeführt wird, die die Herzen erkaltet, und einander entfremdet.“

„Wohlgeſprochen!“ rief Hänslein Traurig, der die ganze Zeit ſtill und nachdenkend vor ſich hin geſehen hatte, und legte die Hand auf des Sprechers Achſel.

„Die Kunſt ſoll ſeyn, wie ein Bienenſtock,“ fuhr Heinrich Buhle fort: „wie dort hinein die vielen tauſend Bienen den Honig tragen, den ſie geſammelt von Baumblüthen und Wieſenblumen aus Aeckern und Gärten, ſo ſollen auch die Künſtler Alle wirken für einen Zweck, für ein Ziel, das iſt: Auffaſſung und Belebung des Schönen zur Veredlung und Erhebung des Menſchenherzens, wie verſchieden auch die Blume ſey, auf der ſie ihren Honig ſammeln. Die Kunſt ſoll ſeyn der Weg, der uns vom Endlichen zum Unendlichen führt, und wie ſie nachahmt die Werke des Schöpfers, ſo ſoll ſie auch wieder erinnern an ihn, und der Menſch ſoll denken bei ihren Erzeugniſſen, daß doch Einer iſt, den kein Gebild erfaßt, der weiter blickt und höher ſteht, als Menſchengedanken reichen.“ —

Wie der junge Baumeiſter dieſe Worte beſcheidentlich vorbrachte, hörten alle Umſitzenden ernſt und aufmerkſam zu, und als er ſchwieg, und erröthend wahrnahm, daß alle Blicke auf ihm weilten, und nun ſtill die Augen niederſchlug, da fühlte er ſeine Hand gedrückt von dem Bildhauer Elsnerus, der zuerſt wieder laut wurde, und ſagte: „Dieſer junge Meiſter hat den wahren Glauben. Eure Hand, Schwemmler, und eure, Rüdiger und Schöpfer. Kein Hader mehr um die Kunſt! Achtung einer jeden, und Ehre dem, der ſie treu und fleißig übt!“

Die Männer reichten ſich die Hände mit freundlichen Blicken, und Rüdiger hob ſeinen gefüllten Becher, und rief: „Euer Wohl, Herr Buhle! Meine Freunde: Ich bringe dieſen Becher unſerm neuen Bekannten!“

Alle ſtießen mit Heinrich an, und tranken, Hänslein Traurig ſchlang den Arm um ihn, und küßte ihn.

„Die Künſte und die Künſtler! Edle Herren!“ rief Elonerus, und erhob ſich vom Sitze. „Die Künſtler und die Künſte! Sie leben!“ riefen die Verſammelten ihm nach, die Becher klirrten aneinander, Alle ſtanden von ihrem Sitz auf, die Geſellen traten herzu, mit dem Meiſter anzuſtoßen, Jobſt ſchwang ſein Baret über'm Haupt, und der dicke Wirth tummelte ſich mit der vollen Kanne einſchenkend unter ſeinen fröhlichen Gäſten umher.

Da ging die Thüre auf, und mit düſtern Blicken, den kleinen dunkeln Mantel ganz über Bruſt und Arm geworfen, das Baret weit herein über das ſchwarze Kraushaar und die niedrige Stirne gerückt, trat Ezelino, der wälſche Baumeiſter, ein.

Er grüßte mit ſtolzem Kopfnicken die Verſammlung, und nahm Platz; es wurde aber allmälig ſtill in der geräumigen Schenkſtube, ſeit er eingetreten.

„Nun?“ fragte Ezelino, das Haupt emporwerfend: „Ich verhoffe nicht, daß mein

Kommen die edlen Meiſter ſtöre in ihrer Fröhlichkeit.“

„O ganz und gar nicht,“ antwortete Rüdiger: „wir tranken ſo eben aufs Wohl der Künſte und der Künſtler, ſomit auch auf das Eure, Meiſter Ezelin, und hießen dieſen wackern jungen Mann, Heinrich Buhle, in unſerm Kreis willkommen.“ — Mit dieſen Worten bezeichnete er Heinrich dem Italiener.

Dieſer nickte wieder ganz vornehm, und ließ ſeine ſtechenden Blicke langſam über Heinrichs jugendliche Geſtalt gleiten.

„Ihr ſucht hier Arbeit?“ fragte er. „Seyd ein Maurergeſelle? Nicht wahr, oder ein Malergehülfe? Nun, Meiſter Schöpfer hat Farbe genug zu reiben, der nimmt Euch gleich in Dienſt.“

Auf allen Geſichtern der Umſitzenden drückte ſich die Mißbilligung dieſer mit einem boshaft-ſpöttiſchen Lächeln ausgeſprochenen Aeußerung aus. Hänslein Traurigs Züge färbte Todtenbläſſe, Heinrich Buhle wurde feuerroth, doch er hielt an ſich, daß ſeine Worte nicht Verkünder des innern heſtigkochenden Unwillens würden.

„Ihr ſeyd im Irrthum über meinen Stand, Herr!“ ſprach er düſter: „Ich bin ein Baumeiſter.“

„Ein Meiſter! Ach — verzeiht mir,“ fuhr Ezelino fort: „das mag Euch der Guckuck anſehen. Und ein Baumeiſter obendrein? Da wären wir ja Kunſtgenoſſen. Ich grüße Euch, und wenn es Euch geliebt, mir Euer Zutrauen zu ſchenken, ſo werdet Ihr von mir noch gar Manches lernen können, maßen ich vermuthe, daß Ihr noch nicht allzuweit in der Welt herumgekommen ſeyd.“

Heinrich neigte ſich, ohne etwas auf die anmaßende Rede zu erwidern. —

Hänslein Traurig, den die Weiſe empörte, mit der der Fremde ſeinen Freund kränkte, nahm das Wort: „Herr Buhle, ob er auch noch nicht ſo viel Jahre zählt, wie Ihr, hat ſich ſchon wacker umgeſehen im Vaterland, und einmal gefaßten Ueberzeugung. Vergebens wollte ihm Kaiſer Karl das Interim aufdringen, der Fürſt verweigerte ſtandhaft die Annahme, und nahm den Ruhm eines gottesfürchtigen, gerechten und hochverſtändigen Mannes mit ins Grab.

Doth blieb in Grimmenthal, ſeine Erinnerungen lebten, ſeine Freunde ſchliefen dort, aber wie der Herbſt kam, wie der Wallfahrtlinde buntgefärbtes Laub niederträufelte und die nahen Gräber bedeckte, da fand an einem ſchönen Abend der Spittler den ſtillen Greis an den Lindenſtamm zurückgelehnt auf der Bank ſitzend, hinüber gegangen die Seele voll Liebe, die gebrochenen Augen blickten noch nach oben. Der alte Lindenſtamm hatte welke Blätter auf ſein Silberhaar geſchüttelt, das war Doths Todtenkranz.

Der alte Stamm Henneberg war auch dem Verſinken nahe. Sie waren alle tod, die Grafen und Fürſten, und waren erbenlos geſtorben, nur Fürſt Georg Ernſt, der Letzte, lebte noch. Der Himmel wollte ein Geſchlecht aus der Reihe der Lebendigen ſtreichen, das achthundert Jahre lang geblüht.

auch über deſſen Grenzen hinaus iſt er geweſen, und kommt jetzt von Prag."

„Ei der Tauß! Ihr auch hier, Meiſter — Meiſter — ja, wie ſoll ich Euch nennen, Maler ſeyd Ihr doch wohl nicht ſo eigentlich, und wollte ich Weißbinder oder Tüncher ſagen, das litte Euer Stolz nicht," — höhnte der wälſche Architekt.

„Und warum kein Maler?" rief Hänslein, und auf ſein blaſſes Geſicht trat ein leiſes Roth. „Meiſter Ezelino, warum kein Maler? Ich will Euch meinen Lehrbrief zeigen, und die Schriften hochangeſehener Männer, die mich kennen, darunter der Name Michael Wohlgemuths zu Nürnberg Euch nicht fremd ſeyn dürfte."

„Ihr habt Recht," erwiderte Ezelino: „Ihr ſeyd ein Maler, Ihr malt Euch ja Eure Gallerie ſelbſt." — Er begleitete dieſe Worte mit einem heiſern Gelächter, in welches aber ſonſt Niemand einſtimmte, wie er durch ſein Wortſpiel gehofft hatte.

„Laß uns gehen, Hänslein," nahm jetzt

Heinrich das Wort: „ich bin ermüdet von der Wanderung, auch macht der Wein mich ſchläfrig. Komm! Gute Nacht, meine werthen Meiſter und Herren,“ wandte er ſich zu den neuen Bekannten, und reichte Jedem die Hand. „Ich hoffe, Ihr bleibt mir freundlich gewogen!“

„Wir gehen auch,“ ſprachen die Anweſenden, und verließen ihre Sitze, die Becher vollends leerend, die Bürger hatten ſich ſchon früher hinwegbegeben. Und ſie gingen alleſammt hinaus, Keiner reichte Ezeline die Hand, Keiner bot ihm gute Nacht. Er blieb allein in der Schenkſtube ſitzen, kreuzte die Arme, nach ſeiner Gewohnheit, über der Bruſt, und warf einen funkelnden grimmigen Blick auf die Thüre, die hinter dem Letzten der deutſchen Künſtler zufiel.

„Geht nur, ihr ungeleckten deutſchen Bären!“ murrte er vor ſich hin. „Wie das Volk aneinander klebt, und wie ſich Alle für große Künſtler halten; der Häuſermaler blickt mir keck in's Geſicht, und auf ſeiner Stirne ſteht das anch' io son pittore mit feuerrothen Buchſtaben geſchrieben. Unnatur, Ungeſchmack und Unfügſamkeit, das ſind die Grundzüge ihres Charakters, ſo weit ſie ſolchen haben.“ — Er verſank in düſtres Nachdenken. „Der alte Wolfram,“ ſprach er halblaut zu ſich ſelbſt: „iſt auch ſo ein beſchränkter Kopf, doch erkennt er demüthig meine Ueberlegenheit an. — Einmal hat mich mein Schickſal aus der ſchönen Heimath vertrieben, und hierher, in die Mitte Deutſchlands geworfen, und traun, ich möchte wohl hier bleiben, wenn ich den alten Wolf ganz zu zähmen vermöchte, und ihm ſein frommes Lämmlein, Gertrud, aus den Klauen reiſſen könnte.“

Der eintretende Wirth ſtörte Ezelino's Selbſtgeſpräch, er rief nach einem friſchen Becher. —

4.

Vor der Thüre des Gaſthauſes zum güldenen Mond trennten ſich die Wege der Künſtler.

Sie wünſchten ſich gegenſeitig gute Nacht, und gingen. Der Bildhauer Elsnerus trat noch einmal zu Heinrich Buhle, faßte ſeine Hand, und ſagte: „Lieber Meiſter, Ihr habt an mir einen Freund gewonnen, ich muß Euch etwas ſagen. Hütet Euch vor dem wälſchen Meiſter; geht ihm aus dem Wege. Er haßt uns Alle, und dünkt ſich allein geſchickt und klug. Bleibt Ihr hier, und wollt mich einmal beſuchen, und meine Mutter Gottes ſehen, ſo ſollt Ihr mir von Herzen willkommen ſeyn; auch Ihr jederzeit, Meiſter Traurig. Gute Nacht. —

Die Freunde gingen Arm in Arm über den ſtillen Markt. „Du gehſt mit mir, Du wohnſt bei mir,“ ſprach Hänslein. — Der Mond ſchien hell, die Gallerie warf ihren Schatten faſt über den ganzen Markt, aber ſeitwärts, ſüdweſtlich über dem neuen Rathhaus ſtand der große ſchreckliche Komet, und es fiel von ihm ein geſpenſtiſch blaſſer Schimmer auf Hänsleins Bilder. — Vergebens würde jetzt der Fremdling in Arnſtadt nach jenen Bildern fragen. Die

Wuth des Flammenelements verzehrte hundert und acht Jahre ſpäter die letzten Spuren der Malerei Hänslein Traurigs, und als die ſogenannte Gallerie wieder aufgebaut wurde, vertraten ſteinerne Säulen die Stelle der ehemaligen hölzernen Schwibbogen.

„Es iſt etwas Sonderbares in deinen Bildern, Freund,“ nahm Heinrich das Wort, indem er an einem der breiten Holzpfeiler betrachtend ſtehen bleiben wollte, aber Hänslein zog ihn fort, und ſagte mit gepreßter Stimme: „Ich bitte Dich, Freund, laß die Bilder, denke nicht daran, ſprich nicht davon; ſolge mir nach Hauſe; mich friert!“

„Dich friert, in der wonnevollen Mainacht? Und haſt Wein getrunken?“ fragte Heinrich voll Verwunderung. Hänslein Traurig antwortete nicht — er hüllte ſich tiefer in den Mantel ein, und ging mit raſchen Schritten dem Freund voran.

Die Nacht war wundermild. In den blühenden Kirſchbäumen, die vor den Häuſern der

Bürger ſtanden, und in den Linden, die bei den Brunnen und um die Kirche gepflanzt waren, ſummten Käfer und einzelne Glühwürmlein, die ſich aus den Gärten auf ihren nächtlichen Flug in die Straßen verirrt hatten, zogen lichtglänzend und geheimnißvoll durch die ſanfte Mondnacht hin. Nur der große, bleiche Komet ſtand ſo grauſig dort, ſo ſchauererweckend, wie ein Stern, der ſchon einmal geſtorben, und nun wiedergekommen ſey aus dem Grabe der Urnacht, da kein Licht wohnet, und nun dort ſtehe, als drohendes Sternengeſpenſt im weißen wallenden Grabesſchleier.

Vor einem niedrigen Hauſe ſtand Hänslein ſtill, die Thüre war ſchon verſchloſſen, er zog den Pfortenring, und bald erſchien ein Knabe von etwa vierzehn Jahren mit einer Ampel, und öffnete den beiden Freunden. Das Geſicht des Knaben war ſo farblos, wie das ſeines Herrn, aus den Augen leuchtete aber eine fromme Mildigkeit.

„Das iſt Huldibert, mein Lehrling,“ nahm

Hänslein zu Heinrich das Wort. „Ich habe ihn nach unſrer Trennung angenommen. Huldibert, grüße meinen beſten Freund, den ſehr geſchätzten Meiſter Heinrich Buhle.

Der knabenhafte Jüngling neigte ſich tief und ehrerbietig, und ſchritt dann leuchtend die Treppe voran. Oben traten ſie in die Stube des Malers. Hier ſah es aber ſehr wunderlich und ſeltſam aus. Alle Wände waren voll grotesker Thierzeichnungen und Arabesken, und ineinander verſchlungener Schnörkel und Züge, ſo daß man, im Augenblick, wo man eine Blume oder eine Schlange zu ſehen glaubte, gleich wieder eine ganz andere Geſtalt hervorſpringen ſah. Alles war nur mit wenigen kecken Zügen und Pinſelſtrichen angedeutet.

Heinrich ſah ſich verwundert um. „Meine ich doch, in der Arche Noäh zu ſeyn,“ ſprach er lächelnd. „Freund, Freund, was hat das Alles zu bedeuten, und woher kommen in deine Gedanken die Conterfeien aller dieſer Creaturen?“

„Du ſollſt es wiſſen, guter Heinrich,“ antwortete Hänslein in dem traurig-wehmüthigen Tone, der ihm eigen war. — Geh', lege Dich ſchlafen, Huldibert.“

„Der Knabe neigte ſich wieder demüthig vor dem Fremden, und ging. „Komm in die Nebenſtube, Du biſt müde,“ ſagte der junge Maler und öffnete die Thür: „wir wollen ein Lager theilen. Die Strahlen der Ampel fielen auf ein weibliches Gemälde, das über der Schlafſtätte hing; Heinrich gewahrte es, gewahrte, daß es durch einen großen Riß entſtellt war, und in dieſem Augenblick löſchte Hänslein das Licht aus.

„Weß iſt das Bild über deinem Bette?“ fragte Heinrich neugierig, und blickte es noch immer an. Die mondliche Dämmerung, die das Gemach erfüllte, ließ immer noch mehr, als matte Umriſſe erkennen, aber der Riß im Bilde erſchien wie eine breite Wunde.

„So wie dieſes Bild zerriſſen ſcheint, iſt mein Herz wirklich zerriſſen, und beide Wunden

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50160-9
BECHSTEIN,L. FN. 03127/022

ſchlug eine und dieſelbe Hand!“ rief Hänslein mit einer ungewohnten Heftigkeit aus, und bedeckte ſein Geſicht mit beiden Händen. Heinrich erſchrack darüber ſehr, und wollte wieder fragen, aber Hänslein rief ihm zu: „Still, ſtill! Lege Dich nieder, und ich will Dir erzählen, und dann ſollſt Du mich nie mehr fragen.“

Da that Heinrich nach des Freundes Willen, und dieſer ſetzte ſich neben ihm aufs Bette, und begann: „Du weißt, daß ich ſchon in Prag deinen Fragen, warum ich immer nur Thiere male, auswich, und Du meinteſt, es ſey von mir nur eine Liebhaberei, und ich wolle etwas Beſonderes für mich voraus haben, ach, und doch iſt es mir gar ein bitteres Weh. — Als ich vor einem Jahre in Nürnberg war — meine Geſchichte iſt kurz — ſah ich die wunderholde Jungfrau Hulda Pleydenwurf, die Tochter des Dir wohlbekannten weitberühmten Malermeiſters — und kam bald in Minne zu der ſchönen und tugendſamen Maid. Ich fand Ar-

Schloß Henneberg lag ſeit dem Bauernkrieg in Trümmern, der alte Fürſt aber wollte noch einmal die alte Stammburg ſehen, und fuhr am Weihnachtheiligabend des Jahres eintauſend fünfhundert und dreiundachzig von Maßfeld mit nur wenigen Begleitern, nach Henneberg. Es lag noch kein Schnee, um ſo öder erſchien die Flur in der fahlen Todtesfarbe, und hinter entlaubten Bäumen ſtarrte hoch und grau das Ruinengemäuer der Burg. Der See von St. Wolfgang war ohne Leben; die muntern Wellen, die ſonſt im Sonnenglanze ſo heiter blitzten, hielt der Froſt gefangen, das grüne Schilf war dürr; kein munterer Vogel überflog und durchruderte den See, nur Raben und Dohlen umſchwärmten krächzend die Trümmer der Inſelkapelle.

Und auf der Ruine Henneberg ſtand in trübe Gedanken verſunken der letzte Fürſt von Henneberg, und die Vergänglichkeit umſchauerte ihn mit kaltem Hauch. Er ſtand allein — den wenigen Dienern winkte er, zurückzubleiben. Langſam umwandelte er dann den geräumigen Hof, und dachte viel, aber er gab ſeinen Gedanken keine Worte. Die Winterheit bei ihrem Vater; es gelang mir, ihr bisweilen ein freundliches Wort zu ſagen, Sie kam auch wohl manchmal in die Arbeitsſtube, ſah die neuen Bilder, und lobte meinen Fleiß. Meine Liebe zu ihr wurde immer heißer und inniger, zumal da ich wahrnahm, daß Hulda gegen mich viel freundlicher war, wie gegen meine Kameraden, und ich unternahm es, ſie heimlich abzuconterfeien. Als ich eines Sonntags in meiner Kammer vor der Staffelei ſaß, und an dem ſchon ganz vollendeten Bild — ich hatte ſie, zu meiner einzigen Freude, getroffen, daß man hätte vermeinen mögen, ſie müſſe gleich das holde Purpurmündlein aufthun, und zu ſprechen anheben — noch beſſerte, ging hinter mir die Thüre auf, und der Vater der Maid trat, zu meinem Entſetzen, in mein Kämmerlein. Mir wankten die Knie, als der Alte das Bild anſah, und ſein Blick immer finſtrer wurde, und die große Ader auf ſeiner Stirne aufſchwoll, und die Stirne ſich in Falten zog, und von dem Bild weg nun ſeine rollenden

Augen auf mich fielen. „Was unterfangt Ihr Euch?“ donnerte er mich an: „Was muß ich ſehen? — Redet, hat Euch Huſka zu dem Bild geſeſſen?“

„Nein, lieber Meiſter!“ ſtotterte ich beſtürzt.

„Der böſe Feind iſt Euer lieber Meiſter!“ polterte er. „Sabathſchänder! Verräther! Aus meinem Hauſe! Stümper!“

„Stümper?!“ rief ich entrüſtet, und mein Künſtlerſtolz erwachte. „Ja Stümper!“ rief er noch lauter und ſtampfte mit dem Fuß, und nannte mir in donnernder Heftigkeit die Fehler, die ich bei dem Bilde gemacht, die falſchen Farben, die ich genommen, und in ſeiner Wuth ergriff er einen daliegenden Pinſel, fuhr damit in einen Farbentopf, und dann quer über das Bild.

„So, nun nehmt Euer Bild,“ rief er im wilden zürnenden Hohn, „und geht damit zu — zu Euerm lieben Meiſter, dem Teufel! Katzen und Hunde müßt Ihr malen, Schlangen und Gewürm, und alles giftige Ungeziefer, dem Euer Herz gleicht, aber nicht eine reine Jungfrau, die ich Gott gelobt! Verflucht ſey Eure Hand, wenn ſie ſich wieder wagt an die edle Menſchengeſtalt. Geht — geht — geht — und wie der Herr ſprach zur Schlange: Auf dem Bauche ſollſt Du wandeln, und Erde freſſen dein Lebelang, ſo ſpreche ich zu Euch: Ihr ſollt malen die Kreatur des Feldes, und das Gewild des Waldes, die Vögel der Luft, die Fiſche des Meeres, aber einen Menſchen nimmer — nimmer!“

Mit dieſen fürchterlichen Worten verließ mich der zornige Meiſter; und ich ging, und ſah Hulda nicht wieder — o mein Herz brach faſt in ſeinem Schmerz. — Und ich that, wie Meiſter Pleydenwurf mir gebeten, ich war ja ein Stümper, ich malte fortan nur Thiere, aber mit welchem bittern Schmerz, mit welchen Erinnerungen! Das kannſt Du Dir denken, mein lieber, guter Heinrich. —

„Armer, armer Freund!“ ſagte der Arſchreckt, und faßte nach Hänsleins Hand. „Horch — was war das?“ rief er: „Wer ſchläft daneben? Mir war, als hört' ich weinen?“

„Ich denke nicht,“ antwortete Hänslein, daneben ſchläft mein Knabe, und weint er, nun ſo weint er nicht um mich. Es iſt ein gar ſtiller, träumeriſcher Geſell, der ſo recht zu mir paßt. Er dient mir mit großer Treue, aber er redet nicht viel, und das iſt mir lieb.“

Heinrich hörte die letzten Worte des Freundes nicht mehr. Der Schlaf hatte den Müden plötzlich übermannt, und der junge Maler ſah jetzt hinauf zu dem Bilde, das ihn wehmuthsvoll und ſchmerzlich anzulächeln ſchien; lange ſaß er, es ſtill betrachtend, und ſeufzend des kurzen Blüthentraumes ſeiner Liebe gedenkend, bis er an des Freundes Seite den Freund der Müden, den Tröſter der Bekümmerten, den thränentrocknenden Schlummer fand.

5.

Am andern Morgen holte der junge Baukünſtler aus ſeiner Reiſetaſche gar feine Wäſche und zierlichen Schmuck. Einen koſtbar ausgenähten Halskragen, eine goldne Ehrenkette, einen ſchweren goldenen Siegelring, und Mehreres, was in jener Zeit gern als Zierde wahrgenommen wurde am Ritter wie am bemittelten Bürger, und that ſich damit an. Hänslein war nach dem Morgenimbiß ſchon fortgegangen an ſeine Arbeit; Huldibert war in der Arbeitsſtube, und rieb Ultramarin mit großer Sorgfalt. Heinrich ſah ſich nun das Bild der Jungfrau Hulda Plodenwurf nochmals an, und fand, daß der anſcheinende Riß wirklich nur ein Farbenſtrich ſey. Als er jetzt fortging, und an dem Knaben vorbei, faßte er ihn feſt ins Auge und fragte: „Woher biſt Du, mein guter Geſell?“

Huldibert ſenkte erröthend den Blick auf ſeinen Reibſtein, und liſpelte: „Ich bin aus Fürth bei Nürnberg, edler Meiſter.“ Und er rieb eifrig fort, ohne aufzuſehen.

Heinrich Buhle ließ ſeine Augen noch eine kleine Weile auf ihm ruhen, und ging dann mit den Worten: „Gott behüte Dich, Knabe!“ welche von Huldibert nur mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung erwidert wurden. Es kam Heinrich ein ſeltſamer Gedanke in den Sinn, den er gar nicht wieder los wurde, aber er ſprach ihn nicht aus, ſondern ſchritt die Treppe hinunter, und zum Hauſe hinaus.

Gar manche ſchöne Frau und Jungfrau, deren damals Arnſtadt nicht minder viele zählen mochte, als heutiges Tages, blickte verwundert durch die Fenſter dem jungen Manne nach, der ſo vornehm und ſtattlich gekleidet durch die Straßen ſchritt, und erſchöpften ſich in Vermuthungen, wer wohl dieſer ſchöne Fremde ſeyn möge? Doch war noch Niemand, der ihnen jetzt darüber Auskunft hätte geben können.

Auf dem Markt ging Heinrich zu dem Freund, den er auf dem Gerüſt vor einem Pfeiler der Gallerie ſitzend und malend fand. „Du triffſt mich in der Luſt und beim Reich der Luft!“ rief Hänslein, als er ihn kommen ſah, hinunter. Dorthin mußt Du treten, wenn Du meinen prächtigen Aar im rechten Lichte ſehen willſt! Siehſt Du, wie der königliche Vogel ſeine Schwingen ſo weit breitet, und über alle das andere Geflügel ſich erhebt? Siehſt Du, den habe ich mit rechtem Fleiß in Mitten aller Creaturen an dieſe Stelle geſetzt, weil dieſe alte Stadt von ihm den Namen trägt, und ihn auch im Wappen führt.“

„Wer die edle Malerkunſt verſteht, und dieſen Adler ſieht,“ ſprach Heinrich, „der wird Dich, mein guter Freund, gewiß nicht für einen Stümper halten, wohl aber für einen recht tüchtigen und kunſtreichen Maler.“

„Wirklich, iſt das ſo Deine rechte Herzensmeinung, mein Heinrich,“ rief Hänslein oben, und war wie der Blitz herabgeklettert vom Gerüſt, hatte ſich die farbenbeklexte Schürze abgeriſſen, und küßte den Freund, und in ſeinen Augen glänzten zwei helle Zähren. „Gewiß iſt es ſo,“ ſagte der Baukünſtler. „Laß mich aber jetzt hinabgehen zu Meiſter Wolfram, und verſuchen, ob ich von ihm Arbeit gewinnen möge, bei dem großen Anbau der Kirche unſrer lieben Frauen.“

„Gehe mit Gott, Heinrich,“ ſagte Hänslein, den eine Freude, wie ſie nur immer ein reines Künſtlergemüth beſeligen kann, erfüllte; „gehe mit Gott, und habe Dank für Dein tröſtendes Wort, das wie ein Sternenſtrahl in dunkler Nacht mein Gemüth erhellet.“

Heinrich Buhle drückte ihm die Hand, und ging den Markt hinab, am Brunnen mit dem alten Rolandbilde vorbei, und hatte bald die Wohnung Meiſter Wolframs erfragt.

Als er in das Haus trat, begrüßte ihn Gertruds Pudel mit lautem Gebell, und eine feine liebliche Stimme rief abwehrend: „Wiſand, biſt du ruhig! Pfui, Hund! Dabei ging die Thüre auf, und Gertruds liebliches Madonnengeſicht.

chen leuchtete dem fremden Jüngling entgegen. Sie erröthete hoch, als ſich Heinrich Bühle vor ihr neigte, und hieß ihn eintreten; der Hund aber ſprang mit freudigen Gebehrden an ihr empor.

Heinrich bemerkte kaum, wie überaus freundlich und wohnlich es in der Stube ausſah, in welcher die Jungfrau waltete, die ſanft verſchämt, in magdlicher Befangenheit vor ihm ſtand. Er ſah nicht auf die ſchönen Heiligenbilder, die, auf Goldgrund gemalt, das Zimmer ſchmückten, nicht das künſtlich mit Figuren und Laubwerk ausgelegte, und glänzend gebohnte Tiſchgeräth, nicht den feinen Flachs am Rocken des zierlich gedrechſelten Tret-Rades, welches Meiſter Wolfram ſeiner Tochter aus Nürnberg hatte kommen laſſen, er ſah nur auf Gertrud, und ſtammelte faſt eben ſo verlegen wie ſie, und überraſcht von dem unendlichen Liebreiz, der ſie umfloß, die Frage nach Meiſter Wolfram heraus.

„Mein Vater iſt drüben in der Frauenkirche,“ antwortete ſie, mit den zarten Fingern den Kopf des vierfüßigen Lieblings ſtreichelnd.

„Wollt Ihr Euch nicht ſetzen, Herr? Ich will ihn herüber holen laſſen,“ fuhr ſie fort, und wollte nach der Dienerin rufen, aber Heinrich verhinderte ſie daran.

„Ich will ſelbſt hinübergehen,“ ſprach er: „verzeiht, daß ich Euch geſtört, edle Jungfrau — ich bin Euer Diener, und will es Gott, ſo wird mir das Glück, Euch wieder zu ſehen; lebt wohl!“ —

Er ging, von Gertrud bis auf die Flur begleitet, der Pudel tanzte in wilden Sprüngen und bellend umher.

Es iſt etwas gar Wunderſames um den Eindruck, den das Erblicken eines Gegenſtandes auf unſer Herz macht, das ſich dieſem Gegenſtand ſchon entgegenſehnte, ohne ſich deſſen deutlich bewußt zu ſeyn. Das Gefühl ſolch wunderbarer Ueberraſchung thut ſich bei reinen Gemüthern meiſt durch ſchüchterne Befangenheit ſonne neigte ſich ſchon zum frühen Untergang. Der Fürſt ſah ihr nach, bis ſie verſunken war, dann warf er noch einen ernſten Blick auf die ſchweigenden Trümmer, die der Wiederſchein des Abendhimmels ſanft röthete, und ſprach: „Alles, was irdiſch iſt, zerfällt, mein Wahlſpruch bleibt, bis auch dieſes Leibes alternde Ruine zu Staub wird, derſelbe: In te Domine speravi, non confundar in aeternum.“

Als der Fürſt wieder zu dem Thore der Burg hinausſchreiten wollte, ſah er die Diener beſtürzt um einen Stein ſtehen, der ſo eben aus dem Mörtel der Mauer ſich losgeriſſen hatte, herabgefallen und zerbrochen war, es war das Wappen von Henneberg. Georg Ernſt lächelte wehmüthig, und beſtieg ſchweigend ſeine Sänfte, aber durch ſeine Seele zog die Ahnung des nahen Todtes, und wurde bald zum Schmerz, der den Körper des Greiſes mit gewaltiger Eiſenhand packte.

Im Dorf Henneberg wohnte ein treuer Vaſall, Burkhard Herrmann Trott, der Sohn Burkhard Trotts, der nun längſt an der Seite ſeiner lieben kund, ſo lange ſie dem verkörperten Ideal gegenüber ſtehen, und wird zur Wonneempfindung, wenn der Gedanke, das Längſterſehnte gefunden zu haben, klar in das Bewußtſeyn tritt. Es iſt dann dem Menſchenherzen, als ſey ein Heiland ſichtbarlich vom Himmel geſtiegen, und bringe Freude und Frieden, Glück und Seligkeit aus der ewigen Heimath mit.

Die Herzen der beiden jungen Leute feierten in dieſen Augenblicken ein Feſt der Verkündigung. Beiden war, als ſey ihnen ein Engel erſchienen, und habe in wunderbar geheimnißvollen Worten ein hohes Heil verheißen, und doch hatten Heinrich und Gertrud nur ganz gewöhnliche Worte mit einander gewechſelt. Heinrichs Schritte zögerten, ſich dem nahen Gotteshaus zu nähern, er ging wie ein Träumender und alle ſeine Gedanken waren bei Gertrud zurückgeblieben; dieſe aber ſtand und blickte gedankenvoll durch das Fenſter, aber vor ihrem Seelenauge ſtand der ſchöne, kräftige, blühende Jüngling mit ſeinem Goldlockenhaar, ſeiner gewählten Tracht, ſeinem herrlichen, fürſtlichen Anſtand.

Als ſeyen alle ihre Träume auf einmal in Erfüllung gegangen, als ſey ſie erwacht aus einem langen, langen Schlaf, und blicke in eine bunte Frühlingswelt hinein, ſo war ihr, und unbewußt füllten ſich ihre Augen mit ſeligen Thränen. —

Heinrich Buhle fand ein lautes, reges Treiben auf dem freien Platze vor der Kirche. Große Balken lagen da, an denen Zimmergeſellen hackten; das helle, eintönige Picken der Hämmer, welche die Steinmetzen gar wacker rührten, ſchallte ihm entgegen. An ſtarken Seilen wurden Laſten in die Höhe gewunden, aus der Kirche dröhnten hallende Schläge, und es war eine große Menge Menſchen bei dem Bau beſchäftigt. An der Weſtſeite des Gebäudes ſah Heinrich zwei Männer ſtehen, die die Höhe der Kirche mit den Blicken zu meſſen ſchienen; ſie hielten große Stäbe in der Hand, auf denen Fuß und Zolle abgetheilt waren, und ſie als

Bauverſtändige bezeichnen mochten. Der Eine war wohlgenährt, hatte ein volles, rundes Geſicht, deſſen Röthe eine gute Bekanntſchaft mit den Gaben des Bacchus anzudeuten ſchien; der Andere war hagerer Statur, blaß von Geſichtsfarbe, und aus ſeinen verlebten Zügen ſchien ein düſteres, in ſich ſelbſt zerfallenes Gemüth zu ſprechen. Beide gewahrten jetzt den jungen, fremden Mann, der auf ſie zukam, ſie höflich grüßte, und ſprach: „Edle Herren, Ihr wollet mir die Frage vergeben, ob ich vielleicht in einem von Euch Beiden den berühmten Baumeiſter Wolfram begrüße?“

Der Aeltere der Angeredeten verneigte ſich, ſoweit es ſeines Körpers Fülle geſtattete, und ſprach mit ſehr leutſeligen Mienen: „Der Zufall hat Euch ſchon zu dem Manne geführt, nach welchem Ihr fragt, mein junger Freund, ich bin Meiſter Wolfram; was iſt Euer Begehr?“

Jetzt erkannte Heinrich mit einem Male in dem andern der beiden Männer den italiäniſchen Architekten Ezelino wieder, an den er mich dem neuen Freund den Willkommbecher bieten.“

Ohne Antwort abzuwarten, verließ Meiſter Wolfram den Platz, wo er geſtanden, und jene Beiden folgten ihm. Ezelino mit ſtolzem, ſpreizendem Schritt, ohne Heinrich eines Blicks zu würdigen, dieſer in ſüßer Beklommenheit, daß er die wieder ſehen ſollte, deren Huldgeſtalt ihm vorhin wie eine Gottesbotin erſchienen war, des Wälſchen Hochmuth und Nichtachtung gar nicht gewahrend.

Und als ſich der Jüngling und die Jungfrau nun wieder begrüßten, da glühte auch wieder auf Beider Wangen die Morgenröthe der Liebe.

Gertrud aber enteilte auf des Vaters Gebot, trug Wein herbei in venetianiſchen Kryſtallflaſchen und ſilberne Kelche, auch Kuchen, ſo locker wie Schnee, den ſie ſelbſt gebacken, auf einer ſilbernen Platte, denn Meiſter Wolfram liebte es, den Glanz und Reichthum ſeines Hauſes ſehen zu laſſen.

6.

Die Männer tranken. Gertrud ſaß ſeitwärts und ließ den goldenen Flachs durch die kleinen Finger gleiten, deren Haut ſo fein und zart war, wie die Blätter einer friſcherblühten Roſe. Nur bisweilen flog ihr Blick nach Heinrich hin, da geſchah es denn wohl, daß er dem ſeinigen begegnete, und dann blickte ſie erglühend nieder, und ſpann eifrig fort, und ſah lange nicht wieder auf. Manchmal geſchah es aber auch, daß ihr unſchuldsvoller Blick auf die glühenden, unheimlich leuchtenden Augen Ezelinos traf, und dann ſenkte ſie noch ſchneller das Geſichtchen, das ein tiefer Ernſt überſchattete, und fühlte ſich ſeltſam beklommen.

Meiſter Wolfram, behaglich im Lehnſeſſel ſitzend, beide Arme ineinander geſchlagen auf den Eichentiſch geſtützt, und mit vorgebeugtem Leib darauf ruhend, wurde immer freundlicher, und brachte das Geſpräch bald auf den Kirchenbau.

„Was dünket Euch, mein junger Meiſter,“ wandte er ſich an Heinrich, „da wir jetzt das große Werk recht beginnen, wie meinet Ihr, nach welcher Bauart die zwei Thürme zu errichten ſeyen, die die Weſtſeite der Frauenkirche ſchmücken ſollen? Wozu rathet Ihr?“

„Ihr werdet dazu, mein verehrter Herr,“ antwortete Heinrich, „meines Rathes keineswegs bedürfen, wollet Ihr aber meine Meinung vernehmen, ſo iſt es die, daß zu einem deutſchen Gotteshaus, und namentlich zu dieſem hier, wie es bereits vorhanden, ſich nur die neugothiſche Bauart eigne, wie Ihr ſie wahrnehmet an unzähligen Domen und Münſtern im lieben deutſchen Vaterlande.“

„Da ſeht Ihr, Meiſter Ezelino!“ rief triumphirend Wolfram dem Italiäner zu: „auch der iſt meiner Meinung. Was wollt Ihr noch mit Eurer griechiſchen Bauart!“

Der Italiäner ſchoß einen Giftblick auf Heinrich, und erwiderte bitterlächelnd: „Ich muß geſtehen, Meiſter, Ihr verfechtet Eure Meinung meiſterhaft. Dieſer gute junge Mann wird Euch fürtrefflichen Rath im Bauweſen ertheilen, folgt ihm nur getroſt. Wer den Baum unſerer Kunſt nicht kennt, kann ihn auch nicht ſchätzen. Er hat Zweige, die von der Erde faſt in den Himmel ragen, ſchlank wie Cedern und ſtolz wie Palmen, Ihr lieben Deutſchen aber ſitzt unter dem Stamme, meßt und zirkelt da herum, und verſteigt Euch höchſtens bis in das Laubwerk, in die kühne, freie, ſonnige Höhe kommt Ihr nicht.“

„Ich meine doch, etwas zu kennen von der griechiſchen Bauart, ich verachte auch keineswegs ihre edle Einfachheit,“ ſprach Heinrich Buhle. „Wenn Ihr glaubt, ich ſey nicht in Eurem Vaterlande geweſen, irrt Ihr Euch; ich kenne es wohl, und habe ſeine beſten Bauwerke geſehen.“

„Ei, ei, und ſchon in ſo jungen Jahren?“ rief Ezeline mit ſcheinbarer Bewunderung. „Nun, allzulang ſcheint es Euch dort nicht gefallen zu haben, habt Euch heimgeſehnt nach der lieben Mutter und ihrem Fleiſchtopf.“

Heinrich ſah unwillig auf ihn, und rief: „Wären wir Beide nicht hier, Ihr ſolltet Euer Höhnen laſſen! Hörte ich doch noch nirgend Euern Namen nennen, und ſah ich doch noch kein Bauwerk, das ihn verkündete; wie gefiel es Euch, wenn ich zweifeln wollte an Eurer Erfahrung, ſo wie Ihr an der meinigen?"

Ezelino biß ſich in die Lippen. „Hier und an jedem Ort ſtehe ich Euch Rede," ſprach er: „Kennt Ihr den Namen des vor zwölf Jahren verſtorbenen großen Baumeiſters Michelozzo Michele? Er war mein Lehrer. Nennt mir den Euern."

Heinrich holte einen Brief aus der Taſche, entfaltete ihn, und ſagte, indem er ihn Ezelino hinreichte: „Leſet dieſen Namen, der ihn führt — iſt mein Freund."

Haſtig griff Ezelino nach dem Brief — er las: „Leone Battiſta de Albertis."

„Da muß ich Euch freilich beneiden," ſagte er, aber es war ungewiß, ob ſeine Worte

Ernſt oder Spott enthielten, und dann flog ſein unſtäter Blick wieder auf Gertrud.

Des Mägdleins Herz aber ſchlug freudiger, als es gewahrte, wie wacker ſich Heinrich vertheidigte.

„Wozu der Zwiſt, edle Herren, lieben Freunde?“ ſprach Meiſter Wolfram zu Beiden. „Laſſet uns anſtoßen auf Friede und Freundſchaft, und wie unſre Kunſt nicht verſtreut, ſondern ordnet, nicht zerſtört, ſondern zuſammenfügt, ſo ſollen ſich auch ihre Jünger nicht entzweien, ſondern Einer am Andern halten, und die Kunſt ehren in dem Künſtler! So meine ich.“

Er ſprach es, und hob den Silberpocal zum Anklang. Heinrich folgte raſch, Ezelino etwas langſamer der gutgemeinten Aufforderung, ſie ſtießen an, aber die Becher wollten keinen rechten Ton geben.

„Hört einen Vorſchlag, Freunde,“ nahm Wolfram wieder das Wort: „Wie wäre es, wenn wir die verſchiedenen Meinungen auf eine Weiſe prüften, die recht lebendig in die Augen

Magdalena im kühlen Bette der Erde ruhte; in deſſen Haus wurde der kranke Fürſt getragen, und verließ es lebend nicht wieder. —

So geht, wie dort ein blühender Fürſtenſtamm, ein ſinkendes Leben, und hier eine einfache Erzählung, alles zu Ende. Früher oder ſpäter wird alles dem ewigen Weltgeſetz unterworfen, das Vergehen heißt. Aber das Gute und Schöne ſind ſtarke und kräftige Bäume, die lange, lange grünen, und mit Blüthen erfreuen, mit Früchten nützen immerdar.

Von der Ruine der einſt ſo prächtigen Wallfahrtkirche im Grimmenthal findet der Wanderer keine Spur mehr, aber an ihrer Stelle prangt ein groſſes und ſchönes Haus, und leuchtet wie ein heitres Thalſchlößchen goldfarbig in den grünen Werragrund. Es iſt das Hoſpital und Gaſthaus Grimmenthal, und immer noch preiſen an jener einſt ſo heiligen Stätte Arme und Gebrechliche den Herrn, und immer noch ſchlägt auch die Freude und Feſtluſt an ſchönen Tagen dort ihre Blüthenthrone auf. Da ſieht man den alten Wallfahrerweg belebt von zahlſpränge? Ich meine, da wir doch einmal zwei Thürme bauen, wiewohl einer genug geweſen wäre, wenn Jeder von Euch die Leitung des Baues von einem Thurme übernähme, und ihn aufführte nach ſeiner beſten Einſicht und Meinung, verſteht ſich, bei gleicher Höhe, und gleicher allgemeiner Form?" —

Verwundert ſaß Heinrich. Wenn der Fremde dieſen Vorſchlag annahm, wie ehrenvoll konnte er ſich dann bewähren, aber ſchon glaubte er auf Ezelinos Lippen, die ſich zum ſpöttiſchen Lächeln zogen, das Wort der Verneinung zu hören, denn etwas ungereimt erſchien der Vorſchlag immer, vielleicht nahm ihn auch Meiſter Wolfram zurück, der ihn nur in heitrer Weinlaune gegeben, aber Ezelino ſagte: „Ich gehe den Wettkampf ein, ich glaube nun, keinen geringen Gegner zu haben an dieſem jungen deutſchen Meiſter, den ein Albertis ſeiner Freundſchaft werth achtet."

„So ſchlagt ein, wackre Meiſter!" lachte

Wolfram, und hielt beide Hände vor ſich hin. Die beiden Gäſte gehorchten.

„Aber wer ſoll dann richten über unſer Werk?“ fragte Heinrich Buhle.

„Haben wir nicht ein altes Sprüchlein: vox populi, vox Dei?“ fragte Wolfram zurück. „Hört meine Meinung: Ich gebe Jedem von Euch die gleiche Anzahl Arbeiter, die Ihr bedürfet, Ihr beginnet die Arbeit, Keiner hilft, Keiner fragt den Andern. Um die Seiten müßt Ihr loſen, und wenn nun die Thürme fertig ſind, und das ganze Gotteshaus vollendet iſt, und feierlich eingeweiht wird, wenn dann von allen Orten und Enden her Fremde kommen, und es anſtaunen und bewundern, dann hören wir wohl aus dem Munde der Menge, der Kunſtverſtändigen ſowohl, wie des Volkes, das oft gar einen ſchlichten und richtigen Sinn hat, weſſen Thurm den Preis verdient!“

„Und dieſer Preis?“ fragte Ezelino, einen verlangenden Blick auf Gertrud werfend: Welchen Preis ſetzet Ihr dem Sieger aus, daß er auch einen Sporn habe, ſeine Thätigkeit anzuſtrengen?“

„Iſt nicht der Ruhm, die Ehre, Preiſes genug?“ fragte Buhle. „Ich begehre fürwahr nicht mehr und nicht minder, als den Lohn meiner Arbeiten, wie ſolcher in der Zeit gebräuchlich.“

Meiſter Wolfram blickte mit Wohlgefallen auf den Jüngling; Gertruds Buſentuch hob ſich höher; ſie fühlte, daß ſie ihn lieben müſſe, wenn er auch nie, nie es ahnen ſollte, wenn ſie Gegenneigung von ihm auch nie zu hoffen habe.

Der Italiäner ſchlug ein heiſeres Gelächter auf. „Fortuna e dormi,“ murmelte er vor ſich hin, und erhob ſich.

„Wollet mich heute Abend auf ein frugales Mahl beehren, werthe Freunde,“ ſagte Wolfram, und ſtemmte die Hände auf den Eichentiſch, der Laſt ſeines Leichnams emporzuhelfen. „Da wollen wir über Alles noch ſprechen, wie es bei dem Bau gehalten werden ſoll.

Die beiden Gäſte dankten, Jeder ſich noch ehrerbietigſt vor Gertrud neigend; Beide in gleicher Höflichkeit, aber mit wie verſchiedenen Gefühlen.

Und ſo war der Bund geſchloſſen, der der Kirche unſerer Frauen in Arnſtadt die zwei in verſchiedener Bauart aufgeführten Thürme gab, die noch heute dort zu ſehen ſind, obwohl das alte ſchöne Gotteshaus verödet.

7.

Der folgende Tag war ein Sonntag. An dieſen Tagen pflegte Gertrud gern eine Freundin zu beſuchen, die ihrem Herzen ſehr werth war, und mit welcher ſie ſchon als Kind geſpielt. Es war dieß Schweſter Eliſabeth Schreckin, Conventualin in dem der heiligen Walpurgis geweihten Jungfrauenkloſter, welches gleich hinter der lieben Frauenkirche gelegen. Sie war die Schweſter des Amtsvicarius Hans Schrecke, und von ihm für das Kloſterleben beſtimmt.

Gar herzlich freute ſich die fromme Nonne, die einige Jahre mehr, als Gertrud, zählte, wenn die Freundin zu ihr kam, und ihre klöſterliche Einſamkeit durch heitere Geſpräche und Nachrichten von dem Außenleben freundlich aufhellte.

Heute hatte nun Gertrud gar viel zu erzählen, von den beiden Baumeiſtern, und wie ſchön der Eine ſey, und ſie ſchilderte ſo lebhaft, und mit ſo vielem Erröthen, daß der Freundin bald klar wurde, Gertruds Herz ſey in Liebe zu dem ſchönen fremden Manne.

Sie unterdrückte den Seufzer, der ihrer Bruſt entſtieg, um nicht der jungen Freundin weltliche Gefühle zu verrathen, und die Sehnſucht, die wohl keiner Kloſterjungfrau, welche in den Jahren voller Jugendblüthe den Schleier nahm, fern blieb, und die ſo menſchlich, ſo verzeihlich iſt.

Schmerz und Gram und Haß laſſen ſich wohl verbergen und verſchließen in die Tiefen der Menſchenbruſt, und es ſind Manche begabt, mit der Kraft des Gemüths zu ſcherzen, wenn das Herz verbluten möchte, zu umarmen den Feind, dem der Haß ihrer Seele Tod und Verderben wünſcht, aber Freude und Liebe laſſen ſich weniger verhüllen. Sie ſprengen, wie glückliche Schmetterlinge, die ſie umgebenden Banden, und flattern in die Welt hinaus; zumal wenn in heller Jugend Liebe die Knoſpe bricht, und die Erſtlingsblüthen, wie Opferflammen, in das helle, roſige Leben hineinglühen.

Aber der Freudenroſe jugendlicher Liebe wuchern nur allzuoft die Dornen der Furcht und banger Beſorgniß. Auch Gertruds Inneres durften ſie ſchon verwunden.

„Denke Dir, meine Eliſabeth,“ klagte ſie, und ein Thränchen nach dem andern entfloß ihren ſanften blauen Augen, „was mir bevorſteht, aber bei allen Heiligen, halte es heimlich, was ich Dir vertraue, keine Seele darf es erfahren, der Vater will mich dem Meiſter verloben, der den ſchönſten Thurm baut an die Kirche unſerer Frau! Er ſagte mir es, als die Meiſter fort waren, die ihn beſucht. Ich will einen geſchickten und tüchtigen Schwiegerſohn, der meines Standes iſt, ſagte er, und der muß bei mir bleiben, denn von mir laſſe ich Dich nicht. Ich will Pflege haben in meinen alten Tagen, und mich freuen an meiner Kinder Glück!“

„Nun, was klagſt Du denn, Gertrud? Kannſt Du Dir einen beſſern Vater wünſchen?“ fragte Eliſabeth die Freundin lächelnd.

„So?“ rief dieſe faſt ſchmollend: „Wenn nun der finſtre fremde Mann, der wälſche Meiſter, den ſchönern Thurm baut, und ich ſoll und muß ihn nun heurathen? Ach, ich armes Kind, den kann ich doch nun und nimmermehr lieben?“

„Du mußt hoffen, und fleißig beten, daß der Himmel den Fleiß des Erkornen ſegnet,“ tröſtete die Freundin, und Gertrud blieb noch lange bei ihr, gar Mancherlei mit ihr beſprechend, und goldne Luftſchlöſſer aufführend, und in Gedanken bauend am Himmel ihrer Zukunft.

Der ſchöne Frühlingsſonntag lockte gar mächtig ins Freie. Als der Nachmittagsgottesdienſt vorüber war, ſah man zu allen Thoren hinaus Männer mit Frauen und Kindern ziehen, theils in die Gärten, theils auf Spazierwege, deren auch in jener frühern Zeit nicht weniger vorhanden, als jetzt, denn wie die Natur eine ewig ſchöne, ewig erfreuende Mutter iſt, ſo hat ſie auch zu allen Zeiten mit ihrer Mutterſtimme zu dem Herzen der Menſchen geſprochen.

Auch Heinrich Bühle und Hänslein Traurig waren bereit, einen Spaziergang anzutreten; Huldibert ſaß und zeichnete.

„Dein ſtiller Knabe begleitete uns vielleicht gern?“ wandte ſich Heinrich, mit einem fragenden Blick auf den Lehrling, an ſeinen Freund.

„Ich erlaube es ihm ſehr gerne,“ antwortete Hänslein. „Er ſitzt ſo allzuviel, und ſcheint nicht friſch und fröhlich, wie Leute ſeines Alters, hält ſich auch zu Niemand. Willſt Du uns begleiten, Huldibert?“

„So Ihr es vergönnt!“ antwortete er, und es flog auf ſeine zarten Züge ein Freudenſchimmer, daß er gehen dürfe in Geſellſchaft der

Meiſter. Er legte ſeine Zeichnung bei Seite, nahm ſein Baret und ſeine Laute, die er zu ſpielen und mit Geſang zu begleiten verſtand, und ſchritt ſittſam und ehrerbietig hinter den Freunden, die Arm in Arm gingen, einher. Sie wendeten ſich nach dem Rieththore zu, und wandelten ein gutes Stück auf der Heerſtraße, die nach dem Thüringer-Walde führt, fort.

Der Wonnemond ſchien die Erde mit tauſend Füllhörnern voll Blumen überſchüttet zu haben. Die Schleendornhecken, die Kirſchen- und Pflaumenbäume waren ganz weiß von Blüthentrauben, die Wieſen grün und bunt, alle Gärten, alle Raine grünten und blühten. Dazu ſchien die Sonne ſo warm und ſchön, und doch nicht drückend heiß, und in der blauen Himmelsluft jubelten Lerchen, von Gärten, Wäldern und Wieſengründen ſchallten Vögelſtimmen, es war, als feire auch die Natur fromm und fröhlich einen heiligen Sabbath.

Die Spaziergänger waren bis zu dem Felſenvorſprung gekommen, welcher noch heute der

Ritterſtein genannt wird. Dort war damals ein Marienbild, vor welchem ein von Stein ausgehauener Ritter kniete, befindlich, welches vor Zeiten ein frommer Graf geſtiftet. Auch ſteinerne Ruhebänke waren daſelbſt, und die Freunde ließen dort ſich nieder. Zu ihren Füßen floß, wie der Mäander ſich ſchlängelnd durch die lachenden Wieſengründe, der Gerafluß. Auf dem Berge gegenüber trauerten noch über einer ſteilen, mit Buſchwerk bewachſenen Felswand die wenigen öden Reſte des alten, längſt in die Stadt verlegten, und ganz verlaſſenen Walpurgiskloſters; in mäßiger Entfernung gewahrte man über der alten Stadt Planen die feſte Ehrenburg, deren Ruine noch heutiges Tages einen freundlichen Schmuck jener ſchönen Gegend abgibt.

Im fernen Hintergrunde hob ſich blaudämmernd der Thüringer-Wald mit ſeinen hohen Bergen, über welche der Schneekopf emporragte, und ſeinen Namen mit Recht führte, denn die freundliche Frühlingsſonne hatte ſeinen Gipfel reichen jungen und alten Wallern, und ſind deren nicht Tauſende, wie ſonſt, ſo ſind es doch oft Hunderte gewiß.

Und in dem Lande, auf welchem einſt ſo tiefe Geiſtesfinſterniß lag, und mancher Druck, glänzt jetzt der Tag der Wahrheit, des Rechts und der Freiheit. Mögen dieſe Sonnen nie wieder untergehen!

Auch die alte Linde ſteht noch und grünt und blüht noch fort, die graue Zeugin der vergangenen Jahrhunderte, ein wunderſamer Baum, den die Zeit zum Sarkophag aushöhlte, darinnen die Geſchichte von Grimmenthal ſchlummert. Die alten rieſigen Aeſte, obgleich noch grünend und kräftig, neigen ſich der Erde zu, der morſche Stamm kann ſie kaum noch halten, und wer weiß wie bald, ſinken ſie hinſterbend, der dahingeſunkenen Zeit, dem hingeſunkenen Tempel nach.

Ende.

das Winterkleid noch nicht abzuziehen vermocht, und ſo lag der langgeſtreckte beſchneite Bergrücken wie eine lichte Wolke unter dem Blau des Aethers.

An dieſer ſchönen Stelle ſetzten ſich die Freunde nieder, und in einiger Entfernung auch Huldibert, der von Blumen, die er unterwegs gepflückt, einen Kranz zu flechten begann.

Heinrichs Herz war ſo hoffnungsfröhlich aufgegangen, wie die Blumen des Feldes umher, ein hingeworfenes Wort Meiſter Wolframs hatte geſtern leiſe andeutend die Verheißung ausgeſprochen, daß Dem, der den ſchönſten Thurm baue, ein Preis werden dürfte, der wohl geeignet ſey, die Bewerber zum Aufbieten aller ihrer Kunſt anzuſpornen.

Dieſes hatte Heinrich im Gehen Hänslein vertraut; der hatte ihm ſtill zugehört, und ihm in freudiger Theilnahme oft die Hand gedrückt, als ſie aber nun zuſammen am Ritterſtein ſaßen, wie in einer blühenden Paradieſeswelt, da ſchien gar eine tiefe Wehmuth ſich der Seele des Malers zu bemächtigen. Er ſeufzte, und ſah ſtill vor ſich hin.

„Was betrübet Dich, mein Hänslein,“ fragte Heinrich voll inniger Theilnahme.

„Sehnſucht iſts, Schmerz, Gram,“ antwortete dieſer ſeufzend. „Was habe ich zu hoffen? Sieh dieſe Blüthen an, wie bald werden ſie abfallen! Dieſe Sänger auf Buſch und Baum, wie bald werden ſie verſtummen, ſo war meine ſtille, heilige Liebe auch nur ein kurzer Maitag.“

Huldibert hatte ſein blaſſes Geſicht dahin gekehrt, wo die Meiſter ſaßen, er hörte Hänsleins Worte, und wandte ſich, ſchnell erröthend ab.

„Traure nicht, mein Bruder,“ tröſtete Heinrich: „vielleicht iſt Dir das Glück näher, als Du glaubſt! Junger Geſell!“ rief er hierauf Huldibert zu, „ſinge uns ein Liedlein, damit Du nicht vergebens die Laute mitgenommen.

„Singe, Huldibert,“ ſprach Hänslein mild: „ſinge das Lied, das mir ſo lieb iſt — Hulda ſang es oft; es iſt zwar nicht fröhlich, aber deſto beſſer paßt es zu meinem Gram, als ſey es ganz und gar auf mich gedichtet.

Huldibert ſchlug einige Accorde auf ſeiner Laute an, und ſang dann mit glockenreiner melodiſcher Stimme das folgende kleine Lied, während dem Hänslein die Augen mit den Händen bedeckte, und Heinrich den Sänger feſt im Auge behielt, dieſer aber wandte ſich gegen den herrlichen blühenden Thalgrund, und ließ die Liebestöne bald ſchwach, wie Säuſeln des Weſthauches, bald voll und ſtark dahinſchweben:

Du fragſt, warum nur Klagen
Tönt meiner Laute Klang?
So mußt die Nachtigall fragen,
Warum ſo traurig ihr Sang?
Du fragſt, warum ich weine,
Wenn Alles um mich lacht?
Frag' den Mond, warum er ſcheine
Nur in ſtiller thauender Nacht?
Du fragſt, warum ich ſinge,
Wenn Schmerzen im Herzen mir glühn?
Frag' die Saiten, warum ſie klingen?
Die Blumen, warum ſie blühn?

Und weißt Du, warum ſo trübe,
Warum ſo traurig mein Sinn?
Mein Glück und meine Liebe,
Sind beide, ja beide dahin! —

„Iſt mir doch, als hörte ich Hulda ſelbſt ſingen!“ ſeufzte Hänslein ganz leiſe während des Geſanges, ohne daß es Jemand vernommen hätte.

Der Sänger ſchwieg. Heinrich Buhle gewahrte, daß ihm die Thränen über die Wangen rollten, und er ſie ſchnell mit einer der reichen Locken trocknete, die ihm zuweilen über die Stirne herabfielen; er ſpielte noch einige Minuten lang, und ließ dann die Lautenklänge ſo ſanft und klagend verhallen, wie ſein Lied verhallt war.

Hänslein Traurig aber umarmte ſeinen Freund, und barg an ſeinem Buſen ſein thränenüberſtrömtes Antlitz.

„Dieſes Lied,“ begann Heinrich: „iſt freilich nicht geeignet, Fröhlichkeit zu erwecken! Wie magſt Du in die ſchöne, lachende Frühlingswelt, in das Leben, das in ſo reicher Fülle um uns grünt und quillt, die Unkenmelodie der Schwermuth hineinſingen laſſen?“

„Warum, fragſt Du, mein Heinrich?“ erwiderte Hänslein, durch Thränen lächelnd: „Weil ich ein Maler bin, weil ich den Schatten der Wehmuth liebe im Licht des Lenzes, weil auch in mein einſt ſo ſonnenhelles Leben die Schatten des Grams gefallen ſind!“

Es kamen jetzt noch viele Spaziergänger deſſelben Weges, unter ihnen auch die Künſtler, die Heinrich im güldnen Mond kennen gelernt hatte. Sie waren alle im beſten Staat, und ſchritten zum Theil geſetzt und ernſt, zum Theil fröhlich und unbefangen einher, je nachdem es die Jahre bei Einem oder dem Andern alſo mit ſich brachten. Alle grüßten ſie mit biederem Händedruck Heinrich und Hänslein, und freuten ſich, daß der wackere Architekt, den ſie gleich liebgewonnen hatten, in der Stadt bleiben würde.

Sie ſprachen ſehr viel von dem Kirchenbau, und einer erzählte dem andern von den Werken, die er zum Schmuck des Gotteshauſes auszuführen gedenke. Dann wurde beſchloſſen, im güldnen Mond die neue Freundſchaft mit Herrn Heinrich Buhle durch einige Becher Weins auf ſeine Rechnung zu feiern, und Alle gingen nach der Stadt zurück.

Einſam, geſenkten Hauptes, die treue Laute auf dem Rücken, ſchritt Huldibert in ziemlicher Entfernung hinter dem Meiſter her.

8.

Der Thurmbau war begonnen, und wurde mit Eifer betrieben, während welcher Zeit aber auch die übrigen Künſtler nicht feierten.

Elsnerus arbeitete an dem Steinbild der Madonna, die er, ihren Sohn auf dem Arm, und eine Frucht in der Hand haltend, von einer Strahlenglorie umfloſſen, darzuſtellen ſich benähte. Vor ihr ſollte ein geharniſchter Ritter knien, anzudeuten, wie die Stärke und die Gewalt ſich beuge vor dem Höchſten, und alle Erdenmacht in Staub ſinkt, vor dem göttlichen Ueberwinder.

Der Maler Schöpfer führte gar ſchöne Gruppen aus, aus den heiligen Geſchichten des alten, wie des neuen Teſtaments, und der Bildſchnitzer Schwemmler nebſt ſeinem treuen Jobſt arbeitete an einem großen künſtlichen Altarſchranke, wo er auf vier Feldern die Hauptmomente der Paſſion unſers Herrn und Heilandes in faſt lebensgroßen Figuren darſtellte, die mit überaus reicher Vergoldung bekleidet wurden. Wurden dieſe Thüren verſchloſſen, ſo ſtellten ſich die großen und herrlichen Bilder Schöpfers auf der Außenſeite dar. — Der Glasmaler ſaß daheim in ſeiner Werkſtätte, und brannte und ſchmolz die glühende transparente Farbe auf das Glas, kittete die farbigen ausgeſchnittenen Tafeln mit Blei zuſammen, und malte die Umriſſe der Geſichter und Hände, wie der

Waffen, und den Faltenwurf der Gewänder darauf.

Auch Hänslein Traurig malte eifrig fort an der Gallerie, und es iſt nur ſehr zu beklagen, daß die Zeit ſo ſchnell die Gebilde ſeines Kunſtfleißes zerſtörte, daß ſich die Nachwelt auch nicht eines einzigen derſelben mehr erfreuen kann.

Bisweilen beſuchte nach der Arbeit des Tages Heinrich Buhle den Meiſter Wolfram, und es fand dann manches trauliche Geſpräch zwiſchen ihm und Gertrud ſtatt, und wie die Schüchternheit allmälig bei Beiden ſich verlor, um ſo zarter und inniger geſtaltete ſich der ſtille Bund ihrer Herzen, ob auch noch Keines dem Andern mit Worten kund gethan, wie ſehr es in Liebe für das Andere ſchlage.

Auch Ezelino kam bisweilen, und Gertrud mußte ihn freundlich empfangen, ſo wollte es der Vater. Es iſt aber immer ein großer Unterſchied zwiſchen einer Freundlichkeit, die von Herzen kömmt, die aus der Seele fließt, und einer gebotenen, gegen die ſich das Innere mächtig ſtrebt. Das empfand auch Ezelino, und es wuchs ſein Haß gegen den Nebenbuhler, der ihm dort Ruhm und Ehre ſtreitig machte, hier ſeinen ſelbſtſüchtigen Wünſchen und ſeiner Leidenſchaft entgegentrat.

Er führte auch oft wunderliche und geheimnißvolle Reden, die Niemand recht verſtand, und es ſchien, als ſey er eingeweiht in gar manche Dinge, welche das Licht ſcheuten, und vom finſtern myſtiſchen Dunkel verſchleiert, dem Profanen verborgen blieben. So that er es beſonders gern bei Meiſter Wolfram, wenn er allein mit ihm war, und ſuchte den ſchlichten Verſtand des geraden Mannes zu umnebeln und zu verwirren.

„Hat Euch niemals gedurſtet, mein lieber Meiſter,“ fragte er ihn einmal: „zu trinken aus der Quelle des Oſtens, und zu koſten die Frucht vom Baum der Erkenntniß? Hat nie in Euer Inneres getönet das Wort, das lebendig machende?“

„Was meinet Ihr, was wollet Ihr damit

ſagen, lieber Meiſter?“ fragte Wolfram verwundert zurück.

„So höre ich mit Staunen,“ redete Ezelino weiter, „daß Ihr ein Baumeiſter ſeyd, und nicht Kunde des großen Bundes habt, der ausgebreitet iſt über den Erdkreis, und herſtammt aus einer uralten heiligen Zeit. Und ſo vermögt Ihr nicht zu deuten die geheimnißvollen Zeichen, die Ihr auch in dem Tempel findet, an welchem wir jetzt bauen? Ihr vermögt nicht die Schrift zu leſen, die aus den Bildern ſpricht, durch die jene alten Meiſter noch heute zu uns reden, ob ſie auch vor Jahrhunderten entſchlafen ſind!“

„Wohl habe ich gehört von ſolch einem Bunde,“ antwortete Wolfram, „aber Keiner war, der mich eingeweiht in ſeine Geheimniſſe, und ſoll ich offen zu Euch reden, ſo kann ich ſagen, daß ich nie ſonderliches Verlangen nach ihnen getragen habe.“

„Das nimmt mich überaus Wunder,“ fuhr Ezelino fort: „da die größten und berühmte-

ſten Baumeiſter in dem Bunde waren und ſind, von Hiram an, der den Tempel Salomonis baute, bis auf mich und meine Brüder. Und ich halte in meiner Hand den Schlüſſel der Gnoſis, das iſt, der Erkenntniß deſſen, was verborgen iſt, und bin bereit, Euch mit ihm aufzuſchließen die geheime Welt, die er bewahrt, und Euch deuten zu lehren die Bilder des Tau, und der Ophis, und ich will Euch ſagen, was der Abraxasring, den ich trage, für eine Bedeutung hat, wenn Ihr es wünſcht, und mir vorher die Eide ſchwört, die ich von Euch verlange, und Euch vorſagen werde. Dann ſollt Ihr hören von der Mete und dem Baphomet, und aus dem Munde der Weltſchlange, das iſt der heilige Bund der Wiſſenden, ſoll in Euern Geiſt das goldne Ei fallen; das iſt — die Gnoſis.“

Meiſter Wolfram ſchob unvermerkt die Weinflaſche, aus der er bisher dem lieben Gaſt fleißig eingeſchenkt, bei Seite, denn es wollte ihn bedünken, als rede der Wein aus Ezelino, und er würde bald anheben in ſüdlichen und öſtlichen Zungen zu reden.

Dieſer aber fuhr fort, in düſtern dunkeln Räthſelworten zu ſprechen von den wundervollen Myſterien der Menſchwerdung des Herrn, von dem Kreuz und dem Drachen, und dem jungfräulichen Schoos, daraus das Licht entſproſſen; er ſprach vom Kneph, von der Palme, und von der Lotosblume, von der ewigen Iſis und vom Memnon, von des Welt-Ei's Befruchtung, vom Opferlamm und Typhon im ſeltſamlichen Durcheinander, und dann ſchied er.

Aber in Meiſter Wolframs Gehirn kreuzte ſich Alles, was er gehört, wunderbar, und es tanzten die Worte durch ſeine Gedanken, und ihm war, als müſſe er nacheilen dem geheimnißvollen Mann aus Wälſchland, und ihn um Offenbarung anflehen. Es war in ihm rege geworden der Geiſt der Neugier, er glaubte, daß Ezelino auch von Opfern geſprochen habe, die zu bringen ſeyen, und beſchloß, willig zu opfern, was der Fremde begehren werde, um ſich nur anſchließen zu können der Kette des großen unſichtbaren Bundes.

Wie er noch ſo ſinnend ſaß, und ſich vergebens mühete, ſich klar der Andeutungen bewußt zu werden, die ihm der Meiſter gegeben, trat ſeine Tochter zu ihm ein.

Sie umfing ihn ſchmeichelnd und liebevoll. „Ich bin recht froh, daß der Wälſche Euch verlaſſen, mein Vater!“ ſprach ſie zärtlich.

„Und warum, Trudchen?“ fragte er, und fuhr ihr mit der Hand über die klare, ſchneeweiße Stirne. „Ich fürchte mich vor ihm,“ flüſterte ſie: „Er ſieht mich immer ſo ſonderbar an, er ſpricht oft ſo tolles Zeug, das ich nicht verſtehe, und macht ſeltſame Gebehrden dazu. O wäre er doch fort!“

„Und wie dann, Trudchen, wenn er den ſchöneren Thurm baut?“

„Ach, davor bangt mir nicht mehr,“ lachte ſie: „Ich habe die beiden Aufriſſe geſehen, Meiſter Buhle's Thurm wird ganz gewiß ſchöner!“

„Du biſt wohl dem Buhle ſehr gewogen,

mein Kind?" fragte der Vater, und das engelholde Mädchen legte verſchämt ihr Haupt an ſeine Bruſt, und nickte ſchweigend.

„Ich glaube aber," ſprach er ernſt: „Herr Ezelino iſt ein weit geſchickterer Meiſter, und beſitzt weit mehr Erfahrung und Wiſſenſchaft, als Buhle, und nur dem größten Künſtler will ich mein Kleinod, Dich mein einziges Kind, anvertrauen!"

„O mein Vater!" rief ſie klagend: „Wenn Ihr mich dem Ezelino aufzwingt, dann muß ich ſterben!" — Und ſie hielt ihr Tuch vor die Augen, und weinte leiſe. Der Alte ſah düſter und gedankenvoll vor ſich hin. —

9.

Der ſchöne Mai war nun ſchon dahin geblüht, und auch der Juni bereits über die Hälfte vergangen, ohne daß ſich etwas beſonders Merkwürdiges begeben in dem Leben der Künſtler, die wir vor die Augen unſrer Leſer geführt. Es floß dahin in geregelter Thätigkeit und im fröhlichen Schaffen. Schaffen aber iſt des Künſtlers Lebenselement, darin er ſich ſo fröhlich bewegt, wie ein Fiſch in der Fluth. Wie die Pflanze, dem unerforſchlichen Trieb der Natur zufolge, die Blätter treibt aus dem Stengel, die Knospe zeugt, und in dieſer der Blüthe geheimnißvollen Bau, die der Sonnenſtrahl entfaltet, ſo blüht die innere ſtillgeheime Kraft in der Seele des Künſtlers nach Außen, und ſtellt ſich entfaltet dar in ſeinen Gebilden. Jener Sonnenſtrahl aber, welcher dort die Blume wach küßt, das iſt in der Künſtlerſeele die Begeiſterung für das Schöne, darum bei allen wahren Künſten, wie auch ihre nächſte Richtung und ihr Name ſey, dieſe göttliche Verwandtſchaft.

Schon erhoben ſich auf feſtgemauertem Fundament die ſtarken Mauern der beiden Thürme, unter Ezelino's und Buhle's Anordnung, während auf der entgegengeſetzten Seite nach Oſten hin Meiſter Wolfram den Bau des kühngewölbten hohen Chores, und der großen Seitenkapellen leitete. Maler, Glasmaler und Bildſchnitzer arbeiteten daheim an den einzelnen Theilen, die erſt, wenn der Aufbau der Mauern und Gewölbe vollendet war, in die Kirche gebracht werden konnten. Hänslein Traurig malte jetzt ſchon an den Thieren des naſſen Elements, und bisweilen half ihm auch ſein ſtiller Knabe. Er gewann den Huldibert immer lieber, und es kam ihm bisweilen ſo vor, wenn er recht niedergeſchlagen und melancholiſch war, als ſey ihm zur Entſchädigung für ſein ſchweres Liebesleid ein guter Genius zugeſellt worden von dem Allerbarmer; denn öfter ließ er ſich von ihm ein Lied ſingen, und weckten auch des Knaben Stimme und Geſänge ſchmerzliche Erinnerungen, ſo war doch dieſer Schmerz ein ſo ſüß wehmüthiger, daß ſich immer die Seele durch ihn zu einer milden Freudigkeit emporgehoben fühlte.

Der Feierabend führte nun faſt täglich die fremden Künſtler bald im güldnen Mond, bald auf Spatziergängen um die Stadt zu traulichen Geſprächen zuſammen, da es denn geſchah, daß ſich ein immer feſteres Freundſchaftsband um ihre Herzen wob. Vor Allen war der wackere Bildhauer Elsnerus den beiden Freunden Buhle und Traurig von ganzer Seele zugethan, und es konnte den Männern nie an Stoff des Geſpräches fehlen, gedachten ſie ihrer Reiſen, und der Kunſtwerke, die ſie in fremder Herren Ländern geſchaut, und auch wohl mit tiefem Ernſt ſtudirt. Meiſter Elsnerus hatte gar eine genaue Kenntniß der alten griechiſchen Götter- und Mythenwelt, und beſaß große Bücher voll Handzeichnungen, die er ſelbſt gefertiget nach den Antiken in der ewigen Roma, die zeigte und erklärte er ſehr gern ſeinen jungen Freunden.

Ausgeſchloſſen von dem Bunde dieſer deutſchen Künſtler ſchien der wälſche Meiſter Ezelino, der ſich aber ſelbſt und von freien Stücken aus ihrer Geſellſchaft bannte. Man ſah ihn nur ſelten, außer an Werkeltagen bei ſeinem Thurmbau. Die Feierabende und Sonntage war er in ſeinem Quartier, oder er machte in Geſellſchaft des Meiſters Wolfram einen einſamen Spatziergang.

An dieſem ſonſt ſehr heitern und lebensfröhlichem Manne bemerkten die Leute ſeit einiger Zeit eine ſonderbare Veränderung. Er nahm einen tiefen Ernſt in ſeinen Mienen an, der ihm anfangs gar nicht recht zu Geſicht ſtand, ſprach wenig, hatte etwas Geheimnißvolles in ſeinem Betragen, und ließ je zuweilen nur ſo viel hervorleuchten, daß er im Beſitz von hochwichtigen Geheimniſſen ſey, deren Kundmachung das Leben koſten könne; bisweilen ſeufzte, bisweilen lächelte er ſtill und verwunderungsvoll vor ſich hin, und die Arbeiter beim Kirchenbau ſahen ihn oft in der Wölbung einer Kapelle ſtehen, wo der früheren Erbauer Kunſt einige ſeltſame und unerklärliche Sculpturen angebracht, unter denen ein Katzenkopf und einige Drachen bemerkenswerth, die er mit großer Aufmerkſamkeit betrachtete und abzeichnete, und nur ganz leiſe mit Ezelino darüber flüſterte.

Von Indiens uralter Fabelzeit an bis auf unſere Tage ſitzt in geheimen Schlupfwinkeln die Spinne Myſtik, und ſucht in ihren Zaubernetzen den geſunden Menſchenverſtand zu fangen; nur gar zu oft gelang und gelingt es ihr, und es iſt zu verwundern, daß man die Spinne nicht zum Symbol der Proſelytenmacherei erkoren hat, da jene ja doch, ihre Gefangenen zu Befangenen machend, deren geiſtige Kraft aufzehrt und ausſaugt.

Auch der gute Meiſter Wolfram war umſponnen mit den Fäden dieſer Arachne. Wenn Andere in Luſtgärten, unter ſchattigen Bäumen wandelten, oder bei dem damals ſchon beliebten Schönbrunnen, am Eingange in das Jenasthal ſich verſammelten, ging er mit Ezelino tiefer in das, von ſteilen Anhöhen eng eingeſchloſſene, ſchaurige und menſchenleere Thal, von welchem mancherlei wunderbare Sagen im Volke gingen, und redete mit dem Italiäner von den Säulen des ſalomoniſchen Tempels, vom Dreieck und Pentalpha, vom Kreis und dem Nilſchlüſſel, und Ezelino zeichnete in den Sand der ägyptiſchen Hieroglyphenſchrift wunderliche Züge und Figuren.

Man ſah auch am Finger Meiſter Wolframs einen Goldreif, den er früher nicht getragen, darſtellend eine Schlange, die ſich in den Schwanz beißt. Die Augen dieſer Schlange waren zwei kleine Karfunkelſteine, die einen wunderſamen blutrothen Schimmer von ſich ſtrahlten. Inwendig aber war mit ſyriſchen Buchſtaben das Wort ABRAXAS eingegraben.

Wer vertraut geweſen wäre mit dem in Dunkel gehüllten Treiben Ezelino's, der hätte erkennen können, daß er aus Meiſter Wolfram einen Neophiten der weitverzweigten Verbrüderung der Gnoſtiker bilden wollte. —

Noch immer ſtand in den ſchönen Sommernächten des Kometen drohendes Schreckbild am Himmel, und mit Angſt und Zagen ſah das

Volk den Dingen entgegen, die da folgen würden auf des Sternes unheilkündende Erſcheinung. Der Sommer war ſehr heiß und trocken, das Gras auf den Wieſen verdorrte, die Saat wuchs zu ſchnell in lange Halme mit tauben Aehren auf; in den Gärten ſtand Alles ſehr kümmerlich, und von den Obſtbäumen fielen vor großer Dürre die jungen Früchte vor der Reiſe ab, welches gar traurig anzuſehen war. So ſah man ſchon ein Uebel erfüllt von denen, die der Unglücksſtern verkündete, aber es gingen noch viel trübere Prophezeihungen im Volke umher von Hungersnoth, Krieg und Peſtilenz, und drückend, wie die Schwüle des Sommers, lag eine ſchwere Bangigkeit auf den Gemüthern. Die Fröhlichkeit erſtarb allmälig, und wich den frommen Anordnungen des Clerus, welcher durch Faſten und Prozeſſionen, durch außerordentliche Betſtunden, Bußübungen und Litaneien den Himmel um Abänderung der drohenden Uebel anflehte und beſtürmte. Bald ſollte der Glaube an die Verkündigung des göttlichen Zorns durch den Kometen, durch ein ſchreckenvolles Beiſpiel bewährt werden.

10.

Es war den 19. Juni des Jahres 1472, als gegen die vierte Nachmittagsſtunde die Arbeiter an der Liebfrauenkirche durch das Geſchrei erſchreckt wurden: Ganz Erfurt ſtehe im Feuer. Dieſe Nachricht wirkte um ſo mächtiger und ſchreckenvoller auf Jedermann, als noch im friſchen Andenken das Brandunglück war, welches vor dreizehn Jahren Arnſtadt ſelbſt betroffen hatte, wo das Rathhaus und mehrere Straßen in Aſche gelegt worden waren.

Meiſter Wolfram verſammelte ſogleich alle Arbeiter um ſich und rief: „Eilet hinüber nach der unglücklichen Stadt, helft löſchen und retten unſern armen Nachbarn, gleich wie ſie uns gethan vor dreizehn Jahren!“ Und Meiſter und

Geſellen machten ſich auf den Weg mit einer großen Anzahl der Einwohner. Es wurde auch mit den Glocken geſtürmt, und in den Klöſtern der Mönche und Nonnen das Miserere geſungen.

Viele Menſchen, die nicht nach der vier Stunden entlegenen brennenden Stadt eilen konnten, zogen auf den nahen Arnsberg, der mit Weinreben zu damaliger Zeit bepflanzt war, oder auf die Altenburg hinauf, und da konnte man, obgleich es Tag war, das ſchreckliche Feuer deutlich ſehen. Ungeheure ſchwarze Dampfwolken ſtiegen am Himmel auf, zogen höher und höher, und wurden oft auf Momente von einer flammenden Röthe überſtrahlt. Immer grauenvoller wurde der Anblick, immer entſetzlicher; der ungeheure Brand, ſtatt aufzuhören, wuchs von Viertelſtunde zu Viertelſtunde. Das Volk lag weinend und betend auf den Knien.

Als die Sonne durch die mit elektriſchen Dünſten angefüllte Luft rothbrennend untergegangen war hinter den drei Gleichen, da war es, als flammten zwei feurige Abendröthen am Himmel, und höher leckten des Brandes gluthrothe Zungen empor. Immer heller und deutlicher wurde das Feuer erblickt, und wehklagende Stimmen riefen: „Das iſt der Dom! Der Dom brennt!“

Am Fuße der grauen verfallenen Warte der Altenburg ſtanden Wolfram und Ezelino, Heinrich Buhle und Hänslein Traurig, und blickten hinüber nach der erbarmungswerthen Nachbarſtadt. Je dämmernder es umher wurde, je gräßlichern Schein malten die Flammen über Himmel und Erde hin, und es war, als leuchteten des Nordpols wunderbare Meteore durch braunrothe vulkaniſche Wetterwolken empor.

Wie die Freunde im innerſten Herzen das Schickſal der Stadt und ihrer Einwohner beklagten, flog über Ezelinos Geſicht ein hämiſches Lächeln, und er ſprach: „Wozu das Lamento? Wozu ſind wir denn da? Dort blüht für uns Alle neuer Waizen; alle Jahr ſo ein Brändchen irgend, und wir ſind geborgen.“

„Großer Gott!“ rief Hänslein ganz erſchrocken aus, Meiſter Wolfram ſah den Sprecher groß an, als habe er ihn nicht recht verſtanden, Heinrich Buhle aber rief zornüberwallt: „Solche heilloſe Rede möge Euch Gott vergeben, Herr Ezelino, und wenn Ihr dergleichen unmenſchliche, ja niederträchtige Geſinnungen hegt, ſo ſollt Ihr nicht ſagen: wir, — nicht uns deutſche Architekten mit Euch vermengen, und uns dadurch theilhaftig machen Eurer gottloſen Aeußerung.“

Ezelino blickte auf Heinrich, wie der Tieger auf einen Löwen, und rief laut: „Ich vernehme, Ihr wollt mich meiſtern, mein junges Meiſterlein, und mir die Rede verbieten; ſolches möchte Euch jedoch bald gereuen, daher rathe ich Euch Gutes: Wartet, bis man Euch fragt, ehe Ihr Euch ſo patzig macht. Ihr werdet die Mäuſe nicht in den Sack jagen!“

Ueber dieſe grobe Rede wurde Heinrich noch zorniger, und ſchrie: „Verflucht will ich ſeyn, wenn ich von Euch Schimpf erdulde, oder Euch für höher achte, als mich ſelbſt! Laßt erſt unſere Thürme vollendet ſeyn, dann wird die Welt ſehen, wer der größere Meiſter von uns Beiden, und ob ich vor Euch verſtummen muß!“

Er wollte noch mehr ſagen, aber Hänslein nahm ihn beim Arm, und ſagte: „Um unſrer Liebe willen, folge mir,“ und zog ihn fort; Ezelino aber knirrſchte mit den Zähnen und murmelte: „maledetto! Dich will ich treffen, Dich will ich treffen, Du vorlauter, aufgeblaſener Burſch!“ Und wie Meiſter Wolfram begütigend zu ihm ſagte: „Vergebt es ſeiner Jugend, edler Meiſter, ich ſehe ſehr ungern, wenn ihr euch Beide veruneinigt,“ da rief er aus: „Der Teufel ſoll ihm vergeben! Traut ihm nur, Meiſter, traut ihm nur, ich meine, Ihr werdet ihm am Ende mehr zu vergeben haben, wie ich, dem glatten Milchbart. Er ſchleicht ſich in Euer Haus, wie er ſich in Eurer Tochter Herz geſchlichen, er vermeint, es könne ihm nicht fehlen, er müſſe Euer Eidam werden. Die Leute reden alle darüber, und es iſt Zeit, Euch die Augen zu öffnen. Bei unſerm großen, dreimalheiligen Geheimniß, und bei der ewig bindenden Kette Eures Gelübdes ſage ich Euch, gebt Ihr Jenem nicht den Laufpaß, ſeyd Ihr ein verlorner Mann!“

Meiſter Wolframs Geſicht wurde ſo bleich, wie der Kometſtern, der jetzt allmälig ſichtbar geworden war, dagegen glühten Ezelino's Wangen von einer wilden Röthe, die der Feuerſchein des Himmels noch unheimlicher hervorhob, doch ſchien der Brand nachgelaſſen zu haben, denn des Himmels Wolken ſchimmerten minder blutroth, wie noch vor einer halben Stunde.

„Ich ſage Euch, Meiſter,“ fuhr Ezelino fort, da Wolfram ganz beſtürzt ſchwieg, „ich ſchwöre Euch beim Baphomet, Ihr dürft nicht kalt und heiß zugleich im Munde haben, Ihr könnt nicht jenes Buben Freund ſeyn, und auch der meinige zugleich!“

Meiſter Wolfram ſeufzte ſtill vor ſich hin, er ging den Bergpfad nach der Stadt hinunter, aber Ezelino neben ihm fuhr fort mit Schmähungen auf Heinrich, und ſuchte das Gemüth des geraden Mannes immer mehr zu umſtricken mit dem Gewebe der Bosheit und des Verrathes. —

Am folgenden Tage kam die Kunde nach Arnſtadt, daß ein Mönch, der aus dem Kloſter Pforta bei Naumburg entſprungen, mit Namen Dietrich Becker, das Feuer angelegt habe, welches weit über zweitauſend Häuſer verzehrt, darunter viele Kirchen und öffentliche Gebäude, und zum großen Theil auch den alten herrlichen Dom, wobei die berühmte Glocke Susanna auch mit zu Grunde gegangen.

Und wie die Stadt Erfurt ſolch großes Unglück erfahren mußte, alſo iſt es auch der Stadt Naumburg in dieſem Jahre ergangen, die von einer Feuersbrunſt faſt ganz aufgezehrt wurde, ſo daß recht auf beide Städte das Chronodiſtichon zu beziehen war, welches damals ein ſinnreicher Kopf erfand, und welches lautete:

ECCe, CVI CoMeta LVXIt!*)

11.

Die Liebe Gertruds und Heinrichs wurde immer inniger und feſter; wie ſehr auch Ezelino ſich bemühte, Meiſter Wolfram aufzubringen gegen den biedern jungen Mann, und wie dieſer auch, in den Banden des Verläumders, ſeiner Tochter verbot, mit Heinrich viel zu reden, und ihm Hoffnung zu machen, es gelang ihm nicht, die Herzen zu trennen, die zärtlich für einander ſchlugen. Wie wäre das auch möglich, bei wahrer, inniger Liebe? Sie, die ihren Weg unter Bergen und Gräbern, über Tiefen und Seen findet, wie ein altes Lied ſingt, ſie läßt ſich nicht feſſeln durch irdiſche Gewalt, und wenn auch feſſeln und hemmen, doch nie vernichten. Schon tauſendmal wurde dieß ausgeſprochen, und nie iſt eine Wahrheit durch Beiſpiele öfter beſtätigt worden, als dieſe.

---

*) Siehe, welcher (Stadt) der Komet leuchtete.

Gertrud ſchenkte Heinrich ihren lieben Hund, ihren Wiſand, der ſich bald an den jungen Mann gewöhnt hatte, und von dieſem geliebt und gepflegt wurde, wie nur immer ein Kleinod, das dadurch Heiligung erhält, daß es die Geliebte beſeſſen, von einem treu und ſchwärmeriſch liebenden Jüngling gepflegt werden mag. Der Hund vergalt es durch treue Anhänglichkeit, und ergötzte in müßigen Stunden ſeinen neuen Herrn mit den wenigen Kunſtfertigkeiten, welche die Dreſſur jener Zeit dem Pudel beizubringen im Stande geweſen war.

Händlein Traurig war mit ſeiner Arbeit zu Ende; er hatte den bedungenen Lohn erhalten, Alt und Jung umſtand von früh bis Abends gaffend die Pfeiler der Gallerie, und that in mancherlei Ausrufungen ſeine Verwunderung, wie ſeinen Beifall über die herrlichen Schildereien kund. Alle freuten ſich des gelungenen

Das
tolle Jahr.

Erſter Band.

Werkes, und der Rath ließ dem Maler noch eine abſonderliche Verehrung reichen, aber er blieb ſo niedergeſchlagen und ſehnſuchtsvoll, wie er ſeither geweſen. Er ließ ſich öfter, als je, von Huldibert die alten Lieder ſingen, die er von Hulda ſonſt vernommen, und wiegte ſich ſo ſelbſt in eine Melancholie, die ſein Leben allmälig aufzuzehren drohte. Heinrich Buhle tröſtete den Freund nach wie vor, aber ſelbſt deſſen freundlichem Zuſpruch gelang es nicht mehr, den Gemüthskranken zu erheitern. Er weigerte ſich, die Geſellſchaft der andern Künſtler aufzuſuchen, nur mit Heinrich und Huldibert wollte er gehen. Der Letzte war aber gar nicht geeignet, den Meiſter zu zerſtreuen und zu erheitern, denn auch er ſchien ein ſtilles, tiefes Leid zu tragen, auch ihn nagte ein Kummer, den er geheim hielt, am Herzen, und bleichte ſeine Wangen. Heinrich hörte ihn oft in ſeiner Kammer ſtill weinen, und dachte dann bei ſich: Ein recht großes Unglück, oder ein recht übergroßes Glück iſt Dir nahe, mein Hänslein Traurig.

Ich wünſche Dir das Letzte von ganzem Herzen, wie ich mir ſelbſt wünſche, daß ich die holde gute Gertrudis mein nenne, wenn ich den Thurm mit der Hülfe des Allmächtigen, zum Schmuck des Tempels und der Freude der Menſchen vollendet habe. Der Wälſche, der mich verfolgt, wie der böſe Feind, wird meiner Kunſt nicht obſiegen, und ich will ihm gern allen Haß vergeben, den er gegen mich hegt, wenn ich nur nicht als ein Stümper vor Meiſter Wolfram erſcheine, auch denke ich, dieſer wird ſich mir wieder freundlich zuneigen, wenn er durch mich den Sieg deutſcher Kunſt über die ausländiſche errungen ſieht. Meine Gertrud, der Gedanke an Dich begeiſtert mich zu doppelter Thätigkeit, und die Liebe zu Dir iſt mein freundlicher Schutzgeiſt!

Solche Gedanken trug Heinrich in ſeinem ſtillen, redlichen Sinn, während in Ezelino's ſchwarzem Herzen ſich finſtere Höllenpläne bildeten, den Verhaßten zu vernichten.

Der Thurmbau war nun ſchon ſo weit vergerückt, daß die Thürme gleiche Höhe hatten mit dem Dach der Kirche, und nun begann erſt der eigentliche künſtliche Aufbau. Oefter mußte jetzt Heinrich Buhle ſich mit dem geſchickten Meiſter Elsnerus berathen, welcher ihm auch nach ſeinen Angaben die mancherlei gothiſchen Verzierungen, die Fenſterbogen, Rinnen, Säulen, Schnörkel, Laubwerk und dergleichen Zierrath aushauen half, darüber kam er noch weniger in Hänsleins Geſellſchaft, und dieſer wollte nun mit ſeinem Knaben fortziehen, wie ſehr ihn auch Heinrich zu bleiben bat. Doch, da ſich der Freund gar nicht halten laſſen wollte, und ihn ſein Weg über Heinrichs Heimathsort führte, ſo hatte dieſer ſchon ein Päcklein Geld und mancherlei Kleidungsſtücke für ſeine arme Mutter und ſein Schweſterlein zuſammengepackt, um es ihnen durch die ſichere Hand des Freundes zuſtellen zu laſſen, allein ein Umſtand, der ſich ereignete, hielt Hänslein länger, als er gewollt, in Arnſtadt feſt.

Hatte, wie das Volk wähnte, der Komet

das Unglück gebracht über einige thüringiſche Städte, war er die alleinige Urſache des dürren heißen Sommers, ſo ſollte ein zweites, noch fühlbareres Wehe, die Länder überfallen, und der Glaube jener Zeit in dieſem die Zornruthe des Allmächtigen, die ſich durch den Kometenſchweif verſichtbarte, furchtbar empfinden. Das Wehe aber war — eine verheerende Seuche.

Furchtbar und ſchrecklich ſind die Schilderungen, welche des Thüringerlandes alte Chronikbücher von jener ſchweren Zeit entwerfen. In dieſem Jahre, ſagt eines derſelben, regierte eine grauſame Peſtilenz, dergleichen zuvor keine geſehen worden. Da nahm alle Freundſchaft und Liebe ein Ende, alle Unbarmherzigkeit und Grimmigkeit nahm zu. Ein Nachbar verließ den andern, deßgleichen ein Bruder den andern. Die Männer liefen von ihren Weibern, die Weiber von ihren kranken Männern. Die Kinder ließen die Aeltern, und wiederum die Aeltern die Kinder im großen Elend liegen, daß auch viele Leute nicht allein an der Peſtilenz, ſondern auch Nothdurft und Handreichung halber, die ſie nicht haben konnten, ſterben mußten. Und was noch ärger war, ſo wollte kein Prieſter oder Mönch die Kranken Beichte hören, oder mit den Sakramenten verſorgen, auch nicht in ihre gekauften und bezahlten Gräber begraben, und begraben laſſen.

Wie ſchrecklich mußte das Uebel ſeyn, welches im Stande war, die heiligen Bande des Blutes aufzulöſen, und zu bewirken, daß Todesfurcht ſogar den Sterbenden den Troſt des göttlichen Wortes, und den geſegneten Leib des Herrn, wie die letzte Oelung verweigerte!

Hatten durch die verheerenden Feuersbrünſte nur einzelne Orte gelitten, ſo büßte nun das ganze Thüringerland, und auch in Arnſtadt forderte die Krankheit zahlloſe Opfer, wenn gleich daſelbſt nicht ſo unmenſchlich grauſam verfahren wurde, wie die Chronikenſchreiber von mehreren Städten erzählen. Da heißt es: „An einigen Orten hat man in Städten dieſe Unbarmherzigkeit gebraucht, wenn die Amtleute erfahren, daß etwa in einem Haus ein Menſch geſtorben, oder mit dieſer Krankheit behaftet wäre, ſchickten ſie von Stund an einen Haufen Knechte und Scharganten, rohe, wüſte, wilde Leute, die mit großem Ungeſtüm und unerhörtem Wüthen die Kranken aus den Häuſern herausſtießen, und mit Gewalt hinwegjagten, oder in den Häuſern und Gemachen ganz feſt verſchloſſen, daß Niemand zu- oder abgehen konnte, darüber mancher arme Menſch jämmerlich umkam und verdarb, und dieſe muthwilligen Buben trieben allerlei Unzucht und unmenſchliche Dinge, wenn und wie ſie nur wollten. In Summa ſie machten es ſo, daß man es weder reden, noch ſchreiben kann oder darf.“

Der Tempelbau wurde durch die allgemeine Noth eine ganze Zeitlang unterbrochen, denn es lagen die meiſten der Arbeiter danieder, oder hatten Kranke in ihren Wohnungen. So lagen auch von den fremden Künſtlern mehrere, von denen ſich der Bildſchnitzer Meiſter Schwemmler, ſammt ſeinem treuen Jobſt, und der Kunſtmaler Schöpfer nicht wieder erhoben. Und ſiehe, auch Hänslein Traurig wurde von der Krankheit befallen, zu Heinrich Buhle's, wie zu Huldiberts unausſprechlichem Kummer, ja als Gertrud eines Tages hinübergegangen war zur Kloſterjungfrau Eliſabethe Schreck, und dieſe weinend, am Bette ihres Vaters ſtehend, antraf, der auch ergriffen worden von dem Uebel, empfand ſie — obgleich ſie nicht lange dort verweilt hatte, bald nach ihrer Rückkehr in ihre Wohnung jene Müdigkeit und jene Starrheit der Glieder, verbunden mit dem heftigen innern Schauern, welche Vorboten der ſchrecklichen Krankheit waren.

Meiſter Wolfram war außer ſich, die Tochter in Gefahr zu wiſſen, er wich nicht von ihrem Krankenlager, aber am dritten Tage mußte er ſich ſelbſt niederlegen.

Heinrich litt unausſprechlich. Hier lag der arme, treue Freund, mit ſtiller Ergebung den willkommenen Tod erwartend, gepflegt von dem ſchwächlichen Huldibert, der in Thränen zerfloß, und ihn jammernd beſchwor, Hänslein und ihn nicht zu verlaſſen, dort wußte er das Leben der Geliebten in Todesgefahr; mit unſäglicher Angſt war er bald bei ihm, bald bei ihr und dem erkrankten Wolfram. In andern Verhältniſſen hätte ihm wohl die ſtrenge Sitte der Zeit den Zutritt an das Krankenlager der Jungfrau verweigert, aber das allgemeine Unglück, und die Noth und Bedrängniß, in der Alles war, hob jene ſtrengen Herkömmlichkeiten auf. Der liebende Jüngling durfte tröſtend und erheiternd bei Gertrud weilen, und mit unausſprechlicher Sorgfalt leiſtete er ihr und Meiſter Wolfram alle mögliche Hülfe, ohne doch den Freund zu vernachläſſigen. Aus den Irrereden Gertruds leuchtete hell die Wahrheit ihrer Empfindungen gegen Heinrich hervor, und drang beſeligend in ſein Herz. Hänslein aber rief mit heißem und ſehnſüchtigem Verlangen nach Hulda, ſah oft in ſeinen Phantaſien den zornigen Meiſter, und quälte ſich mit Bildern auf martervolle Weiſe ab. So kam es ihm oft vor, als ſeyen alle

Thiere, die er an die Gallerie gemalt, lebendig geworden, und machten ihm einen Beſuch, ſich ſchönſtens bei ihm bedankend, daß er ſie ſo ſchön geſchaffen, und dann hacke ihn ein Reiher aus Verſehen, als er eine Reverenz mache, mit dem langen ſpitzen Schnabel in die Augen.

Während dieſer ängſtlichen Zeit gewahrte Heinrich nichts von Ezelino. Er ließ ſich nirgends ſehen, und es ſchien faſt, als habe ihn die Seuche auch ergriffen, oder ſchon hinweggerafft.

Was der treue Liebende, was der edle Freund in brünſtigen Gebeten vom Himmel erflehte, das wurde ihm gewährt. — Gertrud genaß, Hänslein kam wieder auf, Meiſter Wolfram erholte ſich.

Als Hänslein Traurig, noch matt zwar, aber doch mit allen Zeichen wiederkehrender Geſundheit, ſich vom Lager erhob, und Heinrich und Huldibert ihn dabei hülfreich unterſtützten, war Huldibert von übermäßiger Anſtrengung ſo angegriffen, daß er ohnmächtig zuſammenſank, und nur noch Beſinnung genug behielt, den Namen des geliebten Meiſters leiſe mit unendlichem Liebeston auszuhauchen. Heinrich nahm den Sinkenden auf, und trug ihn auf ſein Lager, während Hänslein wie betäubt die Hand an ſeine Stirne legte, und ausrief: „Was war das? Großer Gott, was war das?“

12.

Wie Heinrich in der Kammer ängſtlich um den ohnmächtigen Huldibert bemüht war, und ihm die enganliegende Kleidung lüftete, ward er eines Geheimniſſes theilhaftig, welches ihm ſchon längſt ahnungsvoll aufgegangen war, und als Huldibert mit einem Seufzer die Augen wieder aufſchlug, flog auf ſeine Wangen alsbald die hohe Röthe der Schaam, und er verhüllte das Geſicht mit beiden Händen. Heinrich aber trat ſittig zurück und ſagte: „Edle

Jungfrau, was wollt Ihr doch noch länger verbergen Euer Geſchlecht und Eure große Liebe zu meinem Freund? Mir war es längſt klar, daß Ihr kein Knabe, und daß Ihr keine andre ſeyd, als Hulda Pleydenwurf!“

„O nennt mich nicht — o ſagt es ihm nicht!“ flehte ſie mit thränendem Blick. „Ich war ſo glücklich, unerkannt um ihn zu ſeyn.“

„Nein, Ihr waret nicht glücklich,“ erwiderte Heinrich. „Anders pflegt ſich das Glück des Herzens kund zu geben. O wie konntet Ihr ſo lange verhehlen, daß Ihr ihm aus Liebe gefolgt, da Ihr doch täglich ſeines Kummers Zeugin waret, und ſahet, wie er um Euch ſich abhärmte?“

„Ach, werther Meiſter,“ klagte ſie: „würde er nicht die Dirne verachtet und verſtoßen haben, die ihm nachgezogen, und ſich ihm aufgedrängt? Müßt Ihr nicht ſelbſt meinen Schritt verdammen?“

„Wenn ich es auch nicht gut heißen kann, daß Ihr Euern Vater heimlich verlaſſen,“ antwortete Heinrich — aber ſie fiel ihm ſchnell ins Wort: „Nein, edler Meiſter, verzeiht, ſolches würde ich mir ſelbſt nicht vergeben haben; aber mein Vater ſtarb an einem Schlagfluß bald nach Meiſter Traurigs Weggang, und ein harter Oheim mütterlicher Seits, welcher Probſt eines Urſelinernonnenkloſters iſt, wollte mich mit Gewalt in das Kloſter zwingen, um dieſem mein Erbtheil zuzuwenden — und ſo — entfloh ich, und fand den Meiſter Traurig, dem ich mich als Lehrling oder Diener anbot, nachdem ich zuvor durch dieſes falſche Haar und gefärbte Braunen mich ihm unkenntlich gemacht, wozu die männliche Tracht noch ſehr viel beitrug. Ach, ſagt ihm nicht, was ich Euch vertraut — er wird mir doch den Betrug nicht vergeben!“

„Selig machen werdet Ihr ihn,“ entgegnete Heinrich: „nur nicht zu plötzlich darf ich ihn mit der frohen Nachricht überraſchen. Erholt Euch noch, ich will ihn vorzubereiten ſuchen, keine Stunde länger darf es ihm verborgen bleiben, welch' ein Glück ſeiner harret."

„Ach, ich ſchäme mich, vor ihm wie bisher zu erſcheinen!" rief Hulda.

„So kleidet Euch in die Tracht, die Eurem Geſchlecht geziemt," rieth Heinrich, und wie ſie ihm bejahend zunickte, entfernte er ſich. —

Hänslein war aus Schwäche eingeſchlummert, und erwachte wieder, als Heinrich zu ihm eintrat. „Wo iſt Huldibert? Was macht mein guter Knabe?" fragte er mit ängſtlicher Beſorgniß.

„Freund," begann Heinrich: „es könnte kommen, daß Du Huldibert nicht wieder ſäheſt." —

„Gott!" rief Hänslein und ſtarrte ihn erſchrocken an. — „Daß Du aber ſie wiederſäheſt, nach der Du Dich in treuer Liebe geſehnt, die Jungfrau Hulda Pleydenwurf, und daß Dir ein großer Glücksſtern aufgeht."

„Gerechter Himmel! redeſt Du im Fieber, oder verwirrt die Schwäche mir die Sinne noch, daß ich falſch höre, oder kehrt die Krankheit wieder?“ klagte Hänslein.

„Nein, es iſt wie ich ſage,“ erwiderte der Freund, „Meiſter Pleydenwurf hat das Zeitliche geſegnet, und Hulda“ —

„Wo, wo iſt ſie? O martre mich nicht!“ bat Hänslein. Und ehe er das Wort ganz ausgeſprochen, lag vor ſeinem Seſſel ein ſchluchzendes Mädchen, hob zu dem Staunenden das kindliche Angeſicht, lächelte durch Thränen, und deckte ſeine Hand mit Küſſen.

Staunen und ein wonniger Schreck hemmte eine Zeitlang dem Geneſenen Sprache wie Bewegung, bis er mit einem aufjauchzendem Freudenruf die Geliebte an ſeine Bruſt zog, und im ſtürmiſchen Umfangen den Freund, Huldibert und die ganze Welt um ſich vergaß, bis er ſich allmälig ſeines freundlichen Liebesglückes in ſeiner ganzen Fülle bewußt ward.

So viel gab es für die Liebenden zu fragen und zu erzählen, aufzuklären und zu belächeln, und ſo rührend war das innige Ineinanderſtrömen ihrer Seelen, als daß Heinrich hätte mögen einen ſtörenden Zuſchauer abgeben. Er ließ die Glücklichen allein, und eilte nach Meiſter Wolframs Hauſe.

Dort hatte ſich zu den Geneſenen Meiſter Ezelino unvermuthet wieder eingefunden, und obgleich Meiſter Wolfram ihm grollen wollte, daß er ſich während ſeiner und ſeiner Tochter Krankheit auch nicht im Entfernteſten um ſie bekümmert, und obgleich in Wolframs Herzen die Neigung zu Heinrich Buhle wieder mächtiger geworden war, ſo wußte des Italiäners glatte Zunge den Alten doch bald wieder zu beſchwatzen, daß er ihm allein vertraute. Ezelino erzählte, daß er in Erfurt geweſen ſey, und zu dem Wiederbau der verbrannten Kirchen Aufträge übernommen habe, daß er auch einen hohen Obern des großen unſichtbaren Ordens dort geſprochen habe, der ihm erlaubt, Meiſter Wolfram baldigſt tiefer noch einzuweihen in die Geheimniſſe der Gnoſis, und ihn von dem niedern Grad zu einem höhern zu leiten. Es fiel ihm nicht ſchwer, den Mann, den er einmal in ſeinen Schlingen gefangen hatte, darin feſtzuhalten.

Feſter aber noch hatte in Gertruds zärtlichem Herzen die Liebe Wurzel geſchlagen, und hätte Ezelino hier verſuchen wollen, den Freund der holden Jungfrau zu verdrängen, er hätte kaum eine ſchwerere Arbeit gehabt, allein er ſchien dieß gar nicht der Mühe werth zu halten, glaubte ſich ihrer Hand ſchon gewiß geſichert, und begnügte ſich mit hämiſch-ſpöttelnden Bemerkungen, die freilich nicht dazu beitragen konnten, ihm das Mädchen geneigter zu machen. So verhöhnte er ſie ſogar darüber, daß ſie Heinrich den Hund geſchenkt habe. Sie ſchwieg zu allen ſeinen Reden und legte dadurch eine Verachtung gegen ihn an den Tag, die jeden Andern auf das Heftigſte erbittert haben würde, ihn aber ganz ruhig und kalt ließ. —

Das Wehe der Krankheit war vorüber, und der Komet ſchwand allmälig vom Himmel hinweg. Mit erneutem Eifer wurde nun der Temlebhaft fortgeſetzt, und das Innere näherte ſich ſchon mehr und mehr der Vollendung.

Hänslein Traurig wurde der ehrenvolle Auftrag, die von dem dahingeſchiedenen Maler Schöpfer begonnenen Bilder zu vollenden, und noch einige neue Gemälde anzufertigen. So wurde er, länger, als er es gewollt, in Arnſtadt feſtgehalten. Hulda hatte ihm die tröſtliche Kunde gebracht, daß ihr Vater ſeine damalige zornige Aufwallung bereut, und geſagt habe, Hänslein Traurig ſey doch ein tüchtiger und wackerer Maler, und ſo begann für dieſen ein neues, ſeliges Leben. Für das Auge der Menge war Hulda auch ferner Huldibert, und das zarte Geheimniß blieb unter den Dreien, die deſſen theilhaftig waren.

Schon brachte Meiſter Rüdiger, der Glasmaler, ſeine überaus herrlichen Kunſtwerke in den Tempel; da ſah man in den Fenſtern mit Verwunderung die prangenden Bilder. Fromme Beter, Sänger mit der Harfe, Ritter im Harniſch, Wappenſchilder, glänzende Fürſtenbildniſſe, Herzoginnen und Gräfinnen waren in wundervoller Glasmalerei zu ſchauen; aber auch Apoſtelbilder und Darſtellungen aus der Paſſion des Herrn Chriſti hatte zur Erbauung andächtiger Seelen der fromme Sinn des Künſtlers geſchaffen. In dieſer Zeit wurden auch die Bilder auf den Altar und an die Seiten vollendet, und Meiſter Elsnerus ließ ſein Marienbild in der Nähe des Haupteinganges der Kirche aufſtellen. Es war aus ſchneeweißem Geſtein wunderſchön gemeiſelt, und wurde mit Recht von Allen, die es ſahen, höchlich geprieſen. An ſeinem Poſtament trug es die Inſchrift, welche das Andenken des neuen Baues der Kirche verewigen ſollte: **Anno Domini CIↃCCCCLXXII Mariae domus constructa** *).

Täglich umſtand auch das Volk die Kirche, und bewunderte die vielen ſchönen Bildwerke, deßgleichen ſah es auch oft zu den Thürmen hinauf, die ſich mehr und mehr erhoben, und wie es im Sinn und Geſchmack damaliger Zeit lag, ſich mehr zu erfreuen am Zierlichen und Mannichfaltigen, als an der hohen Einfachheit, konnte es nicht fehlen, daß ſich die Volksſtimme ſchon jetzt für den Thurm des deutſchen Meiſters äußerte, der der wohlgefälligen Verzierungen weit mehr an ſich trug, als jener des Italiäners. Dadurch wurde Heinrich immer hoffnungsfreudiger, gab ſich immermehr den fröhlichen Gedanken ſeiner Liebe hin, und ſeine Gertrud betete im Stillen um die Verwirklichung jener ſchönen Hoffnungen, und träumte ſich in eine goldne kommende Zeit hinein.

---

*) Im Jahre des Herrn 1472 wurde dieſes der Maria geweihte Haus errichtet.

Meiſter Wolfram ſchüttelte oft den Kopf, wenn er aus ſeinem Fenſter auf die beiden Thürme ſah, und ward immer ſtiller und wortkarger; Ezelino war auch düſterer geworden, kam nicht mehr ſo fleißig wie ſonſt, und war gegen die Arbeiter ſehr barſch und ſtrenge. Er ſelbſt ſtand oft mit untergeſchlagenen Armen unten an der Stadtmauer, die nahe der Kirche vorüberlief, und ſchien mit ſehr finſtern Blicken die Höhe der Thürme zu meſſen, und Vergleiche anzuſtellen.

Die Stimmung, die über den Perſonen waltete, welche ein näheres Intereſſe bei dieſem Thurmbau hatten, war zu vergleichen einem trüben, ſchwülen Sommertag in der Aernte, der, Kraft und Frohſinn lähmend, auf den Fluren drückt. Die Blumen ſcheinen farbenloſer geworden, die Früchte der Bäume ſind noch unreif, die Vögel in Wäldern und Gärten ſchweigen, in Luft und Land und Waſſer iſt eine Erſtorbenheit und in den lebenden Weſen eine Ermattung ſichtbar, die überaus unheimlich und beengend das Gemüth befällt. Die fahlen Wolken, die kein Wind bewegt, ſcheinen den Himmel einzuhüllen, wie in einem Krankenbette, und es iſt, als ob die Natur veröden wolle.

So drückend lag es am meiſten dem Meiſter Wolfram auf dem Herzen, und nach Manchem, was ihm Ezelino enthüllt von ſeinen Geheimniſſen, war in ſeinem einfachen, redlichen

Das
tolle Jahr.

Hiſtoriſch-romantiſches Gemälde
aus
dem ſechzehnten Jahrhundert
von
Ludwig Bechſtein.

Erſter Band.

Stuttgart,
1833.
Hallberger'ſche Verlagshandlung.

Gemüth der Wunſch rege geworden: „Hätte ich doch den Wälſchen nie geſehen!“ —

13.

Der Herbſt war ſchon herbeigekommen, während der raſch betriebene Bau ſeiner Vollendung nahe war. Ob der Kometenwein des Jahres 1472 auch die rühmlichen Tugenden ſeiner Nachfolger in unſern Zeiten beſaß, wiſſen wir nicht, wohl aber, daß, was die Menge der Erzeugung anbetraf, dieſe außerordentlich groß war, und der Vorrath dergeſtalt im Preiſe ſank, daß das Maas des beſten Weins um zwei Pfennige verkauft wurde.

Es war gar ein ſchöner freundlicher Oktobertag, und ein Heiligenfeſt zugleich, an welchem Heinrich Buhle mit ſeinem Hänslein Traurig in einem Weingarten, den Meiſter Wolfram am Arnsberge beſaß, ſich befand. Huldibert mit ſeiner Laute war auch zugegen, Wolfram und ſeine liebliche Tochter deßgleichen, Ezelino aber hatte des Meiſters Einladung mürriſch abgelehnt.

Von dem Berge aus konnte man ſo recht die freundliche Stadt mit ihren vielen neuen Gebäuden, ihrem ſtolzen Fürſtenſchloß mit dem hohen, runden Thurm und den Kirchen überſchauen, und wie ſie ſo im Kranze grüner Bäume und Gärten lag, mochte einem Beſchauer wohl der Gedanke in den Sinn kommen, den ein halbes Säculum ſpäter Doctor Martinus Luther ausſprach, wie die Sage geht, nämlich Arnſtadt ſähe ſo anmuthig aus, wie eine Schüſſel voll geſottener Krebſe unter der Peterſilie grüner Einfaſſung.

In dem Weinberg ſelbſt und in den benachbarten Weingärten waltete ein lautes fröhliches Winzerleben, eine rege Geſchäftigkeit; um einen Tiſch in einer Laube aber ſaßen die Freunde, und ließen ſich die ſüßen, vollen, reifen Trauben ſchmecken, denen die Hitze des

Sommers allein günſtig geweſen war; und die Gertrud in reinlichen Körbchen lächelnd auftrug, aber auch volle Flaſchen mit altem Rebenſaft ſtanden auf dem Tiſch, nebſt ſchönen, künſtlichen Glasbechern, voll eingegrabener Arabesken, Wappen und Sinnſprüche oder ſcherzhafter Reimlein, denen zuzuſprechen keineswegs verſchmäht wurde.

Huldibert ſang ein Lied, Heinrich ſaß ſittſam an Gertruds Seite, ihr bisweilen verſtohlen die Hand drückend. Hänslein war gar nicht mehr wie ſein Zunahme, ſondern deſſen fröhlicher Gegenſatz, und der wohlbeleibte Meiſter Wolfram, von dem genoſſenen Traubenblut nicht wie die jungen Leute aufgeregt, ſondern vielmehr abgeſpannt, ſank in einen ziemlich feſten Schlummer.

Die Oeffnung der Laube bildete einen Rahmen zu einem herrlichen Landſchaftsbilde, in deſſen Mittelpunkt ſich die Liebfrauenkirche mit ihren neuen Thürmen zeigte. Mit freudigem Selbſtgefühl blickte Heinrich hinüber nach der

Stadt und auf das hochragende Gotteshaus, das ihm ſo reichen Lohn bieten ſollte. Er neigte ſich liebeſelig zu Gertrud und zog die Erröthende ſchweigend an ſein Herz. Mit Staunen gewahrte dieſe, daß Hänslein Huldibert umfing und küßte, denn ſie kannte das Geheimniß noch nicht, und flüſterte: „Ei, welch ein guter Lehrmeiſter müßt Ihr ſeyn, Meiſter Traurig, daß Ihr Euern Geſellen ſo lieb habt! Faſt hätte ich Luſt, auch ein ſolcher zu werden, und mich bei Dir, mein Heinrich, zu verdingen.“

„Euch, edle Jungfrau,“ ſcherzte Hänslein, „werden die Lehrjahre billig erlaſſen, ſo wie der Geſellenſtand, und Ihr tretet gleich als Meiſterin ein.“

Hulda-Huldibert aber war hoch erröthet, und erglühte noch höher, als Hänslein leiſe fortfuhr: „Ich will Euch nur geſtehen, holde Jungfrau, hoffend, daß Ihr es verſchwiegen haltet, daß mein Huldibert gleichermaßen mit Nächſtem eine Meiſterin werden, Hulda-Traurig heißen, aber fröhlich ſein ſoll, wie ich.“

„Verſtehe ich Euch recht?“ fragte Gertrud verwundert und ſelbſt erröthend, denn es dünkte ihr ſehr unſittſam, daß eine Jungfrau alſo mit Männern verkehre, und ihr Herz wollte ſich abwenden von der Nürnbergerin, aber Heinrich erzählte ihr nun, wie ſich Alles zugetragen, und wie liebevoll Hulda, und unerkannt, thätig geweſen ſey für ſeinen kranken Freund, ſo daß Gertrud ihr gar freundlich die Hand reichte.

Meiſter Wolfram ſchlief noch feſt, die beiden Liebespaare ſaßen traut umſchlungen, küſſend und koſend in der Laube; aus Nähe und Ferne ſchallte der Winzer freudiges Jauchzen, die Sonne malte das bunte Laub der Bäume und die lachenden Früchte mit hellen Strahlen noch farbiger; an dem Zaun blühten Erdbeeren und Veilchen zum zweitenmal, ſo daß es ſchien, als wolle der Frühling ſich einfinden bei dem Herbſt, ein freundlicher Gaſt bei dem reichen Gabenſpender.

Heißer und inniger wurden die Küſſe der Liebenden, als plötzlich Wiſand, welcher die ganze Zeit ſtill unter dem Sitz ſeines Herrn gelegen hatte, knurrend aufſprang, auch wurde die Laube ſchnell verdunkelt von einem Schatten, als ſey eine Wolke plötzlich vor die Sonne getreten, und wie jene emporſahen, erblickten ſie Ezeline's finſteres, von einem hämiſchen Lächeln verzerrtes Geſicht, und fuhren erſchrocken auseinander. Es ſchien, als wolle er etwas ſagen, aber er unterdrückte das Wort und ging der Laube vorüber.

„Das war nicht gut, daß uns dieſer ſo geſehen!“ klagte Hänslein, noch einen Kuß auf Hulda's Lippen drückend, und aufſtehend: „er wird Rache brüten in ſeinem böſen, verſchloſſenen Sinn.“

Der Hund bellte laut dem Italiäner nach, und Wolfram ermunterte ſich, und verließ mit einiger Mühe ſeinen Sitz, ſich die Stirne trocknend.

„Ein ſchönes, köſtliches Wetter!“ rief er aus: „es iſt, als ob der Herrgott ſelbſt ſeine Freude habe an der Freude der Menſchen, und nach der Noth und Trübſal, die er über uns verhängt, nun wieder ganz verſöhnt und ſehr gnädig ſey. — Ei, geht denn dort nicht Meiſter Ezelino? Und hat er doch noch ein Lüſtlein bekommen, mich zu beſuchen? Nun, warum kommt er denn nicht her zu uns? Heda! Holla! Meiſter Ezelino!“

So rief er, und eilte dem Italiäner nach, holte ihn ein, und ergriff ihn am Arme; er wollte ihn nach der Laube ziehen, aber jener ſchlug einen andern Pfad ein, und verſchwand bald mit dem Alten unter den belaubten Rebenranken.

Die Liebenden ſahen Beiden mit ängſtlicher Beſorgniß nach; daß der Böſe jetzt Unkraut ſäen werde zwiſchen den Waitzen, konnten ſie leicht ermeſſen.

14.

Der Herbſt mit ſeinen frühen und kühlen Abenden hatte die Weinſtube im güldnen Mond, die im Sommer verödet war, wieder belebter gemacht, nach und nach fanden ſich dort auch unſere Künſtler wieder zuſammen, freilich mit Ausnahme derjenigen, die der Tod abgerufen mitten in ihrer Thätigkeit. Hänslein Traurig beſuchte jedoch nur äußerſt ſelten jene Zuſammenkunft, da die Nähe ſeiner Geliebten ihm ſüße Feſſeln anlegte. Was ginge auch über das traute Alleinſeyn zweier Liebenden, wenn Beide von reinen Flammen durchglüht, auch in der ſchattenden Dämmerung, auch im Schleier der dunkeln Nacht die Wünſche ſinnlicher Leidenſchaft zu bändigen verſtehn? Das ſüßtrauliche, geheime Geflüſter, das wonnige Aneinanderſchmiegen, das Tändelſpiel der Küſſe, welche Befriedigung! Das ſeligklopfende Herz lebt nur in dem Freudenhimmel der Gegenwart, kein Gedanke an die Vergangenheit, keine Ahnung der Zukunft tritt ſtörend in das Glück der Vereinten; ſie fühlen nur, daß ſie ſelig ſind, eins im andern, eins durch das andere, ihr Pulsſchlag wird zu einem, ihr Gefühl zu einem, und wie ſie ſo ſtumm ſind, und wie Seele in Seele ſo innig ſich durchdringt, wonneſchauernd, wonnebebend, ſo iſt doch ihr himmelſeeliges Schweigen der Liebe ſchönſtes Triumphlied!

Daß Hänslein Traurig ſich des Glückes freute, das ſich ihm bot, wer wollte es ihm verargen, und ihn verdammen, daß er zögerte, durch hergebrachte Formen ſich den Beſitz der Geliebten unbeſchränkt zu ſichern? An dem Orte, wo er jetzt lebte, konnte er das einmal beſtehende Geheimniß nicht enthüllen, wollte er ſich nicht ſchweren Strafen und dem Stadtgeſpräch preisgeben, aber feſt war es beſchloſſen, gleich nach des Baues Beendigung mit dem Freund in deſſen Heimathſtädtchen zu ziehen, und dort ſeinem Bunde mit Hulda die kirchliche Weihe geben zu laſſen.

Als am Abend nach dem Vorgang in der Laube der Architekt Heinrich Buhle in die Schenkſtube des güldnen Mondes trat, traf er allda ſchon die Meiſter Elsnerus und Rüdiger an, die ihn beide fröhlich willkommen hießen.

„Zum Letztenmale,“ nahm Rüdiger das Wort, „zum Letztenmale ſeht Ihr mich für jetzt, werthe Freunde, in Eurer Geſellſchaft; mein Geſchäft iſt hier beendet, ich pilgre morgenden Tages nach Erfurt, wohin mich der erſte Glasmaler weit und breit, der würdige Pater Conrad von Schmalkalden berufen, um ihm behülflich zu ſeyn bei der Fenſtermalerei der neuzuerbauenden Kirchen, wie des Domes.“

„Und wollt Ihr nicht der Weihe des hieſigen Baues beiwohnen?“ fragte Heinrich.

„Nein,“ entgegnete Rüdiger: „dann komme ich aber gewiß herüber, nehme Theil an Eurem Feſt, und wir freuen uns bei vollen Bechern unſerer gelungenen Werke.“

„Ich habe gethan,“ nahm Heinrich wieder beſcheiden das Wort, „mit Gottes und mit meines edlen Freundes Elsnerus Hülfe, was ich vermochte.“

„Euer Thurm wird bis in die fernſten Zeiten ein Schmuck der Kirche ſeyn,“ lobte Rüdiger.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

„Ich habe Euch wenig gethan, lieber Meiſter,“ ſprach Elsnerus, „Euer nachdenklicher Sinn und Euer raſtloſer Fleiß haben das Werk gefördert, gebe nun Gott, daß dem wahren Verdienſt ſein Lohn werde, daß nicht die Bosheit und der giftige Neid Euern wohlverdienten Ruhm zu Schanden machen!“

Die Freunde ſaßen lange beiſammen, ernſte und vertrauliche Geſpräche führend über die Kunſt, die von Allen gleich hoch geſchätzt und in einem treuen Gemüth gepflegt wurde, und theilten einander ihre Pläne mit, wohin ſie zu reiſen gedachten, wenn hier Alles vollendet, was ſie auszuführen unternommen.

Meiſter Elsnerus ſeufzte. „Wir machen Pläne und träumen von ihrer Ausführung,“ nahm er das Wort: „und wiſſen nicht, wie nahe der Tod hemmend in das rollende Rad unſeres Lebens greift! Wer hätte gedacht, als wir im Frühjahr dieſes Jahres hier ſaßen, als Ihr eben hergekommen, Meiſter Buhle, daß das Häuflein fröhlicher Künſtler ſo zuſammenſchwinden würde? Meiſter Schöpfer und Meiſter Schwemmler, ſein treuer Jobſt, und ſo mancher andere gute Geſell — wo ſind ſie hin? Gott gebe ihnen eine fröhliche Urſtätt!“ —

„Durchſchauert es mich doch wunderbar und ſeltſam, gedenket Ihr des Senſenmannes,“ ſagte Heinrich Buhle. „Es iſt wahr, man ſollte immer das Bild des Todes gegenwärtig haben, aber es geſchieht ſo ſelten; man denket ſein nicht eher, bis er uns überfällt.“

„Es ſtrebe ein Jeder nach ſeinen Kräften, Gutes und Tüchtiges zu ſchaffen,“ ſprach Elsnerus,“ mag der Knöchler dann kommen, wenn er will, er kommt freilich immer zu früh, doch kann dann der Menſch mit einem guten Bewußtſeyn ſcheiden.“

„Ihr habt Recht, Meiſter,,“ rief Rüdiger, „und ſo laßt uns auch jetzt einander Lebewohl ſagen, und klingt mit mir an auf ein fröhliches Wiederſehen.“

Sie ſtießen an, und tranken. Heinrich war düſter geworden. „Ihr ſollt mir ein Denkmal bauen, wenn ich vor Euch hinſcheide, Meiſter Elsnerus,“ ſprach er zu dieſem.

„Nun, nun, was kommt Euch denn mit Einemmale an?“ rief Elsnerus lachend. „Ihr ſeht mir eben aus, wie einer, der ſterben will! Haha! Will bald Hochzeit machen, und redet vom Grabſtein. Ihr habt Euch da unten an der Frauenkirche ein Denkmal hingeſetzt, das länger ſteht, als all mein ſteinern Bildwerk! Schnackt nicht von dergleichen, man muß den Böſen nicht an die Wand malen!“

Die Künſtler erhoben ſich, vor der Thüre des güldnen Mondes nahmen ſie herzlichen Abſchied von Rüdiger, dieſer rief Heinrich noch zu: „Grüßt mir fein Euren Buſenfreund, Hänslein Traurig!“ — und ging.

„Ich hab' Euch noch ein Wörtlein zu vertrauen, lieber Buhle,“ flüſterte Elsnerus, und nahm Heinrichs Arm. „Hütet Euch und Euern Freund vor der wälſchen Schlange,“ fuhr er fort. „Ich nahm heute wahr, daß dieſer Ezelin Euern Thurm von allen Seiten ins

Auge faßte, von unten hinauf ſah, und von ſeinem Thurme herüber, und dazu gar grimmige Geſichter ſchnitt. Und heute Abend in der Dämmerung, als Ihr mit der Jungfrau Wolfram, Euerm Hänslein und Huldibert aus dem Berge gegangen kamet, durch das Pförtchen, folgten Euch, wie Ihr wiſſen werdet, Ezelin und Meiſter Wolfram nach, aber nicht bis an das Haus des Letztern, ſondern ſie gingen gleich rechts ab die wenigen Schritte nach der Kirche herüber, ich war noch darin, und malte ein ſteinern Wappen, hatte mich juſt ſehr gebückt, wie ſie eintraten, und ſie ſchienen mich nicht zu gewahren, denn ich vernahm Wort zu Wort ihres Geſprächs, welches aber der Wälſche faſt allein führte, die Rede war von Euch. „Am hellen Tag,“ ſprach jener, „treibt der Bube Buhlſchaft mit Eurer Tochter, und Ihr ſetzt Euch dazu, und ſchlaft! Und ſein Freund, das iſt mir ein ſauberer Geſell, der hat ſein Weſen mit dem Knaben, der ihm dienet, ein gottloſes und abſcheuliches Weſen. Entweder iſt es ein rechter Knabe, ſo iſt die Sünde nicht auszuſprechen, der er ſich ſchuldig macht, und es müßte der Feuertod den Sodomiter treffen, oder es iſt eine verkappte Buhldirne, ſo könnt Ihr Euch denken, wie es bei dieſen Dreien zugeht, da ſie beiſammen wohnen, oder es iſt der Teufel, dem ſich der Maler verſchrieben, darum er auch nur Landſchaften malt und Gethiere, aber niemals einen Engel oder Heiligen, weil er kraft ſeines ſataniſchen Paktes nicht darf.“

„Großer Gott, welche ungerechten und teufliſchen Beſchuldigungen!“ rief Heinrich erſchrocken und entrüſtet aus.

„Ja wohl teufliſch,“ ſetzte Elsnerus ſeine Rede fort: „Ezelin ſagte dann mit Hohn: und meinet Ihr wirklich, er habe mich übertroffen, weil das unverſtändige Volk mehr nach dem Thurme gafft, den er gebaut, als nach dem meinigen? Ihr könnt das nicht meinen, oder ich müßte aufhören, Euch für einen Architekten zu halten! Betrachtet meinen Bau, ſeine ſymetriſch reinen, einfachen Verhältniſſe, legt den

Maßſtab an, ſeht, ob irgendwo ein Stein eines halben Zolles Breite nur unregelmäßig liege, meine rechte Hand ſetze ich zum Pfande für den erſten Fehler, den Ihr mir nennt an meinem Thurme, meine linke für den zweiten. Aber an dem andern Thurme, da will ich Euch mehr wie ein Mißverhältniß zeigen. Ob das Volk die Künſteleien und die Schnörkeleien daran ſchön findet, das kümmert mich nicht, und das kann nicht entſcheiden, es ſind nur unweſentliche Nebendinge und Zierrathen, die ich ſtets verſchmähe."

„So Ihr mir Buhle's Fehler zeigt an ſeinem Thurm, und er mir an dem Euren nicht die gleiche Anzahl namhaft zu machen im Stande iſt, wird Gertrud Euer, ſprach Meiſter Wolfram." —

„Theurer Elonerus! Wie Ihr mich erſchreckt!" rief Heinrich Buhle dem Erzähler zu: „Doch ich werde ſehen, welches die Fehler ſind, deren er mich zeiht, und ob er wirklich ſo tadellos gebaut hat?"

„Sie ſprachen noch mehr, was Euch minder angeht,“ fuhr Elsnerus fort; aber woraus mir etwas kund wurde, was man mir gewiß nicht vertraut hätte, daß nämlich der Wälſche mit arger und plumper Täuſchung Wolfram glauben gemacht hat, er ſey ein Wiſſender des großen Bundes, der ſo viele Tauſende brüderlich verbindet, da er doch nur auf der unterſten Stufe ſteht. — Doch davon reden wir vielleicht ein andermal. Ich ſage nur — hütet Euch vor ihm, geht Nachts nicht allein, und richtet Euch eine ſichere Wehr zu, Euch zu vertheidigen, falls ein meuchleriſcher Angriff Euer Leben bedrohen ſollte.“

„Ich danke Euch für Eure Warnung, biederer Meiſter,“ erwiderte Heinrich, „und werde ſie beherzigen. Es muß ſich ja nun bald entſcheiden, wer den Sieg gewinnt, morgen wird die Spitze meines Thurmes vollendet.“

Sie waren bis zur Wohnung des Bildhauers gelangt, und ſchieden nun mit freundlichem Gutenachtgruß. Heinrich ging ſinnend ſeinen Weg.

„Ich habe recht gebaut, und mit redlichem Gemüth all' mein Werk Dir befohlen, heilige Gnadenmutter,“ ſprach er: „ſo ſegne Du nun meiner Hände Thun, und laß mich nicht vor der Welt zu Schanden werden!“ — Er trat ein in ſeine ſtille Wohnung.

15.

Bei ihrer Freundin Eliſabethe Schreck ſaß Gertrud weinend. „Mein Herz iſt zerriſſen von tauſend Qualen,“ klagte ſie: „der Vater ſchilt auf den Meiſter Buhle, ſein Thurm habe viele Mängel und unrichtige Verhältniſſe, ſpricht er. Was verſteh' ich armes Kind davon? Alle Leute, die die Thürme ſehen, ſagen, daß Heinrichs Thurm der ſchönſte iſt! O Gott, ich ſoll am Ende doch den Wälſchen heirathen, der mir in tiefſter Seele zuwider iſt!“

Die Freundin ſuchte zu tröſten. „Beruhige Dich, theure Gertrud,“ bat ſie. „Vertraue auf den Himmel! Wie Gott es füget, ſo wird es zu Deinem Beſten ſeyn.“

„Ich heirathe den Ezelin nicht, nein bei Gott nicht,“ betheuerte Gertrud. Eh' ich das thue, will ich lieber Nonne werden. Oft ſchon ſtieg der ſtille Wunſch in mir empor, bei Euch zu ſeyn, Euch ganz anzugehören, mein Herz ganz dem himmliſchen Bräutigam zuzuwenden, mit Euch zu beten, mit Euch zu arbeiten, und ſo ein gottſelig beſchauliches Leben zu führen.“

„Mädchen träumen,“ lächelte Eliſabeth, „ich kenne dieſe Sehnſucht, dieſen ſchwärmeriſchen Hang, der in gewiſſen Jahren ſich unſeres Herzens bemächtigt, es möchte doch etwas faſſen, doch etwas lieben, und bietet dieſes Etwas die Erde nicht, ſo ſoll es der Himmel geben; aber geſtehe, ſeit Du in Liebe biſt zu dem ſchönen jungen Meiſter, ſind Dir die Wünſche nach dem Kloſter vergangen!“

Gertrud ſchwieg erröthend, und ſeufzte. „Wenn mich nur nicht ſo bange Träume ängſtigten,“ klagte ſie. „Heute Nacht ſah ich meinen Freund in Todesnoth!“

„Du biſt ein ängſtliches Kind,“ ſprach Eliſabeth. „Deine Liebe iſt eine ſorgenvolle, bangende, zagende, und ich meine doch, die Liebe müſſe hoffend, vertrauend, gläubig ſeyn; ich weiß es freilich nicht — ich liebte nie, und bin Nonne.“

Noch Manches ſprach Eliſabeth, die Freundin aufzurichten, und es gelang ihrem freundlichen Zuſpruch mindeſtens, die bangen Beſorgniſſe zu verſcheuchen, die das Gemüth der armen Gertrud ſo ganz verdüſterten.

Unten an der Weſtſeite der Frauenkirche ſtanden die Meiſter Wolfram, Heinrich und Ezelino. Des letztern Geſicht glühte zornroth, und er ſchrie: „Bei meinem Leben und bei meiner Seele, ich weiche Euch nicht! Kommt

1.

An ſüßer Hoffnung hang' im Ungemach.

Euripides.

Der volle Mond warf ſein helles Licht auf das ſtattliche Patricierhaus, zum Roſenhagen genannt, das dem Vierherrn und Rathsmeiſter Heinrich Kellner in Erfurt gehörte, und der in Stein ausgehauene und vergoldete Roſenbaum über der Thüre ſtrahlte mit mattem Schimmer die ſanfte Beleuchtung zurück. Es war der Abend des zweiten Juni 1509; wie lockend und frühlingsherrlich er aber auch herabgeſunken, ſo ſchienen ſich doch in der Michaelisgaſſe, worin der Roſenhagen gelegen, nicht viele Menſchen ſeiner Schöne zu erfreuen. Die Straßen waren ſtill; in den Häuſern verloſch ein Lämpchen nach dem andern, nur die himmliſche Leuchte wandelte ungetrübten Glanzes fort. In den blühenden Fliederbüſchen, deren duftende Dolden und dichtmit herauf, ich will Euch von oben zeigen, welchen unverzeihlichen Verſtoß Ihr begangen."

„Ich folge Euch," antwortete Buhle. Kommt auch Ihr mit, Meiſter Wolfram, und entſcheidet, ob dem wirklich ſo ſey, was der Meiſter aus Wälſchland ſo dreiſt behauptet."

Sie gingen zuſammen in die Kirche, und ſtiegen, einer hinter dem andern, die ſchmale Schneckentreppe hinauf, zwiſchen ihren Füßen durch drängte ſich der kleine Wiſand. Oben war der Raum ſehr ſchmal, ſie ſtiegen höher und höher, bis ſie zu den mittelſten Fenſteröffnungen gelangten.

„Nun ſehet einmal hier hinaus, Meiſter Wolfram," rief Ezelino dieſem zu, „ſehet dieſe Karnießen, dieſe Knäufe und ihre Dimenſionen und Verhältniſſe zu den Säulen an meinem Thurme, und Ihr, Meiſter Buhle, berühmter Architekt, der in Italien geweſen ſeyn will, betrachtet hier Euer Werk, und dann wechſelt die Plätze, vergleicht und richtet."

Wolfram bog ſich aus der Fenſteröffnung

nach Süden hinaus, wo Ezelino's Thurm ſtand, Heinrich gehorchte der Weiſung, und legte ſich weit heraus, da war es Wolfram, als höre er Heinrich ängſtlich rufen: „Jeſus Maria!“ und der Hund brach in ein lautes Geheul und Gewinſel aus. Wie Wolfram ſchnell ſeinen Oberleib hereinzog, und ſich nach dem Geſchrei umſah, ſah er Ezelino allein bei ſich, und der Hund war hinaufgeſprungen in das Thurmfenſter, und ſtand mit ängſtlich vorgeſtemmten Vorderfüßen in der Oeffnung, und ſah winſelnd hinunter.

„Wo — wo iſt Buhle?“ fragte Wolfram erbleichend, und Todesſchreck rieſelte ihm durch alle Glieder. Ezelino antwortete nicht, auch er war bleich, er machte nur mit der Hand eine Bewegung, andeutend, Heinrich ſey hinunter.

„Unten? Gefallen? Hinabgeſtürzt?“ rief Wolfram, und ergriff eine Eiſenklammer, ſich daran zu halten, und er wäre faſt ohnmächtig umgeſunken. „O großer, großer, allmächtiger

Gott!“ ſtöhnte er. „Und Ihr hieltet ihn nicht? Ezelino? Ihr hieltet ihn nicht?“

Dieſer ſtand ſo ſtarr, wie ein Steinbild, hatte die Arme ineinander geſchlagen, und aus ſeinen dunkeln, tiefliegenden Augen glühte die Freude der Hölle. Er ſchwieg.

Von unten herauf aber ſchollen wehklagende Stimmen, und ein Zuſammenlaufen des Volks, ein verworrenes Geſchrei wurde hörbar, der Hund ſprang herab vom Fenſtergeſims, und ſtürzte, halb laufend, halb fallend die ſchmale Treppe hinunter.

„Gott! o Gott!“ jammerte Wolfram, „o unglückſeliger Tag! O Du armer, armer, armer Jüngling!“

„Gehabt Euch doch nicht, wie ein Kind, Meiſter!“ ſprach Ezelino düſter. „Iſt es doch ſchon mehr geſchehen, daß Einer vom Thurm gefallen.“

„Geht hinunter! Geht hinunter! Mir grauſet's vor Euch!“ ſchrie Wolfram mit vorgeſtreckten Händen. „Geht! ich folge Euch! ich gehe nicht vor Euch her, Ihr könntet mir einen Stoß geben, daß ich die Treppe hinabfiele. Geht!“

„Meiſter!?“ rief Ezelino, und ſah ihn mit einem unbeſchreiblichen Blick an, indem er ſich zum Hinunterſteigen anſchickte, und es lag in dieſem Blick ein Rachedrohen, ein Wuthverhalten, ein ſo flammender Ingrimm, daß ſich Wolfram ordentlich davor entſetzte, und kein Wort mehr ſprach, ſondern ſtill und zitternd hinter Ezelino her hinabſtieg. Die Knie brachen faſt dem erſchrockenen, zitternden Mann. Volksgetümmel umgab den Platz vor der Kirche, unter der Menge verlor ſich Ezelino, Meiſter Wolfram wankte nach ſeinem Hauſe, ſchaudernd gewahrte er, daß er auf einer Blutſpur wandle, und dieſe führte in ſeine Wohnung, denn dorthin hatten die Arbeiter, die Heinrichs Todesgeſchrei vernahmen, den Unglücklichen getragen. Eine Scene namenloſen Jammers bot ſich dem Auge Wolframs dar. Gertrud lag mit aufgelöſtem Haar, todtenbleich, mit ſtarroffnen, thränenloſen Augen über Heinrichs Leichnam hingebeugt, und hielt ſich an dem Lager ſo krampfhaft feſt, daß alle Verſuche der um ſie bemühten Weiber, ſie dort loszureiſſen, ſcheiterten, und der Hund heulte, und biß wie toll nach Allen, die, außer Gertrud, ſich dem Todten nähern wollten. Als Wolfram eintrat, ſtarrte ihn ſeine Tochter lang an, ehe ſie ihn erkannte, dann verzerrten ſich ihre ſonſt ſo ſanften und ſchönen Züge zum Grinſen des Wahnwitzes, und ſie deutete auf den todten Geliebten, ſtieß dann einen durchdringenden gellenden Schrei aus, und taumelte zu Boden. In dieſem Augenblick ſtürzte Hänslein Traurig in das Zimmer, und ſchrie: „Iſt es wahr, iſt es möglich? Mein Freund! Mein Bruder! Todt! Todt! O Allmächtiger!“ Er warf ſich auf die Knie, und faßte das blutige Lockenhaupt des Freundes an, und betrachtete es, und benetzte es mit einem Strom von Thränen. Er hatte Thränen, aber Gertrud waren ſie von dem ungeheuern Schmerz verſagt.

„Mein Kind! Mein Kind!“ lallte Wolfram, und ſtreckte die Arme vor ſich aus, die Unglückſeligſte an ſein Herz zu ziehen. Aber ſie ſah ihn mit wirren Blicken an, und warf ſich nieder auf den todten Geliebten, neben ſeinen jammernden Freund, und um Wolfram ſtürmten die Fragen der neugierigen Menge, wie denn nur eigentlich das Unglück geſchehen?

„Ich weiß nicht! Laßt mich! Was wollt Ihr von mir? Meint Ihr, ich — ich habe ihn herabgeworfen?“ rief er wild. „Fragt den Ezelino, der weiß es, der war dabei! Ich weiß nichts — nichts, als daß der gute Meiſter Buhle todt iſt, und meinem Kind das Herz bricht, und daß ich der ärmſte Vater bin, den die Erde trägt! O mein Kind! Mein Trudchen! Mein Kleinod! Komm, komm an die Bruſt Deines Vaters! Weine Dich aus, mein armes, armes Trudchen!“

So rief er, aber ihr Schmerz gab der Vaterſtimme kein Gehör. In Wolframs Haus war der Jammer eingekehrt, und der Verzweiflung wahnſinniges, grauſiges Geſpenſt.

16.

Wieder lag ein ſchöner friedlicher Herbſtabend auf den Fluren, das Scheidelächeln der Natur, die ſich nun ſchlafen legen wollte, und immer noch ſäumte, wie ſie denn gern dem Leben einen freundlichen Abſchiedsgruß nach dem andern zunickt, bis ihr ſpäter die Augen voll Liebe und Mutterhuld endlich doch zufallen, und ſie unter die weiße Decke huſcht, und darunter von Frühlingen träumt.

In eine ſtille Zelle des Jungfrauenkloſters in Arnſtadt hallte Glockengeläute und Geſang, und von einem ſchneeweißen Linnenlager richtete ſich ein bleiches, krankes Mädchen empor, und fragte mit tonlos geiſterhafter Stimme: „Was läuten ſie denn, Eliſabeth?“ Es wurde ihr aber keine Antwort, denn die fromme Conventualin, die an ihrem Bettlein ſaß, konnte vor Schluchzen und Weinen kein Wort hervorbringen, und hätte ſie es gekonnt, ſo durfte ſie doch nicht ſagen: „Sie tragen ſo eben Deinen todten Freund Meiſter Heinrich Buhle hinaus nach St. Jacob.

„Was ſingen ſie denn, Eliſabeth?“ fragte das blaſſe Mädchen weiter die weinende Nonne, und als dieſe noch immer ſchwieg, und ihr mit der Hand zu ſchweigen winkte, fuhr jene mit matter Stimme fort: „Ach ich weiß, ich weiß! Ihr denkt, ich ſey irr, aber Ihr ſeyd irr, wenn Ihr das von mir denkt! Ihr habt mich herübergebracht in das Kloſter, aus dem Todtenhauſe, ich ſoll ihn nicht mehr küſſen, meinen Heinrich! Und jetzt tragen ſie ihn hinaus in die kalte, kalte Erde. — Schlaf wohl, mein Freund! Schlaf wohl! Ich komme bald nach — ja, recht bald — ſie ſollen mich neben Dir einſenken. Hu, ein kaltes Hochzeitbett! Eliſabeth, mich friert!“

„Sey ſtill, mein Trudchen, ſey ſtill!“ bat die weinende Schweſter, und rückte der Kranken die Kiſſen, und legte die Decke über ſie.

„Ja, ja,“ flüſterte dieſe kaum hörbar: „ja, ich will ſtill ſeyn, recht ſtill — ſtill, bald ganz ſtill — Eliſabeth, bete den Abendſegen!“

Der Geſang verhallte, aber das Läuten dauerte fort. Eliſabeth ergriff ein kleines Breviarium, und begann einen lateiniſchen Pſalm, deutſch lauteten die Worte:

Zu Dir erhebe ich meine Augen, der Du im Himmel wohneſt!
Siehe, gleichwie der Knechte Augen auf ihrer Herren Wink gerichtet ſind,
Wie die Augen der Magd auf die Hände ihrer Herrin; ſo ſind
Unſre Augen gerichtet auf den Herrn, unſern Gott, bis er ſich unſrer erbarmet.
Erbarme Dich unſer, Herr erbarme Dich unſer!

„Jeſus Chriſtus!“ unterbrach ſich die Nonne, als ſie einen Blick auf Gertrud warf, und in ein brechendes Augenpaar ſah. „Er erbarmt ſich,“ liſpelte Gertrud, und — verſchied. Hülferufend ſtürzte Eliſabethe Schreck aus der Zelle.

Durch die Straßen ſchwankte unter Grabgeſang und Glockengeläute der mit Aſtern und Immergrünkränzen geſchmückte Sarg mit der Leiche Heinrichs. Sechs junge Maurergeſellen trugen ihn. Hänslein Traurig und Elsnerus ſchritten tiefbetrübt hinter den Trägern, alle Künſtler und Handarbeiter, die bei dem Kirchenbau beſchäftigt waren, viele ſehr angeſehene Bürger und Freunde Wolframs gingen in dem Zuge, voran aber dem Sarg wandelten die Schüler, und eine Anzahl Kloſtergeiſtliche vom Orden des heiligen Franziskus.

Als der Todte eingeſenkt war, der Grabhügel über dem Sarge mit Kränzen bedeckt, und die Begleiter ſich nach und nach ſtill entfernt hatten, dämmerte es bereits, und nur noch ein mattes Abendroth fiel herab aus den Wolken auf den ſtillen Friedhof. Hänslein Traurig belaubte Zweige über die Gartenmauer ragten, ſchlug noch eine ſpäte Nachtigall, aber nicht mit dem anhaltend ſchmetternden Lenzgeſang, ſondern nur in einzelnen Intervallen, als ſende ſie dem entflohenen Wonnemond noch einige Grüße und Seufzer nach. Auf der Steinbank vor dem Patricierhaus ſaß ein bejahrter Mann, ſein ergrautes Haupt bedeckte ein Sammtkäpplein, ſeine Tracht war einfach, aber fein und warm, ſo daß die Kühle des Abends ihm nicht beſchwerlich fiel. Zuweilen hob er ſein ſtilles ernſtes Angeſicht empor nach der Mondſcheibe, dann ſenkte er es wieder, leiſe ſeufzend, und blickte auch wohl von Zeit zu Zeit die Straße entlang, als erwarte er noch Jemand, obgleich es ſchon ziemlich ſpät am Abend war. Zuweilen ſprach er auch, nach des Alters Gewohnheit, halblaute Worte zu ſich ſelbſt, aber wer dieſe hätte verſtehen wollen, hätte ſehr nahe bei dem Alten ſtehen müſſen. Im Hauſe, vor dem er ſaß, ſchien ſchon Alles zu ruhen, kein Licht erhellte mehr von innen die Fenſter, nur die Mondesſtrahlen fielen mannichfach gebrochen, von ihnen zurück. Jetzt ſchallten Tritte in der einſamen ſtand noch immer bei dem Grabe, neben ihm Elsnerus, Beide im ſtummen Schmerz verſunken.

„O mein Heinrich,“ brach Hänslein aus: „ſchlafe ruhig; ich will mit meiner Hulda hinauf ziehen, nach Königſee, und Deine Mutter tröſten und Dein Schweſterlein pflegen; ich will die arme Frau zu mir nehmen, und ihr ein treuer Sohn ſeyn an Deiner Statt!“

„Wehe dem, den das Blut dieſes Mannes anklagt vor dem ewigen Richter!“ ſprach Elsnerus dumpf: „wehe, wenn nicht ein unglücklicher Zufall, wenn eine verruchte Unthat das junge Leben in den Tod ſtieß! Dieſe Hand müſſe verflucht ſeyn auf immer und ewig!“

„Nicht fluchen, werther Meiſter! Beten! beten!“ flehte eine ſanfte Stimme neben den Beiden, und Elsnerus ſah eine weinende Jungfrau, die zitternd Hänsleins Arm gefaßt hielt, und einen Kranz zu den Kränzen auf Heinrichs Grab legte.

„Ich will nicht fluchen,“ ſprach der Bildhauer: „aber ich will ſeinen Wunſch erfüllen, den er am Abend vor ſeinem Todestage ſo ahnungsvoll ausſprach, ich will ihm ein Denkmal ſetzen! Nicht auf den Grabeshügel hier, etwa mit Sinnbildern und Schrift einen verzierten Stein, nein! Hoch hinauf will ich es bringen an den Thurm, den er gebaut, da ſoll es zu ſehen ſeyn noch in ſpäten Jahrhunderten, und ſoll verkünden ſeinen Tod, ſeinen unglücklichen, wehvollen Tod!"

„Thut das, edler Meiſter," nahm Traurig gerührt das Wort: „und lebt wohl; ich ziehe morgen in der Frühe mit meiner Braut von dannen, lebt wohl, und möge es Euch immer wohlergehen, und denket meiner in Freundlichkeit."

„Zieht mit Gott," ſprach Elsnerus. Die Männer umarmten ſich ſchweigend, und verließen den Friedhof. Händlein führte ſein trauerndes Mädchen am Arme. Winſelnd kroch, als ſie hinweggegangen waren, aus einem Eibenbuſch, der an der Kirchhofmauer ſtand, der arme, abgezehrte Wiſand, legte ſich auf das

Grab ſeines Herrn, und wimmerte, bis er ſtarb.

Meiſter Wolfram ſaß in ſeiner Stube, er hatte kein Licht, Niemand war bei ihm, als ſein Vaterſchmerz, ſein herzverzehrender Gram um ſeine Tochter, deren Leichnam vor einer Stunde aus dem Kloſter herüber in ſein Haus gebracht worden war, und die in der Kammer lag. Sein Weh um die zwei jungen Herzen, die der Tod ſo früh gebrochen, war ſeine einzige traurige Geſellſchaft. Er klagte ſich an, daß er die Schuld des unermeßlichen Unglücks trage, was er erlebt in dieſen Tagen.

„Brecht über mich, ihr Thürme,“ rief er halblaut: „ihr ſeyd die Grabſteine meines Glücks! Wer hieß mich den unſeligen Eifer anfachen zwiſchen Ezelin und Buhle? Wer hieß mich die Tochter ausſetzen, wie ein Stück Geld im Glückshafen? O ich Thor — o ich Thor — zwei Thürme hab' ich bauen laſſen, zwei Engel laß ich begraben.“

„Wer iſt da?“ fuhr er auf, als die Thüre ſachte geöffnet wurde.

„Seyd Ihr daheim, Meiſter?“ fragte eine heiſere Stimme, es war Ezelino.

„Was wollt Ihr bei mir — ſeyd Ihr noch hier?“ rief Wolfram ſchaudernd. „Hab' ich Euch Euern Lohn nicht geſendet? Ich will Euch nicht mehr ſehen!“

„Hehe, Meiſter!“ höhnte Ezelino: „werft mich nur nicht weg, wie ein gebrauchtes, unnütz gewordenes Gefäß. Hab' ich Euch doch Zeit gelaſſen, zu heulen um den jungen Milchbart — will nun mein Bräutlein, Eure Tochter beſuchen, und ſehen, ob ſie ſich noch zergrämet um den glatten Burſchen?“

„Sie iſt in der Kammer, geht hinein!“ ſeufzte Wolfram. Ezelino klinkte die Thür auf, der düſtre Schein einer Todtenlampe verbreitete eine grauſige Helle. Die ſeltſamgekleidete Todtenfrau ſaß neben der bedeckten Leiche, ſie wandte dem Hereinſchauenden ein ſechzigjähriges runzelvolles Knochengeſicht entgegen, und glaubend, es komme Jemand, die Todte zu beſehen, zog ſie den Flor von Gertruds gramverſtörtem, entſtelltem Geſicht. Mit einem dumpfen Schrei prallte Ezelino zurück, und ſchlug die Thüre zu.

„Nun, gefällt ſie Euch nicht mehr?“ fragte Wolfram im tiefſten Gram, faſt wie im Wahnwitz. „Todt, alſo todt!“ ſtieß Ezelino heraus.

„Ja todt“ — wiederholte Wolfram mit gebrochener Stimme: „Und wer iſt Schuld daran? Ihr, Ezelin, Ihr ſeyd Schuld! Denn Ihr — Ihr habt den Buhle vom Thurme geſtürzt!“

„Der Teufel ſpricht aus Euch, und der Wahnſinn“ — grellte Ezelino ingrimmig. „Seht — ich könnte Euch für Euer vermeſſenes Wort jetzt die Kehle abdrücken, oder meinen Dolch Euch in die Gurgel ſtoßen, aber ich will Euch härter ſtrafen. — Seht“ — flüſterte er ganz leiſe und fürchterlich: „Seht, ich habe ihn herabgeſtürzt, aber Ihr ſollt ihn nun herabgeſtürzt haben, und Euer Name ſoll verflucht werden von Kind und Kindeskind! So lange die Thürme ſtehen, ſo lange ſoll der Vater dem Sohne erzählen: Siehe, das iſt der Thurm, von dem der Meiſter den geſtürzt, der ihn baute. Habt Ihr's gehört? Das ſey Euch geſchworen bei dem Typhon, und bei allen Geiſtern des Verderbens! Mich aber ſeht Ihr nicht wieder!“ —

Wie vernichtet ächzte der alte Meiſter, holte nur raſch Athem, wollte ſprechen, konnte aber vor Schreck und Angſt kein Wort ſtammeln. — Ezelino ging und hielt Wort. Er ſtreute den Samen der Lüge aus, alles Volk floh und mied, alles Volk verachtete Meiſter Wolfram, nur zu willig glaubte man das boshaft erſonnene Mährchen, Wolfram habe aus Haß und Groll, weil Heinrich ſeine Tochter geliebt, den jungen Baumeiſter vom Thurm geſtürzt, und die Mähr wurde zur Sage, und erbte fort bis auf den heutigen Tag.

Gertruds Hülle wurde neben Heinrichs Grabe eingeſenkt.

Der Bildhauer Elsnerus war auch ein Geweihter des großen geheimen Bundes, der in der damaligen Zeit ſo ſehr gefürchtet, wie verehrt wurde. Er klagte den Wälſchen der Gottesläſterung, der Lüge, des Mordes und der Verläumdung an, und nach kurzer Zeit verſchwand Ezelino, und in keinem Lande, an keinem Orte, ward wieder etwas von ihm gehört, noch geſehen.

Meiſter Wolfram überlebte ſein tiefes Unglück nicht lange. Wie der Frühling kam, wie die Erde ſich wieder jugendlich ſchmückte, ſproßten auch aus ſeinem Grabe die ſparſamen Spitzen jungen Graſes.

Mater doloroſa.

Ein Nachtſtück.

Mater doloroſa.

Ein Nachtſtück.

Beate ſaß einſam in ihrem ſtillen Stübchen, und weinte. Auf dem Tiſch brannte die Lampe, und mehrerr Briefe lagen darauf, alle von einer Hand geſchrieben; ſie aber blickte mit den von Thränen umflorten Augen in einen Brief, den ſie ſelbſt vollendet, und überlas ihn einmal, zweimal; dann griff ſie nach einem vor ihr liegenden Schreiben, und las ſich folgende Stellen daraus halblaut vor:

Straße, der Alte bog ſich hinhorchend vor, und ſeine noch hellen Augen entdeckten einen langen hagern Mann in geiſtlicher Tracht, und in ihm den Erwarteten.

„Guten Abend, Adam!" grüßte dieſer den Alten, ihm die Hand reichend. „Guten Abend, Joſeph!" erwiederte der, und der Gekommene ſetzte ſich neben ihn. „Du biſt lange ausgeblieben, Joſeph," nahm Adam das Wort. „Ich konnte nicht früher kommen, lieber Bruder," antwortete der Angeredete: „es wurden heute Abend noch zwei ſtille Meſſen geleſen, und dann weißt Du ja, daß es gar ein weiter Weg iſt von meiner armſeligen Küſterwohnung nahe bei St. Viti, bis zu dem Hauſe Deines Herrn, des ehrbaren Patriciers Heinrich Kellner, und folglich zu Dir, alter Murrkopf."

Der Alte lächelte, drückte des Bruders Hand, und ſagte: „Schelte nur nicht, Joſeph, Du weißt, was mich drückt; wollte Gott, ich hätte keine Urſache, Dich zu ſo weiten Wegen zu veranlaſſen. Sprich, Joſeph" — hier dämpfte er ſeine Stimme noch mehr, und neigte ſein Haupt dem Ohr des Bruders näher: — „ſprich, was

„Ja, meine gute Mutter, ich komme zu Dir zurück; an Deinem Herzen wird mein Schmerz ſtill werden, und Deine theilnehmenden Thränen werden der Balſam ſeyn, der meinen Gram lindert. O daß Du Laura gekannt hätteſt! Mit unzertrennlicher Liebe würden Eure Herzen aneinander gehangen haben; — doch dieſer Paradieſesanblick, die Braut von der Mutter mit ſegnenden Küſſen begrüßt zu ſehen, ſollte mir nicht werden. Arme Mutter, Du wirſt nun keine Tochter umarmen, Du wirſt keinen Enkel ſegnen! Dein Sohn kommt wieder, und bringt Dir nichts mit aus dem ſchönen Land Italien, als ein zerriſſenes Herz, und Du wirſt ſtatt ſeiner Kinder — vielleicht ſein Grab pflegen. Der Name Friedmar ſoll mit mir erlöſchen. Nur der Gedanke an Dich, Mutter, hat mich abgehalten, einen Schritt zu thun, zu dem es mich mächtig zog, meiner Laura nachzufolgen in das Land der Geiſter. O Mutter, es gibt keinen größeren Schmerz, als der iſt, der auf meiner Seele liegt. Mein Kopf iſt wüſt, meine Gedanken verwirren ſich, mein Herz iſt eine Einöde, ich fühle mich unausſprechlich elend! — Mein Meiſel ruht! — meine Gebilde ſtarren mich an, wie weiße Geſpenſter; es leidet mich nicht in der Werkſtatt; wenn ich in den Marmer haue, iſt mir, als hebe ſich der todte Stein, und ich ſchlüge mit dem ſpitzigen Eiſen in ein warmes Leben — genug Mutter, ich bin der unglückſeligſte Menſch auf Erden.“ —

„Mein armer, armer Engelbert!“ ſeufzte die Bekümmerte tief auf, und blickte mit ſchmerzerfüllter Seele nach oben.

„Du ſchickſt mir eine neue Prüfung, Gott!“ liſpelte Beate. „Ich war zu ſtolz, zu froh; zu reich machte mich das Muttergefühl, einen Sohn zu haben, wie mein Engelbert. O was verbrach er, der reine gute Menſch, daß auch ihm ſo Hartes beſchieden war? Ewige Gnadenmutter, bitte für ihn und mich, daß wir nicht an den Wunden verbluten, die des Vaters Wille uns ſchlägt. Und würde Er nur glücklich, ich wollte ja gern leiden, dulden, ſterben! Alles für ihn!“

Beatens Brief an den Bildhauer Friedmar in Rom lautete ſo:

„Worte des Troſtes, mein heißgeliebter, ewigtheurer Sohn, habe ich nicht für Dich, nur ein Herz, das Dein Schmerz ganz erfüllt. Engelbert, ein Mutterherz, das iſt genug geſagt. Gottes Frieden mit Deiner Laura! War ſie, wie Du mir ſchriebſt, ein Engel in Menſchengeſtalt, ſo wird ſie nun eine Heilige in Engelgeſtalt ſeyn. Ja mein Sohn, hätteſt Du mir ſie zugeführt als Deine Gattin, ſo würde ich ſie geliebt haben, wie Dich, nämlich mit der höchſten Liebe, deren mein Herz fähig iſt. Gott liebte ſeinen eingebornen Sohn nicht mehr, als ich Dich liebe! Komme mein Sohn, eile, fliege in die Arme Deiner Mutter, ihre Thränen ſollen ſich mit Deinen miſchen, und ſie will dem Jubel, Dich wiederzuſehen, Schweigen gebieten, damit kein Laut der Freude Deinen heiligen Schmerz ſtöre. Ja, Dein Schmerz um Laura iſt heilig, doch nicht heiliger, mein Sohn, als mein Recht auf Dein Leben und Deine Liebe. Bitte Gott, daß er Dir die Verſündigungen verzeihe, die Deine Gedanken begangen haben, als das ungeheure Weh, von Laura geſchieden zu ſeyn, Dich durchlebte. Ach, Du haſt da wenig an Deine Mutter gedacht, die keine Freude hat, als Dich, die nie ein Glück kannte, als Dich, die auch keine Hoffnung mehr hat, als Dich. Das Herz eines Mannes iſt weiter, als eines Weibes Herz, aber größerer Liebe iſt es nicht fähig, nur mannichfaltigerer — über Mutterliebe geht keine. Du ſagſt, es gäbe keinen größeren Schmerz, als der ſey, der auf Deiner Seele liegt. O, mein Sohn, eine Geliebte verlieren, iſt ein geringer Schmerz gegen den, einen einzigen Sohn verlieren. Vielleicht glaubſt Du das nicht, weil Du es nicht faſſen kannſt, ſolches verſteht nur eine Mutter, und jede Mutter wird mir beipflichten. Darum, mein theurer Engelbert, ſuche Dich männlich zu faſſen, und komme zu mir. Du findeſt Niemand auf der ganzen weiten Gotteswelt, der Dich treuer liebt, der inniger Theil an Deinem Wohl und Wehe nimmt, der heiſere Gebete zu Gottes Thron und zu ſeiner heiligen Mutter ſendet, und alle für Dich, als Deine ewig treue Mutter

Beate Friedmar.“

Beate ſiegelte jetzt den Brief, und gab ihm die Aufſchrift, und dann ging ſie ihres Sohnes frühere Briefe durch, die Glück, Freude und Liebe athmeten, die nur frohe Kunde enthielten. Da träumte ſie ſich die frohen Stunden zurück, die ihr dieſe Briefe geſchaffen, und lebte noch einmal die vergangene Zeit durch, und gab ſich wehmüthigſüßen Erinnerungen hin.

Duftend, von Abendrothſtrahlen verklärt, liegt der Zaubergarten Erinnerung, — im Ocean des Lebens eine ſelige Inſel. Gern ſchifft im Nachen der Wehmuth das Herz hinüber nach dem ſchönen Eiland, wo die Freuden als Immortellen aufblühen, wo Hoffnungen als

Epheukränze ranken, wo das Glück als Wunderblume in bunten Farben prangt, wo ſich der Schmerz als Paſſiflore um die trauernde Cypreſſe ſchlingt. Geiſterſchauer wehen ſäuſelnd durch die Lebensbäume, und Aeolsharfenklänge klagen um die Todten. Selig ſind die Todten! Und die Nacht weint ihre frommen Thränen auf die Blumen, das iſt die Taufe der Erinnerungen, die des Herzens Kinder ſind. Ueber dem Gartenhain ſchwebt prachtvoll der Sternenhimmel und der ſanfte Mond, Augen der ewigen Liebe, die die Thränen zählt, die auf Erden fallen, und über die weinenden und blutenden Herzen ſtillende Binden legt. —

Beate wandelte allein und ſinnend durch die ſchönen Gartenanlagen der Reſidenz, und die Gedanken ihrer Sehnſucht flogen alle dem geliebten Sohn entgegen. Der Frühling kam, auch

Engelbert ſollte kommen; wie freudig machte dieſer Gedanke das zärtliche Mutterherz klopfen. Aus allen Sträuchern, aus allen Bäumen knoſpete das Grün der Hoffnung hervor, die Wieſen leuchteten im ſanften Smaragdſchimmer, ihre verjüngte Farbe that den Augen ſo wohl. Ja, Hoffnung thut den Augen wie dem Herzen wohl, und wie gern hoffte Beate. Sie ſtand auf der Brücke bei dem maleriſchen Waſſerfall. Raſch, wie ein kräftiges Mägdlein, das zum Tanze eilt, zieht ein Arm der Iſar durch den Garten, und ſtürzt ſich über das künſtliche Wehr zum fröhlichen Wellentanze hinab, drüber hin aber fliegen Schwärme kreiſchender Möven, ſtoßen nieder auf die Beute, die das ſcharfe Auge erblickt, und ſchwingen ſich wieder empor, raſtlos flatternd und fliegend, harmlos, und in Freiheit glücklich. Wenn des dämmernden Morgens erſte Strahlen die Wolken röthen, kommen dieſe Vögel ſchon geflogen, wenn der Abend naht, ziehen ſie alle wieder fort, ihrer ſüdlicher gelegenen Heimath zu, nach den Ufern eines großen See's, wie Seelen entſchweben nach der ſchönern Geiſterheimath.

Lange ſtand die ſtille Luſtwandlerin, und ſah dem Treiben der Möven zu, und ſeufzte dann: „Hätte ich doch Eure Schwingen, könnte ich doch mit Euch ſüdwärts ziehen, meinem Sohn entgegen! Könnte ich ihn umſchweben in Geſtalt einer Taube oder in der Euern, und dann wieder meine Geſtalt annehmen, und an ſeine Bruſt ſtürzen, o wie glücklich wäre ich!“

Liebe liebt zu ſchwärmen. Auch Mutterliebe ergeht ſich gern in holden Gedankenträumen, und überkleidet mit dem Farbenſchimmer zauberiſcher Phantaſieen ihre Lieblinge. Wer wollte einer Mutter zürnen, daß ihr Sohn ihr vor allen Erdenſöhnen der Liebſte? Daß ihres Sohnes Lob auf ihren Lippen ſchwebt, daß ihre Zunge eine unermüdete Verkünderin ſeiner Tugenden iſt? Gattenliebe wird lau, Freundesliebe kann erkalten, ſelbſt Kindesliebe kann von ſtärkeren Gefühlen überwältigt werden, nur Mutterliebe iſt ewig treu.

Wie ſich Beate weiter erging auf den umgrünten Pfaden des Parks, ergingen ſich ihre Gedanken in freudigen Rückerinnerungen, doch durch alle Räume ihres Gedächtniſſes zog nur eine herrliche Geſtalt; ihr Sohn. —

Beate hatte in ihrem Leben viel Bitteres erfahren und erdulden müſſen, die Zeit und das Schickſal hatten nicht unterlaſſen, auch ihr aus der Schaale der Leiden ihren reichlichen Antheil zu gewähren. — Zeit und Schickſal ſtehen wie dunkle Prieſter an des Lebens Altären, und reichen der im Staube knieenden Menſchheit das Brod des Leides und den Wein der Thränen, und Weltſtürme heulen dazu ihre Donnerhymnen, und die Menſchheit verzagt in unendlichen Schauern, bis die ewige Liebe die Stürme ſchweigen heißt, und die Geſunkenen wieder aufrichtet, und aufnimmt an das urſelige Vaterherz. Ein himmliſches Gefühl hatte Beaten ſtark gemacht, wie eine Heldin; das Gefühl der Mutterliebe.

Zwei fröhliche Knaben gingen im Geſpräch an Beaten vorüber. Gott! dachte ſie, wie die Zeit ſo raſch dahineilt! Als Engelbert ſo groß war, wie dieſe Kinder, wie anders war es da! An meiner Hand ging mein geliebter Sohn, an mich ſchmiegte er ſich mit aller Innigkeit der kindlichen Liebe, mir pflückte er Blumen, mir war ſein ganzes Herz geweiht. O damals war ich glücklich wie er, ich verjüngte mich in ſeiner Jugend, ich blühte in ihm; ich war ſtolz auf ſeine blühenden Wangen, auf ſein gelocktes Haar. Wenn ich ihn inbrünſtig umfaßte, und küßte, und an mich drückte, und den Gedanken dachte, daß er mein ſey, o da fühlte ich mich groß und reich, und nicht um die Königreiche der Welt hätte ich mein Glück dahingegeben.

Eine Dame in tiefer Trauer ſchritt mit einer Kammerfrau ſtill vorbei, ein Diener folgte in einiger Entfernung.

„Arme Fürſtin! arme Roſaura!“ ſeufzte Beate, und ihre Augen füllten Zähren des Mitleids. „Sie hat ihr einziges Kind verloren —

haſt Du vernommen, was iſt die Meinung der Gemeinde, was redet man hin und her in der Stadt? denn Du weißt, ich erfahre ſonſt nichts, mir ſagt Niemand etwas, weil ich des Rathsmeiſters Diener bin."

„Und ein treuer Diener," ſprach der Küſter zu St. Viti. „Meinte es doch ein Jeglicher ſo mit ſeinem Herrn, wie Du! Aber Adam, Gutes habe ich Dir leider nicht zu melden, nein, nichts Gutes. Gieb Acht, Bruder, es kommt eine böſe, böſe Zeit, und ein trübes Geſtirn wirft ſeinen feindſel'gen Schein auf unſre Stadt. Der Rath hat es nicht gut gemeint mit der Gemeinde. Die Stadt iſt tief verſchuldet durch die Schuld des Rathes; nun geht die Rede, daß er Rechnung ablegen ſoll vor den erwählten Gemeindevormündern, und Bruder, das wird ihm ſchwer werden, ſehr ſchwer, denn es iſt nicht alles, wie es ſein ſollte."

„Du machſt mir bange, Joſeph," ſprach Kellners Diener. „Es wird ſich doch Niemand an dem edlen Rath vergreifen?"

„Vergreifen?" fragte der Küſter zurück.

wie ſie gebeugt geht, wie der tiefe Schmerz ſie niederdrückt. Mein Sohn lebt, ich bin eine glückliche Mutter! O was iſt aller Kummer, den ich tragen muß, alle Qual, die ich erlitten, was iſt der Mangel ſelbſt, der mich belaſtet? Mein Sohn lebt! Dieſer Gedanke wiegt Seligkeiten auf. Arme Fürſtin, die vielleicht auf Gold ſpeiſt, auf Seide ruht, auf deren Wink zahlreiche Diener und Dienerinnen harren, arme Fürſtin, wo iſt nun Dein Glück? Wo iſt Dein Kind? — Gäbſt Du nicht all Deinen Glanz und all Dein ſchimmerndes Glück hin, ſäheſt Du Deinen entſchlafenen Engel wieder an Deinen Buſen lächeln! O beneidet die Groſſen, beneidet die Reichen nicht; ihnen wird kein Schmerz geſchenkt, der den Armen trifft. Die Wuth der Elemente, wenn ſie entfeſſelt losbricht, ſchont den Palaſt nicht, und es treten oft Gäſte durch die hohen Marmorpforten, die der goldbetreßte Thürſteher nicht zurückweiſen kann, weil er ſie nicht ſieht — das Leid, der Gram, das Unglück, die Verzweiflung, der

Tod, da muß die Hoheit bleich von dem Throne ſteigen, und vor dem dunkeln Scepter der Schattengewalten ſich beugen — ach, wie arm iſt Reichthum! Millionen Tonnen Goldes wecken ein entſchlafenes Leben nicht wieder auf, und wie reich iſt Armuth, wenn ſie den Frieden im Herzen trägt, wie reich iſt eine Mutter, deren Kind noch lebt!“

So dachte, ſo ſprach Beate, und je mehr ſie ſich dem Gedanken ihres Glückes hingab, je wärmer quoll in ihrem Innern der Strom frombegeiſternder Gefühle, noch mehr erweckt und gehoben durch das ringsum freudig aufgrünende Naturleben, und ihre Gedanken wurden Gebete, und Hymnen ihre Gefühle, Hymnen des Dankes gegen Gott.

Mutterliebe iſt eine gotterfüllte Dichterin; ihr Seherblick verklärt ſich die Welt, gießt den Zauber des Schönen aus über die Lieblinge, und leiht ſich Kronen vom Himmel und Kränze von der Erde, ſie damit zu ſchmücken, daher es denn kommt, daß oft ein anderes Auge mindern Glanz und mindern Schmuck ſieht, als das Auge einer Mutter, doch ſoll keiner ihrer heiligen Gefühle ſpotten. Eine Mutter iſt ſtets in Hoffnung. Hoffend trägt ſie das Kind im Schoos ihres Leibes, und wenn ſie es geboren hat, trägt ſie es hoffend bis zum Grabe im Schoos ihrer Liebe. —

Ueber die Alpen Tyrols zog ernſten Ganges ein junger Wandrer. Seine Gedanken waren aber nicht bei ihm, bald weilten ſie weit hinter ihm bei einem frühen Grabe, oder ſie flogen ſeinen Schritten voraus, und grüßten eine liebe Geſtalt in der Heimath. Daher ging der Wandrer oft wie ein ſtiller Träumer, der in den Gefilden des Grams irre geht, und ſich nicht wieder heraus finden kann, wenn er einmal das Labyrinth der Schmerzen betreten; und daher kam es auch, daß für den jungen Bildhauer

Engelbert die holdaufblühende Natur vergebens ihre verjüngten Reize ausbreitete. Die blauen Gentianen ſchienen zu jubeln: hier ſind wir wieder, wir ſind treu, wie der Himmel, deſſen Farbe wir tragen! Und die Aurikeln ſahen mit ihren großen Blumenaugen empor, als wenn ſie ſagen wollten: wir ſind auch auferſtanden und danken Gott dafür. Die Saxifragen neigten von bemooſten Felswänden ihre Blüthenpyramiden, und licht über dem Grün ließ die Gemswurz ihre ſtrahlenden Blumenſonnen leuchten. Das ſah der junge Wanderer alles nicht, er ſah und hörte auch nicht, wie die jugendlichfreien Waldbäche von den Bergen niederbrauſten, ſich ſilberglänzend von Felsabhängen ſtürzten, und dann wieder ſanft murmelnd in wunderbar grüner Färbung ſich durch die grünenden Thalgründe ſchlängelten.

Eine ewig freundliche, ewig liebevolle Mutter iſt die Natur; ſie wird nicht müde, Gaben zu ſpenden, nicht müde, der ganzen Menſchheit an ihr großes Herz zu winken, das voll reiner Freuden iſt, und deſſen lebenvolle Pulſe nie ermatten. Aber das Menſchenherz ermattet leicht, zumal wenn ein tiefgefühlter Schmerz auf ihm laſtet, und dann kann es, Liebe verſchmähend, Troſt verſchmähend, und der Hoffnung entfremdet, kalt an Paradieſen vorübergehen.

„Laura!“ ſeufzte der Wanderer, und — Laura — klagte in ſeinem Innern ein trauerndes Echo nach. „Meine Laura, Du warſt eine Frühlingsblüthe, die ein gieriger Wanderer raſch hinweg pflückte, und in eine dunkle Mappe legte — in das Grab. Mich ließ er ſtehen, nachdem er Dich von meiner Seite geriſſen, unbekümmert ob ich Dir langſam nachwelke; und das werde ich. Unſere Herzen waren ja in einander verwachſen, wie die Wurzeln zweier Schweſterblumen, und in dem Herzen war feſtgewurzelt unſere Liebe. Nun Du von meiner Seite biſt, ſtehe ich einſam auf der Felshöhe, und der Schmerz ſchießt nach mir mit brennenden Pfeilen, daß ich bald vergehen werde. Und nichts blieb mir von Dir, als zwei Bilder; eines, das ich im Herzen trage, wie ein verhülltes Sacrament, und eines, das mein armer Meiſel ſchuf, da Deine Engelformen noch belebt waren von Urtypus himmliſcher Schönheit. Armſelige Kunſt! Todter Marmor! Wir ſchaffen und bilden, Prometheus gleich, aber da naht kein liebender Gott, der Seele gäbe dem todten Stein! — Bleich — bleich iſt der Marmor — und kalt; auch Du Laura, biſt bleich und kalt, Du biſt zum Marmorbild geworden, aber meinem Flehen neigt ſich keine Aphrodite gnädig, mein Marmorbild wird keine Laura!“

So, voll trüber Trauergedanken, ging der Wanderer; auch der Heimath dachte er und der geliebten Mutter, aber freudlos. Heimath iſt eine Vorhalle des Glücks, Heimath iſt die Schwelle des Paradieſes, wenn wir ihrer hoffend gedenken dürfen. Ihr Bild geht mit uns in alle Fernen hin, und ſchwebt über den Oeden der Sehnſucht, eine glänzende Fata Morgana, magiſch-prachtvoll. Heimath kann reizlos ſeyn, Entfernung leiht ihr Reitze, Erinnerung hängt Blumenguirlanden über ihre nackten Felſen. Heimath kann uns zum Tode betrübt haben, wir verzeihen ihr, und wünſchen mit verſöhntem Herzen in ihr zu ſterben. Heimath kann uns verſtoßen haben, eine grauſame, unnatürliche Mutter, dennoch wird unſere Liebe zu ihr, durch Thränen lächelnd, ſehnende Arme nach ihr ausbreiten, und hoffend harren, daß ſie uns wieder an ihren Buſen winke. —

„Meine gute Mutter“ ſprach Engelbert vor ſich hin: „wo werden nun die goldenen Tage ſeyn, die wir einſt uns träumten? Meine Lebensluſt iſt eingeſchlafen, meine Kraft gebrochen, mein Herz voll Kümmerniß. Ein ruhiges Alter wollte ich Dir bereiten durch meine Kunſt! Weiß ich denn, ob ihr erlöſchter Strahl wieder aufglühen wird in mir? Wer kann todte Flammen wecken? Wer iſt ſo kunſtreich, das verſtümmelte Götterbild zu ergänzen, ohne daß man die Ergänzung gewahre? — Arme Mutter, arbeiten will ich treu für Dich, ſchafſen will ich für Dich, aber — ich fühle es mit ahnungsvollem Schmerz, Handwerk wird es ſeyn, was ich bilde, nicht Geiſteswerk, nicht belebt vom Prometheusſtrahl des Genius, denn die Sonne iſt untergegangen, daran der kühne Titane ſeine Fackel hätte anzünden können. Ob ſie wieder aufgeht? — Wann ſie wieder aufgeht? — Meine Erdennacht wird keine hold aufdämmernde Eos lichten!“

Beate wußte den Tag, an welchem ſie des geliebten Sohnes Ankunft erwarten durfte, und machte ſich mit frohem Herzen auf, ihm entgegen zu gehen. Es war ein heller Frühlingsnachmittag, als ſie zu dem Sendlingerthore der Reſidenzſtadt München hinausſchritt, und die Freude und die Erwartung ſchienen ihre Schritte beflügeln zu wollen. Noch einmal, als ſie das Thor ſchon hinter ſich hatte, wandte ſie ſich um, und ſprach in Gedanken: „Düſtere Mauerthürme, euch laſſe ich hinter mir, o könnte ich doch auf gleiche Weiſe jeden Kummer, jeden Schmerz meines Lebens hinter mir laſſen, und hinausgehen in ein Leben voll Heiterkeit und Frühlingsluſt, eine Glückliche! Und doch, wie gern werde ich euch wieder grüßen, kehre ich zurück, und mein Sohn geht an meiner Seite, und ich führe ihn ein als lieben Gaſt in meine ſtille Wohnung, in ſein trauliches Stübchen, das ich mit liebender Hand ihm geſchmückt!“

Wie ſich Beate umwandte, weiter zu gehen, durchfuhr ein Schreck ihre Bruſt, und ſie trat raſch zur Seite, und neigte ſich andächtig. Die Meßner zogen vorüber in weißen Gewändern mit den hohen Laternen und dem Crucifix, und mit der dunkeln Grabesfahne, die ein weißes Kreuz zeigt im ſchwarzen Felde. Die Diener der Kirche kamen vom nahen Friedhof, und hatten einen Todten beſtattet. Beate wankte, ein prophetiſcher Schauer durchbebte ſie mit Eiſeskälte, doch ſie ging weiter.

Die Pappeln der Allee trugen bereits ihr junges, maigrünes Laub, und Mücken tanzten auf und nieder im warmen Frühlingsſonnenſtrahl. Bald breitete ſich zur Rechten und Linken ein friſchgrüner Wieſenteppich aus, da ſah Beate in dieſem Frühling den erſten Schmetterling; — es war ein Trauermantel.

Dort drüben lag der Friedhof mit ſeiner weißen Bogenhalle und den zahlloſen Kreuzen und Monumenten; ein ſtilles Saatfeld, wo die Saaten ruhen von Gott geſäet, die da reifen ſollen zur Auferſtehungsärnte. Beate ſchaute hinüber, auch ſie hatte dort theure Gräber.

„Alles mahnt mich heute an den Tod“ — ſprach Beate leiſe vor ſich hin. „Mitten in die junge Lenzesluſt ſchreibt Ahnung ihre ſchwarzen Hieroglyphen. Dort die Meßner mit ihrer Fahne, dort das große Krankenhaus, darinnen ſich wohl ſchon manche Augen zum ewigen Schlummer ſchloſſen, dort der dunkle Schmet-

„Und wenn ſich nun ein edler Rath ſelbſt vergriffen, den Gemeinſeckel für ſeinen eignen angeſehen? Es wird Manchem Manches gar übel bekommen, denke ich. Der gemeine Hauſe murrt laut; die Uebelgeſinnten und Unzufriednen haben eine böſe Saat in die Gemüther der niedern Bürger und Handwerker geſtreut, haben die Sache vergrößert, gedenken im Trüben zu fiſchen, wenn ein Volksaufſtand losbricht, und ſchüren ſo lange heimlich die glühenden Kohlen, bis die lichte Lohe der Empörung über die Häupter der Stadt zuſammen ſchlägt.“

„So weit wird es nicht kommen, Bruder,“ nahm der Alte wieder das Wort; „die Herren haben viel Anſehen, viele Gewalt, und auch viele Freunde im Volk. Sie haben ein treu Regiment geführt, den Bürger nicht gedrückt, und Manchem wohlgethan.“

„Wohlgethan?“ wiederholte Joſeph bitter lächelnd. „Deine Haare ſind grau geworden, Bruder, und das Alter fängt an Dein Haupt zu beugen, und Du ſollteſt noch nicht erfahren haben, wie ſchnell eine Wohlthat vergeſſen wird? Jede Wohlthat, die ein Fürſt oder eine terling, der ein Frühlingsauferſtandener iſt, und drüben der Todtenhof, ein ſtilles Meer mit erſtarrten Wellen, und jede Welle — ein Grab. Neigt ſich vielleicht meines Lebensſtern zum Untergang? Wie Gott will; oder deutet es auf meinen Engelbert? O ewige Liebe! Laß mich ſolche Gedanken nicht denken! Nein — nein! Gott legt den Menſchen nicht härtere Prüfungen auf, als ſie ertragen können, und dieſe — würde ich nicht ertragen.“ —

Jetzt ſah die Wandelnde ſeitwärts, eine Strecke von dem Friedhof die Kapelle zur ſchmerzhaften Mutter Gottes, die freundlich, faſt wie ein kleines Luſtſchlößchen, dort lag, und majeſtätiſch hob ſich in weiter Ferne die Gebirgskette. Auf den höchſten Bergen glänzte Schnee, die Vorberge ruhten dunkel unter ihnen. Der Himmel war ſehr umwölkt, und wenn in ſonniger Beleuchtung ein Theil der Gebirgsgipfel ausſah wie lichte Wolken, ſo ſchienen wieder über andern Höhen lichte Wolken Berge zu ſeyn, hoch in den Himmel hineinragend mit ihren glänzenden Zackenkronen. Dort ſchwamm reiner Aether über den Firnen, dort hing ein Gewitter ſeine Wolkenflöre tief in die Thäler, und wieder an einer andern Stelle ſchienen die Wolken von einem ſanften Roſenlicht durchdämmert, als wenn dort das Abendroth ſchon heraufgekommen ſey, und harrend auf dem Gebirge weilen wolle, bis die Sonne geſunken, um dann über Himmel und Land ſeine Purpurſchleier zu breiten.

In manchen Erdentag bricht ein frühes Abendroth, und um manches Auge legt ſich die Nacht, ehe noch die Sonne hinab iſt, auch mancher Geiſt wird nachtüberſchleiert, ſo ſehr und ſchwer, daß er ſich ſelbſt nicht wieder findet in dem Dunkel, darin er geht, ein Irrender und ein Verirrter zugleich.

Ueber den Höhen des Lebens rauſchen die Wetterwolkenzüge des Verhängniſſes mit blendenden Blitzen und rollenden Lawinendonnern hin. Das Verhängniß iſt der Tempelvorhang, der den Willen des Ewigen dem ſterblichen

Blick verſchleiert, und die Wolkenſäule, die über die Saaten der Hoffnungen mit vernichtenden Wirbeln zieht, und der Nachtorkan, der mit übermächtigem Sturmſtoß Trophäen in den Staub wirft, und eherne Feſſeln ſo leicht wie ſchwache Menſchenherzen bricht. Aber über dem ſchwarzen Gewölk ſtrahlt ewig der blaue Aether, wie ein treues Vaterauge, blickt tröſtend und verheißend nieder, winkt die Wetter hinweg, und lächelt den Frieden in die Welt. —

Beate war dem Dorfe Sendlingen nahe, und hatte die trüben Ahnungsſtimmen vergeſſen, und ſchwelgte im Geiſt ſchon in den Wonnen des Wiederſehens. „Wie wird Engelbert ausſehen?“ fragte ſie ſich. „Wird ihn der Schmerz um Laura ſehr verſtört haben? Wird er bleich ſeyn? Wird er eine glückliche Reiſe gehabt haben? Ob er wohl allein gereiſt iſt, oder ob er Gefährten gefunden hat? Ob er ſich auch freut, mich wieder zu ſehen, wie ich mich auf ihn freue? Ob er mich wohl noch recht lieb hat?“ —

Ein liebendes Herz hat tauſend Fragen, und jede wird zur Schwinge, auf der es dem Gegenſtand ſeiner Liebe entgegen fliegt, und jede wird zur Taube, hinausgeſandt aus dem Schiff der Gedanken in das Meer der Zweifel, aber nur wenige bringen das Oelblatt der Befriedigung zurück.

Hoffend und ſehnſuchtsvoll durchpilgerte Engelberts Mutter das Dorf, darin eine hohe Maie emporſtieg, geſchmückt mit buntem Zierrath, ein Baum voll Lebensbilder, und redend von vergangenen Freudenfeſten. Da mußte auch Beate an verblühte Freuden, an verrauſchte Feſte denken; die aus Holz geſchnitzten Bilder waren am Baum geblieben, aber die Bänder waren fahl geworden, ihren bunten Farbenglanz hatten Luft und Sonne und Regen bleich gemacht, und Beate dachte wehmüthig daran, wie ſich das Leben ſelbſt aufzehrt; wie Schmerz und Luſt und Thränen die Elemente ſind, die mit freundlicher Zerſtörung und haſſender Liebe aufreibend einwirken auf das Menſchenherz. —

Wie Beate den Wald erreicht hatte, den die Strahlen der ſinkenden Sonne magiſch beleuchteten, wie die Blumentrauben der lenzblühenden Haide und der wohlriechenden Daphne in Liebesfarben über dem Grün der Gräſer und Mooſe brannten, traf ihr ſpähender Blick einen Wanderer, der rüſtig ſeine Schritte förderte, und mit lautjauchzendem Jubelruf eilte ſie ihm entgegen; der Wanderer aber rief: „Mutter!“ und breitete die Arme aus, und ſie lagen einander am Herzen, Mutter und Sohn, zwei Seelen und ein Herz, zwei Weſen und eine Liebe, und es war, als wenn zu ihrer ſtummen Freude die heilige Mutterſtimme der Natur ein frommbewegtes „Amen“ flüſtere. —

Aber als die Mutter mit dem Sohn die alten Mauerthürme des Sendlingerthores wieder grüßte, und es faſt Abend war, zog ein wehmüthiger Klang durch die Luft, etwa wie ein Wolkenſchatten über ein ſonniges Saatfeld zieht — der Klang der Todtenglocke im Thurm der Kapelle des nahen Friedhofs.

Beate trat in ihres Sohnes Werkſtatt, als die Feierabendſtunde nahte. Sein Herz hatte durch der Mutter fromme Tröſtung den Frieden wieder gefunden, und nur die Heiterkeit wollte nicht wieder kommen, die ſchien ſich ſchlafen gelegt zu haben mit des jungen Künſtlers Glück. In der Werkſtatt waren viele Modelle aufgeſtellt, die Engelbert theils früher gefertigt nach Bildwerken ſeines Meiſters, theils neue, die ſeine eigene Phantaſie geſchaffen; an den Wänden umher hingen Reliefs in Gyps, und mancherlei Studien, Masken, einzelne Glieder, und dergleichen, größtentheils nach Antiken gearbeitet.

Ermattet ſank des Jünglings Arm, und ſeufzend blickte er auf den Cararamarmorſtein aus dem ſein Meiſel ein entſchlafenes Kind bilden ſollte für die trauernde Fürſtin Roſaura. Mehrere Künſtler waren aufgefordert worden, Skizzenzeichnungen einzureichen, auch Engelbert hatte es gethan, denn die Sorge für ſeinen und der geliebten Mutter Unterhalt hieß ihn arbeiten, und ihm war der ehrenvolle Auftrag geworden, ſeine Zeichnung in Marmor auszuführen, denn ſie hatte das Gefühl der ſchmerzgebeugten Mutter am meiſten angeſprochen. Sanft lächelnd lag das Kindlein mit geſchloſſenen Augen auf weichem Polſter, halb verhüllt von einem zarten Schleier, der kleinen Hand ſchien eine kaum erſchloſſene Roſe entfallen, die geknickt war, eine geſprengte Puppenhülle, die daneben lag, deutete auf eine entflohene Pſyche.

Still betrachtend trat Beate näher zu dem noch nicht lange begonnenen Bildwerk, und dann glitten ihre Blicke davon hinweg auf das Angeſicht ihres Sohnes, das ſehr bleich war, und eine große Erſchöpfung in allen Zügen zeigte.

„Arbeiteſt Du auch nicht zu viel, mein guter Sohn?“ fragte ſie mit mütterlicher Beſorgniß. „Du gönneſt Dir nicht Ruhe genug; ich bitte Dich inſtändig, ſchone Dich!“

„Ich habe keine Ruhe, wenn ich feire,“ antwortete Engelbert. Wenn ich ſo Schlag auf Schlag an den Stein that, kam ich mir vor, wie die Zeit, die Stück für Stück von unſerm Leben wegnimmt, jetzt da ich nur langſam und vorſichtig feile und wegräume, komme ich mir vor wie der Gram, der langſam und allmählig Herzen aufzehrt.“

Beate antwortete auf die Rede ihres Sohnes nicht, aber um ſo ſchmerzlicher war das Gefühl, das in ihrer Bruſt ſprach. Niemand kannte beſſer wie ſie die Wirkung eines tiefzehrenden Grams.

„Ein blutendes Mutterherz“ — ſprach ſie wehmüthig, „mußte es zuerſt ſeyn, das Dich hier beſchäftigen ſollte, das liegt mir ſchwer auf der Seele. Mußte der kleine Engel ſterben, damit mein Sohn Arbeit und Verdienſt finde?

O, das wolle Gott nicht in ſeiner höchſten Güte, das würde mir Speiſe und Trank vergällen!“

„Sey nicht wunderlich, liebe Mutter,“ nahm Engelbert, trüb lächelnd, das Wort: „und quäle Dich und mich mit ſolchen Gedanken nicht! Mußte vielleicht meine Laura ſterben, damit der Tiſchler einen Sarg zu machen bekäme? Wer möchte ſolche Fragen thun?“ —

„Dein Schmerz hat Dich empfindlich gemacht mein Sohn,“ erwiederte Beate, „und ich weiß wohl, daß er ſolches gern thut. Schmerzt doch bei der leiſeſten Berührung eine wunde Stelle, wie vielmehr ein wundes Herz. Komm, Engelbert, mit herauf, das Abendeſſen wartet auf Dich.“

Engelbert that nach dem Willen der Mutter, die noch einmal umblickte in der Werkſtatt, das Haupt ſchüttelte, und dann mit bekümmerter Miene dem Sohne folgte.

„Sag mir doch, lieber Sohn,“ fragte ſie oben: „wirſt Du nicht auch einige Chriſtusköpfe, Apoſtelſtatuen, oder noch lieber die heilige Madonna ausführen, an welchen Gebilden Du ſonſt ſo große Freude hatteſt? Ich ſehe unten in Deiner Werkſtatt nur heidniſche Götzenbilder, ſo gar nichts Chriſtliches, wie kommt das?“

„Ich liebe dieſe ſogenannte chriſtliche Kunſt nicht“ — antwortete der Bildhauer verdüſtert. „Ihr mattes Einerlei kam mir vor, wie eine immerwährende Paſſion; es fehlt allen dieſen Geſtalten die ideale Schönheit, die über Hellas Bildwerken einen ſo wunderbaren geiſtigen Zauber webt. Wenn nach Jahrhunderten einſt eine Zeit kommt, die im Chriſtenthum nur eine ſchöne Mythe ſieht, dann werden auch ſeine Geſtalten idealer erfaßt werden, als ſie jetzt der Meiſel des Künſtlers erfaſſen darf.“

„Ich verſtehe Dich nicht ganz, mein Sohn,“ antwortete Beate, „aber ſo viel verſtehe ich, daß ſo, wie Du, kein frommer Menſch reden ſoll, und Gott vergebe Dir die Sünde. Du warſt in Rom, wo das Herz der großen Mut-

Obrigkeit dem Volke erzeigt, wird nicht angeſehen als eine ſolche, ſondern jederzeit als eine Schuldigkeit, für die ſich Keiner bedanken zu müſſen meint, ja deren Lohn meiſtentheils noch ſchnöder Undank iſt. Und was das treue Regiment betrifft, Adam, ſo iſt das ſo eine Sache, von der wir vielleicht Beide nicht allzuviel verſtehen; nur meine ich mit meinem einfältigen Verſtande, treu Regiment beſtehe auch mit darin, eine gute Stadt nicht in eine ungeheure Schuldenlaſt zu ſtürzen, wie der ehrſame Rath gethan."

„Iſt es denn ſo ſehr arg? Und weißt Du denn nicht, wie hoch die Summe ſich beläuft, Joſeph?" fragte der alte Diener.

„Hoch genug ſoll ſie ſich belaufen, um dem Rath bange zu machen, wenn er Rechnung ablegen ſoll," erwiederte der Küſter. „Und ich ſage Dir, der Rath ſoll und muß Rechnung ablegen."

„Nicht ſo laut, nicht ſo laut, lieber Bruder!" flüſterte Adam ängſtlich, und blinzelte hinauf nach dem Fenſter: „der Herr hat einen leiſen Schlaf, könnte uns hören. Sprich leiſe, ter Kirche ſeine heiligen Lebenswellen nach allen Ländern ausſtrömt, haſt Du dort ſolche frevelhafte Anſichten gewonnen?“

„Die große Mutter, die ich anbetete,“ erwiederte Engelbert: „hieß Kunſt und Liebe, und die Kirche mag mir verzeihen, wenn ich ihrer über beiden vergeſſen habe.“

Beate ſchwieg, ſie wollte keine Fortſetzung dieſer Rede hören, die ihrem frommen Ohr wie Gottesläſterung klang; Läſterung aus dem Munde ihres Sohnes! Dieſer Gedanke war ihr ſehr bitter. Engelbert verſank in ein düſteres Nachdenken, und dann, als die Mutter fortwährend ſchwieg, ſtand er auf, und verließ die Stube.

Beate hatte heiße Thränen im Auge, ſie blickte nach oben, und flüſterte leiſe vor ſich hin: „Vergieb ihm Gott, er weiß nicht, was er redet! Ach, ſein Geiſt, ſonſt ſo klar, ſo fromm und rein, ſcheint ganz verſtört, zerrüttet; ja, ja, ſolches kann heftiger Liebesſchmerz wohl bewirken, oft für lange Zeit, ja für das Leben.

O mein armer Sohn! Nicht genug, daß Dein Körper ſchwach iſt, und unkräftig, auch Dein Geiſt liegt in den Banden einer Krankheit, und Wehe, troſtloſes Wehe über mich, wenn Irreligion dieſe Krankheit hieße! — Ich ſoll der Sorgen nimmer quitt werden, ich ſoll keine Freude mehr haben!“ —

Sorgende Mutterliebe, ewig unruhvoll bewegtes Mutterherz, das, worüber du weinteſt, ſollte nicht Deine tiefſte Wunde ſeyn!

Der Sommer war ſchnell vergangen, und auch der Herbſt faſt vorüber. Engelberts Arbeit war längſt fertig, war im höchſten Grade gelungen, hatte ihm Ehre, Ruf und reiche Belohnung eingetragen, und mehr als eine Beſtellung ging bei ihm ein; aber aus der irdiſchen Werkſtatt winkte ihn bald ein höherer Meiſter hinweg.

Fürſtin Roſanna ſaß oft in ſtillen Stunden der Trauer vor dem bleichen Marmorkindlein, und blickte ſo ſchmerzvoll auf den todten Stein, wie in der Mythe die verſteinerte Niobe auf ihre todten Kinder. Aber mit gleichem, ja noch mit viel größerm Schmerz als die weinende Fürſtin ſaß Beate, und blickte mit gramſtarrem Auge auf ihres Lebens ſinkende Hoffnungen hin. Krank, ſchwer krank, lag Engelbert auf dem Lager, und die ſchmerzgequälte Mutter wachte ſchon die dritte Nacht bei ihm, und war todtmüde. Es war tiefe Nacht, und ſehr ſtille, einförmig ging der Pendelſchlag der Uhr, des Kranken matte Odemzüge waren kaum hörbar, und nichts war hörbar, als die bangen Seufzer der Mutter. Trübe brannte hinter einem Schirm die Lampe, und ihr bleicher Schimmer fiel auf ein Marmorbild, ein Mädchen darſtellend von ſo hoher Schönheit, daß, wer es ſah, wohl wähnen konnte, es ſey ein Bruſtbild der Aphrodite; das war Laura, und auf dieſes Bild fiel Beatens thränenſchwerer Blick, und ſie redete in Gedanken das Bild an: „Du, glänzende Schönheit, haſt mich beſtohlen um mein letztes Erdenglück, um meine ſchönſten Hoffnungen; Du haſt mir das Herz meines Sohnes entfremdet, und Gott und Himmel hat er über Dich vergeſſen! Du warſt ihm alſo alles, Geliebte, Himmel, Gott — mindeſtens Abgott, und weil Dir nicht ganz Dein Raub gelang, willſt Du den, der Dich ſo hoch liebte, Dir nachziehen in Deine Grabestiefe, unbekümmert um meine Pein, um meine Verzweiflung!“

Dieſe Gedanken hatte Beate unbewußt leiſe ausgeſprochen, und Engelbert hatte ſie gehört, und ſchlug jetzt die tiefeingefallenen Augen auf, die allen Glanz verloren hatten, und ſtöhnte: „Mutter, Du ſollſt nicht verzweifeln, wenn ich ſterbe, Verzweiflung iſt ein ſchwarzer Marmorſarkophag, in welchem die Menſchenſeele lebendig eingeſchloſſen wird, eines ewigen Todes zu ſterben. — Mutter — fluche meiner Liebe nicht, nicht meiner Laura — o, unſere Liebe war nicht fluchwürdig!“

„Sey ruhig, mein Sohn, ich bitte Dich, sey ſtill!“ flehte Beata mit ängſtlicher Beſorgniß: „der Arzt hat Dir das Sprechen verboten!“ —

„Ich werde bald ſtill ſeyn, Mutter —“ flüſterte der Kranke ſehr ſchwach. „Das Sprechen verboten — ja, das iſt das Beſte — das Grab iſt auch ſtumm, ein geſchloſſener Mund, der ſchweigen kann — aber nicht küſſen!“ —

„O Jammer über allen Jammer!“ weinte Beate, und preßte ihre gerungenen Hände auf ihr hochklopfendes Herz, und kniete an des Sohnes Lager nieder, ihr brennendes Angeſicht in die Decke begrabend, und wünſchend, alle ihre Gedanken in Nacht begraben zu können, und wie ſie ſo halb lag, halb kniete, übermannte des Schlafes Allgewalt die Ermattete, und forderte ſein Recht gebietriſch von ihr, und ſie hatte keine Kraft zu widerſtehen.

Der Kranke aber richtete ſich auf, und ſtarrte auf die Büſte ſeiner Laura, die ſo ſchneeweiß dort ſtand in dem dunkeln Stübchen, wie eine Geiſtererſcheinung, und Engelbert ſeufzte leiſe: „Laura, Laura!“ und immer ſtarrer ruhten ſeine Blicke auf dem Marmor, und der Marmor ſchien ihm reiner zu glänzen, immer heller und heller, und alle Gegenſtände in der Stube ein grauer Flor zu überſchleiern; aber des Marmorbildes Züge ſchienen Leben zu gewinnen, wenn auch keine Lebensfarbe, die Lippen ſchienen zu ſchwellen, und leiſer Odem ihnen zu entſäuſeln, wie Zephyr über weißen Roſen fächelnd weht, und die Augen ſchienen verklärten Glanzes zu ſtrahlen, und ihn anzublicken mit der alten Liebesgluth; dann hob ſich das Bild, und es wuchſen ihm zarte Arme, und ein Leib voll wunderſamen Liebreizes, überwallt von ſilbergrauen Flören, und es trat nahe zu ſeinem Lager, wie ein bleicher Todesengel, neigte ſich über ihn, küßte ihn, und ſeinem Mund entfloh, als er mit ſchwindenden Sinnen zurückſank auf die weichen Kiſſen, auf den Schwingen eines Todesſeufzers der Ausruf: „Pygmalion!“—

Als Beate erwachte, war es Nacht um ſie, das Lämpchen war erlöſcht, und ſie raffte ſich empor, und rief zitternd und leiſe: „Engelbert, ſchläfſt Du?“

Schläfer pflegen aber nicht mehr Antwort zu geben ſolcher beſorglichen Liebesfrage, und gleichen darin dem Glück, das auch nicht mehr Rede ſteht, wenn es entſchlummert iſt, und die Menſchen weinend an ihren zertrümmerten Freudentempeln ſtehen.

Beate griff nach Engelberts Hand, und faßte ſie, da war es ihr, als würde ein doppeltſchneidig Schwert ihr in die Bruſt geſtoßen, und glühend heiß ſey der Schmerz — und eiſeskalt — war ihres Sohnes Hand.

Laut auf kreiſchte im ungeheuren zermalmenden Weh die unglücklichſte der Mütter, und fiel ſinnlos auf des einzigen Sohnes Sterbebett; in der Kammer aber raffte ſich die alte Magd auf, und kam in die Stube, und weil das Licht erloſchen war, und alles ſtill, ward ihr bange, und ſie entzündete mit zitternder Hand die Lampe wieder, dann ſah ſie wohl, was hier geſchehen, und rüttelte die Ohnmächtige wieder ins Leben, in ein Leben voll unſäglicher Pein.

Keine Gränzen fand und kannte der Schmerz der Mutter; tiefaufjammernd aus der zerriſſenen Bruſt quollen ihre troſtloſen Klagen, ſtöhnte der ſchneidende Wehlaut des unendlichſten Jammers. Die alte Magd zündete eine Leuchte an, und ging weinend hinweg, die Todtenfrau zu holen, denn ſie vermochte nicht, die Troſtloſe aufzurichten, nicht, ihr beizuſtehen, ihres Schmerzes Heftigkeit ſtieß die hülfreiche Hand zurück.

„Mein Sohn! Mein Sohn! Mein Engelbert! O lebe! lebe!“ rief Beate außer ſich, als ſie endlich wieder Worte fand. „O ewiger Gott, gieb mir meinen Sohn wieder! Meinen Sohn! Warum gabſt Du ihn mir? Warum ließeſt Du mir ihn ſo lange, und nimmſt ihn nun? O Schmerzensmutter Maria! Hochheilige! Gebenedeite! Gieb Du mir meinen Sohn zurück, Du, die meinen Schmerz kennt! Heilige Gnadenmutter, Dein Sohn iſt auferſtanden von den Todten! O laß auch meinen erwachen! Mein Sohn! Mein Engelbert! Wach' auf! Wach' auf! Wach' auf im Namen des Dreimalheiligen! Wach' auf im Namen des ewigen Gottesſohnes!“

Aber regungslos blieb die Leiche, und Beate neigte ſich über das erblaßte Haupt, und unaufhaltſam floſſen ihre Thränen, dann wurde wieder ſtarr ihr Schmerz, und ſie hatte keine Thräne mehr, und überhaupt nichts mehr als das ungeheure Weh, das wie mit tauſend glühenden Dolchen in ihrer Bruſt tobte, und ſie rief in einem fort den Namen des geliebten Sohnes, und raufte ihr Haar, und wüthete gegen ihren Leib, und es fielen auf das Geſicht der Leiche zwei blutige Thränen.

Wenn Mutterliebe keine Gränzen kennt, verlanget nicht, daß Mutterſchmerz ſie kenne. Liebe iſt der Tag eines Mutterherzens, Schmerz ſeine Nacht, das Herz ſelbſt aber iſt die heiße

Mittagslinie, darauf Tag und Nacht ewig gleich ſind.'

Und wie Beate hinſtarrte nach des Sohnes Antlitz, darauf zwei blutige Thränen gefallen waren, zuckte dieſes konvulſiviſch zuſammen, als wenn es getroffen werde von dem wunderbaren Schlag einer voltaiſchen Säule, und die Augen thaten ſich wieder auf, ſtarr blickend und grauenvoll, und der Mund der Leiche ſprach tonlos und ſchauerlich, und ohne daß ſich die blauen Lippen regten: „Mutter, Mutter! — Laß mir meinen Frieden! Deine Thränen rufen mich nicht mehr ins Leben — aber meine Ruhe — rauben ſie im Grabe!“ —

Da legte ſich der Ohnmacht ſchwindelnde Schattengewalt wieder über Beaten, ſie ſank nieder auf das Lager, doch nicht ganz ſchwand ihr die Beſinnung, ſondern wie ein Traumphantom trat eine Sage in ihre fiebernden Gedanken. So lautet aber die Sage: Es war einmal eine Mutter, der ſtarb ihr einziges Kind, und ſie weinte Tag und Nacht, und Nacht und

Joſeph, erzähle mir alles, was Dir zu Ohren gekommen.“

Und im leiſen, flüſternden Geſpräch berichtete der Küſter dem für die Wohlfahrt ſeines Herrn redlich beſorgten Diener alles, was in jenen Tagen die Gemüther der Erfurter Bürgerſchaft bewegte, aufregte und aufs Höchſte beunruhigte, ſo daß auch überall ein ſchlecht verhaltner Unwille, ein tiefer Mißmuth, eine ſtille Gährung bemerkbar war, die, wenn ſie zum Ausbruch kam, der Ruhe der Stadt äußerſt gefährlich ſchien. Während aber hier der Küſter Joſeph Eckardt ſeinen Bruder von der Stimmung des Volks unterrichtete, und ihn ſeine eignen trüben Befürchtungen mittheilte, wurde im Hauſe ſelbſt ganz leiſe das kleine Gartenpförtlein geöffnet und unhörbaren Trittes ſchlüpfte eine in dunkle Gewänder gehüllte Frauengeſtalt über die wenigen Stufen in den mondbeglänzten Garten, ſah ſich furchtſam um, ob ſie wohl einen Lauſcher gewahre, und ging dann mit ſchnellerem Schritt tiefer in den Garten hinab, der ſich ſchmal, aber lang, bis nahe an den Arm der Gera erſtreckte, der die Stadt Erfurt unter dem Namen

Tag ohne Aufhören, und weinte alle ihre Tücher naß, und aß und trank nicht, und zehrte vom Schmerz und der Schmerz an ihr, ſo daß ſie ſich wechſelſeitig aufrieben. Und als ſie drei Tage und drei Nächte lang geweint hatte ohne Aufhören, war ſie ſterbensmüde, und ſchlief ein; da trat zu ihr das heißbeweinte todte Kind, und war ein ſeliges Engelein geworden, und in ſeinen kleinen Händen hielt es eine große ſilberne Urne, die war voll Flüſſigkeit bis an den Rand, ja bis über den Rand, daß ſie überzuſchwellen drohte. Da ſprach das Kind: „Siehe, lieb Mütterlein, das ſind Deine Thränen, die Du um mich geweint haſt. Wenn nur noch eine fällt, ſo wird das Gefäß überfließen, und Dein armes Kind wird dann keine Ruhe mehr im Grabe haben; o mein Mütterlein, wenn Du Dein Kind noch lieb haſt, weine nicht mehr!“ Und da haben die Augen der Mutter keine Thräne mehr vergoſſen, aber das Weinen hat ſie doch nicht laſſen können, und hat innerlich geweint, und ihre Thränen ſind blutig auf ihr Herz gefallen, ſo ſchwer, ſo ſchwer, daß es gar bald gebrochen iſt. Und iſt an ihr wahr geworden, was der alte Vers beſagt:

Ein Leiden, das man unterdrücket,
Vermehret den geheimen Schmerz,
Und jede Zähre, die erſticket,
Gräbt blutig ſich in unſer Herz.

Das war die Sage, von der Beate träumte, und ſie hat nun auch nicht mehr geweint. —

Es war ein trüber Herbſtnachmittag, als das Todtenglöcklein auf dem Kirchhof von München wieder erklang, und eine bleiche Frau aus dem Sendlingerthore nach dem Kirchhof wankte, wo der junge Bildhauer Engelbert begraben werden ſollte. Das war für die arme Beate freilich ein anderer Gang, als jener im ſonnigen Lenz. Damals ging ſie dem Sohn entgegen mit liebender Seele, heute ging ſie ihm nach mit zerriſſenem Gemüth. Die Blätter, die damals hoffnungsgrün aus den Knospen gebrochen waren, wehte der Herbſtwind alle ab, eines nach dem andern, oft rauſchten und wirbelten ganze Schaaren durch die Luft; ſo reißt vom Baum der Welt der Sturm der Zeit die Menſchengeſchlechter los.

Beate wunderte ſich, daß ſie noch lebte. Sie hatte oft daran gedacht, während des Sohnes Siechthum, daß ihr Herz brechen werde mit dem ſeinen, und doch war es nicht geſchehen, gleichwohl ſchien ſie eine Lebendigtodte. Theilnahmslos ſchritt ſie an Allem vorüber, und alle ihre Gedanken waren bei ihrem Sohn, der doch nicht mehr bei ihr war. Sie kniete an dem friſchen Grabe, faſt ſinnlos vor Schmerz. Verſiegt war ganz die Quelle ihrer Zähren, und weil ſie das Grab nicht bethauen konnte mit der ſalzigen Fluth heiliger Liebesthränen, ſo beſprengte ſie es doch mit dem geweihten Waſſer, fromm hoffend, daß ſolches der Seele des Geliebten fromme.

Und der Abend dämmerte herein mit ſeinen düſtern Schauern, und zu der noch immer am Grabe Knienden trat der Wächter des Todtenhofes und ſagte: „Frau, ſtehet auf, der Kirchhof wird anjetzt verſchloſſen;“ aber er mußte es einigemal ſagen, ehe Beate es hörte; dann erhob ſie ſich mit einem tiefen Seufzer, und wankte von dannen; durch das enge Pförtchen unter dem ſchattenden Portikus ſchritt ſie, todtmüde, abgehärmt, und ſo ſtill und ſchweigend, wie die vielen tauſend Gräber auf dem Gottesacker, nur in ihr wimmerte fort und fort der Schmerz; ja in ihr ſchrie er laut, wie ein gefeſſelter Rieſe, aber über ihre Lippen ging kein Laut.

Und nächtiger wurde es auf den Fluren; ſchwarz wie ein Bahrtuch war der Himmel überzogen, und unter dem Dunkel hingen große Wolken von lichtgrauer Färbung, und einſam war es auf dem Pfade, den Beate wandelte, einſam und öde. Alte Weiden ſtanden am Rain, und der Nachtorkan brauſte durch ihr entblättertes Gezweig, und unten rauſchte ein Arm der Iſar einförmig durch die Nacht, und dumpf ſcholl durch die grauenvolle Stille wie Donnertoſen das Stampfen eines nahen Mühlwerkes. Das Dorf Sendlingen verſchwand im Schattenflor des Abends, und auf den feuchten Wieſen hob ſichs, wie wallende Schleier, ſchwebte es, wie bleiche Geſpenſterſchaaren hin und her. War es doch, als wollten von dem großen Leichenfelde von 1705 die Geiſter der Erſchlagenen aufſtehen, und blutige Kämpfe erneuern. Bläuliche Irrlichtflämmchen flatterten durch die Dünſte, als wollten ſie mit ihrem meteoriſchen Schimmer den wehenden Todtentänzen leuchten. Beate war ganz langſamen Schrittes fortgewankt, und nahte der Kapelle zur ſchmerzhaften Mutter Gottes. Still und ernſt lag das Kirchlein da, vom Sturm der Nacht umtoſt, vom Grauen der Düſterniß umwebt. So heftig war der Wind, daß ſich oben im Thurme die Glocke bewegte, und es war, als wimmere ein leiſer Klageton aus dem Metall. Seltſamen Klanges ſchrillte der Eiſendraht, der vom Blitzableiter herab in die Erde lief, einer Rieſenharfenſaite gleich. Beate ſaß auf einem der Balken, welche die nahe Wieſe einfrieden, in regungsloſes Hinbrüten verſunken; ſie fühlte kaum, daß der Sturm ſie heulend umbrauſte, und ihr ergrauendes Haar aufgelöſt zu ſeinem Spiel machte. Ihr war, als ob die ganze Welt geſtorben ſey, und es kam ihr vor, als ſie den Eiſendraht ſo leiſe tönen hörte, als halle er ihre tiefen Klagen nach, und als habe ein ſchneller Blitz ihr ganzes Glück erſchlagen, tief in die Erde hinein.

Alle Lichter in Häuſern und Hütten der äußerſten Vorſtadt löſchten allmälig aus, nur vom Kirchhof ſchimmerte noch Licht her aus der Stube, darin die Todtenwache, und fort und fort brauſten Sturm und Strom, und die heulende Schwinge der Zeit berührte die einſam trauernde Mutter, die nun nicht mehr Mutter war. Warum hat die Sprache kein Wort, keinen Namen für ein Weib, das ſeine Kinder zu Grabe trug, wie ſie doch einen hat für die Frau, deren Gatte geſtorben iſt? Die Antwort iſt wohl leicht; der Schmerz einer kinderloſen Mutter iſt unausſprechlich, die Sprache kann eine ſolche Arme nicht mit einem armen Wort bezeichnen.

Beate kniete in der Sturmnacht an der Thüre der ſchmerzhaften Kapelle, und ihre Gedanken wurden endlich zu jammernden Worten. „Mein Sohn! O mein Sohn!“ klagte ſie. „Mein Gott, warum haſt Du mich verlaſſen? Mein Sohn, warum haſt Du mich verlaſſen? O mein Glück, meine Freude, mein Stolz, meine Hoffnung, alles, alles iſt dahin! — Ja — alles! Wer pflegt nun mein Alter, wer ſchafft für mich, wer gibt liebenden Troſt meinem Leid! Niemand! Niemand! Engelbert konnte das allein. O wer trägt ſolchen Jammer, wie ich ihn trage? Wen drückt ſolche Laſt, wie mich? Wer iſt auf Erden ſo troſtlos, wer war es je ſo ſehr als ich? Todt!

todt! Ich trage das Leben nicht mehr. — Hinab, hinab in den Strom! Mich tröſtet, mich rettet kein Gott! Ich kann nicht mehr beten! Ich habe mich ausgebetet; die Heiligen haben ihr Ohr verſchloſſen, und keine Fürbitte für mich eingelegt! O mein Sohn, das iſt Deine Schuld, Du haſt Gottes Heilige vergeſſen über irdiſchem Lebensglück! Nur zu den Frommen, nur zu den Reinen neigen ihr Ohr die himmliſchen Schaaren! O mein Engelbert, warum warſt Du nicht mehr fromm? O hätte Gott Dich mir gelaſſen, Du wärſt wieder ſo kindlich fromm geworden, wie damals, als Du von mir ſchiedeſt nach dem Lande, das Feuerberge hat, und darin auch in den Menſchenherzen verzehrende Gluthen lodern! — Hinab, hinab in den Strom! Kein Leid gleicht meinem Leid, kein Elend, meinem Elend, ich trage es nicht mehr! Gott, vergib! Bitte für mich heilige Maria! All' ihr Heiligen — bittet für mich!“

Beate erhob ſich, und wollte der nahen ſchnellſtrömenden Fluth zueilen, da brach plötzlich aus dem dunkeln Gewölk ein Strahl des Mondes, und fiel auf die ſchmerzhafte Kapelle, wie verklärend; und ſchauernd blickte Beate auf, und ſie las die Inſchrift über der Eingangspforte, die ihr hell in die Augen leuchtete, und ihr war, als rufe eine wunderſüße Engelſtimme ihr die Worte zu, die dort geſchrieben ſtehen:

Kommet und ſehet, ob ein Schmerz
iſt, wie der meine!

Ein Sturmſtoß, und die verſchloſſene Pforte der Kapelle ſprang donnernd auf, ein zweiter, und klingend that ſich innen das Eiſengitter von einander, und Beate wußte nicht, wie ihr geſchehen war, als ſie an den Stufen des Altars kniete, und wunderſamer Lichtſchein durch die Kuppel des Kirchleins brach, und mit magiſcher Helle die Bilder und Votivtafeln ſilberdämmernd überwebte. Aber leuchtend in einer Himmelsſtrahlenglorie ſtand über dem Altar das Muttergottesbild, ſieben Schwerter in dem Herzen, daran der Weltheiland gelegen, und noch einmal tönte es in Beatens dumpfzitternde Gedanken wie von Seraphs Munde:

Kommet und ſehet, ob ein Schmerz
iſt, wie der meine!

Da brach aus Beatens Augen unaufhaltſam die Fluth langverhaltener Thränen, und ſie ſtöhnte: „Der Meine! Dein Sohn, ewige Gnadenmutter, litt und ſtarb, und auferſtand am dritten Tage. Wann wird der Meine auferſtehen? Dein Sohn ließ Dir einen liebenden Freund, und ſprach zu Dir: Siehe, das iſt Dein Sohn! Wer iſt mir geblieben? O Gottesmutter, erbarme Dich mein! Führe mich ein zu Deiner Herrlichkeit, zu meinem Sohne!“ —

Wie Beate ſo, vom ungeheuern Schmerz ergriffen, halb ſinnlos, halb frevelnd geſprochen hatte, füllte noch höherer Lichtglanz das Kirchlein, und das Marienbild ſchien zu verſchwinden, und ein anderes an ſeiner Stelle zu ſchweben, einer überirdiſchen Erſcheinung gleich, ſo rein und blendend hell und herrlich anzuſchauen, des Breitſtroms in zwei ungleiche Hälften theilt. Dort ſtanden viele Obſtbäume, und eine dichte Laube von Hainbuchen, Geißblatt und Maßholder, und es war nicht möglich, daß vom Hauſe eine nächtliche Luſtwandlerin erblickt werde, ſelbſt wenn das Mondenlicht die Nacht faſt taghell machte. Eine Viertelſtunde früher war ein junger Mann, deſſen Kleidung den edlen Junker verrieth, mit haſtigen Schritten durch die Auguſtinerſtraße gegangen, war um die Kirche zu St. Nikolaus herumgeſchlüpft, und raſch über den ſchmalen Steg geeilt, der dort über die Gera führte, worauf er verſucht, eine Gartenthüre zu öffnen, die ſich nahe bei dem Steg befand, und war, als er die Thüre noch verſchloſſen traf, mißmuthig zurückgetreten und auf den ſchmalen, mit Weidenbäumen beſetzten Fußpfad, zur Rechten Zäune, zur Linken das Waſſer, ungeduldig auf- und abgegangen. Häuſer und Bäume verhinderten, daß vieles Mondlicht auf den Pfad des nächtlichen Wandlers fiel, nur ſparſam ſtahlen ſich einzelne Strahlen durch das Laub, das der friſche Hauch des Abends bewegte. Das Wehr bei der nahen Furtmühle daß Beatens Blicke niederſanken, aber dennoch ſahe ſie die Erſcheinung, und ihre Seele bebte in namenloſem Schmerz, in namenloſem Entzücken zugleich. Und das Gebild war gleich einer zarten Jungfrau mit einem Antlitz, darin Engelmilde und Frauenwürde und Götterhoheit wunderſam vereint waren, und ihr Gewand war weiß wie Silber und Lilien. Und durch Beatens Herz ſchauerte der ſelige Gedanke, daß die Königin der Engel ſelbſt es ſey, die ihr erſchienen, und Maria, die Gotterkorene, die Herrin der Himmel, neigte ſich ernſt und mild zu der in den Staub anbetend Niedergeworfenen, und ſprach.

Was ſie ſprach, ſoll und darf ein irdiſches Wort nicht verkünden wollen. Ihre Stimme war Wohllaut, ihr Wort war Troſt. Es war als ob Engelflügel um Beaten rauſchten, und in ihrem Innern ſelbſt that ſich eine Paradieſespforte auf, dahinein ſelige Empfindungen zogen. Reuig beweinte ſie ihren allzugroßen Schmerz, der ſich bis zur Gottesläſterung geſteigert; Geduld und Ergebung traten ihr als freundliche Engel nahe, und ſie ehrte den weiſen Willen der ewigen Allmacht.

Die Fülle der Erſcheinung ſchwand, lange kniete noch Beate im heißen Gebet; als ſie geſtärkt zum Glauben, Hoffen und Dulden aus der Kapelle trat, glänzten Sterne am Himmel, und die Stimme des Sturmes ſchwieg. Auch Beate ſchwieg, und als ſie nach Hauſe kam, hoffte die alte treue Magd vergebens auf ein Wort aus ihrer Herrin Munde; Beate war ſprachlos geworden. Eine Verzweifelnde war ſie gegangen, eine ſtille, ſanfte Dulderin kehrte ſie heim, und Gottes Liebe ließ ſie nicht hülflos bleiben, bis der Tag kam, der ſie mit dem treugeliebten Sohn vereinte, und dieſer Tag kam bald, und an des Sohnes Seite ward die Mutter ſtill gebettet. —

Gottes Liebe iſt unendlich; ſie hat für jeden Schmerz einen Balſam, und heilt ſanft die Wunden, die ſtrafend oder prüfend die ewige Weisheit ſchlägt. Hoffend richte jede Mutter, die ſolch herber Schmerz zu Boden drückt, ihr Auge auf die ſelige Dulderin Maria, und freue ſich, daß auch für ſolches Weh, welches das größeſte, die göttliche Gnade ihr ein himmliſches Vorbild im übermenſchlichen Dulden zeigt, eine vom Schwert der Qual durchbohrte Schmerzensmutter, die allen Schmerzgebeugten, Zagenden und Verzweifelnden zuruft:

Kommet und ſehet, ob ein Schmerz iſt, wie der meine!

Maravi.

Maravi.

Es war einer der drückend heißen Julitage des Jahres 1828, als ich, damals noch wohlbeſtalltes Apothekerſubjekt, in der Offizin ſaß, und mich, da es eben nichts zu thun gab, mit meinem Lieblingsſtudien, Reiſebeſchreibungen, beſchäftigte. Vor mir auf den Tiſch lag die neue Berghauſiſche Karte von Afrika, und Reiſen von Burchell, Richardſon, Campbell und Andere. Eine unbezwingliche Sehnſucht regte in meinem Innern gar mächtige Flügel. Es litt mich nicht mehr in dem Stande, dem ich angehörte; er war mir mit allen ſeinen kleinen Unannehmlichkeiten, ſeinen großen Verantwortlichkeiten, ſeinem mediziniſchen Unrath längſt zur drückenden Feſſel geworden, die abſtreifen zu können, mein tägliches Gebet war. Fort aus dem einengenden kleinlichen Alltagsleben, hinaus in die weite, herrliche Welt, an die Mutterbruſt der Natur ſehnte ſich glühend mein Herz. In ferne, unbekannte Länder hin wünſchte ich zu reiſen, neue Pflanzen zu finden unter den fremden Zonen, neue Thiere, nie zuvor gekannte Mineralien. Ich beneidete die Glücklichen, denen es vergönnt war, in entlegenen Welttheilen zu forſchen, und zu ſtreben nach neuen Schätzen der Natur, um unſer Wiſſen, unſere Erkenntniß zu bereichern, ich pries ihr Loos als ein wahrhaft beſeligendes.

Auch meinen Namen wollte ich ſehen bei den Namen derer, die durch Reiſen und Entdeckungen im Reiche der Natur berühmt geworden, auch ich wollte meinen Antheil haben von den Kränzen, mit denen Ehre und ein dankbares Vaterland ſie ſchmückten, aber in meiner Lage — wie war es möglich? Ohne Mittel, ohne Connexionen — gebannt, um das Leben zu friſten, an Rezeptirtiſch und Laboratorium — haderte ich oft mit dem Geſchick, das jene begünſtigte, und mich umſonſt im ſehnſüchtigen Verlangen ſchmachten ließ.

Doch es war mir eine liebliche Hoffnung erblüht, von deren Duft ſich meine Seele nährte. Die afrikaniſche Geſellſchaft in London ſuchte durch ihre Agenten in Deutſchland junge, der Naturwiſſenſchaft kundige Männer, um ſie in Geſellſchaft engliſcher Naturforſcher auf Entdeckungsreiſen auszuſchicken; dieß hatte ich gehört, und ſogleich an einen jener Agenten geſchrieben. Die Antwort konnte jeden Tag eintreffen.

Wer ſchon ſelbſt einmal hoffend und ſchmachtend in die ferne Zukunft geblickt hat, und Jahre lang geſeufzt nach der günſtigen Stunde, wem dann, als er ſchon allmählig ſinken ſah den grünenden Palmbaum ſeiner Hoffnung, doch noch ein gütiges Geſchick Erhörung ſeiner heißen Wünſche zulächelte, o nur der kann meine gränzenloſe Freude faſſen, meinen Jubel ermeſſen, denn ſie ſchlug mir, dieſe Götterſtunde, der Briefträger kam, er brachte bejahende Antwort, ich war ſelig.

Wie mit Zauberſchnelle ging nun alles von Statten, was meine Reiſe betraf; ich entſinne mich nur dunkel, daß ich mit meinem Prinzipal einen großen Zank hatte, weil er mich nicht gleich fortlaſſen wollte, und daß ſich bald ein taugliches Subjekt (fürwahr, ein göttliches Wort!) fand, meine Stelle zu erſetzen, da mit Zuverſicht angenommen werden kann, daß jährlich eintauſend hoffnungsvolle Pharmazeuten ohne Stellen am Teiche Betheſda liegen, und warten, bis da oder dort für ſie ein Platz offen wird. —

Im Eilpoſtflug durchrauſchte mein Leib die Länder, meine Seele war aber ſchon voraus nach Afrika. Als ich durch die Lünneburger Haide fuhr, gedachte ich an das öde Flachland der Koranas, erblickte in den Haideſchnucken die

Fettſchwanzheerden der Hottentottenkraals, in den Staubwolken der Chauſſeen die Sandwolken der Steppen.

Ich grüßte mit Wonnegefühlen das Meer, ein Dampfſchiff trug mich hinaus in die Waſſerwüſte. Und ich ſah die Kreidefelſen Altenglands aus dem Schooſe der Wogen emporſteigen, und ſeufzte: O ihr Geſtade von Yarmouth und Harwich, wäret ihr doch Tafelbai oder Nadelkap! Und mein Herz ſehnte ſich, als wir näher und näher der rieſigen Weltſtadt kamen, auf die großen Kauffahrteiſchiffe, die ſtolz und majeſtätiſch auf der Themſe mit wehenden Wimpeln, und geſchwellten Segeln an uns vorüberrauſchten, hinaus auf die grünen Wellenringe der uralten Weltſchlange, des länderumgürtenden Ozeans.

Nur Geduld, du freies, frohes, ſehnſüchtiges Herz, zügle dein Sehnen, bald, bald geht ſüdwärts die Fahrt!

Daß ich in London war, weiß ich mich auch nur dunkel zu erinnern, doch iſt mir, als habe hinter dem großen Collegium rauſchte laut durch die Abendſtille, und ſchien ein ſilberglänzender Waſſerfall. Um die Blüthenbüſche des Purpurweiderich und die niedrigen Vergißmeinnicht tanzten Johanniskäfer mit bläulichem Phosphorlicht, und die Nachtigall im Garten flötete ſanft. Aber der ungeduldige Jüngling hatte kein Auge für die ſtillen Schönheiten des Abends, kein Ohr für die Liebestöne Philomelens.

„Sie kommt nicht; nein, ſie kommt nicht, ſie läßt mich vergebens harren!“ ſprach er zu ſich ſelbſt, und ſeine ſchöne freie Stirn wurde von den Wolken finſtern Mißmuths überſchattet. „Daß ich ihrem Verſprechen auch glaubte! Das wäre ja zu viel gewährt, viel zu viel; eine trauliche Unterredung dem treuen Freund! Das könnte ihn wohl ſtolz machen!“

Der Ungeduldige ging immer raſcher, jede Minute dehnte ſich ihm zur Viertelſtunde aus. Zweimal ſchon hatte er den Fuß auf den Steg geſetzt, um heim zu kehren, aber immer wieder den ſchnellen Entſchluß bereut. Oft ſtand er mitten im Gehn ſtill, und lauſchte, ob ſich etwas regte, er huſtete, er klopfte leiſe an die ich eine ungeheure Stadt geſehen voll Paläſte und Hütten, ſchmale, himmelhohe Häuſer, Straßen voll Schmutz, und darin ein ewig reges Drängen, Treiben, Hin- und Herwogen zu Wagen, zu Fuß und Roß, bis die Augen müde wurden vom Schauen.

Und ich ſah eine dämmernde Nebelwolke ſchwimmen über der Weltſtadt, ſie wurde kleiner und düſterer, je mehr ſich das Schiff entfernte, das nun mit mir dahinfuhr, in den ewigen Ozean hinaus.

Nach langer, langer Fahrt, legten wir an auf einer wilden Inſel mitten im Weltmeer, deren kahle Felſenhöhen düſter und drohend in die Luft emporſtiegen. Und es ging die Sage unter dem Schiffsvolk, es ſey dort zu ſehen ein Rieſengrab, und bald ſtand ich bei dem Grabe, das von Trauerweiden melancholiſch umrauſcht war, und täuſcht Erinnerung mich nicht, ſo ſah ich in den Zweigen der Bäume, große ſchwarze Vögel ſitzen, und langſam mit den Flügeln ſchlagen, und ich glaubte die Vögel mit leiſen klagenden Menſchenſtimmen ſingen zu hören:

Hier liegt Er begraben,
Der Verweſung Raub!
Vor dem die Völker gezittert haben;
Hier ruht ſein Staub! —

Aber weiter ging die Fahrt, oft zitterten meine Blicke ſehnſüchtig über des Weltmeers endloſe Fläche hin. Mir war, als ſey ich daheim geſterben, und auf der Reiſe in ein anderes Daſeyn begriffen, und es wollte bisweilen in meiner Bruſt eine Stimme laut werden, die wie Heimweh klang. Ach, es war doch ſchön geweſen in der Welt, die ich verlaſſen. Hatte mir auch die Lebensſonne nicht ihre hellſten Strahlen geſandt, ſo hatte mich doch der Mond lieb gehabt, und meine ſtillen Träume gar magiſch und wunderbar erhellt. Ich hatte geliebt, und hatte gelitten, all den unſäglichen Schmerz, den verſchmähte Liebe bietet, und nun ſchien mir erſt im Innern die Wahrheit aufzugehen, daß mich eigentlich die Liebe, das

Weh der Entſagung fortgetrieben aus jenen ſtillen Kreiſen, in denen ich früher heimiſch geweſen, und daß für das Herz, das ich dort verloren, mir kein Erdtheil, keine Welt Erſatz geben könne. Dieſe und andere melancholiſche Gedanken zu zerſtreuen, begann ich die angenehme Sprache der Hottentotten zu erlernen; ein guter holländiſcher Miſſionär, Myn Herr Duyvel, hatte die Güte, mir darin Unterricht zu ertheilen. Anfangs wurde mir es freilich ſchwer, ſo wohllautend zu ſchnalzen, zu ſchmatzen und zu gurgeln, wie mein würdiger Lehrer, und ich wünſchte mir oft das Talent und Organ einer Turteltaube oder eines Truthahns, um die Kehllaute richtig hervorzubringen.

Als ich eben einmal Myn Herr Duyveln das Vater Unſer hottentottiſch vorbetete: Cita boh, t'humme inga t'siha, t'sa di kamink ouna, hem kouqueent see — blieb ich ſchon beim Kommen des Reichs ſtecken, als vom Maſtkorb durch das Sprachrohr der Ruf: Land! niederſchallte, und auf dem Schiffe von hundertſtimmigen Jubel erwidert wurde. Myn Herr Duyvel ließ ſeinen Scholaren im Stich, eilte auf das Verdeck, ich ihm nach, und bald ſahen wir am fernen Horizont den Gipfel des Tafelberges in die Wolken ragen.

Sey mir gegrüßt, Südafrika, mit deiner wundervollen Natur, deinen immergrünen Rieſenwäldern voll üppigen Pflanzenwuchſes, deinen Felſen, mit ſeltſamgeformten Kaktusarten, ſtachlichen Aloe'n und Meſembryanthemen bekleidet! Ich werde deine Elephantenheerden ſehen, das plumpe Rhinoceros und die ſchlanken Antilopen, deinen königlichen Strauß, und deine prächtigen Papageien!“

So jubelte ich der Küſte entgegen, die heller und heller aus dem Meeresſchoos emporſtieg; ein Berggipfel nach dem andern, in wunderbaren Duft gehüllt, wie ein räthſelhaftes, zaubervolles Geheimniß, trat hervor; ſtolzer ſchien das Schiff die Wogen zu durchfurchen, bald grüßte der Donner ſeiner Kanonen die Kapſtadt. —

Die Geſellſchaft war klein, mit der ich durch das Kapland dahinzog, oft über ſanfte Anhöhen und freundlich kühle Thäler, in denen eine paradieſiſche Vegetation heimiſch, dann immer höher hinauf zu den ſchwarzen Bergen, wo ſchon wilder die Landſchaft wurde, öder und menſchenleerer; dann über die Steppe Karoo, wo das Auge nichts ſah, als kriechendes Schlinggeſträuch, Kaktus in wunderbarer Geſtaltung, und Meſembryanthemen, die den Boden weit überſpannen mit grünen Netzen; dann kamen wir in die Länder der Buſchmannen, voll düſterer Wälder, in denen Parther und Löwen heimiſch, in denen Wölfe und Hyänen heulten, die von Elephantenheerden durchſtrichen wurden, in denen Rhinoceros und Nilpferde hauſten, auch Affen in Unzahl, ſchlanke flüchtige Gazellen, und die hochragenden ſtolzen Giraffen, dann fürchterliche Rieſenſchlangen und viel wunderbare Kreatur, noch namenlos und unbeſchrieben, aus dem Geſchlecht der Eidechſen, Käfer und Schmetterlinge, von denen wir herrliche Sammlungen anlegten.

O Wunderwelt, o geheimnißvolle Schöpfung! Wie zauberhaft umfing mich all' das Niegeſehene! Welche Pflanzen, welche Blumen, welche Bäume! Die Sprache verſtummt, die Feder entſinkt der Hand, die dir, gütiger Leſer, wohlwollende Leſerin, ſo gern ſchildern möchte mit der Gluth der Phantaſie, was dort glühend blühend, ſtrahlend, brennend aus tauſend Blumenſternen dem Auge leuchtete, in tauſend Liedern dem Ohr erklang, was mit Wunderdüften die Sinne berauſchte. Jene Thäler, wie kühl, wie einſam! Wenn ich mit meinen Gefährten auf ſchmalbetretenen Pfaden ſo dahinſchritt, ringsum Palmen, Akkazien und Lorbeerwälder, darunter hohe, mit tauſend und aber tauſend buntfarbigen Blüthenglocken geſchmückte Erikaſträucher, die nur in kleinen verkrüppelten Exemplaren eine Zierde unſerer Treibhäuſer ſind, und daneben ein ſtiller Fluß durch umbuſchte Ufer ſchlich, an denen die bunten Tigerlilien ihre Prachtkelche entfaltet hatten, da war mir als habe ein Traum mich in das wunderbare Land entrückt, und ich fürchtete das Erwachen. So fern, ſo unendlich fern zu ſeyn von der Heimath! Wohl war es auch dort ſchön geweſen, wenn ich mit Freunden und holden jugendlichen Freundinnen an Sommerſonntagen hinausgegangen war in den ſtillen Grund, wo die Mädchen Sträußer pflückten von dem lieblichen Vergißmeinnicht, den zarten Glockenblumen, den purpurrothen und goldfarbigen Gnaphalium, und Kränze wanden von Cyanen, oder den Schlangengewinden des friſchgrünenden goldſtäubenden Lycopodium, das in den Wäldern meiner Heimath wuchernd, den Boden weich überpolſtert. Aber hier war ein anderer Farbenton in der Landſchaft, dort Mondſchein, hier Sonnengold, dort Erdfarbe, hier Enkauſtik. Aber dort — dort hatte ich Freundſchaft und Liebe zurückgelaſſen! — Liebe? — Daß doch das Menſchenherz nicht vergeſſen kann daß ich doch unter den hundert Eſſenzen, Tinkturen, Elixieren, Extrakten, Wäſſern, Oelen und Balſamen meiner Apotheke nicht einen Balſam auf Seelenwunden, nicht ein linderndes Oel für den Schmerz des Herzens, nicht das Lethewaſſer, nicht den Lotosextrakt des Vergeſſens hatte! Wo wächſt die Mohnpflanze, aus der das Opium quillt, das kummervolle Erinnerungen einſchläfert! Nicht in Europas Gärten und Hainen, nicht in Kaſchmirs Roſenthälern, nicht in Amerikas Bananenwäldern, ach, auch unter Afrikas Artokarpusbäumen nicht. Doch eine andere Blume wurzelt überall, eine dornenvolle Roſe, eine ſtachliche Karde, eine brennende Neſſel, ein juckende Katiang — Entſagung! — Aber ich irre zu weit ab vom Faden meiner Erzählung, ich ſollte ja nicht ſchwärmen, und ich wollte auch nicht, aber wer kann denn dafür, daß ihm die Augen voll Thränen quellen, wenn er im Rauch ſteht? Auch Erinnerung iſt ein Rauch, der die Augen roth beizt. Wenn das Kätzlein in die Sonne blinzelt, muß es nieſen. —

Wir ſchifften auf einigen Kähnen den gelden Fluß hinauf. Ein Arzt, ein Mathematiker, Myn Herr Duyvel, meine Wenigkeit, ein Diener und vier ſchwarze Sklaven, die rudern mußten. Die Fahrt ging langſam, oft hinderte ein Regenguß, oft drohte ein wilder Schwarm der Eingebornen, mißfarbiger Qualquäs, aber Myn Herr Duyvel ſchnalzte lieblich in ihrer Zunge mit ihnen, und ſie ließen uns ungehindert auf ihrem Ky Gariep ziehen. Pfeile regneten aus den Büſchen, nach uns abgeſchoſſen von tückiſchen, blödſinnigen Koranas, deren Geheul uns oft erſchreckte, und die Spitzen der Pfeile glänzten vom Saft des Giftbaumes, in den ſie getaucht waren, wir aber trugen Kleider von der gegerbten Haut des Nashorns, undurchdringlich, wie Panzerhemden. Oft verſandte die Sonne „glühenden Brand“, und wir mußten ruhen unter dem Schattendach der Fächerpalmen oder der traubenblüthigen zartblätterigen Gummibäume. Aber die Nächte, die hellen herrlichen Sternennächte! Wenn es nun ſchwieg in den Wäldern und

Thälern, das laute Geſchwätz der Papagaien, das Gekreiſch der Affen, wenn der Elephant ruhte, und das gigantiſche Flußpferd nur von Zeit zu Zeit ſchlummernd ſchnaubte, und Rieſenphalänen um die Uferblumen ſurrten, und der Mond ſich in dem ſtillen Strome ſpiegelte, und nur von weitem in langen Pauſen ein brüllender Löwe den Donner ſeiner Stimme durch die Sternennacht rollen ließ, o da war mir wunderbar zu Muthe, ich war beklommen und doch froh, Gefühle, die ich nicht zu ſchildern vermag, erfüllten mein Inneres. Mir war, als ſchiffte ich auf dem Nil, und werde bald zu heiligen Iſis- und Oſiristempeln gelangen, und zu dem ſtillen Todtenſee Möris, und eingehen in die Schauerſtille der Pyramiden und der Königsgräber, und nimmer wiederkehren zum Licht des Erdentages. Da, in ſtiller Nachtzeit, nahm ich auch etwas Abſonderliches wahr an Myn Herr Duppeln, der mit mir in einem Kahne fuhr, daß nämlich derſelbe immer und immer wach war, daß er, wenn wir alle

Gartenthüre, aber alles blieb ſtill, nur das Wehr rauſchte eintönig fort.

Jetzt näherte ſich die Verhüllte in dem Garten der Thüre. Sie lugte durch die Hecken, ſie hörte den Schritt des draußen Gehenden; ihr Herz klopfte, ihre Hände zitterten. Eliſabeth, die engelſchöne Tochter des Bierherrn Kellner war zum erſtenmal auf dem Wege, den heimliche Liebe gern und oft wandelt, wenn ſie das Auge des Tages und das der Menge zu ſcheuen Grund hat. Sie fühlte mit ihren zarten Fingern nach dem Schlüſſelloch, denn die Hand, in der ſie den Schlüſſel hielt, zitterte zu ſehr, als daß ſie es mit dieſem zu finden vermocht hätte.

„O Gott, was wird er von mir denken, wird er mich nicht für eine gemeine Dirne halten, da ich ihn ſchamlos zur Nachtzeit einlaſſe in meines Vaters Garten?“ fragte ſie ſich ſelbſt, und erglühte, und Scham und Stolz und Liebe kämpften in ihrem unentweihten Herzen. „Es ſei!“ ſprach ſie nach einer Weile zögernder Unentſchloſſenheit, und öffnete leiſe die Pforte. „Habe ich doch ein reines Gewiſſen, und iſt doch der junge Mann ein Biedermann. Der ſchlieſen, hinausredete in die Nacht, in unbekannter, wunderlicher Sprache, daß es auch war, als würde ihm zuweilen Antwort aus der Nähe und Ferne. Ueberhaupt übte dieſer Mann mehr und mehr eine Gewalt aus über meine Begleiter und mich, der wir uns wohl oder übel fügen mußten. Ihn allein verſtanden unſere Schwarzen, er allein konnte ihnen Befehle ertheilen, er war es, der uns leitete, er war der Pfade, der Ströme und Flüſſe kundig, er beſänftigte die wilden Horden der Buſchmänner, die uns todtſchießen, die Schwärme der Kaffern, die uns erſchlagen wollten, endlich vertrieb er mehr als einmal durch eine Drohung, in Gott weiß welcher Sprache, gefräßige Raubthiere, die uns verſpeiſen wollten. Das kam uns wunderbar vor, allein befragten wir ihn, ſo antwortete er nichts, lächelte nur geheimnißvoll, und machte mit ſeinen beiden Daumen die Mühle.

Wir waren nun bereits ſehr weit in das Innere des Landes vorgedrungen. Unſer Arzt hatte in Gemeinſchaft mit mir chemiſche Unterſuchungen in Menge über die Mineralien, die wir fanden, angeſtellt; er hatte Thiere und Pflanzen zergliedert, und manches Ungewiſſe berichtigt, manches noch Unbekannte beſtimmt. Der Mathematiker hatte Pläne gezeichnet, Gegenden aufgenommen, die Sterne beobachtet, die Abweichungen der Magnetnadel in dieſer Zone notirt, ich hatte ſchöne Herbarien angelegt, Schmetterlinge, Käfer, Libellen und was ich nur fand und fing angeſpießt und aufbewahrt, kleine Thiere und Vögel ausgeſtopft, Schlangen ausgehäutet, Eidechſen in Spiritus gehängt, und wir vermeinten alleſammt, es werde doch nun Zeit zur Rückkehr, denn immer heißer brannte die Sonne, immer unfahrbarer wurde der Oranje, immer pfadloſer die Wälder und im Stich ließen uns alle Karten und Bücher, die wir mitgenommen, wir waren jetzt in einem Lande, das noch keines Europäers Fuß betreten, das da vor uns lag, ein tiefes unerſchloſſenes Geheimniß, ein Labyrinth voll

Grauſen, eine grauſame Sphinx, die uns in den Abgrund des Todes zu ſtürzen drohte, wenn wir nahten, ihre tiefen Räthſel zu löſen.

Den Moquanna Kraal hatten wir weit hinter uns, an den Quellen des gelben Stroms hielten wir ein Nachtlager unter unſerm Zelte, wir hatten ſchon Mangel an manchem Unentbehrlichen, ſollten wir noch weiter?

Auf dieſe Frage, die wir an uns richteten, lächelte Myn Herr Duyvel wieder geheimnißvoll, faltete die Hände, machte mit den beiden Daumen die Mühle, und ließ ſich folgendermaßen tröſtlich vernehmen:

„Meine Herren! Wie lobenswerth auch der Eifer war, den Sie bisher in der Erforſchung der Natur dieſes Erdtheils bewieſen haben, ſo muß ich doch mit Bedauern wahrnehmen, daß dieſer Eifer jetzt abzunehmen ſcheint, und Sie ſich zurückſehnen nach den Fleiſchtöpfen Aegypti. Was Sie bis jetzt geſehen, erforſcht, entdeckt, und gefunden zu haben glauben, iſt nicht der Rede, geſchweige denn der Koſten werth, die eine edle afrikaniſche Geſellſchaft in England darauf verwandt hat, Sie hierher zu ſchicken, Ich will nun gar nicht in Abrede ſtellen, daß eine edle afrikaniſche Geſellſchaft in London am Theetiſch, oder beim Porter hinter dem Ofen es beſſer hat, als eine kleine engliſche Geſellſchaft in Afrika, z. B. hier an den Quellen des Ky-Gariep, wie ſie hier in der Wirklichkeit verſammelt iſt, allein einmal haben Sie, meine Herren, eine Verpflichtung eingegangen, die Sie verpflichtet, neue Länder, Menſchen, Säugethiere, Vögel, Amphibien, Fiſche, Inſekten, Würmer, Pflanzen und Steine zu entdecken, ſollte auch kein Einziger von Ihnen die Ehre haben, ſeine Haut wieder heim zu bringen, folglich, meine Herren, ſind Sie gezwungen, genöthigt, mit mir, der ich die Ehre haben werde, Ihr Führer zu ſeyn, weiter in das Land, etwa noch zweimal ſo weit, als ſie bis jetzt von der Kapſtadt an gerechnet gedrungen ſind, einzudringen, bis nach dem Königreich Maravi, wo meine — Großmutter — Selbſtherrſcherin und Alleinregentin — ſeit undenklichen Zeiten — ich weiß nicht ob ſie von ihr gehört haben — meine Herren — ja — was ich Ihnen ſage — ja — “

Wir ſaßen alle wie verſteinert, und glaubten, Myn Herr Duyvel rede im Fieber, oder habe, gegen ſeine Gewohnheit, ſich im Arak übernommen, von dem wir ein Fäßlein voll mit uns führten, um in Ermangelung des ächten Spiritus Vini, Thierlein darin aufzubewahren. „Was faſelt der Mann? Wie kommt er uns vor? Verſtehen wir recht?“ fragten wir einander. Myn Herr Duyvel hörte es nicht, er war — entſchlafen; zum erſtenmal war es, daß wir ihn ſchlafen ſahen. Und ſo feſt ſchlief der Mann, als wolle er nimmer wieder erwachen.

„Kennt Ihr das Königreich Maravi?“ tönte unſere Frage gegen einander, und die Antwort lautete: „Wir wiſſen wohl, daß es tief im Innern ein Volk geben ſoll, alſo geheißen, und eine Stadt, die dieſen Namen führen ſoll, und einen groſſen, breiten, vornehmlich aber langen See, gleiches Namens, aber nichts wiſſen wir von des Volkes Art und Sitte, nichts von der Häuſer- und Einwohnerzahl der Stadt Maravi, kennen nicht den Gott, der dort verehrt wird, wiſſen nicht ob daſelbſt ein Lyceum illustre, oder ein theologiſches Seminar befindlich, oder eine Sternwarte, haben auch nie etwas Gründliches erfahren über des Sees Länge, Breite und Tiefe und etwaige Inſeln, noch viel weniger aber in den Zeitungen geleſen von der Frau Groſsmutter Myn Herr Duyvels, königliche Majeſtät. Ferner wiſſen wir nicht, wie weit wir noch bis dahin haben, und welchen Weg, doch wäre das Myn Herr Duyvels Sorge, der unſer Führer ſeyn will.“

„Ja! Führer ſeyn will!“. ſprach plötzlich aus ſeinem Schlaf erwachend, Myn Herr Duyvel im tiefen Baß, und erhob ſich von ſeinem Sitz. „Wir haben, Kinder,“ fuhr er fort: „bis zur Reſidenz Maravi von dieſem Punkt aus juſt noch zweihundert vierzig geographiſche Meilen, von da aber bis zum See ſind noch zwei kleine Stunden, und man geht in einer anmuthigen Allee von Upas-Bäumen hin.“

„Upas-Bäume?“ ſtammelten wir bebend und erſchrocken.

„Nicht anders, Kinder, fuhr Myn Herr Duyvel hämiſch lächelnd fort: „und dort werdet Ihr nun die herrliche Gelegenheit haben, den Baum zu zeichnen, ihn einzurangiren in Eure Syſteme von A bis Z und Eure Herbarien mit ſeinen Blüthen zu ſchmücken. Und Thiere, Kinder! Thiere ſage ich Euch, von denen in Europa kein Naturforſcher eine Ahnung hat, die Ihr fangen werdet und mitbringen, und nach Euern Namen nennen! Die Krokodilheuſchrecke, der Schlangenſcorpion, der Baſiliskſcolopender, das gehörnte Kameel, die Schnabelziege, die Elephantenlaus! Und Pflanzen, Kinder! Pflanzen! Die Affenkopftragende Palme, die netzblättrige Fackeldiſtel, die graue Geſpenſterblume, die Seufzerweide, die am Ufer des Sees wächſt, und wie mit einer Menſchenſtimme ſtöhnt, wenn der Wind ihre Zweige bewegt! O, und noch mehr, noch viel tauſendmal mehr, ich kann nicht Alles ſagen!“

So redete der Miſſionär, und wir riefen begeiſtert aus: „Nach Maravi! Nach Maravi! Führen Sie uns, würdigſter Myn Herr Duyvel! Wir folgen Ihnen! Wir ſind mit Leib und Seele die Ihrigen!“

„Topp!“ ſchrie der Holländer, und hielt uns ſeine Hände hin, wir ſchlugen ein; doch da zuckte jeder in Schmerz zuſammen, denn Myn Herr Duyvel hatte etwas lange und ſcharfe Nägel, die er auf der ganzen Reiſe nicht beſchnitten, und hatte jeden damit unverſehens blutig gekrazt; die ſchwarzen Sklaven, die zuſahen, fletſchten ihre weißen Zähne auf gräuliche Art, und der Holländer leckte ſeine Nägel begierig ab.

Mir ward ganz ſonderbar bei allen dieſem zu Muthe, ich wußte nicht, was ich von dem frommen Mann denken ſollte, doch blieb mir zum langen Denken keine Beſinnung, ich entſchlief, wie vorhin der räthſelhafte Myn Herr Duppel.

In der Frühe des andern Tages ſtand vor dem Zelt ein Rollwagen, auf den unſere Habſeligkeiten an Sammlungen, Inſtrumenten und Lebensmitteln gepackt waren, wir ſetzten uns darauf, angeſpannt waren ſechs Antilopen, ein Schwarzer fuhr, und ſo ſauſten wir nur ſo, ohne Aufenthalt fort und immer fort, daß uns Hören und Sehen verging, und ehe wir es gedacht, waren wir über den Zambeſe- oder Kuama-Strom, und nicht lange währte es, ſo hatten wir das Reich Maravi erreicht. Wunderbare, unermeßliche Fülle einer phanthaſtiſch ſchaffenden Natur! Nicht mehr auf Erden glaubte ich zu wandeln, ſo wie ich es hier fand, ſo hatte ich mir immer gedacht, müſſe es ausſehen auf irgend einen andern Planeten, andere Formen und Bildungen in den Organismen, jedes Baumblatt anders geſtaltet, als ich je eines geſchaut, jedes Thier von einer Art, wie noch in keinem naturhiſtoriſchen Bilderbuch Europa's jemals abkonterfeit. Drache, Baſilisk, Greif Ruck, waren keine Fabelthiere mehr, hier waren ſie in Menge heimiſch, wild in den ewigen Urwäldern, die ſich um den ungeheuren See zogen, und zahm am Hofe der Frau Königin Großmutter, auf die ich gleich zu reden komme. Wir fuhren aus der Reſidenz Maravi ungeſäumt nach Schloß Duyvelskloof, dem Sommeraufenthalt der Selbſtbeherrſcherin, um Ihrer Majeſtät vorgeſtellt zu werden. Die Reiſe ging durch die ſchon oben erwähnte Upas-Allee. Kein Gras und kein Kraut wuchs unter den dürren Giftbäumen, ein Duft umwehte ſie, der den Athem beengte, und den Hauch in die Bruſt zurückpreßte. Gerippe von Thieren, die durch die Allee gelaufen, und von Vögeln, die darüber hingeflogen, und alsbald todt niedergefallen waren, bedeckten in Menge den Weg; wir kamen glücklich hindurch. Myn Herr Duyvel hatte jedem von uns ein Büchslein zugeſtellt, an welchem wir riechen mußten während

Engel der Tugend ſei mein Schutzgeiſt!“ Sie ging von der Thür zurück nach der Laube. Wie der Wanderer draußen wieder an die Gartenthür kam, durchbebte ihn ein freudiger Schreck, er trat raſch hinein, und ſpähte rings umher, und da er Niemand gewahrte, eilte er der Laube zu. Da trat ihm, das Haupt ſittſam geſenkt, mit hochglühenden Wangen, Eliſabeth entgegen.

„Meine Libetha!“ rief der Liebende, und zog ſie ſtürmiſch an ſein Herz, und bedeckte ihre weiße, weiche Hand mit Küſſen.

„Johannes!“ flüſterte ſie verſchämt: „was müßt Ihr von mir denken? —“

„Daß Ihr ein Engel ſeid, an Güte wie an Schönheit!“ ſchmeichelte der Beglückte, und zog ſie inniger an ſich.

„Nicht ſo, nicht ſo ſtürmiſch und ungeſtüm,“ bat ſie, und entwand ſich ihm ſanft. „Mäßigt Eure Liebesgluth, Ihr macht mir ſonſt bange, und ich muß Euch verlaſſen.“

Der Jüngling ſeufzte, und blickte ſie zärtlich an. „Euer Händchen laßt Ihr mir doch, Libetha?“ bat er, und zog ihre Linke aufs Neue an ſeine Lippen. Die Jungfrau entzog der Fahrt, darinnen ein Balsamum sulphuris befindlich, deſſen Geſtank alles übertraf, was nur in der Welt irgend ſtinken mochte, daher er auch die tödtlich giftige Ausdünſtung der Upas-Bäume glücklich überwältigte.

Wir ſtanden im Audienzſaal, ganz betäubt von all dem Niegeſehenen, Unerhörten, Unausſprechlichen, was uns umgab. Wunderſeltſames Bildwerk der abentheuerlichſten Thier- und Menſchengeſtalten ſchmückten die Wände, die aus glänzendem Rohr geflochten waren. Die Dienerſchaft, kohlſchwarze, nackte Scheuſale, mit Schürzen und Kronen von den brennendrothen Federn der Papagaien und Flamingo's, und bemalt mit Gummigutti, das mit Goldſtaub gemiſcht war, ſtarrte uns mit funkelnden Blicken an; Myn Herr Duyvel führte uns durch ſechs Säle in den ſiebenten, wo wir nun der Erſcheinung der Königin Großmutter ſchweigend und ehrfurchtsvoll harrten. Ein bunter Teppich theilte ſich, die ſchwarzen Sklaven küßten den Staub, die Herrin erſchien. Aber nun, Leſer, wie nun gleich die ſchicklichen Worte finden zu dem ſchriftlichen Conterfei der Großmutter Myn Herr Duyvels, königliche Majeſtät? Meinſt Du, ein ſterblich Weib ſey es geweſen, was wir ſtaunenden Auges, klopfenden Herzens erblickt? Nein, es war die heilige Diana der Epheſer, es war die Iſis der Aegyptier, es war die ebenholzfarbige Göttin der Nacht, die in einer Mumienhülle auf einem goldenen Throne ſaß, ein Rieſenbild, deſſen Füße keiner erblickte, aber auf die Hülle waren gemalt allerlei Thiere, Hirſche und Krokodile, Vögel und Seekrebſe, Bienen und heilige Käfer, dazwiſchen Aehren und Trauben, Mohnſtengel und Lotosblumen, und vom Haupt des hohen Bildes, auf dem mit ſanftem Schimmer über einer Mauerkrone ein Sichelmond glänzte, wallte ein weißer, durchſichtiger Schleier bis zur Erde nieder, doch das Geſicht blieb tief verhüllt. Wohl aber ſahen wir durch den Schleier mit einigem Schauer, daß am Leibe der Göttin, ſo weit er ſichtbar war, Bruſt an

Bruſt ſich drängte, üppig ſchwellend, und ein Zauber ging aus von dieſen Brüſten, daß uns war, als müſſe alles Leben, und mit ihm auch wir, an ſie ſinken mit kindlicher Luſt, und als quelle aus ihnen die Milch der Unſterblichkeit. Und wir fielen unwillkührlich nieder, und küßten des Göttinbildes zartgewobenen, weit herabwallenden Schleier. Da ging um uns her eine große Verwandlung vor. Aus den Pfeilern und Säulen des Saales knoſpete grüne Blätterfülle, dazwiſchen blühte Wunderblumenpracht hervor, die Thiere alle, die gemalt waren, gewannen Leben, die Blumen Duft, die Trauben ſchwollen, die Aehren neigten ſich körnerſchwer, aus den Mohnköpfen rieſelte blauer und weißer Saamenregen.* Die Schwarzen waren nicht mehr nackt, ſeidene Gewande umfloſſen ſie, die Federkronen waren zu goldenen geworden. Myn Herr Duppel war verſchwunden, an ſeiner Stelle ſtand ein Mann im altägyptiſchen Prieſterſchmuck vor uns, um das Haupt eine heilige Binde; er trug des holländiſchen Miſſionärs Züge, die aber mild und freundlich geworden waren, und eröffnete ſeine Lippen, und redete alſo zu uns:

„Meine Kinder! Es falle von Eurem Auge die Binde der Täuſchung, und das Geſtirn der Wahrheit gehe in Euerem Inneren auf. Nimmer hättet ihr den heiligen Boden betreten, auf dem Ihr jetzt ſteht, hätte ich in Euch nicht die hohe, heilig-flammende Liebe zu der Gottheit erkannt, vor der die Welt kniet. Ich habe Euch geprüft, und Euch durch die Prüfung eingeführt zum Schauen. Hinweg mit der Erinnerung an meinen verrufenen Namen, hinweg mit dem Mährchen von meiner Großmutter, das ich Euch erzählte, Ihr ſteht in dem Tempel der Allmutter, der Weltamme, der vor Jahrtauſenden die Völker am Indus und Ganges, am Euphrat und Nil dienten, der nach Jahrtauſenden noch feiernde Jubelhymnen ertönen werden. Auch Ihr, meine Kinder, dientet ihr, und die Liebe zu ihr lockte Euch wie mit Sirenengeſang und ſüßer Zauberſtimme nach einem fernen Welttheil fort. Ihr habt Heimath, Geliebte, Freunde verlaſſen, nicht um den ſchnöden, kargen Lohn der naturforſchenden Geſellſchaften, ſondern fortgezogen von dem allmächtigen Trieb, der in Euch lebendig war, und nun ſeyd Ihr eingetreten in den Tempel, den ſo viele ſuchen, und den keiner findet, wenn ich ihn nicht leite und läutere, prüfe und weihe. Und wer bin ich? Ich bin Horus, der Sohn der Sonne, und die Ihr vor Euch ſehet, iſt die Weltgebärerin, die ſchaffende Urkraft, aus deren Schoos Welten rollen, und Lebensſtröme quellen. Einſt ſtanden unſere Tempel in Aegypten, aber die Schwinge der Zeit, die mächtiger iſt als wir, wehte ſie um; da trugen unſterbliche Prieſter und Königsſöhne die heiligen Bilder fort, und Tauſende des Volkes folgten ihm nach, immer aufwärts, dem Lauf des geſegneten Nil entgegen. Verlaſſen war das blühende Meroe, das jetzt Merove genannt wird, und die Iſis wich aus Sais; nicht mehr grüßte Memnons Säule tönend den Sonnengott, und keine Königsleiche mehr ward in der Pyramiden Nacht geſenkt. Wir zogen fort mit den Heiligthümern, weit, weit, unermeßlich weit, ließen zur Linken das Mondgebirge, von dem ſich ſprudelnde Quellen nach Norden ſtürzen, die den Europäern unter dem Namen der Nilquellen bekannt ſind, aber andern Urſprung hat der heilige Strom, aus dem See Maravi zieht er ſeine weite Schlangenbahn — aus dem See, auf und an dem wir das neue Reich der Allmutter gründeten, wo wir ſie noch lebend fanden, zeugend, ſchaffend, bildend, geſtaltend, wo wir ſiebenhundert Städte bauten, und dem neuen Reich einen alten Namen gaben, denn Maravi iſt eins mit Merove, und nur durch die Mundart verſchieden. Unſers Reiches Schutzmauern ſind undurchdringliche Wüſten und ſteile Gebirge, die [illegible] Wanderers Fuß überſchritt. [illegible] meine Auserwählten, habe ich im Schlummer hierher geführt. Ihr ſollt bei uns wohnen, ſollt eſſen von dem Baum des Lebens, und ſelig ſeyn; [illegible]kehr aber denket nicht. Betrachtet Euch als geſtorben in Eurer Heimath, und wieder erwacht in einer andern Welt, denn fürwahr, das ſeyd Ihr. Ich berühre Euer Ohr, und Ihr hört den ewigen Sternengeſang der Sphären, ich lege den Finger auf Euer Auge, und Ihr ſeht mit Götterblicken in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, und es gibt für Euch kein Geheimniß mehr. Es gibt nur eine Gottheit, das iſt die Natur, meine unſterblichen Söhne; ſie iſt die Kraft, die alles Zeugende, und die Liebe, die alles Empfangende, in ihr iſt Leben und Lebensluſt, ſie iſt das All, und die Allmacht! Folgt mir, daß ich Euch zu ihren Prieſtern weihe!“

Während der wunderbare Iſisprieſter ſo ſprach, waren die goldenen Hüllen wieder vor das Bild der ſchwarzen Mohrengöttin gefallen, und die Dämmerung war eingebrochen. Wir ſtanden ganz erſtaunt, ganz betäubt, und folgten willenlos dem geheimnißvollen Führer. Sieben ſchwarze Königsſöhne leuchteten uns vor, hinab zum Ufer des nachtumhüllten Sees, in dem ſich die letzte Helle des Abendhimmels ſpiegelte, der ewig todt im tiefen Schweigen vor uns zu liegen ſchien. Doch bald entbrannten glühende Sterne, und der Mond ging auf über dem fernen Eisgebirge hinter Makua, und es wurde lebendig auf dem See. Glänzend erleuchtete Schiffe ruderten nach einem Eiland, das ſich aus den Wellen erhob, wunderbarer Klang erwachte ringsum, leuchtende Rieſenkäfer und Laternenträger von ungewöhnlicher Größe flogen umher, alles war magiſch, ungeheuer und bei aller Schönheit doch grauſig und ſinneverwirrend, ſo daß ich weder zum ruhigen Schauen, noch zum ſtillen Denken gelangen konnte.

Wir ſtanden wieder in einem Tempel, noch herrlicher und koſtbarer ausgeſchmückt wie der erſte, und ein rieſiges Bild der Alma Mater ſaß auf goldenem Throne da.

Unſer Führer entfernte alle Begleiter, und ſprach nun zu mir und den Engländern: „Meine Söhne, jetzt kniet nieder vor der Mutter alles Erſchaffenen, und ſprecht laut und vernehmlich nach, was ich Euch verſage, dann ſollt ihr theilhaftig ſeyn unſterblichen Glücks, und vom Baum des Lebens eſſen, doch zuvor richtet dorthin Eure Blicke!“ Und er zeigte auf die nur leicht verſchleierten Brüſte der Allmutter. O Wunder über Wunder! Jede Bruſt war ein Mädchengeſicht von zauberiſcher hinreiſſender Schönheit. Das ſüßeſte Lächeln ſchwebte um jeden Mund, zartes Schmachten, wollüſtige Sehnſucht, ſüdliche Gluth flammte bald aus dieſem, bald aus jenem Augenpaar. Jeder Reiz der circaſſiſchen Schönheit leuchtete in zarten Nuancen aus dieſen engelholden Geſichtern, und meine Reiſegefährten blickten ſtarr darauf hin. Mich aber durchſchauerte ein wehmuthvoller Schmerz; unter dieſen Mädchengeſichtern war auch eines, das der glich, die ich angebetet, und auf ewig verloren hatte, und ich wandte ſeufzend meine Blicke ab.

„An dieſen Brüſten ſollt ihr hangen, Kinder!“ rief der Prieſter der groſſen Mutter:

„doch zuvor ſprecht mir die Eidesformel nach: Ich glaube nur eine Gottheit, das iſt die Natur! Sie iſt ewig, ſie ſchafft ewig, ſie iſt entſtanden durch ſich ſelbſt, aus ihr ſtrömt Alles, in ſie fließt Alles zurück! Ich ſchwöre, nur ihr zu dienen, ich ſchwöre ab meine früher gefaßten Irrthümer!“

Meine Gefährten ſprachen nach, immer blickend auf die wolluſtathmenden Mädchengeſichter am Körper des Götterbildes, ich aber rief: „Das iſt Gottesläſterung! Ich ſchwöre nichts ab, ich glaube, daß Gott der Herr, der Ewige, Unwandelbare, die Natur erſchaffen hat, und die Welt, und Alles, was in ihr iſt! Ich glaube an den Heiland Jeſ — —“

Ein Donner, als berſte ganz Afrika, erſchütterte das All, das Iſisbild brach praſſelnd zuſammen, und uns umhüllte eine Aſchenwolke, in der die Mädchengeſichter herumflatterten mit Schlangenleibern. Meine Gefährten lagen todt unter den Trümmern, mich aber packte Myn Herr Duyvel, denn plötzlich war der Prieihm ihre Hand nicht, ſie ſetzte ſich nieder auf die Bank und athmete tief; eine ſüße Befangenheit raubte ihr die Sprache, ſie legte die rechte Hand beſchwichtigend auf ihr hochklopfendes Herz, und verſank in Gedanken.

„Und ich darf Euch *mein* nennen?“ flüſterte der Jüngling. „Ihr beglückt mich mit Eurer Neigung! Ich darf um Euch werben, meine ſüße Herrin?“

„Mein Herz dürft Ihr das Eure nennen,“ antwortete ſie leiſe. „Kann meine Neigung Euch beglücken, wohl mir! Daß ich Euch ſehr, ſehr hoch ſchätze, und höher wie jeden andern Mann, das mögt Ihr daran erkennen, daß ich Euch Eure dringende Bitte um dieſe Zuſammenkunft gewährt, die ich gewiß keinem Andern vergönnt hätte. — Ob Ihr um mich werben dürft, Stadtſchreiber?“ ſetzte ſie wehmüthig hinzu: „das weiß ich nicht. Verwehren kann es Euch wohl Niemand, aber ob Ihr meine Hand auch erhaltet? Mein Vater, den ich über alles liebe und ſchätze, ſcheint ſich einen andern Schwiegerſohn erkoren zu haben.“

ſter wieder zum alten Holländer geworden, mit entſetzlicher Uebermacht, und heulte knirrſchend: „Du ſollſt es büßen, Wurm! Wurm! toller Wurm! der mein altes Reich zerſtören will! Iſt das mein Dank? das mein Dank? Du ſollſt büßen! büßen!—“ und damit ſchleuderte er mich fort, weit fort über den See, ich flog lange, und ſank endlich auf einer kleinen Inſel nieder in das Uferſchilf. Aechzend raffte ich mich auf, und kroch durch das Schilf, das mir die Hände blutig ſchnitt, vollends ans Land. Der Mond ſchien, es war faſt taghell, aber auch um mich her unheimlich lebendig. Doch „mein erſt Gefühl war Preis und Dank,“ daß ich noch lebte, und nicht in die Netze Myn Herr Duyvels und ſeiner Frau Großmutter gefallen war, Leute, von denen ich nun wußte, was von ihnen zu halten. Aber bald erfaßte mich wilder Schmerz, ſtarres Entſetzen. Der Wind erhob ſich, und ich hörte von den Seufzerweiden am Ufer unausſprechliche Klagetöne, wie ſie der tiefſte Schmerz eines Sterbenden, die Angſt einer Gebährenden, der Jammer der Verzweiflung ausſtößt. Und der See erbrauſte, als wühle ein Orkan ihn auf, und über ihn ſchoſſen in ungeheuren Wellenringen ſchwarze Waſſerſchlangen, und der Boden zitterte von einem ſchweren, dumpfen Tritt, und wie ich umherſah, erblickte ich auf vier Säulen, ſtark wie Mauerthürme, einen wandelnden Berg, wie ein hohes Haus. Es war der Vorzeit Rieſenthier, ein Mammuth, das ſich auf der Wieſe äſete im Mondſchein, und die Palmen abgraſete, wie Halme, doch blieb es fern von mir, aber um mich lebte es von ſcheußlichen Kreaturen. Stinkende Stapellen hauchten Peſtduft aus, und ihre ſpinnengeſtaltigen Blumen ſchienen lebendig zu ſeyn, und um mich her zu kriechen. Auf den klebrichen Blättern der jungen Sträucher des Rhus toxicodendron ſaßen große Heuſchrecken, das wandelnde Blatt, die Gottesanbeterin und das Rieſengeſpenſt; mehr denn ein Chamäleon blies den aſchfarbigen Leib auf, daß er kugelrund wurde, Baſiliskenaugen funkelten durch das Laubgrün; unverſehens griff ich auf etwas Weiches, Eiskaltes, und ſah mit Schaudern und Abſcheu, als ich hinblickte, daß es eine gehörnte Kröte geweſen. Dort hockte die Pipa, und ließ Junge aus den Eiern ſchlüpfen, die ihr auf dem Rücken klebten; dort fletſchte mir ein häßlicher Pavian die Zähne. Ich konnte mich kaum mehr regen vor eckehaften und giftigem Gewürm, das mich umkroch, und ſchon begann, an mir zu freſſen und zu nagen wie an einem Leichnam.

Auf der See blüthen wunderbare Nelumbiemroſen, die ausſahen wie Todtenſchädel, und mich alle angrinzten, und die Seufzerweiden ſtöhnten fort und fort ihre melancholiſchen Klagen.

„O, mein Gott!“ ſeufzte ich tief auf, und blickte zum ewigen Sternenhimmel, dort Troſt zu ſuchen, aber, o Grauen! da ſtanden drei Monde am Himmel, einer im Norden, der zweite im Oſten, der dritte im Süden; zwiſchen ihnen flammte die Feuerruthe eines Kometen, und tief am Horizont ging ein ſchöner Stern unter.

„O, mein Gott!“ begann ich noch einmal: „ſoll ich denn hier ſterben, unbekannt, ungenannt, unbetrauert? Ach! warum blieb ich nicht daheim und nährte mich redlich? Hatte freilich nur achtzig Gulden Gehalt jährlich, aber ich litt doch keine Noth, hatte Zeit übrig für mich, und durfte Donnerſtag Nachmittag und einen Sonntag um den andern ausgehen! Mein Prinzipal war ein guter Mann, und die Frau Prinzipalin wußte vortreffliche Käſe zu bereiten! Und ich hatte herzliebe Freunde, die mir gut waren, auch liebte ich — ja, ich liebte, und war ich auch nicht allzuglücklich, ſo war doch auch der Schmerz ein ſüßer. Und da plagt mich der Teufel, fortzugehen aus der Heimath, alles im Stich zu laſſen, und ſtracks nach Maravi zu laufen, neue Entdeckungen zu machen. Schöne Entdeckungen, ſchöne Bekanntſchaften! Ach, ſäß ich doch wieder am kleinen Tiſch in der Apotheke zum weiſſen Schwan, und machte

Kapſeln! O ſüßer Rezeptirtiſch, oft verwünſcht, holdes ruſiges Laboratorium, tauſendmal verflucht, angenehmer kühler Keller, duftender Kräuterboden, vollgepfropfte Materialkammer, alle unzähligemal zum Teufel gewünſcht, ſchaltete und eſelte ich doch wieder in euch herum, ich wollte traun gern nicht wieder fort!“ Alſo ſeufzte ich ärmſtes aller armen Subjekte am See Maravi, doch

da ſtieß kein Nachen vom ſichern Strand,
der mich bringe aus dem verwünſchten Land; —

aber aus dem Seeufer loderten ſchreckliche Irrlichter auf, und ſchwebten über den Waſſern, bleich und graunvoll, und die Monde ſtanden noch am Himmel, und der Komet fuhr bald zu dem einen, bald zu dem andern, und ſchlug ihn mit ſeines Schweifes feuriger Ruthe ins Geſicht, und die Weiden ſeufzten, die Palmen krachten, der Boden bebte vom Tritt des Mammuth, das ſich wackelnd bewegte, die Stapelien ſtanken, die Heuſchrecken ſchwirrten, die Kröten und Spinnen bombardirten einander mit Gift, der Affe ſaß auf dem Baum und lachte kreiſchend auf mich herab. Da kroch noch ein ſcheußliches Thier hervor, ſchuppenbedeckt, über und über phosphorescirend, das hatte einen Scorpionenſchwanz und ſechs fürchterliche Scheeren, und funfzig gegliederte, haarige Füße, und eine Naſe wie ein Krebs, und mir ahnete, das ſey mein Tod, denn das Thier kam gerade auf mich zu, und ich konnte ſchon kein Glied mehr rühren; zwiſchen ſeinen Schuppenringen ließ es aber einen Saft von ſich, gleich dem Maiwurm, der alles tödtete, was er nur berührte, Pflanzen und Thiere. Und der Affe auf dem Baume ſchrie mit zeternder Stimme: „Eine Elephantenlaus! eine Elephantenlaus!“ und eilte davon, ich wollte mich aufraffen und konnte nicht, näher kam es, ſchrecklich näher, jetzt faßte es meine Hand, — zwickte ſie, mein Blut ſtockte, noch einmal gellte in mein Ohr der Ruf: „Eine Elephantenlaus!“ Da — erwachte ich.

„Hä ſchluf ju gar well feſte!“ *) ſprach

---

*) Er ſchlief ja gar wild (ſehr) feſt.

die Stimme eines alten Bauernweibes, das mich an der Hand wach gerüttelt. „Enne Elephantenlaus!“

Ich fuhr auf, ſtarrte das Weib an, fühlte an meinen Kopf, rieb mir die Augen. Ja, ich hatte geſchlafen, geträumt, häßlich geträumt. Ich war noch in der Apotheke, war noch bei dem guten Prinzipal und den guten Käſen, niemals hatte ich mit einer engliſch-afrikaniſchen Geſellſchaft zu thun, nie mit ihren Agenten. Myn Herr Duyvel war mir eine unbekannte Größe.

Eilig und ſchweigend klomm ich die Leiter hinauf, holte die Büchſe mit der Aufſchrift Anacardia herunter, und gab der Frau ihre Elephantenlaus, (welches die kleine nierenförmige Nuß des Anacardium orientale iſt, die in gewiſſen Gegenden der Aberglaube den Kindern anhängt, ihnen das Zahnen zu erleichtern, oder auch gegen Zahnſchmerz braucht, und die jenen ſeltſamen Namen führt), ſodann trat ich eben ſo ſchweigend zu meiner Defekttafel, las, was ich zu arbeiten habe, und weg, immer noch an den wunderlichen Traum und Maravi denkend, nach der Pharmacopoea borussica die Stoffe zum Emplastrum Lythargyrii compositum zuſammen.

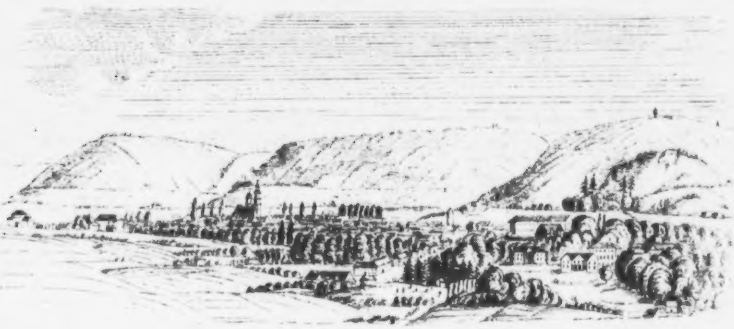
BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Chronik
der Stadt
MEININGEN

von 1676 bis 1834.

Herausgegeben
von dem
Hennebergiſchen alterthumsforſchenden Verein.

Erſter Theil.



Meiningen, bei Fr. Keßner.
1834.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

„Einen Andern?“ fuhr der Stadtſchreiber Johannes Zimmermann auf: „einen Andern, und wer wäre dieſer? Nennt mir ihn, Libetha! Ich will mit ihm um Euch auf Tod und Leben —“

„Um Gotteswillen! Johannes!“ flehte das erſchrockne Mädchen; „wollt Ihr denn die Nachbarn aus dem Schlafe rufen? Nein, wenn Ihr ſo heftig ſeid, dann mag ich ihn Euch gar nicht nennen. Ihr würdet alles verrathen und mich verderben. — Laßt uns, lieber Freund, fuhr ſie milder fort, als er düſter ſchwieg: laßt uns noch nicht an die Heirath denken. — Wenn Ihr mich wahrhaft liebt, ſo genüge Euch meine Gegenliebe. Mir ahnet, als werde die nächſte Zeit keine Zeit für Hochzeiten und Freudenfeſte werden, wohl aber eine Zeit, in welcher es Noth thut, daß die Guten feſt zuſammenhalten, eine Zeit, in der ſich treue Freundſchaft vielfältig bewähren mag. In ſolcher Zeit, Johannes, würde ich mich glücklich ſchätzen, wenn ich auf Euch rechnen könnte in jeder Gefahr, die mir und den Meinen droht; auf Euern Kopf und auf Euer Herz, auf Euern Mund

Vorrede.

Am Vaterland, an des Vaterlandes Geſchichte hängt immer noch mit redlicher Treue das deutſche Volk, und bewahrt die alten Chroniken, darin der Väter Thaten und Erlebniſſe, der Länder und Städte Schickſale für die Nachwelt niedergeſchrieben ſind, wie heilige Familienſchätze auf. Darum iſt es von jeher für ein verdienſtliches Werk gehalten worden, die Ereigniſſe der Zeit mit ihren mächtigen Wirkungen auf Völker, Staaten, Gemeinden und Einzelne zu der Nachkommen Nutz und Frommen niederzuſchreiben, und die geſchriebenen Kunden zu ſammeln, zu ſondern und in geſicherte Obhut zu nehmen. So entſtanden die Chroniken, welche in den neuern Zeiten durch die Zeitungen zum Theil erſetzt, und durch wiſſenſchaftlichere Formen der geſchichtlichen Darſtellung verdrängt wurden.

Die Städtechroniken, zwar meiſt nur Einzelnes und beſonders Bezügliches bringend und berückſichtigend, behaupten dennoch ihre von der Geſchichtforſchung hoch zu achtende Ehrenſtelle; und geben vielfachen und dankenswerthen Aufſchluß über des Volkes inneres Leben, ſeine Sitten, Gebräuche, Eigenthümlichkeiten, ſein beſondres Herkommen, und über althergebrachte, oft ſtarr feſtgehaltene Rechte. Daher die tiefgewurzelte Liebe des Bürgers für ſeine alten, oft vom Urahn auf den Enkel vererbten Annalbücher, wie überall, ſo auch hier, und daher der oft und laut ausgeſprochene Wunſch nach Fortſetzung derſelben, damit das von den Vätern überkommene Gut nicht als Stückwerk erſcheine, damit auch der Enkel lerne, wie es ſeinen ſpätern Vorfahren ergangen ſey, und was dieſe erlebt und erlitten haben.

Zu den vielen Städten, die ſich einer eignen Chronik erfreuen, gehört auch Meiningen. Dieſe Stadt fand ihren Annaliſten in der Perſon des Magiſter Johann Sebaſtian Güth, früher Rektor an der Schule ſeiner Vaterſtadt, ſpäter Superintendent in Hildburghauſen, und ſein Chronikwerk erſchien im Jahr 1676, unter folgendem Titel:

POLIGRAPHIA MEININGENSIS
Das iſt,
Gründliche Beſchreibung der Ur-alten Stadt
Meiningen.
Beſtehend in dreyen Büchern
Deren das

Erſte das Stadt-Buch, in welchem von der Land-Art und Lager, erſten Inwohnern, Urſprung, Namen, Erbau- Zerſtör- und Wieder-Erbauung, ſowohl deroſelben gegenwärtigem Zuſtand und jetzigen Beſitzer, Religion, Sitten und Nahrung gehandelt wird.

Andere, das Namens-Buch, in welchem zu finden die Namen der hohen Landesfürſtlichen Obrigkeit, welcher dieſelbe zugeſtanden, mit beygefügtem Bericht, wie dieſelbe von einem auf den andern kommen, ingleichen Deroſelben Beamten in allerley Ständen, u. a. m.

Dritte, das Jahr-Buch, in welchem nacheinander erzehlet wird, was ſich von Anno Chriſti 618 bis uff dieſes 1676 Jahr daſelbſt zugetragen. Welches Letztere Buch alſo eingerichtet, daß es nicht anfüglich eine Fortſetzung

ſetzung M. Cyriaci Spangenbergs Anno 1599 herausgegebener Hennebergiſcher Chroniken ſeyn kann.

Alles mit ſonderbarem Fleiß zuſammengetragen und ausgeſtellet von
M. JOH. SEBASTIAN Güthen, Meiningense, h. t. Pastore & Superintend. Hilperhus.
Gotha, in Verlegung Salomon Reyhers, Gedruckt bei Chriſtoph Reyhern Anno 1676.

Wir glauben, eine Pflicht der Dankbarkeit abzutragen, wenn wir hier über die Lebensverhältniſſe des wackern, fleißigen Güth einige Nachrichten mittheilen. Er wurde in Meiningen am 29. Auguſt 1628 geboren, wo ſein Vater Regierungs-Advokat und ſpäter General-Centrichter war, beſuchte bis in ſein fünfzehntes Jahr die Schule ſeiner Vaterſtadt, dann die zu Schmalkalden, und bezog im Jahr 1647 die Univerſität Jena, ging hierauf 1649 nach Wittenberg, auf welchen Hochſchulen er ſich dem Studium der Philoſophie, der Theologie, der alten Sprachen u. d. gl. mit Fleiß und Eifer widmete.

In Wittenberg empfing er die Magiſterwürde, und bereitete ſich 1651 vor, auch noch die Univerſität Straßburg zu beziehen, woran er aber durch eine ſchwere Krankheit ſeines Vaters verhindert wurde. In das älterliche Haus zurückgekehrt, und daſelbſt die angefangenen Studien fortſetzend, wurden ihm einige Pfarrerſtellen, und die des Rectorats an der Schule zu Meiningen angetragen; er wählte das Letztere, weil er ſich noch nicht gereift genug für das Predigtamt hielt, fand aber auch in ſeinem erwählten Beruf Mühe und Arbeit genug, denn die Schule war durch den dreißigjährigen Krieg ſehr in Abnahme gekommen und mehrere Lehrerſtellen hatten nicht beſetzt werden können. Drei Jahre lang verſah er die erſte und zweite Klaſſe allein, und gab den Söhnen der Vornehmen noch beſonderen Unterricht. Durch ſeinen Eifer brachte er die Schule wieder in Anſehn, und hob ihren Ruf.

Im Jahr 1654 wurde ihm auch die Mitverwaltung der damals erledigten Pfarrei Untermaßfeld übertragen, wo er Gelegenheit fand, ſich im Predigen zu vervollkommnen, und 1657 ernannte ihn das Sächſiſch-Hennebergiſche Conſiſtorium zum Subdiakonus zu Meiningen, wobei er die Filiale Maßfeld und Dreißigacker mit zu verſehen hatte. Im Jahr 1661 wurde er daſelbſt Archidiakonus, und 1668 Pfarrer und Superintendent in Hildburghauſen. Die Trennung fiel ſowohl ihm, als auch nicht minder ſeinen Gemeinden ſchwer, die ihn liebgewonnen hatten. Damals ſelbſt krank und ſchwächlich, verlor er auch um dieſe Zeit ſeine zweite Frau, die im Wochenbette ſtarb, und zog nun mit vier Kindern, von denen das jüngſte nur 12 Tage alt war, ſeiner neuen Heimath zu. Auch dort gab er ſich alle Mühe, die Schulen zu verbeſſern und empor zu bringen, und verwaltete ſein Amt mit redlicher Berufstreue.

Was ſeine häuslichen Verhältniſſe betrifft, ſo verheirathete er ſich zum erſtenmale im Jahr 1662 mit Jungfrau Magdalena Link, Tochter des damaligen Superintendenten Link zu Meiningen, welche aber ſchon im folgenden Jahr, nach der Geburt eines Töchterchens, ſtarb. Zwei Jahre darauf verehelichte er ſich mit Jungfrau Anna Barbara Reinhard, Tochter des Archidiakonus Reinhard zu Schmalkalden, die ihm fünf Söhne und eine Tochter gebar. Seine Kränklichkeit, ſeine kleinen Kinder und der veränderte Wohnort beſtimmten ihn, nach dem vorhin erwähnten Tod ſeiner zweiten Gattin, zu einer dritten Ehe zu ſchreiten, und er wählte die Tochter ſeines alten geliebten Lehrers, des Rektor D. Lencer, zu Schmalkalden, dann Archidiaconus in Suhl, Frau Anna Margaretha, Wittwe des Licenziaten Jacob in Schleuſingen, zu ſeiner Hausfrau, mit welcher er einen Sohn und eine Tochter erzeugte.

Güth war ungeachtet ſeiner Schwächlichkeit ein thätiger Mann, und erfreute ſich allgemeiner Liebe und Theilnahme. Er erzählt ſelbſt, daß er von ſeiner Jugend an Luſt und Neigung zu Geſchichtsſtudien gehabt, und dieſe Nei-

gung

gung gepflegt habe, ohne ſeinen amtlichen Verrichtungen Abbruch zu thun. Beſonders zog ihn aus natürlicher Vaterlandsliebe die Geſchichte der Grafſchaft Henneberg, und die ſeiner Vaterſtadt Meiningen an; er ſammelte mit großem Eifer die Nachrichten, welche von öfteren Feuersbrünſten und den Verwüſtungen des Bauernkriegs ꝛc. vereinzelt übriggeblieben und gerettet waren, und ſeine Abſicht war, eine Hennebergiſche Chronik, die ſich an die Spangenbergiſche (Straßburg 1599 in Fol.) anſchließen ſollte, herauszugeben, allein ſeine Verſetzung in ein Pfarramt und zugleich die damals erfolgte Hennebergiſche Landestheilung beſtimmten ihn, ſein Vorhaben aufzugeben. Er wandte nun ſeine ganze Liebe der Stadt Meiningen allein zu, richtete aber das Jahrbuch ſeiner Chronik ſo ein, daß es als Fortſetzung des Spangenbergiſchen Werkes allenfalls gelten konnte. Die hiſtoriſche Kritik freilich darf es mit Güths Annalbuch nicht ſehr genau nehmen, er gab treuherzig, wie alle alten Chroniſten, was er geſammelt und gefunden hatte, verbrämt mit allen geglaubten Fabeln und allem Aberglauben ſeiner Zeit, doch danken wir ihm die Erhaltung mancher ſehr ſchätzbaren und wichtigen Nachricht.

Der Verfaſſer überlebte das Erſcheinen ſeines Werks nur ein Jahr; er ſtarb am 20. October 1677 in der Nacht von einem Sonnabend auf den Sonntag, an einem Schlagfluß, und hatte nur das Alter von 49 Jahren, 1 Monat und 19 Tagen erreicht. Von ſeiner erſten Tochter erlebte er drei Enkelinnen. Außer dem Chronikwerk erſchienen von ihm viele Leichenpredigten im Druck, und mehrere kleinere Abhandlungen, darunter der See-Diskurs, über den ehemaligen See bei Hermannsfeld.

Die jetzt ſelten gewordene Chronik fand allgemeine Theilnahme. Der damalige Stadtſchultheiß Johann Wolfgang Trier*) veranlaßte einen Beſchluß des Stadtraths, ein ſolches Annalbuch amtlich fortzuſetzen, welches Geſchäft dem Stadtſchreiber übertragen wurde, und dieſer, J. Georg Götz, dem

ſchon

---

*) Trier war der letzte Stadtſchultheiß, und hinterließ eine ſehr zahlreiche Familie; Herzog Bernhard pflegte ihn den „glücklichen Vater" zu nennen. Vergl. Weinrich's Kirchen- und Schulen-Staat, S. 689.

ſchon Güth manche Stoffe und Beiträge verdankte, unterzog ſich der neuen Pflicht mit Eifer; bis zum Jahr 1694, in welchem er ſtarb. Seine Chronikfortſetzung iſt in mehreren Abſchriften vorhanden, auch ließ ſie der Archidiakonus Erk in mehreren Jahrgängen des hieſigen Kalenders abdrucken, und von da an ſetzten einzelne Bürger, deren Namen bis auf einen, Ritzmann, nicht mehr bekannt ſind, das angefangene Werk weiter fort. Bis zum Jahr 1785 zeichnete der Kanzleibote Nikolaus Rippel die merkwürdigſten Ereigniſſe auf, und auch von dieſer Fortſetzung giebt es mehrfache Abſchriften, deren eine in den Beſitz des 1832 verſtorbenen Kammerraths Hartmann kam. Dieſer führte die Nachrichten von 1785 bis 1823 weiter, und beabſichtigte die Herausgabe der Fortſetzung durch den Druck, welches Vorhaben jedoch nicht zur Ausführung kam. Nach Hartmanns Tode kamen ſeine Chronikenmanuſcripte mit ſeiner Bibliothek kraft Teſtaments an die Bibliothek des hieſigen Gymnaſiums.

Als ſich hierauf im Spätherbſt des Jahres 1832 nach dem Muſter vieler hiſtoriſchen Geſellſchaften Deutſchlands der **Hennebergiſche Alterthumsforſchende Verein** begründet hatte, ſtellte ſich dieſer, beſeelt von dem Streben, ſo viel als möglich zur Erforſchung, Erläuterung und Erhaltung der vaterländiſchen Geſchichte und Geſchichtsdenkmäler zu thun, die Aufgabe, jene Chronikfortſetzungen als ein Ganzes bis auf die neueſte Zeit fortgeführt, im Druck erſcheinen zu laſſen, und es wurden ihm zu dieſem Zweck die Manuſcripte mit dankenswerther Bereitwilligkeit anvertraut.

Da die frühern Sammler nicht die Abſicht gehabt hatten, für das Publikum zu ſchreiben, ſo mußte das ganze vorliegende Material geſichtet und überarbeitet werden, und dieſer Arbeit unterzogen ſich gern und freudig mehrere Mitglieder des Vereins: Herr Superintendent Schaubach, Herr Oberhofprediger und Conſiſtorialrath Emmrich, Herr Kammer- und Lehns-Secretair

Maa-

Maaſer und der Unterzeichnete. Man behielt die einfache annaliſtiſche Form der geſchichtlichen Darſtellung bei, die zum Nachſchlagen die bequemſte, und für den gemeinen Mann die beliebteſte und verſtändlichſte iſt, und ſich am zweckmäßigſten an die alte Chronik anreiht, doch blieb man nicht dabei ſtehen, die vorliegenden Manuſcripte abzuſchreiben, ſondern ſuchte aus den Archiven die Ueberlieferungen zu vervollſtändigen, benutzte die ältern Schulprogramme, welche die Nachrichten über milde Stiftungen enthalten, von 1763 an das Wochen- und nachherige Regierungs- und Intelligenzblatt, und forſchte überhaupt nach, wenn einzelne beſondre Ereigniſſe vorkamen, oder wichtige Anſtalten berührt wurden, um die frühern Verhältniſſe möglichſt aufzuklären.

Wohl mögen manche aufgenommene Nachrichten einem und dem andern Leſer, namentlich entfernten, kleinlich und unbedeutend erſcheinen, dieſe mögen bedenken, daß zwiſchen Oertlichem und Allgemeinem ein großer Unterſchied iſt, daß eine Chronik dieſer Art nicht Geſchichte, ſondern geſchichtliche Stoffe bietet, deren Auswahl und Benutzung dem Forſcher überlaſſen bleibt, dem oft eine geringe Angabe für ſeinen beſondren Zweck von Wichtigkeit iſt. Dieſes gilt hauptſächlich von den Namen vieler Perſonen, deren Anſtellung und Tod, deren Aufführung für manche Familie von Wichtigkeit iſt und werden kann.

In dieſer letztern Beziehung iſt ſogar der Hennebergiſche Verein nicht abgeneigt, nach einiger Zeit, und wenn ihm die zu einem ſolchen Unternehmen nöthige Aufmunterung und Unterſtützung wird, Güth's immer ſeltner werdende Poligraphia unverändert wieder aufzulegen, aber dabei das Stadt- und Namens-Buch in zweckgemäßer Bearbeitung bis auf die neu'ſten Zeiten fortzuführen, und das Ganze durch viele urkundliche Nachrichten zu vermehren.

Die Chroniken trugen oft dazu bei, in vielen Städten den Gemeinſinn kräftig zu fördern, der nur in der Liebe zum Vaterlande, zum Heimathorte

wurzeln

wurzeln kann, für dieſe Liebe aber iſt Kenntniß der vaterländiſchen Geſchichte der ſichergedeihliche Boden; dieſen anzubauen, jene zu wecken, und die Anhänglichkeit an unſer Land, unſre Stadt, unſer theures hochverehrtes Fürſtenhaus zu nähren, ſchwebte den Herausgebern als Hauptzweck ihrer Arbeit mit vor, uud ſie hoffen ihren Lohn in der Ueberzeugung finden zu dürfen, daß ihr Bemühen nicht ganz fruchtlos, ihr Werk, bei manchen Mängeln, nicht ganz überflüſſig ſey. Es blühe Meiningen im Schutze Gottes und unter der Regierung ſo guter Fürſten, wie ſein **Bernhard Erich Freund**, bis zu den fernſten Zeiten fröhlich fort!

Ludwig Bechſtein,
Herzoglicher Cabinets- und Oberbibliothekar, Direktor des
Hennebergiſchen Alterthumsforſchenden Vereins.

Subſcribenten.

Se. Durchlaucht Herzog Bernhard von Sachſen Meiningen und Hildburghauſen 5 Schreibpap.

Ihre Hoheit, die regierende Frau Herzogin Maria 5 Schreibpap.

Ihre Durchlaucht, die verwittw. Frau Herzogin Louiſe Eleonore 2 Schrbp.

Der hochedle Stadtrath 3 Druckpap. 1 Schreibpap.

A.

Herr Abe, Feldwebel.
= Abeſſer, Fr., Pirſchmeiſter in der Schmale.
Frau Adam, Knopfmachers Wittwe.
Herr Ambronn, Kreisrath.
= Amend, Staabshorniſt.
= Amthor, C. Ch., Senator.
= Amthor, Fr., Kaufmann.
= Amthor, Joach., Bäcker.
Frau Amthor, Wittwe.
Anonymus.
Herr Arnold, Centralfruchtbodenverwalt.
= Auerbach, L. W., Barbier.

B.

Herr Bäumert, Chr., Gaſthalter.
* = Bardorf, erſter Töchterlehrer.
* = Bartenſtein, Rath und Landrichter in Heldburg.
= Bauer, Schultheiß in Stepfershauſen.
= Baumann, G., Apotheker.
= Baumbach, Ad., OLGAdvokat.
= Baumbach, A. jun., Buchbinder.
= Baumbach, H., Cab. Schreiner.
= Baumbach, J. H., Hofbuchbind.
= Behlert, Stadtkirchner.
Herr Bernhard, E., Profeſſor, 1 Drckp. 1 Schrbpap.
= Berthot, Obereinnehmer.
= v. Bibra, Geh. Rath.
= v. Bibra, Verwaltungsamts = Aſſeſſor.
= Wißmann, Stabshorniſt.
* = Blanck, Regiſtrator in Erfurt.
* Freiherr v. Boineburg, A., in Weiler.
Herr Braun, Muſikmeiſter.
= Braun, Schuhmacher.
= Breitung, J. G., Schreiner.
= Breitung, Regiſtrator in Salzungen.
= Bühner, Canzliſt.
= Bühner, Chr., Schreinermeiſter.
= Buttmann, Th., Hofgärtner.
= Buz, Landſchaftsſyndicus.
= Buzer, J. F., Aſſeſſor.

C.

Herr Caroli, Aſſeſſor.
= Chriſt, Chr., Drechsler.
= Chriſt, Hofſeiler.

D.

Herr Deahna, Cammerconſulent.
= Debertshäuſer, Regierungsrath.
* = v. Diemar, Ob. Lieutn. in Walldorf.

Herr Diez, J., Hofmaler.
* = Döbner, Landbaumeiſter.
= Döbner, O.L.G. Advocat.
= Domnich, Fr., Kaufmann.
* Freiherr von Donop, Geh. Rath, 1 Schrbpap.
Herr Dreißigacker, Poſtamtsverwalter.
* = Dreſſel, Förſter in Eisfeld.
* = Duller, Dr. in Trier.

E.

Herr Eggers, W., Hoflakai.
* = Emmrich, Dr.
= Eichhorn, H. C., Hofzimmermann.
= v. Erffa, Oberſtallmeiſter. 1 Schrp.

F.

Herr Fehringer, E., Amts-Aſſiſtent.
= Feldmann, Pfarrer in Sülzfeld.
= Fickel, Schullehrer in Untermaßfeld.
= Fiſcher, Hofmuſikus.
= v. Fiſchern, Miniſterialrath. 1 Schrbpap.
= Fromm, Dr. G., Geh. Hofrath.
= Fuchs, Fr., Bäcker.

G.

* Herr Gelbner, Miniſterial-Secretär.
= v. Gemmingen, Hofjägermeiſter. 1 Schrbpap.
= Gieße, Poſtmeiſter.
= Gleichmann, A.
= Göbel, Aſſiſtent.
= Göckel, A., Goldarbeiter.
= Götz, A., Cand. d. Theolog.
= Götze, Pfarrer in Behlrieth.
= Götze, C. F., Obercontrolleur in Hildburghauſen.
= Grumbach, Bäcker.
= Gumpert, H., Barbier.
= Gurrad, L., Ziegelbrenner in Henneberg.
* = Gutgeſell, A., Rechtskandidat.
= Grau, J. G., Hofſeiler.
Frau Gräſer, Wittwe.

H.

Frau Haack, L., Wittwe.
Herr Haack, W., Schreiner.
= Haberſang, Regiſtrator
= Hahn, J. A., Schloſſermeiſter.
= Hafermalz, Schuhmachermeiſter.
= v. Hagen, E., Scribent.
= v. Hardenberg, Cammerherr.
= Hauptruck, Jm., Kupferſchmied.
= Hauptruck, Rechnungspractikant.
= Hauſen, Rath.
Fräulein Heim, Stiftsdame.
Herr Heimrich, Canzliſt.
= Heinz, Hofkutſcher.
* = Hellbach, Canzlei-Inſpector.
= Heller, J. W., Kleidermacher.
= Hellmann, Geh. Regierungsrath.
* = Hellmuthhäuſer, Rentamts-Expedient in Schleuſingen.
= Hemming, J. G., Zimmermeiſter.
Frau v. Hendrich, D., Geh. Räthin.
Herr Henneberger, Profeſſor.
= Henneberger, A., in Neubrunn.
= Henning, Ober-Rechnungsrath.
= Herbart, Kaufmann.
= Herchet, Bierwirth.
= Herdmann, J., Metzgermeiſter.
* = Hermann, Superint. in Heldburg.
= Herpich, Chr. C., Canzleiacceſſiſt.
= Herrle, Forſtrath in Dreißigacker.
* = Herrmann, Hoflackirer.
* = Heyl, Pfarrer in Stedtlingen.
= Hieronymi, Reg. Secretair.
= Höfling, Fr., Floßinſpector.
= Höfling, Udo, Cand. der Theol.
= Hopf, C. H., Canzliſt.
= Hopf, Fr. W., Schuhmacher.
= Hoßfeld, A., Kellerſchreiber.
= Hoßfeld, E., Referendar.

J.

Herr Jäger, Fr., Hofſchloſſer.
= Jahn, sen. C., Apotheker.
= Jahn, Dr., Hofmedicus.
= Jawandt, Dr., in Maßfeld.
= Johannes, Andr., Tuchſcheerermeiſter.
= Johannes, C. F., Bürgermeiſter.
= Johannes, Werner, Kaufmann.

wie auf Euern Arm, o mein werther Freund, auf Niemand möchte ich lieber rechnen!"

„Mädchen, welche Gedanken kommen Dir in den Sinn!" rief der Stadtſchreiber verwundert aus. „Iſt auch zu Dir ſchon die Ahnung trüber Begebenheiten getreten, und hat Dein jugendlich heitres Gemüth mit dunkeln Prophezeihungen umnachtet? Meine Libetha! Bei dem ewigen Gott, und bei den Heiligen, Du ſollſt Dein Vertrauen keinem Unwürdigen geſchenkt haben. Was auch komme, ich gehöre Dir an, ich bin Dein Diener, Dein Unterthan, Dein Leibeigner! Mein Herz, mein Kopf, mein Mund, mein Arm und die Feder und das Schwert, die er beide wohl zu führen verſicht, ſind Dein, Dein für immer."

„Gott lohne Euch dieſe Liebe, Johannes!" liſpelte Eliſabeth, und drückte dem Jüngling warm die Hand. „Und nun," fuhr ſie fort: „nun, da Ihr Euch mir gelobt, da Ihr mein ſeid, o nun ſagt mir auch, wie ſteht es im Rath? Iſt es wahr, was das Gerücht ſagt, daß er öffentlich Rechnung ablegen ſoll vor der

Herr Johannes, W. B. sen, Schönfärber.
Frau Jung, Senators Wittwe.

K.

Herren Kayſer, Gebr. H.
Herr Kayſer, Hauptmann.
* = Keller, Rath in Salzungen.
= Kellner, Cammerſecretair.
= Keyßner, Landſchulen=Inſpector.
= Kleffel, G., Amtsverwalter in Römhild.
= Kleffel, J. A., Hofſchmied.
= Klein, E. Ph., Buchbinder.
= Köhler, Pfarrer in Stepfershauſen.
= Köhler, G., Senator.
* = Köhler, Stadtſyndic. in Schalkau.
* = Köhler, Verw. Amts=Aſſiſtent.
= Koob, G., Hoflakai.
= Krech, G., Hofinſtrumentenmacher.
= Kreß, G., Gaſtgeber.
= Kreß, L., desgl.
= Kreß, Pachter in Walldorf.
* = Kümpel, Regiſtrator.

L.

Herr Laſerre, Referendär.
= Laun, Hofconditor.
= Lenk, J. M., Klempner.
= Leſſer, Jac., Geſchirrhalter.
= Lindig, F., Kreisgerichtsdiener.
= Lipfert, Cammerrath.
= Loß, G., Hofkaplan.
= Luther, Reg. Rath.

M.

*Herr Maaſer, Cammerſecretair.
* = Märcker jun., Cand. Phil. in Breßlau.
= Maifarth, Hofbuchbinder.
= Manger, Hofhutmacher.
= Margileth, Canzliſt.
= Marſchall, G., Dr. med.
= Martini, Fr., Gaſtgeber.
= v. Mauderode, Obriſt.
= Molter, G., Canzliſt.
= Morgenroth, Juſt, Inſtrumentenmacher in Leutersdorf.

Herr Moſengell, Fr., Oberconſiſt. R.
* = Motz, Pfarrer in Dreißigacker.
* = Müller, Cand. der Theol.
* = Müller, Hofſchornſteinfeger.
= Müller, Chr., Tuchmacher.
* = Müller jun., Ferd., Bildhauer.
* = Müller von Raueneck in Schleuſingen.
= Müller, Fr., O.L.G.Advocat.
= Müller, G., Geheim. Juſtizrath.
= v. Münchhauſen, Hofmarſchall.
Frau Mylius, H.

N.

Herr Nattermann, Reg. Bothe.
= Nier, J. M., Adminiſtrator.
= Nordheim, M., Hofkutſcher.

O.

*Herr Otto, Pfarrer in Herpf.
= Otto, Fr., Forſtſecretair.
= Otto, G., Cammercommiſſair.
= Otto, W., in Jüchſen.

P.

*Herr Panzerbieter, Fr., Profeſſor.
= Pfeiffer, G., Müller.
* = Pfotenhauer, Poſtſecretair.

R.

Herr Raßmann, Muſikmeiſter.
= Raßmann, Rechnungspraktikant.
= Rauch, J. A., Dr. med.
= Reich, G. Ch.
= Reuchſel, Schulth. in Bettenhauſen.
= Richter, G., O.L.G.Advocat.
= Rink, C., Hofmetzger.
= Ritter, W., Kaufmann.
= Römhild, Hofhandſchuhmacher.
= Romberg, Dr. med.
= Rombergs S. Wittwe.
= Roth, C., Kaufmann.
* = Rückert, Pfarrer in Schweina.

S.

Herr Saal, J., Schneidermeiſter.
* = Saalmüller, Inſpect. in Maßfeld.
* = Sattler, Kaufm. in Schweinfurt.

Herr

Herr Sauer, J. G., Pfarrer in Bachdorf.
⸗ Schabacker, sen., Hofwagner.
⸗ Schabacker, jun., Wagner.
⸗ Schaubach, Bauinſpector.
* ⸗ Schaubach, Tertius.
⸗ Scharfenberg, Kaufmann.
* ⸗ Schellhorn, Hofmaler.
⸗ Schenk, Cammerregiſtrator.
⸗ Schenk, Chr. Fr. C., Geh. Cammerrath.
⸗ Schenk, G., Drechslermeiſter.
⸗ Schenk, C., Regierungsrath.
* ⸗ Schimmel, Aſſiſtent.
⸗ Schirmer, G., Bäcker.
⸗ Schlegel, Dr. in Behrungen.
⸗ Schmid, Cammerrath.
⸗ Schmidt, G. A., Senator.
⸗ Schmidt, Fr., Schreiner.
⸗ Schmidt, Schultheiß in Bauerbach.
⸗ Schönau jun., Chr., Cammercanzl.
⸗ Schneider, V.
⸗ Schorr, Pfarrer in Jüchſen.
⸗ Schreiber, Carl.
⸗ Schröder, G., Goldarbeiter.
⸗ Schütz, J. J., Kaufmann.
⸗ v. Schultes, Hauptmann.
⸗ Schulz, Amtsſecretär in Maßfeld.
⸗ Schulz, Hofkunſtdrechsler.
⸗ Schwab, F., Klempner in Gotha.
⸗ Schwarz, J. Chr., Canzliſt.
⸗ Seyd, Gebr.
* ⸗ Seyfart, Lithograph in Maßfeld.
* ⸗ Sickler, Dr., Conſiſtorialrath in Hildburghauſen.
⸗ Sippel, Fr., Bäcker.
⸗ v. Speßhardt, Obriſt.
⸗ Sterzing, Rechn. Reviſor.
⸗ Stier, C., Goldarbeiter.
⸗ Storandt, Archidiaconus.
⸗ Strupp, B. M., in Dreißigacker.
⸗ Süßdorf, Rathswirth.
⸗ Süßdorf, W., Dekonom.

T.

Herr Tempel, P., Hoflakai.
Herr Tiſcher, Cammermuſikus.
⸗ Treiber, C., Aſſiſtenzrath.
⸗ Treiber, Fr., Polizei⸗Inſpector.
⸗ Treiber, W., Hofapotheker.
⸗ Trinks, G., Aktuar.
⸗ Trinks, L., Rechnungspract.
⸗ Trinks, V., O.L.G.Advokat.
⸗ v. Türcke, L., Reiſeſtallmeiſter.
⸗ v. Türcke, H., Regierungsrath.

U.

Herr Ullrich, G., Schloſſermeiſter.
⸗ v. Uttenhoven, Präſident.

V.

Herr Vieweg, A., Oberrechn. Reviſor.
⸗ Vieweg, E., Kaufmann.
⸗ Voigt, G. E., Dekon. in Sülzfeld.
* ⸗ Voigt, Pfarrer in Unterkatz.
* ⸗ Voigt, Dr., Profeſſor u. Archivar in Königsberg in Preußen.

W.

Herr Wagner, C., Gallerie⸗Inſpektor.
⸗ Wagner, G., Camm. Comm.
⸗ Wagner, J. V.
* ⸗ Walch, Kreisthierarzt in Hersfeld.
⸗ Walther, Hofglaſer.
⸗ Weber, Cammer⸗Commiſſair.
⸗ Weber, Rechnungs⸗Reviſor.
⸗ Wehner, W.
⸗ Weingarten, C.
* ⸗ Wenzel, Dr. in Schleuſingen.
⸗ Werner, Geh. Hofrath.
⸗ Willing, L., Dekonom.
⸗ Wippert, Dr., Reg. Aſſeſſor.
* ⸗ Wölfing, Diakon. in Hildburghauſ.
⸗ Wünſcher sen., Mundkoch.

Z.

Herr Zeth, J. C., in Herpf.
⸗ Zetzſche, G., Sattlermeiſter.
⸗ Ziegler, Verwalter in Maßfeld.
* ⸗ Zöllner, Cammermuſikus.
* Freiherr v. Zu Rhein, K. B. Kämmerer u. Oberſt⸗Studienrath in München.

Das Zeichen * deutet Mitglieder des Henneb. Alterthumsforſchenden Vereins an.

Güth's Chronik ſchließt mit dem 29. Jun. 1676 und unmittelbar hieran knüpfen ſich die ſchriftlichen Nachrichten, welche den folgenden Angaben zu Grunde liegen. Meiningen war damals nach dem Ausſterben des S. Altenburgiſchen Hauſes an Herzog Ernſt den Frommen von Gotha gekommen, welcher alle jetzt den drei noch übrigen Herzogl. Sächſiſchen Häuſern gehörenden Lande vereinigt beſaß. Nach ſeinem Tode wurde nicht augenblicklich zur Theilung geſchritten, ſondern der älteſte ſeiner Söhne, Herzog Friedrich zu Gotha, regierte für ſich und im Namen ſeiner ſechs Brüder.

1676.

Es wurde eine neue Bürgerkompagnie, 55 Mann ſtark ohne die Offiziere, errichtet. Sie zog mit ihrer neuen Fahne 2. Jun. zum erſtenmal auf den obern Raſen; der Stadtrath gab jedem Mann 2 Maas Bier zum Beſten. Eod. ſollten 10 Mann aus der Ausſchußkompagnie heraus ſpielen, um zum Fränkiſchen Kreiskontingent zu marſchieren; ſie thaten es aber nicht, ſondern warben unter den Bürgern an, und gaben dem Mann 4 rthlr. Handgeld.

Im Monat Jun. wurden die Feuerſprützen durch einen Glockengießer beſichtigt. Von Raths wegen wurden 12 Maas Bier den Bürgermeiſtern, 4 Maas dem Rothgießer, 3 Maas den Sprützenmännern, 2 Maas dem Schloſſer, 2 Maas den Knechten zum Beſten gegeben.

In demſelben Monat wurde unter Leitung des Bürgermeiſters Andreas Amthor das Stück Mauer an der Mittelpforte, welches am 21. März 1674 in der Nacht eingefallen war, durch den Steinmetz Veit aus Walldorf von Grund aus aufgemauert, und ein Stein mit folgender Inſchrift hineingeſetzt: Anno 1642 Breſche geſchoſſen, Anno 1663 das Obertheil repariret durch G. E. M. Anno 1676 aber das Stück Mauer gänzlich reſtauriret durch A. A.

Am 26. Jul. Mittwochs nach Jakobi brach bei heftigen gegen einander ziehenden Gewittern eine ſtarke Fluth den Drachenberg, im Frankenthal und am

Rohraer Berg herein, und verurſachte in den Gärten am untern Thor großen Schaden.

Am 25. Aug. hat der Obriſt nebſt ſeinen Offizieren den hieſigen Ausſchuß beſichtigt und einen engern Ausſchuß ausgenommen, der aber nur in den hieſigen Landen dienen ſollte. (Es waren 170 Mann. Es ſcheint dieß der Urſprung des zur Landesdefenſion beſtimmten engen Ausſchuſſes zu ſeyn. Siehe die Anmerk. z. J. 1686. 22. Jan.) Die Offiziere wurden im weißen Schwan geſpeiſt, wobei Stadtſchultheiß und Bürgermeiſter zugegen waren. Aus dem Rathskeller wurden 13 Maas Wein dazu abgegeben.

Am 30. Aug. hatten die Bürger ihr Ausſchießen, wobei die Offiziere 2 fl. frnk. vom Stadtrath erhielten; die 4 Hauptſchützen verthaten nach gemeinem Gebrauch 8 ggl., was aus der gemeinen Bürgermeiſter-Einnahme beſtritten wurde.

Im Aug. wurde das Stück Mauer hinter der Burg bei dem Schwibbogen an dem Graben der Stadtknechte, was gleichfalls 1674 eingefallen war, wieder von Grund aus aufgebaut. Auch wurden die bei der*) Fortification abgegangenen Kirchbrunnen beim Hoſpital wieder in die Stadt geleitet.

Ferner wurde das ſchadhafte Stadtwehr und die Orgel der Stadtkirche reparirt, auch der Umgang am Thurme mit neuen eichenen Bohlen belegt, alles unter Leitung des Bürgermeiſters Amthor.

Am 4. Sept. brannten zu Obermaßfeld 11 Häuſer ab.

Am 8. Nov. wurde der Stadt durch den regierenden Fürſten, Herzog Friedrich zu Gotha, die Erlaubniß ertheilt, noch einen Jahrmarkt, Dienſtags nach Luciä (Chriſtmarkt) zu halten. Die Urkunde iſt im Rathsarchiv noch vorhanden.

Am 6. Dec. zog der Hofrath und Amtshauptmann von Körbitz hier ab, und trat zu Saalfeld in Dienſte.

Am 8. Dec. bezog der Obriſt von Trautmannsdorf, mit ſeinen Truppen in der hieſigen Gegend Winterquartiere. Er nahm mit ſeinen Staabsoffizieren ſein Quartier in der Stadt und logirte im Schröteriſchen (jetzt v. Hendrichſchen) Hauſe; die Verpflegung ſollte vom Lande beſtritten werden.

Der Winter zu Anfang dieſes Jahres war gelind und es gab faſt keinen Schnee; bei ſpätem Frühling gab es noch einige Fröſte; der Sommer war hitzig und trocken; vor Jakobi war das Getraide ſchon geſchnitten, Wein und Obſt, beſonders letzteres, geriethen wohl; es wurden 2 Fuder Aepfel- und Birnmoſt in die Stadt gebracht und ausgeſchenkt. Der Winter trat bald, ſchon mit Anfang des Nov. ein und wurde gegen Ende des Jahrs ſo heftig, daß das Marktwaſſer ganz zufror, daß die Brunnen meiſtens ausblieben und wegen Waſſermangel die Mühlen wenig mahlen konnten.

1677.

---

*) ſ. Gſch., S. 423.

1677.

Am 1. Jan. wurde ein Trautmannsdorfiſcher Dragoner, der einen Bauern zu Breitungen umgebracht hatte, ehe es ausläutete, vor den Gottesacker geführt, daſelbſt erſchoſſen und begraben.

Am 3. Jan. fiel ſtarker Schnee gegen Abend, worauf ſich Regen einſtellte. Das Waſſer wurde ſo groß, daß es über die Wellen der Mühlräder gieng; die Eisſchollen zerſtießen die aus dem Dreyßigacker-Grunde kommenden Brunnenröhren, ſo daß die Brunnen ausblieben.

Am 13. Jan. ſtürzte auf Veranlaſſung des großen Waſſers und Eisganges an der obern Brücke bei der Teufelsgrube ſüdwärts ein Stück Mauer, gegen 80 Schuhe in der Länge ein, daß man kaum über die Brücke fahren konnte.

Am 14. Jan. ſtürzte ein großes Stück Rain vom Weinhartiſchen Acker, gegen 50 Schritt lang, an der Maßfelder Straße über dem ſogenannten langen Streich, mit Bäumen und Sträuchen herab auf die Landſtraße und G. E. Kolben's Acker. 4 ſtarke Quellen brachen an der Stelle hervor.

Am 28. Jan. ſtürzte der hieſige Stadt- und Landphyſikus D. J. Kaſp. Heim, der einige kranke Offiziere zu Erdorf beſucht hatte, auf dem Rückwege bei Neubrunn gegen Abend vom Pferde, wurde von demſelben geſchleift und todt ins Dorf, am 29. aber hierher in ſeines Schwiegervaters, des Stadtſchultheiß Trier, Behauſung gebracht und am 31. begraben.

Im Jan. machte Hans Georg Kley einen Bankerott von 10000 rthlr., wodurch Viele das Ihrige verloren.

Am 11. März marſchirten vom Trautmannsdorfiſchen Regiment aus jeder Kompagnie 40 Mann ab in die Niederlande.

Am 30. März kam Herzog Chriſtian von Sachſen auf einer Reiſe nach Römhild mit anſehnlicher Begleitung hier durch.

Am 6. April verließ der Obriſt von Trautmannsdorf mit den übrigen Truppen die Stadt, nachdem er 17 Wochen hier gelegen und der Stadt an Verpflegung 6 doppelte und 1 einfache Steuern, über 700 fl. gekoſtet hatte. Er war ein ſehr heftiger Mann. Die Stadt Waſungen verehrte ihm einen neuen Wagen, der ihm aber nicht gut genug war, weshalb er ihn von ſeinen Dragonern zerhauen und auf dem Markte verbrennen ließ. 4 Eimer Wein, welche die Stadt Schweinfurt ihm geſchenkt hatte, ließ er durch die Dragoner austrinken.

Am 19. April brach bei dem Weber Broderſen unweit der Burg Feuer aus, welches aber bald gelöſcht wurde.

Am 23. April wurde dem Weber Rudolph März ein Kind geboren, welches keine Naſe, ſtatt derſelben 2 Löcher, aber ohne Luft, und nur Ein Auge, ſtatt des andern einen Knoten, wie eine welſche Nuß, über dem Kopf ein Gewächs hatte.

Am 8. May zeigte ſich ein ſchöner Hof um die Sonne von 12 Uhr bis gegen Abend.

Am 8. Jun. wurde durch den Kanzlar Avemann aus Gotha an die Stelle des von hier abgegangenen Oberamtmanns von Körbitz der bisherige Amtmann zu Heldburg, J. Heinrich von Erffa als Amtshauptmann eingeführt.

Am 18. Jun. kamen Herzog Friedrich und Herzog Heinrich hier an mit ihrem Hofſtaate. Sie hielten große Jagden bei Gleimershauſen, wo 47 Stück Wildpret erlegt und bei Ellingshauſen, wo 50 Stück erlegt wurden. Am 27. Jun. reiſten ſie wieder ab.

Im Jul. wurde das im Winter eingefallene Stück Mauer durch Michael Schaubach für 47 fl. wieder reparirt; auch 2 neue Roſte unter die Schwibbogen bei der Teufelsgrube durch den Zimmermann Erk gelegt und ausgepflaſtert.

Am 20. Okt. Abends um 6 Uhr ſtarb der Verf. d. Meiningiſchen Chronik M. Sebaſtian Güth (geb. zu Meiningen, 19. Aug. 1628; erſt Rector, dann Diakonus, zuletzt Archidiakonus allhier) ſeit 1668 Superintendent zu Hildburghauſen.

Im Nov. kamen die Sächſiſchen Regimenter, die den Sommer im Elſaß geſtanden hatten, ſehr ſchwach wieder hier an und giengen über den Wald in die Winterquartiere. Den 9. Nov. kamen der Generalwachtmeiſter von Berlepſch, die Obriſten Stang und Montagne hier an, logirten im Schröteriſchen Hauſe und reiſten am 13. wieder ab.

Die ausſchreibenden Fürſten des Fränkiſchen Kreiſes bemühten ſich, die Winterquartiere abzuwenden und verſprachen 180 Römermonate zur Kaiſerlichen Kriegsklaſſe. Wegen Mangel im Elſaß mußten ſie aber dennoch 6 Regimenter einnehmen, wovon 5½ Kompagnie des Holſteiniſchen Regiments auf die Grafſchaft Henneberg kam. Die Stadt mußte 46 Portionen und die Verpflegung des Obriſtlieutenants von Steinlinger übernehmen, der am 27. Dec. ankam.

Der Frühling dieſes Jahres trat ſpät ein; der Sommer war unfruchtbar und naß; die Baumblüthe verdarb, Raupen verzehrten die Blätter; es gab wenig Getraide und faſt kein Obſt; vor Michaelis kamen harte Fröſte; jedoch trat keine anhaltende Kälte ein; mit Neujahr fiel erſt Schnee.

1678.

Am 17. Jan. marſchirten die hier einquartirten Truppen wieder ab nach Böhmen.

Am 22. Jan. zeigte ſich bei dunklem Himmel Nachmittags 3 Uhr von Morgen nach Abend ein ſchöner Regenbogen über der Stadt.

Nach Lichtmeß trat warmes Frühlingswetter ein, welches die Knoſpen herauslockte; von der Mitte des März bis in die Mitte des April wurde es wieder ſehr kalt, ſo daß die Bäume litten.

Am 12. April kamen die Herzoge Albrecht und Heinrich mit ihren Familien mit einer Begleitung von 80 Perſonen an; hielten Mittag, wobei vom Rath 16 Kannen Wein präſentirt wurden, und reiſten dann weiter.

Am 15. May kam Herzog Friedrich aus Gotha in Begleitung von 124 Perſonen auf der Reiſe nach Coburg allhier durch.

Am 10. Jun. wurde Generalkirchen- und Schulviſitation durch den Gen. Sup. D. Tribechovius und den Hofprediger Fergen aus Gotha gehalten.

Am 20. Jun. riß bei heftigem Gewitter ein Wirbelwind auf dem Hutsberge einen Stadel um, in welchen ſchon 7 Fuder Heu gebracht waren. Zuletzt zündete noch der Blitz, ſo daß der Stadel abbrannte.

Vom 12—17. Aug. wurde im weißen Schwan zwiſchen den Abgeordneten des Stifts Würzburg und Herzogs Johann Georg zu Eiſenach wegen verſchiedener Gerichts- Jagd- Grenz- und Hut-Irrungen eine Conferenz gehalten und ein Receß geſchloſſen.

Im Aug. wurde nach dem Ausſterben des Altenburgiſchen Hauſes in den hierdurch ebenfalls an Gotha gefallenen Hennebergiſchen Aemtern durch Herzog Friedrich der erſte Landtag eröffnet. Am 20. Aug. kam der Herzog an. Es wurde eine Landtagspredigt durch den Sup. Wider über Pſ. 101, 6 gehalten. In Gegenwart der Herzoge Friedrich und Ernſt, des Geh. Raths Bachow, und des Kammeraths Born wurden den anweſenden Ständen durch den Kanzlar D. Avemann die Propoſitionen eröffnet. Am 29. Aug. wurde der Landtagsabſchied publicirt. Die Stände waren jedesmal an Tafel: am erſten Tage präſentirte der Stadtrath 16 Kannen Wein. Die Deputirten waren: Ehrhard von Bronſart, Hans Boſe, Hans Kaſpar von Hanſtein von der Ritterſchaft; Wolfgang Trier und Simon Paul Rohr aus Meiningen, Johann Abeſſer und Friedrich Keßler aus Themar. Landſchaftsſyndicus war Joh. Chriſtoph Trier.

Am 31. Okt. wurden 36 Mann Soldaten mit einem Fähndrich und einigen Unteroffizieren unter dem Obriſt Bilis in die Stadt gelegt, um die Wache an den Thoren zu verſehen, wofür die Bürger jedem des Tags 2 ggl. geben ſollten.

Am 2. Nov. kam die Herrſchaft von Coburg mit ganzem Hofſtaat zurück, und reiſte Tags darauf nach angehörter Frühpredigt wieder nach Gotha.

Am 4. Nov. kam der Biſchof von Würzburg mit 107 Perſonen und 123 Pferden hier an, blieb über Nacht und reiſte ſodann nach Gotha. Die Herrſchaft bezahlte für ihn. Am 10. kam er zurück.

Am 21. Dec. zeigte ſich bei 3 wöchentlicher ziemlicher Kälte früh gegen 8 Uhr ein ſchöner heller Regenbogen, worauf ſtarke Kälte erfolgte.

Der

Der vorige Winter war ſehr gelind, faſt ohne Schnee; der Frühling war leidlich, der Sommer warm, der Herbſt trocken, daß man vor Michaelis faſt nicht zur Saat kommen konnte. Getraide, Wein und Obſt gerieth. Zu Ende des Novembers winterte es zu und blieb, ohne aufzuthauen, bis Anfang des März. Das Maas Korn koſtete 3 Bz., das Maas Waizen 4 Bz.

Herzog Friedrich bemühte ſich, bei dem Kaiſer auszuwicken, daß der Hennebergiſche Landesantheil mit Winterquartieren verſchont werde. Allein wegen der im Hennebergiſchen Theilungsreceß verglichenen Nachgabe mußte man doch von den Kaiſerlichen Truppen, die auf den Naumburgiſchen Antheil (d. h. das jetzt Preußiſche Henneberg) gekommen waren, vom Heideriſchen Regiment nämlich, 48 Portionen übernehmen: auf die Stadt kamen 5½ Portionen und dadurch ein Kornet, weshalb das Amt noch 2½ Portionen beitragen mußte.

1 6 7 9.

Am 24. Jan. ſtürzte ein hieſiger Bürger und Fuhrmann Hans Kaſpar Stoll, der Salz nach Franken führte, zu Mittelſtreu im Wirthshauſe, wo er Mittag hielt, von der Treppe herab und ſtarb bald darauf. Er wurde hier begraben und hinterließ 7 Kinder.

Am 14. Febr. marſchirten die Soldaten, die am 31. Okt. des vor. J. gekommen waren, zur großen Freude der Einwohner wieder ab.

Am 10. März ſtarb der Senior des Raths, Johann Matthäus Kley.

Am 13. März ſtarb die Herzogin Chriſtiane, Gemahlin des Herzogs Chriſtian zu Eiſenberg, weshalb Landtrauer abgekündigt wurde.

Am 8. May fiel bei einem ſchweren Gewitter ein Wolkenbruch zu Utendorf, ſo daß das Waſſer im Helbaer Grunde austrat und im Todtenfelde großen Schaden anrichtete.

Am 19. Jun. wurde der Friede zu Nymwegen zwiſchen Frankreich, Schweden und Brandenburg geſchloſſen.

Am 18. Jul. zogen die Kaiſerlichen Truppen ab, die im Dec. vor. J. gekommen waren.

Zu Ende dieſes Monats und im Auguſt marſchirten mehrere Regimenter, die bisher gegen Frankreich zu Felde geweſen waren, durch Franken und insbeſondere die hieſige Gegend, unter andern das Caprariſche, das Stadeliſche, Kurprinziſche, Eiſenachiſche, Marciſche ꝛc. wodurch der Landmann ſehr mitgenommen wurde. Am 30. Aug. lag der Obriſt Marci mit dem Staabe und ½ Kompagnie Reutern in der Stadt, zog am 1. Dec. ab und verurſachte viele Ungelegenheit.

Am 2. Sept. hieb ein Musketier einem andern über dem Spielen in Hans Kaſpar Ambronns Hauſe auf einen Streich beide Hände ab. Dieſer Soldat, Namens

Namens Daniel Hun, dem zur Strafe eine Hand abgehauen werden ſollte, entſprang am 24. Okt., des Tags vor der Execution, aus der Stube des Landknechts.

Zu Ende des Sept. kamen einige ſchwere Gewitter.

Am 30. Okt. brannten in Schleuſingen 24 Häuſer ab: an demſelben Tage zu Herbsleben in Thüringen 32 Häuſer.

Am 30. Okt. wurde Georg Wolf Bimbecher, der für den Grimmenthalskaſten falſche Quittungen gemacht und 80 fl. erhoben hatte, mit Ruthen ausgeſtrichen und des Landes verwieſen.

Am 29. Nov. fiel in der Nacht bei der Mittelmühle ein Stück der äußern Mauer am kleinen Zwinger 65 Schuhe lang ein in den Burgmühlgraben, indem das Fundament ausgewaſchen und durchweicht war.

Am 10. Dec. ſtarb der Rathsherr und Grimmenthalskaſtenverwalter Eucharius Helbich.

Am 14. Dec. marſchirten die in hieſiger Gegend gelegenen Herrſchaftl. Truppen, 80 Reuter, 100 Mann zu Fuße nach Gotha.

Am 3ten Weihnachtsfeiertag war ein heſtiger Wind, worauf 2 ſchöne Regenbogen erſchienen.

Auf den langwierigen Winter folgte ein warmer Sommer. Obſt und Wein gerieth wohl; das Getraide aber war verderben. Das Maas Korn ſtieg auf 5 Bz., das Maas Gerſte auf 5 ggl. 3 pf. Mit dem Anfange des Nov. trat der Winter wieder ein; gegen Weihnachten thauete es auf, und die Witterung war ungeſund. Von Weihnachten bis Lichtmeß that es keinen Froſt; einige wenige bis Petri, ſo daß die Knoſpen ſehr herausgiengen.

1680

wurden einige untüchtige Münzſorten, beſonders das gräfliche Geld, abgeſetzt.

Dieſes Jahr war für Meiningen höchſt wichtig. Die Söhne Herzogs Ernſt des Frommen theilten ihr väterliches Erbe, Herzog Bernhard, Ernſt des Frommen 3ter Sohn, nahm hier ſeinen Wohnſitz, und erhielt zu ſeinem Antheil das Altmeiningiſche Unterland. So wurde Meiningen zu einer Reſidenz, und ſo entſtand das nachmalige Herzogthum S. Meiningen.

Die Stadt Meiningen war in ältern Zeiten unmittelbares Eigenthum der Kaiſer. 1007 als Heinrich 2. das Bisthum Bamberg gründete, wozu einige Ortſchaften des Bisthums Würzburg geſchlagen wurden, überließ er dagegen an letzteres Stadt und Amt Meiningen. So war die Stadt unter Würzburgiſcher Herrſchaft, bis die Grafen von Henneberg, in deren Beſitzungen ſie lag, ſie austauſchten, 1543. Aber ſchon 1583 ſtarb das Haus Henneberg aus und die ganze Grafſchaft kam, nach dem getroffenen Erbverbrüderungsvergleich, an das Haus Sachſen. Ueber die Theilung konnte man ſich lange nicht vereinigen; daher blieb die Grafſchaft ungetheilt bis 1661 unter einer gemeinſchaftlichen Hennebergiſchen Regierung zu Meiningen (deren Archiv noch vorhanden iſt.) Bei der nun vorgenommenen Theilung erhielt die Albertiniſche Linie die jetzt Preußiſchen Aemter von Henneberg; die drei Erneſtiniſchen Häuſer, Altenburg, Gotha, Weimar theilten ſich ſo, daß Altenburg die Aemter Meiningen, Maßfeld und Themar mit Behrungen; Gotha Waſungen, Sand und Breitungen; Weimar Ilmenau, Kaltennordheim und Oſtheim erhielten. Schon 1672 ſtarb das Haus Altenburg aus und Ernſt der Fromme in Gotha, dem Grade nach der nächſte, erbte das Ganze. Er beſaß alle Länder, welche den jetzt noch vorhandenen drei Herzogl. Sächſiſchen Linien gehören. 1675 ſtarb er. Seine ſieben Söhne regierten anfangs gemeinſchaftlich, indem der älteſte, Herzog Friedrich zu Gotha, im Namen der Uebrigen, wie es das Teſtament ihres Vaters verordnet hatte, die Leitung übernahm. Allein mehrere Verhältniſſe veranlaßten endlich die Brüder, im J. 1680 zu einer Theilung des Landes zu ſchreiten. So erhielt

Herzog Friedrich — Gotha.
— Albrecht — Coburg.
— Bernhard — Meiningen (d. Unterland).
— Heinrich — Römhild (m. Themar).
— Chriſtian — Eiſenberg.
— Ernſt — Hildburghauſen.
— Johann Ernſt — Saalfeld.

M. ſ. **Walchs** geogr. u. topogr. Beſchreib. d. Meining. Landes u. d. Meining. Taſchenb. 1801. über dieſe Theilungen. Der Theilungsreceß iſt gedruckt in Glafey's ſächſ. Geſchichte.

So ſtand alſo Meiningen:
unter den deutſchen Kaiſern,
den Biſchöffen v. Würzburg,
den Grafen v. Henneberg,
dem Hauſe Sachſen,
dem Hauſe S. Altenburg,
— — S. Gotha,
— Specialhauſe S. Meiningen.

Am 10 Febr. wurde die Theilung der Lande Ernſt des Frommen von ſeinen ſieben hinterlaſſenen Prinzen unterſchrieben: am 13. nahm Herzog Bernhard durch ſeine Commiſſarien, den Hofrath Joh. Balth. von Gabelkoven und den Rentmeiſter Paul Kühnhold, Beſitz von den ihm zugefallenen Landestheilen, nämlich von Stadt und Amt Meiningen, Amt Maßfeld, Stadt und Amt Waſungen, Amt Sand, Amt Frauenbreitungen, Stadt und Amt Salzungen.

Am

Gemeinde? Iſt es wahr, daß man meinen Vater beſchuldigt —“

Sie vermochte nicht weiter zu reden, Thränen und eine unendliche Angſt hemmten ihr die Sprache, aber ſie blickte den Geliebten an mit dem Ausdruck der heftigſten innern Bewegung; er fühlte, wie ſie erbebte, und ſuchte ſie zu beruhigen.

„Fürchtet nichts für Euern Vater, Libetha,“ ſprach er tröſtend. „Wenn es auch ſich beſtätigen ſollte, daß der Rath Rechnung ablegt, es wird doch darum keinem der edlen Herren ein Haar gekrümmt werden; von einem Zwang des Rathes kann ohnedieß nicht die Rede ſein. Aber ſage mir, Mädchen, ich bitte Dich, ſage mir, wer iſt es, den Dein Vater Dir zum Mann beſtimmt?“

„Hans Kranichfeld iſt's, der Freund des Vaters, der Schalksnarr, der ſich durch ſeine glatte Zunge und ſeine Geſchmeidigkeit in Gunſt geſetzt hat bei meinen beiden Aeltern, und ſomit auch vermeint, der Meinen gewiß zu ſein.“

„Der?“ dehnte Johannes Zimmermann:

Am 25. Febr. kam der Herzog ſelbſt hier an, fuhr am 26. nach Maßfeld und reiſte am 27. zurück nach Ichtershauſen, wo er bisher ſich aufgehalten hatte.

Am 26. März wurde zu Ichtershauſen Prinz Georg Ernſt, ſechſter Prinz des Herzogs Bernhard, geboren. Bei der Taufe ſtand die Hennebergiſche Landſchaft Gevatter.

Am 19. April ſtarb zu Ichtershauſen als Sechswöchnerin die Gemahlin des Herzogs Bernhard, Maria Hedwig, geb. Prinzeſſin von Heſſen=Darmſtadt. Vom 20. an wurde daher in den dem Herzog zugefallenen Landestheilen 4 Wochen lang die Muſik eingeſtellt und täglich von 10 — 11 Uhr geläutet. Die Leiche wurde zu Ichtershauſen in einem Sarge von Eichenholz einſtweilen in ein Gewölbe beigeſetzt; ein zinnerner Sarg aber zu Altenburg verfertigt, in welchem ſie ſodann in die fürſtliche Gruft, die inzwiſchen in die Stadtkirche der neuen Reſidenz Meiningen hergeſtellt wurde, abgeführt werden ſollte. Das zur fürſtlichen Gruft beſtimmte Gewölbe wurde unter der Sakriſtei angelegt, die früher auf ebner Erde war, nun aber eine Treppe erhielt. Das Gewölbe war von den Maurern nicht recht geſchloſſen und fiel wieder ein; es mußte daher zum zweitenmal gebaut werden.

Am 11. May zog der bisherige Amtshauptmann, Hans Heinrich von Erffa, von hier ab nach Gotha. Er hatte mit dem Stadtrathe viele Streitigkeiten über die Rechte der Stadt.

Am 12. May wurde der im J. 1656 zur Bezahlung der im 30jährigen Kriege gemachten ſtädtiſchen Schulden angeordnete Accis, wodurch 30000 fl. frnk. bezahlt und außerdem manches zum Beſten der Stadt beſtritten war, mit Genehmigung der Herrſchaft aufgehoben.

Am 23. May fiel das Rathhaus in Römhild ein, als die Bürgerſchaft kaum herunter gegangen war.

Am 4. Jun. war ein heftiger Sturmwind, der vielen Schaden that.

Am 14. Jun. wurde der Altar in der Stadtkirche wegen der neuen Gruft weiter hinausgerückt. An demſelben Tage wurde in Ichtershauſen die Anſtalt zur Abführung der fürſtlichen Leiche gemacht und von dem Hofprediger Joh. Adam Krebs eine Trauerrede über Hiob 14, 1. 5. gehalten.

Am 22. Jun. kamen die 4 Prinzen des Herzogs Bernhard: Ernſt Ludwig, Bernhard, Friedrich Wilhelm, Georg Ernſt, gegen Mittag hier glücklich an.

Am 25. Jun. kam Herzog Bernhard ſelbſt, in Begleitung ſeiner Schweſter, der Prinzeſſin Dorothea Maria, und des ganzen Hofſtaats gegen Abend hier an, um nun ſeine Reſidenz hier zu nehmen. Es verdient hier bemerkt zu werden, daß ſchon 100 Jahre zuvor bei dem Ausſterben des Hauſes Henneberg der um die Stadt Meiningen ſo verdiente Kanzlar Strauß sen. (deſſen Epithaphium in der Stadtkirche noch vorhanden iſt) bei den Unterhandlungen über das von Würzburg zurückgeforderte Amt Meiningen, darauf aufmerkſam machte, daß ſich bei einer von den ſächſiſchen Fürſten vorzunehmenden Theilung der Grafſchaft Henneberg, die Stadt Meiningen zu einer Reſidenz eignen möchte.

Am 29. Jun. wurde die Leiche der Herzogin Maria Hedwig von Maßfeld gegen Abend in die Stadt gebracht. Die Diener, die Geiſtlichen, der Stadtrath und die Bürgerſchaft ſtanden am obern Thor. Dort wurde der zinnerne Sarg auf den Leichenwagen geſetzt, mit ſammtner Decke, woran die Wappen geheftet waren, bedeckt, und mit 8 Trauerpferden in die Stadtkirche gebracht. 8 adliche Vaſallen führten die Pferde, 12 trugen das Leichentuch, daneben gingen 12 Trabanten und 12 Pagen. Vor der Leiche gingen die fürſtlichen Diener, die Geiſtlichkeit und der Stadtrath; die Bürgerſchaft ſtand vom Thore bis zur Kirche auf beiden Seiten im Gewehr. In der Kirche waren Altar, Kanzel und Emporkirchen ſchwarz bekleidet und viele Lichter angezündet. Die Beiſetzung in die Gruft erfolgte hierauf in der Stille. Am 30. Jun. Nachmittags 1 Uhr wurde in der Stadtkirche durch den Hofprediger Krebs und eben ſo in allen Kirchen des Landes die Leichenpredigt über Offenb. Joh. 2, 10 gehalten. Auch zu Jena und in den Gymnaſien zu Gotha und Schleuſingen wurden Trauerreden gehalten. Nach der Predigt war große Tafel und alsdann wurden Gedächtnißmünzen an ganzen, halben und viertel Thalern, auch guten Groſchen vertheilt. S. hierüber Weinrichs K. u. Sch. St. p. 868. Die Leichenfeierlichkeiten ſind in einer beſondern Schrift, die auch die gehaltenen Leichenpredigten in ſich faßt, beſchrieben, in derſelben ſind auch die Inſchriften des zinnernen Sarges angegeben. Die Herzogin Maria Hedwig war zu Gießen geboren am 26. Nov. 1647, mit Herzog Bernhard vermählt am 20. Nov. 1671 und ſtarb in einem Alter von 32 Jahren, 20 Wochen, 2 Tagen.

Herzog Bernhard errichtete nun die Landeskollegien. Regierungsdirector und Geheimerrath wurde Johann Balthaſar von Gabelkoven. Dieſer bildete mit dem Hof- und Juſtizrath D. Hieronymus Brückner die Regierung; zum Conſiſtorium gehörten außer ihnen der Superintendent Wider und der Hofprediger Krebs. Kammerrath und zugleich Oberamtmann der Aemter Meiningen und Maßfeld war Paul Kühnhold: als Amtsadjunctus ſtand ihm Johann Elias Strauß zur Seite. *)

Am 27. Jul. wurde eine Frau aus Neubrunn wegen Hexerei enthauptet und dann verbrannt.

Am 14. Aug. wurden die Wochenmärkte, die im 30jährigen Kriege eingegangen waren, wieder auf Mittwoch und Sonnabend angeordnet.

---

*) v. Gabelkoven, Brückner und Kühnhold waren die Lehrer des Herzogs Bernhard geweſen: ſie kamen nebſt dem Hofprediger Krebs von Ichtershauſen hierher und waren alleſammt tüchtige Männer.

Am 3. Okt. wurde ein Mann aus Walldorf, der für ſeine Obrigkeit in Gotha hatte Geld holen müſſen, beim Türkenhof erſchoſſen und beraubt: der Thäter ward nicht entdeckt.

Mit dem Anfange des Advents wurden im ganzen Lande gleiche Kirchengebräuche angeordnet. Die Verordnung ſteht gedruckt in dem ſogenannten Meiningiſchen Kirchenbuche und bildet noch die Grundlage unſerer Liturgie.

Die Dörfer Herpf und Stepfershauſen, welche bei der Hennebergiſchen Landestheilung 1661 der Ausgleichung wegen zum Amt Waſungen geſchlagen waren,*) wurden jetzt wieder, wie zuvor, dem Amt Maßfeld einverleibt. Der Amtsvogt Oelginkhauſen zu Maßfeld wurde Forſt- und Floßverwalter zu Meiningen; an ſeine Stelle trat der bisherige Amtskeller Engelſchall allhier; die Meiningiſchen Dörfer kamen zur Amtsvogtei Maßfeld; die Landeskellerei wurde mit der Amtsſchreiberei vereinigt.

Vom 13. Dec. bis 15. Jan. 1681 war ein ſehr großer Komet ſichtbar.

Am 20. Dec. ſtarb zu Gotha die Herzogin Eliſabeth Sophia, Wittwe Ernſts des Frommen. Vom 25. Dec. an war Landtrauer.

In dieſem Jahr wüthete an vielen Orten Deutſchlands die Peſt, wodurch der Verkehr gehemmt wurde. Auf den warmen Winter folgte ein heißer Sommer; Getraide und Wein gerieth wohl, das Obſt aber verdarb. Vom 18. Nov. trat große Kälte ein und dauerte bis Petri 1681. Das Maas Korn koſtete 5½ Batzen, das Maas Waizen 8 Batzen.

1681.

Am 8. Jan. ſtarb die Herzogin Magdalena Sibyllä, Gemahlin des Herzogs Friedrich von Gotha.

Den 15. Jan. vermählte ſich Herzog Bernhard zum zweitenmal mit Eliſabeth Eleonore, verwittweter Herzogin von Meklenburg-Schwerin, Tochter des Herzogs Anton Ulrich von Braunſchweig. Die Hochzeit war auf dem Schloſſe Schöningen in aller Stille.

Den 22. Jan. wurde die am 20. Dec. 1680 zu Gotha verſtorbene Herzogin Eliſabeth Sophia daſelbſt in die Gruft feierlich beigeſetzt und deshalb auch hier eine Leichenpredigt gehalten.

Den 8. Februar wurde eine Frau aus Bettenhauſen wegen Hexerei enthauptet und darnach verbrannt.

Den 19. Febr. hielt Herzog Bernhard mit ſeiner Gemahlin ſeinen feierlichen Einzug, in Begleitung ſtarker Reiterei. Die Bürgerſchaft und eine große Zahl

---

*) Es iſt dieß der Grund, daß dieſe beiden Dörfer rückſichtlich der Pfarrwittwenkaſſe noch jetzt mit dem Amt Waſungen in Verbindung ſtehen.

anderer Unterthanen paradirten, wobei neun Kanonen und viele Doppelhaken eine dreimalige Salve gaben.

Am 10. März kam Herzog Bernhards Schwiegervater, Herzog Anton Ulrich von Braunſchweig mit Herzog Albrecht von Coburg unvermuthet hier an.

Am 10. April brannten zu Willmars 65 Häuſer und am 11. zu Ritſchenhauſen 8 Gebäude ab.

Am 5. May wurde vom Rektor J. Paul Munk auf dem Rathhaus in Gegenwart der Herrſchaft eine Komödie gegeben, nach deren Beendigung die Herrſchaft in der Rathsſtube bewirthet wurde.

Am Tage Petri und Pauli wurde die Amtspredigt in der Gottesackerkirche gehalten, weil mit den Emporkirchen in der Stadtkirche eine Veränderung vorgenommen wurde.

Am 30. Jul. kamen nach mehrwöchenlicher Hitze einige ſchwere Gewitter, wobei der Blitz in den Thurm zu Maßfeld ſchlug und hier eine große Waſſerfluth den Rohraer Berg herein lief, wodurch bedeutender Schaden verurſacht wurde.

Am 21. Sept. fiel der Braumeiſter Kaſper Krautel in das heiße Bier und ſtarb Tags darauf.

Im Sept. wurde die im Nov. 1679 eingefallene Zwingermauer bei der Mittelpforte reparirt. Um dieſe Zeit wurde eine Commiſſion in der Perſon des Hof- und Conſiſtorialraths Brückner und des Hofpredigers Krebs niedergeſetzt, um die hieſige Schule zu verbeſſern. Auch der Stadtrath, die Geiſtlichen und die Lehrer gaben dazu ihre Gutachten ab. Schon damals ſollte die Schule in ein Lyceum verwandelt und Bernhardinum benannt werden, doch ließ es ſich noch nicht ausführen. Vor der Hand wurden einige Veränderungen gemacht und die Beſoldungen verbeſſert. S. das Schulprogr. v. J. 1830.

Am 3. Dec. wurde Prinzeſſin Erneſtine Eliſabeth Antonie geboren.

Nach dem langwierigen Winter folgte ein herrlicher Sommer; Getraide, Wein und Obſt gerieth wohl, nur gab es wegen anhaltender Dürre wenig Futter. Der Vorwinter war gelind; es gab vielen Regen, keinen Schnee und keinen Froſt vor dem neuen Jahre.

1682.

Am 15. und 16. Jan. lief die Werra, nachdem es etliche Tage geſchneit und geregnet hatte, ſo an, daß das Waſſer über die Marktwaſſerrinne bei der obern Mühle trat, zur mitteln Mühle hereinlief (— der Müller konnte kaum ſein Pferd und ſein Vieh noch retten —) und daß ein ſtarker Strom wider das obere Thor ſchoß, bei dem Gatter etliche Palliſaden losriß, den Brunnenkaſten am Steinwege vor das obere Thor führte, das Bauholz vom Raſen fortſchwemmte und über-

überhaupt ſehr großen Schaden that. Das Waſſer ſtand viel höher als im Jahr 1643.

Am 25. Jan. hielt die Herzogin ihren Kirchgang, wobei die Prinzeſſin vom Hofprediger Krebs feirrlich eingeſegnet wurde.

Am 21. März wurde eine Kindesmörderin aus Friedelshauſen erſäuft, und ihr Leichnam vom Phyſikus Neuenhahn anatomirt; das Skelet ſollte auf die Bibliothek kommen.

Wie im vorigen Jahre die Emporkirchen, ſo wurden in dieſem Jahre die Weiberſtände verändert und am 8. May damit angefangen. Die Reparaturkoſten beliefen ſich im Ganzen auf 1225 fl. frnk. 1 gl. 7 pf.

Am 17. Jun. ſtarb zu Gotha die Prinzeſſin Dorothea Maria in ihrem 28. Jahre. Am 26. wurde hier eine Leichenpredigt gehalten.

Am 7. Jul. wurde ein Dank- Buß- und Bettag gehalten, weil das Land vor Krieg, Peſt und andern Unfällen bewahrt geblieben war.

Am 26. Jul. wurde der Grundſtein zu der Schloßkirche und dem Reſidenzſchloß, welches Eliſabethenburg benannt ward, feierlich gelegt. Der Hofprediger hielt zuvor eine Predigt; der Regierungsdirector von Gabelkoven eine Glückwünſchungsrede: Herzog Bernhard und ſein Bruder, Herzog Heinrich von Römhild, legten ſelbſt Hand an. Die Kanonen wurden gelöſt und eine Salve von den Soldaten zu Roß und Fuß gegeben.

Am 13. Aug. wurde eine 70jährige Frau aus Bauerbach wegen Hexerei, die ſie in Güte geſtanden hatte, enthauptet und verbrannt.

Am 19. Aug. wurde ein Komet ſichtbar: Der Kern war größer als bei dem vorigen, der Strahl aber war kleiner und ſchwächer.

In dieſem Monat verbreitete ſich mit der größten Schnelligkeit durch Schwaben, Franken und Thüringen, auch in dieſe Gegend eine Viehſeuche. Das Vieh bekam gelbe Blattern auf der Zunge, die mit Silber aufgeritzt werden mußten, weil ſie ſonſt um ſich fraßen, ſo daß das Vieh ſtarb.

Am 1. Sept. reiſte Herzog Bernhard nach Schleuſingen, um das gemeinſchaftliche Gymnaſium zu beſehen.

Im Sept. wurde die neue Orgel in der Stadtkirche *) dem Orgelmacher Johann Arnold Wedemann aus Sondershauſen bei Caſſel verakkordirt. Er ſollte außer freier Wohnung, den Koſten für Holz, Kohlen, Schreiner- Zimmermannsarbeit, Handreichung und Fuhren 900 rthlr. erhalten.

Am 4. Okt. ließ der Rector J. P. Munk auf dem Rathhauſe in Gegenwart der Herrſchaft eine Tragödie aufführen.

Am 1. Adventſonntag wurden die Frühkirchen eingeführt, indem von nun an jeden Sonntag 3 Predigten gehalten wurden, die 1. vom Archidiakonus, die 2.

---

*) es iſt die jetzige.

2. vom Superintendenten, die 3. vom Diakonus. Die Frühkirche war für Dienſtboten und andere Perſonen, welche die Amtskirche nicht beſuchen konnten, beſtimmt. Bis zu dieſer Zeit war Dreißigacker das Filial von Meiningen und wurde alle 14 Tage vom Diakonus beſucht: Helba und Welkershauſen gehörten zu Walldorf. Da der Sup. Wider viele Geſchäfte im Conſiſtorium bekam, ſo wurde der Diakonus Keyſer zum Adjunctus der Ephorie ernannt und zu Dreißigacker eine beſondere, von Meiningen unabhängige Pfarrei errichtet. Der bejahrte Archidiakonus M. Koch erhielt an ſeinem Sohne, Samuel Koch, einen Subſtituten.

Am 5. Dec. bemerkte man Abends gegen 4 Uhr am weſtlichen Horizont feurige Lufterſcheinungen.

Auf den gelinden Winter folgte ein mittelmäßig warmer Sommer mit vielem Regen. Getraide und Obſt geriethen ziemlich, auch der Wein, der jedoch wegen der Unfruchtbarkeit des Herbſtes nicht recht zur Reife gerieth. Die Peſt kam durch Meiſſen und Thüringen bis Erfurt, jedoch nicht bis in die hieſige Gegend. Herzog Bernhard ließ für ſeine Unterthanen eine beſondere Peſtordnung drucken, mit mediciniſchen Rathſchlägen über die Verwahrungsmittel gegen die Peſt und über das Verhalten beim Herannahen derſelben: auch ward eine „geiſtliche Seelenarzney“ oder Unterricht für die Geiſtlichen und Gemeinden in religiöſer Beziehung gedrukt. Vorher erſchien bei der um ſich greifenden rothen Ruhr ein mediciniſcher Unterricht vorzüglich für das Landvolk. Auch wurde ein Physicus extraordinarius oder Peſtmedicus (Pestilentiarius) in der Perſon des D. Fink angeſtellt.

1683.

Am 2. Jan. Nachmittags 3 Uhr brach unverſehens neben der Reſidenz über der Amtsſtube ein großes Feuer aus., wurde aber bald gelöſcht. Das Amt wurde einſtweilen in die grüne Stube auf dem Rathhauſe verlegt und ſchon Tags darauf brachte man ſämmtliche Acten dahin: auch das untere Stockwerk des Amts wurde auf höchſten Befehl eingeriſſen.

Am 30. Jan. vermachte der Bäcker Karl Grumbach 40 fl. frnk. von deren Zinſen jährlich am Tage Caroli Semmeln für die Schulknaben gekauft werden ſollten, auch 15 fl. frnk. deren Zinſen die Lehrer zu ſeinem Andenken zu empfangen haben.

Am 2. März 4 Uhr Nachmittags wurde eine Prinzeſſin, Eleonore Friederike geboren.

Am 20. März wurde ein Musketier im Hofe des Rathhauſes von einem Trommelſchläger erſtochen. Der Thäter ward am 1. Jun. enthauptet.

Am 10. April ward zu Stepfershauſen ein Korporal des engern Ausſchuſſes von einem Reuter des hieſigen Militärs erſchoſſen. Am 11. April erſchlug der Walldorfer Schäfer den Debertshäuſer Flurſchütz, der ihn von der Wieſe gehen hieß.

Am 13. April ging die Herzogin zur Kirche, wobei nach gehaltener Predigt über Pſ. 117 die jüngſtgeborne Prinzeſſin eingeſegnet wurde.

Im May wurde die alte Orgel für 110 fl. frnk. nach Kaltenſondheim verkauft. Sie war im Jahr 1596 für 635 fl. von dem Orgelmacher Sömmering aus Erfurt verfertigt worden. S. Güth's Chronik p. 307.

Am 18. Jul. wurde das Archidiakonat, (die obere Kaplanei) welches am 25. April 1676 abgebrannt war, neu aufgerichtet.

Am 25. Jul. zog das hieſige Contingent zu Fuß in den Krieg gegen die Türken ab. (Wien wurde von den Türken belagert, und am 1. Sept. von der Kaiſerl. und der Reichs-Armee entſetzt.)

Am 27. Jul. wurde ein Bußtag wegen Peſt- und Türkengefahr gehalten.

Am 6. Aug. ſchenkte der Superintendent Wider, ein großer Liebhaber der Muſik, einen Violon von 6 Fuß, welcher 9 rthlr. gekoſtet hatte, zum Gebrauche bei der Kirchenmuſik, in die Stadtkirche.

Am 3. Sept. wurde das Chor in der Stadtkirche eingeriſſen und dagegen wurden zwei neue über einander gebaut.

Am 18. Sept. kamen zwei Schuhmachergeſellen von Mühlhauſen, wo die Peſt ſehr graſſirte, mittelſt eines falſchen Paſſes in die hieſige Stadt herein. Der eine ward ſogleich krank und ſtarb, und wurde beim Flößhaus begraben: der andere wurde durch den Henker mit Ruthen ausgeſtrichen.

Am 26. Sept. wurde zum erſtenmal die Rathspredigt auf einem beſondern Tage gehalten und dabei zum erſtenmal auf dem neuen Chor geſungen.

Am 14. Okt. ſtarb Maria Krell, welche die beiden eben erwähnten Schuhmacher gewartet hatte, nebſt ihrer Tochter, die in Kindesnöthen war, an der Seuche. Alle drei wurden des Abends 6 Uhr in den Zwinger begraben. Der Mann der letztern mußte mit zwei Kindern im Flößhaus bis zum 10. Dec. bleiben.

Am 1. Advent-Sonntag wurde zum erſtenmal bei der Communion das Tüchlein durch die Schüler gehalten. Zuvor hatten die Rathsherrn dieſes Geſchäft. Auch wurden die Betſtunden verlegt.

Das Maas Korn koſtete in dieſem Jahre 4 ggl. 6 pf.; das Maas Waizen 4½ Btz. Vom neuen Jahre bis zum März war ziemlich beſtändige Kälte, dann ein guter Frühling, herrlicher Sommer und fruchtbarer Herbſt. Getraide, Obſt und Wein geriethen wohl. Mit Martini ſtellte ſich der Winter ein und der Jahresſchluß brachte viel Schnee und Kälte. Die Peſt, die in Thüringen ſehr wüthete (— in Erfurt ſtarben an 9000 Perſonen —) kam nicht bis in unſre Gegend.

1684.

1684.

Am 28. Jan. erfror der Berkeſer Flurſchütz, Andreas Hartung, ein alter Mann, welcher im Holz geweſen war, bei der obern Brücke.

Am 5. Febr. fing es an zu thauen, allein Froſt und Schnee hielt doch noch an, daß vor Mariä Verkündigung nicht geſäet werden konnte: das Eis lag bis dahin ½ Elle hoch in den Straßen. Auch die Bäume litten von der anhaltenden Kälte.

Am 15. Mai kam Feuer im Debertshäuſer Holze durch Tabackrauchen der Holzleute aus: es wurde aber bald gelöſcht.

Am 16. Mai entgieng ein Jäger, welcher beim obern Thore im ſogenannten Keſſel Pferde in die Schwemme ritt, als guter Schwimmer kaum dem Ertrinken, indem ihn das Waſſer mit dem Pferde hinabzog.

Am 22. Mai wurde der erſte Landtag von Herzog Bernhard gehalten und durch eine Predigt des Hofpredigers Krebs eröffnet. Der Herzog that die Propoſition und der Kammerſekretär Wucherer verlas die Punkte, wobei mehrere hier bisher nicht gewöhnliche Arten der Steuererhebung in Vorſchlag kamen. Die Antwort that der Landſchaftsſyndicus Johann Chriſtoph Trier. Am 3. Jun. wurde der Landtag geſchloſſen. Die Stände verwilligten zum Reſidenzbau auf 5 Jahre jährlich 3 Steuern; zu Salarirung der fürſtlichen Diener eine Steuer; zu Unterhaltung des Militärs den Accis auf den Wein, Bier und Branntwein.

Am 25. Mai marſchirten die hieſigen Reuter ab; gegen Abend kamen 4 Kompagnien Gothaiſche Soldaten durch. Am 26. Mai marſchirte auch die hieſige Infanterie ab. Am 1. Jun. kamen dagegen die Reuter zurück.

Am 20. Jun. ward ein Prinz geboren und erhielt in der Taufe den Namen Anton Auguſt.

In dieſer Woche wurde wegen des Reſidenzbaues das bei der Burg gelegene Amtgebäude nebſt der Landknechtswohnung abgebrochen, und letztere nebſt den Gefängniſſen und Verhörſtuben in den untern Thurm verlegt. Das abgebrochene Gebäude wurde zur Errichtung eines Armenhauſes vor dem untern Thore, wo zuvor das Siechenhaus oder Leprosorium ſtand, abgegeben.

Am 20. Jul. wurde ein Dankfeſt wegen abgewendeter Peſtgefahr gehalten. Die Peſt war, (wie in neuerer Zeit die Cholera,) in Thüringen bis nach Erfurt, Mühlhauſen u. a. Orte, nicht aber in hieſige Gegend gekommen.

Am 4. Aug. kamen der Fürſt von Waldeck und Herzog Ernſt, als Pathen des Prinzen Anton Auguſt hier an, indem am 5. die feierliche Einſegnung deſſelben und der Kirchgang erfolgte. Sie wurden unter dem Feuer der Kanonen und des Landausſchuſſes feierlich eingeholt.

Am 6. wurde hinter Sülzfeld eine große Jagd gehalten, wo 60 Stück Wildpret (unter andern 30 Hirſche, 1 wildes Schwein, 1 Fuchs) erlegt wurden. Mit einem Gaſtmahle auf dem St. Wolfgange wurde die Luſtbarkeit beſchloſſen.

Von Oſtern bis zum Anfange des Aug. hatte es blos 2 — 3mal geregnet. Alles war daher ausgedorrt und verbrannt, daß man faſt keine Hoffnung zu Rüben, Kraut und Grummet hatte. In jeder Mühle ging noch ein Gang; viele Bäume verdorrten. Am 8. Aug. Vormittags 10 Uhr kam aber über Dreißigacker ein ſehr ſchweres Gewitter mit Hagelwetter, zerriß den Weg im Dreißigackerer Grund, zerſtörte die Brunnenleitung, führte den ganzen Grund bis an den Kalkofen voll Steine, die Brunnenröhren und große mit der Wurzel ausgeriſſene Weidenbäume auf den Raſen und an die obere Brücke, viel Bauholz von der Cent (wo jetzt das Schloß ſteht) zum untern Thor oder hinter die Fitz hinunter. Der Hagel war zum Theil ſo groß wie Haſelnüſſe. Der Schaden an Fenſtern, ſo wie in der Flur und an den Wegen war beträchtlich. Hierauf verjüngte ſich gleichſam die Erde, wie im Frühling, das Gras und die Feldfrüchte erholten ſich: man fand an manchen Orten Veilchen. Getraide und Obſt gieng etwas zuſammen: das Maas Kern koſtete 5 Bz., das Ms. Waizen 7 Bz.

Am 17. Aug. dom. 12. p. Trin. als am Friedensfeſte wurde eine Jüdin, Sara Levi, 34 Jahre alt, öffentlich getauft und Chriſtiane benannt, nachdem ſie ihr Glaubensbekenntniß deutlich und freimüthig abgelegt hatte. Der Herzog und die Herzogin verſahen Pathenſtelle. Der Sup. Wider hielt die Predigt über Ap. Geſch. 2, 37. 38. und der Hofprediger Krebs verrichtete die Taufe.

Im Jul. und Aug. ſtarben hier 72 Perſonen an der Ruhr, mehr junge, als alte.

Am 26. Okt. kam Herzog Anton Ulrich von Braunſchweig mit ſeiner Gemahlin zum Beſuche an, wobei die Kanonen gelöſt wurden, und reiſte am 29. mit der hieſigen Herrſchaft nach Coburg.

Am 6. Nov. ſtarb der um das Kirchenweſen des Landes, insbeſondere auch um die hieſige Schule wohlverdiente Hofprediger Krebs. Er wurde in die Stadtkirche begraben und der Sup. Wider hielt ihm die Leichenpredigt. *)

Am 24. Nov. kam ein heftiger Wind, nebſt ſtarkem Regen- und Hagelwetter, wobei gegen 12 Uhr Mittags plötzlich Ein ſtarker Blitz und Donnerſchlag erfolgte.

Am 25. Nov. wurde das untere Hoſpital oder das Armenhaus, da, wo vordem das Siechenhaus ſtand, **) unter Leitung des Hoſpitalkaſtenverwalters Simon

---

*) Nachrichten über ſ. Leben in Weinrichs K. u. Sch. St. 660. Ercks Schulprogr 1743.

**) 1316 wurde ein Siechenhaus nebſt dem Siechenkirchlein zum h. Kreuz dort, wo jetzt der untere Weg nach Weitershauſen von der Landſtraße abgeht, von den Steinen der

Simon Paul Rohr aufgerichtet, (ſ. 20. Jun.) Es war dieſes das Armenhaus, welches 1796 eingelegt wurde, und wofür neuerer Zeit das Georgenkrankenhaus erbaut iſt.

Am Abend um 8 Uhr ſieng es über den Backofen beim Hofbäcker Spieß zu brennen an. Das Feuer wurde aber bald gelöſcht: 12 Bürger hielten des Nachts über Wache.

Am 7. Dec. ſtarb Prinz **Anton Auguſt** früh um 6 Uhr, und wurde am 21. des Abends 8 Uhr in der Stille in die fürſtliche Gruft unter der Sakriſtei der Stadtkirche beigeſetzt. Montags darauf am 22. ward vom Sup. Wider die Leichenpredigt über Marc. 10, 14 gehalten.

In dieſem Jahre wurde die Fortification vor der Feſtung Maßfeld, die Futtermauer im Graben und der Thurm auf dem Landsberge theils eingelegt, theils geſprengt, weil man die Steine zum Reſidenzbau brauchte.

1685.

Am 15. Jan. früh nach 3 Uhr brach zwiſchen den Häuſern von Martin Debes und Hans Hämmel in der Freitagsgaſſe Feuer aus, welches aber bald gelöſcht wurde.

Am 26. Jan. wurde der Knopf vom Burgthurm (d. h. dem Thurme des jetzigen alten Schloſſes) durch einen Schieferdecker abgenommen. Der Thurm ſelbſt, *) erbaut durch den Biſchof zu Würzburg, Lorenz von Bibra, im J. 1511, wurde nach und nach abgebrochen; die Steine wurden zum Reſidenzbau verwendet.

Am 27. Jan. ſtürzte im Hoſpital eine Frau, Magdalena, Hans Jörg Schirmers Wittwe, die Treppe herab und ſtarb.

Am 22. Febr. ſtarb der Superintendent M. **Theodoſius Wider** im 68. Lebensjahre und wurde in der Stadtkirche vor dem Altar begraben. Er war zu Zell in Oeſtreich geboren, von wo ſeine Eltern mit ihm, als er 2 Jahre alt war, wegen der Religionsverfolgungen fliehen mußten. Er wurde in Nürnberg erzogen, ſtudirte zu Altdorf, ward als Geiſtlicher zu Sulzbach angeſtellt, mußte aber ſeine Stelle verlaſſen, weil an dem dortigen Hofe der Katholicismus überhand nahm und Bedrückungen der Proteſtanten veranlaßte. Er kam als Dekan nach Ilmenau und von da 1657 als Superintendent nach Meiningen. Hier hat er ſich 28 Jahre hindurch durch ſehr viel Sorgfalt in ſeinem Berufe, um Kirche und Schule wohl verdient gemacht, namentlich auch durch ein Bürgerlegat von 50 rthlr.

eingeriſſenen Tempelherrenkirche erbaut. 1525 wurden dieſe Gebäude im Bauernkriege eingelegt, dann wieder erbaut, 1642 aber im 30jährigen Kriege von den Schweden abgebrochen.

*) ſ. deſſen Beſchreibung in Güth, S. 39.

„den fürchte ich nicht, und biſt Du mir treu, bleibt mir Deine Liebe gewiß, mein holdes, trautes Mädchen, dann fürchte ich auch keinen Andern, er ſei, wer er ſei!"

Er küßte aufs neue ihre Hände, er ſchlang den Arm um ihren zarten Nacken, den ein ſeidnes Tuch züchtig verhüllte, er zog ſie näher an ſich, und flüſterte: „Meine Liberthä, laß uns in Freud und Leid feſt an einander halten." —

„Feſt, feſt, mein Johannes," liſpelte ſie verſchämt, und beider Lippen fanden ſich, und ein keuſcher, heißer Kuß durchſchauerte ihre Seelen mit ſeinen Wonnegefühlen, und beſiegelte das ſtille Gelübde, gab dem Bunde der Herzen die ſüße Weihe.

Manches beſprachen ſie noch im traulichen Gekoſe, wie und wo ſie zuerſt ſich geſehen, wo das erwachende Gefühl zärtlicher Neigung zuerſt ſeine Stimme erhoben, und ein Zweigeſpräch gehalten mit dem jugendlichen Herzen. Sie ſchwelgten im Morgenroth der Liebe; auf ſchnellern Schwingen ſchien ihnen nie eine Stunde entflohen zu ſein, aber die Glocken der Thürme, die Hörner der Wächter verkündeten, daß die

Die Leichenpredigt hielt der zum Hofprediger ernannte Superintendent M. Hattenbach aus Waſungen, die Abdankung der Diakonus M. Keyſer. Widers Bildniß hängt in der Stadtkirche und in der Sakriſtei. *)

Am 17. Mai wurde die nunmehr vollendete, von J. A. Wedemann erbaute Orgel (ſ. o. 1682 im Sept.) durch den Hofrath D. Brückner, den Stadtſchreiber Eberhardt aus Waſungen, den Organiſten Holland aus Suhl, und den Organiſten Bernhard Bödeker aus Wieſenthal beſichtigt, geprüft und für gut befunden. Von den drei letzten erhielt jeder 4 rthlr. und freie Zehrung. Die Orgel koſtet im Ganzen 1100 rthlr. und mit dem neuen Chor 1835 fl. fränk. 11 gl. 7½ pf.

Am 5. und 19. Jun., wie auch am 25. und 28. Jul. reiſte es ſtark und fror Eis, jedoch ohne beſondern Schaden.

Am 26. Jun. wurde ein Mann aus Leutersdorf wegen Hexerei hingerichtet und verbrannt.

Am 24. Jul. kam die Herzogl. Familie von einer Reiſe nach Holland (ſeit 24. Jan.) unter Löſung der Kanonen, hier wieder an. Tags darauf wurde ein Dankfeſt gefeiert.

Am 5. Aug. wurde die in der vorigen Gottesackerkirche befindlich geweſene Glocke in der neuern wieder angebracht, unter dem Bürgermeiſter Götz und Baumeiſter Faber.

Am 30. Aug. ertrank die Frau des alten Kanzleiboten Schleicher im Ziehbrunnen.

Am 6. Sept. ward auf der Kirmes zu Walldorf einem betrunkenen Gothaiſchen Soldaten von einem Walldorfer Mann mit der Senſe der Leib aufgehauen, daß er in 2 Stunden ſtarb.

Am 13. Sept. wurde ein Dankfeſt wegen des großen Siegs über die Türken bei Grann gefeiert, und zugleich der Geburtstag des Herzogs begangen. Unter dem Te Deum wurden die Kanonen gelöſt.

Am 28. Sept. verließen die Räthe, welche bisher die Kollegien gebildet hatten, der Regierungsdirector von Gabelkoven, der Hof- und Juſtizrath D. Brückner, der Kammerrath und Oberamtmann Kühnhold die hieſigen Dienſte und giengen nach Gotha zurück. Ihr Verluſt war ſehr zu bedauern.

Am 28. Nov. zog der bisherige Superintendent zu Waſungen, M. Jonas Chriſtian Hattenbach, der bereits an Krebs Stelle zum Hofprediger, nun aber nach Widers Tode zum Superintendenten ernannt war, hier an.

Am 30. Dec. mußten die hieſigen Reiter und Soldaten, nebſt dem engen und weiten Ausſchuß nach Queienfeld marſchiren, wo ſich eine Kompagnie Chur-

---

*) Nachrichten über ſ. Leben in Weinrichs K. u. Sch. St. S. 661. Ercks Schulprogr. 1734.

Cöllniſche Infanterie gegen ihre Marſchroute Quartier gemacht hatte und Raſttag halten wollte. Am 31. Dec. wurden letztere mit Gewalt vertrieben, worauf die hieſigen Soldaten zurückkehrten.

In dieſem Jahr kam auch das Kolbiſche Legat zur Richtigkeit. Der 1682 verſtorbene Notarius Georg Ernſt Kolbe vermachte der hieſigen Kirche 170 fl. frnk., welche in dieſem Jahre ausgeliehen wurden. Außerdem beſtimmte er 30 fl. frnk. zu einer Altarbekleidung, wofür aber auf Gutbefinden des geiſtlichen Miniſteriums ein Kelch für die Privatcommunicanten verfertigt wurde. Eine Inſchrift auf dem Kelche giebt hiervon Nachricht. Auch ſetzte er für drei unvermögende ſtudirende Bürgersſöhne 30 fl. aus, um jedem beim Abgang auf die Univerſität 10 fl. zu reichen.

Auf einen harten Winter folgte ein ſchlechter Sommer. Es reifte oft und der Wein erfror. (Damals war hier viel Weinbau: das Weingartenthal hat davon ſeinen Namen.) Getraide, Obſt und Rüben gab es in Ueberfluß, dagegen fehlte es an Heu und Grummet. Der Herbſt war ſehr ſchön und wärmer als der Sommer, aber ſo trocken, daß die Ausſaat gehindert wurde. Es fehlte an Waſſer und von Welkershauſen, Themar und mehreren entfernten fränkiſchen Orten aus wurde hier gemahlen. Der Vorwinter war gelind; es fror und ſchneite nicht; das Jahr ſchloß ſich mit ſtarkem Regen.

1686.

Am 9. Jan. wurde eine Prinzeſſin geboren, noch denſelben Tag getauft und Wilhelmine Louiſe benannt. Am 23. März ward ſie in der Stadtkirche feierlich eingeſegnet.

Am 17. Jan. wurde der neue, von Kiel hierher berufene Hofprediger Joachim Juſt Breithaupt ordinirt. Am 24. Jan. wurde der Superintendent Hattenbach durch den Hofrath D. Hoßfeld, den Hofprediger Breithaupt und den Kammerregiſtrator Wucherer, welcher die Sekretariatsgeſchäfte verſah, inveſtirt. Man zog in Proceſſion vom Rathhauſe zur Kirche.

Am 22. Jan. wurde um Mitternacht die Trommel gerührt. Die hieſigen Soldaten, Defenſioner und eine Bürgerkompagnie *) mußten nach Bettenhauſen und

---

*) Was die alte Militärverfaſſung anlangt, ſo iſt hierüber folgendes zu merken. Es beſtand 1) das Contingent zur Reichsarmee, 2) der enge Ausſchuß, der innerhalb der Landesgrenzen dienen mußte, zur ſogenannten Landesdefenſion (die Landwehr), daher auch die Defenſioner genannt. Dieſer Ausſchuß war regelmäßig diſciplinirt und uniformirt; das Unterland hatte 1 Bataillon, wovon 1 Kompagnie aus der hieſigen Stadt war. Er wurde aus dem weitern Ausſchuſſe rekrutirt. Der Urſprung der regelmäßigen Einrichtung ſcheint im J. 1676 (ſ. 25. Aug. d. J.) zu ſuchen zu ſeyn. 3) der weite Ausſchuß war die allgemeine Landesbewaffnung (Landſturm)

und Stepfershauſen marſchiren, wo Hannoveriſche, nach Venedig verkaufte Soldaten ſich mit Gewalt Quartier machen wollten. Hierauf zogen ſich dieſe nach Hermannsfeld, wurden aber am 23. daſelbſt von den ihnen nachſetzenden Unſrigen vertrieben und warfen ſich nach Queienfeld: auch hierhin wurden ſie verfolgt, erhielten jedoch auf Akkord Nachtquartier. Von da ſetzten ſie ſich 600 Mann ſtark in Schwickershauſen, wo es zum Handgemenge kam und wo Viele von den Unſrigen verwundet wurden.

Um dieſe Zeit verkaufte Herzog Bernhard den adlichen Ganerben zu Walldorf ſeine Epiſkopal- und Centgerechtigkeit auf gewiſſe Maße für 3000 fl. frnk. Daher wurden die bisher mit Walldorf verbundenen Filiale getrennt; Wallbach wurde mit Mezels, Melkers und Rippershauſen mit Dreißigacker (welches bis 1682 Filial von Meiningen, ſeitdem aber zu einer beſondern Pfarrei gemacht war), Helba und Welkershauſen mit Meiningen verbunden. In Welkershauſen ſtand damals keine Kirche, ſondern die Einwohner waren nach Helba eingepfarrt. Der Subſtitut des Archidiakonus J. Sam. Koch erhielt dieſe Pfarrei und that dom. Rogate ſeine Probepredigt zu Helba, wo nun alle drei Wochen gepredigt werden ſollte; an den andern Sonntagen mußten die Einwohner hierher in die Stadt kommen.

Am 17. Febr. ſuchte der Rector Munk für ſich und im Namen des Leibmedicus D. Sommer zu Arnſtadt und der Gebrüder Schröder als Ganerben zu Welkershauſen beim Conſiſtorium um die Erlaubniß nach, in Welkershauſen eine Kirche zu bauen, weil ſchon vor dem Einfall der Kroaten im 30jährigen Kriege daſelbſt eine geſtanden habe, deren Stätte man aber nicht mehr kennt.

In der Char- und Oſterwoche fror es einigemal ſehr ſtark.

Am 3. April, als dem erſten Oſterfeiertag, mußten 15 Soldaten mit einem Korporal zur Reichsarmee nach Ungarn abgehen. Am 15. kamen ſie aber wieder zurück.

Am 1. Mai marſchirten dagegen 18 geworbene Soldaten nach Eger ab.

Am 8. Mai wurden zwiſchen Walldorf und hieſiger Stadt und Herrſchaft 8 Centgerichtsſteine geſetzt, der 1te an der Furth durch die Werra nach Welkershauſen, der 8te an der Landſtraße nach dem Landsberge zu. Auf der Walldorfer Seite war eingehauen: Walldorf; auf der dieſſeitigen: ein Rautenkranz, und:

Herzog

und zur Unterſtützung der Polizeigewalt beſtimmt. Die Mannſchaft in den Dörfern war zu Amtskompagnieen vereint, in der Stadt beſtanden 2 Bürgerkompagnieen, die 2mal des Jahrs auf den obern Raſen zogen, um ſich im Schießen zu üben (Pfingſten und im Oktober; das Gallusſchießen, am Tage Galli). Hierzu war jeder Bürger verpflichtet; nur die Hofarbeiter waren frei und diejenigen, welche 1 fl. frnk. zur Kaſſe für die Exemtion bezahlten (die Guldiener). Dieſe Anſtalt gründete ſich auf die alte Sitte der allgemeinen Volksbewaffnung, ſcheint aber auch 1676 organiſirt worden zu ſeyn. (ſ. eb.)

Herzog Bernhard. Zugegen war die Herrſchaft, der Hofrath D. Hoßfeld, Rath Wucherer, der Obriſtlieutenant von Diemar, der Rathsherr Georg Ernſt Munk, Hans Valentin Otto, Daniel Luther von Seiten der Gemeinde Deſertshauſen, die vier hieſigen Steinſetzer, welche die Steine ſetzten, Andreas Munk, Hans Jakob Obermüller, Georg Pabſt, Nikolaus Ferdinand Ziegler; Schultheiß Nikolaus Glümper, Vorſteher Peter Hirſch, die vier Steinſetzer Andreas Amſtein, Hans Heuſinger, Valentin Nußfaller, Hans Michael Brunngräber, Flurknecht Hans Treibes von Walldorf, die Flurknechte Jakob Böhm, Matthes Krell von hier.

Am 17. Mai wurde die Flurmarkung umgangen.

Am 2. Aug. ſtarb Herzogin Hedwig Sophia zu Saalfeld, Gemahlin des Herzogs Johann Ernſt daſelbſt. Es wurde Landtrauer verordnet.

Am 12. Sept. wurde ein Dankfeſt gefeiert, weil die Feſtung Ofen in Ungarn, welche die Türken 145 Jahre beſeſſen hatten, mit Sturm erobert war.

Am 6. Okt. kam im Wohnhauſe von Andreas Amthor Mittags 12 Uhr durch Flachsdörren Feuer aus, wobei ein Soldatenkind verbrannte; doch wurde das Feuer noch zeitig gelöſcht.

Im November wurden die zur Stadtſchäferei gehörigen Wieſen durch die Steinſetzer ausgemeſſen. Sie betrugen 83 Acker.

Am 2. Nov. wurde eine General-Kirchen- und Schulviſitation (Generalſuperintendent wurde der Superintendent Hattenbach zu Meiningen), zugleich auch eine weltliche Viſitation durchs ganze Land, angefangen.

Am 5. Nov. wurde von einem Soldaten einem armen Bürger, Hans Bäuerlein, der Kopf von einander gehauen, ſo daß er am 17. elend ſtarb.

Auf den gelinden Winter folgte ein mittelmäßiger Sommer; wegen der Näſſe gerieth das Getraide nur ziemlich; mit Obſt war es nichts. Der Winter fieng mit dem November ſtreng an, ſo daß es an Waſſer zum Mahlen mangelte; dann wurde es wieder bis zum neuen Jahre wärmer.

1687.

Am 11. März wurde der Soldat, welcher am 5. Nov. d. v. J. den Bürger Bäuerlein getödtet hatte, nach eingegangenen verſchiedenen Urtheilen auf dem Haſenmarkt enthauptet.

Am 10. April, dom. Miseric. dom. hielt der Hofprediger Breithaupt ſeine Abſchiedspredigt, *) und gieng als Prediger und Profeſſor der Theologie nach

---

*) Sie iſt in Druck erſchienen und dem Herzog Bernhard dedicirt. Der Titel iſt: Chriſtlicher Meiningiſcher Abſchied und Erfurtiſcher Anſpruch. Erfurt 1688. 12.

nach Erfurt. Sein Abſchied wurde von der Bürgerſchaft ſehr bedauert; ſeine Gelehrſamkeit, ſein Wandel, ſeine Mildthätigkeit gegen die Armen hatten ihm allgemeine Achtung erworben. Seine Freimüthigkeit, ſein Ernſt, wo er Unrecht erblickte, ſeine Sittenſtrenge verwickelten ihn in Verdrießlichkeiten, die ihm eine Veränderung ſeiner Verhältniſſe wünſchenswerth machten. So hatte er Streitigkeiten mit dem viel geltenden, ſein Anſehn aber nicht immer zum Beſten brauchenden Hofrath Meß; auch ſtieß er an durch ſeinen Tadel unziemlicher Kleidung bei dem Genuß des h. Abendmahls. Späterhin kam er von Erfurt als Profeſſor der Theologie nach Halle und zeichnete ſich daſelbſt in den pietiſtiſchen Streitigkeiten als einer der edelſten und würdigſten Männer aus.

Am 15. Mai, als am 2ten Pfingſtfeiertage, that ein heftiger Froſt vielen Schaden.

Am 19. Mai marſchirten 20 hieſige Soldaten nach Ungarn ab.

Am 9. Jun. erhieng ſich eine hieſige Frau aus Melancholie, wurde aber mit Geläute und Leichenproceſſion begraben.

Am 22. Jun. war in Schleuſingen eine heftige Feuersbrunſt.

Am 13. Jul. ſchlug der Bliz in Marisfeld ein, wodurch 3 Häuſer und 2 Scheunen abbrannten.

Dom. 16. p. Trin. wurde ein Dankfeſt gefeiert wegen eines am 2. Aug. erfochtenen Siegs der Reichsarmee über die Türken in Ungarn.

Am 22. Okt. wurde ein Prinz geboren und in der Taufe Anton Ulrich benannt. Als die Herzogin in die Stadtkirche zur Kirche gieng, paradirte der Ausſchuß; 3 Kanonen waren in der obern, 3 in der untern Marktgaſſe aufgeſtellt, bei deren Abfeuerung die Erſchütterung ſo heftig war, daß Fenſter und Oefen eingefallen ſind.

Der Frühling war rauh, der Sommer mittelmäßig und ſehr naß, im Herbſt bis gegen Weihnachten anhaltendes Regenwetter, daß man kaum zur Saat kommen konnte. Getraide und Obſt geriethen indeſſen; viel Grummet wurde vom Waſſer weggeführt, wie überhaupt an Futter Mangel war. Das Maas Korn koſtete in dieſem und im folgenden Jahre 4½ Bz., das Maas Waizen 5½ Bz.

1688.

Mit Weihnachten des v. J. trat Kälte ein, welche bis Petri fortwährend anhielt: auch nachher fanden immer Nachtfröſte ſtatt, ſo daß vor dem Mai keine Blüthe hervorkam.

Am 13. April marſchirten 8 Mann Kavallerie nebſt einem Lieutenant, und am 14. die Infanterie nach Ungarn ab.

Am 17. April kamen die Hannoveraner von Venedig auf dem Rückwege hier durch. An demſelben Tage ſah man gegen Morgen eine große feurige Lufterſcheinung, worauf es kalt wurde.

Am 6. Mai dom. Jubilate wurde eine Türkin, die bei der Feſtung Ofen gefangen war, durch den Hofdiakonus Walch getauft, nachdem vom Superintendent Hattenbach die Predigt gehalten war. Sie bekam den Namen Eliſabeth Eleonore. Die Taufpathen waren die Herzoge Bernhard, Heinrich und Ernſt nebſt ihren Gemahlinnen.

Am 8. Jun. war zu Oſtheim ein furchtbares Gewitter und Hagelwetter. Tags darauf drohte ein ähnliches Gewitter, es zog ſich aber hierher nach Meiningen, ſchlug in den alten Erker zwiſchen der Mittelpforte und dem Schloß, zerſplitterte Vieles, aber zündete nicht. Hierauf erfolgte mehrtägiges Regenwetter, wodurch die Gewäſſer ſo anliefen, daß in den Gründen Gras, Getraide, Flachs, Pflanzen überſchwemmt wurden und verdarben. Auch an den Mühlen, beſonders an der untern Mühle, that es Schaden, ſo wie an Bäumen im Grunde nach Dreißigacker. Hierauf erfolgte etliche Wochen große Dürre.

Am 29. Jul. ſtarb der Rathsherr **Andreas Hübner** in ſeinem 40ſten Jahre. Sein Tod wurde allgemein bedauert.

Am 6. Aug. zerſchmetterte beim Schloßbau ein Stein den Kopf eines daſelbſt frohnenden Queienfelder Bauern, ſo daß er augenblicklich ſtarb.

Am Geburtstage des Herzogs wurde wegen der am 6. Aug. erfolgten Erſtürmung der Feſtung Griechiſch-Weiſſenburg ein Dankfeſt gehalten.

Im Oktober machten die Franzoſen ſtarke Fortſchritte am Rhein, *) was überall Furcht und Schrecken verbreitete. Das Land mußte 2 Kompagnieen zu Fuß, 1 zu Pferd ſtellen. Am 16. November wurde ein Bußtag gehalten.

Am 21. Nov. wurde in Georg Dillers Hauſe ein im Schloſſe verübter Diebſtahl an Tapeten, Vorhängen und koſtbarem Geräthe, an Werth gegen 300 rthlr. auf Nachſuchen entdeckt, worauf mehrere Perſonen gefänglich eingezogen wurden.

Am 26. Nov. kam ein Theil der Kurfürſtl. Sächſ. Artillerie, 18 größere und kleinere Kanonen, 150 Munitionswagen, jeder mit 8 Pferden beſpannt, hier durch und gieng nach Mellrichſtadt. Der Zug dauerte über 1½ Stunden. Der Stab und 170 Artilleriepferde kamen hier ins Quartier.

Am November wurde das Amt Maßfeld wieder hierher verlegt und die grüne Stube auf dem Rathhauſe dazu eingegeben.

In

---

*) Es iſt bekannt, daß Ludwig 14 von Frankreich um dieſe Zeit von dem deutſchen Reiche durch ſeine Reunionskammern ein Stück nach dem andern abriß (ſo unter andern die Reichsſtadt Straßburg) und die Rheingegenden grauſam verwüſtete. Ueberhaupt verbreitete ſich von jetzt an der Einfluß franzöſiſcher Sprache und Mode in Deutſchland. Die Kriege dauerten fort bis zum Frieden in Ryßwick, 1697.

In dieſem Jahre wurde eine weſentliche Veränderung mit der ſtädtiſchen Verfaſſung vorgenommen, weshalb es hier paſſend ſeyn wird, einige hierauf bezügliche Punkte aus der frühern Geſchichte der Stadt einzuſchalten. Heinrich 1, welcher das Städteweſen in Deutſchland hob, um die Einfälle der Ungarn abzuwehren, begründete höchſtwahrſcheinlich auch die Stadtgerechtigkeit Meiningen's, welches ſchon vorher unter den umliegenden Orten am größten ſeyn mochte, und zwar um 930, wo er ſich in Franken, insbeſondere auch in Belrieth, aufhielt. Er befeſtigte die Stadt durch die obere und untere Landwehr, ließ ſteinerne Kimmeten erbauen, zog viele Bewohner der Umgegend herein und verlegte auch den Michaelismarkt, der in der Michelau bei Walldorf gehalten wurde, zur Förderung des ſtädtiſchen Verkehrs in die Stadt. (Güth, S. 16, 126.) 1007 überließ Kaiſer Heinrich 2 die Stadt an den Biſchof von Würzburg, der einen Amtmann, Barthel von Sensheim, und einen Stadtſchultheiß, Adolph Hübner, auf Martini einſetzte, weshalb lange Zeit die Rathsämter Martini gewechſelt wurden (der Martini-Markt iſt damals errichtet.) Um 1130—50 ſcheint ſich die Stadt ſehr gehoben zu haben: es wird ſtarker Verkehr auf der Landſtraße von Franken nach Thüringen ausdrücklich erwähnt, (Güth, S. 140.) die Tempelherrn bauten ſich 1129 hier an; und 1153 gab Biſchof Gebhard von Würzburg der Stadt die Freiheit eines eigenen Stadtgerichts, ſo wie er auch ein fürſtliches Landgericht daſelbſt errichtete. (S. Emmrich's Geſch. d. Stadt Meiningen im Meining. Taſchenb. 1804, S. 52). 1344 ſchenkte Kaiſer Ludwig, als er in Meiningen am Tage Burkhardi (daher noch der Burkhardi-Markt) geweſen war, auf Bitten des Biſchofs Otto Meiningen alle Freiheiten, Rechte, Gerichte und Gewohnheiten der Reichsſtadt Schweinfurt, und gab ihr das Wappen: 5 Thürme in der verſchloſſenen Ringmauer der Fränkiſchen Pforte. Hierdurch erhielt die Stadt das Privilegium, alle zur höhern Gerichtsbarkeit gehörigen Fälle ſelbſt zu entſcheiden und war nicht mehr dem Landgerichte des Herzogthums Franken unterworfen. (a. a. O. S. 79.) Wahrſcheinlich in Folge dieſer Privilegien, vielleicht durch Mitwirken des verdienten Stadtſchultheißen Johann Beyer, entſtand ein aus vier Perſonen beſtehender Gemeinderath, welcher Antheil an den Geſchäften des Raths nahm und 1393 erwähnt wird, wie man überhaupt um dieſe Zeit mehrere Aeußerungen der ſteigenden bürgerlichen Macht bemerkt. Der Gemeinderath wurde im folgenden Jahrhundert erweitert und beſtand aus acht Männern (ſ. Güth, S. 194), von denen einer Gemeindebürgermeiſter war. Wann dieſe Einrichtung aufhörte, iſt nicht bekannt; es läßt ſich aber vermuthen, daß es im Bauernkriege geſchah, wo die Stadt wegen ihrer Theilnahme an den Unruhen, von dem Biſchof zu Würzburg, ihrem Landesherrn, aller Privilegien, Freiheiten und alten Herkommen verluſtig erklärt wurde: zugleich ſetzte derſelbe einen neuen Rath ein (Güth, S. 220). Jedoch bald darauf, als Meiningen von Würzburg an Henneberg vertauſcht wurde, nämlich 1542, wurden ihre Freiheiten, Gewohnheiten und Rechte von Fürſt Wilhelm von Henneberg den Bürgern zugeſichert: an die Stelle des Gemeinderaths trat das Amt der Viertelsmeiſter, die Wilhelm einſetzte und welche die Bürgerſchaft beim Rath vertreten ſollten (m. ſ. die Statuten). 1566 gab Fürſt Georg Ernſt von Henneberg die jetzt noch gültigen Statuten, welche ſich auf die frühern Rechte und Herkommen gründen. Noch iſt ein Dokument vorhanden vom J. 1450, nach welchem der Stadtrath nebſt dem Gemeinderathe die älteſten Männer der Stadt vorgeladen hatte, um die Rechte und Gewohnheiten, die ſie im Gedächtniſſe hatten, aufzuſetzen und mit einem Eide die Richtigkeit dieſer Angabe zu bekräftigen: die daſelbſt angegebenen Gewohnheiten ſcheinen die Grundlage unſerer Statuten auszumachen. Nach letztern beſtand die ſtädtiſche Behörde aus dem vom Landesherrn eingeſetzten Stadtſchultheiß und dem gewählten Rath von 12 Perſonen. Dieſe bildeten zugleich das Stadtgericht, indem der Schultheiß der Richter, die Rathsherrn die Schöffen waren, welche berathend dem das Urtheil fällenden Richter zur Seite ſtanden (das Urtheil ſchöpften). In Bezug auf die Verwaltung war der Stadtſchultheiß der rechtskundige Dirigent und Geſchäftsführer. Jährlich wurden zwei Bürgermeiſter gewählt, von denen der erſte die Rathskaſſe führte (die Rathskaſſe heißt daher auch das Bürgermeiſteramt) und die Güter verwaltete (wie die Vorſteher auf den Dörfern), der andere die kleinern Nebenkaſſen, die Geldbußen beim Gerichte, Zinseinnahmen u. dergl., die auf ſtändige Ausgaben gewieſen waren, beſorgte. Dieß war die Stadtverfaſſung bis zum Jahre 1688. Am 24. Sept. ordnete nämlich Herzog Bernhard an, daß vier Bürgermeiſter beſtändig bleiben und zwei zu zwei jährlich auf die bisherige Weiſe in den Geſchäften wechſeln ſollten: die Geſchäfte des Beth- Korn- Weinmeiſters wurden den übrigen Rathsgliedern übertragen. Bald darauf am 10. Dec. d. J. ſtarb der Stadtſchultheiß Johann Wolfgang Trier (deſſen Epitaphium noch auf dem Gottesacker vorhanden iſt) und mit ihm hörte das Schultheißenamt auf. Der Hofrath Meß kam als fürſtlicher Commiſſarius auf das Rathhaus und trug vor, der Herzog ſey nun feſt entſchloſſen, hier ſeine Reſidenz zu behalten, und wolle die ſtädtiſche Behörde einrichten, wie es in Gotha und Coburg der Fall ſey. Vier Bürgermeiſter ſollten beſtändig bleiben und wechſelsweiſe die Geſchäfte führen, auch diejenigen, welche bisher der Stadtſchultheiß beſorgt hatte. *) So wurde nun der Oberbürgermeiſter Dirigent, ein Bürgermeiſter Juſtitiarius, ein anderer führte die Kaſſe: die Bürgermeiſter waren die eigentlichen Magiſtratsperſonen, welche die Hauptämter führten; die übrigen Rathsherrn waren berathende Mitglieder und beſorgten die Nebenämter, die Viertelsmeiſter hatten die Bürger-

ſchaft

---

*) Die vier erſten Bürgermeiſter waren: der Leibmedikus und Phyſikus Dr. G. Ch. Zink, C. L. Deahna, G. C. Munk, Chr. Ph. Zinkernagel.

ſchaft zu vertreten. In frühern Zeiten war der Amtmann Commiſſarius der Regierung, der die Oberaufſicht führte und die Rathswahl leitete: von 1619 — 1660 war der Rath aber unmittelbar der Hennebergiſchen Regierung unterworfen, nach der Hennebergiſchen Landestheilung aber wieder dem Beamten. Von jetzt an (1688) war der Vorſitzende der Regierung gewöhnlich landesherrlicher Obercommiſſarius, indem Herzog Bernhard erklärte, er wolle das Stadtregiment zu ſeinem eigenen Reſpecte einrichten. Dieſe Verhältniſſe dauerten bis zur Organiſation im J. 1829, wo das Stadtgericht mit dem Kreisgericht vereinigt wurde und der Oberamtmann das Commiſſariat erhielt.

Da bei dieſer Darſtellung das Emporkommen des ſtädtiſchen Weſens auch in anderer Beziehung zu erwähnen war, ſo mag hier auch beiläufig bemerkt werden, daß die blühendſte Periode der Stadt in der Vorzeit um 1592 bis zum Anfang des 30jährigen Kriegs zu ſetzen iſt. Durch Chriſtoph Röth und Jobſt von Hagen (deren Bilder auf dem Rathhauſe vorhanden ſind), kam der Barchenthandel auf und verſetzte die Stadt in den größten Wohlſtand. Um 1550 waren nach Durchſchnittsberechnung gegen 2000 Einwohner hier; nach 1600 gegen 4000. Es wurden bisweilen 42000 Stück Barchent damals verfertigt; über 280 Meiſter arbeiteten hier und viele auf mehreren Stühlen, ja zu Augsburg u. a. Orten wurde für die hieſigen Barchentverleger Barchent gearbeitet, hier gefärbt und verkauft: jährlich kamen 300,000 fl. frnk. in die Stadt; die Herrſchaft erhielt 9 pf. von einem Stück und hatte dadurch jährlich 1000 — 1400 fl. fränk. Einnahme. Es bildete ſich ein wohlhabender Bürgerſtand aus, und daß es nicht an Mitteln fehlte, dieß ſieht man an der Errichtung von zwei neuen Lehrerſtellen an der hieſigen Schule, der gänzlichen Reparatur der Kirche, der Erbauung einer neuen Orgel, des Wendeltreppenthurms an der Kirche, einer neuen größern Gottesackerkirche, der Erhöhung des großen Thurms, der Anſchaffung der großen Glocke, und mehreren anſehnlichen Stiftungen. Der 30jährige Krieg ſchlug Alles zu Boden: nach Beendigung deſſelben waren nur noch 1300 Einwohner hier. Gegen 1700 war die Zahl wieder auf 2000 geſtiegen; um 1770 betrug ſie gegen 3000; um 1780 gegen 3600; jetzt: 5500.

Am 12. Dec. ſtarb der Rathsherr Balthaſar Schott in ſeinem 65ſten Jahre und vermachte 100 rthlr., deren Zinſen zu einem Stipendium für ſtudirende Bürgerſöhne, insbeſondere für die Söhne hieſiger Tuchmacher, beſtimmt ſind. Es iſt dieß das Schottiſche Stipendium, welches im Stipendienkaſten vom Superintendenten und dem Stadtrath verwaltet wird.

Auf den langen Winter und rauhen Frühling folgte ein mittelmäßiger Sommer; es gab viel Obſt, aber kaum halb Getraide; vor dem neuen Jahre regnete es viel, fror aber wenig.

1689.

Mit dem neuen Jahre trat ſtrenge Kälte ein: die Brunnen blieben aus und die Mühlen waren bald eingefroren.

Am 17. Jan. wurde der bei dem im vorigen Jahr erwähnten Diebſtahl am meiſten betheiligte Dieb vom Galgen begnadigt, aber durch den Henker mit Ruthen ausgeſtrichen und des Landes verwieſen.

Am 12. April wurde wegen des bevorſtehenden Feldzugs gegen die Franzoſen ein Bußtag gehalten. Am 2. Mai darauf gieng Prinz Ernſt Ludwig zu Feld.

Am 27. Mai wurde ein großer Landtag gehalten, um die Mittel zu Beſtreitung der Kriegskoſten ausfindig zu machen. Obgleich die Grafſchaft Henneberg in den fränkiſchen Kreis gehörte, war auch ein Vertrag mit dem Hauſe Sachſen, ohne der Stände Wiſſen und Einwilligung bereits geſchloſſen, nach welchem eine Kompagnie zu Fuß und eine zu Pferd geſtellt werden ſollte. Durch Einquartierungen war das Land ohnehin erſchöpft und man mußte auf neue Mittel denken. Beim Landtag wurde beſchloſſen, den Accis vom Wein, Fleiſch und Bier zu erheben, das übrige durch Steuern zu decken; der Mehlaccis ſollte aufhören. Um aber unnöthigen Aufwand zu verhüten, ſollte die Hochzeit- Kindtauf- Begräbniß- und Kleiderordnung ſtreng gehalten werden.

Am 23. Aug. wurde wegen des fortdauernden Kriegs wieder ein Bußtag gehalten.

Am Geburtstage des Herzogs wurde ein Dankfeſt wegen Eroberung der Feſtung Mainz, die im vorigen Jahre von den Franzoſen genommen war, wegen eines Siegs über die Türken und eines Siegs über die Franzoſen gefeiert.

Am 17. Okt. kehrte Prinz Ernſt Ludwig aus dem Felde zurück. Deswegen, wie auch wegen eines Siegs über die Türken wurde mit dem Aerndtefeſt ein Dankfeſt verbunden.

Am 26. Nov. wurde eiu Bußtag wegen Fortdauer des Kriegs gehalten.

Am 26. Nov. reiſte der Herzog mit dem Prinzen Ernſt Ludwig zur Kaiſerkrönung ab, und kehrte am 24. Dec. zurück.

Der Frühling war ſo naß, daß im untern Feld theils gar nicht, theils ſpät geſäet werden konnte: Sommer und Herbſt waren mittelmäßig. Es gab wenig Getraide und Obſt, aber viel Wein. Mit dem November trat ſtrenge Kälte ein, dauerte aber nicht lange; vor Weihnachten gab es keinen Schnee.

1690.

Am 24. Jan. brannte es in der Apotheke auf dem Markte.

Am 19. Febr. wurde wieder ein Landtag gehalten, weil die Kriegskoſten faſt unerſchwinglich waren. Der Herzog that die Propoſition, der Syndicus Trier

gab

Geiſterſtunde angebrochen, da ſchieden, ſelig küſſend, die Liebenden. Eliſabeth harrte an der Gartenthüre, bis der Geliebte über den Steg hinüber war, noch einmal grüßte er mit dem Baret, rief noch ein leiſes Gutenacht zu ihr hinüber, und verſchwand hinter der Nikolaikirche, deren Thurm hoch und ſchwarz in die Mondnacht hinaufſtarrte. Von einem Schauer von Geiſterfurcht übermannt, eilte Eliſabeth, ſo ſchnell ſie konnte, durch den Garten, ſie war um dieſe Zeit noch nie allein da unten geweſen, erſt wie ſie wieder heraustrat aus dem Dunkel der Bäume, wurde ihr leichter, aber dennoch lag auf dem Garten, ja auf der ganzen Stadt eine eigne, wunderliche Beleuchtung; es war ſo düſter und dämmrich geworden, und der Himmel war doch noch heiter und ſternenvoll, und es war doch auch noch Mondſchein. Dieſes denkend, blickte Eliſabeth hinauf zu dem Mond, aber ein entſetzlicher Schreck fuhr ihr durch das zagende Herz. Der Mond hatte ſeinen Schein verloren, ein dunkler Schatten hing er an dem Himmel, und um den Schatten war nur ein matter Glanz ſichtbar. Bebend ſah ſie noch einmal gab die Antwort. Außer dem fortdauernden Fleiſch- Wein- und Bieraccis wurde eine Abgabe von 2 ggl. auf jedes Malter Korn gelegt, und auf eine Perſon über 10 Jahre 2 Malter gerechnet; von 1 fl. Geſindelohn ward 1 ggl. entrichtet; desgleichen wurde Haber, Holz, Reißig, Dielen, Bühnen, Taback, Tuch ꝛc. beſteuert. Die Sache war aber nicht gut durchführbar; die Ritterſchaft erbot ſich, eine Abfindung zu zahlen und ſo wurde dieſe Abgabe bald wieder aufgehoben und durch Steuern erſetzt.

Am 7. Jul. marſchirte eine Kompagnie zu Fuß, am 16. eine zu Pferde ab.

Am 11. Jul. ſtarb hier in ſeinem 70ſten Jahre der Archidiakonus M. Vitus Koch. Er war aus Suhl gebürtig, erſt Pfarrer zu Goldlauter, dann zu Ellingshauſen, hierauf hier Diakonus, und ſeit 22 Jahren Archidiakonus. Sein Bildniß hängt in der Kirche, wo er auch begraben iſt. An ſeine Stelle rückte der bisherige Diakonus M. Chriſt. Keyſer; Diakonus wurde ſein Sohn, Samuel Koch, der ihm ſubſtituirt geweſen war.

Am 22. Sept wurde ein großes Luſtjagen über Dreißigacker am Herpfer Wege gehalten, wobei 80 Stück Wild erlegt wurden.

Am 24. Sept. wurde die Rathspredigt gehalten, wobei alle Bürger bei ¼ rthlr. Strafe erſcheinen mußten.

Am 22. Okt. war Einquartierung von fremden Truppen in der Umgegend.

Am 24. Nov. fand ein Erdbeben ſtatt, welches an vielen Orten Deutſchlands, namentlich in Wien, Leipzig, Weiſſenfels, Gotha, Coburg, Naumburg, Frankfurt, Heidelberg bemerkt wurde.

Am 4. Dec. kamen die Landſtände zuſammen, wegen Verlängerung der Reſidenzbau-Frohnen.

Am 6. Dec. wurde eine Kompagnie fremder Truppen hier einquartiert.

Wegen der Fortdauer des Kriegs gegen die Franzoſen und Türken, wegen ungewöhnlicher Lufterſcheinungen, Erdbeben u. dergl. wurde am 19. Dec. ein Bußtag gehalten.

Das Jahr war mittelmäßig; das Getraide gerieth ziemlich, es gab aber wenig Obſt; mit dem Wein ſah es in Franken gut aus, aber der unfreundliche, naſſe und kalte Herbſt vereitelte die Hoffnungen. Mit dem December trat ſtarke Kälte mit vielem Schnee ein. Dieß dauerte ununterbrochen bis zum 18. Febr. ohne Thauwetter fort, wobei die meiſten Brunnen und das Marktwaſſer ausblieben.

1691.

Am 20. Jan. erfror der Schäfer zu Rohra zwiſchen Kühndorf und Rohra. Mehrere Stück Wild wurden von Wölfen zerriſſen, mehrere kamen durch Kälte und Hunger um. Zwiſchen Ruhla und Eiſenach wurden 2 Weibsperſonen von Wölfen zerriſſen.

Bis zum 7. Febr. waren fremde Herrſchaften hier. Es wurden Komödien geſpielt, Schlittenfahrten angeſtellt; die Bürger mußten während dieſer Zeit aufwarten; bei der Abreiſe der Herrſchaften wurden die Kanonen gelöſt.

Am 19. März kehrten die hieſigen Reiter aus dem Felde zurück: am 21. März kamen die Kurſächſiſchen Soldaten durch.

Am 20. Mai ſtarb der Rathsherr Cyriak Stoll im 83ſten Jahre.

Am 25. Mai wurde die alte Kanzel in der Stadtkirche, welche 1597 geſetzt worden war, hinweggethan und eine neue angebracht, die bei dem am 29. Mai gehaltenen Bußtag mit drei Predigten eingeweiht wurde.

Am 1. Jun. wurden Luſthütten auf dem Schloßdache erbaut.

Die Bürger wurden gezwungen, 3 Tage jährlich Hand- und Pferdefrohnen beim Schloßbau zu verrichten, ob ſie ſich gleich auf das Herkommen beriefen und dagegen proteſtirten. Am 2. Jun. geſchah es zum erſtenmal.

Am 4. Jun. wurde Landmuſterung gehalten.

Am 7. Jun. wurden auf dem mittlern Raſen Zelte auf Herrſchaftl. Befehl aufgeſchlagen, um ein Feldlager vorzuſtellen. Am 18. Jun. wurde ein Feuerwerk daſelbſt veranſtaltet: Prinz Ernſt Ludwig gab ein Feſt in den grünen dabei aufgerichteten Hütten.

Am 18. und 19. Jun. wurde die Grenze umzogen. Von Seiten des Raths waren die Bürgermeiſter D. Zink und C. L. Deahna, nebſt dem Stadtſchreiber J. P. Muſäus (alle drei zu Pferde), auch zwei Viertelsmeiſter dabei beſchäftigt. 26 Perſonen (Bürger und auch Schulknaben), waren dazu erbeten; auch wurde den benachbarten Dörfern Nachricht gegeben.

Am 4. Jul. marſchirte eine Kompagnie Infanterie von hier ab: am 8. Jul. gieng Prinz Ernſt Ludwig wieder zu Feld.

Am 10. Jul wurde der Stadtrath, und zwar die einzelnen Mitglieder deſſelben, in Gegenwart des Kammerdirectors und Hofmarſchalls von Bühlau, des Hofraths D. Hoßfeld, des Kammerraths Hattenbach in 50 rthlr. Strafe verurtheilt, und zwar

1) weil die letzte Rathsrechnung nicht zur gehörigen Zeit zur Kammer eingeliefert,
2) der obere Zwinger, als der Stadt Eigenthum nicht der Herrſchaft eingeräumt,
3) der der Stadt gehörige Kirchbrunnen nicht der Aufſicht des Schloßbrunnenleiters gänzlich übergeben worden ſey;
4) weil man den Rathswirth das wider das Herkommen über die 20 Eimer, die bisher von einem halben Gebräu gegeben worden, begehrte Ungeld nicht entrichten laſſen wollte.

Zugleich wurde die Drohung hinzugefügt: Wenn dieſe 50 rthlr. nicht bis zum 13. Jul. entrichtet würden, ſo ſollten 100 rthlr. bezahlt werden. Man kam mit Entrichtung der 50 rthlr. zuvor, erlangte auch im J. 1692, daß dieſe Strafgelder in die Rathskaſſe verrechnet wurden.

Zur Errichtung einer neuen Kompagnie zu Fuß ſollte die Bürgerſchaft 6 Mann ſtellen. Die Wahl geſchah am 16. Jun. unter großer Unzufriedenheit und Widerſetzlichkeit der zuſammengeführten Bürger. Mit Gewalt wurden dieſe 6 Mann herausgenommen.

Am 25. Jul. wurde der bisherige Rentmeiſter Juſt Heinrich Brochhauſen vom geheimen Rathe von Körbitz im Beiſeyn des Amtsadjunctus Strauß, des Amtsvoigts Reyher, des Amtsſchreibers Neunes, den Bürgermeiſtern, Rath und Viertelsmeiſtern, auch Schultheißen und Steinſetzern der Aemter Meiningen und Maßfeld als Oberamtmann vorgeſtellt. Der neue Oberamtmann verſprach Stadt (welche kanzleiſäßig) und Amt bei Recht und Gerechtigkeit zu ſchützen und die Juſtiz zu adminiſtriren; der Rath und die übrigen Anweſenden wurden dagegen an ihren ſchuldigen Gehorſam erinnert.

Am 2. Aug. ſtarb Herzog Friedrich 1 zu Gotha (Bruder des Herzogs Bernhard), und es wurde am 26., als am Tage des Begräbniſſes, auch allhier ein Leichenſermon gehalten.

Wegen eines großen in Ungarn über die Türken erfochtenen Siegs wurde Michaelis ein Dankfeſt gefeiert.

Am 5. Sept. wurde eine Kompagnie Gothaiſches Fußvolk, welches in Frankfurt angeworben war, einquartiert. Drei Bürger erhielten Einen Mann zur Einquartierung, den ſie 8 Tage lang zu verköſtigen hatten.

Am 16. Sept. wurden die Bürger aufs Rathhaus gefordert, wo man ihnen andeutete, daß ſie noch 4 Mann Soldaten anwerben müßten.

Am 27. Sept., als am 16. Sonntage nach Trinitatis, wurde in der Stadtkirche ein Jude von 26 Jahren, nachdem er ſein Glaubensbekenntniß öffentlich abgelegt hatte, getauft und Chriſtian Bernhard genannt. Die Pathenſtelle verſahen die perſönlich anweſenden Herzöge Bernhard und Heinrich, nebſt ihren Gemahlinnen und Prinzeſſinnen.

Am 26. Okt. brannte es Abends gegen 8 Uhr in einem Schlote des alten Schloſſes. Es wurde aber bald gelöſcht und 60 Bürger hielten des Nachts daſelbſt Wache.

Am 21. Nov. ſtarb der Geheimerath und Präſident Johann Kaſpar von Körbitz zu Belrieth und Träbes in ſeinem 62ſten Jahre unvermuthet an einem Stickfluß und wurde am 30. des Abends um 8 Uhr in der Stadtkirche, die durch 80 Fackeln und viele Lichter erleuchtet war, begraben. Er erhielt einen mit ſchwarzem Leder beſchlagenen Sarg von Eichenholz, der in einem andern Sarg von

von Tannenholz geſetzt wurde. Sein Grab iſt unter den Querſtühlen neben der Kanzel: er hatte ſich daſſelbe ſchon vor etlichen zwanzig Jahren bei ſeinem frühern Aufenthalte allhier neben das Grab ſeiner erſten Frau machen laſſen. Sein Verluſt wurde, insbeſondere auch vom Herzog Bernhard, ſehr bedauert. Nach der Hennebergiſchen Landestheilung war er hier Amtmann, ſpäter Oberamtmann und Altenburgiſcher Kammerrath geweſen. 1676 gieng er in Fürſtliche Dienſte nach Saalfeld, ſpäter nach Dänemark, wo er Staatsrath wurde, 1690 kehrte er hierher als Geheimerrath zurück.

Am 24. Nov. marſchirten die Soldaten, welche am 5. Sept. gekommen waren, wieder ab.

Auf den ſtrengen Winter folgte ein rauher Frühling, wo die meiſten Baumblüthen erfroren, ein dürrer Sommer, ein trockner Herbſt, daß man kaum zur Saat kommen konnte. Vierzehn Tage vor Michaelis fror es ſchon, wodurch Wein und Taback Schaden litt. Das Getraide gedieh kaum zur Hälfte, Obſt gar nicht.

Um dieſe Zeit wurde die milde Kaſſe in Meiningen gegründet. Sie entſtand durch eine Stiftung Ernſts des Frommen für das Kirchen- und Schulweſen. Der von S. Gotha an S. Meiningen nach geſchehener Landestheilung herausgegebene Antheil betrug 16316 fl. fränk. 14 ggl. 3 pf. Im J. 1691 wurde ein beſonderer Receß geſchloſſen.

1692.

Das vergangene Jahr ſchloß mit ſtrenger Kälte: das neue fuhr auf gleiche Weiſe fort. Erſt am 14. Febr. thaute es auf einige Tage auf, fror aber bis in den März wieder hart zu. Noch im Mai, wo es einige ſtarke Fröſte that, mußte man einheizen. Getraide, Wein und Obſt litt beträchtlichen Schaden.

Am 2. April wurden ein hieſiger Zimmermann, ein Schmidt in Kühndorf und ein Schullehrer aus Suhl, die zuſammen falſches Geld gemünzt hatten, zu Arreſt gebracht.

Am 7. Mai wurden die Landſtände zuſammen berufen.

Am 13. Mai brannte Schmiedefeld im Amte Schleuſingen bis auf 23 Wohnhäuſer ab.

Am 18. Mai wurde der eben erwähnte Schmidt aus Kühndorf, welcher nach eingegangenem Urtheil wegen ſeiner Falſchmünzerei enthauptet werden ſollte, begnadigt, mit Ruthen ausgeſtrichen und des Landes verwieſen. Daſſelbe geſchah am 16. Jul. mit dem von hier gebürtigen Zimmermann.

Am

Am 24. Mai wurde der Grund zu dem neuen Bau am Rathhauſe *) auf der Hofſtätte des Wildenmanns in Beiſeyn des Oberamtmanns von Brochhauſen, der Bürgermeiſter Zink, Zinkernagel, Munk, Deahna, des Rathsherrn Götz und des Stadtſchreibers Muſäus gelegt. In den Eckſtein nach dem herrſchaftlichen Hauſe zu wurde eine Urkunde nebſt den gangbaren Münzſorten niedergelegt.

In dieſem Jahre fieng man an, Bauholz und Dielen vom Thüringer Walde her auf der Werra zu flößen und dieſen Holzhandel bis ins Heſſiſche und nach Münden zu treiben.

Am 26. Mai wurde wegen Kriegsgefahren ein Bußtag gehalten.

Im Mai wurde die obere Freitagsgaſſe zu pflaſtern angefangen.

Am 20. Jun. ſtürzte Heinrich Berk, ein alter Soldat, auf dem Bleichgraben ins Waſſer und ertrank.

Gegen Ende dieſes und im Anfange des folgenden Monats fiel heftiges Regenwetter ein, welches der Heuärndte ſehr nachtheilig war. In Rohra ertrank ein Bauer, welcher Gras aus dem Waſſer thun wollte. Das Maas Korn koſtete um dieſe Zeit 7½ Bz., das Maas Waizen 10 Bz.

Am 15. Jul. marſchirte eine Kompagnie hieſiger Soldaten ins Feld.

Am 9. Nov., Mittwochs vor Martini, wurde die neue Schloßkapelle im Beiſeyn des Herzogs Heinrich von Römhild, des Hofſtaats, der Geiſtlichen vom ganzen Lande, des Stadtraths und der Bürgerſchaft feierlich eingeweiht, und zur heiligen Dreifaltigkeit benannt. Die Beſchreibung iſt im Druck erſchienen.

Abends vorher um 7 Uhr wurde mit allen Glocken eine Viertelſtunde lang geläutet; desgleichen des Morgens um 3 Uhr. Als es um halb 8 Uhr zum erſtemal läutete, verſammelten ſich ſämmtliche Geiſtliche nebſt der hieſigen Schule in der Superintendentur. Um 8 Uhr verfügten ſich dieſelben beim zweiten Läuten in die Stadtkirche, wo ſich auch die Herrſchaft einfand. Beim Altar, wo ſie ſich aufſtellten, war ein Tiſch aufgeſtellt, auf welchem die heiligen, für die neue Kirche beſtimmten, Gefäße und Bücher befindlich waren. Der Hofprediger D. Jakob Reichard, vorher Superintendent in Salzungen, hielt hier eine kurze Rede. Beim Ausläuten gieng die Prozeſſion aus der Stadtkirche über den Markt, durch die Marktgaſſe und Schloßgaſſe in das Schloß. Voran zogen die Bauinſpectoren mit Bauſtöcken, Maurer, Zimmerleute, Schreiner, Schloſſer, Dachdecker, Tüncher, Stuckaturarbeiter, alle durch die weſentlichen Theile ihres Handwerksgeräthes ausgezeichnet. Hierauf kam die Schule (6 allemal in einer Reihe) mit ihren Lehrern, ſodann der Hofkirchner mit dem Klingelbeutel. Auf dieſen folgten

---

*) Das Rathhaus ſelbſt wurde 1628 zu bauen angefangen. 1715 wurde es von außen überzogen und der neue Bau auf der Stätte des Wildenmanns in gleiche Höhe gebracht.

16 Landgeiſtliche in Mänteln *), 4 zu 4, welche Luthers Schriften u. a. kirchliche Bücher trugen; nach denſelben der hieſige Diakonus Koch mit der Nürnberger Bibel, der Adjunctus Krebs aus Herpf mit dem Taufbecken, der Adjunctus Bechmann aus Breitungen mit der Taufkanne, der Archidiakonus Kaiſer mit der Communionkanne: in der folgenden Reihe der Superintendent Rumpel von Salzungen mit der Erneſtiniſchen Bibel, der Superintendent Silchmüller von Waſungen mit dem einen Kelch, der Viceſuperintendent und Hofdiakonus Walch mit dem andern Kelch. Hinter ihnen kamen der Hofprediger D. Reichard mit dem Krankenkelch und den dazu gehörigen Geräthſchaften und der Generalſuperintendent M. Hattenbach mit der Kirchenagende, der Hoſtienbüchſe, den Communiontüchern. Auf die Geiſtlichen folgten die Collegienräthe, Kavalliere, die fürſtliche Familie, die Hofdamen, die Secretäre, Beamten, Officianten, der Stadtrath, die Bürgerſchaft, die Bedienten ꝛc. Der Zug gieng langſam in das Schloß und in dem Schloßhofe dreimal herum, während die Lieder: Erhalt uns Herr bei deinem Wort ꝛc. Es wolle Gott uns gnädig ꝛc. Sey Lob und Ehr mit hohem Preis ꝛc. geſungen wurden. Die zwei unterſten Schulklaſſen und die Bürgerſchaft zogen nicht mit in die Kirche, weil es an Raum fehlte. Die Geiſtlichen brachten die Bücher, welche ſie getragen hatten, auf einen dazu beſtimmten Tiſch, ſetzten die heiligen Gefäße auf den Altar und den Taufſtein und nahmen ihren Platz in den Stühlen neben dem Altar; der Hofprediger verfügte ſich in die Sakriſtei. Nun begann der Gottesdienſt. Nach dem Kyrie intonirte der Generalſuperintendent: Gloria in excelsis Deo, worauf die Verſammlung den Choral: Allein Gott in der Höh' ꝛc. anſtimmte. Nun ſang der Generalſuperintendent die Collecte; der Hofdiakonus Walch las ſtatt der Epiſtel 5 Moſ. 28. Es folgte das Lied: Nun lob mein Seel' ꝛc. und die Vorleſung 1 Kön. 8. durch den Sup. Silchmüller aus Waſungen; ſodann Muſik, das Lied: Sollt ich meinem Gott ꝛc. und: Wir glauben All ꝛc. Darauf die Predigt des Hofpredigers D. Reichard über 1 Chron. 18, 15—17, nach deren Schluſſe das Tedeum mit Trompeten und Pauken geſungen ward. Nun wurde der nach Salzungen beſtimmte Superintendent Rumpel aus Gotha ordinirt und Communion gehalten, worauf der Hofprediger den Segen ſprach.

Nach aufgehobener Tafel begann der Nachmittagsgottesdienſt, wozu dreimal nach einander kurz in der Stadt und im Schloß geläutet wurde. Es wurde geſungen: Des Herrn Huld gefällt ꝛc. worauf der Sup. Rumpel Pſ. 84 verlas. Nach der Muſik und dem Geſang des Liedes: Ich will zu aller Zeit ꝛc. hielt der Hofdiakonus Walch die Predigt über 1 Moſ. 28, u. ff., auf welche das Lied: Nun

---

*) Bis um dieſe Zeit trugen die Geiſtlichen in hieſiger Gegend Chorröcke. Von jetzt an kamen die Mäntel auf, ohne jedoch die Chorröcke auf einmal ganz zu verdrängen. Zugleich wurden die Perücken üblich, anfangs ſchwarz, dann gepudert: dagegen trug man die vorher üblichen Bärte nicht mehr.

Nün danket Alle Gott ꝛc. folgte. Nun wurden der Kammerdiener und Uhrmacher Gottfried Krüger mit Jgfr. Anna Maria Stoll getraut, und drei Kinder getauft: 1) Eleonore Friederike, Tochter des Soldaten Johann Andreas Ritz. 2) Bernhard Friedrich, Sohn des Marktmeiſters Hans Baltin Ehrlein. 3) Johann Gottfried, Sohn des Färbers Jakob Zerr. Der Archidiakonus Kaiſer ſprach den Segen und der Sup. Silchmüller aus Waſungen hielt eine Schlußrede, worauf geſungen wurde: Nun Gott Lob ꝛc.

Herzog Bernhard ließ auf dieſe Feierlichkeit eine Medaille in Gold und Silber ſchlagen. Auf der einen Seite war das Bruſtbild des Herzogs, auf der andern das Reſidenzſchloß und über demſelben der Name יהוה nebſt der Beiſchrift: Turris fortissima nomen Domini. Am Rande ſtehen die Worte: Templ. S. S. Trinitatis Elisabethaeburgi consecr. 1692. S. Weinrich's K. u. Sch. St. S. 873.

Das Schloß ſcheint nun vollendet geweſen zu ſeyn: Grund und Boden war zum Theil ſtädtiſches Eigenthum, weshalb bis in die neueſten Zeiten noch eine Abgabe an die Rathskaſſe ſtatt fand, ſo wie auch die Kirche wegen mancher Grundſtücke Zinſen daher zu beziehen hat.

Da der Generalſuperintendent Hattenbach ein bejahrter Mann war, ſo übernahm der Hofdiakonus Walch einen Theil ſeiner Geſchäfte als Viceſuperintendent, predigte auch alle vierzehn Tage für ihn in der Stadtkirche. Dagegen wurde der Pagenhofmeiſter Joh. Martin Erk zum Hofcollaborator ernannt und ſpäter auch ordinirt, um indeſſen in der Schloßkirche auszuhelfen.

An der Spitze der Geſchäfte ſtand jetzt der Hof- Juſtiz- und Conſiſtorialrath Konrad Johann Meß, der bald Geheimerrath und zuletzt Geheimerraths-Director wurde. In der Regierung waren außer ihm Hof- und Juſtizräthe D. Friedr. Hoßfeld und Euſeb. Andr. Hattenbach; im Conſiſtorium waren außer Meß und Hoßfeld als geiſtliche Beiſitzer: Hattenbach, Reichard, Walch; die Kammer bildeten der Kammerdirector und Hofmarſchall von Bülau und der Kammerrath von Buttlar.

In dieſem Herbſte trat ſtarke Verwirrung in der Münze ein. In Meißen und Thüringen wurden die 16 Groſchenſtücke auf 12 Groſchen, die 2 Groſchen auf 18 Pfennige, die 1 Groſchen auf 9 Pfennige, die Dreier auf 2 Pfennige geſetzt, weshalb dieſes Geld, beſonders die Dreier in Menge ſich in hieſige Gegend verbreiteten. Obgleich dieſe Münzſorten hier nicht abgeſetzt waren, wollte ſie doch niemand für voll annehmen, wodurch der Verkehr in jeder Hinſicht gehemmt wurde. Die Krämer ſchlugen den Abgang auf ihre Waare.

Auf den kalten Winter und ſchlechten Frühling folgte ein mittelmäßiger Sommer und trockner Herbſt. Es gab kaum halb Korn und gar keinen Wein, weshalb beides ſehr theuer ward. Das Ms. Wein koſtete 4 Btz., das Ms. Korn

11 Bß., 1 Ms. Waizen 12 Bß., Erbſen und Linſen 12 Bß., 1 Pfd. Rindfleiſch 15 Pfennig, 1 Pfd. Hammelfleiſch 14 Pfennig.

Mit Ende des Novembers trat harter Froſt ein, ſo daß die Mühlen ſtehen bleiben mußten, bald kam ſolches Regen- und Thauwetter, daß ſie wegen großen Waſſers nicht gehen konnten. Am 9. Dec. erhob ſich ein ſchrecklicher Wind, am 10. Dec. Abends 5 Uhr ein heftiges Gewitter, welches auf dem Schwabenberge in Hans Schumanns Haus einſchlug und eine Magd traf, ohne ſie jedoch zu tödten. Bald darauf begann ein heftiger Wind mit furchtbarem Brauſen, welcher das Gewitter zertheilte, aber großen Schaden an Häuſern verurſachte, Dächer abhob, Ziegeln herabwarf, auf dem Lande Scheunen umſtürzte, in den Wäldern und Gärten viele tauſend Bäume entwurzelte und umriß. Am 31. Dec. ſah man Wetterleuchten; in Neuſtadt ſchlug der Bliß ein, wobei 3 Häuſer abbrannten.

1693.

Am 1. Jan. that der Kandidat Werner aus Schmalkalden in der Stadtkirche ſeine Probe als Kantor, trat am 22. Jan. ſein Amt in der Kirche, und am 23. Jan. in der Schule als Tertius an.

Am 4. Jan. wurden die in großer Menge ins Land eingebrachten Dreier abgeſetzt: ſie ſollten nur 2 Pfennige gelten. Im März wurde das noch gangbare ſchlechte Geld an 16, 8, 4, 2, 1 Groſchenſtücken wie in Meißen und Thüringen auf den vierten Theil heruntergeſetzt, wodurch große Ungelegenheit verurſacht wurde, indem kein anderes und beſſeres Geld herbeikam. Da nun Alles theurer wurde, ſo wurde am 12. April befohlen, die Münzen wieder im vorigen völligen Preis anzunehmen. Im Julius wurden ſie aber wieder herabgeſetzt und dieſe Verwirrung dauerte das ganze Jahr hindurch, hemmte den Verkehr, erſchwerte das Kaufen und Verkaufen und brachte manchen Bürger in beträchtlichen Schaden.

Dieſe Verhältniſſe waren um ſo nachtheiliger, da die Aernote im vorigen Jahre ſo ſchlecht ausgefallen war und die Preiße der Früchte hoch ſtanden. Im December, Januar und Februar war gelinde Witterung, zum Theil Regenwetter, ſo daß viel geſäet werden konnte. Nach Matthiastag trat aber heftige Kälte nebſt Schnee ein und dauerte bis in die Mitte des März. Im April koſtete 1 Ms. Korn 13½ Bß. Sächſiſches oder Brandenburgiſches Geld; hatte man aber 1 Thaler an Groſchen oder Schillingen, ſo erhielt man nichts dafür. Das Ms. Waizen koſtete 1 rthlr., 1 Ms. Gerſte 11 Bß., 1 Ms. Haber 6½ Bß., 1 Pfund Butter 2 gl. 3 pf., ein Zweigroſchen-Brod wog 3 Pfund; eine Dreipfennig-Semmel 7 Loth. Es ſtieg aber Alles noch höher. Im Auguſt koſtete 1 Ms. Korn 15 Bß., 1 Ms. Erbſen oder Linſen 15 Bß. Man erhielt faſt kein Obſt: gegen Weihnachten koſtete ein Apfel 2, 3, 4 bis 9 pf. 1 Pfd. Rindfleiſch koſtete 18 pf., 1 Pfd. Hammelfleiſch oder Kalbfleiſch 16 pf., 1 Ms. Bier 8 pf., 1 Ms. Wein 4 Bz.

Am 8. April wurde der neue Taufſtein und Leſepult in die Stadtkirche geſetzt. Er war verfertigt vom Hofbildhauer Ehinger und vom Hofſchreiner Zimmermann.

Am 31. Jul. entſtand Abends um 9 Uhr ein furchtbares Gewitter. Dazu kam ein heftiger Wind, welcher großen Schaden that, beſonders an den Dächern und den Bäumen. In der Stadt blieb faſt kein Haus unbeſchädigt; auf dem Lande wurden mehrere Scheunen umgeriſſen.

Am 17. Aug. erhieng ſich eine hieſige Frau aus Melancholie. Gegen Erlegung von 200 rthlr. wurde verſtattet, ſie mit Bußliedern und einer Bußpredigt zu begraben.

Im Auguſt erſchien zu Belgrad eine große Menge Heuſchrecken von ungewöhnlicher Größe. Sie zogen durch Ungarn, Oeſtreich, Böhmen, Thüringen und Meißen, lagen, wo ſie hinkamen, eine Viertel-Elle hoch auf dem Felde, und blieben ſo lange, bis Alles verzehrt war.

Am 5. Sept. wurde die verfaulte Helmſtange ſammt dem Knopf auf dem innern Thurm des obern Thors, die 1621 unter dem Bürgermeiſter Nikolaus Kley geſetzt war, abgenommen. Am 13. Sept. ward eine neue aufgeſetzt.

Am 8. Dec. wurde ein Bußtag wegen des Kriegs mit den Franzoſen gehalten. Sie hatten in dieſem Jahre die Stadt Heidelberg überfallen, geplündert und ausgebrannt.

Der Frühling war mittelmäßig, der Sommer ſchön und warm, die Heu- und Getraide-Aerndte trocken; der Herbſt gut für die Saat, der Vorwinter gelind, ſo daß es vor Thomastag keinen Froſt that. Mit Weihnachten trat heftige Kälte und Schnee ein, daß alle Mühlen einfroren.

1694.

Bis zum 20. Jan. dauerte die ſtrenge Kälte fort. Es erfroren mehrere Perſonen in der Umgegend.

Am 25. Jan. ſtarb der Bürgermeiſter Ernſt Ludwig Deahna in ſeinem 44ſten Jahre an einem hitzigen Bruſtfieber.

Am 14. Febr. ſtarb der Amtsadjunctus der Aemter Meiningen und Maßfeld, Johann Elias Strauß in ſeinem 51ſten Jahre.

Es wurde um dieſe Zeit verordnet, daß die hausarmen Leute wöchentlich durch die Stadt gehen, ſingen, und in einer Büchſe Almoſen ſammeln ſollten. Am 21. Febr., als am Aſchermittwoch, wurde der Anfang gemacht; es waren 32 Arme, theils junge, theils alte Perſonen. Es war dieß der Anfang regel-

mäßi-

mäßiger Armenanſtalten. Die Fürſorge für Arme war — abgeſehen von den in Verbindung mit der Kirche ſtehenden Hoſpitälern und den Legaten für Arme, welche durch die Kirchenkaſſe bezahlt wurden — bis jetzt nur Sache chriſtlicher Mildthätigkeit.

Am 1. März wurden 5 Leichen auf einmal zu Grabe getragen.

Am 7. Mai wollte der Bürgermeiſter Georg Ernſt Munk in einem Anfall von Melancholie ſich das Leben nehmen. Die Wunde war nicht tödtlich, er kam zur Beſinnung, legte aber ſofort ſein Amt nieder. Bürgermeiſter wurden an ſeiner und Deahna's Stelle Johann Andreas Mattenberg und Simon Paul Rohr, beide zuvor Mitglieder des Raths.

Im Junius war es ſo unfreundlich und kalt, daß man im Rathhauſe einheizen mußte. Am 10. Jun. reifte es, jedoch ohne Schaden. Wegen des Getraidemangels und der Verhältniſſe mit dem herabgeſetzten Gelde konnte man um dieſe Zeit bei den Bäckern weder Brod noch Semmeln bekommen. Die Bürger holten Brod in der Mühle zu Walldorf und an andern Orten, das Pfund für 11 Pfennige.

Am 27. Jun. koſtete das Ms. Korn 22 Bß., das Ms. Gerſte 1 rthlr., das Ms. Waizen 1 rthlr. 5 Bß. Eine Dreipfennig-Semmel wog 5 Loth. Im Julius koſtete das Maas Korn 21 Bß., das Ms. Gerſte 13 Bß., am Ende dieſes Monats fiel das Korn bis auf 7, die Gerſte bis auf 9 Bß. Im Auguſt ſchienen die Preiße wieder zu ſteigen: im Oktober koſtete das Korn 11 bis 12 Bß., die Gerſte 7 bis 8 Bß.

Am 2. Jul. gieng Prinz Ernſt Ludwig zu Feld an den Rhein, um das Kommando über ein Kurpfälziſches Regiment zu übernehmen. Am 21. Okt. kehrte er zurück.

Am 1. Sept. mußten drei Perſonen, die im Utendorfer Feld Birnen geſtohlen hatten, auf der obern Brücke durch den Gaak *) ins Waſſer ſpringen.

Am 25. Okt. ſtarb Prinz Bernhard (zweiter Sohn des Herzogs Bernhard, geb. zu Gotha am 23. Okt. 1673) zu Brüſſel, wo er in Garniſon war, an einem Schlagfluß. Am 12. Dec. kam die Leiche des Abends hier an, wurde bei der untern Brücke auf einen Leichenwagen geſetzt, von der Geiſtlichkeit, der Schule, den Dienern, dem Rathe und der Bürgerſchaft, die im Gewehre ſtand, mit 250 Fackeln abgeholt, durch die Spitalgaſſe in die Schloßkirche gebracht und durch zwölf adliche Vaſallen in die Gruft getragen, wobei die Kanonen gelöſt wurden.

---

*) Der Gaak war ein hölzerner Behälter oder Kaſten an der obern Brücke über dem Waſſer, worein Perſonen zur Strafe für Felddiebereien u. dergl. treten mußten. Der Fußboden war eine Art Fallthür und wurde ſodann geöffnet, ſo daß ſie ins Waſſer fielen, ohne jedoch weitern Schaden zu nehmen. Die Strafe wurde als ſehr beſchimpfend angeſehen.

hinauf, die Erſcheinung blieb dieſelbe, und nun öffnete ſie zitternd und leiſe das Gartenpförtlein, und ſchlüpfte in das Haus und in ihre ſtille Kammer. Lange währte es, ehe die Aufgeregte, von den Gefühlen der Liebe, der Angſt und abergläubiſcher Furcht gleichzeitig beſtürmt, den Schlummer fand. —

Auf der Steinbank vor dem Roſenhagen ſaßen noch immer die Brüder. Beide blickten unverwandt hinauf zu der verfinſterten Mondſcheibe, beide erſchöpften ſich in ängſtlichen Vermuthungen.

„Ein böſes Omen," ſeufzte der Küſter. „Ich habe zum öftern ſchon Finſterniſſen an den Himmelslichtern zugeſehen, doch iſt mir eine ähnliche nicht erinnerlich. Sieh nur, Adam, jetzt iſt auch der letzte Schein am Rande erblichen, und nun ſteht der Mond, wie eine Welt, auf der der Herr Gericht gehalten, und ſie überfegt mit der Ruthe ſeines Zornes, daß ſie nichts mehr iſt, als ein großes, weites, dunkles Grab."

„Wer weiß, was das bedeutet?" nahm Adam bekümmert das Wort. „Solchen Verwurden. Die Herzoge Albrecht von Coburg und Heinrich von Römhild wohnten der Feierlichkeit bei. Am 13. Dec. darauf wurde in der Stadt- und Schloßkirche eine Leichenpredigt gehalten.

Am 8. Nov. wurde wegen fortdauernder Kriegsgefahr ein Bußtag gehalten.

In dieſem Jahre wurde die unterländiſche Pfarrwittwenkaſſe ſelbſtſtändig gegründet. Sie hatte ihren Urſprung in dem von Ernſt dem Frommen zu Gotha 1645 geſtifteten Pfarrwittwenſiscus. Da die Beſitzungen dieſes Fürſten nach ſeinem Tode getheilt wurden, ſo mußte auch an das Haus S. Meiningen für die zu dieſer Anſtalt gehörigen Aemter (Waſungen, mit Einſchluß der Dörfer Herpf und Stepfershauſen, Sand, Breitungen, Salzungen und Altenſtein) ein entſprechender Antheil der Kaſſe abgegeben werden. Dieß geſchah 1693 und 1694 durch Abtragung von 1000 rthlr. Herzog Bernhard verwilligte Diſpenſationsgelder dazu und ſo gründete ſich die erwähnte Wittwenkaſſe, deren Geſetze 1707 im Druck erſchienen ſind. *)

Um Martini trat rauhe Witterung ein, bald jedoch änderte es ſich und blieb mild bis in den December: die Saat, welche noch zurück war, erholte ſich. Am 8. Dec. legte es einen tiefen Schnee, wobei zugleich ſehr ſtrenge Kälte eintrat.

1695.

Am 8. Jan. ſtarb der Rathsherr Johann Georg Götz im bald vollendeten 72ſten Lebensjahre. Er hatte für ſich die Güthiſche Chronik von 1676 bis 1694 fortgeſetzt und dieſe Arbeit liegt gegenwärtigen Nachrichten mit zum Grunde.

Am 14. Febr. fieng es an zu thauen, ward aber wieder kalt und hielt mit Schneien an bis in die Mittte des März. Die Haſen thaten in dieſem Winter vielen Schaden an den jungen Bäumen.

Am 26. Febr. ſtarb der Generalſuperintendent Oberpfarrer der Stadtkirche und Conſiſtorialaſſeſſor M. Jonas Chriſtian Hattenbach in ſeinem 74ſten Lebensjahre. Er wurde in die Stadtkirche begraben und ſein Grab iſt nahe an der Kanzelthür. Er war zu Schweina am 29. Okt. 1621 geboren.

Am 2. April reiſte Prinz Ernſt Ludwig nach Düſſeldorf, und kehrte am 21. zurück.

Im April koſtete das Ms. Korn 6 Btz., das Ms. Waizen 7½ Btz. Im Mai koſtete das Ms. Korn 5 Btz., das Ms. Gerſte 4 ggl. 9 pf., das Ms. Haber 3 ggl. 4 pf., auch noch weniger.

Am

---

*) Nähere Nachrichten hierüber, ſo wie über die oberländiſche Pfarrwittwenkaſſe, zu welcher die Diöces Meiningen gehört, ſ. in dem vom Herrn Oberhofprediger Emmrich herausgegebenen Archiv für die S. Meiningiſchen Lande.

Am 7. Mai wurde das Gregoriusfeſt zum erſtenmal ohne einen Biſchof gefeiert, weil dieß eine Sache ſey, die noch aus dem Pabſtthum herrühre und manchem Vater zu viel koſte. Es wurde nämlich ſonſt jährlich aus den Schülern ein Biſchof gewählt, welcher den Zug zu Pferde eröffnete, aber auch dabei nicht unbedeutenden Aufwand zu machen hatte.

Um dieſe Zeit wurden die Albus und Zehner abgeſetzt.

Am 12. Mai war ein heftiges Gewitter, ſo daß die Werra ſehr anſchwoll.

Am 28. Mai fiel Friedrich Wickert, ein hieſiger Bürger, als er mit ſeinem Schubkarren auf der Landſtraße beim Kalkofen fuhr, plötzlich um und blieb todt.

Am 6. Jun. gieng Prinz Ernſt Ludwig wieder an den Rhein zu Feld.

Am 24. Sept. gieng M. Chriſtoph Kaiſer, gebürtig aus Dorndorf, welcher 28 Jahre an der hieſigen Stadtkirche als Diakonus, dann als Archidiakonus geſtanden hatte, als Hofdiakonus nach Gotha ab. Der bisherige Viceſuperintendent und Hofdiakonus Walch kam als wirklicher Superintendent ganz an die Stadtkirche. Archidiakonus wurde der bisherige Diakonus Joh. Samuel Koch: der Hofcollaborator Johann Martin Erk wurde dagegen zum Diakonus ernannt. Am 27. Okt. hielt er ſeine Probepredigt. Der Conſiſtorialrath Meß und der Superintendent Walch bildeten die Commiſſion, welche ihn der Gemeinde vorzuſtellen hatte. Am 29. Dec. wurden die drei Stadtgeiſtlichen Walch, Koch, Erk feierlich eingeführt. An der Schloßkirche ſtand der Hofprediger D. Reichard; Hofdiakonus wurde der bisherige Adjunctus zu Herpf, M. Joh. Adam Krebs, früherhin Lehrer des Prinzen Ernſt Ludwig, ein Sohn des im J. 1684 verſtorbenen Hofpredigers.

Am 21. Nov. kamen die Landſtände zuſammen: am 4. Dec. wurde der Landtag geſchloſſen. Die bisherigen einfachen Steuertermine hörten auf, und es wurden ganze oder doppelte Termine angeſetzt.

1696.

Am 26. Jan. wurde der neu angeſetzte Generalaccis von der Kanzel verleſen, am 3. Febr. auf dem Rathhaus der Bürgerſchaft bekannt gemacht, und 8 Tage darauf ins Werk geſetzt.

Am 13. Febr. wurde ein Receß mit S. Eiſenach abgeſchloſſen, um die Irrungen in Grenz- Forſt- Jagd- geiſt- und weltlichen Gerichts- und andern die Superiorität betreffenden Angelegenheiten zu beſeitigen.

Am 14. März kam Prinz Friedrich von Gotha hier an, und reiſte am 27. wieder ab. Nach ſchönem Frühlingswetter wurde es wieder kalt und fieng an zu ſchneien, beſonders fiel ein ſtarker Schnee am 18. März. Auf der Straße nach Waſungen fiel ein Wolf zweimal die Frau eines Soldaten an, die ihr Kind trug

und

und einige Schritte hinter ihrem Manne hergieng. Nur mit Hülfe ihres Mannes konnte ſie ſich und ihr Kind retten.

Um dieſe Zeit koſtete das Ms. Korn 5 ggl.

Am 8. April ſchlug bei einem heftigen Gewitter der Blitz in die Kirche zu Fladungen, ſo daß das Gemäuer einſtürzte und viele Menſchen umkamen.

Am 16. April zogen die Bürger mit ihren Fahnen auf den obern Raſen zu ihrem Schießen, wobei aber etliche beſchädigt wurden.

Am 24. April zog die Kompagnie hieſiger Soldaten unter der Anführung des Obriſt-Wachtmeiſters v. Völderndorf an den Rhein.

Im April mußten die Bürger des Nachts Wachen thun und häufig patrouilliren.

Am 5. Mai ward eine feurige Lufterſcheinung geſehen.

Am 6. Mai mußte ein Soldat Spießruthen laufen. Darauf wurde Muſterung auf dem obern Raſen gehalten und eine neue Kompagnie herausgenommen. Am 3. Jun. wurde die Muſterung auf dem Lande 3 Tage lang gehalten. Die neu Herausgenommenen erhielten Bier und Brod.

Am 14. Jul. koſtete das Ms. Korn 5 Btz., das Ms. Waizen 7 Btz.

Am 21. Jul. beſchwerten ſich die Bürger bei dem Stadtrathe, über die neue Schloßfrohn und über die Wache, indem täglich 17 Mann aufziehen mußten, während der neu herausgenommene enge Ausſchuß (ſ. S. 20.) keine Dienſte thue: zugleich baten ſie, mit dem Kommando beim Spießruthenlaufen der hier liegenden für Holland angeworbenen Soldaten verſchont zu werden. Ihr Schreiben nebſt dem daſſelbe begleitenden Berichte des Stadtraths wurde durch eine Bürgerdeputation dem Herzog überbracht. Die Schloßfrohn und Wache blieb; das Spießruthenkommando kam aber an den engern Landesausſchuß, und zwar zum erſtenmal am 24. Jul. Am 26. Aug. wurde Hans Georg Schumann bei einer Execution auf dem obern Raſen auf den Kopf geſchlagen, daß er alsbald ſtarb.

Am 9. Okt. wurde im Still eine große Jagd gehalten und Nachts darauf hier ein Feuerwerk gegeben.

Am 13. Nov. wurde eine Frau von der Haſelmühle hierher gebracht, die ihr zu bald gebornes Kind ermordet hatte. Sie ſtarb im Gefängniß und wurde des Nachts von den Henkersknechten unter den Galgen verſcharrt.

Am 15. April ſtarb die Wittwe des am 23. Febr. 1674 verſtorbenen Hennebergiſchen, nachmals Sächſiſchen Regierungsraths Salomo Zink, Barbara geb. Schröter. Beide hatten in einem Teſtament vom 22. Okt. 1672 zur hieſigen Schule ein Bücherlegat von 100 fl. fränk. vermacht, deſſen Verwaltung ihr Sohn, der Oberbürgermeiſter und Leibmedicus Dr. G. Chr. Zink übernahm. Die Zinſen kommen zur Schulbibliothek.

1697.

Am 24. Jan. erfror die Frau eines Glockengießers aus Walldorf bei Welkershauſen.

Am 26. Jan. erfror ein Bote aus Fulda, welcher Brieſſchaften an die hieſige Regierung zu überbringen hatte, in dem Bernthale. Er wurde todt hierher ins Spital gebracht.

Am 8. Febr. mußte jeder zum Ausſchuß ausgenommene Bürger den Viertelsmeiſtern 6 Bz. Gewehrgeld geben, wofür vier Bürger allemal eine Flinte erhielten, die zu 1 fl. frnk. geſchätzt wurde. Sie mußten darum loſen.

In dieſem Monat nahm der Mehl-Accis ſeinen Anfang: jeder Bürger hatte vierteljährig 6 ggl. zu zahlen.

Am 13. Febr. fiel durch Verwahrloſung eines Knechts ein Pferd in einen Ziehbrunnen, wurde aber mittelſt einer Winde ohne Schaden herausgebracht.

Am 13. Mai wurde ein Receß zwiſchen Herzog Bernhard und dem Biſchof von Würzburg abgeſchloſſen *), des Inhalts, daß künftighin von keinem Theile, weder von Seiten Sachſens, als Vaſallen, noch von Seiten des Stifts Würzburg, als des Lehnherrn, die Huldigung in Meiningen einſeitig, ſondern jederzeit in Gemeinſchaft eingenommen werden ſolle.

Am 24. Jun. wurde zum erſtenmal in dem vor dem untern Thor neu angelegten Garten-Wirthshaus **) zum halben Mond, Bier und Breihahn geſchenkt. Es war großer Zulauf aus der Stadt.

Im Jun. mußte jeder Bürger 5 ggl. Werbegeld an die Viertelsmeiſter zahlen.

Am 1. Jul. wurden neue Fenſter in die Stadtkirche neben der Kanzel gemacht.

Am 7. Jul. ſtarb der Geheimeraths-Director Konrad Johann Meß. Am 10. wurde er in der Stille unter dem Altar der Stadtkirche beigeſetzt. (1766 iſt in ſein Grab der Kanzlar Wucherer begraben worden.) Am 11ten wurde die Leichenpredigt und Proceſſion gehalten, wobei ſich der Hof, die Räthe, der Stadtrath und die Bürgerſchaft einfanden. Meß war ſo dick und ſtark, daß ſein Sarg $\frac{7}{4}$ Ellen breit gemacht werden mußte.

---

*) Stadt und Amt Meiningen waren urſprünglich Würzburgiſch und wurden von den Grafen von Henneberg 1542 gegen das Amt Maienberg ausgetauſcht, unter der Bedingung des Heimfalls nach dem Ausſterben des Hennebergiſchen Stamms. Bei Schließung des Kahlaer Erbvertrags 1554 ſuchte man dieſe Beſtimmung zu beſeitigen, und knüpfte Unterhandlungen an. Am 19. Jun. 1586 ward ausgemacht, daß das Haus Sachſen Stadt und Amt Meiningen als Mannlehen beſitzen ſollte. Die Lehensabhängigkeit hörte am 20. Jun. 1808 auf. S. Walchs Beſchr. d. Meining. Lande, S. 99.

**) Das Gartenwirthshaus ſtand in der Gegend, wo der Eingang in den engliſchen Garten unweit der Ruinen und des Theaters iſt. Der ſächſiſche Hof iſt dafür erbaut worden.

Am 24. Aug. ſtarb der Hof- Juſtiz- und Conſiſtorialrath D. Hoßfeld und wurde am 26ſten in der Stadtkirche in der Stille begraben. Am 29ſten wurde ihm auf gleiche Weiſe, wie bei dem vorhergehenden, die Leichen-Proceſſion und Predigt gehalten. Sein Grab iſt hinter dem Altare neben dem Stande der Heiligenmeiſter und in daſſelbe iſt (1769) der Geheimerath von Fiſchberg beigeſetzt.

An die Spitze der Geſchäfte trat jetzt der Geheimerath und Präſident Johann Chriſtoph von Wolzogen. Außer ihm waren in der Regierung die Hofräthe Tilemann und Trier. Der Hofprediger D. Reichard wurde um dieſe Zeit Generalſuperintendent.

Am 30. Aug. kam Herzog Moritz Wilhelm von S. Zeitz mit ſtarker Begleitung hier an. Die Pferde und Leute wurden bei den brauenden Bürgern einquartiert.

Am 19. Sept. wurde ein Dankfeſt wegen des großen Siegs über die Türken bei Zenth in Ungarn gefeiert.

Im Sept. koſtete das Ms. Korn 6½ Btz., das Ms. Waizen 8½ Btz.

Am 1. Nov. ſtarb Philipp von Boſe zu Helba in ſeinem 51ſten Jahre und wurde am 5ten in das Grab, welches er ſich fünf Jahre zuvor im Chor der Kirche zu Helba hatte verfertigen laſſen, beigeſetzt.

Um dieſe Zeit koſtete eine Klafter Flößholz 1 rthlr. 2 Btz.

Am 1. Dec. fiel die Tochter des hieſigen Bürgers Albertus Hammer auf der Straße um und blieb todt.

In dieſem Jahre wurde verordnet, daß bei den Betſtunden nicht mehr die große, ſondern die zweite Glocke (die daher auch den Namen der Betſtundsglocke führt) geläutet werden ſolle. (Schon 1678 war beſchloſſen, die große Glocke bei halben Leichen nicht zu läuten.)

1698.

Zu Anfang dieſes Jahres koſtete das Ms. Korn 5½ Btz.

Am 8. Febr. wurde ein Landtag mit Gottesdienſt eröffnet und am 12ten geſchloſſen.

Am 3. März wurden die hieſigen Soldaten wieder einquartiert. Die Leute mußten ihnen nur Lagerſtatt geben, das Eſſen hatten die Soldaten aber zu bezahlen, wie es in frühern Zeiten geweſen war.

Am 29. März wurden Gothaiſche Reiter hier einquartiert.

Am 24. April als am erſten Oſtertage früh um ¾ auf 4 Uhr entſtand in dem Wohnhauſe der alten Jgfr. Meiß in der Schuhgaſſe *) eine heftige Feuersbrunſt und

---

*) Das Haus hat auf dem Platze geſtanden, wo jetzt aus dem Hofe des von Uttenhovenſchen Hauſes ein Thor in die Schuhgaſſe führt.

und zwar durch Verwahrloſung des Feuers bei einem Bade, welches ſie ſich in der Nacht bereitet hatte. Das Feuer ſchlug hoch empor, ergriff ihren, dann den Diemariſchen (jetzt von Uttenhovenſchen) und Munkiſchen Stadel; auch gieng das viele Holz an, welches in dem Stadel des Gaſthofs zum Lindwurm lag und vermehrte die Glut. Das Heſſelbachiſche (jetzt Vierlingiſche) Haus, welches an dem Meißiſchen ſtand, verlor die Wände. Der Brand dauerte bis 6 Uhr Morgens. Herzog Bernhard war ſelbſt gegenwärtig und ermunterte die löſchenden Arbeiter.

Im April wurde neben den landſchaftlichen Steuerterminen auch noch eine Soldaten-Anlage nach dem Steuerſtock verwilligt. Jeder Bürger, der terminlich 6 ggl. 1 pf. gab, mußte noch 2 ggl. 10 pf. erlegen.

Am 3. Mai hieb ein hieſiger Reiter im Wirthshauſe zu Herpf ſeinem Korporal die Hand ab.

Am 20. Mai wurde ein Straßenräuber und Dieb auf dem Breuberge verbrannt, am 21ſten ſeine Frau und ſein Sohn mit Ruthen ausgeſtrichen und des Landes verwieſen.

Am 23. Mai zogen die hieſigen Reiter ins Feld.

Am 27. Mai ſchlug es bei einem ſtarken Gewitter dreimal nach einander in das neu erbaute Schloß zu Hildburghauſen und zündete. Es wurde jedoch bald gelöſcht.

Am 28. Mai ſchlug es bei einem heftigen Gewitter in Herpf ein, wobei zwei Scheunen abbrannten. In Diedorf bei Kaltennordheim fiel ein Wolkenbruch, ſo daß Menſchen und Vieh ertranken.

Am 16. Jul. koſtete das Ms. Korn 6 Bz., am 28ſten 4½ Bz.

Am 16. Aug. mußte ein Mann, der hier im Steinbruch gearbeitet und Pflaumen geſtohlen hatte, einen neu verfertigten Gaak *) auf einem Schubkarren auf die obere Brücke fahren und nachdem derſelbe dort befeſtigt war, zuerſt durch ins Waſſer ſpringen.

Am 31. Aug. wurde die Mauer an der obern Brücke und dem Schwibbogen neben dem Hauptarm der Werra, die im vergangenen Frühling eingefallen war, durch den Maurermeiſter Daniel Schaubach wieder verfertigt.

Am 13. Sept. kamen die Herzoge Albert von Coburg und Heinrich von Römhild hier zum Beſuche an.

Am 16. Sept. koſtete das Ms. Korn 11 Bz., bald darauf ſtieg es bis auf 1 rthlr.

Am 25. Okt. wurde eine Frau wegen Dieberei und Saufen auf den Markt herum durch den Landknecht geprügelt.

---

*) ſ. eb. S. 38.

In dieſem Jahre hielt ſich Prinz Ernſt Ludwig lange Zeit am Kaiſerlichen Hofe zu Wien auf.

Zur fernern Reparatur der Stadtkirche wurde eine Collecte eingeſammelt.

Als der Conrector Rothnagel, der im November d. J. ſtarb, tödtlich krank war, verehrte ihm der Stadtrath eine Bouteille Wein à 7 ggl.

1699.

Am 1. Jan. ſtarb Prinz Georg Ernſt, Herzogs Bernhard ſechſter Sohn, geb. zu Ichtershauſen am 26. März 1680. Er wurde am 4ten in der Stille beigeſetzt.

Am 12. Febr. brannte es im Schlote der Superintendentur. Das Feuer wurde aber bald gelöſcht.

Um dieſe Zeit koſtete das Ms. Korn 13 Btz., und ſtieg auch bis auf 15 Btz.

Am 13. Febr. Nachmittags 4 Uhr fieng das Uhrwerk auf dem Kirchthurm an zu ſchlagen und ſchlug fort, bis es abgelaufen war. Es verurſachte großen Schrecken, weil man glaubte, es brenne.

Am 14. April wurde der getaufte Jude Bernhard Chriſtian Sachs, Bürger und Uhrmacher allhier, im Wirthshaus zu Welkershauſen, wahrſcheinlich aus Unvorſichtigkeit, erſtochen. Der Thäter ward zu Arreſt gebracht und mußte am 18. Jun. öffentliche Kirchenbuße thun.

Am 13. Jun. marſchirten die hieſigen Soldaten nach Philippsburg.

Wie ſchon ſeit 1682 an der hieſigen Stadtkirche viele Reparaturen vorgenommen worden waren, wozu aus dem Acciskaſten eine beträchtliche Unterſtützung gegeben und vom Herzog Baumaterialien verwilligt waren, ſo wurde auch jetzt damit fortgefahren. Die Kirche wurde jetzt in die Geſtalt gebracht, in welcher ſie bis zum J. 1824 war. In dieſem Jahre wurde der Altar verfertigt und die vierte Emporkirche zu bauen angefangen und zwar durch den Zimmermann J. G. Schmidt.

Am 11. Jul. wurde auf dem Rathhauſe von der Schule eine Komödie, Jakob und Joſeph, im Beiſeyn der Herrſchaft und vieler anderer Zuſchauer gegeben. Die Koſten, welche 6 fl. fränk. 2 ggl. betrugen, übernahm der Stadtrath.

Am 6. Aug. ſtarb Herzog Albrecht zu Coburg ohne Nachkommen. Dem Herzog Bernhard fiel nun das Seniorat nebſt dem dazugehörigen Amt Oldisleben zu, ſo wie er nach dem am 6. April 1699 geſchloſſenen Succeſſionsreceß auch von Coburg Beſitz ergriff. Es entſtanden aber hierüber weitläuftige Streitigkeiten.*) Am

---

*) m. ſ. hierüber Weinrich's K. u. Sch. St. S. 877. Walch's Beſchr. d. S. Meining. L. S. 62. Emmrich's Archiv f. d. H. S. Meining. L. 1832. S. 7. Schultes S. Cob. Saalf. Landesgeſch. I. Abth. S. 173 ff.

Am 10. Aug. wurde der Herrſchaftl. Leichenwagen nebſt den Wappen und anderm Zubehör nach Coburg geſchafft. Am 13. Aug. nahm hier die Landtrauer ihren Anfang.

Am 13. Sept. war eine große Sonnenfinſterniß.

Am 22. Sept. wurde ein fremder Kerl, welcher falſche Briefſchaften bei ſich führte, mit Ruthen ausgeſtrichen.

Am 23. Sept. koſtete das Ms. Korn 13½ Bz., das Ms. Waizen 13 Bz., das Ms. Gerſte 8½ Bz.

Am 8. Nov. kam der Landgraf von Heſſen-Caſſel auf einer Reiſe von Römhild hier durch.

Am 16. Dec. reiſte die Herrſchaft nebſt dem Hofſtaat nach Coburg.

Am 20. Dec. ſah man einen Mondregenbogen.

Bei der Rathswahl wurde in dieſem Jahre mit Rückſicht auf den Geheimeraths-Director v. Wolzogen außer dem andern Wein für 6 fl. fränk. 8 ggl. 6 pf. ſpaniſcher Wein gekauft.

In dieſem Jahre wurde das Meiningiſche Kirchenbuch, welches die vorzuleſenden Kapitel, Gebete, Verordnungen u. dergl. enthält, herausgegeben.

1700.

Im Anfang des Jahres koſtete das Ms. Korn 12 Bz., das Ms. Waizen 13 Bz.; das Groſchenbrod wog 1½ Pfd.

Am 26. Jan. kamen die Landſtände zuſammen.

Am 26. März wurde ein neuer Galgen auf dem Markt errichtet, weil ſo viele Soldaten deſertirten. Die Pflaſterer Hans und Friedrich Oſtertag mußten ihn eingraben: die Zimmerleute erhielten als Lohn, was ſie denſelben Abend bei dem Rathswirth verzehrten: es belief ſich auf 5 rthlr. 3 ggl.

Am 5. April wurde die Flurmarkung der Stadt und der Wuſtung Deſertshauſen umgangen.

Am 14. April mußten zwei deſertirte Soldaten, die man in Waſungen eingezogen hatte, mit Würfeln ſpielen, welcher leben und welcher ſterben ſollte. Der eine wurde an den neuen Galgen gehangen, der andere mußte achtmal Spießruthen laufen.

Am 16. April Nachmittags 4 Uhr kam ein ſtarker Rauch aus der Rathsſtube. Man glaubte, es brenne und daher wurde die Sturmglocke angeſchlagen. Als man die Stube aber öffnete, fand man, daß wegen Verſchließung des Ofens der Rauch den Ofen auseinander getrieben hatte.

Am 14. Jun. erſchoß ein Soldat einen Knecht, Sohn des hieſigen Bürgers Paul Otto, ohne alle Urſache. Er wurde am 1. Jul. auf dem Markt enthauptet.

Am 30. Jun. mußten zwei Soldaten Spießruthen laufen.

Am 10. Jul. wurde die neu erbaute Schloßmühle von dem Müller Nikolaus Hofmann aus Schmeheim bezogen. *)

Am 12. Aug. kam Herzog Bernhard von Coburg zurück, ſpeiſte auf dem untern Raſen unter Zelten, wobei ein Regiment Kavallerie und ein neu geworbenes Regiment Infanterie paradirte. Hierauf gieng der Herzog wieder nach Coburg und kehrte am 16. Okt. hierher zurück.

Am 18. Okt. kamen die Landſtände zuſammen.

Am 22. Okt. wurden zwei deſertirte Soldaten, deren man wieder habhaft geworden war, auf dem Markt an den Galgen gehangen.

In dieſem Jahre wurde durch den Zimmermann Schmidt ein neues Dach auf die Kirche geſetzt, die vierte Emporkirche vollendet, die Decke durch den Maler Sänger gemalt, auch eine neue Kanzel und ein neuer Leſepult verfertigt. Auch außerdem wurden in der Kirche einzelne kleinere Reparaturen und Verbeſſerungen vorgenommen.

Das Ms. Korn koſtete jetzt 6 Btz.

Zum erſtemal wurden in dieſem Jahre der neu verbeſſerte Kalender herausgegeben.

1701.

Am 2. Jan. wurde die Schreinerarbeit an der vierten Emporkirche dem Schreiner Mötzel für 38 fl. fränk. verakkordirt. Die Dielen wurden dazu gegeben.

Am 11. Jan. ſtürzte der Fuhrmann Hans Kirſch in ſeinem Stadel auf eine gefährliche Weiſe, wurde aber glücklich geheilt.

Am 19. Jan. wurde eine Weibsperſon, die in Sülzfeld einen Ochſen geſtohlen hatte, an den Pranger geſtellt.

Am 4. Febr. wurde ein Soldat, welcher ſich ſeinem Offizier widerſetzt hatte, auf dem Markt vom Schinderknecht geprügelt und als Schelm davon gejagt.

Am 10. Febr. wurde ein fremder Kerl, der ſich einen falſchen Namen gegeben hatte, mit Ruthen ausgeſtrichen und des Landes verwieſen.

Am 12. Jun. erhielt der Erbprinz Ernſt Ludwig das Kaiſerliche Patent als Feldmarſchall-Lieutenant.

Am 16. Jun. wurde eine Magd unter den Pranger geſtellt und mußte das von ihr geſtohlene Gras anhängen. **)

Am

---

*) Vor Erbauung des Reſidenzſchloſſes ſtand ſchon in der Nähe des alten Schloſſes eine Burgmühle, die in Güth öfters erwähnt wird. Der Reſidenzbau und die Herſtellung des Schloßgrabens machte eine Aenderung nöthig.

**) Solche Strafen kamen öfters vor. In dem Receß zwiſchen Rath und Bürgerſchaft v. J. 1673 wird untern andern als Strafe für Trunkenbolde das öffentliche Tiſchlein mit Glas und Kanne Waſſer erwähnt.

Am 7. Jul. wurde eine Anlage durchs ganze Land gemacht, um Soldaten dafür anzuwerben. Die Stadt hatte 5 Mann zu ſtellen, weshalb jeder Bierbrauer 6 Bz., die andern Bürger weniger geben mußten.

Eod. erhielt der Prinz Ernſt Ludwig die Ernennung zum Kurpfälziſchen Generallieutenant bei der Infanterie.

Am 12. Jul. erhielt der Kompagnie-Feldſcheer Johann Friedrich Winter unter der Kompagnie des Hauptmanns von Frieſen, die Expectanz zur Stelle des Landchirurgus nach dem Tode des alten Landbarbiers und zur alleinigen Haltung einer Barbierſtube.

Am 26. Jul. marſchirte die alte Soldatenkompagnie ab an den Rhein. Am 23. Aug. zogen die neu geworbenen Soldaten ebenfalls dahin. *)

Um dieſe Zeit wurden die Markſteine auf der Landſtraße zwiſchen Walldorf und Waſungen geſetzt.

In dieſem Jahre wurde zu Henfſtädt, welches bisher Filial von Leutersdorf geweſen war, eine eigene Pfarrei errichtet.

Am 23. Sept. wurde zu Schleuſingen für den dazu gehörigen Hennebergiſchen Landestheil eine Regierung und ein Conſiſtorium errichtet.

Das Ms. Korn koſtete in dieſem Winter 5 Bz.

1702.

Am 3. Jan. ſtarb der Bürgermeiſter und Grimmenthalskaſſe-Verwalter Zinkernagel an der Schwindſucht und wurde mit anſehnlichem Leichenbegängniß beerdigt.

Am 7. Jan. war ein großes Gewäſſer, weil der Schnee geſchmolzen war.

Am 2. März reiſte Prinz Anton Ulrich nach Coburg, um ſeine Studien fortzuſetzen.

Am 28. April wurde der große Kirchthurm vom Schieferdecker beſtiegen und ausgebeſſert. Nach vollbrachter Arbeit zog er auf dem Knopf ſitzend ein Paar neue, ihm vom Rath verehrte Strümpfe an, trat auf den Knopf, brachte Geſundheiten aus und warf dann Kanne und Glas auf den Markt.

Am 6. Mai gieng der Erbprinz Ernſt Ludwig zur Kaiſerlichen Armee an den Rhein ab, wohin ihm am 29ſten die Bagage folgte. Da alle Soldaten die Stadt verlaſſen hatten, mußten die Bürger die Wache verſehen.

Im Mai wurde das Chor der Kirche mit Bruſtſäulen verſehen, auch wurden die Communicantenſtühle unter demſelben hinter dem Altar gemacht.

Am 26. Mai wurde hier wegen Uebergabe der vier Gothaiſchen Antheile der Coburgiſchen Erbſchaft an Herzog Bernhard gegen Uebergabe der Aemter Waſungen,

---

*) Der Spaniſche Succeſſionskrieg nahm in dieſem Jahre ſeinen Anfang.

dunkelungen des Geſtirns pflegt gemeiniglich mehr als ein trauriges Ereigniß zu folgen. Wer weiß, weſſen Stern untergeht, ehe wir wieder den zweiten des Brachmonats ſchreiben!"

„Von ungefähr geſchieht dergleichen nicht," ſetzte der Küſter das Geſpräch fort. „Die gelehrten Herren Doktoren ſagen wohl, ſolches alles trage ſich zu nach natürlichem Geſetz, und die Aſtrologi und Mathematici können die Finſterniſſe vorherſagen, und den Stand und die Conjunktur der Planeten berechnen, aber wenn wir das auch gern glauben, ſo bleiben die Erſcheinungen am Firmament doch immer etwas Tiefwunderbares und Geheimnißvolles, und wenn ich mir den Himmel denke als das große Buch der göttlichen Allmacht, ſo ſehe ich in den Kometen, Finſterniſſen und wunderbaren Meteoren immer den Finger Gottes, der hineindeutet in die heilige Sternenſchrift, und uns ſündige Menſchenkinder warnt und ermahnt, uns zu beſſern und Buße zu thun."

„Ja, ja, Bruder," ſprach der Diener Kellners darauf: „Du haſt die rechte Meinung, und verſtehſt das Alles zu deuten und auszuleſungen, Breitungen und Salzungen an Gotha, eine Conferenz gehalten. Die Gothaiſchen Commiſſarien waren: Avemann, Kühnhold, Reichart, Mühlpfort; die Meiningiſchen: v. Wolzogen, Trier, Engelſchall. Die Sache kam nicht zur Ausführung.

Am 12. Jun. rückte das hieſige Kreiskontingent, zu Pferde und zu Fuß, ins Feld.

Am 16. und 19. Jun. wurde die Flurmarkung vom Rath, den Viertelsmeiſtern, Bürgern und einigen Schulknaben umzogen. Der Anfang wurde beim Steinbrunnen gemacht. Die Bürgermeiſter Zink und Mattenberg leiteten das Geſchäft.

Am 5. Okt. wurde Prinz Joſeph Friedrich zu Hildburghauſen geboren. Am 15ten ſtarb die Mutter deſſelben, Herzogin Henriette Sophie, geb. Prinzeſſin zu Waldeck.

Am 16. Okt. wurde an Zinkernagels Stelle der ehemalige Küchenmeiſter, nachherige hieſige Pachtamtmann, Andreas Juſtinus Thilo, Bürgermeiſter.

Am 6. Nov. ſtarb der Goldarbeiter Johannes Bühner, am 13ten ſein Schwiegervater Hans Berth, am 31. Dec. Chriſtian Berth und ein Sohn des eben-erwähnten Bühner und waren mithin binnen 6 Wochen 4 Leichen in Einer Familie.

Am 26. Dec. war ein großes Gewäſſer.

Die Unteroffiziere der beiden weiten Ausſchußkompagnien der Bürgerſchaft *) wurden in dieſem Jahre von der Thorwacht befreit. Bald mußten ſie aber, ungeachtet ihrer Auslöſung, den Dienſt wieder thun.

In dieſem und dem vorhergehenden Jahre hatte die Bürgerſchaft mit dem Stadtrath und den Viertelsmeiſtern wegen Unordnung und Vervortheilung in Anſehung des gemeinen Weſens mehrfache Streitigkeiten. S. 21. Dec. 1703. **)

1703.

---

*) S. ob. S. 21. Anmerk.

**) Schon 1673 kamen Streitigkeiten hierüber vor, die durch einen Receß am 13. Okt. zwiſchen Rath und Bürgerſchaft beigelegt wurden. Hierin kommen folgende Punkte vor: 1) von Herſtellung guter Juſtiz, 2) von Anſetzung der Termine, damit die Leute keine Zeit verſäumen; 3) von Berufung der Bürgerſchaft durch die Fahne, die Glocke, die Stadtknechte, 4) von Geld- und Gefängnißſtrafen, 5) vom gewöhnlichen Gefängniſſe, Pranger, Halseiſen, öffentlicher Arbeit mit angehängter Schelle, Beſtrafung der Trunkenbolde, Abſchaffung des ſpaniſchen Mantels und der Geige, 6) von Strafe derer, die in der Kirche plaudern; 7) von den Sportelanſätzen, 8) Erlegung des Hülfsgeldes, 9) von Gebühren für öffentliche Tänze auf dem Rathhauſe; 10) von freier Ausſtellung der Geſundheitspäſſe; 11) von Gebühren des Stadtſchreibers für Geſtattung des Bleichens auf dem Bleichgraben, 12) Continuation des ſtädtiſchen Acciſes, 13) Abſtellung ungeſetzlicher Befreiungen vom Accis, Verhütung der Reiſen; 14) Beitreibung der ſtädtiſchen Einkünfte, 15) von Rechnungslegung. 16) Abſtellung unnöthiger Zehrungen, 17) von Verwaltung der Stadtgüther, Schäferei und Pferchſchlag; 18) von den gemeinen Wieſen. 19) Bierbrauen und Bierſchenken. 20) freiem Tiſchtrunk, 21) Fiſchen, 22) Thorwachten, Wachbefreiung, Wachgeld, 23) bürgerlichen Freyhen, Frohnbe-

1703.

Am 26. Jan. ſtiftete Erbprinz Ernſt Ludwig, zu Frankfurt nach glücklich beendigtem Feldzug den Orden der Treue. S. Emmrichs Archiv f. d. H. S. Meining. L. I. p. 135. 137. Am 13. Jan. wurde das Ordensfeſt zu Meiningen begangen und die erſten Verleihungen vorgenommen.

Am 3. März wurden 2 Kompagnien Landvolk neu montirt und mußten am 23. März nach Nürnberg marſchiren, um dort mit Ausſchuß aus Schleuſingen, Weimar und Eiſenach zuſammenzuſtoßen.

Am 13. April mußten 4 Reiter Spießruthen laufen, weil ſie eine Standarte entwendet und hierher gebracht hatten.

Schon am 20. März d. vor. J. hatte Herzog Bernhard im Conſiſtorium proponirt, daß er ein Waiſenhaus, wohin man auch Müßiggänger bringen könne, aufzurichten entſchloſſen ſey. Er wollte eine wohlthätige Stiftung errichten, wie ſein Vater, Ernſt der Fromme, die milde Kaſſe zu Gotha. Man nahm dazu die Kaſſe des Siechenhauſes bei der Salzbrücke (den Brückenkaſten), welches von den Gemeinden zu Maßfeld, Obermaßfeld, Einhauſen, Ritſchenhauſen, Wölfershauſen, Jüchſen, Neubrunn, Belrieth, Berkach, Queienfeld, Henneberg zur Zeit der Kreuzzüge für ihre Ausſätzigen gegründet war. Dieſe Gemeinden erhielten dadurch ein Recht zu den Stellen im Waiſenhauſe. Die Kaſſe belief ſich auf 2—3000 fl. Man ſammelte dazu eine Collecte, die Heiligenkaſſen des Unterlandes gaben Beiträge, die noch dauern, das Grimmenthal gab einen jährlichen Zuſchuß; der Ueberſchuß an Einkünften des Hoſpitals zu Meiningen ward ebenfalls dazu geſchlagen. Die Direction wurde dem Conſiſtorium übertragen; zu Deputirten wurden ernannt: Hofrath Trier, Superintendent Walch, Hofdiakonus Krebs, Bürgermeiſter Zink; die Specialaufſicht erhielt der Hofdiakonus Krebs. Zum Waiſenvater wurde der Strumpfwirker Konrad Pfeifer erwählt und am 6. Febr. 1703 verpflichtet; die jährlichen Koſten für 12 Kinder wurden auf 275 fl. fränk. 18 ggl. berechnet. Das Hoſpitalgebäude *) (ehemals Barfüßer-

---

freiung, Frohngeld. 24) Inſtruction der Viertelsmeiſter; 25) von Straßen- und Feuerpolizei; — Beſtimmung des Bürgergeldes; Befolgung der Statuten, Geſetze und Ordnungen.

*) Das Kloſter zu Meiningen war 1242 errichtet. 1555 wurde es nach der Reformation in ein Hoſpital verwandelt, worin betagte Perſonen ihr Unterkommen fanden; 1806 wurde es aufgehoben, weil die Einkünfte dem Zweck nicht mehr entſprachen. Die Kirche war für die Bewohner des Hoſpitals bis 1680 im Gebrauche und der Diakonus hatte die Seelſorge daſelbſt. Von da an bis 1703 wurde ſie zu einem Archiv benutzt, nun aber als Waiſenkirche und ſeit 1718 auch als Zuchthauskirche wieder hergeſtellt, ſeit 1799 nicht mehr regelmäßig gebraucht, und 1817 bei Erbauung des Bernhardinums eingeriſſen, indem ſie auf dem Platze ſtand, wo jetzt ein Theil dieſes Gebäudes ſteht.

Büßer-Kloſter) am untern Thore ſollte auch zugleich für das Waiſenhaus benutzt werden, weil überflüſſiger Raum vorhanden war. Der Bürgermeiſter und Hoſpitalverwalter Rohr bekam den Auftrag, auf Koſten der Hoſpitalkaſſe die nöthigen Zimmer herſtellen und repariren zu laſſen, auch ſie, ſo viel als möglich, vom Spital zu unterſcheiden. Am 13. April 1703 wurde die Einweihung vorgenommen. Der Herzog nebſt der fürſtlichen Familie erſchien in Begleitung des Hofſtaats Vormittags um 10 Uhr in der wiederhergeſtellten Kloſterkapelle oder dem Hoſpitalkirchlein. *) Hier hatten ſich Deputirte des Stadtraths und die Geiſtlichkeit verſammelt. Der Generalſuperintendent D. Reichard hielt eine Rede, des Inhalts: daß innerhalb 600 J. in dieſem Gebäude drei ſonderbare Actus vorgenommen worden, deren der erſte, als das Kloſter für die faulen Mönche geweiht, nicht viel werth, der andere, als Fürſt Georg von Henneberg einen Theil deſſelben armen Leuten der Stadt eingeräumt, beſſer, der letzte aber der beſte ſey, da der Herzog es zur Behauſung der Waiſen habe anweiſen laſſen. Mit Wunſch, Gebet und Segen wurde die Rede beſchloſſen. Der Herzog ſchenkte jedem Waiſenkinde (es waren deren zehn, deren Namen in Weinrichs K. u. Sch. St. S. 62 zu finden ſind) einen Speciesducaten. Nach Beſichtigung der Zimmer gieng die Herrſchaft ab. Die Waiſenkinder wurden zum erſtenmal geſpeiſt, zu paſſender Arbeit (im Wolleſpinnen) angewieſen nnd von 5—6 Uhr von dem Katecheten Elias Link, der als der älteſte Kandidat das ſogenannte Expectanten-Stipendium erhielt, unterrichtet. Am Sonntage Quaſimodogeniti wurden die Kinder zum erſtenmal von dem Waiſenvater früh und Nachmittags in die Schloßkirche geführt und blieben auch bei der vom Hofdiakonus Krebs gehaltenen Katechiſation. Zu der Waiſenkaſſe wurden die Diſpenſationsgelder geſchlagen, bald kamen auch Schenkungen und Vermächtniſſe hinzu. Herzog Bernhard ſchenkte am 14. April 400 fl., am 23. März 1704 wieder 1600 fl., und 1706 am 24. April 400 fl. Herzog

---

*) Ueber die Kirchen in Meiningen hier nur in der Kürze folgende Nachrichten: 1) die St. Martinskirche war die älteſte, ſchon zu den Zeiten des Bonifacius wahrſcheinlich vorhanden, 1007 verſchönert, 1432 abgebrannt, dann wieder erbaut, 1525 im Bauernkriege eingeriſſen, nach der Reformation 1579 als Gottesackerkirche wieder hergeſtellt, 1609 vergrößert, 1641 im dreißigjährigen Kriege abgebrochen, 1658 wieder erbaut und 1827 wegen Baufälligkeit und Unbrauchbarkeit eingelegt. 2) Die Stadtkirche zu unſerer lieben Frauen, erbaut 1003. 3) Die Tempelherrnkirche, wo jetzt der Kirchbrunnen iſt, erbaut 1129, eingeriſſen nach 1311. 4) die Eliſabethenkapelle, deren Stätte jetzt unbekannt iſt, gegründet von der h. Eliſabeth, 1227, ſpäter eingegangen. 5) Die eben erwähnte Waiſenkirche, erſt Kloſter- dann Hoſpitalkapelle, 1242 erbaut, 1817 eingeriſſen. 6) Das Siechenkirchlein zum h. Kreuz bei dem Armenhaus (ſ. ob. S. 17.) erbaut von den Steinen der zerfallenen Tempelherrnkirche 1316, im Bauernkriege zerſtört, wieder erbaut, im dreißigjährigen Kriege 1642 von den Schweden abgebrochen. 7) Die Kapelle, an dem noch dieſen Namen führenden Platze, erſt eine Judenſynagoge, dann nach Vertreibung der Juden 1394 zu einer Kirche geweiht, nach der Reformation 1556 eingeriſſen. 8) Die Schloßkirche, eingeweiht 1692.

Herzog Ernſt Ludwig ſchenkte mehrere Summen, die ſich nach und nach bis auf 4440 fl. beliefen; Herzog Anton Ulrich ein Kapital, von deſſen Zinſen die Waiſen ein Handwerk lernen ſollten; die Herzogin Eliſabeth Eleonore machte ebenfalls Schenkungen dazu. Auch aus der Stadt erhielt die Anſtalt Schenkungen und fortwährend einzelne kleinere Gaben, beſonders an Naturalſtücken zur Speiſung der Kinder. Man veranſtaltete eine Collecte im Lande und in der Stadt. Anſtatt der ſeit 1694 eingeführten wöchentlichen Einſammlung für die Armen wurde nun durch die Waiſenkinder für die Armen- und Waiſenkaſſe eine Büchſe in der Stadt herumgetragen, und dieſe beiden Anſtalten wurden dadurch mit einander in nähere Verbindung gebracht.

Am 4. Mai gieng die hier errichtete Reiterei zu Feld. Am 7ten reiſte der Erbprinz Ernſt Ludwig an den Rhein, um dort ſein Kommando zu übernehmen, nachdem er zuvor von Kaiſer und Reich zum General-Feldmarſchallieutenant der Reichsarmee ernannt worden war.

Am 12. Jul. ſtarb Jgfr. Anna Margaretha Lange (in Dienſten bei der älteſten Prinzeſſin, der nachmaligen Aebtiſſin zu Gandersheim). Sie vermachte ein Kapital von 128 fl. fränk. zur Stadtkirche, wovon die Zinſen unter Arme vertheilt werden und ſtiftete einen ſchönen ſilbernen, ſtark vergoldeten Abendmahlskelch in die Schloßkirche.

Im Sommer koſtete das Ms. Korn 4½ Btz., ſpäterhin 1 Btz. mehr.

Am 20. Dec. war die Vermählung der Prinzeſſin Wilhelmine Luiſe (geb. 19. Jan. 1686) mit dem Herzog Karl von Würtenberg-Bernſtadt.

Am 21. Dec. wurde durch die Regierung ein höchſtes Definitiv-Reſcript über die bisher obwaltenden Streitigkeiten zwiſchen dem Stadtrath und der Bürgerſchaft erlaſſen. Es enthielt folgende Punkte:

1) Die Wache in den Thoren ſoll nach dem frühern Reglement von der dazu zu erwählenden Mannſchaft verrichtet werden. Die zum Wachtdienſt verpflichteten Perſonen werden in 4 Klaſſen eingetheilt nach ihrem Vermögen und haben Wachtgelder zu entrichten, von denen die dienſtthuende Mannſchaft monatlich bezahlt wird.

2) Die Einquartierung iſt von den Häuſerbeſitzern zu tragen, die nicht nach gemeinem Recht oder nach dem Reſcr. v. 3. Aug. 1680 befreit ſind, welche letztere dagegen einen verhältnißmäßigen Geldbeitrag entrichten müſſen.

3) Der Ueberſchuß an Werb- und Montirungsgeldern ſoll vom Landſchaftskaſſirer zur Anſchaffung von Munition für die Stadt und Bürgerſchaft gegeben werden.

4) Zur Erhaltung der Wege und Straßen ſind Alle, die Güter haben und Geſchirre halten, ohne Unterſchied des Standes, mit Geſchirr zu frohnen ſchuldig. Reicht das Weggeld nicht aus, ſo werden die Dienſte der Bürgerſchaft

gerſchaft

gerſchaft gefordert, die ohne Ausnahme in Klaſſen zu theilen iſt und wobei diejenigen, welche Güter, aber kein Geſchirr haben, einen verhältnißmäßigen Beitrag geben müſſen. Den Anſpännern ſind Handfrohner beizuordnen, Alle müſſen das Ihrige fleißig thun. Das Pflaſter vor den Thüren haben die Hausbeſitzer nicht zu beſorgen.

5) Die Beſcheide ſollen auf den ordentlichen Rathstagen publicirt und unverweilt expedirt werden.

6) Der Stadtrath ſoll nicht befugt ſeyn, ohne Vorwiſſen und Genehmhaltung der Viertelsmeiſter und der Bürgerſchaft, welcher die Viertelsmeiſter die nöthige Eröffnung zu thun haben, eins oder das andere gemeiner Stadt oder zur gemeinen Huth gehörige Stück, auch andere gemeine Gänge und Plätze in oder außerhalb der Stadt weiter hin zu vererben.

7) Rindvieh, Schweine und Ziegen ſollen durch Hirten ausgetrieben werden. Niemand ſoll mehr als eine Ziege halten. Die Schäferei ſoll wie bisher verpachtet, der Pachtertrag zu gemeiner Stadt Nutzen angewendet werden.

8) Die gemeiner Stadt gehörigen Stücke, insbeſondere das Weidig und die Gräſerei ſollen nicht mehr vom Stadtrath, ſondern zum Nutzen der Stadt gebraucht und in Rechnung gebracht werden.

9) Die Bergäcker ſollen hieſigen Bürgern und Geſchirrhaltern, wenn dieſelben eben ſo viel geben wollen, vor den Bauern überlaſſen werden.

10) Das Holz, welches in der Stadtwaldung geſchlagen wird, ſoll der Bürgerſchaft vor Auswärtigen bei gleichem Preiſe überlaſſen werden.

11) In Anſehung der Brau- und Fiſchordnung ſoll es wie bisher gehalten werden.

12) Der Stadtrath ſoll unpartheiiſche Juſtiz üben, die Güter und Gefälle der Stadt, insbeſondere das Gehölz, mit Sorgfalt verwalten.

13) Die Rathsrechnung ſoll mit dem Obercommiſſarius durchgegangen und ſodann zur Kanzlei eingeſendet werden.

14) Die Viertelsmeiſter werden auf ihre Gebühren für Verſteinung und Beſichtigungen verwieſen.

Fünf Bürger, welche ſich bei dieſen Streitigkeiten durch ungegründete und unziemliche Beſchuldigungen gegen den Stadtrath vergangen hatten, wurden in Strafe genommen.

1704.

Am 13. Jan. kam der Erbprinz Ernſt Ludwig aus dem Felde und von einer Reiſe nach Holland zurück.

Am 24. Jan. koſtete das Korn 5½ Bz.

Am 7. Febr. reiſte Herzog Karl von Würtenberg-Bernſtadt mit ſeiner jungen Gemahlin (ſ. 20. Dec. 1703) von hier nach Schleſien ab.

Am

Am 9. Febr. marſchirten die hieſigen Grenadiere und Musketiere nach Coburg. Sie ſollten nach Nürnberg zu ſtehen kommen.

Am 29. Febr. wurden Soldaten hier einquartiert. Jeder Bürger erhielt einen Mann auf 4 Tage, worauf derſelbe ausquartiert wurde.

Am 4. April war ein heftiges Gewitter, welches großen Schaden that.

Am 13. Mai hüteten die hieſigen Geſchirrhalter zum erſtenmal das Weidig auf dem obern Raſen ab, welches zuvor nicht von der Bürgerſchaft benutzt war.

Am 22. Mai wurde der Erbprinz Ernſt Ludwig vom Kaiſer Leopold zum Oberſt-Feldzeugmeiſter ernannt, und am 3. Nov. vom Kurfürſten von der Pfalz zum Generalfeldzeugmeiſter. Im Mai war auch die Verlobung deſſelben mit der Prinzeſſin Dorothea Maria von S. Gotha.

Am 26. Jun. entfloh ein Straßenräuber, welcher im Gefängniß auf dem Thurm des untern Thores ſaß. Von ſeinem Strohlager hatte er ein Strohſeil geflochten und ſich daran herunter gelaſſen; da es zu kurz war, ſo ſtürzte er und wurde, weil er deshalb nicht ſchnell fortkommen konnte, zwiſchen Ober- und Untermaßfeld gefangen. Nachdem er einige Zeit wieder hier im Gefängniß geſeſſen hatte, entfloh er abermals.

Am 23. Jul. brannte es in der Schuſteriſchen Apotheke auf der Kapelle *) und zwar in der untern Stube. Das Feuer wurde jedoch bald gelöſcht.

Am 19. Sept. wurde zu Gotha die Vermählung des Erbprinzen Ernſt Ludwig mit der Prinzeſſin Dorothea Maria gefeiert. Es wurde eine Münze zum Andenken an dieſe Begebenheit geprägt. S. Weinrich's K. u. Sch. St. S. 881 ff. Am 7. Okt. hielt das junge Ehepaar des Abends bei allgemeiner Schloß- und Stadterleuchtung ſeinen Einzug allhier. Am 20. Sonnt. n. Trin. wurde in der Stadtkirche in Beziehung auf dieſes freudige Ereigniß gepredigt.

Am 17. Nov. wurden in der Nacht im Rathhaus aus einem Schrank in der Wirthsſtube 30 fl. fränk. Weggeld, und dem Rathswirth Johann Kreß ein Rock und eine Weſte geſtohlen. Der Thäter, einer der hier im Quartier liegenden Pfalz-Neuburgiſchen Soldaten, wurde arretirt, aber, weil er nichts geſtand, wieder freigegeben. Er deſertirte nach einigen Tagen und ließ ſich in Königshofen von den Würzburgiſchen Soldaten anwerben. Dort ſah man ihn in dem geſtohlnen Rock.

Um dieſe Zeit gab die Schäferei 500 fl. fränk. Pacht (wovon aber Erbzinſen u. a. Koſten abgezogen werden mußten), der Rathskeller 315 fl. frnk.; die Rathsmühle 10 fl. und 40 Mltr. Korn. Eheleute, die 100 fl. im Vermögen hatten, zahlten 10 fl. fränk. Bürgergeld zur Erlangung des Bürgerrechts; diejenigen, welche weniger beſaßen, nur 5 fl.; eine einzelne Mannsperſon gab 5 fl., eine einzelne Frauensperſon 2½ fl.

1705.

---

*) wo jetzt das Wohnhaus des Herrn Sen. Amthor ſteht.

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50160-9
BECHSTEIN,L. FN. 03128/023

1705.

Am 26. Jan. ſchenkte der Obriſtwachtmeiſter **von Frieſen** einen ſilbernen, wohlvergoldeten Kelch nebſt zwei Patenen, zuſammen 37 Loth an Gewicht und auf wenigſtens 40 fl. fränk. geſchätzt, in die Waiſenkapelle. Dieſe Stücke waren im Bairiſchen Kriege von Soldaten geplündert und ſpäter vom Herrn von Frieſen für 16 rthlr. erkauft.

Am 20. Febr. wurden fünf Pfalz-Neuburgiſche deſertirte Soldaten gefangen hierher gebracht. Am 11. März wurde einer von ihnen an dem im vorigen Monat auf dem Markt neu errichteten Galgen gehangen, die übrigen mußten Spießruthen laufen.

Am 6. April wurde die am Rhein ſtehende hieſige Kreiskompagnie von hier aus neu rekrutirt.

Am 17. April marſchirten 40 Mann Pfalz-Neuburgiſche, hier angeworbene, Soldaten nach Heidelberg zu ihren Regimentern ab.

Nachdem Kaiſer **Leopold** 1 am 5. Mai geſtorben war, wurde von Pfingſten an 6 Wochen Trauer angelegt und die Muſik im ganzen Lande eingeſtellt.

Am 23. Mai hielt Herzog Bernhard auf dem untern Raſen Revue über den engen Ausſchuß der Aemter Meiningen, Maßfeld, Waſungen und Sand. Es waren 1179 Mann in 10 Kompagnieen.

Am 27. Mai hielt er in Beiſeyn ſeiner beiden älteſten Söhne und des Geheimerathsdirectors von Welzogen vor der Stadt Salzungen Revue über den engen Ausſchuß der Aemter Salzungen, Breitungen und des Gerichts Altenſtein. Es waren 665 Mann in 5 Kompagnien.

Am 20. Jun. wurde ein Mann, welcher zwei Weiber hatte, zu Arreſt gebracht.

Am 26. Jun. giengen 9 Feld-Bagagewagen des Erbprinzen Ernſt Ludwig von hier ab, kamen aber nach drei Tagen zurück und blieben bis auf weitern Befehl ſtehen.

Am 18. Aug. war ein heftiges Gewitter mit gewaltigem Sturmwind, wodurch vieler Schaden verurſacht wurde. Bei einem ſtarken Gewitter am 26. Aug. ſchlug der Blitz in das Haus des Jägers zu Dreißigacker. Am 29. Aug. erſchlug der Blitz zu Welkershauſen 14 Schaafe im Pferch.

Am 12. Okt. kam ein angeblicher Arzt, **Andreas Eiſenbart** von Magdeburg hier an, erbaute ſich nach erlangter Erlaubniß auf dem Markte an der Kirchmauer, der Sakriſtei gegenüber, ein Theater, worin er Komödien vorſtellte, und den Leuten Sachen verkaufte, die er ihnen aufzureden wußte. Die Geiſtlichen zogen am Sonntage in ihren Predigten ſehr über dieſen Unfug los, ſo daß er die Stadt nicht auf die rühmlichſte Weiſe verlaſſen mußte.

Am 22. Okt. wurde das Galli-Schießen *) von den Bürgern auf dem ebenen Raſen gehalten. Zum erſtenmal ſeit zwanzig Jahren wurde der hergebrachten Ordnung gemäß feſtgeſetzte Gewinnſt, ein fetter Hammel, aus ſtädtiſchen Mitteln wieder hergegeben. Man hatte ſich bisher entſchuldigt, weil die Schäferei verpachtet ſey.

Am 31. Okt. hat der Page der regierenden Herzogin, der junge Graf Welz, dem Pagen von Witzleben auf der linken Seite und durch den linken Arm aus Unvorſichtigkeit geſchoſſen. Er ward in die Offizierſtube der Schloßwache in Arreſt gebracht. Da nach dem neunten Tage keine Lebensgefahr mehr vorhanden war, ſo ward er ſeines Arreſts entlaſſen, nachdem er vorher einen braven Küchenſchillinger empfangen.

Am 6. Nov. wurde wegen des vielen Geſindels und der umherziehenden Räuberrotten eine allgemeine Streifung vorgenommen.

Am 15. Nov. ſtarb der Inſpector und Rector **Johann Paul Munk**, welcher 38 Jahre an der hieſigen Schule (ſeit dem 4. Jun. 1667) wirkſam geweſen war und ſich ſehr verdient gemacht hatte. Er war von ſeinen Schülern geliebt, bei der ganzen Bürgerſchaft in Achtung, und wurde mit einer anſehnlichen Leichenproceſſion beerdigt. Seit längerer Zeit hatte er einen Subſtituten an dem Vice-Rector **Johann Valentin Molter**. Da dieſer als Pfarrer nach Sülzfeld verſetzt war, ſo wurde **M. Johann Auguſt Krebs**, ein eben ſo gelehrter, als würdiger Mann, Munks naher Verwandter, als Inſpector und Rector noch vor dem Tode deſſelben angeſtellt. Die Schule wurde vom Herzog, wie es längſt im Werke geweſen war, **) zu einem Lyceum illustre erhoben und Bernhardinum benannt. Am 4. Nov. war die feierliche Einweihung in Gegenwart des Herzogs Bernhard und der Prinzen Friedrich Wilhelm und Anton Ulrich. Krebs ſchrieb zu dieſer Feierlichkeit ein Programm: de impedimentis elegantioris litteraturae, und hielt eine Rede: de probitatis cum litterarum studio in scholis coniungendo. Unter ſeiner Leitung hob ſich die Schule ihrer neuen Beſtimmung gemäß, bald empor.

Am 28. Nov. wurde ein Kammerdiener, welcher in einem vornehmen Hauſe allhier geſtanden hatte, wegen Untreue mit Ruthen ausgeſtrichen und des Landes verwieſen.

Am 30. Dec. kam der Geheimerath und Hofprediger Haßel, den Herzog Bernhard aus ſeiner S. Saalfeldiſchen Gefangenſchaft hierherkommen ließ, hier an.

In dieſem Jahre wurde eine neue Auflage des Meiningiſchen Geſangbuchs beſorgt (die erſte war kurz nach Herzog Bernhards Ankunft in Meiningen veranſtaltet)

---

*) S. eb. S. 21. Anmerk.

**) S. eb. S. 12. und das Schulprogr. v. J. 1830.

ſtaltet) und zwar ſo, daß es mit dem Coburgiſchen vereinigt wurde. Dieſes Geſangbuch iſt ſpäterhin wiederholt herausgegeben.

Das Jahr war gut und geſegnet: es gab viel Obſt und Getraide. Das Korn koſtete 6 bis 7 ggl.

1706.

Am 26. Jan. fiel die jüngſte Tochter des Bürgers Hans Krell in ihrem Hauſe vom Stadel und blieb todt.

Am 28. Jan. wurde von 7 Grenadieren, die geſtohlen hatten, einer durch den Henkersknecht mit Ruthen ausgeſtrichen und des Landes auf ewig verwieſen; die übrigen ſechs mußten durch 400 Mann des engen Ausſchuſſes Spießruthen laufen und Tags darauf wurden zwei derſelben von der Kompagnie fort gejagt.

Am 30. Jan. mußte der enge Ausſchuß des Nachts von hier abmarſchieren, um einem Jäger nachzuſetzen, welcher im Schloß ſilberne Teller geſtohlen hatte. In Leutersdorf blieben ſie bis zum folgenden Tage liegen: die Grenadiere ſtießen von hier dazu und nahmen 7 Mann des Ausſchuſſes mit nach Coburg. Die übrigen kamen unverrichteter Sache hierher zurück.

Am 26. Febr. fiel ein Mädchen beim untern Thor in den Graben der untern Mühle und ertrank. Bei dem Bohrrad *) wurde ſie gefunden.

Am 22. März ſtarb plötzlich ein Mann und als er auf obrigkeitlichen Befehl geöffnet wurde, fand man, daß eine Abführung die Urſache ſeines plötzlichen Todes geweſen war. Es wurde hierauf Befehl gegeben, daß ohne ärztliche Vorſchrift keine abführenden Mittel mehr abgegeben werden ſollten.

Am 15. April brach zu Salzungen in der Nacht um 1 Uhr in einem Pferdeſtall des Gaſthofs zur Krone Feuer aus, veranlaßt durch Unvorſichtigkeit eines Jungen. In Zeit von 12 Stunden wurden 60 Wohnhäuſer, ohne Nebengebäude, Stallungen und Scheunen in Aſche gelegt.

Am 27. April früh zwiſchen 2 bis 3 Uhr ſtarb Herzog Bernhard in ſeinem 57ſten Lebensjahre, nachdem er faſt 26 Jahre regiert hatte, **) und wurde am 10. Mai feierlich in der Gruft unter der Schloßkirche beigeſetzt. Er war der dritte Sohn Herzogs Ernſt des Frommen und am 10. Sept. 1649 zu Gotha geboren. Am 22. Okt. 1671 vermählte er ſich mit Maria Hedwig von Heſſen Darmſtadt, und nach deren 1680 erfolgten Tode, mit Eliſabeth Eleonore, vergen, biſt Du doch ein Diener der Kirche und kundig der Schrift; wir armen Laien aber wiſſen wenig. — Siehe, jetzt wird es wieder licht an der einen Seite, die Finſterniß ſcheint vergehen zu wollen.“

---

*) Das Bohrrad ſtand unweit des alten Schloſſes da, wo die beiden Mühlgraben ſich vereinigen und wo der Weg hinter der Fiß ſeinen Anfang nimmt.

**) S. die Biographie deſſelben in Emmrich's Archiv f. d. Herzogl. S. M. L. 1832. S. 1 ff. und über die fürſtliche Familie ebendaſ. S. 27 ff. Walchs Beſchr. d. Meining. L. S. 71.

„Ja, ſie vergeht,“ verſetzte der Küſter. „Aber das Unheil, das ſie verkündet, wird nicht ſo ſchnell vergehen. Siehſt Du das Gewölk, was ſich rings um den Mond lagert? Siehſt Du die wunderlichen Wolkengeſtalten, faſt wie ein Kriegsheer anzuſchauen, die gegen den Mond ziehen, wie gewappnete Reiſſige gegen eine Feſte?“

„Wie ein Haufe aufrühreriſcher Unterthanen gegen ſeine Obrigkeit,“ ſetzte Adam hinzu.

„Ich will nun nach Hauſe gehen,“ ſprach Joſeph, und erhob ſich von ſeinem Sitz. „Schlafe wohl, mein Bruder!“

„Gute Nacht,“ entgegnete Adam, dem Scheidenden die Hand reichend. „Schließe uns in Dein Gebet ein, und laß mich Dich bald wiederſehen.“

Der Küſter ging. Der alte treue Diener ſah ihm nach, blickte noch einmal hinauf zu dem verwittweter Herzogin von Mecklenburg-Schwerin am 13. Jan. 1681. Aus der erſten Ehe hatte er ſieben Kinder, von welchen ihn aber nur die Prinzen Ernſt Ludwig und Friedrich Wilhelm überlebten; aus der zweiten Ehe fünf Kinder, unter welchen drei Prinzeſſinnen, Eliſabeth Erneſtine Antoinette (Aebtiſſin zu Gandersheim), Eleonore Friederike (Kanoniſſin zu Gandersheim), Wilhelmine Luiſe, (vermählt an Herzog Karl von Würtemberg-Bernſtadt) und Prinz Anton Ulrich noch am Leben waren. Daß mit Herzog Bernhard durch Stiftung des Meiningiſchen Fürſtenhauſes für die Stadt Meiningen, welche durch ihn zur Reſidenz wurde, eine wichtige Epoche begann, iſt früher bereits erwähnt. S. ob. S. 7. Da das Erſtgeburtsrecht in ſeinem Hauſe noch nicht eingeführt war, ſo verordnete er, daß ſeine drei Söhne, Ernſt Ludwig, Friedrich Wilhelm und Anton Ulrich zwar gemeinſchaftlich regieren, aber dem älteſten das Directorium im Namen Aller überlaſſen ſollten.

Am 12. Mai war eine große Sonnenfinſterniß: es wurde ſo dunkel, daß man kaum noch leſen konnte.

Am 27. Mai wurde dem Herzog Ernſt Ludwig der erſte Sohn, Prinz Joſeph Bernhard geboren.

Am 2. Jun. hielt der Inſpector Krebs im Lyceum eine lateiniſche Rede in Bezug auf den Tod des Herzogs Bernhard, welche in ſeinen elementis Rhetoricae gedruckt erſchienen iſt.

Am 8. Jun. wurde im ganzen Lande die Leichenpredigt auf den verſtorbenen Herzog Bernhard gehalten. Am 10. Jun. ließ in gleicher Beziehung der Rector Ludovici zu Schleuſingen im Gymnaſium daſelbſt dreizehn Gymnaſiaſten auftreten, welche nach einander, ein jeder über einen Strich der Raute im Sächſiſchen Wappen, Reden halten mußten.

Am 16. Jun. erſtach ſich ein hieſiger Bürger. Er wurde durch die Hirten auf dem Gottesacker begraben unter dem Läuten der kleinen Glocke.

Am 17. und 18. Jun. wurde die Grenze, wie gewöhnlich, von Stadtrath, Viertelsmeiſtern und Bürgerſchaft umzogen, jedoch wegen der Trauer in aller Stille, ohne Schalmeien.

Am 2. Aug. wurde eine Kindesmörderin aus Untermaßfeld auf dem Markte enthauptet.

Am 6. Aug. kamen die Grenadiere von Coburg zurück und wurden einquartiert: am 13. Aug. wurden ſie verabſchiedet und zwar ohne Montur, ſo daß ſie im Kittel fortgehen mußten.

Am 23. Aug. ſtarb der Generalſuperintendent, Hofprediger und Conſiſtorialaſſeſſor D. Jakob Reichard, ein ſehr gelehrter Mann, gebürtig aus Memmingen in Schwaben, in ſeinem 66ſten Jahre. Er war ein Schwiegerſohn des 1695 verſtorbenen Generalſuperintendenten Hattenbach, zuerſt im Waldeckiſchen ange-

angeſtellt, dann Superintendent zu Tonna, kam von da ins Waldeckiſche zurück, 1685 auf Empfehlung Herzog Friedrichs von Gotha als Superintendent nach Waſungen, 1687 als ſolcher nach Salzungen, und 1692 bei Einweihung der Schloßkirche als Hofprediger nach Meiningen. Am 27. Aug. wurde er feierlich in Anweſenheit des Hofs in der Stadtkirche, nicht weit von der Kanzelthüre, begraben: der Superintendent Walch hielt ihm die Leichenpredigt über Jerem. 17, 16. 17. Der bisherige Hofdiakonus M. Joh. Adam Krebs rückte in ſeine Stelle als Oberhofprediger; der Superintendent Walch dagegen wurde zum Superintendens primarius ernannt; Hofdiakonus wurde der vormalige Pagenhofmeiſter (nachmals Pfarrer zu Jüchſen, und dann zu Metzels) Johann Georg Fulda.

Am 22. Sept. verjagten die Schweden *) einen Trupp Kurſächſiſcher Soldaten, welche ſich hierher warfen, aber nicht zum Thore hereingelaſſen wurden. Aus Fürſorge wurden 2 Kompagnien des engen Ausſchuſſes in die Stadt einquartiert, alle Päſſe wohl beſetzt und ſcharfe Wacht gehalten.

Am 23. Sept. kam der reiche Kaufmann Bachmann aus Heinrichs hier an und begehrte Schutz. Er wurde aufgenommen, ſeine Fuhre mußte aber des Nachts noch im Gartenwirthshaus vor dem Thore bleiben, wurde aber auch des andern Tags hereingelaſſen und in dem Wittmanniſchen Hauſe auf dem Markte abgeladen. Am 28. Sept. kam auch ſeine Frau.

Am 25. Sept. kam der Fürſt von Waldeck hier an, und reiſte Tags darauf wieder ab. An dieſem Tage kamen die Schweden nach Schleuſingen: am 26. Sept. nach Suhl. Dort lagen mehrere Tage 4000 Mann ſchwediſche Kavallerie unter dem Obriſt von Görtz. Abgeſehen von den Koſten, welche die Verpflegung verurſachte, mußten die Bürger und Gewehrhändler alle vorhandenen Gewehre ausliefern, nämlich 1800 Flinten, 500 Paar Piſtolen, 350 Karabiner. Die Verpflegungskoſten in Suhl betrugen 4084 rthlr. 17 Bz. 3 pf., die mitgenommenen Gewehre hatten an Werth 6197 rthlr. 16 ggl. An Brandſchatzung hatten die Schweden 1,552,378 rthlr. aus ganz Sachſen gezogen. In der hieſigen Gegend ließen ſich die Schweden nicht ſehen, nur ſtreifte eine Parthei einmal über Themar.

Zu Ende des September kam die Heſſen-Caſſel'ſche Herrſchaft hierher zum Beſuch, und bald darauf Herzog Friedrich von Gotha.

Am 5. Okt. wurde dem Stadtrath und einigen Deputirten der Bürgerſchaft ein Beſcheid Fürſtl. Regierung d. d. 24. Sept. publicirt, in Betreff der Bergäcker

---

*) Als Kurfürſt Friedrich Auguſt I. von Sachſen, König von Polen geworden war, ſo wurde er dadurch in den Krieg der nordiſchen Mächte mit Karl XII von Schweden verflochten. Karl XII zog daher 1706 nach Sachſen, was dieſem Lande große Summen koſtete. Der Friede zu Altranſtädt am 24. Sept. 1706 beendigte den Krieg.

äcker. Im Allgemeinen wurden beide Theile auf den Receß vom 25. Jun. 1623 verwieſen und den Bürgern nochmals das Recht zugeſichert, daß ihnen alle ſolche Aecker, nach Beendigung der Pachtzeit der Bauern eingeräumt werden ſollten, dagegen ſollten aber auch die Bürger die Fruchtzinſen und zwar von jedem angefurchten Acker eine Metze in guten, rein gefegten Körnern liefern, die Aecker nicht wieder an dritte Perſonen überlaſſen und derſelben verluſtig ſeyn, wenn ſie ſolche über ein Jahr wüſt liegen ließen.

Am 6. Okt. erlangte der Landchirurgus Winter die weitere Confirmation der von ihm allein zu haltenden Barbierſtube. S. ob. S. 48.

Im Dec. reiſte die Herrſchaft nach Gotha und kam gegen Weihnachten zurück.

1707.

Am 5. März marſchierten Kurſächſiſche Soldaten hier vorbei.

Am 14. März marſchirten Hannoveriſche Soldaten vorbei nach Italien. Der Stab lag in Walldorf, die Rekruten in Utendorf.

Am 16. Mai marſchirten 40 Mann hieſige Soldaten ins Feld.

Am 27. April ließ Herzog Ernſt Ludwig die erſte jährliche Gedächtnißpredigt auf Herzog Bernhard halten, was forthin jährlich geſchehen ſollte. Oſtern hörte die Trauer auf.

Im April erſchien ein Jenaiſches Urtheil, die Bergäcker betreffend, in der Läuterungs-Inſtanz in Sachen des Raths gegen die Viertelsmeiſter und die Bürgerſchaft, des Inhalts,

> daß es der angewendeten Läuterung ungeachtet bei dem am 24. Sept. 1706 eröffneten Beſcheid billig verbleibe, jedoch mit dieſer Erklärung, daß dem Rathe die im Receß v. J. 1623 §. 5 vorbehaltenen 180 Aecker zu gemeiner Stadt Nutzen, ihrem Gefallen nach, ſo hoch er vermag, zu verpachten, unbenommen.

Dieſes Urtheil wurde am 30. April auf der Kanzlei in Gegenwart des Bürgermeiſters Mattenberg von Seiten des Raths und des Sternwirths Ambronn und mehrerer andern von Seiten der Bürgerſchaft publicirt.

Am 28. April ſtarb Herzog Chriſtian zu Eiſe[illegible]. Sein Landestheil fiel an das Haus S. Gotha zurück.

Am 27. Mai wurde Ernſt Ludwig Ritterich zu Ellingshauſen in Arreſt genommen und am 29ſten in einer Kutſche nach Coburg abgeführt. *)

Am

---

*) Ernſt Ludwig Ritterich war ein Sohn des damaligen Brigadiers der Fürſtl. Landmiliz Johann Niclas Ritterich, eines bei Herzog Bernhard in Gnaden geſtandenen Lehnmanns

Am 14. Jul. fiel ein Stück von der Stadtmauer ein, welches vor fünf Jahren ebenfalls eingeſtürzt war und zwar dieſesmal in den Graben, das vorigemal in die Stadt.

Es gab um dieſe Zeit ganze Schaaren von herrenloſem Geſindel, Landſtreichern, Bettlern, Räubern, welche das Land ſehr beſchwerten. Der Grund lag in den fortdauernden Kriegen. In dieſem Jahre wurde eine Verordnung deshalb erlaſſen. Am 9. Aug. wurden die Wälder durch 300 Mann des engen Ausſchuſſes durchſtreift. Man traf auf 5 Räuber, von denen 2 entflohen: einer wurde bei Bettenhauſen geſchoſſen, daß er Tags darauf in Helmershauſen ſtarb; 2 wurden nach Maßfeld zu Arreſt gebracht, entkamen aber am 16. Auguſt.

Am 12. Sept. kamen Kurſächſiſche Soldaten hier vorbei.

Am 21. Okt. Abends 6 Uhr brannte es im Schloß, es wurde aber bald gelöſcht.

Am 4. Nov. wurde Herzog Ernſt Ludwigs zweiter Sohn, Friedrich Auguſt geboren.

Am 16. Nov. brannte es im Gaſthof zur goldenen Meiſe, wurde aber bald gelöſcht.

An dieſem Tage zogen Sächſiſche und Eiſenachiſche Truppen vorbei.

Am 23. Nov. ließ Herzog Ernſt Ludwig durch ein Reſcript bekannt machen, daß zu beſſerer Aufnahme des gemeinen Wohls das Wechſelrecht eingeführt und nach dem Leipziger Wechſelrecht geſprochen werden ſolle.

Am 25. Dec. ſtarb Prinz Friedrich Auguſt wieder.

1708.

Ob gleich Landtrauer war, ſo wurde doch den Hofhautboiſten und Stadtmuſikanten erlaubt, zum neuen Jahre in den Häuſern zu blaſen. Bei dieſer Gelegenheit ereignete es ſich, daß ein Muſikant, G. A. Sell, ſeinen Schüler Er. Rölling

---

manns und Beſitzers des Reithofs in Sülzfeld. Der Sohn that ſeine erſten Kriegsdienſte als Fähndrich in dem von Herzog Ernſt Ludwig errichteten Kurpfälziſchen Regimente 1707 gegen die Franzoſen. Nach erlittener Degradation gieng er zu den Franzoſen über, nahm den katholiſchen Glauben an, wurde gefangen, auf der Veſte Ehrenbreitſtein ihm der Prozeß gemacht, gleichwohl auf Verwendung des Herzogs begnadigt. Von da gieng er nach Sachſen, machte ſich falſche Adelsdiplome und ein Patent als Schwediſcher Obriſtlieutenant, mit falſcher Namensunterſchrift und Siegel des Königs Karl XII, machte eine Menge Schulden, liederliche Streiche und verübte bedeutende Prellereien, nannte ſich zuweilen Baron von Grünſtein, bald Ritter von Lichtenhahn ꝛc. In einer Vertheidigungsſchrift, die Herzog Ernſt Ludwig im J. 1721 gegen ihn beim Reichshofrath einreichte und die im Druck erſchienen iſt, werden eine Menge Verbrechen und Schandthaten von ihm angeführt. Er war des Landes verwieſen und hatte ſich wieder eingeſchlichen, deshalb wurde er jetzt arretirt. Im Anfang des Jahrs 1710 kam er aus der Gefangenſchaft los. Er hielt ſich damals eine Zeitlang in Harra auf, und gab ſich für einen Baron von Grünſtein aus. S. Emmrich's Archiv H. 3. S. 247 ff.

ling im Streit mit einem kleinen Stock, den er in der Hand hatte, vor den Kopf ſchlug, ſo daß derſelbe blutend zur Erde niederfiel und in die Mittelmühle getragen wurde. Sell wurde ſogleich zu Arreſt gebracht, entfloh aber am 9. Jan. Da es ſich mit dem Beſchädigten beſſerte, ſo ſtellte er ſich am 10ten wieder ein, und mußte zur Strafe 8 Klaftern Holz ſchneiden. *)

Am 21. Jan. Nachmittags 4 Uhr kam ein ſtarkes Gewitter mit heftigem Winde, ſo daß viele Ziegeln von den Dächern flogen. Es war bisher bei anhaltenden Regengüſſen ſehr warm geweſen. Auch im Februar dauerte das warme Wetter fort und die Leute ſaßen mit ihren Kindern vor den Thüren, wie man zur Sommerszeit zu thun pflegt.

Im Februar ließ Herzog Moritz von S. Zeitz, zu deſſen Beſitzungen die Hennebergiſchen jetzt K. Preußiſchen Aemter gehörten, den Flecken Schwarza mit 150 Mann Ausſchuß beſetzen. Tags darauf kamen aber 25 Mann Gothaiſche Soldaten unter Anführung eines Lieutenants, um Beſitz zu ergreifen. Es entſtand ein Kampf, in welchem die Gothaner mit Hülfe der Springſtöcke den Sieg gewannen, ſo daß ihre Gegner die Flucht ergriffen. Nach einigen Tagen kamen 400 Mann vom Zeitziſchen Ausſchuß, während ſich die Gothaner auch mit 60 Mann verſtärkt hatten. Das Handgemenge begann von neuem mit Hauen und Schießen: der Gothaiſche Lieutenant wurde mit Schrot ins Geſicht geſchoſſen und es gab einige Todte und Verwundete. Zuletzt mußten die Gothaner weichen: ſie zogen ſich in die Kirche und trugen auf einen 24ſtündigen Waffenſtillſtand an. Am 10. Febr. zogen ſie ab: von Zeitziſcher Seite wurden 100 Mann Beſatzung nach Schwarza gelegt.

In dieſem Jahre wurde mit Beitritt ſämmtlicher Fürſtl. Sächſiſcher Häuſer Erneſtiniſcher Linie das ſcharfe Duell-Mandat erlaſſen und im ganzen Lande bekannt gemacht.

Am 12. März ſtürzte der Fürſtl. Wagenmeiſter vom Stadel und ſtarb 14 Tage darauf.

Am 29. März kam Herzog Anton Ulrich, nachdem er zwei Jahre auf Reiſen geweſen war, hierher zurück.

Um dieſe Zeit baute der Kammerdiener Gatzert ein neues Haus in der Nähe des Schloſſes, wozu er den Platz von Herzog Ernſt Ludwig geſchenkt erhalten hatte.

Unterm 7. April 1708 erließ Herzog Ernſt Ludwig ein ſehr ſcharfes und ausführliches Reſcript an den hieſigen Stadtrath, wegen Reinhaltung der Gaſſen und Reparatur des Straßenpflaſters, der Stadtmauern und Vicinalſtraßen.

Am

---

*) Dieß geſchah im Schloßhof und war eine ſchimpfliche Strafe, indem das Holz ſonſt von den Züchtlingen geſchnitten werden mußte.

Am 1. Mai wurde zu Schweina durch Ehrhard Friedrich Hund von Wenkheim das daſige Waiſenhaus geſtiftet.

Am 4. Jun. wurde bei einem Hochzeits-Tanze auf dem Rathhauſe Unfug getrieben. Der Stadtknecht Hocker zeigte deshalb einige junge Burſche beim Rath an, die zur Strafe eingeſperrt wurden. Aus Rache überfielen ſie ihn dafür eines Abends mit Degen und Stöcken und brachten ihm 8 Wunden bei. Sie wurden arretirt und mit Eſelreiten beſtraft.

Als am 14. Jun. Herzog Anton Ulrich zu Felde gieng, marſchirten ſie mit ab.

Am 23. Jun. wurde an der hieſigen Superintendentur ein neues Gebäude durch den Zimmermann Hans Amthor errichtet. Es iſt dieß der nordwärts liegende neuere Theil des Hauſes.

Am 20. Jul. mußte ein alter Taglöhner von 60 Jahren, der Kirſchen geſtohlen hatte, dieſelben anhängen und vor dem Rathhauſe herum tragen.

Am 16. Aug. war ein ſehr heftiges Gewitter.

Im Okt. war eine zu dieſer Zeit ungewöhnliche Kälte und großer Schnee, welcher acht Tage lang dauerte. Das Korn, welches bisher 6 ggl. gekoſtet hatte, ſtieg auf 5 bis 6 Btz.

In dieſem Jahre ſtellte Herzog Friedrich Wilhelm zu Gunſten der Prinzen Ernſt Ludwigs eine völlige Verzichtleiſtung auf die Regierung aus.

1709.

Am 4. und 5. Jan. war es gelindes Wetter, indem es ſchneite und regnete.

Am 5. Jan. in der Nacht aber trat heftige Kälte ein bis zum 13. Jan. Sie dauerte auch hernach fort und ſtieg am 23. Jan. ſo, daß Menſchen in Betten, Vieh in Ställen, Vögel in der Luft erfroren. Am 24. Jan. wurde es gelinder.

Am 30. Jan. wurde der neue Uhrzeiger über der großen Kirchthüre der Stadtkirche angebracht.

An dieſem Abend kehrte Herzog Anton Ulrich, welcher den Feldzug in den Niederlanden mitgemacht hatte und bei der Einnahme von Ryſſel, Gent und Brügge geweſen war, zurück.

Am 11. Febr. wuchs die Werra, als das Wetter gelind wurde ſo daß die Eisſchollen ſich hoben. Bei der Walkmühle ſtemmten ſie ſich und die Werra gieng über. Am 12. Febr. ſtemmten ſich die Schollen bei der obern und untern Brücke: das Waſſer floß über dem alten, darunter befindlichen Eiſe hinweg. Man war in Sorge, die Brücken, beſonders die untere, möchten hinweggeriſſen werden und die Bürger wurden daher aufgeboten, mit großen Feuerhaken hinauszugehen, um das Eis fort zu ſtoßen. Auf dem Zimmerraſen vor dem obern Thore lagen viele unbeſchlagene Eichbäume und anderes gezimmertes Bauholz: dieß führte das

Waſſer theils fort, theils blieb es an der untern Brücke hängen, theils wurde es hinter der Fitz und bei Walldorf aufgefangen. Auch viele den Flößern gehörige Dielen waren fortgefloſſen; einen Theil derſelben zogen die Bürger noch mit den großen Haken heraus. Für das Schock derſelben gaben ihnen die Flößer 2 rthlr. zur Abfindung. Die hölzernen Stege um die Stadt waren faſt alle mit hinweggeführt. Die mittlere und untere Mühle waren in großer Gefahr; ihre Bewohner hatten ſchon ihre beſten Sachen in die Stadt gebracht. Gegen Abend des folgenden Tags fieng das Waſſer an zu fallen.

Am 14. Febr. fror es wieder hart und thaute nach einigen Wochen auf, ſo daß das Waſſer ſehr ſtieg und die Mühlen in Gefahr kamen.

Am 22. März ſtellte Herzog Anton Ulrich die Ratification der beiden Receſſe aus, die während ſeiner Minderjährigkeit am 15. Jun. 1706 zwiſchen den drei fürſtlichen Brüdern geſchloſſen wurden.

Am 7. April fiel der hinterlaſſene Sohn des verſtorbenen Pfarrers Scheidemantel zu Maßfeld in ein vor der Kirche, welche gerade gebaut wurde, befindliches Kalkloch und ſtarb.

Am Sonntage Rogate Nachmittags um 5 Uhr kam ein heftiges Gewitter. Es regnete ſo ſtark, daß das Marktwaſſer in den Straßen ſehr ſtieg und man nicht von einem Hauſe zum andern konnte. In Waſungen lief das Waſſer beim obern Thor den Leuten durch die Fenſter in die Häuſer. Auch durch Flüthungen geſchah viel Schaden.

Der Hof hielt ſich jetzt öfters in Coburg auf, indem der Erbſchaftsſtreit fortdauerte. S. ob. S. 45.

Am 1. Jul. wurde das alte Schloß, die Lauterburg*) bei Coburg abgebrochen: am 23. Jul. wurde der Grundſtein zu dem neuen Schloß, der Ludwigsburg, gelegt. In Gegenwart der Herzogl. Familie und des Hofs hielt dabei der Hofprediger Krebs eine Rede.

Am 8. Aug. wurde Herzog Ernſt Ludwigs dritter Sohn, Prinz Ernſt Ludwig und zwar zu Coburg geboren.

Im Auguſt erhielt Herzog Ernſt Ludwig von dem Kurfürſten in der Pfalz, der ihm perſönlich ſehr zugethan war, den St. Hubertus-Orden. Ein Graf N. N., welcher im Namen des Herzogs an Ort und Stelle den Orden empfangen hatte, überbrachte ihn nach Coburg.

Von jetzt an mußte jährlich ¼ Steuer zu den Almoſenanſtalten gegeben werden: man ſah ſich in dieſem Jahre genöthigt, dieſe Abgabe zweimal einzufordern.

Im

---

*) Lauterburg, ein heimgefallenes Schaumberg. Rittergut war s. 1702 durch Kauf an Herzog Ernſt Ludwig gekommen und gedieh nach Herzog Karl Friedrichs Tode (1743) an S. Gotha.

Im Okt. kam Herzog Ernſt Ludwig von Coburg mit ſeinem Hofſtaate zurück, nachdem er zwei Jahre daſelbſt reſidirt hatte.

Am 24. Okt. hielt er General-Landmuſterung auf der Wieſe bei Frauenbreitungen, ſowohl über das Fußvolk, als die Reiterei. Auch der enge und weite Ausſchuß mußte ſich einſtellen; es war aber ſehr ſtürmiſches Regenwetter.

Am 29. Nov. wurde die neu erbaute Kirche zu Maßfeld feierlich eingeweiht. Bisher hatte die Gemeinde ihren Gottesdienſt in der Schloßkirche daſelbſt gehalten. Der Pfarrer Johann Ludwig Heim hielt hier eine Rede an die anweſende Herrſchaft und an die verſammelte Gemeinde. Hierauf zog die Proceſſion in die Kirche, mit allen Handwerksleuten, die daran gearbeitet hatten. Der Superintendent Walch hielt die Einweihungspredigt.

Den ganzen Herbſt hindurch war naſſes Wetter.

In dieſem Jahre wurden die ſonſt des Abends um 5 Uhr üblichen Betſtunden auf die Mittagsſtunde verlegt, weil es des Abends zu viel Unfug und Störung gab.

Am 18. Dec. kamen die Landſtände zuſammen.

1710.

Am 10. Jan. wurde der Fleiſch- und Bier-Accis erhöht und auf jedes Maas Bier, wie auf jedes Pfund Fleiſch 1 pf. geſetzt. Daher koſtete jetzt das Ms. Bier 7 pf., vorher nur 6 pf., das Pfund des beſten Rindfleiſches 1 Bz., das Pfund Schweinefleiſch 1 Bz. 1 pf., das Pfund Hammelfleiſch 12 pf.

Vom 4. bis 7. Febr. waren die Landſtände abermals verſammelt. Es kam hierbei auch das Armenweſen zur Sprache. Es erſchien eine gedruckte Verordnung, die auch von den Kanzeln am Sonntage Oculi verleſen wurde. Die bisherige Hoſpital- und Waiſenhausbüchſe *) hörte auf, dagegen wurde wöchentlich in einer Büchſe in der ganzen Stadt für die Armenanſtalten eingeſammelt, und zu mildthätigen Gaben auf das dringendſte ermuntert. Fremde Bettler ſollten nach genauer Unterſuchung in den Thoren Unterſtützung erhalten und dann fortgewieſen werden; waren es rüſtige Leute, ſo ſollten ſie Straßenarbeiten und dergl. verrichten, auch unter die Soldaten genommen werden. Die ſtädtiſche Almoſenkaſſe ſtand unter der Aufſicht des geiſtlichen Untergerichts; die Diakonen an der Schloß- und Stadtkirche hatten das Geſchäft, welches jetzt den Almoſenpflegern obliegt. Das Straßenbetteln wurde verboten.

Im März kam der Herzog von Braunſchweig, Anton Ulrich, hier an und reiſte mit dem Herzoge Ernſt Ludwig nach Bamberg.

Am

---

*) S. ob. S. 52.

Am 13. Mai ſtarb Herzog **Heinrich** *) von Römhild, ohne Nachkommen zu hinterlaſſen und es entſtanden über die Succeſſion weitläuftige Irrungen. Der hieſige enge und weite Ausſchuß mußte in dieſe Herrſchaft marſchiren und zwar hauptſächlich nach Römhild und Themar, um daſelbſt Beſitz zu ergreifen. Sie wurden aber nicht eingelaſſen und hatten wegen des Regenwetters viele Beſchwerden. Vom 9. Jun. bis 7. Jul. fanden fortwährend Hin- und Herzüge der Landmiliz ſtatt und man benannte dieſe Händel den **Römhilder** und **Themarer Krieg**. Wer von den Soldaten nicht auf der Wache war, mußte auf Steinen liegen und immer in Bereitſchaft ſeyn, wenn ſich der Feind etwa zeigte (— der Gothaiſche Ausſchuß lag in Lengfeld —). Die zum engen Ausſchuß gehörigen erhielten täglich 2 ggl., vom weiten Ausſchuß ſollte der Mann täglich 2 Pfund Brod erhalten, welches von Leutersdorf, Bachdorf und Queienfeld geliefert werden mußte. Allein es gieng nicht in Ordnung damit zu, bis es bei dem Hauptmann Winter angebracht wurde, welcher dafür Sorge trug, daß Alles ordentlich und richtig, wie es der Wille des Herzogs war, geliefert ward. Nun hatte jeder Brod genug und konnte bei dem ſchleunigen Abmarſch auch noch davon nach Hauſe bringen. Es kamen viele lächerliche Auftritte dabei vor und ein Soldat des Ausſchuſſes verfertigte daher auch ein Spottlied. **)

Am 10. Aug. wurde eine Prinzeſſin **Luiſe Dorothea** geboren.

In dieſem Jahre wurde an dem zu Dreißigacker zu errichtenden Fürſtl. Land- und Jagdſchloß ſtark gearbeitet.

Am 1. Adventſonntage brannte das Kleid einer vornehmen Frau in der Kirche an einem Wärmſtübchen an, ſo daß ein großer Tumult entſtand.

Dem Bürgermeiſter Rohr wurde in dieſem Jahre der bisherige Senator **Joh. Faber** ſubſtituirt, welcher auch nach Rohrs Tode völlig in deſſen Stelle einrückte.

1711.

---

*) Herzog **Heinrich** war der vierte Sohn Ernſts des Frommen zu Gotha, Bruder des Herzogs Bernhard. Es iſt hierbei zu bemerken, daß er 1693 und 1700, ein Stipendium für Studirende vom Adel von 40 fl. frnk., und 3 Stipendien für Bürgerliche à 25 fl. frnk. geſtiftet hat. Zunächſt haben Eingeborne aus dem Amt Römhild, in deren Ermangelung auch andere Landeskinder darauf Anſpruch zu machen. S. die Urkunden in v. **Schultes** neuen diplom. Beitr. z. fränk. u. ſächſ. Geſch. Thl. I. S. 383 ꝛc. Ueber die Succeſſionsſtreitigkeiten ſ. **Walch's** Beſchr. d. Meining. L. S. 321 ff. **Emmrich's** Archiv 1833, S. 242 ff.

**) Es fängt auf folgende Weiſe an:

Wir haben einmal geſtanden treu
Zu Themar auf der Wache,
Da mußt gar wohl vorhanden ſeyn
Viel Unruh, Schläg und Schmache.
Ein jeder mußte leiden ſehr,
Die meiſten hatt'n kein Heller mehr,
Das Wort Ja zu bezahlen u. ſ. w.

1711.

Am 28. Jan. mußten bei grimmiger Kälte 2 Kompagnieen des engen und 1 Kompagnie des weiten Ausſchuſſes nach Queienfeld marſchiren. Sie erhielten Pulver und Blei für 3 Schüſſe. Des Morgens um 3 Uhr marſchirte man durch den Wald auf unbekannten Wegen nach Römhild zu, um die Stadt, wenn die Thore bei anbrechendem Morgen eröffnet würden, zu überrumpeln. Allein die Sache war verrathen und die Thore blieben geſchloſſen. Der Obriſt von Frieſen ließ zur Uebergabe auffordern und als abſchlägliche Antwort erfolgte, durch die Zimmerleute die Thore einhauen. Als dieſe eben damit beſchäftigt waren, kamen zwei Commiſſarien des Fränkiſchen Kreiſes und geboten Frieden. Es wurde Einhalt gethan und der Obriſt von Frieſen ſchickte einen Trompeter an Herzog Ernſt Ludwig um Verhaltungsbefehle ab. Dieſer brachte bei ſeiner Rückkunft den Befehl, daß Alles abmarſchiren ſollte.

Am 30. Jan. geſchah der Abmarſch bis nach Neubrunn, wo die Mannſchaft einquartiert wurde. Jeder hatte bei ſeinem Hauswirth Hausmannskoſt zu fordern.

Am 7. Febr. marſchirten hier 3 Kompagnieen ein; zwei derſelben wurden einquartiert und mußten die Wache am Schloß und in den Thoren verſehen; die dritte kam nach Waſungen.

Zu Anfang dieſes Jahres kam der bisherige Hofdiakonus J. G. Fulda als Superintendent nach Waſungen. An ſeine Stelle trat der bisherige Inſpector am Lyceum, M. J. Aug. Krebs; er wurde am 1. Febr. ordinirt. Zum Inſpectorat wurde Joh. Dan. Silchmüller berufen und trat am 25. Febr. dieſes Amt an.

Am 1. März ſtarb die Hofräthin Fiſcher und wurde in den mittlern Gang der Stadtkirche begraben.

Am 14. März mußte ein Pfalz-Neuburgiſcher Soldat 10mal Spießruthen laufen, weil er ohne Erlaubniß ſeines Offiziers geheirathet und dem Diakonus Erk einen falſchen Trauſchein gebracht hatte.

Am 18. April marſchirte die Kompagnie Pfalz-Neuburgiſcher Soldaten, die im Quartier allhier gelegen hatte, ab.

Im Mai kamen Kurpfälziſche Truppen zur Sicherheit des Landes hier an, da man neue Unruhen befürchtete: der Coburgiſche und Römhildiſche Succeſſionsſtreit wurde immer heftiger. Herzog Ernſt Ludwig errichtete 2 neue Regimenter, eins zu Pferde, welches hernach in Pohlniſche Dienſte kam, das andere zu Fuß, welches an den König von Dänemark überlaſſen wurde.

Am 9. Jul. ſtarb der Archidiakonus J. Samuel Koch und wurde in der Stadtkirche neben dem Altar an der Seite ſeines 1690 verſtorbenen Vaters am

Mond, ſchüttelte das graue Haupt und murmelte: „Gutes kann es nimmer bedeuten, noch bewirken, wenn eine Welt in den Schatten einer andern tritt, wie mein Bruder ſagte, daß es hier der Fall ſei, denn das Licht iſt des Lebens Urquelle. Mir ahnet nichts Gutes. Gott ſchütze uns.“

Leiſe öffnete er die Hausthüre, ſchlich hinein, und ſchob drinnen die ſchweren Eiſenriegel vor. —

Liebſelig eilte der feurige Jüngling Johannes durch die engen und oft gewundenen Gaſſen ſeiner Wohnung zu. Der Weg führte ihn durch die Kürſchnergaſſe an einer Schenke vorüber, in der noch Licht war. Nur ſeine Liebe im Herzen, nur die Gedanken an Eliſabeth im Kopf, wollte er achtlos vorbeigehen, als ein tosender Lärm vieler Stimmen, der aus der Schenkſtube drang, ihn aufmerkſam machte. Er ſtand und lauſchte; durch die trüben, runden Scheiben gewahrte er, daß eine Anzahl junger Bürger und Bürgersſöhne drinnen ſich beim Wein gütlich that und zum Theil berauſcht, die unnützeſten Reden führte und die heftigſten Schmä-

12ten begraben. Er war 1652 zu Ellingshauſen geboren; ſeit 1683 Subſtitut ſeines Vaters im Archidiakonat, ſeit 1690 Diakonus, ſeit 1695 Archidiakonus.

Am 29. Jul. wurde der Thurm am obern Thore beſichtigt. Man fand, daß er 6 Zoll geſunken war.

Am 4. Aug. wurden in dem Laden bei Gabriel Rieneck's Wittwe durch Soldaten an Geld und Waaren gegen 100 rthlr. geſtohlen. Sie bekam aber das meiſte wieder.

Am 22. Aug. marſchirte das neu hier errichtete Regiment zu Pferde nach Sachſen und von da nach Pohlen. Bei demſelben waren von hier zwei junge Leute, H. v. Boſe und E. Deahna, welche in Pohlen ihr Leben einbüßten.

Am 10. Sept wurde ein Soldat von dem neu errichteten Infanterieregiment erſchoſſen. Ein anderer ſollte gehangen werden, wurde aber begnadigt: er mußte mit drei andern Spießruthen laufen.

Am 6. Okt. und am 28. Okt. wurden abermals Soldaten gehangen. Des Abends wurden ſie von den Schindersknechten abgeſchnitten, auf zwei Stangen hinausgetragen und vor dem Gottesacker in ein Loch verſcharrt.

Da der Bürgermeiſter Thilo in dieſem Jahre zu Sonneberg geſtorben war, ſo kam an ſeine Stelle der bisherige Amtmann zu Schwarza, Chriſtian Caſimir Radefeld.

Herzog Anton Ulrich verheirathete ſich in dieſem Jahre mit Philippine Eliſabeth Cäſar, Tochter eines Heſſen-Caſſeliſchen Hauptmanns. Dieſe Heirath veranlaßte viele Streitigkeiten in der fürſtlichen Familie.

1712.

In das erledigte Archidiakonat rückte der bisherige Diakonus Joh. Martin Erk; Diakonus wurde der Inſpector Silchmüller, der am 3. Jan. ordinirt wurde und am 6ten ſeine Antrittspredigt hielt. Zum Inſpector des Lyceums wurde der durch ſeine vielſeitige Gelehrſamkeit, insbeſondere als Forſcher in der vaterländiſchen Geſchichte rühmlichſt bekannte M. Joh. Mich. Weinrich berufen.

Am 17. Jan. wurde ein Dankfeſt wegen der Kaiſerkrönung Karls 6 gefeiert. Unter dem Tedeum wurde aus Kanonen und Musketen Salve gegeben. Jede Kompagnie des weiten Ausſchuſſes erhielt einen Eimer Bier aus dem Schloßkeller.

Am 28. Febr. marſchirte das neu errichtete Bataillon Soldaten von hier ab.

Am 13. März ſtarb die Hofräthin Trier und wurde am 15ten früh 3 Uhr in den mittlern Gang der Stadtkirche begraben.

Am 8. April ſuchten 3 Soldaten, die auf dem Thurme des untern Thors gefangen ſaßen, zu entkommen und ließen ſich an dem Uhrwerk herab. Sie wurden aber wieder gefangen.

Mit

Mit dem Quartal Reminiſcere hörte der bisherige Mehlaccis, den jeder Bürger vierteljährig mit 6 ggl. zu entrichten hatte, auf.

Vom 17ten bis 19ten März waren die Landſtände zuſammen.

Bei der Geburt des Prinzen Joſeph Bernhard (27. Mai 1706) hatte Herzog Ernſt Ludwig das Gelübde gethan, jährlich an dem Geburtstage deſſelben ſo viel arme Knaben zu kleiden, zu ſpeiſen und zu beſchenken, als er eben Jahre zählen würde, wobei ſie zugleich mit dem Prinzen aus dem Katechismus gefragt wurden. Dieß geſchah auch in dieſem Jahre: die Zahl der Knaben ſollte bis auf 12 ſteigen. Sie wurden die Joſephsbrüder genannt und genoſſen die Wohlthat bis zu des Prinzen Tode.

Vom 4. Jul. an wurde vom Stadtrath und Viertelsmeiſtern nebſt den dazu erforderten Bürgern und Schulknaben die Flurmarkung der Stadt mit Muſikanten umzogen.

Am 18. Jul. wurde dem Herzog Ernſt Ludwig der vierte Sohn, Prinz Karl Friedrich geboren.

Am 19. Aug. wurde auf dem untern Raſen ein großes Scheibenſchießen gehalten, welches 3 Tage dauerte.

Am 1. Aug. wurde dem Herzog Anton Ulrich die erſte Tochter, Prinzeſſin Philippine Antoinette geboren. *)

Am 24. Okt. wurde Herzog Ernſt Ludwig vom Reichstag zu Regensburg zum General-Feldzeugmeiſter der Reichsarmee ernannt. Er reiſte am 6. Nov. mit dem ganzen Hofſtaat nach Coburg, wo das neu erbaute Schloß, die Ludwigsburg, eingeweiht wurde.

Am 22. Nov. wurde abermals ein Receß mit den Landſtänden abgeſchloſſen.

1713.

Am 18. April ſtarb die Herzogin Dorothea Maria, Gemahlin Herzogs Ernſt Ludwig und wurde am 23ſten in der Gruft der Schloßkirche feierlich beigeſetzt. Am 22. Mai wurde in allen Kirchen des Landes eine Gedächtnißpredigt gehalten. Ihr Tod erweckte allgemeine Theilnahme. Es wurde eine Gedächtnißmünze geprägt **) und ein „Ehrengedächtniß" gedruckt, welches ihren Lebenslauf und die Gedächtnißpredigten auf ihren Tod enthielt. Sie war am 22. Jan. 1674 zu Gotha geboren, Tochter des Herzogs Friedrich daſelbſt, und mit Herzog Ernſt Ludwig ſeit dem 19. Sept. 1704 vermählt. S. Emmrich's Archiv, 1832. S. 161 ff.

---

*) Sie ſtarb am 21. Jan. 1785.

**) S. Weinrich's K. u. Sch. St. 888 ff.

Am 10. Jul. ſtarb der Hofdiakonus M. J. Aug. Krebs, ein ſehr verdienter, würdiger Mann.

Am 10. Sept. wurde dem Herzog Anton Ulrich die zweite Tochter, Philippine Eliſabeth geboren.*)

Am 9. Nov. wurde Prinzeſſin Eliſabeth Erneſtine Antoinette (älteſte Tochter Herzogs Bernhard zweiter Ehe, geb. 3. Dec. 1681), poſtulirte Aebtiſſin des weltlichen Stifts zu Gandersheim im Braunſchweigiſchen feierlich als ſolche inthroniſirt. Es wurde eine Münze zum Andenken an dieſe Begebenheit geprägt. S. Weinrichs K. u. Sch. St. S. 870. Die beträchtlichen Vermächtniſſe dieſer Fürſtin zum Beſten der hieſigen Stadt ſ. unten 24. Dec. 1766.

In dieſem Jahre wurde ein Fränkiſcher Kreisſchluß gegen das Betteln gefaßt. Es gab eine Unzahl Landſtreicher; man ſtellte daher jetzt den Grundſatz auf, daß die Armen an ihren Heimathsorten bleiben müßten. Daher wurde hier aufs neue (wie im J. 1710) zu Beiträgen aufgefordert; auch die Almoſenpercipienten mußten wöchentlich 1 pf. entrichten. Wer nichts gab, ſollte von Gevatterſchaft, Theilnahme an Kindtaufen und Hochzeiten ausgeſchloſſen, von Beicht und Abendmahl zurückgewieſen werden, auch bei fortgeſetzter Weigerung kein ehrliches Begräbniß erhalten.

1714.

Am 6. Jan. verlobte ſich Herzog Ernſt Ludwig mit Eliſabeth Sophie, Tochter des Kurfürſten Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Sie war zuerſt mit dem Herzog Friedrich Caſimir von Curland, ſodann mit dem Markgrafen Chriſtian Ernſt von Brandenburg vermählt. S. Emmrichs Archiv, 1833. S. 169 ff. Weinrich's K. u. Sch. St. S. 890 über die bei dieſer Verheirathung geprägten Münzen. Am 9. Febr. wurde ein feierliches Dankfeſt wegen dieſer Verlobung begangen.

Am 12. April brannten zu Römhild über 50 Wohnhäuſer, nebſt den dazu gehörigen Nebengebäuden ab.

Um dieſe Zeit koſtete das Ms. Korn 8 Bz. 4 pf. das Ms. Waizen 10 Bz.

Am 3. Jun. wurde zu Coburg die Vermählung des Herzogs Ernſt Ludwig (ſ. 6. Jan. d. J.) gefeiert. Bei dieſer Gelegenheit erneuerte der Herzog den von ihm 1703 geſtifteten Orden der Treue. S. oben S. 50.

Der bisherige Diakonus Joh. Dan. Silchmüller kam als Hofdiakonus an die Schloßkirche und hielt am 1. Jul. ſeine Abſchiedspredigt in der Stadtkirche. Am 8. Jul. hielt dagegen der Candidat Friedrich Wilhelm Walch, älte-

---

*) Sie ſtarb am 18. Mai 1781.

älteſter Sohn des hieſigen Superintendenten, Georg Walch, ſeine Probepredigt als Diakonus.

Am 12. Jul. gieng ein mit Heu beladener Wagen über den Bürger Hans Reif hinweg, ſo daß derſelbe noch in der Nacht ſtarb.

Im Sept. wurde das auf dem Markte ſtehende alte Wachthaus eingeriſſen und ein größeres dahin gebaut, daneben auch ein neuer Eſel und Pfahl geſetzt.

In dieſem Monat kam Herzog Ernſt Ludwig nebſt ſeiner Gemahlin hier an, und wohnte einer Luſtjagd bei, kehrte aber bald wieder nach Coburg zurück, wo ſich der Hof dieſen Winter hindurch aufhielt.

Am 10. Okt. wurde dem Herzoge Anton Ulrich eine Prinzeſſin, Louiſe Philippine, geboren.*)

Am 25. Nov. wurde ein Dankfeſt wegen des zwiſchen dem deutſchen Kaiſer Karl 6 und dem Könige von Frankreich, Ludwig 15, geſchloſſenen Friedens gefeiert.

Am 11. Dec. ward ein Deputationstag der Landſchaft gehalten und nach geſchehener Berathung am 13ten der Receß abgeſchloſſen. Das Armenweſen kam hierbei abermals zur Sprache. Es war ein neuer Kreisſchluß gefaßt worden, wo wegen der fortwährenden Bettelei, welche die Länder belaſtete, der Grundſatz erneuert ward, jeder Ort müſſe ſeine eigenen, die Provinziallandſchaft die auswärtigen und heimathloſen Armen ernähren, und zugleich aufs ſtärkſte gegen das herrenloſe Geſindel einſchreiten. Dem gemäß wurden für die Ortsalmoſenkaſſen wöchentliche Einſammlungen und Beiträge aus den Klingelbeuteln und Heiligenkaſten beſtimmt; nach dem Wochengottesdienſte ſollten die Unterſtützungen vertheilt werden. Die Landſchaft verwilligte eine halbe doppelte Steuer in 2 Terminen, hauptſächlich um der Bettelei fremder Perſonen abzuhelfen. Dieſe, ſo wie die wandernden Handwerksburſche, ſollten auf den Dörfern nichts erhalten, ſondern in die Städte Meiningen, Waſungen und Salzungen gewieſen werden, wo man ihre Bedürftigkeit ſtreng prüfte, im Falle des Müßiggangs und des Betrugs ſie zu öffentlicher Arbeit gebrauchte oder mit Gefängniß beſtrafte. Der landſchaftliche Beitrag wurde in den drei Städten des Landes verwaltet und zwar von den Almoſenpflegern, d. h. zwei Perſonen in jeder Stadt, welche hauptſächlich auch mit der Unterſuchung der fremden Armen beſchäftigt waren. Außerdem diente dieſer Beitrag auch als Centralhülfskaſſe in Nothfällen für die Ortsalmoſenkaſſen. Patrouillen und andere polizeiliche Vorkehrungen ſollten dieſe Maßregeln unterſtützen.

1715.

In dieſem Jahre wurde angeordnet, daß in den Wirthshäuſern Armenbüchſen aufgeſtellt werden ſollten.

---

*) Sie ſtarb am 25. Okt. 1771.

Es wurde ein beſonderes Polizei-Collegium errichtet, um für das Aufkommen der Stadt und der Gewerbe zu ſorgen. *) Durch daſſelbe wurden unter andern Linden-Alleen außerhalb der Stadt angelegt und Veranſtaltung getroffen, daß die Häuſer, beſonders in den Hauptſtraßen, ordentlich hergeſtellt und zweckmäßig decorirt wurden. Daher wurde jetzt auch das Rathhaus ſchön überzogen und das danebenſtehende kleine Gebäude, der wilde Mann (erbaut 1692) erhöht und dem Rathhauſe gleich gemacht.

Am 10. Febr. gegen Abend brach Feuer aus in der Salzmannsgaſſe und zwar in dem Wohnhauſe der Anna Eliſ. Schott. Unvorſichtigkeit war die Urſache; jedoch wurde der Brand bald gelöſcht.

Am 12. Febr. war des Nachts ein außerordentlich heftiger Sturmwind, welcher auf dem Lande vielen Schaden that.

Am 24. März wurde der Diakonus Walch in der Stadtkirche inveſtirt.

Im Anfang des Sommers begab ſich die Herrſchaft nach Frauenbreitungen, um die Liebenſteiner Brunnenkur zu gebrauchen.

Am 15. Jun. wurde eine neue Anordnung in Anſehung der Wochenmärkte gemacht. S. ob. 14. Aug. 1680.

Um dieſe Zeit wurde das Schlagwerk auf dem Kirchthurm verbeſſert und die Einrichtung getroffen, daß außer der Viertelſtunden-Glocke noch 3 andere Glocken ſchlagen.

Am 19. Jun. kam die Herrſchaft zurück.

Am 13. Aug. war der Schieferdecker auf dem großen Kirchthurm. Er oder der Schlotfeger hatte Tabak geraucht und dadurch kam Feuer oben bei der Sturm- oder Schlagglocke aus. Ein Stock auf der Seite nach dem Rathhauſe zu fieng an zu brennen, jedoch wurde es noch zeitig gelöſcht. Der Stock wurde mit Blech bedeckt.

In dieſem Jahre wurde das Pflaſter durch einen Pflaſterer aus Arnſtadt, Sebaſtian Reinfrank, erhöht. Er erhielt von einer Quadratruthe 9 Bz. Es wurden 166 Ruthen durch die Oberkaplanei- und lange Gaſſe bis zum Marktwaſſer beim untern Thor gepflaſtert, desgleichen 40 Ruthen in der Fiſchersgaſſe.

Am 16. Aug. ſtarb die Herzogin Maria Eliſabeth, hinterlaſſene Wittwe des Herzogs Heinrich zu Römhild. Es wurde auf 6 Wochen Trauer angelegt.

Unterm 24. Auguſt erließ Herzog Ernſt Ludwig ein Reſcript an den Stadtrath allhier

1)

---

*) Der Barchenthandel lag nach den vielen und langwierigen Kriegen ganz darnieder: viele Bürger legten ſich auf den Tabaksbau. Die Weinberge giengen ein, wogegen aber viel Hopfen gebaut wurde.

1) daß die Einnahme des Weggelds einer angeſeſſenen Perſon aufzutragen und ſolches zu nichts anderem, als zur Unterhaltung und Reparatur der Wege, Steg- und des Pflaſters anzuwenden ſey,

2) daß die Handlangerarbeiten beim Pflaſtern nicht mehr durch Fröhner, wozu meiſt Kinder und untaugliche Leute geſtellt würden, ſondern durch erwachſene Tagelöhner verrichtet werden, die Frohnpflichtigen aber einen Geldbeitrag geben ſollten,

3) Würde in Anſehung der Thorſperre eine beſtimmte Ordnung und in Anſehung des Sperrgeldes eine Taxe eingeführt, damit aber die vorhinnige Willkühr abgeſtellt.

Am 22. Okt. mußte eine Frau zur Strafe das von ihr geſtohlene Kraut auf dem Markte anhängen. Dieſelbe Strafe erhielt auch ein Junge, welcher ein Gartenhaus erbrochen und Sachen entwendet hatte; er wurde aber ſodann noch hinaus zum Gaak geführt.

Am 27. Okt. ſtarb Herzog Ernſt zu Hildburghauſen. Es wurde auf ein Vierteljahr die Trauer angelegt und vier Wochen lang geläutet.

Am 23. Nov. mußte ein Soldat, Leidenſchmittäcker, aus Obermaßfeld, der ſich lange in der Welt umher getrieben hatte, zwölfmal Spießruthen laufen, weil er durchgegangen war und in Herpf geſtohlen hatte. Er wurde hierauf ins Armenhaus zu Arreſt gebracht, entfloh, ward am 23. März 1716 wieder gefangen und am 30. vorbeimarſchirenden Venetianiſchen Soldaten, die neu geworben waren, überlaſſen.

Am 28. Okt. wurde die verſtorbene Gemahlin des Geheimenrathsdirectors und Reichshofraths von Wolzogen in das Wolzogenſche Erbbegräbniß zu Mühlfeld beigeſetzt, wo am 28. Nov. der Oberhofprediger Krebs eine Gedächtnißpredigt halten mußte.

In dieſem Jahre veranſtaltete Herzog Ernſt Ludwig in ſeinen Landen eine Collecte für die neu bekehrten Malabariſchen Chriſten. Die Miſſionarien erließen aus Trankebar ein Dankſagungsſchreiben an ihn.

1716.

Im Januar war die Kälte außerordentlich heftig; am höchſten ſtieg ſie am 24ſten. Der Grenadierkorporal Becher von hier erfror bei Neurieth und wurde daſelbſt begraben. Erſt in der Mitte des Februar trat gelindere Witterung ein: das Eis auf der Werra war an 3 Schuhe dick.

Am 23. April marſchirten neugeworbene Venetianiſche Soldaten hier vorbei. Zwiſchen Maßfeld und Ritſchenhauſen empörten ſie ſich gegen ihre Offiziere und viele giengen durch, hauptſächlich Schweden, die ſich noch ſeit dem Feldzuge in Sachſen (1706) umhergetrieben hatten.

Am 15. Mai ſtarb der Vicepräſident des Conſiſtoriums, der Hof- und Landſchaftsrath Joh. Chriſtoph Trier und wurde am 17. in der Stadtkirche unweit der Sakriſtei in der Stille beigeſetzt. An ſeine Stelle trat der Regierungsrath Joh. Konrad von Webern.

Da um dieſe Zeit zur Verſchönerung der Umgebungen der Stadt Alleen von Linden und andern Bäumen angelegt wurden, ſo wurde verordnet, daß jeder Bürger 2 Bäume ſetzen mußte; wer es nicht thun wollte oder konnte, mußte 4 ggl. entrichten.

Im Jun. wurde die Stadtgrenze und Flurmarkung auf die gewöhnliche Weiſe umzogen.

Am 23. Jul. überfiel ein Straßenräuber bei der neuen Mühle unweit Sülzfeld einen jungen Menſchen aus Henneberg, nahm ihm Alles ab und ſchlug ihn, daß er wie todt liegen blieb. Man konnte den Thäter nicht erhaſchen: der Verwundete ward hierher gebracht und wiederhergeſtellt.

Im Aug. gebrauchte die Herrſchaft den Liebenſteiner Brunnen und zwar zu Frauenbreitungen.

Am 18. Okt. wurde ein großes Luſtjagen von der Herrſchaft in der Haßfurt gehalten.

Am 3. Nov. kamen die Landſtände zuſammen. Am 19. wurde der Receß abgeſchloſſen. Die Kammerſteuern und Reſidenzbaufrohnen wurden auf 6 Jahre fortbewilligt, der Accis vom Wein ermäßigt. Die wegen der Steuerreviſion angeordnete Landesvermeſſung wurde fortgeſetzt. Die Armenſteuer blieb. Die Advocati pauperum erhielten als Polizeikommiſſarien Beſoldung und Gebühren aus der Armenkaſſe.

Am 27. Nov. wurde eine Verordnung erlaſſen, daß niemand copulirt werden ſollte, der nicht im Beſitz einer Hausbibel ſey. Am Abend deſſelben Tages wurde in Gegenwart der Herrſchaft ein Feuerwerk abgebrannt.

Am 14. Dec. wurde dem Herzog Anton Ulrich ein Sohn, Prinz Bernhard Ernſt geboren. *)

1717.

Am 19. Jan. erfror der Bürger und Tuchmacher Albertus Henneberg im Holz am Dolmar und wurde zu Kühndorf begraben.

Am 10. Jun. mußte die Bürgerſchaft eine Anlage zum Pflaſtern der Stadt geben, weil die Gemeinde-Einkünfte nicht mehr ausreichten.

---

*) Er ſtarb den 14. Jun. 1778.

Am 16. Jul. kam die Herrſchaft von Coburg zurück, hielt ſich aber nicht lange hier auf, ſondern begab ſich nach Frauenbreitungen, um den Liebenſteiner Brunnen zu gebrauchen.

Im Sept. reiſte Herzog Ernſt Ludwig mit ſeiner Gemahlin zum Beſuche nach Kaſſel, hielt ſich vierzehn Tage daſelbſt auf und kehrte am 6. Okt. hierher zurück.

Am 9. Okt. wurden aus der Bürgerſchaft Syndici erwählt und zwar aus jedem Viertel 2 Männer, um die Rechte der Stadt und Bürgerſchaft gegen den Stadtrath in Obacht zu nehmen. Dieſe Irrungen dauerten fort und wurden durch einen Receß vom 23. März 1724 (ſ. unt.) beſeitigt.

Vom 31. Okt. bis zum 2. Nov. wurde das zweite Jubelfeſt der Reformation nach einer gedruckten, in Vereinigung mit allen S. Erneſtiniſchen Häuſern erlaſſenen, Verordnung feierlich begangen. Der Morgen des Feſtes wurde mit Kanonenſchüſſen begrüßt: die Muſikanten und das Chor ſtimmten Lieder auf dem Thurme an. Beim Ausläuten gieng die Schule, voran die Mädchen mit Kränzen geſchmückt über den Markt durch die große Kirchthüre in die Kirche: hierauf folgte die Bürgerſchaft und der Rath in Proceſſion. Am zweiten Feiertag kam der Hof in die Stadtkirche, wo von der Kapelle eine Muſik gegeben wurde, was am erſten Feiertage in der Schloßkirche geſchehen war. Am 3. Nov. hielt der Inſpector Weinrich im Lyceum eine Rede, wozu er durch ein Programm eingeladen hatte. Denſelben Tag waren alle Geiſtliche des Landes an den Hof geladen und ſpeiſten an einer Tafel, die ein lateiniſches L (Luther) bildete. Am 4. Nov. wurde unter dem Präſidium Weinrich's auf dem Rathhauſe eine Disputation gehalten, wobei der nachmals ſo berühmt gewordene Theologe Johann Georg Walch, ein Sohn des Superintendenten G. Walch, und Zögling der hieſigen Schule, damals deſignirter Profeſſor zu Jena und der stud. theol. J. G. Herbert die Opponentenſtelle verſahen. Anweſend waren der Hof, die Geiſtlichen von der Stadt und dem Lande, der Rath und viele andere Zuhörer. Es wurden vom Herzoge Jubelmünzen in Gold und Silber vertheilt.*) Am 5. Nov. wurden im Lyceum Reden gehalten, wobei Gedächtnißgroſchen unter die Schüler vertheilt wurden. Auch eine Collecte für die Waiſenkinder ward veranſtaltet. Die Geiſtlichen waren damals hier: Superintendent Walch, Archidiakonus Erk, Diakonus Walch an der Stadtkirche; Hofprediger Krebs, Hofdiakonus Silchmüller an der Schloßkirche.

Am Martinstage ſpeiſte der Herzog nebſt ſeiner Gemahlin und dem ganzen Hofe auf dem Rathhauſe.

Am

---

*) S. Weinrich's K. u. Sch. St. 904.

Am 22. Nov. befahl Herzog Ernſt Ludwig einen **Thiergarten** im Dippersthal und langen Grund anzulegen. Es wurden 1500 Ruthen dazu abgemeſſen und die Koſten der Herſtellung des Zauns beliefen ſich auf 500 fl., wozu die Gelder von verkauften Afterſchlägen und Wildpret verwendet werden ſollten. An Staketen wurden anfangs 300 Schock ausgeſetzt, nachher noch 75 und ferner 60 Schock erfordert. Sie mußten von den Aemtern Meiningen und Maßfeld zu $\frac{1}{3}$, Waſungen, Sand, Frauenbreitungen und Salzungen zu $\frac{2}{3}$ zur Frohn angefahren werden, ſo, daß den letztern vier Aemtern excl. Oberkatz die Concurrenz zu $\frac{2}{3}$ in Geld ausgeworfen wurde. Es mußten daher die Aemter Waſungen und Sand 286 fl. 3 gl. $7\frac{1}{2}$ pf. ſtatt 190 Schock 47 St., Breitungen 48 fl. 5 gl. 9 pf. ſtatt 32 Sch. 11 St., Salzungen 69 fl. 3 gl. $1\frac{1}{2}$ pf. ſtatt 46 Sch. 6 St. entrichten. Dieſer Thiergarten gieng 1725 wieder ein.

Am 29. Dec. wurde dem Herzog Anton Ulrich ein Sohn, Prinz **Anton Auguſt** geboren.*)

1718.

In dieſem Jahre wurde der Mehmelsfelder Hof (die Amalienruhe) von der Herzogin Sophia Eliſabeth, Gemahlin des Herzogs Ernſt Ludwig, erkauft, verſchönert, zu einem Sommeraufenthalt eingerichtet und **Sophienluſt** benannt.

Am 9. Jul. wurde Prinz **Joſeph Bernhard** in der Schloßkirche confirmirt.

Am 31. Okt. wurde auf ergangene Verordnung das **Reformationsfeſt** zum erſtenmal, gleich den Apoſteltagen beſonders gefeiert.

Im Dec. überſchickte der König von Preußen den großen ſchwarzen Adlerorden an die Herzogin Eliſabeth Sophie, um denſelben ihrem Gemahl, dem Herzog Ernſt Ludwig zu überreichen.

Am 13. Dec. wurde ein Deputationsabſchied von den Landſtänden abgeſchloſſen und am 16. ausgefertigt. Trankſteuer und Accis ſollten noch 2 Jahre fortdauern. Die Hinderniſſe der Steuerreviſion und fortgeſetzten Vermeſſung ſollten beſeitigt werden.

In dieſem Jahre wurde die **Kaſerne** am obern Thore erbaut.

Die Wache in den Thoren wurde in frühern Zeiten von den Bürgern verſehen und man wählte zuletzt eine beſtimmte Mannſchaft, welche von den Einwohnern durch ein nach Maßgabe des Vermögens erhobenes Wachtgeld (ſ. d. Verordnung vom 21. Dec. 1703 S. 52) unterhalten wurde. Durch ein Reſcript vom 29. Dec. verordnete jetzt Herzog Ernſt Ludwig, daß eine Stadtgarniſon von 20 Mann

---

*) Er ſtarb am 19. Sept. 1768.

Mann (ſpäter 24) gehalten werden ſollte, um die Thore zu beſetzen. Von jedem Hauſe mußte 1 rthlr. Wachtgeld zur Kriegskaſſe gezahlt werden; wer 2 Häuſer beſaß, gab 1½ rthlr. Die armen Bürger, welche dieß Geld nicht entrichten konnten thaten ihre Dienſte perſönlich und ſtanden meiſtens an der mittlern Pforte Wache. Statt aber wirklich von den Wachtgeldern eine beſondere Stadtwache zu halten, ließ man das Contingent die Garniſonsdienſte thun: zog dieſes zu Felde, ſo mußten die Bürger die Wache wieder verſehen. Sie beſchwerten ſich deshalb über die Abgabe des Wachtgeldes, welches auferlegt worden ſey, um den Stadtdienſt zu beſorgen. Hierauf wurde verfügt, daß die Stadtgarniſon von dem eigentlichen Militär ganz getrennt werden ſollte.

1719.

Schon am 14. März 1718 war der Antrag zur Errichtung eines Zucht- und Spinnhauſes gemacht worden. Es wurde ein eignes Collegium, das Armencollegium, errichtet, beſtehend aus dem Geheimenraths-Director von Wolzogen, (welcher der Vorſitzende in allen Collegien war), dem Hofprediger M. Krebs, dem Oberbürgermeiſter D. Zink, und dem Landſchaftsrath Reichard. Der Wirkungskreis deſſelben ſollte ſich auf die neue Anſtalt, auf das Waiſenhaus, welches in genaue Verbindung mit derſelben gebracht werden ſollte, und auf die Beſorgung des Armenweſens erſtrecken: jede Woche ſollte eine Seſſion im Conſiſtorialzimmer gehalten werden. Die Landſchaft, die Kammer, der Stadtrath, die Grimmenthalskaſſe gaben nebſt der Herrſchaft Beiträge zur Herſtellung des Zucht- und Spinnhauſes. Es wurde in dem alten Kloſter am untern Thore, wo außer dem Hoſpital bereits das Waiſenhaus war, angelegt. Man ſah es als eine Erweiterung des Waiſenhauſes, als eine milde Stiftung an und daher wurde auch eine Collecte im ganzen Lande eingeſammelt: der Herzog verwilligte noch 5 Malter Korn und 10 Klaftern Holz vom Flößraſen dazu. Durch eine Verordnung vom 29. März 1719 ward beſtimmt, daß es bei dem Zuchthauſe lediglich auf Beſſerung der Sträflinge abgeſehen ſey, daß daher der Aufenthalt in demſelben nach geſchehener Entlaſſung in keiner Beziehung als etwas Schimpfliches oder Entehrendes angeſehen werden ſollte. Es wurde eine Hausordnung feſtgeſetzt und dem Zuchtknecht eine beſtimmte Inſtruction gegeben. Außer demſelben hatte auch der Waiſenvater auf Ordnung zu ſehen und ſich der Sache mit zu unterziehen. Inſpectoren beider Anſtalten, des Waiſen- und Zuchthauſes, waren unter der Leitung des Armencollegiums der Landſchaftsrath Reichard und der Conſiſtorialſecretär Walther. Die Stände hatten auf dem letzten Landtage beſchloſſen, die früher (11. Dec. 1714) verwilligte Armenſteuer aufzuheben, dagegen 1000 rthlr. jährlich aus der Kaſſe zu geben, wovon ein Theil zum Zucht- und Spinnhaus, hungen gegen den Rath ausſtieß. Unter den lauteſten Schreiern erkannte der Stadtſchreiber den Goldſchmied Hanns, dem ſein ungeheurer Bart den Namen „Hanns im Bart“ verſchafft, den Glaſer Caspar Degenhart, den Pergamenter Schele und einige Andere, die ſämmtlich als loſe Geſellen bekannt waren, und ſchon öfters böſer Händel halber vor den Stadtrath gefordert und beſtraft worden waren.

„Zuſammenhalten! Nur zuſammenhalten müſſen wir Bürger!“ ſchrie Hanns im Bart mit dröhnendem Bierbaß: „Wir wollen doch ſehen, wo die Steuern und Gaben hingekommen ſind, die wir zahlen müſſen nun ſo viele Jahre lang!“

„Ja, das wollen wir ſehen!“ brüllte Degenhart dazwiſchen, und ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch, daß die Kannen klirrten. „Wo ſoll die große Schuld herkommen? Wo iſt das Geld hin? Unſer Geld!“

„Ja, unſer Geld! Unſer Geld!“ rief es im Chorus. „Das haben die Herren in ihre weiten Seckel geſchoben, und nun ſteckt die Stadt in Schulden, wie ein Eſel im Moraſt, haus, ein Theil zum Waiſenhaus, ein Theil zu der Unterſtützung auswärtiger Armen beſtimmt war, welche in die Städte gewieſen wurden, wie bereits oben angegeben iſt (S. 71.) Die Hoſpitalkirche, die 1703 theilweiſe zur Waiſenhauskirche hergeſtellt war, wurde jetzt zweckmäßig verſchönert und zum regelmäßigen gottesdienſtlichen Gebrauche mit einem neuen Altar, Kanzel, drei Emporkirchen und Sakriſtei eingerichtet. Am 31. März 1719 erfolgte die feierliche Einweihung. Der Hof, die Collegien, die Stände und viele andere Zuhörer verfügten ſich auf die Emporkirchen; am Altare ſtanden ſämmtliche Geiſtliche und Lehrer, auf der rechten Seite die Waiſenkinder nebſt dem Waiſenvater und dem Katecheten, auf der linken die Spitalweiber mit dem Betvater, im Hintergrunde die Züchtlinge mit dem Zuchtknecht. Der Oberhofprediger Krebs hielt die Einweihungsrede. Nach beendigter Feierlichkeit beſah die Herrſchaft die neu eingerichteten Zimmer. Zugleich wurde eine förmliche Parochie an dieſer Kirche errichtet, zu welcher die Waiſenkinder, die Züchtlinge und die hierbei angeſtellten Perſonen gehörten. Der bisherige Katechet am Waiſenhauſe, Kaſpar Juſtus Sell, wurde zum Waiſenpfarrer und Collaborator des geiſtlichen Miniſteriums an der Schloß- und Stadtkirche ernannt und in der Schloßkirche am 18. Jun. ordinirt: er erhielt 70 fl. frnk. Beſoldung. Die Kirche wurde zugleich auch ferner noch für das Hoſpital gebraucht, zu deſſen Parochie außer den Spitalweibern und dem Betvater auch der auf dem untern Thorthurm wohnende Amtsdiener gehörte: der Diakonus hatte als Hoſpitalpfarrer dreimal des Jahrs daſelbſt Communion zu halten, was, um den Gottesdienſt nicht zu unterbrechen, am Sonnabend zu geſchehen pflegte. Auf die Waiſenkirche kam ein kleiner Thurm mit einer auf Koſten des Herzogs vom Glockengießer Derk gegoſſenen Glocke, (die jetzt als Schlagglocke auf dem Thurme des Bernhardinums dient). Um die Waiſenkinder und Züchtlinge zweckmäßig zu beſchäftigen, verband man Manufacturen mit dieſen Anſtalten, und verſchrieb fremde Arbeiter, um die Sache in den Gang zu bringen. Das im Spinnhauſe und auch auf dem Lande geſponnene Garn ſollte hier verarbeitet werden, der Ertrag nach Abzug der Koſten der Zuchthaus- Waiſenhaus- und Armenkaſſe zu gut kommen: auch wurden von der Landſchaft bedeutende Steuerreſten zur Förderung dieſer Sache verwilligt. Dennoch wollte ſie nicht gedeihen. Die Einfuhr fremder Tücher, die Ausfuhr der Wolle wurde 1720 verboten und die Unterthanen ſollten angehalten werden nur inländiſche Manufacte zu tragen, aber die Producte waren zu ſchlecht, es fand ſich kein Abſatz, die fremden Arbeiter giengen fort und das Waarenlager mußte durch die Juden untergebracht werden. Ueberhaupt ſank das Armenweſen in den folgenden Jahren, die Landſchaft zeigte keine Theilnahme und da ſich ohne Mittel nichts ausrichten ließ, ſo zerfielen mehrere der früheren zweckmäßigen Einrichtungen. In ſpäterer Zeit trennte man, nachdem ſich das beſondere Collegium aufgelöſt hatte, das Waiſenhaus

haus vom Zuchthauſe, was für die Kaſſen von großem Nutzen war, indem die letztere Anſtalt am meiſten koſtete, wodurch die erſtere verlor. Das Zuchthaus kam unter die Aufſicht der Regierung, das Waiſenhaus wieder wie bei ſeiner Gründung unter das Conſiſtorium. 1788 wurden die Waiſenkinder auf das Land vertheilt; 1799 hörte das Zuchthaus auf und die Züchtlinge wurden auf die Feſtung zu Coburg gebracht, bis 1813 zu Maßfeld die Straf- und Beſſerungsanſtalt errichtet wurde.

Am 10. Okt. wurde der Hermannsfelder Teich in Gegenwart der Herrſchaft gefiſcht.

In dieſem Jahre wurde die Heu- auch die Mehl- und Getraidewage erbaut.

Den Sommer uber hielt ſich die Herrſchaft meiſtens in Sophienluſt auf.

Im Nov. wurde in der langen Gaſſe eine Brücke mit gehauenen Steinen durch den Maurermeiſter Daniel Schaubach erbaut.

Am 3. Dec. ſtieg nach anhaltendem Regen und Schnee die Werra ſo hoch, daß der Mittelmüller und Schloßmüller in großer Gefahr waren. Das Waſſer trat in die Stadt bis zur Schloßgaſſe; aus dem Hauſe eines in der Nähe des Schloſſes wohnenden Bürgers nahm es 2 Schweine mit fort; an den Brücken, Gärten und Zäunen that es großen Schaden.

In dieſem Jahre waren hier ſchon 5 Brunnenquellen im Gebrauch:

1) der Frauenbrunnen, welcher in dem ſteinernen Brunnenkaſten auf dem Markte ſpringt,
2) der Salzmannsbrunnen mit 11 Brunnen (jetzt mit 12),
3) die erſte Quelle im Dreißigäckerer-Grunde mit 14 Brunnen (jetzt eben ſo viel),
4) die zweite Quelle daſelbſt mit 29 Brunnen (jetzt mit 23),
5) der Kirchbrunnen mit 21 Brunnen (jetzt 15).

Es waren damals 76 Brunnen, von welchen 18 der Herrſchaft gehörten, 38 ſich in Privathäuſern, 5 in gemeinen Häuſern, 15 auf den Gaſſen fanden. Jetzt ſind es nur 65 Brunnen, wozu noch 6 der Herrſchaft gehörige aus der Brunnenleitung vom Rohraer Berge und 1 in den Marſtall fließender vom Bildſtein kommen, im Ganzen alſo 72. Die erſten Brunnen wurden im J. 1243 durch den Kloſterbruder Heinrich von Nubern in die Stadt geleitet. S. Güth. S. 42. 150.

1720.

Am 20. Febr. wurden die Aemter Meiningen und Maßfeld, die ſeit dem Nov. 1688 vereinigt geweſen waren, wieder getrennt. Der bisherige Amtmann zu Kühndorf, Johann Jakob Grimm, wurde als Rath und Amtmann zu Meiningen angeſtellt und auf die gewöhnliche Weiſe eingeführt, wobei die Schultheißen und Centſchöppen ihm angeloben mußten.

Im März wurde die Schlangenſprütze nach der vom Rath Wedel zu Jena angegebenen Einrichtung *) verfertigt. Es wurden 2 Frei-Brauloose dazu verwendet.

Im Sommer brauchte Herzog Ernſt Ludwig den Pyrmonter Brunnen. Er war zeither unpäßlich geweſen und bemerkte Abnahme ſeiner Kräfte.

Am 12. Jun. wurde das Stadt-Brau- und Darrhaus reparirt, wozu 66 Stämme Bauholz erforderlich waren. Die Koſten beliefen ſich ohne die Frohnen auf 139 fl. frnk. 10 gl. 5 pf.

In dieſem Jahre wurde die Hennebergiſche Landesordnung **) im Verlage des hieſigen Waiſenhauſes, mit Summarien, einem Anhange und Regiſter, neu herausgegeben.

Am 30. Aug. ſtarb der um die hieſige Schule und um die Stadt ſo ſehr verdiente Johann Georg Henfling. Er war am 13. Aug. 1691 zu Walchenfeld in Franken geboren: ſein Vater war daſelbſt und ſpäter in Dreißigacker Pfarrer, ſeine Mutter war Katharina Eliſabeth geb. Munk aus Meiningen. Nach dem frühzeitigen Tode derſelben ſorgte ſeine Stiefmutter Chriſtine geb. Koch wahrhaft mütterlich für ihn, was er um ſo dankbarer anerkannte, da er von Jugend auf ſehr ſchwächlich war. Aus Neigung widmete er ſich dem Studium der Rechtswiſſenſchaften, bereitete ſich dazu unter der Leitung des gelehrten Inſpectors Weinrich vor, bezog die Univerſität Jena, arbeitete nach ſeiner Rückkehr eine Zeitlang im Amte Waſungen und begab ſich dann noch nach Halle, um einige berühmte Rechtslehrer zu hören. Michaelis 1719 kehrte er nach Hauſe zurück, ward aber von einer auszehrenden Krankheit befallen, die ihn ganz ans Lager feſſelte und von Tage zu Tage mehr entkräftete. Mit Gelaſſenheit trug er ſeine Leiden und beſchäftigte ſich mit dem Gedanken, auch nach ſeinem Tode für ſeine Mitbürger nützlich zu ſeyn. In ſeinem am 12. Jun. errichteten Teſtamente und dem dazu gehörigen Codicill vom 19. Aug. beſtimmte er ſeine Stiefmutter zur Univerſalerbin ſeines Vermögens: nach deren Tode ſollte daſſelbe an die hieſige Schule kommen. Dieſe war ſeit 1705 durch Herzog Bernhard zu einem Lyceum erhoben, noch fehlte aber die oberſte Klaſſe. Daher mußten die meiſten noch eine fremde Schule beſuchen, einzelne ließen ſich hier privatiſſime als ſogenannte selectiores unterrichten. Henfling ſtiftete, um dieſen Mängeln abzuhelfen, eine neue Lehrerſtelle, eine neue Klaſſe und errichtete das Convict, indem 6 arme Lyceiſten in ſeinem Hauſe, unter Aufſicht des neu angeſtellten Lehrers, wohnen und verköſtigt werden ſollten.

---

*) Statt der gewöhnlichen Ventile hatte dieſe Sprütze ſteinerne Kugeln.

**) Die Hennebergiſche Landesordnung war auf Veranlaſſung des Fürſten Wilhelm von Henneberg durch ſeinen Kanzlar Johann Gemeln 1539 verfertigt. S. Kremmer über d. ält. Zuſtand der Juſtizverwaltung in d. Grafſch. Henneberg im Meining. Almanach, 1807, S. 239 ff.

ſollten. 1721 erfolgte die landesherrliche Confirmation dieſer Stiftung, welche 1730 ins Leben trat.*)

Am 19. Dec. kamen die Landſtände zuſammen, worauf am 13ten der Landtagsabſchied ausgefertigt wurde. Man legte ein Getraidemagazin wegen beſorgten Mißwachſes an.

In dieſem Jahre zahlten die Bürger zum letztenmal die früher verwilligt geweſene Steuer zu der Almoſenkaſſe. S. ob. S. 71.

Die Reparaturen am Stadtpflaſter und an den Stadtmauern wurden der Stadt überwieſen.

Zwiſchen den 10. und 11. December in der Nacht hat es dermaßen geſtürmt und geregnet, daß am folgenden Morgen das Waſſer ſo gewachſen, daß der ganze Grund einer offenbaren See glich, auch nach Verfließung weniger Stunden bei dem Schloß ſo ſtark in die Stadt gedrungen, daß niemand, beſonders in der untern Marktgaſſe weder fahrend, noch reitend aus und ein kommen konnte. In dem Schloß ſelbſt haben die Köche die Fürſtl. Küche verlaſſen und auf der Gallerie kochen müſſen, wie denn das große Waſſer nicht nur viele 100 Klafter Flößholz, Brücken, Stege u. dgl. weggeführt, ſondern in dem Schloßgraben auch ein überaus großes Loch durch die Mauer geriſſen, unter dem Damm durchgebrochen, die ſteinerne Brücke aus dem Schloß in den Garten umgeworfen und die Fiſche weggeführt.

1721.

Am 18. Febr. errichtete Herzog Ernſt Ludwig ſein Teſtament.

Am 7. Mai wurde die neu erbaute Kirche zu Queienfeld feierlich in Gegenwart der Herrſchaft eingeweiht und zur Hülfe Gottes benannt. Ein bejahrtes Ehepaar, der Fähndrich beim Landausſchuß Joh. Michael Antzing und ſeine Frau, Barbara geb. Diez begiengen dabei ihre Jubelfeier. Der Hofprediger Krebs hielt die, nachmals gedruckte, Rede; die Herrſchaft beſchenkte das Jubelpaar reichlich und deckte ihnen einen Hochzeittiſch von 18 Perſonen.

Der Generalmajor Friedrich Otto v. Uslar wurde am 18. Mai militäriſch in der Stadtkirche, und zwar im mittleren Hauptgange begraben, wobei der Inſpector M. Weinrich eine Trauerrede hielt. Auf dem Markte ſtanden die hieſigen Soldaten, ein Bataillon der Landmiliz und 6 Kanonen. Die Bürger auf dem Markte waren angewieſen, die Fenſter an ihren Häuſern auszuheben: mit den Kirchenfenſtern konnte dieß nicht geſchehen. Bei dem erſten Schuß fielen dieſelben aus und zerbrachen; die hinterlaſſene Wittwe ließ ſie auf ihre Koſten wieder ma-

---

*) S. unt. in d. J. 1730, 1742, 1759, 1773, 1803, 1830 über die Veränderungen und Erweiterungen dieſer wohlthätigen Stiftung. Nähere Nachrichten in Erks Progr. bei Einweiſung der erſten Convictoriſten 1742. Haberlands Progr. z. Henfl. Stiftungsfeier 1781. Ihling's Progr. bei d. Jubelfeier derſelben 1830.

machen. Bei der Beerdigung fand zugleich ein furchtbares Gewitter ſtatt, ſo daß man glaubte, es werde Alles zu Grunde gehen.

Im Julius begab ſich Prinz Joſeph Bernhard unter dem Namen eines Grafen von Bildſtein in Begleitung ſeines Hofmeiſters Schenk auf die Univerſität Straßburg.

Zur Reparatur der obern Brücke und des Steinwegs wurde auf Vorſchlag des Polizeikollegiums ⅓ der Koſten von der Landſchaft, ⅓ vom Stadtrath, ⅓ vom Geleitsamt bezahlt.

1722.

Am 14. Febr. wurden die gewöhnlichen vier Bußtage auf das laufende Jahr angeordnet, dieſesmal mit beſonderer Rückſicht darauf, daß das Land von den weit verbreiteten Seuchen befreit geblieben war.

Am 22. März wurde die neu erbaute Kirche zu **Eicha** in der Herrſchaft Römhild in Gegenwart des Herzogl. Hofs feierlich eingeweiht.

Am 18. Jun. ließ Herzog Ernſt Ludwig einen hundertjährigen Mann, **Johann Kaſpar Hartung** aus Queienfeld zu Frauenbreitungen ſeinen Geburtstag feiern und ſeine ſämmtlichen Freunde daſelbſt ſpeiſen.

Im Jun. kam Prinz **Joſeph Bernhard** von der Univerſität Straßburg glücklich nach Coburg zurück.

Am 10. Jul. ſtarb zu Altenſtein der dortige Gerichtsherr **Ehrhard Friedrich Hund von Wenkheim** in ſeinem 76ſten Jahre und mit ihm ſtarb ſein Geſchlecht aus.*) Durch dieſen Todesfall fiel das ganze **Gericht Altenſtein**, als ein eröffnetes Mannlehen dem Herzogl. Hauſe heim. Hund von Wenkheim wurde in der Kirche zu Schweina begraben; am 11. Aug. ließ Herzog Ernſt Ludwig in ſeinem und ſeiner beiden Brüder Namen in der Kirche zu Schweina eine ſolenne Leichenfeier halten.

Am 5. Okt. ſtarb in einem Alter von 67 Jahren der Superintendent und Conſiſtorialaſſeſſor **Georg Walch** an einem Schlagfluß, und wurde am 8. bei volkreicher Verſammlung in der Stadtkirche begraben. Als man zum Begräbniß ausläuten wollte, fiel der Klöpfel aus der großen Glocke, ſo daß man dieſelbe nicht brauchen konnte. Dieß erregte großes Aufſehen. Walch war anfangs Pfarrer zu Friedrichswerth bei Gotha, kam 1687 hierher als Hofdiakonus wurde ſpäter daneben auch Viceſuperintendent, trat 1694 als Superintendent an die Stadtkirche und wurde 1706 Superintendens primarius. Durch ſeinen Tod giengen mit den geiſtlichen Stellen mehrfache Veränderungen vor. Der Oberhofprediger **Krebs** wurde zum Generalſuperintendenten ernannt; der Hofdiakonus **Silchmüller** kam an Walchs Stelle in das Conſiſtorium und als Super-

---

*) S. Walchs Beſchreib. d. Meining. L. S. 233 f.

Superintendent an die Stadtkirche; der Inſpector Weinrich wurde Hofdiakonus, Inſpector am Lyceum wurde dagegen M. J. Chriſtoph Hanft. Der Archidiakonus Erk wurde zum Conſiſtorialaſſeſſor ernannt.

In dieſem Jahre wurde der Steinweg vor dem obern Thore die Straße hinaus aufgeführt, gemauert und gepflaſtert. Auf Verlangen der Herrſchaft thäten die Unterthanen in den Aemtern Meiningen und Maßfeld 2 Fuhren, eine vor, die andere nach der Aerndte. Sie erhielten aber einen Revers, ausgeſtellt am 3. Aug., des Inhalts, daß es ihnen zu keinem Präjudiz in Anſehung der Stadt gereichen ſollte.

Am 9. Okt. wurde eine Kindesmörderin aus Einödhauſen auf dem hieſigen Markte hingerichtet und durch die Nachtwächter auf den Gottesacker begraben.

Die Herrſchaft hielt ſich in dieſem Jahre meiſtens in Dreißigacker und in Sophienluſt auf.

Am 19. Nov. wurde die neu erbaute Kirche zu Kaltenlengsfeld in Gegenwart des Herzogl. Hofs feierlich eingeweiht und die Eliſabethenkirche zur Ruhe Gottes benannt.

1723.

Zu Anfang dieſes Jahres gieng die Herrſchaft nach Coburg, wo ſich auch der Hildburghäuſiſche Hof einfand. Der Geburtstag der Herzogin Eliſabeth Sophie ward daſelbſt gefeiert.

Am 4. Jan. kamen die Landſtände zuſammen und blieben bis zum 15ten, wo der Receß abgeſchloſen und unterſchrieben wurde. Es wurde unter andern beſchloſſen, daß es mit der Landesvermeſſung ſein Bewenden haben ſollte. Sie hörte ſpäterhin wegen ihrer Koſtſpieligkeit auf. S. Emmrich's Archiv 1835. S. 252.

Am 15. Mai kam zu Seba bei dem Schmidt Hans Kißner, deſſen Eſſe nahe an der Kirchmauer ſtand, Feuer aus. Es war ſehr trockne Witterung und in wenigen Stunden waren Kirche, Schule, alle Häuſer und Scheunen bis auf das Hirtenhaus und die Wohnungen von Nikolaus Dreißigacker und Chriſtoph Kißner in Aſche gelegt.

Am 15. Jun. kamen die Landſtände abermals zuſammen.

Am 14. Jul. brach zu Römhild ein heftiges Feuer aus, wodurch das Diakonat, die Schulhäuſer, Apotheke und noch 19 Wohnhäuſer eingeäſchert wurden.

Am 19. Jul. ertauſchte Herzog Ernſt Ludwig die ſächſiſche Hälfte des Gerichts Schalkau, welche ſeit 1680 dem Hauſe S. Hildburghauſen gehört hatte, gegen Abtretung der Dörfer Queienfeld, Renthwertshauſen, Schwickershauſen und Berkach, wie auch durch Zahlung einer Geldſumme zur Ausgleichung. Späterhin ſuchte S. Hildburghauſen dieſen Umtauſch wieder aufzuheben: die Irrungen wurden aber 1789 verglichen. S. Walchs's Beſchr. d. Meining. L. S. 366.

Am 18. Okt. wurde die Kirche zu Wernshauſen in Gegenwart des Hofs, der ſich damals zu Frauenbreitungen aufhielt, feierlich eingeweiht und zur Erhaltung Gottes benannt.

In dieſem Jahre wurde ein Abiturientenexamen für die Studirenden angeordnet, was früher nicht ſtatt fand.

1724.

Am 22. März ſtarb zu Rom Prinz Joſeph Bernhard (geb. 26. Mai 1706). Der Leichnam wurde ſecirt, einbalſamirt, in einen Koffer verſchloſſen und auf dieſe Weiſe in der Stille aus Italien bis nach Coburg gebracht. Nun begann die Trauer im ganzen Lande; täglich wurde dreimal mit allen Glocken geläutet. Von Coburg wurde die Leiche hierher, zuerſt nach Maßfeld gebracht, von dort auf einem Trauerwagen mit feierlicher Leichenbegleitung in die hieſige Schloßkirche geführt und in der Gruft beigeſetzt. Die Leichenpredigt wurde nach einem beſondern Directorium gehalten.

Da ſeit längerer Zeit Streitigkeiten zwiſchen dem Stadtrath und der Bürgerſchaft ſtatt gefunden hatten, ſo daß letztere ihre Beſchwerden durch Syndici einreichte, worauf Commiſſionen und Unterſuchungen angeordnet wurden, ſo wurde zuletzt am 24. März d. J. durch die Commiſſarien, den Geheimenrath und Oberhofmarſchall von Koppenſtein und den Regierungsrath und Amtmann Grimm ein Receß folgenden Inhalts abgeſchloſſen;

1) die Bürgerſchaft ſoll frei ſeyn von den Frohnen an der Mittelmühle; bei der Malzdarre aber, dem Brauhauſe, dem Rathhauſe, Schafhofe ſoll der Stadtrath die Frohnen pfleglich brauchen, dagegen den Fröhnern bei den Hauptgebäuden die im Receß v. J. 1673 verſprochene Ergötzlichkeit reichen,
2) zu Kirche und Schule ſoll die Bürgerſchaft die Frohnen verrichten,
3) die Anſpänner ſollen die Frohnen außer der Flurmarkung bis auf 3 Stunden weit auf ſich nehmen,
4) mit dem zu verkaufenden Kalk ſoll getreulich umgegangen werden,
5) ſoll und will der Rath von den Freigebräuden das Pfanngeld, von jedem 10 ggl., in Rechnungseinnahme bringen,
6) das Weggeld ſoll ferner wie bisher vom Polizei-Collegium (ſ. 1715) eingenommen werden,
7) das Fuder Grummet, welches nach alter Stiftung vom Kloſter Rohra abgegeben wird, bleibt den Bürgermeiſtern als Beſoldung, die es auf ihre Koſten hohlen laſſen müſſen, wogegen die 10 fl., die altem Herkommen nach, nach Kühndorf zu liefern ſind, verrechnet werden,

8) die 12 fl., die der Bürgermeiſter Mattenberg für Führung der ſtädtiſchen Proceſſe erhält, ſoll er, ſo lange er lebt, beziehen; eben ſo ſoll auch die Theilung der vormaligen Stadtſchreibersbeſoldung und die Gründung einer neuen Rathsbeſoldung vorläufig geſtattet ſeyn, doch behält man ſich höheren Orts anderweitige Anordnung in der Zukunft vor,

9) bleiben die bisherigen Beth=Einnahme=Gebühren mit 38 fl.,

10) was die zur Beſoldung gehörigen Lämmer anlangt, ſo wird die Zahl derſelben auf 8 geſetzt und darf nicht vermehrt werden: der regierende Bürgermeiſter erhält 3, der mitregierende 2, die andern zwei Bürgermeiſter und der Stadtſchreiber jeder 1 Stück. Mit dem Pferg bleibt es wie bisher bei den zwölf Nächten,

11) ſollen die Zinsfrüchte von den Bergäckern berechnet und in Einnahme geſtellt, nicht als Privatnutzung gebraucht werden,

12) die von der Flöße abzugebenden Dielen ſollen in Rechnung kommen,

13) ſoll eine Rüſtkammer angelegt werden, um das Baugeräthe aufzubewahren und in Aufſicht zu erhalten,

14) mit den Krautgärten bei der Mittelmühle bleibt es, wie bisher; die Inhaber müſſen die Zäune auf eigne Koſten erhalten, außer bei totalen Waſſerſchäden und andern Unfällen,

15) die Erborgung eines Kapitals von 1000 fl. frk. von der Landſchaft wird, weil daſſelbe zum Beſten der Stadt verwendet war, gebilligt,

16) Stand= und Marktgeld bleibt ferner, wie bisher den Bürgermeiſtern,

17) die 6 fl. 8 gl. 6 pf., die beim Begräbniß eines Rathsherrn verzehrt werden, bleiben dem Collegium auch fernerhin als Ergötzlichkeit. Dagegen erhalten diejenigen Bürger, welche den Rath bei der Rathswahl in die Kirche begleiten, die Kanne Bier. Neue Ausgaben dieſer Art werden nicht geſtattet,

18) weil das Holz ſo vielen Schaden genommen hat, ſo ſollen jährlich nur 40 Klaftern geſchlagen und dazu hauptſächlich das untüchtige und krumme genommen und zur Heitzung der Schulen, der Rathsſtube und zu den von Alters her üblichen Deputaten gebraucht werden. Mit der möglichſten Sorgfalt und Sparſamkeit ſoll dabei zu Werke gegangen werden,

19) die 52 fl. Gebühren für Abhörung der Rechnung bleiben,

20) die Stadtfiſchwaſſer ſollen an den Meiſtbietenden pachtweiſe überlaſſen werden,

21) die ſogenannten Umgabsgebühren vom Umgeld bleiben jährlich 42 fl. 10 gl.

22) die gemeinen Plätze am Maßfelder Wege und am langen Rain, bei der Walkmühle und am Steinbrunn ſollen beſichtigt, und darauf die Gebühr verfügt werden,

23) für die Martinsgans und Aemterbeſtellung bleiben dem Rath ferner, wie bisher 28 rthlr., nämlich jedem Rathsherrn und dem Stadtſchreiber 2 rthlr., bei der Rathswahl ſollen nur 31 rthlr. paſſiren, nämlich dem Obercommiſſarius und den beiden regierenden Bürgermeiſtern jedem 3 rthlr. jedem der übrigen 2 rthlr. Der Rath ſoll ſich nicht außerdem bei den Rathspachtern noch eine Mahlzeit ausbedingen, ſondern den Pacht möglichſt erhöhen,

24) das verglichene Kapital von 600 rthlr. wegen der Schäferei will der Stadtrath ſchaffen, ohne die Bürgerſchaft mit Anlage oder Steuer zu belaſten, es verzinſen und dafür haften, wogegen ihm das erhobene oder noch außenſtehende Futter- und Salzgeld gelaſſen werden ſoll,

25) der Rath übernimmt ſämmtliche Koſten des nun beigelegten Streits, ohne Anlage und Steuer, verſpricht die Juſtiz unparteiiſch zu adminiſtriren, jährlich richtige Rechnung zu thun, keine neuen Beſoldungen und Accidentien zu machen und dieſem Receß in allen Stücken nachzukommen.

Am 25. Jun. legirte Johann Michael Türk, Pachter zu Einnershauſen, 25 fl. fränk. zu einer neu zu erbauenden Kirche zu Welkershauſen. Schon vorher hatte die Wittwe des 1705 verſtorbenen Inſpector Munk, eines der Ganerben zu Welkershauſen, 200 fl. fränk. zu dieſem Kirchenbau geſtiftet. Vgl. ob. S. 21.

Im Jul. wurde die Flurmarkung auf die gewöhnliche Weiſe umzogen.

Am 17. Jul. wurde der Grundſtein zu der neuen Kirche in Welkershauſen durch den Maurermeiſter Daniel Schaubach und ſeine beiden Söhne gelegt. Es wurde mit ihm von der Gemeinde ein Akkord geſchloſſen, nach welchem er das Mauerwerk 51 Schuhe lang, 31 Schuhe breit, 20 Schuhe hoch, 4 Schuhe dick, 2 Schuhe tief in die Erde, unten aber 4 Schuhe tief aufführen ſollte, wogegen ihm 135 fl. fränk. 14 ggl. ¾ pf. verſprochen wurden. Am 19. Okt. wurde der Akkord mit dem Zimmermann Chriſtoph Heinrich Gorr gemacht, welchem man für die von ihm zu fertigende Arbeit 84 fl. fränk. 8 ggl. 5 pf. zuſicherte.

In Seba wurde die von dem nach dem Brande zuſammengeſuchten Erz gegoſſene große Glocke 2 Centner 72 Pfund ſchwer, am 4ten Adventſonntage zum erſtenmal gezogen.

Am 20. Nov. wurde Herzog Ernſt Ludwig von dem Luſtſchloß zu Dreißigacker, wo er ſich einige Zeit krank befunden hatte, in einer Sänfte hierher gebracht. Er ſtarb am 24. Nov. früh um 8 Uhr, in einem Alter von 52 Jahren, 5 Wochen, 1 Tag. S. d. Biographie deſſelben in Emmrich's Archiv f. d. Meining. L. S. 97 ff.

Viele Anſtalten und Einrichtungen verewigten ſein Andenken. Er hinterließ zwei Prinzen, Ernſt Ludwig und Karl Friedrich. Beide waren noch minderjährig

rig und Herzog **Friedrich Wilhelm**, des Verſtorbenen Bruder übernahm nebſt dem Herzog Friedrich von S. Gotha, wie es das väterliche Teſtament beſtimmte die vormundſchaftliche Regierung. Herzog **Anton Ulrich**, der noch jüngere Bruder, war nicht hiermit zufrieden und da wegen ſeiner Verheirathung und ſeiner Gerechtſame ohnedieß Streitigkeiten beſtanden, ſo wurden dieſelben jetzt noch verwickelter.*)

1725.

In dieſem Jahre wurde der 1718 angelegte Thiergarten im Dippersthale und im langen Grunde wieder eingeriſſen, nachdem die Jäger darüber vernommen waren und denſelben für ſchädlich erklärt hatten.

Am 6. Jul ſchlug der Blitz in das auf dem Dolmar ſtehende Haus, wodurch es in Feuer aufgieng.

Am 19. und 20. Jul. wurde die Kirche zu Welkershauſen von den Zimmerleuten aufgerichtet.

In dieſem Jahre wurde der Knopf auf dem großen Kirchthurme abgenommen und ein neuer aufgeſetzt. Ein Schuß durch denſelben, wovon man weiter keine Kunden hat, machte dieſe Reparatur nöthig. Es wurden hiſtoriſche Nachrichten in einem kleinen kupfernen Käſtchen hineingelegt und die Worte beigefügt:

Der ThVrm VVard reparIrt Von Iohann
DIetriCh Hahn In ObereLLen.

Desgleichen auch
Iß nVn groß FrId ohn VnterLaß.
VVeIL aLL Fehd hat eIn Ende.**)

In dieſem Jahre wurde eine neue Schule zu **Altenbreitungen** errichtet. Desgleichen wurde die Kirche zu **Seba** wieder erbaut.

Bei dem in dieſem Jahre gehaltenen Landtage wurde von den Ständen bewilligt, daß künftig 2 Reſidenz=Baufrohntage mit Hand und Geſchirr auch von den Bürgern in der Stadt gethan werden ſollten.

In dieſem Jahre wurde ein Deſinitivurtheil über den Coburger Erbanfall beſtätigt, nachdem 1714 ſchon die Streitigkeit über Römhild und Themar beſeitigt war. S. **Emmrich's** Archiv, 1833. S. 244. **Walch's** Beſchr. d. Meining. L. S. 62.

1726.

---

*) M. ſ. über dieſe Verhältniſſe **Emmrich's** Archiv f. d. M. L. 1833. S. 204 ff.

**) Dieſer Knopf iſt 1763 mit der oberſten Spitze des Thurms zugleich abgenommen.

und kann nicht heraus!“ krähte der trunkene Pergamenter. „Und kein Teufel kann dahinter kommen, wie groß die Summe der Schuld iſt. Wir ſind arme Lämmer, verrathen und verkauft!“ Er rief es und weinte, von einer plötzlichen Weinrührung übermannt, helle Thränen, und konnte vor Schluchzen nicht weiter reden.

„Es iſt eine babyloniſche Verwirrung!“ nahm Hanns im Bart wieder überlaut das Wort: „aber wartet nur, Ihr werdet ſchon ſehen, was wir erleben! Und an alle dem Unglück iſt der Kellner Schuld! Gott verdamme ihn!“ —

„Das alte Lied, das nun ſchon lange Zeit auf allen Wein- und Bierbänken wiederhallt,“ ſeufzte Johannes: „wie wird es doch enden?“ Er mochte nichts weiter hören und eilte von dannen.

1726.

Am 24. Febr. ſtarb der Bürgermeiſter **Johann Andreas Mattenberg**, 85 Jahre alt. Er wurde auf dem Gottesacker begraben, die Leichenpredigt aber zuvor in der Stadtkirche gehalten. Er war vorher prakticirender Advocat, dann Stadtſchreiber, und Bürgermeiſter ſeit 1694.

Im März wurde an der Schloßmühle eine bedeutende Reparatur vorgenommen.

Am 20. April verunglückte der Herzogl. Bereiter **Schuſter**, indem er bei dem Gartenwirthshauſe mit dem Pferde über eine Barriere ſetzen wollte.

Am 2. Mai wurde der Grundſtein zu der neuen Kirche in **Einödhauſen** gelegt und zwar in Gegenwart der Herrſchaft.

Am 10. Jun. ſchlug der Blitz in eine Scheune vor Römhild, ſo daß dieſelbe in 2 Stunden in Aſche gelegt wurde.

Am 11. Jul. ſtarb plötzlich der Generalſuperintendent, Oberhofprediger und Conſiſtorialaſſeſſor M. **Johann Adam Krebs** in ſeinem 64ſten Jahre, nachdem er den Sonntag zuvor noch gepredigt und die Lieder für den nächſten Sonntag ſchon aufgeſchrieben hatte, und wurde unter dem Leſepult in der Stadtkirche begraben, wobei der Hofkaplan Weinrich die Leichenpredigt über 2 Kor. 5, 19. hielt. Er war der älteſte Sohn des 1684 verſtorbenen erſten hieſigen Hofpredigers Joh. Adam Krebs, Erzieher des Herzogs Ernſt Ludwig, ſeit 1689 Adjunctus zu Herpf, ſeit 1695 Hofdiakonus, ſeit 1706 Hofprediger und ſeit 1722 Oberhofprediger und Generalſuperintendent. *)

Am 26. Aug. wurde im Herpfer Holz eine große Jagd gehalten, wobei 145 Stück Wild geſchoſſen wurden.

Am 19. Sept. Abends zwiſchen 8 und 9 Uhr war ein Nordſchein, welcher eine Helle verbreitete, wie der aufgehende Mond. Anfangs waren helle Wolken ſichtbar, die ſich in einen ſtarken Strahl zuſammenzogen und ſich zuletzt in einen Kreis von Sternen und Feuerballen verloren. Es dauerte über eine Viertelſtunde.

Am 8. Okt. war ein heftiges Gewitter, welches im Schloß, in der Stadt und auf dem Lande großen Schaden that.

Eod. brannte es in der Schröderiſchen Apotheke; das Feuer wurde aber bald gelöſcht.

Am 13. Okt. kam Feuer aus in dem Lindwurm auf dem Markte, (einem ehemaligen Wirthshauſe, was zu dieſer Zeit der Sekretär Trier beſaß.)

Bürgermeiſter wurde um Michaelis der bisherige Senator **Strauß**. Die übrigen Bürgermeiſter waren: Zink, Radefeld, Hönn; die Rathsherrn: der Kir-

---

*) S. Erk's Schulprogr. 1743. S. 8. ff.

Kirchenprobſt und Organiſt Meder, der Gaſtwirth zum weißen Schwan Kreß, der Notarius Graf, der Kaufmann Hübner, der Kammerdiener Gatzert, der Hofſeiler Pabſt, der Bauinſpektor und Glockengießer Derk. Die Viertelsmeiſter waren: Schad, Franz, Amthor, Anding.

1727.

Am 18. März ſtarb der Hofdiakonus Joh. Michael Weinrich, ein ſehr gelehrter und um die vaterländiſche Geſchichte beſonders verdienter Mann, in ſeinem 44ſten Jahre. Er war zu Dettern in Franken am 12. Okt. 1683 geboren, ſeit 1712 am Lyceum angeſtellt, was ihm ſehr viel verdankt, und ſeit 1722 zum Hofdiakonat berufen. Er wurde nach ſeiner eignen Anordnung nicht in die Kirche, ſondern auf den Gottesacker begraben; der Waiſenpfarrer Sell hielt ihm die Leichenpredigt über Klagl. Jerem. 3, 24—33 und der Candidat Wezel die Abdankung. Die allgemeinſte Theilnahme ſprach ſich bei der ungemein zahlreichen Verſammlung aus. Die verwittwete Herzogin Eliſabeth Sophie drückte dem Verſtorbenen, ehe er ins Grab geſenkt wurde, noch unter Thränen die Hand mit den Worten: „wenn ich dich mit Gold, ja mit meinem Blute wieder kaufen könnte, ſo wollte ich es thun.“ Der Stadtrath und die Bürgerſchaft (250 Perſonen) begleiteten ebenfalls die Leiche. Eine von Weinrich ſelbſt verfertigte Leichencantate: der Herr Herr iſt mein Theil ꝛc. ward gedruckt und wurde vertheilt. Außer 5 Disputationen, 35 Programmen hatte er 11 bedeutendere Schriften herausgegeben, unter welchen in Beziehung auf die Geſchichte des Vaterlandes ſein Kirchen- und Schulenſtaat des Fürſtenthums Henneberg noch jetzt von Wichtigkeit iſt. Sein Münzkabinet, ſeine Bibliothek und 300 rthlr. vermachte er der hieſigen öffentlichen Bibliothek; 25 rthlr. zur Vertheilung unter arme Wittwen und Waiſen, 50 rthlr. zu einem Semmellegat in die hieſige Schule. Sein Bildniß war ehedem in der Gottesackerkirche und iſt jetzt im Gymnaſium. S. die Lebensbeſchr. Weinrich's von Wezel, und das Schulprogr. v. J. 1802.

Es waren jetzt die beiden geiſtlichen Stellen an der Schloßkirche erledigt. Durch einen kaiſerlichen Befehl waren die Streitigkeiten zwiſchen den Herzögen Friedrich Wilhelm und Anton Ulrich in Anſehung der Regierung (ſ. ob. S. 87.) dahin entſchieden, daß keine einſeitige Beſchlußnahme gefaßt werden durfte, ſondern jederzeit gemeinſchaftlich verfügt werden mußte. Wie über viele andere Dinge ſo konnten die fürſtlichen Brüder ſich auch über die Wiederbeſetzung dieſer Stellen durchaus nicht vereinigen. Erſt nach Verlauf von beinahe 20 Jahren, nach dem 1746 erfolgten Tode Friedrich Wilhelms wurde wieder ein Hofdiakonus angeſtellt. Inzwiſchen wurde der Gottesdienſt durch den Waiſenpfarrer und die Landgeiſtlichen beſorgt, was aber dem Lande viele Koſten verurſachte.

Am 5. Jun. kam des Nachmittags ein ſehr heftiges Gewitter, wobei Schloſſen wie Taubeneier fielen.

Am 31. Jul. machte die Gemeinde Welkershauſen mit dem Tüncher und Dachdecker Jacob Wiegand einen Akkord über die von ihm zu fertigende Arbeit an der neu erbauten Kirche.

Im Jun. und Sept. wurde die Grenze auf die gewöhnliche Weiſe umzogen.

In dieſem Jahre wurde Herzog Anton Ulrichs Gemahlin vom Kaiſer in den Fürſtenſtand erhoben.

1728.

Durch anhaltendes Schnee- und Regenwetter war die Werra ſehr angeſchwollen. Am 22. Jan. ſtand das Waſſer am obern Thor bis ans Gatter. Die Mühlen konnten bis zum 25. Jan. nicht mahlen.

Am 2. April ſtarb der Vicepräſident des Conſiſtoriums Joh. Konrad von Webern. Am 4ten wurde die Leiche des Abends um 9 Uhr unter dem Geläute der Glocken, mit 80 brennenden Fackeln auf einem mit 6 Pferden beſpannten Trauerwagen nach Gerthauſen, wo er ein Gut beſaß, geführt und daſelbſt in ſein Erbbegräbniß beigeſetzt. An ſeine Stelle kam in das Conſiſtorium der durch ſeine Kenntniß der vaterländiſchen Geſchichte rühmlichſt bekannte Juſtus Chriſtoph Zink.

Am 16. Mai als am erſten Pfingſtfeiertage des Abends war ein heftiges Gewitter, wobei ſtarke Schloſſen fielen und die Straßen ganz unter Waſſer geſetzt wurden.

Im Jun. wurde das neue Malzdarrhaus im Mauerwerk aufgebaut und auf demſelben eine Wohnung mit Stuben und Kammern hergeſtellt. Die Koſten betrugen 121 fl. fränk. 8 Btz. ohne die Frohnen.

Am 13. Jul. kam Herzog Anton Ulrich von Wien hier an. *). 4 Laſtwagen, jeder mit 6 Pferden beſpannt, führten ihm zuſtehende Mobilien. Auf kaiſerliche Verordnung war zu ſicherem Geleite jeder Wagen mit ſeinem Namen und 2 Fähnlein, worauf das kaiſerliche und das ſächſiſche Wappen befindlich, bezeichnet.

In dieſem Jahre wurde die kleine Glocke zu Seba gegoſſen. Sie wiegt 1 Cntnr. 41 Pfund.

Am 5. Sept. Abends 9 Uhr kam durch Unvorſichtigkeit eines Fuhrmanns in dem Gartenwirthshauſe zum halben Mond **) und zwar in der Stallung oder dem Heuboden Feuer aus. Die Pferdeſtälle und der Heuboden brannten ab; das

---

*) Von 1711 bis 1724 hielt er ſich meiſtens in Holland auf; von 1724 bis 1741 zu Wien, von da an in Frankfurt am Main.

**) S. ob. S. 42.

das vordere Wohnhaus bis an die Jägerswohnung war in Gefahr, wurde aber mit großer Anſtrengung gerettet. Der Brand dauerte bis 11 Uhr.

Am 15. Nov. wurde die auf Koſten der Lehn= und Gerichtsherrn zu Welkershauſen für die neu erbaute Kirche gegoſſene Glocke daſelbſt aufgehangen. Sie iſt vom Rathsherrn Derk gegoſſen, wiegt 1 Cntnr. 21 Pfd. und koſtet 60 fl. fränk. 10 gl. 6 pf. Für Arbeit an der Kirche erhielt der Schreiner Grumbach 40 fl. frk. 8 ggl., der Bildhauer Baſtheimer 4 fl. 16 ggl. 10 pf., der Drechsler 5 fl. frnk. 12 ggl. 7 pf., der Maler Gehres 49 fl. frnk. 12 ggl. 7 pf. Die ſämmtlichen Baukoſten beliefen ſich auf 1028 fl. frnk. 12 ggl. 2 pf. Am 25. Nov. war die feierliche Einweihung der neuen Kirche. Die Lehn= und Gerichtsherrn, ſo wie die Einwohner zu Welkershauſen und andere Perſonen hatten die Kirche beſchenkt theils mit Schmuck, theils mit den zum Gottesdienſt nöthigen Gefäßen, Geräthſchaften u. dgl. In feierlichem Zuge gieng man unter Geläute zur Kirche, voran die Handwerker, welche daran gearbeitet hatten, der Maurermeiſter Daniel Schaubach, nebſt ſeinen Söhnen Kilian und Konrad und zwei Geſellen, der Zimmermann Chr. H. Gorr, der Dachdecker Joh. Gans, der Tüncher Jak. Wiegand, die Schreiner Grumbach und Walther, der Maler Gehres, Bildhauer Baſtheimer, Glockengießer Derk. Hierauf folgte die Schuljugend, bei der die Stelle des Schullehrers der Chorpräfectus Kißner aus Meiningen verſah, dann der Superintendent Silchmüller mit dem Kelch, der Diakonus Walch als Pfarrer, und der Subſtitut Seifart aus Herpf, die Herzogl. Deputirten, die Lehn= und Gerichtsherrn, zuletzt die Gemeinde. Bis jetzt war dieſelbe nach Helba eingepfarrt geweſen.

Im Nov. fieng der Winter ſchon an; vom 22. Dec. an war die Kälte ſehr ſtreng. Viele Kinder ſtarben an den Blattern.

1729.

Am 29. Jan. wurden dem hieſigen Fahrmann Joh. Matth. Krell drei Kinder geboren und alle drei getauft.

In dieſem Monat trat plötzlich Thauwetter und heftiger Regen ein. Das Eis brach und riß die Brücke auf dem mittleren Raſen hinweg. Bald ſtellte ſich die Kälte aber wieder ein und dauerte bis in den März.

Am 7. Febr. bei der Leiche von zwei Kindern ſtürzte ein Schulknabe J. Kaſpar Lange (nachmals Pfarrer zu Steinheide und ſpäter zu Herpf) in das Marktwaſſer, in der Nähe des Waiſenhauſes, wurde aber noch durch die Geiſtesgegenwart des Quartus Stoll gerettet.

Am 16. Febr. kaufte der Schuhmacher und Weinſchenk Keßler Holz von einem Bauern aus Sülzfeld, den Centner für 1 ggl. Der Wagen mit dem Holze wurde auf der Heuwage gewogen.

Am 20. Febr. fieng es an zu thauen, fror aber alsbald wieder zu.

Bei einer Schlittenfahrt erblickte der Erbprinz Ernſt Ludwig einige Blatternkinder, entſetzte ſich darüber und wurde ſogleich ſehr heftig an den Blattern krank. Er ſtarb bereits am 26. Febr. in ſeinem 20ſten Jahre (geb. 8. Aug. 1709). Ausdrücklich hatte er befohlen, daß man ihn nicht öffnen ſollte. Am 27. Febr. wurde die Leiche in der Gruft unter der Schloßkirche beigeſetzt und bei dieſer Gelegenheit eine Trauerbetſtunde gehalten.

Am 4. März war ein Gewitter und ſo heftiger Regen, daß das Waſſer über den Steinweg gieng. Noch höher ſtieg es am 5. März: die Müller konnten nicht mehr mahlen.

Am 15. März früh 8 Uhr ſtarb die Herzogin Eliſabeth Eleonore, hinterlaſſene Wittwe Herzogs Bernhard 1, geb. Prinzeſſin zu Braunſchweig, in ihrem 71ſten Jahre. (S. ob. S. 11.) Die Leiche wurde am 18. März in der Gruft des Nachts beigeſetzt.

Am 18. Mai kamen kaiſerliche Commiſſarien, welche Herzog Anton Ulrich wegen der mehrmals erwähnten Streitigkeiten verlangt hatte. Es waren die Geſandten von Braunſchweig und Darmſtadt. Sie logirten im weiſſen Schwan *) und erhielten eine Wache.

Am 20. Mai ſtarb der Rath, Leibmedicus und Oberbürgermeiſter D. G. Chr. Zink in ſeinem 81ſten Jahre. Die (vom Sup. Silchmüller gehaltene und im Druck erſchienene) Leichenpredigt und Parentation wurde in der Stadtkirche gehalten, dann wurde die Leiche auf den Gottesacker gebracht und in der Gottesackerkirche begraben. Jeder Schüler erhielt bei der Leiche 1 Bz., die größern 2 Bz. Zink war über 40 Jahre Bürgermeiſter geweſen. **)

Im Jun. kam die Gemahlin Herzog Anton Ulrich's aus Holland hier an.

Am 21. Jul. ſtarb Chriſtina Henfling geb. Koch. Sie war die Univerſal-Erbin ihres Stiefſohns, J. C. Henfling (ſ. ob. S. 80) unter der Bedingung, daß nach ihrem Tode das Vermögen zur hieſigen Schule komme. Durch ſorgfältige Verwaltung hatte ſie daſſelbe noch erhöht. Von ihrem eignen Vermögen vermachte ſie zur Kirche und Schule noch 100 fl. fränk., von deren Zinſen jeder der drei Stadtgeiſtlichen an ihrem Namenstage 1 fl., jeder Lehrer und der Organiſt 30 Xr., der Kirchner 15 Xr. empfängt, und 50 fl. fränk. von deren Zinſen Hufeiſen in der Schule ausgetheilt werden. S. d. Schulprogr. 1734. S. 19. 20.

Am

---

*) dem Hauſe des Herrn Johannes auf dem Markte.

**) Zu dem von ſeinem Vater, dem Regierungsrathe Salomo Zink, deſſen Denkmal noch auf dem Gottesacker vorhanden iſt, zur hieſigen Schule vermachten Bücherlegate von 100 fl. frnk. (ſ. ob. S. 41.) fügte er noch 50 fl. frnk. hinzu. S. d. Schulprogr. v. J. 1734. S. 17.

Am 17. Sept. war die Vermählung der Prinzeſſin Louiſe Dorothea, einziger Tochter des Herzogs Ernſt Ludwig, mit Herzog Friedrich 3. von S. Gotha.

Der Sommer war ſehr trocken und dürr. Vom Ende des Mai bis in die Mitte des Jul. regnete es nicht: die Sommerſaat, Waizen und Gerſte blieb zurück. Am 14. Jul. Abends 9 Uhr war ein ſehr heftiges Gewitter. Allein die Hitze und Trockenheit dauerte fort, auch in den Herbſttagen, ſelbſt im November fehlte es an Waſſer, ſo daß die Müller nicht mehr mahlen konnten. Kaum wurde es möglich, die Winterſaat zu beſtellen. Erſt am 6. Dec. kam etwas Schnee.

Am 16. Nov. Abends von 7 — 11 Uhr ſah man einen ſtarken Nordſchein. Man glaubte anfangs, es brenne in der Gegend zwiſchen Herpf und Walldorf.

Am 4. Dec. kam früh im Hauſe des Handelsmanns Joh. Matth. Lotz in der langen Gaſſe Feuer aus. Es wurde bald gelöſcht.

In dieſem Jahre wurde der Waiſenpfarrer Sell als Diakonus nach Waſungen verſetzt: an ſeine Stelle kam der Candidat Joh. Georg Volkhart, welcher ebenfalls wie ſein Vorgänger die Vikarie in der Schloßkirche zu beſorgen hatte.

Die Viertelsmeiſter führten in dieſem Jahre Beſchwerde, daß der Receß vom J. 1724 vom Stadtrath nicht gehalten werde.

In dieſem Jahre wurde der Schulbau vorgenommen. Tertia, was neben Quarta und Quinta lag, wurde ins Conrectorat verlegt; der Conrector erhielt Miethzins dagegen.

1730.

In dieſem Jahre trat die Henflingiſche Stiftung ins Leben. (S. ob. S. 80.) Da nämlich Henflings Stiefmutter am 21. Jul. d. vor. J. geſtorben war, ſo kam das von derſelben hinterlaſſene Vermögen, wie es das Teſtament verordnete, an die hieſige Schule. Das Convict konnte noch nicht hergeſtellt werden,*) es wurde aber eine neue Klaſſe, Selecta, errichtet und ein Lehrer dazu berufen. Bisher hieß der erſte Lehrer Inſpector und Rector; nun wurden die Geſchäfte deſſelben vertheilt. Der jetzige erſte Lehrer M. Hanft wurde als Inſpector Klaſſenlehrer von Selecta, der zu der durch die Henflingiſche Stiftung neu begründeten Stelle ernannte Rector, M. Chriſtoph Albrecht Erk, wurde Klaſſenlehrer in Prima. Am 30. Jan. wurde er feierlich eingeführt. Der Inſpector hatte durch ein Programm „de primaevis scholarum moderatoribus“ eingeladen. Der Sup. Silchmüller hielt eine lateiniſche Rede, rühmte den Stifter des wichtigen Vermächtniſſes, öffnete dem neuen Rector den Katheder zur Haltung ſeiner Inauguralrede und wieß ihn in ſein Amt ein. Die Antrittsrede Erks handelte de idea boni doctoris scholastici. Herzog Anton Ulrich war mit ſeinen beiden Prinzen gegenwärtig, desgleichen die Mitglieder des Conſiſtoriums, des Stadt-

---

*) Es geſchah im J. 1742.

Stadtraths, die Geiſtlichkeit, die Lehrer. Die Lyceiſten überreichten dem neuen Rector ein Gedicht, verfaßt von dem oberſten Selectaner, dem nachmaligen Conſiſtorialpräſidenten Stoll, und brachten ihm Abends eine Muſik. Der Lectionsplan der Schule ward nun erweitert, indem durch die Errichtung der neuen Klaſſe eine vollſtändige Vorbereitung auf die Univerſität möglich gemacht wurde, was man ſchon im J. 1705 bei Erhebung der ſtädtiſchen Schule zu einem Lyceum bezweckt hatte. S. Ihling's Progr. zur erſten Säcularfeier des Henflingianums. 1830. Das Progr. zur Säcularfeier der Uebergabe der Augsb. Confeſſ. 1830.

Am 17. Febr. früh um 5 Uhr kam Feuer in dem Backofen des Bäckers Joachim Spieß in der untern Kaplanei-Straße aus, wurde jedoch bald belöſcht.

Am 24. März war durch den Aufbruch des Eiſes großes Waſſer. Es ſtieg bis ans obere Gatterthor, gieng auf dem mittleren Raſen faſt über die Stege und man konnte nicht wohl aus der Stadt. Eine Frau aus Sülzfeld ertrank bei der Reumelſer Brücke.

Am 26. Mai ſtarb Eliſabeth Lipſius, hinterlaſſene Wittwe des Stadtlieutenants Theodor Lipſius. Sie ſtiftete ein Legat von 100 fl. frnk., deſſen Zinſen zur Beſoldung der hieſigen Geiſtlichen gehören.

Am 23. Jun. hatte der Landreiter Wahnes einige Landſtreicher bei Herpf arretirt, um ſie mit Hülfe von drei Soldaten des Ausſchuſſes ins Amt Maßfeld zu bringen. Einen Knaben, der bei der Bande war, nahm er zu ſich aufs Pferd. Als ſie im Holz waren, ergriff dieſer plötzlich die Piſtole des Landreiters und erſchoß denſelben: in dem nämlichen Augenblicke ſtieß einer der Gefangenen mit einem großen Meſſer den einen Soldaten, ſo daß die übrigen der Arreſtanten nicht mehr mächtig waren und ſie entlaufen laſſen mußten.

Vom 25. bis 27. Jun. wurde das Jubelfeſt der Uebergabe der Augsburgiſchen Confeſſion nach einem gedruckten Directorium feierlich begangen. Am Sonntage zuvor wurde das Feſt von der Kanzel abgekündigt. Am 24. Jun. als am Feſte Johannis, wurde nur Vormittags Gottesdienſt gehalten, des Mittags aber von 1 bis 2 Uhr dreimal mit allen Glocken das Feſt eingeläutet, dann Veſper und Beichte gehalten. Kirche und Altar war auf das ſchönſte geſchmückt; vom Rathhauſe bis in die Kirche hatte der Stadtrath eine Allee von Maien errichten und den Weg mit Blumen ſtreuen laſſen. Um halb 8 Uhr des Morgens läutete es zum erſtenmal. Der Stadtrath ſchickte 2 Viertelsmeiſter in die Schulen und ließ Angedenkspfennige austheilen: die Selectaner und Primaner erhielten ganze, die übrigen halbe Batzen. Der Inſpector vertheilte auf Befehl des Conſiſtoriums die hier gedruckte Augsburgiſche Confeſſion in allen Klaſſen bis nach Quarta. Beim Ausläuten zog der Lehrer der Mädchenſchule, Vitus Gatzert, mit mehr als 200 Mädchen, die mit Kränzen und Sträußen aufs ſchönſte geſchmückt waren, aus der Schuhgaſſe über den Markt um die

Kirche durch die große Kirchthüre vor den Altar, wo die Plätze der Mädchen angewieſen waren. Nun folgten die Klaſſen des Lyceums mit ihren Lehrern, dann der Rath und die Bürgerſchaft in Mänteln. Ungeachtet des Regenwetters war ein großer Andrang des Volks, ſo daß die Schule kaum hindurch kommen konnte. Der Sup. Silchmüller predigte über Pſ. 87, 1 — 3. Nach dem Gottesdienſt zog die Bürgerſchaft aufs Rathhaus zurück. Nachmittags predigte der Archidiakonus Erk über 1 Petri 3, 15. 16., am 2ten Feiertage der Sup. Silchmüller über Pſ. 119, 46, Nachmittags der Diakonus Walch über Röm 1, 16, 17; am 3ten Feiertage der Inſpector Hanft (welcher am 2ten in der Schloßkirche gepredigt hatte) über Jud. 20. 21. Nachmittags war Betſtunde. Am 28. Jun. bewirthete der Rath die Geiſtlichen und Schullehrer auf dem Rathhauſe. Die Geiſtlichen waren: Superintendent Silchmüller, Archidiakonus Erk, Diakonus Walch, Waiſenpfarrer Volkhart, (die Stellen der Schloßgeiſtlichen waren noch erledigt.) Die Lehrer waren: Inſpector Hanſt, Rector Erk, Conrector Nagel, Tertius Werner, Quartus Stoll, Quintus Utinandt, Mädchenſchullehrer Gatzert. Am 19. Jul. wurden im Lyceum 4 Reden in Bezug auf das Jubelfeſt gehalten.

An 25. Jun. brachte die zum Streifen ausgeſchickte Mannſchaft eine ganze Bande Landſtreicher, die man auf dem Zwick-Wirthshaus gefangen hatte, hierher in Arreſt.

Am 20. Sept. Abends zwiſchen 9 bis 10 Uhr war ein heftiges Gewitter. Durch den ſtarken Regenguß ſtieg das Marktwaſſer einen Schuh hoch über die Schrittſteine in der untern Marktgaſſe. *)

Am 5. Okt. wurde der Pflegſchreiber Johann Ludwig Bube zu Maßfeld zum Centrichter der Aemter Meiningen und Maßfeld gemacht. Für dieſen Bezirk ſollte ein neuer Galgen errichtet werden, wozu das Holz auf dem hieſigen Centplatz bei dem Schaafhof lag. Daher verſammelten ſich die Zimmerleute, Maurer und Tüncher nebſt ihren Geſellen und Lehrjungen auf dem Rathhauſe, zogen ſodann unter Anführung des zu Pferde ſitzenden Centrichters paarweiſe auf die Cent und ſchloſſen daſelbſt einen Kreis. Der Centrichter hielt eine kurze Rede und that mit ſeinem Degen vier Hiebe in das zum Galgen beſtimmte Holz, worauf die Zimmerleute ihre Arbeit anfiengen. Von da zogen ſie auf den Platz, wo das neue Gericht gebaut werden ſollte, nach dem Breuberge zu, und ſchloſſen wieder einen Kreis. Der Centrichter hielt abermals eine Anrede, machte mit ſeinem Degen den Platz ehrlich und legte den Grundſtein zu der Mauer, auf welcher der Galgen zu ſtehen kam. Nun fiengen die Maurer und Tüncher ihre Arbeit an, nach deren Beendigung die Handwerker ins Schlundhaus zogen und ſich luſtig mach-

---

*) Das Marktwaſſer floß ehedem offen durch die Straßen. Von 1798 an wurde es in einen engen Kanal gefaßt und derſelbe mit Bohlen bedeckt.

machten. Am 7. Okt. wurde der Galgen aufgerichtet. Die Zimmerleute geriethen in Streit mit den Maurern und Tünchern, weil ſie Hülſe von denſelben beim Aufrichten verlangten. Durch einen Regierungsbefehl wurden die Maurer und Tüncher gezwungen, Hand ans Holz zu legen.

Am 12. Okt. waren die zwei Bürgerkompagnien auf dem obern Raſen und hielten das jährliche Galli- oder Hammelſchießen.*) Als ſie in die Stadt ziehen wollten, wurde ihnen auf Befehl der Regierung angeſagt, daß ſie bei dem neu aufgerichteten Galgen Wache thun ſollten. Sie ſchlugen es ab, weil ſie es nicht ſchuldig wären. Hierauf zogen beide Kompagnien in die Stadt, wo ihnen derſelbe Befehl nochmals publicirt wurde. Sofort wurden auch 6 Mann ausgewählt und auch 6 ſogenannte Guldiener dazu commandirt, die übrigen wurden abgedankt. Allein ſie blieben zuſammen ſtehen und es gieng keine Wache ab. Tags darauf wurden dieſe 12 Bürger auf die Schloßwache geſetzt. Der Stadtrath und die ganze Bürgerſchaft erklärten, daß ſie eine ſolche neue Gerechtigkeit ſich nicht aufbürden ließen. Es wurde ein Proceß hierüber angefangen und die 12 Bürger kamen auch ſogleich wieder los.

Am 17. Okt. wurde ein Dieb, Wilhelm Funk aus Aſchaffenburg, gehenkt. Noch im Gefängniß war er von der katholiſchen zur lutheriſchen Confeſſion übergegangen.

Am 23. Okt. wurde eine bejahrte Frau, die bei einer Diebesrotte mit aufgefangen war, wegen ihrer Unreinigkeit auf dem Schinderkarren zur Stadt hinaus gebracht und mit dem Staupenſchlag des Landes verwieſen. Sie ſtarb etliche Tage nach der Execution.

In dieſem Monate wurde viel an der Rathsmühle gebaut, desgleichen an der obern Brücke. In Anſehung der Reparaturkoſten an der obern Brücke und am Steinwege nach Maßfeld zu war durch ein Reſcript des Herzogs Ernſt Ludwig vom 11. Sept. 1721 beſtimmt, daß die Landſchaft $\frac{1}{3}$, der Stadtrath $\frac{1}{3}$ und das Geleitsamt $\frac{1}{3}$ tragen ſollten. In dieſem Jahre weigerte ſich der Stadtrath, ſo viel zu zahlen, ward aber den 4. Jan. dazu angewieſen. Noch ſpäter wurden Streitigkeiten hierüber geführt, wiewohl die frühere Beſtimmung blieb. Auch wurde in dieſem Jahre das auswendige obere Thor am Schlagbaum erbaut. Der Stadtgraben hinter der halben Stadt wurde ausgeführt.

Am 4. Dec. wurden 2 Diebe gehangen: der eine hatte den Pfarrer Heimlein in Walldorf ermordet.

In dieſem Jahre war ein ſehr harter Winter, der ſchon um Michaelis ſeinen Anfang nahm und bis nach Oſtern dauerte. Die Zwetſchen erfroren meiſtentheils an den Bäumen und mußten unter dem Schnee ausgeleſen werden. Im Herbſte war ein großer Nordſchein am Himmel.

1731.

---

*) S. ob. S. 21. Anm. u. S. 36.

1731.

Am 6. Febr. wurde ein neuer Galgen auf dem Hügel über dem Wege nach Ritſchenhauſen aufgerichtet, wobei dieſelben Ceremonien beobachtet wurden, wie im vorigen Jahre in Meiningen. Am 7. Febr. wurden drei beim Streifen eingefangene Diebe daran gehenkt.

Am 18. April in der Nacht wurden aus der hieſigen Gottesackerkirche die Leuchter und am 19. April zu Welkershauſen aus der Kirche das Altartuch, zinnerne Blumentöpfe, Vorhänge u. ſ. w. geſtohlen.

In dieſem Monat legte der Goldſchmidt Johann Matthäus Anthing ſeine Stelle als Viertelsmeiſter nieder. An dieſelbe trat der Nagelſchmidt Johann Georg Roth.

Am 8. Mai ward in dem Zinkiſchen Hauſe in der obern Marktgaſſe, wo der Kammerrath Meckbach, der Geizhals genannt, verſtorben war, ein bedeutender Diebſtahl verübt. Das baare Geld allein, was man vermißte, belief ſich auf 600 Rthlr. ohne die Wechſel und Obligationen. Es wurde nachgeforſcht, und man bekam Verdacht auf einen hieſigen Bürger. Er war öfters in dem Hauſe aus- und eingegangen und hatte ſich dann mit ſeiner Magd zu den Juden nach Walldorf begeben. Beide wurden bei der Rückkehr gefänglich eingezogen und geſtanden die That: die Magd hatte die Wechſelbriefe und Obligationen verbrannt. Auch noch ein anderer Bürger wurde in die Sache verwickelt, er hatte ſich am Abend in das Haus verſteckt, es ſeinem Mitgenoſſen eröffnet und das Geld in ſeinen Garten vergraben. Auch er wurde zu Arreſt gebracht, führte aber in den Schuhen ein Meſſer mit ſich, womit er ſich umbringen wollte, allein er wurde curirt. Beide erhielten im Dec. den Staupbeſen und wurden des Landes verwieſen.

Am 9. Mai wollte der Regierungsrath und Amtmann Grimm die Bürger nöthigen, bei dieſen Arreſtanten die Centwache zu thun. Da es aber nie geſchehen war, ſo weigerten ſie ſich beharrlich; auch der Stadtrath ſchlug ſich ins Mittel. Die drei zur Wache commandirten Bürger wurden auf die Schloßwache geſetzt, aber bald wieder losgegeben, ob man ſich gleich nicht fügte.

Am 13. Jun. berief der Stadtrath die Bürgerſchaft aufs Rathhaus und eröffnete derſelben, daß man ſich genöthigt ſehe, wegen der vom Amt der Bürgerſchaft angeſonnenen Cent-Galgen- und Delinquentenwache den Rechtsweg zu betreten. Daher ſollten ſämmtliche Bürger Handgelöbniß thun und aus ihrer Mitte zur Abwartung der Termine vier Syndici erwählen. Dieß geſchah: gewählt wurden die Tuchmacher Georg Rienecker, Juſtus Bühner, der Gürtler Wermuth und der Schneider Kaſpar Hartleb. Zur Beſtättigung derſelben gelobten die Bürger dem Bürgermeiſter Hönn vor dem Stadtrath an. Der Stadtrath und die

2.

Beglückt in allen Dingen iſt kein Sterblicher.

Euripides.

In ſeine ſchwarze Amtstracht gekleidet, ſtand mit ſtolzem Anſtand der Ober-Bierherr und Rathsmeiſter Erfurts, Heinrich Kellner, in der großen Familienſtube, und gab mit freundlichem Lächeln ſeiner Martha den geleerten Becher des Frühtrunkes, daß ſie ihn aufs neue mit würzigem Wein fülle. Sein Knabe, zwölf Jahre alt und nach des Vaters Vornamen genannt, hielt mit jugendlichem Wohlgefallen das lange Schwert in den Händen, das der Vater noch nicht umgegürtet. Eliſabeth ſaß mit ernſtſinnendem Geſicht am Fenſter, und oft entſtieg ihrer Bruſt ein unhörbarer Seufzer. Sie ſchlug die dunkeln Augen zu dem reinen Sommermorgenhimmel auf, damit die Thränen zurücktreten ſollten, die Verräther ihrer Gefühle zu werden

Syndici nahmen den Hofadvokat Meder als Sachwalter gegen das Amt und die Dorfſchaften an.*)

Am 11. Jul. wurde der Jäger des Kammerjunkers von Kotſchenbar auf die Schloßwache geſetzt, weil er dem Kammerjunker von Wangenheim eine Uhr entwendet hatte. Ob er gleich geſchloſſen war, entfloh er am 12. Jul. Abends, verſteckte ſich in dem alten Gebäude bei der Pagenſtube, ward gefunden, ſtach ſich mit einem Meſſer in den Leib, wurde aber ſogleich in den Thurm gebracht und von da ins Zuchthaus geliefert. Aber auch hier gieng er durch und ward nicht wieder geſehen.

In dieſem Jahre mußte jeder Bürger und Einwohner einen Viertel-Steuertermin zur Erbauung der Gottesackermauer geben. Ein neuer Pfeiler wurde an der obern Brücke von Grund aus aufgebaut, weshalb der durch dieſen Schwibbogen gehende Arm der Werra abgeſchlagen und verſchüttet werden mußte. Am Brauhauſe wurde der Dachſtuhl abgebrochen und von neuem gebaut, desgleichen wurde der Durchgang beim Brauhauſe überbaut, auch über der Pfanne ein Schlot aufgeführt. Die Ausführung des Stadtgrabens durch die Teichgräber, welche im vorigen Jahre begonnen war, wurde jetzt fertig.

Am 2. und 3. Okt. ließ ſich ein Nordſchein in Geſtalt eines weißen Regenbogens ſehen. Er ſtand über dem untern Theil der Stadt und ſeine Strahlen zogen ſich über die andere Hälfte derſelben. Es war ſo helle, wie beim Mondſchein.

Am 16. Nov. in der Nacht von 12 bis 3 Uhr erhob ſich ein furchtbarer Wind mit heftigen Stößen und verurſachte großen Schaden, warf die Ziegeln von den Dächern und riß Bäume aus der Erde.

Am 27. Nov. ſtarb der Bürgermeiſter **Hönn**. Er wurde in der Gottesackerkirche bei dem Altar begraben, nachdem die Leichenpredigt in der Stadtkirche vom Sup. Silchmüller, die Abdankung vom Inſpector Hanſt gehalten war.

1732.

Am 5. Februar wurde in dem Wittmanniſchen Hauſe auf dem Markte, wo der Kammerkommiſſär Brumhardt wohnte, ein bedeutender Diebſtahl an Kupfer, Meſſing, Zinn, Kleidern, Weißzeuge verübt. Die Diebe ſollten mit Feuerbränden im Hauſe herumgegangen ſeyn und auch Feuer im Holzſtall angelegt haben.

Am 21. April ſtarb der Tertius und Kantor **Werner**. Die Leichenpredigt wurde in der Stadtkirche vom Sup. Silchmüller gehalten. Die Schule wurde einſtweilen durch vier Kandidaten, Strauß, Spieß, Keßler und Hartmann verſehen.

---

*) S. unt. im J. 1736.

Am 10. Mai ſtarb der Rathsſenior, Kirchenprobſt und Organiſt Johann Nikolaus Meder.

Am 8. Jul. ſtürzte ein Kind des Tuchmachers Georg Kaſpar Gaſſert aus der Wiege und blieb todt, indem niemand dabei war, der Hülfe hätte leiſten können.

Am 19. Aug. Abends zwiſchen 5 und 6 Uhr kamen 930 Salzburgiſche Emigranten*) mit 80 Wagen von Römhild hier an. Es war ſchon zuvor eine gedruckte Verordnung über ihren Empfang und die gottesdienſtliche Feier dabei erſchienen. Sobald man erfuhr, daß ſie in Maßfeld angelangt wären, wurde mit der großen Glocke geläutet. Der Stadtrath und die Bürgerſchaft begaben ſich in Mänteln aufs Rathhaus; das geiſtliche Miniſterium, die Lehrer, die Kandidaten, die Schul- und Waiſenkinder in die Kirche, und zogen den Emigranten in Proceſſion bis auf die Bauwieſe entgegen. Hier wurden ſie durch eine Anrede des Sup. Silchmüller bewillkommt und dann in Proceſſion, unter Läutung aller Glocken und Abſingung der Lieder: Wo Gott der Herr nicht ꝛc. Wär Gott nicht ꝛc. bis in den Schloßhof geführt. Dort verſammelten ſie ſich in einen Kreis, eingeſchloſſen vom Rath und von der Bürgerſchaft. Der Sup. Silchmüller hielt von der Treppe, die nach der Schloßkirche führt, auf welcher zu beiden Seiten die Lehrer und Kandidaten ſtanden, in Gegenwart der Herrſchaft eine umſtändlichere Rede und beſchloß ſie mit dem Gebete um Erhaltung der Kirche und reinen Lehre. Darauf folgte das Lied: Erhalt uns Herr ꝛc., der Segen und das Lied: Nun danket Alle ꝛc. Die Emigranten wurden einquartirt und überall freudig aufgenommen. Die Bürger drängten ſich nach dieſer Einquartierung: jeder ſuchte ſo herzlich wie möglich die um ihres Glaubens willen Verfolgten zu bewirthen. Am 20. Aug. wurde dreimal geläutet, ſodann wurden die Emigranten in die Kirche geführt, wo ſie ihre Plätze um den Altar, den Taufſtein und in den Weiberſtänden erhielten. In Gegenwart der Herrſchaft und unbeſchreiblich vieler Zuhörer wurde der Gottesdienſt auf folgende Weiſe gehalten: 1) Geſang der Lieder: Kyrie ꝛc. O Herre Gott dein göttlich ꝛc. 2) Predigt des Sup. Silchmüller über Matth. 2, 15., (unter der Predigt wurde geſungen: Ein feſte Burg ꝛc.) 3) Geſang des Liedes: Erhalt uns Herr ꝛc. 4) Collecte, Segen und Beſchluß. Nachmittags wurde eine Betſtunde gehalten, in welcher der Diakonus Walch mit den Emigranten über ihre Erkenntniß der evangeliſchen Wahrheit katechiſirte. Der Ambroſianiſche Lobgeſang beſchloß den Gottesdienſt. Am Donnerſtag, den 21. Aug. wurden ſie in Proceſſion wieder in den Schloßhof geführt und nach einer Abſchiedsrede vom Sup. Silchmüller mit Gebet eingeſegnet. Sie erhielten vom Rath ein Viaticum von 700 fl. und wurden mit Geläut und Geſang der Lieder: Nun lob mein Seel

---

*) Sie waren bekanntlich um der Religion willen aus ihrem Vaterlande vertrieben und wurden in Preußen aufgenommen.

Seel ꝛc. Wer nur den lieben Gott ꝛc. Befiehl du deine ꝛc. von den Schulen, den Geiſtlichen, den Kandidaten, dem Rathe und der Bürgerſchaft bis auf den untern Raſen begleitet, auch mit Vorſpannpferden der Unterthanen durch die hieſigen Lande frei transportirt. Die einzelnen Hauswirthe gaben ihren Gäſten Bücher, Kleider, Geld. Auch die Juden reichten dieſen Emigranten ein Viaticum und erinnerten ſich des Auszugs ihrer Väter aus Aegypten. Eben ſo gieng es mit einer andern Abtheilung von 1100 Emigranten, die am 4. Sept. ankamen, am 5. einem großen Bußtage beiwohnten und am 6. abzogen. Der Diakonus Walch hielt hierbei die Abſchiedsrede in dem Schloßhofe.*) Jeder Emigrant erhielt 4 Bz. auf den Weg.

Am 31. Dec. wurde die Oberhofmeiſterin von Berkhorn Abends um 9 Uhr in der Stadtkirche begraben. Sie liegt neben ihrer 1730 verſtorbenen Tochter begraben, bei dem ſogenannten Straußiſchen Stand an der ſüdlichen Kirchthür. Für jedes Grab wurden 50 Rthlr. zur Kirche bezahlt. Der Trauerwagen war mit 6 Pferden beſpannt, 80 Fackeln begleiteten den Zug.

1733.

Am 3. Jan. bekam der Landknecht Weigand den Staupbeſen, weil er mit den auf dem Thurme ſitzenden Arreſtanten durchgegangen war. Er wurde hierauf des Landes verwieſen.

Am 9. Febr. bekam der ſogenannte Heringsfreſſer, ein ruchloſer Menſch aus Oberkatz, den Staupbeſen, wurde aber ſodann wieder zu Arreſt gebracht.

Im April kam durch Unvorſichtigkeit eines Fuhrmanns im Gartenwirthshauſe Feuer aus. Das Seitengebäude brannte ab.

Am 24. April erhieng ſich eine bejahrte hieſige Weibsperſon. Nach Erlegung von 200 fl. frk. wurde die Beerdigung auf dem Gottesacker geſtattet. Die Leiche mußte aber über die Mauer hinein gebracht und an einen abgeſonderten Ort begraben werden.

Eod. ſtarb hier der Geheimerath, Oberhofmeiſter bei der hinterlaſſenen Wittwe Herzog Ernſt Ludwigs und Amtshauptmann zu Römhild Adolph Ernſt von Diemar. Die Leiche wurde Mitternachts am 26. April auf einem Trauerwagen nach Walldorf gebracht und am 27. daſelbſt in dem Diemariſchen Erbbegräbniß beigeſetzt.

Am 28. April brannte das Schloß Altenſtein und ein großer Theil des Orts Steinbach ab. Das Feuer war angelegt. S. Walch's Beſchr. d. Meining. L. S. 260.

---

*) Dieſe Nachrichten nebſt den dabei gehaltenen Predigten und Reden ſind gedruckt in Gilchmüllers Salzburgiſchem Denkmal. Meiningen. 1732.

Am 13. Mai wurde ein Mädchen von 14 Jahren, Anna Barbara Geiß, die beim Trompeter Baumbach diente, beim Wäſchemangen von der auf ſie herabſtürzenden Mange getödtet.

Im Mai wurde der große Glocken-Stuhl durch den Zimmermann Gorr neu aufgebaut.

Am 18. Jul. war der Geburtstag des Prinzen Karl Friedrich, des einzigen noch lebenden Prinzen Ernſt Ludwig'ſcher Linie. Er hatte bisher unter Obervormundſchaft geſtanden und trat mit dieſem Tage ſeine Majorennität an.

Am 2. Okt. wurde ein von Holz verfertigtes Männlein über den Uhrzeiger an der Stadtkirche angebracht, welches die Stunden mit Schlagung eines Arms, die Viertelſtunden mit Bewegung des Kopfs, mit Auf- und Zuthun des Mundes anmeldete.

Am 3. Nov. marſchirten 2 Kompagnien Soldaten, die vom Herzoge von Gotha auf kaiſerlichen Fuß geworben waren, hier vorbei.

Am 4. Nov. wurde ein neuer Sonnenzeiger am Rathhauſe angebracht.

Am 5. Nov. wurde durch den Hofwagner Schabacker im Still eine große Buche umgehauen. Die jüngſte Tochter deſſelben, welche bei ihm war, wollte auf den Ruf ihres Vaters beim Falle des Baums ausweichen, ſtürzte im Laufen auf die Erde und ward erſchlagen.

Am 25. Nov. ſtarb der Inſpector des Lyceums, M. Joh. Chriſtoph Hanft. Die Leichenpredigt ward Sonntags darauf in der Stadtkirche gehalten.

Am 11. Dec. marſchirte das hieſige Fränkiſche Kreiscontingent nebſt dem dazu gehörigen Schleuſingiſchen Antheil unter dem Hauptmann von Ferntheil und dem Fähndrich von Wangenheim an den Rhein.

Am 23. Dec. wurde der bisherige Rector M. Chriſtoph Albrecht Erk als Inſpector, der Candidat Juſtus Jakob Spieß als Rector, der Candidat Johann Conrad Hartmann als Kantor und Tertius im Lyceum eingeführt, nachdem Sonntags zuvor letzterer als Kantor ſeine Probe in der Kirche abgelegt hatte.

In dieſem Jahre wurde auf der Maßfelder Straße die Brücke über das Marktwaſſer am Steinwege neu erbaut, desgleichen die Brücke am Wehr über das Marktwaſſer in der Allee.

1734.

Am 14. Jan. fand zwiſchen drei jungen Leuten am Abend eine Schlägerei ſtatt. Der eine, ein Koch beim Oberhofmarſchall von Altenſtein, hieb dem andern über die Hand, dem dritten ein Stück vom Backen, vom Mund und vom Kinn ab, welches man am Morgen beim Stadtbrauhaus fand. Der Koch wurde zu

Ar-

Arreſt auf den Thurm gebracht, kam aber wieder los, als der Verwundete, an deſſen Aufkommen man anfangs zweifelte, wieder geheilt war.

Am 25. Jan. wurde eine Haupt-Landmuſterung allhier gehalten, wozu gegen 30 junge Bürger gezogen wurden. Auch die ſogenannten Guldiener blieben nicht befreit. Sie wurden zur Landesdefenſion ausgehoben.

Am 8. Febr. brannte es in einem Schweinſtall am Hauſe der Wittwe des Fürſtl. Mundkochs Hubertus Licob beim Schloß. Das Feuer ſollte angelegt ſeyn. Tags darauf fand man wieder Feuer in dieſem Stall, wie auch an dem darauf folgenden brennbare Materialien in eine Kammer dieſes Hauſes geworfen wurden. Der Thäter wurde trotz aller Nachforſchungen nicht entdeckt.

Am 28. März wurde der Kammerjunker und Landkammerrath von Rawiſſl in der Stadtkirche begraben bei der Thüre, wo das Marienbild befindlich iſt.

Am 19. Mai wurde die von dem Glockengießer Johann Joſeph Kißner neu verfertigte große Feuerſpritze auf dem Markte probirt und gut befunden.

Am 27. Mai ſtarb der einflußreiche Geheimeraths-director und Präſident ſämmtlicher Collegien, Freiherr von Wolzogen, und wurde in ſeinem Erbbegräbniß zu Mühlfeld beigeſetzt. S. über ihn Weinrichs K. u. Sch. St. S. 647 ff.

In dieſem Jahre wurde an der Schloßmühle reparirt.

1735.

Am 20. Jan. ſtarb der Kammerrath Bernhard Wilhelm Mattenberg an einem Schlagfluß und wurde am 23ſten Abends in der Stille in das von ihm beſtellte Begräbniß an der Mauer beerdigt. Er war ein Sohn des 1726 verſtorbenen Bürgermeiſters Andreas Mattenberg, geb. 30. Sept. 1678, und hat ſich ſehr verdient gemacht durch ſeine anſehnliche, aus mehr als 16 Bänden beſtehende Sammlung von Receſſen, Verträgen, Geſetzen u. dgl., welche für die vaterländiſche Geſchichte von großer Wichtigkeit iſt und bei Herzogl. Kammer aufbewahrt wird.

Am 6. Febr. wurde der Landſchaftsrath Reichard in der Stadtkirche bei der großen Kirchthüre begraben.

Am 23. April ſtarb der Kaufmann und Bürgermeiſter Ernſt Ludwig Hübner, welcher mit ſeiner Frau Anna Maria geb. Hübner ſich durch eine anſehnliche milde Stiftung von 3300 fl. rhn. um ſeine Vaterſtadt ſehr verdient gemacht hat. Er war am 11. Febr. 1682 geboren und ein Sohn des Kaufmanns und Senators Andreas Hübner; ſeine Mutter war Katharina Eliſabeth geb. Koch. Schon am 12. Dec. 1724 errichteten beide Eheleute, die in kinderloſer Ehe lebten, ein Teſtament, in welchem ſie von ihrem beiderſeitigen Vermögen ein Kapital von 2500 fl. rhn. ausſetzten, nämlich 250 fl. für die Geiſtlichen, 125 fl. für das Waiſenhaus, 125 fl. für das Hoſpital, 2000 fl. für Hausarme, Brandbeſchädigte, Lahme, wobei Perſonen aus der Hübneriſch-Kochiſchen und Hübneriſch-Schottiſchen Familie vor andern bedacht werden. Die Zinſen ſollen vertheilt werden an dem Tage, wo das letzte der beiden Ehegatten ſtirbt, mit Erinnerung an die Stifter.*) Hierzu fügte Hübner aus eignen Mitteln 300 fl. rhn. zu einem Bücherlegate am 17. Dec. 1732, ſo wie beide Eheleute am 23. Febr. 1735 noch 500 fl. für die Lehrer der hieſigen lateiniſchen und deutſchen Schule ausſetzten. Die ganze Stiftung ſteht unter der Adminiſtration eines der nächſten Verwandten aus der beiderſeitigen Familie, welcher die Zinſen von 300 fl. für ſeine Bemühung bezieht: das geiſtliche Untergericht der Stadt führt die Aufſicht. Mit dem Jahre 1745, wo Hübners Ehefrau ſtarb (ſ. unt.) trat die Stiftung ins Leben. Vgl. Erk's Schulprogr. 1747. S. 2 ff.

Am 10. Mai wurde eine Kindesmörderin aus Waſungen auf dem hieſigen Markte hingerichtet und durch die Nachtwächter auf dem Gottesacker begraben.

Am 23. Mai wurden die vom Inſpector Erk verfertigten und vom Conſiſtorium confirmirten Geſetze der Currentſchüler publicirt.

Am 28. Mai ſtarb der Sekretär Euſebius Emanuel Krebs, ein Enkel des 1684 verſtorbenen erſten hieſigen Hofpredigers und ſtiftete ein Legat von 900 fl. rhn., wovon die Zinſen zur Beſoldung des geiſtlichen Miniſteriums und der Lehrer des Lyceums kommen ſollen. Jeder der 3 Geiſtlichen erhält 12 fl., jeder der 6 Klaſſenlehrer 3 fl. Das Legat wird am 1. Mai vertheilt.

In dieſem Jahre wurde das große Stück Stadtmauer bei der obern Kaplanei verfertigt.

Am 27. Sept. wurden die bereits vorhandenen, aber verbeſſerten und vermehrten Geſetze der Chorſchüler vom Conſiſtorium confirmirt.

Am 27. Dec. kamen 4 Kompagnieen Gothaiſche und Weimariſche Truppen, die in Italien in kaiſerlichem Sold geſtanden hatten, zurück. Sie hatten den ihnen anbefohlenen Weg eigenmächtig verlaſſen, im Würzburgiſchen ſich Lager und Quartier bezahlen laſſen und wollten ſich in Oberkatz, Oepfershauſen, Stepfershauſen und Herpf mit Gewalt einlagern. Auf Befehl verfügte ſich der Obriſt von Ilten mit der geſammten Landmiliz des engen und weiten Ausſchuſſes in die genannten Dörfer und vertrieb ſie mit Gewalt. Auf Bitten wurde ihnen zuletzt geſtattet, ſich vor den Dörfern zu lagern; ſie mußten aber Alles, was ſie brauchten, bezahlen.

1736.

---

*) Beide Eheleute ſtarben (wiewohl in verſchiedenen Jahren) am Sonnabend vor Miſericordias Domini und an dieſem Tage werden jährlich die Zinſen ausgetheilt. Der jetzige Adminiſtrator iſt Herr Chriſtian Bernhard Schröder.

1 7 3 6.

Im Auguſt wurde der ſogenannte Steinweg wieder mit Kies und Steinen ausgefüllt und in einen brauchbaren Stand geſetzt. Die Unterthanen der Aemter Meiningen und Maßfeld mußten dabei 8 Tage lang frohnen: täglich ſollten 20 Wagen, jeder Wagen 2mal Steine und 2mal Kies fahren.

Am 8. Nov. erſchienen die Viertelsmeiſter Franz, Amthor, Roth und Marſchall vor der Regierung und baten, daß nach der Vorſchrift des Receſſes zwiſchen Rath und Bürgerſchaft der jedesmalige rechnungsführende Bürgermeiſter (damals trat Strauß ſein Amt als ſolcher an) 1000 fl. fränk. Caution ſtellen möchte. Zugleich baten ſie, daß die Einkünfte von der Niederlage des Bauholzes auf dem untern Raſen nicht mehr den Bürgermeiſtern zu gut kommen, ſondern in die Rechnung gebracht werden möchten, worauf auch durch ein höchſtes Reſcript von Friedrich Wilhelm und Anton Ulrich dieſer Vorſchlag genehmigt wurde. Der Landſchaftsroth Johann Jakob Meder, wurde Oberbürgermeiſter. Die übrigen Bürgermeiſter waren: Strauß, Kreß, Gatzert.

In dieſem Jahre wurde das neu erbaute Kirchlein zu Grub bei Themar eingeweiht.

1 7 3 7.

Da der Archidiakonus Erk ein ſehr bejahrter Mann war, der ſein Amt wegen Schwächlichkeit oft nicht mehr verrichten konnte, ſo daß Leichenpredigten, Betſtunden ꝛc. häufig ausgeſetzt werden mußten, ſo beſchloß man einen Collaborator anzuſtellen. Man berief dazu den Pfarrer Ernſt David Nattermann aus Oberellen, welcher einſtweilen aus der Grimmenthalskaſſe 60 fl. fränk. und aus der Rathskaſſe 40 fl. fränk. als vorläufige Beſoldung, zugleich aber die Anwartſchaft auf das Diakonat erhielt, wenn daſſelbe erledigt werden ſollte.

Im Jun. mußte von der Bürgerſchaft ein einfacher Steuertermin als Anlage gegeben werden, zur Beſtreitung der Transportkoſten beim Anzug deſſelben.

Am 11. Aug. ſtarb der Conſiſtorialaſſeſſor und Archidiakonus Johann Martin Erk in ſeinem 73ſten Lebensjahre. Er war am 5. Febr. 1665 hier geboren, wurde 1695 Hofcollaborator, noch in demſelben Jahre Diakonus an der Stadtkirche, 1711 Archidiakonus, 1722 auch Conſiſtorialaſſeſſor. Am 13. Aug. wurde er in der Stadtkirche neben dem Pulte nach der Sakriſtei zu begraben. Sein Bildniß hängt in der Kirche.

Das im J. 1719 errichtete Armenkollegium (ſ. ob. S. 77) war durch den Tod der Mitglieder deſſelben allmählig eingegangen. Niemand bekümmerte ſich um die Armenanſtalten und da ohnehin viele Stellen wegen der Streitigkeiten zwi-

zwiſchen den gemeinſchaftlich regierenden Herzogen Friedrich Wilhelm und Anton Ulrich nicht beſetzt waren, ſo fanden manche Unordnungen ſtatt. Die Landſchaft zog eigenmächtig ihre Beiträge zurück, obgleich dieſelben auf Reichs= Kreis= und Landtagsbeſchlüſſen beruhten, die Einſammlung in der Stadt trug täglich weniger; ſie belief ſich im J. 1736 nur noch auf 28 rthlr. In dieſem Jahre ward wieder eine beſondere Commiſſion ad pias causas errichtet, um die vereinigten Anſtalten der Almoſenkaſſe, des Waiſen= und Zuchthauſes in Ordnung zu bringen. Sie beſtand aus dem Regierungsrathe Jak. Zink, dem Conſiſtorialrathe J. Chr. Zink, dem Kammerrath Vey, dem Landſchaftsrath und Oberbürgermeiſter Meder. Dieſer hatte zuletzt faſt allein die Leitung, da die andern Mitglieder ſtarben oder davon abgiengen. Anfangs wurde eine beſſere Ordnung eingeführt, da aber die Landſchaft wenig Theilnahme zeigte und das Zuchthaus das meiſte koſtete, ſo daß die andern Kaſſen immer Vorſchüſſe machen mußten, ſo wurde der Zuſtand der Sachen wieder ſchlechter.

1738.

Der bisherige Diakonus Fr. W. Walch wurde zum Archidiakonus ernannt, der Collaborator Rattermann zum Diakonus.

1739.

Am 28. Febr. hielten 2 Lyceiſten, Söhne des Hofraths v. Hahn, auf dem Rathhauſe Reden zur Feier des Geburtstags des Herzogs Friedrich Wilhelm, welcher ſelbſt anweſend war.

Am 13. Mai ſtarb die Prinzeſſin Eleonore Friederike (geb. 2. März 1683) Kanoniſſin zu Gandersheim. Es wurde wie gewöhnlich Trauer angeordnet und von den Ständen im Jun. eine halbe Trauerſteuer bewilligt.

Am 7. und 8. Sept. wurde die Grenze auf die gewöhnliche Weiſe von Stadtrath, Bürgerſchaft und dazu erforderten Schulknaben umzogen.

Am 28. Okt. ſtarb Fr. Anna Katharina Henneberg, Wittwe des Walkmüllers Georg Henneberg und ſtiftete 50 fl. frk. zu einem Hufeiſenlegate für die Mädchenſchule.

1740.

Das Jahr fieng mit großer Kälte an, welche am 6. Jan. aufs höchſte ſtieg. Am 7. Jan. ſah man einen Nordſchein.

Am 8. Febr. machte der Landſchaftsſekretär Höpping ſein Teſtament und in demſelben eine beträchtliche Stiftung. S. d. Weitere unten im J. 1747.

Bei dem am 20. Okt. erfolgten Tode des Kaiſers Karl 6 wurde auf 6 Wochen Trauer angeordnet.

Es gab ſo viele Zwetſchen, daß die Bäume alle unterſtützt werden mußten. Die meiſten erfroren aber, weil die Kälte ſo bald eintrat, und konnten nur zum Viehfutter oder zum Branntweinbrennen gebraucht werden.

Am Thomastage erhob ſich ein heftiger Wind, welcher überall den größten Schaden that und die ſtärkſten Bäume entwurzelte. Aus ganz Deutſchland hörte man gleiche Nachrichten.

Der Winter nahm ſchon im Oktober hart ſeinen Anfang. Die Kälte dauerte mit dem Schnee den November und December hindurch. Sie verurſachte großen Schaden, das Holz wurde theuer. Seit langer Zeit hatte man keinen ſolchen Winter erlebt.

1741.

Am 5. und 6. Jan. war die Kälte aufs höchſte geſtiegen. Die Mühlen waren zugefroren und es konnte nicht wohl gemahlen werden.

In dieſem Jahre wurden auf dem durch den Maurermeiſter Konrad Schaubach aufgeführten und jetzt vollendeten obern Thore durch den Hofbildhauer Baſtheimer Statuen angebracht.

Am 31. Mai ſtarb der Bürgermeiſter **Joh. Philipp Gatzert** in ſeinem 83ſten Jahre. Bürgermeiſter wurde der Senator **Rauſchardt**.

Am 17. Okt. ſtürzte ſich eine hieſige Bürgerstochter in die Werra, wurde erſt am 10. Nov. bei dem Armenhauſe durch Flößer gefunden und durch die Nachtwächter auf dem Gottesacker begraben.

1742.

Das neue Jahr fieng mit heftiger Kälte an, welche den ganzen Januar hindurch anhielt.

Durch das Reichsvikariat zu Dresden war dem Herzoge **Friedrich Wilhelm** verwilligt worden, einen Landtag zu halten. Die Stände fanden ſich am 18. Jan. ein: der Gottesdienſt ward in dem Privatkirchenzimmer des Herzogs gehalten. Hierauf wurden die Propoſitionen eröffnet; die Seſſionen ſollten in einem Zimmer des Schloſſes ſtatt finden. Allein Herzog **Anton Ulrich**, welcher ſeit 1727 völliger Mitregent war, und deſſen Bewilligung man nicht dazu erfordert hatte, wendete ſich deshalb an den Kaiſer und wirkte eine Verfügung aus, durch welche die ganze Sache vereitelt und aufgehoben wurde. Gleichwohl wurde unterm 23. Januar 1742 ein Landtagsabſchied in 19 Artikeln publicirt.

Am 5. und 6. Febr. fiel ein ſo großer Schnee, daß man kaum in der Stadt fortkommen konnte.

Im März war ein Komet ſichtbar.

Am 13. März wurde das von J. G. Hensling geſtiftete Convict eröffnet.*) Schon 1730 war die neue Klaſſe nebſt der neuen Lehrerſtelle nach dem Willen des Stifters begründet worden; jetzt wurden, nachdem alle Hinderniſſe beſeitigt waren, 6 Lyceiſten als Convictoriſten feierlich eingeführt, um in dem Henſlingiſchen Hauſe Wohnung, Heizung und Verköſtigung zu genießen und unter der Aufſicht des Rectors zu arbeiten. Der Inſpector Erk ſchrieb ein Programm, um zu dieſer Feier einzuladen. Zwei Lyceiſten hielten Reden: Johann Friedrich Schütz de ortu et progressu scholae Meiningensis und Johann Heinrich Gerſtung de incrementis scholae Meiningensis. Hierauf verfügten ſich der Conſiſtorialrath Zink, der Superintendent Silchmüller und der Landſchaftsrath Meder, als Adminiſtrator, in die Wohnſtube und in das Schlafzimmer der Convictoriſten, riefen ſodann die 6 Stipendiaten Schröter, Hörning, Scharfenberg, Gorr, Richter und Koch herbei, eröffneten ihnen im Beiſeyn des Inſpectors Erk und des Rectors Spieß das deshalb ergangene Conſiſtorialreſcript und forderten ſie zum Dank, zum Gehorſam gegen die Geſetze auf, welche durch den Rector Spieß vorgeleſen wurden. Sie gelobten hierauf an: der Sup. Silchmüller beſchloß die Feierlichkeit mit Segenswünſchen für die wohlthätige Anſtalt. Es war inzwiſchen Mittag geworden und die Convictoriſten ſpeiſten zum erſtenmal zuſammen.

In dieſem Monat kam in der Unterkaplanei-Gaſſe im Hauſe des Schuhmachers J. Michael Roth Feuer aus. Schon fieng eine Wand des daran ſtoßenden Poſthauſes **) an zu brennen. Da es aber wegen Nähe des Marktwaſſers nicht an Waſſer fehlte, ſo wurde es bald gelöſcht.

Am 6. April marſchirten die hieſigen Soldaten nebſt dem engen Ausſchuß nach Neuſtadt an der Haide, welches von S. Coburg beſetzt worden war. ***) Am 8ten mußten noch 2 unterländiſche Ausſchußkompagnieen dahin marſchiren. Am 10ten kamen ſie alle zurück, indem ſie von den Soldaten zu Neuſtadt mit ſiedendem Waſſer beſchüttet und von den Weibern von der Stadtmauer aus mit Steinen geworfen waren, ſo daß viele bleſſirt wurden. Das Schießen war verboten.

---

*) S. eb. S. 80. u. S. 93.

**) jetzt das Müllerische am Markte.

***) Die Streitigkeiten über den Beſitz der Coburgiſchen Lande wurden 1735 dahin entſchieden, daß das Haus S. Saalfeld Stadt und Amt Coburg nebſt Mönchröden, das Haus S. Meiningen das Amt Sonneberg und das Gericht Neuhaus erhalten ſollte. Das Gericht Neuſtadt nahm S. Saalfeld kurz vor der Ueberweiſung als zum Amte Coburg gehörig in Anſpruch. Es wurde demſelben 1742 zugeſprochen, dem Hauſe S. Meiningen aber die Ausführung ſeines Rechts vorbehalten. Es wurden auch ſpäter viele Verhandlungen hierüber geführt. S. Walchs Beſchr. d. M. L. S. 63 ff. Bei der nach dem Ausſterben des Hauſes S. Gotha erfolgten Theilung wurden dieſe Streitigkeiten verglichen.

drohten. Die Mutter waltete geſchäftig, für ihre Lieben beſorgt, und trat, als ſie ihres Mannes Becher wieder gefüllt hatte, zum Fenſter, durch das man in den Garten ſchauen konnte, und durch welches die Strahlen der Frühſonne gar freundlich hereinfielen. Herr Kellner aber ſchritt auf und ab in dem geräumigen Zimmer, ernſt und ſchweigend, und bisweilen den Becher an die Lippen führend. Seine Blicke ruhten bald mit Wohlgefallen auf dem ſchönen, blondgelockten Knaben, bald auf der holden Geſtalt Eliſabeths, glitten dann auf die Mutter, und weilten lange auf der ſtillen milden Frau, und ſeine Gedanken ergingen ſich in den Blüthenfeldern ſchöner Erinnerungen. Dann überflog ſeine Stirne wieder ein trüber Schatten, ſein Geſicht nahm einen zornigen Ausdruck an, die Blicke flammten, und die Rechte ballte ſich krampfhaft zuſammen. Aber er bekämpfte die bittre Empfindung, die in ſeinem Gemüth aufzulodern ſchien, und legte wehmüthig die Hand auf das Lockenhaupt ſeines Heinrich. Da ging die Thür auf, und Balthaſar, der Bruder Kellners, der im Hauſe wohnte, trat, Am 9. Mai kam der Apotheker Stöging in Arreſt, weil er beſchuldigt wurde, falſches Geld gemünzt zu haben. Da man aber keine Schuld an ihm fand, wurde er wieder frei gegeben.

Am 16. Jul. wurden die hieſigen Soldaten von der Wache abgelöſt und marſchirten am 20ſten zum Regiment des Fränkiſchen Kreiſes nach Nürnberg ab.

Am 13. Auguſt wurde auf dem obern Raſen ein freies Scheibenſchießen gehalten.

Im Aug. und Sept. wüthete eine heftige Seuche, unter dem Schaaf- und Rindvieh. Kein Jude durfte deshalb durchs Meininger Land mit Vieh handeln oder Vieh verkaufen, ſonſt ſollte daſſelbe ſogleich vom Schinder todtgeſchlagen und vergraben, er ſelbſt aber an Haab' und Gut, Leib und Leben geſtraft werden. Eine Frau zu Walldorf, welche in ihrem Stalle wegen der Seuche räucherte, hatte am 6. Sept. die Kohlen in demſelben ſtehen laſſen und war aufs Feld gegangen. Dadurch brach früh um 8 Uhr Feuer aus, welches mit Gewalt um ſich griff, ſo daß bis Abends 6 Uhr trotz aller Anſtrengung 75 Gebäude niedergebrannt waren. Der obere Theil des Dorfs, Kirche, Schule und die adlichen Schlöſſer wurden gerettet. Die große Meininger Sprütze wurde dabei zerbrochen.

Im Sept. wurde eine Extra-Steuer zu Transportirung des Flößholzes auf der Achſe von Wernshauſen bis nach Salzungen erhoben, da man Heſſiſcher Seits das Flößen nicht geſtatten wollte.

Am 11. Sept. ſtarb der 84jährige Conrector Johann Philipp Nagel und wurde am 13ten begraben. Er war 44 Jahre im Dienſte geweſen. Seit 1736 war er mit vollem Gehalte in Ruhe geſetzt und hatte einen Subſtituten, Joh. Chriſt. Jakobi, der ihm nun im Amte nachfolgte.

Am 20. Nov. wurde die neu erbaute Kirche zu Dingsleben eingeweiht.

Am 3. Dec. brannte eine Scheune zu Maßfeld ab.

1743.

Am 13. Jan. wurde die Werra bei anhaltendem Thauwetter ſehr groß. Die Eisſchollen thaten an Brücken und Mühlen vielen Schaden.

Am 28. März ſtarb Herzog Karl Friedrich (geb. am 18. Jul. 1712) und mit ihm erloſch die Linie Ernſt Ludwigs. Nach gehaltener Trauerrede wurde die Leiche in die Gruft unter der Schloßkirche beigeſetzt. Bei der Landtrauer hörte, wie gewöhnlich, in der Kirche, in den Häuſern und auf den Straßen die Muſik auf.

Am 9. April wurde die Werra ſo groß, daß ſie übergieng.

Am 10. April kam die verwittwete Herzogin Eliſabeth Sophie von Römhild, wo ſie ihren Wittwenſitz hatte, hier an.

Am 3. Jun. ſtarb der Hofrath Joh. Jakob Zink, und wurde am 5ten darauf in dem Zinkiſchen Begräbniß auf dem Gottesacker beigeſetzt, nachdem zuvor

vor eine Parentation gehalten war. Er war ein Sohn des Leibmedikus und Oberbürgermeiſters G. Chr. Zink.

Am 8. Jul. mußte ein fremder Junge, welcher in verſchiedenen Gärten geſtohlen hatte, durch den Saak ins Waſſer ſpringen. *)

Am 19. Jul. kam das hieſige Fränkiſche Kreiscontingent zu Fuß von Nürnberg wieder zurück und bezog Tags darauf wieder die Wache im Schloß.

Am 1. Aug. wurde die alte Schuſteriſche Apotheke auf der Kapelle eingeriſſen und ein neues Haus durch den Regierungsſekretär G. E. Heim zu bauen angefangen. **)

Eod. Abends um 9 Uhr entſtand ein außerordentlich heftiges Gewitter mit gewaltigem Winde. Ein Soldat, welcher im Gartenwirthshauſe die Baßgeige geſpielt hatte, gieng mit derſelben, etwas betrunken, den Bleichgraben hinauf nach der Kaſerne, ſtürzte ins Waſſer und wurde Tags darauf bei der untern Mühle gefunden.

Am 3. Aug. wollte ſich eine hieſige Frau im Graben der untern Mühle bei den Werkſtätten der Weißgerber erſäufen, wurde aber herausgezogen und errettet.

Am 9. Okt. kam Herzog Ernſt Auguſt von Weimar nach der Zillbach und hatte außer den Kutſchen und Bagagewagen 180 Pferde bei ſich.

Am 18. Nov. marſchirten Heſſiſche Truppen durch die Stadt.

Am 25. Dec. fieng es an zu ſchneien, worauf Kälte eintrat, welche bis Petri 1744 dauerte.

In dieſem Jahre wurde der Steinweg vor dem untern Thore nach dem Gartenwirthshauſe zu angelegt.

1744.

Am 4. Jan. früh 7 Uhr blitzte es ſtark, worauf ein ſtarker Donnerſchlag erfolgte.

Am 5. Jan. brannte es im Schloß, doch wurde das Feuer bald gelöſcht.

Vom 8. bis 10. Jan. war ſtarke Kälte, worauf großer Schnee fiel. Zwiſchen Henfſtädt und Leutersdorf erfror ein Mann, bei Kaltennordheim eine Frau.

Um dieſe Zeit war ein Komet ſichtbar mit langem Schweife gleich den Sonnenſtrahlen.

Am Tage der Bekehrung Pauli fiel der Dank- und Bettag, an welchem 200 Jahre zuvor im Hennebergiſchen die Reformation eingeführt war. Im Jahre 1644 konnte das Feſt in Meiningen nicht begangen werden, weil die Stadt von den

---

*) In Anſehung dieſer Strafe (ſ. S. 38) iſt zu bemerken, daß ſie ſchon in den Statuten, auch in der Gothaiſchen Landesordnung vorkommt, wo ſie die Schöppung ins Waſſer genannt wird.

**) Das Haus, welches jetzt dem Hrn. Sen. Amther gehört.

den Kaiſerlichen belagert wurde*), ob es gleich in den übrigen Orten der Grafſchaft gefeiert ward. Es wurde von hier aus mit allen fürſtlichen Theilhabern der Grafſchaft Henneberg communicirt und gemeinſchaftlich beſchloſſen, am 26. Jan., als am Sonntage Septuageſimä einen Dank- und Bettag zu halten; hierzu wurde ein beſonderes Directorium gedruckt. Der Stadtrath ließ 10 fl. frk. durch den Inſpector im Beiſeyn des älteſten Viertelsmeiſters, J. K. Franz, austheilen. Jeder Schüler erhielt einen Schilling, jeder Beiläufer einen Dreier. Früh um 3 Uhr wurde das Feſt mit allen Glocken eingeläutet, um 6 Uhr bließen die Muſikanten vom Thurm. Beim Ausläuten zog die Schule mit den Lehrern durch die große Kirchthüre in die Kirche. Der Sup. Silchmüller predigte über Jerem. 15, 16. Vor dem V. U. wurde geſungen: Eine feſte Burg 2c., nach der Predigt das Tedeum. Mittags ſang das Chor, unterſtützt von den Muſikanten, auf dem Thurme. Der Stadtrath ſchickte den Geiſtlichen hierauf einen Trunk Wein. Nachmittags predigte der Diakonus Nattermann über Pſ. 67. Am Abend wurde die Feier mit Muſik und Geſang auf dem Thurme beſchloſſen.

Am 5. Febr. ſtarb die Ehefrau des Kanzliſten Bahn. Sie hatte zu ihrem Begräbniß ein großes, noch vorhandenes, Kreuz verfertigen laſſen und daſſelbe in die Stadtkirche zum Gebrauch bei Leichen geſtiftet, wofür allemal 20 Xr. gezahlt werden ſollten.

Am 14. Febr. wurde in der Nacht ein Diebſtahl im Gartenwirthshaus verübt.

Am 18. Febr. kamen 10, dem Herzog Anton Ulrich gehörige, beladene Bagagewagen von Wien an.

Am 19. Febr. thaute es etwas. Das Marktwaſſer war bisher ſo feſt zugefroren, daß die Kinder mit Schlitten darauf fuhren.

Am 25. Febr. wurden die hieſigen Küraſſiere abgedankt.

Am 3. und 4. März ſchwoll die Werra bei ſtarkem Thauwetter ſehr an. Der Eisgang that vielen Schaden an den Mühlen und Brücken.

Am 7. März riß das große, von der Weißbach herkommende Waſſer den Weg beim Berkeſer Häuschen tief aus und führte den Kieß auf die anſtoßenden Wieſen, daß derſelbe mit vielen Koſten von den Beſitzern weggeſchafft werden mußte.

Am 22. April kamen viele dem Fürſten von Waldeck gehörige Wagen auf dem Wege nach Baiern hier durch.

Am 1. Mai erſchoß ſich ein hieſiger Lieutenant.

Am 9. Mai wurden in Dreißigacker und auch hier in mehreren Gartenhäuſern bedeutende Diebſtähle verübt. Es wurde darauf ein fürſtl. Befehl vom Rathhauſe verleſen, daß es jedem Bürger erlaubt ſeyn ſollte, Selbſtſchüſſe und Schlageiſen zu legen, auch einen Dieb, deſſen man nicht habhaft werden könnte, zu erſchießen.

Am

---

*) S. Güth's Chronik S. 367 f.

Am 26. Jun. entflohen zwei Diebe aus dem Zuchthauſe und ſtahlen alsbald wieder in Walldorf.

Am 13. Jul. wurden dem hieſigen Schäfer Avemarg 3 Söhne geboren, von denen einer ſtarb, zwei aber getauft wurden.

Am 21. Jul. wurde von den Schützen ein Nachtſchießen auf dem untern Raſen gehalten.

Am 14. Aug. ſtarb die Gemahlin Herzog Anton Ulrichs, Philippine Eliſabeth geb. Cäſarin. Am 15ten wurde mit dem Trauergeläute angefangen, daſſelbe aber bald wieder verboten. Der Streit hierüber dauerte an acht Wochen. Die Leiche wurde nicht in die Gruft beigeſetzt, ſondern der Sarg ward einſtweilen mit Sand überſchüttet.

Am 18. Aug. kam Herzog Anton Ulrich von Nürnberg an, reiſte aber am 20ten nach Frankfurt, wo ſich damals Kaiſer Karl 7 gerade aufhielt.

Am 22. Aug. kamen 7, ihm zugehörige Bagagewagen von Wien an.

Am 25. Aug. wurde in Themar ein Dieb gehenkt, welcher geſtanden hatte, daß er im J. 1730 den Landreiter Wahnes (ſ. ob. S. 94.) erſchoſſen habe.

Im Okt. ſtürzte ſich ein Arreſtant, der im Gefängniß auf dem untern Thorthurme ſaß, vom Thurme herab und blieb todt. Ein Schuhmacher, der mit einem Schuttkarn vorüber fuhr, räumte den Leichnam aus dem Wege, wurde aber deshalb aus dem Handwerk geſtrichen.

Am 3. Okt. wurden dem Oberſt und Stadtkommandant von Ilten die Fahnen, die ihm abgenommen geweſen waren, wieder mit Trommel und Pfeifen ins Quartier gebracht.

Im Herbſte wurden auf dem Zimmer- oder Schweinsraſen Dämme gegen das Waſſer gebaut und der Platz, welcher durch das Waſſer zeriſſen war, wieder hergeſtellt.

Am 16. Nov. verunglückte ein ehemaliger Soldat, der als Hausknecht im Stern diente, indem ein beladener Wagen über ihn hinweg gieng.

Am 7. Dec. brach Feuer aus im Hauſe der Cordula Roth in der Unterkaplanei-Gaſſe bei der Kirche; es wurde aber bald gelöſcht.

Im Herbſte kaufte der Rathswirth Kilian Schaubach ein Fuder Buchenreißig von einem Sülzfelder Bauer, das Pfund für 1 Heller. Nachdem es auf der Heuwage gewogen war, mußte der Käufer 6 Bz. mehr bezahlen, als es damals koſtete.

1745.

Nach dem am 20. Jan. erfolgten Tode Kaiſer Karls 7 wurde hier 14 Tage mit allen Glocken täglich geläutet, und die Muſik auf 6 Wochen eingeſtellt.

Am 26. Jan ſtarb der Bürgermeiſter Johann Kreß. Auch ſtarb in dieſem Jahre der Bürgermeiſter und Polizeikommiſſär Samuel Strauß. Ihre Stellen wurden durch die Senatoren Derk und Gaſſer ergänzt.

Am 27. Febr. feierte Herzog Friedrich Wilhelm ſeinen Geburtstag und ließ 50 rthlr. unter die Armen vertheilen.

Am 18. März mußte ein Mann wegen Diebſtahls am Saak ſtehen: das Durchſpringen war ihm erlaſſen, weil er ein ſehr langer Mann war.

Am 29. März ſtarb der Metzger Kaſpar Wilhelm Leiſter, gebürtig aus Oſtheim. Er hatte in ſeinem Teſtamente vom 9. Febr. 1739 verordnet, daß bei ſeiner Leiche 15 fl. frk. in der Schule vertheilt werden ſollten, welche Summe auch durch ſeinen Erben, den Tuchmacher J. V. Otto, ausgezahlt wurde.

Im März wurden die Küraſſiere wieder angeworben. Am 14. April erhielten ſie Pferde im Schloßhofe und wurden am 15ten in die Dörfer des Amts Maßfeld verlegt, kamen aber bald wieder in die Stadt zu den Brauern ins Quartier.*)

Am 1. Mai ſtarb Fr. Anna Maria Hübner geb. Hübner, die mit ihrem Mann, dem 1735 verſtorbenen Bürgermeiſter Hübner ein beträchtliches Vermächtniß geſtiftet hat. (S. ob. S. 102.) Das Grabmal beider Eheleute iſt noch auf dem Gottesacker vorhanden. Bei ihrer Beerdigung wurden 17 fl. frk. in der Schule vertheilt; jeder Quintaner und Quartaner erhielt 1 Schilling, von den übrigen jeder 2 Schillinge.

Am 3. Jun. ſtarb der Major und Stadtkommandant von Boſe und wurde in ſeinem Erbbegräbniß zu Ellingshauſen beigeſetzt.

Am 22. Jun. kamen gegen 80 Mann Preußiſche Rekruten hier an und wurden im Gartenwirthshauſe einquartiert.

Am 26. Jun. kamen Heſſiſche Soldaten durch und wurden in den Gaſthöfen zur Meiſe und zum Stern einquartiert.**)

Am 29. Jun. kam der Profeſſor der Theologie zu Jena, Johann Georg Walch, hier an. Da er von hier gebürtig und ein Zögling der hieſigen Schule war, ſo brachten ihm die Lyceiſten eine Nachtmuſik. Daſſelbe geſchah am 3. Jul. als der Hofrath und Profeſſor Ayrer aus Göttingen hier ankam, welcher ebenfalls auf der hieſigen Schule ſeine Bildung erhalten hatte.

Am 4. Jul. hielt der Profeſſor Walch in der Stadtkirche eine Gaſtpredigt.

Am 26. Jul. fiel ein Schüler im Hausgarten des Stadtſchreibers Muſäus in den Ziehbrunnen, wurde aber noch gerettet.

Am Ende des Julius und Anfang des Auguſt wurde das Waſſer ſo klein, daß wenig gemahlen werden konnte.

Am

---

*) Die Brauer mußten ehedem nach Verordnung vom J. 1673 Stallung für zwei Pferde und außerdem zwei Betten in Bereitſchaft halten auf den Fall, wenn fremde Herrſchaft oder Einquartierung in die Stadt käme. Ein Beiſpiel ſ. ob. S. 43.

**) Dieſe Durchzüge u. ſ. w. wurden durch den Oeſtreichiſchen Erbfolgekrieg veranlaßt.

Am 2. Aug. kamen heftige Regengüſſe, wodurch die Werra ſo anſchwoll, daß ſie über den grünen Gartenzaun am mittlern Raſen gieng. In den Mühlen hob das Waſſer die Mehlkaſten; es riß den mittlern Steg ab und führte ihn bis an das Quartier des Hofwagners, wo es ſich ſtemmte. Ein gewaltiger Strom kam aus dem Helbaer Grunde ins todte Feld und that großen Schaden, flüthete das bereits gebundene Korn hinweg, überzog das noch ſtehende mit Kies und Schlamm. Eben ſo gieng es mit den übrigen Garten- und Feldfrüchten. In Suhla that das große Waſſer ebenfalls bedeutenden Schaden; riß einige Häuſer weg, ruinirte andere, führte Kiſten mit Barchent, Säcke mit Baumwolle fort, zerſtörte Stege und Brücken: zwei Frauen ertranken daſelbſt. Ein heftiger Wolkenbruch, der am Walde gefallen war, hatte dieſe Ueberſchwemmung verurſacht.

Am 13. Aug. ſtarb Herzog Ernſt Friedrich zu Hildburghauſen.

Am 16. Okt. marſchirten die hieſigen Küraſſiere unter Anführung des Generals von Rau ins Feld und am 19ten das Contingent zu Fuß mit dem Schleuſingiſchen Antheil unter dem Hauptmann von Ferntheil.

Am 18. Dec. kamen beide Contingente zurück in die Winterquartiere.

Im Anfang des Dec. war das Waſſer ſehr klein, wurde aber ſpäter wieder größer.

1746.

Um dieſe Zeit kamen viele Diebſtähle vor. Es wurde daher ein Regierungsbefehl vom Rathhauſe verleſen, daß am Abend niemand ohne Laterne ausgehen, nach 10 Uhr aber überhaupt ohne dringende Noth ſich nicht auf der Gaſſe finden laſſen ſollte. Es währte aber nicht lange, ſo wurde nicht mehr darauf geſehen.

Am 31. Jan. ließ die bisherige Kälte nach und es trat Thauwetter ein.

Am 27. Febr. ließ Herzog Friedrich Wilhelm eine beträchtliche Summe Geldes zu ſeinem Geburtstage unter die hieſigen Stadtarmen austheilen.

Am 1. und 2. März marſchirten Kroaten hier vorbei.

Am 9. März ſtarb Herzog Friedrich Wilhelm in ſeinem 67ſten Jahre. Es wurden ſogleich die Kollegien durch den dazu requirirten kaiſerlichen Notar, Joh. Friedrich Arnold, verſchloſſen und verſiegelt, Tags darauf mit dem Trauergeläute angefangen und 11 Wochen damit angehalten. Den Dienern wurden die Thore verboten und Stadtarreſt angeſagt.*) Die Thore wurden mit doppelten Poſten beſetzt. Da nämlich in einer langen Reihe von Jahren dem Herzog Anton Ulrich von vielen Seiten entgegengearbeitet worden war und manche Diener die Kränklichkeit Friedrich Wilhelms, welcher nicht ſelbſt handeln konnte, mißbraucht

hatten,

---

*) M. ſ. über die Kränkungen, die Herzog Anton Ulrich ſchon früher erfahren mußte, Emmrich's Archiv, Bd. I. H. 3. S. 205 ff. 211 ff.

hatten, uneingedenk ihrer gemeinſchaftlichen Pflicht, ſo wurde dieſe Maßregel herbeigeführt.

Am 15. März wurde dieſer enge Ausſchuß in die Stadt verlegt.

Am 21. März wurde die fürſtliche Leiche auf dem Paradebett ausgeſtellt, am 22ſten in ein Zimmer gebracht und mit Sand überſchüttet, wobei die Küraſſiere Wache halten mußten, bis die Beiſetzung erfolgte.

Am 4. April kamen zwei kaiſerliche Kommiſſarien hier an.

Am 7. April wurde der Landausſchuß wieder abgedankt, doch mußten 20 Mann hier bleiben, um die Hauptwache auf dem Markte zu verſehen.

Im Jun. wurde die mittlere Pforte reparirt.

Am 21. Aug. wurde die Trauer wegen des Todes Herzog Friedrich Wilhelms eingeſtellt.

Am 23. Aug. wurde die am 14. Aug. 1744 verſtorbene Gemahlin Herzog Anton Ulrichs, deren Beiſetzung in die fürſtliche Gruft bisher nicht erlaubt worden war, und deren Sarg mit Sand überſchüttet geſtanden hatte, in die Gruft gebracht. Auch wurde der den Dienern aufgelegte Stadtarreſt aufgehoben.

Herzog Anton Ulrich, der ſich in Frankfurt aufhielt, trat nun allein die Landesregierung an; Herzog Ernſt Ludwigs Linie war ſchon früher ausgeſtorben, Herzog Friedrich Wilhelm war unverheirathet. Am 25. Aug. wurden die Landeskollegien wieder eröffnet (in der Zwiſchenzeit von Friedrich Wilhelms Tode an bis jetzt, hatte eine Kommiſſion deren Stelle vertreten) und die Diener aufs neue durch den dazu abgeſchickten Geheimenrath von Pfau in Pflicht genommen. Die bisherigen Streitigkeiten hatten in allen Zweigen der Landesregierung großen Nachtheil gebracht, viele Stellen waren nicht beſetzt worden, weil immer gemeinſchaftlicher Beſchluß erforderlich war.

Am 2. Okt. kam die verwittwete Herzogin Wilhelmine Louiſe von Würtemberg-Bernſtadt, Herzog Anton Ulrichs Schweſter hier an und reiſte am 6ten wieder ab.

Das Geheimerathskollegium war ſeit 1734 ausgeſtorben.

Das Regierungskollegium beſtand um dieſe Zeit aus dem Regierungsrath Schröter, (welcher das Jahr darauf ſtarb) und dem faſt 80jährigen Regierungsrath und Amtmann Jakob Grimm, der ſeit 11 Jahren nicht mehr zur Seſſion gekommen war. Nun traten ein: Hofrath Chr. W. Grimm, Regierungsrath v. Pfaffenrath, Regierungsrath Reinwald, (auch Amtmann in Waſungen) Regierungsrath Wucherer. Im Conſiſtorium waren: Präſident Nadler, Conſiſtorialrath J. Chr. Zink, Conſiſtorialaſſeſſor und Superintendent Silchmüller, Conſiſtorialaſſeſſor und Archidiakonus Walch. In der Kammer: die Räthe Stubenrauch, Thilo, Deahna, von Hagen. Im Stadtrath: Oberbürgermeiſter und Landſchaftsrath Meder, die Bürgermeiſter Rauſchardt, Derk, Gaſſer, die Senatoren Faber, Hübner, Heim, Ackermann, Pabſt, Muſäus, Dittmar.

An

An der Schloßkirche hatten ſeit beinahe 20 Jahren keine beſondern Geiſtlichen geſtanden, ſondern der Gottesdienſt war durch den Waiſenpfarrer, als Hofcollaborator, die Landgeiſtlichen und die Kandidaten verſehen worden (ſ. ob. S. 89.) Jetzt wurde der bisherige Pfarrer zu Oberellen Johann Ernſt Melzheymer zum Hofdiakonus berufen und hielt am 11. Dec. ſeine Probepredigt, am erſten Weihnachtsfeiertage ſeine Antrittspredigt in der Schloßkirche. Die erſte Stelle blieb noch unbeſetzt, (der bekannte Senior des geiſtlichen Miniſteriums zu Frankfurt, Freſenius hatte einen Ruf zu derſelben abgelehnt) *). Zu gleicher Zeit wurde der Waiſenpfarrer Volkhart als Adjunctus nach Frauenbreitungen verſetzt; an ſeine Stelle kam der bisherige Kandidat Johann Friedrich Molter. Eine Verordnung des Herzogs Anton Ulrich beſtimmte jetzt, daß ſich zur Schloßkirche die fürſtlichen Räthe, Hof- und Militärbediente und was zu dem Hof und den Collegiis gehört, halten ſollten.

Am 17. Dec. wurde der Reitknecht Güth von einem Pferde geſchlagen, daß er für todt aufgehoben wurde. An demſelben Tage fielen Metzgerhunde eine Soldatenfrau an und riſſen ſie nieder, ſo daß ſie ein Bein brach.

Am Chriſtabend fiel eine Bürgersfrau bei der untern Mühle, wo ſie etwas waſchen wollte, in den Mühlgraben, ward aber noch beim Bohrrad herausgezogen.

Eine Privatſtreitigkeit gab in dieſem Jahre Veranlaſſung zu weitläuftigen, für das öffentliche Wohl verderblichen Irrungen. Die Regierungsräthin von Pfaffenrath, geb. Gräfin von Hohenſolms hatte am Herzogl. Hofe mit der Landjägermeiſterin von Gleichen, geb. von Schick, einen Rangſtreit, der von Herzog Anton Ulrich zu Gunſten der erſtern entſchieden wurde, weil er derſelben als einer geb. Gräfin den Vorrang verſprochen hatte, um ſie mit ihren Anverwandten auszuſöhnen. Die Letztere verbreitete hierauf eine angeblich aus Wetzlar erhaltene namenloſe Schrift, worin der Frau von Pfaffenrath ehrenrührige Dinge nachgeſagt wurden. Der Regierungsrath v. Pf. leitete deshalb einen Injurienprozeß gegen die Fr. v. Gleichen ein, die nach dem in ſolchen Fällen gültigen Duellmandat vom J. 1708 zur Unterſuchung gezogen und nach ſummariſchem Verhör und Eingeſtändniß ſofort zur Abbitte und Ehrenerklärung verurtheilt und weil ſie ſich weigerte, dieſer von Herzog Anton Ulrich ſchon vorher vorgeſchriebenen Sentenz Folge zu leiſten, in die ſogenannte grüne Stube auf dem Rathhauſe zu Arreſt gebracht wurde. Der Landjägermeiſter von Gleichen ſollte veranlaßt werden, ſeine Frau zur Befolgung obiger Sentenz anzuhalten und weil er es nicht that, ſo wurde er

---

*) Im J. 1727 hatte Herzog Friedrich Wilhelm den Hofprediger Nitzſch zu Gotha, Herzog Anton Ulrich den ſchwediſchen Geſandſchaftsprediger Lerche zu Wien zur Hofpredigerſtelle in Vorſchlag gebracht. Allein ſie konnten ſich nicht darüber vereinigen.

er mit Perſonalarreſt auf der Schloßwache im ſogenannten Roſenthal belegt, wo er 11 Wochen ſaß. Auch nachdem die Frau v. Gleichen durch Anwendung militäriſcher Gewalt genöthigt worden war, körperlich einen vermeintlichen Abbittebeſuch zu machen und nachdem das Pasquill nebſt einigen Briefen der Fr. v. Gleichen, die ſehr anzüglich gegen Herzog Anton Ulrich waren, auf dem Markte durch den Schinder verbrannt war, kam ſie aus dem Arreſt nicht los. Mehrere rechtliche Männer, die mit dieſem Verfahren nicht einverſtanden waren, nahmen ſich nun der v. Gleichenſchen Eheleute an und wirkten unter dem 8. Jan. 1747 einen unbedingten und unter dem 31. Jan. einen geſchärften Befehl des Reichskammergerichts, an welches ſich auch der Landjägermeiſter v. Gleichen gewendet hatte, aus, „beide ſofort ihres Arreſts zu entlaſſen.“ Dem Hauſe S. Gotha wurde Auftrag ertheilt, dieſen Befehl zu vollziehen. Herzog Anton Ulrich, der die Sache als zum Fränkiſchen Kreis gehörig anſah, und wegen ſonſtiger Streitigkeiten mit dem Hauſe S. Gotha damit ſehr unzufrieden war, ſuchte den Vollzug mit gewaffneter Hand zu hindern. Darüber kam es zu einer kleinen Fehde, die mit der Einnahme der Stadt Waſungen durch das Gothaiſche Militär, (der ſogenannte Waſunger Krieg) der Freilaſſung der von Gleichenſchen Eheleute und am 31. Jul. 1748. mit dem Abzuge der Gothaiſchen Truppen endigte, da letztere in Waſungen blieben, bis die Koſten des Executionskommando's theils bezahlt, theils verglichen waren. Daher die Märſche und andere Vorkehrungen von denen im J. 1747 die Rede iſt. *) Dieſe Sache hat dem Lande viel geſchadet.

Das Maas Korn koſtete in dieſem Jahre 8½, auch 9 Btz., Gerſte 7 Btz., Waizen 11 bis 12 Btz. Das Getraide war ziemlich gerathen, Obſt gab es nicht viel. Der Hopfen verdarb ganz; das Mltr. koſtete 4 fl. frk. auch 4 rthlr. Auch das Kraut gerieth nicht wegen vieler Raupen. Sommer und Herbſt waren trokken, ſo daß das Waſſer in den Brunnen und bei den Mühlen mangelte.

In dieſem Jahre wurde eine Verordnung gegen die Verbreitung Zinſendorfiſcher oder Herrnhuthiſcher Grundſätze erlaſſen, ſo wie ſchon 1693 eine ähnliche gegen Sectirerei bei Gelegenheit der Pietiſtiſchen Streitigkeiten erſchienen war.

1747.

---

*) Die ganze Geſchichte iſt neuerdings ſehr ausführlich, aber aus einſeitigen Partheiſchriften erzählt in „hiſtoriſchen Merkwürdigkeiten und literar. Erholungen, Neuſtadt a. d. O. 1822.“ Sämmtliche im Druck erſchienene Deductionen u. a. Schriften ſind verzeichnet in Weinarts Litteratur des Staatsrechts und der Statiſtik v. Sachſen, I, S. 246—250. und in andern Deductionsbibliotheken. Ueber den ſogenannten Waſunger Krieg und die dabei vorgefallenen, zum Theil lächerlichen Auftritte hat man eine, von einer damaligen Militärperſon verfaßte, handſchriftliche unterhaltende Erzählung.

1747.

Am 31. Jan. kaufte der Meiſenwirth Joh. Georg Bühner dem Metzger Peter Bühner ein Pferd pfundweiſe ab, 4 Pfund für 1 Btz. Das Pferd wurde auf der Heuwaage gewogen, hatte 7¾ Centner und koſtete 10 rthlr. 10 ggl.

Am 8. Febr. wurden die Stadtthore geſchloſſen und die Bürgerſchaft commandirt, ſich fertig zu halten, weil Gothaiſche Truppen aus den bereits erwähnten Urſachen im Anmarſch begriffen wären. Sie waren bis Waſungen gekommen und daſelbſt einquartiert.

Hierauf wurden die zwei hieſigen und die Maßfeldiſchen Kompagnieen des engen Ausſchuſſes in die Stadt gezogen. Der geringſte Bürger hatte an 12 Mann im Hauſe. Die Schanze wurde ſtärker befeſtigt, die Kanonen am obern und untern Thore aufgefahren und zwar verdeckt, daß man ſie von außen nicht ſehen konnte.

Am 15. Febr. kam auch der weite Ausſchuß des Amts Maßfeld in die Stadt. Das untere Thor wurde völlig geſchloſſen und verrammelt. So blieb es 8 Tage.

Am 16. Febr. mußten die 2 hieſigen Bürgerkompagnieen und die eine Kompagnie des Maßfelder weiten Ausſchuſſes die Ringmauer im Zwinger vom obern bis zum untern Thor beſetzen. Am 20ſten wurden ſie wieder entlaſſen.

Am 3. März wurden die Ausſchußkompagnieen des Amts Maßfeld auch entlaſſen, doch mußten 100 Mann bleiben, um die Wache zu thun.

Am 9. März wurde ein neues Gatterthor ans untere Thor gemacht.

Am 23. März kamen etliche 20 Mann Jäger aus den Aemtern des Oberlandes und wurden einquartiert.

Am 24. März kamen auch 3 Ausſchußkompagnieen von daher. Sie weigerten ſich aber, die Wache zu thun und zogen am 25. wieder ab.

Am 23. April ſtarb der Landſchaftsſekretär und Obereinnehmer Johann Jakob Höpping, geb. zu Jena 10. Jun. 1683. Er hatte mit ſeiner Frau Katharina Sabina geb. Fiſcher aus Oſtheim am 8. Febr. 1740 ein Teſtament errichtet und in demſelben eine für die hieſige Stadt ſehr wohlthätige Stiftung von 1500 fl. rhn. begründet. Er beſtimmte nämlich 250 fl. rhn. ein Kapital um die Beſoldung des Diakonus zu verbeſſern, 250 fl. rhn. Kapital für den Lehrer der Mädchenſchule, ſtatt des Schulgeldes armer Kinder, 750 fl. rhn. für Hausarme, ein Kapital, welches beim Stadtrath ſteht und durch das geiſtliche Miniſterium vertheilt wird, 250 fl. rhn. für das Armenhaus. Da letzteres 1796 eingeriſſen wurde (ſ. ob. S. 17), ſo wurden die Zinſen zum Kapital geſchlagen, welches jetzt 1036 fl. 15 Xr. beträgt und dem neuen Georgen-Krankenhauſe überwieſen iſt. S. d. Weitere im J. 1768.

Am

der Familie guten Morgen bietend, in das Zimmer. Er war ſchon völlig angekleidet, in den Rath zu gehen, deſſen Beiſitzer er war. Etwas größer und hagerer, wie der Ober-Vierherr, machte ihm auch ein Zug von Schlauheit und Liſt um den Mund ſeinem Bruder im äußern Anſehen unähnlich. Heute waren ſeine Züge ganz beſonders mürriſch und verdroſſen. Er ſetzte den Becher, den ihm Frau Martha gaſtlich geboten, ohne zu trinken, wieder auf den Tiſch, und ſah den Bruder, der noch auf- und abging, lange und lauernd an.

„Willſt Du denn in den Rath gehen?" fragte er nach einer Weile.

Der Ober-Vierherr drehte ſich raſch um, und ſah den Sprecher groß an. „Wie ſeltſam Du fragſt," nahm er das Wort; „ſollte ich nicht hingehen?"

„Hm, ich an Deiner Statt ließe mich unwohl melden, und bliebe daheim," redete Balthaſar zurück. „Ich ſollte doch meinen, Du wüßteſt, daß Du dem Volk ein Dorn im Auge biſt, daß der Pöbel ſich einbildet, Du habeſt die Stadt in Schulden geſtürzt, weil ihm dieß

Am 1. Mai kam Feuer beim Bäcker Andreas Link in der untern Stube aus, welche dadurch ſehr übel zugerichtet wurde; doch wurde der Flamme zeitig Einhalt gethan.

Am 23. Mai, als am 2ten Pfingſtfeiertage, Abends 11 Uhr marſchirte der Oberſt von Buttlar mit der Grenadierkompagnie und den Küraſſiren, auch mit 4 Kompagnieen Landmiliz und mit 4 Kanonen nach Waſungen: desgleichen rückte der Major von Rau dorthin mit den Kompagnieen des Amts Sand nach der Brücke zu, um die Gothaiſchen Truppen zu vertreiben. Dieſe wichen auch, wendeten ſich aber hernach, ſo daß die hieſigen Truppen zurückgedrängt wurden. Letztere hatten mehrere Verwundete und verloren ein Pferd. Die Gothaner blieben in Waſungen.

Im Jun. wurden neue Palliſaden nebſt einem aufgehenden Gatterthore bei dem Laboratorium an der mittlern Pforte angebracht.

Am 8. Jun. hielt der Rector Spieß, welcher zum Pfarramt nach Untermaßfeld berufen war, im Lyceum ſeine Abſchiedsrede de officio scholastico ad ecclesiasticum praeparante. S. über ihn unt. im J. 1762. An ſeine Stelle kam der Kandidat J. Theod. Meyfarth.

Am 7. Jul. wurde Herzog Friedrich Wilhelm, deſſen Sarg bisher in einem Zimmer mit Sand überſchüttet geſtanden hatte, Abends um 11 Uhr in der Stille in die fürſtliche Gruft beigeſetzt.

Am 12. Jul. ſtarb der Regierungsrath Schröter und wurde am 14ten begraben, nachdem zuvor in der Gottesackerkirche eine Trauerrede gehalten war.

Am 17. Sept. wurde in der Stadtkirche neben der Kanzel ein neues Fenſter gemacht.

Eod. wurde vor dem untern Thor ein neuer ſpaniſcher Reiter und Schlagbaum gemacht.

Am 12. Okt. wurde der Poſtillon, welcher das Felleiſen nach Schmalkalden brachte, auf dem Wege angefallen, bis auf den Tod geſchlagen und ausgeplündert.

Das Jahr war mittelmäßig an Korn und Obſt. Anfangs war gelindes Wetter, nach Lichtmeß wurde es ſehr kalt bis nach Oſtern.

1748.

Da der Archidiakonus und Conſiſtorialaſſeſſor Fr. W. Walch kränklich war, ſo erhielt er einen Subſtituten an dem bisherigen Pfarrſubſtituten Georg Siegmund Link zu Sülzfeld, welcher am 24. März, als am Sonntage Lätare, auf die gewöhnliche Weiſe zur Probe vorgeſtellt wurde.

Am 11. April erhieng ſich ein vormaliger Soldat in einem Gartenhäuschen in der Nähe des Gottesackers. Er wurde durch den Schinder abgeſchnitten und unter dem Galgen begraben.

Am

Am 22. Mai ſtarb der bisherige Diakonus Ernſt David Rattermann, der zum Superintendenten nach Waſungen deſignirt war, und wurde am 26ſten in der Stadtkirche begraben unweit der kleinen Thüre, die neben dem Altare aufs Chor führt.

Am 17. Jun. brannten im Kloſter Röhra ein Haus und zwei Scheunen ab: am 18ten in Henfſtädt zwei Häuſer und zwei Schaafſtälle.

Am 23. Jun., als am Feſte Trinitatis, hielt der bisherige Inſpector am Lyceum, M. Chriſt. Albrecht Erk (ein Sohn des 1737 verſtorbenen Archidiakonus J. M. Erk) ſeine Probepredigt als Diakonus an der Stadtkirche. Am 17. Jul. wurde er ordinirt und hielt Nachmittags ſeine Antrittspredigt. An die Schule kam als Inſpector M. J. G. Muſäus.

Am 28. Jun. proteſtirten die hieſigen Weinſchenken Joh. Kaſpar Kreß, J. Kaſpar Kreß, J. Mich. Krell und J. G. Bühner gegen die Weinniederlage des Juden Aaron Moſes von Biberach, welche erſt im Kalbitziſchen, dann im Ambronniſchen (jetzt Rombergiſchen) Hauſe in der obern Marktgaſſe war, beſonders da er den Wein maasweiſe verſchenkte. Er leugnete zwar letzteres, aber die Niederlage ward ihm verboten, worauf er an Regierung und Kammer appellirte.

Am 25. Jul. war eine große Sonnenfinſterniß.

Am 31. Jul. marſchirten die Gothaiſchen Truppen aus Waſungen ab. Daher wurden hier die Kanonen von den Wällen und Schanzen abgeführt, und die Wachen verringert.

Am 25. Aug. wurden der Diakonus Erk und der Subſtitut Link auf die gewöhnliche Weiſe in der Stadtkirche inveſtirt.

Am 11. Sept. wurde die Grenze auf die gewöhnliche Weiſe umzogen. Am 12ten wurde damit fortgefahren und beim Steinbrunnen angefangen. Dort gab es aber Streitigkeiten mit der Deſertshäuſer Gemeinde, die in Thätlichkeiten ausarteten. Ueber dieſe Grenzirrung entſtand ein Prozeß, welcher endlich durch Vergleich im Jahre 1772 beendigt wurde.

Vom 14. bis 16. Okt. wurde das hundertjährige Jubelfeſt wegen des 1648 nach dem traurigen 30jährigen Kriege geſchloſſenen Weſtphäliſchen Friedens und der dadurch geſicherten Religionsfreiheit gefeiert.*) Es erſchien, wie gewöhnlich, ein gedrucktes Directorium. Acht Tage zuvor wurde das Feſt von den Kanzeln abgekündigt, den Tag vorher Vesper gehalten. Am erſten Feiertage früh wurde um 3 Uhr in der Nacht eine Viertelſtunde mit allen Glocken geläutet, worauf das Singchor auf dem Thurme, unterſtützt von den Stadtmuſikanten, paſſende Lieder ſang. Zu jedem Gottesdienſte wurde 3mal mit allen Glocken geläutet. Der

Lehrer

---

*) M. ſ. Güth's Chron. S. 377. wie erſehnt dieſer Friede nach der langen allgemeinen Noth war.

Lehrer der Mädchenſchule, Gatzert, zog ehe der Gottesdienſt anfieng, mit den Mädchen aus der in der Schuhgaſſe damals befindlichen Schule über den Markt durch die von Tannenbäumen errichtete Allee, die 8 Bürgersſöhne auf ihre Koſten hatten machen laſſen, nach dem Rathhauſe zu. Alle waren in bloßen Häuptern und mit Kränzen geſchmückt; der Weg war mit Gras und Blumen beſtreut. Hierauf folgte die Stadtſchule und das Lyceum, jeder einen Strauß tragend. Während des Zugs wurde geſungen: Erhalt uns Herr ꝛc. Vom Rathhauſe zogen ſämmtliche Schulen mit den Lehrern, die Geiſtlichen, der Stadtrath und die Bürgerſchaft paarweiſe und nach ihren Vierteln in ſchwarzen Kleidern und Mänteln in die Kirche. Der Stadtrath ließ in den Schulen Geld austheilen; in den untern Klaſſen erhielt jeder Schüler 3 Xr., in den obern 6 Xr. Jeder Bürger erhielt eine Kanne Bier aus dem Rathskeller.

Der Bürgermeiſter Derk verherrlichte das Feſt durch eine Illumination an ſeinem Hauſe und hatte ſchöne Sinnbilder dabei angebracht.

Am 17. Nov. wurde vom Rathhauſe ein fürſtlicher Befehl verleſen, daß niemand nach 8 Uhr des Abends ohne Laterne ausgehen ſollte, ſonſt ſollte er durch die Patrouille zu Arreſt genommen werden. Der Befehl dauerte aber nicht lange. (S. ob. S. 113.)

Am 22. Nov. ſtarb die verwittwete Herzogin **Eliſabeth Sophie**, zweite Gemahlin Herzog Ernſt Ludwigs, geb. Prinzeſſin von Brandenburg (ſ. ob. S. 70.) in ihrem 75ſten Jahre zu Römhild, wo ſie ihren Wittwenſitz gehabt hatte. Der 19. Dec. war zur feierlichen Beiſetzung beſtimmt. 34 Bürger mußten in ſchwarzen Kleidern und Mänteln nach Maßfeld gehen, um die Leiche abzuholen. Um 5 Uhr Abends ward zum erſtenmale, vor 6 Uhr zum drittenmale mit allen Glocken geläutet. Voran ritten viele Jäger in ſchwarzer Kleidung, hierauf kamen die Schultheißen der Dorfſchaften, die Leiche auf einem mit 6 Pferden beſpannten Trauerwagen, neben welchem die erwähnten 34 Bürger mit brennenden Fackeln giengen, die Miniſter, Räthe und Diener des Hofs. Der Sarg ward im Schloß in der fürſtlichen Gruft beigeſetzt und ſodann, wie gewöhnlich, eine Eſtrade errichtet, bis die Trauerzeit vorüber war.

Das Jahr war im Ganzen fruchtbar.

1749.

Am 8. Jan. Abends 8 Uhr war ein Gewitter.

Am 11. Jan. war ſehr ſtrenge Kälte: am 17ten ſchlug das Gewitter in Caſſel ein, ſo daß ein Haus abbrannte.

Am 3. Febr. wurde ein Trauerſteuer-Termin, den die Stände verwilligt hatten, erhoben.

Am 28. April überfielen Straßenräuber die reitende Poſt bei Einhauſen; der Poſtillon entkam aber noch glücklicher Weiſe.

Am 12. Mai ward auf dem Markte eine Glücksbude errichtet, worin verſchiedene Waaren durch eine Lotterie ausgeſpielt wurden. Die Einlage koſtete 2 Btz., wofür man ein Loos ausziehen durfte. Der höchſte Gewinn war ein fetter Ochſe. Drei Wochen giengen ohne beſondere Umſtände hin, endlich aber zog der Flößkommiſſär Lotz das höchſte Loos. Der Krämer zog darauf mit ſeiner Waare und dem bisher gelöſten Gelde fort.

Am 27. Jun. verunglückte ein Knecht des Bäckers Grumbach beim Holzfahren im Still.

Am 3. Jul. ſtarb der 81jährige Regierungsrath und Amtmann Johann Jakob Grimm, nachdem er ſchon mehrere Jahre lang keinen Dienſt mehr hatte thun können.

Am 6. Jul. wurde vom Rathhauſe verkündigt, daß alles Kartenſpiel am Sonnabend und Sonntag in den Wirths- und Bierhäuſern unterſagt ſeyn ſollte.

Am 8. Jul. ſtarb der Hof- und Kammerrath Stubenrauch. Er wurde in der Gottesackerkirche begraben, wo ihm der Sup. Silchmüller die Parentation hielt.

Am 3. Aug. waren fremde Leute im Gartenwirthshauſe und ließen 9 Kameele ſehen.

Am 5. Aug. ertrank ein Mädchen des verſtorbenen Mundkochs Licob in der Werra. Sie wollte die Gänſe herausjagen, gerieth auf den Sand und kam auf dieſe Weiſe in die Tiefe.

Am 9. Aug. wurde der Senator und Stadtſchreiber Simon Andreas Muſäus begraben. An ſeine Stelle kam Joh. Heinrich Hönn.

Am 14. Aug. wurde eine Dienſtmagd, die ihren Herrn beſtohlen hatte, an den Pranger geſtellt und nachdem ſie 15 Streiche vom Zuchtknecht erhalten hatte, des Landes verwieſen, welche Strafe auch zwei andere Weibsperſonen erhielten, die ihr geholfen hatten. An demſelben Tage wurden im Schaafhof Wagengeſchirr und Betten geſtohlen.

Am 16. Aug. wurde ein neugebornes Kind, ein Mädchen, in dem Gäßchen neben dem Schaafhof gefunden. Es wurde hier getauft und dem Landknecht zur Verpflegung gegeben.

Am 23. Aug. wurde ein fremder Schneidersburſche, der in der Meiſe geſtohlen hatte, mit Ruthen ausgeſtrichen und des Landes verwieſen.

Am 2. Sept. Abends 7 Uhr kam Feuer aus im Hauſe des Hutmachers Wunder in der untern Marktgaſſe. Es wurde aber noch zeitig gelöſcht.

Am 12. Sept. wurde nach gehaltener Landmuſterung den Bürgern ein Regierungsbefehl bekannt gemacht, welche Vorkehrungen wegen der an manchen

Orten einfallenden Heuſchrecken zu treffen wären. Die Heuſchrecken kamen zum Glück nicht bis in die hieſige Gegend.

Am 13. Okt. wurde in der Nacht dem Bäcker Joachim Haak in der untern Marktgaſſe ein kleiner Schrank mit Geld entwendet. Am Morgen fand man dieſen Schrank aufgebrochen und leer vor dem Hauſe. Der Thäter wurde nicht entdeckt.

1750.

Am 24. Jun. Nachmittags war ein heftiges Gewitter. Der Hagel ſchlug an den gegen Mittag liegenden Häuſern viele Fenſter ein und verwüſtete auf dem Felde viele Früchte, beſonders Korn. Auch die Ueberſchwemmung auf den Aeckern und in den Gärten, zumal am untern Thore, richtete großen Schaden an. Wegen glücklicher Rettung bei dieſem Hagelſchlage ließ jemand im folgenden Jahre auf Johannis den Altar der Stadtkirche mit ſchwarzem Sammt und goldner Beſetzung kleiden. Zum Andenken an den Schreckenstag ſollte dieſe Altarbekleidung am Johannisfeſte jährlich gebraucht werden.

Herzog Anton Ulrich ſchritt in dieſem Jahre zur zweiten Ehe und vermählte ſich zur Freude ſeines ganzen Landes am 26. Sept. zu Homburg vor der Höhe mit Charlotte Amalie, jüngſter Prinzeſſin des Landgrafen Karl zu Heſſen Philippsthal. Die Landſchaft verwilligte im Oktober deshalb zu einem Geſchenke einen $\frac{5}{4}$ Steuertermin.

Am 4. Sept. ſtarb der verdiente Landſchaftsrath und Oberbürgermeiſter Johann Jakob Meder, und wurde in der Gottesackerkirche begraben. Oberbürgermeiſter wurde Chriſtian Felix Rauſchardt, zu den übrigen Bürgermeiſtern Derk und Gaſſer kam als Juſtitiarius und Bürgermeiſter der bisherige Hofadvokat und Rathsherr Johann Wilhelm Heim.

Am 2. Nov. als der Geburtstag Herzog Anton Ulrichs gefeiert wurde, wurden des Morgens 6 Uhr die Kanonen gelöſt. Der Bürger und Konſtabler Stengler hielt ſich aus Verſehen zu lange vor der Mündung einer Kanone auf und ward erſchoſſen.

1751.

Am 29. Jun. ſchnitt ſich ein hieſiger Bürger mit dem Scheermeſſer in die Kehle und ſtarb am 5. Jul. Er wurde durch die Hirten auf dem Gottesacker an einem abgeſonderten Ort begraben. Einige Zeit darauf erſchoß ſich der Kontingentsfeldſcheerer Otto aus Culmbach und wurde durch die Soldaten in der Stille begraben.

Am 20. Sept. wurde die Rathspredigt wieder gehalten, was drei Jahre lang nicht geſchehen war. Jeder Bürger erhielt daher auch drei Kannen Bier.

1752.

Am 16. und 17. Febr. mußte die junge Mannſchaft von 16 bis 40 Jahren in den hieſigen Landen ſchwören, daß ſich keiner in anderer Herrn Dienſte als Soldat begeben, keiner dabei auch dem andern bei Verluſt von Hab und Gut Vorſchub thun wollte.

Am 24. Febr. ward dieſer Schwur von der hieſigen jungen Bürgerſchaft auf dem Rathhauſe geleiſtet.

Am 12. März ſah man eine feurige Lufterſcheinung.

Am 25. April brannte ein großer Theil von Behrungen nebſt dem Amthauſe ab.

Am 18. Mai wurde vom Rathhauſe ein Regierungsbefehl verleſen, daß die Frauenzimmer der Honoratioren ſich nicht unterſtehen ſollten, ſich einen Amazonenhabit machen zu laſſen, nur der Nobleſſe ſollte es erlaubt ſeyn.

Am 2. Jul. ſtieg die Werra durch anhaltendes Regenwetter ſehr hoch.

Am 4. Jul. lief das Waſſer beim Schloß herein durch die Kloſtergaſſe in das Marktwaſſer beim untern Thore. Bald darauf fiel es wieder.

Am 30. Jul. fieng es wieder an zu regnen.

Am 8. Aug. hielt das Regenwetter noch immer an. Die Werra wurde ſehr groß; das Korn, ſowohl das abgeſchnittene, als das noch auf dem Halm ſtehende wuchs aus und die Noth ward groß.

Am 2. Nov. brannte es in der Schröteriſchen Apotheke.

Am 26. Nov. kam Feuer beim Lebküchner Haak auf dem Markte aus. Er ſchmolz in ſeinem Kamin Wachs und das unter dieſem, mit Backſteinen ausgepflaſterten Kamin befindliche Holzwerk fieng an zu brennen. Es wurde aber noch zu rechter Zeit gelöſcht.

1753.

Am 10. Jan. mußte ein Unterthan aus Altenbreitungen, welcher in Heſſiſche Dienſte gegangen war und nicht im engen Ausſchuß dienen wollte, auf dem Markte 17mal durch 300 Mann Spießruthen laufen.

Durch Verordnung vom 11. Jan. wurde das im J. 1707. hier recipirte Leipziger Wechſelrecht auf eigentliche Kaufleute eingeſchränkt, Bürger, Bauern und Juden aber für wechſelunfähig erklärt.

Am 3. April wurde durch die Viertelsmeiſter auf dem Rathhauſe in der grünen Stube der Bürgerſchaft viertelsweiſe die Feuerordnung verleſen.

Am 27. April mußte ein Mann nebſt ſeinem Sohne wegen Holzdiebſtahl eine Stunde lang mit Holz behangen auf den Markt treten.

Am 1. Mai brannte die Stadt Suhla ab. Das Feuer dauerte bis an den andern Tag. Es war helle Witterung und man konnte die Flamme hier ſehen.

Am 9. Mai wurden 8 Wagen mit 1500 Stück Brod, Fleiſch und andern Lebensmitteln, welche hier eingeſammelt waren, nach Suhla geführt.

Am 26. Mai kam Abends Feuer aus im Hauſe der Frau von Gülich, *) wurde, aber bald gelöſcht.

Am 28. Mai brannte es im Schlote des Rödelbaueriſchen Hauſes in der Nähe des Schloſſes; es gieng aber ebenfalls noch ohne weitern Schaden ab.

Am 5. Aug. mußte ſtatt der großen Glocke mit der Betſtundsglocke geläutet werden, weil mit dem Glockenſtuhle eine Reparatur vorgenommen wurde.

Am 30. Aug. wurde vom Obriſt und Stadtkommandanten von Buttlar in Gemäßheit eines Conſiſtorialbefehls aufgegeben, niemanden ohne ſeine Erlaubniß zwiſchen den Kirchen an Sonn- und Feiertagen zum Thore hinaus zu laſſen.

Am 6. Sept. wurde ein neues Gebäude mit Stuben und Kammern im Gartenwirthshauſe über dem neuen Keller aufgerichtet.

Am 19. Sept. wurde durch ein Regierungs-Reſcript die vorhin (im J. 1736) auf 1000 fl. erhöhete Caution des rechnungsführenden Bürgermeiſters wieder auf 500 fl. ermäßigt.

Um dieſe Zeit koſtete das Maas Korn 14 Btz., ein Zweibatzen-Brod wog 4 Pfund.

Am 4. Sept. ſtarb der Leibmedikus und Phyſikus Chriſtoph Paul Koch.

Am 6. Okt. ſtarb die Herzogin zu Würtemberg-Bernſtadt Wilhelmine Louiſe (geb. 19. Jan. 1686), eine Schweſter Herzog Anton Ulrichs. Das Trauergeläute dauerte 4 Wochen lang; die Muſik in Kirchen und Häuſern war auf 8 Wochen unterſagt.

Am 7. Nov. ſtarb der Hofrath Auguſt Wilhelm Thilo.

Am 15. Dec. wurde die Werra wieder ſo groß als am 4. Jul. 1752, ſo daß das Waſſer vom Schloſſe her in das Marktwaſſer beim untern Thore lief.

1754.

Am 13. Jan. ſtarb der Hof- und Juſtizrath Chriſtoph Wilhelm Grimm, ein Sohn des 1749 verſtorbenen Regierungsraths und Amtmanns Johann Jakob Grimm, und Vater des 1792 verſtorbenen Kanzlars Grimm.

---

*) Dem Hauſe des Hrn. Tuchfabr. Wagner auf dem Markte.

Er wurde ohne Gepränge in die Gottesackerkirche begraben. In die Stadtkirche ſtiftete er eine ſchöne ſilberne Abendmahlskanne. *)

Am 3. Febr. ſtarb zu Frankfurt die Prinzeſſin Eliſabeth Sophie Philippine Henriette, geb. 11. Sept. 1753. Die Leiche wurde hierher gebracht, am 22. Febr. auf eine Eſtrade in der Schloßkirche geſetzt und am 23ſten Abends 6 Uhr durch 6 Kavalliere in die fürſtliche Gruft getragen. Der Superintendent Silchmüller hielt die Leichenrede. 6 Wochen lang dauerte das Trauergeläute und 8 Wochen lang durfte keine Muſik ſtatt finden.

Wegen des vorjährigen Mißwachſes wurde von Herzog Anton Ulrich ſämmtlichen Unterthanen eine ganze Steuer erlaſſen, durch Reſcript vom 7. Febr. 1754.

Am 20. Febr. wurden 24 Bürger auf dem Rathhauſe angenommen, welche bei den üblichen Nachtleichen ſtatt der Pechfackeln Laternen tragen ſollten, die vom Stadtrathe dazu angeſchafft waren. Jeder Bürger ſollte bei einer ſolchen Leiche 2 ggl. und ein Licht von den betreffenden Perſonen erhalten, der Stadtrath 2 ggl. wegen Erhaltung der Laternen.

Am 5. März verwundete der Sohn des Reiſeapothekers Wiegand den Sohn des Stadtbrauknechts Poppenhäuſer auf eine ſehr gefährliche Weiſe. Er entfloh darauf, der Verwundete aber wurde geheilt.

Am 27. März wurde ein Poſtknecht begraben, welcher raſend geweſen und in der Raſerei zum Fenſter heraus geſprungen und todt geblieben war.

Am 1. April wurde in Maßfeld vor dem Schloß ein Schaffott wegen einer bevorſtehenden Execution errichtet. Der weite Ausſchuß des Amts hatte dabei die Wache.

Am 3. April wurden zwei Mörder, Karl Stedtler und Clemens Schmidt daſelbſt hingerichtet, der erſte mit dem Schwerd, der andere gerädert. Seine Frau nebſt ihrem 14jährigen Sohne mußte am Pranger ſtehen, der Hinrichtung deſſelben zuſehen, erhielt dann den Staupbeſen und wurde des Landes verwieſen.

Am 21. April brannte es im Kirchenzimmer des Schloſſes, wurde aber bald gelöſcht.

Am 26. April verkaufte der Stadtrath auf dem Rathhauſe Korn, das Maas zu 12 Btz. 4 pf.

Am 3. Mai glaubte man von hier des Abends in der Ferne eine Feuersbrunſt zu bemerken; man erfuhr aber, daß nur ein Haufen Reißig in der Nähe von Wallbach verbrannt war.

Am

---

*) Die Stadtkirche beſitzt außer dieſer noch 3 Abendmahlskannen: die älteſte iſt geſtiftet vom Kammerrath Friedrich Born zu Gotha bei der Beerdigung ſeiner Frau in die hieſige Gottesackerkirche; (ſ. Güth, S. 430) die zweite vom Diakonus Kaiſer 1688, die dritte von Magdalena Link 1693.

Am 4. Mai wurden zwei Holzdiebe aus Wallderf, die ganze Bäume aus der Haßfurt geſtohlen hatten, abgeſtraſt, indem der eine am Pranger, der andere unter demſelben, beide mit Holz behangen, ſtehen mußten. Sie wurden hierauf mit Ruthen ausgeſtrichen und des Landes verwieſen.

Am 9. Mai ſtarb der Archidiakonus und Conſiſtorialaſſeſſor Friedrich Wilhelm Walch (geb. 13. Mai 1689) und wurde am 12ten in der Stadtkirche, in welcher auch ſein Bildniß hängt, neben dem Altare, da, wo der Kelch gereicht wird, begraben. Er war ein Sohn des 1722 hier verſtorbenen Superintendenten G. Walch, ein Bruder des berühmten Jenaiſchen Theologen J. G. Walch, hier angeſtellt ſeit 1714 als Diakonus und ſeit 1738 als Archidiakonus.

Am 21. Mai wurden die Böden in hieſiger Stadt durch die Viertelsmeiſter und ein Rathsmitglied viſitirt. Man wollte die Getraide-Vorräthe genau erfahren. Die Bedürftigen erhielten aber von denen, die genug hatten, kein Maas Korn geringer, als 15 Bẞ.

Am 19. Jul. entſtand bei dem Freiſcheibenſchießen auf dem untern Raſen Streit und Uneinigkeit zwiſchen den Hof- und Bürgersleuten.

Am 22. Jul. zogen viele Zigeuner hier vorbei.

Im Oktober nahm die Haus- und Gartendieberei ſehr überhand. Es gieng ein Kerl nächtlicher Weile umher, welcher zu den Fenſtern hineingriff, wohin er gelangen konnte und mit ſich fortnahm, was er erhaſchte. Man konnte ihn durchaus nicht ausfindig machen.

Am 18. Okt. ſtürzte der Weber Rößler im Helbaer Grunde von einem Birnbaum und ſtarb am 25ſten darauf.

Am 19. Nov. wurde zu Frankfurt Prinz August Friedrich Karl Wilhelm geboren.

Am 20. Nov. kam dieſe frohe Nachricht hier an und es wurde Abends von 8 bis 10 Uhr aus 12 Kanonen Feuer gegeben.

Am 24. Nov. wurde im ganzen Lande ein kirchliches Dankfeſt gefeiert und das Tedeum geſungen. Hier wurde dreimal aus 15 Kanonen gefeuert. Der Bürgermeiſter Derk hatte ſein Haus illuminirt und paſſende Sinnbilder angebracht.

Am 15. Dec., als am 3ten Adventſonntage, wurde der bisherige Diakonus M. Chriſtoph Albrecht Erk als Archidiakonus, der bisherige Subſtitut des Archid. Walch, Georg Siegmund Link als Diakonus und Pfarrer zu Helba und Welkershauſen in der hieſigen Stadtkirche durch den Conſiſtorialrath J. Chr. Zink und den Superintendenten Silchmüller inveſtirt. *)

Am

---

*) Seit dieſer Zeit fand bei Beſetzung der Diakonatſtellen keine beſondere Inveſtitur mehr ſtatt.

Am 22. Dec., als am 4ten Adventſonntage, entſtand unter der Vormittagspredigt Lärmen, indem ſich das Gerücht verbreitete, es brenne im Schloß und im Wirthshauſe zum Löwen. Die Leute liefen aus der Kirche, fanden aber, daß gar nichts an der Sache war. Der Sup. Silchmüller hatte ſeine Predigt fortgeſetzt.

1755.

Der Januar fieng mit heftiger Kälte und vielem Schnee an.

Am 1. Jan. Abends 10 Uhr brannte die Schützenkompagnie auf dem untern Raſen vor dem Schießhauſe zur Bezeugung ihrer Freude über die Geburt des Prinzen August Friedrich Karl Wilhelm ein Luſtfeuer ab.

Am 3. Jan. Abends 7 Uhr wurde das Rathhaus paſſend erleuchtet. Ueber dem Eingange brannten 700 Lampen. Auf dem Umgange des Thurms waren 24 Laternen aufgeſtellt: während daſelbſt muſicirt und geſungen wurde, wurde auf dem Markte aus kleinen Kanonen gefeuert.

Am 8. Jan. veranſtalteten viele Bürgersſöhne eine Illumination an einer Ehrenpforte, die vom großen Brunnen bis zum Poſthauſe *) ſich erſtreckte.

Am 21. Mai deſertirten 2 hieſige Soldaten und giengen zu den preußiſchen Werbern nach Walldorf. Es wurde ihnen aber ein Kommando nachgeſchickt, welches ſie zurück und in Arreſt brachte.

Am 25. Sept. wurde das Jubel- und Dankfeſt wegen des vor 200 Jahren zu Augsburg geſchloſſenen Religionsfriedens, wodurch den Proteſtanten freie Religionsübung durch ein Reichsgrundgeſetz zugeſichert wurde, feierlich begangen. **) Tags vorher wurde das Feſt mit allen Glocken dreimal eingeläutet und dann Veſper gehalten. Des Morgens 5 Uhr wurde mit allen Glocken wieder geläutet und darauf aus 24 Kanonen, welche um die Stadt herum ſtanden, dreimal Feuer gegeben. Dann ſtimmte der Kantor mit dem Chor, unterſtützt von den Stadtmuſikanten, welche den Choral mit Poſaunen begleiteten, die Lieder: Gott des Himmels ꝛc. Nun danket All' und ꝛc. Ein' feſte Burg ꝛc. an.

Von 7 Uhr an bis Nachmittags 4 Uhr, wo der Gottesdienſt geendigt war, wurden die Thore, Wirthshäuſer, Kauf- und Kramladen der Stadt geſchloſſen. Auf die gewöhnliche Weiſe wurde dreimal mit allen Glocken geläutet. Unterdeſſen verſammelte ſich der Stadtrath und die Bürgerſchaft auf dem Rathhauſe. Nach dem zweiten Läuten kam der Lehrer der Mädchenſchule, Gerſtung, mit 150 Mädchen, die mit Kränzen geſchmückt waren, aus der Schuhgaſſe über die Brücke unter

---

*) dem jetzigen Müllerischen Hauſe am Markte.

**) Zum Andenken dieſes auf den vorausgehenden Paſſauer Vertrag gegründeten Religionsfriedens wird jährlich im hieſigen Lande das ſogenannte Friedensfeſt gefeiert.

Mährlein aufgebunden worden von unſern Feinden, und —"

„Wozu das Geſchwätz?" brauſte Kellner auf, und ſein kühnes, ſtolzes Auge blitzte den Bruder zornflammend an: „Meinſt Du, ich fürchte mich vor dem Volk, ich wiche dem Pöbel aus, ich ſei bange vor unſern Feinden? Jage mir den Frauen hier keine Furcht ein, und kümmre Dich nicht um mein Thun. Hörſt Du, Balthaſar! Was ich thue und was ich gethan, das kann ich verantworten vor Gott, vor meinem Gewiſſen, und vor der ganzen Welt! Daß ich den Gemeinde-Vormündern ein Dorn im Auge bin, iſt mir gar wohl bewußt, kümmert mich aber nicht, laß es, ich bitte Dich recht ſehr, auch Dich nicht kümmern!"

Raſchern Schrittes ging der Aufgereizte durch die Stube, die Scheiben klirrten von ſeinem gewichtigen Tritt; lächelnd ſah ihn Balthaſar an, und trank dann langſam, und ſprach darauf im ruhigſten Ton, dem aber doch ein feiner Hohn beigemiſcht war: „Wohl, mein lieber Bruder, ſehr wohl! Alles nach Deinem Gefallen. Wann hätteſt Du dann meines Rathes unter dem am Marktwaſſer auf dem Markte ſtehenden Wachthauſe, nach dem Rathhauſe. Dort fand ſich darauf die Stadtſchule und das Lyceum ein. Als es zum drittenmal läutete, ſtimmte der Kantor mit den Schulen und dem Chor den Geſang an: Erhalt uns Herr ꝛc., dann: Verleih uns Frieden gnädiglich ꝛc. Unter dem letzten Geſange gieng die Prozeſſion zur Kirche, voran die Schulen, dann der Stadtrath mit den Viertelsmeiſtern und die Bürgerſchaft, Alle ſchwarz und in Mänteln. Der Gottesdienſt wurde nach dem gedruckten Directorium gehalten. Der Sup. Silchmüller predigte früh über Pſ. 147, 12. 15. 19. 20. Nach der Predigt wurde der kurze Bericht vom Religionsfrieden (der in dem Directorium gedruckt war) und das Dankgebet geleſen. Während das Tedeum geſungen wurde, und zwar unter Trompeten- und Paukenſchall, wurde aus 24 Kanonen dreimal Feuer gegeben. Nachmittags predigte der Archidiakonus Erk über Phil. 3, 5—11.

Abends 5 Uhr begab ſich der Kantor mit dem Chor und den Stadtmuſikanten wieder auf den Thurm, wo unter Abfeuerung der Kanonen die Lieder: Ach bleib mit deiner Gnade ꝛc. Zeuch ein zu deinen ꝛc. v. 8—12. und: Ach bleib bei uns ꝛc. geſungen wurden.

Am 21. Okt. erhielt der enge Ausſchuß neue Montirung, blaue Röcke mit weißen Borten, rothe Weſten und Hoſen. Kamaſchen und Schuhe mußte ſich jeder ſelbſt anſchaffen.

Am 1. Nov. bemerkte man am Salzunger See eine eigene Erſcheinung. Während die Luft ganz ſtille war, ſchien das Waſſer bei dem ſogenannten Silchen-Ausfluß ſich zu ſetzen und zwar dreimal nach einander, wogegen es ſich nach dem Felſen zu, wo die Burg ſteht, hoch erhob. Auch an andern Orten, wie in Glückſtadt, im Haag nahm man ähnliche Bewegungen wahr. An dieſem Tage gieng die Stadt Liſſabon durch ein Erdbeben zu Grunde. *) Bald darauf wurde wegen der Erdbeben ein Bußtag im ganzen Lande angeordnet.

Am 16. Dec. fanden die Flößer einen unbekannten Mann in der Werra bei der Hermannsau. Bis am 19ten blieb er auf der Wieſe liegen. Das Centamt kommandirte mit Gewalt ſechs hieſige Bürger, drei vom weiten Ausſchuß und drei Guldiener zur Wache. Der Todte wurde ins Armenhaus gebracht, gerichtlich beſichtigt, ſecirt und durch die Nachtwächter auf den Gottesacker begraben.

1756.

---

*) G. Schultes hiſt. ſtat. Beſchreibung der gefürſt. Grafſchaft Henneberg. Th. I. S. 39. Allgem. Anzeiger 1828. Nr. 20. S. 206. Thüringens Merkwürdigkeiten. Heft I. S. 5. Annalen d. Phyſik u. Chemie Bd. 19. 4tes Stück S. 449. u. ff.

1756.

Am 15. Jan. wurde beim Ellingshäuſer Holz ein todtes, nacktes Kind gefunden.

Am 8. Febr. verunglückte der Hofadvokat Fiſcher, auf dem Rückwege von Waſungen, indem er in Kälte und Dunkelheit in die ſumpfigen Waſſergräben unter der Helbaer Brücke gerieth.

Am 18. Febr. bemerkte man früh um 8 Uhr zu Salzungen eine Erſchütterung. Der Thurm bewegte ſich ſtark.

Am 20. Febr. wurde auf Verordnung Herzog Anton Ulrichs wegen des Erdbebens zu Liſſabon ein großer Bußtag gehalten.

Am 16. März wurde dem Herzoge Anton Ulrich zu Frankfurt Prinz Friedrich Franz Ernſt Ludwig geboren.

Am 18. März wurde dieſes frohe Ereigniß durch dreimalige Löſung von 22 Kanonen bekannt gemacht.

Am 21. März war das kirchliche Dankfeſt, wobei unter dem Donner der Kanonen das Tedeum geſungen wurde.

Am 28. April gab der Stadtrath den Miniſtern und Kavallieren ein Gaſtmahl, wobei das Rathhaus illuminirt war.

Am 4. Mai wurde eine Frau wegen Diebſtahl an den Pranger geſtellt und des Landes verwieſen. Die Gerichtsfolge wurde durch die Bauern aus den Amtsdörfern verſehen.

An demſelben Tage war die ganze Bürgerſchaft, ſo viel möglich auch die Wittwen, auf Erfordern auf dem Rathhauſe und wurde Vortrag gethan, daß der lange Prozeß, welchen gemeine Stadt und Bürgerſchaft wegen der Gerichtsfolge und Centwache (ſ. ob. S. 96.) mit dem hieſigen Centamt führe, endlich durchgeführt werden müſſe. Es ſey nothwendig neue Syndici und Vormünder zu wählen, da die vorigen ausgeſtorben ſeyen. Man wählte daher mit Einwilligung des Raths aus der Bürgerſchaft den Gürtler Wermuth, den Tuchmacher Otto, den Weißgerber Koch, den Rothgerber Wörthmann. Der Stadtrath wählte zum Syndicus den Bürgermeiſter Derk. Zum Sachwalter wurde der Bürgermeiſter und Hofadvokat J. W. Heim angenommen.

Am 6. Mai ſtand in dieſer Sache ein Termin vor der Regierung, in welchem die Syndici mit dem Sachwalter erſchienen und zum rechtlichen Verfahren verwieſen wurden. Das zweite Urtheil erfolgte aber erſt im J. 1759. (S. unt.)

Vom 18. bis 21. Mai wurde ein neuer Fußboden von eichenen Bohlen auf dem Umgange am Thurm verfertigt.

Am 20. Mai brannten in Oepfershauſen 3 Häuſer, 1 Scheune und etliche Stallungen ab.

Am 24. Mai ſtarb der Kandidat Joh. Philipp Gatzert,*) ein Sohn des 1753 verſtorbenen Mädchenſchullehrers J. Vitus Gatzert. In ſeinem Teſtamente vom 8. März d. J. vermachte er 100 rthlr., von deren Zinſen zu 6 pCt. jährlich am 27. Jun. (ſeinem Geburtstage) Semmeln im Lyceum und in der Mädchenſchule ausgetheilt werden ſollen. Seine Schulbücher ſchenkte er der Schulbibliothek, welche um dieſe Zeit durch den Inſpektor Muſäus angelegt wurde. S. d. Schulprogr. v. Muſäus, 1757, S. 6 ff.

Am 8. Jun., als am 3ten Pfingſtfeiertage, kam ein heftiges Gewitter mit ſtarken Schloſſen, welche die Fenſter in der Stadt und am Schloß auf der Mittagsſeite einſchlugen und die Kornflur vernichteten. Auch die Flüthung that vielen Schaden: die Schloſſen lagen bis auf den andern Tag.

Am 13. Jun. wollten die Bäcker kein Brod backen, weil ihnen die Brodtaxe nicht annehmlich war. Das Maas Korn koſtete 12 Btz.

Am 15. Jun. thaten ſie es aber wieder: ein Zweibatzen-Brod wog $5\frac{1}{4}$ Pfd.

Am 17. Jun. ſchlug der Blitz in die Kirche zu Oſtheim.

Am 24. Jun. am Johannisfeſte entſtand ein heftiges Gewitter hier, in Maßfeld, Einhauſen und den umliegenden Orten. Die Werra lief ſo hoch an, daß das Waſſer im Schloßgarten ein Stück Mauer in den Schloßgraben ſtürzte. Da der hochbejahrte Sup. Silchmüller von der Kirchenviſitation zu Einhauſen eben zurückkehrte und über den Wallfahrter Berg fuhr, mußte er im ſogenannten Linſengrund ſtill halten. Er ſtieg aus, betete mit dem dort hütenden Schäfer und deſſen Jungen um Rettung der Stadt und ſegnete ſich, ſeinen Kutſcher Bartholomäus Spieß, und die Schäfer ein. Das Eis fiel in Stücken herab und der alte Mann behielt bis an ſein Ende die dadurch verurſachten blauen Flecken.

Am 28. Jun. wurde das ſchadhafte Dach auf dem kleinen oder Glocken-Thurm der Stadtkirche eingelegt.

Am 9. Jul. wurde dagegen ein neues Dach aufgerichtet.

Am 5. Aug. wurde ein neuer Knopf, 5 Metzen nach hieſigem Maaße faſſend, mit eiſerner Helmſtange, worauf Henne und Kreuz ſteht, daſelbſt durch den Schieferdecker aufgeſetzt.

Am 6. Aug. wurde eine Reparatur am großen Thurme über der Wohnung des Thürmers vorgenommen. Auch wurden neue Säulen bei der Schlagglocke in der Spitze des Thurms eingezogen, da die alten einmal durch einen Brand (ſ. ob. im J. 1715, S. 72) verletzt waren.

Am 24. Aug. kam ein Transport von 40 Rekruten, die in Hildburghauſen angeworben waren, durch. Sie marſchirten nach Dänemark.

Am

---

*) Ein Stiefbruder deſſelben war der am 2. April 1807 zu Gießen verſtorbene Geheimerath von Gatzert, der durch ein anſehnliches Stipendium ſich ſehr verdient gemacht hat. S. unt. im J. 1803.

Am 18. Sept. Abends 6 Uhr kam in dem Färb- und Trockenhauſe des Kaufmanns Holdefreund Feuer aus, indem etliche Stücke ſchwarzen Barchents angeangegangen waren. Es gieng jedoch noch ohne weitern Schaden ab.

Am 1. Dec. wurde das neu verbeſſerte Uhrwerk auf dem Thurme am obern Thore in den Gang gebracht.

In dieſem Jahre nahm der ſiebenjährige Krieg ſeinen Anfang, der auch der hieſigen Stadt viele drückende Laſten verurſachte.

1757.

Den Beginn des Jahres zeichnete beſonders ſtrenge Kälte aus; der Stadtrath ließ bis in die Mitte Januars täglich durch 40 Leute bei der untern Brücke eiſen; jeder Arbeiter empfieng 4 Bz. Taglohn.

Am 9. Jan. ſtarb der Hofkaplan Johann Ernſt Melzhaimer, und wurde in der Gottesackerkirche, dem Altar gegenüber, beerdigt. Die Schloßkirche blieb wieder bis 1765 ohne Geiſtliche. Die Geſchäfte beſorgte der Waiſenpfarrer Molter.

Am 13. Jan. gieng abermals ein Transport von 60 in Hildburghauſen angeworbener Rekruten hier vorbei, nach Dänemark.

Am 16. Febr. wurde wieder eine Beſichtigung des Ober-Stadtthurms vorgenommen, welcher ſehr zerrüttet und auseinandergegeben befunden ward, ſo daß man mit einem Richtſcheit 3 Schuh weit in den Sprung hineinfahren konnte.

Am 17. Febr. früh 10 Uhr marſchirte ein Kommando preußiſcher Huſaren, 50 Mann ſtark, hinter der Stadt vorbei, nahm vor Maßfeld 120 Stück Kaiſerl. Koppel-Pferde weg, und gieng damit über Ellingshauſen, übernachtete in Rohr, und wandte ſich den folgenden Tag über den Thüringer Wald nach Langenſalza.

Am 22. Febr. ſtarb der Oberbürgermeiſter Chriſtoph Friedrich Felix Rauſchard. Er hatte in ſeinem Teſtamente vom J. 1753 in Gemeinſchaft mit ſeiner erſten Frau, Anna Magdalena geb. Nagel, 150 fl. frnk. zur hieſigen Mädchenſchule vermacht, deren Zinſen von dem erſten Lehrer ſtatt des Schulgelds armer Kinder bezogen werden ſollen. S. Hopfs Schulprogr. 1768. S. 6.

Am 11. Jun. verunglückte der Knecht des Hofbäckers von Hagen in der Thongrube im Berkes, und ſtarb nach einigen Wochen.

Am 13. Jun. erließ Fürſtl. Regierung einen Befehl in die Aemter, ohne Verzug Territorial-Tafeln auf den Grenzen und vor jedem Dorf aufzurichten. Auf die Dorfſchaften der Aemter Meiningen, Maßfeld, Waſungen, Sand und Frauenbreitungen mußte nächſt dem Ortsnamen: „Fürſtl. Sächſ. Coburg-Meiningen, zum Fränk. Craiß gehörig,“ auf die der Aemter Salzungen und Altenſtein aber: „Fürſtl. Sächſ. Coburg-Meiningiſche Lande, zum Ober-Sächſ. Craiß gehörig“ — geſchrieben werden.

Am 21. Jul. gieng wieder ein Däniſcher Rekrutentransport aus Hildburghauſen bei der Stadt vorbei. An dieſem Tage war ein heftiges Gewitter, das in der Berkacher Flur einen Bauer erſchlug.

Am 2. Aug. wurde das hieſige Kontingent, Küraſſier zu Pferde, angeworben, beſtehend aus 14 Mann Gemeinen, 1 Trompeter, 1 Wachtmeiſter, und 1 Muſterſchreiber.

Am 18. Aug. wurden die hieſigen Soldaten von den Wachten abgelöſt, und traten den folgenden Tag mit 2 Bagagewagen, unter dem Hauptmann v. Löbel, ihren Feldzug an; ſie ſtießen zum Ferntheiliſchen Regiment.

Der Abend des 18. Aug. war für die Stadt Oſtheim vor der Rhön ſehr unglücklich, indem dort eine Feuersbrunſt entſtand, die drei Theile der Stadt in Aſche legte. Kirche, Rathhaus und Pfarrgebäude blieben ſtehen.

Am 19. Aug. kam durch Verwahrloſung der franzöſiſchen Soldaten Feuer in Vacha aus, wodurch 11 Wohnhäuſer abbrannten.

Am 29. Aug. wurde durch die Lieferant-Juden Fränkel und Konſorten, welche mit dem K. K. Reichs-Feld-Kriegs- und Proviant-Kommiſſair v. Mayenfeld gekommen, ein großes Proviant-Magazin angelegt, und zwar zum Theil auf dem Rathhaus, wo ſtets 5000 Malter Getraide lagerten, Heu- und Strohlager vor der Stadt beim Schaafhof; auch für den Schwäbiſchen Kreis wurde ein Magazin im Gartenwirthshaus angelegt, wobei 6 Mann vom Ausſchuß Wache halten mußten. Bevor die Magazine eingerichtet wurden, ward die Bürgerſchaft auf das Rathhaus citirt, und ihr der Fürſtl. Befehl publicirt, daß die Bürger, welche Feldgüter beſäßen, obgenannten Juden 60 Mltr. Korn und 15 Mltr. Hafer, und zwar das Ms. Korn, (welches noch im April 15½ Batzen gekoſtet) für 13½ Bz., das Ms. Hafer aber für 9 ggl. baares Geld liefern ſollten, was auch geſchah. Auch wurden zweckmäßige, in der Veraunft und Erfahrung begründete Verhaltungsregeln für die Bürger gegeben, für den Fall, daß die 20,000 Mann ſtarke Reichs-Armee in das Lager vor der Stadt einrücken ſollte. Insbeſondere wurde Vorſicht wegen Feuersgefahr, Höflichkeit gegen die Einquartierten, Vermeidung des Redens über Politik und über die Religionsverhältniſſe empfohlen. Die Zweckmäßigkeit ſolcher Anordnungen ſollte ſich bald bethätigen, denn ſchon am 6. Sept. kamen 2 K. K. Ungariſche Küraſſier-Regimenter: Brettlach und Trautmannsdorff, und das Heſſen-Darmſtädtiſche Küraſſier-Regiment hier an, welche im ſogenannten Todtenfeld an der Landſtraße Lager ſchlugen und Raſttag hielten. Zu dieſen Regimentern ſtieß das hieſige Kreiskontingent (Küraſſier zu Pferde) unter dem Rittmeiſter v. Diemar.

Am 6. Sept. kamen die Infanterie-Regimenter des Schwäbiſchen Kreiſes, von Ansbach, Frankfurt, Chur-Trier, und Naſſau hier an, nebſt einem Artilleriepark von 5 großen und 14 kleinen Geſchützen, dieſe lagerten im Todtenfeld über dem Fußpfad nach Helba, und in der Nähe des Kirchbrunnens. Prinz Ludwig von Baden=Baden und die Generale v. Brettlach und v. Trautmannsdorff, wurden in die Stadt einquartiert.

Am 7. Sept. brachen die erſtgekommenen Kaiſerlichen und Heſſen=Darmſtädter Regimenter mit unſerm Kontingent auf, und marſchirten über Helba nach Schwarza, allwo ſie wieder Lager ſchlugen und campirten. Dieſem Beiſpiel folgten den 8ten die nachgekommenen Regimenter, und da es an Vorſpann zu den 150 dabei nöthigen Wagen fehlte, ſo wurde dieſe Vorſpann dadurch von der Stadt erpreßt, daß der General, Graf von Fürſtenberg, executionsweiſe 6 Kompagnieen Grenadiere auf den Markt aufmarſchiren ließ, ſo lange drohend, bis der Stadtrath in Noth und Eile die Vorſpann auftrieb, wobei noch jedem Mann 1 Pfund Brod und 1 Kanne Bier, den Oberoffiziers aber Brod, Wein und Braten gereicht werden mußte. Stadt und Umgegend mußte 100 Wagen herbeiſchaffen, die mit Fourage aus den Magazinen beladen wurden. Davon wurden 25 in Schwarza, 25 in Mehlis, und 25 in Crawinkel abgeladen, 25 aber mußten mit bis Erfurt.

Am 9. Sept. bezog die Infanterie=Kolonne ein Lager bei Mehlis, aber da die Nachricht kam, daß im Thüringer Wald Preußiſche Truppen verſteckt wären, zogen ſich dieſe Helden wieder zurück, wie nicht minder am 10ten die Regimenter Brettlach und Trautmannsdorf, ſammt Ansbachiſchen Dragonern und Meiningiſchen Kontingent retrograde Bewegung machten, und das alte Lager wieder bezogen. Am 11ten campirte Infanterie und Artillerie in der Kühndorfer Flur, während Thore und Hauptwache der Stadt von einem nachgekommenen Chur=Cöllniſchen Bataillon beſetzt wurden.

Am 12. Sept. in aller Frühe brach die geſammte Kriegsmacht aus allen Lagern auf, und zog nach Waſungen, wo wieder unter der Stadt Halt und Lager gemacht wurde. Am Abend dieſes Tages erhielt Meiningen durch ein Cölln. Infanterie=Regiment neue Einquartierung. Dieſen Truppen folgten am 13ten 11,000 Mann, die wieder in dem Todtenfeld Raſttag hielten, und an Gärten und Gartenhäuſern großen Schaden thaten. Am Abend kam noch die Chur=Mainziſche Bagage dazu, mit 90 Mann Bedeckung; dieſe kam von Erfurt, von wo ſie, ihrer Sicherheit wegen, weichen müſſen.

So gieng es Tag für Tag mit Einquartierung und Kriegsdrangſalen aller Art fort. Am 16ten ſtanden alle Gaſſen ſo voll Bagage=Wagen, daß kaum durchzukommen war, und die Leiche einer Frau zum Oberthor hinaus und hinter der Stadt hin, auf den Kirchhof getragen werden mußte.

An dieſem Tage gieng ein Schreiben vom kommandirenden Chef der Reichs=Executionsarmee, Prinz Joſeph von Hildburghauſen, an die Regierung hier ein, worin=

worinnen dieſe mit einer ſchweren Kontribution belaſtet wurde. Es ſollten aus hieſigen Landen in das zu Barchfeld anzulegende Magazin geliefert werden:

3201	Centner	Korn=Mehl,
1600	=	Waitzen=Mehl,
7298¾	=	Hafer,
10427	=	Heu,
34440	Bund	Stroh,
666	Klafter	Holz,

und zwar binnen 14 Tagen bei Vermeidung ſcharfer Execution. Dieſes Schreiben war vom 14ten datirt und am 19ten kam ſchon ein Monitorium des Prinzen nach, das auf pünktliche und unerläßliche Lieferung drang. In dieſer Bedrängniß wurde nun zwar an alle Aemter, Vaſallen, Fürſtl. Pachter ꝛc. die zu liefernde Ration und Portion vertheilt, doch auch nicht unterlaſſen, dem regierenden Herzog **Anton Ulrich** den Vorgang klagend zu berichten. Der Herzog ſäumte auch nicht, ſich darüber bei Kaiſer und Reich zu beſchweren, und um Erlaß nachzuſuchen, aber bevor Antwort da ſeyn konnte, begab ſich von Seiten der Regierung der Regierungsrath Joh. Heinr. Hofmann ſelbſt in die Aemter Frauenbreitungen, Salzungen und Altenſtein, und betrieb die Aufbringung der Kontribution nach Barchfeld, wo ſie der General v. Wolfskehl in Empfang nahm; auch die Aemter Waſungen und Sand ſandten ihre Portionen, wogegen die Aemter Meiningen und Maßfeld in Reſt blieben, weil indeß die Armee weiter nach Sachſen rückte, und Kaiſer und Reich dieſe Kontribution mißbilligten! Das gelieferte Mehl wurde verkauft, und die Kornlieferungen davon erſtattet, auch das übrige ſollte zu ſeiner Zeit bezahlt werden. —

Am 19. Sept. mußte der Stadtrath 40 Schilderhäuſer anfertigen laſſen, welche die Schreiner eiligſt in der Fleiſchbank herſtellten.

Am 27. Sept. lagen an 3100 Mann Einquartierung in der Stadt, darunter die Regimenter Elberfeld und Daltropp. Der Obriſt v. Nagel gab dem Stadtrath ein ſtrenges Regulativ im Bezug auf die Truppen.

Im Monat Oktober ſetzte ſich die immer wechſelnde Einquartierung fort, doch erſt am 18ten verließ die Bagage der 3 Regimenter: Elberfeld, Daltropp und Nagel die Stadt, und der enge Ausſchuß der Bürger=Miliz beſetzte wieder die Thore. Vom Anfang des September bis zum 18. Okt. hatte die Stadt ungefähr 300 Oberoffiziere, 3500 gemeine Soldaten, 800 Pferde zur Einquartierung gehabt.

Am 19. Okt. kam ein Regiment Pfälziſcher Truppen unter dem General von Effern, und ein Bataillon Trieriſche Truppen unter dem Obriſt von Kolb. Sie blieben bis zum Januar 1758.

Am 7. Nov. kam die Nachricht von der ewig denkwürdigen Schlacht bei Roßbach (5. Nov.), in welcher ſich das Preußiſche Heer dauernden Ruhm, das Franzöſiſche eine ſchmachvolle Niederlage, und die Reichs-Armee einen im Volk fortlebenden Spottnamen erwarb, nach Meiningen, und den folgenden Tag erſchienen allerhand einzelne Trupps der faſt aufgeriebenen Reichs-Armee, und ſuchten ihre Offiziers! Am 9ten kamen Bagagewagen u. dgl. in flüchtiger Unordnung an, wurden aber nicht in die Stadt gelaſſen. Prinz Joſeph von Hildburghauſen, General und Feld-Marſchall, war nach Saalfeld retirirt, wo ſich die zerſprengten Reichstruppen wieder ſammelten. Hierher kamen der General v. Roſenfeld und der Ober-Lieutenant v. Stieler mit 400 Mann aus allen Regimentern, denen noch andre Flüchtlinge, in Haufen von 20 bis 40 Mann, Mainzer, Pfälzer, Fürſtenberger ꝛc., zu Roß und zu Fuß, und viele Reiter zu Fuß und einzeln folgten. Die Zahl derſelben, die ſich hier ſammelten, war bedeutend. Am Tage vor der Schlacht verließ ein gewiſſer Ströhlein, Ordonnanz des Chefs des Meiningiſchen Kontingents, aus Furcht das Heer, und kam juſt hier an, als alles auf beſtimmte Nachricht und das Schickſal des Kontingents äußerſt geſpannt war. Er konnte keine Auskunft geben und entſchuldigte ſich damit, „er ſey einen Tag früher fortgegangen.“ So entſtand das Volksſprüchwort von einem Menſchen, der ſich aus dem Staube macht: „Er geht einen Tag früher, wie Ströhle.“

Die neuerrichteten Lazarethe wurden nun abgebrochen und weggeſchafft.

Bald mehrte ſich wieder die Einquartierung durch die ſich immer mehr ſammelnden Bataillone, und am 26. Nov. hatte Meiningen wieder 3150 Mann nebſt 600 Pferden zu verköſtigen, ſo daß der geringſte Bürger 6—8 Mann, der begüterte aber 12—30 Mann Einquartierung hatte. In den übrigen Aemtern fehlte es auch nicht an dieſen unwillkommenen Gäſten.

Der Monat December brachte wenig Aenderung. Es lagen beſtändig fremde Truppen hier, hauptſächlich Pfälziſche Regimenter. Am 18ten wurde ob des Siegs bei Breslau und Schweidnitz (22. Nov.) ein Tedeum gehalten, wobei die Soldaten dreimal Victoria ſchoſſen und kanonirten.

Der Winter dieſes Jahres fieng, wie oben geſagt, zeitig an, und war hart. Das Holz ſtieg hoch im Preiß, die halbe Klafter hartes auf 8 Gulden fränk.; doch hielten ſich die Früchte, trotz der Einquartierung, in mäßigen Preißen, das Maas Korn koſtete um die Erndte 10 Batzen.

Durch die vielen, zum Theil in der Stadt ſelbſt befindlichen Lazarethe erkrankten auch in dem letzten Vierteljahr viele Bürger, und die Sterblichkeit vermehrte ſich beträchtlich. Es wurden auch täglich 3 bis 5 Soldaten begraben, und zwar auf dem Gottesacker, hinter die Kirche, an die Mauer. —

Um

Um dieſe Zeit erſchien auf einem fliegenden Blatt ein Spottgedicht im Volksdialekt: Geſpräche zwiſchen zwei heſſiſchen Bauern. Eine Strophe daraus lautete:

Ach dann nér ey Menſch hätt ſöll ſch
Ich möcht mich glich verkräumpel,
Dú Dreckſecutions-Armee,
Das vielerley Geſtäumpel,
Da lief ey Narr den annern óm,
Un ſchreite als von lutter Stóm:
Pardu! ach üh Herr Preuße!
Nis da, ſo muß má üh verdrie,
Eu hätt ju könd deheim geblie,
Wer hatts úch dann geheiße? *)

1758.

Auch dieſes Jahr begann mit bis in den Februar anhaltender ſtrenger Kälte.

Im Januar räumten endlich die Chur-Pfälziſche und andere Regimenter Stadt und Land Meiningen, und marſchirten nach andern Kantonirungen. Vom 19. Okt. d. vor. J. bis um dieſe Zeit hatte die Stadt 1800 Mann im Quartier.

Am 15. Jan. brannte es im Schloß, doch wurde das Feuer ohne weitern Schaden ſchnell getilgt.

Am 17. Jan. kam das Chur-Trierſche Bataillon, das in Stadt und Amt Waſungen gelegen, hier an, und marſchirte am 18ten weiter nach der böhmiſchen Grenze. Die Regimenter Pfalz und Trier hinterließen der Stadt — ihre Lazarethe, in denen die Sterblichkeit ziemlich bedeutend war. Erſt am 10. Febr. wurden dieſelben nach Bachdorf und Leutersdorf verlegt.

Am 19. Jan. rückte das Münſterſche Regiment, unter General-Major von Nagel, und das Wildenſteiniſche, unter Obriſt von Kleiſt, (zuſammen 1200 Mann ohne die Offiziere) hier ein, welche Thore und Hauptwachen wieder beſetzten. Das letztgenannte Regiment marſchirte erſt am 12. Febr. zur Kantonirung nach Schmalkalden, während die vierte Kompagnie des bayreuthiſchen Küraſſier-Regiments, bei welchem der Rittmeiſter v. Diemar mit dem hieſigen Kontingent ſtand, im Land umher wechſelte, von Römhild hier durch nach Salzungen, und von da wieder nach Römhild marſchirte.

Am 20. Jan. wurde ein Regierungsbefehl an das Amt Maßfeld erlaſſen, ſämmtlichen Unterthanen zu verbieten und zwar bei 20 rthlr. Strafe, das Holz auswärts zu verkaufen. Dagegen ſollte es in die hieſige Stadt gebracht und die Klafter Buchenholz für 4 rthlr., die Klafter Tannenholz für 3 rthlr. und nicht höher

---

*) M. ſ. Reinwalds Hennebergiſches Idiotikon. S. 166, wo das ganze Gedicht ſteht.

höher verkauft werden. Alle Holztage ſollten 10 bis 12 Fuhren Holz hierher kommen. Die Bürger wurden dagegen für verbunden erklärt, den bei ihnen einquartierten Offizieren Holz und Licht vorzuhalten. (Am 30. Mai 1761 wurde eine noch ausgedehntere Zwangsverordnung, beſonders gegen die Mißbräuche auf dem Holzmarkte erlaſſen.)

Am 4. März verlegte das Wildenſteiniſche Regiment das Lazareth von Schwarza hierher in das Fiſchhaus vorm Oberthor, in welchem Tags darauf Feuer entſtand, ſo daß die Soldaten unter der Predigt Allarm ſchlugen, daß alles Volk aus der Kirche lief, und der Superintendent aufhören mußte, zu predigen.

Am 7. und 8. März wurden die Bürger nach den Vierteln auf das Rathhaus beſchieden, und ihnen ein Regierungs-Reſcript publicirt, daß jeder eine Specification des ihm durch die Soldaten erwachſenen Schadens an Heu, Grummet, und ſonſtigen Garten- und Feldfrüchten, ſo wie der Verpflegungskoſten einreichen ſollte. Die Richtigkeit dieſer Specificationen mußten die Bürger am 9ten eidlich erhärten, wobei es jedoch ſein Bewenden behielt. Die Bürger erhielten keinen Pfennig Erſatz.

Am 28. Febr. wurde der Hof- und Konſiſtorialrath Juſtus Chriſtoph Zink in der Gottesackerkirche begraben. Er war hier geboren am 23. Jul. 1686, und ein Sohn des Oberbürgermeiſters D. G. Chr. Zink. Von ſeiner umfaſſenden Kenntniß der Landesgeſchichte zeugt ſeine große, während ſeiner 40jährigen Dienſtzeit veranſtaltete, Sammlung von Urkunden, Geſetzen ꝛc., die im Miniſterialarchiv aufbewahrt wird. Sie beträgt mehr als 50 Bände in fol. 18 Bände (Corpus diplomaticum benannt) enthalten Urkunden zur Sächſiſch-Hennebergiſchen Geſchichte vom J. 783 bis zum J. 1756, 18 Bände beziehen ſich auf Succeſſions- u. a. Streitigkeiten, die übrigen auf Landesgeſchichte, Verfaſſung, Landtagsverhandlungen, Kirchen- Stiftungs- Lehnsſachen u. ſ. w. *)

März und April dauerte Einquartierung und Regimenterwechſel faſt ununterbrochen fort.

Am 25. April Abends rückten unvermuthet 1500 Preußen, meiſt Huſaren, in Suhl und Schleuſingen ein, machten Quartier, und ſuchten die Suhlaer Gewehrhändler ſtark heim, deren Vorräthe ſie wegführten; die Stadträthe beider Städte mußten dieſen Gäſten, die erſt am 28ſten abzogen, noch Geld dazu geben.

Am 5. Mai ¾ auf 10 Uhr Vormittag kam die Leiche des in Frankfurt verſchiedenen Prinzen, Friedrich Wilhelm v. S. C. Meiningen im Geleit des feſten Herrn Georg Albr. v. Wechmar, auf Roßdorf, Fürſtl. Geheimenraths und Amtmanns zu Salzungen, hier an. Der Sarg wurde von adeligen Vaſallen

vom

---

*) Aehnliche Sammlungen haben der Kammerrath Mattenberg (S. 102) und der im J. 1792 verſtorbene Geheime Regierungsrath Fritz hinterlaſſen.

bedurft? Wann wäre meine Meinung von einer Sache auch zugleich die Deinige gewesen? Nie! Ich ſage nur ſo viel: Iſt Dir wohl, ſo bleib davon, das iſt mein Sprüchwort, bei dem ich mich gut gehabe."

Kellner antwortete nicht, er hatte die Arme untergeſchlagen, und ſetzte ſeinen Spaziergang in der Stube fort. Eliſabeth zitterte, ſie war ſchon oft Zeugin unbrüderlicher Zwiſte geweſen, die ſie immer tief verwundeten, und ihr Herz gegen den Oheim empörten. Die Mutter ging ſeufzend in die Kammer, der Knabe lehnte des Vaters Schwert an die Wand, und trat an den Ofen, ſo finſtre Blicke auf Balthaſar werfend, als er nur immer fähig war.

„Und was ſoll es denn nun werden," begann Balthaſar wieder, „wenn Niemand mehr dem Rath leihen will, wenn der Kredit der Stadt aufhört? Ein Auskommen muß ja doch getroffen werden!"

„Geduld bauet, Ungeduld bricht ab!" eiferte der Rathsmeiſter. „Thoren haben voreilig den Anſchlag gegeben, der Gemeinde dieſe Sache vorzutragen, und Thoren haben ihn ausgeführt, vom Wagen gehoben und in der Schloßkirche auf einen Katafalk geſtellt. Von 10 bis 11 Uhr wurde in drei Pulſen geläutet, auch die Landtrauer anbefohlen. Am 7ten wurde der Leichnam in die Fürſtl. Gruft verſenkt. Archidiakonus Erk hielt die Trauerrede über Marc. 10, 13.

Am 26. Mai wurde das von hieſiger Herrſchaft neu zu ſtellende Kreiskontingent ausgehoben.

Am 1. Jun. ſchrieb Prinz Heinrich von Preußen, per Eſtafette von Baireuth aus, an den Herzog Anton Ulrich, wie nicht minder an die Herzoge von S. Hildburghauſen und S. Coburg: wofern die Herzoge ihre Truppen zum Kreiskontingent, oder die zum Oberſächſ. Kreis noch zu ſtellenden Mannſchaften marſchiren laſſen würden, würde er ſie als ſeine Feinde anſehen.

Am 30. Jun. Nachmittags 3 Uhr kam durch unvorſichtiges Flachsdörren Feuer im Grimmenthal aus, wodurch nicht nur die Malzdarre und das Brauhaus in Aſche gelegt wurden, ſondern auch das Innere der ſchönen Wallfahrtkirche mit all ſeinem reichen Schmuck an Malereien und Sculpturen gänzlich ausbrannte. Der Grund zu dieſer Kirche war 1499 gelegt worden, wie die am jetzigen Spitalgebäude eingemauerte alte erhaltene Inſchrift zeugt, und Himmelfahrt (5. Mai) 1502 wurde ſie in die Ehre der 12 Apoſtel und des Stammes Jeſſe geweiht. Die Geſchichte der Wallfahrt ſelbſt iſt bekannt. S. Güth S. 196 u. ff. Spangenberg S. 455 u. ff. Hartmann im Meining. Almanach, 1807, S. 141 ff. Die ſchönen ausgebrannten Tempeltrümmer blieben ſtehen, eine Zier der Gegend, ein Denkmal der Erinnerung, bis ſie im erſten Jahrzehent des neunzehnten Jahrhunderts mit großen Koſten abgetragen wurden, um von den Steinen Stallungen zu erbauen. *)

Am 1. Jul. brannte in der Schloßkirche ein Schornſtein, der zwiſchen der Kammer-Stube und der Regierungs-Kanzlei durchgieng, und ſchon lange ſchadhaft war.

Am 8. Jul. wurde bei hellem Wetter ein Getöſe in der Luft vernommen, wie wenn ein Wagen auf Steinpflaſter rollte.

Am 4. Aug. ertrank des Hoffiſchers Römmelein dreijährige Tochter im Fiſchbehälter.

Am 5. Aug. fand man früh Morgens im Schildwachthäuschen am Unterthor ein nackendes Kind, welches dem Landknecht zur Erziehung übergeben wurde.

Am 10. Aug. ſtarb am Schlagfluß der Archidiakonus bei der Stadtkirche, M. Chriſt. Albr. Erk, im 63ſten Jahre. Er wurde am 13ten in der Stadtkirche bei der Sakriſtei begraben. Noch an ſeinem Todestage hielt er eine Leichenpredigt. Er war ein Sohn des 1737 verſtorbenen Archidiakonus J. M. Erk, ſtand

erſt

---

*) Im 6ten Jahrgang des Meininger Taſchenbuchs befindet ſich noch eine freundliche Anſicht der Ruine dieſer Wallfahrts-Kirche.

erſt an der Schule, die ihm viel verdankt, und war ein gelehrter Mann. Vorzüglich viel leiſtete er in der vaterländiſchen Geſchichte. Mehrere Programme (namentlich über die hieſigen milden Stiftungen) die Herausgabe der Spangenbergiſchen Chronik, der Glaſeriſchen Rhapſodie ꝛc. erhalten ſein Andenken. Auf eigne Koſten hatte er das dritte Stockwerk des Inſpectorats im alten Schulgebäude bauen laſſen, wo er auch als Geiſtlicher wohnte. Die beträchtlichen Stiftungen ſeiner Frau ſ. im J. 1759. Ueber Erk's Lebensumſtände vgl. die Progr. von Raſche 1761. Ihling 1830. 1834.

Am 17. Aug. wurde der Bürgerſchaft auf dem Rathhaus ein Reſcript und Werb-Patent eröffnet, nach welchen ſich kein hieſiger Unterthan mit fremden Werbern einlaſſen und Dienſte nehmen ſollte. Später wurde daſſelbe von den Kanzeln in Stadt und Land abgeleſen, und an allen Orten öffentlich angeſchlagen.

Am 6. Sept. marſchirte eine Kompagnie Franzöſiſche Infanterie hier durch, zur Armee nach Kaſſel.

Am 12. Sept. Abends 10 Uhr ſtarb der Geheimerath Andr. Simſon von Biechling auf Jüchſen und Hutsberg, und wurde am 14ten Abends in der Stadtkirche bei die kleine Thür unterm Chor feierlich beerdigt. M. J. Georg Muſäus, Inſpector des Lyceums, hielt ihm die Parentation.

Am 16. Okt. wurde das gewöhnliche bürgerliche Galli-Ausſchießen gehalten, wobei wegen Aufnahme von Bürgern des engen Ausſchuſſes in die Bürgerſchützen-Kompagnie Streitigkeiten vorfielen.

Am 19. Okt. und auch ſpäter giengen Franzöſiſche Truppen hier durch, welche Preuß. Gefangene mit ſich führten. Ein ſolcher Haufe wollte in Walldorf Quartier nehmen, die Bauern widerſetzten ſich; die Soldaten feuerten ſcharf, ein Jude wurde auf der Stelle niedergeſchoſſen, einige Bauern verwundet, und dann quartierten ſich die Soldaten nach ihrem Willen ein.

Am 12. Nov. beſetzten die Bürger vom engen Ausſchuß die Schloß- und Hauptwache, und die vom weiten Ausſchuß die Thore. An demſelben Tage fiel ein Kommando Franz. Huſaren in Schmalkalden ein, heiſchte eine ſtarke Brandſchatzung, und gieng nicht eher wieder weg, bis die Summe erlegt war.

Am 13. Nov. war die neue hieſige Kompagnie, die zum Oberſächſ. Kreis, der preußiſchen Drohung ohngeachtet, geſtellt werden mußte, vollzählig, und rückte unter dem feſten Heinr. Adolph Chriſtoph von Buttlar, von der Grumbach, Hauptmann, und Joh. Abel Chriſt, von Waſungen, Lieutenant, aus; über Themar zur Reichsarmee nach Zwickau.

Am 7. Dec. rückte ein alter Bekannter, der General-Major v. Nagel mit 1 Bataillon Musquetier, und 1 Kompagnie Grenadier wieder hier ein, um zu cantoniren. An demſelben Tag kam auch der General v. Riedeſel mit 5 Eskadrons Chur-Pfälziſchen Küraſſieren in die hieſigen Aemter und die Hennebergiſchen

Dorfſchaften des Heſſ. Oberamts Schmalkalden. Der General nahm in Untermaßfeld Quartier.

Am 15. Dec. wurde durch die Viertelsmeiſter den Bürgern eröffnet, ſie ſollten hinfort ihrer Einquartierung des Tags einmal zu eſſen, mit Fleiſch und Zugemüße geben, welcher Befehl den folgenden Tag auf dem Rathhaus, wohin die geſammte Bürgerſchaft gefordert war, wiederholt wurde. Allein die Bürger widerſetzten ſich dieſem Anſinnen des Stadtraths, weil die Einquartierung nur cantonire, weil es gegen altes Herkommen ſey, weil viele Häuſer mit Einquartierung verſchont würden, weil die Einquartierung nicht nach dem Steuerſatz vertheilt werde, und weil nichts davon im Kreis- und Kriegsreglement ſtehe; hätte der Stadtrath etwas verſprochen und verwilligt, ſo möge er es den Soldaten aus eignen Mitteln geben; die Bürgerſchaft bliebe dabei, ſie ſey nichts ſchuldig, und gäbe nichts. Da legte der Magiſtrat den Wortführern Stillſchweigen auf, und hieß die Bürgerſchaft das Rathhaus verlaſſen; hierauf erklärten die Bürger: ſie würden weder gehen, noch ſchweigen, ſondern ſie verlangten, daß alſogleich ihre Sprecher und Mitbürger, der Zinngießer Pabſt, der Tuchhändler Herbſt, der Hofdrechsler Hommert und der Tuchmacher Otto zu Syndicis erwählt würden, denn der Stadtrath habe kein Recht, ſie gehen zu heißen, indem das Rathhaus nicht ihm, ſondern der Bürgerſchaft gehöre, ꝛc. Die Zumuthung unterblieb, und es wurde den Soldaten nur bewilligt, an Zugemüße ſoviel zu empfangen, als ihnen jeder Bürger nach ſeinen Vermögen und Umſtänden geben konnte und wollte.

Die Sterblichkeit war in dieſem Jahre noch größer, wie in dem vorigen, woran die viele Einquartierung die Urſache war; es ſtarben faſt nur Leute bürgerlichen und gemeinen Standes, weil dieſe mit der Einquartierung vorzugsweiſe belaſtet wurden, während Reiche und Vornehme ſich dieſe fern zu halten wußten. Es ſtarben 339 Perſonen, darunter 25 Paar Eheleute, letztere zum Theil miteinander, und 200 Soldaten.

Das Jahr war übrigens fruchtbar in jeder Hinſicht, aber da es mit ſtrenger Kälte begonnen hatte, ſo wurde, auch durch die Einquartierung, das Holz ſehr theuer, die Klafter hartes koſtete 8 fl. fränk. und mehr. Viele Bürger gingen, von den Soldaten hart bedrängt, in die Gemeinde-Waldungen, und fällten nach Belieben Bäume, ſo mehr als 1000 Stück der ſchönſten Fichten, weil auf andre Weiſe gar kein Holz mehr zu bekommen war. In einem Gutachten über gerechtere Vertheilung der Einquartierung wird geſagt, daß im Herbſte dieſes Jahres manche Haushaltungen ganz ausgeſtorben wären: die Häuſer derſelben wären theils verſchloſſen, theils sub hasta, in andern lägen ſämmtliche Bewohner an der Seuche krank darnieder.

1759.

Dieſes Jahr, welches mit gelinder Witterung begann, war wieder ungemein kriegeriſch, und brachte unſrer Stadt manche neue Noth und Sorge mit. Durchmärſche und Einquartierungen nahmen kein Ende, und wenn ein Regiment zu einem Thor der Stadt hinauszog, geſchah es oft, daß ſchon wieder ein anderes zum andern Thore einrückte.

Die Bürgerſchaft ſah ſich genöthigt, bei dem Herzog die bitterſte Beſchwerde über den Druck der Einquartierung, beſonders deren ungleiche Vertheilung und daß der Stadtrath über 50 ſteuerbare Häuſer gänzlich verſchonte, überhaupt nach Gunſt verführe, und über die Prätenſionen der Soldaten und Mißhandlung mancher Bürger durch dieſelben, zu führen. Hierauf erließ Herzog Anton Ulrich ein ſehr ſcharfes Reſcript d. d. Frankfurt am 8. Jan. 1759. an die Regierung in Meiningen, wonach dem mit der Einquartierung beauftragten Rathsmitgliede ſeine Partheilichkeit verwieſen und befohlen wurde, daß die Einquartierung durchgängig nach dem Steuerfuße vertheilt, alle Ausnahmen und Befreiungen aber wegfallen und die Bürger außer Obdach und Lagerſtatt den Soldaten nichts ſchuldig wären, und die von dem General von Nagel angeſonnene Mittagsverköſtigung keine Schuldigkeit, ſondern blos guter Wille ſey, der die Soldaten nicht berechtige, Fleiſch, Bier, Branntwein u. dgl. von ihren Wirthen zu fordern.

Am 10. Jan. kam das Kleiſtſche Bataillon mit Kanonen und Bagage, und am 13ten zog das des General v. Nagel ab, nach Barchfeld. Am 17ten marſchirte das Kleiſtſche Bataillon weg nach Roßdorf und Lengsfeld, dafür kamen von Suhl 3 Kompagnieen von dem Chur-Cöllniſchen Leibregiment; dieſe wollten 3mal des Tags vollauf zu eſſen haben! Doch traf glücklicher Weiſe mit dieſen hungrigen Gäſten ein Kaiſerl. Patent ein, welches der Bürgerſchaft auf dem Rathhaus eröffnet und dann öffentlich angeſchlagen wurde, kraft deſſen den Soldaten weiter gar nichts, als Obdach und Lagerſtatt gebühre, und daß niemand ſchuldig ſey, ihnen zu eſſen und zu trinken zu geben, und wenn dieſelben mehr begehrten, ſollten ſie ernſte und empfindliche Strafe gewärtigen.

Auch die benachbarten Dörfer hatten ſehr oft Einquartierung, und durch die Stadt marſchirten faſt täglich Truppen.

Am 5. Febr. kam ein Kommiſſarius und Proviantmeiſter mit 10 Feldbäckern an, um Magazine zu errichten, worauf viel Getraide herbeigeführt, und mit Hülfe der hieſigen Bäcker verbacken wurde; das Brod wurde der Reichsarmee in Heſſen und im Fuldaiſchen zugeführt.

Am 10. Febr. kam eine vierte Kompagnie des Chur-Cölln. Bataillons hier in Einquartierung, von dieſer deſertirten viele, und zwar 11 Mann auf einmal gleich den folgenden Tag. Vielleicht trieb ſie das Kaiſerl. Patent von dannen.

Im

Im März wurden die kriegeriſchen Bewegungen immer lebhafter; Tag für Tag faſt kreuzten ſich die Regimenter, rückten in Standquartiere, verließen ſie wieder, und die Heerſtraßen waren ohne Aufhören mit Soldaten, Wagen und Geſchütz bedeckt.

Sehr große Transporte von Stahl, Stab-Eiſen, Gewehren, Bajonetten, Säbeln, desgl. von Getraide und Salz, wurden größtentheils von heſſiſchen Bauern hierher gefahren, ſo daß am 20. und 21. März an 350 Wagen hier waren; es waren traurige Tage, die armen Bauern mußten auf offener Straße unter den Wagen die Nacht zubringen, das Vieh kam in keinen Stall, und die beſten Pferde wurden von den Offiziers zuſammengekoppelt und behalten.

Von Schmalkalden wurden der Oberforſtmeiſter von Maſſebach, der Bürgermeiſter Merkel, und der Salzinſpektor Waitz als Geiſeln hier durch, und nach Nürnberg geführt.

Der Transport gieng größtentheils von hier über Königshofen, und dann über Coburg nach Bamberg.

Die Häuſer, welche als Magazine gebraucht wurden, und die ungeheure Menge Waffen, Getraide und Salz, welche auf mehr als 600 Wagen hierhergeſchafft wurde, aufnahmen, waren: 1) das Rathhaus, 2) das Karchiſche Haus, (Mehlmagazin) 3) das Haus der Frau Superint. Herbartin in der Schlundgaſſe, 4) Georg Ernſt Ercks, und 5) Braumeiſter Joh. Nic. Sauerlands Haus in der langen Gaſſe, 6) Secret. Grafens Erben, an der Sackgaſſe, 7) Hofwagner Joh. Chriſt. Schabackers Haus hinter der Mauer, 8) J. Wolfg. Schröters Haus in der Fiſchersgaſſe, 9) der Diemariſche oder Würzburgiſche Hof — Joh. Chriſt. Zack's Haus in der untern Marktgaſſe, und das Fiſchhaus des Stadtraths.

Um dieſe Vorräthe weiter zu transportiren, ſollten 800 Wagen aufgetrieben werden, und es lief am 29ſten Ordre an den Kommandanten ein, daß er ſich bei allen Beamten in der Gegend erkundigen ſollte, wieviel Wagen geſchafft werden könnten.

Am 31. März früh 7 Uhr kamen im vollen Marſch nach einander die ſämmtlichen Bagage-Wagen der Kaiſerl. Regimenter Harrach, S. Hildburghauſen, und v. Botta von Salzungen hier an, und Nachmittags 3 Uhr entſtand Allarm, indem ſich die Nachricht verbreitete, daß in der Nähe Preußiſche Truppen geſehen worden wären. Hierauf ſtellte alsbald der Kommandant, Obriſtwachtmeiſter von Forſtmeiſter, ein Piket von 25 Mann an die Walkmühle, ein andres marſchirte zum Unterthor hinaus, und beſetzte das Gartenwirthshaus, ein drittes das Rathhaus, zugleich wurde die Wache am Pförtchen verſtärkt. Gegen Abend wurden 9 Mann kriegsgefangen eingebracht, 4 Preuß. ſchwarze Huſaren, 4 Hannöverſche Musketier, und 1 Jäger, zum Theil bleſſirt, die am andern Morgen, 1ſten April, weiter gebracht wurden. Halb 9 Uhr Morgens entſtand neuer Lärmſchlag

und

und das Geſchrei, der Feind rücke an. Nun ließ der Kommandant in jedes der beiden Thore 2 Kanonen aufführen, und traf ſonſtige Maßregeln, die Stadt in Vertheidigungsſtand zu ſetzen. Bald zeigten ſich die alliirten Truppen bei der Walkmühle, und beſetzten die Berghöhen. Es war ein Armeecorps unter dem Befehle des damaligen Erbprinzen von Braunſchweig.*) Vom Rohraer Berg zog ein Regiment Infanterie heran, 3 Regimenter Kavallerie folgten, wovon ſich eins am Fuß des Drachenbergs poſtirte, das andre am Rohraer Berg Stand hielt, das dritte in der ſogenannten Pfanne beim Flüthgraben feſten Fuß faßte. 2 andre Infanterie-Regimenter beſetzten den Wallfahrtweg, wo man über die Berge nach Grimmenthal geht; von Dreißigacker heran zogen ein Regiment ſchwarze Huſaren und eins berittene Jäger, dieſe beſetzten den Dietrich und den Bildſtein. Bis zum Landsberg und auf dem jenſeitigen Ufer der Werra bis zum Breuberg ſtanden feindliche Poſten. Hinter der Gottesackerkirche ſtanden mit drohend gegen die Stadt gerichteten Mündungen, zwei Geſchütze, und auf dem Maßfelder Steinweg war gleichfalls Artillerie auf gepflanzt. Ein Jägerkorps zu Fuß und ein Korps Bergſchotten lauerten vor dem Oberthor in den Gärten. So war die Stadt blockirt und rings umſtellt, und es fielen bereits hin und wieder Muskétenſchüſſe. Es war ein Sonntag, die Kirche war angegangen, aber wie das Schießen begann, liefen alle Leute heraus, das h. Abendmahl wurde nur in aller Eile noch gehalten, dann barg ſich alles in die Häuſer, denn es war ſtreng unterſagt, ſich auf den Straßen ſehen zu laſſen.

Der Kommandant, als er dieſen Ernſt ſah, wiſſend, daß er keinen Succurs zu erwarten habe, und auch um die Reſidenz nicht ohne Noth Preiß zu geben, entſchloß ſich zur Kapitulation. Es wurde daher Obriſtlieutenant von Freitag, der zur Uebergabe aufgefordert hatte, eingelaſſen, und mit ihm in dem Albrechtiſchen Hauſe,**) der damaligen Wachtſtube gegenüber, eine Stunde lang unterhandelt, bis nachfolgender Vertrag zu Stande kam, der hier wörtlich mitgetheilt wird:

Capitulation zu Meiningen, den 1. April 1759.

Artikel 1. Die Guarniſon will ſich zu Kriegsgefangenen ergeben.
Anwort: Das verſteht ſich ohnehin.
Art. 2. Will mit allen militariſchen Ehrenbezeigungen ausziehen.
Antw. Wird accordirt, doch ſo, daß wo ſie wird vor die Thore ſeyn, das Gewehr ſtrecken ſoll.
Art. 3. Die Bagage der Officiers und Gemeinen ſoll in keinewege angegriffen werden.
Antw. Wird accordirt.

Art. 4.

---

*) Unter den alliirten Truppen ſind die mit den Preußen verbündeten Heſſen, Hannoveraner und Braunſchweiger zu verſtehen.

**) S. unten im J. 1782.

Art. 4. Dieſe Bagage ſowohl von denen Regimentern der Guarnison, als derer Officiers ihre, die ſich bei dieſem Corps befinden werden, ſoll frei passiren.

Antw. Wird gleichfalls accordirt.

Art. 5. In der Stadt ſollen keine desordres verhängt, noch ſolche geplündert werden.

Antw. Unſre trouppes ſind dergleichen nicht gewohnt.

Art. 6. Die Regimentsgelder, ſo die Kriegscommissarii beſitzen, ſollen nicht angegriffen werden.

Antw. Nein, inſofern das Geld zum Regiment gehört, nicht aber dem Kurfürſten oder dem Kaiſer.

Art. 7. Gleichergeſtalt ſoll auch mit des General von Nagel Bagage verfahren werden.

Antw. accordirt.

Art. 8. Der General von Ferntheil, da er keine Dienſte bei der Armee thut, ſoll im Geringſten nicht molestiret werden.

Antw. Gut, wann er würklich außer Dienſten iſt und keine Dienſte thut.

Art. 9. Man verhofft, daß von denen Officiers ihrer Bagage nichts werde entwandt, vielmehr bei die Häuſer, wo die Staabs Officiers logiren, Schildwachen werden geſetzet und Sorge getragen werde, daß nichts abkomme.

Antw. Wird accordiret.

Art. 10. Denen Lieferant Juden ſoll erlaubt ſeyn, gleichfalls aus der Stadt ſich zu begeben, und denen battaillous, denen ſie bisher geliefert zu folgen und ferner Lieferung zu thun.

Antw. Das mag geſchehen.

Art. 11. Denen Marquetendern ſoll gleiches verſtattet werden und ſoll ein genaues Verzeichniß von allen dem, was ſich im Magazin vorräthig befindet, angegeben werden.

Antw. Accordiret, jedoch ſollen vorläufig alle magazins übergeben werden.

Art. 12. Die Cuirassiers und Kaiſerl. Dragoner ſowohl, als die Franzöſiſchen Officiers, die ſich wirklich in der Stadt befinden, ſollen gleichfalls mit ihrer Bagage frei ausziehen.

Antw. Es ſoll mit ihnen, wie mit denen Trouppen der Guarnison gehalten werden und die Officiers ſollen ihre Equipages behalten.

Art. 13. Niemand ſoll Dienſte anzunehmen genöthigt werden.

Antw. Man wird niemanden zwingen, doch wer Luſt hat, kann Dienſte bekommen.

Art. 14. Man bittet ſich die Erlaubniß aus, eine Estafette ſogleich an Ihro Kurfürſtl. Durchl. zu Cölln zu ſchicken und Ihnen von allen, was gegenwärtig vorgefallen, Nachricht zu ertheilen.

Antw. Wird accordiret, doch wird der Herr Erbprinz Durchl. die Zeit, wann der Courier abgehen ſoll, beſtimmen.

Art. 15. Die Officiers ſollen ihre echarpes oder Feldbinden, ingleichen ihre Ringkragen behalten und führen.

Antw. Das verſteht ſich ohnehin und wir wollen niemanden plündern.

Art. 16. Connetables und die Bediente und Officiers von der Guarnison ſollen frei ausziehen.

Antw. Accordirt, im Fall ſie nicht zu Kriegsdienſten gebraucht werden.

Art. 17. Hinlängliche Wagen und Vorſpann zu Fortbringung der bagage bittet man ſich aus.

Antw. Accordirt.

Art. 18. Das Lazareth ſoll mit dem Benöthigten verſehen werden und diejenigen Officiers von der Guarniſon, ſo die Aufſicht dabey haben, ſollen die Freyheit haben, ebenfalls abzuziehen und ſich auf ihr gegebenes Ehrenwort zu retiriren, wohin ſie wollen, jedoch unter der Condition, daß ſie ſich auf Verlangen jedesmal wieder ſtellen.

Antw. Das Lazareth ſoll mit allen nöthigen verſehen werden, jedoch auf Unkoſten der Guarniſon und es wird übrigens auf den Herrn Herzog Ferdinand Durchl. ankommen, die Officiers auf ihr Ehrenwort zu entlaſſen.

Geſchehen zu Meiningen
den 1. April 1759.

De Freytag, Obristlieut.
bey dem Hannover.
Jäger Corps.

Um halb 11 Uhr war der Akkord geſchloſſen, um 11 Uhr kam der kommandirende Offizier der alliirten Truppen, Obriſtlieutenant von Freytag herein, worauf die 9 Kriegsgefangenen ausgeliefert, die Magazine und andere Geräthſchaften übergeben wurden. Hierauf wurde der Marſch geſchlagen; das Kurköllniſche Leibregiment geführt vom alliirten Obriſtlieutenant von Freytag*) und dem bisherigen Kommandanten, Obriſtwachtmeiſter von Forſtmeiſter, marſchirte mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen zum Thore hinaus bis zum Flößholzplatz beim Kalkofen, wo es das Gewehr ſtreckte. Die Bagage der Offiziere war vorausgegangen, die Kanonen blieben am obern Thore ſtehen. Nun kam das Elberfeldiſche Bataillon mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen, ließ ſeine Kanonen auf dem Markte zurück und ſtreckte auf gleiche Weiſe das Gewehr an dem oben angegebenen Platz vor dem obern Thore. Die Kriegsgefangenen wurden durch ein Kommando Huſaren über Dreißigacker, Bettenhauſen ins Fuldaiſche, und von da nach Hameln gebracht.

Die Thore wurden durch Jäger beſetzt. Es kam eine Avantgarde von ſchwarzen Huſaren und reitenden Jägern zum untern Thore herein; zum obern Thore herein kamen Fußgänger und Bergſchotten. Ihnen folgten 2 Regimenter Hannöverſche Grenadiere, jedes mit 2 großen, durch 10 Pferde beſpannten Kanonen, dann 2 Regimenter Braunſchweigiſche Grenadiere mit 4 Kanonen, 2 Regimenter Heſſiſche Grenadiere mit ihren Kanonen. Alle Regimenter zogen mit Muſik und fliegenden Fahnen ein: ferner kam eine Abtheilung Jäger zu Pferde, ein Heſſiſches Regiment und ſpäter noch drei andere: auch wurden noch mehrere Kriegsgefangene eingebracht. Von den Heſſiſchen Regimentern lagerte ſich eins auf dem Markte, eins in der Schloßgaſſe, zwei in der langen Gaſſe und ruhten einige Stunden von dem Marſche. Der Befehlshaber des ganzen Corps, Erbprinz Karl von Braunſchweig,

---

*) dem nachherigen berühmten Feldmarſchall.

ſchweig, nahm ſein Quartier im Böttgeriſchen Hauſe. Das Wetter war in dieſen Tagen ſehr ſchön und lieblich, wie zur Sommerszeit.

Die erbeutete Feldkriegskaſſe nebſt neuen Monturſtücken wurde fortgeſchafft. Um 12 Uhr Mittags wurde der Marſch nach Waſungen fortgeſetzt, wo der General von Nagel lag. Die alliirten Truppen hatten vom Kalkofen bis nach Sülzfeld gelegen: den ganzen Tag dauerte daher der Durchzug der Truppen und der dazu gehörigen Bagage, die auf dem obern Raſen geſtanden hatte. Noch am Abend rückte ein Regiment mit 2 ſchweren Kanonen ein, woran 14 Pferde geſpannt waren. 15 Wagen wurden hier beſtellt, um Gewehre und Patronentaſchen ſchnell weiter zu ſchaffen. Bei Waſungen nahmen die alliirten Truppen ihren Marſch am Gottesacker vorbei, pflanzten die Kanonen unter der Maienluft auf und thaten auch einige Schüſſe in die Stadt. Eine Kugel fiel beim Stift nieder, einige Soldaten wurden verwundet. Sogleich wurde eine ähnliche Kapitulation, wie in Meiningen, geſchloſſen. Während dieſer Zeit kamen Kaiſerliche und Reichstruppen von Salzungen und Wernshauſen herauf, um Waſungen zu entſetzen. Vor der Stadt kam es zu einem kleinen Kampfe. Die Kaiſerlichen und Reichstruppen mußten weichen und zogen ſich in Eile und zerſtreut über Schmalkalden, Schwarza, Benshauſen, Suhl, Schleuſingen nach Franken zu. Man fand am Morgen 4 todte Soldaten unterhalb Waſungen beim ſogenannten Judengarten: ſie wurden daſelbſt begraben.

Abends 10 Uhr brachten die Heſſiſchen gelben Dragoner das Kölniſche Regiment v. Nagel kriegsgefangen hierher nach Meiningen, auch noch andere Gefangene. Dieſe wurden ſämmtlich auf dem Rathhauſe, in der grünen Stube, im Wildenmann, auf dem Kürſchnersboden untergebracht. Ein Heſſiſches und ein Hannoveriſches Regiment ſtanden auf dem Markte; die erbeuteten Bagagewagen wurden in der Marktgaſſe vom Hirſch an aufgeſtellt.

Am 2. April früh um 4 Uhr marſchirten die zwei dazu kommandirten Regimenter mit ihren Kanonen und Bagagewagen nach der Tann zu. Für die verwundeten Gefangenen wurden 12 Wagen beſtellt. Um 9 Uhr wurden die erbeuteten Munitionswagen aufgeſchlagen, die Patronen zerriſſen und ins Marktwaſſer geworfen, die Kartätſchen aber aufbewahrt: die Wagen ſelbſt wurden von den ſchwarzen Huſaren in Stücke zerhauen, das Holz den Leuten preisgegeben. Gegen 11 Uhr wurden die Kriegsgefangenen mit einem ſtarken Kommando abgeführt. Die neu angelegten Magazine wurden geöffnet und den Soldaten und den Bürgern überlaſſen. Es entſtand ein heftiger Tumult: Reiche und Arme liefen, um Korn zu holen; manche Bürger ſtarben in Folge der übermäßigen Anſtrengung beim Fortbringen der Getraideſäcke. Anfangs ſollten dieſelben nur für die Soldaten eine Beute ſeyn: dieſe verkauften auch einen Sack, welcher ein halbes Mltr. Korn oder Waizen enthielt, für 1, 2, 3, 4, 5, 6 Bz. Sie konnten aber mit der

Menge

Menge nicht fertig werden und daher würde Alles, weil man mit größter Eile zu Werke gieng und die Magazine zerſtören wollte, der Bürgerſchaft und den hierher kommenden Bewohnern der nächſten Dörfer preisgegeben. Die im Rathhauſe und im Karchiſchen Wohnhauſe befindlichen Mehlfäſſer wurden an das Marktwaſſer gerammelt und zerſchlagen, das Mehl ins Waſſer geſchüttet; das Mehl in Säcken wurde den Bürgern gegeben. Das im Zackiſchen Freihofe*) in der untern Marktgaſſe aufbewährte Korn ward zum Theil ins Waſſer geſchüttet, daß ſich daſſelbe ſtemmte. Um 12 Uhr marſchirte der noch übrige Theil der Beſatzung ab, nachdem die Thore der Bürgerſchaft übergeben waren. Von mehreren Bürgern wurde das Ms. Korn für 3 Bz., das Ms. Waizen für 6 Bz. verkauft.

Am 3. April kamen einige Kaiſerliche Huſaren vom Szecſeny'ſchen Regimente, nahmen 2 noch hier zurückgebliebene Hannoveraner gefangen und führten ſie nach Suhl zu. Dorthin hatten ſich die vorher im Werragrunde gelegenen Kaiſerlichen Regimenter Botta, Harrach, Hildburghauſen, die Szecſeny'ſchen Huſaren, die Fränkiſchen Kreisregimenter Ferntheil, Kronegg, Varell, die Baireuthiſchen Küraſſiere, die Würtembergiſchen Dragoner, die Paderborniſchen und Wildenſteiniſchen Bataillons gezogen. In Walldorf waren 2 Infanterieregimenter und 1 Dragonerregiment von den alliirten Truppen eingerückt. Dieſe marſchirten am 4. April nach Solz zu.

Am 5. April kam des Mittags ein Kommando von 150 Jägern zu Pferde von Suhl her, denen ein Regiment Jäger zu Fuß, 400 Mann ſtark, folgte, und einquartiert wurde. Sie hatten den Kaiſerlichen und Köllniſchen Regimentern einige Munitionswagen abgenommen, welche ſie hierher brachten.

Am 6. April marſchirte dieſes Jägercorps mit Jägermuſik von hier ab. Sie führten einen kaiſerlichen Offizier in einer Kutſche als Gefangenen mit ſich, den ſie zu Mühlfeld im Schloſſe unter dem Dache gefunden hatten. Bald darauf trafen Heſſiſche Huſaren, Dragoner, Hannöveriſche Reiter und ein Regiment grüngekleideter Bergſchotten mit einer Grenadierkompagnie Scharfſchützen von Oberkatz und der Tann hier ein. Sie marſchirten am 9. April 500 Mann an der Zahl über den Wallfahrter Berg weiter, kamen aber am 12ten zurück nach Dreißigacker und ſtellten Feldpoſten bis an die Stadt aus: Kaiſerliche Huſaren ſtreiften dagegen bis Maßfeld.

Am 13. April zogen die erſtern weiter nach Bettenhauſen zu.

Am 16. April, als am Oſtermontag, kam ein Kaiſerlicher Huſarenrittmeiſter vom Szecſeny'ſchen Regimente, meldete ſich beim Bürgermeiſter Derk und verlangte Stal=

---

*) dem jetzt v. Uttenhovenſchen Hauſe in der untern Marktgaſſe. Es gab mehrere ſogenannte Freihäuſer, wie z. B. das eben genannte Karchiſche (wo jetzt das Landſchaftsgebäude ſteht), das Wolzogenſche (die jetzige Mädchenſchule).

die mögen es auch ausbaden. Ich ſehe ſchon die ehrſamen Vormünder ſitzen und die Köpfe ſchütteln und die Mäuler aufſperren vor purer, heller Verwunderung. Nun, es gehe wie es welle, die Macht wird ſich der Rath nicht aus den Händen winden laſſen.“

„Ei bei Leibe, das wird und das darf er nicht!“ ſtimmte Balthaſar bei. „Wo die Macht iſt, iſt die Gewalt, und wo die Gewalt iſt, iſt das Recht.“ —

Abermals ging die Thür auf, und es ſchritt der Patricier Burkhart Unrath, der Bruder von Kellners Ehefrau, in das Zimmer, die Anweſenden mit höflichem Neigen grüßend, dieſem folgte auf dem Fuße der Rathsmeiſter Hans Kranichfeld, geſchmückt mit Ketten und Ringen, und zierlich auf den Zehen einherwandelnd, als ſei er ein wälſcher Tanzmeiſter. Eliſabeth grüßte den mütterlichen Ohm mit herzlicher Freundlichkeit, aber als ſie den geckenhaften Kranichfeld gewahrte, trieb ihr der Unwille das Blut in die Wangen.

„Ich lege Euch meinen guten Morgen zu Füßen, holdſelige Jungfrau!“ begann der ver-

Stallung, wo 60 Pferde zuſammen ſtehen könnten, auch zog er Erkundigung ein, wo die Hannöveriſchen Truppen ſtänden. Er wurde in den Gaſthof zum Stern gewieſen. Gegen halb 5 Uhr kam die Mannſchaft an. 12 Mann wurden beim Kalkofen, 12 Mann auf die untere Brücke als Feldwache ausgeſtellt. In der Nacht zogen ſie ab. Auch an den folgenden Tagen kamen auf gleiche Weiſe ähnliche Einquartierungen vor.

Am 30. April ſah man einen Kometen.

Am 1. Mai zogen Heſſiſche Truppen nach Schmalkalden, um daſelbſt Rekruten auszuheben. In dem Meiningiſchen Dorfe Niederſchmalkalden hauſten ſie übel, erpreßten Heu, Haber und Gerſte. Auch in andern Dörfern der Umgegend verfuhren ſie auf gleiche Weiſe. Bald kamen auch wieder Kaiſerliche Huſaren in kleinen Abtheilungen und dieſer Wechſel dauerte faſt täglich fort.

Am 4. Mai wurde der Rathskeller an den Maurermeiſter Konrad Schaubach für 660 fl. fränk., der Schaafhof und die Schäferei an Georg Baumbach für 550 fl. fränk. verpachtet. Um dieſe Zeit koſtete das Ms. Korn 4 Btz., weil die meiſten Leute das unlängſt erbeutete Korn wieder verkaufen wollten.

Am 8. Mai Abends kamen 24 Mann alliirte leichte Reiter nebſt 50 Mann Infanterie und forderten für das Armeekorps, zu welchem ſie gehörten, 24000 Pfd. Brod, 1200 Cntnr. Heu, 700 Mltr. Haber. Tags darauf wurde von der Regierung Veranſtaltung deshalb getroffen. Die Dorfſchaften des Amts Maßfeld mußten zunächſt Korn liefern, das Ms. für 8 ggl. Am 13. Mai erhielten die Müller Befehl, mit dem Mahlen des gelieferten Korns inne zu halten. Der Bürgermeiſter Derk wurde plötzlich aus der Kirche gerufen und ihm angeſagt, daß der alliirte General von Urf, welcher Königshofen belagert hatte, noch am Abend mit einer Kolonne von 5000 Mann hier eintreffen werde. Um 6 Uhr Abends kam dieſelbe an. Es waren 4 Regimenter, von welchen jedes in ein Viertel einquartiert wurde. Die Regimentswagen wurden vor dem Thore und auf dem ſogenannten Pulverraſen aufgeſtellt.

Am 14. Mai früh 3 Uhr ward Generalmarſch geſchlagen. Zuerſt wurden die Wagen auf den untern Raſen gebracht. Dann marſchirten durch die Stadt eine Avantgarde von Huſaren und Dragonern, 3 Heſſiſche, 1 Hannöveriſches Infanterieregiment, jedes mit 2 Kanonen, das blaue Dragonerregiment, Huſaren und Grenadiere zu Pferde, das Heſſiſche Bückeburgiſche Regiment, das Hannöveriſche ſchwere Reiterregiment, 1 Heſſiſches Infanterieregiment, Huſaren vom Heſſiſchen Leibregiment, das Heſſiſche Leibdragonerregiment, das Jägerkorps zu Pferde und zu Fuß, 5 Kompagnieen Heſſiſche Grenadiere, 2 Kompagnieen Jäger mit einer Feldſchlange, 1 Kompagnie Scharfſchützen, 2 Kompagnieen Jäger zu Fuß, eine Arriergarde von Huſaren und Dragonern. Das ganze Korps zog über Schwarzbach und Roßdorf ins Fuldaſche. Auf den Proviantwagen hatten die

Sol-

Soldaten viel Weſtphäliſches Brod oder ſogenannten Pumpernickel. Sie verkauften den Bürgern den Laib für 2 Xr., da ſie von dem hier gebackenen Brod genug erhielten.

An den darauf folgenden Tagen kamen wieder Kaiſerliche Huſaren in kleinen Abtheilungen an.

Am 26. Mai rückten Kroaten nach Niederſchmalkalden und plünderten das Dorf aus. Am 27ſten kamen dieſelben nebſt einigen Huſaren, 60 Mann ſtark, hierher und lagerten ſich auf dem obern und untern Raſen. Sie forderten in der Stadt Zugemüſe, der Stadtrath mußte ihnen Holz und Futter für die Pferde geben. Tags darauf kam wieder ein anderes Kommando von Huſaren.

Am 29. Mai kamen 72 Mann von der Reichsarmee, um ein Lager für einige Regimenter derſelben abzuſtecken und zwar auf dem untern Raſen bis an den Steinbrunnen.

Am 1. Jul. kam der Generallieutenant von Kolb mit der Avantgarde, die aus Würtembergiſchen, Gothaiſchen, Weimariſchen und Eiſenachiſchen Dragonern, dem Kurtrieriſchen und Würtembergiſchen Füſilierregimentern beſtand: Der Generalſtab kam in die Stadt, die Truppen (2200 Mann) in das Lager auf dem obern und mittlern Raſen (weil das auf dem untern Raſen abgeſteckte zu klein war). Die Gothaiſchen, Weimariſchen und Eiſenachiſchen Dragoner ſtanden bei dem Flößraſen, die Huſaren beim Schießhaus, die Würtembergiſchen Dragoner den Raſen hinunter, das eine Trieriſche Bataillon auf der obern Inſel dem Pulverthurm gegenüber (dem ſogenannten Pulverraſen), wohin eine Brücke geſchlagen war; das zweite Trieriſche Bataillon auf dem mittlern Raſen, weiter hinunter das Würtembergiſche Füſilierbataillon.

Am 2. Jul brach die Mannſchaft auf und marſchirte des Morgens von 4 bis 8 Uhr durch die Stadt. Das hier gebackene Brod wurde mitgenommen: der Zug gieng nach Schmalkalden.

Am 7. Jul. bezogen 3 Kompagnieen Anſpachiſche Dragoner, 3 Kompagnieen Baireuthiſche Küraſſiere, 1 Bataillon Baieriſche Infanterie, zuſammen 1000 Mann, ein Lager auf dem untern Raſen. Am 9ten zogen ſie nach Waſungen.

Am 12. Jul. bezog das Salzburgiſche Reichskontingent und ein Kurpfälziſches Bataillon ein auf dem untern Raſen abgeſtecktes Lager.

Am 15. Jul. marſchirten 2 Regimenter Kroaten und Huſaren, die bisher in Salzungen und der Umgegend lagen, von da nach Eiſenach zu.

Am 18. Jul. wurden 180 Wagen, mit Eiſen, Stahl und Salz beladen, von Schmalkalden hinter der hieſigen Stadt vorbei nach Königshofen gefahren. An demſelben Tage mußte aus dem Amte Meiningen 5, dem Amte Sand 40, dem Amte Waſungen 25, dem Amte Breitungen 30 Wagen bei Vermeidung ſcharfer Execution nach Schmalkalden fahren, um dergleichen aufzuladen und nach Königs-

hofen

hofen gegen baare Bezahlung zu ſchaffen. Nur 10 Wägen fuhren aber bis Königshofen: das Salz wurde von einigen gekauft, mehrere Wagen wurden gar nicht beladen, weil kein Salz mehr zu haben war. Auch zogen an dieſem Tage die am 12ten angekommenen Truppen, die auf dem untern Raſen gelegen hatten, nebſt andern von hier ab nach Schmalkalden zu.

Um dieſe Zeit wurde eine neue Umzäunung um das Gartenwirthshaus auf Koſten der Kammer gemacht. Der alte Zaun war von den 1757 und 1758 im Todtenfelde gelegenen Reichstruppen verwüſtet und verbrannt.

Am 19. Jul. wurde das gewöhnliche Stadtgericht gehalten, wobei die Bürgerſchaft ein Schreiben übergab und bat, daß acht Männer aus ihrer Mitte als Abgeordnete gewählt werden möchten, um bei den jetzigen Zeitumſtänden anzuhören und zu beantworten, was ihnen vorgetragen würde, damit nicht ſo vielerlei, vielleicht unnöthige und zu nichts dienende, Reden geſchehen möchten, wie im vorigen Jahre bei der Einquartierung. *) Es erfolgte aber keine Antwort.

Wie der Waiſenpfarrer Molter den Gottesdienſt in der Schloßkirche zu beſorgen hatte, weil die geiſtlichen Stellen daſelbſt nicht beſetzt waren, ſo hatte der Diakonus Link bei der Stadtkirche Alles zu thun, beſonders bei den herrſchenden Seuchen fortwährend ſehr viele Kranke zu beſuchen. Der 76jährige Superintendent Silchmüller war krank, das Archidiakonat war ſeit Erks Tode erledigt. Link wurde daher zum Archidiakonus ernannt; Diakonus wurde der bisherige Rector M. J. Theod. Meyfart. Es gab Streitigkeiten bei der Wahl deſſelben, ſo daß, weil die Bürgerſchaft unzufrieden war, die ſchon angeſetzte Probepredigt aufgeſchoben werden mußte. Er wurde am 19. Aug. ordinirt und hielt Nachmittags ſeine Antrittspredigt.

Am 7. Aug. ſtarb die hinterlaſſene Wittwe des im vor. J. verſtorbenen Archidiakonus Erk, Johanna Maria Charlotte geb. Strauß. Sie war der letzte Zweig der um das Hennebergiſche Land und namentlich auch um unſere Vaterſtadt ſo verdienten Straußiſchen Familie, **) und hat durch ihre beträchtlichen Stiftungen ſich ein dauerndes Andenken errichtet. Sie vermachte an Kapitalien 1) 300 fl. frnk. dem geiſtlichen Miniſterium. 2) 300 fl. frnk. den Lehrern, wegen ihrer ſchlechten Beſoldung. 3) 100 fl. frnk. dem Lehrer der Mädchenſchule. 4) 25 fl. dem Kirchner. 5) 300 fl. den Hausarmen, Wittwen die ſich des Bettelns ſchämen; 6) dem Stadtkirchner 25 fl. fränk.; 7) ein Hufeiſenlegat in die Knabenſchule, und für die Mädchenſchule 100 fl.; 8) die Bücher ihres Bruders, des zu Schwallungen 1745 verſtorbenen Pfarrers Strauß, zum öffentlichen Gebrauche

---

*) Schon in alten Zeiten beſtand hier ein Gemeinderath von acht Männern, ſ. ob. S. 23. u. Güth, S. 194.

**) S. über dieſe Familie, von welcher mehrere Stiftungen herrühren, Ihlings Progr. v. J. 1834.

brauche auf das Rathhaus, 9) die Schulbücher deſſelben zur Schulbibliothek, 10) 100 fl. für Herſtellung und Heizung des Zimmers auf dem Rathhauſe, 11) 200 fl. dem Inſpektor über die Straußiſche Bibliothek. 12) eine neue Stelle in der Henſlingiſchen Stiftung, 600 fl. fränk., weil ihr Mann der erſte Rector neuer Stiftung geweſen war (ſ. ob. S. 93.) Außerdem ſtiftete ſie einen ſilbernen Abendmahlskelch in die Stadtkirche.*) Ihre Erben, der Regierungsrath **Grimm**, und der Oberbürgermeiſter **Derk** beſorgten die Stiftung. S. **Hopfs** Progr. 1768. S. 7. ff. **Ihlings** Progr. 1830. 1834.

Am 10. Aug. kamen Anſpachiſche und Gothaiſche Dragoner, Baireuthiſche Küraſſiere und Kroaten hier durch. Sie zogen nach Thüringen. Ihnen folgte am 17ten die Bagage des Szecſenyſchen Huſarenregiments.

Am 29. Aug. wurde ein Urtheil des Halliſchen Schöppenſtuhls publicirt, worin der von der hieſigen Bürgerſchaft verlangte Schutz im posseſs vel quasi der Freiheit von der Bewachung des Gerichts, wie auch der auf dem Thurme ſitzenden Bürger-Delinquenten abgeſchlagen und ſie damit zur beſondern Ausführung in petitorio verwieſen wurden. S. ob. S. 96. 97. 129.

Am 9. Sept. ſtarb der Conſiſtorialaſſeſſor und Superintendent **Joh. Daniel Silchmüller** in ſeinem 77ſten Jahre und wurde feierlich auf dem Gottesacker in ſein Erbbegräbniß begraben, nachdem der Archidiakonus Link in der Stadtkirche die Leichenpredigt gehalten, der Diakonus Meyfart den Lebenslauf verleſen und der Rektor Raſche die Parentation (welche im Druck erſchienen iſt) abgelegt hatte. In der Gottesackerkirche wurde der Segen geſprochen. Silchmüller war ein verdienter, kräftiger Mann und feuriger Redner, in der letzten Zeit, wo er zu ſchwach geworden war, mußte er auf der Kanzel ſitzend predigen. Er war lange Zeit der erſte Geiſtliche des Landes, hatte 68 Pfarrer ordinirt, 13 Superintendenten inveſtirt, 12 Archidiakonen, 13 Diakonen eingeführt. Er war zuerſt Inſpektor am Lyceum, dann Diakonus, hierauf Hofdiakonus, zuletzt ſeit 1722 Superintendent geweſen. Sein Bildniß hängt in der Kirche.

Am 12. Sept. nahmen alliirte Huſaren zu Barchfeld ein Piquet der Reichsarmee gefangen, wobei ein kleines Gefecht vorfiel. Ein hieſiger Fuhrmann, Jakob Obermüller, der daſelbſt herbergte, wurde verwundet.

Am 16. Sept. giengen 2 Bataillons Salzburgiſcher und Kurpfälziſcher Infanterie, mit 4 Kanonen, auch Gothaiſche Dragoner, die bisher in Schmalkalden geſtan-

---

*) Die Kirche beſitzt 6 ſilberne, vergoldete Kelche: 1) geſtiftet von **Albert Sturm**, dem Schwiegerſohne des bekannten Chriſtoph Roth, 1658. 2) von **Sebaſtian Schott**, 1660. 3) aus derſelben Zeit, ohne daß man den Stifter kennt. Der vierte iſt der hier angegebene **Erk-Straußiſche**; der 5te iſt kleiner und der Stifter deſſelben unbekannt; der 6te ſtammt von einem Legat des Notarius **Kolbe**, ſ. S. 20. Zwei andere Kelche ſind für Kranke beſtimmt.

geſtanden hatten, in der Stille hier durch nach Maßfeld zu. Des Nachmittags ſtreiften ſchwarze Huſaren bei der Stadt.

Am 19. Sept. kam Feuer in der untern Marktgaſſe beim Metzger Chriſtian Merz aus. Es wurde zwar bald gedämpft, doch mußten die Bürger des Nachts Wache halten.

Am 20. Sept. wurden die erledigten Schulſtellen wieder beſetzt. Der Inſpektor Muſäus war als Adjunktus nach Sonneberg befördert, der Rektor Meyſart zum Diakonus, der Konrektor Jakobi zum Pfarrer nach Maßfeld ernannt. An des erſtern Stelle kam der bisherige Rektor Georg Kaſpar Hopf aus Waſungen, Rektor wurde M. J. Chriſtoph Raſche, Konrektor der bisherige Quintus J. Reinhard Rommel. Alle drei wurden wegen der Vakanz des Ephorats durch den Archidiakonus Link eingeführt.

Am 26. Sept. wurde gemeldet, daß der Obriſt von Brank mit ſeinen zwei Bataillons und dem Kurpfälziſchen Regiment morgen einrücken werde. Er ſelbſt wollte noch den Abend kommen und ſein Quartier im Hauſe des Kaufmann Holdefreund nehmen; auch die andern Offiziere ſollten in der Nähe einquartiert werden. Am 27ſten früh wurden die Thore bis um 8 Uhr feſt verſchloſſen und niemand aus- und eingelaſſen, weil der Obriſt von Brank mit den Regimentern, der Bagage und dem Lazareth der Sicherheit wegen in die Stadt einquartiert ſeyn wollte. Es wurde ihm aber abgeſchlagen, weil er keinen Befehl vorweiſen konnte, hier zu kantoniren, und weil es noch nicht zu ſpät im Jahre war, der untere Raſen auch ſämmtliche Truppen faßte. Um 10 Uhr kamen dieſelben, beſetzten das obere und untere Thor, auch die auf dem Markte befindliche Hauptwache. Den engen Ausſchuß mußten ſie aber dabei auf der Wache behalten, ob ſie gleich denſelben verdrängen und die Wache allein verſehen wollten. Ein Kommando war willens, auch die Schloßwache zu beſetzen, allein der Korporal der Wache ließ die Zugbrücke aufziehen, ſo daß ſie davon gehen mußten. Das Regiment marſchirte mit fliegenden Fahnen und 4 Kanonen durch die Stadt auf den untern Raſen, wo es campirte. Gegen Abend ließen ſich ſchwarze Huſaren ſehen, welche recognoſcirten.

Am 28. Sept. wurden die hier in Gebrauch geweſenen Sechſer und Groſchen auf ihren wirklichen Werth herabgeſetzt.

Am 29. Sept. zog der Obriſt von Brank mit ſeiner Kolonne über Waſungen nach Schmalkalden zu. Er war auf dem Wege vor ſeinem Regimente eine Viertelſtunde voraus. Als er durch Schwallungen war, kamen 4 preußiſche Huſaren nebſt 1 Offizier und nahmen ihn gefangen, führten ihn auch alsbald über Schwarzbach nach Wieſenthal. Ein Kommando von 50 Grenadieren des nachrückenden Regiments ſetzte ſobald nach und trafen auch in Wieſenthal ihren Obriſt an, der aber mit den Huſaren bereits einen Akkord hatte ſchließen, ſeine Ringe, Uhren, Pferde abgeben und einen Wechſel auf 3000 rthlr. ausſtellen müſſen. Das Kommando

mando

mando plünderte hierauf das Wirthshaus aus und nahm den Wirth als Gefangenen mit nach Schmalkalden. Auch das Regiment plünderte in Schwallungen und Niederſchmalkalden, weil dieſe Dörfer Schuld wären an der Gefangennehmung des Obriſten: der Schaden belief ſich auf 140 Rthlr.

Am 8. Okt. kam ein Huſarenoffizier von dem Preußiſchen Collingiſchen Freicorps; auch traf am 9ten ein Salzburgiſcher Offizier ein, der nach dem Offizier fragte. Der letztere ſollte die Gelder, welche der Obriſt v. Brank in dem von ihm ausgeſtellten Wechſel verſprochen hatte, auszahlen, der erſtere ſie in Empfang nehmen. Beide waren in einer Stube des Gartenwirthshauſes; vor demſelben hielt ein Huſarenwachtmeiſter. Der Salzburgiſche Offizier hatte aber einige verkleidete Soldaten bei ſich, von welchen einer plötzlich in die Stube nach dem Huſarenoffizier ſchoß und ihn verwundete. Als derſelbe aufſprang und nach der Treppe eilte, wurde er von den übrigen überfallen und getödtet; der Salzburgiſche Offizier zerſchmetterte ihm den Kopf mit einigen Hieben. Auch der Wachtmeiſter vor dem Hauſe ward erſchoſſen. Den Getödteten wurde das Ihrige als Beute abgenommen: der Gartenwirth Koch mußte durch einen Bauer, der ihm Holz gefahren hatte, die Leichname gegen Bezahlung aufladen und über Utendorf nach Schmalkalden fahren laſſen, wo ſie beerdigt wurden.

Am 18. Okt. brach der Obriſt von Brank von Schmalkalden mit ſeinen Truppen hierher auf. Sein Regiment zog über die Leimengrube nach Dreißigacker zu, das Pfälziſche Regiment marſchirte hinter der Stadt weg nach Sülzfeld.

Am 19. Okt. zogen dieſe Truppen ins Römhildiſche.

Am 21. Okt. kam ein Kornet, Namens Müller, mit einem Preußiſchen Kommando, um die Gelegenheit zu beſehen, wo einige Tage zuvor der Huſarenlieutenant ermordet war. Er verlangte eine Abſchrift des darüber geführten Protokolls, welche er auch erhielt. Am 24ten kam er wieder und führte den Gartenwirth Koch gefänglich mit fort nach Walldorf. Tags darauf ſchickte aber der Obriſt von Brank 30 Grenadiere, welche nach kurzem Gefecht den Kornet Müller nebſt ſeinen Leuten in Walldorf gefangen nahmen und den Gartenwirth befreiten. Der Obriſt von Brank zog mit ſeinen Regimentern über Themar, Kühndorf wieder nach Schmalkalden.

Nachdem bereits am 23. Okt. von Caſſel aus hierher Befehl gekommen war, aus dem hieſigen Fürſtenthum 250 Wagen nach Wanfried zum Magazin zur alliirten Armee zu ſchicken, giengen am 28ten aus dem Amte Maßfeld 30 Wagen ab. Sie wurden Tags darauf durch Salzburgiſche Truppen bei Herrenbreitungen arretirt und nach Schmalkalden gebracht. Gegen Bezahlung wurden ſie wieder losgegeben, ihnen aber befohlen, nicht zur alliirten Armee zu fahren.

Am 1. Nov. ließ der Obriſt v. Brank von Schmalkalden aus durch ein Kommando den hieſigen Poſtmeiſter Johann Bauerſachs arretiren und nach

Königshofen bringen. Am 6ten ließ er durch ein abermals abgeſchicktes Kommando die Briefſchaften auf der Poſt unterſuchen. Er verlangte dazu einen Abgeordneten der Regierung, allein es wurde niemand dazu befehligt. Ungefähr 16 Stück alte Briefſchaften wurden mit fortgenommen.

Am 7. Nov. wurde angemeldet, daß Tags darauf das Salzburgiſche Regiment hier eintreffen werde, wollte man die Thore wieder vor demſelben ſchließen, ſo würde ſich der Obriſt genöthigt ſehen, Gewalt zu brauchen, und dann könne er für keinen Exceß gut ſtehen; ſie würden nur eine Nacht bleiben und alles baar bezahlen. Während der Stadtrath mit Fertigung der Billets beſchäftigt war, kamen ſchon einzelne Soldaten mit und ohne Gewehr.

Am 8. Nov. kam das Salzburgiſche Regiment nebſt 34 Gothaiſchen Dragonern und 4 Kanonen an. Die Hauptwache und die Thore wurden von dieſen Truppen beſetzt, die Mannſchaft einquartiert. Tags darauf marſchirten ſie nach Mellrichſtadt: ſie hatten gute Mannszucht gehalten.

Am 9. Nov. wurden von Caſſel durch Eſtaffette 240 Wagen zum Magazin der Alliirten bei Executionsvermeidung gefordert. 60 Wagen ſollten ſchon am folgenden Tag in Wanfried ſeyn. Da dieß unmöglich war, ſo giengen die Wagen nicht ab.

Am 2. Dec. am erſten Adventſonntage kam unter der Nachmittagskirche ganz unvermuthet ein Kommando von 25 Huſaren und Dragonern eines Franzöſiſchen Freicorps an. Der Diakonus Mayfart hatte ſchon bis 3 Uhr gepredigt und mußte ohne Gebet und Segen ſchließen, weil die Leute alle aus der Kirche liefen. Dieſe Soldaten kamen aus dem Fuldaiſchen und waren verſprengt; ſie ſagten, daß am Abend noch 2500 Mann kommen würden. Um 5 Uhr war dieß wirklich der Fall. Es waren an 2000 Mann Infanterie unter dem General v. Wolf, und 500 Huſaren, Dragoner und Grenadiere zu Pferde unter dem General Normann, Trümmer des Würtembergiſchen Subſidiencorps von 1000 Mann. Die Alliirten hatten in der Gegend von Fulda 1 Musketier- und 1 Dragonerregiment gefangen genommen, 900 Mann Grenadiere gänzlich zuſammengehauen, viele waren deſertirt, viele verwundet und in den Wäldern erfroren. Sie hatten Alles verloren, 13 Kanonen, die Munitionswagen, die Kriegscaſſe, die Bagage der Offiziere.

Am 3. Dec. erſuchten die Offiziere die Landſchaft, ihnen 2500 Rthlr. gegen Obligation vorzuſchießen, weil ſie ohne alle Mittel wären und den Soldaten Löhnung zahlen müßten. Man war dazu erbötig, mußte aber auch erſt Geld aufnehmen, doch wurde die Zahlung noch am Abend gegen Wechſel bewerkſtelligt.

Am 4. Dec. marſchirten dieſe Truppen ab ins Fränkiſche, voran das Regiment mit weißen, dann das mit gelben Schnüren und Borten, hierauf die Kavallerie von ſehr verſchiedenen Regimentern.

Am 31. Dec. brach bei lange anhaltendem Thau und Regenwetter das Eis der Werra. Das Waſſer wuchs bedeutend und die Ueberſchwemmung richtete beträchtlichen Schaden an.

1760.

Am 11. Jan. mußte auf Herzogl. Befehl der Regierungsrath Hofmann mit einem Creditivſchreiben an den Chef der alliirten Armee, Herzog Ferdinand, nach Caſſel ins Hauptquartier reiſen, um die Rechnung über die Lieferungen vom 1. April bis zum 15. Mai d. vor. J. zu überbringen, und die Zahlung zu erwarten.

Am 21. Jan. kam der Poſtmeiſter Bauerſachs aus ſeiner Gefangenſchaft von Bamberg zurück, nachdem er vorher nach Prag, Wien und wieder nach Eger gebracht worden war.

Am 24. Jan. wurde die Werra abermals ſehr groß und that an Brücken und Mühlen großen Schaden.

Schon am 19. Nov. hatte der Franzöſiſche Miniſter Graf v. Görtz bei dem Kreisconvent zu Nürnberg vom Franzöſiſchen Kreiſe um eine Fourage-Lieferung von 1,500000 Rationen für die Franzöſiſche Armee, mit Einſchluß der Kurſächſiſchen und Würtembergiſchen Truppen gegen Bezahlung nachgeſucht: eine Ration ſollte 15 Pfd. Heu, 9½ Pfd. Hafer, 10 Pfd. Stroh enthalten und mit 15 Sols vergütet werden. Auf die im Fränkiſchen Kreiſe liegenden Meiningiſchen Lande kamen 19675 Rationen. Die Lieferung derſelben wurde von der Regierung dem Juden Meyer Mantel Michel zu Schmalkalden durch einen am 26. Jan. abgeſchloſſenen Akkord übertragen.

Am 31. Jan. kam ein Bote mit einem Schreiben von Obriſt v. Freitag, der ſein Standquartier zu Vach hatte, worin derſelbe verlangte, daß einige Regierungsräthe ſich bei ihm einfinden möchten, weil er mit ihnen etwas zu beſprechen habe. Hier war damals der Regierungsrath v. Pfaffenrath allein anweſend. Dieſer reiſte auch am 1. Febr. ſogleich ab, traf aber in Salzungen den aus dem Hauptquartier zurückkehrenden Regierungsrath Hofmann, welcher ſchon in Vach den Obriſt v. Freitag geſprochen hatte. Beide Räthe unterredeten ſich, worauf Hofmann am 2. Febr. nach Vach abgieng, bald aber vom Obriſt v. Freitag zurückkam mit einem Schreiben, worin auf die Monate Februar und März eine Lieferung von 60000 Pfd. Ochſenfleiſch, 1144 Mltr. Roggen, 5600 Ctnr. Heu, 4000 Mltr. Hafer, 2600 Schock Stroh, zur Hälfte vom hieſigen Lande gefordert wurde, die andere Hälfte ſollte aus dem Würzburgiſchen kommen.

Johanne Maria Otto, geb. Wunder, Ehefrau des Hofbaders Johann Valentin Otto, (geb. den 20. Mai 1710, geſt. 4. Febr. 1760) vermachte 30 fl. frnk., von deren Zinſen Hufeiſen für die Mädchenſchule gekauft werden ſollen. *)

Schon am 5. kamen Hannöveriſche Jäger und führten den Amtmann Volkhart zu Salzungen und den Amtmann Avemann von Breitungen als Geiſeln mit ſich nach Vach, weil noch nichts geliefert war. Sie wurden jedoch Tags darauf wieder frei gegeben.

Am 14. Febr. marſchirten die zur Oberſächſiſchen Kreiskontingents-Kompagnie hier neu angeworbenen Rekruten, 86 Mann, nach Sonneberg aus.

Am 15. Febr. war die Werra wieder ſo groß, daß die Müller nicht mahlen konnten. Es war das fünftemal in dieſem Winter.

Am 18. Febr. rückte das Jägerkorps des Obriſt von Freitag nach Schmalkalden und ſtellte Piquets bis auf die Zwick und nach Schwarza aus. Aus der Herrſchaft Schmalkalden ſollten 100 Mann ausgehoben werden; die Gemeinde Niederſchmalkalden mußte die Piquets in dortiger Gegend unterhalten.

Am 5. März kamen 2 Kaiſerliche Huſaren, um zu recognoſciren.

An demſelben Tage beriefen die beiden Regierungsräthe die Landſchaftsdeputirten und trugen denſelben vor, daß von dem Hannöveriſchen Jägerkorps unter dem Obriſt v. Freitag auf Befehl des en Chef kommandirenden Herzogs Ferdinand von Braunſchweig eine Lieferung von 60000 Rationen und 120000 Portionen aus den Meiningiſchen Landen gefordert worden, auch troß aller Vorſtellungen kein Nachlaß zu erlangen geweſen, vielmehr ſchon Execution eingetreten und noch ſchärfer gedroht ſey. Die Regierung ſchloß daher in Gemeinſchaft mit den Landſchaftsdeputirten einen Akkord mit dem Juden Meyer Mantel Michel zu Schmalkalden ab. Dieſer ſollte die verlangte Lieferung, incl. ½ Pfd. Rindfleiſch auf jede Portion ſchaffen und für jede Ration 50 Xr., für jede Portion 10 Xr. erhalten. Hiervon ſollte die Hälfte auf Oſtern, die andere Hälfte auf Michaelis bezahlt werden, wenn die wirklich geſchehene Lieferung beſcheinigt ſey.

Am 21 März überfiel in der Nacht eine Schaar, als Soldaten verkleidet, die Juden zu Bauerbach, plünderten ſie aus und nahmen über 500 fl. an Geld mit fort. Man konnte nicht erfahren, was es für Leute geweſen waren.

Am 23. März mußte auf Befehl Herzog Anton Ulrichs der Regierungsrath Hofmann mit einem Schreiben an den König von England und den Herzog von Braunſchweig ins Hauptquartier der alliirten Armee reiſen, um die Bezahlung für die Fuhren und Lieferungen auszuwirken.

Am

---

*) Wegen des geringen Betrags müſſen die Zinſen immer einige Jahre für eine Austheilung geſammelt werden.

Am 27. März ließ der Obriſt von Freitag durch Eſtafette die Lieferung auch auf den Monat April fordern. Man ſchickte den Lieutenant Langguth an ihn ab und ſtellte die Unmöglichkeit vor, erhielt aber zur Antwort, daß er es nicht erlaſſen könne, ſondern daß dieß vom Herzoge von Braunſchweig abhänge.

Am 8. April kam der Lieutenant Langguth als Kurier vom Regierungsrath Hofmann zurück, welchem der Herzog die Verſicherung ertheilt hatte, daß Contra=Ordre gegeben werden ſollte. Allein es geſchah nicht, die Lieferung mußte geſchehen.

An demſelben Tage kam der Kaiſerl. Hauptmann Otto mit einem Kommando von 200 Mann Jägern, Huſaren und Dragonern nach Schmalkalden. Dieſe machten auf dem Markte daſelbſt ein Feuer an, plünderten in den Häuſern, ruinirten vieles und nahmen Geiſeln mit ſich fort, die ſie in Suhl frei ließen, nachdem ſie ſich dafür hatten bezahlen laſſen.

Am 10. April berichtete der Amtmann Volkhart aus Salzungen, daß der Obriſt v. Freitag ihn und den Bürgermeiſter Helbich als Geiſeln durch ein eben angekommenes Jägerkommando abholen laſſen wolle, weil die Lieferung auf den Monat April noch nicht geſchehen ſey. Erfolgte dieſelbe am folgenden Tage nicht, ſo ſolle das Land 500 Rthlr. Strafe geben und dieſe Strafe bei fortgeſetzter Weigerung verdoppelt werden. Noch in der Nacht wurde daher der Jude Mayer Mantel Michel nach Vach geſchickt, um die Lieferung zu beſorgen.

Die an die alliirten Truppen geſchehenen Lieferungen in den Monaten Februar, März, April, koſteten laut der an den Landſchaftsſecretär Krebs am 14. April 1761 ausgefertigten Verordnung 70000 Rthlr..

Am 16. April kamen Würtembergiſche Huſaren, welche im Gaſthofe zum Löwen Quartier nahmen und, ſo lange ſie ſpeiſten, die Thore zuhielten, damit niemand aus und eingelaſſen würde.

Am 18. April kam ein Kommando Huſaren von dem Baronaiſchen Regiment und nahmen den hieſigen Fuhrmann J. Mich. Feldmann gefangen, weil ſein Bruder Chriſt. Feldmann ein Spion ſey. Er wurde jedoch wieder frei gegeben, als die Regierung ihm ein Zeugniß ausgeſtellt hatte, daß er ein unbeſcholtener Bürger ſey. Am 22. April mußte der Stadtrath mehrere Bürger vernehmen, welche Effecten das J. Chriſt. Feldmann haben ſollten.

Am 22. April war wieder ein Termin auf der Regierung wegen der ſtreitigen Centfolge zwiſchen dem hieſigen Amte und der Bürgerſchaft.

Am 26. April wurde das Teichlein beim Gottesacker ausgefiſcht, worin man 19 Schock Setzlinge Karpfen fieng. 8 Schock wurden in den obern, 5 Schock in den untern Theil des Stadtgrabens gethan, die übrigen, das Schock zu 16 ggl. verkauft.

liebte Geck, ſich graziös verneigend, nachdem er die Uebrigen nur kaum flüchtig begrüßt.

Eliſabeth neigte nur ein wenig das ſchöne Haupt zum Dank, aber Balthaſar nahm für ſie das Wort und ſprach ſpottend: „Da wird er wohl liegen bleiben, und in das Auskehrig kommen!“

„O nicht doch,“ verſetzte Hans ſelbſtgefällig. „Jungfrau Eliſa iſt nicht ſo unmilder Geſinnung, wie Herr Balthaſar, und wird meinen unterwürfigen Gruß nicht verſchmähen. Nicht wahr, holdſelige Schönheit, Roſe der Jungfrauen, Blumenzier des Gartens meiner Gedanken?“

Eliſabeth ſchwieg. Kranichfeld wollte fortfahren in ſeinen ſchwülſtigen Schmeicheleien, als Heinrich Kellner dazwiſchen rief: „Elſe, meine Handſchuhe!“ und ihr dadurch eine willkommene Veranlaſſung gab, aufzuſtehen, um aus der gebohnten Schublade das verlangte Handſchuhpaar dem Vater zu holen.

Der Ober-Bierherr befeſtigte ſein Schwert am Gurt, drückte das ſchwarze Sammtbaret auf die gerunzelte Stirn und das dunkle Kraushaar, Am 1. Mai wurden von den Amt-Sandiſchen Ortſchaften 1000 Rationen an Hafer und Heu nach Erbenhauſen für die Würtembergiſchen Huſaren verlangt; nach 2 Tagen ſollte wieder ſo viel geliefert werden.

Denſelben Tag traf aber in dieſen Dörfern ein Kommando Franzöſiſcher Dragoner ein, welche die Fourage wegnahmen.

Am 2. Mai kamen 20 Franzöſiſche Dragoner nach Stepfershauſen und verlangten auf Befehl des Generals en Chef, Herzogs von Broglio, Fourage, welche in das Magazin nach Eichenzell hinter Fulda geliefert werden ſollte. Stepfershauſen mußte 9, Herpf 12, Solz 6, Rippershauſen 4 Wagen dazu hergeben.

Am 3. Mai forderte auf gleiche Weiſe ein ſolches Kommando in Stadt und Amt Waſungen Fourage.

Am 4. Mai kamen auch hier Franzöſiſche Dragoner an.

Am 10. Mai kam der Regierungsrath Hofmann aus dem Paderborniſchen zurück.

Am 17. Mai kamen Baireuthiſche Küraſſiere, welche 103 Mann Engliſche alliirte Truppen von verſchiedenen Waffengattungen, zum Theil Kranke, als Kriegsgefangene hierher brachten. Sie wurden in die Gaſthöfe einquartiert, mußten für ihr Geld leben und wurden nach Gotha gebracht, wo ſie ausgewechſelt werden ſollten.

Am 23. Mai kam ein Korporal vom Baronaiſchen Huſarenregiment, um ein Kaiſerliches Patent durch den Stadtrath affigiren zu laſſen. Man gab zur Antwort, daß man alle Kaiſerl. Mandate immer befolgt habe, ſie müßten aber durch die ausſchreibenden Fürſten dem Herzoge mitgetheilt werden, der durch die Regierung das Weitere verfüge.

Am 25. Mai kam ein Huſarenlieutenant mit einem Kommando vom genannten Regiment und ſchlug das Patent ans Rathhaus an.

Am 27. Mai wurden von dem alliirten Kriegskommiſſariat zu Fritzlar 200 Wagen verlangt, die von Wanfried nach Fritzlar fahren ſollten.

Am 29. Mai kamen die Baireuthiſchen Küraſſiere von Gotha zurück, nebſt 109 Mann Würzburgiſcher Landmiliz, welche gegen die alliirten Gefangenen ausgewechſelt waren.

Im Junius koſtete das Pfund Rindfleiſch 2 ggl., Schweinefleiſch 2 ggl., Kalbfleiſch 7 Xr.

Am 11. Jun. kamen Offiziere nebſt einem Ingenieur und 130 Mann Anſpachiſcher Truppen, mit der Nachricht, daß ſie ein Lager für 15000 Mann abſtecken ſollten, für welche man Viktualien anſchaffen müſſe. Das Lager wurde auf dem untern Raſen abgeſteckt.

Am 5. Jul. kam bei finſterer Nacht ein Poſtknecht mit einer leeren Kutſche und 3 Pferden zwiſchen Walldorf und Welkershauſen in die Werra. Die Pferde ertranken, der Knecht kam davon, entfloh aber aus Furcht.

Am

Am 26. Jul. kam das zeither bei Römhild geſtandene Corps unter dem General Luzinsky (beſtehend aus dem Salzburgiſchen Regiment, 1 Bataillon des Hohenlohiſchen, 1 Bataillon des Baireuthiſchen, 1 Bataillon des Fränkiſchen Varelliſchen Regiments und den Gothaiſchen und Anſpachiſchen Dragonern) in ein auf dem Dreißigäckerer Berge abgeſtecktes Lager an. Das Hauptquartier war im Schloß zu Dreißigacker.

Am 27. Jul. marſchirte dieſes Corps hinter der Stadt weg, verübte aber viele Exceſſe, und that beſonders an den Bäumen vielen Schaden.

Am 3. Aug. wurde vom Rathhauſe verleſen, daß am 12ten der Herzog von Würtemberg mit 12000 Mann ankommen und ein Lager im Todtenfelde aufſchlagen werde; Früchte und Gras möchte man fortſchaffen.

Am 4. Aug. wurde von der Regierung ein Akkord mit den Juden Raphael und Michael David Herz zu Schleuſingen, wegen der Verpflegung dieſer vom Kaiſer übernommenen Truppen, abgeſchloſſen. Für die Ration ſollte 42 Xr., für die Portion 5 Xr., für das Bund Stroh 5 Xr., für die Klafter Holz 5¼ Rthlr. gegeben werden. Das Hafermagazin wurde auf dem Rathhauſe, ſpäter aber, weil daſelbſt nicht Platz war, in dem Gräfiſchen Hauſe in der langen Gaſſe angelegt, Heu und Stroh kam bei den Schaafhof, das Holz an den Gottesacker-Weg bei das Teichlein.

Am 11. Aug. kamen von dieſen Truppen 150 Mann Huſaren und Jäger zu Fuß an, wurden einquartiert und zogen Tags darauf weiter nach Schmalkalden.

Am 12. kamen Ingenieure und ſteckten das Lager im Todtenfelde ab.

Am 13. kam das Corps an, zuerſt das Jägercorps zu Fuß und Pferd, welches mit andern dazu gehörigen Truppenabtheilungen in die umliegenden Dörfer einquartiert wurde. Von 9 bis 12 Uhr dauerte der Durchmarſch durch die Stadt: voraus kamen einige Grenadiere zu Pferde, dann 3 Infanterieregimenter, die Wachtparade, hierauf der Herzog an der Spitze des Grenadierregiments. Viele Wagen folgten. Das Hauptlager des Herzogs war auf dem Helbaer Wege am Faſels, rechter Hand am Berge an der Grenze. Sobald die Truppen ins Lager gekommen waren, wurde der Befehl gegeben, zu fouragiren. Sie nahmen nun Alles von den Aeckern und in den Gärten, was ſie fanden und führten es auf ungefähr 15 Wagen ins Lager; auch verdarben ſie vieles.

Am 14. Aug. hielt die Leibgarde eine Fouragirung auf den Krautgärten und den Aeckern, obgleich die Bürgerſchaft viel Gemüſe aufs Rathhaus und von da ins Lager geſchafft hatte.

Nachmittags kam die Artillerie des Corps, 24 Kanonen, mit den dazu gehörigen Munitionswagen an; desgleichen viele Wagen mit Mehlfäſſern. Auch die Vorſpannwagen mußten beſtellt werden.

Am

Am 15. Aug. früh 2 Uhr geſchah der Aufbruch aus dem Lager. Das Corps marſchirte über den Türkenhof nach Schmalkalden, die Bagage gieng über Waſungen. Die Kavallerie ward in die Heſſiſchen Dörfer verlegt.

Am 16. Aug. forderte der Herzog von Würtemberg von Schmalkalden aus 20 Wagen mit Brod bei Executionsvermeidung vom hieſigen Stadtrath.'

Am 17. Aug. fuhren die hieſigen Geſchirrhalter mit 10 Wagen nach Schmalkalden, um Brod dahin zu bringen.

Die folgenden Tage lag ein Freicorps von 200 Würtembergiſchen Huſaren hier im Quartier.

Am 20. wurden 9 angeſehene Perſonen aus Schmalkalden als Geiſeln nach Königshofen hierdurch gebracht. Es war der Herrſchaft Schmalkalden eine ſtarke Brandſchatzung auferlegt.

Es wurde befohlen, die Wege von Römhild bis Schmalkalden zu repariren, damit das ſchwere Geſchütz beſſer fortgeſchafft werden könne.

Am 23. Aug verlangte ein Kaiſerlicher Kriegscommiſſarius zu Schmalkalden von der Regierung, daß aus den unterländiſchen Aemtern Wagen geſchafft werden ſollten, um das Magazin von dort nach Königshofen zu ſchaffen. An demſelben Tage kamen 140 fette Ochſen, die für das Würtembergiſche Corps beſtimmt waren waren, hier durch.

Am 25. Aug. beſchloß die Regierung, das hier befindliche Magazin an Holz, Heu, Hafer, Stroh, Mehl, zu verkaufen.

Am 26. Aug. ließ die Regierung zu dieſem Endzweck die Stadträthe zu Meiningen und Waſungen, wie auch Syndici aus den Aemtern Meiningen, Maßfeld, Waſungen und Sand citiren. Der übrig gebliebene Theil des Magazins ſollte nach dem Steuerfuß wieder übernommen und vertheilt werden. Hafer, Heu, Stroh, Holz, Brod wurde hier verkauft. Die Klftr. Buchenholz koſtete 4 Rthlr., die Klftr. gemiſchtes 3 Rthlr., die Portion (2 Brode) 5 Xr.

Die folgenden Tage ſah man fortwährend, wie bisher, kleinere Truppenabtheilungen.

Am 3. Sept. kamen 14 Kanonen des Würtembergiſchen groben Geſchützes. Sie wurden auf dem obern Raſen aufgeſtellt, die Mannſchaft kam in die Stadt.

An demſelben Tage kam ein Kommando Huſaren von Schmalkalden, beſetzten die Thore und das Quartier des Bereiters Urlau und verlangten das Pferd des Juden Mantel Michel, welches derſelbe dem genannten Bereiter gegen Ausſtellung eines Wechſelbriefs in Verwahrung gegeben hatte. Mit Gewalt nahmen ſie das Pferd aus dem Marſtall mit Sattel und Zeug und führten es nach Schmalkalden.

Nachdem aus den unterländiſchen Aemtern ſchon 180 Wagen nach Schmalden zum Transport des Magazins gefahren hatten, verlangte man noch 50, die

übri-

übrigen ſollten aus Thüringen kommen. Auch kamen Heſſiſche Bauern mit 10 Wagen an, die hier abſpannen und nach Schmalkalden zurück gehen mußten, um nochmals ſo viel zu bringen.

Am 5. Sept. wurde das Geſchütz von hier weiter gebracht. Zuerſt kamen 6 dreipfündige Kanonen, dann 4 ſechspfündige, zuletzt 4 zwölfpfündige; die Feldſchmiede und noch 2 kleine Feldſtücke, alles in ſchönſter Ordnung. Die Mannſchaft hatte ſich auch gut betragen. Viele mit Heu beladene Wagen fuhren an dieſem Tage von Schmalkalden nach Römhild.

Am 6. Sept. kam ein Kommando von 40 Mann von den Fränkiſchen Regimentern Varell und Hohenlohe. Sie brachten 27 den Heſſiſchen Bauern genommene Proviantwagen. Die Wagen wurden auf den obern Raſen geſtellt; die den Heſſiſchen Bauern ebenfalls abgenommenen Pferde wurden zurück nach Schmalkalden geſchickt, um noch mehrere Wagen zu hohlen. Ein Kommando Huſaren vom Glaſenapp'ſchen Corps brachte abermals einige Männer aus Schmalkalden als Geiſeln nach Königshofen. Nachmittags wurden 100 Stück Ochſen und Kühe, 800 Stück Schaafe hinter der Stadt weg nach Mellrichſtadt getrieben.

Am 7. Sept. wurden Pferde hier durch gebracht, je 10 zuſammen gekoppelt. Man hatte ſie Heſſiſchen Bauern abgenommen, und aus den Wagen derſelben Proviantwagen gemacht.

Am 8. Sept. gieng der Kaiſerl. Kriegskommiſſarius von hier ab nach Römhild, wo eine Wagenburg aufgeſchlagen werden ſollte.

Am 19. Sept. kam beim Kaufmann Holdefreund und zwar in dem in ſeinem Garten befindlichen Trockenhauſe Mittags 12 Uhr Feuer aus, ſo daß an 18 Stück Barchent verbrannten; jedoch wurde es noch zeitig gelöſcht.

Am 8. Okt. wollten Diebe in der Nacht beim Sakriſteifenſter in die Stadtkirche einbrechen, wurden aber durch das Geſinde in dem Poſthauſe verjagt.

Am 20. Okt. kam ein Schreiben von dem Franzöſiſchen Obriſten v. Wurmſer aus Hersfeld, worin er aus dem Meiningiſchen 800 beſpannte Wagen verlangte, täglich 100, um von dort in das Magazin nach Caſſel zu fahren.

Am 30. Okt. verlangte der Franzöſiſche Intendant de Gajot in Caſſel in einem Schreiben an die Regierung eine Lieferung von 100,000 Rationen, die Ration Haſer zu 15 Pfund und Heu zu 18 Pfund für das dortige Magazin.

Am 1. Nov. kam ein Lieutenant vom Naſſauiſchen Huſarenregiment mit einem Schreiben vom Obriſten v. Wurmſer, welcher ſchon nachfragen ließ, wenn die Wagen kommen und welchen Weg ſie nehmen würden.

Am 4. Nov. ſtarb der Bürgermeiſter J. Wilhelm Gaſſer (deſſen Name bisweilen auch Gaſſert geſchrieben wird) und wurde am 7. mit 3 Pulſen der großen Glocke und einer Proceſſion vom Rath und geſammter Bürgerſchaft begraben. Er vermachte ſeine anſehnliche, meiſt aus theologiſchen Büchern beſtehende Bibliothek der hieſigen Stadt und 200 fl. frk. an Kapital für die Aufſicht derſelben. Sie wurde ſeinem Willen gemäß zu der Straußiſchen Bibliothek auf dem Rathhauſe aufgeſtellt.*) Gaſſer hatte eigentlich Theologie ſtudirt, war aber ſpäterhin, weil er keine Anlagen für den öffentlichen Vortrag beſaß, davon abgegangen, was er um ſo eher konnte, da er ſehr vermögend war. Fortwährend beſchäftigte er ſich indeſſen mit den theologiſchen Wiſſenſchaften.

Am 21. Nov. kam der Rittmeiſter von Dahlern vom Naſſauiſchen Regiment, als Kommiſſarius wegen der geforderten Fuhren. Man kam mit ihm überein, daß 110 Wagen geſtellt werden ſollten gegen Bezahlung von 10 ggl. für 1 Stück Vieh des Tags. Das Amt Maßfeld ſtellte 32, Stadt Meiningen 6, Amt Meiningen 5, Stadt Waſungen 3, Amt Waſungen 9, Amt Sand 12, Amt Breitungen 7, Amt Altenſtein 7, Stadt Salzungen 5, Amt Salzungen 24 Wagen. Sie ſollten am 26. Nov. leer, mit 4 Pferden oder 6 Ochſen beſpannt nach Vach, und beladen von da nach Rothenburg oder Hersfeld zweimal fahren.

Am 24. Nov. verlangte der Kaiſerliche Kriegskommiſſarius v. Ernſt zu Arnſtadt, wo damals der Herzog von Würtemberg ſein Hauptquartier hatte, in einem Schreiben an die hieſige Regierung, daß von dem zurückgelaſſenen Magazin gegen Quittung 10,000 Rationen an Haſer und Heu, desgleichen 8000 Portionen nach Römhild geliefert werden ſollten. Am Abend kam ein anderer Befehl von demſelben, wornach mit Androhung der ſchärfſten Execution 24,000 Portionen und 18,000 Rationen nach Römhild geſchafft werden ſollten.

Am 26. Nov. wurde der Haſer, welchen der hieſige Stadtrath und die Aemter Meiningen und Maßfeld aus dem Würtembergiſchen Magazin auf ihre Portion zugetheilt bekommen hatten, von den hieſigen Fuhrleuten nach Römhild geſchafft, wohin das Würtembergiſche Corps aus dem Brandenburgiſchen und Sächſiſchen über Schleuſingen zog, um daſelbſt zu kantoniren.

Am 27. Nov. wurde auch das Heu durch die Geſchirrhalter von hier nach Römhild gefahren.

Am 30. Nov. wurde der noch übrige Haſer abgefahren; allein in Maßfeld mußte wieder umgekehrt werden.

Um dieſe Zeit wurde das Fleiſch theuer. Das Pfund Rind- oder Schweinfleiſch koſtete 8 Xr., Kalbfleiſch 7 Xr.; das Pfund Lichter 25 Xr., Pfund Seiſe 20 Xr.; das Ms. Korn 10 Btz., das Ms. Waizen 16 Btz., das Pf. Butter 7 Btz. Auch das Salz ſtieg im Preiſe. Wegen des naſſen Winters und des ſchlechten Geldes koſtete die Klafter hartes Holz 8 fl. frk. 4 Btz., 21 bis 25 Wellen Reißig 2 fl. frk. 10 Btz.

In

---

*) S. ob. S. 150. In der auf dieſe Weiſe begründeten Rathsbibliothek kam im J. 1790 die beträchtliche Bibliothek des Kanzlar Grimm. S. unt. und über die neueſten mit derſelben vorgenommenen Veränderungen im J. 1833.

In Anſehung der Münze gab es Verwirrungen. Die nach dem alten Reichsſchluß ausgemünzten Sorten ſtiegen im Werthe. Der Karolin galt 10 Rthlr. 12 gl., der Dukaten 5 Rthlr., der Louisd'or 8 Rthlr. 8 gl., der Laubthaler 2 Rthlr. 12 gl., der Konventionsthaler 2 Rthlr., der franzöſiſche Gulden 1 Rthlr. 2 Btz.; eben ſo verhielt es ſich mit den kleinern ältern Münzſorten. Die neu ausgeprägten galten als ſchlecht. Die Kaufmannswaare ſtieg daher und es entſtand große Unordnung. Es erſchien ein beſonderes Münzpatent.

Am 18. Dec. und an den folgenden Tagen kamen einzelne Würtembergiſche Truppenabtheilungen nach Bachdorf, Leutersdorf, welche übel hauſten, aber bald Befehl erhielten, ſchnell nach Römhild zu marſchiren und Alles bezahlen mußten.

Am 22. kam Befehl von Eiſenach aus, daß das Amt Breitungen 6000 Rationen an Haſer und Heu, das Amt Salzungen 8000 Rationen, das Amt Altenſtein 6000 Rationen, die Ration zu 18 Pfund Heu und ⅔ Haſer gerechnet, bei Executionsvermeidung nach Eiſenach an die Sächſiſchen Truppen liefern ſollten.

Nachmittags traf der Franzöſiſche Obriſt von Schwarz mit 22 Huſaren und einem Kornet vom Naſſauiſchen Regiment an, um ſich auf Befehl des Feldmarſchalls Herzogs von Broglio auf Execution einzulegen, bis die ſchon lange von dem Intendanten Gajot geforderte Lieferung nach Hersfeld gebracht ſey. Sie wurden einquartiert. Noch an demſelben Tage ergieng ein Regierungsbefehl an alle Aemter und Stadträthe, um die nach dem Steuerfuß ausgetheilte Lieferung einzufordern. Die Stadt Meiningen hatte vorläufig zu geben 82 Malter, 7½ Pf. Haſer, 157 Cntr. 55 Pf. Heu, das Amt Meiningen 46 Mltr. 35½ Pf. Haſer 88 Cntr. 84 Pf. Heu, das Amt Maßfeld 282 Mltr. 34½ Pf. Haſer, 541 Cntr. 95½ Pf. Heu, die Stadt Waſungen 39 Mltr. 62½ Pf. Haſer, 75 Cntr. 81½ Pf. Heu, das Amt Waſungen 67 Mltr. 32½ Pf. Haſer, 129 Cntr. 12½ Pf. Heu, das Amt Sand 93 Mltr. 60½ Pf. Haſer, 179 Cntr. 46½ Pf. Heu, das Amt Breitungen 53 Mltr. 126½ Pf. Haſer, 103 Cntr. 65½ Pf. Heu, das Amt Altenſtein 54 Mltr. 116½ Pf. Haſer, 105 Cntr. 42½ Pf. Heu, das Amt Salzungen 118 Mltr. 58½ Pf. Haſer, 190 Cntr. 72½ Pf. Heu.

Am 23. Dec. kam ein Kommando Huſaren von Eiſenach nach Salzungen auf Execution und blieb bis die verlangten 8000 Rationen geliefert waren. An demſelben Tage kam Befehl von Eiſenach nach Schweina, daß bei Executionsvermeidung Reißig gehauen, Faſchinen davon gefertigt und nach Eiſenach geliefert werden ſollten.

Am 27. Dec. wurde durch einen Regierungsbefehl allen Aemtern und Stadträthen aufgegeben, Pferde, Vieh und was bis zur Aerndte zur Subſiſtenz nöthig ſey, aufzuſchreiben und das Verzeichniß einzuſchicken.

Am 30. Dec. wurde eine fernere Lieferung ausgeſchrieben, nämlich 15000 Rationen, (jede zu 18 Pf. Heu und ½ Ms. Haſer gerechnet). Die Stadt Meiningen hatte zu geben 1344½ Rationen, das Amt Meiningen 758½ Rationen, das Amt Maßfeld 4620½ Rationen, die Stadt Waſungen 647½ Rationen, das Amt Waſungen 1102½ Rationen, das Amt Sand 1529½ Rationen. Dieſes kam nach Eiſenach. Nach Hersfeld hingegen lieferten das Amt Altenſtein 841, das Amt Breitungen 826⅔, das Amt Salzungen 1813, die Stadt Salzungen 1520 Rationen.

Zum Jahresſchluß kamen einige Franzöſiſche Truppen hier an, um eine Werbung anzufangen. Sie wurden einquartiert.

Getraide, Gemüſe, Obſt gerieth in dieſem Jahre reichlich. Im Herbſt regnete es viel und bis zum neuen Jahre hatte es nur dreimal gefroren. Dreimal gieng die Werra wegen anhaltendem Regenwetter über, ſo daß die Müller nicht mahlen konnten.

1761.

Am 4. Jan. kam ein Kommando von dem zerſtreuten Kurſächſiſchen Corps, wobei der Rittmeiſter von Johnſon und der Lieutenant Pape waren. Erſterer verlangte, weil er ein Freicorps zu errichten willens ſey, ſo müßten ihm die Rationen und Portionen gereicht werden, und zwar täglich 12 Rationen und 10 Portionen, dem Lieutenant Pape 10 Rationen und 8 Portionen. Man weigerte ſich, aber er erzwang die Einwilligung durch ſcharfe Execution. Die Bürgermeiſter Derk und Heim bekamen die auf Execution liegende Mannſchaft ins Quartier und mußten derſelben täglich Bier, Wein, Kaffee, Braten und Fiſche geben, bis es zugegeben wurde. Die Koſten der Execution machten 20 Rthlr., die Rationen kamen bis zum 28. Jan. auf 196 Rthlr. und die Portionen eben ſo hoch zu ſtehen.

Am 12. Jan. marſchirte der Obriſt von Schwarz mit 12 Mann Huſaren nach Schmalkalden zurück.

Am 19. Jan. kam dagegen wieder ein Kommando Huſaren vom Naſſauiſchen Regiment und legte ſich auf Execution ins Quartier.

Am 24. Jan. wurde das Pfund Rindfleiſch, Hammelfleiſch und Schweinefleiſch auf 9 Xr., das Pfund Kalbfleiſch auf 18 pf. geſchätzt.

Am 28. Jan. kam noch der Rittmeiſter Lechner vom Naſſauiſchen Huſarenregiment nebſt 40 Mann auf Execution an, ſo daß es im Ganzen 50 Mann waren, die nicht eher abgehen wollten, bis die verlangten 100,000 Rationen nach Hersfeld richtig abgeliefert wären. Man mußte ihm täglich 70 fl. rhn. Executionsgebühren bezahlen, die Rationen abgeben und ihn nebſt 4 Offizieren aufs herrlichſte bewirthen.

Am 29. Jan. ſchickte der Rittmeiſter Lechner ſeine Ordre auf die fürſtliche Regierung und verlangte zugleich den Etat des ganzen Landes. Da gerade der Lie-

Lieferantjude Mantel Michel Meyer von Schmalkalden anweſend war, ſo wurde mit ihm ein Akkord abgeſchloſſen. Er ſollte nach Abzug der vorhin ſchon nach Eiſenach gelieferten 20000 Rationen und der nach Hersfeld gelieferten 5000 Rationen, die noch mangelnden 75000 Rationen, jede für 1 fl. frk. liefern: wenn ein Nachlaß erfolgte, ſo ſollte derſelbe davon abgehen, Hafer und Heu ſollte er im Lande kaufen, das Mltr. Hafer für 4 Rthlr., den Cntr. Heu für 1 Rthlr. Die Executionsgebühren, 420 fl. rhn., mußten auf 6 Tage bezahlt werden.

Am 2. Febr. kam der Franzöſiſche Ingenieur de Ganier und zeigte an, daß er die hieſigen Lande in einem Riß aufnehmen nnd ſich an 14 Tage aufhalten werde.

Am 4. Febr. begab er ſich mit ſeinen Leuten nach Maßfeld, viſitirte daſelbſt und im ganzen Lande Scheunen und Böden und ſchrieb die Vorräthe an Getraide, Hafer und Heu auf.

An dieſem Tage wurde zu Frankfurt, wo ſich Herzog Anton Ulrich nebſt ſeiner Gemahlin Charlotte Amalie fortwährend aufhielt, Prinz Georg Friedrich Karl geboren und noch an demſelben Abend getauft. Am 7. Febr. kam die frohe Nachricht hier an.

Am 7. und 8. Febr. kamen viele Wagen aus dem Hildburghäuſiſchen hier durch, welche durch Execution erpreßt nach Schmalkalden fahren mußten.

Am 9. Febr. kam die Bagage des Prinzen Xaver von Sachſen aus Eiſenach hier an und wurde am folgenden Tage weiter nach Würzburg gebracht. Es waren 8 Kutſchen und Wagen, 23 beladene Maulthiere, 77 Reitpferde.

Am 11. Febr. wurden die zu liefernden 75000 Rationen (jede für 1 fl. frk.) von Fürſtl. Regierung nach dem Steuerſtock ausgeſchlagen. Es mußte zahlen die Stadt Meiningen $8228\frac{1}{8}$ fl., Amt Meiningen $4175\frac{2}{3}$ fl., Amt Maßfeld $22245\frac{1}{3}$ fl., Stadt Waſungen $3222\frac{4}{9}$ fl., Amt Waſungen $5499\frac{2}{9}$ fl., Amt Sand $7485\frac{1}{3}$ fl., Amt Breitungen $4413\frac{4}{9}$ fl., Amt Altenſtein $4483\frac{1}{9}$ fl., Stadt Salzungen $7853\frac{8}{9}$ fl., Amt Salzungen $9497\frac{8}{9}$ fl. Die Stadträthe und Beamten mußten die Beiträge von allen ſteuerbaren Ortſchaften erheben und noch vor Ende des Februar den dritten Theil an den Juden Mantel Michel gegen Quittung bezahlen.

Am 14. Febr. koſtete das Pfund Hammelfleiſch 2 Bß., das Ms. Korn 9 Bß.

Am 16. Febr. kam eiligſt ein Naſſauiſcher Huſar und überbrachte dem Rittmeiſter Lechner Befehl, ſo ſchnell als möglich mit ſeinen Leuten nach Schmalkalden aufzubrechen. Auch der Ingenieur de Ganier mußte ſogleich mit dorthin ſich begeben.

Am 17. Febr. kam das Franzöſiſche Kommando (ſ. 13. Febr.) mit 2 zerbrochenen Kanonen zurück: ſie hatten nur bis Kleinſchmalkalden kommen können.

Am 18. Febr. rückte ein verſprengtes Franzöſiſches Corps von verſchiedenen Waffengattungen ohne Bagage ein, wurde einquartiert und erhielt Fourage.

Dieſe

Dieſe Truppen hatten ſich von Gotha, Ruhla und Eiſenach her im Werragrund geſammelt; ſie waren beim Anmarſch der Preußen theils verjagt, theils ausgeriſſen. Tags darauf marſchirten ſie weiter.

Am 22. Febr. kam ein Kommando Anſpachiſcher Dragoner, um zu recognosciren. An dieſem Tage ſchwoll die Werra ſo an, daß die Mühlen bis zum 26ſten ſtehen bleiben mußten.

Am 25. Febr. rückten von Jüchſen das Anſpachiſche und Kurpfälziſche Dragonerregiment, auch das Fränkiſche Varelliſche Infanterieregiment ein. Die Vorpoſten der theils einquartierten, theils campirenden Truppen ſtanden in Maßfeld. Der kommandirende General, Graf von Effern, lag mit dem Stabe in Exdorf.

Am 27. Febr. rückten zu Maßfeld 150 Mann Kroaten, Huſaren und Infanterie ein.

Nachdem am 20. Febr. Hersfeld und Vach an die alliirten Truppen übergegangen war, hörte die Fouragelieferung ins Franzöſiſche Magazin zu Hersfeld auf. Nur 37500 Rationen hatte der Jude Mantel Michel geliefert.

Am 28. Febr. marſchierten in der Geſchwindigkeit die in Jüchſen, Neubrunn, Wölfershauſen und Maßfeld gelegenen Reichstruppen theils nach Fladungen, theils nach Römhild, wohin der Stab kam.

Am 10. März rückten 2 Kompagnieen des Kurmainziſchen Infanterieregiments, die von den alliirten Truppen ſo weit zurückgetrieben waren, zu Neubrunn ein. An dieſem Tage kam ein Offizier des Preußiſchen Collingenſchen Freicorps mit 12 Huſaren hier an, und holten den Gartenwirth Koch nach Eiſenach ab.*) Es war derſelbe Offizier, der früher als Cornet ſchon deshalb hier geweſen war.

Am 11. März kamen von Mellrichſtadt 16 Mann Huſaren und Anſpachiſche Dragoner, um Nachricht über dieſen Vorfall einzuziehen und kehrten ſodann wieder zurück.

Am 12. März kam der Rittmeiſter Lechner mit 50 Mann Naſſauiſcher Huſaren an, arretirte den hier anweſenden Juden Mantel Michel aus Schmalkalden und führte ihn nach Römhild.

Am 16. März kam der Gartenwirth Koch aus ſeiner Gefangenſchaft von Eiſenach zurück.

Nachdem ſich die Umſtände im Heſſiſchen wieder geändert hatten und die ſämmtliche Fourage durch den Juden Mantel Michel geliefert worden war, ſo wurden die Beiträge ausgeſchrieben, weil ſie noch vor Ende des Monat März bezahlt werden mußten. Es hatte zu geben: die Stadt Meiningen 3211 fl. frk. 11 gl. 8 pf., das Amt Meiningen 2087 fl. 16 gl. 8 pf., das Amt Maßfeld 11122 fl. 13 gl. 4 pf., die Stadt Waſungen 1611 fl. 4 gl. $5\frac{1}{3}$ pf., das Amt

Wa-

---

*) Es betraf die früher erzählte Ermordung des Preußiſchen Huſarenoffiziers im Gartenwirthshauſe, S. oben S. 153.

Waſungen 2599 fl. 12 gl. 2⅔ pf., das Amt Sand 3742 fl. 11 gl. 8 pf., das Amt Breitungen 2206 fl. 18 gl. 10⅔ pf., das Amt Altenſtein 2241 fl. 13 gl. 4 pf., die Stadt Salzungen 3926 fl. 18 gl. 10⅔ pf., das Amt Salzungen 4748 fl. 18 gl. 10⅔ pf. Bei Executionsvermeidung mußte ſofort bezahlt werden.

Am 22. März wurde in allen Kirchen des Landes ein Dankfeſt gefeiert, wegen des am 19. März zu Frankfurt geſchehenen Kirchgangs der Herzogin Charlotte Amalie nach der Geburt des Prinzen Georg. (S. oben 4. Febr.)

Am 23. März kam der Jude Mantel Michel aus ſeinem Arreſte zurück.

Am 26. März ſtarb zu Frankfurt Prinz Friedrich Franz Ernſt Ludwig, Herzog Anton Ulrichs zweiter Sohn.

Am 29. März lief ein Befehl von dem Feldmarſchallieutenant Graf von Effern ein, daß in die Meiningiſchen Lande 8 Bataillons Infanterie und 2 Regimenter Kavallerie rücken ſollten: der Stab, die Artillerie und eine Grenadierkompagnie würden in die Stadt kommen, die übrigen ſollten in die Dorfſchaften umher bis nach Oberkatz, Kaltennordheim und Fladungen verlegt werden und die Winterquartiere beziehen. An demſelben Tage berichtete das Amt Waſungen, daß ein Engliſcher Kriegskommiſſarius zu Eiſenach bei Executionsvermeidung 20 Wagen verlange, um auf denſelben Hafer nach Fritzlar zu fahren.

Am 30. März kam der Feldmarſchallieutenant Graf von Effern mit dem Generalſtab und der Grenadierkompagnie hier ein.

Am 2. April marſchierte er mit dieſem Kommando nach Waſungen. Am 3. April erhielt er durch einen Kurier die Nachricht, daß die Reichsarmee von den Preußen bei Breitenbach geſchlagen ſey.

Am 4. April kam er mit dem Kurpfälziſchen Regiment, welches hier einquartiert wurde, zurück. Mehrere andere Truppenabtheilungen wurden in die Dörfer verlegt.

Am 5. April brach er mit denſelben nach Römhild auf, hinterließ aber einen Befehl an den Obriſtlieutenant Roſtrowisky, welcher das noch heute einrücken ſollende Haddik'ſche Huſarenregiment kommandirte. Der Regierungsrath Hofmann ſollte dieſen Befehl überbringen. Er traf das Regiment in Waſungen: es ſollte wieder zurück und von Salzungen bis Vach zu ſtehen kommen. Nach Waſungen rückte dagegen das Anſpachiſche Dragonerregiment, welches am 6. April nach Römhild zog. Hierher kam eine Abtheilung des Kurmainziſchen Infanterieregiments. Auch die folgenden Tage marſchierten fortwährend Truppen hin und her. In Schmalkalden wurde durch die Haddik'ſchen Huſaren eine Brandſchatzung erhoben.

Am 9. April marſchirte ein Kommando Kroaten, das Huſarenregiment Haddik und eine ſtarke Abtheilung der Anſpachiſchen und Gothaiſchen Dragoner hier

durch

und warf prüfende Blicke auf Kranichfeld, seinen Bruder und seinen Schwager, als wolle er schauen in das Tiefinnerſte ihrer Herzen, aber als gelinge ihm das nicht, oder als werde er irre an der Schrift, die ſich ſeinem forſchenden Geiſt offenbarte, ſo ſchüttelte er ſtill vor ſich das Haupt, und wandte ſich ab von ihnen, die ſeine Blicke nicht gewahrt, und ſeufzte leiſe, denn es kam eine trübe Ahnung über ihn. Da flüſterte die ſüße Stimme des geliebten Kindes: „Hier, mein Vater,“ und mit ſanftem Lächeln ſtand ſeine Eliſabeth vor ihm, und reichte ihm die begehrten Handſchuhe. „Danke, danke, meine gute Elſe,“ ſprach er, ſich ſchnell erheiternd, und ſtrich ihr mit der Hand über die blühenden Wangen.

„Herr Schwager,“ nahm Burkhart jetzt das Wort: „ehe Ihr geht, laßt mich Euch erſt noch ein freundliches Wort ſagen, denn deßhalb bin ich gekommen.“

„Redet in Gottes Namen,“ entgegnete Kellner freundlich, und Burkhart begann: „So wißt, daß Euer alter Feind, Adolph Rößing, Gemeindevormund geworden iſt, und Nikolaus durch nach Themar. Sie hatten mit den Preußen bei Eiſenach ein kleines Gefecht gehabt.

Am 10. April kam ein Kommando Haddik'ſcher Huſaren ins Gartenwirthshaus und ſtellte auf der untern Brücke Vorpoſten aus. Sie rückten dann nach Welkershauſen und Walldorf, wo ſie wieder Poſten ausſtellten. Eben ſo gieng es in Dreißigacker.

Am 14. April kam der Franzöſiſche Ingenieur Ganier wieder hier an und forderte auf Befehl des Franzöſiſchen Kriegskommiſſariats für das Magazin zu Hersfeld 200,000 Rationen, da die vorhergelieferte Fourage durch Annäherung der alliirten Truppen am 20. Febr. verbrannt und verwüſtet worden ſey. Auch verlangte er fernere Aufzeichnung der Einkünfte und Vorräthe des Landes.

Am 16. April befahlen die Franzoſen der Gemeinde Bettenhauſen den Weg von dort bis in den Gleimershäuſer Grund mit aufgeſteckten Strohwiſchen zu bezeichnen. Von da an mußte die Gemeinde Dreißigacker ein Gleiches thun. An dieſem Tage kamen 20 Sächſiſche Grenadiere von Langenſalza, wo ſie von den Preußen bleſſirt waren, auf dem Wege nach Würzburg hier durch.

Am 17. April brachte der Rittmeiſter von Diemar die Leiche des am 26. März zu Frankfurt verſtorbenen Prinzen Friedrich Franz Ernſt Ludwig hier an, worauf das Trauergeläute ſeinen Anfang nahm und 6 Wochen lang täglich in 3 Pulſen fortgeſetzt wurde: die Muſik in den Kirchen und auf den Straßen ward auf 8 Wochen eingeſtellt. Am 20. April fand nach dem dazu erſchienenen Directorium die Beiſetzung in der Schloßkirche Abends 6 Uhr unter dem Geläute aller Glocken ſtatt. Der Waiſenpfarrer Molter verlas den 116. Pſalm, der Diakonus Meyfart hielt die Trauerrede. Nach geſprochenem Segen wurde die Leiche in die Gruft getragen.

Am 22. April wurden aus den Aemtern Breitungen, Altenſtein und Salzungen 1500 Rationen nach Hersfeld ins Magazin geliefert. Für die Ration waren 24 Sous verſprochen.

Am 30. April begab ſich der Ingenieur Ganier in das Amt Maßfeld und verlangte eine Lieferung von 60000 Rationen, ſchickte auch ſogleich auf die einzelnen Dorfſchaften den Befehl, wie viel jedes bei Vermeidung der Execution und Fouragirung beizutragen habe. Auf gleiche Weiſe forderte er am 1. Mai im Amt Waſungen 50000 Rationen.

Am 3. Mai rückten einige Franzöſiſche Küraſſiere nach Ober- und Unterkatz, viſitirten Scheunen und Böden, zeichneten Alles auf und verlangten, daß die Leute das Heu binden, Hafer und Gerſte aufladen und nach Hersfeld fahren ſollten, und zwar unentgeltlich, weil es mit Execution ausgetrieben ſey.

Am 4. Mai marſchierte der Ingenieur Ganier mit einem Kommando aus, um die Fouragierung in den Dörfern Walbach, Metzels, Mehmels, Schwallungen,

gen, Wahns, Oepfershauſen, Ober- und Unterkatz, Sinnershauſen vorzunehmen. Was ſie in einem Dorfe vorfanden, das wurde in beſondere Scheunen gelegt. Eilig that das Amt Maßfeld zuſammen, was es in Anſehung der daſelbſt geforderten 60000 Rationen aufbringen konnte. Am 5. Mai zog Ganier nach Breitungen und verlangte 5000 Rationen an Hafer und Heu nach Hersfeld. Man akkordirte mit ihm auf 3000 Rationen. Er begab ſich von da nach Salzungen und forderte von Stadt und Amt 20000 complete Rationen. Da Alles ſchon erſchöpft war, ſo akkordirte man zuletzt auf 10000 Rationen Heu, 5000 Rationen Hafer, die Ration für 20 Sous. Im Amt Altenſtein verlangte er 15000 Rationen, ſpäter nur 7000, als er erfuhr, daß das Gericht Liebenſtein nicht dazu gehöre: man kam durch Akkord auf 5000 Rationen Heu, 3000 Rationen Hafer oder Gerſte. Der Pachter Hofmann mußte 50 Cntr. Heu, 30 Mltr. Gerſte dazu geben. Von der Stadt Waſungen wollte er 6000 complete Rationen haben, wo nicht, ſo würde er ſelbſt viſitiren und nehmen, was er fände. Am 10. Mai kam er wieder hierher und verlangte vom Stadtrath 6000 complete Rationen an Hafer und Heu. Am zweiten Pfingſtfeiertag, als am 11. Mai, wurde durch die Viertelsmeiſter nach den vorhandenen Vorräthen nachgefragt, um Antwort geben zu können. Man akkordirte auf 1000 Rationen Hafer, 2000 Rationen Heu. Auf Execution mußte dieſe Lieferung am 23. Jun. nach Hersfeld geſchafft werden.

Am 7. Jun. wurde vom Rathhauſe verleſen, daß nach der Kammertaxe die Klafter Buchenholz 4 Rthlr. 8 ggl., die Klafter weiches Holz 4 fl. frk. koſten ſollte. Die Bäcker ſollten von 1 Maas zu backen 12 Pfennig bekommen.

Am 27. Jun. marſchierte der Ingenieur Ganier mit ſeinem Kommando ab nach Hersfeld.

Im Jul. koſtete das Pfund Schweine- Rind- Hammel- Kalbfleiſch 3 ggl., das Stück leinenen Garns 2 fl. frk., das Korn zur Aerndtezeit 11 Btz. Am 16. Aug. wurde das Hammelfleiſch auf 9 Xr. geſchätzt.

Am 16. Aug. Abends gegen 5 Uhr war ein außerordentlich heftiges Gewitter. Vom Rohraer Berge ſtürzte eine gewaltige Fluthung herab: das Waſſer lief zum untern Thore herein und in die Pferdeſchwemme im untern Mühlgraben.

Am 12. Sept. koſtete das Stück leinenen Garns 2 Rthlr., das Pf. Butter 7 Btz. Um dieſe Zeit gab es kein Bier mehr; der Rathswirth Konrad Schaubach hatte ſeit 4 Wochen nicht mehr gebraut, alle Frei- und Schenklooſe waren abgebraut.

Am 13. Sept. kam von Themar das Preußiſche angeworbene Franzöſiſche Freibataillon zu Fuß, 340 Mann, ohne Gewehre. Dieſe Truppen ſollten bei Leipzig ihren Major erſchoſſen haben. Sie waren von den Reichstruppen gefangen genommen und wurden von Baireuthiſchen Küraſſieren und Anſpachiſchen Dragonern eskortirt, um ausgewechſelt zu werden.

Am 14. Sept. ließ Herzog Anton Ulrich ein Münzdevalvationspatent wegen der in Umlauf gekommenen, geringhaltigen Münzen anſchlagen. Sie wurden auf den alten Fränkiſchen Fuß reducirt und ſollten um ein Drittel weniger gelten. Daher ſtiegen alle Waaren, Viktualien u. dgl. um ein Drittel im Preiſe.

Am 21. Sept. wurde die Rathspredigt gehalten, was 3 Jahre nicht geſchehen war. Die Bürger erhielten daher auch 3 Kannen Bier; die Wittwen aber, deren Männer inzwiſchen geſtorben waren, erhielten nichts.

Am 8. Sept. machte der Staatsrath und Intendant der in der Nähe der Meiningiſchen Lande ſtehenden Franzöſiſchen Armee, Franz Maria Gajot, auf Befehl des die Armee en Chef kommandirenden Marſchalls, Herzogs von Broglio, der hieſigen Regierung das Anſinnen, die Werra von Wernshauſen bis Creuzburg ſchiffbar zu machen. Die Sache ſollte ohne Zeitverluſt ausgeführt werden und nach dem Anſchlage nur 6000 Rthlr. koſten, wiewohl man leicht einſah, daß eine zehnfache Summe dazu nicht hinreiche; es ſollten 4 Schleuſſen, (bei Salzungen, Kloſter Allendorf, Breitungen und beim Bußhof) angelegt und 5 Schiffe, jedes 60 Fuß lang erbaut werden: die Direction wurde dem Caſſeliſchen Landbaumeiſter Möller übertragen. Man brachte aber in Erfahrung, daß nicht ſowohl die Franzoſen die Urheber dieſer Unternehmung waren, ſondern daß man ſie Heſſiſcher Seits mittelſt der Franzoſen durchzuführen beabſichtige, um dem Heſſiſchen Handel mehr Ausdehnung zu verſchaffen, zugleich aber auch, weil man auf das Floßregale und den Zoll auf der Werra Anſpruch machte. Dieß letztere ſah man dieſſeits und auch bei der Regierung zu Eiſenach durchaus als unbegründet an und man ſetzte ſich vereint dagegen. Herzog Anton Ulrich reſcribirte am 8. Okt., daß das ganze Project unpraktikabel, den Meiningiſchen Landen nachtheilig, die angeſonnene koſtbare Concurrenz weder möglich, noch rathſam ſey; man müſſe eher die ungerechte Gewalt erwarten, als gutwillig ſich zur Uebernahme dieſer unerträglichen Laſt verſtehen. In einem Schreiben an den Herzog von Broglio vom 11. Okt. erſuchte er denſelben dringend um Abſtellung des Unternehmens, worauf dieſer aus Eimbeck am 25. Okt. antwortete, daß er das angefangene Werk zu ſuſpendiren befohlen habe. Die am 17. Okt. zu Wernshauſen angekommenen Franzöſiſchen Schiffleute, die ſchon mit dem Schiffbau anfangen wollten, kehrten ſchnell nach Hersfeld zurück.*)

Am

---

*) Schon Landgraf Moritz von Heſſen beabſichtigte im J. 1602 die Schiffbarmachung der Werra und trat mit der Hennebergiſchen Regierung deshalb in Unterhandlung. Es kam damals ein Heſſiſches Schiff bis nach Schwallungen. Späterhin beſchäftigte ſich im J. 1658 Herzog Ernſt der Fromme ernſtlich mit demſelben Vorhaben. S. hierüber und über die großen Schwierigkeiten, welche die Sache vereitelten, d. Meining. Taſchenb. 1804. S. 198—218. Walch's Beſchreib. d. Meining. L. S. 93. Auch Herzog Georg hegte den Wunſch, die Werra ſchiffbar zu machen. S. Meining. Taſchenb. 1805. S. 147.

Am 15. Okt. als am Burkhardi-Markte war kein Bier in der Stadt zu bekommen. Am 18. Okt. wurde daher vom Rathhauſe verleſen, daß künftig das Ms. Bier 7 alte Pfennige koſten ſollte. Das leinene Garn koſtete 2 Rthlr. neues, ſchlechtes Geld, 1 Rthlr. 8 ggl. altes Geld, das weiße Kraut 16 Bz. altes Geld. Erbſen und Linſen waren nicht gerathen; ein Ei koſtete 1 Xr. Zwetſchen gab es reichlich; das Ms. Rahm koſtete 4 ggl., das Ms. Milch ½ Bz. altes Geld. Das Holz wurde geſteigert auf 5 Rthlr 20 ggl., im Dec. bis auf 8 fl. frk., ein Fuder Reißig von 26 bis 27 Wellen wurde um 2½ bis 3 Rthlr. verkauft. Das Pfund Rind- und Schweinefleiſch koſtete 1 Bz. 11 Pf., das Ms. Korn 12 bis 13 Bz., die Gerſte 10 Bz., der Hafer 9 Bz., der Waizen 16 Bz.

Am 19. Nov. ſah man einen Nordſchein.

Am 5. und 6. Dec. hat es ſtark gefroren.

Am 14. Dec. kamen viele Fuhren mit Hafer und Heu aus dem Coburgiſchen hier durch in das Franzöſiſche Magazin.

Am 16. Dec. wurden die Sächſiſchen und Hildburghäuſiſchen Groſchen, welche 1760 und 1761 geſchlagen worden waren, gänzlich abgeſetzt.

Am 20. Dec. rückte von Eiſenach aus das Sächſiſche Regiment, welches aus 13 Regimentern und den ehemaligen großen Trabanten (1 Escadron Küraſſiere und 1 Escadron Dragoner) zuſammengebracht war, in das hieſige Land ein und ſollte im Unterlande Winterquartier halten. Prinz Xaver befehligte daſſelbe. Er forderte ſogleich den Etat der Ortſchaften im Werragrunde und eine Lieferung von 200,000 Rationen Hafer und Heu, außer der vom Fränkiſchen Kreiſe an die Franzoſen verwilligten Fouragelieferung von 1 Mill. Rationen. Von Coburg und Hildburghauſen ſollten 50000 Rationen hierher in ein anzulegendes Magazin geliefert werden. Ueber dieſes ſollte Meiningen 50000 Rationen nach Eiſenach liefern: wenn man ſich weigere, ſo würden 4 Bataillons ins Land rücken, ſie mit Gewalt heraus treiben und daſelbſt ihre Subſiſtenz ſuchen.

1762.

Am 5. Jan. kam Prinz Xaver von Sachſen nach Breitungen, um das ganze Kavallerieregiment daſelbſt zu muſtern. Er ging hierauf nach Paris.

Am 14. Jan. kam die Bagage deſſelben, 9 Wagen nebſt einigen Kutſchen, 20 Maulthiere, 95 Pferde, mit vielen Bedienten und Knechten auf dem Wege nach Würzburg hier an.

Am 15. Jan. kamen viele Franzoſen, die aus Preußiſchen Dienſten deſertirt waren, an und wurden einquartiert.

Am 19. Jan. ließ ein Franzöſiſcher Lieferantkommiſſär von Eiſenach einen Wagen mit 2000 leeren Säcken hierher fahren, in welche Getraide kommen ſollte. Sie wurden auf dem Rathhauſe niedergelegt.

Am 23. Jan. mußten alle Beamte ihre Ortſchaften viſitiren laſſen, um zu erforſchen, wie viel Hafer und Heu noch vorräthig ſey und was nach Abzug ihrer Subſiſtenz in das Magazin nach Breitungen geliefert werden könnte.

Am 25. Jan. kam ein Franzöſiſcher Lieferant-Jude hier an, mit 200 Säcken voll Hafer, um hier ein Depot anzulegen und es ſodann nach Hersfeld abfahren zu laſſen. Da er keinen Befehl dazu aufweiſen konnte, ſo wurde es ihm abgeſchlagen. Er ließ ſeinen Vorrath vor dem obern und untern Thor abwerfen, ging nach Schmalkalden und brachte ein Kommando Huſaren und Jäger vom Monettiſchen Freicorps zur Execution. Sie wurden einquartiert und machten den Bürgern viel Beſchwerde. Man mußte ihnen Eſſen und Trinken, Wein, Bier und Kaffee reichen: allein man gab doch nicht nach, bis ſich der Jude reverſirte, alle Koſten wieder zu erſtatten, was er aber hernach dennoch nicht that. Es wurde ihm ein Platz im Schafhofe angewieſen und derſelbe mit 4 hieſigen Soldaten bewacht.

Am 26. Jan. errichtete der Superintendent Juſtus Jakob Spieß zu Waſungen (geb. 1700 zu Meiningen und früher Rector daſelbſt) in Gemeinſchaft mit ſeiner Frau, Erdmutha Chriſtiane Friederike geb. Walch (einer Tochter des 1754 verſtorbenen Archidiakonus Walch zu Meiningen) ein Teſtament, worin er nach dem Vorgange ſeines Ururgroßvaters Juſt von Hagen 1000 Fl. frk. vermachte, von deren Zinſen 20 Fl. frk. zur Beſöldung des geiſtlichen Miniſteriums und der Lehrer zu Meiningen kommen, das Uebrige unter zwei Theologie-Studirende als Stipendium vertheilt wird; Verwandte haben den Vorzug. Das geiſtliche Miniſterium der Stadtkirche zu Meiningen hat die Aufſicht und Verwaltung dieſer Stiftung, welche 1771 ins Leben trat. S. Hopf's Schulprogr. 1772. Ueber das Hagenſche Legat vergl. Güth's Chronik, S. 324. Erk's Schulprogr. 1734.

Am 2. Febr. kam ein Ober-Kriegskommiſſarius vom Sächſiſchen Corps aus Eiſenach hier an. Er ſchickte ein Kommando in die Dörfer der Aemter Meiningen und Maßfeld, um zu fouragiren. Sie ſollten den Bauern nur ein Drittel an Hafer, Gerſte und Heu laſſen, zwei Drittel aber nehmen, damit die verlangten 50000 Rationen nach Eiſenach geliefert würden, das übrige ſollte ins Magazin nach Breitungen kommen. Das Kommando ſollte neben guter Koſt und Fourage täglich 3 Lbthlr. Executionsgebühren erhalten und bis auf weiteres in den Ortſchaften bleiben.

Vom 7. bis 9. Febr. fiel ſtarker Schnee.

Am 17. Febr. nahm der Sächſiſche Major von Conwey, als er den Gaſthof zum Stern beſah, dem Viertelsmeiſter Jena die Schlüſſel dazu ab und gab ſie dem Franzöſiſchen Lieferantjuden, damit derſelbe darin ſein Magazin anlegen könnte.

Am 18. Febr. kam von Schmalkalden ein Kommando des Monettiſchen Freicorps mit einem Schreiber, vermöge deſſen die hieſigen Räthe und deren Sub-

alternen

alternen, auch die Mitglieder des Stadtraths dieſe Truppen als Execution zur Einquartirung bekommen ſollten. Die Offiziere ſollten offene Tafel, die Gemeinen gute Koſt erhalten, außerdem täglich Executionsgebühren, bis die Lieferung nach Eiſenach geſchafft ſey.

Am 19. Febr. gieng eine Abtheilung dieſes Kommando's in die Ortſchaften des Amts Maßfeld, um nochmals zu viſitiren. Die Obermaßfelder Bauern brachten Heu als Lieferung: da aber durch den Schnee und darauf erfolgtes Regenwetter die Wege grundlos geworden waren, ſo warfen ſie mit den beladenen Wagen am Steinwege um; das Heu floß fort. Das Korn ſtieg auf 14 Btz. gutes altes Geld, denn für neu geſchlagnes erhielt man nichts, das Mltr. Gerſte koſtete 6 Rthl. An dieſem Tage befahl der Franzöſiſche Rittmeiſter de la Rochet, daß man dem Lieferantjuden, der im Stern nicht Platz genug habe, auch das Rathhaus einräume. Da man es nicht zugab, nahm er mit Gewalt Beſitz.

Am 20. Febr. übergab derſelbe bei der Regierung eine Liquidation über die vom 16. an zu bezahlenden Executionsgebühren, 12 Livres dem Rittmeiſter, 6 Livres dem Lieutenant, 4 Livres dem Cornet, 3 Livres dem Marechal des Logis, 75 Livres den 50 Gemeinen, mithin täglich 100 Livres, Alles in Ducatons zu 33 Btz.

Am 22. Febr. gieng eine Abtheilung des Kommando's nach Utendorf und Ellingshauſen und nahm außer Koſt, Fourage und Executionsgebühren allen Vorrath an Hafer und Heu weg: was ſie nicht mit ſich führen konnten, wurde aufgeſchrieben und in Verwahrung gelegt.

Am 24. Febr. wurde angefangen mit der Lieferung nach Eiſenach zu fahren. Das im Unterland liegende Sächſiſche Kavallerieregiment hatte ſtark fouragirt. Was den Bauern und auf den Kammergütern und Herrſchaftl. Fruchtböden übrig geblieben war, das erpreßten die Kommando's des Monettiſchen Freicorps mit Executionsgebühren, Freſſen und Saufen. Dem Bauer wurde alle Subſiſtenz genommen: man viſitirte nicht blos in Häuſern, Stallungen und Scheunen, ſondern auch in den Kirchen und Kirchengewölben. In den Häuſern mußten Kaſten und Geräthe geöffnet werden. Man hörte bei den Leuten nichts als Heulen und Wehklagen.

Am 4. März wurde zu Frankfurt die Prinzeſſin Amalia Auguſte Karoline Luiſe geboren und deshalb am Sonntage Oculi in allen Kirchen des Landes ein Dankfeſt gefeiert.

An dieſem Tage kam ein Sächſiſcher Staabsoffizier hier an, und verfügte ſich mit den hier liegenden Offizieren auf die Regierung, um zu vernehmen, wie man das Sächſiſche Kavallerieregiment ferner verpflegen und die geforderte Lieferung von 50000 Rationen aufbringen wolle, da ſie noch immer nicht vollſtändig beſorgt ſey, obgleich an keinen Erlaß gedacht werden könne: man würde ſonſt fortfahren

fahren zu fouragiren, und den Unterthanen Korn, Waizen, Erbſen, Linſen, auch wenn es nicht zulange, Geld und den letzten Biſſen Brod nehmen.

Am 10. März rückte ein Kommando des Sächſiſchen Kavallerieregiments ins Amt Maßfeld und fouragirte zum drittenmal. Die Ueberbleibſel von Heu, Korn, auch das Grummet, wurden genommen. An dieſem Tage gieng ein Theil des hier liegenden Kommando's nach Schmalkalden zurück, die übrigen 25 Mann wurden bei den wohlhabenden Bürgern einquartiert.

Aus der Landſchaftskaſſe wurden nunmehr die ſeither durch Executionsgebühren und Verköſtigung aufgelaufenen Koſten (im Ganzen 3423 Rthlr. 8 ggr. 3 pf.) vergütet. Die Executionsgebühren machten 1045 Rthlr. 19 gr. 4 pf.; für Verpflegung der Offiziere und Soldaten erhielten: 825 Rthlr. 6 gr. 8½ pf. der Meiſenwirth Bühner, 256 Rthlr. die Löwenwirthin Reinhardt, 77 Rthlr. 10 gr. der Kaufmann Holdefreund, 36 Rthl. der Konſiſtorialpräſident Nadler, 266 Rth. 16 gr. der Regierungsrath Hofmann, 70 Rth. der Kammerrath Heim, 17 Rth. 4 gr. 7 pf. der Regierungsrath Stoll, 30 Rth. der Rentmeiſter v. Hagen, 210 Rth. 23 gr. das Kanzleiperſonale der Regierung, 189 Rth. 18 gr. 7½ pf. das Kanzleiperſonale der Kammer, 22 Rth. 14 gr. der Landſchaftsſecretär Krebs, 16 Rth. 16 gr. der Hofjäger Haak, 10 Rth. der Kammerkonſulent Heim, 30 Rth. der Rentkommiſſär Axt, 24 Rth. der Obergeleitseinnehmer Seyd, 24 Rth. der Grimmenthalsadminiſtrator Thilo, 271 Rth. diejenigen 43 Bürger, welche wegen ihrer Forderung an Eidesſtatt angelobten.

Am 11. März wurde von Fürſtl. Regierung mit den Juden Mantel Michel Meyer zu Schmalkalden und Raphael David Herz und Conſorten wegen des noch rückſtändigen Theils der nach Eiſenach geforderten Lieferung und der Verpflegung des Kurſächſiſchen, im Franzöſiſchen Solde ſtehenden Regiments ein Contract geſchloſſen. Für jede Ration ſollten 60 Xr. gezahlt werden. Zugleich wurde befohlen, daß von den Unterthanen der Aemter Waſungen und Breitungen 200 Mltr. Hafer in Schmalkalden von dem Lieferanten abgeholt und in das Magazin nach Wernshauſen geführt werden ſollten, um das Sächſiſche Regiment damit zu verpflegen.

An dieſem Tage legte es einen ſtarken Schnee, daß man kaum in der Stadt fortkommen konnte.

Am 14. Mai kam ein Franzöſiſches Kommando, um das hier liegende abzulöſen: ſie blieben aber alle beide.

Am 15. März marſchierte das erſtere Kommando ab, nachdem die Executionsgebühren bezahlt waren; zwei Tage darauf auch das andere.

Am 16. März koſtete die Klafter hartes Holz 6 Rthlr. 21 gl. 4 pf.

Am 20. März wurde von der Regierung an alle Aemter und Stadträthe der Befehl erlaſſen, 6000 Rth. nach dem Steuerfuß vertheilt, zu erheben und in gu-

tem

tem Fränkiſchen Gelde an die Lieferantjuden binnen 8 Tagen zu bezahlen. Es hatte zu entrichten das Amt Meiningen 476 fl. rhein. 12½ Xr., das Amt Maßfeld 2656 fl. rhn. 11 Xr., das Amt Waſungen 599 fl. rhn. 16½ Xr., das Amt Sand 926 fl. rhn. 44 Xr., das Amt Breitungen 532 fl. rhn. 22 Xr., das Amt Altenſtein 540 fl. 43½ Xr., das Amt Salzungen 1157 fl. rhn. 50 Xr., die Stadt Meiningen 774 fl. rhn. 43½ Xr., die Stadt Waſungen 388 fl. rhn. 40½ Xr., die Stadt Salzungen 947 fl. rhn. 16½ Xr. Der Stadtrath ſchrieb daher drei Steuertermine aus und nahm die 8 ggr. Stücke zu 4 Bz. an.

Am 24. März wurden von der Regierung die ⅓ und ⅙ Stücke, die Anhalt-Bernburgiſchen, Mecklenburgiſchen und andere neue Münzen herabgeſetzt, die ⅓ auf 4 ggr., die ⅙ auf 2 ggr., ſie ſollten nur im Kauf und Handel gelten. Dagegen ſetzte das Volk die 6 pf. auf 3 pf., die 3 pf. auf 1½ pf. ab, man mußte aber immer alte Kreuzer oder Albus haben, wenn man Bier, Branntwein, Fleiſch, Semmel oder Brod kaufen wollte, denn ſonſt bekam man nichts. Ein Zweibatzenbrod wog 3½ Pfund, 1 Pf. Rindfleiſch koſtete 2½ Bz., 1 Pfd. Butter 5 Bz., 1 Metze Waizenmehl 4½ Bz. gutes, altes Geld.

Am 29. März wurde der Anfang gemacht, das Magazin des Franzöſiſchen Lieferantjuden fortzuſchaffen. Außer den hieſigen Unterthanen mußten auch Viele aus dem Themariſchen, Schleuſingiſchen, Hildburghäuſiſchen, Coburgiſchen, Schmalkaldiſchen Ortſchaften Fuhren thun.

Am 31. März wurden zu der Fouragelieferung wieder 18000 fl. rhn. nach dem Steuerfuß ausgeſchrieben. Die Stadt Meiningen hatte zu geben 1549 fl. 27 Xr., die Stadt Waſungen 777 fl. 21 Xr., die Stadt Salzungen 1894 fl. rhn. 33 Xr., das Amt Meiningen 952 fl. 25 Xr., das Amt Maßfeld 5312 fl. 22 Xr., das Amt Waſungen 1198 fl. 33 Xr., das Amt Sand 1853 fl. 28 Xr., das Amt Breitungen 1064 fl. 44 Xr., das Amt Altenſtein 1081 fl. 27 Xr., das Amt Salzungen 2315 fl. 40 Xr.

Am 6. April wurde die verſtorbene Gattin des Generals v. Ferntheil, geb. v. Wallmoden auf einem mit 6 Pferden beſpannten Trauerwagen auf den Gottesacker gefahren und in der Gottesackerkirche beigeſetzt.

Am 17. April koſtete das Ms. Korn 1 Thlr. Kreuzergeld oder ½ Laubthaler; die andern herabgeſetzten Münzſorten nahm man gar nicht an. Das Rindfleiſch koſtete 2 Bz.

Am 24. April kam früh Befehl an die in hieſiger Gegend liegenden Kompagnieen des Sächſiſchen Regiments, daß ſie Mittags abmarſchieren ſollten, um in der Gegend von Salzungen Quartier zu nehmen.

Am 26. April mußte die hieſige, zum Fränkiſchen Hohenlohiſchen Regiment gehörige, neu rekrutirte Kompagnie wieder zur Reichsarmee abmarſchieren. Sie gieng

gieng zugleich mit der Oberſächſiſchen Kompagnie*) unter dem Hauptmann H. A. v. Buttlar von der Grumbach, ab.

Im April war treffliches Wetter; die Bäume ſtanden in ſchönſter Blüthe.

Am 17. Mai kam die Feldbagage des Prinzen Xaver von Sachſen von Würzburg mit 128 Pferden und Maulthieren hierher zurück. Am 23. Mai kam der Prinz ſelbſt, und gieng, nachdem die Pferde gewechſelt waren, ſogleich weiter auf dem Wege nach Eiſenach.

Am 24. Mai ſah man einen ſtarken Rauch über dem Drachenberg und erfuhr ſpäter, daß der Flecken St. Blaſii Zella faſt ganz abgebrannt ſey.

Am 27. Mai rückte ein Kommando Franzöſiſcher Kavallerie, 81 Mann ſtark, hier ein. Das Magazin ſollte nach Vacha geſchafft werden. Es wurden 150 Wagen zuſammengebracht, um die Vorräthe fortzufahren.

Am 30. Mai marſchirten dieſe Truppen, dagegen kamen die folgenden Tage andere kleine Abtheilungen Franzöſiſcher Küraſſiere und Dragoner. Am 8. Juni zogen ſie mit dem Lieferantjuden ab: das Magazin hörte auf.

In den Monaten April und Mai, wie auch im Anfang des Junius war es ſehr trocken: die Raupen thaten großen Schaden an den Bäumen.

Am 12. Jun. Nachmittags 3 Uhr war ein heftiges Gewitter; gewaltige Fluthen ſtrömten den Drachenberg und Rohraer Berg herunter, ſo daß der Schafhof, die Gärten am Steinwege (wo jetzt der engliſche Garten iſt) und das Gartenwirthshaus unter Waſſer ſtanden. Die Straße ward mit Steinen überſchwemmt; der Schaden auf den Aeckern und in den Gärten war beträchtlich.

Am 16. Jun. koſtete 1 Ms. Korn auf dem Markte allhier 1 Rth. 5 Btz.; in den Mühlen gab man es für 1 Rth. 4 Btz., doch ohne Kleie.

Am 20. Jun. fiengen die Bäcker an, nicht mehr Semmeln für 3 pf., ſondern für 6 pf., eine 7 Loth ſchwer, zu backen. Die Brezeln, die ſonſt 3 Heller gekoſtet hatten, ſetzten ſie auf 2 pf. Fränkiſches Geld: Krämer und Wirthe ſetzten die hier geprägten Dreihellerſtücke ab.

Am 21. Jun. verlangten die Bauern für 1 Ms. Korn 1 Rth. 9 Btz. Fränkiſches Geld, gaben es aber zuletzt für 1 Rth. 5½ Btz. Es war um dieſe Zeit keine Ordnung; alle Aufſicht hatte aufgehört; jedes Handwerk that, was es wollte, be-

---

*) Ueber die frühere Militärverfaſſung iſt ſchon oben S. 20 einiges bemerkt worden. Das Kontingent, welches zur Reichsarmee geſtellt werden mußte, beſtand 1) rückſichtlich der Hennebergiſchen Aemter aus einer Kompagnie Infanterie, die zum Fränkiſchen Kreis, nämlich zum Hohenlohiſchen Kreisregiment gehörte. 2) Desgl. aus 18 Küraſſieren und 1 Rittmeiſter, die zum Treſeeniſchen Kreisregiment geſtellt wurden. 3) Wegen der zum ehemaligen Oberſächſiſchen Kreis gehörigen Aemter ward ebenfalls 1 Kompagnie geſtellt. Mit Auflöſung der Reichsverfaſſung und der Errichtung des Rheinbundes hörten dieſe Verhältniſſe auf (ſ. unt. 15. Dec. 1806). Der enge Ausſchuß bildete 1 Bataillon im Unterlande und 1 Bataillon im Oberlande. S. d. Fränk. Mag B. 1. H. 2. S. 113 ff.

beſonders Bäcker und Metzger. Dieſe ſetzten das Ms. Waizen auf 1 Rth. 6 Btz., Gerſte auf 1 Rth. Das Ms Bier koſtete 7 pf.

Die Fürſtliche Kammer ließ aus dem Amte Römhild Getraide auf den hieſigen Fruchtboden bringen und verkaufte daſſelbe an die Unterthanen, das Ms. zu 1 Rth. 4 Btz. Fränkiſches Geld. Doch erhielt niemand mehr als 1 oder 2 Maas und zwar gegen baare Bezahlung.

Am 26. Jun. entſtand ein großer Streit über die ſogenannte Kirchenzinswieſe in der Hermannsau unweit der Berkeſer Grenze. Der Kammergutspachter Keidel zu Dreißigacker und Conſ. hatten dieſelbe auf 12 Jahre wiederkäuflich gekauft; dagegen ſuchte der Meiſenwirth J. G. Bühner das Näherrecht. Die Regierung ſtellte 6 Mann vom Ausſchuß als Wache bei das Heu, weil es jeder nehmen wollte. Den Pachtern wurde durch richterliches Erkenntniß die Wieſe zugeſprochen.

Am 11. Jul. ſtarb der Rathsherr und Bauinſpector Johann Wilhelm Grimm.

Am 31. Jul. wurde das alte Korn für 16 Btz., das neue für 14 Btz. verkauft.

Um dieſe Zeit war kein Schenkbier in der Stadt mehr zu haben; auch der Rathswirth hatte nichts mehr. Daher wurde von Fürſtl. Kammer jedem Bürger der es könnte, gegen das gewöhnliche Ungeld und Accis zu brauen geſtattet, was auch geſchah.

Der Jude Mantel Michel Meier brachte jetzt Quittungen über die von ihm beſorgte Lieferung nach Eiſenach und die Verpflegung des Sächſiſchen Regiments bei. Die Lieferung beſtand in 118875 completen Rationen oder 79250 Rth. an Geld, woran jedoch 21687 Rth. 82 Xr. für die in Natur gelieferte Fourage abgiengen, ſo daß er noch 57562 Rth. 8 Xr. zu fordern hatte. Die Bezahlung wurde nach dem Steuerfuß ausgeworfen. Es hatte zu zahlen: die Stadt Meiningen 7432 fl. 26 Xr., die Stadt Waſungen 3728 fl. 49½ Xr., die Stadt Salzungen 9087 fl. 52½ Xr., das Amt Meiningen 4568 fl. 31½ Xr., das Amt Maßfeld 25482 fl. 44 Xr., das Amt Waſungen 5749 fl. 16 Xr., das Amt Sand 8890 fl. 52½ Xr., das Amt Breitungen 5107 fl. 12 Xr., das Amt Altenſtein 5187 fl. 34½ Xr., das Amt Salzungen 11107 fl. 41 Xr. Es wurde verfügt, daß jeder Ort ſeinen Beitrag an den Lieferantjuden zahlen oder ſich mit ihm ſetzen ſollte, um die Summe zu verzinſen.

Am 1. Aug. kam unvermuthet eine Abtheilung Franzöſiſcher leichter Reiter und Infanterie, die in der Gegen von Fulda von den alliirten Huſaren unter dem General Luckner verjagt waren.

Am 5. Aug. kamen die Sächſiſchen Truppen, welche von den Alliirten unter Luckner bei Lutterberg gefangen genommen, jedoch unter Bedingungen losgegeben wor=

Monſtedt dazu, und daß ſie nicht ruhen und raſten wollen, bis ſie Euch aus dem Rath, aus der Stadt, ja vielleicht um Leib und Leben gebracht haben.“

„Um Gotteswillen, Oheim!“ rief Eliſabeth und legte erbleichend ihre zur Hand genommene Arbeit nieder; Kellners Hausfrau, die wieder in die Wohnſtube getreten war, hob die Hände mit einem ſtummen Klageblick gen Himmel, aber Balthaſar und Kranichfeld lächelten ſarkaſtiſch, doch Kellner blieb ruhig.

„Ich weiß es, lieber Schwager,“ nahm er das Wort: „und bin dennoch gutes Muthes. Das iſt die Frucht der Narrheit einiger Rathsherren, daß ſie die Gemeinde zu Rathe gezogen. Ich weiß, wie ſich die Neuerwählten erſt zum Schein geweigert, ſich der Sache zu unterziehen, und geſagt haben: Mit Herren iſt nicht gut Kirſchen eſſen. Der Rath wird ſich nicht wollen in ſein Spiel ſehen laſſen, und wenn wir uns gegen ihn ſtellen, läßt er uns ſetzen; wir bedanken uns. Ich weiß, daß die Erwählten der Gemeinde ihnen an Eides Statt geloben mußten, mit Leib und Leben, Ehr und Gut, worden waren, auf dem Wege nach Würzburg hier durch. Viele waren hart verwundet. Es waren diejenigen, welche die Meiningiſchen Lande ſo ſehr gedrückt hatten.

Am 10. Aug. kam der Großbritanniſche Obriſtlieutenant von Rau mit 200 Mann, die theils als Huſaren, theils türkiſch gekleidet waren, nach Schmalkalden, und nahm ein Franzöſiſches Huſarenkommando, welches Fourage daſelbſt beitreiben wollte, gefangen; den Juden Mantel Michel nahmen ſie als Geiſel mit fort nach Waſungen.

Am 11. Aug. kam derſelbe mit einem Kommando Huſaren hier an, beſetzte die Thore, ließ die Juden Jakob Samuel Strupp und Meier Popper von Dreißigacker holen und nach Waſungen zu dem Mantel Michel in Arreſt bringen. In Walldorf ließ er eine Brandſchatzung erheben, wobei man mit ihm auf 350 fl. akkordirte. Auch nach Mellrichſtadt und Oberſtreu ſchickte er ein Kommando ab, um Brandſchatzung zu erheben. Dort wurde geſtürmt und es kam zu einem Handgemenge, wobei es Todte und Verwundete gab.

Am 12. Aug. marſchierte der Obriſtlieutenant von Rau von Waſungen nach Benshauſen, wo er die Gefangenen losgab.

Im Aug. und Sept. koſtete das Ms. Korn 19 Bz., das Ms. Waizen 23 Bz., das Mltr. Gerſte 5 Rth. 12 ggr., obgleich die Aerndte ziemlich war.

Am 28. Sept., als am Michaelismarkte hatte man zwei Rathswirthe. Der bisherige, Konrad Schaubach, wollte für 510 fl. Fr., welche der neue, J. Georg Baumbach, geboten hatte, ferner bleiben.

Die Barchentweberei hatte in dieſer Kriegszeit guten Abſatz. Im Quartal von Trinitatis bis Crucis waren 1448 Stück Barchent zur Schau gebracht, wovon die Herrſchaftliche Einnahme (vom Stück 9 pf.) 51 fl. Fr. 15 gr. geweſen war *).

Am 29. Sept. wurde in der ſogenannten Teufelskutte zu Salzungen das Waſſer plötzlich roth: doch verlor ſich dieſe Farbe nach einigen Stunden. Es fand ſich nach genauer Unterſuchung durch den Phyſikus, daß ſich ein großes Stück rother Bolus vom Felſen abgelöſt und in die Teufelskutte oder Grube gefallen war, wodurch das Waſſer roth gefärbt wurde.

Am 6. Okt. kam von dem Rauiſchen Corps ein Lieutenant mit einigen Huſaren. Er wurde einquartiert, doch hielt man die Thore zu, weil er ſich erſt gehörig legitimiren ſollte. Tags darauf marſchierte er mit ſeinem Kommando weiter.

Am 8. Okt. kam eine Rotte Marodeurs nach Niederſchmalkalden und plünderte, worauf man ſtürmte und die Räuber bis nach Weinshauſen verfolgte, wo auch Sturm geläutet wurde. Unweit des Bußhofs an der Werra wurden ſie von

Brei=

---

*) Um das Jahr 1600, wo der Barchenthandel im höchſten Flore ſtand, betrug die Herrſchaftl. Einnahme von dem zur Schau gebrachten Barchent jährlich 1000 bis 1400 fl. Fr. S. Güth, S. 305.

Breitunger Bauern erhaſcht, derb abgeprügelt und ins Amt gebracht. Durch eingeholtes richterliches Urtheil wurden ihnen ziemliche Stockſchläge, auch Staupenſchlag zuerkannt: einer ſollte geradbrecht werden, doch wurde er nach langem Sitzen begnadigt, mußte aber Urphede ſchwören und wurde an die Däniſchen Soldaten abgegeben. Am 12. Okt. wollte ein Streifkommando in Dermbach brandſchatzen, die Soldaten wurden von den Bauern geprügelt und mit Miſtgabeln und Dreſchflegeln bis auf den Markt nach Salzungen verfolgt, mit dem Geſchrei: „macht die Thore zu, daß die Spitzbuben und Räuber nicht hinaus können!" Der Amtmann Volkhard ſtellte die Ordnung wieder her.

Am 15. Okt. wurde beim Galli-Schießen auf dem obern Raſen der Bürger und Zimmermann Johann Kaſpar Börner als Zieler bei der Schießwand unverſehens durch einen Flintenſchuß ſo verwundet, daß er Tags darauf ſtarb.

Am 19. Okt. kamen von Neuſtadt her gegen 200 Mann Soldaten, quartirten ſich in Sülzfeld ein, hauſten übel, überfielen Tags darauf die Poſt bei Maßfeld und zogen dann am 21. Okt. den Haſelgrund hinauf nach Schwarza.

Am 31. Okt. wurden durch ein Kommando eines Braunſchweigiſchen Freicorps 12000 Rationen Hafer oder Gerſte bei Vermeidung der Fouragirung nach Hersfeld verlangt.

Am 1. Nov. koſtete das Malter Gerſte 5 Rth., das Ms. Korn 20 Btz., Waizen 23 Btz. Man konnte aber oft mit vielen Bitten nichts erhalten.

Am 11. Nov. kam die erfreuliche Nachricht an, daß zwiſchen England, Frankreich, Spanien und Portugal Friede geſchloſſen ſey.

Am 13. Nov. verlangte ein Kommando des Braunſchweigiſchen Dragonerregiments in Salzungen eine Lieferung von 500 Rationen Hafer nach Vacha, bei Vermeidung der Fouragierung. Gegen Abend kam ein anderes Kommando und forderte von den Aemtern Salzungen und Altenſtein 50 vierſpännige Wagen, um gegen Bezahlung Mehl zur alliirten Armee zu fahren.

Am 14. Nov. rückten 150 Huſaren und Jäger von der alliirten Armee nach Salzungen und Wernshauſen, hauſten übel, und zogen ſich durch den Roſaer Grund nach Kaltenſundheim, von da ins Würzburgiſche. An dieſem Tage kam ein Befehl von Eiſenach, daß das Amt Altenſtein 6500 Rationen dahin liefern ſollte. Man ſchützte die Unmöglichkeit vor und verglich ſich auf 4000 Rationen.

Am 20. Nov. wurden von den Aemtern Salzungen und Breitungen 60 Wagen nach Vacha bei Executionsvermeidung verlangt. Die Gemeinde Oberkatz ſollte 200 Rationen an das auf türkiſche Weiſe gekleidete Freicorps unter dem Lieutenant Müller nach Aſchenhauſen liefen. Dieſer zog nach Walldorf, wo er ein Magazin anlegen wollte, verließ aber am 24. Nov. die hieſigen Lande.

Am 25. Nov. wurde von der Regierung allen Beamten und Stadträthen aufgegeben, nichts mehr ohne baare Bezahlung abzuliefern.

Im

Im Sommer und im Herbſt herrſchte hier und in der Umgegend unter den Schaafen eine heftige Seuche, wodurch ſehr viele zu Grunde giengen. Auch bei den Schweinen, den Gänſen, ſelbſt unter den Fiſchen bemerkte man ähnliche Erſcheinungen. Mit Michaelis griffen die Blattern unter den Kindern um ſich, ſo daß 109 ſtarben.

Preußiſche Truppen zogen um dieſe Zeit unter dem Generallieutenant v. Kleiſt im Fränkiſchen Kreiſe brandſchatzend umher und befreiten auch die bisher im Arreſt befindlichen Geiſeln aus Bacha, Gersfeld, Schmalkalden u. a. Die Schmalkalder kamen am 10. Dec. auf dem Nachhauſewege hier an. An dieſem Tage kamen 50 Preußiſche Huſaren hier durch.

Am 12. Dec. ſtarb der Geheimerath und Konſiſtorialpräſident Johann Nadler und wurde am 15. im Chore der Stadtkirche hinter dem Altare ganz in der Stille, ohne alles Gepränge begraben. Mit ihm ſtarb das Konſiſtorium ganz aus und die Geſchäfte wurden einſtweilen durch den Konſiſtorialſekretär Beinersdorf beſorgt.

Am 24. Dec. ſtarb der Stadtſchreiber Johann Heinrich Hönn.

Im December war es ſehr kalt.

Im Frühjahre ließ der Stadtrath auf dem Bleichgraben von der obern Mühle an bis auf die Mitte, und im Herbſte von da bis an die untere Mühle Kaſtanien anpflanzen.*) Es geſchah auf Veranſtaltung des verdienten Bürgermeiſters Derk, der dabei mit vielen Hinderniſſen zu kämpfen hatte. Es wurden viele Bäume beſchädigt, verdorben u. ſ. w. Er ließ ſich dadurch nicht irre machen, ſondern pflegte immer zu ſagen: „laſſet uns Gutes thun und nicht müde werden."

Abgeſehen von den Laſten, welche die Stadt in dieſen Kriegsjahren durch Einquartierungen, verheerende Seuchen und durch die wegen wiederholter Erpreſſungen und Executionen nothwendig gewordenen Steueranlagen, auch wegen der in allen Zweigen der Verwaltung eingeriſſenen Unordnung tragen mußte, hatte die Rathskaſſe 1761 außerordentliche Ausgaben von 5420 fl. frk., und 1762 von 3023 fl. frk.

---

*) Der Stadtſchreiber hatte ehedem die Nutznießung des Reißigs und des Graſes auf dem Bleichgraben, auch erhielt er von jedem Zipfel Tuchs, das daſelbſt gebleicht wurde, 6 pf. Seitdem die Kaſtanien angepflanzt waren, hörte das Bleichen allmählich auf und der Ertrag des Graſes ward immer geringer. Man verwilligte daher durch Rathsbeſchluß vom 23. März 1781 dem Stadtſchreiber 1 Klafter Fichtenholz und 6 fl. als Entſchädigung, welche bisher der Aufſeher der Kaſtanienallee bezogen hatte, und gab letzterem dagegen die Nutznießung an Reißig und Gras, indem er es beſſer benutzen konnte.

Ende der erſten Abtheilung.

Chronik
der Stadt
Meiningen
von 1676 bis 1834.

Herausgegeben

von dem

Hennebergiſchen alterthumsforſchenden Verein.

Zweiter Theil.

Meiningen,
bei Friedemann Keyßner.
1835.

1763.

Ein neuer Abſchnitt in der Geſchichte unſerer Stadt beginnt mit dieſem Jahre. Denn die Herzogin Charlotte Amalie nahm nach dem Tode ihres Gemahls, Herzog Anton Ulrichs, ihren Wohnſitz in Meiningen und der nach Beendigung des langen Kriegs ſo erwünſchte Friede geſtattete die ruhige Entwickelung beſſerer Verhältniſſe. Höchſt nachtheilig waren die längere Zeit hindurch dauernden Streitigkeiten in der fürſtlichen Familie geweſen. Nachdem Herzog **Bernhard I** im J. 1706 geſtorben war, kamen ſeine drei Söhne, **Ernſt Ludwig**, **Friedrich Wilhelm** und **Anton Ulrich** nach dem väterlichen Teſtamente und der damaligen Verfaſſung zur gemeinſchaftlichen Regierung, ſo jedoch, daß der Aelteſte im Namen Aller das Directorium führen ſollte. Anton Ulrich erfuhr mehrfache Kränkungen und Zurückſetzungen, insbeſondere nach ſeiner Verheirathung mit Philippine Cäſar, der Tochter eines Heſſen-Caſſelſchen Hauptmanns, indem die Succeſſionsfähigkeit der Kinder aus dieſer Ehe von den fürſtlichen Agnaten beſtritten wurde, auch nachdem die Mutter derſelben vom Kaiſer in den Reichsfürſtenſtand erhoben war.*) Neue Streitigkeiten entwickelten ſich nach Ernſt Ludwigs im J. 1724 erfolgtem Tode in Anſehung der Vormundſchaft über ſeine Prinzen, **Ernſt Ludwig II** und **Karl Friedrich**. Sie wurde von Friedrich Wilhelm und dem Herzoge Friedrich von S. Gotha übernommen, wobei aber fortwährend dem Herzoge Anton Ulrich entgegengearbeitet wurde. Durch kaiſerlichen Befehl war beſtimmt worden, daß keine einſeitige Beſchlußnahme gefaßt werden durfte, ſondern daß jederzeit gemeinſchaftlich verfügt werden mußte; auch wurde Anton Ulrich in die Obervormundſchaft mit aufgenommen. Dadurch entſtanden Verzögerungen

---

*) Daher ſollte nach ihrem Tode das Trauergeläute nicht geſtattet werden und man erlaubte lange Zeit nicht die Beiſetzung ihrer Leiche in die fürſtliche Gruft, weshalb mit Friedrich Wilhelms Leiche auf dieſelbe Weiſe verfahren wurde. S. Th. I, S. 111, 114. 118.

gerungen (vorzüglich weil Anton Ulrich abweſend war, Th. I. S. 90.) und neue Irrungen. Jeder hatte ſeine beſondern Räthe und die Landeskollegien konnten es keiner Parthei recht machen. Selten war man über einen Beſchluß einig; es erfolgte Widerſpruch, oftmals nur um des Gegenſatzes willen. Viele Stellen wurden nicht beſetzt, die Geſchäfte blieben liegen, es erwuchſen dem Lande Koſten. Dieſes Verhältniß dauerte fort, nachdem die Linie Ernſt Ludwigs ganz ausgeſtorben war und obgleich Herzog Friedrich Wilhelm wegen Schwäche und Kränklichkeit nur dem Namen nach regierte. *) Im J. 1746 kam nach dem Tode deſſelben Anton Ulrich zur Alleinregierung und es wurde auch ein Anfang zur Herſtellung der Ordnung durch Wiederbeſetzung der erledigten Stellen gemacht. Allein neue Irrungen entſtanden bei der durch die Gleichenſche Streitigkeit veranlaßten Beſetzung der Meiningiſchen Lande durch die Gothaiſchen Truppen. Anton Ulrich reſidirte zu Frankfurt und konnte mithin nicht ſo viel zum Beſten ſeines Landes wirken, als es unter andern Umſtänden der Fall geweſen ſeyn würde. **)

Nun kam der für Deutſchland ſo verheerende und traurige ſiebenjährige Krieg. Man mußte hier, insbeſondere bei der Abweſenheit des Regenten, zufrieden ſeyn, wenn die dringendſten Angelegenheiten erledigt und die Bedürfniſſe des Augenblicks befriedigt wurden. Was von dieſer Zeit zu erzählen war, beſchränkte ſich daher meiſtens auf Angabe der mannichfaltigen Drangſale und Kriegslaſten, welche die Stadt zu tragen hatte.

Eine andere Geſtalt nehmen die Verhältniſſe mit dieſem Jahre an. Der Krieg wurde beendigt und die hieſige Gegend empfand unmittelbar wenig vom Drucke in dieſer Beziehung. ***) Herzog Anton Ulrich ſtarb zu Frankfurt und ſeine Gemahlin, Herzogin Charlotte Amalie, übernahm wegen ihrer beiden noch unmündigen Prinzen, Karl und Georg, die obervormundſchaftliche Regierung. Noch

---

*) M. vgl. Th. I, S. 58. 68. 87. 89. 115.

**) M. ſ. in Anſehung der Regentengeſchichte die Biographieen Ernſt Ludwigs, Friedrich Wilhelms und Anton Ulrichs in Emmrichs Archiv, B. 1. 2.

***) Am 20. Jan. kam der Kaiſerliche Major v. Otto mit ſeinem aus Jägern zu Fuß und zu Pferde, auch Dragonern und Huſaren beſtehenden, 350 Mann ſtarkem Freikorps im Amt Waſungen an. Das Kurpfälziſche Küraſſierregiment rückte in die Ortſchaften der Aemter Meiningen und Maßfeld, zog aber am 27. Jan. nach Oſtheim zu. Am 13. Febr. rückten der Kaiſerl. Obriſtlieutenant Graf v. Wartensleben mit dem Baronaiſchen Huſaren- und einem Kroatenregiment in die Dörfer Henneberg, Herrmannsfeld, Sülzfeld, Gleimershauſen, Stedlingen und Bettenhauſen. Am 28. Febr. kam die Nachricht von dem zu Hubertsburg am 15. Febr. geſchloſſenen Frieden an, wodurch der ſiebenjährige Krieg beendigt wurde. Die Kaiſerlichen Huſaren und Kroaten marſchirten hierauf aus der Umgegend ab; am 5. März dankte der Major v. Otto einen Theil ſeiner Truppen ab und zog mit den übrigen weiter. Von den abgedankten Soldaten trieben ſich manche noch einige Zeit in der Umgegend als Marodeurs umher, plagten die Unterthanen, ſtahlen und plünderten. Doch gab ſich dieß bald, allein die durch den Krieg dem Lande, den Gemeinden und den Einzelnen geſchlagenen Wunden vernarbten nicht ſo ſchnell.

Noch einmal erhob ſich ein jedoch bald vorübergehender Sturm, indem ein kleiner Krieg von S. Gotha, S. Coburg und S. Hildburghauſen gegen Meiningen wegen der Vormundſchaft angefangen und die Stadt ſogar belagert wurde. Allein die Sache wurde bald beſeitigt, Herzogin Charlotte Amalie nahm hier ihre Reſidenz, geregelte Ordnung kehrte allmählig in allen Verhältniſſen ein, und man muß dieß als einen der wichtigſten Zeitpunkte in der Geſchichte unſerer Stadt anſehen. Nach dieſen Vorbemerkungen gehen wir in der Erzählung der einzelnen Begebenheiten weiter.

Der Anfang des Jahres war ſehr kalt. Die Kälte ſtieg bis zum Ende des Januar.

Herzog Anton Ulrich war zeither zu Frankfurt unpäßlich geweſen und fand es, da er ſeinen Tod herannahen ſah, für nöthig, über die vormundſchaftliche Regierung ſeines Landes Anordnung zu treffen. Am 5. Jan. errichtete er ſein Teſtament und übergab es am 7ten dem Magiſtrat zu Frankfurt. Am 12. Jan. wurde ein Reſcript an alle drei Landeskollegien von Frankfurt aus erlaſſen, um in vorkommenden Falle ſogleich die nöthigen Maßregeln zu ergreifen und im Namen der Herzogin Charlotte Amalie, als Obervormünderin und Landesregentin Beſitz zu nehmen. Die Regierung beſtand damals, weil viele Stellen erledigt und mehrere Diener immer in Frankfurt waren, aus den Regierungsräthen v. Pfaffenrath und Hofmann, das Konſiſtorium war bis auf den Sekretär Beinersdorf ausgeſtorben, die Kammer bildeten der Regierungs- und Kammerrath G. E. Heim und der Rentmeiſter von Hagen. In Meiningen wurden die nöthigen Kommiſſionsreſcripte in Bereitſchaft gehalten. Einen hier dem Anſcheine nach wegen zufälliger Verhältniſſe ſich aufhaltenden Gothaiſchen Geheimenrath erſuchten die Räthe höflichſt, ſich der jetzigen Umſtände wegen aus der Stadt zu entfernen. Hierauf wurden die Stadtthore mit doppelter Mannſchaft beſetzt, auch ſchickte man Abtheilungen des engen Ausſchuſſes auf die Allodialgüter zu Sophienluſt, Oberkatz, Depfershauſen und Altenſtein.

Am 27. Jan. Vormittags 11 Uhr ſtarb Herzog Anton Ulrich zu Frankfurt, 75 Jahre 3 Monate 4 Tage alt an einer Bruſtkrankheit, ein Fürſt voll Geiſt und Kenntniſſe, der höchſt wohlthätig für ſein Land gewirkt haben würde, wenn nicht die Umſtände ihn vielfach verhindert hätten.*) Es wurde von Frankfurt ein Kurier hierher abgefertigt, welcher Abends gegen 8 Uhr hier ankam. Der Regierungsrath v. Pfaffenrath berief ſogleich, nachdem den hier anweſenden Prinzen und

---

*) Seinen Sinn für Wiſſenſchaft und Kunſt bethätigte er durch Ankauf koſtbarer Werke zur Erweiterung der Herzogl. Bibliothek; ſo wie durch die Begründung des Naturalienkabinets, der Münzſammlung, der Kupferſtichſammlung. Bei ſeinem Aufenthalte in Holland und in Wien ſchaffte er in dieſer Rückſicht Vieles an.

und Prinzeſſinnen aus Anton Ulrich's erſter Ehe der Tod ihres Vaters notificirt war, die übrigen Räthe in ſeine Wohnung, welche in ſchwarzer Kleidung erſchienen. Es wurden die nöthigen Verabredungen getroffen und zugleich die ſchon vorher ernannten Kommiſſarien in die Aemter abgeordnet, weil nichts Eiligeres zu thun war, als Beſitz zu ergreifen. Der Kammerſekretär Heuſinger wurde in die Aemter Maßfeld und Römhild, auch auf das Gut Sophienluſt, der Lehnſekretär Zink in die Aemter Waſungen, Breitungen und Salzungen geſchickt, während der Amtmann Heym in Waſungen Befehl erhielt, von den Gütern zu Oberkatz und Oepfershauſen Beſitz zu nehmen, zwei Reitknechte überbrachten die nöthigen Befehle dem Amtmann Appun zu Altenſtein, der Kammerkanzliſt Teuſchler wurde als Kurier an die Beamten des Oberlandes abgefertigt. Der Kommandant der Stadt, Obriſt von Buttlar, erhielt ebenfalls ſofort Nachricht, um die Thore, wie die ſonſtigen Eingänge zur Stadt, auch das auf dem Markte ſtehende ſogenannte rothe Haus*), mit Wache gehörig zu beſetzen.

Inzwiſchen war es halb 10 Uhr Abends geworden und man eilte noch vom Fürſtl. Schloſſe, wie von den andern Fürſtl. Gebäuden Beſitz zu ergreifen. Zu dem Ende wurde der ſchon in Maßfeld in Bereitſchaft ſtehende Kaiſerliche Notarius Georg Wilhelm Gerbich nebſt den zwei von ihm erbetenen Zeugen, Johann Ernſt Keßler und Johann Michael Sänger hierher gefordert. Man eröffnete ihnen wie der feierliche Actus der Beſitzergreifung nach dem Tode des Herzogs werde verrichtet werden und forderte den Notarius auf, Alles getreulich nach ſeiner Pflicht zu bemerken und in ein Inſtrument zu bringen. Der Notarius ſchritt mit ſeinen Zeugen voran und ſtellte ſich beim Schloß am Gatterthore auf. Es folgten die bevollmächtigten Räthe, v. Pfaffenrath, Heim und Hofmann, der Regierungsſekretär Walch, der Konſiſtorialſekretär Beinersdorf, der Kanzleidiener Piſtorius, der Kanzleibote Rippel, der Kammerbote Glaſer, der Konſiſtorialbote Langlotz und einige Bedienten. Am Schloſſe rief ihnen die Wache zu: Wer da? Man antwortete: „Fürſtliche Kommiſſarien,“ worauf die ganze Wache ins Gewehr trat. Der Regierungsrath v. Pfaffenrath hielt eine kurze Anrede, wie es Gott, dem Herrn über Leben und Tod, nach ſeinem unerforſchlichen Rath und Willen gefallen habe, den Durchlauchtigſten Fürſten und Herrn, Anton Ulrich, Herzog zu Sachſen rc. aus dieſer Zeitlichkeit abzufordern und der Seele nach zu ſich in ſein himmliſches Freudenreich zu verſetzen. Da er nun in ſeinem Teſtament ſämmtliche hinterlaſſene Prinzen zu alleinigen wahren Erben pro indiviso eingeſetzt, jedoch die alleinige Tutel und Obervormundſchaft über die beiden noch unmündigen Prinzen ſeiner hinterlaſſenen Wittwe, der Herzogin Charlotte Amalie rc. als Obervormünderin

---

*) jetzt v. Hendrich'ſche. Es hatte früher, zur Zeit des 30jährigen Kriegs, dem Kanzlar Schröter gehört und war ſpäter von der Herrſchaft erkauft worden.

derin und Landesregentin übertragen habe, ſo ſolle jetzt im Namen derſelben Beſitz ergriffen werden. Darauf hieb er ein Stück vom Gatterthore ab und händigte es dem Notarius zum Zeugniß ein, mit dem Auftrage, den Vorgang gehörig zu bemerken. Hierauf gieng man in die Schloßküche, wo man zwei Küchenjungen antraf. Das Feuer wurde ausgelöſcht und ein anderes durch den Kommiſſarius angemacht, wobei auf gleiche Weiſe Vortrag geſchah und der Notarius angewieſen wurde, Alles aufzuzeichnen. Sodann begab man ſich in die Kellerſtube, brachte daſſelbe vor, ließ ſich vom Hofverwalter Joh. Andreas Haak Handſchlag thun, ſchenkte einige Gläſer Bier, einige Bouteillen Wein aus, gab Brod aus, worauf der Hofverwalter die Schlüſſel zum Keller zurückerhielt. In der unterſten Gallerie gieng man ins Tafelzimmer, wozu der Silberdiener Baumann die Schlüſſel einhändigte. Die Tafel wurde gedeckt, man rückte die Stühle, die Kommiſſarien ſetzten ſich: alsdann ward wieder abgedeckt, die Stühle wurden abgerückt, der Silberdiener erhielt die Schlüſſel wieder, mit dem Bemerken, daß Beſitz ergriffen ſey. In der mittlern Gallerie fand man die Zimmer verſchloſſen und mit Mobilien beſetzt. Der Notarius mußte dieß beſonders anmerken und die Zimmer mit ſeinem Notariatsſiegel verſiegeln. (In der obern Gallerie wohnten die Prinzen und Prinzeſſinnen aus Anton Ulrichs erſter Ehe.) Nun begab man ſich über den Schloßhof nach den Kollegien. *) Die Seſſionsſtube der Fürſtl. Regierung wurde durch den Kommiſſarius aufgeſchloſſen, man nahm Beſitz, rückte die Stühle, ſetzte ſich nieder, begab ſich dann in die Konſiſtorialſtube, in die Kammerſtube, in die Zimmer der Sekretäre, der Kanzliſten, und in die Archive. Ueberall wurde auf gleiche Weiſe verfahren.

Es war um Mitternacht. Man gieng aus dem Schloß und befahl, keinen Fremden einzulaſſen. Der Hofgärtner war nicht mehr zu haben, man ergriff daher Beſitz durch Abhauung eines Stücks aus der von dem ſogenannten Mönchsgarten **) in die Stadt gehenden Thüre mit der von dem Notarius aufzuzeichnenden Erklärung, daß auch der große Gemüß- Küchen- und Luſtgarten damit zu verſtehen wäre. Von da verfügte man ſich nach dem Gartenwirthshauſe. Noch innerhalb der Stadt ſtand am untern Thore eine Schildwache, welche nach dem gewöhnlichen Anruf erklärte, daß ſie Befehl habe, niemand aus- und einzulaſſen. Es wurde ihr der Zweck der Fürſtl. Kommiſſion eröffnet, worauf man durch das

innere

---

*) Die Zimmer der drei Kollegien lagen damals alle auf der nördlichen Seite: die Regierungsſtube war in dem Lokale, wo jetzt die Seſſionen des Herzogl. Finanzſenats ſind; weiter hin kam die Konſiſtorialſtube, (die 1776 auf die andere Seite, wo jetzt das Seſſionszimmer der Herzogl. Rechnungskammer iſt, verlegt wurde) und näher nach dem alten Schloſſe zu die Kammerſtube.

**) Der Mönchsgarten (ſo benannt von dem alten in der Nähe befindlichen Kloſter) war ein herrſchaftlicher Garten, da, wo jetzt die Reitbahn nebſt den daran ſtoßenden Gärten iſt.

Haut und Haar die neuen Vormünder zu vertreten.“

„So iſt’s, ſo iſt es leider,“ klagte Burkhart: „und jene gelobten nun der Gemeinde ein Gleiches, und verſprachen, Nichts, weder Kleines noch Großes mit dem Rathe zu verhandeln und zu vertragen, ohne Wiſſen der Gemeinde und ihre Zuſtimmung!“

„Ich hab’ es ja geſagt, daß es ſo kommen würde!“ rief Balthaſar aus, „und gebt Acht, die Schuſter und Wollenweber werden uns bald in hellen Haufen einen Beſuch im Rath abſtatten, und da wird es über einen gewiſſen ſehr ſtolzen und ſichern Mann hergehen, der nicht hört auf den Rath ſeiner beſten Freunde.“

„Uebel ſtände es um mich,“ entgegnete der Vierherr bitter: „wärſt Du mein beſter Freund! Noch giebt es Männer, die treu zu mir halten, noch bin ich Ober-Vierherr, und den will ich ſehen, der es wagt, mir Trotz zu bieten! Memmen verzagen, aber des Mannes Muth wird durch die Gefahr erhöht! Sie werden in der heutigen Verſammlung wohl kominnere Thor *) gieng, wieder eine Wache am Mühlgraben antraf und hierauf bis ans Wachthaus gelangte. Dort ſtand die Wache mit einem Offizier, dem Fähndrich Joh. Wilhelm Langguth, und mit dem Thorſchreiber Joh. Heinrich Staudt. Nach geſchehener Anrede eröffnete letzterer im Beiſeyn des Offiziers das Thor. Man begab ſich in das Gartenwirthshaus, wo der Wirth und die Wirthin nicht angetroffen wurden, ſondern nur der Knecht: in der untern Stube lagen Reiſende auf der Streu. Man verfügte ſich daher in das obere Stockwerk in das Zimmer, wo im J. 1759 der Preußiſche Huſarenoffizier ermordet war. Dort wurden Tafeln und Tiſche zurecht geſetzt, die Stühle gerückt und in Gegenwart des Hausknechts Beſitz ergriffen; auch deutete man dieſem an, daß, wenn etwa Fremde kämen, um auf gleiche Weiſe zu verfahren, es nicht geſtattet werden dürfe. Beim Heruntergehen machte der Kommiſſarius in der Küche auf dem Herde ein Feuer an, löſchte es aus und zündete es wiederum an, auch wurde ein Span aus der Hausthüre gehauen. Von hier gieng es nach dem Straußiſchen Gute **), wo ein Zweig von einem Baume im Garten nach dem Gottesacker zu abgebrochen wurde. Als man ſich wieder zum Thore herein begab, wurde durch Aushauung eines Spans aus dem Gatterthore von der Reſidenzſtadt Beſitz ergriffen und der Wache geſagt, daß bis auf weitern Befehl niemand aus- noch eingelaſſen werden ſolle: alle Anweſenden wurden aufgeſchrieben. Nun gieng man beim Schloß vorbei nach der Schloßmühle, nachdem das vordere Gatterthor vor derſelben, wo auch eine Wache ſtand, aufgeſchloſſen war. Dem Müller und der Müllerin wurde der Todesfall des Herzogs, und die Uebernahme der obervormundſchaftlichen Regierung von der verwittweten Herzogin durch die Kommiſſion proponirt, und hierauf die Beſitzergreifung durch Rückung des Tiſches und der Stühle, Aufſchüttung der Mühle und Aushauung eines Spans bewerkſtelligt. Von da begab man ſich zurück, bei der paradirenden Schloßwache vorbei, durch die Schloßgaſſe, Metzengaſſe, über den Markt, bei der dort befindlichen Hauptwache vorüber über die Brücke, die über das Marktwaſſer führte, nach dem herrſchaftl. rothen Hauſe. Auch hier wurde Beſitz ergriffen, und ein Stück Span aus dem Thore geſchnitten. Jetzt war Alles beendigt: es war 1 Uhr.

Am 28. Jan. war es ſo kalt, daß das Marktwaſſer ausblieb und zufror: die Jungen fuhren mit Schlitten darin.

Am

---

*) dieß war der große Thurm, welcher in der Nähe des Bernhardinums, zwiſchen dem Ottoiſchen und Wagneriſchen Hauſe ſtand. Jenſeits der Mühlgräben war ein Wall, welchen der Stadtgraben umfloß. Die Lage des Walls läßt ſich noch jetzt ungefähr erkennen an dem Laufe des unter dem Sächſiſchen Hofe und dem Herzogl. Palais fließenden Kanals. Das äußere Thor gieng durch die linke Flanke des Walls ſchräg nach der Seite zu, wo jetzt das Herzogl. Palais ſteht. Das Wachthaus ſtand nach der Seite hin, wo jetzt der Sächſiſche Hof iſt: gegenüber war das Albrechtiſche Haus.

**) der Meierei.

Am 29. Jan. erſchienen um 9 Uhr auf ergangene Vorladung vor den bevollmächtigten, mehrmals erwähnten Räthen im Regierungszimmer die Hofkavaliere, Hofdiener, die Subalternen der Kollegien, die Geiſtlichen, Schullehrer, der Stadtrath, die Viertelsmeiſter und die Hofhandwerker. Es geſchah ſachgemäßer Vortrag, worauf das ſchon am 12. Jan. d. J. erlaſſene Reſcript durch den Regierungsſekretär Walch verleſen wurde. Im Namen der Obervormünderin und Landesregentin, der Herzogin Charlotte Amalie, ließen ſich die Kommiſſarien von den Anweſenden Handgelöbniß thun. Bis Mittag waren die Stadtthore gänzlich verſchloſſen und durfte niemand aus- noch eingelaſſen werden. Die Bauern, welche Holz und Reißig zum Verkaufe brachten, mußten es auf dem Raſen abladen und liegen laſſen. Die vormundſchaftlichen Patente wurden öffentlich angeſchlagen.

Am 1. Febr. nahm Vormittags von 10 bis 11 Uhr das Trauergeläute wegen des erfolgten Todesfalles ſeinen Anfang.

Am 2. Febr. wurde die Landtrauer von den Kanzeln abgekündigt und angeordnet, daß alle Muſik auf Gaſſen und Straßen, wie auch in der Kirche, bis auf weitere Verordnung unterbleiben müſſe.

Am 3. Febr. erfuhr man, daß S. Gotha ſeine Soldaten und Landmiliz zuſammenziehe, man wußte aber nicht, weßhalb dieß geſchehe.

Am 4. Febr. wurden die Kanonen aus dem Zeughauſe in die Thore und bei das Schloß gebracht. Man vernahm, daß auch in Hildburghauſen die Landmiliz zuſammenberufen werde, wie auch, daß die Gothaiſchen Truppen über Oberhof nach Mehlis und Zella rückten.

Am 5. Febr. vereinigten ſich die Gothaiſchen, Coburgiſchen und Hildburghäuſiſchen Truppen in Themar und man hörte, daß ſie nach der hieſigen Stadt ziehen wollten, um ſie einzunehmen.

Am 6. Febr. wurde der Ausſchuß des Meiningiſchen Landes in die Stadt gezogen und einquartiert. Das Schloß und die Thore wurden ſtärker beſetzt. Die Gothaiſchen, Coburgiſchen und Hildburghäuſiſchen Truppen, 900 Mann mit 6 Kanonen, rückten über Themar weiter in die Meiningiſchen Ortſchaften und die dabei befindlichen Kommiſſarien, der Geheimerath von Beulwitz aus Coburg, der Aſſiſtenzrath Gotter aus Gotha und der Hof- und Konſiſtorialrath Koob aus Hildburghauſen ſchickten ein Schreiben an die Fürſtl. Regierung, in welchem ſie dieſelbe erſuchten, jemand an ſie abzuſchicken.*)

Am

---

*) Um den hier einfach erzählten Vorgang gehörig zu verſtehen, müſſen einige Bemerkungen über die ganze Streitigkeit aus den gedruckten Deductionen angebracht werden. Die Mißhelligkeit hatte ihren Grund in der beſtrittenen Succeſſionsfähigkeit der Prinzen aus Herzog Anton Ulrichs erſter Ehe. Seine Gemahlin war zwar durch den Kaiſer nebſt ihren Kindern in den Reichsfürſtenſtand erhoben worden, allein durch ein Reichs-

hofraths-

Am 7. Febr. wurde das obere Thor ganz verrammelt und verſchüttet. Die Schanzen wurden befeſtigt und darauf beim obern Thor 9, bei dem untern 4 Kanonen

hofrathsconcluſum vom 25. Sept. 1744, durch ein Reichsgutachten vom 24. Jul. 1747 und ein Kaiſerl. Ratificationsdecret vom 4. Sept. 1747 war beſtimmt, daß die fürſtlichen Kinder aus dieſer Ehe nicht zur Succeſſion gelangen ſollten. Die übrigen Herzogl. S. Höfe ſahen nun dieſe Sache als entſchieden an, obwohl Anton Ulrich fortwährend bemüht war, durch Kaiſerliche Entſcheidung der Sache eine andere Wendung zu geben. Im J. 1761 ſchloſſen daher die Herzoge von Gotha, Coburg und Hildburghauſen eine Convention, worin ſie ſich darüber vereinigten, daß, falls Herzog Anton Ulrich durch teſtamentariſche Dispoſition ſeiner Gemahlin Charlotte Amalie allein oder mit Beiordnung eines dem Intereſſe des Geſammthauſes S. Gotha nicht entgegenſtehenden Fürſten, die Obervormundſchaft auftragen würde, ſie damit zufrieden ſeyn wollten, daß ſie aber, wenn einer der Söhne aus des Herzogs erſter Ehe zugezogen werden ſollte, ernſtlich dagegen einſchreiten, eben ſo auch, wenn der Herzog ohne Teſtament ſterbe, als Agnaten und mithin zur Obervormundſchaft berechtigt, ſofort die nöthigen Maßregeln ergreifen wollten. Nun errichtete aber Anton Ulrich ein Teſtament und beſtimmte darin, daß ſowohl ſeine Prinzen erſter Ehe, Bernhard Ernſt und Anton Auguſt, als die der zweiten Ehe, Karl und Georg ſeine Erben ſeyn ſollten; ohne dem Rechte der erſtern etwas zu vergeben, ſollte ſeine Gemahlin Charlotte Amalie in Aller Namen Obervormünderin und Landesregentin ſeyn, rückſichtlich ihrer eignen Kinder bis zu deren Majorennität, rückſichtlich der erſtern die Regierung ſo lange übernehmen, bis zu ihren Gunſten vom Kaiſer entſchieden ſey. Man hatte in Meiningen die zweckmäßigſten Vorkehrungen, wie bereits oben erzählt iſt, vorher getroffen und die Agnaten erfuhren den Tod des Herzogs erſt, nachdem bereits im Namen der Herzogin Beſitz ergriffen war, ſo wie denſelben auch der Inhalt des Teſtaments zuerſt durch die bei dieſer Gelegenheit angeſchlagenen Patente bekannt wurde. Sie glaubten, ſich dagegen erklären zu müſſen, weil ſie die Prinzen aus der erſten Ehe nach den erwähnten Reichsſchlüſſen für ſucceſſionsunfähig hielten, das Teſtament ſelbſt, da dieſe doch als Erben miteingeſetzt waren, für ungültig erklärten und wegen der aus dieſem Grunde behaupteten Ungültigkeit des Teſtaments, auch gegen die Obervormundſchaft der Herzogin proteſtirten und ihre Rechte auf dieſelbe geltend machen wollten, gleich als ob kein Teſtament vorhanden ſey. Sie ſchickten daher eine gemeinſchaftliche Kommiſſion nach Meiningen und zwar von Militär begleitet, angeblich, zur Sicherheit derſelben, da man von ſtarken Vorkehrungen im Meiningiſchen gehört haben wollte. Die vorgefallenen Gewaltthätigkeiten entſchuldigte man als durch die Nothwendigkeit geboten, indem man die Meiningiſchen Unterthanen bei ihrer Anhänglichkeit an ihr Fürſtenhaus, als im Widerſtande gegen das Geſammthaus S. Gotha habe anſehen müſſen, dem doch nach ihrer Anſicht die vormundſchaftliche Regierung jetzt von Rechtswegen gebührt habe. Man wollte durchaus keinen feindlichen Schritt und keinen Angriff gethan haben. Auch die Beſchießung der Stadt ſtellte man gewiſſermaßen in Abrede; bald erklärte man nur die Abſicht gehabt zu haben, die Stadtmauer zu öffnen, um ſich den Weg in die Stadt zu machen, die man ihnen unrechtmäßiger Weiſe verſchloſſen habe, bald ſollten nur einige Schreckſchüſſe über die Stadt hin geſchehen ſeyn, von denen zufällig einige die Häuſer getroffen haben möchten.

Von Meiningiſcher Seite erklärte man hingegen das Verfahren für einen Landfriedensbruch, für eine Ueberziehung des Landes mit gewaffneter Hand und rügte es um ſo mehr, da die Beſchießung der Stadt zu einer Zeit geſchehen ſey, wo die fürſtliche Leiche noch auf dem Paradebett geſtanden habe. Das Teſtament war nach dem Tode des Herzogs ſogleich an den Kaiſer und den Reichshofrath eingeſchickt und weil die Sache bereits daſelbſt anhängig war, ſo wurden auch die Verfügungen des Kammergerichts zu Wetzlar, von denen unten die Rede iſt, nicht in Vollzug gebracht. Der Kaiſer entſchied, nachdem er zuerſt durch Patent vom 25. Febr. 1763 die Beſitzergreifung zwar für ungültig erklärt und die Meiningiſchen Räthe intermiſtiſch mit der Landesregierung beauftragt hatte, durch Patent vom 17. März dahin, daß die Herzogin Obernonen aufgeführt. Um 7 Uhr reiſte der Regierungsrath Hofmann, der geſchehenen Aufforderung zu Folge, den eben erwähnten Fürſtl. Kommiſſarien entgegen und hatte mit ihnen Mittags zu Maßfeld eine Beſprechung. Dort waren 400 Gothaner mit 4 Kanonen, 300 Coburger und Hildburghäuſer hatten ſich in Obermaßfeld und Ritſchenhauſen einquartiert. Der Regierungsrath Hofmann proteſtirte wider dieſes Verfahren, worauf er aber zur Antwort erhielt, daß ſie aller Proteſtation ungeachtet in die Reſidenzſtadt müßten, wollte man ſie nicht in Güte einlaſſen, ſo würden ſie die Thore ſprengen und einhauen laſſen, weshalb ſie Mannſchaft mit ſich führten, die man in Augenſchein nehmen könne; um Unglück zu verhüten, ſolle man nachgeben, ſchon hätten ſie an den Orten, wo man durchgekommen ſey, die obervormundſchaftlichen Patente abreißen und mit Füßen zertreten laſſen, morgen Mittags werde man dieß auch in Meiningen bewerkſtelligen. Der Regierungsrath Hofmann bat, man möge nur ſo lange Anſtand nehmen, bis die Fürſtl. Leiche, die man erwarte, zu ihrer Ruhe gebracht ſey.

Am 8. Febr. früh um 5 Uhr kam eine Eſtaffette mit der Nachricht, daß die Leiche des verſtorbenen Herzogs Anton Ulrich bald eintreffen werde. Gegen halb 8 Uhr kam ſie auf einem großen mit 6 Poſtpferden beſpannten Wagen von Salzungen an, begleitet von einer Kutſche, in welcher ſich der Kammerjunker von Bronſart, der Regierungsrath Stoll, der Konſiſtorialaſſeſſor Buſſenius, der Fürſtl. Page von Hanſtein und der Jagdlakai Haberſang befanden. Der Sarg war in einer wohlverwahrten Kiſte befindlich. Er wurde durch die Bedienten in das Trauerzimmer gebracht und nachdem man ihn gereinigt und Alles gehörig geordnet hatte, durch die anweſenden Vaſallen auf die beſonders dazu bereitete Eſtrade geſetzt. Darauf wurde mit allen Glocken eine Viertelſtunde lang geläutet.

Gegen 11 Uhr rückten die vereinigten Truppen auf dem Maßfelder Wege bis an den Salzmannsbrunnen vor. Nochmals ritt der Regierungsrath Hofmann entgegen und machte Vorſtellungen, es half aber Alles nichts und er mußte unverrichteter Sache zurückkehren. Darauf nahm das Armeekorps ſeinen Weg durch den mittlern Thongrund bis an die obere Landwehr und lagerte ſich vom Ellingshäuſer Fußweg bis an die ſogenannte Pfanne.*) Der geheime Sekretär Kobe wurde in die Stadt geſchickt und kam durchs untere Thor herein (weil das obere

---

Obervormünderin und Landesregentin im Namen ihrer minderjährigen Söhne ſeyn ſollte, ſchloß die Söhne erſter Ehe von der Succeſſion aus und verurtheilte die Agnaten in die Strafe des Landfriedensbruchs. In den gedruckten Deductionen wird es den Meiningiſchen Räthen von Seiten der Agnaten ſehr übel genommen, daß ſie ſich nicht ſogleich gefügt, ſondern ſich ſowohl an den Kreiskonvent, wie an Kaiſer und Reich gewendet hatten: insbeſondere werden Anton Ulrichs vertrauteſte Räthe, Wucherer und Stoll, die er im Teſtamente zu Untervormündern beſtellt hatte, deshalb ſehr getadelt! Die ganze Sache erregte in Deutſchland viel Aufſehn, es erſchienen auch Spottgedichte.

*) da wo der v. Deney'ſche Berg iſt.

gänzlich geſchloſſen war): er trug bei der Regierung darauf an, man möchte die Kommiſſarien in der Güte hereinlaſſen, erhielt aber abſchlägliche Antwort. Darauf wurde der Hauptmann Frank abgeſandt, welcher bis in die Wachtſtube gelaſſen wurde. Er erſuchte inſtändig, man möchte die Thore öffnen, in einigen Tagen käme ein Korps Preußen, die man ſchon einlaſſen müſſe. Noch kam der Obriſt von Vorberger in die Stadt und entſchuldigte das Benehmen gegen den Regierungsrath Hofmann, als derſelbe ihnen entgegengekommen wäre; es ſey kein Offizier gerade da geweſen. Auch er forderte zur Uebergabe der Stadt auf, es möchte Unglück daraus entſtehen: es wurde aber auf Alles abſchlägliche Antwort ertheilt, beide mußten mit ihrem Tambour und ihrer Mannſchaft zurück. Darauf wurde man gewahr, daß die Batterie gefertigt und die Kanonen gerichtet wurden, die Stadt zu beſchießen, weßhalb man hier alle möglichen Vorkehrungen traf. Zu den ſchon auf dem Wall befindlichen Kanonen brachte man noch zwei Feldſchlangen, und verwahrte beim obern Thor und der Reitbahn Alles gehörig mit Palliſaden. Auch war Befehl an die Landmiliz der unterländiſchen Aemter abgegangen, wodurch ſie unverzüglich hierher beordert wurde. Noch am Abend kam die Kompagnie aus dem Amte Sand. Die Werra war ſo weit mit ſtarkem Eiſe zugefroren, daß ſie von einem Mann überſchritten werden konnte. Daher nahmen ſie den Weg über dieſelbe und durch den großen Garten (d. h. den Schloßgarten). Anfangs glaubte man bei dem dadurch verurſachten Lärmen und da es finſter war, es ſey der Feind, bis man eines Beſſern belehrt wurde. Auch der hieſige weite Ausſchuß, wie überhaupt alle Bürger, wurden aufgeboten mit ihrem Gewehre, oder was ſie nur hätten, in den Thoren zu erſcheinen: die Schützenkompagnie aus Steinbach war erſucht, zu kommen und von Waſungen kamen viele freiwillige Bürger, die man einquartierte und ſodann zum Wachtdienſte gebrauchte. Die vereinten feindlichen Truppen campirten des Nachts auf dem Berge. Sie hatten gegen 12 Feuer angemacht und dazu die Hopfenſtangen und das Holz aus den Bergen der Bürger geholt, wo ſie überhaupt vielen Schaden anrichteten. In der Stadt blieb Alles im Gewehr; man war auf der Hut und die Nacht wurde von den meiſten ſchlaflos zugebracht.

Am 9. Febr. früh gegen halb 6 Uhr kamen von dieſen Truppen 24 Mann nebſt einem Lieutenant, Namens Schulze, aus Ohrdruf, welche ſich gegen das Verſprechen eines Dukaten für jeden Mann, als Freiwillige erboten hatten an das Stadtthor zu marſchiren und es aufzuhauen und zu öffnen. Sie zogen hinter dem Gottesacker hin bis auf die Landſtraße und kamen vom Gartenwirthshauſe herauf mit Lärm und Geſchrei angerückt. Anfangs glaubte man, es ſey hierher beorderte Mannſchaft vom Lande, bis man den Irrthum bemerkte, als ſie anfiengen, an dem Thore zu hacken. Die Wache rief: Wer da? und erhielt die Antwort: der Feind! Von der das Stadtthor deckenden Schanze warf man nun mit Stei-

nen

nen auf ſie: ſo bald ſie Licht gewahr wurden, gaben ſie Feuer, wogegen man aus der Stadt mit dem kleinen Gewehr und 2 Kanonen Feuer gab. Nun fiengen die auf dem Berge über der Pfanne ſtehenden Truppen an, mit ihren 6 Kanonen dreimal nach einander auf die Stadt zu ſchießen, was bis gegen 7 Uhr dauerte. Um halb 8 Uhr fiengen ſie wieder an und ſchoſſen bis gegen 9 Uhr. Mit den Kanonen in der Stadt konnte man die Höhe der Berge nicht erreichen, deshalb machte man am obern Thore einen Verſuch mit zwei Feldſchlangen und brannte dieſelben ab. Dieß that ſehr gute Wirkung: die feindlichen Kanonen wurden beſchädigt, die Truppen, die dieſe Salve nicht erwartet hatten, krochen hinter die Pfanne, verhielten ſich bis um 11 Uhr ruhig und zogen dann allmählig ab. *)

Als man nun einige Zeit darauf, nachdem es ruhig geworden war, das untere Thor öffnete, fand man einen bleſſirten Gothaiſchen Soldaten, Namens Hofmann, welcher durchs Auge geſchoſſen war und um Aufnahme in die Stadt bat: er ſagte, daß mehrere ſeiner Kameraden verwundet wären. Der Lieutenant Schulze hatte ſeinen Hut verloren; auch fand man zwei Gewehre und eine Zimmerart, die man als Beute in der Stadt aufhob.

Durch das Beſchießen waren in der Stadt mehrere Häuſer beſchädigt. 1) Im Hauſe des Bauers Henkel hinter der Mauer war die Stadel-Leiter zerſchmettert, 2) in das der Marſchalliſchen Familie gehörige Bad war eine Kugel gefahren, 3) desgl. in das Haus des Obergeleitseinnehmers Hübner in der langen Gaſſe, 4) im Langlotziſchen Hauſe auf dem Schwabenberge war der Schlot eingeſchoſſen, 5) traf eine Kugel in den Giebel des Hauſes, welches dem alten Hofſchloſſer Stiefel in der Metzengaſſe (nachmals dem Sporer Krell) gehörte, 6) in die Wohnung des Stadtknechts Oſtertag auf der Mauer, 7) in das Diakonat, 8) in das Inſpektorat im alten Schulgebäude, 9) wurde der Schlot beim Weißgerber Knauf eingeſchoſſen. Mehrere Kugeln fuhren über die Stadt hinweg, in die Stadtmauer und in die Schanze, auch wurden die Dächer beſchädigt, jedoch zum Glück kein Menſch verwundet.

Man brachte nun in Erfahrung, daß ſich die Feinde nach Ellingshauſen, Einhauſen und Obermaßfeld gezogen hätten und die Bauern mit Eſſen und Trinken plagten. Daher faßte man den Vorſatz, ſie auch von da, wo möglich, zu vertreiben. Des Nachts marſchirte die Mannſchaft mit den Forſtbedienten und Schützen um 12 Uhr auf drei verſchiedenen Wegen aus. Der Ausſchuß des Amts Maßfeld ſollte über die Salzbrücke nach Obermaßfeld rücken und den Angriff thun. Der Lieutenant v. Röhn ſollte ſich von der andern Seite nach Obermaßfeld mit 200 Mann

---

*) Spottweiſe wurde geſagt, es ſey einem Offizier der Sporen vom Stiefel abgeſchoſſen worden und dieß habe Veranlaſſung zu dem ſchnellen Rückzug gegeben. Joh. Gottfried Kohler, Büchſenmeiſter unter dem Ottoiſchen Freikorps, welcher nachmals auch hier blieb, leitete in Meiningen das Geſchütz. Auch der Walkmüller Herbſt war dabei thätig, ebenſo ein Kanonier Wagner, und ein gewiſſer Heß, der dann hier Zeugwart wurde.

des engen Ausſchuſſes und den Freiwilligen begeben, allein bei ſeiner Ankunft hatten ſich die feindlichen Truppen nach Einhauſen bereits gezogen. Der Hauptmann von Buttlar ſuchte ein Piquet, welches nach Ellingshauſen zu ſtand, aufzuheben, aber auch dieſes hatte ſich noch zeitig zurückgezogen. Am 10. Febr. rückte derſelbe daher an der Haſel bis an die Einhäuſer Brücke vor. Dort hatten ſich die Feinde mit ihren Kanonen vorwärts vor dem Dorfe aufgeſtellt. Die Meiningiſchen Jäger thaten einige Schüſſe: es fiel ein Kanonier, ein anderer wurde ſchwer verwundet. Jetzt wollten ſich die feindlichen Truppen zurückziehen, da aber eben ihre übrige Mannſchaft von Obermaßfeld, Ellingshauſen und dem Spital dazu kam, ſo faßten ſie aufs neue Stand mit ihren Kanonen. Die hieſigen Truppen, welche keine Kanonen hatten, ſahen ſich daher genöthigt, ſich zurückzuziehen: die Feinde blieben in Einhauſen und Obermaßfeld. Bei letztern waren gegen 14 Verwundete, von den hieſigen Soldaten waren zwei mit ihren Gewehren unglücklich geweſen und hatten ſich die Finger beſchädigt. Um vor einem etwaigen Ueberfall geſichert zu ſeyn, ſtellte man Piquets auf den Bergen aus, die reitenden Jäger recognoſcirten.

Da es auf dieſe Weiſe einigermaßen ruhig geworden war, ſo beabſichtigte man, die fürſtliche Leiche beizuſetzen. Dieß geſchah noch am 10. Febr. des Abends. Um 6 Uhr wurde eine Viertelſtunde lang mit allen Glocken geläutet, um halb 7 Uhr zum zweitenmal und um 7 Uhr zum letztenmal. Während dieſes Geläuts wurde die Leiche auf einem Wagen bis zur Schloßkirche gebracht und dann unter Vortritt des Hofmarſchalls von 12 Kavallieren in dieſelbe getragen und auf die dazu bereitete Eſtrade geſetzt. Nach Abſingung des Liedes: Barmherziger Vater, höchſter Gott ꝛc. verlas der Waiſenpfarrer Molter Pſ. 46. Es folgte der Geſang: Freu dich ſehr ꝛc., die Vorleſung von Pſ. 73, 24—26 und das Lied: Herzlich lieb hab' ꝛc. Hierauf hielt der Archidiakonus Link, welcher während der Vakanz der geiſtlichen Stellen an der Schloßkirche und der Superintendentur der erſte Geiſtliche war, am Altare die Rede über die vorher verleſenen Worte. Nach Beendigung der Rede wurde die Beſchreibung der Krankheit und des Todes des verſtorbenen Herzogs verleſen und mit Gebet beſchloſſen. Nach dem Geſang: Es iſt genug, mein matter Sinn ꝛc. wurde der Segen geſprochen, und mit dem Liede: O Haupt, voll ꝛc. der Gottesdienſt geendigt. Unter dem Liede: Legt ein und ꝛc. trugen 12 Kavalliere die Leiche in die fürſtliche Gruft.

Am 11. Febr. zogen die feindlichen Truppen aus Obermaßfeld und Einhauſen nach Leutersdorf, Vachdorf und Themar, wo ſie zwei unbrauchbar gewordene Kanonen wieder repariren laſſen wollten. An dieſem Tage mußten alle hieſigen Bürger, auch Guldiener und Honoratioren, im obern Thore mit oder ohne Gewehr erſcheinen, wo ihnen beſtimmte Poſten übertragen wurden.

Am 12. Febr. wurden einige Männer zum beſondern Dienſt bei den Kanonen angenommen, von denen jeder täglich 6 ggl. und 2 Pfund Brod erhielt. Die

Soldaten vom engen Ausſchuß erhielten täglich 8 Kr. und 2 Pfund Brod; beim weiten Ausſchuß bekam der Mann des Tags 2 Pfund Brod, aber kein Geld.

Von Themar aus ſchickten die oben genannten Kommiſſarien den Stadtſyndikus Glaſer mit einem Schreiben an die hieſige Regierung. Er mußte im Gartenwirthshauſe bleiben und erhielt am 13. Febr. des Morgens 7 Uhr ſeine Antwort.

Am 12. Febr. des Mittags verfügte ſich Prinz Bernhard Ernſt nebſt den drei Prinzeſſinnen von hier weg nach Stadt-Lengsfeld. Auch kam ein Kammergerichtsbote von Wetzlar hier an und inſinuirte der Regierung eine Verfügung des Reichsgerichts über die Beſitzergreifung, weil die Herzoge zu Gotha, Coburg und Hildburghauſen ſich dorthin gewendet hatten. Durch dieſelbe ſollten die Prinzen erſter Ehe, ſo wie die Behörden angewieſen werden, den Agnaten, als geſetzlichen Vormündern, keinen Widerſtand zu leiſten, ſondern nöthigenfalls den Rechtsweg bei den Reichsgerichten zu betreten.

In der Nacht entſtand Lärmen und es verbreitete ſich die Nachricht, der Feind ſey wieder da. Die Tambours ſchlugen alsbald durch alle Straßen Lärmen und die Kanonen wurden auf den Schanzen an den Thoren abgebrannt. Man erfuhr aber bald, daß nichts an der Sache ſey: das Pferd des Kanzliſten Trinks, der verſchickt geweſen war, hatte ſich losgeriſſen und war in den Straßen hin und hergelaufen: am Morgen wurde es auf dem obern Raſen gefangen.

Am 13. Febr. begab ſich auch Prinz Anton Auguſt, aber krank, von hier weg nach Schmalkalden.

An dieſem Tage fieng es an zu ſchneien; am 15. Febr. wurde es ſehr kalt und trocken.

Am 15. Febr. rückten die Gothaiſchen, Coburgiſchen und Hildburghäuſiſchen Deputirten mit ihren Truppen abermals von Themar aus in die hieſigen Lande ein und nahmen in Belrieth, Einhauſen und Obermaßfeld Quartier. Die Truppen hauſten übel, nahmen den Bauern alles Schießgewehr und verlangten, daß von Vachdorf aus die vorgeſchriebene Fourage nach Belrieth geliefert werde. *) Man ſchickte nach Meiningen an die Regierung um einen Abgeordneten zu einer Beſprechung einzuladen. Die anweſenden Räthe (v. Pfaffenrath, Hofmann, Stoll) waren mit Arbeiten ſo überhäuft, daß keiner abkommen konnte; einer hatte die Expeditionen an das Reichskammergericht zu Wetzlar, der andere an den Fränkiſchen Kreiskonvent, der dritte die Korreſpondenz nach Frankfurt zu beſorgen. Daher bekam der Amtman Schröter in Moßfeld den Auftrag, ſich nach Belrieth zu den Deputirten zu begeben. Man verlangte dort, daß das Teſtament als durch-

aus

---

*) Daß die Einwohner gedrückt worden wären, wollte man von gegneriſcher Seite nicht zugeben, behauptete vielmehr, daß Alles bezahlt wäre und daß nur gegen Widerſetzlichkeit Gewalt gebraucht worden ſey.

aus ungültig betrachtet werde, daß die Herzogin die Beſitzergreifung und ihre Obervormundſchaft ganz aufgebe, als wenn kein Teſtament vorhanden ſey und daß man die Deputation mit gehöriger Bedeckung in die Stadt einlaſſe, dann wolle man weiter unterhandeln und ſey nicht abgeneigt, der Herzogin die Vormundſchaft zu übertragen: hierüber verlange man bis Morgen eine beſtimmte Erklärung. Der Amtmann Schröter übernahm es, die Sache in Meiningen vorzutragen und wurde ſodann von einem Dragoner bis zu den Vorpoſten begleitet. Man gab aber von Seiten der Regierung keine beſtimmte Erklärung, ſondern verſprach, durch Eſtafſette, baldigſt weitere Auskunft zu geben. Inzwiſchen wurde die Stadt noch beſſer verſchanzt; ein Mann ward ergriffen und als Spion zu Arreſt gebracht. Schon waren vom Hochſtift Würzburg und dem Fränkiſchen Kreiskonvent zu Nürnberg an die Höfe von Gotha, Coburg und Hildburghauſen Dehortatorien ergangen, mit dem ernſten Nachſuchen, ſie möchten ſofort die Meiningiſchen Lande räumen, alle Feindſeligkeiten einſtellen, auch Schaden und Koſten erſetzen. Am 17. Febr. ſchrieb die Meiningiſche Regierung abermals deshalb an den Kreiskonvent, benachrichtigte denſelben von dem neuen Anmarſch der feindlichen Truppen, von der Drohung, die Stadt wieder beſchießen zu wollen und bat um Hülfe, die zunächſt durch das in der Nähe liegende Anſpachiſche Dragonerregiment geleiſtet werden könnte.

Am 18. Febr. kamen die Oberländer Jäger zu Pferde und zu Fuß, nebſt der Schalkauer Grenadierkompagnie und dem übrigen engen Ausſchuß der Aemter Sonneberg und Neuhaus unter dem Major von Kriegsheim hier an und wurden einquartiert. Der Mann erhielt täglich 8 Xr. und 2 Pfund Brod.

Am 20. Febr. marſchirte ein feindliches Kommando von 300 Mann zu Fuß und 50 Mann Reiterei nach Neubrunn und forderten Fourage. Es wurde daſelbſt Sturm geläutet, die Gemeinde Jüchſen kam den Nachbarn zu Neubrunn zu Hülfe mit Spieſen, Senſen, Flinten und anderm Hausgewehr. Allein die Truppen feuerten unter die Bauern; 6 Perſonen wurden hart verwundet und tödtlich gehauen. Einem Bauer wurden die Hände auf dem Rücken gebunden und derſelbe mit der Fourage ins Hauptquartier nach Belrieth geführt. *)

Am 22. Febr. ließ ſich ein Kommando Gothaiſcher Dragoner auf dem Berge über der Pfanne ſehen, zog aber gleich wieder ab. Gegen Abend kamen 12 Dielenflößer auf der Werra beim Kalkofen an und wurden von den Gothaiſchen Dragonern angehalten.

Am

---

*) Um die Unterthanen ſicher zu ſtellen, durch Anſpann und dergl. wider ihre Herrſchaft zu dienen, war Meiningiſcher Seits auch der weite Ausſchuß des Amts, „bei 30 Prügel Strafe für den Ausbleibenden" nach Neubrunn beordert worden. Von Seiten der Agnaten ſah man die Zuſammenrottirung des Landvolks als Empörung an, indem das Land ein Eigenthum des Geſammthauſes Sachſen ſey und bei der Nichtigkeit des Teſtaments die Agnaten als die geſetzlichen Obervormünder betrachtet werden müßten.

Am 23. Febr. legte der Kaiſerliche Major Otto, der ſich um dieſe Zeit mit ſeinen Truppen in hieſiger Gegend aufhielt (ſ. ob. S. 2. Anm.) eine Ordonanz von drei Jägern nach Maßfeld. Dieſe machten ſich im Wirthshauſe luſtig. Am Abend kamen 300 Mann der Herzogl. S. Truppen im Dorfe an, um ihre Patente anzuſchlagen und 300 Rationen zu holen oder zu fouragiren. Auch ſuchten ſie den Schultheiß Behlert auf und den Amtmann Schröter (dem ſie Schuld gaben, daß er die Amtsunterthanen zur Widerſetzlichkeit gegen ihre Forderung veranlaſſe), ſprengten das Schloßthor auf und durchſuchten das Schloß. Die Ottoiſchen Jäger thaten einige blinde Schüſſe aus dem Wirthshauſe, worauf die erwähnten Truppen daſſelbe umzingelten und hineinſchoſſen. Einer der Ottoiſchen Jäger erſchoß nun einen Coburgiſchen Grenadier. Vor dem Abzug nach Obermaßfeld plünderten ſie erſt die Nachbarn und den Wirth aus, nahmen auch den auf der Straße gehenden Bauern das Geld ab. Im Grimmenthal jagten ſie die Pfründner aus ihrer Wohnung und machten eine Wachtſtube daraus.

Am 26. Febr. kam der Kaiſerl. Kammergerichtsbote Manth von Wetzlar wieder an und inſinuirte abermals denſelben Beſchluß über die vormundſchaftliche Regierung, den er ſchon einmal am 12. Febr. gebracht hatte und wogegen man eingekommen war, an die ſämmtlichen Kollegien und den Stadtrath, auch affigirte er dieſe Verfügung am Rathhauſe, wo ſie aber bald abgeriſſen wurde. Er begab ſich hierauf in die Aemter Waſungen, Breitungen, Salzungen und Altenſtein, um dieſe Conclusa daſelbſt zu inſinuiren. Die Beamten hatten aber Befehl, nichts anzunehmen, was ihnen nicht durch die Regierung zukäme. Sie geſtatteten daher nicht, daß dieſer Bote etwas affigiren durfte, was er Willens war; überall traten ihm Wachen, Bauern u. ſ. w. in den Weg. Wenn er den Beamten die Verfügungen einhändigen wollte, ſo ſuchten ſie ihn ſich immer in gehöriger Entfernung vom Leibe zu halten oder ſteckten ihm ſeine Inſinuation wieder in ſeinen Rock. Er konnte nichts ausrichten und es blieb ihm nichts übrig, als ſeine Verfügungen den Aemtern durch die Poſt zuzuſchicken und den Vorgang anzuzeigen. *)

Am

---

*) Um ſich dieſes Verfahren gegen ein Reichsgericht zu erklären, muß man ſich erinnern, daß man Meiningiſcher Seits behauptete, die Sache ſey ſchon bei dem andern Reichsgerichte, dem Reichshofrathe nämlich, anhängig. Zur Kompetenz des letztern gehörten die Kaiſerlichen Reſervatrechte und Anton Ulrich hatte in ſeinem Teſtamente erklärt, der Kaiſer habe ſich die endliche Entſcheidung ſeines Geſuchs reſervirt, weshalb auch das Teſtament an den Reichshofrath eingeſchickt und von demſelben publicirt wurde. Wenn eine Sache bei dem einen Reichsgerichte anhängig war, durfte ſich das andere nicht hineinmiſchen: daher wurde die hier erwähnte Inſinuation nicht berückſichtigt, wiewohl Verantwortung nach Wetzlar eingeſchickt wurde. Die Agnaten hatten ſich hingegen, weil ſie das Teſtament nicht kannten, an das Kammergericht gewandt und ſich als tutores legitimi anerkennen laſſen, wegen der von ihnen behaupteten Ungültigkeit des Teſtaments. Sie ſtützten ſich darauf, daß von dieſem Gerichte die erſte Citation inſinuirt ſey, wodurch nach der Wahlcapitulation und der Reichshofrathsordnung das Forum beſtimmt werde. Daher kamen nun die beiden Reichsgerichte hierüber mit einander in Streit.

men und fragen, wie hoch die Schuld der Stadt ſich beläuft, ſie werden wohl erſchrecken, wenn wir ihnen ſagen: Sechsmal hunderttauſend Gulden, aber was weiter?“

„Sechsmal hunderttauſend Gulden!“ wiederholte Burkhart, und ſchlug die Hände vor Schreck zuſammen. „Welch eine ungeheure, ſchreckliche Summe!“

„Kann es mich kümmern? Habe ich die Stadt in Schulden gebracht?“ fragte Kellner. „Lange vor meinem Regiment iſt der Grund dazu gelegt worden, was will man von mir? Doch genug der zwecklosen Reden, ſo es Euch beliebt, meine werthen Freunde, ſo gehen wir; ich höre die Rathhausglocke läuten. Gehab Dich wohl, Martha,“ ſprach er zu ſeiner Gattin, und legte ihr ſeine Hand auf die Schulter: „ſei ohne Furcht. Auch Du, Elſe. Lebe wohl, lieber Junge!“ Der kleine Heinrich ſchüttelte ihm wacker die dargebotene Hand. Balthaſar ſchritt mit flüchtigem Gruß hinaus, Burkhart folgte ihm, Kranichfeld verneigte ſich zierlich gegen die Frauen und lispelte zärtlich, zu Eliſabeth gewandt: „Euer Diener verläßt Euch, Am 28. Febr. kam die Nachricht an von dem zu Hubertsburg geſchloſſenen Frieden, wodurch der ſiebenjährige Krieg beendigt wurde. S. ob. S. 2. Anmerk. Der Major Otto ſchickte bei ſeinem Abmarſch von Waſungen 2 Feldſtücke und ein Geſchwindſtuck nach Meiningen in Verwahrung, um ſie vorläufig aufzuheben.

Am 7. März zogen ſich 100 Mann Gothaiſche Infanterie und 100 Mann Dragoner von Maßfeld über die Weißbach nach Dreißigacker. Sie hatten zwei Kanonen bei ſich, quartierten ſich dort ein und ſtellten ihre Feldpoſten bis Maßfeld und von Dreißigacker bis zur Leimengrube herab.

Am 8. März zogen ſie von Dreißigacker nach Sülzfeld und Henneberg bis an die Würzburgiſche Grenze, wo ſich auf der Ebene die Dragoner unter dem Hauptmann Frank lagerten und einen Cordon bildeten, ſo daß beſonders keine Viktualien in die Stadt gebracht werden konnten. Auch nahmen ſie die von der Reichsarmee zurückkehrende Oberſächſiſche Kontingentskompagnie, nebſt dem entgegengeſchickten Amtmann Schröter und den Jägerburſchen Fuchs gefangen und führten ſie nach Maßfeld, wo die Soldaten Fahne und Gewehr abgeben mußten.

Am 10. März wurden die Kompagnieen des weiten Ausſchuſſes der Aemter Waſungen und Sand entlaſſen, desgleichen am 12. März die Jäger und die Schützenkompagnie aus Steinbach.

Am 14. März Abends 8 Uhr kam die hieſige Fränkiſche Kreiskompagnie von Schleuſingen, wo ſie jedoch ihren Kompagniewagen wegen der feindlichen Invaſion hatte ſtehen laſſen müſſen, über Marisfeld, Dillſtädt und Rohr hier an. Die Gothaiſchen Dragoner hatten ſie bei Schwarza gefangen zu nehmen geſucht.

Am 15. März ſchickten die Gothaner ihre Kanonen über Benshauſen wieder zurück.

Am 16. März kam das hieſige Kuraſſierkontingent, 13 Mann, mit einer Standarte, aus dem Felde von Hentingen über Mellerichſtadt hier an. Es hatten ihnen Gothaiſche Dragoner, jedoch vergeblich, nachgeſtrebt.

Am 18. März marſchirten die Coburgiſchen Truppen von Maßfeld ab und nach Hauſe.

Am 18., 19. und 20. März wurden hier und im ganzen Lande die Kaiſerlichen Patente, wegen der Succeſſion, angeſchlagen. Die Herzogin wurde, wie ſchon erwähnt iſt, Obervormünderin und Landesregentin Namens ihrer beiden noch unmündigen Prinzen, Karl und Georg.

Am 20. März brachten die Gothaiſchen Dragoner die von ihnen gefangen genommene Oberſächſiſche Kreiskompagnie wieder nach Maßfeld, ohne ſie jedoch

los

Streit. Die Agnaten ſagten in einem Schreiben an den Kaiſer von den Räthen des Herzogs, die das Teſtament abgefaßt hätten, „ſie hätten das ganze Werk mit einer tauſendkünſtleriſchen Verſchlagenheit unter einander gewickelt.“

los zu geben. An dieſem Tage mußten die 12 hieſigen Küraſſiere nach Salzungen marſchiren, um die Herzogin Charlotte Amalie, welche zu kommen willens war, hierher zu begleiten.

Am 21. März zogen die Hildburghäuſiſchen Truppen nebſt dem Kommiſſarius, dem Geheimenrath von Lindenbaum, ab.

100 Mann Landmiliz wurden von hier nach Waſungen beordert, um bei der Ankunft der Herzogin zu paradiren. Der Oberforſtmeiſter von Hanſtein begab ſich mit dem Forſtperſonale zu Pferde ebenfalls dahin.

Am 22. März war der beglückende Tag, an welchem unſere Herzogin, Charlotte Amalie, begleitet von ihrem ältern Prinzen, Auguſt Friedrich Karl Wilhelm, in der Reſidenz ankam. Der Stadtrath hatte ſich mit den Viertelsmeiſtern und der Bürgerſchaft auf dem Rathhauſe in ſchwarzer Kleidung verſammelt, um von da aus der Herzogin entgegen zu gehen. Oben am Markte ſtand der Stadtrath, dann folgten die Bürger die Straße hinunterwärts, die Geiſtlichen, die Lehrer, die Schule, der Mädchenſchullehrer Poppenhäuſer mit den Mädchen, bis an das untere Thor. Beim Einzug ſtimmte das Chor vom Thurme herab das Lied an: Sey Lob und Ehr dem höchſten ꝛc.

Voran kam der Silber- und Packwagen, eine Kutſche, worin der Kanzliſt Glaſer, der Kammermuſikus Keßner und der Philippsthaler Prinzenhofmeiſter Tiſcher ſaßen, dann 100 Mann Landmiliz unter dem Hauptmann Güttich, der Poſtmeiſter Bauerſachs mit acht blaſenden Poſtillons, einige Bürger zu Pferde, eine Kutſche, in welcher ſich der Geheimerath und Oberamtmann v. Wechmar aus Salzungen und der Regierungsrath Wucherer befanden, hierauf das Kanzleiperſonale, die Kaufmannſchaft, die Altenſteiniſchen Beamten und Advokaten, der Fränkiſche Küraſſierwachtmeiſter Senf mit 6 Küraſſieren und dann eine mit 6 Pferden beſpannte Kutſche, worin die Herzogin Charlotte Amalie nebſt dem Prinzen Karl und die Landgräfin von Heſſen-Philippsthal nebſt ihrem Prinzen ſaßen. Dem Wagen folgten 6 Küraſſiere, der Bruder der Herzogin, Landgraf zu Heſſen-Philippsthal, das Forſtperſonale, noch eine Kutſche und den Schluß machten die Beamten und die ſtädtiſchen Vorgeſetzten aus Waſungen. Der Zug gieng durch die untere Marktgaſſe über den Markt, durch die Schlundgaſſe, lange Gaſſe und Schloßgaſſe in die Reſidenz, welche mit Ehrenpforten und andern Verzierungen geſchmückt war und bei deren Eingang 100 Mann der Oberländiſchen Landmiliz mit fliegender Fahne und klingendem Spiele paradirten.*)

Am 23. März zog der Gothaiſche Aſſiſtenzrath Gotter, da er nun nichts mehr zu thun hatte, mit 6 Dragonern, welchen die übrigen Gothaiſchen Truppen folgten,

---

*) Auch in Waſungen wurde die Herzogin feſtlich empfangen. Man hatte Ehrenpforten und eine Allee von Tannenbäumen durch die Stadt errichtet.

folgten, aus Maßfeld ab. Dieſe nahmen keinen Abſchied und bedankten ſich nicht für ihre Quartiere: die Bauern rieſen ihnen nach, ſie möchten doch nicht vergeſſen, ein Atteſtat in Anſehung ihres Betragens mitzunehmen, um ſich damit zu legitimiren. Die von ihnen gefangen genommene, zum Oberſächſiſchen Kreiſe gehörige, Kompagnie ließen ſie im Stich.

Am 24. März wurde das obere Thor, welches 6 Wochen und 3 Tage gänzlich verſchloſſen geweſen war, wieder geöffnet.

Am 25. März wurde in den Kirchen wegen der glücklichen Ankunft der Herzogin das Tedeum geſungen.

Am 26. März wurden die 3 Kompagnieen der Oberländiſchen Landmiliz wieder entlaſſen. Am Abend wurden die Kanonen von Wall und Schanze wieder ins Zeughaus gebracht und die mittlere Pforte eröffnet.

Am 27. März wurde die unterländiſche Landmiliz entlaſſen und die Wache blieb wieder in Ordnung. Bisher hatte man hier täglich 2300 Mann in der Verpflegung. Die Rathskaſſe hatte bei der Belagerung der Stadt eine Ausgabe von 289 fl. fränk. 14 ggl. 7 pf.

Das Maas Korn oder Waizen koſtete 17 Btz., ein 5 Pfund Brod 4 Btz.; eine 6 Pfennig Semmel wog 8 Loth.

Am 28. März wurden die Pferde vom Wagen der hieſigen Küraſſiere verkauft.

Am 30. März kam die gefangen geweſene hieſige Kompagnie aus Maßfeld hierher und wurde einquartiert.

Am 1. April marſchirten 4 Kolonnen Polniſcher und Sächſiſcher Truppen aus dem Würzburgiſchen durch die hieſigen Lande in ihr Standtquartier über Eiſenach nach Langenſalza zu. Sie hielten Raſttage in Sülzfeld, Herpf, Stepfershauſen, Solz, Melkers, Walbach, Wetzels und Waſungen, plagten die Leute ſehr mit Eſſen und Trinken und man ſagte von ihnen, ſie marſchirten in 13 Tagen 14 Meilen.

Am 6. April begab ſich die Herzogin, begleitet von ihrer Schwägerin, der Landgräfin von Heſſen-Philippsthal und ihrem Gefolge, in das Regierungszimmer, wo der Geheimerath und Regierungspräſident von Pfau, die Regierungsräthe von Pfaffenrath, Wucherer und Hofmann zugegen waren. Sie eröffnete denſelben, daß vom Kaiſer ihr die alleinige Obervormundſchaft und Landesregierung im Namen ihrer beiden noch unmündigen Prinzen beſtätigt worden ſey und inſinuirte zugleich das vom Kaiſer deshalb an die hieſige Regierung erlaſſene Reſcript. Die landſchaftlichen Abgeordneten von der Ritterſchaft und den Städten waren ebenfalls vorgeladen und es erſchienen der Obriſt und Kommandant v. Buttlar auf Leimbach und Dietlas, der Lieutenant v. Boſe auf Helba, vom Stadtrath zu Meiningen der Bürgermeiſter Derk und der Hofadvokat Erk; vom Stadtrath zu Waſungen der Rathsmeiſter Weinreich und der Bürgermeiſter Köhler;

vom

vom Stadtrath zu Salzungen der Bürgermeiſter Fiſcher und der Steuerkommiſſär Richter. Die Herzogin inſinuirte denſelben das an die Landſchaft erlaſſene Kaiſerliche Dekret. Das Kaiſerliche Patent an die Unterthanen wurde an die Aemter und Gerichte geſchickt, um es zu publiciren und gehörigen Orts affigiren zu laſſen.

Am 7. April wurde vom Stadtrath den Bäckern auferlegt, weil der Waizen 1 rthlr. koſte, 3 Pfennig Semmeln zu backen. Das Maas Korn koſtete 1 rthlr., die Gerſte 10 Bz., die Klafter Buchenholz 8 fl. fränk.

Abends um 8 Uhr kamen die Prinzen Bernhard Ernſt und Anton Auguſt nebſt den drei Prinzeſſinnen im Schloſſe wieder glücklich an.

Am 26. April legte der Viertelsmeiſter Wörthmann ſein Amt nieder, wogegen der Schuhmacher J. Andreas Hartung einige Zeit darauf angenommen wurde.

Am 28. April wurde zum letztenmal wegen des Todes des Herzogs Trauer geläutet.

Am 28. und 29. April bekamen die Ortſchaften Leutersdorf, Bachdorf, Belrieth und Einhauſen Einquartierung von Preußiſchen Kriegsgefangenen, die aus dem Reich nach Erfurt gebracht wurden, wo man ſie in Folge des Friedensſchluſſes auswechſelte. Am 2. Mai kamen die hieſigen Fränkiſchen Soldaten, die zur Kompagnie des Hauptmanns von Löbel beim Ferntheiliſchen Regiment gehörten, aus der Gefangenſchaft zu Stettin dagegen hier an.

Am 13. Mai koſtete das Maas Korn 9 Bz. Es giengen viele Leute nach Mellrichſtadt und kauften 7 Pfund Brod für 3 Bz.

Am 19. Mai reiſte die Herzogin wieder von hier über Oberkatz, Tann, Fulda nach Frankfurt.

Am 21. Mai wurde das Metzgerhandwerk durch einen Regierungsbefehl angewieſen, öffentlich in der Fleiſchbank feil zu haben.

Am 3. Jun. an einem großen Bußtage ließ die Herzogin in Gemäßheit teſtamentariſcher Beſtimmung Herzog Anton Ulrichs 500 fl. fränk. unter die hieſigen Hausarmen vertheilen.

Am 4. Jun. war gegen 5 Uhr ein heftiges Gewitter. Eine ſtarke Flüthung kam vom Rohraer Berg herein und ſetzte die Gärten vom Gottesacker bis zum Gartenwirthshauſe unter Waſſer, wodurch großer Schaden verurſacht wurde.

Von dieſem Tage an erſchien in der hieſigen Hofbuchdruckerei *), auf ergangenen Befehl, wöchentlich ein Zeitungsextract oder Intelligenzblatt, das Blatt für 1 Xr. Dieß iſt der Urſprung des Meiningiſchen Wochenblatts oder jetzigen **Regierungsblattes**, welches von 1763 an in ununterbrochener Folge fortgeht. Unterm

---

*) Die erſte Druckerei wurde hier im Herbſte d. J. 1673 durch Nikolaus Haſſert angelegt. Von der Haſſertiſchen Familie kam dieſelbe durch Erbſchaft an die Scheidemanteliſche und von dieſer an Fr. Chr. Hartmann.

Unterm 8. Jun. ertheilte die H. Regierung eine ſchriftliche ausführliche Inſtruktion, wornach das jüngſte Rathsmitglied und der älteſte Viertelsmeiſter wegen der ihnen gemeinſchaftlich aufgetragenen Aufſicht über das ſtädtiſche Bauweſen und in Anſehung der Frohnen ſich richten ſollen. Der Hauptinhalt iſt kürzlich folgender:

1) Verweiſung auf den Receß von 1724. auf die Inſtruktion der Viertelsmeiſter, auf den Frohnreceß und die Frohnordnung von 1720.
2) Verwahrung und Verkauf der Kalchvorräthe.
3) Lieferung der Flößdielen aus der Mittelmühle, Verwahrung und Verwendung derſelben.
4) Inventariſirung der Rüſtkammer und Verzeichnung der Baumaterialien-Vorräthe.
5) Aufſicht auf die Rathswaldung und daß jährlich nicht über 40 Klaftern Holz geſchlagen, Einrechnung des Holzſchlags an Erlen und anderem an den Werraufern ſtehenden Gehölze, Verwendung des Afterholzes zur Feuerung auf dem Rathhauſe.
6) Inventariſirung der Brunnröhren und Führung einer Naturalrechnung darüber.
7) Was von Erlen und anderem Holze zum Bauen tauglich, ſoll nicht zu Brennholz verwendet werden.
8) Aufſicht auf die Rathsgebäude und Dienſtwohnungen. Kleine Reparaturen ſollen die Bauaufſeher ſelbſt anordnen, Neubauten und Haupt-Reparaturen aber dem Stadtrathe zur Entſchließung anzeigen.
9) Aufſicht auf die Waſſer- und Uferbauten, ſoweit ſie die ſtädtiſche Kaſſe angehen, mit der vorhinnigen Beſchränkung. Die Akkorde mit den Handwerksleuten ſollen aufs Genaueſte behandelt und bedungen werden.
10) Aufſichtführung auf die Arbeiter, Prüfung, ob die Arbeiten tüchtig und akkordmäßig ſeyen, Atteſtiren der Lohnzettel. Sofern die Bau-Aufſeher hierin nicht ſorgfältig ſind, ſollen die Akkorde vom geſammten Stadtrathe, oder doch von den regierenden Bürgermeiſtern geſchloſſen werden.
11) Aufſicht, daß die Feuerrüſtung ſtets in gutem Stande ſey, und Mitwirkung neben den Feuermeiſtern, daß die feuerpolizeilichen Gebrechen in Privathäuſern abgeſtellt werden.
12) Mitaufſicht über die Spann- und Handfrohnen und daß der Frohnordnung von 1720. dem Hauptreceſſe von 1724. und dem Frohn-Receſſe von 1726. wie auch den ſpäteren Entſcheidungen nachgelebt werde.
13) Fortführung des Frohnregiſters und jährliche Ablegung der Frohnrechnung.

14) **Beide Bauaufſeher ſollen zuſammen jährlich 2 Malter Korn, 2 Klaftern Holz, 12 Rthlr. an Geld aus der Rathskaſſe zur Beſoldung haben und die Bauwieſe benutzen, jeder zur Hälfte.**

15) **Weitere Inſtruktion wird vorbehalten.**

Am 9. Jun. wurden die Bürger aufs Rathhaus gefordert, um ihre Specifikationen wegen Einquartierungskoſten und Kriegsſchäden zu beſchwören, allein ſie thaten es nicht.

Am 11. Jun. wurde ein Befehl der Kammer auf dem Rathhauſe publicirt, daß diejenigen Bürger, welche eine Kuh hielten, keine Ziege, die armen Bürger eine oder zwei, aber nicht mehr Ziegen, die Nicht-Bürger keins von beiden halten ſollten.

Am 22. Jun. ſtarb zu Frauenbreitungen der Herr von Miltiz auf ſeinem Rittergute, wodurch daſſelbe dem hieſigen Lehnhofe heimfiel.

Am 30. Jun. wurden die neuen Baireuthiſchen Kopfkreuzer abgeſetzt.

Am 5. Jul. wurden 12 der Herrſchaft gehörige Fuhren Bagage, die von Frankfurt zu Waſſer nach Schweinfurt geſchafft waren, durch die Vaſallen, Stadträthe und Aemter hierher gebracht.

Am 9. Jul. wurde eine hieſige Wittwe mit ihrem Sohne, wegen eines geſtohlnen Mantels, des Landes verwieſen, jedoch ohne Centfolge.

Am 13. Jul. wurde ein Regierungsbefehl bekannt gemacht, nach welchem ſich bei Strafe niemand weigern ſollte, nicht abgeſetzte, gangbare Münzen anzunehmen. Herabgeſetzt wurden die neuen Anſpachiſchen, Baireuthiſchen und Hildburghäuſiſchen Kreuzer, auch die neuen Würtembergiſchen 15 Kreuzer-Stücke.

Um dieſe Zeit ergieng ein Befehl der Kammer, daß ſtatt der bisher üblichen zwei Holztage, hinführo wöchentlich nur einmal den armen Bürgern Holz zu leſen erlaubt ſeyn ſolle, weil viele die Sache zu weit getrieben und im bürgerlichen, wie im Herrſchaftlichen Holz Schaden gethan und das geholte Holz wieder verkauft hätten. Niemand ſollte ein hauendes Inſtrument mit ins Holz nehmen; die Leute ſollten die eine Woche ſämmtlich durchs obere Thor, in der andern Woche durchs untere Thor einpaſſiren; aus einem Hauſe ſollte nur eine Perſon ins Holz gehen und beim Bürgermeiſter einen Erlaubnißſchein für 2 ggl. einlöſen, der im Thor vorgezeigt werden müßte.

Am 18. Jul. wurden viele Veranſtaltungen zum feierlichen Empfange der hierher von Frankfurt zurückkehrenden Herzogin Charlotte Amalie getroffen.

Der 21. Jul. war dieſer für Meiningen ſo erfreuliche Tag, an welchem nach den Unruhen und Stürmen der verfloſſenen Jahre die Reſidenz gleichſam aufs neue hierher verlegt wurde. Viele Hände waren die ganze Woche hindurch geſchäftig geweſen, um Alles feſtlich zu ſchmücken. Die Herzogin kam über Römhild, Jüchſen und Maßfeld, wo man ſie überall mit wahrer Freude und mit paſſenden Feier-

lich-

lichkeiten empfieng. Hier hatte man mehrere Ehrenpforten, Ehrenſäulen, die mit Guirlanden verknüpft waren und eine Allee von Tannenbäumen, vom obern Thore bis zum Schloß errichtet, die von den Jungfrauen mit Kränzen, Roſen, Blumen und Bändern geſchmückt waren. Sechs Kanonen, die vor dem obern Thore ſtanden, machten die Ankunft der Herzogin bekannt, die Kanonen auf dem mittlern Raſen und auf dem Wall am untern Thore und das Geläut aller Glocken ſtimmten ein. Vor dem Thore paradirten einige Bürgerkompagnieen und im Thore ſelbſt eine ſtarke Wache der Garniſon. Da die Nacht hereinbrach, ſo waren viele Pechpfannen und Fackeln, welche von Bürgern getragen wurden, erforderlich. Den Wagen der Herzogin, bei welcher die Prinzen waren, begleiteten die Lyceiſten mit Fackeln. Mit lautem Vivatrufen und der Löſung 6 kleiner Kanonen ward die Herzogin bei ihrer Ankunft auf dem Markte begrüßt. Den Zug eröffnete eine zahlreiche Menge derer, die entgegen geritten waren, der Poſtmeiſter Bauerſachs mit 6 blaſenden Poſtillons und der Oberforſtmeiſter v. Hanſtein mit dem reitenden Jägerperſonale. Durch die obere Marktgaſſe gieng der Zug auf den Markt, wo am Rathhauſe die Hauptehrenpforte erbaut und mit Tannenzweigen bekleidet war: ſie war mit vielen paſſenden Sinnbildern und Inſchriften reich geſchmückt.*) Hier wurde die Herzogin durch die Stadtgeiſtlichkeit und die Lehrer bewillkommnet: das Chor ſtimmte auf dem Portal Geſänge an, während der Donner der Kanonen und das Geläute der Glocken fortdauerte; die Hauptwache am Markte rührte das Spiel.**) Eine zweite Ehrenpforte ſtand am Grimmiſchen (jetzt Schenkiſchen) Hauſe beim Eingange in die Metzengaſſe, in welcher beim Gaſthofe zur Krone***) Ehrenſäulen errichtet, ſo wie beſondere Verzierungen beim Eintritt in die lange Gaſſe angebracht waren. Wo die Schloßgaſſe ihren Anfang nimmt, war eine dritte Ehrenpforte gebaut; in der Mitte derſelben Straße abermals ein Ehrenbogen, beim Eingange des Schloſſes und in demſelben ſtanden Pyramiden, und auf beiden Seiten Orangerie. Auch am Schloß waren viele Deviſen angebracht. Die Schloßwache paradirte und beim Ausſteigen wurde die Herrſchaft feierlich empfangen. Vor der Tafel überreichten die beiden obern Klaſſen des Lyceums durch den oberſten Selektaner Walch ein auf Atlas gedrucktes Gedicht; die Herzogin verſicherte der Schule ihre Gnade. Bis nach Mitternacht dauerte in der Stadt der allgemeine Jubel.

Am 23. Jul. ſteckte jemand in der Defertshäuſer Waldung an der Streitleite, nahe am Herrſchaftl. Holz, eine ſtarke Eiche in Brand, welche auch bis auf wenige Aeſte in Aſche gelegt wurde. Wäre nicht die Witterung naß geweſen, ſo würde großer Schaden angerichtet worden ſeyn.

Am

---

*) Im Wochenblatt iſt dieſes Alles ausführlich zu finden.
**) Auf dem Markte ſtand ehedem das Wachthaus an dem offen fließenden Marktwaſſer.
***) Jetzt Nr. 56.

Am 29. Jul. entwich Johann Andreas Rienecker, früher katholiſcher Geiſtlicher aus Hammelburg, der im Jahre 1754 in Waſungen zur lutheriſchen Kirche übergetreten und nachmals als hieſiger Kandidat angenommen war, als er eben zu einer Stelle befördert werden ſollte, mit Hinterlaſſung vieler Schulden, wieder ins Fuldaiſche.

Am 10. Aug. war der Geburtstag der Herzogin. Abends hatte der Stadtrath die beiden Ehrenpforten auf dem Markte erleuchten laſſen. Auch im Derkiſchen Hauſe waren paſſende Inſchriften angebracht. Am 11. Aug. fand eine ähnliche Erleuchtung ſtatt; die Herrſchaft kam auf den Markt in die Wohnung des Obriſt v. Buttlar, um dieſelbe in Augenſchein zu nehmen.

Am 19. Aug. wurde auf dem untern Raſen ein großes Feuerwerk abgebrannt. Ein Pavillon war erbaut und mit vielen Lampen erleuchtet. Neben einem Altare waren mehrere Sinnbilder und dazu gehörige Inſchriften zu ſehen. Kanonenſchüſſe, Raketen, Feuerräder und dergl. wechſelten und das Ganze gewährte einen herrlichen Anblick. Es dauerte bis um Mitternacht.

Am 26. Aug. wurden die erledigten Stellen der zu den Landſtänden gehörigen ſtädtiſchen Deputirten wieder beſetzt, und zwar aus Meiningen durch den Senator Erk, aus Waſungen durch die Rathmitglieder Volkhart und Weinreich, aus Salzungen durch die Rathsmeiſter Sulzberger und Volkhart.

Am 8. Aug. wurde ein Münzpatent angeſchlagen und in demſelben verordnet, daß die im Kriege geprägte große und kleine Münze nicht mehr gelten ſollte.

Am 30. Aug. wurde der Kanzliſt Deken als Organiſt bei der Stadtkirche angeſtellt.

Am 18. Sept. wurden auf Regierungsbefehl die Wochenmärkte *) wieder wie zuvor am Mittwoch und Sonnabend hergeſtellt. Es erſchien eine gedruckte Ver-

---

*) Schon nach den Statuten ſollte hier ein Wochenmarkt gehalten werden. Im dreißigjährigen Kriege kam dieſe Einrichtung ab, weshalb man ſich am 14. Aug. 1680 veranlaßt ſah, ſie wieder herzuſtellen. 1702 war eine neue Verordnung nöthig, welche im Druck erſchien. Sie war ſehr ſtreng, denn nach derſelben waren die Leute durchaus gehalten, was ſie nicht ſelber brauchten, auf den Markt zu bringen und es mußte von jeder Familie in beſtimmten Friſten jemand da geweſen ſeyn. Am 15. Jun. 1715 erließ das neu errichtete Polizeikollegium abermals eine Verfügung in dieſer Beziehung. — Was die übrigen Jahrmärkte hier anlangt, ſo haben ſie meiſtens ihren Urſprung in alten Zeiten und von beſondern Ereigniſſen: 1) am 20. Jan. entſtanden durch eine Prozeſſion, die bei Gelegenheit einer ſchrecklichen Seuche gehalten wurde; 2) nach Reminiſcere, eigentlich ein Roßmarkt, v. J. 1612. 3) nach Quaſimodogeniti, an welchem Sonntage einſt die Kirche eingeweiht war, (der Kirchmarkt) und beſtätigt 1336. 4) nach Cantate, bei Gelegenheit der Einweihung der Kloſterkirche am untern Thore, (die Brüder-Kirchweih, der Kloſtermarkt) im J. 1242. 5) drei Wochen nach Pfingſten, wegen der am 7. Jun. 1278 zum zweitenmal vorgenommenen Einweihung der Kirche durch den Biſchof und das Domkapitel von Würzburg (Kapitelmarkt). 6) Am 22. Jul. bei Einweihung der Magdalenenkapelle auf dem jetzt noch den Namen „die Kapelle" führenden Platz, 1394, (Mar. Magdalenen-Markt.) 7) der Michaelismarkt

Verordnung und am 24. Sept. wurde der Anfang gemacht. Vgl. jedoch 30. Aug. 1766. und 18. Okt. 1771.

Am 28. Sept. wurde befohlen, daß niemand ohne Erlaubniß fremde Perſonen beherbergen ſollte.

Im Oktober wurde die höchſte Spitze des großen Thurms an der Stadtkirche, welche am 22. Aug. wegen Baufälligkeit abgetragen war, mit Brettern durch den Schieferdecker Dreißigacker zugeſchlagen. In der Rathskaſſe, welche durch den Aufwand in den Kriegsjahren ganz erſchöpſt war, war das zur Herſtellung des Thurms nöthige Geld nicht mehr vorhanden, und es hatten ſchon zu viele Schulden gemacht werden müſſen. Es iſt hierbei zu bemerken, daß der Thurm ehedem ein ſchöneres Ausſehen hatte und größer war. Ueber der jetzigen höchſten Spitze, wo die Schlagglocke hängt, war noch eine höhere Laterne oder Durchſicht, (in welcher ſich eine zweite Glocke befand, woran die Viertelſtunden ſchlugen), und über dieſer eine hohe Helmſtange mit Fahne. Dieſer höchſte Theil wurde jetzt abgetragen und die Glocke blieb ungebraucht, bis ſie beim Reformationsfeſte 1817 zu den übrigen Glocken auf den kleinern Thurm gebracht (die Reformations- oder Lutherglocke) und ſeitdem an allen Feſttagen mitgeläutet wurde. Die größere Schlagglocke erhielt ſeit 1763 zwei verſchiedene Hämmer, um ſowohl die Viertelſtunden, als die ganzen Stunden anzugeben. Erſt 1768 erhielt der Thurm wieder ein Schieferdach in der Geſtalt, in welcher er ſich jetzt noch befindet.

Am 12. Okt. traf der Landgraf Friedrich von Heſſen-Caſſel hier im Schloſſe mit anſehnlichem Gefolge ein und reiſte nach der Tafel wieder nach Schmalkalden ab.

Am 17. Okt. ſah man des Morgens um 4 Uhr einen ſtarken Nordſchein; desgleichen, jedoch nicht ſo ſtark, am Abend.

Am 18. Okt. wurden der Obriſt von **Buttlar** und der **Lieutenant von Boſe** in ihrer Eigenſchaft als ritterſchaftliche Deputirte beſtätigt.

Am 21. Okt. wurde der Stadtrath wieder vollſtändig beſetzt. Zu dem Oberbürgermeiſter Derk und Bürgermeiſter Heim kamen als Bürgermeiſter die bisherigen Rathsmitglieder, der Hoffaktor Ackermann und der Hofverwalter Haak. Zu den Rathsmitgliedern Erk, Anthing, Dittmar kamen als neu gewählt der Kaufmann Georg Holdefreund, der Steuerſchreiber Balthaſar Chriſtian Muſäus, der Kirchenprobſt Georg Albertus Meder, der Regiſtrator Johann Chriſtian Rieneck und einige Zeit darauf der Hofadvokat Johann Chriſtian Elias Hönn hinzu.

Am

---

markt von Kaiſer Heinrich I, um den ſtädtiſchen Verkehr zu beleben, aus der Michelau bei Walldorf in die Stadt verlegt im J. 933; 8) der Burkhardi-Markt, (Zwick-Markt), der Stadt nebſt vielen andern Privilegien von Kaiſer Ludwig im J. 1349 verliehen; 9) der Martini-Markt, als Kaiſer Heinrich II die Stadt an den Biſchof von Würzburg im J. 1007 überließ und das Stadtregiment verändert wurde; 10) der Weihnachtsmarkt, der Stadt von Herzog Friedrich zu Gotha am 8. Nov. 1676 verliehen

Am 31. Okt. wurde die Oberſächſiſche Kreiskompagnie unter dem Obriſtlieutenant von Buttlar abgedankt. Die Leute waren meiſtens aus dem Oberlande und wurden wieder bei der Fränkiſchen Kreiskompagnie in Dienſte genommen.

Am 2. Nov. hatte der Metzger Teubner, der aber nicht bei dem Stadt-Metzgerhandwerk Meiſter war, auf Regierungsbefehl am Wochenmarkte feil. Einige hieſige Metzger nahmen ihm das Fleiſch weg, warfen es auf die Erde und mißhandelten ihn mit Schlägen. Sie wurden zu Arreſt gebracht und hart geſtraft, auch wurden die Landmeiſter aus dem Amte Maßfeld in die Stadt beordert, um alle Wochenmärkte im Rathhauſe feil zu haben. Sie konnten das Pfund Fleiſch um 1 Xr. wohlfeiler geben, als die hieſigen Meiſter.

Am 3. Nov. wurde ein neues Münzdevalvations-Patent angeſchlagen, nach welchem bis zu einer von Kaiſer und Reich zu erlaſſenden Verfügung in den öffentlichen Kaſſen, wie im Handel und Wandel die von 1750 bis 1752 geprägten 12 Kreuzerſtücke 10 Xr., die 6 Kreuzerſtücke 5 Xr., die neuen Nürnberger Batzen 4 Xr., die 4 Kreuzerſtücke von 1750 nur 3 Xr. gelten ſollten.

Am 4. Nov. wurde durch ein neues Werbepatent verordnet, daß künftig kein Unterthan außer Landes in Kriegsdienſte treten ſollte, bei Verluſt des ihm bereits zuſtehenden oder noch zu hoffenden Vermögens; auch würde er bei etwaiger Rückkehr als meineidiger und pflichtvergeſſener Unterthan in das Zuchthaus zur Beſtrafung abgegeben werden. Dieſe Verordnung war Erneuerung einer früher erlaſſenen v. 12. Aug. 1755, welche viel ſtrenger war.

Um dieſe Zeit war in benachbarten Gegenden eine heftige Viehſeuche ausgebrochen, weshalb beim Viehhandel Päſſe erfordert wurden.

Am 5. Dec. wurde dem Advokaten Trinks das hieſige Centamt übertragen und derſelbe zum Amtsadminiſtrator ernannt.

Am 19. Dec. wurde der bisherige Rektor M. Raſche zum Pfarramt nach Maßfeld und der Kandidat Lotze, welcher die ſeit dem im J. 1755 erfolgten Tode des Kantor Hartmann erledigte Tertiusſtelle einige Zeit beſorgt hatte, zum Pfarramt nach Leutersdorf befördert. Das Rektorat wurde beſetzt durch den Kandidaten Joh. Adam Emmrich aus Salzungen, Tertius wurde der bisherige Quartusſubſtitut J. Kaſpar Schmidt, Kantor und Quartusſubſtitut wurde Joh. Chriſtoph Krauſe. Bis zu dieſer Zeit war das Kantorat mit der Stelle des Tertius verbunden geweſen.

Am 23. Dec. koſtete das Maas Korn 10 Btz., Waizen 1 Rthlr., Gerſte $7\frac{1}{2}$ Btz., Hafer 4 Btz., ein $4\frac{1}{2}$ Pfd. Brod 2 Btz., eine Dreiersſemmel wog 5 Lth.; 1 Pfd. Rindfleiſch koſtete 1 Btz. 13 pf., Hammelfleiſch 1 Btz. 7 pf., Schweinefleiſch 1 Btz. 15 pf.

Am 25. Dec. fieng es an zu regnen und dieß dauerte fort bis zum andern Morgen, wo es etwas helle ward, allein am 27. Dec. fieng der Regen von neuem liebliche Eliſa, Kleinod meiner Hoffnungen, Königin des Roſenhains, möchte ich doch, wenn mir der Glücksſtern wieder ſtrahlet, Euch zu ſehen, Euch freundlicher finden."

„Möchte ich Euch doch einmal vernünftig finden, Herr Kranichfeld," zürnte Eliſabeth. „Ich ſollte meinen, die Zeit ſei nicht günſtig für Eure Scherze, und wahrlich, ich bin nicht aufgelegt, ſie anzuhören. Lebt wohl."

Sie wandte ſich im Unmuth von ihm ab, und ging mit glühendem Geſicht in die Kammer.

„Schmeichelt der Dirne nicht zu ſehr, lieber Freund!" ſprach der Vierherr zu Kranichfeld, und drohte ihm lächelnd mit dem Finger. „Sie iſt ein braves Kind, ſie liebt die zuckerſüßen Reden nicht. Hab' auch mein Lebtag nicht viel davon gehalten. Kommt, Freund! Auf Euch hoffe ich rechnen zu können, wenn mir ja Gefahr droht. Nicht wahr, das kann ich?"

Kranichfeld ſah verlegen aus. „Gewiß, gewiß," antwortete er, aber ſein Herz war anderer Meinung, das ſprach: „Wo die Deichſel an und dauerte bis zum 30. Dec. unaufhörlich fort. Dadurch ſtieg das Waſſer ſo außerordentlich hoch, als es noch nie der Fall geweſen war. *) Am 31. Dec. des Morgens um 2 Uhr war die Werra ſo gewachſen, daß man die Pferde aus dem Marſtall in die Stadt bringen mußte. Gegen 4 Uhr hob das Waſſer die ins Schloß führende Zugbrücke in die Höhe, bald ſtand es einen Fuß hoch über der Brücke, die Wache mußte von ihrem Poſten; endlich ſtieg es über die Lagerſtatt in der Schloßwache, ſo daß die Soldaten die Stube verlaſſen mußten. Nach 4 Uhr konnten die Nachtwächter, welche wegen der zunehmenden Gefahr die Leute wecken wollten, nicht mehr durch alle Straßen gehen. Um 5 Uhr ſtieß das Waſſer ein Stück Mauer in den Schloßgraben; gegen 6 Uhr rief der Mittelmüller um Hülfe und als man die Mittelpforte öffnete, brach der Strom mit ſolcher Gewalt ein, daß in einer halben Stunde die Fiſcher- Schweizer- Burg- Schloß- Kloſtergaſſe, der untere Theil der langen Gaſſe über 2 Ellen hoch im Waſſer ſtand. Die Bewohner dieſer Straßen flüchteten in die obern Stockwerke und mußten ſich bis Nachmittags 3 Uhr darin aufhalten. Aus dem Schloß konnte man gegen 7 Uhr weder ein- noch ausgehen; die Schloßküche ſtand unter Waſſer und man mußte mit Pferden das Nöthige zu retten ſuchen. Aus dem Keller konnte man nichts holen, für die Herrſchaft wurde in der Stadt gekocht, und die Bedienten mußten in Stiefeln durchbaden, um die Speiſen ins Schloß zu ſchaffen. Gegen 11 Uhr ſtand die untere Hälfte der Stadt von der Stadtkirche an unter Waſſer, zum untern Thore und zur mittlern Pforte herein ſtrömte die Werra und drang durch die Kellerlöcher in die Keller, ſo daß ſehr viel Wein, Bier, Gemüſe u. dergl. verdarb. Der kleine Fürſtengarten (ſonſt der Mönchsgarten genannt, ſ. ob. S. 5.) ſtand 3 Ellen tief unter Waſſer. Die hölzernen Brücken waren zerbrochen und zum Theil fortgeführt. Die Mühlen, beſonders die Mittelmühle, erlitten großen Schaden, bei der obern Mühle gieng das Waſſer über die Marktwaſſerrinne. Von unten her konnte man bis zur untern Mühle kommen, von da aber nicht in die Stadt, ſondern man mußte über den Bleichgraben zum obern Thore herein gehen.

Auch an andern Orten des Landes, ſo wie im Auslande, war das Waſſer zu einer ungeheuern Höhe geſtiegen. In Waſungen und Salzungen war der Schaden ſehr groß. **)

In

---

*) M. ſ. Güth's Chron. am 2. Febr. 1306, 21. Jul. 1342, 12. März 1343, 1. Jul. 1413, 1430, 28. Jul. 1505, 1551, 10. Jan. 1552, 11. Jan. 1633, 5. Jan. 1643 über den hohen Stand des Waſſers. M. vgl. in d. Fortſ. d. Chr. B. 1. 26. Jul. 1676, 3. Jan. 1676, 15. u. 16. Jan. 1682, 8. Aug. 1684, 22. Jun. 1692. Es iſt dabei zu merken, daß die Stadt jetzt viel höher liegt, als ehemals. Man findet häufig die Spuren des ältern Pflaſters einige Fuß unter dem jetzigen, und die alten Häuſer liegen gewöhnlich tiefer, als das Straßenpflaſter.

**) Das Wochenblatt enthält hierüber ausführliche Nachrichten.

In der Schloßkirche war die Zahl der Kommunikanten in dieſem Jahre 845, der Getrauten 4 Paar, der Gebornen 24, der Geſtorbenen 16. Bei der Stadtkirche: Kommunikanten 4022, getraut 29 Paar, geboren 79, geſtorben 77.

1764.

Am 1. Jan. ſtand das Waſſer noch ſo hoch, als Tags zuvor.

Am 2. Jan. fiel es etwas, doch mußten die Bedienten, welche die Speiſen ins Schloß trugen, noch mit Stiefeln durchbaden, und man konnte nur zum obern Thor herein in die Stadt kommen.

Am 3. Jan. konnte der obere Müller wieder mit einem Gange mahlen.

Am 9. Febr. koſtete das Ms. Korn 9½ Btz., Waizen 16 Btz.

Am 8. März ſtarb Frau Anna Margaretha von Berger geb. von Schirr, hinterlaſſene Wittwe des verſtorbenen Reichshofraths Chriſtoph Heinrich Edlen von Berger und wurde am 11ten in der Gottesackerkirche begraben. Sie war zu Rinteln am 7. Aug. 1668 geboren und mithin 96 Jahre alt. Um die hieſige Stadt machte ſie ſich ſehr verdient durch ein Legat von 500 Rthlr., deſſen Zinſen der Lehrer der Mädchenſchule ſtatt des Schulgelds armer Kinder bezieht, ſo wie durch ein anderes von 200 Rthlr., deſſen Zinſen an Hausarme durch den Oberbürgermeiſter vertheilt werden. *)

Am 20. März wurde der Advokat Ludwig Samuel Amthor als Landſchaftsſyndikus angeſtellt.

Am 30. März wurden die Kollegien wieder vollſtändig beſetzt und die Herzogin erſchien zu dieſem Endzweck ſelbſt auf der Regierung. Dieſe beſtand aus dem Geheimenrath von Pfaffenrath, dem Kanzlar Bucherer (beide waren bisher Regierungsräthe), dem Regierungsrathe Hofmann und den neu ernannten Regierungsaſſeſſoren K. W. W. von Donop, dem bisherigen Sekretär, Chr. A. Walch, J. Fr. W. Zink (bisher Lehnſekretär), M. Chr. Grimm (bisher Advokaten und Gandersheimiſchen Sekretär.) Beim Konſiſtorium wurde der bisherige Regierungsrath Stoll Vicepräſident, Konſiſtorialaſſeſſor war ſeit dem Anfang des vor. Jahres L. H. Buſſenius (gegen Ende dieſes Jahres wurde er Konſiſtorialrath), desgleichen wurde der bisherige Sekretär Beinersdorf, welcher die Geſchäfte eine Zeitlang allein verſehen mußte, zum Konſiſtorialaſſeſſor ernannt:

---

*) Nachträglich iſt hier zu bemerken, daß Frau Luiſe Maria von Gülchen, geb. Spener, hinterlaſſene Wittwe des Kammergerichtsadvokaten und Regierungsraths D. Johann Ulrich von Gülchen zu Wetzlar 100 fl. frnk. dem Waiſenhauſe und 100 fl. frnk. Kapital für 12 Hausarme vermachte und die Aufſicht der Zinkiſchen Familie, zu welcher ſie gehörte, übertrug. Mit zwei andern Legaten derſelben Familie, dem Zinkiſchen und Silchmülleriſchen vereinigt, beträgt das für Arme beſtimmte Kapital jetzt 300 fl. und ſteht bei der Armenkaſſe.

ernannt: die geiſtlichen Stellen waren noch unbeſetzt; Sekretär wurde der Regierungsregiſtrator J. Chr. Arnold. Bei der Kammer wurde der Legationsrath Bauerſachs zum Kammerrath ernannt, und zu Kammeraſſeſſoren der Kammerjunker von Bobenhauſen, der Rentmeiſter J. von Hagen, der Sekretär Heuſinger, desgleichen (am 15. Mai darauf) auch der bisherige Stolbergiſche Berggerichtsaſſeſſor Ludwig Chriſtian Caroli. Der Regiſtrator Bey wurde Kammerſekretär. Bei der Kriegskommiſſion wurde der Obriſt und Kommandant von Buttlar zum Geheimen Kriegsrath ernannt. Tags darauf wurde das Kanzleiperſonale in Pflicht genommen, auch wurden die Hofhandwerker dem bisherigen Däniſchen Hauptmann von Rhode, welcher in die hieſigen Dienſte als Ober-Landbaudirektor trat, vorgeſtellt.

Am 10. April kam die Herzogin von einer Reiſe nach Philippsthal zurück.

Am 25. April wurde der kleine Thurm auf der Waiſenkirche durch den Zimmermeiſter Gorr neu gebaut und durch den Schieferdecker Dreißigacker gedeckt.

Am 4. Mai wurde durch den Stadtrath das Verbot erneuert, Nachtigallen zu fangen.

Am 6. Mai, als am Sonntage Miseric. dom., wurde ein Dankfeſt wegen Krönung Kaiſer Joſephs II gefeiert.

Im April und Mai wurden die Lindenbäume auf dem Wege bei der Schloßmühle abgeſchlagen, ſo daß ſie nur in Stockwerkshöhe ſtehen blieben. Es ſollte eine Laubwand dadurch gezogen werden.

Von jetzt bis zur Erndte koſtete das Maas Korn 9 Bz.

Am 23. Jun. hatte ein hieſiger Tambour einen Soldaten im Gartenwirthshauſe gefährlich verwundet. Er deſertirte, kam aber nach einigen Tagen wieder, als es mit dem Verwundeten beſſer gieng, und mußte zur Strafe 6mal Spießruthen laufen.

Im Jul. wurde der verfallene Brunnen im Herrnberg am Limbach wieder gefaßt und ins Schloß geleitet.

Am 9. Jul. ſchlug der Blitz in den Stadel des Schultheißen Vierling zu Metzels, ſo daß derſelbe in einer halben Stunde abbrannte. Einige Leute, die wegen des Regens daſelbſt untergetreten waren, waren unbeſchädigt geblieben.

Am 14. Jul. ergieng ein Regierungsbefehl an den Stadtrath, daß das Bier von 7 pf. auf 6 pf. herabgeſetzt und zugleich verbeſſert werden ſollte. Gute nicht mit Waſſer vermiſchte Milch ſollte 6 pf. und nicht mehr 2 Kr. koſten.

An dieſem Tage brannte der über dem Kalkofen ſtehende Bau ab, entzündet durch die Hitze des Kalkbrennens.

In dieſem Monate nahm die Herzogin in Gemäßheit des Teſtaments Anton Ulrichs völligen Beſitz von dem Gute Sophienluſt, welches nun den Namen Amalienruhe bekam.

Am 18. Jul. ertrank ein Lyceiſt, Valentin Hofmann aus Waſungen, im Bade unweit der Walkmühle. Bei ſeiner Beerdigung mußten diejenigen, welche mit ihm im Bade geweſen waren, zunächſt hinter dem Sarge hergehen.

Am 26. Jul. kam die Herzogin nebſt dem Prinzen Karl von einer Reiſe nach Gandersheim glücklich zurück.

Am 29. Jul. ſchlug der Blitz zu Crock bei Eisfeld in den Thurm und tödtete 5 Perſonen, beſchädigte auch mehrere andere.

Im Auguſt arbeiteten die Weiß- und Lohgerber bei der neu anzulegenden Loh- und Walkmühle in der Nähe des Armenhauſes, (wo der untere Weg nach Welkershauſen führt). Am 15. Sept. ward der Grundſtein durch den Maurer Konrad Schaubach gelegt und am 2. Nov. der Bau durch die Zimmerleute Kahle, Oſtertag und Hartmann aufgerichtet.

Am 17. Sept. hielten die Landſtände nebſt dem Syndikus Amthor einen Konvent zu Waſungen.

Am 27. Sept. ſtarb der Kammeraſſeſſor und Rentmeiſter von Hagen.

An demſelben Tage erließ die Regierung ein Reglement, welche hieſige Bürger die Frohnfreiheit zu genießen haben ſollen.

Am 29. Sept. hielt der Oberhofprediger und Konſiſtorialrath Chriſtian Huldreich von Gohren, welcher von Jena, wo er bisher geſtanden hatte, hierher berufen war, in der Schloßkirche ſeine Antrittspredigt. Er hatte als Adjunkt der theologiſchen Fakultät homiletiſche Kollegien geleſen und war ein ſehr beliebter Prediger und Katechet. Die Stelle des Oberhofpredigers war ſeit 1726 nicht beſetzt geweſen. Der bisherige Waiſenpfarrer Molter, welcher den Gottesdienſt in der Schloßkirche beſorgt hatte, kam als Superintendent nach Waſungen; Waiſenpfarrer wurde der Kandidat Georg Friedrich Fleiſchmann und von nun an wurde wieder ordentlicher Gottesdienſt am Sonntage und Betſtunde in der Woche in der Waiſenkirche gehalten.

Am 8. Okt. erwartete man den Erbprinzen Karl von Heſſen-Caſſel und die Soldaten mußten nebſt einer Kompagnie des Ausſchuſſes in Parade ſtehen. Er hatte aber einen andern Weg genommen.

In dieſem Jahre wurden die alten Ställe vor dem Schloß niedergeriſſen.

Es wurden im Laufe des Jahrs 7 Geiſtliche ordinirt. Der Kommunikanten waren 4491; 39 Paare wurden kopulirt, 109 Kinder waren geboren, 63 Perſonen geſtorben.

1765.

Der Anfang des Jahres war ſehr kalt bis zum Februar, welcher zuerſt gelinde Tage hatte; gegen Ende deſſelben nahm die Kälte zu und es gab vielen Schnee.

Am 20. Jan. ſah man eine beſondere feurige Lufterſcheinung.

Am

Am 8. Febr. erhielt Prinz Karl vom Kurfürſten in der Pfalz den Hubertus-Orden.

Am 16. Febr. wurde in hieſiger Herrſchaft, wie an allen Orten, befohlen, die Landſtraßen wieder herzuſtellen. Auch die Brücken am untern Thore wurden bei dieſer Veranlaſſung reparirt.

Am 10. März, als am Sonntage Oculi, hielt der zum Hofkaplan hierher berufene, bisherige Subſtitut zu Breitungen, Johann Georg Wilhelm Volkhart, in der Schloßkirche ſeine Antrittspredigt. Dieſe Stelle war ſeit 1757 nicht beſetzt geweſen. Von nun an wurden auf höchſtem Befehl in der Schloßkirche Montags, Dienſtags und Donnerſtags von 4 bis 5 Uhr wieder Betſtunden gehalten.

Am 12. März wurde das Kaiſerl. Patent wegen der Handwerksmißbräuche hier bekannt gemacht.*)

Vom 18. März an fuhr man fort, die Lindenbäume von der Schloßmühle bis zur Mittelmühle abzuhauen wie man im vorigen Jahre angefangen hatte.

Am 21. März entfloh aus den Gefängniſſen des Thurms am untern Thore ein Vagabund, indem er ſich an einem Seile, welches er von ſeinem zerſchnittenen Kittel verfertigte, herabließ. Weib und Kind ließ er hier ſitzen.

Das Ende dieſes Monats war durch ſehr angenehme Witterung ausgezeichnet.

Am Sonntage Palmarum (31. März) hielt ein aus Schwaben gebürtiger Kandidat, M. Eberhard Heinrich Gottlieb Georgii (welcher hier beim Kanzlar Wucherer, einem Verwandten, war) ſeine Probepredigt als Diakonus in der Stadtkirche.

Im März wurden die Lindenbäume vom untern Thore bis zum Armenhauſe, auf dem untern Raſen und am Gottesackerwege abgehauen. Der Stadtrath verkaufte das Holz. Diejenigen, welche Bürger werden wollten, mußten in den Jahren 1704 und 1705 dieſe Bäume ſetzen laſſen oder bezahlen.

Im

---

*) In Anſehung der Zünfte iſt zu erinnern, daß man hier keine deutlichen Spuren eines Einfluſſes derſelben auf Ausbildung der ſtädtiſchen Verhältniſſe bemerkt, man müßte denn annehmen, daß das Steigen der bürgerlichen Macht vom 13ten bis 16ten Jahrhundert, wie in andern Orten Deutſchlands, ſo auch hier durch die Zunftverfaſſung begünſtigt worden ſey. Wenigſtens tritt um dieſe Zeit auch hier nach den Erzählungen in Güths Chronik der Bürgerſtand öfters handelnd auf, und das Beſtehen eines Gemeinderaths von vier, nachher von acht Männern neben dem Rath der Zwölfer ſcheint dieſe Vermuthung zu begünſtigen: denn dieſe Gemeinderäthe entſtanden in den meiſten Orten Deutſchlands um dieſe Zeit aus der Mitte der Zünfte oder auf Veranlaſſung derſelben. In Mellrichſtadt beſtand um dieſelbe Zeit ein Gemeinderath wie hier von acht Perſonen neben dem Rath der Zwölfer, es wurde aber in der vom Biſchof Konrad III im J. 1521 gegebenen Gemeindeordnung bemerkt, daß keine Zunft oder ſondere Innung dabei als ſolche ſeyn ſollte. Noch iſt hier zu erinnern, daß im J. 1590 beantragt worden zu ſeyn ſcheint, die Städte ausſchließlich gewerbetreibend zu machen; die Hennebergiſche Regierung erklärte aber, ſie wolle keine Neuerungen machen, die ohnehin nicht wohl durchzuführen ſeyn möchten.

Im April regnete es ſtark, ſo daß die Werra aus den Ufern trat.

Am erſten Oſterfeiertage (7. April) hielt der zum Oberpfarrer, Superintendent und Konſiſtorialaſſeſſor ernannte bisherige Archidiakonus Georg Siegmund Link ſeine Antrittspredigt. Nach derſelben ward der Kandidat Georgii zum Diakonus ordinirt. In der Nachmittagskirche hielt der zum Archidiakonat beförderte bisherige Diakonus und Nachmittagsprediger M. J. Theod. Meyfart ſeine Abſchiedspredigt. Am zweiten Oſterfeiertage hielt dieſer des Vormittags, der neue Diakonus des Nachmittags die Antrittspredigt. Am Sonntage Miſericordias Domini (21. April) ſollte der Superintendent Link durch den Oberhofprediger von Gohren eingeführt werden. Letzteres wurde aber plötzlich krank, als ſchon die Bürgerſchaft auf dem Rathhauſe verſammelt war, ſo daß die Feierlichkeit unterbleiben mußte. Am Sonntage darauf wurde die Inveſtitur durch den Konſiſtorialrath Buſſenius und Superintendenten Molter aus Waſungen vollzogen.

Der Monat Mai war trocken und dürr.

Am 18. Jun. Abends 8 Uhr wurde der Graf Albrecht Auguſt von Iſenburg-Büdingen mit der Prinzeſſin Katharina Friederike Charlotte von Heſſen-Philippsthal im hieſigen Schloß durch den Oberhofprediger von Gohren getraut.

Am 25. Jun. wurde abermals ein Münzpatent erlaſſen. Die Ducatons ſollten 1½ Rthlr., die Baireuther Zwölfbatzenſtücke nur 10½ Bz., die 12, 6, 4, 3 Xr. nur 10, 5, 3, 2½ Xr. gelten.

Im Jun. und Jul. wurde der Fahrweg von Meiningen nach Maßfeld in der Allee in guten, brauchbaren Stand geſetzt.

Am 5. Jul. koſtete das Ms. Korn, welches zeither 14 Bz. gekoſtet hatte, 12 Bz., Waizen 13 Bz., 4½ Pfund Brod ſollten 2 Bz. koſten, man bekam aber kaum 4 Pfd. dafür. Eine 6 Pfennig Semmel wog 18 Loth., 1 Pfd. Fleiſch koſtete 2 ggl. 1 Pf.

Am 11. Jul. reiſte die Herzogin mit dem Prinzen Karl ins Oberland und kam am 23ſten zurück.

Am 27. Aug. wurde zum erſtenmal in der neuen Lohmühle (ſ. ob. S. 29.) Loh gemahlen.

Am 28. Aug. war um 11 Uhr Mittags ein heftiges Gewitter. In Weſtenfeld bei Römhild ſchlug der Blitz ein und es verbrannten 13 Häuſer und 14 Scheunen. Ueberhaupt fanden im Auguſt viele Gewitter ſtatt und es war ſehr warm. Der Hopfen verdarb; um Bartholomäi koſtete das Mltr. 3 Rthlr. Wegen der Dürre gab es auch kein Obſt.

Am 5. Sept. wurde ein Münzpatent angeſchlagen, daß bei hoher Strafe die alte Münze nach dem Konventions- oder 20 Guldenfuß neben der neuen Münze auch im Handel und Wandel, wie in den Herrſchaftlichen Kaſſen angenommen werden

werden ſollte. Es entſtand daraus große Unordnung und die Leute hatten Schaden: es war ein wahrer Münzkrieg zu dieſer Zeit.

Vom 8. Sept. wurde wegen des Todes des Kaiſers Franz I vierzehn Tage lang täglich Trauer geläutet, auch die Muſik eingeſtellt.

Im Septbr. koſtete das Ms. Korn 10 Bz., Waizen 11 Bz. Bald wog 1 ggl. Brod 1 Pſd. 17 Lth., bald 1 Pſd. 22 Lth. 3 Qu.; eine 3 Pf. Semmel bald 9, 8, bald 7 Lth., ein 2 Bz. Brod 4 bis 5 Pſd. Es gieng ſehr unordentlich zu. Am 13. und 14. Sept. wurde den Metzgern und Bäckern eine neue Taxe gemacht. Das Rindfleiſch ſollte 20, das Hammelfleiſch 19, das Schweinefleiſch 22 Pf. koſten. Das 1 ggl. Brod ſollte 2¼ Pſd., die 3 Pf. Semmel 9 Lth. 1 Qu. wiegen. Aber weder Metzger noch Bäcker folgten, ſondern handelten nach Belieben.

Der Oktober fieng mit Regen und Sturmwind an.

Am 9. Okt. koſtete das Korn 8½ Bz., Waizen 10 Bz.

Da der bisherige Konrektor Rommel zum Pfarrer nach Sülzfeld ernannt war, ſo trat bei der Schule an ſeine Stelle der Kandidat J. Chriſt. Volkhart.

Am 21. Okt. deſertirte ein hieſiger Soldat und gieng in Gothaiſche Dienſte. Bald deſertirte er auch dort und kam wieder hierher, mußte aber durch 400 Mann Spießruthen laufen, die Unkoſten bezahlen, die Montur wieder anſchaffen und wurde dann wieder unter die Kompagnie genommen.

Am 26. Okt. ſtarb auf dem untern Thurme ein Menſch, der wegen Gartendieberei und anderer Händel in Arreſt gebracht war. Die Hirten und Nachtwächter ſollten ihn am 30ſten auf dem Gottesacker begraben; ſie weigerten ſich aber und die Bürger wollten es auch nicht zugeben, daß er auf dem Gottesacker begraben werde. Auf ſcharfen Befehl mußten die Todtengräber ein Grab machen, wofür ihnen 1 fl. rhein. gegeben wurde. Die Nachtwächter und Hirten wurden wegen ihrer Weigerung auf den Thurm zu Arreſt gebracht; zwei Nächte war keine Nachtwache, zwei Tage wurde kein Vieh ausgetrieben. Endlich mußten ſie ihn auf Regierungsbefehl am 1. Nov. früh um 3 Uhr doch hinaustragen und begraben. Ein Kommando Soldaten war mit einem Offizier während der Beerdigung beim Gottesacker aufgeſtellt, weil man Unruhen beſorgte.

Der November fieng mit naſſem Wetter an.

Am 19. Nov. wurde der Geburtstag des Prinzen Karl feierlich begangen.

Nach dem 22. Nov. nahm der Winter mit ſtarkem Froſt ſeinen Anfang.

Am 12. Dec. ward, um Unordnung und Nachtheil zu verhüten, ein neues Münzpatent erlaſſen, und dadurch der 24 fl. Fuß in ſämmtlichen hieſigen Landen, ſowohl den Fränkiſchen als den Oberſächſiſchen, wie in den benachbarten Ländern, wieder eingeführt.

Am 14. Dec. deſertirte ein Soldat und ſchwamm durch den Stadtgraben. Da es ſehr kalt war und er ſich trocknen wollte, machte er ſich im Walde ein Feuer an, an, legte ſich daran, ſchlief ein und fiel ins Feuer, wobei er ſich ſo verbrannte, daß ihm eine Hand abgenommen werden mußte.

In dieſem Jahre waren bei der Schloßkirche 1031 Kommunikanten; 10 Paare wurden getraut, 32 Kinder geboren, 23 Perſonen waren geſtorben. Bei der Stadtkirche waren 3645 Kommunikanten, 19 Paare waren getraut, 78 Kinder geboren, 64 Perſonen geſtorben, 3 Geiſtliche ordinirt.

1766.

Am 1. Jan. war es ſehr kalt und dieß hielt den ganzen Monat hindurch nebſt vielem Schnee an.

Am 11. Jan. ward das neue Münzpatent angeſchlagen.

Am 19. Jan. um 4 Uhr wurde der Regierungsaſſeſſor Walch in der Stille begraben und Abends um 9 Uhr der Oberhofprediger und Konſiſtorialrath von Gohren. Letzterer wurde in der Stadtkirche mit Laternen beigeſetzt und zwar in das vor dem Altare befindliche Grab des im J. 1685 verſtorbenen Superintendenten Wider.

Den Februar zeichnete ſtrenge Kälte aus.

Am 26. Febr. erhielt der Scharfrichter zu Dreißigacker Befehl, alle hieſige Hunde, welche ohne Maulkorb in der Stadt herumliefen, durch ſeine Knechte todtſchlagen zu laſſen.

Am 14. März erhielt ein Vagabund den Staupbeſen.

Am 27. März ſtarb der Bürgermeiſter und Hofverwalter J. Andreas Hack an einem Stickfluß. Er wurde mit Prozeſſion und Glockengeläute begraben.

Da die Tochter des vormaligen Hoffouriers Brüchner in ihrem Hauſe mit dem Feuer nicht wohl umgegangen war, ſo wurde ihr deshalb 14 Tage lang eine Bürgerwache zur Aufſicht ins Haus gegeben.

Am 5. April ſtarb der Konſiſtorialaſſeſſor und Hennebergiſche Archivarius Beinersdorf.

Im April wurde das Holz von Dreißigacker herein bis an den Schlagbaum, an den Herrn- und Bauernweg abgehauen.

Am 1. Mai ſollte im Hofmanniſchen Hauſe durch einen Schmelzer, Namens Chriſtoph Asmann, ein Verſuch gemacht werden, wie viel Silber in den Stufen, welche man in dem neu errichteten Bergwerke zu Steinach gefunden hatte, enthalten ſey. Viele Herren waren dabei anweſend. Unter den Stürzen auf den dazu erforderlichen Gefäßen hatte der Schmelzer alte halbe Batzen angeklebt. Die Sache wollte nicht recht vorwärts gehen; einer der Anweſenden hob eine Stürze ab und der Betrug konnte nicht länger verborgen bleiben. Unter dem Vorwande, etwas in der Apotheke zu holen, was das Schmelzen fördere, entfernte ſich der

Schmelzer und entfloh alsbald, da er nahe beim untern Thore war. Er wurde mit Steckbriefen verfolgt und am 9. Mai durch ein Ausſchußkommando auf den Thurm ins Gefängniß gebracht, wo ihn täglich 2 Mann Ausſchuß aus den hieſigen Amtsdörfern bewachen mußten. Eine Kommiſſion ward zur Unterſuchung niedergeſetzt.

Am 5. Mai wurde der bisherige S. Weimariſche Kammerrath Otto Philipp von Türck zum Kammervicepräſidenten, der Regierungsaſſeſſor Adolph Gottlieb von Eyben zum Kammerrath, der Kriegsſekretär Molwitz zum Kammeraſſeſſor ernannt.

Am 14. Mai ſtarb der Kanzlar Adam Friedrich Wucherer. Er wurde mit großer, feierlicher Leichenbegleitung mit Geſang und Geläut in die Stadtkirche begraben, und zwar unter dem Altare in das Grab des Geheimenrathsdirektors Meß. (S. Th. 1. S. 42.) Die Leichenpredigt hielt der Hofkaplan Volkhart.

Am 24. Mai gieng ein hieſiger Bürger und Schuhmacher, Meiſter Peter Haak, mit Weib und Kind nach Rußland, an die Wolga in Aſtrakan, wohin ſchon viele Leute aus dem Reiche gezogen waren, denen man große Freiheiten verſprochen hatte. Da der Zulauf allmählig zu groß wurde, ſo wurde es von Rußland aus verboten.

Ein hieſiger Bürger wurde wegen Blei- und Glasdiebſtahl zu Arreſt gebracht. Die Bürger ſollten ihn bewachen, thaten es aber durchaus nicht. Er wurde ſpäter des Landes auf 6 Jahre verwieſen, nachdem ſeine Mutter das Geſtohlene erſetzt hatte.

Am 11. Jun. war hier und in Waſungen ein heftiges Gewitter. In Waſungen that die Flüthung großen Schaden.

Am 14. Jun. wurde der Kammerjunker und Hofrath J. H. Freiherr von Müller auf Stadtlengsfeld zum Schloßhauptmann ernannt und ihm der Hofſtab einſtweilen anvertraut.

Am 4. Jul. ließ der Stadtrath auf Befehl für die Spaziergänger 2 große Bänke auf dem obern Raſen, 2 an der Mitte des Stadtgrabens und 2 hinter der halben Stadt machen.

Am 21. Jul. wurden die Eingänge hinter der Stadtmauer am obern Thor auf einer Seite mit einem Drehrad, auf der andern mit einem Querholz verſchloſſen, ſo daß man zu Pferde oder mit einem Schubkarren nicht mehr dahin kommen konnte.

Der Julius war ſehr trocken.

Am 12. Aug. ſtarb der Quartus Utinandt in ſeinem 85ſten Jahre. Er hatte einen Subſtituten an dem Kantor Krauſe, welcher jetzt ganz in ſeine Stelle einrückte. Am 27. Aug. ſtarb der Mädchenſchullehrer Joh. Daniel Poppenhäuſer und dieſe Stelle ward durch den Kandidaten Joh. Andreas Stirzel beſetzt.

Am

Am 30. Aug. wurde bekannt gemacht, daß, wer vom Marktmeiſter oder Thorſchreiber Atteſtate beibrächte, daß er die meiſten Viktualien auf die Wochenmärkte gebracht habe, 2 Dukatons als Belohnung bekommen ſollte. Es hat ſich aber niemand gemeldet.

Das Korn koſtete im Julius 10 Btz., im Auguſt 8 bis 9 Btz., im September 7½ Btz., Waizen 11 Btz., die Gerſte 7 Btz.

Im Auguſt dauerte die trockene Witterung fort.

Am 1. Sept. wogte der See zu Salzungen ſehr heftig, ob gleich die Luft ſtille war. Am heftigſten erhoben ſich die Wellen nach dem Felſen zu, auf welchem die Burg ſteht und fielen von da zurück. Erdſtöße bemerkte man nicht in hieſiger Gegend.

Am 3. Sept. reiſte die Herzogin nach Frankfurt und kehrte am 24ſten zurück.

Am 13. Sept. entfernte ſich ein Soldat von der Wache am untern Thore und ſtieg über den Stadtgraben und die Mauer, um in einem Garten Birnen zu ſtehlen. Zur Strafe mußte er auf dem obern Raſen Spießruthen laufen und wurde dann von der Kompagnie gejagt.

Am 4. Okt. wurden die Dorfſchaften des Amts Meiningen, Vachdorf, Leutersdorf und Utendorf von der Kammer erſucht, von jedem Stück Vieh eine Steinfuhre zu thun, zur Herſtellung der Landſtraße vom Gartenwirthshaus bis zum Armenhaus. Sie verwilligten dieß, jedoch ohne Conſequenz, da ſie nicht ſchuldig wären, dieß in der hieſigen Flur zu thun. Am 6. Okt. wurde der Anfang gemacht.

Im Oktober fuhren die Bauern des Amts Maßfeld Holz zum Bau einer neuen Wohnung auf dem St. Wolfgang. Vom Kloſter Bildhauſen (welches ehedem daſelbſt einen Zehent hatte) wurde dagegen proteſtirt und das Holz wurde daher auf den hieſigen Zimmerraſen geführt.

Am 14. Okt. traten die Hirten und Nachtwächter 8 Tage lang aus, weil ſie einen Holzdieb, der früher den Staupbeſen erhalten hatte und nun im Zuchthauſe geſtorben war, begraben ſollten. Es wurde keine Nachtwache gehalten, nur ein Wächter gieng herum. Daher mußten die Züchtlinge ihn hinaustragen und einſcharren, bei welcher Gelegenheit einer derſelben entfloh.

Die Hitze und Trockenheit hielt an: die Werra wurde ſehr klein, viele Brunnen blieben aus. Die Werramüller konnten die Leute aus dem Grabfeld, aus dem Römhildiſchen und überhaupt aus Franken nicht mehr fördern. Der Stadtrath unterſagte ernſtlich das tiefere Bohren der Röhren bei Privatbrunnen.

Am 30. Okt. ſtarb der geheime Kriegsrath, Obriſt und Stadtkommandant von **Buttlar** in ſeinem 71ſten Jahre und wurde am 2. Nov. zu Wildprechtrode in das Erbbegräbniß ſeiner Familie beigeſetzt.

Um dieſe Zeit wurde der bisher in Coburgiſchen Dienſten geſtandene Kommiſſionsrath und Archivarius J. Fr. **Fritze** als Regierungsaſſeſſor angeſtellt.

ſich hinrichtet, geh'n die Räder nach. Weit davon iſt gut für den Schuß."

Er faßte Kellners Arm, rief noch im Gehen: „Lebt wohl, Mutter Martha, behüt Dich Gott, Heinrich, und ſchritt mit dem Ober-Bierherrn davon."

„Warum heißt Euch denn der alte Junkherr immer Mutter?" fragte der kleine Heinrich, als hinter jenem kaum die Thüre zugefallen war, ſeine Mutter, und trat näher zu ihr. Frau Martha lächelte, und ſtreichelte ihm die Wangen. „Er hofft, daß ich ſeine Mutter werde," antwortete ſie ihm, „da nennt er mich ſchon im Voraus ſo."

„Ach Mutter," lachte der Knabe, „Du ſpaßeſt wohl. Wie kannſt Du denn ſeine Mutter werden, da Du es doch nicht biſt?"

„Du biſt ja auch noch nicht Rathsmeiſter," ſcherzte die Mutter, „und willſt doch einer werden."

„Ja freilich," ſagte er raſch: „aber das iſt auch etwas anders!" —

Eliſabeth war wieder in die Stube getreten, ſie ſtand am Fenſter und ſah den Männern

Da nach einem Kaiſerlichen Befehl alle Landſtraßen in tüchtigen Stand geſetzt werden ſollten, ſo wurde auch hier durch die Fürſtl. Kammer Veranſtaltung getroffen, den Weg vom untern Thore an zu verbeſſern. Der Maurer Conradi aus Helba erhielt täglich 4 Bz. für die Arbeit.

Am 10. Nov. hatte ſich ein Bauer aus Etmarshauſen im Walde unweit des Pleßhauſes erhenkt. Auf dringendes Anſuchen der Familie wurde höhern Orts das Begräbniß auf dem Breitunger Gottesacker erlaubt. Ein Nachbar zu Breitungen und deſſen Frau ſchnitten den Todten für 20 Rthlr. Lohn ab und führten den Leichnam mit ihrem Geſchirr nach dem Gottesacker. Sie ſetzten ſich dabei den Mißhandlungen des Volks aus, auch geſtatteten die Gemeinden das Begräbniß auf dem Gottesacker nicht, ſondern die Leiche wurde vor demſelben in ein Loch geſetzt, der Sarg in Stücken zerſchlagen und ſo beerdigt. Die Sache kam aber zur Anzeige und Unterſuchung. Plötzlich mußte die Landmiliz der Aemter Maßfeld und Meiningen nach Breitungen marſchiren, zu derſelben ſtieß die Salzunger Kompagnie: der Amtmann Volkhart hatte Befehl erhalten, dieſe Angelegenheit in Richtigkeit zu bringen. Der Leichnam wurde ausgegraben, in einen neuen Sarg gethan, welchen die Gemeinde hatte machen laſſen müſſen, und hierauf an dem Orte im Gottesacker beerdigt, der zuerſt dazu beſtimmt war.

Im November dauerte anfangs die Hitze und Trockenheit fort, ſpäter war es neblig und duftig, zuletzt trat ſtarke Kälte ein. Die Brunnen nahmen ab, die Werra wurde kleiner. Der Stadtrath ſah ſich am 4. Dec. genöthigt, die Privatbrunnen verſtopfen zu laſſen, damit kein Mangel auf den Straßen ſey: in den Mühlen gieng nur noch ein Gang. Die älteſten Leute konnten ſich ſolches Waſſermangels nicht erinnern. In Dreißigacker war dieß ſehr drückend: in Suhl mußten die Gewerke ſtehen bleiben. In Franken und Schwaben verſiegten mehrere Gewäſſer; im Neckar wurde ein Felſen ſichtbar mit der Jahrzahl 1476; der Kurfürſt von der Pfalz ließ noch eine Handbreit tiefer 1766 einhauen. Bei Mannheim ritt jemand durch den Rhein.

Am 24. Dec. ſtarb zu Gandersheim die Aebtiſſin des daſigen weltlichen Stifts, **Eliſabeth Erneſtine Antonie**, eine Schweſter Herzog Anton Ulrichs, in ihrem 86ſten Jahre. *) Zur Verbeſſerung der Beſoldung der hieſigen Geiſtlichen vermachte ſie ein Kapital von 4249 fl. rhein. 30 Xr., wovon die Zinſen jährlich an ihrem Sterbetage unter die ſämmtlichen hieſigen Geiſtlichen vertheilt werden. Der Ertrag iſt ſpäterhin geſchmälert worden. **) Ein Kapital von 300 fl. rhein., welches jetzt bei der Armenkaſſe ſteht, beſtimmte ſie für Hausarme, Gebrechliche ꝛc.

Bei

---

*) Sie war geboren zu Meiningen am 3. Dec. 1681.

) Man vgl. **Emmrichs Archiv über dieſes Gandersheimiſche Legat.

Bei der Schloßkirche war die Zahl der Kommunikanten 1029, 5 Paare wurden kopulirt, 25 Kinder wurden geboren, 18 Perſonen begraben. Bei der Stadtkirche waren 3608 Kommunikanten; 17 Paare wurden kopulirt, 95 Kinder getauft, 72 Perſonen begraben.

Das Jahr endigte ſich mit Schnee und Kälte.

1767.

Mit dem 4. Jan. nahm die Trauer wegen des Todes der Aebtiſſin zu Gandersheim ihren Anfang. 4 Wochen wurde geläutet, 6 Wochen unterblieb die Muſik in der Kirche und 6 Wochen lang auf den Straßen. Vor dem neuen Jahre blieſen die Stadtmuſikanten noch, nach demſelben forderten ſie aber nur in der Stille ihre gewöhnlichen Neujahrsgeſchenke ein.

Am 8. Jan. ſtieg die Kälte außerordentlich: ſie war ſtärker als im J. 1740.

Am 18. Jan. froren die Mittel- Schloß- und untere Mühle ganz ein; das Marktwaſſer war zugefroren, daß man, da das Eis dem Pflaſter gleich ſtand, wie auf der Straße darüber fahren konnte. In der Stadt liefen noch 2 Brunnen, desgleichen 2 in den Brauhäuſern. Die Stallbedienten mußten das Waſſer zum Waſchen aus der Werra in den Schloßhof fahren. Obgleich das Korn nur 6½ Bz. koſtete, ſo wog das Zweibatzenbrod doch blos 5 Pfd., weil die Mühlen nicht fördern konnten. Man hörte häufig von Erfrornen. Die Herzogin ließ 5 Klaftern hartes Holz unter die Armen, deren Namen ihr der Hofkaplan Volkhart hatte aufzeichnen müſſen, vertheilen.

Erſt in der Mitte des Februar trat Thauwetter ein. Obwohl die Eisſchollen groß waren, wurde das Waſſer doch nicht beträchtlich. Die Brunnen fiengen allmählig wieder an zu laufen, jedoch noch nicht alle.

Im Februar koſtete das Korn 7¼ Bz., Waizen 10 bis 12 Bz., Gerſte 5¼ Bz., Hafer 4 Bz., Erbſen und Linſen 8 Bz., Rindfleiſch 1 Bz. 1 Pf., Kalbfleiſch 13 Pf., Schweinefleiſch 1 Bz. 5 Pf.

Am 13. März erſchienen bei der Henflingiſchen Gedächtnißfeier die Prinzen Karl und Georg im Henflingianum, desgleichen im Lyceum bei den am 9. April gehaltenen Abſchiedsreden.

Am 15. März Nachmittags 3 Uhr donnerte es heftig bei ſtarkem Regen und Schneegeſtöber.

Am 30. März wurde der Hofdiakonus **Volkhart** zum Oberhofprediger und Konſiſtorialrath ernannt. Er hielt am Sonntage Judika als ſolcher ſeine Antrittspredigt in der Schloßkirche. Nach der Predigt wurde der Kandidat und Inſtruktor des Prinzen Karl, **Chriſtian Lebrecht Nattermann**, (ein Sohn des im

J.

J. 1748 verſterbenen Diakonus Nattermann) als Hofdiakonus ordinirt. Nachmittags hielt er ſeine Antrittspredigt.

Am Sonntage Palmarum wurden die Prinzeſſinnen Maria Charlotte Amalie Erneſtine Wilhelmine Henriette Philippine und Wilhelmine Louiſe Chriſtiane durch den Oberhofprediger Volkhart öffentlich konfirmirt.

In der Nacht vom 12. bis 13. April fand in der hieſigen Gegend eine Erderſchütterung ſtatt, die auch in Gotha, Eiſenach, Caſſel u. a. O. heftig war. In Maßfeld, Bettenhauſen, Träbes, Salzungen und Altenſtein wurde dieſelbe wahrgenommen; in Meiningen ſelbſt bemerkte man weniger, doch wankten die Gläſer und die Thüren krachten. An den meiſten Orten hörte man ein furchtbares, unterirdiſches Sauſen und Getöſe, als wenn ein Wagen ſchnell vorüber fahre. Am heftigſten war es in Walldorf. Die Leute hatten ſich längſt zur Ruhe begeben, der Himmel war heiter und die Witterung überhaupt in der ſternenhellen, vom faſt vollen Mond erleuchteten Nacht ſehr angenehm. Plötzlich um 1 Uhr wurde man durch ein Getöſe erweckt, welches dem Sauſen eines gewaltigen Windes ähnlich war. Es dauerte eine Minute und nun folgten mehrere Erdſtöße, die ſo lange anhielten, als man von 1 bis 10 zählen mag. Die Wohnungen wurden erſchüttert und krachten, die Thüren bewegten ſich, die Ziegeln rauſchten, Kleidungsſtücke fielen von den Wänden herab und diejenigen, welche noch in ihren Betten lagen, getrauten ſich nicht den Fuß auf den Boden zu ſetzen. Die ungewöhnliche Erſcheinung machte einen tiefen Eindruck auf die Leute: der Schieferdecker Dreißigacker lief auf die Gaſſe und forderte die Gemeinde zum Gebete auf. Zu bemerken war, daß die Erſchütterung viel heftiger an den bei dem durch Walldorf fließenden Waſſer oder an den Brunnen liegenden Häuſern, als auf den Anhöhen war.

Vom 16. bis 20. April fiel ſtarker Schnee mit großer Kälte. Am Thüringer Wald erfroren einige Menſchen.

Im April wurde verordnet, daß hinführo bei allen Behörden von den Advokaten nur gedruckte Prozeß-Vollmachten, (die für 3 ggl. zu löſen waren) gebraucht werden ſollten.

Am 2. Mai wurde der Kammeraſſeſſor Heuſinger zum Kammerrath, die Regierungsaſſeſſoren Zink und Grimm zu Regierungsräthen, der Kammeraſſeſſor Caroli zum Landkammerrath, der Hofmedikus D. Wagner zum Hofrath und Leibmedikus ernannt.

Am 3. Mai ſtarb die Geheimeräthin v. Pfaffenrath geb. Gräfin v. Solms. Sie wurde am 7ten auf einem mit 6 Pferden beſpannten Trauerwagen auf den Gottesacker gefahren und daſelbſt in der Stille in der Gottesackerkirche beigeſetzt.

Im Mai gab es ſchwere Gewitter.

Am 27. Jun. war ein ſtarker Nebel, worauf der Tag ſehr warm und heiß wurde. Gegen Abend entſtand ein heftiges Gewitter, welches in Maßfeld zündete. Der obere Theil eines Hauſes brannte ab. Denſelben Abend ſchlug der Blitz in Schwickershauſen ein.

Am 3. Jul. reiſte die Herzogin nach Karlsbad ab.

Am 20. Jul. fuhr der Bürger und Tüncher J. B. Tann in die kalte Staude ins Holz. Er ſtieg auf einen Baum, um den dürren Gipfel abzuhauen, welcher auf ihn ſtürzte, ſo daß er herabfiel und nachdem er nach Hauſe geſchafft war, noch in der Nacht ſtarb.

Am 31. Jul. zogen ſich hier zwei Gewitter zuſammen. Es wurde ganz finſter, unter heftigen Blitzen und Donnerſchlägen ſtürzte der Regen in Strömen herab und man war voller Beſorgniß. Ein heftiger Wind theilte endlich die Gewitter, von welchen das eine öſtlich zog. In Marisfeld ſchlug der Blitz ein und es brannten mehrere Gebäude ab.

Um dieſe Zeit wurde die Schloßkirche reparirt, die Decke neu überzogen und ein neuer marmorartiger Altar geſetzt.

Das Häfnerhandwerk hatte eine neue Thongrube zu graben angefangen und war 4 bis 5 Klaftern tief gekommen. Am 3. Aug. waren des Nachmittags acht Arbeiter in derſelben. Plötzlich bemerkten ſie, daß die Grube einſtürzen werde. 5 Perſonen entrannen der Gefahr glücklich; ein Mann entkam verletzt, ein anderer wurde herausgegraben und noch gerettet, ein Lehrjunge, Johann Jakob Hammer, ward erſt nach drei Stunden, nachdem vieles Erdreich hinwegſchafft war, todt gefunden. Erſt einige Wochen vorher war ein Bruder deſſelben aus der Fremde nach Hauſe gekommen und nach 2 Stunden umgefallen und todt geblieben.

Am 5. Aug. ſtarb der Generalmajor bei den Fränkiſchen Kreisregimentern und hieſige Hofmarſchall Sylvius Chriſtian v. Ferntheil und wurde am 8ten in der Gottesackerkirche begraben.

Am 6. Aug. war ein ſehr heißer Tag. Des Nachmittags zog ſich ein ſtarkes Gewitter zuſammen, welches bis ſpät in die Nacht dauerte. In Herpf ſchlug der Blitz ein und zweimal zu Hermannsfeld, wo es auch zündete. Tags darauf war wieder ein Gewitter, welches zu Hindfeld im Römhildiſchen einſchlug.

Am 11. Aug. ſtarb auf dem Thurm im Gefängniß ein Dieb, Namens Hofmann, der ſchon über 25 Diebſtähle eingeſtanden und überhaupt ein ruchloſes Leben geführt hatte, ohne es zu bereuen. Der Schinder mußte ihn unter dem Galgen auf dem Breuberge einſcharren.

Am 12. Aug. ſchlug der Blitz zu Salzungen in den Kirchthurm.

Am 12. Aug. erhielt die Wittwe des Reiſeapothekers J. Fr. **Weygandt** ein neues Herzogl. Privilegium auf ihre Apotheke; desgleichen am 30. Sept. der Apotheker **Simon Zeiß** auf die ſeinige. *)

Am 26. Aug. kehrte die Herzogin aus dem Karlsbade zurück und wurde mit hoher Freude empfangen. Gegen 8 Uhr Abends verkündete der Donner der auf dem Bildſtein, auf dem untern Raſen und auf dem Wall am untern Thore aufgeſtellten Kanonen ihre Ankunft. Voran ritten viele Diener, hierauf der Poſtmeiſter Bauerſachs mit 12 blaſenden Poſtillons, das Forſtperſonale unter Anführung des Landjägermeiſters von Hanſtein und des Oberforſtmeiſters von Bibra, die Herzogl. Kammerjunker und der Major Keßler von Sprengseiſen. Alsdann kam ein Wagen mit den Kavallieren und Räthen, welche der Herzogin nach Karlsbad gefolgt waren, ein Trompeter, und dann der Wagen der Herzogin, in welchem ſich auch die Prinzen- und Prinzeſſinnen befanden, die ihr bis Waſungen entgegen gefahren waren. Einige Wagen machten den Schluß. Beim Steinbrunnen hatte ſich die Bürgerſchaft mit 2 Fahnen aufgeſtellt und bewillkommnete die Herzogin mit einer dreimaligen Salve aus dem kleinen Gewehre: an der untern Brücke hatte die Schützengeſellſchaft einen Ehrenbogen errichten laſſen, an welchem der Name der Herzogin mit dem Fürſtenhute in blauem Feuer brannte. Die Schützen begleiteten den Zug von da an mit brennenden Fackeln bis ins Schloß, unter fortwährendem Vivatrufen des Volks. Am innern Thore der Stadt empfieng der Stadtrath nebſt der Geiſtlichkeit und den Schullehrern die verehrte Fürſtin mit einer kurzen Anrede. Am Schloſſe, wo die Kollegien verſammelt waren, brannten mehrere hundert Lampen, am Portal der Name der Herzogin nebſt dem Fürſtenhute. Die Treppe nach der untern Gallerie war mit Blumen beſtreut, zu beiden

---

*) Ueber die hieſigen **Apotheken** iſt Folgendes zu erinnern. Die älteſte Apotheke war die **Schröderiſche** (jetzt Jahniſche) und ſie beſtand ſchon zu der Zeit, als Meiningen noch Hennebergiſch war. Nachdem im J. 1680 Herzog Bernhard I ſeine Reſidenz hier genommen hatte, ward durch den Apotheker **Schuſter** eine zweite Apotheke gegründet und vom Herzoge privilegirt. Sie ſtand auf der ſogenannten Kapelle (ſ. Th. 1. S. 109), gieng ſpäterhin ein, ſo daß das Privilegium erloſch. Nach Schröders Tode kam ſein Schwiegerſohn, J. Fr. **Weygandt** aus Waſungen in den Beſitz ſeiner Apotheke, jedoch nur ſo lange, als ſeine Gattin lebte, nach deren Tode die Apotheke verkauft wurde und an den Apotheker **Jahn**, der aus Culmbach hierher zog, gelangte. Weygandt errichtete eine eigene Apotheke und ward von Herzog Friedrich Wilhelm zu ſeinem Hof- und Reiſeapotheker im J. 1729 ernannt, erhielt auch von demſelben im J. 1738 ein beſonderes Privilegium; er ſtarb 1756. Die Erneuerung der Privilegien im J. 1767 war wegen der Streitigkeiten zwiſchen Friedrich Wilhelm und Anton Ulrich nöthig. Weygandts Apotheke gelangte durch Heirath und Erbſchaft an die **Marſchalliſche** und **Baumanniſche** Familie und wurde von dem jetzigen Beſitzer 1819 in das von ihm am Markte erkaufte Haus verlegt. — Zu gleicher Zeit mit Weygandt ward auch durch den Apotheker **Walch** (in dem jetzt Rombergiſchen Hauſe am Markte) eine neue Apotheke angelegt. Er ſtarb ohne Erben und ſeine Apotheke ward von **Simon Zeiß** erkauft und in das Lokal der jetzigen Hofapotheke verlegt: von Zeiß kam ſie auf den Schwiegerſohn deſſelben, den Hofapotheker **Treiber**.

den Seiten mit Pyramiden, Sinnbildern und Orangerie geſchmückt. Das Schießen aus den Kanonen und dem kleinen Gewehr dauerte bis 10 Uhr, das Vivatrufen die ganze Nacht.

Am 30. Aug., als am 11. Sonntage nach Trinit., wurde wegen der Wiederkunft und Geneſung der Herzogin ein Dankfeſt in allen Kirchen des Landes gefeiert.

Am 10. Sept. wurde der Schloßglockenthurm durch den Hofzimmermann Gorr eingelegt. Er war ganz wandelbar, ob er gleich ſchon 5 Jahre zuvor vom Zimmermann Oſtertag ſo viel als möglich, ausgebeſſert war.

Im September wurde ein neues Wehr zur Schloßmühle verfertigt.

Der Monat endigte ſich mit vielem Regen, ſo daß die Werra übergieng.

Es gab in dieſem Jahre ſehr wenig Schweine. Der Schweinhirt hatte nicht mehr ſo viele auszutreiben, um ſeinen Unterhalt davon zu haben.

Am 3. Okt. bekam eine Landſtreicherin den Staupbeſen.

Am 8. Okt. fand man in der Werra an einem Pfahl, unweit des langen Stegs, einen todten Knaben, Valentin Carl aus Einhauſen, welcher am 4. März auf das Flößholz in Einhauſen geſtiegen und ins Waſſer geſtürzt war.

Um dieſe Zeit erſchien die von dem Pfarrer zu Solz, M. J. Ludw. Heim herausgegebene Hennebergiſche Chronik, die als eine Fortſetzung der Hennebergiſchen Chronik von Spangenberg*) angeſehen werden kann.

Der Inſpector des Lyceums, G. K. Hopf bekam den Auftrag, den Prinzen Karl und Georg Unterricht zu ertheilen. Am Lyceum wurde der Kandidat Scharfenberg als Kollaborator angeſtellt.

Durch eine Verordnung ward feſtgeſetzt, daß die Trauungen hinführo am Wohnorte der Braut ſeyn ſollten: verboten wurden in Gemäßheit früherer Geſetze heimliche Trauungen im Auslande. Es erſchien eine Verfügung gegen das etwaige Beſorgen des Schulunterrichts an manchen Orten durch nicht geprüfte und für dieſes Geſchäft nicht geeignete Perſonen, und zweckmäßige Anordnung rückſichtlich der

---

*) M. Cyriac Spangenberg, geb. den 17. Jan. 1528 zu Nordhauſen, (nach andern zu Herden im Fürſtenthum Calenberg) war Prediger zu Eisleben, zu Bach und an andern Orten, ein unruhiger Theolog und fleißiger Hiſtoriker, und ſtarb zu Straßburg am 10. Febr. 1604. Er machte ſich um die vaterländiſche Geſchichte durch die Herausgabe ſeiner Hennebergiſchen Chronik ſehr verdient, welche im Jahr 1599 zu Straßburg in Folio erſchien, und jetzt ziemlich ſelten iſt. Im Jahr 1755 wurde von derſelben durch M. Chr. Albr. Erck eine neue Ausgabe in 4to beſorgt, welche in Meiningen erſchien. Als Grund des faſt unveränderten Wiederdrucks wurde die Seltenheit der ältern Ausgabe angeführt, und die neue mit den Hennebergiſchen Rhapſodien des ehemaligen Hennebergiſchen Kanzlars M. Sebaſt. Glaſer, mit mehreren Anmerkungen aus andern Hennebergiſchen Schriftſtellern und M. Glaſers großer Henneb. Stamm-Tafel, (welche beſonders gedruckt erſchien und auch ſelten wurde) in 4 kleinern Tabellen getheilt, vermehrt. Spangenbergs Adelsſpiegel, 2 Bde. in Folio, erſchien zu Schmalkalden 1591.

der Fortbildung und der Studien der Geiſtlichen. Schon 1765 war befohlen, daß kein Kind, welches nicht regelmäßigen Unterricht genoſſen und das 13te Jahr nicht zurückgelegt habe, konfirmirt werden dürfe.

Am 13. und 14. Oct. waren ſtarke Nachtfröſte und da die Zwetſchen noch alle an den Bäumen hingen: ſo erfroren ſie auch alle nebſt vielem andern Obſt. Am 15ten wurde es wieder gelinder.

Am 22. Okt. ſtarb die Herzogin Louiſe Dorothea zu Gotha (Tochter Herzog Ernſt Ludwigs), weshalb vom 1. Nov. an 14 Tage lang Trauer geläutet und 4 Wochen lang die Muſik eingeſtellt wurde.

Am 29. Okt. brannte die Bachmühle zu Maßfeld ab.

Im Oktober wurde an dem Herrſchaftl. Kutſchenhaus neben dem Schloßgarten ein großes neues Gebäude mit Stuben und Kammern aufgerichtet. *)

Im Oktober und November war meiſtens Regen, Wind und ungeſtümes Wetter, ſo daß die Werra ſehr groß wurde. Die Bauern mußten das Flößholz hereinfahren: einer hatte ſeinen Wagen beim Kalkofen in der Werra waſchen wollen, allein das Waſſer riß ihn fort, ſo daß er ſchleunig die Ochſen abſpannen mußte. Die Trümmer des Wagens fand man nach einigen Tagen.

Am 8. Dec. fieng es an zu regnen. Es dauerte dieſen und den folgenden Tag fort, ſo daß die Werra am 9ten Abends 6 Uhr über den Schloßgarten gieng. Um 7 Uhr ſtieß das Waſſer ein Stück Mauer in den Schloßgraben; gegen 8 Uhr gieng es an die Brücke und fiel vom alten Schloß her in den Schloßgraben, ſtrömte von da nach dem untern Thore ins Marktwaſſer, wo es ſich aber ſtemmte und zurück an die Häuſer trat. Der Schloßgarten, der Schloßhof, Küche und Keller, Alles war voll Waſſer. Die Pferde wurden aus dem Marſtall in die Stadt gebracht und wäre das Waſſer noch einen Schuh geſtiegen, ſo wäre es der Ueberſchwemmung am 31. Dec. 1763 gleich gekommen. An Häuſern, Brücken und Mühlen, auch auf den Feldern that es großen Schaden. Nach 8 Uhr wurde der Himmel hell, das Waſſer war aber am 10. Dec. noch ſehr groß.

Da durch die bereits erwähnten Mißverhältniſſe und die Kriegsjahre wie in andern Zweigen der Verwaltung, ſo auch in Anſehung des Armenweſens Unordnung eingeriſſen war, **) ſo ſuchte man auch in dieſer Beziehung abzuhelfen. Die frühere Vereinigung der Zucht- Waiſen- und Armenanſtalten war vorzüglich auch in Anſehung des Kaſſenweſens unzweckmäßig. Das Zuchthaus wurde daher der Regierung untergeben, das Waiſenhaus kam, wie es bei ſeiner Gründung geweſen

---

*) Es war der nachher unter Herzog Georgs Regierung durch Gewittereinſchlag abgebrannte Marſtall nebſt dem Kutſchenhaus und der Wohnung, wo jetzt der Thierarzt Milz wohnt.

**) M. ſehe über das, was früher für Wohlthätigkeitsanſtalten und das Armenweſen geſchehen war, Th. 1, S. 37. 50. ff. 65. 70. 71. 77. 104.

weſen war, wieder unter das Konſiſtorium; für das Armenweſen wurde eine beſondere Kommiſſion niedergeſetzt, welcher die geiſtlichen Untergerichte untergeordnet waren und welche in Anſehung der Stadt zugleich die Ortsalmoſenkommiſſion ausmachte. Sie beſtand aus dem Konſiſtorialrathe Buſſenius, dem Oberhofprediger Volkhart (welcher hierbei vorzüglich thätig war und ſich ſehr verdient machte), dem Regierungsrathe Zink, dem Kammerrathe Heuſinger, dem Bürgermeiſter Heim, dem Landſchaftsſyndikus Amthor. Es erſchien eine gedruckte Verordnung. In derſelben wurden den Ortsalmoſenkaſſen als Einnahmen zugewieſen 1) monatliche Beiträge, die von dem Hofſtaate, den Räthen, ſämmtlichen Dienern des geiſtlichen, Civil- und Militärſtandes, hohen und niedern, Hausbeſitzern oder Miethlingen, Künſtlern und Profeſſioniſten, Handwerkern und Taglöhnern, nach jedes Vermögen oder Umſtänden gegeben werden ſollten, 2) Einſammlungen bei Hochzeiten und Kindtaufen, 3) Abgaben bei Kauf- Tauſch- und Schenkungskontrakten, 4) desgl. bei Kollateralfällen, 5) Proceaten bei Dispenſations- und Abolitionsfällen, 6) Ertrag der Armenbüchſen in den Wirthshäuſern und 7) des Klingelbeutels. *) Nach geendigtem Wochengottesdienſte ſollte die Austheilung in den Kirchen an die Armen vorgenommen werden: wo es fehlte, ſollte an die geiſtlichen Untergerichte und von dieſen an die Kommiſſion berichtet werden. Die Landſchaft hatte 600 Rthlr. ſtatt der bisherigen 450 Rthlr. verwilligt, welche Summe eigentlich als Centralfond dienen ſollte, um ergänzend einzugreifen, wo die örtlichen Einnahmen nicht ausreichten. Sie that indeß den Vorſchlag, dieſer Almoſenbeitrag ſollte getrennt von den Ortsalmoſen unter unvermögende Leute à 4 Rthlr. vertheilt werden: eine Maßregel, von der ſich bald zeigte, daß ſie nicht zweckmäßig war. Das Betteln wurde ſtreng verboten und das Publikum aufgefordert, mildthätige Unterſtützungen nicht an Bettelnde, ſondern an die Pfleger, mit Beſtimmung deſſen, der die Gabe empfangen ſollte, abzuliefern. Man vgl. unt. im J. 1777. Dem hieſigen Stadtrathe wurde zugleich zur Pflicht gemacht, das ſogenannte untere Hoſpital oder Armenhaus **) wiederherzuſtellen und für arme unheilbare Kranke in gehörigen Stand zu ſetzen.

Am 29. Dec. wurde in der Kaſerne ein Soldat todt gefunden, welcher Abends zuvor mit einem andern in einem Wirthshauſe um die Wette Branntwein getrunken hatte. Er wurde als Soldat begraben. ***)

Gegen Ende des Jahres koſtete das Maas Korn 7 bis 7½ Btz., Waizen 10 Btz., Gerſte 4½ Btz., Hafer 4 Btz., Erbſen und Linſen 7 Btz.

---

*) Der Ertrag des Klingelbeutels in der Vormittagskirche fließt in die Kirchenkaſſe, des Nachmittags in die Armenkaſſe.

**) M. ſ. über das Armenhaus, deſſen Lage und Erbauung, Th. 1, S. 16 ff.

***) Im J. 1583 wurde ein Mann, Hans Bierdumpfel, ſo ſich an einem Sonntag in Branntwein todt geſoffen, unter den Galgen begraben. S. Euth. S. 280.

Bei der Schloßkirche war 1 Perſon ordinirt; der Kommunikanten waren 1154, 2 Paare waren getraut, 35 Kinder getauft, 16 Perſonen begraben. Bei der Stadtkirche waren 2 Perſonen ordinirt, 3570 Kommunikanten, 16 Paare waren getraut, 74 Kinder getauft, 94 Perſonen begraben.

1768.

Am 1. Jan. ſchien der Mond ſehr hell; gegen 7 Uhr umzog ihn ein großer Hof mit einem weißen Ring. Die Kälte ſtieg und war am 8. Jan. bedeutender, als in den Jahren 1740 und 1742.

Am 12. Jan. wurde der Anfang mit den neuen Almoſeneinrichtungen gemacht und zum erſtenmal wieder in einer Büchſe eingeſammelt, wobei jedermann aufſchreiben mußte, was er monatlich geben wollte. Ein Mann war mit dieſem Geſchäfte beauftragt, der jeden Dienſtag in einem Viertel umhergieng.

Am 19. Jan. ließ die Herzogin wegen der großen Kälte Holz unter die Armen vertheilen.

Am 13. Febr. kamen die S. Gothaiſchen Prinzen Ernſt Ludwig und Auguſt Abends mit Fackeln hier an und ſtiegen in der Meiſe ab. Sie wurden ſogleich in das Schloß abgeholt und reiſten am 16. Febr. weiter.

Am 16. Febr. ſtarb der Rathsherr und Kirchenprobſt Georg Albertus Meder und wurde am 18ten in der Stille begraben.

Am 22. Febr. fieng es an zu regnen; das Eis brach auf und es gab großes Waſſer.

Am 4. April ſtarb allhier der Geheimerath und Oberamtmann zu Salzungen, Georg Albrecht von Wechmar. Am 7ten wurde die Leiche auf einem mit 6 Pferden beſpannten Trauerwagen nach Roßdorf gebracht, um in dem dortigen Familienbegräbniß beigeſetzt zu werden. Ein feierlicher Zug begleitete die Leiche unter Glockengeläute bis zur untern Brücke.

Am 12. April wurde Feuer im Walde zwiſchen Belrieth und Hofteich angelegt, jedoch noch zeitig gelöſcht.

Am 14. April ſtarb der Rathsherr und Goldarbeiter Johann Georg Dittmar und wurde am 16ten in der Stille begraben.

Der März war kalt und neblig, der April ſehr ſtürmiſch.

Am 4. Mai erhob ſich des Mittags bei großer Hitze ein ſehr heftiges Gewitter, welches anderthalb Stunden ununterbrochen bei dem ſtärkſten Regen mit vermiſchten Schloſſen von ziemlicher Größe anhielt. Die Flüthung ſtrömte vom Wallfahrter- Rohraer- und Drachenberge herab ins Thal, führte Steine und Kieß herab und überzog insbeſondere die Gärten vor dem untern Thore vom Zinkiſchen Garten an bis zum Gartenwirthshauſe (wo jetzt der engliſche Garten iſt), mit Schlamm.

Gegen

Gegen 12 Uhr ſchlug ein ſtarker Blitz, von heftigem Donnerſchlag begleitet, in den großen Kirchthurm, zerriß einen Drath am Schlagwerk, (den Nachſchlag-Ziehdrath) verſengte etwas Wolle in einer Kammer des Thürmers, und fuhr am Drath herab in das neuerer Zeit eingelegte Wächterhaus, welches dort an der Kirche ſtand, wo der Eingang in den Thurm iſt. Weiter that es jedoch keinen Schaden.

Am 5. Mai ſtarb der Waiſenpfarrer Georg Friedrich Fleiſchmann *) und wurde am 6ten öffentlich begraben, wobei der Oberhofprediger Volkhart die Leichenpredigt in der Gottesackerkirche hielt. An ſeine Stelle kam der Kandidat Joh. Wilhelm Vitus Sell, welcher am 24. Sonntage nach Trinit. in der Stadtkirche ordinirt wurde.

Am 1. Jun. wurden 12 Landhuſaren angenommen, ſie mußten aber ihre Pferde auf eigne Koſten anſchaffen.

Am 2. Jun. reiſte die Herzogin ins Karlsbad, von wo ſie am 15. Jul. zurückkehrte.

Am 6. Jul. wurde der große Kirchthurm, der zeither nur mit Brettern bedeckt war (ſ. ob. S. 24.) wieder mit Schiefern durch den Schieferdecker Dreißigacker aus Walldorf gedeckt, welcher die Arbeit in 7 Tagen vollendete und 19 fl. fränk. erhielt. Der Stadtrath lieferte die Schiefern.

Am 24. Jun., an ſeinem Geburtstage, ſtarb der ſehr verdiente Oberbürgermeiſter und landſchaftliche Deputirte, Johann Melchior Derk in ſeinem 84ſten Jahre. Er wurde am 26ſten unter dem Geläute aller Glocken mit zahlreicher Begleitung der Bürgerſchaft in der Gottesackerkirche begraben, wo der Rektor Emmrich eine Rede hielt. Derk war ein Glockengießer **) und aus Coburg gebürtig. Er kam hier in den Rath im J. 1724 und rückte von der unterſten bis zur oberſten Stelle. Unermüdlich thätig erwarb er ſich um das Gemeinweſen die rühmlichſten Verdienſte, ohne ſich durch vielfache Schwierigkeiten abhalten zu laſſen. Als im J. 1739 der Gottesacker erweitert wurde, ***) ſo veranſtaltete er die Eintheilung deſſelben in Quartiere und ſieng das hierauf ſich gründende Todtenregiſter an, welches noch fortgeführt wird. Ihm verdankt man die Herſtellung des Bleichgrabens zu einem Spaziergange (vgl. Th. 1, S. 180.) und die Wiederanpflanzung der ausgerotteten Holzungen, namentlich der Kaltenſtaude. In den Kriegsjahren hatte er ſehr viel zu thun und viel zu erdulden.

Am 27. Jun. war des Abends ein außerordentlich heftiges Gewitter. Durch die unaufhörlich auf einander folgenden Blitze war es auf den Straßen faſt ſo hell, wie am Tage.

Am

---

*) Er legte den Grund zur erſten Leſebibliothek in Meiningen, welche nach ſeinem Tode durch ſeinen Bruder, den Waiſeninſpektor Fleiſchmann, ſehr erweitert wurde.

**) Viele Glocken in der hieſigen Gegend ſind von ihm gegoſſen.

***) M. ſ. die Nachrichten über den Gottesacker unt. im J. 1827.

nach, die ſtolzen Schrittes durch die Straße gingen. Faſt wie geharniſchte Ritter im dunklen Eiſenkleid nahmen ſie ſich aus. Schwarz waren die Barets, und ſchwarz die Federn daran, ſchwarz war das kurze, breitſchößige Wamms, voll weiter Falten und ohne Knöpfe, durch einen Gürtel von ſchwarzer Farbe, an welchem das Schwert herabhing, zuſammengehalten. Die Vierherren trugen an dieſem Oberkleid einen ſteifen, rundgeſchnittenen Kragen, inwendig mit goldgelbem Sammt gefüttert, und auch das Kollet darunter war von ſchwarzem Sammt. Die ſchwarzen, weiten Buffen und Falten der Beinkleider reichten nur kaum an die Hüften, und wurden zum Theil vom Oberkleid bedeckt, übrigens lagen ſie ganz knapp an, und verliefen ſich in die Schuhe, die an der Spitze des Fußes am breiteſten, und hufartig ausgeſchweift waren. Die ſehr langen Handſchuhe waren vom feinſten Wildleder, gelb und geglättet, und darauf ſchwarze und goldne Blümlein und Sterne ſehr zierlich eingepreßt. Die ganze Tracht einfach, bequem und doch ungemein wohlkleidend, dem Körper, auch des minder Starken, den

Am 27. Aug. trat der S. Hildburghäuſiſche Geheimerath **Joh. Chriſtian Heinrich Fiſcher von Fiſchberg** als Geheimerrath und erſter Miniſter in die hieſigen Dienſte.

Am 1. Sept. war Abends um 6 Uhr ein ſehr heftiges Gewitter, welches mit ſchwarzen Wolken, hinter welchen ſich weiße zeigten, über die Geba heranzog. Die ſtärkſten Blitze, von heftigen Donnerſchlägen begleitet, folgten ſich unaufhörlich. Während des ſich in Strömen ergießenden Regens vernahm man ein außerordentliches Brauſen in der Luft, es erhob ſich ein Wirbelwind und nun kam ein Alles verheerender Hagel. Die Schloſſen hatten die Größe von Hühner- und Taubeneiern und wogen zum Theil ein halbes Pfund. Im Schloß, in der Stadt und auf den benachbarten Ortſchaften wurde alle gegen Abend und Mitternacht liegenden Fenſter, auch die Ziegeln auf den Dächern, zerſchlagen. Das vom Rohraer Berge hereinſtrömende Gewäſſer ſtürzte ein Stück Mauer, 60 Schuhe lang, in den Stadtgraben. In den Gärten und Bergen wurden Gemüße zerſchlagen, Bäume zerriſſen: man ſchätzte den Schaden im Schloß und in der Stadt auf 10 bis 12 Tauſend Thaler. In Helba wurden gegen 100 Gänſe erſchlagen und durch die Ueberſchwemmung fortgeführt. Ein hieſiger Knecht, welcher auf einem Acker unterhalb des untern Raſens Wickenfutter holen wollte, kam in große Gefahr: die Pferde wurden von dem Hagel wild und ſprangen in die Werra: mit Noth rettete er noch die Pferde, allein der Wagen ward vom Waſſer fortgeriſſen und zertrümmert und der Eigenthümer deſſelben verſprach für jedes Rad oder für die Achſe dem Wiederbringer 1 Rthlr. Die Werra ſtieg und auch das Marktwaſſer in der Stadt, man konnte nicht mehr hin und wieder kommen, dabei wurde es ſchrecklich finſter und dieß dauerte 4 Stunden lang. Die Leute meinten, der jüngſte Tag breche an. Das Gewitter war viel heftiger, als im J. 1757, denn damals waren doch die Ziegeln nicht zertrümmert. Die Hagel- und Eisſtücke lagen noch am andern Tage umher, ja auf dem Felde fand man dergleichen noch viele unter den niedergeſchlagenen Gewächſen am 5. und 6. September. Das Gewitter zog ſich über die Geba nach Oberkatz, Stepfershauſen, Träbes, Herpf, Bettenhauſen, Dreißigacker, Landsberg, Welkershauſen, Helba, Meiningen, Kühndorf, Rohr, Ellingshauſen, Hofteich, Marisfeld, Benshauſen bis nach Heinrichs.

Am 12. Sept. war abermals ein ſchweres Gewitter des Abends von 7 bis 8 Uhr.

Am 13. Sept. erſchien eine Verordnung, durch welche den Metzgern bei 10 Rthlr. Strafe verboten wurde, das Unſchlitt auswärts zu verkaufen, weil dadurch Lichter und Seife vertheuert würden.

Am 18. Sept. ſtarb Prinz **Anton Auguſt**, jüngſter Sohn aus Herzog Anton Ulrichs erſter Ehe, geb. am 29. Dec. 1717, in ſeinem 51ſten Jahre, nachdem er ſchon einige Jahre krank geweſen war. Am 19. Sept. wurde 3mal mit allen Glocken geläutet. Die Leiche wurde am 22ſten Abends 6 Uhr unter dem

Ge-

Geläute aller Glocken, mit 24 Wachsfackeln durch die Vaſallen in die Fürſtliche Gruft in der Stille gebracht.

Am 30. Sept. ſtarb Frau **Katharina Sabina Höpping** geb. Fiſcher, hinterlaſſene Wittwe des am 23. April 1747 verſtorbenen Landſchaftsſekretärs **Johann Jakob Höpping**. Die beträchtliche, bereits (ſ. Th. 1, S. 117) erwähnte Stiftung, welche die Wittwe in ihrem eignen Teſtamente nochmals bekräftigt hatte, trat nun ins Leben. Das Grabmal der Höppingiſchen Eheleute iſt noch auf dem Gottesacker vorhanden.

Um dieſe Zeit wurden die Texte zur ſonntäglichen Kirchenmuſik in der Schloßkirche auf das folgende Jahr gedruckt und waren im Ganzen zu haben.

Der Regierungsaſſeſſor J. Fr. **Fritze** wurde am 12. Okt. zum Regierungsrath ernannt: bald darauf wurde der Konſiſtorialvicepräſident **Stoll** Geheimerrath und Präſident, der Kammervicepräſident **von Türk** Kammerpräſident.

Am 9. Okt. waren ſchwere Gewitter.

Der Stadtrath ließ im Oktober und November die bei dem neulichen Gewitter durch die Flüthung eingeſtürzte Mauer am Stadtgraben aufräumen und alsdann wieder herſtellen. Die Koſten beliefen ſich auf 231 fl. frk. 1 ggl. 5½ pf.

Am 6. Nov. wurden die 5 neu verfertigten großen Fenſter, welche in der Stadtkirche auf der Mitternachtſeite vom Hagel eingeſchlagen waren, wieder eingeſetzt. Sie koſteten 400 Rthlr.

Am 8. Nov. fuhren einige Fuhrleute auf der Landſtraße in der Defertshäuſer Flurmarkung am Berge Jeruſalem hinauf nach Welkershauſen zu. Als ſie faſt zu Ende des Hohlwegs waren, brach das Geleis durch, wodurch eine Oeffnung in dem Berge entſtand, die man nicht ergründen konnte. Man warf Steine hinein und es dauerte lange, man ſagte 2 Minuten, ehe man einen Schall vernahm: es war, als ob der Stein ins Waſſer fiel. Schon vor 2 Jahren fand man gegen 50 Schritte von dieſer Stelle in demſelben Hohlwege eine Oeffnung in den Berg hinein, woraus ein heißer Dunſt kam und ſtand wahrſcheinlich mit dieſer Oeffnung in Verbindung und weil ein ſchweflichter Geruch und warmer Dunſt auch hier heraus kam. Die Straße konnte nicht mehr paſſirt werden. Man glaubte, daß die vielen Gewitter die Urſache dieſer Begebenheit wären und fürchtete bei fortdauernder naſſer Witterung, daß die Erde dort noch mehr erweiche und einſinke.

Am 26. Nov. wurde die ſchadhafte Brücke über den obern Mühlgraben am untern Thore eingelegt und alsbald wieder hergeſtellt. Der Hofzimmermann Gorr erhielt 28 fl. frnk. 14 ggl., die Taglöhnerarbeit koſtete 14 fl. frnk. 8 ggl. 1 pf.

Im November wurde der Fahrweg am Steinweg durch die Unterthanen der Aemter Meiningen und Maßfeld wieder mit Kieß befahren und ausgefüllt.

In dieſem Jahre wurde das im J. 1712 erbaute Schloß Ludwigsburg bei Coburg wieder eingeriſſen. S. Th. 1. S. 64.

Am

Am 22. Dec. verunglückten zwei junge Burſche von 16 Jahren in dem Hauſe des Mangers und Färbers Kießling in der obern Marktgaſſe. Der eine war der Sohn deſſelben, der andere ein Lehrjunge, Namens Groſch. Sie waren auf einer ſogenannten Trücke im Handgemenge, ſtürzten dabei gegen eine Thür, die ſich öffnete, ſo daß beide zwei Stockwerke hoch herabfielen. Kießling ſtürzte mit den Kopf in eine Miſtgabel, verletzte die Hirnſchaale und mußte Tags darauf ſterben. Groſch hatte ſich ebenfalls ſehr Schaden gethan.

Beim neuen Jahre wurde Veranſtaltung getroffen, daß die Poſtillons in der Nacht die Leute nicht mehr mit Blaſen beunruhigten, ſondern ihr Geſchenk in der Stille einforderten.

Das Maas Korn koſtete in dieſem Jahre 7 bis 8 Btz., Waizen 14 bis 16 Btz., Gerſte 5 bis 6 Btz., Hafer 3 bis 4 Btz., Erbſen und Linſen 7 bis 9 Btz. Das Rindfleiſch koſtete 1 Btz. 3 bis 4 Pf., Schweinefleiſch 1 Btz. 5 bis 7 Pf., Kalbfleiſch 15 Pf. bis 1 Btz., Hammelfleiſch 1 Btz. 1 bis 4 Pf.

Bei der Schloßkirche war die Zahl der Kommunikanten 1138, der getrauten Paare 11, der Getauften 41, der Begrabenen 15, der Ordinirten 1; bei der Stadtkirche der Kommunikanten 3633, der getrauten Paar 21, der Getauften 87, der Begrabenen 62,-der Ordinirten 3.

1769.

Der Januar fieng mit ziemlicher Kälte an, welche bis Ende des Monats anhielt.

Am 12. Febr. ſtarb der Geheimerath Johann Chriſtian Heinrich Fiſcher von Fiſchberg und wurde am 15ten feierlich in der Stadtkirche beigeſetzt. Nachdem einmal mit der großen Glocke geläutet und dann das gewöhnliche Zeichen mit der kleinen Glocke gegeben war, zog die Geiſtlichkeit mit der Schule vor das Sterbehaus.*) Hier wurden einige Lieder geſungen und ſodann in Prozeſſion zur Kirche gezogen. Unmittelbar hinter dem Sarge wurden die Inſignien des Brandenburgiſchen rothen Adlerordens getragen. Im Zuge folgten der Hildburghäuſiſche und Meiningiſche Hofſtaat, die Landeskollegien nebſt deren Subalternen, der Stadtrath und die Bürgerſchaft. Es dauerte bis gegen halb 3 Uhr, ehe man in die Kirche kam und während dieſer Zeit wurde mit allen Glocken bei der Stadt- und Waiſenkirche geläutet. Die Leichenpredigt hielt der Oberhofprediger Volkhart in der Stadtkirche über Matth. 25, 23, worauf noch eine Trauerrede vom Hofdiakonus Nattermann erfolgte. Die Leiche kam in das Grab des 1697 verſtorbenen Hofraths Heßfeld. S. Th. 1. S. 43.

Am

---

*) jetzt das Haus des Bäckermeiſters Joachim Amthor, welches früher dem durch ſeine Stiftung bekannten Bürgermeiſter Hübner gehörte.

Am 1. März kam das ganze Landbataillon des engen Ausſchuſſes auf dem untern Raſen zuſammen. Es wurden 40 Mann herausgenommen, die als Grenadiere zur Fränkiſchen Kreiskompagnie kommen ſollten.

Am 5. März kam der Erbprinz Ernſt Ludwig von S. Gotha hier an: er wurde feierlich empfangen. Am 9. März fand die Verlobung deſſelben mit der Prinzeſſin Maria Charlotte Amalie Erneſtine Wilhelmine Henriette Philippine ſtatt. Der Oberforſtmeiſter von Bibra überbrachte als Kurier die Nachricht hiervon nach Gotha.

Am 21. März Abends 7 Uhr wurde die Trauung durch den Oberhofprediger Volkhart verrichtet. Nach Beendigung derſelben wurde das Tedeum mit Trompeten- und Paukenſchall geſungen; zugleich wurden 24 auf dem Bildſtein aufgeſtellte Kanonen dreimal nach einander abgefeuert. Ein Feuerwerk beſchloß die Feierlichkeit dieſes Tages.

Am 26. März, als am erſten Oſterfeiertage, wurde in Bezug auf dieſe erfreuliche Begebenheit ein Dankfeſt in allen Kirchen des Landes begangen.

Der März war rauh und unfreundlich durch Regen und Schnee, nachdem im Februar deſto freundlicheres Frühlingswetter geweſen war.

Am 3. April früh 9 Uhr verließen die Neuvermählten die Stadt, um ſich nach Gotha zu begeben. Der Zug gieng durch die Schloß- Lange- Schlundgaſſe, über den Markt und durch die untere Marktgaſſe. Beim Einſteigen in den Wagen wurden die Kanonen abgefeuert. Voran ritt der Zollbereiter, dann der Poſtmeiſter Bauerſachs mit 12 blaſenden Poſtillons, viele hieſige Bürger, die Huſaren mit ihrem Wachtmeiſter, der Landjägermeiſter von Hanſtein mit dem Forſtperſonale, die Subalternen der Kollegien, der Hoftrompeter, die Kavalliere; hierauf kam der Wagen, in welchem die Neuvermählten nebſt der Herzogin Charlotte Amalie ſaßen, ſodann 4 Huſaren und ein Wagen mit den Prinzen Karl und Georg. Sieben andere Wagen machten den Beſchluß. Dieſe Begleitung geſchah bis nach Waſungen.

Der Ausſchuß wurde ſeiner Dienſte wieder entlaſſen und zog am 3. April mit klingendem Spiel ab. Die 40 Mann, welche zuvor ausgehoben waren, gaben ihre Montur zurück und traten wieder zu ihrer Ausſchußkompagnie.

Da viele Kinder an den rothen Flecken krank gelegen hatten, auch der Superintendent Link krank war, ſo wurde die Konfirmation erſt am Feſte der Himmelfahrt gehalten.

An Derks Stelle wurde der Bürgermeiſter Heim Oberbürgermeiſter. Zu den übrigen Bürgermeiſtern Ackermann und Erk kam als Bürgermeiſter der Kaufmann Holdefreund. Die Rathsherrn waren: Muſäus, Rieneck, Melzhaimer, Anthing, Roth; neu kamen hinzu: der Apotheker Zeiß, der Kaufmann Hübner, der Kirchenprobſt Deken.

Der April war anfangs und zuletzt trocken; in der Mitte deſſelben gab es ſtarken Nebel.

Am 21. Mai war ein heftiges Gewitter, welches in Queienfeld einſchlug, wo 3 Häuſer und 6 Scheunen abbrannten.

Am 28. Mai war wieder ein ſtarkes Gewitter, wodurch in der Umgegend von Mansbach, Bach und Philippsthal Alles verheert wurde.

Der Mai fieng mit Kälte und Nachtfröſten an, endigte aber mit feuchter Witterung.

Am 1. Jun. war des Abends ein ſehr heftiges Gewitter. In Walldorf ſchlug der Blitz im Marſchalkiſchen Schloß ein, zertrümmerte 4 Fenſter und einen eiſernen Ofen und tödtete in dieſem Zimmer den Jägerburſchen Lorenz Wilhelm Mayer aus Waſungen.

Im Julius fanden desgleichen ſtarke Gewitter und Regengüſſe ſtatt; der Auguſt war kühl und trocken.

Am 21. Auguſt erließ die Regierung ein ſcharfes Reſcript an den Stadtrath über die Feldfrevel und gab den ſtrengſten Befehl, durch angemeſſene Strafen deshalb einzuſchreiten, insbeſondere auf die Hammelsjungen zu ſehen und zu verhüten, daß durch die Stichhaufen von den Metzgern nicht die Huth geſchmälert werde. Der Stadtrath machte dieß am 15. Sept. bekannt. In Gemäßheit früherer Verordnungen wurden nach Maaß des Verbrechens Leibesſtrafen, öffentliche Ausſtellung, Anhängung der geſtohlnen Früchte, Gaak und Pranger, auch nach Befinden der Umſtände eine auf Kind und Kindeskind forterbende Beſchimpfung durch Entrichtung eines Diebsgroſchens angedroht und den Beſitzern von Gärten und andern Gütern aufs neue die Erlaubniß ertheilt, ihre Grundſtücke durch Selbſtſchüſſe, Fußangeln und Schlageiſen zu ſichern. Ein Patent wurde deshalb öffentlich angeſchlagen.

Am 1. Sept. wurde in den Kirchen eine Kollekte zur Erbauung der Kirche zu Bachfeld bei Schalkau eingeſammelt.

Vom 2. Sept. an war ein großer Komet zu ſehen.

Am 5. Sept. kam der Erbprinz Ernſt Ludwig von S. Gotha mit ſeiner Gemahlin hier zum Beſuche an.

Am 26. Sept. ſah man einen Nordſchein; desgleichen am 17., 24., 25. und 26. Okt. Mehrere dieſer Erſcheinungen waren äußerſt prachtvoll.

Der Quintus **Kalbitz** kam um dieſe Zeit als Pfarrer nach Steinbach und an ſeine Stelle trat der Kandidat **Langguth**. Der Kollaborator am Lyceum J. K. **Scharfenberg** wurde als Pfarrer nach Heinersdorf befördert, und an ſeine Stelle kam der Kandidat R. J. **Chr. Thilo**.

Der Oktober brachte Froſt und Schnee; am 6. Nov. hatte man dagegen wieder ein ſtarkes Gewitter. An mehreren Orten wurde die Witterung nach den Nord-

Nordſcheinen ungewöhnlich warm, und auch in Römhild hatte man heftige Gewitter mit Sturmwind und Platzregen und Tags darauf einen dicken, ſchweflichten Nebel. An manchen Obſtbäumen kamen Blüthen zum Vorſchein, beſonders an der ſogenannten Straßburger Birne und an Pfirſchen.

Am 15. Nov. ſtarb der Rath und Landſchaftskaſſier **Krebs**.

Am 20. Nov. wurden durch ein Münzpatent die ganzen Batzen auf 4 Xr., die halben Batzen auf 2 Xr., die Heſſiſchen Dreikreuzerſtücke auf 9 Pf., die Heſſiſchen Kreuzer auf 3 Pf. herabgeſetzt.

Vom Advent an gab der Oberhofprediger Volkhart auf höhere Veranlaſſung an jedem Sonnabend den Entwurf der von ihm Sonntags zu haltenden Predigt im Druck heraus.

Am 4ten Adventſonntage, als am 24. Dec., wurde in der Schloßkirche nach der Vormittagspredigt ein im Dienſte der Herrſchaft ſtehender Mohr, nach öffentlicher Prüfung und abgelegtem Glaubensbekenntniß getauft. Die Herzogin ſtand nebſt den Prinzen Karl und Georg Gevatter und wurde dabei durch Abgeordnete vertreten. Der neue Chriſt erhielt die Namen: **Karl Friedrich Georg Gottlob Jan**.

Im December gab es viel Regen und Schnee, die Werra wurde in den letzten Tagen des Jahrs ſehr groß.

Das Maas Korn koſtete 7 bis 8 Btz., Waizen 10 bis 11½ Btz., Gerſte 4 bis 5 Btz., Hafer 2 bis 3 Btz., Erbſen und Linſen 8 Btz. Ein Groſchenbrod wog 2 Pfd. 9 Lth., ein Gnackenbrod *) 1 Pfd. 4 Lth. 2 Qt., eine Dreiersſemmel 9 Lth. Das Rindfleiſch koſtete 1 Btz. 3 bis 4 Pf., Schweinefleiſch 1 Btz. 4 bis 5 Pf., Hammelfleiſch 1 Btz. 3 Pf., Kalbfleiſch 15 Pf.

Bei der Schloßkirche waren 1136 Kommunikanten, 4 Paare getraut, 26 Kinder getauft, 27 Perſonen begraben. Bei der Stadtkirche 3585 Kommunikanten, 3 Perſonen ordinirt, 21 Paare getraut, 79 Kinder getauft, 95 Perſonen begraben.

1770.

Am 18. Jan. ſah man einen Nordſchein.

Der Februar fieng mit Regen an; am 9. Febr. trat ſtarke Kälte mit Schnee ein, welche bis zu Ende des Monats zunahm.

Am 18. Febr. kam während des Frühgottesdienſtes in einem Schornſtein des Schloſſes Feuer aus, welches jedoch noch zeitig gelöſcht wurde.

Am 28. Febr. kam von Gotha die Nachricht von der Geburt eines Prinzen hier an, weshalb die Herzogin am 1. März dahin reiſte.

Am 2. März wurde es gelind, es regnete ſtark und die Werra wurde ſehr groß.

---

*) Ein Gnacken war ein halber Groſchen oder 6 Pf.

Am 14. März war ein Gewitter. Es wurde am 17ten ſehr kalt, zugleich fiel ſtarker Schnee; erſt mit dem 29ſten wurde es wieder gelind.

Am 26. April kam der Erbprinz Ernſt Ludwig von Gotha mit ſeiner Gemahlin zum Beſuche hier an.

Am 8. Mai ſtarb der Landgraf **Karl** zu Heſſen-Philippsthal im 88ſten Jahre, Vater der Herzogin Charlotte Amalie. Vom 13ten an wurde die Muſik in Kirchen, Häuſern und Gaſſen auf 4 Wochen eingeſtellt und die Trauer vom Hofſtaat angelegt.

Der Mai war kühl und trocken.

Am 26. Jun. wurde der Jägerburſche Johann Siegmund Salomo Fuchs wegen eines von ihm begangenen Mords und Diebſtahls bei Maßfeld auf dem Raſen nach der Brücke zu enthauptet. Der Leichnam wurde hierauf vom Schinder nach dem Galgen gefahren, aufs Rad geflochten und der Kopf darauf geſpieſet. Vor dem Amthauſe auf der Straße wurde das hochnothpeinliche Halsgericht gehalten und der Stab gebrochen: der enge Ausſchuß des Amts verſah die Centfolge.

An demſelben Tage, welcher ſehr heiß war, kam ein heftiges Gewitter. Es ſchlug in Walldorf ein und zerſchmetterte die Linde, in Euſſenhauſen tödtete der Blitz den Wirth. Vom Dollmar ſtrömte das Waſſer in Menge herab und that in Utendorf und Helba großen Schaden.

Durch Reſcripte vom 29. Jan. und 13. Jun. wurde beſtimmt, daß das bisher offen durch die Hauptſtraßen fließende Marktwaſſer, zur Verſchönerung der Stadt, Verbeſſerung des Pflaſters und zum bequemern Gehen, indem es im Winter oftmals nicht wohl überſchritten werden konnte, in Kanäle gefaßt werden ſollte, wodurch der Zweck deſſelben, nämlich Beförderung der Reinlichkeit und Herbeiſchaffung des bei ſich ereignender Feuersgefahr nöthigen Waſſers zum Löſchen, auch zu erreichen ſey. Allein die Sache fand noch zu viele Schwierigkeit, beſonders fehlte es zu ſehr an Mitteln, um das Vorhaben auf eine zweckentſprechende Weiſe, ohne Nachtheil durchzuführen. Das ſtädtiſche Vermögen war zu ſehr erſchöpft *) und man berief ſich auch darauf, daß es in frühern Zeiten nicht möglich geweſen ſey, wo man noch nicht ſo viele Steuern zu entrichten gehabt habe. **) S. d. Weitere d. 3. April 1775.

Im

---

*) In den Kriegsjahren waren die Schulden der Stadt bis auf 5723 fl. fränk. geſtiegen und faſt konnten die Zinſen nicht mehr bezahlt werden. Der Bürgermeiſter Derf hatte den Vorſchlag gethan, zur Tilgung der Schulden eine Lotterie allhier zu errichten.

**) Das Marktwaſſer wurde nach einer alten Amtskellereirechnung im Hennebergiſchen Archiv im J. 1232 durch den Kloſterbruder Heinrich von Nuborn, welchem die Stadt auch ihre Brunnenleitungen verdankt, hereingeführt. Güth (S. 16) erwähnt es zwar ſchon 930 zu Zeiten Kaiſer Heinrichs I, allein es iſt dieß eine ungegründete Vermuthung. Es geſchah in der Abſicht, die Reinlichkeit der Straßen zu befördern, weil damals oft gefährliche Seuchen herrſchten, zugleich auch, um Waſſer bei Feuersgefahr zu haben: nach alten Nachrichten ſollte die Peſt dadurch aufgehört haben. Das früher

beſtes

Im Julius war anhaltend Näſſe und daher die Heuärndte ſchlecht. Wenige Tage waren warm. Vom Mai bis zum Auguſt ſtieg das Korn bis auf 14 Bß., weil im Würzburgiſchen viel aufgekauft und an den Rhein geſchafft wurde. Mit der Aerndte fiel der Preis wieder: das neue Korn koſtete 11 Bß., das alte 13 Bß. Im Auguſt gieng die Werra, durch Gewitter und Regengüſſe angeſchwollen, über die Ufer. Am 10. Sept. regnete es den ganzen Tag, die Werra riß das Grummet mit fort, welches den Fluß ſtemmte. Die Mühlen mußten zwei Tage ſtehen. Von dieſer Zeit an ſtieg das Korn bis auf 15 Bß. Es gab wenig Korn, aber ziemlich viel Gerſte und Hafer. Während der Aerndte war faſt immer Regenwetter.

Am 15. Sept. wurden aus dem Zimmer des Prinzen Georg in Abweſenheit der Herrſchaft einige goldene Uhren u. dgl. m. entwendet.

Am 17. Sept. ſollte die Rathspredigt gehalten werden. Als es eben ausläutete, kam Feuer im Gaſthofe zum braunen Hirſch aus. Es wurde bald glücklich gelöſcht. Der Gottesdienſt unterblieb, doch erhielt jeder Bürger ſeine Kanne Bier und die gewöhnliche Aemterbeſtellung hatte ihren Fortgang.

Die hier arbeitenden Schuhmachergeſellen hatten bisher keine beſondern Disciplinarartikel, keine Brüderſchaft und monatliche Zuſammenkünfte. Sie ſuchten daher um die Erlaubniß zu ſolcher Berechtigung nach und erhielten dieſelbe: die von ihnen eingereichten Artikel wurden beſtätigt. Um die Brüderſchaft gehörig aufzurichten, hielten ſie am 17. Sept. einen ſolennen Zug mit Muſik durch die Stadt. Sie hatten einen großen Stiefel aus Pappe verfertigen laſſen, in welchem ein Geſelle ſtand und ſich fortbewegen konnte. Dieſer Stiefel gieng in dem Zuge, geführt von zwei Geſellen, durch die Stadt und wurde hierauf als Schild in der Herberge angebracht.

Am Abend ſah man einen bedeutenden Nordſchein.

Im September erſchien ein Patent wegen der in der Moldau, Wallachei und Türkei ausgebrochenen Peſt, in Anſehung der von dort her kommenden Waaren.

Am 20. Sept. wurde die Werkſtatt des Weißgerbers Knauf am untern Thore erbrochen und beſtohlen. Der Thäter wurde nicht entdeckt.

Im September koſtete das Maas altes Korn 17 Bß., Waizen 1 Rthlr., Gerſte 7½ Bß., Hafer 3 Bß. 12 Pf., Erbſen und Linſen 12 Bß.; das Groſchenbrod wog 1 Pfd., die Dreiersſemmel 6 Lth. 1 Qt. Das Rindfleiſch koſtete 1 Bß. 6 Pf., Schweinefleiſch 1 Bß. 6 Pf., Hammelfleiſch 1 Bß. 4 Pf., Kalbfleiſch 1 Bß. Das Maas Bier verkaufte der Rathswirth Bühner am 17. Okt. für

---

beſtehende Polizeikollegium ſollte ſchon im J. 1721 auf Befehl Ernſt Ludwigs den breiten Waſſergraben einfaſſen und die ſonſt nöthigen Veränderungen damit vornehmen laſſen: allein die zu Verlegung der Brunnenröhren, zu Erhöhung des Pflaſters u. ſ. w. erforderlichen Koſten waren nicht aufzubringen. In den Jahren 1738 und 1739 beſchäftigte ſich die Regierung abermals mit dieſer Unternehmung.

7 alte Pfennige. Da die Theurung gegen das Ende des Jahres zunahm, ſo wurde das Branntweinbrennen und Fruchtſchroten bei Zuchthausſtrafe verboten.

Im Oktober erborgte die Landſchaft ein Kapital von 20000 Rthlr. vom Landgrafen zu Heſſen-Caſſel und verpfändete die landſchaftlichen Steuern und Accisgefälle des Amts Breitungen. Der Sekretär und Landſchaftskaſſier Bey reiſte deshalb nach Caſſel, um die Summe in Empfang zu nehmen.

Um die Schule zu verbeſſern, wurden nach eingeholten Gutachten der Lehrer durch die vereinigten Bemühungen von Hopf, Emmrich und Volkhart Unterricht in deutſcher Grammatik, Mathematik, Naturlehre und Encyklopädie in den Plan des Lyceums aufgenommen und in den untern Klaſſen eine Lection zu gemeinnützigen Kenntniſſen beſtimmt. Zugleich wurden die Beſoldungen, wie im J. 1740, aus der für das Kirchen- und Schulweſen beſtimmten Grimmenthals- und Mildenkaſſe verbeſſert. Der damalige Schulplan iſt gedruckt in Hopf's Progr. v. 1770. S. d. Schulpr. 1830.

Um dieſe Zeit erſchien eine Verordnung, durch welche die ſonntäglichen Katechiſationen anbefohlen wurden.*)

Am 26. Nov. regnete es ſtark bis ſpät in die Nacht. Die Mühlen mußten ſtehen bleiben, im Schloßgraben ſtieg das Waſſer bis auf einen halben Fuß unter der Brücke. Erſt am 28ſten fiel es wieder.

Vom Auguſt bis zum November wurde von den Werramüllern und Fiſchern zu Meiningen, Maßfeld, Einhauſen, Waſungen und Salzungen viele Lachſe von verſchiedener Größe, zum Theil 20 Pfd. ſchwer, gefangen und in die Hofküche abgeliefert. Für jedes Stück wurden 2 Ms. Korn gegeben. Am 5. Dec. wurden wieder gegen 16 Stück geliefert, von welchen einer 27 Pfd. wog: 10 davon waren an der Haſelbrücke unweit des Grimmenthals gefangen. In der Haſel kamen die Lachſe bis nach Schwarza, in der Werra bis nach Belrieth. Am 11. Dec. lieferte der Schneidmüller zu Maßfeld deren wieder zwei. Da man der Fiſche auf dieſe Weiſe nach und nach zu viel in der Hofküche erhielt, die Koſten ſich beträchtlich vermehrten (indem das Ms. Korn jetzt 1 Rthlr. galt und das Dorf Einhauſen allein ſchon 12 Mltr. Korn empfangen hatte), ſo wurde angeordnet, daß dieſe Lieferung auf einige Zeit eingeſtellt, aber nicht aufgehoben werden ſollte.

Am 1. Dec. wurde der Oberſchenk J. Heinrich Freiherr v. Müller zu Lengsfeld zum Hofmarſchall, der geheime Regierungsrath v. Donop zum Geheimenrath und Oberamtmann in den Aemtern Sonneberg, Neuhaus und Schalkau, der geheime Legationsrath Franz Chriſtian Eckbrecht Freiherr v. Dürkheim, zum Geheimenrath und Oberhofmeiſter der beiden Prinzen, der geheime Kammerrath Adolph

---

*) Schon früher, beſonders unter der Regierung Ernſts des Frommen und Bernhard I, wurden die kirchlichen Katechiſationen oder Informationen eingeführt.

Adolph Gottlieb v. Eyben zum Geheimenrath und Kanzlar ernannt. Der letztere gewann bedeutenden Einfluß in Bezug auf die ganze Staatsverwaltung.

Am 25. Dec., als am erſten Chriſtfeiertage, kam des Abends in dem Wohnhauſe der Wittwe des verſtorbenen Stadtmuſikanten Trott in der Oelgaſſe Feuer aus und zwar durch Aſche, welche in ein Faß auf dem Boden geſchüttet worden war. Glücklicherweiſe gieng es ohne weitern Schaden ab, doch mußten 9 Bürger des Nachts Wache halten.

Weil die Ausfuhr des Getraides aus dem Würzburgiſchen verboten war, koſtete das Maas Korn 1 Rthlr., Waizen 1 Rthlr., Gerſte 11 Bz., Haſer 5 Bz., Erbſen oder Linſen 1 Rthlr.

Der December war warm und regneriſch: an einigen Orten gab es Gewitter.

Bei der Schloßkirche war die Zahl der Kommunikanten 1144, der Getrauten 8 Paare, 32 Kinder waren getauft, 17 Perſonen begraben. Bei der Stadtkirche waren 3476 Kommunikanten, 25 Paare getraut, 87 Kinder getauft, 65 Perſonen begraben.

1771.

Am 2. Jan. wurde durch Generalreſcripte der 6te Zinsthaler bei allen gerichtlichen Obligationen als unſtatthaft verboten.

Am 19. Febr. kam ein Gothaiſcher Fuhrmann, Namens Meyfart, mit einem Paß von der dortigen Regierung verſehen, hier an und erhielt die Erlaubniß, 100 Malter Korn auf 20 Karren hier durch nach Nürnberg zu führen.

Am 22. Febr. ließ der Pfarrer M. Raſche zu Maßfeld ſeinem jüngſten Kinde die natürlichen Blattern einimpfen. Es war bisher in hieſiger Gegend noch nicht geſchehen.

Am 4. März ermordete der Musketier J. G. Doſt die jüngſte Tochter des Fuhrmanns Krell, Maria Eliſabeth, in ihres Vaters Behauſung. Er war mit derſelben ſehr genau bekannt und hatte ſich über eine Forderung an Geld mit ihr entzweit. Mit ſeinem Seitengewehre zerhieb und zerſchlug er ihr mit vielen Schlägen den Kopf, zerbrach ihr Spinnrad, an welchem ſie gerade Baumwolle ſpann, verſtopfte ihr den Hals mit Baumwolle, brach die in der Kammer ſtehende Lade mit Gewalt auf und nahm das Geld heraus, auf welches er Anſpruch zu haben glaubte. Als die Ihrigen nach Hauſe kamen, fanden ſie dieſelbe noch lebend, jedoch ſprachlos, in ihrem Blute liegen: ſie hatte 13 Hauptwunden. Die ältere Schweſter eilte in die Apotheke, begegnete auf dem Wege dem Mörder, welcher nach ihrer Schweſter fragte und ſich den Hergang erzählen ließ, dabei aber ſich verfärbte. Als ſie nach Hauſe kam und hiervon ſprach, gab die Verwundete noch durch Zeichen zu verſtehen, daß Doſt der Thäter geweſen ſey. Dieſer war inzwiſchen entflohen und hatte ſich in Walldorf von Preußiſchen Werbern anwerben laſſen, wurde aber mit Steckbriefen verfolgt, in Stadtlengsfeld verhaftet und hierher

Anſchein einer gewiſſen Fülle und Gediegenheit verleihend. Kam nun noch dazu ein ſtattlicher Bart um Lippen, Kinn und Wangen, und ein trotziger, kühner Blick aus Augen voll Feuer und Muth, ſo konnte es nicht fehlen, daß dieſe Herren, wenn ſie ernſt zum Rathhaus ſchritten, ihren Zeitgenoſſen mehr Reſpekt einflößten, als die dreihundert zwei und zwanzig Jahre ſpäter Lebenden, den Ihrigen.*

„Denke nur, Schweſter Elſe,“ wandte ſich jetzt Eliſabeths Bruder zu der Sinnenden: „denke nur, Herr Hans, der Dir immer ſo närriſche Dinge vorſpricht, will haben, unſre Mutter ſoll ſeine Mutter werden! Ueber den Mann; das kann doch gar nicht angehen!“

Eliſabeth mußte lächeln über des Bruders unſchuldige Verwunderung, aber es war ein Lächeln durch Thränen; ach, ihr war es gar wohl bewußt, wie es Kranichfeld meine, und es lag ihr dieſes Bewußtſein ſehr ſchwer auf dem Herzen. Sie vermochte nicht, dem Bruder zu antworten, wandte ſich ab und blickte durch das Fenſter in die Straße, aber ſie gewahrte nichts mehr, ſie vermochte nicht, die Thränen zurückher auf den untern Thurm zu Arreſt gebracht. Am 12. März ſtarb das verwundete Mädchen und wurde am 14ten im Beiſeyn einer großen Volksmenge beerdigt. Die vom Diakonus Georgii in der Gottesackerkirche über 5 Moſ. 21, 7—8 gehaltene Predigt erſchien im Druck. S. d. Weitere unt. 31. Jan. 1772.

Am 7. März wurde ein Fränkiſcher Kreisſchluß in Betreff der Maßregeln gegen Gauner, Zigeuner u. dgl. erlaſſen. Folgen der Theurung und Nahrungsloſigkeit waren Zunahme der Bettelei, der Vagabunden und Diebesbanden.

Am 20. März brachte ein Bauer aus Ruhla Brod hierher und hatte es bei dem Achtelſtein *) feil. Er verkaufte das Brod 7 Pfd. ſchwer für 6 ggl.

Am 24. März, als am Feſte der Verkündigung Mariä, wurde Prinz **Karl** durch den Oberhofprediger Volkhart in der Schloßkirche konfirmirt. Die dabei gehaltene Predigt iſt nebſt dem vom Prinzen abgelegten Glaubensbekenntniß im Druck erſchienen.

Im April wurde den Gartenbeſitzern der Diemariſchen Lehne **) über dem Gartenwirthshauſe das an ihre Gärten anſtoßende Gäßchen gegen einen Erbzins überlaſſen.

Am 22. April wurden die Landſtändiſchen Deputirten der Ritterſchaft und der Städte von der Regierung wegen der hauptſächlich in den Kriegsjahren gemachten Schulden zuſammenberufen. Am 3. Mai wurde ein Rezeß auf 2 Jahre abgeſchloſſen.

Da es mit der Sperre im Würzburgiſchen immer ſchärfer genommen wurde, ſo ſtieg der Preis des Getraides faſt täglich. Am Ende April koſtete der Waizen 1 Rthlr. 6 Bz., Korn 1 Rthlr. 5 Bz., Gerſte 16 Bz., Hafer 7½ Bz., Erbſen und Linſen 1 Rthlr. 5 Bz. Ein Groſchenbrod wog 27 Lth. 1¾ Qt., ein Sechspfennigbrod 16 Lth., eine Gnackenſemmel 11 Lth. 1 Qt., eine Dreiersſemmel 5 Lth. 2¼ Qt. Das Pfd. Rindfleiſch koſtete 1 Bz. 7. Pf., Schweinefleiſch 1 Bz. 8 Pf., Kalbfleiſch 1 Bz.

Am 10. Mai ſchlug der Blitz bei einem heftigen Gewitter in Salzungen und Römhild ein, ohne zu zünden; in Milz, Eicha und Hindfeld wurde die Winterflur darniedergeſchlagen. Ein anderes Gewitter an den Gleichbergen verwüſtete am 11. Mai durch Ueberſchwemmung Aecker und Wieſen.

---

*) Der Achtelſtein war auf der weſtlichen Seite der Kirche, auf der dieſelbe ſonſt umgebenden Kirchenmauer und zwar an deren nordweſtlicher Ecke angebracht. Den Namen führte er, weil die Getraidemaaße bis auf ein halbes Viertel oder Achtel in ihm eingehauen und ausgehöhlt waren. Ein ähnlicher Stein befindet ſich noch im Dorfe Obermaßfeld auf der Mauer um die Linde.

**) Die Herrn v. Diemar zu Walldorf beſaßen in Meiningen einen Freihof und ein Freigut als Würzburgiſches Burglehen. Sie hatten das Gut an den Oekonomen Zack und mehrere einzelne Stücke und Gärten an andere Bürger veraſterlehnt. Dieſe Gärten wurden nach und nach dem Engliſchen Garten einverleibt, das Freihaus und Freigut aber dem Kanzlar v. Uttenhoven im J. 1792 verkauft und der Diemariſche Lehnsnexus aufgehoben. Die Lehnsherrlichkeit darüber gieng im J. 1808 von Würzburg auf S. Meiningen über.

Am 13. Mai wurde ein aus Augsburg gebürtiger, umherziehender und bettelnder Maler nebſt ſeiner Frau wegen hier verübten Diebſtahls an den Pranger geſtellt und des Landes verwieſen.

Am 17. Mai wurde durch eine Verordnung beſtimmt, daß die Müller bei den theuern Getraidepreißen nicht mehr die in dem 16ten Theil des zu mahlenden Getraides beſtehende Mitze, ſondern bis auf anderweitige Verfügung, nur die halbe Mitze oder den 32ſten Theil, bei 5 fl. frnk. Strafe, zurückbehalten ſollten.

Am 18. Mai verunglückte ein hieſiger Fuhrmann, J. G. Zimmermann, zu Leutersdorf, indem er von ſeinem Karren ſtürzte.

Am 27. Mai wurde die über den Stadtgraben führende Brücke *) am untern Thore beim Schlagbaum, weil ſie ſehr ſchadhaft war, eingeriſſen. Eine neue wurde durch den Hofzimmermann Gorr bis Ende des Junius hergeſtellt.

Am 30. Mai ſtarb der Hofmarſchall Joh. Heinrich v. Müller, Erb- und Gerichtsherr auf Stadtlengsfeld und Weilar. Die Leiche wurde am 5. Jun. auf einem mit 6 Pferden beſpannten Trauerwagen, wegen der Reparatur der Brücke am untern Thore, zum obern Thore hinaus und hinter der Stadt weg gefahren. Bis zum Gartenwirthshauſe wurde ſie von feierlicher Prozeſſion begleitet: von dort an durch die Leidtragenden bis nach Stadtlengsfeld.

Am 30. Mai war des Nachmittags um 3 Uhr ein heftiges Gewitter. Zwei Bauern aus Walldorf hatten ihr Vieh zuſammengeſpannt, um Dünger auf einen Acker unweit der Wallbach zu fahren. Um ſich gegen den Platzregen zu ſichern, hatte ſich der eine unter den Wagen begeben und als der andere auch dahin gehen wollte, warf ihn ein Blitz zu Boden, verſengte ihn am Kopf, auf der Bruſt und an den Beinen, ſchlug das Oberleder am linken Schuh nebſt der Schuhſchnalle hinweg und tödtete eine Kuh und zwei Stiere von dem an den Wagen geſpannten Vieh. Nach einiger Zeit kam der Mann wieder zu ſich, konnte aber nicht aufſtehen. Einige Nachbarn eilten hinzu und fuhren ihn nach Haus, wo man ihm zur Ader ließ. Noch im Hauſe bemerkte man an ſeinen naſſen Kleidern ſtarken Schwefelgeruch. Er klagte über ſchmerzhaftes Reißen in den Armen und hatte einen rothen Streif vom Halſe über die Bruſt bis an das linke Bein. Vom Blitz und Donner hatte er nichts bemerkt. Sein Gefährte war zu Boden geſtürzt, hatte ſich aber bald erholt.

Am 31. Mai erinnerte der Stadtrath durch öffentliche Bekanntmachung das Bäckerhandwerk, bei Strafsvermeidung, an genaue Beobachtung der vorgeſchriebenen Taxe.

---

*) Der Stadtgraben war ehedem viel breiter und floß um den Wall beim untern Thor. Der Lauf deſſelben iſt jetzt noch zu erkennen, ſ. ob. S. 6.

Am 26. Jun. ward des Abends von dem Fiſcher Trautmann in der Werra an der Hermannsau das am 18. Mai in Maßfeld ertrunkene Hirtenmädchen, Margaretha Eliſabeth Kirchner, geſunden.

Im Junius koſtete 1 Ms. Waizen 1 Rthlr. 10 Btz., Korn 1 Rthlr. 9 Btz., Gerſte 16 Btz., Haſer 7½ Btz., Erbſen und Linſen 1 Rthlr. 10 Btz. Ein Groſchenbrod wog 19½ Lth., ein Gnackenbrod 9 Lth. 3 Qt., eine Gnackenſemmel 8 Lth.

Am 1 Jul. koſtete 1 Ms. ſchlechtes Korn 1 Rthlr. 15 Btz., einige Tage darauf 1 Rthlr. 17 Btz., Gerſte 1 Rthlr. 8 Btz.

Am 6. Jul. wurde Brod von Korn, Gerſte und Haſer gebacken und der Laib zu 4 Xr. für 2 Btz. 1 Xr. verkauft und unter die Armen vertheilt.

Die Regierung verbot durch eine Verordnung das allzufrühe Einärndten der Früchte und befahl, daß die Fluren jedes Orts des Nachts von mehreren Männern bewacht werden ſollten, weil man wegen der Theurung Diebſtahl und Frevel fürchtete.

Am 7. Jul. wurde der Regierungsaſſeſſor von Uttenhoven von der Herzogin mit einem Kreditivſchreiben an den Herzog Friedrich zu Gotha geſchickt, um etliche hundert Malter Korn daſelbſt zu kaufen. Auch ſchickte das Bäckerhandwerk zwei Meiſter mit einem von der Regierung ausgeſtellten Atteſtat ins Gothaiſche, um Getraide zu kaufen.

Am 11. Jul. wurde die zeither irrig geweſene Grenze zwiſchen der Stadt Meiningen und der Wuſtung Deſertshauſen begangen und der mehrjährige Streit in Güte beigelegt. Es iſt bereits (Th. 1, S. 119) erzählt, daß bei der letzten großen Grenzbeziehung am 12. Sept. 1748 beim Steinbrunnen ein Zwiſt entſtand, welcher ſich mit Prügelei endigte. Jetzt ſetzte man Grenzſteine vom Steinbrunnen aufwärts: die Stadtgrenze ſollte früher durch das Bürgerthal hinauf gegangen ſeyn, während ſie ſich jetzt mehr südwärts hinzieht. Anweſend waren der Senator Roth, die Schultheißen der Wuſtung, Pabſt und Carl, die Intereſſenten, J. K. Roth, V. Stirzel und der Schultheiß Erck von Rippershauſen. Man verabredete ſich, einen Rezeß aufzuſetzen. S. am 11. Febr. 1772.

Am 11. Jul. koſtete das Maas Korn oder Waizen 2 Rthlr. 4 Btz., Gerſte 1 Rthlr. 8 Btz. und zwar mit Haſer vermengt, und kaum konnte man dieß erlangen.

Am 12. Jul. hatte ein Bauer 3 Maas Korn auf dem Markte, das Ms. zu 3 Rthlr. Nach langem Hin- und Herreden gab er es durch Zwang endlich um 2 Rthlr. 9 Btz.

Am 12. Jul. erſchien eine Regierungsverordnung, wodurch alles wucherliche Aufkaufen des auf dem Halmen oder auf dem Felde ſtehenden Getraides wegen der allgemeinen Theurung aufs ſtrengſte unterſagt wurde. Kontrakte dieſer Art, wodurch

wodurch dem Landmann gegen übermäßige Zinſen durch Vorſchüſſe u. dergl. ſeine Früchte entzögen würden, wurden für ungültig erklärt und zugleich Zuchthausſtraſe angedroht.

Am 15. Jul. wurde Korn und Waizen für einen Dukaten, zu 3 Rthlr. 9 Bz., geboten und mit 3 Rthlr. 6 Bz. bezahlt. Gerſte koſtete 1 Rthlr. 12 Bz., Hafer 11 Bz. Es hatte jemand von dieſem Getraide Brod backen und den Leuten austheilen laſſen: ſie wurden aber krank davon.

Am 16. Jul. fiel das Getraide etwas, erſt auf 2 Rthlr. 9 Bz., dann auf 2 Rthlr. 4 Bz. Die Herzogin hatte Brod backen und in Waſungen unter die Armen austheilen laſſen, auch 30 Pfund Reis dazu geſchickt.

Am 18. Jul. fiel das Korn auf 1 Rthlr. 16 Bz. Obgleich die Ausfuhr aus dem Würzburgiſchen verboten war, ſo hatten doch einige Bauern, gelockt von den hohen Preißen, unter dem Vorwande, Kirſchen hierher zu führen, Brod gebracht. Sie hauſirten damit und verkauften den Laib Brod zu 10, 9, 8 Bz. Am 19. Jul. koſtete das Maas Korn 1 Rthlr. 14 Bz.

Der Stadtrath verbot, den Nachbarn bei der Einärndtung die Furchen einſeitig auszuſchneiden und erinnerte an die Vorſchrift der Statuten, nach welchen jeder nur die Hälfte der Furchen und des Markſteins ſchneiden ſoll.

Am 21. Jul. wurde auf höchſten Befehl wegen der Theurung und Hungersnoth ein großer Bußtag gefeiert, weshalb ein gedrucktes Direktorium erſchien.

Am 31. Jul. koſtete das Korn 1 Rthlr. 9 Bz. und war doch nur zur Hälfte Korn, während die andere Hälfte aus Gerſte und Trebs beſtand. Doch war man froh, daß es ſo weit gekommen war.

Da der Getraidemangel wegen der Sperren nicht nachließ, die Vorräthe auf dem Herrſchaftl. Fruchtboden zu Ende giengen, ſo entſchloß ſich die Herzogin, auf inſtändiges Bitten der Unterthanen, ſich nach Würzburg zu wenden. Der Regierungsaſſeſſor von Uttenhoven wurde mit einem Schreiben an den Biſchof geſchickt und dieſe Sendung hatte einen günſtigen Erfolg. Es wurden nämlich 150 Malter Korn, Waizen und Hafer von dem in Mellrichſtadt liegenden Getraidevorrath gegen baare Bezahlung hierher überlaſſen. Die Frohnbauern des Amtes Maßfeld fuhren es hierher. 50 Malter kamen ins Oberland, das übrige nach Waſungen, Breitungen und Altenſtein. Hier erhielten die Bäcker davon, um den Armen Brod zu backen.

Im Julius zog zu Waſungen der Rathswirth, weil er kein Bier mehr zu ſchenken hatte, aus dem Rathhauſe, welches verſchloſſen und unbewohnt blieb. In Waſungen und Schwallungen war kein Bier mehr zu bekommen.

Am 3. Aug. wog ein Groſchenbrod $22\frac{7}{8}$ Lth. Das Rindfleiſch koſtete 1 Bz. 10 pf., Schweinefleiſch eben ſo viel, Hammelfleiſch 1 Bz. 7 Pf.

Am 4. Aug. war Prinz Joſeph von Hildburghauſen hier zum Beſuche. Nach dem Schloßgottesdienſt ließ er ſich in ſeinem Zimmer von einem katholiſchen Geiſtlichen Meſſe leſen.

Die Aerndte war beſſer, als man geglaubt hatte und die Getraideſperren waren die hauptſächlichſte Urſache der Theurung. Die Herzogin hatte bisher täglich Brod um einen geringen Preis unter die Armen vertheilen laſſen.

Die bisherigen Umſtände veranlaßten die Errichtung einer beſondern Polizeikommiſſion.*) Sie ſtand unter der Direktion der Regierung: Kommiſſarius wurde im Unterlande der Regierungsaſſeſſor von Uttenhoven, im Oberlande der Geheimerath und Oberamtmann von Donop. Unter dieſen ſtanden als untergeordnete Kommiſſarien die Beamten und aus jeder Stadt ein Mitglied des Raths. Für Stadt und Amt Meiningen, auch für das Amt Maßfeld waren der Amtmann Schröter zu Maßfeld, der Amtsadminiſtrator Trinks und der Bürgermeiſter Holdefreund unter der Leitung der Regierungsaſſeſſors von Uttenhoven dazu beſtimmt. Durch dieſe Kommiſſion ward angeordnet, daß bis zu Einführung einer vollſtändigen Mühlenordnung, alles Getraide, ehe es in die Mühle komme, und alles Mehl, ehe es an die Mahlgäſte abgegeben werde, auf der Mehlwage vom 26. Aug. an gewogen werden, jeder Müller an Mehl und Kleie (die von einem Malter nicht

---

*) Es iſt bereits (Th. 1. S. 72) erwähnt worden, daß im J. 1715 ein beſonderes Polizeikollegium errichtet wurde. Dieſes war auch eine auf einige Zeit niedergeſetzte Kommiſſion, um beſondere Anſtalten und Verhältniſſe in Ordnung zu bringen. Den Vorſitz führte der Vicepräſident von Webern, die Mitglieder waren: der Rath und Prinzenhofmeiſter Schenk, Oberbürgermeiſter D. Zink, Amtmann Theuerkauf aus Maßfeld, Landſchaftskonſulent Reichardt, Landkammerrath Bey, Polizeikommiſſarius Hoßfeld, Bürgermeiſter Hönn, Kaſtenverwalter Schröter; die Sekretariatsgeſchäfte beſorgte der Stadtſchreiber Muſäus. Die Aufgaben, welche dieſes Kollegium durchführen ſollte, beſtanden in folgenden Stücken: 1) Herſtellung des Pflaſters der ganzen Stadt mit Wackeſteinen. 2) Beförderung der Barchent- und Tuchmanufakturen. 3) Anlegung einer Wollenſpinnerei. 4) Herſtellung der Wochenmärkte. 5) Anlegung von Obſtbaumſchulen durchs ganze Land. 6) Anpflanzung von Weiden am Werraufer. 7) Verbeſſerung der nach Maßfeld führenden (1707 angelegten) Alleeſtraße. 8) Verbeſſerung des Bauweſens. 9) Verfertigung einer neuen Almoſenordnung. 10) Einſchränkung des drückenden Hauſirhandels. 11) Verſchönerung der Häuſer. 12) Erbauung einer Kaſerne. 13) Anlegung eines neuen Steinwegs. 14) Einfaſſung und Bedeckung des Marktwaſſers. Man glaubte auf dieſe Weiſe am erſten zum Ziele zu gelangen: da aber die Pläne zu umfaſſend waren und die vorhandenen Mittel nicht entſprachen, ſo wurde ſehr wenig zur Ausführung gebracht. Zur Einnahme war dieſem Kollegium zugewieſen: 1) das Weggeld, welches bisher der Rathskaſſe zufloß, 2) der Ertrag einiger Gebräude, 3) die Strafgelder. Dieß reichte aber nicht aus und daher wurden auch zur Herſtellung der obern Brücke und des Steinwegs $\frac{1}{4}$ der Koſten von der Landſchaft, $\frac{1}{4}$ vom Geleitsamt (oder der Kammer), $\frac{1}{2}$ vom Stadtrath bezahlt. 1728 (20. März) gieng dieſes Kollegium wieder ein. Was das Pflaſtern der Straßen anlangt, ſo weigerten ſich die Dorfſchaften, die Steine zu fahren; man ließ fremde Pflaſterer kommen, ſah ſich indeſſen bald genöthigt, die hieſigen anzunehmen, die aber wegen Nichtbezahlung des Lohns bitterlich klagten. Daß die Wollenſpinnerei, wozu man auch fremde Arbeiter verſchrieb, nicht gedieh, iſt ſchon geſagt (Th. 1. S. 78).

nicht über 26 Pfd. betragen dürfe) das nämliche Gewicht, als die gemahlne Frucht gewogen, abliefern, jeder Mahlgaſt dem Müller nur dürres, wohlgefegtes Getraide liefern ſolle, daß die Mehlwaage im Sommer von 6 bis 8 Uhr Vormittags, von 2 bis 4 Uhr Nachmittags, im Winter von 8 bis 10 Uhr und 1 bis 3 Uhr offen ſey, daß vom Malter zu wiegen 4 Pf. bezahlt werde, und alles ungewogen in die Mühle gebrachte Getraide konfiſcirt, der Müller, der es mahle, um Geld geſtraft werden ſolle. Auch auf den Dörfern ward durch die Polizeikommiſſion eine ſolche Einrichtung am 18. Okt. eingeführt.

Am 28. Aug. hatte ein Bauer aus Obermaßfeld gegen das Verbot Korn ins Ausland verkauft. Er wurde ſogleich ins Zuchthaus gebracht, jedoch gegen Erlegung von 50 Rthlr. Strafe wieder frei gegeben. So wurde auch einem Manne aus Unterharles, welcher Getraidehandel auf dieſe Weiſe getrieben hatte, das Getraide konfiſcirt, er aber durch einen Huſaren ins Zuchthaus abgeholt, wo man ihn indeſſen auch bald wieder losgab.

Im September erſchien eine neue Auflage des hieſigen Geſangbuchs, worin man mehrere, der Zeit nicht mehr angemeſſene Lieder der frühern Auflagen hinweggelaſſen, jedoch mit fortlaufender Nummer noch aufgeführt, dagegen einen beſondern Anhang von 195 Liedern hinzugefügt hatte. *)

Am 10. Sept. kam der Geheimerath und Regierungspräſident von Pfau, welcher bisher Geſandter am Reichstage geweſen war, wieder hier an.

Am 12. Sept. erſchien ein Patent, das Leih- und Pfandweſen betreffend. Ein öffentliches Leihhaus wurde nicht errichtet, ſondern den Privaten die Annahme von Fauſtpfändern nachgelaſſen; doch wollte man dem Wucher und den Vervortheilungen vorbeugen.

Am 30. Sept. reiſte der Hof nach Hildburghauſen, wohin er wegen einer großen, glänzenden Jagd eingeladen war.

Am 16. Okt. ließ die Polizeikommiſſion ein Gebräude Bier thun und unter dem Namen des Frohnſchreibers Seyd für 7 alte Pfennige ausrufen und ſchenken.

An dieſem Tage ſtarb Frau Erdmuthe Chriſtiane Friedericke Spieß geb. Walch, hinterlaſſene Wittwe des im J. 1762 zu Waſungen verſtorbenen Superintendenten Juſtus Jacob Spieß. Das beträchtliche Spießiſche Legat für Kirche, Schule und Studirende iſt erwähnt Th. 1. S. 172.

Am 18. Okt. wurde durch die Polizeikommiſſion eine neue Verordnung über die Wochenmärkte **) erlaſſen. Es wurde an die Verordnung vom 18. Sept.

---

*) Bald nach Herzog Bernhards I Ankunft in Meiningen wurde im J. 1683 ein Geſangbuch herausgegeben, welches öfters vermehrt und verbeſſert erſchien, namentlich im J. 1735, wo man es mit vielen Liedern des Coburgiſchen Geſangbuchs vermehrte. 1761 erſchien es in größerem Format und ſchönem Druck. Die neue Ausgabe v. J. 1771 iſt die letzte des ſogenannten alten Geſangbuchs, wiewohl es noch mehrmals wieder abgedruckt worden iſt. Das neue Geſangbuch erſchien im J. 1793.

**) Vgl. über die Wochenmärkte S. 23. 24.

1763 erinnert, nach welcher die Unterthanen der Aemter Meiningen, Maßfeld, Waſungen und Sand das, was ein Hauswirth nicht für ſich und die Seinigen brauche an Korn, Waizen, Gerſte, Hafer, Erbſen, Linſen, Bohnen, Butter, Eiern, Käſe, Rahm, Milch, Kraut, Rüben, Gänſen, Hühnern, Tauben, Enten, Vögeln, Obſt, Fiſchen, Krebſen, überhaupt an allen Viktualien, auch Holz, Reißig, Brettern, an den beiden Wochenmärkten in die Reſidenz bringen ſolle: gewinnſüchtiges Aufkaufen, um die erwähnten Gegenſtände ins Ausland zu ſchaffen oder damit zu hauſiren, wurde verboten. Jetzt ſollte auch zu Waſungen ein Wochenmarkt ſtatt finden, der von den Dorfſchaften des dortigen Kommiſſionsbezirks beſucht werden ſollte, wiewohl dieſelben auch hierher ihre Viktualien bringen durften. Der Verkauf ins Ausland wurde aufs neue ſtreng unterſagt, zugleich ernſt geboten, Alles, was man nicht zu eigenem Gebrauche bedürfe, auf die Wochenmärkte zu bringen. Den Verkäufern wurde Befreiung von Stätt- und Marktgeld zugeſagt.

Am 25. Okt. ſtarb die jüngſte Prinzeſſin aus Herzog Anton Ulrichs erſter Ehe, Philippine Luiſe, geb. am 10. Okt. 1714. Am 27. Okt. des Abends wurde die Leiche in die Fürſtliche Gruft beigeſetzt. Nachdem dreimal mit allen Glocken der Stadt geläutet war, wurde der Sarg, zu deſſen Seiten 16 Lakaien mit Wachsfackeln giengen, von 12 Kavallieren in die Schloßkirche getragen und vor der Gruft niedergeſetzt, worauf das Lied: Wenn mein Stündlein ꝛc. geſungen wurde. Alsdann wurde vom Oberhofprediger Volkhart der 90. Pſalm verleſen, nach dem Gebete und Geſange des Lieds: In Chriſti Wunden ſchlaf' ich ein ꝛc. der Gottesdienſt mit Kollekte und Segen geſchloſſen und unter dem Liede: Nun laßt uns den Leib ꝛc. die Leiche in die Gruft gebracht. Die Kirche war mit Wachskerzen auf ſilbernen Leuchtern erleuchtet.

Im Oktober koſtete das Korn 1 Rthlr., Waizen 1 Rthlr. 2 Btz., Gerſte 9 bis 10 Btz., Hafer 6 Btz., Erbſen und Linſen 16 Btz. Ein Pfd. Brod, aus Gerſte und Korn gebacken, koſtete 3 Xr. Ein Groſchenbrod wog 1 Pfd. 1 Lth., eine Gnackenſemmel 10 Lth. 1 Qt.

Am 29. Okt. wurde vom Stadtrathe der Bürgerſchaft eine Verordnung der Polizeikommiſſion bekannt gemacht, nach welcher jeder Bürger einen Vorſchuß zu Erkaufung von Getraide an fremden Orten thun ſollte. Tags darauf giengen die Viertelsmeiſter herum, um die Namen derer aufzuzeichnen, welche es thun wollten. Allein wegen des allgemeinen Geldmangels und da man keine Sicherheit in Anſehung des Vorſchuſſes hatte, zeichnete ſich niemand auf.

Die Polizeikommiſſion hatte Erbzinsgetraide angekauft und vier Bäckern, welche für dieſelbe backen mußte, um viel höhern Preis überlaſſen. Dieſe Bäcker ſollten davon auf den bevorſtehenden Martinimarkt Brod backen, welches an Reiſende, Arme u. ſ. w. verkauft wurde. Es erkrankten indeſſen mehrere Leute von dem Genuß dieſes ſchlechten und dabei theuren Brodes und dieſer Vorfall veranlaßte

bei

bei der durch die Noth ohnedieß aufgeregten Stimmung Unzufriedenheit und Murren. Als am 13. Nov. Getraide von einigen Bauern auf den Wochenmarkt gebracht wurde, ſo glaubte man allgemein, daß der geſteigerte Preis, welchen ſie forderten, durch die polizeilichen Beſchränkungen und Veranſtaltungen herbeigeführt ſey. Es kam zu heftigem Wortwechſel zwiſchen den Bürgern und Bauern, welche, als ſie mit dem laufenden Preis nicht zufrieden waren, ihr Getraide in den Kirchhof an die Kirchmauer ſtellten, von wo aus es hernach an die Kommiſſion geliefert werden ſollte. Dieſer Handel im Kirchhofe erhöhte den Unwillen der immer in größerer Menge ſich ſammelnden Bürgerſchaft, ſo daß man dem Polizeikommiſſarius, welcher Ruhe herſtellen wollte und mit Zuchthaus und andern Strafen drohte, ernſt entgegnete: „nicht alſo, ſelbſt im Kriege hat der Feind ſolche Handlung nicht im Kirchhofe vorgenommen.“ Der Polizeikommiſſarius ſah ſich endlich genöthigt, um weiterer Unordnung vorzubeugen, ſich zu entfernen, denn der Unwille und der Hohn des Volkes ſprach ſich ſtark aus. Des Nachmittags mußten die Bürger das Getraide dennoch um den von den Bauern geforderten Preis kaufen.

Am 14. Nov. führte die Bürgerſchaft, welche ſich auf dem Rathhauſe verſammelt hatte, durch die Viertelsmeiſter und Abgeordnete von jedem Handwerk Beſchwerde bei der Regierung. Alle Räthe, außer dem Kanzlar v. Eyben, nämlich v. Pfau, v. Pfaffenrath, Zink, Grimm, Fritze, waren der Meinung, daß die neuern polizeilichen Verfügungen, das Ankaufen von Getraide, um Brod davon backen zu laſſen, ob wohl in löblicher Abſicht unternommen, dennoch gemißdeutet werden könnten, zu Beſchränkungen und dadurch zu Beſchwerden führten. Man beſchloß daher, die Wochenmärkte ſollten fortbeſtehen, auch der Verkauf der Früchte gegen polizeiliche Scheine, wogegen die Fruchtſperre von einem Orte zum andern in den hieſigen Landen aufhöre; der Rathswirth ſolle Gerſte gegen Scheine ankaufen dürfen, um Bier zu brauen, andere Bierbrauer müßten jedoch die Gerſte auswärts kaufen; unter den Bäckern ſollte durchgängige Gleichheit und mit dem Backen des wohlfeilen Brodes Umwechſelung unter ihnen gehalten werden. Das Branntweinbrennen blieb auch fernerhin verboten. Zugleich hielt man es für rathſam, nicht mehr von Kommiſſionswegen Getraide zum Backen und Brauen aufzukaufen, weil dieſe Maßregel im Publikum verhaßt ſey und mißdeutet werde: blos wenn man fremdes Getraide durch chriſtliche, des Wuchers unverdächtige Perſonen ankaufen könne, ſolle es geſchehen. Es war dieſes um ſo nöthiger, da man allgemein die Meinung hegte, durch die Kommiſſion würden die Leute auf dem Lande abſichtlich zurückgehalten, ihr Getraide zu verkaufen und zugleich gereizt, höhern Preis zu fordern. Am 20. Nov. kamen die Viertelsmeiſter nebſt einigen dazu abgeordneten Bürgern wieder auf die Regierung und brachten einen ähnlichen Vorfall zur Anzeige, als ein Bauer es öffentlich geſagt hatte, man habe ihn angewieſen, einen höhern Preis zu fordern. Die Kommiſſion ſah ſich veranlaßt, in

einer

einer gedruckten Verordnung vom 22. Nov. bekannt zu machen, daß die ausgeſtreute Meinung unwahr ſey, als wäre Getraide-Ankauf und Einfuhr von fremden Orten verboten.

Am 21. und 22. Nov. fiel ſtarker Schnee, der jedoch ſchnell wieder ſchmolz. Derſelbe Fall trat am 24. und 25. Nov. ein.

Zu dieſer Zeit koſtete 1 Pfd. Rindfleiſch 1 Btz. 10 Pf., Schweinefleiſch 1 Btz., 10 Pf., Hammelfleiſch 1 Btz. 5 Pf., das Ms. Waizen 1 Rthlr. 2 bis 4 Btz. Korn 1 Rthlr. bis 1 Rthlr. 4 Btz., Gerſte 10 bis 12 Btz., nach der verſchiedenen Beſchaffenheit, Gerſtengemang 9 Btz., Hafer 6 bis 7 Btz., Erbſen und Linſen 16 Btz. 1 Pfd. reines Kornbrod (welches jedoch nicht zu haben war) koſtete 15 Pf., Brod aus Korn, Gerſte und Hafer 14 Pf., 16½ Lth. Brod 6 Pf. Eine Sechſerſemmel wog 9 Lth. Das Bier war ſchlecht und koſtete doch 8 Pf.

Am 28. Nov. kam der Jude Marx nebſt der Wittwe Mantel aus Schmalkalden und erboten ſich fremdes Getraide zu ſchaffen, thaten auch Vorſchläge, wie das Geld von der Landſchaft könne aufgebracht werden. Die hier anweſenden Deputirten der Landſchaft wurden ſogleich berufen, erklärten jedoch, daß ſie ſich nicht ermächtigt halten könnten, hierüber ohne Theilnahme der andern Deputirten aus Waſungen und Salzungen etwas zu beſtimmen.

In der Stadt Waſungen waren bisher mancherlei Differenzen zwiſchen Amt und Stadtrath, namentlich über Konkurrenz des Amts bei Berathungen des Stadtraths, anhängig geweſen, welche im November d. J. durch eine H. Regierungs-Kommiſſion (den Kanzlar von Eyben und den Regierungsrath Fritze) entſchieden wurden. Dieſer Abſchied d. d. 30. Novbr. wurde am 9. Decbr. 1771 von der Herzogin beſtätigt und dann ausgefertigt. Es wurden dadurch die früheren Rezeſſe vom 23. Jun. 1578, 4. Septbr. 1595, 10. Aug. 1661, 9. Jul. 1673 und 12. Febr. 1694, theils näher erläutert, theils abgeändert. Späterhin folgte noch ein Reglement vom 21. Novbr. 1799. Ein großer Theil dieſer rezeſſirten Beſtimmungen iſt neueſter Zeit außer Wirkſamkeit gekommen.

Am 14. Dec. wurde durch den Weißgerbermeiſter Johann Gottlieb Kohlhaas und noch zwei andere Bürger auf dem Markte Korn und Gerſte ausgemeſſen und verkauft, weil es ſchien, als ob die Preiſe wieder höher geſteigert werden ſollten. Sie gaben das Korn zu 1 Rthlr. 3 Btz., die Gerſte für 14 Btz. Die Fremden, welche bedeutend höhere Preiſe forderten, nämlich für das Korn 1 Rthlr. 6 bis 10 Btz. und für die Gerſte 1 Rthlr. 2 Btz., wurden nicht zum Thore hinausgelaſſen, ſondern mußten den Bäckern das Korn zu 1 Rthlr. 4 Btz. und die Gerſte zu 16 Btz. überlaſſen.

Nachmittags verſammelte ſich die Bürgerſchaft auf dem Rathhauſe, wo Verhandlung gepflogen wurde über die eingeführten Polizei-Zettel, womit ſich jeder, welcher auf dem Lande Getraide einkaufen wollte, zu legitimiren hatte. Am 18.

Dec.

Dec. erſchien eine gedruckte Verordnung, wodurch der Fruchteinkauf auf den Dörfern ohne ſolche Zettel aufs ſtrengſte unterſagt wurde.

Um dieſe Zeit wurde der Botenmeiſter Trier, jedoch mit Fortbeziehung ſeiner Beſoldung, ſeines Amts enthoben und einige Zeit darauf als Bibliothekar angeſtellt. Es geſchah hauptſächlich durch den Kanzlar von Eyben, der die Sache während ſeiner Abweſenheit zu Waſungen durchgeſetzt wiſſen wollte: jedoch waren mehrere Mitglieder der Regierung damit nicht einverſtanden.

Am 23. Dec. wurden 2 Soldaten, Knies und Münzel arretirt, weil ſie Glocken aus dem ehemaligen Glockenſpiele am Schloßthurme, welches jetzt in der Münzſtube aufbewahrt wurde, geſtohlen haben ſollten.

Am 27. Dec. reiſte der Geheimerath von Pfau nebſt ſeiner Familie wieder als Reichstagsgeſandter nach Regensburg.

Bei der Schloßkirche waren 1050 Kommunikanten, 5 Paare getraut, 34 Kinder getauft, 27 Perſonen begraben. Bei der Stadtkirche waren 3361 Kommunikanten, 18 Paare getraut, 66 Kinder getauft, 105 Perſonen begraben, 2 Geiſtliche ordinirt.

Der December war naß und regneriſch; erſt in den letzten Tagen trat Kälte ein. Die Fruchtpreiſe ſchwankten, das auf dem Markt gebrachte Getraide war ſchlecht.

Die Regierung ließ in dieſem Jahre die Einwohner des ganzen Landes zählen. Die Stadt Meiningen hatte 3531, das Amt Meiningen 1012, das Amt Maßfeld 5564, Amt Waſungen und Sand 3015, Amt Breitungen 1663, Amt Altenſtein 3057, Amt Salzungen 4596, Amt Schalkau 3065, Amt Sonneberg 7738, Amt Neuhaus 914 Einwohner. Die Geſammtzahl der Einwohner des Landes betrug 37079.

1772.

Am 10. Jan. wurde eine Verordnung der Polizeikommiſſion erlaſſen und in derſelben gerügt, daß die im vorigen Jahre errichtete Mehlwaage faſt gar nicht gebraucht werde. Es wurde aufs neue befohlen, daß alles Getraide und alles Mehl bei Vermeidung der Konfiskation erſt dahin gebracht werden müſſe.

Am 17. Jan. reiſte die Prinzeſſin Amalie nach Gotha, wo ihr die Blattern inokulirt werden ſollten. Am 3. April kehrte ſie geſund zurück.

Am 22. Jan. war bei großer Kälte und ziemlichem Schnee eine ſtarke Morgenröthe. Die Sonne ſah beim Aufgang glühend aus. Bald fieng es an zu regnen, Abends zeigte ſich ein ſchöner Regenbogen, worauf der Himmel trüb wurde.

Am 31. Jan. wurde J. G. Doſt,*) wegen des von ihm begangenen Mords auf zudrängen, die ihren dunkeln Augen entquollen, und der Bruder ſah es.

---

*) Doſt blieb gleichgültig bis zum Tage vor ſeiner Hinrichtung, wo man den Pfarrer M. Raſche aus Maßfeld zu ihm rief, welcher gerade ankam, als man auf dem Markte die Zurüſtungen zur Richtſtätte machte. Raſche trat in das Gefängniß, ſchüttelte den Staub

„Elſe weint, Mutter,“ flüſterte er leiſe, und der Blick ſeiner großen Augenſterne war voll Kümmerniß.

„Du weinſt, Tochter?“ fragte Frau Kellner, und trat näher zu dem geliebten Kinde und blickte ihm forſchend, wie eine liebevolle Freundin, in das zährenüberſtrömende Angeſicht, das Eliſabeth jetzt ſchnell mit ihrem Tuche verhüllte.

„Hat Dir jemand ein Leid gethan?“ fragte die Mutter, als immer heftiger die Gemüthsbewegung der Jungfrau wurde: „ſprich doch, mein Kind, was fehlt Dir? Du biſt doch nicht krank? Um Gotteswillen, laß mich doch nicht in der Angſt!“

Eliſabeth ſchüttelte das Haupt und ſchluchzte fort und fort, und die beſorgte Mutter ſchlang ihren Arm um ſie und beugte ſich über ſie, und Heinrich, nicht ahnen könnend den Seelenſchmerz der Schweſter, rief bittend aus: „Weine doch nicht, Elschen, ſei doch gut! Die Mutter bleibt auf dem Markte hingerichtet. Der Leichnam wurde durch den Schinder fortgeſchafft und unter dem Galgen begraben. Das hochnothpeinliche Halsgericht war auf dem Markte gehalten und der Stadtrath hatte neue Tiſche, Bänke und Stühle dazu machen laſſen. Es zeigte ſich aber nachher, daß er dieß nicht zu thun nöthig hatte und die Koſten wurden ihm aus der Amtskellerei erſetzt, auch ein Revers deshalb ausgeſtellt.

Am 1. Febr. ward zu Fürth eine ſilberne Medaille geſchlagen, zum Andenken an die zeitherige, ganz Deutſchland bedrückende Theurung.

Am 11. Febr. wurde der Rezeß über die Grenzſtreitigkeit zwiſchen Meiningen und Defertshauſen und über die Verpflichtung zu baulicher Unterhaltung von Weg, Steg und Graben, abgeſchloſſen. Am 26. Jan. 1774 erfolgte die Beſtätigung deſſelben von Seiten der Regierung. Vgl. ob. S. 58.

Am 18. Febr. wurde der Regierungsaſſeſſor von Uttenhoven zum Regierungsrathe ernannt.

Am 26. Febr. wurde das Gut Hofteich bei Belrieth von der Kammer für 4500 fl. an den Amtmann Bleimüller zu Kühndorf verkauft.

Am 27. Febr. wurde auf Befehl der Kriegskommiſſion ein neuer Galgen und zwar in dem der Kaſerne gegenüber liegenden kleinen Garten zwiſchen dem Fiſchhaus *) und der Schanze über dem Marktwaſſer errichtet. Die Handwerksleute verſammelten ſich auf dem Rathhauſe, von wo ſie mit dem Kriegsregiſtrator Deahna an den angegebenen Ort zogen. Hier hielt dieſer eine Anrede und that mit der Axt einige Hiebe, worauf die Arbeiter das Werk fortſetzten.

Am 28. und 29. Febr. mußten die beiden oben erwähnten Musketiere, Knies und Münzel, jeden Tag 12mal durch 400 Mann Spießruthen laufen, und am zweiten Tage ein dritter, der auch Antheil genommen hatte. Ein Korporal erhielt auf dem Markte 15 Fuchtelſtreiche, weil er die Handwerksleute bei der Verfertigung des Galgens beſchimpft hatte.

Am

Staub von ſeinen Füßen und ſprach: „ſiehe, Unglücklicher, das iſt Sand von der Stätte, auf der du morgen bluten ſollſt.“ Dieſe Worte machten einen ſolchen Eindruck auf den Verbrecher, daß er für andere Empfindungen empfänglich wurde.

*) An der linken Seite des obern Thors, wo jetzt das Militärkrankenhaus iſt, ſtand ehedem ein kleiner Thurm. Das Thor, welches damals ſeit 1671, wie das untere, eine Zugbrücke über den Stadtgraben hatte, wurde in Ermangelung einer Nachtwache zur Nachtzeit gänzlich geſchloſſen; auf dieſen kleinen Thurm wurden Briefſchaften u. dgl. die des Nachts ankamen, hinaufgezogen und in die Stadt gebracht. Am 18. Nov. 1680 wurde verordnet, daß die Thorwache regelmäßig von der Bürgerſchaft gehalten werden ſollte, weshalb zur Heizung der Wachtſtube von jeder Klafter Deputatholz ein Scheit beim Thor ſeit dem 25. Okt. 1687 abgegeben werden muß. Im Auguſt 1737 wurde der kleine Thurm, der nunmehr unnöthig war, abgetragen und dagegen ein Fiſchhaus, welches bei Ausfiſchung des ſonſt viel beträchtlichern Stadtgrabens gebraucht wurde, erbaut. Dieſes wurde, als nach Zutritt des Herzogthums zum Rheinbunde das Militär zahlreicher wurde, zum Militärkrankenhauſe eingerichtet.

Am 29. Febr. wurde das hölzerne Pferd und der Pfahl von den Soldaten abgebrochen: am 4. März wurde der bei der Hauptwache auf dem Markte ſtehende Galgen (das hohe Soldatengericht) durch den Schinder eingeriſſen und fortgeſchafft.

Vom 27. Febr. bis 1. März war ſtarkes Regenwetter, ſo daß die Werra übergieng und die Müller nicht mahlen konnten.

Am 8. März brannte die Haſelmühle bei Einhauſen ab.

Am 9. März wurden die mehrerwähnten Soldaten, als ſie wieder einigermaßen nach der ſcharfen Erekution geheilt waren, auf den Markt gebracht. Die Kompagnie mußte einen Kreis um ſie ſchließen. Der Schinderknecht mußte Borde und Krempe ihnen vom Hut reißen und vor die Füße werfen, worauf ſie von der Kompagnie ausgeſtoßen und mit Centfolge des Landes verwieſen wurden. Ihre Namen wurden an dem neuen Galgen am obern Thore angeſchlagen.

Am 10. März erlaubte der Stadtrath dem Rathswirth Gieße das Bier für 3 Xr. zu ſchenken, weil man keine Gerſte mehr bekommen konnte.

An dieſem Tag wurde das Höppingiſche Legat in Richtigkeit gebracht, indem der Stadtrath das für Arme beſtimmte Kapital übernahm. Vgl. ob. S. 47.

Am 21. März gaben Getraidetreiber das Korn auf dem Markte für 1 fl. frnk. 12 Btz., am 26. März forderten ſie 2 fl. frnk.

Am 2. April fuhr der Pachter Gutmann aus Walldorf Holz in die Stadt und zwar über die Landsberger Saamenäcker. Er war öfters von dem dortigen Knecht gewarnt. Da dieſer ihn pfänden wollte, ſo kam es zu heftigem Wortwechſel und des Pachters Sohn ſchlug den Knecht, daß er halb todt liegen blieb. Der Thäter wurde zu Arreſt gebracht.

Am 19. April ſtarb der S. Gothaiſche Rath *) Crell.

Am 20. April fiel ſtarker Schnee, obgleich die Bäume bei der zeitherigen warmen Witterung ziemlich ausgeſchlagen waren.

Am 24. April erhielten einige Bäcker aus Sinnershauſen Korn, das Maas zu 1 Lbthlr. Der Geheimerath von Hinkeldey hatte es von Holland aus über Wertheim erhalten.

Am 2. Mai koſtete Waizen, Korn, Erbſen und Linſen 32 Btz., Gerſte 24 Btz., Hafer 10 Btz. Es war großer Mangel; das Fleiſch war nicht zu bezahlen.

Die Umſtände veranlaßten eine Verordnung des Stadtraths vom 5. Mai, wodurch befohlen wurde, daß alle Tauben wegen der Saat vier Wochen lang bei 5 fl. frk. Strafe inne behalten werden ſollten. Ueberhaupt wurden zugleich die Einwohner an die Vorſchriften der Statuten in Anſehung des Taubenhaltens erinnert.

---

*) S. Gotha hatte um dieſe Zeit hier immer einen Beamten, weil es nach dem Tode Herzog Karl Friedrichs in den Beſitz des Guts zu Dreißigacker und der Patrimonialgerichtsbarkeit daſelbſt gekommen war.

Am 9. Mai boten Schubkärner das Ms. Korn zu 2 Rthlr., Gerſte zu 1 Rthlr. 6 Btz. Die Bäcker hatten wieder Korn von Schweinfurt kommen laſſen. Am 15. Mai kamen 10 zweiſpännige Wagen von Schweinfurt mit ausländiſchem Korn, theils an hieſige Bäcker, theils nach Schmalkalden. Das Korn kam auf 2 fl. frnk., Waizen koſtete 2 Rthlr. 1 Btz.

Im Mai machte der Schwarzburg-Rudolſtädtiſche Geheimerath und Kanzlar, wie auch Regierungs- und Konſiſtorialpräſident, Chriſtian Ulrich von Ketelhodt, welcher das Hennebergiſche Erbſchenkenamt *) erhalten hatte, eine Stiftung von 100 Rthlr. für die Kirchen zu Hermannsfeld und Henneberg. Der Pfarrer ſollte 1 Rthlr., der Schulmeiſter 12 ggl. von den Zinſen erhalten; von den übrigen 3 Rthlr. 12 ggl. ſollte Brod gekauft und jährlich im Auguſt, nach geendigtem Gottesdienſt, unter die Armen beider Ortſchaften durch Pfarrer und Schullehrer vertheilt werden. Dieſe Stiftung heißt der Gottesbiſſen.

Am 11. Mai wurden die landſchaftlichen Deputirten vorbeſchieden und ihnen eröffnet, daß wegen vielfach aufgekündigter Kapitalien ein Kapital von 60000 Rthlr. geborgt werden müſſe. Sie ſollten die Bedingungen in Erwägung ziehen und über die Aufnahme baldigſt ſich erklären. Die Deputirten, denen es ſehr unangenehm war, daß bei einer ſo wichtigen Sache der Rath und Oberbürgermeiſter Heim wegen Krankheit nicht anweſend ſeyn konnte, kamen auf dem Rathhauſe zuſammen und erklärten ſich am 13. Mai dahin, daß ihnen erſt vorgelegt werden müſſe, wie die vorjährige ſtarke Kapitalaufnahme verwendet worden ſey, daß ihnen die entzogene Monirung der landſchaftlichen Rechnungen wieder übertragen und das zweite Exemplar der Rechnung ausgehändigt werde, damit ihnen Kenntniß der Kaſſe nicht entgehe, daß vermöge des letzten Deputationsſchluſſes die Huſaren abgeſchafft, das Kontingent auf die Hälfte reducirt, die alsdann unnöthigen Offizierbeſoldungen abgeſchafft, oder vermindert werden möchten, daß die Kammer zu Abtragung der aſſekurirten Intereſſe-Gelder und zu Abgabe der Hälfte der Kammerſteuern bewogen werde, daß die Gothaiſchen Invaſionskoſten und die Lieferungsſcheine der Franzoſen und Alliirten entweder bezahlt, oder die Scheine wieder beigeſchafft würden: außerdem könnten ſie ſich zu nichts verſtehen. Nachträglich übergaben ſie noch eine Vorſtellung mit andern Beſchwerden, worin ſie durchführten, daß die Landſchaftskaſſe in der bisherigen Weiſe nicht länger beſtehen könne, da die Ausgabe jährlich die Einnahme um 12000 Rthlr. überſteige. Der Kanzlar von Eyben ſuchte die Stände zu bewegen, ihre Einwilligung zur Erborgung des Kapitals zu geben, weil man es zu 4 pCt. erhalten könne, es ſolle auch alsdann den

---

*) Ueber die Hennebergiſchen Erbhofämter, wozu das Erbſchenkenamt gehörte und die damit in Verbindung ſtehenden Lehenverhältniſſe vgl. Walchs Beſchr. d. S. M. Lande, S. 23 ff. und über die hier erwähnte Stiftung ebendaſ. S. 132.

den Beſchwerden abgeholfen werden, allein ſie beharrten bei ihrem Beſchluſſe. Auch am 18. Mai erklärten ſie ſich auf abermalige Aufforderung eben dahin und baten am 20. Mai ihr Schreiben höchſten Orts zu unterſtützen.

Am 22. Jun. koſtete das Korn 2 fl. frnk., auch 2 Bz. mehr, je nachdem die Beſchaffenheit war, der Waizen 2 fl. frnk. 4 Bz. Im Anfang des Julius ſtieg das Korn auf 2 fl. frnk. 3 Bz., fiel aber gegen Ende des Monats auf 1 fl. frnk. 13 Bz., ſpäter auf 1 fl. frnk. 9 Bz. Am 28. Jul. koſtete das Mltr. Gerſte 9 fl. frnk., das Mltr. Hopfen 1 Rthlr.

Am 8. Jul. kam die Markgräfin Friederike Karoline von Anſpach-Baireuth bei der Herrſchaft zum Beſuche an und reiſte Abends wieder ab.

Am 30. Jul. fand ein Knecht zu Herpf einen fremden Betteljungen in einem Schweinſtall todt; desgleichen wurde am 1. Aug. zu Neubrunn in einer Scheuer des Morgens ein fremder Bettler todt gefunden.

Die Bäcker verkauften um dieſe Zeit ein Pfd. Brod, vermengt mit Korn, Gerſte und vielem Trebs für 6 Xr. Es wurde weder Schatzung, noch Gewicht gehalten. Das Hammelfleiſch und Rindfleiſch koſtete 1 Bz. 14 Pf., das Schweinefleiſch 2 Bz. 2 Pf.

Am 7. Aug. koſtete das Korn 1 fl. frnk. 6 Bz. Am 10. Aug. kam wieder die Brodtaxe zum Vorſchein und koſtete das Pfd. Brod 4 Xr.

Am 15. Aug. erließ die Almoſenkommiſſion eine Verordnung gegen das bei der zeitherigen Theurung eingeriſſene Betteln, namentlich gegen das Betteln der Almoſenpercipienten und kleiner Kinder.

Am 25. Aug. ſtarb der Hofadvokat, Bürgermeiſter und landſchaftliche Deputirte Johann Georg Erk und wurde am 27ſten in der Stille begraben. Bürgermeiſter wurde an ſeiner Stelle der Regiſtrator und Rathsherr Rieneck.

Das Korn koſtete jetzt 1 Rthlr., die Gerſte 12 Bz., ein Pfd. Brod 12 Pf., eine Gnackenſemmel wog 8½ Lth. Das Rindfleiſch und Hammelfleiſch koſtete 1 Bz. 10 Pf., das Schweinefleiſch 2 Bz. Am 18. Sept. wurde ein Pfd. Brod auf 3 Xr. geſetzt; eine Gnackenſemmel ſollte 11 Lth. wiegen. Die Polizeikommiſſion ſetzte wegen der wohlfeileren Preiſe das Bier am 9. Okt. auf 2 Xr. herab.

Am 10. Okt. wurde die Brücke zur Mittel- oder Rathsmühle durch den Hofzimmermann Gorr für 46 fl. frnk. 17 ggl. 4½ Pf. verfertigt.

Am 24. Okt. koſtete das Schock Kraut 4 Bz., die Klafter Holz 4 fl. frnk. 8 Bz., das Schock Reißig 4 fl. frnk.

Am 25. Okt., als am 19. Trinitatisſonntage, wurde das Aerndtefeſt mit wahrer Freude begangen. Ein beſonderes Dankgebet war im Druck erſchienen.

Der Herbſt war ſehr angenehm, beſonders der Oktober ſchön und trocken: das Waſſer wurde klein. Das Korn koſtete 16 Bz., Waizen 17 Bz., Gerſte 9 bis 10 Bz., Erbſen 10 Bz., Linſen 9 Bz.

Am

Am 2. Dec. brannte der Stadel am Pfarrhauſe zu Maßfeld ab.

Am 3. Dec. erließ der Stadtrath eine Verordnung, durch welche ſtreng verboten wurde, Unreinigkeiten u. dgl. aus den Häuſern auf die Straßen zu werfen oder zu ſchütten.

Am 10. Dec. wurde das Brücklein am Welkershäuſer Fahrweg durch den Maurer Schaubach für 9 fl. frnk. 9 ggl. 9 Pf. gemacht.

Am 24. Dec. nahm der Winter mit Froſt und Schnee ſeinen Anfang.

Bei der Schloßkirche waren 1034 Kommunikanten, 1 Paar wurde getraut, 28 Kinder getauft, 19 Perſonen begraben. Bei der Stadtkirche waren 2 Geiſtliche ordinirt, 3166 Kommunikanten, 10 Paare getraut, 58 Kinder getauft, 125 Perſonen begraben.

1773.

Am 14. Jan. fieng es an zu regnen, die Werra wurde groß und die Mühlen mußten ſtehen bleiben. Es dauerte den Monat hindurch.

Noch immer kam das Getraide auf keinen gewiſſen Preis. Das Pfd. Brod koſtete 3 Xr., eine Gnackenſemmel wog 12 Lth.

Am 29. Jan. ward eine Verordnung erlaſſen, daß die Krämer und Höken nicht mit Waizen= oder Schönmehl handeln dürften, indem nur die Bäcker nach ihrer Innung dazu berechtigt wären. Am 6. April wurde jedoch auch den Müllern erlaubt, auf den Jahr= und Wochenmärkten damit zu handeln, zugleich vor Vertheurung gewarnt.

Am 2. Febr. war heftiger Wind und Schnee, kaum konnte man in den Straßen vor Schnee fortkommen.

Am 9. Febr. ſtarb der in hieſiger Schloßkirche getaufte Mohr, Karl Friedrich Georg Gottlob Jan. S. ob. S. 51.

Am 27. Febr. brannten zu Utendorf 2 Häuſer und zwei Städel ab. Das Feuer war durch Verwahrloſung ausgekommen.

Der Hofdiakonus Nattermann wurde um dieſe Zeit als Superintendent nach Schalkau verſetzt: an ſeine Stelle kam hierher der Pfarrer zu Heinersdorf, J. K. Scharfenberg, welcher früher Kollaborator am Lyceum geweſen war.

Wegen der vom J. 1770 an dauernden Theurung erſchien im Altenburgiſchen ein von Zinn gegoſſenes Schauſtück, worauf die Fruchtpreiſe u. ſ. w. angegeben waren.

Um dieſe Zeit hatte der Rathswirth außer dem hieſigen Stadtbier auch gutes Birkenfelder Bier, das Mß. zu 5 Xr. zu verkaufen.

Der April war ſchön und fruchtbar.

Am

Am 10. April wurde wieder eine feſte Taxe gemacht. Das Korn ſollte koſten 13 Bz., Waizen 16 Bz., Gerſte 9 Bz., auch ½ Bz. mehr; Hafer 5 Bz., Erbſen und Linſen 13 Bz., das Pfd. Brod ½ Bz., die Gnackenſemmel ſollte 12 Lth. wiegen. Das Kalbfleiſch koſtete 1 Bz. 4 Pf., Rindfleiſch 1 Bz. 11 Pf., Schweinefleiſch 2 Bz. 2 Pf., Kuhfleiſch 1 Bz. 8 Pf.

Am 5. Mai trat nach Gewitter, Regen und Hagel, kalte Witterung ein, welche einige Tage mit ſtürmiſchem Regen und Schnee anhielt. Die Hirten mußten das ausgetriebene Vieh ſchnell wieder hereintreiben: von der Ziegenheerde kamen 5 Stück vor Kälte um. Dieſes Gewitter ſchlug in Schalkau in die Kirche und zerſchmetterte die Fenſter derſelben, ohne jedoch zu zünden.

Am 6. Mai fiel ſtarker Schnee, während die Bäume ſchon nahe an der Blüthe waren.

Am 7. Mai wurde in Gemäßheit früherer Verordnungen das Wegfangen der Nachtigallen bei 20 Rthlr. Strafe verboten.

Am 11. Mai hatten die Weißgerber am Jahrmarkte nicht feil, weil es Streitigkeiten bei dem Handwerke gegeben hatte.

Am 23. Mai kam der Herzog von Gotha nebſt ſeiner Gemahlin hier zum Beſuche an.

Der Mai war ſchön und fruchtbar. Am 23. Mai erhob ſich Abends 10 Uhr ein ſehr heftiges Gewitter. Die Wolken giengen ſo tief, daß man die größte Gefahr beſorgte. Bald erhob ſich jedoch ein heftiger Wind, welcher dieſelben zerſtreute. Dieſer Wind entwurzelte eine große Linde hinter der halben Stadt, und eine auf dem obern Raſen, ſo wie er auch Obſtbäume in den Gärten umriß. In Dreißigacker, Herpf, Melkers, Rippershauſen, Solz, Mehmels u. a. O. wurde die Winterfrucht vom Hagel niedergeſchlagen, auch ſtürzte der Wind zu Irmelshauſen einen Schaafſtall ein.

Am 16. Jun. warnte die Almoſenkommiſſion in einer Bekanntmachung vor unzeitigem Mitleiden gegen bettelnde Kinder und forderte auf, der Behörde bei ihren Maßregeln entgegen zu kommen, auch Gaben an einzelne Perſonen, denen man beiſtehen wolle, lieber durch die Pfleger verabfolgen zu laſſen.

Am 13. Jul. kam der Kaiſerliche Geſandte, Graf Montmartin hier an. Er wurde durch einen Trompeter und zwei Büchſenſpanner ins Schloß abgeholt; zwei Grenadiere ſtanden vor ſeinem Zimmer Wache. Am 20. Jul. reiſte er von hier nach Hildburghauſen ab.

Am 26. Jul. kam der Landgraf von Heſſen-Philippsthal hier am Hofe zu Beſuche an.

Im Julius wurden die Fenſter der Stadtkirche vom Predigtſtuhl an um das Chor herum bis zur Sakriſtei theils neu verfertigt, theils ausgebeſſert.

Während der Heuärndte war faſt fortwährend Regenwetter.

Am 11. Aug. ſtarb der Botenmeiſter Adam Georg Franz. Er vermachte 200 Rthlr. für die Armen, welche der Armenkaſſe ausgezahlt wurden und 200 Rthlr. zu einem Bücherlegat für die untern Klaſſen der Schule. *)

Am 13. Aug. ſtarb der Senator Dr. med. Ackermann auf ſeinem Gute bei Philippsthal.

Am 14. Aug. koſtete der Waizen 14 Btz., Korn 9 bis 10 Btz., Gerſte 8 Btz., Hafer 4½ Btz., Erbſen und Linſen 12 Btz. Ein Pfd. Brod koſtete 8 Pf., eine Gnackenſemmel wog 15 Lth. Das Rindfleiſch koſtete 1 Btz. 7 Pf., Schweinefleiſch 2 Btz. 1 Pf., Hammelfleiſch 1 Btz. 2 Pf.

Am 16. Aug. wurde das ganze Weißgerberhandwerk wegen heftiger Streitigkeiten auf den untern Thurm zu Arreſt gebracht.

Am 20. Aug. wurde zu Waſungen ein neuer Galgen errichtet, und der bisherige Amtsbote am 24ſten wegen entwendeter Depoſitengelder daran gehenkt.

Die Mäuſe nahmen an mehrern Orten ſehr überhand und thaten großen Schaden.

Am 31. Aug. reiſte die Herzogin nebſt den Prinzen zu einem Beſuche nach Philippsthal.

Der bisherige Inſpektor des Lyceums, Georg Kaſpar Hopf, welcher ſeit 1759 ſich um die Schule ſehr verdient gemacht hatte, wurde als Superintendent nach Salzungen verſetzt und am 29. Aug. ordinirt. Der Rektor J. A. Emmrich wurde Inſpektor, der Konrektor J. Chr. Volkhart Rektor, der Kollaborator R. J. Chr. Thilo Konrektor. Am 15. Sept. hielt der Sup. Hopf ſeine Abſchiedsrede, die drei andern Lehrer ihre Antrittsreden und zwar auf dem Rathhauſe, wo ſich die Herzogin nebſt den Prinzen und Prinzeſſinnen, wie überhaupt eine ſehr zahlreiche Verſammlung eingefunden hatte. Hopf hatte durch ein lateiniſches Programm zu der Feierlichkeit eingeladen, die vom Kantor Krauſe mit Muſik eröffnet und beſchloſſen wurde.

Die

---

*) S. Emmrichs Schulprogr. 1785. S. 7. Die übrigen Bücherlegate, durch welche Bücher für die Schulbibliothek angeſchafft werden, ſind: 1) das Linkiſche, geſtiftet (1627) vom Senator G. E. Link und ſeiner Ehefrau, Eliſabeth, 100 fl. frnk. 2) das Dilherriſche, von dem Prof. D. Joh. Mich. Dilherr zu Nürnberg (1669) 100 Rthlr., 3) das Hegeliſche, geſtiftet von Fr. Magd. Marg. Amthor, geb. Hegel, (1684) 10 fl. frnk. (jetzt 30 fl.) 4) das Wideriſche, geſtiftet (1685) vom Sup. Wider, 50 Rthlr. 5) das Zinkiſche, geſtiftet (1672) vom Regierungsrathe G. Zink und deſſen Sohne, dem Oberbürgermeiſter Zink, 150 fl. frnk. 6) das Hübneriſche, geſtiftet (1732) vom Bürgermeiſter E. L. Hübner und deſſen Ehefrau Anna Maria geb. Hübner, 200 Rthlr. Rechnet man hierzu die zur Rathsbibliothek gehörigen Stiftungen von Strauß, 450 fl. frnk., vom Bürgermeiſter Gaſſer 200 fl. frnk. und vom Kanzlar Grimm 300 Rthlr., ſo wie einige Kapitalien, die zufällig durch rückſtändige Zinſen gebildet worden ſind, ſo beläuft ſich der Geſammtbetrag dieſer ſtädtiſchen Stiftungen auf ohngefähr 2600 fl. rhn. Das Baderiſche Legat iſt im dreißigjährigen Kriege verloren gegangen.

Die erledigten Stellen im Stadtrathe*) wurden durch den Apotheker S. **Jahn** und den Advocaten J. G. **Deahna** erſetzt: im folgenden Jahre kam der Geleitseinnehmer **Behlert** hinzu.

Am 1. Okt. giengen die Oberoffiziere des Landbataillons, welche zeither die Wache im Schloß beſorgt hatten, ab, weil die Landſchaftskaſſe das Wachtgeld für ſie nicht mehr zahlen konnte.

Am 2. Okt. koſtete nach der Taxe der Waizen 11½ Btz., Korn 8½ Btz., Gerſte 5 Btz., Hafer 4 Btz., Erbſen und Linſen 9 Btz. Ein Groſchenbrod wog 2 Pfd. 5 Lth. 3 Qt., eine Dreierſemmel 8 Lth. 3 Qt. Das Rindfleiſch koſtete 1 Btz. 6 Pf., Schweinefleiſch 2 Btz., Hammelfleiſch 1 Btz. 7 Pf.

Am 4. Okt. wurden die in Friedenszeit überflüſſigen Soldaten abgedankt und nur 60 Mann im Dienſte behalten, von denen 35 aus der Landſchafts- und 25 der Kriegskaſſe bezahlt werden ſollten.

Am 7. Okt. wurde der Hermannsfelder Teich gefiſcht. Der Cntnr. Hechte wurde zu 12 Rthlr., Karpfen zu 8 Rthlr., Speiſefiſche zu 5 Rthlr. verkauft.

Am 17. Okt. wurde vom Rathhauſe verleſen, daß das Bier wegen des wohlfeilen Preiſes der Gerſte wieder für 6 Pf. ausgeſchenkt werden ſollte.

Wegen Unſicherheit der Straßen wurde die fahrende Poſt um dieſe Zeit durch Soldaten begleitet.

Am 27. Nov. kam früh um 3 Uhr in der langen Gaſſe beim Bäcker Mich. Grumbach Feuer aus. Die Flamme ſtieg hoch empor, doch war die Luft ſtille. Die Thätigkeit der hieſigen Einwohner, wie die benachbarter Ortſchaften half, ſo daß nur das innere Haus abbrannte und die benachbarten Häuſer glücklich erhalten wurden. Von großem Nutzen war es auch, daß das durch die Straße fließende Waſſer in das Haus hineingeleitet werden konnte.

Das Jahr war fruchtbar; es gab reichlich Korn, ziemlich Waizen, viel Gerſte, Hafer, Linſen und Erbſen, auch Gemüſe und Obſt, beſonders Katzenköpfe, von denen die Utendorfer Bauern das Maas für 3 Btz. verkauften. Das Korn koſtete 8 Btz., Waizen 12 Btz., Gerſte 5 Btz., Hafer 3 Btz. Der Herbſt hatte wechſelnde, der Saat günſtige Witterung, das Grummet war, wie das Heu, gut gerathen. Der November war meiſtens feucht, doch gab es einige Fröſte.

Am erſten Weihnachtsfeiertage brach unter der Kirche im Hauſe der Wittwe Henkel in der Burggaſſe, im jetzigen Helmerich'ſchen Hauſe, Feuer aus. Die Kirche ward ſogleich geſchloſſen, doch wurde das Feuer zeitig gedämpft.

Am 28. Dec. brannten in Schleuſingen 26 Häuſer und 12 Scheunen ab.

Im

---

*) Der Bürgermeiſter **Ackermann** ſtarb am 6. Mai 1770; der Apotheker und Senator **Zeiß** am 12. Dec 1770. Bürgermeiſter waren jetzt: Heim, Heldefreund, Muſaus, Rieneck. Rathsherrn: Anthing, Roth, Melzhaimer, Hübner, Delen, Jahn, Deahna, Behlert.

Im December hielt Nebel und Regen an.

Bei der Schloßkirche waren 899 Kommunikanten, 5 Paare getraut, 23 Kinder getauft, 17 Perſonen begraben. Bei der Stadtkirche waren 4 Geiſtliche ordinirt, 3333 Kommunikanten, 22 Paare getraut, 64 Kinder getauft, 71 Perſonen begraben.

1774.

Das neue Jahr fieng mit Froſt und Schnee an.

Nach dem Brand im vorigen Jahre wurde noch im December angeordnet, daß jede Nacht eine Wache von 4 Bürgern in der Stadt herumgehen ſollte. Dieſe Einrichtung behielt man bei, indem alle Bürger nach der Ordnung der Viertel an die Reihe kamen. Dieß war der Urſprung der Feuerwache, über welche am 5. Mai 1780 beſondere Verordnung erſchien. S. daſ. d. Weitere.

Am 28. Jan. ſtarb der Tertius J. K. Schmidt; an ſeine Stelle kam der Kandidat D. L. Otto. Der Waiſenpfarrer Sell kam als Pfarrer nach Vachdorf und zum Waiſenpfarrer wurde der Kandidat A. Chr. Götze ernannt.

Am 4. Febr. koſtete der Waizen 11½ Btz., Korn 8 Btz., Gerſte 5 Btz., Hafer 3 Btz., Erbſen und Linſen 8 Btz. Ein Groſchenbrod wog 2 Pfd. 5 Lth. 3 Qt., eine Dreierſemmel 8 Lth. 3 Qt. Das Rindfleiſch koſtete 1 Btz. 5 Pf., Schweinefleiſch 1 Btz. 9 Pf., Kalbfleiſch 16 Pf.

Am 9. Febr. reiſte die Herzogin zum Beſuche nach Gotha, wurde aber daſelbſt gefährlich krank, ſo daß ſie erſt im April zurückkehren konnte.

Am 24. Febr. war ein ſehr ſtürmiſcher Tag. Wind, Regen und Sturm war ſo heftig, daß man ein Erdbeben fürchtete.

Am 25. Febr. wurde durch eine höchſte Verordnung bekannt gemacht, daß hinführo bei entſtandener Feuersbrunſt durch Kanonenſchüſſe Signal gegeben werden ſolle, (damit ſofort jeder ſich mit den nöthigen Geräthſchaften einfinden möge) und zwar durch 4 Schüſſe bei einem Brande im Schloß, durch 3 Schüſſe bei einem Brande in der Stadt, durch 2 Schüſſe bei einem Brande außerhalb derſelben.

Am 29. März erließ das geiſtliche Untergericht eine Verordnung, wodurch die Einwohner aufgefordert wurden, die Kirchenſchillinge*) pünktlich zu entrichten.

Am

---

*) Die Kirchenſchillinge ſind eine der Kirchenkaſſe zufließende Kommunalabgabe und durch den Grafen Georg Ernſt von Henneberg im J. 1552 angeordnet. Nach der Reformation fielen der Natur der Sache nach viele kirchliche Einkünfte, Opfer u. dgl. hinweg, die Ausgaben wurden dagegen beträchtlicher, denn die Kirche wendete viel auf die Verbeſſerung des Schulweſens, wofür aus Staatsmitteln nichts geſchah. Vor der Reformation war hier 1 Lehrer, mit Einführung derſelben wurden 3 angeſtellt und ein beſonderer Lehrer für die Mädchenſchule: noch im Laufe des Jahrhunderts kamen 2 neue Lehrerſtellen hinzu. Um den Kirchenkaſſen Einkünfte zu verſchaffen, wurde

Am 7. April kehrte die Herzogin Charlotte Amalie von Gotha, nachdem ſie wieder hergeſtellt war, über Eiſenach, Wilhelmsthal und Salzungen hierher zurück. Die innige Freude über die Geneſung der geliebten und verehrten Fürſtin ſprach ſich an allen Orten ihres Landes, welche ſie bei dieſer Reiſe berührte, durch paſſende Empfangsfeierlichkeiten aus, welche in einer beſondern Beilage des Wochenblatts ausführlich beſchrieben ſind. Als ſie Abends gegen 5 Uhr an die Stadtgrenze kam, wo die Helbaer Gemeinde nebſt ihren Schulkindern an einer vom Obriſtlieutenant von Boſe, als Erb- und Gerichtsherrn von Helba, errichteten Ehrenpforte ſie mit einem Dankliede empfieng, wurde auf dem untern Raſen ein Signal von drei Kanonenſchüſſen gegeben. Vor der untern Ehrenpforte ſtand der Waiſenvater Mockenheim mit den Waiſenkindern, das Lyceum und die Mädchenſchule mit ſämmtlichen Lehrern: alsdann folgten die beiden Bürgerkompagnieen mit klingendem Spiel. An der Ehrenpforte, wo ſich der Stadtrath nebſt den Viertelsmeiſtern aufgeſtellt hatte, wurde die Herzogin durch eine Anrede des Raths und Oberbürgermeiſters Heim empfangen: von dieſer bis zur erſten Ehrenpforte ſtand die übrige Bürgerſchaft in Mänteln. Die Ehrenpforten waren mit Tannenalleen umpflanzt und mit paſſenden Sinnbildern und Inſchriften geſchmückt: auch das äußere Thor war durch Verzierungen verſchönert. Unter dem Donner von 12 Kanonen, welche auf dem obern Raſen aufgeſtellt waren, gieng der Zug in die Stadt. Voran ritt der Poſtmeiſter Trautwein mit 8 blaſenden Poſtillons, worauf das Forſtperſonale unter Anführung des Oberforſtmeiſters von Bibra und des Landjägermeiſters von Hanſtein folgte. An dieſe ſchloß ſich eine nicht unbedeutende Zahl von Dienern und Bürgern aus Meiningen und andern Orten, ſämmtlich zu Pferde, und nun folgten die Herrſchaftlichen Wagen. Der Zug gieng zum untern Thore herein, durch die Spital- oder Kloſtergaſſe, die lange Gaſſe herauf, durch die Schloßgaſſe in die Reſidenz. Am Portal befanden ſich der Hofſtaat, die

---

wurde 1545 angeordnet, daß jeden Sonntag ein Mann während des Gottesdienſtes zum Beſten des Gotteskaſtens mit einem Säcklein (Klingelbeutel) herumgehen ſollte, um von den Anweſenden Beiträge zu ſammeln: aus dem Gotteskaſten erhielten auch die Armen ihre Unterſtützung, denn wie in den ältern Zeiten der chriſtlichen Kirche ſtand Fürſorge für Leidende und Arme in genauer Verbindung mit den kirchlichen Anſtalten. Zur Ergänzung des Kirchenvermögens dienten auch die Kirchenſchillinge; jedes Quartal mußte 1 Schilling, jährlich alſo 3 gl. entrichtet werden. Als Herzog Bernhard I ſeine Reſidenz in Meiningen nahm, beſtätigte er ausdrücklich durch Verordnung vom 10. Dec. 1681 dieſe Einrichtung mit der hinzugefügten Beſtimmung, daß dieſe Abgabe von Allen, die eine abſonderliche Haushaltung führten, von hohen, mittlern und niedern Bedienten, außer von den Geiſtlichen, Schul- und Kirchendienern zu erheben ſey. Am 7. Nov. 1704 wurde durch eine Konſiſtorialverfügung beſtimmt, daß die Kirchenſchillinge gegeben werden müßten von Allen, die entweder eigne Häuſer oder Kirchenſtände beſitzen. Am 23. März 1719 ward hinzugefügt, daß die Abgabe alle Einwohner betreffe, ſowohl die zum Hofe, als zur Stadt gehörigen, wie dieß vom Herzog ſelbſt ſchon am 26. Jan. 1705 ausgeſprochen war. Am 21. März 1724 wurde dieſe Verordnung erneuert.

unſre Mutter, Herr Hans kann ſich eine andre ſuchen, wir brauchen keinen Bruder weiter!“

„Sprich doch nicht ſo albernes Zeug, Heinrich,“ ſchalt die Mutter, „deswegen wird Deine Schweſter nicht weinen; geh' in den Garten, rufe mir den Adam herein, ich will ihn wohin ſchicken, geh, lieber Junge!“

Heinrich ſah die Mutter etwas ungläubig an, und gehorchte.

„Nun bitte ich Dich, Mädchen, was haſt Du, was iſt Dir?“ drang Frau Martha aufs neue in das weinende Kind, und dieſes ſank an die treue Mutterbruſt, und ſchwieg und ſchluchzte noch immer.

„Hat Dich Herr Kranichfeld gekränkt,“ fuhr jene mit Fragen fort: „das wüßte ich doch nicht, iſt er doch immer ſehr höflich und ſittſam gegen uns Frauen, und ein gar treuer Freund unſers Hauſes, und ein angeſehener, wohlhabender, feiner Mann von gutem Betragen, den Dein Vater lieb hat, mein Kind, und der Dir auch zugethan iſt vor allen Jungfrauen in der Stadt.“

die Landeskollegien, die Geiſtlichen und übrigen Diener. Während bei Hofe Concert war, marſchirten die Bürgerkompagnieen, nachdem ſie Feuer gegeben hatten, mit klingendem Spiel auf den Markt, wo ſie entlaſſen wurden. Die untern Schulklaſſen und Mädchen zogen ins Schloß, wo ſie Erfriſchungen erhielten; auch ließ die Herzogin Tags darauf in der Schule hauptſächlich für die Dürftigen Geld vertheilen. Des Abends war die ganze Stadt, nebſt den Ehrenpforten und den dazu gehörigen Alleen glänzend erleuchtet. Um halb 9 Uhr wurde die Erleuchtung von der Herrſchaft in Augenſchein genommen: allenthalben ward ſie mit freudigem Vivatrufen empfangen. Die ſchönſte Witterung begünſtigte die Feier dieſes Tags.

Am 6. Mai wurde durch eine Verordnung des Stadtraths befohlen, daß bei 10 Rthlr. Strafe das Maas Milch nicht höher als für 6 Pfennige, das Maas Rahm aber für 2 Btz. verkauft werden ſollte.

Am 16. Jun. wurde eine an den Stadtrath erlaſſene Verordnung bekannt gemacht, nach welcher die konventionsmäßig ausgeprägten Sächſiſchen, Saalfeldiſchen, Gothaiſchen, Weimariſchen, Heſſiſchen 8 ggl. Stücke 36 Xr, die 6 ggl. Stücke 27 Xr., die 4 ggl. Stücke 18 Xr., die 3 ggl. Stücke 13½ Xr., die 2 ggl. Stücke 9 Xr. gelten, die Groſchen und Albus, wegen der unbequemen Bruchrechnung, außer Kurs kommen ſollten: die unkonventionsmäßigen Münzen wurden herabgeſetzt. Bei den öffentlichen Kaſſen ſollte Scheidemünze nur zur Erfüllung der zu zahlenden Summe angenommen werden. Dieſe Herabſetzung ſchaffte vieles Geld aus dem Lande, ſo daß in den Kaſſen Noth war. Es erſchien am 11. Okt. eine geſchärfte Verordnung, weil nicht durchgehends Folge geleiſtet und die beabſichtigte Verminderung der Viktualien und des Arbeitslohns nicht erreicht war. Zugleich wurde befohlen, daß Krämer, Handwerker, Höken, Wirthe, Arbeiter ihre Waaren, Viktualien ꝛc. nach Verhältniß des Münzkurſes und mit Rückſicht auf die wohlfeilen Zeiten auf 5 pCt. herabſetzen ſollten.

Am 19. Jun. waren des Abends zwei heftige Gewitter. In Depfershauſen ſchlug der Blitz ein und zündete.

Am 26. Jul. wurde eine ſteinerne Rinne vom Marktwaſſer in die Hoffiſcherei gelegt.

Am 1. Aug. brachten 5 Männer von Steinbach auf 2 Schubkarren 2 Wellen Reißig, von denen eine ſo groß war, daß 4 Männer auf 2 Stangen ſie kaum im Schloß die Treppe hinauf tragen konnten, wo ſie von der Herzogin in Augenſchein genommen wurden. Es waren nämlich auf dieſe Weiſe 27 Schock Deputatreißig daſelbſt gemacht worden.

Am 4. Aug. wurde eine Freimaurerloge, Charlotte zu den 3 Nelken, errichtet, anfangs in dem der verwittweten Sup. Silchmüller gehörigen Wohnung (dem v. Erffaiſchen Hauſe), ſpäter im Wohnhauſe des Kanzlars v. Eyben. Die Loge erhielt am 21. Dec. 1779 landesherrlichen Schutz und Korporationsrechte.

Am

Am 6. Aug. reiſte die Herzogin auf den Altenſtein und kehrte am 7. zurück.

Am 16. Aug. wurde eine Reparatur an der Schloßmühle vorgenommen.

Am 19. Aug. ertrank J. Chr. Zack's nachgelaſſenes Kind in einem Hausbrunnen.

Am 7. Sept. kamen die landſchaftlichen Deputirten zu einer Berathung wegen der in den Kriegsjahren gemachten Schulden zuſammen, giengen aber ohne Reſultat am 16ten wieder auseinander.

Der Sommer war angenehm und trocken; die Aerndte an Heu, Grummet und Getraide reichlich, an Gemüſe und Kraut hinreichend, an Obſt wenig; doch gab es in Franken viele Zwetſchen. Das Getraide blieb in Einem Preiſe, das Korn koſtete 7 Bz., Waizen 10 bis 11 Bz., Gerſte 5 Bz., Hafer 3 Bz., Erbſen oder Linſen 7 Bz.

Der Herbſt fieng mit Regen und Nebel an, bald traten aber Nachtfröſte ein, die Tage waren ſchön. Der Oktober war feucht.

Im September wurden die Kreuzer auf 3 Pf., die alten Heſſiſchen Weißpfennige auf 9 Pf. herabgeſetzt.

Am 20. Okt. kehrte der Geheimerath und Konſiſtorialpräſident Stoll aus Wien hierher zurück. Die von ihm erregte Streitigkeit, welche mehrere Jahre hindurch gedauert und Aufſehn erregt hatte, bezog ſich auf folgende Umſtände. Herzog Anton Ulrich hatte in ſeinem Teſtamente die Herzogin Charlotte Amalie zur Obervormünderin und die beiden Regierungsräthe Wucherer und Stoll zu Untervormündern ſeiner beiden minderjährigen Prinzen ernannt, und jedem der beiden Untervormünder hierfür 300 Rthlr. jährliches Honorar über ſeine ordinäre Beſoldung ausgeſetzt. Nach Wucherers Tode (1766) maßte Stoll ſich aber in Regierungsangelegenheiten eine ſolche Autorität an, welche jene der obervormundſchaftl. Räthe und Diener weit überwog, ja ſelbſt der Herzogin Zwang auferlegt haben würde, und da er ein ſehr ernſter, ſtrenger, doch durchaus rechtlicher Mann war, der nur den Eingebungen ſeines ängſtlichen Gewiſſens folgen zu müſſen glaubte, auch unabhängig war, ſo trat er bald in offene Oppoſition gegen die damaligen Machthaber. Die Herzogin, welche ihre obervormundſchaftliche Autorität nicht ſowohl aus obigem Teſtamente, ſondern vielmehr von den beiden Kaiſerlichen Entſcheidungen vom 25. Febr. und 17. März 1763 und dem vom Reichshofrath ausgefertigten Tutorium ableitete, worin von einem Mit- oder Untervormund nichts enthalten war, und wodurch vielmehr manche teſtamentariſche Dispoſitionen Herzog Anton Ulrichs kaſſirt worden waren, entſchied hierauf im Auguſt 1768, daß Stoll ſeiner vermeintlichen Untervormundſchaft ganz enthoben ſey und in Folge deſſen wurde auch das ausgeſetzte Honorar von 300 Rthlr. eingezogen. Stoll, durch Hausarreſt und Disciplinarſtrafen noch ſtarrſinniger geworden, entfernte ſich hierauf von hier, nahm auch das Jahr 1769 hindurch keinen Theil mehr an den Geſchäften,

ſchäften, blieb endlich über ſeinen Urlaub weg, begab ſich nach Wien und wirkte dort einen Reichshofrathsbeſchluß vom 5. April 1770 aus, wodurch über die Stolliſchen Beſchwerden Bericht abgefordert und aufgegeben wurde, Falls die Sache ſich nach dem Anbringen verhielte, ihn in Anſehung ſeines Beſoldungsrückſtands zufrieden zu ſtellen und ihn die in Wien erhobene Beſchwerde nicht entgelten zu laſſen. Die hierauf eingeleiteten Prozeßverhandlungen gehören nicht in den Bereich gegenwärtiger Darſtellung, nur ſo viel iſt noch zu erwähnen, daß Stoll am 7. Jun. 1770 hierher zurückkehrte, die Konſiſtorial-Präſidenten-Geſchäfte wieder verſah, aber am 13. Auguſt 1771 unvermuthet und ohne Urlaub ſich wieder entfernte. Da die Verſuche, ihn wieder einzuziehen und ſich ſeiner Perſon zu bemächtigen, fehl geſchlagen waren, ſo trug man beim Kaiſer darauf an, ihn, wenn er ſich in Wien betreten ließe, hierher zurückweiſen zu laſſen, damit er wegen ſeines incorrigiblen Ungehorſams zur Rechenſchaft gezogen werden könne. Dieſem Anſuchen wurde zwar nicht entſprochen, doch wurde Stolls Geſuch um Wiedereinſetzung in das Untervormundſchaftliche Amt durch Reichshofrathsbeſchluß vom 28. Jul. 1774 abgeſchlagen, in Anſehung ſeiner pecuniären Forderungen aber zu ſeinen Gunſten entſchieden. In Folge der von ihm gethanen erſten Schritte und Geſuche wurde er bald hiernach mit Belaſſung ſeines Prädicats als Geheimerrath und Ausſetzung ſeines vorigen fixen Gehalts als Penſion ſeiner Dienſte ganz entlaſſen und auch in Anſehung ſeiner ſonſtigen Geldanſprüche, zum Theil ſogar mit mehr, als er verlangt hatte, zufrieden geſtellt, ſeine Anſprüche auf gewiſſe Accidenzien aber ihm abgeſprochen. Dagegen mußte er verſprechen, binnen 2 Monaten Stadt und Land zu verlaſſen, hingegen ſeine Penſion zu Gandersheim, wo er eine Pfründe bezog, zu verzehren.

Am 27. Okt. brannte der Stadel am Pfarrhauſe zu Hermannsfeld ab.

Im November trat Froſt und Schnee ein; am 23ſten wurde die Kälte ſehr ſtark. Am 14. Dec. wurde die Witterung gelind, bald darauf fror es wieder.

Am 8. Dec. erließ die Almoſenkommiſſion eine Verordnung und forderte dringend die rückſtändigen Beiträge ein.

Bei der Schloßkirche war in dieſem Jahre ein Geiſtlicher ordinirt, der Kommunikanten waren 813, 3 Paare waren getraut, 25 Kinder getauft, 20 Perſonen begraben. Bei der Stadtkirche war ein Geiſtlicher ordinirt, 3226 waren Kommunikanten, 25 Paare getraut, 75 Kinder getauft, 58 Perſonen begraben.

1775.

Am 4. Jan. fiel ein großer Schnee; der ganze Tag war ſtürmiſch: Tags darauf wurde es ſehr kalt.

Am

Am 6. Jan. wurde Prinz Georg öffentlich in der Schloßkirche durch den Oberhofprediger Volkhart konfirmirt. Sein Inſtruktor, J. Ludw. Heim, hielt dabei in der Schloßkirche eine im Druck erſchienene Rede.

Am 11. Jan. reiſten beide Prinzen, Karl und Georg, zum Beſuch nach Gotha, um von der Herzogin, ihrer Schweſter, wegen ihrer bevorſtehenden Reiſe Abſchied zu nehmen.

Am 17. Jan. wurde ein großer Landtag gehalten, welcher in mehr als einer Hinſicht von Wichtigkeit war. Er wurde mit einem feierlichen Gottesdienſte in der Schloßkirche, wobei der Oberhofprediger Volkhart die Predigt über Am. 5, 14. 15, hielt, eröffnet: ein beſonderes Direktorium war im Druck erſchienen. Nach beendigtem Gottesdienſt verfügte ſich die Herzogin mit den beiden Prinzen in das Audienzzimmer, wo der ganze Hofſtaat, die Kollegien und die Stände ſich zu beiden Seiten des Fürſtenthrons aufſtellten. Der Geheimerath und Kanzlar von Eyben trat hierauf vor und hielt eine Rede an die Verſammlung, worauf der Rath und Regierungsſekretär Hönn die Propoſitionen vorlas und ſie alsdann dem Landſchaftsſyndikus Amthor einhändigte. Die Stände ſpeiſten hierauf an der Fürſtl. Tafel.

Am 18. Jan. machten ſie den Anfang mit ihren Sitzungen. Zuerſt wurden die alten Landſchaftsrechnungen von 1723 bis 1742 (vgl. Th. 1. S. 106) und von da bis auf die neueſten Zeiten durchgegangen. Es ergab ſich der Verfall der Kaſſe durch die in den Kriegsjahren gemachten Schulden und den Rückſtand der von den Juden gemachten Fouragelieferungen. Es wurden drei beſondere Ausſchüſſe erwählt, welche die Sache unterſuchten und zum Vortrag vorbereiteten, wobei auch die Beſchwerden der Stände zur Sprache kamen. Für die bevorſtehende Reiſe der Prinzen wurden die nöthigen Summen ausgeſetzt.

Am 23. Jan. trat Kälte ein, welche ſich am 26ſten zu außerordentlicher Höhe ſteigerte. Am 27. Jan. wurde es wieder gelinder.

An dieſem Tage, wo die Bagage der Prinzen nach Straßburg abzieng, reiſten die beiden Inſtruktoren derſelben, Johann Ludwig Heim und Johann Georg Otto, von hier ebenfalls dahin ab.

Am 30. und 31. Jan. fieng es an zu regnen. Das Eis brach auf, die Werra wurde ſehr groß und die Mühlen mußten ſtehen bleiben. Die folgenden Tage wurde das Wetter wieder hell.

Am 30. Jan. reiſten die beiden Prinzen, Karl und Georg, in Begleitung des Oberhofmeiſters, des Geheimenraths Freiherrn von Dürkheim, auf die Univerſität zu Straßburg.

Am 5. Febr. wuchs die Werra, nachdem es die Nacht hindurch bei ſtarkem Sturmwinde fortwährend geregnet hatte, ſo ſehr, daß die Pferde des Morgens um 7 Uhr aus dem Marſtall gebracht werden mußten. Zu Mittag ſtand der Schloßhof voll Waſſer: der Schloßgraben war ſo voll, daß das Waſſer an die Brücke

Brücke ſtieß. Der Mittelmüller hatte einen Mühlſtein auf die Pfortenbrücke gelegt, damit ſie nicht vom Waſſer gehoben werden ſollte, wäre aber dabei bald verunglückt. Für die Fürſtl. Tafel mußte in der Stadt gekocht werden. Gegen Abend fiel das Waſſer wieder, die Luft wurde rauher.

Am 6. Febr. trat Kälte mit Schnee ein.

Am 8. Febr. übergaben die Landſtände die von ihnen gefaßten Beſchlüſſe.

Am 13. Febr. war das Waſſer noch ſo groß, daß die Müller nicht mahlen konnten.

Am 21. Febr. wurde der Landtagsabſchied höchſten Orts beſtätigt. In dem Audienzzimmer auf der untern Gallerie erſchien die Herzogin und nahm auf dem Throne Platz. Zur Seite ſtanden der Hofſtaat und die Kollegien, ſo wie die ſämmtlichen Stände. Der Kanzlar von Eyben hielt eine Anrede an die Stände, welche von dem Fürſtl. Wertheimiſchen Geheimenrath von Hinkeldey Namens derſelben beantwortet wurde. Der Landtag wurde hiermit beſchloſſen. In Folge deſſelben wurde die bisherige Landſchaftl. Steuerkommiſſion am 22. Febr. aufgehoben und dagegen am 25. Febr. eine neue Steuer- und Kaſſe-Deputation errichtet. Die Mitglieder derſelben, der Regierungsrath v. Uttenhoven und der Bürgermeiſter Holdefreund wurden im Beiſeyn des Sekretärs und Landſchaftskaſſiers Bey und des Kontrolleurs Schulz durch den Kanzlar von Eyben eingeführt. Das Geſchäftslokal der neuen Kommiſſion war im dritten Stockwerke des Rathhauſes, da ein beſonderes Landſchaftsgebäude damals nicht vorhanden war.

Am 10. März wurde ein Patent angeſchlagen, in welchem ein Fleiſchaccis angeordnet wurde. Von einem Ochſen wurde 1 Rthlr., einer Kuh oder Stier 16 ggl., einem jährigen Rind 8 ggl., einem Maſtſchweine über 100 Pfd. 8 ggl., einem Schweine unter 100 Pfd. 4 ggl., einem Schweine unter 65 Pfd. 3 ggl., einem Kalbe oder Hammel 3 ggl., einem Schaafe 2 ggl. 9 Pf., einem Lamm 1 ggl., einem Bock 6 Pf., einer Ziege 3 ggl., einer kleinen Ziege 8 Pf. gegeben. Die Stände hatten dieſen Accis auf 6 Jahre verwilligt und es fanden durchaus keine Befreiungen dabei ſtatt. Am 24. April wurde bei allen Kollegien, Aemtern, Gerichten, Stadträthen, Pfarreien und Handwerkszünften auf 6 Jahre Stempelpapier eingeführt: auch Kalender und Karten wurden mit einer Stempelabgabe belegt.

Am 30. und 31. März wurde der alte Brunnenkaſten auf dem Markte eingeriſſen. Vom April an bis Pfingſten wurden Brunnenröhren vom Frauenbrunnen her für den aufs neue auf den Markt herzuſtellenden Brunnen gelegt.

Im April reiſte die Herzogin mit den Prinzeſſinnen ins Oberland.

Am 5. April wurde auf Veranlaſſung der beim letzten Landtage anweſenden ritterſchaftlichen Deputirten wieder ein Reſcript an den Stadtrath erlaſſen und in demſelben darauf hingearbeitet, den Lauf des Marktwaſſers zu ändern (ſ. ob. S. 52). Die

Die Abänderung ſollte ohne Beitrag des Stadtraths oder der Bürgerſchaft bewirkt werden. Zugleich wurde ein Plan über die Art der Ausführung vorgelegt: es ſollte ein Kanal zwar beſtehen, das Waſſer jedoch nur dann und wann durch Schleuſen herein gelaſſen werden. Dieß war allerdings ſehr bedenklich, weil es vielfache Nachtheile hatte, ob man gleich von Seiten der Stadt nicht in Abrede ſtellte, daß das Pflaſter in der Marktgaſſe durchaus verbeſſert werden müſſe. Die Bürgerſchaft wurde, wie es in ſolchen wichtigen Gemeindeangelegenheiten gewöhnlich war, am 20. April aufs Rathhaus vorgeladen und machte dringende Gegenvorſtellungen, vorzüglich wegen der bei einer ſolchen Aenderung zu beſorgenden Folgen und weil man überzeugt war, daß es an den Mitteln fehle, es auf eine zweckmäßige Weiſe durchzuführen. Es wurden daher andere Vorſchläge gemacht. Die Supplik der Bürgerſchaft wurde mittelſt Berichts vom Stadtrath am 3. Mai übergeben. Vor der Hand unterblieb die Sache. Vgl. 23. Jul. 1784.

Am 26. Mai ließ das hieſige Amt auf Regierungsbefehl die Lade des Weißgerberhandwerks wegnehmen, weil es wegen der Handwerksſtreitigkeiten die Innung der Herzogin hatte zu Füßen legen wollen.

Am 28. Mai brannten die Gebäude im Grimmenthale ab. Zum Wiederaufbau, der am 27. Nov. begann, wurde am 1ſten Adventſonntage in den Kirchen eine Kollekte veranſtaltet.

Am 30. Mai wurde zu Herpf, nach vollendeter Reparatur der Kirche und des Thurms, der vom hieſigen Kupferſchmidt Eckold verfertigte Knopf, welcher nebſt Zubehör 44 Rthlr. 15½ Bz. gekoſtet hatte, durch den Schieferdecker Dreißigacker aus Walldorf aufgeſetzt. Es war eine große Menge Volks zugegen. In den Knopf wurde eine kupferne Büchſe mit Briefſchaften niedergelegt.

Die Monate Mai und Junius hindurch war die Witterung kalt und trocken; das Waſſer wurde klein. Der Preis des Korns ſtieg wieder auf 11 Bz.

Am 7. Jun. bezog die Gemeinde der Wuſtung Berkes nebſt dem Stadtrath ihre Grenze. Der Auszug wurde mit Muſik gehalten.

Schon im März hatte der Stadtrath den Viertelsmeiſtern bekannt gemacht, daß die Herrſchaft und namentlich Prinz Karl die obere Inſel*) hinter der Fitz, zwiſchen den beiden Mühlgräben, zu erkaufen wünſche, um ſie durch eine Brücke mit dem Schloßgarten in Verbindung zu ſetzen. Da die Müller hierbei betheiligt waren, ſo wie auch die Geſchirrhalter, welche ihr Vieh darauf hüteten und bei jeder Veräußerung hutbarer Plätze über die von ihnen zu leiſtenden Frohnen Klage führten, ſo hielten ſich die Viertelsmeiſter (Hartung, Krug, Fleiſchmann, Lotz) nicht

---

*) Die untere, dem untern Raſen und der Brücke näher liegende Inſel war von der Stadt an die Herrſchaft im J. 1740 abgetreten. Hier ſtand ein Luſthaus, welches ſpäterhin einſtürzte als es eben von einigen ſpielenden Knaben verlaſſen war.

nicht für ermächtigt, hierin ohne Rückſprache mit der Bürgerſchaft zu handeln. Nach weiterer Verhandlung kam jedoch die Sache zu Stande. Als die Geſchirrhalter deshalb auf dem Rathhauſe waren, ſo erklärte Georg Stoll, die Sache ſey unbedeutend und man werde dem Wunſche der gnädigſten Herrſchaft von Seiten der Bürger gewiß nicht entgegen ſeyn, nur hoffe man, daß damit keine anderen, der Stadt zum Schaden gereichende Neuerungen verknüpft ſeyn möchten, daß vielmehr die Bürgerſchaft überhaupt bei ihren Rechten und Befugniſſen, wie ſie dieſelben ſeit den Zeiten der Grafen zu Henneberg gehabt habe, gelaſſen werden möge. Es wurde Bericht erſtattet, worauf durch Reſcript der Regierung vom 14. Jun. die Genehmigung erfolgte. Die Kammer zahlte 100 Rthlr., welche zur Herſtellung des ſteinernen Brunnens auf dem Markte benutzt werden ſollten, und verſicherte in einem am 26. Jul. ausgeſtellten Revers, daß die Mühlgräben an der Inſel ungeändert gelaſſen und nicht in einen Graben zuſammengezogen, die Ufer nicht zum Schaden der Fitz und der daſelbſt liegenden Gärten erhöht, der Stadtrath auch bei etwaigen durch Ueberſchwemmungen verurſachten Schäden außer Anſpruch gelaſſen werden ſollten. Da man die auf der Inſel haftenden Steuern nicht ausmitteln konnte, indem ſie zu dem ſogenannten Burg-Erlich *) gehörte und dieß im Steuerkataſter als ein Ganzes angeſetzt war, ſo blieb es rückſichtlich der Steuern wie zuvor. Am 4. Okt. wurde die Inſel völlig der Herrſchaft abgetreten. Es erſchienen der Kammerrath Caroli und der Kammeraſſeſſor Molwitz nebſt dem Sekretär Vey, ſo wie auf der andern Seite der Oberbürgermeiſter Heim. Nach geſchehenem Vortrage wurde durch einen Gartenknecht ein Stück Raſen ausgeſtochen, dem Oberbürgermeiſter Heim überreicht, welcher es dem Kammerrath Caroli einhändigte, wodurch von der Herrſchaft Beſitz ergriffen wurde. Hierüber wurde durch den damaligen Notarius Chr. L. E. Caroli ein Inſtrument aufgerichtet.

Am 17. Jun. erborgte die Landſchaft zu Frankfurt ein Kapital von 100000 fl., um damit die im Kriege zu 6 pCt. aufgenommenen Kapitalien abzutragen. Der Sekretär Vey reiſte deshalb dahin und kehrte mit dem Gelde am 26ſten zurück, worauf in der Kaſerne eine Stube für die Steuer- und Kaſſedeputation eingerichtet wurde. Die landſchaftlichen Deputirten kamen zuſammen, um das Geſchäft zu ordnen.

Am 19. Jun. erſchien eine neue gedruckte Sporteltaxe für die Untergerichte.

Im Junius und Julius wurden die Brunnenröhren am Limbach durch die Werra über einen Roſt gelegt und in das Schloß geleitet. Die eine Quelle war am ſogenannten krummen Wege (unweit des großen Stegs, wo man das Weingarten-

---

*) Das Burg-Erlich umfaßte den ganzen Platz vom Schloßmühlgraben bis zur untern Brücke. Den Namen hatte es von den vielen Erlen, die dort wuchſen, ſowie das Weidich von den vielen dort wachſenden Weiden; den Namen Burg-Erlich, weil die alte Burg faſt in die Mitte deſſelben gebaut war.

gartenthal hinauf geht) und wird heutiges Tags nicht mehr benutzt, weil ſie nicht das ganze Jahr hindurch Waſſer hat, die andere befand ſich an der Eisgrube oder dem Felſenkeller hinter dem Limbach.

Am 7. Jul. wurde Fr. Joſ. v. Hendrich zum Regierungs- und Legationsrath ernannt.

Am 11. Jul. wurde rückſichtlich der Trankſteuer, des Acciſes und der Niederlagsgebühren verordnet 1) daß von jedem Eimer Wein, den ein hieſiger Einwohner zur eignen Konſumtion oder zum Verkaufe einlege, 15 Pf., von jedem, den ein Fremder einlege, 30 Pf. an den Stadtrath Niederlagsgebühr entrichtet, 2) daß von jedem Eimer, den ein Einwohner zur eignen Konſumtion einlege 6 ggl. Accis zur Landſchaft, von einem zum Verkaufe eingelegten 12 ggl. zur Landſchaft und 3 ggl. an kleinem Rathsaccis gegeben werden ſollte. Von einem Eimer, den ein Fremder niederlege, ſollten 6 ggl. zur Amtskellerei, 12 ggl. Accis zur Landſchaft, 3 ggl. ſtädtiſcher Accis, von einem Eimer, den ein Jude einlege, 1 Rthlr. landſchaftl. Accis entrichtet werden. Die herkömmliche Trankſteuer an die Amtskellerei und den Stadtrath blieb in Anſehung des Weines, den hieſige Bürger Maas- oder Bouteillenweiſe verkauften, und nur Bürger durften dieſen Handel treiben. Von 1 Bouteille Franzöſiſchen, Spaniſchen, Ungariſchen u. dgl. Weins wurden 5 Xr. zur Amtskellerei, 1 Xr. Accis zur Landſchaft gegeben. Zur Vermeidung des Unterſchleifs wurde befohlen, daß kein Faß eher abgeladen werden dürfe, bis es vom Amtskeller, den Weinmeiſtern und dem Stadtſchreiber beſichtigt ſey.

Am 24. Jul. ließ der Stadtrath in Gemäßheit eines Regierungsbefehls zur Herſtellung des großen ſteinernen Brunnens auf dem Markte, wozu auch die für die abgetretene Inſel ausgezahlten 100 Rthlr. verwendet wurden, durch die Viertelsmeiſter und den Marktmeiſter eine Kollekte einſammeln, welche 227 fl. frnk. 6 Btz. ertrug, wozu die Herrſchaft noch 67 fl. fränk. 3 Btz. gab. Im Auguſt wurde der Brunnenkaſten durch den Brunnenleiter und Maurermeiſter Konrad Schaubach und deſſen Sohn J. Daniel Schaubach erbaut: im September wurde an demſelben die von dem Bildhauer Baßheimer verfertigte Statue des Neptun angebracht, aus deſſen Dreizack außer den 4 Brunnenröhren das Waſſer ſprang. Damit es nicht an Waſſer fehle, hatte man von der in der Freitagsgaſſe laufenden Leitung des Salzmannsbrunnens noch eine Brunnenröhre herzugeführt. Als man im J. 1824 den Brunnen, welcher ſonſt mehr nordöſtlich ſtand, in die Mitte des Markts verlegte, wurde dieſer Brunnenkaſten eingeriſſen und ein neuer verfertigt.

Am 10. Aug. reiſte die Herzogin mit den Prinzeſſinnen und dem Hofſtaate nach Römhild und Bedheim.

Am 18. Sept. reiſte die Herzogin mit den Prinzeſſinnen nach Frankfurt, um dort mit den beiden Prinzen zuſammen zu treffen. Am 4. Nov. kehrte ſie zurück.

Am 12. Okt. ſtürzte die Wage an der beim Eingang ins Schloß befindlichen Zugbrücke herab, als ein Frohnbauer ein Fuder Holz ins Schloß fuhr und mit einem Rade die Kette berührte. Das Holz war verfault und beinahe wären die an den Wagen geſpannten Ochſen erſchlagen worden.

Bisher waren die Zimmer der Landeskollegien alle auf der nördlichen Seite des runden Baues am Schloß. Da es aber an Platz mangelte, ſo wurde die Konſiſtorialſtube auf die andere Seite, nach der Schloßkirche zu verlegt. (S. ob. S. 5.) Der Konſiſtorialſekretär Arnold ſchaffte daher am 28. Okt. die Akten in die neue Kanzlei. Am 7. Nov. wurde die erſte Seſſion des Konſiſtoriums in dem neuen Lokale gehalten.

Am 29. Okt. ſtarb der Konſiſtorialrath L. H. **Buſſenius**. Er war aus Buxtehude gebürtig. Am 13. Dec. wurde der bisherige Regierungsrath **Zink** als Konſiſtorialdirektor und der bisherige Erzieher des Prinzen Georg, J. L. **Heim** als Konſiſtorialrath eingeführt.

Am 12. Nov. brannte es im Diakonat, doch wurde das Feuer ſchnell gelöſcht.

Am 19. Nov. trat Herzog **Karl** die Regierung an. Vgl. 4. Febr. 1782.

Am 21. Dec. bekam ein Dieb, der auf dem Thurme geſeſſen hatte, den Staupbeſen, wurde vom Schinder auf dem Karren bis an die Grenze gebracht und des Landes verwieſen, doch ohne Centfolge, weil die Bürger nicht mitgehen wollten.

Bei der Schloßkirche waren 929 Kommunikanten, 11 Paare waren getraut, 24 Kinder getauft, 16 Perſonen begraben. Bei der Stadtkirche waren 2 Geiſtliche ordinirt, 25 Paare getraut, 83 Kinder getauft, 44 Perſonen begraben, 3350 Kommunikanten.

1776.

Am 1. Jan. trat Schnee und Froſt ein. Die Kälte ſtieg vom 12. Jan. an auf einen hohen Grad. Am 1. Febr. erfror bei Herpf der vom Markte zu Oberkatz zurückkehrende hieſige Bürger und Schuhmacher J. B. Henneberg.

Am 5. Febr. fieng es an zu thauen, das Eis brach und man mußte wegen des Eisganges bei der untern Brücke Vorkehrungen treffen. Am 7. Febr. fiel das große Waſſer wieder.

Am 12. März kamen Herzog **Karl** und Prinz **Georg** von Straßburg zur großen Freude des Herzogl. Hauſes und der Unterthanen zurück.

Am 10. April ſtarb der würdige und verdiente Konſiſtorialaſſeſſor und Superintendent **Georg Siegmund Link** und wurde in der Stadtkirche begraben, unweit der Thüre der Sakriſtei.*) Im ſiebenjährigen Kriege, namentlich im J.

1759

---

*) Seit dieſer Zeit iſt niemand wieder in der Stadtkirche begraben worden. Für ein ſolches Begräbniß wurden ehedem 50 Rthlr. und auch höhere Summen zur Kirchenkaſſe

1759 hatte er die Geſchäfte eine Zeitlang ganz allein zu beſorgen, insbeſondere viele Krankenbeſuche, wie er denn überhaupt ein ſehr mildthätiger Mann war.

Von dieſer Zeit an beſtand am Herzogl. Hofe ein Theater, auf welchem eine Liebhabergeſellſchaft Vorſtellungen gab.

Am 3. Mai erſchien eine Verordnung, daß die Krämer und Kaufleute ihren Schnupftabak von einer hier errichteten Fabrik beziehen, von fremdem aber eine Abgabe entrichten ſollten. Die Unterthanen der Orte, wo Tabak gebaut wurde, erhielten die Anweiſung, guten Tabak zu ziehen. Durch Verordnung vom 18. Jun. wurde die Abgabe auf 2 bis 4 ggl. vom Pfund feſtgeſetzt. Am 2. Aug. wurde dieſe Verordnung gegen geſchehene Einwendungen der Handelsleute beſtätigt.

Am 1. Jun. wurde der Sekretär Reinwald als Bibliothekar angeſtellt.

Am 12. Jun. in der Nacht um 11 Uhr entſtand ein heftiges Gewitter, welches um Mitternacht zu Utendorf einſchlug. In Zeit von anderthalb Stunden brannten 4 Wohnhäuſer und 4 Scheunen mit Stallungen ab: auch 2 Stück Rindvieh und 2 Schweine verbrannten.

Am 17. Jun. wurde der allgemeine Reichskalender in den hieſigen Landen eingeführt.

Im Junius und Julius wurde die Salzbrücke unweit Ritſchenhauſen wieder hergeſtellt.

Am 4. Jul. wurde in Sachen des Stadtraths und der Bürgerſchaft gegen den Fiskal und die Meiningiſchen Centgerichtsortſchaften ein Wittenberger Urtheil publicirt, wodurch erkannt wurde,

> daß Kläger (Stadt und Bürgerſchaft) bei der Freiheit von Bewachung des Gerichts bei vorkommenden Fällen ſowohl derer auf dem Thurm zu Meiningen in gefänglicher Haft ſitzenden Bürger-Delinquenten, nicht weniger derer in Meiningiſcher Stadtflur todt gefundenen Perſonen billig zu ſchützen, das Centamt Meiningen auch ſich aller fernern Turbation bei 20 Rthlr. Strafe künftig zu enthalten ſchuldig.

Vgl. 19. Jul. 1781.*)

Am 19. Jul. befahl der Stadtrath, die Gänſe nicht ohne Aufſicht herumlaufen, ſondern ſie mit dem Hirten austreiben zu laſſen.

Im Auguſt wurde das neue Malzdarrhaus aufgebaut, wobei der Hofzimmermann Gorr beinahe verunglückt wäre.

Zu

---

kaſſe bezahlt; auch wurden diejenigen in der Kirche begraben, welche ſich durch Stiftungen verdient gemacht hatten. Für ein Begräbniß in der Gottesackerkirche floß das zu entrichtende Geld in die Rathskaſſe, welche dafür die Koſten zur Erhaltung der Martinskirche zu beſtreiten hatte. Durch eine Verordnung vom 27. Mai 1784 wurde es im ganzen Lande verboten, in die Kirchen zu begraben.

*) Die Nachrichten über dieſe ſeit langer Zeit geführte Streitigkeit ſ. Th. 1. S. 96. 97. 129. 131.

„O meine Mutter,“ klagte Eliſabeth: „das iſt es eben, warum ich weine. Ich will nichts von ihm wiſſen, und mag er mir zugethan ſein oder nicht, ſo bin ich es ihm nicht, und werde es nie ſein. Und wie der Bruder vorhin ſprach, daß Herr Hans Euer Sohn werden wolle, da fuhr es mir in’s Herz, wie ein Dolchſtich, denn ich bin dem Kranichfeld gram.“

„Du biſt ihm gram, Mädchen? Unſerm Freund und Vetter, den Deine Aeltern ſo werth ſchätzen?“ fragte Frau Martha verwundert. „Und darum weinſt Du?“

„Und auch des Vaters Schickſal liegt mir ſchwer auf dem Herzen,“ ſchluchzte Eliſabeth: „denn alle die Reden, die ich höre, verkünden nichts Gutes, und ich muß Euch ſagen, Mutter, wenn Ihr und der Vater glaubt, daß Herr Hans uns ein treuer Freund ſei in Freud und Leid, in Schimpf und Ernſt, in Noth und Tod, ſo täuſcht Ihr Euch, und Ihr werdet noch ſehen, daß ich Recht habe. Doch wollte Gott, ich hätte Unrecht, und erlebte nie, daß ſeine Falſchheit offenkundig würde.“

„Hätte ich doch nimmer gemeint, daß Du

Zu Ende dieſes Monats wurde am Thurm des obern Thores gearbeitet. Vgl. 14. Sept. 1781.

Am 16. Sept. kamen die Landſtände zuſammen und faßten den Beſchluß, 65000 fl. rhn. zu Frankfurt zu borgen, wovon 30000 fl. an die Kammer abgegeben wurden.

Am 27. Sept. verordnete Herzog **Karl** und die Herzogin Mutter **Charlotte Amalie** als Obervormünderin und Mitregentin, daß nach dem Beiſpiele und dem Vorgange anderer Herzogl. S. Häuſer Erneſtiniſcher Linie in amtlichen Ausfertigungen und Eingaben hinführo nicht mehr das Beiwort „Fürſtl." oder „Hochfürſtl.", ſondern der Ausdruck „Herzogl." gebraucht werden ſolle.

Am 6. Okt., als am 18. Trinitatisſonntage, hielt der an Links Stelle als Superintendent, Konſiſtorialaſſeſſor und Oberpfarrer der Stadtkirche hierher berufene, bisherige Superintendent zu Salzungen, **Georg Kaſpar Hopf**, ſeine Probepredigt. Die ihn der Gemeinde vorſtellende Kommiſſion beſtand aus dem Konſiſtorialdirektor und Regierungsrath Zink und dem Oberhofprediger Volkhart. Am 10. Nov. hielt er ſeine Antrittspredigt.

Am 1. Nov. erſchien eine Verordnung über die Errichtung einer inländiſchen Brandaſſekuranz, welche Anſtalt aber damals nicht zu Stande kam.

Eine für das ganze Land höchſt wichtige Anſtalt wurde jetzt errichtet, **das Schullehrerſeminarium.***) Man ſuchte durch daſſelbe junge Leute für den Beruf des Volksſchullehrers auf eine zweckmäßige Weiſe zu bilden und allen Mechanismus aus den Schulen zu entfernen. Die hieſige Freimaurerloge hegte die Abſicht, ſich um Stadt und Land durch ein menſchenfreundliches Werk ein Verdienſt zu erwerben. Der Meiſter vom Stuhl, der Geheimerath und Kanzlar von Eyben, hatte die nach den Vorſchlägen des Abts von Felbiger eingerichteten Schulen des Stifts zu Joachimsſtein bei Görlitz, zu Groß-Radmeritz geſehen und war bemüht, dieſe verbeſſerten Einrichtungen auch hier einzuführen. Man nahm Rückſprache mit dem Oberhofprediger Volkhart und deſſen Bruder, dem damaligen Rektor, (welcher ſpäter Diakonus und dann Superintendent zu Schalkau wurde) J. Chr. Volkhart, welche

---

*) Das Seminarium zu Meiningen gehörte zu den älteſten Anſtalten dieſer Art in Deutſchland. 1751 wurde das erſte Seminarium zu Hannover begründet, 1779 eine gleiche Anſtalt zu Gotha. Das Schulweſen war durch die Reformation zu einem wichtigen Gegenſtande geworden (ſ. ob. S. 74 Anm.) wiewohl hier in Meiningen ſchon im J. 1512 der aus dem Bairiſchen gebürtige Pfarrer Balthaſar Regler den Rath veranlaßte, die Schule zu verbeſſern, als die Schriften von Erasmus u. a. ſich in Deutſchland verbreiteten. Herzog Ernſt der Fromme that ſehr viel und viele ſeiner Einrichtungen äußern bis jetzt ihre wohlthätigen Folgen, ſein Schulmethodus iſt ein für die damalige Zeit trefflicher Leitfaden. Im J. 1767 war hier ſchon verordnet, daß durchaus keine zum Lehramt unfähige Perſonen im Schulfach angeſtellt werden durften, was in andern Ländern erſt viel ſpäter geſchehen iſt. In Anſehung des Lyceums zu Meiningen war durch Hopf, Emmrich und Volkhart ſehr viel geleiſtet.

welche den Kandidaten Ernſt Julius Walch hierzu in Vorſchlag brachten. Man eröffnete eine Subſcription und ließ dann denſelben 1775 eine Schulreiſe an die oben erwähnten Orte thun, um ſich mit den Einrichtungen genauer bekannt zu machen. Bei ſeiner Zurückkunft wurde die Sache ins Werk geſetzt. Am 21. Aug. 1775 wurde eine Schule errichtet, die aus 11 Kindern einiger der angeſehenſten Häuſer der Stadt beſtand und an welcher der zum Katecheten ernannte Kandidat Walch den Unterricht ertheilte. Dieſe Schule ſollte hauptſächlich zeigen, was durch eine beſſere Methode geleiſtet werden könnte. Gerade nach Verlauf eines Jahres, nämlich am 21. Aug. 1776, wurde mit dieſen Kindern in Gegenwart der Herrſchaft und vieler anderer Anweſenden eine Prüfung gehalten, die zu allgemeiner Zufriedenheit ausfiel. Man hatte das allzu Mechaniſche beim Unterricht im Leſen zu vermeiden geſucht, die Religionslehre nicht blos mit dem Gedächtniß durch Auswendiglernen unverſtandener Formeln auffaſſen laſſen, gemeinnützige Kenntniſſe in den Kreis des Elementarunterrichts gezogen und durch zweckmäßige Verſtandesübungen zu umfaſſenderer Anwendung der katechetiſchen Methode vorbereitet. Am 14. Okt. 1776 erfolgte die feierliche Einweihung des Seminars und der damit in Verbindung ſtehenden Armenſchule im Hauſe des Geheimenraths und Kanzlars von Eyben. Der Oberhofprediger Volkhart hatte in Bezug hierauf am Sonntage zuvor in der Schloßkirche eine nachmals auch gedruckte Predigt gehalten; der Hofkaplan Scharfenberg prüfte in einer Katechiſation die Kinder und der Kanzlar von Eyben beſchloß das Ganze mit einer Rede, worin er mit Dank gegen Gott die errichteten Anſtalten der Fürſorge der Landesherrſchaft empfahl, die bereits lebendigen und thätigen Antheil genommen hatte. Die Freimaurerloge, welche in Verbindung mit einigen andern Freunden des Schulweſens, das ganze Inſtitut unterſtützte, hatte eine Anzahl armer Kinder aus der Stadt und vom Lande aufgenommen, (— es waren deren erſt 9, dann 14 —) ſie blau und roth und mit dem Zeichen der Loge bekleiden laſſen (was indeſſen manchen Anſtoß verurſachte), ſorgte auch für deren Verköſtigung. Dieſe Kinder hießen die Logenknaben. Die Logen- oder Armenſchule war die Experimentalſchule der Seminariſten, welche von dem Katecheten Walch nicht blos in den für ſie in Bezug auf ihren künftigen Beruf nöthigen Kenntniſſen und in der Methodik unterrichtet wurden, ſondern unter Leitung und Anweiſung deſſelben den Unterricht dieſer Kinder beſorgen mußten. Nach dem das Ganze umfaſſenden, vom Katecheten entworfenen Plan mußte einer nach dem andern abwechſelnd im Beiſeyn der übrigen Seminariſten, nach gehöriger Vorbereitung, als Lehrer auftreten, worauf nach Entlaſſung der Kinder aus der Stunde ſeine Leiſtung einer Beurtheilung unterworfen wurde: am Sonntage wurden die Kinder von den Seminariſten in die Schloßkirche geführt, wo nach dem Nachmittagsgottesdienſte von dem Hofprediger Katechiſation gehalten wurde. Der Kurſus der Seminariſten dauerte 2 Jahre, der Katechet Walch ertheilte den meiſten Unterricht, Arithmetik und Geometrie lehrte der Zeugwärter Heß. Es wurde eine beſondere Schulkommiſſion *) errichtet, unter der Direktion des Geheimenraths von Dürkheim, deren übrige Mitglieder der Oberhofprediger Volkhart, der Regierungsrath von Uttenhoven und der Konſiſtorialrath Heim waren. Unter derſelben ſtand die Armenſchule und das Seminarium. Es wurde verordnet, daß kein Schullehrer auf dem Lande mehr angeſtellt werden ſollte, der nicht auf dem Seminarium vorbereitet ſey. Bei jeder Stellenbeſetzung wurden 3 Schulkandidaten von der Schulkommiſſion dem Konſiſtorium zur Wahl vorgeſchlagen. Am Michaelisfeſte wurde von nun an auf ergangenen Befehl vom 16. Mai 1777 jährlich eine Schulpredigt gehalten; auch wurde der Ertrag des Klingelbeutels an 4 Sonntagen zur Bildung einer Schulkaſſe für jeden Ort beſtimmt. Durch dieſe Ortsſchulkaſſen wurden die hier gedruckten Kinderfreunde und ſpäterhin auch die Schulbücher als Inventarienſtücke für die Schulen angeſchafft; aus dem Ertrage bildete ſich eine beſondere Kaſſe zum Beſten der Anſtalt. Die erſten Seminariſten, welche angeſtellt wurden, waren Trautvetter zu Witzelrode (der ſich als Schriftſteller im Fache der Katechetik rühmlich bekannt gemacht hat) und Reich zu Metzels, der 50 Jahre daſelbſt im Dienſte ſtand. Die Wirkſamkeit der Anſtalt ſuchte man zu erweitern, indem man zwei im Seminarium vorbereitete Kandidaten des Predigtamts, Michel und Schwerdt, mit dem Unterrichte der Präzeptoren in der Dióces Sonneberg und der Landſchullehrer in der Dióces Salzungen beauftragte. Das für das ganze Land höchſt erfolgreiche Unternehmen, wodurch ſich die Freimaurerloge ein großes Verdienſt erworben hat, gedieh unter dem Schutze der Landesherrſchaft, und insbeſondere Herzog Karls, ſo wie durch das Zuſammenwirken vieler würdiger Männer, wobei vorzüglich Walch's Bemühungen rühmlich zu erwähnen ſind. **) Herzog Ferdinand von Braunſchweig-Lüneburg ſah die Anſtalt im Febr. 1777 und zahlte bis an ſein Ende 1792 jährlich 100 Rthlr. an dieſelbe: Prinz Karl von Heſſen, Stadthalter zu Schleswig und Holſtein, ſchenkte ihr ebenfalls bei einem Beſuche einen anſehnlichen Beitrag. S. d. Weitere im J. 1780.

Am 4. Nov. wurde in Folge des Landtagsabſchieds das Kirchweihfeſt zum erſtenmal am Montage nach den Apoſteltagen Sim. Judä an allen Orten zugleich begangen.

Im November wurde die Brücke über die Werra auf dem mittlern Raſen durch den Hofzimmermann Gorr erbaut.

Am

---

*) Dieſe Kommiſſion wurde ſpäterhin ganz mit dem Konſiſtorium vereinigt.

**) Man vgl. über die Begründung und fernere Einrichtung des Seminariums Walchs Geſch. d. Meining. L. S. 109 ff., die Wochenblätter; Schlözer's Briefwechſel 1780. Heft 45. Journal v. u. f. Franken, 1791. 3 B. 3 H. Das Meiningiſche Taſchenb. 1801.

Am 8. Nov. ſtarb der Freiherr **Karl Gotthelf von Hund** auf Grotkau, Kaiſerl. Geheimerrath und Staatsminiſter, Ritter des Ruſſiſchen St. Annen-Ordens, ein Mann, der in der Geſchichte der Freimaurerei eine nicht unbedeutende Rolle geſpielt hat. Als ſein Tod herannahte, ließ er mehrere Mitglieder der Kapelle an ſein Sterbebette kommen, zog die Vorhänge ſeines Bettes zu und entſchlief unter ſanfter Muſik. Die Leiche wurde am 11. Nov. auf einem Leichenwagen unter dem Geläute aller Glocken nach Mellrichſtadt gefahren und daſelbſt in der Kirche beigeſetzt: er war Katholik. Herzog Karl und die Freimaurergeſellſchaft trugen den Sarg auf den Wagen.

Am 25. Nov. fiel Schnee: es war überhaupt naſſe Witterung.

Bei der Schloßkirche waren 948 Kommunikanten, 6 Paare wurden getraut, 19 Kinder getauft, 30 Perſonen begraben. Bei der Stadtkirche waren 3335 Kommunikanten, 22 Paare wurden getraut, 68 Kinder getauft, 59 Perſonen begraben.

1777.

Der Waiseninſpektor J. G. **Fleiſchmann** erneuerte und erweiterte um dieſe Zeit (ſ. ob. S. 45.) die bisher beſtandene Leſegeſellſchaft.

Da der bisherige Hofkaplan **Scharfenberg** als Superintendent nach Salzungen abgegangen war, ſo wurde der Pfarrer **Joh. Georg Pfranger** zu Streſſenhauſen hierher als Hofprediger berufen und zog zu Anfang dieſes Jahres an.

Am 15. April wurde eine Verordnung über die exekutiviſche Beitreibung der Herrſchaftl. Gefälle erlaſſen.

Am 29. April wurde ein Patent erlaſſen, in welchem eine Veränderung rückſichtlich der **Feiertage** angeordnet wurde. Die Marientage, das Johannisfeſt, die Apoſteltage (welche letztere bis dahin einen halben Tag gefeiert wurden) wurden auf Sonntage verlegt.

Bei der Erbauung eines einem Juden gehörigen Hauſes zu Walldorf gab es Streit mit der dortigen Gemeinde, welche ſich weigerte, dazu Steine und Leimen verabfolgen zu laſſen, was die Ganerben verlangten. Der Gerichtsdirektor, Amtmann Trinks, mußte in Auftrag der Ritterſchaft des Kantons Rhön und Werra von der hieſigen Regierung 12 bis 13 Mann Kreiskontingent zur Exekution requiriren. Man ſah ſich aber genöthigt, noch 18 Mann kommen zu laſſen; ja endlich mußte auch eine Ausſchußkompagnie am 4. Jun. marſchiren, während eine andere ſich verſammeln ſollte. Letztere ſollten in Meiningen einquartiert werden, allein die Bürger weigerten ſich. Als die Mannſchaft nach Walldorf kam, rottirte ſich das Volk daſelbſt zuſammen: auf dem Wege des Zwangs wurde die Sache aber durchgeſetzt und die Gemeinde genöthigt, die Fuhren verabfolgen zu laſſen, wobei ein Bauer tödtlich verwundet ward und auch einige andere Gewaltthätigkeiten vorfielen.

Am 5. Jun. erließ der Stadtrath eine Verordnung gegen die Beſchädigungen der Bäume an Wegen und Stroßen, namentlich am Bleichgraben. Wegen der Gartendiebereien u. dgl. ward die frühere Beſtimmung erneuert, daß Selbſtſchüſſe und Fußangeln von den Beſitzern gelegt werden dürften.

Am 3. Jul. wurden auf dem Rathhauſe bei dem jährlichen Stadtgericht, wo gewöhnlich die Statuten verleſen zu werden pflegten, die neuen Patente über die zu errichtende Brand-Aſſekurationskaſſe und über die Ordnung, wie es rückſichtlich des Aufwands bei Verlöbniſſen, Hochzeiten, Kindtaufen, Kirchweihen, Leichen gehalten werden ſollte, der Bürgerſchaft publicirt. Es waren verſchiedene Rangklaſſen gemacht, nach welchen ſich die Beſtimmungen des zu geſtattenden Aufwands richteten. In Folge dieſer Verordnungen wurde bei einer Kindtaufe, wo 14 Perſonen zugegen waren, der Hausvater um 8 Rthlr., bei einer andern, wo man dem Gevatter einen Braten vorgeſetzt hatte, der Hausvater um 2 Rthlr., da wo dem Kinde ein Pathengeſchenk gegeben und dagegen Kuchen ins Haus geſchickt war, außer Konfiskation des Geſchenks, jeder Theil um 4 Rthlr., bei einer Hochzeit, zu welcher 38 Gäſte geladen waren, um 4 Rthlr., jeder der Gäſte um 8 ggl., 2 Advokaten aber, die ſich unter denſelben befanden, jeder um 16 ggl., von der Regierung geſtraft. Die Strafgelder kamen in das Waiſenhaus.

Am 23. Sept. erhenkte ſich eine 72jährige Wittwe. Der Leichnam wurde durch einen fremden Mann des Nachts über die Mauer auf den Gottesacker geſchafft und eingeſcharrt. Den Schubkarren und die Laterne warf dieſer Mann ſodann in den Stadtgraben.

Am 17. Okt. wurden die Landſtände von der Regierung zuſammenberufen. Man beſchloß 100000 fl. in Frankfurt zu borgen, von welchen 30000 Rthlr. der Kammer gegen Verpfändung der Revenuen des Amts Sonneberg überlaſſen wurden, um ihre noch zu 6 pCt. ſtehenden Kapitalien damit abzutragen, 30000 Rthlr. aber zu 5 pCt. an die Vaſallen kamen, um ebenfalls die auf ihren Gütern zu 6 pCt. haftenden Kapitalien zu tilgen.

Bei dieſer Zuſammenkunft wurde von den Ständen der Beitrag von 600 Rthlr. für das Armenweſen aufs neue verwilligt, zugleich eine Uebereinkunft über die Vertheilung getroffen. Man theilte die Summe in 150 Theile; $\frac{1}{3}$ davon (200 Rthlr.) kamen in die Aemter, $\frac{2}{3}$ in die Städte Meiningen, Waſungen, Salzungen und zwar nach dem ausgemittelten Verhältniß der Armen und der Zahlungen an Auswärtige, z. B. Handwerksburſche, welche in den Dörfern nichts erhalten, ſondern zur Verhütung von Betrügereien in die Städte gewieſen werden ſollten. Die in die 3 Städte kommenden 400 Rthlr. wurden ſo vertheilt, daß $\frac{5}{9}$

für

für Meiningen, $\frac{2}{9}$ für Waſungen, $\frac{2}{9}$ für Salzungen beſtimmt wurden. Meiningen bekam früher 500 fl., ſpäter 333 fl. 20 Xr. Dieſe Grundſätze lagen der Vertheilung des landſchaftlichen Beitrags zu den Armenanſtalten bis in die neueſten Zeiten zum Grunde. S. ob. S. 42. ff. Vgl. d. J. 1786. 1787.

Am 27. Nov. und am 3. Dec. ſah man Nordſcheine.

Am 10. Dec. ließ der Kanzlar von Eyben in der untern Marktgaſſe über das Marktwaſſer in ſein Haus, jedoch ohne Konſequenz, eine Brücke machen. Das Fahren im Marktwaſſer und auf der Straße wurde dadurch gehemmt.

Am 15. Dec. trat Froſt und Schnee ein und dauerte fort bis zu Ende des Jahres.

Bei der Schloßkirche waren 930 Kommunikanten, 6 Paare wurden getraut, 34 Kinder getauft, 29 Perſonen begraben. Bei der Stadtkirche waren 3415 Kommunikanten, 22 Paare wurden getraut, 88 Kinder getauft, 103 Perſonen begraben.

1778.

Am 1. Jan. fiel ein großer Schnee. Am 20. Jan. trat Thauwetter ein, wodurch das Waſſer zunahm. Die Witterung blieb hierauf gelind: der Februar war trocken.

Am 10. Febr. wurde eine Kindesmörderin aus Bachdorf hier auf dem Markte hingerichtet*) und auf dem Gottesacker an einen beſondern Ort begraben. Eine andere Kindesmörderin aus Maßfeld war begnadigt worden, mußte aber dieſer Hinrichtung zuſehen und kam dann auf 10 Jahre ins Zuchthaus, wo ſie zum Willkommen 15, auch einen Tag um den andern 10 Stockſchläge erhielt.

Am 6. Mai wurde eine Verordnung an das hieſige Amt erlaſſen, wodurch das Tabakſrauchen in den Straßen der Stadt bei 5 fl. Strafe, Konfiskation der Pfeife und Bezahlung der Unterſuchungskoſten unterſagt ward.

Am 7. Mai ſtarb Frau Henriette Tugendreich von Eyben geb. v. Rakel, Gemahlin des Kanzlars von Eyben und wurde mit anſehnlichem Leichenbegängniß auf dem Gottesacker in einem beſondern Gewölbe, über welches ein Haus errichtet iſt, beigeſetzt. Die Leichenpredigt wurde hierauf in der Stadtkirche**) vom Oberhofprediger Volkhart und eine Rede am Altare vom Hofprediger Pfranger gehalten. Der Kanzlar von Eyben machte ſodann eine Stiftung von 100 Rthlr., welche unablöslich bei der Landſchaft ſtehen, von deren Zinſen

---

*) Seit dieſer Zeit iſt in Meiningen keine Hinrichtung vorgekommen.

**) Es geſchah ehedem öfters bei feierlichen Leichenbegängniſſen, daß die Predigt in der Stadtkirche ſtatt in der Gottesackerkirche gehalten wurde.

1 Rthlr. an den Inſpektor des Lyceums, 3 Rthlr. an die Chorſchüler kommen, wofür jährlich am 7. Mai um 9 Uhr oder wenn dieſer ein Sonntag ſeyn ſollte, nach beendigtem Gottesdienſte vor dem v. Eybenſchen Hauſe (jetzt dem Gaſthofe zum Erbprinzen) das Lied: Auf Gott und nicht auf ꝛc. geſungen werden muß. S. Emmrich's Schulprogr. 1785. S. 5.

Am 21. Mai ergieng ein Regierungsbefehl an den Stadtrath, daß alle Hunde, welche auf die Straßen gelaſſen würden, mit Maulkörben verſehen, ſonſt todt geſchoſſen werden ſollten.

Am 22. Mai wurden der Legationsrath von Steuben und der Freiherr K. J. von Palm zu Regierungsräthen ernannt.

Am 23. Mai reiſte der Kanzlar von Eyben von hier nach Lübeck und am 30. Mai wurde die über das Marktwaſſer in ſein Haus führende Brücke wieder abgebrochen.

Am 1. Jun. ſammelten die Viertelsmeiſter eine Kollekte ein zur Herſtellung des Steinwegs vor dem obern Thor. Auch die Herrſchaft gab einen Beitrag und man erbat ſich von den Bauern des Amts Maßfeld Fuhren, weil mehr als 1000 Fuder Steine erforderlich waren.

Am 4. Jun. reiſte Herzog Karl nach Gedern und am 8. Jun. brachte der Forſtmeiſter von Ziegeſar die Nachricht, daß am 7. Jun. daſelbſt die Verlobung mit der Prinzeſſin Luiſe ſtatt gefunden habe. Tags darauf wurde die frohe Nachricht den Kollegien und den Ständen bekannt gemacht.

Am 14. Jun. ſtarb Prinz Bernhard Ernſt, älteſter Sohn aus Herzog Anton Ulrichs erſter Ehe, geb. 14. Dec. 1716, in einem Alter von 61 Jahren und 6 Monaten. Am 18. Jun. wurde die Leiche feierlich in die Schloßgruft beigeſetzt. Der Hofprediger Pfranger verlas den 39. Pſalm und der Oberhofprediger Volkhart hielt die Parentation. Die Trauer dauerte ein Vierteljahr und 14 Tage wurde geläutet.

Am 21. Jun. kehrte Herzog Karl von Gedern zurück.

Am 10. Aug. brannten zu Oberlind 24 Häuſer und das Schloß ab. Auch kam Feuer in der obern Mühle zu Seba aus.

Am 19. Aug. brannte es in der Vorſtadt zu Waſungen.

Vom 1. Sept. an wurde die Waſſerabtheilung zwiſchen den Mühlgräben berichtigt und zugleich eine große Reparatur an der obern Mühle vorgenommen. Am 28. Sept. wurden die Zimmerleute und Maurer mit der Waſſerwage fertig. Auch wurde über den untern Mühlgraben eine neue Rinne für das Marktwaſſer verfertigt.

Am 22. Sept. ſah man einen Nordſchein.

Am 26. Sept. wurde am erſten Schwibbogen der obern Brücke ein neuer Roſt von Erlenpfählen gemacht und das ſchadhafte Mauerwerk wieder in tüchtigen Stand

Stand geſetzt. Aus der Werra wurde viel Kies auf den Steinweg geführt. Die Mauer an der obern Mühle und der Hoffiſcherei wurde nebſt den runden Baſteien und dem mittlern Thor *) eingeriſſen und der Schutt ebenfalls zum Steinwege gebraucht.

Am 28. Sept. verſah bei der Rathswahl der Regierungsrath Zink die Stelle des Herzogl. Deputirten.

Am 5. Okt. wurde die Brücke über die obere Mühle abgebrochen und ein neues Lager darüber gelegt.

Am 8. Okt. lief die Werra, welche bisher abgeſchlagen war, in ihrem gewöhnlichen Laufe, ſo daß die Müller wieder mahlen konnten.

Am 12. Okt. reiſte Herzog Karl mit dem Geheimenrathe von Dürkheim nach Gedern und kehrte am 28ſten zurück.

Am 4. Nov. wurde das Stück Mauer zwiſchen dem untern Thore und der untern Mühle abgebrochen.

Am 7. Nov. wurde die Beſorgung des Amts Maßfeld dem Regierungsrathe v. Uttenhoven übertragen und derſelbe in dieſer Beziehung zum Amtshauptmann ernannt.

Im November ſtieg das Getraide. Das Korn koſtete 10 bis 11 Bz., Gerſte 7 Bz., Hafer 5 Bz. Das Pfund Rindfleiſch koſtete 1 Bz. 4 Pf., Schweinefleiſch 1 Bz. 6 Bz., Hammelfleiſch 1 Bz. 1 Pf. Es wurden wieder viele Lachſe gefangen und in die Hofküche geliefert. Es war zu Ende des Jahres fortwährend Regen und naſſe Witterung.

Am 11. Dec. ſtarb der verdiente Rath und Oberbürgermeiſter Joh. Wilhelm Heim. Oberbürgermeiſter wurde der Bürgermeiſter und Kaufmann Johann Georg Holdefreund: Bürgermeiſter wurde der Senator Joh. Valentin Roth.

Am 14. Dec. kamen die Landſtände zuſammen.

In das Wochenblatt wurden um dieſe Zeit von mehrern Verfaſſern Proben von Umänderungen geiſtlicher Lieder eingeſchickt, um zur Verbeſſerung der Geſangbücher mitzuwirken.

Bei der Schloßkirche waren 944 Kommunikanten; 3 Paare wurden getraut, 33 Kinder getauft, 20 Perſonen begraben. Bei der Stadtkirche waren 3404 Kommunikanten, 20 Paare wurden getraut, 78 Kinder getauft, 62 Perſonen begraben, 1 Geiſtlicher ordinirt.

1779.

---

*) An der Brücke von der obern Mühle an bis an die Kaſerne war ſonſt eine hohe Mauer und unweit der Kaſerne war das mittlere Thor.

1779.

Am 1. Jan. trat Froſt ein und hielt an. Die Kälte ſtieg bis zu Ende des Monats.

Am 6. Jan. ſtarb der Geheimerath von Pfaffenrath und wurde in der Gottesackerkirche begraben. *)

Am 1. Febr. kam im Hauſe des Hufſchmidts Anthing beim Spitalhofe Feuer aus, welches jedoch zeitig gelöſcht wurde.

Am 5. Febr. überließ der Stadtrath den ſogenannten Jäger- oder Burggraben dem Geheimenrathe von Dürkheim, als dem Beſitzer des Silchmülleriſchen (vorher dem Bürgermeiſter Gatzert gehörigen) Hauſes für 150 fl. fränk. und einem jährlichen Erbzins von 3 ggl. **). Der jedesmalige rechnungsführende Bürgermeiſter hatte bisher die Nutznießung dieſes Grundſtücks und erhielt dafür von nun an die Zinſen, 7½ fl. frnk. Am 6. März erfolgte die Genehmigung dieſer Veräußerung, worauf der Kaufbrief vom Stadtrath und den Viertelsmeiſtern ausgeſtellt wurde.

Am 13. Febr. ſah man einen Nordſchein; desgleichen am 25. März.

Im Februar war häufig Nebel und Thauwetter; der März war trocken, kalt und ſchön; der April war anfangs lieblich, am 18ten trat aber Froſt ein und hierauf ſtürmiſches Wetter bis gegen Ende des Monats.

Der Mai brachte naſſe Witterung; am 14ten gieng die Werra über. Mehreremal donnerte es.

Am 6. Mai verbot der Stadtrath das Ausſchütten von Unrath in den Gang hinter der Stadtmauer und das Aufhäufen deſſelben an öffentlichen Plätzen; auch Frevel an Alleen und Zäunen.

Am 18. Mai ließ der Kirchenprobſt und Senator Deeken durch den Marktmeiſter eine Kollekte zur Reparatur der Orgel einſammeln.

Am 28. Mai reiſte Herzog Karl, die Herzogin Charlotte Amalie, Prinz Georg und die beiden Prinzeſſinnen mit dem Hofſtaat auf den Altenſtein. Am 1. Jun. kam daſelbſt die Prinzeſſin Luiſe, Braut Herzog Karls, aus Gedern an und blieb bis zum 26. Jun. Die Gemeinde Schweina hatte eine Ehrenpforte erbauen laſſen. Am 30. Jun. kehrte die Herrſchaft zurück.

Am 2. Jun. litt Korn und Wein in Franken durch einen ſtarken Froſt Schaden. Auch hier erfror das Korn im mittleren Felde.

Am 9. Jun. brannte es in der Kaſerne, das Feuer wurde aber bald gelöſcht.

Im Julius und Auguſt wurde die Stadtmauer bei der mittlern Pforte an dem Hofjägersgraben auf die Hälfte abgebrochen und der Schutt in den Graben gewor-

---

*) Seit dieſer Zeit iſt niemand mehr in der Gottesackerkirche begraben worden.

**) Es iſt dieß der v. Erffaiſche Garten.

geworfen. Durch den Jägersgraben wurde ein Abzugsgraben in der Mitte geführt und ausgemauert, damit das Waſſer in den äußern Graben abfließen könne. Dieß ließ der Geheimerath von Dürkheim auf eigne Koſten thun.

Am 16. Aug. früh halb 3 Uhr kam Feuer in den zwiſchen dem Löwenwirthshauſe *) und der Wohnung des Geſchirrhalters Henkel liegenden Städeln aus. Sie brannten mit dem darin befindlichen Getraide nebſt den Stallungen ab. Zum Glück war es windſtill und bei der thätigen Hülfe der benachbarten Ortſchaften ward der Weiterverbreitung des Feuers Einhalt gethan.

Am 19. Aug. brannten bei einer heftigen Feuersbrunſt zu Hildburghauſen 120 Häuſer ab. Am 20. Aug. wurden hier Lebensmittel eingeſammelt und dahin geſchafft. Am 24. Aug. überbrachten die Viertelsmeiſter abermals zwei Wagen mit Brod.

Am 18. Sept. reiſte der Geheimerath und Kanzlar von Eyben, nachdem er aus dem hieſigen Dienſte, am Begräbnißtage ſeiner Gemahlin, plötzlich entlaſſen worden war, mit ſeiner Familie gänzlich zurück in ſein Vaterland, wo er als Geheimerath und Kanzlar bei der Däniſchen Regierung zu Glückſtadt angeſtellt wurde. Der Regierungsrath Zink trat nun in das Konſiſtorium, deſſen Direktion er bisher bereits geleitet hatte; der Regierungsrath Grimm wurde Kanzlar. Die übrigen Mitglieder der Regierung waren die Räthe: Fritze, v. Uttenhoven, v. Hendrich, v. Steuben, v. Palm, v. Künsberg. Im Konſiſtorium waren der Vicepräſident Zink, der Oberhofprediger Volkhart, Konſiſtorialrath Heim, Superintendent Hopf. In der Kammer: der Kammerpräſident v. Türk, die Räthe: Bauerſachs, Heuſinger, Caroli, Molwitz, v. Uttenhoven.

Die Freimaurerloge erkaufte jetzt das Eybenſche Wohnhaus.

Am 18. Sept. ſah man einen Nordſchein.

Um dieſe Zeit wurde angeordnet, daß auch im obern Thore Kanonen aufgeſtellt werden ſollten, um ſie, wie diejenigen am untern Thore zu Feuerſignalen zu gebrauchen.

Am 26. Okt. ſtarb der Hofgoldarbeiter und Senior des Stadtraths, Joh. Matthäus Anthing, 92 Jahre alt.

Am 1. Nov. wurden neue Grenzſteine zwiſchen der Stadt Meiningen und der Wuſtung Berkes am Herrſchaftlichen Wege über der Brücke am Ende der Hirtenwieſe geſetzt.

Am 13. Nov. ſah man wieder einen großen Nordſchein.

Im November kamen die beiden Prinzen von Carolath hier zu Beſuche an und reiſten nach 14 Tagen in Begleitung des Prinzen Georg nach Caſſel. Am 4. Dec. kehrte letzterer hierher zurück, mußte aber wegen großen Waſſers den Weg

durch

---

*) Wo jetzt der Gaſthof zum deutſchen Hauſe iſt.

dem Manne ſo abhold, mit dem wir uns recht eng zu verbinden hofften,“ gegenredete die Mutter: „aber meine nur nicht, Tochter, zwingen laſſe ich mein Kind nicht zu einer Verbindung, in die das Herz nicht willigt, aber der Vater, der Vater, Du weißt, wie er auf ſeinem Sinn beſteht. Doch ſei nur ſtill, mein Kind, beruhige Dich; kommt Zeit, kommt Rath.“

Eliſabeth trocknete ihre Thränen. Sie hätte ſo gern der Mutter ihr ganzes Herz entdeckt, ihr geſagt, wen ſich dieſes Herz auserkoren, ſie hatte noch nie ein Geheimniß vor ihr gehabt, aber es war das erſte, und es iſt ſo ſüß, ein Geheimniß zu haben, und die erſte Liebe iſt meiſt ſchüchtern, zaghaft und befangen. Die jugendlichen Gefühle ſind noch nicht ſtark genug, um ſich hinauszuwagen in die Stürme der Welt; Schwingen leiht ihnen nur die Phantaſie und die Hoffnung, aber dieſe Schwingen ſind Ikarusflügel, die zu hoch die Ueberglücklichen tragen. Eliſabeth ſchwieg; ſie küßte die Hand ihrer Mutter, blickte ſie zärtlich an, und ſenkte dann erglühend die Blicke, die Mutter drückte ihr einen Segenskuß auf die reine Stirn, und durch das Amt Sand und über den Bildſtein durch das Weingartenthal hierher nehmen.

Am 27. Nov. wurde Verunreinigung der Straßen durch Ausſchütten u. dgl. verboten.

Der Bürgermeiſter Muſäus war nach dem Tode des Oberbürgermeiſters und Juſtitiarius Heim einſtweilen mit der ſtädtiſchen Juſtizpflege beauftragt. Er verlangte daher eine Beſoldungsentſchädigung von dem Oberbürgermeiſter Holdefreund, indem die Beſoldung des Oberbürgermeiſters diejenige des vormaligen Stadtſchultheißen ſey, welchem hauptſächlich die Juſtiz obgelegen habe, weshalb denn auch in frühern Zeiten die Oberbürgermeiſter Rauſchardt und Derk, welche nicht Rechtsgelehrte waren, dem Juſtitiarius, der an ihrer Stelle die Juſtiz beſorgte, einen Theil der Beſoldung abgetreten hätten. Da aber der Oberbürgermeiſter doch einen Theil der Geſchäfte des Stadtſchultheißen, nämlich die Direktion des Raths und namentlich die Polizei beſorgte, ſo hielt man es für zweckmäßig, die Sache zu vergleichen.

Bei der Schloßkirche waren 1018 Kommunikanten; 6 Paare wurden getraut, 31 Kinder getauft, 13 Perſonen beerdigt. Bei der Stadtkirche waren 3540 Kommunikanten, 28 Paare wurden getraut, 67 Kinder getauft, 49 Perſonen begraben, 1 Geiſtlicher ordinirt.

1780.

Am 1. Jan. fiel Schnee und die zugleich eintretende Kälte ſtieg vorzüglich am 9ten zu außerordentlicher Höhe, dauerte aber auch den ganzen Monat hindurch fort.

Im Januar führten die Viertelsmeiſter Hartung, Fleiſchmann, Bäron und Rippel bei der Regierung Beſchwerde über den Stadtrath, daß ſie nicht immer ordnungsmäßig bei wichtigen ſtädtiſchen Angelegenheiten zu Rathe gezogen und befragt würden, weshalb ſie von der Bürgerſchaft oft ſchnöde Reden hören müßten, wenn ſie nicht gehörige Auskunft geben könnten.

Am 5. Febr. erhielt die Freimaurerloge alle Vorzüge und Gerechtſame einer Korporation durch ein bereits am 21. Dec. 1779 ausgeſtelltes Privilegium.

Am 20. März wurde die Einführung und Ausſchenkung des Birkenfelder Bieres, wie überhaupt fremder Biere, bei Konfiskation verboten.

Am 5. Mai wurde durch höchſte Verordnung nähere Beſtimmung über die Feuerwache (ſ. ob. S. 74.) gegeben und anbefohlen, daß alle Häuſerbeſitzer, ohne Rückſicht darauf, ob ſie Perſonalfreiheit beſäßen oder nicht, ſie verrichten oder bezahlen müßten.

Am 12. Mai wurde das Pflaſter- und Weggeld von 3 Pf. auf 4 Pf. erhöht.

Im Mai wurde der Konrektor Thilo zum Pfarrer nach Hermannsfeld verſetzt; an ſeine Stelle kam der bisherige Kandidat Joh. Jakob Elias Haberland.

land. Der Waiſenpfarrer A. Fr. **Götze** wurde Pfarrer zu Sülzfeld und der Katechet am Seminarium E. J. **Walch** dagegen Waiſenpfarrer. Das Seminarium trat nun in nähere Verbindung mit dem Waiſenhauſe: die ſogenannte adliche Schule hörte auf und an die Stelle der Logenknaben traten die Waiſenkinder. Zu dem jährlichen Examen des Seminariums wurden allemal 2 Schullehrer einberuſen, welche auf der Anſtalt ihre Bildung empfangen hatten, um ſie in ſteter Verbindung mit derſelben zu erhalten. Ein Seminariſt kam jetzt von hier an die Schule zu Gedern.

Am 3. Jun. reiſte Herzog **Karl** in Begleitung des Geheimenraths von Dürkheim nach Gedern zu ſeiner Vermählung. Am 6. Jun. kam der Forſtmeiſter von Ziegeſar als Kurier von Gedern mit der Nachricht an, daß die Trauung Tags vorher vollzogen ſey.

Am 11. Jun. kamen die Neuvermählten in Salzungen an, wo ſie feſtlich empfangen wurden. Dieß war auch Tags darauf in Waſungen der Fall. Am Abend des 12. Jun. wurde hier der Einzug gehalten. Sobald der Zug beim Steinbrunnen angekommen war, begann der Donner der 6 auf dem Bildſtein aufgepflanzten Kanonen und das Geläute der Glocken. Auf dem untern Raſen ſtanden die 2 Bürgerkompagnieen mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen. Von der untern Brücke an ſtand auf einer Seite die Mädchenſchule, auf der andern das Lyceum mit den Lehrern und der Stadtgeiſtlichkeit, woran ſich die Logenknaben und Waiſenkinder anſchloſſen: am Thore befand ſich der Stadtrath nebſt den Viertelsmeiſtern und der Bürgerſchaft. Unter beſtändigem Abfeuern der Kanonen und dem Läuten aller Glocken gieng der Zug durch die untere Marktgaſſe, über den Markt, durch die lange Gaſſe und Schloßgaſſe in die Reſidenz. Die Straßen waren durch Tannenalleen geſchmückt; in der Schloßgaſſe hatten junge Bürger eine Ehrenpforte errichtet; eine andere Ehrenpforte zierte den Eingang ins Schloß. Voran ritten hieſige Bürger, als Fuhrleute gekleidet, hierauf der Poſtkommiſſär Trautwein mit 20 Poſtillons, dann viele Bürger und Diener aus Salzungen, Waſungen und Meiningen, das Forſtperſonal und hierauf Prinz Georg mit ſeiner Umgebung unmittelbar vor dem Wagen des jungen Ehepaars. Im Schloſſe, wo der Hof und die Kollegien verſammelt waren, wurde daſſelbe von der Herzogin Charlotte Amalie nebſt dem Herzoge und der Herzogin von Gotha empfangen. Seit 66 Jahren hatte Meiningen einen ſolchen Tag nicht geſehen.

Am 2. Jul. war ein heftiges Gewitter, welches im Unterlande großen Schaden that. In Herrenbreitungen erſchlug der Blitz 2 Kühe; in Witzelrode wurde ein im Dorfe ſtehender Weidenbaum getroffen.

Am 6. Jul. (oder am 25. Jun. des alten Kalenders) waren es hundert Jahre, ſeitdem Herzog Bernhard I in Meiningen ſeine Reſidenz genommen hatte.

Am 6. Jul. verordnete der Stadtrath, daß Leimen zum Bauen nur in der ordentlichen Leimengrube, nicht aber auf dem untern Raſen, ausgegraben werden dürfe.

Am 16. Aug. wurde verordnet, daß in den hieſigen Landen nur der hier verfertigte Barchent verkauft werden dürfe.

Am 22. Aug. brannten einige Scheunen zu Jüchſen ab.

Am 2. Sept. ſchlug der Blitz in ein Haus in Bernshauſen, zündete im Dach, zerſchlug einige Sparren und tödtete einen jungen Menſchen. Das Feuer wurde ſchnell gelöſcht.

Die erledigten Stellen im Stadtrathe wurden durch den Poſtkommiſſär Trautwein und den Dr. med. K. Ph. Fromm wieder beſetzt.

Am 6. Sept. wurde durch eine Regierungsverordnung befohlen, daß Metzger und andere Perſonen, welche große Hunde haben, ſie bei 20 Rthlr. Strafe außer den Häuſern nicht frei herumlaufen laſſen ſollten.

Am 21. Sept. kam Herzog Karl Auguſt von Weimar hier zum Beſuche an, desgleichen am 23. Sept. der Herzog von Naſſau und der Statthalter von Erfurt.

Am 23. Sept. ſtarb der Oberjägermeiſter von Hanſtein.

Am 26. Sept. reiſte Herzog Karl mit dem Prinzen Georg und dem Herzoge von Weimar nach Altenſtein, von wo ſie am 30. Sept. zurückkehrten.

Am 2. Okt. reiſte der Herzog von Weimar von hier ab; Prinz Georg begleitete ihn bis nach Gotha.

Am 5. Okt. erließ der Stadtrath eine Verordnung gegen Feld- und Gartendieberei, um vorzüglich dem ungegründeten Vorurtheile zu begegnen, als ob mit Michaelis Feld und Gärten für jedermann zur Nachleſe offen ſtänden.

Es wurden in dieſem Jahre einige Wilddiebe aus Stepfershauſen und andern umliegenden Orten zu mehrjähriger Zuchthausſtrafe verurtheilt, in dem Zuchthauſe mit Peitſchenhieben empfangen, worauf man ihnen die Haare ſchor und ihnen Kittel anzog, auf welchen ein Hirſchgeweih gemalt war.

Am 25. Okt. verunglückte die Hebamme Zierlein durch eine Mange.

Am 2. Dec. kauften die Landſtände das Karchiſche, ehemals Wittmanniſche, Freihaus auf dem Markte für 3200 fl. frnk. und 12 Dukaten Schlüſſelgeld, um es zum Landſchaftshauſe herrichten zu laſſen. Später wurde das Apfeliſche Haus noch hinzugekauft. Vgl. 2. Sept. 1782.

Bei der Schloßgemeinde waren 966 Kommunikanten, 3 Paare wurden getraut, 32 Kinder getauft, 13 Perſonen begraben. Bei der Stadtkirche waren 3370 Kommunikanten, 18 Paare wurden getraut, 75 Kinder getauft, 56 Perſonen begraben, 2 Geiſtliche ordinirt.

1781.

1781.

Am 18. Jan. veranſtaltete Herzog **Karl** bei der bevorſtehenden Abreiſe des Prinzen **Georg** nach Wien einen Abſchiedsball im Logenhauſe. Der Prinz ward von 8 Kindern, die als Schäfer und Schäferinnen gekleidet waren, empfangen. Sie überreichten ihm einen Kranz mit einem kleinen Gedicht. M. ſ. d. Wochenbl.

Am 21. Jan. reiſte Prinz **Georg** ab nach Wien, begleitet vom Herzoge **Karl**, mehreren Kavallieren und Dienern. Am 6. Febr. kehrte der Herzog zurück, reiſte aber am 9. Febr. wieder nach Gotha und Weimar.

Am 23. Jan. war es auf den Straßen ſo glatt, daß man kaum fortkommen konnte.

Am 24. Jan. ſtürzte eine Magd im Schloßbrauhauſe in die Braupfanne. Sie lebte noch 7 Wochen.

Am 5. Febr. reiſten der Geheimerath von Dürkheim und der Kanzlar Grimm als Bevollmächtigte nach Eiſenach, um durch einen Vergleich die Streitigkeit über die rezeßmäßige Holzabgabe aus der Zillbacher Waldung in die Aemter Waſungen und Sand beizulegen. Am 22. Febr. kehrten ſie zurück *).

Am 6. Febr. kam Herzog Karl von ſeiner Reiſe, nachdem er ſeinen Bruder begleitet und einige Höfe zugleich beſucht hatte, wieder zurück, reiſte aber am 9. Febr. wieder nach Gotha und Weimar ab.

Am 13. Febr. trat plötzlich Thauwetter ein und die Mühlen mußten wegen der Höhe des Waſſers ſtehen bleiben. Doch wurde es bald darauf wieder kalt.

Am 8. März wurde aufs neue (wie es ſchon am 9. Jan. 1779 geſchehen war) der Verkauf von Tüchern, die Elle unter 1 Rthlr., ausländiſchem Wachstuch und Flanell, außer dem engliſchen, durch Handelsleute, Juden und Hauſirer unterſagt.

Am 12. März gieng die Feldequipage des Prinzen Georg von hier nach Böhmen zu dem Regiment, bei welchem er ſtand.

Am 18. März ſtarb die Prinzeſſin **Philippine Eliſabeth**, 2te Tochter aus Herzog Anton Ulrichs erſter Ehe, geb. 10. Sept. 1713, in einem Alter von 67 Jahren, 6 Monaten und 7 Tagen. Am 21. März wurde die Leiche des Abends in die Fürſtl. Gruft beigeſetzt und darauf noch 8 Tage lang mit dem Trauergeläute auf die gewöhnliche Weiſe fortgefahren.

Am 28. März erſchien eine Verordnung, nach welcher ſich Käufer und Verkäufer bei den wiederhergeſtellten Viehmärkten in Anſehung der Gewährleiſtung richten ſollten.

Am

---

*) Vgl. **Walch's** Beſchr. d. S. Meining. L. S. 164 ff. und **Emmrich** im Meining. Taſchenb. 1805. S. 165 ff. uber dieſe Angelegenheit.

Am 20. April brannte zu Vachdorf der Stadel am Pfarrhauſe nebſt einem daranſtoßenden ab.

Am 3. Mai wurde vom Stadtrath das Wegfangen der Nachtigallen verboten. Eine ſcharfe höchſte Verordnung erſchien hierüber am 10. Mai 1782, wodurch beſtimmt wurde, daß für das Halten einer Nachtigall 1 Dukaten jährlich gegeben werden ſolle.

Am 15. Mai wurde in Folge einer am 9. April d. J. erlaſſenen Verordnung auf dem obern Raſen der erſte Roß- und Viehmarkt unter großem Zulauf gehalten. Es ſollten dieſer Märkte hinführo jährlich 4 ſeyn.

Am 27. Mai, als am Sonntage Exaudi, hielt der bisherige Diakonus M. E. H. G. Georgii, der 16 Jahre an der hieſigen Stadtkirche geſtanden hatte und nun zum Superintendenten nach Waſungen berufen war, ſeine Abſchiedspredigt über Jer. 17, 16. 17. (welche im Druck erſchienen iſt.) Die Herrſchaft war anweſend und nicht blos die Bürgerſchaft, ſondern auch viele Einwohner der benachbarten Ortſchaften hatten ſich eingefunden. Die Kirche war lange nicht ſo außerordentlich voll geweſen. Georgii war hier ſehr beliebt und wurde auch von ſeiner neuen Gemeinde am 29. Mai mit vieler Freude abgeholt. Diakonus wurde am 3. Sonntage nach Trinitatis der bisherige Rektor J. Chr. Volkhardt, Rektor hierauf der Kandidat M. J. K. Buzer am 4. Sept.

Am 14. Jun. verordnete der Stadtrath, daß nur ein Holztag ſtatt finden, daß nur Bürger und zwar ganz unbemittelte das abgefallene dürre Holz an dieſem Tage einſammeln, daß nur eine einzige Perſon aus jedem Hauſe, nur einmal des Tags, und ohne Aexte und andere Werkzeuge dieſer Art, in die Waldungen gehen dürften. Die frühern Verordnungen wurden wiederholt und auch die Beſtimmung wieder getroffen, daß die betreffenden Perſonen ſich bei den Viertelsmeiſtern Billets abholen mußten, weil ſie ohne dieſelben nicht paſſiren ſollten.

Am 19. Jul. wurde das letzte, von Helmſtädt eingeholte Urtheil, in Sachen des Fiskals, Namens der Dorfſchaften des Amts Meiningen gegen Stadtrath und Bürgerſchaft zu Meiningen, in Betreff der Centkoſten publicirt und dadurch das Wittenberg. Urtheil von 1776 lediglich beſtätigt, die Koſten aber kompenſirt. S. ob. S. 85.

Am 1. Aug. ſtarb der Leibmedikus und Hofrath Wagner.

Am 6. Aug. war ein heftiges Gewitter, welches durch Flüthung den Gärten und den Stadtgraben großen Schaden that, auch insbeſondere in Helba und Welkershauſen Aecker zerriß und Wieſen verſchlemmte.

Am 13. Aug. reiſte Herzog Karl und ſeine Gemahlin, die Herzogin Luiſe, nach Gedern, von wo ſie am 31. Aug. zurückkehrten.

Um dieſe Zeit erſchien die Topographie des Meiningiſchen Oberlandes von Keßler v. Sprengseiſen.

Vom

Vom Junius bis zum September wurde die untere Marktgaſſe zu beiden Seiten des Marktwaſſers neu gepflaſtert, was gegen 400 fl. frnk. koſtete. Sie war vorher ſehr uneben und bedurfte längſt einer Verbeſſerung.

Am 14. Sept. wurde der Anfang gemacht mit der völligen Niederreißung des obern Thurms. *) Der Stadtrath ließ durch den Marktmeiſter Schönſtädt eine Kollekte dazu einſammeln.

Am 15. Sept. wurde man gewahr, daß aus dem Herzogl. Kutſchenhauſe der Wagen, welchen die Landſchaft der Herzogin Luiſe geſchenkt hatte, geſtohlen ſey.

Am 18. Sept. war die feierliche Verlobung des Landgrafen Adolph von Heſſen-Barchfeld mit der Prinzeſſin Wilhelmine. Abends wurde auf dem Hoftheater die Operette: „die Jagd“ zum zweitenmale mit Beifall gegeben.

Am 5. Okt. wurde das Einſammeln von Fichten- und Tannenzapfen in den ſtädtiſchen Waldungen vom Stadtrath unterſagt.

Am 6. Okt. kam Prinz Georg, der bisher im Lager bei ſeinem Regimente geſtanden hatte, hier glücklich an.

Am 8. Okt. wurde das Wachthaus, welches auf dem Markte an dem Marktwaſſer ſtand, eingeriſſen. Die Wache wurde in das von der Landſchaft erkaufte Apfeliſche Haus am Markte verlegt.

Am 18. Okt. wurde der Landgraf Adolph von Heſſen-Barchfeld mit der Prinzeſſin Wilhelmine durch den Oberhofprediger Volkhart getraut.

Die Hofkapelle gab in dieſem Winter im Logenhauſe 20 Konzerte. Das Einlaßbillet koſtete 12 Xr.: jeden Mittwoch wurde Konzert gegeben.

Im December war naſſe, ungeſunde Witterung.

Bei der Schloßkirche waren 932 Kommunikanten, 7 Paare wurden getraut, 25 Kinder getauft, 33 Perſonen begraben. Bei der Stadtkirche waren 3481 Kommunikanten, 13 Paare wurden getraut, 71 Kinder getauft, 76 Perſonen begraben, 3 Geiſtliche ordinirt.

1782.

Am 17. Jan. fiel zuerſt Schnee, ſo daß Schlitten gefahren werden konnte, doch trat bald wieder naſſe Witterung ein. Der Februar brachte Froſt und Schnee. Am

---

*) Schon 1712 ſollte dieſer Thurm abgetragen werden. Er hatte im 30jährigen Kriege durch das Aufbrennen der Thore Schaden gelitten. Da es aber an Mitteln fehlte, ſo bat man 1714 um einen Zuſchuß aus den Landeskaſſen, weil er zur Befeſtigung der Stadt erbaut und dieſe auch vornehmlich zum Schutz des Landvolks angeordnet ſey. Die Landſchaft hatte 1672 zur Befeſtigung 600 fl. verwilligt und den Pulverthurm bauen laſſen. 1757 und 1768 wurde der Thurm wegen drohender Baufälligkeit unterſucht.

Am 4. Febr. legte die Herzogin Charlotte Amalie ihre obervormundſchaftliche Regierung nieder, indem Herzog Georg nun volljährig geworden war und die Mitregierung, in Gemeinſchaft mit ſeinem Bruder, dem Herzoge Karl (welcher ſeit dem 19. Nov. 1775 regierte), antrat. Der Hofſtaat, die Kollegien und die Deputirten der Landſchaft verſammelten ſich im Zimmer der Herzogin, welche den Dienern für ihre Treue dankte und ſie zu gleichen Geſinnungen gegen den künftigen Mitregenten aufforderte. Dieſe begaben ſich nun zum Herzog Georg, und leiſteten ihm durch Handſchlag den Eid der Treue. Mehrere Beförderungen zeichneten den Tag aus. Auf dem Theater wurde: das öffentliche Geheimniß, von Gotter und die Operette: „das Grab des Mufti" gegeben. Herzog Karl trat ſelbſt mit auf dem Theater auf. Tags darauf war eine Freiredoute.

Der Kammerjunker Ulr. Fr. Freiherr von Behr-Negendank wurde zum Kammeraſſeſſor ernannt.

Am 4. Febr. fand der Defertshäuſer Flurſchütz in der Werra eine Frau, die am 27. Dec. des vor. J. ſich aus Melancholie ins Waſſer geſtürzt hatte. Die Hirten und Nachtwächter ſollten ſie herausthun, weigerten ſich aber wiederholt und wurden zu Arreſt gebracht, ſo daß einige Nächte keine Nachtwache verrichtet wurde. Man mußte daher die Leiche durch fremde Leute herausthun, in einen Sarg legen und an dem Ort, wo man ſie gefunden hatte, verſcharren laſſen.

Am 11. Febr. ſtarb der Amtmann Trinks. Am 10. April ward der neue Amtmann Ludwig eingeführt.

Am 12. Febr. war ſtarke Kälte; am 13. Febr. fiel Schnee und die Witterung wurde gelinder, die folgenden Tage nahm die Kälte wieder zu.

Herzog Karl wünſchte um dieſe Zeit den untern Zwinger, d. h. den zwiſchen den beiden Stadtmauern liegenden Platz vom untern Thore bis zur Schuhgaſſe, wo jetzt das Brauhaus ſteht und deſſen Nutznießung zur Beſoldung des rechnungsführenden Bürgermeiſters gehörte, vom Stadtrath käuflich zu erwerben, um daſelbſt Fohlen zu halten. Es ſtanden manche Schwierigkeiten entgegen, denn die Bürgerſchaft hatte ſchon öfters über die Veräußerung ſtädtiſcher Grundſtücke laut geklagt, indem Kapitalien, die man ehedem beſeſſen hatte, in den Zeiten der Noth und des Kriegs angegriffen und verloren waren. Nach mehreren Verhandlungen wurde indeſſen am 15. März der Kauf um 100 Rthlr. abgeſchloſſen, die für immer zu 5 pCt. bei der Landſchaft ſtehen ſollten. Es wurde von dieſer Zeit an die Stadtmauer abgetragen, bei dem Bad ganz durchbrochen, worauf man fortfuhr, auf jener ganzen Seite die Mauer abzubrechen. Vgl. d. J. 1794. Herzog Karl ließ den von ihm erkauften Theil des Zwingers ebnen, die runden Thürme, welche an der Stadtmauer waren, abbrechen und Gebäude daſelbſt errichten. Ueberhaupt folgten ſich jetzt viele Veränderungen am untern Thore, wo die Gegend vordem ein anderes Anſehen hatte. Am 2. April wurde das auf dem Wall (welcher

cher das untere Thor deckte und ſich von der Gegend, wo jetzt der Sächſiſche Hof ſteht, ſchräg vorwärts, wie es der noch als Kanal verdeckt laufende Graben angiebt, bis an den Engliſchen Garten und von da nach der Karls-Allee hinzog), desgleichen das über dem Thore ſelbſt befindliche Munitionshaus abgebrochen. (S. ob. S. 6. 57.)

Herzog Georg legte am Gartenwirthshauſe einen Thiergarten an, wozu mehrere Gärten erkauft wurden, namentlich der Eybenſche Garten. Es wurden mehrere Anlagen darin angebracht und ſo entſtand der Engliſche Garten, mit deſſen Herſtellung, Vergrößerung und Verſchönerung jährlich fortgefahren wurde. Der am Rohraer Wege ſpringende Brunnen ward gefaßt und in den kleinen Teich geleitet.

Am 8. April wurde das Wachthaus am untern Thore, welches bisher innerhalb des Walls, auf der Seite, wo jetzt der Sächſiſche Hof iſt, ſtand, abgebrochen. Ein neues wurde vor den Gärten am Thore, wo der Schlagbaum und die große Linde ſtand, erbaut.

Die Schanze oder der Wall wurde nun mit Bäumen beſetzt und auf dieſe Weiſe ein Spazierweg angelegt bis da, wo die ſogenannte Schutt ihren Anfang nimmt und der Herzog Karl war auch Willens, einen Theil der Schutt zu kaufen, was indeſſen wegen ſeines baldigen Todes nicht zur Ausführung kam. Der Stadtgraben, welcher ſonſt viel breiter war, ward großentheils ausgefüllt, und es wurde nur ein ſchmaler Abzugsgraben gelaſſen. Zugleich verbeſſerte man den Weg hinter der halben Stadt und benutzte dazu die Steine der abgetragenen Stadtmauer. Der Ertrag des Weg- und Sperrgeldes ſollte die Koſten decken.

Im April wurde ein Stück der Kirchmauer am Achtelſtein (ſ. ob. S. 56) wieder aufgebaut.

Am 23. April erließ der Stadtrath eine Verfügung gegen Frevel an Bäumen und Alleen.

Am 25. April machte der Stadtrath bekannt, daß zur Beförderung der Vieh- und Roßmärkte die ertheilte Befreiung von Zoll und andern Abgaben auf 2 Jahre verlängert werden ſolle.

Im März wurde ein 5jähriger Ochſe, welcher 2100 Pfund wog, hier geſchlachtet. Im Mai ſchlachtete der Löwenwirth Heß einen Ochſen, deſſen Gewicht ſich auf 1500 Pfund belief.

Am 19. Mai, als am erſten Pfingſtfeiertage, wurde in der Stadtkirche verkündigt, wie hinführo der Gottesdienſt gehalten werden ſollte. Der Diakonus Volkhart und der Waiſenpfarrer Walch hatten ſehr vielen Antheil an dieſen Veränderungen der Liturgie, für welche ſich Herzog Karl ſehr intereſſirte. Zweihundert Jahre zuvor hatte Fürſt Georg Ernſt von Henneberg ſeine Kirchenordnung und Kirchenagende*), hundert Jahre zuvor (1683) Herzog Bern-

hard

---

*) S. Emmrich's Archiv, B. 1. S. 103 ff.

hard I die Gothaiſche Kirchenagende, mit den im Hennebergiſchen nöthigen Abänderungen eingeführt. Die jetzt vorgenommenen Veränderungen bezogen ſich darauf, daß man die ſtehenden, jeden Sonntag wiederkehrenden Lieder, abſchaffte und freie Wahl geſtattete, das Singen der Kollekten und des Segens aufhob,*) ſtatt der nach der Ordnung des ſogenannten Kirchenbuchs vorzuleſenden bibliſchen Kapitel die Wahl dieſes bibliſchen Abſchnitts dem Geiſtlichen überließ, und neue Kirchengebete einführte: die Muſik ſollte den Anfang des Gottesdienſtes machen. Vorher wurde jeden Sonntag mit den Liedern: Komm heil'ger Geiſt ꝛc. und: Kyrie ꝛc. angefangen, worauf der Geiſtliche am Altare Gloria in excelsis Deo intonirte. Nun fiel die Gemeinde ein mit dem Liede: Allein Gott in der Höh' ꝛc., der Geiſtliche ſang die Kollekte, las die Epiſtel, es folgte das Hauptlied, die Vorleſung des Kapitels, das Lied: Wir glauben All' an Einen Gott ꝛc., die Predigt, unter welcher ein Feſtlied oder: Herr Jeſu Chriſt ꝛc. geſungen wurde. Nach der Predigt war immer Kommunion. Ueberhaupt iſt hier in Anſehung des Gottesdienſtes zu bemerken, daß alle Beerdigungen zu jener Zeit mit Geſang, Geläut und Predigt vorgenommen wurden und daß die ſtille Beerdigung Ausnahme war, daß die Trauungen ebenfalls öffentlich mit vorausgehender Predigt geſchahen, ſo wie auch die Taufen von Geſang begleitet waren. Auch waren die kirchlichen Zeiten durch die eigenthümlichen Feſtmelodien auf eine ſehr anſprechende Weiſe bezeichnet.

Die Frühkirche, welche Herzog Bernhard I im J. 1682 angeordnet hatte, (ſ. Th. 1. S. 13) ſollte von nun an nur alle 4 Wochen gehalten werden. Da der Archidiakonus, welcher ſie beſorgen mußte, dadurch weniger Geſchäfte bekam, ſo wurde ihm dagegen ſpäterhin die Beſorgung des Nachmittagsgottesdienſtes an den Sonntagen übertragen, wo der Diakonus des Morgens auf den Filialdörfern war.

Die Frühgebete und Betſtunden am Montage und Donnerſtage wurden aufgehoben, jedoch am 4. Mai 1783 wieder eingeführt. Das Läuten des Morgens um 3 Uhr an Sonn- und Feſttagen ward abgeſchafft. Am großen Bußtage im December wurde ſonſt die dritte Kirche ſpäter bei Licht gehalten; da die Leute aber mit den Lichtern ſehr unvorſichtig waren, wurde dieſe Einrichtung ſchon vor dieſer Zeit abgeſtellt.

Am 1. Jun. fand ein Mann, der am untern Thore mit Hacken beſchäftigt war, um Bäume zu ſetzen, daſelbſt 40 alte Thaler. Er überreichte ſie dem dabei anweſenden Herzoge Karl, erhielt ſie aber von ihm zum Geſchenk.

Im Junius und Julius war ſehr heiße, trockne Witterung.

Am

---

*) Eine ſpätere Verordnung vom 30. Jan. 1801 ſtellte es dem Geiſtlichen frei, dieſe Gebete u. ſ. w. zu ſingen oder zu leſen.

Am 22. Jul. früh 1 Uhr kam der Poſtkommiſſär Trautwein als Kurier von Sonneberg mit der traurigen Nachricht an, daß am 21. Jul. Nachmittags 4 Uhr Herzog Karl daſelbſt nach einer kurzen Krankheit im 28ſten Jahre geſtorben ſey. Nach 8 Uhr ward mit allen Glocken der Stadt dreimal geläutet. Abends kam die Herrſchaft von Sonneberg hier an.

Am 24. Jul. kam in der Nacht die Leiche zu Maßfeld an und ward gegen Morgen auf dem mit 6 Pferden beſpannten Trauerwagen hierher gebracht, worauf mit allen Glocken geläutet wurde. In Maßfeld paradirte der enge Ausſchuß; hier im obern Thore das Kontingent, ſämmtliche Diener folgten im feierlichen Zuge bis zum Schloß. Am 25. Jul. Abends nach 9 Uhr fand die Beiſetzung in die Fürſtl. Gruft ſtatt. Es wurde geſungen: Nach einer Prüfung kurzer ꝛc., geleſen Pſ. 23, geſungen: Meine Lebenszeit ꝛc. und dann: Nun laßt uns ꝛc. Bis zum 31. Aug. wurde täglich dreimal mit allen Glocken geläutet, bis zum 14. Okt. war die Muſik in Kirchen und auf den Straßen eingeſtellt. Herzog Karl ward allgemein tief betrauert. Er hatte nur wenige Jahre regiert, aber in denſelben ſich die ungeheuchelte Liebe ſeiner Unterthanen erworben. Herzog Georg, ſeit kurzer Zeit Mitregent, trat nun die Alleinregierung an; am 8. Aug. wurden die Diener der gemeinſchaftlichen Pflicht entlaſſen, aber ſogleich wieder auf ihre neue Pflicht gewieſen und angenommen.

Am 9. Aug. wurde ein großes Luſthaus, Redoutenhaus genannt, unter dem Gartenwirthshauſe in dem neuen Thiergarten aufgerichtet. Es wurde ſpäterhin abgebrochen und das Holz zum zweiten Stockwerke des ſächſiſchen Hofs gebraucht. Auch wurde hier ein Faſanengarten angelegt.

Am 24. Aug. wurde die Umzäunung dieſes Thiergartens abgebrochen und die Hälfte des Herrnbergs am Bildſtein zum Thiergarten eingerichtet und umzäunt.

An dieſem Tage ſchlug der Blitz in ein Haus zu Einhauſen, ein anderer in die Kirche zu Obermaßfeld ein.

Am 1. Sept. wurden die alten Gebäude und Pferdeſtälle in der Nähe des alten Schloſſes abgebrochen.

Am 2. Sept. wurde das Apfeliſche Haus auf dem Markte, zwiſchen dem Rathhauſe und dem Landſchaftshauſe (ſ. S. 98.) mit letzterem vereinigt und ein ganz neues Gebäude durch den Hofzimmermann Gorr aufgerichtet. Ein Geſelle hielt eine Rede, da aber kein Geld ausgeworfen wurde, ſo ſchrie das anweſende junge Volk: „Dürrhof!“

Am 6. Sept. reiſte Herzog Georg von hier nach Würzburg. Am 18. Sept. war die Verlobung deſſelben mit der Prinzeſſin Luiſe Eleonore zu Hohenlohe-Langenburg.

Am 24. Sept. ſtarb der Geheime Kammerrath Heuſinger.

Heinrich trat wieder in die Stube, ihm folgte der treue Adam.

„Hier, Mütterchen,“ rief der Knabe: „bringe ich Adam! Nun, Schweſterchen, biſt Du wieder freundlich? Was hat Dir denn gefehlt?“

„Nichts, lieber Heinrich,“ erwiederte Eliſabeth freundlich, und ſcheitelte ihm mit ihren zarten Fingern die blonden Locken.

„Ich bedarf Deiner nun nicht, Adam,“ wandte ſich Frau Martha zu dem alten Diener. „Ich dachte, das Mädchen wäre krank und wollte Dich zum Doktor ſchicken.“

„Gott ſei Dank, daß es nicht von Nöthen iſt,“ erwiederte Adam. „Es wär mir traun ein ſaurer Gang geweſen, für die liebe Tochter meiner Herrſchaft zum Doktor zu gehen.“

„Haſt Du heute früh nichts Neues gehört, Alter?“ fragte die Gebieterin.

„Ach Gott,“ klagte der Gefragte: „wäre doch das Neue nur ſtets erfreulich, und wollte uns doch der himmliſche Vater vor allem Neuen gnädiglich behüten! Wenn es nur keinen Bürgeraufſtand giebt. Auf dem Fiſchmarkte vor

Am 20. Nov. wurde die in der Kriegszeit 1757 erbaute große hölzerne Brücke über das Marktwaſſer abgebrochen und eine neue Brücke da errichtet, wo das Wachthaus geſtanden hatte.

Am 27. Nov. war die Vermählung Herzog Georgs zu Langenburg. Am 11. Dec. kam er mit ſeiner Gemahlin hier an und wurde mit hoher Freude empfangen.

Der Kirchenrath D. Seiler zu Erlangen ſchickte in dieſem Jahre einen Kandidaten, Namens Müller, hierher, der ſich mit der Einrichtung des Seminars bekannt machen und ſich zum Lehrerberufe ausbilden ſollte.

Von dieſem Jahre an wurde die Herzogl. Bibliothek zum Gebrauche des Publikums an beſtimmten Tagen regelmäßig geöffnet.

Bei der Schloßkirche waren 847 Kommunikanten, 9 Paare wurden getraut, 27 Kinder getauft, 25 Perſonen beerdigt. Bei der Stadtkirche waren 3220 Kommunikanten, 6 Geiſtliche wurden ordinirt, 28 Paare getraut, 75 Kinder getauft, 65 Perſonen beerdigt.

1783.

Mit dieſem Jahre wurde in der Stadtkirche der Anfang gemacht, über freie Texte zu predigen, nachdem vorher nur über die gewöhnlichen Evangelien gepredigt worden war.

Nach abwechſelnder Witterung trat Thauwetter ein. Am 8. Jan. war Regen und Sturm ſehr heftig und die Werra wuchs: das Waſſer ſtand bis zum 20. Jan.

Im Februar wurde das Albrechtiſche Haus im untern Thore abgebrochen. Es ſtand ungefähr in der Gegend, wo jetzt das Wachthaus ſteht. Von dieſer Zeit an wurde mit den Veränderungen vor dem untern Thore fortgefahren. Der Wall ward abgetragen und die Karlsallee hergeſtellt. Das Thor ward durch Gatterthüre und Schlagbaum verwahrt.

Herzog Georg lag ſehr gefährlich krank darnieder. Am 4. Febr., als an ſeinem Geburtstage, ward ſein Geneſungsfeſt gefeiert. Früh um 6 Uhr zog der Kantor Krauſe mit dem Chore, der Kapelle und einer großen Menge Volks in den Schloßgarten, wo unter den Zimmern der Herrſchaft die Lieder: Nun danket All' und bringet ꝛc. und: Nun danket Alle Gott ꝛc. geſungen wurden. Beim erſten Läuten wurde vom Thurme die Melodie des Liedes: Sollt es gleich bisweilen ꝛc., beim zweiten Läuten die Melodie des Lieblingsliedes Herzog Georgs: Sei Lob und Ehr dem höchſten Gut ꝛc. geblaſen. Beim Ausläuten zog die Bürgerſchaft, die Schule, die Geiſtlichkeit, die Lehrer, der Stadtrath im Zuge vom Rathhauſe zur Kirche, wo feierlicher Gottesdienſt gehalten und über Pſ. 68, 20. 21 gepredigt wurde. Abends war die ganze Stadt erleuchtet. Als der Herzog herumfuhr, um

die

die Beleuchtung zu ſehen, umringte das Volk den Wagen, um den gleichſam aufs neue geſchenkten Landesvater zu ſehen. Die tiefſte Empfindung der innigſten Freude und treuſten Anhänglichkeit ſprach ſich allenthalben herzlich aus. Die Herrſchaft ließ in allen Gaſthäuſern für die Armen kochen und Geld unter dieſelben vertheilen, was auch in mehreren hieſigen Häuſern geſchah. Der Stadtrath ließ den Bürgern Bier abgeben und veranſtaltete für die jungen Leute einen Tanz auf dem Rathhauſe. Auch an andern Orten des Landes wurde das Feſt mit tiefer Rührung gefeiert. In Maßfeld fiel nach der Predigt beim Gebet die ganze Gemeinde auf die Kniee. Im Wochenblatte erſchienen mehrere Gedichte.

In den Jahren 1782 und 1783 hielt ſich zu Bauerbach auf dem v. Wolzogenſchen Gute der berühmte Dichter Friedrich Schiller auf, vollendete dort die „Verſchwörung des Fiesko,“ ſchrieb „Cabale und Liebe“ und entwarf den Plan zum „Don Carlos.“

Am 10. Febr. wurde Prinz Heinrich Karl Erdmann von Carolath Beuthen mit der Prinzeſſin Karoline Luiſe durch den Oberhofprediger Volkhart getraut. Am Abend nahm die Herrſchaft die von den Bürgersſöhnen in der Schloßgaſſe errichtete Ehrenpforte, auch die Erleuchtung der ganzen Stadt, in Augenſchein.

Am 11. Febr. gab Herzog Georg im Schloß eine Freiredoute, auf welcher über 500 Masken erſchienen.

Am 11. Febr. ward befohlen, die Metzgerhunde nicht ohne Maulkörbe herumlaufen zu laſſen.

Am 26. Febr. fiel großer Schnee, ſo daß man kaum auf der Straße fortkommen konnte. Auch in den erſten Tagen des März dauerte die ungeſtüme Witterung fort. Ein Gürtler aus Suhl, Leonhard Roſenzweig, ward halb erfroren in der Bärengrube gefunden, hierher gebracht und ſtarb im März.

Am 11. April wurde befohlen, die ſehr ruinirte Straße im Todtenfelde herzuſtellen und insbeſondere die nöthigen Gräben zu öffnen.

Im Junius wurde das Pflaſter am Marktwaſſer ausgebeſſert. Das Landſchaftshaus wurde überzogen und dekorirt.

Am 18. Jun. kam Feuer in einem Schornſtein des Schloſſes aus, ward aber gleich gelöſcht.

Am 20. Jun. wurde ein Jägerhäuschen auf dem Drachenberge errichtet.

Vom 20. Jun. an ſah man einen ſtarken Höhenrauch an den Bergen. Am 17. Jul. war ein furchtbares Gewitter in der Gegend von Salzungen. In Neuendorf, Allendorf, Salzungen, Wildprechtrode, Langenfeld, u. a. ſchlug der Blitz ein. Der Höhenrauch war ſo ſtark, daß man kaum die Blitze ſah.

Am 11. Jul. wurde in einer Verordnung vor Felddiebereien und vor dem unziemlichen Tabaksrauchen auf den Straßen gewarnt.

Am 4. Aug. ſchlug der Blitz in Gumpelſtadt ein. Zwiſchen 2 und 3 Uhr des Morgens war hier ebenfalls ein heftiges Gewitter; die Blitze waren ſtark, der Donner nicht bedeutend. Plötzlich fuhr ein ſtarker Strahl mit heftigem Donnerſchlag in die Scheune des Oberbürgermeiſters Holdefreund, zerſchmetterte einige der ſtärkſten Balken des Dachs und ſchlug Späne aus den Brettern des Thors. Auf dem Giebel des Dachs hatte ſich der Blitz getheilt und war auf das Haus des Seilers Hofmann gefahren, wo er einen Pfoſten zerſchmettert und ein Stück aus der Wand herausgeſchlagen hatte.

Am 15. Aug. kam Feuer im Schloß zu Maßfeld aus. Die Landknechtswohnung brannte ab.

Es wurde um dieſe Zeit eine Chauſſeekommiſſion errichtet. Sie beſtand aus dem Geheimenrathe und Kammerpräſidenten von Türk, dem Major von Marſchall Greif genannt, und dem Regierungsrathe von Künsberg. Im J. 1786 waren ſchon mehrere neuhergeſtellte Straßen fertig. Nach dem Kalkofen zu ward Chauſſee gebaut, zu deren Herſtellung die Landſchaft 2000 fl. frnk. verwilligte. Als man in der Nähe des Kalkofens bei dem ſogenannten Fröſchbrücklein den Hügel ebnete, fand man Gerippe von Menſchen und Pferden, auch Hufeiſen und Waffen. *) Die Gerippe waren wie verſteinert, rochen aber, als man ſie zerbrach.

Den Sommer hindurch war es ſehr trocken. Die Werra wurde klein und beſonders war der Waſſermangel bei den Mühlen fühlbar. Es gab nicht ſonderlich viel Korn, aber deſto mehr Gerſte, noch mehr Hafer. An Gemüſe fehlte es nicht. Auch mit der Obſtärndte war man zufrieden; 4 Schock Zwetſchen erhielt man für 1 Btz.

Da der Senator Hübner geſtorben und der Geleitseinnehmer und Senator Behlert ſich von hier entfernt hatte, ſo kam der Legationsſekretär Georg Wilhelm Heim in den Stadtrath.

Am 30. Sept. verordnete Herzog Georg, daß diejenigen hieſigen Einwohner, welche ihre Häuſer zu verſchönern beabſichtigten, die Hälfte an Gyps und Kalk aus dem Bauamt unentgeltlich erhalten ſollten.

Am 11. Nov. regnete es, eben ſo am 13. Nov., wobei auch Schnee fiel: die Werra wurde groß. Gegen Ende des Novembers trat der Winter ein, im December kamen ſtarke Fröſte, zuletzt Schnee.

Im December wurde durch den Hofgärtner Buttmann der Anfang mit Herſtellung der Esplanade vor dem Schloß gemacht. Bis in den April des folgenden Jahres dauerte die Arbeit, welche wegen der Kälte viele Mühe machte. Man hob Kaſtanienbäume im Schloßgarten und im Dippersthale aus und ſetzte ſie hier.

Bei

---

*) Güth, S. 334, erzählt, daß 1634 im 30jährigen Krieg an dem Fröſchbrücklein ein hingerichteter Verbrecher begraben ſey.

Bei der Schloßkirche waren 980 Kommunikanten; 12 Paare wurden getraut, 45 Kinder getauft, 21 Perſonen begraben. Bei der Stadtkirche waren 3414 Kommunikanten, 25 Paare wurden getraut, 69 Kinder getauft, 73 Perſonen beerdigt, 3 Geiſtliche ordinirt.

1784.

Nachdem die ſtrenge Kälte vom 24. Dec. des vor. J. an angehalten hatte, trat am 23. Febr. Thauwetter ein. Es war in dieſem Winter vieles Wildpret erfroren.

Am 27. Febr. brach das Eis, die Werra wurde ſehr groß: das Marktwaſſer trat vom untern Thore herein, lief in der untern Marktgaſſe in die Häuſer und ſtieg bis auf den Markt. Aus dem Marſtall wurden die Pferde in die Stadt gebracht. Am 29. Febr. fror es wieder. Die Herrſchaft ließ bei der ſtrengen Kälte Holz und Korn unter die Armen vertheilen.

Am 10. März war ein ſehr ſtürmiſcher Tag; Tags darauf trat Froſt ein.

Am 15. März mußten die Geſchirrhalter das aufgehauene Eis, welches in manchen Straßen anderthalb Ellen gefroren war, aus der Stadt fahren. Es waren an 100 Fuhren zu thun.

Am 20. März fiel mit eintretender Kälte ſtarker Schnee, desgleichen am 30. März. Die Kälte hielt bis in den April an: das Holz koſtete 5 Rthlr. 6 Bz.

Da die alten Kirchenfenſter zum Theil zerbrochen waren, zum Theil die Kirche verdunkelten, die Kirchenkaſſe aber die Koſten einer Reparatur nicht beſtreiten konnte, ſo wurde eine Kollekte veranſtaltet, wozu auch die Herrſchaft einen Beitrag gab. Am 2. Mai wurde es von der Kanzel verkündigt und vom 13. Mai an giengen die Viertelsmeiſter in der Stadt herum und beſorgten die Einſammlung. Am 8. Jun. wurde der Anfang mit der Reparatur gemacht und kleines Tafelglas dazu gebraucht.

Am 23. Mai, als am Sonntage Exaudi, ſenkte ſich allmählig unter der Nachmittagskirche, während der Predigt des Diakonus Volkhart, einer der in der Kirche hängenden Leuchter, indem ſich das Seil löſte, woran er befeſtigt war, und fiel auf die Weiberſtände, wobei ein Arm deſſelben eine Magd des Tertius Otto ſtreifte und verletzte. Es entſtand ein großer Aufſtand in der Kirche: Alles eilte zur Thüre hinaus. Einer dieſer Leuchter war vom Rentmeiſter G. B. Engelſchall im J. 1703 geſtiftet, wozu man noch 3 andere für 90 fl. frnk. verfertigen und im J. 1704 in der Kirche anbringen ließ. Nach dem eben erwähnten Vorfall wurden auch die 3 übrigen Leuchter Tags darauf abgenommen: einer derſelben iſt in der Folge der Kirche zu Salzungen geſchenkt worden, ein anderer im J. 1830 am Jubelfeſte der Augsburgiſchen Konfeſſion, bei Gelegenheit der Kratzeriſchen Stiftung zur Beleuchtung der Kirche, wieder angebracht.

Der Monat Mai war warm und trocken: am 27. Mai kam ein fruchtbarer Regen, am 13. Jun. ein heftiges Gewitter.

Am 10. Jun. reiſte Herzog Georg mit der Herzogin Luiſe Eleonore und der verwittweten Herzogin Luiſe zum Beſuche nach Langenburg und kehrte am 14. Jul. zurück.

Am 17. Jun. erließ die Almoſenkommiſſion eine Verordnung, wodurch die Reſtanten zur Zahlung ihrer Beiträge zur Armenkaſſe ernſt aufgefordert wurden, widrigenfalls der Reſt bei Dienern an der Beſoldung abgezogen, von andern durch exekutiviſche Mittel beigetrieben werden ſollte: wer ſich zu keinem freiwilligen Beitrage verbindlich mache, werde von Obrigkeitswegen eingeſchätzt werden. Zugleich ward vor Unterſtützung der Bettelei gewarnt. Am 24. Sept. ward dieſe Verordnung nochmals wiederholt.

Im Julius wurde die Brücke über das Helbaer Waſſer reparirt.

Am 2. Aug. vermachte Frau Anna Luiſe Friederike Schröter geb. Zink (eine Schweſter des Konſiſtorialpräſidenten Zink), hinterlaſſene Wittwe des Amtmanns Tobias Heinrich Schröter zu Maßfeld, in ihrem Teſtamente der hieſigen Schule ein Legat von 1000 fl. frnk., wovon die Zinſen unter die 6 Klaſſenlehrer und den Lehrer der Mädchenſchule vertheilt werden. S. Emmrichs Schulprogr. 1783. S. 6. 7.*)

Am

---

*) Bei dieſer Gelegenheit verdienen die Stiftungen für Kirche und Schule überhaupt erwähnt zu werden, da ſie für die Größe der Stadt beträchtlich ſind. Die Kirchenkaſſe (welche für die Erhaltung der kirchlichen Gebäude, die Beſoldungen der Geiſtlichen und Lehrer, auch der übrigen im Dienſte der Kirche ſtehenden Perſonen zu ſorgen hat) beſteht großentheils aus Stiftungen. Sie hat Schenkungen von Kaiſer Heinrich II, von dem Hennebergiſchen Statthalter Marſchalk von Oſtheim, von vielen hieſigen Einwohnern und Bürgern, beſitzt die Einkünfte der Tempelherrnkirche und dgl m. Das Kapitalvermögen dieſer Kaſſe beläuft ſich jetzt auf 13576 fl. rhn., wobei die Gebäude und liegenden Güter nicht mitgerechnet ſind: auch fließen die Einnahmen von Erbzinſen, vom Ertrage des Klingelbeutels, den verkauften Kirchenſtänden ꝛc. in dieſelbe. Dieſe Kaſſe wird vom Kirchenprobſte verwaltet. Außer derſelben beſtehen viele beſondere Legate, deren Zinſen zur Beſoldung der Geiſtlichen und Lehrer beſtimmt ſind und zur Ergänzung der ohnedieß geringen Beſoldungen dienen. Sie ſind: 1) das Hagenſche Legat, 495 fl. rhn. (ein anderer Theil dieſes im Ganzen 1000 fl. frnk. betragenden Legats wird bei den Stipendien erwähnt werden), geſtiftet vom Senator Jobſt v. Hagen, 1624. 2) das Schröteriſche Legat, 750 fl. rhn., geſtiftet vom Kanzlar D. Jak. Schröter, 1631. 3) das Jung-Straußiſche Legat, 125 fl. rhn., geſtiftet vom Kanzlar Strauß jun., 1661. 4) das Henflingiſche Legat, 62 fl. 30 Kr., geſtiftet von Frau Chriſtina Henfling geb. Koch, 1729. (ſ. Th. I. S. 92) 5) das Hübneriſche Legat, 750 fl., geſtiftet vom Bürgermeiſter C. L. Hübner, 1724 und 1735. (ſ. Th. I. S. 102 ff.) 6) das Krebſiſche Legat, 900 fl., geſtiftet vom Sekretär Krebs, 1735. (ſ. eb. daſ.) 7) das Erkiſche Legat, 906 fl. 15 Kr., geſtiftet von Frau Charlotte Erk geb. Strauß, 1759. (ſ. Th. I. S. 150) 8) das Spießiſche Legat, 416 fl. 40 Kr., (wozu noch eine Stipendienſtiftung gehörte) geſtiftet vom Superintendenten Juſtus Jakob Spieß, 1762. (ſ. Th. I. 172) Für die Geiſtlichen allein beſtimmt ſind: 9) das Munkiſche Legat, 450 fl., geſtiftet vom Senator Munk, 1647. 10) das Gerike'ſche Legat, 125 fl., geſtiftet von Matthäus Gerike aus Magdeburg, 1624.

Am 10. Aug. wurde der Geburtstag der Herzogin Mutter Charlotte Amalie auf dem alten Schloß Henneberg gefeiert. Es war ein ſchöner Sommertag und es hatten ſich ſehr viele Zuſchauer verſammelt.

Am 20. Aug. wurden die Feld- und Gartendiebereien in einer vom Stadtrath erlaſſenen Bekanntmachung gerügt und in Gemäßheit früherer Verordnungen den Eigenthümern geſtattet, Fußangeln und Selbſtſchüſſe zu legen.

Am 13. Sept. wurde das alte Schloß dahier oder die adliche Wohnung neben dem alten Schloſſe eingeriſſen.

Am 1. Nov. erſchien eine höchſte Verordnung gegen das Einſetzen in auswärtige Lotterien.

In den Stadtrath traten J. G. M. Thilo und der Regierungsadvokat Ernſt Ludw. Conſtantin Heim, da der Senator und Apotheker Jahn im Anfang dieſes Jahres geſtorben war.

Am 14. Dec. trat Froſt und Schnee ein.

Am 28. Dec. brannte die Haſelmühle bei Einhauſen ab.

Bei der Schloßkirche waren 950 Kommunikanten, 3 Paare wurden getraut, 31 Kinder getauft, 23 Perſonen begraben. Bei der Stadtkirche waren 3390 Kommunikanten, 24 Paare wurden getraut, 65 Kinder getauft, 82 Perſonen begraben.

1785.

Den ganzen Januar hindurch hielt die Kälte an.

Am 22. Jan. ſtarb die Prinzeſſin Philippine Antonette, älteſte Tochter aus Herzog Anton Ulrichs erſter Ehe, geb. 1. Aug. 1712, in einem Alter

---

1624. 11) das Schoberiſche Legat, 373 fl., geſtiftet von der Wittwe Schober, 1636. 12) das Alt-Straußiſche Legat, 125 fl., geſtiftet vom Kanzlar Strauß sen. 1629. 13) das Lipſiſche Legat, 125 fl., geſtiftet von der Wittwe Lipſius, 1730. (ſ. Th. I. S. 94) 14) das Gandersheimiſche Legat, 4249 fl. 30 Xr., geſtiftet von der Aebtiſſin Eliſabeth Erneſtine Antoinette zu Gandersheim, 1766. (ſ. ob. S. 36) Für den Diakonus und den Lehrer der Mädchenſchule iſt beſtimmt: 15) das Höppingiſche Legat, 500 fl., geſtiftet vom Landſchaftsſyndikus Höpping, 1740. (ſ. Th. I. S. 117) Für die Lehrer allein: 16) das oben erwähnte Schröteriſch-Zinkiſche Legat, 1250 fl. rhn. Für den Mädchenſchullehrer ſtatt des Schulgelds armer Kinder: 17) das Bergerſche Legat, 750 fl., geſtiftet von der Frau v. Berger, 1764. (S. 27) 18) das Rauſchardtiſche Legat, 187 fl. 30 Xr. vom Oberbürgermeiſter Rauſchardt, 1737. (Th. I, 131) 19) das Kalbitziſche Legat, 125 fl., geſtiftet von der Wittwe Kalbitz geb. Leß, 1797. Hierher gehört ferner 20) die Henflingiſche Stiftung, deren Kapital jetzt 12646 fl. beträgt und wovon die urſprüngliche Beſoldung des Rektors herrührt, ſo wie auch früher 6, jetzt 8 Gymnaſiaſten durch dieſelbe unterſtützt werden. (ſ. Th. I. S. 80) 21) die damit in Verbindung ſtehende Erk-Straußiſche Stiftung, 750 fl., 1759. (Th. I, 151) 22) die Eybenſche Stiftung, 150 fl., vom Kanzlar v. Eyben, 1778. (S. 91) 23) die Kratzeriſche Stiftung zur Beleuchtung der Kirche (ſ. d. J. 1830), 125 fl. Im Ganzen betragen dieſe Stiftungen jetzt die Summe von 26338 fl. 25 Xr. Die Bücherlegate ſind ſchon S. 72 erwähnt. Die Legate zu Semmeln und Hufeiſen für Schulkinder, ſ. im J. 1797, die Stipendienſtiftungen im J. 1821, die Armenſtiftungen im J. 1828.

ter von 72 Jahren, 5 Monaten, 21 Tagen. Am 23. Jan. Abends 6 Uhr wurde die Leiche in der Fürſtl. Gruft beigeſetzt.

Es erſchien eine Verordnung, wodurch einige Anſpachiſche und Baieriſche Münzſorten ganzlich außer Kurs geſetzt wurden.

Am 1. Febr. erſchien eine Verordnung, daß alle Wagen und Fuhrwerke bei 10 Rthlr. Strafe der Poſt auf das mit dem Poſthorn gegebene Zeichen ausweichen müßten.

Am 5. Febr. wurde bekannt gemacht, daß der Hofbuchhändler Hanisch ein ausſchließliches Privilegium in Anſehung des Buchhandels habe und daß ſein Geſchäft nicht von Privatperſonen durch Verſchreiben von Büchern und dergl. beeinträchtigt werden dürfe.

Am 13. Febr. fiel ein ſo großer Schnee, daß die Werra ſtehen blieb und die Mühlen nicht mehr mahlen konnten. Die Fuhrleute mußten liegen bleiben.

Am 1. März trat ſehr ſtrenge Kälte ein und dauerte den Monat hindurch, wobei es auch vielen Schnee gab. Ein ſtarker Schnee fiel am erſten Oſterfeiertage. Am 1. April fieng es an zu thauen, allein am 5. April trat wieder Froſt und Schnee ein. Am 8. April änderte ſich die Witterung; es thaute und das Waſſer wurde groß. Am 12. April ließ der Oberbürgermeiſter Holdefreund das Eis aufhacken und aus der Stadt ſchaffen.

Am 29. April verbot der Stadtrath den aus den Häuſern gefahrenen Dünger über Nacht auf den Straßen liegen zu laſſen. Auch das Tabacksrauchen auf der Straße wurde verboten.

Am 8. Mai, als am Sonntage Exaudi, hielten die Reformirten, welche bisher ſeit 20 Jahren ſich zu ihrem Gottesdienſte in einem Privathauſe verſammelt hatten, Gottesdienſt und Kommunion in der Waiſenkirche mit Orgel und Geſang, was hinführo viermal des Jahrs mit Erlaubniß Herzog Georgs geſchehen und wo dann der gewöhnliche Gottesdienſt ausgeſetzt werden ſollte. Der Pfarrer Reimann aus Herrenbreitungen kam zu dieſem Endzweck hierher und der Waiſenpfarrer Walch war mit Freuden bereit, die Abendmahlsgeräthſchaften der Waiſenkirche zu dieſem Endzweck jedesmal zu leihen.

Am 18. Jun. wurde eine Inſtruktion über die öffentliche Benutzung der Herzogl. Bibliothek bekannt gemacht.

Am 28. Jun. entfernte ſich heimlich der Kammerkanzliſt Teuſchler, worauf die von ihm angelegte Schnupftabacksfabrik verſiegelt wurde.

Am 21. Aug. kam ein Franzoſe, Namens Pierre de la Brousche hierher und logirte im Hirſch. Tags darauf wurde er wegen Diebſtahls auf Requiſition des Heſſen-Caſſelſchen Criminalgerichts arretirt, verhört und nach Caſſel geſchafft. Am 31. Aug. wurde er wieder mit Bedeckung hierher gebracht, um den Ort anzugeben, wo er ſeinen Diebſtahl an Gold und Juwelen verſteckt habe. Man fand dieſen

dieſen auch nach ſeiner Angabe in der Nähe des Frauenbrunnens im Heimiſchen Gartenzaune. Alles wurde vom Centamt in Verwahrung genommen und mit dem Arreſtanten nach Caſſel überliefert.

Am 4. Sept. ertrank der Walkmüller Johann Reinhard Herbſt in der Werra, als er ein Fiſchgarn heraus nehmen wollte.

Am 30. Sept. ſtürzte der Metzgermeiſter Chriſtoph Friedrich Felix Bühner in Welkershauſen vom Pferde und brach den Hals.

Der Hofprediger Pfranger wurde in dieſem Jahre zum Konſiſtorialaſſeſſor ernannt.

Am 10. und 12. Okt. wurde ein Vergleich mit S. Gotha über mehrere bisherige Irrungen abgeſchloſſen, und in demſelben das Kammergut Dreißigacker nebſt dem Schloſſe dem Hauſe S. Meiningen überlaſſen, dem letztern eine Summe Geldes ausgezahlt, das Amt Altenſtein, Gericht Depfershauſen, die Amalienruhe (vormals Sophienluſt genannt, Th. 1. S. 76.), die Schloßmühle, das Gartenwirthshaus und das ganze Allodium von allen Gothaiſchen Anſprüchen befreit.

Am 15. Okt. ſah man eine Feuerkugel, welche auch in Weimar, Jena, Naumburg, Leipzig, Berlin u. a. O. bemerkt wurde.

Um dieſe Zeit gab die Schönemann'ſche Schauſpielergeſellſchaft allhier Vorſtellungen.

Am 22. Nov. verunglückte der Zimmermann Joh. Val. Oſtertag in der Häfnerthongrube am Rohraer Pfad, wo er ſeinem Schwager, dem Häfner Hammer, beim Thongraben half. Die Erde ſtürzte über ihn zuſammen und erdrückte ihn.

Am 1. Dec. fiel Heinrich Schumann, gebürtig aus Walldorf, der als Knecht im Schafhofe diente, in der Haßfurt todt um, als er dahin gefahren war, um Holz zu holen.

Am 10. Dec. verunglückte Johanna Zierlein, indem ſie in die Werra ſtürzte unweit des Debertshäuſer Flurſchützenhauſes.

Am 15. Dec. marſchirten 2 Eskadrons, jede 200 Mann ſtark, von dem ſchönen Oeſtreichiſchen Huſarenregiment Wurmſer hier durch. Sie erhielten ein Frühſtück und zogen dann nach Themar ab. Die Regimenter Coburg Dragoner und Eſterhazy Huſaren zogen in der Nähe der Stadt vorbei, um in die Erblande zurückzukehren.

Am 27. Dec. ließ der Mechanikus Wagner aus Schweinfurt einen Luftballon von 30 Fuß Höhe und 60 Fuß im Umfange auf der Wieſe an der Maßfelder Allee ſteigen. Eine große Menge Menſchen hatte ſich verſammelt. Gegen 4 Uhr ſtieg der Ballon: kaum hatte er 100 Fuß Höhe erreicht, ſo gerieth er in Brand und trieb die neugierige Menge mit einem Feuerregen auseinander.

In dieſem Jahre koſtete das Korn 10 bis 11 Btz., Waizen 12 bis 13 Btz., Gerſte 5½ bis 7½ Bz., Hafer 4 bis 4½ Bz., Erbſen und Linſen 9 bis 11 Bz. Das Jahr war fruchtbar, obgleich der Winter lange gedauert hatte.

Bei der Schloßkirche waren 908 Kommunikanten, 4 Paar wurden getraut, 41 Kinder getauſt, 23 Perſonen begraben. Bei der Stadtkirche waren 3189 Kommunikanten, 27 Paar wurden getraut, 90 Kinder getauft, 84 Perſonen begraben.

1786.

Im Winter wurden um dieſe Zeit jährlich 6 bis 8 Redouten gehalten.

Am 28. April ſtarb der Geheime Kammerrath M. G. Bauerſachs.

Das vor dem untern Thore im J. 1783 erbaute neue Wachthaus wurde abgebrochen und ein anderes erbaut.

Am 14. Mai wurde in der Waiſenkirche zum erſtenmal die vom Herzog Georg geſchenkte, vorher im Schloß zu Dreißigacker befindliche Orgel geſpielt. Sie iſt jetzt in der Schule.

Am 24. Jun. ſchlug der Blitz in den Thurm der Kirche zu Waſungen. S. d. Wochenbl.

Am 15. Sept. wurde bekannt gemacht, daß auf Herzogl. Befehl das Naturalien- und Kunſtkabinet wöchentlich für Kenner und Liebhaber geöffnet werden ſollte, um es gemeinnützig zu machen. Die Aufſicht hatte der Bibliothekar Walch.

Am 20. Sept. ward bekannt gemacht, daß die Befreiung von Zoll und andern Abgaben bei den Vieh- und Roßmärkten noch auf 6 Jahre verlängert ſey.

Von 1786 bis 1791 hielt ſich der durch ſeine mediciniſchen, philoſophiſchen und myſtiſchen Schriften bekannte Gelehrte Obereit hier auf. Er gieng ſpäter nach Jena.

Am 5. Nov. brach des Nachmittags zu Salzungen eine furchtbare Feuersbrunſt aus, durch welche bei heftigem Winde 152 Häuſer ohne die Scheunen und Stallungen in Aſche gelegt wurden.

Am 25. Nov. ward befohlen, daß die Gold- und Silberarbeiter und die Juden bei dem Einkaufe von Pretioſen ſich jederzeit nach dem wahren Eigenthümer erkundigen, außerdem des Kaufgelds verluſtig ſeyn und in beſondere Strafe genommen werden ſollten.

Am 12. Dec. wurde der von hier abgegangene Poſtwagen zwiſchen Schnellbach und Tambach von Straßenräubern überfallen und beraubt.

Am 19. Dec. war die feierliche Verlobung der verwittweten Herzogin Luiſe mit dem Königl. Preußiſchen Generalmajor Herzog Friedrich Eugen Heinrich von Würtemberg.

In dieſem und dem folgenden Jahre wurde vor dem untern Thore Chauſſee gebaut und dafür Chauſſeegeld erhoben.

Bei der Schloßkirche waren 877 Kommunikanten, 4 Paare wurden getraut, 34 Kinder getauft, 25 Perſonen begraben. Bei der Stadtkirche waren 3048 Kommunikanten, 18 Paare wurden getraut, 71 Kinder getauft, 98 Perſonen begraben, 1 Geiſtlicher wurde ordinirt.

Nach einer tabellariſchen Ueberſicht im Wochenblatt waren vom J. 1760 bis 1786 hier 2865 Kinder geboren und 2608 Perſonen geſtorben.

1787.

Am 12. Jan. wurde der Senator und Stadtſchreiber Melzhaimer zum Stadtſyndikus ernannt.

Am 21. Jan. war im hieſigen Schloß die Trauung des Herzogs Friedrich Eugen Heinrich von Würtemberg mit der verwittweten Herzogin Luiſe. Am 23. Jan. wurde der Schloßgarten mit mehr als 4000 Lampen erleuchtet und mehrere Sinnbilder nebſt den höchſten Namenszügen dabei angebracht. Während dieſer vom ſchönſten Wetter begünſtigten Illumination ſtieg ein mit vielen Lampen erleuchteter Luftballon, worauf vom Chor mit Begleitung der Kapelle eine Cantate geſungen wurde. Am 24. Jan. war im Redoutenhauſe des engliſchen Gartens ein großer Maskenfreiball, auf welchem mehr als 400 Masken erſchienen. Mehrere fremde Fürſten waren anweſend.

Die Sondershäuſiſche Schauſpielergeſellſchaft gab um dieſe Zeit auf dem Herzogl. Hoftheater Vorſtellungen.

Am 5. April wurde befohlen, daß das Metzgerhandwerk in den Fleiſchbänken feil haben und der Verkauf in den Häuſern nicht mehr ſtatt finden ſollte.

Am 23. April erließ die Regierung eine Verordnung an den Stadtrath, und befahl, die beſtehenden Geſetze wegen des übermäßigen Taubenhaltens aufrecht zu erhalten, von Zeit zu Zeit die Taubenſchläge zu viſitiren, wozu der Stadtrath kommiſſariſch beauftragt wurde auch rückſichtlich derer, die ſeiner Jurisdiction nicht unterworfen waren, und die Inhaber derſelben anzuhalten, bei der Saat- und Beſtellzeit der Felder die Tauben nicht ausfliegen zu laſſen.

Mehrere Wochen hindurch bis zum 1. Juni kamen mehr als 100 Emigranten mit Weib und Kindern aus dem Heſſiſchen hierdurch nach Ungarn.

Der Jahrmarkt am 19. Jun. wurde auf höchſten Befehl auf dem untern Raſen gehalten.

Am 22. Jun. wurde befohlen, die Gänſe nicht ohne Huth und Aufſicht herumlaufen zu laſſen, ſondern ſie durch den Hirten auszutreiben. Dieſe Verordnung wurde ſpäter oftmals wiederholt.

dem Rathhaus ſteht das Volk Kopf an Kopf, und führt läſterliche Reden gegen den ehrbaren Rath, ohne Schaam und Scheu, und es iſt ein großes Geſchrei in der ganzen Stadt wegen der Schuldenlaſt, die der Rath gewirkt haben ſoll, und es ſoll Rechnung gethan werden von dem Haushalte des Rathes. Ach, es iſt eine böſe Zeit. Die vorige Nacht hat der Mond ganz verfinſtert geſtanden, und ich habe mit meinen Augen eine feurige Volksmenge in den Lüften geſehen, die gegen den Mond heranzog.“

„Großer Gott!“ rief Frau Martha aus, und griff nach dem Roſenkranz, leiſe ein Gebet ſprechend, und Eliſabeth durchſchauerte die Erinnerung an den geſtrigen Abend. Heinrich trat näher zu dem erzählenden Alten, aufmerkſam ſeinen Worten lauſchend.

„Ich will Euch nicht bange machen, edle Frau,“ fuhr der Diener fort: „ich will Euch nicht durch unnütze Beſorgniſſe ängſtigen, vielleicht kehret der Herr im Himmel alles zum Beſte[illegible]er wenn Ihr den Rath eines treuen Knechtes nicht verachten wollt, ſo meine ich, es wäre wohlgethan, wenn Ihr Eure beſten Sachen in Sicher-

Um dieſe Zeit hielt ſich der berühmte Landſchaftsmahler Reinhard hier auf.

Am 13. Jul. wurden einige Preußiſche Geldſorten herabgeſetzt.

Am 10. Aug. war ein heftiges Gewitter. In Erdorf ſchlug der Blitz in 2 Häuſer und tödtete 1 Perſon.

Nachdem die Chauſſee nach Maßfeld über die Reumleſer Brücke vollendet war, wurde am 8. Nov. bei 2 fl. frk. Strafe verboten, die Allee nach Maßfeld mit Laſtwagen ꝛc. zu befahren.

Am 20. Nov. verordnete der Stadtrath, daß die Flurdiener, um ihres Berufs beſſer warten zu können, die ihnen ſchon durch Rathsſchluß vom 6. Dec. 1742 verwilligten Abgaben von den Güterbeſitzern zu fordern hätten.

In dieſem Jahr legte Herzog Georg die Meierei im engliſchen Garten an.

Am 6. Dec. wurde verordnet, daß von nun an Kopulation und Tanz in der Adventzeit geſtattet ſeyn ſolle.

In dieſem Jahre bezahlte S. Weimar-Eiſenach für den Zillbacher Holzrückſtand als Entſchädigungsſumme an den Herzog von S. Meiningen 2000 und an die S. Meiningiſchen Unterthanen 6000 Karolin.

Herzog Georg bemühte ſich aufs neue im J. 1786 das Armenweſen zu verbeſſern und dem Betteln möglichſt zu ſteuern. Da ohne Geldzuſchüſſe nichts auszurichten war, ſo ſuchte er die Landſchaft zu vermögen, ihre bisherigen Beiträge zu erhöhen und verſprach, auch aus der Kammerkaſſe Unterſtützung zu geben. Die landſchaftliche Deputation verwilligte 1787 daher 1000 Rthlr. ſtatt der bisherigen 600 Rthlr. und machte dabei folgende Bedingungen: das Almoſenpatent ſolle ſtreng gehalten werden, jeder Ort ſolle ſeine Armen verſorgen, wo die Ortseinkünfte nicht ausreichten, ſollte Unterſtützung aus der Hauptkaſſe erfolgen; geſunde, fremde Bettler ſollten nicht geduldet, das Betteln überhaupt abgeſchafft und für Arbeit auf den Chauſſeen geſorgt werden, die Kammer ſollte auch einen Zuſchuß geben. Hierauf verwilligte Herzog Georg 1000 Rthlr. aus der Kammerkaſſe von Mich. 1786 an, „um ſeinerſeits Alles zu thun und den Anſtalten Feſtigkeit und Dauer zu geben". Er genehmigte die von den Ständen gemachten Vorſchläge, 1000 Rthlr. zu geben, die nach den Bedürfniſſen und den Umſtänden aufs Land vertheilt werden ſollten. Vergl. ob. S. 91. Dieß Alles erſtreckte ſich jedoch nur auf das Unterland, weil das Oberland ſeine eigenen Anſtalten hatte. Es wurde Induſtrie empfohlen. S. im J. 1791.

Das Jahr war fruchtbar, die Früchte ſtanden in mäßigem Preiße.

Bei der Schloßkirche waren 902 Kommunikanten, 6 Paare wurden getraut, 38 Kinder getauft, 31 Perſonen begraben. Bei der Stadtkirche waren 3123 Kommunikanten, 21 Paare wurden getraut, 75 Kinder getauft, 76 Perſonen begraben, 3 Geiſtliche wurden ordinirt.

1788.

1788.

Nach einer ſchon am 1. Mai 1787 erlaſſenen Verordnung wurde jetzt mit der Waiſenanſtalt (ſ. Th. I. S. 50 ff.) die Veränderung vorgenommen, daß man die Kinder, welche bisher im Waiſenhauſe zuſammen wohnten, in Privathäuſer vertheilte und dafür aus der Waiſenhauskaſſe ein akkordmäßiges Verpflegungsgeld, ſo wie auch die Koſten an Schulgeld, Schulbüchern, Arznei ꝛc. in Krankheitsfällen bezahlte. Man ſah ſich dadurch in den Stand geſetzt, mehrere Kinder als zuvor unterſtützen zu können. Das Konſiſtorium behielt, wie bisher, die oberſte Leitung: die nächſte Aufſicht hatte der Waiſenpfarrer, welcher mit den Geiſtlichen der betreffenden Ortſchaften in Kommunikation treten ſollte, um durch dieſelben fortwährend in Kenntniß des Zuſtandes der Erziehung der Kinder erhalten zu werden. Er hatte die Akkorde abzuſchließen, Aufſicht zu führen und darüber Bericht an die Behörde zu erſtatten. Da die Waiſenkirche auch Zuchthauskirche war, ſo wurde mit dem Gottesdienſte keine Veränderung vorgenommen. Die Waiſenſchule diente bisher zugleich als Uebungsſchule für das Seminarium: weil ſie jetzt aufhörte, ſo errichtete man die ſogenannte Hofſchule, die aus Kindern der Hofofficianten und Hofbedienten beſtand. Das Seminarium war fortwährend in gutem Zuſtande, unter den Zöglingen deſſelben waren junge Leute aus dem Heſſiſchen, dem Hohenlohiſchen, aus Nürnberg und aus dem Elſaß.

Am 30. Jan. ließ der Buchbinder Kolbe einen Luftballon von 42 Fuß Höhe ſteigen.

Am 1. Febr. wurde durch höchſte Verordnung die Privatbeichte abgeſchafft und dagegen die öffentliche Beichte eingeführt, ſo wie es ſchon in der Schloßkirche ſeit längerer Zeit üblich war. Die Privatbeichte blieb jedoch denen, welche es verlangten, geſtattet.

Durch höchſte Verordnung vom 14. Febr. wurde die Kirchenbuße in den hieſigen Landen aufgehoben.

Da die Sperlinge ſehr überhand nahmen, ſo wurde am 13. März verordnet, daß jeder Beſitzer eines Hauſes oder eines Grundſtücks jährlich 6 Sperlingsköpfe liefern oder ſtatt deſſen 6 ggl. Strafe geben ſollte: wer das 60ſte Jahr überſchritten hatte, war frei. Dieſe Verordnung ward wiederholt am 28. Nov., desgl. am 5. Jul. 1793.

Der Regierungsadvokat Hartmann übernahm im März die Leitung der bisher beſtandenen Leſegeſellſchaft.

Am 3. Mai war ein heftiges Gewitter. In Stepfershauſen ſchlug der Blitz in ein Haus, zündete, und tödtete ein Kind.

Am 5. Mai ſtellte Herzog Georg im Waiſenhauſe einen Wollenſpinner Namens Schunke an, um die Wollenſpinnerei zu heben. Dieſer hatte unentgeltlichen Unterricht den Spinnerinnen zu ertheilen: die auswärtigen Mädchen erhielten Quartier im Waiſenhauſe.

Am 13. Mai wurden der Konſiſtorialvicepräſident Zink und der Kanzlar Grimm zu Geheimenräthen, der Kammerrath v. Uttenhoven zum Geheimen Kammerrath, der Regierungsrath v. Hendrich zum Geheimen Regierungsrath und Amtshauptmann der Aemter Waſungen und Sand ernannt.

Am 28. Mai waren wieder heftige Gewitter: in Belrieth und Vachdorf verwüſtete der Hagel die ganze Flur. Des Nachmittags zog ſich abermals über der Stadt ein Gewitter zuſammen, welches in Helba, Welkershauſen und Utendorf großen Schaden anrichtete. Insbeſondere am letzten Orte unterſpülte das Waſſer einige Häuſer, ſo daß ſie dem Einſturze drohten. Eine ſtarke Fluth ſtrömte aus dem Helbaer Grunde und that auf den Aeckern im Todtenfeld vielen Schaden.

Am 15. Jul. wurde aufs neue ſtreng befohlen, daß die Metzger nur in den Fleiſchbänken feil haben ſollten.

Am 22. Jul. wurde der Jahrmarkt wieder auf dem untern Raſen gehalten.

Am 24. Jul. waren wieder heftige Gewitter. Der Regen ſchoß in Strömen herab und that auf den Feldern Schaden. In Dreißigacker ſchlug der Blitz in das Haus des Hoflieferanten Moſes Israel; das Feuer wurde aber bald gelöſcht.

Am 22. Okt. ſtarb der Poſtkommiſſär und Senator Trautwein.

In dieſem Jahre wurde Chauſſee auf dem Wege von Meiningen nach Henneberg gebaut.

Der Tertius Otto kam als Pfarrer nach Herpf; an ſeine Stelle kam der Kandidat J. Jak. Gorr.

Im December war ſtrenge Kälte; am 17. Dec. ſtand das Thermometer auf 22 Grad. Man fand auf dem Felde Erfrorne.

In dieſem Jahre wurde zuerſt ein Roß- und Thierarzt in Meiningen angeſtellt.

Es wurden in dieſem Jahre die wegen des heimgefallenen Guthes Unterharles mit den Marſchalk von Oſtheimiſchen Allodialerben entſtandenen Streitigkeiten durch eine Vergleichsſumme aufgehoben und hierdurch dieſes Guth von den ſämmtlichen Anſprüchen derſelben frei gemacht.

Der Waizen koſtete in dieſem Jahr 12 Btz., Korn 10 bis 11 Btz., Gerſte 6 Btz., Hafer 4 bis 5 Btz., Erbſen und Linſen 9 bis 10 Btz.

Bei der Schloßkirche waren 767 Kommunikanten, 9 Paare wurden getraut, 39 Kinder getauft, 32 Perſonen begraben. Bei der Stadtkirche waren 2945 Kommunikanten, 24 Paare wurden getraut, 70 Kinder getauft, 65 Perſonen begraben und 5 Perſonen ordinirt.

1789.

1789.

Am 17. April wurde an das Verbot erinnert, die Tauben zur Saatzeit ausfliegen zu laſſen: desgleichen am 24. April an die Verordnung gegen Felddieberei, am 8. Mai gegen Baumfrevel.

Am 8. Mai wurde ein Patent wegen Verminderung der unnöthigen Hunde erlaſſen und eine Hundeſteuer angeordnet, ſo daß diejenigen, welche Hunde brauchen, 10 Xr., diejenigen, welche ſie nur zum Vergnügen halten, jährlich 24 Xr. zur Almoſenkaſſe bezahlen ſollten. Bei den Viertelsmeiſtern mußten Zeichen gelöſt werden, welche den Hunden am Hals befeſtigt wurden. Am 18. Jul. 1793 wurde dieſe Verordnung erneuert.

Am 20. Jul. traf aus Langenburg die traurige Nachricht von dem Tode des Fürſten Chriſtian Albrecht Ludwig, dem Vater der Herzogin Luiſe Eleonore hier ein.

Um dieſe Zeit wurde der Thiergarten im Amte Maßfeld angelegt und dadurch den Klagen der Landleute, welche durch den großen Wildſtand beträchtlichen Schaden zu leiden hatten, abgeholfen.

In dieſem Jahre koſtete der Waizen 12 bis 17 Btz., das Korn 10 bis 13 Btz., die Gerſte 7 bis 8 Btz., der Hafer 4 bis 4½ Btz., Erbſen und Linſen 9 bis 10 Btz.

Um dieſe Zeit kamen wichtige Veränderungen in Anſehung des Brauweſens vor, weshalb hier einiges aus der frühern Geſchichte nachgetragen werden muß.

In den ältern Zeiten war das Brauweſen in Meiningen einer der wichtigſten Nahrungszweige und dieß wird auch in den Statuten vom J. 1565*) ausdrücklich anerkannt. Die Brauer bildeten einen zahlreichen und wohlhabenden Stand: ſie mußten nach den Statuten hieſige Bürger, mit Harniſch und Geſchoß gerüſtet ſeyn, eigenthümliche Wohnung beſitzen und 1 fl. Bethgeld entrichten und hatten nach der von Herzog Ernſt dem Frommen im J. 1673 gegebenen Brauordnung auch ſonſtige Laſten, Einquartirung u. ſ. w. zu tragen. (Th. 1. S. 112.) Außer dem Rathskeller, wo fortwährend Bier geſchenkt wurde, durften nach der damaligen Ordnung nur noch 2 Zapſen gehen, ſpäter blos ein einziger: die Brauer looſten mit jedem Jahre über die Reihenfolge, in welcher ſie brauen wollten und erſt nach 10 Tagen, wenn der eine ſein Bier ausgeſchenkt hatte, durfte der durchs Loos beſtimmte Nächſtfolgende anfangen. Das Ohmgeld (Umgeld, Ungeld), wovon ⅔ an die Kammer, ⅓ an die Rathskaſſe kam, war beträchtlich. Von 1673 bis 1685 nahm der Stadtrath an ſeinem Drittel 2108 fl. frk. 7 ggl. 4½ Pf. ein,

---

*) Die Statuten ſind abgedruckt in Kreyſſig's Beitr. z. Hiſtor. d. Sächſ. L. Th. 5. S. 237 ff.

ein, wobei außerdem die Loosgelder noch 1358 fl. betrugen: es looſten damals 80 bis 90 Brauer des Jahrs.

Nach und nach ſank das Brauweſen. Im Jahre 1738 looſten nur noch 30 Brauer, von denen nicht alle ihre Looſe abbrauten, auch die auf ihnen haftenden Laſten nicht mehr tragen konnten: im J. 1755 brauten nur noch 8 bis 10 Brauer. Schon 1741 ſah ſich der Stadtrath genöthigt, Beſchwerde über eingeriſſene Unordnungen zu führen, weil nicht blos die Nahrung der Bürger, ſondern auch das Einkommen der Kaſſe litt. Es waren des Jahrs zuvor 21 Gebräude im Stadtbrauhauſe gethan, dieß waren aber keine Loosgebräude, ſondern nur Dienſtgebräude. Um dieß zu verſtehen, muß folgende Erläuterung vorausgeſchickt werden:

A) Ein gewöhnliches Bürger- oder **Loosgebräude** hatte folgende Abgaben auf ſich:

a) 3 fl. frk. 12 gl. (oder 4 fl. rhn. 28 Xr.) Trankſteuer, welche der Stadtrath erheben ließ und davon $\frac{2}{3}$ oder 2 fl. frk. 8 gl. an die Kammerkaſſe abgewährte, hingegen $\frac{1}{3}$ oder 1 fl. frk. 4 gr. zum ſtädtiſchen Aerar verrechnete.
b) 7 fl. frk. 9 gl. Accis zur Landſchaftskaſſe, endlich
c) die Taxen für Benutzung des Brauhauſes und der Brauräthſchaften.

B) Unter **Dienſtgebräuden** verſtand man ſolche, welche den Mitgliedern des Stadtraths und den Viertelsmeiſtern als ein Beſoldungsſtück zu ihrem Tiſchtrunke dienen ſollten; ihre Zahl war auf 32 beſtimmt. Es mußte davon die Kammertrankſteuer (2 fl. frk. 8 gl.) und der landſchaftliche Accis mit 7 fl. frk. 9 gl. entrichtet werden, von der Rathstrankſteuer und den Brauhaustaxen (Pfannengeld ꝛc.) aber waren ſie befreit.

C) **Freigebräude** waren 15 an benannte Herzogl. Diener und Beamten verwilligt; ſie genoſſen völlige Abgabenfreiheit. (Eigentlich waren es lauter halbe Gebräude, denn 56 Eimer, wie die Brauordnung von 1673 annimmt, wurden ſchon längſt nicht mehr auf ein Gebräude gerechnet, ſondern nur circa 40 Eimer.)

Die meiſten Inhaber von Frei- und Dienſtgebräuden konnten aber ihre Tiſchtrünke nicht ſelbſt brauen, ſie verkauften ihre Gebräude daher an Bierſchenken, welche ſie zwiſchen den Loosgebräuden abbrauten. Nach der Brauordnung ſollte jede Woche 1 ganzes oder 2 halbe Loosgebräude gethan werden und nach dieſen und ohne die Reihe zu unterbrechen, ſollten die Frei- und Dienſtgebräude erfolgen.

Der Verfall der Brauerei lag

1) in der Vermehrung der Freigebräude und freien Tiſchtrünke. Die Kammer erkannte ſchon längſt die desfallſigen Mißbräuche und trug im Jahre 1744 darauf an, daß die freien Tiſchtrünke der Hofarbeiter, denen doch ihre Arbeit akkord-

akkordmäßig bezahlt würde, abgeſchafft, die Freigebräude eingezogen und Aequivalente dafür gegeben werden möchten ꝛc., es blieb indeſſen beim Alten, ſo wenig als ein höchſtes Reſcript vom 10. Januar 1716, wonach ſämmtliche Freigebräude abgeſtellt und jedem Berechtigten dafür 6 fl. aus der Kammer- und 7 fl. frk. aus der Landſchaftskaſſe gegeben werden ſollten, — jemals zum Vollzug gekommen iſt.

2) Durch den Handel mit (unbemeſſenen) freien Tiſchtrünken, den viele niedere Diener und Hofarbeiter trieben, ſchlichen ſich viele Mißbräuche ein, welche die bürgerliche Braunahrung nothwendig beeinträchtigten.

Endlich ertheilte die Kammer ſeit 1750 mehreren hieſigen Gaſtwirthen, welche bisher nicht brauen durften, ſondern das Bier bei den Brauern kaufen mußten, beſondere Brau-Conceſſionen auf das Schloßbrauhaus, für ihre auf die Gaſtwirthſchaft beſchränkte Bier-Konſumtion.

Dadurch wurde der Verkauf des Schenkbiers gehemmt und ſo ſank natürlich das Brauweſen immer mehr. In Gemäßheit der vom Stadtrathe gemachten Anträge wurde am 3. Febr. 1747 bei 10 Rthlr. Strafe der Verkauf und das Ausſchenken der Tiſchtrünke verboten und dieß Verbot am 31. März 1751 wiederholt. Die bald darauf eintretenden Kriegsunruhen verhinderten wahrſcheinlich die völlige Abſtellung der Mißbräuche.

Es gieng bei dieſen Verhältniſſen immer weniger Bier ab; es wurde fremdes Bier hierher gebracht (z. B. Birkenfelder, S. 70). Am 20. März 1780 wurde die Einführung und die Ausſchenkung fremder Biere verboten; die Kammer unternahm im Schloßbrauhauſe das Brauen des Doppelbiers, um den Bedürfniſſen abzuhelfen. So wichtig dieß auf der einen Seite war, ſo ſchadete es doch in anderer Hinſicht der bürgerlichen Nahrung und das ſtädtiſche Brauweſen kam immer mehr in Verfall. Es wurden weniger Gebräude gethan und im J. 1788 waren über 208 Dienſtgebräude in Rückſtand, ſo daß ein nicht unbeträchtlicher Beſoldungstheil des Stadtraths noch nicht ausgezahlt war, der ſelbſt zum Theil den Familien Verſtorbener noch gehörte.

Um dieſe Sache in Ordnung zu bringen, wurden Verhandlungen von der Regierung und Kammer eingeleitet, wobei der Kanzlar Grimm, der Geh. Regierungsrath von Uttenhoven und der Geh. Kammerrath von Uttenhoven vorzüglich thätig waren, und am 16. Jul. 1789 ward deshalb ein Termin gehalten. Es wurde dem Stadtrath geſtattet, ein Kapital von 2000 fl. zu erborgen, um die durch die rückſtändigen Dienſtgebräude veranlaßten Beſoldungsreſten damit zu bezahlen; die Zinſen ſollten gedeckt werden durch die geſtiegenen Rathseinkünfte, indem der Rathskeller 60 fl., der Schafhof 150 fl., die Rathsmühle 32 fl. mehr Pacht gaben als vorher. Ein Dienſtgebräude wurde von nun an mit 8 fl. frk. vergütet; die Rathskaſſe übernahm dieſe Zahlung an die Beſoldungsempfänger und erhob dagegen auch ſo viel von den Brauern für jedes Dienſtgebräude. Man traf die Einrichtung, oft 5 Zapfen neben einander außer dem Rathskeller: das Looſen hörte auf und es ward ſeit 1807 gleiche Abgabe von allen Gebräuden erhoben, denn man konnte keinen Unterſchied machen.

Es war nicht zu leugnen, daß das ſtädtiſche Brauweſen ſich gehoben hatte. Im J. 1796 wurden 31 Raths-, 68 Schlundwirthsgebräude gethan, 1797 61 Raths-, 69 Schlundwirthsgebräude, 1798 92 Raths-, 76 Schlundwirthsgebräude, 1799 91 Raths-, 87 Schlundwirthsgebräude.

Nachdem 1799 das neue Schloßbrauhaus und der Felſenkeller erbaut worden war, machte man um das J. 1800 Verſuche mit dem Lagerbier. Das Unternehmen war zunächſt für den Hofkeller beſtimmt, mit verkäuflichen Ablaſſen des Biers ſollte nur eine Probe gemacht werden; auch ſollten die Abgaben des zum Verkauf eingelegten Biers der ſtädtiſchen Kaſſe nicht entgehen. Allein die Sache führte doch zu Beſchwerden, weil ein förmlicher Verkauf allmählich am Felſenkeller üblich ward, wodurch die bürgerliche Nahrung litt, wenn gleich das Brauweſen Fortſchritt machte, denn die Brauanſtalten im ſtädtiſchen Brauhauſe wurden ebenfalls verbeſſert und ein ordentlicher Braumeiſter angeſtellt, auch Lagerbier gebraut. In der Folge wurde auch durch Ankauf des daneben ſtehenden Hauſes (1823) das Stadtbrauhaus erweitert.

Es entſtand aber ſpäterhin ein Streit zwiſchen der Kammer und dem Stadtrathe über die Erhebung der 8 fl. frk., welche wegen der vormaligen Dienſtgebräude eingeführt waren und ohne deren Einnahme man die Laſten der Kiegsjahre nicht hätte tragen können. Man ſah auch dieſe Abgabe als eigentliche Trankſteuer an, von welcher $\frac{2}{3}$ der Kammer, $\frac{1}{3}$ der Rathskaſſe zufloſſen und behauptete, der Stadtrath müſſe die erhobenen 11 fl. frk. 12 gl. ſo theilen, daß die Kammer $\frac{2}{3}$ oder 7 fl. frk. 15 gl. und das Rathsärar 3 fl. frk. 18 gl. erhalte. Im Jahre 1827 wurde höchſten Orts dahin entſchieden, daß der ohne landesherrliche Bewilligung bisher erhobene ſtädtiſche Bieraufſchlag von 8 fl. frk. fernerhin aufhören, die Trankſteuer aber nicht nach dem bisherigen Tarif, ſondern nach der Brauordnung von 1673 alſo mit $\frac{1}{5}$ des Schenkpreißes, erhoben und mit $\frac{2}{3}$ zur Kammerkaſſe verrechnet werden ſollte. Noch ſuchte zwar der Stadtrath gegen dieſe landesherrliche Entſcheidung gerichtlichen Schutz, verlor aber den Proceß, doch erlangte das Aerar, welches ohne dieſe Abgabe nicht beſtehen konnte, ſolche im Spätherbſte 1830 aufs Neue durch landesherrliche Bewilligung, aber nach anderem Tarif. S. unten.

Bei der Schloßkirche waren 910 Kommunikanten. 5 Paar wurden getraut, 32 Kinder getauft, 24 Perſonen begraben. Bei der Stadtkirche waren 2785 Kommunikanten, 25 Paare wurden getraut, 82 Kinder getauft, 62 Perſonen begraben, 1 Geiſtlicher ordinirt.

1790.

Am 21. Jan. wurden durch eine Polizeiverordnung alle Hazardſpiele mit Karten und Würfeln in öffentlichen und Privathäuſern aufs ſtrengſte verboten. Das Spielgeld ſollte im Betretungsfalle zum Beſten der Armenkaſſe weggenommen, jeder Spieler um Geld oder nach Befinden auf andere Weiſe, der Hausbeſitzer um 10 Rthlr, im Wiederholungsfalle höher geſtraft werden. Auch verbot die Polizeikommiſſion aufs neue das Tabaksrauchen auf den Straßen, in Ställen, Scheunen und forderte zur Behutſamkeit in Anſehung des Feuers und des Lichts auf. Das Ausſchütten von Unrath auf die Straßen, das Liegenlaſſen des Düngers auf denſelben, das unnöthige Sperren der Straßen durch Wagen, Holz und dergl. wurde ebenfalls unterſagt.

Am 12. März machte der Stadtrath bekannt, daß wer das Bürgerrecht hier nicht habe, ſich nicht ohne beſondere Erlaubniß hier niederlaſſen und aufhalten dürfe.

Am 16. April wurde verboten, eigenmächtig ohne Erlaubniß Steine von der Stadtmauer abzubrechen.

Um dieſe Zeit gab die Weberiſche Schauſpielergeſellſchaft hier Vorſtellungen.

Am 14. Mai wurde das Verbot erneuert, die Gänſe frei herumlaufen zu laſſen.

Am 26. Mai ſtarb der Archidiakonus M. Johann Theodor Meyfart. Er beſaß viele gelehrte Kenntniſſe, war ſeit 1747 Rektor, ſeit 1759 Diakonus, ſeit 1765 Archidiakonus*). An ſeine Stelle kam als Archidiakonus am 10. Aug. der bisherige Inſpektor des Lyceums, Johann Adam Emmrich, verwaltete aber die Inſpektoratsgeſchäfte zugleich noch bis zum 23. Mai 1791.

Am 28. Mai war des Abends ein heftiges Gewitter. Der Blitz ſchlug in das Haus des Barchentwebers Link in der untern Freitagsgaſſe, ohne jedoch zu zünden.

Am 10. Jun. wurde im Schafhofe ein bedeutender Diebſtahl verübt.

Am 2. Jul. wurde verboten, Aſche auf Böden und in Kammern aufzubewahren.

Am 10. Jul. ſtarb der Hofprediger und Konſiſtorialaſſeſſor Johann Georg Pfranger, ein würdiger und verdienter Mann, als Dichter, Schriftſteller und Kanzelredner rühmlichſt bekannt, und von ſeinem Fürſten, wie von den hieſigen Einwohnern in gleichem Grade geſchätzt und geliebt, was ſich auch bei ſeiner Beerdigung durch allgemeine Theilnahme ausſprach. Herzog Georg erwartete mit ſeiner Gemahlin die Leiche am Grabe, wo das von dem Verſtorbenen gedichtete Grablied: Gebt dem Tode ſeinen Raub ꝛc. unter Begleitung der Kapelle geſungen wurde. Das Grab ward einfach und ſchön geſchmückt*). Er

---

*) S. über ſeine Lebensumſtände Ihlings Progr. 1830 S. 20.

*) Pfrangers Leben iſt beſchrieben in der nach ſeinem Tode herausgegebenen Sammlung ſeiner Gedichte, und in der neuen Ausgabe ſeines „Mönchs auf Libanon". Er hatte den Grund zu dem neuen Geſangbuche gelegt, welches 1794 erſchien: mehrere der ſchönſten Lieder deſſelben haben ihn zum Verfaſſer.

war zu Hildburghauſen am 5. Aug. 1745 geboren, 1777 hierher als Hofprediger berufen und ſeit 1785 Konſiſtorialaſſeſſor. An ſeine Stelle trat im Jahre 1791 als Hofprediger der Kandidat **Johann Lorenz Bierling**.

Am 2. Aug. wurde der Legationsſekretär **Lehmann** zum Regierungsaſſeſſor ernannt.

Am 23. Nov. erließ die Polizeikommiſſion eine Verordnung, um Vervortheilungen in den Mühlen abzuhelfen.

In den Stadtrath trat um dieſe Zeit der Kaufmann **Johannes Lotz**. Stadtſchreiber wurde J. W. Fr. **Koch**.

Die Ernte war in dieſem Jahre reichlich. Waizen koſtete 15 bis 17 Btz., Korn 12 bis 13 Btz., Gerſte 8 bis 8½ Btz., Hafer 4 bis 5 Btz., Erbſen und Linſen 10 bis 11 Btz.

In dieſem Jahre wurden die blauen Mäntel abgeſchafft, welche bis dahin in den drei obern Klaſſen des Lyceums getragen werden mußten. Dieſe Tracht war früherhin allgemein. Noch um dieſe Zeit erſchien der Bürger bei feierlichen Gelegenheiten im ſchwarzen Mantel; in demſelben gieng er auf das Rathhaus, oder zum Abendmahle, begleitete er Leichen; die Rathsherrn trugen dieſelben noch im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts bei feierlichen Zügen in die Kirche, wie z. B. wenn die Rathspredigt gehalten wurde und bei Leichenbegängniſſen. Die Handwerksgeſellen trugen blaue Mäntel, desgleichen die Chorſchüler: am längſten bedienten ſich die Träger bei Leichen der ſchwarzen Mäntel, bis ſich auch um das Jahr 1820 dieſer Gebrauch allmählig verlor. Die Staatsdiener pflegten dagegen mit dem Degen öffentlich zu erſcheinen.

Zu Anfang des folgenden Jahres wurde zum erſtenmal im Wochenblatt eine öffentliche Bekanntmachung über die Einnahme und Ausgabe bei der Almoſenanſtalt erlaſſen. Die Kaſſe hatte ein Legat von 150 fl. von dem Oberkämmerer Weber durch Vermächtniß erhalten.

Bei der Schloßkirche waren 844 Kommunikanten, 7 Paare wurden getraut, 33 Kinder getauft, 52 Perſonen begraben. Bei der Stadtkirche waren 2871 Kommunikanten, 17 Paare wurden getraut, 86 Kinder getauft, 96 Perſonen begraben.

1791.

Nachdem der Amtmann **Ludwig** zum Amtmann zu Waſungen und Sand ernannt worden war, wurde dem Regierungsaſſeſſor **Lehmann** das hieſige Amt übertragen.

Am 1. Febr. wurde auf Befehl des Herzogs eine Zeichnenſchule für junge Künſtler und Handwerker errichtet, worin dieſelben unentgeltlichen Unterricht im

Bauheit brächtet, und etwa einigen von Euern beſten Freunden, ſolchen, die nicht im Rathe ſitzen, aufzuheben gäbet, denn, edle Frau, Ihr wißt nicht, wie es hergeht, wenn das Volk wüthend wird, ich bin einmal Zeuge eines Aufſtandes geweſen, und bitte Gott täglich, mich dergleichen nicht wieder erleben zu laſſen. Geſprochen iſt das Wörtlein Aufruhr bald, aber was es umfaßt und mit ſich bringt, die Gräuelthaten, die ſchrecklichen Ereigniſſe, das vermag kaum eine Zunge oder eine Feder genügend zu beſchreiben. Da geht alles drunter und drüber; kein Geſetz, kein Recht, keine Ordnung, keine Frömmigkeit ſind da mehr zu finden; Zucht und Ehrbarkeit hören auf, und die Laſter ſind losgelaſſen. Dann iſt es wohlgethan, daß der Redliche ſein Gut birgt und entflieht, denn juſt ihm ergeht es am Schlimmſten."

„Du ſprichſt übel, Adam, und machſt mir bange Furcht," äußerte Frau Martha: „von Fliehen ſprichſt Du? Guter Gott, wo ſollten wir denn hin, haben wir doch hier all' unſer Eigenthum! Der Allmächtige wird es doch dahin nicht kommen laſſen!"

Bauzeichnen, Modelliren und dergl. erhalten ſollten. Das Haus im engliſchen Garten wurde dazu eingeräumt. Ueberhaupt bildeten ſich jetzt durch die lebendige Theilnahme des Herzogs, welcher jedes Talent bemerkte, aufmunterte, Verſuche machen ließ, viele tüchtige Bauhandwerker aus.

Am 12. April kam der Feldmarſchall Prinz Friedrich von Coburg hier zum Beſuche an: am 2. Mai der Herzog von Coburg nebſt der Herzogl. Familie, bei deren Ankunft die Jägerei vorritt.

Am 30. April verordnete Herzog Georg, daß in das Wochenblatt zweckmäßige Vorſchläge zur Beförderung der Landeskultur, zu Verbeſſerungen, ökonomiſche Nachrichten, offene Anzeigen von Mängeln aufgenommen werden ſollten. Es wurden von dieſer Zeit an viele ökonomiſche Aufſätze eingerückt.

Bei der hieſigen Schule wurde nach Beförderung des bisherigen Inſpektors Em̄rich zum Archidiakonat, der bisherige Lehrer an der Kloſterſchule zu Ilfeld im Hannöveriſchen, Johann Konrad Schaubach als Inſpektor angeſtellt und am 23. Mai durch den Superintendenten Hopf eingeführt. Da kurz vorher der Konrektor Haberland zum Pfarramt nach Oberellen befördert wurde, ſo kam an deſſen Stelle am 17. März der bisherige Kandidat Johannes Walch. Die beiden neuen Lehrer hielten ihre Antrittsreden am 19. Sept., wozu vom Inſpektor durch ein Programm, Observata quaedam in Eratosthenis catasterismos, eingeladen wurde.

Am 28. Jul. wurde zwiſchen den Herzogen des Gothaiſchen Geſammthauſes zu Römhild der mehrere gemeinſame Angelegenheiten betreffende Succeſſionsreceß geſchloſſen. S. das Meining. Taſchenbuch 1805 S. 170. Walchs Beſchr. d. Meining. Lande. S. 48. ff.

Am 2. Aug. verbot die Polizeikommiſſion das Schießen junger Leute mit Flinten, Piſtolen, Schlüſſelbüchſen an öffentlichen Orten.

Am 15. Aug. wurde der Geburtstag der Herzogin Mutter Charlotte Amalie und der Herzogin Luiſe Eleonore feſtlich gefeiert. Die Herrſchaft ſpeiſte mit ihren Gäſten, dem Herzoge von Gotha und deſſen beiden Prinzen, dem Landgrafen von Barchfeld und deſſen Gemahlin, der Fürſtin von Carolath und dem Herzoge Conſtantin von Weimar auf der Faſanerie. Nach der Tafel begab ſich die Verſammlung an die Ufer des Hermannsfelder See's, wo zwei Fahrzeuge beſtiegen wurden, die begleitet von türkiſcher Muſik und von Wallfiſchen, auf denen ſich Seejungfern befanden, die Herrſchaften zu einer Grotte des Neptun führten, wo ſie mit Geſang und ſanfter Muſik empfangen wurden. Neben dem Tempel der Freude, wohin ſich der Zug begab, befanden ſich die jungen Leute der benachbarten Orte, begrüßten die Herrſchaften mit ihrer Muſik und überließen ſich dann fröhlichem Tanze. In dem Tempel der Harmonie wurde die Abendtafel bei ſchöner Beleuchtung des Ganzen eingenommen. Unter dem Donner der Kanonen, rauſchender Muſik und

dem

dem Jubelgeſchrei der zahlreichen Volksmenge fuhren die Herrſchaften auf die Faſanerie zurück. Die erleuchteten Fahrzeuge gewährten auf dem Spiegel des großen Sees einen herrlichen Anblick. Das Feſt war vom ſchönſten Wetter begünſtigt.

Am 23. Sept. warnte der Stadtrath vor dem Aufhäufen feuergefährlicher Materialien auf Böden, beſonders in der Nähe der Schornſteine.

In Anſehung des Armenweſens wurde höchſten Orts verordnet, daß die Einkünfte deſſen, der nichts gebe, taxirt und 1 pCt. ſeines Einkommens als entſprechender Beitrag beſtimmt, auch nöthigenfalls exekutiviſch beigetrieben werden ſolle. Die Aufſicht über die Bettelei ward der Polizei übertragen.

Im Herbſte gab es Ruhrkranke, doch nicht ſo wohl in der Stadt, als vielmehr auf den benachbarten Dörfern.

Der Waizen koſtete 11 bis 15 Btz., das Korn 8 bis 12 Btz., die Gerſte 7 bis 8 Btz., Hafer 5 bis 5⅓ Btz., Erbſen und Linſen 10 bis 11 Btz.

Bei der Schloßkirche waren 816 Kommunikanten, 7 Paare wurden getraut, 30 Kinder getauft, 23 Perſonen begraben, 1 Geiſtlicher ordinirt. Bei der Stadtkirche waren 2831 Kommunikanten, 31 Paare wurden getraut, 73 Kinder getauft, 66 Perſonen begraben, 3 Geiſtliche ordinirt.

1792.

In dieſem Jahre erſchien in dem vom Obriſtlieutenant Keßler von Sprengseiſen herausgegebenen fränkiſchen Magazin eine ausführliche Topographie des Meiningiſchen Landes. Der Adjunktus und Waiſenpfarrer Walch gab eine kurze hiſtoriſche und geographiſche Beſchreibung des Meiningiſchen Landes heraus, welches die Grundlage ſeines ſpäter erſchienenen größern Werkes war.

Von dem Apotheker K. L. Jahn ward jetzt eine neue Leſegeſellſchaft errichtet.

Am 19. Febr. ſtarb der verdiente Geheimerath und Kanzlar Martin Chriſtian Grimm. Er war einer der tüchtigſten Rechtsgelehrten und beſonnenſten Männer und ſtand in allgemeiner Achtung. In ſeinem am 17. Okt. 1788 errichteten Teſtamente vermachte er ſeine anſehnliche Bibliothek der hieſigen Stadt, ſetzte zur Herſtellung eines Zimmers und zur Aufſtellung der Bücher 200 Rthlr. aus, desgleichen die Zinſen von 300 Rthlr. für den jedesmaligen Bibliothekar der Rathsbibliothek, welche außerdem die Bücherſammlungen von Strauß und Gaſſer enthält. S. Th. I. 150. 161. Vergl. d. J. 1833.

Der Geheime Regierungsrath und Amtshauptmann v. Uttenhoven wurde zum Kanzlar und Oberkommiſſarius beim Stadtrath ernannt, erhielt auch zugleich Sitz und Stimme im Geheimerathskollegium am 29. März.

Am 4. April wurde vom Stadtrath bekannt gemacht, daß nach Verfügung der Polizeikommiſſion die Metzger Vormittags bis 11 Uhr nur in den Bänken feil haben

haben durften und ſich ſtreng in ihren Preiſen nach der Schätzung richten ſollten. Nach dieſer Zeit war ihnen geſtattet, das übrige Fleiſch im Hauſe zu verkaufen. Keinem Meiſter war erlaubt, Rinder und Schweine zugleich zu ſchlachten, ſondern jeder mußte wenigſtens ein Jahr lang von einerlei Gattung Vieh ſchlachten.

Am 9. Mai wurde aufs neue befohlen, die Gänſe durch den Hirten austreiben und nicht frei herum laufen zu laſſen; zugleich wurde an die Verordnungen wegen des Taubenhaltens erinnert.

Am 7. Jun. kam der Preußiſche Geſandte im Fränkiſchen Kreiſe, Graf von Soden von Nürnberg hier an, um wegen des Durchmarſches eines Preußiſchen Truppenkorps nach Frankreich die nöthigen Einleitungen zu treffen. Nach beendigtem Geſchäfte reiſte er Tags darauf wieder ab.

Gegen Ende dieſes Monats kam die vierte Kolonne des an den Rhein beſtimmten Armeekorps in der hieſigen Gegend an. Am 1. Jul. zog das Regiment Tſchirsky Dragoner, 768 Mann mit 900 Pferden, vor der Stadt in Parade vorbei. Die Offiziere waren von der Herrſchaft zu einem Frühſtück im Frommiſchen Garten am obern Raſen eingeladen. Tags darauf folgte das Regiment Schmettau Dragoner, 768 Mann mit 895 Pferden und zog ebenfalls bei der Stadt vorbei nach Kaltennordheim und in die dortige Gegend. Das Füſilierbataillon Thadden, 749 Mann ſtark, marſchirte am 1. Jul. durch die Stadt; das Infanterieregiment Wolframsdorf, 2310 Mann ſtark, am 2. Jul. an der Stadt vorbei nach Herpf, Stepfershauſen, Sülzfeld, Henneberg und Hermannsfeld. Am 3. Jul. zog das Füſilierbataillon Forcade, 748 Mann ſtark, durch die Stadt: durch Maßfeld gieng das Infanterieregiment Erbprinz Hohenlohe, 2312 Mann ſtark. Am 7. Jul. folgte der Artillerie= und Fuhrweſentrain, 1322 Mann und 1456 Pferde, die Feldbäckerei und das Proviantfuhrweſen, 582 Mann und 1112 Pferde. Die ganze Kolonne zählte 9559 Mann, 5402 Pferde.

Der Diakonus, Adjunktus Volkhardt wurde am 3. Jul. als Superintendent nach Schalkau verſetzt: zum Diakonat wurde der Adjunktus und bisherige Waiſenpfarrer C. J. Walch am 24. Aug. befördert und an deſſen Stelle kam der Rektor und Kollaborator zu Sonneberg Theodor Gottlieb Karl Keyßner, der zugleich auch Lehrer am Seminarium wurde. Außer demſelben ertheilte um dieſe Zeit am Seminarium der Hofmuſikus Raßmann Unterricht in der Muſik, der Kanzliſt Lang in Kalligraphie.

Am 19. Jul. war Abends ein heftiges Gewitter, vou ſtarkem Sturmwinde begleitet, der die Ziegeln von den Dächern warf und die ſtärkſten Linden entwurzelte.

Am 13. Aug. Abends 11 Uhr verkündigte der Donner der Kanonen, das Glockengeläute und Trompeten= und Paukenſchall vom Schloß die Geburt einer Prinzeſſin. Seit 80 Jahren hatte in Meiningen ein ſolches freudiges Ereigniß nicht ſtatt gefunden. Auf dem Thurme wurden Danklieder in Begleitung von

Muſik

Muſik angeſtimmt und die ganze Nacht ward mit Frohlocken und Jauchzen zugebracht.

In dieſem Jahre trat der Regierungsaſſeſſor v. Donop und etwas ſpäter der Regierungsaſſeſſor v. Türke in die Regierung.

Am 14. Aug. ließ Herzog Georg die Armen im Schloßhofe ſpeiſen, gieng dabei unter ihnen herum und ermunterte ſie zur Fröhlichkeit, indem er ihnen noch ein Geſchenk an Geld zu reichen befahl. Die Armen ſtimmten die Lieder an: Nun danket alle Gott ꝛc. und: Nun danket All' und bringet Ehr ꝛc.

Am 19. Aug. wurde im ganzen Lande ein feierliches Dankfeſt wegen dieſer frohen Begebenheit begangen. Nachmittags 5 Uhr wurde die Prinzeſſin getauft und erhielt die Namen: Amalie Adelheid Luiſe Thereſe Karoline. Abends war große Tafel bei Hofe.

Am 24. Aug. wurde die neue Oberökonomie-Kommiſſion errichtet, wozu Herzog Georg ſelbſt das Jahr zuvor den Plan entworfen hatte. Sämmtliche Räthe der Regierung und der Kammer, ſo wie die weltlichen Räthe des Konſiſtoriums waren Mitglieder derſelben. In den Aemtern traten die Juſtiz- und Rechnungsbeamten mit dem erſten Geiſtlichen zuſammen und in den Dörfern wurden die Ortskommiſſionen unter dem Vorſitz des Geiſtlichen gebildet. Am 17. Febr. 1793 trat das Ganze in Wirkſamkeit. Die Verbeſſerung der Wieſenkultur und der Futterkräuterbau ſind hauptſächlich ihr Werk. Man vergl. über die Einrichtung d. Meining. Taſchenb. 1802. S. 111 ff.

Am 23. Sept. hielt die Herzogin ihren Kirchgang. Nachmittags fuhr die Herrſchaft auf den Markt, wo ſie in einem geſchmackvoll errichteten Tempel mit Muſik empfangen wurde. Die Bürger ſpannten den Wagen der Herzogin aus und fuhren ſie zurück ins Schloß. Abends war der Tempel und überhaupt die ganze Stadt erleuchtet. Die Herrſchaft nahm die Erleuchtung in Augenſchein.

Am 17. Sept. wurden die Preußiſchen Münzſorten auf ihren wahren Werth, nach dem ſie ausgeprägt waren, herabgeſetzt, wodurch der Preußiſche Thaler auf 1 fl. 36 Xr. kam.

Am 24. Sept. fanden mehrere Feſte ſtatt: am 25. Sept. wurde auf dem Hoftheater von einer Liebhabergeſellſchaft „der Papagei" und „Rikko" nebſt einem allegoriſchen Ballet gegeben.

Am 27. Okt. gieng der Kurfürſt von Mainz mit 14 Domherrn und einem ſtarken Gefolge hier durch nach Erfurt, weil Mainz am 19. Okt. von den Franzoſen unter dem General Cuſtine beſetzt war.

Am 1. Nov. kam die Prinzeſſin Condé, die Aebtiſſin von Ruremonde nebſt vielen franzöſiſchen Herzogen und Prinzen hier durch. Die Flucht der Emigranten dauerte mehrere Wochen: manchen Tag waren derſelben ſo viele, daß ſie nicht

Alle in den Gaſthöfen Unterkommen finden konnten, auch wegen Mangel an Pferden oft einige Tage verweilen mußten.

Am 18 Nov. ward bekannt gemacht, daß der ſonſt ſehr ſchlechte Weg bis nach Welkershauſen chauſſeemäßig hergeſtellt ſey, und daß von nun an das gewöhnliche Chauſſeegeld bezahlt werde, dagegen das bisherige Weggeld wegfalle.

Der Waizen koſtete 11 bis 13 Bz., das Korn 8 bis 9 Bz., die Gerſte 7 bis 7½ Bz., der Hafer 5 bis 5½ Bz., Erbſen und Linſen 10 bis 11 Bz.

Bei der Schloßkirche waren 796 Kommunikanten, 6 Paare wurden getraut, 27 Kinder getauft, 15 Perſonen begraben. Bei der Stadtkirche waren 2655 Kommunikanten, 19 Paare wurden getraut, 98 Kinder getauft, 68 Perſonen begraben, 2 Geiſtliche ordinirt.

1793.

Mit dieſem Jahre wurden im ganzen Lande die neuen zweckmäßigen Kirchenbücher eingeführt, worüber am 21. Nov. 1792 eine beſondere Inſtruktion im Druck erſchienen war.

Am 24. Jan. ſtarb der Rath und Regierungsſekretär Joh. Chriſtian Elias Hönn.

Am 13. Febr. wurde durch eine Verordnung beſtimmt, daß bei öffentlichen Eingaben, bei den Verfügungen und Ausſertigungen der Behörden zweckmäßige Einfachheit ſtatt finden, hingegen alle leere Titulaturen und Kurialien wegfallen ſollten.

Am 17. Febr. wurde eine Verordnung erlaſſen, nach welcher allenthalben Baumſchulen errichtet werden ſollten. Die Obſtbaumzucht wurde empfohlen, es wurden Alleen angelegt. Die Seminariſten erhielten Anleitung zur Obſtbaumzucht.

Am 22. Febr. erließ Herzog Georg eine Inſtruktion für alle ſeine Diener und Unterthanen, worin vorzüglich auf Abkürzung der Rechtshändel und auf Beförderung der allgemeinen Wohlfahrt hingearbeitet wurde.

Am 6. März ſtarb der Geheime Regierungsrath Johann Friedrich Fritze in ſeinem 67ſten Jahre an einem ſchleichenden Fieber. Er gehörte zu den gründlichſten Kennern der Landesgeſchichte und hinterließ außer einer trefflichen Bibliothek eine beträchtliche Sammlung von Urkunden, Verträgen, Receſſen und dergl., die gegen 40 Bände beträgt, für die Specialgeſchichte Deutſchlands von Wichtigkeit iſt und jetzt im Miniſterialarchiv aufbewahrt wird.

Am 9. März wurden der Kammerjunker K. v. Bibra und der Kammerſekretär Ludwig Ernſt Caroli zu Kammeraſſeſſoren ernannt. Der Rath G. C. Heim, welcher bisher Rathsmitglied geweſen war, wurde Regierungsſekretär.

Am 16. März giengen 14 Wagen mit Bomben zur Preußiſchen Armee an den Rhein hier durch.

Am

Am 23. März befahl der Stadtrath, darauf zu ſehen, daß die Bäume möglichſt von Raupen gereinigt würden. Die im Winter ausgegangenen Obſtbäume an der untern Chauſſee bis an die Helbaer Grenze ſollten wieder ergänzt und für die Folge im Winter gehörig verwahrt werden nach einer Verfügung vom 5. April, welche am 11. Okt. nochmals wiederholt wurde. Am 17. Mai wurde befohlen, auf Vertilgung der Maikäfer Bedacht zu nehmen. Die Kinder, welche eine Quantität von einem Biermaaß getödteter Maikäfer an die Rathsdiener ablieferten, ſollten 1 Kr. erhalten.

Der Adjunktus und Diakonus Ernſt Julius Walch wurde am 2. Jun. als Superintendent zu Salzungen eingeführt. Zum Diakonat wurde der bisherige Rektor M. Johann Kaſpar Buzer im September befördert: Rektor wurde der Konrektor Johannes Walch, Konrektor der bisherige Kandidat Adam Gottlieb Lange.

Am 12. Jun. gieng das ſchöne Oeſtreichiſche Huſarenregiment Kaiſer, 1600 Mann mit 2400 Pferden, theils durch die Stadt, theils an derſelben vorbei an den Rhein.

Am 13. Jun. ſtarb der Regierungsaſſeſſor und Amtmann Siegmund Chriſtian Ludwig Lehmann im 46ſten Jahre an der Auszehrung. Der Rath und Konſiſtorialſekretär Johann Abel Hopf wurde am 25. Jun. zum Amtmann, mit dem Rang und Titel eines wirklichen Aſſeſſors ernannt; der Rath und Landſchaftsſekretär Johann Bernhard Daniel Vey zum Regierungsaſſeſſor, der Amtsſekretär Fromm zum Konſiſtorialſekretär, der Acceſſiſt C. Reinwald zum Amtsſekretär.

Am 18. Jun. wurde bekannt gemacht, daß der Herzog am untern Thore ein Haus habe bauen laſſen, welches durch eine Lotterie ausgeſpielt werden ſollte. Das Loos koſtete 12 Rthlr. und es waren 252 Looſe. Dieſes Haus wurde von dem einige Zeit darauf hierher ziehenden, im Fache der Romanenliteratur als Schriftſteller bekannten Forſtrath Cramer erkauft. Es iſt das nachmals Caroliſche, jetzt Ottoiſche Haus.

Da wegen der Kriegsunruhen in der Gegend von Mainz viele Unglückliche Haus und Hof hatten verlaſſen müſſen, ſo wurden zur Unterſtützung derſelben hier milde Beiträge eingeſammelt. Der Oberhofprediger Volkhardt übernahm die Einſammlung und ſendete 97 fl. 34½ Kr. ein.

Am 17. Jul. erließ Herzog Georg eine Verfügung an die Regierung des Inhalts, da die bisher in hieſiger Stadt beſtandenen Schützengeſellſchaften bei verminderter Neigung zu dieſen Uebungen theils neben einander nicht mehr beſtehen könnten, theils auch Mißbräuche ſich dabei eingeſchlichen hätten, ſo ſey die höchſte Entſchließung gefaßt worden, beide Geſellſchaften aufzuheben, um eine neue, beſſer eingerichtete Geſellſchaft errichten zu können: der Herzog ſey nicht abgeneigt, dieſer neuen Geſellſchaft die Vortheile zu bewilligen, welche die bisherige untere Schützengeſellſchaft (deren Schützenordnung vom Jahre 1746 herrührte) bezog, zweifle auch nicht, der Stadtrath werde ein Gleiches in Anſehung desjenigen thun, was die obere Schützengeſellſchaft bisher vom Stadtrath erhalten habe; die Regierung ſolle das Erforderliche verfügen. Hierauf erfolgte die neue Einrichtung und Herzog Georg trug ſeinen Namen zuerſt und eigenhändig in das Verzeichniß der neuen Schützengeſellſchaft. Die obere Schützengeſellſchaft beſtand ſchon vor der Zeit, ehe Meiningen Reſidenz wurde, die untere wurde ſpäter errichtet, zunächſt für die zum Hofe gehörigen Perſonen: die Erlaubniß zu dem jährlichen Schießen wurde rückſichtlich der obern Geſellſchaft vom Stadtrath, in Anſehung der untern von der Regierung ertheilt. Mit der obern Schützengeſellſchaft und deren Scheibenſchießen iſt nicht das ſogenannte Galli-Schießen der Bürgerkompagnien zu verwechſeln, welches 1797 aufgehoben wurde. S. daſ. d. Weitere, u. Th. I., S. 21. Anmerk. S. 56.

Am 24. Jul. erſchien eine höchſte Verordnung über die Entſchädigung für die Hutbefreiung der mit Futterkräutern angebauten Aecker.

Die Theaterliebhaber-Geſellſchaft hatte 24 Vorſtellungen gegeben, welche 601 fl. 32 Xr. eintrugen und wovon nach Abzug der Koſten 239 fl. 39 Xr. an die Armen kamen.

Auf wiederholten Antrag der Stände wurde am 12. Sept. die landesherrliche Verordnung erlaſſen, daß diejenigen, welche einen armen Anverwandten nicht unterſtützten, ſondern den Armenanſtalten überließen, nach dem Tode deſſelben auch der Erbſchaft verluſtig ſeyn ſollten, welche in ſolchem Falle der Armenkaſſe zukommen ſollte. Dieſe Verordnung wurde durch die Regierung an alle Aemter, Stadträthe und Gerichte zur Bekanntmachung überſchickt und hier vom Stadtrath am 15. Okt. durch das Wochenblatt zur öffentlichen Kenntniß gebracht. Vergl. über die Aenderungen in Anſehung des Armenweſens d. J. 1798.

Am 17. Okt. ſtarb der Kanzleiſekretär Glaſer, ein Mann, der mit der vaterländiſchen Geſchichte aufs genaueſte bekannt war, in ſeinem 77ſten Jahre.

Im Nov. wurden mit dem ſtädtiſchen Brauweſen Verbeſſerungen vorgenommen. S. ob. S. 122.

Am 13. Nov. wurde befohlen, daß Dienſtboten vor ihrer Dienſtannahme gehörige Zeugniſſe beibringen ſollten, wodurch man manchen Beſchwerden vorzubeugen hoffte.

Am 21. Nov. ward verboten, im Thiergarten Holz zu leſen.

Am 16. Dec. giengen viele Oeſtreichiſche Ergänzungstruppen von den Regimentern Stuart, Kaunitz, Wenzel Colloredo und Manfredi durch die hieſige Gegend.

Der Waizen koſtete 16 bis 18 Bz., das Korn 11 bis 13 Bz.

Bei der Schloßkirche waren 829 Kommunikanten, 12 Paare wurden getraut, 40 Kinder getauft, 41 Perſonen beerdigt. Bei der Stadtkirche waren 2614 Kommunikanten, 26 Paare wurden getraut, 3 Geiſtliche ordinirt, 90 Kinder getauft, 83 Perſonen beerdigt.

1794.

In dieſem Jahre ließ der Stadtrath die Brücke am untern Thore über den obern Mühlgraben bauen.

Am 3. März wurden die alten, abgenutzten Schillinge oder Neunpfennigsſtücke herabgeſetzt.

Im April wurde der Kammeraſſeſſor v. Bibra zum Kammerrath, und der Rath und Kriegsſekretär Tiſcher zum Aſſeſſor bei der Kriegskommiſſion ernannt.

Im April erſchien das neue Geſangbuch. Schon Herzog Karl beabſichtigte die Einführung eines verbeſſerten Geſangbuchs und der Hofprediger Pfranger, ſelbſt ein trefflicher Dichter, hatte den Anfang zu einer Sammlung gemacht. (Vgl. auch ob. S. 93.) Nach ſeinem Tode wurde das Werk von ſeinem Freunde, dem Rath und Bibliothekar Reinwald, dem das Geſangbuch ebenfalls mehrere vortreffliche Lieder verdankt, fortgeſetzt und vollendet. Es wurde zuerſt 1795 in der Schloßkirche eingeführt und dann am 23. Nov. 1795 durch eine allgemeine Konſiſtorialverordnung anempfohlen. Man ſuchte durchaus allen Zwang zu vermeiden, weshalb ſich das alte Geſangbuch noch in vielen Gemeinden erhielt. Das von dem Organiſten Vierling zu Schmalkalden herausgegebene Choralbuch wurde durch einen beſondern Anhang für das hieſige neue Geſangbuch eingerichtet. Nachrichten über d. alte Geſangbuch ſ. ob. S. 61.

Um dieſe Zeit hatte ſich eine Geſellſchaft zu wiſſenſchaftlicher Unterhaltung vereinigt, welche ihre Verſammlungen in dem Zimmer der Buchhandlung hielt.

Am 25. Jun. früh um 2 Uhr verkündigte der Donner der Kanonen die Geburt einer Prinzeſſin. Tags darauf wurden wegen dieſer frohen Begebenheit 300 Arme im Schloßhofe geſpeiſt und vom Herzoge mit Geld beſchenkt. Am 28. Jun. ward in allen Kirchen des Landes ein Dankfeſt gefeiert.

Am 30. Jun. wurde die Prinzeſſin getauft. Herzog Georg übertrug die Pathenſtelle nicht allein ſeinen fürſtlichen Verwandten und Freunden, ſondern auch ſeinen Unterthanen, indem alle konfirmirte Töchter des Landes, ohne Unterſchied des Standes, dazu von Haus zu Haus erbeten wurden: die Wahl derer, welche erſcheinen ſollten, ward in allen Dörfern und Städten durchs Loos entſchieden. Die Taufhandlung wurde im Schloßhofe vorgenommen. Beim großen Portal waren zu beiden Seiten Tempel errichtet, mit grünem Laubwerk und mit Blumen geſchmückt. Der Tempel rechter Hand war für die fürſtlichen Perſonen, der auf der linken Seite für den Hofſtaat und die Dienerſchaft beſtimmt. Eine von dieſen Tempeln ausgehende kreisförmige Baluſtrade bezeichnete den für die Gevatterinnen beſtimmten Platz; in der Mitte deſſelben war ein Altar errichtet. Abends 6 Uhr ward dreimal mit allen Glocken geläutet. Die Gevatterinnen, gegen 200 an der Zahl, zogen paarweiſe in weißer, jedoch nach der Ortsſitte verſchiedener Kleidung in der durchs Loos beſtimmten Reihenfolge an ihren Platz: ihnen folgten die anweſenden fürſtlichen Perſonen aus Gotha, Coburg und Rudolſtadt, der Hofſtaat und die Landeskollegien; über 5000 Zuſchauer waren zugegen. Vor der Taufe, welche der Oberhofprediger Volkhardt verrichtete, wurde der Geſang: Mein Herz iſt Gott geweihet ꝛc. unter Inſtrumentalbegleitung angeſtimmt. Die neugeborne Prinzeſſin wurde von der Herzogin Mutter Charlotte Amalie, dem Herzoge von Gotha und den Prinzeſſinnen von Coburg und Rudolſtadt und 22 durchs Loos beſtimmten Mädchen aus der Taufe gehoben und erhielt unter dem Donner der Kanonen den Namen Ida. Die Gevatterinnen wurden in der Stadt einquartiert und überall mit der herzlichſten Freude aufgenommen. Mittags und Abends ſpeiſten ſie im großen Saale des Gartenhauſes im Park, Abends wurde Freikomödie für dieſelben gegeben.

Am 21. Jul. zogen ſich nach einem ſchwülen Morgen furchtbare Gewitter über der Stadt zuſammen. Um halb 11 Uhr ſchlug der Blitz in den Marſtall, tödtete ein Pferd, betäubte mehrere andere und ſetzte das ganze Gebäude in einem Augenblick in Flammen, ſo daß daſſelbe nebſt dem Kutſchenhauſe und einem Theile der Schloßmühle, wie auch einem großen Vorrathe von Heu und Stroh in Aſche gelegt wurde. Nur der außerordentlichſten Anſtrengung gelang es, Einhalt zu thun. Daſſelbe Gewitter ſchlug in der Nähe der Stadt beim Landsberge in einen Baum, bei Sülzfeld in einen Kornhaufen, auch in einen Baum in der Bärengrube.

Mehrere Gemeinden erboten ſich nach dieſem Brande Bauholz und Fourage zu liefern. In einer öffentlichen Bekanntmachung vom 14. Aug. dankte der Herzog aufs herzlichſte für dieſen Beweis der Liebe und Anhänglichkeit ſeiner Unterthanen.

Am 10. Aug. hielt die Herzogin ihren Kirchgang, weshalb in allen Kirchen das Tedeum angeſtimmt wurde.

Am 23. Aug. warnte die Polizeikommiſſion in einer Verordnung vor der Unachtſamkeit mit Feuer und Licht, wie vor dem Tabakrauchen auf der Straße.

Am 3. Dec. ſtarb der Bürgermeiſter und Regiſtrator J. Chr. Rieneck, 87 Jahre alt.

Im Herbſte graſſirte die Ruhr in hieſiger Gegend, weshalb vom Sanitätskollegium beſondere Vorſchriften erlaſſen wurden.

Die Einnahme des hieſigen Liebhabertheaters hatte ſich auf 697 fl. belaufen, wovon nach Abzug der Koſten gegen 150 fl. an die Armen kamen.

Wegen

Wegen des hohen Preiſes der Gerſte wurde das Maas Bier auf 7 gute Pfennige geſetzt.

Der Waizen koſtete 15 bis 16 Btz., das Korn 12 bis 13 Btz.

In dieſem Jahre erſchien in Verbindung mit dem Wochenblatt ein Extrablatt, welches die wichtigſten politiſchen Ereigniſſe enthielt.

Bei der Schloßkirche waren 819 Kommunikanten, 6 Paare wurden getraut, 35 Kinder getauft, 22 Perſonen beerdigt. Bei der Stadtkirche waren 2529 Kommunikanten, 24 Paare wurden getraut, 97 Kinder getauft, 74 Perſonen beerdigt, 1 Geiſtlicher wurde ordinirt.

1795.

Am 14. Febr. trafen die zeither in Erfurt auf der Feſtung in Arreſt geweſenen und wieder in Freiheit geſetzten Mainzer Klubbiſten, an der Zahl 30, unter Begleitung einiger Mainziſchen Huſaren hier ein und ſetzten nach gewechſelten Pferden ihre Reiſe nach Baſel weiter fort. Unter denſelben waren die Profeſſoren Blau, Böhmer, Metternich, Wedekind.

Am 27. März wurden die Gartenbeſitzer ernſtlich erinnert, die Bäume, Hecken und Sträucher von den überhandnehmenden Raupenneſtern zu reinigen.

Um dieſe Zeit wurde der Zwinger an die anſtoßenden Häuſerbeſitzer nach und nach verkauft, welche denſelben zur Anlegung der Hausgärten dem Bleichgraben gegenüber benutzten. Die Stadt war ehedem befeſtigt, indem ſich an den beiden Hauptthoren Schanzen befanden, der Stadtgraben eine bedeutende Breite hatte und rings herum ſich eine doppelte, den Zwinger einſchließende, Mauer zog, deren Ueberreſte man noch in dem Garten der obern Mühle und auf der Weſtſeite, namentlich an der Hoffiſcherei, ſehen kann. Da die Zeit dieſe Befeſtigung unnöthig gemacht hatte, ſo waren ſeit 1782 viele Veränderungen allmählig vorgenommen *).

Im April wurde unter Leitung des D. **Urban** aus Creuzburg auf der Meierei ein Blitzableiter angelegt. Herzog Georg beabſichtigte zugleich allgemeinere Einführung der Blitzableiter.

In dieſem Jahre kaufte Herzog Georg die **Schloßſpritzen**, mit Einſchluß der Zubringer 8 an der Zahl (die größte war ſchon früher vorhanden), aus der Fabrik zu Weimar: auch vom Stadtrath ward ein Zubringer angeſchafft. Am Reſidenzſchloß

---

*) Kaiſer Heinrich I. befeſtigte die Städte Deutſchlands und dieß war auch um das Jahr 930 mit Meiningen der Fall, welches durch ihn mehrere Privilegien erhielt. Im 30jährigen Kriege wurde die Stadt mehrmals belagert. 1673 wurde ſie aufs neue befeſtigt, damit bei umherſtreifenden Partheien das Landvolk ſich hierher flüchten könne. Vgl. über die Thore und die Befeſtigung ob. S. 6. Anmerk. 37. 66. 93. und Güth. S. 16. ff. 325 ff.

„Aengſtiget Euch nicht, meine Mutter,“ bat Eliſabeth. „Ich habe ein gutes Vertrauen, daß es alſo ſchlimm nicht werden mag, wie unſer alter Adam fürchtet. Und ob es auch der Uebelgeſinnten noch viele gebe, ſo denke ich, wir haben unter den angeſehenen Geſchlechtern noch manchen Freund, ſo wie auch im Rathe, ich will Euch nur den wackern Millwitz nennen, Herrn Hans Hirſchbach, den alten Gunſtedt, den angeſehenen Friederus und Andere, es werden doch nicht alle den Vater verlaſſen, und von ihm abfallen?“

Einen nannte Eliſabeth nicht, einen, der ihr alle die genannten wackern Männer überwog, einen, auf deſſen Treue und Anhänglichkeit ſie Felſen baute, ihren Johannes. Der ſchöne, kräftige junge Mann ſtand vor ihrem innern Auge wie ein Schutzheiliger, der ſie ſchirmen würde in der Zeit der Gefahr, und ſein Leben einſetzen für ihre Ehre und ihre Sicherheit.

„Du haſt gute Namen genannt, Elsbeth,“ wandte ſich Adam an die Jungfrau, die er noch mit dem traulichen Du anredete, wie er es geſchloß wurde das Preßwerk angebracht, wodurch augenblicklich Waſſer in jede Gallerie gebracht werden kann. Die kleinen Schlauchſpritzen waren bei mehreren Feuersbrünſten von weſentlichem Nutzen, da ſie in jeden Winkel gebracht werden konnten. Als von Einrichtung einer beſondern Feuerordnung die Rede war, äußerte Herzog Georg: man bedürfe derſelben hier nicht, da die hieſigen Bürger ſo thätig und muthig zugriffen, jede Verordnung würde dieſen Eifer nur dämpfen und hemmen, dagegen nicht ſo viel bezwecken.

Am 22. Mai erließ die Polizeikommiſſion eine Verordnung gegen das Tabaksrauchen auf den Straßen. Der Stadtrath verbot das Angeln in den Fiſchwaſſern.

Am 29. Mai machte die Kammer bekannt, daß vom Herrſchaftlichen Fruchtboden Getraide nur gegen obrigkeitliche Scheine verkauft werden ſollte, weil wucherlicher Handel damit getrieben war.

Am 19. Jun. erſchien eine Polizeiverordnung, in welcher das Reinlichhalten der öffentlichen Brunnen ernſt empfohlen wurde.

In dieſem Sommer gab die Haßloch'ſche Schauſpielergeſellſchaft auf dem hieſigen Theater mit vielem Beifalle Vorſtellungen. Als am 17. Jul. die Zauberflöte gegeben wurde, kam Feuer im Theater aus, welches jedoch augenblicklich wieder gelöſcht wurde.

Am 5. Aug. ſtarb der Geheime Kammerrath Chriſtian Ludwig Caroli, 83 Jahre und 9 Monate alt.

Am 27. Aug. machte der Stadtrath bekannt, daß diejenigen Bürger, welche keine eigenthümlichen Grundſtücke beſäßen, von den auf dem Bildſtein gelegenen Bergäckern Stücke zu $\frac{3}{4}$ oder $\frac{1}{2}$ Acker zur Bebauung mit Futterkräutern und Küchengewächſen auf 6 Jahre unentgeltlich angewieſen erhalten ſollten.

Am 22. Sept. kam der Kurfürſt von Cölln auf einer Reiſe hier durch.

Am 23. Sept. kam der Kurfürſt von Mainz mit ſtarkem Gefolge auf einer Reiſe nach Erfurt hier durch.

Am 27. Okt. ſtarb der Geheimerath und Oberhofmeiſter, auch Obriſt und Stadtkommandant Ludwig Karl Fr. v. Bibra.

Am 10. Nov. erließ der Stadtrath eine Verordnung gegen das übertriebene Holzleſen, wodurch den Waldungen Schaden zugefügt wurde.

Der Waizen koſtete 16 Bß., das Korn 13 Bß.

In den Stadtrath traten in dieſem Jahre der Kammeragent Holdefreund und Joh. Lorenz Knauf.

Bei der Schloßkirche waren 728 Kommunikanten, 9 Paare wurden getraut, 44 Kinder getauft, 37 Perſonen beerdigt. Bei der Stadtkirche waren 2476 Kommunikanten, 29 Paare wurden getraut, 84 Kinder getauft, 84 Perſonen beerdigt, 5 Geiſtliche ordinirt.

1796.

1796.

In dieſem Jahre wurde eine zweckmäßige Straßenbeleuchtung eingeführt, wozu man die Thorſperrgelder verwendete. Da ſie nicht ausreichten und für die Einheimiſchen läſtig waren, ſo zog man eine Subſcription vor. S. 8. März 1804*).

Im März wurde der Chauſſeebau von Welkershauſen nach Walldorf fortgeſetzt.

Am 5. Mai war zu Waſungen die Fahnenweihe der dem ſchönen Oeſtreichiſchen Infanterieregiment Stuart, welches im Winter in dieſer Gegend gelegen hatte, ertheilten neuen Fahnen. Die Truppen verſammelten ſich auf einem freien Platz, wo ein Altar errichtet war. Hier hielt der Feldprediger eine Rede und las die Meſſe: während der Handlung ſtand die Mannſchaft unter dem Gewehr und gab nach Beendigung derſelben einige Salven. Die Herrſchaft war nebſt vielen Zuſchauern anweſend. Am 7. Mai verließ das Regiment die hieſige Gegend und rückte nach Mainz.

In dieſem Jahre wurde die Kaſinogeſellſchaft durch Herzog Georg begründet.

Am 6. Juni machte die Ober-Oekonomiekommiſſion bekannt, daß den hieſigen Unterthanen der freie Einkauf des zu ihren Bedürfniſſen nöthigen Getraides und Branntweins in den S. Gothaiſchen Landen gegen Vorzeigung obrigkeitlicher Zeugniſſe geſtattet ſeyn ſolle.

Am 29. Jul. wurde verordnet, daß bei den unſichern Zeiten außer den gewöhnlichen Patrouillen und der Feuerwache alle Nacht von der Dämmerung an bis zum Anbruch des Tages 6 unbeſcholtene Bürger in der Stadt herumgehen und genaue Aufſicht führen ſollten. Nach 11 Uhr Abends ſollte ſich niemand mehr auf den Straßen, dem Markte, vor den Thoren, im engliſchen Garten und auf dem Bleichgraben finden laſſen. Dieſe Bürgerpatrouillen wurden am 4. Nov. wieder aufgehoben, wobei in Anſehung der Feuerwache die Beſtimmung erfolgte, daß ſie nur durch verſtändige, rechtſchaffene Männer verrichtet werden ſolle, die ſich um 8 Uhr Abends zu melden, und zu jeder Stunde ſich bei der Schloßwache, den beiden Thoren und der Wache auf dem Markte zu zeigen hätten.

Am 12. Sept. ſtarb der Archidiakonus Joh. Adam Emmrich nach kurzer Krankheit. Er war geboren am 23. Okt. 1734 zu Salzungen, wurde Rektor am Lyceum im J. 1763, Inſpektor 1773 und ſtand über 27 Jahre an

der

---

*) Schon am 24. Aug. 1715 wurde beſchloſſen, die Frohndienſte der Einwohner bei Herſtellung der Wege und des Pflaſters aufzuheben, wogegen von jedem monatlich 2 Bz. gegeben werden mußten. Von dieſem Gelde wurden auch Laternen errichtet.

der Schule, die ihm ſehr viel verdankt. Er beſaß in vielen Zweigen des Wiſſens gründliche, gelehrte Kenntniſſe und zeichnete ſich auch beſonders durch ſein klaſſiſches Latein aus. Seit 1790 war er Archidiakonus und erwarb ſich auch als Geiſtlicher durch ſeine vielen Krankenbeſuche die Liebe der Bürgerſchaft.*)

Wegen der in der Umgegend herrſchenden Viehſeuche wurden Vorkehrungen getroffen, auch wurden die Roß- und Viehmärkte nicht gehalten.

Am 16. Okt. wurde die Herzogin von einer todten Prinzeſſin entbunden, welche Tags darauf in der Stille in der Herzogl. Gruft beigeſetzt wurde.

Am 4. Nov. wurde eine Verordnung gegen die Beſchädigungen der Gärten und Zäune durch das Hüten der Geſchirrhalter und Hammelsjungen erlaſſen.

Da bei der ſtarken Paſſage in den Hauptſtraßen durch das Auf- und Abpacken von Waaren u. dgl. manche Beſchwerden vorkamen, ſo wurde am 22. Dec. verordnet, daß das Auf- und Abladen von Waaren bei oder in dem Rathhauſe vorgenommen werden ſollte.

Ein Batzenbrod wog in dieſem Jahre 1 Pfund 18 Loth, die Dreiersſemmel 4 Loth. Hafer und Gerſte ſtanden in hohem Preiſe.

In dieſem Jahre wurde das Armen- oder Krankenhaus, welches in der Gegend ſtand, wo der untere Weg nach Welkershauſen von der Chauſſee abgeht, und im J. 1684 erbaut war, eingeriſſen. Es hieß früher auch das untere Hoſpital und der Archidiakonus hatte die Seelſorge in demſelben. Dagegen wurde in der Folge das neue Georgenkrankenhaus erbaut **).

Bei der Schloßkirche waren 686 Kommunikanten, 5 Paare wurden getraut, 36 Kinder getauft, 31 Perſonen beerdigt. Bei der Stadtkirche waren 2116 Kommunikanten, 23 Paare wurden getraut, 95 Kinder getauft, 116 Perſonen beerdigt, 3 Geiſtliche ordinirt.

1797.

Am 4. Jan. ward bekannt gemacht, daß außer den Chaiſe- und Frohnfuhren in die Reſidenz bei 1 Rthlr. Strafe der Alleeweg nach Maßfeld von keinem Fuhrwerk befahren werden ſollte. Vor Beſchädigung der Bäume in der Allee ward ernſt gewarnt.

Am 19. Jan. ſtarb Frau **Regina Margaretha Kalbitz** geb. Lotz und vermachte 100 fl. frk., deren Zinſen der erſte Mädchenſchullehrer ſtatt des Schulgelds armer Kinder bezieht. Von ihr und ihres Bruders Sohn, **Friedrich Daniel Lotz** rührt die in der Mädchenſchule befindliche Orgel her.

Am

---

*) M. ſ. über ſeine Lebensumſtände **Ihlings** Beſchr. d. Einweihung d. Bernhardinums S. 29 u. deſſen Progr. 1830 S. 21.

**) M. ſ. Th. 1. S. 16. 17. Th. 2. S. 43.

Am 29. Jan. ſtarb der Bäckermeiſter Johann Valentin Otto. Er hatte in ſeinem am 13. Dec. 1794 errichteten Teſtament 100 fl. frk. der Schule vermacht, von deren Zinſen Semmeln gekauft und an ſeinem Namenstage unter die Schulknaben der drei untern Klaſſen vertheilt werden ſollten*).

Der Oberhofprediger und Konſiſtorialrath Volkhart ward zum Generalſuperintendenten, der Superintendent und Konſiſtorialaſſeſſor Hopf zum Konſiſtorialrath und der Hofprediger Vierling zum Konſiſtorialaſſeſſor ernannt. Der Diakonus Buzer rückte in das Archidiakonat, die Diakonatsgeſchäfte übernahmen der Rektor Walch und der Konrektor Lange, die neben dem Schuldienſte als Kollaboratoren an die Stadtkirche traten. Da im Herbſte des verfloſſenen Jahres der Tertius Gerr zum Pfarramt nach Depfershauſen, der Quintus Langguth zum Pfarramt nach Hermannsfeld befördert war, ſo wurde dagegen der Kandidat G. K. Fr. Emmrich als Tertius, der Kandidat J. G. Rommel als Quintus angegeſtellt. Nachdem man ſchon ſeit mehreren Jahren mit der Schule manche Verbeſſerungen, wie ſie durch die Zeit nöthig geworden waren, vorgenommen hatte, beſchäftigte man ſich jetzt mit einigen weſentlichen Umänderungen.

Der Stadtrath erkaufte ein Haus für die Mädchenſchule, die in dem alten in der Schuhgaſſe befindlichen Gebäude keinen Platz mehr hatte. Außer dem bisherigen Einen Lehrer derſelben, Stirzel, ward ein zweiter Lehrer, der Schulkandidat J. A. Lohſink angeſtellt. Das Lyceum, welches nach der ältern Verfaſſung in ſeinen 6 Klaſſen als lateiniſche Schule der deutſchen Schule (der Mädchenchenſchule) entgegengeſetzt wurde, theilte man in 2 Hauptabtheilungen; die drei untern Klaſſen, welche bisher nur Vorbereitung auf die obern geweſen waren, wurden jetzt als Bürgerſchule zu ſelbſtſtändiger Anſtalt erhoben und erhielten in dieſer Beziehung einen zweckentſprechenden Lektionsplan: die drei obern bildeten als Lyceum im engern Sinne des Worts die Gelehrtenſchule. Um aber für dieſe eine paſſende Vorbereitung zu haben, erhielten Quarta und Tertia*) geſonderte Abtheilungen für den Unterricht in der lateiniſchen Sprache: diejenigen, welche ſtudirten, oder in Anſehung der Wahl ihres Berufs noch zweifelhaft waren, konnten auf dieſe Weiſe gehörig vorbereitet werden, weil die unterſte Klaſſe des Lyceums, Sekunda, ſich genau an die lateiniſche Ordnung in Tertia anſchloß, während dagegen die andern, welche unmittelbar nach der Konfirmation die Schule verließen, nicht mehr erſt die Anfangsgründe einer fremden Sprache zu erlernen brauchten, ſondern während des Unterrichts in der lateiniſchen Sprache von einem andern Lehrer in einem andern Lehrzimmer in Gegenſtänden, die für ihren künftigen Beruf von Nutzen waren, unterrichtet wurden. Da der Unterricht viel umfaſſender geworden war, ſo bedurfte man auch mehr Lehrer, als bisher. Es wurden daher ein beſonderer Lehrer der franzöſiſchen Sprache, Sekretär Laporte, für das Lyceum angeſtellt, ein Lehrer des Zeichnens, Hofmahler Thierry ſowohl für das Lyceum, als die Bürgerſchule; für beide ein Kollaborator, der Kandidat Motz, der bisher als Lehrer am Waiſenhauſe zu Halle geſtanden hatte, ſo wie auch der Tertius Emmrich zugleich Kollaborator am Lyceum war. Außerdem traten bald hernach Seminariſten unter Leitung des Waiſenpfarrers Keyßner in den Elementarklaſſen als Hülfslehrer ein. Alle dieſe Veränderungen, die man, geleitet an der Hand der Erfahrung, allmählig immer zweckmäßiger auszubilden bemüht war, hatte man ſchon ſeit einigen Jahren mehrfach in Ueberlegung gezogen und die Gutachten ſämmtlicher Lehrer benutzt. Im Konſiſtorium hatte ſich der Konſiſtorialrath Heim und der Hofprediger Vierling hauptſächlich mit dieſen Verbeſſerungen beſchäftigt und im Geheimenrathskollegium trug der Geheimerath von Hendrich ſehr viel dazu bei**).

---

*) Die übrigen Semmel- und Hufeiſenlegate der Schule ſind: 1) das Gatzertiſche Semmellegat, geſtiftet von dem Kandidaten Joh. Phil. Gatzert, welcher 1756 ſtarb. Es beträgt 100 Rthlr., von deren Zinſen die Hälfte der Bürger-, die andere Hälfte der Mädchenſchule zukömmt (ſ. Th. 1. S. 130). 2) Das Weinrichiſche Semmellegat, geſtiftet vom Hofdiakonus Weinrich 1727. Es beträgt 50 Rthlr. und gehört der Knabenſchule (ſ. Th. 1. S. 89). 3) Das eben erwähnte Ottoiſche Semmellegat. 4) Das Henflingiſche Hufeiſenlegat, geſtiftet von Chriſtina Henfling geb. Koch 1729, beträgt 50 fl. frk. und gehört der Knabenſchule (ſ. Th. 1. S. 92). 5) Das Ottoiſche Hufeiſenlegat (ſ. Th. 1. S. 156) für die Mädchenſchule geſtiftet 1760 von Johanna Maria Otto geb. Wunder beträgt 30 fl. frk. 6) Das Hennebergiſche Hufeiſenlegat (Th. 1. S. 105) geſtiftet für die Mädchenſchule von Katharina Henneberg, beträgt 50 fl. frk. 7) Das Munkiſche Zwickchenlegat, geſtiftet von Eva Katharina Munk für die Mädchenſchule beträgt 50 fl. frk. — Da die Zahl der Kinder jetzt größer iſt als ehedem, ſo müſſen von einigen dieſer Legate die Zinſen mehrere Jahre immer geſammelt werden, ehe ſie ausgetheilt werden können. Die Kapitale belaufen ſich im Ganzen auf 575 fl. rhn. Verloren gegangen ſind außerdem in Concurſen: 1) das Grumbachiſche Semmellegat, geſtiftet von Joh. Karl Grumbach 1683. Es belief ſich auf 50 fl. rhn. (die Karls-Weck). Grumbach pflegte den Schülern, welche gerne Semmeln bei ihm holten, immer Brezelein zu verehren und verſprach ihnen, daß ſie auch nach ſeinem Tode Semmeln erhalten ſollten. 2) Das Erkiſche Hufeiſenlegat (Th. 1 S. 150). Der übrige Theil deſſelben iſt nebſt den aufgelaufenen Zinſen nach Beendigung des Concurſes zur Schulbibliothek gegeben und wird im Schulfond verrechnet.

Vorzügliches Verdienſt erwarb ſich um dieſe Zeit der Konſiſtorialrath Heim durch die Gründung des Schulfonds. Die Kammer hatte vor alten Zeiten aus der Grimmenthalskaſſe (deren Ueberſchüſſe nach Abzug deſſen, was für die 12 Pfründner der Stiftung gehört, für das Kirchen- und Schulweſen der Hennebergiſchen Aemter beſtimmt ſind***), ein Kapital erborgt. Herzog Georg genehmigte

---

*) Da es im alten Schulgebäude an Platz fehlte, ſo wirkte der Kanzlar v. Uttenhoven ein Zimmer in dem landſchaftlichen Gebäude zu dieſem Entzwecke aus.

**) Ueber die Geſchichte der hieſigen Schule vgl. die Schulprogr. v. J. 1798. 1799. 1813. 1815. 1830.

***) ſ. Emmrichs Archiv, Bd. 2. S. 172. ff.

nehmigte den vom Konſiſtorium und namentlich von Heim gemachten Vorſchlag, dieſes Kapital nebſt den mehrjährigen rückſtändigen Zinſen anzuwenden, um einen Fond zur Verbeſſerung der hieſigen Schule zu bilden. Es war dieß um ſo zweckmäßiger, da die Kirchenkaſſe und die andern (S. 110 erwähnten) milden Stiftungen für die Bedürfniſſe der Zeit nicht ausreichten.

Am 31. März wurden die Regierungsaſſeſſoren v. Donop, v. Türke und Bey zu Regierungsräthen ernannt.

Am 20. April wurde ein Patent erlaſſen, worin jedes Glücksſpiel und das Einſetzen in Lotterien bei 10 bis 50 Rthlr. Strafe, auch nach Verhältniß mit Arreſt und Zuchthaus verboten wurde.

In dieſem Jahre wurde das Reithaus erbaut; ſpäter wurden die zum Marſtall beſtimmten daran ſtoßenden Gebäude angefangen, jedoch nicht vollendet, weil nach Ankauf des Bades Liebenſtein dort ſehr viel gebaut wurde.

Da bei dem jährlichen Rügegericht immer weniger Bürger erſchienen, ſo wurde bekannt gemacht, daß keine Entſchuldigung mehr gelte und die Nichterſcheinenden in Strafe genommen werden würden.

In dieſem Jahre hörte das Scheibenſchießen der Bürger auf dem obern Raſen in Gemäßheit eines ergangenen Befehls auf. Es iſt nicht mit dem Freiſchießen der obern Schützengeſellſchaft zu verwechſeln, welche 1793 aufhörte. Die beiden Bürgerkompagnieen des weiten Ausſchuſſes zogen nach alter Sitte, wobei der kommandirende Offizier das ſogenannte Kleinod trug, welches noch auf dem Rathhauſe aufbewahrt wird, jährlich zweimal, um Pfingſten und am Tage Galli (das Galliſchießen), auf den Raſen, um ſich im Schießen zu üben: der Preis war ein Hammel. S. Th. I. S. 2. 21. 56. Das Geld, welches durch dieſe Veränderung erſpart wurde, verwendete der Stadtrath zum Beſten der Schule, indem die Abgabe der ſogenannten Schulgroſchen der Quintaner aufgehoben wurde.

Am 15. Aug. wurde der Kammeraſſeſſor Caroli und am 16. Aug. der Reichsgraf Andreas Konrad von Ranzow zu Kammerräthen ernannt.

Am 21. Aug. ſtarb der Obriſt und Stadtkommandant Ernſt Friedrich Gottlob Marſchall Greif genannt.

Am 6. Sept. ſtarb der Kaufmann und Senator Johannes Lotz.

Am 10. Nov. ſtarb der Hofrath und Leibmedikus D. Joh. Zacharias Jawandt.

Am 26. Dec. ſtarb der Obermarſchall und Kammerpräſident Otto Philipp von Türk und wurde am 29. darauf mit feierlichem Leichenzuge beerdigt.

Der Waizen koſtete in dieſem Jahre 17 bis 22 Btz., das Korn 11½ bis 15½ Btz.

Im Herbſt ſtarben viele Perſonen an der Ruhr. Bei der Schloßkirche waren 754 Kommunikanten, 6 Paare wurden getraut, 30 Kinder getauft, 44 Perſonen beerdigt. Bei der Stadtkirche waren 2135 Kommunikanten, 22 Paare wurden getraut, 98 Kinder getauft, 125 Perſonen beerdigt, 3 Geiſtliche ordinirt.

1798.

In dieſem Jahre wurde Chauſſee von Waſungen nach Schwallungen gebaut.

Am 22. Febr. erſchien ein Mandat, wodurch der Sächſiſche Arreſt aufgehoben wurde.

Die in den Kriegszeiten geſteigerten Preiſe der Lebensbedürfniſſe, die zugleich eingeriſſenen Krankheiten, die wachſende Volksmenge hatten die Zahl der Armen beträchtlich vermehrt. Da die Almoſenkaſſe außerdem bedeutende außerordentliche Ausgabepoſten hatte, indem durch Krieg und Brand Vertriebne oftmals Hülfe forderten, die eingeſammelten Beiträge fortwährend geringer wurden, ſo hatte man ſich genöthigt geſehen, gegen 1500 fl. zuzuſetzen. Der Stand der Sache wurde unterſucht, worauf die Almoſenkommiſſion am 28. Febr. in einer öffentlichen Bekanntmachung zur Einzahlung oder Erhöhung der ſchuldigen Beiträge aufforderte: ſollte dieſe Ermahnung fruchtlos bleiben, ſo war beſchloſſen, die Namen der Nichtsgebenden öffentlich bekannt zu machen und ſie durch die geeigneten Zwangsmittel (ſ. oben S. 127) anzuhalten. Es erfolgte noch eine Bekanntmachung, worin man die Theilnahme des Publikums in Anſpruch nahm und Anſtalten zu errichten verſprach, den Armen, die noch arbeiten konnten, Arbeit zu verſchaffen, jüngere Perſonen an ein thätiges Leben zu gewöhnen und wo möglich das Betteln ganz abzuſchaffen. Unvergeßlich machte ſich bei den hieſigen Einwohnern durch ſeine Bemühungen der Kammerrath Graf von Ranzow. Am 28. Jul. wurde bekannt gemacht, daß eine außerordentlich angeſtellte Sammlung 624 fl. 21 Xr. ertragen habe. Dadurch wurde die Induſtrie-Anſtalt begründet, zuerſt nur eine Spinnſchule, in welche dürftige Kinder aufgenommen wurden, die ſich zuvor durch Betteln nährten: man ſuchte ſie zur regelmäßigen Arbeitſamkeit zu gewöhnen und legte von dem Ertrage ihrer Arbeit etwas zurück, um für ihre Bekleidung Sorge zu tragen, auch hier nicht einheimiſche, umherziehende Knaben ließ man nicht länger in der Verwilderung, ſondern nahm ſie hierher, um ſie zu Fleiß und Ordnung zu gewöhnen. Nach und nach gab man auch Erwachſenen Arbeit: Anfangs ſpann man nur Wolle, ſpäter auch Baumwolle. Mit der Induſtrie-Anſtalt verband man eine Armenſchule. Hier wurden unentgeltlich arme, bettelnde, älternloſe Kinder aufgenommen und unterrichtet; man ſetzte für den Unterricht wenige Stunden an, um Zeit zu paſſender Arbeit für die Kinder zu haben. Die ſogenannte Hofſchule (ſ. ob. S. 117.) hörte auf und die neu errichtete Armenmenſchule wurde im folgenden Jahre die Uebungsſchule der Seminariſten. Betagten, arbeitsunfähigen Perſonen machte man beträchtliche Zulagen, erſuchte dagegen das Publikum die Bettelei durchaus nicht zu unterſtützen. Man theilte die Stadt in 9 Bezirke ein und wieß jeden einem Pfleger zu, deſſen Geſchäft es war, die Armen in dieſem Kreiſe aufs genaueſte kennen zu lernen und bei der Kommiſſion die nöthige Anzeige zu machen. Wer einem Armen beſondere Unterſtützung zufließen laſſen wollte, wurde gebeten, es durch den Pfleger zu thun, um das Betteln nicht zu fördern. Die erſten Pfleger waren: Bürgermeiſter Roth, Rathsherr Knauf, Chirurgus Bühner, D. Jahn, Hofprediger Vierling, Waiſenpfarrer Keyßner, Graf v. Ranzow, Hofmedikus Panzerbieter, Sekretär Fleiſchmann. Die Sache nahm einen glücklichen Fortgang *) und es wurde jede Spur von Bettelei vertilgt: das Unternehmen wurde mit Liebe begonnen, mit Bereitwilligkeit unterſtützt und es fehlte auch nicht an den nöthigen Mitteln. Denn außer den Einkünften der Armenkaſſe (vergl. ob. S. 116) gab der Herzog jährlich 200 fl. zur Induſtrieanſtalt, desgleichen der Geheimerath v. Dürkheim 50 fl., der Geheime Regierungsrath v. Hendrich 100 fl. auf Lebens- oder Dienſtzeit (ſ. d. J. 1819). Die ſpecielle Aufſicht der Induſtrieanſtalt übernahmen Graf von Ranzow und der Waiſenpfarrer Keyßner. Die bisherigen Mitglieder der Armenkommiſſion, Konſiſtorialpräſident Zink, Generalſuperintendent Volkhart, Geheime Kammerrath v. Uttenhoven, Regierungsrath Bey, Bürgermeiſter Roth traten im folgenden Jahre ab und es trat eine neue Kommiſſion zuſammen, beſtehend aus dem Kammerrath Grafen v. Ranzow, Hofprediger Vierling, Regierungsaſſeſſor v. Uttenhoven, Kammeraſſeſſor v. Uttenhoven, Waiſenpfarrer Keyßner, Senator Thilo. Die Verordnung vom J. 1793 über den Verluſt der Erbſchaft für diejenigen, welche einen Anverwandten nicht unterſtützen, wurde wiederholt.

Es hob ſich die Spinnanſtalt und zugleich gedieh die Tuchmacherei. Seit dem J. 1763 war dieſe ganz in Verfall gekommen; ſeit 1780 hob ſie ſich wieder und kam in einen blühenden Zuſtand, bis die Mauthanſtalten den Abſatz nach außen verringerten, während fremde Produkte ungehindert in das Land kamen, ſo daß mehrere Tuchfabrikanten das Geſchäft aufgaben und der Eifer, fortzuſchreiten ſich verlor. Vgl. d. J. 1814.

Um dieſe Zeit wurde der Sächſiſche Hof erbaut. Das Gebäude war Anfangs zu einer Kaſerne beſtimmt und der Saal wurde von den Materialien des eingeriſſenen Redoutenhauſes (ſ. ob. S. 105) im engliſchen Garten erbaut. Da aber im folgenden Jahre das Gartenwirthshaus eingieng, ſo wurde die Wirthſchaft hierher nachmals verlegt und im J. 1800 damit der Anfang gemacht: 1802 war

---

*) M. vgl. d. Wochenbl. d. J. Nr. 14. 30. und den Auſſ. d. Landſch. Inſp. Keyßner im Meining. Taſchenb. 1801 S. 67 ff.

war der neue Gaſthof zur Aufnahme von Fremden völlig hergerichtet. Der Flügel nach dem Waſſer zu wurde ſpäter angebaut.

In dieſem Jahre wurde der untere Felſenkeller und das Schloßbrauhaus erbaut: das alte Schloßbrauhaus war in der Gegend, wo das Reithaus ſteht. Man fieng hierauf an Lagerbier zu brauen und verſchenkte das Ms. zu 6 Xr., engliſches Bier zu 8 Xr. S. hierüber ob. S. 123.

Am 25. April ward durch die Kammer bei Zuchthausſtrafe verboten, in den Gärten und auf dem Felde den Haſen Schlingen zu legen.

Am 10. Mai warnte die Polizeikommiſſion vor Frevel an den in den Straſſen aufgehängten Laternen.

Am 15. Jun. machte der Stadtrath bekannt, daß wer bei Feuersgefahr mit Pferden und Geſchirr ſich zuerſt bei den Spritzen einfinde, außer dem Fuhrlohn 1 Rthlr. Belohnung erhalten ſolle.

Am 1. Aug. feierte der Schullehrer Kaſpar Adam Mittelsdörfer zu Ellingshauſen, der 61 Jahre an der Schule daſelbſt geſtanden hatte, ſein Jubiläum. Sein Vater war 55 Jahre daſelbſt geweſen.

Am 20. Aug. wurde der Ingenieur Johannes Feer aus Zürich hier als Bauinſpector angeſtellt.

Am 24. Aug. ſtarb der Kommerzienrath und Oberbürgermeiſter Johann Georg Holdefreund in ſeinem 75ſten Jahre. Die Bürgermeiſter waren jetzt: Muſäus, Roth, Melzhaimer, Decken; die Senatoren: Deahna, Fromm, Thilo, Heim, Holdefreund, Knauf. Neu traten ein: der Hofapotheker Treiber, der Flößfaktor Jung sen.

Am 6. Sept. erließ das Konſiſtorium eine ernſte Verordnung wegen der Schulverſäumniſſe und pünktlichen Einführung der Kinder.

In dieſem Jahre erhielt die Chauſſeekommiſſion ſtatt des Stadtraths das Pflaſtergeld (wiewohl der Stadtrath die Einnahme noch beſorgte), übernahm aber auch den Bau und die Erhaltung des Pflaſters in der Stadt, ſo wie überhaupt ein Vertrag über die eingegangenen Verbindlichkeiten abgeſchloſſen wurde. Jetzt wurde das Marktwaſſer in der obern und untern Marktgaſſe, wozu beſondere Beiträge eingeſammelt wurden, in einen Kanal gefaßt und mit Bohlen bedeckt, nur auf dem Markte erfolgte dieſe Umänderung erſt nach und nach einige Jahre ſpäter.*) Das Verunreinigen der Gräben wurde verboten. An 2 Tagen der Woche ſollten die Straßen gekehrt, bie Gräben gereinigt, der Unrath durch das Chauſſeebaugeſchirr weggeſchafft werden. Das Fahren und Reiten auf den Bohlen ward bei 1 fl. frk., das Verunreinigen des Kanals, wodurch der Lauf des Waſ-

---

*) Ueber die Schwierigkeiten, welche in frühern Zeiten die Umänderung mit dem Marktwaſſer verhinderten, ſ. ob. S. 52. 80 ff. Im Jahre 1784 beabſichtigte man, durch die Stadt einen Chauſſeeweg zu machen und das Waſſer auf beiden Seiten deſſelben zu führen, was aber auch wegen der zu fürchtenden Nachtheile unterblieb.

Waſſers aufgehalten werde, bei ½ fl. frk. Strafe unterſagt. Am 28. Dec. 1799 wurden dieſe Verordnungen erneuert.

Am 21. Nov. ließ Herzog Georg einen Verſuch mit dem Akenſchen Feuerlöſchungsmittel machen. Auf der am Wege nach Maßfeld liegenden Wieſe wurden zwei breterne Hütten erbaut und mit brennbaren Materialien angefüllt. Beide wurden angezündet: das Feuer loderte heftig empor. Bei dem einen Gebäude brauchte man 4 Eimer Waſſer, ohne daß man den Flammen Einhalt thun konnte; bei dem andern wurde durch 3½ Eimer des Akenſchen Mittels das Feuer geſtillt. Ausführliche Nachricht über dieſen merkwürdigen Verſuch ſ. im Wochenbl. St. 46. 49.

Der Waizen koſtete 18 bis 20 Btz., das Korn 13 bis 14.

Da das Gartenwirthshaus*) aufhören ſollte, ſo trug die Kammer darauf an, dem Sternwirth die Erlaubniß, accisfrei für ſeinen Bedarf zu ſchlachten, für 60 fl. frk. zu geben; der Stadtrath ſollte die Brauerei des genannten Gaſthofs übernehmen, an die hieſigen Brauer und Wirthe vertheilen und gleich andern Dienſtgebräuden mit 16 fl. frk. von 8 Mltr. (alſo mit 700 fl. frk. jährlich, weil man die im Gartenhauſe zeither verbraute Gerſte im Durchſchnitt auf 350 Mltr. berechnet hatte), an die Kammer zur Entſchädigung bezahlen. Der Stadtrath erklärte, daß er ohne die Viertelsmeiſter und das Metzgerhandwerk hierin nicht handeln könnte. Letzteres proteſtirte, weil ſowohl nach den Statuten, als nach den Beſchlüſſen des Landtages die Wirthshäuſer keine neuen Konzeſſionen erhalten ſollten: es ſey zu viel Unterſchleif zu befürchten, ſie hätten Kapitalien auf ihre Bank zu wenden, und müßten außer andern Abgaben, Accis an die Landſchaft und 9 Ctr. 60 Pfd. Unſchlitt an die Kammer liefern. Eben ſolche Schwierigkeiten fanden ſich in Anſehung der Brauerei: man glaubte nicht, daß durch die vorgeſchlagene Veränderung die Konſumtion in der Stadt bedeutender werde, weil ſich im Gartenwirthshauſe bisher meiſtens nur Zechgäſte zu ihrem Vergnügen eingefunden hätten, die ſich nun meiſtens auf die benachbarten Dörfer ziehen würden. Solle nun der Stadtrath 700 fl. frk. zahlen, ſo würden dieſe Gebräude andern vorgehen müſſen und die alte Unordnung, welche man im Jahr 1789 abgeſchafft habe, wieder einreißen, ſo daß mithin nur Schaden für die Rathskaſſe und die Bürgerſchaft zu fürchten ſey. Daher wurde der Vorſchlag abgelehnt.

Bei der Schloßkirche waren 660 Kommunikanten, 9 Paare wurden getraut, 29 Kinder getauft, 34 Perſonen beerdigt. Bei der Stadtkirche waren 2131 Kommunikanten, 28 Paare wurden getraut, 114 Kinder getauft, 80 Perſonen beerdigt, 3 Geiſtliche ordinirt.

1799.

---

*) S. Th. 1. S. 42

wohnt war aus ihrer Kinderzeit, da er ſie noch geführt und getragen und gehätſchelt, und ihr zu Liebe alles gethan, was ſie von ihm verlangt hatte, bis ſie allmählig größer geworden, und ſeine Liebe und ſeine Luſt an den Kindern ſeines Herrn ſich dem kleinen Heinrich zugewandt: „bei Gott, gute Namen, bei denen einem das Herz aufgeht in Freudigkeit und Zuverſicht, aber die Macht des Böſen lehnt ſich immer gegen das Gute und die Guten auf, wie ein unbändiges Thier der Wildniß ſich dem Menſchen widerſetzt und der Zähmung, und das Häuflein der Guten iſt klein und gering gegen die Zahl der Uebelwollenden, aber trautes Elsbethlein, bleibe bei Deinem guten Glauben und halte feſt an ihm, denn Bangigkeit macht ſchwach und es iſt ein alter Spruch: denke nicht daran, ſo thut Dir's nicht weh.“

„Aber Adam,“ begann Eliſabeths Mutter ängſtlich: „wenn Du das meineſt, warum kommſt Du denn und machſt uns bange? Ich zittre und bebe ja, ſo haſt Du mich durch Deine Rede erſchreckt!“

„Hab' Euch nicht erſchrecken wollen, edle

1 7 9 9.

Am 25. Jan. ward bekannt gemacht, daß wegen der ſtrengen Kälte von der Kammer und dem Stadtrathe den Leſeholzbedürftigen auf 4 Wochen geſtattet ſeyn ſollte, zweimal die Woche ins Holz zu gehen, wobei aber ſtreng verboten wurde, grünes Holz oder Reißig abzuhauen und hereinzuſchaffen.

Im Februar ließ Herzog Georg einen Verſuch mit Rumfordiſcher Suppe zur Speiſung der Armen in der Hofküche machen: 100 Perſonen ſollten 3 Tage unentgeltlich eine Portion Suppe, die zur Sättigung einer erwachſenen Perſon hinreichend ſey, erhalten. Die Suppe beſtand aus nahrhaften, geſunden Beſtandtheilen, Erbſen, Gerſte, Kartoffeln, Fleiſch, Brod ꝛc. und war gut und ſchmackhaft gekocht, wobei man auch Abwechſelung anbrachte. Nachdem man die Sache in Ordnung gebracht hatte, wurde damit fortgefahren und jeder Unbemittelte konnte eine Portion Suppe für 2½ Xr. erhalten.

Der Kammermuſikus Göpfert errichtete eine Leihanſtalt von Muſikalien.

Nachdem die gehörige Einrichtung in Liebenſtein, welches der Herzog erkaufte, getroffen war, wurde bekannt gemacht, daß das Bad vom 13. Jun. an beſucht werden könne.

Am 3. Jun. kam die Königin von Preußen auf einer Reiſe nach Hildburghauſen hier durch, kehrte am 7. zurück und reiſte nach Caſſel, von wo ſie mit dem Könige am 13. wieder hierher kam und mit demſelben nach Baireuth reiſte.

Am 27. Jul. legte die Almoſenkommiſſion öffentlich Rechenſchaft von dem im vorigen Jahre begonnenen Unternehmen ab. Die Armen- und Induſtrieſchule hatte anfangs aus 15 Kindern beſtanden; ſpäter waren derſelben 42 geworden, die außerdem Schulunterricht, Anweiſung durch eigene Spinnmeiſter im Schaf- und Baumwolleſpinnen erhielten. Es wurden in dieſem Jahre 1001½ Pfund Wolle geſponnen und auch außer der Schule erhielten 61 andere Perſonen zu der Zeit, wo ſie auf dem Felde keine Arbeit hatten, auf dieſe Weiſe ihre Nahrung.

In dieſem Jahre hörte das Zuchthaus auf*), indem ein Vertrag mit S. Coburg geſchloſſen wurde, nach welchem die Züchtlinge mit denen in der Feſtung zu Coburg vereinigt wurden. Da die Waiſenkinder ſchon 1788 auf das Land vertheilt waren, ſo wurde in der Waiſenkirche von nun an kein Gottesdienſt mehr gehalten. Sie ward nur bisweilen von den Reformirten, ſpäter von den Katholiken, wie auch an den Kommuniontagen der Seminariſten benutzt, aber 1817 eingeriſſen. Der Waiſenpfarrer und erſte Lehrer des Seminariums Keyßner wurde zum Landſchuleninſpektor ernannt und trat zugleich als Lehrer am Lyceum ein. Der Rektor und Kollaborator Walch wurde als Adjunktus nach Schweina

---

*) Ueber die Gründung deſſelben ſ. Th. 1. S. 77.

Schweina verſetzt; der Konrektor und Kollaborator Lange wurde Diakonus an der Stadtkirche: die ſeit 1797 verſuchte Verbindung der Schulſtellen mit der Kollaboratur an der Kirche wurde wieder aufgehoben, weil zwiſchen den beiderlei Geſchäften zu oft Kolliſionen vorkamen. Der Superintendent Hopf konnte wegen Altersſchwäche ſeinen Dienſt nicht mehr beſorgen; der Archidiakonus Buzer und der Diakonus Lange übernahmen, unterſtützt von Kandidaten, ſeine Geſchäfte. An dem Lyceum wurde der Kollaborator Motz zum Rektor, der Tertius Emmrich zum Konrektor, der Kandidat G. Chr. Müller zum Tertius ernannt. Der Kantor Krauſe wurde wegen ſeines Alters in Anſehung ſeiner Schulgeſchäfte mit Beibehaltung ſeiner ganzen Beſoldung in Ruheſtand verſetzt; der Quintus Rommel übernahm die Stunden des Quartus, wogegen zwei Seminariſten Voigt und Pfeifer und nach deren Verſetzung Nier und Schmidt als Hülfslehrer angeſtellt wurden. Bisher mußten die Lehrer dreimal des Jahrs, am Neujahr, Gregoriusfeſte und Martini mit dem Chor in der Stadt umherſingen und ſich auf dieſe Weiſe einen Theil ihrer Beſoldung verdienen. Da dieſe Einrichtung nicht mehr zeitgemäß war, auch dadurch beträchtliche Ferien, die für den Schulunterricht höchſt nachtheilig waren, entſtanden, ſo war es ſchon längſt der Wunſch der Lehrer, ſie abgeſtellt zu wiſſen. Herzog Georg gab Befehl dazu. Es wurde daher in dem Schulprogramm d. J. vom Inſpektor Schaubach die Aufforderung ausgeſprochen, jeder hieſige Bürger möge dem Singen der Schullehrer entſagen, dagegen aber ſeine bisherigen Beiträge ferner entrichten. Hierauf wurde ein Circular in der Stadt umhergeſchickt: die meiſten waren vollkommen damit einverſtanden, einige erhöhten ihre Beiträge, einige ließen hingegen noch vor ihren Häuſern ſingen. 1802 verlor ſich dieſer Gebrauch ganz. S. d. Schulpr. 1799. 1802. Die Einſammlung dauerte jedoch fort.

Für die durch franzöſiſches Bombardement eingeäſcherte Stadt Philippsburg wurde hier im Oktober eine Kollekte eingeſammelt, welche 150 fl. ertrug.

Da die Kartoffeln in dieſem Jahre nicht gerathen waren und im Oberlande dadurch eine nicht unbedeutende Noth entſtand, ſo forderte Herzog Georg ſeine glücklichern Unterthanen des Unterlandes zur thätigen Unterſtützung ihrer Mitbrüder auf. Der Betrag belief ſich im Unterlande auf 3 Mltr., 5 Ms., 3 Mtz. Waizen, 64 Mltr., 1 Ms., $3\frac{1}{4}$ Mtz. Korn, 20 Mltr., 3 Ms., $\frac{1}{2}$ Mtz. Gerſte, 5 Mltr., 2 Ms., 3 Mtz. Erbſen und Linſen, 353 Mltr., 5 Ms. Kartoffeln (außer den beträchtlichen Beiträgen aus dem Amte Römhild) und 1429 fl. $24\frac{1}{2}$ Xr. an Geld. Der Herzog ſprach ſeinen Dank für dieſe milden Gaben in einer öffentlichen Bekanntmachung aus und ſorgte an Ort und Stelle für die zweckmäßige Verwendung derſelben. Da die eingegangenen Summen bedeutend waren, ſo beabſichtigte er zugleich die Herſtellung eines Getraidemagazins für das Oberland, um künftigen Nothfällen vorzubeugen.

Der Waizen koſtete in dieſem Jahre 20 bis 23 Bz., das Korn 12 bis 16 Bz.

Bei der Schloßkirche waren 817 Kommunikanten, 13 Paare wurden getraut, 37 Kinder getauft, 29 Perſonen begraben. Bei der Stadtkirche waren 1997 Kommunikanten, 83 Paare wurden getraut, 97 Kinder getauft, 88 Perſonen begraben.

1800.

Die Adminiſtration der Kirchenkaſſe wurde mit Anfang dieſes Jahres dem Regierungsadvokaten E. Chr. Hönn übertragen.

Um dieſe Zeit herrſchte eine Blatternepidemie, weshalb auch Verfügungen erlaſſen wurden.

Am 10. Jan. wurde ein höchſtes Mandat gegen Hazardſpiele erlaſſen. Dem Anzeiger wurde die Hälfte der Summe, wenn ſie unter 100 fl. ſey, zugeſichert; Lottoriegewinnſte ſollten dem Fiskus anheimfallen, der Anzeiger von 100 fl. die Hälfte und von jedem Mehrbetrage 10 pCt. erhalten, die Obrigkeiten ſollten auch ohne Anzeige vorkommenden Falls Unterſuchung anſtellen. Hinſichtlich der Spieler wurden die früheren Verordnungen vom 1. Nov. 1784 und 20. Apr. 1797 erneuert.

Die Polizeikommiſſion erließ am 13. Jan. eine Verfügung, um Maaß und Gewicht zu berichtigen.

Am 2. Febr. wurde in dem alten Mädchenſchulgebäude in der Schuhgaſſe für Handwerksburſche und andere Erwachſene eine Sonntagsſchule eröffnet, in welcher unentgeltlicher Unterricht im Zeichnen, Schreiben, Rechnen und gemeinnützigen Kenntniſſen ertheilt wurde. Bedürftige erhielten auch das nöthige Papier.

Am 13. Febr. wurde das Hetzen der Kälber verboten und zugleich befohlen, daß die Metzger ihre Hunde nicht ohne Maulkörbe herumlaufen laſſen ſollten.

Am 15. Febr. verordnete die Kriegskommiſſion, daß im obern Thore in Gemäßheit früherer Beſtimmungen (ſ. ob. S. 66 Anmerk.) zur Heizung der Wachtſtuben in den beiden Thoren von jedem Wagen mit Deputat- oder aus dem Magazin erkauften Holze 1 größeres oder kleineres Scheit, je nachdem mehr oder weniger Holz auf dem Wagen ſey, von jedem Wagen Brennholz aus der Rathswaldung oder vom Lande von Bürgern 2 größere oder kleinere Scheite, von jedem vom Lande zum Verkaufe eingebrachten Wagen 2 Scheite, von einem Wagen Reißig 1 Welle abgegeben werden ſollten.

Nach öffentlicher Bekanntmachung wurden jetzt die Badeanſtalten zu Liebenſtein zweckmäßig eingerichtet und erweitert. Das Bad hob ſich ſchnell und wurde ſehr beſucht.

Am 21. Jan. ſtarb der Geheimerath und Konſiſtorialvicepräſident J. Wilh. Fr. Zink im 75ſten Jahre an der Bruſtwaſſerſucht und wurde am 23. im Zinkiſchen Familienbegräbniß auf dem Gottesacker beigeſetzt. Mit ihm erloſch eine der angeſehenſten Familien, deren Glieder ſeit beinahe 200 Jahren mit Auszeichnung dem Vaterlande gedient hatten *). Vgl. über ihn d. Meining. Taſchenb. 1801 S. 167.

Der Hof- und Konſiſtorialrath Heim wurde zum Konſiſtorialvicepräſidenten, der Regierungsrath von Türk zugleich auch zum Konſiſtorialrath, der Regierungsaſſeſſor von Uttenhoven zugleich zum Konſiſtorialaſſeſſor, der Rath und Regierungsſekretär Heim zum Regierungsaſſeſſor ernannt.

Am 28. Mai ſtarb der Generalſuperintendent, Konſiſtorialrath und Oberhofprediger Joh. Georg Wilhelm Volkhart in ſeinem 69ſten Lebens- und 47ſten Dienſtjahre. Er war zuerſt Subſtitut zu Breitungen, ſeit 1795 Hofdiakonus, ſeit 1767 Oberhofprediger, ein gelehrter und eben ſo würdiger Mann, der ſich als erſter Geiſtlicher des Landes, als Mitglied des Konſiſtoriums, der Armen- und der Schulkommiſſion, insbeſondere auch um das Seminarium viele Verdienſte erworben hat. Er hinterließ eine Bibliothek, die gegen 10000 Bände enthielt. S. d. Meining. Taſchenb. 1801 S. 168 ff.

Der zum Konſiſtorialrath ernannte bisherige Konſiſtorialaſſeſſor und Hofprediger Vierling rückte in die erſte geiſtliche Stelle an der Schloßkirche; als Hofkollaborator wurde der Kandidat J. G. Sachs angeſtellt und am 7. Sonntag n. Trin. ordinirt.

Die Armenanſtalten (ſ. S. 142) hatten einen guten Fortgang: die Beiträge mehrten ſich, es kamen ſehr viele außerordentliche Gaben ein, man ſah ſich in den Stand geſetzt, wirklich zu helfen und Induſtrie zu fördern, und konnte daher um ſo ernſter gegen das Betteln einſchreiten: Kranke wurden verpflegt, verlaſſene Kinder in Koſt gegeben. Die Armenſchule bewährte ſich als wohlthätig für verdorbene, ohne Erziehung aufwachſende Kinder: dieſe wurden zur Ordnung gewöhnt. Sie erhielten bei manchen Arbeiten in der Induſtrieanſtalt anfangs wenig, ſo wie ſie aber Fortſchritte machten und thätig waren, mehr, ſo daß ſich manche wöchentlich 40 Xr. verdienten. Ein Theil des Verdienſtes wurde ihnen zurückgelegt und zu Kleidungsſtücken für ſie angewandt. Man feſſelte ſie aber nicht an die Arbeit, ſondern führte ſie auch zur Erholung ins Freie. Auch in Anſehung anderer Kinder beſtimmte der Herzog, daß ſie in ſchulfreien Stunden und

---

*) Der Hennebergiſche Regierungsrath Salomo Zink, deſſen Epitaphium auf dem Gottesacker noch vorhanden iſt, ſtarb 1674. Sein Sohn, der Leibmedikus G. Chr. Zink 1729; deſſen Sohn, der Konſiſtorialrath Juſt. Chr. Zink 1758; der andere Sohn, Regierungsrath Joh. Jakob Zink 1743. Letzterer war der Vater des Geheimenraths Zink. S. Th. 1. S. 41. 92. 108. 137. Die Zinkiſche Familie hat ſich durch viele Stiftungen um die Stadt verdient gemacht.

und Tagen im engliſchen Garten für ihr Alter paſſende Arbeit finden, und für den Vierteltag 2 Xr., für den halben Tag 4 Xr., für den ganzen 8 Xr. erhalten ſollten, um ſie vor Müßiggang und den damit verbundenen Uebeln zu bewahren.

Am 9. Jul. ſtarb der Rath, Kammerkonſulent und Senator Joh. Georg Deahna.

Am 4. Sept. kam der Fürſtbiſchof Georg Karl von Würzburg und Bamberg in Maßfeld mit einem Theile ſeines Domkapitels und der Kanzlei an, um einen ruhigen Aufenthalt wegen der immer weiter vorrückenden Franzoſen, die bereits Würzburg beſetzt hatten, zu finden.

Am 17. Okt. machte der Stadtrath bekannt, daß niemand Fremde in ſeinem Hauſe aufnehmen dürfe, ohne von deren Ankunft und Abreiſe Anzeige zu machen. Auch wurde verordnet, die Straßen nicht zu verunreinigen, nicht Miſt u. dgl. vor den Häuſern liegen zu laſſen.

Da man mit den Brunnen in Privathäuſern eine Unterſuchung vorgenommen und dabei manche Mißbräuche bemerkt hatte, ſo wurde am 27. Nov. verfügt, daß die Röhren durchaus nicht das für Privatbrunnen beſtimmte Maaß überſchreiten dürften.

Das Abhauen der Chriſtbäumchen in den Waldungen wurde verboten.

Am 17. Dec. verkündigten früh um 5 Uhr 72 Kanonenſchüſſe die Geburt des Erbprinzen. Der Jubel der hocherfreuten Bürgerſchaft, welche ihrem Fürſtenhauſe mit der treuſten Anhänglichkeit ergeben war, war unbeſchreiblich. Um 9 Uhr wurde in der Schloßkirche, um 10 Uhr in der Stadtkirche eine Dankbetſtunde gehalten. Später war eine große Schlittenfahrt, worauf im Saale des Sächſiſchen Hofes geſpeiſt wurde.

Der 25. Dec. war zur Taufe des Erbprinzen beſtimmt. Außer den Herzogen zu Sachſen, den Landgrafen zu Heſſen-Philippsthal und dem jetzt hier ſich aufhaltenden Fürſtbiſchof von Würzburg nebſt ſeinem Domkapitel hatte Herzog Georg die Landſtände, die Staatsdiener und Gemeinden ſeines Landes zu Taufzeugen erbeten. Merkwürdig war es, daß Mitglieder der drei kirchlichen Hauptkonfeſſionen des deutſchen Reichs, Lutheraner, Reformirte und Katholiken, zu Gevatter ſtanden. Am Tage vor der Taufe erſchienen aus jeder Stadt- oder Dorfgemeinde ein Abgeordneter des Raths oder Schultheiß mit dem älteſten Mann und dem jüngſten konfirmirten Jüngling, 416 an der Zahl. Sie wurden von den Bürgern mit Freuden aufgenommen. Am Abend überreichte das Lyceum, welches dem Herzoge ſo viel verdankte, bei einem Fackelzuge der Herrſchaft ein Gedicht. Im Schloßgarten ſangen die Lyceiſten mit Begleitung von Blasinſtrumenten ein Gedicht:

Fürſt Georgen langes Leben,
Seinem Sohn der Tage viel! ꝛc.

Am erſten Feiertage verſammelten ſich die Deputirten von den Landeskollegien, der Landſchaft, den Beamten, Stadträthen und Gemeinden theils auf der Regierung, theils auf dem Rathhauſe. Als um 11 Uhr im Schloß geläutet wurde, begaben ſich Alle in Prozeſſion in die Schloßkirche, wo ſie ſich um den Altar in einen Kreis aufſtellten. Hierauf begann der Zug des Hofs aus den Herzogl. Zimmern durch die auf beiden Seiten aufgeſtellte Dienerſchaft. In der Kirche wurde nach vorausgegangenem Geſang vom Hofprediger Vierling die Taufe verrichtet, in welcher der Prinz den Namen **Bernhard Erich Freund** unter dem Batailonsfeuer des Jägercorps und dem Donner von 72 Kanonenſchüſſen erhielt. In der nämlichen Ordnung gieng der Zug zurück. Mittags war große Tafel bei Hofe, und alle Gevattern bei von Dienerſchaft und dem Lande ſpeiſten im Rieſenſaale *).

Am 26. Dec. gab der Herzog den Söhnen und Töchtern der hieſigen Bürger einen Freiball. Die Landſchaft bewirthete den Hof und die anweſenden fremden Herrſchaften.

Die für die Armen in dieſen feſtlichen Tagen geſammelte Kollekte belief ſich auf 550 fl. Der Weinhändler Anſchütz aus Benshauſen überſchickte 1 Ohm Wein zum Vertheilen unter die Armen. Am 29. Dec. wurden 300 Arme bei Hofe geſpeiſt und jeder erhielt außerdem ein Geſchenk.

Am 30. Dec. war große Freiredoute, wobei gegen 500 Masken erſchienen.

Die Dienerſchaft ließ eine Medaille ſchlagen, 1½ Loth in Silber. Auf dem Avers ſteht ein offener Tempel im Strahlenglanze mit einem Altar, worauf ein Feuer lodert und die Legende: Nova spes patriae. In dem Abſchnitte: Cives votor. comp. Auf der Rückſeite in einem Eichenkranze: Bernhard Erich Freund Princ. Heredit. S. Meining. Nat. d. 17 Dec. 1800.

Da die hieſigen Einwohner durch eine allgemeine Illumination das glückliche Ereigniß verherrlichen wollten, ſo verbat ſich dieß Herzog Georg und forderte ſeine Bürger auf, die dazu von ihnen beſtimmte Koſten zu Herſtellung eines neuen Schulgebäudes zu verwenden, welches den Namen Gymnasium Bernhardinum führen und noch die kommenden Geſchlechter an dieſes frohe Ereigniß erinnern ſollte. Der Herzog ſelbſt verwilligte dazu die Summe, die von ihm anfangs zu Erleuchtung des Schloſſes beſtimmt war **).

Der Waizen koſtete in dieſem Jahre 18 bis 20 Bz., das Korn 12 bis 15 Bz., die Gerſte 7½ bis 10 Bz., Erbſen und Linſen 12 bis 16 Bz.

Bei

---

*) Ausführliche Nachrichten hierüber ſ. im Wochenbl. 1801. Nr. 1. und Meining. Taſchenb. 1801. S. 339 ff.

**) M. ſ. unt. d. J. 1821. Die Aufforderung des Herzogs ſ. im Meining. Taſchenb. 1805 S. 613 u. 1801 S. 348.

Bei der Schloßkirche waren 646 Kommunikanten, 10 Paar wurden getraut, 44 Kinder getauft, 35 Perſonen begraben, 1 Geiſtlicher ordinirt. Bei der Stadtkirche waren 1809 Kommunikanten, 24 Paare wurden getraut, 90 Kinder getauft, 139 Perſonen begraben, 4 Geiſtliche ordinirt.

1801.

Am 3. Jan. erſchien eine Konſiſtorialverordnung über die Sonntagstänze. Nach dem Tode des Lehrers der franzöſiſchen Sprache, Laporte, wurde J. Jaques Rapin de la Mariniere als ſolcher angeſtellt. Er gieng bald wieder von hier ab und ihm folgte Courtade aus Bordeaux, der aber auch bald darauf in ſein Vaterland zurückgieng, worauf ſpäterhin Jean Vincent le Roux Laſerre, bisher Lehrer zu Schnepfenthal, angeſtellt wurde.

Am 19. Jan. ward vermöge der Schuhmacherinnung der Handel mit fremder Schuhmacherarbeit außer zu Jahrmarktszeit verboten, wobei jedoch jedem frei gelaſſen blieb, auswärts ſolche Arbeit für ſich zu beſtellen, wenn damit kein Handel getrieben werde.

Dem Wunſche des Herzogs gemäß erſchien mit dieſem Jahre das Meiningiſche Taſchenbuch, welches viele die vaterländiſche Geſchichte, Geographie, Statiſtik, Geſetzgebung u. dgl. betreffende Nachrichten enthält. Die Herausgabe beſorgten die beiden erſten Jahre der Forſtrath Bechſtein, und der Hofprediger Vierling: dann wurde ſie vom Hofkaplan Emmrich übernommen. Von nun an erſchien auch ein Haushaltungs- und Adreßbuch.

Mit dieſem Jahre wurde das ſo berühmt gewordene Inſtitut für Forſt- und Jagdkunde zu Dreißigacker durch Herzog Georg begründet, welcher den Forſtrath Bechſtein, der auch bald darauf Kammerrath wurde, von Waltershauſen hierher zum Direktor dieſer Anſtalt berufen hatte. Die Geſetze und den Lehrplan ſ. im Meining. Taſchenb. 1801 S. 90 ff. Michaelis 1803 wurde das Inſtitut zu einer Forſtakademie erhoben. Die Gothaiſche und Meiningiſche Societät zur Beförderung der Forſt- und Jagdkunde wurde ebenfalls nach Dreißigacker verpflanzt. Mit Begründung des Forſtinſtituts trat auch eine neue Behörde, das Oberforſtamt ins Leben.

Am 29. Jan. hielt die Herzogin ihren Kirchgang. Hieſige Bürgerstöchter überreichten an dieſem frohen Tage ein Gedicht. Am 2. Febr. verſammelte ſich die Bürgerſchaft zu einem Ball im Sächſiſchen Hofe, wo auch die Herrſchaft erſchien. Die herzlichſte Freude und ungeheuchelte Anhänglichkeit ſprach ſich aus. M. ſ. d. Wochenbl. vom 1. Febr. d. J.

Am 30. Jan. erſchien eine Konſiſtorialverordnung, durch welche in Anſehung der Liturgie mit Feſtſtellung des Weſentlichen den Geiſtlichen beſonnene Freiheit geſtattet wurde.

Am

Am 19. Febr. verordnete das Konſiſtorium, daß alle zu einer Pfarrei gehörigen Papiere, Urkunden u. dgl. ſorgfältig aufbewahrt werden ſollten.

Am 20. März verließ der Fürſtbiſchof von Würzburg nach 17wöchentlichem Aufenthalte die hieſige Stadt und kehrte in ſeine Lande zurück.

Am 2. April ſtarb der Stadtſyndikus und Bürgermeiſter A. C. Th. Melzhaimer in ſeinem 62ſten Lebensjahre. Senator wurde der Regierungsadv. J. Ch. C. Deahna, der ſchon einige Jahre beim Stadtrath thätig geweſen war.

Am 17. März ſtarb der Rath und Amtmann J. A. Hopf. Amtmann wurde der Amtsſekretär C. L. Baumbach.

Die Kinder der Armenſchule hatten in der Induſtrieanſtalt 233 fl. 31 Kr. verdient. Außerdem hatten die Knaben im engliſchen Garten gearbeitet, die Mädchen Hemden verfertigt, Strümpfe geſtrickt u. dgl. Die Zahl der Kinder belief ſich auf 45.

Am 10. Jun. erließ die Oberökonomiekommiſſion eine Verordnung wegen allgemeiner Verbreitung eines beſſern Hopfenbaues. Desgleichen ſuchte dieſelbe Gemeindebacköfen auf dem Lande herzuſtellen. Die Polizeikommiſſion erließ eine Verordnung zur allmähligen Abſchaffung der hölzernen Schlöte.

Am 18. Jul. erſchien eine erneuerte Inſtruktion für die Kirchen- und Disciplininſpektoren.

Am 2. Sept. wurde der Aufkauf des Getraids durch Kornhändler unterſagt.

Am 7. Sept. des Morgens 8 Uhr ſtarb die verwittwete Herzogin Charlotte Amalie im 72ſten Lebensjahre. Sie war geboren am 10. Aug. 1730, vermählt mit Anton Ulrich am 26. Febr. 1750 und übernahm nach deſſen Tode die obervormundſchaftliche Regierung vom 27. Jan. 1763 bis zum Jahre 1782. Daß mit ihrer Ankunft zu Meiningen eine erfreuliche Zeit für die hieſige Stadt begann, iſt bereits oben geſagt, wie ſie denn ſowohl durch ihre Regierung, als auch überhaupt durch ihre Wohlthätigkeit ſich gerechten Anſpruch auf die dankbare Liebe ihrer Unterthanen erworben hatte. Der Armenkaſſe vermachte ſie ein Legat von 1000 fl. Ihrem Willen gemäß wurde ſie auf dem Gottesacker beerdigt. Am 11. Sept. um halb 4 Uhr wurde der Sarg durch 12 Kavaliere aus dem Leichenzimmer herabgetragen und im Schloßportal niedergeſetzt. Nun ſtimmte das Chor den Geſang an: Wie ſanft ſehn wir den Frommen ꝛc., worauf der Zug unter dem Geläute aller Glocken begann. Voran zog die Schule mit dem Kreuze, es folgten die Lehrer und Geiſtlichen und dann die Hofdienerſchaft, hierauf die Fürſtliche Leiche, welche von 12 Subalternen der Kollegien vom Schloſſe an getragen wurde. Dem Sarge folgte der Herzog, geführt vom Herzoge zu Gotha und dem Prinzen von Carolath, die Hofkavaliere, der Geheimerath und erſte Miniſter von Dürkheim, an welchen ſich die Mitglieder der Landeskollegien in ihren Uniformen mit ſchwarzen Unterkleidern, mit Flören am Hut, Degen und Arme, anſchloſſen. Hierauf kam der Stadtrath in ſchwarzen Mänteln, ein Marſchall beſchloß den Zug. Vom Schloß bis zum Gottesacker hatte ſich die Bürgerſchaft ſchwarz gekleidet in Mänteln in 2 Reihen aufgeſtellt und ſchloß ſich an den Zug an. Am Grabe ſtimmte das Chor das Lied an: Begrabt den Leib ꝛc., worauf vom Hofprediger Bierling die Rede gehalten wurde. Nach der Einſenkung gieng der Zug in derſelben Ordnung ins Schloß zurück, wo Alles entlaſſen wurde.

Am 10. Sept. gieng die 76jährige Wittwe Chr. S. Schrot aus dem Schloſſe, wo ſie die fürſtliche Leiche auf dem Paradebette geſehen hatte, verirrte ſich auf dem Nachhauſewege, nachdem ihr die Laterne ausgegangen war, kam in den Schloßgarten und ertrank. Am 17. Sept wurde ſie gefunden.

Am 22. Okt. ward eine Verordnung wegen des überhandnehmenden Branntweintrinkens erlaſſen.

Am 5. Nov. erſchien ein höchſtes Mandat, die Einſchränkung des überflüſſigen Aufwands bei Leichenbegängniſſen betreffend. Verboten wurden die Leichenеſſen, die Särge von Eichenholz, das Austheilen von Trauerkleidern an Dienſtboten, das Kleiden verſtorbener Kinder durch die Gevattern. Angeordnet wurde feſte Beſtimmung einer Taxe für die Särge, für den Dienſt der Todtenweiber. Mit Genehmigung der geiſtlichen Behörde ſollten ſtille Leichen *) erlaubt ſeyn; bei epidemiſchen Krankheiten ſollten keine öffentlichen Leichenbegängniſſe geſtattet werden.

Am 9. Dec. ertrank eine Tochter des verſtorbenen Amtmanns Heym zu Waſungen, Luiſe Heym, als ſie in der Nacht von einem Balle im Sächſiſchen Hofe nach Hauſe gehen wollte, im obern Mühlgraben, der damals auf der Seite nach der untern Mühle zu nicht mit einem Geländer verſehen war.

Am 13. Dec. nahm die Sonntagsſchule für Handwerker, Geſellen und Lehrlinge wieder ihren Anfang. Im Lokale der alten Mädchenſchule wurde unentgeltlich Unterricht im Schreiben, Rechnen und Zeichnen ertheilt. Zugleich machte das Konſiſtorium bekannt, daß von den bereits Konfirmirten, wie von Lehrlingen und Geſellen die Bürgerſchule, namentlich der Unterricht im Zeichnen beſucht werden dürfe. Vgl. S. 148.

Am 18. Dec. machte die Kammer bekannt, daß den Dienern, wie den Brauern und überhaupt den Bürgern verſtattet ſeyn ſollte, in den Herrſchaftl. Felſenkeller Lagerbier gegen verhältnißmäßigen Kellerzins einzulegen.

Am 28. Dec. ſtarb der Flößfaktor und Rathsherr Joh. Bartholomäus Jung.

Der Waizen koſtete 16 bis 24 Bz., das Korn 9 bis 14 Bz., Gerſte 7½ Bz., Hafer 4 bis 7 Bz., Erbſen und Linſen 12 Bz.

---

*) Die öffentlichen Leichen mit Geſang, Geläut und Predigt wurden von nun an höchſt ſelten, kamen aber dagegen, ſchon ſeit 1813 wieder mehr auf, nur wurden ſtatt der Predigt Reden am Grabe gehalten.

Bei der Schloßkirche waren 616 Kommunikanten, 12 Paare wurden getraut, 34 Kinder getauft, 25 Perſonen beerdigt. Bei der Stadtkirche waren 1992 Kommunikanten, 26 Paare wurden getraut, 110 Kinder getauft, 76 Perſonen beerdigt, 6 Geiſtliche ordinirt.

1802.

Am 1. Jan. wurden der Kanzlar von Uttenhoven, der geheime Kammerrath v. Uttenhoven, der geheime Regierungsrath v. Hendrich, der S. Coburgiſche Landſchaftsdirektor v. Könitz zu Geheimenräthen, der Regierungsrath von Künßberg zum geheimen Regierungsrath und Vicekanzlar ernannt.

Am 22. Jan. machte die Kriegskommiſſion bekannt, daß die Wache in den Thoren Befehl erhalten habe, das eingebrachte Leſeholz zu unterſuchen, weil kein grünes Holz dabei ſeyn dürfe, bei der Mittelpforte kein Holz hereinzulaſſen, daß im Sommer nach 10 Uhr kein Spaziergänger auf dem Bleichgraben geduldet werden ſolle, daß Nachtpatrouillen auf Ordnung in den Straßen ſehen würden.

Das neue Gaſthaus zum Sächſiſchen Hofe (ſ. ob. S. 143) war nun völlig eingerichtet.

Getraidebedürftige Perſonen konnten gegen ein Zeugniß vom hieſigen Stadtrath Korn auf dem Herrſchaftl. Fruchtboden kaufen.

Am 3. Mai ſtarb der Geheimerath und Oberjägermeiſter Eugen Georg Auguſt v. Bibra. Die Leiche wurde am 5. Mai im Familienbegräbniß zu Irmelshauſen beigeſetzt. M. ſ. d. Meining. Taſchenb. 1803. S. 233.

Am 13. Mai wurde die frühere Verordnung erneuert, daß jeder Bürger Michaelis 12 Sperlingsköpfe liefern ſollte.

Am 14. Mai wurde der Regierungs- und Konſiſtorialaſſeſſor v. Uttenhoven zum Regierungs- und Konſiſtorialrath, der Kammeraſſeſſor v. Uttenhoven zum Kammerrath ernannt.

Die Kinder der Armenſchule, 38 an der Zahl, von denen 28 arbeitsfähig waren, hatten durch Wolle- und Baumwolleſpinnen 132 fl. 31 Xr. verdient, außerdem Hemden genäht, Strümpfe geſtrickt u. dgl. m. Die Armenkommiſſion forderte auf, wenn jemand betteln ſollte, denſelben ihr ſofort namhaft zu machen: jeder Dürftige ſolle Unterſtützung erhalten.

Am 7. Jul. wurde der Regierungsaſſeſſor G. W. Heim zum Regierungsrath ernannt.

Am 2. Aug. traf die Großfürſtin von Rußland mit ihrer Mutter, der Herzogin von Coburg, hier ein und reiſte bald darauf weiter nach Coburg ab.

Frau,“ vertheidigte ſich Adam: „ſondern warnen, nicht bange machen, ſondern vorbereiten, nicht ängſtigen, ſondern Muth einſprechen. Hab' ich ein Wörtlein oder zwei zu viel geplaudert, ſo vergebt es mir, wißt Ihr doch, wie treu es der alte Adam meint mit ſeiner Herrſchaft, und daß er ſein Leben für ſie läßt, wenn es ſeyn muß. Bin alt und plauderhaft, hab' einen grauen Kopf und morſche Knochen, aber mein Herz iſt noch warm und iſt Eurer und meines Herren, und hier Euren lieben Kindern, bis auf den letzten Blutstropfen.“

Der Alte ſprach es mit treuherzigem Tone, und es ſtanden Thränen in ſeinen Augen, er wandte ſich und ging.

„O Gott!“ ſeufzte die Ober-Vierherrin: „wie wird es doch werden! Sprich, Elſe, wohin ſoll ich denn mit Euch Kindern fliehen, wenn es dahin kommt?“

„Fliehen, Mutter?“ fragte Eliſabeth, und ihre Blicke belebte ein ungewöhnlicher Muth: „Wir fliehen nicht! Wir bleiben, wo der Vater bleibt, und der wird die Stadt nicht verlaſſen.“

Bei der überhandnehmenden Theuerung der Lebensmittel ließ Herzog Georg wieder Rumfordiſche Suppe kochen (ſ. ob. S. 146). Im Landſchaftshauſe war eine beſondere Küche dazu eingerichtet; eine zur Sättigung einer Perſon hinreichende Portion koſtete 2 Xr. Durch den Koch- und Sparofen wurde zugleich eine Stube geheizt, wo ſich Bedürftige aufhalten und arbeiten konnten.

Um dieſe Zeit wurde an hohen Feſttagen katholiſcher Gottesdienſt in einem dazu eingerichteten Betſaale eines Privathauſes gehalten. Später wurde dieſer Betſaal in die Meierei verlegt.

Mittwochs und Sonnabends Nachmittags wurde im Orangeriehauſe des engliſchen Gartens Muſik von den Hautboiſten gegeben.

Nachdem der Hofkollaborator Sachs als Pfarrer nach Herpf verſetzt war, kam der Konrektor Emmrich, der zugleich zweiter Inſtruktor der Prinzeſſinnen wurde, als Hofkollaborator an die Schloßkirche und wurde am 2. Sonntage n. Epiph. ordinirt. Der Tertius Müller wurde Konrektor; der Quintus Rommel wurde Tertius; zum Quintus wurde der Kandidat Hoßfeld ernannt, welcher wie ſein Vorgänger die Quartusſtelle wegen des Alters des Kantors Krauſe beſorgte.

Am 28. Dec. ſtarb der Bürgermeiſter Chr. B. Muſäus in ſeinem 82ſten Jahre. In den Stadtrath traten in dieſem Jahre als Senatoren der Stadtſchreiber Krebs und der Kaufmann. V. G. Amthor.

In dieſem Jahre hielt ſich hier der berühmte J. Paul Friedrich Richter auf.

Der Waizen koſtete 24 bis 27 Btz., das Korn 13 bis 24 Btz., Gerſte 7¼ Btz., Hafer 4 bis 7½ Btz., Erbſen und Linſen 12 Btz.

Bei der Schloßkirche waren 584 Kommunikanten, 12 Paare wurden getraut, 55 Kinder getauft, 33 Perſonen beerdigt, 1 Geiſtlicher ordinirt. Bei der Stadtkirche waren 1756 Kommunikanten, 27 Paare wurden getraut, 105 Kinder getauft, 78 Perſonen beerdigt, 2 Geiſtliche ordinirt.

1803.

Die Anſtalten zur Speiſung der Armen hatten einen guten Fortgang. Es giengen außerordentliche Beiträge ein und ſtatt der Suppe wurde auch bisweilen Fleiſch und Zugemüſe gegeben, wofür von denen, welche zahlten, 3 Xr. entrichtet wurden. Im Winter wurde dieſe Einrichtung wieder fortgeſetzt.

Die Sonntagsſchule wurde auch in dieſem Winter gehalten. Diejenigen, welche ſich nach Verlauf eines Jahres am meiſten auszeichneten, ſollten einen Preis zur Belohnung ihres Fleißes erhalten. Vgl. S. 154.

Zum Beſten unbemittelter hieſiger Einwohner ließ die Kammer durch den Kommisbäcker Wohlfahrt eine aus ⅔ Korn und ⅓ Gerſte beſtehende gut ausgebackene Quantität Brod, 6 Pfund zu 20 Xr. verkaufen.

Auf der im verfloſſenen Jahre vom Herzoge angekauften und neu hergeſtellten Neuenmühle wurde eine Märbelmühle errichtet. Das Unternehmen ſollte hauptſächlich dazu dienen, armen Leuten Verdienſt zu verſchaffen.

Es wurde befohlen, daß Tanzluſtbarkeiten nicht ohne vorausgegangene Anzeige bei der Polizeikommiſſion veranſtaltet werden ſollten.

Am 5. Febr. wurde ein Mandat erlaſſen, um das Halten überflüſſiger Hunde einzuſchränken. Wer einen Hund zum Vergnügen hielt, mußte 3 fl. bezahlen. Strenge Vorſchriften über das Herumlaufen der Metzgerhunde wurden gegeben. Die Hunde ſollten ſo wenig als möglich auf den Straßen herumlaufen: es mußten wie bisher Zeichen mit jedem Jahre gelöſt werden. Vgl. 8. Mai 1789.

Der Ueberſchuß von 13 fl. 24½ Xr. von einem Bürgerball wurde an den Tuchfabrikanten J. G. Wagner abgegeben zur Verwendung bei der vom Herzoge errichteten Lehranſtalt im Streichen und Feinwolleſpinnen.

In der Armenſchule waren 34 Kinder, von denen 27 arbeitsfähig waren. Letztere verdienten 157 fl. 20 Xr., außer demjenigen, was in der eben erwähnten Anſtalt durch Feinwollenſpinnen und durch Nähen und Stricken verdient wurde.

Schon im J. 1773 war die bisher im Henflingianum von dem jedesmaligen Rektor beſorgte Speiſung der Konviktoriſten demſelben abgenommen und einem benachbarten Handelsmann übertragen, mit deſſen Geſchäfte ſich die Sache beſſer vertrug. Da die Verköſtigung immer koſtſpieliger wurde, auch das Zuſammenleben der Konviktoriſten im Stiftungshauſe nicht zweckmäßig erſchien, ſo erließ Herzog Georg am 7. Jun. 1803 die Verordnung, daß ſtatt der bisherigen Einrichtung jeder der Henflingiſchen Alumnen jährlich 50 fl. und dieſe Unterſtützung drei Jahre lang während ſeines Aufenthalts auf der hieſigen Schule genießen ſolle. S. Ihlings Progr. v. J. 1830. S. 13. S. Th. 1, S. 80. 107.

Beſchädigungen an den Bäumen der neu angelegten Allee nach Welkershauſen wurden ſtreng verboten.

Der Kammerſekretär Schenk ward zum Kammeraſſeſſor, der Oberforſtamtsaſſeſſor und Lehrer zu Dreißigacker Laurop zum Forſtrath und Auditor bei der Kammer ernannt. Der Kammerregiſtrator Hartmann wurde Kammerſekretär.

Am 26. Okt. ſtarb der Regierungsrath G. W. Heim. Einige Zeit darauf wurde der Kabinetsſekretär Schwendler als Regierungsaſſeſſor angeſtellt. Kabinetsſekretär wurde der als Schriftſteller rühmlichſt bekannte Ernſt Wagner.

Am 17. Nov. ſtarb der Konſiſtorialrath, Paſtor primarius und Superintendent Georg Kaſpar Hopf in ſeinem 77ſten Jahre. Er war zu Waſungen geboren, ſtudirte zu Jena und Halle, ſtand erſt als Lehrer am Pädagogium zu

Halle,

Halle, dann als Rektor zu Waſungen, wurde hierauf Inſpektor am hieſigen Lyceum, welches ſich durch ihn ſehr emporhob, kam 1773 als Superintendent nach Salzungen und 1776 hierher. Er war ausgezeichnet als Schulmann, beſaß ſehr viele gelehrte Kenntniſſe und war ein gründlicher Kenner der Wolfiſch-Baumgartenſchen Philoſophie. S. ſ. Biogr. im Meining. Taſchenb. 1807. S. 321). Die Superintendentur blieb bis 1806 unbeſetzt, und die Geſchäfte wurden ſo beſorgt, wie es ſeit 1799 wegen ſeiner Kränklichkeit geſchehen war. S. ob. S. 147.

Die Polizeikommiſſion beſtand bisher aus dem hieſigen Beamten und dem Stadtrath. Jetzt wurde eine Oberpolizeikommiſſon gebildet, beſtehend aus dem Geheimenrath von König, dem Regierungsrath von Türke, dem Stadtkommandanten Major v. Türke, dem Amtmann Baumbach und dem Senator Hofapotheker Treiber.

Um dieſe Zeit gab der Marionettenſpieler Geiſſelbrecht Vorſtellungen.

Die Armen erhielten wie gewöhnlich zum Neuenjahr doppeltes Almoſen, wobei aber die Neujahrsbettelei aufs ſtrengſte unterſagt war.

Am 24. Dec. ſtarb Herzog Georg nach einem kurzen Krankenlager in ſeinem 43ſten Jahre. Laut ſprach ſich allenthalben der Schmerz ſeiner ihm mit der innigſten Liebe ergebenen Unterthanen aus: tief empfanden es alle, daß er einer der edelſten Fürſten war. Außerordentlich viel war durch ihn für das Wohl des Volkes geſchehen, ſein Scharfblick umfaßte Alles und raſtlos war er bemüht, in den verſchiedenſten Zweigen des Staats zu wirken. Gerne und mit Herzlichkeit, überall anregend, weilte er in der Mitte ſeines Volks und dieſes erkannte in ihm ſeinen Vater, an welchen es ſich vertrauensvoll wendete. M. ſ. ſ. Biographie v. Emmrich im Meining. Taſchenb. 1805.

Am 29. Dec. war die feierliche Beerdigung des Herzogs. Seinem Verlangen gemäß wurde ihm die Stätte neben dem Grabe ſeiner Mutter auf dem Gottesacker bereitet. Um 2 Uhr Nachmittags wurde die Leiche durch 16 Vaſallen bis an das Portal getragen und dann auf den Leichenwagen geſetzt. Unter dem Läuten aller Glocken gieng der Zug durch die lange Gaſſe über den Markt, die untere Marktgaſſe hinunter. Zuerſt kam die Schule unter Vertragung des Kreuzes, das Seminarium, die Lehrer aus der Stadt und vom Lande, die Geiſtlichen der Reſidenz und der Umgegend, hierauf die Hofdienerſchaft, die Forſtakademie mit ihren Lehrern, die unterländiſche Jägerei, worauf der Oberforſtmeiſter von Pfaffenrath als Marſchall vor dem Fürſtenhute folgte, welcher auf einem ſammtnen Kiſſen vom Oberforſtmeiſter v. Steuben getragen wurde. Die Kammerräthe v. Bibra und v. Uttenhoven kamen als Marſchälle vor dem Leichenwagen, der mit 6 ſchwarzbehängten Pferden beſpannt war. Die Vaſallen trugen das Leichentuch. Als Leidtragende folgten die beiden Prinzen

zen von Carolath, geführt durch den Kanzlar v. Uttenhoven und den Geheimenrath v. Könitz; ſodann die Hofkavalliere, die Mitglieder der Kollegien, die Beamten, die Subalternen der Behörden, der Stadtrath nebſt Deputirten des Raths aus den benachbarten Städten. Die auf beiden Seiten aufgeſtellte, in Mäntel gekleidete Bürgerſchaft ſchloß ſich dem Zuge an. Am Gottesacker wurde die Leiche vom Wagen abgehoben und von den Vaſallen durch das von dem Militär unter dem Kommando des Hauptmanns von Reckrodt gebildete Spalier zum Grabe getragen. Dort wurde das Lied angeſtimmt: Meine Lebenszeit verſtreicht ꝛc., worauf der Hofprediger Vierling die Rede hielt. Nach der Einſegnung und Einſenkung wurde das Lied: Uns nun entwandt ꝛc. geſungen. Dann gieng der Zug in derſelben Ordnung ins Schloß zurück. Die obervormundſchaftliche Regierung wurde von der Herzogin Luiſe Eleonore übernommen.

Am 25. Dec. wurde der Konſiſtorialvicepräſident Heim zum Geheimenrath ernannt.

Der Waizen koſtete 20 Btz., das Korn 15 Btz.

Bei der Schloßkirche waren 564 Kommunikanten, 8 Paare wurden getraut, 38 Kinder getauft, 27 Perſonen beerdigt. Bei der Stadtkirche waren 1589 Kommunikanten, 16 Paare wurden getraut, 98 Kinder getauft, 69 Perſonen beerdigt, 1 Geiſtlicher ordinirt.

1804.

Am 24. Jan. wurde der Hofkollaborator Emmrich zum Hofkaplan ernannt.

Die Straßenbeleuchtung ward bisher durch den Ertrag der Sperrgelder unterhalten. Die Oberpolizeikommiſſion ſuchte das Sperrgeld für die Einheimiſchen ganz aufzuheben und eröffnete daher eine Subſcription, um die Koſten der Straßenbeleuchtung zu decken. Nichtabonnenten, wie Fremde zahlten das Sperrgeld fort.

Zur Emporhebung der Wollenmanufakturen wurden Prämien für diejenigen ausgeſetzt, welche die beſte Wolle ziehen würden.

In der Induſtrieanſtalt hatten die Kinder in dieſem Jahre 231 fl. 5 Xr. verdient.

Im Junius wurde von der Oberpolizeikommiſſion ein Polizeiwachtmeiſter, Matthäus Trinks, angeſtellt, um die Polizeiaufſicht zu führen. Die Geſetze in Anſehung der Hunde, der Reinigung der Straßen, über richtiges Maaß und Gewicht wurden aufs neue eingeſchärft.

Um dieſe Zeit wurde der Markt gepflaſtert, der noch übrige offene Theil des Marktwaſſers ebenfalls mit Bohlen bedeckt und die Kirchmauer, welche die Kirche umgab, eingeriſſen.

Am 19. Jul. wurde zu Liebenſtein von den verſammelten Badegäſten eine Feier zum Gedächtniß des Herzogs, als des Stifters der Badeanſtalt, begangen. Eine allegoriſche Darſtellung in dem von 600 Lampen erleuchteten Erdfall erinnerte an den unvergeßlichen Fürſten und an ſein wohlthätiges Wirken. M. ſ. d. Wochenbl.

Am 27. Aug. trafen der König, die Königin und Prinzeſſin von Schweden nebſt Gefolge auf einer Reiſe von Würzburg hier an und reiſten Tags darauf weiter.

Am 14. Sept. ward befohlen, daß ohne polizeiliche Erlaubniß keine Obſtdarren in den Häuſern angelegt werden ſollten. An dieſem Tage brannte der Flecken Steinheide im Oberlande ab.

Die muſikaliſchen Unterhaltungen in der Orangerie wurden auch in dieſem Winter Mittwochs und Sonnabends gehalten.

Am 10 Okt. erſchien in Bezug auf die Verordnung vom 23. Dec. 1767 eine neue Bekanntmachung, die Erhöhung der Abgaben von Kollateralerbſchaften betreffend. Vgl. 13. März 1812.

In den Stadtrath trat als Senator der Flößfaktor J. H. Jung.

Vom 15. Nov. an wurde wieder Rumfordiſche Suppe vertheilt.

Am 30. Nov. wurde verboten, daß die Kinder mit kleinen Schlitten auf den Straßen fahren ſollten.

Am 14. Dec. wurde verordnet, daß das Hauſiren mit Barchent- und anderer Leinweberwaare, die hier gefertigt werde, unterbleiben und der Verkauf nur an den Jahrmärkten ſtatt finden dürfe. Alle Waare dieſer Art ſollte hier geſchaut und geſiegelt werden; die Weber von den Orten, wohin die hieſigen Weber nicht arbeiten dürften, ſollten auch nicht hierher arbeiten: nur Damaſtarbeit wurde zugelaſſen.

Der Waizen koſtete 18 bis 27 Btz., das Korn 15 bis 22 Btz., Gerſte 12 bis 14 Btz., Hafer 6 bis 9 Btz., Erbſen und Linſen 15 Btz.

Bei der Schloßkirche waren 601 Kommunikanten, 7 Paare wurden getraut, 46 Kinder getauft, 37 Perſonen beerdigt. Bei der Stadtkirche waren 1717 Kommunikanten, 18 Paare wurden getraut, 92 Kinder getauft, 94 Perſonen beerdigt, 1 Geiſtlicher ordinirt.

1805.

Am 3. Jan. erſchien eine landesherrliche Verordnung über die Bezahlung der Aerzte, Wundärzte und Apotheker.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50160-9
BECHSTEIN,L. FN. 03129/024

Am 12. Febr. erſchien eine Verordnung wegen des an den ſpaniſchen Küſten und in Livorno ausgebrochenen gelben Fiebers. Es wurden Maßregeln getroffen, um die Verbreitung deſſelben durch Handelsartikel zu hemmen.

Am 19. Febr. wurde Haydn's Schöpfung von der hieſigen Kapelle mit einem ſehr ſtark beſetzten Orcheſter meiſterhaft gegeben. Sehr viele Fremde waren hier anweſend.

Am 12. März ſtarb der Aſſeſſor, geheime Archivar und Bibliothekar B. G. Walch. S. d. Meining. Taſchenb. 1807. S. 337.

Am 21. April ſtarb zu Maßfeld der Adjunktus und Pfarrer M. Joh. Chriſtoph Raſche. Er war einer der gelehrteſten Männer unſers Vaterlandes und ſein Ruf war durch ſeine numismatiſchen Schriften, beſonders durch ſein Lexicon universae rei nummariae veterum, weit über Deutſchlands Grenzen verbreitet. Er war ſeit 1759 Rektor am Lyceum zu Meiningen und ſtand ſeit 1763 als Geiſtlicher zu Maßfeld, wo ihm ſeine Gemeinde innig zugethan war. M. ſ. die Biogr. deſſelben v. Emmrich im Meining. Taſchenb. 1807. S. 343.

Am 1. Mai ſtarb zu Waſungen der Rath und Stadtſyndikus E. Fr. W. Schenk im 80ſten Jahre, einer der gründlichſten Kenner der Landesgeſchichte. S. d. Taſchenb. 1807. S. 362.

An der Forſtakademie zu Dreißigacker wurde als Lehrer der Forſtſekretär D. J. Chr. Fr. Meyer und der Forſtverwalter J. Herrle angeſtellt.

Die Kinder der Armenſchule hatten in der Induſtrieanſtalt in dieſem Jahre 198 fl. 8½ Kr. verdient.

Am 3. Jun. kamen der König und die Königin von Preußen, nebſt dem Prinzen Wilhelm, dem Bruder des Königs auf einer Reiſe hier durch.

An dieſem Tage ſtarb zu Caſſel die Landgräfin Wilhelmine Luiſe Chriſtiane von Heſſen-Barchfeld, geb. Prinzeſſin von S. Meiningen. Sie war geboren am 6. Auguſt 1752 und vermählt ſeit dem 13. Okt. 1781.

Am 13. Jun. kam der Kurfürſt von Heſſen-Caſſel auf einer Reiſe hier durch.

Am 15. Jun. kam Prinz Paul von Würtemberg auf einer Reiſe nach Hildburghauſen hier durch. Am 17. Jun. kam der Erbprinz von Weimar hier zum Beſuche an.

Am 20. Jun. wurde das Einbringen auswärts gefertigter Schreinerwaaren außer an Jahrmärkten verboten.

Am 22. Jun. wurde eine Inſtruktion für die auf das Land kommandirten Jäger erlaſſen, welche auf polizeiliche Ordnung zu ſehen hatten.

Am 19. Jul. ſtarb der Tertius J. G. Rommel. An ſeine Stelle kam der bisherige Kandidat D. J. K. Ihling.

Vom Sanitätskollegium wurden am 15. Aug. mehrere diätetiſche Vorſchriften gegeben und insbeſondere Reinlichhaltung der Straßen empfohlen.

Am 26. Aug. machte die Oberpolizeikommiſſion bekannt, daß den auswärtigen Schutzjuden der Handel nur an den Jahrmärkten und am Tag vor, wie am Tag nach denſelben erlaubt ſey.

Am 7. Okt. wurde verordnet, daß bis auf weiteres Ausländer (ausgenommen die Coburgiſchen und Hildburghäuſiſchen Unterthanen vermöge der Rodacher Konvention) Getraide und Viktualien nur in Meiningen Mittwochs und Sonnabends auf dem Markte, in Waſungen und Salzungen des Sonnabends einkaufen dürften: Inländern ſollte der Einkauf auch in den Dorfſchaften geſtattet ſeyn. Bald wurde dieſe Einſchränkung jedoch wieder aufgehoben. Für die Schultheißen wurde eine beſondere Inſtruktion erlaſſen.

Die Speiſeanſtalt im Landſchaftshauſe nahm im November wieder ihren Anfang.

Wegen der ſteigenden Getraidepreiſe verordnete die Oberökonomiekommiſſion am 5. Nov., daß die Müller ſtatt der ihnen bisher zu einem Sechzehntheil geſtatteten Mitze bis auf weitere Verordnung nur ein Vierundzwanzigtheil abzuziehen befugt ſeyn ſollten.

In der Orangerie waren Mittwochs und Sonnabends wieder muſikaliſche Unterhaltungen.

In dieſem Jahre wurde die ſteinerne Brücke über den Schloßmühlgraben bei der mittlern Pforte erbaut.

Am 25. Nov. wurde der bisherige Pfarrſubſtitut Fr. Roſengeil zu Frauenbreitungen zum Inſtruktor des jungen Herzogs mit dem Prädikate eines Konſiſtorialaſſeſſors ernannt.

Am 30. Nov. kam eine Eskadron Preußiſcher Huſaren vom Regiment Pletz unter dem Major von Gladis, welche längere Zeit hier liegen blieb. Anfangs verlautete, die Preußiſche Armee unter dem Befehle des Herzogs von Braunſchweig werde hier durch nach Franken marſchiren, doch kam bald darauf Contreordre und es kam nur ein Theil der vom General v. Blücher kommandirten Avantgarde. Dieſe Truppenbewegungen waren durch den Oeſtreichiſchen Krieg veranlaßt, weil es damals zweifelhaft war, ob nicht auch Preußen Antheil nehme. Der Stadtrath empfahl Aufmerkſamkeit und Sorgfalt, beſonders auch wegen Feuersgefahr.

Es kamen im December die Huſarenregimenter Gettkandt und Rudorf, das Füſilierbataillon [illegible]ühl, und die Fußjäger. Am 15. Dec. rückte das Füſilierbataillon Wedel, am 16. Dec. das Infanterieregiment des Herzogs von Braunſchweig, den Herzog an der Spitze, das Regiment Baireuth Dragoner, am 17. Dec. das Füſilierbataillon Bila, am 17. Dec. das Infanterieregiment York mit klingendem Spiele hier ein. Einige Eskadrons vom Huſarenregiment Pletz machten den Beſchluß dieſer Durchzüge: außer der oben erwähnten Eskadron blieben 2 Kompagnieen des Füſilierbataillons Pelet hier liegen.

Am

Am 27. Dec. befahl die Oberpolizeikommiſſion, daß an allen Häuſern Haken angeſchlagen und Laternen in Bereitſchaft gehalten werden ſollten, damit jeder Bürger in vorkommenden Fällen an ſein Haus eine Laterne hängen könne.

Eod. wurde den Apothekern verboten, Neujahrsgeſchenke an die Aerzte oder an ihre Kunden abzugeben.

Der Waizen koſtete 27 bis 33 Bß., das Korn 20 bis 25 Bß., die Gerſte 13 bis 15 Bß., Hafer 7 bis 9 Bß., Erbſen und Linſen 17 bis 18 Bß.

Bei der Schloßkirche waren 522 Kommunikanten, 6 Paare wurden getraut, 32 Kinder getauft, 23 Perſonen beerdigt. Bei der Stadtkirche waren 1476 Kommunikanten, 24 Paare wurden getraut, 105 Kinder getauft, 102 Perſonen beerdigt, 1 Geiſtlicher ordinirt.

1806.

Am 3. Febr. marſchirte die hier gelegene Eskadron von Pletz Huſaren wieder ab; desgleichen brachen am 5. Febr. die beiden Kompagnien des Füſilierbataillons Pelet auf, um nach 7wöchentlichem Aufenthalt ſich wieder in ihre Garniſon Bunzlau zu begeben. Am 7. und 8. Febr. kamen noch 2 Eskadrons Pletz Huſaren unter den Majoren von Uklansky und Malachovsky auf ihrem Rückmarſche nach Schleſien hier durch.

Am 21. Febr. machte der Stadtrath bekannt, daß das Holzleſen nur Montags erlaubt ſey, daß nur Eine Perſon aus einem Hauſe ins Holz gehen dürfe, und daß der Gebrauch einer Axt oder ähnlicher Werkzeuge dabei nicht geſtattet werden könne.

Am 5. März wurde verboten, auswärts Bäckerbrod in Quantität zu erkaufen und hier damit Handel zu treiben.

Die Oberpolizeikommiſſion ſorgte um dieſe Zeit dafür, daß die Wohnhäuſer mit Nummern verſehen wurden.

Der Bauinſpektor Feer gieng im April nach Zürich in ſein Vaterland zurück und die Leitung des Bauweſens wurde dem Baukondukteur J. A. Schaubach übertragen.

Am 18. April wurde das Ausſtellen der Leichen bei epidemiſchen Krankheiten abermals unterſagt.

Der Archidiakonus M. J. K. Buzer wurde Konſiſtorialaſſeſſor und Superintendent und wurde am 19. Okt. durch den Regierungs- und Konſiſtorialrath v. Türke und den Hofprediger Vierling eingeführt. Der Diakonus Lange wurde Archidiakonus, behielt aber die Filiale und Accidentalverrichtungen des Diakonus bei; ſtatt der dritten geiſtlichen Stelle wurde eine Kollaboratur errichtet. S. 1807. Der Inſpektor des Lyceums J. K. Schaubach wurde zum Konſiſtorialaſſeſſor und Koepherus der Schule ernannt. Der Lektionsplan der Bürgerſchule wurde im Wochenblatt bekannt gemacht und es erſchien im folgenden Jahre eine kurze Beſchreibung der Einrichtung der ganzen Schule, herausgegeben vom Inſpektor Schaubach, im Druck.

Am 2. Jun. ſtarb der Bürgermeiſter Joh. Valentin Roth in ſeinem 86ſten Jahre. Die Bürgermeiſter waren jetzt: Decken, Fromm, Thilo, Heim; Senatoren: Holdefreund, Knauf, Treiber, Deahna, Krebs, Amthor, Jung. Im folgenden Jahre kam als neu gewähltes Mitglied des Raths der Regierungsadvokat G. Fr. Kremmer hinzu.

In der Haßfurt wurde durch eine Geſellſchaft und insbeſondere durch den Hofjäger Schnell ein dem Andenken Herzog Georgs geweihtes Denkmal errichtet. In den Anlagen wurde jährlich ein Volksfeſt gefeiert, wobei eine Rede gehalten wurde. In den folgenden Jahren begründete der Kammerſekretär Hartmann Anlagen auf dem Hexenberge.

Am 12. Jun. wurden wegen der Ausſicht auf eine gute Ernte die den Verkehr mit Getraide hemmenden Verordnungen wieder aufgehoben.

Am 24. Jul. wurde öffentlich Rechenſchaft abgelegt über die zu einem neuen Schulgebäude, als Denkmal der Geburt des Erbprinzen bisher geſchehenen Verwilligungen. Der Fond belief ſich jetzt auf 5277 Rthlr. 19 ggl. 11¾ Pfenning. Der Druck der Zeiten und die Unzulänglichkeit der Mittel verzögerten die Ausführung des Baus, welcher der Würde ſeiner Beſtimmung entſprechen ſollte. Im alten Schulgebäude mußten einige bedeutende Reparaturen wegen Baufälligkeit vorgenommen werden.

Am 2. Aug. erſchien im Wochenblatt ein Gedicht zum Lobe des hieſigen Felſenkeller=Biers.

Bei dem Ausbruch des Preußiſchen Kriegs, welcher nun begann, hatte die Stadt wieder Durchmärſche und zwar waren es größtentheils dieſelben Truppen, welche ſchon im vorigen Jahre hier durchkamen. Am 20. Sept. kam eine Abtheilung Huſaren vom Regiment Pletz. Am 7. und 9. Okt. zog das Huſarenregiment Rudorf durch, desgleichen am 9. das Füſilierbataillon Wedel und das Regiment Feldjäger. Am 10. Okt. kamen der größte Theil des Huſarenregiments Pletz, eine Abtheilung reitender Artillerie, die Infanterieregimenter Kuhnheim, Herzog von Braunſchweig und Berk. Am 11. Okt. ſollte hier Raſttag für das Regiment des Herzogs von Braunſchweig ſeyn, doch um 8 Uhr ward plötzlich Lärm, es kam die Nachricht, daß die Franzoſen durch das Meininger Oberland nach Saalfeld ihren Marſch genommen hätten (wo das bekannte Gefecht vorfiel). Schnell mußte ſich das Regiment ſammeln und ausrücken. An demſelben Tage kam noch das Preußiſche Dragonerregiment König v. Baiern durch. Am 16. zo-

gen

„Ich bleibe auch bei dem Vater, Mutter!" rief Heinrich feurig. „Wir ſchließen das Haus zu und laſſen Niemand herein."

Die kindiſche Aeußerung des Knaben zwang der Mutter ein wehmüthiges Lächeln ab.

„Mögen die Heiligen für uns bitten, und ihre Rechte ſchirmend über uns halten!" ſeufzte ſie, und ging aus der Stube; der Knabe folgte ihr. Eliſabeth aber ſtand, die Hände gefaltet, mitten in der Stube, die Wangen geröthet von der Zuverſicht der Liebe, den Blick fromm und ſchwärmeriſch emporgerichtet, ſelbſt wie eine Heilige auf den Bildern altdeutſcher Meiſter, und ſprach: „Dem Geliebten mein Herz, dem Vater meine Seele! Beiden unverbrüchliche Treue! Beiden mein Leben! Das ſei hochgelobt bei dem Erlöſer und ſeiner heiligen Mutter!!" —

gen die Preußiſchen Huſaren, welche am 20. Sept. gekommen waren und 4 Wochen hier gelegen hatten, ab.

Von nun an breitete ſich die franzöſiſche Macht immer weiter aus. Am 17. Okt. fand es die Oberpolizeikommiſſion nöthig, für Zuſammenlaufen bei der Ankunft fremder Truppen und für unvorſichtigen Reden zu warnen. Es kamen die Zeiten des Drucks, wo jede freimüthige Aeußerung gemißdeutet und gefährlich werden konnte.

Am 23. Okt. wurde durch einen Beſchluß des Konſiſtoriums, wo der Stadtrath deshalb einen Vorſtand hatte, das Hoſpital aufgehoben, über deſſen Geſchichte hier einiges bemerkt werden muß. Es war ehedem ein Barfüßer= oder Minoritenkloſter, durch Beiträge hieſiger Einwohner im J. 1239 geſtiftet und 1242 vollendet, bei welcher Gelegenheit der Jahrmarkt nach Cantate entſtand. 1287 ſtiftete Graf Berthold von Henneberg für ſeinen Vater und ſeine Mutter in demſelben ein Seelenamt, wofür er 13 Klaftern Holz aus den Sülzfelder Waldungen zu ewigen Zeiten ausſetzte; dieſe Stiftung wurde 1339 beſtätigt *). Nach der Reformation wurde das Kloſter aufgehoben, aber vom Fürſten Georg Ernſt, weil es von Einwohnern der Stadt herrührte, der Stadt überlaſſen und bei der großen Generalviſitation im J. 1555 in ein Hoſpital umgewandelt. Hierzu wurde man um ſo mehr veranlaßt, da das vorige Spitalhaus, welches zwiſchen den beiden untern Thoren ſtand, nach der Einnahme der Stadt durch Braunſchweigiſche Truppen im J. 1554 (Güth, S. 253) eingeriſſen werden mußte. Auch die betagten Frauen des hieſigen Beguinenhauſes wurden in daſſelbe gewieſen und 1559 eine Hoſpitalordnung abgefaßt. Statt der jährlichen Holzabgabe ſchenkte Georg Ernſt dem Hoſpital ein Gehölz, den Mönchskopf bei Sülzfeld 1583. Die Pfründner dieſes Hoſpitals, welches im Gegenſatz gegen das Siechen= oder Armenhaus (ſ. Th. 1. S. 16. 17. Th. 2. S. 45) das obere Hoſpital genannt wurde, genoſſen außer freier Wohnung in einer großen, gemeinſchaftlichen Stube und den erforderlichen Kammern, Feuerung und einige Unterſtützung an Geld, Brod u. dgl. Der Superintendent bildete in Gemeinſchaft mit dem Stadtrath die nächſte aufſehende Behörde. Der Diakonus hatte die Seelſorge und in alten Zeiten wurde am Sonnabend Morgens im Hoſpitalkirchlein gepredigt. Dieſe Predigten wurden im 30jährigen Kriege von den Lehrern übernommen, weil die beiden Diakonen bei einer anſteckenden Epidemie ſo viele Leichenpredigten halten mußten, daß es ihre Kräfte überſtieg. Davon rührt ein Theil der Beſoldung des Diakonus und der 5 älteſten Lehrerſtellen aus dem Hoſpitalkaſten her. Seitdem die Hoſpitalkirche zur Waiſen= und Zuchthauskirche eingerichtet war (Th. 1. S. 50.

---

*) Die Urkunde iſt gedruckt im Fränk. Magaz. Bd. 1. H. 2. S. 126. Ueber das Kloſter und das Hoſpital überhaupt vgl. Güth S. 41. 152 253 282. Weinrichs K. u. Sch. St. S. 57 ff.

50. 78) hörten die wöchentlichen Predigten auf und die Hoſpitaliſten beſuchten den Waiſenhausgottesdienſt, doch hielt der Diakonus dreimal des Jahrs am Sonnabend in der Kirche die Kommunion. Nachdem das Waiſenhaus 1788, das Zuchthaus 1799 aufgehört hatte, wurde in der Kirche kein Gottesdienſt regelmäßig gehalten und da man das alte Waiſenhaus- und Hoſpitalgebäude für die Wollenſpinnereien benutzte, ſo verlegte man das Hoſpital in das Lokal der alten Mädchenſchule in der Schuhgaſſe. Doch hatte ſich das Inſtitut allmählig überlebt und dazu trug vorzüglich der Verfall der Kaſſe bei. Dieſe hatte, wie bereits angegeben iſt, manche Beſoldungstheile zu tragen und auch ihren Ueberſchuß im J. 1703 an das neu errichtete Waiſenhaus abgegeben. Daher reichten die Einkünfte ſpäter nicht mehr zu, es wurde vom Kapitalſtock zugeſetzt und die Kirchenkaſſe hatte einen beträchtlichen Vorſchuß zu fordern, der in dieſem Jahr 1226 fl. frk. und 1218 fl. frk. an Zinſen betrug. Im J. 1770 war das Hoſpitalvermögen 4236 fl. frk Kapital, 1806 noch 3846 fl. frk. Um die Schuld zu zahlen, war die gänzliche Aufhebung erforderlich. Daher wurde das Hoſpitalvermögen ganz der Kirchenkaſſe übergeben, welche dagegen die darauf haftenden Laſten an Beſoldungen übernehmen mußte. Die Pfründnerinnen ſtarben allmählig aus; die letzte war Anna Maria Kuhhirt, die in ihrem 79ſten Jahre am 21. April 1811 ſtarb. Das Gebäude gehörte früher ganz der Stadt, ſpäter kam der zum Waiſenhauſe gehörige Theil deſſelben an dieſe Anſtalt, und nach mehreren Verhandlungen wurde nach Erbauung des Bernhardinums der noch übrige Theil, welcher ſtädtiſches Eigenthum geweſen war, an die Herzogl. Kammer nebſt den alten Schulgebäuden abgetreten zum Erſatz für die bei Erbauung des neuen Schulgebäudes gemachten Vorſchüſſe.

Vom 27. Okt an kamen viele kleine Abtheilungen franzöſiſcher Truppen, welche der großen Armee zur Ergänzung nachfolgten. So kamen auch das Darmſtädtiſche Kontingent, Truppen des Fürſten Primas, Würzburgiſche Truppen ꝛc. Vom 4. Dec. an wurden faſt täglich ſehr viele eroberte Preußiſche und Sächſiſche Kanonen hier durch geführt, welche durch Truppen des Fürſten Primas nach Mainz geſchafft wurden. Die Zahl belief ſich im Ganzen auf 287 Kanonen und Haubitzen.

Am 8. Nov. erließ der Franzöſiſche General Cham[illegible]oux allhier in ſeinem Hauptquartier den Armeebefehl, daß die Franzöſiſchen Truppen in ihren Quartieren keinen Wein zu fordern, ſondern ſich mit Suppe, Fleiſch, Gemüſe und Bier zu begnügen hätten. Er forderte zur Ordnung, Mannszucht, Achtung und Schonung der Perſonen und des Eigenthums auf.

Am 3. Dec. wurde von der Regierung der Handel mit Engliſchen Waaren ſtreng verboten. Alle Zoll- und Geleitseinnehmer wurden angewieſen,

Wa-

Wagen mit dergleichen Waaren in Beſchlag zu nehmen, um ſich nicht den in dem Kaiſerlich Franzöſiſchen Dekret angedrohten Strafen auszuſetzen.

Im Dec. traf von dem Generalintendanten Villain aus Leipzig die Nachricht ein, daß ſämmtliche Einkünfte des Landes auf ein Jahr als Kontribution zur Franzöſiſchen Armeekaſſe bezahlt und daß von dem Bruttoertrag des Landes ſogleich die nöthigen Rechnungsauszüge gefertigt und eingeſchickt werden ſollten. Ein Drittel dieſer Kontribution wurde ſogleich verlangt. Man ſah ſich genöthigt, die geeigneten Befehle an die Unterbehörden zu erlaſſen.

Inzwiſchen gieng der Oberſtallmeiſter und Kammerrath von Erffa als Geſandter mit dem Legationsſekretär Laſerre ins Franzöſiſche Hauptquartier ab. Das Herzogthum Meiningen wurde in Gemeinſchaft mit den übrigen Sächſiſchen Herzogthümern in den Rheinbund am 15. Dec. zu Poſen aufgenommen. Am 30. Dec. wurden die Ratiſikationsurkunden durch den hieſigen Geſandten und den Marſchall Duroc zu Berlin ausgewechſelt. Die abgeforderte Kontribution wurde zurückgenommen und die darauf bezahlten Summen wieder erſtattet, nachdem der Kaiſer ſeine Mißbilligung derſelben im 42ſten Bulletin zu erkennen gegeben hatte. Am 6. Jan. 1807 wurde dieß öffentlich bekannt gemacht.

In Schaubach's Schulprogramm von dieſem Jahre wurde die geographiſche Lage Meiningens nach Beobachtungen von Feer genauer beſtimmt. Demnach iſt die Breite oder Polhöhe 50° 33′ 53″,8, die öſtliche Länge von Ferro 28°, 4′,7″.

Der Waizen koſtete 25 bis 33 Bz., das Korn 18 bis 26 Bz., die Gerſte 14 bis 15 Bz., der Haſer 7½ bis 9 Bz., Erbſen 18 bis 19 Bz., Linſen 15 bis 16 Batz.

Bei der Schloßkirche waren 390 Kommunikanten, 6 Paare wurden getraut, 37 Kinder getauft, 39 Perſonen beerdigt. Bei der Stadtkirche waren 1486 Kommunikanten, 22 Paare wurden getraut, 89 Kinder getauft, 127 Perſonen beerdigt, 2 Geiſtliche ordinirt.

1807.

Von dieſem Jahre an erſchienen alle das ganze Land angehenden Befehle im Wochenblatt.

Am 5. Jan. rückte ein Italieniſches Chaſſeurregiment hier ein, welches nach Schmalkalden beordert war, wo, wie überhaupt im Heſſiſchen, Unruhen gegen die Franzoſen ausgebrochen waren. Der Franzöſiſche Militairkommandant in Franken, General Junge, gieng ebenfalls hier durch nach Schmalkalden, um die nöthigen Maßregeln zur Beilegung der Unruhen zu treffen.

Am 26. Febr. ertrank der Kammerkanzliſt Molter, als er des Abends von Dreißigacker kam, in dem ſtark anwachſenden Waſſer.

Die

Die hieſigen Tuchfabrikanten erhielten jetzt beträchtliche Beſtellungen und konnten vielen Wolleſpinnern Nahrung geben. Der Saal in der Meierei wurde zu dieſen Spinnereien eingeräumt.

Das Herzogthum Meiningen hatte in Folge des Beitritts zum Rheinbunde 300 Mann Kontingent zu ſtellen*). Am 10. März marſchirte die erſte Kompagnie unter dem Hauptmann von Boſe ab. In Gotha ſollte ſich dieſelbe mit dem Bataillon vereinigen. Am 28. März marſchirte die zweite Kompagnie unter dem Hauptmann von Schönkopt ab. Das ganze Bataillon war zur Beſatzung von Stettin beſtimmt. Am 1. April gieng ein Ergänzungskommando von 20 Mann ab. Am 8. April ergieng eine ſtrenge Verordnung wegen der häufigen Deſertionen.

Am 2. April ſtarb zu Gießen der Geheimerath Chriſtian Hartmann Samuel Freiherr v. Gatzert, ein Sohn des am 29. Jan. 1753 hier verſtorbenen Mädchenſchullehrers Johann Vitus Gatzert, hier geb. am 4. Jun. 1739. Er vermachte aus Dankbarkeit für den Genuß der Henſlingiſchen Stiftung und der bei ſeinen Studien ihm verwilligten Stipendien 2000 fl. rhn., deren Zinſen zwei mit guten Zeugniſſen verſehene ſtudirende Meininger empfangen ſollen. Die Urkunde iſt abgedruckt in Schaubach's Schulprogr. 1824 S. 4 ff.

Am 28. April ſtarb der Regierungsrath J. B. D. Bey. Bald darauf wurde der Regierungsaſſeſſor Schwendler zum Regierungsrathe, der Kammeraſſeſſor Schenk zum Kammerrathe, der Legationsſekretär Laſerre zum Legationsrathe ernannt.

Vom 17. Mai an zog die Diviſion Molitor aus Italien hier durch nach Magdeburg. Sie beſtand aus dem 2ten leichten Infanterieregiment, dem 12ten, 16ten, 67ſten und 37ſten Linieninfanterieregiment, nebſt 6 Kanonen und 2 Haubitzen. Sie marſchirten mit fliegenden Fahnen und ſchöner Feldmuſik ein, wurden einquartiert und geſpeiſt und zogen nach zweiſtündigem Aufenthalt weiter. Es waren 9000 Mann, bei welchen ſich außer dem General Molitor die Brigadechefs Caſtella und le Guay befanden.

Einige Tage darauf kamen Würzburgiſche Truppen, Chevaurlegers und Infanterie.

In dieſem Jahre wurde der Rektor Motz als Pfarrer nach Maßfeld verſetzt; der Konrektor Müller wurde Rektor; der Tertius D. Ihling Konrektor; der Quartus Hoßfeld Tertius, die Geſchäfte des Quartus übernahm der Lehrer Rier.

Am

---

*) Bis jetzt beſtand das hieſige Militär in Jägern. Sie trugen grüne Jacken mit rothen Aufſchlägen und Kaskets. Die jetzt ausmarſchirenden Truppen waren Linientruppen, welche Hüte und blaue Röcke mit rothen Aufſchlägen trugen.

Am 2. Jun. zog von dem Spaniſchen Truppenkorps, welches unter dem Marquis de la Romana bisher zu Florenz geſtanden hatte und nach Norddeutſchland beſtimmt war, das Regiment Guadalaxara mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele ein. Tags darauf manövrirten dieſe Truppen auf dem untern Raſen. Am 6. Jun. kam das Dragonerregiment Algarbien auf andaluſiſchen Hengſten in Parade. Ihm folgte am 9. Jun. das ſchöne reitende Jägerregiment Villa Vicioſa, am 12. Jun. das Jägerregiment zu Fuß, Catalonien, für welches am Sonntage Morgen auf dem Markte unter Begleitung der Militärmuſik feierlich Meſſe geleſen wurde. Am 15. Jun. kam das Infanterieregiment Zamora. Es waren ausgezeichnet ſchöne Truppen: ſie hatten vortreffliche Muſik und hielten alle hier ihren Raſttag. Die ganze Diviſion hatte ein ächt ſpaniſches Anſehen. Nach dem Eſſen pflegten die Soldaten, den Degen im Arme, eine Cigarre im Munde, ſpazieren zu gehen: mit dem Betragen war man ſehr zufrieden. Vgl. d. Wochenbl.

In der Induſtrie-Anſtalt verdienten die Kinder der Armenſchule in dieſem Jahre 105 fl.

Im Sommer war ein Komet ſichtbar.

Am 6. Aug. wurde eine Verordnung wegen umherſtreifender verdächtiger Leute und fremder Bettler erlaſſen.

Im Spätſommer graſſirte die Ruhr, weshalb von der Sanitätskommiſſion Vorſchriften gegeben wurden.

Am 6. Sept. wurde wegen des am 8. Jul. zu Tilſit geſchloſſenen Friedens ein kirchliches Dankfeſt gefeiert. Die Schuljugend zog geſchmückt in die Stadtkirche, ihr folgte die Bürgerſchaft mit dem Stadtrath.

Mehrere hieſige Tuchfabrikanten ſetzten im September 46 fl. als Prämien für die beſten Spinnerinnen in der Induſtrie-Anſtalt aus. Die Veredlung der Schafzucht machte Fortſchritte und jährlich wurden deshalb Prämien ertheilt.

Die Armen-Speiſeanſtalt nahm mit dem Oktober wieder ihren Anfang.

Das dießjährige Schulprogramm enthielt Breiten- und Höhenbeſtimmungen einiger Oerter der hieſigen Gegend *).

Michaelis wurde der bisherige Kandidat Johann Gottlieb Auguſt Köhler an der Stadtkirche als Kollaborator angeſtellt. S. ob. S. 163.

Am 13. Nov. wurde vom Stadtrath bekannt gemacht, daß niemand fremde Leute, die das Bürgerrecht nicht hätten, bei der in den Statuten ſchon feſtgeſetzten Strafe von 5 fl. frk. aufnehmen und einziehen laſſen ſollte. S. ob. S. 124.

---

*) Nach den neueſten Beſtimmungen durch v. Hoff iſt die Höhe Meiningens über der Meeresfläche 882 Fuß. S. Schaubach in Emmrichs Archiv, Bd. 2. S. 129.

In Gemeinſchaft mit den Obermeiſtern des Bäckerhandwerks ſetzte der Stadtrath feſt, daß von 1 Maas Korn, woraus runde Laiber gebacken würden, 4 Kr., von 1 Maas, woraus lange Laiber gebacken würden, 15 Pfg. Backlohn gegeben werden ſollte.

Am 17. Nov. ſtarb der Geheimerath und Oberhofmeiſter **Franz** Freiherr **Eckbrecht von Dürkheim** im 79ſten Jahre, nachdem er 39 Jahre dem Herzogl. Hauſe mit unerſchütterlicher Rechtlichkeit und dem thätigſten Eifer gedient hatte. Er vermachte dem Seminarium, welches ihm viel verdankt, 150 fl., wovon die Zinſen als Prämie der beſte Seminariſt empfangen ſoll.

Am 9. Dec. traf das hieſige Kontingent, welches bei dem Belagerungscorps von Colberg und dann zu Wollin in Pommern an der Küſte geſtanden hatte, wieder hier ein.

An dieſem Tage kam der Generaladjutant **Pino** von der **Italieniſchen Diviſion** hier an, die bisher in Norddeutſchland unter dem Marſchall Victor geſtanden hatte und den Winter im Würzburgiſchen kantoniren ſollte. Er brachte die Marſchroute mit, wie dieſe Truppen eintreffen würden. Am 16. Dec. kam das Regiment Chaſſeurs zu Pferde, 416 Mann und 438 Pferde, am 17. Dec. das Dragonerregiment der Königin, 450 Mann, 530 Pferde, am 18. Dec. das 4te Linieninfanterieregiment, 1600 Mann, am 19. Dec. das 2te Linieninfanterieregiment, 1800 Mann, nebſt 260 Sappeurs und Pontoniers, am 20. Dec. das 1ſte Linieninfanterieregiment, 1700 Mann, das 3te Linieninfanterieregiment, 1800 Mann, am 21. Dec. das Dragonerregiment Napoleon, 480 Mann und 500 Pferde, die leichte Artillerie, 176 Mann und 250 Pferde und die Artillerie zu Fuß, 200 Mann. Sämmtliche Regimenter zogen in Parade mit ſchöner Feldmuſik ein und blieben eine Nacht liegen.

Der Waizen koſtete 19 bis 25 Bz., das Korn 12 bis 18 Bz., die Gerſte 9 bis 14 B., Hafer 6 bis 7½ Bz., Erbſen 16½ bis 19 Bz., Linſen 14 bis 15 Bz.

Bei der Schloßkirche waren 531 Kommunikanten, 9 Paare wurden getraut, 44 Kinder getauft, 34 Perſonen beerdigt. Bei der Stadtkirche waren 1430 Kommunikanten, 22 Paare wurden getraut, 100 Kinder getauft, 91 Perſonen beerdigt, 5 Geiſtliche ordinirt.

1808.

Am 3. Jan. ſtarb der Kantor und Quartus **Johann Chriſtoph Krauſe** nach zurückgelegtem 77ſten Jahre. Er ſtand ſeit 1763 allhier an der Kirche und Schule. An ſeine Stelle kam der bisherige Schulgehülfe G. E. **Rier**, welcher ſeit längerer Zeit die Geſchäfte beſorgt hatte; Quintus wurde der Schulgehülfe G. A. **Schmidt**; als Gehülfe kam an die Schule der Seminariſt **Schleicher**.

Da

Da die Wollenſpinnerei einen immer reichlichern Nahrungszweig eröffnete, ſo wurden ſämmtliche Gemeinden aufgefordert, taugliche und bedürftige Subjekte hierher in die Spinnanſtalt zu ſenden, wo ſie unentgeltlich unterrichtet werden ſollten, um ſodann in ihrer Heimath Unterricht im Spinnen ertheilen zu können.

Die Oberpolizeikommiſſion machte um dieſe Zeit im Wochenblatt die von ihr verfügten Straſen bekannt.

Am 4. April wurde eine bereits am 15. März erlaſſene Verordnung, die Schutzpockenimpfung betreffend, zur öffentlichen Kenntniß gebracht.

Am 10. April, als am Sonntage Palmarum, war die feierliche Konfirmation der Prinzeſſinnen Adelheid und Ida. Der Hofkaplan Emmrich hielt die Predigt über Offenb. Joh. 2, 10 und die Prüfung, worauf die Einſegnung durch den Hofprediger Vierling erfolgte.

Am 9. Mai wurde ſtatt des gewöhnlichen Gregoriusfeſtes ein Schulfeſt gefeiert, indem die 4 untern Klaſſen der Schule von ihren Lehrern begleitet, mit Muſik und Geſang auf den untern Raſen zogen und ſich daſelbſt mit Spielen und gymnaſtiſchen Uebungen vergnügten. Zur großen Freude der Jugend erſchien Prinz Bernhard in ihrer Mitte.

Am 4. Jun. ſtarb der dirigirende Bürgermeiſter und Kirchenprobſt Johann Georg Anton Deeken im 82ſten Jahre.

Am 20. Jun. wurde zwiſchen Würzburg und Meiningen ein wichtiger Staatsvertrag abgeſchloſſen, wodurch die Lehensabhängigkeit der Stadt, des Schloſſes und des Amts Meiningen von Würzburg aufgehoben wurde. S. Walchs Beſchreibung d. S. M. L. S. 66 ff. 101. In Folge der Auflöſung der deutſchen Reichsverfaſſung kamen ſchon 1807 mehrere vorher reichsritterſchaftliche Orte unter S. Meiningiſche Hoheit und andere wurden dagegen an Würzburg abgetreten.

Von der Regierung wurde am 21. Jun. bekannt gemacht, daß vermöge älterer Verordnungen das hieſige Tuchmacherhandwerk das Vorkaufrecht in Anſehung roher Wolle habe.

Am 8. Jul. wurde die Bürgerſchaft aufgefordert, nachzuweiſen, wie viel Einquartierung ſie ſeit dem Jahr 1805 getragen hätten.

Das Konſiſtorium hatte um dieſe Zeit den Geiſtlichen aufgegeben, Dorfschroniken und Dorfsbeſchreibungen zu verfertigen und einzuſenden.

Der Amtmann Baumbach wurde als Amtmann nach Maßfeld verſetzt; der bisherige Amtsſekretär Melzhaimer zu Salzungen wurde Amtmann allhier.

Am 2. Okt. traf der König von Würtemberg auf ſeiner Durchreiſe zum Monarchenkongreß zu Erfurt hier ein. Am 14. Okt. kehrte er zurück, desgleichen der König von Baiern.

In derſelben Woche kam der Herzog Pius von Baiern und die Prinzeſſin Louis von Würtemberg hier durch. Herzog Eugen von Würtemberg kam nebſt ſeiner Gemahlin zum Beſuche beim hieſigen Hofe an.

Um den Störungen, welche durch Schulverſäumniſſe ärmerer Kinder veranlaßt wurden, abzuhelfen, wurde für diejenigen, für welche die umfaſſendern Lektionen der Bürgerſchule überflüſſig waren, eine beſondere Klaſſe errichtet, in welcher man ſich auf die nothwendigen Lehrgegenſtände der Elementar-Volksſchule beſchränkte und mithin weniger Zeit brauchte. Das Lokal wurde im Landſchaftsgebäude ausgemittelt: der Stadtrath gab das Holz zur Heizung. Der Schulgehülfe Schleicher und die Seminariſten Fritz und Henkelmann ertheilten den Unterricht. S. d. J. 1812.

Um dieſe Zeit beſtand hier ein Liebhabertheater, die Bühne war im Saale des Sächſiſchen Hofes errichtet.

Am 15. Nov. brannte es zu Obermaßfeld. Abends halb 8 Uhr brach hier in einem Stadel in der Oberkaplaneigaſſe Feuer aus. Die Flamme loderte hoch empor und es verbreitete ſich ein Feuerregen von verbranntem Stroh in der Stadt, ſo daß die Gefahr nicht gering war. Durch die Thätigkeit der hieſigen Einwohner und der aus der Nachbarſchaft herbei geeilten wurde das Feuer glücklich gelöſcht, ſo daß das anſtoßende Haus nur beſchädigt wurde. Von großem Nutzen waren die kleinen Schlauchſpritzen, die man überall anbringen konnte.

Am 23. Dec. ſtarb der Geheimerath und Kanzlar Joh. Karl Auguſt v. Uttenhoven und wurde am 27. Dec. auf einem von ſeiner Familie zum Erbbegräbniß erkauften Stück Land, welches mit dem Gottesacker verbunden wurde, feierlich beerdigt.

Der Waizen koſtete 19 bis 20 Btz., das Korn 12 bis 14⅓ Btz., Gerſte 9 bis 10 Btz., Hafer 6 bis 8 Btz., Erbſen 16 bis 19 Btz., Linſen 15 Btz.

Bei der Schloßkirche waren 377 Kommunikanten, 8 Paare wurden getraut, 35 Kinder getauft, 26 Perſonen beerdigt. Bei der Stadtkirche waren 1408 Kommunikanten, 21 Paare wurden getraut, 101 Kinder getauft, 64 Perſonen beerdigt, 2 Geiſtliche ordinirt.

1809.

Am 3. Febr. wurde der Geheimerath J. A. F. v. Uttenhoven zum Kammerpräſidenten, der Vicekanzlar v. Künßberg zum Geheimenrath und Kanzlar, der Oberſtallmeiſter v. Erffa zum Geheimenrathe, der Regierungsrath v. Donop zum geheimen Regierungsrathe, der Kammerrath v. Bibra zum geheimen Kammerrathe ernannt.

Die

Die Oberpolizeikommiſſion erneuerte am 11. Febr. eine frühere Verordnung, nach welcher jeder Wirth, der nach 10 Uhr Abends einem Zechgaſte einſchenke, um 5 Rthlr. geſtraft, die Zechgäſte aber, die man nach 10 Uhr in den Schenkhäuſern antreffe, von der Wache zu Arreſt gebracht werden ſollten.

Am 15. Febr. ward verordnet, daß alle vor Gerichtsſtellen eingereichten Vorſtellungen von den bei hieſiger Regierung recipirten Advokaten abgefaßt ſeyn ſollten.

Am 12. März marſchirte das hieſige Kontingent unter dem Major von Boſe und den Hauptleuten von Buttlar und von Donop ab nach Gotha. Da aber anderer Befehl eintraf, kehrte es am 16. März zurück und zog ins Würzburgiſche. Am 17. März kam das Gothaiſche und das Weimariſche Kontingent, mit welchem ſich das Coburgiſche, Hildburghäuſiſche und Meiningiſche vereinigen ſollte *).

Am 13. März kam das 5te Franzöſiſche Huſarenregiment, von welchem eine Abtheilung nebſt dem Obriſt Dery ſchon 9 Wochen hier in Quartier gelegen hatte. Auch traf das 17te Linieninfanterieregiment hier ein. Tags darauf zogen beide Regimenter von hier ab.

Am 19. März kam das 1ſte Franzöſiſche Karabinierregiment und zog Tags darauf weiter. Am Abend traf der Marſchall Davouſt, Herzog v. Auerſtädt, hier ein, übernachtete im Sächſiſchen Hofe und reiſte um 5 Uhr des Morgens darauf ab.

Mit ſeinem Hauptquartiere kamen die Generale St. Germain, Leclerc, Chambon, Compan, Gilli, Doumerc; auch kam der Generalintendant Villemauzy durch. Die folgenden Tage kam das ganze Armeekorps des Marſchalls: nämlich am 19. März das 2te Karabinierregiment, am 20. das 3te Küraſſierregiment, am 21. das 12te Küraſſierregiment, am 22. eine Abtheilung Dragoner und die Artillerie, am 23. das 2te Küraſſierregiment, das 85ſte Linieninfanterieregiment, am 24. das 9te Küraſſierregiment. Vom 18. an mußten die Bauern die ganze Woche hindurch Fuhren thun: der ganze Markt war voll Wagen. Das 12te Linieninfanterieregiment zog nebſt andern Fußtruppen in der Nähe der Stadt vorbei. In den letzten Tagen des März kamen das 10te, 11te, 5te und 7te Küraſſierregiment unter dem General St. Sulpice. Dieſe Truppen gehörten zum Korps des Marſchalls Bernadotte. Am 1. April kam ein ſtarker Artillerietrain, am 2. das Anhaltiſche Kontingent, 450 Mann, am 3. das 12te reitende Chaſſeurregiment, welches in Stralſund geſtanden hatte, am 4. das 105te Linieninfanterieregiment, das bisher in Danzig geweſen war, am 6. das ſchöne 8te Huſarenregiment, am 12. das 16te reitende Chaſſeurregiment, am 15. das 13te und 24ſte reitende Chaſſeurregiment.

Die

---

*) Die Truppenzüge, welche nun erwähnt werden, wurden durch den Ausbruch des Oeſtreichiſchen Kriegs veranlaßt.

Die Stimmung war in Deutſchland während des Oeſtreichiſchen Kriegs aufgeregt, obgleich die Furcht vor der Franzöſiſchen Gewalt zum Schweigen nöthigte. Am 27. April verbot die Regierung die Verbreitung von Gerüchten, überhaupt unvorſichtige Geſpräche in Bezug auf die politiſchen Verhältniſſe.

Am 5. Mai wurde zur Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit verordnet, allenthalben auf Vermehrung der Nachtwachen, ordentliche Abhaltung der Tagwachen u. dgl. zu ſehen.

In dieſem Jahre wurde der Schloßhof gepflaſtert. Das Dach des Orangeriehauſes im Engliſchen Garten ſtürzte ein und wurde wieder hergeſtellt.

Am 14. Mai ſtarb der erſte Lehrer der Mädchenſchule, J. A. Stirzel in ſeinem 71ſten Jahre, nachdem er 42 Jahre ſeinem Amte mit Treue und Gewiſſenhaftigkeit vorgeſtanden hatte. Der bisherige zweite Lehrer, Lohfink, rückte in die erſte Stelle, der Schulgehülfe Schleicher an der Bürgerſchule wurde zweiter Lehrer der Mädchenſchule; Schulgehülfe wurde der Seminariſt Heß.

Der bisherige Lehrer an der Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal, J. Fr. C. Märker gründete hier in dieſem Jahre eine Erziehungsanſtalt für die weibliche Jugend.

Am 17. Mai wurde im Wochenblatt eine Konſiſtorialverordnung über das Alter der in die Schule einzuführenden Kinder und über das zur Konfirmation erforderliche Alter bekannt gemacht.

Die bisherige Oberpolizeikommiſſion hörte auf und es wurde eine neue Polizeikommiſſion errichtet, welche aus dem Amtmann Melzhaimer und dem Senator Kremmer beſtand. Dieſe Kommiſſion erinnerte am 8. Jun. an die frühern, die Reinlichkeit der Straßen bezweckenden Verordnungen.

Am 26. Jun. ſtarb der Amtskeller J. P. Maaſer.

Am 14. Jul. ward bekannt gemacht, daß die Abgabe von Hunden in die Polizeikaſſe fließen und dafür ein Polizeikommandirter gehalten werden ſollte.

Um dieſe Zeit verbreitete ſich in hieſiger Gegend die Maul- und Klauenſeuche unter dem Vieh.

Am 16. Jul. wurde verordnet, daß die Feuerwache (ſ. ob. S. 74. 96. 137.) zweimal von den Hausbeſitzern, das dritte mal von den Mietheinwohnern verrichtet werden ſollte. Eine beſondere Inſtruktion für die Feuerwächter, deren jede Nacht 4 in allen Straßen patroulliren ſollten, wurde am 27. Aug. erlaſſen und im Wochenblatt d. J. bekannt gemacht.

Um dieſe Zeit gab die Quandtiſche Schauſpielergeſellſchaft auf dem Theater im Sächſiſchen Hofe einige Vorſtellungen.

Zur Beſtreitung der Kriegslaſten wurden am 31. Aug. 5 Extraſteuern ausgeſchrieben.

Die

3.

Wer im Glück iſt, lerne den Schmerz.
v. Schiller.

Der Rath war vollzählig verſammelt. Zwei lange Tafeln, durch eine Seitentafel am oberſten Ende verbunden, ſtanden in dem großen, geräumigen Saal, zu oberſt ſaßen die Vierherren Keßner, Kranichfeld, Hirſchbach und Gunſtedt, hinter ihnen an einem großen Tiſche der Stadtſchreiber Johannes Zimmermann und die Notare Andreas Büchner und Tuchhefter. Längs den Tafeln abwärts nach den Jahren des Amtes die übrigen Rathsmeiſter, Beiſitzer und Gerichtsſchöppen. Unter ihnen Dietrich Racke, die Brüder Balthaſar und Chriſtoph Krehmann, Georg Friederus, Heinrich Trägeleben, Balthaſar Keßner, Burkhart Unrath und Andere. Auf einer

Die Polizeikommiſſion erließ eine Verordnung wegen des wieder einreißenden Bettelns und wegen der in manchen Häuſern zur Verhütung von Feuersgefahr abzuſtellenden Mängel.

Der bisherige Viertelsmeiſter **K. Fr. Johannes** wurde in dieſem Jahre Senator.

Vom 10. Okt. an mußten die Metzger bis 12 Uhr Mittags in den Fleiſchbänken feil haben; Sonntags, Montags, Freitags und überhaupt jeden Nachmittag durften ſie in den Häuſern verkaufen. Vgl. ob. S. 115. 127.

Das hieſige Kontingent hatte in Tyrol geſtanden, wo ein Theil gefangen genommen war, ſpäter aber durch das Vordringen des Vicekönigs von Italien wieder befreit wurde. Nach Beendigung des Oeſtreichiſchen Kriegs wurde es befehligt, nach Spanien zu marſchiren. Es wurde ſpäterhin Mannſchaft zur Ergänzung nachgeſandt. Aus dem ſpaniſchen Feldzuge kehrten am 24. Jun. 1811 von 300 Mann nur 28 Gemeine, 3 Unteroffiziere und 3 Offiziere zurück.

Am 23. Nov. ſtarb der Staabskapitain J. A. **Minor** im 60ſten Jahre am Schlagfluß.

Am 30. Nov. verbot der Stadtrath das Einbringen des grünen Holzes, das Mitnehmen der Aexte in den Wald beim Sammeln des Leſeholzes, den Verkauf des geſammelten Holzes, welches überhaupt nur bei Tage und zwar am Montage in die Stadt gebracht werden dürfe.

Am 18. Dec. kam ein Bataillon **Portugieſen**, 519 Mann, welches in Hannover geſtanden hatte und nach Regensburg marſchiren ſollte, unter dem Befehl des Grafen St. Michael hier an. Nicht alle waren Nationalportugieſen, ſondern ein Theil beſtand aus den Spaniſchen Kriegsgefangenen aus Saragoſſa.

Am 25. Dec. kam der Kronprinz von Baiern auf einer Reiſe hier durch.

Der Waizen koſtete 16½ bis 20 Btz., Korn 12 bis 14½ Btz., Gerſte 9 bis 10½ Btz., Hafer 5 bis 8 Btz., Erbſen 13 bis 20 Btz., Linſen 12 bis 18 Btz.

Bei der Schloßkirche waren 536 Kommunikanten, 6 Paare wurden getraut, 38 Kinder getauft, 32 Perſonen beerdigt. Bei der Stadtkirche waren 1497 Kommunikanten, 30 Paare wurden getraut, 101 Kinder getauft, 109 Perſonen beerdigt.

1810.

Mit dieſem Jahre wurde die Konſkription der militärpflichtigen Unterthanen eingeführt, worüber am 23. Dec. 1809 eine Verordnung erſchien. Seit dem Beitritt des Herzogthums zum Rheinbund war durch Werbung bis daher das Militär ergänzt worden. Aus der Stadt mußten 3 Mann geſtellt werden.

Am 15. Jan. wurde verordnet, daß kein konſkriptionspflichtiger Unterthan vor zurückgelegtem 25ſten Jahre heirathen oder Meiſter werden dürfe.

Am 17. Jan. wurde verordnet, daß kein Unterthan bei Strafe der Vermögenskonfiskation ohne obrigkeitliche Erlaubniß auswandern dürfe.

Am 20. Jan. wurde eine bereits am 16. Aug. 1809 erlaſſene Verordnung der Polizeikommiſſion über das Geſinde öffentlich bekannt gemacht.

Am 21. Febr. kam das 1ſte Franzöſiſche Karabinierregiment, am 22. das 2te, am 23. eine ſtarke Abtheilung Artillerie, hierauf das 2te Küraſſierregiment, am 24. das 9te, am 26. das 3te Küraſſierregiment hier durch.

Am 9. Mai verbot die Polizeikommiſſion Windöfen, Obſtdarren, Rauchkammern, Waſchkeſſel, Branntweinblaſen ohne polizeiliche Erlaubniß zu errichten. Auch wurde zugleich die Verordnung erneuert, Haken an den Häuſern anzubringen, damit bei Feuersgefahr zur Nachtzeit Laternen daran gehängt werden könnten. Letzteres ward am 29. Aug. wiederholt.

Am 26. Mai ſtarb der verdiente hieſige Hofmedikus und Brunnenarzt zu Liebenſtein D. J. Chriſt. Friedr. Panzerbieter im 54ſten Jahre.

Da der Hofmahler Thierry von hier abgegangen war, ſo wurde an der Schule als Lehrer im Zeichnen Chr. J. Hauſen angeſtellt.

Am 28. Mai kam das 61ſte Franzöſiſche Linieninfanterieregiment auf ſeinem Marſche von Nürnberg nach Bremen hier an. Auch kam von Würzburg Artillerie, welche nach Magdeburg beſtimmt war. Hin- und Herzüge dieſer Art kamen faſt unaufhörlich vor.

Am 15. Jun. wurden die den Verkauf des Schlachtviehs an Auswärtige beſchränkenden Verordnungen wieder aufgehoben. Wer mit Baumwolle handeln wollte und nicht Meiſter beim Weberhandwerk war, mußte 1 fl. Niederlagsgebühren vom Centner entrichten.

Das Fiſchhaus am obern Thore wurde um dieſe Zeit der Stadt für 500 fl. frk. abgekauft und zu einem Militärkrankenhauſe eingerichtet. S. ob. Th. 2. S. 66. Anmerk.

Die Polizeikommiſſion erinnerte an die Verordnungen rückſichtlich aller Hazardſpiele.

Am 19. Jun. erſchien im Wochenblatt eine Verordnung über die Freizügigkeit der Unterthanen innerhalb des Landes.

Am 14. Sept. wurden die auf falſches Maaß und Gewicht geſetzten Polizeiſtrafen durch die Regierung bekannt gemacht.

Am 20. Sept. kam die Herrſchaft von einer Reiſe durch die Schweiz und den obern Theil Italiens nach dreimonatlicher Abweſenheit glücklich wieder an.

Am 20. Sept. ließ J. M. Türk aus der Oberpfalz auf dem obern Raſen einen Luftballon ſteigen.

Am

Am 16. Okt. wurde auf den Vorſchlag des Kanzlars von Künßberg der Gebrauch abgeſchafft, daß eine neugewählte Rathsperſon zur Beſoldung des Oberkommiſſarius, der Mitglieder des Raths und der Diener deſſelben 20 Dukaten bezahlen mußte. Die betreffenden Perſonen wurden aus der Rathskaſſe entſchädigt.

Am 18. Okt. wurde das Kaiſerl. Franzöſiſche Dekret von Trianon vom 5. Aug. d. J. wegen der zu zahlenden Zollgebühren von Kolonialwaaren bekannt gemacht. Das Wochenblatt enthält den Tarif, wodurch die Preiſe der Kolonialwaaren ſehr geſteigert wurden. Die Engliſchen Fabrik- und Manufakturwaaren, die man bei angeſtellter Unterſuchung bei Kaufleuten vorfand, wurden am 30. Nov. auf dem untern Raſen verbrannt. Das Pfund Kaffee koſtete 1 Lbthlr.

In dieſem Jahre wurde der das ganze Reſidenzſchloß umgebende Schloßgraben, deſſen Größe und Beſchaffenheit noch jetzt auf einigen Seiten geſehen werden kann, ausgetrocknet und nur ein ſchmaler Abzugsgraben gelaſſen. Man hatte anfangs mit dieſer Veränderung lange Anſtand genommen, weil man glaubte, das Schloß ſtehe auf einem Roſt. Allein die Nachricht hiervon (Güth, S. 11. 39) bezieht ſich auf die alte Burg, welche 1432 zerſtört wurde.

Der Herbſt war ſehr trocken, das Obſt mießrieth wegen vieler Raupen.

Am 26. Okt. ward eine veränderte Thorſperrordnung bekannt gemacht.

Am 14. Nov. wurde von der Almoſenkommiſſion eine neue Bezirkseintheilung bekannt gemacht. Die Pfleger waren: Landſchuleninſpektor Keyßner, Bürgermeiſter Thilo, Tuchfabrikant Rödelbauer, Hofkaplan Emmrich, Kollaborator Köhler, Archidiakonus Lange, Kammerrath v. Uttenhoven, Senator Knauf.

Der Waizen koſtete 15 bis 19 Btz., das Korn 10 bis 12 Btz., Gerſte 8½ bis 9 Btz., Hafer 5½ bis 6 Btz., Erbſen 12 bis 13 Btz., Linſen 10 bis 12 Btz.

Bei der Schloßkirche waren 355 Kommunikanten, 14 Paare wurden getraut, 40 Kinder getauft, 26 Perſonen beerdigt. Bei der Stadtkirche waren 1553 Kommunikanten, 29 Paare wurden getraut, 107 Kinder getauft, 80 Perſonen beerdigt, 2 Geiſtliche ordinirt.

1811.

Am 5. Jan. erſchien eine landesherrliche Verordnung, die Juden betreffend. In Folge derſelben mußten ſie nun bleibende Familiennamen annehmen.

Am 23. Jan. ſtarb der zweite Lehrer der Mädchenſchule Georg Schleicher. An ſeine Stelle kam der bisherige Seminariſt Wehner.

Am 24. März wurde in der Stadt und auf dem Lande wegen Wiedergeneſung der Herzogin Luiſe Eleonore von einer gefährlichen Krankheit, ein herzliches Dankfeſt begangen. Früh um 8 Uhr verſammelte ſich das Chor mit den Hautboiſten auf dem

Markte, wo ein Danklied abgeſungen wurde. Dann nahm der Gottesdienſt ſeinen Anfang. Nach Beendigung deſſelben ſang das Chor nebſt einer großen Anzahl hieſiger Bürger im Schloßgarten unter den Zimmern der Herzogin einen paſſenden Choral. Abends war der Kratzeriſche Berg geſchmackvoll erleuchtet. Eine Geſellſchaft hieſiger Bürger zog mit Fackeln und Muſik in den Herrnberg, wo ein Volkslied geſungen und ein dreimaliges Vivat ausgebracht wurde. Der Nachmittag des folgenden Tags war von der Herzogin zu einer Spazierfahrt beſtimmt. Der Stadtrath verſammelte ſich mit der Bürgerſchaft, der Geiſtlichkeit und den Schulen auf dem Markte. Junge Mädchen ſtreuten vor dem Wagen der geliebten Fürſtin Blumen vom Schloß bis auf den Markt unter dem lauten Jubel des frohlockenden Volks. Dort brachten der Bürgermeiſter Heim, der Superintendent Buzer und der Konſiſtorialaſſeſſor Schaubach im Namen der Bürgerſchaft, der Geiſtlichkeit und Lehrer ihre Glückwünſche dar: ſechs Mädchen überreichten ein Gedicht und Blumenkränze. Als die Herzogin von der Spazierfahrt zurückkehrte, wurde der Wagen ausgeſpannt und mit Freudengeſchrei ins Schloß gezogen. Am 29. Mai wurden alle hieſigen Einwohner von der Herzogin auf den untern Raſen und in den durch eine Brücke für dieſen Tag damit verbundenen Schloßgarten eingeladen. Mehr als 3000 Perſonen waren anweſend und das ſchönſte Wetter begünſtigte die frohe Feier. Es wurde getanzt, geſpielt, geſungen; ungezwungene, herzliche Fröhlichkeit ſprach ſich allenthalben aus. Am Abend waren beide Plätze erleuchtet und Erfriſchungen an Speiſen und Getränken wurden im Ueberfluß gereicht. Bis gegen Mitternacht dauerte das Feſt. Jeder Arme erhielt vom Stadtrathe 30 Xr.

Am Oſterfeſte wurde in der Stadtkirche das neue Geſangbuch eingeführt (ſ. ob. S. 133). Um dieſe Zeit hatte in der Stadtkirche bei der Feier des heil. Abendmahls der Gebrauch der Vorhalttücher aufgehört. Ehedem mußten die Rathsherrn dieſelben halten; ſeit 1683 war es Sache der Schule. S. Th. 1. S. 15.

Da dem Kaiſer Napoleon ein Prinz, König von Rom, geboren war, ſo mußte auf Befehl am 14. April in allen Kirchen des Landes ein Dankfeſt begangen werden. Auch wurde am 9. Jun. der Tauftag deſſelben vermöge Befehls gefeiert. Der Archidiakonus Lange hatte auf dem Filiale Welkershauſen zum Text ſeiner Predigt gewählt: Sprüchw. Sal. 10, 14. „wenn das Herz traurig iſt, ſo hilft keine äußerliche Freude.“ 25 Kanonenſchüſſe begrüßten den Tag, in allen Wirthshäuſern war Muſik und Tanz: im Schießhauſe war ein großes Diner.

Am 29. März erinnerte die Polizeikommiſſion daran, daß alle Bouteillen und Krüge das geſetzlich vorgeſchriebene Maaß enthalten müßten.

In dieſem Jahre erſchien die Beſchreibung der Meiningiſchen Lande vom Superintendenten E. J. Walch zu Salzungen.

Die Hofkapelle gab um dieſe Zeit „die vier Jahrszeiten von Haydn“ und lieferte den Ueberſchuß des Koſtenbetrags, 131 fl., zur Almoſenkaſſe.

Am 30. Mai verbot der Stadtrath, ohne Erlaubniß auf Gemeindeplätzen Leimen zu graben und Raſen auszuſtechen.

Am 26. Jun. wurde vom Oberforſtamt bekannt gemacht, daß niemand mit Jagdgewehr oder einem Jagdhund ohne Erlaubnißſchein aus der Stadt paſſiren dürfe. Am 22. Aug. erſchien eine Verordnung von derſelben Behörde, wodurch Vorſicht mit dem Gewehre bei Jagden dringend empfohlen und beſondere Vorſchriften deshalb erlaſſen wurden.

Am 4. Aug. wurde in der Gottesackerkirche die letzte Leichenpredigt bei der Beerdigung des Geſchirrhalters Keiner gehalten. Wegen Baufälligkeit durfte das Chor der Kirche ſchon nicht mehr betreten werden. Vgl. d. J. 1827.

Im Sommer herrſchte die Ruhr, weshalb von der Sanitätskommiſſion Vorſichtsmaßregeln bekannt gemacht wurden. Die Witterung war bis in den Herbſt ſehr trocken und heiß.

Um dieſe Zeit gab die Ruth'ſche Schauſpielergeſellſchaft Vorſtellungen: die Bühne war im Reithauſe.

Im Herbſte war ein großer Komet ſichtbar.

In dieſem Jahre wurde der neue Fahrweg nach Dreißigacker vollendet.

Am 4. Dec. ſetzte die Polizeikommiſſion den Preis des einfachen Biers nach genauer Berechnung aller Koſten auf 2½ Kr.

Am 11. Dec. wurde verordnet, daß Ausländer weder mit ausländiſchen, noch inländiſchen Tüchern und andern Fabrikaten inländiſcher Tuchmacher, Inländer nicht mit ausländiſchen Fabrikaten dieſer Art bei Strafe der Konfiskation hauſiren dürften. Das Hauſiren der Inländer mit inländiſchen Fabrikaten wurde geſtattet. Dieſe Verordnung wurde am 21. März 1814 erneuert und auf das Oberland erſtreckt.

Am 12. Dec. befahl die Regierung, daß Tänze, Bälle, Redouten, öffentliche Aufzüge, Ständchen u. dgl. ohne Erlaubniß der Polizeikommiſſion bei 3 Rthlr. Strafe nicht mehr ſtatt finden dürften. Bei Kindtaufen wurde Muſik und Tanz ganz unterſagt.

Waizen koſtete 15 bis 23 Btz., Korn 8½ bis 12½ Btz., Gerſte 8½ bis 9 Btz., Hafer 5½ bis 6 Btz., Erbſen 12 bis 14 Btz., Linſen 9½ bis 12 Btz.

Bei der Schloßkirche waren 515 Kommunikanten, 8 Paare wurden getraut, 31 Kinder getauft, 37 Perſonen beerdigt. Bei der Stadtkirche waren 1436 Kommunikanten, 11 Paare wurden getraut, 112 Kinder getauft 104 Perſonen beerdigt, 3 Geiſtliche ordinirt.

1812.

Am 16. Jan. wurde für alle Deſerteurs ein Generalpardon ausgeſchrieben.

Am 29. Jan. ſtarb allhier der bekannte, von hier gebürtige Großherzogl. Badenſche Hofmahler H. Schröder.

Am 11. Febr. wurde bekannt gemacht, daß bei Theilung und Veräußerung von Grundſtücken die erforderliche Steuerregulirung nur von der Steuerbehörde erfolgen könne.

Am 20. Febr. brach das hieſige Kontingent auf und marſchirte nach Hamburg. Am 22. Febr. kam das Hildburghäuſiſche, am 25. Febr. das Coburgiſche Kontingent.

Die für ärmere Knaben im J. 1808 errichtete beſondere Schulklaſſe (S. 172) wurde wiederum aufgehoben: diejenigen, welche wegen ihrer häuslichen Verhältniſſe nicht ſo viele Stunden beſuchen konnten, als in der Bürgerſchule erforderlich waren, wurden in die Armenſchule gewieſen, welche auf die Bedürfniſſe derſelben zweckmäßig berechnet war. Der Seminariſt Behlert, der in dieſer Klaſſe bisher unterrichtet hatte, kam als zweiter Schulgehülfe an die Bürgerſchule, wo in Quinta nunmehr die Elementarabtheilung förmlich geſondert wurde. Nachdem derſelbe an eine andere Stelle verſetzt worden war, wurde der Seminariſt Kümpel angeſtellt, desgleichen der Seminariſt Kaiſer, als der erſte Schulgehülfe Heß abgegangen war.

Es kamen bei den Durchzügen zum Ruſſiſchen Kriege ein Regiment Schweizer und ein Regiment Illyrier durch.

Am 25. Febr. ſtarb der als Schriftſteller rühmlichſt bekannte Kabinetſekretär Ernſt Wagner.

Am 26. Febr. wurden mehrere Polizeiverordnungen über den Aufenthalt fremder Perſonen erlaſſen. Es ſollte jederzeit Anzeige bei der Polizei gemacht werden, die Gaſtwirthe mußten die Fremden genau in die Logierbücher eintragen, bei längerm Aufenthalte wurden Aufenthaltskarten gegeben. Die Verordnungen gegen das Wegfangen der Singvögel, gegen das Zuſammenſtehen mehrerer Perſonen auf den Bohlen, gegen das Offenlaſſen einer Thüre am Marktwaſſerkanal ohne Aufſicht wurden erneuert.

Am 13. März erſchien eine Verordnung über die Abgaben bei Kollateralerbſchaften. Vgl. ob. 10. Okt. 1804. S. 160.

Da der Tertius Hoßfeld im Laufe des verfloſſenen Jahres als Pfarrer nach Dreißigacker verſetzt war, ſo kam an ſeine Stelle der Kandidat B. L. Chr. Krauſe. Der Rektor Müller wurde im April Pfarrer zu Roſa; daher wurde der Konrektor D. Ihling zum Rektor, der Kandidat G. A. Henneberger zum Konrektor ernannt.

Am 22. April machte die Polizeikommiſſion bekannt, daß die Spritzenleute, welche bei einem Brande außerhalb der Stadt mit der Spritze abgehen würden, einen Taglohn für den Tag und auch für die Nacht erhalten ſollten.

Am 30. April wurden die Müller angewieſen, ſtatt der ihnen bis jetzt zu $\frac{1}{18}$ geſtatteten Mitze nur $\frac{1}{24}$ des gemahlenen Getraides wegen der hohen Preiſe abzuziehen. Die öffentliche Mehlwage wurde daher hergeſtellt. Das Backen des Brods wurde allgemein geſtattet, auch das Einkaufen und Einbringen vom Auslande.

Es erſchien zu gleicher Zeit eine Verordnung über die Ein- und Durchfuhr des ausländiſchen Salzes.

Am 6. Mai ſtarb der verdiente Landchirurgus G. Fr. Bühner.

Am 15. Mai kam der Großherzog von Würzburg auf einer Reiſe nach Dresden hier durch. Kurz vorher war auch der Herzog von Baſſano (Maret) auf dem Wege nach Dresden hier durchgereiſt. Der Ruſſiſche Krieg nahm ſeinen Anfang.

Am 18. Aug. wurde in Gemäßheit früherer Verordnung vom 13. Dec. 1785 das Kalenderprivilegium der Hofbuchdruckerei erneuert.

Am 19. Aug. erſchien eine Verordnung über die Einfuhr des fremden Branntweins.

Am 3. Sept. wurde die Polizeiverordnung erneuert, daß die Straßen wöchentlich zweimal gekehrt werden ſollten.

Um dieſe Zeit gab die Helwigſche Schauſpielergeſellſchaft mit ausgezeichnetem Beifalle theatraliſche Vorſtellungen. Das Theater war in der Reitbahn errichtet.

Am 5. Sept. erſchien eine die Konſkription betreffende Verordnung.

Am 6. Okt. reiſte der Kronprinz von Würtemberg hier durch.

Am 10. Okt. mußte wegen des Siegs der Franzoſen über die Ruſſen an der Moskwa ein Tedeum geſungen werden.

Am 10. Nov. feierte in Salzungen die Wittwe Eliſabeth Margaretha Koch geb. Kallenbach als eine Frau von 100 Jahren ihren Geburtstag. Einige Tage darauf ſtarb ſie.

Am 13. Nov. erſchien eine Extrapoſtordnung.

Der Hofrath und Bibliothekar Reinwald feierte ſein 50jähriges Dienſt-Jubiläum.

Am 30. Nov. erſchien eine ausführliche Verordnung gegen Baumfrevel.

Am 7. Dec. erſchienen mehrere Polizeiverordnungen über das Beſtreuen der Straßen bei Glatteis, das Fortſchaffen des Eiſes u. ſ. w.

Der Waizen koſtete 23 bis 29 Btz., Korn 12 bis 21 Btz., Gerſte 9 bis 15 Btz., Hafer 5½ bis 8 Btz., Erbſen 13 bis 16 Btz., Linſen 12 bis 14 Btz.

Großes Aufſehen erregten die Nachrichten von dem Franzöſiſchen Rückzuge aus Rußland.

Bei

Bei der Schloßkirche waren 405 Kommunikanten, 14 Paare wurden getraut, 42 Kinder getauft, 45 Perſonen beerdigt. Bei der Stadtkirche waren 1436 Kommunikanten, 29 Paare wurden getraut, 119 Kinder getauft, 81 Perſonen beerdigt, 4 Geiſtliche ordinirt.

1813.

In dieſem Jahre wurde die Zucht und Arbeitsanſtalt zu Maßfeld errichtet. Seit 1799 war das vormalige Zuchthaus aufgehoben und die Sträflinge kamen vermöge eines Vertrags auf die Feſtung zu Coburg. Am 1. Jan. erſchien eine Verordnung, nach welcher von allen Dispenſations= Conceſſions= Abolitions=Geldern Abgaben zu dieſer Anſtalt beſtimmt wurden.

Für das noch im Felde ſtehende Kontingent hatte der Hofprediger Vierling eine Einſammlung beſorgt, welche 303 fl. 10 Xr. betrug. Ein Theil des Kontingents, welcher den Feldzug überlebt hatte, ſtand in Danzig und kamen ſpäter, im Ganzen gegen 30 Mann, zurück.

Am 24. Febr. ſah ſich die Regierung genöthigt, vor unvorſichtigen Reden in Bezug auf politiſche Verhältniſſe zu warnen. Der Rückzug der Franzoſen aus Rußland gab dazu Veranlaſſung.

Am 31. Febr. ſtarb der Kriegsaſſeſſor J. G. Tiſcher im 84ſten Jahre.

Am 1. März wurde die am 19. Aug. 1812 auf ausländiſchen Branntwein gelegte Abgabe aufgehoben.

Es breiteten ſich epidemiſche Krankheiten aus. Die Polizei verbot das Ausſtellen der Leichen und ſtellte eine Frau an, Albertine Doſt, um armen Kranken Eſſen, welches mildthätige Perſonen geben wollten, zu überbringen. Die Sanitätskommiſſion machte Vorſchriften über das Verhalten bei der Krankheit bekannt.

Am 2. April kamen die Trümmer mehrerer Polniſchen Regimenter, die ſich wieder zu dem neuen Feldzuge ſammeln ſollten, hier an. Der ganze Markt ſtand voller Wagen. Zugleich trafen einzelne Franzöſiſche Truppen von Würzburg her ein, welche vorwärts marſchirten.

Am 11. März machte die Polizei eine Verordnung in Anſehung der Todtenfrauen im Wochenblatt bekannt. Vgl. 16. Jan. 1821.

Am 4. April kamen mehrere neu gebildete Franzöſiſche Regimenter unter dem Befehle des Diviſionsgenerals Souham hier an. 3 Bataillons blieben hier bis zum 15. April. Tags darauf trafen Huſaren vom 10ten Regiment ein. Da ſich einige Streifpartheien der vereinten Ruſſen und Preußen näherten, ſo wurden Pikets ausgeſtellt. In den Umgebungen der Stadt waren breterne Hütten für dieſelben errichtet. Am 13. April wurden 5 Gefangene, 3 Ruſſen und 2 Preußen eingebracht. Die hier liegenden Franzöſiſchen Truppen exercirten täglich. In 17 Tagen hatte die Stadt über 60000 Mundportionen zu ſchaffen.

Am 15. April (am grünen Donnerſtage) zog der General Souham mit den 3 hier liegenden Bataillons ab. Es folgten andere Regimenter derſelben Diviſion. Zugleich kamen Ueberbleibſel Baieriſcher Kavallerie und Infanterie von der Armee auf ihrem Rückwege nach Hauſe durch.

Am 16. April folgte wieder eine Brigade (2 Regimenter) Linientruppen unter dem General von Anthing. Der Marſchall Ney, unter deſſen Befehl das ganze Korps ſtand, traf ein und hielt ſich einige Stunden auf. Ein Regiment Badenſcher Dragoner zog durch die Stadt.

Am 17. April kam wieder eine Brigade Infanterie zur Diviſion Richard gehörig. Huſaren zogen hin und her: mehrere Tage nach einander kamen täglich 12 Kanonen und 4 Haubitzen durch.

Am 18. April kam eine Brigade, am 19. ein Regiment, am 20. wieder ein Regiment, am 21. eine Brigade Infanterie, zur Diviſion Marchand gehörig. Die folgenden Tage marſchirte ein Würtembergiſches und ein Darmſtädtiſches Infanterieregiment durch. Einzelne Truppen folgten nach; der Feldzug in Sachſen begann.

Am 5. Mai wurde der während der Durchzüge geſtattete freie Verkauf des Rindfleiſches wieder aufgehoben.

Die beiden Kontingentskompagnien marſchirten wieder ins Feld und kamen nach Magdeburg zu ſtehen.

Im Mai zogen einige Bataillons Italiäniſcher Truppen und 1 Bataillon des Frankfurter Kontingents durch. Zwieback und Mehl ward unter Würzburgiſcher Eskorte fortwährend zur Armee gefahren. Am 31. Mai kamen 2 Regimenter Würtembergiſcher Infanterie und ein Regiment reitender Jäger, welchem Tags darauf ein Regiment Würtembergiſcher Chevauxlegers unter dem General Normann folgte.

Am 1. Jul. kam der Herzog von Naſſau hier an.

Am 9. Jul. ſtarb der Hofapotheker und Senator J. W. Chr. Treiber.

Am 19. Jul. reiſte Prinz Paul von Würtemberg hier durch.

Nachdem der Feldzug nach Beendigung des Waffenſtillſtandes begonnen hatte, fand überall eine eigene Stimmung ſtatt. Man hoffte, Deutſchland werde von dem drückenden Joche befreit werden, wagte aber nicht, ſich darüber zu äußern, weil man zu viel fürchten mußte: doch Ein Gefühl beſeelte die Herzen Aller. Franzöſiſcher Seits wurden alle nachtheilige Kriegsereigniſſe ſorgfältig verheimlicht und man erfuhr auch hier nur nach und nach einzelne Nachrichten über die Fortſchritte der Verbündeten. Einige Streifkorps derſelben befanden ſich im Rücken der Franzöſiſchen Armee; von dieſen verjagt kam am 19. Sept. plötzlich eine Abtheilung Sächſiſcher Huſaren, Dragoner und Küraſſiere an. Bald darauf kamen täglich Verwundete und Kranke von Baieriſchen und Würtembergiſchen Regimentern, indem wegen eines etwaigen Rückzugs die Lazarethe in Sachſen geräumt werden ſollten. In den erſten Tagen des Oktobers kamen ſehr viele verwundete und kranke Franzoſen. Die Schwächern wurden gefahren, die Stärkern ritten oder marſchirten. Man ſah Truppen aller Waffengattungen, Infanteriſten, Huſaren, reitende Jäger, Dragoner, Küraſſiere, Karabiniers, Polniſche Lanciers, mehrere Abtheilungen der Franzöſiſchen Ehrengarde, andere Gardiſten, Mamelucken, während am 9. Okt. das 70ſte Infanterieregiment, Depot zum Korps des Marſchall Augereau, vorwärts nach Sachſen marſchirte. Die Zahl der Verwundeten und Kranken, die hier durch gebracht wurden, war beträchtlich: die beiden Schießhäuſer, das Flößhaus, die Gottesackerkirche, ſo wie eine breterne Baracke auf dem untern Raſen waren zur Aufnahme derſelben eingerichtet: auf dem Gottesacker lagen des Nachts oftmals viele unter freiem Himmel und das menſchliche Elend zeigte ſich in der fürchterlichſten Geſtalt. Viele ſtarben hier; ſie wurden in große Gruben auf dem Gottesacker verſcharrt. Das Mitleid hieſiger Einwohner unterſtützte die Unglücklichen; da aber nun das furchtbare Lazarethfieber (Nervenfieber) in der Stadt überhand nahm, ſo verbot die Polizeikommiſſion am 13. Okt. das Beſuchen der benannten Krankenhäuſer, was anfangs aus Neugierde oft vorkam, und geſtattete den Eintritt nur den dazu berufenen Perſonen. Auch die Sanitätskommiſſion erließ die geeigneten Vorſchriften. Am 24. Okt. kamen die letzten Franzöſiſchen Kranken an, zugleich verbreitete ſich das Gerücht, Tags darauf würden Koſaken eintreffen. Montags am 25. Okt. Nachmittags gegen 2 Uhr ſprengten 18 Doniſche Koſaken, die von Schleuſingen herkamen, zum obern Thore herein. Bald darauf kamen 36 Preußiſche Uhlanen und reitende Jäger ans untere Thor: ſie blieben aber lange am Sächſiſchen Hofe ſtehen und zogen ſehr vorſichtig und langſam in die Stadt. Des Abends kamen noch gegen 200 Mann derſelben an. Alles athmete freier auf: mit lautem Hurrahgeſchrei durchzog das Volk jubelnd die Straßen. Es wurden hier Requiſitionen zu einem in Weimar anzulegenden Magazine gemacht.

Am 27. Okt. hörte man des Nachmittags eine Kanonade. Die in Folge der Schlacht bei Leipzig auf dem Rückzuge begriffene Franzöſiſche Armee war bei Raſtorf auf der Fuldaer Straße vom Koſakenhetmann Platow ereilt und angegriffen worden.

Am 28. Okt. kam die Nachricht, daß Tags darauf die Ruſſiſche Hauptarmee mit dem Hauptquartier des Kaiſers hier eintreffen werde. Gegen Abend wogte der gewaltige Strom heran, die Koſaken kamen in zahlreichen Schaaren und man konnte ſich nicht wohl weit zum Thore hinaus wagen, weil ſie Stiefeln und Kleider die ſie zum Theil ſehr nöthig hatten, den Leuten auszuziehen pflegten.

Am 29. Okt. drängten ſich die Maſſen in immer größerer Menge. Der ganze Markt ſtand voller Wagen und man ſah zahlloſe Truppen aller Waffengattungen und von den verſchiedenſten Nationen, Ruſſen, Preußen, Oeſtreicher, Ungarn, Koſaken, Baſchkiren, Kalmücken, Tartaren, Kirgiſen, Kroaten (ſogar breiten Doppelreihe alterthümlicher Seſſel ſaßen vorn, wo ſich die Tafelreihen öffneten, die Vormünder und Erwählten der Gemeine. Unter ihnen Nikolaus Monſtedt, Adolph Röſſing, Evdan Kollmann, Werner Kephheim, Heinz Landgraf und noch viele Andere. Hinter dieſen, nach der Thüre zu, ſtanden die vier Rathsdiener, einer für jedes Viertel, in der Thür ſelbſt aber lehnten, wie ein rieſiges Wächterpaar, die Stockmeiſter Fuchs und Miſtbauer. Sie hatten Hellebarden in den Händen, trugen lange Stoßdegen, und ſchauten mit grimmigem Blick auf das Volk, das, zumeiſt aus Handwerkern und zuſammengelaufenem Geſindel beſtehend, ſich auf dem geräumigen Vorſaal drängte, die Treppe erfüllte, und auch auf dem Fiſchmarkt in großen und dichten Haufen ſtand. Auf den Tafeln in der Rathsſtube lagen Urkunden, Pergamentbriefe mit großen Siegeln in Holzkapſeln, Statutenbücher, in ſchwarzen oder Purpurſammt gebunden und mit hellem Goldſchnitt. Oben rings um den Saal über den Fenſtern hing prangend Schild an Schild, auf welchen die Wappen der edlen Geſchlechter gemalt waren, von denen ſeit

Paar Chineſen bei der Dienerſchaft eines Engliſchen Generals) u. ſ. w. Jeder Augenblick bot neue Erſcheinungen dar und die Ordnung des gewöhnlichen Lebens hatte aufgehört. Um 10 Uhr des Morgens kam das ſchöne Gardekoſackenregiment an. Um 2 Uhr Nachmittags hielt der Kaiſer **Alexander** in Begleitung vieler Generale und anderer Stabsoffiziere unter dem Geläute der Glocken zu Pferde ſeinen Einzug. Er kam von Suhl, wie überhaupt die ganze Armee dieſen Weg genommen hatte. Am Thore empfing ihn eine Deputation des Stadtraths, der Geiſtlichkeit und Lehrer; der Oberbürgermeiſter Hofrath Dr. Fromm überreichte ihm die Schlüſſel der Stadt, die der Kaiſer augenblicklich mit der Verſicherung zurückgab: er komme als Freund und nicht als Feind, bedürfe daher der Schlüſſel der Stadt nicht. An regelmäßige Ordnung war aber bei dem allgemeinen Tumulte nicht zu denken. Hier wurde Raſttag gehalten und es waren 2300 Offiziere mit ihren Bedienten einquartiert; alle Höfe und Hausfluren waren voll Pferde. Auch das Preußiſche Hauptquartier traf hier ein (in dem Gaſthof zum Hirſch), obwohl der König von Preußen nach Berlin gereiſt war. Im v. Hendrich'ſchen Hauſe logirte der Feldmarſchall **Barklay de Tolly**, im alten Schulgebäude war die Hauptwache der ruſſiſchen Gardegrenadiere; in der Kirche war ein Magazin angelegt und einige Wochen fiel der Gottesdienſt ganz aus. Mehrere ruſſiſche Küraſſierregimenter und beträchtliche Abtheilungen Artillerie zogen durch die Stadt, auch Abtheilungen der Preußiſchen Garde. Zahlloſe Wachtfeuer erhellten die Nacht; auf allen Gärten und Feldern war ein Bivouac, denn gegen 70000 Mann lagen in dieſen Tagen in der Umgegend und da zu gleicher Zeit die große Oeſtreichiſche Armee, bei welcher ſich Kaiſer **Franz** befand, über Schmalkalden nach Helmers, Roſa und Dermbach zog, ſo hatte das Land gegen 160000 Mann ohne die ruſſiſche Garde, die gegen 24000 Mann betrug, zu ernähren. Man mußte ſich wundern, daß keine Unglücksfälle vorkamen, denn abgeſehen von den bei einer ſo großen Menge unvermeidlichen Kriegsdrangſalen, die auf dem Lande am drückendſten waren, von Plünderung der Lebensmittel und Kleider, vorkommenden Falls von Schlägen, fielen keine gröbern Exceſſe vor.*) Eine große Menge berühmter Männer waren hier vereinigt. An der Herzogl. Tafel ſpeißten am 30. Okt. außer dem Kaiſer Alexander der Herzog von Oldenburg, der Feldmarſchall Prinz von Coburg, Herzog Bernhard von Weimar, die Feldmarſchälle Fürſt von Schwarzenberg und Barklay de Tolly, die Generale Graf Uwaroff, Graf Schuwaloff, Graf Oſcharowsky, Fürſt Wolkonsky, Graf Potocky, Miſchow, Sekrewsky, v. Wollzogen, v. Bartholomäi, Graf Wlodek, v. Camsdorf, Graf Rochechoire, Fürſt Imeretti, der Oberhofmarſchall Graf Tol-

---

*) Man vergleiche nur dagegen die Schilderung der Greuelſcenen des 30jährigen Kriegs in Götz und die Nachrichten über den Druck des 7jährigen Kriegs.

Tolſtoy, der Kriegsminiſter Graf Araktſchejeff, Graf Bulgakow, Graf Budjakin, Schröder, Graf Neſſelrode, die Preußiſchen Generale v. Schiller und v. Kneſebeck, der Engliſche Geſandte Lord Cathcart, der Schwediſche Geſandte Graf Löwenhielm, Graf Metternich u. a. Außerdem waren hier einquartiert der Generallieutenant v. Oertel, der Generalquartiermeiſter v. Diebitſch, die Generale Miliradowitſch und v. Oldekopp, die Fürſten Nariſchkin, Gallizin, Menzikoff, die Grafen Kapodiſtrias, Pozzo die Borgo u. ſ. w.

Am 31. Okt. zog die vereinte Armee ins Großherzogthum Würzburg. Unter dem Kommando des Gen. Miliradowitſch zogen die 8 Regimenter der Ruſſiſchen Garde zu Fuß mit ausgezeichneter Muſik in ununterbrochener Reihe durch die Stadt; es folgten ein Preußiſches Garderegiment und das Gardejägerregiment, mehrere Batterien Ruſſiſcher Artillerie, wobei eine Batterie Zwölfpfündner. Gegen 1 Uhr ritt der Kaiſer mit derſelben Begleitung, mit welcher er gekommen war, von hier unter dem Geläute der Glocken und dem Hurrahrufen der Menge fort. Es kamen darauf 5 Batterien reitende Artillerie und 50 Kanonen der Artillerie zu Fuß. Aber den ganzen folgenden Monat hindurch ſah man fortwährend die verſchiedenartigſten Truppen. Es kamen Ruſſiſche Huſaren, Uhlanen, Dragoner und Küraſſiere, Koſaken (einigemal mit Geſang); Oeſtreichiſche Landwehr, Jäger, Artillerie, Grenadiere, Chevauxlegers (v. Regiment Roſenberg), Küraſſiere, Ungariſche Huſaren; Preußiſche Landwehr, Landwehrkavallerie, Huſaren verſchiedener Regimenter u. ſ. w.

Der Generallieutenant und Chef der Kriegspolizei v. Oertel erließ einen Armeebefehl, durch welchen alle Behörden aufgefordert wurden, jeden Nachzügler, der außer den nothwendigen Lebensbedürfniſſen Forderungen mache, an den hieſigen Kommandanten, den Obriſt v. Reuß, abliefern zu laſſen.

Mit dem 1. Nov. hörte der ſeit dem 1. Okt. 1810 auf alle Kolonialwaaren gelegte Impoſt auf und der Handel mit Engliſchen Waaren wurde wieder geſtattet.

Am 21. Nov. ſtarb plötzlich der erſte Lehrer der Mädchenſchule, J. A. Lohfink. An ſeine Stelle kam im folgenden Jahre der Kandidat J. M. Schmidt.

Am 1. Dec. ſtarb der Hofrath und Hofadvokat A. Chr. Heim, ein tüchtiger, allgemein geachteter Geſchäftsmann.

Am 10. Dec. wurde wegen des anſteckenden Nervenfiebers verordnet, daß alle öffentlichen Leichenbegängniſſe, Ausſtellen der Leichen u. dgl. m. wegfallen müßten.

Am 12. Dec. zog ein Pulk Baſchkiren durch, welchem Tags darauf 30 Mann deſſelben Volks folgten, die lange Zeit hier blieben und zum Polizeidienſt bei dem Ruſſiſchen Kommandanten beſtimmt waren. Sie waren Muhamedaner und gutmüthige, genügſame Leute. Ueber 800 Meilen hatten ſie von ihrer Heimath bis hierher zurückgelegt. Ihre Lieblingsſpeiſe war Pferdefleiſch. Bewaffnet

waffnet waren ſie mit Bögen und Pfeilen, Lanze, Säbel und Piſtole. Sie kamen in ihrer Nationaltracht, änderten dieſelbe aber zum Theil während ihres langen Aufenthalts nach Europäiſcher Mode ab.

Am 14. Dec. kamen 4 Bataillons Schleſiſche Landwehr (3000 Mann) durch.

Am 17 Dec. machte der Stadtrath bekannt, daß auf ergangenen Befehl zwei doppelte Steuertermine zur Errichtung einer Spannkaſſe in der Stadt erhoben werden ſollten.

Am 19. Dec. ſtarb der verdiente Hofmedikus D. Fr. Jahn an dem herrſchenden Nervenſieber.

Am 24. Dec. kamen einige Bataillons der unter dem Befehle des Prinzen Auguſt von Preußen bisher vor Erfurt ſtehenden 12. Brigade, die zum Armeekorps des Generals Grafen v. Kleiſt gehörte, um einige Zeit hier zu kantonniren. Von ihrem Feldprediger wurde einmal in der Stadtkirche für ſie beſonders Gottesdienſt gehalten. Auch eine Abtheilung des Neumärkiſchen Dragonerregiments zog durch die Stadt.

Am 24. Dec. erſchien eine Verordnung, wodurch bekannt gemacht wurde, daß außer dem Kontingent von 300 Mann auch eine Landwehr von 300 Mann auf Dauer des Kriegs ausgehoben werden ſollte, wozu außer den Freiwilligen, die man in eine Jägerkompagnie vereinigte*), die waffenfähigen Männer vom 18. bis zum 45. Jahre gerechnet wurden. Auch der Landſturm wurde angeordnet zur Vertheidigung des Heerdes und zum Polizeidienſt.

Dieſes Jahr gehörte zu den merkwürdigſten aber leidensvollſten hieſiger Stadt. Die Kriegslaſten waren drückend, für den Augenblick wurde dieß nicht ſo bemerkt, indem die ſtarke Konſumtion in vielen Verhältniſſen Nahrung gab, allein die Nachwehen entwickelten ſich ſpäter, denn die Verarmung mancher Haushaltungen ſchreibt ſich aus dieſer Zeit. Die Sterblichkeit war durch das bösartige Nervenſieber bedeutend, viele Familien verloren ihre Verſorger. Außer den Militärlazarethen in den Schießhäuſern und der Gottesackerkirche waren dergleichen auch auf dem Grimmenthale, der Amalienruhe und im Schloß zu Helba errichtet. Auf den Straßen wurden Räucherungen mit Wachholderreißig veranſtaltet.

Durch die großen Transporte Ungariſcher Ochſen, welche der Oeſtreichiſchen Armee nachgeführt wurden, verbreitete ſich eine Viehſeuche, welche außerordentlichen Schaden verurſachte. Man brachte Vorſichtsmaßregeln zur öffentlichen Kenntniß, verbot den Vieheinkauf aus Orten, wo die Seuche herrſchte, ſtellte Viehbeſchauer (hier den Bürger und Webermeiſter Andreas Heim) an, verordnete das Beibringen nöthiger Zeugniſſe und unterſagte das Einbringen des Fleiſches

---

*) Das Verzeichniß der Freiwilligen (64 an der Zahl) ſteht im Wochenbl. d. J.

durch Juden und andere nicht befugte Perſonen. Der Metzger, welcher wiſſentlich krankes Vieh ſchlachtete, ſollte aus dem Handwerk geſtoßen werden. Es wurde ein Nothſtall errichtet, in welchem erkranktes Vieh ſogleich abgeſondert behandelt werden ſollte.

Ein Glück war es, daß die Früchte gut gerathen waren. Trotz der ſtarken Konſumtion und der unaufhörlichen Lieferungen ſtiegen die Preiſe nicht allzuhoch. Der Waizen koſtete 23 bis 26 Btz., Korn 19 bis 21 Btz., Gerſte 11 bis 16 Btz., Hafer 6 bis 10 Btz., Erbſen 15 bis 16 Btz., Linſen 14 Btz.

Bei der Schloßkirche waren 271 Kommunikanten, 10 Paare wurden getraut, 40 Kinder getauft, 76 Perſonen beerdigt. Bei der Stadtkirche waren 1189 Kommunikanten, 18 Paare wurden getraut, 81 Kinder getauft, 156 Perſonen beerdigt, 3 Geiſtliche ordinirt. Es ſtarben 106 Perſonen mehr, als das Jahr zuvor.

1814.

Um das bedeutende Holzbedürfniß zu decken, ließ die Kammer Holz aus den Waldungen zu Helba und Henneberg an hieſige Bewohner verkaufen. Auch der Stadtrath ließ Holz aus gleicher Rückſicht ſchlagen. Der wucherliche Ankauf des Holzes zum Wiederverkauf wurde bald darauf ſtreng verboten.

An die Stelle des von hier nach Ulm berufenen Kommandanten Obriſt v. Reuß, kam am 6. Jan. der Major v. Jüngling, vom Kurländiſchen Dragonerregiment.

Am 6. Jan. zogen die hier ſeit 14 Tagen gelegenen Preußiſchen Truppen ab und nach dem Rhein. Ein Landwehrkavallerieregiment, von welchem 12 Mann längere Zeit hier blieben, Artillerie, überhaupt Ergänzungsmannſchaft kam in dieſen Tagen hier durch.

Am 11. Jan. ward durch höchſte Verordnung zu einem freiwilligen Anlehn aufgefordert, um bei den außerordentlichen Staatsausgaben der Hülfs- und Entſchädigungskaſſe neue Zuflüſſe zu verſchaffen. Auch die Sporteln wurden erhöht und der Mehrbetrag dieſer Kaſſe zugewieſen durch Verordnung vom 25. Jan.

Am 13. Jan. forderten die Prinzeſſinnen Adelheid und Ida die Frauen und Jungfrauen in öffentlicher Bekanntmachung zu Beiträgen an Kleidungsſtücken, Leibbinden, Socken u. dgl. für die ins Feld ziehenden Krieger auf.

Am 14. Jan. marſchierte das hieſige Kontingent, vereint mit dem Coburgiſchen und Hildburghäuſiſchen, welches am 12 eingetroffen war, zur alliirten Armee. Auch kam in dieſen Tagen Ruſſiſche Artillerie und Oeſtreichiſche Landwehr durch.

Auf dem St. Wolfgang wurde, da es hier in vielen Häuſern an Raum fehlte, Erkrankte von Geſunden abzuſondern, ein Lazareth für arme Kranke errichtet, die daſelbſt unentgeldlich verpflegt werden ſollten.

Am

Am 9. Febr. kamen die Coburgſchen und Hildburghäuſiſchen freiwilligen Jäger an und zogen vereint mit den hieſigen am 11. zur Armee. Vorher wurde an letztere eine feierliche Einſegnungsrede in der Schloßkirche vom Hofprediger Wierling gehalten. Am 14. Febr. zog die Landwehr ab, nachdem in der Schloßkirche vom Hofkaplan Emmrich eine nachmals gedruckte Einſegnungsrede an dieſelbe gehalten war.

Am 17. März wurde verordnet, daß für die Hülfskaſſe, welche wegen der Kriegslaſten errichtet war, eine neue Acciſe-Abgabe eingeführt werden ſollte. Es wurde eine beſondere Acciſe-Ordnung erlaſſen.

Wegen des geſtiegenen Holzpreiſes wurde das Backlohn auf 6 Kr. von 1 Ms. geſetzt. Im Sommer kam der Preis wieder auf 5 Kr.

Für die durch den Krieg verunglückten Bewohner Sachſens wurde durch den Kammerſekretär Hartmann eine Kollekte veranſtaltet, welche 122 fl. betrug. Eine zweite ſpätere Sammlung brachte 115 fl. ein. In der Schule ſammelte der Kantor Rier für die Kinder jener Gegenden 183 fl. 31 Kr.

Am 2. April kamen die Sächſiſchen Freiwilligen (der Sächſiſche Banner), ein auserleſenes, prachtvoll uniformirtes Korps, beſtehend aus Jägern, Linieninfanteriſten, Huſaren, reitenden Jägern und Dragonern, nebſt Artillerie hier an und zogen nach gehaltenem Raſttag weiter.

Am 9. April kam des Nachmittags die Nachricht an, daß Paris von den alliirten Truppen eingenommen ſey. Lauter Jubel erfüllte die Stadt, welcher durch fünfzig Kanonenſchüſſe und durch das Läuten aller Glocken das freudige Ereigniß kund gethan wurde. Muſikchöre durchzogen die Straßen, aus kleinem Gewehr wurde überall Feuer gegeben und dieß dauerte auch am folgenden Tage fort, ſo daß endlich die Polizei das Schießen auf den Straßen verbieten mußte. Tags darauf am 10. April, als am erſten Oſterfeiertage wurde in den Kirchen das Tedeum angeſtimmt und Abends die Stadt erleuchtet.

Am 10. Mai wurde mit Zuſtimmung des Metzgerhandwerks und ohne Konſequenz, auch mit Vorbehalt der Innungsgerechtſame auf ſo lange, als in der Nähe Truppenzüge und daher hohe Fleiſchpreiſe dauerten, den Landmeiſtern und den Metzgern, welche keine Bänke hatten, das Schlachten, Einbringen und Verkaufen des friſchen Fleiſches geſtattet, auch bis auf ein weiteres den hieſigen Einwohnern erlaubt, zu eigenem Bedarf auswärts bei Juden oder Chriſten Fleiſch zu kaufen, wenn ſie ſich wegen der Acciſe legitimirten. Den Juden blieb das Einbringen des Fleiſches in die Stadt verboten.

Da bei dem Rückmarſch der Ruſſiſchen Armee, welche jedoch die Stadt nicht unmittelbar berührte, eine Lieferung ausgeſchrieben war und dazu die Aufbringung eines Kapitals erforderlich wurde, welches vom Aerarium nicht übernommen wer-

den

den konnte, ſo wurden 8 doppelte Steuern in der Stadt zu dieſem Endzweck ausgeſchrieben.

Am 14. Mai wurde das Verbot der öffentlichen Leichenbegängniſſe wieder aufgehoben, nachdem das Nervenfieber aufgehört hatte.

Am 18. Mai rückte die Franzöſiſche Beſatzung, welche bisher noch die Feſtung zu Erfurt inne gehabt hatte, auf ihrem Rückmarſche nach Frankreich hier ein. Es waren 3 Bataillons, 1900 Mann ſtark. Sie hielten Raſttag und zogen am 20. Mai wieder ab.

Am 23. Mai wurde verordnet, daß mit dem 1. Jun. die Bürger- und Amtskompagnien (S. Th. 1, S. 20 ff.), ſo wie auch der Ausſchuß aufhören und dagegen der Landſturm organiſirt werden ſollte.

In dieſen Jahren wurde die Chauſſee hinter der halben Stadt gebaut und die Allee an derſelben auf Koſten des Stadtraths angelegt.

Am 9. Jun. lieferte der Bürger und Tuchfabrikant J. Georg Wagner, durch deſſen Bemühungen ſich die hieſigen Tuchmanufakturen ſo ſehr gehoben hatten, einen Beweis, wie weit es mit dieſem Zweige der Induſtrie hier gekommen war. In Folge einer Wette ließ er des Morgens um halb 4 Uhr im Beiſein ſeines Gegners ein Schaf ſcheeren, die Wolle auf die gehörige Weiſe vorbereiten und um 4 Uhr ins Maſchinenhaus bringen, wo ſie geſponnen wurde. Um halb 6 Uhr kam das Garn in die Werkſtatt, wo man es ſpulte, fett machte und ſtärkte. Gegen 8 Uhr wurde die Arbeit begonnen und um 10 Uhr war das Tuch gewirkt. Schnell ward es auf die Walkmühle gebracht und von da um halb 1 Uhr zum Tuchſcheerer, worauf es in die Farbe kam, dreiviertel Stunden darauf gelaſſen, dreimal abgekühlt und um 2 Uhr auf den Rahmen geſpannt wurde. Es kam ſodann zum Schneider und um 6 Uhr war der Rock fertig, welcher ſobald von dem Gegner angezogen wurde. Vergl. S. 143.

Am 17. Jun. traf von den vor der Feſtung Mainz geſtandenen vaterländiſchen Truppen die Landwehr ein. Am 25. Jun. kamen die freiwilligen Jäger. Der Herzog war ihnen bis Maßfeld entgegen geritten, wo ihnen die Bürgerſchaft ein Frühſtück bereitet hatte. Am Thor der Stadt wurden ſie von 60 bis 80 weiß gekleideten Mädchen empfangen. Jedem wurde ein Eichenzweig nebſt einem Gedichte überreicht. Mit Blumenguirlanden gleichſam umſchlungen zogen ſie unter Vorausſtretung der Mädchen, welche den Weg mit Eichenzweigen und Blumen beſtreuten, bis zur Reſidenz. Am 6. Jul. kam das Linienbataillon zurück und auf dieſen Tag war die Hauptfeierlichkeit beſtimmt. Tags vorher waren auf dem Markte geräumige Schranken errichtet und mit grünen Zweigen bekleidet. Am Morgen des feſtlichen Tages rückten die freiwilligen Jäger nebſt der Landwehr, die Hautboiſten an der Spitze bis nach Einhauſen ihren Waffenbrüdern entgegen. Dieſe waren von der Meininger Grenze an von Ort zu Ort von den Gemeinden

feier-

feierlich empfangen worden. Am obern Thore war die Inſchrift angebracht: den heimkehrenden Kriegern das dankbare Vaterland. Die Herzogin, welche denſelben bis Einhauſen entgegengefahren war, kehrte früher zurück und ſtieg im Landſchaftshauſe ab, wo ſich gegen hundert weißgekleidete Mädchen geſchmückt mit Kränzen, aufgeſtellt hatten und ihr einen Kranz überreichten. Bald darauf kamen die Truppen. Die Mädchen ſtellten ſich in eine Reihe, acht Paare derſelben traten vor und als die ſämmtlichen Truppen innerhalb der Schranken auf dem Markte aufmarſchirt waren, überreichte eine der Mädchen dem jungen Herzoge einen Kranz mit kurzer Anrede, die andere einen gefüllten Becher. Eine gleiche Begrüßung erfolgte hierauf an den Befehlshaber der Truppen, den Major von Boſe, und an die Anführer der einzelnen Abtheilungen der freiwilligen Jäger, der Linientruppen und der Landwehr. Eichenzweige und Wein wurden durch die Mädchen vertheilt und dann ein zu dieſer Feier gedichtetes Lied geſungen. Die Truppen nahmen die Mädchen in ihre Mitte und zogen ins Reſidenzſchloß, wo der Fürſtl. Familie ein Lebehoch gebracht wurde. M. ſ. d. Wochenblatt.

Der hieſige Bürger und Kunſtdrechsler Lebrecht Wilhelm Schulz hatte eine Tabakspfeiſe von Hirſchhorn kunſtvoll verfertigt, worauf die Schlacht an der Katzbach in halb erhabener Arbeit dargeſtellt war. Dieſes Meiſterwerk überſchickte er aus reinem Patriotismus dem Feldmarſchall Fürſten Blücher, welcher am 11. Auguſt auf eine den Künſtler ehrende Weiſe antwortete. Auch Wellington bekam eine ſolche Pfeiſe.

Das Volksfeſt in der Haßfurth wurde feierlich begangen, der Kommandant nahm Theil; die männliche Schuljugend der untern Klaſſen hielt einen Zug mit Fahnen und Piken und brachte jenem ein Vivat.

Am 29. Aug. ſtarb der Flößfaktor und Senator Johann Heinrich Jung in ſeinem 50ſten Jahre.

Am 18. Okt. erließ die Polizeikommiſſion einen Aufruf zur würdigen Jahresfeier der großen Völkerſchlacht bei Leipzig.

Am Abend des 18. Okt. wurde mit allen Glocken geläutet. Nachdem ein Signal durch Kanonenſchüſſe gegeben war (wobei zwei Perſonen die Hände unglücklicherweiſe abgeſchoſſen wurden) loderten auf allen Bergen zahlloſe Flammen empor. Freudige Begeiſterung ſprach ſich allgemein aus. Am folgenden Morgen verſammelte ſich die Jugend geſchmückt auf dem Markte und zog nach Abſingung einiger Geſänge beim Ausläuten in die Kirche, wohin ihr der Rath und die Bürgerſchaft folgte. Feierlicher Gottesdienſt wurde in der Stadt- und Schloßkirche gehalten: nach der Predigt wurde das Tedeum angeſtimmt. Mittags hatten ſich mehrere Geſellſchaften zu einem fröhlichen Mahle verſammelt und ein Ball im Sächſiſchen Hofe beſchloß die frohen Tage. Die Herzogin ließ eine bedeutende Summe unter die Armen vertheilen. Für die Gemeinden Helba und Weilershauſen, wie auch für Utendorf hielt der Archidiakonus Lange als Pfarrer der erſtgenannten Dörfer gemeinſchaftlichen Gottesdienſt auf freiem Felde, wo von dieſen drei Gemeinden zum Andenken an dieſen Tag drei Eichen gepflanzt wurden. Auch in den Dörfern wurde das Feſt durch Gottesdienſt, Tanz und Geſang gefeiert, auf dem Drachenberge errichtete man ein Denkmal und umpflanzte es mit Eichen. Hier wurden im folgenden Jahre bei der Nachricht vom Siege bei Waterloo Feierlichkeiten begangen.

Der zweite Mädchenſchullehrer **Wehner** gab um dieſe Zeit wegen Kränklichkeit ſeine Stelle auf, welche durch den Schulgehülfen **Kümpel** beſetzt wurde. Da auch der Schulgehülfe **Kaiſer** zu einer andern Stelle abgieng, ſo wurden als Gehülfen bei der Bürgerſchule die bisherigen Seminariſten **Höfling** und **Amſtein** angeſtellt.

Viertelsmeiſter wurde in dieſem Jahre J. Chr. **Schröder**.

Der Waizen koſtete 16 bis 23 Btz., das Korn 12 bis 18. Btz., die Gerſte 8 bis 11 Btz., der Hafer 5 bis 10 Btz., Erbſen 14 bis 16 Btz., Linſen 12 bis 14 Btz.

Bei der Schloßkirche waren 333 Kommunikanten, 11 Paare wurden getraut, 35 Kinder getauft, 57 Perſonen begraben. Bei der Stadtkirche waren 1451 Komunikanten, 19 Paare wurden getraut, 93 Kinder getauft, 119 Perſonen begraben, 1 Geiſtlicher ordinirt.

1815.

Nachdem die Unruhen der Kriegsjahre vorüber waren, forderte die Oberökonomiekommiſſion die Amts- und Ortsökonomiekommiſſionen auf, ſich mit Beförderung des Landbaues, des Gewerbfleißes wieder angelegentlich zu beſchäftigen, auch neue Quellen der Induſtrie aufzuſuchen.

Am 1. Febr. erließ die Regierung eine Verordnung, um Einſchränkungen der Gewerb- und Handelsfreiheit aufzuheben. Es wurde jedem Unterthan erlaubt, ſeine Bedürfniſſe einzukaufen und Arbeit zu beſtellen im Lande, wo er wolle, wobei aber feſtgeſetzt wurde, daß der Käufer oder Beſteller die Waare ſelbſt holen und an ſeinen Wohnort ſchaffen müſſe: von ausländiſchen Meiſtern ſolle aber nichts gefertigt werden, was von inländiſchen geliefert werden könnte. Der Innungszwang von einem Amte zum andern wurde mit Ausſchluß der hieſigen Metzger aufgehoben. In Anſehung der ſonſtigen Innungsvorſchriften und des Hauſirens blieb es bei den bisherigen Verordnungen.

Am 28. Jan. wurde der Regierungsrath K. v. **Uttenhoven** zum geheimen Regierungsrathe, der Kammerrath G. v. **Uttenhoven** zum geheimen Kammerrathe ernannt.

Am

Am 29. April rieſen die Prinzeſſinnen Adelheid und Ida bei dem bevorſtehenden Abmarſch der hieſigen Truppen zu dem abermaligen Feldzuge gegen Frankreich zu Beiträgen an Leinwand, Hemden, Charpie u. dgl. auf.

Am 26. Mai rettete der Soldat Dominicus Riemetz, der zu Bibra in Quartier lag, daſelbſt durch ſeine Geiſtesgegenwart und Anſtrengung eine Frau, die in Schwermuth ſich in einen tiefen Ziehbrunnen geſtürzt hatte.

Zur Beſtreitung der neuen Kriegslaſten, der zu liefernden Naturalien, der Verpflegung eines Theils der Ruſſiſchen Armee, welche von hier aus beſorgt werden mußte, wurden in hieſiger Stadt 5 doppelte Steuertermine erhoben.

Nachdem im Mai 1 Bataillon Reuſſiſcher Truppen durchmarſchirt war, kam am 6. Jun. das zur 27ſten Diviſion gehörige 49ſte Ruſſiſche Jägerregiment, welches einige Zeit Kantonirungsquartiere bezog. Bald darauf traf die 3. Ruſſiſche Grenadierdiviſion, beſtehend aus 4 Grenadier= und 2 Jägerregimentern in der umliegenden Gegend ein. Mehrere Kompagnieen kamen in die Stadt. Dieſe Truppen gehörten zum Korps des Generals **Sacken**.

Am 8. Jul. rückte das hieſige Linienbataillon aus, um ſich in Coburg mit dem Regiment zu vereinigen und nach Frankreich abzumarſchiren. Das Korps, wozu es gehörte, ſtand unter dem Befehle des Herzogs von Coburg.

Am 1. Auguſt gründete der Bürger und Hofbediente **Georg Koob** die **Hofleichenkaſſe**. Vgl. 15. Aug. 1823.

Am 6. Aug. ſtarb der Hofrath und Bibliothekar **Reinwald**, ein ſehr ausgezeichneter Gelehrter. Er beſaß gründliche Kenntniſſe der altdeutſchen Sprache, was er insbeſondere auch durch ſein Hennebergiſches Idiotikon zeigte, war der Herausgeber des neuen, von Pfranger angefangenen Geſangbuchs, als Dichter bekannt und überhaupt ſehr wiſſenſchaftlich gebildet. Außer dem Rath und Bibliothekar **Schenk** arbeitete jetzt auch der Tertius **Krauſe** an der Bibliothek.

Am 1. Sept. wurde die bei einigen Handwerken noch übliche Einſchränkung, daß ein Meiſter nur einen einzigen Geſellen halten dürfe, aufgehoben.

Am 16. Sept. ſtarb der verdiente Oberbürgermeiſter, Hofrath und Leibmedikus D. **Kaſpar Philipp Fromm** im eben begonnenen 68ſten Lebensjahre.

Am 15. Okt. wurde Herzog Bernhard in der Schloßkirche konfirmirt. Die ſämmtlichen noch lebenden Taufzeugen (S. 150.) und aus den zum Herzogthume hinzugekommenen Orten die Schultheißen und Stellvertreter der Gemeinden waren zugegen, über 300 an der Zahl, und unter ihnen ein Greis von 98 Jahren. Nach Abſingung des Liedes Nr. 281 des N. G. eröffnete der Hofprediger Vierling die Feierlichkeit mit einer Rede, worauf der Lehrer und Erzieher des Herzogs, Konſiſtorialaſſeſſor Moſengeil die Prüfung vornahm und dieſelbe mit einem ergreifenden Vortrage ſchloß. Es folgte die eigentliche Konfirmationshandlung durch den Hofprediger Vierling und ſodann der Geſang Nr. 238. Die Taufzeugen und übrigen

Stellvertreter des Landes ſpeiſten im Rieſenſaale; die Herzogin Louiſe Eleonore ließ unter die Armen der Stadt eine beträchtliche Summe vertheilen und der allen Unterthanen ſo erfreuliche und feierliche Tag wurde mit einer glänzenden Erleuchtung der Stadt beſchloſſen *).

Am 18. Okt. loderten am Gedächtnißtage der Schlacht bei Leipzig abermals auf drei Bergen um die Stadt die Freudenfeuer.

Am 20. Okt. ſtarb der Oberforſtamtsaſſeſſor und Hofjäger **Karl Auguſt Schnell**. Er hatte die Anlage in der Haßfurt gegründet. S. 164.

Am 7. Nov. wurde der Geheimerath v. **Hendrich** von dem H. S. Erneſtiniſchen Geſammthauſe zum Geſandten beim deutſchen Bundestage in Frankfurt ernannt.

Da die Gemeinde Wallbach durch einen Hagelſchlag ſehr viel gelitten hatte, ſo unternahm der Konſiſtorialaſſeſſor Roſengeil eine Sammlung für dieſelbe, wodurch gegen 400 fl. zuſammen kamen. Auch in Waſungen hatte jenes Gewitter bedeutenden Schaden gethan; die für die Beſchädigten veranſtaltete Sammlung ertrug über 200 fl.

Am 9. Dec. wurde der Hofmedikus D. G. **Fromm** zum Phyſikus ordinarius, der Lazarethарzt J. A. **Rauch** zum Phyſikus extraordinarius ernannt.

Der Kammermuſikus **Göpfert** hatte zur Feier des 18. Okt. eine große muſikaliſche militäriſche Phantaſie komponirt. Er erhielt vom Könige von Preußen eine goldne Medaille und vom Könige v. Baiern ein ehrendes Handſchreiben.

Der Geburtstag des Herzogs wurde durch einen Bürgerball fröhlich begangen.

Der Waizen koſtete in dieſem Jahre 16½ bis 20 Bz., das Korn 12 bis 15 Bz., die Gerſte 7½ bis 9 Bz., der Hafer 5 bis 7½ Bz., Erbſen 13 bis 15 Bz., Linſen 12 bis 13 Bz.

In dieſem Winter wurde das kleine, beim Eingang in den Thurm befindliche Wächterhäuslein, welches der Kirche nicht zur Zierde diente, abgeriſſen. Die Nachtwächter pflegten ſich darin aufzuhalten.

Der Geſundheitszuſtand war in dieſem Jahre gut.

Bei der Schloßkirche waren 486 Kommunikanten, 23 Paare wurden getraut, 48 Kinder getauft, 42 Perſonen beerdigt. Bei der Stadtkirche waren 1423 Kommunikanten, 25 Paare wurden getraut, 109 Kinder getauft, 84 Perſonen beerdigt, 2 Geiſtliche ordinirt.

1816.

Am 19. Jan. wurde der Konſiſtorialaſſeſſor und Superintendent **Buzer** zum Konſiſtorialrathe, am 27. Januar der Regierungsſekretär **Döbner** zum Regier=

---

*) Die Reden von **Bierling** und **Roſengeil** ſind im Druck erſchienen.

Jahren Mitglieder im Rathe geſeſſen. Die hohen Bogenfenſter waren ganz mit herrlicher Glasmalerei geziert, die ebenfalls Patricierwappen, Sinnſprüche und Reimlein vor das Auge brachten, im mittelſten Fenſter aber war das Wappen der Stadt im herrlichſten Transparentglanze ſichtbar.

Die vielen, ſchwarzgekleideten, ernſten, bärtigen Männer, unter denen Manche waren, deren Haar die Zeit ſchon überreift, gewährten einen ſchönen Anblick: eine würdige, feierliche Stille herrſchte im Saale, während nur dumpf das Getöſe des neugierigen und müſſigplaudernden Volkshaufens hereindrang. Auf manchem Geſicht lag ein finſtrer Ernſt, auf andern eine bange Beſorgniß, wieder andre warfen theils lauernde, theils unwillige Blicke auf den Ober-Bierherrn, die dieſer aber nicht bemerkte, oder nicht bemerken zu wollen ſchien. Er legte einige noch verſiegelte Briefe vor ſich hin, ſchob andre bei Seite, und ließ dann die Hand nachläſſig auf dem großen Stadtbuche ruhen, welches, ein ungeheurer Foliant mit ſilbernen Ecken und Clauſuren, neben ihm lag, während er mit der

Regierungsrathe ernannt. Der Aſſiſtenzrath Schwendler ging von hier als Vicepräſident der Landesregierung nach Eiſenach.

Am 1. Febr. ſtarb der Geheimerath und Kammerpräſident Anton von Uttenhoven, 75 Jahre alt, einer der würdigſten und verdienteſten Männer, der ſich in einer faſt 40jährigen Dienſtzeit allgemeine Achtung und insbeſondere auch die Liebe der Bürgerſchaft erworben hatte. Vgl. d. Wochenbl. Ihm und ſeinem Bruder, dem Kanzlar v. Uttenhoven ließen mehrere hieſige Bürger auf dem Gottesacker ein Denkmal ſetzen. Der Armenkaſſe vermachte er ein Legat von 450 fl.

Am 6. April wurde der Geh. Kammerrath K. Fr. W. G. v. Bibra zum Kammervicepräſidenten ernannt.

Die Hartmanniſche Buchhandlung erhielt jetzt das Privilegium der hieſigen Hofbuchhandlung, welches der verſtorbene Buchhändler Haniſch zu Hildburghauſen früher gehabt hatte.

Am 21. April wurde der Konſiſtorialrath und Hofprediger Vierling zum Generalſuperintendenten und Oberhofprediger, der Konſiſtorialaſſeſſor und Inſtruktor des Herzogs, Moſengeil zum Konſiſtorialrathe, der Konſiſtorialaſſeſſor und Inſpektor Schaubach zum Konſiſtorialrathe, der Rath und Bibliothekar Schenk zum Hofrathe, der Hofkaplan Emmrich zum Hofprediger, am 15. Mai der Kammer- und Forſtrath Bechſtein zum Geheimen Kammerrathe ernannt.

Am 18. Mai wurde der Senator Kremmer mit Beſorgung der Polizei beauftragt und zum Polizeidirektor ernannt.

Am 30. Mai war die Vermählung des Herzogs Bernhard von Weimar mit der Prinzeſſin Ida. Um 6 Uhr des Abends wurde die Trauung durch den Generalſuperintendenten Vierling vollzogen; 50 Kanonenſchüſſe verkündigten den feierlichen Augenblick. Abends war große Tafel. Am 1. Jun. ſollte ein ländliches Feſt auf dem untern Raſen gefeiert werden, wozu 100 Paar junge Leute aus dem ganzen Lande durchs Loos gewählt und eingeladen waren. Wegen der ungünſtigen Witterung zogen dieſelben aber vom Rathhauſe des Mittags Paarweiſe in ihrem ländlichen Schmuck unter Vorausgehung von drei Muſikchören ins Schloß, wo ſie an mehreren Tafeln ſpeiſten. Spiele, Tänze und eine kleine Lotterie gewährten fröhliche Unterhaltung. An 11 arme, unbeſcholtene Mädchen des Landes, von welchen aus jedem Amte Eines gewählt war, ließ die Herzogin Mutter Prämien vertheilen; jedes dieſer Mädchen erhielt 12 Dukaten. Da bei der Taufe der Herzogin Ida die ſämmtlichen Mädchen des Landes Gevatter geſtanden hatten, ſo waren die noch lebenden derſelben ebenfalls zu der Feierlichkeit eingeladen. Abends war die Stadt aufs ſchönſte erleuchtet; mehrere tauſend Lampen brannten am Herzogl. Schloſſe, am Landſchafts- und Rathhauſe und viele transparente Gemälde und Inſchriften drückten die Empfindungen der ihrem Fürſtenhauſe treu ergebenen hieſigen Einwohner aus. Die Herrſchaft nahm begleitet vom Jubel des Volks die Erleuchtung in Augenſchein.

Sonntags am 2. Jun. geſchah in den Kirchen die Abkündigung der hohen Vermählung. Nach der Predigt wurde das Tedeum geſungen, hier unter 50 Kanonenſchüſſen. Des Abends hielt die Schule einen Aufzug und ſang unter den Fenſtern der Herrſchaft ein bei dieſer Gelegenheit vom Hofpredlger Emmrich verfertigtes Gedicht.

Von Seiten der Forſtakademie zu Dreißigacker war an dem feſtlichen Tage auf dem Bildſtein eine Illumination veranſtaltet, wo auch ein Gedicht abgeſungen wurde. Der Stadtrath ließ eine Medaille prägen, 2 Dukaten ſchwer, auf der Hauptſeite die verſchlungenen Namen des hohen Paars mit der Legende: den XXX. Mai MDCCCXVI. auf der Rückſeite: vota pro solennibus nuptiarum sacris principi serenissimo atque serenissimae quae debentur pia senatus et civitas Meiningensis solvit. Am 4. Jun. reiſten die Neuvermählten von hier des Morgens um 6 Uhr nach Weimar ab. Es erſchienen viele Gedichte, welche nebſt einer Beſchreibung der Feierlichkeiten auch geſammelt im Druck herausgegeben ſind.

Am 14. Jun. zogen mehrere Gewitter heran, die mit ſtarken Schlägen und Regengüſſen ins Werrathal fielen. Da ſie ungefähr eine Stunde angehalten hatten, fuhren plötzlich zwei Blitze herab, von denen der eine in mehreren Strahlen getheilt, das v. Hendrichſche, Johannesſche und Erkenbrecheriſche Haus am Markte durchkreuzte, Balken zerſchmetterte und mehrere Oeffnungen in die Wände ſchlug, der andere das Stirzeliſche und Wörthmanniſche Haus in der Salzmannsgaſſe traf und in letzterem die Wittwe des Rothgerbers Wörthmann, eine brave und arbeitſame Frau, tödete. Zum Glück zündeten beide Blitze nicht. Die hinterlaſſenen Spuren des einen in den drei erſtgenannten Häuſern, die in der Tieſe und am Dachgiebel ſichtbar waren, ließen ſich nur durch negative Elektrizität erklären. S. d. Wochenbl.

Am 16. Jun. exercirte die Mannſchaft des Landſturms zum erſtenmal, nachdem am 1. Jun. die Verordnung vom 23. Mai 1814 ins Leben getreten war.

Am 21. Jun. wurden die Aemter angewieſen, jährlich zu berichten, welche Leute aus ihrem Bezirke ins Ausland ausgewandert und vom Ausland in denſelben eingewandert ſeyen, zugleich wie viel an Vermögen aus dem Lande gegangen und in daſſelbe dadurch gebracht ſey.

Am 24. Jun. verbrannte ſich ein Kind des Seilers Martin Hofmann, indem ſeine Kleider durch ein Licht angezündet waren, ſo daß es Tags darauf ſtarb.

Am 28. Jun. hörte es nicht auf, ſtark zu regnen; die Werra wuchs und nahm vieles Holz auf dem obern Raſen und die Hälfte des langen Stegs am mittleren

leren Raſen hinweg. Viele Gärten um die Stadt ſtanden im Waſſer, auch Heu auf den Wieſen ward fortgeſchwemmt.

Am 4. Jul. verordnete die Polizeidirektion, um den Obſtbau zu fördern, daß jeder, der das Bürgerrecht erlange und jeder, welcher heirathe, einen veredelten Obſtbaum auf einen anzuweiſenden Platz anpflanzen und mit einem Pfahl verſehen laſſen, auch die drei erſten Jahre dafür haften ſolle.

Zur Aufſicht in der Flurmarkung wurden zwei Feldpolizeidiener angeſtellt.

Im Aug. und Sept. wurden von der Bambergiſchen Schauſpielergeſellſchaft unter der Direktion von A. Steinau auf dem Theater im Rieſenſaale des Herzogl. Schloſſes Vorſtellungen gegeben.

In Anſehung der Witterung war dieſes Jahr ſehr ungünſtig. Schon der Winter hatte keine anhaltende Kälte, es thaute gleich wieder nach jedem unbedeutenden Froſt. Im April trat Regenwetter ein, welches bis in den Herbſt dauerte. Gab es auch einzelne heitere Tage, ſo wurden ſie doch bald durch Gewitter und Regengüſſe unterbrochen. Dreimal trat die Werra aus den Ufern; der ganze Grund ſtand gegen 14 Tage unter Waſſer, die Heuärndte ging verloren. Das Getraide wuchs zum Theil auf dem Halme aus und die wenige Frucht, die man ärndtete und feucht einfuhr, gab ſchlechtes Brod.

Da der Lehrer der Armenſchule, Knoth, von hier abgegangen war, ſo kam an deſſen Stelle der Schulgehülfe Amſtein; wogegen der bisherige Seminariſt J. B. Gunkelmann Gehülfe an der Knabenſchule wurde.

Am 18. Okt. loderten wieder auf den Bergen die Freudenfeuer. Der Ueberſchuß der dabei eingeſammelten Gelder, 25 fl. 38 Xr. wurde an die Viertelsmeiſter zur Vertheilung unter Hausarme abgegeben.

Am 31 Oct. reiſte die Herzogin Ida, welche von Weimar hierher gekommen war, nach Gent, als den künftigen Aufenthaltsort ihres Gemahls, des Herzogs Bernhard von S. Weimar ab. Sie ward von der Herzogin Mutter, dem Herzoge und der Prinzeſſin Adelheid bis Cölln begleitet.

Am 26. Dec. kehrte die Herrſchaft zurück. In Wilhelmsthal wurde die Herzogin von einer heftigen Krankheit befallen: um ſo freudiger ward ſie nach ihrer Geneſung bei ihrer Ankunft von den hieſigen Bürgern begrüßt.

Da ſich die Reiſe verſpätete, ſo wurde Hafer, Dinkel, Wicken zum Theil erſt in der Mitte des November eingeärndet und beſchneit eingebracht, Kartoffeln gab es wenig, das Maas derſelben koſtete im Herbſt 40 Xr. und gegen den November hin 1 fl., das Kraut verdarb da, wo Waſſer geſtanden hatte und das Schock koſtete 5 bis 6 fl., Gemüße wurde außerdem ziemlich gebaut, es hatte aber keine rechte Kraft. Durch die fortdauernde Näſſe vermehrten ſich die ſchwarzen Ackerſchnecken, welche ganze Saatfelder vernichteten, ſo daß man die traurigſten Ausſichten auf das nächſte Jahr hatte.

Da auf dieſe Weiſe die Getraidepreiſe bedeutend ſtiegen, ſo wurden mehrere Vorkehrungen getroffen. Die Müller wurden ſchon am 22. Jul. angewieſen, ſtatt der ihnen zu $\frac{1}{17}$ geſtatteten Metze nur $\frac{1}{23}$ zu nehmen. Die Oberökonomiekommiſſion verordnete 5. Aug., es ſolle nicht ſo früh eingeärndtet werden, das Branntweinbrennen wurde unterſagt, das Verbot jedoch ſpäterhin dahin abgeändert, daß das Branntweinbrennen von ſolchen Früchten, die zum Brodbacken nicht taugen, geſtattet wurde.

Am 12. Sept. wurde wiederum Anſtalt zur Speiſung armer Leute mit Rumfordiſcher Suppe gemacht; die Portion wurde zu $2\frac{1}{2}$ Xr. verkauft. Durch die Erfahrung erprobte Mittel gegen die Schnecken wurden bekannt gemacht. Man ſorgte durch Zuſchüſſe aus der in den Kriegsjahren errichteten Hülfskaſſe für hinreichende Vorräthe, ſo daß ungeachtet der Theuerung kein Brodmangel entſtand, wobei ſich vorzüglich der Geheime Kammerrath v. **Uttenhoven** ſehr verdient machte. Man errichtete im Oktober eine Brodbäckerei, um geſundes Brod für Unbemittelte zu liefern. In dem alten Hoſpitalgebäude wurde eine große Stube geheizt, wo ſich Arme mit Wolleſpinnen and Handarbeiten beſchäftigen konnten. Die Abgabe von ausländiſchen Branntwein, 3 fl. vom Eimer, wurde wie die Trankſteuer auf in und ausländiſchen Branntwein auf die Hälfte herabgeſetzt, auch wurden überhaupt die Anſätze des Accismandats v. J. 1814 durch Verordnung vom 10. Dec. vermindert. Die Polizei erließ Verfügung, damit nicht durch ſchlechtes Brod Krankheiten verurſacht würden. Es wurde jedem Inländer erlaubt, gutes Fleiſch von geſundem Vieh unter polizeilicher Aufſicht in die Stadt zu bringen.

Am 10. Dec. wurde den Bäckern der Verkauf des reinen Kornbrods unterſagt und die Beimiſchung anderer dazu tauglicher Fruchtgattungen befohlen. Das Bäkkerbrod beſtand aus $\frac{2}{3}$ Korn und $\frac{1}{3}$ Gerſte. Der Hoffaktor Romberg ſchenkte der Almoſenkaſſe 40 fl. um dafür Brod für Arme auszutheilen. Im Anfang des Jahres koſtete der Waizen 20 Btz., das Korn 14 Btz., die Gerſte 9 Btz., der Hafer 6 Btz., Erbſen 15 Btz., Linſen 14 Btz., am Schluſſe deſſelben aber der Waizen 45 Btz., Korn 34 Btz., Gerſte 20 Btz., Hafer 9 Btz., Erbſen 30 Btz., Linſen 24 Btz., das Pfund Butter 36 Xr., 5 Eier 2 Btz.

Bei der Schloßkirche waren 416 Kommunikanten, 20 Paare wurden getraut, 39 Kinder getauft, 27 Perſonen beerdigt. Bei der Stadtkirche waren 1407 Kommunikanten, 23 Paare wurden getraut, 112 Kinder getauft, 76 Perſonen beerdigt, 2 Geiſtliche ordinirt.

1817.

Am 7. Jan. wurde das gemeinſchaftliche **Oberappellationsgericht** zu Jena errichtet, weshalb am 15. Febr. eine Verordnung bekannt gemacht wurde.

Wegen

Wegen der fortdauernden Theurung wurde die in hieſiger Stadt ſchon im J. 1534 errichtete **Mehlwage** wieder in Anwendung gebracht, um allen Vervortheilungen vorzubeugen. Am 9 Jan. erſchien hierüber eine ausführliche Bekanntmachung. Vgl. S. 60. 65.

Am 16. Jan. erließ die Prinzeſſin Adelheid einen Aufruf an die Frauen des Vaterlandes, um einen Verein wegen der drückenden Noth zu bilden. Dieſer **Frauenverein** beſorgte Einſammlung von Beiträgen und ſorgte in Gemeinſchaft mit der Almoſenkommiſſion und den Armenpflegern für zweckmäßige Vertheilung derſelben, namentlich der Nahrungsmittel, ſo wie man ſich auch bemühte, arbeitsloſen Perſonen Arbeit zu verſchaffen. Kein Hülfsbedürftiger ſollte ohne Unterſtützung bleiben; zugleich wurde der Bettelei ernſtlich entgegen gearbeitet. Mit dem 1. Febr. nahm die Sache ihren wirklichen Anfang und war von gutem Erfolge begleitet. An jedem Orte ſollten ſich ähnliche Vereine bilden.

Am 21. Jan. wurde der Geheime Regierungsrath v. **Donop** zum Vicekanzlar ernannt.

Am 25. Febr. ſtarb der Stadtſchreiber und Senator **Krebs**. An ſeine Stelle kam der Regierungsadvokat F. C. **Caroli**.

Die Regierung machte bedeutende **Korneinkäufe** in Bremen, Lübeck und Magdeburg; 3 Schiffsladungen wurden in Liebau gekauft. Es wurde die Einrichtung getroffen, daß dieſe Vorräthe nach und nach hier ankämen, um weſentlichem Mangel vorzubeugen.

Am 2. März kam Ruſſiſches Getraide von Magdeburg aus an. Es wurde auf dem Rathhauſe das Maas für 33 Btz. verkauft; der gewöhnliche Preis des Korns war 36 Btz.

Am 4. März wurde der Anfang mit Niederreißung der alten Gebäude am Spitalhofe gemacht, weil das Gymnaſium Bernhardinum dorthin gebaut werden ſollte. Dieſe Gebäude, in welchen Wohnungen für Gemeindediener, Hirten u. ſ. w. waren, ſtanden faſt in derſelben Richtung, wie das Bernhardinum, der Hof war aber nach der Straße zu geſchloſſen. Auch wurde jetzt die **Waiſenkirche** (das Hoſpitalkirchlein Th. 1. S. 51, 78. Th. 2. S. 146.) eingeriſſen; ſie ſtand da, wo jetzt der nördliche Theil des Bernhardinums bis an den Thurm hin, iſt. In dem Spitalhofe oder dem früheren Kloſterkirchhofe war zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs (Güth, S. 359) der Begräbnißplatz geweſen, weil man ſich häufig nicht zur Stadt hinaus wagen konnte. Man fand jetzt die Gebeine beim Aufräumen des Bauplatzes reihenweiſe liegen; ſie wurden auf den Gottesacker geſchafft.

Am 5. Mai wurde verordnet, daß nur diejenigen fremden Tücher, wovon die Elle mehr als 3 fl. koſte, eingeführt werden durften.

Am 15. Mai, als am Himmelfahrtstage, ſchlug der Blitz, jedoch ohne zu zünden, in die Amtskellerei (in der langen Gaſſe), warf den Schornſtein herab und ſtürzte in der Hausflur die Magd des Amtskellers Weber mit einem Kinde nieder. Zum Glück that es beiden keinen Schaden, die Magd hatte nur einige Brandflecken und Schmerzen am Rücken.

Am 4. Jun. reiſte die Herrſchaft nach Gent zum Beſuche bei der Herzogin Ida.

Am 7. Jun. ſtarb der Forſtrath Carl Gottlob Cramer, Lehrer an der Forſtakademie zu Dreißigacker, auch als Verfaſſer vieler, zu ihrer Zeit beliebten Romane bekannt. Die durch ſeinen Tod erledigte Lehrerſtelle ward durch den von Waltershauſen hierher berufenen Forſtſekretär A. Hellmann im Herbſte wieder beſetzt.

Am obern Thore wurde das alte Zeughaus, in welchem die Kanonen ſtanden, eingeriſſen und ein neues Gebäude bis an den vormaligen Pulverthurm aufgerichtet, welches zu einem Krankenhauſe beſtimmt war. Nach der Vollendung fanden ſich Schwierigkeiten in Anſehung der Uebernahme von Seiten der Stadt. Man vermiethete daher Wohnungen in demſelben, verlegte ſpäter die Armenſchule und Induſtrieanſtalt hinein, welche zuvor ihr Lokal in dem alten Hoſpital und Waiſenhausgebäude gehabt hatten, bis das Gebäude 1829 für das Kreis- und Stadtgericht beſtimmt wurde.

Im Jun. und Jul. kamen wieder Transporte von dem erkauften Getraide an, wodurch der Noth vorgebeugt wurde. Bei Getraidehändlern wurde das Maas Korn außerdem um 58 Bz. verkauft.

Am 18. Juni wurde verordnet, daß ohne obrigkeitliche Erlaubniß keine Schenkwirthſchaft mehr in einem Berge oder Garten außerhalb der Stadt angelegt werden dürfe.

Am 30. Jul. ſtarb der erſte Lehrer der Mädchenſchule, J. M. Schmidt. An ſeine Stelle kam im folgenden Jahre der Kandidat A. G. Bardorf.

Um der Bettelei abzuhelfen, die bei der Theuerung der Lebensmittel überhand nahm, wurde Fürſorge getroffen, daß dürftige Kinder mit Brod verſehen werden ſollten, wogegen die Polizei dringend aufforderte, das Betteln nicht zu begünſtigen, ſondern jeden Nothleidenden namhaft zu machen, indem für Alle geſorgt werde.

Am 1. Aug. wurden die beiden erſten Aerndtewagen, dem Geſchirrhalter Enzian gehörig, in die Stadt eingefahren. Es war ein froher, feſtlicher Tag. Schon auf dem Acker beim Aufladen ſammelten ſich viele Einwohner und ſtimmten das Lied an: Nun danket alle Gott ꝛc. Geſchmückt mit Blumen und Inſchriften, begleitet von einer zahlloſen Volksmenge, wurden die Wagen zur Stadt gebracht. Am Thore empfingen ſie der Stadtrath nebſt den Mitgliedern der Landeskollegien, der Geiſtlichkeit und den Schullehrern. Unter dem Geläute der Glocken begann der Zug, voran die Mädchen in weißen Kleidern geſchmückt mit Kränzen, dann die drei Klaſſen der Knabenſchule, die Lehrer, die Geiſtlichen, der

Stadtrath, die Landeskollegien; unmittelbar vor dem Wagen ein Muſikchor. Unter Abſingung eines vom D. Ihling gedichteten Liedes bewegte ſich dieſer Zug durch das von den Mädchen und Knaben gebildete Spalier bis zum Hauptthore der Kirche, wo Trompeten und Pauken ertönten, worauf der Archidiakonus Lange einige Segensworte zum Empfang ſprach. Hierauf wurde geſungen: Nun danket Alle ꝛc. und man begab ſich in die Kirche, wo die Mädchen Kränze und Aehren auf den Altar niederlegten. Nach Abſingung eines paſſenden Liedes wurde vom Archidiakonus Lange eine ergreifende Rede *) gehalten und die Dankbetſtunde mit Geſang beſchloſſen. Zum Andenken an dieſen Tag wurde eine Sammlung veranſtaltet für ein neues Altartuch, welches 1819 zum erſtenmale gebraucht wurde und immer am Aernte- und Reformationsfeſte benutzt wird. Auch in andern Orten wurden die Erſtlinge der Früchte feierlich von den Gemeinden eingeholt.

Am 15. Aug. wurden wegen der durch die Zeitumſtände überhändnehmenden Felddiebereien außer den Feldpolizeidienern und Flurſchützen noch 6 Feldwächter beſtellt. Die Koſten wurden von den Aecker- und Gärtenbeſitzern getragen.

Am 17. Aug. kehrte die Herzogin mit der Prinzeſſin Adelheid von ihrer Reiſe nach Liebenſtein zurück.

Am 1. Sept. wurde der Anfang mit Niederreißung des untern Thorthurms gemacht. Er ſtand in der Nähe des obern Mühlgrabens neben dem Ottoiſchen Hauſe. Die Steine wurden zum Bau des Bernhardinums verbraucht; die auf demſelben befindlichen Gefängniſſe wurden nebſt der Wohnung des Amtsdieners in das alte Waiſenhausgebäude verlegt. Die Uhr iſt jetzt auf dem Thurme des Bernhardinums; die Glocke wird auf dem Rathhauſe aufbewahrt.

Am 14. Okt. wurde der bereits am 12. April von Ilmenau als Hofmedikus hierher berufene Hofrath D. J. H. G. Schlegel zum Sanitätspolizeidirektor ernannt.

Am 19. Okt. brach des Nachts um 2 Uhr in der Schloßmühle Feuer aus. Der angeſtrengten Thätigkeit der zu Hülfe eilenden gelang es, den Flammen Einhalt zu thun, ſo daß ſie ſich nicht über das einmal ergriffene Gebäude weiter hinaus verbreiteten: die Mühle ſelbſt brannte ab. Am traurigſten war indeſſen das Schickſal von 6 Perſonen, die ein Opfer der Flammen wurden. Der vormalige Stallbediente Schulz, ein Greis von 78 Jahren, Schwiegervater des Schloßmüllers Wißler und ein Kind des letztern von 6 Jahren wurden erſtickt aus dem brennenden Hauſe geriſſen: zwei erwachſene Töchter, nebſt einer Anverwandten aus Themar, die zum Beſuche anweſend war, wurden von der Gluth verzehrt und erſt Tags darauf fand man die verbrannten Ueberreſte derſelben bei Auf-

---

*) Sie iſt im Druck erſchienen nebſt einer bei derſelben Veranlaſſung vom Pfarrer Moz zu Maßfeld gehaltenen Rede.

Aufräumung des Schuttes. Ein Mädchen von 10 Jahren ſtarb an den Folgen 24 Stunden darauf. Die übrigen Mitglieder der Familie waren auch beſchädigt, wurden aber gerettet. Am 30. Okt. wurden in einem Leichenzuge die fünf zuerſt Verunglückten beerdigt; Tags darauf das nachher geſtorbene Kind. Der Hofprediger Emmrich hielt die Leichenrede. Zur Unterſtützung der unglücklichen Familie wurden Beiträge eingeſammelt.

Am 31. Okt. und den beiden folgenden Tagen wurde die hundertjährige Jubelfeier der Reformation feſtlich begangen. Sonntags vorher wurde das Feſt abgekündigt ynd in der Abkündigung die Hoffnung ausgeſprochen, daß der neue Zeitabſchnitt der evangeliſchen Kirche auch der Anfang eines neuen geiſtigen Lebens ihrer Bekenner ſeyn möge, weshalb kirchlicher Sinn und Beobachtung der in Anſehung der Sonntagsfeier erlaſſenen Geſetze empfohlen wurde. Am Abend vor dem Feſte wurde beim Eintritt der Dunkelheit um 6 Uhr mit allen Glocken geläutet. Zum erſtenmal ſtimmte die ſeitdem ſogenannte Luthers- oder Reformationsglocke mit ein*). Die Schule ſtellte ſich in einem Kreiſe um ein

zahl-

---

*) Dieſe Glocke war ehedem die Schlagglocke, welche die Viertelſtunden angab und hieng in der oberſten Spitze des großen Thurms. Als dieſe im J. 1763 (ſ. S. 24) abgetragen war, blieb dieſe Glocke außer Gebrauch, indem man an der größern Schlagglocke einen zweiten Hammer anbrachte, um die Viertelſtunden anzugeben. Im Jahre 1817 wurde die Glocke aber auf den kleinen Thurm gebracht und wird ſeitdem an allen Feſttagen geläutet: ſie hat keine Inſchrift und es fehlt an nähern Nachrichten über ihr Alter. Die noch in der Spitze des großen Thurms befindliche Schlagglocke hat die Inſchrift: Gottes Wort bleibt ewig, Glaub dem mit der That, biſt ſelig, Chriſtoph, Glockengießer zu Nürnberg goß mich 1594. Auf dem kleinen Thurme hängen folgende Glocken: 1) die große Glocke. Sie wiegt 36 Ctr. 52 Pfd. und iſt im J. 1618, um welche Zeit die Stadt in blühendem Wohlſtande war (ſ. Th. 1. S. 27.) zu Erfurt gegoſſen, wohin man das Metall einer alten zerſchlagenen Glocke und dergl. mehr, zuſammen 18 Ctr., geſchickt hatte. Die Koſten bis zur Herſtellung zum völligen Gebrauche beliefen ſich auf 1013 fl. frk. Die Inſchrift iſt: Anno 1618 gen Meiningen goß mich Melchior Möring zu Erfurt im Namen Gottes. Ehre ſey Gott in der Höhe. Luc. 2. Alſo hat Gott die Welt geliebet. Joh. 3 2) Die Betſtundglocke mit der Inſchrift: Magister Hermanus filius Sifridi de Nurenberg fecit istam campanam. Sie ſcheint um das Jahr 1330 verfertigt zu ſeyn. 3) Die Meßglocke (ſo noch von katholiſcher Zeit her benannt) hat die Inſchrift: Matthaeus. Marcus. Lucas. Johannes. Sie ſcheint um 1300 gegoſſen zu ſeyn; nachdem 1296 bei einem Brande alle Glocken geſchmolzen waren. 4) Die kleine Glocke mit der Inſchrift: Ave Maria, gratia plena. Dominus tecum. Nach den Schriftzügen und andern Gründen zu urtheilen, iſt ſie um das Jahr 1400 gegoſſen. Dieſe 4 Glocken machen das gewöhnliche Geläut aus, wozu an Feſttagen die Luthersglocke kömmt. Außerdem war in dem höhern Theile des Chors, wo das Kreuz auf der Spitze der Kirche ſteht, von 1652 bis 1824 die ganz kleine Kindtaufsglocke befindlich, welche zur Zeit außer Gebrauch iſt. Auf dem Thurme des Bernhardinums ſind 2 Glocken: 1) die Viertelſtundenglocke, ehedem Schlagglocke auf dem 1781 eingeriſſenen obern Thorthurm, mit der Inſchrift: Hieronymus Mehringk goss m. MDCXVIII. 2) Die Stunden-Schlagglocke, Glocke der ehemaligen Waiſenkirche, mit der Inſchrift: In honorem Dei, salutem proximi, principis munificentia fundebat 1721. Oben ſteht: Joh. Melchior Derck, Glockengiesser in Meiningen. Auf dem

Rathzahlreiches Muſikchor auf dem Markte auf und unter Trompeten- und Paukenſchall wurden von der verſammelten Menge die alten kräftigen Lieder: Ein feſte Burg ꝛc. O Herre Gott, dein göttlich ꝛc. Es woll uns Gott ꝛc. geſungen. Auf gleiche Weiſe wurde am Feſttage ſelbſt früh um 7 Uhr das Lied: Komm, komm du Licht in Gottespracht ꝛc. geſungen. Um 9 Uhr zogen die Schulen, voran die Mädchen in feſtlichem Schmuck, mit Kränzen von Immergrün auf dem Haupte, begleitet von ihren Lehrern unter dem Geläute der Glocken in die mit Guirlanden gezierte Kirche. Die erſtern Mädchen legten grüne Kränze auf dem Altare nieder. Außerordentlich zahlreich war die Verſammlung. Sobald ſich Alles geordnet hatte, begann eine erhebende Kirchenmuſik. Die Predigt wurde vom Superintendenten Buzer über 1 Kor. 1, 4 — 9 gehalten. Nachmittags wurde derſelbe Zug um 2 Uhr in die Kirche wiederholt. Als die Herzogin angekommen war, wurde eine vom Kanzleiſekretär Ruppe verfertigte Kirchenmuſik vorgetragen. Der Archidiakonus Lange las eine kurze Geſchichte der Einführung der Reformation in hieſiger Stadt vor und predigte über Joh. 12, 36. Der zweite Tag war zu Schulfeierlichkeiten beſtimmt, die um 9 Uhr in der Kirche ihren Anfang nahmen und vom Konſiſtorialrath Schaubach in einem lateiniſchen Programm angekündigt waren. Nach der Ankunft der Herzogin wurde ein vom D. Ihling gedichtetes Lied unter Begleitung der Orgel und anderer Inſtrumente von den Lyceiſten vierſtimmig geſungen, worauf derſelbe eine dem Zwecke der Feier entſprechende Rede hielt. Hierauf traten 7 Selektaner: Humann, Schulz, Berger, Eckardt, Schaubach, Angelroth, Rommel auf und hielten theils ſelbſt ausgearbeitete, theils aus Schriften entnommene Vorträge in gebundener und ungebundener Rede. Ein Geſang beſchloß die Vormittagsfeier. Nachmittags zogen die untern Klaſſen nebſt der Mädchenſchule in die Kirche, wo vom Kollaborator Köhler eine Rede an ſie gehalten wurde. Nach dieſer Feier ſtellte ſich die Jugend auf dem Markte in einem Kreiſe auf und es wurden einige von D. Ihling gedichtete Wechſelgeſänge unter Leitung des Kantor Nier geſungen. Jedes Schulkind erhielt vom Stadtrathe das in Kupfer geſtochene Bild Luthers zum Andenken an dieſen Tag. Am dritten Tage wur-

---

Rathhauſe werden aufbewahrt: 1) die Gottesackerglocke, die ſich auf der 1827 eingeriſſenen St. Martinskirche befand. Sie hat die Inſchrift: Anno MDCIX gos mich Melchior Moering zu Erfurdt. 2) Die Schlagglocke des ehemaligen untern Thorthurms. — Die beiden Schloßglocken ſind von Derck gegoſſen: 1) die große hat die Inſchrift: fVsor appeLLatVr DerCkIVs MeInVngae habItans (1723). E. L. H. z. S. Auf der andern Seite:

Ich rufe dahin wo man lehrt ohne Trennen
in einen drei in dreien eins bekennen
kommt lernet doch vom Vatter Sohn und Geist
das er Ein Gott in drei Personen heist.

2) Auf der kleinen ſteht: Vor die hochfürstliche Hofkapelle in Meiningen goss mich Joh. Melchior Derck. 1742.

wurde früh über 2 Kor. 13, 11, Nachmittags über Phil. 1, 3 — 11 gepredigt. In der Schloßkirche wurde das Feſt am erſten und dritten Tage auf gleiche Weiſe begangen; am letzten war zahlreiche Kommunion, an welcher die Herrſchaft Theil nahm. Die Predigten wurden vom Generalſuperintendenten Vierling und vom Hofprediger Emmrich gehalten. Die Herzogin beſtimmte für die zu kärglich beſoldeten Schullehrer des Landes eine Zulage, welche am 1. Nov. ihren Anfang nahm. Auch die Lehrer am Lyceum erhielten aus der vorzüglich durch den Geh. Rath Heim begründeten Schulfondskaſſe eine Zulage, wobei der Kanzlar von Künsberg hauptſächlich mitwirkend war, (dem die Schule auch einige Jahre vorher die Anſchaffung eines Meßapparats verdankt). Auch vermehrte die Herzogin das Fräuleinſtift zu Waſungen *) mit 6 Stellen. In allen Kirchen waren am Feſte Becken ausgeſtellt; der Ertrag war zur Unterſtützung der im Meiningiſchen lebenden armen Verwandten Luthers beſtimmt und begründete eine beſondere Stiftung.

Am 8. Nov. wurde verordnet, daß auf den Jahrmärkten der Handel mit wollenen Tüchern ohne Unterſchied des Preiſes frei gegeben ſeyn ſollte. Die Verordnungen rückſichtlich des Hauſirens wurden aber dadurch nicht abgeändert.

Am 22. Nov. kehrte der Herzog von einer Reiſe nach den Niederlanden und nach Frankreich zurück.

Am 11. Dec. wurde der Getraideeinkauf zum Handel ſtreng unterſagt.

Die furchtbare Theurung **) machte dieſes Jahr zu einem der denkwürdigſten in der Geſchichte unſerer Stadt. Wären nicht ſo zweckmäßige Vorkehrungen durch Ankäufe u. ſ. w. getroffen worden, ſo wäre das Elend unbeſchreiblich geweſen; ſo aber wurden Tauſende vom Hungertode errettet. Die Aerndte war gut, vom September an ließen die Preiſe nach und das Korn kam wieder auf 30 bis 33 Btz. herab, das Pfund Brod auf 5¼ Xr., der Waizen auf 40 Btz. (im Mai 52 Btz.) die Gerſte von 35 Btz. auf 22 Btz., Hafer von 14 auf 8 Btz., Erbſen von 36 auf 30 Btz., Linſen von 30 auf 24 Btz., das Maas Kartoffeln koſtete im November 30 bis 36 Xr.

Bei der Schloßkirche waren 581 Kommunikanten, 7 Paare wurden getraut, 35 Kinder getauft, 41 Perſonen begraben. Bei der Stadtkirche waren 1522 Komunikanten, 15 Paare wurden getraut, 82 Kinder getauft, 88 Perſonen beerdigt, 1 Geiſtlicher ordinirt.

1818.

Am 17. Jan. trat die Werra aus ihrem Ufer, nachdem einige Tage ſehr ſtürmiſches Wetter geweſen war.

Am

---

*) S. über daſſelbe Walch's Beſchreibung d. S. M. Lande. S. 171.

**) Vgl. oben über die Theurung der Jahre 1770 — 1772. S. 53. ff.

Rechten den hellen Metallgriff der Schelle erfaßte, um den Beginn der Seſſion zu eröffnen, denn ſein Auge hatte zählend die Reihen der Anweſenden überflogen, es fehlte keiner mehr. Erwartungsvoll richteten ſich die Augen mehrerer der Rathsmitglieder auf den Ober-Vierherrn und die Klingel ertönte. Da flogen mit Gekrach die beiden Flügel der hohen Thüre zu, und es wurde ſtill im Saale, erwartungsvoll ſtill, und der Ober-Vierherr erhob ſich.

„Achtbare, ehrſame, liebe und getreue Vierherren, Rathsmeiſter, Vormünder und Erwählte!“ begann er die Anrede: „Wir ſind hier verſammelt, um in Friede und Freundlichkeit, Eintracht und Vorſicht zu berathen und zu beſchließen, was Noth thut zur Wohlfahrt unſerer theuern Vaterſtadt, zu Nutz und Frommen des gemeinen Beſtens; daß wir das thun nach Pflicht und Gewiſſen, treu und redlich, offen und wahrhaftig, dazu helfe uns der ewige Richter und erleuchte uns mit dem Lichte ſeiner Weisheit und Gnade!“

„Amen! Amen!“ ſprachen die Männer feierlich; Alle auf einmal und es wurde noch

Am 3. Febr. entſtand während einer Redoute Feuerlärm, indem im Spitalhofe Feuer angezündet war, was jedoch bald gelöſcht wurde.

Am 20. Febr. wurde eine die Sonntagsfeier betreffende Verordnung bekannt gemacht.

Am 14. April wurde die alte Hoffiſcherei eingeriſſen und an der Stelle derſelben das neue Gebäude errichtet, welches mit dem zu einem Krankenhauſe beſtimmten, jetzigen Kreisgerichtslokale ein Ganzes bildet.

Am 19. April wurde die Verlobung der Prinzeſſin Adelheid mit dem Herzoge Wilhelm von Clarence bekannt gemacht.

Am 9. Mai als am Pfingſtheiligabend Vormittags ſtarb plötzlich der Konſiſtorialrath und Superintendent M. Johann Kaſpar Buzer ohne vorhergegangene Krankheit. Er war ſeit 1782 an der Schule als Rektor, ſeit 1793 Diakonus, ſeit 1797 Archidiakonus, ſeit 1806 Superintendent, ein gelehrter und würdiger Mann, der in allgemeiner Achtung ſtand. Die Leiche wurde am 12. Mai zuerſt in die Stadtkirche getragen, wo nach Abſingung des Liedes Nr. 613. Wer mit Luſt und Eifer ꝛc. der Archidianus Lange die Leichenrede hielt. Unter dem Geſange: Begrabt den Leib ꝛc. ging der Zug dann auf den Gottesacker.

Am 16. Mai war auf dem Hexenberge Revue über 3 Kompagnien des Landſturms.

Nach anhaltendem Regenwetter trat die Werra aus den Ufern. Am 18. Mai war die Ueberſchwemmung am bedeutendſten. Es kamen hierauf kalte Tage.

Am 20. Mai wurde verordnet, daß zu Gemeindedienern nur Inländer angenommen werden ſollten.

Am 4. Jun. traf die Herzogin Ida zum Beſuche beim Herzogl. Hofe ein.

Am 13. Jun. ertrank der Lyceiſt Wagner, Sohn des Pfarrers Wagner in Metzels beim Baden in der Werra.

Am 20. Jun. reiſte die Prinzeſſin Adelheid, verlobte Braut des Herzogs von Clarence in Begleitung der Herzogin Luiſe Eleonore, der Hofdamen v. Rhamm und v. Oſterhauſen und der Geheimenräthe v. Könitz und v. Erffa von hier nach England. Ihr folgten die Segenswünſche des Landes und insbeſondere auch der hieſigen Bürgerſchaft. Am 4. Jul. kam ſie in London an; am 11. Jul. war die Vermählung; am 20. Jul. trat die Herzogin die Rückreiſe an und traf am 4. Aug. in Liebenſtein ein, worauf am 9. Aug. ein Dankfeſt in allen Kirchen des Landes gefeiert wurde. Ueber die Empfangsfeierlichkeiten in London vgl. d. Wochenbl.

Am 28. Jun. war ein außerordentlich heftiges Gewitter, welches im Amt Sand ganze Fluren verheerte.

Am 15. Jul. erinnerte die Polizeidirektion an die Vorſchriften der Statuten und der Fiſchordnung rückſichtlich des Fiſchens in der Werra.

Im

Im Julius war ſehr drückende Hitze.

Am 17. Aug. ſtarb der Kaufmann und Senator Adam Georg Amthor.

Am 4. Sept. reiſte der Herzog von hier nach Dresden zur Jubelfeier des Königs von Sachſen und begab ſich von da auf die Univerſität Jena in Begleitung des Geheimenraths von Baumbach und des Konſiſtorialraths Moſengeil.

Am 9. September ſtarb der Kammermuſikus und Organiſt an der Stadtkirche, J. M. Raßmann. Die Organiſtenſtelle erhielt der zweite Lehrer der Mädchenſchule, K. Fr. Kümpel *).

Am 3. Okt. ward bekannt gemacht, daß die Landesfarbe, wie in den übrigen Herzogl. S. Ländern künftig weiß und grün ſeyn ſollte.

Am 5. Okt. wurde durch die Poſtkommiſſion an das rückſichtlich der Hauderer und Lohnkutſcher am 24. März 1786 erlaſſene höchſte Edikt erinnert.

Am 14. Okt. erließ die Polizeikommiſſion eine Verordnung über den Trödelhandel, der nur durch beſonders verpflichtete Perſonen betrieben werden ſollte.

Am 3. Nov. wurde bekannt gemacht, daß auf der hieſigen Mehlwage Getraide und Mehl gewogen werden könne, wobei es jedoch dem Publikum überlaſſen wurde, von dieſer Einrichtung Gebrauch zu machen oder nicht.

Am 22. Nov. als am 27. Sonnt. n. Trin. wurde der zum Konſiſtorialaſſeſſor, Oberpfarrer und Superintendenten ernannte bisherige Archidiakonus Adam Gottlieb Lange in der Stadtkirche durch den Konſiſtorialrath v. Türke und den Generalſuperintendenten Vierling inveſtirt. Am 29. Nov. als am 1. Adventſonntage hielt er ſeine Antrittspredigt.

Am 30. Nov. wurde der Reiſeſtallmeiſter von Erffa zum Kammeraſſeſſor ernannt.

Am 4. Dec. kam des Nachmittags um 3 Uhr der Kaiſer Alexander von Rußland auf einer Durchreiſe hier an. Er hatte ſich alle Empfangsfeierlichkeiten verbeten, jedoch paradirte der Landſturm und bewillkommnete ihn mit dreimaligem Hurrah! Im Schloß ſtieg er ab, hielt ſich aber nur ſo lange auf bis die Pferde gewechſelt waren, und ſetzte dann ſeine Reiſe nach Weimar weiter fort. Im Gefolge des Kaiſers waren die Generaladjutanten Fürſt Wolkonsky und Fürſt Menzikoff.

---

*) Ehedem war der jedesmalige Mädchenſchullehrer zugleich Organiſt. Im J. 1704 wurde J. Nik. Meder, welcher dieſe beiden Stellen ſeit 1681 bekleidete, Senator und legte darauf die Schulſtelle nieder, ob er gleich die Organiſtenſtelle beibehielt und zugleich Kirchenprobſt und Hoſpitalverwalter wurde. Nach ſeinem Tode wurde Georg Albert Meder Kirchenprobſt und Organiſt, dem 1763 der Kanzliſt Deken als Organiſt, ſpäter auch als Kirchenprobſt folgte. Bei dem zunehmenden Alter deſſelben wurde der Kammermuſikus Raßmann Organiſt. Die Mädchenſchullehrerſtelle übernahm 1704 Chr. S. Wagner, 1715 Chr. S. Pforr, 1716 Joh. K. Rienecker, 1726 J. W. Hatzert, 1753 J. H. Gerſtung, 1758 J. D. Poppenhäuſer, 1766 J. A. Stirzel. S. d. Weitere über d. Verhältniſſe der Mädchenſchule 1834.

Am 15. Dec. wurde der Rath und Kammerſekretär **Hartmann** zum Landkammerrath ernannt.

Das Jahr war fruchtbar, Getraide und Gemüſe gerieth; an Obſt fehlte es in hieſiger Gegend, doch wurden ſehr viele Zwetſchen von beſonderer Güte aus dem Würzburgiſchen hierher gebracht.

Der Waizen koſtete 40 bis 32 Bz., das Korn 30 bis 17 Bz., die Gerſte 22 bis 11½ Bz., Hafer 8 bis 6½ Bz.

Bei der Schloßkirche waren 303 Kommunikanten, 13 Paare wurden getraut, 32 Kinder getauft, 30 Perſonen beerdigt. Bei der Stadtkirche waren 1565 Kommunikanten, 26 Paare wurden getraut, 92 Kinder getauft, 85 Perſonen beerdigt, 7 Geiſtliche ordinirt.

1819.

Am 8. Jan. wurde eine am 10 Jun. 1802 erlaſſene Verordnung erneuert, daß kein Haus einem Käufer zugeſchrieben werden ſolle, als bis er ſich zur Abführung hölzerner Schlöte in demſelben und zur Erbauung neuer Schlöte von ungebrannten Backſteinen anheiſchig gemacht habe.

Am 19. Jan. ſtarb der Geheimerath und Konſiſtorialvicepräſident **Johann Ludwig Heim** im 78ſten Lebens- und 53ſten Dienſtjahre und wurde am 24. Jan. feierlich auf dem von ihm erkauften Platz auf dem Gottesacker beerdigt. Er war einer der ausgezeichnetſten Männer des Vaterlandes *), der Erzieher Herzog Georgs und erwarb ſich durch ſein uneigennütziges, eben ſo kräftiges, als einſichtsvolles Wirken als Mitglied des Konſiſtoriums, der Schulkommiſſion und des Geheimenrathskollegiums die größten Verdienſte. Er begründete die Schulfondskaſſe (S. 140); die hieſige Schule und das Seminarium haben ihm viel zu danken. Als Schriftſteller iſt er vorzüglich durch ſeine geologiſche Beſchreibung des Thüringer Waldes bekannt.

Am 24. Jan. als am 3. Sonnt. n. Epiph. hielt in der Vormittagskirche der bisherige Kollaborator **Johann Gottlieb Auguſt Köhler** als Archidiakonus ſeine Antrittspredigt. Des Nachmittags hielt der Kandidat **Friedrich Wilhelm Bierling** ſeine Probepredigt als Diakonus. Die drei geiſtlichen Stellen an der Stadtkirche wurden wieder ſo hergeſtellt, wie es früher geweſen war, weil ſich dieß als das zweckmäßigſte zeigte. Vergl. S. 163.

Es

---

*) Sein Vater war der durch ſeine Hennebergiſche Chronik bekannte M. J. L. **Heim** zu Solz; von ſeinen Brüdern war Georg Chriſtoph Heim, Adjunktus zu Gumpelſtadt, Ernſt Ludwig Heim, Geheimerath u. prakt. Arzt zu Berlin, (deſſen Leben von ſeinem Schwiegerſohne G. F. Keßler ausführlich beſchrieben iſt) Anton Chriſtoph Heim, Hofrath u. Hofadvokat zu Meiningen (ſ. S. 186), Friedrich Timotheus Heim, Pfarrer zu Effelder, J. Chr. Heim, Pfarrer zu Solz.

Es entſtanden um dieſe Zeit Irrungen zwiſchen der Bürgerſchaft und den Juden. Sie wurden veranlaßt durch die angeordnete Zuſchrift der von der Rombergiſchen Familie erkauften Häuſer, indem früher kein Jude in der Stadt gewohnt hatte; zugleich kamen die Handelsverhältniſſe der Juden überhaupt zur Sprache. Die Sache ſchien ernſthaft zu werden, von Seiten der Bürger wurden Syndici erwählt, um die Rechte der Stadt zu vertreten. Sie waren Tuchfabrikant G. Wagner, Schloſſer Hahn, Seiler Grau, Bierſchenk Kratzer, Tuchſcheerer Rommel, Tuchfabrikant A. Wagner, Färber W. B. Johannes, Kunſtdrechsler Schulz, Knopfmacher Adam, Schneider Juſt, Bildhauer Müller, Uhrmacher Schulz, Rothgerber K. Chr. Lotz, Tuchfabrikant Müller, Tuchfabrikant Amthor, Schleifer Johannes. Der Regierungsadvokat Müller war Anwalt der Bürger. In Folge der Verhandlungen wurde am 23. Okt. ein Regulativ über die Verhältniſſe und den Handel der Juden bekannt gemacht. S. d. Wochenbl.

Am 23. März wurde der Geheime Regierungs- und Konſiſtorialrath L. Ph. v. Türke zum Konſiſtorialvicepräſidenten ernannt.

Am 31. März kam der Herzog aus Jena hier an. Die Bürger brachten ihm des Abends im Schloßgarten ein Lebehoch.

Am 6. April wurde der neu angeſtellte Lehrer an der Forſtakademie zu Dreißigacker M. H. Schilling zum Oekonomiekommiſſär ernannt.

Am 13. April reiſte die Herzogin in Begleitung des jungen Herzogs nach Hannover zur Herzogin Adelheid von Clarence, welche krank geweſen war. Am 18. Mai kam die Herzogin zurück.

Am 26. Mai kam der Herzog von Clarence nebſt ſeiner Gemahlin hier zum Beſuche an. Der Stadtrath und die Bürgerſchaft empfing das verehrte Fürſtenpaar beim Eingange in die Stadt und die weibliche Schuljugend überreichte ein Gedicht. Vor dem Wagen wurden Blumen geſtreut, und Blumen und Kränze überreicht. Am 31. Mai war Muſik im engliſchen Garten, wo ſich die Herrſchaft einfand. Nach einem Aufenthalt von zwei Monaten reiſten dieſelben von Liebenſtein am 15. Aug. wieder ab.

Am 6. und 9. Jun. waren heftige Gewitter, welche Schaden verurſachten.

Am 29. Jun. ſtarb, allgemein bedauert, der Diakonus Fr. W. Bierling, nachdem er noch nicht ein halbes Jahr ſeine Stelle bekleidet hatte. Am 31. Jun. wurde er feierlich beerdigt. An ſeinem Grabe hielt der Superintendent Lange eine Rede.

Im Anfange des Julius waren außerordentlich heiße Tage.

Am 16. Sept. wurde der Accis vom ausländiſchen Branntwein, welcher am 10. Dec. 1816 herabgeſetzt war, wieder auf den vorigen Anſatz erhöht.

Am 15. und 16. Sept. wurden mehrere polizeiliche Verordnungen, insbeſondere über Anlegung von Obſtdarren erlaſſen. Die außerordentliche Fruchtbarkeit des Jahres hatte alle Scheunen gefüllt und es wurden daher Vorſichtsmaßregeln wegen Feuersgefahr empfohlen.

Am 8. Okt. ſtarb der Großherzogl. und Herzogl. S. Geheimerath und Bundestagsgeſandte **Franz Joſias von Hendrich** im 68. Jahre. Er ſtand in allgemeiner Achtung als einer der würdigſten und verdienteſten Männer; auch in ſeinen Schriften erwarb er ſich die Achtung derer, denen das Wohl der Fürſten und der Völker am Herzen liegt.

Am 16. Okt. ſtarb der Bürgermeiſter **Johann Lorenz Knauf** im 81ſten Jahre. Bürgermeiſter wurde der Kammerkonſulent und Senator **Deahna**.

Am 28. Okt. erinnerte der Stadtrath an die Vorſchrift der Statuten, daß niemand fremde Perſonen, die kein Bürgerrecht hätten, ohne vorherige Anzeige einziehen laſſen dürfe, wie auch, daß niemand bürgerliche Nahrung treiben dürfe, der nicht Bürger ſey.

Am 29. Okt. erſchien eine Verordnung über die Beitreibung der Rückſtände zu den Herrſchaftl. Kaſſen.

Am 7. Nov. hielt der zum Diakonat berufene Kandidat E. **Schaubach** ſeine Probepredigt und am 1. Adventſonntage als am 28. Nov. ſeine Antrittspredigt.

Der Waizen koſtete in dieſem Jahre 19 bis 16 Btz., das Korn 14½ bis 10 Btz., die Gerſte 12 bis 7 Btz., der Hafer 7½ bis 4 Btz., Erbſen und Linſen 12 Btz.

Bei der Schloßkirche waren 475 Kommunikanten, 13 Paare wurden getraut, 38 Kinder getauft, 29 Perſonen beerdigt. Bei der Stadtkirche waren 1647 Kommunikanten, 21 Paare wurden getraut, 97 Kinder getauft, 88 Perſonen beerdigt, 4 Geiſtliche ordinirt.

1820.

Am 18. Jan. wurde der Verkauf im Auslande verfertigter Hüte unter 6 fl. außer an Jahrmärkten verboten.

Nachdem mehrere Tage ſtrenge Kälte geweſen war, trat Thauwetter ein und am 20. Jan. war in Folge deſſelben die Werra aus den Ufern getreten, daß das Waſſer die Chauſſee am obern Raſen überſtieg.

Am 2. Febr. erſchien eine Verordnung über das unentgeltliche Aufdingen und Losſprechen armer Knaben. Vgl. 24. Nov. 1834.

Am 29. Febr. brannte es in der Burggaſſe im Wohnhauſe des Schneidermeiſters Oſtertag, doch ward das Feuer bald gelöſcht.

Im Anfange des März wurde es kälter und es fiel tiefer Schnee.

Am 15. März ward eine frühere Verordnung erneuert, daß für die großen Branntweinbrennereien hier und in Maßfeld weder in einem Umkreiſe von 2 Stunden um die Stadt, noch auf dem hieſigen Markte Holz gekauft werden dürfe.

Am 25. März ſtarb zu Wernshauſen, als an ſeinem Geburtsorte, der zweite Lehrer an der hieſigen Mädchenſchule und Organiſt der Stadtkirche, Karl Friedrich Kümpel in einem Alter von 26 Jahren. An der Mädchenſchule wurde als zweiter Lehrer der bisherige Gehülfe an der Knabenſchule, V. Gunkelmann angeſtellt, und da um dieſelbe Zeit der Schulgehülfe Höfling die Schule verließ, ſo kamen als Gehülfen an dieſe Anſtalt die bisherigen Seminariſten Ph. Häfner und W. Walter. Organiſt wurde der Seminariſt A. Butzert.

Am 27. März kam der Herzog von Heidelberg hier an und reiſte nach einigen Wochen wieder dahin ab.

Am 31. März, als am Charfreitage, blitzte und donnerte es am Abend.

Am 18. April verordnete die Polizeidirektion, daß in Schenkwirthſchaften ein Krug 1½ Maas und eine Maasbouteille wirklich ein Maas enthalten müſſe.

Am 2. Mai fiel Schnee.

Am 12. Jul. ward bekannt gemacht, daß hinführo jährlich im Julius am Tage nach dem Marien Magdalenen-Jahrmarkt ein freier Wollenmarkt allhier gehalten werden ſollte.

Am 13. Sept. traf Herzog Eugen von Würtemberg nebſt ſeiner Gemahlin am hieſigen Hofe zum Beſuche ein.

Am 21. Okt. kam der Herzog nach Vollendung ſeiner akademiſchen Studien hier an. Die Bürgerſchaft brachte ihm des Abends im Schloßgarten ein Lebehoch. Der folgende Tag war ein Sonntag. Es wurde in der Stadtkirche wegen der erfreulichen Begebenheit eine Dankbetſtunde gehalten und zu derſelben um 10 Uhr mit allen Glocken geläutet. Nach dem Geſange: Auf Chriſten, bringet ꝛc. hielt der Superintendent Lange am Altare eine Rede, worauf mit dem Liede: Nun danket Alle Gott ꝛc. geſchloſſen wurde. In der Schloßkirche fiel der Gottesdienſt aus, und die Schloßgeiſtlichkeit fand ſich in der Stadtkirche ein.

Am 8. Nov. wurde der Kanzleiſekretair Trinks in ſeinem Bette des Morgens erſtickt gefunden. Durch eine anſtoßende Obſtdarre, welche mit Berückſichtigung der geſetzmäßigen Vorſchriften erbaut war, war ein überzogener Balken, den man nicht hatte bemerken können, angebrannt und der hierdurch verurſachte Rauch hatte ſich den Weg in jenes Zimmer gebahnt.

Der Ertrag einer durch einen Aufruf im Wochenblatt veranſtalteten Einſammlung für Holzarme belief ſich auf 301 fl. 34½ Xr.

Am 18. Dec. als der Geburtstag des Herzogs im Kaſino gefeiert wurde, überbrachte der Königl. Großbritanniſche Marinehauptmann Hall dem Herzogl. Hauſe von London die Nachricht der glücklichen Entbindung der Herzogin Adelheid von Clarence von einer Prinzeſſin *). Das Hautboiſtenkorps durchzog ſogleich mit Muſik die Stadt und 50 Kanonenſchüſſe verkündigten das frohe Ereigniß.

Der

---

*) Dieſe Prinzeſſin ſtarb wieder am 6. März 1821.

Der Waizen koſtete 15½ bis 18 Bz., das Korn 10 bis 11 Bz., die Gerſte 7 Bz., der Haſer 4½ bis 6 Bz., Erbſen und Linſen 12 Bz.

Bei der Schloßkirche waren 393 Kommunikanten, 11 Paare wurden getraut, 39 Kinder getauft, 24 Perſonen beerdigt. Bei der Stadtkirche waren 1685 Kommunikanten, 25 Paare wurden getraut, 101 Kinder getauft, 65 Perſonen beerdigt, 2 Geiſtliche ordinirt.

1821.

Am 16. Jan. machte die Polizeidirektion in Beziehung auf die Verordnung vom 11. März 1813 die Namen der verpflichteten Todtenfrauen bekannt. Jede erhielt eine gedruckte Anweiſung über ihre Obliegenheiten, über die Kennzeichen des Todes ꝛc. Es wurde denſelben unterſagt, Kleidungsſtücke u. dgl. als Geſchenke zu fordern. Zugleich wurde ihre Bezahlung feſtgeſetzt. Sie ſollten von erwachſenen Perſonen vornehmen Standes 2 fl. 24 Xr., mittlern Standes 1 fl. 30 Xr., geringen Standes 45 Xr., bei Kindern auf gleiche Weiſe nach den Verhältniſſen 1 fl. 30 Xr., 1 fl., 24 Xr. erhalten.

Am 23. Jan. machte die Almoſenkommiſſion bekannt, daß der Ertrag des Verdienſtes der Kinder und der Erwachſenen in der Induſtrie-Anſtalt ſich auf 1082 fl. 38 Xr. im Jahre 1820 belaufen habe.

Am 30. Jan. erinnerte der Stadtrath an die Vorſchrift der Statuten, daß Bürger, welche Feldgüter beſäßen, nicht mehr als 6 Paar Tauben, andere aber nicht über 3 Paar Tauben halten dürften, ſo wie auch daß zugerichtete Schläge mit Fanggittern u. dgl. nicht geſtattet wären.

Am 6. Febr. wurde der Regierungsaſſeſſor A. v. Fiſchern angeſtellt.

Vom 4. März bis 13. April gab die Gerlach'ſche Schauſpielergeſellſchaft im Saale des Sächſiſchen Hofs Vorſtellungen mit vielem Beifalle.

Am 18. April ſtarb der Kommerzienrath und Bürgermeiſter Daniel Chriſtian Wilhelm Holdefreund in ſeinem 70ſten Jahre. In den Kriegsjahren hatte er das Einquartierungsgeſchäft hauptſächlich beſorgt. Der Polizeidirektor und Senator Kremmer wurde Bürgermeiſter.

Am 2. Mai reiſte der König von Würtemberg unter dem Namen eines Grafen von Teck hier durch nach Stuttgart.

Am 3. Mai kam der Großherzog von Weimar beim Herzogl. Hofe zum Beſuche an.

Am 13. Mai that ein heftiges Gewitter in der Gegend von Roſa, Georgenzell und Hellmers großen Schaden.

Am 30. Mai wurde der bisherige S. Hildburghäuſiſche Geheimerath und Regierungspräſident Karl Ludwig Friedrich Auguſt von Baumbach zum hieſigen Geheimenrath ernannt.

In der Nacht vom 20. bis 21. Jun. fror es ſtark, ſo daß Bohnen, Gurken und Kartoffeln Schaden litten.

Am 13. Jul. ſtarb der Geheimerath und Kanzlar Karl Konſtantin Freiherr von Künsberg im 65ſten Lebensjahre und wurde am 16. in ſein Erbbegräbniß auf dem Gottesacker beigeſetzt.

Im Jul. reiſte der Herzog nach Gent und von da nach London. Am 19. Okt. kam er wieder hier an.

In der Mitte des Auguſt begann die Getraideärnte. Die Witterung war bisher naß und die Preiſe ſtiegen, nun aber trat das ſchönſte Wetter ein.

In dieſem Monate wurde das neue Haus der Herzogin Mutter aufgerichtet und an dem Palais des Herzogs ſtark gearbeitet.

Am 25. Okt. verunglückte der Geſchirrhalter Henkel in der Defertshäuſer Dorfgaſſe, indem er beim Holzfahren unter die Räder des Geſchirrs kam. Er wurde feierlich beerdigt.

Vom 29. Okt. an wurde eine große Grenzbeziehung vorgenommen. Seit 1748 war es nicht geſchehen.

Am 20. Nov. wurde der Vicekanzlar G. K. W. Fr. v. Donop zum Geheimenrath und Kanzlar ernannt.

Am 24. Nov. wurde ein am 27. Jan. d. J. abgeſchloſſener Vergleich zwiſchen der Kammer und dem Stadtrathe zur Beſeitigung mehrerer gegenſeitiger Anſprüche höchſten Orts beſtätigt. Die Kammer bezahlte für einige Plätze am Stadtgraben in der Nähe des Sächſiſchen Hofs (wo jetzt die Gärten der in der Marienſtraße erbauten Häuſer liegen), auf welchen ein Gemüsgarten angelegt, Stallungen und Scheunen errichtet waren, 259 fl. 53 Xr. Für den ehemaligen Leichenweg und das in der Nähe des Gottesackers ehedem befindliche Schafteichlein, welche beide Gegenſtände zu dem Engliſchen Garten gekommen waren, hatte Herzog Georg verſprochen, die ſteinerne Brücke über den untern Mühlgraben beim Sächſiſchen Hofe ſo zu erweitern, daß der Weg eine gerade Richtung erhalte; dieſe Zuſicherung war durch Erbauung einer ganz neuen Brücke im J. 1819 bereits erfüllt; der Stadtrath übernahm dagegen, die ſteinerne Brücke über den obern Mühlgraben in derſelben Richtung herzuſtellen, was auch im folgenden Jahre geſchah. Der Stadtrath entſagte ſeinen Anſprüchen auf die beiden Gäßchen zwiſchen dem ehemaligen Gartenwirthshauſe und dem Langiſchen Garten, die zum Engliſchen Garten gekommen waren, erhielt die ſogenannte Fitz zurück mit der Bedingung, die Gartenanlage daſelbſt zu erhalten, verzichtete auf eine Forderung für 80 Stämme Holz, welche 1786 zum Bau des Wachthauſes abgegeben waren und

erhielt

erhielt den zeither von der Meierei benutzten Raſen zurück, wobei die Anſprüche auf Pachtgeld gegen die darauf verwendeten Verbeſſerungskoſten aufgehoben wurden. Auch noch einige andere minder weſentliche Gegenſtände wurden dabei verglichen. Die Kommiſſarien waren der Geheime Regierungsrath von Uttenhoven, der Kammerrath Schenk, der Kommerzienrath und Bürgermeiſter Holdefreund.

Nachdem das neue Schulgebäude*) vollendet war, erfolgte die feierliche Einweihung deſſelben. Am 10. Dec. Nachmittags 1 Uhr verſammelten ſich zum letztenmal Lehrer und Schüler in dem alten Schullokale. In Selekta waren die drei obern Klaſſen anweſend. Nachdem vom Konſiſtorialrath Schaubach einige Worte an die Verſammlung geſprochen waren, hielt der Selektaner Schröter aus Herpf die Abſchiedsrede, worauf das bekannte Lied: Vollendet iſt auch dieſe Bahn ꝛc. geſungen wurde. Das Gemüth der Anweſenden wurde durch manche Erinnerung tief ergriffen. In der Bürgerſchule ſprach jeder Lehrer zu den Kindern ſeiner Klaſſe. Zu der Einweihungsfeierlichkeit hatte der Konſiſtorialrath Schaubach durch ein Programm, Observata quaedam ad Ciceronis Arateorum fragmenta, eingeladen. Mittwochs am 12. Dec. verſammelten ſich Lehrer und Schüler des Morgens um 9 Uhr in dem großen, mit Guirlanden paſſend geſchmückten Hörſaale des Bernhardinums. Um 10 Uhr kam die Herrſchaft an, wurde von einer Deputation des Konſiſtoriums und der ſämmtlichen Lehrer empfangen und durch ein von den Gymnaſiaſten gebildetes Spalier bis in den Hörſaal begleitet. Anweſend waren die Landeskollegien, das geiſtliche Miniſterium der Schloß- und Stadtkirche, eine Deputation des Stadtraths und der Bürgerſchaft. Zuerſt überreichten 2 Tertianer, Weber und Lotz, mit kurzen Anreden ein auf weißes Atlasband gedrucktes Gedicht, worauf die drei untern Klaſſen, gegen 300 an der Zahl,

vor=

---

*) Ueber den Entſchluß des Herzogs, ein ſolches Gebäude zum Andenken an die Geburt des Erbprinzen zu errichten, ſ. ob. S. 151 u. über den Anfang mit Errichtung deſſelben, S. 199. Die Beiträge des Stadtraths und der Bürgerſchaft, des Herzogs aus der Kammerkaſſe, und der unterländiſchen Landſchaft — ſie verwilligte 10000 fl. — welche dem Andenken jener höchſt erfreulichen Begebenheit gewidmet waren, wurden zu dieſer Stiftung beſtimmt. Das neue Gebäude wurde dem Stadtrathe und der Kirche überwieſen, als Beſitzern der alten Schulgebäude. Letztere ſollten verkauft werden; da ſich kein Käufer fand, ſo wurden ſie nebſt dem noch der Stadt gehörigen Theile des alten Waiſenhauſes, oder Hoſpitalgebäudes (ſ. S. 166) der Kammer abgetreten für die beim Bau des Bernhardinums gemachten Vorſchüſſe. Jedoch erhielt der Kantor im ehemaligen Inſpektorat Wohnung, ſo wie auch der Kirchner, da die Dienſtwohnungen dieſer beiden nicht in das neue Gebäude aufgenommen werden konnten. Auch wurde das Seminarium in das alte Schulgebäude verlegt, und als daſſelbe nach Hildburghauſen kam, brauchte man mehrere Zimmer für die durch den Frauenverein errichtete Anſtalt für arme Mädchen (ſ. unt.). 1830 erhielt der Stadtrath dieſe Gebäude wieder, weil man eine neue Mädchenſchule zu bauen beabſichtigte. — Das Bernhardinum wurde nach dem vom Geh. Rath v. König entworfenen Plan gebaut. Die Geſchäfte leitete eine beſondere Baukommiſſion, beſtehend aus dem Geh. Regierungsrath v. Uttenhoven und dem Geh. Kammerrath v. Uttenhoven. Die Ausführung beſorgte der Baukondukteur J. A. Schaubach, die Rechnung führte der Regiſtrator Kellner.

vorübergezogen und ſich entfernten. Im höchſten Auftrag trat nun der Konſiſtorialvicepräſident v. Türke auf und eröffnete die Feier mit einer Rede. Er erinnerte an den edlen Entſchluß Herzog Georgs, des Unvergeßlichen, den Tag der Geburt des Erbprinzen nicht ſowohl mit leeren Feierlichkeiten, als mit einer wohlthätigen, dauernden Stiftung, mit der Errichtung eines neuen Schulgebäudes, zu bezeichnen, welchen Entſchluß die Herzogin Mutter in den mißlichen und bedrängten Zeiten unterſtützt durch gemeinnütziges Zuſammenwirken der verſchiedenen Behörden, durchzuführen bemüht geweſen ſey. Er machte hierauf die Ernennung des Konſiſtorialraths und Inſpektors Schaubach zum Direktor, des Legationsraths und Lehrers der franzöſiſchen Sprache Laſerre, des Rektors D. Ihling, des Konrektors Henneberger zu Profeſſoren bekannt, ſo wie auch, daß das bisherige Lyceum von nun an den Namen Gymnasium Bernhardinum führen ſollte: am Schluß empfahl er die Anſtalt der fernern Huld und Gnade des Herzogs. Hierauf hielt der Direktor Schaubach eine Rede de causis mutatae per singulas aetates institutionis publicae, der Prof. D. Ihling trug in deutſcher Rede eine kurze Chronik *) der Schule vor und ſchloß mit einem deutſchen Gedichte, der Prof. Henneberger ſprach de rebus ecclesiasticis nostro tempore neglectis. Vier Gymnaſiaſten überreichten nun der Herzogin Mutter und dem Herzoge im Namen ſämmtlicher Lehrer und Schüler ein deutſches Gedicht, wobei der Selektaner G. Zeiß eine kurze Anrede hielt. Nach Beendigung der Feier wurde das Lokale von der Herrſchaft in Augenſchein genommen. Nachmittags von 3 bis 5 Uhr traten vor zahlreicher Verſammlung mehrere Gymnaſiaſten auf. G. Lotz handelte das Thema ab: die Einweihung des Bernhardinums iſt eine wichtige Epoche

---

*) Ueber die Geſchichte der Schule muß hier kürzlich bemerkt werden, daß vor der Reformation Ein Lehrer als Rektor und Kantor an derſelben ſtand: nach derſelben wurden ſogleich drei Lehrer angeſtellt und eine beſondere Mädchenſchule errichtet. Zu Ende des Jahrhunderts, wo ſich die Stadt ſehr hob, zählte die Schule ſchon 5 Klaſſen mit 5 Lehrern; Herzog Bernhard I ſuchte ſie zu verbeſſern und erhob ſie 1705 zu einem Lyceum. Durch die Henflingiſche Stiftung 1730 ward eine neue Klaſſe begründet, weil Henfling die Abſicht hatte, es ſeinen Mitbürgern zu erſparen, ihre Kinder auſſerhalb der Stadt ihre Schulbildung vollenden zu laſſen. 1770 und 1797 wurden mehrfache Veränderungen vorgenommen. Vgl. d. Schulpr. v. 1770. 1798. 1799, die kurze Beſchr. d. Schule v. Schaubach 1807, d. Progr. v. J. 1815. 1816. 1830, die Chronik d. Schule v. Ihling in d. Beſchreibung d. Feierlichkeiten bei Einweihung des Bernhardinums; u. deſſ. Chronik d. Henfling. Stiftung 1830. S. eb. Th. 1. S. 12 55. 80 93. 107. 150. Th. 2. S. 54. 139.

Die Inſpektoren der Schule ſeit Erhebung derſelben zu einem Lyceum waren: Krebs, Eilchmuller, Weinrich, Hauft, Erk, Muſäus, Hopf, Emmrich, Schaubach. Die Lehrer der Schule zur Zeit der Einweihung waren: Direktor Schaubach, Leg. Rath u. Prof. Laſerre, Prof. und Rektor D. Ihling, Prof. und Konrektor Henneberger, Tertius Krauſe, Quartus und Kantor Nier, Quintus Schmidt, Hülfslehrer Härner und Walter, Zeichenlehrer Hauſen. An der Mädchenſchule ſtanden um dieſe Zeit die beiden Lehrer Bardorf und Gunkelmann. — Eine weſentliche Umänderung der Schule gieng 1835 vor, indem das Gymnaſium und die Bürgerſchule völlig getrennt wurden.

ſtiller. Darauf erhoben ſich der greiſe Gemeindevormund Röſſing und Nikolaus Menſtedt, ſchritten feſten Trittes vor nach dem Sitze der Vierherren, neigten ſich, und Röſſing nahm das Wort.

„Wir, der Gemeinde dieſer Stadt Aelteſte und Vormünder, fragen nun an bei einem hoch-, edeln und ehrſamen Stadtrath, im Namen der Gemeinde, wie hoch ſich die Schuldenlaſt belaufe, die hieſige Stadt zu Boden zu drücken droht, und das wollen wir nun ernſtlich wiſſen!“

Der Ober-Vierherr ſtand wieder auf, wendete den Folianten ſo, daß derſelbe recht vor das Angeſicht der Vormünder zu liegen kam, ſchlug ihn auf, wendete einige Blätter, deutete dann auf eine Zahl, und ſprach: „Leſet hier!“

„Sechsmal hunderttauſend Gulden!“ rief Röſſing aus. „Entſetzlich, unerhört!“

„So log das Gerücht nicht, das die Summe alſo hoch angab!“ ſetzte Menſtedt hinzu.

„So ſich das nun alſo befindet,“ nahm Röſſing wieder das Wort: „ſo ergehet an den

Epoche in der Geſchichte der hieſigen Schule. F. Jahn recitirte ein griechiſches Gedicht: χαριστήριον pro aedibus Gymnasii Bernhardini. B. Holdefreund ſprach: de meritis domus Meiningensis in rem ecclesiasticam et literariam. A. Döbner drückte in einem lateiniſchen Gedichte Dank und Wünſche für das Bernhardinum aus, G. Fr. Emmrich trug das Leben Bernhard I. vor und H. v. Mannsbach handelte franzöſiſch von dem Einfluß, welchen die Gunſt der Fürſten auf den öffentlichen Unterricht habe. Hierauf deklamirten die Gymnaſiaſten Jlgen, Köhler, Henkel und Hahn; ein Schlußgebet in deutſchen Verſen ſprach J. v. Hardenberg. Nachdem die Gymnaſiaſten entlaſſen waren, traten die untern Klaſſen ein, an welche der Kantor Nier eine herzliche Anrede hielt, worauf der Geſang: Nun danket alle Gott ꝛc. unter Begleitung von Blasinſtrumenten angeſtimmt wurde. Abends um 9 Uhr zogen die Gymnaſiaſten mit 100 Fackeln in den Schloßgarten und brachten der Herrſchaft ein Lebehoch. Jn dem Bernhardinum vergnügten ſie ſich hierauf bis um Mitternacht mit Muſik und Geſang. Die untern Klaſſen wurden am 17. Dec. auf Herrſchaftliche Koſten bewirthet.

Am 17. Dec. trat Herzog **Bernhard Erich Freund**, nachdem er das 21ſte Jahr zurückgelegt hatte, die Regierung an. Der Zeitraum, welcher nach dem Tode Herzog Georgs unter der obervormundſchaftlichen Regierung der Herzogin Mutter Luiſe Eleonore eintrat, war in mehr als einer Beziehung höchſt verhängnißvoll; Krieg, Seuchen, Theurung laſteten drückend auf dem Lande und die Stürme der Zeit konnten auch hier nicht vorübergehen, ohne Spuren ihrer verheerenden Gewalt zu hinterlaſſen. Um ſo dankbarer blickte ein treues Volk auf die zurückgelegten Jahre, eingedenk der treuen Sorgfalt einer allverehrten Landesmutter, ſo wie man voll Zutrauen und Hoffnung der Zukunft entgegengieng unter der Regierung eines Fürſten, deſſen Geburt einſt mit der innigſten Freude begrüßt war.

Tags vorher, an einem Sonntage, war eine kirchliche Feier angeordnet *), wobei Vormittags in der Schloßkirche, Nachmittags in der Stadtkirche eine vom Kanzleiſekretär Ruppe gedichtete und komponirte Kantate gegeben wurde. Abends war die Stadt erleuchtet. Am Morgen des 17. Dec. verkündigten 101 Kanonenſchüſſe den wichtigen Tag. Die Herzogin Mutter Luiſe Eleonore nahm in einem gedruckten Publikandum von den Dienern und Unterthanen Abſchied. Um 9 Uhr erſchienen die Geheimenräthe und Departementschefs bei dem Herzoge, welcher ſie mit folgenden Worten anredete:

„Die

---

*) Die vom Generalſuperintendenten Vierling in der Schloßkirche gehaltene Predigt iſt im Druck erſchienen.

„Die Liebe, die mir bis jetzt meine Unterthanen ſchenkten, zu verdienen, iſt von heute an meine heiligſte Pflicht, mein höchſtes Streben, das Band zwiſchen mir und meinem Volke immer inniger zu knüpfen, mein feſter Wille. Daher ſtehen Sie mir, verehrte Herren in meinem Vorhaben bei. Ein jeder fördere nach ſeinen Kräften das Wohl unſeres Vaterlandes. Ein Geiſt, Ein Streben beſeele Sie alle und nie laſſen Sie uns das große Ziel aus den Augen verlieren. Von heute an nehme ich auch die Treue, die Sie meiner theuren Mutter während ihrer ſo gewiſſenhaften Regierung bewieſen haben, in Anſpruch, und als Oberhaupt und in dieſem Augenblick als Stellvertreter meines Volks erſuche ich Sie um den Handſchlag — wäre es auch blos, um den alten Brauch zu ehren."

Die Anweſenden leiſteten den Handſchlag, den hierauf die Departementschefs den übrigen Dienern abnahmen. Mittags war große Tafel bei Hofe Abends brachte das Offizierkorps bei einem Fackelzuge der Herrſchaft im Schloßgarten ein Lebehoch, eine glänzende Freiredoute im Herzogl. Schloß, wozu über 600 Billets ausgetheilt waren, beſchloß den Tag. Dienſtags ſpeiſten die landſchaftlichen Deputirten im Deutſchen Hauſe, Abends gab die Bürgerſchaft einen Ball im Sächſiſchen Hofe, wobei Tableaux, Tänze, allegoriſche Vorſtellungen u. dgl. abwechſelten. Mittwochs war ein Diner im deutſchen Hauſe, Freitags gab die Kaſinogeſellſchaft ein Mittagseſſen im Sächſiſchen Hofe. Von der Forſtakademie zu Dreißigacker wurde der feſtliche Tag mit Reden begangen: dem Herzoge wurde ein Gedicht überreicht und Abends gaben die Zöglinge derſelben vom Bildſtein eine dreimalige Salve aus ihren Büchſen.

Der Stadtrath ließ jedem Armen einen halben Gulden reichen und ſtiftete das Stipendium Bernhardinum von 1500 fl. rhn. für bedürftige hieſige Stadtkinder, welche nach erlangter Vorbildung auf dem hieſigen Gymnaſium ſich den Studien oder einer bildenden Kunſt widmen. Dieſes Stipendium wird alle 6 Jahre vergeben und der jedesmalige Percipient erhält 3 Jahre lang doppelten Zinsbetrag, ſo daß eine ſehr beträchtliche Unterſtützung gewährt wird. Die Viertelsmeiſter ſchlagen dem Stadtrathe drei junge Leute vor, welcher den Würdigſtſcheinenden dem Herzoge empfiehlt und höchſte Entſchließung erbittet *).

Um

---

*) Die Urkunde iſt abgedruckt in Schaubachs Schulprogr. 1824 S. 6. Es verdienen hier die übrigen ſtädtiſchen Stipendien erwähnt zu werden. 1) Das Hochiſche, geſtiftet 1567 vom Vikarius Joh. Hoch zu Grimmenthal für Verwandte oder hieſige Bürgersſöhne, auch Söhne der hieſigen Geiſtlichen, jetzt 1932 fl. 30 Xr. an Kapital, von deſſen Zinſen 3 Stipendien, jedes zu 18 fl. 30 Xr. gezahlt werden. 2) Das Mülleriſche, geſtiftet 1653 vom Archidiakonus Kaſp. Thom. Müller für Verwandte oder hieſige Bürgensſohne, jetzt 2743 fl. an Kapital, von deſſen Zinſen 5 Stipendien, jedes zu 25 fl. jährlich gezahlt werden. 3) Das Schottiſche, geſtiftet 1688 vom Senator Balthaſar Schott, jetzt 193 fl. 45 Xr. an Kapital, wovon die Zinſen für arme Studenten, insbeſondere für Tuchmachersſöhne beſtimmt ſind Dieſe 3 Stiftungen bilden nebſt einigen Bücherlegaten den Stipendienkaſten, der vom Kirchenprobſt unter der Aufſicht des Superintendenten und Stadt-

raths

Um dieſe Zeit waren im Geheimenrathskollegium die Geheimenräthe v. Könitz, v. Erffa, v. Baumbach, v. Donop. In der Regierung: der Geheimerath und Kanzler v. Donop, die geheimen Regierungsräthe v. Türke und v. Uttenhoven, Regierungsrath Döbner, Regierungsaſſeſſor v. Fiſchern. Im Konſiſtorium: Vicepräſident und Geh. Regierungsrath v. Türke, Generalſuperintendent Vierling, Geh. Regierungs- und Konſiſtorialrath v. Uttenhoven, Konſiſtorialrath Moſengeil, Superintendent Lange. In der Kammer: Vicepräſident v. Bibra, die geheimen Kammerräthe Caroli, v. Uttenhoven, Bechſtein, Kammerrath Schenk, Kammeraſſeſſor v. Erffa. Im Stadtrathe: die Bürgermeiſter Thilo, Heim, Deahna, Kremmer, die Senatoren Johannes und Caroli.

Die Witterung dieſes Jahres war im Ganzen nicht die beſte. Der Frühling war ſehr mild, dagegen thaten Spätfröſte vielen Schaden: der Sommer war trübe und regneriſch und man hatte bei der Aerndte deshalb viele Beſchwerde. Doch ſtiegen die ſehr niedrigen Getraidepreiſe nur wenig. Der ſehr hohe Stand des Barometers im Februar und der ſehr niedrige im December war bemerkungswerth, obgleich keine auffallende Witterungsveränderung damit verbunden war.

Bei der Schloßkirche waren 453 Kommunikanten, 9 Paare wurden getraut, 47 Kinder getauft, 35 Perſonen beerdigt. Bei der Stadtkirche waren 1646 Kommunikanten; 20 Paare wurden getraut, 106 Kinder getauft, 72 Perſonen beerdigt, 3 Geiſtliche ordinirt.

1822.

Mit Anfange dieſes Jahres wurde am Gymnaſium, nachdem einige Zeit vorher der Landſchuleninſpektor Keyßner die von ihm ſeit 1799 bekleidete Lehrerſtelle

raths verwaltet wird. 4) Das Hagen'ſche, ein Theil des Hagenſchen Legats, wovon der zu Stipendien beſtimmte Antheil jetzt 716 fl. Kapital beträgt, von deſſen Zinſen ein Stipendium (ſonſt zwei, bei höherm Zinsfuß) zu 25 fl. beſtimmt iſt. Es iſt 1624 von dem bekannten Jobſt v. Hagen, hauptſächlich für Verwandte, Söhne hieſiger Geiſtlichen oder Weber beſtimmt. 5) Das Spießiſche, 1762 vom Superintendenten Spieß zu Waſungen; der zu Stipendien beſtimmte Kapitalantheil des Legats beträgt 833 fl. 20 Xr., von deſſen Zinſen 2 Stipendien, jedes zu 22 fl. 30 Xr. gezahlt werden. Die Kollatur der Hagenſchen und Spießiſchen Stipendien ſteht dem geiſtlichen Miniſterium zu, bei dem Hagenſchen in Gemeinſchaft mit dem Direktor des Gymnaſiums. Hierher gehört gewiſſermaßen, obwohl nicht unter ſtädtiſchen Behörden ſtehend 6) das Gatzertſche, geſtiftet durch den von hier gebürtigen Geheimerath Chr. H. S. Fr. v. Gatzert zu Gießen (geſt. 2 April 1807. ſ. ob. S. 168). Es beträgt 2000 fl. an Kapital, wovon die Zinſen für 2 ſtudirende Meininger beſtimmt ſind. Das Konſiſtorium hat die Kollatur. 7) Das oben erwähnte Bernhardiniſche Stipendium, 1500 fl. Eben ſo hat 8) der hieſige Stadtrath 1832 bei der Jubelfeier der Herzogin Mutter die jährliche Verwilligung von 75 fl. rhn. für Gewerbtreibende geſtiftet, um ſich im Auslande für ihr Geſchäft zu vervollkommnen (1500 fl. an Kapital). 9) Das Bauerſachſiſche Legat, 100 Rthlr. Kapital, geſtiftet von dem 1786 verſtorbenen Geh. Kammerrath Bauerſachs. Der Geſammtbetrag dieſes ſtädtiſchen Stipendienfonds beläuft ſich auf 10568 fl. 35 Xr. S. d. Schulprogr. 1734. 1736. 1772. 1824.

Es

ſtelle niedergelegt hatte, um ſich ganz dem Seminarium zu widmen, eine neue Lehrerſtelle begründet und als Kollaborator der Kandidat **Otto** angeſtellt.

Am 7. Febr. erſchien eine Verordnung über das Ausſpielen von Mobilien durch Lotterie.

Am 23. Febr. ſtarb zu Dreißigacker der Geheimekammerrath und Direktor der Forſtakademie **Johann Matthäus Bechſtein** an den Folgen eines Bruſtfiebers im Alter von 65 Jahren, und wurde am 25. feierlich beerdigt. Die Verdienſte, die er ſich als ausgezeichneter Naturforſcher und Schriftſteller, wie auch als Diener des Staats um das Vaterland, erworben hatte, fanden allgemeine Anerkennung.

Um dieſe Zeit wurde der von W. **Bärenz** neu erbaute Gaſthof zum **Deutſchen Hauſe** vollendet. Vorher ſtand hier der Gaſthof zum rothen Löwen.

Die Witterung war im Anfange dieſes Jahres ſehr gelind: in der Nacht auf den 11. März tobte ein furchtbarer Sturmwind. Mit Anfang des April trat heftiger Froſt und Schnee ein, wodurch die Blüthen der frühern Obſtarten Schaden litten.

Zur Verbeſſerung der Pferdezucht in den unterländiſchen Aemtern wurden Prämien ausgeſetzt.

Am 6. Mai wurde der erſte Hofmedikus D. G. **Fromm** zum Leibmedikus ernannt. Der Amtsſekretär **Schenk** kam als Amtmann nach Breitungen; der Regierungsadvokat **Müller** wurde Regierungsaſſeſſor.

Im Junius war ſehr trockne Witterung. Die Straßen mußten auf polizeilichen Befehl oft begoſſen werden, um den Staub zu dämpfen.

Um dieſe Zeit wurde das Straßenpflaſter verbeſſert, wozu man in der Marktgaſſe, welche ſeit einiger Zeit mit Kies überſchüttet war, Wackeſteine gebrauchte *).

Am 20. Jun. ſtarb allhier im Herzogl. Reſidenzſchloſſe Herzog **Eugen von Würtemberg**, welcher ſeit einiger Zeit nebſt ſeiner Gemahlin, der Herzogin Luiſe, hier anweſend war. Am 23. Jun., des Sonntags früh um 6 Uhr wurde

---

*) In den Jahren 1812 bis 1813 wurde dem Pflaſterer Schell aus Erfurt 450 fl. 36 Kr. für das Pflaſter der beiden Marktgaſſen, und 183 fl. 12 Kr. für Tag- und Fuhrlohn; im J. 1814 bis 1815 dem Erfurter Pflaſterer Hingel und Conſ. 274 fl. für Pflaſtern auf dem Markte und in der Burggaſſe, und 181 fl. 21 Kr. für Tag- und Fuhrlohn; 1815 bis 1816 für Pflaſtern der Schubgaſſe, der Büchſengaſſe, Waſſergaſſe und des Schwabenbergs 671 fl. 52 Kr. und 709 fl. 48 Kr. für Tag- und Fuhrlohn bezahlt; 1818 bis 1819 für Pflaſtern der Freitagsgaſſe 761 fl. 10 Kr. und 1338 fl. 38 Kr. für Fuhr- und Taglohn. Jetzt im J. 1822 erhielt der Pflaſterer Müller aus Caſſel 1720 fl. und im folgenden Jahr 1674 fl. 29 Kr.; 1824 wurden 1636 fl. 16 Kr. für Pflaſterarbeit ausgegeben und 955 fl. Fuhr- und Taglohn. Die Arbeit am Marktwaſſerkanal 1822 koſtete 665 fl. 18 Kr. und im J. 1823 wieder 819 fl. 32 Kr., auch 1091 fl. an Tag- und Fuhrlohn. Seit längerer Zeit war die Verbindlichkeit, das Stadtpflaſter zu erhalten, zugleich mit dem Pflaſtergeld von der Chauſſeekommiſſion übernommen. S. ob. S. 144.

wurde er feierlich beerdigt. Voran marſchirte eine Kompagnie des hieſigen Linienbataillons, worauf 2 Marſchälle folgten, an welche ſich der Hauptmann von Iwonsky anſchloß, der die Ordensinſignien des Herzogs auf einem rothſammtnen Kiſſen trug. Hierauf kam der Sarg, getragen von 12 Unteroffizieren; an beiden Seiten deſſelben giengen 8 Offiziere. Als höchſter Leidtragender folgte Herzog Bernhard. Der übrige Theil des Bataillons, die Dienerſchaft, die Geiſtlichen, die Bürger beſchloſſen den anſehnlichen Zug. Von den Militärhautboiſten wurden Trauermärſche geblaſen und dazwiſchen die gedämpften Trommeln gerührt. In langſamen Zwiſchenräumen erfolgten 25 Kanonenſchüſſe. Die Einſenkung erfolgte unter dreimaliger Salve des Bataillons, worauf ſich die Begleitung in der Stille zurück begab.

Am 30. Jun. erſchien eine polizeiliche Verordnung, nach welcher die Dachrinnen ſo geführt werden ſollten, daß das Waſſer nicht auf die Wölbung des Pflaſters oder auf den Kanal ſtürze.

Am 7. Juli brannten in Eisfeld 136 Häuſer, ohne die Nebengebäude und Scheunen, ab. Es wurde von hier nicht blos augenblickliche Hülfe geleiſtet, indem die Viertelsmeiſter beträchtliche Gaben an Geld und Naturalien überbrachten, ſondern auch eine Kollekte in hieſiger Stadt und Umgegend geſammelt, welche 1459 fl. 11 Xr. ertrug. Auch wurde eine Sammlung für das am 25 Jun. abgebrannte Städtchen Leheſten veranſtaltet, welche 213 fl. 46 Xr. ertrug.

Am 14. Jul. trafen der Herzog und die Herzogin von Clarence im Bade zu Liebenſtein ein.

Am 27. Jul. wurde der Forſtinſpektor und Profeſſor Hellmann zu Dreißigacker zum Kammeraſſeſſor ernannt.

Am 11. Aug. wurde der Konſiſtorialvicepräſident v. Türcke zum Konſiſtorialpräſidenten, der Kammervicepräſident v. Bibra zum Kammerpräſidenten ernannt.

Am 18. Aug. wurde die neu erbaute Kirche zu Liebenſtein eingeweiht.

Am 29. Aug. erſchien eine höchſte Verordnung über den Geſchäftsgang bei Bittſchriften.

Am 3. Okt. wurde der Geheime Kammerrath Caroli zum Kammervicepräſidenten ernannt.

Da der Kollaborator Otto zum Pfarramt nach Stedtlingen befördert war, ſo wurde dagegen am Gymnaſium der Kandidat Fr. Panzerbieter angeſtellt.

Vom 14. Nov. an bedienten ſich die Nachtwächter nach polizeilicher Anordnung beim Stundenruf nicht mehr des ſonſt gewöhnlichen Horns, ſondern einer Pfeife. Das Horn ſollte nur als Feuerſignal gebraucht werden.

Am v. Donopiſchen Berge begann in dieſem Jahre der Bau des Thurmes, welcher in Geſtalt einer Ruine zu einer Wohnung beſtimmt war.

An allen Orten des Landes wurde jetzt eine beſondere aus dem Geiſtlichen, den Gemeindebeamten und gewählten Mitgliedern beſtehende Schulaufſicht begründet, welche die Lokalangelegenheiten zu beſorgen hatte. Hier in der Stadt wurden aus der Bürgerſchaft als Mitglieder erwählt: Chr. B. Schröder, W. B. Johannes, K. Lotz, Chr. Müller.

In dieſem Jahre wurde mit dem letzten Trinitatisſonntage die Feier zum Gedächtniß der Verſtorbenen eingeführt.

Am 17. Dec. erſchien eine Verordnung über den Handel auswärtiger Juden.

Am 24. Dec. entſtand des Abends Feuerlärm. Es waren in der Wohnung des Taglöhners Rink in der Schuhgaſſe Kleider angebrannt, welche zum Trocknen an dem Ofen hiengen. Es hatte weiter keine Folgen.

Der Waizen koſtete 20 Btz., das Korn 10½ bis 14 Btz, Gerſte 9 bis 12 Btz., Hafer 4½ bis 7 Btz., Erbſen 13 bis 16 Btz., Linſen 11 bis 14 Btz.

Bei der Schloßkirche waren 416 Kommunikanten, 6 Paare wurden getraut, 51 Kinder getauft, 25 Perſonen beerdigt. Bei der Stadtkirche waren 1651 Kommunikanten, 25 Paare wurden getraut, 103 Kinder getauft, 59 Perſonen beerdigt, 2 Geiſtliche ordinirt.

1823.

Der Januar war ſehr kalt. Die Almoſenkommiſſion forderte zu beſondern Beiträgen zum Ankauf von Holz für Arme auf. Dieſe Beiträge beliefen ſich auf 138 fl. ohne die Holzverwilligungen.

Am 4. Jan. ſtarb zu Schalkau in ſeinem 83ſten Lebens- und 58ſten Dienſtjahre der Konſiſtorialrath und Superintendent Joh. Chriſtian Volkhart, welcher früher von 1765 bis 1792 zu Meiningen als Konrektor, dann als Rektor und zuletzt als Diakonus ſich vielfach verdient gemacht hatte.

Am 17. Jan. erinnerte der Stadtrath an die Vorſchrift der Statuten, daß kein Bau angelegt werden dürfe, bevor nicht die nächſten Nachbarn von der Sache in Kenntniß geſetzt wären; überhaupt dürfe niemand ohne Bewilligung ein neues Haus, wo zuvor keins geſtanden, erbauen oder die Häuſer in verſchiedene Wohnungen theilen.

Im Jan. kamen einige Abtheilungen Griechen hier durch. Wegen des Kriegs derſelben gegen die Türken wurden im Winter hier Einſammlungen veranſtaltet.

Am 8. Febr. wurde verordnet, daß keine Gänſe mehr in den Straßen herumlaufen dürften.

Am 20. Febr. wurde ſtatt des bisher beſtehenden Oberforſtamts eine beſondere Forſtſektion zur Beſorgung der Forſtangelegenheiten errichtet. Sie bildete eine Abtheilung der Kammer.

Am 21. Febr. reiſte der König von Würtemberg hier durch.

Am 4. März wurde der Geheime Kammerrath von Uttenhoven zum Geheimen Konferenzrath ernannt.

Am 14. April war ein Waldbrand im Still, veranlaßt durch brennenden Schwamm, den ein Mann daſelbſt zufällig hatte fallen laſſen.

Um dieſe Zeit wurde die Chauſſee bis an das Palais der Herzogin Mutter vor dem untern Thore, einige Wochen darauf auch die Chauſſee von der Stadt beim Sächſiſchen Hofe vorbei bis an das Palais des Herzogs gepflaſtert. Im Engliſchen Garten wurden viele Veränderungen vorgenommen *); das Wachthaus, welches ehedem mehr nordwärts, dem Herzogl. Hauſe gegenüber ſtand, wurde an den Mühlgraben verſetzt, die Brücke über den obern Mühlgraben wurde breiter gemacht, mit Trottoirs und eiſernen Geländern verſehen.

Im Junius wurde das Neumeyeriſche Haus in der obern Marktgaſſe aufgerichtet.

Am 3. Jun. reiſte die Kronprinzeſſin Joſephine von Schweden, geb. Prinzeſſin von Leuchtenberg hier durch.

Am 6. Jun. wurde verordnet, daß die Innungsartikel des Metzgerhandwerks ſtreng in allen Punkten gehalten werden ſollten.

Am 5. Jul. verunglückte der Sohn des Weisgerbers Wagner auf einer Schaukel, indem ihm der Strick derſelben um den Hals gekommen war und ihn erdroſſelt hatte.

Am 9. Jul. wurde verordnet, daß Uferbauten ohne Zuziehung Sachverſtändiger und Genehmigung der Behörden nicht vorgenommen werden ſollten.

Am 14. Jul. war ein heftiges Gewitter, welches in Kaltennordheim zündete.

Am 15 Aug. erwarb ſich der Bürger und Hofbediente Georg Koob, der ſchon am 1. Aug. 1815 die Hofleichenkaſſe gegründet hatte, ein neues Verdienſt um ſeine Mitbürger durch Gründung der bürgerlichen Leichenkaſſe. Jedes Mitglied zahlte damals 6 Xr. bei einem Sterbefall, wogegen die Hinterbliebenen 20 fl. erhielten. Die Sache hatte einen guten Fortgang und bewährte ſich als ſehr wohlthätig und zweckmäßig; jetzt iſt die Einlage nur 4½ Xr., während 30 fl. ausgezahlt werden. Die Statuten ſind im J. 1823 und 1833 gedruckt. Vgl. d. Volksblatt 1835 S. 36 ff.

Am 20. Aug. bezog die Herzogin Mutter ihr neu erbautes Palais.

In der Nacht vom 30. zum 31. Aug. zogen mehrere Gewitter über die Stadt. Gegen 3 Uhr des Morgens ſchlug der Blitz in das Wetzeliſche Haus in der Langengaſſe, theilte ſich in demſelben und fuhr in das daranſtoßende Haus

des

---

*) Der von dem Viertelsmeiſter Schröder gezeichnete Grundriß der Stadt und des Engliſchen Gartens, welcher in der Rathsſtube befindlich iſt, zeigt die damalige Beſchaffenheit der Gegend, welche ſeit dieſer Zeit vielfach verändert iſt.

des Schloſſers Hahn, wo er insbeſondere in der Werkſtatt das Werkzeug umherſchleuderte, zum Glück jedoch ohne zu zünden.

Im September zog der Herzog in das neu erbaute Palais am untern Thore.

Am 23. Sept. ſtarb der Geheimerath und Oberſtallmeiſter Gottlob Friedrich Hartmann von Erffa in ſeinem 62ſten Jahre an der Bruſtwaſſerſucht und wurde am 26. Sept. feierlich beerdigt, wobei der Hofprediger Emmrich die Leichenrede hielt. Er hatte bei vielen wichtigen Sendungen dem Staate treue Dienſte geleiſtet, die Rheinbundakte unterzeichnet und war auch als Geſandter beim Kongreß zu Wien.

In dieſem Jahre traten der Regierungsadvokat Köhler, der Schullehrer Schmidt und der Tuchfabrikant Amthor in den Stadtrath.

Am 29. Okt. wurde verordnet, die Sporteln zu den Kaſſen zu erheben und die Diener für den bisherigen Sportelbezug durch feſtſtehende Beſoldung zu entſchädigen. Auch wurde die Zahlung der Reſidenzbaufrohnden durch Verordnung aufgehoben.

Am 1. Nov. wurden der Kammeraſſeſſor v. Erffa und der Landkammerrath Hartmann zu Kammerräthen ernannt.

Am 10. Nov. wurde das von dem Geheimenrathe v. Könitz in dem vormaligen Veyiſchen Garten erbaute neue Haus aufgerichtet.

Mit dem 1. Dec. wurde eine Organiſation der Landeskollegien vorgenommen. Die bisherige Regierung theilte ſich von nun an in zwei Kollegien, in die Landesregierung und das Oberlandesgericht, wodurch die Verwaltung und die Juſtiz getrennt wurden. Die bisherige Oekonomie-, die Kriegs- und die Chauſſeekommiſſion wurden aufgehoben und dem Geſchäftskreiſe der Landesregierung überwieſen. Dem Konſiſtorium wurden die Rechtsſachen der Geiſtlichen und die Eheſachen abgenommen und dem Oberlandesgerichte übertragen, dagegen erhielt daſſelbe die Geſchäfte der Armen- und der Schulkommiſſion (ſ. S. 88). Mitglieder der Landesregierung waren: der Geheimerath v. Donop, der geheime Konferenzrath v. Uttenhoven, geh. Regierungsrath Döbner, Major v. Mauderode, Reg. und Kammeraſſeſſor Hellmann, Regierungsaſſeſſor v. Türcke; des Oberlandesgerichts: Präſident v. Türcke, die Oberlandesgerichtsräthe v. Uttenhoven, v. Fiſchern, Oberlandesgerichtsaſſeſſor Müller; des Konſiſtoriums: Präſident v. Türcke, Vicepräſident v. Uttenhoven, Generalſuperintendent Vierling, Konſiſtorialrath Moſengeil, Superintendent Lange; der Kammer: Präſident v. Bibra, Vicepräſident Caroli, geh. Konferenzrath v. Uttenhoven, geh. Kammerrath Schenk, die Kammerräthe v. Erffa und Hartmann, Reg. und Kammeraſſeſſor Hellmann; der Forſtſektion: Oberforſtmeiſter v. Mannsbach, die Forſtmeiſter v. Künßberg, v. Uttenhoven,. Forſtrath Herrle, Forſtmeiſter v. Gemmingen.

Am 3. Dec. brannten Abends nach 8 Uhr in Maßfeld drei mit Getraid angefüllte Herrſchaftliche Scheunen ab. Das Feuer loderte ſo hoch empor, daß man hier glaubte, es brenne in der Stadt.

Am 22. und 23. Dec. erſchienen Verordnungen über Aufhebung einiger Formalien bei Rechtsmitteln und über Regulirung des Inſtanzenzugs.

Da die Barchentweber wenig Abſatz mehr hatten, während noch in den Jahren von 1788 bis 1797 jährlich gegen 5200 Stück ſchwarzer Barchent verfertigt wurden, wodurch ungefähr 60000 fl. in Umlauf kamen, ſo wurde durch Unterſtützung des Herzogs hier um dieſe Zeit eine Fabrik errichtet, worin von hieſigen Webern Ginghams, Kleider-, Bett- und Futterbarchent u. dgl. verfertigt wurden.

Das Jahr war ſehr fruchtbar, Erbſen, Linſen, Flachs geriethen vorzüglich: in den Wäldern gab es ungemein viele Bucheckern. Die Getraidepreiſe ſanken tief herab. Am Schluſſe des Jahres koſtete der Waizen 16 Btz., das Korn 8½ Btz., die Gerſte 5 Btz., der Haſer 3½ Btz., Erbſen 12 Btz., Linſen 11 Btz.

Bei der Schloßkirche waren 366 Kommunikanten, 16 Paare wurden getraut, 33 Kinder getauft, 39 Perſonen beerdigt. Bei der Stadtkirche waren 1733 Kommunikanten, 17 Paare wurden getraut, 110 Kinder getauft, 69 Perſonen beerdigt, 2 Geiſtliche ordinirt.

1824.

Am 3. Febr. ward eine Verordnung über Feuerlöſchanſtalten erlaſſen und darin beſtimmt, daß jeder Unterthan vor ſeiner Kopulation und ehe er Meiſter werde, 2 fl. entrichten müſſe, daß allenthalben Feuerſpritzen angeſchafft und Feuerviſitationskommiſſionen eingerichtet werden ſollten.

Am 18. Febr. machte die Landesregierung wegen des vielen umherziehenden Bettelgeſindels bekannt, daß jede Gemeinde ihre Armen verſorgen müſſe, und daß Militärkommando's im Lande vertheilt werden ſollten, um Landſtreicher zu arretiren.

Am 19. Febr. erinnerte die Polizeidirektion an die unter dem 16. Aug. 1809 erlaſſene, das Geſinde betreffende Verordnung.

Am 7. April erſchien eine Verordnung in Betreff der Kuhpockenimpfung. Vgl. 1833.

Die Sanitätspolizeidirektion ſchaffte um dieſe Zeit einen Rettungsapparat zur Wiederbelebung Scheintodter, Erfrorner, Erſtickter u. ſ. w. an, der jedem Arzte oder Wundarzte in vorkommenden Fällen zu Gebote ſtehen ſollte.

Am 14. April erſchien eine Verordnung über die Sterbe- und Gnadenquartale von den Beſoldungen der Diener.

Am 16. April ſtarb der Bürgermeiſter und Juſtitiarius **Ernſt Ludwig Konſtantin Heim** in ſeinem 69ſten Jahre. Juſtitiarius wurde der Bürgermeiſter und Kammerkonſulent **Deahna**; Bürgermeiſter wurde der Senator **Johannes**.

Am 6. Mai feierte der Kammervicepräſident **Caroli** ſein 50jähriges Dienſtjubiläum. Der Herzog beehrte den Jubelgreis mit einem Beſuche und überreichte ihm in Anerkennung ſeiner vielfachen Verdienſte eine goldene Doſe. Im Sächſiſchen Hofe hatte der Herzog ein Diner veranſtaltet, wozu der Jubelgreis mit ſeiner Familie und viele Diener eingeladen waren. Bei dem frohen Mahle nahm der Herzog ſeinen Platz zwiſchen ſeinen beiden älteſten Dienern, dem Jubelgreiſe und dem geheimen Hofrathe Otto, welcher 4 Jahre zuvor ſein Jubiläum begangen hatte.

Am 21. Mai wurde das beſondere Gericht der Forſtakademie zu Dreißigacker aufgehoben und die Gerichtsbarkeit dem Oberlandesgerichte übertragen.

Am 5. Jun. wurde der Kanzleigehülfe und Regierungsadvokat **K. Fr. Maaſer** zum Regierungsſekretär ernannt.

Am 28. Jun. wurde eine landesherrliche Verordnung bekannt gemacht, nach welcher von ſämmtlichen Gerichtsſtellen zu den Erkenntniſſen in Civilproceßſachen die Entſcheidungsgründe beigefügt werden ſollten.

Da der große im J. 1775 erbaute ſteinerne Brunnen auf dem Markte (S. ob. S. 83) ſeinen Platz nach der Mitte des Marktes zu bekommen ſollte, indem er bisher weiter nordöſtlich ſtand, und deshalb eingeriſſen war, ſah man ſich genöthigt, einen neuen Brunnkaſten anzuſchaffen. Er wurde zu Floh verfertigt und koſtete 67 Karolin. Es wurden Bäume um den Brunnen her angepflanzt, welche aber verdorrten, weshalb im J. 1826 andere daſelbſt angepflanzt wurden.

Am 15. Aug. traf Prinz **Friedrich Auguſt** von Sachſen mit ſeiner Gemahlin hier ein, reiſte Tags darauf mit dem Herzoge nach Altenſtein, kehrte am 17. zurück und ſetzte dann ſeine Reiſe nach Coburg fort.

Am 17. Aug. ſtarb der Kammervicepräſident **Chriſtian Ludwig Ernſt Caroli** in ſeinem 73ſten Lebens- und 51ſten Dienſtjahre, ein biederer Mann und treuer Diener, welcher allgemeine Achtung genoß. Er war insbeſondere auch ein gründlicher Kenner der Landesgeſchichte und hatte im Laufe dieſes Jahres ſein Dienſtjubiläum gefeiert. S. ob. 6. Mai.

An dem Seminarium wurde ein zweiter Lehrer, **J. N. Hummel**, angeſtellt. Erſter Lehrer war der Landſchuleninſpektor **Keyßner**; den Unterricht im Geſang ertheilte der Kantor **Nier**, im Generalbaß und Orgelſpielen der Muſikmeiſter **Raßmann**, im Schreiben der Schreibmeiſter **Will** (welcher aber am 27. Dec. d. J. ſtarb.)

Am

edlen Rath das Geſuch der Gemeinde, Rechnung abzulegen, wo die ungeheure Summe hingekommen, und wie es gekommen, daß ſie ſo groß geworden, da doch die Gemeindemitglieder an Steuer und Schatzung alljährlich ein nicht Unbedeutendes in den Gemeindeſeckel legen müſſen?“

Da erhob ſich der Rathsmeiſter Dietrich Racke und ſprach: „Recht und billig iſt es, daß Rechnung abgelegt werde, ſo ziemt es einem frommen Rath, der treu und redlich, nach Pflicht und Gewiſſen handelt.“ Er warf, indem er ſprach, einen Blick voll Hohn und Spott auf Kellner, den er bitter haßte. „Wer nicht berechnen kann, mag gebüßt werden an ſeinem Geld und ſeinem Gut.“

„Wohlgeſprochen,“ begann, da der Sprecher ſchwieg, Monſtedt. „Aber die Gemeinde, die ſich zum edlen Rath alles Guten verſieht, will, daß er fortan der Gemeinde geſtatte, die Thore und Thürme unſerer Stadt, die Feſte, Mauern und Bollwerke zu beſetzen und zu verwahren, und verſieht ſich der Gewährung und hofft, daß der Rath mit ihr in Eintracht und Friede handle.“

Am 1. Adventſonntage wurde wieder feierlicher Gottesdienſt in der Stadtkirche gehalten und dieſelbe nach vollendeter Reparatur *) eingeweiht. Seit Trinitatis dieſes Jahres hatte die Arbeit unter Leitung des Kirchenprobſtes und Archivraths Hönn gedauert und nur an einigen Sonntagen konnte Kirche gehalten werden. Der Fußboden wurde mit neuen Platten durch den Maurermeiſter Albus aus Maßfeld geebnet; auf den Emporkirchen und in den Weiberſtänden wurden neue Fußböden durch die Schreinermeiſter Minor und Knieſel verfertigt, welche nebſt dem Schreinermeiſter Zeth die Schreinerarbeit beſorgten. Die Tüncherarbeit und die Vergoldung machte der Tünchermeiſter Ludwig Hermann; das große Gerüſt in der Kirche, wie überhaupt die vorkommende Zimmermannsarbeit, insbeſondere am Dache, hatte der Zimmermann Meiſter Michael Pfeifer übernommen; das Dach wurde durch den Dachdecker Knapp aus Maßfeld fortgelegt, die Fenſter wurden durch den Hofglaſer Walther ausgebeſſert und gereinigt; den Altar verfertigte der Schreiner Minor, und die Vergoldung u. ſ. w. der Tüncher Hermann. Die in den Feldern der Emporkirchen befindlichen bibliſchen Sprüche kamen hinweg, eben ſo die ſchadhaft gewordenen, die Leidensgeſchichte darſtellenden, Bilder an der Decke. Das Gemälde am Altare iſt ein Werk des Malers Jäger. Der Orgelmacher Horn aus Schwallungen ſtimmte die Orgel, polirte die äußern Pfeifen derſelben, verfertigte den neuen 16füßigen Violonbaß (an der Stelle eines 2füßigen unbrauchbaren Kornetbaſſes) und ſtellte den 16füßigen Principalbaß her, welcher vorher nur ein Quintprincipalbaß war und nicht gebraucht werden konnte **). Der Pult wurde nebſt den ihn umgebenden Schranken weiter eingerückt, wodurch der Raum vor demſelben bis an die Weiberſtände gebildet wurde; der für die Geiſtlichen beſtimmte Glasſtand vor der Sakriſteithür wurde hinweggenommen. Die Thurmuhr reparirte der Uhrmacher Schulz. Die ganze Reparatur koſtete über 11600 fl. Sie wurde beſtritten durch eine Kollekte, durch den Verkauf unbrauchbarer Materialien, ein Geſchenk von 500 fl. aus der Grimmenthals- und Waiſenhauskaſſe: das Uebrige trug die Rathskaſſe und die Kirchenkaſſe. Am Freitage vor dem erſten Adventſonntage war die oft gefahrvolle Arbeit glücklich vollendet.

---

*) Die Kirche iſt 1003 erbaut, 1133 erweitert, erfuhr mehrmals Brandunglück, insbeſondere durch Blitzeinſchlagen, in den Jahren 1175, 1296, 1380, 1475, 1490. Von 1594 bis 1605 wurden bedeutende Reparaturen vorgenommen, desgleichen von 1682 bis 1700, wo ſie in die Geſtalt kam, in welcher ſie bis 1824 war.

**) 1546 wurde, nachdem die Reformation hier Eingang gefunden hatte, die Orgel der Kloſterkirche durch den Nürnberger Orgelmacher Nikolaus Kopf in die Stadtkirche gebracht. 1596 wurde eine neue Orgel durch Martin Sömmering aus Erfurt gebaut. 1682 wurde ſie nach Kaltenſondheim verkauft und dagegen die jetzige durch Arnold Wedemann gefertigt. (S. Th. 1. S. 13. 15. 19.) Um 1779 wurde in dieſer Orgel vom Orgelmacher Rommel die Viola di Gamba verfertigt, ſtatt eines ſchönen, aber leicht verſtimmbaren Fagots 16 F. von Blech. Nach 1800 verfertigte Holland aus Schmiedefeld die Flauto traverſ., wo vorher ein Naſat 4 F. befindlich war.

endet. Unter Begleitung der Orgel ſtimmten daher die Handwerksleute das Lied an: Nun danket alle Gott ꝛc. Am Sonnabend war Beichte; am Sonntage Frühkirche, in welcher der Archidiakonus Köhler predigte. In der Hauptkirche, in welcher der Kantor Nier, unterſtützt von der Herzogl. Kapelle, das Vater Unſer von Mahlmann, in Muſik geſetzt von Himmel, aufführte, predigte der Superintendent Lange, in der Nachmittagskirche der Diakonus Schaubach. Bei der Kirche waren um dieſe Zeit angeſtellt: Superintendent Lange, Archidiakonus Köhler, Diakonus Schaubach, Kantor Nier, Organiſt Butzert, Kirchner Behlert, die Heiligenmeiſter Raßmann, Andreas, Lotz, Kalkant Link, Kirchenvogt Dohl.

Am 17. Dec., als am Geburtstage des Herzogs, trat die neue ſtändiſche Verfaſſung ins Leben *). Zur Leitung der Wahlen und zur Vorbereitung der Etats wurde eine Organiſationskommiſſion angeordnet, beſtehend aus dem Kammerherrn D. Fr. v. Stein, dem Oberlandesgerichtsrathe v. Fiſchern, dem Aſſiſtenzrathe Henning. Das Grundgeſetz war am 4. Sept. erlaſſen. Gewählt wurden 1) aus dem Stande der Rittergutsbeſitzer: der Landmarſchall v. Stein, der Konſiſtorialvicepräſident v. Uttenhoven, Kaufmann Voigt aus Salzungen, Kammerherr v. Donop zu Steinach, Oberamtmann Straßburger zu Ellingshauſen, Kaufmann Weiß zu Glücksbrunn, Kammerrath v. Erffa; 2) aus dem Stande der Bürger: Bürgermeiſter Truckenbrod aus Schalkau, Hofkommiſſär Jung aus Römhild, Major Hofmann aus Salzungen, Oberlandesgerichtsadvokat Vey und Färber W. B. Johannes von hier, Senator Weyh aus Waſungen, Senator Müller aus Sonneberg; 3) aus dem dritten Stande: Schultheiß v. Neſſen aus Kaltenlengsfeld, Amtsſekretär Debertshäuſer aus Maßfeld, Chriſtian Popp aus Haina, G. A. Hattenbach aus Allendorf, Schultheiß Eckſtein aus Seltendorf, Mich. Matthes aus Oberlind, Schultheiß Mittelsdorf aus Walldorf. Dieſe Abgeordneten verfügten ſich in die Schloßkirche, wo feierlicher Gottesdienſt das Ganze eröffnete: der Generalſuperintendent Vierling hielt die Predigt. Hierauf wurden die Abgeordneten in den Audienzſaal geführt, wo ſie ſich dem Thronhimmel gegenüber aufſtellten. Die vom Herzoge an die Verſammlung gehaltene Anrede wurde durch den Landmarſchall v. Stein beantwortet. Im Landſchaftshauſe wurde ſodann die Verpflichtung durch den Geheimenrath v. Könitz vorgenommen. Nach einigen Sitzungen wurde der Landtag am 24. Dec. vertagt bis zur Beendigung der nöthigen Vorarbeiten. S. 16. Jan. 1826.

Doppelt wichtig und erfreulich war aber dieſer Tag, indem zugleich die Verlobung des Herzogs mit der Prinzeſſin Maria von Heſſen=Caſſel öffentlich bekannt gemacht wurde.

Gegen

---

*) Ueber die früheren nur aus Rittergutsbeſitzern und Abgeordneten der Städte beſtehenden Landſtände ſ. v. Hendrich im Meining. Taſchenb. 1801. S. 147. u. Walchs Beſchr. d. M. L. S. 114 ff.

Gegen das Ende dieſes Jahres koſtete der Waizen 12 Btz., das Korn 6½ Btz., die Gerſte 5 Btz., der Hafer 3½ Btz., Erbſen 8½ Btz., Linſen 8 Btz. Der Geldmangel war aber drückend.

Um dieſe Zeit gab der Marionettenſpieler Geißelbrecht Vorſtellungen. Er hatte ſchon im J. 1803 hier mit Beifall Vorſtellungen gegeben. Jetzt blieb er hier vom 13. Dec. bis zum 8. Febr. 1825.

Die Witterung war im Herbſte naß, in den letzten Tagen des Decembers ſtürmiſch, dabei warm.

Der Herzog reiſte nach Weihnachten nach Caſſel.

Bei der Schloßkirche waren 486 Kommunikanten, 15 Paare wurden getraut, 54 Kinder getauft, 38 Perſonen beerdigt, 1 Geiſtlicher ordinirt. Bei der Stadtkirche waren 1252 Kommunikanten, 32 Paare wurden getraut, 101 Kinder getauft, 67 Perſonen beerdigt, 1 Geiſtlicher ordinirt.

1825.

Das Gratuliren zum neuen Jahre von Seiten der Kanzleiverwandten ward mit dieſem Jahre verboten.

Am 22. Jan. ſtarb der Bürger und Oekonom Johann Chriſtian König. Er hatte in ſeinem Teſtamente 300 fl. der Armenkaſſe vermacht. 50 fl. ſollten ſogleich unter die Armen, die Zinſen der übrigen 250 fl. jährlich an dieſelben vertheilt werden *).

Am

---

*) Die Stiftungen für Arme ſind folgende: 1) 457 fl. 30 Xr., deren Zinſen durch die Kirchenkaſſe vertheilt werden und aus einzelnen Vermächtniſſen vom Kammerrath Bern 1675 (Güth S. 430), vom Bürgermeiſter E. L. Deahna 1688, Jfr. Lange, 1703, Munk, Ziegler u. a. beſtehen. 2) Das Molteriſche Legat bei der Kirchenkaſſe, geſtiftet von Kunigunde geb. Molter aus Bettenhauſen, 150 fl. frk. v. J. 1570. Von den Zinſen ſoll ſchwarzes Tuch gekauft und ein Jahr in Bettenhauſen, das andere in Sülzfeld, das dritte in Meiningen vertheilt werden. Hierher gehören alſo eigentlich 50 fl. frk. S. Erks Progr. 1745. S. 9. 3) Die Link-Hallenbergeriſche Tuchſpende, geſtiftet 1597 vom Stadtſchultheiß Val. Link und deſſen Ehefrau Anna geb. Hallenberger aus Themar beträgt 300 fl., die auf dem weißen Schwan (dem Johannes'ſchen Hauſe auf dem Markte) ſtehen, von deren Zinſen durch das geiſtliche Miniſterium Tuch unter arme Knaben vertheilt wird. S. Erks Progr. 1734. S. 3. 4) Das Karliſche Leg., geſtiftet 1619 v. Chriſtoph Karl, und 5) das Hartungiſche Leg., geſt. v. Hans Hartung, wird zugleich mit der Tuchſpende vertheilt: beide betragen zuſammen 106 fl. 15 Xr. 6) Das Hübneriſche Leg. 2000 fl., geſtiftet v. Bürgermeiſter Hübner und deſſen Ehefrau für Arme, hauptſächlich aus der Familie, 1724 (ſ. eb. Th. 1. S. 102 ff. 112). 7) Das Höppingiſche Leg. 750 fl., geſtiftet vom Landſchaftsſyndikus Höpping 1740, wird alle 2 Jahre durchs geiſtliche Miniſterium vertheilt (ſ. eb. Th. 1 S. 117. Th. 2. S. 47). 8) Das Gandersheimiſche Leg., geſtiftet von der Aebtiſſin zu Gandersheim (ſ. eb.

Am 12. Jan. wurde der Regierungs- und Kammeraſſeſſor Hellmann zum Regierungs- und Kammerrath ernannt.

Am 11. Febr. traf die Nachricht von dem Tode des Herzogs Friedrich von Gotha hier ein. Da das Haus S. Gotha hierdurch ausgeſtorben war, ſo wurden ſogleich die nöthigen Maaßregeln wegen der Beſitzergreifung getroffen und ein Publikandum erlaſſen.

Am 13. März reiſte der Herzog nach Caſſel, wo am 23. März Abends nach 6 Uhr die Trauung deſſelben mit der Prinzeſſin Maria feierlich vollzogen wurde. Auch hier gedachte man des feierlichen Augenblicks in gottesdienſtlicher Andacht, indem des Abends um 6 Uhr eine Betſtunde in der Stadtkirche gehalten wurde. Nach einer paſſenden Muſik und dem Geſange: Auf Gott und nicht ꝛc. hielt der Superintendent Lange von der Kanzel eine Rede. Zum Schluſſe wurde unter Kanonendonner und Glockengeläute geſungen: Nun danket Alle ꝛc.

Am 27. März reiſte der Herzog mit ſeiner Gemahlin von Caſſel ab. Tags darauf traf er in Liebenſtein ein, mit der herzlichſten Freude von treuen Unterthanen empfangen. Die Herzogin Mutter machte den Neuvermählten einen Beſuch, kehrte aber am 30. März in die Reſidenz zurück, wo am 31. März der Herzog und die Herzogin von Clarence eintraf.

Am 4. April, als am zweiten Oſterfeiertage, war in Meiningen der feierliche Einzug. Schon am Morgen dieſes Tages wogte eine zahlreiche Menſchenmenge auf den Straßen. Von Liebenſtein bis hierher wurde das fürſtliche Paar an jedem Orte mit paſſenden Feierlichkeiten und den Bezeugungen ungeheuchelter Liebe begrüßt. Die Ankunft des Zugs bei Walldorf ward der Stadt durch einen Kanonenſchuß verkündigt. Als der Zug auf der Höhe von Jeruſalem angelangt war, wo die Gemeinde Defertshauſen einen Ehrenbogen errichtet hatte, begann der Donner der auf dem Bildſteine und dem Rohraer Berge aufgepflanzten Kanonen, ſo wie das Glockengeläute der Stadt. An der Stadtgrenze überreichten 12 Töchter hieſiger Bürger bei der daſelbſt errichteten Ehrenpforte mit kurzer Anrede ein auf Atlas gedrucktes Gedicht und Blumenkränze, worauf ein Geſang angeſtimmt wurde. Nun näherte ſich der Zug der Stadt. Voran ritt ein Gensd'armes, der Poſthalter Gieſe mit 20 blaſenden Poſtillons, das geſammte Forſt-

per-

(ſ. ob. S. 33) 300 fl. für Hausarme. 9) Das Gülchenſche Leg. 125 fl. für 12 Hausarme, jetzt vereinigt mit dem Zink-Silchmülleriſchen Leg. bei der Armenkaſſe, 300 fl. im Ganzen. 10) 1500 fl. Leg. der Herzogin Charlotte Amalie bei der Armenkaſſe. 11) Das Bergeriſche Leg. 300 fl., geſtiftet 1764 von der Frau v. Berger für Hausarme, wird durch den Oberbürgermeiſter vertheilt (ſ. ob. S. 27). 12) Das v. Uttenhovenſche Leg 450 fl. vom Kammerpräſidenten v. Uttenhoven 1815, bei der Armenkaſſe. 13) Das ob. genannte Königiſche Leg. 250 fl. 14) Das Fenningeriſche Leg. 100 fl. v. Jfr. Fenninger 1826, bei der Armenkaſſe. 15) Das v. Hendrich'ſche Leg. für die Induſtrieanſtalt, 500 fl., geſtiftet vom Geheimenrathe v. Hendrich 1819. Dieſe Kapitalien belaufen ſich zuſammen auf 7476 fl.

perſonale des Landes nebſt der Forſtakademie, Honoratioren aus der Stadt, die Beamten des Unterlandes, viele andere Berittene aus dem Unterlande, ein Stallmeiſter: hierauf kam der Fürſtliche Wagen, begleitet von den Kammerherrn v. Erffa und v. Speßhardt; es folgten die übrigen Wagen. Ein großer Triumphbogen war bei dem Palais der Herzogin Mutter vom Stadtrathe errichtet. An demſelben ſtand der Stadtrath mit den älteſten Bürgern, die Geiſtlichkeit, das Gymnaſium, die Bürger- und Mädchenſchule mit ihren Lehrern. Der Bürgermeiſter und Polizeidirektor Kremmer begrüßte im Namen des Stadtraths das Fürſtenpaar in ehrfurchtsvoller Anrede. Von Seiten der Stadt wurde ein Gedicht durch junge Mädchen überreicht, auch die Schulen übergaben Gedichte. Von hier an bildete die Bürgerſchaft Spalier. Unter dem lauten Jubel einer unüberſehbaren Menge bewegte ſich der Zug durch die Markt-, Schlund- und lange Gaſſe in das Reſidenzſchloß. Auf dem Markte hatte der Stadtrath einen gothiſchen Tempel mit 5 hoch emporragenden Thürmen errichten laſſen. In demſelben waren 2 Altäre mit Opferflammen: auch hier ward ein Gedicht von der weiblichen Jugend überreicht. Im Schloßhofe war der Hof nebſt den Landeskollegien verſammelt: die junge Herzogin wurde von der Herzogin Mutter, dem Herzoge und der Herzogin von Clarence und dem Landgrafen von Barchfeld empfangen. Tags darauf war große Tafel und Abends fand eine allgemeine Beleuchtung der Reſidenz ſtatt. Nie hat Meiningen etwas Prachtvolleres und Glänzenderes geſehen. Alles gieng mit der größten Ordnung ab und es fiel in keiner Beziehung eine Störung vor. Eine ausführliche Beſchreibung aller Feierlichkeiten, Inſchriften rc. iſt im Druck erſchienen. Vgl. auch d. Wochenbl. St. 13 bis 15. Der Stadtrath zu Salzungen ließ eine Medaille prägen.

Im April wurde wegen Ueberfluß an Getraide und um Ackerbau und Viehzucht durch Emporbringung der inländiſchen Branntweinbrennereien zu heben, mittelſt einer Regierungsverordnung auf den Eimer fremden Branntweins eine Abgabe von 15 fl. gelegt.

Am 14. April wurde eine Regierungsverordnung wegen Einführung von Gemeindebacköfen erlaſſen.

Am 15. Mai ſtarb zu Salzungen der Superintendent Ernſt Julius Walch. Er war der erſte Lehrer an dem 1776 errichteten Schullehrerſeminarium, ſeit 1780 auch Waiſenpfarrer, 1792 Diakonus allhier, ſeit 1793 nach Salzungen berufen. Als gründlicher Kenner der Landesgeſchichte hat er ſich insbeſondere auch durch ſeine Topographie der S. Meiningiſchen Lande verdient gemacht.

Am 28. Mai reiſten der Herzog und die Herzogin von Clarence nach Ems und begaben ſich von da ſpäterhin wieder nach Liebenſtein.

Die Konfirmation der Kinder wurde von dieſem Jahre an von Oſtern auf Pfingſten verlegt.

Am

Am 31. Mai wurde der Anfang mit Einreißung der hölzernen Brücke über den Mühlgraben bei der obern Mühle gemacht und eine neue ſteinerne Brücke gebaut. Mit Ende des Junius war die Arbeit vollendet. Für Fußgänger war während dieſer Zeit eine Nothbrücke errichtet, welche durch den Strauchiſchen Garten in der Reußengaſſe auf den Bleichgraben führte.

Am 3. Jun. kam der Kurfürſt von Heſſen hier zum Beſuche an.

Am 11. Jun. wurde der Oberlandesgerichtsaſſeſſor Müller zum Oberlandesgerichtsrathe ernannt.

Am 24. Jun. ward verordnet, daß jedes Kind bei der Einführung in die Schule einen gedruckten Impfſchein vorzeigen ſolle.

Der Kabinetsmahler Bach feierte in dieſem Jahre als Mitglied der Schützengeſellſchaft ſein 50jähriges Jubiläum.

Im Jul. und Aug. war die Hitze ſehr groß und es trat Waſſermangel ein. Die hieſigen Müller konnten die Stadt nicht hinreichend mit Mehl verſehen. Die Beſitzer von Privatbrunnen mußten die Röhren nach gemachtem Gebrauche ſogleich verſchließen.

Am 5. Aug. ward bekannt gemacht, daß nach einem abgeſchloſſenen Vertrage hieſige Unterthanen ihre Häuſer in die Kurheſſiſche Brandverſicherungsanſtalt einſetzen dürften. Vorher ſtanden viele Häuſer in der Baieriſchen Verſicherungsanſtalt.

Am 12. Sept. ward eine Verordnung vom 25. Jun. über die organiſche Einrichtung der Unterbehörden bekannt gemacht. In Sonneberg wurde ein beſonderes Kreisamt errichtet und der bisherige hieſige Bürgermeiſter und Polizeidirektor Kremmer zum Kreisrathe ernannt. Die Polizeiverwaltung der Stadt wurde dem Stadtſchreiber und Bürgermeiſter Caroli und dem Senator Amthor übertragen, welche den Polizeimagiſtrat bildeten.

Am 28. Sept. machte das Konſiſtorium bekannt, daß die Normalzahl der Seminariſten für die Folge auf 25 feſtgeſetzt ſeyn ſolle.

Am 2. Okt. wurde der Major v. Mauderode zum Obriſtlieutenant ernannt.

Am 18. Okt. wurde der Regierungsaſſeſſor v. Türcke zum Regierungsrathe ernannt.

In dieſem Jahre wurde durch das Konſiſtorium, hauptſächlich auf Veranlaſſung des Generalſuperintendenten Vierling die unterländiſche Schullehrerwittwenkaſſe errichtet. S. Emmrichs Archiv, Bd. 1. S. 350.

Am 29. Nov. wurde der Referendär Graf Fr. v. Ranzau zum Regierungs- und Kammeraſſeſſor ernannt.

Am 12. Dec. erſchien eine Verordnung über die Aufnahme zu Landesunterthanen, Ertheilung des Nachbarrechts und des gutsherrlichen Schutzes.

Bei

Bei der Schloßkirche waren 345 Kommunikanten, 12 Paare wurden getraut, 42 Kinder getauft, 25 Perſonen beerdigt. Bei der Stadtkirche waren 1882 Kommunikanten, 19 Paare wurden getraut, 126 Kinder getauft, 69 Perſonen beerdigt, 7 Geiſtliche ordinirt.

1826.

Mit dieſem Jahre erſchien das bisherige **Wochenblatt**, welches 1763 ſeinen Anfang genommen hatte (S. 19), als **Herzogl. Regierungs- und Intelligenzblatt.**

Am 16. Jan. kamen die Stände zuſammen (ſ. ob. S. 226).

Am 3. Febr. forderte der Herzog in einer öffentlichen Bekanntmachung ſeine Diener und Unterthanen auf, zu einem Verein zuſammenzutreten, deſſen Mitglieder ſich verbindlich machten, für den eigenen und Familienbedarf binnen der nächſten ſechs Jahre ſich blos der im Inlande fabricirten Tücher zu bedienen. Die Namen der Theilnehmer ſind im Regierungsblatte aufgezeichnet. Die ſämmtlichen Deputirten des Landtags traten dem Vereine bei.

Am 1. März kam die Kurfürſtin von Heſſen-Caſſel nebſt der Prinzeſſin Karoline hier an.

Am 2. März erſchien eine Verordnung, die **Steuerverwaltung** betreffend.

Am 9. März wurde eine am 29. Nov. 1825 erlaſſene Verordnung über den Geſchäftskreis des **Hofmarſchallamts** bekannt gemacht.

Es wurde um dieſe Zeit verordnet, daß die ordinirten Geiſtlichen bei ihren Amtsverrichtungen ſich ſtatt des bisher üblichen Mantels des längſt in der evangeliſchen Kirche und ehedem auch hier gebräuchlichen **Chorrocks**, wie auch eines ſchwarzſammtnen Barets bedienen ſollten. Am 12. März, als am Sonntage Judica, geſchah es zum erſtenmale hier in der Schloß- und Stadtkirche. S. Th. 1. S. 34.

Am 14. März wurde bekannt gemacht, daß mit dem 1. April für die hieſige Stadt eine **Sparkaſſe** errichtet werden ſolle.

Am 20. März erſchien eine neue Verordnung über den **Militärdienſt.** Vgl. 23. Dec. 1809.

Am 2. April Abends halb 10 Uhr wurde dem Herzogl. Hauſe **ein Prinz geboren.** 101 Kanonenſchüſſe und das Geläute ſämmtlicher Glocken verkündeten das frohe Ereigniß; Trompeten und Pauken ertönten vom Schloß. Ein Muſikchor durchzog die Stadt, die Hauptſtraßen wurden nebſt dem Markte augenblicklich illuminirt und die allgemeine Freude ſprach ſich laut und herzlich aus. Sobald der Kanonendonner und das Glockengeläute aufgehört hatte, eilte man

noch

noch in der Mitternachtsſtunde in die mit vielen hundert Lampen erleuchtete Stadtkirche zu einer feierlichen Dankbetſtunde, wobei nach Abſingung des Liedes: Auf Chriſten bringet ꝛc. der Diakonus Schaubach von der Kanzel eine Rede hielt. Zum Schluß wurde geſungen: Nun danket Alle ꝛc., wozu das Glockengeläute wieder einſtimmte. Tags darauf wurde um 11 Uhr in der Schloßkirche eine Dankbetſtunde gehalten, wo der Generalſuperintendent Vierling die Rede hielt. S. d. Reg. Bl. über die ganze Feierlichkeit.

Am 25. April kam der Kurprinz, Tags darauf der Kurfürſt von Heſſen-Caſſel, am 29. April die Herzogin Ida von Weimar hier an.

Am 1. Mai wurde der Erbprinz in der Schloßkirche getauft und erhielt den Namen Georg. Außer den hohen fürſtlichen Verwandten waren die Stände des Landes zu Taufpathen erbeten, welche durch 6 Abgeordnete aus den verſchiedenen Ständen vertreten wurden, wozu noch 18 Taufzeugen vom Lande kamen. Sobald der Zug die Kirche betrat, begann das Orgelſpiel, worauf ein Chorgeſang von einem Sängervereine die feierliche Handlung eröffnete. Die Taufe wurde unter dem Donner von 72 Kanonenſchüſſen durch den Generalſuperintendenten Vierling vollzogen. Mittags war große Tafel, des Abends Cour und Concert bei Hofe. Das Gymnaſium überreichte ein von D. Ihling verfaßtes Gedicht. Die untern Schulklaſſen hatten unter Leitung des Kantor Nier einen Zug mit transparenten Laternen veranſtaltet. Die Kinder brachten ein Lebehoch aus und zugleich wurde ein kleines Feuerwerk durch den Buchbinder Behlert im Herrnberge abgebrannt.

An dieſem Tage wurden der Armenkaſſe 500 fl. rhn. als Beitrag zu einem Fond für Erweiterung der beſtehenden Armenanſtalten übergeben.

Am 2. Mai reiſte der Kurfürſt von Heſſen wieder ab.

Am 6. Mai wurde mit Beirath und Verwilligung der Stände eine Penſionsanſtalt für Staatsdiener-Wittwen und Kinder errichtet.

Am 7. Mai, als am Sonntage Exaudi, hielt die Herzogin Maria ihren Kirchgang in der Schloßkirche. In allen Kirchen des Landes ward ein Dankfeſt gefeiert.

Am 8. Mai gab der Herzog der Bürgerſchaft einen Ball im Sächſiſchen Hofe.

Am 14. Mai, als am Pfingſtfeſte, beſuchte die Herzogin zum erſtenmale nach der Geburt des Erbprinzen die Stadtkirche. Die Herrſchaft wurde an der Kirchthüre vom Stadtrath und der Geiſtlichkeit empfangen, 200 Mädchen bildeten ein Spalier und ſtreuten Blumen. Die Predigt hielt der Diakonus Schaubach. Als die Herzogin nach beendigtem Gottesdienſte den Wagen beſtieg, ſpannten Bürger von demſelben die Pferde ab und zogen ihn in die Reſidenz.

Am 19. Mai reiſte die Kurfürſtin von Heſſen und die Prinzeſſin Karoline, am 26. Mai auch der Kurprinz von hier ab.

Am 27. Mai ſtarb der Konſiſtorialrath, Superintendent und Oberpfarrer der Stadtkirche, **Adam Gottlieb Lange**, in ſeinem 64ſten Jahre an einer abzehrenden Krankheit. Er war ſeit 1793 Konrektor, ſeit 1799 zugleich Kollaborator an der Kirche, ſeit 1799 Diakonus, ſeit 1806 Archidiakonus, ſeit 1818 Superintendent. Am Sonntage Invokavit hatte er den Superintendenten Sachs in Salzungen eingeführt, kehrte krank zurück und kam ſeit dieſer Zeit nicht wieder in die Kirche. Er war ein kräftiger, freimüthiger Mann, ein feuriger Redner und hat als Seelſorger am Krankenbette und in den Hütten der Armen ſehr viel gewirkt. Am 30. Mai wurde er ſeinem Willen gemäß des Morgens ganz in der Stille beerdigt.

Die Bäume wurden in dieſem Frühjahre durch die Raupen gänzlich abgefreſſen.

Am 12. Jun. wurde nach vollendetem Bau das neue **Kaſinolokale**, welches den nördlichen Theil des Sächſiſchen Hofs bildet, eingeweiht. Vorher hatte die Kaſinogeſellſchaft (S. 137) das obere Stockwerk des Landſchaftsgebäudes in Miethe.

Am 25. Jun. ſtarb der Archidiakonus **Johann Gottlieb Auguſt Köhler** nach langwierigem durch ein Geſchwür in der Lunge veranlaßten Krankenlager in ſeinem 56ſten Jahre. Er war zu Friedelshauſen geboren, wo ſein Vater Pfarrer war, ſeit 1807 Kollaborator, ſeit 1819 Archidiakonus. Auch ſein Verluſt ward wie der ſeines einige Wochen vorher verſtorbenen Kollegen Lange allgemein bedauert; er war ein liebevoller, ſeines Berufs treu wartender, in ſeinem Wandel durchaus würdiger Mann. An ſeinem Grabe hielt der Diakonus Schaubach eine Rede, worauf das Chor, unter muſikaliſcher Begleitung den Geſang anſtimmte: Gebt dem Tode ſeinen Raub 2c.

Wie ſeit der Krankheit dieſer beiden Geiſtlichen vom Anfange dieſes Jahres an hatte der Diakonus, bei den ſonntäglichen Predigten durch Kandidaten unterſtützt, die Verwaltung ſämmtlicher pfarramtlicher Geſchäfte in der Stadt und auf den Filialen bis in die Mitte des Jahres 1827.

In dieſem Jahre wurde in den vormals Deahna'ſchen und Treiberiſchen Gärten vor dem untern Thore ein großes, zwei Wohnungen enthaltendes Gebäude nach einem vom Architekten Buttmann entworfenen Plane erbaut. Im Jun. 1827 wurden dieſe Wohnungen durch eine Lotterie ausgeſpielt (S. 237).

Der im J. 1789 angelegte **Thiergarten** (S. 119) wurde um dieſe Zeit wieder aufgehoben.

Wegen der in angrenzenden Ländern herrſchenden Viehſeuchen wurde am 12. Okt. eine Regierungsverordnung erlaſſen.

Am 12. Nov. wurde die Gothaiſche Succeſſionsangelegenheit beendigt und dadurch der hieſigen Stadt die immer gehegte Hoffnung, ſie werde die Reſidenz behalten, geſichert, wie auch die Ausſicht auf fernern und ſteigenden Wohlſtand eröffnet. Der Herzog trat außer den Kammergütern Calenberg und Gauerſtadt nichts ab, erhielt dagegen aber das Herzogthum Hildburghauſen mit Ausnahme der Aemter Sonnefeld und Königsberg, das Fürſtenthum Saalfeld, das Amt Themar, den dritten Theil des Amts Römhild, mehrere zum S. Coburgiſchen Amte Neuſtadt gehörige Ortſchaften, das Amt Camburg, das Amt Krannichfeld und mehrere Parzellen. Es erſchienen beſondere Bekanntmachungen, es wurden Kommiſſarien zur Beſitzergreifung abgeſandt, auch wurde der Herzogl. Titel verändert. Mit den Behörden wurden vor der Hand keine weſentlichen Veränderungen vorgenommen; den Hildburghäuſiſchen Oberbehörden wurde das Fürſtenthum Saalfeld zugewieſen.

Am 15. Nov. wurden der Geheimerath v. Könitz zum Staatsminiſter, der Landmarſchall v. Stein zum Geheimenrath, der Oberlandesgerichtsrath v. Fiſchern zum Miniſterialrath ernannt. Landmarſchall wurde der ritterſchaftliche Abgeordnete Frhr. v. Bibra.

Am 19. Nov., als am 26. Trinitatisſonntage, wurde in der Stadt- und Schloßkirche für die glückliche Beendigung der Succeſſionsverhandlungen Gott gedankt. Eine Deputation der Behörden und der Stadt Themar traf an dieſem Tage hier ein.

Am 20. Nov. war im Sächſiſchen Hofe ein von den Bürgern veranſtalteter Ball, bei welchem die Herrſchaft durch ihre Anweſenheit die Bürger erfreute.

Am 22. Nov. veranſtaltete der Kantor Rier mit den Schulkindern und den Söhnen hieſiger Bürger einen Laternenzug in den Schloßgarten, wo dieſelben mit 600 bunten chineſiſchen Laternen ſich ordneten und das Herzogthum nach ſeinen neuen Grenzen darſtellten: die Städte und Dörfer wurden durch große transparente Laternen bezeichnet; ein großer transparenter Obelisk zeigte das Sächſiſche und Hennebergiſche Wappen. Es wurde ein Geſang angeſtimmt und ein Vivat gebracht, während zugleich am Bildſtein ein durch den Buchbinder Behlert veranſtaltetes Feuerwerk das Dunkel erleuchtete. Der Zug gieng alsdann zum Palais der Herzogin Mutter und dem Hauſe des Staatsminiſters v. Könitz, dem wie dem Geheimenrathe v. Donop und dem Miniſterialrathe v. Fiſchern ein Lebehoch gebracht wurde.

Am 23. Nov. war ein großer Fackelzug. Gegen 1000 Bürger und Bürgersſöhne verſammelten ſich auf dem Markte. Vor dem obern Thore wurden die Fackeln angezündet; der Zug gieng über die obere Brücke und den obern Raſen in den Herrnberg, wo dem Schloſſe gegenüber den höchſten Herrſchaften unter Trompeten- und Paukenſchall ein Lebehoch gebracht wurde. Von da zog man

über

Auf dieſe Rede ſahen ſich mehrere der Räthe bedenklich an, Kellner aber nahm das Wort gegen die Vormünder. „Wofür iſt ein Stadtrath da, wenn er nicht Kraft behalten ſoll, für das Gemeindewohl Sorge zu tragen? Wem liegt es ob, zu wachen für die Sicherheit der Bürger und die Aufrechthaltung der Ordnung und der Geſetze? Will ſich die Gemeinde ſelbſt regieren? Wozu ſoll es, daß ſie die Thore und Thürme beſetzen will? Und was für Rechnung ſoll der Rath ablegen? Iſt es nicht genug, daß er der Gemeinde ſeine Bücher öffnet zur Einſicht, ſoll er die Quittungen darlegen über jedes Schock und jeden verwendeten Groſchen? Immer hat ſich der Rath unter ſich berechnet, und daran ein Genüge gehabt, warum ſoll es nun anders ſein? Es iſt nicht des Rathes Schuldigkeit, der Gemeinde Rechnung abzulegen, und darum wird ſolches Begehr nicht bewilligt!“

Da warf ſich Menſtedt trotzig in die Bruſt, und rief: „Bei Gott, Herr Kellner, Ihr führet eine kühne Rede! Ich ſage hiermit Euch und dem ganzen Rath im Namen der Gemeinde, über den untern Raſen nach dem Palais der Herzogin Mutter, vor das v. Könitziſche Haus, hinter der Fitz weg, wieder auf den untern Raſen, wo die Fackeln verbrannt wurden.

Am 26. Nov. ließ die Bürgerſchaft die Armen und die Kinder der Induſtrieanſtalt ſpeiſen.

An dieſem Tage ſtarb der Lehrer der Mathematik an der Forſtakademie zu Dreißigacker und Lehrer des Zeichnens am Gymnaſium, Chriſtoph Julius Karl Hauſen in ſeinem 39ſten Jahre und wurde am 29. feierlich beerdigt.

Am 29. Nov. wurde der bisherige Amtmann Schmidt zu Roßdorf zum Regierungsrathe allhier ernannt.

Am 9. Dec. reiſte der Herzog mit der Herzogin Maria nach Hildburghauſen und kehrte am 19. zurück.

Am 14. Dec. wurde verordnet, daß nur von der Lebküchnerinnung mit Pfefferkuchen Handel getrieben werden dürfe.

Am 17. Dec. ſtarb der Oberjägermeiſter v. Ziegeſar im 78ſten Jahre.

Um dieſe Zeit gaben die Gebrüder Lorgie Vorſtellungen auf einem Marionettentheater.

Konſumirt wurden an ausgeſchlachtetem Fleiſche 456 Ochſen, 15 Kühe und Stiere, 1048 Schweine, 1471 Hammel und Schaafe, 1412 Kälber; an Getränken 270 Eimer Wein (außer der Herzogl. Hofhaltung), 250 Eimer Branntwein, 16104 Eimer Bier.

Der Frühling dieſes Jahres war kalt, erſt im Mai trat warme Witterung ein, die in große Hitze übergieng und mit ſchweren Gewittern bis in den September anhielt: nun kam empfindliche Kälte, der Oktober war warm und ſchön, die letzten Monate naß, veränderlich und trübe.

Bei der Schloßkirche waren 376 Kommunikanten, 9 Paare wurden getraut, 46 Kinder getauft, 27 Perſonen beerdigt. Bei der Stadtkirche waren 1755 Kommunikanten; 14 Paare wurden getraut, 116 Kinder getauft, 96 Perſonen beerdigt.

1827.

Vom 1. Jan. bis zum Schluß des April gab die Köhler'ſche Schauſpielergeſellſchaft auf dem im Courſaale des Herzogl. Schloſſes errichteten Theater Vorſtellungen.

In der Mitte dieſes Monats war einige Tage nach einander heftiger Sturmwind.

Am 27. Jan. wurde der Hofprediger Emmrich zum Konſiſtorialrath ernannt.

Am 1. Febr. erſchien eine Verordnung über die Einreichung der Bittſchriften Beſchwerden und ſonſtigen Vorſtellungen.

Um Einheit in den Einrichtungen des Schulweſens für das ganze Land zu bewirken, wurde der Konſiſtorialrath D. Nonne zu Hildburghauſen am 21. Febr. auch zum Mitgliede des hieſigen Konſiſtoriums ernannt und mit der Oberaufſicht über das geſammte Schulweſen beauftragt.

Am 14. März wurde der Oberlandesgerichts= und Konſiſtorialpräſident v. Türcke zum Geheimenrathe ernannt und trat wegen der vermehrten Geſchäfte beim Oberlandesgerichte aus dem Konſiſtorium, wogegen der Vicepräſident v. Uttenhoven Konſiſtorialpräſident wurde. Der Kammerpräſident v. Bibra wurde zum Geheimenrathe, der Oberforſtmeiſter v. Mansbach zum Oberforſtdirektor ernannt.

Am 2. April, am Geburtstage des Erbprinzen, wurde in der Stadtkirche um 10 Uhr Vormittags eine feierliche Betſtunde gehalten, wobei die Herrſchaft, der Erbgroßherzog, der Herzog Bernhard, die Herzogin Ida von Weimar und die Landgrafen von Barchfeld anweſend waren.

Der Stadtrath überreichte an dieſem Tage dem Staatsminiſter v. Könitz das Bürgerdiplom nebſt einem ſilbernen Pokale, desgleichen den Geheimenräthen v. Baumbach und v. Donop, und dem Miniſterialrathe v. Fiſchern, als Kommiſſarien bei den Gothaiſchen Succeſſionsverhandlungen, ſilberne Pokale.

Am 14. April wurde der Rath und Amtmann Schenk zu Frauenbreitungen zum Regierungsrathe allhier ernannt.

Am 22. April, als am Sonntage Quaſimodogeniti, wurde der bisherige Diakonus E. Schaubach als Superintendent und Oberpfarrer der Stadtkirche durch den Konſiſtorialpräſidenten v. Uttenhoven und den Generalſuperintendenten Vierling eingeführt. Sonntags darauf hielt derſelbe ſeine Antrittspredigt als Oberpfarrer über Röm. 1, 16.

Am 2. Mai wurde durch eine Verordnung bekannt gemacht, daß inländiſche Erzeugniſſe, wenn ſie mit Urſprungszeugniſſen verſehen wären, ohne beſondere erhöhte Abgaben im ganzen Umfange des Herzogthums verfahren und verbraucht werden könnten.

Mit dieſem Monat wurde das Feldjägerkorps zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe, Ordnung und Sicherheit, zur Handhabung der ſich darauf beziehenden Geſetze, zur Unterſtützung der Juſtiz= und Adminiſtrativbehörden errichtet. Eine Abtheilung war zu Pferde, die andere zu Fuß; unter den erſtern waren 6 Oberjäger, von denen jeder einen der 6 Diſtrikte des Landes zu beſorgen hatte. Das ganze Korps wurde von einem Offizier befehligt. S. d. Verordnung über die Einrichtung des Feldjägerkorps. Vorher waren Militärkommando's im Lande vertheilt. S. 223.

Durch

Durch höchſte Verordnung vom 8. Mai wurde der Geſchäftskreis der am 20. Febr. 1823 errichteten Forſtſektion über das ganze Land erſtreckt, um Einheit in der Behandlung des Forſtweſens zu bewirken.

Am 12. Mai reiſte die Herrſchaft von hier ab, um die neuen Landestheile zu beſuchen. (Die Empfangsfeierlichkeiten an verſchiedenen Orten ſind im Regierungsblatt beſchrieben.) Am 27. Jun. kehrte ſie zurück.

Am 13. Mai, als am Sonntage Cantate, hielt der ſeitherige Pfarrer zu Sülzfeld, Jakob Friedrich Storandt, in der Stadtkirche ſeine Probepredigt als Archidiakonus. Am 17. Jun., als am 1. Trinitatisſonntage hielt er ſeine Antrittspredigt. Er ſtarb am 24. April 1835.

Vom 5. Jun. an wurde die Ausſpielung der neu erbauten Häuſer vor dem untern Thore (ſ. S. 233) vorgenommen.

Um dieſe Zeit wurde der bisherige Präſident des Obergerichts zu Marburg, Friedrich Krafft, hierher als Regierungspräſident berufen.

Im Junius wurde das Landſchullehrerſeminarium nach Hildburghauſen verlegt und mit dem dortigen vereinigt. Es hatte ſeit 1776 hier beſtanden und war eine der älteſten Anſtalten dieſer Art in Deutſchland, anfangs unter Walch's, ſeit 1792 unter Keyßners Direktion; ſeit Errichtung deſſelben wurde kein Landſchullehrer angeſtellt, der hier nicht vorbereitet geweſen war, auch viele Ausländer erlangten hier ihre Bildung und die Anſtalt hatte viele Früchte gebracht. Ueber 70 von Keyßner gebildete Seminariſten ſind im Auslande ehrenvoll angeſtellt worden. M. vgl. d. Meining. Taſchenbuch 1801. S. 77. Die Armenſchule, welche zu den Uebungen der Seminariſten benutzt war, beſtand jedoch auch nach Verlegung des Seminariums hier fort. Der Seminarlehrer Hummel wurde nach Hildburghauſen verſetzt. S. ob. S. 86. 97. 106. 117. 128. 130. 142. 218. 224. Am 8. Sept. 1828 erſchien ein höchſtes Edikt über das vereinte Landesſchullehrerſeminarium.

Durch die Herzogin Maria wurde jetzt ein Frauenverein begründet, welcher ſich mit Leitung einer Unterrichts- und Verſorgungsanſtalt armer Mädchen beſchäftigte. Am 1. Mai trat die Sache ins Leben, indem 5 arme Mädchen dem Betteleben entriſſen wurden. Am 3. Jul. fand die Einweihung in einem Saale des Herzogl. Schloſſes durch eine Rede des Hofpredigers Emmrich in Gegenwart der fürſtlichen Frauen und der Mitglieder des Vereins ſtatt. Am 25. Jul. wurden die Vorſteherinnen gewählt und am 1. Aug. begann die Anſtalt in erweiterter Geſtalt. Sie wurde in das alte Schulgebäude verlegt, wo bisher das Seminarium geweſen war. Der Ertrag von Verlooſungen, Beiträge an Geld und Viktualien machten die Einkünfte aus. Der Lehrer Walter übernahm den Unterricht.

Der Umgang am Thurme wurde mit neuen Bohlen belegt, welche in dieſem und dem folgenden Jahre auch mit Blei bedeckt wurden.

Am 18. Jun. wurde der Anfang mit Niederreißung der Gottesacker- oder St. Martinskirche gemacht. Die Materialien wurden zum Bau des neuen Krankenhauſes verwendet: die in ihr befindlichen Grabſteine wurden an der Mauer des Gottesackers aufgeſtellt, da ſie ſich meiſtens auf Perſonen beziehen, die in der Geſchichte der Stadt von Merkwürdigkeit ſind. Die St. Martinskirche (wiewohl dieß nicht von dem eben erwähnten Gebäude zu verſtehen iſt), war eigentlich die älteſte Kirche der Stadt: eine Kapelle wurde (nach Güth, S. 25 ff. Weinrichs K. u. Sch. St. S. 21) durch Bonifacius oder deſſen Gehülfen Burchard nach dem J. 700 oder wahrſcheinlich zur Zeit Karl des Großen erbaut; ſie ſtand zum wenigſten zur Zeit Heinrich I um das J. 923. Als 1003 die Stadtkirche erbaut wurde, verlor die alte Kirche ihr Anſehn nicht; der Biſchof Heinrich von Würzburg verſchönerte 1007 „die alte Pfarrkirche vor dem untern Thore“, zierte ſie mit etlichen neuen Altären und weihte ſie aufs neue zur Ehre des h. Martin ein, auch verordnete er 1017 eine Wallfahrt, die jährlich am Palmſonntage gehalten werden ſollte. Ein Sturmwind zerſtörte 1249 das Dach und den Thurm der Kirche: 1432 brannte ſie ab, wurde aber bald wieder erbaut. Im Bauernkriege 1525 brachen ſie die Bürger ab, damit bei der zu fürchtenden Belagerung ſich hier niemand feſtſetzen und der Stadt von da aus Schaden zufügen könnte. Sie ward wieder hergeſtellt und durch den Weihbiſchof von Würzburg rekonſekrirt. Nach der Reformation wurde ſie als Gottesackerkirche gebraucht; die erſte Leichenpredigt hielt auf dieſe Weiſe der Archidiakonus Kaiſer am 17. April 1579. Damals nahm die Bevölkerung zu, die Kirche ward für die Gemeinde zu klein, weshalb man ſie 1609 einriß und dagegen 1610 eine geräumige Kirche von Stein erbaute, welche mit koſtbaren Epitaphien geziert war; auch erhielt ſie eine Glocke. Paul Stumpf, Lahr genannt, machte ſich dabei verdient und wurde nach ſeinem Tode 1620 auch in dieſer Kirche begraben. (In ſein Grab kam ſeine Urenkelin Johanne Chriſtiane Grimm geb. Erk, 1742, deren Epitaphium noch vorhanden iſt.) 1640 wurde die Kirche ſehr beſchädigt, als im 30jährigen Kriege 4 Armeen, die ſchwediſche unter dem Feldmarſchall Banner, die franzöſiſche unter dem Duc de Longeville, die braunſchweigiſch-lüneburgiſche unter Klitzig, die heſſiſche unter Melander hier ihr Nachtlager hielten. 1641 wurde ſie von der kaiſerlichen Garniſon unter dem Obriſtlieutenant Beuting aus Furcht vor einer Blokade gänzlich abgebrochen: Beuting ward einige Tage darauf bei Obermaßfeld von den Schweden erſchoſſen, erhielt ſeinen Sarg aus den gemalten Bretern der von ihm eingeriſſenen Kirche und mußte in die Stadtkirche begraben werden. Die Leichenandachten wurden nun in der Stadtkirche, der Hoſpitalkirche und unter freiem Himmel auf dem Gottesacker gehalten, bis man nach geſchloſſenem Frieden, obwohl die Bürgerſchaft aufs

äußerſte

äußerſte erſchöpft war, vor allen Dingen an die Erbauung einer Gottesackerkirche dachte. So wurde 1658 die Kirche erbaut, welche bis 1827 ſtand. Sie hatte Kanzel, Chor, Altar, geräumige Stühle, der Regierungsrath Salomo Zink hatte ſie mit Schnitzwerk zieren laſſen. Die erſte Leichenpredigt wurde bei dem Begräbniß eines 86jährigen Mannes, Hans Limpert, genannt Stötzer, am 14. Jan. 1658, die letzte am 4. Aug. 1811 durch den Archidiakonus Lange bei der Beerdigung des Geſchirrhalters Keinet gehalten. Die Leichenpredigten wurden ſeltener (ſ 104.); die Kirche war zuletzt ſehr baufällig, finſter und wurde 1813 zu einem Lazareth benutzt. Am 29. Jun. 1681 wurde die Amtskirche in ihr gehalten, weil in der Stadtkirche eine Reparatur vorgenommen wurde. Die Glocke, welche in der vorigen Kirche befindlich war, wurde auch 1683 wieder angebracht. (Th. 1. S. 19). Die Errichtung eines Tempels über dem Grabe Herzog Georgs wurde beabſichtigt und dazu eine Kollekte eingeſammelt.

Der Gottesacker iſt der älteſte Kirchplatz und Begräbnißort. Aber auch die andern Kirchen, die Stadtkirche und die Hoſpitalkirche enthielten Begräbniſſe, ſo wie unter der Schloßkirche die fürſtliche Gruft befindlich iſt. Auf dem Hoſpitalkirchhofe, wo jetzt das Bernhardinum ſteht, wurde zur Zeit des 30jährigen Kriegs oft begraben, weil man ſich häufig nicht zur Stadt hinaus wagen durfte. In die Stadtkirche wurde zuletzt der Superintendent Link 1776, in die Gottesackerkirche der Geh. Rath v. Pfaffenrath 1779 begraben *), 1784 wurde das Begraben in Kirchen verboten. S. ob. S. 84. Im J. 1732 erkaufte der Stadtrath ein Stück Land zur Erweiterung des Gottesackers an der nordöſtlichen Seite, wo ſich einige Gebäude als Erbbegräbniſſe befinden **) 1739 theilte der Bürgermeiſter Derk den ganzen Platz in 8 Quartiere, welche durch die Richtung der Gottesackerkirche beſtimmt wurden. 1740 fieng Derk die Führung eines Todtenregiſters an. Die von Uttenhovenſche Familie erwarb ein anſtoßendes eigenthümliches Grundſtück als Erbbegräbniß bei der Beerdigung des Kanzlar v. Uttenhoven am 27. Dec. 1808: durch Einreißung der Mauer ward die Verbindung mit dem Gottesacker hergeſtellt. Um 1810 erkaufte der Stadtrath mehrere dort anſtoßende Grundſtücke für 420 fl. frk., um den Gottesacker zu erweitern. Mehrere Erbbegräbniſſe ſind erkauft und Eigenthum, andere Familienbegräbniſſe beruhen auf Obſervanz ſeit langen Jahren.

In dieſem Jahre erſchien eine ausführliche Verordnung über die in den Kirchen zu haltenden Katechiſationen. S. ob. S. 54.

Am

---

*) Ein Verzeichniß der in die Stadtkirche begrabenen Perſonen ſ. im Volksblatt 1835 S. 145 ff. über die fürſtl. Gruft vgl. eb. daſ. S 181 ff.

**) Dieſe ſind: das v. Kunßbergiſche, v. Erbenſche, Zinkiſche (wo das ehedem in der Gottesackerkirche befindliche Bild des Regierungsraths Salomo Zink und ſeiner Gattin geb. Schröter ſteht), das Silchmüllerſche.

Am 22. Aug. wurden ſtatt der bisherigen 5 unterländiſchen Aemter 3 Juſtizämter zu Waſungen, Glücksbrunn und Salzungen eingerichtet und in Beziehung auf Verwaltung Ein Kreisamt, deſſen Sitz nach Frauenbreitungen kam. Zum Kreisrath wurde der bisherige Landſchaftsſyndikus Ambronn ernannt.

In dieſem Jahre wurden Anpflanzungen von Maulbeerbäumen angelegt, um Seidenbau zu treiben.

Im September wurde unterhalb des Engliſchen Gartens ein neues Gebäude zu einer vom Kaufmann Thorbeck angelegten Tabaksfabrik errichtet.

Am 7. Oktober, als am 17. Sonntage nach Trin., hielt der hierher als Diakonus berufene Kandidat August Gottlieb Calmberg aus Friedelshauſen, bisher Lehrer am Johanneum zu Hamburg, in der Stadtkirche ſeine Probepredigt und wurde am 21. Okt. ordinirt, worauf er am 28. Okt. in der Nachmittagskirche ſeine Antrittspredigt hielt.

Die Herrſchaft reiſte um dieſe Zeit auf einige Wochen nach Hildburghauſen.

Im Winter wurden von einer Liebhabergeſellſchaft einige Vorſtellungen auf dem Theater im Herzogl. Schloß gegeben.

Die Aerndte war mittelmäßig, Flachs und Obſt mißrieth, andere Früchte fielen gut aus. Der Waizen ſtieg von 13 bis 17 Btz., das Korn von 8 bis 12 Btz., Gerſte von 7½ bis 9 Btz, Hafer von 4¾ auf 5½ Btz. Erbſen und Linſen koſteten 13 bis 15 Btz. Konſumirt wurden 484 Ochſen, 15 Kühe, 834 ſtarke Schweine, 1746 Hammel, Schafe und geringe Schweine, 1447 Kälber, 12 Lämmer, 2 Ziegen, 318 Eimer Wein (außer der Herzogl. Hofhaltung), 400 Bouteillen Champagner, 9860¼ Eimer einfaches Bier, 5862 Eimer Doppel- und Lagerbier, 52 Eimer Bamberger, 41 Eimer Oberländer Bier, 125 Eimer Branntwein und Rum (ohne den hier gebrannten und ausgeſchenkten); abgeladen und verkauft wurden 44592 Pfd. Zucker und Kaffee, 199 Pfd. Chokolade, 68 Pfd. Thee, 1256 Pfd. Pfeffer.

Die Witterung hatte nichts beſonderes Ausgezeichnetes, auch war der Geſundheitszuſtand des Jahres im Ganzen gut.

Bei der Schloßkirche waren 373 Kommunikanten, 9 Paare wurden getraut, 35 Kinder getauft, 31 Perſonen beerdigt. Bei der Stadtkirche waren 1695 Kommunikanten, 20 Paare wurden getraut, 131 Kinder getauft, 74 Perſonen beerdigt, 5 Geiſtliche ordinirt.

1828.

Mit dem neuen Jahre trat ein durch den Kantor Nier errichtetes Singchor ins Leben. In ältern Zeiten war der Geſang auf allen Schulen ein Gegenſtand des Unterrichts und bei der engen Verbindung zwiſchen Kirche und Schule

war

war es auch nothwendig. In den Städten bildeten faſt überall die Lehrer *) mit den dazu brauchbaren Schülern ein Chor. Hier entſtand ein ſolches im J. 1683, da man mit der Schule mehrere Verbeſſerungen vorgenommen hatte, und als dieſelbe 1705 zu einem Lyceum erhoben war, wodurch ſich die Zahl erwachſener Zöglinge vermehrte, bildete ſich das Chor, wie an andern Gelehrtenſchulen, immer weiter aus. Die Theilnahme an demſelben war ein Beneficium für die Lyceiſten. Am 27 Sept. 1735 wurden die Geſetze deſſelben vom Konſiſtorium beſtätigt (Th. 1. S. 103). Es waren 20 bis 24 Chorſchüler, denen ein Präfektus vorſtand: ſie waren zunächſt dem Kantor untergeben und die Oberaufſicht ſtand dem Inſpektor des Lyceums zu. Auf den Straßen ſangen ſie Mittwochs, Sonnabends und Sonntags, ſie wurden bei den Kirchenmuſiken gebraucht, bei Leichen, Hochzeiten und überhaupt wenn Figuralmuſik beim Gottesdienſt vorkam: das hieſige Chor war zu verſchiedenen Zeiten ausgezeichnet. Nach Errichtung des Seminariums im J. 1776 verlor ſich allmählig aus dem Lyceum die Zahl derer, welche vorzugsweiſe beim Chor wegen ihrer muſikaliſchen Kenntniſſe gebraucht werden konnten, indem vorher alle diejenigen, die ſich für den Schuldienſt vorbereiteten, das Lyceum beſuchten. 1791 kam es daher, daß das Chor aus Mangel an tauglichen Sängern eingieng. Um abzuhelfen, wurde verordnet, daß die Seminariſten eintreten ſollten. Nach und nach gieng das Chor auf dieſe Weiſe gänzlich auf das Seminarium über, hörte aber nach einer Unterbrechung im J. 1807, ſpäterhin ganz auf, indem ſich theils durch die Zeitverhältniſſe die Einkünfte verringerten, theils die Seminariſten an den Sonntagen nicht immer hier waren, wodurch die Zahl der Leute kleiner wurde, welche vor ihren Häuſern ſingen ließen. Doch blieben die Seminariſten dem Kantor, welcher Lehrer des Geſangs beim Seminarium war, untergeben, und hatten bei Kirchenmuſiken, Leichen u. ſ. w. den Chordienſt zu beſorgen. Durch den Seminarlehrer Hummel wurde 1826 ein wieder auf den Straßen ſingendes Männerchor (ohne Alt- und Diskantſtimmen) errichtet, welches jedoch 1827 aufhörte, als das Seminarium nach Hildburghauſen verlegt wurde, auch mit der Kirche in keiner Verbindung ſtand. Mehrfach geäußertem Wunſche zufolge bildete nun 1828 der Kantor Nier ein neues Chor theils aus hier ſich aufhaltenden Schulkandidaten, die den Seminarkurſus vollendet hatten, theils

---

*) So war es auch hier mit den 5 älteſten Lehrerſtellen, des Rektors, Konrektors, Tertius, Quartus und Quintus (der Mädchenſchullehrer war Organiſt). Der Tertius war der eigentliche Kantor, wechſelte aber bei Leichen, Hochzeiten, Kindtaufen und dem Wochengottesdienſte mit dem Konrektor wochenweiſe ab; an die Stelle des Konrektors trat ſpäterhin um 1680 der Quartus; ſeit 1763 wurde der Quartus Kantor und der Tertius wechſelte mit ihm wochenweiſe auf die eben angegebene Art, wurde aber gegen eine von ihm zu beſtreitende Vergütung ſpäterhin von einem andern Lehrer bei der Leitung des Geſangs gewöhnlich vertreten. Seit den älteſten Zeiten beruhte ſo ein Theil der Lehrerbeſoldungen auf kirchlichen Geſchäften und Accidentien. Daher rührt denn auch das bereits (S. 147) erwähnte dreimalige Umſingen der Lehrer.

theils aus Knaben der Bürgerſchule. Da die Schulkandidaten in den folgenden Jahren meiſtens angeſtellt wurden und kein Ueberfluß an denſelben vorhanden war, ſo hörte auch dieſes Chor 1831 auf. Aelter noch als das Chor war überall das Inſtitut der Kurrentſchüler. Die Chöre giengen an den meiſten Orten aus denſelben hervor und hier waren die Kurrentſchüler um 1659 bereits bekannt. Es waren, nach den im J. 1735 beſtätigten Geſetzen (Th. 1. S. 103) 9 bis 12 arme Knaben, eigentlich vom 10ten bis 15ten Jahre, wiewohl viele auch länger Theil nahmen und auch die höhern Schulklaſſen des Einkommens wegen beſuchten. Das Chor ſang mehrſtimmige Geſänge, Arien, Motetten, Fugen, die Kurrentſchüler ſangen einfach die Lieder des Geſangbuchs, mußten in allen Kirchen bei Kindtaufen, Hochzeiten, Leichen, in den Betſtunden und Frühgebeten anweſend ſeyn und beim Kirchendienſte Unterſtützung leiſten. Nach und nach verringerten ſich die Einnahmen und ſo ſank allmählig die Sache ſelbſt. Die Chorſchüler trugen ehedem blaue, die Kurrentſchüler ſchwarze Mäntel. Auf den Kirchengeſang hatten Chor und Kurrent, wie ſich leicht denken läßt, einen weſentlichen Einfluß. Ehedem bließen auch die Stadtmuſikanten dreimal des Tags mit Poſaunen und Zinken vom Thurme: ſpäter geſchah es nur Sonntags, Dienſtags und Freitags, bis ſich dieſer Gebrauch immer mehr verlor. Wie in vielen Städten war in älterer Zeit der Stadtmuſikus zugleich Thürmer und wurde bei dieſem Geſchäfte durch ſeine Gehülfen unterſtützt.

In der Induſtrieanſtalt (welche um dieſe Zeit in dem jetzigen Kreisgerichtslokale befindlich war) wurde ein Zimmer geheizt, wo außer der Wollenſpinnerei auch andere Arbeiten vorgenommen werden konnten.

Am 23. Febr. ward eine am 3. Jan. erlaſſene Verordnung über die Gebühren und Reiſekoſten der Advokaten veröffentlicht.

Am 3. März brannte des Abends in der Reußengaſſe der Schumanniſche Stadel ab.

Am 1. April wurde das Amt Behrungen mit dem Amte Römhild vereinigt.

Am 12. April ſtarb der Forſtmeiſter K. A. A. v. Uttenhoven im 38ſten Jahre.

Es wurde um dieſe Zeit bekannt gemacht, daß im verfloſſenen Jahre aus der Almoſenkaſſe 143 bedürftige, alte, ſchwache und kränkliche Perſonen fortlaufende Unterſtützung, 32 Perſonen bei Nothfällen augenblickliche Unterſtützung, 22 Familien Quartiermiethe, 136 Kranke Arznei und ärztliche Hülfe, 4392 Handwerksburſche und andere Reiſende Gaben empfangen hätten, daß 20 Perſonen auf Koſten der Kaſſe begraben, 17 Knaben als Lehrlinge untergebracht, 41 Kinder und Lehrlinge gekleidet worden wären. Außerdem wurde vielen Perſonen Arbeit geſchafft.

Im Sommer wurde an der Inſel im Schloßgarten eine Badeanſtalt errichtet.

Am 17. Mai reiſte die Herzogin Mutter nach London, von wo ſie am 9. Okt. zurückkehrte. Am 28. kam die Kurfürſtin von Heſſen und die Prinzeſſin Karoline, am 14. Jun. der Kurprinz von Heſſen hier an. Sie reiſten mit der Herzogl. Familie nach Altenſtein.

Am 16. Jun. brach in der Scheune der Jfr. M. Amthor in der obern Marktgaſſe Feuer aus, welches jedoch noch im Entſtehen gedämpft wurde.

Am 26. Jun. wurde der Grundſtein zu dem neuen Krankenhauſe feierlich gelegt. Längſt hatte man das Bedürfniß einer ſolchen Anſtalt gefühlt. Ehedem hatte man ein Siechenhaus (das Armenhaus oder untere Hoſpital. S. Th. 1. S. 17. Th. 2. S. 43. 138.) 1796 wurde es eingeriſſen und lange beſchäftigte man ſich mit der Herſtellung eines neuen Gebäudes, obgleich die Kriegszeiten die Ausführung vereitelten. 1817 ließ die Herrſchaft, weil Herzog Georg die Zuſicherung gegeben hatte, für ein Krankenhaus zu ſorgen, ein Gebäude am obern Thore (das Kreisgerichtslokale) zu dieſem Endzweck errichten, allein nach Vollendung deſſelben erhoben ſich manche Schwierigkeiten, ſo daß die Sache unterblieb und das Haus eine andere Beſtimmung erhielt. Doch verlor man die wichtige Angelegenheit nicht aus den Augen: man ſammelte Beiträge ein und der Herzog verwilligte ein anſehnliches Kapital dazu. Der Fiſcheriſche Garten hinter der halben Stadt wurde erkauft, eine Kommiſſion durch den Regierungsrath Schenk und den Senator Amthor gebildet, um für die Ausführung des vom Architekten Döbner entworfenen Planes zu ſorgen. Bei der Legung des Grundſteins waren die Behörden, der Stadtrath, das Bauperſonale und viele hieſige Einwohner verſammelt. Das Chor ſang das Lied Nr. 90 Nimmt Gott ꝛc., worauf vom Superintendenten Schaubach eine kurze Rede gehalten wurde. Hierauf wurde der Grundſtein geſetzt, mehrere Münzen, der Grundriß der Stadt und geſchichtliche Nachrichten auf zinnerne Tafeln durch die Gebrüder Schröder eingegraben, eingelegt, die erſten Schläge von den Kommiſſarien verrichtet und die Feier mit dem Geſang der 3 letzten Verſe des Liedes Nr. 405 aus dem Geſangbuche beſchloſſen. Vgl. 23. April 1831.

Am 20. Jul. ſtarb der Baumaterialienverwalter und Viertelsmeiſter Fr. Chr. Roth im 73ſten Jahre.

Am 25. Jul. fiel ein ſo heftiger Regen, daß die Straßen ganz unter Waſſer ſtanden.

Im September wurden die Pfannen, in welchen ſich die große Glocke bewegt, durch die Zinngießer Gebrüder Schröder ausgebeſſert. Die Glocke konnte einige Tage nicht gebraucht werden.

Am 8. Sept. erſchien ein höchſtes Edikt über das vereinigte Schullehrer-Seminarium zu Hildburghauſen. Vgl. ob. S. 237.

Am 17. Dec. als am Geburtstage des Herzogs brachte die Bürgerſchaft bei einem Fackelzug von mehr als 400 Fackeln dem Herzoge ein Lebehoch, wobei ein Gedicht, von vollem Muſikchor begleitet, geſungen wurde.

Am 24. Dec. wurde durch höchſte Edikte der Inhalt eines zu Caſſel abgeſchloſſenen Vertrags zur Beförderung eines freien Verkehrs mit mehreren deutſchen Staaten zur allgemeinen Kenntniß gebracht.

Konſumirt wurden 472 Ochſen, 72 Kühe und Rinder, 999 Maſtſchweine, 1763 Hammel und geringere Schweine, 1776 Kälber, 3 Ziegen, 22 Lämmer, 58238 Pfd. Kaffee und Zucker, 102 Pfd. Chokolade, 125 Pfd. Thee, 1359 Pfd. Pfeffer; 386 Eimer Wein, 403 Bouteillen feiner Weine (außer der Hofhaltung), 9304 Eimer einfaches, 4836 Eimer Doppel- und Lagerbier, 70 Eimer Oberländer, Hildburghäuſer und Bamberger Bier, $19\frac{7}{8}$ Eimer Rum und fremder Branntwein.

Gegen Ende des Jahres koſtete der Waizen 21 Bz., Korn 15 bis 16 Bz., Gerſte 10 bis 11 Bz.

Die Witterung war mehr naß als trocken. Der Regen verzögerte die Aerndte, der Waizen hatte dadurch gelitten: beſſer gerieth der Flachs. Der Herbſt war trocken, mit dem Oktober trat Regenwetter wieder ein.

Bei der Schloßkirche waren 365 Kommunikanten, 11 Paare wurden getraut, 45 Kinder getauft, 33 Perſonen beerdigt. Bei der Stadtkirche waren 1735 Kommunikanten, 24 Paare wurden getraut, 113 Kinder getauft, 85 Perſonen beerdigt, 6 Geiſtliche ordinirt.

1829.

Am 14. Jan. kehrte die Herrſchaft von einer Schlittenfahrt nach der Faſanerie des Abends nach 6 Uhr zurück. Schnell hatten die Einwohner in der obern und untern Marktgaſſe, ſo wie am Markte, die Häuſer erleuchtet.

Wegen ſtrenger Kälte veranſtaltete der Kammerrath Hartmann eine Einſammlung zum Beſten der Armen. Sie ertrug 116 fl. 53 Xr., wofür 52 Hausarme Holz, 86 andere Reißig erhielten.

In dieſem Jahre wurde die dritte Bußtagskirche abgeſchafft, wogegen von nun an der Diakonus, welcher dieſelbe zu halten hatte, an den beiden Bußtagen auf den Filialen Gottesdienſt hielt.

Im März wurde ein Theil der Stadtmauer an der Weſtſeite der Stadt in der Gegend der mittlern Pforte abgetragen. Die Steine ſollten beim Bau des Theaters, womit in dieſem Jahre angefangen wurde, gebraucht werden.

die es Euch ſagen läßt durch meinen Mund: Wollet Ihr Herren nicht in Güte berechnen, ſo müßt Ihr es in Ungüte thun!“

„Nicht ſo trotzig, mein ehrbarer Gemeindevormund!“ zürnte Kellner. „Das Wörtlein Muß ward noch niemals ausgeſprochen an dieſer Stätte und gegen den Rath. Sehet Euch um, und leſet die Meinung aller dieſer edlen Männer auf ihren Geſichtern, leſet in ihrem gerechten Unwillen die Antwort auf Eure unziemliche Rede! Ha, bei allen Heiligen, läge es uns nicht am Herzen, Frieden und Eintracht zu erhalten, und ehrten wir nicht in Euch den Sprecher der Gemeinde, wir würden anders zu Euch reden.“

„Ihr? Ihr, Herr Ober-Bierherr?“ fragte Menſtedt, die Rede ſpöttiſch betonend.

„Ich, im Namen dieſer Verſammlung!“ donnerte Kellner. „Vergeßt nicht, wo Ihr ſteht, Gemeindevormund, und vor wem! Sagt, was Euch die Gemeinde aufgetragen, aber fällt nur gegen den Rath aus Eurem Mund noch ein einziges unziemliches Wort, ſo ruf' ich den Stockknecht! Verſtanden?“

Am 18. März ſtarb Frau Luiſe Friederike Wilhelmine Henneberg geb. Erkenbrecher, Ehefrau des Konſiſtorialkanzliſten J. M. Henneberg. Sie machte ſich um das Krankenhaus durch ein Vermächtniß von 200 fl. verdient.

Am 21. März ſtarb zu Schweina der Superintendent Johannes Walch im 69ſten Lebensjahre. Er hatte früher an der hieſigen Schule als Konrektor, dann als Rektor und auch zugleich an der Kirche als Kollaborator geſtanden.

Am 26. März ſtarb der Geheimerath und Oberlandesgerichtspräſident Louis Philipp Chriſtian von Türcke in ſeinem 57ſten Lebensjahre. Er war zum Präſidenten der neuen Landesbehörden, welche ſo eben in Hildburghauſen für die ſämmtlichen Landestheile errichtet werden ſollten, für das Oberlandesgericht und das Konſiſtorium, beſtimmt und ſein Verluſt ward allgemein bedauert. Bei ſeiner feierlichen Beerdigung hielt der Hofprediger Emmrich am Grabe eine Rede.

Mit dem 1. April trat in Folge mehrerer höchſter Edikte, mit welchen eine Sammlung landesherrlicher Verordnungen begonnen wurde, die neue Landesorganiſation ins Leben, wobei hauptſächlich der Geheimerath Schmid aus Jena wirkſam geweſen war. An der Spitze der Landesverwaltung ſteht nach dieſen Beſtimmungen das Landesminiſterium, und abgeſondert von demſelben der Geheimerath. Die Landeskollegien waren: die Landesregierung, welche in einen Verwaltungs- und Steuerſenat zerfiel, die Kammer nebſt der Forſtſektion, die Rechnungskammer, und zu Hildburghauſen: das Oberlandesgericht und das Konſiſtorium. Mitglieder der Landesregierung waren: Präſident Krafft, geh. Regierungsrath Döbner, Obriſt von Mauderode, die Regierungsräthe Hellmann, von Türcke, Luther, Schenk; der Kammer: der Geheimerath Präſident von Bibra, Kammerrath von Erffa, Hofjägermeiſter von Gemmingen, die Kammerräthe Lomler, Schmid; der Forſtſektion: Oberforſtdirektor v. Mansbach, Forſtrath Herrle, Hofjägermeiſter v. Gemmingen; der Rechnungskammer: Präſident K. v. Uttenhoven (bisher Konſiſtorialpräſident und Oberlandesgerichtsrath), Oberrechnungsrath Henning, Rechnungsrath Sieber; des Oberlandesgerichts: Vicepräſident Hieronymi, die Oberlandesgerichtsräthe v. Grundherr, Groß, Schmidt, die Oberlandesgerichtsaſſeſſoren v. Bibra, v. Wechmar, Vermehren; des Konſiſtoriums: Konſiſtorialdirektor L. v. Uttenhoven, Generalſuperintendent D. Genßler, die Konſiſtorialräthe D. Nonne, v. Grundherr, Groß, wobei die Mitglieder des vormaligen Meiningiſchen Konſiſtoriums, Generalſuperintendent Vierling, Oberkonſiſtorialrath Moſengeil, Konſiſtorialrath und Hofprediger Emmrich zu Meiningen bei allgemeinen Angelegenheiten und Sachen, welche die ältern Landestheile betrafen, fortwährend wirkſam blieben. Am 1. Jul. wurden die neuen Unterbehörden errichtet, Kreis- und Stadtgerichte oder Land- und Stadtgerichte

für

für die Juſtizangelegenheiten; die Verwaltungsämter, an der Spitze ein Oberamtmann, für die Adminiſtrationsſachen. Das neue Kreis- und Stadtgericht zu Meiningen wurde gebildet durch den bisherigen Oberlandesgerichtsrath Müller, den Kriminalrath Baumbach, Rath Haring, die Aſſeſſoren Caroli und Buzer. Oberamtmann wurde der bisherige Amtsſekretär Debertshäuſer zu Maßfeld. Die ſtädtiſche Gerichtsbarkeit *) wurde dem Kreis- und Stadtgericht übertragen und der Stadtrath hatte in Gemäßheit der neuen Verordnung den bisherigen Stadtſchreiber Caroli zum Aſſeſſor, den Oberlandsgerichtsadvokaten Guſtav Trinks zum Aktuar präſentirt. Die bisherigen Aemter Meiningen und Maßfeld hörten auf. S. Th. 1. S. 79. Statt der geiſtlichen Untergerichte wurden Kirchen- und Schulenämter errichtet.

Das Armenweſen kam nun an die Landesregierung; der Regierungsrath v. Türcke beſorgte die ſtädtiſchen Armenſachen. Die Armenpfleger waren: Landſchuleninſpektor Keyßner, Senator Schmidt, Archidiakonus Storandt, Tuchfabrikant Röbelbauer, Tuchfabrikant Müller, Superintendent Schaubach, Kammerherr v. d. Thann, Senator Amthor.

Jetzt hörte auch das jährliche Rügegericht (Petersgericht genannt, weil es ſonſt am Tage Petri gehalten wurde) auf. Es ſtammte aus der alten ſtädtiſchen Gerichtsbarkeit ab, wenn gleich eigentliche Rechtsſachen ſchon längſt nicht mehr vorgenommen wurden. Es wurde mit der Meßglocke geläutet **); die Bürgerſchaft verſammelte ſich auf dem ſogenannten Tuchboden im Rathhauſe, wo der Rath an einer Tafel ſaß. An einem beſondern Tiſche ſaß der Stadtſchreiber und der Amtskeller, um die Geldbußen, welche erkannt wurden, aufzuſchreiben, da auch die Herrſchaft einen Antheil erhielt; zur andern Seite ſtanden der Marktmeiſter nebſt den beiden Rathsdienern, die Bürger vor den Schranken. Der Oberbürgermeiſter eröffnete die Verhandlung mit einer Rede; die Statuten wurden durch den Stadtſchreiber verleſen und der älteſte Rathsdiener trat alsdann, einen Stab in der Hand, vor die Schranken und forderte nach einander die Viertelsmeiſter, Feuermeiſter, Steinſetzer, Brodſchätzer, Fleiſchſchätzer, Weinſchenken, Bier- und Branntweinſchenken, Gaſtwirthe, den Marktmeiſter, die Flurdiener, überhaupt Bürger und Handwerker bei ihrem Eid und Pflicht auf, ihre etwaigen Rügen vorzubringen. Wenn die erforderlichen Reſolutionen ſowohl in Bezug auf das öffentliche Weſen, als auf Privatangelegenheiten ertheilt waren, mußten die Bürger einzeln, wie ſie den Bürgereid geleiſtet hatten und ins Bethregiſter eingetragen waren, vor ihrer Obrigkeit vorüberziehen.

Um

---

*) ſ. Th. 1, S. 25 ff.

**) Die Bürger wurden zu Gemeindeverſammlungen berufen durch Vorladung, oder durch Läuten der Glocke oder durch Ausſtecken einer Fahne. Letzteres geſchah insbeſondere an Sonntagen, wenn nach geendigtem Gottesdienſte der aus der Kirche kommenden Bürgerſchaft vom Rathhauſe herab durch den Marktmeiſter obrigkeitliche Anordnungen vorgeleſen wurden.

Um an der Oſtſeite der Stadt einen Ausgang zu haben, wurden vom Stadtrathe in der obern Freitagsgaſſe einige Häuſer erkauft und niedergeriſſen, von denen das eine dagegen wieder auf die Stelle des abgeriſſenen Stadels des andern erbaut wurde.

Um dieſe Zeit wurde hier durch den Profeſſor **Bernhardt** aus Pößneck ein Erziehungsinſtitut, zunächſt für junge Engländer, errichtet.

Am 30. April ſtarb der geheime Hofrath **Otto** in ſeinem 84ſten Jahre, ein Jubelgreis, der älteſte Diener des Herzogl. Hauſes, ein ſehr verdienter und würdiger Mann. Er war Erzieher des Herzogs Karl und ſpäter Amtmann zu Schalkau.

Da über die Erhebung der **Trankſteuer** zwiſchen der Kammer und dem Stadtrathe (S. 123) Streitigkeiten entſtanden waren, ſo wurde am 14. Jul. bekannt gemacht, daß die Trankſteuer nach der Brauordnung von 1673 und zwar von Seiten der Kammer, nicht mehr durch den ſtädtiſchen Einnehmer, erhoben werden ſollte. Zugleich wurde bekannt gemacht, daß die Abgabe von 10 Maas von jedem Eimer nach Abzug des ſtatutariſchen Drittheils, des Brau- und Schenkverdienſtes und der übrigen Abgaben in ein Aequivalent von 10 fl. 35 Xr. von jedem Gebräude Sommer-Doppelbier zu 27 Eimern und gewöhnlichen Doppelbiers zu 33 Eimern und von 9 fl. 26 Xr. vom Gebräude einfachen Biers zu $38\frac{4}{7}$ Eimern verwandelt worden ſey.

Im Auguſt wurde der Thurm an der weſtlichen Seite der Stadtmauer, in welchem die Wohnung des Ziegenhirten befindlich war, wo jetzt das neue Gehbe'ſche Wohnhaus erbaut iſt, abgebrochen.

Am 21. Sept. ſtarb der Konſiſtorialrath, Generalſuperintendent und Oberhofprediger J. L. **Vierling** in ſeinem 73ſten Jahre und wurde am 24. feierlich beerdigt, wobei der Hofprediger Emmrich an ſeinem Grabe eine Rede hielt. Seit 1791 ſtand er an der Schloßkirche, war ſeit 1800 erſter Geiſtlicher des Landes, geachtet als Menſch und als Kanzelredner und vielfach verdient um das Kirchen- und Schulweſen, namentlich um das Gymnaſium und Seminarium.

Am 13. Nov. fiel ſtarker Schnee. Es nahm der kalte Winter ſeinen Anfang.

Am 15. Nov. war die Rathspredigt. Zum erſtenmal fiel der von Alters her übliche Zug des Stadtraths und der Bürgerſchaft vom Rathhauſe in die Kirche und von da zurück aufs Rathhaus hinweg. Vgl. Th. 1. S. 15.

Am 18. Nov. wurde der Fürſt von Thurn und Taxis in der Perſon des Geheimenraths und Generalpoſtdirektors Freiherrn von Brints-Berberich unter Beobachtung der gewöhnlichen Feierlichkeiten mit der Erblandpoſtmeiſterwürde in den Herzogl. Landen beliehen.

Mit

Mit dem neuen Kirchenjahre wurde über beſonders vorgeſchriebene Predigttexte gepredigt. Es wurden **Predigervereine** durch Konſiſtorialverordnung im ganzen Lande gebildet.

In dieſem Jahre wurden hier konſumirt 48539 Pfd. Zucker, Kaffee und Gewürz, 451 Ochſen, 10 Kühe, 1186 Schweine, 1636 Hammel, 1520 Kälber, 21 Ziegen, 5 Lämmer, 400¼ Eimer Wein, 441 Bouteillen Wein, 144 Eimer Branntwein, 13 Eimer Rum, 203 Eimer hier gebrannter Branntwein, 8458 Eimer einfaches Bier, 4501 Eimer Doppel- und Sommerbier, 46 Eimer fremdes Bier.

Die Witterung war der Aerndte nachtheilig, die anhaltende Näſſe verzögerte die Saat, die Kälte hielt vom 13. Nov. an, der zuerſt gefallene Schnee lag noch am Jahresſchluß, wo die Kälte 23 Grade war. Der Geſundheitszuſtand war gut. Der Waizen koſtete 16 bis 22 Bz., das Korn 9 bis 15 Bz., Gerſte 6 bis 9 Bz., Hafer 4 bis 5 Bz., Erbſen und Linſen 13 bis 15 Bz.

Bei der Schloßkirche waren 486 Kommunikanten, 15 Paare wurden getraut, 45 Kinder getauft, 40 Perſonen beerdigt. Bei der Stadtkirche waren 1534 Kommunikanten, 16 Paare wurden getraut, 97 Kinder getauft, 81 Perſonen beerdigt, 1 Geiſtlicher ordinirt. Von nun an wurden die Ordinationen wegen Verlegung des Konſiſtoriums nicht mehr hier, ſondern in Hildburghauſen vorgenommen.

1830.

Am 6. Jan. feierte der Pfarrer **Kempf** zu Nordheim ſein 50jähriges Dienſtjubiläum und wurde zum Kirchenrathe ernannt.

Am 15. Jan. wurden zu dem bevorſtehenden **Landtage** von der Bürgerſchaft 8 Wahlmänner gewählt. Sie waren: Tuchfabrikant Müller, Senator Amthor, Bürgermeiſter Johannes, Hofſeiler Grau, Kommerzienkommiſſär Wagner, Bierſchenk Johannes, Hofmetzger Rink, Schloſſermeiſter Hahn. Am 27. Jan. wählten dieſelben den Kammerrath **Hartmann** zum Deputirten beim Landtage, den Senator **Amthor** zum Erſatzmann deſſelben.

Die Kälte hielt fortwährend an, es lag ſehr viel Schnee, ſo daß Fuhrleute auf ebener Chauſſee den ſtärkſten Vorſpann nöthig hatten, um fortzukommen. Man fand viel erfrornes Wild; einige Haſen liefen in die Stadt und wurden daſelbſt gefangen. Die Bäume litten durch den heftigen Froſt Schaden und viele verdarben noch in der Folge. Am 2. Febr. erreichte die Kälte die außerordentliche Höhe von 29 Graden. Man ſammelte Beiträge für die Armen ein, um Holz unter ſie zu vertheilen (196 fl. 10 Xr., wofür 31½ Klafter Holz angekauft wurden): auf dem Rathhauſe wurde die ſogenannte grüne Stube geheizt, damit ſich Unbemittelte daſelbſt aufhalten konnten. Auf Veranlaſſung der Landesregierung

wurde

wurde durch die Armenpfleger eine Suppenanſtalt errichtet, wozu die hieſigen Einwohner reichliche Beiträge gaben. Man ſah ſich dadurch in den Stand geſetzt, jedem Armen dreimal wöchentlich nahrhafte Suppe, außerdem mehrmals Gemüſe und wöchentlich zweimal Fleiſch verabreichen zu laſſen: 7132 Portionen Suppe wurden auf dieſe Weiſe vertheilt. Gegen Ende Februars ließ die Kälte nach und es trat Thauwetter ein, am 27 Febr. war der große Eisgang. Am Abend lief das Waſſer zum obern Thore und zur mittlern Pforte herein; auch die untere Marktgaſſe ſtand größtentheils unter Waſſer, indem ſich das Marktwaſſer ſtemmte.

Am 15. März wurde die erſte Säkularfeier der Henſlingiſchen Stiftung begangen *). Ueber 200 ſtudirende Jünglinge hatten durch dieſes und das damit in Verbindung ſtehende Erk-Straußiſche Vermächtniß Unterſtützung gefunden. Henſling beabſichtigte, ſeinen Mitbürgern die Koſten zu erſparen, welche ſie bisher aufwenden mußten, um ihre Söhne auf auswärtigen Schulen zur Univerſität vorzubereiten, denn er begründete zugleich eine neue Lehrerſtelle und eine neue Klaſſe. Die Rektoren, welche ſeit 1730 an der Schule geſtanden hatten, waren: Erk, Spieß, Mayfart, Raſche, Emmrich, Volkhart, Buzer, Walch, Motz, Müller, Ihling. Zu der Feier hatte der jetzige Rektor, Profeſſor D. Ihling, welcher eben 25 Jahre an der Schule geſtanden hatte, durch ein Programm: „Chronik des Rektorats und des Henſlingianums zu Meiningen", eingeladen. Nach einer von demſelben gehaltenen Rede über den Einfluß milder Stiftungen, hielt der Gymnaſiaſt Wagner aus Metzels eine Rede de vera grati animi indole, worauf der Gymnaſiaſt Göpfert aus Bettenhauſen eine deutſche Ode „Henſlings Nachruhm" recitirte. Abends hatte der Stadtrath die Anweſenden, wie die Selektaner des Gymnaſiums in dem großen Hörſaale des Bernhardinums eingeladen. Bezeichnet wurde die frohe Feier durch 2 neue Konviktſtellen, welche zu den 7 bisherigen hinzugefügt waren. Der Adminiſtrator der Stiftung, Konſiſtorialrath und Hofprediger Emmrich hatte durch ſorgfältige Verwaltung den Stiftungsfond von 6418 fl. auf 9946 fl. erhöht, und dadurch dieſe Erweiterung der wohlthätigen Anſtalt bewerkſtelligt. Das ganze Stiftungskapital beträgt ohne das Wohnhaus, einige Krautgärten und einen Erbzins in Obermaßfeld 12646 fl., die Erk-Straußiſche Stiftung 750 fl.

Am 2. April, als am Geburtstage des Erbprinzen, hatten die Tertianer und Quartaner der Bürgerſchule einen Laternenzug in den Schloßgarten veranſtaltet.

Der Oberforſtdirektor von Mansbach wurde zum Oberjägermeiſter, der Konſiſtorialrath D. Ronne in Hildburghauſen zum Oberkonſiſtorialrath, der Hofprediger Emmrich zum Oberhofprediger ernannt.

---

*) S. Th. 1. S. 80. 93. 107. 121. Th. 2. S. 137.

Am 27. April wurde der Rentmeiſter **Lipfert** zum Kammerrath ernannt und mit der Kaſſenkuratel beauftragt.

Am 2. Mai ſtarb der Hof- und Juſtizrath **Wilhelm Bey**, ein gründlicher Rechtsgelehrter und tüchtiger Geſchäftsmann, der auch Deputirter beim Landtage bisher geweſen war und durch ſeine ſtrenge Rechtlichkeit in allgemeiner Achtung ſtand.

Am 18. Mai wurden über die Mühlgräben bei dem neuen Thore (S. 247) hölzerne Nothbrücken errichtet, während man mit dem Bau ſteinerner Brücken daſelbſt den Anfang machte. Um dieſe Zeit wurde der Plan zu der Marienſtraße entworfen*), am Baue des Theaters wurde ſtark gearbeitet, im Herbſte wurde das neue Schießhaus auf dem untern Raſen aufgerichtet, und das Krankenhaus faſt vollendet.

Am 4. Jun. wurde der Regierungspräſident **Krafft** zum Geheimenrathe und Mitgliede des Landesminiſteriums ernannt.

Um dieſe Zeit hörte das 1828 errichtete **Singchor** wieder auf, indem die meiſten Schulkandidaten, welche Theil daran genommen hatten, angeſtellt wurden. (S. 240.)

In dieſem Jahre wurde **die dritte Jubelfeier der Uebergabe der Augsburgiſchen Konfeſſion** begangen. Nachdem von den Geiſtlichen vorbereitende Vorträge gehalten worden waren, wurde das Feſt am 24. Jun. des Abends um 6 Uhr mit allen Glocken eingeläutet. Die Schuljugend ſtellte ſich auf dem Markte in einen Kreis auf. Nach Beendigung des Läutens wurden mit Muſikbegleitung die Lieder: O Herre Gott ꝛc. Es woll uns Gott ꝛc. Ein feſte Burg ꝛc. geſungen. Dieſe Lieder waren, wie noch mehrere theils ältere, theils neuere, zu dieſem Endzwecke beſonders abgedruckt worden. An dem Morgen des Feſtes um 6 Uhr erſchallte wieder das Glockengeläute; die Schuljugend ſtellte ſich auf gleiche Weiſe auf und es wurde das ſchöne Lied: Komm, komm du Licht in Gottes Pracht ꝛc. geſungen. Der Vormittagsgottesdienſt begann um halb 9 Uhr, nachdem dreimal mit allen Glocken geläutet war: die Kirche war mit Blumengewinden feſtlich geſchmückt und auf dem Altare ſo wie auf dem Kronleuchter vor demſelben brannten zum erſtenmal Wachskerzen**). Beim Ausläuten zog die Mädchen-

---

*) Der Fahrweg hatte bisher eine andere Richtung, und gieng vom Sächſiſchen Hofe unmittelbar nach dem Wege hinter der halben Stadt. Wo jetzt die Häuſer der Marienſtraße ſtehen, war damals der Zimmerraſen; zwiſchen dieſem und dem engliſchen Garten führte ein Weg nach dem Gottesacker. Auf einem Grundriſſe der Stadt, welcher vom Viertelsmeiſter Schröder gezeichnet iſt und in der Rathsſtube aufbewahrt wird, kann man die frühere Beſchaffenheit ſehen.

) Der hieſige Bürger und Bierſchenk **Georg Kraher (geſt. 1. Febr. 1832) und deſſen Ehefrau **Roſine** geb. **Carl** hatten dieſelben, nebſt Leuchtern für den Altar geſchenkt: ſie ſetzten zur Erhaltung dieſer Stiftung, vermöge welcher bei jeder Feier des h. Abendmahls die Kerzen auf dem Altare und in der Frühkirche zur Winterzeit auch

Mädchenſchule, die Bürgerſchule und das Gymnaſium mit ſämmtlichen Lehrern, dann vom Rathhauſe die Geiſtlichkeit, der Stadtrath und die Bürgerſchaft in die Kirche. Die Mädchen nahmen ihren Platz auf Bänken in den Hauptgängen vor dem Pulte, die Knaben vor dem Altare, die Gymnaſiaſten hinter demſelben, die Lehrer neben der Sakriſteithüre, auf dem Chore waren die Sänger, welche unter Leitung des Kantor Nier eine Muſik aufführten. Der Gottesdienſt wurde von dem Superintendenten Schaubach, wie gewöhnlich an Feſttagen, gehalten, nur dabei nach altem Brauche das Gloria deutſch intonirt, die Kollekte und der Segen geſungen. Unter der Predigt ward Luthers kräftiges Lied: Ein feſte Burg ꝛc. angeſtimmt und während dieſes Geſangs mit der Reformationsglocke geläutet. In den Nachmittagsgottesdienſt, welcher um 2 Uhr ſeinen Anfang nahm, kam die Herzogin Mutter Luiſe Eleonore; die Schuljugend zog auf gleiche Weiſe, wie des Vormittags, in die Kirche. Die Predigt wurde vom Diakonus Calmberg gehalten. Die Kirchen waren an dieſen Tagen außerordentlich gefüllt. Der folgende Tag war zu Schulfeierlichkeiten beſtimmt, zu welchen der Konſiſtorialrath und Direktor Schaubach durch ein Programm eingeladen hatte, welches Beiträge zur Geſchichte der hieſigen Schule enthielt. Es wurde im großen Hörſaale des Bernhardinums ein vom Kandidaten Hahn gedichtetes Lied unter Muſikbegleitung geſungen: hierauf hielt der Direktor Schaubach eine lateiniſche Rede über Melanchthons Verdienſte um die Schulen, ſodann traten die Gymnaſiaſten Ambronn, Köhler, Ortmann, Weinreich, Enzian auf, Muſik beſchloß die ganze Feier. Nachmittags um 1 Uhr war Beichtkirche: um 2 Uhr wurde wieder mit allen Glocken geläutet und die Schuljugend zog in die Kirche, wo nach einem Wechſelgeſange der Gemeinde und der Kinder vom Superintendenten Schaubach eine Altarrede an die Kinder gehalten wurde. Um 4 Uhr zogen die Kinder, begleitet von ihren Lehrern, auf den untern Raſen: hier wurden ſie vom Stadtrathe bewirthet, vergnügten ſich mit Spielen und zogen um 9 Uhr mit Muſik in die Stadt zurück. Am dritten Feſttage, Sonntags am 27. Jun., wurde in der Vormittagskirche vom Superintendenten Schaubach gepredigt; beim Vorleſen des Gebets wurde mit der Reformationsglocke geläutet und beim Vaterunſer mit der großen Glocke angeſchlagen: an der darauf folgenden Abendmahlsfeier nahmen 133 Perſonen Antheil. Des Nachmittags predigte der Archidiakonus Storandt. Um 6 Uhr Abends ward nochmals mit allen Glocken geläutet, die Schule ſtellte ſich auf dem Markte auf und mit dem Geſange der Lieder: Nun danket Alle Gott ꝛc. Hilf Jeſu, daß wir allzumal ꝛc. wurde die ganze Feier, die mit wahrer Begeiſterung und außer-

---

auch die Kerzen auf dem Kronenleuchter angezündet werden ſollen, ein Kapital von 125 fl. rhn aus. Von Seiten der Kirche ließ man den von G. B. Engelſchall 1703 geſtifteten Kronenleuchter, der 1784 abgenommen war (S. 109) zu dieſem Endzweck wieder anbringen.

außerordentlicher Theilnahme begangen war, beſchloſſen. In der Schloßkirche hielt der Oberhofprediger Emmrich die Vormittagspredigten, des Nachmittags predigten Kandidaten, weil die zweite geiſtliche Stelle nicht beſetzt war. Der Herzog war in dieſen Tagen zu Altenſtein und hatte im Freien ein Feſt bei der Luthersbuche veranſtaltet, wo vom Oberkonſiſtorialrathe Moſengeil eine Rede gehalten wurde, welche auch nachher im Druck erſchien. In allen Kirchen des Landes wurde am Feſte eine Kollekte geſammelt, um eine allgemeine Schullehrerwittwenkaſſe zu begründen: ſie ertrug 1041 fl. 44½ Xr.

Von dieſer Zeit an wurde in der Stadtkirche das Kollektiren, Epiſtelleſen, Segenſprechen nicht mehr, wie bisher, am Pulte, ſondern am Altare vorgenommen.

Am 29. Sept. kehrte die Herrſchaft nach einem vierwöchentlichen Aufenthalte in Saalfeld hierher in die Reſidenz zurück. Während zu dieſer Zeit an vielen Orten Deutſchlands heftige Unruhen vorfielen, ſprach ſich die alte Anhänglichkeit und Liebe der hieſigen Einwohner zu ihrem Fürſtenhauſe auf das ſtärkſte bei dieſer Gelegenheit aus. Man hatte in der Eile die Hauptſtraßen erleuchtet und begrüßte die Herzogl. Familie mit herzlichem Lebehoch. Eine Deputation begab ſich hierauf zum Herzoge, um ihre Geſinnungen auszuſprechen. Der Herzog forderte überhaupt in einer Bekanntmachung ſeine Unterthanen auf, ſich bei den gegenwärtigen Umſtänden an ihn zu halten und ihm zu vertrauen.

Nachdem in Folge der zwiſchen der Herzogl. Kammer und dem hieſigen Stadtrathe über die bisher ſtatt der ehemaligen Dienſtgebräude zur Rathskaſſe fließende Abgabe von 8 fl. für jedes Gebräude Bier obwaltenden Streitigkeiten (S. 123) am 10. Febr. 1827 Entſcheidung erfolgt war, wurde am 14. Jul. 1829 (S. 247) eine beſondere Verordnung erlaſſen und dieſe Abgabe von 8 fl. fr. aufgehoben. Der vom Stadtrathe deshalb betretene Rechtsweg hatte ebenfalls keinen günſtigen Erfolg. Jetzt aber verwilligte der Herzog aus eigenem Entſchluß am 4. Okt. 1830 zum Beweiſe ſeiner Zufriedenheit mit dem Benehmen der hieſigen Bürger aufs neue die fernere Erhebung dieſer 8 fl. fr., wobei die Trankſteuer wieder auf 3 fl. fr. 12 ggl. (2 fl. fr. 8 ggl. zur Kammer-, 1 fl. fr. 4 ggl. zur Rathskaſſe) ermäßigt wurde. Durch das neue Trankſteuergeſetz vom 23. Sept. 1831 wurde wieder eine Aenderung herbeigeführt, indem durch daſſelbe die bisherige Gemeinſchaft dieſer Abgabe mit gewiſſen Gemeinden, auch alle Ausnahmen und Befreiungen aufhörten. Als Kommunalabgabe wurde nun von 1 Mltr. Malz 1 fl. rhn. erhoben; es fiel dagegen der Bezug der Trankſteuer von Wein und Branntwein weg. Desgleichen wurde am 1. April 1832 der aufgehobene Fleiſchaccis, welcher früher in die Staatskaſſe floß, auf Antrag der Bürgerſchaft und erfolgte landesherrliche Genehmigung zur Rathskaſſe erhoben.

Am

Am 11 Okt. wurde bekannt gemacht, daß im ganzen Lande die wohlthätige Einrichtung freier Gerichtstage ſtatt finden ſollte. Im Laufe eines Jahres wurden auf denſelben von 5859 angemeldeten Sachen 3194 und im J. 1834 von 6990 Sachen 4850 erledigt. 1835 wurde dieſe Einrichtung erweitert.

Nachdem in Folge der Landesorganiſation auch ein Grundgeſetz der landſchaftlichen Verfaſſung des geſammten durch das Ausſterben des Hauſes S. Gotha erweiterten Landes gegeben war, worüber ſchon ein Ausſchuß der Stände bisher berathen hatte, wurde am 30. Okt. der neue Landtag eröffnet. Der Oberhofprediger Emmrich hielt bei dem feierlichen Gottesdienſte in der Schloßkirche die Predigt über Pſ. 85, 10 — 14 *). Im Thronſaale ſtellten ſich die Deputirten in einem Halbkreiſe dem Throne gegenüber auf, rechts von demſelben ſtanden das Miniſterium und die Mitglieder der Landeskollegien, auf die linke Seite ſtellten ſich, nachdem der Herzog eingetreten war, die Hofchargen. Nach einer Rede des Herzogs wurden die Propoſitionen vorgeleſen, die Deputirten durch den Eid in Pflicht genommen und der Landtag für eröffnet erklärt. Die 24 Deputirten waren: Landmarſchall von Bibra, Geh. Fin. Rath Weiß, Major von Stein aus Barchfeld, Kammerrath von Erffa, Ritterguthsbeſitzer Voigt aus Tümpling, Kommerzienrath Greiner, Oberlandesgerichtsaſſeſſor von Wechmar, Kammerrath Hartmann von hier, Rath Diener von Salzungen, Rath Bartenſtein von Hildburghauſen, Senator Lutz von Eisfeld, Kaufmann Herold von Saalfeld, Kaufmann Eberlein von Pößneck, Senator Müller von Sonneberg, Schultheiß Schubert zu Vachdorf, Schulth. Leyherr zu Immelborn, Schulth. Katzenberger zu Pfersdorf, Schulth. Gräf zu Erdorf, Feldhauptmann Greiner zu Glücksthal, Schulth. Fleiſchhauer zu Schnett, Schultheiß Becker zu Seidewitz, Michael Franz zu Jüdewein.

In dieſen Jahren wurde die neue über Helba nach Kühndorf führende Chauſſee gebaut.

Am 17. Dec. wurde dem Herzoge zu ſeinem Geburtstage von der Bürgerſchaft bei Fackelſchein und Muſik ein Lebehoch gebracht.

Konſumirt wurden in dieſem Jahre 428 Ochſen, 14 Kühe, 3 Stiere, 1164 Schweine, 1775 Hammel und Schafe, 1572 Kälber, 11 Ziegen, 6 Lämmer, 89395 Pfd. Zucker und Kaffee, 1502 Pfd. Chokolade, Thee und Gewürz, 282 Eimer Wein, 160 Eimer Branntwein, 10$\frac{3}{8}$ Eimer Rum (ohne die Hofhaltung), 101$\frac{1}{2}$ Eimer fremdes Bier, 7630 Eimer einfaches Bier, 4887 Eimer Doppel- und Sommerbier.

Die Witterung war ungünſtig, viele Fruchtbäume waren in dem vorausgehenden ſtrengen Winter erfroren, der Geſundheitszuſtand war gut. Gegen

Ende

---

*) Dieſe Predigt iſt zum Beſten des neuen Krankenhauſes im Druck erſchienen.

Ende des Jahres koſtete der Waizen 20 Batzen, Korn 13 bis 14 Btz., Gerſte 8 Btz., Hafer 4 Btz., Erbſen und Linſen 12 bis 13 Btz., 1 Klafter Buchenholz 11 fl., Fichten- und Tannenholz 8 fl.

Bei der Schloßkirche waren 384 Kommunikanten, 11 Paare wurden getraut, 43 Kinder getauft, 22 Perſonen beerdigt. Bei der Stadtkirche waren 1586 Kommunikanten; 18 Paare wurden getraut, 124 Kinder getauft, 87 Perſonen beerdigt.

1831.

Am 7. Jan. ſah man des Abends ein ſehr ſchönes Nordlicht. Seit vielen Jahren hatte man eine ſolche Erſcheinung nicht gehabt.

Am 18. Jan. wurde verordnet, daß Kindern von gleichem Zunamen nicht auch gleiche Vornamen beigelegt werden dürften, ſondern daß wenigſtens in ſolchem Falle noch ein entſcheidender Vorname hinzugefügt werden müſſe.

Bei den theuern Holzpreiſen hatte der Stadtrath eine Quantität Braunkohlen zum Verkaufe an unbemittelte Bürger kommen laſſen.

Am 21. Febr. nahmen die mit Ende vorigen Jahres geſchloſſenen Landtagsſitzungen wieder ihren Anfang.

Die Mitglieder der Hofleichenkaſſe faßten den Beſchluß, daß jeder hieſige Bürger nebſt den Seinigen an derſelben Theil nehmen dürfe, ſo daß wenn jemand in beiden Leichenkaſſen ſtehe, der Familie bei einem Todesfall 60 fl. ausgezahlt würden. S. 193. 224.

Nachdem das 1828 (S. 243) gegründete Krankenhaus vollendet war, ſo wurde es am Georgentage, als am 23. April, feierlich eingeweiht. Vom Rathhauſe begab man ſich im Zuge dahin. In Gegenwart der Herrſchaft, der Landeskollegien, des Stadtraths, der Geiſtlichkeit und vieler hieſiger Einwohner, ward vor dem Hauſe von einem Chore unter Muſikbegleitung ein Geſang angeſtimmt, worauf der Superintendent Schaubach eine Rede hielt. Ein Schlußchor beendigte die Feier. Das Gebäude wurde Georgen-Krankenhaus genannt, um das Andenken an die Freude über die Geburt des Erbprinzen Georg durch ein bleibendes Denkmal zu verewigen, ſo wie das Gymnaſium Bernhardinum an die Geburt des Herzogs erinnerte. Die Leitung der Anſtalt wurde einer beſondern Kommiſſion, dem Regierungsrathe Schenk, dem Senator Amthor und 4 Bürgern, dem Viertelsmeiſter Schröder, Tuchfabrikant Müller, Bildhauer Müller, Bierſchenk Johannes übertragen: Krankenhausarzt wurde D. Jahn. Die Statuten der Anſtalt ſind im Druck erſchienen *).

Am

---

*) Der Bau des Krankenhauſes koſtete gegen 20000 fl. Eine ſehr anſehnliche Summe war dem Herzoge dazu verwilligt, der Ertrag einer Einſammlung, die zum Theil beträchtlichen Geſchenke einzelner Wohlthäter und die Rathskaſſe trugen das Uebrige.

Zur

„Ruhig, ruhig! liebe Männer,“ bat der alte Röſſing, und hob beſchwichtigend ſeine Hände, denn es entſtand eine unruhige Bewegung in der Verſammlung und ein lautes Murren, auch öffnete ſich leiſe die Thür, und es ſchob ſich des Stockmeiſters Fuchs ungeheurer Kopf mit dem wilden Barte herein, er hatte das Wort Stockknecht vernommen, des Ober-Bierherren Stimme war volltönend genug dazu, und ſchien fragen zu wollen, ob man ſeiner bedürfe, aber die Rathsdiener winkten ihn zurück.

„Ruhig!“ bat Röſſing: „Friede ernährt, Unfriede verzehrt, meine edlen Herren und Freunde! Friede erhält Land und Leute, Stadt und Bürger. Nicht Hader ſoll hier walten und Leidenſchaft, ſondern ruhiger Ernſt. Es iſt der Gemeinde nicht unbekannt geblieben, daß ſich ein edler Rath gewendet hat an die Fürſten von Sachſen, und bei dieſen um Schutz und Vermittlung angeſucht, ſo will nun auch die Gemeinde ſich in den Schutz eines Mächtigern begeben, und unſern gnädigſten und rechtmäßigen Oberherren, den Erzbiſchoff Uriel von Mainz, um Hülfe, Rath und Beiſtand bitten, ſo wird

Am 25. April erſchien eine Verordnung, nach welcher eine Veränderung mit den obern Verwaltungsbehörden vorgenommen wurde. Die Landesregierung wurde in drei Senate getheilt, in den Verwaltungs-, Finanz- und Forſtſenat. Der Finanzſenat bekam die Beſorgung der Geſchäfte des bisherigen Steuerſenats und der Kammer, indem die geſammte Finanzverwaltung Einer Behörde übertragen wurde. Eine beſondere Schuldentilgungskommiſſion wurde in Bezug auf alle Staatsſchulden errichtet. Da nach dem Austritte der Geheimenräthe v. Baumbach und v. Stein aus dem Landesminiſterium die Geſchäfte des Geheimenraths Krafft ſehr vermehrt waren, ſo übernahm im Herbſte der Miniſterialrath v. Fiſchern, welcher ſeit einiger Zeit beim Oberlandesgerichte zu Hildburghauſen beſchäftigt geweſen war, das Direktorium beim Verwaltungsſenate der Landesregierung. Der Forſtſenat erhielt die Geſchäfte der bisherigen Forſtſekttion.

Am 1. Mai erſchien ein Geſetz über den Inſtanzenzug und die Rechtsmittel bei bürgerlichen Streitigkeiten.

Der Kandidat Guſtav Lotz von hier wurde zum Hofkaplan ernannt und am erſten Pfingſtfeiertage in der Schloßkirche ordinirt. Sonntags darauf hielt er ſeine Antrittspredigt.

Am 7. Jul. reiſte der Herzog von Anhalt-Deſſau hier durch nach Kiſſingen, am 8. Jul. der König von Würtemberg nach Weimar.

Am 2. Aug. reiſte der Herzog nach London zur Krönung des Königs von England. Er erhielt daſelbſt den Hoſenbandorden. Am 24. Sept. kam er wieder hier an.

Im Auguſt wurde die obere Brücke ausgebeſſert. Die Koſten wurden wie gewöhnlich zu $\frac{1}{3}$ vom Stadtrathe und $\frac{2}{3}$ aus Landeskaſſen beſtritten (Th. 1. S. 82. 96). Die ſteinernen Brücken am neuen Thore wurden im Laufe des Jahres vollendet: das neue Schießhaus konnte beim Vogelſchießen bereits benutzt werden. In der Marienſtraße wurden die Häuſer des Rentmeiſters Beck, des Schloſſers Jäger, des Rechnungsraths Sieber errichtet. Zu dem neuen Kaufhauſe wurde nach vorausgegangenen Verhandlungen zwiſchen den Stadtbehörden und einem Ausſchuſſe der Bürgerſchaft unter Leitung des Oberamtmanns Debertshäuſer der Grund gelegt. Vgl. d. J. 1853.

Am

Zur Ausmöblirung hatte der Stadtrath 500 fl. beſtimmt, die Königin von England ſchenkte 300 fl. und durch Geld und andere Beiträge legten die hieſigen Einwohner ihren Wohlthätigkeitsſinn aufs neue an den Tag. Zum Krankenhauſe gehören folgende Stiftungen: 1) das Höppringiſche Legat zum Armenhauſe (Th. 1. S. 117. Th. 2. S. 47. 67), urſprünglich 250 fl. rhn., jetzt 1036 fl. 15 Xr. 2) 525 fl. Geſchenk des Herzogs, 3) 125 fl. vom Grafen v. Ranzau (welcher früher die hieſigen Wohlthätigkeitsanſtalten mit erfolgreichem Eifer geleitet hatte), 4) 200 fl. von Frau Kanzliſt Henneberg (S. 345). 5) 182 fl. von Pfarrer Heim. 6) 200 fl. von der am 27 März 1835 verſtorbenen Hofdame Fräulein v. Rhamm. 7) 50 fl. von der am 3. März 1834 verſtorbenen Jfr. W. H. S. Becher.

Am 23. Sept. erſchien ein neues Trankſteuergeſetz. S. ob. S. 252.

Am 23. Okt. ſtarb der verdiente Tertius B. Chr. Krauſe, Mitarbeiter an der Herzogl. Bibliothek, im 55ſten Lebens- und 20ſten Dienſtjahre. Die Gymnaſiaſten trugen ihn zum Grabe. Die hinterlaſſene Wittwe deſſelben begründete im folgenden Jahre eine Unterrichts- und Erziehungsanſtalt für weibliche Jugend.

Der Herbſt war naß und ungeſund: es herrſchten die Maſern oder rothen Flecken und die Sterblichkeit war beſonders unter den Kindern bedeutend. Zugleich breitete ſich die Cholera in Deutſchland weiter aus, ſo daß man Vorſichtsmaßregeln zu ergreifen veranlaßt wurde. Zu dieſem Endzweck wurde durch Verordnung vom 12. Okt. eine beſondere Oberſanitätskommiſſion gebildet. Vorſtand derſelben war der Miniſterialrath v. Fiſchern; Mitglieder Obriſtlieutenant v. Speſſardt, Oberrechnungsrath Henning, Regierungsrath Hellmann, Oberlandesgerichtsrath Müller, Oberhofprediger und Konſiſtorialrath Emmrich, Forſtrath Herrle, Referendär D. Wippert; ärztliche Mitglieder: geheimer Hofrath D. Schlegel, Obermedicinalrath D. Hohnbaum zu Hildburghauſen, Phyſikus D. Rauch, Hofmedikus D. Jahn. Dieſer Kommiſſion waren die Amtsſanitätskommiſſionen untergeben; für den hieſigen Bezirk beſtand dieſelbe aus dem Oberamtmann Debertshäuſer, Superintendenten Schaubach, Diakonus Calmberg, Bürgermeiſter Johannes, Phyſikus D. Rauch, Sekretär Fleiſchmann. Für die Stadt war letztere Behörde zugleich die Ortsſanitätskommiſſion, indem noch ein gewählter Bürgerausſchuß zugezogen wurde, um auf Ordnung, Reinlichkeit u. ſ. w. zu ſehen, auch erforderlichen Falls bei allen zu ergreifenden Maaßregeln behülflich zu ſeyn, weshalb gemeinſchaftliche Berathungen mit dem Stadtrathe und den Armenpflegern ſtatt fanden. Auf gleiche Weiſe waren ſchon am 29. Sept. alle Pfarrer, Schullehrer und Schultheißen der Diöces zu einer Beſprechung über dieſe Gegenſtände hier auf dem Rathhauſe verſammelt. Zum Glück kam jedoch die Cholera nicht in die hieſige Gegend. Am 26. Febr. 1833 wurden die Sanitätskommiſſionen wieder aufgelöſt.

Die Getraidepreiſe ſtiegen; die Aerndte war nicht vorzüglich, von Seiten des Königreichs Baiern war wegen der Cholera die Grenze geſperrt, auch wurde Getraide aufgekauft und an den Rhein für die dortſtehenden Truppen geſchafft. Der Waizen koſtete 22 Btz., Korn 17 bis 18 Btz., Gerſte 12 Btz., Hafer 6 Btz., Erbſen 15 Btz., Linſen 12 Btz.

Im Okt. wurde durch den Geh. Regierungsrath Hellmann unter Mitwirkung des Senator Schmidt eine Weidenflechtanſtalt errichtet, theils um ärmere Kinder auf eine für ſie paſſende Weiſe zu beſchäftigen, theils um einem Bedürfniſſe abzuhelfen, indem ſolche Korbwaaren bisher nur aus dem Auslande bezogen wurden. Die Anſtalt hob ſich bald; ſie wurde mit der Frei- oder Induſtrieſtrieſchule in Verbindung gebracht. Das Lokal war anfangs in dem neuen Kaufhauſe; wurde aber ſpäter auf das Rathhaus verlegt.

Am 10. Nov. wurde der Privatgelehrte Ludwig Bechſtein zum Herzogl. Kabinetsbibliothekar und zugleich zum zweiten Bibliothekar an der Herzogl. öffentlichen Bibliothek ernannt.

Am 23. Nov. ſtieg die Werra, nachdem der vorher gefallene Schnee geſchmolzen war, ſo daß der ganze Grund überſchwemmt wurde. Die Witterung war auch im December gelind, aber ungeſund. In Maßfeld fanden ſich um dieſe Zeit die Störche, welche daſelbſt niſten, wieder ein.

Am 9. Dec. fand man auf freiem Felde blühende Veilchen.

Am 17. Dec., als am Geburtstage des Herzogs, wurde das neue Schauſpielhaus eröffnet. Es wurde von der Bethmann'ſchen Geſellſchaft (welche bis zum 21. März 1832 hier blieb) Fra Diavolo gegeben, nachdem zuvor ein vom Bibliothekar Bechſtein gedichteter Prolog geſprochen war.

Bei der Schloßkirche waren 374 Kommunikanten, 9 Paare wurden getraut, 56 Kinder getauft, 38 Perſonen beerdigt, 1 Geiſtlicher ordinirt. Bei der Stadtkirche waren 1508 Kommunikanten, 26 Paare wurden getraut, 121 Kinder getauft, 85 Perſonen beerdigt.

1832.

Am 8. Jan. ſtarb der verdiente Rath, Stadt- und Landchirurgus Joh. Friedr. Chriſt. Marſchall im 79ſten Jahre.

Am 10. Jan. erſchien das Geſetz, durch welches die Gewerbſteuer angeordnet wurde, welche in dieſem Jahre ihren Anfang nahm.

Am 14. Jan. ſtarb der Geheimerath und Staatsminiſter Freiherr v. König und wurde am 17. in Jeruſalem (in der von ihm ſeit dem J. 1806 begründeten Anlage) beerdigt. Er hatte ſich durch ſeine Verdienſte um Stadt und Land allgemeine Achtung erworben. 15 Wagen folgten der Leiche; der Herzog und Prinz Ernſt von Barchfeld befanden ſich in einem derſelben. Ein Muſikchor ſtimmte am Grabe den Choral an: Jeruſalem, du hochgebaute Stadt ꝛc. und der Oberhofprediger Emmrich hielt die Leichenrede. S. d. Biographie deſſelben in Emmrichs Archiv, Bd. 1. S. 145.

Am 6. Febr. erſchien eine Verordnung über das Verfahren bei Abſchätzung von Grundſtücken, welche zu öffentlichen Zwecken abgetreten werden ſollten.

Am 18. März feierte der Pfarrer Wagner zu Metzels ſein Dienſtjubiläum und wurde zum Kirchenrathe ernannt.

Am 28. März wurde unter Leitung des Seminarlehrers Hummel und des Prof. Elſter aus Hildburghauſen von dem durch ſie gebildeten Sängerverein in der Stadtkirche in Gegenwart der Herrſchaft und vieler Zuhörer ein Geſangfeſt veranſtaltet. Ueber 600 Sänger hatten ſich zu Männerchören vereint: in der Kirche war für ſie ein Gerüſt von 30 Stufen von den Weiberſtänden bis an das untere Chor erbaut. Abends brachte der Verein beim Scheine von 60 Fackeln dem Herzogl. Hauſe einen Nachtgeſang von Bechſtein, componirt von Elſter, und ein Vivat im Schloßgarten. Die Hofkapelle gab zu Ehren des Vereins im Schießhauſe ein Konzert.

Im April wurden die Hirten angewieſen, beim Austreiben des Viehs nicht mehr, wie bisher, das Horn zu gebrauchen, ſondern ſich der Pfeiſe zu bedienen, wie ſie dieß als Nachtwächter ſchon ſeit 1822 des Nachts thun mußten.

Vom 1. April an wurde der Fleiſchaccis der Rathskaſſe überwieſen. S. ob. S. 252.

Der Referendär D. Wippert wurde am 2. April zum Regierungsaſſeſſor ernannt.

Am 16. April erſchien eine Verordnung über Bildung von Landeskulturvereinen.

In dieſem Jahre wurde eine jährlich am Pfingſtfeſte in allen Kirchen des Landes zu veranſtaltende Kollekte zur Anſchaffung von Bibeln für Aermere eingeführt.

Da der Kammerrath Hartmann wegen Krankheit an den landſchaftlichen Verhandlungen keinen Theil nehmen konnte, ſo wurde ſein Erſatzmann, der Senator Amthor einberufen. Von dem Regierungsaſſeſſor D. Wippert wurde ein Landtagsblatt herausgegeben. Auch erſchien von der Mitte dieſes Jahres an das vom Oberhofprediger Emmrich beſorgte Archiv f. d. H. S. M. Lande. Die landſchaftlichen Sitzungen wurden von jetzt an öffentlich gehalten.

Am 1. Mai wurde eine wöchentlich zweimal curſirende Eilpoſt in Gang geſetzt.

Nach heftigen Debatten wurde von den Ständen die Vereinigung ſämmtlicher Schulden des Landes in eine gemeinſame Schuld beſchloſſen, was durch Verordnung vom 21. April bekannt gemacht wurde.

Am 16. Mai ſtarb der Kammerrath und Beſitzer der Hofbuchdruckerei, Philipp Heinrich Hartmann. Nach dem am 31. Okt. 1831 erfolgten Tode ſeiner einzigen Tochter hatte er ein Teſtament errichtet und in demſelben ſeine werthvolle, vorzüglich im hiſtoriſchen Fache reichhaltige Bibliothek dem hieſigen Gymnaſium beſtimmt, wofern daſſelbe nicht von hier verlegt würde. Am 19. Mai wurde er feierlich auf der von ihm für ſeine Familie auf dem Gottesacker erkauften Stätte begraben. Die Landſtände und die Schule begleiteten die Leiche, welche von den Gymnaſiaſten getragen wurde. Am Grabe hielt der Oberhofprediger Emmrich eine Rede. Seine Bibliothek wurde bald nach ſeinem Tode im Gymnaſium aufgeſtellt. Vgl. Hartmanns Biographie in Emmrichs Archiv, Bd. 1. S. 81. und die Stiftungsurkunde ebendaſ. S. 79.

In dieſem Jahre wurde das Albrechtiſche Haus in der Marienſtraße erbaut. Am Bau des Kaufhauſes wurde gearbeitet. Am obern Thore wurde die äußerſte Mauer nebſt dem daran befindlichen Thore abgebrochen und der Platz frei gemacht.

Am 12. Juli wurde der bisherige Kollaborator **Panzerbieter** am hieſigen Gymnaſium zum Profeſſor ernannt.

Der Nachmittagsgottesdienſt in der Schloßkirche, der früher 2 Uhr ſeinen Anfang nahm, begann ſeit dem 5. Sonnt. n. Trin. um 1 Uhr. Im Herbſte wurde auch in der Schloßkirche eine Frühkirche für die Kommunikanten eingeführt.

Am 12. Aug. erſchien eine Verordnung wegen Ausbreitung der Blatternſeuche.

Am 13. Aug. wurde die **Ständeverſammlung** aufgelöſt. Ein Geſetzentwurf, der früher von derſelben berathen und mit Beantragung mehrerer Abänderungen angenommen war, wurde von der Staatsregierung zurückgenommen und neu bearbeitet zu abermaliger Berathung vorgelegt. Die Stände wollten ſich dieſer Berathung nicht unterziehen und dieß gab die Veranlaſſung zur Auflöſung.

Der durch ſeine Arbeiten in Horn und Elfenbein ausgezeichnete hieſige Künſtler L. W. **Schulz** (S. 191) wurde, nachdem er zur Kunſtausſtellung in Berlin mehrere Kunſtwerke geliefert hatte, von der Königl. Akademie der Künſte zum akademiſchen Künſtler ernannt. Er erhielt das Patent vom 22. Sept. und zugleich die große ſilberne Preismedaille.

Im Sept. errichtete der Kandidat A. **Müller** eine Erziehungsanſtalt für Knaben.

Mit Anfang des neuen Schuljahres im Herbſte wurde der Kandidat E. A. **Schaubach** als Tertius angeſtellt.

Vom Okt. d. J. an wurde die Steuererhebung in hieſiger Stadt nicht mehr vom Stadtrathe, ſondern von der Amtseinnahme beſorgt.

Durch Konſiſtorialbefehl wurden mit dieſem Jahre **Schullehrerkonferenzen** in allen Diöceſen eingerichtet.

Am 14. Nov. wurde durch den Bibliothekar **Bechſtein** der **Hennebergiſche Alterthumsforſchende Verein gegründet.**

Am 30. Nov. wurde die koſtbare neue **Schützenfahne**, welche die Schützengeſellſchaft von der Herzogin **Maria** zum Geſchenk am 8. Nov. erhalten und feierlich in Empfang genommen hatte, im Schießhauſe eingeweiht. Die Herzogl. Familie ſpeiſte daſelbſt zu Mittag und nahm des Abends Antheil an dem bei dieſer Gelegenheit veranſtalteten Ball. Vor dem Schießhauſe war eine Ehrenpforte errichtet, welche des Abends mit vielen Lampen erleuchtet wurde*).

---

*) Zu dem, was bereits S. 131 über die Schützengeſellſchaften angegeben iſt, verdient nachträglich folgendes bemerkt zu werden. Sie ſtanden mit der Sitte der allge-

Um dieſe Zeit traf die Bethmanniſche Schauſpielergeſellſchaft hier ein, welche bis zu Ende Februars 1833 auf dem Theater Vorſtellungen gab.

Am 11. Dec. waren 50 Jahre verfloſſen, ſeit die allverehrte Herzogin Mutter Luiſe Eleonore als neuvermählte Gattin Herzog Georgs hier ihren Einzug gehalten hatte. Es erwachten manche Rückerinnerungen an die verfloſſenen Zeiten und mit Rührung begrüßte man den feſtlichen Tag. Schon am 10. Dec. verfügten ſich Deputationen des Stadtraths, der Bürgerſchaft und der Schule zu der Herzogin, um ihre Glückwünſche darzubringen. Begleitet von der Herzogin Maria erſchien die Herzogin Mutter des Mittags auf dem Rathhauſe, wo durch ihre Milde 320 Armen geſpeiſt wurden. Dieſe ſtimmten ein zu dieſem Zweck gedichtetes Danklied an. Abends 5 Uhr wurde mit allen Glocken geläutet; worauf ein großer Fackelzug von ungefähr 1200 Fackeln ſtatt fand, bei welchem ein Lebehoch ausgebracht wurde. Um 5 Uhr Morgens am Tage des Feſtes blieſen die Stadtmuſikanten einen Choral vom Thurme, ſpäter durchzog das Muſikchor des Herzogl. Militärs die Straßen, um halb 8 Uhr wurde mit allen Glocken geläutet, worauf auf dem Markte von der Schuljugend und vielen hieſigen Einwohnern unter dem Donner von 21 Kanonenſchüſſen mehrere Verſe des Liedes: Sey Lob und Ehr ꝛc. geſungen wurden. Um 8 Uhr begann der Gottesdienſt in der Schloßkirche, wo der Hofkaplan Lotz die Predigt hielt. Um 9 Uhr wurde zum zweitenmal

---

allgemeinen Volksbewaffnung in genauer Verbindung, die Anſtalt war aber zugleich auch auf „Auferpflanzung fröhlicher Geſellſchaft und Kurzweil", wie alte Nachrichten ſagen, berechnet. So beſtand hier ſchon 1435 eine fraternitas sagittariorum (Volksbl. 1835. S. 126). Noch vor 1600 fanden häufig gegenſeitige Einladungen der Städte in hieſiger Gegend zu Scheibenſchießen ſtatt, z. B. von Ochſenfurt, Neuſtadt, Schleuſingen u. a., wobei um das Würzburger Landkleinod geſchoſſen wurde (hier in Meiningen 1579). Außer dieſen Scheibenſchießen mußten die Bürgerkompagnieen Pfingſten und Galli nach der Scheibe auf dem obern Raſen ſchießen, was aber nicht Sache einer Geſellſchaft, ſondern Uebung des Bürgerausſchuſſes war. Hieraus gieng die obere Schützenkompagnie hervor, welche aus den Bürgern beſtand, die ſich beſonders im Schießen übten und nach der Ordnung von 1671 alle Sonntage nach dem Gottesdienſte, wenn die Reihe an ihrem Viertel war, vom Rathhauſe aus nach dem Raſen zogen. Inſofern dieſe Einrichtung militäriſche Uebung bezweckte, ſtand ſie unter Leitung der Kriegskommiſſion, welche 1717, als der eigentlichen Schützen immer weniger wurden, zu bewirken ſuchte, daß aus jedem Handwerk wenigſtens Ein Mann zu denſelben trete. 1729 erſchien eine neue Schützenordnung und es bildete ſich immer mehr die unter obrigkeitlicher Leitung ſtehende Schützenkompagnie zu einer bürgerlichen Schützengeſellſchaft aus: was früher anbefohlene Uebung des Bürgers war, wurde nach und nach blos zur Sache des Vergnügens. Zu gleicher Zeit entſtand für Herrſchaftl. Diener das Herrſchaftl. Schießhaus auf dem untern Raſen. Beide Geſellſchaften, die bürgerliche unter dem Stadtrath, die Herrſchaftliche unter der Regierung ſtehend, erfreuten ſich mancher Begünſtigungen an Geldbeiträgen, Freigebräuden u. ſ. w., wobei man den urſprünglichen Zweck im Auge hatte. 1793 wurden ſie, wie bereits angegeben iſt, zu einer Geſellſchaft vereinigt. Neben beiden gieng aber das öfters erwähnte Galli-Schießen (zum Andenken an den Einfall der Kroaten 1634, Güth S. 335) bis 1797 (S. 141) fort, wobei alle zum Ausſchuß gehörige Bürger erſcheinen mußten, wenn ſie ſich nicht Exemtionen erkauft hatten (die Saldiener Th. 1. S. 21).

mal und um 10 Uhr ſo lange mit allen Glocken geläutet, bis die Fürſtl. Familie am Haupteingange der Stadtkirche anlangte. Das Militär bildete vom Herzogl. Palais bis zur Kirche ein Spalier, zunächſt vor der Kirche hatten ſich 12 junge Bürger mit Fahnen aufgeſtellt, in der mit Guirlanden feſtlich geſchmückten Kirche wurde von Töchtern hieſiger Bürger bis zum Fürſtenſtand ein Spalier gebildet. Am Eingange der Kirche wurde die Herzogin vom Stadtrathe und der Geiſtlichkeit empfangen, durch eine kurze Anrede des Superintendenten begrüßt und hierauf in das Fürſtenzimmer begleitet. Muſik eröffnete den Gottesdienſt, worauf der Archidiakonus Storandt am Altare intonirte: Ehre ſey Gott in der Höhe! Nach dem Geſange einiger Verſe ſprach derſelbe ein Altargebet, es folgte die Aufführung der Jubelkantate von K. M. v. Weber unter Leitung des Kapellmeiſters Grund und dann die Predigt des Superintendenten Schaubach über Pſ. 106, 1 — 5. Beim Gebete wurde die Glocke angezogen und nach der Predigt mit vollem Geläute und unter dem Donner von 21 Kanonenſchüſſen das Lied: Nun danket Alle Gott ꝛc. angeſtimmt, kollektirt und mit dem letzten Verſe die kirchliche Feier beſchloſſen. Bei der Rückkehr begleiteten 12 Bürger mit weiß und grünen Fahnen, die hierauf am Thurme aufgeſteckt wurden, den Wagen der Herzogin. Mittags war große Tafel bei Hofe. Abends wurde im Theater die Oper Oberon gegeben, nachdem zuvor ein vom Bibliothekar Bechſtein gedichteter Prolog geſprochen war. Tags darauf veranſtaltete der Herzog einen Bürgerball im Sächſiſchen Hofe. Statt einer beabſichtigten Illumination *) beſchloß man, eine Gewerbſchule in dem zu errichtenden Kaufhauſe zu begründen; die Einſammlung betrug 1083 fl. 52 Xr. und dieſer Fond erhöhte ſich durch Geſchenke der Königin Adelheid von England und der Herzogin Ida auf 2421 fl. Dieſe Schule nahm im Mai 1833 ihren Anfang. Vgl. d. Volksblatt 1835. S. 3. Der Stadtrath machte eine Stiftung, indem jährlich 75 fl. als Stipendium für einen Handwerker beſtimmt wurden, welcher im Auslande ſich für ſein Geſchäft zu vervollkommnen ſucht. Allgemeine Theilnahme fand dieſes frohe Feſt.

Zu Ende dieſes Jahres wurden wegen des bevorſtehenden Landtags 8 Wahlmänner von der Bürgerſchaft gewählt. Sie waren: Tuchfabrikant Chr. Müller, Hofmetzger E. Rink, Bürgermeiſter Johannes, Bierſchenk Johannes, Hofſeiler Grau, Schloſſer Hahn, Senator Köhler, Tuchfabrikant Wagner.

Am 30. Dec. ſtarb der Hofrath J. Chr. Fleiſchmann in ſeinem 75ſten Jahre. Er hatte ſich die Achtung und Liebe der Bürgerſchaft durch ſeine lebendige Theilnahme an den ſtädtiſchen Angelegenheiten erworben. Freiwillig erboten ſich

Bürger,

---

*) Es erinnert als bleibendes Denkmal das Bernhardinum an die Freude über die Geburt des Herzogs (S. 131 213); das Georgenkrankenhaus an die Geburt des Erbprinzen Georg (S. 234); das Stipendium Bernhardinum an den Regierungsantritt des Herzogs (S. 216).

Bürger, die Leiche zum Grabe zu tragen. S. ſ. Biogr. in Emmrichs Archiv. Bd. 1. S. 225.

Bei der Schloßkirche waren 389 Kommunikanten, 9 Paare wurden getraut, 45 Kinder getauft, 47 Perſonen beerdigt. Bei der Stadtkirche waren 1357 Kommunikanten, 19 Paare wurden getraut, 121 Kinder getauft, 106 Perſonen beerdigt.

1833.

Mit Anfang dieſes Jahres wurde eine neue Reſidenzpolizeikommiſſion*) errichtet, beſtehend aus dem Oberamtmann Debertshäuſer, dem Senator Schmidt und dem Polizeiinſpektor Treiber.

Das Armenweſen hieſiger Stadt, welches bisher unter unmittelbarer Leitung der Landesregierung beſorgt wurde, ward dieſer neuen Behörde mit Zuziehung der Pfleger übertragen. Die Zuſchüſſe zu den Armenanſtalten aus Landeskaſſen (ſ. ob. S. 91. 115) fielen von jetzt an weg, indem nach Beſchluß der Stände das Armenweſen jedes Orts nur als Kommunalſache betrachtet werden ſollte **). Es mußten daher bedeutende Erſparniſſe bei den Almoſenvertheilungen gemacht werden: die Armen erhielten von nun an ihre Gaben nicht mehr wöchentlich, ſondern

---

*) Von 1715 bis 1728 beſtand hier ein beſonderes Polizeikollegium, welches wie die wegen der Theuerung 1771 errichtete Polizeikommiſſion (Th. 1. S. 72. Th. 2. S. 60) nur vorübergehend mit der Regulirung beſonderer Verhältniſſe beauftragt war. Die eigentlichen Polizeigeſchäfte beſorgte der Stadtrath, namentlich der Oberbürgermeiſter, auf welchen die Geſchäfte des vormaligen Stadtſchultheißen übergegangen waren (Th. 1. S. 26. Th. 2. S. 96). Um 1800 bildete der hieſige Amtmann mit dem Stadtrathe eine Polizeikommiſſion, worauf 1803 eine beſondere Oberpolizeikommiſſion errichtet wurde (S. 138). Sie hörte 1809 auf und eine neue Polizeikommiſſion, beſtehend aus dem hieſigen Beamten und einem Mitgliede des Stadtraths, trat an ihre Stelle (S. 174). Hierauf übernahm dieſe Geſchäfte 1816 eine Polizeidirektion (S. 195) und nach Verſetzung des Polizeidirektors Kremmer als Kreisrath nach Sonneberg 1825 der Polizeimagiſtrat (S. 230).

**) Die erwähnten von der frühern unterländiſchen Landſchaft für das Unterland verwilligten urſprünglich auf beſondern Steuern beruhenden Zuſchüſſe kamen nicht unmittelbar der Stadt zu gut, ſondern floſſen in die Armenhauptkaſſe; von 1500 fl. kamen gegen 1000 fl. auf das Land (S. 91) und Handwerksburſche, wie andere fremde, unterſtützungsbedürftige Perſonen ſollten nur in den Städten Almoſen erhalten. Auch waren hier mehr Mittel erforderlich, indem der Andrang in die Reſidenz die Zahl der Armen vermehrte: jeder rüſtige Arbeiter fand zwar Beſchäftigung, aber betagte Perſonen waren dagegen wegen der größern Konkurrenz, beſonders auch aus den benachbarten Dörfern, brodlos. Die Folgen des Kriegs, des Lazarethfiebers (wodurch viele Familien ihrer Stützen beraubt wurden), der theuren Jahre ſteigerten die Armuth. Die Induſtrieanſtalt erhielt auch Unterſtützung aus Landesmitteln, wirkte aber auch wohlthätig für das Land, indem Herzog Georg umherziehende Perſonen hierher bringen und in derſelben beſchäftigen ließ (S. 142); auch wurde Inländern, die nicht in der Stadt wohnten, Unterricht ertheilt, um von den erlernten Fertigkeiten an ihrem Heimathsort Gebrauch zu machen (S. 171).

dern monatlich. Im alten Hoſpitalgebäude wurde eine Suppenanſtalt errichtet, wozu die Herzogin Maria einen beträchtlichen Beitrag verwilligt hatte. Ueber das Armenweſen vgl. Th. 1. S. 37. 50. 65. 70. 71. 77. 104. Th. 2. S. 42. 87. 90. 110. 116. 127. 182. 142. 149. Die Armenſchule (Freiſchule) wurde nun auch ſtädtiſche Anſtalt. An derſelben ſtand, nachdem 1826 der Lehrer Amſtein verſetzt und der darauf folgende Lehrer Halbich 1827 mit Verlegung des Seminariums nach Hildburghauſen gekommen war, der Lehrer Reichardt.

Am 4. Febr. kam die Fürſtin von Hohenlohe-Bartenſtein geb. Prinzeſſin von Rothenburg an und hielt ſich hier einige Wochen auf.

Am 13. März wurde zum bevorſtehenden Landtage von der hieſigen Stadt der Oberlandesgerichtsadvokat Viktor Trinks als Deputirter, der Tuchfabrikant Chriſtian Müller als Erſatzmann gewählt.

Am 15. April kam der Herzog von S. Coburg-Gotha nebſt ſeiner Gemahlin und ſeinen Prinzen zum Beſuche an und reiſte am 17. wieder ab.

In dieſem und dem folgenden Jahre kamen hier viele Auswanderer nach Amerika durch. Von hier giengen der Rothgerber Lotz, der Oberlandesgerichtsadvokat Ritz (welcher auf der Ueberfahrt ſtarb) nebſt zwei Schweſtern und Schweſtertöchtern, der Forſtmann Ritter, der Unteroffizier Cornelius, der Weißgerber Wagner, welcher aber im folgenden Jahre zurückkehrte, der Rothgerber Krell, im folgenden Jahre der Geſchirrhalter Martinſteg nebſt mehreren Familien aus der Umgegend nach Amerika.

In dieſem Jahre wurde das neue Kaufhaus vor dem untern Thore, deſſen Bau 1831 begonnen hatte, von den iſraelitiſchen Handelsleuten bezogen. Die Hauptabſicht war dabei, den fortwährenden Beſchwerden über Hauſir-, Schacher- und Geheimhandel abzuhelfen. Die Zinſen des zum Bau erforderlichen Kapitals wurden durch die Miethgelder gedeckt. Im Junius d. J. wurde in dieſem Gebäude eine Sonntagsſchule für Handwerker begründet. Ueber die Schenkungen und Stiftungen zu dieſer Anſtalt ſ. ob. S. 261. Die übrigen Räume wurden zu der Weidenflechtanſtalt (S. 256) benutzt, bis dieſe ins Rathhaus verlegt wurde. Weitere Nachrichten über das Kaufhaus ſ. in den von der Reſidenzpolizeikommiſſion am 11. Mai 1833 im Druck herausgegebenen Statuten deſſelben, und im Volksbl. 1835. S. 13.

In dieſem Jahre wurde bei dem Finanzſenate der Landesregierung eine beſondere Domänendeputation errichtet. Die Mitglieder waren: der Geheimerath und Präſident v. Bibra, der Hofjägermeiſter v. Gemmingen und der zum Regierungsrathe ernannte bisherige Oberamtmann Debertshäuſer.

Am 21. Mai kam die Herzogin Ida von Weimar zum Beſuche an. Prinz Wilhelm von Weimar, älteſter Sohn derſelben, wurde auf dem Schloſſe zu Altenſtein konfirmirt. Im Herbſte reiſte die Herzogin mit ihrem Gemahle, dem Herzoge

zoge

zoge Bernhard, in die Schweiz und nach Italien, kehrte am 10. Nov. hierher zurück und reiſte am 3. Dec. nach Weimar ab.

Im Sommer wurde vom Profeſſor Bernhardt der Bau eines neuen Hauſes unweit des obern Thores für das von ihm 1829 errichtete Erziehungsinſtitut begonnen. Gegen das Ende d. J. 1834 wurde dieſes Haus bezogen. In dem Amthoriſchen Garten ward auf Veranlaſſung dieſes Baues ein neuer Brunnen angelegt.

Am 30. Jun. wurde der neue Landtag nach einer vom Hofkaplan Lotz gehaltenen Predigt eröffnet. Die Deputirten waren: der Geheimerath v. Baumbach (Landmarſchall), Oberlandesgerichtsaſſeſſor v. Wechmar, Regierungsrath Luther, Oberlandesgerichtsrath v. Bibra, Geheime Finanzrath Weiß aus Glücksbrunn, Kammerjunker v. Schönberg zu Kreipitſch, Kammerherr von Einſiedel zu Leißlau, Kammerherr v. Hardenberg allhier — aus den Städten: Oberlandesgerichtsadvokat Trinks von hier, Landgerichtsaſſeſſor Schüler zu Salzungen, Rath und Bürgermeiſter Bartenſtein zu Hildburghauſen, Oberlandesgerichtsadvokat Jakobi daſelbſt, Kaufmann Müller zu Sonneberg, Bürgermeiſter Otto zu Eisfeld, Kreisrichter Rückert zu Saalfeld, Adjunktus Bulle zu Pößneck, — aus dem dritten Stande: Regierungsrath Debertshäuſer (für welchen ſpäter der Kreisgerichtsaſſeſſor Caroli eintrat), Oberlandesgerichtsadvokat Döbner allhier, Schultheiß Crämer zu Streufdorf, Schultheiß Popp zu Haina, Senator Lutz zu Eisfeld, Mich. Löffler zu Heubiſch, Mich. Franz zu Jüdewein, Oberamtmann Bechmann zu Saalfeld.

Am Abend des 30. Jun. war ein furchtbares Gewitter. Der Sturmwind wüthete aufs heftigſte; die Flüthung verheerte die Felder. In Herpf ſchlug der Blitz in ein Haus, in Roßdorf in die Kirche; in Ohrdruf brannten 16 Häuſer ab.

Am 1. Aug. ſtarb der Hofrath und erſte Bibliothekar J. Chr. W. Fr. Schenk. Der Kabinetsbibliothekar und bisherige zweite Bibliothekar an der Herzogl. öffentlichen Bibliothek L. Bechſtein erhielt hierauf am 16. Sept. die Stelle des erſten Bibliothekars.

Am 17. Aug. wurde in der Marienſtraße das vom Sekretär Kellner erbaute Haus aufgerichtet. Dieſes Haus wurde einige Zeit darauf vom Landgrafen von Heſſen-Philippsthal erkauft: der Stadtrath ertheilte letzterm das Bürgerrecht.

Zu Ende des Auguſt wurde der unweit der neuen Straße liegende Flüthgraben hergeſtellt und eine hölzerne Brücke nach dem hinter der halben Stadt führenden Wege zu erbaut.

Am 14. Sept. wurde der Oberlandesgerichtsrath und Dirigent des hieſigen Kreisgerichts K. G. Müller zum Geheimen Juſtizrathe und Geheimen Referendär beim Landesminiſterium ernannt, woſelbſt er ſchon ſeit einiger Zeit beſchäftigt war.

Im

dieſe ſtreitige Sache vielleicht auf ruhigem und friedlichem Wege vermittelt und ausgeglichen, denn die Gemeinde verſieht ſich zu ſeiner fürſtlichen Gnaden, dem Erzbiſchoff, aller Güte und Gerechtigkeit.“

Wie Röſſing ſchwieg, erhob ſich der alte Vierherr Gunſtedt und bat um das Wort. „Liebe, edle Herren,“ wandte er ſich mit ſanften Worten an die Sprecher der Gemeinde: „thut Solches nicht, wenn Euch das Wohl der Stadt und ihrer Gemeinde am Herzen liegt, und wollet bedenken, daß die Stadt gar vieler ihrer alten Rechte ſich begiebt, wenn ſie bittend und Hülfe ſuchend am Hofe des geiſtlichen Herrn erſcheint. Bedenkt, wie viele Opfer unſre Vorfahren für unſere Privilegien und Freiheiten gebracht haben, deren wir verluſtig zu werden befürchten müſſen. Seht wohl zu, das nicht wieder zu verlieren, was unſre Väter um großes Gut und Geld gekauft, und was, iſt es einmal uns entriſſen, in Ewigkeit nicht wieder erlangt wird! Denkt an die Händel des Rathes mit dem Erzbiſchoff Diether in den Jahren eintauſend vierhundert neunundſiebzig und achtzig, Im Sept. wurde das Dach des großen Kirchthurms abgebrochen und von den Zimmerleuten Müller und Weißbrod, wie durch den Schieferdecker Dürer aus Ritſchenhauſen wieder hergeſtellt.

Am 25. Sept. reiſte der Herzog in die Schweiz und kam am 15. Okt. wieder hier an.

Der Stadtrath gab um dieſe Zeit die Rathsbibliothek*) zur Bibliothek des Gymnaſiums ab; nur die juriſtiſchen Bücher wurden auf dem Rathhauſe behalten.

Am 25. Dec. wurde von den Sächſiſchen Herzogen zu Gotha der Herzogl. Sachſen-Erneſtiniſche Hausorden geſtiftet. Ueber die Orden des S. Meiningiſchen Hauſes ſ. Th. 1. S. 50. 70. Emmrichs Archiv B. 1. S. 137 ff.

Die Witterung war gegen Ende des Jahres ſehr eigenthümlich. Es trat keine Kälte ein, häufige Regengüſſe verurſachten mehrmals einen bedeutenden Waſſerſtand, Sonnenſchein und Wärme lockten Blumen hervor, im December blitzte und donnerte es einigemal. Heftige Sturmwinde wütheten und dieß war beſonders in der Neujahrsnacht der Fall, wo die Waldungen einen außerordentlichen Schaden erlitten. Der Werragrund ſtand unter Waſſer.

Bei der Schloßkirche waren 422 Kommunikanten, 19 Paare wurden getraut, 57 Kinder getauft, 39 Perſonen beerdigt. Bei der Stadtkirche waren 1449 Kommunikanten; 22 Paare wurden getraut, 118 Kinder getauft, 83 Perſonen beerdigt.

1834.

Mit Anfang dieſes Jahres trat das Herzogthum Meiningen dem Preußiſchen Zollverbande bei. Es wurden mehrfache Verordnungen über die Steuererhebung ꝛc. in Folge dieſes Beitritts erlaſſen.

---

*) Die Rathsbibliothek iſt gegründet durch die Stiftungen des Pfarrers Straus (Th. 1. S. 150), des Bürgermeiſters Gaſſer (Th. 1. S. 161), des Kanzlars Grimm (Th. 2. S. 127). Die Schulbibliothek wurde zunächſt durch den Inſpektor Muſäus (um 1730) begründet, zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts durch die Verwendung der (ob S. 72 erwähnten) Bücherlegate erweitert, und gewann vorzüglich durch die beträchtliche Hartmanniſche Stiftung (S. 258). Einige ältere philologiſche Werke wurden aus der Sakriſteibibliothek, welche hauptſächlich durch den Archidiakonus Müller 1653 geſtiftet iſt, vom geiſtlichen Miniſterium bereits früher zur Schulbibliothek abgegeben. Ueber die Bibliothek des alten Kloſters, die nach der Reformation auch in die Stadtkirche gekommen ſeyn ſoll, ſ. Weinrichs K. u. Sch. Staat. S. 61. Die Herzogl. öffentliche Bibliothek wurde begründet durch Herzog Bernhard; verdient machte ſich um dieſelbe durch eine Stiftung der Hofdiakonus Weinrich (Th. 1. S. 89); ſchätzbare Ankäufe machte Herzog Anton Ulrich (S. 3). 1782 wurde ſie zu allgemeinerem Gebrauche geöffnet (S. 106). Die Verdienſte des gelehrten Bibliothekars Reinwald (S. 85 193) ſind rühmlich zu erwähnen.

Am 23. Jan. wurde bekannt gemacht, daß das **Bürgergeld** von nun an 100 fl. für eine Mannsperſon, 75 fl. für eine Weibsperſon, 25 fl. für ein Kind unter 14 Jahren betragen ſolle. Auch wurde die Beſtimmung vom 12. Dec. 1825, nach welcher jeder Fremde, der in die Stadt ziehen wolle, ein Betriebskapital von 500 bis 1000 fl. nachweiſen müſſe, auch auf die in die Reſidenz ziehenden Inländer ausgedehnt *).

Um dieſe Zeit gab eine durch den Redakteur der Leipziger Theaterzeitung zuſammen berufene Schauſpielergeſellſchaft, deren Direktion der Schauſpieler Bollert übernahm, Vorſtellungen im Herzogl. Hoftheater.

Am 4. Febr. erſchien eine neue Verordnung über das **Chauſſeegeld**.

Am 22. Febr. wurde der Regierungsrath **Debertshäuſer** zum Geheimen Referendär beim Landesminiſterium ernannt.

Am 3. April wurde der Regierungsrath **Hellmann** zum Geheimen Regierungsrathe, der Oberlandesgerichtsaſſeſſor v. **Wechmar** zum Oberlandesgerichtsrathe ernannt.

Im Mai wurde verordnet, daß wöchentlich zweimal **Wochenmärkte** gehalten werden ſollten. Vgl. über die früher hier beſtehenden Wochenmärkte Th. 1. S. 10. 72. Th. 2. S. 23. 35.

Am 24. Mai ſtarb zu Karlsruhe in Schleſien die Herzogin **Luiſe**, hinterlaſſene Wittwe Herzogs **Eugen von Würtemberg**, welche früher mit Herzog Karl vermählt war (S. 97. 218).

Im Frühling wurde das **Gewächshaus** im Engliſchen Garten eingeriſſen und ein neues erbaut.

In der Nacht vom 26. bis 27. Jun. brannte das Gebäude, womit der Herrſchaftliche Felſenkeller an der untern Kuhtrift überbaut war, ab.

Zur Verſchönerung der Stadt wurden einige Gebäude, die zwiſchen dem Reithauſe und dem Bernhardinum ſtanden, abgeriſſen. Das neue Schießhaus wurde dekorirt. Auch wurde das ſogenannte Bad **), ein der Marſchalliſchen Familie gehöriges Haus in der Schuhgaſſe, eingeriſſen, und ein neues Wohnhaus von dem Schmiedemeiſter Kleſſel an dieſer Stelle erbaut.

Die

---

*) Bis jetzt wurden 50 fl. frk. von einer Manns-, 40 fl. frk. von einer Weibsperſon, 10 fl. frk. für ein Kind als Bürgergeld bezahlt: in alten Zeiten betrug es nur 5 fl. frk. gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts 30 reſp. 25 fl. frk. 1630 beſchloß der Rath, daß Kinder eines Mannes, der von der Stadt in den Dienſt derſelben berufen ſey, das Bürgerrecht haben ſollen, welches der Wittwe und den Kindern auch dann bleibe, wenn der Mann anderswohin gehe und ſterbe. Nach einer Beſtimmung vom 3. Aug. 1680 ſollten Staatsdiener gegen billige Abfindung und Vergleich das Bürgerrecht erlangen.

) 1610 ließ der Rath die neue Badſtube am untern Thore bauen für 460 fl. frk. Sie wurde anfangs verpachtet, dann 1621 an **Valtin Marſchalk verkauft.

Die Anweſenheit der regierenden Königin von Großbrittanien, Irland und Hannover in ihrem Geburtslande.

Schon im Frühling dieſes Jahres (1834) verbreitete ſich in Stadt und Land die Nachricht, daß die regierende Königin von Großbrittanien und Irland **Adelaide**, die erhabene Tochter des Meiningiſchen Fürſtenhauſes, ihr Vaterland mit einem Beſuch beglücken werde. Dieſe Nachricht ſteigerte ſich zur Gewißheit, als der Herzog im Monat Juni von hier ab- und ſeiner geliebten Schweſter entgegenreiſte. In den Städten und Orten des Unterlandes wurde manches zu feſtlichem Empfang vorbereitet, und ein ſchöner, ſonniger Sonntag, der 13. Juli, führte die erſehnte Monarchin ihren heimathlichen Fluren zu. Hatten ſchon fremde Länder und Städte, welche die Königin auf ihrer Reiſe berührte, in manchen huldigenden Ehrenbezeugungen gewetteifert, ſo wurde ihr Zug durch das Land ein wahrer Triumphzug. An der Landesgrenze, bei Leimbach, waren zwei dekorirte Obelisken errichtet, mehrere Dorfgemeinden mit Muſikchören hatten ſich dort aufgeſtellt, und inmitten einer großen Volksverſammlung wurde die hohe Reiſende von dem Präſidenten der Landesregierung im Namen des Landes würdig bewillkommnet. Unter dem Vorritt von 200 Stadt- und Landbewohnern, dem Forſtperſonale, und der Begleitung des berittenen Feldjägerkorps fuhr der königliche und die Wagen des Gefolges nach Salzungen zu. Am Weichbild dieſer Stadt ertönte Kanonendonner und Glockengeläute, alle Häuſer der Hauptſtraßen und des Marktplatzes waren feſtlich mit reichen Laubgewinden und Kränzen geſchmückt, und unter dem Jubelruf der Menge zog die Königin ein. Die Bürger bildeten zu beiden Seiten vom Thore an bis zum Markt Spalier, und durch ihre Reihen ſchritten die Jungfrauen Töchter der Honoratioren, in weißen Kleidern und landesfarbigen Schärpen Blumen ſtreuend dem königl. Wagen bis an die geſchmackvolle Ehrenpforte vor, die mitten auf dem Markt errichtet war, von der herab feſtlicher Muſikgruß erklang, und an welcher ſich der Stadtrath nebſt den Herzogl. Beamten aufgeſtellt hatte. In einer Anrede begrüßte der Superintendent Sachs die Königin, welche huldvoll dankte, und nach allen Seiten hin auf das freundlichſte grüßte, ja einen alten treuen Diener, der auf Schloß Altenſtein ihre Jugend geſehen, augenblicklich erkannte und an den Wagen winkte. Auf der entgegengeſetzten Seite der Ehrenpforte ſtanden bis zum Neuenthor die Jungfrauen Töchter der Bürgerſchaft, in ihrer Nationaltracht, und giengen dem Wagen der Königin Blumen ſtreuend bis zum Ausgang der Stadt voraus. Lauter Jubel folgte ihr nach, und Reiter und Wagen begleiteten den Feſtzug, den aller Orten, die er berührte, die Freude begrüßte, die ſich in ſinnig angeordneten Laubgewinden, wehenden Wimpeln, in Aufzügen der Schuljugend und der Gemeinden, und in treugemeinten Anreden der Geiſtlichkeit kund gab.

Zwiſchen Gumpelſtadt und Altenſtein empfingen der Herzog und ſeine Gemahlin die Königin, und zwiſchen Schweina und Liebenſtein, da wo die Straße nach Altenſtein emporführt, hatten ſich bei einer geſchmackvollen Ehrenpforte die Gemeinden von Steinbach und Schweina verſammelt, und der Geiſtliche des erſtgenannten Orts ſprach in einer Anrede die frohen Gefühle dieſer Gemeinden über die glückliche Ankunft Ihrer Majeſtät aus.

In Liebenſtein, das in Feſtſchmuck und Darlegung der Freude ſeiner Bewohner nicht zurückblieb, das von Fremden und Einheimiſchen wimmelte, feierte die Königin den ſeligen Augenblick des Wiederſehens an dem Herzen ihrer allverehrten Mutter, der verwittweten Herzogin Louiſe Eleonore, und wurde von dem Herzog und der Herzogin von Cambridge, mehrern andern hohen Herrſchaften und dem verſammelten Hofſtaat empfangen. Sie ſtieg am Hauſe der Herzogin Mutter ab, welches ſie auch für die Zeit ihres Aufenthalts in Liebenſtein bezog.

Im Regierungsblatt erſchienen viele auf dieſe ſo erfreuliche Ankunft Bezug habende Gedichte.

Die Königin lebte nun im Schooße der Herzoglichen Familie Tage jenes ſtillen Glücks, das auf Thronen ſo ſelten iſt, aber als Vorzug und Lohn vom Geber alles Guten über unſer verehrtes Fürſtenhaus die Fülle ſeiner Segnungen ausgießt; doch füllten auch häufige Beſuche fürſtlicher Verwandten und manche heitere ländliche Feſtlichkeit dieſe ſchönen Tage zu Liebenſtein und Altenſtein aus.

Am 31. Juli beſuchte dit Königin mit dem Hofe und den übrigen anweſenden hohen Gäſten und ihrem Gefolge von Altenſtein aus die große und berühmte Höhle bei Glücksbrunn. Der Eingang der Höhle war mit Feſtons, Fahnen und Kränzen dekorirt, und ihr Inneres mit zahlloſen Lampen und Kandelabern mit farbigen Flammen erleuchtet. Als die Königin, die Herzogl. Familie und die hohen Gäſte: der Großherzog von Weimar, der Herzog von Coburg mit den Durchl. Prinzen, Landgraf Ernſt von Philippsthal-Barchfeld und deren zahlreiches Gefolge den innern Raum betraten, wurden ſie durch ein Bergknappenchor mit einem Liedesgruß empfangen, dann wandelte dieſes dem Zuge voran, und ſtellte ſich in der erſten geräumigen Halle wieder auf. Dort ertönte ein Lied von der Höhe herab, dem ein Echo in einem fernen Höhlengang antwortete. Durch den wiederverengten Gang gelangte nun der unterirdiſche Zug zu dem zweiten ausgedehntern Raum, wo auf einer Felsterraſſe die Herzogl. Hofmuſik die Ankommenden begrüßte, wo die Bergknappen auf den Stufen ein A bildeten und dann einen kleinen Contretanz aufführten. Sodann gelangten die Beſuchenden an den Gang zum Waſſer und jenen neuen Gang, der noch weit in die Tiefe des Berges ſich hineinzieht. Die Königin beſtieg zuerſt den geſchmückten Nachen, den der Führer in Schiffertracht lenkte, und es zeigte ſich in der geräumigen Halle an dem Felſenufer des Sees ein von innen erleuchteter Tempel, deſſen Säulen mit Guirlanden umwunden waren. Auf dem Altar in dieſem Tempel ſtand mitten unter blauen und rothen Hortenſien die Marmorbüſte Herzog Georgs, und aus der Höhe über dem Waſſer klang wieder ein Lied herab. Es fuhren nun nach und nach alle Beſuchenden nach dem Tempel hin, und beim Hinweggang zogen die Bergleute mit Geſang den Herrſchaften voraus, und riefen ihnen ihr fröhliches Glückauf nach.

Am 28. Juli widerfuhr der Reſidenzſtadt das Glück eines Beſuchs der Königin. Schon auf dem Wege wurde dieſelbe in allen Orten auf das Freudigſte begrüßt, in Waſungen war eine künſtliche Allee von jungen Tannenbäumen und eine Ehrenpforte errichtet, Stadtrath, Geiſtlichkeit und Herzogl. Dienerſchaft empfingen die erhabene Reiſende, die der Herzog und die Prinzeſſin von Carolath begleiteten. Von Waſungen aus ritten viele hieſige Bürger und das Forſtperſonale dem Wagenzuge vor.

Meiningen war feſtlich geſchmückt, an allen Häuſern der Hauptſtraßen und des Markts prangten Laubgewinde, Kränze und bunte Tücher, von Thürmen und öffentlichen Gebäuden wehten Flaggen und Fahnen mit den Farben Englands und des Vaterlandes, und zwiſchen dem Herzogl. Sommerpalais und dem Sächſiſchen Hof war eine hohe Ehrenpforte aufgerichtet, welche mit 14 Fahnen, paſſenden Inſchriften und dem Königl. Namenszug mit der Krone geziert war. Das regſte Leben belebte vom frühen Morgen an die Stadt, Landgemeinden kamen mit Muſik gezogen, und es wimmelten die Straßen von einer freudebewegten Menge. Ein ungetrübter Himmel begünſtigte das ſchöne Feſt.

Ein Kanonenſchuß verkündigte das Eintreffen der Königin am Stadtweichbild; feierliches Geläute aller Glocken begann, die Landgemeinden hatten ſich unterhalb des engliſchen Gartens zu beiden Seiten der Chauſſee aufgeſtellt, und an deſſen Eingang, über dem ſich ein Muſikchor befand, ſtanden eine Anzahl geſchmückte Jungfrauen; von hier an bis hinauf zur Ehrenpforte die ſämmtliche Schuljugend und die verſchiedenen Inſtitute, die Gymnaſiaſten mit ihren Lehrern, an dem Triumphbogen erwarteten Stadtrath und Geiſtlichkeit die Ankunft der Königin, und vom Schießhaus her zog durch alle dieſe geſchmückten Reihen die neuuniformirte Schützengeſellſchaft mit ihrem König und ihrer neuen prachtvollen Fahne. Dieſe ſtellte ſich nach der Stadt zu von der Ehrenpforte an, auf, und an ſie ſchloſſen ſich in langen Reihen die verſchiedenen Innungen mit neuen geſchmackvollen Fahnen an.

Ein lautes ununterbrochenes Vivatrufen verkündete die Nähe der Erſehnten, einige Jungfrauen überreichten am engliſchen Garten ein Gedicht und einen Blumenkranz, und die übrigen ſtreuten Blumen vor dem Königl. Wagen. Auch die Schülerinnen des Märkerſchen Erziehungsinſtituts überreichten Gedicht und Kränze; an der Ehrenpforte empfing der Superintendent Schaubach Ihre Majeſtät mit einer Anrede. Ein lautes Jubelrufen erſchallte und unter fortwährendem Geläute und dem Donner der Kanonen ſetzte ſich der Zug in die Stadt in Bewegung. Den zahlreichen Vorreitern folgten die Bürgersſöhne mit der Stadtfahne, dieſen die Blumen ſtreuenden Jungfrauen, und dieſen dicht vor dem Wagen, in welchem die Königin mit dem Herzog und der Prinzeſſin von Carolath ſaß, in Reih und Glied die Schützen. Durch die feſtlich dekorirten Häuſerreihen der Untermarktgaſſe bewegte ſich der Zug hinauf zum Markt, wo von einem am Rathhaus im gothiſchen Styl erbauten Altan ein Muſikchor grüßte, durch die Rathsgaſſe und die Langegaſſe abwärts bis zum Reſidenzſchloß unter immerwährendem Volksjubel. Der Hofſtaat und die obern Staatsdiener empfingen im Schloßhof Ihre Majeſtät, und die Schützenkompagnie zog unter Vortretung der Militärmuſik und gefolgt von den jungen Bürgern in den Schloßgarten, wo noch manches Lebehoch den höchſten Herrſchaften gebracht wurde. Während der Mittagstafel wurde dort ein Feſtgeſang mit Blasinſtrumenten aufgeführt, dem die Innungen und Landgemeinden beiwohnten.

Gegen Abend war ein vom Stadtrath veranſtaltetes Feſt auf dem Schützenhauſe, zu welchem die Königin die Einladung huldreich angenommen hatte. Frohſinn und Heiterkeit belebten daſſelbe, Muſik erſcholl aller Orten, die höchſten Herrſchaften verweilten bis gegen 9 Uhr daſelbſt, und traten dann ſogleich die Rückreiſe nach Liebenſtein an.

Unvergeßlich wird dieſer ſchöne Tag in der Erinnerung derer fortleben, denen ihn mitzufeiern vergönnt war.

Im Auguſt gaben die die Königin als Ehrenkavaliere begleitenden Lords einen glänzenden Ball in Liebenſtein, zu welchem zahlreiche Theilnehmer aus den höhern Ständen eingeladen wurden. Der Ballſaal war neu und geſchmackvoll dekorirt und es zierte ihn eine aus England gekommene Fahne mit dem Großbritaniſchen Wappen.

Feſtlich und herzlich wurde der 11. Auguſt, der Geburtstag der Herzogin Mutter begangen. Schon in der Frühe brachten die männlichen Mitglieder der in Liebenſtein anweſenden Schauſpielergeſellſchaft einen Morgengeſang vor dem Hauſe, und ſpäter wurde von dem für dieſen Tag vom Herzog nach Liebenſtein berufenen Seminariſten- und Sängerchor von Hildburghauſen, unter der Direktion des Oberlehrer Hummel ein von Moſengeil gedichteter Choral nach der ſchönen Melodie: Jeruſalem, du hochgebaute Stadt ꝛc. geſungen.

Mittags ſpeiſte die Königin, der ganze Hof und zahlreiche Fremde und Einheimiſche unter dem ſchattigen Laubdach des kühlen Erdfalls: es waren weit über 300 Gedecke; ein von Profeſſor Millenet aus Gotha geſandtes Tafellied erhöhte die allgemeine Freude. Am Abend wurde der Erdfall auf das Glänzendſte erleuchtet, und als die höchſten Herrſchaften ſich eingefunden hatten, wurde dort

von

von dem Seminariſtenchor und mit Muſikbegleitung ein von Moſengeil gedichteter, von Grund komponirter Feſtgeſang aufgeführt. Dieſer Aufführung folgten Worte der Huldigung, von Bechſtein gedichtet und von einer Dame geſprochen, und ein zweiter Feſtgeſang, von demſelben, machte den Beſchluß.

Tags darauf wurden in der Kirche zu Liebenſtein von dem Männerchor mehrere Choräle, Motetten und Lieder aufgeführt.

Am 13. Aug. fiel der Geburtstag der Königin. Er wurde zu Altenſtein durch Aufzüge der Dorfgemeinden des Altenſteiner Amtsbezirks, durch ein großes Wettrennen im Louiſenthal und Abends durch einen Ball im Hauſe der Herzogin Mutter in Liebenſtein mit herzlicher Freude und Innigkeit begangen.

Den darauf folgenden Tag reiſte Königin Adelaide wieder nach Großbritanien ab. Dem hieſigen Stadtrathe ließ die Königin ein Geſchenk von 200 Dukaten als Beitrag zum Bau eines neuen Schulhauſes für die Mädchenſchule zuſtellen.

Statt der bisher am Montage und Donnerſtage gehaltenen Betſtunden wurde mit Anfang des Aug. nur Eine Betſtunde und zwar Mittwochs gehalten *).

Am 3. Aug. erſchien eine Verordnung über die Beſteuerung der Ritter- und Freigüter.

Am 20. Aug. reiſte die Herzogin Mutter Luiſe Eleonore nach dem Haag zu einem Beſuche bei der Herzogin Ida.

Am 3. Sept. ſtarb der Geheime Juſtizrath und Geheime Referendär K. G. Müller, einer der ausgezeichnetſten Geſchäftsmänner und gründlichſten Juriſten. Er ſtand auch bei der Bürgerſchaft in allgemeiner Achtung; freiwillig hatten ſich Bürger erboten, die Leiche zum Grabe zu tragen.

Am 8. Sept. erſchien eine Verordnung über den in Medicinalangelegenheiten dem Verwaltungsſenate der Landesregierung und der Medicinaldeputation deſſelben zuſtehenden Wirkungskreis.

Der hieſige Stadtrath hatte vermöge einer alten Stiftung **) jährlich eine Tonne Häringe in das vormalige Kloſter Rohr zu liefern, wofür ſeit langer Zeit 10 fl. frk. entrichtet wurden; dagegen gab das Kloſter an das hieſige gemeine Weſen

---

*) Ehedem waren Montags, Mittwochs und Donnerſtags Betſtunden, zugleich an dieſen Tagen und am Sonnabend auch Frühgebete, wozu mit den beiden kleinſten Glocken geläutet wurde; Dienſtags und Freitags wurde Predigt gehalten. Die Dienſtagspredigt (früher Mittwochspredigt, aber der Gleichförmigkeit mit der Schloßkirche wegen 1692 auf den Dienſtag verlegt) hörte gegen Ende des vorigen Jahrhunderts auf; einige Zeit nachher, um 1800, geſchah dieß auch in Anſehung der Frühgebete. Auch in der Schloßkirche hörte ſchon früher die Dienſtagskirche und gegen Ende d. Jahrh. die Freitagskirche auf.

**) Im J. 1440 hatten die Nonnen des Kloſters zu Rohr durch B. v. Bibra 140 fl. als Stiftung für Seelenmeſſen erhalten. Dieſe Summe übergaben dieſelben dem Rathe zu Meiningen und erkauften ſich dadurch, wie die Urkunde ſagt, die jährliche Entrichtung einer Tonne Häringe. So ſchenkte Hans Frankenberg 1512 dem Stadtrathe 130 fl., um dafür der hieſigen Prieſterſchaft jährlich eine Tonne Häringe zu liefern.

Weſen (S. Th. 1 S. 84) ein Fuder Grummet oder ſpäter 6 fl. frk., welches zur Beſoldung des hieſigen Bürgermeiſters gehörte. Man beſchloß jetzt, dieſe Abgaben gegenſeitig abzulöſen. Das Ablöſungskapital der Tonne Häringe betrug 173 Rthlr. 18 Sgl. 4 Pf., das Kapital für das zu liefernde Grummet 104 Rthlr. 5 Sgl., weshalb von dem hieſigen Aerar die Summe von 69 Rthlr. 13 Sgl. 4 Pf. Preuß. Cour. an das Königl. Pr. Rentamt zu Suhl ausgezahlt und nach erfolgter Genehmigung der beiderſeitigen Oberbehörden die Aufhebung dieſes Verhältniſſes bewerkſtelligt wurde.

Mit Anfang des neuen Schuljahrs wurde eine Verbeſſerung mit der Mädchenſchule vorgenommen. Seit der Reformation hatte dieſelbe einen beſondern Lehrer, der gewöhnlich in frühern Zeiten zugleich Organiſt war (S. 74. 206. 214. 241), im J. 1797 wurde ein zweiter Lehrer angeſtellt (S. 139). Schon früher wurde von dem Mädchenſchullehrer neben der eigentlichen öffentlichen Schule eine ſogenannte Privatſchule gehalten, wofür doppeltes Schulgeld bezahlt wurde. Nach und nach wurde dieſe Privatſchule zur Hauptſchule und die öffentliche Schule wurde nur von den Aermern beſucht. Da aber ohnehin eine beſondere Freiſchule hier vorhanden war, ſo hob man jetzt die öffentliche Schule auf, an welcher ſeit 1823 einige Schulkandidaten als Gehülfen gearbeitet hatten, ſtellte außer den beiden bisherigen Lehrern, Bardorf und Gunkelmann einen dritten Lehrer an, den Schulkandidaten Bittorf aus Wölfershauſen, und theilte die ganze Mädchenſchule in drei Klaſſen. Die Legate, welche der erſte Lehrer ſtatt des Schulgelds armer Kinder bezieht (S. 111), wurden fortwährend benutzt, um Aermern das Schulgeld ganz oder theilweiſe zu erlaſſen.

Am 24. Okt. feierte der Geheimerath v. Donop ſein 50jähriges Dienſtjubiläum.

Am 24. Okt. erſchien eine Verordnung über das Selbſtdiſpenſiren homöopathiſcher Aerzte.

Am 4. Nov. wurde der Juſtiz- und Kammerrath Schmid zum Geheimen Juſtizrath und Dirigenten des hieſigen Kreis- und Stadtgerichts ernannt.

Die hieſigen Bürger Gieſe, Martini, Meyer und Willing erkauften das Schloßbrauhaus und bildeten einen Brauverein.

Am 15. Nov. erſchien eine Verordnung über die Baumpflanzungen an den Landkunſtſtraßen.

Am 24. Nov. erſchien eine Verordnung über das unentgeltliche Lehren, Aufdingen und Losſprechen armer Knaben.

Am 10. Dec. wurde bekannt gemacht, daß in der Folge eine jährliche Kunſt- und Gewerbsausſtellung ſtatt finden ſollte. Es geſchah dieß im Jun. des folgenden Jahres, und zwar im Theater. Das Reſultat war erfreulich. Vgl. d. Volksbl. 1835. S. 105. ff.

Bei der Schloßkirche waren 377 Kommunikanten, 12 Paare wurden getraut, 50 Kinder getauſt, 34 Perſonen beerdigt. Bei der Stadtkirche waren 1491 Kommunikanten, 28 Paare wurden getraut, 125 Kinder getauſt, 87 Perſonen beerdigt.

Eine **Beſchreibung der Stadt** vom J. 1676 ſ. in Güths Chronik S. 27 ff. vom J. 1792 im Fränk. Mag. B. 1. H. 2. S. 151 ff. vom J. 1803 im Meining. Almanach, 1803, S. 112. Walchs Beſchr. d. S. Meining. L. S. 101 ff. In der neuſten Zeit iſt ſehr viel zur Erweiterung und Verſchönerung geſchehen, viele Gebäude wurden errichtet, zwei neue Straßen vor dem untern Thore angelegt. Vgl. d. Volksbl. 1835 S. 1. Nach der neueſten **Volkszählung** waren hier 5659 Einwohner. Ueber die Bevölkerung der Stadt in früherer Zeit vgl. Th. 1. S. 27. Vgl. **Emmrichs** Archiv. B. 2. S. 93 ff. Die **Stiftungen** für Kirche und Schule ſ. 110. 140, die Stiftungen für Bücher S. 72. 265., für Semmeln und Hufeiſen S. 139, für Stipendien S. 216, für das Armenweſen S. 227, für das Krankenhaus S. 255, für die Gewerbsſchule S. 261.

Mit dem J. 1835 begann eine **neue Gemeindeverfaſſung**. Auf die Ausbildung der ſtädtiſchen Verhältniſſe allhier hatte Heinrich I. um das Jahr 930, ferner um 1344 Kaiſer Ludwig vielen Einfluß. Die Statuten, gegeben von Fürſt Georg Ernſt von Henneberg 1566, gründeten ſich auf das Gewohnheitsrecht der Stadt. 1688 wurde von Herzog Bernhard I. die Einrichtung des Stadtraths getroffen, welche bis 1835 beſtand. (S. Th. 1. S. 25 ff.) Die letzten Mitglieder des bisherigen Stadtraths waren jetzt: Oberbürgermeiſter **Thilo**, Bürgermeiſter und Kammerkonſulent **Deahna**, Bürgermeiſter **Johannes**, Bürgermeiſter **Köhler**, Senator und Kreisgerichtsaſſeſſor **Caroli**, Senator **Schmidt**, Senator **Amthor**, 5 Senatorenſtellen waren unbeſetzt. Viertelsmeiſter waren: **Chr. Schröder**, **Fr. Keidel**.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Berichtigungen und Zuſätze.

Th. 1. S. 9. Ueber Maria Hedwig vgl. Emmrichs Arch. Bd. 1. S. 27.
= = = 12. Z. 16. lies Kaſpar ſtatt Kaſper.
= = = 13. Z. 32. l. Sandershauſen ſt. Sondershauſen.
= = = 18. unt. l. Bücherlegat ſt. Bürgerlegat.
= = = 56. Haſſel. Bei den nach Ausſterben des S. Coburgiſchen Hauſes im J 1699 entſtandenen Streitigkeiten war der Geheimerath und Hofprediger vorzüglich thätig, zog ſich aber den Unwillen des Herzogs Johann Ernſt zu Saalfeld dadurch zu, ſo daß derſelbe ihn gefänglich einziehen ließ. 5 theologiſche und juriſtiſche Fakultäten waren mit dieſer Angelegenheit beſchäftigt. Haſſel wurde 1703 aus ſeiner Haft entlaſſen. M. ſ. v. Schultes S. Cob. Landesgeſchichte. Dritte Abth. S. 17 ff.
= = = 81. Ueber den Prinzen Joſeph Bernhard vgl. Emmrichs Archiv, B. 1. S. 163 ff.
= = = 89. l. Einhauſen ſt. Einödhauſen.
= = = 92. Ueber den Erbprinzen Ernſt Ludwig vgl. Emmrichs Arch. B. 1. S. 340 und über die Herzogin Eliſabeth Eleonore eb. daſ. S. 28.
= = = 94. Z. 10 l. gelöſcht ſt. belöſcht.
= = = 98. unt. l. aufgeleſen ſt. ausgeleſen.
= = = 108. Ueber Herzog Karl Friedrich vgl. Emmrichs Arch. Bd. 1. S. 343 ff.
= = = 113. Ueber Herzog Friedrich Wilhelm vgl. Emmrichs Arch. B. 2. S. 97 ff.
= = = 119. ſteht J. K. Kreß doppelt.
= = = 120. Ueber die Herzogin Eliſabeth Sophie vgl. Emmrichs Arch. B. 1. S. 169 ff.
= = = 138. Ueber das Grimmenthal ſ. Erks Programme.
= = = 139. Ueber den Geheimenrath v. Biechling vgl. Emmrichs Arch. B. 1. S. 177 ff.
Th. 2. S. 86. Ueber d. Aebtiſſin zu Gandersheim ſ. Emmrichs Arch. B. 2. S. 135.
= = = 255. Forſtſektion ſt. Forſtſekktion.

denkt, wie damals ſich der Rath kräftig gegen des Erzbiſchoffs Anmaßungen ſetzte, und die Freiheiten der Stadt bewahrte; denkt an die Freibriefe Kaiſer Friedrichs, die uns gegen die biſchöfflichen Unterdrückungen ſo kräftig in Schutz nahmen, denkt, daß unſre Stadt frei iſt, eine freie Stadt des Reichs! Damals hat ſie ihre Rechte bewahrt, vertheidigt, erhalten, käme ſie jetzt Rath und Hülfe ſuchend an den geiſtlichen Hof, traun, es würde ihr übel bekommen, darum laßt Euch, Ihr Männer der Gemeinde, freundlich rathen, und ſucht nicht dort Hülfe, wo nur Unterdrückung droht!“

Gunſtedt ſchwieg, aber raſch antwortete Menſtedt: „Zur Unzeit, Vierherr, erinnert Ihr uns an jene Zeit! Iſt nicht ſeitdem alles Unglück über uns gekommen? Wenn ich ſage uns, meine ich die Gemeinde. Wohl wiſſen wir, der edle Rath hat ſich damals trefflich verwahrt, aber ſeit jener Zeit iſt auch Bedrückung der armen Bürgerſchaft, Schuldenwirken und Uneinigkeit an der Tagesordnung, und Wohlſtand, Glück, Eintracht, Friede ſind von der Stadt gewichen. Unerhörte Ausgaben haben un-

Regiſter.

A.

Abendmahlskannen, 125.
Abiturientenexamen, 84.
Accis, 9. 40. 42. 65. 69. II, 80. 83. 189. 208. 252. 258.
Achtelſtein II, 56.
Ackermann II, 72. 73.
Adelheid II, 129. 188. 193. 199. 205. 297 ff.
Aerndtefeier II, 200.
Akenſches Feuerlöſchungsmittel II, 145.
Alexander II, 185. 206.
Almoſenſteuer, 64. 81.
Altar, 9. II, 225.
Altartuch, 122. II, [illegible]1.
Altenſtein, 100.
Alterthumsforſchender Verein II, 259.
Amalie Auguſte Karoline, 173.
Amalienruhe, 76. II, 28. 113.
Ambronn II, 240.
Amſtein II, 195. 197. 263.
Amthor, 1. II, 27. 156. 206. 222. 230. 243. 248. 258.
Amt Meiningen, 79.
Amtsgebäude, 14. 16.
Anthing II, 94. 95.
Anlehen II, 188.
Anton Auguſt, 18. II, 46.
Anton Ulrich, 23. 63. 64. 68. 87. 90. 111. 114. 122. II, 1 ff. 12.
Apotheken II, 40.
Archidiakonatswohnung, 15.
Armenhaus ſ. Hoſpital.
Armenſchule II, 87. 142. 149. 153. 155. 161. 169. 172. 180. 263.
Armenſtiftungen II, 227. 232.
Armenweſen, 37. 50. 64. 65. 70. 71. 77. 104. II, 42. 44. 69. 71. 78. 87. 90. 110. 115. 125. 128. 132. 142. 146. 149. 156. 177. 198. 223. 242. 244. 246. 262.
Arnold II, 27.
Asmann II, 33.
Aufwand bei Leichen, Hochzeiten ꝛc. II. 90.
Augsburgiſche Konfeſſionsjubelfeier, 94. II, 250.
Auguſt Friedr. Karl Wilhelm, 126. II, 56. 92. II, 105.
Ausſchuß, 2. 20. 42. 49. 55. 67. 128. II, 190.
Auswanderer II, 34. 263.

B.

Bach II, 230.
Bad II, 266.
Badeanſtalt II, 243.
Bahn, 110.
Barbierſtube, 48. 60.
Barchenthandel, 72. 178. II, 28. 114. 223.
Bardorf II, 200. 272.
Baſchkiren II, 186.
Bauerſachs 153. 155. II, 28. 114. 217.
Baumpflanzungen, 74. II, 28. 30. 131. 197. 272.
Baumbach II, 153. 171. 212. 286.
Baumſchulen II, 130.
Bauweſen d. Stadt II, 20.
Bechſtein II, 152. 195. 218. 257. 259. 264.
Beerdigungen II, 104. 154. 179.
Befeſtigung der Stadt II, 135.
Behlert II, 73. 108. 180.
Behr-Negendank II, 102.
Behrungen II, 242.
Beichte II, 117.
Beinersdorf, 180. II, 27. 33.
Belagerung der Stadt II, 9 ff.
Bergäcker, 53. 56. 60. 85. II, 136.
v. Berger II, 27.
Bergſchotten, 145.
Berkes II, 81.
Berkhorn, 100.
Bernhard, 9. 11. 38. 57. II, 92. 150. 193. 195. 214.
Bernhardinum, 56. II, 151. 164. 199. 213.
Bernhardt'ſches Inſtitut II, 247. 264.
Beſchreibungen der Stadt II, 273.

Beſitzergreifung d. Landes, 8. II, 4 ff. 18 ff.
Betſtunden, 15. 43. II, 104. 271.
Bibelkollekte II, 258.
Bibliothek II, 106. 112. 265.
v. Bibra II, 130. 133. 136. 155. 172. 195. 219. 236.
v. Biechling, 139.
Bier II, 28. 70. 73. 96. 144.
Bittorf II, 272.
Blattern II, 148. 171. 223.
Bleichgraben, 180.
Blitzeinſchlagen, 36. II, 45. 108. 124. 134. 196. 199. 221.
v. Bobenhauſen II, 27.
Börner, 179.
Bohrrad, 57.
v. Boſe II, 168.
Brandaſſekuranz II, 86. 90. 230.
v. Brank, 152.
Brauer, 112.
Brauhaus, 80. 98.
Brauverein II, 172.
Brauweſen, 80. 98. 112. II, 119. 144.
Breite (Meiningens) II, 167.
Breithaupt, 20. 22.
Brechhauſen, 31.
Brücken, 3. 82. 96. 101. II, 47. 57. 69. 70. 92 ff. 133. 162. 230. 250. 255.
Brückner, 10. 12. 19.
Brunnen, 79. II, 28. 80. 82. 82. 224.
Bube, 95.
Buchhandlung II, 112. 195.
Bücherlegate II, 72.
v. Bülau, 35.
Bühner, 49. II. 113. 181.
Bürgerbeſchwerden, 41. 49. 52. 75. 84. 93. 97. 104. II, 63. 96. 207.
Bürgergeld, 54. II, 266.
Bürgerkompagnie, 1. 41. 96. II. 190. 260.
Bürgerrecht II, 124. 209.
Bürgerſchule II, 130. 172. 180.
Burg-Erlich II, 82.
Burggraben II, 94.
Burgmühle, 47.
Buſſenius II, 27. 84.
Bußtagskirche II, 104. 244.
v. Buttlar, 35. II, 28. 35. 173.
Butzer II, 100. 131. 139. 147. 163. 194. 205.
Butzert II, 110.

C.

Cäſarin 68. 111. 114.
Calmberg II, 240.
Carolath II, 95. 107.
Caroli II, 28. 130. 136. 141. 199. 219. 224. 230.
Centwache, 97. 129. 151. II, 85. 100.
Charlotte Amalie, 122. II, 4. 17. 75. 102. 111. 126. 155.
Chauſſeegeld II, 266.
Chauſſeekommiſſion II, 108. 222.
Cholera II, 256.
Chorröcke II, 231.
Chorſchüler, 103. II, 340. 250.
Chriſtian, 3.
Clarence II, 205. 208.
Cramer II, 131. 200.
Crell II, 67.

D.

Davouſt II, 773.
Deahna, 37. II, 73. 150. 153. 209. 224.
Defenſioner, 20.
Defertshauſen II, 58. 66.
Deken II, 23. 171. 206.
Derk, 112. 118. II, 45. 239.
Deutſches Haus II, 218.
v. Diemar, 100.
Diemariſche Lehen II, 56.
Dienſtagskirche II, 271.
Dingsleben, 108.
Dittmar II, 44.
Döbner II, 194. 243.
Dollmar, 87.
Domänendeputation II, 263.
v. Donop II, 27. 54. 129. 141. 172. 173. 199. 212. 219. 236. 272.
Dorothea Maria, 54. 69.
Doſt II, 55. 65.
Druckerei II, 19.
Dreißigacker II, 152.
Duellmandat, 62.
v. Dürkheim II, 54. 79. 170.

Durchmärſche, 2. 4. 6. 132 ff. 141. II, 113. 128. 131 ff. 162. 164. 168. ff. 173. ff. 180. 182 ff. 193.

E.

Eicha, 83.
Einquartierung ſ. Durchmärſche.
Einzug der Herzogin Charlotte Amalie II, 21. 40. H. Maria II, 228. der Königin von England II, 267.
Eiſenbart, 55.
Eisfeld II, 219.
Eleonore Friedericke, 105.
Eliſabeth Eleonore, 11.
Eliſabethenburg, 13.
Eliſabeth Erneſtine Antoinette, 70. II, 36.
Eliſabeth Sophie, 79. 120.
Eliſabeth Sophie Philippine Henriette, 125.
Elſter II, 257.
Emigranten, 99. II, 115. 129.
Emmrich II, 25. 72. 124. 126. 137. 139. 140. 147. 156. 159. 195. 235. 249. 258.
Engelſchall II, 109. 251.
Engliſcher Garten II, 103.
Engliſche Waaren II, 166.
Enzian II, 200.
Erbbegräbniſſe II, 239.
Erdbeben II, 38.
v. Erffa, 4. 9. II, 167. 206. 222.
Erk, 4. 35. 40. 68. 83. 93. 101. 104. 119. 126. 138. 150. II, 69.
Ernſt Ludwig, 53. 54. 63. 64. 70. 80. 81. 86. 92. II, 49.
Eugen von Würtemberg II, 111 ff. 218. 266.
v. Eyben II, 34. 55. 65. 86. 91.
Extrapoſtordnung II, 181.

F.

Faber, 66.
Feer II, 144. 163.
Feiertage II, 89.
Feldfrevel II, 50. 90. 98. 111. 201.
Feldjäger II, 236.
Feldpolizeidiener II, 197. 201.
Felſenkeller II, 144. 266.
Ferntheil, 101. 175. II, 39.
Feuerordnung, 123. II, 136. 144. 123.
Feuersbrünſte, 14. 18. 22. 43. 45. 54. 61. 66. 72. 88. 90. 93. 94. 100. 102. 107. 111. 118. 121. 123. 124. 125. 131. 136. 137. 138. 152. 161. II, 51. 55. 73. 94. 95. 172. 201. 209. 220. 242. 266.
Feuerwache II, 74. 96. 137. 174.
Finanzſenat II, 255.
Fiſcher v. Fiſchberg II, 46. 48.
v. Fiſchern II, 211. 226. 234. 236. 255.
Fiſchhaus II, 66. 176.
Fiſchordnung II, 205.
Fleiſchmann II, 29. 45. 89. 161.
Flößholz, 33. 108.
Flüthung, 7. II, 44.
Flurdiener II, 116.
Forſtakademie II, 152.
Forſtſektion II, 220. 237. 255.
Forſtſenat II, 255.
Fräuleinſtift zu Waſungen II, 204.
Franz II, 72.
Franzoſen II, 165.
Frauenverein II, 188. 199. 227.
Freie Gerichtstage II, 253.
Freigüter II, 271.
Freihäuſer, 147.
Freimaurerloge II, 76. 95. 96.
Freiſchule II, 263.
Freitagskirche II, 271.
Freizügigkeit II, 176.
Friedrich Franz Ernſt Ludwig, 129. 167 ff.
Friedrich Wilhelm, 87. 113. 137.
v. Frieſen, 55.
Fritze II, 35. 47. 130.
Fröſchbrücklein II, 108.
Frohnweſen, 49. 73. 84. II, 20.
Fromm II, 93. 131. 193. 194. 218.
Frühgebete II, 104. 271.
Frühkirche, 13. II, 104. 259.
Fuchs II, 52.
Fulda, 59.

G.

Gaak, 38. 44. 109. 112. II, 50.
Gabelkoven, 8. 10. 19.
Galgen, 46. 95. 97. II, 66.
Galliſchießen, 2. 20. 56. 96. 139. II, 132. 141. ſ. Bürgerkompagnie.

Gandersheimiſches Legat II, 36.
Gartenwirthshaus, 42. 124 150. 153. II, 143. 145.
Gaſſer, 112. 161.
Gatzert, 62. 106. 130. II, 168.
Geiſſelbrecht II, 158. 227.
Gemeindebacköſen II, 153. 229.
Gemeinderath, 25. II, 32.
Gemeindeverfaſſung II, 273.
Generalpardon II, 179.
Georg II, 232.
Georg Ernſt, 45.
Georg Friedrich Karl, 165. II, 79. 84. 99. 101. 105. 106. 158.
Georgenkrankenhaus II, 254.
Georgii II, 30. 31. 100.
Geſangbuch, 56. II, 61. 93. 133. 178.
Geſinde II, 176. 223.
Getraidepreiſe (hohe) II, 56. 58. 198.
Gewächshaus II, 266.
Gewerbfreiheit II, 192.
Gewerbſchule II, 261.
Gewerbſteuer II, 257.
Gewitter, 36. 37. 40. 55. 64. 88. 90. 93. 109. 130. 176. II, 31. 34. 39. 44 ff. 50. 57. 264.
Glaſer II, 132.
v. Gleichen, 115.
Glocken II, 202.
Glockenſpiel II. 65.
Gnacken II, 51.
Göpfert II, 146. 194.
Götz, 39.
Götze II, 74. 97.
v. Gohren II, 29. 33.
Gorr II, 118. 139.
Gotha II, 67. 113 228.
Gottesacker, 96 II, 45. 238.
Gottesackerglocke, 19. II, 203.
Gottesackerkirche, 97. II, 179. 238.
Gregoriusfeſt, 40. II, 171.
Grenzbeziehung, 30. 46. 49. 58. 69. 74. 90. 105. 212.
Grenzſtreitigkeit II, 58. 66.
Griechen II, 220.
Grimm, 70. 121. 124. 177. II, 27. 38. 118. 127.
Grimmenthal, 138. II, 81. 140.
Gruft, 9.
Grumbach, 14. II, 73.
v. Gülchen, 124. II, 27.
Güth, 4.
Guldiener, 20.
Gunkelmann II, 197. 210. 272.
Gymnaſium II, 214.

H.

Haak II, 33. 34.
Haberland II, 96. 126.
Häfner II, 210.
Häuſerverſchönerung II, 108.
Hagelwetter, 17. 122. 130. II, 46.
v. Hagen II, 18. 29.
v. Hahn, 105.
Halbich II, 263.
Hammer II, 39.
Handel der Juden II, 162. 320.
Handwerksſchule II, 263.
Hanft, 83. 93. 101.
v. Hanſtein II, 98.
Hartmann, 101. II, 157. 207. 222. 248. 258.
Hartung, 16. 81.
Haſſel, 56.
Haßfurt II, 164. 191. 194.
Hattenbach, 19. 85. 39.
Hauderer II, 206.
Hauptquartier II, 184.
Hauſen II, 176. 235.
Hauſirhandel II, 160. 179. 192. 204.
Hazardſpiele II, 124. 148 176.
Heim, 3 65. 122. II, 41. 49. 79. 84. 93. 108. 111. 130 140. 149. 155. 157. 186. 207. 224.
Hellmann II, 199. 219. 228. 256. 266.
v. Hendrich II, 83. 118. 155. 194. 209.
Henſling, 80 92. 93. 107. 151. II, 157. 249.
Henkel II, 212.
Henneberg, 105. II, 245.
Henneberger II, 180.
Hennebergiſche Landesordnung, 80.
Herbſt II, 11. 113.
Hermannsfeld II, 136.
Herpf II, 81.
Herrle II, 161.

Heuſinger II, 28. 38. 105.
Heuwage, 79.
Hexen, 10 11. 13.
Heym II, 154.
Hinrichtungen 3. 13. 22. 46. 47. 68. 83. 96 II, 52. 65. 91.
Höfling II, 192. 210.
Höhe (Meiningens) II, 169.
Höhenrauch II, 107.
Hönn, 98. 121. 180. II, 130. 148. 225.
Höpping, 105. 117. II, 47. 67.
Hoffiſcherei II, 205.
Hofmann II, 27. 29.
Hofmarſchallamt II, 231.
Hofſchule II, 117. 142.
Holdefreund II, 93. 136. 144. 211.
Holzabgabe im Thore II, 66. 148.
Holzleſen II, 21. 100. 136. 146. 155. 163 175.
Holzverkauf, 136. II, 188. 209.
Homöopathie II, 272.
Hopf, 152. II, 41. 72. 86. 131. 139. 147. 153. 157.
Hopfenbau, 72. II, 153.
Hoſpital, 16. 17. II, 43. 138. 165. 199. 234.
Hoßfeld, 35. 42. II, 156. 168. 180.
Hübner, 24. 102. 112. II, 108.
Hufeiſenlegate II, 139.
Hummel II, 224. 241. 257.
v. Hund II. 89.
Hund v. Wenkheim, 82.
Hunde II, 98 107. 157.
Hundeſteuer II, 119. 157.
Hutverkauf II, 209.

J.

Jahn II, 40. 73. 111. 127. 187.
Jahrmärkte, 2. II, 23. 115. 118.
Jakobi, 108. 152.
Jan II, 51. 70.
Jawandt II, 141.
Ida II, 133. 195. 197. 263.
Ibling II, 161. 168. 180. 249.
v. Ilten, 111.
Impfſcheine II, 230.
Induſtrieanſtalt II, 142. 153. 161. 169. 211. 242. 262.
Inſel II, 81.
Johannes II, 175. 224.
Joſeph Bernhard, 58. 84.
Joſephsbrüder, 69.
Jubelfeier der Herzogin Luiſe Eleonore II, 260.
Jubelfeſt der Augsb. Conf. 94. II, 250. der Reformation, 75. 109. II, 202. des Religionsfriedens, 127. des Weſtphäliſchen Friedens, 119.
Juden II, 177. 208. 220.
v. Jüngling II, 188.
Jung II, 144. 154. 160. 191.
Juſtitiarius II, 96.
Italiäner II, 167. 170. 183.

K.

Kälte II, 248.
Kaiſer II, 180. 192.
Kalbitz II, 50. 138.
Kalender, 47. II, 85.
Kalkofen II, 28.
Kaltenlengsfeld, 83.
Kalteſtaude II, 45.
Kanonenſignale II, 74.
Kapelle, 51.
Kapitulation der Reichstruppen, 143.
Karl (Herzog) ſ. Auguſt Friedrich Karl Wilhelm.
Karl Friedrich, 101. 108.
Karlsallee II, 106.
Kaſerne, 76.
Kaſino II, 137. 233.
Katechiſationen II, 54. 239.
Katholiſcher Gottesdienſt II, 146. 156.
Kaufhaus II, 255. 263.
Keiner II, 179.
Kelche, 20. 34. 52. 55. 151.
Kempf II, 248.
v. Ketelhodt II, 68.
Keyſer, 29. 40.
Keyßner II, 128. 140. 146. 217. 224.
Kirchbrunnen, 2.
Kirchen, 50.
Kirchenbuch, 46.
Kirchenbücher II, 130.
Kirchenbuße II, 117.

Kirchengebräuche, 11. II, 103. 152. 178. 271.
Kirchenkaſſe II, 148.
Kirchenlegate II, 110.
Kirchenleuchter II, 109.
Kirchenreparaturen, 12. 13. 30. 37. 45. 47. 48. II, 47. 71. 109. 225.
Kirchenſchillinge II, 74.
Kirchenviſitation, 5.
Kirchen= und Schulenämter II, 246.
Kirchmauer II, 103. 160.
Kirchweihfeſt II, 88.
Kley, 3. 6.
Kloſter, 50.
Knauf II, 122. 136. 209.
Knoth II, 197.
Koch, 29. 40. 67. 124. II, 125 .181.
Köhler II, 169. 207. 222. 233.
König II, 227.
König von Rom II, 178.
Königin von England II, 267 ff.
Könitz II, 155. 222. 234. 236. 257.
Körbitz, 2. 31.
Kohlhaas II, 64.
Kolbe, 20.
Kollateralgelder II, 160. 180.
Kolonialwaaren II, 177. 186.
Komödie, 12. 13. 45.
Konfirmation II, 229.
Konſkription II, 175. 231.
Kontribution. 134. II, 167.
Koob II, 193. 221.
Koſaken II, 184.
Krafft II, 237. 250. 255.
Krankenhaus II, 200. 243. 254.
Kratzer II, 250.
Krauſe II, 25. 34. 147. 170. 180. 194. 256.
Krebs, 12. 17. 40. 56. 59. 67. 70. 82. 88. 103. II, 51. 199.
Kreis= und Stadtgerichte II, 245.
Kremmer II, 164. 195. 211. 230.
Kreß, 112.
Kriegskommiſſion II, 222.
Kühnhold, 8. 10. 19.
Kümpel II, 180. 192. 206. 210.
v. Künßberg II, 155. 172. 212.
Küraſſiere, 110. 112. 132. II, 115.
Kunſtausſtellung II, 272.
Kurrentſchüler, 103. II, 242.
Kutſchenhaus II, 41.

L.

Lachſe II, 54.
Länge (Meiningens) II, 167.
Lagerbier II, 144. 164.
Landesbeſchreibung II, 127. 178.
Landesfarbe II, 206.
Landeskollegien, 10. 114. II, 5. 27. 84. 95. 217. 222. 245.
Landeskulturvereine II, 258.
Landesminiſterium II, 245.
Landesſchulden II, 54. 56. 77. 82 88. 90. 258.
Landſchaftshaus II, 98. 105, 407.
Landſtände II, 226. 231. 259.
Landſtraßen II, 30 ff. 36.
Landſturm II, 187 ff. 190. 196.
Landtag, 5. 16. 28. 40. 46. 65. 74. 76. 81. 83. 87. 106. II, 68. 79. 93. 226. 231. 253. 254. 259. 264.
Landtagsblatt II, 258.
Landwehr II, 187 ff. 190.
Lang II, 128.
Lange, 52. II, 131. 139. 147. 163. 206. 233.
Langguth II, 50. 139.
Laporte II, 140.
Laſerre II, 152. 167. 168.
Laternen II, 163.
Laurey II, 157.
Lauterburg, 64.
Lazarethfieber II, 184.
Lebküchnerinnung II, 235.
Lebeſten II, 219.
Lehmann II, 125. 131.
Leichen ſ. Beerdigungen.
Leichenkaſſe II, 193. 221. 254.
Leichenkoſten II, 154.
Leihweſen II, 61.
Leimengrube II, 98. 179.
Leiſter, 112.
Leſebibliothek II, 45. 89. 117. 127.
Liebenſtein II, 146. 148. 219.
Lieferung, 155 ff. 161 ff.
Link, 118. 126. II, 31. 84.
Lipfert II, 250.

Lipſius, 94.
Logenknaben II, 87.
Lohſink II, 139. 174. 186.
Lohmühle II, 29.
Lotterien II, 111. 141. 148.
Lotz II, 125. 138. 141. 255.
Lotze II, 25.
Ludwig II, 102. 125.
Luftballon II, 113. 117. 176.
Luiſe II, 114 ff. 266.
Luiſe Dorothea, 93.
Luiſe Eleonore II, 105. 159. 215.
Lyceum, 56. II, 140.

M.

Maaſer II, 224.
Mädchenſchule II, 74. 206. 214. 272.
Magazin, 132. 142. 160. II, 185.
Malzhaus, 90. II, 85.
v. Mansbach II, 236. 249.
Manteltracht II, 125.
Maria II, 226. 228. 237.
Maria Hedwig, 9.
Marienſtraße II, 250. 255. 258. 264.
Marktwaſſer, 95. II, 52. 80. 144. 160.
Marſchall II, 141. 257.
Marſtall II, 134.
Martinskirche, 51. 238.
Maßfeld, 12. 65. II, 223.
Mattenberg, 38. 88. 102.
v. Mauderode II, 230.
Meckbach, 97.
Meder, 99. 104. 122. II, 44. 206.
Medicinalangelegenheiten II, 271.
Mehlhandel II, 70.
Mehlwage II, 60. 65. 181. 199. 209.
Melzhaimer, 115. 131. II, 115. 153. 171.
Meß, 23. 35. 42.
Metzels II, 28.
Metzgerhandwerk II, 19. 25. 115. 118. 127. 145. 189. 221.
Meyer II, 161.
Meyfart, 113. 152. II, 31. 124.
Mildekaſſe, 32.
Militärverfaſſung, 20. 176. II, 73. 168. 187. 190. 231.
v. Miltiz II, 21.
Minor II, 175.
Mittelpforte, 1. 12.
Mönchsgarten II, 5.
Molter, 57. 115. 131. II, 29. 81. 167.
Molwitz II, 34.
Moſengeil II, 162. 195.
Motz II, 140. 147. 168.
Mühlweſen II, 125. 181.
Müller II, 147. 156. 168. 180. 218. 230. 250. 253. 264. 271.
v. Müller II, 34. 54. 57.
Münzverwirrung, 35. 36. 163 175. II, 21. 25. 31. 76.
Munk, 12. 13. 56. 86.
Muſäus, 119. 121. 152. II, 96. 156.

N.

Nachtigallenfang II, 28. 71. 100.
Nachtleichen, 125.
Nachtwächter II, 219.
Nadler, 180.
Nagel, 108.
Nattermann, 104. 119. II, 37. 70.
Naturalienkabinet II, 119.
Nervenfieber II, 184. 186. 190.
Neuemühle II, 157.
Neues Thor II, 247. 250.
Ney II, 183.
Niemetz II, 193.
Nier II, 147. 168. 170. 224. 240.
Nonne II, 236. 249.
Nordſchein, 88. 93. 96. 105. 171. II, 50. 51. 53. 92. 94. 95. 254.
Nuborn II, 52.

O.

Oberappellationsgericht II, 198.
Obereit II, 114.
Oberforſtamt II, 152.
Obermaßfeld, 2.
Oberökonomiekommiſſion II, 129. 192. 222.
Oberſanitätskommiſſion II, 256.
Orden, 50. 70. II, 265.
Organiſationen, 10. II, 222. 230. 240. 245. 255.
Organiſten II, 206.
Orgel, 2. 13. 15. 19. II, 94. 114. 225

Oſtertag II, 113.
Otto, 156. II, 74. 79. 118. 139. 218. 219. 247.

P.

v. Palm II, 92.
Panzerbieter II, 176. 219. 259.
Penſionsanſtalt II, 232.
Peſt, 11. 16.
Pestilentiarius, 14.
Petersgericht II, 246.
v. Pfaffenrath, 115. II, 27. 38. 94.
Pfarrwittwenkaſſe, 11. 39.
v. Pfau, 114. II, 61. 65.
Pfeifer II, 147.
Pferdezucht II, 218.
Pflaſtergeld II, 96 144.
Pfranger II, 89. 113. 124. 133.
Philippine Antonette II, 111.
Philippine Eliſabeth II, 99.
Philippine Luiſe II, 63.
Polizei, 72. II, 60. 96. 158. 159. 174. 195. 230. 262.
Poppenhäuſer II, 34.
Portugieſen II, 175.
Predigerverein II, 248.
Preußiſcher Zollverband II, 265.
Privatbrunnen II, 150. 230.

Q.

Queienfeld, 81.

R.

Radefeld, 68.
v. Ranzow II, 141. 142. 230.
Raſche 152. II, 25. 55. 101.
Raßmann II, 128. 206. 224.
Rathhaus, 33.
Rathsbibliothek, 150. 162. II, 127. 265.
Rathskeller, 54. 148.
Rathsmuhle, 96.
Rathspredigt, 15. 29. 122. II, 53. 247.
Rathswaldung II, 20. 45.
Rauch II, 194.
Rauſchardt, 106. 122. 131.
Rawill, 102.
Receßholz II, 99. 116.
Rechnungskammer II, 245.
Redoutenhaus II, 105. 143.
Reformationsfeſt, 76.
Reformationsjubiläum, 75. 109. II, 202
Reformirter Gottesdienſt II, 112. 146.
Regierungsblatt II, 19. 126. 231.
Reichard, 34. 35. 40. 58. 102. 263.
Reinhard II, 116.
Reinwald II, 85. 131. 133. 181. 193
Reithaus II, 141.
Religionsfriedensfeſt, 127.
Reſidenzpolizeikommiſſion II, 262.
Rettungsapparat II, 223.
v. Reuß II, 188.
Revue, 55. 65.
Rheinbund II, 167.
v. Rhode II, 28.
Richter II, 156.
Rieneck II, 24. 134.
Rittergüter II, 271.
Ritterich, 60.
Römhild, 9.
Römhilder Krieg, 66.
Römhilder Receß II, 126.
Rohr, 38. 66.
Rommel, 153. II, 32. 139. 147. 156. 161.
Roth II, 49. 164. 243.
Rügegericht II, 141. 246.
Rumfordiſche Suppe II, 146. 156. 160. 198.
Ruſſen II, 184.

S.

Sachs II, 149. 156.
Sächſiſcher Hof II, 143. 155.
Salzungen II, 114.
Salzunger See, 128. II, 35.
Schabacker, 101.
Schäferei, 22. 54. 148.
Schalkau, 83.
Scharfenberg II, 41. 50. 70. 89.
Schaubach II, 126. 163. 195. 209. 236. 259.
Schauſpiel II, 113. 115. 124. 129. 132. 134. 136. 172. 174. 179. 181. 197. 211. 235. 240. 266. 257. 260.
Scheibenſchießen, 111. 108. 126. II, 132.
Schenk II, 157. 161. 193. 195. 218. 236. 243. 264.

Schießhaus II, 255. 266.
Schiffbarmachung der Werra, 170.
Schiller II, 106.
Schilling II, 208.
Schlegel II, 201.
Schleicher II, 170. 174. 177.
Schleuſingen, 7.
Schloßbau, 13. 35.
Schloßbrauhaus II, 144.
Schloßgraben II, 177.
Schloßkirche, 33. 89. 115. II, 39. 259.
Schloßmühle, 47. 102. II, 77. 261.
Schloßſpritzen II, 135.
Schloßthurm II, 40.
Schmidt II, 25. 74. 147. 170. 186. 200. 222. 235. 272.
Schnell II, 194.
v. Schönkopf II, 168.
Schott, 27.
Schröder, 103. II, 180. 192. 243.
Schröter, 118. II, 110.
Schrot II, 154.
Schützenkompagnie, 126. 127. 239. II, 131. 140. 259.
Schulaufſicht II, 220.
Schulbau, 93. II, 199. 213.
Schulden der Stadt, 9. II, 52.
Schule, 12. II, 54. 86. 140. 151. 180. 204. 213 ff.
Schulfeſt II, 171.
Schulfond II, 140.
Schulkaſſe II, 88.
Schulkommiſſion II, 88.
Schullegate II, 110.
Schullehrerkonferenzen II, 259.
Schullehrerſeminarium II, 88. 97. 106. 117. 128. 130. 142. 218. 224. 230. 237. 243.
Schullehrerwittwenkaſſe II, 230.
Schulpredigt II, 88.
Schulz II, 191. 259.
Schumann II, 113.
Schwarza, 62.
Schweden, 69.
Schwendler II, 157. 168. 195.
Seba, 83. 87. 90.
Seidenbau II, 240.
Sell, 78. 93. II, 45. 74.
Semmellegate II, 139.
Siechenhaus ſ. Hoſpital.
Silchmüller, 67. 68. 70. 82. 141.
Soldatenanlage, 44. 48.
Sonntagsfeier II, 205.
Sonntagsſchule II, 148. 154. 156. 263.
Sonntagstänze II, 152.
Sophienluſt, 76. II, 28.
Souham II, 182.
Spangenberg II, 41.
Spanier II, 169.
Sparkaſſe II, 231.
Sperrgeld II, 159.
Spieß, 101. 118. 172. II, 61.
Spinnanſtalt, 77. II, 118. 142. 171.
Spitalhof II, 199.
Sportelerhebung II, 222.
Sprützen, 1. 80. 102. II, 135. 172.
Stadtgericht, 25. II, 246.
Stadtgraben II, 57. 103.
Stadtmauer, 2. 61. 103. II, 47. 94. 102 ff. 244. 247.
Stadtmuſikanten II, 242.
Stadtrath, 25. II, 24. 49. 144. 177. 217. 273.
Stadtſchultheiß, 26. II, 96.
Stadtverfaſſung, 25. II, 273.
Ständiſche Verfaſſung II, 226. 253.
Statuten, 26. II, 119.
v. Stein II, 226. 234.
Steinheide II, 160.
Steinweg, 83. 104. 109. II, 35. 47. 92.
Sterblichkeit, 140. II, 187.
v. Steuben II, 92.
Steuererlaß 125.
Steuerkommiſſion II, 80.
Steuerverwaltung II, 231. 259.
Stiftungen II, 110. 273. 261.
Stipendien II, 216. 261.
Stirzel II, 34. 139. 174.
Stoll, 30. II, 9. 27. 47. 77.
Storandt II, 237.
Straßenbeleuchtung II, 137. 159.
Straßenerhaltung, 62. II, 144.
Straßenpflaſter, 72. 74. 76. 81. II, 100. 107. 144. 160. 218.
Strauß, 37. 88. 112. 150. II, 110 ff.

Ströblein, 135.
Stubenrauch, 121.
Succeſſionsſtreitigkeiten, 46. 66 ff. 87. 107. II, 7 ff. 234.
Superintendentur, 63.
Suppenanſtalt II, 240. 263. ſ. Rumfordiſche Suppe.

T.

Tabaksbau, 72.
Tabaksfabrik II, 85. 112. 240.
Tann II, 39.
Taſchenbuch II, 151.
Tempelherrnkirche, 51.
Theater II, 85. 244. 257.
Themarer Krieg 66.
Theurung II, 59 ff. 147. 198. 204.
Thierarzt II, 118.
Thiergarten, 76. 87. II, 103. 105. 119. 132. 233.
Thierry II, 140, 176.
Thilo, 49. 124. II, 50. 72. 96. 111.
Thor II, 66. 93. 201. 259.
Thorbeck II, 240.
Thorſperrordnung II, 177.
Thorwache, 5.
Thürmer, II, 242.
Thurm, 2. 37. 48. 72. 87. 129. 130. II, 24. 45. 66. 86. 101. 265.
Tilemann, 43.
Tiſcher II, 133. 182.
Todtenfeier II, 220.
Todtenfrauen II, 154. 182. 211.
Trankſteuer II, 82. 247. 252. 266.
v. Trautmannsdorf, 2. 3.
Trautwein II, 98. 118.
Trauungen II, 41.
Treiber II, 40. 144. 158. 183.
Trier, 26. 43. 74. II, 65.
Trinks II, 25. 102. 210. 263.
Trödelhandel II, 206.
Tuchhandel II, 99. 143. 171. 179. 199. 204.
Tuchmanufakturen II, 190.
Türk, 86.
v. Türke II, 34. 47. 129. 141. 149. 208. 219. 230. 236. 245.

U.

Uferbauweſen II, 221.
Uhr 63.
Umſingen der Lehrer II, 147. 241.
Unterbehörden II, 230.
Unterharles II, 118.
Urban II, 135.
v. Uslar 81.
Utendorf, 62. II, 85.
Utinanet II, 34.
v. Uttenhoven II, 60. 66. 93. 127. 149. 155. 156. 172. 192. 195. 198. 221. 236. 242.

V.

Verwaltungsämter II, 246.
Vey II, 28. 131. 168. 250.
Viehmärkte II, 99 ff.
Viehſeuche. 108. 115. 180. II, 187. 233.
Vierling II, 125. 133. 139. 140. 149. 195. 207. 208. 247.
Viertelsmeiſter, 26. 53. II, 273.
Volkhart, 93, 115. II, 30. 32. 37. 51. 72. 100. 128. 139. 149. 220.
Volkszählung II, 65. 273.
Vorhalttücher beim h. Abendmahle, 15. II, 178.

W.

Wachtgeld, 5. 49. 72. 76
Wachthaus II, 101. 103. 114.
Wächterhäuslein II, 194.
Wagner II, 38. 100. 157. 180. 190. 205. 257.
Wahnes, 94.
Waiſenhaus, 50, 62. 78. II, 28. 42. 117.
Waiſenkirche, 51. 78. II, 28. 146. 199.
Walch, 35. 59. 70. 72. 82. 105. 112. 118. 126. 172. II, 27. 33. 87. 126. 127. 128. 131. 139. 146. 161. 178. 229. 245.
Wall II, 6. 102.
Walldorf, 21. II, 89.
Walter II, 210.
Waſſerabtheilung II, 92.
Waſſermangel II, 35. 36. 108.

erhörte Auflagen hervorgebracht, und der Rath oder einige Räthe, ſpielen mit den ſächſiſchen Fürſten heimlich unter einer Decke!“

Das Wort Räthe ſcharf betonend, ſah Monſtedt mit ſtechendem Blick auf Kellner, über deſſen Geſicht es zuckte, wie ein plötzlicher Schmerz, worauf er Monſtedt anſah, wie ein grimmiger Löwe, der gefeſſelt iſt.

„Die gnädigen Fürſten haben ſchon an die Gemeinde geſchrieben, Brief auf Brief,“ begann der alte Röſſing: „und Friedensvorſchläge gethan, aber wir können auf dieſe nicht eingehen, denn wir bedürfen keiner Vermittler von außen. Und ſo ſpricht die Gemeinde: Wollen die Herren des Rathes nicht, wie die Gemeinde will, und will der Rath zornig und unwirſch ſein über das, was ſie beſchließt, ſo wird die Gemeinde den ganzen ehrſamen Rath — abſetzen!“

Wie ein Wetterſchlag fuhr dieſes Wort in die Verſammlung. Einige wurden bleich, andre roth, auf einigen Geſichtern malte ſich Schreck und Angſt, auf andern Zorn und Unwille. Viele der Männer des Rathes erhoben ſich und woll-

Waſſerſtand (hoher), 63. 79. 81. 90. 95. 113. 123. 124. 166. II, 26. 42. 53. 79. 109.
Waſunger Krieg, 116.
Weber II, 125.
v. Weber, 74.
v. Wechmar II, 44. 266.
Wechſelrecht, 61. 123.
Weggeld, 73.
Wehner II, 177. 192.
Weidenflechtanſtalt II, 256. 263.
Weinrich, 68. 83. 89.
Weißgerber II, 71. 72. 81.
Welkershauſen, 21. 86. 87. 90. 91.
Werbepatent II, 25.
Werner, 36. 98.
Wernshauſen, 84.
Weygandt II, 40.
Wider, 15. 18.
Wilddiebe II, 98.
Wildemann, 33.
Wilhelmine II, 101.
Wilhelmine Chriſtiane II, 161.
Wilhelmine Luiſe, 20. 52. 124.
Will II, 224.
Wippert II, 258.
Wittwenkaſſen, 39. II, 230.
Wochenblatt ſ. Regierungsblatt.
Wochenmärkte, 10. 72. II, 23. 35. 61. 266.
Wollenmarkt II, 210.
Wolzogen, 43. 102.
Wucherer II, 9. 27. 34.

Z.

Zeichnenſchule II, 125. 148.
Zeiß II, 40. 73.
Ziegen (deren Haltung) II, 21.
v. Ziegeſar II, 235.
Zierlein II, 98. 113.
Zink, 41. 92. 108. 137. II, 27. 36. 84. 118. 149.
Zinkernagel, 48.
Zinsfuß II, 55.
Zuchthaus, 77. II, 42. 146. 182.
Zünfte II, 30.
Zwinger, 12. II, 100. 135.

Subſcribenten.

B.

Herr Beyer, Kreisſekretär ꝛc. in Schleuſingen.

E.

: Elſter, Profeſſor, in Benshauſen.
: v. Erffa, Kammerrath in Koburg.

F.

* : Freiboth, Sprachlehrer.

H.

* : Hoffmann, Chef der Keſſelring'ſchen Hofbuchhandlung in Hildburghauſen.

K.

* : Dr. Kießling, Profeſſor.

L.

* : Liebermann, Kantor in Schleuſingen.

P.

* : Paſſow, Lehrer am Gymnaſium Bernhardinum.
* Herr Dr. Peter, Gymnaſial-Direktor.

R.

* : Dr. Rathgeber, Bibliothekſekretär ꝛc. in Gotha.

S.

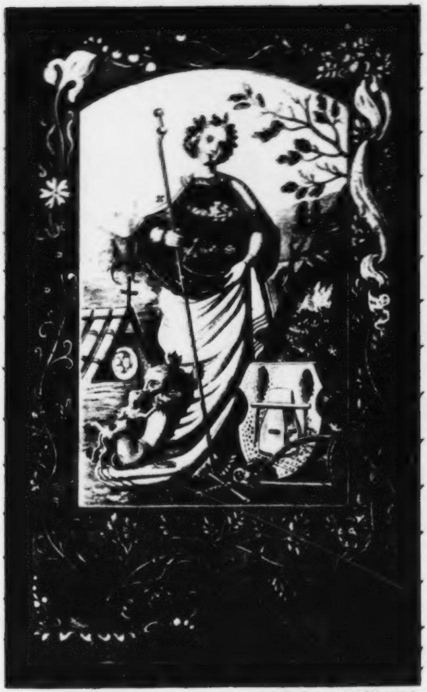
* : Schmidt, Lehrer am Gymnaſium Bernhardinum.
* : Steinrück, Pfarrer in Hermannsfeld.
* : Dr. Storch, Privatgelehrter in Gotha.

T.

* : von der Tann, Frhr., Königl. Bair. Kämmerer zu Tann.

W.

* : Dr. Weller, Lehrer am Gymnaſium Bernhardinum.
* : v. Witzleben, Königl. Preuß. Forſtmeiſter in Schleuſingen.
* : Dr. Wenzel, Rittergutsbeſitzer und Advokat in Ilmenau.
* : Weiß, Geh. Finanzrath zu Glücksbrunn.



[illegible]

GESCHICHTE UND GEDICHTE

DES MINNESÄNGERS

OTTO VON BOTENLAUBEN

GRAFEN VON HENNEBERG.

MIT EINEM URKUNDENBUCH UND ABBILDUNGEN.

BEARBEITET UND HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG BECHSTEIN,

HERZOGL. SÄCHSISCHEM HOFRATH, CABINETS-BIBLIOTHEKAR Sr. HOHEIT DES HERZOGS ZU SACHSEN-MEININGEN UND HILDBURGHAUSEN,
ERSTEM BIBLIOTHEKAR AN DER HERZOGL. ÖFFENTLICHEN BIBLIOTHEK, ARCHIVARGEHÜLFEN AM HENNEBERGISCHEN GESAMMT-ARCHIV,
DIRECTOR DES HENNEBERGISCHEN ALTERTHUMSFORSCHENDEN VEREINS UND VIELER GELEHRTEN VEREINE WIRKLICHEM, CORRESPONDIRENDEM
UND EHREN-MITGLIED.

LEIPZIG,
GEORG WIGAND'S VERLAG.
1845.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BIBLIOTHECA
LUDOVICI II
REGIS

Seiner Majestät dem König von Preussen

FRIEDRICH WILHELM DEM VIERTEN

in tiefster Unterthänigkeit zugeeignet

von dem

Verfasser.

BAYERISCHE
STAATS
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Allerdurchlauchtigster, grossmächtigster König!

Allergnädigster König und Herr!

Euer Königliche Majestät ermuthigen die vaterländische Geschichtforschung so wahrhaft königlich, dass der tief empfundene Dank für diese mächtige Förderung gewiss im Gemüthe Vieler, welche die Bahn deutscher Geschichtforschung betreten, nach Ausdruck und sichtbaren Zeichen ringt. Deshalb fühle ich mich hoch beglückt durch die Allerhöchste Gnade Euer Königlichen Majestät, Allerhöchstdenenselben dieses Buch als ein solches Zeichen ehrfurchtvollster Huldigung weihen zu dürfen.

BAYERISCHE
STAATS
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Günstige Stellung im Dienst eines allem Guten und Schönen mit warmer und lebendiger Theilnahme zugewandten, von mir innigst geliebten und dankbar gesegneten fürstlichen Herrn, und namentlich auch jene am Hennebergischen Gesammt-Archiv — erschliesst mir reiche Ausbeute für die vaterländische Specialgeschichte. In gegenwärtiger Monographie versuchte ich, das Leben einer hervorragenden Persönlichkeit aus dem edlen und berühmten Geschlechte der Grafen von Henneberg zu schildern, einem Geschlechte, das mit dem Fürstlichen Hause Brandenburg Jahrhunderte hindurch befreundet und vielfach verschwägert war, das in Bertholds des Grossen und Weisen Tochter Elisabeth, welche sich Johann dem Zweiten, Burggrafen zu Nürnberg, vermählte — dem Königlichen Hause Preussens eine Stamm-Mutter gab — und von dessen Lande ein schöner Theil unter Euer Königlichen Majestät gerechtem und mildem Scepter blüht.

Möge ein Blick Königlicher Huld und Gnade diesem Buche nicht entgehen!

Tief ehrfurchtvoll ersterbend

Meiningen, den 5. Mai 1845.

Euer Königlichen Majestät

allerunterthänigster Diener

Ludwig Bechstein.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

INHALT.

EINLEITUNG.

BUCH DER FORSCHUNG.

Seite
I. Ueber den Antheil der Grafen von Henneberg am deutschen Minnesang. 11
II. Geschichte des Grafen Otto von Botenlauben und seiner Gemahlin Beatrix. 30
III. Geschichte der Dynasten von Hiltenburg. 54
IV. Geschichte der Burg Botenlauben. 60
V. Geschichte des Cistercienser-Nonnenklosters Frauenrode. 69
BUCH DER LIEDER. 93

URKUNDENBUCH.

I. Urkunden zur Geschichte der Grafen von Henneberg-Botenlauben. 121
II. Urkunden zur Geschichte der Dynasten von Hiltenburg. 156
III. Urkunden zur Geschichte der Burg Botenlauben 172
IV. Urkunden zur Geschichte des Cistercienser-Nonnenklosters Frauenrode. 188

ten zugleich ſprechen, aber Monſtedt ſchrie vor allen, Röſſings Rede ergänzend: „Der Rath iſt da wegen der Gemeinde, nicht die Gemeinde wegen des Raths! Aus dem Gemeinſeckel fließt der Rathsherren Sold und Lohn, der Rath giebt der Gemeinde nichts, als Undank! Und wir fragen im Namen der Gemeinde die ehrſamen Rathsmitglieder: Wer iſt geſonnen, mit Leib und Gut und Leben bei der Gemeinde zu halten? Ein Solcher ſoll in Amt und Würden bleiben, nur mit den ungetreuen und falſchen Räthen wollen wir rechten!“

„Ja, das fragen wir, und das wollen wir!“ riefen einſtimmig die Männer der Gemeinde, eine große Anzahl, und verließen ihre Sitze, und traten einige Schritte näher zu ihren Sprechern.

„Liebe Männer!“ begann der Vierherr Hans Hirſchbach, aufſtehend: „Gern wird der Rath thun, was die Gemeinde begehrt, gern“ —

„Nein, nicht gern, ungern!“ unterbrach ihn der wilde Monſtedt! „Nicht gern, das wiſſen wir wohl, aber es ſoll und muß dennoch geſchehen! Die Spreu muß abgeſondert werden

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

EINLEITUNG.

Unter den zahlreichen Dichtern der klang- und liederreichen Minnesingerzeit ist als einer der zartsinnigsten, begabtesten **Otto von Botenlauben** zu nennen, abstammend aus dem alten und berühmten Geschlechte der Grafen von **Henneberg**. Leider sind nur wenige seiner Poesien bis auf uns gekommen, aber diese wenigen Gedichte gehören theilweise zu den schönsten Perlen in dem alten und edlen Schmuck der deutschen National-Literatur.

Wenn im Ganzen die Nachrichten über die **Lebens- und persönlichen Verhältnisse** der Dichter jener Zeit nur sparsam vorhanden sind, wenn sie mit Mühe mehr im Staub der Archive gesucht werden müssen, als sie aus dem frischen und unvergänglichen Leben ihrer aufbehaltenen Lieder sich kund thun, und wenn nicht bei jedem derselben gelingen kann, was dem trefflichen **Ludwig Uhland** bei **Walther von der Vogelweide** gelang, aus des Sängers Liedern sein ganzes Leben in geselliger, sittlicher, politischer und religiöser Richtung klar zu enthüllen und zu befriedigender Anschauung zu bringen, eben weil nur von Wenigen der Minnesänger ein so grosser und gehaltreicher Liederschatz aufbehalten ward, wie von Walther — so wird es doch immer nicht ganz unverdienstlich sein, mindestens zu versuchen, was an der Hand historischer Forschung über diese Begabten zu finden ist, und das Gefundene, sei es nun viel oder wenig, zur weitern Prüfung darzulegen.

Alles, was vor dem Erscheinen von von der Hagen's Minnesingerwerk (Leipzig, Barth, 3 Bände in Quart) über Otto von Botenlauben zur öffentlichen Mittheilung kam, war ungenügend, dürftig und fragmentarisch zerstreut, doch hatte neuere Geschichtforschung sich mindestens das Verdienst um diesen Otto erworben, dass sie seine Abstammung aus dem Geschlechte der Grafen von Henneberg, die aus Urkunden sonnenklar erhellt, über mehrfache Zweifel erhoben,*) und ihm in einer auf Dokumente basirten Stammtafel dieses Geschlechtes die richtige Stelle angewiesen.**)

---

*) Gruner Opuscula. Vol. II. pag. 44.
Crollius erlauterte Reihe der Pfalzgrafen am Rhein, S. 420.

**) Schultes: Diplomatische Geschichte des Gräflichen Hauses Henneberg. Th. I. zu S. 74.

Dieses Verdienst erwarb sich hauptsächlich Johann Adolph von Schultes, der beste, fleissigste Historiograph von Henneberg, obwohl ihm noch gar manche betreffende Urkunde unbekannt blieb, und es kann solches Verdienst der Umstand kaum schmälern, dass er seine Darstellung im höchsten Grade trocken ausarbeitete, und nirgend auch nur mit einer Silbe den goldenen Faden der Poesie und Romantik andeutete, der durch Otto's Leben verschönernd und verklärend zieht. Schultes sagt ausdrücklich: „Die Geschichte weiss von diesem Otto weiter nichts zu erzählen, als die von ihm geschehene Stiftung des Kloſters Frauenrode, wodurch er seinen Namen auf die Nachwelt zu bringen suchte.“

Mehrfache Gründe, vor Allem aber Liebe zum Gegenstande, bewogen den Verfasser der gegenwärtigen Monographie, dieselbe auszuarbeiten, obwohl vorauszusehen war, dass mannichfaltige Mühe, manches Hemmniss, mancher vergebliche Weg, manche erfolglose Bitte die Arbeit erschweren würden, während der Lohn ein weit kargerer sein werde, als der, den ungleich mühelosere Produktionen insgemein gewähren. Eben so ist die Aufmunterung zu Arbeiten solcher Art von Seiten der Buchhändler nichts weniger als dringend, so wie die Unterstützung von Seiten des Publikums gewöhnlich eine äusserst geringe. Allein es galt, ein vorgestecktes schönes Ziel zu erreichen, und so wurde kein Opfer und keine Mühe gescheut. Die Arbeit begann mit Ansammlung der betreffenden Urkunden, da sich mit den wenigen bereits gedruckten und zum Theil sehr fehlerhaft gedruckten nicht begnügt werden konnte. Eine Reise auf die Burgruine Botenlauben und an die Klosterstätte von Frauenrode, überhaupt in das ganze Gebiet der ehemaligen Herrschaft Botenlauben war unerlässlich, um durch Autopsie ein richtiges Bild des Gebietes zu gewinnen und wiedergeben zu können. Es bedurfte ferner richtiger und treuer Zeichnungen der noch vorhandenen Epitaphien und der Durchzeichnungen des Bildes unsers Sängers sowohl in der sogenannten Manessischen Sammlung zu Paris, als jenes im Weingartner Codex zu Stuttgart. Erstere lieferte die kunstreiche Hand einer mir befreundeten Dame, Frau Catharina Sattler in Schweinfurt, deren Interesse an Otto von Botenlauben das lebendigste ist, die zweite fertigte gütig und wohlwollend auf mein Ersuchen aus Professor von der Hagen's Sammlung sämmtlicher Bilder des Pariser Codex ein verehrter Freund, Professor Dr. Franz Kugler in Berlin, und bezeichnete dieselbe mit richtiger Angabe der Farben nach der des französischen Durchzeichners. Dieser Zeichnung liegt, des Formates wegen zur Hälfte verkleinert, das Bild vor dem Buch der Lieder Otto's zum Grunde, während am Schluss desselben ein treues Facsimile des Bildes Otto's im Weingartner Codex steht. Dieses besorgte durch Professor und Bibliothekar Gfrörer's gütige Vermittelung Herr Dr. Fellner daselbst noch vor der Herausgabe des Weingartner Codex durch den literarischen Verein zu Stuttgart, darin es mit den übrigen Bildern jener Handschrift S. 28 nun auch enthalten ist.

Das Titelbild stellt unsern Sänger in idealer Gestaltung, doch mit zu Grundlegung des Monumentes und in romantisch sagenhafter Beziehung, dar; von derselben freundlichen Hand, die auch die Monumente an Ort und Stelle für dieses Werk zeichnete.

Wir erblicken auf dem Titelbilde den edlen Grafen in noch jugendlichem Alter, wie auch der Denkstein ihn vorbildete, im Schmuck der ritterlichen Dalmatica, den Hennenschild als Zier auf der Brust, das Haupt mit dem Sängerlorbeer bekränzt, einen bekreuzten Mantel übergeworfen, den Pilgerstab in der Hand. Der starke Schild, darauf das älteste in Franken bekannt gewordene epitaphische Wappen ersichtlich ist, lehnt an der Eiche, dem Baume deutscher männlicher Kraft, neben der ein Rosenbusch beziehungsreich als Symbol zarten Minnedienstes aufgrünt und auf dessen Gezweig eine Nachtigall süssen Sang anhub; Schwert und Harfe, beide erprobt in Kampf und Minne, ruhen friedlich und bekränzt am Boden. Einem zweiten Kraftsymbole, dem aus dem heissen Orient vielleicht mitgebrachten Löwen, begegnet der Blick, und sieht dieses liebgekost von einem Hündlein, dem Sinnbild der Treue. Während die Ferne die über dem Horizont aufragende Burg Botenlauben zeigt, lässt die Nähe ein friedliches Klosterkirchendach, halb im Thalgrund versteckt, erblicken, das kein anderes, als jenes von Frauenrode sein kann. Nicht minder innig und sinnig gedacht, wie das Hauptbild, zeigt sich sein Arabeskenrahmen, auf dessen Boden wir die Henne neben Waldglöckchen sehen, die an die Schildsage der Henneberger erinnert; dann zeigen sich auf der einen Seite aufwärts rankend die Blumen der feurigen Liebe und der Entsagung, die chalcedonische Lychnis und die Lilie, an der andern aber die dornenreiche Rose, an deren Strauch das wehende lilienreine Schleiergewebe der Sage sich im Fluge anheftet, wie fliegender Sommer.

Während die Arbeit: Prüfung, Sichtung und Zusammenstellung des reichhaltig angesammelten Materials, oft unterbrochen, beschäftigte, erschien zum hochbedeutsamen Moment festlich erregter Gegenwart, zum Gutenbergsjubelfeste, des um die Geschichte des deutschen Minnegesanges so verdienten **Freiherrn Friedrich Heinrich von der Hagen** längst ersehntes Werk. Wie viel aber auch der fleissige und unermüdliche Sammler über Otto von Botenlauben in diesem seinem Werke, darin fast über jeden Einzelnen von mehr denn hundert und achtzig Minnesingern umfassende Nachrichten und erschöpfende Notizen aus allen nur zu Gebote stehenden und überhaupt vorhandenen Quellen beigebracht sind, niedergelegt, — dennoch konnte bei so überwältigender Stoffmasse und bei dem verhältnissmässig engbegrenzten Raum nicht alles über jeden Einzelnen erforscht und gegeben, es konnte ein Diplomatarium nicht beigefügt werden. Ich betrete daher mit dieser Monographie eine neue Bahn. Vielleicht, dass diese Weise, die National-Literaturgeschichte auf diplomatischem Fundamente anzubauen, Beifall und Nachahmung findet, wodurch ein Doppelgewinn erzielt würde.

Bei der Wiederherausgabe der Gedichte Otto's durfte sich nun mit dem Wiederabdruck derselben aus vorhandenen Werken ebenfalls nicht begnügt werden, sondern es war eine Herstellung nothwendig, welche den Forderungen des heutigen Standpunktes mittelhochdeutscher Sprachforschung einigermaassen Genüge leisten kann. Hier hat mit dankenswerther Bereitwilligkeit und kritischem Scharfblick ein kundiger Forscher im Altdeutschen, Dr. Frommann in Coburg, hilfreiche Hand geleistet, und es ist im Bezug auf Absätze in den Liedern, Rechtschreibung, Interpunktion und Längenzeichen mit gutem Grunde von v. der Hagen's Ausgabe dann und wann abgewichen worden, die den Pariser Text zum Grunde legt. Blieben hier Mängel, so mag diese der Umstand entschuldigen, dass der Liedertext darauf, ein streng kritischer zu sein, noch keinen Anspruch macht.

Bei der Hauptarbeit erschien nicht nur rathsam, sondern unerlässlich, bevor man zum Einzelnen sich hinwandte, Zeit- und Verwandtschaftsverhältnisse des Sängers prüfend zu durchblicken, und so entstand eine Vorarbeit über die Grafen von Henneberg und deren Antheil am deutschen Minnegesang überhaupt, welche mehr denn einmal durchfeilt, auch hier und da wesentlich durch von der Hagen's Werk bereichert, im Buche der Forschung vorantritt. Es gewährt Freude, so überwiegend viele poetische Elemente in einem edlen Geschlechte vereinigt zu finden, das von dieser Seite bisher weder gekannt noch gewürdigt war. Und wie diese Uebersicht vorangehen musste, um unsers Sängers Leben richtig zu beurtheilen, so durften auch die Ergänzungen nicht fehlen, die in der Geschichte der Dynasten von Hiltenburg, der Burg Botenlauben und des Klosters Frauenrode anhangsweise hinzugefügt sind. Dass der Versuch gemacht wurde, die uns aufbehaltenen Lieder des Minnesingers in der ihm und seiner Gemahlin Beatrix besonders gewidmeten Abtheilung mit seinem Leben in Einklang zu bringen, möge man als Ausdruck einer Ansicht gelten lassen, die sich keineswegs aufdringen will. Bei einem Leben, das seit sechshundert Jahren abgeschlossen hinter uns liegt, und das kaum in unsern Tagen aus unverdienter Vergessenheit an das Licht gezogen ward, darf wohl einmal die Poesie sich an den Granitfels der Geschichte lehnen und ihn mit dem Schimmer ihres Lichtgewandes überbreiten, wie der Regenbogen mit seinem Farbenglanze uns bisweilen ganz nahe tritt, aber bald wieder zur Ferne flieht.

Die Gedichte Otto's von Botenlauben enthalten und bewahren folgende Handschriften auf:

1) Vollständig allein der sogenannte Manessische, besser Pariser Pergament-Codex. Bodmer schrieb in Folge einer Stelle des Sängers Meister Hadloub diese Sammlung dem Rüedger Manesse zu Zürich zu, wahrscheinlich irrig, wie neuere Forschung behauptet und mit Gründen nachweist.*) Dieser Codex ist bekannt genug, und ausführlich beschrieben im Museum für altdeutsche Literatur und Kunst von Dr. F. H. von der Hagen, B. J. Docen und Dr. J. G. Büsching, Band I. Berlin 1809. S. 322 f., wie in von der Hagen's Minnesinger. Leipzig, Barth. Theil IV. S. 895 f.

Das hoch werthvolle Buch enthält 187 Gemälde der Dichter in meist charakteristischen Gruppen. Das Gemälde, welches Otto von Botenlauben darstellt, ist auf dem Bilde, welches dem Buch der Lieder vorangestellt ist, in halber Grösse des Originals, treu in Zeichnung und Colorit, wiedergegeben. Das Bild ist überschrieben: Graue Otto von Bottenloube. XIIII: im Inhaltsverzeichnisse steht: Grave Otto von Bottenlöben: in der Schrift, vor den Gedichten, am Aufang: von Bottelöben.

Der französische Durchzeichner bezeichnet die Färbung so: a) die Ringe des Kranzes *or;* das Haar *blont;* das Gewand *bleu;* Aufschläge am Hals und an den Armgelenken *or;* Schuhe *noir.* b) Der Sitz oben *jaune;* unten *vert.* c) Der Diener: das Kleid *laque;* die Unterärmel *vert;* die Tasche *jaune;* die Strümpfe *noir;* die Erde *brun.* d) Der Helm: das Visir *laque;* die Klaue *or.* e) Das Wappen: der Adler *noir;* das Schachfeld rechts oben *rouge*, das daneben *blanc* u. s. w. f) Der Rand: innen *rouge*, in der Mitte *or*, aussen *bleu.*

2) Die Weingartner Pergament-Handschrift, früher im Kloster Weingarten, jetzt in der Handbibliothek Seiner Majestät des Königs von Würtemberg zu Stuttgart.

Diese Handschrift hat nur 25 Gemälde der Dichter; in ihrer Reihe erscheint Otto von Botenlauben als der sechste: Otte von Bottenlöben. Die dort von ihm enthaltenen Lieder sind acht Strophen von I. II. V. VI. VII. VIII. und zwei Strophen, die im Pariser Codex unter Walter von Mezze stehen.**) Siehe unten im Buch der Lieder XVI.

---

*) Ludwig Ettmüller: Johann Hadloubes Gedichte. Zürich. S. III f.

**) Hagen Minnesinger, I. 307.

Das Bild in diesem Codex ist überschrieben: GRAVE . OTTE . V̄ . BOTTENLOVBEN. wie es das am Schluss des Buches der Lieder stehende treue Facsimile zeigt, das mit dem Original gleiche Grösse hat, und oben die Seitenzahl 23. Der Styl der Zeichnung erscheint älter, als der beim P. C. Die Farbengebung verschmäht jeden Schatten. Der Diener mangelt, wie das Band: der hier grüne Helm sitzt auf dem Schilde. Der untere Schildtheil ist roth und Silber geschacht, das Silber aber ist grau geworden. Einige Felder sind verwaschen. Die Rubriken im W. C. sind durch die Bilder gezogen, oder letztere auch darüber gemalt.

3) Eine Heidelberger (Vatikan) Pergament-Handschrift Nr. 357. Hier GRAVE . OTTO . VON . BOTTENLOBEN . als der vierunddreissigste und letzte der Dichter. Die Buchstaben der Ueberschrift abwechselnd roth und blau, bis auf die Silben LOBEN, welche roth geschrieben sind. Zwei Strophen werden in diesem Codex Otto von Botenlauben zugeschrieben, welche in dem Pariser unter den Liedern des Rubin*) stehen, und im Buch der Lieder unter XV. mitgetheilt werden. Dagegen steht dort V. 1. unter Hohenburg's Gedichten voran, dem es wohl fälschlich zugeschrieben ist, wie XIII. mit veränderter Lesart dem Niüne.**) Sonst hat die Heidelberger Handschrift X. Vro minne ir lachet u. s. w. und den darauffolgenden Leich fast vollständig bis zu der Stelle:

daz min lip
vreide vñ minne
vñ sinne
von ir kvneginne
gewinne.

Auch der Anhang hat unter 16 noch eine Strophe, welche K. Lachmann dem Otto von Botenlauben zuschreibt; sie gehört hinter H. XXXIV. 1. 2., müsste Strophe 3. der Nr. XV. in unserm Buch der Lieder bilden, und lautet:

Selicliche deme geschiet
des sich unterwindet
gar ein wol bescheiden wip.
Der man guoter dinge gieth,
was des sorgen swindet
ein so reines wibes lip.
Da muez von schulden triuwe und ere sin
hilf mir beiden herze liebe vrouwe min.
sit mans vindet das ich han geseit,
gar an eines [reinen] wibes werdekeit.

4) Die Goldastische Papier-Handschrift auf der Bibliothek zu Bremen, aus welcher Benecke in seinen „Beiträgen zur Kenntniss der altdeutschen Sprache und Litteratur,“ (Gottingen 1810. 1832.) Erste Hälfte, Seite 1—9. den von Bodmer in seinen M. S. hinweggelassenen Leich ergänzend mittheilt. Er zählt dort N. XI. und unter XII. folgt der Wechselgesang: Waere Kristes lôn niht alsô sueze.

5) Eine Münchener Pergament-Handschrift, aus der Docen in seinen „Miscellaneen zur Geschichte der deutschen Literatur,“ München 1807. Mittheilungen macht.

---

*) Hagen, Minnesinger, IV. S. 67. 68. 751.

**) Daselbst, und in der H. Handschrift bei Niune Str. 29—31.

Sie hat auf dem 14. Blatte blos den Schluss des Wächterliedes XIII. 3. und zwar in Vielem abweichend. Vergleiche Miscellaneen. II. S. 307.

Der Inhalt der Lieder Otto's von Botenlauben ist reiner zarter Minnesang, und spiegelt, obschon der Lieder nicht viele sind, das ganze Liebeleben jener Zeit ab. Die Reihefolge der Gesänge, wie die Handschriften sie haben, mag wohl nicht die Aufeinanderfolge des Entstehens sein, dafür aber bietet sie einen anmuthigen Wechsel der Empfindungen dar, im Hinblick nach einer mystischen Ferne: Gefühlsäusserungen froher Minnegegenwart, Kummer und Sehnen der Liebe in allen Farbentönen zarter Lyrik durchklingend, Ergebung endlich in ein Geschick, das, wie es scheint, Trennung hiess, — diess sind die klaren Elemente, aus denen Otto's Gesänge hervorgegangen sind, die weitläuftiger Deutung nicht bedürfen, und bis auf wenige Stellen sich ohne gesuchte Dunkelheit dem offenen und unbefangenen Sinne natürlich und einfach selbst erklären.

Das Diplomatarium umfasst eine reiche Urkundensammlung mit den nöthigen Hinweisungen auf deren Vorkommen. Es wurde anfangs Anstand genommen, bereits gedruckte Urkunden wieder abzudrucken, allein später erschien diess doch rathsam, um das Werk, mindestens im Bezug auf Otto den ältern, als ein in sich vollendetes Ganzes betrachten zu können, denn die wenigen Bücher, in denen bereits eine Anzahl hierher gehöriger Urkunden steht, sind verstreut und zum Theil selten, auch ist hier fast alles nach genau collationirten, vidimirten Abschriften, die häufig bereits abgedruckte Urkunden verbessern, wiedergegeben, und die merkwürdigsten Siegel sind nach korrekten Zeichnungen beigefügt. Mit gebührendem Danke sei dabei der wesentlichen Hilfleistung, namentlich im Bezug auf das Diplomatarium erwähnt, deren ich mich von dem bereits seit mehrern Jahren verewigten Rath und Archivar Dr. Oestreicher in Bamberg, welcher die Mehrzahl gutgeschriebener und mit den Originalen collationirter Copien abliess, wie von meinen werthen Freunden, dem vor einem Jahre im kräftigsten Mannesalter uns auch entrissenen Rath und Regierungssecretair Maaser in Meiningen und Herrn Kaufmann Wilhelm Sattler, Ritter des Königl. Bayerischen Ordens vom heil. Michael und Besitzer der ehemals Hennebergischen Schlösser Mainberg und Ascha, bei Schweinfurt und Kissingen — zu erfreuen gehabt habe, durch deren Bemühung es gelang, die möglichste Vollständigkeit der Urkunden zu erzielen. Das Hennebergische Gesammt-Archiv in Meiningen bewahrt, bei einem überraschenden Urkunden-Reichthum, doch nur äusserst wenige auf Botenlauben und Frauenrode bezügliche Urkunden auf.

Neben dem Hauptzweck, weshalb die Urkunden in so grosser Menge beigebracht wurden: der Geschichte als unumstössliche Stützen zu dienen, gewähren dieselben noch gar ein grosses Interesse für Oertlichkeiten, wie für alte Familien des Frankenlandes, weshalb denn auch in den Inhaltsverzeichnissen selbst auf dieses und jenes hingewiesen wurde, was in den Haupttext zu bringen nicht wohl anging und zur Weitschweifigkeit geführt hätte.

Im Bezug auf die Rechtschreibung der Urkunden bemerke ich, dass ich mit Absicht dieselbe genau so beibehalten habe, wie ich sie in den Originalen und den treuen Copien vorfand, und mir auch dann keine Aenderung erlaubte, wenn jene offenbar fehlerhaft und falsch war, einestheils um die Eigenthümlichkeit des Originals oder der ältern Copien vor Augen zu stellen, anderntheils um auch den kleinsten Schein von Willkühr bei diesem wichtigen Theile der Arbeit zu vermeiden. Die mancherlei Hervorhebungen jedoch, die in Abschriften und Abdrücken dieser Urkunden begegnen, habe ich bis auf die getilgt, welche den Zweck, Beweisstellen abzugeben, erfüllen.

Die Gliederung des Werks betreffend, so erschien es wohlgethan, die Geschichte voranzustellen, denn durch diese wird wohl das Interesse der meisten Leser auf Otto von Botenlauben als Dichter hingelenkt, und wird in Verbindung mit ihr erst ein nationales und allgemeines; durch sie werden wir erst zur Frage nach den noch übrigen Dichtungen des edlen Sängers geleitet, der freilich ausserdem, wenn er nicht Dichter gewesen wäre, wohl kaum in so hohem Grade unsre Theilnahme in Anspruch nehmen würde. Die Sonderung im Buche der Forschung erschien deshalb nothwendig, um nicht von einem Gegenstand auf den andern allzuoft überspringen zu müssen, und um auch zugleich für das Urkundenbuch eine Sonderung zu gewinnen. Freilich war dabei manche kleine Wiederholung unvermeidlich.

Folgegemäss reiht sich die kurze Geschichte der Dynasten von Hiltenburg an die des Sängers, und dann erst schliesst sich die Geschichte der Burg Botenlauben und die des Klosters Frauenrode an.

Wenig weiss im Ganzen die Geschichte von dem innern Leben des Klosters Frauenrode zu erzählen, um so reicher strömen die Nachrichten über sein äusseres Wachsthum an Gütern, Renten, Grundstücken und sonstigen Einkünften durch fromme Schenkungen, wie durch Tausch und Ankauf, zu. Hat nun auch die Aufzählung dieser Erwerbungen der Reihe nach an sich etwas Trockenes, und ermangelt sie des besondern historischen Interesses, so giebt sie doch Fingerzeige genug über Handel und Wandel, Eigenthums- und Rechtsverhältnisse, Lebensweise u. s. w. jener frühern Periode, deshalb erschien es nicht angerathen, sich mit den bereits im Druck vorhandenen Nachrichten, von denen Jäger's oft citirte Arbeit die gründlichste ist, zu begnügen, sondern dieselben noch zu ergänzen und zu berichtigen, wo es nur möglich war.

Die grosse Stammtafel erschien mir als eine nothwendige Beigabe zum leichtern übersichtlichen Verständniss der in den Urkunden vorkommenden Hennebergischen Grafennamen, die ich mit Zahlen bezeichnete. Besonders die Frauenroder Urkunden machten dieselbe nöthig, um überall festzustellen, welcher Graf von Henneberg der Verhandelnde sei. Die Special-Geschichte dieses Grafen- und Fürstenhauses ist noch lange nicht genug erörtert, sie bietet der künftigen Bearbeitung noch die reichste unerschöpflichste Stofffülle dar, und da sie nach vielen Richtungen hin in die deutsche Geschichte eingreift, so wird ihr Anbau für alle jetzigen und künftigen Bearbeiter ein lohnender und verdienstlicher sein. Der Hennebergische alterthumsforschende Verein zu Meiningen sucht seinerseits nach Kräften diesem Ziele nachzustreben, und es giebt davon das durch eines seiner thätigsten Mitglieder, den verewigten Gymnasiallehrer K. Schöppach im Namen des Vereins herausgegebene Hennebergische Urkundenbuch, Erster Theil von DCCCCXXXIII bis MCCCXXX, Meiningen, Keyssnersche Hofbuchhandlung (Wilh. Blum) 1842 — ein tüchtiges Zeugniss.

Früher wurden die ehernen Denkmale Hennebergischer Grafen in der Stiftskirche zu Römhild von Peter Vischer, mit 6 lithographirten Tafeln in Folio durch das Vereinsmitglied Landbaumeister Döbner gezeichnet und beschrieben und durch unsern Verein neben anderen Publicationen herausgegeben.

Eine mit den Bildern geschmückte Ausgabe des S. 14. Note (†) erwähnten Hennebergischen Annalbuchs nach der muthmaasslichen Originalhandschrift wird von mir vorbereitet.

Das erwähnte „Hennebergische Urkundenbuch“ ist von achtbaren Stimmen mit freundlicher Billigung begrüsst, und der Verein ist vielfach zur Fortsetzung desselben aufgefordert worden. Se. Majestät der König von Preussen geruhten auf 20 Exemplare unterzeichnen zu lassen; durch Schöppachs Vorarbeiten und meine eigene Bemühung für dieses Unternehmen könnte der zweite Band baldigst erscheinen — allein die Geldkräfte des Hennebergischen Vereins zeigen sich nicht ausreichend und die eröffnete Subscription nicht erfolgreich genug, so dass, wenn nicht von irgend einer Seite her eine aussergewöhnliche Unterstützung zu Theil wird, vorläufig der zweite, ungleich stärkere Band jenes Urkundenwerkes nicht erscheinen kann.

Ein Glei[illegible] der Fall sein mit dem ins Leben Rufen einer mich lange beschäftigenden Idee der Herausgabe einer Hennebergischen Numismatik und einer Hennebergischen Sphragistik. Zu beiden Werken steht das reichhaltigste und anziehendste Material zu Gebote — allein es ist mir nicht möglich, zu den Opfern an Zeit und Mühe auch noch anderweite darzubringen. Vielleicht erweckt nun das vorliegende Buch meinen Bestrebungen für die Hennebergische Geschichte Theilnahme und Aufmunterung solcher Art, dass ein Weiterschreiten auf dieser Bahn gefördert wird, was ich nicht meiner Person halber, sondern im Interesse der vaterländischen Geschichtforschung lebhaft wünsche.

BUCH DER FORSCHUNG.

von dem Waizen, die Schaafe müſſen geſondert werden von den Böcken! Edle und würdige Herren, thut nach den Worten der Schrift und ſitzet nicht, wo die Gottloſen ſitzen!"

Jetzt rief Dietrich Racke aus: „Ich und Alle, die es wohl meinen mit der Gemeinde, bleiben bei ihr, und wollen Leben und Gut für ſie laſſen, denn ſie hat uns erwählt und eingeſetzt!"

„Das Gleiche iſt auch meine Meinung, und die meine, und unſre," rief eine Menge der Rathsglieder und Beiſitzer aus, indem ſie aufſtanden, und die Freunde Kellners ſahen ſich ängſtlich an. Und Mehrere von den alten Vierherren, die dieſe Würde früher bekleidet hatten, und viele aus den edlen Geſchlechtern zeigten ſich geneigt, auf die Seite der Gemeinde zu treten, denn die Menſchenfurcht übermannte ſie. Mit düſtern und drohenden Geſichtern ſtanden die ſtrengen Vormünder und Aelteſten da, draußen aber war der wilde Volkshaufe verſammelt, aufgehetzt und erbittert durch die Feinde des Rathes, und ſtets geneigt zu den Gräueln der Unordnung, und aufrühreriſchen Tumultes.

I.

UEBER DEN ANTHEIL DER GRAFEN VON HENNEBERG AM DEUTSCHEN MINNESANG.

Liebe und Poesie sind die schönsten Blüthen am Lebensbaume der Menschheit. Zu einem sonnigen Frühling erwachten sie in der liederreichen Periode des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, welche die Literaturgeschichte mit der allgemeinen Benennung: „das Zeitalter der schwäbischen Poesie, das goldne Zeitalter der romantischen Ritter-Poesie, das Zeitalter des romantischen Minnegesanges“, endlich kurz und gut „die Minnesingerzeit“ bezeichnet. Diese glänzende Epoche brach an, als der Stern der Hohenstaufen über dem deutschen Kaiserthrone, ein Phosphoros der neuen Morgenröthe, aufging. Die Bildungsstufe der Hohenstaufen, das Zurückweichen des rauhen fränkischen Dialekts vor dem weichern, dichterischer Gefühlsverkündigung sich anmuthig anschmiegenden schwäbischen — Anregung von Aussen durch die gleichzeitige Gesangeslust der Provenzalen und Italiener, wie durch poetisch-phantastische Sagen und Bilder des Orients, durch die Kreuzzüge gewonnen und nach Deutschland übertragen, endlich ein die ganze Nation freudig durchpulsendes Selbstgefühl eigner Kraft und hoher Regsamkeit neben entschieden vorherrschendem Hang zu Glanz und Pracht und Festlust, wie zur vollen Entwickelung jeder ritterlichen Tugend: Tapferkeit, Gastlichkeit, Chevalerie gegen das schöne Geschlecht, alles dieses vereinigt, trug dazu bei, die Nationalpoesie, und vorzugsweise die lyrische, nicht nur zu erwecken, sondern sie auch als höchst verehrungs- und schätzenswerth, jeder Gunst und Pflege würdig, zu erachten.

In einer also poetisch gestimmten und begeisterten Zeit war es ganz natürlich, dass zunächst die Hohen und Edlen sich mit von der allgemeinen Begeisterung ergriffen fühlen mussten, denn sie waren die Träger alles Glanzes und aller Herrlichkeit der Nation; um ihre vielfach besuchten, Feste aller Art aussinnenden Hofhaltungen krystallisirten sich die Strahlen der frohen Gesangeskunst, wie um leuchtende Kerne. Daher kam es nun, dass nicht nur Hohe und Mächtige mit gastlicher Freude den Sängern, von denen Viele nach Art der provençalischen Troubadours ein fröhlichsorgloses Wanderleben führten, ihre Schlösser und Burgen öffneten, und mit Wohlgefallen sammt den Ihrigen den mannichfaltigen Liedern lauschten, die bald zum Lobe Gottes, der heiligen Dreieinigkeit, der Jungfrau Maria ertönten, bald süsse und zärtliche Gefühle, Jubel und Klage der Minne ausdrückten, bald auch Märe und Sage, Fabel und Historie im Gewand lyrisch-epischer Dichtung rhythmisch darstellten — sondern dass Viele jener vom Glück Hochgestellten es nicht verschmähten, selbst in die Saiten der deutschen Liederharfe einzugreifen, und mit grösserm oder minderm Glück um den Lorbeer zu werben.

Die Sänger waren dankbar genug, das Lob derer hoch zu preisen, von denen ihnen und ihrem Talent Gunst, Ehre, Aufmunterung und Anerkennung, nicht minder gastliche Aufnahme und Belohnung zu Theil wurde, und freisinnig genug, derer in ihren Liedern mit oft sehr scharfem unverblümtem Tadel zu gedenken, die durch Kargheit den Mangel an Sinn für die Poesie beurkundeten. Beispiele solcher Dankbarkeit, wie solcher Rügen, finden sich häufig in den Gedichten der Minnesänger, und werden zu wichtigen Quellen der Forschung über die Bildungsstufe jener Zeit, über Pflege und Pfleger der Poesie — bis endlich beim allmähligen Sinken und Verblassen des alten ächten Minnesanges und dessen Uebergang zur Meistersingerei auch diese Quellen sich trüben.

Unter den Fürsten, welche mit ihren Höfen der heitern Sangeskunst doppelten Antheil bewiesen, einestheils, dass sie als Schirmherren und gastliche Pfleger die Sänger begünstigten, anderntheils, dass sie als Mitstrebende sich der Musengunst erfreuten, sind zu nennen: die Höfe der Hohenstaufen und der Babenberger zu Wien, der Thüringer Landgrafen auf Wartburg, der Brandenburger Markgrafen, der Böhmenkönige, und namentlich Kaiser Heinrich VI, König Konrad der junge (Konradin, 1268 enthauptet), König Wenzel von Boheim, Herzog Heinrich von Breslau, Markgraf Otto (IV) von Brandenburg mit dem Pfeile, Markgraf Heinrich (III) von Meissen, der Erlauchte, der Herzog Heinrich I von Anhalt, Herzog Johann von Brabant und Andere.

Ausser diesen aber bethätigten viele Fürsten und Edle ihren Antheil am deutschen Minnesang nur auf die erste vorhin ausgesprochene Weise, indem sie die Sänger erhoben, schätzten und schützten, ohne dass sie selbst die Gesangeskunst übten; unter diesen werden ganz besonders gerühmt König Andreas von Ungarn, Herzog Leopold von Oesterreich und Landgraf Hermann von Thüringen, Anderer hier nicht zu gedenken.

Für Mitteldeutschland steht vor allem als anziehender Centralpunkt, wo deutsche Poesie ihre vollen Schwingen entfaltete, die Wartburg da. Wir sehen dort den erwähnten Landgrafen Hermann, einen milden, gastlichen und kunstsinnigen Regenten, verbunden mit einer, seine Gesinnung in aller Weise theilenden würdigen Gemahlin, Sophie von Brandenburg, und um diess hohe Paar erblicken wir einen Kranz von Sängern gereiht, deren Mehrzahl immer noch der Stolz der Nation genannt zu werden verdient. Wolfram von Eschenbach tritt vor unser Auge, ein tiefgemüthreicher, in sich vollendeter Dichter, Lyriker und Epiker in damals möglichster Kunstvollendung, Sänger des Parzifal, Nachbildner des Titurel, theilweiser Verfasser des Wilhelm von Oranse; wir sehen Heinrich von Ofterdingen, den von Vielen als Dichter des unerreichbaren Nibelungenliedes und Theilhaber am Heldenbuch, als Sänger des König Laurin oder des kleinen Rosengartens Genannten, welchen jedoch neuere Forschung nur als eine mythische Person anerkennen möchte, — es begegnet uns ferner dort Walther von der Vogelweide, der sinnigfröhliche Liederdichter, gleich Ofterdingen Günstling Leopolds von Oesterreich, der trefflichsten Lyriker einer, seine Gefühle in allmannichfaltigen Weisen ausströmend, und darin mit Innigkeit alle Interessen seiner Zeit umfassend. Nicht minder stehen rühmlich bei diesen dreien Heinrich von Risbach, gewöhnlich „der tugendhafte Schreiber“, auch Heinrich Schreiber, genannt, des Landgrafen Kanzlar, der in einer reinen und edelgebildeten Sprache dichtete, Reimar, (Reinmar, Regimar, auch Reinhart) von Zweten oder Zweter (Zwetel) mit lehrreichem Ernst erbauend, und Biterolf, angeblich, doch nur im höhern ritterlichen Sinne, Diener der Landgräfin, ein dankbarer Sänger mit vorwaltender Neigung zur Satyre.

Um aber ein leuchtendes Siebengestirn vollzählig zu machen, tritt wie eine magische Erscheinung Meister Klinsor, Klingsor, Klingsohr aus Ungarland, von Ofterdingen gerufen, in den Sängerkreis, ein kühner Repräsentant freierer Weltansicht, antigeistlich gesinnt, sogar mit einem Anflug vom Heidnischen und Zauberwesen, ein durchaus räthselhafter, mythischer Charakter, aber in jeglicher Kunst seines Gleichen auf Erden suchend. — Der Sängerkrieg auf Wartburg ist bekannt, sowohl das sagengeschichtliche Factum, als das durch dasselbe hervorgerufene, nicht ganz gleichzeitige, aber doch wohl nach treuen Ueberlieferungen entstandene Gedicht, das die Manessische Sammlung Klingsor, der Jenaische Codex aber Wolfram von Eschenbach zuschreibt, da es theilweise in der ersten, theilweise im andern, so wie in einer Handschrift zu Colmar und endlich theilweise auch im Lohengrin enthalten ist, davon die Handschriften sich gegenseitig ergänzen. Die neuere Kritik rüttelt zwar nicht nur am Factum des sogenannten Wartburgkrieges, sondern sie stellt auch die Persönlichkeiten Ofterdingens und Klinsors ganz in Zweifel. Die dokumentalen Ueberlieferungen sind aber doch nicht hinwegzuleugnen, und durch die absolute Negation wird die Wissenschaft um keinen Schritt weiter gefördert.

Indem wir so den Thüringerlandgrafenhof und die herrliche Wartburg als einen deutschen Musensitz des Mittelalters freudig zu betrachten haben, wenden wir von diesem hohen Standpunkt den Blick in Thüringens angrenzendes Nachbarland, in die seit 1310 gefürstete Grafschaft Henneberg, fragend, ob nicht auch dieses sich der Anwesenheit solcher Begabten erfreut, ob die mit dem Thüringer Landgrafen nachbarlich, freund- und verwandtschaftlich verbundenen Grafen von Henneberg nicht auch Schirmer und Pfleger der Poesie und der Poeten gewesen? ob sie nicht auch, gleich vielen andern Fürsten und Edlen ihrer Zeit, lebendigen Antheil an dem bethätigt, was als Grundton ihre Zeit durchklang, und ob nicht Einer oder der Andre von ihnen selbstschaffend in die Reihe der Sänger getreten sei?

Diese Fragen führen uns dem Gebiet der historischen Forschung zu, und lassen uns zunächst einen Blick in die damaligen Verhältnisse des Grafenhauses Henneberg thun.

Am Ende des XII und im Beginne des XIII Jahrhunderts finden wir ein wohlhabendes, besitzungenreiches Geschlecht auf vielen Schlössern des Landes nachbarlich wohnend, und zunächst abstammend von Poppo I, Grafen von Henneberg. In das Dunkel der frühern Geschichte dieses Geschlechts eindringen zu wollen, würde uns zu weit von unserm Ziele entfernen. Sein Ursprung wird mit hoher Wahrscheinlichkeit von den Gaugrafen des Grabfeldes abgeleitet, von denen ebenfalls ein Poppo zuerst urkundlich (von 819 bis 839) in die Geschichte tritt*). Ein Sohn desselben gleichen Namens erscheint als Herzog von Thüringen und Graf des Grabfeldgaues, † 845. Erst mit dem Jahr 1037 sehen wir Poppo I vom Schlosse Henneberg den Geschlechtsnamen führen und in etwas die Schleier der Geschichte jener Frühzeit gelüftet. Dieser Ahnherr der später so zahlreich in mehrere Linien verzweigten Familienglieder der Grafen von Henneberg begleitete Kaiser Heinrich IV in dem Feldzug wider dessen Gegenkönig Herzog Rudolph von Schwaben und endete in der blutigen Schlacht bei Mellrichstadt, den 12. August 1078. Seine Gemahlin Hildegard war eine Tochter des Landgrafen Ludwigs mit dem Barte, und schenkte ihm drei Söhne, Poppo II, Gottwald I und Godebert; der letztere starb wahrscheinlich frühzeitig, des ersten

---

*) Schultes: Diplom. Geschichte des Gräfl. Hauses Henneberg. Theil I. S. 7—50.

Geschlecht, in welches Poppo III und IV gehören, erlosch mit einem Urenkel, aber das Gottwalds I blühte durch Berthold I fort, von dem ein Bruder, Poppo V, erbenlos starb, während drei andere Brüder den geistlichen Stand erwählten und sämmtlich Bischöfe wurden, der eine zu Würzburg, die beiden andern zu Speier*). Berthold hatte nur einen einzigen Sohn, Poppo VI, welcher 1190 auf einem Kreuzzug zu Morgato in Syrien**) starb. Auch dieser Poppo VI trug von Würzburg, gleich seinen Vorfahren, die Burggrafschaft zu Lehen, ward 1176 Erbauer des Klosters Trostadt, begabte mit einer Schenkung das Kloster Vessra, und trat 1185 in Begleitung des Bischofs Gottfried von Würzburg eine Wallfahrt nach Palästina an. Von dieser Reise 1187 zurückgekehrt, wohnte er im darauf folgenden Jahre dem Reichstag zu Mainz bei, den Kaiser Friedrich Barbarossa ausgeschrieben hatte. Dort entflammte sich das Herz der christlichen Ritterschaft zur Behauptung des heiligen Grabes und Landes gegen den tapfern Saladin; der hochherzige Kaiser nahm selbst das Kreuz, wie hätten die deutschen Edlen zurückbleiben mögen? Auch Graf Poppo begleitete das überaus zahlreiche Kreuzheer, als es im Jahr 1189 den Zug begann, der für Viele der Tapfersten und Besten, ja für den Kaiser, wie für den Grafen selbst, so verderblich wurde — er zeichnete sich durch rühmliche Tapferkeit aus, aber eine tödtliche Krankheit raffte ihn zu Morgato am 14. Sept. 1190 hin. Als Poppo's Gemahlin wird mit Wahrscheinlichkeit Sophia, Tochter Graf Bertholds zu Andechs und Markgraf zu Istrien genannt. Die Geschichte nennt von Poppo VI vier Söhne: Heinrich, Berthold, Poppo, Otto, und drei Töchter: Elisabetha, Kunigunda, Margaretha***). Von diesen wurde Elisabetha dem Grafen Friedrich II zu Beichlingen, Kunigunda dem Dynasten Otto zu Plessen und Margaretha dem Grafen Heinrich zu Stolberg vermählt. Von den Söhnen liegt uns ob, ausführlicher zu reden.

Heinrichs II (VI) gedenken rühmend die Annalen von Vessra†) (die übrigens seine Mutter Sophia eine Herzogin von Bayern nennen), mit den kurzen Worten: — *Henricum, quo fortior non fuit inter Teutonicos*, und bilden ihn ab als einen gedrungenen bärtigen Mann, im vollen Harnisch, aber ohne Helm, Schild und Handschuhe, mit langem Schwert, und im bekreuzten schwarzen Mantel des deutschen Ordens††). Spangenberg, in seiner

---

*) Siehe die Stammtafel. 1. 2. 3. Nach Lehmanns Chronika der freien Reichsstadt Speier soll Bischof Günther ein Graf von Leiningen gewesen sein, welche Angabe Schultes S. 42. mit Recht irrig nennt. Eine Urkunde von Günther siehe Urkundenbuch II. 3. Otto war 7 Jahre Bischof, und es wurde ihm, wegen seines hohen Alters, 1199 Bischof Conrad von Metz, ein Graf von Scharfeneck, zum Coadjutor gesetzt. S. Lehmann a. a. O. S. 498. Ausgabe von 1711.

**) Die Stadt Morgato liegt zwischen Heraclea und Orthosia.

***) Stammtafel 4. 5. 6. 7. 8.

†) Diese Annalen, auch bekannt unter der Bezeichnung *Monachus Vessrensis*, *Chronicon Hennebergense Vessranae*, Henneberger Grafenbuch, sind in mehreren Abschriften vorhanden, ohne dass man weiss, wo die zu Vessra von einem Mönch etwa zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts aufgezeichnete Urschrift hingekommen ist. Sie sind im Ganzen dürftig, allein interessant als einzige und älteste chronistische Schriftquelle über die Grafen von Henneberg, und mit colorirten Abbildungen einer Reihe derselben neben ihren Gemahlinnen und deren Wappen, in dalmatischer Tracht, oder der Hof- und Staatskleidung im Mittelalter, versehen. Der kurze Text hatte blos die Bestimmung, die Bildnisse zu erklären. Copien besitzen die Bibliotheken zu Dresden, Gotha und Hildburghausen, auch sind viele, mit und ohne die Bilder, in Privathänden befindlich. In Joh. Paul Reinhards Beiträgen zu der Historie Frankenlandes u. s. w. 1760. Theil 1. S. 101. ist die Handschrift abgedruckt, und zwar nach der Gothaischen Copie, und in den Sammlungen zur Sächs. Geschichte 1777. Theil XII. nach der Copie in Junkers (Manuscript gebliebener) Ehre der Gefürsteten Grafschaft Henneberg, Th. 1. jetzt in Hildburghausen befindlich.

††) In zwei Handschriften der Annalen, die zum Vergleich bei dieser Arbeit vorlagen, wurde das Bild conform gefunden. Die angezogene Stelle lautet: „*Boppo ex uxore Sophia, Ducissa Bavariae, quatuor habuit filios: 1) Henricum, quo fortior non fuit inter Teutonicos, 2) Bertholdum, 3) Bopponem et 4) Ottonem comitem in Bodenleuben, et filiam Elisabeth, quae desponsata fuit comiti in Beichlingen, et Kunigunda, quam duxit comes in Rineck.*“

Hennebergischen Chronika (2te Ausgabe, Meiningen 1755. 4.) sagt von ihm: „So ist auch ein *carmen barbarum et rythmicum* eines Münchs zu Vessera vorhanden gewesen, darinnen dieses Grafen Heinrichs *virtutes bellicae* gerühmt werden, aber doch keine *exempla*, wo, wenn oder was er sonderlich mannhafftiges ausgerichtet, erzehlet, sondern ihm nur etliche *encomia fortis militis* gegeben und zugeschrieben worden.“ Dieses wahrscheinlich lateinisch geschriebene Gedicht scheint verloren. Er kommt auch urkundlich einigemale vor und soll 1208 am 5. März verstorben, und in Augsburg begraben worden sein.

Mit Poppo's VI zweitem Sohne Otto haben wir uns später vorzugsweise zu beschäftigen; hier nur so viel, dass er Besitzer der Schlösser Lichtenburg über Ostheim und Habesburg bei Meiningen war, welche Schlösser er Burgmännern anvertraute, und ganz in der Nähe von Kissingen eine Burg bezog, von welcher er sich Otto von Botenlauben nannte. Die Chronisten führen an, dass schon sein Vater jedem seiner Söhne einen eigenen Sitz verordnet habe, Bertholden auf Henneberg, Poppen auf Strauf, Otto'n auf Botenlauben. Der Dritte, Berthold II, scheint mit seinen Brüdern die Hennebergischen Besitzungen getheilt zu haben; er kommt in Würzburgischen Stiftsurkunden häufig vor und war ein Anhänger des Königs Philipp von Schwaben, den er wider den Gegenkönig Otto IV und dessen Anhänger, den Landgrafen von Thüringen, auf einigen Feldzügen begleitete. Als ältester Erbe (da Heinrich wohl nicht mehr am Leben war) residirte er jedenfalls abwechselnd auf der Stammburg Henneberg und in dem dieser Burg nahen Thalschlosse Massfeld. Er starb im Jahr 1218, mit Hinterlassung eines Knaben, der seinen Namen führte, und wahrscheinlich erbenlos blieb. Poppo wohnte auf der Burg Strauf, heute als Ruine noch Straufhahn, Straufhain genannt, und zwischen Hildburghausen und Heldburg auf isolirtem, hohem Bergkegel malerisch und imposant gelegen. Er unterzeichnete in Urkunden nach dem Brauche jener Zeit, sich nach den Wohnsitzen zu nennen, wie ja die Henneberger längst gethan, *comes de strure*. Nach Philipps Tode wurde er Anhänger des Hohenstaufen Friedrich gegen Otto IV und half ihn zum Kaiser wählen. In Gemeinschaft mit dem Könige Andreas von Ungarn, Herzog Leopold von Oesterreich, Graf Wilhelm von Holland und Andern wohnte er einem Kreuzzug oder wohl nur einer Pilgerfahrt bei, und vermählte sich nach dem Tode seiner ersten Gemahlin Elisabeth, deren Geschlecht nicht mit Bestimmtheit zu ermitteln ist, mit Jutta, der Tochter des Landgrafen Hermann von Thüringen, und hinterlassenen Wittwe des Markgrafen Dietrichs von Meissen. Durch diese Verbindung entstanden zwar Anfangs allerlei Misshelligkeiten, später aber für das Haus Henneberg manche Vortheile, und die begründeten Erbansprüche auf Thüringen, die jedoch hier nicht näher zu erörtern sind. Poppo begleitete den Kaiser Friedrich II im Jahr 1227 auf dem Kreuzzug nach Palästina, und wurde, wegen seiner bewiesenen Tapferkeit, vom Papst Innocenz eigenhändig zum Ritter geschlagen. Im Jahr 1236 ernannte der Kaiser den erfahrenen, tapfern und bedeutenden Mann zum Statthalter von Wien. Er starb 1245 und die Zeitgenossen legten ihm den Namen des Weisen und Streitbaren bei.

Poppo war es, durch den der Henneberger Stamm fortblühte. Sein Sohn erster Ehe, Heinrich III, theilte mit seinem jüngern Bruder Hermann I die Hennebergischen Lande, in welchen seine drei Söhne: Berthold V, Hermann II und Heinrich IV 1274 durch Theilung die Begründer der Henneberg-Schleusinger, der Aschacher (später H. Römhilder Linie genannt) und der Hartenberger Linie wurden. Berthold V. bekam und besass die Städte, Schlösser und Aemter Henneberg, Schleusingen, Wasungen, Massfeld, Themar halb, und halb die Cent Benshausen. Hermann II Aschach, Ebenhausen, die halbe Burg Münnerstadt, das halbe Gericht zu Saal (bei Neustadt an der Saale), und viele, meist im Hochstift Würzburg gelegene Orte. Heinrich IV hatte Hartenberg, Osterburg, Hallenberg, Schwarza, Römhild, Themar halb, und halb die Cent Benshausen. Hermann I, Enkel Hermanns von Thüringen (Jutta's Sohn, Halbbruder Heinrichs des Erlauchten), vermählte seine Tochter Judith an Markgraf Otto den Langen zu Brandenburg, und besass Strauf, Irmelshausen, Münnerstadt, Kissingen, Königshofen und Steinach nebst Pertinenzien in der Pflege Coburg. Dieser Graf Hermann war ein Mann von hoher Bedeutsamkeit, auf welchen wir weiter unten zurückkommen werden[*].

Ausser den Genannten gab es sicher noch mehr Sprossen des Hauses Henneberg; die Geschichte erwähnt nicht aller namentlich. Spangenberg führt aus Valentinus Müntzers Fuldaischer Chronik an, dass 1224 in der Schlacht zwischen Mattstadt und Heidenfeld, wo Würzburg gegen Mainz stritt, sechs Grafen von Henneberg geblieben seien. Wenn sich nun der forschende Blick von dem Baume des Geschlechtes wieder auf die einzelnen Zweige lenkt, so tritt zunächst wieder jener Poppo und seine Söhne vor unser Auge als befreundet und verbündet mit Andreas von Ungarn, Leopold von Oesterreich und Hermann von Thüringen, und es drängt sich die Vermuthung auf, dass gewiss auch sie der poetischen Richtung ihrer Zeit weder fremd noch abhold gewesen. Obschon wir nun in der diplomatischen Geschichte Bestätigungen einer solchen Vermuthung nicht begegnen, ja kaum begegnen können, so wird sie dagegen zur erfreulichsten Gewissheit durch die Zeugnisse der poetischen Zeitgenossen, durch den Mund der Minnesänger selbst. Diese sprechenden und unumstösslichen Zeugnisse, welche so lebhaft den Antheil beglaubigen, den die Grafen von Henneberg am deutschen Minnesang nahmen und hatten, verdienen eine nähere Würdigung.

Vor allem ist es das erwähnte alte Gedicht: „Der Sängerkrieg auf Wartburg", aus welchem uns das Lob der Henneberger vollstimmig entgegenschallt, aus welchem wir vernehmen, dass die streitenden Sänger gegen den durch Ofterdingen leidenschaftlich hocherhobenen Herzog Leopold das Lob des Thüringers (Hermann), des Brandenburgers (Otto) und des Hennebergers (Poppo) ertönen lassen.

Diese in Form eines Liederkampfes sich darstellende Dichtung, deren Alter unentschieden ist, von von der Hagen aber, jedoch nur im Bezug auf die letzte Abfassung, in die Zeit von 1247 gesetzt wird[**], giebt das Bild eines Preissingens zum Lobe mehrerer Fürsten, und ist in seiner merkwürdigen, zugleich lyrischen, epischen, änigmatischen und dramatischen Form hinlänglich bekannt. Darin lautet, nachdem bereits die Mannheit des Hennebergers durch Biterolf gegen Ofterdingen mit den Worten gepriesen ward:

---

[*] Stammtafel 13. 14. 15. 16. 17.

[**] Minnesinger, Th. IV. S. 747.

Wer was ze Megenze, dâ geschach,
daz man dem Vuolder vürsten wolte krenken hôhez reht?
der Düringe her den stuol von Kölne brach,
und machte krümbe sleht.
Dâ was vil manik werder degen, die hâten grôzen zorn
dâ wurden tûsent swert gezücket an der selben stat:
von Hennenberk der hôch geborn
in eines löuwen muote er vür der Düringe herren trat —

und

man sach in (den Hennenberger) vor dem edelen stân,
ez wære dem Berner genuok gewesen, dô in herre Egge vant. —

zunächst Heinrichs von Risbach, des tugendhaften Schreibers Singen:

Dû Wolverâm von Eschenbach,
des edelen ritterschaft von Hennenberk ich sach
an dich geleit mit rosse und mit gewande,
Ûf einer grüener wisen breit:
ich tugendhafte[r] Schrîber truok daz selbe kleit;
nû vrâge, ob ich vürsten tugent ie erkande,
Der als[ô] gar wære wandels vrî, alsô der grâve reine?
dâ bi sô hât er werden rât,
herre unde lant von im in grôzen tugenden stât
von Ôstheim den getriuwen muoz ich meine.

Also trat nach dem Dichter Biterolf der Graf von Henneberg zu Mainz wie ein Leu für den Thüringer Herrn ein, der den Stuhl von Köln brach, dessen Kurfürst dem Fuldaer Fürsten sein hohes Recht kränken wollte, und man sah den Henneberger in solcher Mannheit stehen, dass Dietrich von Bern an ihm ein Genügen gehabt hätte, als Herr Ekke ihn fand. (Anspielung auf das altdeutsche Gedicht „Ekken Ausfahrt.“) Dann mahnt Heinrich der Schreiber Wolfram von Eschenbach mit wohlgefälliger Erinnerung an den Tag, wo der Edle von Henneberg an ihn seine Ritterschaft legte, ihn nach üblicher Fürstensitte mit Rosse und Gewanden begabte, und zwar auf einer grünen breiten Wiese, und wo er, der tugendhafte Schreiber, dasselbe Kleid trug (ebenfalls den Ritterschlag empfing). Gleich darauf setzt Biterolf freudig des Schreibers Lobgesang fort, indem er die erwähnte Scene weiter ausmalt:

Styllâ daz ist min houbet stat
ze siner hôch[ge]zit mich der vil edele bat
von Hennenberk, daz ich sie wollte schouwen.
Biterolf sô bin ich genannt;
sô werde ritterschaft ward mir noch nie bekannt
als ich dâ sach, unde edele schœne vrouwen,
ze Masvelde, dâ ritter wart von Eschenbach der wise,
der herre unde al sin edele diet
gerende[z] volk mit richer gabe sô gar beriet:
her schalk, swer Hennenberk niht immer prise!

Beide Stellen zeigen uns mehr als einen ruhmwerthen Zug im Leben des gepriesenen Hennebergers: er war stark, männlich und streitbar, er ehrte die Sänger, lud sie zu seiner Hochzeitfeier, ertheilte ihnen die Ritterwürde auf einem für die Festfeier geschmückten grünen

Wiesenplan in der Nähe seines Schlosses Massfeld, im Beisein seines werthen Rathes, seiner werthen Ritterschaft, wie Biterolf sie nie in gleichem Maasse mit edeln und schönen Frauen beisammen fand.

Es ist nicht leicht, mit Bestimmtheit zu sagen, welcher Henneberger der so hoch Gepriesene, um die Sänger so Wohlverdiente sei, Berthold II oder dessen Bruder Poppo VII (XIII)? Nehmen wir an, dass das historische Factum des Wartburgkrieges 1206—7 sich ereignete[*], die Abfassung des Gedichtes aber später vorgenommen wurde, (Ettmüller setzt sie bald nach 1215[**]), von der Hagen, wie oben gesagt, weit später) so kann sie, diess geht aus der ganzen Dichtung hervor, doch erst nach dem Tode des Gepriesenen entstanden sein. Landgraf Hermann war todt; Graf Berthold von Henneberg starb 1218, Poppo erst 1245; für den erstern spräche blos, dass er der Besitzer und zeitweilige Bewohner des Schlosses Massfeld war, für den zweiten aber spricht, dass er nach seines Bruders Tode in den Besitz der Schlösser Henneberg und Massfeld kam, dass er eine weit wichtigere Rolle in der Geschichte spielte, wie Berthold, und dass er, nachdem seine erste Gemahlin Jutta 1220 verstorben war, mit der er die erwähnte Hochzeitfeier gar wohl vor 1206 begangen haben konnte, des von Sängern vielgepriesenen Landgrafen Hermann von Thüringen Schwiegersohn wurde. Er ward, wie Spangenberg uns sagt: der Weise, der Streitbare von seinen Zeitgenossen genannt, und so dürfte auf ihn auch die Stelle im Wartburgkrieg gedeutet werden, welche den beiden vorhin angezogenen vorangeht, indem Wolfram von Eschenbach den zum Lobe der Thüringer und Henneberger Fürsten gedichteten Preis- und Wettgesang, darin er ihn ausdrücklich den Weisen nennt, im schwarzen Ton also anhebt:

Dô man dem edelen sîn gezelt
von Düringen lant sluok bi dem wazzer ûf daz velt,
dô kwam ein krâmer, den ich hôhen prise;
Sin schirme tuoch was baldekin
vor der sunnen: waz mag dâ inne veile sin?
man sach dâ niht, dar under saz der wise.
Er jach: „swer mit mir koufen wil, hier ist veile ein fremdez kunder.
daz man mit ougen nie gesach,
noch immer mè gesiht.“ der milde vürste sprach:
„wie gistu'z mir? ich kouf ez durch ein wunder.“

Nehmlich: der edle Thüringer Fürst schlug als Gast des Hennebergers sein Zelt in der Nähe des Schlosses Massfeld an das Ufer der Werra, welches noch heute zwischen Fluss und Schloss als eine grüne Wiesenflur sich hinbreitet, da hatte (wie von der Hagen richtig deutet[***])) ein hoch gepriesener Krämer, der Henneberger, der weise, unter schirmendem Baldachin ein unsichtbares Kleinod, die Ritterschaft, feil, (kunder bedeutet ein seltsames fremdländisches Geschöpf, ein Wunderwesen) dem der Thüringer Herr als Käufer naht.

---

[*] Monachus Pirnaensis apud Mencken: Script. rer. Germ. Th. II. pag. 1436 und 1502.

[**] Der Singerkriec ûf Wartburc. von Ludwig Ettmüller, Ilmenau 1830. XII.

[***] Minnesinger. Th. IV. 196.

Der getreue Rath von Ostheim ist muthmasslich einer der Edlen von Ostheim vor der Rhön, von denen einer, der Schenke Wolfram von Ostheim 1230 mit drei Brüdern von Eschenbach durch den jüngern Otto von Botenlauben, Sohn des Minnesängers, an das Stift Würzburg kommt[*].

Biterolf scheint ein geborner Henneberger gewesen zu sein. Stylla machte den Commentatoren viel zu schaffen; einer hielt es für den Imperativ: Still! ein Anderer für einen in Schwaben oder am Rhein zu suchenden Ortsnamen, Biterolfs Geburtsort, wobei man mit mehr Wahrscheinlichkeit an die drei Hennebergischen (Schmalkaldischen) Orte Springstille, Mittelstille und Näherstille[**]) denken könnte, die auch von der Hagen für die betreffende Ortsbezeichnung hält. Allein die Scene, von welcher die Rede, trägt sich in Massfeld zu, wo noch heute wohlerhalten, wenn auch verändert und Staatszwecken dienend, das alte Grafenschloss steht. Rings um das Dorf Massfeld breiten sich im weiten Thalgrunde grüne Wiesen aus, und über diesen erhebt sich, ganz in der Nähe, ein Bergwald, der Still geheissen. Wohl möglich, dass ein Theil der ritterlichen Hochzeitfeier nahe dem Walde, oder auf der mit grünen Plänen sich weithinstreckenden Hochebene seines Rückens statt fand, dass der anmuthige Laubwald dem fahrenden Sänger so wohl gefiel, und er so gern in ihm weilte, dass er ihn scherzend seine Hauptstadt nannte.

In Massfelds Nähe, in Meiningen, in Herpf, in Bauerbach, Schillers gastlichem Asyle, auch in Wölfershausen kommt noch heute der Familienname Bittorf vor; sollte dieser nicht ein Nachhall des Namens unsers Dichters, und dessen Heimath in dieser Gegend zu suchen sein?

Doch hören wir nun weitere Zeugnisse zum Lobe dessen, der Wolfram von Eschenbach und Heinrich von Rispach die Ritterwürde verlieh, und der mit all den Seinen, folglich auch mit seinen Brüdern, nach Biterolfs Zeugniss, dem „gerenden Volk“, den fahrenden Sängern, mit reicher Gabe beistand; unser Gedicht liefert deren noch mehr:

In dem erwähnten Preisgesang (Strophe LXXVII des Jenaischen Codex) singt Biterolf gegen den Schreiber:

> Her Schriber, sît ir tugenthaft,
> sô bitet Got noch hiute sîner hôhen kraft
> Ze Vezzer vor der Hennenberger sarken:
> Swen sô der priester habe gelesen
> „Agnus dei“, sô sület ir bereite wesen;
> müget ir niht baz, sô mant in doch der barken
> Diu Jakob truok dâ über sê; daz was ein stein vil swære.
> gab iu Got sinne unt sanges site[n],
> sô süllt ir vor der edelen sêle hiute bite[n],
> Daz ez die engel Got sagen ze mære.

In der Prämonstratenser-Abtei Vessra, zwei Stunden von Schleusingen, drei von Massfeld, war das Erbbegräbniss der Grafen von Henneberg.

---

[*] S. Urkundenbuch I. Nr. 15. Minnesinger Th. IV. S. 196.

[**] Urkundlich: Stillaspringen, Naeherstilla d. a. 1536.

Noch mehr ermuthigt durch die im Rath ſelbſt ſich kundmachende Spaltung wandten ſich nun Röſſing und Monſtedt zu denen, die ſich für die Sache der Gemeinde entſchieden, und der Erſte nahm wieder das Wort: „Ihr ſollt uns auch ſagen, edle Herren, warum die große Schuld verborgen gehalten worden eine ſo lange Zeit, das will die Gemeinde wiſſen!“

Keiner der Vierherren hatte darauf eine Antwort, und es entſtand eine Pauſe, in der es wieder ſehr ſtill im Saale wurde. Und Monſtedt begann mit erhöhter Stimme, Röſſings Fragen fortzuſetzen: „Wie iſt es mit Schloß und Ort Kapellendorf, das verkauft worden iſt von einem Mitglied und Rathsoberſten ohne Wiſſen des Rathes und ohne Wiſſen der Gemeinde, auf eigne Fauſt und nach eigner Willkür, daß Niemand weiß, welche Bewandniß es damit hat, und das will nun auch die Gemeinde wiſſen!“

„Ja, das will ſie vor allem ernſtlich wiſſen!“ bekräftigten laut die Vormünder Kollmann, Kopǐheim, Landgraf und Andre, und dabei richteten ſich die Blicke aller Anweſenden ſtarr auf

Der Dichter fühlte wohl, dass diese Zumuthung etwas stark sei, da die Wartburg und Kloster Vessra nicht weniger als zehn Meilen auseinander liegen, daher er auch im Nachsatz sein Begehren erläutert. Demnach sollte der Schreiber bereit sein, sein Gebet zu verrichten, sobald der Priester das *agnus Dei* gelesen; vermöchte er das nicht sobald*), dann solle er ihn (Gott) an die Barke mahnen, die Jacob über See trug. Darauf bricht nun alsbald der Schreiber in ein brünstiges Gebet aus, sich gleichsam in den erwähnten Tempel zu Vessra versetzend, welches hochlyrisch lautet:

Herre, vater, sun, doch geist!
wol mich, geloube, din, daz du diz brot hie weist,
dà sêle unde engel werlt ist mite gespiset!
Durch alle heiligen, die dich loben,
durch alle sêle, die nach diner helfe toben,
durch priester, die din lêre haben bewiset,
durch barme din, unt durch den pin, den ouch din muoter hæte.
dò si dich an dem kriuze kòs, —
tuo dise Hennenberger helle pine lôs
Got, herre, durch din immerverenden stæte.

Wie gross mussten die Verdienste der Henneberger um die Sänger sein, um zu solch exaltirter Dankbarkeit zu entflammen! Hierauf klagt der Schreiber, dass Biterolf ihm sein Dichten (sein Gebet) vom Munde genommen, und jenem das erste Singen geworden, und erzählt nun einen wunderschönen, wahrhaft poetischen Traum, der sich auf Reinhardsbrunn bezieht, in welchem Kloster das Begräbniss der Thüringer Fürsten war, wie zu Vessra das der Henneberger Grafen. Dann später aufgefordert, seine Traumerzählung noch weiter erläuternd auszuspinnen, singt der tugendhafte Schreiber:**)

Ichne hàn den sin niht vollen gar,
zw(e)ier herren sterben tuot mich vröuden bar,
ùz Duringen lant der vürste, unde ouch der milte
Von Hennenberk, der tugent beginck:
von sinen genàden ich min[e] ritterschaft empfienk:
er gab uns tiure kleider unde schilte.

Schon den Vater dieses Poppo und seine Mannlichkeit zu That und Rath im heiligen Lande und vor Akkon erwähnt ein Gedicht, das vom Landgrafen Ludwig V von Thüringen singt. Da nennen ihn die folgenden Strophen:***)

Z. 1712. der wolgeborne von Hennenberc
gràve Poppe er reit ouch dà.
3132. ouch die gràven von Medeburc
dà valten manigen frechen Turc,
alse tet gràve Poppe mit sin Franken.

---

*) Ettmüller übersetzt: „könnet ihrs nicht besser;“ ich vermuthe aber, dass bas hier nicht die Bedeutung von *melius* habe, sondern die von *amplius*: Vermögt ihr das nicht mehr, weil die Zeit zu kurz, die Entfernung zu weit ist. Mögen für vermögen, *posse*, ist heute noch in Süddeutschland und Oestreich sprachüblich

**) Minnesinger. Th. III. S. 172. Ettmüllers Wartburgkrieg LXIX u. 55.

***) Minnesinger. Th. IV. S. 62.

Z. 4260. grâven Poppen von Hennenberc,
des pris ninder hât geberc.
ern müeze wesen offenbar,
het umbe ringet der heiden schar,
als vor gewalticlichen sie
strît(ek)lich durchbrâchen die,
unde sluogen ir manigen nider tôt.

Der Landgraf befreiet ihn. 6139 schaaren sich
— die Missenère
der Westvale, der Hennenbergère
grâve Poppe, bi in
wolt' der lantgrâve selbe sin.

6360 erscheint er im Kriegsrath:
sprach grâve Poppe von Hennenberc:
„ez ist ez grôste umbe diu werc,
möhte man komen an die
alsô daz man hibe sie
sô waere vergebens ir leger her.

Es bleibt ungewiss, ob nicht die Stelle in dem letzten Liede des ofterwähnten tugendhaften Schreibers mit mehr Gewissheit auf die Grafen von Henneberg als auf den Thüringer Hof zu beziehen sei. Diese lautet:

Noch weiz ich wol, wâ triuwe lebet
mit wârheit unt mit allem ir gesinde:
dar nâch min gemüete strebet,
Dâ wil ich hin, dâ ich den hof sô wunnekliche[n] finde.

Weiter findet sich eine wichtige Stelle des Minnesängers Bruder Wernher (Wirner), eines Zeitgenossen der Wartburgkriegsänger, der viele edle und milde Fürsten und Herren dankbar preist, und vielleicht um 1232 dichtete, welche Stelle ebenfalls mit Fug auf einen Henneberger Grafen zu beziehen ist. Ihr geht eine Strophe vorher, in welcher der Sänger um Hülfe fleht und den Hülfe Leistenden mit Tröstungen redend einführt:

Nû râtet alle, die nû lebent unde ouch bi guoten wizzen sint,
in welchem lande vrouwe Êre habe ein reine gebende kint,
daz niht wan milter werke pflege baz dan ie milter man gepflak.
Als ich das wort hie vor gesprach, dô wart ein vil gemeine[r] ruof.
dô riefen jene unde dise: Got milter herren nie geschuof,
den grâven Wilhelm von Hunesburk, der ist der gerenden ôstertak.*)

---

*) Minnesinger Th. III S. 14 Str. 15. In Myllers Sammlung altdeutscher Gedichte ist die Lesart Agnesburc.

Derselbe Sänger singt: [*]

Ich bin des grâven künfte vrô von Ôsterberc,
sô vrô, daz mir sorge von den vröuden sint verswunden.
[gar] sît ich den tugenden richen wol gesunden hân gesên.
Er werket wol mit zühten wirdiklichiu werk:
er ist an tugenden unde [ouch] an rehter milde vunden
des hœre ich im die wîsen unt dar zuo die besten jên.

Von der Hagen sagt uns, dass Bruder Werner mit dem vorgenannten Wilhelm den Kärnthischen Grafen Wilhelm von Heunenberg oder Heunberg meine, und glaubt, weil keine Grafen von Osterburg sich finden, sondern nur Edle, dass hier Ortenberg zu lesen und einer der bekannten Grafen von Ortenburg oder Ortenberg gemeint sei; führt auch an, dass ohnweit Mölk eine Burg Osterberg, jetzt Osterburg, liege. Wir haben aber auch ein uraltes hennebergisches Schloss, das castellartig viereckt mit halbrunden Mauerthürmen gebaut war, und mit einem ziemlich hohen Thurme als Ruine die Gegend von Henfstedt und Themar ziert, und in Urkunden ebenfalls als Osterberg steht. Wohl möglich, dass zu Bruder Wernhers Zeit ein in der Geschichte nicht namhaft gemachter Graf dort seinen Wohnsitz hatte, und sich, wie Poppo von Strufe, Otto von Botenlauben, von Osterbergk schrieb. Diese Burg verschrieb Graf Berthold VII seiner Gemahlin 1268 zum Leibgedinge, die Grafen der Hartenberger Linie residirten bisweilen dort, und der letzte aus diesem Hause, Berthold X, verkaufte sie 1359 mit der halben Stadt Themar an die Grafen von Schwarzburg [**]). Nächstdem lag aber auch noch eine gleichnamige Burg bei Bischofsheim an der Rhön, und 1217 wie 1230 erscheint in hiltenburgischen und hennebergischen Urkunden ein Engelhardus de Osterberc als Zeuge [***]. Gesetzt aber auch, es wäre in den beiden angezogenen Gedichtstellen ein Henneberger nicht gemeint, so giebt dennoch Bruder Wernher unserm Grafen Poppo und seinem ganzen Hause mit Aufführung seines Namens das glänzendste Ehrenzeugniss. Dieses lautet: [†]

Ein edel grâve wol geborn, der wont in Ôstervranken lant,
[ie] lenger ie baz unde baz wirt er in tugenden wol bekant;
sus wil er mit triuwen und mit êren z' sime grabe kommen.
Er hât ein[es] rehten herren lip, er hât ein[es] rehten herren muot,
er ist geborn von hôher art, daz beste er [ie] vil gerne tuot;
des hât er sich von kindes jugent unz her vil wol an genomen.
Der wile er ungenennet ist,
ir müget wænen, ez si der Kastellære:
nein, z[e]wâre, ern' ist ez niht; er wirt genant in kurzer vrist:
er heizet Boppe, unde ist schanden lære,
von Hinnenberk ist er geborn; daz hûs ist von al solher art:
daz ez niht bœser herren birt, des hât ez sich unz her bewart.

---

[*] Minnesinger. Th. III. S. 19. 2.

[**] v. Schultes Histor. statist. Beschreibung von Henneberg, Ir Theil. S. 612 und Diplom. Gesch. I. S. 307.

[***] Urkundenbuch I. 14. 15. II. 12.

[†] Minnesinger. Th. III. S. 15. Str. 21.

Spätere Sänger preisen spätere Zeitgenossen, so der Marner, der berühmtesten einer. Dieser gedenkt klagend der todten Sänger, dann singt er in freudiger Weise: *)

Sanges meister lebent noch; si sint in tôdes vart;
Ich vorderte ze geziuge
Von Heinburk**) den herren min;
Dem sind rede, wort, [unt] rime in sprüchen kunt,
Daz ich mit sange nieman triuge.

Dass dieser Heinburk (Heinberg) Henneberg sei, hat hohe Wahrscheinlichkeit, und dass der Marner den von Henneberg seinen Herrn nennt, könnte zu einer interessanten Vermuthung leiten, ohne aber gerade die Behauptung zu dokumentiren, der Marner habe in einem dienstbaren Verhältniss zu dem Henneberger gestanden.

Zwar deutet von der Hagen, wie schon gesagt, ***) auch diesen Heinberg, den er nur mit Beibehaltung der Schreibart des Jenaer Codex Hunesburg nennt, auf den kärnthischen Grafen Wilhelm von Heunenburg oder Heunburg, den der Sänger Ulrich von Lichtenstein ebenfalls preise, allein wir möchten gern die Ehre auch dieses Sängerlobes einem Henneberger vindiciren, und deshalb die Lesart der Manessischen Sammlung ungeändert beibehalten. Die Schreibart der Namen schwankte von den frühesten bis auf späte Zeiten ausserordentlich, und es sei hier nur beispielsweise angeführt, dass man urkundlich 1131 Heinenberg, 1156 Henneberch, 1194 Henneberg, 1202 Hennenberc, 1228 Henninberc, 1282 Hennenberg, 1308 Hinnenberg, 1318 Hennemberg, 1323 Hennenbergk, 1367 Hennberg schrieb.

Doch auch für den Fall, dass unsre Meinung im Bezug auf den Heinberg eine irrige sei, so zielt die folgende, ausserordentlich schöne und kunstreich gefügte Strophe desselben Dichters klar und unbestritten auf einen Henneberger, und zweifelsohne wieder auf den vielgenannten Poppo †).

Es riuschet, als ein windes brût,
ein lob in Tiutschiu lant
es billet unde schône lût,
vrou Êre kumt mit im gerant.
Durch vil maniges herren hof ez vüerent risen unt getwerk:
Ez riuchet, als ein edel krût
uz einer megde hant,
ez ist ein schœnez vrouwen trût:
ein herre hât ez ûzgesant,
dem kumt ez hin wider hein, unt bringet siniu tage werk.
Wärez lob ist sicherlichen hôher êren bote,
Ez wirdet hi ze der werlte, unt wünschet hin ze Gote.
daz hât verdienet er,
des ritterlicher muot ie stuont nâch hôher wirde ger;
driu her man möhte wol mit sînen richen tugenden wern:

---

*) Minnesinger. Th. II. S. 246. Str. 18.
**) Bei Bodmer Heinberg, nach dem Maness. Codex.
***) Minnesinger. Th. IV. S. 519. bei Bruder Wernher, der auch einen Hynesburk preist.
†) Ebend. Th. II. S. 248. Str. 10.

er kan gewern,
und kan der gernden gern:
wernde müeze er lange wern:
ze heile erschine im tages sunne, nahtes mâne, und iegslich stern!
Gerndiu diet, ir sprechet mit mir: âmen! dem von Hennenberk!

Der weitgereiste, welterfahrene, sagenhaft fortlebende Ritter und fahrende Sänger Tanhuser rühmt ebenfalls einen Grafen von Henneberg in zwei schönen Strophen eines Klageliedes, darin er betrauert, dass die rechte Milde mit den besten Fürsten und Herren todt sei, und er nur noch eine kleine Schaar solcher finde, die nach Lobe ringen: von diesen nennt er den Meissner (Heinrich den Erlauchten) und gleich darauf den Henneberger Hermann: *)

An Hennenberk vil êren lit,
mit tugende wol beschœnet,
grâve Herman, ouwê der zit,
daz der niht wart gekrœnet!

des muoz ich in von schulden klagen;
Got gebe im dort ze lône,
nach siner wirde müeze er tragen
im himelrich' die krône!

Graf Hermann, Halbbruder Markgraf Heinrichs des Erlauchten, war in jeder Hinsicht ein ausgezeichneter Mann, der in der Hennebergischen Geschichte Epoche machte, und lebhaften Antheil an allem nahm, was seine Zeit (die des Interregnums) bewegte. Er half seinen Oheim, Heinrich Raspe, 1246 zum deutschen König wählen, wohnte nach dessen Tode der Wahl Wilhelms von Holland zum Gegenkönig Friedrichs II bei, welcher ihm dankbar seine Schwester Margarethe zur Gemahlin bestimmte; brachte es ferner dahin, dass Heinrich der Erlauchte, früher Anhänger Kaiser Friedrich II und dessen Nachfolgers Konrad, die Wahl Wilhelms anerkannte und sich von ihm belehnen liess, und erhielt ebenfalls von dem deutschen Könige viel wichtige Belehnungen. Nach dessen Tode wurde Graf Hermann von den deutschen Reichsfürsten unter diejenigen Herren gezählt, welche des Kaiserlichen Thrones würdig wären, und zwar mit deshalb, weil er für ausserordentlich reich galt. Dies bestätigt Ottokar von Hornecks Reimchronik, wo es heisst:

In denselben zeiten
vor und weiten
die fürsten mit der wal
suchten überal
poiden wider und für,
wie sie genuzzen der kür.
sie wurfen mit listen;
ain grôzez guot si wisten.
daz in sinem geberk
het der graf von Henneberk.
den hort sie welten stœren.
der graf lie sich tœren
mit guoter gehaiz;
niemant recht waiz

---

*) Minnesinger. Th. II. S. 90. Str. 29 u. 30.

des guotes summe ain [tail] zil,
sein was ot sô vil,
daz er dâvon verdarp,
dô er dâmit nicht erwarp,
dez er von in was getrœst.
dô er des guotes was erlœst.
daz die herren [wol] versunnen,
im beten an gewunnen
dô wart er ûfgeselt
daz ain kunig wurd' erwelt. u. s. w.*)

Da demnach Graf Hermann die Stimme der Wahlfürsten nicht so mit Golde aufwiegen konnte, wie König Richard in England, der ihnen über 70,000 Mark bot, oder König Alfons von Spanien, so wurden jene beiden von den unter sich uneinigen Wählern erkürt, und darum klagt der Tanhuser:

Grâve Hermann, ô wê der zit,
Daz der niht wart gekrœnet!

Wenn wir nun von dem äussern Antheil, den die Grafen von Henneberg durch Gunst, Milde, Freigebigkeit und Belohnung derer, die dafür das Grafenhaus dankbar rühmen, am deutschen Minnesang nahmen, absehen, und nach dem innern, selbstthätigen fragen, so begegnet voran der bekannte und bereits öfters genannte Henneberger Otto von Botenlauben, von dem im Folgenden ausführlich gehandelt wird.

Blicken wir weiter, so begegnen wir einem Minnesänger Boppo, oder Poppo, dessen Name wohl die Vermuthung erregen kann, es habe ihn ein Henneberger, in deren Familie dieser Name sich so oft wiederholt, geführt.

Die meisten Aufschlüsse über ihn finden wir abermals in von der Hagens Werk**), allein alle Zeugnisse deuten so wenig wie seine Lieder auf seinen Ursprung aus dem Henneberger Grafenhause hin, und seine oft und viel von ihm selbst berührte Armuth wäre einem solchem nicht entsprechend. Mit um so grösserm Recht nehmen wir uns des Hennenbergers an, von welchem der Jenaer Codex 11 anziehende Liederstrophen aufbewahrt, ohne dass wir seinen Vor- und Geschlechtsnamen erfahren; sie sind dort überschrieben der Hynnenberger, nicht Shynnenberger, wie Wiedeburg und Myller unrichtig lasen und druckten. Die abweichende Orthographie des Geschlechtsnamen darf nie befremden, sie schwankt durch alle frühern Jahrhunderte. Von der Hagen sagt uns über ihn: ***)

DER HENNENBERGER.

„Sein sonst nicht vorkommender Name ist deutlich von Henneberg 1) abgeleitet, wo wir schon den Henneberger Grafen Otto von Botenlauben als Dichter fanden. Zu diesem Stamme gehört zwar der Henneberger nicht, man möchte aber wohl bei ihm an den dort heimischen Biterolf im Wartburg-Kriege denken, an welches Gedicht selbst die Weise anklingt. Doch deutet die Mahnung an die Fürsten, sich die Ungnade (Unheil) der Christenheit (d. h. zunächst des Reichs) zu Herzen zu nehmen, auf das spätere Zwischenreich 2),

---

*) Minnesinger. Th. IV. S. 66. Scholtes a. a. O. Th. 1. S. 120 f.

**) Minnesinger. Th. II. S. 377. Th. III. S. 405. Th. IV. S. 602.

***) Das. Th. IV. S. 712.

1) *Hynnenberger* hat die Hds., wie so häufig i für e.

2) Wiedeburg 28. Adelung 110. Koch I, 223. II, 4. Docen 177.

Er nennt sich wohl einen Laien, in Hinsicht auf Gestirne und Urstoffe der Schöpfung, aber nicht in der Kunst, „wie man den meisterlichen Streit (Aufgaben) mit Tönen und mit guter Rede entstricket.“ Sein Ton ist ein Beweis dieser Kunst, indem darin die seltene Ungleichheit der Stollen mit der Sangweise übereinstimmt. Ebenso ist er in klarem und sinnvollem Ausdruck ein wackerer und frommer Meister. Herzlich ist das durch Str. 8—9 gehende Gebet an Christus, und Maria als Fürbitterin. Das „Menschenthier“ soll bedenken, dass Christus durch die Menschwerdung ihn höher geehrt hat, als die Engel (das ist das Geheimnis, in welches selbst die Engel gelüstet zu schauen). Der Zweifler muss verzweifeln, der Falsche ist ein Täufling des Teufels. Trefflich ist das Lied von der Freundschaft, und die Ritterlehre, womit die Liederreihe und die Sangweise dazu anhebt. Mit Unrecht beschuldigt das Sprichwort der Missethat des Herrn den bösen Rath, durch welchen kein wahrhaft Guter böse werden kann. Den Fürsten wird das Beispiel Trajans empfohlen.

Wiedeburg 27 giebt Str. 3. 5. Myllers Abdruck, hinter Heinrichs Tristan 59, alle.“

Wenn man die erste seiner Strophen liest, so möchte man ihn gern als den Sänger denken, der seinen Sangesgenossen Wolfram von Eschenbach und Heinrich von Rispach den Ritterschlag verleiht, dazu sagend:

SWER dà gerne ritter wirt mit hòher wirdikeit,
der lege die tugent an sich vür daz aller hò[e]ste kleit,
unt làze daz die künige, vürsten schouwen,
Unt darzuo den besten vnt swer'z sehen wil;
sò wirt im lob unt dà bi stæter èren vil;
ouch lobent in die tugenthaften vrouwen.
Daz swert nem' er durch ritters tàt
daz er sich wer vor sünden und vor schanden;
er minne Got, habe rehten ràt,
sò wirt sin lob gehò[e]t in allen landen:
den schilt nem er durch rehten vride, sò daz er decke vor missetàt,
und habe ritterlichez leben: sò wizzet, daz sin lob die volge hàt.

Wie die erste Strophe ritterliche Ehren preist und anempfiehlt, so die zweite die Freundschaft, von welcher der Dichter ganz durchdrungen ist. Diese lautet:

Ein vriunt sol sinem guoten vriund[e] mit willen bi gestàn,
lib unde guot [en] sol er nimmer im verlàn,
sò wirt sin triuwe in rehter vriuntschaft stæte.
Swer sinem guoten vriunt entwichet in der nòt,
der möhte lieber ligen in ganzer vriuntschaft tòt,
ê dan er also lesterlichen tæte.
Sol vriunt dem vriunde trùwen niht,
daz zimet vil übel dem einen under in beiden;
swà vriunt unvriuntlich[e] helfe siht,
dà næme er lieber einen wilden heiden,
sò daz er wære sin stæter vriunt: man sol durch vriunde vriuntlich wesen:
ich hœre sagen, unde ist wàr: man sol durch vriunde sterben unt genesen.

Die dritte Strophe ist eine Anmahnung im Namen Gottes, den Glauben zu schirmen, der Christenheit beizustehen, Friede zu schaffen, und sich dadurch dankbar gegen Gott zu erzeigen, der so viele Güter verliehen, Burgen und weite Lande. Hören wir ihn:

Vil süezer Got, nû sich her nider ze dîner hantgetât,
wie jæmerliche[n] ez in der Kristenheit nû stât;
ez trûren beide, die armen unt die rîchen;
Diu lant sint al meistik ung[e]nâden vol;
des siht man manigen lachen, der doch weinen sol,
swen im daz guot und ouch die vriunt entwichen.
Ir edelen herren, sît gemant,
unt schaffet vride durch Got, er gît die lêre,
er schuof iu bürge und wîtiu lant,
vil rîchez guot, darzuo der wirde unde êre,
durch daz ir sît ein schirme schilt hie vor der armen Kristenheit:
welt ir daz tuon, des er iuch bat, sô wirt iu dort sîn himelrîch bereit.

Die vierte Strophe straft mit ernster und eindringlicher Mahnung den Zweifler, und fordert ihn auf zu vertrauen und mit der Kraft der Reue zu bitten.

Ô wê dir, arme[n] zwîvelêr[e], dû bist an sinnen blint,
swen dû verzwîvelst an der süezen megede kint,
der alle creatiure hât geschaffen.
Swen dû verzwîvelst, sich, sô bistu gar verlorn;
dû möhtest kiesen, daz dû wærest ungeborn,
dich vluochent, beide, leien unde pfaffen,
Dar zuo der süeze werde Got,
unde al daz himelische her gemeine;
erde unde luft sint, sunder spot,
vervluochet, swâ sie dich rüerent, vleisch unreine.
versinne dich, unsælik man, nim rehten sin in dînen muot,
unt bite der süezen megede kint mit riuwe kraft, sô wirt dîn ende guot.

Auch alle die folgenden Strophen verkündigen den an diesem Sänger gerühmten wackern und frommen Sinn.

Ein wort, daz ist in al gemeine [. .] wol bekant:
missetuot ein herre, seht, man sprichet ze hant,
sîn rât der habe die bôsheit in gelêret.
Man mak in lihte lêren, swer dâ übele wil;
er vindet selber wol der bœsen zucke vil,
dâmite er sînen edelen namen verkêret.
Daz tûsent lêr[ne]ten bœse tât
einen biderben man, daz hülfe [vil] kleine,
er(n') næme ze sî[ne]me herzen rât,
unt tæte ouch tugentlich[e], der edele, reine:
ein krankez herze ist schiere brâht ûf eine hôhe missetât,
daz sîne vriunt beriuwen muoz, swenne er ze hove in houbet schanden stât.

Do der keiser aller künige hie nieder ûf erden schreit.
unt sine tugent an sich genam der formen kleit,
dâ wir alle menschen sint genennet:
Daz selbe was siner edelikeit ein grôz gevuok,
daz er die gotheit ebene zuo der menschheit wuok.
daz man diu zwei in einer forme erkennet:
Dâvon der mensche geêret ist
mit wirdikeit ob alle[r] creatiure;
daz vuog[e]te Gotes wunderlist,
sich, menschentier, er gap dir mê ze stiure:
er empfienk durch dich den Kristen namen, bilde unde namen er mit dir treit:
der gabe wart den engeln niht; des süln wir danken siner miltikeit.

Der sternen kraft, der sunnen glast, dar zuo des mânen schin,
wie die mit Gotes wisheit underscheiden sin,
daz kan kein tumber leie niht durch gründen.
Jâ wær' es einem wisen pfaffen all ze vil,
des sich vil maniger tumber underwinden wil,
der tiefen vrâge unde ouch von spæhen vünden.
Wie wazzer, erde getempert si
unt wie diu luft mit dem vil heizen viure,
daz wizzen Gotes persônen dri:
sich, tumber leie, der sin ist uns ze tiure,
wie man den meisterlichen strit mit rehter kunst entstrikken siht,
mit dœnen und mit guoter rede, dar wære ein tumber leie gar ein wiht.

Vil sælik si ein hôher trôst, der uns ist wol betaget,
von der vil reinen süezen, kiuschen, werden maget,
diu den beslôz, der al die werlt besliuzet!
Wer des geloubet, seht, dem wirt ein wernder trôst,
der manigen hât sô rehte tiuriu pfant erlôst,
unt des noch manik mensche wol geniuzet.
Swen diu vil hôch gelobete maget
dâ nimt die reinen gotheit in ir hende,
unt kni(w)et, dâ man ir niht versaget:
„vil süeze(r) vater, sich an ir ellende;
gedenke an dine hantgetât, unt sich an dine wunden rôt,
waz dû durch menscheit hâst erliten, unt hilf dem armen sünder ûz der nôt!“

„Herre unde kint, dû solt gedenken an min[e] grôzen leit,
daz mich des Simeônes swert sô gar versneit;
von dime tôde gienk ez durch min herze.
Dar ümbe [soltu], herre [unde] vater, mich gewer
vür den sundære diner gnâden, der ich ger,
dâ mite lône mir vil maniger smerze.“ —
„ „Ave Maria, reine maget,
dû bist gewert von dime lieben kinde,
swaz mir der sünder hât getaget,
(daz) man [sol] in doch in himelriche vinde,
er lâ sich riuwen, unde lobe dine hôhen werdikeit:
swie daz er mich erzürnet hât, ich wil verkiesen ûf in min herze leit.“ “

Rœmære heten einen künik, Trajânus was er genant,
triuwe und êre, milte was im wol bekannt:
â wê, daz er die niht erbete sime kinde!
Das selbe klag' ich noch von manigem edelen man,
den riche gulde swachet hie von hant gelân,
bi den ich weder tugent, noch êre vinde.
Der Rœmêr[e] künik vrâgete sine man
an sinem ende tugentlicher mære,
ob er iht lasters hete begân?
sie sprâchen alle, er wære schanden lære.
ir vürsten, herren, seht iuch vür an iuwerm hô[e]sten vröuden tage,
nû vrâget, waz ir habet getân, unt schaffet, daz man iuch nâch tôde klage.
Untriuwe, kündikeit, (unt) darzuo übermuot,
die drî dinc sind zer sêle, noch zen êren guot;
die sol ein wiser man ungerne triuten.
Man vint noch guoten Kristen, der ir niht enkan;
nie man sie behûset hât, den valscher man;
der si verwâzen gar von guoten liuten!
Her Lucifer verstôzen wart
durch übermuot vaste in die tiefen helle;
daz ist dir ouch vil unverspart,
dû valscher man, dû bist wol sin geselle.
der bœse geist versuoch[e]te Got mit siner valscheit dâ er was:
[al] sô tuostu mich, getoufter tiuvel, mit dînre list; des pfuch dich, satanas!

Wenn der Henneberger, wie von der Hagen vermuthet, nicht dem Geschlechte der Grafen angehörte, so konnte er doch von ihm abstammen. Noch blüht ohnweit des alten Stammschlosses Henneberg im Wohlstand und in vielen Gliedern ein nicht adeliges Geschlecht, das den Namen Henneberger führt, und seinen Ursprung von den Grafen urkundlich nachzuweisen vermag, der zwar nicht in so frühe Zeiten hinaufreicht, aber doch der Vermuthung Raum giebt, dass, was im 16ten Jahrhundert Statt fand, auch im 13ten Statt finden konnte, nehmlich, dass ein ausserehelicher Spross den Geschlechtsnamen des ritterlichen Erzeugers führte. Uebrigens liesse sich auch einfach seine Abstammung wie sein Name vom Dorfe Henneberg, unterhalb dem Stammschlosse, herleiten.

So hätten wir die Grafen von Henneberg, zumal die Genossen der Minnesingerzeit, in deren höchster Blüthe äusserlich wie innerlich Antheil an dem nehmend, was ihre Zeit begeisterte, erblickt. Mit Würden und Gaben die Sänger erfreuend, als Musterbilder der Mildthätigkeit vor manchen andern und reichern Fürsten durch Sängermund gepriesen, getadelt von keinem, erscheint uns das edle Geschlecht, und wir haben die Gewissheit, dass auch die Burgzinnen von Henneberg, Massfeld, Habesburg, Lichtenburg, Straufhain, Osterburg und andere von Liederstrahlen einst umwoben waren, und die Minnesängerharfe in der Hand manches der Burgherren selbst erklang. Von diesen ragt einer derselben, Otto von Botenlauben, mit zarten und sinnigen Liedern hochbedeutend hervor. Er ist es, dem, als dem Kern und Mittelpunkt dieses Werkes, unsere Forschung sich nun ausschliesslich zuwendet.

Kellner, auf deſſen Geſicht Bläſſe und Röthe auffallend wechſelte, deſſen Augen zornig blitzten. Hans Kranichfelds und Burkhart Unraths Geſichter waren ganz bleich geworden und hatten ſich merklich verlängert. Aus Dietrich Nacke's Augen leuchtete Schadenfreude, Balthaſar Kellner lächelte höhniſch, aber keinen in der Verſammlung ſchlug ſo bang und ängſtlich das Herz, wie dem Stadtſchreiber Johannes Zimmermann, der finſter und immer finſtrer die Wolken eines drohenden Ungewitters verderbenſchwanger über das Haupt ſeiner theuren Geliebten heraufziehen ſah. Die Feder zitterte in ſeiner Hand, und ängſtlich und beſorgt blickte er in die aufgeregte entzweite Verſammlung.

„Nun?“ begann Menſtedt aufs Neue, ſich an Kellner wendend: „Nun Ober-Vierherr, Niemand wird beſſer als Ihr uns Auskunft geben können über Kapellendorf! Beliebt es Euch, ſo ſprecht, wie es ſteht mit jenem Handel, Ihr verlaßt dieſen Saal nicht eher, bis Ihr Rechenſchaft abgelegt!“

„Eure Stellung macht Euch allzukeck!“ entgegnete Kellner zornglühend. „Stehe ich vor

II.

GESCHICHTE DES GRAFEN OTTO VON BOTENLAUBEN UND SEINER GEMAHLIN BEATRIX.

Otto, Graf von Henneberg, der sich nachmals von Botenlauben schrieb und nannte, war der vierte Sohn des Grafen Poppo VI (XIII) zu Henneberg und seiner Gemahlin Sophia, einer gebornen Gräfin zu Andechs und Markgräfin zu Istrien.

Ohne Zweifel konnte sich Otto's Jugend aller Vergünstigungen erfreuen, die seine Zeit zu gewähren vermochte. Einem begüterten Geschlecht entstammend, das durch Bande der Verwandtschaft mit andern ruhmreichen Fürstenhäusern des Vaterlandes verbunden war, von einem Vater erzogen und geleitet, der einen grossen Theil seines Lebens am Hofe des Kaisers Friedrich Barbarossa zugebracht, und in allem ritterlichen Gebahren ihm als Muster vorleuchtete, der vielleicht ebenso wie sein grosser Kaiser Friedrich I, die holde Kunst des Minnesanges übte, der mit diesem Kaiser nach dem heiligen Lande zog und in drei Sarazenen-Schlachten Mitkämpfer und Sieger war, leider aber auch das traurige Loos Friedrich Barbarossa's theilte, und nicht wieder in die Gefilde des Vaterlandes heimkehrte — war es sehr natürlich, dass der Sohn einem solchen würdigen Vorbilde nachstrebte.

Auch das Walten seiner frommen Mutter Sophia, einer besondern Wohlthäterin des von seiner Grossmutter gegründeten Klosters Trostadt in der Nähe von Schleusingen und Themar, mag nicht ohne Antheil auf die Geistesrichtung des jungen Grafen geblieben sein, die sich den grossen Sonnen seiner Zeit, Religion und Ritterthum, mit glühender Begeisterung wohl frühzeitig zuwandte.

Es war im Mittelalter allgemeine Sitte, die Blüthe der edlen Geschlechter zu ihrer Ausbildung und Vervollkommnung in ritterlichen Uebungen und Fertigkeiten wo möglich unter die Obhut erfahrener und mit Ehren genannter Ritter zu bringen, noch lieber an Fürstenhöfe, wo diese Jünglinge als Edelknaben und Edelknechte meist eine ziemlich strenge Schule der Dienstbarkeit zu durchwandeln hatten. Wie nun die Söhne geringerer Vasallen schon ein Glück darin suchten und fanden, ritterliche Sitte und ritterlichen Dienst am Hofhalt ihres fürstlichen und gräflichen Lehnsherrn zu erlernen, so strebten die Söhne dieser Höhergestellten dem Glanzpunkte alles Prunkes, alles Ritterthumes, dem Kaiserhofe zu. Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, dass Otto's Vater seine Söhne an diesen Hof brachte, und dass, was auch Schultes bemerkt, Otto sich meistens im Gefolge Kaiser Heinrich VI befunden habe, der ja auch ein Minnesänger war, und von dem ein herrliches Lied den Pariser (Manessischen) Minnesingercodex eröffnet.

Die erste bekannte Urkunde, welche Otto als Zeuge unterschrieb, war ein Schenkungsbrief des Markgrafen Otto II von Brandenburg, an das Domstift St. Moritz in Magdeburg, im Jahr 1196; eine zweite war die Bestätigung dieser Schenkung, vom Kaiser Heinrich VI 1197 darüber ertheilt,*) und zwar in Sicilien; unter den Zeugen steht Otto in der edelsten Genossenschaft. Eine dritte Urkunde lässt ihn in demselben Jahre als Zeuge des Markgrafen Heinrich von Oesterreich erscheinen, da dieser für sich und seine Aeltern im Kloster Wildheim in Tyrol ein Jahrgedächtniss stiftete.**) Auf allen diesen Urkunden nennt er sich *Comes de Henneberg*. Von da an bleibt bis 1206 sein Leben mehrere Jahre in Dunkel gehüllt, in welcher Zeit aber sein für die Hennebergische Geschichte äusserst wichtiger Gütertausch, und die Veränderung seines Namens erfolgte, welche Data nicht unberücksichtigt bleiben dürfen.

Der Vater war im Morgenlande gestorben; die hinterlassenen Söhne theilten sich in seine nicht unbedeutenden Besitzungen, unter denen namentlich aufzuführen sind: Henneberg, Lichtenberg, Strauf, Massfeld, Habesburg, Osterburg, Aschach, vielleicht auch bereits Botenlauben nebst andern in Franken liegenden Burgen.

Berthold übernahm das Burggrafenamt zu Würzburg, und nahm wohl abwechselnd seinen Wohnsitz in Henneberg und Massfeld; Poppo residirte in der Burg Strauf, und Otto erhielt unter andern die Burgen Lichtenberg und Habesburg, erstere bei Ostheim, letztere nahe bei Meiningen, nebst den Besitzungen jenseit der Rhön zu seinem Antheil. Die Habesburg, einsam auf hohem Felsenvorsprung über einem engen Waldthale mit beschränkter Fernsicht gelegen, und ohne anziehende ritterliche Nachbarschaft, vermochte ihn nicht zu fesseln, eben so wenig die ungleich schöner gelegene, ein weites Gefild überblickende, noch in Trümmern die Gegend zierende Lichtenburg; er wandte sich dem jenseitigen Fusse der Rhön zu, dem südlicheren schöneren Franken, und ward Erbauer, oder doch Erneuer der Burg Botenlauben über Kissingen, nach der er sich später fast immer schrieb***). Dort hatte er die Schlösser Saaleck, Trimberg, Ascha und andere nahe. Die Habesburg wurde von ihm Burgmännern übergeben, die sich nach ihr nannten und schrieben, und deren in einer Urkunde vom Jahr 1230 nicht weniger als zwölf vorkommen†). Nicht im Jahr 1219, wie Schultes anführt, kommt der Graf in einer Urkunde mit dem angenommenen neuen Namen zuerst vor, sondern bereits im Jahr 1206 erscheint er in einer Schenkungsurkunde Hildebrand's von Stein, der seine Güter zu Wülflingen dem Kloster Langheim übereignet, als erster Zeuge unter den Laien††). In diesem Jahre noch oder im Folgenden trat Otto von Botenlauben eine Reise nach Palästina an, wohl nicht in Folge eines Kreuzzuges, denn Deutschland war durch die Zerwürfnisse seiner Fürsten zerrüttet, durch frühere Kreuzzüge geschwächt. Philipp von Schwaben sass auf dem deutschen Kaiserthron. In Nikäa war ein griechisches Kaiserthum erblüht, in Konstantinopel ein lateinisches, Jerusalem war in Saladins Hand.

---

*) Beide stehen in Ludewig reliqu. manuscr. XI. 594 ff. und 600 ff. Das Urkundenbuch I theilt unter 0 den Inhalt beider mit.

**) Hund: Bayrisches Stammbuch. S. 29. *Otto comes de Henneberch.*

***) Biedermann in seinem Geschlechts-Register der Reichsritterschaft Orts Rhön und Werra hat auf Tafel CCCLXXVII eine Genealogie der ausgestorbenen Grafen und Herren von „Bodenleuben“ geliefert, die allen historischen Haltes entbehrt, aus der Luft gegriffene Namen und Behauptungen aufstellt, und daher keinerlei Berücksichtigung verdient.

†) Urkundenbuch I. 15.

††) Das. I. 1.

Dennoch winkte das Morgenland mit geheimnissvollen Reizen; die Heimath zeigte überall trübe Spaltung, und sicher trieb ihn, den Poeten, ein innerlicher Zug, die Sehnsucht nach Abenteuern nach dem Orient, vielleicht auch das fromme Sehnen, das Grab seines Vaters in Morgato zu sehen und dort für die Seele des so fern vom Heimathlande Geschiedenen zu beten.

Als irrender Ritter zog Otto von Botenlauben dem Osten zu, wo es gleichwohl an andauernden Kämpfen gegen die Ungläubigen nicht fehlte, und wo ihm, dem von ritterlichem Muthe Beseelten, volle Gelegenheit ward, Thaten der Tapferkeit zu üben, und Abenteuer zu bestehen. Es ist Gewicht zu legen auf folgendes Zeugniss des Chronisten Spangenberg, aus welchem hervorgeht, dass der junge Held sogar würdig befunden ward, in Liedern gepriesen zu werden. Spangenberg sagt:*) „Ich habe, Anno 1545 zu Berlin in *M.* Johannis Agricolä, sonst Eisleben genandt, Bibliotheka ein geschrieben Buch von Reimen gesehen, darinnen viel von diesem Herrn Otten von Bodenleube und seinen ritterlichen Thaten geschrieben war, da auch unter andern in Beschreibung eines Kampfes, den Herr Otto mit einem andern Ritter gehalten, ungefähr diese Worte stunden:

Herr Ott von Bodenleub sich wehrt,
Wo sein der Ungeheur begehrt:
Von Henneberg der Gute
Für Schlägen sich behute.

So war auch eine Historie darinnen, wie er so ritterlich gekämpft, und damit eines Königs Tochter erworben.“

Spangenberg beklagt, dass ihm, weil er schleunig zum Beilager des Markgrafen Johann Georg nach Wittenberg reisen musste, die Zeit nicht vergönnt gewesen sei, dieses und andere Heldenbücher zu lesen, und dass er nachher „solch Gedicht von Herrn Otto von Bodenleube nicht wieder zu sehen bekommen können.“

Agricola kannte genau, würdigte und besass eigenthümlich einen grossen Theil des damals vorhandenen Schatzes der Nationalliteratur, das Heldenbuch, den Freidank, den Renner und viele andere ähnliche Werke. In seinen Sprichwörtern zieht er unter vielen andern Dichtern unsern Otto aus dem Renner an; die betreffende Stelle lautet: **)

1210 Von hôher tihter lobe.
Geitikeit, luoder vnd vnkiusche,
muotwille und unziemlich tiusche
habent mangen herren alsô besezzen,
daz sie der wise [gar] hânt vergezzen
in der hievor edele herren sungen:
von Botenloube und von Morungen,
von Limburg und von Windesbecke,
von Stife, Wildonie und von Brûnecke,
her Walther von der vogelweide, —
swer des vergæze, der tæt mir leide, u. s. w.

---

*) Spangenberg: Hennebergische Chronik. S. 174 u. 175. Quartausgabe von 1755.

**) Neue Ausgabe des Renner durch den historischen Verein zu Bamberg. 1833. 4. S. 20

Demnach finden wir Otto in der edelsten Sanges-Genossenschaft von einem gegen hundert Jahre später lebenden Dichter, dem Verfasser des Renner: Hugo von Trimberg, vorangestellt, dem die nahe von Trimberg aus sichtbare Burg Botenlauben wohl täglich an ihren einstigen sangbegabten Besitzer erinnern konnte. Leider ist bis heute das erwähnte Heldengedicht noch nicht aufgefunden worden.

Wohl mögen Kampfbegier und unbestimmtes Sehnen des Sängers Herz erfüllt haben, das nicht ohne die Leiden der Minne blieb, welche jedem ächten Sängergemüth erst die wahre Weihe geben. Solche Gefühle tönen uns in seinem Liede entgegen:

Die Âventiure spotet min u. s. w.

Eines Königs Tochter habe er erworben, sagte das alte Gedicht aus, welches Spangenberg fand, was auch Beatrix, seiner Gemahlin, Grabschrift zu bestätigen schien; Andre schrieben das nach, es schlich sich selbst in Urkunden ein*), und die Sage bemächtigte sich des willkommenen Stoffes; nur schade, dass sie durch alberne Fabeleien verunehrt wurde, wie sie die Geschichte der Burg Botenlauben (in Gottschalks Ritterburgen Band 7. S. 103—106 so reichlich auftischt, wo Otto zu einem Raubritter gestempelt, und sogar angenommen wird, Beatrix sei die Tochter eines heidnischen Fürsten gewesen, den ihr Gemahl besiegt und gefangen genommen, doch um der Tochter Willen ohne Lösegeld entlassen habe. Die Schuld dieser Albernheit trägt aber zunächst Dr. Jäger, der in seiner sonst wohl gründlichen Geschichte des Städtchens Kissingen und seiner Mineralquellen, Ingolstadt, o. J. S. 61 u. ff. in elenden Knittelversen diese Fabelei auftischt, hierauf aber Otto's Geschichte leidlich gut und richtig erzählt. Schultes hat es nicht der Mühe werth gehalten, weiter nachzuforschen; auch der mit Gründlichkeit geschriebene Aufsatz Bodenlaube, vom Archivs-Accessisten Stumpf, im Archiv des historischen Vereins für den Untermainkreis (Würzburg 1837) lässt es bei der Königin bewenden. Zum Glück sind Urkunden vorhanden, welche zwar die Tradition zerstören, aber die Herkunft des Kleinods, das der Sänger im Morgenlande errang und seinem Heimathlande zuführte, ausser allen Zweifel stellen.

Otto kam nach dem heiligen Lande, wurde dort aufgenommen in den Orden der Johanniter, und trat in nahe und freundliche Beziehung zu den dortigen Grossen und dem König von Cypern.

In der Reihe morgenländischer Grossen, die um die Königsthrone Jerusalems und Cyperns geschaart waren, erblicken wir als eines der bedeutendst hervorragenden Geschlechter, im Guten und Schlimmen in einzelnen Gliedern berühmt, die Edlen von Courtenay, deren unter andern Quellenwerken die *Gesta Dei per Francos* (*Hannoviae, MDCXI. Fol.*) vielfach gedenken, darin vornehmlich die diesem Werke einverleibte *Historia Willermi, Tyrensis Archiepiscopi* gründliche Nachricht ertheilt**). Wir finden einen Joscelin mit dem Beinamen des Ersten, des Grossen,

---

*) Spangenberg l. c. 175. „Es hat aber dieses Herren Ehe-Gemahl Beatrix geheissen, wird auch in einem Todten-Register oder *Anniversario Regina* genannt, denn sie soll Königlichen Geschlechts und darzu weit über Meer aus fernem Lande bürtig gewesen seyn." Schultes Diplomat. Geschichte des Gräfl. Hauses Henneberg. I. 53. „um das Jahr 1430 bestätiget Graf Georg I. aus diesem Hause dem Kloster Frauenrode den Besitz aller der Güter, die sein Vetter Grave Otto von Henbergk zu den Gezeiten genannt von Botenlaube und sein eheliche Hausfrau Beatrix ein geborn Königin — demselben zugeeignet habe."

**) Letzteres Werk erschien in guter Uebersetzung unter dem Titel: Geschichte der Kreuzzüge und des Königreichs Jerusalem. Aus dem Lateinischen des Erzbischofs Wilhelm von Tyrus. Von E. und R. Kausler. Stuttgart. Verlag von A. Krabbe. 1840.

geschmückt mit den wohlerworbenen Titeln eines Fürsten von Tiberias, eines Grafen von Edessa. Ruhmreich, wie sein Leben, war sein Tod. Von langem Siechthum an das Krankenlager gefesselt, sah er dem Tage der Auflösung entgegen. Im nächstvorhergehenden Jahre hatte Joscelin in einer Gegend von Haleb gestritten, wo ein von rauhen Steinen aufgeführter Thurm stand. Diesen hatte er untergraben lassen, um sich der in ihm eingeschlossenen Feinde sicher bemächtigen zu können. Der plötzliche Einsturz eines Gewölbes erdrückte fast den Unvorsichtigen, und nur mit Mühe zogen die Seinen den gleichsam Begrabenen, Halbtodten, mit zerschmetterten Gliedern hervor. Lange von grausamen Schmerzen gefoltert, weilte dennoch seine glänzende Seele noch in ihrer Hülle. Da flog ein Bote heran: der Sultan von Ikonium habe ein gewisses Castell, Namens Cresson, eingeschlossen. Als der hochherzige Feldherr dies vernommen, liess er, obschon körperlich gelähmt, doch hellen Geistes, seinen Sohn zu sich rufen, und befahl ihm, alle streitbare Mannschaft der ganzen Gegend zu sammeln, dem Feinde männlich zu begegnen, und die Stelle seines machtlosen Vaters zu vertreten. Der junge Joscelin aber, geschreckt von der vernommenen Kunde, dass der Sultan mit grosser Heeresmacht herannahe, begann Entschuldigungen; da erhob sich der Vater, die Engherzigkeit des Sohnes erwägend, und aus seinen Worten entnehmend, was dieser künftig sein werde, und liess alle kriegerische Mannschaft, nebst der ganzen Bevölkerung, zu seinem Lager entbieten. Als Alle versammelt waren, gebot er, ihn auf einer Sänfte zu erheben, und zog so, nicht achtend seiner Schmerzen, dem Heer voran, den Feinden entgegen. Schon nach einigem Vordringen brachte einer der Grossen des Landes, Goffred, mit dem Beinamen der Mönch, die Nachricht, dass der Sultan, sobald er von des gefürchteten Joscelin Herannahen Kunde erhalten, die Belagerung jenes Castells aufgegeben, und sich zurückgezogen habe. Als Joscelin diese Botschaft vernommen, liess er den Palankin, auf dem er getragen wurde, zur Erde setzen, und pries mit zum Himmel erhobenen Armen und ergebenem Geist unter Weinen und Seufzen dankbar den Herrn, dass er, der gütige und barmherzige Gott, in seinen Nöthen mit so viel Gnade ihm erschienen sei, so dass eines Halbtodten, gleichsam schon mit dem Sterbegewand Bekleideten Herannahen den Feinden des Christenglaubens nah und fern so schrecklich gewesen — und athmete unter Dankgebeten den letzten Odem aus.*)

Er hinterliess den Sohn, der gleichen Namens, doch weit entfernt von dem väterlichen Ruhm war, und eine Tochter, Stephania, welche Aebtissin des Klosters Maria maggiore, vor dem Grabe des Herrn zu Jerusalem gelegen, wurde.

Den jüngern Joscelin schildern die alten Nachrichten mit merkwürdiger Detaillirung, als klein von Statur, vollgliederig, robust, schwarz von Haut und Haar, breiten, blatter- und wundennarbigen Gesichts; seine Augen sollen geschwollen, seine Nase soll stark hervorragend gewesen sein. Er war ein freigebiger Mann, auch ausgezeichnet in kriegerischen Unternehmungen, aber über Gebühr der Völlerei, Trunksucht und andern Lastern ergeben. Er zeigte sich mehrmals durch raschen Zuzug hülfreich, und umsichtig wie mächtig und einflussreich im Rathe der Fürsten**). Mit Raimund, dem Fürsten von Antiochien aber lebte er in offenbarer Feindschaft, die der Sache der Christen in jenem Lande zum äussersten Nachtheil gereichte. Auch verlegte er seinen Wohnsitz von Edessa nach Turbessel am Euphrat, wodurch er die Stadt dem immer wachen und regen Feinde Preis gab***).

---

*) Am a. O. Liber XIV, cap. III.

**) Das. cap. XXVI. Lib. XV, cap. III. IV. XVIII.

***) Das. Lib. XVI, cap. IV.

Zwar gewann er später Edessa durch Ueberrumpelung wieder, aber nur zu desto grösserm Unglück für die Stadt, denn er konnte sich in derselben nicht halten, und entfloh mit Mühe und stets kämpfend dem allgemeinen Blutbad, das Noradins Krieger dort anrichteten. Bald nach Edessa's Fall, der in alle Lande erscholl, predigte Bernhard von Clairvaux einen neuen Kreuzzug.

Dieser übelberühmte Joscelin hatte die von Körper schöne, an Sitten noch ungleich schönere Wittwe des Grafen Wilhelm von der Saone, **Beatrix**, geheirathet, die ihm einen Sohn schenkte, **Joscelin den Dritten**, und zwei Töchter, **Agnes** und **Isabella**, davon die erste sich mit Reinald von Mares vermählte, dann mit Almerich, Grafen von Joppe, welcher hernach König von Jerusalem wurde, und dem sie Balduin IV gebar, Jerusalems sechsten König, nebst dessen Schwester Sibylla. Agnes musste sich aber wieder von Almerich scheiden, (weil sie mit ihm im vierten Grade blutsverwandt war) als dieser König wurde.

Joscelin II (III), der so sehr verrufene, der durch sein träges, weibisches und schändliches Leben in nichts seinem glorreichen Erzeuger glich, wurde, wie gesagt, einer der Haupturheber des beklagenswerthen Verlustes von Edessa, welches die letzte Stütze des Königreichs Jerusalem war. Er überlebte jedoch nur wenige Jahre dieses Unglück. Auf einer nächtlichen Reise nach Antiochien sonderte er sich mit einem Jüngling, der sein Pferd führte, von seinen Begleitern ab, um ein Bedürfniss zu befriedigen, und gerieth in die Hände einiger auflauernden Wegelagerer, die ihn nach Haleb schleppten, wo er den Leiden der Kerkerhaft erlag[*]. Dieses Unglücklichen Sohn gleichen Namens erwuchs und wurde Seneschall des Königreiches Jerusalem. Er gerieth in die Gefangenschaft der Sarazenen, aus welcher er von seiner Schwester Agnes, frühern Gemahlin König Almerichs, welche jetzt mit ihrem vierten Mann, Reinald von Sidon, vermählt war, losgekauft wurde.

Es ist zu beklagen, dass die Geschichte den Namen der Vermählten Joscelins III (IV) nicht ebenfalls aufbewahrt hat; sie nennt uns nur eine **Tochter**, welche den Namen ihrer keuschen, verständigen und tugendhaften Grossmutter **Beatrix** führte. Diese **Beatrix** war die Perle des Morgenlandes, welche zu erringen und seiner fernen Heimath zuzuführen, dem fahrenden Ritter und Minnesinger **Otto von Botenlauben** gelang.

Der hier angefügte Stammbaum **Beatricens** mag dazu dienen, ihre Abkunft, wie ihre nahe Verwandtschaft zum Jerusalemitischen Königshause in das rechte Licht zu stellen.

Urkunden, die wir mitzutheilen nicht unterlassen, künden, dass Beatrix die Vermählte des Grafen Otto von Henneberg wurde. Mit ihr erlosch die Linie der Grafen von Edessa in Palästina[**].

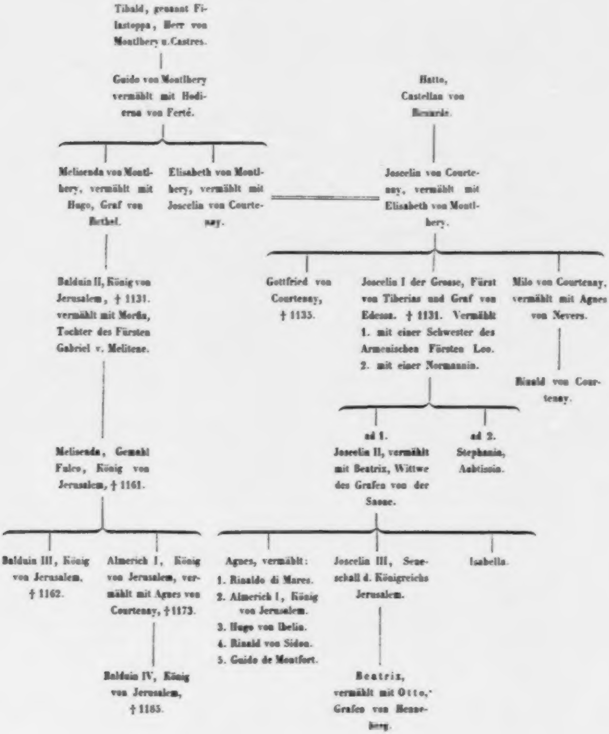
Wie es geschehen, dass der Graf von Henneberg Herz und Hand seiner Angebeteten und Angetrauten gewann, bleibt im Dunkel, und es ist dabei mindestens nicht an eine romantische Entführung zu denken, sondern die Verbindung geschah wohl öffentlich, in und mit allen Ehren, dass aber **Liebe** die Verbundenen zu einander geführt, geht aus einer schönen Gleichheit der Gesinnung beider hervor, die sich durch ihr ganzes Leben bewährte.

---

[*] Am angeführten Orte: Lib. XVII, cap. XI.

[**] Pauli notizie storiche etc.: *„Joscelino III (IV) siniscalco del regno sotto Balduino III figlio d'Almerico e d'Agnese, e suo zio, ebbe una figlia detta dal nome dell' ava Beatrice, la quale, per ciò che ricavase da' nostri diplomi, fu moglie del Conte di Henneberg, paese dell' Allemagna nel circolo della Franconia fra Hesse a Ponente, e la Thuringia a Settentrione e Levante, e lo stato del Vescovato di Virtzbourgh a mezzo giorno. In costei terminò la linea de' Conti di Edessa in Palestina.*

STAMMTAFEL DER GRÄFIN BEATRIX VON HENNEBERG AUF BOTENLAUBEN.


Tibald, genannt Filastoppa, Herr von Montlhery u. Castres.
Guido von Montlhery vermählt mit Hodierna von Ferté.
Hatto, Castellan von [illegible].
Melisenda von Montlhery, vermählt mit Hugo, Graf von Bethel.
Elisabeth von Montlhery, vermählt mit Joscelin von Courtenay.
Joscelin von Courtenay, vermählt mit Elisabeth von Montlhery.
Balduin II, König von Jerusalem, † 1131. vermählt mit Morfia, Tochter des Fürsten Gabriel v. Melitene.
Gottfried von Courtenay, † 1135.
Joscelin I der Grosse, Fürst von Tiberias und Graf von Edessa. † 1131. Vermählt 1. mit einer Schwester des Armenischen Fürsten Leo. 2. mit einer Normannin.
Milo von Courtenay, vermählt mit Agnes von Nevers.
Rinald von Courtenay.
Melisenda, Gemahl Fulco, König von Jerusalem, † 1161.
ad 1. Joscelin II, vermählt mit Beatrix, Wittwe des Grafen von der Saone.
ad 2. Stephania, Aebtissin.
Balduin III, König von Jerusalem, † 1162.
Almerich I, König von Jerusalem, vermählt mit Agnes von Courtenay, † 1173.
Agnes, vermählt: 1. Rinaldo di Mares. 2. Almerich I, König von Jerusalem. 3. Hugo von Ibelin. 4. Rinald von Sidon. 5. Guido de Montfort.
Joscelin III, Seneschall d. Königreichs Jerusalem.
Isabella.
Balduin IV, König von Jerusalem, † 1185.
Beatrix, vermählt mit Otto, Grafen von Henneberg.

Bevor Otto mit seiner Vermählten die Reise in die Heimath antrat, stiftete schon der Gatten Frömmigkeit und der Wohlthätigkeitssinn, welcher beide auf ihrem Lebenspfade leitete, ihrem Namen ein rühmliches Andenken. Sie machten vereint dem Hospitale eine Schenkung mit der Hälfte ihres Besitzthumes, einer Ortschaft, welche die unterm 8. October 1208 in Accon ausgefertigte Urkunde *Casal blanc* nennt, zum Heil ihrer Seelen, der Seelen ihrer Väter und Mütter und ihrer Ahnen. Sie bekräftigten die Urkunde mit einem bleiernen Siegel und liessen sie von sieben Zeugen unterschreiben.

In dieser Urkunde nennt sich der Ritter *comes de Henneberch*, und seine Gemahlin *venerabilis comitissa Beatrix, quondam filia comitis Jocelini* *).

Ein langer Zeitraum liegt nun zwischen dieser Nachricht über Otto und Beatrix und einer zweiten, während dessen wir uns die Vermählten auf ihrer Burg Botenlauben in friedlicher und glücklicher Häuslichkeit waltend zu denken haben. Manches liebliche Lied mag in diesem Zeitraum entstanden sein.

Es konnte jedoch nicht fehlen, dass auch manche Reise, mancher Kampfzug bisweilen den Gatten lange fern hielt von der heimathlichen Veste, da legt er einst nach froher Wiederkehr der geliebten Hausfrau selbst einen Jubelgesang in den Mund:

> Sei Du mir willkommen, meines Lebens Trost,
> Mein's Herzens Freude, viel lieber Mann und Herre mein! u. s. w.

Aus allen Gedichten unsers Minnesingers geht hervor, dass seine Erkorne vortrefflicher Eigenschaften voll, und des höchsten Ruhmes werth war. Wie schön, wie preisend tönt sein Gesang:

> Mir hat ein Weib
> Herze und Leib
> Bezwungen und entwendet gar.
> Die ist so gut,
> Was sie mir thut!
> Will sie, so werde ich Heilung gewahr.

Die Ehe des frommen und zärtlichen Paares blieb nicht ohne Kindersegen, und jene Nachrichten, die das Gegentheil künden, sind irrig. Zwei Söhne, Otto und Heinrich, treten im Verfolg ihrer Lebensgeschichte urkundlich vor unser Auge. Manche Historiker nennen zwei Otto's und lassen dafür Heinrich hinweg; es wird jedoch aus den Urkunden klar, dass nur ein Otto aus diesem Bunde entsprosste. Merkwürdig komisch ist folgende Notiz, entnommen dem selten gewordenen, in Form eines fliegenden Blattes auf 4 an einander gestossenen Bogen gedruckten Stammbaume, den der ehemalige Sächsisch-Hennebergische

---

*) Urkundenbuch I. 2. Dass *Casale* mehr bedeutete, als das heutige, insgemein mit Vorwerk, Weiler übersetzte italienische Wort erhellt aus dem Steuergesetz, welches zu den Zeiten König Balduins IV im Drang der Noth erlassen wurde. Ein Herd steuerte einen Byzantiner; je hundert Byzantiner Gülten zwei. Alle die Kasalien besassen, mussten beschwören, dass sie von jedem Herd, den sie in ihren Kasalien und auf ihren Höfen hatten, ausser der Vermögens- und Einkommensteuer (auch Sold, Revenuen u. dgl.) 1 B. ehrlich bezahlen wollten, so dass sie, wenn ein Kasale hundert Herde hatte, ihre Bauern anhalten mussten, hundert B. zu zahlen. Dabei aber war es die Sache des Herrn der Kasalien, die Besteuerung unter den Bauern gleichmässig zu vertheilen, und jeden nach seinem Vermögen anzusehen, damit nicht die Reicheren zu leicht wegkämen, und die Armen zu sehr beschwert würden. Zur Kasse, in welche diese Steuer floss, sollte einen Schlüssel der Erzbischof von Tyrus haben, den zweiten der königliche Seneschall Joscelin, den dritten vier vereidigte Bürger zu Akkon, und das Geld ward nicht zur Revenue des Königs, sondern zu den Landesvertheidigungskosten bestimmt. *Histor. Wil. Tyr. Ep. Lib. XXII. cap. XXIII.*

Kanzler Sebastian Glaser 1735 erneute[*]. Auf diesem Blatte ist des Botenlaubers noch als zweifelhafter Persönlichkeit erwähnt, die Nachricht über ihn ist in ein Linienquadrat separirt und mit schwabacher Schrift folgendermassen gedruckt:

> Anno 1244. wohnete auf dem Schloss Bodenleben, nicht weit von Mürstadt gelegen, Herr Otto von Bodenleben, ein Stiffter und milder Begaber des Nonnen-Closters Frauenroda, welchen etliche einen Grafen zu Hennenberg seyn gewesen wollen. [sic] Dieweil er aber mit seiner Gemahlin *Beatricen* ohne Leibes-Erben in gemeldtem Jahr den 4. Tag Octobr. gestorben und im Stiffts-Brieff anders nicht denn *nobilis vir Otto, dictus de Bodenleben*, genennt wird, lässt man ihn bleiben, der er gewesan.

Die Verbindung beider Gatten mit dem Morgenlande ward nicht aufgehoben. Beatrix besass noch Güter im heiligen Lande, oder es fielen ihr solche erblich zu.

Im Januar des Jahres 1217 stellt Johann von Brienne, der zehnte König von Jerusalem, ein Diplom darüber aus, dass die edle Frau, Beatrix, des Grafen Joscelins seligen Andenkens Tochter in seiner und der Räthe Gegenwart das heilige Haus des Hospitals zu Jerusalem und den Ordensmeister, Bruder Guerrin von Montaigu, so wie die übrigen Brüder für ewige Zeiten befreit habe von ihrem (der Gräfin) Anspruche an ein Kasal, Namens Manueth, nebst dessen Zugehörungen, und was sie darin habe oder haben solle; und dass sie, von ihrem Gemahl als selbstständige Fürsorgerin *(procuratrix)* aller ihrer Güter bestätigt, die Verwaltung derselben dem Hospital, dem Ordensmeister und den Brüdern zu eignem Belieben übertrage.

Dass aber Beatrix diese Freiheit habe, und dass, was von ihr vollzogen würde, eben so wirksam sei, als wenn es von ihr in Gemeinschaft mit ihrem Gemahl geschehe, und solche Erlaubniss von diesem Gemahl, dem Herrn Grafen Otho, selbst ertheilt sei, bezeugt die königliche Kurie. Nun führt die Urkunde die Gräfin redend ein, die den Inhalt wiederholt, und die Schenkung zum Heil ihrer und ihres Gemahls u. s. w. Seelen macht, auch den König bittet, zu grösserer Sicherheit, Beglaubigung und Festigkeit die Urkunde zu besiegeln.

Dass dieses geschehe, bezeugt der König und erwähnt dabei seines bleiernen Siegels, welches wir uns wohl so zu denken haben, wie die Bleisiegel an päpstlichen Bullen, die sich noch weit später in der uralten Form erhielten. Zeugen sind Boemund, Fürst von Antiochien und Graf von Tripolis. Radulph von Tiberias, Seneschall des Königs. Jacob, Marschall. Gouter von Cäsarea. Odo Montebello. Gilo de Beritho. Gaufridus de Cafran. Roardus de Caiphas[**].

Nach diesem Akt der Wohlthätigkeit deutet nun keine geschichtliche Nachricht weiter nach dem fernen Osten, wohl aber gewahren wir den ritterlich waltenden Burgherrn einestheils in hohen Ehren gehalten von seinem Lebensfürsten, dem Bischof zu Würzburg, wie von seinen Nachbarn und Vasallen, anderntheils in einer innigen Uebereinstimmung mit seiner geliebten und gefeierten Hausfrau, zumal da, wo es galt, Werke der Wohlthätigkeit zu üben. Zunächst hatte das Kloster Bildhausen sich der Freigebigkeit Otto's von Botenlauben zu erfreuen, dem er 1219 ein Gut zu Kleinwengkheim schenkte, das er vom Stift Fulda zu Leben trug, wogegen er diesem die ihm eigenthümlichen Güter zu Grasatelle (Grassthal, Königl. Bayersches Landgericht Euerdorf) zu Leben übereignete und solche wieder zu Leben empfing[*]. Im Jahre 1221 finden wir den Grafen vom Domkantor zu Würzburg um ein Darlehn von vierzig Mark Silber angesprochen, das er unter Bürgschaft mehrerer Kapitularen gewährt, und die jährlichen Zinsen nicht wie ein Philister in Geld, sondern wie ein Poet, in vier Fudern Schalksberger oder Neuberger Wein, zu Martini fällig, bedingt, Gewächssorten, welche beide noch heutigen Tages auf Flaschenetiketten beliebt und einladend begegnen[**].

---

[*] Titel der Erneuung: Warhafftige GENEALOGIA der gefürsteten Grafen und Herrn zu Henneberg, vom Jahr unsers lieben Herrn Jesu Christi 1100. bis auf das Jahr 1568. und die noch lebenden Fürsten zu Henneberg. Dem löblichen Stamm Henneberg zu Ehren, aus gegründeten DOCVMENTEN und brieflichen Urkunden mit Fleiss zusammengetragen. *E Bibliotheca Zinckiana. Typis Scheidemantelianis recus. Meiningae MDCCLV.*

[**] Urkundenbuch I, 3.

Dass der Graf unter den fränkischen Edeln einen hohen Rang behauptete, geht daraus recht augenscheinlich hervor, dass er auf einer ganzen Reihe Urkunden, welche von 1225—27 Bischof Hermann von Würzburg ausfertigen liess, und deren Inhalt Gütertausch, Schenkungen, Bestätigungen und Uebereignungen bilden, immer unter den weltlichen Zeugen ebenso voransteht, wie im obenerwähnten Zeugniss des Renners von seinem Minnesingerthum. Aus diesen Urkunden erhellt zugleich die grosse Mannichfaltigkeit der Rechtschreibung seines Namens, wie dessen seiner Burg[***].

In diesen Zeitraum ohngefähr fällt die Vermählung des ältesten Sohnes unsers Grafen mit Adelheid von Hiltenberg, oder Hiltenburg, welche einem fränkischen Dynastengeschlechte entstammte, dessen Geschichte sich bis in das erste Viertel des 12. Jahrhunderts verfolgen lässt, dessen männlicher Stamm aber mit Adelheids Vater, Albrecht, ausstarb, wodurch zugleich, da Adelheid das einzige Kind war, die nicht unbedeutenden Besitzungen der Herrschaft Hiltenberg an Otto den jüngern kamen, der nun nach diesen Besitzungen den Namen eines Grafen von Hiltenberg annahm.

Im Jahr 1226 sehen wir den jüngern Otto mit seinem Vater gemeinsam als Zeugen aufgeführt[†], und im darauf folgenden Jahre macht der junge Graf seine neue Herrschaft dem Hochstift Würzburg lehnbar[††].

Beide Familien der Grafen von Botenlauben und Hiltenberg beseelte ein wunderbarer, im deutschen Gemüth wurzelnder und in jener Zeit recht lebendig hervortretender Zug frommer Schwärmerei und Himmelssehnsucht, der sie bestimmte, ihre Güter und ihr noch übriges Leben dem Dienst des Himmels und der Kirche zu weihen. Wir sehen, wenn wir nur einen flüchtigen Blick auf die Geschichte ihrer Zeit werfen, die Völker des Abendlandes so lange begeistrungsvoll entflammt, die heilige Stadt, das heilige Grab den Händen der Ungläubigen zu entreissen, bis das Morgenland ihre besten Kräfte grösstentheils verschlungen hatte, und auch dann noch sah man, durch den mächtigen Eifer der Päpste angespornt, Schaaren der Bevölkerung einem frommen Wahn sich opfern. Zu diesen Opfern gehören auch die fünfzigtausend Kinder, welche 1213 aus Deutschland und Frankreich zogen, um mit ihrer schwachen Hand das Kreuz des Herrn der starken Hand der Heiden zu entreissen, von denen keines die Heimath wiedersah.

---

[*] Urkundenbuch I, 4.

[**] Daselbst 5.

[***] Das. 6. 7. 8. 9.

[†] Gruner Opuscula. Vol. II. pag. 306. Schultes a. a. O. 53. *Otto comes de Bodenlauben et Otto filius suus* unterschrieben eine vom Bischof Hermann zu Würzburg 1226 ausgestellte, das Kloster Langheim betreffende Urkunde.

[††] Urkundenbuch I, 10 u. 11.

Eurem Richterſtuhl? bin ich Euch Rechenſchaft ſchuldig? Und Ihr, meine Freunde, meine Amtesgenoſſen, darf es geduldet werden, daß ein Menſch alſo im Rath zu dem Rathe rede? Euch keine Antwort, Monſtedt, Euch kein Wort! Weggeworfen wäre es an Euch! Ich fürchte Euch nicht, Aufwiegler! Friedensſtörer! Und hättet Ihr ſchon die Mörderrotte gedungen, die mich unter ihren Fäuſten ſterben läßt, ich fürchte mich nicht! Der Gemeinde will ich Rede ſtehen, dem ehrwürdigen Rath will ich antworten, öffnet Ihr aber noch einmal den Mund gegen mich, ſo ſei es geſchworen, ich kenne mich dann nicht mehr, ich ſtoße Euch nieder, hier in der Kuria ſollen die Hunde Euer giftiges Blut lecken!"

„Um Gotteswillen, und in ſeinen heiligen Namen, Friede! Friede!" rief der alte Gunſtedt. Eine unbeſchreibliche Bewegung ergriff alle Anweſenden, die Schreiber hoben ſich von ihren Stühlen und drehten lange Hälſe nach den Sprechern, die Rathsdiener ſahen ſich furchtſam und bedenklich an und blickten nach der Thüre. Alle Rathsmitglieder hatten ſich erhoben, mancher murrte laut, aber feſt und un-

Eben so erfolglos war der Kreuzzug des Königs Andreas II von Ungarn, 1217, bis endlich Kaiser Friedrich II durch einen Vertrag mit dem Sultan von Aegypten die heiligen Städte Jerusalem, Bethlehem und Nazareth gewann, und durch seine Vermählung mit der Tochter des Königs Johann von Brienne die schwankende Krone des hierosolymitanischen Königreiches auf sein Haupt drückte. Es war die Blüthezeit der Klostergründung und Dotirung, die *Germania sacra* stand in voller Heiligenglorie.

Erziehung und Beispiel der frommen Aeltern blieb nicht ohne mächtigen Einfluss sowohl auf die Söhne, als auch auf die Schwiegertochter. Sie hielten Alle für wohlgethan, sich des Irdischen zu entäussern, um Himmlisches zu erwerben, obwohl dieser fromme Grundzug im Charakter der Verbundenen sich für das Geschlecht der Grafen von Henneberg in politischer Beziehung äusserst nachtheilig erwies. Heinrich, der jüngere Sohn, widmete sich früh dem geistlichen Stande; er wurde Kanonikus im Stifte St. Johann zu Haug dicht bei Würzburg.

Ein Ereigniss, welches nur die Sage des Volkes bis auf unsere Zeiten herübertrug, die jedoch hier vollgültig die Stelle einer Urkunde vertritt, giebt gleichsam den Schlüssel zu dem spätern Thun der Grafen und Gräfinnen von Botenlauben. Es ist ein auffälliges Wiederholen jener bekannten Schleiersage, von der Gründung des Klosters Neuburg bei Wien, welche um ein Jahrhundert früher, 1124, Statt fand, und daselbst durch ein Prachtgemälde von K. L. Schnorr von Karolsfelds Meisterhand in neuester Zeit verewigt wurde. An einem heitern Sommertage, erzählt die Tradition, wandelten Otto und Beatrix in freundlichen Gesprächen in der Nähe ihrer schönen Veste. Wohl mochten sie vergangener Zeiten, entflohener Jugend mit seliger Rückerinnerung gedenken, jener Zeit, wo ihre Herzen in Minne gegen einander entbrannten, wo Beatrix vielleicht den verwundeten Helden pflegte. In glänzender Sommerpracht lag das freundliche Waldthal, von der Saale durchflossen, zu den Füssen der Wandelnden, dort lag Kastell Kisek, (Burg im heutigen Kissingen) und darüber hob sich in der Ferne majestätisch der hohe Berg, auf den St. Kilian ein heiliges Kreuz gepflanzt. Nach einer andern Richtung hin leuchtete Schloss Trimberg, und in noch weiterer Ferne konnte man die hohe Saaleck prangen sehen. In dem Thalgrunde barg sich Kloster Aura den zur Ferne streifenden Blicken. Doch auch die Nähe bot dem Auge erfreuliche Ruhepunkte, das gesicherte Besitzthum an Wäldern und Feldern, Wiesen und Weiden; der Burgberg selbst war von Rebenpflanzungen ganz umgrünt. Auf der freien Höhe erhob sich jetzt plötzlich starke Zugluft, und mit einemmale riss ein heftiger Windstoss den Schleier vom Haupte der Gräfin, und führte ihn hoch empor, wie ein weisses Wölkchen. Sei es, dass der Schleier seiner Eigenthümerin besonders werth war, vielleicht noch ein Andenken an die ferne Heimath, vielleicht durch Erinnerungen theuer, oder sei es, dass der Zufall der frommen Herrin, die in alles Bedeutsamkeit legte, als Wink von oben erschien — genug, sie blickte dem luftgetragenen Schleier, der seinen Flug nach dem Gebirge und der Gegend des heutigen Waldaschach zu nahm, mit Sehnsucht nach; sie äusserte das lebhafte Verlangen, den Schleier wieder zu besitzen, und knüpfte an die Erreichung dieses Wunsches das wichtige Gelübde, an der Stelle, wo er gefunden werde, ein Kloster zu begründen. Gern gab der Gemahl zu so gottgefälligem Entschluss seine Einwilligung; es wurden Boten in die ganze Umgegend, wohin der Schleier die Richtung genommen hatte, ausgesandt. In einer schmalen Thalrinne, die sich vom Dorfe Burkartrode nach Waldaschach abwärts zieht, fanden nach drei Tagen (wie die Sage will) einige Frauen den Schleier auf einem wilden Rosenstrauch;

Beatrix erhielt davon Kunde, und begab sich mit ihrem Gemahl selbst an den Ort, nahm das theure Eigenthum wieder an sich, und traf die nöthigen Vorbereitungen zur Erfüllung ihres Gelübdes.

Zu derselben Zeit suchte der ältere Sohn bei König Heinrich um Erlaubniss nach, das ihm von seinem Vater zum Eigenthum überlassene reichslehnbare Schloss Lichtenberg mit dessen Zugehörungen verkaufen zu dürfen, welche Erlaubniss ein königliches Diplom unterm 24. Oct. 1230 ertheilte*).

In demselben Jahre vermittelte der Bischof Hermann (von Lobdeburg) zu Würzburg die käufliche Ablösung der dem Grafen Otto dem ältern zuständigen Vogtei-Gerichte und Einkünfte über die Güter des Domkapitels zu Stetten und Rezstadt, sowie den Ankauf des dem Vasallen Füchslein von Karlburg gehörigen Vogtrechts über ein Vorwerk bei Stetten, und ordnete solche zu beständigen Kapitelsgütern**).

Gleichzeitig erfolgte der Verkauf nicht nur der Herrschaft Lichtenberg, sondern auch der Herrschaft Hiltenberg mit allem Zubehör an Würzburg für die Summe von 4300 Mark Silber; Graf Otto der jüngere überwies seine Dienstleute beiderlei Geschlechts, welche die Urkunde namentlich aufführt, sowie die Namen der zu den beiden Herrschaften gehörigen Ortschaften und Güter, dem Hochstift, trennte sich von seiner Gemahlin und trat 1231 in den Deutschherrenorden. Er behielt von der Kaufsumme nur 1000 Mark, liess 360 stehen, und stellte 2900 zur Verfügung des Ordensgrossmeisters.

Im gleichen Jahre erscheint dieser Otto als Zeuge einer Lehensverschreibung seiner Vettern, des Grafen Poppo zu Henneberg und dessen Sohnes Heinrich, an den Würzburger Bischof***).

Auch die Ehe Otto's d. j. und seiner Adelheid war mit einem Sohne, Albrecht, gesegnet; und es wäre des Vaters Pflicht gewesen, diesem die Erbgüter zu erhalten, aber selbst auf Albrecht war der fromme Sinn der Aeltern und Grossältern übergegangen, und er hatte sehr jung den geistlichen Stand erwählt, indem er Domkapitular in Würzburg wurde. Otto und Beatrix sahen mit beruhigtem gläubigen Herzen den Sohn und den Enkel dem Ueberirdischen sich weihen, noch mehr, sie sahen den Sohn und die Tochter sich liebend von einander scheiden, und der Welt entsagen, um das Ewige zu gewinnen, denn als Otto von Hiltenberg in den Deutschherrenorden getreten war, so nahm seine Gemahlin Adelheid den Nonnenschleier im St. Marcuskloster, ebenfalls zu Würzburg.

Im Jahr 1231 stiftete Otto d. j. zu einer jährlichen Seelenmesse für sich und seine Gemahlin 300 Mark Silber, und setzte dabei zugleich seiner nun dem Himmel verlobten Gemahlin ein Witthum aus, das die Urkunde sehr ausführlich bestimmt†).

Mit Ernst wurde nun von den Aeltern dieser beiden zur Erfüllung dieses Gelübdes geschritten. Otto und Beatrix ertauschten 1231 vom Bischof zu Würzburg das Gebiet einer alten Burgstätte, darauf früher eine Burg, Burcharderode, die dem weiter thalaufwärts liegenden Dorfe den Namen gab, gelegen hatte, gegen andere Grundstücke, um darauf das Kloster zu gründen.

---

*) Urkundenbuch I. 12.

**) Daselbst 13.

***) Das. 14. 15.

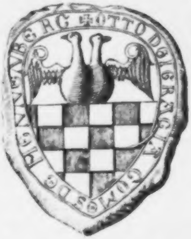
†) Das. 16.

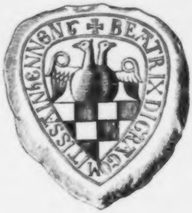
Die darüber vorhandene Urkunde braucht den wehmüthigen Ausdruck, dass beide Gatten „auf Erden keine Erben habend“ (*haeredes in terris non habentes*) sich Christum im Himmel zum Gewinn machen wollten*).

Diese bildliche Aeusserung, weil ihre Kinder und Enkel bereits ihnen in den geistlichen Stand vorangegangen waren, hat eben manche frühere Historiker zu der irrigen Annahme veranlasst, beide Gatten seien wirklich kinderlos gewesen. In der Einsamkeit eines ausgedehnten Walddistrictes, der Salzforst genannt, erhob sich unter dem Hügel der ehemaligen Burgstätte der Klosterbau für Jungfrauen Cisterzienser-Ordens, der den Namen: Der heiligen Frauen Rod — *Novale sanctae Mariae* — erhielt. Die Gründer statteten die junge Klostergemeinde reichlich aus.

Diess zu vermögen vertauschten und verkauften Otto und Beatrix dem Stift Würzburg ihr Schloss Botenlauben nebst allen ihren hennebergischen und coburgischen Besitzungen und Einkünften in Seidingstadt, Eisfeld, Hildburghausen und sehr vielen andern Orten gegen andere Güter um 1200 Mark Silber; zugleich war dem Bischof freigestellt, die Güter, welche er zum Leibgedinge des Grafen und der Gräfin dagegen gab, innerhalb 4 Jahren mit 300 Mark einzulösen. Diess geschah den 4. und 7. März 1234.

An der wichtigen Urkunde über diesen Tausch und Verkauf befand sich das Siegel des Bischofs, das des Kapitels, das (verlorne) eines Zeugen und das des Grafen und der Gräfin.


✠ OTTO DEI GRACIA COMES DE HENNENBERG


✠ BEATRIX DI GRA COMITISSA IN HENNENG

Das Siegel des Ritters hat den halben Doppeladler über den Schachfeldern des Würzburgischen Burggrafthums, und die Umschrift OTTO DEI GRACIA COMES DE HENNENBERG ✠, und das etwas kleinere seiner Gemahlin zeigt dasselbe Wappen mit der Umschrift BEATRIX DI GRA COMITISSA IN HENNENC ✠ **).

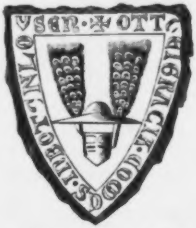
Merkwürdig erscheint diese Verkaufsurkunde auch noch deshalb, weil im Bezug auf die vielen darin vorkommenden Ortsnamen meist eine ältere Rechtschreibung beobachtet ist, als in den vorhergehenden, deren Orthographie muthmasslich durch die Abschreiber gelitten hat.

---

*) Urkundenbuch I, 17.

**) Das. 18.

Nicht minder wurde der zehnte Theil von allen Einkünften der noch übrigen Güter der mildthätigen Gatten dem jungen Kloster überwiesen, wie die darüber ausgefertigte Urkunde bestätigt. Das dreieckige Siegel derselben zeigt einen Helm ältester Form, auf welchem ein (Pilger-?) Hut, durch den zwei Pfauenwedel gesteckt sind, und hat die Umschrift: OTT DEI GRACIA . COMCS . IN BOTENLOVSEN . ✠ wobei aus Versehen des Stempelschneiders das E in *comes* ein C und das B ein S geworden *).



Jenen Schleier legte die Gräfin Beatrix auf den Altar des neuen Klosters zum heilig aufzubewahrenden Andenken nieder, und nun tritt wieder die Sage an die Stelle der Geschichte, und erzählt, dass Beatrix gegen diesen ihr so theuern Schleier den Nonnenschleier eingetauscht. Otto indess behielt sich seine Wohnung in der Burg, den Thurm mit der Kapelle und die zwei Häuser nebst den Stallungen in Unterbotenlauben bei dem Verkaufe seiner Besitzungen vor. Keines der zahlreichen Geschichtsdokumente, die zu sammeln gelang, giebt bestätigendes Zeugniss, dass die Gräfin wirklich und förmlich Nonne oder, wie Einige wollen, Aebtissin in Frauenrode geworden, obwohl auch kein Gegenbeweis vorliegt, aber wundersam nimmt nun da, wo die Historie schweigt, die Poesie das Wort, und zwar die Poesie des Grafen Otto selbst.

Immer wird des Liedes von Otto: „Wäre Christus Lohn nicht also süsse“ als eines Kreuzliedes, als der Abschied eines Kreuzfahrers von seiner Hausfrau, gleichsam wie ein mittelalterliches: „Will sich Hektor ewig von mir wenden?“ gedacht. Wo aber ist für diese Annahme eine andere Begründung, als die in Muthmassung wurzelnde? Sollte sich nicht die Annahme rechtfertigen lassen, dass gerade dieses Lied in Folge der Gründung von Frauenrode entstanden sei?

Beatrix sprach vielleicht zuerst freundlich das Wort der Trennung, und der liebende frommgesinnte Gatte erwiedert:

Wäre Christus Lohn nicht also süsse,
So liess ich nicht die liebe Fraue mein!
Die ich oft in meinem Herzen grüsse,
Sie kann gar wohl ein Himmelreich mir sein.

---

*) Urkundenbuch I, 19. Neben obigem Siegel hängt auch an dieser Urkunde das drüben S. 42 abgebildete Beatricens.

Wo die Gute wohn' all um den Rhein[*],
Herr Gott, gieb Deiner Hülfe Schein,
Auf dass ich mir und ihr erwerbe noch die Gnade Dein!

und legt ihr die süsslichen Worte in den Mund, um die Uebereinstimmung ihrer Gemüther darzuthun:

Da er sagt, ich sei sein Himmelreiche,
So hab' ich ihn zum Gotte mir erkor'n,
Dass er keinen Schritt von mir entweiche!
O Herre Gott, lass Dir's nicht sein zum Zorn.
Er ist mir in den Augen ja kein Dorn,
Der mir hier zu Freuden ward geborn,
Kommt er nimmer wieder, ist mein Freudenspiel verlorn. —

In demselben Jahre macht die Klosterfrau Adelheid eine Stiftung von ihren Besitzungen Stockheim und Queienfeld zu Gunsten des Würzburger Domkapitels und ihres Sohnes, des Kapitulars Albert[**].

Ein Jahr später findet sich Heinrich von Botenlauben, der Canonicus im Stift Haug, als Zeuge, und es ist diese Urkunde bis jetzt das einzige Zeugniss seines Vorhandengewesenseins[***].

Die Jahre eilten rasch vorüber; den alternden Minnesänger mit dem jugendlich glühenden Herzen, der nun, wie es den Anschein hat, ganz allein stand, scheint ein mächtiges Sehnen nach der entbehrten treuen Gefährtin, ein Gefühl, das dem der Reue nicht unähnlich war, darüber, dass er sie von sich liess, ergriffen zu haben; doch durch Ergebenheit wurde diess Gefühl geläutert.

Hören wir nicht einen bejahrten Mann nach seiner verlornen Stütze seufzen, wenn er singt:

Mein Gemüthe
Ist worden krank;
Ja ich wüthe
Nach ihrer Güte
Ohn' allen Dank.
Jedoch darunter
Ist ein Wunder
Nicht besunder,
Dass ich leiden
Muss und meiden
Sie die Reine,
Die ich meine (liebe)
Nicht zu kleine. (gering, schwach.)
An dem Herzen
Hab' ich Schmerzen
Und den Kummer —
(O ich Dummer!)
Manchen Summer! —

---

[*] „*al umbe den Rin*“ kommt gar oft in Minnesingerliedern vor, hat auf ein wirkliches Wohnen in der Nähe des Rheines keinen Bezug, war vielmehr eine bildliche Redensart, welche ausdrücken sollte: Wo sie auch immer wohne

[**] Urkundenbuch I, 20.

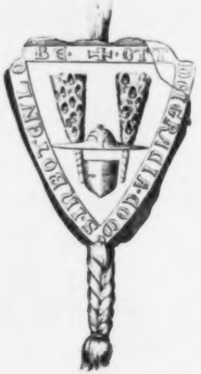
[***] Daselbst 21.

Gewiss ist dieses lange Klagelied, das vernehmlich genug wie Reue über eine freiwillige Entsagung klingt, mehr auf eine ältere, als eine junge Geliebte zu deuten, auf einen andauernden Trennungsschmerz, sonst würde nicht ein fremdes dreissigjähriges Leiden beispielshalber angezogen sein in der Stelle:

Mei von Lone
Liess die Krone
Und die Sinne (den Verstand)
Durch die Minne
Dreissig Jahr.
Er war sorgenreich,
Das war kummerleich,
Jedoch ungleich
Dem Leide mein,
Das mir lässt sein
Sie, von der ich dulde diese Pein.

Dabei documentirt nun wieder die Geschichte die herzliche Eintracht der Gatten. Im Jahr 1239 vermachen sie von ihrer noch rückständigen Forderung für ihre Burg 100 Mark dem Bischof, und 100 Mark dem Domkapitel für Seelenmessen, und die noch übrigen tausend Mark dotiren beide ihrem Kloster Frauenrode*).

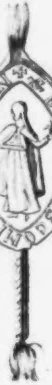
An dieser Urkunde hängen noch vier gut erhaltene Siegel, von denen zwei dem mildthätigen Paare angehören. Das Otto's ähnelt in der Form dem an der Urkunde 19, ist aber grösser und breiter und hat andere Schrift. OTT O DE I GRACIA . COME SIN BOTENLO V BE. ✠



---

*) Urkundenbuch I. 22

Was dort ein Pilgerhut scheint, ist hier breitkrämpige Sturmhaube über dem Helmvisir. Die Pfauenfächer sind an den Handhaben umwunden. Das Siegel Beatricens ist ein kleines Oval, und stellt, gewiss symbolisch bedeutsam, eine den Blick abwendende verschleierte Frau dar, die in der Hand eine Lilienblüthe hält, und hat die Umschrift: **S BEATRICIS COMITISE D(E) BOTEN** ✠ zu **LOVBE** war kein Raum mehr. Als Aebtissin würde sie aber wohl mit Buch und Krummstab auf dem Siegel erscheinen, und nicht mehr Gräfin heissen. Auch scheint Beatrix sich dieses Siegels schon 1221 bedient zu haben. s. Urkunde I, 5.


S BEATRICIS COMITISE DE BOTEN ✠

Ein Jahr später erscheint der Graf als Zeuge unter einer Urkunde, während 1242 sein Sohn als Ueberbringer eines Dokuments namhaft gemacht wird[*].

In demselben Jahre sahen sich der Graf und die Gräfin von dem Bischof zu Würzburg auf andre Leibgedingsgüter, als die früher bestimmten, angewiesen, welche bequemer zu erheben waren als jene[**], und um dieselbe Zeit auch geschah es, dass beide dem Stift Würzburg ihre Ministerialen auf dem verkauften Schloss Botenlauben mit deren Frauen und Kindern zum Heil ihrer Seelen schenkten[***]. Nicht minder wurde gleichzeitig die vorbin erwähnte Schenkung von 200 Mark an Bischof und Kapitel nochmals bekräftigt und mit noch einigen Renten und eigenen Leuten vermehrt[†].

---

[*] Urkundenbuch I, 23, 24.

[**] Daselbst 25.

[***] Daselbst 26.

[†] Daselbst 27.

Mit seinen Stammverwandten, den Grafen von Henneberg, blieb Otto von Botenlauben immer noch in freundnachbarlicher Verbindung, und sein Sohn bezeugte unter andern 1243 ein Diplom des Grafen Hermann, der dem Bisthum Würzburg seine neue Burg Henneberg über Nudlingen (Neubenneberg) und einige Dörfer zu Lehen übertrug*).

Dem neuen Kloster, das sich friedlich unter dem Ruinenhügel der Burg Burchartrode erhob, konnte Gefahr drohen, wenn die Burg von denen, die Ansprüche darauf hatten, oder zu haben glaubten und solche suchten, wieder erbaut wurde. Auch dafür war die Sorgfalt des Grafen bemüht; barg auch das Kloster nicht (wie zu vermuthen, aber nicht historisch nachzuweisen ist) in seinen stillen Mauern den grössten Schatz seines Lebens, so hatte er doch als Gründer und Schirmherr diese Verpflichtung, und so erwirkte er im Jahr 1244 einen Schirmbrief, welcher die Wiedererbauung der genannten Burg ein für allemal untersagte**).

Immer mehr dem Grabe zuwelkend, — so könnten wir den werthen Sänger uns denken, und sich vorbereitend zum letzten Gang, wobei alle seine Gedanken nach ihr gerichtet sind, nach seiner theuern Beatrix, die mit rührender unsterblicher Liebe sein Herz ganz zu erfüllen scheint, denn warum sollte nicht mit Fug und Recht sein süsswehmüthiger Gesang der treugeliebten Gattin eher gelten, als einer andern Liebe des Sängers, von der uns keine Kunde ward? und warum sollte er in Erinnerung früherer Freuden deren Geberin nicht noch freudig preisen? — ahnt er sein baldiges Abscheiden aus dem irdischen Leben.

So's *(mein Leiden, meine Pein)* nicht stille
Ihr guter Wille,
Dann ohne Weile
Und in Eile
Bin ich tod.
Soll meine Treue
Ohn' alle Reue *(ohne alle Traurigkeit)*
Solch ein Sterben
An ihr erwerben,
Ist's eine Noth
Die ich duldungvoll
Gern leiden soll,
So recht wohl
Steht sie mir an,
Ich sel'ger Mann
So süsse Noth ich nie gewann!

Er sendet ihr seine Lieder durch einen Boten, da ihm wohl versagt ist, ihre klösterliche Einsamkeit zu betreten. Darauf hin scheint das Bild vor den Liedern zu deuten, vielleicht ist der junge Bote, der dort vor ihm, dem bejahrten Manne steht, sein Enkel; er fragt sich selbst:

Wag' ich's zu senden
Zu ihren Händen
Diesen Sang?

---

*) Urkundenbuch I. 28.

**) Daselbst 29.

und wir sehen ihn, einen innig Sehnenden, gleichwie Schillers Ritter Toggenburg, „blickend nach dem Fenster drüben" — um nur einen Gruss zu erhalten, aus seinem Liede:

O weh der Dinge!
Ich glaube, ich ringe
Auf einen Wahn
Den ich han,
Dem ich immer unterthan
Bleiben muss,
Dass mir Buss
Nimmer wird, bis dass ein Gruss
Mich entbindet.
Dann verschwindet
Und erwindet (endet)
Alles Klagen.
In meinen Tagen
Was soll ich von Freuden sagen? —

Und so — nachdem wir den Grafen Otto von Botenlauben singend, ringend, liebend, leidend, durch ein zwar nicht stürmisch und wechselvoll bewegtes, aber doch durch ein besitzesfrohes, gottgefälliges und gottergebenes, durch Liebe und Schmerz verklärtes Leben geleitet haben, — gemahnt es uns, als hörten wir zum Letztenmal seine Minnesingerharfe gleich einem milden Schwanengesang im Sterben, worin er zu der hochverehrten, hochgefeierten Frau, die sein irdischer Lebensstern gewesen, wie zu einer Heiligen sich wendet, nachdem seine Klage sich also gesteigert, dass er ausruft: ich muss ertoben, d. h. ich muss wahnsinnig werden. Aber die stürmischen Wellen des Schmerzes mit dem Oele des Gesanges besänftigend, ruft er:

Das abwende
Seliges Weib!
Ach, und sende
Mir das Ende,
Dass mein Leib
Freud' und Minne
Und Sinne
Von Dir, Königinne
Gewinne!

Es versteht sich, dass dann, wenn diese Deutung eine Geltung haben könnte, die Minnesehnsucht des Sängers auch nur als eine himmlische, eine Lust, der Gottesminne theilhaftig zu werden, gedeutet werden müsste.

Hier erscheint der Ausdruck Königinne im Liede des Sängers wohl mehr als metaphorisch, vielmehr neben der innigen Verehrung aus der selbsterwählten Ferne auch als bedeutsame Rückerinnerung an die Vergangenheit, an die hohe Abkunft Beatricens. Wer weiss, mit welchem Glanze sie ihm erschienen war, wer weiss ob nicht immerdar während ihres Wandels auf fränkischer Erde schon durch ihre Abkunft ein mystischer Zauber die Herrin umwob, und die Meinung, sie sei selbst eine Königstochter, feststellte unter der nahen und fernen Umgebung, daher auch die Grabschrift Beatricens darauf hindeutet.

Im Jahr 1244 starb Otto von Botenlauben, alle Nachrichten, die ihn noch länger, ja bis 1254 leben lassen, beruhen ebenso auf irrigen Annahmen, als die, welche als das Todesjahr der Gräfin 1244 angeben*).

Die stilltrauernde Wittwe überlebte den Gatten noch mehrere Jahre.

Vielleicht schon auf dem Sterbebette, oder gleich nach des Grafen Ableben wurden dem Kloster noch eine Menge Besitzungen zur Ehre des allmächtigen Gottes und seiner heiligen Mutter übereignet**).

Die Urkunde darüber beginnt ganz eigenthümlich und feierlich, wie mit einem Gebet, und sollte jedenfalls beitragen, das Gemüth der bekümmerten Frau zu erheben.

„Siehe", so lautet der Eingang: „es kommt der ewige Herr und Gott, der die Grenzen des Erdkreises gründete: er ruft uns mit der Stimme des Erzengels und mit der jüngsten Posaune zu jener allgemeinen Versammlung, auf dass er Allen den Lohn ertheile, den sie verdienen. Glücklich daher und vielfach gesegnet die, welche sorgen, Gutes zu säen in der Gegenwart, um in der Zukunft zu ärnten!" u. s. w.

So pflegen doch sonst die gewöhnlichen Diplome nicht zu beginnen, wenigstens bieten die hierhergehörigen kein weiteres Beispiel; diese Urkunde ist eine Art Testament. In ihr nimmt nun Würzburg das Kloster nochmals in seinen besondern Schutz, und bedroht mit der Strafe des Bannes Alle, die dasselbe irgend schädigen würden. Im darauffolgenden Jahre 1245 heisst Graf Otto schon in einer Urkunde, darin Bischof Hermann die Hälfte der für 100 Mark eingeräumten Güter einlöst: „seligen Andenkens" — *bone memorie*, und der Bischof behält sich vor, die der edlen Wittwe des Grafen noch zustehende andere Hälfte innerhalb vier Jahren ebenfalls einzulösen***).

Die hochgeachtete Beatrix und ihr Kloster blieben nicht ohne Schutz; Graf Hermann von Henneberg verlieh demselben 1247 die Zollfreiheit†), und mit Freuden sah sie ihren Sohn Otto als Klostervogt oder Provisor von Frauenrode dessen Rechte und Einkünfte wahren. So drang dieser, da der Kaufschilling für die Burg und Herrschaft Botenlauben noch immer nicht ganz abgetragen war, auf Vollziehung des väterlichen Vermächtnisses, worauf der Bischof durch verschiedene Anweisungen seiner Schuldigkeit nachkam††). Zugleich erwies auch der Bischof sich gegen Frauenrode mildthätig, indem er dem Kloster auf Anhalten des Bruders Otto's unentgeltliches Bauholz aus dem Salzforst zu nehmen erlaubte, und desshalb einen Befehl an alle Förster erliess. Gleichermassen machte auch Graf Herrmann von Henneberg 1247 eine Stiftung von 24 Mark Silber zu seinem Seelenheil, wofür er ein Dorf mit Vorbehalt der Einlösung verpfändete. Der Bruder Otto unterschrieb die Urkunde mit als Zeuge†††). Er soll 1254 gestorben sein, doch fehlt zu dieser Angabe der sichere Nachweis.

---

*) Woher Glaser in der oben angeführten *Genealogia* das Datum von Otto's Tode, 4. October, hatte, wissen wir nicht nachzuweisen.

**) Urkundenbuch I. 30.

***) Daselbst 31.

†) Daselbst 32, wo ebenfalls Otto's mit der Bezeichnung des „einstigen Grafen von Botenloben, glückseligen Andenkens" gedacht wird. Stammtafel 16.

††) Daselbst 33.

†††) Das. 34. 35. Die erste Urkunde hat: auf Bitten des Bruders Otto's, weiland Grafen von Botenlauben, und es könnte scheinen, dass der Bruder, Graf Poppo, gemeint sei, statt des Klosterbruders Otto, von dem es nicht heissen konnte: *quondam comitis*, da er noch lebte. Graf Poppo war aber im Jahr 1245 verstorben, daher die Stelle zweifelhaft bleibt.

erſchrocken ſtanden die Gemeindevormünder, und ſchoſſen Blicke des Unwillens auf Kellner. Menſtedt zitterte vor Wuth, ſeine Lippen wurden blau, ſeine Wangen kreideweiß, er wollte aufbrauſen in fürchterlicher Heftigkeit, aber der Grimm raubte ihm die Sprache, ja faſt die Beſinnung, und Röſſing und Kollmann faßten ihn am Arme, und ſprachen beſänftigend zu ihm: „Ruhig Freund, ruhig, erholt Euch, ſchweigt jetzt, ſtört nicht die Verſammlung, gebt kein Aergerniß!“

Und zu Kellner neigte ſich Kranichfeld, faßte ſeine Hand und flüſterte ihm beſorgt ins Ohr: „Um des Himmelswillen, theurer Vetter, mäßigt Euch! Wir ſind Rathsmeiſter, aber leider nicht des Rathes Meiſter, wir ſind Vierherrn, aber wir vier ſind nicht Herren. Die Wenigſten ſind auf unſrer Seite, ſie fürchten ſich und kriechen vor der Gemeinde!“

„Ihr, Ihr habt Kapellendorf verſchachert!“ brach jetzt Menſtedt aus, das Zureden ſeiner Freunde und Kollegen nicht achtend. „Ihr wollt mir drehen? Mein Blut ſollen die Hunde lecken? Ihr redet in ſolchem Tone? Ihr, ein

Die Einkünfte des Klosters mehrten sich sehr ansehnlich, wie dessen besondre Geschichte lehrt, in der man manche Wiederholung des hier gesagten natürlich finden, und verzeihen wird.

In welchem Jahre Beatrix ihrem verewigten Gatten folgte, ist nicht genau erweislich. Sie starb und wurde neben ihm in der Klosterkirche zu Frauenrode begraben, wo beiden Denkmale und Inschriften mit leoninischen Versen errichtet wurden. Die verwüstende Hand der Zeit hat das Kloster hinweggetilgt, doch steht noch im heutigen Dorfe Frauenrode die Kirche, und in ihr, die des Schmuckes fast ganz entbehrt, sind immer noch die einfach schönen Denkmäler neben einander, doch ohne die Verse, zu erblicken.

Diese Denkmäler des Grafen und der Gräfin, von denen ganz treue Abbildungen gegeben werden, sind auch abgebildet in Salvers Proben des deutschen Reichsadels, Würzburg 1755. Fol. S. 106, allein es ist in diesen Abbildungen viel Falsches*). Statt der Henne auf dem Brustschild ist ein verschleierter Kopf dargestellt, die Bestien sind unkenntlich, und die Jahrzahl 1231 offenbar falsch. Salver nennt das Wappen das älteste fränkische, welches ihm vorgekommen, und behält sich fernere Mittheilung darüber vor, die aber wahrscheinlich unterblieben ist. Das Wappen entspricht vollkommen dem Siegel der Urkunden I. 19 und 22, und es geht daraus hervor, dass dasselbe nicht „zwei kolbenartige Pfähle mit einem Querbalken, worauf ein abgestumpfter Kegel, und darunter eine ebenso gestutzte Pyramide mit Untersatz“ (so musste es v. d. Hagen allerdings erscheinen) zeigt, sondern zwei Pfauenschweife und einen Schirmhut über dem Helmvisir ältester Form. Am Gürtel trägt der Graf einen Dolch, um die Stirn eine Binde, wie auf dem Bilde der Handschrift, doch mehr wulstartig. Beatrix trägt auf dem Mantel das Ordenskreuz der Hospitaliter, analog der Urkunde von 1208**), wo es heisst: „wir schenken dem heiligen Hause des Hospitals zu Jerusalem, dessen Brüderschaft wir angehören (*cujus confratres sumus*) — die Hälfte von *Casal Blanc.*“ Das in starken Locken schön abwallende Haar ist von einer Stirnbinde gehalten, über das Haupt ist ein Schleier leicht gebreitet. Der linke Arm ist abgeschlagen, wie von Otto's Monument der rechte.

Die Leichensteine stehen auch nicht einer über dem andern, sondern nebeneinander, der des Grafen nur insofern über dem der Gräfin, dass er dem Altar der kleinen Kirche näher steht; die Schriften sind durch den wahrscheinlich über den alten später gelegten steinernen Fussboden unsichtbar. Sie ertheilten ein würdiges Lob und haben gelautet:

I.

Nobilis Otto Comes de Bodenlaubenque dives
Princeps, famosus, sapiens, fortis, generosus.
Strenuus et justus, praeclarus et ingenuosus
Hic jacet occultus, nunc coeli lumine fultus.

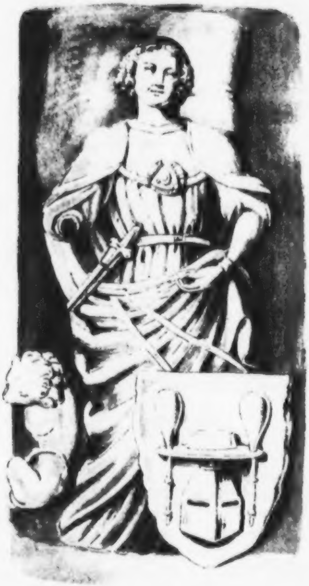
II.

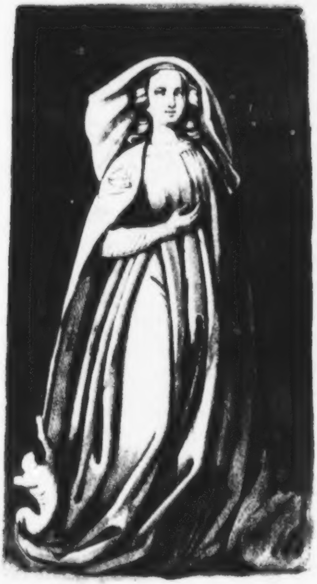
Inclyta fundatrix obiit comitissa Beatrix,
Germine regalis oris translata marinis.
Claruit in vita virtutibus haec redimita
Juncta sit in coelis Christo matrona fidelis.

---

*) Vergleiche von der Hagens Minnesinger. Th. IV. 66. Schultes a. a. O. 53 u. 55.

**) Urkundenbuch I. 2.





Zwei mit Schiebern versehene Kästen von Eichenholz auf dem Altar zeigen unter Glas die Gebeine der Gründer des ehemaligen Klosters, und ein dritter Glaskasten lässt, als schöner Sagenzeuge, einen uralten Schleier sehen, welches der nämliche sein soll, der zur Gründung des Klosters Veranlassung gab.

Ueber die Aechtheit dieser Gebeine wurde uns von glaubwürdigen Personen mitgetheilt, dass ein früherer, nun verstorbener Schullehrer zu Frauenrode das Folgende versichert habe. Einem alten Pfarrer träumte, hinter den Grabsteinen des Grafen und der Gräfin liege ein Schatz. Er theilte dem Schullehrer seinen Traum mit, und beide hoben mit Hülfe einiger Vertrauten die Steine von ihrer Stelle. Da fanden sie zwar keinen Schatz, aber in morschen Kästchen die Gebeine eingemauert, und zweifelten nicht, dass man an diesem Ort die Reste der Gründer des Klosters aufbewahrt habe, als man sie von ihrer ursprünglichen Stelle hob. Von da an wurden sie unter den Kästen auf dem Altar aufgestellt.

Vom grossen Umfange des Klostergebäudes, von einem solchen Gebäude auf dem niedrigen Burgberge, und von einem verschlossenen Gange da herab durch die Luft bis auf das Chor der Kirche, von vergrabenen Schätzen und lodernden Feuern zur Nachtzeit und wandelnden Nonnen weiss die örtliche Tradition Manches zu künden.

Später suchten und fanden selbst Hennebergische Grafen in dem durch einen ihrer Ahnherren geweihten Kloster ihre Ruhestätte.

Die angefügte Stammtafel mag über die Familienglieder Otto's von Botenlauben einen übersichtlichen Blick gewähren.

Noch bleibt über das Wappen des ritterlichen Minnesingers Einiges zu bemerken.

Sein frühestes war, neben dem Hennenschildlein, das dem Sänger auf dem, doch wohl ziemlich gleichzeitigen Grabstein als Brustzier dient, das Wappen des Hennebergischen Burggrafthums von Würzburg, der schwarze wachsende Doppel-Adler über den roth und silbernen Schachfeldern. Dieses erscheint auf dem Bilde der Pariser, wie der Stuttgarter Handschrift, und stimmt vollkommen überein mit dem zur Urkunde I. 4. gehörenden Siegel, das in Schannats Fuldaischem Lehnhof, Tafel II. Nr. 3. (dort zur Urkunde 46) freilich modernisirt, abgebildet ist. Ueber dieses Wappen äussert sich der Meiningensche Archidiaconus Erck in einer Anmerkung zu den, der neuen Ausgabe von Spangenbergs Chronik angehängten Glaserschen Rhapsodien einfach richtig: „Er (Otto von Botenlauben) führet in seinem Wappen eben das burggräfliche Wappen derer von Henneberg mit einem gedoppelten halben Adler und Schachspähnen, aber über dem Helm ist ein hervorragender (goldener, nicht schwarzer) Fuss sammt den Klauen von einem Vogel, da er 1219 Fuldaischer Lehenmann war."

Diese Notiz citirt auch Heim in seiner Hennebergischen Chronik Theil 3, S. 167. im Uebrigen sind Spangenberg, Glaser, Erck und Heim über die beiden Otto von Botenlauben, Vater und Sohn, mit vielen andern Historikern, die beider gedenken, in confuser Unklarheit. Die Uebereinstimmung dieses Wappen 1) im Pariser, 2) im Weingartner Codex, 3) im Schannat, 4) im Siegel Otto's und Beatricens zur Urkunde I. 18. wo jedoch der Helm mit der Vogelklaue mangelt, ist augenfällig, und daher ist das Wappen dem Sänger apodictisch zu vindiciren. Das zweite Wappen, dessen er sich bediente, ist es nicht minder. Es ist dieses der alte Stechhelm mit dem Schirmhut, der darauf gehörte, weil das Helmvisir oben offen war, nebst zwei Pfauenschweifen. Erst später erhielten die Helme eine andere Form. Zunächst erscheint dieses Wappen auf dem Siegel zur Urkunde I. 19, dann etwas verändert auf dem Siegel zur Urkunde I. 26. Später erscheint es auf dem Grabstein, wo auch die Henne in ihre Rechte tritt. Eine noch spätere, nach Verschönerung trachtende Zeit setzte den alten Helm auf den Hennenschild, behielt aber auch den kegelförmig abgestutzten Hut mit den aufgesteckten Pfauenschweifen noch bei, und so findet sich das Wappen im *Monachus Vessraensis*, wo es den Grafenbildern in den meisten Handschriften voransteht. Tinktur: Hut und Helm Stahl, Helmfutter roth, Pfauenfedern naturfarb, Helmdecke grün, innen gold, die schwarze Henne mit rothem Kamm und Füssen auf drei grünen Bergen im goldenen Feld. Einige Jahrhunderte später fand man an dem alterthümlichen Helm und dem steifen Hut keinen Geschmack mehr: man hatte vielleicht keine farbige Abbildung zur Hand, wusste die kolbigen Pfauenschweife, die schon der Grabstein sehr undeutlich hatte, nicht zu deuten, und setzte statt dieser, auf den modernen Hut, der auf einem modernen Helm sass, zwei Rohrkolben. Tinctur: Hut schwarz und weiss, Helm Stahl, Helmdecke schwarz und weiss. In dieser Form erscheint der Helm durch das ganze 16. Jahrhundert, und so kam der Hut mit den Kolben auf den burggräflich Henneberg-Schleusingenschen Helm. Später wurde der Hut noch oft verändert, und erscheint in den mannichfaltigsten Formen.

Völlig barock fanden wir Hut und Kolben über dem Hennebergischen Wappen dargestellt in einer Handschrift: „Wappenbuch Conrads de Grinenberger, Ritterbürger zu Costenz (Constanz)“, die sich in der Gräflich Ortenburgischen Bibliothek zu Tambach, zwischen Koburg und Lichtenfels, befindet, wo die Kolben gar zu Wecken geworden sind. Tinctur: die Wecken weiss, der Hut oben schwarz, unten weiss, der Helm Stahl, die Helmdecke roth und weiss. Grübelnde heraldische Forschung über Otto's eines Wappen könnte sich noch weiter vertiefen. Die Pfauenschweife auf dem Hut dürften an die Helmzier der Grafen von Pfawenberg erinnern, deren Aehnlichkeit mit dem Namen wie mit dem Wappen der Babenberger noch weitere Conjectur zuliesse; da nun auf den Helmen Oesterreichischer Herrscher Babenbergischen Stammes Pfauenfederschmuck durchaus vorherrschend erscheint*), so könnte wohl der von J. W. Krause gemuthmasste Erbauer und erste Besitzer der Burg Botenlauben, jener Bodo, welcher 1094 Kloster Theres begabte, wo des enthaupteten Babenbergers Adalbert Ruhestätte war, bereits solchen Helmschmuck geführt, und sein späterer Nachfolger im Besitz der Burg eines vorgefundenen Wappens sich bedient haben**).

---

*) *Monumenta augustae domus austriacae. Tomus primus. sigilla vetera et insignia etc. opera et studio P. R. P. Marquarti Herrgott. Vienna Austr. MDCCL fol. tab. XIX* und *Pag.* 149. *De Ducum autem nostrorum galeis hoc in primis notandum: quod hi coronam adjungebant; ad eam vero exornandam non quodvis pennarum genus adhibitum, sed plerumque pavonium, hoc enim saeculo jam tum XIII tanti habebatur, ut soli videretur in patria procerum ac Ducum ornatui addictum.* So deuten auch die gleich darauf angeführten Reimzeilen Enenkels auf Ulrich Herzog von Kärnthen auf die genannte Helmzier unsers Botenlaubers ebenfalls hin:

Daz warn zwei Horn hermein (weisse Hörner)
Von Pauwvederen also dicke
Daz alda der Sunnen plicke
Auf dem Helm niht het schein
So dick waren die vederen sein.

**) Siehe unten in der Geschichte der Burg Botenlauben.

Ein dem Siegel Otto's von Botenlauben ähnliches Wappen, ein Stechhut alter Form, mit den aufgesteckten Pfauenfedern oder vielleicht auch Schwertern begegnet an Urkunden von 1326 und 1332 mit der Umschrift: S. HEINRICI DE HELDRIET.

Von Interesse bleibt es immer, im Grabstein Otto's zugleich den ältesten bis jetzt in Franken nachgewiesenen monumentalen Wappenschild noch leidlich wohlerhalten und zugleich gesichert zu wissen, wie nicht minder, dass des ritterlichen Sängers und seiner frommen Gemahlin gefeiertes Andenken selbst im Munde des Volkes, von einer poetischen Sage getragen, fortblüht.

Schwesterlich reichen sich hier Poesie und Geschichte die Hände, und streuen Rosen auf die Grabsteine der so innig Verbundenen.

In diesem Sinne möge ein kleines Gedicht hier Wiederholung finden, das dem Vorläufer dieses Buches*) vorangestellt wurde.

Ein Schloss mit zerfallenen Thürmen
Schmückt freundlich den Berg und das Thal,
Umtoset von brausenden Stürmen,
Verklärt vom Abendrothstrahl.

Wir lauschen dem Mund der Geschichte,
Der Sage bezauberndem Laut.
Süss klangen des Burgherrn Gedichte,
Und schön war vom Osten die Braut.

Und fromm sind die liebenden Gatten,
Dem Himmlischen weiht sich ihr Sinn.
Zum Kloster im friedlichen Schatten
Des Thales zieht Andacht sie hin.

Dorthin flog der Schleier, der fallend
Auf blühende Rosen, sich barg;
Dorthin zog ein Leichenzug wallend,
Es deckt' eine Harfe den Sarg.

Im Ringen, im Singen, im Glauben
Gleich stark, und getreu bis zum Tod,
Ruht Otto von Botenlauben
Im Kirchlein zu Frauenrod.

---

*) Botenlauben. Vorläufer und Skizze, von Ludwig Bechstein. Meiningen. 1841. 12

III.

GESCHICHTE DER DYNASTEN VON HILTENBURG.

Die Geschichte der in ihren letzten Gliedern mit den Herren von Botenlauben eng verbundenen Dynasten von Hiltenburg ist im Ganzen einfach, und kann nur aus dürftigen Angaben, wie aus einigen wenigen auf uns gekommenen Urkunden erläutert werden.

Der Ursprung des Geschlechtes verliert sich in eine ziemlich ferne Zeit, und dasselbe tritt bereits in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts in die Geschichte ein.

Die Stammburg lag im Gau Tulifeld, im heutigen Würzburgischen Landgerichte Fladungen, über den Dörfern Hausen, Roth und Stetten, wo noch immer einige Reste derselben sichtbar sind. Ein Bauernhof, der Hildenbergerhof genannt, auch der Hillenberger-, ja der Hilmererhof, pflanzt den Namen der alten, hoch am östlichen Abhang der hohen Rhön gelegenen Feste noch in unsere Tage fort; der Weg von Hausen nach Wüstensachsen zieht nur einen Büchsenschuss von diesem Gehöft vorüber.

Es haben manche Historiker die Meinung aufgestellt, dass die Dynasten von Hiltenburg von dem Grafenstamme der Henneberger abzuleiten wären, doch unterstützen haltbare Gründe diese Annahme nicht; eher möchten sie eine Nebenlinie der in diesem Theil des Frankenlandes reichbegüterten Grafen von Wildberg gewesen sein, dahin schon die Namensassonanz deutet, noch mehr aber das Hiltenburger Wappenschild und Siegel.

Das Siegel Albrechts von Hiltenburg an der Urkunde vom Jahr 1228*) ist dem Wildbergischen Siegel und Geschlechtsschild sehr ähnlich, wie dasselbe u. a. in J. A. Gensler's Geschichte des Gaues Grabfeld auf dem Titelblatt dess zweiten Theils von 1071 und 1296 abgebildet ist.

Die Besitzungen des Dynastengeschlechtes der Hiltenburger waren ansehnlich und ausgedehnt, wie aus den Urkunden erhellt. Die älteste dieser Urkunden vom Jahre 1128 nennt uns zunächst einen Chunemund und dessen Sohn Adalphret, während sie die Namen der auch angeführten Gemahlin des ersten und seiner übrigen Söhne verschweigt**), bei Gelegenheit der Uebergabe ihres Gutes Brächbach an die Freien Herold und Heinrich von Ufsaze (Aufsess), Söhne Ludolfs von Ottohesdorf.

---

*) Urkundenbuch I. 11

**) Daselbst II. 1.

Adalbert, Chunemunds Sohn, scheint drei Söhne gehabt zu haben, deren einer ebenfalls Adalbert (Albert), der zweite Giso, der dritte Christian hiess, doch könnten Christian und Giso auch Brüder Adalphrets gewesen sein. Christian erscheint nur einmal urkundlich, und zwar in einem dem Kloster Bildhausen von Kaiser Friedrich I 1158 ertheilten Privilegium unter den weltlichen Zeugen: *Christianus de Hiltenberg*. Die Urkunde ist abgedruckt in Ussermann *Episcopatus Wirceburgensis*. 1794. 4. S. 42. 43. Giso erscheint urkundlich bereits 1139 als Mitzeuge unter einem Diplom des Bischofs Embrico zu Würzburg im Betreff des Klosters Schönrein, wo sein Name *Giso de Hilteneburc* geschrieben ist. Die Urkunde steht bei Ussermann a. a. O. S. 33. 34. aus Trithemius *annal. Hirsgau. Tom. I. p.* 406. Wichtiger als in diesem Documente erscheint der Name Giso's und Adalberts von Hiltenberg in Urkunden der Hennebergischen Klöster Wechterswinkel und Bildhausen. Es ist nicht ohne Grund von fränkischen Historikern die Vermuthung aufgestellt worden, dass Wechterswinkel durch die Hiltenburger sogar begründet worden sei, wenn auch der historische Nachweis für diese Annahme noch mangelt. Die Dynasten von Hiltenburg erwiesen sich diesem Kloster sehr freigebig, und dasselbe stand unter den Hennebergischen Klöstern mit in der ersten Reihe. Es liegt uns eine ganze Reihe guter Abschriften von Wechterswinkler Urkunden vor, die meist noch ungedruckt und unbenutzt sind, viele andere, welche diese Reihe zum Theil ergänzen, stehen in: Versuch einer historisch-statistischen Beschreibung der Stadt und ehemaligen Festung Königshofen u. s. w. Vom königl. Bayerischen Landrichter J. W. Rost. Würzburg 1832. Diese Urkunden füllen in der Hennebergischen Geschichte manche Lücke aus*).

Wir geben hier nur das päpstliche Bestätigungsdokument**), und die wichtigeren der auf die Hiltenburger bezüglichen Urkunden. In diesen und andern begegnet zunächst Giso 1155 im Protectorium Kaiser Friedrichs I für das Kloster Lochgarten, wo er *Gizo de Hiltenborc* heisst, (gedruckt in Ussermann a. a. O. S. 38), dann in demselben Jahre, *Gyse de Hiltenburg* in einer Urkunde des Bischofs Günther zu Speier, eines Grafen von Henneberg (s. die Stammtafel), welcher zum Gedächtniss seines, in demselben Jahre verstorbenen Bruders Poppo V eine Stiftung in Wechterswinkel machte***). Auch im darauffolgenden Jahre steht wieder *Giso de Hiltenburg* als Zeuge unter einem Diplom Bischof Heinrichs II von Würzburg, das den Ort Oberzell betrifft. (Ussermann a. a. O. S. 44.) Im Jahr 1161 erscheinen *Giso* und *Albertus de Hiltenberg* im Stiftungsbrief des Klosters Bildhausen†). Dann kommt *Albertus de Hiltenburg* vor: 1167 als Zeuge unter dem Bestätigungsbrief der Privilegien des Klosters Schlüchtern durch Bischof Gerold von Würzburg (Ussermann a. a. O. S. 48

---

*) Im Archiv des histor. Vereins für den Untermainkreis (jetzt Unterfranken und Aschaffenburg) Würzburg 1833. Erster Band, erstes Heft, S. 45 u. f. stehen: Archivalische Nachrichten über das Frauenkloster Wechterswinkel u. s. w. von Dr. A. Müller, Domvikar zu Würzburg, wo die Wahrscheinlichkeit der Vermuthung ausgesprochen ist, dass die Grafen Poppo und Gebhard von Henneberg, deren Schwester Gertrud die erste Aebtissin dort gewesen, das Kloster Wechterswinkel grösstentheils gestiftet hätten.

**) Urkundenbuch II. 2.

***) Daselbst 3.

†) Daselbst 4.

Mann, der zum Dieb, zum Dieb ſage ich, geworden iſt an der Stadt, der Kapellendorf und vierzehn Dörfer verkauft hat an die ſächſiſchen Fürſten, und wie verkauft? Verkauft ohne Wiſſen des Rathes, ohne Wiſſen der Vormünder, ohne Wiſſen und Willen der Gemeinde, und das Geld dafür in ſeinen Seckel geſteckt! Ha, Trotz ſei Euch geboten, Ihr ſeid nicht der Mann, mich zum Schweigen zu bringen durch frechen Uebermuth!"

Kellner zitterte vor Wuth, wie vorhin Monſtedt, er wollte ſich vertheidigen, aber ehe er noch Worte fand, rief Dietrich Racke, froh der Gelegenheit, ſich an Kellner zu reiben: „Solche Beſchuldigung werdet ihr nicht auf Euch ſitzen laſſen, Ober-Vierherr, denn ſie beſchimpft den ganzen Rath, und übel wäre es, ſtände ihm ein Mann vor, der alſo handelte, darum ſo ſaget, denn Viele wiſſen es noch nicht, welche Bewandtniß hat es mit Schloß und Dorf Kapellendorf?"

„Ja, das ſaget jetzt!" riefen alle, die Kellner nicht liebten, und ſich vorhin ſchon auf die Seite der Gemeinde geneigt hatten: „Saget und Wenck: *historia Hassiae. Tom. I. probat. p.* 288.); 1171 *Adelbertus de Hiltenburg* in einer Urkunde, in welcher Bischof Reinhard von Würzburg dem Kloster Wechterswinkel den Tausch eines Gutes zu Ostheim an der Kirche zu Fulda gegen die Fuldaischen Güter in Höchheim bestätigt*). 1178 finden wir ihn auf einem Brief desselben Bischofs ebenfalls als Zeuge**). In diesem Jahre erscheint auch Giso wieder. Ein dritter Albert tritt 1179 auf, den Giso seinen *cognatum* nennt***), wahrscheinlich war dieser ein Sohn Albert II, der 1180, 1182, 1185 und 1189 vorkommt, und zwar im letztern Jahre zugleich mit diesem dritten Albert, den die Urkunde *Albertus junior de Hiltenburg* nennt****). Albert II folgte 1189 Kaiser Friedrich I auf seinem Kreuzzuge und verschwindet aus der Geschichte †). Giso wird noch 1183 erwähnt in der päpstlichen Bestätigungsurkunde des Klosters Königsbreitungen durch P. Lucius, darin es heisst: *Totam villam Battenhusen* (Bettenhausen, das Original hat *Buttehusen*) *quam bone memorie Giso de Hiltenburc ecclesie vestre contulit etc.* Auszug der Urkunde in Heim's Henneberg. Chronik. Theil 1. S. 371, und dieselbe ganz und correct im Hennebergischen Urkundenbuch. I. S. 15—17, da das Original im gemeinschaftlichen Hennebergischen Archiv befindlich ist. Von keinem der Hiltenburger kam der Name ihrer Frauen auf unsere Zeiten. Schultes findet es wahrscheinlich, dass Giso's Gemahlin eine Gräfin von Henneberg gewesen sei, weil Graf Poppo VI Albrecht III von Hiltenburg *cognatum* nennt (Diplom bei Schöttgen und Kreyssig, *Tom. II. p.* 587) und man ihn, Albrecht, auch ausserdem im Besitz der Schutzvogtei über Kloster Rohr findet (Diplom in Schannat *Dioec. Fuld. p.* 273) wie auch als Herrn anderer in der Grafschaft Henneberg gelegenen Güter, die wohl von seiner Mutter herrühren konnten. Sonach hält Schultes Albert III für Giso's Sohn. Es ist jedoch ebenso wahrscheinlich, dass er Alberts II Sohn war ††). Noch 1217 erscheint er als Zeuge †††). Albert III hinterliess keinen Sohn, sondern nur eine einzige Tochter, Adelheid, welche die Erbin seiner reichen Güter wurde. Sie vermählte sich mit Otto dem Jüngern von Botenlauben, und dieser nahm den Namen der Besitzungen an, die er mit ihr erheirathete. Er machte, gerade hundert Jahre später, als wir vom Geschlecht der Hiltenburger Nachricht haben, 1228 diese Besitzungen zu Lehen des Stifts Würzburg, und aus dem darüber vorhandenen Dokument erhellt am besten deren Umfang ††††). Es gehörten zu den Besitzungen von Hiltenburg die Dörfer Unterelsbach, Altenfeld (jetzt Wüstung), Difterswind (Diezwind, Wüstung), Frankenheim, Wüstensachsen, Schwarzbach (Wüstung bei Wüstensachsen), dann Güter zu Hausen, Rode, Nordheim (vor der Rhön), Berkach, Sondheim, Hüllrich, Abersfeld und der Rhönwald.

---

*) Urkundenbuch II. 5.

**) Daselbst 6.

***) Daselbst 7.

****) Daselbst 8. 9. 10. 11.

†) v. Hormeyr. Die Bayern im Morgenlande. S. 8—10, wo aber der Name Hiltenburg unrichtig Hiltinbach geschrieben ist: *Adalbertus de Hiltinbach comes Friderici I imperatoris in expeditione cruciata.*

††) Schultes: Diplom. Geschichte des Gräfl. Hauses Henneberg Th. 1. S. 36.

†††) Urkundenbuch II. 12.

††††) Daselbst I. 11.

Die Ehe Otto's mit der Hiltenburgischen Erbtochter wurde mit einem Sohn, Adelbert, gesegnet, den der fromme Sinn seiner Aeltern frühzeitig für das Klosterleben bestimmt zu haben scheint, wie auf sie selbst Beispiel und Vorbild der Aeltern und Schwiegerältern tiefe Einwirkung geübt haben muss. Otto suchte 1230 beim Kaiser Heinrich nach, seine Burg Lichtenberg, die Reichslehen war, verkaufen zu dürfen, und das kaiserliche Dokument spricht den Grund aus: „weil er und seine Hausfrau sich zur Religion (zum geistlichen Leben) hinneigten." *) Der Kaufbrief, in demselben Jahre noch ausgefertigt**), nennt aber nun nicht nur unter den Besitzungen die Burg Lichtenberg, sondern er umfasst die ganze Herrschaft, beide Burgen und die Dörfer Grumbach (jetzt Wüstung bei Wüstensachsen), Schwarzbach (desgleichen, Wüsten-) Sachsen, Frankenheim, Leutbach, die Vogtei zu Fladungen, zu Salchenberg, Brüchs, Kozzenliten (Wüstung) und Heufurt; ferner einige Güter zu Hausen, ganz Ditterswind, Altenfeld, Leitenau (Wüstung bei Bischofsheim an der Rhön), Elsbach, mehrere Besitzungen zu Rode, Nordheim, Ostheim und Sondheim und die Cent am letztern Orte, das Freigericht zu Tulba, Vogtei und Eigenthum, ebenso zu Machtilshausen, den Zehnten zu Welmarsdorf, das Wasser, die Sulz genannt, den Rhönwald, die Cent zu Herpf u. s. w., ohne die zahlreichen eigenen Leute, die mit übergeben wurden.

Wahrscheinlich trennten sich die Gatten bald nach dem Verkauf ihrer Herrschaft, und verwandten die Kaufsumme von 4300 Mark Silbers grösstentheils zu guten Werken. Otto trat 1231 in den Deutschherrenorden, Adelheid wurde Nonne im St. Markuskloster zu Würzburg; sie begabten zunächst das Kloster Wechterswinkel mit 200 Mark zu ihrem Seelenheil, und Bischof Hermann bestätigte diese Schenkungen***), während sie nun schon im nächsten Dokument Bruder Otto und Schwester Adelheid heissen†).

Der Sohn Adelbert war wahrscheinlich frühzeitig in eine der geistlichen Pflanzschulen zu Würzburg gethan worden, und derselbe findet sich 1234 als Chorherr des dortigen Domstiftes.

Der Deutschherr Otto wurde Provisor des Nonnenklosters Frauenrode, und verwaltete dies Amt mit gebührender Pflichttreue und Sorgfalt. Manche Historiker nahmen an, er sei früh gestorben, weil das Dokument, worin die Klosterfrau Adelheid dem Domstift zu Würzburg die ihr noch zugehörigen Dörfer Stockheim und Queienfeld übereignet, sie die Hinterbliebene Otto's, *relicta* nennt ††), obschon dieser Ausdruck sich nur auf die weltliche Trennung beider Gatten bezog.

Merkwürdig erscheint die Bedingung, unter welcher Adelberts von Hiltenburg Mutter dem Domstift die zuletzt angeführte Schenkung machte, es sollte nehmlich diese Güter ihr Sohn als Erboblei nach ihrem Tode empfangen, stürbe er aber vor der Mutter oder träte er in den Laienstand zurück (wozu er vielleicht geneigt erschienen sein mochte), so blieben dieselben dem Domstifte.

---

*) Urkundenbuch I. 12.

**) Daselbst 15.

***) Daselbst II. 13.

†) Daselbst 14.

††) Daselbst I. 20.

Bruder Otto war keineswegs gestorben, sondern lebte still in seinem Kloster. Eine Urkunde von 1239, Kaufkontrakt zwischen den edlen Herren G. von Hoenloch und Conrad von Crutheim, ausgestellt im Deutschordenshause, nennt ihn unter den Zeugen: Bruder Otto von Botenlauben *). Sein Todesjahr war jedenfalls 1247 oder ein späteres, denn in diesem Jahre unterschrieb er noch als Zeuge eine Schenkungsurkunde des Grafen Hermann von Henneberg an Frauenrode **).

Dennoch scheint Adelheid ihren Gatten, von dem keine Spur, wo er zuletzt gelebt, wo er gestorben und wohin man ihn begrub, bis jetzt aufgefunden ward, überlebt zu haben. Sie machte sich noch um das Kloster St. Marx, darin sie wohnte, verdient, indem sie bei dem Bischof Hermann diesem Kloster die Einverleibung der Pfarrei Pleichach und deren Einkünfte erwirkte. Auch in dieser Urkunde wird sie wieder die Hinterlassene des Bruders Otto des Jüngern, weiland Grafen von Botenlauben genannt ***).

Zum letzten Mal endlich erscheint Schwester Adelheid urkundlich 1249, wo Bischof Hermann ihr statt der Dörfer Stockheim und Queienfeld Gülten zu Kürnach, Estenfeld, Randersacker und Eussenheim zum Leibgedinge anweist †).

Auch von Adelheids fernerem Leben, so wenig wie von ihrem Sterben ist eine Nachricht auf uns gekommen, und eben so wenig von dem ihres Sohnes Adelbert.

Schloss Hiltenburg erhielt als Würzburgische Besitzung Burgmänner; seine Schicksale genau zu verfolgen, ist hier nicht unsere Aufgabe. Eine Nachricht jedoch aus späterer Zeit zeigt, dass es Würzburgisches Feudallehen blieb ††).

Die beigegebene Stammtafel der Hiltenburger erleichtert den Ueberblick ihrer Geschichte; sie ist dürftig, wie die Nachrichten, die wir über dieses Dynastengeschlecht aus so früher Zeit haben, und die sie nicht anders als namentlich im Bezug auf die ältern Hiltenburger nur muthmasslich herzustellen gestatteten.

---

*) Urkundenbuch II. 15.

**) Daselbst I. 35.

***) Daselbst II. 16.

†) Daselbst 17.

††) Daselbst 18.

STAMMTAFEL DER DYNASTEN VON HILTENBURG.

Chunrad.
1128.
Gemahlin und übrige Söhne
unbekannt.

Adalbret.
1128. 1155.

Christian.
1158.

Adalbertus.
1161. 1167. 1171. 1178.
1179. 1180. 1182. 1185.
1189.

Giso.
1139. 1144. 1155. 1160.
1161. 1183.

Adalbertus junior.
1179. 1189. 1213. 1217.
1227.

Otto junior.
Herr zu Botenlauben.
Deutschordensherr zu
Würzburg.

Adelheid.
1228. 1230. 1231. 1234.
1243. 1248. 1249.
Nonne zu St. Marx zu
Würzburg.

Adelbert.
Domcapitular zu
Würzburg.
1234.

IV.

GESCHICHTE DER BURG BOTENLAUBEN.

Nahe bei der Stadt Kissingen, deren heilkräftige Thermen, seit dem Beginn des 16. Jahrhunderts, vielleicht noch früher, schon gekannt und gesucht, in neuester Zeit dieser Stadt weitverbreiteten Ruf und hohen Flor schufen, liegen die Trümmer des Schlosses Botenlauben, vielfach besucht von den Kurgästen, ein Schmuck der Gegend und durch Erinnerungen an die Vergangenheit ehrwürdig. Freilich sind diese Trümmer nur geringe; die Hauptgebäude der auf nicht umfangreichem Bergscheitel erbauten, aber gewiss einst sehr stattlichen Burg sind hinweggeschwunden. Nur zwei Rundthürme erheben sich noch, ebenfalls stark geschädigt, aus Quadersteinen, durch eine Mauer verbunden. Der eine nördliche dieser Thürme, nach Kissingen gerichtet, soll die Kapelle enthalten haben, darinnen der Pfarrer zu Kissingen den Gottesdienst des Sonntags und Dienstags hielt, wofür ihm der Weinzehent des von Rebengärten umgebenen Burgberges wurde. An diesen Thurm soll die Hauptwohnung angebaut gewesen sein, während der andere, bei dem der ehemalige Eingang vermuthet wird, als Verliess diente. Merkwürdig erscheint in ihm eine enge, zur Noth für einen Mann durchkriechbare viereckige Höhlung, 1½ Fuss hoch, 1 Fuss breit, die zwischen der Mauer nahe am Boden innen herumführt. Es ist nicht wohl zu sagen, zu welchem Zwecke sie diente. Aehnliche Gänge und Höhlungen werden jedoch in mehreren Thürmen alter Burgen gefunden. Die Quadersteine sind alle von gleicher Grösse, und so kunstvoll eingefügt, dass immer einer glatt, der andere rauh und in der Mitte etwas erhaben erscheint, welches an die Schachfelder des Burgräflich Würzburgischen Wappens erinnert. Ein Brunnen scheint der Burg gemangelt zu haben, das Wasser mag von dem am Fusse des Berges liegenden Hofe Unterbotenlauben durch Esel heraufgeschafft worden sein. Noch heisst ein schmaler Pfad über den Weinbergen der Eselspfad. Auf der Westseite findet sich der Eingang in einen verfallenen Keller, ein tiefer Wallgraben umzog die Burg.

Der ganze Raum, den Hof und Gebäude deckten, misst 160 Schritte in die Länge und 38 in die Breite.

Am südlichen Fusse des Burgberges liegt ein kleines Dörfchen, der Hof Botenlauben, auch Unterbotenlauben genannt. Als 1234 Otto von Botenlauben und seine Gemahlin ihre Besitzungen an Würzburg verkauften, wurde vorbehalten „die Hauptwohnung (*curia*) in dieser Burg (*castro*), welche wir bisher bewohnt haben, und der Thurm mit der Kapelle, und zwei Häuser in der Unterburg (*suburbio*) gelegen, mit den Pferdeställen, und die zwölf Joche Weingärten unter dem Palast der Burg gelegen, mit Namen Burgsezen.“ Dort befanden sich zwei zum Schloss gehörende Häuser und Pferdeställe, da wahrscheinlich das Herrenhaus nicht allen den vielen Dienst- und eignen Leuten sammt deren Familien nebst dem Vieh Wohnungen geben konnte, deren Menge aus Urkunden ersichtlich wird*).

In diesem Dörfchen steht in der Nähe des Schenkhauses ein alter wunderschöner Lindenbaum, wohl 24 Fuss im Umfang.

Lage und Aussicht der Burg Botenlauben sind reizend zu nennen. Der Burgberg erhebt sich isolirt in dem schönen Saalthale: er ist mit Getraide und an der südwestlichen Seite mit Weinbergen angebaut. Die Wiesen des idyllischen Flussthales, die nahen Bergwälder, die ihre Häuserzahl immer mehrende Stadt, die Saline mit Hausen, in der Ferne nach Norden das Rhöngebirge mit seinem hohen Kreuzberge, nach Süden die stattliche Trimburg, die sich noch als ein herrliches Schloss darstellt, weil das Auge ihren innern Verfall von dieser Ferne nicht wahrzunehmen vermag — Dörfer, Mühlen und Höfe — alles eint sich zu einem genussreichen Landschaftsbilde. Ausser der Trimburg gewahrt man noch die Schlösser und Burgen Saaleck, Thüngen, Sodenberg, Reusenberg, die Eiringsburg u. s. w.

In der Ruine selbst, zu welcher gebahnte Spaziergänge emporführen, trat vor kurzem noch eine Inschrift entgegen, welche den Wanderer über des Schlosses Alter und Schicksale im eigenthümlichen Lapidarstyl zu belehren suchte. Sie stellte sich also dar:

Ruine des Schlosses Bodenlaube.

—— • ——

Nach manchen Forschungen am
Ende des XI. Jahrhunderts von
Bodo, einem Verwandten Kaiser
Heinrich des vierten erbauet und
Bodoslaube genannt. Im Anfang
des dreizehnten Jahrhunderts Wohnsitz des Grafen Otto IV. des Jüngern
von Henneberg. Ao D: 1234 um
120**) Mark Silber an Bischoff Hermann von Würzburg abgetreten.
Zerstört im Bauernkriege 1525.

—— o ——

1833.

Diese vielfach unrichtige Inschrift, jetzt verbleicht und kaum noch lesbar, leitet auch unsern Blick zur Geschichte der Burg, und so muss denn gleich vorn herein bekannt werden, dass es mit den „manchen Forschungen" im Bezug auf den Erbauer Bodo misslich aussieht. Die Geschichte weiss von einem solchen Bodo als Erbauer der Burg durchaus nichts Bestimmtes, und die Annahme beruht auf blossen Vermuthungen, zu denen der Name der Feste Anlass gab; den man von einem Bodo und leube, loibe, lieve, loube, laube, bekanntlich im Mittelhochdeutschen so viel als Waldung an einem Bergabhang (Suhler-, auch Zellaer Leube noch heute sprachübliche Bezeichnung einiger Thüringerwaldparzellen), aber auch ein Zimmer an einem schattigen Orte — ein bedeckter Gang, Altan u. s. w. — gern und vielleicht mit Recht ableiten wollte.

---

*) Urkundenbuch I. 26. 27.

**) Diess sollte heissen 1200.

Diese Vermuthung sprach als solche zuerst J. W. Krause in seiner Nachricht von dem alten Bergschlosse Bodenlauben oder Botteleben aus*). Er bringt eine Urkunde aus Schannats *Vindemiis litterariis Collect. I. Num. IV. pag.* 175. vom Jahr 1094 bei, darin eines in dieser Gegend begüterten Bodo allerdings, davon aber, dass er die Botenlaube erbaut oder besessen, kein Wort erwähnt wird; auch sagt Krause ausdrücklich: „Die Herren *Genealogisten* mögen es ausgrübeln, ob nicht eine Verwandtschaft zwischen dem Kaiser und diesem *Bodone* gewesen sey?“ warum nun so apodiktisch als Factum etwas der Nachwelt überliefern, was nirgend als solches erwiesen ist? — Indess ist es möglich, ja wahrscheinlich, dass die Burg schon stand und ihren Namen führte, als ihr erster urkundlicher Besitzer, Graf Otto von Henneberg, dieselbe erwarb und bewohnte, der es dann vorzog, sich meist (nicht immer) nach ihr zu nennen. Was die Bezeichnung der Inschrift: „des Jüngern“ soll, ist nicht abzusehen, der jüngere Otto war der Sohn des ersten Besitzers, und unser Otto heisst in der Geschichte der zweite; der erste, sein Grossoheim, Enkel Poppo's I, war Bischof zu Speier und starb 1202. Auch diess ist blindes Nachbeten einer Notiz bei Krause, der sich hinwiederum auf eine Angabe von Hönns Coburgischer Chronik bezieht, wo es heisst: „1230 verkaufte Graf Otto der junge zu Bodenlauben (soll sonsten Graf Otto der 4. zu Henneberg gewesen sein) sein Schloss Hildenberg und Lichtenberg dem Stift Würtzburg umb 4300 Mark Silbers.“

Hätte der Verfertiger dieser Inschrift sich nur die kleine Mühe genommen, den Aufsatz Krausens aufmerksam zu lesen, so würde ihn die Stelle 217: „Nur dieses muss hiebey erinnert werden, dass man die zwey *Ottones de Bodenlauben*, die zu gleicher Zeit gelebt haben, nicht mit einander *confundiren* müsse“ — vor dem Irrthum behütet haben. Zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts war Otto der jüngere noch nicht geboren. Wahrscheinlich war die Burg bereits Hennebergisches Besitzthum, und Otto wählte sie ihrer schönen Lage halber oder aus andern Gründen zum Wohnsitz. Einer der Sangesgenossen Otto's, Gottfried von Nifen, erwähnt in einem Liede der Burg**).

Ir sült juch erlouben
ringens ûf der louben.
lât die linden louben.
ir sült mir gelouben
habt ir den gelouben
ir brechet Bottenlouben
liehter die stein want.

Sehr häufig erscheint die Burg Botenlauben in Urkunden. Zunächst in dem Verkaufsinstrument von 1234***), dann in der Dotationsurkunde von 1239†), wo Graf Otto und seine Gemahlin Beatrix das von ihnen gestiftete Kloster Frauenrode begaben, ferner bei der Ueberweisung anderer Leibgedingsgüter und Revenüen im Jahr 1242*), sowie bei Schenkung der Ministerialen, wahrscheinlich in demselben Jahre. Dieser Botenlauber Dienstleute waren nicht weniger als vierzig, nehmlich: Konrad aus Holzhausen mit Sohn und Tochter; Friedrich von Rennungen mit Frau und zwei Knaben; Albert aus Eltingshausen mit Frau und sechs Kindern; Heinrich, dessen Bruder, mit drei Kindern; Walkon mit sechs Kindern; Heinrich aus Nüdlingen mit zwei Kindern; Marquard mit zwei Kindern; Helmbold mit Frau und einem Knaben; die Frau von Sondheim mit vier Kindern**).

---

*) Beiträge zu der Historie des Frankenlandes und der angrenzenden Gegenden, gesammelt und herausgegeben von Johann Paul Reinhard, Bayreuth 1762. Th. 3. V. S. 209.

**) Vergl. von der Hagens Minnesinger. I. 54. XXVII. 3. und IV. 81. Die in demselben Liede Str. 1. erwähnte *stat ze Winden* ist das Städtchen Winden in Schwaben. Zwei *Henrici de Nifa* bezeugen eine Botenlauber Urkunde 1230. s. Urkundenbuch I. 12.

***) Urkundenbuch I. 18.

†) Daselbst 22.

Nachdem die Burg Würzburgisches Eigenthum geworden, wurde sie Burgmännern zur Obhut übergeben, die auf ihr wohnten und sich nach dem Gebrauche der Zeit nach ihr nannten. Schon 1250 erscheint in einer Frauenroder Urkunde ein Lampertus, genannt Marschall von Botenlauben***). Im Jahre 1259 am 6. Februar wurde, wie Spangenberg berichtet, eine Irrung zwischen Würzburg und Henneberg wegen Schweinfurts geschieden im *Palatio sub Castro Bodenleube*†). Krause meint, diess Palatium sei das Kastell Kisek gewesen, die alte Kissinger Burg, hierin irrt er aber gänzlich, denn die Lesart ist falsch, sie heisst gar nicht *in palatio*, sondern: *Acta sunt hec in placito sub castro Botenleuben*. Hier ist *Placitum* eine Fürstenversammlung. Das Original der betreffenden Urkunde liegt im Hennebergischen Gesammtarchiv zu Meiningen, sie ist gedruckt in Schöttgen und Kreyssig Diplomatarien II. 591 u. ff., in Gruner Opusc. II. 168 u. f., völlig correct aber im „Hennebergischen Urkundenbuch, herausgegeben im Namen des Hennebergischen alterthumsforschenden Vereins von Karl Schöppach.“ I. Meiningen 1842. 4. S. 25 f.

Gleichwohl hatte die Burg ein *Palatium*, das mehrmals erwähnt wird. Es erscheint im Lagerbuch ausdrücklich unter dieser Benennung bei Gelegenheit, dass die zwölf Morgen Weinberge, (die Burgseze) die früher Otto von Botenlauben seiner Gemahlin Beatrix zum Leibgedinge verschrieben hatte, durch Bischof Berthold zu Würzburg an Conrad von Schwanefeld und Albert von Obersfeld, jedem sechs Morgen, im Jahr 1286 vererbpachtet wurden, unter der Bedingung, in den ersten vier Jahren wegen neu anzulegender Anpflanzungen ein Drittheil, nachher aber die Hälfte aller Früchte dem Bischof und seinen Nachfolgern vor der Kelter zu liefern††). Da heisst es: „unsrer Weingärten, gelegen am Berge unter dem Schloss Botenlouben, genannt der Palas.“ u. s. w. Diese Bezeichnung bezieht sich hier auf den Theil des Schlosses, welcher der oder das Palas hiess. Es war diess das Hauptgebäude mit raumreichen Zimmern und Lustsälen, zu denen oft Freitreppen emporführten, nach Kräften der Erbauer mit Zierrath auch äusserlich ausgestattet: die Säle innen gemalt oder mit Teppichen behangen, mit geräumigen Fensternischen oder zierlichen Erkern, darin Steinsitze angebracht waren, auf welchen sammtne und seidene Polstersitze lagen, wo die Frauen gern weilten. Der Boden in deutschen Burgen war meist mit Estrich versehen, und wurde oft bei Festen mit grünen Binsen, Tannenreisern und Blumen bestreut; Säulen, meist von Holz, trugen die getäfelte Holzdecke. Die Fenster waren wohl in der frühern Zeit nicht überall von Glas, sondern ohne dieses, offen, und dann diente nur in schöner Jahreszeit der Saal des Palas zu festlichen Versammlungen. So möchte die Nibelungenliedstelle zu verstehen sein, wo von der Burg zu Pechlarn die Rede ist:

---

*) Urkundenbuch I. 25.

**) Daselbst 26.

***) Das. IV. 1.

†) Spangenberg: Hennebergische Chronik. Meiningen. (1755.) 4. S. 227 u. f.

††) Urkundenbuch III. 1.

Sie viengen sich behanden unde giengen dan
in einen palas witen: der was vil wol getân:
da diu Tuonouwe under hine vlôz
si sâzen gên den lufte und heten kürzewile grôz.

Das Dach des Palas, oft glänzend, mit glasirten Ziegeln gedeckt, leuchtete weit in die Ferne, so in Wilhelm von Oranse:

Sus reit der unverzagete
sô daz in niemen jagete,
unz er Oransch ersach
ûf dem Palas sin liebtez dach.

und hatte wohl auch noch einen flachen Raum hinter den Zinnen, wo ein Wächter umschauen konnte, oder es überragte ein Thurm zu solchem Behuf das Haupthaus*). Dahin deutet ja selbst in Otto's Gedichten eine Stelle, s. Buch der Lieder XIII. Str. 3. V. 3.:

ich hôrte liute singen den wahter ûf dem palas.

Und sollte nicht vielleicht von einer besonders prachtvollen Loube, einem offenen Portikus am Palas gar der Burgname sich herleiten lassen?

So im Wigalois 222 ff.

Ein palas het diu künegin
Daz was marmelsteinin.
Gezieret wol begarwe.
Von vierhande varwe
Rôt. brûn, weitin. (waidfarb. blau) unde gel
Daz hûs was sinewel.
Beliewet umbe und umbe wol.
(rund um belaubet.)

Einen solchen Laubengang byzantinischen Baustyls bringt lobenswerther Sinn eines deutschen Fürsten, des Erbgrossherzogs von Sachsen-Weimar-Eisenach Königl. Hoheit, für deutsches Alterthum am Palas, dem Haupthaus der ehrwürdigen Wartburg, aus alter Vermauerung in unsern Zeiten wieder erfreulich zu Tage und giebt, wo es nöthig, erneuend jenem Hause, darin unter Hermanns, des Sängerfreundes, Aegide die Minnesingerharfen klangen, eine seiner schönsten und edelsten Zierden wieder.

Im Jahr 1303 erscheinen eine Menge Feudalbesitzer auf Botenlauben und in der Umgegend. Ein Heinrich, Hurnink genannt, hat ein Burglehen und vierhundert Weingärten auf Botenlauben**); drei Brüder nennen sich nach der Feste***); ein C. Conrad) von Swanfelt

---

*) Vergl. den Aufsatz: Ueber Burgenbau und Burgeneinrichtung in Deutschland vom 11. bis 14. Jahrh. in v. Raumers histor. Taschenbuch 8r Jahrgang. Leipzig 1837. Eine ausführliche Erklärung von *palas*, obschon von dieser hier gegebenen zum Theil abweichend und sie erweiternd, findet sich in Benecke's Ausgabe des Wigalois S. 672 ff. und in seinem Iwein S. 322.

**) Urkundenbuch III. 2.

***) Daselbst 3.

empfängt für ein Burglehen daselbst 11 Morgen[*]). Einer, Namens Schreck, nennt sich auf Botenlauben. Ein anderer, Crüzzing, hat Weinland am Burgberge, Heinrich von Büchenberg desgleichen[**]). Heinrich von Poppenhausen hat ebenfalls zu Botenlauben ein Burglehen, und Fritzo Büchner desgleichen[***]).

1317 wird eines Allodiums für ein Burglehen zwischen der Stadt Kissingen und dem Castrum Botenlauben erwähnt, in demselben und dem folgenden Jahre finden sich namhaft gemacht Theoderich von Obersfeld, Konrad Hyrninc und Friederich, genannt Buchener, als Botenlauber Burgmänner, *castrenses*[****]). 1319 erscheinen als Castrenses Warmud, und Wolfram, genannt Hurning [†]).

1322 tritt Warmud von Heustreu, *armiger*, als Burgmann auf[††]). 1332 besassen die Brüder Markert, Dietz und Berthold von Botenlauben Würzburgische Lehen in dortiger Gegend[†††]). 1333 kommen Aplo (Apollonius) von Eltingshausen nebst dem schon genannten Fritzo, Buchener und H. von Swanfeld mit seinem Bruder Konrad vor[††††]). 1335 kommt Konrad von Swanfeld noch einmal vor[a]) 1341 wurde vom Bischof Otte Apel Kuring als Burgmann aufgenommen[b]), der sich auch 1353 noch findet[c]).

1354 erscheinen die Brüder Eberhard und Richard von Maspach[d]). Im Jahr 1356 verkaufte wiederkäuflich Bischof Albrecht zu Würzburg das Amt Botenlauben und die Bete zu Neustadt für 2540 Pfund Heller Schuld und 240 Pfund Heller jährlicher Gült an den Ritter Lutz von Thüngen und seine Söhne. In der darüber ausgestellten deutschen Urkunde ist zum ersten Male von einem Amt Botenlauben die Rede, auch theilt sie mit, dass beredet worden sei, es sollten die Käufer und ihre Erben in der Feste Botenlauben und namentlich in einem Hause sitzen (wohnen), das für einen Amtmann geeignet sei. Wäre das nicht vorhanden, so sollen die Käufer es für 200 Pfund Heller bauen, und beim Wiederverkauf die daran gewendete Summe zurückerstatten. Dem Amtmann sollen auch nach Gebühr alle Nutzungen und Gefälle der Burg eingeräumt sein, darunter die ihm gebührenden Nutzniessungen und zufallende Abgaben zu verstehen sind[e]).

1366 kommt ein Johannes von Swaanfeld vor[f]); in demselben Jahre hatte Konrad von Coburg ein eigenes Haus auf der Feste, und ihm folgte 1368 als Erbburgmann Reinhard von Massbach[g]). Gleichzeitig erscheint ein Dietrich von Bibra[h]). 1373 übergiebt Konrad von Coburg sein Haus dem Hochstift Würzburg. Im folgenden Jahre erscheinen Herren von Buchenau als Botenlauber Burgmänner, die ihre Güter zu Buchenau dem Hochstift Würzburg zur Erkenntlichkeit es frei, denn wir wollen und müſſen Solches wiſſen!"

---

[*] Urkundenbuch III. 4.

[**] Daselbst 5.

[***] Daselbst 6.

[****] Daselbst 7—12.

[†] Daselbst 13. 14.

[††] Daselbst 15.

[†††] Archiv des histor. Vereins für den Untermainkreis. 1. Bd. 1. Heft. S. 152.

[††††] Urkundenbuch III. 16. 17. 18.

[a] Daselbst 19.

[b] Archiv a. a. O. S. 153.

[c] Urkundenbuch III. 20.

[d] Daselbst 21.

[e] Daselbst 22.

[f] Daselbst 23.

[g] Archiv a. a. O.

[h] Urkundenbuch III. 24.

„Verflucht ſei Eure Zunge, Monſtedt, und verflucht Euer falſches, böſes, lügneriſches Herz!" donnerte Heinrich Kellner. „Diebiſcher, niederträchtiger und verrätheriſcher Weiſe wird mir Schuld gegeben, daß ich Kapellendorf heimlich verkauft!'

„Und doch habt Ihr das gethan ohne Vor-Wiſſen einer Gemeinde, und das könnt Ihr nicht läugnen!" ſchrie Monſtedt grimmig, und es wurde immer unruhiger und ängſtlicher in der Verſammlung.

„Es iſt ſo, wie Monſtedt redet," nahm der alte Röſſing wieder ernſt das Wort: „es iſt ſo, Ober-Vierherr, was ſagt Ihr darauf? Könnt Ihr es läugnen."

Kellner war aufs Höchſte gereizt, kaum hielt er ſich, daß er nicht das Schwert zog, und auf Monſtedt einhieb! — „Wer," ſchrie er wüthend; „wer iſt die Gemeinde?" und ſein Auge durchblitzte fragend den ganzen Kreis der Zuhörer.

Da wurde es wieder ſtill im Saal, und erſtaunt und überraſcht von der ſeltſamklingenzuvor lehnbar gemacht hatten*). Zugleich mit ihnen hat Endres von Eltingshausen ein Burggut zu Botenlauben**). Im Jahr 1375 verkaufen 6 Gebrüder von Katza um 1100 Pfund Heller alle ihre Besitzungen und Gefälle auf und in Botenlauben, die sie von ihrem Vater ererbt, an Hans von Kissingen, seine Frau und seine Erben***).

Auch Henneberg sollte sich des ihm durch allzugrossen Frommsinn entzogenen schönen Besitzthums wieder eine Zeitlang erfreuen. Bischof Johann von Egloffstein verpfändete in Geldverlegenheiten am 29. Mai 1402 Schloss und Amt Botenlauben an den Grafen Friedrich von Henneberg um 2800 Gülden, mit dem Beding, dass Friedrich seinen Ansprüchen auf das Schloss Aschach entsagen sollte. Dieses nachbarliche stattliche Hennebergische Schloss, die Stammburg der Linie, welcher Friedrich angehörte, war, man weiss nicht genau auf welche Art, bereits in Würzburgischen Besitz gerathen, und es lag dem Bischof daran, fernere Ansprüche der Grafen zu entkräften. Daher wurde Botenlauben gern als Pfand hingegeben. Dabei blieben aber, wie aus der Urkunde erhellt, nichts desto weniger Würzburgische Burgleute auf Botenlauben, welche nur zu geloben hatten, dem Grafen unschädlich zu sein****). 1407 reversirte ein Burgmann, Hermann von Eberstein, gegen den Bischof Johann, dass dieser ihm nunmehr wegen der von ihm unternommenen Bauten im Kostenbetrag von 400 Gulden, wegen Zahlung an den Grafen von Henneberg nichts mehr schuldig sei†). Friedrich hoffte, die Burg mit ihren Zugehörungen, auf der einer seiner berühmtesten Vorfahren gewohnt hatte, sich und den Seinigen zu erhalten, daher wurde 1409 ein Vertrag mit dem Bischof errichtet, nach welchem, so lange Friedrich und sein Sohn Georg I lebten, die Burg nicht abgelöst werden sollte; stürben sie aber beide ohne Lehenserben, so solle das Stift bei der Wiederlösung 1000 Gulden minder erhalten††).

Himmelfahrt 1435 empfing Graf Georg von Henneberg vom Fürstbischof Johannes die Lehen über ein Burggut zu Botenlauben und andere Güter, die ihm Kirsten von Witzleben verkaufte†††).

Die Lehen der Burgmänner Konrad von Coburg und Reinhard von Massbach hatte später Hans von Brun inne, der sie im Jahre 1445 an den Bischof mit der Bitte übergab, solche dem Grafen von Henneberg zu überweisen††††). Die Hoffnung der Henneberger erfüllte sich nicht. Der Würzburger Fürstbischof Rudolph von Scherenberg löste mit Sorgfalt die Stiftsgüter ein, die seine Vorgänger sorglos verpfändet hatten, so auch Botenlauben. Er konnte aber nicht umhin, Schloss und Amt anderweit zu verpfänden, und zwar an Heinz von Steinruck, der 2000 Gulden zur Wiedereinlösung darlieh, und als Amtmann vier Jahre das Schloss besass. Es war dem Vertrage die Bedingung beigesetzt, dass bei der Wiedereinlösung nur 1500 Gulden bezahlt werden sollten, für das Uebrige musste sich also der Amtmann an Zinsen und Gefällen erholt haben, gleichwohl war dem Stift Oeffnung, Reise und Bete vorbehalten.

---

*) Archiv a. a. O. S. 153.

**) Urkundenbuch III. 26.

***) Daselbst 27.

****) Schultes, dipl. Gesch. d. H. H. I. S. 351. Urkundenbuch III. 28. Archiv a. a. O. Stammtafel 26.

†) Archiv a. a. O. S. 153.

††) Daselbst S. 153.

†††) Urkundenbuch 29. 30.

††††) Archiv a. a. O. S. 154. Krauss in Reinhardt S. 222.

Der Vertrag wurde 1474 abgeschlossen, und 1478 das Schloss vom Fürstbischof Rudolph eingelöst, der es an Reinhard von Steinruck aufs Neue auf drei Jahre verpfändete, mit Vorbehalt der Erbhuldigung, Landsteuer, Abzug und Nahrung*).

1476 entstand über ein unter die Zugehörungen der Burg zählendes Fischwasser Irrung zwischen dem Bischof zu Würzburg und dem Grafen Otto von Henneberg, Enkel Friedrichs I., welche Bischof Philipp von Bamberg zu Gunsten des Letztern schlichtete**).

Die von Steinruck***) scheinen sich des Amt- und Burgbesitzes lange erfreut zu haben. Erst 1521 löste Bischof Konrad von Thüngen es von ihnen gegen 3000 Gulden ein. Wilhelm und Moritz von Wiesenthau besassen 1522 dort noch ein Burggut, auch dieses kaufte ihnen der Bischof ab und nun hatte das Stift Burg und Amt als lehenfreies Eigenthum. Der Hof unter der Burg wird in unsern Urkunden ausser dem Vorbehalt im ersten Verkaufsbrief nicht erwähnt, es scheint fast, als sei er Eigenthum der Henneberger geblieben, denn noch 1542, nachdem die Burg zerstört war, besassen sie Unterbotenlauben, und die Grafen Berthold und Albrecht verglichen sich bei ihrer Theilung, dieses und einige andere Güter ungetheilt zu behalten†).

Der Bauernkrieg bereitete der stattlichen Burg den Untergang: als Würzburgischer Burgmann sass Kunz von Steinruck noch auf Botenlauben; der Haufe von Aura suchte, wie die Sage geht, das Schloss zu überwältigen, doch die festen Mauern und die Abwehr der Belagerten vereitelten das Bemühen der Bauernrotte. Da wurde zur List die Zuflucht genommen. Es fand sich ein verrätherischer Koch, der gegen guten Lohn versprach, nächtlicher Weile das Thor zu öffnen, und dann durch Hacken auf dem Küchenbrete das Zeichen zu geben, die Burg sei eröffnet. Es geschah und der Ueberfall gelang. Der Koch empfing den Verrätherlohn und noch eine gebührende Zugabe. Die Bauern stachen ihm beide Augen aus und warfen ihn in die lodernden Flammen††). Die örtliche Sage kündet, dass der Koch zur Strafe seiner Verrätherei noch heute büssend in dem öden Burggemäuer wandern müsse. In stürmischen Nächten höre man das Hacken des Küchenbretes eintönig aus den Ruinen erschallen.

Als der Bauernkrieg vorüber war, erschienen zu Würzburg beim Landtag auch Deputirte von Botenlauben, und bei der neuen Huldigung, nachdem Bischof Konrad von Thüngen sein furchtbares Strafamt im ganzen Hochstift geübt, wurde auch Botenlauben nach Werneck beschieden†††).

Das Amt Botenlauben bestand auch nach der Zerstörung des Schlosses noch fort. Sein Wappen blieb der Doppeladler über den Schachfeldern.

Zu den fränkischen Adelsfamilien, die noch bis in die neuern Zeiten mit Lehnstücken an Botenlauben von den Würzburgischen Bischöfen belehnt wurden, gehörten auch die Freiherren von Bibra zu Schwebheim. Vier ihrer Lehenbriefe lagen uns im Original vor, der älteste von 1750 ist von Bischof Carl Philipp und hat die Aufschrift: Lehen Brieff *Johann Philipps* Freiherrns von *Bibra* zu Schwäbheim *über* Sein gebührendes *Successions*-Recht, an denen Lebenstücken zu Höchheim, Bodenlauben, Ottelshausen und Oberwerrn. *Collat. Anno* 1750. Er schliesst die Reihe unserer die Burg betreffenden Urkunden, da der Abdruck aller nicht von Nöthen erschien, indem ihr Inhalt fast ganz gleichlautend ist *).

---

*) Archiv a. a. O. S. 154.

**) Daselbst S. 154.

***) Wahrscheinlich aus dem Geschlechte der Herren von Steinau, genannt Steinruck, deren Vorfahren mit den Edlen von Ebersberg, Brandau u. A. im Fuldischen Gebiete sich als Raubritter einen übeln Namen machten, 1271 den Abt Bertho II von Fulda erschlugen und hart dafür büssen mussten.

†) Archiv a. a. O. S. 155.

††) Gottschalks Ritterburgen, 7r Bd. S. 107, nach Jäger: Beschreibung der Stadt Kissingen u. s. w.

†††) Fries: Wurzburg. Chronicon. fol. 903.

Der zweite, von 1755, für denselben Freiherrn ausgestellt ist von Fürstbischof Adam Friedrich zu Bamberg und Würzburg unterm 25. Juli ausgefertigt.

Der dritte von Fürstbischof Franz Ludwig zu Bamberg und Würzburg hat die Aufschrift: Lehen-Brief derer Samentlichen Gebrüdern, Freyherrn von *Bibra* zu Schwebheim über ihr Mitbelehnungsrecht an denen Lehenstücken zu u. s. w. wie oben. Er datirt vom 28. Januar 1780 „und *respée* den zwölften Monatstag *Septembris* des zwey und achtzigsten Jahrs."

Der vierte „Lehenbrief für Sämmtliche Gebrüder Freyherren von Bibra zu Schwebheim über u. s. w." ist unter Georg Carl, Bischof zu Würzburg u. s. w. Dat. 12. Januar 1796 ausgefertigt. In neuester Zeit hatte eine nicht unglückliche Speculation dem interessanten, aussichtreichen und geschichtlich so anziehenden Hochpunkt in der Nähe Kissingens, der Ruine Botenlauben, eine Anziehungskraft mehr dadurch verliehen, dass eine freundliche ländliche Restauration mit geräumigem Saal u. s. w. dicht unter die Ruine hingebaut wurde, wo die Besucher des Ortes reinliche und gute Bewirthung fanden. In dem Saal hatte eine befreundete Hand die Bilder der Grabmäler von Otto und Beatrix und das colorirte Bild im Manessischen Codex in gleicher Grösse mit dem Original, gleichsam wie Votivtafeln und zur Erinnerung an die abgeblühte Zeit schmückend aufgehangen. Aber im Winter von 1843 auf 1844 ist das Haus bis auf die Mauern niedergebrannt worden, und es scheint sich Ruine zur Ruine gesellen zu sollen.

---

*) Urkundenbuch III. 31.

V.

GESCHICHTE DES CISTERCIENSER-NONNEN-KLOSTERS FRAUENRODE.

Das Kloster Frauenrode ward durch Otto und Beatrix von Botenlauben in Folge eines Ereignisses, das nur die Tradition aufbewahrte, um 1232 begründet. Die frommen Gatten, auf irdische Erben nicht mehr zählend, erwarben im November 1231 vom Bischof Hermann zu Würzburg den Platz in der Nähe einer Stätte, auf welcher früher eine Burg mit Namen Burkartrode gestanden hatte, um darauf ein Kloster zur Ehre Gottes und des heiligen Kilian und seiner Gefährten zu gründen, und dasselbe mit gottergebenen Frauen zu besetzen *). Die Stätte lag in dem grossen Salzforst, in einer waldigen Thalrinne, und der Graf gab einige Grundstücke zu Eggenhausen dafür. Der Name, den das Kloster empfing, war „der heiligen Frauen Rod, *Novale sanctae Mariae.*" Zeitig genug mögen sich, nachdem der Bau vollendet war, Kloster-Jungfrauen und -Frauen eingefunden haben, denn schon im Jahr 1234 begabte der Gründer das Kloster mit den Zehnten aller seiner Güter und Besitzthümer an Geld-Zinsen, Vieh, Wein, Getraide u. s. w. Die darüber ausgestellte Urkunde vom 7. März 1234 nennt nicht den heiligen Kilian als Patron, sondern es sei in die Ehre Gottes und der heiligen Jungfrau und aller Heiligen geweiht **). Da gleichzeitig unterm 4. März der Graf Burg und Herrschaft Botenlauben an Würzburg verkauft hatte, so vermachte er noch überdiess dem Kloster Frauenrode 1000 Mark von der Kaufsumme, und stellte darüber, doch erst am 13. Februar 1239, mit seiner Gemahlin eine feierliche Urkunde aus ***), in der er aussprach, dass er diess zu ihrem beiderseitigen Seelenheil thue, und an ihren Gedächtnisstagen Seelenmessen dafür gelesen wünsche, und zwar mit eben so viel Feierlichkeit, als sie bei den verstorbenen Herren Bischöfen und jeglichem andern verstorbenen Edlen von den Canonikern beobachtet würden.

Der Gründer wurde nicht müde in seiner wohlthätigen Fürsorge für Frauenrode. Die Burgstätte von Burkartrode scheint wieder wohnlich gemacht worden zu sein, und es hatten dieselbe Leute inne, welche das Kloster und dessen Besitzungen schädigten. So wurde der Papst Gregor IX um Schutz angesprochen, und unterm 7. Junius 1234 befahl dieser dem Erzbischof zu Mainz und dessen Stiftsvogt, die Räuber zum Ersatz dessen, was sie dem Kloster genommen, bei Strafe des

---

*) Urkundenbuch I. 17.

**) Daselbst 19.

***) Daselbst 22.

Bannes anzuhalten. Ferner erwirkte Otto von Botenlauben im Jahr 1244 einen Bann- und Schirmbrief von Bischof Hermann, in dessen Folge Burkartrode nie wieder aufgebaut werden durfte, nachdem es aufs Neue zerstört und in Trümmer gelegt war. Der Bischof drohte jedem, der es wägen würde, das Kloster ferner zu beunruhigen, mit der kirchlichen und weltlichen Macht *). In eben diesem Jahre begabten Otto und Beatrix das Kloster mit ihren Besitzungen zu Wolfmannshausen, Ipfhausen, Fuchstadt, Löffelsterz, Steinach, Hesselbach, Winden, Aschach, Sulzthal, Stangenrod, Wollbach und dem Burgschädel dicht über dem Kloster **). Der jährliche Ertrag dieser Wolfmannshauser Güter, welcher nun dem Kloster zu Gute kam, war nicht gering, er bestand in 23 Schweinen, 23 Malter Waizen, 69 Malter Korn, 46 Malter Hafer, 14 Schillingen und 90 Hennen. Die Ipfhauser Huben gewährten 5 Schweine, 3 Malter Hafer und 15 Hühner. Fuchstadt lieferte 42 Denarien an Geld. In Löffelsterz und Hesselbach trug die Gerichtsbarkeit Geld ein, Steinach und Hesselbach gewährten überdiess 10 Talente Denarien, 12 Malter Korn, 1 Malter Waizen, 1 Schwein. Winden und die Mühle zu Aschach zinsten jährlich an das Kloster 12 Schilling, 4 Denarien; fünf andere Lehen gaben 55 Denarien, 2½ Malter und 1 Simmer Hafer. Sulzthal gewährte 40 Denarien und den Ertrag der Weinberge. Wollbach ganz und Stangenrod halb gaben 3 Talente und 35 Schilling. Die vielen eigenen Leute, die dem Kloster mit ihrer Hände Arbeit dienen mussten, bildeten ebenfalls eine nicht unbedeutende Zugabe.

Das Jahr 1244 aber, in welchem diese reiche Dotation Statt fand, war des frommen Klostergründers Todesjahr. Schon die Urkunde der oben angeführten Schenkungen athmet, wie bereits oben im Leben Otto's gesagt worden, einen eigenthümlichen feierlichen Geist, sie bildet gleichsam den Eingang eines Testamentes mit Hindeutung auf das Verlassen irdischer Güter, um himmlische dafür einzutauschen, und verdient mindestens im Bezug auf ihren Eingang Uebertragung für solche Leser, welche der lateinischen Sprache nicht kundig sind, oder deren Sache die Lektüre diplomatischer Aktenstücke nicht ist:

> „Im Namen der heiligen und untheilbaren Dreieinigkeit! Hermann von Gottes Gnaden Bischof zu Würzburg allen Christgläubigen zu dauerndem Gedächtniss. Siehe es kommt der ewige Herr und Gott, der des Himmels Festen gegründet, und ruft uns mit des Erzengels und der Gerichtsposaunenstimme des jüngsten Tages zu jener allgemeinen Versammlung, auf dass er allen den Lohn zuwäge, den sie verdienen. Glückselig daher und vielfach gesegnet die, welche eingedenk sind, Gutes zu säen in die Gegenwart, um in der Zukunft zu ärnten! — Dessen eingedenk und davon bewegt hat der edle Graf Otto, genannt von Botenlauben, mit dem Wunsche, sich die guten Vorgänger zu befreunden, die ihn nach Ablegung dieser Sterblichkeit aufnehmen in die ewigen Hütten, um mit den Auserwählten zur Rechten versammelt zu werden, zu Ehren des allmächtigen Gottes und seiner Gebährerin, der ewigen Jungfrau Maria, sein Eigenthum, das Dorf Wolfmannshausen u. s. w. u. s. w. dem Kloster Frauenrod mit Einverständniss seiner glückseligen Gattin Beatrix zum Eigenthum geschenkt und übergeben.“

Der Schluss der langen Urkunde bekräftigt diese Schenkung und spricht Segnungen über die Geber aus.

---

*) Urkundenbuch I. 29.

**) Daselbst 30.

Im darauf folgenden Jahre wird in einer Urkunde*), in welcher Bischof Hermann der Gräfin Beatrix ein Unterpfand für eine Schuld von 50 Mark Silber, die an Graf Otto vom Bischof versetzten Stiftsgüter zu Etleben, die jährlich an Renten 40 Malter Korn und Waizen, 12 Malter Hafer und 6 Talente lieferten und zu 100 Mark angeschlagen waren, anweist, des Grafen Otto mit dem Beisatze guten Andenkens gedacht, wie seine Wittwe und edle Matrone genannt.

Da nun der Gründer und erste Wohlthäter des Klosters gestorben war, fanden sich andere Wohlthäter, unter ihnen Graf Hermann von Henneberg; er bewilligte dem Kloster die Zollfreiheit in seinem ganzen Lande, aus Ehrerbietung und Liebe zur heiligen Gottesmutter Maria und zum seligen Gedächtniss Otto's, weiland Grafen von Botenlauben, unterm 21. Juni 1247**). Die Urkunde ist zu *teneberg* ausgestellt, möglich, dass sich Graf Hermann damals gastend auf diesem Thüringerlandgrafenschloss aufhielt, nach welchem sich Landgraf Hermann meist geschrieben.

Der Bischof hatte den Kaufschilling für die Herrschaft Botenlauben noch nicht ganz abgetragen, vielmehr schuldete er dem Kloster noch 750 Mark Silbers. Da forderte nun Otto der jüngere, als *frater provisor*, mahnend die Abtragung dieser Schuld und Erfüllung des väterlichen Vermächtnisses, worauf Bischof Hermann mehrere Stiftsgüter zu Eggenhausen und die Zehnten zu Machtolshausen und Elfershausen dem Kloster verpfändete, und zwar wiederlöslich für 500 Mark Silbers; zugleich wurden Namens des Stifts dem Klosterprovisor Holz- und Viehzoll nebst der Bete zu Würzburg in der Art überwiesen, dass er vom Ertrag der Zölle in den nächstfolgenden zwei Jahren zusammen 100 Mark und von der Bete 150 Mark beziehen solle. Nun wurde das Stift in einer feierlichen Urkunde von aller Verbindlichkeit gegen das Kloster entbunden***) (12. Juli 1247). In der betreffenden Urkunde wird zum erstenmal der deutsche Name Frowenrode gebraucht.

Der Bischof zeigte sich Frauenrode ferner günstig, indem er in demselben Jahre gestattete, alles dem Kloster nöthige Bauholz im Salzforst hauen zu lassen, auf Bitten des Bruder Otto, weiland Grafen von Botenlauben, der Aebtissin und des Convents zu Frauenrode†).

Ferner vermachte der vorhinerwähnte Graf Hermann von Henneberg dem Kloster zu seinem Seelenheil 24 Mark Silbers, wofür er das Dorf Winkels wiedereinlöslich versetzte. Der Provisor, Bruder Otto, unterschrieb die Urkunde als Zeuge††).

Bald wuchs nun des Klosters Ansehen mit seinen Mitteln, es konnten bereits neben den Schenkungen günstig gesinnter Wohlthäter käufliche Erwerbungen von Revenuen und Grundstücken gemacht werden, und es ist anziehend, dieser wachsenden Macht des Reichthums eines Klosters an der Hand der Geschichte zu folgen, dessen Stätte jetzt kaum noch gefunden wird. Die Aebtissin Elisabeth erkaufte 1250 vom Ritter Albert, Herrn zu Trimberg, den Zehnten zu Elfershausen, dagegen machte dieser dem Stift Würzburg, dem der Zehnt lehntete, seine Mühle in Westheim zu Lehen, welchen Kauf Bischof Hermann genehmigte†††).

---

*) Urkundenbuch I. 31.

**) Daselbst 32. Stammtafel 14.

***) Daselbst 33.

†) Daselbst 34.

††) Daselbst 35. Mit diesem Dokument schliesst die Reihe der Urkunden der Grafen von Botenlauben, und es beginnt eine neue Folge direkt auf Frauenrode bezüglicher Diplome.

†††) Urkundenbuch IV. 1.

Im Jahr 1252 vermachte Graf Heinrich von Henneberg dem Kloster die Zehnten in Burkartrode und Wolbach, die er vom Hochstift zu Lehen trug, und welche die Brüder von Bastheim von ihm hatten, dem Kloster, und der Bischof confirmirte diese neue Schenkung[*].

Papst Alexander IV bestätigte im Jahr 1255 die von seinen Vorgängern bereits ertheilte päpstliche Immunität. Die Klosterbesitzungen erstreckten sich bereits über die Orte Wolbach, Stangenrode, Wolfmannshausen, Löffelsterz, Steinach, Hesselbach, Eggenhausen, Nutlingen, Elfershausen, Mechtilshausen, Ipthausen, Gaden und Aschach[**]. Unterm 10. April 1264 wurden vom Bischof Iring zu Würzburg die Schenkungen Otto's von Botenlauben an Frauenrode bestätigt, und in demselben Jahre schenkten Albert Voit von Herlingsberg und Heinrich sein Sohn dem Kloster ihr Dorf Stangenrode mit aller Zugehörung zum frommen Gedächtniss ihres Verwandten Theoderich von Burkartrode, doch auf Wiedergabe gegen eine Einlösungssumme von 10 Mark Silber[***]. Am 12. Februar 1272 verkaufte die Aebtissin zu Frauenrode die Klosterbesitzungen zu Gaden bei Würzburg gegen einen Hubhof zu Gauenheim an das Kloster Ebrach[****]. 1275 bestätigte Graf Berthold von Henneberg das Kloster im Besitz aller Güter zu Wolfmannshausen, die demselben sein Oheim seligen Gedächtnisses Graf Otto von Botenlauben verliehen habe, und sein lebender Ohm Graf Hermann unterschrieb das zu Münnerstadt ausgestellte Dokument als Zeuge[†]. Hermann der Jüngere, Graf von Henneberg, nahm zwei Jahre später Frauenrode in seinen besondern Schutz, erneute dessen Rechte über Wolfmannshausen und erwähnte unsern Minnesänger als seinen geliebtesten Ohm, den berühmten *(illustris)* Grafen von Botenlauben. Die Urkunde wurde zu Aschach am 26. April 1277 ausgestellt[††]. Fast gleichzeitig kaufte das Kloster von dem Ritter Rudolph von Heustreu einen Zehnten auf 13 Huben zu Fridrit um 30 Mark Silber, den der Ritter von Konrad, Herrn zu Trimberg verafterlehntet erhalten, wogegen Rudolph seine Güter in Heustreu zu Afterlehn des Stifts machte.

Im Jahr 1281 bewilligte Heinrich Graf von Castell den Verkauf des ihm lehnbaren halben Zehnten zu Eggenhausen an Frauenrode[†††]. Die Erwerbungen dauerten fort. Vom Bürger Ebelin zu Hammelburg und seiner Frau Katharina kaufte Aebtissin Kunigunde von Münnerstadt ein Zehntviertheil zu Fridrit und eine Zehenthälfte zu Eggenhausen um 70 Talente Heller, doch mit Vorbehalt des lebenslänglichen Genusses dieser Zehenten für die Verkäufer, und unter der Bedingung, dass nach deren Ableben alljährlich nach St. Jakobstag den Augustinern zu Münnerstadt 1 Malter Waizen, und 4 Malter dem Siechenhaus zu Frauenrode verabfolgt werden sollten. Der Jahrestag jener Gatten sollte mit Vesper, Vigil und Seelamt begangen werden, und die Klosterfrauen sollten eine Spende an Wein, Fischen und Weissbrot empfangen.

Unterm 2. October 1281 kaufte das Kloster die Zehenthälfte in Eggenhausen von Ritter Otto von Fuchsstadt.

---

[*] Urkundenbuch IV. 2. Stammtafel 13.

[**] Archiv des historischen Vereins für Unterfranken und Aschaffenburg. 5r Bd. 2s Heft. Würzburg 1839. Geschichte des Klosters Frauenrode. Aus Urkunden von Dr. Jäger, gewes. Pfarrer in Pföring an der Donau. S. 56—100. Sehr dankenswerthe und gründliche Arbeit, nur irrig im Bezug auf Otto's von Botenlauben Söhne, indem zwei Otto's angeführt werden.

[***] Urkundenbuch IV. 3.

[****] Jäger a. a. O. S. 161.

[†] Urkundenbuch IV. 4. Stammtafel 15 und 14.

[††] Daselbst 5. Stammtafel 16.

[†††] Daselbst 6.

Im Jahr 1284 war eine Tochter Alberts von Oberfeld, die Kunigunde hiess, Klosterfrau in Frauenrode, der zu Liebe ihr Vater den Ertrag einer Hube zu Machtelshausen, 10 Schilling Denarien und 1 Malter Waizen schenkte. Die Aebtissin war damals Hedwig von Rotenfels, gegen die sich Ritter Volcnad von Herbilstadt verpflichtete, seine Grabstätte in Frauenrode zu wählen, und dagegen sein Pferd und seine Waffen zu übergeben. Auch seine Gattin Sophia wählte 1285 dort ihre Grabstätte, und wendete dem Kloster drei Huben zu Heina bei Römhild zu (einem Stammsitz derer von Herbilstadt), welche drei Schweine abwarfen, um dafür Jahrtage zu ihrem Gedächtniss zu halten. Der Domcantor und Capitular Simon (?) zu Würzburg trat seine Abteigefälle von Albertshausen in demselben Jahre dem Kloster ab [*].

Graf Hermann von Henneberg und sein Sohn Poppo bestätigten 1286 ein Legat von drei Morgen Weinberge bei Nütlingen, die der Priester Rupert, genannt Hönlin, Vicar zu Hildburghausen, dem Kloster Frauenrode schenkte [**]. Im Jahr 1287 befreite Konrad, Herr zu Wiltberg, zwei Huben zu Nütlingen zu Gunsten des Klosters von der Lehenseigenschaft, und stellte das Dokument darüber zu Münnerstadt unterm 14. März d. J. aus [***]. Ebenso übergab Irmengard, Wittwe des Kranzo, 1287 sechs Güter in Wittighausen mit einer Jahresrente von 14 Schilling, 5 Osterlämmer, 18 Hühner, die sie als Heirathsgut im Werthe von 20 Mark empfangen, dem Kloster zum Seelengeräthe, und wählte dort ihre Grabstätte. Berthold von Rotenkolben aus Neustadt übereignete 14 Morgen Wiesen zu Boklet zum bessern Unterhalt der Nonne Gertrud, seiner Tochter. Von Johann von Malkos wurde ein Gut zu Elfershausen um 18 Mark Silbers verkauft [****]. Das Jahr darauf brachte wieder eine Schenkung des Grafen Poppo von Henneberg, der an Frauenrode den Zins und alle Gerechtsame, die er zu Löffelsterz hatte, abtrat und sich in das Gebet der Frommen empfahl. Das Dokument datirt vom 18. Mai 1288 [†].

Ferner erwarb das Kloster im Jahr 1289 käuflich die Güter Heinrichs von Herlingsberg und seiner Verwandten zu Burkartrode mit allem Zubehör um 10 Mark reinen Silbers [††]. Gleichzeitig verkaufte Isentrud, Hartungs Wittwe, ihren Güterantheil in Burkartrode um 10 Mark Silber gegen lebenslänglichen Rentengenuss und Ablösbarkeit für 21 Mark Silbers.

Karl von Münnerstadt verkaufte am 29. September 1290 sein Eigenthum zu Eggenhausen um 6 Pfund Heller an Frauenrode.

1292 starb Graf Hermann II von Henneberg, der Gründer der Aschacher Linie: er wurde zu Frauenrode begraben, und seine Wittwe stiftete ihm eine Seelenmesse mit Vigil und den Klosterfrauen eine Mahlzeit [†††].

Der obengenannte Konrad von Wiltberg übereignete ferner im Jahr 1292 einige ihm früher lehnbare Güter zu Poppenlauer dem Kloster. Auch das deutsche Haus in Münnerstadt verkaufte unterm 4. Januar 1293 dem Kloster sein Eigenthum in Herbsfeld um 28 Mark Silber.

---

[*] Jäger a. a. O. S. 62. 63.

[**] Urkundenbuch IV. 7. Stammtafel 14 u. 18.

[***] Daselbst 8.

[****] Jäger a. a. O. S. 64.

[†] Urkundenbuch IV. 9. Stammtafel 18.

[††] Daselbst 10.

[†††] Daselbst 11.

Am 10. August 1293 stellten die Würzburger Domherren Friedrich von Hohenberg und Wolfram von Linach einen von den Capitularen Gregor und Rudolph von Hurnheim unrechtmässiger Weise innegehabten Zehnten in Elfershausen, Ostheim genannt, dem Kloster Frauenrode wieder als Eigenthum zu.

Im darauf folgenden Jahre, am 28. August 1294, wuchsen durch Markard Rankelin, zwei Dietrich, Berthold und Heinrich Huwe und die Wittwe Jutta Eischenborn dem Kloster neue Gefälle von 5 Hufen in Ipthausen zu, nämlich 5 feiste Gänse, jede 1 Schilling werth.

1295 übergab Konrad von Spiessheim einige Güter in Fuchstadt und Salzthal, die eine Rente von 6½ Pfund Heller einbrachten, zur bessern Verpflegung der Nonnen an den vier Frauentagen: Mariä Verkündigung, Heimsuchung, Reinigung und Himmelfahrt.

Am 1. März 1296 verkauften zwei Brüder Marhold und Konrad, Bauern zu Boklet, zwei Morgen Artland an das Kloster, für 22 Schilling Heller, und am 2. August dieses Jahres wurde ein anderer Ankauf, die Zehenthälfte zu Eggenhausen von Heinrich von Flache durch Bischof Mangold von Würzburg genehmigt.

Konrad von Schweinfurt und Erdmund, seine Gattin, übergaben zu besserer Pflege ihrer Tochter Kunigund, die in Frauenrode Nonne war, vier Morgen Weingärten bei Nütlingen, 15. August 1297.

Das Jahr darauf unterm 8. Mai 1298, räumte Graf Heinrich der jüngere von Castell, der erst unzufrieden war mit dem Verkauf des Eggenhauser Zehnten durch Heinrich von Flache, und mit dem dieser seine Burgmänner, den Ritter Heinrich von Ruitbach, Kylholz, und Brunward und dessen Bruder, genannt Hüsselein, belehnt hatte, mit Zustimmung dieser Lehnträger, dem Kloster den Zehnten wieder ein*). Dann kaufte das Kloster von der Wittwe des Kriegsmannes Hurnig oder Hürnig, Mechtild, und ihren Söhnen Aplo (Apollonius) und Wolfram die Dörfer Strahlsbach und Goldberg, nebst dem Zehnten im letztern um 200 Pfund Heller am 1. Mai des Jahres 1300. Die sehr ausführliche Urkunde über diesen Kauf wurde zu Münnerstadt ausgefertigt, mit dem Stadtsiegel besiegelt, und von vielen Zeugen unterschrieben**).

Fast gleichzeitig befreite Konrad von Wiltberg im Einverständniss mit seiner Gemahlin Agnes einige der vom Kloster Frauenrode erworbenen Güter zu Katzenbach und Hausmannsrode von dem Lehensverband.

Ganz besonders reich flossen die Heilquellen der Wohlthätigkeit im Jahr 1303 Frauenrode zu: Heinrich, Graf von Henneberg, und Adelheid, Graf Hermanns Wittwe, Heinrichs Mutter, gaben zum Heil ihrer und ihrer Ahnen Seelen an Aebtissin und Convent und das Kloster Frauenrode zwei Huben in der Markung des Dorfes Saal (unter der Salzburg bei Neustadt am 31. März***). Der Presbyter Dietrich Kranz, wahrscheinlich zu Münnerstadt, schenkte zu seinem Seelenheile einen Hof zu Oerlebach an Frauenrode, nebst andern Gefällen, und die gräfliche Wittwe Adelheid von Henneberg hing neben dem Siegel der Stadt Münnerstadt das ihrige beglaubigend an den Schenkungsbrief †).

---

*) Jäger a. a. O. S. 65 u. 66.

**) Urkundenbuch IV. 12.

***) Daselbst 13. Jäger a. a. O. S. 69 führt diese Schenkung unter 1313 auf. Stammtafel 22.

†) Daselbst 14. 17.

Graf Berthold bestätigte in demselben Jahre den obenerwähnten Verkauf von Stralsbach durch die Wittwe Mechtild von Hurnig oder Hürnig und ihre Söhne Albert und Wolfram, was auch ihrerseits die Grafen Heinrich und Hermann von Henneberg, und Hermann Graf von Brandenburg thaten*). Der Markgraf von Brandenburg, Herr in Franken, war ein Sohn Markgraf Otto's des Langen, Gemahls von Jutta von Henneberg, Tochter Hermanns (Stammtafel 14.) und Schwester Poppo's (Stammtafel 18) und besass erblich die Hennebergischen Herrschaften Coburg und Schmalkalden, daher sein Antheil an diesem Handel. Er führte neben dem Brandenburgischen Adler, unter dessen Flügel auch in unsern Tagen wieder ein grosser Theil der ehemaligen Grafschaft Henneberg gestellt ist, auch das Hennebergische Wappen in seinem Siegel, und nannte sich bisweilen einen Grafen von Henneberg**). — Eberhard von Massbach verzichtete auf seine Ansprüche auf eine dem Kloster zustehende Hube in Eltingshausen unterm 14. September desselben Jahres***).

Weiter erkauft das Kloster am 5. Januar 1306 von Heinrich von Herlingsberg und dessen Sohne Heinrich von Winpina 10 Malter Waizen im Richthal für 30 Pfund Heller, und am 1. März desselben Jahres von Konrad und Sibold von Heustreu deren Güter in Katzenbach und Gussmannsrode, in welchen Verkauf Konrad von Trimberg willigte.

Zwischen dem Kloster und der Gemeinde zu Elfershausen walteten wegen der Gemeindebeisteuer von den fünf Klosterhöfen Streitigkeiten ob, welche der Domprobst Heinrich von Würzburg dahin schlichtete, dass von den beiden von Ritter Hermann von Wasserlos und Johann von Malkos herkommenden Höfen nur ein Betrag nach Billigkeit geleistet, von jedem der drei übrigen Höfe aber mit den andern Einwohnern zu gleichen Theilen der Zins entrichtet werden solle.

Der bereits erwähnte Priester Theoderich Kranz gab ferner im Jahre 1307 sein Gut in Oerlebach mit einer Jahreszinsrente von 10 Malter Korn, 2 Malter Waizen und 8 Malter Hafer, dann 3 andere Güter daselbst mit 5 Talent Heller weniger 4 Schilling und 2 Talente Wachs, dann 72 Morgen Artland in Wittighausen, welche 3 Malter Korn und Hafer zinsten, dem Kloster zur Nutzniessung, doch mit Vorbehalt des Genusses dieser Renten auf seine Lebenszeit, dagegen versprach er jährlich 1 Pfund Wachs an das Kloster zu verabreichen†).

Markgräfin Anna von Brandenburg, Wittwe des vorhin erwähnten Grafen Hermann, gab unterm 19. Juli dem Kloster Frauenrode einen Schutzbrief gegen alle etwaige Beschädigung seiner Güter in Nutlingen††). Jäger nennt diese Anna, welche nach Schultes die Tochter Kaiser Albrechts war, wohl nur irrig eine geborne Gräfin von Henneberg, verleitet durch das *dominicaque de Hinnenberg* der Urkunde. Sie nannte sich so, weil ihr Gemahl sich wegen der Herrschaften Coburg und Schmalkalden Graf von Henneberg genannt.

Am 12. April 1312 erkaufte Kloster Frauenrode des Heinrich Strimor's Güter in Poppenhausen für 15 Pfund Heller mit einer jährlichen Abgabe von 30 Schilling Heller an das Kloster.

Am 6. December 1314 Verzichtleistung Graf Bertholds von Henneberg auf seine Gerechtsame über die Klostergüter zu Nütlingen, zu Gunsten Frauenrode's†††).

---

*) Urkundenbuch IV. 15. 16. 17. 18. Stammtafel 19. 22. 21.

**) Schultes Diplomatische Geschichte Th. 1. S. 135.

***) Jäger a. a. O. S. 66.

†) Daselbst 67.

††) Urkundenbuch IV. 19.

†††) Daselbst 20.

den Frage, ſahen ſich die Räthe und Erwählten an, endlich ſprach Röſſing, welcher glaubte, ihm liege ob zu antworten: „Wie wir nicht anders wiſſen, ſo iſt es die Verſammlung aller Bürger Erfurts, Herr Rathsmeiſter!“

„Hier ſteht die Gemeinde!“ tobte Kellner, und ſchlug ſich mit der Linken auf die Bruſt, während die Rechte auf den Tiſch ſchlug, daß aus dem Tuch eine dichte Staubwolke aufſtieg. Alle Anweſenden aber ergriff ob dem Wort ein ſtarres Entſetzen. Monſiedt benutzte die Ueberraſchung.

„Habt' Ihr es vernommen, Ihr Herren?“ triumphirte er höhniſch. „Habt Ihr? Er iſt die Gemeinde! Was ſind wir hier nütz? Laßt uns nach Hauſe gehn!“

„Vetter, Vetter,“ ſeufzte Kranichfeld leiſe: „das Wort bringt Euch in Angſt und Noth! — „Mein Bruder hat den Verſtand verloren, er redet im Fieber,“ brummte unwillig Balthaſar, mancher fand kein Wort, und drückte nur mit Gebehrden ſeinen Schreck, ſeinen Unwillen aus.

Aber die Erwählten riefen laut durcheinander: „Was iſt das? Wie ſprach Herr Kellner?

1317 gab Isentrud von Husen zur bessern Verpflegung der Nonne Adelheid, Fritz von Rotenkolben's Tochter, ihre Güter in Brend (bei Neustadt), ebenso Petrissa Phlumin 1319 zur bessern Verpflegung ihrer Muhme, der Nonne Agnes, 1 Pfund Heller, die Renten ihres Gutes in Poppenrode.

Diese und einige ähnliche Begabungen lassen schliessen, dass trotz der vielen Einkünfte die Nonnen noch nicht ein ganz angenehmes und sorgenfreies Leben führten. Seltsam könnte dagegen eine andere Dotation eines gewissen Buchner erscheinen, der im Einverständniss mit seiner Frau Kunigunde und seinem Sohne Friedrich dem Kloster eine Hube im Dorfe Berchof zuwandte, die jährlich 4 Pfund 8 Schilling Heller, 2 Osterlämmer und 6 Hasen trug, und darauf zur Ablösung seiner Sünden den Ordenshabit anlegte und sich lebenslänglich in das Kloster aufnehmen liess. In welcher Eigenschaft und in welcher Weise diese Aufnahme eines Mannes in ein Frauenkloster gestattet werden durfte, wird nicht erzählt *). Doch würdige man Anmerkung 1. zum Inhaltsverzeichniss der Frauenroder Urkunden.

Im Jahr 1320 finden wir wieder den Grafen Berthold und dessen Sohn Heinrich von Henneberg günstig gegen Frauenrode gesinnt, indem sie der Aebtissin Adelheid und dem Convent ihre Vogteirechte über die Klostergüter zu Nütlingen abtreten, am Tag des heil. Lukas (18. October) **).

Im folgenden Jahre machte das Kloster einen Weinbergtausch mit dem Kloster Tulba von 1¼ Morgen gegen 2¼ in Elfershausen.

Da zwischen Frauenrode und Heinrich von Wimpfen, Sohn Heinrichs von Herlingsberg, wegen 10 Malter Korn im Richthal Streit obwaltete, so wurde dieser dadurch beigelegt, dass Heinrich von Wimpfen und seine Gattin Agnes dem Kloster diese Renten übereigneten.

Theoderich Kranz, jener Priester, der sich dem Kloster so wohlthätig erwies, litt Mangel an seinem Lebensunterhalt, und diess drohte übeln Einfluss auf seine Dotation von Frauenrode zu üben. Es mochte mancher Mangel im Kloster selbst fühlbar werden, wie diess aus den Begabungen einzelner Nonnen und sonstigen Verbesserungen hervorzugehen scheint.

Kranz bestätigte im Jahr 1323 die Schenkung, die er bereits 1307 mit seinen Gütern in Oerlebach und Wittighausen gemacht, stellte aber dabei noch die Bedingung, dass nach seinem Ableben die Klosterkellnerin von den Getraideernten Butter zur Verbesserung der Conventsgenüsse anschaffen, die Krankenwärterin 1 Pfund Heller, 4 Lammsbäuche und 24 Hühner für die Kranken verwenden, und die Aufseherin 2 Pfund Wachs für Lichter anwenden solle. Würde diess vernachlässigt, so solle für ein Jahr die Rente an Kloster Bildhausen fallen, geschähe die Vernachlässigung drei Jahre nach einander, so solle Bildhausen immer in den Genuss der Rente eingesetzt bleiben. Eine gewiss eigenthümliche Verordnung des guten Predigers Kranz, die wohl schwerlich in allen Theilen zur Vollziehung gekommen sein mag.

1323 war im Kloster eine Nonne, Namens Elisabeth, Schwester der Gattin Friedrichs von Ussenheim, Petrissa, zu deren besserer Verpflegung Fritz sein Gut in Hergeltshausen mit einer jährlichen Abgabe von 1½ Malter Korn und 1 Sommerhenne bestimmte, mit der Nebenbedingung, dass nach Petrissens Tode für sie ein ewiger Jahrtag gehalten würde. Im Unterlassungsfalle sollten dem Kloster Brunbach die Renten zufallen ***).

---

*) Jäger a. a. O. S. 68.

**) Urkundenbuch IV. 21. Stammtafel 19. 24.

***) Jäger a. a. O S. 60.

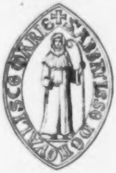
Im Jahr 1324 empfing das Kloster einen Bestätigungsbrief der Güterschenkung Heinrichs von Phlume durch dessen Wittwe Petrissa zu Poppenrode.

1326 wurden von Hildebrand Holzelin und seiner Gattin Metza die Renten einiger Güter zu Heustreu im jährlichen Betrag von 2 Pfund Heller und zwei Hennen durch das Kloster um 20 Pfund Heller erkauft, mithin eine zehnprozentige Rente ohne die Hühner.

Das Jahr 1328 brachte zwei Begabungen durch Theoderich Blumelin und dessen Frau Gertraud, die ihre Güter in Boklet mit 2 Pfund Heller Zins, und durch die Wittwe des Zentgrafen Gottfried in Neustadt, Petrissa, die zur bessern Verpflegung ihrer Töchter, der Frauenroder Nonnen Irmengard und Kunigunde, ihre Güter zu Elsbach und Wulfershausen übergab. Auch kaufte in demselben Jahre das Kloster von Hildebrand Holzelin und seiner Frau Mechtild deren Güterrenten von Herbesfeld um 22 Pfund Heller.

Im Jahr 1330 stellte die Aebtissin Adelheid und der Convent einen Bekenntnissbrief aus, dass Heinrich, Graf von Henneberg dem ältern und seiner Gemahlin Sophia wie seinen Erben, der Wiederkauf von 8 Pfund Heller von Zahlbach, (im königlichen Landgericht Kissingen) um 70 Pfund Heller bewilligt sei *).

Im folgenden Jahre, den 17. April, bekennt Adelheid, dass das Kloster Frauenrode gegen Zahlung von 7 Pfund Hellern 3 Leibeigene auf die Dauer von 2 Jahren, vom Grafen Heinrich von Henneberg erhalten habe **). Die betreffende Urkunde zeigt dieses Siegel:



Eben diese Adelheid stellt mit ihrem Convent einen Reversbrief aus, zufolge dessen das Kloster dem Grafen Heinrich und seinen Erben den Wiederkauf des Leibeigenen Konrad, genannt Vrowin von Zailbach um 3 Pfund Heller bewilligt (18. Octbr.) ***).

Desgleichen erscheint ein Reversbrief Adelheids, kraft dessen das Kloster an Graf Heinrich von Henneberg und seine Erben die Wiedereinlösung eines andern Leibeigenen Konrad, genannt Lower zu Burkartrode um 2 Pfund Heller zu gestatten verspricht †).

Das Jahr 1332 stellte dieselbe Aebtissin einen Bekenntnissbrief hinsichtlich des von Graf Heinrich von Henneberg um 2 Pfund Heller erkauften Leibeigenen Hermann, genannt Scheiteler zu Strahlsbach, aus, darin sie dem Verkäufer das Wiederkaufsrecht einräumt ††).

---

*) Urkundenbuch IV. 22. Stammtafel 22.

**) Daselbst 23.

***) Daselbst 24.

†) Daselbst 25.

††) Daselbst 26.

Bis zu dieser Zeit ist von einem Dorfe Frauenrode noch keine Rede gewesen. Es konnte jedoch nicht fehlen, dass allmählig Ansiedelungen sowohl um das Kloster, als da, wo dasselbe ansehnliche Besitzungen hatte, Statt fanden. Schon dessen Hörige konnten unmöglich alle mit ihren wachsenden Familien Raum in den Klostergebäuden finden, sie erhielten Plätze und Holz zum Aufbau neuer Häuser gegen verhältnissmässige Abgaben, die meist in jährlichen Lieferungen von Schweinen und anderm Vieh bestanden.

Da aber das Kloster wahrscheinlich dieses Vieh nicht alles selbst verbrauchen konnte, so wurden auch andere Orte bestimmt, wohin dasselbe zu liefern sei. Darüber erhob sich jedoch in diesen Zeiten Streit zwischen dem Kloster und dessen Colonisten, ob das Vieh von ihnen auch an die entfernten Orte zu schaffen sei.

Dieser Zwist wurde 1332 durch den Würzburger Bischof Wolfram im Hofe Oesternach dort mit Zuziehung der Ministerialen Kuno von Rebstock, Andreas von Tungenden, Friedrich von Grumbach und Engelhard Vende dahin entschieden, dass die Lieferung des Zinsviehes und dessen Schätzung nicht im Wohnorte der Colonisten, sondern in den Klöstern, oder wo sonst die Abgabe zu entrichten bestimmt sei, erfolgen müsse, wo zwei, drei oder vier taugliche und bekannte Leute zu keines Theiles Gunst und Vortheil jene vornehmen sollten *).

Nochmals stellte Aebtissin Adelheid einen Reversbrief hinsichtlich des dem Grafen Heinrich dem ältern von Henneberg zustehenden Wiederkaufrechtes im Betreff des Berthold Vrowen und seines Sohnes Heinrich von Zahlbach und zwar unterm 18. April 1333 (al. 32) aus. Der Inhalt dieses Dokuments ist gleichlautend mit dem von Nr. 24 unsers Urkundenbuchs IV, nur erscheinen darin bloss die zwei Hennebergischen Kellner Theoderich Vleismann und Heinrich als Zeugen. Das Original dieser Pergamenturkunde ist 8³/₄″ breit, 3″ hoch und hat ebenfalls Adelheids Siegel.

1334 verkauften Engelhard von Münster, Burgmann in Aschach und seine Frau Lukard mit dem Consens ihrer Kinder Heinrich, Konrad, Theoderich, Hermann und Hermud ihre Hube zu Wittighausen, welche jährlich 2 Malter Korn und 1 Malter Hafer abwarf, an Gisla von Pfersdorf und Elisabeth von Würzburg, Frauenroder Nonnen, um 19 Pfund Heller. Es wurde ausgemacht, dass die Renten nach beider Nonnen Tod dem Kloster zufielen. Dieselben Verkäufer gaben 1338 ihre Güter zu Wasserlos an die Nonnen Elisabeth und Gertraud Zentgräfin und Elisabeth Fischer um 18 Pfund Heller und unter der nämlichen Bedingung.

Zwei Jahre früher übertrugen Aebtissin Adelheid, Bruder Mangold, der Meister und der Convent zu Frauenrode eine Hube zu Ipthausen, die durch den Tod des Colonisten Heinrich Herelin erledigte Hube zur Hälfte dem Eberhard, Müllers Sohn, und seiner Mutter Juthen, zur andern Hälfte Heinrich Herelins Wittwe, Gertraud und seiner Schwester Ottilia: jede Hälfte hatte jährlich 16 Schilling von dieser Hube zu entrichten. Nach dem Tode der beiden letztgenannten Frauen sollte deren innegehabte Hälfte den vier Brüdern Eberhard, Ludwig, Lorenz, Arnold und ihrer Schwester Juthen zufallen.

1338 kaufte das Kloster von Heinrich Schrecke und dessen Frau Hedwig deren Güter zu Hausmannsrode um 32 Pfund Heller, und im folgenden Jahre vom Pfarrer Konrad Blümlin, dessen Schwester Zise und dessen Bruder Berthold Renten einer Hube zu Eltingshausen um

---

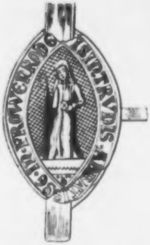
*) Jäger a. a. O. S. 70.

21 Pfund Heller, während der obenerwähnte Engelhard von Münster zu Gunsten Frauenrode's auf seine Ansprüche an die von seiner Mutter Bruder Heinrich Phlume dem Kloster zugewendeten Güter in Poppenrode verzichtete.

Fritz Forstmeister und seine Frau Zacharin dotirten 1339 ihrer Tochter, der Nonne Adelheid, für deren Lebenszeit, und nach deren Tode ihrer andern Tochter, der Nonne Hillen, 4 Malter Korngült nebst zugehörigen Weisungen von einem Gut zu Holnstadt. Nach beider Tode sollte, wie bei solchen Begabungen bestimmt wurde, das Kloster Erbe sein. Diese Rente wurde von den genannten Ehegatten noch dadurch vermehrt, dass sie 1341 zwei Pfund Heller jährliche Gülte, einen Semmellaib, 2 Hühner und 1 Lammsbauch von 2 Morgen Weinbergen, 1½ Morgen Wiesen und 16 Morgen Artland in Holnstadt hinzufügten.

1341 erscheint die erste deutsche Frauenroder Urkunde, ein Pfandconsens.

Diese Urkunde hat zwar keinen besondern geschichtlichen Bezug auf Frauenrode, doch da sie die erste hier begegnende deutsche ist, mochten wir dieselbe von der Aufnahme nicht ausschliessen*), zumal da ihr Siegel eine Aebtissin namhaft macht, die bisher unbekannt war. Es ist Isentrud, und dieses ihr Siegel:



Im Jahr 1342 machte Heinrich der Aeltere, Graf von Henneberg, und Sophia, eine geborne Gräfin von Käfernburg (Aschacher Linie), dem Kloster eine Schenkung mit ihren Gütern und den Renten in Westheim, worüber im nämlichen Jahre Graf Johann von Henneberg einen Verzichtsbrief ausstellt. Der Betrag bestand in 32 Schillingen, 2 schönen Broten (Christstollen) oder 2 Schillingen zu Weihnachten, 4 Fastnachthennen und 2 Osterlammsbäuchen**).

Der Burg-Botenlauber Amtmann, Eberhard von Ertal, verhiess die von ihm gegen den Willen des Klosters Frauenrode, das sie in Anspruch nahm, an Kloster Aura versetzten Güter in Richthal auszulösen und bis zur Erfüllung 10 Malter Korngült von seinem Hofe zu Elfershausen zu leisten.

Wolfram Horning und seine Frau Margarethe verkaufen 1344 ihren in der Grumbach zwischen Katzenbach und Strahlsbach gelegenen Wald an das Kloster um 30 Pfund Heller.

---

*) Urkundenbuch IV. 27.

**) Jäger a. a. O. S. 72 und Urkundenbuch IV. 28. Stammtafel 22. 23.

Am 1. November 1346 schlichtete der Domherr und Erzpriester Appel von Hesseburg zu Würzburg als erwählter Schiedsrichter einen Zwist über Bannwein, Zinsschweine und Gerichtsbussen des Klosters und der Gemeinde Wolfmannshausen in Gegenwart des Bildhäuser Abts und des Kirchenvormunds Bruder Mangold, nebst 15 Wolfmannshäuser Hausgenossen.

Im Jahr 1349 kaufte das Kloster von dem Würzburger Bürger Johann Kattner und seiner Frau Kunegund 1 Pfund Heller Grundzins auf einem Gute zu Elfershausen für 11 Pfund Heller*).

Nachdem am Donnerstag nach Pfingsten 1350 das Kloster von dem Wappner Hermann aus Brend und seiner Gattin Christine deren Zehnten zu Dorf und Feldmark in Strahlsbach und Poppenrode mit allen Zugehörungen um 120 Pfund Heller erkauft, in welchen Kauf Graf Heinrich von Henneberg und Hermann sein Sohn willigten, so bestätigte Bischof Albert von Würzburg unterm 6. November diesen Kauf**).

In demselben Jahre wurde vom Kloster Frauenrode die Abgabe eines Pfundes Wachs von einem Weinberg in Elfershausen an das dortige Gotteshaus mit 3 Pfund Heller abgelöst.

Das Jahr darauf entschieden der Botenlauber Vogt Eberhard von Ertal und Wolf von Beringen in Sachen des Klosters gegen die Wittwe Gertraud von Stangenrode, die dem Kloster ihren schuldigen Grundzins von 4 Morgen Wiesen nicht entrichtet hatte, dass die letztere fortan jährlich 16 Schilling Heller bezahlen sollte.

1352 vertauschte der zu Werrn ansässige Edle Hans von Wenkheim und seine Gattin Katharina ihr Gut und dessen Renten in Oppach gegen die Frauenroder Klostergüter zu Steinach und Schonungen, und in demselben Jahre schenkten Konrad Zwidege und Kunegund, seine Frau, ½ Morgen Weinberg zu Burghausen, nebst 3 Schilling und 2 Hühner Renten zu Nütlingen.

Immermehr wuchs des Klosters Besitzthum an guten Einkünften im Laufe der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts. Dasselbe erwarb käuflich 1353 von Apel von Grumbach und dessen Stiefsohn Johann Pelslek 6 Morgen Weinberge zu Nütlingen um 17 Pfund Heller; von Berthold Blümlin und seiner Frau Katharina ein Vorwerk zu Eltingshausen um 68 Pfund Heller; am 1. Mai 1355 von Schultheiss Dietz und dessen Frau Katharina 7¼ Morgen Wiesen zu Boklet für 80 Pfund Heller und 9 Schillinge Heller; vom oftgenannten Eberhard von Ertal und dessen Frau Hedwig verschiedene Renten zu Oberertal, Trimberg und Langendorf um 15 Pfund Heller. Es tauschte von Otto von Sleten und dessen Frau Kunegund ein Gut zu Rennungen ein, das jährlich 8 Malter Korn, 4 Malter Hafer, 2 Fastnachthühner und Lammsbäuche, nebst 1 Schönbrod trug, nicht minder 9 Acker Artland daselbst gegen ein Vorwerk zu Rammungen, das nur 7 Malter Korn, 3 Malter Hafer, 2 Hühner und 50 Eier abwarf***).

Ferner wurden erkauft: 1356 in der Kreuzwoche vom bereits erwähnten Botenlauber Burgmann Johann von Poppenhausen und seiner Frau Metze 2 Pfund Heller jährliche Gült und 10 Käse auf ihrem Gut zu Reuterswiesen um 20 Pfund Heller; 1358 Petri Cathedra von Heinrich Zimmermann und seiner Gattin Adelheid Lucie 1 Pfund Heller Grundzins von 2 Weingärten in Nutlingen um 10 Pfund geber und guter Heller, und die Gemeinde Hesselbach machte sich in derselben Zeit verbindlich, die vom Kloster an Fritz von Wenkheim um 10 Pfund Heller verkauften 60 Fastnachthühner und 5 Malter Hafer Gült daselbst sowohl auf des Klosters Verlangen abzulösen.

---

*) Jäger a. a. O. S. 73.

**) Urkundenbuch IV. 29 u. 30. Stammtafel 22 u. 23.

***) Jäger a. a. O. S. 74. 75.

als auch ihm bis zum Ersatz derselben jährlich 25 Hühner und 5 Malter Hafer Gült Schweinfurter Gemäss zu verabreichen. Johann von Strahlsbach, Pfarrer, machte 1359 das Witthumgut zu Poppenrode dem Kloster mit 5 Schilling Heller Gült und 3 Martinshühnern zinsbar, mit Vorbehalt zweier Imbisse auf Ulrichs- und Gertraudstag 2 Schilling Heller Gült und 2 Hühner auf St. Ulrichstag. Vom Aschacher Amtmann Wolf von Beringen und dessen Frau Jutha kaufte das Kloster 13 Morgen Wiesland zu Aschach um 30 Pfund Heller und 1 Pfund Heller Gült von einer Hube daselbst um 15 Pfund Heller.

Als im Jahr 1359 die bisherige Aebtissin Kunegund Kaufmännin ihre Stelle nieder- und zugleich in Gegenwart des Abtes Friedrich von Bildhausen, des Visitators von Frauenrode, Rechnung ablegte über das, was dem Kloster unter ihrer Amtsführung an milden Beiträgen geworden, stellte ihre Nachfolgerin, Elisabeth, darüber eine Urkunde aus, aus welcher ein ungemeiner Zuwachs an Almosen, Gütern, Gülten und Gaben erhellt.

Frauenrode besass, resp. empfing in Holnstadt 4 Malter Korn, 2 Talente Heller; in Brende 1 Talent, 20 Heller; in Westheim 32 Schilling (*solidi*), in Eltingshausen 10, in Sulzthal 12 Schilling, zusammen im Geldwerth 10 Talente, dafür jede Klosterfrau zur Advents- und Fastenzeit täglich einen Häring erhielt. Früher hatten sich 2 Nonnen mit 1 Häring begnügen müssen. Ferner waren eingegangen an milden Beiträgen 40 Talente Heller, und Aebtissin Kunegund machte dafür dem Kloster in Boklet 7, in Strahlsbach 6 Wiesen, dem Klosterhof in Elfershausen 40 Morgen Artland und 7 Morgen Weinberge, in Ebenhausen einen Hofraum und $7^1/_2$ Morgen Artland, in Katzenbach 9 Achtel Hafer und 6 Hühner, in Aschach den Grundertrag von 13 Morgen Wiesen, in Burghausen 3 Morgen Weinberge und in Hesselbach 1 Malter Korn, 1 Malter Hafer und 10 Talente an Fischen dem Kloster zu eigen.

Den Jahreszehnt von 110 Morgen Klosteräckern zu Slietbach hatte Aebtissin Kunegund abgelöst, und zur Besserung der Weinberge um Elfershausen, Nütlingen und Buchelar eine Rente von 82 Fuder Dünger erkauft, alles von den erwähnten 40 Talenten, die auch noch ausreichten, an den 11 Tagen, an welchen den Nonnen der Genuss von Milchspeisen untersagt war, 17 Talente zu besserer Verköstigung, 3 Talente den Kranken im Siechhause, und ebensoviel für das ewige Licht in der Kapelle der Grafen von Henneberg, wie 1 Talent für die Armen am Gründonnerstag zu gewähren[*].

Pauli Bekehrung 1360 kaufte die gewesene Aebtissin Kunegund von dem Frauenroder Einwohner Engelhard Sinner und seiner Frau 16 Schilling Heller und 6 Fastnachthühner von $1^1/_2$ Morgen Weinbergen zu Sulzthal, dann 6 Morgen Artland im Richthal, dann 4 Schilling Heller und 1 Huhn von 2 Aeckern Weinbergen und Hopfenbergen am Rammsthaler Wege um 17 Pfund Heller. Es begegnet sonach der historische Nachweis des Hopfenbaues in Franken schon in dieser Zeit.

Im Jahr 1361 bestätigte der Deutschordensmeister Bruder Philipp von Byckenbach eine vom Bruder Poppo, Grafen von Henneberg im Deutschordenshause gestiftete Messe, zu deren Ueberwachung, dass sie richtig gehalten würde, Aebtissin und Convent zu Frauenrode von dem Stifter bestellt wurde; ein neuer Beweis, in welchem Ansehen dieses Kloster bei den Hennebergern stand[**].

---

[*] Urkundenbuch IV. 31. Jäger a. a. O. 76.

[**] Urkundenbuch IV. 32.

Fernere Ankäufe des Klosters waren in demselben Jahre von der Wittwe Alheid von Sternberg und ihrer Tochter gleiches Namens 2 Morgen Weinberge in Elfershausen; von den Geschwistern Kunz, Hans und Elisabeth Almor 3 Morgen Weinberge daselbst um 40 Pfund Heller; im Jahr 1362 an St. Valentinstag von Heinrich von Billinghausen und dessen Frau Itha 11 Schilling Heller und 3 Hühner von einigen Gütern zu Elfershausen um 11 Pfund Heller; von Bütze aus Schweinfurt, Kellner zu Neustadt, und dessen Frau Jutha wurden 5 Morgen Artland zu Eggenhausen gegen 10 Pfund Heller auf 2 Klosterhöfen daselbst ertauscht. Im gleichen Jahre erwarb man von Hans von Bibra ein Gut zu Beringen und eines zu Sondheim für 50 Pfund Heller *).

Das Jahr 1363 brachte den Ankauf einiger Güter zu Fuchsstadt für 48 Pfund Heller von Konrad Zirkenbach und ein Vorwerk um 200 Pfund Heller von Andreas von Eltingshausen.

Der nochmalige Ankauf eines Gutes zu Beringen und eines zu Sondheim von Johann von Bibra, Wappner, und seiner Frau Elisabeth wurde für 88 Pfund Heller 1364 an St. Valentinstag abgeschlossen, und Lätare desselben Jahres von Heinz von Bischofsheim wieder ein Gut zu Elfershausen, um 12 Pfund Heller erworben.

Die Wittwe Bertholds Blumelin konnte 1366 dem Kloster ihre Schuld von $2^1/_2$ Pfund Heller und 12 Malter Korn nicht abtragen, und überliess diesem so lange ihre Güter in Eltingshausen zur Nutzniessung, bis sie die Schuld abtragen könne, wozu sie sich eidlich verbindlich machte. Die Güter (nämlich deren Nutzung) waren dem Kloster von ihrem Manne Berthold um 68 Pfund Heller verkauft, aber von dem Kloster zu Erbrecht mit Beding einer jährlichen Abgabe von 2 Pfund Heller Martini und 4 Malter Korn auf Mariä Geburt übertragen, welche Abgabe die Wittwe zu entrichten versäumte, und deshalb in Klage genommen ward.

Vom Abt Sigwin zu Aura tauscht Aebtissin Elisabeth ein Klostergut im Metthal gegen $2^1/_2$ Morgen Wiesen in Brachau in demselben Jahre.

1369 am Freitag vor Mitfasten erwarb das Kloster käuflich von Eberhard Vierkorn 4 Morgen Wiesen zu Brachau an der Furt bei der Zelle zu St. Dionys um 60 Pfund Heller; 1370 am Katharinentag kaufte eine Nonne, Kunegund, von ihrem Bruder $2^1/_2$ Pfund Heller Gült von einem Gute zu Gauaschach, 10 Schilling Heller zu Engenthal und 10 Schilling Heller zu Euerndorf um 25 Pfund Heller.

Im folgenden Jahre wurden am Tage St. Vincentii 2 Weinberge in Elfershausen am Metthal gegen 1 Weingarten des Hans Kotzel am Zimmerberg daselbst eingetauscht, nicht minder von Kloster Hausen durch die Meisterin Lude 13 Morgen Wiesen zu Aschach gegen 8 Schilling Heller Gült und 1 Henne auf 2 Gütern zu Nütlingen. Probst Johann zu Hausen bestätigte letztern Tausch 1373 **).

Im Jahr 1374 bekannte Eberhard von der Kere, vor den Grafen Berthold und Hermann von Henneberg, vor der Aebtissin Isentrud und dem Convent zu Frauenrode, wegen einiger Gülten auf dem Gut zu Beringen, welches Kloster Frauenrode von Hinz von Bibra erkauft hatte, geschieden zu sein ***).

---

*) Jäger a. a. O. 77.

**) Daselbst 79.

***) Urkundenbuch IV. 34 und Jäger a. a. O. S. 79.

In dieser Zeit beanspruchte Graf Hermann das Schirmvogteirecht über das Kloster Frauenrode. Es hätte ihm auch nach dem Recht der Billigkeit gehört, da ein Graf von Henneberg der Gründer war, und andere seiner Vorfahren das Kloster am reichlichsten begabt hatten. Aber der Bischof von Würzburg nahm die Advokatie für das Stift in Anspruch. In einem Austrägalgericht im Feldlager vor Ascha ward 1379 am 13. Juni ein Compromiss errichtet, worin der Bischof klagt: „Item, Graf Hermann hat sich unterzogin ein teil des Waldes am Salzforste der vnser vnd vnsers Stifts zu Würzburg ist. Item, er hat sich unterwunden des Schirmes des Closters zu Frauwenrode der vns vnd vnserm Stift gehört.“ *) Die Bischöfe scheinen ihr Recht behauptet zu haben, später aber wurde doch das Schirmrecht über Frauenrode und einige Nachbarklöster einem Henneberger Grafen übertragen.

Oculi des Jahres 1381 kaufte das Kloster von den Brüdern Hartung und Arnold von Brende und Heinz, Irings sel. Sohn daher den halben Zehent zu Katzenbach, gross und klein, um 100 Pfund Heller. Grosser Zehnt ward gegeben vom Ertrag allen durch den Pflug bearbeiteten Landes und den Wiesen, kleiner (*decima minuta*) von den übrigen Baum- und Feldfrüchten; Blutzehnt, auch in Urkunden öfters vorkommend, war der vom Nutzvieh.

Es war in jenen Zeiten nicht selten, dass Kolonen ihre jährlichen Abgaben weigerten; diess thaten auch 1381 die Klosterhörigen zu Ipthausen; sie hiessen Wolf Engelhard, Heinz Beste, Hans Kremer, Jutha von Althausen und Else von Bardorf. Die Richter, Ritter Johann von der Kere, Amtmann zu Königshofen und Mellrichstadt, und Dietrich von Witzleuben, Würzburgischer Küchenmeister, schieden den Span, und verurtheilten die widerspenstigen Kolonen zur Zahlung des Zinsrestes von 40 Pfund Heller, zu sechsjähriger Entrichtung des alten, und nach Verlauf dieser Zeit zur Zahlung eines neu bestimmten Zinses; ausserdem sollten sie von den Gütern ziehen, um diese andern übertragen zu können. Sie fügten sich aber nicht, Wolf Engelhard wurde 1394 durch einen andern erwählten Schiedsrichter, Hans Burgen zu Münnerstadt, nochmals angehalten, jährlich an Frauenrode 3 Scheffel Hafer, Königshofer Gemäss **), 2 Fastnachthühner und 1 Pfund Heller für 1 Schwein 8 Jahre lang, und dann die verbriefte Abgabe zu entrichten. Kunz Büttner musste 9 Malter Hafer, 1½ Weihnachtshuhn und 15 Schilling Heller für 1 Schwein 8 Jahre lang bis zum Eintritt der neuen Bedingung geben, die übrigen aber, nach der Entscheidung des Königshofer Pfarrers, Johann Stürmers, des Vikars Niklaus und des Edelknechts Simon von Waltershausen von 1 Hube 3 Scheffel Hafer; 1 Pfund Heller für 1 Schwein, 2 Weihnachtshennen und das Uebrige wie die Andern entrichten.

Hermann von Beringen, dessen Vater Wolf dem Kloster 13 Aecker Wiesen zu Aschach und Boklet zum Seelgeräthe übergeben hatte, leistete 1383 auf dieselben unter der Bedingung Verzicht, dass am Jahrtag seines Vaters jeder Schwester und jedem Bruder 1 Quart Wein und jedem Kaplan 1 Maas und zwar von besserer Qualität als der der Pfründnerinnen, nebst 1 Semmel und 2 Eier verabreicht wurde. Es ist interessant, zu gewahren, wie lange sich unter Andern der Brauch solcher Wein- und Semmelstiftungen auch anderorts erhalten hat, da sie in manchen Schulen namentlich noch nicht überall ganz verschwunden sind.

---

*) Urkunde bei Schultes Diplom. Geschichte 1. XXXI. S. 484 u. 485.

**) Noch heute steht auf dem Markt zu Königshofen der alte Stein mit dem eingehauenen ganzen, halben, viertel- und achtel-Maass, wie in vielen andern deutschen Städten.

1389 erst wurde vom Graf Hermann von Henneberg der Verkauf der Wiesen Eberhard Vierkorns bestätigt, der bereits wie oben gemeldet, 1369 erfolgt war*). 1392 wurden von Hans Blumentrost und seiner Frau Grethe 3 Aecker Wiesen zu Boklet käuflich erworben.

Fromme Gesinnung des Grafen Hermann von Henneberg übereignete 1394 am Kilianstage mit Einwilligung seiner Söhne Friedrich, Wilhelm und Hermann (Stammtafel 23. 26. 27. 28.) Frauenrode die wichtige Dotation von 1200 Pfund Heller zum Seelengeräthe, damit nach seinem Tode seine Jahrzeit mit Vigil und Seelmessen festlich begangen werde, wobei vier Kerzen brennen sollten. Es wurden dazu 60 Malter Waizen Gült Mellrichstadter Gemäss in Henthngen angewiesen. Aebtissin Katharina stellte über den Empfang eine deutsche Urkunde aus**). Im darauf folgenden Jahre, Freitag vor Palmarum, liehen die Frauenroder Nonnen Katharina und Christina Landmännin, Schwestern, und ihres Bruders Tochter Sophia 100 Pfund Heller an die Brüder Eberhard, Wolf und Hermann von Beringen.

Im Jahr 1399, am Bartholomäustage, bekannte sich Aebtissin Katharina abermals zur Empfangnahme von 400 Pfund Heller Fränkischer Handwährung, welche Graf Hermann von Henneberg, mit Einwilligung seines Sohnes Friedrich und seiner Erben, dem Kloster zum Gedächtniss und Seelengeräthe seiner verstorbenen Gemahlin Agnes vermacht hatte. Es sollte dafür jährlich am Sonntag Misericordias die Jahrzeit der Seligen begangen werden, 4 Kerzen sollten auf ihrem Grabe brennen und die Conventualinnen Wein und Fische empfangen***).

Ein neues Jahrhundert begann, das in seinem Verlauf dem Kloster noch manche Einkünfte brachte, aber auch manchen Zwist, wie es bei so vielfachem zerstückten Ländereibesitz und so verschiedenen Schuldnern nicht anders sein konnte. Der zahlreichen Schenkungen, Zinsen und Gefälle ohnerachtet, kamen die Finanzen doch in Abnahme, und es scheint mit Wahrheit angenommen werden zu dürfen, dass die Klosterfrauen in Frauenrode ein üppiges und schwelgerisches Leben nicht führten, was schon die oben berührte tägliche Häringskost der Nonnen in der Advent- und Fastenzeit anzuzeigen scheint. Die mehrfach ausdrücklich hervorgehobene Besserung der Conventualen durch Wein, Fische und Weissbrot deutet darauf hin, dass diess Festtaggenüsse waren, die man sich nicht täglich gestatten konnte und durfte. Noch erfreulicher erscheint der Umstand, dass sich keinerlei Hindeutung auf ein zucht- und sittenloses Leben der Nonnen vorfindet, wie von so vielen andern Frauenklöstern die Geschichte zu erzählen weiss.

Im Jahr 1401 mussten in Folge schiedsrichterlichen Ausspruchs an Hermann Saane und seinen gleichnamigen Sohn 14 Gulden ausgezahlt werden, damit sie Verzicht auf die Ansprüche leisteten, die sie an die dem Kloster von Hans Bocklet und seiner Schwester Kunegund (Nonne zu Frauenrode) zu Seelgeräthe und ewigem Licht zugewendeten Guter erhoben hatten. Schiedsrichter: Peter Schenk, Wolfram Truchsess, Hans von Linach, Hans von Funkenstadt.

1411 Mariä Reinigung verpfändete Eberhard von Beringen 14 Morgen Wiesen zu Aschach um 200 Gulden rheinische Währung an Frauenrode.

1419 musste das Kloster sechs Goldgulden statt des Jahrzehnten zahlen, den Papst Martin V dem Kaiser Sigismund von allen kirchlichen Einkünften des Bisthums Würzburg gestattet hatte. Das Geld erhob im Auftrag des Bischofs Georg von Padua der Pfarrer Friedrich Sesselmann von Kadolzhausen und quittirte darüber*).

---

*) Nachweis im Urkundenbuch IV. 34. Stammtafel 23.

**) Urkundenbuch IV. 35.

***) Daselbst 36.

1422 Petri Stuhlfeier wurde ein Klosterhof zu Eggenhausen von Aebtissin Cäcilia an Apel Trüffel und Peter Röder auf 30 Jahre gegen einen Jahreszins von 40 Malter Korn, 9 Malter Hafer und 9 Metzen Erbsen Schweinfurtischen Gemässes verliehen. In diesem Jahre starb die Aebtissin Cäcilia von Kohlenhausen, und Ottilia trat an ihre Stelle, die von Berngross Schletzenrode und seiner Gattin Barbara Hof und Gut zu Oberweren und Medebach um 330 guter wohlgewogener rheinischer Gulden erkaufte.

Im Jahr 1426 wurde ein Frauenrode gehörender Hof zu Boklet durch Bischof Johann von Würzburg, den des Bischofs Bruder Ottmann von Borne inne hatte, in seinen Freiheiten bestätigt.

Die nächsten Jahre brachten mehr Zwiste, Verkauf und Tausch als Kauferwerb und Begabungen. 1433 wurden in Sachen Aebtissin Barbara und Convent zu Frauenrode gegen Peter Kessler wegen eines Hofes zu Eggenhausen zu des Klosters Gunsten jenes Ansprüche beseitigt und er zur Ruhe verwiesen, das Kloster aber sollte keine Rache mehr gegen Beklagten ausüben. Schiedsrichter Hermann, Herr zu Schwarzenberg, und von Sawensheim, Wolfram Truchsess und Eberhard von Beringen; dagegen 1436 für Peter Engelhard, dem alles, was er in das Kloster eingebracht hatte, mit Ausnahme eines Wagens, wieder herausgegeben werden musste: Schiedsrichter Abt Johann vom Kloster Aura, Wilhelm Exdorf, Michael Zentgraf und Peter Poe, Bürger zu Hammelburg. Ferner 1441 gegen Ritter Friedrich Wolfskele, wegen strittigen Zehents zu Eggenhausen, dass dieser Zehent im Dorfe und in der Flurmarkung bis zum Graben Uebelgereuth genannt dem Kloster zustehe, wogegen dem Kloster untersagt wurde, den Ritter einen Dieb zu nennen, wie wahrscheinlich geschehen war. Schiedsrichter der Würzburgische Official. 1442 erfolgte ein Vertrag zwischen dem Kloster und den Spitalmeistern zu Neustadt. Letztere machten sich zum Verkauf des vom Kloster herkommenden Lehenguts des Hans Hilprant nach dessen und seiner Frau Margarethen Tod verbindlich. Im Unterlassungsfall sollte Aebtissin Barbara und ihr Convent dieses Lehengut gleich andern Lehengütern benutzen. Im gleichen Jahr empfingen Paul Inhof und seine Gattin Katharina zum Erbrecht vom Kloster ihren Hof zu Nütlingen gegen den Jahreszins von 16 Achtel Korn und 10 Achtel Hafer Münnerstadter Gemäss.

Weiter verkaufte Aebtissin Anna Küchenmeister und ihr Convent Sonntag vor Oculi 1449 den Klosterzehnten im Feld und Dorf zu Kaistheim, gross und klein, an die Kapelle zu Rutsenhusen, in der Pfarrei Grossthal gelegen, um 26 Gulden rhein. Landwährung auf Wiederkauf, und 1452 tauschte das Kloster von den Gebrüdern Ritter Johann und Georg Voit von Salzburg Güter zu Solz und Hoeberg gegen Eggenhäuser Klostergüter ein.

Erst 1456 begegnet wieder eine Schenkung. Am Tage St. Johannes des Täufers übergaben Nikolaus Stumpf und seine Hausfrau Alheit zu Arnstein ihr Gut zu Eggenhausen, das jährlich 3 Malter zehentfreies Korn Arnsteiner Gemässes trug, zum Seelengeräthe**).

Als 1459 Aebtissin Barbara Pfersdorferin resignirte und Barbara Küchenmeisterin zu ihrer Nachfolgerin ernannt wurde, legte die erstere Rechenschaft ab über den Zuwachs des Klosters während ihrer Amtsführung.

---

*) Jager a. a. O. S. 82. 83.

**) Daselbst S. 83. 84.

Er die Gemeinde? Das iſt zu toll! Solch ein Stolz! Das dürfen wir nicht dulden, daß er ſagt, er ſei die ganze Gemeinde! Nein, das muß er büßen, wir laſſen ihn nicht los — wir bringen ihn in ſichern Gewahrſam!"

Kellners fürchterliche Aufregung hatte den höchſten Grad erreicht; als er jenes Wort ausgeſtoßen, ſank er bebend und matt in den Seſſel, und ächzte laut, und der alte Gunſtedt erhob ſich wieder, um zu reden, aber lange ſtand er, bis alles ruhiger wurde, und dann ſprach er: „Edle Herren, liebe, theure Freunde, thut nicht ſo übel an dem Rath, und laſſet die Billigkeit walten! Unerhört wäre es, hier im Rath einen Rathsherren gefangen zu nehmen, es würde die Gemeinde um alle ihre Freiheiten bringen."

„Nein, nein," polterte Monſtedt, „er iſt ein Verräther an Stadt und Land, an Rath und Gemeinde, und bei St. Nikolaus, meinem heiligen Schutzpatron, ich ſehe ihn noch henken!"

Kellner antwortete, vertheidigte ſich nicht mehr. Er war erſchöpft, niedergeſchmettert, vernichtet.

Derselbe war keineswegs unbedeutend. Das Inventar, in Anwesenheit des Bildhäuser Abtes Johann, von den Frauenroder Kaplanen Johann Thormann und Johann Lekner, nebst dem abtlichen Notar Bruder Albert Gross aufgenommen, wies vom Jahr 1458 bis zum Tage der Abdankung, *die circumsionis domini*, Folgendes nach:

Ueberschuss der Einnahme: 92 Talente (Pfund), 2 Denarien (Schillinge), welchen Ueberschuss der Knecht Hermann dem Kloster an Zinsen schuldete. Ausserdem betrugen des Klosters Aussenstände 949 Talente, 11 Denarien, seine Passiva 706 Talente 13 Denarien. Der Kirchenschatz bestand in 1 goldnen Kelch mit silberner Bedeckung, 7 silbernen Kelchen, 4 Flaschen, 2 Leuchtern und 3 Monstranzen (*Piacula*) von gleichem Metall, 9 grossen und kleinen Becken*), 9 grossen und kleinen *Cantros* (?), 20 grossen und kleinen Zinnschüsseln, 2 Leuchtern von Kupfer, 4 von Zinn, zur Kirche gehörig, 9 grossen und kleinen Häfen von Erz, 25 Betten (daraus möchte die ohngefähre Zahl des Klosterpersonals erhellen, vorausgesetzt, dass die eigenen Betten der Klosterfrauen mitgezählt waren, was aber zu bezweifeln ist), 6 Paar Leitüchern, 5 Decken, 10 grosse und kleine *Cussinos* (?), 4 Tischtücher, 8 Handtücher und 3 Bankpfühlen.

Die Getraidevorräthe waren: 117 Achtel Münnerstädtisches Gemäss in Frauenrode und 190 Achtel in Eggenhausen, schweinfurtisches Gemäss. Aussenstände an beiderlei Gemäss noch 248 Achtel (Maass) und 1 Metra (Metze), ohne die Vorräthe unausgedroschenen Getraides. Ferner 4 Fuder Wein, 35 Kühe und Stüere, 10 Zugpferde, 12 noch nicht zum Zug genommene Pferde, 1 Pferd mit Zubehör für den Klosterdiener, 10 Fohlen, 4 fette Schweine, 60 Osterlämmchen, 4 Ziegen und 1 Bock**).

Aus diesem Nachweis erhellen keine Schulden, dennoch aber kamen nicht nur Frauenrode, sondern auch die Klöster Hausen und Aura in eine schwere Schuldenlast und so in Abgang, dass Bischof Johann von Würzburg jetzt gern dem Grafen Georg von Henneberg das Amt eines Schirmvogtes verlieh, das früher verweigert worden war, um nur von den Klöstern völligen Untergang abzuwenden.

1465 verlieh Aebtissin Barbara mit ihrem Convent die Klostermühle unterm Eichholz auf 5 Leiber, nämlich dem Müller Blas und seiner Frau Els, nebst deren Söhnen Peter, Kaspar und Balthasar, gegen einen Jahreszins von 13 Maass Korn, 3 Schock Ostereier, 2 Fastnachthühnern und 2 Frohntage in der Aernte, dabei musste der Müller noch fur das Kloster 4 Wochen lang mahlen, und zwar jede Woche zwei Tage, bis 28 Tage vollendet waren. Im Fall des Abbrennens der Mühle in einer Fehde solle das Kloster zum Wiederaufbau behülflich sein, brenne sie aber ab durch des Müllers Schuld, so habe dieser den Schaden zu tragen.

Im Jahr 1468 gab das Kloster den Hof zu Schlimbach und die Wüstung zum Hausmannsrode dem Peter Murrelberg und seiner Frau Barbara in Erbbestand, gegen den Zins von 19 Achtel Korn, 10 Achtel Hafer, 2 Fastnachtshühnern, 4 Schock Eier mit der Verbindlichkeit, den Schöpfen von Husmannsrode zu bestellen***).

---

*) Diese Becken gehörten jedenfalls in die Kategorie der zahlreichen Metallschüsseln mit zum Theil räthselhaften Schriftzügen, die zumeist aus Nürnberger Fabriken, wo eine eigene Beckenschlägerzunft bestand, hervor- und nach den entferntesten Ländern gingen. Die Lösung der Schriftzeichen hat anhaltend viele historische Vereine beschäftigt. Anfangs hielt man die Becken selbst für sehr selten, sie sind aber in Franken sehr häufig; in der Sattler'schen Sammlung auf Schloss Mainberg befinden sich deren über 20; in der des Hennebergischen alterthumsforschenden Vereins zu Meiningen sind 12 Stück mit 9 verschiedenen Geprägen.

**) Jäger a. a. O. S. 85 und Urkundenbuch IV. 37.

***) Jäger a. a. O. S. 88. Urkundenbuch IV. 38.

Ein eigenthümlicher Streit entspann sich 1469 zwischen Frauenrode und der Gemeinde Elfershausen wegen zweier Reitochsen und eines Beeren (unverschnittenen männlichen Schweins): der Bischof Rudolph von Würzburg entschied dahin, dass nach des Stifts Gewohnheit und Herkommen solches Vieh nach dem Zehnt zu unterhalten wäre, wonach $^2/_3$ vom Kloster und das dritte Drittel von dem Besitzer des Zehntdrittels unterhalten werden müssten*).

In demselben Jahr beurkundete der Bürgermeister Conntz Edam zu Schweinfurt, dass nach Aussage vorgenommener Zeugen seit langen Jahren die Aebtissin zu Frauenrode freie Gerichtsbarkeit zu Löffelsterz habe, und die dortigen Einwohner sowie Fremde zur Kirchweihe in Löffelsterz freie Weinschenkgerechtigkeit hätten. St. Peter und Paulstag**) 1473 wurde vom Kloster ein Gut zu Hersfeld und 4 Güter zu Holzberg an Ritter Hans Voigt von Salzburg vertauscht, gegen einen halben Hof zu Eggenhausen. In demselben Jahre schrieb die Aebtissin Barbara dem Grafen Wilhelm von Henneberg dankend seinen Fürspruch wegen der Klosterdörfer Hesselbach und Löffelsterz auf, und es kam über die Oberherrlichkeit dieser Dörfer zu einigen Misshelligkeiten zwischen dem erstgenannten Grafen und dem Grafen Otto IV (V) von Henneberg-Aschach. Am Sonntag vor dem Antoniustag 1475 verlieh das Kloster einen halben Hof zu Elfershausen an Claus Scheffer und seine Hausfrau Katharina gegen eine jährliche Abgabe von 10 Malter Frucht, 2 Theilen Korn und einem Drittheil Hafer, mit der Nebenbedingung, jährlich 10 Fuder Mist in die Klosterweinberge zu führen.

Mittwoch nach Michaelis 1477 lieh das Kloster die Drittelhälfte seines Eggenhäuser Hofes an Burkardt Thenger und dessen Hausfrau Anna auf hundert Jahre gegen einen Zins von 6 Malter Korn, 3 Achtel Waizen, 5 Achtel Hafer und 2 Metzen Erbsen. 1478 wurde durch Graf Otto IV von Henneberg ein Span des Klosters mit Kaspar Schumann zu Burkartrode so geschlichtet, dass der Genannte für die verflossenen Jahre für jedes 2 Achtel Hafer und hernach jährlich nebst dem Hafer auch die andern Zinsen entrichten sollte, und 1483 schlichtete derselbe Graf eine anderweite Irrung. Im Jahr 1479 erkaufte Graf Wilhelm mit Bewilligung Bischof Rudolphs die Dörfer Hesselbach und Löffelsterz um das Kloster Frauenrode***). Ein ähnliches günstiges Erkenntniss wie oben über die Klostergerechtsame zu Löffelsterz, wurde über die zu Wolfmannshausen unterm 2. September 1485 vor dem kaiserlichen Notar Balthasar Burkard, Kleriker zu Würzburg, gefällt und niedergeschrieben, vor dem die Aebtissin Margaretha mit den Klosterfrauen Ursula von Schwarzenberg und Katharina von Lauter und dem Klosterkellner Johann Kochel erschien, darauf antragend, dass des Klosters Gericht, Gerechtigkeit und Herkommen vom Schultheissen, Dorfmeister und der Gemeinde Wolfmannshausen bestimmt würde. Diess geschah im Beisein der Schöffen Kunz Frank, Schultheiss, Endres Ortolph, Gilge Schmid, Linhard Orttolf, Gerlach Guntred, Hans Renne, Hans Rose, Hans Zeunref, Eckarius Kobe, Hans Gerlach, Conz More und Hans Brongreber. Das Erkenntniss lautete dahin, dem Kloster stehen als Erbherrn auf allen seinen Lehen und Gütern in Wolfmannshausen alle Gebote und Verbote zu; es sei jährlich zur Abhaltung eines Gerichts dort berechtigt, dürfe in der Kirchweih jedes Getränke mit Klostermaass schenken, könne nach St. Michael alle Zinsen und Gefälle erheben, müsse aber die Zins- und Gültbauern, wenn sie diese brächten, mit ihrem Vieh verköstigen. Nach dem Tode jedes Lehenträgers habe das Kloster das Besthaupt zu erheben; bei Lehenverkauf oder Uebergabe gebühre dem Schultheissen 1 Schilling zu Handlohn, die Aebtissin aber habe Macht, den Schultheissen nach Verlauf eines Jahres abzusetzen oder zu bestätigen. Diejenigen, welche mit Rügen gegen Mellrichstadt zentpflichtig und dort gebüsst werden, sollten dem Kloster halb soviel büssen müssen.

---

*) Daselbst (Jäger), wo jedoch Bären steht, wodurch man auf die Annahme eines seltsamen Luxus des Klosters gerathen könnte. Der fränkische Provinzialismus Beer für Eber ist das englische Boar.

**) Urkundenbuch IV, 39.

***) Daselbst 40. 41. 42. Stammtafel 31 und Jäger a. a. O. S. 89.

Als im Jahr 1486 die Gemeinde Elfershausen eine gegen 100 Morgen betragende Strecke Waldland, das Brunholz genannt, gerodet und urbar gemacht hatte, ertheilte ihr Donnerstag nach Reminiscere 1487 das Kloster unter Vorsitz der Aebtissin, Margretha Beyerin, als Zehntherr zu zwei Theilen, Zehntfreiheit auf 10 Jahre, nach deren Verlauf die Zehentpflichtigkeit eintrat.

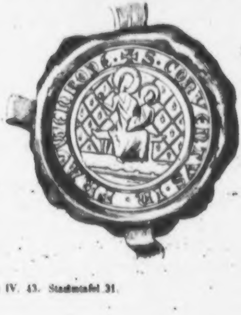
In demselben Jahre am St. Matthiastage kaufte das Kloster von Anton von Bibra, Amtmann zu Auersberg, Fladungen und Rockenstadt, mit Einwilligung seiner Brüder, Lorenz, Domherr zu Mainz, Stephan und Henz von Bibra, seinen Hof und seine Güter zu [illegible]erbach; seinen Zehntantheil zu Oberweren, nebst einigen Zinsen zu Schweinfurt um 1000 Gulden, doch wurde Wiederkauf vorbehalten.

Am St. Stephanstage des Jahres 1495 wurde Kunz Fulda von der Aebtissin Ursula und dem Convent mit einem Drittheil eines frei eigenen Hofes zu Eggenhausen auf 100 Jahre belehnt, gegen einen Erbzins von 12 Malter Korn, 1 Malter Waizen und 1 Malter Erbsen Schweinfurter Stadtmaass.

Es kaufte ferner 1500 Aebtissin Ottilia von der Stadt Schweinfurt einen Jahreszins von 45 Goldgulden um die Summe von 1000 Gulden, Wiederkauf vorbehalten [*]).

Abermals begann ein neues Jahrhundert, bei dessen Antritt noch nicht zu ahnen war, dass seine stürmischen Flügelschläge so manchen friedlichen Klosterbau zertrümmern und die frommen Heerden auseinandertreiben und zerstreuen würden.

Noch 1506, am Laurentiustage, kam ein Vergleich zwischen Kloster Frauenrode unter der Aebtissin Ottilia und der Priorin Katharina und dem Convent mit Graf Hermann von Henneberg zu Stande, dass der halbe Zehent zu Stangenrode dem Kloster und der halbe Zehent zu Kaistheim dem Grafen zustehen sollte [**]). Das betreffende Dokument zeigt das Conventsiegel.



---

[*]) Jäger a. a. O. S. 90. 91.

[**]) Daselbst und Urkundenbuch IV. 43. Stadtmtafel 31.

Im Jahr 1511 gab es wieder einen weitläuftigen Schied zwischen Aebtissin Ursula und mehrern fränkischen Edeln*).

Eine kleine Reihe von Jahren schweigen nun die dokumentalen Nachrichten, erst 1524 kommt wieder zur Kunde, dass am Sonnabend Lamperti Bischof Konrad von Würzburg einen Schiedspruch gefällt habe, dahin lautend, dass in der Klosterschäferei zu Frauenrode nicht über 500 gemeiner Nösser im Winter eingeschlagen werden sollten, dass die Waldungen im Bezirk der Dörfer Stangenrode, Burkartrode und Wollbach erst nach Walburgis und die Wiesen erst nach Martinstag behütet, die jungen Schläge 7 Jahre lang und auch alle Saat und Feldfrüchte geschont werden sollten.

Im nächsten Jahre entbrannte der Bauernkrieg. Rotenburg an der Tauber erhob in Franken zuerst die Fackel; bald schlugen da, bald dort Flammen auf; am 4. April erhob sich schon in ziemlicher Nähe von Frauenrode, in Münnerstadt, die Bauerschaft; am 9. trat der Bildhäuser Haufe zusammen und überbreitete weit seine Gegend, so dass schon am 13. Meiningen mit ihm im Bündniss stand.

In diesen drangvollen Tagen hatte sich in der Nähe von Kissingen der Haufe von Aura erhoben und plünderte die Klöster, die ihm zunächst erreichbar waren. Im Schloss zu Aschach waltete als Amtmann Eiring von Rothenhahn; er entbot voll redlichen Willens einige zuverlässige Insassen seiner Amtsdörfer zum Schutz der ihm zunächst liegenden Klöster Hausen und Frauenrode; allein auch diese Beschützer ergriff der Schwärmergeist, andere strömten zu, und statt zu schirmen, wurde das Klostervieh geschlachtet und die Vorrathskammern wurden geleert und Preis gegeben.

Voll Schreck eilte am 13. April der Amtmann, als er diese Nachricht erhielt, selbst nach Frauenrode, ward aber mit Gewehrschüssen empfangen, die zum Glück ihn nicht trafen, und bedroht, man werde ihm sein Schloss Aschach über dem Kopf anzünden. Der Amtmann zog sich zurück, und schrieb einen Brief an die Rotte, in dem er den Bauern ihren Ungehorsam vorwarf. Bald kam die Antwort zurück, in der es hiess, er schelte sie mit Unrecht, denn sie weigerten ihrem Herrn weder Frohnen, noch Reise und Abgaben. Die Plünderung des Klosters wurde mit den Worten entschuldigt: „Uns ist kunt, unserm gnädigen Herrn und allen, die aus gleicher götlich Geschrift unterweist sein, offenbar, das die Klöster nit got dienen, sondern dem teufel, das nymant anders beweren mag, das unser furnemlich ursach ist, solche schalkeit zu weren.“

Der wackere Amtmann erwirkte aber dennoch eine Friedenszusage, und sogar unterm 18. April Verzeihung vom Bischof und die Versicherung, dass auf dem nächsten Landtag die Beschwerden der Bauerschaft gehört und abgestellt werden sollten; gleichwohl ging der Haufe noch nicht auseinander, sondern zog von Frauenrode, wo es nichts mehr zu verzehren gab, ohne das Kloster zu zerstören, geradewegs herüber nach Aschach, stürmte das Schloss, leerte Keller und Kisten, nahm den Amtmann und noch acht andere Edelleute der Umgegend, die bei ihm waren, gefangen, und führte alle nach Schweinfurt. Ein Wunder, dass das schöne Schloss Aschach völliger Verwüstung entging, die das Loos so vieler Hennebergischen Burgen war. Als auch hier die Mundvorräthe aufgezehrt waren, zog der Frauenroder Haufe theils dem Bildhäuser, theils dem nahen Kloster Aura zu*).

---

*) Urkundenbuch IV. 41.

Einige fränkische Geschichtschreiber, namentlich Gropp und Ussermann, haben behauptet, Frauenrode sei im Bauernkriege zerstört worden, doch dem ist nicht so, dass aber das Kloster in Abnahme kam durch die Plünderung einestheils, durch die aufgeregte Zeit anderntheils, ist wohl zu denken. Die Grafen von Henneberg blieben immer noch im Verkehr mit dem Kloster. Noch 1542 vertrug Bischof Konrad die Aebtissin und den Convent mit Graf Albrecht von Henneberg (Stammtafel 33) wegen 60 Malter Waizen Mellrichstädter Maass, zu Hentingen dahin, dass der Graf diese Gült mit 900 Gulden solle ablösen können.

Im Jahr 1556, Dienstag nach Bonifacii, übersandten „Schultheiss und Gemeinden des ganzen Amtvolks Aschau“ dem Bischof Melchior (Zobel von Giebelstadt) eine fast 2 Bogen lange Klageschrift, grösstentheils gegen die Aebtissin Amalie zu Frauenrode gerichtet, dass sie, die früher eine eigene Schäferei gehalten, diess „seithero der peurischen auffrur“ unterlassen, und die Weiden zum Schaden der hutberechtigten Gemeinden an landfremde Leute verkaufe u. s. w., auch klagen jene, dass der Salzforst gar verhauen, und daraus kein Holz zu Rädern mehr zu bekommen sei**). Der Bischof forderte das Kloster zur Verantwortung auf***). Diese erfolgte am Mittwoch nach Petri und Pauli †). Ein fürstbischöflicher Bescheid vom 3. Juni 1557 erledigte diese Angelegenheit, nachdem die Unterthanen noch einigemal bittend in dieser Angelegenheit eingekommen waren ††).

Es kam aber dahin, dass das Hochstift das Eigenthum der Klöster als sein Eigenthum ansah; Bischof Melchior, dessen habsüchtiges Benehmen gegen den Freund und Vertrauten seines Vorgängers, Wilhelm von Grumbach, ihm den Tod durch Mörderhand zuzog, verpfändete noch in demselben Jahre 1557 Petri Stuhlfeier an den Edlen Christoph Heinrich von Ertal zu Elfershausen für 4000 Gulden Frauenroder Klostergülten an Getraide, Wein und Kleinzehnten in den Dörfern Eggenhausen, Elfershausen und Machtilshausen. Zwar willigte Aebtissin Amalie von Rumrod nur unter der Bedingung ein, dass, wenn der von Ertal das Unterpfand wegen nicht abgelöster Schuld sich zu Nutzen machen würde, das Hochstift dem Kloster den Schaden durch Anweisung anderweiter Renten ersetzen solle, wozu das Domkapitel sich auch verpflichtete, allein diese Handlung scheint für das Kloster der Todesstoss gewesen zu sein †††). Amalie von Rumrod schloss die Reihe der Aebtissinnen, und das Kloster erlosch, ohne dass uns über sein Aufhören eine Kunde geworden. Die Klosterdörfer wurden zum Amte Aschach geschlagen.

---

*) Jäger a. a. O. S. 91. 92.

**) Das Dokument ist in der Urkundensammlung des Herrn Kaufmann Wilh. Sattler zu Schweinfurt befindlich, nebst mehreren oben erwähnten Frauenroder Urkunden. Es ist zu weitläufig, und im Ganzen doch zu unerheblich, um dasselbe dem Urkundenbuche anzureihen, zumal da aus der Verantwortung der Aebtissin die Klagepunkte erhellen.

***) Urkundenbuch IV. 45.

†) Daselbst IV. 46.

††) Daselbst IV. 47.

†††) Jäger a. a. O. S. 91.

Folgendes ist die Reihe der urkundlich namhaft gemachten Aebtissinnen von Frauenrode:

Im Jahr 1250 war Aebtissin Elisabeth.
1281 . — Kunegundis de Munrichstadt.
1284 . — Hedwigis de Rottenfels.
1292 . — Hiltegund.
1320 . — Adelheid de Rotenkolben.
1336 . — Adelheid.
1341 . — Isentrud. (fehlt bei Jäger.
1355 . — Kunegund Kaufmännin.
1359 . — Elisabetha.
1369 . — Husa.
1374 . — Isentrud.
1381 . — Jutha von Walrathausen.
1381 . — Catharina von Brende.
1410 . — Cäcilia von Kohlenhausen.
1422 . — Ottilia.
1433 . — Barbara.
1449 . — Anna Küchenmeister.
1459 . — Barbara Pfersdorferin.
1459 . — Barbara Küchenmeisterin.
1481 . — Barbara.
1482 . — Margaretha Beyerin.
1485 . — Ursula von Sumpffen.
1487 . — Margaretha.
1495 . — Ottilia von der Neuenburg.
1510 . — Ursula.
1557 . — Amalia von Rumrod.

Nichts ist mehr vom ehemaligen Kloster vorhanden, als das etwas dumpfige, uralte Kirchlein von einfacher, aber vorgothischer Bauart, mit den oben in der Geschichte Otto's von Botenlauben beschriebenen Denkmälern der Gründer, deren Gebeinen und dem aufbewahrten Schleier. Zwar meldet eine Gedächtnisstafel des „ehrenfesten Maximilian Adam Ludwig, des Stiftes Würzburg Bedienten und Verwalter des Klosters Frauenrode“, dass die Kirche im 17. Jahrhundert neu aufgebaut worden; allein diese Nachricht kann sich nur auf eine Hauptreparatur beziehen, denn dass das Kirchlein kein Bau des 17. Jahrhunderts ist, sieht jeder Kenner auf den ersten Blick. Die Hauptthüre, über der ein hölzernes Gitter befindlich, wird nicht mehr gebraucht, und ist von Schutt und Gras versperrt; der jetzige Eingang ist neu. An einem anstossenden Mauerstück ist auf der dem Portal entgegengesetzten Seite die Jahreszahl 1522 eingehauen. Auch der Denkstein der letzten Aebtissin mit der Jahreszahl 1558 ist noch in der Kirche befindlich. Amalie von Rumrod ist darauf im Ordenshabit dargestellt, und hält in der Rechten ein Buch, in der Linken einen Hirtenstab

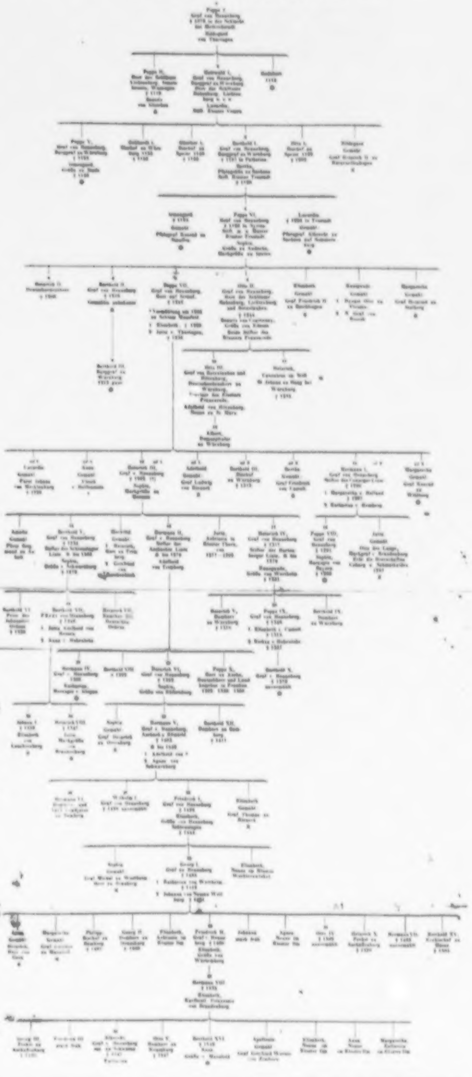
Im Chor der Kirche, das ins Kreuz gewölbt ist, erblickt man einige architektonisch schöne Kragsteine, theils Arabesken, theils menschliche Figuren. Eine der letztern hält ein breites Band, vielleicht den Schleier Beatricens. Die Gradrippen, wie die Portalgewölbbogen, zeigen den Geist der byzantinischen Architektur. Die Fenster sind sehr schmal. Ueber dem Portal ist eine ganz kleine Rosette angebracht. Auf der Chorseite schmückt ein verziertes Steinkreuz den Giebel.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

STAMMTAFEL DER GRAFEN VON HENNEBERG.

Zur Erläuterung der Geschichte der Grafen von Henneberg-Botenlauben, und des Klosters Frauenrode

[illegible]



BUCH DER LIEDER.

BAYERISCHE
STAATS
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

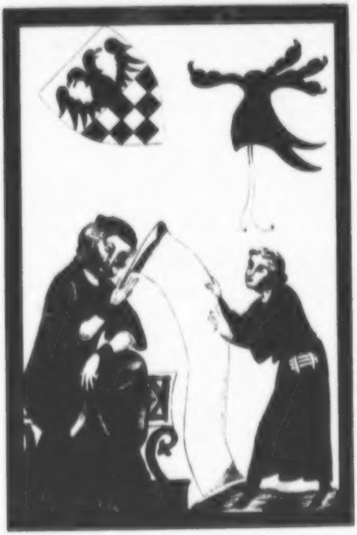
„Keine Billigkeit gegen einen Feind der Stadt!“ rief Röſſing. „Die Gemeinde wird ihre Freiheiten und Gerechtſame zu wahren wiſſen, und weil ſie das kann, darum in den Kerker mit dem Verbrecher, bis nach ausgemachter Sache!“

„Ehrſame Herren!“ nahm Hans Hirſchbach das Wort: „wenn Herr Kellner angelobt bei Leib und Gut, nicht aus der Stadt zu weichen, bis die Sache erörtert, ſo werdet Ihr Euch daran ein Genüge ſein laſſen, mehr könnt Ihr billigerweiſe nicht begehren, und Ihr, Ober-Vierherr, Ihr werdet Euch nicht weigern, das Gelöbniß zu leiſten, damit nicht ein Aergerniß im Rath gegeben werde, denn außerdem vermag Euch der Rath nicht zu ſchützen!“

„Verſprecht es, verſprecht es, werther Vetter!“ flüſterte Kranichfeld dieſem zu. „Ein Wort iſt keine Brücke, wer kein Pferd hat, muß den Eſel brauchen.“

„Wohl; ſo ſei es,“ ſprach Röſſing, mit einem ernſten Blick auf den wilden Monſtedt, der ſich widerſetzen wollte, dieſen zum Schwei-

Graue Otto vō Bottenlŏbe xiii



I.

Diu Âventiure spottet mîn:
waʒ wolte ſi mir ſô getiuret,
Dâ von ich muoʒ geſwachet ſîn?
ſi hât ir füeʒe wol geſtiuret.
Wie hât ſi ſus ze mir getân?
ſi gap mir, des ich niht enhân:
waʒ tuoc mir golt in Indiân?

II.

KARFUNKEL iſt ein ſtein genant,
von dem ſaget man, wie liehte er ſchine, —
Derſt min, und iſt daʒ wol bewant:
ze Lôche lit er in dem RINE.
Der künic alſô den weiſen hât,
daʒ ime den nieman ſchinen lât;
mir ſchinet dirre, als ime tuot der:
behalten iſt min vrouwe, als er.

III.

1. „Singet, vogel, ſinget mîner vrouwen, der ich ſanc:
ich ſanc umbe alle ir êre und umbe ir werden vriundes lip.
Den beiden diente ich gerne, ir ſô diente ich âne danc;
daȥ trûwe ich wol erwenden, ſît ſich daȥ wunderſchœne wip
Eins riters und ir êren hât bewegen.
ich pflag ir her, nû mueȥe ir Got der rîche pflegen,
unt helfe ime wol von hinnen! er hât zelange hie gelegen.“

2. „Ich zinge eȥ ûf der kleinen vogellîne morgenſanc,
daȥ ich dir hân geleistet, riter, ſwaȥ ich leiſten ſol
Dim' lîbe unt mîner vrouwen hêr, des mich mîn triuwe ie twanc,
daſt hiute und iemer mère biſt bewachet unt behüetet wol.
Wan daȥ ir zorn gegen tage mir zwîvel gît:
nû wecke in, vrouwe, ich ſinge im rehte ſcheidens zît;
nû hüet' dîn ſelbes, riter, — grôȥ angeſt bî der liebe lît.“

3. „„Ich bin unſanfte erwecket, vrouwe, ob ich entſlâfen was,
von manigem vogelſange, die ſich dâ vröuwent gegen dem tage;
Ich hòrte lûte ſingen den wahter ûf dem palas,
als er uns hât beſcheiden, mit ſange hòrte ich ſîne klage.
Wie hâſtu, ſælic wîp, mich daȥ verdaget,
daȥ dû niht ſpræche: „riter, wache! ich wæne, eȥ taget.“
nû muoȥ ich von dir ſcheiden; gròȥ angeſt mich von liebe jaget.““

IV.

1. **B**is mir willekomen, mines libes trôst!
mins herzen vröude, vil lieber man unt herre min!
Got ichs iemer lobe, der mich hât erlöſt
ûʒ ſorgen, ouch [danke ichs] den tugenden unt den triuwen din,
Der ich doch was ſêre in zwivel komen ſît:
dû hâteſt min vergeʒʒen ſô langer zit.
waʒ half mich min ſchœn', min hôher name?
du vergæʒe min gar âne schame.

2. Nû iſt daʒ herze min richer tugende vrô,
ſît ich mit armen hân umbevangen lieben lip:
Lieber man, nû ſage, iſt dir lieb alſô?
dû ſeiteſt mir, ich wær' dir liep vür elliu wip.
Ich gap dir ûf dîn triuwe und ûf dîn edelen tugent
miner vröuden krône, bluome, blüende jugent:
owê vil maniger abent ſender klage,
diu mich twanc unze gegen dem tage!

V.

1. ICH hân erwelt mir ſelbe ſüeʒen kumber,
den wil ich hân vür aller bluomen ſchin;
    Erſt niht wiſe, der mich hât deſte tumber:
nît was ie, der muoʒ ouch iemer ſin.
    Durch die liebe trage ich diſen pin,
den hân ich erwelt, — nû ſi ouch min!
tuo mir ſwie dû welleſt, vrouwe, der gewalt ſi din.

2. Ich mane die ſüeʒen, reinen noch ir triuwen,
die ſi mir gap, daʒ iſt unmâʒen lanc, —
    Kæme ich wieder, ich ſchiede ûʒ allen riuwen:
geſchiht des niht, ſô wird min leben kranc.
    Nâch der ie min herze ſêre ranc:
mir geſchiht von ir minne ſunder wanc,
als der nahtegal, diu ſitzet tôt ob ir vröuden ſanc.

3. Solte ich ſterben von ſô grôʒen leiden,
daʒ wære mir ein angeſlichiu nôt;
    Wes ſchuld' daʒ ſi, daʒ wil ich iu beſcheiden:
daʒ iſt ir minneclicher munt ſô rôt.
    Vremde ich ſi lange, daʒ iſt min tôt;
ouch wurden ir vil liehtiu ougen rôt,
do ich urloup nam unt mich in ir genâde bôt.

VI.

GENUOGE liute mâȥent ſich
vröuden grôȥ, diu bürde dunket ſi zeſwære;
Diu liebe niht erlâȥet mich
minne, ich muoȥ ir pflegen mê danne ich gewon wære.
Daȥ machent die tugende, die ſi hât;
hôhe mir daȥ herze ſtât,
ob ſi genâde an mir begât.

VII.

Ich hân diu bant, diu nieman kan beſchouwen:
ſi twingent mir daȥ herze und al die ſinne;
Ir güete machet . . ., daȥ ander vrouwen
mich zihent, daȥ ich âne vuoge minne:
Doch hân ich der liebe niht gegen einem wibe,
ſwenne ich ſi mide, daȥ ſchadet mir an dem libe.

gen bringend. „Wollt Ihr geloben bei Eurem Leben und Eurer Ehre, bei Eurem Leib und Gut, die Stadt nicht zu verlaſſen und Euch zu ſtellen vor der Gemeinde, wenn es begehrt wird, ſo mag geſchehen, was Herr Hirſchbach gerathen.“

Kellner ſtand auf, er ſah die Räthe nach der Reihe an, er warf kummervolle Blicke auf die, zu denen er ſich treuer Freundſchaft verſehen hatte, und ſie ſchlugen die Augen verlegen nieder und vermochten nicht, ihm in die Seinen zu blicken.

„Und Keiner ſpricht für mich?“ fragte er mit gebrochener Stimme. „Keiner? Nun freilich: der Stumme beſſert Niemand, und man ſoll malen, wie man Wind und Waſſer hat. Ich gelobe! Ich gebe Euch mein Manneswort, nicht aus der Stadt zu weichen, warum ſollte ich auch das? Ich habe das Recht nicht zu fürchten, nur das Unrecht. Gehabt Euch wohl, edle Herren!“

Er warf ſein Baret auf den Kopf und ſchritt in ein Nebenzimmer, aus welchem eine

VIII.

Vröude iſt al der welte komen,
niht ze mînen vromen, —
ſît mich ſîn güete alſô vermîden wil.
Der walt iſt grüene unt ſanges vol;
ſwer ſich vröuwen ſol,
der lobe die zît, diu gît wunne vil:
Elliu herzen an vröuden jungent ſich,
ſwaȝ eht vröuden gert, wan ich.

IX.

„WAHTER, ich bin komen
ûf genâde her ze dir,
nû gip mir rât: wie ſtât eȥ umb die vrouwen mîn?"
„„Ich hân vernomen, —
wer ſprichet hie ze mir?
biſtû'ȥ der liepſte man? dû kanſt ein teil ze lange ſîn.""
„Jâ ich bin, den dû dâ hôhe enpfâhen ſolt,
ich was dir ie mit ganzen triuwen rehte holt,
nû ſage mîner vrouwen, daȥ ich hie bin;
ſî iſt ſô guot, ſî lât mich in."

X.

Vrou Minne, ir lachet miner ſwære,
des ich mich nie von iu verſach,
Wand ich ie hôhte iuwer mære, —
doch mir nie guot von iu geſchach;
Ouch habt ir vröude mich entwendet:
diu mîn ie wunnecliche pflac,
der muoȝ ich iemer ſîn gepfendet,
ſwie dicke ſi mir nâhen lac, —
eȝ enſî, daȝ ſi ein rede verendet,
der ich mich niht getrœſten mac.

XI.

1. Mir hât ein wip
herze unde lip
betwungen unde gar verhert:
diu iſt ſô guot,
ſwaʒ ſi mir tuot,
wil ſi, ſô wirde ich ſanfte ernert.
2. Tuot ſi mir wê,
doch wil ich ê
betwungen ſîn von ir gewalt,
danne ich verber
die werden ger
unde ouch die ſorge manicvalt,
3. Die ſi mir machet
unde gît;
min vröude ſwachet
iemer ſît;
ſweme ſi nû lachet
z'aller zît,
des ſælde wachet
ſunder ſtrît;
4. Gelückes rat
hât in den pfat
gelêret ſô,
daʒ er ſol hô
dar ûfe ſweben,
mit vröuden leben.

5. Solde ich daʒ ſin,
ſô müeſte, âne aller ſorgen ſchin,
daʒ herze min
erhœhet werden, ſunder pin.
6. Ich vröudebar,
ich gedenke ie dar,
als ich getar:
wirt ſi gewar,
daʒ ich ſô var,
ir eigen gar, —
7. Si erzeiget ir
genâde an mir;
ſi iſt ein wip,
der ie min lip
aleiner lebt
und iemer ſtrebt,
8. Ûf den gedinge
unt ſelben trôſt,
daʒ mir gelinge
unt werde erlôſt
der ſorge, diu mich twanc noch ie,
ſit ich verlie
den muot an ſie.
9. Min herze jach,
ſit ſi min ouge alrerſt erſach,
ſin ungemach,
daʒ ime ſit

bi ſiner zit
beſchach,
10. Daȥ wær' dâ hin,
unt wære ime ſin
komen unt gewin;
des wânde ouch ich:
nu tuot ſie mich
gar ſorgen rich,
11. Unde mêret
mîne klage;
daȥ verkêret
unde ſêret
mîne tage.
12. Mîn gemüete
iſt worden kranc;
ich verwüete
nâch ir güete
âne allen danc.
13. Ie doch darunder
iſt ein wunder
niht beſunder, —
daȥ ich lîden
unde miden
14. Muoȥ ſi reine,
die ich meine;
niht ze kleine
amme herzen

habe ich ſmerzen
15. Unde kumber,
ich vil tumber,
manigen ſumber.
warzuo wart ich ie geborn?
ſol ich iemer ſin verlorn?
jâ hâte ich ſi mir erkorn,
16. Daȝ die wunden
ungeſunden
mir verbunden
ſolden werden
von der werden: —
17. Nû iſt min ſwære
ir gar unmære,
der ich lære
wurde, ob mir diu vrouwe min
tæte guoten willen ſchin.
ſolde eȝ mit ir hulden ſin,
18. Daȝ ich ſprechen
müeſte z'ir:
waȝ ſi zechen
unde rechen
wolde an mir?
19. Sicherliche,
ob daȝ geſchiht,
imme riche
iſt min geliche

danne niht.
20. Herze, ſinne,
minen muot
hât diu minne
mit gewinne
alſô behuot.
21. Peir der mære
dulde ſwære
dur Afrien,
ſin amien,
von Navâr.
Mei von Lône
lie die krône
unt die ſinne
durch die minne
driȝec jâr.
22. Er was ſorgen rich, —
daȝ was kumberlich,
doch ungelich
der ſwære min,
die mir tuot ſchin,
von der ich dulde diſen pin.
23. Eȝ enſtille
ir guoter wille
in kurzen ziten
âne biten, —
ich bin tôt.

Sol min triuwe
âne alle riuwe
ſus ein ſterben
an ir erwerben,
dêſt ein nôt,
24. Die ich gerne dol
unt liden ſol:
ſô rehte wol
ſtêt ſi mir an, —
ich ſælic man,
ſô ſüeʒe nôt ich nie gewan!
25. Iedoch ſwie gerne
ich ſterben lerne
dur ir minneclichen lip, —
o wê! ſi reine, ſælic wip! —
ſô denke ich doch,
daʒ ſi mir noch
geruoche geben
ein ſenfter leben.
des valde ich ir die hende min,
daʒ âne ir zürnen müeʒe ſin,
26. Ob ich genende,
und ich ir ſende
diſen ſanc:
ir lop, ir êre
ich gerne mêre:
in vremdiu lant

tuon ich's erkant
mit triuwen, âne valſchen wanc,
wirt mir dâ von ein habedanc,
ich ſinge ir, daz
ir lop noch baz
erhœhet, ob ich's ê vergaz.
27. Mine vrouwen
ſült ir ſchouwen
in ſo hôher werdekeit,
daz ir ſolde iemer ſin gereit
der êren krône.
ſit vil ſchône
eht aller ſælden ſældekeit
ir beide hende hât geleit
28. Ir ûf ir houbet;
daz geloubet
alle mir:
ob ir ſi ſeht,
ir verjeht
tugende michels mê von ir,
29. Danne ich iu ſage;
wande ich durch klage
mines willen vil verbir.
min vrouwe iſt guot,
iedoch ſi tuot,
daz wunneclicher vröuden gir
30. Mich vergât

Thüre zu einer Seitentreppe führte, denn das Rathhaus hatte der Ausgänge mehrere. Bekümmert ſah ihm Johannes Zimmermann nach.

Und wie er die Verſammlung verlaſſen hatte, ſahen ſich die dagebliebenen Räthe befangen und ängſtlich an, und wieder ſprach der alte Röſſing; „Die Gemeinde will volles Licht in dieſer Sache. Daher fordert ſie von dem ganzen ehrſamen Rath das gleiche Verſprechen, welches der Ober-Vierherr ſo eben geleiſtet. Sie kann nicht eingehen auf den Vorſchlag der ſächſiſchen Fürſten, die zum Frieden in mehr als einem Schreiben gerathen haben, und deren Meinung iſt, daß die Bürger das Geld aufbringen ſollen, um welches Kapellendorf verkauft worden, und es alſo wiederkaufen, nein, des Rathes Sache iſt es, der Stadt veräußertes Eigenthum wieder zu erwerben. Ferner haben ſich, wie dem ehrſamen Rath wohl wiſſend ſein wird, die Sachſen-Fürſten erboten, der Gemeinde Hunderttauſend Gulden zu leihen, aber dafür bedankt ſich die Gemeinde, ſie will es nicht an Schuldenwirken dem Rath gleich thun, ſie will nicht ihre Dörfer und Schlöſſer, die

unt lât,
daʒ mir kumberlichen ſtât:
wande ich pflac
manigen tac,
daʒ min vröude nie gelac.
Owê der dinge!
ich wæne, ich ringe
31. Ûf einen wân,
den ich hân,
dem ich iemer undertân
weſen muoʒ;
des mir buoʒ
niemer wirdet, unz ein gruoʒ
32. Mich enbindet:
ſâ verſwindet
und erwindet
alleʒ klagen
in minen tagen.
waʒ ſol ich von vröuden ſagen?
ſol ich heil an ir bejagen,
33. Swie daʒ wære,
es wære zit.
alle ſwære
ich gar verbære,
ob ſi den ſtrit
34. Genædecliche
wolde ergeben

endeliche, —
ê ich danne entwiche,
ich ergibe daȥ leben.
35. Bi dem eide
ich wil geloben:
ſin enſcheide
mich von leide, —
ich muoȥ ertoben.
36. Daȥ erwende,
ſælic wip,
unde ſende
mir daȥ ende,
daȥ min lip
37. Vröude unt minne
unde ſinne
von dir, küniginne,
gewinne.
38. Dar nâch ich iemer ringe
unt z'allen ziten ſtrebe;
ûf daȥ hôch gedinge
ich vil dicke ſchône lebe,
daȥ mir an dir gelinge
unde enpfâhen müeȥe ſüeȥer minne gebe:
wie ſuoȥe ich danne ſinge
und erklinge
ſwenne ich vrœliche ob allen vröuden ſwebe!

XII.

1. Wære Kristes lôn niht alſô ſüeȝe,
ſô enlieȝe ich niht der lieben vrouwen min,
Die ich in minem herzen dicke grüeȝe,
ſi mac vil wol min himelriche ſin;
Swâ diu guote wone alumbe den Rin,
herre Got, ſô tuo mir helfe ſchin,
daȝ ich mir und ir erwerbe noch die hulde din!

2. „Sit er giht, ich ſi ſin himelriche,
ſo habe ich in zuo Gote mir erkorn,
Daȝ er niemer vuoȝ von mir entwiche:
herre Got, lâ dirȝ niht weſen zorn.
Erſt mir in den ougen niht ein dorn,
der mir hie ze vröuden iſt geborn, —
kumt er mir niht herwider, — min ſpilnde vröude iſt gar verlorn."

XIII.

1. „Wie ſol ich den ritter nû geſcheiden
unt daȝ vil ſchœne wip,
diu dicke bi einandern wâren ê?
Den râte ich an rehten triuwen beiden
und ûf ir ſelber lip,
daȝ ſi ſich ſcheiden und er dannen gê.
Mâȝe iſt zallen dingen guot!
lip und êre iſt unbehuot,
ob man iht langer lit;
ich enſinge eht anders niht, wan: es iſt zit!"
2. „Din kuslich munt, din lip klâr unde ſüeȝe.
din drücken an die bruſt,
din umbevâhen tuont mich hie betagen:
Daȝ ich noch bi dir betagen müeȝe
âne aller vröuden vluſt!
ſô daȝ geſchiht, ſo endürfen wir niht klagen.
Din minne iſt gar ein zange mir,
ſi klembert mich, ich muoȝ zuo dir,
gienge eȝ mir an den lip." —
„„dich enlât der tac, daȝ klage ich ſendeȝ wip.
3. „„Hœrſtu, vriunt, den wahter an der zinnen,
wes uns ſin ſanc vergiht?
wir müeȝen uns nû ſcheiden, lieber man!
Alſus muoſtu leider von mir hinnen:
owê mir der geſchiht,
daȝ uns diu naht ſô vlühteclich entran!
Naht git ſenfte, wê tuot tac.
owê, herzelich, ine mac
din wol vergeȝȝen niet:
uns nimt die vröude gar des wahters liet.""

XIV.

1. „KUMT er, der mir dâ komen ſol,
der mir bî dem hôhſten eide
lobte, er kæme mir, —
    Sô wirt mir ſendem wîbe wol;
bluomen unde grüener heide,
ſanfte ich der enbir.
    Sô wê dir, arge huote,
daſt unſælic ſîſt!
durch daȥ dû ſtætem muote
ſô vil leides gîſt;
daȥ iſt mîner vröude ein ſlac:
wahter, ſô dû welles ſingen, ſô ſing eȥ ſî tac."

2. Dô diu vil reine vrouwe guot
klagte ir ſô klagelîchen, —
ſchiere wart ſî vrô,
    Unt wart geringet ir der muot;
ſî gienc zem wahter tougenlîchen
unde ſprach alſô:
    „Wahter nû lâ dîn ſingen,
eȥ iſt noch niender tac;
mîn leit daȥ wil ſich ringen,
daȥ mir ſô nâhe lac:
guotiu mære ich hân vernomen, —
daȥ ein ſpiegel aller mîner wunne mir iſt komen."

XV.

1. WIʒʒEST, daʒ ich ſingen wil,
daʒ dir vröude mêre,
werlt, ſwie mîn kumber ſî;
Dû haſt werdekeite vil,
dâ bî nim ich lêre;
ſo iſt ein anders ouch dâ bî, —
Daʒ mir diu liebe, diu der minne pfligt
unde mir ſô ſtritecliche an geſigt;
reiner wibes êre wip niemer gewan:
daʒ iſt alleʒ daʒ, dâ von ich ſingen kan.

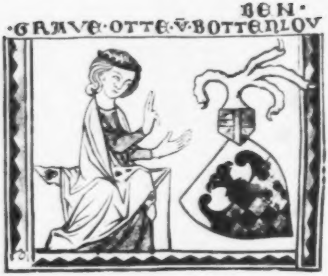
2. Ich wil, ſælic vrouwe, dir
minnecliche ſingen,
anders ſon' enſunge ich niht
Dû biſt ungenædic mir;
vür den ungelingen,
daʒ mir leit von dir geſchiht,
Wil aber ich dîn lop ze vröuden nemen.
wil dich dâbi miner vröuden niht gezemen,
muoʒ ich von den dingen trûric ſîn,
ſô bin ich unſchuldic, ſo iſt diu ſchulde dîn.

XVI.

Min arzât iſt min munt
und ein wort, daȥ ſi kan;
Spræche ſi daȥ, — ich wære geſunt
und ſtolzer denne ie man.
Ach, leider, daȥ vil ſüeȥe wort
iſt ze ſêre an mir verborgen;
des lebe ich manigen tac mit ſorgen:
wenne kumt her für der hort,
der mich ſô riche möhte machen?
ich trûre nû, — danne wolde ich lachen.

Eȥ iſt ein wunder an mir,
daȥ ich alliu wip durch ſi mide,
Und doch ungetrœſtet bin von ir:
ſolchen kumber und ich lide,
Sît ich ſîn erſte genâden bat,
den wendet ſi mir niht,
noch niemen ander mac, ſwaȥ ſô mir geſchiht.
Sus bin ich an die blôȥen ſtat
zwiſchent zwein ſtüelen geſeȥȥen;
an der ſelben ſtat hât ſi min vergeȥȥen.

URKUNDENBUCH.


BEN·
·GRAVE·OTTE·V̄·BOTTENLOV

noch unverpfändet ſind, zu Pfand geben, und ſich den Fürſten unterthänig machen. Und ſo frage ich den edlen Rath im Namen der Stadt, ob er bei der Gemeinde bleiben, und ferner für ihr Beſtes ſorgen will, und das geloben oder nicht? Das will ich wiſſen."

„Ja, das wollen wir, die Stadt und die Gemeinde wiſſen!" wiederholten alle Vormünder.

„Liebe Herren!" rief Kranichfeld aufſtehend: „Liebe Herren, hier ſtehe ich, und will Leib und Gut bei der Gemeinde laſſen, ſo wahr mir der fromme Gott helfe!"

„Bube, elender Wicht," grollte der Stadtſchreiber für ſich: „der böſe Geiſt helfe Dir!"

Aber die meiſten der Räthe, Beiſitzer und gelehrten Doktoren erhoben ſich, unter ihnen Hans Hirſchbach, Burkhart Unrath, Balthaſar Kellner, Balthaſar Krohmann, der Doktor von der Sachſen und Andre, und thaten, wie Kranichfeld gethan, ſie ſchwuren, treu bei der Stadt und der Gemeinde zu halten. Mancher that es aus banger Furcht, und geſchreckt durch Kellners

I.

URKUNDEN ZUR GESCHICHTE DER GRAFEN VON HENNEBERG-BOTENLAUBEN.

INHALTSVERZEICHNISS

DER DIE GRAFEN VON BOTENLAUBEN BETREFFENDEN URKUNDEN.*)

Nr. Jahr.

0a. 1196. }
0b. 1197. } Erstes urkundliches Vorkommen Otto's II von Henneberg als Zeuge. Auszüge.

1. 1206. Hildebrand's von Stein Schenkung seiner Güter zu Wulvelingen (Wülflingen am Main, 10 Unterthanen gehörten dem Kloster Langheim) an das Kloster Langheim, unter Vorbehalt einer jährlichen Leibrente von 6 Fudern Wein; wobei seine Erben, die Brüder Tegeno und Hartmud zu Ebern, auf ihr Erbrecht an jene Güter verzichten. Bischof Heinrich zu Würzburg bestätigt die Schenkung. Unter den weltlichen Zeugen steht zuerst Otto de Botenlouben, dann Manegoldus de Wilperc, Conradus de Calwenberc, Rumoldus de Strufe, Marquardus de Lapide, Heinricus frater ejus etc. Auszug.

2. 1208. Otto Graf zu Henneberg und seine Gemahlin Beatrix übergeben dem Hospital zu Jerusalem die Hälfte von Casal blanc.

3. 1217. König Johann (X) zu Jerusalem, Graf von Brienne, bestätigt in einem Notariatsinstrument den von der Gräfin Beatrix, in Vollmacht ihres Gemahls, des Grafen Otho, zu Gunsten des Hospitals zu Jerusalem geleisteten Verzicht auf den Ort Manueth.

4. 1219. Cuno, Abt zu Fulda und Elwangen, giebt die Fuldaische Lehnsherrlichkeit an einem Gute zu Klein-Wenkheim auf, welches Graf Otto von Botenlauben zu Lehn trug und dem Kloster Bildhausen geschenkt hatte, wogegen dieser Graf seine eigenthümlichen Güter zu Grassthal dem Stift Fulda zu Lehn aufträgt, und solche wieder zu Lehn empfängt.

5. 1221. Otto, Graf von Botenlauben, gewährt dem Domcantor zu Würzburg ein Darlehn von 40 Mark Silber, unter Bürgschaft mehrerer anderer Domcapitularen, wogegen ihm, so lange das Darlehen unabgetragen steht, jährlich 4 Fuder Schalberger (Schalksberger) oder Neuberger Wein versprochen werden.

6. 1225. Bischof Hermann zu Würzburg genehmigt als Lehnsherr den Tausch einiger Grundstücke zu Brunnstadt, zwischen dem Kloster Ebrach und den Brüdern Marquard und Otto von Brunnstadt. Weltliche Zeugen: Otto, Comes de Botenloube, Rubbertus Comes de Kastele. Heinricus de Rotenvels. Albertus de Frankenstein. Heinricus Magister coquine de Rotenburg. Heinricus de Brozoltesheim. Albertus dapifer. Albunus pincerna. Walpertus torso. Godefridus Camerarius.

---

*) Insgemein gehören die Inhaltsanzeigen der Urkunden über dieselben; allein da manches in diesen Regesten mit Absicht ausführlich gleichsam als Auszug behandelt wurde, auch eine und die andere Bemerkung hier beizufügen war, wurde diese übersichtliche Form derselben gewählt. Diplomatische Bemerkungen wurden in den Anmerkungen zu den Urkunden beigebracht, wo dieselben zu geben möglich war.

Nr. Jahr.

7. 1226. Bischof Hermann zu Würzburg übereignet und sichert dem Kloster Ebrach den Besitz einiger Gülten und Leibeigenen, welche Hedwig von Burgebrach diesem Kloster ehemals geschenkt hatte, welche Schenkung aber die Gebrüder Vögte zu Heidenfeld hatten anfechten wollen. Zeugen: Otto Comes de Botenlöbe u. A.

8. 1226. Bischof Hermann bestätigt einen Vergleich zwischen dem Grafen Boppo von Wertheim und dem Kloster Brunnbach, wodurch jener auf die Errichtung einer Burg zu Richolvisheim verzichtete. Unter den weltlichen Zeugen steht Comes Otto de Bothinloibin zuerst.

9. 1226. Bischof Hermann zu Würzburg beurkundet, dass Conrad von Trimberg und sein Sohn Albert das obere und untere Schloss Trimberg mit allem ihren Eigenthume und die neue Burg Frondesberg nebst dem Dorfe Niederstetten dem Stifte zu Würzburg übereignet habe. Unter den Zeugen steht Otto Comes de Botenlöbe. Auszug.

10. 1227. Ulrich von Kalwenberg entsagt zu Gunsten des Klosters Langheim seinem Vogteirechte zu Burkersdorf (jetzt Tambach) Weitramsdorf, Gersbach, Neundorf und Witzmannsberg. Unter den Zeugen stehen Otto Comes de Botenlovben et Otto filius suus.

11. 1228. Graf Otto von (Botenlauben und) Hiltenburg macht die Herrschaft Hiltenburg dem Stift Würzburg lehnbar.

12. 1230. König Heinrich bewilligt dem Grafen Otto dem Jüngern zu Botenlauben, die reichslehnbare Burg Lichtenberg zu verkaufen.

13. 1230. Bischof Hermann zu Würzburg vermittelt die käufliche Ablösung der dem Grafen Otto von Botenlauben zuständigen Vogteigerichte (und Vogtei-Revenüen) über die Güter des Domcapitels zu Stetten und Retzstadt, ingleichen den Ankauf des dem Vasallen Füchslein von Karlburg gehörigen Vogtrechts über ein zum Dorf Stetten gehöriges Vorwerk, oder Hof, und ordnet solche zu beständigen Domcapitelsgütern.

14. 1230. Graf Boppo zu Henneberg und sein Sohn, Heinrich, tragen dem Bischof Hermann und dem Stifte Würzburg als Entschädigung für ihm zugefügte Verluste die (Coburgische) Burg Lauterburg mit mehreren Dörfern zu Lehn auf.

15. 1230. Bischof Hermann zu Würzburg kauft vom Grafen Otto dem Jüngern von Botenlauben (welcher in den geistlichen Stand zu treten Willens war) die Burgen Hiltenburg und Lichtenburg mit allem Zubehör für 4300 Mark Silber, wovon 1000 Mark sofort baar bezahlt, 360 Mark ältere Pfandforderung compensirt und abgezogen werden, der Rest aber bei dem Deutschordensmeister Hermann erborgt werden sollte. Beigefügt ist 1) ein Namensverzeichniss der überwiesenen Dienstleute und Leibeigenen und 2) ein Orts- und Revenüen-Verzeichniss.

16. 1231. Otto Graf von Hiltenberg schenkt den Würzburger Domherren 300 Mark Silber zu Stiftung einer jährlichen Seelmesse für sich und seine Gemahlin und versichert solche mit Zustimmung der letztern und des Deutschordenscomthurs in Schwaben, Namens Dietrich, dergestalt auf das Dorf Stockheim, welches auf 400 Mark Capitalwerth angeschlagen war, dass 1) die einstige Wittwe des Grafen Otto die Revenüen dieses Dorfes auf ihre ganze Lebenszeit ruhig geniessen soll: 2) würde aber der Bischof zu Würzburg das Dorf Stockheim für 400 Mark einlösen, so sollen die Domherren für ihre 300 Mark ein anderes Gebiet kaufen, woran die Wittwe des Grafen ebenfalls ihr Leibgedinge haben soll, und nach ihrem Tode soll es jenen heimfallen. 3) Ist aber die Einlösung durch den Bischof zur Zeit des Todes der Grafenwittwe noch nicht erfolgt, so behalten die Domherren das Dorf Stockheim und geben 100 Mark auf Geheiss der Gräfin hinaus, doch bleibt dem Bischof die Einlösung noch vorbehalten. Der erwähnte Deutschordenscomthur quittirt nun die Domherren über den Empfang der 300 Mark. (Wahrscheinlich war Stockheim dem deutschen Orden mit mehrern andern Hiltenburgischen Gütern antichretisch pfandweise versetzt, wie man aus der Urkunde Nr. 15 abnehmen kann.)

Nr. Jahr.

17. 1231. Bischof Hermann zu Würzburg vertauscht den Ort Burkhardrode gegen einige Güter zu Eigenhausen an Otto den ältern, Grafen zu Botenlauben, und dessen Gemahlin Beatrix zum Behuf der Stiftung eines Cistercienser-Klosters.

18. 1234. Graf Otto von Botenlauben verkauft dem Stift Würzburg seine (Hennebergischen und Coburgischen) Besitzungen mit dem Schlosse Botenlauben für 1200 Mark Silber und empfängt dafür andere Güter zu seinem und seiner Gemahlin Leibgedinge, mit dem Vorbehalt, dass der Bischof sie innerhalb 4 Jahren mit jährlich 300 Mark einlösen könne.*)

19. 1234. Graf Otto von Botenlauben schenkt in Gemeinschaft mit seiner Gemahlin Beatrix seinem neugestifteten Kloster den zehnten Theil aller seiner Besitzungen an Geldzinsen, Schweinen, Wein, Getraide- und Kleinodfrüchten.

20. 1234. Die Klosterschwester Adelheid, Tochter des edlen Herrn Albrechts von Hiltenburg, Wittwe des Grafen Otto von Botenlauben, vermacht ihre Besitzungen zu Stockheim und Quecienfeld unter gewissen Vorbehalten dem Domcapitel zu Würzburg, namentlich soll ihr Sohn, Albert, welcher ebenfalls Würzburger Domcapitular war, eine Pfründe davon erhalten.

21. 1235. Bischof Hermann zu Würzburg bestätigt die vom Kloster Heilsbrunn unternommene Einlösung der Vogteigerechtigkeit über die Klostergüter im Dorfe Aurach. Unter den Zeugen steht Heinricus de Botenlouben, Canonicus S^{ti} Johannis in houge (Stift Haug in Würzburg.)

22. 1239. Otto von Botenlauben, in Gemeinschaft mit seiner Gemahlin Beatrix, schenkt und vermacht von seiner Kaufgelderforderung von 1200 Mark Silber für das Schloss Botenlauben u. s. w. 200 Mark, und zwar 100 Mark dem Bischof zu Würzburg und 100 Mark dem Domcapitel zu Seelmessen für sich und seine Gemahlin, die übrigen 1000 Mark vermachen Beide dem neuen Liebfrauenkloster (Frauenrode).

23. 1240. Schiedbrief zwischen dem Bischof Hermann zu Würzburg und Conrad von Schmiedefeld, wegen der Lehnherrlichkeit über die Burggüter Richolfs von Ried auf der Burg Ried. Unter den Zeugen steht Otto Comes de Botenlouben.

24. 1242. Das Capitel des neuen Münsters zu Würzburg verkauft sein entlegenes Gut Bertheim an das St. Stephanskloster unter Vorbehalt gewisser Getraidegült, welches Gut früher die Nonnen des Klosters Himmelpforten in Pacht hatten. Dieser Contract wurde überbracht durch den Bruder Otto von Botenlaube und den Bruder Sibodo.

---

*) In dem Münzwesen des Mittelalters wandeln viele Geschichtschreiber noch gar zu sehr im Finstern; z. B. von Schultes rechnet 1 Mark Silber für 8 Thlr. (Coburgische Geschichte des Mittelalters S. 145. Note p.) und 1 Pfund Heller für 3 Thlr. 5 Gr. unsers Geldes (Hennebergische Geschichte Theil I. S. 141), was eine Uebertreibung ist. Eine feine Mark ist mehr werth, aber die rauhe Mark weniger. Wir haben aus eigener Urkunden-Lectüre folgendes Verhältniss gefunden:

1 Mark Silber war gleich 2½ Pfund Hellern.
1 Pfund Heller hat 20 Schilling Heller, oder 3 Turnos.

Hiernach hatte die Mark Silber 50 Schilling Heller. Das war fränkische Währung.

Vergl. die Urkunde von 1290 in v. Schultes histor. Schriften S. 177. *quatuor millia marcarum argenti, quarum quelibet pro tertio dimidio talentorum Hallens. computabitur.*

Urkunde von 1318 in v. Schultes Henneberg. Geschichte Theil II. Urk. B. S. 62. *centum marcas, pro qualibet marca duas libras hallens. cum dimidia computando.* Das Capital betrug also 250 Pf. Heller, und es werden 25 Pf. Heller als Zins dafür angewiesen. Im 13ten und 14ten Jahrhundert war 10 Procent der allgemeine Zinsfuss oder der Maasstab zwischen Kaufgeld und Güter-Rente. Im 13ten Jahrhundert war ein Pfund Heller 3 Gulden 40 Kreuzer rhein., also die Mark Silber 9 Guld. 10 Kr. rhein. werth, nicht aber 3 Thlr. 5 Gr. resp. 8 Thlr. (J. P. Lang's diplomat. Blumenlese, in Meusels Geschichtsforscher, 7r Theil, S. 31.)

Nr. Jahr.

25. 1242. Der Bischof Hermann zu Würzburg weist dem Grafen Otto von Botenlauben und seiner Gemahlin Beatrix anstatt der (Nr. 18 erwähnten) Leibgedingsgüter andere Revenüen zum Bezug an.

26. circa 1242. Otto Graf von Botenlauben beurkundet, dass er einige Jahre nach dem Verkauf seines Schlosses Botenlauben auch seine Ministerialen nebst Weibern und Söhnen, an der Zahl 41, dem Hochstift Würzburg freiwillig geschenkt habe, mit dem Namensverzeichnisse derselben.

27. circa 1242. Graf Otto von Botenlauben erneuert und bekräftigt seine den Würzburger Domherren und dem Bischof gemachte Schenkung von je 100 Mark (Nr. 22) und vermacht dem Bischof noch Renten zu Arnishusen und Stupfil und abermals 41 Dienstleute (oder Leibeigene).

28. 1243. Graf Hermann zu Henneberg trägt dem Bisthum Würzburg seine neue Burg Hennenberg über Nütlingen, nebst den Dörfern Winden und Reichenbach zu Lehn auf. Unter den Zeugen steht Bruder Otto von Bottenlouben.

29. 1244. Bischof Hermann zu Würzburg verbietet die Wiederherstelllung der Burg Burkharderode, von wo aus das vom Grafen Otto von Botenlauben gestiftete Frauenkloster Anfechtungen erlitten hatte.

30. 1244. Otto Graf von Botenlauben schenkt in Gemeinschaft mit seiner Gemahlin Beatrix dem von ihnen gestifteten Nonnenkloster seine Besitzungen zu Wolfhalmeshusen (Wolmannshausen), Iptehausen, Fuchsstadt, Löffelsterz, Steinach, Haselbach (ohnweit Bischofsheim), Winden, Aschach, Sulzthal, Stangenrod, Walpach und den Burgschädel von Burkhardrode.

31. 1245. Bischof Hermann zu Würzburg löset die Hälfte der dem verstorbenen Grafen Otto von Botenlauben für 100 Mark antichretisch eingeräumten Gülten zu Etleben ein und behält sich vor, die der verwittweten Gräfin Beatrix zustehende andere Hälfte innerhalb 4 Jahren auch einzulösen.

(Zum Verständnisse dient die Urkunde Nr. 22.)

32. 1247. Graf Hermann zu Henneberg bewilligt dem Kloster Frauenrode die Zollfreiheit in seinen Landen.

33. 1247. Bischof Hermann zu Würzburg tritt dem Kloster Frauenrode zur Tilgung des noch in 750 Mark Silber bestehenden Kaufgeldrestes, welcher zum Vermächtniss des alten Grafen Otto von Botenlauben gehört hatte, auf Andringen seines Sohnes, des Klostervogts Otto von Botenlauben, die Zehnten zu Egenhausen, Machtoldshausen und Elverichshausen im Taxwerthe zu 500 Mark ab und weist den Rest mit 50 Mark auf den Ertrag des Holz- und Viehzolls in der Stadt Würzburg und mit 50 Mark auf die dortige Stadtbeete pro 1247, dann mit 50 Mark auf den Zoll vom Jahre 1248 und mit 100 Mark auf die Stadtbeete von 1248 an.

34. 1247. Bischof Hermann zu Würzburg concedirt dem Kloster Frauenrode unentgeltliche Bauholzabgabe aus dem Salzforste auf Bitten des Bruders Otto, einst Grafen von Botenlauben.

35. 1247. Hermann Graf zu Henneberg vermacht dem Kloster Frauenrode 24 Mark zu seinem Seelenheil und versetzt dafür das Dorf Winkels, mit Vorbehalt der Einlösung. Zeugen: Frater Otto de Botenlouben u. A.

0 a.

1196.*)

Literae Ottonis II. marchionis Brandenburgici, quibus profitetur S. Mauritium in feudum obtulisse, pro peccatorum remissione plura in Ducatu suo transalbino seu Brandeburgensi cum fratribus suis consensu marchia ritu isti aevo solenni et super altare jurato. Testes inter laicos Heinricus Comes de Danneberg, Egelolffus de Scrapelo, Fridericus de Osterwalve, Fridericus aduocatus de Saltwedele, Fridericus de Hvckebvrne, Ludolffus aduocatus de Hvlbirstvl, Theodoricus et Wernherus de Amforde, Arnoldus de Meiendorpt, Ludolffus et Regnardus de Eilesleve, Ludolfus de Schanecke, Sifridus de Pisekendorp, Johannes de Plote, Richardus, Heinricus et Gumbertus de Alesleve, Theodoricus de Parchem, Rudolphus de Jerichowe, Wernherus de Gardelege, Heinricus Dapifer, Gerardus et Bodo de Saltwedele, Otto de Henneberg et frater eius, aliique nobiles, liberi ac ministeriales, et homines Marchie quam plurimi. Vt autem prefate traditiones bonorum que diximus per nos et fratrem nostrum facte rate permaneant, nec in posterum maligna cuiusquam attemptatione ualeant infirmari, presentem paginam super his conscribi, et sigilli noſtri impressione fecimus communiri. Acta in supra scriptis locis, anno dominice incarnationis millesimo centesimo nonagesimo sexto, indictione quarta decima, praesidente sedi apostolice Coelestino papa tertio, regnante gloriosissimo Romanorum imperatore semper Augusto et Rege Sicilie Heinrico sexto, in nomine domini amen.

---

0 b.

1197.**)

9. Juli.

Literae Heinrici VI. imperatoris, quibus profitetur confirmatio oblationis feudi S. Mauritio facta in ducatu transalbino seu marchia Brandenburgensi per Ottonem Marchionem et fratrem ejus, Albertum comitem. Inter testes laicos duces Fridericus dux Austriae, Ludovicus dux Bavariae, Conradus dux Spoleti, Otto, comes de Henneberg, Henricus illustris dominus Austriae, Marquardus senescalcus, marchio Anconae, dux Ravennae et alii quam plures. Acta sunt haec anno dominice incarnationis MCXCVII, indictione XV. Datum in Linoria juxta pactum in Sicilia VII Idus Julii.

---

*) Auszug aus Ludewig Reliquiae manuscriptorum omnis aevi diplomatum ac monumentorum ineditorum adhuc. Tom. XI. p. 594 f.

**) Daselbst pag. 600 f.

1.*)

1206.

24. Januar.

Literae Heinrici, wirceburgenſis eccleſiae electi, quibus profitetur, Hiltebrandum de Lapide pro remedio animae ſuae contuliſse fratribus in Lancheim bona ſua in Wuluelingen ex conditione interpoſita, vt praedicti fratres in Lancheim ipſi Hiltebrando ſingulis annis, quam diu viueret, de memoratis bonis ſex carradas vini perſoluerent, et post obitum eiusdem Hiltebrandi haec conditio penitus ceſſaret, et bona ipſa integraliter in vſus cederent monachorum. Haeredes etiam Hiltebrandi, videlicet Hartmv̊dus et Tegeno, apud Ebern renuntiauerunt omni iuri, quod in ſupradictis bonis habere videbantur.

Acta ſunt anno dominice incarnationis M. CC. VI. Indictione IX^a^. VIIII. Kalendas Februarii.

Testes ſunt: clerici, Wernherus, Heinricus de Burcheim, canonici noui monaſterii in Wirceburc, Goteboldus canonicus ſancti Johannis in Houge, Marquardus Scotus. Laici: Otto de Botenlouben, Manegoldus de Wilperc, Conradus de Calwenberc, Rumoldus de Struſe, Marquardus de Lapide, Heinricus frater eius. Tegeno et Harmvdus fratres, Rumoldus Schurrich, Helmericus, et alii plures.

2.**)

1208.

1. October.

In nomine ſancte et indiuidue trinitatis amen. Notum ſit omnibus tam preſentibus quam futuris, quod ego **Otto comes de Henneberch** cum venerabili comitiſſa **Beatrice** vxore mea quondam filia comitis Jocelini, bona voluntate noſtra, et pari conſenſu donamus ſancte domui hoſpitalis Jheruſalem, cuius confratres ſumus, et ad opus pauperum chriſti medietatem de Caſal Blanc cum omnibus pertinentiis ſuis libere et quiete in perpetuum poſsidendum. Et ſi forte aliquis in ſupradicto caſali aliquid iuris clamauerit, nos illud ab omnium hominum inquietatione abſoluemus, uel per concambium hoſpitali ſatisfaciemus, et hoc pro animabus noſtris et patrum noſtrorum et matrum, et aliorum predeceſſorum noſtrorum. Et ut hec donatio noſtra firma et inuiolabilis permaneat, hanc cartam fecimus ſcribi, et ſigillo noſtro plumbeo roborauimus. Huius uero donationis teſtes ſunt: Aduocatus de Schwarzenberch. Prepoſitus Alemanus. Heinricus Alemanus. Johannes tortus. Johannes de Aiſtat. Gerardus de Cabor. Petrus de Ancre. Euſtacius de Caiphas.

Actum Accon, anno ab incarnatione domini M^o^. CC^o^. VIII^o^. intrante mense Octobris.

---

*) Dieser Auszug ist einem Würzburgischen Copialbuch entnommen.

**) E codice diplomatico del sacro ordine militare Gerosolimitano. Lucca 1733. fol. Tom. I. Nr 92. p 96.

3.*)

1217.

Januar.

In nomine ſancte et indiuidue Trinitatis Amen. Ego Johannes dei gratia latinorum Hieruſalem Rex decimus, et Comes Brennenſis, notum facio vniuerſis tam preſentibus quam futuris, quod nobilis mulier **Beatrix**, pie memorie Comitis Jocelini filia in mea et mee curie preſentia abſoluit ſanctam domum hoſpitalis Iheruſalem et venerabilem Magiſtrum eiuſdem domus fratrem Garinum de Monte acuto et fratres preſentes et futuros predicte domus a petitione Caſalis quod vocatur Manueth, cum omnibus ſuis pertinentijs in perpetuum, et quidquid in eo haberet vel habere deberet, ipſa generalis procuratrix omnium bonorum a marito conſtituta et liberam habens et generalem amminiſtrationem dedit et diffiniuit dicte domui et Magiſtro et fratribus ad omnes eorum voluntates faciendas in Sempiternum. Quod autem dicta Beatrix haberet liberam et generalem amminiſtrationem, et quicquid ab ea fieret, perinde eſſet, ac ſi ab ipſa et a marito factum foret, per conceſſionem eiuſdem mariti Domini **Comitis Othonis**, qui ſibi ita conceſſerat, teſtatur Curia mea ita verum eſſe, et ſic ſe res habet in veritate. Ego vero dicta Beatrix — abſoluo dictam domum hoſpitalis Iheruſalem — a petitione dicti Caſalis de Manueth — et ſi quid iuris in eo haberem — generalem et liberam habenſ amminiſtrationem omnium bonorum a Domino Comite Othone marito meo, dono et diffinio dicte ſancte domui hoſpitalis Iheruſalem — ob remedium anime mee, et mariti mei, et parentum noſtrorum rogans et deprecans Dominum Johannem illuſtrem regem Iheruſalem, et Comitem Brennenſem, ut huic abſolutioni — ad maiorem cautelam et fidem et firmitatem ſigillum ſuum apponat. Ego vero Johannes Jheruſalem Rex et Comes Brennenſis — ſigillum meum oppono, et ſigilli mei plumbei munimine preſens priuilegium feci roborari. Huiuſ rei teſteſ ſunt: Buamundus princeps Antiochie et Comes Tripolis. Radulphus de Tiberiade regni Hieroſolimitani Seneſcalcus. Jacobus Mareſcalcus. Gauterus de Ceſarea. Odo Montebello. Gilo de Beritho. Gaufridus de Caſran. Roardus de Cayphas.

Actum Anno ab Incarnatione Domini M°.CC°.XVII° menſe Januarij. Datum per manus Johanniſ de Vindopera notarii mei.

4.**)

1219.

In nomine ſanctae et individuae Trinitatis. Cuno Dei Gratia Fuldenſis, et Eluacenſis Abbas cum commiſſa ſibi congregatione in Fulda, vniverſis tam preſentibus quam futuris in perpetuum. Ea quae rationabiliter ordinantur, tanto ſunt ſtudioſius obſervanda, quanto magis utilitatem continent, et redolent pietatem. Ideoque ad notitiam omnium volumus pervenire quod **Otto** Comes de **Botenlouben** ad preſentiam noſtram veniens poſtulavit quatenus praedium in minori Wenghem, quod iure feudi a noſtra Fuldenſi Eccleſia poſſidebat, ſibi liceret, abbati et fratribus in monaſterio Bilithhuſen noſtra permiſſione et conſenſu pro ſalute animae ſuae conferre, hac ratione ut bona quae in Graſatelle proprietario iure poſſidebat, Eccleſiae noſtrae conferret, et in reſtaurum nominatae villae Wengkheim a nobis iure feudi reciperet: quam ejus petitionem tam pietatis quam utilitatis zelo, quia plura et ampliora nobis contulit, admiſimus, et ipſe in continenti memoratis fratribus de Bilhithuſen. Nobis preſentibus, ſaepius dictam villam Wengkheim, manu propria donavit: volentes igitur ut haec ordinatio noſtra conſilio, prudentum virorum tractata, inconvulſa permaneat ſigillo noſtro et ſigillo Capituli noſtri praeſentem paginam roboravimus.

---

*) Cod. diplomatic. l. c. Nr. 212. p. 233.

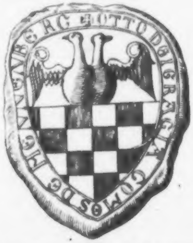
**) Schannat: Clientela Fuldensis p. 218. Das an dieser Urkunde befindliche Siegel zeigte Otto's Wappen, den Adler mit den Schachfeldern, mit einem Helm, darüber eine nach oben geöffnete Vogelklaue, in der Weise, wie in den Lieder-Handschriften zu Paris und Stuttgart. Modernisirte Abbildung bei Schannat, l. c. Taf. II Nr. 3.

Acta ſunt haec Anno Dominicae Incarnationis M.CCXIX. Indictione VI al. VII. Regnante Domino Friderico Romanorum Rege coram his Teſtibus Gerlaco maioris Eccleſiae Decano. Conrado Cellario. Heinerico Cantore. Gerlaco Praepoſito S. Michaelis. Cunrado Praepoſito Novi montis. Theodrico Canonico S. Johannis in Huge. Alberto et Sibodone Fratribus de Frankenstein. Bodone de Ebirſtein, Simone de Visbach, Ottone de Algozzes. Henrico de Brenden et aliis multis.

5.

1221.

Vniuerſiſ preſenſ ſcriptum intuentibus innoteſcat, quod ego Otto comes de bodenlv̊ben. domino F. cantorj majoriſ eccleſje herbjpolenſis. XL. marcaſ argentj ſidejubentjbus domino prepoſjto Arnoldo. et H. cuſtode. A. de Walthuſen. F. de Grindelake canonjcjs herbjpolenſibus accredjdj. hujus accredjcjonjſ termjno jn feſto Walpurgiſ inchoante. talj forma. vt de vjneto ſuo in Schalberc vel nouo monte ſjto iiij^{or} mihi carrate vjnj deputatj. In festo martjnj perſoluantur. Sj uero poſt termjnum annj cujus jnjtjum preljbatum eſt; Argentum michi predictum permanſerit inſolutum. pro ſolutioniſ forma de primo anno conſtituta. in annoſ ſubſequenteſ quamdju argentum pretaxatum permanſerit jnſolutum extendatur. vt autem hec accredjtio robore conſiſtat, ſjrmjori. tum dominj cantoriſ antefatj quam ſjdejuſſorum predjctorum, Sjgjlljſ preſentem fecj paginam comunjrj. Acta ſunt hec Anno dominjce jncarnationis. M̊.CCXX̊J.



---

*) Die Originale dieser und mehrerer der folgenden Urkunden sind oder waren im königl. Archiv zu Bamberg aufbewahrt. Am Original von Nr. 5 befinden sich sechs Siegel. Das Siegel Otto's von Botenlauben hat den zweiköpfigen Adler; das seiner Gemahlin ist zerbrochen, doch läſst es noch eine weibliche Figur erkennen, vielleicht schon jetzt das unter Nr. 22 vorkommende Siegel.

6.

1225. *)

30. Mai.

IN NOMINE SANCTE ET INDIUIDUE TRINITATIS. AMEN. Hermannus dei gratia Herbipolenſis eccleſie Electuſ et confirmatus. Ne ea que geruntur negotia proceſſu temporiſ propter fluxam hominum inconſtantiam a celebri memoria et notitia deleantur . ſcriptorum teſtimoniiſ indigent ad perpetui roboris firmamentum. Nouerit igitur omnium tam preſentium quam poſt ſuturorum vniuerſitaſ, quod cum eccleſia Ebracenſiſ . et fideleſ noſtrj Marquardus et Otto de Brunneſtat in quibuſdam pratis ac boniſ que apud Brunneſtat tunc inde ſub eodem permixta . limite poſſidebant . graue ſibi cernerent ex hoc diſpendium imminere . noſ de mera liberalitate eiſdem duximus indulgendum . vt prata eadem que a noſtra eccleſia . ex predictorum M. et C. tenentur in fevdo . eiſ liceat ad proprietatem ebracenſis eccleſie perpetuam commutare. Ita ut bona eadem . quecumque commutata fuerint eccleſie noſtre cedant et ab ipſa in fevdo teneantur . ut nullum ex eo ſentiat detrimentum. Et ne ulla de hoc cuiquam poſt modum dubietaſ oriatur . preſentem cartam ſigilli noſtri munimine duximus roborandam. Huius rei teſteſ ſunt Albertus cellerarius. ARnoldus de Zabelſtein. Albertus de Walthuſen. Waltherus de Tannenberg. Canonicj maioriſ eccleſie. Otto Comes de Botenlovbe. Rubbertus Comeſ de Caſtele. Heinricus de Rotenvels. Albertus de Frankenſtein. Heinricus magiſter coquine de Rotenburg. Heinricus de Brozolteſheim. Albertus dapiſer. Albunus pincerna. Walpertus torſo. Gotefridus Camerarius. Laicj. Acta ſunt hec anno Incarnationis dominice. M.° CC. XXV. Indictione XIII.° III Kalend. Juny.

7.

1226. **)

5. April.

In NOMINE SANCTE ET INDIUIDUE TRINITATIS AMEN ⊙ Hermannus dei gracia Herbipolenſis Epiſcopus, Quoniam deo gratum opuſ et rationi conſentaneum fore recognoſcimus . ut deo famulantibus in Monaſteriis . non ſolum protectioniſ impendere patrocinium . uerum etiam de noſtriſ facultatibus pro poſſe ſolaciari ſtudeamus . impium iudicamus eſſe et iniquum . eum qui bene poteſt facere . prohibere; ideoque uniuerſitati fidelium inſinuamus . quod Hedwigis de Burgeberahe, eccleſie noſtre miniſterialis, quaſdam poſſeſſioneſ et mancipia eccleſie ſancte dei genetricis Marie . in Eberahe contradiderat . in quibus nullam prorſus contradictioniſ calumpniam idem Monaſterium ſuſtinebat . excepto quod Anteceſſoris noſtri domini Theoderici quondam Epiſcopi temporibus Cunradus et Bertholdus . fratres . dicti aduocatj de Heidenvelt . ſuper quodam Rodegero de Heidenvelt propoſuerunt . ubi tamen prefata Hedwigis obtinuit . atque ſuper eodem facto in

---

*) Am Original nur 1 Siegel.

**) Dem Original fehlt das Siegel.

Geſchick, Mancher dachte in ſeinem Herzen des Spruchs: Gezwungner Eid thut Gott leid, und als nun die Sitzung aufgehoben wurde, als die Räthe und Vormünder das Haus verließen und durch die zahlreiche, wildblickende lautmurrende Volksmenge wandelten, da ſchlug vielen der Erſtern ängſtlich das Herz, und ſie gedachten, je eher je lieber, ſich der drohenden Gefahr zu entziehen.

Johannes trat in das Nebenzimmer, in welches Kellner gegangen war, er fand ihn noch dort, bleich, zitternd, fieberhaft ergriffen. Er neigte ſich ehrerbietig vor dem gedemüthigten Mann, er ſah ihn mit mitleidsvollem Blick an, legte die Hand aufs Herz und ſprach: „Edler Herr, Eure Freunde fallen von Euch ab, wie die Blätter vom Baum, aber es giebt noch Herzen, die es treu mit Euch meinen, zählt mich zu dieſen.“

„Euch?“ fragte Kellner düſter und kalt, und maß den Jüngling mit mißtrauiſch prüfendem Blick, doch wurde dieſer bald heiterer, er drückte ihm die Hand, und ſprach nicht ohne

Windeheim . rurſus coram nobis queſtione agitata . fratres idem preciſe renuntiarunt. Itaque tam poſſeſſiones quam perſonas prefato monaſterio ſic collatas . auctoritate noſtra ſub anathematis interminatione confirmamus . nominatim autem prefatum Rv̊degerum et Sophiam uxorem eiuſ, pueroſque Ortrunis et Richolſi de Spiezeſheim . numero quinque et ſororem . R. predicti. Teſtes ſunt. Otto comes de botenlȫbe. Albertus de Enſe. Henricus de brozoltsheim. Bertholdus de Spiezeſheim. Hartmůdus de Scherenberg. Albertus dapifer. Adelhunus pincerna. Schakkan. Albertus de Volkahe . et alij quam plures.

Datum Herbipoli . Anno gracie . Milleſimo . Ducenteſimo Viceſimo vjº. Nonas Aprilis. — Indictione quarta decima. — Epiſcopatus noſtri — anno primo —

8.

1226. *)

In nomine domini amen; Hermannus Dei gracia herbipolenſis epiſcopus nouerint tam preſentes quam poſt futuri, quod Boppo Comes de Wertheim, et Gozwinus Abbas Brunnebacenſis Suumque Capitulum noſtra fulti voluntate et commonitione ſuper quadam controuerſia de monte quodam in Richoluisheim ac decima rebusque aliis agitata talem fecere contractum, noſtraque ipſum auctoritate firmari petierunt. Igitur prefatus Boppo comes montem in Richoluisheim, qui caſtello faciendo habilis videbatur Brunnebacenſe Monaſterio recognoscens, eidem cum omnibus bonis in monte ipſo ſitis, ſeu ipſum contingentibus, preciſe renunciavit, decimasque quascunque in territorio eodem vſurparat, eidem eccleſie libere poſſidendas remiſit, ita quod ipſe decimam ſuper V Lehen que ipſius juris erant, ſolum̄odo retinuerit. Sciendum quoque in hac compoſitione talis ratio conditionis irreuocabilis interceſſit, quod ſi Brunnebacenſes prefatum montem alicui omino quacunque ratione a ſua proprietate alienando conferrent, ſeu caſtellum in eo fieri permitterent, quoniam hoc querelis legitimis quantum poſſent prohiberent. Comes ſepedictus et ſui heredes Grangias Monachorum in Richoluisheim et Törlichispurg pro quadringentis marcis titulo pignoris haberet, atque pari ratione comes et ſui heredes ſi montem eundem occuparent, ſeu occupare in quantum querelis et armis prohibere poſſent permitterent Brunnebacenſes omnes comitis poſſeſſiones in Richoluisheim et in Sunderith pro ducentis marcis nomine pignoris poſſiderent, ſicque idem Brunnebacenſes dampnis et injuriis a comite ſibi illatis renuntiauerunt. Vt igitur hec rata permaneant et inconuulſa vtrorumque partibus accedentes ſcripti noſtri ſigilli teſtiumque firmamento fecimus ea communiri. Teſtes igitur ſunt Otto Majoris Eccleſie prepoſitus. Arnoldus Decanus. Heinricus Cuſtos, Fridericus Cantor, totumque Eccleſie noſtre Capitulum. Item Laici Comes Otto de Bothinloibin, Heinricus de Rottinfels. Cunradus de Durne, Richolſus de Lutimbach. Item Ruggerus de Grumbach, Rudegerus de Wuthegeſtat, Cunradus de Thutinbrunnen, et alii quam plures. Acta ſunt hec Anno ab Incarnatione Domini M.CC.XXVI. Indictione XIIII.

---

*) Gedruckt in Dr. Joseph Aschbachs Geschichte der Grafen von Wertheim. II. Nr. XX. S. 25—27. mit abweichender Rechtschreibung. *Reicholsheim. fecerunt. quinque. quodhoc querelis. Törlesberg. Sinderich. damnis. precibus f. partibus. Rotinfels. Düne. Cutinbach. Rutengerus.* Die Jahrzahl ausgeschrieben, und *Indict. decima.* Der Name Otto's von Botenlauben ist durch einen Druckfehler ganz entstellt; es steht *Bockinlorbia* statt *Bothinloibin.*

9.

1 2 2 6.*)

Literae Hermanni, epiſcopi herbipolenſis, quibus notum facit, quod Cunradus de Trimperg et Albertus, filius Suus Caſtrum Trimperg, superius et inferius, et omnem proprietatem suam, cum novo caſtro Frondesperg et villa in minori Steten herbipolenſi eccleſiae appropriaverint. Acta ſunt hec anno dominice incarnationis Milleſimo ducenteſimo vigeſimo ſexto. Inter teſtes Otto Comes de Botenlòvbe.

10.

1 2 2 7. **)

27. Jun.

In nomine Sancte et individue trinitatis. Hermannus diuina fauente clemencia herbipolenſis Epiſcopus Infirmitatis humane fragilitas. Cum ſit hebes labilis et caduca . nichilque apud mortales ſine ſcriptorum munimine iugi poſſit memorie commendari. Expedit ea que geruntur ſcriptorum ita teſtimonijs roborare, vt non ſolum preſentibus verum eciam cunctis pateat generacionibus ſucceſſuris nouerit igitur omnium chriſti fidelium vniuerſitas quibus hec pagina fuerit preſentata . quod cum inter dilectos noſtros Abbatem et Conuentum in Lanckheim ab vna parte et Vlricum de Calwenberg ab altera, ſuper quibuſdam predicti cenobij bonis in curia Burckerſtorff videlicet et in villis attinentibus veteri curia Witmeſtorff . Gerſpech . Newndorff . Witzmanſperge talis lis et diſſenſio diucius verteretur quod idem Vlricus ſe bonorum eorundem aſſerens aduocatum ſeruicia ſuis vſibus ab inde exigeret annuatim et conuentus graues ſibi in hoc inferri violencias querelando aſſidue proclamaret, tandem ne ipſos huiusmodj exactionibus in bonis ſuis, ab eo grauari poſtmodum contingat diſcretorum mediante conſilio lis taliter eſt deciſa . quod Conuentus idem ſepedicto Vlrico xxx. libras herbipolenſis monete dedit. Ita vt ipſe cum fratribus ſuis omni juri quod in bona predicta ſe habere aſſeruit. Et omnibus juribus quecunque videbatur habere in bona cenobij, eiuſdem vbicunque ſita ſint vel quomodocunque appellentur, in noſtra et multorum preſencia publice renunciauit, manu et calamo ſicut moris eſt ſolempniter abdicando. Et ne cuiquam factum tam ſolempniter celebratum in dubium verti poſſit, eorum nomina qui preſentes aſtabant, precepimus annotarj teſtes, Waldebero. Abbas St. Burckhardi. Albertus de Walthuſen. Henricus portenarius. Albertus noui monaſterii canonicus, layci Otto comes de bodenlovben et Otto filius ſuus. Albertus et Ludewicus de Franckenſtein. Conradus de Trinperg. Et alij quam plures. Abbas itaque et Conuentus memoratus ne poſtmodum tales a quoquam injurias paciantur nos et ſucceſſores noſtros bonorum preſcriptorum elegerunt defenſores et tutores ſalua in omnibus in hoc Ciſtercienſis ordinis libertate vt dei intuitu non patiantur eis a quoquam vel noſtris alienis grauamina vlterius irrogari. Actum in monte Wirtzeberg in Capella ſancte Marie — Anno domini M.°CC.°XX.°vij.° Quinto Kalendas Julij Epiſcopatus noſtri Anno Secundo.

---

*) Ueber diese Lehensübertragung siehe Friese in Ludewig Script. rerum Wirceb. pag. 554. Regest. bavaric. Heinr. de Lang. Vol. II. pag. 159.

**) Hier aus einem Copialbuche des Klosters Langheim. Auch gedruckt in v. Schultes Coburg. Landesgeschichte im Mittelalter. Cob. 1814. 4. Urk. B. S. 8. mit erneuter, richtiger Orthographie, aber mit folgenden Varianten: *novit. fuit. Weittersdorf* statt *Wittmesdorf. juribus* st. *usibus. communes* st. *graves. asserverit* st. *asseruit. publice* fehlt. *quecunque* st. *quomodocunque. culamo* st. *calamo. abdicanda* st. *abdicando. Cuiquam* fehlt. *nostri* st. *novi. Botenloiben. Al. hujus* st. *suus. nostri* st. *nostros.*

11.

1228.*)

13. April.

In nomine ſancte et individue trinitatis. Sollers modernorum circumſpectio temporum ſuorum ſcriptum conſueuit auctentico commendare ne lapſu temporum iuxta uarios humane nature defectus in obliuionem tranſeant inimicam. Inde eſt quod ego **Comes Otto de Hiltenburch** una cum uxore mea **Adelheida** et filio meo **Alberto** pari conſenſu et voluntate caſtrum Hiltenburch quod jure hereditario et proprietatis nomine poſſedimus . ſanctis martyribus Kyliano et ſociis ſuis cum omni jure et bonis attinentibus . ſcilicet aquis . pratis . viis . inviis . diſtrictu . ſaltibus . nemoribus . terris . cultis et incultis . uillis videlicet inferius Elſpe . Altenuelde . Diezenwinden . Vrankenheim . Sachſen . Schwarzbach . Inſuper bona que habuimus in Huſen . in Rode . in Northeim . Berchoch dominicale . Suntheim dominicale . Holdeſe dominicale . Oberſuelt . et hominibus . agricolis et nemore . quod Rone vocatur . contradidimus . ſicut jus et conſuetudo expoſtulat . uenerabili Hermanno epiſcopo Herbipolenſi et ſuper reliquias ſanctorum martyrum Kiliani et ſociorum ejus . libere et liberaliter offerentes . Hec autem forma donacioni noſtre legem dat . quod dictus dominus noſter epiſcopus idem caſtrum cum omnibus . que ſupra ſcripta ſunt . nec non et aliis feodis . que nos ab Eccleſia herbipolenſi in beneficio tenebamus . et ſi qua alia ſunt nobis et vniverſis heredibus noſtris tam filiis quam filiabus contulit in beneficio iure feodali. Hoc etiam pactum predicto contractui interuenit . quod nos et omnes ſucceſſores noſtri tam maſculini quam feminini ſexus . ſub defenſione dicti Epiſcopi et omnium ſucceſſorum eius . ea familiaritate et beneuolencia . qua nos colligit ſepedictus Epiſcopus apud ſucceſſores eius benigne fruentur . adeo quod ſi forſan ſicut neceſſitas defectus humane nature exiget . in Epiſcopum Herbipolenſem fuerit alter electus . ad ſupradictorum obſeruacionem ſe firma et inuariabili obligacione conſtringat . cum de indempnatione eccleſie obſeruanda interpoſito iuramento promittit. Vt autem facta hec rata habeantur et perpetuo maneant inconuulſa . cartam hanc iuſſimus preſencium ſigillorum tam Eccleſie quam noſtri nec non ipſius Epiſcopi appenſione et munimine roborari. Huius rei teſtes ſunt. Otto maioris eccleſie prepoſitus. Arnoldus decanus. Heinricus cuſtos. Albertus de Zabelſtein cellerarius et Arnoldus frater ſuus. Albertus de Walthuſen. Marquardus de Kaſtele. Cunradus et Otto de Luterberc. Hartmannus de Wiltperc.

---

*) Der Inhalt dieser Urkunde war bisher nur aus Friese bekannt.

Canonici maioris eccleſie Herbipolenſis. Albertus ſcriptor canonicus noui monaſterii. Comes Otto de Botenlovben. Albertus de Enſe. Heinricus de Waſungen. Hermannus de wintesbah. Miniſteriales Eccleſie. Heinricus Mareſcalcus de Lure. Guntherus de Brende. Heinricus et Hertwicus coquinarii regis. Gotefridus betelman. Albertus dapifer de witolshuſen. Cunradus Sweigerer. Caſtellani comitis Cunradus de Suanevelt. Albertus de heriolthuſen. Wolframus de Lullebach. Theino dapifer de Lichtenberg. Ludevvicus de Habechiſberch . et Hermannus de Vladungen . et alii quam plures. Acta ſunt hec anno dominice incarnacionis. M°. CC°. XX VIII°. Indictione prima. Idus aprilis. Regnante glorioſiſſimo. Romanorum Imperatore Friderico.

12.

1230.*)

24. Octbr.

H. Dei gracia Romanorum Rex et ſemper auguſtus. Vniverſis imperii fidelibus quibus preſens ſcriptum exhibitum fuerit graciam ſuam et omne bonum. Quotiens a nobis petitur quod religioni et honeſtati convenire dinoſcitur animo nos decet libenti admittere et petencium deſideriis congruum ſuffragium impertiri. Ea propter ad noticiam univerſorum cupimus pervenire, quod dilectus fidelis noſter Comes Otto junior de Botenloben ad noſtram accedens preſenciam a nobis cum magna inſtancia poſtulavit, quod cum ipſe et uxor ſua ad religionem intenderent ſe transferre liberum arbitrium ipſi dare dignaremur vendendi caſtrum ſuum Lichtenberc cum ſuis attinenciis et cum omnibus quod a nobis et imperio poſſidet. Nos e deliberato conſilio principum ac aliorum noſtrorum familiarium ſupſcriptorum memorati Comitis peticionibus dignimur annuendum et auctoritate regia liberum arbitrium vendendi prenotatum caſtrum cum omnibus que a nobis et Imperio poſſidet ipſi indulgemus et tenore preſencium preſtamus. Et ut omnibus plenius eluceſcat ut memorato Comiti premiſſa bona ſua vendere liceat cui velit, preſens ſcriptum Sigillo noſtre celſitudinis communitum ipſi precepimus exhiberi. Teſtes qui interfuerunt hi ſunt. H. venerabilis Herbipolenſ. Epſ. E. venerabil. Abbas ſancti Galli. — Comes de Rinecke L. comes de Kaſtele. G. de Butingen. G. de Hohenloh. H. et H. fratres de Niſa. E. de Eberſtal: E. Dapifer de Walpurc et filius ſuus. C. pincerna de Winterſtete. L. L. et H. fratres de Grindelake et alii quam plures.

Datum apud Nurinberc. anno dominice incarnacionis M.CC.XXX. non. Kal. Oct. indictione tercia.

---

*) Gedruckt in v. Schultes Henneberg. Geschichte I. S. 88.

13.

1230. *)

IN NOMINE SANCTE ET INDIUIDUE TRINITATIS; Hermannus dei gracia herbipolensis Episcopus. Ad promouendum omnium utilitatem et commodum ex noſtro ſumus obligati officio . et ea que ad proficuum rite promota fuerint et contracta . ſtabilitate tenemur prouida roborare ne per aliquam dolosam aut fraudulentam in mutationem perturbari ualeant, aut infringi. Nouerint igitur uniuerſi tam preſentes quam futuri . quod cum dilecti in chriſto confratres noſtri Capitulum maioris eccleſię herbipolenſis per aduocaticias angariaſ et coacta ſeruicia in bonis ſuis Steten et in Rezſtat ſine ceſſatione intollerabiliter grauarentur . nos dicti Capitulj commodo ut tenemur omnimodis intendenteſ . et dicta eorum bona et homines ab aduocatorum uexatione . quorum multimodam et diutinam ſuſtinuerant incurſionem . eximi cupientes . benignum eis aſſenſum adhibuimus et affectum quod ipſorum bonorum aduocatiam a dilecto noſtro nobili uiro **Ottone comite de Botenlöben** . nec non et aduocatiam cuiuſdam curie in heſelere que Vorvverc dicitur . predicte ville Steten attinentis . a fideli noſtro Fuhſelino de Karelburc . emptioniſ titulo ſuis uſibus conquiſierunt. Sic quidem eaſdem aduocatiaſ dictis confratribus noſtris uenditas . memorati. O. comes et Fuhſelinus . ſicut a nobis eas iure tenuerunt feodali . in manus noſtras reſignauerunt . et nos ipſas cum omnibus ſuis pertinenciis prefato Capitulo libere contulimus . cum omni integritate in perpetuum poſſidendas ſtatuentes et uolentes . vt maior prepoſitus quisquis fuerit . de ipſis aduocatiis uel earum prouentibus ratione prepoſiture nullam ſibi uſurpet iurisdictionem . ſed Decanus et Capitulum eas in communes uſus pro ut uoluerint uel expedierit . ordinent ac diſpent (dispensent). Ne autem talis noſtra collatio ab aliquo ſucceſſore noſtro . uel alio caſu maliuolo unquam de cetero retractetur . nos pro rati habitionis teſtimonio preſentem paginam conſcribi, diſpoſuimus . et noſtri ſigilli munimine roborari. Teſtes. Arnoldus decanus. Degenhardus de Höge prepoſitus. FRiedericus cantor. Heinricus cuſtos. Albertus cellerarius. Heinricus portenarius. Albertus de Waltheim. Theodericus de Malgoz. Gottefridus de Sweigere. ARnoldus camerarius. canonicj. Laici. Engelhardus Snephe. Theodericus de hohenberc. Cunradus de Erlab. Heinricus de Brozoldesheim. Hartmudus de Scherenberc. Marquardus Weiſe. Walpertus thorſo. Herbordus Hacgo. Richalmus frater ſuus. Heinricus Wolfoldus. Cunradus ſweigere. Johannes pincerna. Cunradus de Kvlenberc et alii quam plures. Actum anno dominice incarnationis. M.° cc.° XXX. Indictione III^a. Regnantibus glorioſo Romanorum Imperatore FRiderico et inclito filio ſuo Romanorum Rege Heinrico. Boppone de hennenberc burgrauio de virceburc exiſtente. **)

---

*) Diese Urkunde ist citirt in den Regestis bav. Heinric. de Lang. Vol. II. pag. 191. Am Original nur 1 Siegel, das des Bischofs.

**) Stammtafel 7.

14.

1 2 3 0. *)

7. December.

Hermannus dei gracia Herbipolenſis Eccleſiae Epiſcopus. Notum facimus vniverſis tam preſentis etatis quam ſucceſſure poſteritatis, quod Boppo comes de Hennenberc et Heinricus filius ſuus . manu coadunata caſtrum Luterberg et villas ſubnotatas, ſcilicet Swerzgersdorf cum omni iure quod ſoluit VIII talenta. Pleſten cum omni iure, quod ſoluit quatuor talenta. Burvelt cum omni iure quod ſoluit decem talenta. Vtenhuſen cum omni iure quod ſoluit ſex talenta. Cruſenbach cum omni iure quod ſoluit quatuor talenta . Gumbrehteshuſen vndecim manſus qui ſoluunt quatuor talenta. Albungershuſen cum omni iure quod ſoluit quatuor talenta. [Eſchelhorn totam villam praeter quinque manſos, quod ſolvit quinque talenta] Volcricheshuſen que ſita eſt in officio. Struphe cum omni iure que ſoluit octo talenta . nomine ſatisfactionis quam Eccleſie noſtrę prebuerunt ſuper injuriis irrogatis. Herbipolenſi Eccleſie in proprietatem tradiderunt . et a manu noſtra receperunt in feodo poſſidendas . promittentes, quod, ſi quando queſtio moveatur Eccleſie noſtre, ipſam Eccleſiam defendant modis omnibus quibus poſſint . et ſi qua poſſeſſionum predictarum evicta fuerit . tantum idem de proprietatibus ſuis Eccleſie noſtra reſtituent, et eam in hac parte indempnem conſeruabunt. In huius autem donationis eorum teſtimonium preſentem paginam exinde conſcriptam noſtro et ipſius comitis Pobbonis ſigillis fecimus roborari. Huic traditioni interfuerunt. Arnoldus decanus. Fridericus cantor. Heinricus cuſtos. Heinricus portenarius. Fridericus de Grindelah. archidiaconus. G. de Swegere archidiaconus. Cunradus de Rethersheim. Theodericus de Malgoz. Magiſter Salomon. Magiſter Waltherus de Tannenberc. Heinricus de Stubewege. Gotefridus Kiſilingus et alii quam plures canonici Herbipolenſes. Comes Otto junior de Botenlouben. Albertus et Siboto fratres de Frankenſtein. Cunradus de Heſſeberc. Otto de Stethen. Vlricus et Heinricus fratres de Steinberc. Theodericus de Herbeſtuelt. Heinricus de Oſtheim. Cunradus de Struphe marscalcus. Theodericus de Ebenhuſen. Wolframus de Lullebach, Gotefridus Scrimph. Albertus de Hergoltshuſen. Cunradus de Swanewelt. Ludewicus de Northeim. Lupolt de Burchhardrode. Engelhardus de Oſterberc. Heinricus de Glozzenkirchen. Cunradus de Linah. Friderih de Diſtelſtat. Cunrad de Vachedorf. Cunrad Swegere. Walpertus Torſo. Gotefridus Camerarius, Godefridus filius ſuus. Heinricus de Telheim. Marquardus Cruſo. Eckehard pullus. Heinrich tacprot. Alhunus pincerna. Gotefridus magiſter coquine. Rudegerus de Crutheim. Eckehardus filius dapiferi. Otto de Espenvelt. Brun de Swallungen. Heinricus de Butert. Hotefridus Haco. Wienant de Lancheim. Gotefridus et Heroldus fratres de Uzenheim. Karlo de Frankenberg. Heinricus Morlinus. Hermannus filius Reinwardi. Eberhardus cubicularius. Heroldus Rufus. Bertolt de Meiningen. Cunradus ſurbaz et alii plures.

Acta ſunt hec anno domini M.CC.Triceſimo. Indictione IIII. Septimo Idus decembris Episcopatus noſtri anno VI^{to}.

---

*) Citirt in den Regestis bav. Heinr. de Lang. Vol. II. pag. 193. Gedruckt in v. Schultes Coburg. Landesgeschichte des Mittelalters. Urk. B. S. 8. nach dem Original im Würzburger Archiv. Unsre Abschrift ist nach einer corrigirten Bamberger Copie. Bei Schultes fehlt *comes* hinter *Boppo*, statt des häufigen *quod* hat er stets *que*, statt *injuriis jacturis*, statt *Lullebach Fullebah*, statt *suus hujus*. [ ] fehlt.

15.

1230.*)

December.

In nomine ſancte et indiuidue trinitatis amen. Hermannus divina ſauente gracia Herbipolenſis eccleſie episcopus omnibus in perpetuum. Condicionis humane infirma memoria scripturarum munimine subleuatur ne id quod rationabiliter statuitur. obliuionis aut ignorancie uicio corrumpatur. Hinc eſt quod noſſe cupimus uniuerſos. preſentes pariter et futuros, quod cum nobilis uir. Otto iunior comes de Botenlovbe ſuum animum in hoc propoſito firmaſſet. quod ab huius mundi cultu periculoſo fugere. et ad meliorem uitam uellet confugere. et ob hanc cauſam. omnia que poſſidebat. ſecutus conſilium euangelii uendere. et pro christo intendere et erogare. nobisque illa emenda offerret. nos habito capituli noſtri et aliorum fidelium noſtrorum conſilio. cum dicto comite Ottone conuenimus. quatuor milia marcarum argenti et ccc marcas ei dari promittentes. pro caſtris Hiltenberg et Liechtenberg. et hominibus et poſſeſſionibus. eisdem caſtris attinentibus. inferius nominandis. Cuius pecunie mille marcas comiti O. dedimus ad manus. quas idem O. confeſſus eſt coram pluribus recepiſſe. Inſuper CCC et LX marcas. pro quibus poſſeſſiones quas nobis dedit tenetur pignori obligate. ipſi computamus in ſolutum. Pro reſiduis duobus milibus et nongentis marcis. ad peticionem. iuſſum et mandatum Comitis O. magiſtro Hermanno et fratribus domus tevtonice. poſſeſſioneſ eccleſie noſtre proprietatis nomine poſſidendas. cum conſenſu capituli noſtri dedimus. ſub pactis et conuentionibus easdem poſſeſſioneſ ſtatutis terminis reemendi. ſicut in inſtrumentis confectis ſuper bonis ſingulis continetur. Homineſ autem militaris condicionis. quos comes Otto memoratus cum vxore sua. Adelheida. manu coadunata dedit nobis et Herbipolenſi eccleſie. proprietatis iure perpetuo poſſidendos. ſunt hii. Hartmann et pueri ſui. due ſorores eiusdem cum pueris. Ludovicus. Albertus. Conradus. Theodericus fratres. duo ſorores eorundem. Cvnrat. Heinrich. Hartman. Gerdrudis. Volmvdis vxor [Scrimphonis. Mechtildis] vxor Hermanni Smuckonis. Mechtildis vxor Gerlaci. qui omnes dicuntur de Habechesberg. Thegeno dapifer et vxor eius. et pueri preter uxorem Waltmanni, Hermannus Rubelzagel, Henricus, Wortwinus, frater ejusdem, Henricus Hennelin, Wolframus de Oſtheim, pincerna. Kunigundis de Weſtheim. vxor Sifridi de Werna et pueri. Albertus de Bercha et medietas puerorum. Karlo. Friderih. fratres et due ſorores eiusdem Alberti. et pueri. Adelheidis de Strou. et pueri. Algunta de Strou et pueri. Herolt et vxor et pueri de Northeim. vxor Gotscalci de Northeim. vxor Gotefridi de Lengesvelt. Thegeno de Svntheim. et vxor et III fratres eiusdem Th. vxor Theoderici de Kazzah. [vxor Berchtoldi de Nvtelingen] vxor Vlrici de Svntheim. vxor friderici Rannungen. vxor Heinrici Beſewins. Mater ſifridi de Eſchenbach. Otto. Henricus. ſifridus fratres de Eſchenbach. Mater Lamperti et fratrum eius. Gepa de Diepach. Berchtold de Bvchelberc et pueri.

---

*) Gedruckt in v. Schultes Henneberg. Geschichte Th. I. S. 89 nach einer Abschrift aus Junkers ungedrucktem Hennebergischem Geschichtsbuche (angeführt in den Regest. bav. l. c. p. 193.) Schultes beklagt die Mängel seiner Abschrift: er hat *Bottenlauben*. Hinter *uitam* fehlt *uellet hoc secundum*. *Hiltenburg et Liechtenburgh*. *Otto* ist stets mit allen Beugungen ausgeschrieben. *tenetur*. *Pro* fehlt. *O.* vor *magistro* fehlt. *redimenti* st. *reemendi*. *Adelheydi*. *conjuncta* st. *coadunata*. [ ] fehlt. st. *Smuckonis Strungonis*, überhaupt sind die meisten Namen anders geschrieben. *Katzbach* für *Kazzah*. [ ] fehlt. *Heidenhusen* st. *Heinfurte*. *Husen*. *Alteruch* für *Altenvelt*. [ ] fehlt. *et inuiis* fehlt. [ ] fehlt. Hinter *Habesberg*: *et alii plures*. Auch die Eigennamen sind meist verändert und falsch geschrieben.

Berno de Ertal et vxor. Cvnradus. Johannes et vxores de Ertal. Albertus de Oberuelt. Albertus Henelin et vxor. vxor Helmboldi ſteigerwalt. Pueri Helmboldi de Gerbrechteswinden. Wittigo de Nvwenhouen . et fratres. Hartman de Stetahen et ſoror. vxor Wolframi de Ebenhuſen. Albertus Turdo. Hiltigunt de Roperteshuſen. Rilindis de Eſchenbach. Helewicus. Richza de Hocheim et pueri eorum. Hii et alii qui condicionis eiusdem ſunt maſculi et femine . ſunt ad ſeruicium Herbipolenſis eccleſie in Marscalci officio deputati. Nomina autem bonorum ſunt hec. Grunbach. Svarzbach. Sachſen. Frankenheim. Livtebach . et aduocacia in ſuperiori Fladungen. in Salchenberge. in Brukken. in Kozzenliten. in Heinfurte. Huſen duo talenta et quinque ſolidi . vnum pomerium . vnus hortus. Diezenwinden totum. preter duos manſos. Altenvelt totum. Lichtenowe totum. Elspe totum. Rode vnus manſus. Northeim xxviii porci . et unum dominicale. Osteim unum dominicale . et alia bona que ibidem habet. Svntheim unum dominicale. Decima et reditus XXIII ſolidorum. Tvlba iudicium liberum. aduocacia [et proprietas. In Machtolshuſen iudicium liberum et aduocacia et homines.] Decima in Welmarsdorf . et aqua Svlza. Nemus quod uocatur Rona cum uiis et inuiis et aquis aquarumque decurſibus. Centa in Svntheim. Herſe. proprietas in Welmarsdorf. Acta ſunt hec Anno domini M.° CC.° XXX.° Indictione IIII. Menſe Decembri. Aput Wirzeburc. preſentibus Arnoldo decano. Heinrico cuſtode. Friderico cantore. Adelberto cellerario. Friderico archidiacono. Cvnrado de Retersheim. Magiſtro Walthero de Tannenberg canonicis Herbipolenſibus. Hermanno magiſtro domus thevtonicorum ſancte Marie in Jheruſalem. Fratre Bertoldo de Tannenrode. et aliis pluribus religioſis. Laicis. Rvperto comite de Caſtele. Manegoldo de Wiltperc. Adelberto de Frankenſtein. [Heinrico Marscalko de Lvra. Heinrico de Brozoldesheim. Theoderico de Hohenberg . et aliis pluribus . vt autem hec rata permaneant . et perpetuis temporibus inconvulſa . preſentem paginam noſtro et eccleſie noſtre. nec non comitis Ottonis ſigillis fecimus communiri . villa obersvelt bonis annumerata eſt. Huius rei teſtes ſunt . Gvntherus de Brende. Heroldus de Baſtheim. [Volkerus dapifer. Engelhardus de Oſterberg. Albertus] de Herbesvelt. Otto de Malkozes. Lvdewicus. Hartmann de Habesberc.

16.

1 2 3 1. *)

Frater Theodericuſ Commendator Domuſ Thethonice per Alamanniam omnibuſ in perpetuvm, Notum ſit omnibuſ tam preſentibus quam futuriſ . qualiter Nobiliſ vir. Otto Comeſ de hiltenburg doctrinam domini ſecutuſ. Theſaurizathe vobis Theſauroſ in celiſ . ſtudut adipiſcj premium taliter theſaurantibuſ repromiſſum venite Benedicti patris mei percipite Regnum quod nobis promiſſum eſt ab origine mundi. Sciens igitur quod dominus ipſe dixit quod vni ex minimiſ meiſ feciſtiſ michi feciſtiſ . famuliſ dei Canoniciſ ſancti Kilianj aput Wirceburg dedit vxore ſua et nobiſ. et fratribus domuſ Theutonice conſencientibuſ Trecentas marcas argenti . de quibuſ

---

*) Am Original hängen noch 4 Siegel.

Anniverſariuſ ſuus et vxoriſ ſue Anniſ ſinguliſ peragatur. Dictaſ autem. ccc.^{tas} marcaſ de Conſenſu vxoriſ ſue, noſtre noſtro, et fratrum noſtrorum dari conſtituit de villa Stocheim ſub modiſ et conuencionibuſ infra ſcriptiſ. Villa in Stocheim taxata eſt pro quadringentiſ marciſ. quam uillam habebit domina. Relicta Comitis Ottonis cum omni iure temporibuſ vite ſue niſi. cccc.^{or} marce per dominum Epiſcopum Hermannvm vel per ſucceſſoreſ ſuoſ, nobiſ vel domine vel cuj juſſerimuſ. vel cuj ipſa iuſſerit. fuerint perſolute. quo caſu pro ccc^{tis} marciſ emetur predivm quod habebit domina quo ad vixerit, qua defuncta idem predivm cedet Canoniciſ abſolute. Si autem domina mortua fuerit, bonis in Stocheim per dominum Epiſcopum vel per ſucceſſoreſ ſuoſ non redemptiſ. Sepedicti Canonici dabunt centvm marcaſ quibuſ domina dari ivſſerit vel noſ dari iuſſerimus et villam Stocheim integram cum ſuiſ attinenciiſ omnibuſ ſuiſ vſibus retinebunt. donec per dominum Epiſcopum aut per ſucceſſoreſ ſuoſ. cccc.^{or} marce ipſis canoniciſ fuerint perſolute. Predictiſ interfuerunt frater Wicmannuſ procurator domuſ noſtre in wirceburg et frater Siboto. qui nomine domus noſtre omnibus hiis conſenſerunt. Nos igitur conſentimuſ predictiſ et confitemur notiſ nomine domus Thetonice. ccc^{tas} Marcaſ argentj per ſepeſatoſ Canonicoſ per ſolutaſ ſub pactiſ et conuencionibuſ ſupra ſcriptiſ. Acta ſunt hec Anno domini M.cc.xxx primo Indictione IIIJ^{ta} Preſentibus Ottone prepoſito Arnoldo Decano. Friederico Cantore. Friederico Archidiacono de Grindelah. Alberto Cellerario. Cunrado de Reterſheim. Arnoldo de Zabelſtein. Theoderico de Angersbah. et pluribuſ aliiſ canonicis herbipolenſibuſ. Iſti laici eciam interfuerunt Manegoldus de Wiltperc Ludewicuſ de Northeim Albertus de percha. Marquardus Orphanuſ Gotefridus Camerariuſ Eckehardus pulluſ Siboto de Heitingeſvelt. Heroldus huzelinuſ et plures alij. In cuiuſ rei teſtimonivm ſigillo domini Hermannj Epiſcopi herbipolenſiſ et Capituli ſuj, et noſtre et fratriſ Wicmannj commendatoriſ domuſ Theuthonice in wirceburg preſenſ cartula ex inde ſcripta fuit firmiter roborata.

17.

1 2 3 1.*

(1. November.)

In nomine domini AmeN. . Hermannus diuina miſeracione herbipolenſis Eccleſie Epiſcopus. Ex officio paſtoralis cure ad quod celeſti vocacione ſumus electi, ea que circa diſpenſacionem nobis creditam geruntur ſollerter et prouida racione penſare debemus et licet in pluribus maior

---

*) Vorstehende Urkunde, der eigentliche Stiftungsbrief des Klosters Frauenrode, ist nach einer vom Königl. Archiv zu Bamberg ebenfalls vidimirten Copie mitgetheilt. Sie ist gedruckt in Schultes a. a. O. S. 92 und nach ihm in Ussermann Episc. Wirceb. cod. prob. p. 56. Es fehlt: *Ecclesie*, und steht: *Botenlouben*, *et in christum*. Uss. *et ut*. *herbipolensi*. *neque aliam*. *et eccl.* st. *vel*. *nec ad*. [ ] fehlt. *possidendem*. *decrevimus* st. *decernimus*. *fuerint*. *abjiceunt*. *interim* st. *in tantum*. *Episcopus*. *paternatus*. Ussermann macht bei der Stelle: *hered. in terr. n. habent.* die Anmerkung: *Schultes tamen* (hist. Henneberg. T. I. p. 35 seq.) *ei cognominem filium tribuit, quamvis improlem; unde haec non satis sibi cohaerent, aut de alia stirpe Hennebergica intelligenda sunt.* — worin er jedoch irrt, indem Schultes ganz Recht hatte, Otto einen Sohn gleichen Namens zu vindiciren. *introdandi* st. *infeodandj*. Uss. *introdandi*, in Anmerk. *intrandi?* *aliam* st. *aliquam*. *habeant Egenheim*. *plena*. *inde* st. *jam*. *ipsi*. *H.* f. *Heinricus*. *Schweiger* f. *Swegere*. *Kannenberg*. *Malkom*. *Grorlsheim* f. *Brunzolsheim*. [ ] fehlt. *Celheym*. *Novembri I° die Episc.* Am Original sind drei Siegel befindlich.

ſolicitudo noſ exacuat . juſtum tamen eſt, vt circa ea que ad honorem dei et gloriam fieri videntur fauor diligencie non tepeſcat. Nouerit igitur tam preſencium etaſ quam Chriſti fidelium ſecutura poſteritaſ, quod Nobilis vir Otto Senior Comeſ de BotenloubeN, et coniux ſua domina Beatrix Heredem in terriſ non habenteſ, vt chriſtum ſibi lucri facerent in celiſ petierunt a nobiſ, vt locum Burcharderode cum ſuiſ attinenciiſ, nobis et Eccleſie herbipolenſiſ attinentem, eiſ in concambium daremuſ, eo pretextu, quod ibi cenobium ad honorem dei et ſancti Kilianj ſociorumque ſuorum fundarent, deo deuotiſ mulieribuſ aſſignandum. Noſ itaque habito conſenſv Capituli noſtri receptiſ in concambium boniſ ſubnotatiſ, dictum locum Burcharderode, eiſ in proprietatem dedimuſ hoc expreſſo . quod in ſilua noſtra Salzforſt neque ligna ſecandi neque ſecta eradicandi, ne aliam ullam habeant poteſtatem. Dedimuſ etiam hoc tenore vt idem locuſ ad nullam Laicam uel Eccleſiaſticam perſonam, ne ad alioſ uſus nullo unquam tempore convertatur, niſi ad cenobium ibidem conſtruendum . alioquin pro non facto concambium habeatur. Ipſi autem [pium ſequenteſ] prepoſitum . locum memoratum Burcharderode cum attinenciiſ in ipſoſ a nobiſ tranſlatum cenobio deputarunt et nobiſ et Eccleſie herbipolenſi contulerunt proprietatiſ nomine pleno jure. In temporalibuſ et ſpiritvalibuſ perpetuo poſſidendum. Nos vero vt idem locus maivſ recipiat incrementum statuenteſ decernimuſ, vt cum aduocatj qui ad commodum et defenſionem Eccleſiarum primo fuerunt inſtitutj . pro majori parte timorem dei abiecerint in tantum, quod per jnſolenciam eorum bona Eccleſiarum depereant et Eccleſie deuaſtentur, ſepedictus locuſ Burcharderode . et monaſterium ibidem fundandum in boniſ que nunc habet vel in poſterum deo dante adipiſcetur, nullum penituſ habeant advocatum, nec Epiſcopatuſ herbipolenſiſ racione patronatuſ quem habet in eodem monaſterio aduocaciam omnivm bonorum vel alicuius partiſ infeodandj aliquam habeat poteſtatem. Nec Archidiaconuſ in perſoniſ eiuſdem monaſterij in clauſtro uel extra commorantibuſ aliquid ſibi iuris audeat uendicare. Bona nobiſ In concambio data ſunt hec . videlicet bona in villa EigenhuſeN. Ne autem ſuper huiusmodi concambio queſtio in poſterum oriatur . et ut dictum Cenobium conceſſa plene gaudeat libertate preſentem paginam iam ſcriptam, ſigilliſ noſtro et Eccleſie noſtre, nec non ipſiuſ Comitiſ fecimuſ roborari. Teſteſ ſunt hij Arnoldus Decanus, Fridericus Cantor, Thegenharduſ Scolaſticuſ, Heinricuſ cuſtoſ, Albertus Cellerariuſ, Heinricus portenariuſ, Arnoldus Camerariuſ, Gotefridus de Swegere archidiaconuſ, Magiſter Waltheruſ de Tannenberg, Theodericuſ de Malgoz . Canonici herbipolenſeſ Theodericuſ de Hohenberc, Heinricuſ de Brozolſheim, Wolframus de Zabelſtein, Hartmuduſ de Scherenberc, Richolfuſ de Lutenbach, Eckehardus pulluſ, Heinricus Wolfoldus [Scultetus] Eckehardus filiuſ dapiferi, Walpertuſ Torſo, Heinricus de Tetheim, Richalmvſ Haco, Gotefriduſ camerariuſ noſter. Actum Anno domini M.° cc.° xxx.° Primo In menſe Nouembris Indictione quinta Epiſcopatus noſtri Anno ſeptimo.

Rührung: „Ich dank' Euch, Junkherr. In der Noth lernt man ſeine Freunde kennen. Gehabt Euch wohl!“ — Er wollte gehen. „Laßt mich Euch begleiten,“ bat Johannes. Kellner nickte gewährend, und verließ das Zimmer. Der Stadtſchreiber folgte ihm ſchweigend nach.

18.

1 2 3 4. *)

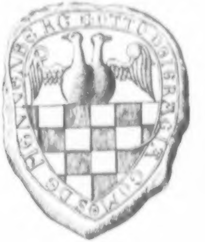
4. März.

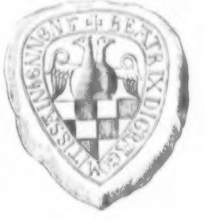
IN NOMINE SANCTE ET INDIUIDUE TRINITATIS AMEN. Infirmitatis humane memoria cum ſit labilis et caduca ſcripturarum munimine ſublevatur. ne id quod racionabiliter ſtatuitur oblivionis aut ignorancie uicio corrumpatur. Hinc eſt quod Ego Otto Comes de Botenlŏbe manu coadunata uxoris mee domine Beatricis . Caſtrum noſtrum Botenlŏben . quod jure hereditario . et proprietatis nomine noſcimur hactenus poſſediſſe . cum omni jure et Bonis attinentibus . ſcilicet Sidingiſtat villa ſub ſtruphe ad XII talenta herbipolenſia . In Eichiſuelt villa ſuperiori ad III talenta. Geboltſhuſin et Hagin quondam due ville nunc una. In Rothwindihuiſin ad VIII talenta cum Molendino. In Ellenbach . ad VI talenta. In haſelbach quedam Bona que pertinent Ellenbach. Bona in Heſten. Uilla in Ritanſwiſin. tota villa Jringiſhuſin Dominicale in Kizihe cum quibuſdam aliis Bonis ibidem. ſub Caſtro Botenlŏvben Molendinum. Gunterſtorph villa tota. Uinee ſub Caſtro Botenlŏben ad XL jugera. vinee in Staphel. In Nutelingin quedam bona. In Hiltebergehuſin quedam Bona . cum omnibus aliis intus et deforis eidem Caſtro ex antiquo pertinentibus . pro mille ducentis marcis argenti . pro quibus redditus. Epiſcopales inferius expreſſos ſub forma adiuncta recepimus . domino Hermanno venerabili Epiſcopo et eccleſie herbipolenſi ſuper Reliquias ſanctorum Martirum Kyliani et ſociorum eius liberaliter tradidimus et damus perpetuo poſſidendum. Curiam in ipſi Caſtro quam huc uſque jnhabitauimus et Turrim cum Capella et duabus domibus in Suburbio ſitis ad equorum ſtabula . et XII^{cim} jugera vinearum ſub palacio Caſtri ſita . nomine Burgſezen nobis quoad uiximus et eadem XII^{cim} jugera poſt mortem noſtram dicte vxori noſtre B. nomine libgedinge . quoad ipſa uixerit . et preterea Caſtrenſes noſtros ſaluos jn iure ipſorum ſiue ſit in eorum Burchſeze . ſiue in Aliis Bonis que poſſident conſeruantes. Bona domini Epiſcopi que nobis aſſignauit . quibus utemur debita honeſtate ſunt hec. In Sconenowe. Brende. Wegefurthe et Wicenbrunen ad XLV talenta In Wizbach. In Frankenheim . ad X talenta In Houſtrov. ad XV talenta in vrdorpf. Elfrichiſhuſin et Mahtolfhuſin ad XXX talenta preter homines earundem villarum in bonis aſſignatis reſidenciam non habentes . que Bona pro ſumma pretaxati precij empcionis Caſtri Botenlŏben et Bonorum attinencium mille videlicet CC^{tarum} marcarum . annuatim centum talenta ſoluencia . a manu ipſius Epiſcopi recepimus in hunc modum . vt ſi dictus Epiſcopus vel ſucceſſores ſuj vel aliqui nomine ipſorum nobis ujuente ea non redemerint . poſt mortem noſtram quibuſcunque in remedio anime noſtre . Clauſtris vel perſonis argentum pretaxatum vel partem ipſius delegare decreuerimus . nullo contradicente ſuccedant . tali interpoſita pactione . ut cum deceſſerimus . dominus Epiſcopus aut ſucceſſores ſui aut eccleſia ipſorum nomine infra IIII^{or} annorum terminum ipſos redditus redimendi liberam habeant facultatem . ita quod uno quoque anno . dictorum IIII^{or} annorum . trecente marce. Clauſtris vel perſonis quibus eas vel partem ipſarum delegauerimus perſoluantur . et ſic M^{le}. CC^{tas}.

---

*) Am Original befinden sich die Siegel des Bischofs, des Capitels und Otto's und Beatricens. Die Urkunde wird citirt in den Reg. Bav. Vol. II. pag. 227. mit Deutung einiger Ortsnamen. Gedruckt in Jägers Geschichte Frankenlands. Rudolstadt 1806. 3r Theil. S. 370. Nr. XXXI. mit moderner Orthographie. *Botenloube. rotd. in windihusen. XL. talenta. Houstrov. e manu. hoeline. salemannos. obtinende. patifiat.*

Marcis perſolutis . memorati redditus ad Epiſcopatum liberj reuertentur . jta tamen ut anno IIII° tranſacto . quicquid de ſumma pecunie ſolutum fuerit in redempcionis ſortem cedat et quantumcunque de ipſa pecunia extiterit non ſolutum . tantundem de Redditibus aſſignatis tam Clauſtris quam perſonis quibus delegauerimus . per eſtimacionem debitam in proprietate remanebit. Hec predicta bona Epiſcopalia a manu dicti domini Hermanni Epiſcopi recepta jn manibus domini Fr. Cantoris. Gotefridi Kiſeln. Canonicorum herbipolenſium. O. Plebani de Meiningin. Rᵛperti Comitis de Kaſtele. Fr. filij ſui. Manegoldi de Wilperg. Manegoldi et Marquardi filiorum ſuorum. Theoderici de Honberg. Richolfi de Lutenbach. Ottonis de Baſtheim et Guntheri de Brenden . predictorum Bonorum Salamannos . quos ad hoc elegimus . dari iuſſimus . nobis et eis quibus delegauimus obtinenda. Huius Rei teſtes ſunt. Willehelmus Abbas. Nidungus. Prior. Johannes Cuſtos de Bilhilthuſen. Bertoldus Capellanus Comitis de Botenlovben. Albertus de Eltingiſhuſen. Albertus Tretebere. Conradus de Holzhuſen. Albertus de Strelebach . et Heinricus Notarius. Ut autem huius emptionis contractus omnibus pateſiat et nulli ſuper eo dubietatis ſcrupulus oriatur et inuiolabilis permaneat . preſentem paginam abinde ſcriptam ſepeſati domini H. epiſcopi . Capituli herbipolenſis noſtro et domine Beatricis vxoris noſtre ſigillis petimus et iuſſimus roborari. Actum aput herbipolim Anno domini M°. CC°. XXXIIII°. IIII°. Nonas Marcij. Indictione VII. Epiſcopatus domini Hermanni Anno VIIII°.





19.

1 2 3 4. *)

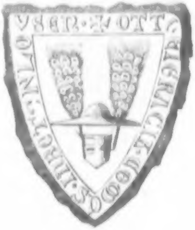
7. März.

IN NOMINE SANCTE ET INDIUIDUE TRINITATIS AMEN. Ego Comes Otto de Botenlovben, quem multa per temporum ſucceſſiua et hominum preualente malitia non ſolum obliuionis nube deleutur . ſed in Nichilum redacta quaſi non ſint uolantur et pereunt. Omnibus hanc paginam jntuentibus notam facio . quemadmodum Ego pro ſpe diuine

---

*) Am Original hängen zwei Siegel, das Otto's mit dem Federhut, das Beatricens mit dem Doppeladler, wie droben. Die Urkunde ist gedruckt bei Schultes a. a. O. S. 93. *Bottenlauben. quoniam st. quem. delent. nolum. Beatrix. et honor f. ad h. pervenire. Hec ergo. absistat.* [ ] fehlt.

retribucionis. et mee meorumque et omnium pro quibus debitor ſum memoriam eterne ſalutis condonata manu vxoris mee Comitiſſe **Beatricis**. omnem decimam omnium bonorum meorum tam in Redditibus denariorum quam et porcorum, vini et frumenti, et humulj et aliarum quarum libet Rerum mearum jure decimancium. Cenobio noſtro Novali videlicet ſancte Marie quod per dei graciam ad honorem et laudem dei et Beate virginis Marie et Omnium Sanctorum Ordini Ciſtercienſi et Monialibus eiuſdem ordinis aſſignato fundavi ſollempni donacione annuatim ad uſum ipſius perpetuo provenire contradidi. Hec igitur tam racionabilis donacio ut jnconvulſa permaneat, et nullus malicia qualicumque occaſione ſumpta contradicentis, aut impedire volentis obſiſtat. Hanc paginam conſcribi juſſimus. Sigillo meo, et vxoris mee roboratum Datum Anno [jncarnacionis] domini M^{o}. cc^{o}XXXIII^{o}. Nonas Marcij [Indictione VII. Imperatore Friderico regnante et hermanno Eccleſie herbipolenſis epiſcopatum tenente.]



20.

1 2 3 4. *)

2. October.

Reuerendiſ patribus ac dominis. O. prepoſito. A. Decano totique Capitulo Herbipolenſi. **Soror. A. filia nobilis viri. A. de Hiltenburch** relicta. **O. Comitiſ de Botenlotbin** tam promtum obſequium quam deuotum. Saluti anime mee conſulens et optanſ magno deſiderio ueſtris apud deum et ueſtrorum ſucceſſorum in perpetuum orationibus adiuuarj. quicquid iuris habeo et ex quocumque titulo ſiue quacumque cauſa in uilliſ ſtochejm et in Quienuelt do et concedo et per preſentem litteram poſſeſſionem dictorum bonorum trado deo et beato Kyliano. et nobis in uſus et augmentum prebendarum ueſtrarum in perpetuum profuturum. ſub hoc modo, ut de bonis in Stochejm ueſtro periculo procurandis michi due prebente integre miniſtrentur etiam

---

*) Nur ein Siegel. Gedruckt in Jäger a. a. O. mit erneuter Rechtschreibung und unwesentlicher Abweichung einiger Worte.

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50160-9
BECHSTEIN,L. FN. 03130/025

ſi canonicis contingat aliquid deperire. Bona uero in Quienuelt meo periculo procurabitiſ tanquam res propriaſ defendentes . et quicquid inde prouenerit aſſignare michi plenarie facietis . meo autem conſilio ſtatuetur uel remouebitur procurator. Quod ſi Albertus filius meus me decedente ſuperuixerit canonicus exiſtens eccleſie ueſtre . predicta bona in Stocheim et in Quienuelt in oblationem hereditariam habeat . ſicut habere canonici conſueuerunt . poſtquam centum et quinquaginta marce ſecundum diſpoſitionem meam diſtribuende ſolute fuerint per uos priuſquam bona dimittatis eidem. Et de dictiſ bonis dabit nobiſ ſingulis annis quindecim libras . quinque in anniuerſario meo. quinque pro anniuerſario mariti mei. quinque pro anniuerſario eiuſdem A . ſtatuentur. Et ſi forte filius meuſ me ſuperſtite deceſſerit . uel laicauerit . uel aliaſ ab eccleſia ueſtra ceſſerit . ſiat michi nunc de bonis ſicut ſuperius eſt expreſſum . me uero mortua bona in Stochejm libere et abſolute uobis et ueſtris ſucceſſoribus remanebunt. De bonis autem in Quienuelt trecente marce deducentur ſecundum diſpoſitionem meam diſtribuenda quibus deductis eadem bona uoſ et ueſtri ſucceſſores libere poſſidebitis et quiete. Acta ſunt hec Anno incarnationis domini. M. CC. XXXIIII. Indictione VIII. VI nonas OctobRIS.

21.

1 2 3 5.

28. Januar.

Hermannus dei gracia herbipolenſis Epiſcopus. Nouerint vniuerſi huius pagine inſpectores . quod cum abbas et conuentus Eccleſie in halelſbrunn viderent bona ipſorum ſita in villa Vrah propter aduocaciam ſuper ipſa bona, quam Rudolfus aduocatus de Schalchuſen in feodo ab Eccleſia noſtra tenet, quam pater ipſiuſ pluribus perſonis pro ſeptuaginta duobus talentis Nurenbergenſibus obligauerat, immo propter nimias extorſiones quas eedem perſone facere ibidem conſueuerant penitus diſſipari cogitanteſ ſaniori vſi conſilio, per redempcionem eiuſdem aduocacie ea eximere a tantis oppreſſionibus humiliter petiuerunt a nobis, vt de noſtra gracia et indulto eiſ liceret aduocaciam redimere ſupra ſcriptam. Nos vero cum vtilitatibus Eccleſiarum intendere debeamus inſpecto commodo quod Eccleſia eadem quam in domino ſincere diligimus abinde conſequi poſſet, redempcionem eiuſdem aduocacie, de conſenſu aduocati indulſimus eiſdem, et ipſam aduocaciam per eoſ pro ſeptuaginta duobus talentis Nurenbergenſibus abſolutam coadunata manu aduocati ſupradicti pro ipſa ſumma denariorum obligauimus abbati et conuentuj memorato . hac adiecta et interpoſita pactione, quod dictus aduocatus aut heredeſ ſui ſi heredeſ eiuſdem feodi habuerit, aut noſ uel ſucceſſores noſtri ſi nobis uacare inceperit, ipſam aduocaciam redimendi liberam habeant quandocumque placuerit facultatem, ita quod circa Purificacionem Infra XIIIJ. dies aduocacia eadem abſoluatur. Predicti etiam abbas et conuentus ne uiderentur pignorum detentores, et de bonis extraneis quaſi uſuras recipientes . prouentus aduocacie quatuor manſorum eiuſdem uille qui eiſ non attinent proprietatis nomine cum aduocacia bonorum ſuorum abſolute, aduocato aſſignauerunt memorato aduocaciam tredecim manſorum ſuorum propriorum et prouentus eiuſdem aduocacie ſue Eccleſie ut ſuperius expreſſum eſt conſeruantes. Aduocatus etiam poſt aſſignacionem prouentuum ſibi factam promiſit quod in aduocacia dictorum . IIIJ manſorum, que cum alia aduocacia obligata eſt Eccleſie memorate . licet prouentus ipſius percipiat, nullum ſuiſ heredibuſ aut dictis fratribuſ, aut noſtre Eccleſie faciet impedimentum ipſam aduocaciam in feodando uel alibi obligando. Vt autem huiusmodi redempcionis contractus omnibus pateſiat, preſentem paginam abinde ſcriptam ſigilli noſtri fecimus robore communiri. Teſtes Fridericus de Grindelah. Gotefridus Kiſlinger. Canonici maioriſ Eccleſie. Magiſter Eberhardus Canonicus nouj monaſterii. Heinricus de Botenlouben Canonicus ſancti Johanniſ in houge, Herbipolenſis. Richolfus Canonicus in Onolſbach. Heinricus Notarius. Kraſto de Warberg. Fr. de Burleſwac. Zobelo de Grunſuelt. Heinricus dapifer. Cunradus de linah. Heinricus filius pincerne. Conradus de Dietenhouen militeſ. Inſuper Heinricus Cellerarius et Wirtinger fratres de Kabelsbrunnen. Datum aput Nuremberg. Anno domini M°. CC°. XXX quinto. V. Kalendas Februarii. Indictione VIIJ Epiſcopatus noſtri anno X°.

22.

1 2 3 9.*)

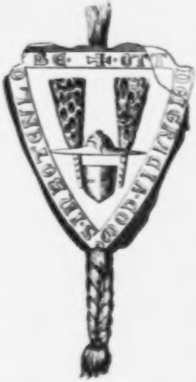
24. Juni.

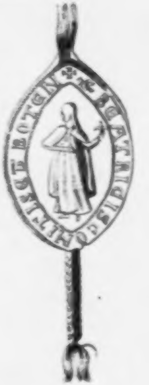
IN NOMINE DOMINI AMEN. Ego comes **Otto dictus de Botenlovben**, notum facio omnibus preſentis pagine inſpectoribus quod ob reuerenciam Jehſu Chriſti, et honorem ſanctorum martirum Kyliano et ſociorum eius, nec non pro ſalute anime mee, et uxoris mee **Beatricis** de pecunia in qua dominus meus Epiſcopus et Eccleſia Herbipolenſis, mihi ſunt obligati pro emptione caſtri Botenlouben, et quorundam bonorum et uillarum ſicut in priuilegio ſuper uendicione caſtri plenius continetur, uidelicet de mille ducentis marcis argenti ex conſenſu predicte uxoris mee **Beatricis** do, lego, atque dono ducentas marcas argenti, centum domino meo Epiſcopo, et centum Capitulo herbipolenſi ut poſt mortem meam et uxoris mee predicte dies anniuerſarij mej et uxoris mee ſimiliter dies anniuerſarij ſingulis annis habeatur cum tali ſollempnitate que dominis epiſcopis premortuis, et aliis quibuslibet nobilibus premortuis impendi ab ipſis canonicis eſt conſuetum. Statuo etiam ut quicunque deceſſerit primum ex nobis, ſtatim centum marce argenti domino meo Epiſcopo et eccleſie diuidantur, et poſt mortem ſuperſtitis relique centum marce ſimiliter diuidantur. Reſiduum uero debitum uidelicet mille marcas argenti de uoluntate uxoris mee **Beatricis** Cenobio ſanctimonialium quod uocatur nouella ſancte Marie quod meis ſumptibus ob honorem dei et gloriam inchoaui, do, lego, atque trado aſſenſu domini mei Hermanni Epiſcopi herbipolenſis, et capituli ſuper hoc requiſito, ſaluo tractatu inter dominum meum Epiſcopum, et eccleſiam Herbipolenſem, et me ſuper terminis ſolucionis pecunie habito pro emptione caſtri predicti Botenlovben, et bonorum aliorum ſicut in priuilegio ſuper eo confirmato plenius uidetur contineri. Et ut omnibus hec pateſiant et domino meo Epiſcopo et capitulo, nec non Cenobio predicto nouelle ſancte marie . Hec ordinatio noſtra inuiolabiliter obſeruetur, preſens ſcriptum ſigillorum

---

*) Am Original vier gut erhaltene Siegel. Eines davon, der Hut mit Pfauenwedeln, das andere Beatricens, eine verschleierte weibliche Figur. Gedruckt bei Jäger a. a. O. S. 204. Nr. XXXVIII. in erneuter Rechtschreibung. nach *predicto* fehlt dies. *Statuo igitur, et Cenobio* für *nec non C. roborari.*

muniminе, uidelicet domini mei epiſcopi, capituli, proprij, et vxoris mee domine Beatricis feci conroborari. Actum anno domini M°. CC°. XXX°. nono . die ſancti Johannis Baptiſte. Epiſcopatus domini Hermanni Herbipolenſis Epiſcopi anno XIIII°.





23.

1 2 4 0.*

7. Februar.

In nomine domini Amen. Cum de proprietate Richolfi de Ried et feodo ſuo caſtrenſi in caſtro Ried inter venerabilem dominum hermannum Epiſcopum herbipolenſem. et Cunradum de Smideuelt haberetur tractatuſ. eidem tractatui fuit impoſituſ taliſ finiſ. Duaſ areaſ in Caſtro Ried quas Richolfus tenuit in caſtrenſi feodo . Cunradus de Smidevelt et heredes ſui nomine Caſtrenſi feodi ab Epiſcopo poſſidebunt . Alia cedent domino Epiſcopo et Eccleſie ante caſtrum eciam in ſuburbio uicino Caſtro quod dominus Epiſcopus ampliabit aut reſtringet pro ſuo libitu . Cunradus habebit duaſ areaſ tantum. in caſtrenſi feodo et heredes ſue . Reliquaſ areaſ dominus Epiſcopus poſſidebit . Nullum eciam potenciorem uel diciorem Cunrado eo inuito dominus Epiſcopus in Caſtro locabit. Quecunque eciam de proprietate Richolfi extra Caſtrum uel extra ſuburbium predictum ſunt ſiue prata ſiue orti ſeu eciam Manſi inter dominum Epiſcopum et Cunradum equaliter diuidentur . quorum medietatem Epiſcopus liberam retinebit. Aliam autem medietatem Cunradus et heredeſ ſui nomine iuſti feodi ab Epiſcopo et Eccleſia poſſidebunt. Alia autem que Nuzzungen dicuntur cedent pro indiuiſo communiter et domino Epiſcopo et Cunrado. Huiuſ itaque contractus forma ut omnibus elucefcat conſcripta ſigillis predictorum domini Hermannj Epiſcopi et memorati Cunradi fuit firmiter communita. Teſtes Cunradus Abbas Sancti Burchardi . Gothefridus Decanus maioriſ Eccleſie . Hermannus Decanus nouj monaſterij . Engelhardus de Lobenhuſen . Magiſter Waltheruſ de Tannenberc . Canonici herbipolenſes. Otto Comeſ de Botenlovben . Richolfus de Ried . Wolframus de Zabelſtein . Marquardus Horphanuſ . Cunradus ſichelini . Wolframus de Witolſhuſen . Volkeruſ de Bernroth . Theodericus de Rugeheim . Scachanus Johanneſ pincerna . et Alij. Data Anno Domini M°. CC°. XLmo vij Idus Februarii. Indictione XIIIª Epiſcopatus Domini Hermanni Epiſcopi Anno XV.

---

*) Zwei Siegel am Original.

24.

1242.*)

In nomine Sancte et individue trinitatis amen. O. dei gracia prepoſitus . A. Vicedecanus . et univerſum eccleſie novi monaſterii capitulum . Herbipolenſe . omnibus ad quos preſens ſcriptum devenerit . Salutem in auctore ſalutis. Cum cura tractatus provide et legitime diſpoſitos ignorantia geſtorum quam ſepius materiam prebeat litigandi . ad vitandi hujusmodi malum. Singula que nobis diſponentibus ordinantur . noticie futurorum et preſentium ſcripto legaliter ordinato committere tenemur. Proinde univerſitati noſtre notum facimus . nos ſub hujusmodi forma litteras ex parte abbatiſſe de celi porta et ſui conventus nobis ſub Sigillo eccleſie ſue per fratrem Ottonem de Botenlaube . et fratrem Sibodonem directas recepiſſe ſuper contractu habito inter fridericum abbatem eccleſie ſancti Stephani . et abbatiſſam de celi porta . de predio quod bertheim . nomine noſtro predicte domine poſſidebant. Venerabilibus dominis . prepoſito . vicedecano . Scolaſtico . et univerſis eccleſie novi monaſterii confratribus herbipolenſibus . G. abbatiſſa in celi porta cum univerſo ſuarum ſororum collegio . in plenitudine debite caritatis ſuarum inſtantiam orationum . Conſiderantes nobis non modi cum utilitatis diſpendium generari . ex eo quod allodium noſtrum in Bertheim tam remote ſitum eſſet, a noſtra eccleſia . eadem bona vendidimus abbati eccleſie Sancti Stephani . et ſuis confratribus et coram teſtibus adhibitis omnes et ſingule omni juri quod in dictis bonis habebamus . vel habere poteramus . tam inquiſitis quam inquirendis ſive habitis vel habendis . manu et calamo ſecundum conſuetudinem noſtre provincie renuntiavimus . et Warandiam ſuper proprietate eorundem bonorum et libera poſſeſſione nullo exactionis onere . vel advocatia . vel alia quacunque exactione aggravata . jam dicto abbati et ſuo premiſimus collegio . preter quam in tribus modiis tritici quos annuatim de dictis bonis vobis perſolvere tenemur. Cum igitur predicta bona reſignaverimus . pedimus eadem concedi abbati ſepedicto et ſuis confratribus . ad canonem preaſſignatum . de dictis bonis vobis annuatim

---

*) Am Original das Siegel des Capitels vom neuen Münster zu Würzburg: der Schutzheilige Würzburgs mit der Umschrift: *Sanctus Kilianus.*

perſolvendum. nuntios quoque noſtroſ latores preſentium ſub ſigillo eccleſie noſtre ad dicte petitionis executionem veſtre dirigimus honeſtati. Acta ſunt hec anno incarnationis dominice. M. CC. XL ſecundo. Preterea ſuper eodem inſtructi ſuimus. Wernhardum celerarium. eccleſie Sancti Stephani. cum aliis nuntiis ad hoc deſtinatis. ex parte dicti abbatis et ſui Conventus perſonaliter predicto facto interfuiſſe. Nos igitur ſuper promiſſis ſufficienter informati facta nobis reſignatione jam dicti allodii ut petitum ſuit a nobis idem conceſſimus abbati eccleſie ſancti Stephani et ſuis confratribus ad ſolvendum nobis exinde tres modios tritici annuatim. Secundum quod antea a predictis dominabus nobis fuerat perſolutum. Teſtes huius rei ſunt canonici majoris eccleſie. Arnoldus cuſtos. Henricus cremſarius. canonici novi monaſterii. Arno vicedecanus. Bertholdus cuſtos. Crafto cantor, Gotcboldus. Henricus pullus. Ambroſius Herewicus. Heroldus. Magiſter Bruno. Laici. Walpertus torſo. Conradus filius Sons. Richalmus filius Beringeri. Echardus dapifer. Henricus pincerna. Wortwinus de Frankenfort. Wolframus de Witolzhuſen. Conradus de Tetelbach. Heroldus Lewere. Henricus qualelo. Henricus filius goteboldi. Rukerus filius albuni. Gernotus hobſcholteize. Gotefridus magiſter coquine. et frater ſuus Volcnandus. henricus filius magiſtri henrici. et alii quam plures. Acta ſunt hec Anno ab incarnatione domini Milleſimo ducenteſimo quadrageſimo ſecundo.

25.

1242.*)

Hermannus dei gracia Herbipolenſis Epiſcopus omnibus in perpetuum. Cum dilectus noſter vir nobilis Comes **Otto de Botenlauben**, vna cum **Beatrice coniuge ſua** uellet cedere, curie, turri et alio caſtrenſi feodo, quod in caſtro noſtro, et circa caſtrum **Botinlŏben**, ad uitam ſuam debuerat poſſediſſe, partem prouentuum bonorum que in comparatione caſtri eiuſdem et bonorum attinencium, eis dederamus, ſub forma in inſtrvmento deſuper confectu, de prudentum conſilio preconcepta, per concambium ſub ſeueritate locari a nobis humiliter poſtulauit. Cuius uota penſantes cum in reſignatione caſtrenſis feodi noſtrum commodum et utilitas ageretur, parte bonorum que eis dederamus recepta, ab ipſo comite et coninge ſua, videlicet bonis in Sconenowe, in Brende, in wegefurthen et in wizenbrunnen ad quadraginta quinque talenta. jn wizelbach, et in Frankenheim ad decem talenta, et jn houſtreu ad quindecim talenta; reſtaurum ipſis in ſecuris locis fecimus eorundem, dantes eis theloneum lignorum apud wirzeburg ualens triginta duo talenta, annis ſingulis. et ibidem aliud de theloneum noſtrum quod Vihezol dicitur, ad triginta talenta, preter denarios infeodatos in eodem. quatuor areas johannis aurifabri. que nunc ſunt vna area, ſiue vna domus, ad tria talenta minus quadraginta denariis. vnam menſam panis prope portam calhardi ad quinque ſolidos. apud uillam vzenheim vnum allodium ad triginta modios ſiliginis computatos pro tribus talentis, et ad octo modios tritici computatos, pro uno talento, et ad duodecim modios auene computatos, pro uno talento, de noſtri capituli conſilio et fauore, et concedentes, ut de iam datiſ eis bonis ſecundum quod facere debuerant de bonis, que ab eis recepimus, et de aliis que ſine commutacione ad huc poſſident, in inſtrumento ſuper hoc dato expreſſis, eorum compleant uoluntatem, ſecundum formam in ipſo inſtrumento prehabitam et conceptam. Et ut hec omnibus eluceſcant, et dicto Comitj **Ottoni** et memorate domine **Beatrici** coniugi ſue, inuiolabiliter obſeruentur, perſonis etiam atque locis, quibus aliquo legacio facta eſt, ſiue facta fuerat per eos, in totali ſumma, uel in parte, in qua bona jam eis data et in prioribus litteris nondum commutata prout prior forma continet, ipſis ſunt annexa, ipſa legatio firma permaneat, preſens ſcriptum ſuper hoc dedimus, ſigillis, noſtro, capitulj noſtri, ipſius Comitis, et domine **Beatricis** firmiter communitum. Teſtes Johannes abbas de Bildehuſin. Gotefridus maioris Eccleſie. Hermannus noui Monaſterii Decani. Fridericus cantor. Arnoldus cuſtos. Fridericus de Grindelach. Theodricus de Appolde. Conradus de Luterberc. Heinricus de Stobwege. Otto de Halderungen. canonici herbipolenſes. Wernherus Scriptor. Heinricus Notarius. Wermundus de Erlach. Otto de Eſpenvelt. Otto Wolfeſkel. Conradus de Cynach. et Alii quam plures. Actum anno domini. M̊. CC. XL̊. Secundo. vj̊ Kalend. Septembris. Indictione. XV̊. Epiſcopatus noſtri anno. XVIJ̊.

---

*) An der Original-Urkunde hängen vier Siegel, eines derselben ist abgerissen; auf dem Otto's von B. der Hut mit den Pfauenspiegeln.

26.

circa 1242.*)

In nomine domini Amen. Notum ſit omnibus tam preſentibus quam futuri eui hominibus quod noſ **Otto** Comes dictus de **Botinlouben**, una cum uxore noſtra **Beatrice**. Caſtro noſtro **Botinlouben** cum omnibus attinentiſ eccleſie herbipolenſi uendito pro ſumma argenti que in alio inſtrumento continetur. poſt aliquot annoſ. de libera uoluntate. Miniſteriales noſtroſ cum uxoribuſ et pueriſ. ad Caſtrum unanimj conſenſu pro ſalute animarum noſtrarum eccleſie prefate donauimus. Quorum nomina hec ſunt. Conradus de Holzhuſen cum filio et filia. Fridericus de Rannungin cum uxore et duobuſ pueriſ. Albertus de Eltingeſhuſin cum uxore et VI pueriſ. Heinricus frater ſuus cum tribuſ pueriſ. Walkon cum vj. pueriſ. Henricus de Nutelingen cum duobuſ pueriſ. Marquardus cum duobuſ pueriſ. Helmboldus cum uxore et uno puero. Vxor Henrici de Suntheim cum quatuor pueriſ. Vt autem donatio permaneat, ſigilliſ noſtriſ roboramus. Teſtes etiam huiuſ rei ſunt.

---

*) Zwei verletzte Siegel am Original. — Seite 126. Zeile 5. v. oben lies 40 statt 41.

4.

Gutes Muthes zu ſein in böſen Zeiten, iſt hülfreich.

Plautus.

Im ſchönſten Zimmer ihres Wohnhauſes auf dem Graben ſaß Frau Dorothea Millwitz, die Hausfrau des Rathsherrn Hans Millwitz, und ſtickte an einem Altarblatt. Die Frau, in den beſten Jahren der Reife ſtehend, und mit dieſer die Friſche und lebenvolle Munterkeit der Jugend vereinend, glich einer vollaufgeblühten Roſe. Aber wie die ſchönſte Roſe noch ſchöner dem Auge erſcheint, wenn ſie von zarten Knospen umgeben blüht, ſo erſchien auch Frau Dorothea in Mitten ihrer lieblichen Zwillings-Töchter, Charitas und Roſa, nur daß dieſe nicht Knospen mehr, ſondern zart erſchloßne Jungfrauenröslein waren, die, ob ihrer Tugend und Sittſamkeit vom Volke belobt, ob ihrer Schönheit

27.

circa 1242.*)

IN NOMINE DOMINI AMEN. Notum ſit omnibus tam preſentibus quam futuris quod noſ **Otto Comeſ dictus de Botinlouben**, una cum uxore noſtra **Beatrice** Caſtro noſtro **Botinlouben** cum attinentiis uendito eccleſie Herbipolenſi pro Mille. cc^{as} Marciſ ſicut in inſtrumento ſuper hoc confecto plenius continetur. C. Marcaſ eiuſdem pecunie deputauimus Canonicis Herbipolenſibus, ſicut in aliis litteriſ ſuper hoc editiſ exprimitur evidenter. Nunc autem ſaluti noſtre uolenteſ proſpicere plenius in futurum . ne quid poſt mortem noſtram nobis obicj ab emulis poſſit in poſture . ſi forte dominus Epiſcopus, uel eccleſia ſuper boniſ eiſdem a nobiſ uenditis aliquid moleſtie patiantur . de dicta ſumma ducentarum Marcarum . preter eaſ centum Marcaſ quaſ canonicis aſſignauimus damus domino Epiſcopo aliaſ centum Marcaſ . poſſeſſiones eciam noſtraſ et homineſ noſtri iuriſ, damus domino Epiſcopo et eccleſie jure proprietatis perpetuo poſſidendoſ. Nomina autem poſſeſſionum et redituum hec ſunt. In Arniſhuſen tam in manſis quam in Molendino ad IX. talenta et Curia ibidem ad iij. talenta. Decima ad V. talenta. Inſuper ſunt quatuor Manſi et quatuor porci . partim Burgenſes, et partim alii quidam habentes. In Stupfil decima iij. ad talenta. Nomina autem hominum hec ſunt. Herbordus et ſoror ſua. Cunradus Schepiler cum uxore et duobus pueris. Lutoldus et Mezza. Heroldus et Mezza cum tribuſ pueriſ et duo fratres ſui . et ſoror ſua cum tribus pueriſ . et altera ſoror cum uno puero. Hildegardiſ cum uno puero. Vxor Lutoldi vinitoriſ cum quatuor pueris et ſoror ſua. Heroldus irſutus cum uxore et fratre ſuo. Otto Bazzolf cum uno filio. Storkul et ſoror ſua. Wolframus ruſuſ cum fratre ſuo. Wintherus et Mezza de witiginhuſen . et Henricus Reize. Vt autem hec donatio firma ſit ſigilli noſtro communimus Huius rei teſtes ſunt.

28.

1243.**)

4. März.

Hermannus Dei gracia herbipolenſis Epiſcopus, infirmitatis humane memoria cum ſit labilis et caduca, conſueuit modernorum circumſpectio facta temporum ſcripturarum teſtimoniis roborare, ne a memoria excidant et cum tempore dilabantur. Hinc eſt quod notum facimus hujus pagine inſpectoribus vniuerſis, quod cum vir nobilis Hermannus Comes de Hennenberg in monte dicto Hennenberg ſito ſuper villam Nutteling edificia in noſtrum et eccleſie noſtre prejudicium exceſſiſſet et domino Cunrado Abbati Fuldenſi contra nos et noſtram adheſiſſet eccleſiam ac nos in ipſius Abbatis ſeruitijs grauiter leſiſſet, idem Comes noſtram cupiens recuperare graciam, cui eam reformauimus, ipſum montem dictum Henneberg et caſtrum in ipſo erectum cum ducentis jugeribus vinearum adjacencium, ſiluis, agris, cultis et incultis et villis Winden et Richenbach ceteriſque ipſi caſtro attinentibus, pro obtenta noſtra gracia in proprietatem eccleſie noſtre dedit, promittens, ſi villa Richenbach ſua non ſit propria, ad recompenſacionem alia ſua bona propria tantundem valencia noſtre dare eccleſie in reſtaurum. Nos itaque idem caſtrum et bona attinentia eidem Comiti conceſſimus in feudo et promiſſimus, quod ſuis heredibus ab eo directa linea deſcendentibus, ſiue ſint maſcule ſiue femine, ipſa bona in feudo conferemus. Si igitur dictus Comes de eisdem bonis, de caſtro videlicet et attinentijs legacionem, que Gedinge dicitur, facere voluerit alienaldi terre noſtre, ad hec in fauorem noſtrum preſtabimus, ita quod ad ipſam legacionem nullus nobis extraneus extra terram noſtram reſidens ingeratur, et ut hoc ſuper hac donacione ſua nulli ſit dubium preſens ſcriptum ſigillis noſtro et ipſius Comitis in teſtimonium juſſimus communiri. Teſtes, Hermannus Decanus, Magiſter Eberhardt ſcolaſticus noui monaſterii, frater Henricus et frater Andreas de Hoenlohe, frater Otto de Bottenlauben, Gotfridus de Hoenlohe, Albertus de Tupo, Otto de Gepenfeld, Otto Wolfskeel, Fridericus de Erenſe, Johannes pincerna, Fridericus de Wipheld, Marquardus camerarius, Vlricus de Buchele, Wolframus de Lulebach, Joannes de Griue, Tegeno dapifer, Albertus Knurlin, Fridericus Sto[illegible], Bertholdus de Buchil ſcultetus, Eberhardus Winſcade et alii plures.

---

*) Ein verlorenes und ein zerbrochenes Siegel am Original.

**) Aus v. Schultes Geschichte der Grafschaft Henneberg I. S. 169 f.

Actum Herbipoli MC.CC.XLIII. quarta nonas Martii indictione prima, Epiſcopatus noſtri Anno XVIII°.

29.

1244.*)

31. Julii.

IN NOMINE DOMINI AMEN. Hermannus dei gracia herbipolenſis Epiſcopus omnibus chriſti fidelibus hoc ſcriptum uiſuris ſalutem in perpetuum. Vt in noſtris geſta temporibuſ perpetue ſtabilitatis robur obtineant et naſciture poſteritatis memoriam attingant, ſolent litterarum memoriam eternare. Quapropter preſens pagina declarat preſentibus pariter et futuris quod cum uir Nobilis . Otto Comes de Botenlauben ob honorem dominj noſtri Jheſu chriſti eiuſque glorioſiſſime genitricis perpetue virginis Marie Monaſterium Sanctimonialium cui nomen eſt Noualis ſancte Marie conſtrueret feliciter et fundaret, uolenſ eidem monaſterio in dempnitatibus plene et integre prouidere . ne per hominum maliciam qui in Caſtro Burcharderode haberent manſionem . in ſuis comoditatibus Aliquid ſuſtineret incommodum uel grauamen . idem Caſtrum ob ſpem mercedis eterne et ad bonum pacis eiuſdem monaſterij deſtruxit funditus et deleuit . ſupplicando nobis humiliter et deuote . ut eandem deſtructionem noſtro dignaremur Banno ſubjicere et noſtre Auctoritas munimine confirmare. Nos uero conſiderantef utilitatis profectum qui ex ipſa deſtructione eidem monaſterio poteſt inſurgere eam approbantef . diſtricte tam auctoritate Eccleſiaſtica quam mun-

---

*) Gedruckt in *Jäger* a. a. O. S. 203 f. Nr. XLIII. [illegible] [illegible]. [ ] [illegible] *penitus* et. *penitus*

dana cuiuſ a domino [nobis] tradita eſt poteſtas . et ſub pena mortis eterne inhibemus nequis in ipſo loco Burcharderode unquam aliquam faciat municionis ſtructuram. Quodqui fecerit niſi penitens ipſam deleat uel deſtruat cum dyabolo et Juda traditore penis deputetur eternis. Datum Anno domini Milleſimo. CC̊. XLIIIJ. Indictione IIª. Pontificatus noſtri Anno XIX. Pridie Kalendas Auguſti.

30.

1 2 4 4.*)

IN NOMINE SANCTE ET INDIUIDUE TRINITATIS. Hermannus dei gracia herbipolenſis Epiſcopus, vniuerſis chriſti fidelibus in perpetuum. Ecce uenit deus ſempiternus et dominus qui fundauit terminos orbis terrarum citans nos in voce archangeli et in nouiſſima tuba ad generale illud concilium ut vniuerſis impendat ſuorum ſtipendia meritorum. Ideo felices multumque beati qui memorantes nouiſſima ſua ſeminant in preſenti quod metant in futuro . conceſſa ſibi adeo bona temporalia taliter diſpenſantes ut merces copioſa ipſis conferaetur in celis, et aput homines eorum memoria in benedictione ſit perhennis. Cuius rei conſideratione permotus uir nobilis Comes Otto dictus de Bothenloubin, cupiens ſibi facere amicos de bonis tranſitorijs qui poſt huius mortalitatis defectum ipſum recipiant in eterna tabernacula cum electis in parte dextera collocandum . ad honorem omnipotentis dei ſueque genitricis perpetue uirginis marie . proprietatem ſuam uillam Wolfhalmeſhuſen iudicium que ſoluit annis ſingulis. xxiii. porcos. ut porcos ualeat talentum herbipolenſis monete. xxiii maldra tritici. lxix. maldra ſiliginis. xlvi. maldra auene. xiiij ſolidos denariorum lxxxxx pullos. Vpthehuſen. v. manſos . qui ſoluunt. v. porcos ſub forma preſcripta. xxiiii octauas auene. xv. pullos. Bona etiam in ſubſtat que ſoluunt. xlii denarios. Preterea Leſſelſtertz cum omnibus attinentijs ſuis . et bona ſua in Steina que ſimul ſoluunt vii talenta et dimidium denariorum . et iudicium in uilla prefata leſſelſterz. In heſelbach duo talenta et dimidium xii maldra ſiliginis . vnum tritici . et unum porcum . nec non et iuditium ibidem. In winden [uero] vi. ſolidos denariorum preter duos denarios. In aſcha etiam unum molendinum quod ſoluit vi ſolidos preter duos denarios. Ibidem v. lehen . lv denarios ſoluentia duo maldra auene et dimidium et unum ſumbrin. In ſulztal bona que ſoluunt xl denarios et omnia uineta que habet ibidem. Stangenrode uillam dimidiam que ſoluit. xxxv. ſolidos denariorum. Wolpach uillam integram cum omnibus attinentiis ſuis . que ſoluit. iiiᵒ talenta nec non [et] aream Caſtri cum omnibus attinentijs ſuis cui nomen Burcharderode. Inſuper autem omnes homines Ruſticos proprios ſuos in predictis uillis. Wolfhalmeſhuſen Leſſelſtertz et Steina et alias ubicumque alios habere dinoſcitur Monaſterio Nouali ſancte Marie noſtre dyoceſis cuius fundator exſtitit titulo proprietatis, manu coadunata Beatricis uxoris ſue felicis, contulit et donauit . renuntianſ ſollempniter coram

---

*) Vier Siegel am Original. Mangelhaft gedruckt in Schultes a. a. O. S. 94 ff. XVI. *multoque. rerum* st. *eorum. Bottenlaüben.* — *tabernacula electum. Wolmutshausen,* (in der Anmerkung Wolfmutshausen.) *Eptehusin. bona et. Fastad.* (in der Anm. Fuchsstadt.) *que solvunt.* XVII. d. [ ] fehlt. — In *Saltztal bona que solvunt* XX. d. — *ibi* st. *ibidem. Walpach. propr. suis. Wolfmanshusen. Beatrix.* [ ] fehlt. *eisdem cum. universam.* In *Ebern.* in *Bilbilthusen. Bernhardus* st. *Gerh.* [ ] fehlt. *Clingenhusen* st. *Eltinrode.* [ ] fehlt.

teſtibus ſubſcriptis in noſtra preſentia omni iuri quod ſibi uel premiſſe [ſue] uxori in eiſdem uillis ſeu hominibus competebat uel competere uidebatur. Nos autem conſiderantes quod pie mentis amplectenda eſt deuotio et ſacris ſemper ſtudiis adiuuanda . hanc donationem ſuam iuſtam et rationabilem in domino commendantes . eam auctoritate domini noſtri ieſu chriſti et beatorum martyrum Kyliani [et] ſociorum eius atque noſtra confirmamus recipientes idem monaſterium cum poſſeſſionibus ſuis habitis et habendis in protectionem noſtram ſpecialem, interdicendo uniuerſis ſub pena excommunicationis, ne quis idem monaſterium injuribus ſuis temere audeat moleſtare quod qui fecerit [niſi] penitens ſatiſfaciat, condigne [illegible]eme ſubiaceat ultioni. Omnibus autem [ei] ſua iura ſeruantibus ſit pax in preſenti, at in futuro gloria ſempiterna. Et ut tam iuſta et rationabilis donatio eiuſdem Comitis ad uniuerſorum noticiam deducatur preſentem litteram [ex inde] conſcriptam. Sigillis. noſtro. et Capituli noſtri. nec non et dicti Comitis et uxoris ſue iuſſimus inſigniri. Teſtes. Johannes abbas de Eberha. Reinhardus abbas de Bilthehuſen. Gerardus et Ludewicus monachi [eorum. Milites] Lupoldus de Burcharderode. Cunradus de holzhuſen. Albertus de Eltineſhuſen. [Eckardus de Sleita] Heinricus de Nuthelingen. Fridericus de Rannungen. Lampertus [de Eſchenbach. Albertus] et fridericus filij Walkuni. Herbordus de Nuthelingen . et alii quam plures. Actum anno domini. M. cc. xl. Quarto. Indictione Secunda. Pontificatus noſtri. Anno. XIX.

31.

1 2 4 5.*)

7. Februar.

H. dei gracia Herbipolenſis Epiſcopus. Nouerint uniuerſi huius jnſpectoreſ, quod cum bona noſtra jn villa Ethelejben, ad xl. Modioſ in tritico et ſiligine . ad xij Modioſ Auene . ad vi talenta denariorum bone memorie Comiti Ottonj de Botenlouben pro centum marciſ argentj nobiſ per ipſum nobilem mutuatiſ . ſub forma tunc temporiſ inter noſ concepta et aſſignata . abſoluere cogitaremuſ. Quinquaginta marciſ argenti, quas vidue ipſius nobiliſ dedimuſ medietatem bonorum eorundem aput ipſam viduam nobilem matronam Beatricem abſoluimuſ . proprietatem partiſ alteriuſ ipſorum bonorum ſi a proximo feſto Mathie apoſtoli ad quatuor annoſ eam non abſoluimuſ. dicte matrone nobili relinquenteſ. Et ut ſuper hiis nulli dubium oriatur preſenſ ſcriptum dedimus ſigilli noſtri munimine roboratum. Datum Herbipolj anno domini m.cc.xlv. vij Iduſ Februarij. Indictione IIJ^a^. Epiſcopatus noſtri anno viceſimo.

---

*) Gedruckt in Jäger a. a. O. S. 399. Nr. XLVI. mit erneuter Rechtschreibung. *Botenlauben.*

32. *)

1 2 4 7.

21. Junius.

Hermannus dei gracia comeſ de Hennenberg omnibus hanc litteram inſpecturis ſalutem in perpetuum. Nouerit Vniuerſitaſ veſtra quod ob reuerenciam et amorem ſancte dei genitriciſ Marie nec non et feliciſ memorie. O. quondam comitiſ de botenloben. debitam karitatem cenobio Nouali ſancte Marie. ab eo conſtructo hanc fecimus graciam quod currus dicti Monaſterii. per terram noſtram libere tranſeant ab omni teloneo et exactione. et vt hoc a nullo noſtrorum audeatur infringi preſentem litteram ſepedicto contulimuſ Monaſterio ſigilli noſtri munimine roboratam datum in teneberg Anno domini M°. CC°. XLVII°. XI Kalendas Julij.

33.

1 2 4 7. **)

12. Julius.

Hermannus dei gracia herbipolenſis Epiſcopus. Cum frater Otto de Botenlevben, prouiſor monaſterij Sanctimonialium in frowenrode. nobis cum magna inſtaret diligentia, ut de ſolutione pecunie ex legatione bone memorie patris ſui Comitis Ottonis de Botenlevben dicti loci fundatoris, dicto monaſterio debite, videlicet de ſeptingentis et quinquaginta marcis argenti, que de Summa emptionis Caſtri Botenlevben remanſerant non ſolute, intendere curaremus, et in hoc ipſi monaſterio dignaremur paterna Sollicitudine prouidere, ne ad ſucceſſores noſtros, qui forſan ei minus intenderent, eadem Solutio differetur, nos ſicut ex recommendatione dicti comitis, noſtre gracie et fauori aſſumpſimus idem monaſterium, eius commodum diligentes, ad ſolutionem dictarum ſeptingentarum et quinquaginta marcarum cogitauimus. et de noſtri Capituli conſenſu, bona noſtra in Egenhuſen, et decimas in machtoldshuſen, et in Eluericheshuſen, pro quingentis marcis argenti uendidimus, et dedimus dicto monaſterio proprietatis nomine perpetuo poſſidenda. hoc appoſito, quod ſi nos, uel ſucceſſores noſtri ea emere pro quingentis marcis argenti uoluerimus, ipſa emendi liberam habebimus poteſtatem. et abbatiſſa et conuentus emptionem huiuſmodi non debent nobis aut ſucceſſoribus noſtris aliquatenus denegare, Sicut frater Otto nomine earum in noſtra preſentia repromiſit. Aſſignauimus etiam ei theloneum lignorum ciuitatis noſtre Wirceburg . et theloneum pecudum. ac precariam noſtram ibidem, ut de theloneis, quinquaginta marcas, et de precaria, quinquaginta marcas recipiant in hoc anno, et in ſequenti anno, de eisdem theloneis, quinquaginta marcas, et de precaria centum marcas. Et ſic frater Otto reſtitutis nobis inſtrumento principali, et alijs inſtrumentis de obligatione bonorum noſtrorum pro mille et ducentis marcis ipſi monaſterio facta datis, clamauit nomine monaſterii ſui, nos et eccleſiam noſtram ab omni debito abſolutos. Et ut hec premiſſa omnia vniuerſis patefiant, et nobis, et eccleſie herbipolenſi, ac dicto monaſterio in perpetuum inuiolabiliter obſeruentur, preſens ſcriptum fieri iuſſimus . et noſtro . capituli noſtri et ipſius monaſterii . ac ſepedicti fratris Ottonis, ſigillis fecimus in teſtimonium roborari. Teſtes. Marquardus prepoſitus. Godefridus decanus. Arnoldus ſcolaſticus. Fridericus cantor. Gyſo de Jaza. Burchardus de Ebersperch. Theodericus de Apolta. henricus de Stubewege. Conradus et Otto de Luterberch. Boppo de Trimperch. henricus cremſarius . et alii plures canonici maiores eccleſie. Hermannus decanus. Magiſter Eberhardus ſcolaſticus et Wernherus ſcriptor, Canonici noui monaſterii. Marquardus orphanus camerarius. Conradus torſo dapifer. Otto de Elpenvelt. Otto dictus Wolfskele. Henricus pincerna. Johannes pincerna. Richalmus linco. Albertus et Karolus de bercha, et alii quam plures. Actum anno domini M.CC.XL.VII. IV. Idus Julij. Indictione V. Pontificatus noſtri anno viceſimo ſecundo.

---

*) Gedruckt bei Jäger a. a. O. S. 600. Nr. XLVII. erneut.

**) Jäger a. a. O. S. 600 – 602. *et de sol. abbatisse, in* [illegible] *Berchardus st. Burchardus.* Eine zweite Bamberger Copie dieser Urkunde hat neben sonstiger abweichender Orthographie [illegible]

34.

1247.*)

October.

H. dei gracia Herbipolenſis Epiſcopus. Vniuerſis foreſtariis in Salzforst conſtitutiſ fidelibuſ ſuis . Salutem . et omne bonum. Cum nos ad inſtanciam et peticionem fratris Ottonis quondam Comitis de bodenloubin . Abbatiſſe et Conuentuj ſanctimonialium in Vrowenrode graciam fecerimus ſpecialem . Ita ut ligna in Salzforst ad ſua edificia facienda quandocunque indiguerint poſſint libere exſecare . Mandamus vniuerſitati veſtre diſtricte uobis inhibenteſ quatinus omni precio remoto dictum Monaſterium in ipſa gracia impedire nullatenus preſumatis. Quod qui fecerit, grauem noſtre indignacionis iram ſe ſentiat incurriſſe. Datum Wirtheburg. Anno gracie Milleſimo Ducenteſimo . quadrageſimo . ſeptimo. Menſe Octobris Indictione quinta. Pontificatus noſtri Anno Viceſimo tercio.

---

*) Gedruckt in *Jäger* a. a. O. S. 483. Nr. XLIX. *Bodenlauben. urouenrode. Wirceburg. Octobr.*

35.

1 2 4 7.

Hermannus dei gracia, Comes de Hennenberc, Vniuerſis preſentem paginam inſpecturis. Notum facimus et tenore preſencium proteſtamur, quod nos pro remedio anime noſtre villam Winckels cum prouentibus et pertinenciis vniuerſis Eccleſie in Vrouwenrode contulimus ſub hoec forma quod quando dederimus eidem eccleſie uiginti quatuor marcas, ipſa villa cum ſuis prouentibus ſecundum quod dictum eſt erit nobis libere abſoluta. Huius facti teſtes ſunt Wolframus de Lullebach, Johannes de Ertal. Henricus de Gruzingeſhuſen, Pincerna. milites. Frater Otto de Botenlouben, frater Cunradus, Magiſter petrus, de Efeuelt. Theodericus Plebanus de Smalkalden, et alii quam pluref. Vt autem hoc factum firmum, maneat hanc paginam conſcribi fecimus et Sigilli noſtri munimine confirmari. Actum anno incarnationis. Domini. M.CC.xLvij

---

II.

URKUNDEN ZUR GESCHICHTE DER DYNASTEN VON HILTENBURG.

INHALTSVERZEICHNISS

DER URKUNDEN ZUR GESCHICHTE DER DYNASTEN VON HILTENBURG.

Nr. Jahr.

1. 1128. Chunemund von Hiltenburg und Adalphret, sein Sohn, nebst seiner Gemahlin und seinen übrigen Söhnen, übergeben Brachbach an Herold von Aufsess und Heinrich, den Sohn Leutolfs von Ottendorf.

2. 1144. Papst Lucius ertheilt dem Kloster Wechterswinkel einen bestätigenden Schutzbrief, verordnet, dass die Nonnen nach der Benedictinischen Regel leben, dass das Klostergut unveräusserlich sei, dass die Nonnen das Wahlrecht ihrer Aebtissin haben und dass der Bischof der Klostervogt sein soll u. s. w.

3. 1155. Bischof **Günther** von Speyer, trauernd wegen des kürzlich erfolgten Ablebens seines Bruders, des **Grafen Boppo**, vermacht zu dessen und seiner Eltern Seelenheil sein erkauftes Allodium zu **Streu** im Salzgau, in der Grafschaft seines Bruders, des **Grafen Berthold** gelegen, dem Nonnenkloster zu Wechterswinkel.

4. 1161. Giso und Albert von Hiltenburg bezeugen eine Bildhäuser Urkunde, die Bischof Heinrich von Würzburg ausstellt.

5. 1171. Bischof Reinhard von Würzburg bezeugt einen zwischen seinem Vorgänger, dem Bischof Herold und dem Abt Burchard zu Fulda getroffenen Tausch.*) Adelb. v. Hiltenburg Zeuge.

6. 1178. Adalbert von Hiltenburg bezeugt ein Diplom Bischof Reinhards von Würzburg in Gemeinschaft mit dem Grafen Poppo von Henneberg. Auszug.

7. 1179. Giso von Hiltenburg und sein Vetter Adelbert von Hiltenburg begaben das Kloster Wechterswinkel.

8. 1180. Adelbert von Hiltenburg bezeugt eine in Angelegenheiten des Klosters Langheim ausgestellte Urkunde, und steht unter den Zeugen voran.

9. 1182. Adelbert von Hiltenburg bezeugt ein Diplom Kaiser Friedrich I. Auszug.

10. 1185. Bischof Reinhard zu Würzburg schenkt dem Kloster Wechterswinkel den in dessen Nähe gelegenen Radeberg, mit allem Zehntrechte.

---

*) Das Kloster Wechterswinkel besass ein Gut (*predium*) zu Ostheim und *Gotebaldus de Habesberg* und sein Bruder Boppo besassen als Lehn von dem Herzog, dem Sohn des Kaisers, einige Güter zu Gross-Höchheim (ohnweit Römhild, Königl. Baier. Landgericht Königshofen), welche der Herzog wieder vom Stifte Fulda zu Lehn hatte. Letzteres übergab die Höchheimer Güter dem Bischof und dieser dem Kloster Wechterswinkel. Dagegen übergab dieser die Ostheimer Besitzung dem Abte zu Fulda, welcher sie dem Herzog, und dieser dem Gottwald v. H. verlieh.

Nr.	Jahr.	
11.	1189.	Adelbertus von Hiltenburg und Adelbertus der jüngere von Hiltenburg bezeugen ein Diplom Kaiser Friedrich I. Wechterswinkel betreffend.
12.	1217.	Adelbert von Hiltenburg bezeugt ein Wechterswinkler Document.
13.	1231.	Otto von Hiltenburg begabt das Kloster Wechterswinkel, und Bischof Hermann von Würzburg bestätigt seine Anordnungen.
14.	1231.	Theodericus, Deutschordensmeister, versichert, dass er das seinem Orden zustehende Eigenthum des Dorfes Elspe dem Kloster Wechterswinkel einst abzutreten bereit sei, da diesem von Bruder Otto und Schwester Adelheid von Hiltenburg, als sie noch weltlichen Standes waren, zweihundert Mark Silber zu deren Seelenheil vermacht waren, zu deren Gewährung sie das ganze Dorf Elsbach mit Ein- und Zugehörungen dem Kloster übergeben.
15.	1239.	Bruder Otto von Botenlauben-Hiltenburg bezeugt ein Document, Burg und Stadt Krautheim u. a. Orte betreffend.
16.	1248.	Bischof Hermann von Würzburg bestätigt dem Kloster St. Marx das Jus parochiale und die Einkünfte der Pfarrkirche Pleichach, welche ihm Adelheid von Hiltenburg-Botenlauben erwirkte.
17.	1249.	Adelheid von Hiltenburg wird vom Bischof Hermann statt der Dörfer Stockheim und Queienfeld auf die Gülten zu Kürnach, Estenfeld, Randersacker und Eussenheim angewiesen.
18.	1335.	Gottfried Hellegrefer hat ein Burgleben auf Hiltenburg. Auszug.

1.

1128.*

Notum ſit omnibus chriſti fidelibus tam futuriſ quam preſentibus, quod quidam liber homo Chunemunt nomine de Hildenburch et uxor eius, et Adalphret filius ſuus cum ceteriſ filiiſ ſuiſ omnibus pro centum marcis et xx talentiſ babenbergenſis monete totum predium ſuum Brächpach tradiderunt in manus duorum liberorum hominum. ſcilicet Heroldi de V̊ſſaze. et Heinrici filii livdolfi de Ottoheſtorf, ea conditione ut ſecundum petitionem prepoſiti eberhardi predictum delegare ad Altare S. Jacobi. Acta ſunt hec anno domini M.C.XXVIII indictione VI. mediante Tiemone prepoſito S. ſtephani.

---

*) Aus einem Copialbuche des Collegiatstiftes S. Jacob zu Würzburg. Fol. 27. nach einer Bamberger Copie. Oben S. 54 letzte Zeile ist zu lesen: *Herold von Ůffase* (Aufsess) und *Heinrich, Sohn Ludolfs von Ottohesdorf.*

2.

1144.*)

14. März.

Lucius ſeruus ſeruorum dei . dilectis in chriſto fidelibus Lucgarde abbatiſſe monaſterii wahtereswinkelen eiusque ſororibus tam preſentibus quam futuris regularem uitam profeſſis in perpetuum. Apoſtolice ſedis clementie conuenit religioſas perſonas diligere: et earum loca pie protectionis munimine confouere. Ea propter dilecte in domino filie ueſtris iuſtis poſtulationibus clementer anuimus et prefatum beate Margarete monaſterium in quo diuino mancipate eſtis obſequio ſub beati Petri et noſtra protectione ſuscipimus . et preſentis ſcripti priuilegio communimus. Inprimis ſiquidem ſtatuentes ut ordo monaſticus ſecundum beati Benedicti regulam perpetuis ibi temporibus inuiolabiliter conſeruetur. Preterea quascunque posſeſtiones . quecunque bona ipſum monaſterium in preſentiarum iuste et canonice poſſidet, aut in futurum conceſſione pontificum largitione Regum uel principum . oblatione fidelium . ſeu aliis iuſtis modis deo propitio poterit adipici . firma uobis ueſtriusque poſteris et illibata permaneant. Obeunte uero te nunc eiusdem loci abbatiſſa . nulla ibi qualibet ſurreptionis aſtutia uel uiolantia proponatur . nisi quam ſorores communi asſenſu uel pars ſanioris conſilii ſecundum dei timorem et beati Benedicti regulam prouiderint eligendam. Ipsa abbatiſſa episcopo ſuo obedientiam perſoluat ſicut et tu que presens es. Decernimus ergo ut nulli omnino hominum liceat prenominatum monaſterium temere pertarbare aut poſſeſſiones auferre . uel oblatas retinere . minuere ſeu aliquibus uexationibus fatigare . ſed omnia integra conſeruentur ueſtris usibus omnimodis profutura. Locus etiam ipse et omnia ad eum pertinentia nullum aduocatum habeat preter episcopum . ſub cuius tuitione et patrocinio eſse debet. Siqua igitur in futurum eccleſiaſtica ſecularisue persona huius noſtre conſtitutionis paginam ſciens . contra eam temere uenire temptauerit . ſecundo tertioue commonita si non satisfactione congrua emendauerit . poteſtatis honorisque ſui dignitate careat . reamque ſe diuino iudicio existere de perpetrata iniquitate cognoscat . et a ſacratisſimo corpore et sanguine dei et domini redemptoris noſtri ihesu xti aliena [fiat . atque in extremo examine diſtricte ultioni ſubiaceat. Cunctis autem]**) eidem loco iuſta ſeruantibus ſit pax domini noſtri ihesu xti . quatinus et hic fructum bone actionis percipiant et apud diſtrictum iudicem premia eterne pacis inueniant. Amen. Amen. Amen.***)

Ego Lucius catholice eccleſie episcopus.

Datum Lat. per manum Baronis Capellanis et ſcriptoris II Idus Martij. Indictione VII. Incarnationis dominice. M.C.XLIII°. Pontificatus uero domini Lucii. P. II. Anno I.

---

*) Dieser Urkunde erwähnt Friese: Würzb. Chronik. S. 504, doch mit irriger Angabe der Jahrzahl 1143, und Spangenberg: Hennёb. Chronik, Ausgabe 1755. S. 135. Hier nach einer Bamberger Copie. Auch bei Jäger: Geschichte Frankenlands Th. 3. S. 313. Nr. V mit abweichender Interpunction, durchgängigem v für u, wo ein v nach jetziger Schreibweise stehen muss, und den Varianten *Lutgarde. margarete. — persolvat. Sicut — Sub — Secundo — commonita.* Die Datirung ist nach florentinischer Zeitrechnung. Papst Lucius II wurde erst am 12. März 1144 erwählt und gekrönt.

**) Die eingeklammerten Worte sind bei Jäger ganz hinweggelassen.

***) Bei Jäger nur ein Mal: *amen.*

von den Töchtern Erfurts beneidet, von den feurigen Junkherrn angebetet, und von denen, die ſich etwa der edlen Meiſterſängerkunſt befleißigten, wohl auch in ſchlechten Reimen geprieſen wurden. Daß die Mädchen Schweſtern waren, lehrte der erſte Blick in die ſanften Engelsgeſichterchen beider, aus denen himmliſche Reinheit des Gemüthes, Unſchuld, Frömmigkeit und der Frohſinn unbefangener Jugend ſprachen, nur Zwillingsſchweſtern ſchienen ſie nicht zu ſein. Charitas ſchien etwa ein Jahr älter, ſie war ein wenig größer und auch ein wenig ernſter, wie ihre Schweſter. Beide waren jetzt der Mutter kunſtfertige Gehülfinnen, und unter ihren kunſtreichen Fingern erſtand auf dem dunkeln Tuche ein blühendes Bild in hellen, freundlichen Farben. Jetzt winkte die Mutter mit den Augen der jüngern Tochter, dieſe verſtand, erhob ſich, die Nadel mit dem farbigen Wollefaden in die Stickerei ſtippend, und ſchritt leiſe, daß man ihren Tritt nicht hörte, nach der Thür der Nebenſtube, öffnete eben ſo geräuſchlos und vorſichtig, und blickte mit einem ſorgſamen Geſichtchen hinein, über das aber alsbald ein recht

3.

1155.*)

In nomine ſancte et indiuidue trinitatis G.(untherus) Spirenſis Eccleſie Epiſcopus, Saluberrimus ſacri eloquij inſtitutis erudimur et premonemur vt temporalia dantes bona et terrena poſtponentes commoda eterna et ſine ſine manſura in celis ſtudeamus adipiſci conſiſtoria. Quapropter ego dominicis non ſurdum auditum prebens preceptis et deificis obtemperare intendens ſuaſionibus notum eſſe volo vniuerſis fidelibus preſentis temporis et ſuturi qualiter recenti fratris mei Bopponis Comitis morte ſauciatus pro ipſius anima et mea parentumque noſtrorum quoddam allodium in Strew quod non hereditario iure ſed coempcione poſſedi in pago Saltzgew in comitatu Bertholdis Comitis fratris mei per manum ipſius Bertholdi fratris et aduocati mei, perque manus legatariorum meorum Erphonis de Nithardeſhuſen et Berngeri (de) Binzuelt ingenuorum ſcilicet virorum ad altare ſancte Margarethe virginis et matris in Wetherſwinkel hoc pacto tradiderim ut in ſupplementum ſtipendij ancillarum dei inibi collectarum proficiat et Abbatiſſa ipſius loci que nunc eſt ſiue quecunque in futurum dei ordinacione ipſi erit ſucceſſura predium illud in quoſcunque vſus ſue eccleſie voluerit habendi ſiue commutandi libera de cetero poteſtate ſine contradictione vtatur vt cum beneficium huius emolumento ſorores fuerint conuente anime mee et fratris mei Bopponis parentumque noſtrorum memoria a corde ipſarum non aboleatur. Cuius donacionis auctoritatem rata teſtium aſtipulatione ut ſubſcriptum eſt communitam ſub interminacione epiſcopalis banni ne quid contra eam fiat vallaui et ſigilli mei uiſſi impreſſione inſigniri ſumme de cetero trinitatis iudicio defenſionem huius delegationis ſeu teſtamenti committo. Teſtes hujus rei ſunt Burchardus maioris Eccleſie in Wirtzeburg prepoſitus. Burchardus Decanus. Heinricus Rentzo. Richolfus Sygeſtrith. Bernger. Gotfrit. Herolt. Heinricus Reize. layci nobiles Gyſe de Hiltenburg Gozwin de Trimperg et filij ejus Boppo et Heinricus. Miniſteriales Egehardus Rufus. Billungus. Dietricus. Gerhart. Heroldus. frater eius et alij quam plures. Acta ſunt hec anno dominice Incarnacionis Mº. Cº. LVº. Indictione IIJª. Anno Friderici imperatoris regni quidam quinto ſed imperii primo Preſidente Wirtzeburgenſi Eccleſie Gebehardo antitiſte monaſterio vero prenominato Mechthilda abbatiſſa venerabili feliciter. Amen.

---

*) Bamberger Copie. Neidhartshausen, Grossherzogl. Weimarisches Amt Dermbach. Binsfeld. Königl. Bayer. Landgericht Arnstein.

4.

1161.*)

In nomine ſancte et indiuidue Trinitatis. Heinricus Dei gratia Wirzeburgensis ecclesiae episcopus omnibus christiane professionis hominibus praescriptis presentibus significamus, qualiter Hermannus comes palatinus de Rheno mundum et eius ornatum contempnens et per actus eius conditioni abrenuntians monasterium et collegium monachorum in loco, Bildehusen videlicet, fecit et illud de praediis ſuis ad honorem Dei et beate genitricis ſue Marie pro ſalute anime ſue et parentum ſuorum magnifice ditavit. Quo facto ipsum monasterium cum ſuo collegio et territorio et cum omni iure fundi, ius temporale et ſpirituale in vnum conferens, beato Kyliano et predecessori nostro beate memorie episcopo Gebehardo titulo donationis libere et ſine omni contradictione contulit et contradidit, hac tamen honesta conditione interveniente, quod episcopus Gebehardus prefatum monasterium aliquibus prediis et aliis commoditatibus iuvaret et promoveret, ſed morte intercidente propositum et promissum ſuum effectui mancipare non potuit; nos vero, locum et vicem eius diuina dispositione possidentes et gerentes, ſanctum eius propositum pro facultate noſtra quasi ex debito ſucceſsionis impleuimus. Omnibus itaque notum esse volumus, quod mansum unum in villa, que Kadelogeshuse dicitur, qui ad officium piscatoris pertinebat, et triginta agros vel iugera iuxta aquam Brende vel aquam Linbach ad curtim desuper faciendam et commoditates inde habendas predicto monasterio donauimus et insuper nudum vsum, qui episcopis et ministerialibus S. Kyliani est communis, in ſylua Salzvorst in perpetuum concessimus et dedimus, videlicet in pascuis et animalibus pascendis, in aquis aquarumque decursibus et in lignis ad edificia excidendis et ad ignem necessariis; preterea omnem herbam et fenum in monte Askeberch et viginti karatas feni ſingulis annis in monte, qui Osselere dicitur, Heinrico primo Abbati de Bildehusen et omnibus ſucceſſoribus eius in perpetuum donauimus; et hec omnia facta ſunt per manum advocati Bopponis et cum conniventia tam clericorum quam laicorum ministerialium videlicet S. Kyliani; nostrum est enim, religiosis domibus debita diligentia providere. Ut igitur, que fauore religionis et intuitu pietatis a nobis facta ſunt, in omne evum inconvulsa permaneant, ea scripto presentis carte confirmavimus. Vnde si quis in posterum has donationes ausu temerario infringere vel infirmare presumpserit, anathema sit maranatha. Huius rei teſtes ſunt clerici Heroldus prepositus, Burghardus decanus, Richolfus, Reinhardus, Sygelous, Volkandus, Gotefridus, Perseus, Buso; liberi comes Bertholdus de Blassenberg, comes Hermannus de Wolveswach, Ulricus de Kalwenberg, Giso et Albertus de Hildenberg, Heinricus de Lichtenberg, Manegoldus de Tungdorf; ministeriales Billungus vicedominus, Billungus ſcultetus, Heinricus ſcultetus, Gotebaldus et frater ſuus Gotefridus, Warmundus Rufus, Warmundus de Steina, Adeloud de Herbesvelt, Eckehardus et frater eius, Albertus et Siboto, Hartungus et Volknandus et Guntherus frater eius, Warmundus et Heinricus frater eius et Gundramus de Brenden. Acta ſunt hec Dominice incarnationis anno Domini M.C.LXI indictione IX. regnante Romanorum imperatore Friderico, Boppone existente urbano comite.

---

*) Aus Ussermann Episcop. Wirceburg. 1794. 4. pag. 73. codic. probat. XLVII ex archivo Plassenburgico.

5.

1171.*)

IN nomine ſancte et indiuidue trinitatis. Reynhardus dei gracia Wirtzeburgenſis Eccleſie Epiſcopus Quia ex iniuncta nobis diſpenſacione ſaluti et tranquillitati Eccleſiarum quibus deo auctore diuino vel humano iure preſidemus inuigilare debemus ea que in diebus nostris per nos vel anteceſſores noſtros conſulte et rationabiliter ordinata ſunt ne obliuione uel errore perturbentur poſteris noſtris teſtimonio ſcripti noſtri commendamus. Notificamus igitur cunctis fidelibus quod dominus et anteceſſor noſter beate memorie Heroldus Epiſcopus cum domino Burchardo ſuldenſi abbate concambium fecit de predio Wetherſwinkelenſis Eccleſie quod tunc temporis in Oſtheim poſſidebat, pro bonis ſuldenſis Eccleſie in Hócheim maiori, que dux imperatoris filius beneficio habebat, et Goteboldo de Habeſberg et fratri eius Bopponi beneficiali iure conceſſerat Domino igitur Heroldo venerabili Epiſcopo et domino ſuldenſi in hoc conſenſu adhibentibus. idem Goteboldus cum fratre ſuo B. beneficium ſuum in Hocheim duci reſignauit et ipſe abbati abbas autem firma lege concambij per manum dominj Wirtzeburgenſis Eccleſie in Wetherſwinkel illud contradidit ipſe vero poſſeſſionem eiusdem Eccleſie in Oſtheim voluntate prepoſiti Bertramj Abbatiſſe tociusque Conuentus manu ſuſcepit eamque dux imperatoris filius in beneficium ſuſcipiens Goteboldo conceſſit Geſta ſunt hec in curia imperiali Fulde ſollempniter celebrata aſtantibus et in teſtimonium adductis regni principibus Heinrico duce ſaxonie Ludwico Lantgrauio, Rudolfo Comite, Adelberto de Hiltenburg, Bopgone de Lithenberg, Ludwico et Sybotone, Goteboldo de Frankenſtein et miniſterialibus. Wolkero de ſueitaba, Trabotone de ſulde, Willehart et Willihart de Eberſteyn, Ottone de Saltze, Sybotone de Herbeſuelt, Volkero de Luren et alijs multis Geſta ſunt hec Anno dominice Incarnacionis M°. C. LXXJ. Indictione iiij° regnante Friderico glorioſiſſimo Romanorum imperatore.

6.

1178.

Literae Reginhardi, wirceburgenſis eccleſiae miniſtri, quibus tres de XVI manſis ſaltus in Durrebach, a praedeceſſore suo, Heroldo, pauperibus Chriſti cellenſibus conceſſis, iure proprietatis pro uno talento annualis cenſus donauit. Inter teſtes Boppo burgravius de Hennenberg. Albertus de Hiltinburg. Acta Anno dominice incarnationis M°. C°. LXX°.VIII°.

---

*) Bamberger Copie. Auch in J. W. Rost's Versuch einer histor. statist. Beschreibung der Stadt und ehemal. Festung Königshofen. 1832. S. 236. Nr. IV. aus einem Wechterswinkler Copialbuch XLII. a. mit neu hergestellter Rechtschreibung in Bezug auf die kleinen und grossen Buchstaben und den Varianten *Wirceburgensis. Wechterswinkelensis. adstantibus. Hocheim. Lichtenberg. Volcerado de Sueitaha. Trabatone de Fulda. Volcerado. Luren.*

7.

1179.

In nomine ſancte et indiuidue trinitatis. Reginhardus dei gracia Wirtzeburgenſis Eccleſie Epiſcopus Vt meritum pie et iuſte voluntatis, non ſolum apud deum ſed eciam apud homines benedictionem et gloriam in memoria eterna conſequatur Noticie preſentium et futurorum fidelium chriſti ſcripto hoc commendamus quod dominus Gyſo de Hiltenburg vir primarius et illuſtris, pro amore ieſu chriſti et deſiderio vite eterne ſeculo abrenuncians et monaſtica profeſſione dominum ſequi eligens, predium ſuum in Frickenhuſen*) pro ſalute anime ſue in manu legatoria domini Adelberti de Hiltenburg cognati ſui et domini Bertholdi de Wiltperg Wetherſwinkelenſis Eccleſie cum aduocatia et omnibus pertinentijs ſuis, cultis et incultis in perpetuam poſſeſſionem contradidit. Succedenti autem tempore cum eandem eccleſiam in honore ſancte trinitatis et ſancte dei genitricis Marie IIJ. ydus Julij ſollempniter dedicaremus, ipſi delegatores fide ſua commoniti . predium illud cum omni iure ſuo prefato viro aſtante in perpetuam dotem ipſi eccleſie tradiderunt. Quam tradicionem vt in ſeculum ſeculi rata et inconuulſa permaneat ſcripto et ſigillo noſtro roborauimus anathematizantes et banno epiſcopali obligantes ſiquis eandem poſſeſſionem temerario auſu inuadere ab uſu eccleſie aliquo ingenio alienare et ſubducere temptauerit. Huius rei teſtes ſunt Adelbertus Cuſtos Herbipolenſis Gotfridus Scolaſticus. Chunradus abbas de Vraugia — Layci Heinricus de Trimperg. Boppo de Irmoltſthuſen. Ludwicus de Frankenſtein. Adelbertus de Tungede et alij plures Clerici et Layci. Geſta ſunt hec Anno dominice Incarnacionis M°. C.° LXXVIIIJ°. Indictione XIJ. Regnante Friderico glorioſiſſimo Romanorum imperatore.

8.

1180.**)

In nomine ſanctæ individuæ Trinitatis. Ego Regenhardus ſanctæ Wirtzeburgenſis Eccleſiæ minister humilis. Notum eſſe volumus præſentibus et post futuris universis, quod fratres de Lanckheim ſeruos, vt credimus, Dej, pro Dej amore tuendos ſuſcepimus et ſouendos, volentes eis beneſacere ubicunque fuerit oportunum, maxime autem intendere pacj et quietj, eorum in his quæ agenda sunt eis, sub nobis vel nobiſcum, primum et maxime neceſſarium est, vt patronos ac deſenſores nos ſentiant in Curia ſua Tambach, vbj a prauis hominibus pertulerunt multas iniurias, quas de cætero volumus eſse prohibitas ac prorsus extinctas. Proinde firmamus eis bona, que nominatim fuerunt. Helemboldj de Gemunde, que ipſe annuente Domino suo Comite Hermanno

---

*) Frickenhausen, Königl. Bayer. Landgericht Mellrichstadt.

**) Bamberger Copie mit der Aufschrift: *ex vetusto libro copiarum fol.* und der Note am Schluss: *Inclavata in fine desumta sunt ex antiqua copia.*

Sanctæ Mariæ Lanckheim obtulit, oblata, vt mos est, coram testibus abdicavit, Sed quia fratres eiuſdem Helemboldj, Fridericus videlicet et Conradus post obitum fratris suj pro bonis eius questj sunt, in nostro iuditio Abbas et fratres de Lanckheim, quamuis sufficientem Cauſam haberent, Horum miſerantes inopia, noſtro Consilio et amicorum condicto IIIJ talenta dederunt eis reliquis partibus eiuſdem hereditatis Similj ratione ante iam coemptis. Quod cum in nostrj præſentia fieret, Ambo fratres ius hereditatis illius rite abdicauerunt et ſub noſtro atque omnium presentium testimonio Lanckheim eccleſiæ firmauerunt, Id ipſum et nos volumus inconuulſum, et Chriſti ac ſanctj Petri omniumque Sanctorum banno firmiſſimum vt a regno Dej alienus atque inferno deputatus existat, qui ſcienter et temere actum hunc noſtræ autoritatis infringat, nunquam soluendus a poena, nisj reſipiſcat prius in hac vita. Acta ſunt haec ad Lapidem Anno Domini M^o^. C^o^. LXXX^o^. præsidente sedj Apoſtolicæ Domino Alexandro. Friderico quoque illustrj Romanis imperante, Coram testibus Adelberto de Hiltenburg, Vlrico de Calwenberg et filio eius Heinrico, Degenone et Hiltebrando de Lapide [Wolframmo de Brozoldesheim, Sigberto de Windeheim, Cunrado de Luter, Wolframmo de Rotaba, Heinrico de clupestorf, Arnoldo de Guberstat, Adelhuno Pincerna, Wernhardo de Wirceberc, Cunrado de Zabelstein, Cunone de Banzo, Boppone de Durenrieth] et coram multis aliis [qui ad placitum ipſo die confluxerant.]

9.

1182.

Diploma Friderici I. Romanorum imperatoris, quo ad preces consanguineae suae, Gertrudis, quondam Palatinae et Irmengardis, abbatiſſae coenobii S. Mariae in Babenberg. Commutationem bonorum babenbergenſis epiſcopatus pro caſtro Hoſtete (Höchstadt ad Eiſcam) adprobat. Inter teſtes Albertus de Hiltimburch. Acta ſunt haec anno dominicae incarnationis M.C.LXXXII.

10.

1185.

In nomine ſancte et indiuidue trinitatis Reynhardus dei gracia Wirtzeburgenſis Epiſcopus. Notum eſſe cupimus omnibus tam preſentibus quam poſtfuturis Quod Zelo pietatis ductus montem quemdam qui vocatur Radeberg Eccleſie Wetherſwinkel vicinum cum omni iure proprietatis pro remedio anime noſtre et ſucceſſorum noſtrorum Eccleſie illi contulimus ad uſum pauperum chriſti ſanctimonialium, deo et ſanctis eius die noctuque ibidem ſeruientium Quia vero conſiderauimus in prouentu decimarum eorundem bonorum cenobium illud in poſterum malo ingenio poſſe inquietari omne ius decimationum ex ſententia miniſterialium noſtrorum ſuper reliquias ſanctorum propria manu delegatum eis legitime contradidimus Quam tradicionem vt imperpetuum rata et inconuulſa permaneat ſcripto et ſigillo, noſtro roboramus anathematizantes et banno epiſcopali obligantes ſiquis eandem poſſeſſionem temerario auſu inuadere, et ab uſu eccleſie aliquo ingenio alienare et ſubducere temptauerit. Huius rei teſtes ſunt Canonici maioris Eccleſie Gotfridus decanus. Gotfridus Scolaſticus. Marquardus. Volknandus. Gozwinus de Trimberg. Dietricus Blumelin. Otto Capellanus domini Epiſcopi. — Dietmarus notarius. Layci Adelbertus de Hiltenberg. Albertus de Grumbach. Ludewicus de Ebenhuſen. miniſteriales Berwardus de Vzenheim. Eckehardus Comes de Wirtzeburg. Dietricus Junior de Hohenberg. Wolframus. Wilhelmus de Herbeſuelt. Gerhardus de Baſtheim. Acta ſunt hec Anno dominice Incarnacionis Mº. Cº. LXXXV. Indictione IIJª. Regnante Friderico glorioſiſſimo Romanorum imperatore.

11.

1189.

2. Mai.

FRidericus dei gracia Romanorum imperator et ſemper auguſtus Notum eſſe volumus vniuerſis tam futuris quam preſentibus paginam preſentem intuentibus quod quidam miniſterialis noſter nomine Hartliebus, vxorem habens, nobis non attinentem duos manſos et amplius in villa que dicitur Ybeſtat ſitos iam multis annis quieta poſſeſſione tenuerat Nunc autem quia idem Hartliebus viam vniuerſe carnis eſt ingreſſus et predicti manſi noſtro iuri et noſtre proprietati ſunt addicti, nos de eterno cogitantes premio eoſdem manſos ſanctimonialibus in Wetherſwinkel deo et ſancte marie matri eius et ſancte Margarethe in predicto monaſterio iugiter famulantibus ad vſum ipſarum pia mentis deuocione et intencione donauimus Statuentes et imperiali auctoritate ſancientes, vt nulla omnino perſona humilis uel alta ſecularis uel eccleſiaſtica hanc noſtre ſerenitatis piam donacionem auſu temerario in irritum ducere uel aliquatenus preſumat immutare. Vt autem in poſterum rata et inconuulſa permaneat hec ipſa noſtre ſerenitatis donatio preſentem cartulam ad robur et firmamendum perpetuum predictis ſanctimonialibus conſcribi et imperialis ſigilli nostri impressione fecimus communiri. Siquis igitur contra hanc noſtre maieſtatis confirmacionem qua prememorate eccleſie ad uſum predictarum ſanctimonialium hoc ipſum donum confirmauimus, aliquam eis violentiam ſiue iniuriam in predictis manſis irrogare attemptauerit iram Dei omnipotentis ſe ſciat incuriſſe et maieſtatem imperialem graviter leſiſſe. Teſtes hujus donacionis et confirmacionis ſunt iſti. Bertholdus Nuwenburgentis Epiſcopus. Fridericus Comes de Bichelingen, Comes Fridericus de Abenberg, Comes Symon de Spanhein, Syfridus Comes de Orlamunde, Adelbertus de Hiltenburg et Adelbertus de Grumbach. Adelbertus Junior de Hiltenburg, Marquardus de Hartenberg, Conradus dapifer de Rotenburg, Nydungus de Wirtzeburg, Fridericus de Rotenburg et alij quam plures Datum apud Ratisbonam Anno dominice incarnacionis Mº. Cº. LXXXVIIIJ Indictione vijª. vjª Nonas May.

12.

1217.

9. Februar.

IN nomine ſancte et indiuidue trinitatis, Sepe ſuborirj ſolet de geſtis hominum multa calumpnia niſi lingua teſtium robur adhibeat aut ſcriptura innoteſcat igitur tam poſteris quam preſentibus, quod Dominus Albertus de Drozec vniuerſa que ad eum hereditatis ex debito in Oweſtat et in Juchefe*) pertinebant . vxore ſue domine Kunegundj aſſignauit, qui communi conſenſu eadem bona Eccleſie in Wechterſwinkel, tranquilla pace imperpetuum poſſidenda contulerunt . ſub ea forma quod annuatim ſupra memorate Domine K. eccleſia ad terminum vite ſue in v talenta reſpondebit et de reſiduis anniuerſarius matri domini Alberti petriſſe nomine in die ſancte Gertrudis agatur et anniuerſarius filij ſui Heinrici in die ſancte Laurentij . vtraque vero die xxxij°. ſolidi cedent ad prebendam dominarum. Cum vero dominus Albertus et vxor ſua Kunegundis ex hac luce ſubtracti fuerint omnes redditus tempore ſuo recitandi ad eccleſiam predictam deuoluentur ea tamen condicione . vt poſt obitum amborum anniuerſarius eorum annuatim deuote celebretur In cuiuslibet tamen anniuerſario tercium dimidium talenti prebendis dominarum ſeruiet. Sunt autem redditus in Aweſtat quintum dimidium talenti, et xxvij maldra triticj et ſiliginis. In Juchſe ij° talenta ea bona tuicionj dominj de Hildenburg committimus. Vt omni iure aduocacie abſoluto illa tueatur. Vt vero hoc donum ratum et indiuulſum permaneat ſigillorum noſtrorum munimine roborauimus. Datum in Salecke v° ydus Februarii et hoc anno incarnacionis dominj m°. cc°. xvij. Sunt autem teſtes huius rei, dominus, Albertus de Hildenburg. Heinricus Marſchalkus de Lure. Otto de Baſtheim, et frater ſuus Heroldus. Engelhardus de Ofterberg. Engelhardus Snephe. Otto de Vuchſtadt. Siuridus de Eſchenbach. Bertholdus et frates ſuus Berno. Albertus Cerdo. Hermannus de Vladungen. Hartungus de Vladungen.

13.

1231.

In nomine ſancte et indiuidue trinitatis. Hermannus diuina fauente clementia Herbipolenſis Eccleſie Epiſcopus omnibus in perpetuum. Paſtoralis cure officium quod domino annuente regendum ſuscepimus exigit . vt errantem corrigamus . bona facientes conſortemus et eorum ſtatuta rationabiliter facta confirmare ſtudeamus. Sciant itaque omnes tam presentes quam futuri, quod cum dilectus noster in domino vir nobilis comes Otto dictus de Hiltenburch ad monaſterium ſanctimonialium quod dicitur Wetherswinkel accesſisſet . statumque eius diligentius conſiderasſet . inter cetera intellexit . quod propter temporum malitiam et rerum penuriam ibidem deo ſeruientes de ciborum tenuitate qui ipsis de redditibus eccleſia miniſtrabantur non poterant ſuſtentari . qua de

---

*) *Aubstadt*, Königl. Baier. Landger. Königshofen. *Jüchsen*, Sachs. Meining. Dorf.

causa quelibet illarum a parentibus et amicis quecunque poterat subsidia querere et quesita ad ſpecialeſ vsus ſuos cogebatur referuare . super quo comes iam dictus dum prudentum virorum conſilio vteretur . euidenter didicit . illud ſaluti earum penitus obuiare . maxime quia poſeſſionis earum regula precepit nichil eas debere proprietatis nomine poſsidere. Cupiens igitur idem vir nobilis omnium ibidem deo famulantium ſaluti conſulere . diligenter cepit inquirere . quali modo quibusue expensis eiusdem loci statum in melius poſset mutare . sperans quod si alios a periculo eriperet . peccaminum ſuorum veniam ab eo qui talia fieri iubet facilius valeat impetrare. Inuocato itaque ſuper hijs conſilio tam abbatisſe quam conuentus promptas eas inuenit ad conſentiendum omnibus . per que liberari poſsent a periculo animarum . sicque absque omni difficultate omneſ vnanimiter omnibus que specialiter usque ad tempus illud poſſederant renuntiarunt tali ſe ſententie voluntarie subiicientes . vt siqua de cetero inuenta fuerit inter eas in huiusmodi poſsesſionibus irregulariter vivens . si tertio monita respicere noluerit . secundum rigorem regule corrigatur. Hijs itaque tali modo ſtabilitis . sepedictus comes redditibus earundem dominarum cum preposito eiusdem loci et aliis prudentibus qui aderant diligenter computatis inter cetera inuenit . quod oblationeſ que pro animabus fidelium eis erant collate . xxx libras et vnam et xııı sol. monete publice valuerunt annuatim . quibus ipse de suis redditibus adiecit xx tal. et vıı sol. eiusdem monete singulis annis eisdem persoluendos . statuens . vt de hijs quinquaginta et duobus talentis vnum talentum in qualibet ebdomada domine que preest cellario dominarum . ad meliorandas dominarum prebentas presentetur. Insuper idem comes L. marcas argenti dedit preposito iamdicto ad comparanda animalia . vſui earundem dominarum necesſaria . de quibus idem prepositus vnicuique persone religiose tam infra clauſtrum quam hiis que foris ſunt qualibet ebdomada qua lacticinia comedi licet . dabit vnum caseum et ad coquinam xxx. Insuper prepoſitus dabit annuatim in cellarium dominarum xııı karratas puri vini . fratribus quoque et ſororibus que foris ſunt dabit vı panes et cereuisiam . et legumina omnibus miniſtrabit . de ceteris autem que residua ſunt in redditibus eccleſie quod melius poterit ordinabit. Statuit etiam Comes sepius nominatus xx talenta ſupra nominata de redditibus ville Elspe nomine eidem preposito dari annuatim quam si nobis placuerit redimire . ducente marce que pro eius redemptione dabuntur preposito et dominabus ſepeſatis presentabuntur . vt exinde predium eis comparetur . quo preſata denariorum ſumma ipsis persoluatur. Igitur quia tam laudabilem ſepius dicti comitis conſtitutionem domino deo placere non dubitamus . nos illam ratam habemus . et in nomine domini confirmamus . districte precipientes ab omnibus eam inuiolabiliter obſeruari . quod si aliquis prepositus eiusdem loci prescriptam dominarum prebendam absque legitima et euidenti causa diminuere presumpserit debite correctioni ſubiacebit. Vt autem idem conuentus nimia personarum numerositate non grauetur . habito conſenſu eiusdem firmiter inhibemus . ne aliqua occasione ad alicuius hominis cuiuscumque dignitatis inſtantiam aliqua ibi perſona de cetero recipiatur . et tunc omni contradictione et conuentione praua remota . quas voluerint recipiant . ita quod numerum centenarium de cetero nullatenus excedant. Hec ut firma in perpetuam permaneant . preſentem eis paginam dedimus . sigilli noſtri appensione roboratam. Facta ſunt anno gratie M°. CC°. XXXI°.

14.

1 2 3 1.

In nomine Dominj Amen. Frater **Theodericus** domus hospitalis theutonicorum sancte Marie in Alemannia preceptor generalis. Vniuerſis hanc paginam inspecturis. Vniuerſitatem veſtram ſcire volumus, quod dilecti nobis in domino frater **Otto** et ſoror **Adelheidis** cum adhuc esſent in habitu ſecularj et diuerſis diuerſas elemoſinas diſtribuerent . ducentas marcas argenti pro ſalute animarum ſuarum ſanctimonialibus in Wetherswinkel obtulerint . villam que dicitur Elspe cum vniuerſis attinentiis pro eadem pecunie ſumma eis deſignantes ea conditione, quod iam dicta ſoror **Adelheidis dicta de Hiltenberg** quamdiu vixerit eandem villam cum ſuis redditibus in ſua habeat poteſtate et ſingulis annis xx lib. monete publice prefate eccleſie perſoluat, ſicut in pagina quam ſuper eodem facto eidem dedit eccleſie expresſum plenius inuenitur. Cum autem ſepedicta ſoror **Adelheidis** viam vniuerſe carnis fuerit ingresſa, ſupra dicta villa cum omnibus appendicijs ſuis ſepefate eccleſie deſeruiet in perpetuum iure proprietatis. Verum quia eiusdem ville proprietas domui noſtre collata eſse dinoſcitur per ſcripta preſencia nos eidem Eccleſie promiſisſe confitemur, quod quando voluerit ius proprietatis quod in ipsa villa habemus ei dabimus abſque omni contradictione, ſuper quo ne aliquod eis ſit dubium preſentem ei Kartulam dedimus roboratam . ſigilli noſtri appenſione . facta ſunt hec Anno gracie. M°. CC°. XXXJ.

15.

1 2 3 9.*)

Wirzburg. 13. Februar.

In Nomine Domini amen. Hec eſt forma contractus inter Nobiles Viros Dominum G. de Hoenloch, et Dominum Conradum de Crutheim. Jam dictus Dominus C. vendidit prefato Domino G. pro mille marcis argenti hec, que infra propriis nominibus exprimentur, tam bona, quam homines bonis venditis attinentes: caſtrum Crutheim et quicquid habet in utraque villa Crutheim preter pratum verſus Cleppheshein; Item Advocatiam in Gineſpach, et quidquid habet ibidem; Item curiam Windeberg, cum omnibus ſuis attinentiis; Item caſtrum Bockesberg, et quidquid habet ibidem praeter pratum Swalenhuſen; Idem quidquid habet Wanshoven; Item Curiam in Wellechingen, et quidquid habet ibi, dequa Curia debentur quinque maltra frumenti, in Curiam Hoſpitalariorum; ibidem preſentanda nuncio

---

*) Bamberger Copie. conf. Ussermann S. 40.

canonicorum Herbipolenſis eccleſie majoris exhibenda; Item Sweigern quidquid habet praeter
pratum; Item advocatiam in Bouch et Bremen et Arnoldesfelden et quidquid habet juris
ibidem in bonis eccleſie Schonrein, ſecundum antiquum debitum advocatie. Termini vero
ſolutionis pecunie ſupra dicte ſunt hii: ante nunc inſtans paſcha CL marce ſolventur; in
exitu ebdomate pentecoſtes L. Marce; in feſto Sti. Martini proximo venturo CCCC. marce;
ab eodem die ad annum CCCC marce reſidue perſolventur. Si vero de ultimis CCCC marcis
Dominus C. predictus inſtanter requiſierit, C marce ille dabuntur ei a proximo paſcha infra
annum. Fiet autem hec ſolutio in civitate Herbipoli ſecundum curſum conſuetudinis et
ponderis ejusdem loci terminis prenotatis. Item condictum eſt taliter, quod ſi Dominus
Conradus prefatus premoriatur ante terminum ſolutionis pecunie memorate, fiet de ea vo-
luntas uxoris ſue, niſi ipſe aliud legitime preordinarit. Si vero ambo premortui fuerint
nihil de pecunia ipſa, vel qualibet ejus parte reſidua ordinantes, penes Dominum Abbatem
de Sconenthal et Fratrem Alunum, monachum, ipſius pecunie ordinatio relinquetur.
Preterea venditione hac taliter celebrata, Dominus C. memoratus contulit et donavit prefato
Domino G. omnes homines ſuos militaris conditionis, ubicunque ſint, et inſuper piſcaria et
vineta Drutheim et Schweigern, inſuper Dominus C. predictus promiſit Domino G. ante
dicto, quod quidquid habet proprietatis hereditario jure, quod volet vendere tenetur dare
Domino G. predicto pro X marcis argenti, quod ſolvit annuatim libram Herbipolenſem, preter
proprietatem Alostheim et Salle in quibus Sibi ordinationem libram reſervavit. Item ſi volet
vendere Siunneldorff, vendet Domino G. Si ipſe volet emere, ſecundum arbitrium duorum
ſuorum hominum et duorum Domini G. qui, ſi concordare nequiverint, Dominus Craſto de
Sweneburch eos concordabit, et ſuo ſuper hoc ſtabitur arbitrio et ſtatuto. Hec etiam
omnia promiſit jam dictus Dominus C. per manum et legitimum aſſenſum uxoris ſue dicto
Domino G. ſtabilire et firmiter obſervare. Teſtes autem hujus rei ſunt frater Conradus
prior, et frater Hermannus ordinis predicatorum Herbipol. Frater Alunus et Frater Hein-
ricus, monachi in Sconental, Frater H. de Hoenloch. Preceptor Alemanie frater O. quondam
Lantgravius, frater Hermannus, Preceptor Livonie, frater O. de Botenloiben, frater
L. de Otingen, frater Andreas de Hoenloch, frater B. de Oſterna, frater Wichmannus de
Herbipoli, Dominus Craſto de Sweneburch, Gernodus de Zimmeren, Hermannus Leſſche,
Conradus de Ebenheim, milites et alii quam plures; Ut autem hoc dubio careat et ratum
permaneat et inconvulſum, memorati Nobiles preſentem paginam fecerunt conſcribi, et
Sigillorum ſuorum munimine roborari. Actum apud Herbipol. in Domo fratrum Theutonicorum.
Anno gratie, MCCXXXIX. XIII. Febr. XII Indict.

himmliſches Lächeln flog und die Perlenreihen ihrer Zähne ſichtbar werden ließ. Dann zog ſie wieder die Thüre ganz behutſam an und lispelte, zu ihrem verlaſſenen Polſterſeſſel zurückkehrend: „Er ſchlummert ſüß, liebe Mutter.“

„Gott ſei gelobt!“ ſprach mit einem Blick zum Himmel, Frau Dorothea aus der Tiefe ihres Herzens.

„Und die heilige Eliſabeth, der wir dieſes Altartuch gelobten, wenn ſie durch ihre Fürbitte dem Vater Geneſung erflehe von dem Herrn,“ ſetzte Charitas fromm hinzu, und ihre ſchwärmeriſchen Blicke flogen hinüber zum Hauſe Gottes, dem Dom, der ein rieſiges Steingebäude, mit drei hohen Thürmen, die goldne Kreuze ſchmückten, zum Himmel zeigte.

„Nun wollen wir aber auch recht fleißig ſein, Schweſterchen,“ nahm Roſa wispernd das Wort, und ſtickte ämſig weiter, „damit der Altar der heiligen Eliſabeth damit geſchmückt werden kann, wenn der Vater das erſte Mal wieder zum [illegible] des Herrn geht und wir Alle mit ihm, und [illegible] Heiligen für ſeine Geneſung danken.“

16.

1 2 4 8. *)

Hermannus dei gracia herbipolenſ. eccleſie Epiſcopus M. prepoſitus G. decanus totumque ejusdem eccleſie capitulum dilectis in Xſto. prioriſſe et conventui ſanctimonialium Sancte Marie in ſuburbio pleichag Herbipolenſibus ſalutem in Dno. et plenitudinem charitatis. Ad excolendam vineam domini Sabaoth Superna diſpoſitione vocati . ne retributionis tempore cum torpentibus mercedis illudat vacuitas . ſed cum ſedulis dextera premiantis honoret . ſollicite cupimus providendum, vt de originali eccleſie noſtre ſurculo diverſarum religionum vites fructifere noſtris propagare temporibus . quanto vberius virtutum exemplis noſtram illuſtrant dyoceſin . et beatificant meritis tanto amplius et nos non ſolum privilegiis, ſed et beneficiorum conſolationibus ipſarum novitati conſulere debemus. Inter alia autem plantationis noſtre loca gratis oculis veſtrum monaſterium intuentes, eo quod ab hominum frequentia arcta diligitis cuſtodia ſequeſtrari et quia laudabilis vite puritas de vobis ſpargit undique teſtimonium ſuavitatis petitionem venerabilis Domine et verecunde benefactricis noſtre ſororis **Alheidis de Hiltenpurch relicte fratris Ottonis junioris quondam comitis in Botenleuben** pro parochiali eccleſia in pleichag a nobis veſtro conventui conferenda unanimiter admittens voluntate ipſam eccleſiam accedente David plebani nunc eam poſſidentis aſſenſu cum omni iure et integritate et bonis que in preſentiarum obtinet vel in poſterum Chriſti fidelium donationibus obtinebit in proprietatis poſſeſſionum perpetuam vobis damus et plebano viam univerſe carnis ingreſſo vel dictam eccleſiam reſignante per capellanos veſtros vobis pro tempore congruentes ſuſcepta cura animarum a domino epiſcopo libere in omnibus officiare valeat, et in ſacramentis omnibus procurari prepoſitis ejusdem eccleſie, archidiaconi iure ſalvo. Proteſtamur inſuper, quod antiquum et debitum de ipſa parochia canonem conventus veſter de cetero nobis ſolvat. Et ſi ad aliam parochiam collegium veſtrum habitationis gratia contigerit transplantari ad nos predicte parochie poſſeſſio cum honore debito ſimul et onere, ſicut fuit [hactenus,] revertatur. Adicimus eciam, vt ſi generale interdictum in civitate herbip. a nobis poni contigerit, obſervetur ibidem. Donationem itaque premiſſam per manus Marquardi prepoſiti et Burkhardi de Ebersbach Canonicorum eccleſie noſtre . quos ad hec transmiſimus in altari monaſterii veſtri et in manibus prioriſſe veſtre irmengardis feciſſe nos meminimus preſentibus clericis et laicis infra ſcriptis videlicet Alberto priore et fratre Heinrico dicto de Waltehuſen . ſuppriore ordinis predicatorum David plebano in pleichag. Conrado plebano in Vortenberch, Heinrico Notario clericis, Marquardo orphano, Heinrico pincerna, Joanne pincerna, Heinrico Wolfoldo, Heinrico de Rabensburch, Heinrico de Buchiler, Heinrico Crelſhaim, Wolframmo de Waldtzhuſen, militibus, Richalmo filio Herbordi Hackonis, Philippo filio Sichelmi, filiis militum, Conrado de Heidech, Ulrico de Inferno, Gotefrido Herre, Arnoldo filio Conradi de Linach, Engelhardo monetario, Wolframo hederich, Gernodo filio Erisberti de Hemmersheim, Heinrico filio Bertholdi aurifabri, Hertwico filio Conradi de Bleichaha. Heroldo kunderbeit,

---

*) Hier nach einer sehr alten, äusserst schwer lesbaren Copie. Auch gedruckt in Jäger Geschichte Frankenlands. Th. 2. S. 403—406. Nr. LI. mit den Varianten: *Pleichach. verecunde l. reverende. Hiltenpurg. unanimi. admittentes und and. st. vel vel ut plebano. ex temp. st. pro t. jure st. jure.* [ ] fehlt. *meminimus l. meminimus. Walthusen. Berholt. Bischof. Hemmersheim st. Hemmersheim. Hartwicus. Heroldo. Kinderbeit. prescriptis dominis. Strangus. Makeburg. Lederungen. Rottenburg.*

Conrado filio Ottonis carpentarii . ciuibus et tam hiis quam aliis quam pluribus ſuper hoc teſtibus aduocatis. Ne autem ſuper hac noſtra donatione vel donationis forma vlla valeat in poſterum dubitatio ſuboriri preſentem paginam ſigillorum noſtrorum munimine duximus in teſtimonium roborandum. Actum anno domini M°. CC°. XLVIII°. Calendis februarii, indictione VI. pontificatus noſtri anno XXIII°. Nomina autem Canonicorum, quorum tempore donatio predicta facta eſt, hec ſunt: preſcripti duo, Marquardus prepoſitus. G. decanus, Fridericus cantor, Arnoldus Scolaſticus, Giſo prepoſitus in hauge, Albertus prepoſitus in Orengawe, Burcardus de Ebersbach, Magiſter Waltherus de Tannenberch, Arnoldus de Zobelſtein, Heinricus de Stolzeneck, Theodericus portenarius, Heinricus de Weckmar, Gotefridus de Baſſheim, Conradus et Otto de Luterberch, Conradus de Talheim, Eberhardus de Maſsbach, Conradus de Enkersberge, Conradus de Rotenberg, Johannes de Rodelſehe, Bertoldus de Sterrenberch, Manegoldus de Nuvenburg.

17.

1 2 4 9.*

October.

Hermannus dei gracia Herbipolensis Epiſcopus, omnibus presens scriptum intuentibus uolumus eſse notum . quod pro recuperandis antiquis ecclesie nostre bonis . uillis scilicet Stocheim et Quinuelt . que uenerabili domine . forori **Adalaidi de Hyldenburch** consanguinee nostre proprietatis titulo quondam per nos fuerant aſsignate . ad commoditatem tam ecclesie nostre quam ipsius domine utili permutatione prouisum est . ut uillis eisdem ab ipsa noſtris uſibus reſtitutis . eſtimacionem octoginta talentorum Herbipolensium que de predictis poſseſsionibus annuatim recepit . ei de aliis bonis nostris eodem proprietatis iure et titulo rependamus. Aſsignamus autem ei una cum capitulo nostro . de cuius consilio ac uoluntate tractatus preſens habitus est . de bonis nostris apud Corna . centum triginta maldra ſiliginis . uiginti maldra avene . Espenuelt duodecim modios tritici. Item in domo noua ubi panis uenditur uiginti talenta. Item [in Vrenheim uiginti talenta] Randersacker uiginti talenta. Espenuelt quatuor talenta et dimidium. Recognoscimus eciam et preſentibus proteſtamur . quod quicquid iuris capitulum maioris ecclesie et fratres de domo theutonica in bonis predictis habuerunt . idem per omnia in bonis que nunc eidem domine aſsignamus habebunt . ita quod post mortem ipsius domine ſexcentas marcas minus decem marcis . habebit capitulum maioris ecclesie . fratres uero de domo theutonica centum marcas [pro se] recipiant de eisdem bonis . et pro monasteriis centum et decem marcas. Siue autem predicta domina religionem intrauerit, siue in eodem statu permanserit aut ubicumque uoluerit manere omnia predicta sibi usque ad mortem inuiolabiliter rata manebunt. Et ut hec firmitatis robur obtineant . preſentem cartulam exinde conscriptam sigillorum nostri et ſepedicti capituli nostri iuſsimus munimine roborari. Actum Wirzeburgh. Anno domini M°. CC°. quadragesimo nono . Menſe Octobris. Indictione VIII. Pontificatus nostri anno vicesimo quinto.

---

*) Bamberger Copie. Auch gedruckt in [illegible] a. a. O. S. 289. LII. [illegible] — [ ] fehlt. [illegible]

18.

1 3 3 5.

Gotfridus Hellegrefer redditus viij libras pro feudo Caſtrenſi in Hiltenburg. Item redditus vi librarum et xij maltrorum in villa Weſtheim cum aliis pertinentiis. Heinricus de Fladungen recepit pro ſe et Jo. nato ſuo Centam ibidem et officium ſculteti ibidem. Item pro Caſtrenſi feudo in Hildenburg Wüſtungam dictam Kotzenlitem. Item in Baſtheim x iugera vineti. Et in Suntheim redditus iiij maltrorum. In Herpf v maltra et in Rupperz*) redditus viij maltrorum cum pertinentiis ſuis.

---

*) Rupperz, jetzt Wüstung, in der Wasunger Flurmarkung.

III.

URKUNDEN ZUR GESCHICHTE DER BURG BOTENLAUBEN.

INHALTSVERZEICHNISS

DER AUF DIE BURG BOTENLAUBEN BEZÜGLICHEN URKUNDEN.

Nr.	Jahr	
1.	1296.	Erbpachtbrief des Bischofs Berthold zu Würzburg, über 12 Morgen Weinberge unter dem Palas der Burg Botenlauben für Conrad von Schwanenfeld und Albert von Obersfeld, welche in den ersten vier Jahren (wegen der anzulegenden neuen Anpflanzungen) $^1/_{10}$, später aber die Hälfte aller Früchte dem Bischof oder seinen Nachfolgern bis in die Kelter liefern sollen.
2.	1303.	Heinrich, Herniuk genannt, hat ein Feudum auf Burg Botenlauben. Nr. 2 bis 21 Auszüge.
3.	1303.	Andere Feudalbesitzer nennen sich nach dieser Burg: von Bottenlauben.
4.	1303.	C. von Swanfeld hat Weinberge zum Burglehen.
5.	1303.	Schreck, Heinrich, Crützing und Heinrich von Bochenberg besitzen dergleichen am Burgberge.
6.	1303.	Heinrich von Boppenhausen und Fritzo Büchner haben Botenlauber Burglehen.
7.	1317.	Conrad von Riet desgleichen.
8. 9.	1317.	Theoderich von Obersfeld hat desgleichen und auch in der Botenlauber Flurmarkung.
10.	1317.	Conrad Hyrninc hat Botenlauber Feudallehen.
11. 12.	1318.	Theoderich von Obersfeld und Friederich Buchener Castrenses (Burgmänner) in Botenlauben.
13. 14.	1319	Warmut Castrensis daselbst. Wolfram Horning hat Huben und einen Obstgarten am Burgberge.
15.	1322.	Warmut von Heustreu, wahrscheinlich der unter 1319 vorkommende, hat Burglehen.
16.	1333.	Aplo von Eltingshausen hat Burglehen.
17.	1333.	Fritzo Buchener hat Burglehen.
18.	1333.	Conrad von Suanvelt erscheint abermals.
19.	1335.	Derselbe hat seine Burgwohnung mit Weingärten an dem Mushause (s. Frisch Lex. I. 676 **).
20.	1353.	Aplo Herniuk hat ein Allodium auf Botenlauben, und die Fischerei unter der Burg.
21.	1354.	Die Brüder Eberhard und Richardt von Massbach haben einen Hof oder Garten neben ihrem Burggut auf Botenlauben.
22.	1356.	Bischof Albrecht zu Würzburg verpfändet das Amt Botenlauben und die Bete zu Neustadt für 2540 Pfund Heller Schuld und 240 Pfund Heller jährlicher Gült an den Ritter Lutz von Thüngen und seine Söhne.
23.	1366.	Johann von Swanfeld empfängt ein Botenlauber Burglehen. Auszug.
24.	1368.	Ritter Dietrich von Bibra desgleichen. Auszug.
25.	1374.	Die Ritter Gottschalk und Hermann von Buchenau, und der Edelknecht Otto von Buchenau werden Burgmänner des Bischofs Gerhard von Würzburg auf der Burg zu Botenlauben.
26.	1374.	Endres von Eltingshausen empfängt auch ein Burggut daselbst und eins zu Trimberg. Auszug.
27.	1375.	Sechs Brüder von Katza verkaufen an Hans von Kissingen um 1100 Pfund Heller alle ihre Besitzungen und Gefälle auf und um Botenlauben.

Nr. Jahr.

28. 1402. Bischof Johann zu Würzburg verpfändet das Schloss Botenlauben an den Grafen Friedrich von Henneberg für 2800 Gulden.

29. 1435. Lehn- und Bestätigungsbrief Bischofs Johann von Würzburg für den Grafen Jorg von Henneberg über ein Burggut zu Botenlauben, 3 Güter und 11 Aecker zu Bocklet, 6 Malter Getraide zu Sondheim, u. A.

30. 1435. Verkaufsbrief Kirstan von Witzlebens über obige Güter.*)

31. 1730. Fürstbischof Carl Philipp von Würzburg erneuert die Lehen von Botenlauben u. a. Besitzungen für den Freiherrn Johann Philipp von Bibra zu Schwebheim.

1.

1 2 8 6.**)

22. Mart.

BErtoldus dei gracia Herbipolenſis Epiſcopus, Recognoſcimus preſens ſcriptum intuentibus vniuerſis, quod nos reformationi noſtrarum vinearum ſitarum in Monte ſub Caſtro noſtro, Botenlovben dicto der Palas intendere cupientes, ex eiſdem vineis, duodecim Jugera Cunrado de Swanenvelt et Alberto de Oberſuelt, ſcilicet utrique eorum Sex, contulimus et conferimus, et eodem heredibus iure hereditario poſſidenda, ſic, quod ipſi in quolibet quatuor annorum ab hodie intrancium, terciam partem, et finitis illis annis, deinceps medietatem annuatim omnium fructuum, qui ab eiſdem jugeribus prouenerint, nobis aut noſtris ſucceſſoribus miniſtrent ante. Torcular, eorum laboribus et expenſis, collationi huiusmodi includentes, quod uterque eorum de predictis vineis inſtercorare debeat annis ſingulis vnum juger, quando et quociens hoc neceſſarium videatur. In qua ſtercoratione quando ipſi ambo, vel alter eorum fuerint negligentes, ſtatim vacare debent nobis, aut noſtris ſucceſſoribus vinee negligentis. Sane prefati poſſeſſores ipſis vineas excolere debent omnibus alijs culturis debitis et conſuetis, quas, quociens ambo vel alter eorum, neglexerit, tociens ille neglector pro poena negligencie huiusmodi tenebitur in Sexaginta denarijs nobis, aut ſucceſſoribus noſtris dandis. Teſtes horum premiſſorum ſunt, Heinricus de Wechmar noſtre eccleſie Archidiaconus Reinhardus notarius noſter Cunradus ſtudigel. Sifridus de Lapide. Heinricus de Gruzingeſhuſen. Diethericus Lampertus. Heroldus vetzere Wolueſinus Butigelarius noſter, et plures alij fide digni. In quorum premiſſorum teſtimonium hanc litteram noſtri Sigilli patrocinio communimus. Datum Herbipoli. Anno domini Mº. CC. LXXX. ſexto. XI. Kalendas Aprilis. Pontificatus noſtri anno xij.

---

*) Nach dem Abdruck der Geschichte der Burg Botenlauben kam noch ein gedrucktes Offenblatt zu Handen, dessen Inhalt eine Vertheidigung sieben Fränkischer Ritter gegen den Verdacht der Theilnahme an einem zwischen Bamberg und Forchheim erfolgten räuberischen „Zugriff“ vom Jahre 1513 bildet. Darunter ist auch *Reinhart Steinruck zu Botenlauben*. Vergl. oben S. 67.

**) Bamberger Copie.

2.

1303.*)

Heinricus dictus Hurnink tenet in feudo decimam zum Hungers et in Lüllebach allodium, quod tenet pro feudo Caſtrenſi in Bottenlauben, et iiij iugera vinearum ibidem ſita in feudo Caſtrenſi.

3.

1303.

Mark . . . . Th . . . et Bern . . . fratres de Bottenlauben tenent in Gelterſheim redditus xxiiij maltrorum ſiliginis et auene. Item in dem Stein vnum Molendinum. Item in Richental agros campeſtres. Item in Eltingſhuſen redditus xxxvj ſolidorum denariorum. Item in Lulletal xxiiij ſolidos denariorum. Item in Sulztal v ſolidos hallenſium. Et in Engental**) x iugera vinearum.

4.

1303.

C. de Swanfelt recepit pro feudo Caſtrenſi in Botenlauben xi iugera vineti in monte ibidem. Item in feudo xiij in Riterſwiſen decimam in Iringſhuſen. Allodium vnum in Baſtheim. Molendinum in Trimperge. In Melrſtat redditus xiij maltrorum. ij libras hallenſium et ij ſolidos. Item quedam bona ſibi obligata pro xx marcas, que dedit filio ſuo.

5.

1303.

Item ſchreck in Botenlauben medium partem decime in Lulebach et duas partes decime in Hayn.

Item Heinricus de Botenlauben recepit decimam in Zagelbach et in Waltmansloch et de ij manſis in Katzenbach. Item decimam in Huſſenbach.

Item Crüzzingus vj iugera in monte Bottenlauben. Et Centam in Steinach.

Item Heinricus de Büchenberge xiiij feuda in Iringſhuſen. iiij iugera vineti in monte Bottenlauben, decimam in furtal***) de duobus montibus. Item in Büchenberg decimam et iiij iugera prati in Iringſhuſen. Et decimam ſuper ix agros campeſtres.

---

*) Diese Nr. und die folgende Reihe bis 21, auch 23. 24. 26. sind aus Würzburgischen Feudalbüchern beigebracht. Oben im Text, S. 64, *Zeile* 2 v. u. ist statt *verhandert*, *wie Jochert Weingärten* zu lesen.

**) Engenthal, K. Baier. Landgericht Euerdorf.

***) Feuerthal, Landgericht Hammelburg. Beides beliebte Weinlagen.

6.

1303.

Heinricus de Roppenhuſen tenet in feudo Caſtrenſi in **Botenlauben** in villa Richartſwiſen redditus ij librarum hallenſium et LX hallenſes. Tria maltra ſiliginis et iij auene.

Fritzo Büchner tenet in feudo Caſtrenſi in **Bottenlauben** videlicet in villa Steinach redditus vj librarum hallenſium.

7.

1317.

Conradus de Riet tenet pro feudo Caſtrenſi Allodium ſitum inter Opidum Kizih et Caſtrum **Botenlauben**.

8.

1317.

Theodericus de Oberſuelt tenet pro Caſtrenſi feodo in **Botenlauben** videlicet quatuor iugera vineti in Engetal. Item ibidem pro Manleben viij agros vinearum. Idem vnum allodium in Eltingeſhuſen. Item in Luſſebach vnum praedium Caſtrenſe feodi. Item dimidiam hubam in beinſgefant pro Manleben. Item in Rotenwiſen vnum manſum. Item dimidiam hubam ibidem. Item ſex agros vineti in Muſhus. Item terciam partem decime in Witrichſhuſen.

9.

1317.

Theodericus de Oberſuelt recepit in feodum iiij^or iugera vinearum ſita an dem Rotenberge in Marchia **Botenlauben**, qua Heinricus Büchelberg vendita reſignauit.

10.

1317.

Conradus Hyrnuz tenet in feodo pro Caſtrenſi feodo in **botenlauben**. Redditus ix maldrorum ſiliginis et auene, et v. vinearum Jugera ſita in antiquo Monte et Caſtrenſe manſionem. Item in Machtoldeſhuſen redditus quatuor librarum hallenſium, minus iij ſolid. Item in Wolſtal mediam decimam. Item in villa Hungers totam decimam. Item in Ebſſenbach partem decime pro Manleben.

11.

1 3 1 8.

Theodoricus de Oberſueſt Caſtrenſis in Botenlauben tenet in feodum tria iugera vineti pro caſtrenſi feodo ſita in Engetal. Item in Beinſgeſant ſuper dimidiam hubam redditus . xxv ſolidorum hallenſium. Item quoſdam agros in Rotenſwiſen. Item quoſdam Agros vineti ſitos an dem Müſhus, Item in Matholdeſhuſen . quinque agros vineti. (Vergl. 8.)

12.

1 3 1 8.

Fridericus dictus Buchener Caſtrenſis in Botenlauben tenet pro feodo Caſtrenſi redditus quinque librarum hallenſium ſitos in Boglat* . Steynach et in Rode. Item redditus duarum librarum hallenſium in Rodelin et in Steynach ſibi obligatos pro xxv libris hallenſium. Idem dimidiam decimam in Arnſhuſen ſibi obligatam pro xviij Marcis argenti. Item tenet in pignore piſcariam in Iringeſhuſen ſibi obligatam pro xiij Marcis argenti.

13.

1 3 1 9.

Warmodus Caſtrenſis in Botenlauben tenet redditus v librarum hallenſium de Precaria Noue Ciuitatis pro Caſtrenſi feodo . et iiij iugera vineti in deronerdorf.

14.

1 3 1 9.

Wolframus dictus Hvrning recepit redditus xvi maltrorum videlicet x ſiliginis et vi auene in Lollebach et iiij^{or} iugera vineti ibidem. Item manſionem Caſtrenſem in Caſtro Botenlauben et vnum pomerium iuxta Caſtrum. Item vnam wüſtunge pro media parte iuxta Opidum Kitzich.

15.

1 3 2 2.

Warmodus de Heuſtrewe armiger tenet et recepit in feodum . manſionem Caſtrenſem in Botenlauben cum redditibus v librarum hallenſium de precaria noue Ciuitatis ad ipſam pertinentibus . et iiij^{or} iugera vineti in vrdorf.**) Item in vernecke Caſtrenſe feodum . videlicet xij maltra ſiliginis et vj auene cum aliis pertinentiis.

---

*) Bocklet, Heilquelle, Königl. Baier. Landgerichts gleiches Namens.

**) Euerdorf, Landger. gl. N.

16.

1333.

Aplo de Eltingeſhuſen recepit Theloneum et ducatum in Eltingeſhuſen pro feodo Caſtrenſi in Botenlaube. Item in pignore tenet viiij iugera vinearum et redditus ii librarum Cere in Trimperg. In villa arnſhuſen manſus et in villa Ryde decime tota.

17.

1333.

Fritzo buchener recepit redditus decem librarum hallenſium in villis Bobelach, Steyna et Rodelmans pro feodo Caſtrenſi in Botenlaube. Item tenet medietatem decime in Arnſhuſen.

18.

1333.

H. de ſwanewelt et Conradus frater eius recepit decimam in Rytenſwiſen.

Conradus de ſwanevelt recepit in ſubenheim redditus xx librarum et xx pullos. Item manſum Caſtrenſe in Botenlauben.

19.

1335.

Item Conradus de ſwanfelt recepit pro feudo Caſtrenſi in Botenlauben habitationem ſuam Caſtrenſem cum vineis ſitis ibidem an dem Muſhuſen. Item recepit decimam magnam et minutam in marchia Ritenſwiſen. Item decimam in Iringſhuſen. decimam in superiori Werne. In Boklat ij bona ſoluencia. ij libras hallenſium. Maldrum Caſeorum. duas ſimulas cc oua. ij pullos carniſ priuiales. Item in Subenheim redditus xx librarum hallenſium et xx pullos carniſ priuiales.

20.

1353.

Item Aplo Hurnink armiger tenet in feodum allodium ante Caſtrum Botenlauben, quod etiam, ut dicit, dimidium eſt feudalis altera pars feudalis caſtri. Item allodium in Lülleebach et v iugera vinearum pro caſtrenſi feudo. Item decimam in Heſſenbach. Item piſcariam ſub Botenlauben ſoluentem iiij hallentas piſcium. Item vi iugera vinearum am Altenberg.

21.

1 3 5 4.

Eberhardus et Richardus de Maſpach fratres receperunt Caſtrenſem aream in Bottenlauben ad quam ſpectant redditus ij maltra ſiliginis xiiij ſoldi hallenſium ij pulli iiij caſei xxxij talenta ſepi. iiij iugera prati in Riterſwiſen. xvj libra ſepi in arnſhuſen nec non iiij iugera vineti sub Caſtro Bottenlauben.

Item tenent in feudo dimidiam decimam in Humbrehtſhuſen et dimidiam decimam in Münſter.

Actum anno liiij. feria vi poſt Circumciſionis.

22.

1 3 5 6.*)

12. Februar.

IN gots namen amen. Wir Lucz von Tüngen, Ritter. Fricz vnd Büzze ſin Suene Bekennen, vnd tun kunt offenlichen an diſem brif Wann der Erwirdig vnſer gnediger herre, herre albrecht Byſchof zu wirczburg. vns vnd vnſern Erben Recht. vnd redlichen verkouft hat, zweihundert pfunt. vnd vierzig pfunt jerlicher haller gülte vf ſin. vnd ſines Stifts gülten, zinſen, vnd Beten zu Botenlouben. vnd vff ſin. vnd ſines Stifts Bete zu der Niwenſtat, nach ſag der koufbrif, die wir von im, vnd ſinem Stifte darüber haben, die von wort zu wort. hernach geſchriben ſten alſo, Wir Albrecht von gots gnaden Byſchof zu wirczburg. Bekennen, vnd tun kunt offenlichen an diſem brif, allen den die in ſehent, leſent, oder hörent leſen, Daz wir mit Rate, gunſt, willen vnd wort, Des Capitels vnſers Stifts zu wirczburg. Dem veſten Ritter Luczen von Tüngen, Friczen vnd Büzzen ſinen Suenen, vnd Iren Erben. Recht und redlichen verkouft. vnd In geantwurtet haben. vnd verkouffen. vnd ju antwurten an diſem brif. zweihundert pfunt. vnd vierzig pfunt jerlicher haller gülte. von. vnd vf dem Gülten. zinſen und Beten, die wir vnd vnſer Stift haben. ju dem ampt zu Botenlouben. vnd auch vf der Bete zu der Niwenſtat. die wir. vnd derſelbe vnſer Stift. jerlichen haben daſelbs Vmb zwey tuſent pfunt vnd Sechſthalbhundert pfunt geber vnd guter haller, mit den wir vmb dieſelben keuffer. iezo widerkouft haben. zwei hundert pfund haller gülte. die ju von vns vnd vnſerm Stift. vf Ebenhuſen verkouft waren. Vnd die vorgeſchriben zwei hundert pfunt vnd vierzig pfunt haller gülte ſullen wir. vnd vnſer Stift. vnd ſunderlich vnſer kelner vnd Bürger zu der Niwenſtat. daz wir ſie iezo für vns, vnſer nachkomen, Byſchof. vnd vnſern Stift zu wirczburg. geheizzen haben. und heizzen an diſem brif. der vorgnanten keuffern. oder jren Erben. von den vorgeſchriben gulten. zinſen. vnd Beten. alle Jar vff ſant Mertinstag geben. vnd bezahlen. an hallern.

---

*) Bamberger Copie.

Charitas nickte freundlich, und Frau Dorothea ſprach: „Recht ſo, meine guten Töchter. Die Heilige im Himmel muß ſich freuen, daß Ihr eine ſo ſchöne Gabe der Dankbarkeit und ein ſo reines Opfer der kindlichen Liebe auf ihren Altar legt; ſie, die auf Erden ſo vielen Menſchen wohlgethan, ſo viele Leidende getröſtet, Bekümmerte aufgerichtet und Kranke geheilt hat, ſie verdient unſer frommes Vertrauen ganz. Habe ich Euch ſchon die ſchöne Legende erzählt, wie ſie einſt von ihrem hohen Schloß Wartburg hernieder wallte, um in Eiſenach dem Gottesdienſt beizuwohnen, die Legende von ihrem Handſchuh, meine ich?“ —

„Nein, lieb Mütterlein, dieſe haſt Du uns noch nicht erzählt, bitte, thue es jetzt,“ flüſterte Rös'chen, und drückte ihr blühendes Geſicht küſſend auf die weiche Hand der Mutter, während Charitas die gleiche Bitte, nur mit einem ſtummen Liebesblick aus ihren großen, blauen Augen ausſprach, und die Mutter begann, ebenfalls die Stimme zum leiſen Flüſtern dämpfend, daß der kranke, ſchlummernde Gatte nicht erwache: „Seht, liebe Mädchen, es war die pfenningen, Guldinen, Turnoſen, Silber, oder ander werunge, als das dann zu wirczburg genge vnd gebe iſt, Wir haben auch für vns, vnd vnſern Stifft, die vorgnante keuffer vnd jrn Erben, jn Erpplich, vnd nüczlich gewere, der vorgnanten zweyhundert pfunt, vnd virczig pfund haller gülte, geſaczt, vnd ſeczen an diſem brif, auch iſt beretde, daz die vorgnante keuffer, vnd jrn Erben, Sullen in der vorgnanten veſten Botenlowben, vnd mit namen an einem hus, darinn ein amptman daſelbs ſiczen, vnd wonen muge, zweyhundert pfunt haller kuntlichen verbowen, nach rate vnd wizzen, vnſers kelners zu Trymperg, Vnd dieſelben zwei hundert pfunt haller Sullen wir vnd vnser Stifft widergeben, den vorgnanten keuffern oder iren Erben, Swenn man den widerkouf tun wil, als hernach geſchriben ſtet, Doch iſt beretde, Daz wir, vnser nachkomen Byschof, vnd daz Capitel vnſers Stiffts zu wirczburg, oder aber einer oder mere Tumherren In demſelben Capitel In demſelben Rechten mugen die vorgeſchriben zweihundert pfunt vnd virczig pfunt haller gült vmb die vorgnanten keuffer oder Ir Erbe widerkouffen vmb die vorgeſchrieben zweituſent pfunt vnd Sechst halb hundert pfunt haller der man ſie dann an hallern pfenningen Guldinen Turnoſen Silber oder an andrer werunge die dann zu wirczburg geng vnd geb iſt wern vnd bezalen ſol. Vnd denſelben widerkouff ſullen wir vnd vnſer Stifft dann alſo tun vf ſant Peterstag der da geuellet vmb die vaſnacht In virczehen tagen dauor oder aber In virczehen tagen darnach on geuerde Vnd wenn wir vnd vnser Stifft denſelben widerkouf alſo tun wollen. So ſol man daz den vorgenanten keuffern oder Iren Erben Ein virteil jars vor kunt tun vnd wizzen lazzen vnd wenn man den widerkouf alſo tun wil So ſullen wir vnd vnser Stifft denſelben keuffern oder Iren Erben die vorgeſchrieben zweihundert pfunt haller damit ſie ein hus In der Veſten zu Botenlouben als vorgeſchrieben ſtet buwen ſollen oder als vil ſi der danne daran verbowet haben, geben vnd bezalen, mit dem vorgnanten koufgelte als vorgeſchriben ſtet Wer ouch daz die vorgnanten keuffer oder Ir Erben der obgnanten zwei tuſent pfunt vnd Sechſthalb hundert pfunt halber nötlichen vnd küntlichen bedörften vnd der nicht geraten mochten on geuerde vnd daz ſie die vorgnanten zweyhundert pfunt vnd virczig pfunt haller gülte ie wider verkouffen muſten daz ſullen ſie vns oder vnſern nachkomen Byſchofen oder dem Capitel vnſers Stiffts zu wirczburg ob nicht Byſchof da were, auch ein virteil Jars vorſagen vnd kunt tun Vnd wir vnd vnſer Stifft ſullen dann dieſelben zwei hundert pfunt vnd virczig pfunt haller gülte umb die vorgnanter keuffer, oder jr Erben widerkouffen in aller der wis als vorgeſchriben ſtet Auch iſt berett, daz der vorgnante Lucz von Tüngen vnd nach im der vorgnante Fricz ſin Sun, vnd nach den zwein der vorgnante Büzze, vnd nach in allen dryn Irr Erben einer — den wir vnd vnſer Stifft darzu nemen vnd beſcheiden Sullen vnser vnd vnſers Stiffts veſten Botenlouben als ein Amptman vnd auch daz Amt daſelbs zu Botenlouben mit den nüczen und geuellen die einem Amptman zu gehorent vnentſeczlichen innehaben als lang biz wir vnd vnser Stifft den vorgnanten widerkouf getan haben vnd biz daz den vorgenanten keuffern oder Iren Erben daz vorgeſchriben koufgelt vnd auch die vorgeſchribene gülte ob man jn danne der ichtes ſchuldig beliben were vnd auch daz vorgeſchriben Bowegelt zwei hundert pfunt haller, oder aber als viel ſie der dann verbowet haben als vorgeſchriben ſtet gar vnd genzlichen vergolten vnd bezalt ſin, vnd hieran haben wir vz genomen vnd vns ſunderlichen behalten. die höchſten Buzze daz beſt haupt vnd guteyl. Ez ſullen auch die vorgnanten keuffer vnd Ir Erben, die hölczer. die zu der vorgnanten Veſten Botenlouben gehörent getrewlichen heyen vnd hegen vnd der nicht hingeben, verkouffen, oder wuſten lazzen on geuerde. Vnd dieſelben keuffer vnd Ir Erben ſullen vns vnd vnſerm Stifft mit der vorgnanten veſten Botenlouben gewarten getrewlichen on geuerde. Vnd wir vnd vnser Stifft ſullen ſie auch daran Schüren und ſchirmen getrewlichen on geuerde. Auch haben wir für vns, vnser nachkomen Byſchof vnd vnſerm Stifft zu wirczburg mit guten trewen on geuerde gelobt . diſen kouf mit allen ſinen vorgeſchriben ſtucken vnd artikeln . ſtete zu halten vnd dawider heimlichen oder offenlichen nicht zu tun noch ze komen mit worten oder mit werken, mit Gericht oder on gericht Geyſtlichen oder wertlichen noch anders mit kheinen ſachen on geuerde vnd auch nimant anders der dawider tun oder komen wolt dez zu legen geſten oder geſtatten mit keinen ſachen on alles geuerde Vnd aller diser vorgeſchriben ding zu einem gezeugnüzze vnd waren vrkunde iſt vnser Inſigel an diſen brif gehangen. Wir auch Heinrich von Reynſtein Tumtechant vnd daz Capitel gemeinlichen Dez vorgnanten Stiffts zu wirczburg Bekennen vnd tun kunt auch offenlichen an diſem brif, Daz alle vorgeſchriben dinrg mit vnſerm Rate, gunſt, willen vnd worte zugangen vnd geſchehen ſin. Vnd dez auch zu einem vrkunde iſt vnſers Capitels Inſigel gehencket an diſen brif Der geben iſt zu Wirczburg Nach Criſtus geburt Drüczehenhundert Jar vnd darnach In dem Sechſ vnd fünifczigſtem Jare an dem nechſten Donerſtag vor ſant valentin tag Darümbe haben wir die vorgnanten keuffer für vns, vnd alle vnser Erben mit guten trewen on geuerde gelobt . ſtete zu halten, zu tun, vnd vollefüren, on geuerde — alles, daz an den vorgeſchriben kouffbriſen geſchriben ſtet, vnd als verre daz vns, vnd vnser Erbin antriffet on geuerde. Vnd dez zu einem gezugnuczſe haben wir Lucz und Fricz die vorgnanten für vns vnd den vorgnannten Rüzzen der noch nicht Eygens Inſigels hat vnd für alle vnser Erben vnser beider Inſigel gehangen an diſen brief. Vnd ich der vorgnante Rüzze gelob vnd verbinde mich auch für mich, vnd min Erben vnder der vorgnanten Luczen mines vaters vnd Friczen mines bruders Inſigelen ſtet zu halten alle vorgeſchriben dinrg. Wann ſie dieſelben Inſigel auch durch miner Bete willen zu einem Gezugnuſſe darüber gehenkt haben an diſen brif. Der geben iſt zu Wirczburg Nach Criſts geburt Drüczehenhundert Jar vnd darnach in dem Sechſ vnd funfczigſtem Jar an dem nechſten Frytag vor ſant Valentin tag.

23.

1366.

24. Juni.

Johannes de ſwanfelt armiger recepit in feodum Caſtrenſe in Botenlauben cum ſuis pertinentiis et decimam in Riterſwiſen villa et marchia ex obitu Cunradi de ſwanfelt armigeri.

24.

1368.

Sabbato ante oculi, Ditricus de Bibra miles recepit propria ſua bona in feodum pro feodo caſtrenſi in Botenlauben, ſcilicet redditus iij librarum hall. in horffelt cum ſuis pertinentiis, qui fuerunt Aplonis dicti Lintener, et vnum bonum in Ethuſen cum ſuis pertinentiis.

25.*)

1374.

30. Januar.

Ich Gotſchalk vnd herman von buchenauwe ritter vnd mit vns Otte von Buchenawe knecht gebrüdere vnd alle vnſer erben . bekennen offenlich an dyſem briefe vor allen den dy yn ſehen hören ader leſen daz wir des erwirdigen vnſers Lieben gnedegen herren herren Gerhartz Byſchofes zu wirtzeburg, vnd ſynes ſtiftes deſelbens burgman worden ſin vnd ſullen daz ſelbe burggut verdienen zu Botenlouben als Burggutes recht iſt ane argeliſt, vnd dar vmb hat vns der vorgenante vnſer Lieber gnediger herre bezalt vnd gegeben zwey hundert güldin vnd funff vnd zwenczig güldin dy wir von yme enpfangen vnd yn genomen haben, vnd dar umb haben wir vnſer eygin gut daz Burggut zum Hange gelegen by Buchenowe mit aller zuhörunge vſ gegeben vnd von yme vnd ſynem ſtifte zu einen rechten burggute enpfangen vnd genomen als burggutes recht iſt, vnd dar umb ſal vns der vorgenanter vnſer lieber gnediger herre zu vnſerm rechten vorteidingen vnd vorſprechen als ander ſyne beſezzen burglüte an argeliſt, vnd auch iſt gerett, were, daz wir ader vnſer erben, daz vorgenante Burggut nicht lenger haben wolden, welch zit wir danne dy vorgeſchryben zwey hundert güldin vnd funff vnd zwenczig güldin vnſerm Lieben gnedegen herren vnd ſynem ſtifte wider geben, ſo ſullen wir des burggutes vnd aller gelobede ledig vnd los ſyn an alle argeliſt vnd des zu einem waren bekenteniſſe haben wir Gotſchalk vnd Hermann von buchenowe rittere vnſere Inſigele für vns vnſern bruder vnd alle vnſer erben wizzenlich gehangen an dyſen brieff, dar vnder Ich vorgenanter Otte bekenne, vnd mich vorbinde allen ding als vorgeſchryben ſten . ſtete zu halten an argeliſt wanne ich zu den zyten eygens Inſigels nicht hatte, dicz iſt geſchen nach chriſtus geburt drüzehenhundert Jar vnd darnach yn dem vier vnd Sybenczegiſten Jare am nehſten mantage vor vnſer frauwen tage Liechtmeſſe.

26.

1374.

Endres von Eltingeſhuſen recepit in feudum ein Burggut zu Bôtenlawben mit ſinen zugehoren vnd den zol daſelbſt zu Eltingſhuſen. Item ein Burggut zu Trimperg mit ſinen zugehoren.

Actum dominica Quaſimodogeniti.

---

*) Bamberger Copie. — S. 66 lies in der Anmerkung **) Urkundenbuch 25 u. 26

27.

1 3 7 5.*)

IN Göts namen Amen. ICh . Hanſs von katza genit vnd mit mir Mine geſchwiſtē, Ditze, Otto, Herman, kylian, pauls, von kätza, katherina, Anna vnd Jutte, Wir geſchwiſte, alle nün. Bekenen vnd tun kūt Offentlichñ an diſs briefe, allñ den, die In ſehñ, odir horen leſen, daz wir beſamentlichñ, mit gütem vereintem willen, vnd rate, habñ, für vns, vnd alle vnſir erbñ . . Den beſcheidñ lüten Hanſen von kiſszige Elſen ſiner elichñ wirtin, vnd allñ iren erbñ, diſe hernach benañte vnſir güt, vnd gulte Cinſs lehñ, Burgkgüt, erbe, vnd eigen, wiſen, eldirn, vnd agker hufe, vnd hofſtette, wie daz allez, genāt iſt, als er vſſe vns komen, vnd erſtorbñ iſt, von vnſirm vaterſelign, zv Bötenlauben, in der veſten gelegñ, vnd vſswendig, darumb, beide in den margken, vnd in dorffñ, dabie od' wo ez gelegñ iſt, geſücht vnd vngeſücht, Mit allñ iren zvgehorenden, rechten dinſten, nützen vnd geſellñ, als wir, vnd vnſir Eldern, ſie herbracht habñ. . . zv vrtat vnd ewiglichñ, verkauft, vnd Ingeantwurtet haben . . verkeuffen vnd Inantwürten Sie . . In . . mit diſs brife reht vnd redelichñ, on allerlei gende (Gefährde.). vmme Eylfhvndert pfūt hallē, geb' vnd gut' lantwerūge, der wir von den vorgenañ keuffñ gentzlichen vnd gar gewert vnd bezalt ſin, vnd habñ ſie in vnſn beſzzñ nütz gekerit vnd gewendet, vnd mit namen der güt ein teil zv nennen, So ſin diz verlehende güt, daz bürgkgüt zv Botenlauben in der veſten eyn hofſtat gelegñ, Itē daz vſzzer huſs in dem vorhofe, Itē der wingarte genāt der kulanger, Ite der zehende zv Stuppfel, Itē dri agke' wingarten zv Engeltäl, in dem Sibotentäl gelegen, Itē zv Riterſwiſen Eyn hofereite, vſſe der ſitzit itzüt Contze Riſzze vnd giltet āht ſchillige gelts, funftzig eyer, vier keſe, vnd eyn vaſnahthūn, Itē eyn agker wiſen, Itē eyn and' hofereite, darvſſe ſitzit itzüt Apelman, vnd giltit funftzehn ſchillige gelts, hvndert eyer, vier keſe vnd ztwei vaſnahthūnre, Itē eyn and' hofereite, darvſſe ſitzit Jutte Henſin, vnd gibt vier ſchillige gelts funftzig eyer, vier keſe ein vaſnahthūn, vnd drüw pfūt vnſlits, vnd zv dinſte zwene leſer vnd zwen' heuwer, Itē ztweilf morgen ardeagkers, die ſtōzzñ vſſe die ſelbñ hofereite, Itē eyn krütgartte, da gibt von Ruteberg ztwene ſchilligen gelts vnd ein pfūt vnſlits, Itē zv Matelshufen in der margke, ſin gelegñ funf agke' wingarten, hat itzüt h'man (Hermann) Mvlner, davon gibt er zehn ſchillige gelts, vnd eyn Martinshūn. So ſin diz eygen gut, des erſten vnſir ardeagke, vnd Eldñ, umb daz Huſs zv Botenlaubñ, vnd wo ſie gelegñ ſin, da bie in den margken, Itē, darnach, vnſir wiſen, dar ligen drithalb agke', in der krumen wiſen, vnd funf vierteil in der auw zv kiſzzige, Itē vierdehalb agke' zv den hei'ben gelegñ, Itē anderthalb agker bie dem' Tañe zv Botenlauben, Ite eyn halbe agker vndir dem heſelinſreyne, vnder dem von Boppenhuſs, Itē ein agker genāt köchsagker, Ite eyn halbe agker vndir dem' Steinbüchs Itē eyn agker hinder dem dorffe Ritſwiſen in d'auw, Itē drithalb agker, obñ an dem' dorffe, Itē in dem dorffe zu Riterſwiſen, vnd vſſe dem' velde, Eyn hube, da von gibt Contze Theyne, eyn mald' korns, vnd eyn malder habern, vnd viertzehn ſchillige gelts, einē lameſbuch, ſechs keſe, vnd eyn vaſnahthvn. Itē eyn hofereite, dar vſſe ſitzit Hartmudt nöchig, vnd gibt zehñ ſchillige gelts, eynē lameſbuch, Sechs keſe vnd eyn vaſnahthvn, Ite eyn hofereite darvſſe ſitzit itzut Heintze maltze, vnd gibt ſechs ſchillinge gelts vier keſe funftzig eyer vnd eyn vaſnahthūn, Ite Eyn and' hofereite hat itzut h'man volgknat, und gibt ſechſstzehn ſchillinge gelts, Ite ardeagke', in der kail gelegñ hat itzut fritze riſzze, da von gibt er acht pfūt vnſlits, vnd ierlichs ſo ſie tragñ eyn ſumerin getreydes. Itē agke vnd krutgarten, hat der alte ſeitzenberg. davon gibt ierlichs Cinſs eyn gehuften metzen korns, Itē ztwene agke wingarte an Munichſliten gelegñ, hat Boppe dengker, da von gibt er eyll pfūt vnſlits vnd vier vaſnahtshonre vnd die ſelbñ vorgenañ güt, ir igklichez, libte, zv dinſte eynē leſer vnd eynē heuwer, Ite Jutte Mvnichin gibt eylf pfūt vnſlits von agkñ vnd von krutgarten bie dem Schoelbrunen gelegñ, Itē Betze Schöchwinte gibt acht pfūt vnſlits von agken, vndir dem hilberge gelegñ, Ite Contze Riſzze hat eynē krutgarten bie dem Schoelbrunen, da von gibt er vier pfūt vnſlits, Itē zv Arnſhufen iſt eyn hube gelegñ hat itzut Betze Luttoldt, da von gibt er acht vnd ztwentzig ſchillige gelts, eynē lameſbuch, ſechs keſe, ztwey vaſnahthvnre, daz beſte Haubt, vnd ſinen dinſt . . Itē zv Wolbach ſin ztwene Wingarten gelegū in der Auw, die hat itzūt Contze Nybelīg der Junge vnd gibt davon ztwei vaſnahthvnre . . Diſe benañten verkauften gůt, gulte, vnd lehn, alle beſund' vnd miteinand', mit allū iren zugehorinden, rehten, nutzen, vnd dinſten, als wir ſie bizher braht habū, vnd vff vns komen ſind, habū wir, für vns vnd alle vnſir erbū den vorgenāten . keuff'n . . vnd allū iren erbū, willeklichen, reht, vnd redelichū, vffgebū, vnd habū vns der auch, mit múde, mit handt vnd mit halme verſchozzen verEigen, vnd abegetan nach des landes zv frangken, reht vnd gewonheit, vnd habū ſie auch in derſelben verkauften gůt all' liplich vnd nútzlich gewere reht, vnd redelichū geſetzit vnd ſetzen ſie mit diſs briefe, Auch habū wir, für vns vnd vnſir erbū, vnd beſunden wir vorgenañ gebrúde', für die egenañ vnſir ſweſtē, alle dri', geredt vndt gelobt, Reden vnd globū an diſs briefe daz wir, vnd vnſir erbū, den vorgeñ keuffū . . vnd iren erbū, . . der vorgenañ verkauften gut, Ir all', vnd irigklichs, von all anſprache, vnd Clage, ledig, vnd los, vnd auch daz ſie niht erklaget ſin, eigen für eigen, vnd lehū, als lehū, reht vnd redelichn, vorderlichn, vnd on' geude, werin, vnd wertigen, ſollen, vnd wöllen, nach des Landes zu frangken reht vnd gewonheit. Vnd habū In . . des zv zvvingen geſetzit, diſe h'nachgenañ Bürgen, . . vnu'ſcheidenlichū, die wir auch für vns, . . vnd vnſir erbū, reden, vnd globū mit gutem trúwen, an diſs briefe gútlichū vnd on allū iren ſchaden, zvloſen von dirre Bürgſchaft, vnd auch an ire ſtat, ob ir dehein abeget, od' vſswendig landes kvmet, ande' zvſetzen, als gute in viertzehū tagū neheſt darnach, als dikke es notgeſchiht, Anders der vbrige bürge ſolde in waren vnd leiſten vff vnſū ſchaden, als lange biz daz ez geſchiht, Auch habū wir, für vns vnd alle vnſir erbū, mit gůten trúwen, on' geu'de, gelobt, vnd globū, an diſs briefe, den vorbeſc.'rben kauff mit allen ſinen ſtugken, vnd alle diſe ding als ſie geſerbū ſin, ſtete zv halden, vnd da wid' num' zv komen noch zv tun, mit gerichte, geiſtlich, od' wertlich, od' on gerichte, mit wórten od' mit wergken heimelichū od' offentlichū, noch anders mit deheinē ſachū, on' allez geu'de, vnd auch nymandt anders, der do wider tun, od' kvmen wolte, des zv gelegū od' geſteen, in deheine wiſe, on' allez geuerde, Dar vbir vertihn wir, vns offentlichū, für vns vnd alle vnſir erbū, all' gerichte, rehte gewonheit vnd friheit, hilfe, ſie ſind geiſtlich od' wertlich, die vns od' vnſir erbū möhten gehelfen wid' den vorbeſcrbū kauff, vnd die den vorgenañ keuffū, . . od' iren erbū, zuſchadū, od' zv hind'niſſe keinen an deheinen hiebeſchū dingen, on' allerlei geu'de, we' auch, daz ez zvſchulden keme, daz die b'gen gemant würden, So ſollen ſie in varn zv Mvnrichſtadt in offeme Wirtehuſe, Ir igklich mit eynē knehte, vnd mit eynē pferde, vnd Ir dehein ſol ſich mit demandern entſchuldigen, mit andre leiſtūge od' ſich mit andir ſachū vnd geet ir deheine knecht od' pfert abe in der leiſtūge, verleiſtet ſich, od' von welchū ſachū daz komet, der ſol ande' knecht vnd pferdt in die leiſtūge wid'legen als dikke es not geſchiht, vnd ſollen vngeu'lichen ſo lange leiſtū vnd nim' vſs kvmen, biz allez daz vſsgetragū, gerichtit vnd geendet wirt, den egenañ keuffū . . vnd ire erbū darvmb die bürgen dane gemat ſind on' geu'de, Dirre dinge, all' zv eynē waren vrkunde, deſs haben wir diſs Brief geben, vnd daran habū wir vorgenañ . . gebrúdē von katza genat alle ſechſſe vnſir igklich ſin Inſigel wiſzzentlichen gehengket vnd diz ſin vnſir Bürgen, von den vorgeſchen ſtet, die veſten knehte, Contze von Arnſtein, vnd Ditze von Obirſſelt, vnd wir itzūt genante Bürgen . . bede, Bekenen daz wir in alle wiſe bürgen ſind, als vorgeſchū ſteet, vnd globū mit gůten truwen zvleiſten kvmet, ez zvſchulden, als gůt Bürgen reht iſt on' allez geu'de, vnd des vnd all' dirre Dinge zv gezvgniſſe ſin vnſir Inſigel auch an diſs brief gehengket. Geben nach Criſti geburte drúwtzehnhvndert Jar' darnach in dem funfe vnd ſibentzigeſten Jar an dem' heiligen Pfingſtabende.

---

*) Das Original in Sattlers Sammlung; Pergament, 18⅓ Zoll breit, 10½ Zoll hoch. Die acht Siegel fehlen. Auch in Sattlers Copialbuch Nr. 130, aufgelöst und modernisirt.

28.

1402.*)

29. Mai.

Wir Johanns von Gots gnaden Biſchoff niclas von Malbos Dechant vnd daz Capitel gemeinlichen der Stifft zu Würtzpurg bekennen mit diſem Briff für vns vnd alle vnſer nachkummen daz wir ſchuldig ſin worden vnd geben ſullen dem edeln Grauen Friderich von Hennenberg vnd allen ſin erben, acht vnd tzwentzig Hundert Guldin gut an Gold vnd ſwer gnug an gewichte für alle ſchulde vnd ſcheden, die Graue Hermann ſin Vater er vnd ir erben an vns, vnſern Vorfarn vnd vnſerm ſtifft biz vff diſen heütigen tag gevordert vnd gehabt haben, dorin die ſchuld vnd ſcheden ſechs ſiner Diner gerechet ſint, die er fur vns vnſer Stifft vnd Capitel davon vzrichten ſol, als davor geteidingt iſt, vnd die Hundert vnd ſechtzig guldin, die vnſer Capitel im ſchuldig was, vnd ſunſt von welcherley ſache ſich die gemacht haben, vnd nemlich vmb Aſcha ob ſie dorvmb icht Zuſpruch gehabt hetten, doch vſsgenummen der ſchulde, die vff Sternberg vnd Kungeshouen vnd vff den dorffern Iſershuſen vnd Linden beſunder verbrifft iſt, die obgenant Summe guldin haben Wir Im vnd ſin erben für vns vnſer ſtifft vnd nachkummen in Pfandes Wiſe in geſetzt vnd ingeben im ein mit Crafft diz Briues vnſer Slos Botenlauben mit allen Gutern, tzehenden, Gulten, tzinſen, renten Vellen vnd Beten, vnd gerichten, rechten, eren, Wirden vnd aller nutzung zu Dorff vnd zu felde, ez lige an Guten, Derffern, Weilern, hofen beſucht vnd vnbeſucht nichtz vzgenummen, in aller mass vnd Wiſe als hernach geſchrieben iſt vnd als wir vnſer forfar vnd vnſer ſtiffte daz ſelbe ſloſs mit aller Zubehörung Inne gehabt vnd genoſſen haben on allez geuerde. Dazſelbe Sloſs mit aller ſin zugehorunge ſollen ſie Inne haben, nutzen vnd nieſsen beſetzen vnd entſetzen ongeuerde, nach iren Willen vngehindert von vns vnſern nachkummen vnd ſtifft ongeuerde, ſo lange biz daz Wir, vnſer nachkummen Stifft vnd Capitel daz obgenannt Sloſs mit ſeiner Zugehörunge von im oder ſin erben wider ledigen vnd loſen, umb die obgenante Summe Gulden, on allen vffſlag vnd Scheden on geuerde. Wer auch daz Wir oder vnſer nachkummen Stifft oder Capitel daz obgenannt Sloſs mit ſin tzugehorung wider loſen wolten, daz ſolten wir thun von dem neheſten Sande peterstag vber ein gantz jare, vnd nicht davor, ſundern alle jar mugen wir vnſer Stifft vnd Capitel daſselb Sloſs loſen, welches jars wir wollen, doch alſe daz die Loſung geſchee vff den vorgenannten Sand peterstag virtzen tag vor oder nach, vnd zu welchem jar wir die Loſung thun wollen, daz ſullen wir Im vnd ſinen erben daz ſelbe jare mit vnſern offen Briffen vor verkunden gein Munerſtatt, ſinen Amptman vff den heiligen Oberſten tag virtzehen tag vor oder nach ongeuerde, vnd wenn die Loſung alſo verkundiget wird, ſo ſullen wir Im oder ſin erben die obgeſchrieben Summe Guldin darnach vff ſande peterstag Kathedra genant virtzentag vor oder nach zu Munerſtat in der ſtat vnverzogenlich richten vnd betzalen ongeuerde. Teten wir des nicht ſo ſol er oder ſin erben fürbaz daz ſelb ſloz mit aller ſiner Zugehorung inne haben als vorgeſchrieben iſt ſo lange, biz daz er vnd ſin erben der obgeſchrieben ſumme Guldin von vns gentzlich betzalt vnd gericht ongeuerde. Wenn denn vnd alle dieweil der obgenant Graue ffriderich von Hennenberg oder ſin erben Botenlaube alſo Inne hat, ſo ſullen ihn vnſer Burgleut doſelbſt geloben getreüwe vnd vnſchedelich zu ſin an ſinen gelt vnd an ſiner Phantſchafft diz Sloſs ongeuerde, vnd auch zu dem Sloſs zu gewarte, nach vſswiſung gewonheit vnd rechter Burgleben, bey denſelben iren rechten Wirden vnd gewonheiten er ſie auch bliben ſol laſſen als von alt herkummen iſt. Doch ſo ſullen wir die Burgleute zu dem rechten ſelber verſprechen vnd verteidingen vnd ſullen auch die Burgleben vnd Burggut ſelber verliben. Auch ſal daz vorgenannte Sloſs vns vnſer nachkummen vnd Stifft offin hus ſin gein allermenclich, on wider den vorgenannten von Hennenberg ſelber oder ſin erben, alle die weil er daz Inne hot, doch im vnſchedlich an ſinen gelt. Wurden wir oder vnſer Stifft mit Im oder ſin erben zu Krieg kummen, ſo ſal daz vff bede ſiten ſtill ſitzen. Auch ſal vns vnd vnſerm Stifft der vorgenannt von Henneberg einen verziche briff geben vmb alle Zuſpruch, clagvordrung, ſculden vnd ſcheden dy er, ſin Vater vnd alle ir erben von des Sloſs wegen Aſcha vnd auch ſunſt von aller ander Sach wegen zu vns zu vnſern ſtifft vnd Capitel bis vff diſen hutigen tag gehabt haben, vſsgenummen der obgeſchrieben ſchulde aller als obgeſchrieben iſt vnd vſsgenumen der Leben zu Wilburg, waz der in dem Kauffbriff nicht begriffen ſin . vnd zu vrkunde aller vorgeſchrieben rede, Bunde, ſtucke vnd Artikel geben wir obgenant Johanns Biſchoff niclas von Walbos Dechant vnd daz Capitel gemeinclich des Stiffts zu Würtzpurg im vnd ſin erben diſen Briff mit vnſern anhangenden Inſigeln. Der geben iſt am ſand Vrbans tag nach vnſern Herrn Criſti geburt vierzehen hundert Jare und in dem andern jare.

---

*) Aus Schultes Dipl. Geſch., Th. I. S. 166 f.

29.*)

1435.

Wir Johanns von Gotes Gnaden Biſchoff zu Wirtzpurg Bekennen und tun Kunt gein allermennlichen mit diſem offen Brieve, Das Wir dem Edeln Wolgebornen Unſerm beſundern lieben Freunde und getrewen . Graven Jorgen von Henneberg von beſundern Gnaden verliehen haben diſe hernachgeſchriben Unſere und Unſers Stiffts Lehen mit ihren Zugehörungen. Nemlich ein Burggut zu Botenlauben mit etlichen Arteckern, wiſen und Weingarten zu Lulbach, Arnſshuſen, Ritterswiſen und umb Kiſſige gelegen, und ein Viſchwaſſer an der Sale daſelbſt, das er alles gekauft hat umb Criſtan von Witzleiben, Item drew gut und eilff Acker Wiſen zu Bocklat das er gekaufft hat umb Jorgen von Beringen, Item Sechs Malter Getreides zu Sundheim bey Mellerſtat gelegen, und ein Malter Zehend Getreides zu Ellnbach die er gekauft hat umb Günther von der Kere, und alles von uns und Unſerm Stifft zu Leben vüret, und Wir verleihen dem obgenanten Graff Jorgen die egeſchrieben unſere und Unſers Stiffts Leben mit iren Zugehörungen, was rechtes die obgenanten Criſtan von Witzleiben, Jorg von Beringen und Günther von der Kere daran gehabt haben, und Wir Im von rechtes und beſundern Gnaden daran verleihen ſüllen, doch mit Beheltnüſſe Unſer und Unſers Stiffts Rechten und Gewonheiten die wir daran haben on geverde. Zu Urkunde haben Wir unſer Inſigel an diſen Brieve tun hencken der geben iſt an Unſers Herrn Uffartstag nach Criſti unſers Herrn Geburt, vierzehn hundert und darnach in dem fünffunddreiſſigſten Jaren.

---

*) Aus Sattlers Copialbuch Nr. 197. S. 294.

30. *)

1435.

Ich Kirſtan von Witzleben Bekenne und thun Kunt gein allermenniglichen mit diſem Brief das ich für mich und myn Erben recht und redelichen verkaufft han, und gebe zu Kauffen in crafft diſs Brieffs zu ewigen getötten Kauff dem Wolgeborn Herrn, Herrn Jorgen Graffen und Herrn zu Hennenberg myn gnedigen Herrn und allen ſin Erben ein Burggut uff dem Sloſs zu Bottenlauben mit allen ſinen Zugehörungen, das zu Lehen rürt von myn gnedigen Herrn von Würtzburg und ſinem Stifte, darzu auch meine erbliche und eigen Gut und was ich darüber han, es ſey an Hoſen, Zinſen, Gülten, Viſch-Waſser, Wingarten, umb das Sloſs Bottenlauben gelegen oder zu Kiſſinge zu Arnſshuſen, zu Lulbach zu Haſenbach und zu Eringshauſen an getraide Gülte pfennig Gülte, Unflat, Hüner oder ander Zugehörunge nicht davon ufsgenommen, ſondern mit allem Iren Herkommen Herrlichkeiten, Lebenſchaften, rechten, freyheiten und Gewonheiten als meine Eltern und ich die inne gehabt und herbracht, und han ihm ſolch Burggut, Hofe, Güter und Zinſe als obgeſchrieben ſtet geben umb fünffhundert Gulden reiniſcher Werung die mir der egenant myn gnediger Herre gütlich ufsgericht und bezalt hat, und Ich ſage, In und ſeine Erben ſolchs Kaufgelds ledig und loſe on geverde, dorüber ſetze ich für mich und myn Erben den egenannten myn gnedigen Herrn und ſine Erben in crafft diſs Briefs in rechtlich nutzlich geruwige Gewalt und Gewerde des egenanten Burgguts, Hofe Güter Zinſe und aller Zugehörunge als obgeſchrieben ſtet, Alſo daſs er fürbaſs damit tun und laſsen ſol, die die einnemen beſetzen und entſetzen wie Ihm eben iſt, und ich verzeihe für mich und myn Erben aller Recht und Herrlichkeit, die ich daran gehabt han, alſo das ich oder meine Erben nymmermer Forderung oder recht daran haben ſollen noch wollen und gereden auch für mich und myn Erben nymmermer darnach zu ſteen oder wider dieſen Kauff zu thun durch mich ſelbs oder ander Lüte und des nymants zu legen geſteen nach geſtatten, der dowider tun wolt, on alles Geverde. Des zu Urkunde hon ich myn Inſigel für mich und myn Erben an diſen Brieff gehangen. Der geben iſt am Suntag vor Sant Michilstage nach Unſers Herrn Criſti Geburt virzehenhundert Jar und darnach in dem fünff und dreiſsigiſten Jare.

---

*) Aus Sattlers Copialbuch. Nr. 198. S. 293.

31.*)

1750.

Lehen-Brieff Johann Philipps Freyherrns von Bibra zu Schwäbheim über Sein gebührendes Succeſſions-Recht an denen Lehenſtücken zu Höchheim, Bodenlauben, Ottelſhauſen und Oberwerrn. Collat. Anno 1750.

Wir Carl Philipp von Gottes Gnaden Biſchoff zu Würtzburg Des Heil. Röm. Reichs Fürst, und Hertzog zu Francken etc. Beckennen offentlich mit dieſem Brieff, und thuen Kund allermänniglichen, daſs Wir dem Edlen Unſerem Geheimen Rath und lieben Getreuen Johann Philipp Freyherrn von Bibra zu Schwäbheim weyl. Gottfried Chriſtophs Freyherrns von Bibra nachgelassenem Sohn ſein gebührebdes Succeſſions-Recht an denen nachfolgenden Lehenſtücken zu Rechten Mannleben verliehen haben, nemlichen einen Hof und den Zehenden zu Höchheim, die Vogtei zu Gleichen an der Wieſen, Zehenpfund Veitsgeld daſelbſten, auch den Sack- und Feldzehenden zu Gleichen an der Wieſen. Item ein Burckguth zu Bodenlauben, einen Viertentheil Zehenden zu Oberwern, Ein lehen zu Mellerichſtadt, das Klaus Dieterich beſitzet. Item eine Hueb zu Dörfleins. Item den Zehenden zu Ottelſhauſen und die untere Mühl daſelbſten an der Miltz gelegen. Item einen dritten Theil am Zehenden zu Gollmathshauſen. Item drei Gütter zu Höchheim, die Antonio von Bibra geweſen, und ein guth zu Aubſtatt, das Hanns Truchſeſs von Wetzhauſen geweſen iſt. Item eine halbe Hueb daſelbſten. Item Zwey Gütter zu Aubſtadt mit ihren Zu- und Eingehörungen, die von Wolff Fuchſen zu Haſsfurth erkaufft ſeynd. Item das *jus patronatus* der Kirchen zu Höchheim, daſs als ein Filial von der Rechten Pfarrkirchen zu Mänthauſen aus ordentlichen gewalt iſt *separirt* worden und das *Jus Patronatus* des Geiſtl. Lehens in der Pfarrkirchen zu Irmeltshauſen, ſo durch Heintzen von Bibra weyl. Conrads von Steinau Steinrück genannt nachgelaſſener Wittib von neuen geſtifftet und bezahlt worden. Item ein Hof zu Eyersheim mit ſeinen Zu- und Eingehörungen der von wayl. Wilhelm von Birckenfels wayl. unſeren Herrn Vorfahrern Biſchoff Lorentzen ſeel. und fürſtl. Hochſtifft vermannt, welches alles, und jedes von Uns, und Unſerm Fürſtl. Hochſtift Würtzburg zu Rechten Mannleben rühret, an welchen Lehenſtücken ſeine Vettern die von Bibra zu Bibra, und Gleichen an der Wieſen auch ihren gebührenden Theil haben. Und Wir verleyhen Ihme Johann Philipp Freyherr von Bibra zu Schwäbheim ſein gebührendes Recht an obſpecificirten Lehenſtücken waſs Rechts Er daran hat, und Wir Ihme von Rechtswegen daran verleihen ſollen und mögen in- und mit krafft dieſes Briefs, doch Uns, Unſern Nachkommen und Fürſtl. Höchſtift Würtzburg an Unſeren Lehenſchaften, Rechten und gewohnheiten, ſo Wir daran haben, ohnſchädlich ohne gefährds. Zu Urkund deſſen haben Wir Unſer *Secret Insigill* an dieſen Brieff wiſſentlich hangen laſſen, der Geben iſt den dreyſſigſten Monatstag nach Chriſti Unſeres lieben Herrn und Seligmachers geburt im ein tauſend, ſieben Hundert und funffzigſten Jahr.

---

*) Original-Pergament. Eigenthum des Freiherrn Dr. E. von Bibra auf Schwebheim zu Schwebheim.

IV.

URKUNDEN ZUR GESCHICHTE DES CISTERCIENSER-NONNENKLOSTERS FRAUENRODE.

INHALTSVERZEICHNISS

DER FRAUENRODER URKUNDEN.

Nr. Jahr.

1. 1250. Bischof Hermann zu Würzburg genehmigt, dass Albert von Trimberg einen Zehnten in Elfershausen an das Kloster Frauenrode verkauft.

2. 1252. Derselbe Bischof bestätigt dem Kloster Frauenrode die ihm vom Grafen Heinrich von Henneberg vermachte und von den Brüdern von Bastheim als Afterlehenträger erworbene Schenkung der Zehnten zu Burkartrode und Wolbach.

3. 1264. Albert Vogt von Herlingsberg vermacht zum Seelenheil seines verstorbenen Vetters, Dietrichs von Burkartrode, der Kirche zu Frauenrode sein Dorf Stangenrode mit allen Zubehörungen, zum alsbaldigen Besitz und freien Genuss, behält jedoch sich und seinem Sohn die Wiedereinlösung für 10 Mark reinen Silbers vor. Unter den Zeugen steht Bruder Conrad von Frauenrode.*)

4. 1275. Berthold, Graf von Henneberg, verzichtet auf alle erhobenen Ansprüche an die Güter zu Wolfameshusen, welche sein Oheim, Graf Otto von Botenlauben, mit Eigenthumsrechten an die St. Marienkirche zum Rodeland (*Novalis*) übertragen hatte.

5. 1277. Hermann der Jüngere, Graf von Henneberg-Aschach, nimmt die Kirche zu Frauenrode in seinen besondern Schutz und in seine Vormundschaft.

6. 1281. Heinrich, Graf von Castell, genehmigt, dass Otto von Fuchsstadt den halben Zehnten zu Eigenhausen dem Kloster Frauenrode verkauft.

7. 1286. Graf Hermann von Henneberg und sein Sohn Graf Boppo bestätigen einen Vertrag des Schuhmachers Conrad von Nütlingen über 3 Acker Weinberge, welche der Priester Rupert, genannt Hönlin, an sich gekauft und der Kirche zu Frauenrode vermacht hatte.

8. 1287. Conrad von Wildberg überlässt sein Lebensobereigenthum an zwei Zinsgütern zu Nütlingen, welche jährlich 2 Pfund Heller zinsen, dem Rodelande U. l. Frauen, „welches gewöhnlich Frauenrode genannt wird,“ auf Bitten Helwichs von Elpe und seiner Freunde.

---

*) Man findet es öfters, zumal bei solchen Nonnenklöstern, welche adelige Familienstiftungen waren, dass auch alte Mannspersonen, als eingekaufte Pfründner, in einem Nebengebäude verpflegt wurden, wenn sie nur dem Probste die *vota castitatis et obedientiae* ablegten. Es lassen sich Beispiele von Rohra, einem der ältesten Hennebergischen Klöster, 1 Stunde von Meiningen, anführen.

Gewohnheit der frommen, mildthätigen Eliſabeth, oft die Kirche in Eiſenach zu beſuchen, wo ſie dann jedesmal die vor der Kirchthüre gelagerten Armen und Gebrechlichen ſehr liebreich mit Gaben erfreute, und manchem durch Handauflegen und einen Segensſpruch, oder ein ſtilles Gebet zu Gott ſeine Gebrechen heilte. Nun hatte ſie einſt an einem Heiligentage bereits alles, was ſie an Geld bei ſich trug, dahingegeben, als ihr noch ein alter halberblindeter Greis in den Weg trat und um eine Gabe flehte. Ihr mildes Herz konnte es nicht über ſich gewinnen, dieſen Armen unbeſchenkt zu laſſen, ſie ſtand einen Augenblick ſinnend, und zog dann raſch einen ihrer köſtlichen mit Gold und Silber reichgeſtickten Handſchuhe von der zarten Hand, und reichte ihm den zitternden Alten mit den Worten hin: Nehmt dieſes und verkauft es. Der Greis ſtammelte Worte des Dankes, das Volk rief Segen auf die edle Landgräſin herab und ſie betrat ſtill, das Haupt fromm geſenkt, die Kirche. An den armen Greis aber drängte ſich ein edler Rittersmann, der ein Zeuge der Mildthätigkeit Eliſabeths geweſen war,

Nr. Jahr.

9. 1288. Graf Boppo von Henneberg-Aschach übergiebt seinen Erbzins und sonstige Gerechtsame im Dorfe Löffelsterz an das Kloster Frauenrode, damit die Nonnen für ihn und seine Vorfahren beten.

10. 1289. Heinrich von Herlingsberg und die Seinen verkaufen dem Kloster Frauenrode ihre Güter im Dorfe Burkartrode. Dieser Vertrag wird bezeugt von dem Bischof B. (?) von Würzburg und vom Lehnherrn Grafen Hermann dem Jüngern von Henneberg. (Der erstere müsste Bischof Berthold von Sternberg gewesen sein, der jedoch schon 1287 starb. Möglich, dass die Jahrzahl verschrieben wurde.)

11. 1292. Adelheid, Wittwe des Grafen Hermann des jüngern zu Henneberg-Aschach, vollzieht die von ihrem genannten Gemahl zur Sühne für mehrfaches dem Kloster Frauenrode zugefügtes Unrecht verordnete Schenkung eines Holzes, das Loch genannt, nebst andern Gütern, in Form eines Fideicommisses. Dieses Fideicommiss errichten die Gräfin Adelheid und ihre vier Söhne Hermann, Heinrich, Berthold und Poppo, und stiften eine Seelmesse für den zu Frauenrode begrabenen Grafen Hermann. Auch bestätigen es die Grafen Berthold und Heinrich zu Henneberg-Schleusingen. (Berthold der Grosse, 1310 gefürstet, und Heinrich, Komthur des deutschen Ordens.)

12. 1300. Mechtild, Wittwe des Ritters Hurnig, und dessen Söhne Apel und Wolfram verkaufen ihre beiden Dörfer Golberg und Stralsbach mit der Vogtei, Feldern, Wiesen und allen Zugehörungen, und insbesondere den Zehnten zu Golberg als Eigenthum an das Kloster Frauenrode für 200 Pfund Heller.

13. 1303. Graf Heinrich von Henneberg-Ascha und dessen Mutter Adelheid, Wittwe weiland Grafen Hermanns, machen dem Kloster Frauenrode eine Schenkung *inter vivos*, zum Besten der Klosterjungfrauen, jedoch mit Vorbehalt der Wiederlösung.

14. 1303. Der Priester Dietrich Kranz vermacht auf seinen Todesfall sein Freigut zu Orlebach dem Kloster Frauenrode so, dass die Einkünfte lediglich dem Kellereiamte zufliessen und zur täglichen Austheilung verwendet werden sollen, mit der weitern Bedingung, dass, wenn Dietrichs Schwester, Adelheid, eine Begine zu Münnerstadt, ihn überleben würde, das Kloster derselben von der Erndte seines Freiguts jährlich 4 Malter Waizen auf ihre Lebenszeit verabfolgen solle. Die Schenkung wird bezeugt und besiegelt von der Gräfin Adelheid, der Wittwe weiland des Grafen Hermanns des Jüngern von Henneberg, ingleichen von den Schöppen zu Münnerstadt mit dem Stadtsiegel u. A.

15. 1303. Hermann, Graf zu Henneberg-Ascha, giebt sein Lehns-Obereigenthum an dem Dorfe Stralsbach zu Gunsten des Klosters Frauenrode auf, nachdem Mechtild, die Wittwe des Ritters Hurtung (oben in Nr. 12. heisst er Hurnig) nebst ihren Söhnen Albert und Wolfram ihr Lehn daselbst diesem Kloster verkauft hatten.

16. 1303. Markgraf Hermann von Brandenburg, Herr in Franken, bestätigt ebenfalls wegen seiner Lehensherrlichkeit über Strahlsbach diesen Kauf.

17. 1303. Berthold, Graf von Henneberg-Schleusingen, desgleichen.

18. 1303. Heinrich, Graf von Henneberg-Hartenberg, giebt gleichmässig sein Lehens-Obereigenthum am Dorfe Stralsbach auf.

19. 1308. Anna, Markgräfin von Brandenburg und Lausitz, Frau von Henneberg, ertheilt, um den letzten Willen ihres Gemahls, des Markgrafen Hermann, zu vollziehen, dem Kloster Frauenrode einen Schutzbrief, dass dessen Güter und Unterthanen zu Nütlingen, die es mit allen Gerechtsamen besitzt, von den landesherrlichen Beamten nicht mit Abgaben *(exactiones)*, Beeten *(precarie)* und Lager oder Herbergen *(parangarie)* oder sonstigen Lasten beschwert werden.

20. 1314. Graf Berthold von Henneberg-Schleusingen befreit die Frauenroder Klostergüter zu Nütlingen gleichermaassen.

Nr. Jahr.

21. 1320. Graf Berthold von Henneberg und dessen Sohn Heinrich schenken dem Kloster Frauenrode ihr Vogteirecht über alle Klostergüter zu Nütlingen, sowohl alten, als neu erworbenen, und verzichten besonders auf das Recht, Steuern von den Klosterhintersassen zu erheben.

(Graf Berthold erhob damals eine allgemeine Landbeete, oder Steuer, um die Kaufgelder für die neue Herrschaft aufzubringen, wovon auch andere Klöster ihre Hintersassen frei zu machen suchten. Der Graf erhob sie aber doch und gab den Klöstern gewöhnlich nur eine Versicherung, dass es ihren Gerechtsamen unschädlich sein sollte.

cf. v. Schultes Cob. Gesch. im Mittelalter S. 44.)

22. 1330. Aebtissin Adelheid und der Convent zu Frauenrode gestatten dem Grafen Heinrich dem Aeltern von Henneberg-Ascha und seiner Gemahlin und ihren Erben den Wiederkauf von 8 Pfund Heller jährlicher Einkünfte im Dorfe Zailbach für die Kaufsumme von 70 Pfund Heller.

23. 1331. Aebtissin Adelheid und der Convent zu Frauenrode erhalten von dem Grafen Heinrich dem Aeltern von Henneberg und seiner Gemahlin Sophie für eine Schuld von 7 Pfund Heller die zweijährigen Einkünfte von 3 Leibeigenen zu Retzbach und Stralsbach zugesichert und bekennen, dass sie nach Ablauf der 2 Jahre nichts mehr an jenen Leibeigenen fordern wollen.

24. 1331. Aebtissin Adelheid und der Convent zu Frauenrode leihen dem Grafen Heinrich dem Aeltern von Henneberg 3 Pfund Heller und dieser verpfändet jenen dafür den Leibeigenen Conrad Vrowin zu Zailbach, mit dem Vorbehalt der Einlösung.

25. 1331. Dieselbe borgt demselben 2 Pfund Heller, gegen Verpfändung eines Leibeigenen, Conrad Lower von Burkartrode.

26. 1332. Wiederkaufsbrief des Klosters Frauenrode über 2 Pfund Heller von Hermann Scheiteler in Stralsbach.

27. 1341. Aebtissin und Convent zu Frauenrode bezeugen einen vom Grafen Heinrich dem Aeltern von Henneberg ausgestellten lehnsherrlichen Pfandconsens, dass der Mundkoch des Grafen, Namens Hartung, seiner Ehefrau Catharina Dyth' der Tochter des Amtmanns zu Ascha, 30 Pfund Heller zur Morgengabe, auf seine (nicht benannten) Lehngüter anweisen dürfe.

28. 1342. Graf Johann von Henneberg quittirt das Kloster Frauenrode über einen Anspruch und erklärt die Kotheners Güter zu Westheim mit ihren Erbzinsen zu Gunsten des Klosters für los und ledig.

29. 1350. Graf Heinrich von Henneberg und sein Sohn Hermann geben ihre Lehnsgerechtsame an die Zehnten zu Stralsbach und Poppenrode auf zu Gunsten des Klosters Frauenrode, doch mit Vorbehalt des bischöflichen Obereigenthums.

30. 1350. Bischof Albert zu Würzburg genehmigt gleichermaassen den von dem Wappner Hermann von Brenden vorgenommenen Verkauf dieser beiden Zehnten und befreit sie zu Gunsten des Klosters Frauenrode von allem Lehensverbande.

31. 1359. Aebtissin Kunigunde zu Frauenrode legt vor dem Abt zu Bildhausen, als Visitator, und vor ihrer Nachfolgerin, der Aebtissin Elisabeth, Rechenschaft ab über die während ihrer Vorsteherschaft vom Kloster erworbenen Einkünfte, deren Veräusserung und anderweite Verwendung.

32. 1361. Bruder Poppo von Henneberg versichert dem Kloster Frauenrode die Ueberwachung der Aufrechthaltung einer von ihm im Deutschordenshause zu Schweinfurt gestifteten Messe.

33. 1374. Eberhard von der Kere bekennt von dem Kloster Frauenrode geschieden zu sein.

34. 1389. Graf Hermann von Henneberg bezeugt einen Kauf des Klosters.

35. 1394. Aebtissin und Convent des Klosters Frauenrode bekennen, dass es für die vom Grafen Hermann von Henneberg-Ascha erhaltenen 1200 Pfund Heller die Verpflichtung übernommen habe, dessen Jahresgedächtniss mit Vigilien und Seelmessen u. s. w. zu feiern.

Nr.	Jahr.	
36.	1399.	Bekenntnissbrief der Aebtissin Katharina und des Convents zu Frauenrode über 600 Pfund Heller.
37.	1430.	Johann, Abt des Klosters zu Bildhausen, bezeugt nach der freiwilligen Resignation der Aebtissin Barbara Pfersdorfer und nach der Wahl der neuen Aebtissin, Barbara Küchenmeister, die Anfertigung eines neuen Mobiliar-Inventariums des Klosters Frauenrode und den summarischen Rechnungsabschluss.
38.	1458.	Bekenntnissbrief über den Hof Schlimbach.
39.	1469.	Zeugniss (Zeugenverhör) und Beweis, dass das Kloster Frauenrode im Dorfe Löffelsterz Gebot und Verbot und an der Kirchweih den Weinschank habe.
40.	1478.	Otto, Graf von Henneberg, entscheidet Späne des Klosters.
41.	1479.	Bekenntnissbrief Graf Wilhelms von Henneberg über den Kauf von Hesselbach und Löffelsterz.
42.	1483.	Graf Otto von Henneberg schlichtet eine Irrung des Klosters.
43.	1506.	Vertrag zwischen dem Grafen Hermann von Henneberg und dem Kloster Frauenrode, wodurch ihre gegenseitigen Ansprüche aufgegeben und dem Grafen der Zehnte zu Kaistheim, dem Kloster aber der Zehnte zu Stangenrod allein überlassen wird.
44.	1511.	Schiedsbrief, dass gewisse Aecker und Wiesen zur Methalsflur gehören, also dem Kloster Frauenrode, denen von Masbach und von Erthal zehentpflichtig sind und dass die Besitzer des Langendorfer Zehnten dort nichts zu suchen haben. (Mettal, ein ausgegangenes Dörfchen zwischen Elfershausen und Westheim; der dortige Zehnte heisst noch der Meidelszehnte.)
45.	1556.	Bischöfliches Concept an die Aebtissin zu Frauenrode, sich wegen verschiedener Klagepunkte, die das Amt Aschach gegen sie erhoben, zu rechtfertigen.
46.	1556.	Rechtfertigungsschrift der Aebtissin Amalie von Rumrod im Betreff der erhobenen Klagepunkte.
47.	1557.	Mündlicher Bescheid des Bischofs Melchior Zobel von Giebelstadt in Sachen des Amtes Ascha gegen die Aebtissin zu Frauenrode.

1.

1250.*)

13. Januar.

Hermannus dei gracia Episcopus Herbipolensis. Notum facimus vniuersis huius pagine inspectoribus, quod cum Elizabeth Abbatisſa et Conuentus sanctimonialium in Frowenrode nostre dyocesis habito emptionis tractatu cum viro nobili Alberto de Trimberg de decima in Eliuereshusen, quam idem nobilis a nobis in feodo poſsidebat, eam dicto monasterio comparasſent, nobis humiliter supplicauerunt, ut cum jdem monasterium nostris temporibus fuerit inchoatum, de nostra beniuolencia et fauore, ac ipse nostre esſent in christo filie speciales, vendicionem huiusmodi decime confirmare ipsi monasterio de pietatis nostre gracia dignaremur. Nos itaque earum precibus

---

*) Bamberger Copie, wie die Mehrzahl der nachfolgenden Urkunden. Auch bei Jäger a. a. O. Dritter Theil, S. 410. Nr. LIII. mit unwesentlichen Abweichungen in der Rechtschreibung.

inclinati accipientes a dicto nobile molendino ſuo proprio in westheim loco dicte decime in reſtaurum Eccleſie noſtre, quod molendinum in proprietatem Eccleſie nostre dedit, dictam vendicionem preſentibuſ confirmanteſ, ipsam decimam in proprietatem monasterio dicto damus perpetuo poſſidendam. In cuius donacionis nostre teſtimonium preſentem paginam ſuper eo dedimus, ſigilli nostri munimine roboratam. Teſtes Marquardus prepoſitus maioris Eccleſie, Hermannus Decanus noui Monasterii. Giso prepositus de houge. Magister hugo canonicus maioris Eccleſie. Wernerus scriptor canonicus noui monasterii. Heinricus Notarius Canonicus in Onolsbach. Marquardus camerarius dictus orphanus. Lampertus dictus Marscalcus de Botinlouben. Ludewicus de Bunach. Albertus de ertal. Cunradus de flache. Emehart de Esſchenbach. Gotfridus dictus magister coquine. Datum anno domini M.° CC.° quinquagesimo. Idus Januarii. Indictione VIII. Pontificatus nostri. Anno XXV.°

2.

1252.*)

2. August.

Hermannus dei gracia Herbipolenſis Epiſcopus. Vniuerſis Christi fidelibus in perpetuum ſalutem in domino. Vt in noſtris geſta temporibus perpetue ſtabilitatis robur obtineant, ſolet litterarum memoria eternare. Ea propter preſens pagina declarat preſentibus et futuris, quod, cum Abbatisſa et conuentus in Frowenrode decimas in Burchartesrode, et in Wolpah quas vir nobilis, Heinricus comes in Hennenberc a nobis tenuit in feodo, et fratres de Baſtheim eodem jure tenuerant ab ipſo, titulo proprietatis ab eiſdem fratribus comparaſſent, supplicarunt nobis humiliter et deuote, quatenus, super eo noſtrum dignaremur adhibere beneplacitum et conſenſum. Nos vero precibus ipſarum benignum impercienteſ aſſenſum, dictas decimaſ, quas fratres premiſſi Comiti Heinrici de Hennenberc reſignarunt, et ipſe Comeſ nobis jus feodi, quod habebat in illis, proprietatis titulo monaſterio in Frowenrode duximus conferendaſ; ſtatuenteſ, quod idem monaſterium cum eiſdem decimis, et aliis bonis ſuis, habitis et habendis, ſub ſpeciali noſtra et noſtrorum ſucceſſorum protectione conſiſtat. Nulli ergo hominum liceat, hanc paginam noſtre donacionis seu protectionis infringere vel in ausu temerario contraire . quod qui fecerit gravem omnipotentis dei et sanctorum eius indignacionem ſe senciat incidiſse. Omnibuſ autem ei monaſterio ſua jura ſervantibus ſit pax in preſenti, et in futuro gloria ſempiterna. Teſtes hujus rei ſunt Wernherus Scriptor Canonicus noſtri monaſterii, Symon de Tannin, Boto marſcalcus de Eberſtein. Hermannus de Brendin. Albertus de Berkohe, Karolus frater eius. Heinricus de Oſtheim. Manegoldus de Oſtheim, et alii quam plures. Actum Anno gracie M.° CC.° L. secundo menſe Auguſti. Pontificatus noſtri Anno viceſimo ſeptimo.

---

*) Bamberger Copie, mit der Ueberschrift: *De decimo in Burcharterode.*

3.

1264.*

In nomine patris et filii et ſpiritus ſancti Amen. Nouerint vniuerſi tam preſentes quam futuri huius pagine inſpectores quod ego Albertus aduocatus de Herlingeſberc et Heinricus filius meus unanimi uoluntate pro remedio anime pie memorie cognati noſtri Theoderici de burchartrode et pro mercede noſtra contulimus eccleſie vrowenrode villam noſtram ſtangenrode cum omnibus ſuis attinenciis ut prefata eccleſia amodo libere et hereditarie poſſideat eadem bona eo iure et usu, quo nos et noſtri hactenus uſi ſumus. Tali tamen condicione interpoſita ut ſi proceſſu temporis michi aut filio meo placuerit redimere predicta bona comparandi eo pro decem marcis puri argenti facultatem liberam habeamus. In obliuionis ergo et obiectionis exterminium litteram hanc deſcribi et ſigilli noſtri munimine fecimuſ roborari. Huius rei teſtes ſunt Ludewicus de bunahe Reinhardus de Malegoz Otto de Vnſlat Raputh de Ebenhuſen militeſ. Willehelmus Capellanus; frater Cunradus de vrowenrode. Helwicus meus Cellerarius et alii plures. Acta ſunt hec anno domini M°. CC°. LXIIII.

4.

1275.

Münnerstadt, 5. December.

Bertoldus Comes in Hennenberc. Vniuerſis hanc litteram inſpecturis tenore preſencium publice proteſtamur, quod omni juri nobis vendicato, ſiue quod habere uidebamur in bonis in Wolfameſhuſen, que patruus noſter felicis memorie Comeſ Otto de Botenlovbe Eccleſie Novalis ſancte Marie proprietario jure rationabiliter contulerat, ſicut in priuilegiis ejusdem Eccleſie plenius eſt expreſſum, abrenunciamus penitus per preſentes, ad hoc noſ obligauteſ per fidei dationem, et preſencium per tenorem, ut prenominatam Eccleſiam in bonis prelibatiſ nullatenus de cetero moleſtemus, aut injuriam inferamus (inferamus). In cujus rei euidenciam preſentem literam conſcribi, et ſigilli noſtri munimine fecimus roborari. Teſtes, qui hijs interfuerunt, Sunt hij: Dominus Herdegnus Abbas de Biledehuſen. Dominus Henricus Abbas de Vrowe. Dominus Albertus prepoſitus in Rore. Bertramus Commendator Domus theutonice in Mvnrichſtadt, patruuſ noſter inclituſ Comes Hermannus de Hennenberc, Eberhardus de Maheſbach. Gotfridus de steten. Cunradus Swinrode, et alii plureſ. datum in Mvnrichſtat. Anno Domini M°. CC°. LXXV.° in vigilia Sancti Nicolai Epiſcopi.

---

*) Auch bei Jager, a. a. O. Th. 3. S. 630. Nr. LX., in Orthographie und Interpunction unwesentlich abweichend; viele Punkte; vor *attinenciis* fehlt *suis*.

3.

1277.*)

Aſchach. 26. März.

Quoniam rerum geſtarum ſeriem littere perpetuant; Nos **Hermannus** dei gracia Comeſ de Hennenberg junior, ad vniuerſorum volumus peruenire noticiam, quos ſcire fuerit oportunum, quod ob reuerenciam omnipotentis Dei, et glorioſe Matriſ ejus, Virginis Marie, Eccleſiam Sanctimonialium novalis Sancte Marie in noſtram Tuicionem et protectionem recepimus ſpecialem, quod, quicunque ipſum locum in perſonis ſeu boniſ ſuiſ moleſtare preſumpſerint, noſtram indignationem ſeu ingratitudinem ſe nouerint graviter incurſuros. Cum itaque loco prelibato diſciplina regularis ab uniuerſo collegio devotius obſervetur, et jugis Deo famulatus attribuatur, noſtreque ſalutis augmentum inibi adoptetur, diuina compuncti gracia, conſiderantes, quam caducus honor mundi, et quam frivola gloria rerum, abrenuntiamus pure et ſimpliciter omni juri nobiſ injurioſe vendicato, ſiue quod in villa Wolfameſhuſen habere videbamur, quam felicis recordationis **patruus noſter, kariſsimus, Otto** Comeſ illuſtris **de Botenloube**, loco predicto jure proprietario rationabiliter contulerat, ſicut in privilegiis ejusdem Eccleſie lucidius eſt expreſſum, ad hoc noſ obligunteſ per fidei dationem, et preſencium per tenorem, ut ſepedictam Eccleſiam in villa prelibata nullatenus de cetero moleſtemus, [aut injuriam inferamus, sed tanquam propria ſtudioſius protegamus.] Adjicimus etiam, quod a molendino apud Ebenhuſen ſito, quod quorundam ſuggeſtione impugnavimus, abrenuntiamus bona voluntate. In cujus rei Evidentiam pleniorem, preſens ſcriptum damus, noſtri ſigilli impreſſione communitum. Teſtes hujus facti ſunt: Cunradus vir nobilis de Trimperg, ſocer noſter kariſſimus. Eberhardus de Mahesbac. Gotfridus de Stethen. Otto frater ejus, milites. Dominus Herdegnus Abbas de Bildehuſen. Dominus Heinricus Abbas de Vrouwe. Dominus Fridericus prepoſitus de Huſen. Albertus notarius noſter, Clerici. Bertholdus de Nutelingen, dictus Shrimpho. Heinricus Phlumo. Wolframus de Beringen, caſtrenſes noſtri. Cunradus Cluphel. Hermannus filius Eckberici ciueſ noſtri in Mvnrichſtad, et alii quam plureſ. Actum et Datum apud caſtrum noſtrum Aſſhach, Anno Incarnationis Domini M.° CC.° L. XXVII°.VII.° Kal. April. hoc eſt in annunciatione dominica.

---

*) Bamberger Copie. Auch in Schultes Dipl. Gesch. Th. 1. S. 453. 1., doch mehrfach abweichend, zum Theil incorrect. *presumpserit. Et autem in loco* statt *cum itaque. Wolmuthshausen* (ganz irrig). *Bottenloyben. dorionem.* [ ] fehlt ganz. *Addidimus etiam. impugnamus. Conradus. Maſpach. Schleten. Herdenus abbas de Bahilthusen. Schrimphe. Klupphel. Aſchach. Millesimo. septuagesimo.*

6.

1281.

2. October.

Nos Henricus Comes de Kaſtele Recognoscimus et litteris proteſtamur presentibus, quod Otto de vustat miles medietatem decime in Egenhusen quam a nobis poſsedit titulo feodali et nos de venerabili domino Herbipolensi episcopo titulo feodali recepimus cum nostro et iam dicti domini ac patris nostri episcopi vendidit conuentui et ſanctimonialibus feminis in frowenrod pleno conſenſu concedenteſ accedente gratia et fauore domini episcopi ac beniuolo consensu capituli, vt dictus conuentus ipsam partem decime titulo et jure proprietatis poſsideat in eternum. Sub tali tamen forma quod predictus Otto miles allodium ſuum situm in vustat quod tenore proprietatis posſidet domino episcopo et nobis resignauit et a nobis pro feodo recepit et nos similiter de manibus venerabilis domini Bertoldi episcopi recepimus titulo feodali Vt autem hec rata et inconuulsa permaneant, et nullam erroris callumpniam a posteris patiantur presens ſcriptum ſigillo ipsius domini episcopi nostri quoque sigilli munimine iuslimus roborari. Datum Anno domini M°. CC.° LXXX primo. vi°. nonaſ octobris.

7.

1286.

Münnerstadt. 2. März.

Nos Hermannus Dei gracia Comes de Hennenberch et nos Comes Boppo filius ejus recognoſcimus et publice proteſtamur, quod tres agros vinearum quos Cvnradus de Nuttelingen calciſex, civis quondam in kitzech dedit ad novam ſtructuram conſumandam in honorem ſancte Dei genitricis et beati Jacobi Apoſtoli conſtruendam, quoſ etiam agros emit Dominus Rupertus Sacerdos dictus Hoenlin, Vicarius Eccleſie in Hilleburgehuſen, cum noſtro conſenſu et favore pro duodecim talentis hallenſium ad tempora vite ſue concesſimus et admiſimus bona voluntate noſtra in remedium anime noſtre et ipſius Domini Ruperti cum favore Cvnradi ſcriptoris noſtri Plebani prefate Eccleſie in kitzeh, quod idem Dominus Rupertus dictos tres agros vinearum apud Nuttelingen ſitos legavit Eccleſie sive Cenobio et conventui ſanctimonialium in Frowenrode, ſic quod Cvnradum ſcriptorem noſtrum prefatum, cuius favore id factum eſt, diligentius dicte ſanctimoniales cum ſuo conventu velint et ſtudeant in ſuis negotiis permanere. Et ut hec rata et inviolata permaneant, preſentem paginam ipſis dedimus, sigillorum noſtrorum munimine roboratam. Teſtes hujus ſunt: Huringus Albertus knurlin. Helwicus de Elsb. Hermannus Virnekorn, Cvnradus Clupfel, Hermannus Eckerig. Cvnradus scriptor, Plebanus in kitzeche, et alii quam plures fide digni. Datum Munreſtatt Anno Domini M. CC.° LXXXVI.° Sabbatho poſt Mathie apoſtoli.

8.

1287.

Münnerstadt. 14. März.

Nos Chunradus de Wiltperg tenore presencium recognoscimus constare cupientes vniuersis tam presentibus quam futuris quod precibus Helwici de Elps et amicorum suorum inclinati duos manſos in Nutelingen ſitos annuatim duo talenta Hallensium soluentes, a nobis in feudo procedentes, novali beate virginis, quod vulgo vrowenrode dicitur libere et abſolute tradidimus iure proprietario posſidendo. Teſtes ſunt Bertholdus ſhrimph, Hermannus rector parochie in Eushusin, Eberhardus de Luter aduocatus, et Heinricus de Rotzach, ad cuius rei certam euidenciam et nostre tradicionis memoriam preſentem litteram conſcribi et nostri ſigilli munimine iusſimus roborari, Anno et die subter scriptis, Datum et actum in Munrichestat Anno domini Millesimo ducentesimo octogesimo septimo, Pridie ydus Marcij.

9.

1288.

18. Mai.

Noſ Boppo Dei gracia Comes de Hennenberc uniuerſis ad quos preſens ſcriptum pervenerit, cupimus eſſe notum, quod Noſ, ob honorem Dei et beate Marie genitricis ſue Monialibus in Vrowenrode cenſum noſtrum et omne jus, quod habuimus in villa Leffelsterz, libere et bona dedimus voluntate, ita ut predicte Domine pro nobis et pro noſtris deceſsoribus orent fideliter et devote. In cujus rei teſtimonium preſentem literam noſtri sigilli munimine roboratam ipſis dedimus, ac teſtibus infra ſcriptis. Theoderico ſligeraio; Trabotone capellano noſtro. H. de Abersvelt et filio suo Alberto. Datum Anno Domini M^{o}. $CC.^{o}$ $LXXX^{o}VIII.^{o}$ xv. kalend. Junii.

10.

1 2 8 9.

Julius.

In nomine Domini Amen. Quia geſta hominum oblivionis devio plerumque calumniari aut penitus immutari ſolent neceſſe eſt, ea teſtium annotacione et vivaci literarum teſtimonio perennari. Ea propter ego Heinricus de Herlingesberge conſtare cupio univerſis preſentibus et futuris, quod manibus coadunatis uxoris mee Adelheidis et filii mei Heinrici nec non ſororis mee Adelheidis et ſui mariti Joannis de Malkoz vendidi, tradidi, et hiis in ſcriptis vendo et trado devotis ſanctimonialibus . Abbatiſſe et conventui in Frauwenrode bona noſtra in villa Burkartrode cum omnibus ſuis attinentiis, pratiſ, paſcuis, ſylvis, agris, aquarum decurſibus, queſitis et non queſitis, cultis et incultis, jure proprietatis perpetuo poſſidenda pro precio decem marcarum puri argenti, quod precium recognoſco me ab ipſis ſanctimonialibus integraliter recepiſſe. Item Iſentrudis, relicta pie memorie Hartungi, avunculi mei, reliquam partem eorundem bonorum, quorum uſumfructum habere debuit pro termino vite ſue in predictum monaſterium ſanctimonialium nomine teſtamenti, receptis et ab ipſis ſanctimonialibus decem marcis argenti tranſtulit cum pleno rerum dominio perpetuo poſſidenda; intervenit tamen tale pactum, quod mihi Heinrico et filio meo Heinrico dicto de Erenberg licitum eſt, predicta bona recuperare, ſi nobis facultas fuerit, pro viginti marcis puri argenti, vel aliquam partem ipſorum bonorum, ita quod taxatio fiat pro eadem parte, ſecundum eſtimacionem ſumme argenti, que ſuperius eſt expreſſa. Vt autem omnia premiſſa rata et inconvulſa hinc inde perpetuo permaneant, ſigillum reverendi Patris ac Domini mei B. Dei gracia herbipolenſis Epiſcopi, Domini mei Hermanni comitis, junioris de Hennenberg ſigillum et predictarum ſanctimonialium ſigillum preſentibus ſunt appenſa. Acta ſunt hec Anno Domini M.° CC.° LXXX°IX° in menſe Julio.

11.

1 2 9 2. *)

1. Mai.

In nomine ſancte et indiuidue Trinitatis Amen. Adelheidis dei gracia Comitisſa, relicta quondam nobilis Domini Hermanni comitis junioris, felicis recordationis de Hennenberg, omnibus in perpetuum. Que geruntur in tempore, ne ſimul ex fluxu temporis evaneſcant, fragilitate

---

*) Bamberger Copie. Auch in Schultes D. G. Th. 1. S. 455. III., wo die Undeutlichkeiten und Sprachfehler der alten Archivabschriften beklagt werden, und im Archiv des histor. Vereins für Unterfranken Bd. 5. Heft 2. S. 97. III. Bei S. fehlt *ad causante*. statt *inscripture* steht *inscriptum*. statt *Nouerint igitur* steht *Nouerint ergo omnes*. *constituti* fehlt. statt *honorabilis* steht *venerabilis*, *nore* st. *onere* und so unzählige Varianten, Fehler und Auslassungen. Der Abdruck im Archiv des Vereins ist ungleich correcter, weicht nur in der Rechtschreibung der Namen ab, ist modern orthographisch, und hat *servitus* st. *servitutis*, zweimal, hinter *salutifere* fehlt *ab ipso*. st. *contemplativa contemplata*, st. *omni juri* steht *omnique j.*

humane memorie id cauſante, neceſsitatis oportunitas hoc requirit, ut ea, que aguntur, in ſcripture autenticum, et teſtium memoriam redigantur. Noverint igitur ſub univerſitate preſentium et futurorum poſteritate, quibus preſens ſcriptum exhibitum fuerit, conſtituti, quod, cum honorabilis Dominus noſter, quondam maritus dilectiſſimus Hermannus Comes de Henneberch egritudinis honere onere oppreſſus, ab hujus ſeculi fluctuoſo pelago eſset permittente Domino migraturus, divina inſpirante gratia rivo penitentie ſalutifero pro ſuorum delictorum compunctus excefsibus ſpecialiter recognouit, ſe contra Dominam Abbatiſſam et Conventum Cenobii Santimonialium in Vrowenrode ordinis Cyſtercienſis in ipſorum bonis et principaliter in villa Wolfameſhuſen dicta, ejusdem Cenobii Sanctimonialibus a Nobili domino Ottone quondam Comite de Botenlouben, ipſius Domini et mariti quondam noſtri patruo, cum omnibus ſuis pertinentiis et juribus in remedium anime ſue, mero proprietatis titulo donata, ſicut in privilegiis ejusdem cenobii liquidius eſt expreſſum, per multimodas judicii precariarum, ceterarumque ſeruitutum in ſue ſalutis diſpendium contra juſtitiam exceſſiſſe angarias quoque penas ob quorum Exceſſuum, dampnorumque ſalubrem refuſionem dicto cenobio irrogatorum, dictus quondam Dominus et maritus noſter felicis memorie Hermannus Comes de Hennenberg Sanctimonialibus ipſius Cenobii in Vrowenrode ſylvam quandam, dictam Loch, ville Wolfameſhuſen attinentem, manſum unum quem Hartungus ejusdem ville ruſticus pro cenſu annuo colit, et pomerium in eadem villa ſitum, cum vniverſis ſuis appendiciis et juribus, queſitis et non queſitis, mero proprietatis bona preſcripta poſſidenda titulo perpetuis temporibus in remedium ſue anime legavit rationabiliter, et donauit. Preterea omni juri, ſi quod ſibi ex devolutione hereditaria ſuorum parentum in prefata villa Wolfameshuſen, ratione judicii, hoſpitalitatis, precariarum Exactionum, ſeu cujuscunque ſervitutis competebat, integraliter abrenuntians, nichil nobis, ſuisque pueris et heredibus, juris, niſi id, quod ſuis propriis hominibus in eadem villa de jure competit, reſervavit, nobis Domine Adelheydi Comitiſſe quondam ſue conthorali legitime noſtrisque pueris Hermanno, Heynrico, Bertoldo, et Bopponi, ſuis filiis predictum Cenobium fideliter recommittens, ſtudioſius exoravit, quatenus huiusmodi Donationem, Santimonialibus prefati Cenobii in Vrowenrode tam ſalutifere ab ipſo per modum legationis factam, ratam et gratam teneremus, temporibus perpetuo ſucceſſuris. Nos vero Domina Adelheydis Comitiſſa, noſtrique pueri prenotati, ſaluti anime noſtri Domini quondam et mariti non immerito intenti, ipſam ſupernorum Civium Conſorcio aggregari ardentiſſime cupientes, ſimiliterque conſiderantes, ejusdem Cenobii Sanctimoniales regulari diſciplina et vita contemplativa laudabiliter effulgere, inſuper beneficia, quibus anima Domini et quondam Mariti noſtri pie recordationis Hermanni Comitis de Henneberg a Sanctimonialibus talis cenobii Conſolatione hujusmodi benigniſſime relevatur, videlicet quod, cum Dominus quondam maritus noſter ſupraſcriptus in Capella ejusdem Cenobii Eccleſiaſticam elegerit principaliter ſepulturam, Domina Abbatiſſa et vniuerſalis Conventus ipſius Eccleſie in Vrowenrode ſingulis annis in Anniverſali die obitus ſui ad peragendum tale Anniverſarium cum miſſa in tali capella, ubi ipſe Corporaliter requieſcit, celebranda vigiliis, ceterisque ſolitis orationibus, talique die ob ipſius ſingularem recordationem conventui ipſius Cenobii quandam aminiſtrationem panis, vini, piſcium ceterarumque expenſarum in anniverſario tanti Domini competentem ſolite procurando ſe perpetuo aſtringentes; ſibi ſcilicet quondam Domino et marito noſtro et nobis Domine Adelheydi ſue olim conthorali legitime in Capitulo Cyſtercienſis Eccleſie Conſenſu Abbatis ejusdem Cenobii, ceterorumque ſuorum ſuperiorum Religioſorum Dominorum benevolo accedente, generalem ipſius ordinis

und gab ihm eine Handvoll blinkende Hohlpfennige, ſo daß er ſo reich war, wie faſt noch nie in ſeinem armen Leben, und dafür, noch dankend, dem Ritter gern den Handſchuh überließ. Der Ritter aber befeſtigte dieſen an ſeinen Helm als Kleinod, und zog in das heilige Land.“—

„Horcht,“ unterbrach ſich die Erzählerin: „was giebt es denn auf der Straße, es wird ja lebhaft.“

Charitas blickte durch das Fenſter. „Es gehen viele Menſchen unten,“ berichtete ſie: „ſie kommen aus der Marktſtraße, und zerſtreuen ſich, vielleicht war die Gemeinde beiſammen.“

„Oder ſie ſind auf dem Rathhaus geweſen,“ bemerkte Röschen: „es iſt ja heute große Verſammlung. Wenn doch nur der Vater auch erſt wieder dahin gehen könnte.“

„Bald wird er das, wie wir vertrauungsvoll hoffen,“ lispelte Charitas: „aber erzähle uns weiter, liebe Mutter.“

„Der Rittersmann,“ fuhr dieſe fort: „kämpfte tapfer mit den Heiden, und kam unverwundet aus jedem Gefecht; es war als ſei

fraternitatem, videlicet in miſſis, vigiliis, jejuniis, orationibus, Elemoſinarum largicionibus, ceteriſque operibus karitatis, que per totum ordinem peraguntur, cottidie predicte Sanctimoniales conferri participatione plenaria procurarunt; Animo ſinceriſſimo hec ad memoriam perſpicuam revocantes, donationem pariterque renunciacionem preexpreſſam mediante noſtro noſtrorumque puerorum conſenſu eſſe factam, ob Domini noſtri, ſueque Glorioſe Genitricis Reverentiam, et antedicti Domini quondam et mariti noſtri ſalutem perpetuam. Recognoſcimus, eamque ratam et gratam inviolabiliter tenentes; omni juri, ſi quod nobis, noſtriſque heredibus ex ſucceſſione hereditaria ſui patris pie memorie in dicta villa Wolfameſhuſen ratione judicii, hoſpitalitatis, precariarum, Exactionum, ſeu cujuscunque ſervitutis competeret, renuntiamus perpetuo in hijs ſcriptis, taleque jus in prenominatum Cenobium pleno rerum Dominio liberaliter transferimus, et preciſe promittentes, fide certa antedictam Eccleſiam de cetero nullatenus molleſtare in villa Wolfameſhuſen ſepeſata. Notandum vero, quodſi ſepeſatum Cenobium in eadem villa Wolfameſhuſen per aliquorum quod abſit, Dominorum, Raptorum, ſiue iniquorum hominum violentiam affligeretur, quod Sanctimoniales eidem aliquorum Dominorum ſubſidium requirere deberent, neceſsitatis evidentia mediante; ipſe ſui Cenobii amicorum ſubſidio ratione defenſionis libere uti poterunt, et ad compeſcendum colonos ſe eis in ipſa villa temere opponentes. Vt autem ſingula ſuperius expreſſa inconvulſa per preſentesque literas roborata perpetuo perſeverent, ne aliquis noſtrorum heredum ſuccedentium, auſu temerario hec infringat, preſens ſcriptum ſigillis, noſtro, noſtrorum amicorum Heynrici et Bertoldi, Comitum de Hennenberg, procuravimus communiri. Nos quoque Heynricus dei gratia Comes de Hennenberg publice profitemur, preſcriptam donationem per nobilem quondam Dominum noſtrum fratrem felicis recordationis Hermannum quondam Comitem de Hennenberg factam vidiſſe, audiviſſe, et huic preſencialiter affuiſſe, et in hujus Donationis Evidentiam noſtrum ſigillum preſentibus duximus apponendum. Preterea nos ſoror Hyltegundis, humilis Abbatiſſa, totusque Conventus Cenobii Sanctimonialium in Vrowenrode ad omnia ſuperius expreſſa inviolabiliter perpetuis temporibus obſervanda, nos et noſtram Eccleſiam preſentibus roboratis, noſtri ſigilli munimine firmiter obligamus. Teſtes vero, qui huic ſalubri ordinacioni interfuerunt, ſunt: Clerici [frater Burchardus commendator et plebanus ordinis Sanctae Mariae domus Theutonicae in Munrichſtadt, dominus Fridericus praepoſitus coenobii Sanctimonialium in Huſen, Frater prior Sancti Auguſtini in Munrichſtadt: Laici, Reinhardus de Kundorf, et Reinhardus de Brenden, milites Richolfus Hirzelin, Cunradus de Spiessesheim, Heinricus Phlumo, Bertholdus Shrimph. Wolframus de Beringen et Cunradus de Bartorf noſtri Caſtrenſes in Aſchahe, caeterique viri providi et honeſti. Actum et datum Aſchahae anno dominicae incarnationis milleſimo ducenteſimo nonageſimo Secundo Octavo Kalendis Maij Indictione ſexta.] *)

---

*) Der eingeklammerte Schluss fehlt in unserer Abschrift, und ist aus dem Archiv a. a. O. beigebracht, wo jedoch *Strimpf* statt *Shrimph* steht.

12.

1300.

Münnerstadt. 1. Mai.

In nomine Domini Amen. Quoniam multis occurritur periculis, utiliter et prudenter, quotiens preſentis etatis actus et negotia ſcripture et teſtium aminiculo roborantur; Ea propter noſ Mechtildis relicta quondam dicti Hurnig militis, Applo, Wolframus, heredes ſeu liberi Conjugum eorundem recognoſcimus tenore preſentium publice proteſtantes, quod inſpecta Vtilitate noſtra coadunatis animis, ac ſpontanea voluntate, Religioſis Dominabus Abbatiſſe et Conventui monaſterii in Vrowerode villas noſtras Golberg et ſtralſbach dictas, cum omnibus ſuis attinentiis, videlicet advocaciis, pratis, paſcuis, campis, et univerſaliter omnibus appendicijs et juribus, ſcilicet queſitis et non queſitis, que ad noſ dinoſcuntur pertinere ibidem, et ſpecialiter Decimam in Golberg, titulo meri proprii pro ducentis Libris Hallen. vendidimus, ac etiam vendimus per preſentes, renuncianteſ omni juri, quod nobis competebat, ſeu competere poſſet in dictis bonis, nec non omni Exceptioni, ſimulationi, fictioni, per que poſſemus venire contra predictam noſtram venditionem aliqualiter, et univerſaliter omni Exceptioni et auxilio tam juris Canonici quam civilis, tranſmitteNteſ eaſdem Dominaſ S. Monaſterium in ipſarum villarum poſſeſſionem licitam et juris et facti preſentibus corporalem; adjectis tamen conditionibus pluribus ſubnotatis: quod easdem villas, quarum una ſcilicet Golberg a Domino noſtro Epiſcopo et Eccleſia ſua Herbipol. reliqua vero ſcilicet ſtralſbach a nobilibus viris et dominis noſtris, videlicet Hermanno Marchione Brandenburgenſi. Henrico, Bertoldo, Hermanno, Comitibus Hennebergenſibus dependent titulo feodali ab eiſdem Dominiſ omnibus et ab Eccleſia Herbipolenſi appropriari eidem monaſterio infra hinc, et feſtum ſancti Johannis Baptiſte proximum, procurabimus noſtris laboribus et expenſis, verum ſi infra idem tempus eandem appropriationem ad actum et ad finem debitum perducere non poſſemus, ex tunc eedem Domine de prenominata pecunia, de qua nobis contulerunt in preſenti quinquaginta Libras Hallen. centum et quinquaginta Libras Hallen. retinebunt apud ſe, donec dicta appropriatio apud omneſ predictos Dominos feodi, effectui fuerit mancipata; et nichilominus infra ſcripti, noſtri fidejuſſoreſ, ſcilicet Cunradus et Henricus dicti Huring . . dictus Buchener ſenior, Helwicus de Elſpe, Raboto de Hebenhuſin, Siffridus de Lapide junior, Hermannus Virnkorn, Hermannus de pherdeſdorff, quos ſuper warandia debita ac appropriatione infra preſcriptum tempus facienda poſuimus, in opido Munrichſtat ſe recipient, deinde niſi poſt totam conſumationem appropriationis nullo modo exituri. Item ſi dicta villa ſtralſbach a Domino noſtro Epiſcopo predicto primo et principaliter dependet in feodo extunc una cum Dominis noſtris Hennebergenſibus principalibus vaſallis, a quibus noſ ultra eam tenemus in feodo, ut predicitur, apud ipſum Dominum Epiſcopum appropriari dicto monaſterio obtinebimus infra predictum tempus, et modo predicto obſtaculo quolibet procul moto; et ſi, quod abſit, hujusmodi appropriacio ante terminum ſupra expreſſum non obtinebitur, dicti fidejuſſoreſ noſtri in loco eiſ ſupra deputato in obſtagiiſ ſe recipient, cum per proviſorem preſati monaſterii uſque ad Conſumationem totius appropriationis fuerint requiſiti. Item completis omnibus appropriationibus omnem Impugnationem ſeu impeticionem emergentem a quocunque impetitore contra predicta bona amputabimus, et etiam Warandiam, ſicut ſolet fieri in bonorum propriorum venditione, debitam faciemus: In qua ſi negligentes fieremus, quod abſit, ex tunc ſepedicti noſtri fidejuſſoreſ in ſepedicto loco in obſtagio ſe recipient, deinde non exituri, donec predicta impeticio per noſ fuerit totaliter amputata. Nos autem fidejuſſores omnes predicti, ad omnium premiſſorum obſervanciam, que nos tangunt, in predictis articulis ſub fidei dacione nos aſtringimus per preſentes. Vt autem prefata vendicio perpetuis temporibus inviolabilis perſeveret, nos venditores predicti dedimus hanc literam, ſigillo Vniverſitatis Civium in Munrichſtat ad preces noſtras fideliter communitam. Teſtes vero ſunt: Conradus plebanus in kirzeche, Albertus dictus knorlin miles, Otto de Stethen, Conradus et Applo de Obirſvelt, Hartungus et Heinricus de Elſpe, Conradus Gozzo et Bertoldus dicti de Suinwurte; Aplo dictus Sterzink*). Gozzo de Byſchoveſheim, Heinricus dictus Ebir: et quam plures alii fide digni Nos vero Helwicus Prelo, Cunradus de Suinwurthe, ſculteti in Munrichſtat, ad rogatum predictorum venditorum et de conſenſu noſtrorum Concivium ſigillum vniverſitatis noſtre preſentibus apponendum duximus in evidens teſtimonium omnium premiſſorum. Datum et actum in Munrichſtadt. A. Domini M.º CCC.º kal. Maii.

13.

1303.

31. März.

In nomine Domini Amen. Nos Heinricus Dei gracia Comes de Hennenberg et Adelheidis relicta quondam ſpectabilis viri Domini Hermanni Comitis, mater predicti Heinrici ab noticiam omnium, et maxime quorum intereſt aut intererit, preſentibus volumus pervenire, quod manu coadunata ob remedium animarum noſtrarum et progenitorum noſtrorum dedimus, tradidimus ac donavimus, ac per preſentes irrevocabiliter damus, tradimus et donamus donacione inter vivos religioſis dominabus Abbatiſſe et conventui Sanctimonialium Monaſterii in Vrowenrode, et dicto earum Monaſterio duos manſos nobis jure proprietatis attinentes cum omnibus pertinenciis Suis et juribus, ſitos in villa Saal et ejus marchia, quorum nunc unum colunt et tenent a nobis jure emphiteutico nati Hartungi: alterum vero colunt et tenent a nobis eodem jure Heinricus nepos quondam Heinrici dicti Buneſtege, et Bertholdus dictus Helmbold gener jam dicti Heinrici, ſolventes annuatim duas libras Hallenſium in feſto Beati Martini: ipſosque manſos, pertinencias ipſarum, et jura a nobis et noſtris abdicamus heredibus univerſis ac eoſdem manſos et eorum pertinencias in ipſas Dominas et monaſterium earum predictum preſentibus transferimus pleno jure, volentes ac ſtatuentes, ut dicti reditus in terminis ſuis ſingulis ad refectionem dictarum Dominarum cellarie dicti monaſterii, que pro tempore fuerit, preſententur. adjicimus etiam ac ſalvum nobis eſſe volumus, quod nos quandocunque aut alter noſtrum, ſeu liberi noſtri Heinrici comitis antedicti, ſi nos eos habere contingat, excluſis noſtris aliis heredibus, poſſimus, poſſit, ſeu poſſint pro quadraginta libris Hallenſium, in certos reditus quatuor librarum Hallenſium per dictas

---

*) So aus *Sterzink* corrigirt, doch ist *Sterzink* richtiger, da der Name Sterzing noch heute in Familien des Henneberger Landes fortblüht.

Dominas ad uſus predicte refectionis convertendis recuperare cum ſuis pertinenciis et juribus manſos et reditus antedictos. In quorum omnium et ſingulorum teſtimonium et robur perpetuum ſigilla noſtra et certa noſtra ſcientia preſentibus ſunt appenſa. Teſtes vero ſunt: Otto miles dictus de Stethen; Gotzo dictus ſigewin, Reinhardus dictus Scrimphe, Hermannus dictus de Behringen, Conradus de Swinfurthe, Helwicus dictus Prel, Heinricus de Nutelingen et quam plures alii fide digni. Datum Anno Domini M.CCC. III. Pridie calendas Aprilis.

14.

1 3 0 3.

5. Juli.

In nomine Domini Amen. Ad perpetuam rei memoriam expedit, ut actus humani ſcripture teſtimoniis roborentur. Noverint igitur omnes et ſinguli preſentium inſpectores, quod ego Theodericus dictus kranz preſbiter, propter ſolum Deum, Matremque ejus Virginem glorioſam, meos volens fore heredes, alodium ſitum in villa Orlebach, ad me jure proprietario ſpectans cum omnibus ſuis pertinentijs monaſterio Monialium in Frowenrode ordinis ciſtercienſis in remedium anime mee contuli et confero in hijs Scriptis, poſt mortem meam proprietatis tytulo perpetuo poſſidendum, et nonniſi ſoli officio Cellerarie hac mea ordinacione impediente debebit applicari, ut ſic quotidianis diſtribucionibus augmentatis, perſone monaſterio predicto deſervientes intendere poſſint officiis uberius divinorum, hoc tamen adjecto, quod me defuncto ſorori Adelheidi dicte de Gelnhuſen Begine in Munirichſtad ſuperſtiti IV. maldra ſiliginis nomine penſionis de allodio memorato Abbatiſſa et conventus monaſterii prefati meſſis tempore annis ſingulis ſoluere tenebuntur: qua defuncta allodium ſepedictum ad prenominatum monaſterium pleno jure et integro devolvetur, pro mutuatis quoque mihi viginti et quatuor libris hallenſium a monaſterio jam predicto, ipſum monaſterium fructus allodii ſupradicti recipiet tam diu annis continuis, quouſque ipſi dicte libre hallenſium integraliter ſunt ſolute fructus in ſortem computando, ſecundum curſum et exigentiam fori in civitate Munirichſtad, ante feſtum beati Michaelis, quinta feria exiſtentis. Ne igitur ſuper hac mea donacione ſeu collatione ullus dubitationis ſcrupulus impoſterum valeat ſuboriri, preſentem literam reverende Domine Adelheidis Comitiſſe relicte quondam Comitis Hermanni junioris de Henneberch, nec non Civitatis Munirichſtad ſigillis obtinui communiri. Et Nos Adelheidis relicta quondam Comitis Hermanni de Henneberch junioris noſtrum ſigillum, atque noſ Scabini Civitatis Munrichſtat ſigillum ciuitatis predicte ac (ad) peticionem honorabilis viri Theoderici dicti Kranz preſbiteri in teſtimonium ſuper eo preſentibus duximus apponendum. Teſtes ſunt: Albertus dictus knurlin miles, Otto de Stethen, Carolus de Lure, Gotfridus dictus Sigiwin. Laici: Hermannus Eckerius, Helwicus Prel, cives et alii quam plures fide digni. Datum et Actum Anno Domini M.CCCIII. in craſtino beati Vdalrici Epiſcopi — Nos Henricus Marſcalcus de Lure, Otto de Stethen, Carolus de Lure, Gotfridus dictus Sigiwin, Hermidus (Herthnidus) de Rosdorf, Helwicus Prel, recognoſcimus in hijs ſcriptis, quod interfuimus, vidimus et audivimus, quod Fridericus pincerna medietatem allodii ſui ſita in villa Orlebach honorabili viro Theoderico dicto kranz preſbitero, vendidit pro xviii Libris hallenſium proprietatis titulo perpetuo poſſidendam, nec non et omnia alia jura, que ſibi ad dictum allodium et ad alia bona ſita in predicta villa que tunc fuerant communia, competere videbantur, vendidit, ut eſt dictum. In cujus teſtimonium noſtra ſigilla preſentibus ſunt appenſa.

15.

1303.

Nof Hermannus dei gracia Comes de Hennebere tenore preſentium recognoſcimus preſentibus et futuris, quod villam ſtralſbach cum omnibus Suis pertinenciis, queſitis et inquirendis, a nobis titulo feodali procedentem, quam Methildis relicta Hvrtungi militis, et filii ejus Albertus et Wolframus, clauſtro ſanctimonialium in Vrowenrode vendiderunt, ipſi clauſtro penitus appropriamus proprietatis titulo perpetuo poſſidendam. Ne igitur venditionem prehabitam, quam favorabiliter confirmamus, oblivio deleat, aut importunitas malignantis infringat, preſens Scriptum tradidimus, noſtri ſigilli munimine roboratum. Datum Anno Domini. M.° CCC.° III.°

16.

1303.

Schmalkalden. 30. April.

Nos Hermannus dei gracia Marchio Brandenburgenſis et Dominus in Franken tenore preſencium recognoſcimus et conſtare cupimus vniverſis, quod villam ſtralſbach cum pratis, paſcuis, agris, hortis, ſilvis, cultis et incultis, queſitis et inquirendis, ac omnibus ſuis pertinentiis a nobiſ, in feodo procedentem, quam Albertus dictus Hurninc clauſtro Sanctimonialium in Vrowenrode vendidit, ipſis damus titulo proprietatis perpetuo poſſidendam, vendicionem prehabitam favorabiliter confirmantes, teſtimonio preſentium litterarum, noſtri ſigilli munimine ſignatarum. Datum et Actum in Smalkalden Anno Domini Milleſimo trecenteſimo tercio in vigilia Sanctorum Apoſtolorum Philippi et Jacobi.

17.
1303.

Nos Bertholdus Dei gracia Comes de Hennenberc tenore preſentium recognoſcimuſ, et conſtare cupimus univerſis, quod villam ſtralſbach cum pratis, paſcuis, agriſ, ortis, Silvis, cultis et incultis, queſitis et inquirendis, ac omnibus ſuis pertinenciis a nobis in feodo procedentem, quam Mectildis relicta Hvrtungi militis, et filii ejus Albertuſ et Wolframuſ clauſtro Sanctimonialium in Vrowenrode vendiderunt, ipſis damus titulo proprietatis perpetuo poſſidendam, venditionem prehabitam ſavorabiliter confirmantes teſtimonio preſencium literarum noſtri Sigilli munimine Signatarum. Datum Anno Domini. M°. trecenteſimo. tercio.

18.
1303.

Noſ Heinricus Dei gracia Comes de Hennenberc tenore preſencium recognoſcimus preſentibus et futuris, quod villam Stralſbach cum omnibuſ Suis pertinenciis, queſitis et inquirendis a nobis titulo feodali procedentem quam Mectildis relicta Hvrtungi militiſ, et filii ejuſ Albertus et Wolframus, clauſtro Sanctimonialium in Frowenrode vendiderunt, ipſi clauſtro preſentibus appropriamus, proprietatis titulo perpetuo poſſidendam. Ne igitur venditionem prehabitam, quam ſavorabiliter confirmamus, oblivio deleat, aut importunitas ingenii malignantis infringat, preſens Scriptum tradidimus noſtri ſigilli munimine roboratum. Datum Anno Domini M.° CCC.° III.°

19.
1308.
29. Juni.*)

Anna dei gratia quondam Brandenburgenſis et Luſacie Marchioniſsa, Dominaque de Hinnenberg, viris famoſis et honeſtis, militibus et vaſallis, advocatis officialibus noſtris in diſtrictum terre noſtre Franconie univerſis, ſalutem, et plenum bone voluntatis affectum. Etſi omnes generaliter fideles noſtros, plenitudine ſavoris et gratie proſequamur, ſpecialius tamen venerabiles in Chriſto perſonas, que vanitates hujus mundi abjiciunt, et ſub Religionis habitu Domino famulantur, ampliori gratia tenemur confovere. Supplicantibus itaque nobis venerabilibus Clauſtralibus de Vrowenrode, quod, cum advocati noſtri, officiati, et quam plures alii, in noſtro dominio

---

*) Oben S. 73 steht irrig 19. Juli, und *dominicaque* statt *Dominaque*.

conſtituti, actiones (exactiones) precarie et parangarie de bonis earum in Nutelingen, que cum omni jure ad ipſas pertinere dinoſcuntur, exigant, violencias eisdem Dominabus facientes ibidem, ipſas ſub noſtra protectione, ratione defensionis, dignaremus recipere et tulela, Ne ita dicti noſtri ſubditi bona earum temerario modo devaſtarent. Nos vero precibus earum inclinate prohibemus omnibus, pro nobis quicquam facere, aut etiam dimittere volentibus, ut ex tunc aliquas Indictionis ſeu violencias in dictis bonis earum non exerceant, ſeu fulminent quoquo modo; nam de plenitudine noſtre poteſtatis nomine veri et juſti teſtamenti Domini Hermanni Marchionis Brandenburgenſis, quondam Domini noſtri et mariti, dictas perſonas in Chriſto devotas permittimus, concedimus et volumus bonorum predictorum omni poſseſsione frui pacifica atque plena, renuntiantes juri noſtro in eiſdem, mandantes etiam diſtricte; ut nullas hominum ſupra dictas perſonas in prefatis bonis tanquam temerarius noſtri mandati tranſgreſsor impediat, ſeu perturbet. In hujus Donacionis Evidenciam et Renuntiacionis, preſens ſcriptum dari juſsimus preſentibus Cunrado de Heſepurg, Ottone de Steten, Hinrico Marſcalko, Hermanno de Brenden, militibus, et Hinrico de Hirkeſvelt, et quam pluribus aliis fide dignis, noſtro ſigillo pro ſufficienti teſtimonio ſigillatum. Datum et actum A. Domini Millesimo trecentesimo VIII.° in die Petri et Pauli Apoſtolorum.

20.

1314.

Schleusingen. 6. December.

In nomine Domini Amen. Ea que geruntur in tempore, ne ſimul labantur cum lapſu temporis, neceſſe eſt, ea ſcripturarum teſtimonio perhennari, Ea propter Noſ Bertholdus Dei gracia Comes de Hennenberg ad univerſorum tam preſencium quam poſterorum noticiam cupimus pervenire, quod divine renumeracionis intuitu, nec non ob ſpecialis dilectionis in Chriſto favore, quo religioſas et dilectas nobis in Chriſto Abbatiſſam et ſanctimoniales monaſterii in Vrouwenrode ſpecialiter proſequimur, exactionis precarie et parangarie de boniſ ipſarum in Nutelingen, que cum omni jure ad eas pertinere recognoſcimus, ipſis tradidimus, nec non juſto donationis tytulo conferimus in hiiſ Scriptis, renunciantes, expreſſe omni juri, quod nobiſ vel noſtris Poſteriſ in dictis bonis competere videbatur, volentes hanc etiam noſtram donacionem nomine teſtamenti per nos rite et rationabiliter factam ab omnibus noſtris ſucceſſoribus ac ſidelibus inviolabiliter obſervari. Inhibemus etiam omnibus et ſingulis noſtris ſubditis et fidelibus, ne dictas ſanctimoniales in prenotatis bonis perturbent aliqualiter, ſub obtentu noſtre gracie et favoris. Ut ergo dicta noſtra donacio ab omnibus inviolabiliter obſervetur, hanc paginam memoratis Dominabus dedimus Sigilli noſtri appenſione in teſtimonium ſuper eo. Datum in Slüſsungen. Anno Domini M.° CCC. XIIII. In die beati Nycolai confesſoris atque Pontificis.

21.

1320.

18. October.

In nomine Domini Amen. Nos Bertoldus dei gracia Comes de Hennenberg, nec non Heynricus ejusdem natus, Vniuerſis ad quos preſens Scriptum pervenerit, cupimus fore notum, quod divine retribucionis intuitu, nec non ob ſalutem animarum noſtrarum jus advocaticium ſive quodcunque juris et conſuetudinis nobis aut noſtris heredibus in bonis que religioſa matrona Domina Adelheydis Abbatiſſa et Conventus Sanctimonialium monaſterii in **Frowenrode** in villa Nutelingen ab antiquo habuerunt vel que noviter comparaverunt, titulo emtionis competebat ſeu competere videbatur, vel etiam poſſet competere in futurum, predicto monaſterio donavimus et preſentibus tradimus ac donamus. Itaque nos ſeu noſtri heredes nobis in dictis bonis aliquod jus advocaticium ſive aliquod aliud jus ſive conſuetudines in ſturis quibuscunque, tam magnis quam parvis extorquendis nunquam in antea debebimus uſurpare. Nos inſuper predictis juribus et conſuetudinibus omnibus et ſingulis abdicamus et abrenuntiamus perpetuo in hijs scriptis. In cujus donationis, abdicacionis et abrenunciacionis evidenciam et perpetuam roboris firmitatem preſentes literas prefato monaſterio tradimus noſtrorum ſigillorum munimine roboratas. Datum et Actum Anno Domini M.⁰ CCC.⁰ XX.⁰ In die beati Luce.

22.

1330. *)

4. October.

Nos soror Alheidis dicta Abbatisſa totusque Conventus monialium in **frowenrode** ordinis cisterciensis harum serie litterarum publice recognoſcimus preſentibus et futuris. Quod nobili domino Henrico comiti de Hennenberg ſeniori et honeste matrone domine Sophie conthorali sue legitime ac eorum heredibus ex mera gracia per preſentes favorabiliter indulgemus quod redditus octo librarum hallensium in villa Zailbach cum juribus eorum, quas apud ipsos pro Septuaginta libr. hallensium eis numerandas vendimus justo emptionis titulo comparavimus procesſu temporis quandocunque voluerint reemere posſunt pro antedicto precio septuaginta librarum hallensium, nec nos aut nostri succeſsores eandem reemptionem ipsis denegabimus, quoque in hoc omnimodis firmiter obſervato, quod quamdiu predicta reemptio facta non fuit nec ii vel heredes eorum in posterum nos et dictum monaſterium nostrum in redictis redditibus preſumant aliqualiter impedire. In cujus testimonium dedimus ipsis hanc litteram sigilli nostri, quo comuniter utimur, munimine roboratum. Teſtes hujus ſunt Kiselinc Advocatus in Ascha, Goric dictus Sigewin Gotfridus et Otto fratres dicti de Steyn armigeri . . arota . . de Swinfurte et Cunradus dictus de Kizzige cives in Munrichstat et quam plures alii fide digni. Actum anno domini M.CCC. XXX in die ſcti franciſci confeſſoris.

---

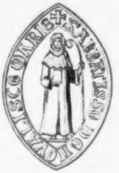
*) Das Original dieser Urkunde ist im Besitz des Herrn Wilhelm Sattler in Schweinfurt, Eigenthümer der ehemals Hennebergischen Schlösser Mainberg bei Schweinfurt und Ascha bei Kissingen. Es ist auf sehr zartes Pergament geschrieben. $8\frac{1}{4}$ Zoll breit, $3\frac{1}{4}$ Zoll hoch, und vom Moder sehr angegriffen, auch an der Seite, wo die Zeilen anfangen, etwas defect. Die vielen Abbreviaturen der Originalurkunde sind in obiger Abschrift aufgelöst. Das Siegel fehlt.

23.

1331.*)

17. April.

Nos ſoror Alheidis dicta Abbatiſsa totusque Conventus monialium in Frowenrode harum ſerie literarum recognoſcimus publice proteſtantes, quod Bertoldus dictus de Katzenbach reſidens ibidem et Cunradus et Heinricus fratres, filij Marchardi de Stralsbach quorum proprietatem a nobili Domino Henrico Comite de Hennenberg ſeniore, et ab illuſtri matrona domina Sophia conthorali ſua legitima ad duos annos proxime ſubintrantes a feſto St. Martini nunc proxime venturo a data preſentium numerandos pro ſeptem libris hallensium comparavimus cum omni jure, quod ipſis vel eorum heredibus in eisdem hominibus competebat duobus annis proprie ad predictum noſtrum monaſterium pertinebunt, ſub tali forma quod prefato termino elapſo, predicti homines dictioni ſeu jure predicti nobilis Domini H. Comitis et ſue conthoralis ac ſuorum heredum ſicut prius ſolute et libere ſubjacebunt. In cujus rei teſtimonium ſigillum noſtrum preſentibus eſt appoſitum. Datum Anno Domini M.º CCC.º XXXI. XV. Kl. Maji.



---

*) Original, in W. Sattlers Sammlung. Pergament, 9½'' breit, 2½'' hoch. Das ovale Siegel stellt die Aebtissin dar, und hat die Umschrift: S. ABBATISSE DE NOVALI SCE MARIE.

24.

1 3 3 1.*)

18. October.

Nos ſoror Alheidis dicta Abbatiſſa totusque conventus monialium in **Frowenrode** tenore preſentium publice proteſtamur, quod nobilis dominus Heinricus Comes de Hennenberg senior et conthoraliſ ejus legitima domina Sopia (sic) Comitiſſa et ipsorum heredes reemere potuerunt et debent, quandocunque voluerint, pro tribus libris hallensium a nobis et dicto nostro monasterio Cunradum dictum vrowin residentem in villa Zailbach, qui ipsis prius proprie corporaliter attinebat scilicet ipsum sicut in litteris nobis deſuper datis continetur pro dicto pretio trium librarum hallens. quos ſibi numeratos dedimus et preecipue propter deum nobis nostroque monasterio vendiderunt, dediderunt et appropriaverunt cum omni jure, quod ad ipsos pertinere dignoscebatur, tamdiu libere poſsidendum, donec ipsum reemerint, ſicut ſuperius est expreſſum. In cujus rei teſtimonium ſigillum nostrum quo communiter utimur preſentibus est appensum. Testes vero ſunt dominuſ Cunradus dictus Ernst, dominus Bertholdus de Meyningen sacerdotes et capellani nostri eodem tempore, Johannes dictus ſchutze armiger, Theodoricus dictus Vleismann, et Heinricus cellarius ipsias domini Comitis, et quam plures alii ſide digni. Datum Anno domini M.CCCXXX pmo. In die ſcti Luce Ewangeliste.

25.

1 3 3 1.**)

Novbr.

Nos Soror Alheidis dicta Abbatiſsa totusque Conventus Monialium in **Frowenrode** tenore preſentium publice proteſtamur, quod Nobilis Dominus Heinricus Comes de Hennenberg ſenior et conthoralis ejus legitima domina Sophia Comitiſsa et ipſorum heredes reemere potuerint et debent quandocunque voluerint pro duobus libris hallenſium a nobis et dicto noſtro monaſterio Cunradum dictum Lower de Burcharterode, qui ipſis prius proprie corporaliter attinebat, ſed ipſum ſicut in literis nobis deſuper datis continetur, pro dicto pretio duarum librarum hallenſium, quos ſibi numeratos dedimus, nobis noſtroque monaſterio vendiderint, tradiderint et appropriaverint rite et rationabiliter cum omni jure quod ad ipſos pertinere dinoſcebitur, tam diu libere poſſidendum, donec ipſum reemerint ſicut jam dictum eſt pro pretio prelibato. In cujus rei teſtimonium Sigillum noſtrum quo communiter utimur preſentibus eſt appenſum. Teſtes vero ſunt Dominus Cunradus dictus Cruſt, Dns Bertoldus de Meyningen Sacerdotes et Capellani noſtri eodem tempore Johannes dictus Schutze armiger, Theodericus Vleismann, et Henricus Cellarius ipſius Domini Comitis, et quam plures alii ſide digni. Datum Anno Domini M.° CCC.° XXX primo. feria ſecunda poſt diem omnium ſanctorum.

---

*) Original, in W. Sattlers Sammlung. Pergament, 6½'' breit, 4'' hoch. Siegel defect, ganz wie das vorige.

**) Original, in der Sattlerschen Sammlung. Papier, 6'' breit, 4¼'' hoch. Siegel wie bei den zwei vorigen.

der Handſchuh Eliſabeths ein Talisman, der ihn wunderbar beſchirme. Und als er nun heimkehrte, immer noch die ſchöne Helmzier tragend, da ſetzte er aus Dankbarkeit und zum Andenken für ſein künftiges Geſchlecht, den Handſchuh in ſein Wappenſchild."

Frau Millwitz hatte ihre einfache Erzählung kaum beendet, und noch nicht Zeit gefunden, einige erbauliche Betrachtungen und Tugendlehren daran zu knüpfen, als Charitas aufs Neue durch das Fenſter hinab auf den volkbelebten Graben ſah, und erſchrocken ausrief: „Um Gotteswillen, Mutter, was iſt das? Seht nur! Sieh nur hinunter, Schweſter!" —

Auf dem Graben wimmelte es von Menſchen, die mit wüſtem Geſchrei aus der Markt- und Kettenſtraße hierher ſtrömten, bald in dichte Haufen zuſammentraten, bald wieder im Sturmſchritt weiter eilten, umtoſt von unzähligem Geſindel. Ein baumlanger Menſch, deſſen Geſicht ganz in einen ungeheuern Bart verſteckt war, ſchien mit noch einigen andern von nicht minder wildem Ausſehen der Anführer dieſer Rotte zu ſein. Sie hatten ſich mit Spießen,

26.

1332.*)

22. December.

Nos Soror Alheidis dicta Abbatiſsa totusque Conventus monialium in **Frowenrode** tenore preſentium publice proteſtamur. Quod nobilis Dominus Heinricus Comes de Hennenberg ſenior et domina Sophia Conthoralis ejus legitima et ipſorum heredes reemere poterunt et debent quandocunque voluerint pro duabus libris hallenſium a nobis et a predicto noſtro Monaſterio Hermannum dictum Scheiteler reſidentem in villa Stralſbach, qui prius ipsis proprie corporaliter attinebat ſed cum ſicut in literis nobis deſuper datis continetur pro eodem pretio duarum librarum hallensium quas ſibi numeratas dedimus, et precipue propter deum nobis noſtroque Monasterio prefato vendiderunt, tradiderunt et appropriaverunt cum omni jure quod ad ipſos pertinere dinoſcebatur, tam diu libere et proprie poſſidendum, donec ipſum reemerint, ſicut ſuperius eſt expreſſum. In cujus rei teſtimonium ſigillum noſtrum preſentibus eſt appenſum. Teſtes horum ſunt dominus Cunradus dictus Ernst, et dominus Warmundus Sacerdotes et Capellani noſtri, Theodericus dictus Vleismann, et Heinricus Cellarius predicti domini Comitis et quam plures alii ſide digni. Datum Anno domini M.° CCC.° XXX.° secundo. In die beatae Agathae virginis.

27.

1341.**)

14. April.

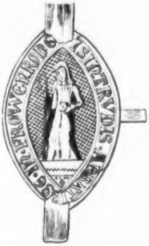
Wir die Aptiſſin und ſammenunge gemeiniglichen zv **Frawenrode** bekennen offenlichen an diſeme bryfe, daz wir den bryf verſigelt han geſèn und geleſen von worte zu worte vnd ſich auch Hartung koch vnd katherine ſin eliche gemabele vnd auch Dytherich ſin vater vor vns mit willen verſprochen han, der ſelben bryf, der her nach geſchriben ſtet ſtete zu haldene, nach allen ſinen worten: „Wir Heinrich von gotes gnaden grave von Hennenberg d (der) Elter bekennen offen„lichen an diſme bryſe ſvr vns vnd vnſer erben, daz wir Hartunge unſerme koche die gnade han „getan, vnd tun ſi yme mit willen an diſme bryſe, daz er Katherinen Dyth' vnnſers amptmannes „zv aſcha tochter ſiner elichen gemahelen dryzeg pfunt guter Haller vſ alme dem gute, daz er von „vns zv lehene hat zv einer rechten morgengabe gemacht hat und gegeben mit vnſme gute willen „on aller Leige geverde; alſo beſcheidentlichen ab die katharine ire morgengabe verdienet „als gewonlich iſt. Iſt auch daz die ſelbe kathe ir morgengabe verdienet, als vorgeſchrieben iſt, „vnd ſie Hartungen vberlebt, wan wir danne oder vnſer erben ir dryzig pfunt Hall: geben ſo iſt

---

*) Original. in Sattlers Sammlung und eine Abschrift in dessen Copialbuch 85. Obige Abschrift ist nach dem Original revidirt. Dasselbe Siegel wie die vorigen.

**) Original. in Sattlers Sammlung. Pergament. 13 1/4'' breit. 3 1/4'' hoch. Ziemlich gut erhaltenes Siegel der Aebtissin mit der Umschrift: ISINTRVDIS ABATISSE IN FROWENRODE.

„das gut ledik vnd los, di wile ſal ſiz dar for inne haben vnd derby ſitzen on alle wider rede vnd „on alles Hinderniſse, wir wollen auch ab ſie ſune mit ein ander haben, die des gutes erben wollen „ſin, die ſvllen ſich zv vnſme dienſte ziehen oder vnſer erben nach des gutes gewonheit vnd rechte. „geſchehe des nicht ader daz Hartvng ohne ſvne (Söhne) ſtvrbe, ſo mochten wir vns ader vnſer „erben zu den gvte geziben, wan wir die dryzig pfunt den frawen bezaln als vor geſchriben ſtet. „Des zu Urkunde geben wir dieſen bryf beſigelt vnd beveſtent mit vnſme Ingeſigel daz mit vnſme „wiſſende dar an gehangen iſt, nach gotes geburte druzehen hundert jar darnach in dem ein vnd „vierzegſten Jare, an dem ſvnabende in d' Oſterwochen." — Wir Aptiſſin vnd convent die vorgenanten han diſen bryf geben vnd verſigelt mit vnſme Ingeſigel dar an gehangen. Nach gotes gebvrte vf denſelben tag als vorgeſchriben iſt in dem bryfe.


S' · AB · FROWENRODE · S · GERTRVDIS · ABBAT

28.

1342.[*]

11. Juli.

Wir Johanns von Gotz Gnaden, Jungher Graf zu Henneberg bekhennen vffenlich an dieſem brief allen den, die in ſehen, horn oder leſen, daz wir dem Kloſter vnd den geiſtlichen Frauwen von Frowenrode dij Gut, dij da gelegen ſint zu Weſtheym, dye Köthener genannt inne hat, die alle jar gelten zwene vnd drizeck Scillinge vff ſente Mertiynstag, zwey ſchöne Brot oder zwene Schillinge zu Wihenachten, vier Hunre zu vaſenacht, zweije Lambes Büche zu Oſtern, ledig vnd los ſagen, vnd offen ſye mit allen den Rechten vnd nutzen, als ſij dye von Alter inne haben gehabet. Da iſt bye geweſt Her Herman der Capellan daſelbes vnd Raben der Schultheijze von Beringen vnd ander frume Luehte. Des zu verkunde geben wir dieſen bryef verſigelt mit vnſerm Inſigel, der an dieſen Bryef iſt gehenket Na Gots Geburte drytzehen hundert Jar darnach in dem zwe vnd virtzegeſtem Jare, an dem Dunreſtage vor ſente Margareten Tage.

---

[*] Bamberger Copie.

29.

1350.

20. Mai.

Wir Heinrich von Gots Gnaden Graue zu Henneberg, vnd wir Graue Herman ſin Sone bekennen offenlich an dieſem brieff für vns vnd vnſer Erben, daz wir die zennhden Garben zu Stralsbach vnd zu Poppenrode in dorfern vnd in feldern geſucht vnd vngeſucht, clein vnd gros, mit allem Nutz vnd Rechten, vnd waſs darzu geboret, die von vns zu Leen geben, Luterlichen vnd durch Gott geeygent haben vnd eygen ſie mit allen iren Rechten, on dieſem Brieff den Erſamen geiſtlichen Luden, der Eptiſſin, dem Convente vnd dem Cloſter zu Frauwenrod vnd allen iren Nachkomelingen ewiglich zu haben, zu verleyhen odir zu verkauffen furbaz man fur ein freyes eigen one alle Widerrede vnd one geuerde, alſo beſcheidenlichen, als ferre ſie es von vnſerm Herrn von Wirzpurg mogen gehaben, von dem wir ſy fürbaz zu rechten Leen haben; andirſt ſol es kein Macht nicht haben. Des zu Vrkund geben wir dieſen Brieff vnter vnſer beder Ingeſiegel daran gehangen, nach Gottes Geburde, dryzenhundirt Jarn, darnach in dem funfzigiſten Jare, an dem Dunrſtage in der Pfingſtwochen.

30.

1350.

Würzburg. 6. November.

In nomine Domini Amen. Albertus dei et ſanctc ſedis apoſtolice gracia electus, in Epiſcopum herbipolenſem confirmatus, ad infra ſcripte rei memoriam ſempiternam. Bone rei clare patrocinium ſeu conſultum, et preſentis vite ſubſidium obtinere, et eterne remunerationis premium cernitur exſpectare, ut ſacer Canon teſtatur, quia itaque ſtrenuus vir, Hermannus de Brenden armiger, majores et minutas decimas villarum et marcarum in Stralsbach et in Poppenrode noſtre Dioceſis cum omnibus ſuis juribus et pertinentiis, queſitis et inquirendis, a nobis quidem et Eccleſia noſtra herbipolenſi in feodum procedentes hactenus ab antiquo, et quas ſpectabilis vir Heinricus, et Hermannus filius ſuus, Comites de Hennenberg a nobis et Eccleſia nostra predicta et dictus Hermannus de Brende a predictis Comitibus ulterius in feodum habuerunt, dilectis in Chriſto Abbate et Conventui de monaſterio Sanctimonialium in Frawenrode, ordinis ciſtercienſis dictae Dioceſis pro certa ſumma pecunie vendidit ac juſto venditionis titulo tradidit ac tradendo debite aſſignavit; nec non tam ementes quam vendentes nobis humiliter ſupplicarunt ut hujusmodi decimas ab onere ac jure feodali abſolvere et eas predictis Abbatiſſe, conventui ac monaſterio in Frawenrode canonice appropriare favorabiliter dignaremur. Propterea nos conſiderantes, non modici favoris exiſtere, bona eccleſiaſtica de Laicorum manibus, in quibus dicti decime extiterunt per tempora longiora, eripere et ad uſus eccleſiaſticarum perſonarum revocare pro cultu ampliando divino, ad petitionem earum et de conſenſu Heinrici et Hermanni Comitum predictorum,

hujusmodi decimaſ, tam majores quam minutas cum ſuis juribus et pertinentiis predictis, ab omni jure et onere feodali debite abſolvendo predictis Abbatiſſe, conventui ac monaſterio ipſius, ſiquidem monaſterii neceſſitate urgente, ac etiam evidente utilitate ſuadente, propter Deum pure, ſimpliciter et canonice appropriavimus, incorporavimus, ac appropriando et incorporando in perpetuum in hijs ſcriptis ſolenniter annectimus et unimus. In cujus rei teſtimonium perpetuum ac robur, ſigillum noſtrum preſentibus eſt appenſum. Datum Herbipoli Anno Domini M.° CCC.° quinquageſimo. Octavo Idus Novembris.

31.

1359.*)

18. Juli.

In nomine domini amen. Nos ſoror Elisabeth dicta Abbatisſa Monasterii in Frauwerode recognoscimus preſentibuſ et publice profitemur . quod anno domini M.° CCC.° LIX.° feria quinta ante festum beate Marie Magdalene, domina Kvnegund que cesſerat ab officio, computauit coram venerabili patre ac domino domino friderico Abbate in Bilhilthusen visitatore nostro in nostra audientia et totius conuentus omnia bona et redditus que per inspirationem diuine gratie tam interiores quam exteriores persone, temporibus quibus ipsa prefuit cenobio nostro de elemosinis contulerunt. Primo in villa Holnstat quatuor maldra ſiliginis mensure noue ciuitatis et duo talenta hallensium cum presentationibus ſuis, In Brende redditus vnius talenti cum xx hallenſibus, In Herbisfelt redditus duorum talentorum, In Weſtheim redditus xxxII solidorum, In Eltingeshuſen redditus x ſolidorum, In Sulztal xII sol. et quatuor. hall. Ex istis redditibus perpetuis ſiliginis et pecunie cum preſentationibuſ in litteris nostris contentis computatis et taxatis ad redditus decem talentorum hallensium comparabantur allecia ut cuilibet moniali per totam quadragesimam et aduentum domini ſingulis diebuſ vnum alec detur, quum prius duabus tantum vnum alec diuidebatur. Acceperat autem prefata domina Kunegundis peridem tempus de penſionibuſ et elemosinis fidelium quadraginta talenta hallensium pro quibus comparavit in Boklat septem Jugera pratorum, In ſtralſbach sex jugera pratorum In curiam noſtram Elfrichshuſen quadraginta agros campestres ſitos in dem Metal, ſex jugera vinearum an dem Zymerberge cum vno Jugere sito an der haelsholde, In Egenhuſen vnam aream et duos agros campestres cum dimidio, In Katzenbach redditus nouem octalium avene cum ſex pullis. In Ascha ſecundam mesſem ſeni videlicet grumat in xIII Jugeribus pratorum. In Burghusen data ſunt nobis tria Jugera vinearum, In Heſelbach redditus vnius maldri siliginis et vnius maldri avene menſure Swinfurtensis et decem talenta, hec prescripta bona data sunt nobis et nostro Monasterio cum redditibus nomine teſtamenti nec non jure perpetuo nobis et nostro Monasterio permanebunt. Item antedicta domina Kunegundis comparauerat cum prescripta pecunia decimam quam dare tenebamur de centum et decem agris campestribus pertinentibus in curiam nostram Slintbach titulo reemptionis prout in litteris desuper confectis plenius continetur, Item comparauerat redditus LXXXII plaustrorum fimi ad culturam vinearum nostrarum in Elfrishusen, Nutlingen et Buheler Jure reemptionis. Igitur de vtilitatibuſ prescriptorum pratorum post allecia ſequentium et prouentibuſ omnium reddituum ac vinearum et bonorum predictorum que pro ſumma quadraginta librarum hallensium sunt comparata et eſtimata, dabuntur singulis annis conuentui decem et septem talenta hallenſium pro alimentis ad ſeruicia vndecim diebuſ anni, quibuſ non veſcimur lacticiniis ad ſolacium ſpeciale. Item dabuntur tria talenta infirmis in infirmitorio tria talenta hallenſium pro lumine in capella nobilium dominorum de henneberg. Et vnum talentum hallenſium pauperibuſ in Cena domini, sicut temporibus sepeſate domine Kunegundis fideliter est peractum, Si vero propter grandinem, incendium, guerram dominorum, sterilitatem terre Monasterium ad talem inopiam perueniret, quod pro sustentatione conuentus frumentum ſeu alia necesſaria haberi non posſent, Tunc hec due moniales que presunt pytancie de consilio domini visitatoris debent voluntarie ſine contradictione qualibet domine abbatisſe de substantia eiusdem pytancie taliter subuenire, quum Monasterium dampnum irrecuperabile non intrat et defectum huiusmodi commodius ſupportare, ſimiliter cum aliquid vendendum fuerit de rebus pytancie, debet domine abbatisſe primitus exhiberi et longe remisſius quam extraneis dari, ut in omnibus semper deus honorificetur, karitatisque et pacis vinculum ſtrictius conſeruetur. In quorum omnium et singulorum premiſſorum obſeruantiam atque robur, nos cum omnibuſ subditis nostris firmiter obligranteſ, preſentem litteram ipso nostro conuentui tradidimus, sigillis venerabilis in christo patris ac domini domini Friderici abbatis in Bilhilthusen visitatoris nostri, nostroque et totius nostri conuentus firmiter communitam. Nos quoque Fridericus dictus abbas in Bilhilthuſen recognoscimus, nos conſenſum et voluntatem nostram huic indulgencie et concesſioni adhibuisſe et ad inſtanciam predictarum domine Elisabeth Abbatisſe et Conuentus ſigillum noſtrum preſentibus appendisſe, Actum et datum Anno et die quo ſupra.

---

*) Bamberger Copie; auch bei Jäger. S. o. S. 87.

32.

1361.*)

Schweinfurt. 7. September.

Wir Bruder Phylips von Byckenbach Meiſter dützſches Ordens, in dützſchen Landen, beckennen offenlichen an diſem Briefe allen den die in ſehen leſen oder horen leſen, daz mit unſerm guten Willen, wizzen und urlaube iſt geſchehen, daz der Erſam Geiſtlich Man Bruder Boppe von Henneberg der ein Commentur was, des dützſchen Huſes zu Schwinfurt hat geſtifftet und gemachet durch daz heil aller ſiner altfordern ſele willen, Eine Meſſe, die man eweclichen halden ſol, mit unſer Priſter Bruder eime, oder mit eime leyhen Prieſter, in dem vorgenanten Huſe zu Swinfurt, umb vierhundert pfunt heller, an guter lantwerunge, die er inne hatte und ime ſine Eldern hatten bevolen zu getrower hant, des Geldes ſint drühundert pfunt heller gelegt an drizzig Acker Wiſen jenſite Meins an Smelvelt genant, die da vormals waren des dützſchen Huſes zu

---

*) Sattlers Copialbuch Nr. 137. Vergl. die Urkunde bei Schultes I. XXII. S. 471.

Würzeburg. So ſint hundert phunt heller gelegt an ein eigen Gut gelegen zu Hentingen, vnd daz gut was Ortolfs von Miltza ſelegen, alſo ſint die vierhundert Phunt Heller an guter Weirunge kuntlichen gewendet und gekeret. in des vorbenanten dützſchen Huſes Swinfurt nutz und frumen. Wir veriehen für unſer Nachkummen daz man die Meſſe ewicklichen ſol halden, in dem vorgenanten dützſchen Huſe ongeverde, Und welches Jars man daran ſumig würde, daz die Meſſe nicht gehalten würde einen Monden daz iſt vier wachen. ſo ſal ein Ebtiſſin des Erbern Kloſters Vrowenrode, ir ſamunge oder ir Gewalt des geinren und zu rede ſetzen, einen Commentur und den Convent des Dützſchen Huſes zu Swinfurt. wer danne daz ſie in dem nebeſten Monden darnach ſie des geinret worden, die Meſſe nicht enhilten, als vor geſchriben ſtet, ſo ſai daz vorgenante Dützſche Huſs Swinfurt dazſelbe Jar verfallen ſin für zwentzig Phunt Heller guter weirunge, zur Pene die ez geben ſal dem Erbarn Cloſter Vrowenrode und aller ſiner Samunge. Und ſo ſal danne ein Eptiſſin ir Samnunge oder ir Gewalt deſſelben Cloſters, die vorgenanten zwentzig phunt heller vordern und ir hezzen bezahlen die Pene on ihren Schaden, und geſchehe des nicht in acht tagen, ſo ſullen ſie oder ir Gewalt, gantzen und vollen Gewalt haben zu pfenden uf allen gute wa ſie wollen des vorgenanten Huſes Swinfurt, und mügen der pfant gnug nemen on geverde zu verſetzene oder zu verkauffen für zwentzig phunt Heller. und ſullen die keren in iren Nutz daz Jar, in dem man ſumig iſt worden, und ſie tun daran wider Uns nicht. noch wider dehein unſer Freyheit on alles verdechtniſſe. Geſchehe daz abir alſo . daz ein Commender, und die Brüdere des vorgenanten Dutzſchen Huſes Swinfurt die Meſſe liezen abgen, und der nicht enhilden ein gantz Jar mit geverde, ſo verbinden Wir Uns des, daz ein Eptiſſin, ir Samnunge, oder ir Gewalt des vorgenanten Cloſters Vrowenrode ſullen Gewalt haben, und ſullen manen die Brüdere Gemeinlichen des vorgenanten Dützſchen Huſes Swinfurt, daz ſie die Meſſe fürbaz halden on geverde, als ſie iſt geſtiftet und gemachet worden. Und fügit In dann daz nicht zu tunende, alſo daz ſie wollen lazzen ablegen die Meſſe und nicht mer halden, ſo ſullen ſie dem vorgenanten Vrowen Cloſter Vrowenrode und ſiner Samnunge kuntlichen bezaln vier hundert pfunt heller an guter Landweirunge, die ſal dazſelbe Frowen Cloſter daz ehgenante danne anlegen in ſinen Nutz und fürbaz die Meſſe halden davon on allerley geverde und on allez verdechtniſſe. Des zu eime waren Urkunde, ſo haben Wir Unſers Ampts Inſigel und darzu der Balye zu Francken Inſigel und darzu des vorgenanten Huſes Swinfurt Inſiegel kuntlichen lazzen gehangen an dieſen Brief. Und iſt geſchehen do man zalte nach Chriſti Geburte drüzehen hundert Jar, und darnach in dem ein und ſechszigſten Jare an unſer Frawen Abende, als ſie geborn war.

Frat ✠ Poppo de Hennēbg*)

---

*) So im Copialbuch; wahrscheinlich ahmte der Schreiber die Unterschrift der Originalurkunde nach.

33.

1374.*)

31. Juli und 26. Auguſt.

Eberhart von der Kere bekennt geſchieden zu ſein vor dem Grafen Berthold und Hermann von Henneberg von der Abtiſſin Iſentrud und Konvent zu Frauenrode wegen ewiger Gülten auf dem Gut zu Beringen. 1374 an dem neſten Montage von St. Jakobstag.

Heinrich und Berthold Grafen von Henneberg willigen als Lehnherrn in vorſtehendes Geſchäft. 1374 am erſten Sunabend nach St. Bartholmestag.

34.

1389.

28. April.

Graf Hermann von Henneberg bezeugt den Verkauf des veſten Knechts Eberhard Virnkorn an das Kloſter Frauenrod von 4 Acker Wieſen, gelegen an dem Furt, bei der Celle St. Dyoniſi 1389. Am Mitwochen nach dem Palmtag.

35.

1394.**)

8. Juli.

Wir Sweſter Katharina Eptiſſin des Kloſters zu Frauwinrode vnd die Samenunge gemeyenlich da ſelbſt Bekennen für vns vnd alle vnſer nachkummen an diſem offen brief allen den, die In ſehen odir horen leſen, Als der Edele vnſer gnediger Herre Grafe Herman von Hennenberg bie lebinde ſyme liebe vns beſcheiden gemacht und geben hat zwelfhundirt phunt heller frenckiſcher Landw' (währung), darumb wir alle jar jerlichen des vorgenanten vn[illegible] Herren Grafen Hermanns Jargetzyt begehn vnd thun ſullen vnd wollen, Bie namentlich) dez abindez mit eyn geſunge vigilie vnd des morgens mit eyn geſunge ſelemeſſe vnd vier kertzyn uf ſyme grabe zu brinnen, zu d' vigilie vnd d' ſelemeſse, vnd uf dieſelben jargetzyt, ſullen wir eyn redelichen dinſt keuffen, tzugen, vnd beſtelln vmb zwentzig phunt Heller geldes, vnd nicht mynn' (minder), darumb ſullen wir Wyn und Fisch kauffen odir ander gerete, daz man dan tzu der tzyt darumb gekeuffen od' getzugen mag nach Rate, der Priorin, unterpriorin, kuſterin vnd ſaugmeiſterin one gewerde vnd ſullen damite vnſir gemeyne pfründe und convent beſsirn, darnach ſulln wir vnd wolln alle iar jerlichen tzu dem vier goltfaſtin*) zu iglich' goltfaſtin beſundern uf den fritag ein redelichin dinſt keuffen vnd tzugen umb zehen phunt Heller geldis vnd nicht mynn' maſſe de maſse als vorgeſchriben ſtet, on gewerde darumb ſullen wir auch wyn vnd Fiſch keuffen, damite ſullen wir auch vnſser gemeyn phrunte und convent beſsirn zu eyme ewige gedechtniſse des vorgenanten unſers Herren grafen Hermans ſele. Wer ez nv, daz wir das vorgeſchriben ſelegerete, vnd dinſt nicht vzrichten vnd zugeben als vorgeſchriben ſtet, ſo hetten des vorgenannten unſirs Herren grafen Hermanns Erben odir wen ſy dazu beſchiden von Iren wegen mugende vnd macht, vns odir vnſir Armelute darvmb zu pfendten vnd uſzuhaltin vzwendig vnſirs cloſters minen, (Mauern) vnd damit daz Cloſter beſridt iſt, vnd nicht da Inne, daran ſullen wir odir unſe nachkume odir nymat von vnſerwegen, ſy nicht hindern, odir dawid' nicht thun mit gerichte odir an gerichten geiſtliche odir wertlich, oder deheine klage, von zu thun heymlich odir offentlich, on geverde vnd die pfant ſullen ſy uſetzen vmb als vil geldis als wir vſezzin vnd dez nicht getan vnd uz gericht hetten, daz ſelbe ſelgerete als vorgeſchriben ſtet, vnd nicht hoher odir tiwer (tiefer, minder) on gewerde vnd daz ſelbe gelt, dar umb ſy uns alſo gephaut vnd vſgehaldin hetten, daz ſullen ſy Armenluten odir In ein Spital geben, vnd ſullen des nicht behaldin. Und daz Selgerete redin vnd gelobin wir vorgenannte Sweſter katherin Eptiſſin und dye Samenunge gemeynlich zu frauwinrode vnd vns Isliche für ſich vnd für alle vnſir nachkume ſtete, veſte, vnd gantz zu haldin, in alle wiſe als vorgeſchriben ſtet on allez geverde. Dez zu eyne waren Urkunde vnd eyme ewige gedechtniſſe haben wir Johanns Abpt des cloſters zu Byldhuſen vnſirs convents groz Inſigel an diſen Offen Brief gehangen durch bete willen der vorgenannten Eptiſſin vnd Samenunge zu Frauwinrode vnd wir die vorgenante Katherin Eptiſſin vnd die Samenunge gemeynlich bekennen, daz d' Egenannte unſer Herre, Herr Johanns Abpt zu Bildhuſen des Convents Inſigel daſelbiſt, durch uns bete willen (auf unſere Bitte) an diſen offin Brief gehangen hat, vnd zu eyme merbekenntniſse vnd eyme ewige gedechtniſse haben wir des Cloſters zu Frauwinrode groz Inſigel auch an diſen offin Brief gehenckent. Der geben iſt nach Chriſts Geburt drutzehen hundirt Jar darnach in dem vyer und nuntzigſten Jare An ſant Kylians tag des heiligen Byſchoffs.

---

*) Aus Bamberger Copialbüchern.

**) Das Original in Sattlers Sammlung. Wohlerhaltenes Pergament, 16'' breit, 7'' hoch. Anhangend 2 defecte Siegel, das von Bildhauſen, eine sitzende Maria mit dem auf dem Sitz neben ihr stehenden Jesuskinde, und der Umschrift: SI(GILLVM CONVEN)TVS IN BILLENTHVSEN ✝ und das von Frauenrode, auch eine sitzende Madonna, das Jesuskind auf dem Schoos. Von der Schrift sind nur noch die Buchstaben: IN FRAVW vorhanden. S. Urkunde 42. Schultes giebt Dipl. Gesch. Bd. 1. S. 501. XLI. nur den Extract dieser Urkunde in 4 Zeilen.

---

*) Goldfasten (Quatember).

36.

1399.*)

24. August.

Wir Svveſter Katherin (von Brende) Eptiſſin, und die ganze Samnung des Cloſters zu Frauenrode bekennen an diſem offenen Briff für Uns und alle Unſer Nachkumen allen den, die in ſehen, horen ader leſen, das der Edel Unſer Gnediger Here Grave Herman von Henneberg mit wolbedachtem vereinten mute, und guten vvillen, vviſſen, vnd vvorte unſers gnedigen Herrn Graff Friderich ſins Suns, und aller Erben, uns gemacht, beſcheiden, und geben hat, Luterlich, durch Gots vvillen, und zu einer Gedechtnus und ſelgerede der Edlen Fravven Agnes ſeligen von Henneberg ſiner Elichen Hausfrauvven vir hundert Pfunt Heller Frenckiſcher hantwerung, alſo das vvir, und alle unſer Nachkumen alle Jar jerlichen virzehen tag nach oſtern das iſt, mit namen uff den ſuntag Miſericordia der egenanten Frauvven Agnes ſeligen, Jargezyt begehen, und tun ſullen, und vvullen by namen des abends mit einer geſungner vigilien, und des morgens mit einer geſungener ſeelmeſs: und vvir ſullen auch vir gel kertzen uff irem grabe brinen, in der vigilien und der meſſe und uff dieſelben Jargezyt ſullen vvir eynen redlichen dinſt kauffen zugen und beſtellen umb XX Pfunt Heller gelts Landvverung, und nit myner, darumb ſullen vvir win und ſiſch kauffen, und ſullen uns damithe unſer gemein und Convent beſſeren zu einem evvigen gedechtniſs der obgenannten Frauvv Agnes ſeligen ſele. vvere es nun das vvir ader Unſer Nachkumen das vorgeſchribene ſelgerete und dinſt nit hilden uſsrichten und zuchten als vorgeſchriben ſtet, ſo hetten die vorgenante unſere Hern und ir Erben, ader wen ſij darzu beſcheyden von ir vvegen mugende und macht uns und unſere arme Lute darumb zu pfenden und uffzuhalten, daran ſullen wir ader unſer Nachkumen ader nymand von unſern vvegen ſij nit hindern ader da vvidder tun mit gerichten ader an Gerichten, Geyſtlich ader vverntlich ader dkeine Clage vviſſe als obgeſchriben ſtet an alle geverde. Des zu einer waren urkunde und einer evvigen gedechtniſſe haben vvir des Cloſters groſs Inſigel und unſer Eptie inſigel bede vor Uns und alle Unſere Nachkumen vviſſentlich an dieſen Briff laſſen hencken, nach Criſti Geburt dryzehen Hundert Jar dernach in dem nun und nunzigſten Jar an Sant Bartholomeustag des Heyligen Zvvelfboten.

37.

1459.

Neujahrstag.

In nomine domini amen. Nos frater Joannes Abbas Monaſterii in Bildhuſen Ciſtercienſis ordinis Herbipolenſis dyoceſis vna cum aſſeſſoribus noſtris videlicet fratre Johanne thorman, fratre Johanne letner capellanis Monaſterii nonalis ſancte Marie et fratre Alberto gros noſtro notario publice recognoſcimus per preſentes, quod anno domini M°CCCC°LIX°. ipſo die circumciſionis

---

*) Aus *Joannis Friderici Schannat* Sammlung alter historischer Schriften u. s. w. Fulda 1725. Th. I. S. 47. XIV.

dominice poſt liberalem reſignationem Barbare pferdsdorferin protunc abbatisſe preſati monaſterii noualis ſancte Marie noſtri Ciſtercienſis ordinis ac Herb. dyoceſis et in ſucceſſione ac noua creacione domine Barbara Kuchenmeiſterin ſecundum ordinis noſtri ſacra inſtituta ibidem rite et canonice electe, omnibus eundem actum concernentibus peractis ſtatum eiusdem monaſterii in temporalibus reliquimus ſubnotatum, perceperant enim a proxima computatione facta anno domini noſtri LVIII^{o}. usque in preſens XVIII$^{fl.}$ XIII$^{s.}$ II$^{d.}$ Expenderunt vero per idem tempus XVII$^{fl.}$ XXI$^{s.}$ XI$^{d.}$. Et percepta excedunt expenſas in LXXXXII$^{fl.}$ II$^{d.}$ qua ex creſcentia perceptorum Hermannus famulus tenetur Monaſterio ratione cenſuum qui omnes et ſinguli ab hac die usque petri Kathedram proxime futuram computati ſunt. Item habent pre manibus in certis debitis VIIII$^{c.}$ XLIX$^{l.}$ XI$^{d.}$ Item monaſterium tenetur certis perſonis XII$^{c.}$ VI$^{l.}$ XIII$^{d.}$ Item de ſuppellectilibus habent pre manibus calices argenteos VII et vnum aureum, cum thuribulo argenteo. Item ampulas argenteas IIII Item duo candelabra argentea. Item picarios argenteos III. Item puelues paruas et magnas IX. Item cantros paruos et magnos IX. Item ſcutellas ſtagneas paruas ac magnas XX. Item II lucidaria de auricalco. Item IIII lucidaria ſtagnea ad eccleſiam pertinentia. Item ollas ereas paruas et magnas IX. Item lectos XXV. Item ſex paria lintheaminum. Item V tegumenta, Item cuſsinos magnos ac paruos X. Item III menſalia Item VIII manutergia Item III bankpfulben. Item de blado pre manibus in monaſterio I^{c} LXXXX$^{octal.}$ menſure Münrſtat. Item in Egenhuſen I^{c} LXXXX$^{octal.}$ menſure Swinfurt. Item frumentum in monaſterio nondum trituratum adhuc non eſt computatum, Item pre manibus de vino VIII plauſtra, Item vaccas et thauros XXXV, Item equos trahibiles X et XII wilden, Item equum pro famulo cum requiſitis Item X polledros Item porcos inpinguratos IIII paſchuales CX, Item capras IIII cum capricorno domeſtico In cuius inventarii euidens teſtimonium noſtrum abbatiale ſigillum vnacum ſigillo Conuentus preſati monaſterii noualis ſancte Marie preſentibus duximus appendendum. Datum Anno die quibus ſupra.

38.

1468. *)

11. September.

Wir Barbara Eptiſſen zw Frawenrode vnd wir die Conuent-Junchfrawen deſſelbigen Cloſters bekennen mit dieſem offene briue vor allermenniglichen vor vns vnde alle vnſer Nachkomen, das wir mit vereyntem wolbedachtem mute zw rechtem erbe verliehen vnd verlaſſen haben, vnde verlaſſen In crafft dies briues vnſern Hoff zum Schlimpbach vnd die Wüſteninge zum Huſsmaſsrode mit alle Ir Zw vnd eyngehörunge, Wieſsen, Eckern, Holtz one das vor verlihen iſt, vnde one das Holz zwiſchen der Lautter vnde dem Thülbere Wege vnde an das Waſſer vom furt vonn Huſsmaſs bis an der von Tülbe Waſſer, vnde dye Wieſen in der Enpbach dinſt vnd betfreye dem Erſamen Peter Reuelberger vnd Barbara ſeyner elichen Hauſſrawen vnd alle irn erben,

---

*) Nach einer alten Copie in der Sattlerschen Sammlung. Sie ist auf einem Papierbogen mit einem sehr rohen Ochsenkopfzeichen geschrieben, und hat die Aufschrift: Copia des Hoff Schlimpbach vund der Wustenung zum Husmasrode genant. Belangende. R^{ta} 2. Julii a^{o} C. 56.

Stangen, Knütteln und verroſteten Hellebarden bewaffnet, und aus dem Geſchrei, das den weiten Platz durchſchallte, waren die Worte: „Fort mit dem Rath! Nieder mit dem Rath! Vivat die Gemeinde!“ zu vernehmen. Der müſſiggaffende Pöbel jauchzte wie toll in das Gelärm der Aufrührer, die, noch ungewiß, wohin ſie die Gräuel ihrer Zügelloſigkeit wenden ſollten, ſich einſtweilen damit begnügten, Steine nach den Fenſtern der Patricierhäuſer zu ſchleudern, und einige Herren des Rathes, die der Weg über den Platz des Getümmels führte, mit pöbelhaftem Spott, dem das wiehernde Beifallsgelächter der Menge nicht fehlte, zu verhöhnen.

Frau Millwitz überblickte raſch die Gefahr. „Kinder!“ rief ſie: „um Gotteswillen, geht vom Fenſter! Geht in die Hinterſtube, eilt, ich befehle es Euch!“

Die Töchter, bleich geworden, nahmen ihre Stickerei, und enteilten. Die Mutter ſchritt in das Gemach, wo ihr geneſender Gatte noch ſchlummerte, ſie blickte liebevoll auf ihn, ſeufzte, beugte ſich über ihn, und weckte ihn mit einem Kuß.

das ſie domitt thün vnd laſſen, als mit andern irn güttern angeüerde Inmaſſen als hernach geſchrieben ſtet von ſolchem Hoff vnde Wüſtenung ſol vns der vorgenant Peter vnd ſeyn erben alle Jare reichen vnd geben Neunzehen Achtel korns vnd Neunzehend Achtel habers Murſtattermaſs In der Ern czwiſchen den zweyhen vnſer lieben Frawentag Dis ſollen wir vff dem Hopfe holn Auch ſol er geben zweyhe faſsnachthuner vnd Vier geſchocke eyer vnde ſol den ſchepffen vom Hufsmaſs one des Cloſters ſchaden beſtellen vnd halten, vnd ſol vns auch das obgeſchriben auſsgezogen Holtz vnd Waſſers getreulichen huten vnd wartten, vnd vns durch ſich adder ſein geſinde nicht beſchedigen oder ſchaden thun. Vnde ſol dem Cloſter ſein ſchaden bewaren vnde fromen werbenn, als er vns gelobt vnd zw den heiligen geſchworen hat. Auch ſol der obgenant Peter ader ſein erben kein newe gerechtickeyt adder Newerung vff ſolchen Hoff oder Wuſtenung machen an wiſſen des Cloſters vorſtebener, vnd wen der obgeſchrieben Peter oder ſein Erben ſolchen Hoff vnd Wuſtenung verkeuffen, ſollen ſie In eyner Eptiſſen vffgeben, vnd der keuffer von ire entphaben vnd hantlon gebe als gewönlich iſt, wer es aber das dye Innehaber dies Hoffs vmb ettliche artickel bruchtig würden, das ſie ſich yn guten nicht vertragen mochten des ſolten ſie zw recht kom vff des Cloſters leben leuth, was dye zurecht ſprechen wurdt. do ſollen ſie zw allen theyll bey bleyben laſſen vnd keyn andern Hern dorüber ſuchenn Auch ſoll vns der genant Peter eyn verſiegelten brieff vor ſich vnde vor ſeyn erben geben, Als das zw halten das In diſem briffe geſchrieben ſtet Des alles zwr waren Bekenntnus haben wir dieſen brieff verſiegelt mit vnſer Epteyn vnd Couentzs Inſigel, Doch mit behaltunge vnſers Cloſters gerechtikeyt vnd freyheit, vff ſolchem Hoff vnd Wuſtung als wirn Ingehabt vnd herbracht habenn Das iſt geſcheene Nach Chriſtgeburt Viertzenhundert vnde Im Acht vnd Sechtzigſten Jar vff Sontag nach Marie Virginis.

39.

1469. *)

2. Juli.

Ich Conntz Edam An der Zeit Burgermeiſter zu Swinfurt Thun kunt Allermeniglich mit dieſem brieve, daz fur mich komen ſindt die Erſamen mit namen Peter Zeiſe Schultheis, ditz Eberhart vnd Hanns mangolt alle drey zu loffelſtertz geſeſsen, vnd haben mich gebeten, von Iren vnd der gantzen gemeynde wegen doſelbſt zu loffelſtertz kuntschaft zu verhören vnd Ine derſelben kuntſchaft glaubliche Urkunde vnd getzeugkniſs der warheit vnter meinem Inſigel zu geben. Die brachten alſobalde mit Ine vnd ſtalten fur mich dieſe hernachgenanten biderben menner, mit namen Hans Zeiſe zu Ottendorf, Heintz Eberhart vnd Burckhart Zeiſe zu Forſt, walther Zeiſe zu Schwebheym und Herbſt zu waltſaſsen geſeſſen, baten mich, die zu verhoren vnd zu fragen, als recht were. Hab ich die itztgenan alle vnd Ir jeder beſunder mit gelubden vnd eyden beladen, vnd ſie darauff

---

*) Das Original in der Sattlerschen Sammlung, Papier ohne Wasserzeichen 12½" breit, 12" hoch. Das auf Papier ausgeschlagene Siegel zeigt ein undeutliches Monogramm, und die Umschrift Sigillum conts edam [illegible] 14 . . .

Oben S. 87 muss stehen: Sonntag nach St. Peter u. Pauls-Tag.

gefragt: die rechten lautern warheit In In [*sic*] den nachfolgenden ſachen zu ſagen, vnd des nicht zu laſsen vmb liebe vmb leyde vmb myet vmb gabe vmb freuntſcheſt, oder Veyntſchaſt noch vmb keinerley ſache willen, dodurch die warheit oder gerechtigkeit mochte verhindert werden, vnd als ſie got dem allmechtigen am Jungſten Gericht darvmb antworten ſolten und wollten. Alſo haben die obgenanten alle uff ſolich gelubde vnd eyde eynmutiglichen bekannt vnd geſagt als recht iſt vnd hernach geſchriben ſteet, nemlich Hanns vnd walther zeiſen gedenkt Ir jedem wol funffzig jare, Heintz Eberhart vnd Heintz Herbſt gedenkt Ir jedem wol vierzig Jar vnd Burckhart Zeiſen gedenkt wol dreiſſig Jar vnd Ine allen ſei wol wiſſen vnd kunt, ſie ſein auch zu mermalen dobey vnd mit geweſt, daz man yn zu zeiten ſo man zu loffelſterz hab gericht gehalten, vnd die Epptiſſinn Amptman zu frawenrode hab darnach laſſen fragen, waz Gerechtigkeyt ſein frawe doſelbſt (zu frawenrode) hette, ſo hab man allwegen am ſelben gerichte Inrecht erkant, und geſprochen, daz die Epptiſſein zu frawenrode vnd Ir (Convent) gewalt haben doſelbſt alle gebote vnd verbote, vnd haben auch doſelbſt zu gebieten vnd zu verbieten vnd ſunſt nyemant anders on geverd. Und an Irer Kyrweihe zu Loffelſtertze an ſandt Gilgentage ſo lange Ir jedem gedencke vnd ſie haben auch von Iren eltern noch ſunſt nye anders gehort noch erfarn, dann daz die von Loffelſtertz vnd auf andere, ſie waren kunde oder frembde haben doſelbſt vff den obgemelten tag mogen wein ſchencken vnd wein darlegen vnd nyemand hab Ine kein eintragk getane vnd waz weins einem uberblieben were, den er uff den tag nicht hett mogen aufsſchencken, hett ein jeder am andern tage hinweg geſurt one alle Irrung vnd Hindernis allermenniglich on geverde.

Daz ſolliche beſage alſo vor mir ſey geſcheen, und ich auch die beſager alſo mit gelubden vnd eyden hab beladen inmaſsen hie oben geſchrieben ſtet, des zu warem vrkund vnd getzeugknis der wahrheit hab ich obgenannter Conntz Edam Burgermeiſter mein Inſigel mit rechten wiſſen unten In dieſen Brieff zu ende dieſer Schrifft von der obgemelten beſager fleiſſigen bethe gedruckt, Joch mir vnd mein erben on ſchaden, der geben iſt Am Sontag nach ſand peter vnd paulstag der heiligen zwelffboten Nach Chriſti vnnſers lieben Herren geburt vierzehenhundert vnd newenvndſechzigſten Jaren.

40.

1478.

Graf Otto von Henneberg entſcheidet die Späne zwiſchen dem Kloſter Frauenrode und Kaspar Schumann zu Burkartrod auf 2 Achtel Hafer jährlicher Gült von einem Gut zu Burkartrod. 1478. Sonntag Quaſimodogeniti.*)

---

*) Dieſem Grafen Otto IV, welcher 1502 unvermählt ſtarb, wurde in der Stiftskirche zu Römhild eine prächtige eherne Statue als Denkmal geſetzt, höchſt wahrſcheinlich gegoſſen von Peter Viſcher; abgebildet und beſchrieben von A. Döbner in dem oben S. 7 gedachten Werke.

41.

1479.*)

2. August.

Wir Wilhelm von Gotes gnaden graue vnd Her zu Henneberg bekennen vnd thun kunt mit diſsem briue gein allermeniglichen, Nach dem wir die dorffer Heſelbach vnd loffelſterz mitſampt Iren leuten Zinſſen gulten vnd allen andern Iren gerechttigkeyten vmb das cloſter frauwenrode fur recht frey eigen erblich erkaufft vnd wann abir, das ampt Aſcha vnſeren vettern grauen Jorgen von Henneberg ſeligen vnd ſeinen erben von dem Stiefft von wirzburg vormals auff widerkauff verkaufft, vnd nach des gedachten vnſers vettern ſeligen abgange, auff vnſern vetter grauen Otten von Henneberg komen vnd auch das genant cloſter frauwenrode mit ſeinen leuten geſellen vnd Zugehorungen, dem obgedachten kauff Aſcha angebenk iſt, deſshalb der hochwirdige fürſt vnd her Her Rudolff biſchoue zu wurzburg vnd Herzog zu franckecn unſer gnediger Her mitſampt vnſern Herrn vnd fründen vom Capitel In ſolchen kauff der obgedachten zweyer dorffer Heſelbach vnd loffelſtercz gegen vns einrede gehabt vnd furgewannt, das vnſer Her von wurzpurg an den gemelten enden der zweyer dorffer erblich voigther vnd vorſpruchher ſey, alſo habin wir bey dem gedachten vnſern gnedigen Herrn von wurzburg vnd auch bey vnſern Hern vnd Frunden vom Capitel wie hernachfolget erlangt Nemlich hat der gedacht vnſer gnediger Her von wurzburg mit ſamt ſeiner gnaden Capitel In ſolchen kauff der obgedachten zweyer dorffer verwilliget, vns auch die vorgemelten voigtey, vorſpruch vnd erbgerechttigkeit mitſampt allen andern Iren obrickeyten vnd was der Stiefft mit den gemelte enden vnd dorffern gehabt, aufsgenomen die obirkeidt ſeiner gnaden vnd ſeines Stieffts geiſtlichkeit, geiſtlicher und werntlicher gericht Vnd doch auch vns vnſren erben vnd herſchafft an vnſer gerechttigkeit des Zentgerichts zu Steynach die wir vor von ſeinen gnaden vnd ſeiner gnaden Stiefft zu manlehen tragen vnſchedlich zu rechtem erblehen verliehen, die obgedachten voigthey vnd gerechttigkeit wie vorſtet wir auch alſo von vnſern gnedigen hern obgenant entpfangen, Wir haben auch dar zu die gedachten erkaufften guter der zweyer dorffer Heſelbach vnd loffelſtertz mitſampt Iren leuten vnd Zugehorungen, die wir dann In obgemelter maſſen fur recht frey eigen erkaufft han, dem vorgemelten vnſern hern von würzburg frey lediglich auffgebin, vnd zu rechtem erblehen entpfangen, die wir auch vnd vnſer erbin mitſampt den obgedachten Voigtheyen vnd gerechttigkeiten wie obſtet von dem genanten vnſern Hern von wirtzburg ſeinen nachkomn vnd Stiefft, als offt vnd dicke des not geſchicht vnd ſich geburen wurde zu rechten erblehen habin tragen vnd entpfahen ſollen angeuerde des zu vrkunde Iſt vnſer Inſigel fur vns vnd vnſer erbin an diſen briff gehangen, der geben iſt nach criſti vnſers lieben Hern geburt Virzehenhundert vnd im Neun vnd Sibenzigſtein Jaren vff Montag ad vincula petri.

---

*) Blieb Jäger unbekannt. Originalcopie im Henneb. Gesammt-Archiv zu Meiningen. 1 Papierbogen, mit der alten Aufschrift: Recess Briue Vbir Heselbach vnd Loffelstercz. 1479.

42.

1483.

Otto Graf von Henneberg ſchlichtet die Irrung der Frau Margareth Aebtiſſin und des Convents des Kloſters Frauenrod mit Hermann Jordan, über etliche Gefälle, Gerechtigkeit und Güter an der Aſcha gelegen. 1483 der Minderzahl auf Sonntag Exaudi.

43.

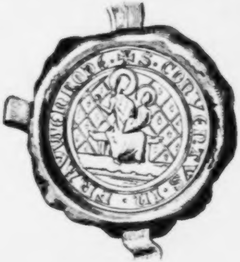
1506.*)

10. August.

Wir Hermann von gotes gnaden Graue vnnd Herre zu Henneberg. Vnnd wir Otilia abtiſſin, Catherin Priorin vnd das Conuent gemeinglich des cloſters Frawenrode ordenns vonn Citel. So als wir dieſelben abtiſſin priorin vnnd Conuent zu vnnd gegen itz gemeltem vnnſerm gnedigen herrn grauen Hermann vonn Henneberg anſprach vnnd Forderung gehabt haben von wegen eins teils am Zehennden zu keyſtheim etc. Bekennen wir obgenanter graue Hermann für vnns vnnd vnnſer erben Wir obgedachte abtiſſin Priorin vnnd Conuent für vnns vnnſer cloſter vnnd nachkomen. das vnns bedeteyl vnnſer graue Herrmanns keller zu Munerſtat Hanns kachel vnnd vnnſer abtiſſin Priorin vnd Conuents Vberreyter Frietz ſcholl genannt Im ſchlimphoff mit vnnſer bederteyle guten wiſſen vnnd ganntzer bewilligung mit irem gutlichen Spruch in der gute angezeigter anſpruch vnnd forderung genntzlich vnnd endlich entſchieden haben alſo das wir graue Hermann obgemelt denſelben vnnſern lieben andechtigen abtiſſin priorin vnnd Conuent des Cloſters Frawenrode vnnſern halben Zehennden zu Stangenrode in dorff vnnd in Feld im ampt aſcha Wie vnnſer vetter graue Ott vonn Henneberg ſeliger gedechtnuſs denſelben halbenn Zehenndenn Innegehabt genutzt vnnd gebraucht hat, eingeben vnnd einantwurten ſollen. Solchen halben Zehenndenn hinfüro zu ewigenn zeytenn für ir vnnd ires cloſters eigenn gut zu habenn vnnd zu gebrauchen Vnnd wir abtiſſin priorin vnnd Conuent des cloſters frawenrode ſollen für vnns vnnſer cloſter vnnd nachkomen dieſelben anſpruch vnnd forderung ſo wir des angezeigtenn teilshalben am Zehennden zu keiſtheim gehabt habenn ganntz falln laſſenn vnnd abſtellenn Darvmb wir itztgemelte bede partheienn ſolchen gutlichen entſchied, Wie der hieobenn in vermeltem anſpruch vnnd forderung angezeygt iſt, Souill der vnnſern ydenteil beruret angenomen haben. Nemen den ſelben gutlichen entſchied vonn bedenteiln alſo an. In vnnd mit craft diſs briſs Wir gemelter graue Hermannn für vnns vnnd vnnſer erben vnnd wir abtiſſin Priorin vnnd Conuent obgenannnt für vnns vnnſer cloſter vnnd nachkomen bey vnnſern gutenn warenn trewen geredende denſelben gutlichen entſchied alſo getrewlich ſtete veſte vnnd vnuerbrochenlich zu halten zuuolſtrecken vnnd dem genntzlich zu leben do wider nit ſein wollenn mit keinen ſachen gnaden freyheitenn woltatten geiſtlichenn oder wernntlichen Wie die erdacht werden mochten, der aller auch ſonnderlich wir abtiſſin priorin vnnd Conuent zu Frawenrode des mergemelten anſpruchs angezeigts teyll Zehenndes vnns hiemit ganntz verziehenn haben wöllen Darauf wir graue Hermann den mergemelten abtiſſin Priorin vnnd Conuent obberürten vnnſern halben Zehennd zu Stangenrode in feld vnnd in dorffe eingeben hiemit ſie des In gerüwig poſeſs vnnd geweere ſetzen ſich des nach irem willen zugebrauchen Wie vnnſer vetter graue Ott vonn Henneberg ſeliger den Innegehabt vnnd gebraucht hat, Vnnſer vnnſer erben vnnd meniglichs von vnnſern wegen vnuerhintert, alle geuerd vnnd argelieſt hir Inn auſgeſchloſſenn. Zuurkundt iſt diſer gutlicher entſchied gezwiſacht vnnſer ydemteyll einer mit vnnſer graue Hermanns Secret Inſigel vnnd vnnſer abtiſſin vnnd Conuents bedeteiln obgenannt Inſigeln beſigelt vbergeben vff Sanct laurenntzentag Nach Criſti vnnſers liebenn Herrn geburt ſunſzehenhundert vnnd Im ſechſten Jarenn.

---

*) Das Original, Pergament, 16¼" breit und 9¾" hoch, in der Sattlerschen Sammlung. Drei wohlerhaltene Siegel: 1) des Grafen Hermann, rund, rothes Wachs, das Henneberg-Aschacher Wappen, die Henne und die Säulen. 2) der Aebtissin, oval, grünes Wachs, Weibliche Figur, unkenntlich. 3) des Convents, rund, Umschrift: S. CONVENTVS . IN . FRAVWENRODE. Die Mutter Gottes mit dem Christuskind auf dem Schoos. — Es liegt auch eine Bamberger Copie vor.



44.

1511.*)

24. Septbr.

Als hievor in den Gebrechen, ſo ſich gehalten haben zwiſchen der Erwurdigen Frawen Urſula, Eptiſſin zu Frawenrode, Philipſen von Maspach, Jorgen vnd Burkharden von Erthall, Gebruder eins Theyls, — Renharten von Steijnau, Steinruck genant, vnd dem Pfarrverweſer zu Langendorff vnd Methal, eine Anſtoſſe, vnd ſunſten betreffende, von dem Erbarn vnd veſten Otten Voyten von Salzpurg, Marſchalk etc. alſo verwillkuhrten Verhörer mit Wiſſen vnd willen beyder gemelten Partheyen ein Abrede vnd Betheydigung verfasst, welche Verfaſſung unter andern zu erkennen gibt, daſs jeder theil zween vnuerleumbd Mann ineanſtoſenden Dorffen bithen, vnd als Zuſetze niederſetzen ſollen vnd nachdem die gemelten zehendt in Lehnſchafften geſundert, nemlich der Medhals zehendt zum theyl von dem hochwürdigen Fürſten vnd Herrn, Herrn Lorenzen Biſchove zu Würzburg und Herz. zu Frankhen, vnd der zehnd zu Langendorf zum theil von dem hochgebornen fürſten vnd Herrn, Herrn Graſe vnd Herre zu Henneberg zue Lehn rühren; iſt deshalb abgeredt, daſs jede obgemelte Parthey ihren Lehnherrn erſuchen vnd bithen ſolte, in gemelte Abrede vnd Verfaſſung zuewilligen, und ihne einen Obman zuegeben: die vier Zuſetze, zueſampt dem Obman ſollen alsdann die obberürte beide Partheyhn in ihrem fürbrengen nothdürfftiglichen verhoren, vnd, wie ſie dann durch Obman vnd Zuſetze nach gethaner verhere ſamptlich oder den merentheyl entſcheyden werden, des ſollen die Partheyhen von allen theylen an Wegerunge annemen, vnd halten. So aber die gedachten beide Fürſten von Würzburg vnd Henneberg, ſich eines Obmans mit einander nicht vereinigen könnten, oder wollten, Alsdann ſoll ijeder Fürſt einen Obman geben, angeverde; wie dann ſolches alles die gemelte Abrede vnd Verfaſſung clerlichen zu erkennen gibt, der Datum ſteht vf Mittwochen nach Viſitationis Marie, Anno fünfzehnhundert, vnd Neun Jahrn. Wann aber beyde obgenante Fürſten in ſolche Verfaſſung bewilligt haben, vnſer Gnediger Herr von Würzburg ſeiner Fürſtlichen gnoden Amptman zu Newenſtadt Jorgen Voyt von Salzburgck vnd vnſer gnediger Herr von Henneberg, Seiner Gnaden Amptmann zu Münnerſtadt Silveſtern von Schaumburg zue Obman geben; dem alſo nach bekennen Wir jetzt genante Jorg voyt von Salzburg, vnd Silveſter von Schaumburg offentlich zu dieſem Brive, daſs wir aus Befelche beder vnſer gnedigen Herrn von Würzburg vnd Henneberg, vns der obberührten Sachen vnterfangen, vnd die gemelte Partheyhen beydertheils vf hewth Dato für vns gein Langendorf bedagt; daruf erſchienen die obgedachte Ebbtiſſin durch ihren bereyttere, Philipps von Maſspach durch ſeinen Anwaldt, vnd bede von Erthal Gebrüder, für ſich ſelber, vnd haben für ihre Zuſetze niedergeſetzt Fritzen Schollen von Ewerdorf vnd hanſen Fuſtadt Schultheiſs zu Fuſtadt . dergleichen ſeyn erſchyenen Reynhart Steinruck für ſich, vnd bey vnd neben gemelten Steinrucken, Ludwig von Hutthen, Amptman von Trimperg als Befelchhaber vnſer Gnedigen vnd gunſtigen Herrn vom Capitel des thumbſtiffts zu Würzburg, als Lehnherrn der Pfarr zue Langendorf, vnd auch von wegen des Pfarrverweſers daſelbſt, der vf die Zeit aus ſchwachheit ſeines Leibs perſonlich nicht hath erſcheinen mogen; vnd haben für ihre Zuſetze niedergeſetzt: Matthеſen vnd Baſtian Waler, bede zue Machtelshauſen, darauf haben die Partheyhen, vnd erſtlich die Ebbtiſſin mit ihren Zugewandten für vns die bemelten Obmanne vnd Zuſetze dic Meynung fürbringen laſſen, als ſollen Reynhart Steinruck, und der Pfarrverweſer zu Langendorf durch ihre Zehentknecht vf etzlichen Wieſen und Arteckern, die ſie auch alsbalde angezeigt, daruf ſie den Zehent ine Methalszehent, vorhere innen gehabt, vnd ohne Einrede genommen haben, ine den Zehent zu Langendorfe nehmen laſſen, getrawen ſollen von ihrem vnbilligen furnemen durch Obman vnd Zuſetze abzuſtellen gewieſen werden, vnd die genommene Abnuze wieder zu ihren handen geanthwort werden. Dagegen iſt von wegen Reynhart Steinrucken vnd des Pfarrverweſers in Langendorffe in Anthwort furbracht, daſs ſie der Ebbtiſſin vnd ihren Zugewandten ihres Furbringens ganz nichts geſtehen, ſondern vf angezeigten Wijſen vnd Arteckern ſey der Zehnd das ihre gehöre, auch in die Höſe vnd Güttern zu Langendorffe; darum hetten ſie den nicht vnbillig durch die iren in den Zehent zu Langendorffe nemen laſſen, vnd iſt deshaib ein Kaufbrieve von Reynharten Steinrucken fürbracht, der giebt zu erkennen, wie der zehent zu Langendorffe zum teyl vnd Pyttellen (? thinern in einem Kauff an Heintzen Steinrucken, des genannten Reynharts Vatter kommen ſey, getrawen, bleiben billig dabey . da wieder ſeind von wegen vorgemelter Ebtiſſin vnd ihrer zugewandten furbracht etlich Lehnbrieve über den Methalszehent, auch ſchrifftlich vnd lebendige Kunttſchafft, die durch zwanck des Rechten ihre Beſage gethan, aus welcher Beſagen ſie vermeynen, ihr Fürbringen beweiſt zu haben; getrawen, Wie vorſtet. So ſein Renhart Steinruck vnd der Pfarrverweſer auf ihrem vorigen Furbringen beſtanden, haben die Sachen alſo zu Obman vnd Zuſetze laut der Verfaſſung geſtellt. Wann wir aber nach aller theyls gnüglicher Verhörung, auch fürbrachten Kundſchafften vernommen, daſs der Zehent vf vorangezeigten Wiſen vnd Eckern lange Jahr in den Medthalszehent gefallen, daſs auch dieſelbige Zehenter den Zehent von wegen der vielbemelten Ebtiſſin vnd ihren Zugewantten ohne Einrede zu Methalszehent genommen; dem alſo nach haben wir vorgemelten Jorg Voyt von Salzburg vnd Silveſter von Schaumburg Obman, Fritz Scholle, Hans Fuſtadt, Mathes vnd Baſtian Waler, Zuſetze, zwiſchen vielberurten beyden Partheyen geſchiden vnd ausgeſprochen, ſcheden vnd ſprechen alſo in der Güthe zwiſchen ihnen aus Crafft diſes Brives, daſs Reynhart Steynruck, vnd der Pfarrverweſer zu Langendorffe der offt gedachten Ebbtiſſin vnd ihren Zugewandten, den Zehend vf Wieſen vnd Eckern, an Enden in der Kundſchafft angezeigt, in den Methalszehent vnbetrübt vnd vnbetrangt ſollen widerfaren vnd volgen laſſen: So aber Reynhart Steinruck, vnd der Pfarrherr zu Langendorffe vermeinen, Gerechtigkeit an denſelben Enden zu haben, des mogen ſie, ihre Erben vnd Nachkommen mit Recht, wo, vnd wie ſich gebührt, fürnehmen; vnd vm die vſgehoben Nutzunge haben Wir Sie mündtlich entſchiden: dabei laſſen wir es bleiben, vnd ſollen die mehrgedachten Partheyen, gemelter ihrer Gebrechen hierauf genzlich vnd gar vereindt vnd vetragen ſein. Alles ohne Gevehrde. Des zu waren Vrkunth haben wir vorberurten Obman vnd Zuſetze dieſs vnſers gutlichen Spruchs zwen brive gleichlautende ſchreyben, vnd der jeder Partheyhen einen mit vnſern Jörge Voyts von Salzburg vnd Silveſter von Schaumburgs Inſigeln verſigelt übergeben laſſen; Welcher Siglung wir die vier Zuſetze vns hiemit gebrauchen; Geben vnd geſcheen vff Mitwochen nach St. Mauritzentagek nach der Geburt Chriſti, unſers lieben Herrn, fünffzehnhundert, vnd im Eilfftenn Jahre.

---

*) Bamberger Copie.

45.

1 5 5 6.*)

Würzburg. 17. Juni.

Ann Verwalter zu Hauſen

Mutatis Mutandis

Ann die Ebbtiſſin zu Frauenrodt

Melchior etc.

V. g. Z. wirdige liebe andechtige weſs ſich Schultheiſs vnd gemeinde vnſers ganzen Amps Aſchach vber euch etlicher † viler furgenomner newerung halber beſchweren thuen, habt Ir auſs Inligender Supplication nach lengs zuuernhemen, Dieweil wir dan onuerhört euer Inn ſollicher ſach nichts furnhemen konnen, So iſt vnſer gnediger beuelch, Ir wöllet vns auff alle puncten euern beſtendigen vnd grundtlichen Bericht [mit widerſchickung bemelter Supplication] furderlichen herein Inn vnſer Cantzlej thun, dem clagenden theil vff verner anhalten mit geburlicher antwortt wiſſen zubegegnen Verlaſſen wir vns vnd geſchicht daran vnſer gnedige zuuerläſſige meynung Inn gnaden zu erkennen Datum Datum [*sic*] Würtzburg den 17. Junij Anno 56.

Lieber getreuer, weſs ſich Schultheiſsen vnd gemeinde vnſers gantzen Ampts Aſchach vber dich etlich †

Nº. diſe eingezogene wortt ſollen zu Verwalter zu Hauſen außgelaſſen vnd in ſingularj numero an Ine geſchriben werden.

---

*) Das Originalconcept in der Sattlerschen Sammlung, auf einem halben Bogen geschrieben. Aussen steht: An die Aptiſſin zu Frauenrode vnd den Verwalter zu Hauſen. Von wegen etlich Beſchwerung, ſo das gantz Ampt Aſcha gegen Inen tregt. (Unten) 17. Juny A. 56.

46.

1 5 5 6.*)

Hochwirdiger Fürst vnnd Herr. Ewern fürſtlichenn gnadenn ſeindt mein Andechtig gebet
gegen Gott gantzs demuttigs Vleiſs zuuor, Genediger Fürſt vnd Herr. Nach dem wir von E. F. G.
kurtz verſchinen tagen ein ſchreiben ſampt einer Supplication von den Vntherthanen des Ampts
Aſchaw E. F. G. vbergeben, zukomen. Dar Inne ſie Etlichen Clag vnd Beſchwerung gegen e. f. g.
wider mich fürbrenngen vnd aber e. f. g. ein gruntlichen warhafftigen bericht, darinnen von mir
begeren, Gib darauff e. f. g. Inn Vntterthenigkeit zu erkennen. Nach dem ſie vber mein vnd des
1 Cloſters Scheffereye beklagen, vnd doch in ſolcher Supplication ſelbſt bekennen, Das das Cloſter
Jhe vnd alwege ein Schefferey des ortzs, auch den ſchaffreiter . vnd weyde Inn vnd auff der Dorffer
Marckung . zw Wolbach, Burkartrode, Stangenrode, vnd Stralſsbach getrulig herbracht vnd noch
Inn hoffes hat, wie ſie das alles vff Ire Eyde vnd pflicht ſelbſt bekennen vnd aufgeſagt, vnd noch
bekennen müſſen, Aber es mage nicht ane ſey. Das mein Vorfarn loblicher gedechtnus ſelligen
vnd Ich vns mit vnſern des Cloſters Liben getreuen berathſchlage vnd erkannt vnd nochmals
erkennen, Das es dem Cloſter vil nutzer ſolche Schafferey einem Schaeffer für einen Jerliche Zinſs
zuuerlaſſen Dann ſelbſt zu belegen, doch das der einſt, geſtröhe vnd pferchge. Szo ein Scheffer
des ortzs macht, anders nirgendt hine keren noch wenden darf, den vff des Cloſters güttern vnd
Ackerbawe, welcher Ackerbawhe one ſolche Schafferey in ſtetlicher redtlicher vnd weſentlichem
Bahwe nicht kann erhalten werden, Da aber dye Weyde ſolchen Dorffen Irem begeren vnd muttung
Nach, ſolt zugeſtelt, vnd die Schefferey dem Kloſter abgebrochen würde, Szo würden des Cloſters
gütter vnd Ackerbawe ins euſſerſt Verderbnuſs geſetzt, Das Ich e. f. g. als meinen genedigſten
Herrn merhe den meine Verſtandt nache wil zuerkennen geben.

2 Zwm Andern Das ſie ſich vber mich vnd andere Cloſter vnd Dienſthone beclagen . haben
ſich e. f. g. genugſam bey derſelben Amptman Zuerkundung, das ich Jhe vnd alwege mich bis noch
anhere gehorſamlich vnd willicklich erzeigt vnd auch das Obergeſchire teglich vff der Frone zw
Aſchaw fert vnd gebraucht wurde, vnd wennig tage Inn des Cloſters arbeit befunden würdt, des Ich
mich auch lang beſchwerd gedaucht Das anderen nicht ſo vil, vnd zum theil nichs fronen Bit
darauff E. F. G. Inn Vntterthennigkeyt wollen ein genedigs einſehens haben vnd ein zimlich
gleicheit verſchaffen, damit Ich des Cloſters Ackerbawhe vnd Arbeit als der ſtatlicher vnd In
bawlichem Weſsen fürtter prengen möge.

3 Zwm Drittenn Das ſie anzeigen wihe die obgemelten dorffe Burckartrode, Wolpach vnd
Stangenrode von alterher macht gehabt Holtz zwhawhen zu Zaungſtecken vnd gertten Inn e. f. g.
vnd des Cloſtris Waldt der Appenhane genant, welches bey meinem dencken nicht geſchehen, habe
es auch gare kein wiſſens, wollen e. f. g. ſolches zwhawen vergünſtigen, wil Ich E. F. G. zu
meinem theil Inn Vntterthenickeyt heimſtellenn.

4 Zwm Vierttenn Im dem. Szo ſie ſich gegen des Cloſters Vntterthanen zum Schlimpffhoffe
beclagen, gib Ich e. f. g. Inn Vntterthenickeyt zuerkennen, Das ſolcher Hoffe des Kloſters Freyhe
Eygenn geweſenn, aber gantz vnd gar wueſst vnd vngebaut gelegenn, Deshalben für ein genannten
jerlichen Zins vnd Gült vererbt vnd verliben wordenn. Wie e. f. g. ſie Inn bey gelegter glawblicher

---

*) Der Originalbrief in der Sattlerschen Sammlung. Er füllt beinahe einen ganzen Bogen, welcher das alte Ochsenkopfzeichen zur Wassermarke hat, zwischen den Hörnern eine Kreuzstange. Ein zweiter Bogen dient als Convolut und enthält die Adresse. Wassermarke eine Papstkrone. Das Siegel ist in Papier ausgeschlagen; es zeigt das von Rumrodt'sche Wappen, eine zweigethürmte Mauer mit offener Pforte. Darüber stehen die Buchstaben AVR.

Copia genugſam zuerſehen habenn, Dye weil aber ſolcher hoffe einem Manne allein handt zu haben
nicht woll moglich, Iſt durch meine Vorfaren ſelligen Loblicher gedechnuſs denne Naturlichen erben
auſs genaden Vergunſtiget wordenn ſolchen Hoffe zutheilenn, Das er alſo inn vier theil Itzunds
zutheilt Iſt, Aber die Erſte theylung iſt vor etliche langen Zeytten geſcheen, Aber das eine halbe
theil iſt bei meinem gedencken noch einmale auffgetheilt wordenn, vnd den verner den Inn die
obgemelten vier theil zu theylen, keineswegs mehr geſtat wurdt, haben auch ſolches bey Iren
Pflichten verheiſſen, verner noch weytter nichs zu theilen Es haben auch E. F. G. vnd derſelben
Vorfaren ſeligen loblicher gedechtnuſs ſie bis vffe diſe Zeit, bey ſolcher Irer habende gerechtikeyt
vnd freyheit pleibenn laſſenn. Bit darauf e. f. g. Inn Vnttertheннickeit e. f. g. wollen des Cloſters
armen Vntterthanen, nochmals darbey pleibenn laſſenn, Das ſie ſich aber beclagen, wie ſie die 5
Scheffer, mit etliche hundert Schaffnoſſern vberlegen, haben mich die Vntterthanen bericht, wie ſie
weylandt Neun Hundert zw halten macht gehabt, Aber mitler Zeyt durch den Edeln vnnd
Ernuheſten Otten Voigt von Saltzburgk der Zeyt Amptman zw Aſchaw Imen Dreyhe Hundert
aberkauff vnd den von Alperſshawſsen zu haltten erlaubt wordenn, vnd den vff dem Schlimphoffe
VI Hundert haltten je auch noch nicht mere, wie ſie dan anzeigen, das ſie ſolchen offtmals mit dem
Schulteſſen abgezelt worden, vnd alwege dobey plibenn Szo vill aber die gütter Szo die vom
Schlinnphoffe auſſer Irer Marckung ligende kaufflich ann ſich pracht vnd Inn Freyhoff zuziben
vnterſteben ſollen, haben die von Boppenrodte e. f. g. zw niete bericht, Dan ſich die zw Schlinnpff-
hoffe vor dieſer Zeit erpotten, vnd ſich deſſelben noch erbittenn von ſolchen guttern, die ſie auſser-
halb Irer Mark kaufflich an ſich pracht, gern one alles widerſetzen, frondinſt, vnnd was einander
von dergleichen guttern auſsricht, auch auſsrichten wollen Das aber die von Boppenrode anzeigen,
wie es von alter herkomen ſey das ein Eptiſſin zw Frawenrodt einem Itzlichen doſelbſt Holtz
zw einer Dorffriedung zugeben ſchuldig welches Ich Ine nicht geſtendig. Auch mein leben lang nie
nichs daruon gehört, Bin auch die Zeit Ich dae geweſt, noch nicht darumb angeſprochen wordenn,
Noch inne troſtenung vnd hoffnung e. f. g. werden mich darbey wie meine Vorfaren pillig pleiben
laſſenn, Dem Nach Szo zeigen die Amptverwantten zw Aſchaw Im ſechſten punkten an, wie das 6
die vff dem Schlimpffhoffe Jerlich die Hutweidt zw Boppenrodt vff der Marckung doſelbſt vmb ein
zimlichen pfennig einem Amptman oder keller zw Aſchaw bezalen, vff das ſie Ire ſchaff es der
forderlich vnd gar von Notten enthalten mügen Vnd Ire Eckern In Notturfftigen Ackerbawe gebawt
vnd furtbracht wurdenn, Szo zeigen die zw Bappenrodt In Ihrer Clag offenlich an, Solche Hutweidt
auch zubezalenn vnd mit Ihrem Vibe zugebrauchen, des doch nit zuthun Iſt, wohe das geſchee,
ſo würdt den vff dem Schlimpffhoffe die Schefferey ganz verſtrickt vnd gar verknupfft Denn ſie
durch die Mark zu Poppenrodte Inn des Cloſters Holtzern vnd am andern Ort, do ſie zu huten
macht haben treyben müſſen Domit ſie ſolche Schafferey erhaltten, wohe aber ſolche Schefferey
nicht mere ſey kunnt, muſten ſie gentzlich mit Irem Ackernbawhe die Eckern in Eldern vngebaut
ligen laſſen, Das den dem Cloſter vnd dem Hoff nicht geringen ſchaden brecht.

Iſt derhalbenn an E. F. G. mein gantz demuthige vntterthenige Bit E. F. G. wollen mein genediger Fürſt vnd Herr ſein, mich vnd das Cloſter bey Irem herbrachten gerechtikeyt wie meine Vorfarn, ſchutzen, ſchirmen vnd pleiben laſſen, Das wil Ich vmb E. F. G. hochloblich, glückſelig regirung In langwerende geſundheith mit meinem andechtigen gebeth gegen got zuerbiten demutigis Vleis ymmer nicht vergeſſen, Datum Mitwochenn Nach Petrj vnd Pawlj Im VJ Jare.

E. F. G.

Demutige
gehorſame

Amalia Abtiſſin zw
Frawenrode.

47.

1557.*)

Vff ſuppliciren der Vnterthanen des gantzen Ampts Aſcha allerlej Irer Beſchwerden halben hatt vnſer gnediger Herr von Wirtzburg etc. zu Aſcha Dönnerſtag den 3. Junij nachfolgenden beſcheid mundlich geben laſſen An. 1557.

1 Vf den erſten Punct ſoll der Amptman mit der Abbtiſſin zu FrauenRodt handlen wohe ſie Ire weidt verkauffen woll ſol ſie dieſelben den Vnterthanen vor einem frembden zuſtehen laſſen.

Nota die Abbtiſſin hat ſich deſſen beſchwerdt dann wohe ſie die ſchefferey verlaſſen muſt, könnte ſie Ir Feldt in baulichen weſen nit erhalten,

2 Zum andern dieweil vnſer gnediger Herr die Cloſter Frauenrodt Aura vnd Hauſen auſs etzlich mercklichen Vrſachen die Fron unterlaſſen, ſollten die Vnterthanen hier In gedulte tragen, Wol unſer gnediger Her noch ein geſchir zu Aſcha erhalten, damit ſie wider die pillichkeit nit beſchwerdt werden,

3 Zum 3. ſollen die Vnterthanen zu Brennend'leiden vnd dem Schmalwaſſer zugleich mit fronen, wie dem Amptmann hier Inne beuelch geſchehen.

Daſs ſich aber die Dorffer Burckhartroth Wolbach vnd Stangenrodt zur Dorffridung holtz auſs dem Appenhene begeren, Sollen ſie anzeigen wieviel ſie nottürfftig. Daruff der Amtpmann ferner nothwendige Beſichtigung vnd anweiſung thun ſolle,

4 Für das 4. wil vnſer gnediger Herr mer nicht denn einen Bauern vff dem Schlimpffhoff frej ſitzen laſſen, die andern ſollen fronen,

5 Zum 5. ſolle der Amptmann die Hutweidt vff der Marckung zu Boppenrodt den Vnterthanen daſelbſten vor einem andern laſſen,

6 Zum 6. wohe von Alters herkomen, das die Abbtiſſin zu Frauenrode der zu Poppenrodt Holtz zu Irer Dorffridung zu geben ſchuldig ſolt es nochmals dabey pleiben.

Nota die Abbtiſſin hat bericht thun laſſen, das ſie deſs nit ſchuldig dabej es pliben.

7 Zum 7. 8. vnd 9. begeren die Vnterthanen zu Hauſen vnpillich das das Cloſter Inen ein
8 9 beſcheler vnd ſterhamel halte, Auch das ſie des Fiſchens befuget werden,

Vnd dieweil die Bruckh allbereit gebauet, ſein ſie dieſes ſupplicirens vnnotturftig geweſen,

10 Zum 10. ſollen die Vnterthanen zu Brennentleiden vnd Schmalwaſſer, das Zentgericht zu Aſcha, dahin ſie gehören, helffen erhalten,

11 Vnd zum 11. weil die Vnterthanen ſich des Saltzforſt noch ein Zeitlang zu Iren nutzen vnd andern wol gprauchen mogen, wil vnſer gnediger Herr das der Rimpers inen noch zur Zeit furgeſpart werde,

Vnd letzlich weil vnſer gnediger Herr noch zur Zeitt zu Aſcha nit bauen wil können ſie ſich die freien nit beſchweren, wohe aber Ir. f. g. zubauen anfingen, Sollen Inen anders nechſt gelegene Dorffer zu ſtadt komen.

---

*) Originalpapier, in der Sattlerschen Sammlung.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig

BAYERISCHE
STAATS
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

„Du biſt's Dorchen?“ fragte er erwachend. „Vergieb, Väterchen,“ ſprach ſie ſchnell, und die Angſt ſprach aus ihrem Geſicht, denn das Geſchrei war lauter und kam näher.

„Es iſt ein Auflauf von Handwerkern und liederlichem Geſindel auf den Graben, wir ſind allein, die Söhne in der Stadt. Es werden Fenſter“ —

Sie redete nicht aus, als ein helles Klirren und ein Schlag in der Wohnſtube ihr verkündete, daß auch gegen ihr Haus die Wuth des Haufens gerichtet ſei.

„Teufelsrotte!“ zürnte der Rathsherr Millwitz. „Gieb mir meinen Küraß, Frau, mein Schwert und die Blechhaube, ich will hinunter, und unter die Hunde hauen!“

„Du nicht, um des Himmelswillen!“ flehte Frau Dorothea. „Du biſt ja krank, Du mußt Dich ſchonen, was willſt Du, Einer gegen Hunderte, beginnen?“

In dieſem Augenblick wurde die Hausthüre aufgeriſſen, und ſchnell wieder zugeſchlagen, und es eilte Jemand in ſchnellen Sätzen die Treppe herauf. „Heu tempora, heu mores!“ rief

1/18

354 (13.

Die Ahnherrinnen deutſcher Regenten-Familien aus dem Gräflichen Hauſe Henneberg.

Eine Denkſchrift
zur
Feier
des
Fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläums
Seiner Hoheit des Herzogs
Bernhard Erich Freund
zu Sachſen Meiningen und Hildburghauſen &c.
Huldigend und Glück wünſchend dargebracht
von dem
Hennebergiſchen alterthumsforſchenden Verein.

Meiningen.
Am 17. December 1846.

BIBLIOTECA
[illegible]
MONAGAS

Durchlauchtigſter Herzog!
Gnädigſter Herzog und Herr!

Es iſt ſchon eine fromme Sitte der Väter geweſen, hocherfreuliche Ereigniſſe im Vaterlande auch durch Denkſchriften zu ehren.

Ein ſolches Ereigniß iſt für das Meininger Land der glückliche Tag, welcher den Kreis von fünfundzwanzig Jahren von Euer Hoheit ſegensvoller Regierung vollendet.

Zu den zahlreichen Huldigenden und Glückwünſchenden ſolchen Ehren- und Freudentages treten auch wir mit dieſer ehrfurchtvollſt dargebrachten Schriftgabe. Die Berechtigung hierzu findet der Hennebergiſche alterthumsforſchende Verein in Euer Hoheit allergnädigſtem Schutze, unter dem er ſich ſeit 14 Jahren ungetrübt entfalten konnte, und die Verpflichtung dazu in der allergnädigſten Unterſtützung, deren er ſich ebenfalls durch Euer Hoheit höchſte Gnade ſeit einer Reihe von Jahren zu erfreuen hat, wie in ſeinem eignen innigem Dankgefühle. Ob der gewählte Gegenſtand ſolcher Auszeichnung in jeder Beziehung werth ſei, ſteht uns nicht zu, unbedingt zu entſcheiden, aber an uns iſt es, immer und immer wieder darauf hinzudeuten, welche wichtigen Elemente für die deutſche Regenten- wie nicht minder für die deutſche Volksgeſchichte, in der Geſchichte des Gräflichen Hauſes Henneberg enthalten ſind, und wie ſehr deren fortgeſetzter Ausbau dauernden Schutz und lebendige Förderung erheiſche. Um beide auch für die Folgezeit mit vertrauungsvollem Hoffen bittend, erflehen wir des Himmels reichſten Segen auf Euer Hoheit fürſtliches Haupt und Haus.

In Unterthänigkeit erſterbend

Meiningen, am 17. December 1846.

der Hennebergiſche alterthumsforſchende Verein.
Bechſtein, Brückner, Dreysigacker, Spieß,
als derzeitiger Vorſtand.

„Ein Geſchlecht vergehet, das andere kommt, die Erde aber bleibet ewiglich“ — ſo erklang ſchon vor Jahrtauſenden das kundige Wort eines Weiſen.

Wie auch der Sturm der Zeit mit gewaltigem Flügelſchlag dahin rauſche über die Ahnenbäume edler Geſchlechter, wie er dort Stämme entwurzle, hier Aeſte breche, oder Blüthen knicke, ewig bleibt ihr ſichrer Boden mit ſeiner verjüngenden Kraft, und ein Geſchlecht gebiert das andre bis zum Ende der Tage.

Sinnig ließen die alten deutſchen Meiſter, wenn ſie Stamm- und Ahnenbäume malten, aus dem Schoos der Frauen die verbindenden grünen Ranken weiter ſproſſen, und unausgeſprochen thaten ſie kund, wie auch hier das „ewig Weibliche“ Leben gebend, Wunder wirkend, myſtiſch und geheimnißvoll ſchaffendes Walten und Emporheben zum Lichte aus den Schatten der Erdennacht, wie zum Gipfel des Lebensbaumes der Geſchlechter, offenbare. —

Der einſt ſo reich belaubte Baum des Geſchlechtes der Grafen von Henneberg, welcher über ein weites Gefild ſeine Zweige breitete, grünt längſt nicht mehr — aber bedeutſam klingt das Wort: **gefürſteter Graf von Henneberg,** im Regenten-Titel erlauchter Souveraine fort, und wenn es Manchem ſcheinen möchte, als wolle und ſolle dieſer Titel nur den Anſpruch auf das ehemalige Ländergebiet jener Grafen und Fürſten bezeichnen, ſo erblickt unſer Auge in ihm noch einen ungleich tieferen Sinn, eine höhere Bedeutung.

Die Töchter des hohen Hauſes **Henneberg** wurden die erlauchten Stammmütter zahlreicher noch blühender Regenten-Familien, durch ſie verzweigten ſich ſchon in frühen Zeiten fürſtliche Geſchlechter mit den zarten Banden der Verwandtſchaft, die noch in unſern Tagen durch dieſelben feſt und innig verbunden ſind, und in immer neuen Verbindungen darthun, welchen Werth jene Einigungen für ſie haben, die ſchon die Ahnen ſo innig verknüpften.

Fern und abhold genealogiſchen Grübeleien, mit denen die Geſchichtſchreiber früherer Tage ſo gern die Stammbäume in Wunderbäume verwandelten, und aus deren Gezweig mythiſche Phantaſieblüthen wachſen ließen, wollen wir in gedrängter Kürze die **Frauen** aus dem Stamme Henneberg namhaft machen, und deren Andenken erneuen, welche als urkundlich erwieſene **Stammmütter** in den Ahnenreihen hoher Regentenhäuſer der Gegenwart ſtehen, und in dieſem Verſuche einen neuen Beweis von der Wichtigkeit wie von der Würdigkeit jenes edlen Grafengeſchlechtes der Henneberger geben, deſſen Regenten- und Landesgeſchichte mit allem Eifer zu erforſchen und aufzuhellen eine der Hauptaufgaben unſrer Beſtrebung iſt.

Wie eine prophetiſche Stimme klingt aus der Zeiten Frühe ſchon die Kunde herüber, daß die Gemahlin jenes Poppo, mit welchem die neue Geſchichtſorſchung die Reihe des alten Grafengeſchlechtes beginnt, **Hildegard,** die Tochter Ludwig des Bärtigen, Landgrafen von Thüringen, geweſen. So wäre ſchon in einer Zeit, aus welcher ſo manche Nachricht nur als ſagenhafte Überlieferung ſich in die Geſchichtbücher einſchlich, der Knoten des Bündniſſes geſchlungen worden, den keine Zeit wieder löſte, es wäre mit dieſem Bündniß der goldne Faden angeknüpft, der ſich durch die ganze Dauer des Beſtehens des Henneberger Grafenſtammes von Generation zu Generation weiter ſchlang und ungetrennt blieb, bis die letzte Ranke des Stammes Henneberg vom Rautenkranze Sachſens überdeckt wurde.

Wenn wir die Gemahlin von Poppo I. Enkel, Berthold I., Bertha, welche die Hennebergiſchen Geſchichtſchreiber eine Pfalzgräfin zu Sachſen nennen, in ihrem hiſtoriſchen Dunkel laſſen, ſo müſſen wir doch ſeiner zwei Töchter, Irmengard und Luitgard gedenken.

Irmengard vermählte ſich mit dem Bruder des Kaiſer Friedrich Barbaroſſa, Konrad von Staufen, Pfalzgraf am Rhein, und Luitgard mit Albrecht, Pfalzgraf zu Sachſen Sommersburg. Letztere fand als Wittwe im Kloſter Troſtadt Aſyl und Ruheſtätte, wo lange Zeit ihr einfaches Denkmal, ein großes Kreuz auf einer Steinplatte mit bezeichnender Inſchrift, vorhanden war.

Ihres Bruders Poppo VII. zweite Gemahlin war die Thüringerin Jutta, Landgraf Hermann des Sängerfreundes Tochter, Wittwe Dietrichs, Markgrafen zu Meißen, und ihr war es beſchieden, dem Geſchlecht der Henneberger in ihrer Nachkommenſchaft erneuten Glanz zu verleihen.

Durch Poppos VII. drei Schweſtern wurden nach Spangenberg's Nachrichten neue Verbindungen mit edlen Häuſern geknüpft. Eliſabeth ſoll ſich mit Graf Friedrich II zu Beichlingen, Kunigunde mit dem Dynaſten Otto zu Pleſſen und nach deſſen Tode mit einem Grafen zu Rieneck, Margaretha mit Graf Heinrich zu Stolberg vermählt haben.

Dem Grafen Poppo VII. wurden in erſter Ehe vier Kinder geboren, darunter waren drei Töchter. Die erſte, **Luitgard,** wurde dem Fürſten Johannes I zu Meklenburg vermählt. Dieſem Paare entſtammten die nachherigen ganzen Reihen der Herzoge Meklenburger und Stargarder Linien, wie die ſpäteren Linien zu Schwerin und Güſtrow. **Luitgard von Henneberg** iſt des Hauſes Meklenburg faſtälteſte Ahnherrin. — Adelheit, Poppo VII. zweite Tochter, war dem Grafen Ludwig von Rieneck vermählt. Die Schweſter dieſer Beiden, Anna, welche an einen Grafen Ulrich von Helfenſtein vermählt geweſen ſein ſoll, iſt urkundlich noch nicht feſtgeſtellt.

Die erſte Tochter Poppos VII. zweiter Ehe, Bertha, vermählte ſich mit dem Grafen Friedrich von Caſtell, die zweite, Margaretha, mit dem Grafen Conrad zu Wildberg.

Die Brüder dieſer vier hohen Frauen, die Grafen Heinrich III., Eliſabeths — und Hermann I. — Juttas Sohn, waren beſtimmt, den edlen Stamm der Henneberger weiter zu führen. Graf Hermann, der jüngere Sohn Graf Poppos VII. wurde der Vater **Juttas,** welche Otto der

Lange, Markgraf zu Brandenburg zur Gemahlin erkor, wodurch ſich der Hennebergiſche Stamm mit dem der alten Askanier verzweigte. Jutta brachte ihrem Gemahl ein nicht unanſehnliches väterliches Erbtheil zu; ihrem Sohn Hermann ward vergönnt, die Hand einer Kaiſertochter zu erſtreben, und mit ihrer Enkelin Jutta, die ſich dem Fürſt-Grafen Heinrich VIII., des großen Bertholds Sohn, vermählte, kam durch Bertholds weiſe Vorſorge jenes ſchöne Erbe, die Pflege Coburg, wieder an das Hennebergiſche Haus.

Gräfin Jutta die ältere führte ein großes rundes Siegel, darſtellend eine an gethürmter Mauer ſitzende Dame, über der in einem verzierten Bogen das brandenburgiſche Adlerſchild befindlich. In der Rechten hält ſie einen alten Stechhelm mit darüber geſtürztem Hut und zwei Pfauenwedeln. Die linke Hand ruht auf dem Hennenſchilde.

Graf Heinrich III. hatte aus ſeiner Verbindung mit Sophia, Markgräfin zu Meißen, drei Söhne, welche die Gründer eben ſo vieler Linien des Grafenhauſes wurden, und drei Töchter. Der erſte der Söhne war Berthold V. Vater Berthold VII., welchen letztern ſein Glück nicht minder wie ſein Verdienſt in des deutſchen Reichs Fürſtenſtand erhoben.

Berthold V. begründete die Schleuſinger Linie, welche erſt 1583 mit Georg Ernſt erloſch; ſein Bruder Hermann II. die Aſchacher und ſpäter Römhilder Linie, welche bis 1549 fortblühte, wo ſie mit dem Grafen Albrecht endete, und ſein dritter Bruder Heinrich IV. die Hartenberger Linie, welche nur bis zum Jahre 1378 dauernd, in Berthold X. ihr Stammende erreichte.

Die erſte der Töchter Heinrich III. Amalia, wurde nach Spangenberg dem Fürſten Siegmund zu Anhalt, Grafen zu Ascanien, Ballenſtädt und Bernburg vermählt, den dieſer Hennebergiſche Geſchichtſchreiber als einen Enkel Bernhard I. namhaft macht, womit die Genealogien nicht übereinſtimmen.

Die zweite Tochter Mechtild vermählte ſich dem Reichsdynaſten Heinrich von Trimberg und nach deſſen Tode dem Grafen Gottfried von Reichenbach.

Eine dritte Tochter wird Jutta genannt; ſie kommt von 1277 bis 1304 als Äbtiſſin des Reichsſtifts Thorn vor.

Und abermals war es von den Töchtern des Hauſes Henneberg wieder eine Jutta, die Schweſter Berthold VII., welche, zweimal vermählt, die Verbindung dieſes Hauſes mit zweien der edelſten deutſchen Herrſcherfamilien, wenn auch ohne Frucht, erneute.

Juttas erſter Gemahl war der unglückliche Markgraf Diezmann zu Meiſſen, der 1307 zu Leipzig unter Meuchelsdolchen verblutete; ihr zweiter Gemahl war Otto, Markgraf von Brandenburg, zubenamt mit dem Pfeile, der begabte Minneſinger, von dem die Genealogiſten nur eine erſte Gemahlin, Eliſabetha (Elitha, Heilwig) von Holſtein kennen und nennen. Leider löſte auch dieſes Eheband frühzeitig der Tod.

Glanzvoller als je treten in dieſem Zeitraum edle Hennebergerinnen in die Geſchichte.

Während Heinrich VIII. wie ſchon oben geſagt, eine Brandenburgerin Ascaniſchen Stammes, Jutta, Markgraf Hermanns Tochter, zur Gemahlin erkor, und ſein Bruder Johann I. ſich mit Eliſabeth, Tochter des Landgrafen Friedrich zu Leuchtenberg vermählt hatte, wurde Heinrichs VIII.

einzige Schweſter **Eliſabeth**, vom Burggrafen Johann II. zu Nürnberg zur Braut erwählt, und ſo ſchlang ſich die Ranke vor Henneberg in den ruhmreichen Stamm der Hohenzollern.

Eliſabeth, des großen Berthold Tochter, gebar ihrem Gemahl einen Sohn, Friedrich V., deſſen Sohn Friedrich VI. der erſte Kurfürſt zu Brandenburg aus dem Stamme Zollern wurde, und ſo erblicken wir in dieſer **Eliſabeth** eine Stammmutter des geſammten Brandenburgiſchen Kurfürſten- wie des Preußiſchen Königshauſes. —

Eliſabeth erreichte ein hohes Lebensziel; ſie ſtarb im Jahr 1375 und wurde zu Folge ihres eignen Wunſches, im Kloſter Birkenfeld bei Neuſtadt an der Aiſch beigeſetzt.

Heinrich VIII. Ehe war mit keinem Sohn geſegnet, aber vier Töchter, von denen ſich drei vermählten, erblühten ihm.

Wieder war es eine **Eliſabeth**, Heinrich's erſtgeborne Tochter, die durch ihre Vermählung einem ehrwürdigen Stamm neue Zweige geben ſollte. Sie wurde die Vermählte **Eberhard's**, Grafen von Würtemberg, mit dem Beinamen der Greiner und der Rauſchebart, und eine Stammmutter aller nachherigen Herzoge zu Würtemberg, wie des heutigen Würtembergiſchen Königshauſes.

Sie ſtarb 1389.

Ihr Enkel, Graf Eberhard IV. erkor zur dritten Gemahlin eine Tochter des Burggrafen Johann II., nach der Mutter Eliſabeth genannt, und ſo verwuchſen um ſo inniger die grünenden Wipfel der verwandten Grafen-Häuſer ineinander.

Zu nicht minder hohen Ehren einer Ahnherrin hochfürſtlicher Stämme gelangte Eliſabeth's Schweſter:

Katharina, Heinrichs VIII. zweite Tochter. Sie verband ſich mit Friedrich dem Strengen, Landgrafen zu Thüringen, Markgrafen zu Meiſſen, und erneute ſo zunächſt das längſtbeſtandene Familienband der Henneberger mit dem Thüringer Landgrafenhofe.

Zwar wand das Geſchick in ihre Brautkrone manche Dornen, weil die Väter beider Verlobten über Ausſteuer und Mitgift in blutigen Hader geriethen, doch fehlte auch nicht das freundliche Band der Verſöhnung, und das erneute Bündniß wurde mit um ſo feſtlicherem Prunk begangen.

Katharina wurde die Mutter der Mark- und Landgrafen **Friedrich des Streitbaren**, Wilhelm des Reichen und Georg's; ſie ſtarb 1397, und ruht im Kloſter Altenzell. Ihr großer Sohn Friedrich erwarb die Kurwürde des Hauſes Sachſen, das in allen ſeinen erlauchten Gliedern der Erneſtiniſchen, wie der Albertiniſchen Linie in ihr, der Hennebergiſchen Fürſtentochter eine würdige Ahnherrin zu ehren hat. Ihre Söhne ehrten ſie ſo hoch, daß ſie nach des Vaters Tode gelobten, lebenslänglich bei ihr zu halten, und Niemand als ſie zum Vormund haben zu wollen. Ihr Siegel zeigt eine Frau, welche in der Rechten den Thüringer Löwen- in der Linken den Hennenſchild hält.

Sophia, Katharina's Schweſter, Heinrich VIII. dritte Tochter, vermählte ſich mit dem Burggrafen **Albert** I. dem Schönen zu Nürnberg, welchem ſie nur zwei Töchter gebar, deren erſte Margaretha, vom Thüringer Landgrafen Balthaſar, heimgeführt wurde. Die zweite, **Anna**, ward dem Herzog Swantibor zu Pommern vermählt. **Sophia** ſtarb 5. Mai 1372.

Derjenigen Frauen, welche in dieſem Zeitraume dem Geſchlechte der Grafen von Henneberg Hartenberger Linie entſtammten, ſind nur wenige.

Der Gründer dieſer Linie, Graf Heinrich IV., hatte zwei Töchter, Sophia und Eliſabeth. Sophia wurde die Gemahlin des Grafen Conrad von Truhendingen.

Spangenberg nennt ſie irrig Eliſabeth, und ihren Gemahl Friedrich. Die wirkliche Eliſabeth, Sophia's Schweſter, wurde 1303 dem Grafen Walther von Barby, Stadthalter der Pflege Coburg, verſprochen und 1306 vermählt.

Irrig führt Spangenberg noch eine dritte Tochter Heinrichs an, indem er die vorhin erwähnte Anna, Herzogin zu Pommern, für eine Tochter Graf Heinrich IV. ausgiebt.

Der Bruder beider Frauen, Graf Poppo IX., welcher zuerſt mit Gräfin Eliſabeth von Caſtell und dann mit Gräfin Richza von Hohenlohe vermählt war, hatte nur eine einzige Tochter, auch Richza genannt. Dieſe wurde als Wittwe eines ungenannt gebliebenen Grafen von Orlamünde, die Gemahlin des Grafen Johann II. zu Schwarzburg, Wachſenburger Linie.

Spangenberg nennt denſelben irrig Heinrich und kennt den Namen der Gräfin gar nicht.

Graf Hermann II. von Henneberg, der Gründer der Aſchacher Linie, hatte von ſeiner Gemahlin Adelheid (aus dem Geſchlechte der Dynaſten von Trimberg) vier Söhne, von denen nur einer, Heinrich VI., den edlen Stamm fortpflanzte. Deſſen Gemahlin Sophia, Gräfin zu Käfernburg gebar ihm eine nach ihr benannte Tochter, welche ſich 1335 mit dem Grafen Heinrich III. zu Ortenburg vermählte, der ein Sohn Rapotos IV., Grafen zu Murach und Ortenburg, Pfalzgrafen in Bayern war und Stammherr des heutigen in Bayern noch blühenden Hauſes der Reichsgrafen von Ortenburg wurde.

Wenn auch Sophia, welche vor 1340 ſtarb, dem erlauchten Hauſe der Ortenburger keine Stammmutter wurde, ſo iſt ihres Namens doch mit Ehren in den Annalen deſſelben gedacht. Über ihre Mitgabe von 1200 Pfund Heller verbürgten ſich viele ihrer edlen Verwandten.

Hermann V. Sophias Bruder, hatte eine einzige Tochter, Eliſabeth. Sie erneute durch ihre Vermählung mit Graf Thomas zu Rieneck (1388) die früher ſchon zwiſchen beiden Grafenhäuſern beſtandene Verbindung. Spangenberg läßt auch ſie ganz unerwähnt.

Der Bruder dieſer Eliſabeth war Graf Friedrich I. Von zwei ihm von ſeiner Gemahlin Eliſabeth, (Tochter Graf Heinrich X. von Henneberg-Schleuſingen) gebornen Töchtern vermählte ſich nur die eine, auch Sophia, auf irdiſche Weiſe, während deren Schweſter Eliſabeth eine Braut des Himmels wurde. Sophia wurde Gemahlin des Grafen Michael I. zu Wertheim, Herrn zu Brauberg, und wurde durch ihn die Stammmutter der jüngern Wertheimiſchen Grafenfamilie. Ihr Siegel zeigt eine Dame, welche in der Rechten das Wertheimiſche, in der Linken das Hennenſchild hält.

Dieſe beiden Grafen-Familien Henneberg und Wertheim vereinigte das ſchöne Band einer Doppel-Verbindung, denn Sophias Bruder Georg I. hatte die Schweſter des vorhingenannten Grafen Michael I. von Wertheim zu ſeiner erſten Gemahlin, die ihm ſchon 1402 verlobt, aber erſt 1412 vermählt wurde, leider aber 1419 kinderlos ſtarb. Von ſeiner zweiten Gemahlin Johannetta, Tochter Graf Philipps von Naſſau Weilburg wurde Graf Georg I. mit einer anſehnlichen Reihe liebender Sproſſen begabt. Sieben Söhne und fünf Töchter gingen aus dieſem Bunde hervor; von den letztern ſtarb eine, Johanna, muthmaßlich in ihrer Kindheit, und zwei wählten den geiſtlichen Stand. Eliſabeth trat in das Kloſter zu Stadtilm, deſſen Aebtiſſin ſie wurde, und ihre Schweſter Agnes wird als Priorin deſſelben Kloſters genannt. Deren älteſte Schweſter Anna vermählte ſich 1449 mit dem Grafen Heinrich dem Jüngern von Gera zu Schleiz; in Gera ſelbſt reſidirte ſein Bruder Heinrich der Mittlere, der mit Mechtild, Gräfin zu Schwarzburg vermählt war. Anna gab ihrem Gemahl drei Söhne, doch in den Urenkelinnen, zwei Töchtern, erſtarb dieſer Zweig des blühenden Reußiſchen Grafen- und Fürſtenſtammes.

Annas Schweſter Margaretha, Graf Georg I. dritte Tochter wurde 1450 die zweite Gemahlin des Grafen Günther zu Mansfeld. Sie gab ihrem Gemahl nur einen Sohn und ſtarb um 1469. — Schon nahte die Henneberg-Aſchacher und Römhilder Linie ihrem Erlöſchen. Der Bruder der genannten edlen Frauen, Graf Friedrich II. hatte von ſeiner Gemahlin, Eliſabeth, Graf Ulrichs von Würtemberg Tochter, nur einen einzigen Sohn, den Grafen Hermann VIII., deſſen Vermählte Eliſabeth, die Tochter des Kurfürſten Albrecht von Brandenburg war. An beide erinnert den Kunſtfreund das prachtvolle eherne Kenotaphium von Peter Viſchers Meiſterhand in der ehemaligen Stiftskirche zu Römhild, (deſſen Beſchreibung mit Abbildungen von A. Döbner der Hennebergiſche Verein vor 6 Jahren herausgab,) ein Kunſtwerk, welches als ein Stolz und eine Zier unſers ganzen Landes zu betrachten iſt.

Beiden Vermählten wurden 9 Kinder, 5 Söhne und 4 Töchter, und dennoch trieb dieſer ſo reich belaubte Aſt keine weiteren Sproſſen. Der älteſte Sohn, Georg III. und Otto V. wählten den geiſtlichen Stand, Berthold XVI. mit Anna Gräfin zu Mansfeld, und Albrecht mit Katharina, Gräfin zu Stolberg vermählt, ſtarben erbenlos; Friedrich III. in früher Jugend, und die drei jüngſten Schweſtern wurden Nonnen in Ilm. Nur Fräulein Apolonia vermählte ſich ums Jahr 1518 mit dem Grafen Gottfried Werner von Zimbern. Ihre Tochter Anna wurde dem Grafen Joſt Niclaus von Hohenzollern, Herrn zu Haigerlach ꝛc. vermählt.

Nun wenden wir uns von dem abgeblühten Aſchach-Römhilder Aſt wieder den länger grünenden Zweigen der Henneberg-Schleuſinger Linie zu, die wir mit den 4 Töchtern Heinrichs VIII. verließen. Dieſer ſtarb ſöhnelos, und das Land und Erbe fiel ſeinem Bruder, dem Grafen Johann I. anheim. Außer 3 Söhnen freute ſich dieſer zweier Töchter Eliſabeth und Anna.

Eliſabeth wurde erſt nach ihrer Eltern Tode, 1366, vermählt und zwar mit Fürſt Johann I. zu Anhalt, dem ſie drei Söhne gebar. Auch ſie wurde dieſem ahnenreichen Fürſtenhauſe eine Stammmutter, denn ihr Sohn Sigismund I. pflanzte ſein Geſchlecht in blühenden Söhnen fort, und der in gerader Linie von Johann I. abſtammende Fürſt Joachim Ernſt wurde der Stammvater aller noch heute blühenden Anhaltiniſchen Fürſtenhäuſer. Die alten Chronikenſchreiber haben ſich bemüht, einen Schatten auf den Charakter dieſer Eliſabeth zu werfen und ſie unſittlich genannt; allein jene Angaben ſind längſt von Kundigeren widerlegt, und ihr Andenken bleibt in Ehren. Sie ſchlichtete Zwiſte zwiſchen ihren Brüdern, den Grafen Heinrich X. und Berthold XII., und errichtete auch unter den Frauenbreitunger Kloſterfrauen einen Vertrag zur Einführung beſſerer Zucht und Ordnung.

es, und vor den Ehegatten, die heraus auf den Vorſaal getreten waren, ſtand zittern und tief Athem ſchöpfend, der Doktor Birnmuß, eine wunderliche abentheuerliche Geſtalt. Ein kleines Männlein im Scharlachrock, das ſchneeweiße Haar, das ſich in unzähligen Löckchen um ſeine Schläfe ringelte, von einem ſeltſamlichen Spitzhut bedeckt, das Haupt auf einem runden gefalteten Kragen, wie auf einer Schüſſel ruhend, kleine lebhafte Aeuglein über runden, noch blühenden Wangen blitzend, zwiſchen den letzteren eine beträchtliche Adlernaſe hervorragend, alſo erſchien er vor den Gatten, und rief: „Wollt Ihr im Zimmer bleiben, Herr Millwitz? Wollt Ihr? Ihr dürft Euch nicht herauswagen bei ſo feindlicher Conſtellation; geſchwinde hinein, ſonſt kann ich Euch nicht helfen, ſonſt wird der Knochenmeier Euer Doktor!“

„Aber Verehrter,“ fragte Millwitz: „hört Ihr denn nicht“ —

„Habe gehört, habe geſehen, Freund, daß der Satan im Volke los iſt,“ erwiederte der Doktor, den Freund bei der Hand faſſend, und nach dem Hinterzimmer ziehend, „aber das kann

Sie ſiegelte mit einem quadrirten Schild, darin ihr neues Familienwappen mit ihrem Stammwappen im Wechſel erſcheint, doch mangelt den Askaniſchen Balken noch der darüber gelegte Rautenkranz. Eliſabeth überlebte ihren Gemahl lange Zeit und verbrachte den Reſt ihrer Tage bei ihrem Enkel, dem Fürſten Georg I. zu Deſſau, wo ſie auch ihr Leben beſchloß.

Anna, die Schweſter Eliſabeths, vermählte ſich mit Graf Gottfried zu Hohenlohe, dem ſie einen Sohn, Johannes und zwei Töchter gebar, deren eine Eliſabeth, dem Semperfreien Erbſchenk Friedrich zu Limburg, die zweite, Anna, dem Grafen Lienhard von Caſtell vermählt wurde. Der Sohn ging erbenlos aus der Welt; mit ihm blühte die Linie von Hohenlohe Speckfeld ab, und die Erbgüter kamen an Caſtell und Limburg. Gräfin Anna ſtarb am 17. Juli 1388.

Graf Heinrich XI., der Bruder beider vorgenannten Frauen, vermählt mit Mechtild, Tochter des Markgrafen Rudolph von Baden, hatte zwei Söhne und vier Töchter, die ſich ſämmtlich ebenbürtig verheiratheten. Die älteſte derſelben, Anna, wurde 1386 dem Reichsgrafen Johann von Heydeck vermählt, deſſen Herrſchaft im Nordgau gelegen war. Der Mannesſtamm dieſer Familie blühte bis 1588.

Eliſabeth vermählte ſich 1393 mit ihrem Stammverwandten Graf Friedrich II. von Henneberg-Römhild, der ihr ein ſehr anſehnliches Leibgedinge verſchrieb. Sie erfreute ihren Gemahl mit einem Sohn und zwei Töchtern, überlebte ihn lange Zeit, und ſtarb 1444.

Margaretha wurde bereits im Jahr 1399 dem Grafen Günther XXVIII. von Schwarzburg verlobt, und vermählte ſich mit demſelben wie es ſcheint im Jahr 1407, gleichzeitig mit ihrer Schweſter Mechtild, welche Graf Günther XXXII. zu Schwarzburg zur Gemahlin erkor.

Gräfin Margaretha, die ihrem Gemahl nur eine Tochter geboren, wurde 1418 Wittwe, und vermählte ſich im Jahr 1421 mit dem Grafen Ernſt von Gleichen. Ihr Tod wird als im Jahr 1473 erfolgt, angegeben.

In ihrem Siegel erblickt man eine Dame im Schleier, welche die Rechte auf den Gleichenſchen Leoparden, die Linke auf den Hennenſchild legt.

Mechtild iſt von den Genealogiſten vergeſſen; allein unwiderlegbare Urkunden documentiren klar und unumſtößlich, daß ſie lebte. Ihr Verlobungsbrief iſt vom 16. November 1407 datirt, und in demſelben ihre Ausſteuer auf Themar, ihr Leibgedinge auf Königſee oder auch auf die Hälfte von Ilmenau angewieſen. Das unterm 3. Auguſt 1425 zu Schleuſingen aufgerichtete Teſtament ihrer Mutter, deren Namen ſie führte, und welches ſogar in ihrem Beiſein niedergeſchrieben wurde, macht ſie zugleich mit ihrer Schweſter, der Gräfin Margaretha zu Gleichen namhaft.

Graf Wilhelm II. der Bruder der vier Hennebergerinnen, mit Anna, der Tochter Herzogs Otto zu Braunſchweig vermählt, ward mit 8 Kindern geſegnet, darunter waren 6 Töchter, welche die in der Familie, wie es ſcheint beliebten und feſtſtehenden Namen empfingen, doch ſchloß nur eine derſelben eine eheliche Verbindung. Anna und Mechtild, wie Adelheid, eine Poſthuma, ſtarben in zarter Jugend, und Margaretha und Agnes wurden Nonnen in Wechterswinkel und Ilm. Die vierte Tochter, auch wieder Anna getauft, wurde in dem freiweltlichen Stift Kaufungen bei Caſſel erzogen; von dort nahm ſie der Reichsdynaſt Conrad von Weinsberg, ein bereits hochbetagter Wittwer, zur

Gemahlin, dem ſie auch noch Erben gab, doch ſtarb der jüngſte ihrer Söhne, die beide Philipp hießen, gegen 1515 und beſchloß ſein Geſchlecht.

Graf Wilhelm **III.** Bruder dieſer Anna, hatte von ſeiner Gemahlin, Katharina von Hanau, zwei Töchter, deren älteſte Margaretha, frühzeitig dem Kloſter verlobt, zu Ilm 1491 ſtarb. Die jüngere oder zweite Tochter hieß ebenfalls Margaretha; ſie kam erſt nach ihres Vaters Tode zur Welt, und wurde als junges Kind ſchon dem Grafen Günther **XXXVI.** zu Schwarzburg verlobt, mit dem ſie zu Arnſtadt 1458 ihre Vermählung feſtlich beging. Sie wurde Mutter einer Tochter, welche ſich dem Fürſten Woldemar IV. zu Anhalt vermählte, und mit dieſem dem berühmten und frommen Fürſten Wolfgang zu Anhalt das Leben gab. Margarethas Tod wird mit Wahrſcheinlichkeit als im Jahr 1485 erfolgt, angegeben, und die von Spangenberg und A. angeführte Jahrzahl ihres Todes 1473 iſt irrig.

Unter den acht Kindern Wilhelms IV. aus ſeiner Ehe mit Margaretha, Tochter Herzog Heinrichs zu Braunſchweig, befanden ſich nur drei Töchter. Die älteſte derſelben, wiederum eine Margaretha, wurde 1492 dem Grafen Bernhard von Solms, Herrn zu Münzenberg und Braunfels vermählt; die Hochzeit muß feſtlich geweſen ſein, denn es waren dabei ſo viele Pferde edler Gäſte zu füttern, als man Jahre zählte, faſt fünfzehnhundert.

Die Gräfin gebar ihrem Gemahl 5 Söhne und 6 Töchter, und ſtarb am 13. Februar 1510.

Ihre erſte Schweſter Helena ſtarb als Kind, und die zweite Katharina wurde 1482 Nonne im Kloſter Wannungerode, wo ſie ſchon nach zwei Jahren, 1484, ſtarb.

Zahlreich war die Nachkommenſchaft des Bruders der Genannten, Grafen Wilhelm VI., vermählt mit der Prinzeſſin Tochter des Kurfürſten Albrecht von Brandenburg, Anaſtaſia. Sieben Söhne und ſechs Töchter — und doch grünte der Stamm der Henneberger nicht weiter.

Die erſte Tochter Anna ſtarb in der Kindheit. Die zweite, Margaretha, wurde 1531 durch Vermittlung des Landgrafen Philipp des Großmüthigen zu Heſſen mit dem Grafen Johann zu Sain, Herrn auf Wittgenſtein vermählt, dem ſie mehrere Kinder gebar, die ſie jedoch alle überlebte. Sie ſtarb zu Berleburg, am 13. Januar 1546. Graf Wilhelms dritte Tochter, Katharina, erneute das ſo oft mit dem Hauſe Schwarzburg geknüpfte Familienband, indem ſie die Gemahlin Graf Heinrich **XXXVII.** zu Schwarzburg, Herrn zu Arnſtadt und Sondershauſen wurde.

Ihre Hochzeit fand im Jahr 1524 zu Schleuſingen Statt.

Gräfin Katharina war eine fromme, glaubenseifrige und hochherzige Frau. Eine geraume Zeit gewährte ſie dem bekannten Pfarrer Caspar Aquila Schutz und Obdach, und nicht minder einmal den fünf Brüdern Cäſar aus Schwaben, die während des Interims ins Exil gewandert waren. Ihr heroiſcher Muth bei dem Frühſtück, das ſie als Wittwe auf dem Schloſſe zu Rudolſtadt dem Herzog Alba zu geben genöthigt war, und die Feſtigkeit, mit der ſie die Rechte ihrer Unterthanen in Schutz nahm, wurden vielfach erzählt und gefeiert. Sie gebar ihrem Gemahl keine Söhne; von ihren drei Töchtern vermählten ſich Anaſtaſia und Anna Maria mit zwei Grafen von Waldeck, Amalia mit Graf Chriſtoph zu Mansfeld.

Eine Schweſter Katharina's, Dorothea, ſtarb als Kind, aber die beiden nachfolgenden vermählten ſich.

Walburgis wurde 1531 dem Grafen Wolfgang von Hohenlohe zu Weickersheim verlobt, und ihm 1537 vermählt. Derſelbe ſtarb nach zwölf Jahren einer kinderloſen Ehe, und zwei Jahre darauf vermählte ſich die Wittwe, 1548, mit Graf Karl zu Gleichen, Herrn zu Krannichfeld, dem ſie zwei Söhne und drei Töchter gab. Sie ſtarb zu Krannichfeld am 16. April 1570.

Eliſabeth endlich, die letzte Tochter Graf Wilhelm VI. wurde, nachdem ſie ihre Jugenderziehung bei der Herzogin Maria zu Jülich erhalten, und dann 1536 in das Stift Eſſen eingetreten war, zu deſſen Pröpſtin ſie ernannt wurde, 1538 die Verlobte des Grafen Johann zu Salm, Herrn zu Reiferſcheid, Alfter und Dick, Erbmarſchal des Erzſtiftes Köln. Erſt 1540 erfolgte die Vermählung. Sie beſchenkte ihren Gemahl mit drei Söhnen, durch welche das Geſchlecht der Grafen von Salm und Reiferſcheid blühend erhalten wurde.

Gräfin Eliſabeth ſtarb 1577.

Wenn nun den namhaft gemachten Töchtern des Hauſes Henneberg, welche den noch in vollem Glanze der ſouverainen Macht blühenden deutſchen Fürſtenhäuſern **Meklenburg, Brandenburg, Würtemberg, Sachſen** und **Anhalt** zu **Stammmüttern** wurden, (neben den vielfachen Verbindungen mit den ehemaligen Grafen- jetzt zum Theil Fürſtengeſchlechtern der Pfalzgrafen zu Sachſen, Pfalzgrafen bei Rhein, Grafen zu Stolberg, Caſtell, Leuchtenberg, Schwarzburg, Wertheim, Ortenburg, Reuß, Mansfeld, Hohenlohe, Solms, Sain-Wittgenſtein und Andern) — jene Verbindungen gegenüber geſtellt werden, welche die Grafen von Henneberg mit den Töchtern deutſcher Herrſcherfamilien ſchloſſen, und uns, um nur die glänzendſten zu nennen, die Namen der noch immer blühenden Regentenhäuſer Sachſen, Brandenburg, Bayern, Schwarzburg, Naſſau, Würtemberg, Baden, Braunſchweig, und viele derſelben mehr denn einmal, begegnen, ſo iſt dieß wohl ein vollgültiges Zeugniß von der Bedeutſamkeit der Henneberger und ihrer Geſchichte, und von der Geltung, welche dieſes edle Haus ſelbſt bis zu den Tagen ſeines ſinkenden Glanzes ſich zu erfreuen hatte.

Dieſe Geſchichte bietet neben den nothwendigen Weiterforſchungen im Bezug auf Genealogie und ſonſtige perſönliche Verhältniſſe des Grafenhauſes noch ein überaus weites, und noch lange nicht genug angebautes Feld für künftige Forſchung dar.

Die politiſche wie die kirchliche Verfaſſung, Rechtsverhältniſſe, Landes- und Kulturgeſchichte bedürfen immer noch größerer Aufhellungen, obſchon es an wackern Vorarbeiten nicht fehlt. Und wenn in unſerer Zeit begonnen wurde, den diplomatiſchen Schatz der Hennebergiſchen Geſchichte zu heben, ſo bietet ſie auch noch unter Anderm eine vielfach anziehende Sphragiſtik, bisher faſt ganz unbeachtet geblieben, eine nicht minder intereſſante Numismatik, in einigen Vorarbeiten nur erſt angebahnt, dar, und auch für dieſe Richtungen gilt es, liebevollen Anbau durch geeignete Mittel zu unterſtützen, damit jener bedeutſame Wink des römiſchen Dichters Lucrez: **Nil actum reputes, si quid superverset agendum** — in Erfüllung gebracht werden könne.

Schriften des Hennebergiſchen alterthumsforſchenden Vereins in Meiningen,

unter deſſen Namen und Mitwirkung herausgegeben.

Beiträge zur Geſchichte deutſchen Alterthums. Auch unter dem Titel: Archiv des Hennebergiſchen Alterthumsforſchenden Vereins. Erſte Lieferung. Herausgegeben durch den zeitigen Secretär Auguſt Gutgeſell. Meiningen 1834.

Dieſelben. Zweite Lieferung. Herausgegeben durch den derzeitigen Secretär Friedr. Chr. Kümpel. Hildburghauſen. 1837.

Dieſelben. Dritte Lieferung. Herausgegeben durch denſelben. 1839. Meiningen u. Hildburghauſen.

Dieſelben. Vierte Lieferung. Herausgegeben durch denſelben. Meiningen. 1842.

Dieſelben. Fünfte Lieferung. Herausgegeben durch den derzeitigen Secretär Georg Brückner. Meiningen. 1845.

Chronik der Stadt Meiningen von 1676 bis 1834. 4. Meiningen. Erſter Theil 1834. Zweiter Theil 1836.

Die ehernen Denkmale Hennebergischer Grafen von Peter Vischer in der Stiftskirche zu Römhild. Gezeichnet und beschrieben von A. W. Döbner. München. 1846. (Mit 6 Steintafeln.) Folio.

Hennebergisches Urkundenbuch. Herausgegeben von Karl Schöppach. I. Theil. Meiningen. 1842. 4to.

Desselben II. Theil. Herausgegeben von L. Bechstein und G. Brückner. Meiningen 1847. (unter der Presse.)

Programm zur zehnten Jahresfeſtfeier des Henneb. alterth. Vereins. Meiningen 1842. 4t. Vom Vereinsdirector Ludwig Bechſtein.
Inhalt: I. Beſtehen und Wirken des Henneb. alterthumsf. Vereins.
II. Ein altgermaniſcher Hauptring; mit Abbildung.
III. Sammlung der Alterthümer aus heidniſcher Zeit im Antiquarium d. Henneb. Vereins.

Einladungsſchrift zur elften Jahresfeſtfeier ꝛc. daſ. 1843.
Inhalt: I. Jahresbericht von W. A. Paſſow. (Vereinsſecretär.)
II. Die Denkmäler der Grafen und Gräfinnen v. Henneberg. Von L. Bechſtein.
III. Verzeichniß der in der Sammlung des Vereins befindlichen Urkunden und Urkunden-Abſchriften.

Dieſelbe zur zwölften Jahresfeſtfeier. Daſelbſt. 1844.
Inhalt: I. Jahresbericht von W. A. Paſſow.
II. Mitgliederverzeichniß.
III. Verzeichniß der in der Samml. d. Vereins aufbewahrten Urkunden. (Fortſetzung.)

Dieſelbe zur dreizehnten Jahresfeſtfeier. 1845.
Inhalt: I. Jahresbericht von W. A. Paſſow.
II. Verzeichniß der in der Sammlung des Vereins aufbewahrten Rüſtungen, Rüſtungstheile, Wehren und Waffen. Von L. Bechſtein.
III. Erneute Satzungen betreffend die Benutzung der Vereinsbibliothek u. des Leſezirkels.

Dieſelbe zur vierzehnten Jahresfeſtfeier. Daſelbſt 1846.
Inhalt: I. Jahresbericht von G. Brückner. (Vereinsſecretär.)
II. Ein Hennebergiſcher alterth. Verein bereits im J. 1742 bis 1746. Von L. Bechſtein.
III. Verzeichniß in der Vereinsſammlung aufbewahrter mittelalterlicher ꝛc. Gefäße, Geräthe und Inſtrumente.

Kunst-Denkmäler in Franken und Thüringen. Herausgeg. v. Ludw. Bechstein. Erste Lieferung. 1844. 4. Mit 3 Stahlplatten.

Dieſen Schriften reihen ſich noch an, wenn auch nicht unmittelbar durch den Verein herausgegeben:

Hiſtoriſch-ſtatiſtiſches Taſchenbuch für Thüringen und Franken. Herausg. von L. Bechſtein und G. Brückner. Erſter Jahrgang. Meiningen. 1844.

Dieſelbe zweiter Jahrgang. Meiningen. 1845.

Geschichte und Gedichte des Minnesingers Otto von Botenlauben, Grafen von Henneberg. Mit einem Urkundenbuch und Abbildungen. Bearbeitet und herausgegeben von Ludwig Bechstein. Leipzig 1845. 4to. 29 Bogen. (Prachtwerk, nur in Einhundert Exemplaren gedruckt.)

alles nichts helfen, Ihr werdet doch nicht hinunter wollen?"

„Um des Himmelswillen!" rief Frau Dorothea ängſtlich: „der Lärm wird immer ärger!" und in der That tobte die Menge lauter und lauter vor dem Hauſe; der Doktor aber führte den Kranken in das Zimmer, in welchem ſich die zagenden Schweſtern befanden, und ſuchte die Familie zu beruhigen. —

Auf viele Hunderte war die Schaar des Handwerkspöbels angewachſen, die ſich auf dem Graben verſammelt. Wie ein Goliath ragte der Goldſchmied Hans im Bart aus dem Haufen hervor, der Pergamenter Schele, der Glaſer Degenhart, Lorenz Winterkorn und Baſtian Maler, alles berüchtigte Händelſucher, ſtanden ihm theils würdig zur Seite, theils führten ſie einzelne Haufen des Geſindels an, und ſtießen mit gewaltigen Stimmen laute Läſterungen gegen den Rath aus. Eben flog wieder aus der Hand Degenharts ein großer Stein nach den Fenſtern des alten Millwitz, als der Werfer auch alſobald von einem heftigen Fauſtſchlag getroffen, zu Boden taumelte. „Hund! Schurke! Wir wollen

Dir werfen lehren!" donnerte eine Stimme, und die dem Gefallenen zunächſtſtehenden erblickten den Studenten Chriſtoph Millwitz, der mit ſeinem Freund, Ludiek Prohaska, einem edlen Böhmen, ſich durch das Gedränge gewühlt hatte, und noch immer in drohender Stellung bereit ſchien, das Richter- und Rächeramt auszuüben.

„Was fällt Euch ein," ſchrie Hans im Bart wüthend: „Hier zu ſchlagen? Euch ſoll ja gleich die Peſtilenz leuchten! Heda, Kameraden, ein Krautjunker ſchlägt einen ehrlichen Bürgerburſchen, wollt Ihr das leiden?"

„Der Teufel ſoll das leiden! Schlagt zu! Reißt ihm die bunten Fetzen vom Leib. Tretet ihn mit Füßen!" brüllte die Menge, und ſchlagfertige Hände hoben ſich gegen den Studioſus.

„Holla, ho! Lumpengeſindel!" ſchrie mit einer Stimme, die den ganzen Graben durchſchallte, und das Geſchrei der Menge übertönte, Prohaska, zog ſeinen ungeheuern Raufdegen, und trat vor Chriſtoph. „Wer will etwas! Wagt einen Schlag, verdammte Plebejer!"

Grimmig und zornglühend hatte ſich Degenhart, nicht ohne unverſehens manchen Fußtritt, von dem drängenden Volk erhalten zu haben, erhoben, und fuhr wie ein wildes Thier auf Chriſtoph los, aber auch dieſer hatte ſein Rappier in der Fauſt, drückte den Federhut tiefer in das Geſicht, und empfing den Andringenden mit einem derben Hieb, dieſer würde ihn aber dennoch gepackt haben, hätte ihn nicht Prohaska am Kragen ſeines Wamſes gefaßt, und ihn ſo kräftig zurückgeſchleudert, daß er abermals zur Erde ſchlug, und noch zwei, drei mit zu Boden riß, gegen die ihn der ſtarke Böhme geworfen. Aber nun war das Signal zur wildeſten Meuterei gegeben. Mit Löwengebrülle warf ſich die Menge auf die Freunde, doch Prohaska hieb um ſich, wie ein verwundeter Eber; zog, ſich ſchnell den Rücken frei machend, den Freund nach ſich, und ſprang auf die Steinbank vor der Hausthüre, Chriſtoph ihm nach, und kaum ſtanden ſie oben, als ihrem Munde das furchtbare, auch in jener Zeit ſchon gebräuchliche: „Burſche heraus!“ zu mehreren Malen entſchallte.

Vergebens verſuchten die erbitterten Handwerker, die beiden Streiter von ihrem erhöhten und ſicherern Standpunkt herabzureißen, blutige Köpfe, Kreuzhiebe in die Geſichter und blaue Flecke auf die theuern Gliedmaßen, waren der Lohn ſolcher Bemühungen.

„Steinigt die Korſthanſen!“ ſchrie Hans im Bart ſeinen Genoſſen wüthend zu, aber zu dicht gedrängt war der Halbkreis, der ſich um die Jünglinge geſtellt, als daß einer vermocht hätte, ſich zu bücken. Vielen fehlte auch der Muth zum Angriff, nachdem faſt jeder der Anführer eine Blutrunſt, oder eine noch ſtärkere Wunde davon getragen.

Und nicht lange währte es, ſo hallte durch die Marktſtraße, durch die Kettenſtraße, die Pergamentergaſſe, die Michaelisſtraße und andre ein hundertſtimmiges Echo des Rufes der Streitenden, und durch die Menge der ſchmutzigen, berußten Handwerker und des in Lumpen einherziehenden Pöbels machten ſich hohe, kräftige Jünglinge und Männer unter derben Rippenſtößen Platz, in bunter Tracht, mit wehenden Federn auf den trotzigſtehenden Hüten, an die Steine ſchlagend mit den blanken Haudegen und mit lautem Halloh! Hoho! die Streiter auf der

Steinbank begrüßend. Große Hunde ſchoſſen bellend durch das Getümmel. Die Studenten rannten, als ſie ihre Brüder in Gefahr ſahen, alles vor ſich nieder, und hieben ſchonungslos mit Stöcken, Rappieren und ihren Schlägern auf das Volk ein, das theils heulend, jammernd und ſchimpfend auseinanderſtob, theils aber auch erbittert wiederſchlug, und ſo entſtand, ehe noch der Aufruf alle Straßen der Stadt durchſchallt hatte, auf dem Graben die furchtbarſte Prügelei, die wohl jemals darauf geweſen war. Immer größer wurde die Anzahl der Studenten, immer heftiger fielen die Schläge, Chriſtoph und Prohaska waren in wenig Minuten befreit und hieben nun aus Leibeskräften mit auf das Geſindel ein. Hans im Bart wehrte ſich tapfer, er leuchtete ſeinen Freunden vor mit Muth und Unerſchrockenheit, aber ſie wurden bald von ihm getrennt, und er hatte Mühe ſich zu ſalviren, denn gar viele unter den Studenten konnten ſich mit ihm meſſen, und hatten durch ungeheure Bärte ein gleich furchtbares Anſehen.

Am ſchlimmſten ging es dem Pergamenter

Schele; er hatte das Unglück, von ſeinen Geſellen gänzlich getrennt zu werden, und mitten in einen Studentenhaufen hinein zu gerathen, die unbarmherzig auf ihn losſchlugen, ſo daß ſein Zetergeſchrei und ſein flehendliches Bitten Chriſtoph ſelbſt bewog, ſeine Commilitonen für ihn zu bitten.

Wie ſich das Geſchrei: „Burſche heraus!“ durch alle Straßen der Stadt Erfurt wälzte, wie aus faſt allen Häuſern Studenten eilten, und dem Strom nach dem Graben zu folgten, wappnete ſich auch eilig ein Häuflein der Söldner des Raths, die ihr Standquartier im Mainzer Hofe hatten, und rückten unter dem Rottmeiſter Reinhard Stolze muthig aus, mit gewaffneter Hand die Ruheſtörer zu zerſtreuen, die Ordnung wieder herzuſtellen. Sie gingen eiligen Schrittes durch die ſchmale Domgaſſe und erſchienen plötzlich mit ihren blinkenden Spießen und Hellebarden mitten im Getümmel der Menge. Den kleinen Zug eröffneten ſechs Schützen mit Handbüchſen, auf den linken Schultern die unförmlichen ſchweren Waffen tragend, in der rechten Hand aber die Gabel, jene darauf zu legen.

Um die Büchſen war der brennende Zündſtrick gewunden. Hinter den Büchſenſchützen gingen die Hellebardiere. Die Söldner trugen zum Theil hohe Mützen von Rauchwerk, an der rechten Seite mit bunten Federbüſchen geſchmückt, zum Theil glatte Pickelhauben. Der lederne Koller war vielfach geſchlitzt und mit farbigen Streifen unternäht, die Aermel waren bis unter die Schulter bauſchig, und liefen dann feſt anliegend bis an das Handgelenk. Am Ledergürtel war ein breiter Dolch befeſtigt, die Beinkleider reichten bis zum Knie, waren ungewöhnlich gebauſcht und mit Streifen geziert, und dann vollendeten feſt anliegende Strümpfe und Lederſchuhe den Anzug. Ein Stoßdegen mit breitem Korb, der erwähnte Dolch und eine glänzende Hellebarde, oder die Büchſe, machten die Bewaffnung aus. Den Schützen hing das Pulverhörnlein mit dem Zündkraut und ein hölzernes Doppelgefäß mit gewöhnlichem Büchſenpulver und Loth auf dem Rücken. Der Rottmeiſter trug einen leichten Helm mit Federſchmuck, einen Bruſtharniſch, und Arm- und Beinſchienen, und ſchritt den Büchſenſchützen zur Seite. Auf ſeinen Kommandoruf ſtand der Haufen, ein zweiter Ruf, und die Schützen ſtellten ſich an beiden Seiten der Landsknechte auf, die erſten Glieder fällten die Hellebarden, und nun ſetzte ſich der Zug wieder raſch in Bewegung. Der Markt wimmelte von Menſchen, auf der Kavate des Doms und auf den Stufen zu dieſer und zum Severiſtift drängte ſich Kopf an Kopf neugieriger Zuſchauer.

Von der Petersgaſſe drängten ſich jetzt mitten durch das Getümmel drei andre Männer, ein alter und zwei junge, in reicher Patriciertracht, nach Millwitzens Thüre hin, vor welcher noch immer Chriſtoph und Prohaska und viele andre Studenten mit den erbitterten Zunftgeſellen, die auch nicht ohne Verſtärkung geblieben, handgemein waren.

„Bruder!“ rief der eine: „Bruder Chriſtoph! Was ſind das für Streiche?“

„Flache und ſcharfe, wie's kommt, lieber Hartung!“ ertönte Chriſtophs Stimme. „Zieh den Degen! Hilf drein ſchlagen. Das Geſindlein will es nicht beſſer haben! Gott grüß Euch, Gunſtedt!“

Ein Haufe Volks trennte ſie wieder. Der junge Gunſtedt, mit ſeinem Vater herbeigeeilt, als ſie von der Rotte vernahmen, die ſich auf dem Graben verſammelt, zog ſeine Klinge und machte dem Vater Bahn, Hartung that daſſelbe, und bald ſtand ein Kreis treuer und guter Bekannten beiſammen, gegen deſſen vereinte Kraft die Menge nichts mehr ausrichtete, und jetzt brachen auch die Landsknechte durch das Getümmel, vor deren ſcharfen Waffen und grimmigem Ausſehen das Volk entfloh, nur die Rädelsführer hielten noch Stand. Vor allen that Hans im Bart ungemein grimmig, ſtieß Flüche und Scheltworte aus, und rief ſeinen Genoſſen zu, als er den Rottmeiſter mit ſeinem Häuflein das Volk auseinander treiben ſah: „Seht, Freunde! So wird mit uns umgegangen, die Krautjunker ſpreitzen ſich in ihrer bunten Narrentracht wie Pfauen, und ſind grob und patzig gegen uns, die Studenten dürfen uns blutig ſchlagen und ihre Hunde auf uns hetzen, und der ehrſame Rath, ſtatt ſeine Bürger zu ſalviren, ſchickt uns ſeine Steckenknechte mit Waibeln und Hakenſchützen auf den Hals!“

„Wir ſind arme Lämmer!“ ſchrie Schele: „Das ſage ich, und dabei bleibe ich! Mit uns wird umgegangen, wie mit Hunden, aber Brüder, jetzt — macht daß Ihr fortkommt!“ Er lief, ein Beiſpiel gebend, ſo ſchnell davon, als ſeine zerbläuten Gliedmaßen es geſtatteten, aber ſeine Gefährten ſäumten noch, ihm zu folgen, obgleich das fliehende Volk auf ſie eindrängte, und die ſchweren Schritte der Bewaffneten näher ſchallten.

„Das ſoll Euch nicht geſchenkt ſein!“ brüllte Lorenz Winterkorn. „Rache, fürchterliche Rache ſei Euch geſchworen!“ Seine drohende Fauſt hob ſich gegen Millwitzens Haus, an deſſen Fenſtern jetzt mehrere Geſtalten ſichtbar waren.

„Gebt Raum, im Namen des Rathes!“ rief nahe bei ihnen der Rottmeiſter Stolze: „wer nicht augenblicklich nach Hauſe geht, ſpatziert in die Temnitz!“

„Wir ſind freie Bürger!“ widerſetzte ſich Degenhart. „Der Rath hat uns nichts zu befehlen!“ prahlte Baſtian Maler. „Der Rath wird bald ausgerathen haben!“ höhnte Winterkorn, und alle blieben ſtehen, und ſahen die Arquebuſiere trotzig näher rücken.

„Noch einmal, fort!“ rief Reinhard Stolze: „Schützen vor! Stellt die Gabel! Legt auf! Blaſt die Zündſtricke an!“

Schnell gehorchten die Kriegsknechte, und die Aufrührer ſahen ſechs dunkle Mündungen auf ſich gerichtet, und die glimmenden Lunten, von denen Funken umherſprühten, drohten den Tod zu beflügeln. Da ergriff die Helden ein paniſcher Schrecken, ſie ſelbſt aber das Haſenpanier, doch noch im ſchnellſten Davoneilen ſchrie Hans im Bart: „Dem Büttelmeiſter Stolze wollen wir es gedenken, Kameraden! Und Gott ſei den Millwitzen und den Gunſtedts gnädig!“

Das Volk entſchwand in die Gaſſen, die Studenten zogen Arm in Arm in großen Haufen ihres Wegs, unbekümmert und furchtlos an dem Rottmeiſter und ſeinen Mannen vorbei, und ſangen aus vollem Halſe Strophen eines, die Eitelkeit der Welt beſingenden Kirchenliedes:

Dic ubi Salomon, sophus tam nobilis?
Dic ubi Samson est, dux invincibilis?
Vel dulcis Jonathan multum amabilis?
Vel pulcher Absalon vultu mirabilis?

O esca vermium! O massa pulveris!
O flos! o vanitas, cur sic extolleris?
Cur tamen nescias, utrum cras vixeris?
Fac bonum omnibus, quam diu poteris! — *)

Die luſtigen Muſenſöhne hatten guten Grund, von der Welt Eitelkeit zu ironiſiren. Ein Blick auf den jetzt ziemlich verlaſſenen Kriegsſchauplatz mußte lebhaft daran erinnern, denn da lagen Hüte, Mützen, Kleiderfetzen, Federn, zerbrochene Rappiere, Stöcke und ſonſtiges Geräth, welches die ſieghaften Stadtſoldaten als wohlerworbene Beute eben auflaſen und muſterten, bunt durcheinander. Mancher Stein war mit Blut be-

---

*) Sprich, wo iſt Salomo, weisheit- und edelreich?
Samſon der Siegesheld, nimmer im Kampfe bleich?
Oder der liebliche Jonathan, ſanft und weich?
Oder auch Abſalon, Engeln an Schönheit gleich?

O Würmerſpeiſe hier, Staubmaſſe, hingeſtreut!
Warum erhebt man Dich, Blume der Eitelkeit?
Keiner doch weiß fürwahr, ob er ſich morgen freut!
Darum ſei fromm und gut, Dein iſt allein das Heut!

ſprützt, und die recht genau ſuchten von der tapfern Mannſchaft, fanden auch einige ausgeſchlagene Zähne, doch bald zogen in guter Ordnung die Beſchützer der öffentlichen Ruhe vom Graben ab und nach dem Fiſchmarkt, auch dort dieſe Ruhe aufrecht zu erhalten, denn die Meiſten der Aufrührer waren nach dieſer Richtung hin entwichen. —

Mittlerweile hatten ſich die Brüder Chriſtoph und Hartung Millwitz mit ihren hülfreichen Freunden in das Haus des alten Rathsherrn begeben, wo die zagenden Frauen, trotz dem Zuſpruch des Vaters und des Doktor Birnmuß, oder Piripuls, wie er ſich gewöhnlich und lieber nannte, in halber Todesangſt faſt vergingen, zumal als ſie, Chriſtophs Stimme vernehmend, wieder in das Wohnzimmer eilten, und nun ſahen, wie die ganze Maſſe gegen die Thür drängte, und immer zügelloſer und wilder der Kampf wurde.

Hoch klopften die Herzen der Jungfrauen, als ſie gewahrten, wie der ſchöne Fremdling ſo wacker zum Schutz ihres Bruders die Klinge ſchwang, mit Fechtergewandtheit alle Hiebe aufſing und abwehrte, und, als ſei es ihm ein leichtes Spiel, bald dem, bald jenem aus dem Haufen einen blutigen Denkzettel in das Geſicht ſchrieb, wie die andern Studenten ſo reichliche Hiebe austheilten, und wie ſich endlich auch die Gunſtedts mit dem zweiten Bruder in das Getümmel drängten. Georg Gunſtedt hatte herauf geblickt, hatte Roſa bleich und zitternd am Fenſter geſehen, und dann, wie begeiſtert und ermuthigt von ihrem Anblick, ſich auf die Maſſe geworfen.

„Welche Gräuel, welche Attakka und muthvolle Defenſion,“ plauderte der Doktor Piripuls, der ſeine kleine Geſtalt zwiſchen die ſchönen und bangen Zuſchauerinnen ſchob, die, in Gedanken verſunken, ihn gar nicht wahrnahmen.

„Welche Furia! Eheu! Salvate animam! Wie das Völklein auf einander losſchlägt! Drauf! immer drauf!“ rief er, und rieb ſich vergnügt die Hände. „Seh ich recht?“ fuhr er fort: „ſteht nicht dort auf dem Eckſtein der Pergamentergaſſe mein ſubmiſſer Amanuenſis, der Bader Klaus Kronberg, vulgo der lange Bader, der dürre Bader, Klaus, die Himmelskerze, genannt? Steht er nicht dort und freut ſich inniglich, daß hier ſein Waitzen blüht, und Pflaſter genug zu ſtreichen ſein werden? O ſchöne Roſa! holdſelige Charitas! Was ſagt Ihr doch zu dieſem Wirrwarr?“

Die Schweſtern hörten den Doktor nicht; ſie flohen plötzlich ſcheu in das Nebenzimmer, denn ſo eben waren die Helfer mit den Brüdern in das Haus geſchritten, die Mutter grüßte dieſe an der Treppe, und Herr Hans Millwitz drückte dem alten Gupſtedt freundlich die Hand.

„Euch Glück zu wünſchen zur Geneſung, alter Freund, bin ich gekommen,“ ſprach der Bierherr: „und Euch zu erzählen, was ſich heute zugetragen im Stadtrath, führt mich mit meinem Sohn der böſe Geiſt juſt in das Teufelsgedränge. Euer Hartung kam gerade unterwegs zu uns. Alter Freund, alter Freund! Macht, daß Ihr ganz geſund werdet, es kommt eine böſe Zeit!“ Herr Millwitz drückte dem Freund ſchweigend die Hand. Alle traten in das geräumige Wohnzimmer ein, wo der Doktor Piripuls ſich gravitätiſch richtete, und ſteife Bücklinge machte, bei denen ſein Höker beträchtlich zum Vorſchein kam.

„Charitas! Roſa!“ rief Frau Dorothea: „wo ſeid Ihr denn, Ihr Mädchen?“ und wie die Gerufenen nun erſchienen, und züchtig, erröthend ſich vor den Fremden neigten, neſtelte die Mutter einen Schlüſſel los von ihrem ſtarken Bunde, gab ihn der Aelteren, und ſagte: „Hole Wein für die werthen Freunde! Roſa, bringe Kuchen.“

Die Töchter flogen hinaus. Die Blicke Georg Gunſtedts ſowohl, als Ludiek Prohaska's hafteten auf der Thür, hinter der die Schweſtern verſchwunden waren, und unruhiger als vorhin drunten im Kampfgetümmel, ſchlugen hier oben in dem Hauſe des Friedens, die Herzen der Jünglinge.

„Viri nobilissimi“ — begann der Doktor Piripuls räuſpernd, und ſchien eine lateiniſche Rede halten zu wollen, die Tapferkeit der Studenten belobend, für die er eifrige Zuhörer hoffte, aber die beiden Rathsherren ſtanden leiſe ſprechend am Fenſter, Frau Dorothea breitete ſchneeweißes Linnen auf den Tiſch, legte ſilberne

Meſſer mit Griffen von glänzendem Achat darauf, Hartung und der junge Gunſtedt redeten ebenfalls mit einander, und die Thür ging auf, die Schweſtern traten herein mit dem, was die Mutter verlangt, Gunſtedt und Prohaska blickten ſie liebevoll an, und zum großen Nachtheil der Nachwelt, blieb die ſchönſte lateiniſche Oration, die je auf eines Doktors Zunge geſchwebt, ungehalten.

5.

Das Alte ſtürzt, es ändert ſich die Zeit.
v. Schiller.

Der Rathsmeiſter Heinrich Kellner ſaß in ſeinem Armſeſſel, ein ganz Anderer, als er noch am Morgen deſſelben Tages geweſen war. Das Feuer, das aus ſeinen Augen geflammt, war erloſchen, der Muth, der ſeinen kräftigen Geiſt erfüllt, er war gebrochen, ja auch die Farbe der Geſundheit, die auf den Wangen des ſtolzen Patriciers geblüht, hatte ſich treulos fort geſtohlen, und geſenkten Hauptes, trüben Blickes, kranken Herzens ſaß der Mann im Kreiſe ſeiner Lieben, der heute noch einer Welt trotzen zu wollen ſchien, wenn ſie ſich feindlich in ſeine Bahn drängte. So iſt gar oft der Menſch. Seine Kraft fühlend, ſtellt er ſich kühn zum Kampf mit dem Geſchick, fordert es heraus, und bricht zuſammen, wenn die dunkeln Schwingen über ſeinem Haupt rauſchen, erlahmt ſchon, iſt ſchon halb vernichtet, ehe der Blitz des Verderbens auf ihn niederſtürzt und ihn zerſchmettert. Aber den Sinkenden, den Gefallenen richtet oft ein Engel der Liebe wieder auf, und ein ſolcher war dem Bierherrn in ſeiner Tochter Eliſabeth ſichtbarlich nahe. Sie beugte ihr ſchönes Haupt nieder zu dem bekümmerten Vater, deſſen Bruſt ängſtlich wogte, — und flüſterte: „Grämt Euch nicht zu ſehr, theuerſter Vater, das Geſchehene vermögt Ihr doch nicht mehr zu ändern, o ermannt Euch um der Mutter willen, die in Angſt vergeht.“

Die treue Tochter ſprach die Wahrheit. Kellners Hausfrau hatte der Schreck und der Schmerz über das, was ſich auf dem Rathhaus zugetragen, niedergeworfen, und nun ſaß ſie in der Kammer auf ihrem Bette, und hatte ſchon den ganzen Tag geweint und gejammert, und nicht vermocht, den lauten Ausbrüchen ihres Schmerzes zu gebieten; ſie war ein gutes, aber ein ſchwächliches Weib. Kellners Knabe ſtand mit einem bleichen betrübten Geſicht am Fenſter.

Kellner ſeufzte tief auf. „Die Rache ſchläft nicht,“ ſprach er dumpf vor ſich hin. „Ich habe die alten Flüche vergeſſen, und habe geglaubt, mein Schickſal ſei verſöhnt durch die Opfer, die ich mit blutendem Herzen gebracht, aber nein — nein. Es hat ſich nur Zeit genommen, und mich eingeſchläfert, und indeß eine Ruthe gebunden, mit der es mich nun aufpeitſcht aus der ſüßen Ruhe meines erträumten Friedens!“

„O mein Vater!“ klagte Eliſabeth: „ſprecht doch nicht ſo fürchterlich! Ihr macht mir ſehr bange.“

„Gutes, unſchuldiges Kind,“ begann er aufs Neue: „auch auf Dich wird ſich das düſtre Auge meines Schickſals richten, und ſeinen Blick wie ein Dolchſtich in Dein Herz bohren! Fluche dann dem Vater nicht! Elſe, willſt Du? Willſt Du mir nie fluchen?“

„Großer Gott!“ ſtöhnte das zitternde Mädchen: „Ihr redet irre, Vater! Was kommen Euch für ſchreckliche Gedanken in den Sinn?“

„Gieb mir Deine reine Hand, Kind,“ fuhr er ächzend fort: „verſprich mir es, mich nie zu verwünſchen, verſprich es bei Gott und den Wunden Chriſti!"

„Wie Ihr mich martert, Vater!" weinte Eliſabeth, und kniete an ſeinem Seſſel nieder, hob den Arm und die weiße Hand empor, und ſprach feierlich: „Bei dem ewigen Gott, und bei den Wunden des Erlöſers, und bei allen Heiligen Gottes ſchwöre ich, was Ihr verlangt, und was mein Mund nicht ausſprechen kann, dazu helfe mir Gott, und verſtoße mich von der ewigen Seligkeit, wenn ich falſch ſchwöre!"

„Es iſt gut, meine Tochter," ſprach Kellner ruhiger, und zog ihre Hand an ſein hochklopfendes Herz. „Ich danke Dir! — Was macht die Mutter, gutes Kind?"

„Gehe hinein, nimm Heinrich mit, laßt mich ein wenig allein, ach, es liegt mir wie ein Centner auf der Bruſt."

Stillweinend winkte Eliſabeth dem Bruder, und verließ mit ihm die Wohnſtube, bekümmert weilte noch der Blick der Geſchwiſter auf dem ſchmerzgebeugten Vater. Dieſer aber, als er ſich allein ſah, richtete ſich raſch auf, und warf ſich in der heftigſten Bewegung des Gemüthes auf die Knie nieder, hob ſeine Hände hoch empor, und betete mit gepreßter Stimme: „Ewiger Gott! Ewiger Gott! Gerechter Richter? Erbarme Dich meines ſchuldloſen Weibes und meiner Kinder! Gott, Gott, nimm Dein Wort zurück, das da drohet, Du wollſt die Sünden der Väter heimſuchen an den Kindern! Allbarmherziger, nicht für mich flehe ich um Deine Gnade, ich verdiene ſie nicht, ich bin, — ich war ein großer Sünder, aber o Gott! auf mich, auf mich Deinen Zorn, auf mein Haupt Deinen Donner! Aber den Meinen laß Dein Zürnen vorübergehen! Laß ſie nicht büßen, was ich verbrochen, laß ſie nicht entgelten, was ich geſündigt, laß ſie nicht zahlen die Schuld, die ich verwirkt! Dieſes Haupt, dieſes Leben, Ewiger, längſt ſchon verfallen der Hand des Todes, nimm es, es iſt Dein, nimm es morgen, nimm es heute, nimm es in dieſem Augenblick, fordre es durch den Henker ab, nur die Meinen, Gott der Rache, Gott der Vergeltung! ſchone, Allmächtiger, ſchone!“

Mit der höchſten Anſtrengung keuchte Kellner die letzten Worte heraus, dann ſank ſein

Haupt auf die gefalteten Hände, die auf dem Seſſel ruhten, und ſo lag er lange, ſchwer athmend, von marternden Gefühlen und Erinnerungen gequält. Er hörte nicht, daß es lebhafter wurde auf der Straße, er hörte es nicht, daß vor dem großen Kollegium ohnweit ſeines Hauſes ein Student ſo laut er konnte ſchrie: „Burſche heraus! Auf den Graben!“ und wieder davon eilte, und mit lautem Getümmel dem großen Gebäude eine Menge darin wohnender Studenten entellte. Er verharrte noch in ſeiner Lage, als die Stubenthüre aufging, und Hans Kranichfeld hereinſchlich, der überraſcht war, den Freund alſo zu finden.

„Was iſt das?“ fragte er halblaut ſich ſelbſt. „Doch kein Unglück, doch kein Schlagflüßlein? Da ſei der heilige Pankratius vor! Gute Seele, wir wiſſen ſchon, an welcher Krankheit Du laborirſt, für die auch der gelehrte Doktor Piripuls kein Mittel weiß. Huſten und Liebe kann nicht verhehlt bleiben, ſagt das Sprüchwort, und ich ſage: Ein böſes Gewiſſen hat manches Band zerriſſen. Kannſt Du nicht Berge ſteigen, ſo bleib im Thal. — Vetter Kellner!

Hört Ihr denn nicht? Herr Heinrich Kellner!“ Er rüttelte den in ſtarrem Schmerz Dahingeſunkenen, und erſchrocken fuhr dieſer nun auf, und ſtierte Kranichfeld mit wilden Blicken an.

„Was fehlt Euch, Vetter?“ fragte der Störende: „Liegt Euch die Rathsverſammlung im Magen? Mir auch. Wir haben heute traun eine gute Lehre erhalten, und nach meiner geringen Meinung wird ſich an uns bald ein gutes Sprüchlein bewähren, das mir heute früh einfiel, als Ihr mich fragtet, ob Ihr auf mich rechnen könntet, wenn Euch Gefahr drohe! Seht, Vetter, und runzelt die Stirn nicht ſo ſehr, es ſteht nicht ſchön zu Eurem angenehmen Geſicht, ſeht, das Sprüchlein heißt: Weit davon iſt gut fürn Schuß. Wollt Ihr davon gehen, und dieſer guten Stadt den Rücken zeigen, ſo könnt Ihr auf mich rechnen, daß ich mit Euch gehe, wollt Ihr aber nicht, ſo rechnet darauf, Hans Kranichfeld zieht allein, und läßt Euch, edler Schwiegervater in spe, obwohl mit betrübtem Herzen zurück.“

„Ihr ſcheint wohlgelaunt, Herr Kranichfeld,“ erwiederte Kellner verdüſtert. „Es iſt weder eine Zeit zum Scherz, noch möchte ich Euch zutrauen, daß Ihr Euch brauchen laßt, mich zu verſuchen. Habt Ihr vergeſſen, was ich dem Rath gelobt?"

Kranichfeld lachte leichtſinnig. „Man muß Füchſe mit Füchſen fangen," warf er hin: „und mit den Pferden pflügen, die man hat."

Der Ober-Vierherr ſah Kranichfeld feſt an, und begann dann: „Ich ertappe Euch auf dem falſchen Pferde, Rathsmeiſter; und traurig iſt es für Euch, wenn Ihr kein andres habt. Wer iſt heute der erſte geweſen, der der Gemeinde gelobt hat, mit Leben und Leib und Gut bei ihr zu halten?"

„Ihr, Vetter, wie ich nicht anders weiß," antwortete Kranichfeld keck, und rückte ſich den Spitzenkragen.

„Unaufgefordert, ungezwungen, meine ich, und Ihr verſteht mich wohl, denn Eure Wangen ſchämen ſich der Erniedrigung ihres Beſitzers!" zürnte Kellner! „Ihr, Ihr wart es, Ihr gelobtet, und nun ſprecht Ihr von Flucht? Was hält mich ab, daß ich nicht augenblicklich ſende, und es anzeige? Pfui, ſchämt Euch! Ein Mann des Rathes gab ſein Manneswort, und will es brechen! Und ich ſollte Euch mein theuerſtes Kleinod, mein Kind, anvertrauen? Da ſei Gott vor. Ganz, ganz anders hatte ich Euch mir gedacht, und ich ſehe mit Schmerz, wie ſehr ich mich in Euch täuſchte. Oft findet man bei Unbekannten, Fremden, bei Leuten, die man überſehen, mehr wahre Theilnahme und Hülfsbereitwilligkeit, als bei denen, von denen man ſie billig erwarten durfte!“

Kranichfeld ſtand wie angedonnert, und ſchwieg beſchämt, obgleich die Wuth in ſeinem Innern kochte. „Ihr verkennt mich,“ ſprach er nach einer Pauſe mit einer Heuchlermiene. „Ich hatte es gut mit Euch im Sinne, aber Ihr ſeid ein Eiſenkopf, der Freundesrath immer verſchmäht, und doch iſt Freundes Rath oft Gottesſtimme. Nun, macht es, wie Ihr wollt, Ihr habt mich zu tief gekränkt, als daß ich länger bei Euch bleiben möchte. Ihr ſeid aufgebracht, erbittert, ich glaub' es wohl, man warf Euch heute arge Dinge in den Bart. Ihr mußtet viel hinunterſchlucken. Wenn ſich Euer Blut gekühlt hat, wird Euch Eure harte Rede reuen, und dann bin ich auch wieder Euer treuer Hans. Jetzt behüt' Euch Gott; ſchickt aber in die Apotheke, und laßt Euch ein halbes Quintlein präparirten Lapis Lazuli holen, ſolcher vertreibet die Grillen und die Melancholei! Auf Wiederſehen, Vetter!“

Er ging — Kellner ſah ihn mit Zornblicken nach. „Jämmerlicher Witzbold,“ grollte er: „Du wäreſt mir mein lieber Eidam! O Gott, wie wahr iſt das Wort: Fuchsſchwänzer ſind ärger als Raben; dieſe hacken den Todten die Augen aus, jene aber verblenden die Augen der Lebendigen, daß ſie die Wahrheit nicht ſehen können. Doch getroſt, ich hoffe, die meinen ſind mir nicht zu ſpät aufgethan.“

Es klopfte ſchon wieder an die Thüre, und Kellners Schwager, Burkhart Unrath, trat mit einem ängſtlichen Geſicht in die Stube.

„Es iſt mir lieb, daß Ihr allein ſeid, Schwager,“ nahm er leiſe das Wort. „Ich komme, von Euch und meiner Schweſter Urlaub zu nehmen.“

„Wie ſo? Was ficht Euch an, wohin gedenkt Ihr?“ fragte Kellner, und es kam ihm die Vermuthung, daß der Schwager mit Kranichfeld die gleiche Abſicht hege.

„Fort!“ antwortete der Gefragte geheimnißvoll. „Es iſt nicht mehr gut ſein hier, die Stadt ſtößt ihre treuen Kinder aus!“

„Thut ſie das wirklich?“ ſprach Kellner mit einigem Spott: „dann habe ich wohl falſch gehört, als mir geſagt wurde, ſie hätte dieſe Kinder ſchwören laſſen, bei ihr zu bleiben, und Herr Burkhart Unrath habe auch geſchworen?“

„Theurer Schwager,“ nahm Burkhart das Wort: „Ihr könnt, Ihr werdet mich nicht verdammen, wenn ich jenes abgedrungene Verſprechen nicht halte, und meint Ihr es gut mit Euch ſelbſt, ſo nehmt meinen Rath an, ein Gleiches zu thun.“

„Nimmermehr!“ brauſte Kellner auf. „Geht, geht in Gottesnamen, wenn Ihr meint, in dieſem gehen zu können, ich bleibe hier.“

„Du bleibſt hier und warteſt, bis Du gern fortmöchteſt und nicht kannſt!“ ſchallte die Stimme Balthaſar Kellners zur Thür herein, der eben eintrat. „Bei Gott, Bruder, ich bemerke ſeit kurzem eine mächtige Gewiſſenhaftigkeit bei Dir, es iſt doch nicht vor Deinem Ende? Seit heute biſt Du gewaltig zahm geworden.“

„Höhne mich immer,“ erwiederte der Ober-Bierherr kalt. „Es ſteht Dir wohl an; der Eſel in der Fabel ſchlägt auch nach dem kranken Löwen.“

„Schönen Dank, Herr Bruder, für den liebevollen Vergleich,“ verſetzte Balthaſar ſpöttiſch: „er entſpricht ganz Deiner Beſcheidenheit; wenn ich auch in Deinen Augen nur der Eſel bin, ſo will ich doch in den meinen kein dummer Eſel ſein, und meine Haut nicht zu Markte tragen, man möchte ſonſt ein Pergament daraus machen, und die Fabel vom Reinicke darauf ſchreiben, dem die Trauben zu hoch.“

„Wo iſt die Schweſter?“ fragte Burkhart dazwiſchen, um dem Geſpräch der ſtets uneinigen Brüder eine andre Wendung zu geben.

„Sie iſt in ihrem Kloſet,“ antwortete der Bierherr: „geht hinein, Schwager, tröſtet ſie, die Kinder ſind auch bei ihr.“ Burkhart ging. Balthaſar aber ſchlug die Arme übereinander, und nahm wieder das Wort: „Liebſter Bruder, was giebſt Du mir, wenn ich Dir eine recht große

Freude mache, wahrlich eine ungeheure Freude?" Kellner maß ihn mit finſtern Blicken. „Eine Freude? Du mir? Das wäre etwas Seltenes," murrte er: „iſt doch Dein ganzes Thun und Trachten darauf gerichtet, mich zu kränken."

„Meinſt Du?" fragte Balthaſar. „Sieh, wenn das wahr iſt, ſo iſt es nur ein Wiederhall, wie nach dem Blitz der Donnerſchlag folgt, ſich nicht zufrieden giebt, und lange in den Wolken fortrollt, oder wie, wenn der Schuß aus einer Falkona gefahren iſt, und die Kugel eingeſchlagen hat, der Schall an den Bergen grollend hinläuft. Du wirſt mich doch verſtehen, Bruder? Du kennſt den Blitz, der mich getroffen, Du kennſt den Schützen der Falkona. Ich bin die Wolke, die den Donner weiter trägt, und der Bergwald, aus dem das Echo tiefer Kränkung murrt, und doch verkennſt Du mich, doch meine ich es gut mit Dir, ob Du es auch nicht verdienſt, denn immer habe ich Dir Gutes gerathen, erſt heute noch. Aber Du folgteſt Deinem Gelüſt, und nun haſt Du es. Und nun will ich Dir auch eine Freude machen, ich will Dich, Dein Haus, ich will die Stadt verlaſſen!"

„Auch Du?“ fragte Kellner unmuthvoll. „Nun, ich halte Dich nicht,“ fuhr er fort: „es überraſcht mich auch nicht, Du findeſt übrigens Gefährten. Es giebt der treuloſen Männer mehr, die gleich Dir verſprochen haben, die Stadt nicht zu verlaſſen, und es dennoch thun, mir machſt Du damit keine Freude, es iſt mir gleich.“

„Hm, hm,“ lächelte Balthaſar, und wollte eben ein Giftwort erwiedern, als Burkhart wieder in das Zimmer trat, gefolgt von der weinenden Martha und ihren Kindern.

„Macht Euch und mir das Herz nicht ſchwer,“ redete dieſer den Betrübten zu. „Trennung währet nicht ewig. Lebt wohl, auch Ihr Schwager, lebt herzlich wohl!“ — Er küßte erſt ſeine Schweſter und die Kinder, dann den Schwager, und wollte Balthaſar die Hand zum Abſchied reichen, aber der nahm ſie nicht an, und ſagte: „Wir wollen nicht Abſchied nehmen, Herr Burkhart, ſeid Ihr gleichen Sinnes mit mir, ſo ziehen wir eine Straße.“

„Wohlgeſprochen!“ rief Burkhart. „Wo treffen wir uns?“

„Heute Nacht um die zehnte Stunde,“

flüſterte Balthaſar, dem Frager ins Ohr: „vor dem Brühlerthor, am Sibyllenthürmchen.“

„Wohl, ich verſtehe, nun Gott ſei mit Euch Andern,“ rief ſcheidend Burkhart und ging.

„Alles, alles verläßt die Stadt,“ klagte Frau Martha. „O Kellner, und Du willſt bleiben?“ „Unfall macht weit umſehen, Frau Schwägerin,“ nahm Balthaſar das Wort: „aber manche Leute macht Unfall kurzſichtig. Man ſieht's vor Augen. Sprecht: ich hätte es geſagt, wenn die Häſcher kommen und meinen Bruder gefangen fortführen, oder wenn das tolle Volk, das heute wie unſinnig iſt und durch die Straßen lärmt, Euer Haus ſtürmt, und Euch den Mann aus Euren und Eurer Kinder Armen reißt, weil er ſich gewiſſenhafter dünkt, und auch klüger, als andre Leute, die da meinen: Zeit bringt Roſen, nicht der Stock, und die nicht Luſt haben, abzuwarten, was die Schuſter und Wollenweber über ſie beſchließen. Gehabt Euch wohl, und mag es Euch beſſer gehn, als ich fürchte, und beſſer, als es mein edler Bruder verdient.“ — Er wandte ſich und verließ die Stube.

„Schlange! Giftige Schlange!“ knirrſchte der Ober-Bierherr ihm nach. „O Vergeltung, Du ſchießeſt brennende Pfeile in mein Herz, aber den Wurm treffen ſie nimmer, der es zernagt!“ Er ſank wieder erſchöpft in ſeinen Seſſel.

„Kommt, meine Lieben!“ ſprach er dann zu den im Schmerz verſtummten Seinen: „kommt, tretet zu mir, laßt mich in Euer treues Angeſicht ſchauen, darin kein Falſch iſt! Ich habe vorhin zu Gott gebetet für Euch! Er ſegne Euch, wie ich Euch ſegne!“ Er faßte die Hände ſeiner Kinder, und Martha umarmte ihn leiſe ſchluchzend. Auch Eliſabeth weinte; der Knabe dachte voll Zorn an den böſen Ohm.

„Gott zürnt nicht immerdar,“ fuhr Kellner mit leiſer Stimme fort: „aber die Menſchen, die Brüder thun es. Gott nimmt mir Ehre und Gut, er läßt mir Euch! Er nehme Euch in Schutz, und fordre mein Leben!“

„Nicht ſo, mein theurer Vater,“ ſchluchzte Eliſabeth. „Er fordre das unſre, und lege unſre Jahre den Euern zu.“

„Schweige Kind, ſchweige!“ gebot der Vater: „Du weißt nicht, was Du bitteſt. O das

Leben iſt ſchön, und die Jugend iſt ein ſeliger Traum. Eure heitre Jugend, meine Kinder, wird getrübt werden durch Eures Vaters Schickſal. Meine Feinde werden auch Euer Verderben wollen.“

„Gieb mir ein Schwert, Vater!“ rief der kleine Heinrich heftig. „Ich will Dich und die Mutter und Elſe vertheidigen, es ſoll uns Niemand etwas anhaben!“

„O Gott!“ ſeufzte Kellner, den Blick zum Himmel gerichtet, der ſich ſchon mit den Flören abendlicher Dämmerung überzog: „o Gott, Deinem Schutz ſeien dieſe drei ſchuldloſen Seelen anbefohlen, halte Deine Rechte über ihre Häupter, dann wird kein Feindesarm ſie erreichen!“ —

„Liebe Elſe,“ fuhr er nach einer Pauſe fort: „bereite uns das Nachtmahl; ich bin entkräftet, bringe mir Wein herauf; laßt uns, meine Lieben, da wir noch beiſammen ſind, uns in Liebe und Eintracht mit einander letzen, wer weiß, wie lange uns das noch vergönnt bleibt, ob man uns nicht grauſam trennt, und dann haben wir doch eine freundliche Erinnerung mehr.“

Er ſprach es in großer Bewegung, als

überwalle ihn ein prophetiſches Vorgefühl, und er fühlte, wie ſeine Augen, der Thränen ungewohnt, ſich feuchteten.

Die Frauen trockneten ihre Zähren, und gingen, dem Wunſch des Vaters zu willfahren. Heinrich blieb allein bei ihm zurück.

Mit väterlichem Wohlgefallen wühlte Kellner in des Knaben reichen blonden Locken. „Mein guter Junge,“ begann er freundlich zu ihm: „Du ſprachſt vorhin vom Schwert, aber dazu biſt Du noch zu ſchwach, und wohl Dir, wenn Deine Hand nie ein Schwert zu führen genöthigt wäre. Ich ſage Dir, mein Sohn, ein Schwert iſt eine böſe Waffe, und kein Spielzeug; der Jüngling muß es führen lernen, aber die Weisheit muß ſeine Lehrmeiſterin ſein, er darf es nicht gegen ſeine Brüder kehren, er darf es nur ziehen zu eigner Vertheidigung, zu der des Vaterlandes und ſeiner Ehre, aber nicht im Zorn, nicht in unnützen Händeln, nicht — doch ich darf Dir noch nicht alles ſagen, Du kannſt es nicht faſſen, und Du ſollſt mir auch nicht blutige Gedanken denken.“

„Aber Vater, Du mußt auch bei uns bleiben,“ erwiederte Heinrich, „mußt nicht immer ſo traurig reden, daß die Mutter nicht zu weinen braucht. Hörſt Du, Väterchen?“

„Ich will bei Euch bleiben, ſo lange ich kann, ſo lange es der Himmel mir vergönnt, mein guter Knabe,“ tröſtete ihn der Vater: „aber wenn ich von Euch muß, dann ſollt Ihr nicht weinen um mich und nicht verzagen, denn ich habe Euch einem mächtigen Schutzherrn empfohlen und ich hoffe, er wird ſich Eurer väterlich annehmen.“

Die Mutter trat wieder ein und deckte den Tiſch, bald folgte auch Eliſabeth mit Licht und Wein. Heinrich ſprach das Gebet, der Ober-Vierherr ſetzte ſich mit ſeinen Lieben zum Abendeſſen nieder, er bekämpfte die dumpfe Beklommenheit, die den Frieden der Seele von ihm nahm, er ſchien heiter, trank ſich Muth und ſo verbreitete ſich über den kleinen trauten Kreis der Tiſchgenoſſen doch ein Schimmer von ſtiller Fröhlichkeit, ähnlich dem ſanften Licht, das im Abendroth glüht, wenn die Sonne ſchon hinter den fernen Bergen hinabſank. —

In den Straßen Erfurts war es an dieſen Abend überaus lebendig. Einzelne Rotten jenes Volkes, das heute zuerſt auf dem Fiſchmarkt und auf dem Graben ſich geſammelt, zogen umher, bald ſingend, bald lachend, bald Drohungen ausſtoßend, und an dieſelben hing ſich immer ein Schweif des müſſigen Gaſſengeſindels, Handwerkslehrlinge, Bettelbuben und zuchtloſe Weibsbilder an. Durch die Allerheiligengaſſe ſchlich der alte Adam mit bekümmerten Herzen, alles, was er erlauſcht von den Reden des Volkes kündete ſchweres Unheil, und brachte in ſeiner Seele einen Entſchluß zur Reife, den die Zeit ſchnell beſchleunigte.

Hinter Adam her kam raſchen Schrittes ein junger Mann, das Baret tief in die Stirn gedrückt und von einem Mantel verhüllt. Der Abend war nicht ſo hell, wie der geſtrige, den Mond bedeckten ſchwarze Gewitterwolken und der ganze Himmel war trüb umzogen, auch zuckte es ſchon wetterleuchtend über dem Steigerwald.

Der junge Mann verdoppelte ſeine Schritte, bis er den Alten eingeholt, hielt ihn am Arm feſt, ſah ihn in das Geſicht und ſagte: „Ja, ich täuſchte mich nicht, Du biſt Adam, Kellners Diener. Guten Abend, Alter!“

„Was beliebt Euch?“ murrte Adam mißtrauiſch. „Habt Ihr mir etwas zu ſagen, ſo macht's kurz, ich muß nach Hauſe. Was haltet Ihr mich?“

„Kennſt Du mich nicht?“ flüſterte jener: „kennſt Du mich nicht, Adam? Höre mich! Du liebſt Deinen Herrn, Du biſt treu! kann ich Dir vertrauen?“

„Verſucht es immer mit mir, Herr Stadtſchreiber,“ antwortete Adam treuherzig, jetzt den Fremden erkennend.

„Es iſt mir lieb, ſehr lieb, Dich getroffen zu haben,“ fuhr Johannes haſtig und leiſe fort: „o Gott, ich darf ja den Rathsmeiſter nicht öffentlich warnen, es darf mich Niemand in ſeinem Hauſe ſehen, ja nicht gern in ſeiner Straße möchte ich erblickt werden, daher komm, komm, laß uns hier an die Kirchmauer von St. Michael treten, hier hört uns kein Lauſcher und dann eile und rette Deinen Herrn, ehe es zu ſpät wird; Du biſt klug und treu, und mir ſagſt Du nichts, gar nichts, wo Du ihn hingebracht, denn ich darf es nicht wiſſen, ich muß darauf ſchwören können, daß ich es nicht weiß, auch Deine Herrin und die Kinder dürfen nichts erfahren."

Der liebende Jüngling ſeufzte, an Eliſabeth gedenkend, der Alte lugte um die Mauer in die Michaelisſtraße hinein, ob alles ſicher ſei, aber es war in dieſem Theile der Stadt noch ſtill, nur von weitem hörte man Geſchrei und jolenden Geſang.

„Herr Kellner ſoll in der Stille abgeholt und feſtgeſetzt werden," flüſterte nun Johannes dem Diener ins Ohr: „angeblich, um ihn vor der Wuth des erbitterten Volks zu ſchützen, hauptſächlich aber, weil man ſeinem gegebenen Wort nicht traut, denn es geht ein Gerücht, es ſeien ſchon mehrere von den Herrn, die erſt heute feierlich zu bleiben gelobten, auf und davon. Weißt Du einen ſichern Ort, ihn zu verbergen in der Stadt, ſo bringe ihn hin, iſt das nicht, ſo gehe mit ihm außer der Stadt, ſoweit ihn die Füße tragen, denn für ihn iſt keine Sicherheit mehr und kein Recht, kein Mitleid und kein Erbarmen, er iſt gleich einem Verfehmden, einem Manne gleich, auf dem der

Blutbann liegt. O Adam, nun habe ich Dir es geſagt, nun geh und handle raſch, und haſt Du den Herrn geſichert, dann bringe der Jungfrau Libetha meinen ehrerbietigen Gruß, und ſage ihr, ich ſei eingedenk meines Verſprechens, ich ſei bereit, mein Leben einzuſetzen für ihres Vaters Leben.“

„Herr — Herr“ — ſtammelte der Alte: „Ihr wolltet? — O ſo iſt doch noch ein Menſch auf der Welt, der es gut mit uns meint! Ich dank’ Euch, ich dank’ Euch!“

„Rede nicht! Eile und handle! Wir finden uns wieder!“ rief Johannes, und entging durch ſchnelle Flucht, ſich tiefer in den Mantel hüllend, den Dankſagungen Adams. Dieſer aber, als habe die übernommene Pflicht ihm neue Kraft verliehen, ging raſchen Schrittes durch die menſchenleere Gaſſe, ſtand einige Minuten lang ſinnend vor dem Hauſe, und zog dann an dem blankgeputzten Metallgriff des Klingeldrathes.

„Wo kriecht denn der alte Adam noch ſo ſpät herum?“ fragte die rothäugige Hausmagd Brigitte, indem ſie öffnete, den Eintretenden.

„Habe nicht warten können auf den Nachtſchwärmer, und mein Bierſüpplein allein gegeſſen!“

„Haſt recht gethan, alte Unke,“ antwortete Adam, indem er alle Riegel vor die Thüre ſchob.

„Geh nur in Dein Kämmerlein, und träume von der letzten Walpernacht, ich finde ſchon mein Abendbrod. Iſt die Herrſchaft noch wach?“

„Sie ſitzen noch oben am Tiſche, haben heute ſpät gegeſſen. Die Frau hat wohl nach Dir gefragt, Nachtvogel,“ murrte Brigitte.

Adam hörte nicht auf ſie, er ſtieg die Treppe hinauf, und lauſchte auf dem Vorſaal. Er hörte, wie Kellner ſeinem Knaben gute Nacht ſagte, und bald darauf kam Frau Martha, von Eliſabeth gefolgt, heraus, nach der Küche und der Speiſekammer gehend. Schnell ſchlüpfte der Diener hinein, und flüſterte ſeinem erbleichenden Herrn die Kunde deſſen, was ihm bevorſtehe, ins Ohr, und nannte ihm ſeinen Gewährsmann und Warner.

„O gerechter Himmel, heute noch?“ klagte mit einem ſchmerzlichen Blick der Ober-Bierherr. „Morgen iſt es zu ſpät,“ war Adams

Antwort. „Folgt mir, ich weiß Rath, folgt mir getroſt! Schickt nur Eure Frau und Jungfrau Elsbeth ſchlafen, und dann eilt, denn Eile thut Noth. Jeden Augenblick können die Häſcher kommen.“

„Gut, gut, bereite alles, eile!“ drängte Kellner, ängſtlich geworden, goß ſich ſeinen Becher noch einmal voll, und leerte ihn haſtig. Adam verließ die Stube, in die bald darauf Mutter und Tochter wieder traten.

„Gute Nacht, meine Lieben,“ ſprach Kellner bewegt: „legt Euch ruhig ſchlafen, ich habe noch einiges zu ſchreiben, ſchließt mich in Euren Abendſegen ein.“ Er küßte die Hausfrau, drückte einen Segenskuß auf Eliſabeths reine Stirne, und ſprach leiſe: „Gott ſegne Dich, mein theures Kind,“ dann ſchied er mit ſchwer belaſtetem Herzen.

Wie die Lichter verlöſchten im Gemach der Frauen, wie es ſtille geworden war im Hauſe, ſchlichen die beiden Männer durch das Gartenpförtlein in die gewitterſchwüle Sommernacht hinaus. In den Straßen war es noch immer lebhaſt, von Zeit zu Zeit erhellte ſie ein blendender Blitz, dem aber noch kein Donner folgte. Kellner breitete die Arme hinauf, wo ſeine Lieben jetzt vielleicht für ihn beteten. Der ſtolze, kecke Mann war ſchnell gebeugt von dem ungewohnten Sturme des Geſchicks, und weich geworden von ſeinen Schlägen, er wollte in ſchmerzliche Ausrufungen ausbrechen, aber grauſam trieb ihn der treue Diener vom Altar der heimiſchen Laren hinweg.

„Zögert nicht, Herr!“ drängte er: „Hört Ihr nicht, wie es ſo unruhig iſt da draußen! Hört Ihr? Mir iſt, als vernähme ich Waffengeklirr und die Schritte gepanzerter Männer! Es werden die Häſcher ſein, die Euch fangen ſollen.“

„Und ich ſoll mein Weib, meine Kinder ihren rohen Mißhandlungen ausgeſetzt laſſen?“ widerſetzte ſich der geängſtigte Ober-Vierherr: „ich ſoll fliehen, wie ein Dieb in der Nacht mit meiner Unſchuld und meinem guten Recht? Nimmermehr!“ — Er wollte wieder in das Haus zurück, aber Adam hielt ihn feſt. „Die Eurigen werden vor Angſt vergehen, werdet Ihr aus ihren Armen geriſſen, ſo aber werden ſie ſich tröſten, wiſſen ſie Euch ſicher, und gegen ſie hat ja Niemand etwas, ihnen wird kein Leid wiederfahren!"

Faſt willenlos folgte der beſtürzte Mann, deſſen Herzen ſich ſo plötzlich die Furcht bemächtigt, dem alten Diener. Er hielt die Rechte immer am Griff ſeines Dolches, entſchloſſen, ſein Leben zu vertheidigen. Adam ſchloß das Pförtchen auf, durch welches geſtern ein beglückter Liebender gegangen, der ſchon heute die freundliche Gunſt ſeiner Erkornen durch wackern Eifer vergalt, und durch das Dunkel der Gewitternacht, den Pfad von Blitzen auf Momente erhellt, dann wieder in deſto tieferer Finſterniß, ſchritten ſie dahin. —

6.

Der, welcher einſam duldet, duldet ſchwer.

Johannes wandelte ſehr trüben Sinnes ſeinen einſamen Weg; er dachte bekümmert an Kellners Schickſal; ſorgenvolle Bilder der Zukunft ſtiegen in ſeiner Seele auf, und lagerten ſich wie graue Wolken vor dem Stern ſeiner reinen Liebe. „Was wird Libetha's Loos ſein, wenn man ihr den geliebten Vater entreißt, welche heiße Thränen werden dieſen Himmelsaugen entfließen, welche Tage der Trauer und Schwermuth werden die Engelſeele heimſuchen, die ich ſo gern jedes Leides überheben, die ich auf Seraphflügeln dem Kummerthal entführen, in Paradieſe betten möchte! O des Glückes, dürfte ich ſie mein nennen, dieſe Roſe, o der unausſprechlichen Seligkeit! Wie treu und innig ſie den Vater liebt! — Ebenſo würde ſie auch den Gatten lieben, und wie wollte ich ihr vergelten! Ihre Wünſche ſollten meine Geſetze, ihr Lächeln mein Glück, ihr Glück mein ſtetes Beſtreben und ihre Liebe mein himmliſcher Lohn ſein!"

Den ſchwärmeriſchen Flug, den die Gedanken des Liebenden genommen, hemmte plötzlich die rauhe Wirklichkeit, und zog ihn nieder aus dem Freudenhimmel ſeiner Träume. Waffen raſſelten, Männertritte kamen näher, und Fackelſchein machte die Straße hell. Es war ein Häuflein der Häſcher des Raths; ſie waren gepanzert, hatten Sturmhauben auf und trugen Hellebarden in den Händen, angeführt wurden ſie von den Stockmeiſtern Fuchs und Miſtbauer. Johannes trat ſeitwärts in das Mühlhofsgäßchen hinein, und ließ die Gewappneten vorübergehen. Die Anführer waren im traulichen Geſpräch.

„Na, Gevatter Kaspar," ſprach Miſtbauer: „nun wird's für uns bald vollauf zu thun geben. Habe heute die Gefängniſſe ausfegen müſſen; eine Teufelsarbeit, wahrſcheinlich ſoll vornehme Einquartirung hinein."

„Nu freilich, Heinz," antwortete Fuchs, und fuhr mit der Hand über ſeinen dichten

Bart: „für das gewöhnliche Lumpengeſindel wird man die Kerkerlöcher nicht renoviren. Ich freue mich ordentlich darauf, zu ſehen, was die alten Herren für Geſichter ſchneiden, wenn ſie auch einmal erfahren, wie einem armen Tropf zu Muthe iſt, der in einem Loch ſitzt, wo weder Sonne noch Mond hineinſcheint.“

„Ich freue mich juſt nicht, Gevatter,“ erwiederte Fuchſens Kollege: „aber dem Herrn Kellner kann das Bad nicht ſchaden. Hat er es eingebrockt, mag er es auch auslöffeln.“

„Wenn wir ihn nur faſſen können, Heinz,“ fuhr Fuchs fort. „Er iſt nicht dumm, wer weiß, ob er auf uns wartet, ich wette, er hat ſchon Wind davon, daß wir ihn holen ſollen.“

„Das wäre der Teufel!“ fluchte Miſtbauer, „da wollen wir ſeiner Hausehre ein ſchönes Stücklein pfeifen. Vorwärts, Kerls! Geht nicht, wie die Krebſe, und macht Eure Sache geſcheut, ſonſt ſoll Euch der Schwarze leuchten, wie uns jetzt der liebe Herrgott!“

„Allmächtiger!“ klagte Johannes: „ſie gehen, ihn zu verhaften, o möchte er meine

Warnung nicht zu ſpät erhalten haben! Aber ſein Weib, ſeine Kinder! Meine Libetha!"

Er dachte den ſchrecklichen Gedanken kaum, als er auch ſchon ſich umwandte, und den Häſchern folgte. „Geh' es wie es gehe," ſprach er zu ſich ſelbſt: „ich kann nicht anders. Mag es der Rath erfahren, mir verweiſen, was ich gethan, mich ſogar abſetzen, ich kann jetzt nicht zurückbleiben, ich muß wiſſen, ob der Vierherr noch da, und muß, wenn er entflohn iſt, die Seinen vor Mißhandlung dieſer rohen Schergen ſchützen. O Gott, dem ſchweren unheilvollen Tag folgt eine noch drohendere Nacht und das Geſchick thürmt ſeine Wetterwolken ſo gut, wie der Himmel, und leuchtet mit ſeinen Blitzen in den Frieden der Familien, wie in die Frühlingsblüthen junger Liebe grauſam hinein." —

Die Partiſanen der Häſcher donnerten bald an die Pforte des Roſenhains, und der Schall erweckte die kaum ſchlummernden Bewohner und die Nachbarn.

„Gott, was iſt das? Ein Unglück! Gewiß hat es eingeſchlagen!" jammerte Frau Martha, und warf ſich zitternd in die Kleider. Eliſabeth flog zum Fenſter.

„Oeffnet, im Namen des Magiſtrats!“ ſchallte Miſtbauers Stimme.

„Barmherziger Himmel!“ rief Eliſabeth erbleichend. „Bewaffnete Männer, Fackeln! Das gilt dem Vater!“

„Meinem Mann? O mein armer Mann, o wir Unglückſeligen! Kellner, Kellner! Adam! Brigitte!“ rief und kreiſchte Kellners verzagende Hausfrau.

„Was iſt's, Mutter?“ fuhr der kleine Heinrich aus dem Schlaf auf.

„Ach, Du armes Kind! Du armes Kind! haſt keinen Vater mehr, jetzt holen ſie ihn, jetzt führen ſie ihn in's Gefängniß!“ wimmerte Martha, drunten aber hatte Brigitte bereits mit zitternder Hand die Thüre geöffnet, und die Schergen waren eingetreten.

„Beſetzt die Thüren gut, habt Acht auf die Fenſter, Burſche, laßt Niemand herein und Niemand hinaus!“ kommandirte Fuchs. Brigitte rührte faſt vor Schreck der Schlag. Mit einer Kerze in der Hand, verſtörten Angeſichts, im ungeordneten Nachtgewand, züchtig ein ſchnell umgeworfenes Tuch am Halſe zuſammenhaltend, erſchien Eliſabeth oben an der Treppe.

„Ruft Euren Vater, Jungfrau Kellner!“ rief ihr Fuchs zu: „Wir ſind abgeſandt vom hochedlen Rath, ihn zu verhaften.“

Die Jungfrau bebte, doch faßte ſie ſich. „Er iſt nicht bei uns,“ ſprach ſie: „er blieb unten, um noch zu ſchreiben.“

„Schlüſſel her, Jungfrau!“ ſchrie Fuchs: „Schlüſſel zu Stuben und Kammern, zu Küche und Keller, zu Schränken und Böden, wir müſſen ihn bringen, und ſollten wir das Haus umkehren.“

„Wird nicht von Nöthen ſein, Gevatter,“ ſprach Miſtbauer trocken: „ſeht hier das Pförtlein, es führt in Hof und Garten, und iſt offen, da wird der Vogel entwiſcht ſein!“

„Hölle und Teufel!“ fluchte Fuchs: „ſo ſoll's die Brut entgelten. Heda Burſche, das Haus durchſucht, nach dem Befehl! Die Thüren eingeſchlagen!“ —

„Heiliger Gott!“ rief Eliſabeth ſchmerzvoll aus, und ihrer zitternden Hand entfiel die Kerze.

„Zurück: Hier darf Niemand herein!“ rief einer der Häſcher an der Hausthüre, als Johannes hineindrängte, und hielt die Partiſane quer vor, aber kräftig ſtieß ihn der Jüngling zur Seite, und herrſchte den Stockknechten zu: „Fuchs! Miſtbauer! Keine Gewaltthat! Durchſucht das Haus, thut Eure Pflicht, aber mit Ruhe und Ordnung! Der Rath hat Euch nicht befohlen, wehrloſe Frauen zu kränken!“

Eliſabeths ängſtlichklopfendes Herz ſchlug beruhigter, als ſie die Stimme des Geliebten vernahm, und ein Strahl von Hoffnung fiel in die Nacht ihrer bangen Beſorgniß, aber zugleich brannte auf ihren Wangen die Flammenröthe jungfräulicher Schaam, und ſie entzog ſich beſtürzt und verwirrt den Augen der Männer.

Sie traf die Mutter troſtlos und nicht im Stande, ſich aufrecht zu erhalten, und der Bruder hatte weinend ſeinen Arm um die Weinende geſchlungen. Wo war der Vater, wo war Adam? Dieſe Gedanken durchflogen raſch ihr Gehirn; war er entflohen in der Sturmnacht, hatte er ſich lieber dem Aufruhr der Elemente Preiß geben wollen, als den Feinden? Wie kam Johannes in das Haus? War er beauftragt, den Vater zu verhaften? — Sie behielt nicht Zeit zu langem Nachdenken, denn die Tritte der Suchenden erſchütterten ſchon den Vorſaal. Einen Mantel umgeworfen, trat ſie mit dem Schlüſſelbund aus der Stube, und ihr Auge fiel auf den Stadtſchreiber, der ängſtlich um ſie beſorgt, ihr entgegentrat.

„Seht hier herein!“ rief ſie, und öffnete die Thüre des Schlafgemachs. „Hier iſt er nicht, den Ihr ſucht, und — o Gott — wir wiſſen ja auch nicht, wo er iſt! Schont nur meine arme Mutter!“

„Euch ſoll kein Leid widerfahren, edle Jungfrau,“ nahm Johannes das Wort. „Ich ging hier vorbei, ich hörte dieſe Männer, und trat in Euer Haus, zu ſehen, was es gäbe. Dieſe Leute thun ihre Pflicht, aber ſie werden nicht vergeſſen, daß ſie der Familie eines Rathsoberſten Achtung ſchuldig ſind. Tröſtet Eure Mutter, und beruhigt Euch.“ Die Stockmeiſter gingend ſuchend auf einen Gang, und die Gelegenheit ſchnell benutzend, flüſterte Johannes: „Euer

Vater iſt gerettet, theure Libetha! Adam bringt ihn in Sicherheit!“

„Das danke ich Euch!“ rief ſie froh bewegt, und ein Blick voll unausſprechlicher Liebe weilte auf Johannes, und begeiſterte ihn zu jeglichem Opfer. Die Männer kamen wieder. „Schlaft wohl!“ lispelte ſie, ſeufzte und ging hinein.

„Es iſt nichts zu finden,“ murrte Miſtbauer; „der Herr Stadtſchreiber kann es uns bezeugen. Wir wollen gehen.“ — Alle verließen das Haus, Johannes warf durch die offene Gartenpforte noch einen Blick nach der Laube hin, in der er geſtern ſo ſelig geweſen. —

Kellner und Adam hatten indeß ihre flüchtigen Schritte raſch gefördert und keinen Verfolger gehört. Wie ſie die Brücke und die Nikolaikirche im Rücken hatten, wandten ſie ſich rechts, gingen an der Schildchensmühle vorbei durch die Hütergaſſe, eilten durch die Gotthardtsgaſſe über den Wenigenmarkt und den Junkernſand und blieben bei dem Kloſter der Barfüßer horchend ſtehen, denn es wälzte ſich ihnen aus der Barfüßergaſſe ein tobender Volkshaufe entgegen. „Kommt, edler Herr,“ rief Adam: „ſchnell über die Schlöſſerbrücke zurück!“ zog ihn an der Hand nach, ehe die Kommenden ſie gewahren konnten, und eilte mit ihm durch die Predigerſtraße.

„Sage mir, wohin Du mich führſt, eher folge ich keinen Schritt weiter!“ befahl Kellner, erſchöpft unter dem gothiſchen Portal der Kirche zu den Predigermönchen ſtehen bleibend. Das Gewitter kam näher, der Wind regte den Staub auf, ſchüttelte die Wipfel der alten Linden auf dem Kloſterkirchhof, die Blitze folgten langſamer, wie zuvor, aber heftiger, und beleuchteten ſchauerlich das alte Kloſter mit ſeinem gothiſchen Thurme, und ſpiegelten ſich hell in einem Arme der Gera, der ſtill und trübe, nahe bei dem Kloſter vorüberfloß.

„Wir ſind bald am Ziele, Herr,“ tröſtete Adam. „Bald werdet Ihr ſo ſicher ſein, wie vor dem Altare des Herrn. Zürnt nicht, vertraut, und nehmt Ihr bei mir Verrath wahr, ſo ſtoßt mich nieder. Es iſt wieder ſtille, aber dort kommen einige Leute über den Steg, ſie dürfen uns nicht finden, kommt!“

Sie gingen durch die Paulsſtraße, bis ſie zur langen Brücke kamen, die ſie wieder an das jenſeitige Ufer, und in eine Sackgaſſe brachte, an deren Ende eine Kirche dunkel emporſtieg, bis ein flammender Blitz ſie mit ſeiner rothen Gluth überleuchtete.

„Wo willſt Du hin?“ fuhr Kellner ängſtlich auf, nnd hielt den Eilenden. „Hier können wir ja nicht durch, ſiehſt Du nicht? Hier iſt ja die Kirche St. Viti!“

„Gottlob, daß wir da ſind!“ ſprach Adam ruhig. „Gebt Euch nur zufrieden, Herr, und ſtellt Euch hier in dieſe Mauerblende, ich bin gleich wieder bei Euch.“

Er ging, während ſich Kellner verbarg, an ein kleines Häuschen, das an die Kirche angebaut war, und in dem noch Licht, und klopfte leiſe an die kleinen runden Scheiben; nach einer Weile öffnete ſich das Fenſter, und eine Frau, deren Kopf mit einer großen Nachthaube verhüllt war, ſah heraus.

„Guten Abend, Frau Suſanne!“ flüſterte Adam. „Sprecht, iſt der Bruder zu Hauſe?“

„Ihr ſeid's, Schwager?“ rief die Frau verwundert. „Ei was in aller Welt führt Euch denn in dem Herrgottswetter her? Mein Mann liegt hinten, und ſchnarcht ſchon, und ich wollte eben auch ſchlafen gehn. Nun, kommt nur herein, Schwager, ich will die Thür gleich aufriegeln.“

„Nein, Frau Suſanne, laßt das,“ entgegnete Adam. „Weckt Euern Mann auf, und ſchickt ihn heraus, ich habe äußerſt Nothwendiges mit ihm zu ſprechen.“

„Er ſoll gleich kommen,“ ſprach die Frau, und zog ſich zurück. — Adam trat in das Verſteck ſeines Herrn.

„Mit was für Leuten verkehrſt Du? in weſſen Hände legſt Du mein Schickſal?“ fragte Kellner unruhig.

„In treue Hände, Herr!“ erwiederte Adam. „Hier wohnt mein Bruder, der Küſter an St. Viti, Joſeph Eckardt; ein treuer und kluger Mann, ein Mann nach dem Herzen Gottes, der ſeinen Todfeind nicht verrathen würde, wüßte er ihn wo ſicher verborgen.“

„Und wohin ſoll ich mich verbergen in dieſer furchtbaren Nacht?“ fuhr Kellner fort. „Schon ſtürzt der Regen in Strömen nieder, kaum ſchützt mich das Dach. Meine Kraft iſt erſchöpft durch ſo Vieles, was ich heute erlebt, ich halte mich kaum mehr aufrecht." Adam wollte tröſtend antworten, als die Thüre des kleinen Häuschens ſich aufthat, und Joſeph heraustrat.

„Harret noch, daß ich dem Bruder mein Anliegen vorbringe," ſprach Adam, und eilte, den Mantel über ſein Haupt geworfen an die Thüre. Kellner ſtrengte ſich an, etwas von dem zu hören, was der Diener zu dem Bruder ſagte, aber der Gewitterregen, und der dazwiſchen rollende Donner machten es unmöglich, doch mit Schreck gewahrte der Lauſchende, als wieder ein recht heller Blitz die Straße überflammte, daß die Bewegungen des Küſters abwehrend waren, und in der That, Joſeph empfing den Bericht des Bruders nicht freundlich.

„Thörigter! was haſt Du gethan!" rief er aus. „Wie ſoll, wie kann ich helfen? Meine Hütte iſt zu klein und zu ſchlecht, Deinen Herren zu beherbergen. „Konnte er nicht zu ſeinen Freunden fliehn, die im Rathe ſitzen? Was kommt er zur Hütte der Armuth, und trägt das Unglück hinein, das ſich an ſeine Sohlen heftet?"

„Um Gottes Barmherzigkeit willen, Bruder!“ flehte Adam: „Wenn Du mich liebſt, wenn nur ein Fünklein Gefühl in Deiner Bruſt iſt, ſtoße den Unglücklichen nicht von Deiner Schwelle, laß ihn nicht hülflos die Stadt durchirren in dieſer Schreckensnacht! Großer Gott, ich rechnete ganz auf Dich. Bruder, lieber Bruder, nimm ihn auf.“

„Mein Haus darf er nicht betreten,“ antwortete Joſeph ſtreng und finſter. „Es iſt zu klein, einen Menſchen darin zu verbergen, und meine Suſanne iſt plauderhaft und ängſtlich, meine Kinder ſind — Kinder, auch ſie könnten plaudern, und ich wäre ein verlorner Mann, ſtehe ich gleich unter dem Schutz der Kirche. Schwere Pön würde mich treffen, würde ich angeklagt, einem Mann Schutz gewährt zu haben, den der Magiſtrat verfolgt. Fordre, was Du willſt, von mir, Bruder, nur das nicht!“

„Nun ſo ſchütze und berge ihn der Allmächtige!“ rief Adam, halb grimmig, halb weinend. „So breite Gott ſeinen Mantel über ihn, und entziehe ihn den Augen ſeiner Feinde, denn die Herzen der Menſchen werden zu Stein in dieſer Zeit, und die Bruderliebe trägt man zu Grabe.“ Er wandte ſich ab, und wollte troſtlos zu dem Rathsmeiſter zurückkehren, dem die Minuten, die das Geſpräch dauerte, zur quälenden Ewigkeit wurden, aber der Küſter hielt ihn zurück. „Bleibe noch, Adam,“ begann er, und ſeine Züge hellten ſich auf. „Mir kommt ein guter Gedanke. Gott ſoll ihn ſchützen und bergen; ſagſt Du; wohlan, er flüchte ſich in das Haus des Herrn, dazu biete ich die Hand, dort iſt er ſicher, und Mangel ſoll er nicht leiden. Geh, ſag' ihm das, ich hole die Schlüſſel und leuchte.“

Ehe der Ueberraſchte noch antworten konnte, war der Küſter ſchon hinweggegangen. Adam kehrte zu Kellner zurück, der bebend und ſchauernd, tief in den Mantel gehüllt, den trübſten Gedanken hingegeben, in der Mauervertiefung ſtand.

„Faßt Euch, Herr, und nehmt Eure Kraft zuſammen,“ begann der treue Diener. „In ſeinem Hauſe kann Euch mein Bruder nicht verbergen, wie ich hoffte, aber er will Euch das Gotteshaus öffnen, wo Euch Niemand ſuchen, Niemand finden wird.“

„O mein Heiland!“ klagte Kellner. „In die düſtre Kirche? Da ſoll ich allein die Nächte zubringen? Das wird mein Tod ſein!“

„Nicht doch,“ widerſprach Adam. „Ihr werdet nicht lange darin verweilen; ich bringe Euch täglich Nachricht, wie es daheim ſteht, bringe Euch Stärkung und warme Decken. Um Eurer Wohlſahrt, um der Ruhe Eures Weibes und Eurer Kinder willen; widerſetzt Euch nicht!“

„Du weißt die Stelle trefflich zu treffen, die mich lenkſam macht, und geduldig;“ erwiederte Kellner. „Nun im Namen des Ewigen, möge mich St. Veit in ſeinen Schutz aufnehmen!“

Der Küſter hatte ſeine Frau, die ihn mit Fragen beſtürmte, zu Bette geſchickt und kam mit einer Blendlaterne, einigen Decken, und dem Schlüſſelbund, und ſchloß ein niedriges Pförtchen auf, welches zu einer ſteinernen Wendeltreppe führte. Adam trat ihn mit ſeinem Herrn nach. — „Haltet Euch an mein Gewand,“ flüſterte Joſeph dem Ober-Vierherrn zu: „Du aber, Adam, bleibe unten, Deine morſchen Knochen ſind nicht geeignet, dieſe Stufen ohne Ermüdung zu erſteigen.“

„Grüße, tröſte mein Weib, meine Kinder, Adam,“ wandte ſich Kellner ſcheidend zu dieſem, „bringe mir bald Kunde von ihnen! O Gott, wären die Meinen mir nicht von Dir an das Herz gelegt, ſo möchte man mich zum Kerker, ja zum Tode führen, mein Leben hätte keinen Werth für mich.“

„Lebt wohl, Herr,“ ſprach Adam unter Thränen: „Gott und ſeine Heiligen ſchützen Euch!“ „Kommt, kommt!“ rief der Küſter und ſtieg voran, mit einem Wink den Bruder noch bedeutend, zu harren, bis er wieder herabkomme; Kellner folgte, martervolle Gefühle im Buſen. Die alten Mauern des Thurmes, in dem ſie emporſtiegen, erſchütterte der rollende Donner.

Endlich war die erſte Abtheilung des Thurmes erſtiegen, und die Nachtwandler ſtanden wieder vor einem Pförtchen, das der Küſter aufſchloß. Sie ſchritten in den düſtern Raum hinein, kühl angeweht vom Luftzug, und ſtanden auf dem Chor. Ein Blitz erhellte die Kirche mit ihren Bildern, Sculpturen und wunderlichem Schnitzwerk; wie Geſpenſter ſtanden Apoſtel- und Heiligenſtatüen um den Altar, und es war, als hielten die Geiſter derer, die unter dem Schiff der Kirche ruhten, eine ſtille, ſchaurige Mette.

„Hier ſollte ich bleiben? Hier?“ fragte Kellner angſtvoll, und ſah dem Küſter forſchend in das ſtarre Geſicht.

„Nicht hier, Herr,“ antwortete dieſer dumpf: „folgt mir weiter.“ — Und wieder ſchloß er eine Thüre auf, ſchritt voran, und Kellner folgte. Sie ſtanden in dem Gemach, in welchem die Bälge der Orgel befindlich; es war nicht ſehr geräumig, doch führte eine Leiter daraus in die Höhe, und zum Erſtaunen Kellners ſtieg jetzt der Küſter dieſe Leiter hinan, mit ſtummem Wink ihn zur Nachfolge auffordend.

„Mann, wo bringt Ihr mich hin? Sagt, o ſagt es mir!“ bat der Ober-Bierherr.

„In Sicherheit, nach Eurem eignen und meines Bruders Wunſche,“ gegenredete trocken Jener: „folgt nur!“

Und wie ſie nun hinaufkamen auf dem beſchwerlichen Wege über die morſche wankende Leiter, ſtieß Joſeph eine Fallthür auf, und es zeigte ſich ein kleiner Verſchlag, vielleicht vier Schritte in's Gevierte, und nicht ſo hoch, daß ein Mann im Stande geweſen wäre, darin aufrecht zu ſtehen, und dieſer Verſchlag war über der Orgel, dicht darunter die Pfeifen, und Luft und Licht ſtahl ſich nur durch die beſtaubten, ſpinnwebüberzogenen, vielfach durchbrochenen Schnitzereien, beſtehend aus Blumen, Engelköpfen und Arabeskenlaubwerk, hinein, die mit einer großen Sonne die obere Zierrath der Orgel bildeten.

„Hier ſeid Ihr ſicher, hier ſucht Euch Keiner,“ nahm Joſeph das Wort, und breitete die mitgebrachten Decken auf den Boden; Kellner aber hatte keine Worte mehr, er hatte kaum noch Athem, und ſtarrte, wie ein Schlaftrunkner oder wie ein Blödſinniger auf ſeinen Führer, der ſich mit ſeinen freundlichen Bemühungen, ein Nachtlager für den Schutzbefohlnen zu bereiten, kaum deſſen Dank verdiente.

„Das iſt ein böſer, böſer Traum,“ ſprach er leiſe vor ſich hin, und griff ſich an die Stirne, auf die ein kalter Schweiß trat. „Bin ich denn der Ober-Vierherr und der oberſte Rathsmeiſter der Stadt Erfurt, Heinrich Kellner?“ fragte er ſich: „oder bin ich das einmal geweſen und ſchon lange geſtorben? Und jetzt haben mich wohl in meinem Grabe die Donner des Gerichts erweckt? Horch, wie ſchwer und ſchmetternd ſie über meinem Haupte dahinrollen, und die Blitze? — ja — die Blitze ſuchen mich, und wollen mich tödten, aber ſie können mich nicht finden, denn ich liege ja im Grabe, hahaha! Hier bin ich ſicher, hier ſucht mich Keiner!"

„Redet nicht irre, Herr Kellner," nahm der Küſter das Wort. „Haltet Euch hier ruhig, ganz ruhig, bei Nacht und Tag, und bringt mich nicht in's Unglück für meine Gutherzigkeit. Morgen will ich Euch Speiſe und Trank bringen, freilich nicht ſo, wie Ihr es daheim gehabt, doch müßt Ihr verlieb nehmen, ich denke auch, Eure Hausfrau wird Euch manch gutes Bißlein durch den Bruder ſchicken; doch wo Ihr ſeid, darf ſie nicht wiſſen. Sprecht ein frommes Gebet, befehlt Euch dem Schutz der Heiligen, und legt Euch in Gottes Namen zur Ruh, deren Ihr gewiß bedürft nach dem, was Ihr heut erleben und erfahren müſſen. Elend iſt erbarmenswerth; ſchlaft wohl!"

„Gute Nacht," antwortete Kellner tonlos, ja halb bewußtlos, und Joſeph ſtieg mit ſeiner

Leuchte die Leiter hinunter, und zog die kleine Fallthür hinter ſich zu.

Nun war es ganz finſter um Kellner, er warf ſich tiefſeufzend auf das ärmliche Lager. Jetzt hörte er noch den ſchleichenden Tritt des Küſters, jetzt knarrte das kleine Pförtlein, jetzt drehte ſich der Schlüſſel im Schloß, noch einige Tritte auf der Wendeltreppe waren hörbar, aber bald war es ſtill, todtenſtill in dem öden ſchaurigen Gotteshaus, auch das Gewitter ſchien ſich abgetobt zu haben, nicht einmal der Donner rollte mehr, nur ein Blitz zuckte noch bisweilen über den Himmel hin, und kaum drang von ſeiner Helle ein matter Schimmer in Kellners Verſteck. Aber durch eine Spalte des Schnitzwerkes ſah der Liegende gerade hinab in das Schiff der Kirche, ſah tief, tief und fern den Hochaltar, wo ſtill und düſter die ewige Lampe brennend hing, und bleichen geſpenſtigen Schimmer über die Heiligenbilder ſtreute, die rieſengroß und wunderſam bewegt erſchienen, wenn die Fackel der Blitze in die grauenvolle Düſterniß auf Sekunden hineinleuchtete. Unten, zwiſchen den Kirchſtühlen lagen metallene Epitaphien, und unter dieſen war die

Gruft. Die Luft, die Kellner einathmete, war mit Moderſtaub geſchwängert und ſchwül, oben im gewölbten Deckenraum ſchien ein geiſtiges Leben ſich zu regen und hinzuhuſchen mit ſeltſamen Geflatter. Jetzt ſchlug auf dem fernen Rathhausthurm die Geiſterſtunde, und das Grauen vor den Schauern und Schreckniſſen der intellektuellen Welt überfiel den armen Verlaſſenen in ſeinem ſchrecklichen Aufenthalt wie ein gewappneter Rieſe.

Wer wäre es auch, der ein Sohn des Staubes iſt, und den Namen Menſch führt, der nicht zitterte, in einer Lage, die der des Unglücklichen gleich? Ein Mann, hochgeſtellt durch Anſehen und Würde, trotzend auf des Glückes Gunſt, und ſicher ſtehend auf der Sonnenhöhe des Lebens, der plötzlich erſchüttert ſieht das Fundament ſeines Anſehens, von dem das Glück ſich höhniſch abwendet, und die von ſeiner Seite hinwegzieht, die er an ſich gefeſſelt glaubte durch Freundſchaft, Wohlthat, und das Band des Blutes, dem ſich ſeine Sonne ſchnell verdunkelt, der erniedrigt wird im Angeſicht ſeiner Haſſer, die über ihn triumphiren; der ſcheiden muß von denen, die ihn wahrhaft lieben, verfolgt von feindſeligen Widerſachern, mit dem Fluch und den Verwünſchungen einer bethörten Menge beladen, der ſein Schickſal gelegt ſieht in die Hand ſeines Knechts und eines Mannes, den er nicht kennt, und nun nach den Stürmen eines ungeheuren Tages eingeſchloſſen in einem ſchauerlichen Ort, von Vorurtheilen befangen, denen ſeine Zeit noch nicht entſagt, ein ſolcher Mann mußte, ſollte er ruhig und furchtlos in dieſer Stunde bleiben, ein ganz reines, ſich keiner Schuld bewußtes Gewiſſen haben, aber das hatte der Ober-Bierherr nicht, und es erwachte in ſeiner Seele der nagende Wurm, und hob ein hundertköpfiges Drachenhaupt, und ringelte ſich mit Skorpionenſtacheln um ſein Herz. Er hatte lange geſchlafen, der Gewiſſenswurm im Grabe der Bruſt, aber dieſe Schreckensſtunde war der Magus, der ihn heraufbeſchwor an das Licht der Gedanken, der mit der Zaubergerte der Erinnerung den bebenden Hügel peitſchte.

Fieberhaft hüpften Kellners Pulſe, ſeine Zähne ſchlugen hörbar zuſammen, und die aufgeregte Phantaſie zauberte Phantom auf Phantom, immer eins gräßlicher als das folgende, vor das innere Auge des Beklagenswerthen, und ſeine Vergangenheit flog ihm vorüber in einer Reihe düſtrer melancholiſcher Schattengebilde, wie die Bilder einer Geiſterlaterne vergrößert auf weiße Wände oder auf wallenden Rauch geworfen; der Vergangenheit aber, die vorüberſchritt wie ein blutiger Schatten, folgte das bleiche Geſpenſt der Gegenwart, und grinſte ihn hohnlächelnd an, und ihr folgte, ſchwarz und weiß, wie ein Sargtuch, oder ein Armſünderkleid, mit drohender Geberde die Zukunft nach.

Und in Fieberträumen ſtöhnte der Bierherr, und ſtreckte die Hände abwehrend vor ſich aus: „Was wollt Ihr bei mir, Thilo? Weicht — weicht — laßt ab von mir! Ha, was donnert Ihr mir noch einmal den Fluch vor, den Ihr Eurer Anne gegeben? Was hebt Ihr Eure Arme gegen mich, als wolltet Ihr mich verklagen? Warum rauft Ihr Euch die greiſen Locken aus, und werft ſie mir in's Angeſicht? Fort! Fort! Geht hinweg — geht, oder ich vergehe!“

Unruhig wälzte ſich der gequälte Mann auf dem dürftigen Lager umher, der Schlaf ſchien den Verſteck des Armen nicht finden zu können, todesmüde hoffte Kellner vergebens auf ihn. Und es trat vor ihn ein Weib, ſo bleich und ſchön wie eine geknickte Lilie, ihr Haar flatterte aufgelöſt um den Nacken, ſie hielt die Hände gefaltet über den hohen Leib, und ſah unverwandt auf Kellner mit dem todtſtarrenden Blick der Verzweiflung. Die ſchönen Augen ſchienen weinen zu wollen, und es lange nicht zu können, endlich aber entquollen ihnen zwei Blutstropfen, und fielen auf Kellners Stirne, und brannten dort ſo heiß, ſo heiß.

„Auch Du, Anna, auch Du?“ ächzte er: „Mit Vaterfluch und Schande beladen, trägt Dich Dein müder Fuß aus dem Weichbild der Stadt, und Deinen Fluch läſſeſt Du mir zurück, mir, Deinem Verführer! Und der wilde Jüngling dort, mein Bruder, der Dich liebte, ruft er nicht die Blitze des Himmels herab, ſchwört er mir nicht ewige Rache, ſchwört er nicht, ich müſſe ſterben durch Henkershand! Hahaha! ich verlache Euch, Fratzengebilde! Entweicht! Auch Dein Racheſchwur, Monſtedt, wird ſich nicht erfüllen, denn ich fragte ja damals im Steigerwalde das weiſe Zigeunerweib. Sie kannte mich nicht — ſie wußte nicht, wer es war, der ihr die Hand hinhielt, um in ihren Lineamenten zu leſen, ſie murmelte: „Ihr habt ein Peterskreuz in der Ehrenlinie, das bedeutet Schande, aber Ihr ſeid ſicher vor einem Henker, und werdet hoch ſteigen.“ O will denn dieſe Nacht nicht enden mit ihrer Höllenpein! Betet denn Niemand für mich? Elſe, meine treue Tochter, haſt Du für Deinen armen Vater kein Gebet? Sie haben ihn in einen Kerker geworfen, in welchem er ſchreckliche Träume hat; ſie brechen den Stab über ihn, ſie ſchleppen ihn zum Rabenſtein! Wehe! Wehe!“

Er heulte ſein Wehe laut hinaus im grimmigen Schmerz, und wie ein ſchauriges Geiſterwehe hallte es vernehmlich im Schiff der Kirche wieder, und der Nachtſturm erſchütterte die klirrenden Fenſter, und Luftzug berührte die Flamme der ewigen Lampe, die wie ein Nebelſtern nur noch ganz bleich ſchimmerte, daß ſie ſich flackernd bewegte. Immer grauenhaftere Phantaſien umſchwirrten den Verlaßnen, ſeine Seele zitterte in namenloſem Erbangen, er ſah die Kirche voll Geiſter, mit dünnen Armen reichten ſie herein zu ihm, und faßten nach ihm; gräßliche Larven mit verzerrten Todtengeſichtern ſchlüpften durch das hölzerne Laubwerk und quälten ihn. Furcht, Entſetzen und Verzweiflung ſchlugen Harpyenklauen in ſeine Bruſt. „Ich bin verloren!“ ſchrie er hell und entſetzlich auf, und ſank in ſtarre Betäubung. „Verloren!“ gellte es, wie Gelächter der Hölle, im Schiff der Kirche nach.

7.

Das Wort ward Fleiſch, und wohnte unter uns.

Worte der Schrift.

In der durch dauernde Liebe und Werthſchätzung traut und innig verbundenen Familie des biedern Rathsherrn Hans Millwitz, kehrte mit dem Engel der Freude auch der der Wehmuth ein; er umwehte mit ſeinen ſilbergrauen Schwingen die roſigen Töchter des Patriciers, und ſchüttelte aus ſeinem Cypreſſenkranz Thränenperlen auf das Haupt der Mutter.

Es war der Tag des Fronleichnamfeſtes. Früh ſchon erklangen auf den Thürmen des Domſtifts die ſilbernen Glocken, und in das helle, ſchöne Geläut ſtimmten bald die übrigen ein, immer tiefer und dumpfer; die Glocke, der Wolf genannt, vermählte ihren feierlichen Klang mit der vollen Metallſtimme der Oſanna, und hehr und feierlich ſummte zuletzt, wie klingender Geſchützesdonner, in einzelnen, langverhallenden Pulſen, die Glocke Maria Glorioſa in die Harmonie der Töne. In allen Kirchen und Klöſtern wurden die Glocken gezogen, daß es den zahlreichen, frommen Wanderern, die von jeder Richtung her vom Lande herein der Stadt zupilgerten, faſt war, als habe die Luft Engelſprache gewonnen, und verkünde mit frohlockendem Jauchzen die Verwandlung des heiligſten Leibes in Brod und Wein. Von den Citadellen Petersberg und Cyriaksburg donnerte aus einer Matzikana, auf Deutſch Scharfmetze genannt, aus drei Nachtigallen oder Singerinnen, aus vier Rothſchlangen und acht Meerthieren oder Böllern, Schuß auf Schuß, um weithin durch das Thüringerland die Feier des höchſten Feſtes zu verkünden. Auf der Kavate des Domſtifts ſtanden Muſikantenchöre, die mit Zinken und Poſaunen, Trompeten, Pfeifen und andern Inſtrumenten den feſtlichen Tag begrüßten. Buntes, fröhliches Volksgetümmel erfüllte ſchon mit Tagesanbruch alle Gaſſen, Straßen und Plätze, vor allen aber den geräumigen Graden. Dieſer ſchien in einen Garten verwandelt. Gänge von duftenden, bebänderten Maien durchſchnitten ihn, einen großen Stern bildend, deſſen Strahlen zu blumengeſchmückten Altären führten. Aber auch auf dem Fiſchmarkt, dem Wenigenmarkt, auf dem Junkerſand, dem Anger, dem Fiſcherſand, waren Altäre errichtet; bei den Eingängen der Straßen waren Triumphbogen von Tannenreiſern aufgebaut, und über die Gaſſen zogen ſich Blumengewinde mit daran hängenden Kränzen. Bunte Tücher, Gold- und Silberſtoffe, oder köſtliche Stickereien zierten die Wände der Häuſer, zwiſchen den Fenſtern prangten herrliche Oelgemälde, Martyrer, Apoſtel, oder Scenen der heiligen Geſchichte darſtellend. Der Boden war mit Gras, grünen Zweigen und Blumen beſtreut, und alles dieſes, ſo wie der ſchöne, von keinem Wölkchen getrübte Morgenhimmel, mußte jedes Herz zu andächtigen und hohen Gefühlen ſtimmen. Der Menſch iſt ein Weſen, über welches die Sinne ſtets eine mehr oder mindere Herrſchaft üben, welches Eindrücke von außen her nur zu leicht zur Freude, wie zur Trauer, zum Scherz wie zur Wehmuth, zu Ausbrüchen lauten Frohſinns, wie zu Gedanken voll Ernſt und tiefer Empfindung bewegen, darum eifre doch Niemand gegen das Feſtgepränge irgend eines religiöſen Kultus. Muſik, dieſe Himmelsgabe, trägt auf des Wohllauts beflügelten Schwingen die Gedanken empor, der Anblick einer feſtlichgeſchmückten Menge, die ſich aufs innigſte den Gefühlen frommer, aber dabei froher Andacht hingiebt, mag wohl begeiſtern, und lockt oft der Rührung ſüße Thränen in die Augen — und wenn nun Glocken- und Orgelton, Paukendonner und Flötenjubel, mit den tauſendſtimmigen Hymnen zum Preiſe des Allgegenwärtigen gleichſam zu einem Hohenliede verſchmelzen und verſchweben, da ſcheint der Himmel ſich zu öffnen, und der Ewige liebend herabzublicken auf die entzückten Beter, und ſie mit der Fülle ſeiner Liebe zu ſegnen. Da ſcheint das Allerheiligſte enthüllt von dem Hohenprieſter Jeſus Chriſtus, die Welt iſt verſöhnt, die Hölle beſiegt, der Tod bezwungen und die Herrlichkeit Gottes den Völkern offenbaret! —

Welches bunte Gemiſche von Bürgern, Landbewohnern, Kriegsleuten, Studenten, Rittern, Patriciern, Geiſtlichen, Muſikanten, Magiſtratsperſonen und Handwerkern ſammelte ſich nicht auf dem Graben, zum Theil mit ernſter Gravität nach den Verſammlungsorten ſchreitend, von denen die Aufzüge ausgehen ſollten, zum Theil nur ſchauluſtig durcheinander wühlend und wimmelnd! Welche Mannichfaltigkeit der Trachten, welches vielartige Geräuſch, und doch dabei welche feierliche Ordnung und Ruhe! —

Auch das Haus des Patriciers Hans Millwitz war feſtlich geſchmückt von außen und innen, und in den Herzen aller, die es bewohnten, hatte die reinſte Freude ihren Thron aufgeſchlagen. Der Vater feierte heute, an dem heiligſten Feſte, das Feſt ſeiner Geneſung mit. Der Eliſabethen-Altar in der Domkirche prangte im neuen Schmuck, den die Töchter mit der geliebten Mutter verehrt, und auf vier ſchweren ſilbernen Leuchtern, einer Gabe des Geneſenen und ſeiner Söhne, brannten vier hohe geweihte Kerzen. Ein Gaſtmahl, zu dem des Hauſes liebſte Freunde geladen waren, ſollte gegen Abend, wenn die religiöſen Gebräuche, die Prozeſſionen und Aufzüge vorbei, den Tag verherrlichend beſchließen.

Würdig geſchmückt, verſammelte ſich in dem großen Wohnzimmer die Familie, etwas früher wie ſonſt, zum Morgentrunk. Fröhlich weinend fiel dem edlen Rathsmeiſter ſeine treue, noch jugendlichblühende Gattin um den Hals, und wünſchte ihm aus der Fülle eines liebevollen Herzens Glück, die Töchter, hold erglühend in Freude, ſetzten dem Vater, wie ſie es an ſeinem Namenstage zu thun pflegten, einen Kranz auf's Haupt und küßten ihm zärtlich die Hände. Die Söhne traten ein. Hartung, der junge Rechtsanwalt, in der vornehmen Tracht eines edlen Junkherrn, den kurzen, breit mit Goldtreſſen beſetzten Rock, mit einem noch breitern Gürtel zuſammengehalten, auf dem Haupte einen breitgekrempten Hut mit einigen Federn, die kurzen Beinkleider unter dem Knie mit funkelnden, goldgeſtickten Bändern gegürtet, und auf den Schuhen zierliche Schleifen, und Chriſtoph im noch bunteren und minder ſteifen Studentenkleid, weit unter den, über den Nacken herabwallenden Locken den feinen, zierlich von der

Hand einer Schweſter, geſtickten Kragen herausgelegt, das hellfarbige Gewand vielfach mit Buffen und Bauſchen geziert, die engen Reiterhoſen verlaufend in niedrige Stiefeln von gelbem Leder, die mit Goldtroddeln behangen waren und mit großen, klirrenden Spornen verſehen; er ſelbſt ein ſtattlicher, blühender Jüngling mit friſchem, keckem Geſicht und einem frei in die Welt, wie in die Augen der Mädchen blickenden Augenpaare.

„Gott ſegne Euch, Vater, und erhalte Euch uns noch lange!“ ſprach Hartung mit treuherzigem Handſchlag.

„Und der gute Gott halt Euch immerdar jegliches Gebreſt vom Hals, ſo wie den Doktor Piripuls ſammt ſeinem Krimskrams von wälſchen Wörtern und Wunderarzneien, Conſerven, Electuarien, Pilulen und wie das Zeug all heißen mag!“

„Halte mir den Doktor in Ehren, mein Sohn!“ ſtrafte Frau Dorothea: „ohne ihn und ſeine fürtreffliche Kunſt, hätten wir wohl den guten Vater nicht mehr!“

„Ich danke Dir, mein Dorchen,“ nahm der alte Millwitz bewegt das Wort: „ich dank' Euch, meine guten Kinder. Der Herr wird es wohl mit uns machen.“ Er küßte alle väterlich und feierte in ſeinem Herzen ein Feſt des Vaterglücks.

„Ich habe allen Reſpekt vor Euerm Doktor“ — begann Chriſtoph zur Mutter: „denn ein bös Pferd machet einem zum Reiter,. aber ich bitte nur den Himmel, den Vater, Dich und uns Alle vor ihm gnädiglich zu behüten.“

Der Studioſus ſprach noch, als der Doktor, wie der Fabelwolf, feſtlich geputzt in die Stube trat, der Familie ſeine tiefe Referenz machte, dann auf den Rathsmeiſter losſchritt, und ſich in die rhetoriſche Poſitur ſtellte. Er trug heute ein neues Röcklein von Scharlachtuch mit goldnen Knöpfen: der runde, gefaltete Kragen war von den feinſten Brüſſeler Spitzen; ſeine weißen Löckchen waren auf das zierlichſte geſtrählt und gekräuſelt, ein Käpplein von Purpurſammt, die Kante mit koſtbarem Pelzwerk verbrämt, hielt er in der Hand; von der Schulter hing ihm ein Mäntelchen etwas ſchwer und ſteif herab, deſſen breiter Kragen, ſo wie der Rand, ebenfalls mit feinem Pelz verbrämt waren, was den guten Doktor an dem heißen Junitage noch weidlich ſchwitzen machte. Als er ſich hinlänglich geräuſpert hatte, begann er mit erhobner Stimme: „Amice venerabillime, salutem“ —

„Theuerſter Freund, ich danke Euch! ich danke Euch!“ unterbrach ihn gutmüthig der Geneſene. „Ihr wißt, ich verſtehe mich beſſer auf meinen Waidhandel, als auf Euer Latein, auch ſehe ich dort den edlen Gunſtedt nach der Marktgaſſe zum Rathhaus gehen, und muß mich ſputen, nicht zu ſpät zu kommen.“

Roſa bot und reichte indeſſen dem im Beginn einer ſchönen Rede unterbrochenen Doktor Wein und Kuchen, mit dem ihr ſo eignen holdſeligen Lächeln, während Charitas ernſt am Fenſter ſtand, und hinunter auf das immer wachſende Gewühl der Menge ſchaute. Immer noch läuteten die Glocken, krachten die Geſchütze, ſchmetterten helle Poſaunenklänge über die Menge hin.

„Es iſt Zeit zu gehen, Bruder,“ nahm Chriſtoph das Wort: „ſieh, da ſchreitet ſo eben

Ludiek Prohaska ſtattlich vorbei, er grüßt herauf; wie die Tracht ſeines Vaterlandes ihm ſo herrlich ſteht!"

Charitas neigte ſich am Fenſter ſittſamlich, den Gruß des Genannten zu erwiedern, und ihre Wangen wurden von einem höhern Roth überflogen; jetzt drängte ſich Roſa an ihre Seite und lispelte ſchalkhaft: „Du Glückliche haſt des hübſchen Burſchen Gruß empfangen, und ich mußte juſt den allerliebſten Doktor erquicken."

„Schweſter!" erwiederte Charitas, und lächelte und drohte mit dem zarten Finger. „Du magſt mich immer im Ernſt beneiden, denn neulich haſt Du dem ſchönen Böhmen gewiß gar wohl gefallen, und er hat Dich mit minniglichen Augen angeblickt."

„Faſt würde ich's thun," ſcherzte Roſa leiſe fort: „wüßte ich nicht, daß ich von Dir, mein trautes Schweſterlein, hier nichts zu fürchten habe, indem Dein Herzchen dem edlen Junker Georg Gunſtedt zugethan, der Dich neulich gar ſchön zu unterhalten verſtand."

Die Abſchiedworte der Brüder unterbrachen das Geſpräch der Schweſtern, und wie die Jünglinge kaum die Schwelle überſchritten hatten, krachte ein Schuß, von dem die Fenſter erſchütterten, und zitternd, mit einem Schreckensruf, hielt ſich Frau Dorothea an der Lehne des eichenen Armſeſſels ihres Gatten, während der Doktor Piripuls einen Luftſprung machte.

„Erſchrick nicht, liebes Dorchen,“ beſänftigte der Rathsmeiſter ſeine Gattin: „das war der Erfurter Wirth, er ruft ſeine Gäſte.“ — Es war aber dieſes der Name einer großen kupfernen Donnerbüchſe, die der Rath im Jahre 1444 hatte gießen laſſen, ſie war hundert und vierzig Centner ſchwer und ſtand jetzt auf dem Fiſchmarkt, das Signal gebend, daß ſich der hochedle Rath zur Proceſſion verſammle.

Schnell hing ſich Millwitz noch die ſchwere güldne Ehrenkette mit dem großen Schaupfennig um, befeſtigte den Degen an das blitzende Wehrgehenk, nahm den Hut und küßte Frau und Töchter zum Abſchied. Der Doktor Piripuls neigte ſich ebenfalls zierlich vor den Frauen und begleitete den Rathsherrn, und nun ſchickten ſich auch Mutter und Töchter an, ſich zu rechter Zeit den öffentlichen Andachtsübungen anzuſchließen.

herrlich kleidete die ſittſame Tracht ihrer Zeit die Jungfrauen. Ein ſchneeweißer, gefalteter Kragen umſchloß den Hals und verhüllte den Buſen, über den Korallen und Bernſteinperlen niederhingen, an denen goldne Balſambüchslein ſchwankten. Die Faltenärmel der Gewänder verengerten ſich gegen die Hand, und tief, die Füße faſt ganz verhüllend, rauſchten die koſtbaren Stoffe nieder. Der Kopf war mit einem über der Stirn weit ausgeſchweiften Häubchen bedeckt, welches aber die zierlich geflochtenen Zöpfe durchließ, die den Scheitel kronenartig zierten.

Sie trugen elfenbeinerne Roſenkränze in den zarten Händen, die blendendweiße Handſchuhe bedeckten; die Mutter trug eine Schaube, die blos das Stirnhaar ſichtbar werden ließ, über welches ein zarter Flor unter der Kopfbedeckung hervorwallte, der die größere Hälfte des Geſichtes überſchleierte. An der linken Seite hing der ſchönen Frau ein ſchönverzierter Metſchger, aus Goldblech und Purpurſammt gearbeitet; ſo ſchritten ſie, frommer Gefühle voll, durch die Menge, die ihnen überall ehrerbietig Raum gab; eine alte Dienerin, die die Kindheit der herrlichen

Jungfrauen ſchon gepflegt hatte, folgte ihnen, ihrem Stande gemäß, aber dennoch reich gekleidet, um den braunen Hals am ſchwarzen Sammtbande einen großen Goldpfennig mit dem Bilde des heiligen Bonifacius, und trug die kleinen, koſtbar eingebundenen Breviarien ihrer Herrſchaft nach.

Schon begannen einzelne Prozeſſionen der geiſtlichen Congregationen die Straßen zu durchwallen. Vom Petersberge herab bewegten ſich feierlichen Schrittes die Mönche von der Ordnung des heiligen Benedikt, unter Vortragung des Kreuzes, brennende Kerzen in den Händen und lateiniſche Hymnen ſingend. Mit dieſen ſich zu vereinigen, kamen von der Pergamentergaſſe her die Benediktinermönche des Schottenkloſters, ehrwürdige, hohe Geſtalten voll edler Haltung, mancher unter ihnen fürſtlichem Stamm entſproſſen. Es kamen die mehr oder minder zahlreichen Brüderſchaften der Ciſtercienſer, der Dominikaner, der Barfüßer, die mit den Auguſtinern P. P. Eremitae vereinigten regulirten Kanonici von St. Auguſtin; vom Krämpfer Thore her die Serviten, vom weitentlegenen Löberthor aus ihrem geräumigen Kloſter die Kartheuſer, düſtre Männer mit langen Bärten, gebeugter Geſtalt und menſchenfeindlichen Zügen.

Von der Auguſtinergaſſe her, über die Lehmansbrücke, durch die Pergamentergaſſe zogen die regulirten Chorfrauen von St. Auguſtin, aus dem Brühl ſchritten nach dem Graben zu die frommen Benediktinerinnen; über den Anger, wo ihr Kloſter ſtand, zogen nach gleichem Ziele die Urſulinernonnen, vom langen Steg kamen die Minoritenbrüder, die der Regel des heiligen Franziskus Gehorſam leiſteten. Jede Prozeſſion ging in der eigenthümlichen Tracht ihres Ordens. Laienbrüder und Chorknaben voraus, dann folgten die Novizen, dann die Ordensgeiſtlichen, Paar an Paar, und der Probſt, Abt oder Prior machten den Beſchluß mit dem Venerabile. Pſalmen und Hymnen ertönten; aus ſilbernen Weihkeſſeln ſprengten die Prieſter das Waſſer des Segens auf das Volk, das ſich, ſich kreuzigend, auf die Knie warf, und die Schellen erklangen unaufhörlich.

Ein zweiter Donnerruf aus dem ehernen Munde des „Erfurther Wirths“ verkündete, daß ſich jetzt der Zug des Magiſtrats vom Rathhaus aus in Bewegung ſetze, und die Schaar der Schauluſtigen drängte im dichten Gewimmel durch die Marktſtraße und Kettengaſſe nach dem Fiſchmarkt. Dort prangte das Rolandbild auf dem Brunnen mit hundert Kränzen, gleich andern Heiligenbildern von ſchmückenden Händen bedacht und auf der Spitze des Schwertes blitzte eine übergoldete Südfrucht. Rings um den Fiſchmarkt zog ſich, den Andrang der Menge abzuwehren, ein Spalier der Söldner des Raths, die heute im möglichſten Glanze aufzogen, befehligt von dem Stadthauptmann Siegmund, Graf von Gleichen, der gegen einen Sold von zweihundert Goldgülden jährlich dem Rath ſchon viele Jahre treulich diente. Der Rottmeiſter Reinhard Stolze war zum Fahnenjunker avancirt, und ſchwang freudig die wehende Standarte, auf welcher im rothen Felde das ſilberne Rad prangte. Waibel, Rottmeiſter und Trabanten bemühten ſich, den, größtentheils in Heſſen und Weſtphalen angeworbenen Soldknechten als glänzende Sterne kriegeriſcher Haltung vorzuleuchten, und die Männer ſtanden wie Mauern. Hoch und heldenherrlich ſaß, ein Abbild des dahingeſunkenen Ritterthums der gräfliche Hauptmann auf einem feurigen Roß, das unter ſtolzem Federſchmuck einen kurzen, gewundenen Narvalzahn an der Stirne trug. Sein Kopf und Hals waren in eine ſchimmernde Rüſtung von dünnem Goldblech gehüllt, und über den ganzen Leib bis zum Bug hingen Scharlachdecken, mit köſtlicher Stickerei faſt überladen. Zu beiden Seiten prangte darauf das gleichiſche Wappen, der gelöwte Leopard. Der Ritter ſelbſt ſaß feſt, wie ein Kriegsgott, im Sattel; vom Silberhelm wehten weit die Federn, das Viſir war aufgeſchlagen, und mit kühnem Blick ſah das faltenreiche, edle Geſicht des alternden Grafen daraus hervor, durch einen röthlichen Schnautzbart, in dem ſich ſchon manches Härlein grau gefärbt, in etwas verunziert. Der Graf trug eine vollſtändige ſilberne Ritterrüſtung, in die des Meiſters Kunſt viel herrliche Arabeskenzierrath gravirt hatte. In der Rechten trug er einen goldnen Kommandoſtab, mit dickem Knopf, der von Edelſteinen funkelte.

Aber nicht genug ſchien der Sinn der ſtolzen Reichsſtädter, wie ſie ſich ſo gern nannten, die kriegeriſche Pracht ihrer Söldner. Zweihundert Bürger mußten in voller Rüſtung und bewaffnet mit Schwert und Partiſan ſich vor dem Rathhaus aufſtellen, angeführt von den Hauptleuten der Ziel=Schützen, und mit klingendem Spiele die Feſtluſt fördern helfen.

Jetzt begann der Zug. Zwei Trabanten des Stadthauptmanns, zu Roß ſitzend, eröffneten ihn. Hinter dieſen ſchritten ſechs Hakenſchützen in zwei Gliedern, dieſen folgten in einer breiten Reihe ſechs Pfeifer, an die ſich eben ſo viele Trommler anſchloſſen. Hinter ihnen ſchritt der Fahnenjunker, ganz allein gehend, und ſechs Hakenſchützen folgten. Dieſen folgte nach einem Zwiſchenraum, der Stadthauptmann, die Hälfte ſeines Fähnleins anführend, das in guter Ordnung, je zehn Mann hinter ihm drein marſchirte, vor jedem Glied ſchritt ſich brüſtend, ein Rottmeiſter oder Waibel her. Nun kam das klingende Spiel der Bürgerguardia, Pfeifer, Trommler, Flötenbläſer, Cymbelſchläger und Trompeter, und hinter dieſen ging ſpreitzenden Schrittes der Kaufmann Heinrich Stolze, der Bruder des

Soldfähnrichs, und trug das große rauſchende Pannier der Stadt. Dann folgten die vier Schützen-Hauptleute, dann zwei Kerzenträger in die Tracht der Diener des Rathes gekleidet, und hinter dieſen gingen in ernſter Würde die Vierherren, an dieſe ſchloſſen ſich die Rathsmeiſter an, dann kamen die Erwählten und Vormünder, die Gemeindeälteſten und die Rathsbeiſitzer aus den großen Handwerken. Auch die Schreiber und Kopiſten des Raths gingen am Ende des Zuges mit. Alle auf's feſtlichſte geſchmückt, entblößten Hauptes und Blumenſträußer in den Händen. Rechts und links dem Zuge ſchritten die zweihundert Bürger in Waffen, die edlen und ehrenfeſten Herren vor dem drängenden Volk ſchützend. An den glänzenden Zug ſchloß ſich dann die zweite Hälfte des Söldnerfähnleins an. Durch die breite Straße, über den Kornmarkt und durch die Heringergaſſe bewegte ſich der ſtattliche Zug, von wo aus er auf den großen Markt gelangte, welcher von den Stufen (Gradi), die hinauf zum Dom- und Severiſtift führen, der Graden genannt wird.

Hier war indeß das bunteſte, Herz und

Augen erfreuende Leben rege. Die Zünfte waren aufgezogen, jede mit ihrer Fahne, in welche auf die eine Seite das Zeichen des Handwerks, auf die andre aber der Schutzpatron deſſelben geſtickt, oder fein gemalt war, und hatten breite Spaliere zu beiden Seiten für den Zug gebildet. Bunt durcheinander flatterten die Fahnen, wurden auch von ihren Trägern wacker geſchwungen. Krämer, Schneider, Bäcker, Wollenweber, Schmiede, Kürſchner, Schuſter, Lohgerber und Metzger bildeten die ſogenannten großen — Hutmacher, Tiſchler, Böttcher, Goldſchmiede, Weißgerber, Schildmaler, Glaſer, Gadenherren und andre die kleinen Handwerke. Heute, am Tage des Friedens, ſah man dieſelben Männer ſtill und ruhig unter ihren Genoſſen einherwandeln, die nur wenige Tage zuvor die Stadt in unruhige Bewegung geſetzt. Hans im Bart trug die Fahne der Goldſchmiede, Caspar Degenhart die der Glaſer. Lorenz Winterkorn, Schierſchmidt, Bachmann, Balthaſar Rauſch, der Schuhmacher Portius, der Kandelgießer Michel, der Beutler Berthold, der Meſſerſchmidt Braun, der Hutmacher Meirold und viele Andre von denen, die neulich am wildeſten mit getobt und gelärmt, erſchienen mit frommen und andächtigen Mienen, als könnten ſie kein Kind betrüben, und ſahen die Studenten, von denen ſie manchen Hieb und manche Schmarre davon getragen, ruhig an ſich vorbeigehen. Rechts und links auf dem Markt und die hohen Steintreppen hinan, ſo wie auf der Kavate, hatten ſich die Gilden aufgeſtellt und ließen den Zug an ſich vorübergehen; auch die Söldner bildeten Spaliere, und die bewaffneten Bürger ſtellten ſich theils in dem Kreuzgang auf, theils bildeten ſie eine Gaſſe vom Stift U. L. F. im Dom, bis zum Eingang der Kirche des St. Severiſtifts. Unter feierlichem Geläute, von Orgelklang und rauſchender Muſik begrüßt, ſchritten nun die Vierherrn, Rathsmeiſter und Vormünder in den hohen Dom; das übrige Gefolge, das ſich dem Zug angeſchloſſen, blieb zurück. Mitten im Dom ſtanden auf einem herrlichen Castro doloris, von mehr denn hundert Wachskerzen umleuchtet, zwei ſilberne Särge, deren einer übergoldet war. Dieſer enthielt die Gebeine der vier gekrönten Martyrer, der nicht vergoldete aber faßte die

Knochenreſte der Heiligen Eoban und Adolar, des thüringiſchen Apoſtels Bonifacius treue Gefährten in Noth und Tod, die mit ihm unter den Schwertern wilder Frieſen durch das Martyrium zum ewigen Frieden eingingen. Dieſe Särge wurden Throne genannt, und nicht ſtolzer waren einſt die Bürger Troja's, Athens und Roms auf ihr Palladium, als die Bürger Erfurts auf dieſe heiligen Ueberreſte. — Die Kerzenträger trugen nun ihre großen Kerzen in die Kapelle des heiligen Blutes, wo ſie dieſelben weihend aufſteckten, und die edlen Herren ſtellten ſich zur Linken der Särge auf, zur Rechten aber ſtanden die Domkapitularen den Weihbiſchoff mit dem Sakrament an der Spitze, und nun hoben zwei junge Stiftsherren den kleineren Thron mit den Gebeinen der Gekrönten auf ihre Achſeln, und die Vierherren Gunſtedt und Hirſchbach unterſtützten ſie dabei; dann zog unter Abſingung einer feierlichen Hymne die ganze Geiſtlichkeit aus dem Chore voran und der Thron folgte. Den zweiten größern Thron aber erhoben vier Prälaten, von eben ſo viel Rathsmeiſtern unterſtützt, welcher Ehre die Herren Millwitz, Friederuß, Trügleben und Dieterich Nacke theilhaftig wurden, zwiſchen den Särgen aber ging in allem Glanze ſeiner Würde mit der ſtrahlenden Monſtranz der Biſchoff. Jetzt donnerten aufs Neue die Geſchütze, und zum drittenmal brüllte der „Erfurther Wirth“, daß mehr als eine Fenſterſcheibe auf dem Fiſchmarkt von der gewaltigen Erſchütterung zerklirrte. Aus dem Domſtift hinaus bewegte ſich die Prozeſſion, ging über den Severi-Hof durch die Stiftskirche, unter dem Schilde hindurch und auf den Graben, wo an jedem der acht Altäre eine Congregation ſtand, von andächtigem Volk umgeben, und die vier Evangelien ſang. In des Sternes Mitte aber wurden die Särge niedergeſetzt, der Biſchoff trat, von ſeinen Miniſtranten umgeben, zu dem dort aufgebauten Hochaltar und nun ſchwieg die Muſik, die Geſchütze und die Glocken verſtummten, das Getöſe des Volks machte einem andächtigen Schweigen Platz. Und der Biſchoff las die heilige Meſſe, er verkündete dem knieenden Volke die Wandlung, er enthüllte die Hoſtie. Da tönten auf's Neue die Glocken, die ehernen Nachtigallen auf dem Petersberg ſangen ihr Donnerlied wie zuvor, und alles Volk ſang, hingeriſſen von ſchwärmeriſcher Andacht, begeiſtert von der Verkündigung des ewigen Verſöhnungsbundes die glühende Nachtmahlshymne:

Pange lingua gloriosi
Corporis mysterium!" *)

Wie ein Erd' und Himmel erſchütternder Hoſiannahruf, wie ein brauſender Strom der Freude jauchzte und rauſchte auf den Wogen des Geſanges die letzte Strophe himmelan:

Genitori Genitoque
Laus et jubilatio!
Salus, honor, virtus quoque
Sit et benedictio:
Procedenti ab utroque
Compar sit laudatio **)!

---

*) Töne Lied das tiefe Wunder
Des verklärten Leibes laut.

**) Lob dem Vater, Lob dem Sohne!
Lob und lauter Jubelklang!
Heil und Ehre! und die Krone
Strahl' auf Jeſu Segensgang.
Dem Erſtandnen wird zum Lohne
Mit dem Vater gleicher Dank! —

Tauſend Augen ſchwammen in Thränen frommer Rührung; Menſchen, die ſich beleidigt, baten einander um Verzeihung, Feinde verſöhnten, Freunde umarmten und küßten ſich und erneuten den Bund ihrer Herzen, ja, als der Weihbiſchoff die Hände ſegnend über die unzählbare Verſammlung hob, da war es nicht anders, als ſei der ewige Verſöhner wieder Menſch geworden, und vom Himmel gekommen, die Welt mit ſeiner Liebe zu heiligen.

Nur ein Jüngling ſtand im Feſtkleid unter der Menge, der die Freude nicht theilte, der Kummer im Herzen zu tragen ſchien, aber es hatte Niemand ein Auge für ſeinen Schmerz. Er blickte empor zu dem blauen Aether, als ſuche er den Troſt oben bei der ewigen Quelle, denn der Prieſterſegen ſchien dieſen für ihn nicht mitgebracht zu haben; da hörte er dicht hinter ſich die Worte: „O Gott, alles Frohlocken, alles Freude, und einer muß allein trauern und ſeufzen, und verzweifeln, und wenn er auch ein Sünder iſt, Gott hätte gewiß für ihn noch einen Tropfen im Kelch der Erbarmung, aber die Menſchen haben keine Erbarmung.“

Beſtürzt über die bekannte Stimme ſah ſich der Jüngling um, und erblickte den alten Adam, Kellners Diener, der ihm heimlich zunickte, und flüſterte: „Grüß Euch Gott, Herr Stadtſchreiber, und geb' Euch einen fröhlichen Feſttag.“

„Ach Adam!“ ſeufzte Johannes. „Du weißt —“

„Ich weiß“ — wiederholte der, und es drängte ſich eine Thräne durch ſeine ergraute Wimper. Er faßte Johannes Hand mit leiſem Druck, und ſchob ein Briefchen hinein, Niemand ſchien im Taumel der allgemeinen Freude der beiden leiſes Zwiegeſpräch zu bemerken, und jetzt begann die Prozeſſion ihren Rückzug und das Getümmel wurde wieder laut und lärmend, wie zuvor. Man zog in der vorigen Ordnung über den Graden, die Stufen hinauf, über die Kavate hin, und durch den Kreuzgang in die Marienkirche, dann zur unterſten großen Thüre wieder hinaus, um die Kirche herum, dann wieder hinein, und nun wurden die Särge wieder an ihre alten Standorte gebracht, worauf der Rath ganz in der alten Ordnung wieder nach der alterthümlichen Kurie zog.

Jetzt aber ſchallte lärmende Muſik von der Gegend des großen Kollegiums her, und der Strom des Volks wälzte ſich wildfluthend durch die nicht allzubreiten Gaſſen jener Richtung zu. Da zeigte ſich ein Gegenſtand unausſprechlichen Gelächters. Auf dem Eckſtein der Pergamentergaſſe ſtand wieder der baumlange und ſpindeldürre Bader Klaus Kronberg, wie er neulich geſtanden, als der Doktor Piripuls ihn von Millwitzens Fenſter aus erblickte, und ſeinen Waitzen blühen ſah. Jetzt hing aber dieſer ſelbe Doktor ächzend am Leibe des langen Baders, der ihn mit ſeinen Händen umklammerte, und verſuchte, ihn höher heraufzuziehen, denn unglücklicherweiſe war der kleine Doktor in das Volksgewühl gekommen, und wie ein Ball geſchleudert, geſtoßen und getreten worden, bis ihn ein glücklicher Wind an das Eiland wehte, das die Himmelskerze, der lange Bader, unumſchränkt beherrſchte. Der Doktor jammerte ihn, Raum für noch einen Menſchen war nicht auf dem Stein, er gab ihm alſo, ohne ſeine Stellung zu verändern, den Wink, an ihm emporzuklettern, was jener auch, ſo gut es gehen wollte, verſuchte.

„Klaus! laß den kleinen Jungen nicht fallen!“ ſchrie ein vorübereilendes Bürgerweib.

„Klaus! wirf den kleinen Balg herunter!“ rief ihn ein Schuhmacher zu, und ſtürzte vorbei.

Ein Schneider, der ein kurzweiliger Meiſterſänger zu ſein ſich einbildete, reimte im Vorüberrennen: „Klaus! Klaus! Ei der Taus! An Dir hängt eine große —“ ein Stoß eines ſtämmigen Weißkittels warf in der Eile den Rhapſoden zu Boden, und der Reim verhallte ungehört.

„O Klaus, mit mir iſt's aus! me hercule!“ ächzte der Doktor, ſich immer noch emporarbeitend.

„So!“ ſagte der Bader, und nahm ihn auf den Arm, wie man einen Knaben trägt, und ließ ihn auf das Gewühl ſchauen, und hundert luſtige Geſichter blickten herauf, deuteten hinauf, und eine Fluth von Volkswitzen ſprudelte über die Beiden her, die den Doktor bis zur Wuth reizte, den Bader völlig kalt ließ.

„Seht den Klaus! Wenn der Wolf altert, reiten ihn die Krähen!“ rief einer. „Das nenn' ich einen ſchönen Baum, daran einem zu hängen gelüſtet!" ein Zweiter. „Einer acht's, der andre lacht's, was macht's?" ein Dritter. „Holla! Der Markt lehrt kramen! Was gilt das Aefflein?" höhnte ein Vierter. „Recht ſo, Ehren Doktor Prilipus!" ſchrie ein ſchalkhafter Bäcker: „Beſſer demüthig geritten, als ſtolz zu Fuß gegangen." „Wer an den Weg bauet, hat viel Meiſter!" tröſtete ein Mann zu Klaus hinauf, der im Vorbeieilen hörte, wie er mit ſeiner Bürde zur Zielſcheibe des Sprüchwortwitzes diente. „Was Du nicht von Dir gelegt haſt, das ſollt Du nicht aufheben," rief ein Siebenter. „Man ſieht manchen für feiſt an, da es nur eine Schwulſt iſt!" ſpottete ein Achter.

„Endlich findet man den Fuchs beim Kürſchner!" rief ein Kürſchnerweib aus. „Es ſind viele Narren ohne Kolben! Guter Freund, guter Fund! Kleine Männlein ſind eitel Herz!" ſcholl es durcheinander, da hielt es der arme Piripuls nicht länger in ſeiner unbequemen Lage aus, und rief zappelnd. „Ich will hinunter, laß mich hinunter! Klaus."

„Gut," war deſſen lakoniſche Antwort, und er ließ ſeinen Schützling hinabgleiten. Dieſer hatte aber kaum feſten Fuß gewonnen, als er wüthend ſcheltend ausbrach: „Arsenicum in euern Leib, ihr Meerkälber! Ottern und Vipern müſſen Euch ſtechen, Ihr ſtinkenden Wiedehopfe! Die Paralyſis über euch in Arm und Bein, in Kopf und Leib, vor allem in Eure giftigen Mäuler! Nachteulen! Lumpengeſindel! Oh!“ — Er eilte, ſo ſchnell er konnte, und nicht ohne Gefahr, wieder umgerannt zu werden, Millwitzens gaſtlichem Hauſe zu. Der Hausherr war mit ſeinem Freund Hirſchbach in der Wohnſtube, er hatte ſich nach der Meſſe in ſein Haus zurückgezogen, und der Freund ihn begleitet. Die Männer waren im traulich-ernſten Geſpräch, die Frauen in Küche und Keller für das heutige Feſtmahl vielfach beſchäftigt.

„Gut, daß Ihr kommt, geehrteſter Doktor,“ rief Millwitz dem Erſchöpften zu — „aber was fehlt Euch denn? Ihr ſeid ja ſo blaß, wie die Wand, und ſo beſtaubt!“

„Eheu! Vae mihi!“ ſeufzte Piripuls aus tiefer Bruſt: „Die rotta, die Canalia! Ich bin halb todt!“

„Erquickt Euch, Theurer, trinkt!“ ſprach

Millwitz, dem Doktor einſchenkend, und voll Vertrauen zu dem preißwürdigen Medikamen folgte der Ermattete dem Rath, und trank mit durſtigen Zügen.

„Was ſagt Ihr, Freund, dazu,“ wandte ſich Millwitz an ihn: „Würde mir eine Reiſe wohl zuſagen?“

„Eine Reiſe, Amice?“ fragte der Doktor zurück, und wiegte bedenklich das wieder friſche Farbe gewinnende Haupt. „Hm, hm, eine Reiſe würde für Euch nicht ohne trefflichen Nutzen ſein, nur müßtet Ihr ſelbige nicht antreten, ohne meine genauen praecepta vitae gerendis, und praeservativa, die ich Euch mitgeben werde, und wo gedenket Ihr denn hin?“

„Nach Mainz, edler Freund,“ nahm Hirſchbach das Wort. — „Redet nicht ſo laut davon, beſte Freunde,“ bat Millwitz: „Meine Frau und Töchter wiſſen es noch nicht, daß uns die Gemeinde auserſehen zu der Geſandſchaft, und ich möchte ſie am heutigen Tage nicht mit der Nachricht betrüben.“

Volksrufen, Pferdegetrappel, Pauken- und Trompetenſchall, von der Straße heraufwirbelnd und ſchmetternd, unterbrachen das Geſpräch der Männer, zugleich eilten die lieblichen Töchter des edlen Millwitz mit der Mutter herein, und zu den Fenſtern, wo ſich eine Prozeſſion zu Pferde, prachtvoller als alle erſchienenen, den ſchaulustigen Blicken darbot. Die Univerſität hielt einen feſtlichen Aufzug. Zwei Pedellen eröffneten den Pomp, ſie trugen Scharlachtalare mit Gold beſetzt, und Scepter in den Händen, dann folgte das Muſikchor, dann wieder zwei Pedellen, dieſe trugen die Bullen der Päpſte Clemens VII. und Urban VI., welche die Univerſität beſtätigt, dann auch die Privilegia und Statuten in herrlichen, in Purpurſammt gebundenen Büchern, dann der Rekter magnificus im fürſtlichen Schmuck, er trug einen Purpurmantel mit Hermelin beſetzt, auf dem Rücken war mit Silber das Wappen der Stadt eingeſtickt, ihm zur Seite ritten die vier jüngſten Doktoren der vier Fakultäten, dann kamen die Dekani, die Prokanzellarii, die Profeſſoren, Doktoren und Magiſtri, und nun ſchloß ſich die bedeutſame Zahl der Studierenden an, die ſich bei dem Collegium Juris, bei dem Collegium Saxonikum, wie bei der ſogenannten

Himmelspforte verſammelt, und vor dem großen Collegium in der Michaelisgaſſe vereinigt hatten. Alle Landsmannſchaften zogen auf, jede mit ihrer Fahne, ihren Farben, alle in herrlichbunter flimmernder, ſchimmernder Tracht, ſtolz und ſtattlich, blinkende Raufdegen und rieſige Schläger in der Hand haltend, oft der Einzelne, da oder dort hinaufgrüßend zu den Fenſtern, wo ein reizendes Jungfrauenbild herausſchauen mochte, das dem Einen oder dem Andern minniglich zugethan, oder um deſſen holde Gunſt noch mit Gruß und Liebesblick geworben wurde, denn zu allen Zeiten war die Liebe der Muſen Halbſchweſter, wenn auch nicht immerdar eine verträgliche, doch wohl gelitten und gepflegt von den jungen Muſenprieſtern, die zur Ambroſiakoſt des klaſſiſchen Alterthums auch den Nektar aus den Zauberkelchen ſeiner duftigſten und glühendſten Blüthe tranken.

Aber nicht allein die Pracht des Aufzuges der Univerſität zog die Aufmerkſamkeit der Menge auf ſich; in leichten glänzenden Rüſtungen, oder in herrlichem Feſtputz erſchienen neben dem Zuge herſprengend, gar viele der benachbarten Edlen, die ihre Burgen und Schlöſſer verlaſſen hatten, und nach Erfurt gekommen waren, wo Jahr auf Jahr das Fronleichnamsfeſt weit und breit in der Umgegend am glänzendſten begangen wurde. Vom nahen Arnſtadt herüber kam der Graf Heinrich von Schwarzburg. Mehrere Grafen von Gleichen, Brüder und Neffen des Stadthauptmanns, waren von ihrer prangenden Feſte bei Wandersleben, der berühmten Burg Gleichen, nach Erfurt gekommen.

„Sieh — ſieh, Röschen!“ rief die ernſte Charitas, zum Fenſter herausſchauend, ihrer Schweſter zu: „Wer mag der ſtattliche düſtre Reiter ſein, der dort im blanken Ritterſchmuck den wilden Rappen tummelt?“

„Ich kenne ihn nicht, ich ſah ihn noch nie,“ antwortete Roſa, und der Vater nahm für ſie das Wort: „Das iſt Herr Friedrich von Dona, des Fürſten von Sachſen Marſchalk und Feldhauptmann, ein tapfrer Degen, und uns Reichsbürgern nicht ſonderlich zugethan.“

„Seht,“ fiel Hans Hirſchbach ein, und wies nach einem Ritter hin, der minder glänzend geſchmückt, eine hagre, lange Geſtalt, auf einem

„Hu, welch' gräulicher Butzmann!" rief die Mutter ſchaudernd aus, da flammte ein Blick des Reiters herauf, ſo wild und ſtechend, als wolle er jedermänniglich zum Kampf ausfordern, und erſchrocken barg Frau Dorothea ihr Geſicht hinter ihre Töchter. Unbeweglich ſtarrten die rollenden Augen herauf, während weder Hals noch Hand ſich zum Gruß bewegte, dann wandte der Wilde ſchnell das ſtolze Haupt, und ſah hinweg.

„Der hat uns gut in's Auge gefaßt, Gott gebe, daß wir ihm nirgend begegnen," ſcherzte Roſa nicht ohne einige Befangenheit. „Das war ein böſer Blick, ich möchte keinen ſolchen mehr ſehen," ſprach Charitas, das Fenſter verlaſſend.

„Wißt Ihr, Mädchen, wer der war?" nahm Hirſchbach das Wort. „Für den nehmt Euch in Acht, das iſt ein gar wilder Patron, der Frankenſenior Wulf Katzenbrenner, der erſte Raufbold der Univerſität, und ein unabläſſiger Händelſucher."

„Ei, uns Mädchen wird er doch nicht vor die Klinge fordern?" lachte Roſa: „wir wollten ihn ſchon zahm machen!"

„Roſa! wie kannſt Du ſo leichtfertig reden!" ſtrafte Charitas. „Mir iſt vor einem ſolchen wilden Menſchen angſt und bange."

„Seht doch unſern guten Doktor Pirispuls!" rief der alte Millwitz heiter aus, und Alle blickten nach dem Genannten. Er ſaß auf dem weichen Faulbett, hatte das Sammtkäpplein zuſammengefaltet auf die Lehne gelegt, ſein Haupt darauf, und war, ermüdet vom frühen Herumwandeln, von den Anſtrengungen an der Pergamentergaſſenecke, und von einigen Gläſern edlen Weines überwältigt, in ſanften Schlaf geſunken. Noch betrachteten ihn die Anweſenden lächelnd, als die Thür aufging, und Hartung Millwitz etwas ſtürmiſch hereintrat und ausrief: „Iſt es wahr, Vater, daß Ihr in dieſen Tagen nach Mainz reiſet?"

„Nach Mainz? Der Vater? Mein Mann? Du willſt uns verlaſſen? Kaum vom Krankenbett erſtanden?" — ſo riefen mit Klagetönen Frau und Töchter des Rathsherrn durcheinander, und drängten ſich um den Vater mit ängſtlich fragenden Blicken her.

„Meine Lieben!“ begann er, und ſtreichelte ſanft die Wange ſeiner Dorothea: „Ihr ſolltet es heute noch nicht erfahren, doch, da es einmal geſprochen iſt, ſo wiſſet es, und betrübt Euch nicht darum, es iſt nicht zu ändern, iſt ein ehrenvoller Auftrag, und wird viel zum Frieden und zur Ruhe unſrer Stadt beitragen.“

„Großer Gott, warum denn aber Du, gerade Du?“ klagte faſt weinend, die Hausfrau. „Biſt Du doch noch nicht ſtark genug zu ſolcher Reiſe!“

„Recipe: Terrae sigillatae, drachmas duas“ — murmelte der Doctor im Traume: „Arcani dupplicati unziam unam.“

„Da ſitzt einer, der mich wohl berathen wird, und der die Reiſe für ſehr zuträglich hält, er verordnet ſeinen Kranken im Schlafe,“ ſcherzte Millwitz: „darum, ſeid gutes Muths meine Lieben, und trübt Euch den heutigen frohen Tag nicht durch Beſorgniß und Mißmuth.“

Aber leichter iſt dergleichen freundliches Gebot gegeben, als gehalten. Im ahnenden Gemüth der Frauen erwachte gar eine bange Sorge für den Gatten und Vater, die ſich nicht gleich verſcheuchen ließ durch die Fröhlichkeit des Feſtes, und das war der Engel der Wehmuth, der mit ſeinen ſilbergrauen Schwingen die Töchter des edlen Miſſwitz umwehte, und aus ſeinem Cypreſſenkranze Thränenperlen auf der Mutter Haupt ſchüttelte. —

8.

Die Liebe iſt überſchwenglich reich an Honig, wie an Galle.

Plautus.

Fern von dem Treiben der ſchauluſtigen Menge, fern von der Pracht der Aufzüge und der Kurzweil der öffentlichen Spiele, dem Zielſchießen und den Gaukelpoſſen, zu denen ſich am Nachmittage des ſchönen Feſtes die Volksluſt wandte, ſtand in ſeiner Wohnſtube der Stadtſchreiber Johannes, und blickte mit Augen, die in ſtiller Freude glänzten, auf das Brieflein, das ihm Adam zugeſteckt, und küßte es mit einem Feuer, als ſei es ſelbſt der ſüße Mund der Jungfrau, die ihm das Folgende darauf mit etwas unleſerlichen Zügen gekritzelt:

„Ehrengeachteter, mein lieber getreuer Freund!

Während alles in Freude hinauszieht, das Feſt zu feiern, weint eine vaterlosgewordene Familie daheim in tiefſter Trauer, von namenloſem Kummer heimgeſucht, und nur durch den Gedanken getröſtet, daß ſie noch Freunde hat, die Theil an ihrem Leid nehmen; darum wollet nicht mißdeuten, daß ich an Euch ſchreibe, ich thue es mit Wiſſen meiner guten Mutter, der ich nicht länger verſchweigen konnte und wollte, wie es mit uns Beiden ſteht, und die ſich ſehr getröſtet fühlt, daß Ihr, mein liebwerther Freund, es alſo wohl mit dem Vater meint. Könntet Ihr heute Euch an Eurem Vergnügen und Eurer Zeit ſo viel abmüſſigen, uns gegen Abend ein Stündlein zu ſchenken, ſo würdet Ihr meiner Mutter ein willkommener Beſuch ſein, ſo wie mir, die ſehnſuchtsvoll Eurer harret. Ihr werdet das Gartenpförtlein offen finden. Geſchrieben am Donnerstag nach Trinitatis, im Jahr des Herrn 1509.

Eure treue Dienerin
Eliſabetha Kellnerin."

„Ja ich komme, ich komme zu Dir! Du Engel voll Kindesliebe!“ rief Johannes freudig aus. „Eng und feſt ſollen ſich unſre Geſchicke verknüpfen, und die feindlichen Sterne, die jetzt ob unſerm Haupte ſtehen, ſollen freundlicheren Conſtellationen weichen!“ — Er öffnete das Fenſter, ſah nach dem Stand der Sonne, und ſeufzte, daß ſie noch ſo hoch ſtand; er warf die Rathstracht ab, und kleidete ſich leichter; nahm die treue Laute zur Hand, und verſuchte zu ſingen, aber ſein Gemüth war zu unruhig bewegt, als daß er es vermocht hätte. Die Muſe der Dichtkunſt und des Geſanges liebt Stille von außen wie von innen; der Sturm, der die Wipfel beugt und die Wellen aufwühlt, verſcheucht ſie, wenn ſie das ſanfte elegiſche Flüſtern der Waldeslaube in ihre dämmernden Schatten lockt. Schon drohte dem Liebenden, dem nun die Stunden bis zum Abend in ſchrecklicher Trägheit vorüberzuſchleichen begannen, die Höllenqual der Langeweile, als ein Klopfen an ſeine Thüre einen zerſtreuenden Beſuch verkündete. Auf ſein Herein! trat der junge Notar Büchner in ſeine Stube.

„Grüß Dich Gott, Andreas!“ rief ihm der

Stadtſchreiber entgegen: „Faſt möchte ich mich wundern, Dich heute bei mir zu ſehen! Zieht doch alles hinaus vor die Thore und macht ſich luſtig, warum Du nicht?“

„Und warum Du nicht?“ fragte Büchner zurück. „Warum finde ich Dich nachläſſig gekleidet, die Laute in der Hand, in Gedanken verſunken, allein in Deiner Behauſung, wie einen Einſiedler, an einem Tage allgemeiner Fröhlichkeit!“

„Du mußt mich doch daheim vermuthet haben,“ redete Johannes zurück, „ſonſt würdeſt Du nicht zu mir gekommen ſein?“

„Ich ſah Dich mit Schritten, als wenn Du die Zeit überholen wollteſt, durch die Predigerſtraße, und in Dein Haus eilen, und folgte Dir nach, Dich zu fragen, ob Du, wenn Du doch keine Luſt am Getümmel haſt, einen Spaziergang mit mir machen willſt, etwan zum Dreienbrunnen, oder höher hinauf in den anmuthigen Steigerwald?“

„Nein Freund, heute nicht“ — lehnte Johannes den Antrag ab: „es iſt mir zu heiß — ich bin etwas ermüdet — ich bin nicht aufgelegt zum Luſtwandeln.“

„So, ſo," lächelte Büchner. „Guter Freund, ich weiß, was Dir im Sinn und Gliedern liegt — es iſt die Liebe."

„Was Du nicht alles weißt!" ſcherzte Johannes, und ſuchte ſeine Ueberraſchung, daß der Freund das Rechte getroffen, zu verbergen.

„Leugne nicht, guter Freund," fuhr Büchner fort: „Deine Wangen ſtrafen Dich Lügen; ſoll ich Dir die nennen, die ſich Dein Herz erleſen?"

„Nenne ſie nicht, wenn Du die Rechte weißt, nenne ſie nicht," bat Johannes ängſtlich. „Ihr Name gehe nicht um im Munde der Menge mit dem Meinen zugleich! Sage mir, wer hat Dir ſchon verrathen?" —

„Bei meinem Siegel!" ſchwur der Notar: „ich habe es getroffen. Fürchte von mir nichts, Freund; ich ſchweige darüber wie ein verſiegeltes Teſtament, ich habe keine Zunge für Dein Geheimniß, aber" — hier wurde ſeine Stimme flüſternd: „einen Rath, einen wichtigen Rath für den Freund, der mir lieb iſt, und — für den Stadtſchreiber eine ernſte, aber treugemeinte Warnung."

„Laß hören, Du erſchreckſt mich, ſetze Dich nieder,“ ſprach Johannes, von einem unangenehmen Gefühl durchbebt.

„Iſt alles um uns ſicher? Hört uns kein Lauſcher?“ fragte, umherblickend, Büchner.

„Es iſt Niemand im Hauſe,“ erwiederte der Stadtſchreiber.

„Nun ſo höre, und beherzige wohl, was ich Dir ſage, und deute es nicht übel,“ begann der Notar. „Du biſt in Liebe zu Kellners ſchöner Elsbeth — bleibe nur ruhig, widerſprich nicht — höre mich an: Du thuſt mir leid, denn Gutes kann für Dich aus dieſer Liebe nimmer entſtehen, wenn die Sachen ſo bleiben, wie ſie ſind, Uebels aber genug. Merke: Du haſt Dich vor kurzem unberufen in Kellners Haus gedrängt, als der Rath den Vierherrn wollte aufheben laſſen; Du haſt den Stockknechten befohlen und geboten, als ob der Rath Dich damit beauftragt, die Männer haben Dir gehorcht, ſie haben das Haus nicht genau durchſucht, und Kellner — iſt nicht gefunden worden, iſt nirgend zu finden. Natürlich haben die Stockknechte als ſie geſcholten wurden, Dein Einſchreiten verlautbart, und Du kannſt Dir denken, daß die Herren, die Kellners Verderben wollen, nicht wenig ſauer dazu geſehen haben. Man hat ſich entſonnen, daß Du nach jener ſtürmiſchen Rathsverſammlung mit dem Vierherrn im Geſpräch gegangen, und ſo fällt auf Dich ein böſer Verdacht. Ich gewahrte heute, und wünſche ſehr, daß es nicht Andre auch gewahrt, daß Du mit dem alten Eckart, Kellners Knecht, ſprachſt — Freund, Freund — ich bitte Dich, ſei auf Deiner Hut, ſei vorſichtig. Was Du nicht heben kannſt, laß liegen, wenn ein Fuß ſtrauchelt, iſt der andre im Fallen."

Johannes blühende Wangen wurden bei der Rede des Freundes bleicher und immer bleicher. „Großer Gott!" begann er, als Büchner ſchwieg: „welche Gefahr zeigſt Du mir! Ich bin unſchuldig an Kellners Flucht, ich weiß bei Gott nicht, wo er ſich verborgen hält, und der alte Eckart heute — ich weiß nicht, was Du willſt, Andreas, ich habe ihm nur auf ſeinen Gruß gedankt."

„Laß es doch," entgegnete Büchner. „Fern ſei es von mir, in Dich zu dringen. Was einer im Herzen behält, ſagt das Sprüchwort: das bleibt verſchwiegen. Haſt Du etwas drinn, rathe ich Dir ſelbſt, behalte es und ſei klug. Wenn einer einen haßt, ſo haßt er gemeiniglich jeden Andern mit, der dem Gehaßten wohl will, ſo kann es Dir auch ergehen, ich wollte Dich nur warnen, denn wir haben uns Freundestreue gelobt, und nun lebe wohl!"

„Bruder!" rief Johannes: „Bruder Andreas! ich bitte Dich — bleibe! Ich will—"

„Du willſt Dich mir doch nicht entdecken?" fragte umkehrend Büchner. „Um des Himmels willen nicht — nein, Dein Geheimniß wollt' ich nicht erkaufen durch meine Warnung; mir iſt es ſchon genug, wenn Du ſie beherzigſt und mir darob nicht zürnſt. Es kommt vielleicht die Zeit, wo Du mir wieder einen Dienſt leiſten kannſt. Gott behüte Dich!"

„Hab' Dank, guter Andreas," rief Johannes dem Scheidenden nach. „Hörſt Du etwas Schlimmes über mich, ſo gieb mir deß Kunde. Willſt Du?"

„Ich werde, verlaß Dich darauf," flüſterte

Büchner mit einem biedern Händedruck und ging, Johannes aber blieb mißmuthig in ſeiner Stube ſtehen, und legte düſter die Hand an die Stirne.

„Ziehen ſich ſchon Wetterwolken über das junge Morgenroth meiner Liebe?“ fragte er mit einem Grollblick zum Himmel, der in ungetrübter Bläue lächelte. „Sticht ſchon der Giftwurm nach der Roſe meiner Freude? Ha, es ſoll auf Erden das Gute und Reine nicht ohne Tadel und Schmähung bleiben! Aber getroſt! Wer nichts thut, der thut auch nichts Gutes! Ich bleibe treu, meine Libetha, treu, und wenn ſich die ganze Welt zwiſchen uns und unſre Liebe ſtellte! Mögen mich jene blutgierigen Menſchen haſſen und verfolgen, die Deinen Vater um Ehre und Leben bringen wollen; muß ich doch nicht des hieſigen Rathes Diener ſein! Die Welt iſt groß, und Meinesgleichen iſt überall willkommen. Die Feder regiert in unſern Tagen das Schwert, wie das Sprüchwort ſagt, darum ſteckt man ſie auf den Hut und das Schwert an die Seite. Doch Dank ſei dem Freunde, der mich warnte, Vorſicht kann nicht ſchaden, und es ſoll mich Niemand kennen, der mich heute der Wohnung der Geliebten nahen ſieht.“ —

Der Liebende drückte wiederholt Eliſabeths Brieflein an die Lippen, las es zum ſechstenmal, und barg es dann in ſeinen geheimſten Schrein, dann ging er über ſeine Kleidertruhe, ein Gewand, das ihn entſtellen möchte, hervor zu ſuchen.

In der Wohnung des Ober-Bierherrn war es ſehr ſtille geworden, der Roſenhain ſchien blumenlos, ſeit des Hauſes Haupt fehlte. Eingezogen und ſtill lebte Frau Martha mit ihren Kindern, in tiefer Kümmerniß über das Schickſal des Gatten, denn der Troſt, daß er ſicher ſei, war ihr keiner. Vergebens waren alle Fragen an Adam über den Aufenthaltsort ſeines Gebieters. Der ſonſt ſo milde Alte ward rauh und ſtarrköpfig, wenn die Beſorgniß ihn mit Fragen beſtürmte. „Ich weiß nicht, wo der Herr iſt, und wüßte ich es, ſo dürft' ich's doch nicht ſagen, ihm und Euch zum Heil!“ war ſeine gleichbleibende Antwort, und dabei blieb es. Thränen rührten ihn nicht, und die freundlichſte Begegnung öffnete über dieſen Punkt ſeine Lippen nicht.

Still hoffte noch Eliſabeth, dem Geliebten das Geheimniß abzuſchmeicheln, denn ſie glaubte feſt, ihr Johannes müſſe es wiſſen, und daß er es ihr nicht verhehlen werde, hoffte ihre Liebe mit der Zuverſicht, die nur der innigſten Liebe eigen iſt. Die Bewohnerinnen des Roſenhagens gingen nicht mehr aus wie ſonſt, gute Freundinnen zu beſuchen, denn die Liebe und Freundſchaft der meiſten hatte ſich von ihnen abgewandt mit dem Glück, wie das auch noch heut zu Tage oft zu geſchehen pflegt, und ſelbſt die wenigen, die noch treu dachten, wollten die Frauen nicht in ihr Geſchick verſtricken. Sie trugen ihr tiefes Leid allein, Mutter und Tochter, eine mit der Andern weinend, eine die Andre tröſtend, und zwiſchen den Paſſifloren ihrer Wehmuth flog oft, wie ein bunter Schmetterling, des Knaben Heinrich jugendlicher Frohſinn, der manches Lächeln auf der Mutter und Schweſter Wangen rief, war es auch oft nur ein ſchmerzliches. Die alte Brigitte waltete nach wie vor im treuen Dienſt, und pries oft laut den Himmel, daß Herr Balthaſar fort ſei, der ſie oft weidlich geärgert und geſcholten, und dem ſie nichts habe recht thun können. Adam verſah ſtill ſeine Geſchäfte, pflegte den Garten, ritt Herrn Kellners Roß ſpatzieren, den muntern Heinrich meiſt vor ſich auf dem Sattel, und ließ Keinem merken, wie nah ihm das Schickſal ſeines Gebieters am Herzen liege.

Wie der Tag des ſchönen herrlichen Feſtes gekommen war, grüßten ihn die Halbverwaiſten mit innigem Gebet, und flehten zu dem, der ſeinen heiligen Leib und ſein Blut für die ganze Menſchheit zum Opfer gegeben und geduldig der Welt Sünde getragen hatte, für den verfolgten Vater, der den Haß dieſer Stadt trug, nach deſſen Blut und Leben rachſüchtige Männer verlangten. Sie ſchloſſen ſich keiner Prozeſſion an; in der nahegelegenen Kirche, die faſt leer war von Betern, knieeten Mutter und Tochter an den Stufen des Altars, wie büßende Sünderinnen, und hörten eine ſtille Meſſe. Nur der alte Adam wurde mit Heinrich fortgeſandt, damit der Knabe das Schöne ſehe, und ſein kindliches Herz ſich der Pracht und des Glanzes freue.

Als ſpäter die Studenten ſich am nahen, großen Kollegium ſammelten und Getümmel die nicht allzubreite Michaelisſtraße füllte und aus allen Fenſtern muntre Zuſchauer blickten, ſah man aus dem Roſenhain Niemand ſchauen, die Fenſter waren mit Gardinen verhüllt, das Haus war ungeſchmückt und ſtand da, wie ausgeſtorben, ein düſtres Bild der Trauer im Lichtgrund der Freude.

Auch dieſes Getümmel war vorüber, und es war wieder ganz menſchenleer auf der Straße. Heinrich war mit Adam heimgekehrt, erzählte der Mutter und Schweſter mit lebhafter Schilderung was er alles Schönes geſehen, und plauderte ihnen den Trübſinn auf eine Weile hinweg.

Als ihm die Mutter erheitert zuhörte, eilte Eliſabeth hinaus, und ſpähte mit klopfendem Herzen nach Adam; er ſtand in der Thür ſeiner Kammer, hatte das gute Feierkleid abgelegt und nickte ihr lächelnd.

„Haſt Du — Adam?“ fragte ſie erröthend und die Augen niederſchlagend.

„Wohl hab’ ich Dein Brieflein in eine liebe Hand heimlich gedrückt, gute Elsbeth,“ erwiederte er freundlich: „und hoffe, es wird ſeinen

Zweck nicht verfehlen; zum Leſen, wie zum Antworten, waren Zeit und Ort freilich nicht paſſend, doch denke ich, der Empfänger wird ſelbſt ſeine Antwort bringen.“

Eliſabeth holte aus ihrer Taſche drei Judenköpfe, eine Münze, die der Rath vor mehreren Jahren hatte prägen laſſen, und wollte ſie dem Alten in die Hand drücken, aber da machte er ihr ein bitterböſes Geſicht und ſchalt: „Was denkt Ihr, Jungfrau?“ (zum erſtenmal nannte er ſie Ihr) „meint Ihr, ich ſei ein ſchäbiger Filz geworden, der nur um Lohn einen Gang geht? Ei, ſo ſchämt Euch in's Herz hinein, wenn Ihr das denkt, das habe ich nicht um Euch verdient! Da keine Noth iſt, iſt Hülfe unwerth, ſagt das Sprüchwort, aber hier iſt Noth und Freunde thun uns Noth, darum muß man ſie erhalten und werben, und eines muß dem Andern zu Gefallen leben, ohne Geld und Lohn, Jungfrau Elsbeth, ohne Geld und Lohn!“

„Sei nicht böſe, guter Adam,“ bat Eliſabeth mit herzlichem Ton und Blick: „Ich meinte es nicht arg.“ — Des Alten Geſicht heiterte ſich wieder auf. „Das Herz iſt reich oder arm, nicht der Kaſten,“ ſprach er, und legte die Rechte auf ſeine linke Bruſt. „Darum verkenne mich nicht wieder, dann biſt Du auch mein liebes Elsbethlein! Ach, wenn ich daran denke, wie Du noch klein warſt, wie ich mit Dir ſpielte — guter Gott, wer hätte gedacht, daß ich noch ſo Trauriges erleben würde!“

Er ſah die Jungfrau wehmüthig an, und ging ſchnell in ſeine Kammer. Eliſabeth ging zur Mutter zurück, ſie war eingeſchlummert, während der Knabe noch ſprach, und dieſer ſelbſt ſchien jetzt ermüdet. Er ſaß bei der Mutter auf dem Faulbett, ſie hatte den Arm um ihn geſchlungen, ſein Lockenhaupt ruhte an ihrer treuen Bruſt, und die Augen fielen ihm zu. Wie die Schweſter eintrat, öffnete er ſie wieder, aber die Gewalt des Schlafes zog wieder die Decke der Wimpern über die blauen, lichtvollen Sterne.

„Schlaft, ſchlaft, ihr geliebten Beide!“ lispelte Eliſabeth: „und mögen Euch die Engel freundliche Träume ſenden, ich aber will hinabgehen in den Garten und des Geliebten harren, er wird mir Troſt und Beruhigung mitbringen.“

Die Sonne ſank dem Rieſenbau des Doms hinab. Ihre letzten Flammenſtrahlen vergoldeten die Thürme, und blitzten in den Knöpfen und Kreuzen. Auch auf die Baumwipfel im Obſtgarten beim Roſenhain drückte ſie noch einen Abſchiedskuß, den letzten für dieſen ſchönen Tag, aber der Steigerwald brannte noch lange im abendlichen Glühen. Eliſabeth ſaß ſchon eine Zeitlang in der Laube, allein mit ihrem Schmerz, ihrer Hoffnung und ihrer Sehnſucht. Eine wehmüthige Ahnung beſchlich ſie, daß für ſie wohl nimmer dauerndes Glück erblühen werde, daß ſelbſt die Liebe ſie nicht glücklich machen könne. Und gewiß, es giebt Stunden im Leben, wo uns alles Glück und alle Freude nur als weſenloſe Schatten erſcheinen, als hohle Träume, nichtige Bilder der Phantaſie. Ein Trauerflor zieht ſich dann über alle unſre Gedanken, wir weiſen kalt die freundliche Hoffnung von uns, die Roſe der Liebe hat Duft und Farbenſchimmer für uns verloren, ja ſelbſt der Glaube, der beſte Haltpunkt im Erdenleben, ſelbſt der Glaube wankt, ſein Pharus erlöſcht und wir ſtarren tief in eine Nacht voll Troſtloſigkeit,* durch die das grinſende Geſpenſt der Verzweiflung mit hohlen Augen und ſchauerlichem Winken dahin ſchreitet. Wohl dem, dem nicht ſchwindelt vor der jähen Tiefe, den die Nacht nicht verſchlingt, den der böſe Geiſt nicht erfaßt, welcher auf die Strauchelnden lauert und ſie vollends in ſeinen Abgrund ſtößt.

Doch die Gedanken der liebenden Jungfrau waren noch nicht bis zu dieſem grauenvollen Düſter geirrt, noch hatte ſie das himmliſche Dreiblatt nicht von ſich gewieſen, noch hoffte ſie, noch hob ein frommer Glaube ihr Herz zu dem ewigen Erbarmer, und die Liebe ſchimmerte ſanft und mild, wie ein Abendſtern, durch die Dämmerung ihres Gemüths.

Da knarrte das Gartenpförtlein leiſe und der Erſehnte trat herein, raſchen Blickes umherſpähend, ob ihn etwa aus den Nachbarhäuſern ein Lauſcher oder Lauſcherin gewahrt, doch dem ſchien nicht ſo, denn alles luſtwandelte noch im Freien, auch der Aermſte ſuchte heute, ſo weit ſeine Kräfte reichten, ſich etwas zu Gute zu thun.

Johannes trug ein Gewand, das ihn ziemlich unkenntlich machte, und einen Hut mit ſo reichem Federſchmucke, daß ſein Geſicht faſt ganz von ihm überſchattet wurde. Oft hatte er ſich unterwegs umgeblickt, ob ihm kein Späher folge, doch ſtill und öde waren die Straßen, und nur wenige Menſchen, ihm ſo unbekannt, wie er ihnen, begegneten ihm.

Eliſabeth ſtand in der Laube, er flog auf ſie zu, ſie trat zurück und die Herzen der Liebenden ſchlugen im wonnevollen Umſchlingen aneinander.

„Wie Du lange geblieben biſt!“ wollte Eliſabeth ſchmollen, aber Johannes flüſterte mit treuinnigem Blick: „Zürne mir nicht, meine Libetha! Gern wäre ich früher gekommen, aber ich durfte ja nicht, die Gaſſen waren noch zu voll Leute, die vor die Thore hinauszogen, den ſchönen Abend im Freien zu genießen, und es darf ja nicht kund werden, daß wir uns lieben, daß ich Dich beſuche.“

„Daß wir uns lieben“ — wiederholte Eliſabeth gedankenvoll, und fragte dann mit einem ſehnſuchtsvollen Himmelsblick: „Liebſt Du mich denn wirklich, Johannes?“

„Du fragſt, Libetha?“ entgegnete er ernſt und faſt ſeufzend. „Du fragſt? Die Frage iſt des Zweifels Tochter, ſo zweifelſt Du wohl an mir?“

„O nein, Johannes,“ erwiederte ſie: „aber ich wollte an die Bejahung meiner Frage eine Bitte knüpfen, nun kann ich es nicht, da Du nicht bejaht, ſondern nur Frage mit Frage erwiedert haſt.“

„Nenne mir die Bitte, Libetha, nenne ſie, mein theures, zärtlich geliebtes Mädchen!“ ſchmeichelte und bat der Liebende.

„Und Du gewährſt ſie, Du verſprichſt mir das im Voraus, mein theurer Freund?“ fragte ſie dringend.

„Wenn ſie zu erfüllen in meinen Kräften ſteht, ſo gebe ich Dir freudig mein Wort.“

„Nimm dieſen Kuß von Deinem Mädchen für dieſen Troſt!“ rief ſie, ihn ſtürmiſchliebevoll umſchlingend und einen feurigen Kuß auf ſeine Lippen drückend: „und nun ſage mir, mein Johannes, wo iſt mein Vater?“

„Das weiß ich ja nicht —“ ſtammelte der Ueberraſchte. „Beſte Libetha, das weiß ich nicht, darf es nicht wiſſen, wir Alle dürfen es nicht wiſſen!"

Da traf ein Schmerzensblick aus Eliſabeths Augen den Stadtſchreiber. „Johannes!" ſprach ſie mit rührendem Ton: „guter, lieber Johannes, das iſt nicht Dein Ernſt! O, martre mich nicht, quäle mich nicht, ich habe genug geweint und gelitten in dieſen Tagen; ſage mir, vertraue mir mein Freund: wo iſt mein Vater?"

„Du glaubſt mir nicht, Libetha?" fragte er mit leiſem Vorwurf: „Du glaubſt, ich könne Dir etwas verhehlen? Nein, bei Gott nicht, geliebtes Mädchen. Ich weiß nur, daß Dein Vater geborgen iſt, treuen Händen anvertraut, wie mir der alte Adam ſagt; mehr, ſo wahr mir Gott helfe, weiß ich nicht."

„Entſetzlich!" klagte die Jungfrau, und hob mit dem Ausdruck eines wilden Schmerzes die gefaltenen Hände zum Himmel. „So haſt Du ihn nicht beſucht, nicht geſprochen, nicht getröſtet, ihm keine Kunde von uns gebracht? So kannſt und willſt Du mich nicht zu ihm führen, daß ich ſehe, wo er iſt und wie es ihm geht! Ewiger Gott!"

Die ſchmerzliche Bewegung ihres Gemüths ergriff den Jüngling heftig, er wollte ſie umſchlingen und ſie zu beruhigen ſuchen, aber ſie ſtieß ihn hinweg.

„Geht!“ rief ſie zornig. „Geht, und heuchelt einer andern Liebe! Mich habt Ihr nie geliebt, mich liebt Ihr nicht, ſonſt würdet Ihr mich nicht alſo martern! Bei den Wunden des Heilandes! Ich bin unausſprechlich elend! Auf Euch ſetzte ich mein ganzes volles Vertrauen. Aber es hat mir längſt geahnet, daß ich mich ſchmerzlich getäuſcht haben würde. Habt Ihr mir nicht gelobt — beſinnt Euch, es iſt noch nicht gar zu lange her, und hier war es, hier in dieſer Laube — Euer Kopf, Euer Herz und Euer Arm ſollte mein ſein für immer? Spracht Ihr nicht ſo? Wäre Euer Herz nur mein, Ihr könntet mich nicht alſo leiden ſehen, Ihr ließt mich nicht wie eine Bettlerin flehen!“

„Sei doch nicht ſo ungerecht, Libetha,“ entgegnete Johannes gekränkt. „Was ich verſprochen, werde ich treulich halten, aber noch einmal wiederhole ich Dir, bei allen Heiligen und Martyrern, ich weiß nicht, wo Dein Vater iſt! Adam allein weiß es.“

„So ſoll ich wohl von dem Knecht erbetteln, was mir der Freund verweigert!“ rief ſie mit Stolz. „Nein, das wird nicht geſchehen! O mein armer Vater, o wie hintergeht man uns! In treuer Freundesobhut hab' ich Dich geglaubt, doch bitter täuſchte ſich Dein Kind!“

Ihr Schmerz löſte ſich in Thränen auf, ſie weinte heftig und immer heftiger, und hörte nicht mehr auf des Jünglings zärtliche Bitten und Vorſtellungen.

„Geht nur — geht, verlaßt mich; ich befehle es Euch“ — ſchluchzte ſie. „Ich bin betrogen um mein Glück, betrogen um meine Hoffnungen — fahr hin, ſchöner Traum!“

Johannes gehorchte noch nicht, er ſaß düſterſchweigend an ihrer Seite.

„Ich habe der Mutter ſo viel Gutes von Euch geſagt,“ klagte ſie weiter. „Ich habe ihr geſagt, wie freundlich und mild Ihr wäret, wie Ihr den Vater liebtet, und — mich — o Himmel, ſo bin ich auch an meiner theuern Mutter zur Lügnerin geworden! — Ich habe

Euch heute zu ihr führen wollen, ſie hätte den Bund unſrer Herzen geſegnet, aber nun — o nun iſt alles vorbei!“

„Libetha, wie weh Du mir thuſt!“ ſeufzte Johannes. „Kann ich denn dafür, wenn Adam hartnäckig verweigert, mir den Aufenthalt Deines Vaters zu nennen? Ich kann ihn doch nicht auf die Folter ſpannen laſſen! Ich will Dir gehorchen, ich will gehen, lebe wohl!“

Er ſtand auf, warf den Hut auf den Kopf und verließ die Laube. Da fühlte er ſich von zarten Händen erfaßt und gehalten.

„Bleib! bleib, Johannes!“ rief Eliſabeth mit einer Stimme, die in Thränen brach und legte weinend ihr Haupt an ſeine Bruſt. Er hielt ſie ſtumm umfaßt, und küßte ſie auf ihre reine Stirne.

„Vergiebſt Du mir, Geliebter?“ flüſterte ſie erglühend, durch Thränen lächelnd: „o vergieb mir! Wir wollen Adam rufen, wir wollen vereint in ihn dringen; er muß uns ſagen, wo er den Vater hingebracht. Komm, Johannes, komm mit herauf zur Mutter, es wird hier unten kühl und düſter, ich ſehe, Brigitte hat Licht in die Stube gebracht. Aber, nicht wahr, Du grollſt mir nicht?“

Ein inniger Kuß war das Zeichen der Verſöhnung, und raſch eilten die Liebenden aus der Laube, durch den düſtern Baumgang und in das Haus hinein, wo es ſchon dunkel war. In dieſem Augenblick tönte rufend die Stimme der Mutter: „Elſe?“

„Hier bin ich, Mütterchen,“ antwortete verſchämt die Jungfrau: „und bringe Euch einen Gaſt.“

„Entſchuldigt, edle Frau,“ nahm Johannes das Wort: „daß ich nicht bei rechter Tageszeit Euch meinen Beſuch mache. — Die Zeit, die Umſtände —“

„Ihr ſeid mir zu jeder Zeit willkommen, Herr Stadtſchreiber,“ entgegnete Frau Martha: „wer ſich um uns ſo verdient gemacht, wie Ihr, muß immer willkommen ſein.“

„Ich habe kein Verdienſt um Euch — doch möchte ich gern ein Solches haben,“ erwiederte er: „möchte doch die Mutter einer ſo liebenswerthen Tochter auch gegen mich mütterliche Geſinnungen hegen, es würde mich unendlich beglücken.“

„Bringe Heinrich zu Bette, Elſe,“ gebot Frau Martha der Tochter. „Setzt Euch doch nieder, werther Herr,“ wandte ſie ſich freundlich zu Johannes. Der Knabe reichte ſchlaftrunken der Mutter die Hand, ſie gab ihm den Gutenachtkuß, und Elſe führte ihn in die Kammer.

„Meine Tochter hat mir entdeckt, „begann mit milder Rede Eliſabeths Mutter: „daß Ihr es ſeid, der ihre Liebe gewonnen. Ihr ſeid ein braver, ehrengeachteter Mann, gehört mit zu dem Rathe, und könnt es noch weit bringen. Mein Mann und ich, wir hatten es freilich anders mit der Elſe im Sinn — aber — der Menſch denkt's, Gott lenkt's. Ihr wißt, daß uns der Herr eine ſchwere Prüfung auferlegt, daß mein Mann, mein armer Mann, vertrieben worden iſt von ſeinem Heerd, und ſich verborgen halten muß vor der Rache ſeiner Feinde, wie ein ſchwerer Verbrecher, und wo? wiſſen wir nicht einmal! Ihr habt Euch an uns erzeigt als ein treuer Freund, Ihr werdet uns auch ſagen, wo er iſt. Die Hand des Herrn wird nicht immerdar ſchwer auf uns liegen, iſt Kellner frei und ſind die Stürme vorüber, dann mögt Ihr immer kommen, werther Herr Stadtſchreiber, und geziementlich werben um Elſe's Hand, unſre Dankbarkeit ſoll und wird ſie Euch, mit unſerm beſten Segen, nicht verweigern."

Johannes ſaß wie auf glühenden Kohlen. „Edle Frau," begann er, als endlich Martha ſchwieg: „rechnet auf meine treue Anhänglichkeit, ſeid überzeugt, daß ich Eure Libetha anbete, daß ſie das Glück meines Lebens ſein wird, ſeid überzeugt, daß ich mit Leib und Leben Euch zu dienen bereit bin, aber den Aufenthalt Eures Gatten kann ich Euch nicht nennen, denn — er iſt mir unbekannt, wie Euch."

Frau Martha ſah den Sprecher erſtaunt an, und auf ihr ehrwürdiges Geſicht lagerten ſich die Wolken der Betrübniß.

„Ihr wißt es nicht?" fragte ſie kummervoll: „oder wollt Ihr es mir nicht ſagen? Glaubt, die Schwatzhaftigkeit, die man den Weibern Schuld giebt, könne meinen Mann und Euch in's Unglück bringen? O glaubt das nicht, werther Herr Stadtſchreiber. Ihr habt ja doch dem Adam anbefohlen, meinen Mann zu retten, Ihr habt uns geſchützt vor Mißhandlung und Raub der böſen Häſcherrotte, die man uns in's Haus geſchickt; verläugnet Euch doch jetzt nicht, nennt mir den Ort, wo mein Gatte lebt."

Eliſabeth war während der letzten Worte wieder in das Zimmer gekommen, ſie trat leiſe der Mutter nahe und flüſterte: „Johannes weiß es nicht, liebes Mütterchen, ich habe ihn ſchon ſehr darum gefragt — und geplagt," ſetzte ſie leiſer, mit einem lächelnden Seitenblick auf Johannes, hinzu. „Aber ich will Adam rufen!" Sie enteilte.

„Glaubt mir, Herr Zimmermann," fuhr Martha fort: „ich lebe in ſteter Todesangſt. Ach, mein Mann iſt ſo gut und meint es mit uns ſo treu, und doch muß ſolch grenzenloſes Unglück über ihn und uns hereinbrechen. Wenn ſich der Herr nicht bald erbarmt, ſo ſterbe ich vor Gram." Sie drückte das Tuch an die Augen und weinte. Eliſabeth trat mit Adam ein.

„Guter Eckart," redete Johannes gleich den Alten an: „Sieh den Jammer, ſieh, wie ſich Deine Frau und Libetha um den Vater grämen; ſag' uns, wo er iſt, wohin Du ihn gebracht."

Adam richtete die ganz lichtblauen Augen ſtarr auf die Sprecher. „Ihr verlangt es zu wiſſen, Ihr, Herr Zimmermann? Habt Ihr nicht ſelbſt, als Ihr mir damals in der Allerheiligengaſſe nachkamt —"

„Genug, genug!" unterbrach ihn Johannes, „damals ſprach ich freilich: Niemand ſoll es erfahren, ich ſelbſt nicht, aber beſter Adam, kannſt Du die Frauen jammern und weinen ſehen?"

„Das lernt man ſchon im Leben, Herr," antwortete der Alte: „und wenn Euch Gott zu meinen Jahren verhilft, was ich Euch wünſche, ſo werdet Ihr das gewohnt worden ſein. Weiberthränen und Aprilſchauer währen nicht lang."

„Laß Deine Zunge nicht zu weit ſpatzieren, Adam," ermahnte mit dem Blick der Gebieterin Frau Martha, „und ſolchen Witz mache bei Brigitten geltend, nicht bei uns."

„Sag' uns nur, wo der Vater iſt, lieber Adam," ſchmeichelte Eliſabeth. „Ja, ſage es, alter Freund," ſetzte Johannes hinzu: „Ich bürge für die Verſchwiegenheit der Frauen, wie für die Meine. Bedenke, daß, wenn Du noch länger ſchweigſt, Du den Kummer und den Gram Deiner Herrſchaft verſchuldeſt, und daß ein böslicher Verdacht gegen Dich entſtehen kann.“

„Hütet Euch vor ſchlimmem Verdacht, Herr Stadtſchreiber!“ rief Adam im Unmuth: „und wenn Ihr es denn mit Gewalt wiſſen wollt, wo Herr Kellner iſt, ſo will ich es Euch ſagen, hinführen kann ich Euch nicht — mein Bruder, der Küſter an St. Viti hat ihn verborgen, wohin? weiß ich nicht. Wollt Ihr nun meinen Bruder, mich, Herrn Kellner und Euch insgeſammt in's Unglück ſtürzen, ſo macht das Geheimniß ſtadtkundig, oder auch nur im mindeſten ruchbar, ich waſche meine Hände in Unſchuld.“

„Zu ihm, zu dem Vater! ich muß ihn ſehen!“ rief Eliſabeth ſchwärmeriſch aus. Der Alte wurde bleich. Sie warf einen Mantel um. „Du begleiteſt mich doch, Johannes?“ fragte ſie glühend. „Dir vertraue ich, O mein armer Vater! Deine Tochter kommt, ſie ſehnt ſich nach Deinem Segenskuß!“ —

9.

Ewig ſtill ſteht die Vergangenheit.
v. Schiller.

Hoch oben, dicht unter dem Deckengewölbe der St. Veitskirche, über der Orgel wälzte ſich unruhig auf ſeinem ärmlichen Lager der Ober-Vierherr. Es war noch ſo ſchwül, ſo drückend ſchwül, obgleich es ſchon lange dunkel geworden. Den armen Verlaſſenen floh der Schlaf, er zählte jeden Glockenſchlag und es war ihm, als ſei die Schwinge der Zeit gebrochen, und die ſonſt ſo flüchtige ſchleiche träg' und langſam durch die Welt, und ſpinne ſie ein mit dem Faden der Unendlichkeit. Er war nun die dunkle Einſamkeit recht gewohnt worden, und vertraut mit den Schauern, die an ſolch unheimlichem Ort wohl einen Mehrbeherzten umfangen möchten, und war ein Geſellſchafter ſeiner peinigenden Träume, und eines nagenden Gewiſſens. Wenn es mondhell war, und rings ſo recht tief ſtille, dann wagte er wohl, die Leiter herabzuſteigen, und ſich auf dem Chore zu ergehen, leiſe und ſeufzend. Das war ihm klar geworden, daß keine andern Geiſter in der Kirche umwandelten, als die, welche ſeine erhitzte Einbildungskraft im fieberhaften Delirium zwiſchen Schlaf und Wachen ihm vorgaukelte, dafür kam er ſich ſelbſt vor wie ein wandelnder Schatten, der heimathslos und friedlos allnächtlich ſeiner Grabeshöhle entſteige und umgehe an dem ſchauerlichen Ort. Und wer den Armen erblickt hätte, würde zurückgeſchreckt worden ſein durch das todbleiche Geſicht und den ſtarren Blick des Nachtwandlers, und ihn für ein Geſpenſt gehalten haben. Stundenlang lehnte er bisweilen auf der Brüſtung des Chors, hinabſtarrend in die Kirche, in welche durch die farbigen Scheiben nur matt und wunderbar gebrochen der Mondesſtrahl hineindämmerte, daß die Statüen der Apoſtel in blauem, rothem und grünem Feuer zu glühen ſchienen. Es hingen auch alte Siegesfahnen in der Kirche, die Zeit hatte erſt die Farben derſelben abgebleicht, und ſie dann mit ihrer eignen Grabesfarbe überzogen, einem düſtern Schwarz. Dieſe Fahnen überwehte der Luftzug, daß ſie ſich ſchwankend bewegten, wie wallende Schatten, oder wie Rieſenflügel nächtlicher Dämonen. Und in dem Holzwerk, in den Schnitzereien war es gar lebendig, es pickte darin fort und fort geheimnißvoll, daß dem Einſamen oft der wunderliche Gedanke kam, es ſei auch das anſcheinend Lebloſe nicht leblos, und auch in den Holzbildern wohne ein Herz, deſſen Pulsſchlag er vernehme, oder es ſei ein Geiſt hineingebannt durch die Kraft der Nekromantik. Aber dieſe Gedanken marterten ihn fürchterlich, denn dachte er ſich Leben in den todten Gebilden der Kunſt, dann ſprang aus ſeinem Gehirn ein wahrſagendes Rieſenweib, die Furcht, und hob gegen ihn einen drohenden Finger. Dann ſtiegen die Steinbilder von ihren Piedeſtalen und wandelten, aus den Rahmen traten die Gemälde, und kamen näher zu dem angſtvoll Schauenden; die Steine und Metallplatten hoben ſich, von den Kenotaphien ſchritten die ehernen Geſtalten durch das

Schiff der Kirche. Und die Menge der Phantome bildete ſich zu unendlich langen Trauerzügen, die einen Sarg trugen, und in dem Sarge lag todt der Ober-Bierherr und Rathsmeiſter Heinrich Kellner. Oder ſie wandelten in Proceſſionen umher und führten einen armen Sünder zum Hochgericht, und der arme Sünder war wieder Herr Kellner. Und wenn er dann die Augen ſchloß, und dumpfe Seufzer der gequälten Bruſt entſtiegen, dann rauſchte und klang es ihm vor den Ohren wie Glockengeläute, und die Orgel ſchien ihm zu tönen, und er hörte vernehmlich Poſaunen ſchmettern, und dumpfe Stimmen einen Geſang ſingen, der auf ihn gedichtet ſchien, und mit Todesſchauern erſchütterten ihn die Worte:

Cogitate miseri, qui et qualis estis,
Quid in hoc judicio dicere potestis?
Hic non erit Codici locus, aut Digestis,
Idem erit Dominus judex, actor, testis! *) —

---

*) Denket wer und was ihr ſeid, zagendes Gelichter,
Wenn vor ſeinen Richterſtuhl ruft des Trugs Vernichter!
Hier ſpricht Menſchenſatzung nicht, nicht ein Streiteſchlichter;
Eins in Allem iſt der Herr: Kläger, Zeuge, Richter! —

Dann heulte ihn das Entſetzen wieder aus der Betäubung wach, und er ſah, daß alles ſtill und ruhig in der Kirche war, er hörte keinen Geſang — und ſich den kalten Angſtſchweiß trocknend, bebend und abgemattet, kroch er zurück in ſein Verſteck, und warf, ſich den Todesſchlaf wünſchend, ſich auf ſein Lager; aber oft floh ihn noch lange der Schlummer, und es ſetzte ſich zu ihm die Erinnerung, zum quälenden Inkubus geworden, und hielt ihm ein Buch vor, mit blutigen Buchſtaben geſchrieben, und das war das Buch ſeiner Vergangenheit. Darinnen war zum Theil das Folgende zu leſen:

„Zur Zeit, als man ſchrieb 1487, ſaß im Erfurter Stadtrath der edle Patricier Herr Thilo Ziegler, ein ſtrenger und harter Mann, der ſtolz war auf ſeine alte Familie, die ſeit undenklicher Zeit her mit Achtung genannt wurde von Erfurts Bürgern. Mit äußerlichen Glücksgütern war Herr Ziegler nicht geſegnet, aber zwei Güter beſaß er, die waren ihm lieber als ſein Leben; das eine war ſein Rang und ſein Titel, das andre ſeine Tochter Anna, eine Jungfrau, an Schönheit ſo reich wie an

Liebenswürdigkeit. Im Mai des Lebens blühend wie eine Frühlingsroſe, hatte ſie das ſiebzehnte Jahr überſchritten. Da geſchah es, daß Herr Heinrich Kellner das holde Mägdlein ſah, und in Minne zu ihr entbrannte. Herr Kellner war ein ſchöner ſtattlicher Junggeſelle und Schreiber des Rathes, von ſchlanker Figur und angenehmen Sitten, auch erfahren in mancherlei Kunſt und Kenntniß, faſt wie ein gelehrter Doktor, ſo wie in jeder ritterlichen Fertigkeit nicht ungeübt. Der beſte beim Armbruſtſchießen, der Flinkſte im Rennſpiel, der Gewandeſte im Ringelſtechen. Auch verſtand er zierlich die Laute zu ſchlagen und konnte Minneliedlein dichten und ſingen, die beſſer waren, als die ſteifen wunderlich benannten Töne oder Liedesweiſen der Meiſterſänger. Manche Jungfrau hatte ein Auge auf den liebenswerthen Junker geworfen, er ſchien aber nur Augen für Anna, Thilo Zieglers Tochter zu haben, und ſie hätte nicht jung, ſchön und etwas gefallſüchtig ſein müſſen, wenn ſie das nicht hätte bemerken wollen. Auf einem Feſtball, den der Rath der Stadt Erfurt zu

Ehren eines durchreiſenden Fürſten anſtellte, fanden ſich die Herzen Heinrichs und Anna's zuſammen; dem Vater der Jungfrau aber blieb ſolches ein Geheimniß, denn er war nicht freundlich zu ſprechen auf den Rathsſchreiber, es dünkte ihm dieſer zu jugendlich flatterhaft, obſchon er vierundzwanzig Jahre zählte, nicht ernſt und geſetzt genug für ſeine Würde. Heinrich ſang Annen viele ſchöne Minnelieder, und ſie hörte ihm ſo gern zu; er ſchwur ihr ewige Liebe zu, und ſie glaubte ihm ſo gern, und ſo vertrauungsvoll. Ihr Vertrauen und ihre Liebe wurde zur Leidenſchaft, und zur Hingebung. Das brachte ihr viel bittres Herzeleid."

„Es war auch ein junger Patricier, der hieß Nikolaus Monſtedt, ein ehrſamer und angeſehener Mann, der war Annen herzlich zugethan, und warb bei ihr um ihr Herz, aber ſie gedachte Kellners, und verſagte es ihm. Er ging zu ihrem Vater, und warb um der Tochter Hand, dieſer ſagte ſie ihm zu. Als Thilo ſeiner Tochter dieſe Werbung und ſein Verſprechen kund that, weinte ſie ſehr, und widerſetzte ſich, und der Vater behandelte ſie ſehr übel. Monſtedt warf darauf auf den begünſtigten Liebhaber einen bittern Haß.“

„Die ſchönſte Maid nach Anna Thilo war damals in Erfurt die Jungfrau Martha Unrath; ſie hatte ein vortreffliches Herz und war geziert mit allen weiblichen Tugenden. Ihre Aeltern waren reiche Leute, trieben aber ein bürgerliches Gewerbe, der Vater war ein Bierbrauer, und es hatte niemand vor ihm beſſern Schluntz (des dortigen Bieres alter Name) ausgeſchenkt. Sie ſtrebten aber empor, und ſahen es gern, daß die edlen Junkern oft vor den Zapfen kamen, und das Bier tranken, das ihnen die ſchöne Martha kredenzte. Sie wünſchten ſehr, daß ihr Töchterlein einmal ein Studierter, oder doch ein Mann im Rathe heimführe, auch beſuchte ihr Sohn Burkhardt fleißig die Lektiones auf der hohen Schule. Burkhardt und Kellner waren Freunde, ſo geſchah es, daß Letzterer auch oft zu Unraths kam, und ſich mit der ſchönen Marthe unterhielt. Um Martha herum höfelten aber dazumal die Junkern Dietrich Nacke und Adolph

Röſſing, ein Wittwer, der gern zum zweitenmal freien mochte, zu dieſen beiden geſellte ſich als dritter Bewerber, auch Niklaus Monſtedt, nachdem er von Anna den Korb erhalten, und Thilo ſein Wort zurückgenommen. Heinrich Kellnern aber kam es vor, als habe ihm Martha einen Zauberkelch gereicht, und ihm ein Filtrum trinken laſſen, denn er ging öfter und öfter hin, und blieb dort länger und länger. Die arme Anne erfuhr es, und weinte ſich die Augen roth; das half ihr aber nichts. Den Aeltern Martha's war es recht, daß der Herr Rathsſchreiber ſie ſo oft beehrte, und ſie meinten, er könne wohl ihr Schwiegerſohn werden. Kellners Vater war es auch recht, dieſer meinte, das Geld der Jungfrau Unrath ſei kein Unrath."

„Die arme Anne fühlte ſich Mutter, und verging faſt in Kummer und Angſt. Seit ſie Monſtedt den Korb gegeben, war ihr Vater noch viel härter und unfreundlicher gegen ſie, als früher. Heinrich hatte Anna's Tugend mit ſüßen Minneliedlein eingeſungen, dieſe verfehlten ihre Wirkung auch nicht auf

Martha's Herz, denn es wohnt in der Dichtkunſt ein geheimer Zauber, der Mädchenherzen vermag zu verlocken, und zu bethören, und es iſt der Saiten Klang viel mächtiger, wie des Goldes Klang, wenn es gilt Neigung zu gewinnen. Und Herr Heinrich ward Martha's Verlobter, die Aeltern und Verwandten beider Liebenden wurden eingeladen, und es ging hoch her. Anna erfuhr es, und ihr Zuſtand grenzte an Verzweiflung; ſie hatte keine Mutter mehr, der ſie ihr unendliches Weh entdecken konnte, auch keine Schweſter, und zu ihren Freundinnen hatte ſie kein Vertrauen, denn ſtreng war die Sitte der Zeit, und ehrlos geachtet wurde für immer die Geſchändete. Das Vaterherz war hart, und doch ihre einzige Zuflucht, und ſie hoffte es mit bittern Reuethränen zu erweichen, ſie jammerte dem Vater ihr Elend vor. Herr Ziegler aber fuhr auf im blindwüthenden Jähzorn, und trat und ſchlug ſie, und gab ihr ſeinen Fluch und ſchwur ſie zu ermorden, käme ſie jemals wieder vor ſein Angeſicht. Anna wuſch ihr wundgeſchlagenes Geſicht ab, hüllte in ein Regentuch das ſchöne Haar, ſo viel noch übrig, halb hatte es der grimme Vater ausgerauft, packte ſich ein kleines Bündlein Wäſche, gürtete ihren Leib, und ging; einer Bettlerin gleich ging die ſchönſte von Erfurts Jungfrauen, eines Patriciers Tochter. Es war Nacht, und durch trübes Gewölk ſchimmerte kaum ein einzelnes Sternlein. In ihrer Seele war es auch Nacht, da waren aber alle Sterne untergegangen; und ſie ſtand vor dem Roſenhagen, wo ihr Heinrich wohnte, noch im Hauſe ſeiner Aeltern. Lange ſtand ſie und wußte nicht, was beginnen, ob ſie ihn ſollte rufen laſſen, oder nicht, horch da ſchallten Tritte durch die Michaelisgaſſe, und drei junge Männer kamen, luſtig plaudernd und weinfröhlich. Das war Heinrich Kellner mit ſeinen beiden Brüdern Balthaſar und Hartung. Anna rief erſchreckt und tonlos: „Heinrich!“ und der Schall ihrer Stimme, denn Klang hatte ſie nicht mehr, erſchütterte ihn. „Heinrich!“ rief ſie noch einmal, und dieſer faßte ſich Muth und rief barſch: „Wer ſeid Ihr, was wollt Ihr?“

„Anne iſt's, Deine Anne!“ ſeufzte ſie.

„Der Vater hat mir den Fluch gegeben, um Deinetwillen, weil ich vor Gott Dein Weib geworden, und hat mich aus dem Hauſe geſtoßen um Deinetwillen, und ich ſoll ſein Angeſicht nicht wieder ſehen, Heinrich, auch um Deinetwillen, nun weiß ich nicht, wo ich mein Haupt hinlegen ſoll! Heinrich, mein Gatte, mein Geliebter, erbarme Dich! Nimm mich auf, ich will Deine Magd ſein!“

„Wer iſt, was will die Dirne? Iſt ſie eine fahrende Frau; ſo gehe ſie in das Muhmenhaus zu ihres Gleichen, iſt ſie toll, ſo gehe ſie in's Hoſpital, oder in's Siechenhaus!“ riefen Balthaſar und Hartung, und traten in den Roſenhain. Heinrich Kellner wollte folgen.

„Heinrich!“ flehte Anne noch einmal mit brechender Stimme und er blieb ſtehen und ſah ſie an, zugleich kam Adam mit einem Licht in die Flur, der jungen Herrſchaft zu leuchten, und der volle Lichtſchein fiel auf das kummerbleiche Geſicht, und auf die traurige Geſtalt, und ſie hob die gefaltenen Hände zu ihrem Heinrich empor, dann ließ ſie dieſe auf den hohen Leib ſinken, und ſah ihn ſtarr mit wahnſinnigem Lächeln an. Herrn Heinrich aber graußte es. „Du biſt Anna nicht, Du biſt ein ſcheusliches Geſpenſt! Hebe Dich weg!“ kreiſchte er, und ſtürzte in das Haus. Die große Thüre flog krachend zu. Darauf war Anna fortgegangen, niemand wußte wohin, und niemand ſahe ſie wieder. Vier Wochen darauf hat Herr Heinrich Kellner mit Jungfrau Martha Unrath fröhliche Hochzeit gehalten. Und das war im Buche ſeiner Vergangenheit das erſte Blatt. —

Arm in Arm ſchritten eiligen Ganges, die Liebenden Johannes und Eliſabeth, durch die Stille der Nacht. Die Straßen waren noch belebt, viele Menſchen kehrten jetzt erſt heim von Spatziergängen und Luſtgelagen, mancher Trunkene ließ ſich jauchzend oder ſingend vernehmen; oft zitterte Eliſabeth am Arme ihres Johannes, aber er beſchwichtigte immer wieder ihre magdliche Bangigkeit, und bald ſtanden ſie an des Küſters kleiner Wohnung. Eliſabeth klopfte. In demſelben Augenblick öffnete ſich die Hausthür, und der Küſter, einen Korb und ein Laternlein tragend, trat heraus. „Eckart, beſter Eckart!“ rief Eliſabeth leiſe, aber mit bebender Stimme: „führt mich zu meinem Vater, ich will den Vater ſehen!“

„Wer ſeid Ihr? Was ſchwazt Ihr?“ fragte Joſeph beſtürzt, und ließ den Schein ſeiner Laterne auf ihr Geſicht fallen. Da trat der Stadtſchreiber hinzu, und nahm für Eliſabeth das Wort:

„Ihr ſeid ein Ehrenmann, Eckart, ein Freund der Bedrängten, Ihr habt Euch Herrn Kellners angenommen, führt dieſe edle Jungfrau, ſeine Tochter und mich dahin, wo Ihr den armen Mann verborgen haltet! Wir müſſen ihn ſprechen.“

„Jeſus Maria Joſeph!“ ſtammelte der Küſter; „Ihr redet im Fieber, Ihr ſeid trunken oder närriſch alle Beide! Was ſchwazt Ihr für tolles Zeug durch einander? Ich ein Freund der Bedrängten? Ich bin ſelbſt bedrängt, und allerdings mein eigner Freund, da habt Ihr ſehr Recht; ich bin ein Freund der Bedrängten. Ich mich Herrn Kellners angenommen? Weſſen Kellners? Es giebt hier viele Kellner, ich kenne keinen. Hebt

Euch von dannen, Nachtſchwärmer! der Satan ſchwazt aus Euch, Ihr wollt mich wohl verſuchen? Ihr ſeid ſelbſt der Satan! Apage! In nomine domini, domini Jesu Christi et Spiritus sancti, apage Satana!

„Verſtellt Euch doch nicht alſo, Mann Gottes!“ bat Johannes. „Adam hat uns an Euch gewieſen, ſeid barmherzig, und führt uns zu dem Herrn!“

„An mich? an mich?“ zitterte der Küſter. „Durch Adam kam die Sünde in die Welt, und alles Unglück. Du biſt wohl die Schlange, und das dort iſt Heva, Deine Verführte! Hebet Euch weg!“

Eliſabeth war vor Angſt und Schreck todtenbleich geworden. Johannes aber faßte den Küſter am Arm feſt, neigte ſeinen Mund an deſſen Ohr, und flüſterte: „Bei den Wunden des Herrn und ſeinem Martertod, Küſter, Ihr entkommt uns nicht durch Euer verſtelltes Geſchwätz. Euer Bruder — werft deshalb keinen Groll auf ihn, — iſt ein Menſch mit Menſchengefühl, laßt mich glauben, daß Ihr es auch ſeid. Er gab den Bitten und Thränen dieſer Jungfrau nach, thut ein Gleiches. Es iſt des armen Verfolgten Tochter, weigert ihrer kindlichen Liebe nicht den Troſt, den Vater zu ſehen, weigert dieſen auch dem Armen nicht, ſein Kind zu ſehen. Ihr habt minder Uebles zu befahren, als ich, denn ich bin der Stadtſchreiber, und doch wage ich es mit Gott, auf des unglücklichen Herrn Kellners Seite zu treten.“

„Daß meines Bruders Zunge zu Stein geworden wäre, ehe er mich genannt! Daß ihn doch lieber damals ſammt ſeinem Schützling der Donner erſchlagen hätte, ehe ich half!“ fluchte ingrimmig der Küſter: „nun komme ich in das Unglück! Nun — ſeid barmherzig, wie auch Euer Vater im Himmel barmherzig iſt, ſagt die Schrift, ich will es auch ſein, die Tochter ſoll den Vater ſehen, Ihr aber, Herr Stadtſchreiber, Ihr bleibt unten, und harret, bis wir wiederkehren!“

Er ſah umher, ob niemand in der Nähe ſei, dann wandte er ſich gegen die Kirche, und winkte ſtumm Eliſabeth zur Folge.

„Geh mit Gott, und grüße ihn von mir —

Libetha!“ flüſterte Johannes, und drückte ihr die Hand.

Sie folgte dem Küſter, und erbebte im innerſten Herzen, als dieſer das kleine Thurmpförtlein aufſchloß, ſie eintreten ließ, und wieder hinter ſich zuſchloß. Hier, alſo hier, in der Kirche bei Nachtgeiſtern und Geſpenſtern haußte der Mann, den ſie über alles liebte, der ihrem Herzen ſo unendlich theuer war!

Mit niegefühltem Bangen folgte ſie dem Küſter die Steintreppen hinan, durch die Thüren, über das Chor in die Kammer der Windladen, und noch höher, die alte gebrechliche Leiter hinauf. Als aber nun oben der Küſter ihr durch die Fallthür herein half, als er hinleuchtete, wo Herr Kellner lag in dem tiefen Schlaf der Abſpannung und Erſchöpfung, mit dem bleichen Geſicht, dem wilden Bart, die Augen eingeſunken, das Haar merklich ergraut, da kannte ihn Eliſabeth faſt nicht mehr, glaubte einen ihr fremden Menſchen zu ſehen, aber jetzt ſchlug er die Augen auf, und nun kannte ſie ihn am Blick, und mit einem Schrei des höchſten Schmerzes ſtürzte ſie zu ihm nieder, umſchlang ihn, und küßte ihn, und hatte nur heiße bittre Thränen, aber kein einziges Wort.

„Du biſt es, Elſe?“ fragte er mild: „wo kommſt Du her in ſpäter Nacht? Willſt ſehen, ob Dein Vater noch lebt, gutes Kind! Ach ja, er lebt noch, aber beſſer wäre ihm, viel beſſer, er wäre todt.“

„Mein Vater! o mein Vater!“ rief Eliſabeth außer ſich: „So, ſo muß ich Euch finden! Es iſt entſetzlich!“

„Jammre nicht, mein frommes Kind,“ tröſtete Kellner. „Der Himmel hat mir eine Buße auferlegt, ſiehe, ich trage ſie, und jammre nicht. Was macht mein Sohn, was meine Marthe?“

„Sie ſind wohl, Vater — aber Du? Du biſt krank und elend! Gott dieſes Lager!“

„Und was weißt Du Neues, Elſe,“ fuhr er fort: „erzähle mir etwas. Sieh, ich bin recht neugierig, recht kindiſch geworden.“

„Großer Gott!“ ſeufzte Joſeph ſtill vor ſich hin. „Hätten wir doch den Mann wieder unten, ich glaube, er ſtirbt mir noch hier oben, und ich komme in Ketten und Banden.“

„Jungfrau,“ ſprach er laut: „Ich habe Euch den Willen gethan, und Euch herauf geführt, jetzt ſputet Euch, mir hinunter zu folgen. Ihr könnt nicht länger bleiben.“

„Ich bleibe hier, ich verlaſſe den Vater nicht, geht in Gottesnamen allein hinab!“ rief Eliſabeth mit leidenſchaftlicher Heftigkeit aus.

„Das geht nicht, bei Gott, Ihr müßt mir folgen!“ betheuerte Joſeph.

„Grauſamer Mann!“ ſeufzte Kellner: „Ihr ſeid ſehr eilig. Nimm meinen Segen, Kind, und bring' ihn der Mutter und dem Bruder! Haben ſie Dir keinen Gruß an mich aufgetragen?“

„Die Mutter grüßt Euch ſtündlich mit tauſend Thränen, Heinrich ſchlief ſchon; auch Johannes grüßt Euch herzlich, er hat mich begleitet,“ antwortete ſie weinend.

„Gott vergelte ihm, was er uns Liebes erzeigt,“ ſeufzte Kellner matt: „und nun geh, mein Kind, geh mit Gott.“

Eliſabeth wankte halbbewußtlos die Leiter, die Treppen hinunter, der Küſter leitete ſie an der Hand, ſonſt wäre ſie gefallen. Er ſprach viel, ſie zu tröſten, ſie vernahm von allem nichts. Halbohnmächtig, unvermögend ein Wort zu ſprechen, ſank ſie drunten in Johannes Arme, und beſtürzt, von ſchmerzlichen Gefühlen beſtürmt, führte er langſam die Erſchöpfte, Weinende, dem Roſenhain wieder zu. —

Während hier Kummer und ſchwermuthsvolle Liebe ihren düſtern Pfad wandelte, entfalteten in Millwitzens Hauſe Freundſchaft und zärtliche Neigung, Scherz und geſellige Freude gar heitre Schwingen. Die Kummerwolken, welche die Nachricht der nahen Trennung von dem geliebten Vater über die Stirnen ſeiner Gattin und Töchter gezogen hatte, wichen doch allmählig wieder, von dem heitern Sonnenſtrahl der Fröhlichkeit verſcheucht. Jene Ahnungsſtimmen, die ſo leicht wach werden in der Bruſt des Weibes, ſchlummerten wieder ein, zuviel war am heutigen Tage der Sorge für die lieben Gäſte, zuviel der Freude, als daß die Schwermuth lange ihren Thron im bangen Gemüth hätte behaupten können. Meiſt nur in den Stunden der Einſamkeit und Abgeſchiedenheit von dem Geräuſch des Lebens, wandeln die trüben Sorgen dem Auge ſtill vorüber, Leichenträger des Glückes und der Hoffnung, Sargbegleiter der entſchlafnen frohen Vergangenheit.

Zahlreich und überaus glänzend war die Verſammlung der Gäſte, die ſich nach und nach eingefunden, des ehrengeachteten Vierherrn Millwitz Geneſungsfeſt mit feiern zu helfen. In der geräumigen Oberſtube ſtand eine Tafel in Hufeiſenform, an welcher die Freunde und Freundinnen der Familie in einer bunten Reihe ſteif und ehrbar ihre Plätze genommen. In der Mitte ſaß der Geneſene, das ehrwürdige Haupt mit einem grünen Kranze geſchmückt, deſſen Blätter reichlich vergoldet waren. Vor ihm ſtand ein neuer Familienpokal von Silber und innen vergoldet, den ihm die Freunde und Standesgenoſſen gemeinſchaftlich verehrt. Zu ſeiner Seite ſaßen die Ehefrauen Röſſings und Hirſchbachs, neben ihnen die Gemeindevormünder Monſtedt und Röſſing, und neben dieſen Hartung und Chriſtoph, Millwitzens Söhne. Die Reihe abwärts zur Linken eröffnete Roſa, deren glücklicher Nachbar der ſchöne Böhmenſtudent Ludiek Prohaska war, Chriſtophs Freund, und von deſſen Aeltern freundlich mit eingeladen; ihm zur Linken ſaß eine würdige Matrone, die Hausfrau Herrn Georg Friederus, die den reichen Kaufherrn und Waidjunker Herrn Heinz Stolz zum andern Nachbar hatte, an deſſen linker Seite die Gattin Herrn Trügelebens ſaß, und ſo nach Rang und Stand geordnet, ſaßen noch die edlen Herren Gunſtedt, Hirſchbach, Hartung Kellner, Trügeleben, Georg Millwitz, des Hausherrn Bruder und der Doktor Piripuls an der Tafel, neben der holdſeligen Charitas aber, nicht minder beglückt wie Prohaska, der junge Georg Gunſtedt. Die geſchäftige Hausfrau hatte ihren Platz ſo gewählt, daß ſie leicht zur Küche gelangen und ihre Anordnungen treffen konnte.

Als die erſten Trachten der Gerichte abgetragen waren und man begann, Geſundheiten und Trinkſprüche auszubringen, gab der Wein der Geſellſchaft bald ein erhöhtes Leben, und der Geſpräche waren mancherlei in der zahlreichen Verſammlung. Scherz und Gelächter und Bechergeklingel durchtönte ſie. Selbſt der düſtre Hartung Kellner, ein Bruder des unglücklichen Ober-Vierherrn, der aber ſeit langer Zeit ſein ganzes Herz von ihm abgewandt hatte, nie mit ihm redete, ewig kalt und ſtarr und ſchroff gegen ihn blieb, und nicht den mindeſten Antheil an ſeinem und der Seinen Schickſal nahm, lächelte heute mehr denn einmal, zumal da er nicht weit vom Doktor Piripuls ſaß, der aufgeregt durch etliche Gläſer edlen Weins viel luſtige Schnurren trieb. Als die Rede darauf kam, daß ſo viele angeſehene Männer aus der Stadt geflohen ſeien, ließ der Doktor Roſa's Laute, und rief aus, indem er darauf präludirte: Holla! Verehrteſte Gäſte, hört an ein ſchönes, neues Lied von den edlen Herren, die aus der Stadt gewichen und ihre Gütlein dahinten gelaſſen haben, und als ſich nun Alle zu ihm wandten, und ihm Aufmerkſamkeit ſchenkten, ſchnitt er wunderliche Geſichter, ſchlug die Laute und ſang mit quinkelirender Stimme:

„Ein guter Mann, Hans Kranichfeld,
Der gab zuerſt das Ferſengeld!
Herr Burkhart Unrath, wohlbekannt,
Hat uns den Rücken zugewandt.
Herr Balthſar Kellner lobeſan
Auch fortging und nicht wiederkam.“

„Doktorlein, Doktorlein,“ drohte ihm gegenüber Hans Hirſchbach reimend: „Stellt Euren Singſang ein, möcht' wohl vom Uebel ſein!“

„Und wer weiß,“ fügte Georg Millwitz in Proſa hinzu: „wer weiß, was in dieſer ſchlimmen Zeit einem jeglichen unter uns bevorſteht, wer weiß, ob nicht ich oder Ihr, Herr Doktor Pirlipus —“

„Nicht Pirlipus, Theuerſter!“ ſchrie der Doktor: „Piripuls, Piripuls, ſo Ihr es nicht ungütig nehmen wollt!“

„Ob nicht ich oder Ihr, Herr Doktor Piripulſus“ — fuhr Georg Millwitz fort, und mit jammernder Stimme unterbrach ihn der Doktor wieder: „Piripuls! ſage ich, nichts dazu und nichts davon, mit Verlaub!“

„Ihr oder ich davon geht, ehe ſich's einer verſieht, und ob von dieſer edlen und zahlreichen Geſellſchaft in ſechs Wochen noch zehn in unſrer guten Stadt ſind!“

Das prophetiſche Wort flog wie ein dunkler Wolkenſchatten über den Häuptern der Zunächſtſitzenden hin. „Was ſagt Ihr, Ohm?“ rief Charitas, die eben mit Georg Gunſtedt auf treue Freundſchaft angeſtoßen hatte, und ihre Hand zitterte, mit der ſie den vollen Becher hielt, und auch die übrigen Gäſte ſahen einander bedenklich an.

„Nichts, nichts, was Dich anginge, liebes Kind,“ erwiederte er freundlich: „Laß Dich nicht ſtören und trinke nur immer auf das Wohl dieſes wackern Junkherrn!“

Herr Hans Millwitz erhob ſich, den großen, vollen Silberpokal faſſend, und ſprach mit Salbung: „Den erſten Trunk, den ich aus dieſem mir zu meinem Feſte verehrten Becher thue, bring' ich mit meinem herzinnigſten Danke für die koſtbare Gabe, den liebevollen Gebern, meinen theuern und edlen Freunden!“ Er trank, und Alle ſchwiegen erwartungsvoll. „Den zweiten aber“ — ſprach er, „bringe ich der Wohlfahrt unſrer Stadt, dem hochedlen Rath und den Vormündern der Gemeinde und wünſche, daß Eintracht und Friedfertigkeit unter uns bleibend ſeien, daß Ruhe und Friede in unſern Verſammlungen, in den Häuſern und auf den Straßen walte; ich wünſche ferner, daß jeder treugeſinnt ſei, und auch dann die Stadt nicht verlaſſe, wenn der Rathſchluß des Himmels Noth, Ungemach und Gefahr über ſie und ihre Bürger verhängen ſollte, denn in den Tagen der Noth ſoll man treue Freunde erkennen; und allen Treuen unter uns, ich weiß, jeder iſt es, bringe ich ein Lebehoch!"

„Zu lang für einen Trinkſpruch und zu kurz für eine Predigt; kurzweilig nicht, aber langweilig," murmelte des' Sprechers Bruder in den Bart.

„Anfang und Ende wollen nicht allezeit übereinſtimmen," flüſterte der Doktor leiſe zu ihm hinüber und blinzelte liſtig mit den kleinen Aeuglein, ſein feines Ohr hatte vernommen, was Herr Georg nur ſich ſelbſt geſagt, und es war ihm etwas bange geworden, als vorhin derſelbe Mann ſo ernſt die Flucht verkündende Prophezeihung gegen ihn ausgeſprochen. Sein Haſenherz hatte den Entſchluß gefaßt, ſobald ſich etwas Bedenkliches zeige, ebenfalls der Stadt den Rücken zu kehren, und ſeinen theuern Leichnam möglichſt zu ſichern.

Unter Trinkſprüchen, gereimt und ungereimt, unter Scherzen und mannigfaltigen Geſprächen war die Zeit bis zum Aufbruch der Gäſte ſchnell vergangen. Wenige ahneten, daß bei dieſem Gaſtmahl manche Saat geſäet worden war, welche die Zukunft reifen ſollte. Faſt keiner der Männer und Jünglinge ſchied ohne Wünſche, Pläne und Hoffnungen, wie verſchiedener Art dieſelben auch immer ſein mochten. Ein feurig Liebender ſchied Ludiek Prohaska, und gelobte ſich mit heiligen Schwüren, Roſa's Beſitz zu erringen. Des freundlichen, muntern und dabei ſo ſittſamen Mädchens Bild gaukelte vor ihm her, und wob mit goldhellen Fäden ein Zaubernetz, in welchem es den ſchwärmeriſchen Jüngling verſtrickte. Wie ſelig iſt die erſte Liebe! Ein Pfandbrief an das Glück, eine Verheißung des Paradieſes, eine Nachtigall im Wonnemond, die über Roſenbüſchen ſeufzt, ſehnſüchtig harrend, daß ſich die ſchwellenden Knospen erſchließen möchten.

Der junge Gunſtedt führte ſeinen Vater; auch er dachte an die Freudenſtunden, die ihm an Charitas Seite ſo ſchnell verrauſcht waren. Seine Neigung war älter, als die Prohaskas; er wußte, was jener erſt hoffte, er wußte, daß er geliebt ſei. Dieß Gefühl iſt ein andres, als das der zagenden und zweifelnden Hoffnung. Er war ſtolz auf dieſes Mädchens Liebe, und hoffte, ſie durch Treue zu verdienen; ihre Hand war ihm gewiß, wenn er um ſie warb, er war ein willkommener Freier, und ſo ging er mit ernſter Sicherheit dem künftigen Glück entgegen. Der kleine Doktor Piripuls hing am Arme des Herrn Georg Millwitz. Er hatte viel getrunken, und entwickelte muthige Gedanken. „Ich weiche nicht aus der Stadt“ — plauderte er: „nein — quos ego — ergo — und wenn Alle — si omnes — ſage ich — beim Aeskulapius, ich bin nicht furchtſam — Herr Millwitz, wartet, eilt nicht ſo, dort ſteht ein garſtiger Kerl — ſchützt mich — oh — ich bin nicht furchtſam, gar nicht — ich kann nur meinen Degen — nicht aus der Scheide — verſteht Ihr — laßt ſie kommen, die Andeliones! Wir wollen — wir — wir — ach, mir iſt kanibaliſch zu Muthe — haltet ein wenig — oh!“

Herr Millwitz ſtand dem Armen treulich bei und brachte ihn nach Hauſe.

In ernſten Geſprächen gingen Monſtedt und

Röſſing. Die Gedanken des Grolles, des Haſſes und finſtre Rache gehen im Wein nicht unter, ſie ſteigen immer empor, wie kohlenſaures Gas in gährender Flüſſigkeit. Auch der Haß iſt eine Kohle, die lange glüht, und ein mächtiges Gas, das langſam genährt und entwickelt, endlich zerſtörend die Hülle ſprengt, die es einengte. Die beiden Männer ſprachen von dem Ober-Vierherrn, von der Sendung nach Mainz und vom Umſturz der beſtehenden Ordnung. Auch das Freudenmahl hatte das nicht verſcheucht, womit ihre düſter brütenden Gedanken fort und fort ſchwanger gingen.

10.

Für Brüder halten ſelbſt wahrhafte Freunde Du.

Eelen.

Der Sommermorgen dämmerte kaum erſt roſig über dem hohen Ettersberge bei Weimar empor. Es war noch ſehr früh, und in den Straßen Erfurts lag tiefe Stille, aber in manchem Hauſe war es bereits recht lebendig. Der Tag der Abreiſe der Geſandten, welche die Gemeinde nach Mainz an ihren geiſtlichen Oberherren ſchicken wollte, brach an, und der Graben war zum Sammelplatz der Reiſenden beſtimmt. Im Hauſe des Herrn Hans Millwitz ſah man nur trübe Geſichter, ſein eignes ausgenommen, auf welchem der Charakter einer ruhigen Heiterkeit ausgeprägt war. Die ſanfte Roſa weinte heftig, die Trennung von dem geliebten Vater war ihr ungemein ſchmerzlich: ihre Schweſter überließ ſich weniger den Ausbrüchen ihres Wehgefühls und war eifrig bemüht, die Mutter in ihren mancherlei Anordnungen zum Nutzen und zur Bequemlichkeit des theuern Scheidenden zu unterſtützen. Die Söhne waren ſtill mit ſich beſchäftigt, und rüſteten ſich, den Vater eine Strecke Wegs zu begleiten. Dieſer aber hatte für Alle freundliche Worte, Rathſchläge, Verhaltungsregeln und Troſtreden, und bald kamen noch einige Freunde, die ihn ebenfalls zu begleiten gedachten, ſo daß es beinahe in der Stube wieder ſo lebhaft wurde, wie vor wenigen Tagen, als das Gaſtmahl ſie zu einem fröhlicheren Zweck hier vereint hatte. Auf dem Graben ſchallte Hufſchlag, Gunſtedt kam mit ſeinem Sohn geritten, Beide ſaßen ab und banden ihre Roſſe vor dem Hauſe an.

Herzlich von der Familie bewillkommt, traten Vater und Sohn ein, den Freunden freundlich Gutenmorgen wünſchend; man hatte ſich kaum gegenſeitig begrüßt, ſo ſprengte ein jugendlicher Reiter daher, im ſtolzen Federhut, über die Schultern einen lichtblauen, goldgeränderten Mantel geworfen, und mit einem weißen, blaugeriſſenen Wams bekleidet, in welchem bald Roſa's ſcharfe Augen den heldenſchönen Jüngling Prohaska erkannten. Er ſtieg nicht ab, ſondern tummelte ſein Roß auf dem Platz vor dem Hauſe in künſtlicher Parade auf und ab. Schon erſchien auch Herr Hans Hirſchbach mit ſeinem Sohne, welcher letztere ebenfalls den Vater eine Strecke zu begleiten beabſichtigte, und auch die vier andern zur Reiſe erwählten Herren ſtellten ſich, ſtattlich gerüſtet, mit ihren Knechten ein.

Eiligen Laufes kam jetzt der Doktor Pirispuls daher gerannt. Er trug ein kleines Käſtchen unterm Arm, und ſchlüpfte in Mißwitzens Haus. Faſt odemlos trat er in die Stube. „Salvete — omnes“ — begann er mit tiefer Reverenz und wandte ſich an den Hausvater: „Amice! Dieſes Käſtlein muß noch in Euern Reiſeſack, muß — ſage ich,“ und er drückte an einer Feder, der Deckel ſprang auf. „Ecce!“ fuhr er fort: „eine Apotheca portabilis, die ich Euch eingerichtet, Theurer, und mit welcher ich nicht früher, denn jetzt, fertig werden können, wegen allzuvieler praxin.“ Und er begann nun die Erklärung. „Ecce, ein Gläslein voll des präparirten Edelſtein Beryllus, hat eine artem sympatheticam, macht Glück in allen Sachen, und ſchaffet Uebergewicht über alle Feinde. Einer Perlen groß davon genommen, giebt hellen Verſtand und kluge Rede, hier ein Pülverlein Temperantiae, hier ein Büchslein mit präparirten Korallen, ſtillen das Blut in den Wunden und verleihen Weisheit. Hier eine quinta essentia gegen die Flüſſe im Haupt. Hier, Liebwertheſter, ein Fläſchlein köſtlichen Wundbalſams, hier ein Roſenpflaſter, wenn Ihr ja durch einen böſen Zufall eine Wunde oder Schramme bekämet, was der Herr verhüte. Hier —“

„Packt ein, packt ein, werther Freund,“ unterbrach Herr Millwitz den Heilkünſtler, „die Zeit drängt, ich ſehe, die Gefährten harren ſchon, habt Dank für Eure Fürſorge und gehabt Euch wohl!“

Der Doktor zog noch ein Dutzend lange Receptformeln aus der Taſche, über welche er den Namen des Uebels geſchrieben, gegen das ſie wirkſame Mittel enthielten, und barg ſie in das Käſtlein, das er in Charitas Hände gab, die es hinaus trug, damit es der Knecht dem Gepäck noch beifüge. In Millwitzens Armen hing weinend ſeine treue Gattin. „Ich muß in ewiger Sorge um Dich leben!“ ſchluchzte ſie: „erſt wirſt Dich die Krankheit nieder, und kaum geneſen, entführt Dich mir und den Kindern der Beſchluß des Rathes!“

„Dem zu folgen, mir die Bürgerpflicht gebietet, gutes Dorchen,“ tröſtete Millwitz. „Lebe wohl, und härme Dich nicht um mich! bete für mich, Du gutes frommes Weib, ſo wird der Segen des Himmels auf mir ruhen und mich begleiten.“

„Das will ich, das will ich ſtündlich!“ rief ſie, küßte noch einmal den Gatten, und wandte ſich weinend ab. Charitas kam zurück, und ſank mit der Schweſter zugleich an des Vaters Bruſt. „Gott ſegne Euch, meine Töchter,“ ſprach Millwitz gerührt. „Vergeßt Euern alten Vater nicht, und bleibt fromm und gut; wir werden uns bald wiederſehen!“ Er küßte beide ſegnend auf die reinen Stirnen, und wandte ſich dann zu dem alten Gunſtedt: „Euch, biedrer Freund, Euch vertraue ich meine Schätze an, Weib und Kinder. Meine Söhne bleiben zwar hier, und ſind keine Knaben mehr, aber es könnten Zeiten eintreten, wo des erfahrenen Mannes Rath und Beiſtand nöthig, nehmt Euch dann der Meinen an, ſeid Ihnen Vater, wenn ich — nicht gegenwärtig ſein kann."

„Verlaßt Euch auf mich, alter Freund," rief Gunſtedt, und reichte die Hand zur Beglaubigung dem Reiſefertigen: „an mir und auch an meinem Sohn ſoll es nicht fehlen, ſo es hellen Kopf, ein warmes Herz und tüchtiger Arme bedarf!"

„Gewiß!" bekräftigte Georg: „ich werde ſtets bereit ſein, Blut und Leben für die Euern einzuſetzen, wenn es Noth thut." Charitas und Roſa dankten ihm mit freundlichen Blicken.

„So laßt uns denn hinunter gehen, es iſt alles bereit zur Abfahrt," ſagte Millwitz, und ſchritt aus der Stube. „Lebt wohl, Herr Doktor — hätte Euch bald nicht geſehen," rief er, ſich nochmals umſehend, und reichte dem Kleinen die Hand, der ein ſatyriſches Geſicht zog, und mit dem Sprüchwort antwortete: „Kleiner

Mann, kleiner Schatten! Viel Glück auf die Fahrt!“

„Habt Ihr's gehört,“ drehte ſich Millwitz lächelnd zu den Freunden: „wie gut ſich unſer Herr Doktor vertheidigt? Ich ſage es ja immer: Kleine Bächlein geben auch Fiſche!“

„Ja,“ lächelte der Doktor pfiffig und geſchmeichelt: „Kleine Mäuſe haben auch Schwänze.“

Sie kamen hinunter, die Begleiter Millwitzens grüßten die Verſammelten, und ſchwangen ſich auf ihre wiehernden Roſſe. Prohaska neigte ſich tief auf ſeinem ungeduldigen Thier vor den Jungfrauen, die in der Thüre ſtanden. Es war viel Volk verſammelt, um die Reiſenden abreiten zu ſehen, mit denen, die zur Begleitung mitritten, waren es dreißig Männer und Jünglinge. Hell und unbewölkt lachte der Morgenhimmel, wieder einen heißen Tag verkündend; auf die goldenen Kreuze der Thürme des Peterskloſters, wie auf die des Domes und Severiſtifts fiel der Gluthſtrahlenkuß der aufgehenden Sonne; die Glocken der nahegelegenen Allerheiligenkirche riefen mit feierlichem Getön zur Frühmette, und von Grüßen, Segenswünſchen und thränenvollen

Blicken begleitet, ritt der anſehnliche Zug von dannen, bog beim Domſtift in die Mainzerhofſtraße, gelangte dann durch ein ſtark gemauertes und bewachtes Thor in die Brühler Vorſtadt, und ſchlug die neuerbaute Cyriaksburg zur linken laſſend, den ſchmalen Hohlweg ein, welcher etwas mehr rechts, als die jetzige Kunſtſtraße, den Reiſenden damals die Richtung nach Gotha gab.

So lange die Frauen den Scheidenden nachſehen konnten, blieben ſie in der Thür ſtehen, ja, ſo lange ſie den Hufſchlag der Roſſe vernahmen, als aber der letzte Schall ſich an dem Gemäuer des Domes verhallend brach, gingen ſie ſtill und betrübt in das Haus, das ihnen plötzlich ganz verödet ſchien, obgleich ſie ſchon gar oft allein darinnen gewaltet, und der Vater mit den Söhnen Stunden, ja auch Tage lang abweſend geweſen war.

Die Mutter brach in lautes Weinen aus. „Dort reitet er hin,“ ſchluchzte ſie: „und Niemand weiß, wenn wir ihn wiederſehen, und ob wir nicht ſeinen letzten Kuß empfangen haben? Mir liegt auf der Seele ein ſchwerer Kummer, ſchwerer als jener war, wie der Vater krank danieder lag. Wir waren doch um ihn, wir konnten ihn pflegen, er war unſer. Dort in Mainz, oder auch auf der Reiſe, wen hat er? Was werden ihm die Medikamente des Doktors nützen?“ —

Frau Dorothea würde einen harten Kampf zu beſtehen gehabt haben, hätte ſich nicht der Doktor ſchon vorhin an der Thür empfohlen gehabt, und hätte er dieſe Aeußerung des Unglaubens vernommen.

„Sei doch ruhig, liebe Mutter,“ bat Charitas: „der Vater iſt ja ganz wieder hergeſtellt, und der Doktor ſagte ja, die Reiſe ſei ſeiner Geſundheit zuträglich.“

„Was mir bange macht,“ entgegnete betrübt die Mutter: „iſt nicht die Reiſe allein, ſondern zugleich ihr Zweck, der nur dienen kann, Hader und Uneinigkeit zu wecken und zu nähren, denn obgleich ich eine Frau bin, und wenig von dem verſtehe, was die Angelegenheiten der Stadt und der Staaten betrifft, ſo iſt mir doch ſoviel klar, daß unſre gnädigen Herren, die Fürſten von Sachſen nun einen doppelten Groll auf die Stadt werfen werden, weil ſie nicht ihre nahe, ſondern des Herrn Erzbiſchoffs weit entlegene Hülfe ſucht."

„Gräme Dich nicht, lieb Mütterlein!" ſchmeichelte Roſa: „Wir ändern es doch nicht. Wir wollen recht fleißig miteinander für den Vater beten, daß ihn der liebe Gott uns wohlbehalten und geſund zurückbringe, nicht wahr?"

„Wie Du ſagſt, mein Kind, ſo geſchehe es," antwortete die Mutter. „Kommt, laßt uns in Allerheiligen eine Meſſe hören." —

In der Feierſtunde deſſelben Tages waren in ihrer gewöhnlichen Schenke, zum Thüringer Löwen in der Kürſchnergaſſe, die unruhigen Volksaufwiegler Hans im Bart, Kaspar Degenhart, Bachmann, Schierſchmidt, Schele und Winterkorn mit ihrem Anhang verſammelt, in politiſcher Kannengießerei das Wohl der Stadt und des gemeinen Weſens beſprechend, und ſich durch Uebermaß geiſtigen Getränkes zu Thaten des Unſinnes und der Unordnung aufregend.

„Ein Wort für tauſend!" brüllte Hans im Bart, auf einer Tonne ſtehend: „wir brauchen nicht zehnerlei Obrigkeit, als da ſind Vierherrn und Rathsmeiſter, Erwählte und Vermünder, Doktoren und andres Geſchmeiß, das nur vom Gelde der geringen Leute praßt, und ſich fett frißt. Laßt uns zuſammenhalten, und dieſem Gezücht in die Häuſer rücken, ſo viel deſſen noch hier geblieben iſt, und ihnen alles zuſammenſchlagen!“

„Und ſie ſelbſt todt, wenn ſie länger das Regiment behaupten wollen!“ rief Winterkorn.

„Wer ſich beſſer und vornehmer dünkt als wir, der mag die Stadt in Zeiten räumen!“ ſchrie Degenhart: „wie es Adolarius Ziegler zum Greif, Wolf Denſtedt zum Enker, Gleneberg zum gelben Löwen und der Doktor Reimboth zum rothen Hirſch klüglich gethan haben!“

„Und Cornelius Samuel zum Mohrentanz, Urban Mühlbach auf dem Rubenmarkt, der Doktor Zerbſt auf dem Junkerſand!“ ergänzte Bachmann.

„Noch mehr weiß ich, noch mehr,“ ſchrie der wilde Schierſchmidt: „die davon gelaufen ſind, und ſich zu den Herzogen von Sachſen geflüchtet haben, wie die Rede geht, als da ſind Balthaſar Grohmann zur Sperrſtange, Schüler in der Auguſtinergaſſe, Antonius Kitz, Friedrich

Rembot zum Schwanring, Balthaſar Leuſſer zum Eichhorn, der Doktor von der Sächſen zum Kinnbacken bei St. Michael und der Doktor Simon Faſch bei St. Paul, und noch Andre!“

„Mögen ſie alle zum Teufel laufen, die Waidjunker und Großhanſen, die den gemeinen Mann über die Achſel anſehen!“ rief mit wildrollenden Augen Hans im Bart. „Ich ſage Euch, Freunde, eher und eher wird es nicht beſſer in unſrer Stadt, als bis die Gemeinden gleiche Rechte haben mit den Vornehmen, und gleiche Abgaben, bis der Rath alljährlich Rechnung ablegt bei Heller und Pfennig, wozu er die Gelder verwendet, die wir in den Gemeinſeckel ſteuern müſſen!“

„Holla! Freunde!“ rief trunkenen Muthes Winterkorn aus: Wir ſind zahlreich verſammelt, laßt uns tüchtig zechen, und wenn es dunkel geworden, wollen wir einen Rumor in der Stadt machen, daß den Waidjunkern angſt und bange werden ſoll. Unſere ſaubern Vormünder, der alte Magiſter Frankenberger, der Doktor Back-Haus, der dürre Andreas Utzberg und Cornelius Daniel, das ſind die Schlimmſten, die meinen es übel mit uns!“

„Hoho, hoho!“ brüllte die Rotte: „die Mäuſe ſollen bald ausgepfiffen haben! Drauf und dran, Brüder! Holt Aexte, Stangen, Spieße, Fackeln, wir wollen einen luſtigen Tanz aufführen, und die gelahrten Männlein baß kuranzen! Viel Kleine machen ein Großes! Viel Reißlein zuſammengebunden machen einen ſtarken Beſen, damit wollen wir den alten Sauerteig des ſchlechten Regiments ausfegen! Hollah ho!“

So lärmte und brüllte, mit den Kannen pochend und klirrend, die Verſammlung wüſt durcheinander. Viele gingen in den Hof, und zogen aus dem dort aufgeſchichteten Reisholz ſtarke Knüttel, andre bewehrten ſich mit Aexten und Beilen, noch andre eilten fort, noch mehr Helfer anzuwerben, und wie aus dem Spund des gährenden Faſſes immer mehr und mehr der Hefe dringt, ſo wurde auch hier der tolle Haufe der Volkshefe immer zahlreicher. Unter den Fortgehenden war auch der Pergamenter Schele; aber ſein eiliger Schritt trug ihn nicht zu Freunden, und nicht nach Hauſe.

„Es iſt wahr,“ begann er ein Selbſtgeſpräch: „Wir ſind arme geſchundene Lämmer, getretene Hunde, aber ich mag nicht dabei ſein, wenn es wieder losgeht, ich habe noch genug von neulich. Soll wieder Blut vergoſſen werden? Nein, ich will es zu verhindern ſuchen. Ich will die Geſchichte ganz heimlich anzeigen, vielleicht iſt man dankbar, und giebt mir ein Aemtlein, das mich redlich ernährt, denn mein Gewerbe liegt ganz und gar darnieder! Beſſer hab' ich, als hätt' ich, ſage ich immer, und unter den Blinden iſt der Schele König. Meine Kameraden aber ſind alle blind, und ich bin der Schele.“

Er eilte raſch über die Krämerbrücke nach dem Fiſchmarkt, und ſchlüpfte in den hintern Hof der Kurie, wo die Häſcher ihren Aufenthalt hatten. Um einen Steintiſch ſaßen Fuchs und Miſtbauer mit einigen Rathsdienern und würfelten, da näherte ſich mit ſchüchternem Gruß dem einen der Pergamenter, und flüſterte ihm die Nachricht von dem Vorhaben ſeiner Freunde in's Ohr.

„Daß Dich der Schwarze!“ rief dieſer erſtaunt aus, und machte den Knechten das Geheimniß kund, und Alle fuhren auf, als habe der Blitz unter ſie geſchlagen, und wollten Lärm machen.

„Halt! Vorſicht! Nicht ſo hitzig!“ gebot Ehrenfried, der Rathsdiener. „Ich melde es ſogleich einigen Herren, Ihr haltet Euch alle mit den Schaarwächtern bereit, einer läuft in den Mainzer Hof, und ſagt es dem Hauptmann an, daß ſich die Landsknechte bereit halten, dieſen Patron aber, auf Schele deutend — behaltet Ihr hier, damit, wenn er uns etwa genarrt hat, der edle Rath ihm den Lohn dafür gebe.“

Alles geſchah, wie es der umſichtige Ehrenfried geboten, und in weniger als einer halben Stunde war eine große Zahl der Rathsmitglieder verſammelt, war das Fähnlein der Söldner in aller Stille auf dem Fiſchmarkt aufmarſchiert, gingen Boten des Raths in die vier Viertel, die Bürger aufzubieten, und als nun der trunkene Haufe der Ruheſtörer aus ſeiner düſtern Trinkſpelunke aufbrach, und ſein Müthchen zu kühlen gedachte, da raſſelten Lärmtrommeln in allen Gaſſen, im Fackelſchein erglänzten Harniſche und

Partiſanen, die ganze Stadt gerieth in Aufruhr und Verwirrung, und Angſt und Schrecken der ruhigen Einwohner dauerten noch lange fort, als jener tolle Haufe ſich längſt zerſtreut hatte, denn die Schaarwacht durchzog die Gaſſen, auf den freien Plätzen ſtanden zahlreiche Wachen, brannten Pechpfannen, und es war ein Toſen und Lärmen, als ſeien fremde Kriegsvölker in großer Menge in Erfurt einmarſchiert. Dieſes Alles aber war nur ein Vorſpiel kommender Unruhen, eine Prophetenſtimme des Schickſals, das düſter und drohend über der Stadt die Zornruthe der Verwirrung und Anarchie ſchwang, bereit wie immer, auch den Schuldloſen mit dem Schuldigen zu treffen.

Der Pergamenter, der heute ein gutes Werk geſtiftet, und manchem Gräuel vorgebeugt hatte, empfing ſeinen Lohn, doch nicht ganz nach ſeinem Wunſch; man ſteckte ihn, da er als liederlicher Müſſiggänger und arbeitſcheuer Menſch bekannt war, unter die Soldknechte, und verſprach ihm, wenn er ſich gut aufführe, den Poſten eines Rottmeiſters. —

Der arme Kellner lag noch immer in ſeinem traurigen Verſteck, von einem elenden Gefangenen nur unterſchieden durch die beſſere Koſt und die Vergünſtigung, ſich in den ſtillen Abendſtunden leiſe auf dem Chor ergehen zu können, immer und immer allein, hingegeben ſeinen düſtern Träumen, und bangen Befürchtungen, verfallen dem ewigquälenden innern Richter, der ihm mit glühendem Stempel die Erinnerung der Thaten ſeiner Jugend in das fiebernde Gehirn brannte, daß er faſt nichts Anders zu denken vermochte. Kein Freundestroſt, kein Laut kummerlindernder Liebe kam zu dem Einſamen. Wohl lauſchte er mit angeſtrengtem Ohr der Stimme des Predigers, wenn Gottesdienſt gehalten wurde, allein nur wenig vermochte er von dem zu verſtehen, was der Pfaffe dem Volke in einem barbariſchen Latein vorpredigte, denn dieſer ſprach undeutlich, und die Kanzel ſtand von dem Chor in abgewandter Richtung; und auch das Wenige, was von dem göttlichen Wort in ſeine Einſamkeit drang, ach, es war nicht geeignet, ihn aufzurichten, ihn zu erheben. Verkündigungen des göttlichen Zornes, Androhung furchtbarer Strafgerichte, die Schrecken ewiger Verdammniß, die

Martern des Fegefeuers, die Quaalen der Hölle, der Jubel der Teufel, das waren die Gegenſtände, welche die Beredſamkeit des predigenden Mönchs beſſer auszumalen verſtand, als die verzeihende Liebe des Ewigen und ſein Erbarmen zu ſchildern. Und wenn nun mit mächtigen Tönen die Orgel unter ihm erbrauſte, daß die Bretter rings um ihn erzitterten, wenn der nahe und anhaltende ungeheure Klang ihn umrauſchte, da war es ihm, als ſchlügen brandende Meereswellen über ihn zuſammen, und begrüben ſeine Beſinnung, oder als rufe der Poſaunendonner des jüngſten Gerichts die Schläfer alle wach in den Gräbern und von den übermächtigen Klängen zerberſte der Erdkreis und das Firmament zerſpalte ſich, und der Himmel breche herein mit flammenden Sternen, und der Tag der Schrecken ſei da, von dem das Lied ſingt:

Tuba mirum spargens sonum
Per sepulchra regionum
Coget omnes ante thronum! *)

---

*) Die Poſaun' im Wundertone
Aus den Gräbern jeder Zone
Ruft ſie alle hin zum Throne!

Da ſank er oft in tiefe Betäubung, und glaubte den Augenblick gekommen, der auch ihn, den Schwerbeladnen, in Donnerwirbeln des Weltenſturmes vor den Thron des zürnenden Richters reiße. —

Es war Abend; die Straße durchflatterte ſtreifender Fackelſchein, durchſchallten viele Tritte und ein wirres Stimmengetöſe. „Gott im Himmel,“ ſeufzte der Verlaſſene, aus leiſem Schlummer wieder aufgeſchreckt: „was iſt das? Gilt es mir? Kommen die zügelloſen Banden, mich aus meinem dunkeln Aſyle an das Licht zu ziehen? O Himmel, was muß ich nicht alles dulden, tragen und fürchten!“

Mit ängſtlich klopfendem Herzen lauſchte er nach dem Getöſe, es verlor ſich allmählig, die Lichtſtreifen, welche die Flamme der Fackeln in die Kirche geworfen, verſchwanden wieder, und es wurde ſtill um ihn, ganz ſtill.

Horch, da ſchallten Tritte, im Thurm, leiſe zwar, doch immer näher, und das Pförtlein ward aufgeſchloſſen, und es kam auf den Chor, es klomm die Leiter zu dem Einſamen hinauf, und leiſes Geflüſter vernahm dieſer. Da packte ihn wieder die Angſt an mit ihrer Eisfauſt, denn ſo oft ſich der Küſter noch zu ihm heraufgeſchlichen, ihn mit Speiſe und Trank zu verſehen, ſo oft war auch das Geſpenſt der Furcht zu Kellner getreten, und hatte ihn angeſtarrt aus hohlen Augen, und geflüſtert: Jetzt kommen ſie, jetzt ſchleppen ſie Dich hinunter, am längſten warſt Du hier ſicher, am längſten haſt Du gelebt!

Der Küſter ſtieg durch die Oeffnung, eine zweite dunkle Geſtalt folgte ihm auf dem Fuße, und Kellner, der ſie beim matten Licht von Joſeph Eckarts Laterne gewahrte, ſtieß einen dumpfen Schrei aus.

„Entſetzt Euch nicht, Herr Kellner,“ beruhigte Eckart: „ich bringe Euch einen Freund, der es gut mit Euch meint, und der mir nicht Ruhe gelaſſen, bis ich ihn mit herauf genommen; er will eine Nacht bei Euch bleiben und Euch die Zeit kürzen. Morgen früh, ſobald die Sterne bleichen, verläßt er Euch.“

„Wer? Wer iſt's,“ fragte Kellner dumpf und mißtrauiſch, und ſtrengte ſeine Augen an, die Züge des Unbekannten zu erkennen.

„Ich bin es, edler Herr,“ ſprach dieſer, und reichte ihm wehmüthig freundlich die Hand.

„Ihr, Zimmermann?“ fragte Kellner erſtaunt, und ſein gramverdüſtertes Geſicht hellte ſich auf. „Ihr beſucht mich auch einmal? O habt Dank, habt Dank! Setzt Euch, denn ſtehen kann hier Keiner, ſetzt Euch auf dieſen hölzernen Schemel, während ich auf meinem Lager bleibe.“ — Der Küſter ſtieg hinab, er nahm ſein Laternchen wieder mit, tiefes Dunkel umfing die Männer.

„Seht Ihr, ſo wohne ich, Stadtſchreiber!“ lachte Kellner unter grimmigen Thränen. „Aber Ihr könnt es nicht ſehen, es iſt ja rabenſchwarze Nacht! So wohnt der Mann, vor dem einſt eine Stadt gezittert, der Mann, der ſtolz, wie ein Herrſcher, vor Fürſten geſtanden, und mit ihnen geſprochen hat, als ſei er ihresgleichen. So bin ich geſunken von meiner Höhe! Geſunken? O nein, ich bin ja recht hoch geſtiegen! Ihr werdet hoch ſteigen, ſprach im Steigerwald die Zigeunerin, und ihr Spruch hat ſich erfüllt, hahaha! Herrlich erfüllt!“

„Beruhigt Euch, edler Herr,“ nahm Johannes ſanft das Wort. „Nicht immer wird der trübe Stern ob Euerm Haupte ſtehen, eine beßre Zeit muß kommen, wo Ihr wiedergegeben ſeid Eurer Familie, wo das Glück Euch wieder zulächelt.“

„Das Glück?“ wiederholte Kellner zweifelhaft. „O guter Johannes, das Glück iſt eine lebensfrohe Dirne, nur den Jungen hold und den Fröhlichen, von dem grämlichen Alter wendet es ſich ſpottend ab.“

„Grollt nicht, hört mich ruhig an,“ bat Johannes. „Ich habe eine Flaſche guten Weins zu mir geſteckt, laßt uns ſie leeren, ſo gut es die Dunkelheit geſtattet, und nun hört mich an, was ich Euch zu ſagen habe, denn es iſt nöthig, daß Ihr es wiſſet.“

„Sprecht, ſprecht immerhin,“ ſeufzte Kellner. „Erfreuliches wird es doch nicht ſein, das Ihr zu verkünden kommt, und ſaget mir vor allem andern, wie geht es in meinem Hauſe? Wie leben meine Lieben?“

„Sie ſehnen ſich ſchmerzlich nach Euch,“ antwortete der Stadtſchreiber: „aber noch iſt die Stunde nicht gekommen, wo Ihr es wagen dürftet herabzuſteigen und ſie zu ſehen. Heute iſt wieder gar ein wildes Treiben, und mit Mühe habe ich mich durch das Volk und die Wächterſchaaren geſchlichen, um zu Euch zu gelangen."

„Und was iſt es, das Ihr mir zu ſagen habt?" fragte Kellner.

„Zum erſten," begann nun Zimmermann ſeinen Bericht: „iſt ein Brief eingegangen an den Rath und die Gemeinde, geſchrieben im Namen der gnädigſten Fürſten von Sachſen, Churfürſt Friedrich und Herzog Johannes und von ihnen unterzeichnet, des Inhaltes, daß ſie vernommen hätten, wie die Gemeinde des Vorhabens ſei, Geſandte nach Mainz an unſern Herrn, den Erzbiſchoff zu ſchicken, und in der Streitſache mit dem Rath ſeiner Hülfe zu begehren. Aber ſie, die gnädigen Fürſten, wären nicht gewillet, das zu leiden, ſondern ſie wollten ſich mit aller Macht dagegen ſtemmen, daß ein fremder Fürſt hier einſchreite, und ehe ſie das zugäben, wollten ſie lieber all' ihre Lande und Leute daran ſetzen."

„Und was antwortete man den Herrn?" fragte Kellner geſpannt.

„Nichts,“ erwiederte Johannes. „Heute in der Frühe ſind die ſechs Geſandten fortgeritten, zwei aus dem Rath, zwei von den Erwählten, und zwei von der Gemeinde.“

„O gütiger Himmel, wozu wird dieſer Zwieſpalt noch führen!“ ſeufzte der Vierherr. „Ich ſehe eine böſe, böſe Zeit über Erfurt hereinbrechen. Und welche ſind die Geſandten.“

„Aus dem Rath Hans Millwitz und Hans Hirſchbach, aus den Erwählten Peter Mailadt und Antonius Ottenberg, und aus der Gemeinde Kunz Bergmann und Heinz Landgraf,“ berichtete der Stadtſchreiber.

„Ich ſehe kein Ende dieſes Unheils,“ klagte Kellner. „O wäre ich doch todt, was werde ich noch erleben müſſen!“

„Ein großer Theil der angeſehenſten Bürger iſt entflohen, darunter viele, deren Gewiſſen nicht ganz rein ſein mag, und alle, die an jenem Unglückstage feierlich gelobten, bei der Stadt, zu halten mit Leib und Gut.“

„Laßt ſie ziehen,“ ſprach Kellner. „Wäre ich doch auch weit, weit von dieſer Stadt!“

„Wollt Ihr entweichen?“ fragte Johannes haſtig. „Wenn Ihr das wollt, und Euch mir vertrauen, ſo verlaßt Euch darauf, ich bringe Euch in Sicherheit.“

„Ich bin ja ſicher, guter junger Mann,“ erwiederte jener wehmüthig. „Ich gab mein Manneswort, und das will ich doch halten, und wenn Alle entfliehen. Ihr wagt viel für mich, Stadtſchreiber, wißt Ihr, was es Euch koſten kann, wenn entdeckt wird, daß Ihr mit mir verkehrt, mit mir, auf dem der Zorn Gottes und der Menſchen liegt?“

„Und wenn es mein Leben koſtete!“ rief Johannes feurig. „Ich habe gelobt, in eine theure Hand gelobt, für Euch zu wirken, und Ihr könnt über mich gebieten, wie über einen Knecht.“

„Treue Seele, edler Mann, könnte ich Euch die Liebe lohnen, die Ihr einem Unwürdigen weiht. Ich bin nicht werth, daß ein reines Herz mich liebt, und für mich ſchlägt. Kettet Euer Schickſal nicht an das Meine. Ich ſehe, immer ſchneller rollt mein Lebensrad dem Abgrund zu, hängt Euch nicht daran, weicht ihm aus, ſonſt reißt es Euch mit hinunter," ſeufzte Kellner.

„Redet nicht ſo," bat Johannes, „laßt mir die Hoffnung, Euch noch glücklich zu ſehen, und aus Eurer Hand mein Glück zu empfangen. Ja, edler Herr, ich hehle es Euch nicht länger, laßt mich es ausſprechen hier in dunkler Nacht, wo Ihr die Gluth meiner Wangen nicht ſeht, ich liebe Eure Tochter, Libetha, gebt mir ſie zum Weibe, wenn Ihr wieder im Glück ſeid."

„Wenn ich wieder im Glück bin? Guter Junge, da wirſt Du lange harren müſſen," ſprach Kellner leiſe und träumeriſch. „Ich ſage Dir, mein Glück hat ſich ſchlafen gelegt, und will nicht wieder aufwachen — am Ende iſt es gar todt — todt ſage ich. — Mein Mädchen hat Dich lieb, Johannes, ſehr lieb, aber, guter Junge, wenn ſie im Rathe merkten, daß Du Dich mit mir zu verbinden gedenkſt, werden ſie Dir bald das Amt nehmen. Du biſt nicht klug, Johannes. Man muß gut ſein, aber auch klug. Andrer Thorheit ſei Deine Weisheit! Wird doch um

Millwitzens Töchter, oder um eines Andern, der noch am Ruder iſt. Weißt Du nicht den Spruch: Anderer Mann, anderes Glück?" —

„O mein Vater," ſprach Johannes mit innigem Ton: „Euren Segen erbitte ich, nicht Lehren, die mein Herz nie annehmen und bekennen wird, Euern Segen für mich und Libetha."

„Kannſt Du Brod machen aus den Steinen? Kannſt Du Feigen pflücken von der Fichte? Schöpfteſt Du Wein aus dem Brunnen?" rief Kellner bitter: „dann kannſt Du auch Segen hinnehmen von meinem Mund. Das Unglück hat keinen Segen, und — Johannes — die Sünde hat auch keinen — ihr Segen verwandelt ſich in Fluch!"

„Ihr ſeid ſchrecklich, Herr Kellner. Euch hat das Unglück ſehr finſter gemacht. So hofften wir vergebens, Libetha und ich?"

„Nein, nein" — ſeufzte er. „Du ſollſt ſie haben, und laßt Euch von der Mutter ſegnen, von meiner Martha, ſie hat eine reine Hand. — Sei glücklich mit Elſe! O es iſt dieſes Kind mein Stolz, mein Troſt, meine Hoffnung! Johannes — ich gebe Dir viel, ſehr viel mit Ihr.“

„Und ich weihe Euch für ſie alles!“ rief der liebende Jüngling. „Leben, Gut, Ehre, alles, was ich mein nenne, ich will Euch treu ſein, bis zum Tod!“

Er rief es laut, da war es, als wiederhole tief im Schiff der Kirche ein Geiſterecho ganz vernehmlich: „Bis zum Tod!“ — und Johannes ſchauerte heftig zuſammen.

„Haſt Du's gehört?“ lispelte Kellner, und ſchweigend ſaßen ſie zuſammen eine lange Zeit. —

11.

Dem Edlen ziemet, Schmerzgebeugten hülfreich ſein.

Sophokles.

Luſtig flatterten im friſchen Oſtwind die bunten Wimpel deß Schiffes, das die Geſandten der Stadt Erfurt mit geſchwellten Segeln den Main hinunter trug. Abgeſtreift, wie einen dunkeln Alltagsanzug, hatten die Männer für die Zeit der Reiſe die Erinnerung an all' das Trübe und Traurige, was in ihrer Vaterſtadt die Herzen befing und beengte, wie ein ſchwüler Sommertag, an welchem ſich drohende Wetterwolken zuſammenziehen, und hatten dafür das helle Feſtkleid ungezwungnen Frohſinns angelegt, in welchem ſie ſich auf ihrem Schiff gar heiter bewegten. Eine Bande böhmiſcher Spielleute, die ſie mit an Bord genommen, mußte wacker muſiciren, dazu erklangen von vollen Stimmen geſungen deutſche Trinklieder, und gar manche Flaſche, wenn ſie ihres edlen Inhalts entleert war, flog über feurige Köpfe in den breiten majeſtätiſchen Strom, tanzte einige Augenblicke auf den Wellen, und ſank dann unter, um in der Tiefe des ſandigen Strombettes ſo ſtill zu ruhen, wie zuvor im Keller des Weinverkäufers.

Da, wie die Sonne dem Weſten zueilte, hob ſich in der Glorie der Abendſtrahlen vor den fröhlichen Schiffern das altergraue Mainz im Kranze grüner Rebenberge, wie ein ſteinernes Heiligenbild, das fromme Andacht lieblich mit Blumen ſchmückte, empor. Thürme und Thürmchen, hohe Kirchen, Schanzen und Wälle waren vom Gold der ſinkenden Tageskönigin flammend angeſtrahlt, und angethan mit einem Purpurtalar, den er vom glühenden Abendhimmel ſich geliehen, wogte der königliche Rhein heran, den Main mit brüderlichem Wellenrauſchen grüßend und ihn in ſeine Umarmung ziehend. Und auf der vereinten Stromfluth tanzte das Schiff dem nahen Ziele zu. Die Berge, die Rieſenkirchen, die Paläſte ſpiegelten ſich herrlich in der breiten

Fläche des Rheines, und weit flogen über ſie, ſtromab und auf, die entzückten Blicke der Reiſenden. Auf einem Feſtungsberge erhob ſich neben ſtolzen Trümmern grauer Vorzeit die Kirche von St. Alban, und hinter dieſem trat mit ſchönen und prangenden Gebäuden der befeſtigte St. Jakobsberg hervor, jenem gegenüberliegend, wie in Erfurt St. Petersberg und die Cyriaksburg, nur mehr genähert, und wie ein uralter Wächter hob ſich auf St. Jakobsberge der wunderbare Eichelſtein; ein umfangreicher ſtarker Thurm, der Sage nach des Druſus Grabmal, an den die Zeit fort und fort mit dem Flügel der Verwitterung ſchlug, mit dem Zahn der Zerſtörung nagte, und ihn doch noch nicht bewältigen konnte.

Hingelagert an des Stromes Rand glich nun die Stadt, die von Ferne im Silberflor der Abendſtrahlen ſo düſter erſchien, einer ruhenden Königin, deren Zackenkrone St. Stephans Münſter, deren zum Himmel erhobener Arm der hohe Thurm vom Domſtift St. Martin, deren Buſenzier die herrliche Kirche Unſrer lieben Frauen war, und deren Fuß endlich die alte, ſtolzprangende und unbezwingliche Martinsburg bildete, in welcher der Mann reſidirte, vor deſſen gekrümmtem Stabe ſich jetzt die Abgeſandten einer freien Stadt und in deren Namen ſelbſt krümmen und beugen wollten. Auch das Rathhaus zeigte ſich, finſter und hochalterthümlich, mit Treppenfirſten und gothiſchen Fenſtern, je zwei und zwei von einem vorſpringenden Steinbogen überwölbt.

Nicht weit vom Eiſenpförtchen legte das Schiff an, und von einer gaffenden, aber dabei fröhlich durcheinander wimmelnden Volksmenge umgeben, ſtiegen die Reiſenden aus, und ſetzten ſich wieder auf ihre Roſſe, die nicht ohne Mühe an das Ufer gebracht worden. Einige Diener blieben zurück, das Gepäck zu ſichern, während die Uebrigen den Gebietern folgten, die gar ſtolz und ſtattlich bald herab auf das rege Getümmel des Volkes bald hinauf zu den Fenſtern und Balkonen blickten, wo manches holde Frauenbild ſichtbar war, manches Auge neugierig auf die geſchmückten Fremdlinge niederſchaute.

Wie die Dämmerung ihren zarten Flor über den ſanftblauen Himmel, den lichten, in

Farben verglühenden Strom, über die ſchweigende Erde breitete, ritten die Reiſenden durch das hohe Thor des Gaſthofes zum ſilbernen Rad ein, von dem erfreuten Wirth mit tiefen Bücklingen empfangen. —

Reich und herrlich geſchmückt mit Ketten, Ringen und andern Kleinodien, ſtanden um die zehnte Frühſtunde des folgenden Tages die Erfurter Herren bereit, den Ritt zur Martinsburg zu beginnen, und ihrem geiſtlichen Oberhaupt die gerechten Klagen ihrer Stadt an das Herz zu legen.

„Gott ſegne dieſen Gang, meine Freunde,“ nahm Millwitz das Wort, und aller Ernſt und alle Sorge für die geliebte Vaterſtadt waren wieder auf ſeine Züge getreten. „Er laſſe uns an dem Herrn Erzbiſchoff einen freundlichen Hörer und einen thätigen Helfer finden,“ ſetzte Hirſchbach hinzu.

„Er wird hoffentlich dem guten Ruf entſprechen,“ fiel Ottenberg ein: „der ihn gelehrt, umſichtig, fromm und tugendhaft ſchildert, auch das Zutrauen zu ehren wiſſen, welches wir in ihn ſetzen, indem wir ſeiner Hülfe begehren, was noch nie geſchehen iſt ſeit Menſchengedenken.“

„Wenn er uns dafür nur nicht eine empfindliche Härte fühlen läßt,“ warf Peter Mailadt ein: „denn einer, den man lange übergehet, und ſich erſt in der letzten Noth an ihn wendet, wird ſelten ein freundliches Geſicht dazu machen, und Mancher würde Rath und Hülfe weigern.“

„Da nehme ſich der Herr Erzbiſchoff den lieben Herrgott zum Vorbild,“ antwortete Millwitz: „auch der wird oft erſt angerufen in der letzten Noth, wie Ihr Euch ausdrückt, lieber Mailadt, und erbarmt ſich doch. Es ſteht einem geiſtlichen Herrn fein an, nach dem Willen Gottes zu thun und Beiſpiele der Milde und Erbarmung zu geben.“

„Als ein treuer Pflegevater des Erzbisthums,“ nahm Hirſchbach das Wort: „muß er Sorge tragen, daß Eintracht in ſeinem großen Hauſe erhalten werde, er muß verhindern, daß Mutter und Tochter in böslichen Zwiſt und Hader gerathen, und die Tochter Erfurt darf ſeinem väterlichen Herzen nicht ferner ſein, wie die Mutter Mainz, obgleich jene eine entlegenere Wohnung inne hat."

„Die Tochter iſt nur etwas frühe mannbar und mündig geworden," bemerkte Mailadt lächelnd: „und hat ſich niemals ſonderlich um die Mutter bekümmert."

„Sie hat ihren eignen Kopf aufgeſetzt, und wir, die wir uns die Gedanken dieſes Kopfes nennen können, kommen nun doch, und klopfen an der Mutter Thür an, und werden laut als bittende hülferufende Stimmen."

Ein Diener meldete, daß die Roſſe bereit, und die Herren verfügten ſich hinab in den Hof des ſilbernen Rathes, vor dem ſchon einige Hauptleute des Erzbiſchoffs mit mehreren Trabanten hielten, die Abgeſandten ſicher in die Hofburg des geiſtlichen Fürſten zu geleiten.

Welches fröhliche und geſchäftige Leben herrſchte in der volkreichen Stadt! Spielleute durchzogen zahlreich die Gaſſen und als ſei eine immerwährende Meſſe, ſo ſtanden in mancher Straße Bude an Bude, in denen alles zum Verkauf ausgeſtellt war, was das Auge erfreuen und das Herz zu Wünſchen verleiten konnte.

Hier Kaufleute in reicher Tracht, aus deren Ständen tauſendfache Kryſtallblitze in brennenden Regenbogenfarben die Augen blendeten, es waren Glashändler aus der Meerſtadt Venetia, deren Becher und Spiegel, Vaſen und Flaſchen ſo hellen Glanz verbreiteten; dort Juden und Armenier in der wunderſamen Tracht des Morgenlandes, die bunte Seiden- und Baumwollenſtoffe feilboten, oder Salben und Wohlgerüche, deren Arom die Straße weit erfüllte. Dort Waffenhändler und Stahlſchmiede, wo von den blauen Klingen aus Damaskus, von den hellpolirten Helmen und Harniſchen das Bild der Sonne ſo ſchimmernd zurückfiel, wie aus Venetia's Kryſtallglas. Sporen und Wehrgehänke hier, güldne Ketten, Ringe mit Gemmen und Kameen, Becher von lauterm Golde dort, Perlenſchnüre, Juwelendiademe, bunter Federſchmuck für Ritter und Roß wieder hier, und dort auf erhöhter Bühne, vom dichten Volksſchwarm umlagert, ein Wunderarzt, Heilmittel ausbietend für jegliches Gepreſte, dort wieder eine Bude, in welcher man ein Meerweib zeigte, das in der Nordſee gefangen worden, und deſſen gräuliches Bildniß auf flatternder Fahne über dem Bretterhaus in der Luft ſchwebte. Und wer nennt alle das Mannichfache, Seltſame und Wunderbare, was im Vorüberreiten die Fremdlinge gewahrten in dem reichen Mainz? Es nahm kein Ende, je weiter ſie ritten, und ſie beſchloſſen, ſich alles mit rechter Muße zu betrachten, wenn ihr Geſchäft beendigt.

„Es iſt traun ſchön bei uns, und lebt ſich ganz gut daheim,“ flüſterte Millwitz dem neben ihm reitenden Freund zu: „aber ſolches Leben, wie hier, wird dort doch nicht gefunden,“ und Hirſchbach beſtätigte mit freundlichem Nicken den Ausſpruch.

Sie ritten nun in den Hof der Martinsburg ein, in welchem ſich Trabanten, Söldner, Bettelmönche, Hofdiener und Mägde im bunten Gemiſch durcheinander drängten, und zum Theil die Ankömmlinge mit Verwunderung und Neugier betrachteten. Bereitwillige Stallknechte eilten herzu, die Roſſe der edlen Herren in Empfang zu nehmen, und an dem hohen Portal des innern Hauſes, wo breite Steintreppen hinauf zu den Zimmern des Herrn führten, ſtanden in glänzendem Schmuck der Vizdom Emmerich von Karbe und der Domſcholaſter Lorenz Truchſeß und hießen im Namen ihres Oberherren die Geſandten freundlich und ehrerbietig willkommen, geleiteten ſie ſodann die Treppe hinan, in ein ſchönes Zimmer, in welchem eine Tafel mit einem auserwählten Frühmahl und koſtbaren Weinen beſetzt war.

„Unſer Herr Erzbiſchoff, Kurfürſtliche Gnaden, wünſcht" — begann der Vizdom, als die Gäſte eingetreten waren: „daß Ihr, geehrte Herren, nur noch eine kleine Weile verziehet und indeß vorlieb nehmt mit einem Morgenimbiß, ſo gut ihn der Koch in der Kürze hat herrichten können."

Die Herren aus Erfurt weigerten ſich lange, der Einladung Folge zu leiſten, endlich gaben ſie nach, und ſprachen in Geſellſchaft der neuen Mainzer Bekannten den Gaben Gottes mit Mäßigkeit und Würde zu, da erſchallte plötzlich ein lautes Schellengeraſſel vor der Thüre, dieſe wurde ſchnell aufgeriſſen, und hereinſprang mit einem Salto mortale Hinz, der eine von des Erzbiſchoffs Narren. Er trug eine rothe Gugel über dem Haupt, an deren Ohren zwei große ſilberne Schellen hingen. Sein Gewand war ebenfalls von rothem Zeug, faltig, weit und durch einen blauen Gürtel zuſammengehalten, auf welchem Schellen befeſtigt waren. Die kurzen, ſehr weiten Aermel ſackten ſich, und in einer an denſelben herabhängenden Quaſte klingelte ein Cymbelglöckchen.

„Guten Abend, guten Abend, Ihr Herren von Erfurt!“ grüßte er die Geſandten, griff zu und ſchenkte ſich einen Becher Wein ein.

„Warum Abend, Hinz?“ fragte der Domſcholaſter: „weißt Du nicht, was die Glock' iſt?“

„Die Glock' iſt ein Erzmaul, das Euch in den Dom ruft, wenn's Euch nicht gelegen,“ antwortete Hinz: „und da das Herrenregiment in Erfurt Feierabend macht und uns beſucht, ſo ſage ich nochmals: Guten Abend, Ihr Herren. Ich bring's Euch!“

„Saufe nicht immer, Hinz!“ gebot der Vizdom: „ſage lieber dieſen edlen Herren jedem ein luſtig Sprüchlein.“

„O ja, das kann geſchehen!“ rief der Narr, und ſchüttelte den Wackelkopf mit den ſchelmiſchen Augen, daß die Schellen hell erklangen, dann ſchlug er mit der Kolbe leiſe Herrn Millwitz auf die Schulter und ſprach:

„Die Städte ſollen mit Fürſten nicht ſpielen, ſie haben ihnen denn zuvor in die Karten geſehen! Merk's, Gevatter!“

Jetzt ſchlug er Hirſchbach mit der Kolbe, und ſagte zu ihm:

„Es iſt ein ſchlechtes Schaaf, das ſeine Wolle nicht tragen kann; ſo iſt es eine ſchlechte Stadt, die ſich ſelbſt nicht zu rathen weiß.“

„Der Narr theilt böſe Bröcklein aus,“ lachte Hirſchbach, und der Vizdom rief: „Unſer Narr iſt ein arger Speivogel, nehmt Euch in Acht vor ihm.“

„Ich bin nicht Euer Narr,“ verſetzte Hinz raſch: „ich bin meines Herrn Kurfürſten Narr. Möchtet Ihr auch etwas Apartes haben? Da habt Ihr meine Gugel!“

„Sprich Dein Sprüchlein, Gauch!“ ſchalt der Vizdom: „und behalte Dein Käpplein. Es iſt ein unnützer Vogel, der ſich auf Eier ſetzt und ſie nicht ausbrütet!“

„Ein Narr redet, was ihm einfällt,“ — verſetzte Hinz: „und es ſind viel Narren ohne Schellen und Kolben.“ — Hierauf ſich zu Mailadt wendend, flüſterte er ihm zu:

„Neidhard, Eigennutz, junger Rath,
Troja, Rom, Jeruſalem zerſtöret hat.
Trag's heim, Gevatter!“

Zu Ottenberg ſprach er:

„Freund, man ſagt den Katzen zu ſpät vom Speck, wenn er gegeſſen iſt. Nach der That finden auch die Narren Rath.“

„O laß es gut ſein, Hinz,“ rief der Domſcholaſter: „Du biſt heute gar nicht witzig, ich will den Witzhenne rufen laſſen!“

„O warum das?“ fragte Hinz. „Du biſt ja da. Narren bedürfen keiner Schellen, man kennt ſie an den Sitten, und ein Narr redet, was ihm einfällt!“

Der Scherz mit Hinz würde noch eine Weile fortgeſetzt worden ſein, wäre nicht ein Kammerdiener des fürſtlichen Herrn erſchienen, mit der Meldung, daß der Erzbiſchoff die Geſandten aus Erfurt im Audienzſaale erwarte.

Schleunig wurde aufgebrochen, und Hinz legte ſogleich ſein lachendes Geſicht in eben ſo ernſte Falten, wie die Erfurter Männer, und ſchritt mit lächerlicher Gravität, zu nicht geringem Verdruß der Geſandten, dem kleinen, ſchnell geordneten Zuge vor. Man führte jene durch mehrere Zimmer, in denen allen eine außerordentliche Pracht herrſchte; ſie waren mit koſtbaren Teppichen belegt, in welchen herrliche Bilder eingewebt waren, auf allen Tiſchen ſtanden goldne und ſilberne Gefäße, große Gemälde in breiten, goldnen Rahmen zierten die Wände, und auf dem Purpurſammt der Polſterſeſſel ſtarrte köſtliche Stickerei in Gold und Seide.

Endlich riſſen die Diener die hohen, künſtlich mit Schnitzwerk verzierten Flügelthüren des Audienzſaales auf, der Narr blieb ſtehen und ließ mit einer Reverenz die Herren an ſich vorübertreten, ſchloß ſich aber gleich an die letzten an. Wie in eine hohe Kathedrale, ſo fiel auch in dieſen Saal das Licht durch Fenſter, die von oben bis unten aus buntem Glas zu den ſchönſten Bildern zuſammengeſetzt waren. In der Mitte ſtand ein erhöhter Thron, über ihm hing ein goldbefranzter Himmel und über dieſem prangte wunderſchön geſtickt das Mainzer Wappen unter dem Kurhut.

Nicht viel Zeit blieb den Abgeſandten, die mannichfaltige Pracht des Saales zu betrachten, voraustretende Edelknaben kündeten das Nahen des Erzbiſchoffs, und wenige Augenblicke darauf ſtand Uriel von Gemmingen, mit allen Inſignien ſeiner hohen Würde bekleidet, vor ihnen, dankte mit Hoheit auf ihre tief ehrerbietige Verbeugungen, beſtieg ſeinen Thronſeſſel, winkte mit freundlicher Huld, daß ſich die Abgeſandten niederſetzen ſollten, und fragte mit leutſeligem Tone: „Was bringt Ihr uns Gutes, edle Herren unſrer Friedensſtadt Erfurt?“

„Daß ſie es wäre, Euer fürſtl. Gnaden;“ nahm Millwitz, der zum Sprecher ernannt war, das Wort: „daß Erfurt noch den ſchönen Namen verdiente, den es Jahrhunderte mit Ruhm behauptet, aber jetzt hat ſich der Unfriede auf unſern Markt geſetzt, und hat Unruhe mitgebracht, und die gehen nun durch alle Straßen und legen das Feuer der Zwietracht an, daß es in hellen Flammen auflodert und uns alle verdirbt, wenn ihm nicht bald ein kräftiger Helfer naht.“

„Ihr ſtolzen Bürger wußtet Euch doch ſonſt trefflich zu wahren gegen jede Hülfe von außen, beſtandet ſtets auf Eurem Kopf, wolltet alles Regiment allein führen, und es war Euch nicht genug, daß Eure Stadt des Kaiſers Friedensſtadt hieß, ſie ſollte eine kaiſerliche freie Reichsſtadt heißen, dahin ging Euer Streben zu jeder Zeit!“ ſprach ernſt der Erzbiſchoff.

Dieſe Worte waren nicht geeignet, den Muth der Abgeſandten zu beleben, doch Millwitz faßte ſich und fuhr fort: „Was die Vorfahren gethan, gnädigſter hochfürſtlicher Herr, wird Eure Weisheit uns armen Bürgern nicht zur Laſt legen, die wir im Namen der Gemeinde als Bittende uns Eurer Gnaden erzbiſchöfflichem Stuhle nahen, und Euch um Rath und Hülfe kniefällig anflehen. — Seht!“ fuhr er fort, als er mit ſeinen Begleitern ſich auf ein Knie niedergelaſſen hatte: „Seht, ſo liegt Euer treues Erfurt Euch zu Füßen, eine Heerde vor ihrem

Hirten, und fleht Euch an, ein gnädiges Ohr und ein mildes Herz den Klagen zu weihen, die Eure Heiligkeit uns erlauben wollen, Euch vorzutragen."

„Stehet auf und redet," erwiederte Uriel von Gemmingen. „Wir tragen für unſer Erfurt ein väterlich geſinntes Herz in der Bruſt und ſind ſtets zur Milde geneigt, und zur Hülfe der Nothleidenden bereit, darum, liebe Herren, ſprecht offen und frei."

Wieder ermuthigt erhoben ſich die Geſandten, der Wink des Fürſten hieß ſie niederſitzen, nur ihr Sprecher trat dem Throne einen Schritt näher, und ſprach das Folgende mit redneriſcher Kraft und eindringlicher Stimme:

„Die Ausgaben unſrer Stadt, hochwürdigſter Herr Erzbiſchoff, haben bisher jährlich die nicht unbedeutenden Einkünfte um zehntauſend Gulden überſtiegen, und die Schuldenlaſt iſt bis zu der Summe von ſechsmalhunderttauſend Gulden angewachſen. Ungeſtüme und beſchwerliche Gläubiger drängen uns hart, ſie fangen die Bürger auf und büßen ſie, und alles droht uns den Untergang. In dieſes Elend iſt Eure gute Stadt, gnädigſter Kurfürſt, durch die Schuld der Rathsherren verſunken, die den anvertrauten Schatz antaſtend, das Meiſte davon in Putz und Pomp vergeudeten. Ja, viele der Vorgeſetzten, die zum Nutzen des Gemeinwohls ſich ſo oft auf dem Rathhaus berathen, dienten, wenn ſie auch nicht ſelbſt das öffentliche Vermögen verſchwendeten, aller Verantwortung ledig, doch mindeſtens den Veruntreuungen Andrer durch knechtiſche Zuſtimmungen. Die Quelle des Uebels aber, erhabenſter Gebieter, entſpringt aus dem Mangel richtiger Berechnungen, die immer von einer Sitzung zur andern verſchoben, und niemals von einem der Rathsoberſten mit Ernſt abgelegt wurden, indem ſie jeder von ſeinem Vorgänger im verfloſſenen Jahr ebenſo vergeblich hoffte. So ſind die Quellen verſchüttet, und freier waltet die Veruntreuung der öffentlichen Gelder, weil Keiner iſt, der ſie ſtrafe. Daher ſind noch, hochwürdigſter Herr, von dreißig Jahren her Rechnungen abzulegen, und es iſt ſonnenklar, daß durch ſolche Nachläſſigkeit die Stadt beraubt ſei! O möchte ſich doch eine Schutzwehr für uns finden, die uns Bürge würde gegen künftiges

Unglück! Doch müſſen wir nicht unbemerkt laſſen, daß, ob auch der Rath die Rechnung verweigert, dieſes doch nicht der ganze Rath iſt, ſonſt ſprächen wir uns vor Euer fürſtl. Gnaden ſelbſt das Urtheil, ſondern nur Wenige ſind es, die ſolche verweigern. Daher iſt es, hoher Herr, vor nicht gar langer Zeit geſchehen, daß Einzelne dem billigen Verlangen der Gemeinde entgegen waren, und Einer durch das Bewußtſein ſeiner ſchlechten Verwaltung ſo ſehr geſchreckt, ſich vor der Rathsverſammlung ſelbſt für die Gemeinde erklärte, andre aber durch Lug und Trug die geforderten Rechte weigerten, und, was noch mehr iſt, mit der Macht und dem Anſehen der Sachſenfürſten drohten, auch bereits bewirkten, daß ſich die Herzoge durch Briefe bereit zeigten, als Schutzherren und Ordner des Streites einzuſchreiten. Wollet daraus, allergnädigſter Kurfürſt, die Gefahr ſolchen Zwieſpalts ermeſſen und Euch der Sache thätig annehmen, nicht um Erfurts allein, ſondern um des ganzen Erzbisthums willen. Berathet uns, wie die Gefahr durch ein ſchnelles Mittel gehoben werden möge, und ordnet an, was nöthig, um

Euch, wie Euren treuen Bürgern zu helfen und Eure Stadt gegen die Wenigen zu ſchirmen, die ſich der Herrſchaft bemächtigt!" — Der Redner neigte ſich tief, und trat ſchweigend zurück.

„Ihr ſehet mich erſtaunt, liebe Herren," antwortete der Erzbiſchoff: „ob dem, was ich aus Eurem Munde vernehmen müſſen, und eben ſo bereit findet Ihr mich, Euch zu helfen. Sagt mir vor allem, ſind die Männer noch am Leben und unter Euch, die dieſen unſeligen Zwiſt veranlaßt?"

„Ja, gnädigſter Herr," erwiederte Millwitz ehrfurchtsvoll: „es leben noch mehrere Herren, die lange am Ruder waren und noch im Rathe ſitzen, viele aber ſind entwichen."

„Wohl thut Erfurt Recht," begann der Erzbiſchoff wieder: „unſere Hülfe zu ſuchen, und ſehr Unrecht handelten jene, die ſich an die Fürſten von Sachſen gewendet, denn dieſe ſind nur die Schutzherren Eurer Stadt, weil ſie mitten in ihrem Gebiet liegt, wir aber ſind ihr rechtmäßiger Fürſt und Erbherr, wie Euch wiſſend ſein muß aus den Geſchichten alter Zeit, da mehr denn einmal die Erzbiſchöffe von Mainz

Eure Stadt mit Wall und Mauer umgaben, und ihre Hoheitsrechte über Erfurt auszuüben niemals aufhörten. Darum wollen wir uns berathen mit unſerm Kapitel, über das, was der Tochterſtadt unſers Mainz Noth thut und Euch, liebe Herren, dann wieder zu uns berufen, unſern Entſchluß Euch kund zu thun."

Die Abgeſandten erhoben ſich, verbeugten ſich tief, und Hinz, der ſich bisher ganz ſtill verhalten hatte, ahmte jede ihrer Bewegungen nach. Der Erzbiſchoff verließ ſeinen Thronſitz, und ſchritt aus dem Saale; aber wie die Männer von Erfurt aufblickten, war der Thron ſchon wieder beſetzt durch eine wunderliche Geſtalt in Narrentracht, die unaufhörlich mit dem Kopfe nickte, mit den Augen blinzelte, und vor welcher jetzt Hinz eine komiſche Rede hielt, die er mit den ernſthaften Geſten des Erfurter Rathsherren begleitete.

„Das iſt Witzhenne, unſers Herrn Leibnarr," erklärte der Vizdom von Karbe den Erſtaunten.

„Zwei Narren ſogar hält der Herr Erzbiſchoff?" fragte Hirſchbach laut, daß es die Narren hörten.

Da öffnete Witzhenne auf dem Throne ſeinen breiten Mund mit einer Grimaſſe, und rief herunter: „Weißt Du nicht, lieber Bruder, daß ein Fürſt zwei Narren haben muß, einen, den er vexirt, und einen, der ihn vexirt. — Wenn ich ſterbe, ſollſt Du an meine Stelle kommen!“

„Da habt Ihr's, Freund,“ lachte Millwitz: „Bindet nur mit Narren an, die bleiben nichts ſchuldig.“

„Wohlgeſprochen, Gevatter!“ rief Hinz: „Sähe Mancher einem Haſen ſo ähnlich, wie einem Narren, ſo wären ſchon Viele von Hunden gefreſſen! Nicht wahr, Gevatter?“

„Ihr ſeid ein Paar tolle Affen,“ rief der Domſcholaſter den Poſſenreißern zu.

„Ja wohl, ja wohl,“ antwortete Witzhenne, und legte ſich vertraulich auf deſſen Schulter: „Affen ſind Affen, wenn ſie ſchon Chorröcke anhaben! Es ſind viele Eſel, die keine Säcke tragen!“

„Willſt Du Schläge, Narr?“ fragte Lorenz Truchſeß.

„Hoho!“ rief Hinz: „Wer in die Mühle

gehet, wird beſtaubet! — Wer ſich zu Narren geſellet, wird ihres Gleichen; ich habe immer das Sprüchlein gehört: je größer Narr, je beſſer Pfarr!“

„Wenn der Hund den Igel beißt, wird ihm's Maul blutig!“ ſcherzte Witzhenne, und ſo ging es fort mit luſtigen Reden und Gegenreden, bis die Geſandten hinunter waren, von den beiden Miniſterialen des Erzbiſchoffs, wie von ſeinen beiden Narren begleitet. Der Vizdom erbot ſich mit bereitwilliger Gefälligkeit, den Fremden alles Sehenswerthe von Mainz zu zeigen, ein Anerbieten, welches ſie dankbar annahmen, und ſo ging ihnen die Zeit, die ſie in Mainz zubringen mußten, ſehr angenehm hin.

Indeſſen hatte der Kurfürſt und Erzbiſchoff von Mainz, Uriel von Gemmingen, ſeinen treuen Räthen und ſeinem Domkapitel den Stand der Erfurter Angelegenheiten vorgetragen, und in langer Sitzung mit ihnen die Maasregeln beſprochen, die zu nehmen ſeien, um den verwirrten Zuſtand der Dinge dort zu ordnen, und den Streit zu ſchlichten, der zwiſchen dem Rath und der Gemeinde ausgebrochen, und ſchon am dritten

Tage wurden die Erfurter Abgeſandten wieder vor den geiſtlichen Fürſtenſtuhl beſchieden.

„Liebe und getreue Herren,“ redete ſie Uriel an, als ſie wieder im Audienzſaal erſchienen waren: „wir haben mit unſern Räthen und Kapitel reiflich erwogen, was wir für unſre Tochterſtadt Erfurt thun können, und haben beſchloſſen, Euch mehrere würdige und gelehrte Männer zu Begleitern zu geben, die kundig ſind des Rechts und der Geſchichte, die wiſſen, wie weit ſich unſre Macht und unſre Gerechtſame in Eurer Vaterſtadt erſtrecken. Dieſe ſind die Herren, die Ihr vor Euch ſehet und zum Theil ſchon kennt, unſer Pfalzgraf Ludwig bei Rhein, den wir zu Euerm Stadtſchultheiß ernennen, unſer Vizdom Emmerich von Karbe, unſer Domſcholaſter Lorenz Truchſeß, unſer Haushofmeiſter Thomas Rüde und die Herren Johannes Grünefelder und Nikolaus Engelmann, unſre Rentmeiſter. Dieſen guten und erfahrnen Männern ertheilen wir Kraft unſers fürſtlichen Willens volle und unumſchränkte Gewalt, in unſerm Namen alles zu thun, zu handeln und mit dem Magiſtrat und der Gemeinde zu verhandeln, was der Nutzen und die Wohlfahrt, wie die Nothwendigkeit für die Stadt und unſer Kurfürſtenthum heiſchen und erfordern. Auch ſtellen wir Euch hier einen Brief zu an unſers fürſtlichen Bruders Liebden, den Kurfürſten Friedrich von Sachſen, worinnen wir ihn bitten, daß er unſere Bevollmächtigten mit Rath und That, ſo ſie deſſen bedürftig würden, unterſtützen wolle, ſo wie einen Brief an den Rath und einen an die Gemeinde. Und nun ziehet mit Gott von dannen, Liebe, Getreue, und bringt unſrer Stadt und ihren Bewohnern unſern väterlichen Segen und die Wünſche, daß recht bald Eintracht, Ruhe, Friede und Gehorſam in ihr heimiſch ſei. Der Herr ſchütze Eure Reiſe vor Gefahren und laſſe es Euch immerdar wohl ergehen!"

Wie der Erzbiſchoff ſchwieg, nahten ihm ehrfurchtsvoll die Geſandten, beugten die Kniee vor ihm, einer nach dem andern, küßten ihm die Hand und empfingen ſeinen Segen.

Die Mainzer Herren betrieben die Anſtalten zu ihrer Reiſe mit großer Schnelle, ſie freuten ſich auf die Veränderung, den Erfurtern war es ebenfalls lieb, in heitrer Geſellſchaft zu reiſen, in manchem erwachte doch allgemach die Sehnſucht nach den theuern Angehörigen daheim, ſie rechneten ſchon den Tag aus, an welchem ſie die geliebte Flur der Heimath wieder begrüßen würden, aber — Alle rechneten falſch.

Gar nah ſteckt ſich oft der Menſch die Ziele ſeines Hoffens und Wirkens, und erreicht ſie meiſt ſo wenig wie der, der ſie recht weit hinausſtellte, und ſie kaum klar in den Nebelfernen der Zukunft erblickt. Der eine ſtreckt ſchon ſiegfröhlich die Hand nach dem nahen Kranze aus, den er errungen glaubt; ſiehe, da entſchwindet dieſer wie ein Phantom, wie ein neckendes Irrlicht, wie ein täuſchendes Luftbild in der Wüſte, und der Ringer ſteht traurig, muß aufs neue die mühvolle Bahn durchwallen. Dem andern tritt oft von ſelbſt, wenn er ſich noch fern vom Ziele wähnt, dieſes näher in freundlicher Geſtaltung, träumend umarmt er das Glück und weiß nicht, wer ihm die reizvolle Buhlin an den Buſen legte. Der Menſchen Looſe und Schickſal beſtimmt ein Gott. —

Zahlreich vermehrt durch Knechte und Gepäck, zogen die Abgeſandten aus dem Thore von

Mainz und beſtiegen die Schiffe des Erzbiſchoffs, die ſie nach Frankfurt bringen ſollten. Die ſechs Mainzer Herren allein hatten vierunddreißig Roſſe.

12.

Die Gegenwart iſt mit der Zukunft ſchwanger.

v. Leibnitz.

Düſtern Gedanken hingegeben ſaß Frau Martha Kellner an der Kunkel und ſpann, ihr Heinrich hatte ſich neben ſie geſetzt, und las in einem ſauber geſchriebenen Pergamentbuch, das ihm der Schüler, bei welchem er des Unterrichts in der Religion, ſo wie im Leſen, Schreiben und Rechnen genoß, geliehen hatte, damit er ſich fleißig übe. Eliſabeth lag matt und bleich auf dem Faulbett und hatte das Engelsköpfchen mit einem Tuch umwunden. Angſt, Kummer und Gram um den Vater hatten ſie krank gemacht, und zu dem Schmerz, der ihr kindliches Herz zerriß, ſich auch körperliches Leiden geſellt.

„Wird Dir noch nicht beſſer, Elſe?“ fragte die Mutter, mit einem kummervoll-beſorgten Blick auf das blaſſe leidende Kind, und dieſes ſeufzte, die Hand an das brennende Haupt drückend: „Nein, Mutter, am beſten wäre mir wohl, ich wäre todt.“

„Verſündige Dich nicht, meine Tochter,“ ermahnte Frau Martha ernſt. „Der Menſch ſoll ſich nicht gleich den Tod wünſchen, ſo ihn das Unglück mit ſeiner Ruthe trifft. Keines Menſchen Leben iſt ohne Prüfung; glaubſt Du, Kind, ich habe nicht auch ſchon Trübes ertragen, nicht auch gelitten? Und ich habe mir niemals den Tod gewünſcht. Ich habe meine Seele zu Gott und meiner Schutzheiligen erhoben, zu dem Herrn Chriſtus und ſeiner göttlichen Mutter, und mir iſt oft Troſt von oben werden, wenn meine Seele in Angſt und Weh verzagte, thue Du desgleichen, liebe Elſe, es wird vorübergehen. Ach des Herrn Hand liegt ſchwer auf mir; einer Wittwe bin ich gleich zu achten, und Ihr ſeid wie Waiſen, meine Kinder. Unſer Haus iſt zur Einöde geworden, und Niemand fragt nach uns! Was daraus werden ſoll, weiß nur

Gott, zuletzt müſſen wir arm und verlaſſen zum Thore hinauswandern, verſtoßen, verachtet, und die Stadt mit dem Rücken anſehen, die Eure und meine Jugend ſah, die uns ja doch die Liebſte bleibt, weil wir in ihr das Licht des Tages begrüßten.“

Dieſe wehmüthige Betrachtung erſchütterte die arme Frau heftig, ſie brach in einen Strom von Thränen aus.

„Heute iſt wieder Sonntag,“ ſchluchzte ſie. „Sonſt um dieſe Zeit luſtwandelten wir mit dem Vater zu dem Dreienbrunnen, nach Hochheim, Ilversgehofen oder in die Wagd, wo uns der Waldſchatten traulich umfing, und wir uns der ſchönen Natur erfreuten, jetzt iſt alles vorüber.“ —

„Mir iſt heiß, ſehr heiß, Mutter!“ klagte Eliſabeth. Da ſtand Frau Martha auf, öffnete das Fenſter, und neigte ſich dann liebevoll über die ſchwache Tochter, auf deren vorher ſo bleichen Wangen jetzt die Röthe fieberhafter Gluth entbrannte.

„Mein armes Kind, beruhige Dich,“ tröſtete die Mutter: „ich will gleich Adam oder Brigitte nach dem Doktor Birnmuß ſchicken, der jetzt einen lateiniſchen Namen angenommen hat, den ich nicht ausſprechen kann. Geh, Heinrich, ſag' es einem Dienſtboten, ſie ſollen den Doktor zu uns entbieten; er möchte wo möglich gleich kommen.“ Der Knabe ging.

„Wie Du glühſt, gutes Kind,“ fuhr ſie beſorgt fort, und legte die warme mütterliche Hand auf Eliſabeths heiße Wangen, und überfuhr mit ihrem Tuche der Tochter Stirn. „Es iſt aber auch eine Hitze draußen, wie ich noch in keinem Sommer erlebt,“ ſprach ſie weiter, „nun ſchon ſeit vielen Tagen kein Tröpflein Regen, alle Waſſer vertrocknen, die Mühlen ſtehen ſtill, die Gärten trauern — o es iſt eine unglückvolle trübe Zeit.“

Heinrich kam in die Stube zurück. „Ich habe Adam hingeſchickt,“ berichtete er. „Er wird bald mit dem Doktor wieder kommen.“

„Soll ich Dir vielleicht ein Kräutertränklein kochen?“ fragte wieder die Mutter, aber mit wehmüthigem Lächeln verneinte die Kranke, da ward leiſe an die Thüre angeklopft, und auf

Martha's Ruf: „Herein!“ erſchien ein willkommener Beſuch — der Stadtſchreiber Johannes.

„Ihr findet eine Kranke, werther Freund,“ redete ihn die Mutter ſeines Mädchens an: „da ſeht nur, ſie liegt da und klagt heftige Kopfſchmerzen und brennende Hitze. Ach Gott, auch dieſes Unglück muß noch über mich kommen? Ich ſterbe vor Angſt!“

„Krank, meine Libetha krank?“ fragte er bekümmert, und grüßte die Geliebte mit einem Blick voll theilnehmender Wehmuth, und ſie erwiederte den Gruß mit einem Engellächeln, und reichte ihm die heiße Hand entgegen, die er an ſein Herz drückte, und dann ſchweigend und lange den Blick auf ihrer Geſtalt und ihrem Antlitz weilen ließ.

Schöner hatte er Eliſabeth nie geſehen. Das erhöhte Leben, das der Krankheitszuſtand in ihr erregte, lieh ihr himmliſchen Liebreiz. Die Stirne beſchämte der Binde ſchneeiges Weiß, die Wangen ſchienen der Geſundheit ſpottend zuzurufen: ſo ſchön kannſt Du uns nicht malen! Die Augenſterne, ſonſt wohl etwas ernſt ſtrahlend, glänzten in einem unendlich ſanftern Licht, und ſchwammen in einem feuchten Thau, wie in einem Bade der Verklärung. So lag ſie mit Blicken, die nach dem höchſten Glück der Liebe ſehnſüchtig zu ſchmachten ſchienen, mit ungeſtüm auf und niederwogendem Buſen, und fragte, Johannes Hand in der ihren heftig drückend, leiſe liſpelnd: „Was ſinnt mein Freund ſo ſtill und gedankenvoll?“

„Krank, krank wärſt Du, meine Libetha?“ antwortete er mild: „und Du ruheſt vor mir, wie ein ſeliger Engel, der von keinem Schmerz weiß; Du lächelſt, wie eine heilige Dulderin, die alles Weh der Welt überwunden! Und ſo inniglich blickſt Du mich an, als ſei ich Dir ein recht lieber Bote, ja als ſei ich der Arzt, von dem Du vertrauend Hülfe hoffſt!“

„O ſei mein Arzt, Geliebter,“ flüſterte ſie wieder: „ein Wort des Troſtes aus Deinem Mund gießt Balſam in mein wundes Herz, in das der Gram ſein freſſendes Gift geſtreut. Bringe mir gute Botſchaft vom Vater!“

„Ich war bei ihm, Theure!“ tröſtete Johannes. „Ich habe mit ihm eine dunkle Nacht verplaudert, habe ihn ermuthigt durch freundliche

Zuſprache, habe ihm aufgedeckt mein ganzes Herz, und — hörſt Du wohl, Libetha, hört Ihr, werthgeſchätzte Frau, er hat zu meiner Bitte ein freundliches Ja geſprochen, und hat mich Sohn genannt, und geſagt: Geh, geh zu meiner Martha, und laß Dich von ihr ſegnen! O ſo thut nun ſolches, Mutter!" wandte er ſich vertrauungsvoll zu Kellners Hausfrau. „Seht, hier faſſe ich dieſes Engels Hand, das Theuerſte mir auf der ganzen Gotteswelt, und bitte um Euern Segen!"

„So ſollte ich mein Kind verloben," klagte die Mutter: „ohne des Gatten Gegenwart, ohne Zeugen, ohne die feſtlich eingeladne ehrenwerthe Verwandſchaft, ohne einen Prieſter, der die Ringe ſegne, und ein Gebet ſpreche für das künftige Wohl des jungen Paares? — Nein — bedenkt doch, Herr Stadtſchreiber, das iſt ja unmöglich!"

„Ja, wenn Ihr mich an das Bedenken mahnt," erwiederte Johannes düſter: „dann wäre wohl viel zu bedenken, weit mehr als Ihr ſagt. Ich hatte gehofft, Ihr würdet unbedenklich dem Freund ſein Glück anvertrauen, der unbedenklich bereit iſt, das ſeine für Euch und Euern Mann zu opfern, der unbedenklich ſeinem Herzen und ſeiner Liebe folgte, der unbedenklich das Aeußerſte thun würde, gälte es auch nur, Euch eine frohe Stunde zu verſchaffen!"

„Johannes!" flötete Eliſabeth mit einem ſchmerzlich liebevollen Blick, und er ſchwieg, konnte aber einen tiefen Seufzer nicht unterdrücken.

Auch Martha ſeufzte. „Ihr ſollt mich nicht undankbar nennen, Herr Zimmermann," nahm ſie das Wort: „und ſo nehmt denn unſre Elſe als Eure ehelich Verlobte, und der Segen des dreieinigen Gottes, des Vaters, Sohnes und Geiſtes, der Segen der Gnadenmutter und aller Heiligen ruhe immerdar auf Euch und Eurem Bündniß, meine Kinder. Euch möge Kraft von oben kommen, des Lebens Laſten und Mühen mit frommem Gleichmuth zu tragen, das Wort des Ewigen möge Euch ſtärken in trüben Stunden!"

Frau Martha ſchwieg. Eliſabeth hatte ſich aufgerichtet und mit andächtig geneigtem Haupt zugehört, immer noch mit ihrer Hand die des Geliebten feſt haltend. Johannes hatte ſich auf ein Knie vor der würdigen Frau niedergelaſſen, die ſegnend ihre Hände auf ſein und der Tochter Haupt legte. Der Knabe war näher herzugetreten; er hatte die Hände wie zum Gebet zuſammengelegt, und lauſchte mit Mienen voll frommer Unſchuld den Worten der Mutter.

Eine feierliche Stille trat ein, Frau Martha lispelte ein leiſes Gebet, dann umſchlang ſie unter hervorſtrömenden Thränen ihre Tochter, und ſchluchzte: „Sei glücklich, mein geliebtes theures Kind, o recht glücklich!“ Johannes bedeckte die Hand der edlen Frau mit Küſſen, und Heinrich umfing die Schweſter liebevoll und rief: „Ich wünſche Dir Glück, liebe Elſe, und auch Euch, Herr Zimmermann; Ihr werdet mir wohlgewogen bleiben, bis ich groß bin, dann wollen wir treue Freunde werden.“

„Und warum nicht ſchon jetzt, lieber Heinrich?“ fragte Johannes lebhaft.

„Jetzt bin ich noch zu jung, und eines Knaben Freundſchaft kann für den Mann, meine ich, keinen abſonderlichen Werth haben.“

„Die Deine hat für mich immer Werth, mein guter Junge, erhalte Dir nur einen treuen und biedern Sinn, und ein reines Herz, dann wird auch keinem Andern Deine Jugend verachtenswerth dünken,“ gab Johannes zurück, und ſeine Verlobte umarmend, flüſterte er: „Wie iſt Dir, Libetha?“

„O ſelig, ſelig wohl!“ hauchte ſie und preßte den geliebten Mann feurig an ihren wallenden Buſen, und duldete mit hingebendem Lächeln die flammenden Küſſe, die er ihr auf Mund und Wangen drückte.“

Jetzt trat Adam in die Stube. „Der Doktor Birnmuß war nicht zu finden, edle Frau,“ meldete er. „Befehlt Ihr, daß ich nach einem andern gehe?“

Eliſabeth machte eine verneinende Bewegung; und Frau Martha erwiederte: „Laß nur, guter Adam: es ſcheint dem Mädchen wieder beſſer zu ſein.“

„Ja, ſo ſcheint mir's auch, edle Frau,“ lächelte der Alte. „Elsbeth hat einen beſſern Arzt gefunden, als der bucklige Krebs iſt, nach dem Ihr mich ausgeſandt. Ich ſage immer: Ein gelahrter Mann kann mehr als leſen und ſchreiben. Denkt einmal, edle Frau, und Ihr, werther Junker,“ fuhr er fort, ein Schreiben aus ſeinem Wams ziehend: „als ich von meinem Gang zurückkehre, ſteht unten vor der Thür ein gothaiſcher Bauer, guckt ſtarr unſer Haus an, und fragt mich dann: „Hört Alter, iſt das der Roſenhahn?“

„Freilich iſt er das,“ antworte ich, und will in's Haus gehen, da hält er mich am Arm feſt, und ſpricht heimlich: „Wohnt Ihr drinn? Seid Ihr etwa der alte Adam Eckart?“

„Nun ja, was ſoll's?“ frag' ich weiter: „was willſt Du, wo kommſt Du her?“

„Ich bin von Siebeleben,“ antwortet er: „und habe da ein Schreiben an Euern Herrn. Geſtern kam ein Herr aus Gotha zu mir, wie ich auf dem Feld war, und fragte mich, ob ich ein Paar Silberpfennige verdienen wolle, und einen Brief nach Erfurt tragen, und da ich das gern wollte, ſo gab er mir dieſes Schreiben, und belehrte mich über alles genau, und ſagte: ich ſolle hier nur nach den alten Adam Eckart fragen, oder nach der Frau Kellnern, und ihm oder ihr den Brief geben, und ſonſt keinem Menſchen.“

„Ich nahm ihm den Brief ab, und gab

ihm einen Trunk Bier und ein Stück Brod. Er ſitzt noch unten.“

Frau Martha nahm dem redlichen Diener den Brief ab, Johannes blickte darauf, und las: „Dem ehrbaren Ober-Bierherrn und Rathsoberſten Herrn Heinrich Kellner zu Erfurt.“

„Das iſt Herrn Kranichfelds Hand,“ ſagte er zu den Frauen. „Ich kenne ſie, und habe ſie oft genug geſehen.“

„Kranichfelds?“ wiederholten Mutter und Tochter zugleich. „Was kann der wollen?“ fragte nachſinnend Kellners Gattin. „Der treuloſe, landflüchtige Mann!“ zürnte Eliſabeth: „der davongegangen iſt, wie ein Dieb in der Nacht, und ſein Wort gebrochen hat, wie ein Lotterbube.“

„Ich habe den Alfanz nie leiden mögen, und bin froh, daß er fort iſt,“ ſagte Heinrich freimüthig.

„Aber mein Mann muß den Brief doch haben, meint Ihr nicht auch, Herr Schwiegerſohn?“ fragte Martha.

„Gewiß,“ antwortete Johannes: „noch heute ſoll er ihn erhalten, ich ſelbſt will ihn überbringen.“

Noch eine glückliche Stunde blieb der Liebende im Roſenhain, unter Küſſen und Koſen mit der Geliebten ſich ein Elyſium träumend, und in die trübe drückende Zeit das Sternenlicht hoffender und vertrauender Liebe tragend, mit ſeiner Libetha vereint bauend am goldnen Luftſchloß künftigen Glückes, das ſie hinſtellten in den Aether der Treue, auf die morgenröthlichen Roſenwolken der Liebe, das ſie ausſchmückten mit den grünenden Kranzgewinden der Hoffnung, über welchen die Sonne der Zufriedenheit mit unbewölktem Glanze ſtrahlte, über dem in lieblichen Sternennächten die keuſche Selene ſtillen häuslichen Glückes ſchwebte — dann nahm er gute Nacht von der Braut, der Mutter, dem neuen Bruder; reichte auch dem treuen Diener die Hand zum Abſchied und ging mit dem Briefe Kranichfelds der St. Veitskirche zu. —

Durch den lieblichen Wieſengrund, der ſich unter dem Steiger hinzieht, und von dem traulichen Geraſluß in mannichfaltigen und maleriſchen Krümmungen durchſchlängelt wird, ging in der Kühle des Abends, die nach dem drückend heißen Tag erfriſchend und belebend wehte, eine kleine lebensfrohe Geſellſchaft, deren Tracht die Patricier kenntlich machte.

Es war Frau Dorothea Millwitz mit ihren reizenden Zwillingstöchtern, der alte Herr Gunſtedt mit ſeinem Sohn Georg, und Chriſtoph Millwitz in Begleitung ſeines lieben Freundes Ludiek Prohaska. Sie waren in Hochheim geweſen und hatten auf einem, Herrn Millwitz eignen Bauerngute einen vergnügten Nachmittag zugebracht. Die Jungfrauen hatten ihre Haare mit Cyanenkränzen geſchmückt, und wandelten jetzt in ſittſamer Fröhlichkeit bei heitern Geſprächen und Scherzreden an der Seite der Jünglinge, während in einiger Entfernung am Arme des würdigen Gunſtedt Frau Millwitz einherſchritt, und mit dem Hausfreund mannichfaltige Angelegenheiten der Wirthſchaft wie des Waidhandels beſprach, und auch oft ihres entfernten Gatten mit liebevoller Beſorgniß gedachte, die Gunſtedt durch treugemeinte Troſtworte zu beſchwichtigen ſuchte. Jetzt blieb ſie mit dem Gefährten an einem Waidacker ſtehen, der ſich in beträchtlicher Ausdehnung bis an die Cyriaksburg hinzog, und ihr Eigenthum war. Der warme Sommer hatte das Wachsthum der Pflanzen sehr begünstigt; sie waren über vier Fuß hoch aufgeschoßt, und ihre reichen Blüthentrauben gaben von weitem dem Felde das Ansehen eines goldnen Teppichs. Viele Tausende von geschäftigen Bienen summten um die Blüthen, und die erste Blätterärnte war schon gehalten.

„Seht, wie Gott den Acker gesegnet!“ rief die wirthliche Frau. „Ich muß diese Woche zum zweitenmale blatten lassen, die Hitze macht die Blätter schon wieder welk, aber der Same wird trefflich gerathen.“

Während so Frau Misswitz mit ihrem redlichen Freund sich unterhielt, und während Christoph sich mit seinem Wolf, einem großen Bärenhund, beschäftigte, den er bald nach hingeworfenen Steinen laufen, bald über Hecken und Gräben setzen, bald in das Wasser gehen ließ, ergingen sich Georg Gunstedt und Charitas, Rosa und Ludiek Prohaska in einem schönern Blüthenfelde, als das war, welches die Mutter der jungfräulichen Schwestern mit so großem Wohlgefallen überschaute, in dem Blüthenfelde junger Liebe.

„Glaube mir, theure Charitas,“ flüſterte Georg dieſer zu: „Nur Dir und meinem guten Vater iſt mein ganzes Herz geweiht, ſprich nicht, daß es getheilt ſei. Würdeſt Du mich weniger lieben, wenn ich ihn weniger liebte, deſſen treue Sorge mir die früh verlorne Mutter erſetzte? Eine doppelt heilige Liebe durchglüht mein Herz, die Liebe zu ihm und zu Dir, aber ſie iſt nur eine Flamme, die meine Gefühle läutert, und mich für alles Edle, Große und Gute begeiſtert.“

„Du ſprichſt ſchön, mein Geliebter,“ antwortete ſie. „Ich höre den Jünger der Muſen, von denen Du mir ſagteſt, das ſie in der Heidenzeit die Göttinnen aller Künſte und Wiſſenſchaften geweſen ſeien, die unſer Leben ſchmücken, erheitern und veredeln; aber guter Georg“ — ſetzte ſie ernſt hinzu, und ſah ihn mit dem Blick tiefforſchender Prüfung an: „wenn nun das Leben, das ſo ſtreng iſt, und oft ſo kalt und lieblos, wenn es nun zu Dir träte und ſagte: Eines wähle, eines nur bleibt Dir ganz, hier der Vater, dort die Geliebte, nur an einem kannſt Du Dich halten, das andre mußt Du verloren geben, was würdeſt Du wählen, Georg?“

„Warum wirſt Du, die ich als Engel anbete, zur finſtern Verſucherin?“ fragte er verdüſtert. „Nie wird dieſe Frage das Leben an mich thun, die ein ſchwarzer Dämon Dir eingiebt, zu meiner Quaal; und würde ſie gethan, Charitas, beim Himmel, der ſo rein über uns im Abendroth ſchimmert, den mir Deine ſüßen Augen wiederſtrahlen, ich würde meine Sohnespflicht nie verläugnen, denn ſie iſt die ältere und heiligere, ſie iſt ſo heilig, wie Gott ſelbſt, der ſie in mein Herz geſchrieben hat, ſie nur kann Dir Bürgin ſein, daß ich die Liebe zu Dir eben ſo treu und heilig halten werde, ſie nur kann Dir Bürgin ſein, daß der Segen des vierten Gebotes einſt beglückend auf meinem, auf *unſerm* Leben ruhen wird.“

„Wohl mir,“ flüſterte Charitas, von der Gluth einer ſeligen Empfindung überlodert und begeiſtert, und die Hand des Geliebten leiſe drückend: „wohl mir, ich lege einſt mein Glück in eine würdige Hand. Vergieb mir die Frage, mein edelmüthiger Freund, ich wollte bis auf den Grund Deines Herzens ſchaun, ich that es, und fand ihn klar, von dem Schlamm der Verſtellung ungetrübt. Möge nie, das will ich inbrünſtig von Gott erflehen, das Leben Dir eine Wahl, wie ich ſie Dir vorgeſtellt, aufzwingen, es würde mein Tod ſein, aber ſterbend würde ich Dich noch ſegnen."

Nach dieſem ernſten Geſpräch wandten ſich die Liebenden wieder heitern Dingen zu, und koſ'ten in herzinniger Eintracht.

Während dieſes Zweigeſprächs erzählte, ſechs Schritte vor dieſem Paare herwandelnd, der ſchöne Böhme Prohaska der holdſeligen Roſa ſeine Geſchichte.

„Ungern nur rede ich davon," ſprach er: „aber weil Ihr ſo theilnehmend nach meinem Leben fragt, liebwerthe Jungfrau, ſo will ich Euch gern ſagen, warum ich hier bin, hoffend, daß Ihr es in Euerm Innern behaltet als ein Geheimniß, das an ſich ganz unbedeutend iſt, das ich aber doch nicht gern im Munde der Menge wiſſen möchte."

„Ich verſpreche Euch," flüſterte Roſa: „alles geheim zu halten, was Ihr mir vertraut."

„Meine Familie ſtammt aus Prag," berichtete nun Prohaska, „der Hauptſtadt des Böhmerlandes, wo es ſo ſchön iſt, wie in Eurem geſegneten Thüringen, wo auf den Bergen ſtolze Schlöſſer und Burgen in zahlreicher Menge prangen, wo in fruchtbaren Thälern und Ebenen volkreiche Städte und Dörfer liegen, und viele Stifter, Abteien und Klöſter; ja, wo mehr als ein herrlicher Strom, der Eurem Lande fehlt, die Gegenden verſchönt. Wohl mag Eure Vaterſtadt groß genannt werden; als Hauptſtadt des kleinen Thüringens iſt ſie auch groß genug, aber unſer Prag ſolltet Ihr ſehen, mit ſeinen Schlöſſern, Kirchen und Paläſten, Ihr würdet erſtaunen, Jungfrau! Die Moldau ſolltet Ihr ſehen, wie ſie die Stadt in zwei große ungleiche Hälften theilt, wo das Schloß auf dem Hratſchin faſt eine kleine Stadt für ſich bildet und eben ſo wie der in Trümmern zerfallende Wiſcherad, die Reſidenz von Böhmens alten Königen, ſein eignes Wappen führt. Doch zu weit verlockt mich die Erinnerung des heimathlichen Paradieſes, das ich ſchaute als ein verbannter Fremdling in der Väter Heimath.“

„Es muß ſehr traurig ſein, der Heimath den Rücken zukehren zu müſſen,“ ſprach Roſa.

„Haben wir doch auch hier von ſolcher Auswanderung ein betrübendes Beiſpiel."

„Noch trauriger iſt es, theure Roſa," nahm Ludiek wieder das Wort: „vertrieben zu werden ohne Schuld."

„Widerfuhr Euch Solches?" fragte die Jungfrau mit lebhafter Theilnahme.

„Nicht mir, Liebe," verſetzte er: „meine Augen ſchauten, als ſie die Welt begrüßten, den Vaterlandshimmel, die Vaterlandserde nicht. Es war im Jahr **1483**, als ſich in Prag ein Aufruhr erhob wegen des Kelchs im Abendmal, wo übelgeſinnte Unruheſtifter den gemeinen Haufen gegen den Rath aufwiegelten, deſſen Beiſitzer mein Vater war. Das wüthende, irregeführte Volk ſtürmte auf das Rathhaus, ermordete ſechs achtbare Männer, ſtürzte ihre Leichname zu den Fenſtern hinaus, und übte mit den andern, die in ſeine Hände fielen, grauſame und unerhörte Frevel. Mein Vater war unter den letztern, und mußte Unſägliches leiden, da gelobte er ſich ſelbſt im Schmerz der Folterpein, wenn ihm Gott das Leben erhalte, wolle er die Heimath meiden, und nimmer zurückkehren in die Stadt, wo ſeine

Augen das Gräßlichſte geſehen. Er entkam, und zog mit meinem Ohm und meiner Mutter nach Leipzig, wo ich ihm vier Jahre ſpäter geboren wurde. Ich verlor Vater und Mutter früh, ſie ſtarben ſchnell hintereinander in meinem ſechſten Jahre; mein Oheim war Kaufmann, und erzog mich. Sein Geſchäft aber gerieth in's Stocken, und vor zehn Jahren wandte er ſich mit mir hierher. Nur drei Jahre freute er ſich hier eines glücklichen Fortganges ſeiner Geſchäfte, da nahm mir auch ihn der Tod; ich verlor an ihm einen zweiten Vater. Mein Vormund, Herr Magiſter May, verwaltet mein Vermögen, doch Ende dieſes Jahres werde ich mündig, und bin dann ganz mein eigner Herr, ſtehe aber auch dafür allein in der Welt; habe keine Seele, die mein Herz ganz zu faſſen vermag, obgleich es mir an Freunden nicht fehlt."

„Ihr ſeid ſehr zu beklagen, mein armer Freund," erwiederte nach dieſer Mittheilung Roſa weit ernſter, als es ſonſt ihres heitern Charakters Art war. „Und vermag unſre Stadt, unſer Land Euch keinen Erſatz zu geben für die Heimath, die Euch nur Eure Sehnſucht; Euer

Verlangen, vielleicht ein Trieb nach Rache, ſo reizend erſcheinen läßt?“

„O nein,“ war ſeine Antwort: „ich bin nicht ſo rachſüchtig, auch wird wohl des Herrn Hand die gefunden haben, die damals ſo übel thaten. Aber ich ſehne mich nach einem verwandten liebenden Herzen, das mein Leid, wie meine Freuden theile, das mir ganz gehöre, damit ich nicht ſo allein ſtehe, ſo einſam und ungeliebt!“

„Ei, mein edler Herr Prohaska:“ lachte Roſa ſchalkhaft: „ich ſollte doch meinen, es könne Euch gar nicht fehlen? Ihr ſeid geſund, jung, von ſtattlichem Anſehen, kenntnißreich, vermögend, was wollt Ihr mehr? Ihr dürft überall anklopfen, und Euch wird freundlich aufgethan!“

„Und wenn ich nun hier anklopfte, theuerſte Roſa?“ fuhr er fort, ſanft mit dem Finger an die Gegend ihres Herzens rührend, „würde mir hier aufgethan werden?“

Roſa erröthete über und über, und ſchlug verlegen die Augen nieder. „Herr Prohaska“ — ſtammelte ſie befangen: „Ihr treibt unziemlichen Scherz — ich war zu unbedacht — ich hätte nicht zu offen reden ſollen.“ Sie ſah ſich nach ihrer Schweſter um und blieb ſtehen, dieſe zu erwarten. Charitas kam am Arme Georgs, aber das Geſpräch dieſer beiden ſchien gar wichtigen Inhaltes, ſie ſahen mit freundlichen Blikken Ludiek und Roſa an, und gingen weiterſprechend an ihnen vorüber.

„Warum ſteht Ihr ſtill?“ fragte der Jüngling das ſchaamglühende Mädchen.

„Ich will auf die Mutter warten, wir eilen zu ſehr“ — antwortete ſie ausweichend.

„Ihr zürnt mir, Roſa!“ klagte Ludiek. „Habe ich Euch gekränkt mit meiner treuherzigen Frage, o ſo verzeiht mir. Ich glaubte, Eure Freundſchaft zu mir würde meine Fürſprecherin ſein — ſeid nicht böſe auf mich, holde Jungfrau!“

„Ich bin es nicht,“ erwiederte ſie mit verzeihendem Lächeln, und ſetzte ihre Schritte wieder an ſeiner Seite fort.

Sie waren zu dem Sybillenthürmchen am Fuße der Cyriaksburg gelangt, einem Denkmal im gothiſchen Styl aus alter Zeit, wohin vordem mancher fromme Wallfahrer gepilgert. Auf den Hügel neben dem Thürmchen, ſtanden drei

Steinkreuze; und mehr denn eine Sage, die im Munde des Volkes von dieſem Thürmchen lebte, gab dem alterthümlichen Bauwerk Weihe und Bedeutung.

Chriſtoph ſaß auf einer der dort zu jener Zeit angebrachten Ruhebänke, und ſein treuer Wolf, den er tüchtig abgehetzt hatte, lag lechzend mit weitherausgehängter Zunge vor ihm, und ſah ihn mit den großen klugen Augen an. Georg und Charitas ſetzten ſich zu Chriſtoph, und Roſa that mit Prohaska daſſelbe, um die Mutter nun wirklich zu erwarten, die mit Herrn Gunſtedt ganz gemächlich im trauten Geſpräch wandelte und noch weit zurück war, es betraf aber dieſes Geſpräch das Glück und die Zukunft ihrer Kinder, durch deren Bund der Baum der Freundſchaft beider Familien neue Blüthen gewinnen ſollte.

„Wißt Ihr die traurige Geſchichte, der dieſes Thürmlein den Namen verdankt?“ fragte Roſa ihren Gefährten, während Georg, Chriſtoph und Charitas ihre Blicke auf die Stadt gleiten ließen, die ſich maleriſch vor ihnen ausbreitete. Am Himmel hing ſchon hellglänzend das erſte Mondenviertel, und die Ferne ſchwamm in düſterpurpurnem Duft.

„Erzählt mir, liebe Roſa, dieſe Geſchichte,“ bat Prohaska, und blickte ihr bittend in das reine Madonnengeſicht.

„Nein,“ lächelte ſie: „heute nicht, es wird zu ſpät, da kommt auch ſchon die Mutter; wenn Ihr uns — wenn Ihr den Bruder einmal beſucht, ſo erinnert mich daran, da will ich Euch mit meiner Schweſter ein Lied ſingen, das die Geſchichte enthält. Seid Ihr das zufrieden?“

„Alles, was Euch lieb iſt“ — erwiederte er, und Frau Dorothea rief näher kommend: „Eilt, Kinder, eilt, es wird ſehr ſpät, wir haben zu lange geſäumt.“

Alle gingen nun der Stadt zu, und jedes mit beſondern, ſtillen Hoffnungen, Wünſchen und Träumen, die wie bunte Phalänen im Dämmerlicht die Honigblüthen am Baume der Zukunft umflatterten. —

Durch den Hohlweg von Gotha her ſchritt ein einſamer Wandrer. Es war ein ſonneverbrannter Jüngling von etwa einundzwanzig Jahren; ſeine Kleidung war dürftig, und nicht ganz gut erhalten; die Schuhe und Strümpfe waren äußerſt beſtaubt, der kurze Rock zeigte an den Aermeln Blößen, und der nach der Tracht jener Zeit weit herausgelegte Hemdekragen war ſehr beſchmutzt. Er trug einen breitgekrempten Hut und an einem knotigen Stock von geſchältem Wachholderholz ein kleines Felleiſen, worin ſich ſeine ganze fahrende Habe befand. Mit einem zerrißnen Tuch von dunkelgefärbtem Linnen fuhr er ſich von Zeit zu Zeit über das Geſicht, und warf, als er das Sibyllenthürmchen erreichte, bei welchem ganz nahe der Weg vorbeiführte, ſein Gepäck auf die Steinbank und ſetzte ſich ausruhend daneben.

„Da bin ich wieder, und wenn mein Herr Pathe noch ſo ein grimmiges Geſicht zieht," murrte er vor ſich hin. „Er hat Geld genug, er kann mir immer einen guten Zehrpfennig geben; freilich wird er meinen, ich ſei recht weit in die Welt und vielleicht geſtorben und verdorben, aber guten Morgen, das letzte wohl, aber das erſte nicht. Ei, ei, Andres, wie geht es Dir doch ſo ſchlecht, und wie haben's die reichen

Leute ſo gut, mein Herr Pathe zum Beiſpiel; der lebt herrlich und in Freuden, und ein armer Junge, wie ich, muß in der Welt herumlaufen. Wär' ich doch in Schwerſtedt geblieben, bei meines Vaters Kühen, da hatte ich ein beßres Leben. Früh trieb ich ſie zur Weide und Abends wieder heim, da brauchte ich mich nicht müde zu laufen; ich hatte immer Brod genug, und durſtete mich, ſo molk ich mir Milch, ſo viel ich brauchte, bis die alte Wetterhexe dem Vater in den Kopf geſetzt hatte, ich müſſe etwas lernen, und mein Wahlſpruch war doch: Hänschen, lerne nicht zu viel, du mußt ſonſt zu viel thun; nun ging mein Elend an, wie ich in der Mühle war und Säcke ſchleppen mußte, wie ein Eſel, Schläge bekam, wie ein Ochſe, und ſo mager wurde, wie ein Windhund, und Gott verdamm' mich, ein Hundeleben iſt's auch geblieben, bis dieſen Tag! Mein Herr Pathe wird mich wieder einen Tagedieb und Faullenzer ſchelten, wenn ich mich ihm vorſtelle in meiner glänzenden Kleidung, und wird mich am Ende wieder in die ſchwarze Dörnſe ſetzen laſſen, wie er ſchon einmal gethan, als ich dem Grafen von

Arnſtadt ein Fohlen auf der Weide bei Ichtershauſen davon geritten hatte, erwiſcht worden war und baumeln ſollte; damals gab er ſeiner Seele einen großen Stoß, wie er mich mit ſechsunddreißig Schock alten Groſchen auslöſte und loskaufte, aber ich mußte auch dran glauben. Acht Wochen ſaß ich in dem verfluchten Loch, und mein tägliches Gebet war, daß doch mein Herr Pathe auch einmal drinn ſteckte! Holla, ich muß hinein in die Stadt, es gehe nun, wie's wolle, und ſollte ich an den Kloſterthüren betteln; ich will mein Heil in der Furtmühle verſuchen!"

Der junge Wandrer erhob ſich nach dieſem Selbſtgeſpräch, warf ſich den Stock mit dem Bündel auf die Schulter, und ſang mit heller Stimme, indem er rüſtig dem Brühler Thor zuſchritt, in die nächtliche Dämmrung hinein ein Volkslied:

„Dort hoch uff einem Berge,
Da ſteht ein Mühlenrad,
Das mahlet nichts als Liebe
Die Nacht bis an den Tag!
Die Mühle iſt zerbrochen,
Die Liebe hat ein End,
So ſegne Dich Gott, mein fein's Lieb!
Jetzt fahr' ich ins Elend!" —

„Die Paralyſis in Deinen Leib, vermaledeiter Kraköler!“ fluchte ingrimmig halblaut ein Mann, der von blühenden Purpurweidrichbüſchen verdeckt mit noch einem andern, der die Büſche überragte, in dem faſt ganz ausgetrockneten äußern Stadtgraben ſtand. „Wird der Satan nicht den Wächter herausſchreien, daß er uns noch feſtnimmt, nachdem wir glücklich ſo weit gekommen? O daß Dein ungewaſchnes Maul voll Aloe wäre und Koloquintenwurzel! Meinſt Du nicht auch, Klaus?“

Der lange Bader, aus deſſen Munde nie mehr als eine Sylbe ging, wenn er ſprach, duckte ſich mit einer ſchnellen Bewegung nieder, und rief leiſe: „Still!“

„Der heilige Aeskulapius ſoll tauſendmal geprieſen ſein, wenn er mir aus dieſen angustiis verhilſt,“ klagte der Doktor Piripuls. „Wäre ich doch, wo der Saffran wächſt, im Lande Hiſpania oder Perſia, ſtatt hier im Lande der Buffbohnen!“

„Pſt!“ ziſchte ſeitwärts wieder die Himmelskerze, denn man hörte ſo eben, wie der ſingende Wandrer über die hölzerne Brücke bei dem Außenpförtlein ſchritt, und beide zogen ſich hinter einen Mauervorſprung im Graben zurück, von zahlloſen Mücken umſummt, von großen Nachtfaltern umſchwärmt, und umklungen von dem melancholiſchen, unausſprechlich eintönig-kläglichen Unkenruf der Feuerkröten, für deſſen Deutlichmachung die Schriftſprache keine Zeichen hat.

Bald wurde es wieder ſtill, und die Jünger Aeskulaps wagten ſich aus ihrem Verſteck hervor.

„Hörſt Du nichts, lieber Klaus?“ wisperte Piripuls. „Nichts!“ ſcholl flüſternd das monotone Echo des Gefährten.

„Nun wollte ich, wir wären ſchon drüben, der Boden iſt ſo moraſtig, ich verkühle mir die Füße ganz,“ zagte Piripuls. „Klaus, geh voran, unterſuche den Grund mit Deinen Storchbeinen, ſieh ob wir hinüber gelangen können!“

Klaus ging prüfend einige Schritte vorwärts, und rief dann: „Kommt!“ Er hatte ſich mit einem großen Reiſeſack beladen, worin viel von des Doktors Sachen und beider nöthigſter mediciniſch-chirurgiſcher Apparat befindlich. Als der Doktor ihn ſchwankenden und ängſtlichen Trittes erreicht hatte, ſank er in Moraſt und das Waſſer ging ihm bis an die Knöchel.

„Klaus! Klaus!" ſchrie er: „Halte mich, ich ſinke, ich ertrinke!"

„Oh!" rief Kronberg, und ſtreckte einen ſpinnenbeinigen Arm aus, und hielt den Doktor.

„Ich gehe nicht weiter, ich kann nicht weiter!" jammerte der, zurücktretend. „O Peſtilenzia! O Paralyſis! Trage die Sachen hinüber, guter, lieber Klaus, ſetze ſie hin, und dann hole mich, trage mich, ich komme ſonſt um."

„Hm!" brummte Klaus, ſchüttelte den Kopf und ging mit weitausgeſpreiztem Schritt durch das ſeichte Waſſer, legte ſeine Laſt ans andre Ufer und kehrte zurück. Es war beim Scheine des Mondlichts, als wandle ein rieſenhaft-geſpenſtiger Sumpfvogel in dem Graben.

„Möge das Zipperlein und die Skabies über alle die kommen, die verboten haben, keinen Menſchen mehr zur Nachtzeit aus den Thoren zu laſſen!" fluchte Piripuls, und nun kam der lange Bader und hob ihn auf ſeinen Rücken, und hielt mit jeder ſeiner knochigen Fäuſte ein Bein des bebenden Doktors feſt. Hätte Jemand das Paar geſehen, er wäre entſetzt geflohen, denn ein ungeheures Thier ſchien es nur zu ſein, etwa ein Kameel, auf deſſen Nacken ein rothgekleideter Affe, das mit möglichſt wenigem Geräuſch den Stadtgraben durchſchritt. Nicht geringe Mühe koſtete es, am andern ſteil abſchüſſigen Ufer wieder emporzuklettern, doch nach einer angſtvollen halben Stunde gelang es, und die Flüchtlinge waren mit ihrem geborgenen Gut auf dem Weg nach Gotha und ſchritten auf mondERhelltem Pfad, der Eine unaufhörlich plaudernd, der Andre kaum eintönig antwortend, durch die milde Juliusnacht dahin. —

Beim Schimmer eines Blendlaternchens, mit welchem er ſich verſehen, ſchlüpfte Johannes in Kellners Verſteck, als die Nacht ihren Sieg über die Dämmerung gefeiert hatte. Er traf den Schwiegervater in Hoffnung ſo kummervoll und trübe geſtimmt, wie immer, und wie es die traurige Lage, in der er nun ſchon mehrere Wochen lang verweilt hatte, nicht anders erwarten ließ. Er kam jetzt nie, ohne dem armen Mann ein Labſal mit herauf zu bringen, Wein und Früchte und wohlſchmeckendes Backwerk, auch heute leerte er vor ihm die gefüllten Taſchen aus.

„Ihr bringt mir immer Gutes,“ ſeufzte Kellner bewegt: „und ich dank' Euch dafür, aber brächtet Ihr mir doch nur einmal die Hoffnung, daß ich wieder hinunter könne. Ich ſchrumpfe ja hier zur Mumie ein, ich werde ein Krüppel, wenn ich nicht bald einmal wieder mein Roß tummeln darf — und wer weiß, ob ich das noch vermag!“

„Vielleicht ſchlägt, ehe wir es denken, Euch die gute Stunde,“ tröſtete Johannes: „verzagt nur nicht, guter Vater Kellner. Ich bringe Euch Grüße von Weib und Kindern, ich habe gethan, wie Eure Liebe mir geſtattet, und mit Libetha heute den Segen Eurer guten Hausfrau empfangen. Ich bin nun an Euch gekettet mit einem unauflöslichen Band.“

„Mögeſt Du es nie bereuen, Jüngling!“ ſagte der Ober-Bierherr mit ſeltſamer Betonung. „Ich habe Dich gewarnt, ich habe Dir's geſagt: nicht glücklich wählt, wer mit dem Unglück ſich verbündet — ich waſche meine Hände.“

„Betrübt mich nicht durch ſolche Reden, Vater,“ erwiederte Johannes. „Nehmt von dieſen Früchten, trinkt ein Glas Wein, hier iſt der Becher, es wird Euch heiter ſtimmen.“

„Nur Frohe ſtimmt der Wein noch fröhlicher,“ lehnte Kellner ab: „wer hat, dem wird gegeben; wer keinen Frohmuth hat, ſoll nicht Wein trinken, nur düſter macht er ſich die Gedanken, und die erregten Gefühle laſſen nur heller den Kometenſtern des Mißgeſchicks erſcheinen.“

„Da habe ich auch noch etwas für Euch,“

begann Johannes wieder zögernd: „einen Brief, den heute ein gothaiſcher Bauer brachte.“

„Einen Brief? gieb ihn her!“ rief Kellner überraſcht. „Ich bekam lange keinen; ſonſt, als ich noch Oberſter war im Rath, hat dieſe Hand manchen Brief entfaltet. Nicht wahr, Herr Stadtſchreiber?“

Er öffnete ſchnell und las laut. Johannes leuchtete ihm. Folgendes war der Inhalt:

„Ehrſamer, lieber getreuer Vetter und Freund!“

„Obſchon der Hund in die Kette beißt, ſo wird er doch nicht ledig, ſagt das Sprüchwort, und ich ſage: obſchon ich mein gutes Erfurt verlaſſen, ſo zieht es mich doch wieder dorthin zurück, zu Euch, werther Vetter, zu meiner Muhme und zu Eurer ſchönen Eliſa, meinem herzigen Bräutlein, die Ihr allerſchönſtens von mir grüßen mögt. Ich habe hier viele gute Freunde gefunden, und bin empfangen worden, wie ein Fürſt; aber es gefällt mir doch nicht hier, ich komme zurück. Ich habe auch Euch viel gute Freunde gemacht, die ſich Eurer Sachen mit annehmen wollen. Seid getroſt, Vetter, wenn ich zurückkomme, wollen wir luſtige Tage haben und eine fröhliche Hochzeit feiern. Ihr werdet mir doch Wort halten, Theurer? Entſinnt Euch fein, Ihr verſpracht mir Euer Töchterlein! Ei tauſend — die Liebesflamme zu meiner ſpröden Eliſa macht mich zum Meiſterſänger. Ich habe einen Wind pfeifen hören, der mir nicht gefiel, Ihr wäret gar nicht daheim, und Eure Tochter triebe Buhlſchaft mit einem jungen Fant, den ich auch kenne. Ich hoffe, es ſoll nicht wahr ſein; habe ich doch Euer Wort und Zuſage im Betreff Eliſa's; nähmet Ihr das zurück, möchte es nicht gut für Euch ſein, mehr ſage ich nicht. Gehabt Euch wohl! Euer Vetter Hans Kranichfeld. Gegeben zu Gotha im Heumond 1509."

„Ad protocollum" — ſagte Kellner, wie im Traume, und reichte Johannes mechaniſch gleich einer Urkunde, den Brief. Dieſen überlief es kalt, er zitterte.

„Hahahahaha!" lachte Kellner auf, wie im hellen Wahnſinn. „O ich Thor! o ich Thor! o mein Gedächtniß! Armer, guter Jüngling! Siehſt Du? Sagt' ich Dir's nicht? Ich vergaß, daß ich dem die Tochter verſprochen! Er hungert nach meinem Gelde. Weigre ich ſie ihm, ſo kann er Dinge ſagen, die mir den Kopf koſten! O ich Thor!"

Er ſchlug ſich mit der geballten Fauſt vor die Stirne, und Johannes ſaß regungslos, ſeine Gedanken verwirrten ſich, er verſank in ſtarre Betäubung. —

Ende des erſten Theils.

BIBLIOTHECA

Das
tolle Jahr.

Zweiter Band.

Das

tolle Jahr.

Hiſtoriſch-romantiſches Gemälde
aus
dem ſechzehnten Jahrhundert
von
Ludwig Bechſtein.

Zweiter Band.

Stuttgart,
1833.
Hallberger'ſche Verlagshandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

1.

Sei gut — fürs andre laß den Himmel ſorgen!

Young.

In die lieblichen Thalgründe des Thüringer Waldes ſank ein freundlicher Sommerabend, und mit ihm eine heilige Sabbathſtille. In den Schmelzhütten erloſchen die Feuer, die Schläge der Eiſenhämmer verhallten, der Mühlräder rauſchender Umſchwung wurde allmälig gehemmt. Auch die Beilhiebe fleißiger Holzhauer durchdröhnten nicht mehr die Fichtenwaldungen, keine Senſe blinkte mehr auf den Waldwieſen, und heimwärts trieben die Hirten ihre Rinderheerden, deren melodiſches Schellengeläute ſanft zu den Tönen manches Betglöckleins ſtimmte, das hellen Klanges durch die Niederungen ſchallte. Es war der Sonnabend vor Margarethentag; die Sonne hatte den Tag über flammend geglüht, jetzt kühlte fächelndes Abendwehen die Fluren, und die erſchöpften Menſchen, und wie ein Segenskuß der ewigen Liebe ruhten der ſcheidenden Tageskönigin letzte Gluthſtrahlen auf den Höhen; die Bergeshäupter ſchmückte ſie mit Roſen, in die geſchwätzigen Waldbäche, in die Teiche und Seen warf ſie funkelndes Gold, um die Burgen hing ſie leuchtende Feuerkränze, um die Klöſter und Abteien wob ſie ſtrahlende Heiligenſcheine, bis ſie verſank, und lichte Abendwölkchen wie Oriflammen über den Waldkronen der Berge ſchwebten.

In einem jener ſchönen Thalgründe lag das Kloſter Georgenthal, früher Aſolverot geheißen, und von einem frommen Grafen von Käfernburg geſtiftet; es war reich begabt mit Wäldern und Feldern, Aeckern und Wieſen, mit Jagd und Fiſchereien, und beſtand aus vielen Gebäuden, die nach und nach entſtanden waren, wie ſie des Kloſters Wachsthum nöthig gemacht hatte, daher durch die verſchiedne Bauart des Aeußern derſelben zwar etwas winkelig erſchien, aber doch keineswegs unfreundlich, ſondern wie ein recht ſtill trauliger Sitz der Ruhe und der gottſeligen Einſamkeit. Eine ziemlich hohe Mauer zog ſich um das ganze Kloſter, und neben der Pforte war ein kleines Wachthäuslein gebaut, darinnen der Bruder Pförtner ſeine Wohnung hatte.

Auf einer freundlich umbuſchten Anhöhe ſaßen zwei Mönche im Geſpräch, deren Blicke oft über die freundlichen Fluren glitten, die zu ihren Füßen lagen, oft auch über die ferne Ebene hinſtreiften, die ſich nach Gotha zu ausbreitete, und die das hochragende Schloß Grimmenſtein mit ſeinen Thürmen begrenzte. Rechts unter ihnen, ſo daß ſie es ganz überſehen konnten, lag das Kloſter, in welchem jetzt auch die Betglocke gezogen wurde, und hell und rein flog ihr Schall durch das Thal, und über die nahen Berghöhn. Die Kloſterteiche ſpiegelten des Abendhimmels Goldglanz zurück.

Wie das Glöcklein unten tönte, unterbrachen die Mönche oben ihr Geſpräch, und jeder ſprach entblößten Hauptes ein leiſes Gebet, dann begann wieder der Jüngere zu dem Aelteren: „Warum immer Trübes ahnen, frommer Vater? Laß die Welt bewegt ſein von mannichfacher

Gährung, vom Aufgang bis zum Niedergang, wir ändern es nicht, können es nicht ändern. Aus Nähe und Ferne kommt uns mancherlei böſe Zeitung, noch dauern die Händel mit Venedig fort, ja unſre nächſten Nachbarn, die Erfurter, haben in ihrer Stadt den verderblichen Geiſt des Zwieſpalts mächtig ſein Haupt erheben laſſen, aber was kümmert das Dich? Sieh wie friedlich die Welt um uns her iſt, welche Feier, welche heitre Abendſtille! Die Natur weiß von keinem Krieg, in ihr iſt Friede und Freude, ſtilles Schaffen, fröhliches Tagewerk und ſanfte Ruhe.“

„Du ſprichſt gut, mein ſchriftenkundiger Henrikus Urbanus,“ antwortete dem Sprecher ſein Freund, der Abt Johannes, in der Reihe der Georgenthaler Aebte der dritte dieſes Namens. „Du ſprichſt, wie ich es von Dir gewohnt bin; aber von keinem Krieg wüßte die Natur? Sind Sturm und Donner und Hagelwetter, ſind Erdbeben, wie ſie im vorigen Jahre Deutſchland und Welſchland erſchütterten, nicht furchtbare Naturkriege?“

„Wohl, mein ehrwürdiger Johannes,“

antwortete der Mönch Urbanus: „wohl ſind das Naturkriege, aber nicht kämpft dort das Gleiche gegen das Gleiche, nie Strom gegen Strom, Wald gegen Wald, ſondern es iſt die Kraft der Elemente, die verheerend über die Länder fährt, nur der Menſch kämpft in unſinniger Mordgier und Verfolgungswuth gegen den Menſchen. Aber ſei unbeſorgt, mein Bruder, dieſes friedliche Thal wird ſobald kein Kriegslärm heimſuchen.“

„Wer kann das voraus wiſſen?“ ſeufzte der Abt. „In meinem Gemüth iſt eine Unruhe, wie ich ſie lange nicht fühlte, aber immer ahnend fühle, wenn ein trübes Ereigniß an meinem Leben vorübergeht.“

„Vielleicht kommt Dir dieſe Aengſtlichkeit vom Blut,“ warf dem Abt der gelehrte Mönch Urbanus ein: „Du mußt an einem guten Tage zur Ader laſſen, und Dein Getränk mit Salniter verſetzen, das ſchlägt die Wallungen nieder, giebt ruhigen Schlaf, und verdünnt die Säfte.“

„Weiß das, mein guter Henrikus, weiß das gar wohl,“ antwortete Johannes: „aber ich weiß auch, daß eine innerliche Materia peccans nicht daran Schuld iſt. Nein, mein Bruder in Chriſto, es giebt Ahnungen, und ich fühle es, daß wir an der Pforte einer ernſten, gewaltiggroßen Zeit ſtehen. Vieles wird anders werden, manches auch beſſer! Es wird eine Zeit kommen, mein Bruder, wo in dieſem Thale die Glocken des Kloſters nicht mehr tönen werden, ja mir iſt, als würde ich in meinem heiligen Amte keinen Nachfolger haben, als würde ich wohl der letzte Abt hier ſein!" —

„Wunderliche Gedanken! Wunderliche Gedanken!" ſprach Urbanus vor ſich hin, und dann ſagte er laut, indem er ſich von dem Raſenſitz erhob: „So es Dir gefällig wäre, möchten wir nun hinabgehen, mein Bruder. Der einſame Sitz hier und der dämmernde Abend würden noch mehr Deine Gedanken zu den phantaſtiſchen Gebilden Deiner Einbildungskraft hinziehen, und den Frieden Deines Gemüthes ſtören. Komm, folge mir herab in das ſtille gottgeweihte Haus, in das Thal, da die Ruhe wohnt, und die Frömmigkeit. Möge St. Georg, unſer heiligſter Schutzpatron, Wache halten, gegen jeden Feind, der dieſen ehrwürdigen Mauern Gefahr drohen wollte!“

„Ich folge Dir, Henrikus,“ erwiederte der Abt, und verließ den Sitz. „Du biſt für meine Befürchtungen ein ungläubiger Thomas,“ fuhr er im Hinuntermwandeln zu dem Begleiter zu reden fort: „ich ſelbſt wünſche herzlich, daß der Glaube Dir nicht zuſammt dem Schauen über Nacht kommen möge. Du biſt viel gelehrter als ich, aber Henrikus, ich ſage Dir, es giebt eine Schrift, die nicht zu leſen iſt in den Pergamenten, die auch nicht geſchrieben werden kann von einem Schreiber oder Briefmaler, die aber hier —“ er deutete auf ſein Herz — „mit hellen unauslöſchbaren Zügen ſteht, die der Zweifel nicht hinwegwiſchen kann und der Spott nicht vertilgen mit dem Aetzwaſſer ſeiner Stachelreden.“

„Laß uns nicht ſtreiten, mein Johannes,“ nahm Urbanus ſanft das Wort. „Ich pflichte Dir willig bei, daß es Menſchen giebt, in deren Innerem Prophetenſtimmen lebendig ſind; ſolches lehrt die Geſchichte aller Zeiten. Aber es iſt nicht gut, ein Prophet ſein, und vorahnend verkünden zu müſſen das Trübe und Traurige, das da kommen ſoll der ganzen Menſchheit oder dem Einzelnen, denn ſolches Begabtſein ſtört und raubt den innern Frieden, und iſt ein unwillkommner Bote, ein umflorter Herold, der den Wappenſchild der ausgeſtorbenen Freude zerbricht, und ihr in das offne Grab nachwirft.“

„Ja,“ antwortete der Abt mit einem Seufzer: „Du haſt recht; es iſt nicht gut, ein Prophet ſein.“ —

Den Himmel ſchmückte noch helles Abendroth, und die Dämmerung zog im fernen Oſten kaum ſichtbar herauf. Die frommen Väter waren die Anhöhe herabgeſtiegen und hatten faſt die Kloſterpforte erreicht, als ſie hinter ſich Hufſchlag vernahmen. Ein Reiſiger ſpornte ſein ermüdetes Roß zu raſchem Trab, und langte mit ihnen zugleich an der Pforte an, die der Bruder Pförtner, da er den Abt mit ſeinem Freunde nahen ſah, bereits weit aufgethan, aber ſchnell wieder zuſchlug, als er gewahrte, daß der Reiter geradewegs in den Kloſterhof ſeinen Einzug halten wollte. Der Reiſige, ein mürriſcher Kriegsknecht, wie es ſchien, ſprang vom Pferde, grüßte, wie es die Sitte erheiſchte, die geiſtlichen Herren, und zog ein Schreiben aus dem Wams.

„An den hochwürdigen Abt zu Sankt Georgenthal!“ ſagte er, die Aufſchrift auswendig wiſſend, und reichte die Schrift dem Pförtner, der ſie alsbald dem Abt demüthig übergab.

„Ein Schreiben? An mich?“ fragte der Abt verwundert, und es ſchien, als ſei er faſt erſchrocken, denn die Hand zitterte ihm, in der er den Brief hielt.

„Laſſe den Mann und ſein Thier verpflegen,“ ſprach er zu dem Pförtner, und ſchritt eilig, von ſeinem Freund begleitet, in das Haus. „Das bedeutet uns nichts Gutes,“ ſagte er noch im Gehen. „Die Unruhe in mir verkündet uns eine noch größere um uns her. Gott ſei uns mild und hülfreich!“ —

Wenn an demſelben Abend einer auf der Höhe über dem Dörfchen Altenberga geſtanden hätte, wo damals noch das ehrwürdige altergraue Kirchlein ſtand, das Winfried Bonifacius erbaut hatte, das erſte in Thüringen, und hätte nun herabgeblickt in den Thalgrund zwiſchen Altenberga und Katterfeld, der würde ſich billig verwundert haben, über die große Anzahl bewehrter Männer zu Roß, die auf der Straße nach Georgenthal dahinzog, denn ſelten war es, daß durch jene friedlichen Thäler vieler Roſſe Hufſchlag und Waffengeräuſch erſchallte. Den Reitern ſelbſt ſchien der Ritt keineswegs eine Luſtfahrt, ſie waren ſtill und einſilbig, ermattet, ſtaubbedeckt, und manches der ſchönen Roſſe ging lahm. Es war ein langer Zug, und nicht geordnet, ſondern zerſtreut, nicht wie eine Heerſchaar, die in den Kampf zieht, ſondern niedergeſchlagen, wie eine geſchlagene, ritten die Männer, auch geſchah es oft, daß einer oder der andere ſein Roß lauſchend anhielt, und ſpähende Blicke zurück oder ſeitwärts nach den düſtern Waldungen ſandte, als fürchte er verfolgende Feinde.

Unter denen, die dem Zuge voran ritten, entſpann ſich ein Geſpräch.

„Die Sonne iſt hinab, edler Herr Millwitz,“ begann einer mit leiſem Vorwurf: „und noch ſehen wir kein Ziel, kein freundlich Obdach vor uns; die armen Thiere keuchen und dauern kaum mehr aus. Iſt es noch weit?“

„Nur eine kleine Geduld noch, verehrter Herr Pfalzgraf!“ antwortete der Patricier Millwitz; „dies iſt die letzte Anhöhe, ſind wir darüber, ſo liegt das Thal des heiligen Georg zu unſern Füßen.“

„Das nenn' ich einen Ritt, an den ich denken will, ſo lange mich Gott leben läßt!“ ſeufzte neben dieſen beiden Emmerich von Karbe, der Vizdom. „Ein Höllenritt, über unmenſchliche Berge, durch Teufelsklüfte und alles in einer Sonnenhitze, wie im Mohrenland! Das iſt mir eine ſaubre Geſandtſchaft!“

„Wollet bedenken, edle Herren,“ beſänftigte Hans Hirſchbach die Murrenden: „daß nur die Sorge für Eure perſönliche Sicherheit uns bewegen konnte, die Heerſtraße zu verlaſſen, und Euch durch das Waldgebirge auf Umwegen und abgelegenen Bahnen nach Erfurt zu geleiten. Kam uns nicht ſchon vor Eiſenach die Kunde, daß die Sachſenfürſten von unſerm Zug Nachricht hätten und uns auflauerten, und ſchlugen wir deshalb nicht die allerdings mühſameren, aber ſichern Waldwege ein, ſo waren wir vielleicht ſchon alleſammt in des Feindes Gewalt.“

„Schon recht, liebe Herren," nahm der Domſcholaſter Lorenz Truchſeß das Wort: „aber ſind wir denn nach dieſem überſtandenen Mühſal nun ſicher, ſind wir denn in Erfurt? Kann nicht jeden Augenblick ein bewaffneter Haufe uns anfallen, heute oder morgen? Müſſen wir noch lange ziehn durch des Sachſenherzogs Land?"

„Wenn wir morgenden Tages uns halbweg ſputen," antwortete Millwitz, „ſind wir in drei und einer halben Stunde in Erfurt, in einer Stunde aber ſchon im Erfurtiſchen Gebiet. In dem friedlichen Kloſter finden wir alleſammt Labung und ein gutes Nachtquartier, und auf dieſem Wege vermuthet und ſucht uns Niemand."

„Glaub's Euch wohl!" ſpottete der Pfalzgraf. „Auf dieſen Wegen möcht' ich ſelbſt Niemand ſuchen. Von Markſuhl aus immer in Wäldern und Schluchten, in hundert Schlangenwegen bergab, bergauf, dann immer und immer bergauf auf euerm alten Rennſteig, daß ich meinte, wir ſollten ſtracks in den Himmel hineinreiten, bis wir endlich müd' und matt auf dem Inſelsberg hielten, und viele Meilen weit war kein Wirthshaus anzutreffen. Nun wieder herunter auf ſteilen Wegen, daß wir die Pferde an der Hand führen mußten, und faſt Hals und Beine brachen, und wieder bergauf, bergab, bis wir endlich in Friedrichroda raſten konnten; das war ein Weg!“

„Nun iſt's aber auch überſtanden,“ tröſtete Millwitz: „und morgen reiten wir auf ebnen Wegen fröhlichen Muthes in unſer liebes Erfurt ein.“

„Der Herr mache Deine Steige richtig!“ ſeufzte der Domſcholaſter mit einem frommen Aufblick zum Himmel.

Die Stelle war erreicht, wo ſich der Weg wieder abwärts in das Thal ſenkte, das Dämmerung allmälig überwob, und die vordern Reiter hielten, damit der ganze Trupp ſich ſammle. In grauen Umriſſen ſchimmerte das Kloſter durch den Flor von Duft, und irrender Lichtſchein durchflog die Gebäude. Langſam und vorſichtig ritt nun die Erfurter und Mainzer Geſandtſchaft den ſteilen ſteinigen Weg hinunter.

Im Kloſter Georgenthal hatten die Laienbrüder und Kloſterknechte, auch Koch und Kellner alle Hände voll zu thun, für den unerwarteten zahlreichen Beſuch, den nur erſt das Schreiben, das der Reiſige gebracht, angemeldet hatte, Mahlzeit und Nachtlager zu bereiten. Die Mönche verſammelten ſich im Refektorio, wo der Abt ſeine Gäſte empfangen wollte.

„Siehſt Du, daß ich Recht hatte,“ flüſterte er zum Pater Urbanus. „Ich wußte es wohl, daß uns etwas bevorſtand, etwas Bedrängendes, Unerfreuliches, Läſtiges.“

„Brich den Hungrigen Dein Brod, tränke den Dürſtenden!“ erwiederte Urbanus mit Salbung.

„O deß ſorge ich nicht, was die Gäſte genießen,“ vertheidigte ſich der Abt Johannes: „das ſoll ihnen alles gegönnt ſein von ganzem Herzen, aber die Unruhe, die Folgen, der Verdruß! Meinſt Du, daß es unbekannt bleiben werde, wo die Erfurter Herren geraſtet, und daß es mir nicht bittern Verdruß zuziehen werde, daß ſie hier ihr Nachtlager genommen?“

„Du biſt zu ängſtlich, Johannes,“ tadelte Urbanus, „zu beſorgt; ich kann Dir nur rathen, ein Gebet zu ſprechen und nach dem Sprichwort zu thun, das da ſagt: durch Sorgen wird man zum Gebet getrieben, und durch Gebet vertreibet man die Sorgen. Laß Gott walten!" Dem Sprecher blieb zu fernern Tröſtungen des Aengſtlichverzagten keine Zeit, denn Pferdegewieher, Hufſchlag und laute rufende Stimmen verkündigten die Ankunft der Gäſte, und der Abt faßte ſich, ſie freundlich willkommen zu heißen.

Der Domſcholaſter kannte den Abt aus früherer Zeit; er nahm das Wort der Entſchuldigung für ſeine Begleiter, brachte Grüße von dem mächtigen Erzbiſchoff und Kurfürſten **Uriel**, und bald ſaßen die Gäſte mit den frommen und freundlichen Kloſtergeiſtlichen in traulichen Geſprächen beim Becher, beſprachen die Welthändel, und ruhten von den Mühen des heißen Tages aus. Auch für die Knechte und Roſſe wurde hinlänglich Sorge getragen, und als die elfte Stunde herbeikam, lag im Kloſter alles in tiefer Ruhe. Die Sterne wandelten mit mattem Schimmer durch den Sommernachthimmel, das Wellengemurmel des kleinen Flüßchens rauſchte eintönig dem Dorfe vorüber, auf allen Höhen, in allen Thälern, waltete der Gottesfriede der Nacht, eine milde Stille, nur in den Kloſterſtallungen ſtampfte oder ſchnaubte bisweilen ein Roß. An einem Steintiſch im Kloſterhofe ſaßen zwei Knechte, die Wache halten ſollten, aber die Ermüdung und der vom Kellner reichlich geſpendete Gerſtentrank hatten ſie überwältigt, ſie waren eingeſchlafen. —

Es mochte ſchon zwei Stunden nach Mitternacht ſein, als in einem der Gebäude ein niedriges Zellenfenſter geöffnet wurde, aus dem ein Mann ſah. Es war der Abt Johannes. Er fand heute keinen Schlaf, und blickte, ſich ernſten und frommen Betrachtungen überlaſſend, aufwärts zu dem Sternenhimmel, der immer klarer werdend, ſich über der dunkeln Erde wölbte.

„Nur dort oben iſt ewige, ungeſtörte Ruhe,“ ſprach er zu ſich ſelbſt: „dort unterbricht keine feindliche Gewalt den heiligen Gang der Sphären. Dort wohnt der Friede, hier auf Erden wohnt er nicht. Berge ſich der Menſch, dem Geräuſch der Welt entfliehend, in Kloſtereinſamkeit, in die Waldeinöde, in die Stille der Wüſte, er wird die Ruhe, die er hofft, nicht finden. Auch in der Wüſte trat der Verſucher zu dem Heiland. Ruhe täuſcht gern; wir hoffen ſie zu erringen, ſie zu faſſen, ſie zu halten, aber treulos flieht ſie wieder, und ein Wahnbild war, was wir umfaßten.“

Noch länger würde der Abt ſeine Betrachtung fortgeſetzt haben, hätte ihn nicht ein Geräuſch unterbrochen. Unter ihm, wo die Erfurter Herren ſchliefen, wurde auch ein Fenſter geöffnet, und er vernahm ein kurzes Geſpräch.

„Es iſt ſchwül in unſerm Schlafgemach, lieber Freund! Wir wollen ein wenig friſche Luft ſchöpfen.“

„Die Nacht iſt ſehr angenehm,“ antwortete der Angeredete, welches Herr Hirſchbach war, ſeinem Freund Millwitz. „Das Kloſter liegt ſo friedlich in dieſem ſchönen Thale.“ „Ich bin von der Reiſe doch etwas müde geworden,“ fuhr Millwitz fort: „und ſehne mich ſehr nach Weib und Kindern. Wollte Gott, wir wären daheim; ich berge Euch nicht, die Nachricht, daß uns die Fürſten auflauern laſſen, macht mich unruhig; unſern Begleitern aus Mainz habe ich es verborgen. Wenn jene ihre Späher haben, ſo erfahren ſie unſern Aufenthalt, und wir können noch aufgehoben werden, ehe wir das Gebiet unſrer guten Stadt erreichen. Ich wüßte ſehr gern, wie die Dinge daheim ſtehen!"

„Offenbare Netze ſcheuen alle Vögel," verſetzte Hirſchbach. „Wittert uns der grimmige Dona aus, der den Erfurtern immer gram iſt, ſo ſteht es ſchlimm um unſre Heimkehr; ich denke aber, unſer Spion wird uns ehe der Tag graut, ſichre Nachricht hierher bringen. Er hat ein gutes Pferd, und wenn er ſich gegen Abend von den Seebergen ordentlich umgeſchaut hat, kann er wiſſen, wo die ſächſiſchen Soldknechte lagern."

„Horcht! horcht!" unterbrach Millwitz den Freund. „Hört Ihr nichts?" — Fernher flogen auf den Schwingen der Nachtluft dumpfe Glockenklänge in einzelnen, regelmäßig auf einander folgenden Pulſen.

„Heiliger Gott!" ſprach oben laut der Abt: „das iſt die Sturmglocke von Ordruff." Er hatte es kaum geſagt, als ſich jenen ſchaurigen Tönen andre helleren Klanges und näher, vermiſchten.

„St. Georg ſteh uns bei!" rief der Abt; „ſie ſtürmen auch in Hohenkirchen."

Aber die metallenen Nothſtimmen mehrten ſich, und es war ein unheimlich ſchauriges Tönen, auch wurde es bald laut im Dorfe, man vernahm fragende Stimmen, Hundegebell, unruhige Bewegung; auch ſchien ein Reiter die Heerſtraße herauf zu ſprengen. „Das muß ein großes Unglück ſein,“ klagte der Abt erſchrocken. „Ich höre auch die Glocke von Emleben. Wüßte ich nur, ob es eine Feuersbrunſt, und wo? ſo ließe ich auch anſchlagen.“

Jetzt donnerten an das Kloſterthor gewaltige Schläge, und die Klingel wurde mit aller Macht gezogen. Die Knechte im Hof ermunterten ſich, der Pförtner kam ſcheltend aus ſeinem Häuslein, die Hunde ſchlugen laut an, und eine Mannsſtimme begehrte raſch Einlaß in das heilige Haus.

„Oeffnet ſchnell, Bruder Pförtner,“ hörte der Abt den Einlaßverlangenden reden. „Ich bin ein Knecht der Erfurter Herren, die bei Euch nachtlagern, und habe wichtige Meldung! Säumet nicht.“

„Unſer Markus, der uns Botſchaft bringt!“ rief unter dem Abt Millwitz aus. „Kommt, Freund, laßt uns hinuntergehen, und ihn vernehmen.“

Der wachſende Lärm der nächtlichen Störung ermunterte mehrere der Schlafenden, der Knecht ward eingelaſſen, der Hof füllte ſich mit Leuten; Laternen und Kiehnſpähne erleuchteten ihn, Ritter, Knechte, Mönche und Laienbrüder umſtanden den Späher, oder ſahen aus den niedrigen Fenſtern; Millwitz und Hirſchbach waren herausgetreten zu Markus, und dieſer begann: „Ich bin auf Tod und Leben geritten, edle Herren! Es iſt, als ob der böſe Feind losgelaſſen ſei im Lande. In Städten und Dörfern wird Sturm geläutet, auf der Wachſenburg und auf Schloß Tenneberg brennen Lärmfeuer. Von Gamſtedt iſt ein Haufe Kriegsvolk aufgebrochen, und nimmt den Weg gerade hierher, von Gotha hat ein anderer Haufe ebenfalls die Richtung nach Georgenthal genommen!“

„Das gilt uns!“ ſagte Millwitz gepreßt. „Jetzt iſt guter Rath theuer!“ Der Abt rang ſtill die Hände, und ſeufzte: „Meine Ahnung! Meine Ahnung! Des Herrn Hand hat die Ruthe ſchon erhoben, unſer armes Kloſter züchtigend heimzuſuchen! Hilf, heiliger Georg, und bitte für Deine Getreuen!"

„Schon wieder ſo verzagt, Johannes," flüſterte dem Erbangten Henrikus Urbanus ins Ohr. „Laſſe doch Dich nicht bekümmern, was dieſe Fremden angeht!"

„Siehſt Du, daß ich Recht hatte, daß mir das alles im Geiſt vorging!" rief der Abt, als er den Freund erblickte, ohne auf ſein tadelndes Wort zu hören. „Wo iſt nun die Ruhe, die Du am verfloſſenen Abend prieſeſt, wo iſt die Stille, die kein tobender Waffenlärm unterbrechen ſollte?"

„Laß die Gewitter vorüberziehen, mein Bruder," antwortete Urbanus. „Der Menſch ſoll nicht zagen im Sturm der Geſchicke, und gewaffnet ſtehen gegen das Unheil, dann kann er ſich auch der Ruhe freuen, die den Stürmen folgt. Laß die Brüder zum Gebet verſammeln." —

Die Glocke tönte durch das Waldthal; immer noch ſtimmten aus der Ferne die Sturmglocken, und den grauſenvollen Tönen miſchte ſich bald ein andrer Schall, der näher und näher kam, Trommeln und Pfeiffen, und Trompetengeſchmetter.

„Was ſollen wir thun, Freunde?“ fragte Millwitz ſeinen Hirſchbach, wie die andern Erfurter Abgeſandten, die ſich alle ermuntert hatten, und ihn umſtanden.

„An Gegenwehr iſt nicht zu denken!“ erwiederte Hirſchbach.

„Um Gotteswillen nicht, liebe, edle Herren!“ rief der Abt ängſtlich dazwiſchen. „Kein Gefecht hier an heiliger Stätte, kein Blutvergießen.“

„Wären nur unſre Briefe in ſichrer Hand!“ klagte Millwitz.

„Gebt ſie mir!“ ſchlug Markus vor: „ich ſchleiche mich durch den Wald, und hinter Ordruf weg nach Wandersleben! Ich weiß alle Wege, und bringe ſie ſicher nach Erfurt.“ Der Vorſchlag kam zu ſpät. Fackelſchein erhellte wie ein nächtlicher Brand das Thal, Heerhauſe auf Heerhauſe zog heran; ein grenzenloſer Tumult des Schreckens und der Verwirrung entſtand in dem Kloſter; die Mönche ſangen Pſalmen, die Reiſigen fluchten, die Edlen ſchalten, und wußten keinen Rath, und in der kürzeſten Zeit war das Kloſter rings von zahlreichen Söldnern dergeſtalt umſtellt und umlagert, daß, wie ſich ein alter Kronikenſchreiber ausdrückt, nicht ein Huhn hätte mögen davon kommen.

„Alſo doch gefangen! Nicht einmal eine ruhige Nacht! Gefangen, nachdem wir ſolch einen Teufelsritt gemacht, um der Gefangenſchaft zu entgehen! Hätten's bequemer haben können!“ murrten die Mainzer Herren untereinander. „Liebe Herren!“ beſänftigten die Erfurter: „Uns geht es ja leider nicht beſſer!“ „Fürwahr, ein feiner Troſt!“ rief der Pfalzgraf. „Wenn unſer Narr Witzhenne bei uns wäre, würde er ſagen: Es iſt beſſer beneidet, als beklaget; es wird doch Tag, obſchon der Hahn nicht krähet! Uns ſcheint zumal heute der Tag zeitig genug anbrechen zu wollen.“

Ein Trompeter ſchmetterte jetzt vor der Kloſterpforte ſeinen lauten unwillkommenen Soldatengruß, und der Pförtner, der ſich innerhalb des verſchloſſenen und verriegelten Thors befand, fragte, was ſein Begehr ſei.

„Den geiſtlichen Herren insgeſammt,“ ſcholl die vernehmliche Antwort: „und dem hochwürdigen Abt Johannes insbeſondre, läßt mein Herr Feldhauptmann Marſchalk von Dona freundlichſten

Gruß entbieten, und ſie ſollten im Betreff ihrer Perſonen wie ihres Kloſters wegen des unvermutheten Kriegsgetümmels außer Sorgen ſein, den Herren von Erfürt und Mainz aber läßt mein Herr Feldhauptmann zu wiſſen thun, daß ſie ſich unnützer Gegenwehr und Widerſetzlichkeit enthalten ſollten, maßen das Kloſter rings von gut bewaffneter Mannſchaft umſtellt iſt, und daß mit angebrochenem Tag der Herr Marſchalk von Dona ſelbſt kommen, und mit ihnen, als ſeinen Gefangenen, reden werde."

Der Abt, deſſen ſtets das trübſte Unheil erblickende Gedanken ſchon das Kloſter plündern ſah und in Flammen auflodern, ſchöpfte friſcher Odem, aber den Erfurter Herren ward nicht wohl bei dieſer Verheißung. Sie wußten, daß der Marſchalk von Dona nie ihrer Stadt Freund war, ſie wußten, wie ſehr die Sachſenfürſten der geiſtlichen Macht von Mainz, ſo weit ſie Erfurt anging, widerſtrebten, ſie konnten vorausſetzen, daß ihre den Fürſten zuwidre Geſandtſchaft kein Geheimniß geblieben ſei, und dieſe nun empfindliche Rache üben würden.

Stiller wurde es im Kloſter, trübſinnig und ſchweigſam ſaßen die Geſandten beiſammen, mancher ſtreckte ſich auch wieder auf das Lager, noch die wenigen Stunden zu ruhen. Aber draußen war es deſto lebhafter, muntre Wachtfeuer loderten, die Soldknechte ſangen, tranken, würfelten, der Keller des Dorfwirthes mußte ſeine flüſſigen Schätze ſpenden, und als über den Waldhöhen der Sonntagsmorgen heraufdämmerte, grüßten ihn nicht, wie ſonſt, eine feierliche und erhabne Stille, ſanftes Glockengetön und der Mönche fromme Morgenhymne, ſondern der Belagerer Gelächter und unnützes Geſchwätz, und der Eingeſchloſſenen ängſtlich klopfendes unheilahnendes Herz, mit trüben Vermuthungen und drückenden Gefühlen. —

Der ſtrenge Feldhauptmann der Sachſenfürſten ließ nicht lange auf ſich warten. Gefolgt von mehreren Edlen, in glänzender Waffenpracht, ritt er in das Kloſter ein, während draußen Trommelwirbel und Trompetenklang die reiſigen Schaaren zuſammenriefen, und die Waibel ſie ordneten. In dem geräumigen Refektorium harrten der Abt und ſeine Patres, wie die Erfurter und Mainzer Herren des Ankommenden. Jetzt dröhnten die Gewölbe von dem schweren Tritt der Kriegsmänner; Ernſt, recht ſtrengen finſtern Ernſt in den bärtigen ſonnegebräunten Geſichtern, traten Friedrich von Dona, Siegmund Graf von Stollberg, Hauptmann auf Schloß Wartburg, und Caspar von Beumelburg, Hauptmann auf Schloß Tenneberg, die mit ihren Reiſigen die Söldnerſchaar des Dona vermehrt hatten, in die Verſammlung ein.

„Guten Morgen, Herr Abt!“ redete der Marſchalk den zagenden Johannes an, auf deſſen Lippen ein geiſtlicher Segen ſchwebte. „Ihr müßt ſchon die Störung verzeihen; wer ſeine Finger zwiſchen Angel und Thür ſtecket, der klemmt ſich gern! Seid aber nur ruhig, wir ziehen bald wieder ab, und nehmen gleich Eure Gäſte mit!“

„Guten Morgen, Herren!“ grüßte er faſt ſpöttiſch die ſtädtiſchen Abgeſandten.

„Mit Euch haben wir einige Wörtlein zu reden.“ Und mit ſehr ernſtem Blick und Ton wandte er ſich jetzt zu dieſen beſonders.

„Ihr Herren von Erfurt!“ begann er: „Wer iſt, der Euch Macht und Anlaß gab, fremde Herren durch die Länder meines durchlauchten Fürſten zu führen, ohne dieſes Fürſten Vorwiſſen? Habt Ihr einen Freibrief aufzuzeigen? Nein! Wohl denn, ſo ſeid Ihr Alle ſammt Euren Knechten meine Gefangenen. — Und Ihr Herren von Mainz!“ wandte er ſich zu dieſen: „Ihr ſteht reiſefertig vor mir, Ihr gedenkt vielleicht heute noch das Ziel Eurer weiten Reiſe erreicht zu haben? Mit Nichten! Woher kommt Euch dieſe Kühnheit, daß Ihr aus eigner Macht und Anſehen durch die Provinzen meines Herrn, des Churfürſten von Sachſen, ohne deſſen Erlaubniß zu reiſen beabſichtigt? Ihr habt umzukehren, gleich von hier aus umzukehren, mag das von Euch nun gern oder ungern, willig oder unwillig geſchehen! Wollt Ihr Euch deſſen weigern, ſo blickt hinaus auf die Macht, die meinem Willen und meinen Worten Nachdruck zu geben im Stande iſt; ich würde dann härter mit Euch verfahren müſſen, als ich möchte, und Euch, gleich den Herren von Erfurt, gefangen nach Weimar führen. Daher fordre ich von Euch einen Eid als ſichres Gelöbniß, daß Ihr Euch noch heute auf den Rückweg begebt, daß

Ihr ohne Vorwiſſen der Sachſen-Fürſten niemals wieder deren Grenzen überſchreiten, und mit denen Erfurtern weder einen Rath noch eine ſonſtige Verhandlung pflegen wollt!" —

Wie angedonnert ſtanden die Geſandten. Finſtre Wolken des Mißmuths und des Unwillens zogen auf ihren Stirnen auf, aber feſt wie ein Fels, den weder Sturm noch Wellen erſchüttern, ſtand ihnen Friedrich von Dona gegenüber.

„Verfahret nicht allzuhart, Herr Feldhauptmann," nahm Millwitz das Wort. „Wir alleſammt ſind freie Männer, die nicht unter dem Schutze Eures Herrn ſtehen; mit Unrecht beſtrickt Ihr uns und droht uns mit Gefangenſchaft, wir haben nichts gegen Euern Herrn verbrochen; wir reiſen als friedliche Bürger durch das Land; in keiner feindlichen Abſicht, unſre Stadt iſt nicht mit Euch in Fehde!"

„Sehet Euch wohl vor, Herr Marſchalk," nahm der Pfalzgraf bei Rhein das Wort: „daß Ihr nicht mit uns verfahret gegen alles Völkerrecht, deſſen wir uns bedient, und das keinem Mann unſchädlichen Durchgang durch ein Land verbietet."

„O, meine Herren,“ verſetzte Friedrich von Dona: „es wird Euch beſſer wie mir bewußt ſein, weshalb Ihr kommt. Einer Stadt, die ſich auflehnt gegen ihre nächſten Schutzherren, die fremde Hülfe ſucht und einen Anhalt gegen ihre Obrigkeit, einer ſolchen Stadt mit Rath und That beizuſtehen, ſeid Ihr abgeſandt, und ſonach betrachte ich Euch mit vollem Recht als eine feindliche Macht, wenn Ihr auch im Lammkleid des Friedens dahinzieht, und werde, daß Ihr Euch Erfurt naht, verhindern. Ihr aber, Herren von Erfurt, werdet mir alle Briefſchaften, die Ihr von den geiſtlichen Herrn in Mainz mit Euch führt, aushändigen ohne Säumniß. Eure Stadt iſt nicht mit uns in Fehde, ſagt Ihr! Das wohl, aber iſt es keine feindliche Abſicht, daß Ihr heimlichen Schutz ihr zuführt, den ſie da geſucht, wo ihn zu ſuchen, ihr nicht geziemt? Ich handle nicht aus Eigenmacht, ich befolge ſtreng die Befehle meiner Oberherren, denen gemäß folgt Ihr von Erfurt uns nach Weimar, und Ihr von Mainz leiſtet den verlangten Eid, und kehrt um, oder theilt die Gefangenſchaft der Erfurter Herren!“

Murrend und in ohnmächtige Drohungen ausbrechend, hörten die beſtürzten Geſandten die harte Rede an; hundertmal verwünſchten alle die Reiſe; unmuthvoll gedachten die Mainzer, wie ſchimpflich es ſei, wieder umkehren zu müſſen, ſechs Stunden vom Ziel nach einer Reiſe von mehreren Tagen, aber mit noch tieferem Gram und Groll ſahen ſich die Erfurter Herren in der Gewalt eines verhaßten Feindes, dem ſie folgen ſollten, nahe vorbei an der Heimathſtadt, ohne Kunde von Weib und Kind, und durch einen Gewaltſtreich erfolglos gemacht ihre Reiſe, ihren Aufwand, und all' ihr erduldetes Mühſal.

Vergebens war Murren und Klage; die Mainzer Abgeſandten erhoben ihre Finger, und leiſteten nach Donas Willen den Eid, umzukehren; daß ſie ihn hielten, dafür trug ſchon der rauhe Kriegsmann Sorge. Er ließ ſie von dem Heerhaufen Graf Siegmunds von Stollberg in Obhut nehmen, der ſie nach Eiſenach geleitete, und von dort aus ihnen noch eine Bedeckung und Geleit von zweihundert Knechten bis nach Fulda mitgab.

Es hätte die Geſandſchaft ſtatt aus einigen

Herren und einer Anzahl Knechte aus einem kleinen Heer beſtehen können, dennoch würde dieſes muthmaßlich überwältigt worden ſein, denn über tauſend Mann Fußvolk und mehr als dreihundert wohlbewehrte Krieger zu Roß hatte Dona zuſammengebracht, mit dem er vor Georgenthal gerückt war. Die Vorräthe des Kloſters empfanden die unliebe Gegenwart ſo vieler Gäſte, und der Abt ſprach mehr als ein heimliches Dankgebet, als ſich alle Partheien zum Aufbruch rüſteten.

Jetzt ging der Feldhauptmann mit ſich ſelbſt zu Rath, welchen Weg er ſeine Gefangenen nach Weimar führen ſolle, denn der nächſte ging durch Erfurt ſelbſt, er hatte aber Gründe, nicht nur die Stadt, ſondern auch deren ausgedehntes Gebiet möglichſt zu vermeiden. Ueber Ordruf und Arnſtadt und durch die, freilich auch churmainziſche Herrſchaft Blankenhain war es am nächſten, aber die Wege ſchlecht, bergig und unbequem, er zog daher vor, ſich auf Umwegen erſt gegen Gotha zuzuwenden, dann nordwärts an der Flurmarkung von Gispersleben hinzuziehen, ſich hierauf ſüdwärts zu halten, und den ſchönen Schwanſee zur Rechten laſſend, dann den Ettersberg zur Linken, Weimar zu gewinnen.

Die befreundeten Männer von Mainz und Erfurt nahmen Abſchied von einander, und aus der friedegewohnten vallis Georgiana verlor ſich allgemach der Kriegslärm. Bald trennten ſich die Heerhaufen; Casper von Beumelberg zog in Geſellſchaft Siegmunds von Stollberg und der Mainzer Herren dem Städtchen Waltershauſen zu, einen Theil der Reiſigen ſchickte Friedrich von Dona nach Gotha zurück; und verfolgte mit etwa hundert Berittenen, die die Erfurter Herren in ihre Mitte nahmen, ſein Ziel.

Als ſie die Stelle erreichten, wo ihr Weg die Heerſtraße, die von Gotha nach Erfurt führt, durchkreuzte, kam von Gotha her ein einzelner Reitersmann, der ſich luſtig ein Liedlein pfiff, und ſein Roß im gemächlichſten Schritt gehen ließ. Er hielt dann, um die Reiſigen vorüber zu laſſen, plötzlich rief er laut aus: „Ei grüß Euch Gott und St. Bonifacius, werthe Landsmänner! Warum quer über'n Weg? Grad durch hält den Stich!“

„Ihr, Herr Hans Kranichfeld?“ rief Hirſchbach aus. „Ihr ſeht, wir ſind gefangene Leute. Reitet Ihr nach Hauſe, ſo grüßt Stadt und Rath, Freunde und Gemeinde!“

„Da haben wir's!“ rief Kranichfeld. „Geſchrei hat oft betrogen, und oft nicht gelogen! Hab's nicht glauben wollen, als ich hörte, die edle Geſandtſchaft wäre aufgehoben und verſtrickt! Na, auf Wiederſehen, gute Freunde; ich muß ſehen, was es im lieben Erfurt gutes Neues giebt, war lang nicht drinnen! Gute Heimkehr!“

Er rief's und jagte davon; unwillig ſahen ihm die Erfurter nach, wehmüthige Blicke ſandten ſie nach der Gegend hin, wo die Stadt lag, zuweilen erblickten ſie des Domes und des Peterskloſters ragende Thürme; ſie ſahen ihr Kanaan, aber dem heimathlichen Heerd führte ſie grauſam das ſtrenge Geſchick vorüber, ſie ſollten von Weib und Kind und Freunden noch lange getrennt bleiben.

2.

Gerechte Freundſchaft iſt der ſicherſte Beſitz.

Solon.

In der Stadt Erfurt war eine unruhige Bewegung. Schon zur Nachtzeit war die Kunde dahin gekommen, daß in den gothaiſchen Ortſchaften Sturm geläutet werde, und hell genug ſah man von den Feſtungsbergen die Lärmfeuer, wie unheildrohende Sterne leuchten. Wie der Morgen anbrach, brachten ſchon Landleute die Nachricht in die Stadt, was der nächtliche Lärm bedeutet habe. Schwer genug fiel dieſe Botſchaft der Gemeinde und ihren erwählten Stimmführern auf das Herz, denn alles hatte man gehofft von der vermittelnden Einſchreitung des geiſtlichen Oberherrn, und dieſe Hoffnung ſchien nun vernichtet; dagegen bargen jene Herren des

Rathes, die ſich auf die Seite der Sachſenfürſten neigten, oder am liebſten das Regiment der Stadt, wie bisher, allein geführt hätten, ihre Freude nicht, die jedoch bald getrübt werden ſollte, denn Verwirrung und Anarchie hoben immer drohender und verderblicher ihre Drachenhäupter empor.

Den Familien, deren Väter die Gefangenen zum Theil waren, brachte jene Schreckensnachricht den ſchwerſten Jammer. Hoffend und verlangend hatte Frau Dorothea Millwitz mit ihren Söhnen und Töchtern der Ankunft des Gatten und Vaters entgegengeſehen, ſchon zu lange war er ihrer Sehnſucht ausgeblieben, jetzt war endlich ſein Kommen nah, war durch einen Boten ſchon verkündigt, Hoffnung und Freude lächelten ſchon, ſtrahlten ſchon aus den milden Augenſternen der Jungfrauen und ihrer guten Mutter, die Söhne wollten mit ihren Freunden dem Vater entgegenreiten, da kam die Schreckenskunde von ſeiner und ſeiner Gefährten Gefangennehmung und zertrümmerte der Hoffnung freundliches Luſtſchloß.

Auf dem Rathhaus war große Verſammlung, aber noch niemals hatte es dort ſo ſehr an gutem Rath gefehlt, wie an dieſem Tage. Der heftige Monſtedt führte das Wort, ſein Freund und Kollege, der alte Röſſing, unterſtützte ihn kräftig.

„Wir müſſen Eilboten nach Georgenthal ſenden,“ rief Monſtedt aus: „und um jeden Preis die Befreiung unſrer Abgeſandten zu erlangen ſuchen; wir müſſen uns den Schein der Demuth geben, damit die Briefſchaften gerettet werden, und nicht in die Hände der Fürſten fallen, die unſre Herren von Mainz bei ſich führen.“

„Der kecke Herr von Dona iſt im Stande,“ warf der Gemeindevormund Kollmann ein: „auch die Boten, die wir hinüberſchicken möchten, zu verhaften, und ſie nicht rückkehren zu laſſen.“

„Das darf und das wird er nicht!“ widerſprach Röſſing. „Laß uns, ihr Herren, ſchnell einen Brief ausfertigen an den Feldhauptmann, und ihm gute Bedingungen ſtellen, denn Eile thut Noth, und wer weiß, ob unſer Bote ihn noch in Georgenthal antrifft?“

Nach einigem Hinundherreden ſollte zur Ausführung des Vorſchlags geſchritten werden. „Wo iſt der Stadtſchreiber?" rief Monſtedt unwillig aus, da ſein Auge den Genannten ſuchte und nicht fand. „Iſt er nicht hier, ſo ſoll man ihn ſchnell rufen," gebot Röſſing, und ſchon enteilte ein Rathsdiener nach Zimmermanns Wohnung.

„Der Herr Stadtſchreiber läßt ſich ſeit einiger Zeit etwas ſäumig finden," murrte Monſtedt. „Mich will bedünken, als meine er es nicht gut mit der gemeinen Sache."

Dietrich Racke, der auch zugegen war, ſtimmte dem Sprecher bei. „Ich höre ſo mancherlei von dem jungen Herrn," ſagte er, „was mir nicht gefällt. Er verkehrt mit Kellners Hausfrau und Töchterlein, und ich wette, er weiß, wo ſich der ungetreue Mann aufhält. Eine Gemeinde ſollte den Stadtſchreiber darüber einmal ſcharf befragen."

Den jungen Notar Andreas Büchner, der zugegen war in der Verſammlung, überfuhr es eiskalt bei dieſen Worten, und er zitterte für den Freund, den er liebte.

Unter ſcharf befragen verſtand die Rechtspraxis jener Zeit die grauſamen Martern der Tortur.

„Edle Herren,“ nahm er das Wort: „ſo es Euch nicht unwohlgethan dünkt, will ich den Brief ſchreiben, da der Stadtſchreiber nicht anweſend iſt, damit er deſto eher abgeſchickt werden könne und nicht Zeit verloren gehe durch doppelte Säumniß.“

„Schreibt, ſchreibt!“ gebot Röſſing haſtig, aber Monſtedt rief: „Nein, wartet, bis der Bote zurückkommt!“

„Da iſt er ſchon,“ ſagte Dietrich Nacke hohnlächelnd: „und allein. Schreibt nur, Herr Büchner, aber dem Herrn Stadtſchreiber wollen wir ein Notabene in unſer Gedächtniß ſchreiben.“

Der Rathsdiener Ehrenfried kam keuchend zurück, und meldete, daß er den Stadtſchreiber in ſeiner Wohnung nicht gefunden.

„Unverzeihlich iſt es,“ ſchrie Monſtedt: „an einem Tage, wo ſich ſolch Wichtiges begiebt, in der Seſſion zu fehlen, und vielleicht dem Vergnügen oder dummen Liebeleien, welches auf eins hinausläuft, nachzugehen! Dieſe Läſſigkeit ſoll und darf nicht ununterſucht und nicht ungeſtraft bleiben!“ —

Büchner ſchrieb eifrig die Worte nieder, deren Sinn ihm Röſſing in die Feder ſagte, bald war das Geſchäft gethan, bald ritt im ſcharfen Trab ein Bote durch das Brühler Thor, eine Strecke Wegs auf der Straße nach Gotha zu, dann bei dem Sibyllenthürmchen einlenkend, ritt er unter der Cyriaksburg auf den Weg nach Hochheim und Ingersleben fort, um auf der geradeſten Bahn zwiſchen den gleichiſchen Schlöſſern durch, dann Ordruf zur Linken liegen laſſend, Georgenthal zu erreichen. Wäre er fünf Minuten ſpäter ausgeritten, und hätte dem Mann, der in gemüthlicher Ruhe langſam die Gothaer Straße her geritten kam, den Zweck ſeiner Sendung geſagt, ſo würde er ſich einen heißen Ritt erſpart, und ſeinem armen Roß, das er todt jagte, das Leben erhalten haben, denn ſicher hätte ihm Herr Hans Kranichfeld zugerufen: „Eile ſehr bricht den Hals! Garaus iſt gut Pfalzgräfiſch! In leere Scheuern kriecht keine Maus! Wend um, guter Freund, die Du ſucheſt, ſind in Banden und nicht mehr hier!“

Als der erſchöpfte Reiter im Kloſter ankam, waren die Erfurter Herren längſt weggeführt, die Mainzer längſt auf dem Rückweg begriffen; wieder breitete ein herrlicher Sommerabend ſeine Roſenflügel über das ſchöne Thal, in welches Ruhe und Friede wieder eingezogen waren, und durch das der Abt des Kloſters mit ſeinem würdigen und gelehrten Freund in heiteren Geſprächen luſtwandelte, nicht mehr ſo drückenden und trüben Ahnungen und Befürchtungen, wie am vorigen Tage, hingegeben. —

In ihrer Gartenlaube ſaß an dem freundlichen Sonntagnachmittag Frau Martha Kellner mit ihrer Tochter, an Eliſabeths Seite Johannes Zimmermann, mit liebevollen Blicken auf der holden Geſtalt des theuern Mädchens weilend, die ſein Glück war und ſeine Hoffnung; ja, immer noch ſeine Hoffnung, wie ſehr ihn auch des unglücklichen Ober-Vierherrn Wort gebeugt, daß Eliſabeth dem falſchen Kranichfeld zugeſagt ſei. War doch ſein Eigenthum des Mädchens Liebe, und ſein war der Segen der Mutter; Kranichfelds Anſprüche, erworben in einer ganz andern glücklichern Zeit, hatten ihre Kraft verloren durch das Unglück, das über Kellner gekommen war, wie ein gewappneter Rieſe, ja, es ſtand zu vermuthen, daß Kranichfeld kaum noch jene Anſprüche auf die Hand der Tochter ſeines gefallenen Freundes werde geltend machen wollen, denn es war für ſein ſelbſtſüchtiges und eigennütziges Herz wenig mehr von einem Manne zu hoffen, der ſich verbergen mußte vor der Rache und Wuth ſeiner Feinde, den man ſeiner Ehrenſtellen entkleidet hatte, deſſen Wort nicht mehr gebot, wie ein Fürſtenwort, deſſen Gunſtblick nicht mehr erfreuen und beglücken konnte, deſſen Hand nicht mehr nach eigner Willkühr Ehrenſtellen und einträgliche Aemter vertheilte.

Der Menſch glaubt ſo gern, was er hofft. Auch Johannes und Eliſabeth, und mit ihnen die Mutter, wiegten ſich in dieſe Hoffnungen vertrauend ein. Was ſie ſprachen, war immer das alte Lied der Klage um den bedauernswerthen Zuſtand des Verſteckten, und der Befürchtungen über die wachſende Unruhe in der Stadt, den Zwieſpalt zwiſchen Rath und Gemeinde; doch blitzten durch die Wolken der trüben traurigen Gegenwart die ſanften Hoffnungsſtrahlen einer beſſern Zeit, einer ſchönern Zukunft. Aber fern lag dieſe Zeit, wie ein Alpenland, das weit ſichtbar iſt, und oft freundlich nahe erſcheint, doch dieſer Schein trügt, und je näher es den erfreuten Blicken zu liegen ſcheint, je dunklere Wolken hüllen es bald darauf ein, und Sturm und Unwetter brauſen auf ſchnellen Schwingen heran.

Heinrich war mit dem treuen Adam ins Freie gegangen, das Haus war verſchloſſen. Ungeſtört und unbemerkt konnten die Vertrauten ihren Hoffnungen, wie ihren Befürchtungen, ihrer Liebe, wie ihrem Kummer ſich überlaſſen.

„Wenn ich doch nur einmal meinen Mann wiederſehen ſollte!“ ſeufzte mit ſchwermuthvollem Blick auf Johannes, Kellners Hausfrau. „Könnte er denn nicht bisweilen zur Nachtzeit herabkommen und uns beſuchen? Es iſt ja doch jetzt ziemlich ſtille in der Stadt. Mein Herz vergeht in Angſt um ihn.“

„Hörſt Du, was die Mutter ſagt?“ ſchmeichelte Eliſabeth. „O mein Johannes, Du führſt den Vater zu uns, Du verſagſt uns den

Troſt nicht, ihn wieder zu umarmen; nur einmal thue das, mir und der Mutter zu Liebe! Nicht wahr?"

„Ich hoffe, den Vater bald ganz ſeinem Verſteck entführen zu können," tröſtete Johannes; „doch jetzt halte ich es noch nicht an der Zeit. — Glaube mir doch, theure Libetha," fuhr er fort, ſie traulich umfaſſend: „daß es ſelbſt mein ſehnlichſter Wunſch iſt, Herrn Kellner den Seinen zurückgegeben zu ſehen, aber eines müſſen wir noch abwarten: die Rückkehr der nach Mainz Abgeſandten, die heute oder morgen vielleicht erfolgen wird, wenn ſich nicht etwa das Gerücht beſtätigt, das von ihrer Verhaftnahme heute ausgeſprengt worden iſt, dann wird wohl alles, was jetzt entzweit iſt, vereint und ausgeſöhnt, das Unangenehme vermittelt und das Störende beſeitigt."

„Ach, es iſt doch um Eintracht ein gut Ding," ſeufzte Frau Martha, da rauſchte es hinter der Laube, ein Mann bog die Zweige von einander, ſteckte ein hämiſch lachendes Geſicht hindurch und rief: „Gut Ding aber will Weile haben, Frau Kellnerin."

Eliſabeth fuhr mit einem leichten Schrei empor, Johannes blickte unwillig nach dem Unterbrecher, Frau Marthe war heftig erſchrocken, und der Störenfried trat in Geſtalt des Herrn Hans Kranichfelds in die Laube. Er war durch das offen gelaſſene Hinterpförtchen hereingekommen, hatte ſich, als er wahrnahm, daß Jemand in der Laube, hingeſchlichen, hatte mit Gift und Groll den Stadtſchreiber traulich neben Eliſabeth ſitzen ſehen, und die letzten Worte des Geſprächs vernommen.

„Mit Gunſt und Verlaub, ſo ich unwillkommen komme,“ ſprach er, indem er ſich ſpöttiſch verneigte.

„Wo ſteckt denn der Freund und Vetter Kellner? Habe ſchon etwas munkeln hören. Ei, und Jungfrau Eliſa, mein holdſeliges Bräutlein, hat ſich für meine Abweſenheit ſchadlos zu halten gewußt? Bonum diem, Herr Stadtſchreiber, Ihr wollt mir ſuccediren noch bei Lebzeiten? Das macht Ihr klug. Wer im Rohr ſitzt, ſchneidet ſich Pfeifen; wer das Glück hat, führt die Braut heim; wer ſucht, der findet, und wer ſich der Schalkheit befleißigt, kann leicht in der Büberei Meiſter werden!"

„Was wollt Ihr damit ſagen, Herr Kranichfeld?" fuhr Johannes auf, und die Röthe des Zorns flammte ihm im Antlitz.

„Ein altes gutes Sprüchlein will ich damit ſagen, Herr Stadtſchreiber," antwortete Kranichfeld höhniſch gelaſſen. „Ihr erlaubt es doch? Es iſt doch Euch nicht zuwider?" ſetzte er mit kaltem Spott hinzu.

„O —" entgegnete Johannes bitter: „Ich habe Euch nichts zu verwehren oder zu erlauben; will mich doch bedünken, Ihr, Herr Kranichfeld, wäret ſelbſt ein recht ſchalkhafter Mann, voll ſchnakiſcher Späslein und angenehmer Sprüchlein."

„Seid uns gegrüßt, Herr Kranichfeld," unterbrach Frau Marthe das unfreundliche Geſpräch. „Wo kommt Ihr her ſo unverhofft, und ſo unerwartet?"

„Unverhofft kommt oft!" erwiederte der Gefragte: „kommt auch oft ungelegen, wie ich vielleicht Euch, ſchadet aber nichts. Man kann nicht jedem zu Gefallen leben, man muß mit dem Mai vorlieb nehmen, wie er kommt! Bin ich nun gleich nicht der Mai, der ſüße Blümlein und bunte Sommervöglein mitbringt, ſo bin ich doch da, wie ich bin, und frage: wo befindet ſich mein theurer Freund, Vetter und Schwieger in Spe? Sagt mir's, daß ich zu ihm hingehe, denn ich bringe ihm viel köſtliche und tröſtliche Botſchaft, die ihn aller Sorgen los und ledig machen wird."

„O dann ſeid Ihr ein Bote des Heils, ein hochwillkommner Gaſt!" brach Frau Martha, vom Gefühl ihrer Liebe zu dem Gatten überwältigt, aus: „dann ſegne Gott Euern Eingang, Eure Rückkehr!"

„So, nur dann?" höhnte Kranichfeld: „und wenn ich keinen Troſt bringe, nicht? und wenn ich um Eliſa's Hand werbe, nicht? und wenn ich mich billig verwundre, daß Ihr, Frau Kellnerin, als Mutter ruhig dabei ſitzt, und Eure Freude daran habt, wenn Euer Töchterlein mit einem jungen Geſellen ſcharmutziret und ſponſiret, dann nicht?"

„Herr Kranichfeld," zürnte jetzt Eliſabeth bebend: „Ich bin nicht Eure Sponſe, werde es nie ſein. Ihr habt kein Recht, mich und die Mutter und dieſen Mann, meinen Freund, mit Euren Giftreden zu kränken. Wißt Ihr ſonſt nichts hier zu verrichten, ſo findet immerhin den Weg wieder, den Ihr gekommen ſeid!“

„Potz Veitstanz! das iſt deutſch!“ lachte Kranichfeld. „Iſt des Töchterchens Meinung auch die Eure, Frau Gevatterin?“

„Elſe!“ rief mit einem verweiſenden Blick die Mutter der aufgeregten Tochter zu, und ſprach begütigend: „Beſter Herr Vetter! Vergebt der unbedachten Jugend die vorlaute Rede; ſagt mir, was Ihr Gutes für meinen armen Mann bringt, oder wollt Ihr es mich nicht wiſſen laſſen, weil Ihr mir zürnt, ſo eilt, o ich bitte Euch, eilt zu ihm, tröſtet ihn, bringt ihn uns wieder; er hält ſich über der Orgel in der Veitskirche verſteckt!“

„Mutter!“ rief Eliſabeth erbleichend. „Frau Kellner!“ ſprach mit wehmüthigem, vorwurfsvollem Blick Johannes: „Ihr werft das langbewahrte Geheimniß an den erſten Beſten hin, Ihr ruft es laut aus, daß es die Nachbarn hören!“

Frau Marthe erſchrak; ſie hatte unbedacht und ſelbſtvergeſſen ausgeſprochen, was Niemand vernehmen ſollte, und blickte ängſtlich aus der Laube, doch es war rings alles ſtill, der Abend dämmerte ſchon in dem ſchattigen Garten, nur drüben im Nachbargarten, der zur Furtmühle gehörte, rauſchte es im Gezweig eines hohen Süßkirſchbaums, auf dem ein Menſch zu ſitzen ſchien.

„Bin ich Euch der erſte Beſte, mein edler Stadtſchreiber,“ warf Kranichfeld giftig hin, „ſo ſeid Ihr mir der letzte Schlechteſte, den ich ferner einer Gegenrede nicht würdige, aber hütet Euch, daß Euer Fürwitz Euch nicht in des Teufels Küche bringt! Ihr Frau Marthe, gehabt Euch wohl, und ich danke Euch für die Nachricht, Euch Jungferlein aber danke ich für den guten Rath, den ich pünktlich befolge; ſeht, ich finde den Weg zurück, den ich hergekommen bin!“

Er ſprach's, und ging haſtigen Schrittes aus dem Garten.

„O Gott, was habt Ihr gethan, Herr Zimmermann!“ klagte Frau Marthe.

„Nicht ſo Schlimmes, als Ihr,“ gegenredete Johannes. „Ihr habt das Geheimniß Eures Mannes verrathen, an einen frechen, leichtſinnigen, böswilligen Mann, deſſen Falſchheit ſtadtkund iſt; was Böſes daraus entſteht, ich bin unſchuldig daran, welches neue Leid Euch daraus kommen wird, ich habe es nicht verſchuldet!“

„Zürne meiner Mutter nicht, Johannes,“ bat Eliſabeth: „weil in der Freude über ihre Lippen ging, was hätte verborgen bleiben ſollen. Es iſt geſchehen, Worte des Vorwurfs ändern niemals das Geſchehene, und geduldig müſſen wir erwarten, was der Himmel ferner über uns verhängt. Du haſt Dir aber einen bittern Feind gemacht, der Dich nun verläumden wird bei dem Stadtrath, und Dich mit ſeinem Haß verfolgen!“

„Beſſer, ſein Haß verfolgt mich, als Dich ſeine Liebe,“ erwiederte Johannes. „Ich glaube, das Erſte wird mir minder unerträglich ſein. Er wird hingehn, er wird Deinen Vater mit liſtigen Reden beſtricken, hat er ihn doch ſchon durch ſeinen Brief verwirrt und irre gemacht im

Vertrauen zu mir, jenen Brief, den er als einen Apoſtel und Herold ſeiner treuloſen Perſon voranſchickte, deſſen Ueberbringer ich ſelbſt ſein mußte! O Du hätteſt Deinen Vater ſehen ſollen an jenem Abend, wie er ſchwankte, wie er Worte ausſprach, die ich Dir nicht wiederholen kann. Entſetzliche Worte, die ſelbſt meine Gedanken verwirrten, die mein Gehirn wie Donnerſchläge erſchütterten."

„Ich bin Dein, ich bleibe Dein!" ſprach Eliſabeth feſt, und warf ſich an des Freundes Bruſt. Die Hände gefaltet, mit wehmuthvollen Blicken aus den frommen Augen, denen Thränen entträufelten, ſtand die Mutter dort, und ſah zum Himmel empor, und hatte keine Worte.

Heinrich ſtürmte mit fröhlichen Sprüngen in den Garten, bedächtig folgte Adam; der muntere Knabe eilte auf die Mutter zu, die ihn liebevoll umfing, und in ſein blühendes Antlitz blickend, auf ſein Lockenhaar ſegnend die Hände legte. Alle gingen in das Haus. Drüben im Mühlengarten rutſchte jetzt von dem Kirſchbaum derſelbe Menſch, der vor wenigen Tagen in die Stadt eingewandert war, eben als Doktor Piripuls mit ſeinem treuen Kumpan, dem Bader Klaus, ſie floh. Er lehnte ſich auf die Bretterumzäunung, und ſtarrte in den Garten des Roſenhains hinüber; dabei hielt er wieder ein Selbſtgeſpräch.

„Alſo fort, ausgeflogen, geflüchtet der liebe Herr Pathe? Und verſteckt in der Vitikirche? Was man nicht alles hört und erlebt! Da hatte der alte Hund von Knecht doch Recht, als er ſagte: Der Herr iſt nicht zu Hauſe, und kommt nicht nach Hauſe, und mich dazu ausſchalt, daß kein Hund ein Stück Brod von mir nehmen möchte, mich einen liederlichen, verlaufenen und verſoffenen Tagdieb hieß, wie ich meinen Herrn Pathen einen Beſuch machen, und ihm zum Namenstag Glück wünſchen wollte. Nu, Glück zu! Sitzt er in der Kirche auf dem Orgelwerk, kann er auch noch tiefer wo anders ſitzen. In alten Kirchen iſt das beſte Geläut! Hahaha, das iſt ein ſchlechter Spruch, aber ich weiß noch einen beſſern: Gemſen ſteigen hoch, und werden doch gefangen! So kann Dir's auch ergehen, mein ſtolzer, geſtrenger Herr Pathe! Wenn ich nun hinginge und es anzeigte, könnte ich da nicht eine

Mandel Freipfennige verdienen? Beim heiligen Andreas, meinem Schutzpatron, er hätte es an mir verdient, daß ich ſie an ihm verdiente; ich kann die acht Wochen Gefängniß nicht vergeſſen, und noch ſonſt ſo manches Andre nicht, was ich gehört habe und erfahren. Doch pfiffig, Andres, pfiffig! Wollen's abwarten; vielleicht hilft ihm Herr Kranichfeld los, und ich käme zu ſpät; denn das Glück dreht ſich wie ein Mühlrad, dann könnt' ich aus dem Regen in die Traufe kommen.“ —

Er riß ſo leiſe als möglich eine Planke des Zaunes los, um gelegentlich in den Nachbargarten ſchlüpfen zu können, und hing ſie wieder ein, daß es niemand ſehen konnte, dann fuhr er fort: „Das Jüngferlein drüben hat eine Buhlſchaft, wie es ſcheint, und Herr Kranichfeld eifert. Recht ſo, der Herr Kranichfeld iſt ein falſcher Hundsbube, ich wollte, daß er ſich todt ärgerte; das Mädel drüben iſt viel zu gut für den Aechter und Bönhaſen. Aber ſie hat mich auch geſcholten, meines Herrn Pathen Tochter, wenn ich armer Junge kam, und um eine Gabe anſprach, und die Frau Kellnerin hat mich geſcholten: Taugenichts, Bärenhäuter, Bankart, Lotterbube, das waren Deine Ehrentitel, Andres; und der Junge hat mich mit dem Blasrohr auf's Maul geſchoſſen, daß es wie eine Wurſt auflief, und die alte triefäugige Brigitte hat mit einem Knochen nach mir geworfen, wie nach einem Hund, als mich der alte Adam aus dem Hauſe prügelte! Hölle, Tod, Teufel, Marter und Verdammniß! Ich will mich an der Belialsrotte rächen, und wenn mich tauſend Mühlräder zermalmten. Grün Gras wird auch Heu; je höher der Berg, je tiefer das Thal, je größer der Mann, je ſchwerer der Fall! zumal wenn ihm Hoffarth vorgeht!"

Ergrimmt, erbittert, aufgeregt durch wilde Erinnerungen an erduldete Mißhandlung ging der verwahrloſte Jüngling vom Zaun hinweg, die Blasphemirungen, die er auf den Lippen hatte, nur in Gedanken ausſtoßend, in Gedanken, die verderblich waren wie Baſiliskenathem, und jede beſſere Regung ſeines Innern vergifteten. —

Schwül, recht drückend ſchwül war es nach dem heißen Julitage noch am Abend in der

Kirche, in dem engen Zufluchtsort, wo Herr Kellner ſeine Tage, ſeine Nächte ſeit acht Wochen, die ihm zu Jahren geworden waren, verſeufzte. Vieles kann der Menſch gewohnt werden, nur nicht den Schmerz innerer Vorwürfe, der mit ſtets erneuten peinigenden Biſſen das Herz anfällt wie eine Natter, und es wund ſticht, wie ein Skorpion.

„Ich werde hier oben ſterben,“ ächzte der Einſame: „ich werde den Fuß nicht wieder auf die alte Mutter Erde ſetzen, und ich bin auch nicht werth, daß ſie mich trägt. Wenn Johannes wieder kommt, will ich ihn bitten, daß er mir meinen Beichtvater, den guten Pater Nikolaus Bote heraufbringt, dem will ich beichten, er ſoll mich abſolviren, dann will ich mich zum Tod bereiten. — O wie die Hitze unerträglich iſt, wie es mich umdampft ſo ſchwül und dunſtig, und mir den Schweiß aus allen Poren treibt; und doch, was iſt dieſe Gluth gegen die des hölliſchen Feuers? Ach — mein Leben iſt ſchon hier ein ſchrecklich-marterfolles Purgatorium, wie ſoll es drüben werden? Wehe mir! — Was habe ich zu hoffen? Verrath von Freunden und

Feinden, ein Leben voll Angſt und Qual von außen, voll Marter von innen! O käme doch der Tod bald, recht bald, führte er mich doch heute ſchon hinüber, fände doch das nächſte Morgenlicht hier nur noch den todten Leib des ehemaligen Vierherrn Keller! — Aber nein, der Himmel hört nicht ſolch ruchloſes Gebet, er läßt mich leben, und ich muß ſtillhalten den Schlägen ſeiner Zornruthe, die mich trifft für meine ungeheuern Sünden, und ich will ſtillhalten!“

Ein Geräuſch unter ihm verkündete Beſuch; es war die Stunde, in der Johannes freundlicher Zuſpruch oft bei ihm eintraf, und den Armen mit der Himmelsſpeiſe der Hoffnung erquickte. Ja, Hoffnung mag wohl ein Manna genannt werden, das niederfällt vom Himmel in die Wüſte trauriger und troſtloſer Gedanken, aber dieſer Mannaregen und Honigthau, wie ſüß er immer iſt, giebt auf die Dauer keine Kraft, und dem Menſchenherzen, an die nährende Koſt des Glücks gewöhnt, ekelt bald vor dieſer loſen Speiſe, und es murrt unzufrieden gegen den Vater, und undankbar, und will nicht anerkennen, daß das meiſte Glück nur in der Hoffnung beruht, und jede Erfüllung das Grab einer Hoffnung iſt. Aber auch Hoffnung, dieſe gottgeſandte Beglückerin der Menſchheit, hält, wie der Weltheiland, ihre Auferſtehung, ehe drei Tage vergangen. Sie verjüngt ſich, wie der Phönix, aber nicht allhundertjährig, ſondern alltäglich; Hoffnung iſt ein ewiger Paraklet.

Das niedrige Thürchen zu Kellners Verſteck ging auf, und beim Schein der kleinen Blendlaterne, die der Küſter Joſeph Eckart trug, ſchlüpfte ein Mann herein.

„Guter Johannes, kommſt Du doch wieder, und biſt ſo tiefbetrübt, und ich habe Dich ſo hart gekränkt?“ rief dem Eintretenden Kellner mit milder Stimme entgegen. „Du biſt ſanft und gut, mein Sohn,“ fuhr er fort: „recht wie der Jünger, den Jeſus lieb hatte, deſſen ſchönen Namen Du trägſt! Du haſt Dein Herz gefaßt, mein Sohn, Du trinkſt den Wermuthbecher der Entſagung leer, lächelſt durch Thränen, und bleibſt mein Freund!“

„Ich bitte Euch um aller Heiligen willen, Küſter,“ redete der Eingetretene zu Joſeph; „der Mann iſt ja völlig übergeſchnappt, oder faſelt im Fieber, und Ihr laßt ihn ſo ohne Arzt da liegen!" — „Ei, ei, Vetter," wandte er ſich jetzt zu Kellner: „mit Euch ſteht's nicht zum Beſten! Es iſt die größte Thorheit, mit vielen Worten nichts ſagen! Seht mich recht an, ich bin nicht der Jünger, von dem Ihr ſchwatzt, und Ihr ſeid nicht der Heiland, oder bildet Ihr Euch das ein, das wäre traun ein ſtarkes Stück!"

„Ihr, Kranichfeld?" rief erſchreckt und unwillig der Getäuſchte aus: „und mit ſolchem Gruß begrüßt Ihr mich? — Wo wart Ihr, was führt Euch her, was wollt Ihr bei mir?"

„Nun, was iſt da zu fragen, edler werthgeſchätzter Vetter?" fragte Kranichfeld zurück. „Habt Ihr mein Brieflein nicht erhalten, das Euch die freudige Nachricht meiner baldigen Wiederkunft verkündete? Darin ich Euch an Euer Wort erinnerte, von wegen der holdſeligen Jungfrau Eliſe, die mit dem Stadtſchreiber Buhlſchaft treibt, ich weiß nicht, ob in Züchten oder in Unzüchten? Nun bin ich da, und meine es gut mit Euch zu machen, aber Ihr gedenket, wie mir ſcheint, ein anderes. Herunter, Vetter, herunter aus dieſem Loch, wo ich faſt erſticke; herunter in Euer ſchönes kühles Steinhaus, in die Arme von Frau und Kind, an die Bruſt der Freunde! Eure Sachen ſtehen gut. Die Mainzer Geſandtſchaft, die ſich in unſre ſtädtiſchen Angelegenheiten mengen wollte, geht rückwärts, wie die Krebſe; die Erfurter, die den Feind ins Land führen wollten, hat ein andrer Feind aus dem Land geführt; ſie ſind mir begegnet, und laſſen Erfurt wehmüthiglich grüßen. Eh alles ins Gleiß kommt, kann lange Zeit hingehen; ich habe meine Ohren ſchon übrall gehabt, Ihr könnt in Gottes Namen und unbeſorgt nach Hauſe gehen; kein Menſch wird ſich an Euch vergreifen. Daheim hab' ich guten Troſt für Euch, aber hier oben da halte ich es nicht länger aus, lieber geſtrenger Vetter!"

„O, wenn es wahr wäre, wenn ich mich hinunter wagen dürfte!" ſeufzte Kellner, und der Samen neuer Hoffnung, den Kranichfelds Worte in ſein Herz geſtreut, trieb ſchon lichtgrüne Keime.

„Ihr dürft nicht nur, Ihr müßt hinunter, Herr Kellner," ſprach Joſeph Eckart. „Zu Viele wiſſen um Euern Aufenthalt; er iſt kein Geheimniß geblieben; ich habe mich ſchwerer Verantwortung ausgeſetzt durch mein Mitleid mit Euch. Ich rathe Euch, die Zeit zu benutzen, in welcher Niemand da iſt, der Eure Feſtnahme gebieten kann, zudem bedürft Ihr der Bewegung und friſcher Luft; und die Euren tragen nach Euch ein herzliches Verlangen. Ich kann, ich darf, ich will Euch nicht länger hier oben dulden."

„So muß ich freilich nachgeben," ſprach Kellner dumpf und gepreßt. „So mag es denn gehen, wie Gott will! Mögen ſie mich hinſchleppen zum Hochgericht! Ich bin ein aufgegebner, verlorner Mann! Ich hab's verdient, daß man mit mir kein Erbarmen hat!"

„Poſſen!" fiel ihm Kranichfeld ins Wort: „Es ſoll ſich keiner ſelbſt einen Wurm in's Gewiſſen ſetzen! Heute iſt's wohl zu ſpät, alſo morgen Nacht, Vetter, kommen wir, und holen Euch heim! — Gute Nacht! Und morgen ein Weiteres!"

Er ſtieg mit dem voranleuchtenden Küſter die ſchmale Leiter hinunter, und ſcherzte noch im Gehn: „Es ſind ſchon mehr Leitern hinauf geſtiegen, als hinab;“ Kellner aber legte ſeufzend ſein müdes gedankenſchweres Haupt auf das heiße Ruhekiſſen, und ſeufzte aus tiefer Bruſt: „Morgen! Morgen? Wie lange giebt's noch für mich ein Morgen?“ —

3.

Nimmer ſei Dein Freund der Thor!
Menander.

In der Abenddämmerung des nächſten Tages zog ſich wieder durch alle Gaſſen und Straßen Erfurts ein bedrohlicher Tumult, der thüringer Löwe in der Kürſchnerſtraße ſpie das Geſindel aus, das ſich jeden Abend in ihm verſammelte, und mit lautem Lärm und tobendem Geſchrei die Angelegenheiten der Stadt abhandelte. Wie ein ſchmutziger Strom wälzte ſich die Rotte fort, angeführt von den raufluſtigen Schreiern Hans im Bart, Degenhart, Balthaſar Rauſcher, Bachmann, Winterkorn und Schierſchmidt.

„Zu den alten Herren!“ ſchrie Hans im Bart: „die haben's mit den Fürſten abgekartet, daß unſres Herrn von Mainz Räthe zurückgetrieben worden ſind!“

„Daß ſie nicht Rechnung abzulegen brauchen! Daß ſie uns noch länger am Narrenſeil führen können! Daß wir Steuern und Gaben geben müſſen ohne Aufhören!“ brüllten ſeine Kumpane ihm nach, und lärmend drängte der Schwarm über den Wenigenmarkt und die Krämerbrücke, wachſend zum ungeheuern Volkshaufen durch Geſindel aller Art, das ſich ihm bereitwillig anſchloß.

Es war aber an demſelben Tag vom Rath beſchloſſen worden, die Bürger aufzubieten, um über die Sicherheit der Stadt mit aller Vorſicht zu wachen, denn es hatten ſich ſchon am Tage hin und wieder drohende Stimmen vernehmen laſſen, die einen Aufruhr beſorgen ließen. Vor dem Rathhaus hielt ſchon mit brennenden Lunten ein Häuflein Büchſenſchützen, das der ehemalige Pergamenter Schele als Rottmeiſter befehligte; alle Rathsdiener, Stockmeiſter und Häſcher ſtanden mit Spießen bewaffnet, Blechhauben auf den Köpfen, Harniſche vor der Bruſt, und hielten ihre Wurfſtangen bereit, um ſie unter den aufrühreriſchen Haufen zu ſchleudern.

Die Pechpfannen, welche die Nacht über auf dem Fiſchmarkt vor dem Rathhaus brennen ſollten, waren kaum angezündet, als ſich ſchon von weitem ein ſchallendes Geſchrei hören ließ, das immer näher kam, und mit verzagtem Herzen rückte Schele mit ſeinem Häuflein dem drohenden Lärm entgegen. Auf dem kleinen freien Platz vor der Krämerbrücke trafen die Haufen aufeinander.

„Zurück, gute Männer!“ rief Schele verzagt. „Ich bitte Euch, kehrt um, ſonſt iſt's Euer Unglück, ſonſt muß ich losbrennen laſſen, und wer dann fällt, der fällt und bleibt mauſetod! Zurück! Hier darf Niemand vorbei!“

Ein lautes Gelächter antwortete ihm, immer dichter quoll es aus der niedern Thorpforte der Krämerbrücke, und die Schützen wichen ſchon in den Ausgang der Marktſtraße zurück.

„Iſt das nicht unſer Schele?“ rief Hans im Bart. „Brüder! Habt Ihr ſo etwas erlebt?“

„Beim heiligen Hieronymus, der Pergamenter! Der Abtrünnige, der Ueberläufer! Gerbt ihm das Wams!“ ſchallte es aus allen Kehlen, und Hans im Bart ſchrie mit einer Löwenſtimme, indem ſeine nervige Fauſt das erſchrockene

Männlein im Genick packte: „Schele! Nichtsnutziger Hund! Wenn nur ein einziger Schuß fällt, ſo zerreiße ich Dich in tauſend Fetzen, Du Flicklappen!“

„Wirſt Du mit uns gehn, und uns helfen, oder ſollen wir Dich auf der Stelle abmurkſen, Du Heringsſeele!“ rief dem Zitternden der wilde Glaſer Degenhart zu, und hob ſchon das Beil, das er als Mordwaffe führte, über den Rottmeiſter.

„Laßt mich los, Brüder!“ flehte der Kleinmüthige. „Ich will mit Euch gehen, ich will Euch helfen! Schützen, ſchießt nicht! Geht nach Hauſe! Die Welt geht unter! Der jüngſte Tag iſt da! Wir ſind arme Lämmer, die ſchlechte Hirten haben!“

Die Büchſenſchützen waren eben nicht von ſpartaniſchem Muth beſeelt; es waren kluge Leute, nicht ohne Ueberlegung, die zu berechnen vermochten, daß wenn die eiſerne Kugel aus ihrem Feuerrohr gefahren ſei, ihnen keine Zeit zum Verſenden einer zweiten bleiben würde, ſie wichen daher langſam zurück und drängten ſich in das ſeitswärts führende Milchgäßchen, während der tolle Haufe durch die Marktſtraße ſtürmte, und ſeine Führer unter wilden Drohungen den jammernden Rottmeiſter mit ſich fortriſſen. Aber plötzlich ſtemmte ſich die Volksmaſſe, und drängte wieder rückwärts; die Straße war durch eine Kette geſperrt; der Fiſchmarkt war von den Söldnern des Raths beſetzt, die indeß dort aufmarſchirt waren, von Reinhardt Stolze befehligt; zahlreiche Harniſche funkelten im Schein des brennenden Pechs. Auch der Stadthauptmann hielt zu Roß von mehreren Reitern umgeben, auf dem Fiſchmarkt, und nach jeder Straße hin kehrte ihre dunkle drohende Mündung eine Scharfmetze, neben der ein Arkeleiknecht mit brennender Lunte ſtand.

Ein grauſiges Getümmel erhob ſich nun unter dem Pöbelhaufen; Geſchrei, Schimpfreden, wilde Flüche durchſchallten die Luft; in die Rathhausfenſter flogen Steine, und ein praſſelndes Geklingel verkündete ihre zerſtörende Wirkung. Furcht hielt die Vordern zurück, die Kette zu ſprengen, oder über ſie zu ſetzen, während die hinten Nachdrängenden muthvoll ſich nach vorn arbeiteten; ſo, bald anſtürmend, bald zurückprallend, glich der Schwarm einer dunkeln Waſſerfluth, die ſchäumend, ſturmgepeitſcht, gegen die Uferklippen brandet, und an den ſtarren Felſenhäuptern abprallend, mit dumpfem Gegroll zurückſtrömt.

Eine ſtarke Abtheilung der gut armirten Bürgerwache, die der Kaufmann Heinz Stolze anführte, marſchirte jetzt im Eilſchritt aus der Futterſtraße auf den Wenigenmarkt, und gleich über die Krämerbrücke; fliehend wogte der Pöbelhaufe vor ihr her, die in der Marktſtraße eingekeilte Menge vermehrend, und nun brach ein furchtbarer Lärm los. Die wackern Bürger, meiſt Kaufleute und wohlhabende Gewerbtreibende ſahen ein, wie ſehr es Noth thue, dem aufrühreriſchen Unweſen, das ihren Wohlſtand zu zertrümmern drohte, zu ſteuern, und hieben unbarmherzig auf das drängende Volk ein. Sie beſetzten das Krämerbrückenthor und den Eingang in die Michaelisgaſſe, und warfen ſich muth- und wuthvoll auf den Pöbel, der, als er ſich mit Ernſt angegriffen ſah, gern in ſchneller Flucht ſein Heil geſucht hätte, zumal da er meiſt aus unbewaffnetem Geſindel beſtand, das Neugier und Luſt an Unordnung verlockt hatte, den Wortführern der Unzufriedenheit ſich anzuſchließen. Geheul, Wehklagen, ſchallende Schläge, tobende Verwünſchungen toſten durcheinander; Viele, dem Andrang von der Krämerbrücke her nicht mehr zu widerſtehen im Stande, ſprangen über die Sperrkette und wurden von den Soldknechten ergriffen. Seltſam klingend raſſelten über den gepflaſterten Fiſchmarkt die Springſtangen der Häſcher, und warfen mehr als einen der Flüchtigen zu Boden. In dem engen Milchgäßchen hielten die Büchſenſchützen, durch eine Abtheilung Bürgerwache vermehrt, noch Stand, und drängten mit Kolbenſtößen und drohendem Zuruf die zurück, die durch dieſes Gäßchen entweichen wollten. Hans im Bart theilt mit ſeinen Gefährten, gegen die Brücke drängend, blindwüthend Hiebe aus, unbekümmert, ob Freund oder Feind getroffen wurde. Der Lärm, das Getümmel, das Mordgeſchrei waren unbeſchreiblich, wie die Höllenangſt des Volkes, die aufs Höchſte ſtieg, als einzelne Schüſſe krachten, und ſich der Ruf verbreitete, die Kette ſolle geſprengt werden, und die reitenden Söldner auf das Volk einhauen. Aengſtlich klammerten ſich Manche an Fenſterpfoſten, drückten ſich in Thürwinkel, kletterten an den Rebenſpalieren vor den Häuſern empor, andre flehten heulend um Gnade und Erbarmen.

Schon waren mehrere der Anführer gefangen und feſtgehalten, unter ihnen Hans Winterkorn, Schierſchmid, Baſtian Maler, aber Hans im Bart hielt ſich durch ſeine Rieſenkraft noch frei, und Degenhart, Balthaſar Rauſcher und Schele hielten ſich ſtets in ſeiner Nähe; ſie hatten durch das Milchgäßchen entwiſchen wollen, aber dort zurückgedrängt, drückten ſie ſich dicht an einem Hauſe hin, und gewannen ſchon den Eingang in das Mühlhofgäßchen, als Heinz Stolze die ragende Geſtalt des Goldſchmieds erkannte, und auf ihn eindrang, ihn feſtzunehmen; der aber, ſich hart bedrängt ſehend, ſchlug einen Bürger, der ihn aufhalten wollte, zu Boden, ließ Degenhart und Rauſcher hinter ſich wegſchlüpfen, ergriff den Pergamenter mit Rieſenkraft, hob ihn vor ſich, wie einen Schild, warf ihn ſo heftig gegen Stolze, daß einer über den andern zu Boden taumelte, und folgte raſch ſeinen Spießgeſellen, die ſchon über die Mühlſtege eilten, und im ſchnellſten Lauf ruhigere Straßen gewannen.

„Dem Heinz Stolze will ich's noch gedenken!“ keuchte Hans im Bart, als er tiefathmend und erſchöpft in der winkelvollen Viehgaſſe ſtand, und ſich das Blut von der Stirn wiſchte, das aus einer Schramme quoll, die ihm jener im Getümmel geſchlagen. „So wahr ich an den Teufel glaube, er ſoll mir das Blut bezahlen!“ — Fluchend eilte das edle Kleeblatt weiter.

Schele ſuchte vergebens ſich loszubetteln aus den Händen der erbitterten Bürger; er wurde zum Rathhaus geſchleppt und in die ſogenannte ſchwarze Stube geworfen, alle Kerker füllten ſich mit Arretirten, und nach einer für die Nahewohnenden äußerſt angſtvollen Stunde war es wieder ruhig in der Marktſtraße und auf den nahen Plätzen, aber die Pechpfannen brannten die ganze Nacht, und die Soldknechte blieben unter den Waffen. —

Wie ſich der neue Tumult erhob, eilte der alte Gunſtedt mit ſeinem rüſtigen Georg bewaffnet auf den Graben, und dem Hauſe des Freundes zu, über deſſen Hinwegführung nach Weimar ſeine Frau und Töchter troſtlos waren; eben als ſie ſich dem Hauſe nahten, läutete ſchon ein andrer Mann an der Klingel, bewehrt mit einem langen Raufdegen, das Haupt mit einem Federbaret bedeckt, der ſich nach den Kommenden umwandte.

„Ach, guten Abend, Prohaska!“ rief ihm Georg freundlich zu. „Führt auch Dich die Courtoiſie hierher? Recht ſo, die Braven müſſen zuſammenſtehen, und eine Schutzwehr bilden gegen des Pöbels ruchloſe Rotten.“

„Ich habe den Frauen meinen Arm geweiht,“ antwortete Prohaska, „komme nun, was da wolle, ich werde ſtets bereit ſein, mein Blut für ſie zu verſpritzen.“

„Wird ſo weit nicht kommen, mein junger Studioſus,“ nahm der alte Gunſtedt das Wort. „Ich denke, die Unruhe wird am längſten gedauert haben, und unſre Stadt wird bald wieder Tage des Friedens ſehen!“

Die Thüre wurde geöffnet, und die Eintretenden von Hartung und Chriſtoph Millwitz freundlich begrüßt. Bald umfaßte das geräumige

Familienzimmer den kleinen Kreis, der ſich durch die ſchönen Bande der Freundſchaft und zarter Neigung nahe ſtand.

„Gott, in welchen Zeiten leben wir!“ klagte Frau Millwitz: „in ewiger Angſt und Sorge gehen meine Tage hin, keine ruhige, keine frohe Stunde kann ich haben!“

„Gebt Euch zufrieden, liebe Frau,“ tröſtete der alte Gunſtedt. „Treue Freunde umſtehen Euch, und zwei wackre Söhne ſind Eure Stütze, Euch wird das bedrohliche Uebel der Zeit nicht treffen!“

„Hat es mich nicht ſchon getroffen?“ entgegnete die Bekümmerte kleinlaut. „Iſt mein Mann nicht fortgeſchleppt worden als ein Gefangener, und liegt vielleicht in Ketten und Banden? Wer bürgt mir, daß er loskommt, daß ich ihn wiederſehe, daß er nicht vielleicht hingerichtet wird, oder im Kerker dahinſtirbt in Kummer und Elend?“

„Ihr macht Euch zu trübe Bilder,“ verſuchte Gunſtedt zu beruhigen: „ehrliche Haft wird ihm gewiß, das Leben hat er nicht verwirkt, und glaubt mir, es wird nicht lange währen, ſo habt Ihr ihn geſund und wohlbehalten wieder."

„Gott und ſeine Heiligen mögen Amen zu Euern Worten ſagen!" ſeufzte die Gebeugte, und trocknete die hervorquellenden Thränen.

Während hier der wackre Gunſtedt bemüht war, den ſanften Troſt der Freundſchaft zu ſpenden, hatte ſich unter Millwitzens Söhnen und Töchtern, mit ſeinem Sohn und dem muthigen Prohaſka ein lebhafteres Geſpräch entſponnen, das weniger den ängſtlichen Befürchtungen, welche die bewegte Zeit zu erregen vermochte, als vielmehr heitern Gegenſtänden galt. Frohe Jugend hat auch für das trübe und drückende der Zeiten nur eine unbewölkte Stirn, und die Sorge und Aengſtlichkeit, die das Alter in wehvollen Tagen heimſuchen, weichen vor dem ruhigen und unbefangenen Antlitz der glücklichen Jahre zurück. Nimmt aber, erregt von der Macht der Ereigniſſe, dieſe Jugend Theil an ihnen, dann wird in ihr zum Muth, was bei dem Alter Befürchtung, und ihrer freudigen Kraft vertrauend, wagt ſie ſich kühn in die Wellen des gewaltigen Zeitſtroms, hoffend, ihn zu bewältigen und zu dämmen, ſelbſt den Untergang nicht ſcheuend. Und dieſer Strom hat ſchon manch glühendes, gottentflammtes freiheitbegeiſtertes Jünglingsherz hinabgeſchlungen.

„Was bringt Ihr ſonſt Neues, werthe Jungherrn?“ fragte die liebliche Roſa die beiden Gäſte.

„Neuer Wein hat viel Hefen, edle Jungfrau,“ antwortete Georg: „ſo iſt auch das Neue gar ſelten etwas Gutes. Der untreue Kranichfeld iſt wieder in die Stadt gekommen.“

„Herrn Kellners künftiger Schwiegerſohn! Nun, und was wißt Ihr von ihm?“ fragte Charitas, und trat dem Sprecher ein wenig näher.

„Er hat heute auf dem Rathhaus vor den edeln Herren geſtanden,“ berichtete Georg. „Man iſt ihm mit ernſter Frage zu Leib gegangen, wo er ſo lange geweſen, da hat er ganz ruhig geantwortet: in Gotha, und ich hatte drüben Geſchäfte.“

„Eure Geſchäfte kennen wir, haben die Vormünder geſprochen; Ihr wolltet in Gotha Bürger werden, und habt uns doch gelobt, Leib und Gut bei der Gemeinde zu laſſen! Dennoch ſeid Ihr hinweggelaufen, meineidig und treulos. Als er nun dieſe ſtrengen Worte vernommen, hat er Ausflüchte geſucht, und um Gnade gebeten, auch gelobt, die Stadt nicht wieder zu verlaſſen.“

„Ein ehrloſer, erbärmlicher Menſch iſt dieſer Kranichfeld,“ eiferte Roſa. „Mich dauert die arme Elsbeth, Kellners Tochter, daß ſie ſolchem falſchen Mann ſoll angetraut werden!“

„Gleich und gleich geſellt ſich!“ fiel ihr der Bruder Hartung in's Wort: „wäre die Jungfer Kellnerin beſſer, ſie würde ihn nicht nehmen.“

„Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm!“ bekräftigte Chriſtoph des Bruders Rede, aber auf den ſanften Angeſichtern ihrer beiden Schweſtern loderte die Gluth edlen Unwillens auf, und ſie ſchalten: „Wie Ihr gleich hart redet alle Beide gegen die Jungfer! Kann ſie für des Vaters Unthaten und des Sponſen Erbärmlichkeit? Wißt Ihr ſo gewiß, daß ſie ihn nimmt? Und wenn ſie ihn nimmt, wißt Ihr, ob ihr Herz ihn wählt? Nie ſind doch die Männer ungerechter, als wenn es gilt, ein Urtheil zu fällen über ein armes Mädchen!“

„Recht ſo, holde Jungfrauen!“ rief Prohaska mit Feuer. „Vertheidigt Euer Geſchlecht, nehmt Euch der Verkannten an, des Vaters Unglück fällt ohnedas ſchwer genug auf die Seinen, die doch keine Schuld davon tragen.“

„Kennt Ihr die Tochter Kellners?“ fragte Roſa, ſchnell erröthend, und einen innern Schmerz empfindend, juſt, als ſteche Eiferſucht mit einer feinen Nadel ihr Herz wund.

„Ich kenne ſie nicht,“ erwiederte Prohaska ruhig: „doch habe ich ſie geſehen, habe von ihr gehört, daß ſie tugend- und ſittſam, ſo thut mir ihr unverſchuldet Leiden leid; und ich möchte nicht, daß ſie verkannt und verläſtert werde.“

„Ihr ſeid brav, Prohaska!“ rief Roſa mit freudig überwallendem Gefühl, und er zog, dankbar für den Lobſpruch aus ſo theurem Munde, die kleine Hand an ſeine Lippen, an der er das Leben durchwandeln zu können wünſchte.

„Was mag doch unſer drolliger kleiner Doktor Piripuls machen?“ fragte Charitas lächelnd den Freund, und ihre ſtrahlenden Augen weilten auf dem blühenden Geſichte des ihr ſo werthen Jünglings.

„Der Himmel weiß es,“ antwortete Georg: „er iſt aus der Stadt verſchwunden, und Niemand kann ſagen wohin? Sein treuer Amanuenſis, der Bader Klaus, wird auch vermißt, und ſcheint ſeinem Patron nachgefolgt zu ſein in das freiwillige Exilium.“

„Glück auf die Fahrt!“ lachte Chriſtoph Millwitz. „War ein abſonderliches Männlein, der Doktor, grundgeſcheut, und ſah aus wie ein rechter Hexenmeiſter.“

„Einen Nachttrunk, liebe Jungherrn,“ unterbrach Frau Dorothea, die ſich bisher mit dem alten Gunſtedt unterhalten, das Geſpräch, und ſtellte den Gäſten Becher auf einen großen Familientiſch, über welchen ein ſchöner blumendurchwirkter Teppich gebreitet war. „Roſa, Charitas, ſchenkt ein!“

Die freundlichen Schweſtern gehorchten dem Gebot der Mutter, und waren ſo holde Mundſchenkinnen, daß kaum ein Perſerſchah oder ein luſttrunkner Liebesdichter des Orients ſie hätte holder wünſchen können.

Bald ſaßen die Freunde und Freundinnen um den Tiſch, fröhlich plaudernd, nur Frau Dorothea, die Gunſtedt nicht ganz zu beruhigen vermochte, ging im Zimmer auf und ab; oft trat ſie zum Fenſter, blickte durch die Scheiben hinaus in die dunkle Nacht, auch öffnete ſie bisweilen ein wenig die Flügel und horchte mit angſterfüllter Seele nach der Gegend des Fiſchmarktes hin, von woher Waffengetöſe und des Volkes wüſtes Geſchrei erſchallte.

„Mutter, kommt doch, und ſetzt Euch zu uns!" rief Hartung: „laßt Euch den Volkslärm nicht kümmern!"

„Was iſt aus unſern Bürgern geworden! Was wird aus unſrer Stadt noch werden!" klagte die zaghafte Frau, und trat zu den Tiſchgenoſſen.

„Nicht ſo ſchlimm wird es werden, wie Ihr es denkt und fürchtet, Frau Millwitz," antwortete Georg Gunſtedt; „und uns ſoll gewiß Keiner etwas anhaben! Ha, wenn mein Vater gefangen wäre, ich wollte —"

„Sohn!" unterbrach ihn mit ernſtem Blick ſein Vater, und fuhr fort: „Beſchwöre nicht das dunkle Geſchick über mein Haupt, über Deines! Dein Jugendfeuer würde mir nicht frommen, Dein Muth mir nicht nützen! Schweigen wir von dieſen Dingen, und bitten Gott, daß er nicht ſo Schweres über uns verhänge!“

Georg ſenkte die Augen, dann ſah er Prohaska und die Brüder Miltwitz forſchend an, und wie ſein Vater ſich wieder mit leiſerer Rede zur Mutter der Geliebten wandte, flüſterte er zu den Freunden: „Was meint Ihr, wenn wir Viere uns verbänden zu Schutz und Trutz gegen jede Gewalt, mit der einer oder der andre oder die Seinen von irgend einer Seite her bedroht würden? Und wenn jeder unter ſeinen Bekannten und Freunden ſolchem Bunde Genoſſen zu werben ſuchte, daß wir, eine Anzahl muthiger und kräftiger junger Männer eine Gegengewalt bildeten in dieſer Zeit der Unordnung, und eine Schutzwehr für die, ſo wir lieben?“

„Ein guter Vorſchlag, dem ich gleich freudig beiſtimme!“ ſprach Prohaska, mit einem zärtlichen Blick auf Roſa. „Auf mich rechnet, Georg Gunſtedt, auch traue ich mir manchen

Freund unter den Studenten für dieſe Sache zu gewinnen.“

„Doch dürften wir vorſichtig in der Wahl ſein,“ ſtimmte Hartung: „und nicht unbedacht jeglichen einweihen in ſolches Vorhaben.“

„Ueberhaupt“ — nahm Chriſtoph das Wort: „lieber Georg, ein andermal davon, morgen etwa, nicht jetzt, wo Weiberohren zugegen; Ihr wißt, von einer Frauen Ohr zu ihrer Zunge iſt der kürzeſte Weg.“

„Flüſtert nicht ſo geheim, Ihr Herren!“ rief Charitas: „laßt uns auch etwas vernehmen von Euren Rathſchlägen und Geheimniſſen.“

„Da wären ſie am rechten Mann,“ ſpottete Hartung, und das Geſpräch der Jünglinge wendete ſich wieder allgemeinern Gegenſtänden zu.

In der Stadt wurde es allgemach ruhiger, auf den Graben zog ſich dieſesmal die nächtliche Unruhe gar nicht, und die beſuchenden Freunde ſchieden endlich, von dem Dank und den freundlichſten Worten der Frau Millwitz und ihrer Töchter und dem biedern Gutenachtgruß der Söhne begleitet. An der Allerheiligenkirche trennten ſie ſich. Prohaska trug einen Himmel ſeligſchwärmender Gefühle in ſeinem Herzen; nur ſein Leib war es, der durch die Straßen dahinging, und den Weg fand, wie ein Traumwandler, ſein Geiſt war bei Roſa zurückgeblieben, und alle ſeine Gedanken waren bei ihr.

Der alte Gunſtedt ſchien verſtimmt, er ſchritt mit geſenktem Haupt, und gegen ſeine Gewohnheit ſtumm an der Seite des begleitenden Sohnes dahin.

„Was iſt Euch, Vater? „Warum ſprecht Ihr nicht?“ fragte Georg mit Beſorgniß. „Es fehlt Euch doch nichts?“

„Mir?“ fragte der Vater, und ſetzte bedeutſam hinzu: „Noch nicht, aber Sohn, es könnte die Zeit kommen, wo mir etwas, wo mir viel fehlte — dann —“

„Dann zählt nur auf mich, Vater!“ rief feurig der Jüngling, und ſchlug an ſeine Wehr. „So lang Ihr mich habt, ſoll Euch nichts abgehen!“

„Thörichtes Selbſtvertrauen der unbedachten Jugend!“ ſeufzte der Patricier: „thöricht, und doch ſchön; doch wieder nothwendig den Empfinbungen ſolchen Alters, und ihm eigenthümlich angehörend."

„Meine Freunde denken, wie ich, Vater," begann Georg wieder. „Wir werden treulich zuſammenſtehn in böſer Zeit, verlaßt Euch drauf."

„Verlaſſe Du Dich nicht allzuſehr auf die Freunde, mein Sohn," warnte der Alte: „damit es Dich nicht zu heftig ſchmerzt, wenn ſie Dich verlaſſen. Nicht das Glück allein, auch Freundſchaft, ſollte man auf einer Kugel ſtehend malen."

„Die Jahre haben Euch mißtrauiſch gemacht, mein Vater," warf Georg ein.

„Nicht die Jahre, Sohn," entgegnete Gunſtedt: „nicht die Jahre, wohl aber die Erfahrungen. Auch Du wirſt ſie machen, auch Du wirſt im Alter wehmüthig die ſchönen Träume belächeln, die Deine Jugendzeit Dir vorgaukelte; Liebe und Freundſchaft, Glück und Ehre ſind vergängliche Güter, ſind eben Träume, ſind ein Spielzeug, mit denen ſich das kindiſche Menſchenherz vergnügt!"

„Das wäre ſehr traurig, Vater," nahm Georg wieder das Wort: „wenn das alles nur ein Traum, ein zerbrechlich Spielzeug wäre!“

„Und doch predigt es jeder Tag,“ belehrte der Vater. „Betrachte Kellners Schickſal! Er war reich an Gut, wie an Freunden, er war hochgeſtellt, und noch höher ſtellte ihn ſein Stolz; wie ein Fürſt gebot er in dieſer Stadt; ſein Wille war ſein Geſetzbuch, ſein Wort das Geſetz. Und jetzt? Wo iſt er? Wo ſind die Freunde, die ſich glücklich prieſen, an ſeiner Tafel zu ſitzen? Wo iſt ſein Glück? Eine falſche Buhlin, hat es ihn treulos verlaſſen und die Freundſchaft iſt mit ihm davongeflogen. Wer weiß, wo der Arme friedlos umherirrt? Wer weiß, auf welchem Lager er gebettet liegt? Und doch beſſer, er irrt umher in der Fremde, als daß er ſich hier erblicken läßt, wo Kerker und Marter ihn vielleicht erwarten.“

„Ihr ſcheint ihn zu bemitleiden, Vater?“ fragte Georg nicht ohne Verwunderung.

„Und ſollte ich das nicht?“ fragte der Sprecher zurück. „Herr Kellner war mein Amtsgenoſſe, mein Freund; ich hätte ihn gern gerettet, aber ich vermochte nichts gegen die wilde Menge; das Schickſal, das ihn betroffen, konnte auch mich treffen, falſche Beſchuldigung iſt leicht auf den unſchuldigen Mann gehäuft, ich wünſche, daß es ihm wohl gehe!“

„Spart die guten Wünſche für Euch!“ rief laut und vernehmlich eine dumpfe Stimme durch die Nacht, und erſchrocken blieb Gunſtedt ſtehen. Georg hatte die Hand am Schwert und ſah ſich raſch um, aber kein Tritt ſchallte durch die Straße, kein menſchliches Weſen war zu erblicken.

„Wer iſt der unberufene Warner?“ rief Georg in das Dunkel hinein, aber es blieb todtenſtill, und der Vater erfaßte ſeinen Arm, und flüſterte: „Komm, komm, mein Sohn, halte Dich nicht auf!“

„Weß war die Stimme?“ fragte, zögernden Schrittes folgend, der Jüngling, aber der alte Gunſtedt antwortete nicht, ſondern eilte, ſo ſchnell er es vermochte, weiter. Als ſie das Haus, nahe an der Michaelskirche gelegen, erreicht hatten, ſtand er erſchöpft ſtill, und ſagte nicht ohne Bangen: „Das iſt ein böſes Zeichen, wenn die ſtille Nacht laut wird, und mit

Prophetenſtimmen das Ohr der Menſchen trifft! Sprich ein Gebet mein Sohn, daß uns die Heiligen ſchützen und vor Unglück bewahren!"

„Habt Ihr Euch doch außer Athem gelaufen, Vater," entgegnete Georg unwillig. „Hätte ich den Nachtraben, ich wollt' ihm einen Dankbrief auf den Schädel ſchreiben daß ihm alle Luſt vergehen ſollte, den treuen Eckart zu ſpielen."

„Sprich nicht ſo ruchlos," rügte, das Haus aufſchließend, Gunſtedt. „Vielleicht hatte der Nachtrabe recht, und ich ſelbſt bedarf Mitleiden und gute Wünſche für mich!" — Sie gingen in das Haus. —

Während hier Kellners alter Freund nicht ohne Herzklopfen in ſein Haus eintrat, ſah der Oberviehherr mit ähnlicher Beklemmung dem erneuten Beſuche Kranichfelds und dem Augenblick entgegen, in welchem er ſein trauriges Aſyl verlaſſen ſollte.

„Werden denn dieſe morſchen Knochen noch durch die Gaſſen wandern können?" fragte er ſich. „O wie ſo elend bin ich, wie ſchwach iſt der ſonſt ſo Starke? Ich habe ſchwer die Hand gefühlt, die auf mir laſtet. — Horch? Kommen ſie? Er läßt mich lange warten, der Vetter. Vor einer Stunde ſchon ſagte ich dieſem Gewölbe Lebewohl, und bin noch hier; ich habe Abſchied von St. Veit genommen, und bin nicht fortgegangen.

„Jetzt — jetzt kömmt etwas heraufgeſtiegen; nun denn — ſo ſei es gewagt!“

Er richtete ſich ſo weit auf, als in dem engen Behälter möglich war, und that dem Kommenden die Fallthüre auf.

„Habt mich lange warten laſſen, Vetter Kranichfeld“ — redete er den Heraufſteigenden an: „macht, daß wir hinabkommen, ich möchte gern bald Weib und Kind umarmen!“

Wie geſtern, irrte ſich Kellner auch heute wieder; der Mann, der mit einem Blendlaternchen zu ihm heraufgeſtiegen war, und ihm jetzt erſtaunt ob dieſer Anrede in's Geſicht leuchtete, war nicht Kranichfeld, war Johannes Zimmermann.

„Was redet Ihr von Hinabſteigen?“ fragte dieſer beſtürzt und ängſtlich.

„Ach, Ihr ſeid's, guter Stadtſchreiber!" antwortete Kellner. „Seht, Euch vermuthete ich heute nicht, mein Vetter Kranichfeld war geſtern bei mir, und verſprach mich heute hinabzuführen; es ſoll jetzt ruhig ſein, und ich ſehne mich nach Hauſe: Weiß gar nicht, wo er bleibt, der Vetter?"

Johannes ſeufzte tief. — „Ihr thut mir recht leid," ſprach er nach einer Weile: „aber das ſage ich Euch, geht Ihr hinab, ſeid Ihr verloren: Ruhig meint Ihr, ſei es? Iſt der Lärm, das laute Geſchrei, das Schießen, nicht zu Euch gedrungen, dann habt Ihr wohl geſchlafen; und meint Ihr, der Haß Eurer Feinde Nackes, Monſtedts und Röſſings, der übrigen nicht zu gedenken, habe ſich ſchlafen gelegt? Ein Löwe iſt dieſer Haß, der zu ſchlummern ſcheint, wie ein Katzenthier; zeigt ſich der Raub, ſpringt er auf, und zerreißt ihn."

„Ich will, ich muß hinunter," entgegnete Kellner: „der Küſter will mich nicht länger hier oben dulden und hat mir das geſtern mit dürren Worten angeſagt. Es wüßten zu Viele um meinen Aufenthalt, meint er."

„Eure Frau hat ihn unbedacht dem Herrn Kranichfeld entdeckt,“ — erwiederte Johannes mißmuthig: „und es ſcheint, als ſetztet Ihr auf dieſen mehr Vertrauen, als auf mein Euch redlich zugethanes Herz, das für Euch —“

„Johannes!“ fiel Kellner ſanft ein: „verkenne mich nicht, wie ich Dich nicht verkenne. Ich weiß, was Du für mich gethan und gewagt. Und meine Tochter liebt Dich! O helfe ihr, Dir, uns allen der Himmel! Ich habe ſie dem Kranichfeld verſprochen, er giebt mir mein Wort nicht zurück! Er läßt mich nicht los — o mein Johannes — Du wärſt mir lieber geweſen, Du biſt beſſer, aber nicht an die Guten, an die Schlechten knüpft mich mein trübes Schickſal, und nicht zu den Seligen, zu den Verworfenen zählt mich einſt der ewige Richter.“

„Und Ihr wolltet,“ fragte der Stadtſchreiber ſchmerzlich: „Euch ſelbſt unglücklich fühlend, auch Euer Kind dem Unglück weihen? Libetha verabſcheut Euern gleißneriſchen Vetter, Euer Wille ſtürzt ſie in Jammer und Noth, vielleicht in ein frühes Grab, und Ihr wollt ſie zwingen zu dem verhaßten Eheband?“

„Gott! Gott!“ ſeufzte Kellner, und fuhr ſich mit der Hand in das ergraute Haar. „Schweigt! Schweigt! Redet mir nichts mehr, ich weiß nicht, wo mein Kopf ſteht, wo meine Gedanken ſind! O wär' ich von der Welt!“

„Ich auch!“ ſeufzte Johannes tonlos, und hatte keine Worte mehr; er lehnte ſein Haupt ſchmerzgebeugt an die Wand, und Kellner hatte die Hände vor das Geſicht geſchlagen und ächzte ſchwermüthig auf. Die kleine Blendlaterne brannte ganz düſter, ſie ſtand auf dem Boden und warf einen matten Schein auf das enge Gemach, und eine Spinne ließ ſich von oben herab an einen langen Faden und webte vor dem Licht, als freue ſie ſich des ungewohnten Glanzes. Oben aber im Gebälk pfiff hell und widrig quikend die Brut der Fledermaus. Und die beiden Männer blieben eine lange Weile ſo ſtill nebeneinander.

Jetzt ſchallten wieder Tritte auf dem Geſtein der ſchmalen Wendeltreppe, und es klomm einer die kleine Leiter hinan, hinter ihm der leuchtende Küſter.

„Potz Veitstanz, wird man nicht müde auf dem verwetterten Schneckenſtieg zu Euch, Vetter Einſiedler!" rief Kranichfeld, ehe er noch ganz herauf war. „Was, Ihr habt ſchon Licht? Auch Beſuch? — Ei ſieh da, den Herrn Schreiber! Kyrie eleiſon! Ihr werdet doch bei allen Henkern hier oben kein Protokoll führen laſſen, daß Ihr deſſen bedürft, Vetter? Seid Ihr fertig, ſo eilt, daß Ihr hinab kommt! Ich konnte nicht eher kommen, der helle Satanas war heute Abend wieder los."

„Und findet Ihr es wirklich wohlgethan, Herr Kranichfeld, daß Herr Kellner hinabgeht?" fragte Johannes den Geſchwätzigen mit Beſorgniß. Dieſer ſah ihn höhniſch von der Seite an, und fragte zurück: „Findet Eure Weisheit es vielleicht anders? Was habt denn Ihr hier oben zu ſuchen, mein ſüßer Junkherr? An Eurer Statt würde ich doch lieber die angenehmen Abendſtunden bei einem hübſchen Dirnlein zugebracht haben! Was ſchleicht Ihr Euch zum Vater, da Euch die Wege zur Tochter offen ſtehen?"

„Stille, ſtille!" rief Kellner aufſchreckend. „Wer verliert hier unnütze Worte? Laßt uns hinabſteigen!"

„Ihr werdet mir das Reden nicht verbieten, mein großgünſtiger Vetter,“ warf Kranichfeld giftig hin. „Dieſer Menſch, dieſer Rathsſchreiber ſcheint mich bei Euch auch ausgeſtochen zu haben, wie bei Eurer Tochter, und dünkt ſich Hahn im Korb, aber wartet nur, wer ein Ding mit Dünken anfängt, dem geht es mit Reuen aus!“

„Ihr müßt aus Erfahrung ſprechen, Vierherr,“ fuhr Johannes jetzt erzürnt auf: „Ihr ließt Euch wohl auch dünken, ein edler Rath in Gotha werde den Erfurter Ausreißer mit Freuden zum Bürger aufnehmen, und es iſt Euch mit Reuen ausgegangen, und er hieß Euch hingehen, wo Ihr hergekommen!“

„Ein Bube ſagt mir das!“ zürnte Kranichfeld, und packte Johannes bei der Bruſt, aber dieſer faßte des Gegners beide Hände hart und feſt, und hielt ihn ſo von ſich abgewehrt, und rief mit zornvoller Heftigkeit aus: „Ihr ſeid ein Bube! Ihr, Vierherr! Als ein ſolcher habt Ihr heute vor dem Rath geſtanden, habt gelogen, habt gezittert, habt um Gnade gebettelt, und wie ein greinender Schulbube habt

Ihr geſagt: Ich will's nicht mehr thun. Läugnet es, Wicht! wenn Ihr könnt; und geht noch ein einziges Schimpfwort hier gegen mich über Eure lügneriſche verfluchte Zunge, ſeht, ſo wahr mir Gott helfe, ſo trete ich hier die dünnen Breter durch und werfe Euch hinunter in die Kirche, daß Ihr das Aufſtehen und das Schimpfen auf ewiglich vergeſſen ſollt!"

„Johannes! Johannes!" rief Kellner, „Herr Stadtſchreiber! Herr Zimmermann," rief der erſchrockene Joſeph, während des Jünglings Zornworten, aber der ließ ſich nicht irre machen durch ihren abwehrenden Ruf, ſondern vollendete ſeine Rede, und ließ durch einen heftigen Druck den Gegner fühlen, daß er Kraft genug beſitze, ſeine Drohung auszuführen.

„Jetzt folgt mir, Vetter!" keuchte Kranichfeld wuthvoll, als Johannes von ihm abgelaſſen, und ſtieg eilend die Leiter hinab.

„O, Johannes!" ſeufzte Kellner, drückte des Genannten Hand mit ſchmerzlicher Bewegung, und folgte langſamer dem Verwandten, während der Küſter ihm leuchtete. Jetzt ſtieg Johannes hinab; wie dieſer eben auf der Leiter ſtand, packte ſie Kranichfeld, ſie niederzuſtürzen, aber oben hielt Joſeph die Leiter feſt, daß ſie nur wenig ſchwankte, und Kranichfeld ſchoß einen wilden Blick hinauf.

„Laßt die Leiter los, oder ich trete Euch Eure Zähne in den Hals!“ rief Johannes, der des Feindes böſe Abſicht merkte, dieſem zu, und der trat erſchrocken zurück.

„Kranichfeld!“ rief Kellner geängſtigt; „wenn ich Euch nur das Mindeſte werth bin, ſo haltet Frieden! O bin ich denn nicht unglücklich genug, müſſen auch meine Freunde um meinetwillen thörichten Zwiſt anheben und in Unfrieden verfallen?“

„Beruhigt Euch, Herr Zimmermann,“ flüſterte Joſeph Eckart dem wildaufgeregten Jüngling zu: „und laßt die Herren gewähren. Ich für mein Theil preiſe Gott, daß ich nicht länger der Pförtner von des Obervierherrn luſtigem Loſament zu ſein brauche, und ich werde es nicht wieder um alle Schätze der Welt.“ —

Langſam und vorſichtig ſtiegen die nächtlichen Wandrer jetzt, einer nach dem andern, die ſchmale Treppe hinunter; Johannes mit ſeiner

Leuchte voran, dann Kellner, dann Kranichfeld, zuletzt Joſeph.

„Er wird uns unſre treue Sorgfalt nicht danken,“ murrte der Letzte für ſich; „kommt er wieder in’s Glück, ſo vergeſſen ſich die Verdienſte der niedern Freunde bald, kommt er nicht wieder hinein, nun dann lohnt es ohnedieß nicht der Mühe, da droben eine Galgenfriſt verbracht zu haben!“

Sie waren die Treppe herab, Johannes öffnete das Pförtchen, das Wehen der Nacht ſtrömte herein.

„Odem des Himmels, Hauch der Freiheit!“ rief Kellner und ſog die erquickende Luft ein. „Haltet mich!“ rief er, und klammerte ſich taumelnd an Kranichfeld: „mir ſchwindelt, meine Füße ſind das Wandern nicht gewohnt, o Freunde, führt mich langſam, ja recht langſam!“

Kranichfeld und Johannes griffen dem Schwachen unter die Arme, und unterſtützten ihn.

„Joſeph! treuer Joſeph!“ wandte ſich Kellner an den Küſter: „nimm einſtweilen meinen Herzensdank, bis ich Dir durch Deinen Bruder eine Erkenntlichkeit ſchicke. Du haſt viel Mühe mit mir und meinethalb gehabt, guter Mann; Gott lohne Dir es reichlich! Gute Nacht, lieber Eckart.“

„Schlaft wohl, Herr, und ſorgenlos in Euerm Haus, unter Euerem Dach, bei Euren Lieben,“ antwortete Joſeph wehmüthig: „und möge Euch kein Tag wieder kommen, wie der war, an dem Ihr mit meinem Bruder zu mir kamt!“ Er verſchloß das Thurmpförtchen, und ging in ſeine niedre Wohnung.

Johannes und Kranichfeld führten langſamen Schrittes den Vierherrn, wie ſchweigende Geſpenſter gingen ſie durch die dunkeln Gaſſen, keiner ſprach ein Wort. In Kranichfelds Buſen kochte Grimm und Rache, das Gefühl Zimmermanns war ein gekränktes, um ſeine ſchönſten Hoffnungen betrogenes, und durch Kellners Gehirn flogen ſo düſtre Gedanken, wie die ſchwarzen Nachtwolken, die der Nordweſtwind über den Petersberg herüber, an der ſpätheraufgedämmerten, abnehmenden Mondſcheibe vorbeijagte.

Sie nahmen ihren Weg über die lange Brücke, durch die große Arche, durchſchritten die Marktſtraße und lenkten in die Allerheiligengaſſe ein.

„Ihr ſeid ſo ſtumm, als trüget Ihr einen Todten zu Grabe,“ ſprach einmal Kellner, und da ihm keiner ſeiner Führer antwortete, fuhr er fort: „Ihr habt auch recht — ich bin lebendig todt! Es iſt Feierabend mit mir. Setzt mir einen Grabſtein, gute Freunde, und laßt den Meiſter Steinmetz darauf meiſeln: „Bei Unglück iſt feiern das Beſte!“ — Im Grab iſt Ruhe. Wir wollen uns bald ſchlafen legen!“

Die Schelle in Kellners Hauſe tönte laut. Adam kam mit einer Kerze, heller Lichtglanz erfüllte die Stube; deren Thür weit aufſtand. „Der Herr! Der Herr!“ rief Adam. Kellner hob die gefalteten Hände empor; jubelnd ſtürzte Heinrich aus der Stube, den Vater umfaſſend; Eliſabeth flog mit lautem Freudenrufe an des Vaters Bruſt, Frau Margaretha breitete ihm liebevoll die Arme entgegen, ſeitwärts ſtand die alte Brigitte, und weinte helle Thränen über des Herrn Rückkehr. Kranichfeld ſpreitzte ſich und ſchritt in die Stube hinein. Alle folgten, bis auf Johannes, der blieb unbemerkt draußen ſtehen, von fern, wie Petrus, und weinte wie Petrus, doch Reuethränen nicht, wie dieſer, denn er hatte den Freund nicht verläugnet. Die frohen Menſchen in der Stube vergaßen ſein, und als ſich Kellner umſah und fragte: „Wo iſt denn unſer Stadtſchreiber geblieben?“ und Eliſabeth beſtürzt nach ihm rief und hinausſah, fand ihr liebeleuchtender Blick ihn nicht mehr; er hatte ſich ſtill und kummervoll hinweggeſchlichen.

4.

Nicht hart ſei Unglückſeligen; denn Du biſt Menſch.

Euripides.

Es war der Vorabend des Margarethentages, der zwölfte des Heumonds eintauſendfünfhundert und neun, und wieder ein wonnigſchöner Sommerabend, der herauslockte unter die Schattenkühle der Bäume, und mit erfriſchendem Hauche die Fluren überfächelte. Die Arbeiter in den Feldern machten Feierabend und ſchritten ihren Hütten zu, die fleißigen Handwerker ſtellten ihr Tagewerk ein, die Hämmer in den Schmieden fielen nicht mehr mit klingendem Taktſchlag auf das funkenſprühende Glüheiſen nieder, die Flammen erlöſchten, die Bälge ruhten.

In den Garten am Roſenhagen fielen freundlich die Strahlen der Abendſonne, und durch die Aeſte der Obſtbäume jagten ſich muntre Vöglein. Auch hier begann feſtliche Stille zu walten, denn in der nahen Furtmühle hemmte ſo eben der Knappe den Umſchwung der rieſigen Schaufelräder, und das neuerfundne Beutelwerk hörte auf zu klappern, aus den weiten Mundöffnungen der fratzenhaft geſchnitzten Holzköpfe strömte nicht mehr Schrot und Kleie, die Mühle ſtand. „Feierabend!“ ſprach der Knappe, und trat durch ein niedriges Thürlein noch angethan mit ſeiner weißen, reichlich beſtäubten Jacke in den Garten, er ſchritt wieder gegen den Zaun hin, wo der hohe und umfangreiche Kirſchbaum ſtand, und lehnte ſich, in Kellners Garten hinüberlugend, an die Planke. Drüben aber öffnete ſich die Thür, die zum Garten führte, und Brigitte trat heraus, einen Korb tragend mit feinem Tiſchzeug, und ſie deckte den Tiſch in der Laube, deren Geisblattranken mit roſenfarbigen Blumen in Fülle prangten, die ſüßen Duft verbreiteten.

Jetzt trat Adam in den Garten, er trug Wein und verdeckte Silberſchüſſeln, und ſetzte ſie auf den Tiſch. Ihm folgte Heinrich, der einen ſchönen Seſſel herausstrug, und dann trat Herr Kellner, von ſeiner Gattin und ſeiner Tochter geführt, aus dem Hauſe in den Garten.

„O wie himmliſch, wie labend iſt die Luft!“ rief er aus, und ſchlang ſeine Arme um Weib und Kind. „O, wie wohl iſt mir, daß ich wieder bei Euch bin, meine Lieben! Ach, ich habe viel entbehrt, viel gelitten!“

Der Lauſcher am Zaun verſtand nicht, was Frau Marthe und Eliſabeth dem Gatten und Vater freundliches erwiederten, er ſah nur, daß ſie ihn zärtlich liebkoſten, und in die Laube führten, ſich dort mit ihm niederſetzten nach einem kurzen Gebet, und dann unter heitern Geſprächen ihr Mahl genoſſen; Adam und Brigitte gingen in das Haus zurück, Andres aber machte ſeinen bittern Empfindungen durch halblautgemurmelte Worte Luft.

„Ei, da iſt er ja wieder, der liebe Herr Pathe! Hat ſich merklich verändert, es hat geſchneit auf ſeinem Berge. Wohl bekomm's! Möchte doch wiſſen, ob er noch immer ſo jachzornig iſt, oder ob St. Vit ihn zahm gemacht hat und menſchenfreundlicher? Wenn ich wüßte, ginge ich hinüber, grüßte ihn höflich, und ſpräche ihn um einen Zehrpfennig an, denn in der Mühle — ja da wird ſchlecht gemetzt! Ich glaube, wir armen Burſchen heißen deswegen Knappen, weil es uns ſo knapp geht.

Schnipp, ſchnapp,
Klipp, klapp,
Bin ein armer Mühlknapp!

Ein ſchlechtes Lied! Ja, klingt nur an da drüben mit Euern Weinbechern! Das klingt freilich beſſer. Jetzt küſſen ſie ſich! Ah, wiſch Dir's Maul Andres; ein Kuß von der Jungfer Kellnerin müßte nicht übel ſchmecken. Peſt! Wenn ich der Stadtſchreiber wäre! Wundert mich, daß er heut nicht drüben iſt; fürchtet ſich am Ende vor dem Alten. Na und der gar edle Herr Kranichfeld, wo mag der bleiben? Gut, daß die Kellners allein ſind, ich will hernach hinüber, ich will dem Herrn Pathen vor die Augen kommen, ob er gleich geſagt hat, ich ſolle mich das nicht wieder unterſtehn. Ich will's doch thun, doch! Nur ein anderes Wams will ich anziehen."

Er ſprach das für ſich und eilte in das Mühlhaus.

Der kleine Heinrich verließ die Laube und trat zu einigen Kirſchbäumen, die der Vater bei ſeiner Geburt gepflanzt und die reichlich Früchte trugen, Kellner war mit Frau und Tochter allein in der Laube.

„Mein treues Weib, mein geliebtes Kind,“ ſprach er mit dem Ausdruck ernſter Wehmuth: „jetzt bin ich wieder bei Euch, ob ich es lange bin, weiß der Allmächtige; laßt mich daher jetzt ein Wort des Vertrauens zu Euch reden, das vornehmlich Dich, meine gute Elſe, betrifft. Du weißt, daß ich dem Vetter Kranichfeld Deine Hand verſprochen — ſtill — fallt mir nicht in's Wort — ich weiß, daß Dein Herz anders wählte, ich kann dieſe Wahl nicht mißbilligen, Zimmermann iſt mir höchſt ſchätzbar, aber Kranichfeld — kann mich verderben, und er wird es thun, ich kenne ihn darauf, wenn ich ihm wortbrüchig werde. Gott weiß, wie ſehr ich Dein Glück wünſche, meine Tochter — ja, ſo ſehr, daß ich mein Leben gern dafür hingäbe, koſtete es nur das Leben, aber Schmach und

Schande droht mir unausbleiblich, wenn Kranichfeld gegen mich auftritt, dagegen Ihr an ihm einen Schützer haben werdet, wenn ich von Euch muß, und — o weine nicht, Elſe, Deine Thränen fallen ſchwer auf mein Vaterherz, gäbe es einen Ausweg, ich wollte gern den bittern Kelch von Dir nehmen!“

„Ich weiß einen Ausweg, mein Vater,“ ſprach Eliſabeth mit Feſtigkeit, und trocknete die Thränen, die das Schmerzgefühl gekränkter Liebe ihr erpreßt hatte. „Ich entſage dem edlen Zimmermann, der alles für Euch that und thun würde, ich entſage ihm, den ich allein lieben kann, und allein ewig lieben werde, aber auch Kranichfeld muß auf meine Hand verzichten, ich nehme bei den Auguſtinerinnen den Schleier.“

„Mein frommes Kind!“ ſeufzte Frau Marthe, und faßte liebevoll der Tochter bebende Hand.

„Doch nicht gegen Deiner Aeltern Willen, meine Tochter?“ fragte der Vater mit milder Stimme. „Kann Elſe ihren Aeltern auch Trotz zeigen? O nein, das gewiß nicht! Mein Kind war immer gut und gehorſam!“

„O Vater!“ ſchluchzte Eliſabeth, preßte ihr Tuch an die überſtrömenden Augen, und ſchritt aus der Laube.

„Lieber Heinrich!“ bat Kellners Hausfrau den Gatten, auf deſſen Stirn eine Zornwolke aufzuſteigen drohte: „Sei ihr nicht böſe, ach, an dem Johannes hängt ihr ganzes Herz!“

„Es gab eine Zeit, wo ihr ganzes Herz an mir hing!“ entgegnete Kellner finſter. „Meine Freunde ſind mein Unglück!“

Die beſorgte Mutter ging der Tochter nach, ihr zärtlichen Troſt zuſprechend, Eliſabeth wandelte weinend und ſchweigend nach dem Hinterpförtchen zu. Kellner ſaß allein in der Laube; die Giebel der Dächer und die Wipfel der Bäume glühten im Abendgold, die Welt war ſonnig und ſchön, aber in der Seele des alternden Mannes war ſchon düſtre Dämmerung. — Immer umſchattet eine geiſtige Düſterniß das Gemüth, wenn es Hoffnungen dahinſinken ſieht, die wie Sommerſonnen in unſre innere Welt hineinleuchteten, und auf ſolche Sonnenuntergänge folgt leicht die ſternenloſe Nacht der Trauer.

„Wer keine Sorge hat, der hat groß Glück,“ ſeufzte der Bekümmerte vor ſich hin, und ſtützte den Kopf auf die Arme, ſein leibliches Auge ſtarrte auf die Reſte der Abendmahlzeit, während ſein inneres bei ganz andern Gegenſtänden weilte, und ſo gewahrte er nicht, daß der Mühlknappe Andres, der unbemerkt in den Garten geſchlüpft war, jetzt in dem Laubeneingang ſtand, die Klingelmütze demüthig abgezogen, mit einem Armſündergeſicht und doch heimtückiſchem, argliſtvollem Hinſchielen auf den Traurigen, und ſich an ſeinem Kummer weidend. Endlich, da Kellner gar nicht aufſah, that er den Mund auf und ſagte kleinlaut: „Schönſten guten Abend, Herr Pathe!“

Kellner fuhr auf, und erſchrak, als er in des Jünglings ſonnenverbranntes und laſterhaftes Geſicht blickte, und rief unmuthig: „Was iſt's? Wen ſuchſt Du, Burſche?“

„Euch, mein geſtrenger Herr Pathe,“ ſcholl die Antwort: „ich bin ja der kleine Andres von Schwerſtedt, und wollte den gnädigen Herrn Pathen um eine milde Gabe angeſprochen haben, um Gottes willen!“

„Um des Teufels willen, Galgenſtrick!“ brauſte Kellner auf: „denn der hat mich zu Deinem Pathen gemacht, und kein guter Geiſt! Was ſuchſt Du wieder hier, verlaufner Lotterbube, nichtsnutziger Ausbund aller Schlechtigkeit?“

„'S iſt noch der alte Herr Pathe,“ grollte Andres in ſich hinein, aber er barg ſeinen Grimm unter der Larve der Demuth und antwortete: „Ich habe lange kein ehrlich Unterkommen finden können, und diene jetzt drüben beim Furtmüller! Wollet Euch doch eines armen Jungen erbarmen, edler Herr Obervierherr, und mir etwas zuwerfen, ſei es auch nur ein altes Kleid. Der gerechte Himmel ſoll Euch dafür mit tauſendfacher Wohlthat ſegnen.“

„Schweig, elender Storger, miſerabler Landfahrer, und hebe Dich augenblicklich hinweg, oder ich will den Knecht rufen, der Dir den Rücken ſo blau gerben und färben ſoll, daß Dich der Müller für einen Waidſack anſieht!“ drohte Kellner. „Ich habe genug für Dich gethan, ich habe Dich gekleidet, getränkt, geſpeiſt, ich habe Dich vom Galgen losgekauft, Du Lotterbube, und Dir ein für alle Mal verboten, wieder vor mein Angeſicht zu kommen, und jetzt geh, oder ich vergreife mich an Dir, Du über alle Maßen unverſchämter und ſchlechter Geſell!"

„Gut, Herr Pathe," antwortete Andreas zitternd: „Gut, ich bedanke mich, ich bedanke mich auch für nichts; nichts für ungut, Herr Pathe! Verflucht will ich ſein Zeitlebens, wenn ich Euch wieder um etwas anſpreche! Das Bitten wird doch noch einmal an Euch kommen!"

Kellners heftige und laute Rede hatte Frau und Kinder wieder nach der Laube gezogen, ſie erkannten Andres und das milde Herz der Mutter fühlte Mitleid mit dem Armen, ſie ſuchte den Gatten zu beſänftigen, ſie rief: „Lieber Mann, heute nicht böſe ſein, an einem ſo frohen Tage!" Eliſabeth eröffnete ihren Metſchger und holte einige Judenköpfe hervor, die ſie dem Andres hinreichte, Frau Marthe bot ihm ein Stück Kuchen, aber Andres ſtand ſtarr, wie eine Bildſäule, ſein ſchwarzes glühendes Auge auf Kellner richtend, und ſagte verächtlich: „Behaltet's! Nun will ich nichts von Euch, und wenn

Ihr mir ein Herzogthum bötet, aber Euch, Herr Pathe, ſoll es gedacht bleiben!“ Er rief's und eilte pfeilſchnell durch den Garten.

„Hundsbube! Du wagſt, mir zu drohen!“ ſchrie Kellner mit wilder Heftigkeit, ergriff einen Pokal und ſchleuderte ihn dem Fliehenden nach, und der Becher traf deſſen linke Hand ſo heftig, daß zwei Gelenkröhren in ihr zerſprangen, und der Getroffene vor Schmerz laut aufſchrie. „Morgen, morgen gleich ſoll ihn der Stadtknecht ſtäupen! Muß mich auch dieſer Wicht ärgern!“ tobte Kellner fort. Mit Mühe gelang es den Frauen, den aufgebrachten Vater zu beſänftigen, um die heitre unbefangen fröhliche Stimmung, mit der man den ſchönen Abend feiern wollte, war es gethan. Bald gingen alle in das Haus, und das Geſinde räumte die kleine Tafel ab.

Andres ſtand zitternd im Mühlgarten und hielt ſeine blutende, gebrochene Hand; alle Rachegeiſter der Hölle waren in ſeinem Buſen wach, er ſtieß gräßliche Läſterungen aus und wären die Blicke, die er hinüber nach Kellners Wohnung ſchoß, Blitze geweſen, ſo wäre der Roſenhain in hellen Flammen aufgelohſt.

„Was thue ich ihm an, was?“ ſtammelte er wüthend: „daß ihm das bitterſte Herzeleid daraus wächſt? Ha könnte ich ihn mit glühenden Zangen zwicken, mit ſpitzigen Nägeln martern, könnte ich — Hölle und Tod! ſo hat mich noch kein Menſch behandelt! Soll ich ſeine Brut fangen und hier in den Mühlgraben werfen, daß die Räder ſie zermalmen? Soll ich Feuer anlegen im Roſenhagen, und ihm Hab' und Gut verbrennen? Soll ich Gift in ſeinen Brunnen werfen? Gift unter das Mehl miſchen, das ich für ihn male? Zeig mir einen Weg, Teufel, ihn zu verderben, ich will nicht ruhen, nicht raſten, bis ich an ihm Rache geübt, das ſei geſchworen bei allen Gewalten des Himmels und der Hölle! Seine Wege will ich belauern, ſeinen Schritten will ich nachſpähen, ſeinen Feinden will ich ihn überantworten!“

Der Racheſchnaubende ging in die Mühle, und aus dieſer ſtürzte er mit verbundner Hand fort, wie wahnſinnig, um in einer Schenke unter rohen Geſellen, die an niedriger Geſinnung ihm gleich, ſeinen wilden Groll zu vertrinken.

Am nächſten Tag wurde ein Ausſchuß des Raths und der Vormünder zuſammenberufen. Gunſtedt und Dietrich Nacke waren als Rathsmeiſter, Röſſing und Monſtedt als Vormünder zugegen, außer dieſen noch einige andere. Nacke flüſterte lange heimlich mit Monſtedt und Röſſing, und der Schreiber Andreas Büchner raunte ſeinem Freund Zimmermann in's Ohr: „Gieb Acht, Johannes, die ſpintiſiren nichts Gutes aus; ſei auf Deiner Hut; ich hörte vorhin Deinen Namen nennen. Sie haben Dich ſcharf im Auge, die edlen Herren.“

Johannes antwortete mit einem Seufzer, das Leben fing an, ihm zu erſcheinen wie eine abgeblühte Dirne, deren vergeudete Reize ſchnell von ihr gewichen. Er ſah mit gleichgültigem Blick der trübſten Zukunft entgegen.

Dietrich Nacke trug den verſammelten Räthen vor, daß es nöthig und pflichtgemäß ſei, eine Geſandtſchaft nach Weimar zu ſchicken, um die dort in Gewahrſam befindlichen Herren von Erfurt loszubitten, oder wegen deren Freilaſſung zu unterhandeln. Er ſchloß ſeinen Vortrag mit den Worten: „Es iſt nöthig, daß dieſes ſchnell geſchehe, und daß ſich die, die ſich dazu bereit finden laſſen, noch heute auf den Weg machen, und drüben alles aufbieten, unſrer Herren Freilaſſung zu bewirken. Zweifelsohne wird dieſes Geſchäft nicht ohne einige, vielleicht auch viele Schreiberei abgethan werden können, daher iſt meine Meinung, daß unſer Stadtſchreiber, Herr Zimmermann, mit hinüberreite."

Wie ein Dolchſtich fuhr das Wort in Johannes Herz, ſo unerwartet kam und ſo ſeltſam klang ihm dieſer Vorſchlag, allein widerſprechen durfte er nicht, ſein Dienſteid legte ihm Gehorſam gegen die Beſchlüſſe des Rathes auf. Monſtedt und Röſſing ſtimmten dem Antrag Racke's bei, Gunſtedt erbot ſich zuerſt, von ſeiner Freundſchaft gegen Millwitz und Hirſchbach bewogen, hinüber nach Weimar zu reiten, zwei andre Herren, Trügeleben und Utzberger, waren bereit, ihn zu begleiten. Schnell wurde alles beſprochen, was ſie in Weimar zu thun, einige Briefe wurden ausgefertigt, und die Reiſenden ſchickten ſich an, die Verſammlung zu verlaſſen. Johannes that es mit ſchwerem Herzen. Er ahnete eine Argliſt, die höhniſchen Blicke, die während Nacke's Rede mehrere der Anweſenden auf ihn geworfen, waren ihm nicht entgangen; auch war ihm der Name Kellner unerfreulich in's Ohr geklungen, als vorhin jene ſo anhaltend und heimlich mit einander flüſterten.

„Schütze Du ihn Gott, ich kann es nicht mehr! Er hat ſich ſelbſt in ſeiner Feinde Hand gegeben!" war ſein eiliges Gebet, als er ſich ſtill verbeugend, das Seſſionszimmer verließ.

„In einer Stunde treffen wir uns alle am Schmiedſtädter Thor!" riefen die zur Reiſe erwählten, und verließen ebenfalls die Rathsſtube.

„Nun, habt Ihr?" — fragte Monſtedt haſtig den Rathsmeiſter Dietrich Nacke, als Zimmermann hinaus war.

„Alles beſorgt, alles in optima forma beſtellt," antwortete dieſer; „und Sorge getragen, daß der verliebte Geck dem eingebildeten Schwieger nicht wieder davon hilft!" — Als Zimmermann die Treppe hinab war, gewahrte er unten die Stockknechte Fuchs und Miſtbauer bewaffnet, nebſt mehreren Häſchern in ihrer

Amtstracht; ſie ſchienen nur eines Befehls zu harren, um zu irgend einer Expedition aufzubrechen.

„Nun? was habt Ihr vor?“ wandte ſich der Stadtſchreiber fragend und unheilahnend an die Stockknechte.

„Ihr kommt ja aus dem Rath, lieber Junkherr,“ antwortete Fuchs. „Werdet's ja wohl beſſer wiſſen, als wir.“

„Wir gehen auf den Vogelfang,“ lachte Miſtbauer, „und werden heute das Hinterthürlein — “ Ein Rippenſtoß, den der Sprecher von ſeinem Collegen empfing, unterbrach die weitere Mittheilung. „Schwätzer,“ ſchalt Fuchs; „kannſt Du Dein ungewaſchnes Maul nicht halten, weißt Du nicht, was die Herren verboten haben?“

Johannes ging, ohne auf das Geſchwätz der niedern Knechte zu hören. Er wußte genug, raſch eilte er ſeiner Wohnung zu. „O Libetha,“ ſeufzte er im Gehn; „ich ſehe es, wir ſind für einander verloren, ein feindſeliges Geſchick reißt unſre Herzen auseinander. Meine Schwüre will ich halten, alles will ich thun für Deinen Vater, obgleich er auch an mir treulos handelt, möge ihm frommen, was mir bittres Leid bringt! Sicher — ſicher iſt es heute auf ihn abgeſehen — ich will hin — ich will ihn noch einmal warnen, wenn es nicht zu ſpät iſt."

Er lenkte von ſeinem Wege ab, und eilte ſo raſch er vermochte, ohne Aufſehen zu erregen, nach Kellners Wohnung hin.

Kellner ſaß mit ſeinem Vetter Kranichfeld auf dem Faulbett, Frau und Tochter waren in der Küche beſchäftigt, das Mittagsmahl zu bereiten, Heinrich blätterte in einem Buche voll ſchön ausgemalter Holzſchnitte, und hatte ſeine Freude an den bunten Rittern und Gethieren, die darin abgebildet.

„Lieber Vetter," flüſterte Kranichfeld: „mich will bedünken, nach dem, was ich geſtern erlauſcht und erfahren, es ſei doch hier für uns beide noch keine rechte Sicherheit, und ich ſage Euch offen und frei, ich halte für das Beſte, wir machen uns davon je eher, je lieber!"

„So? ſteht es ſo mit Eurer Treue?" grollte Kellner. „Habt Ihr nicht ehegeſtern dem Rath auf's neue gelobt, in der Stadt zu bleiben? und denkt ſchon wieder an das Davongehen?"

„Man muß bisweilen Rüben Birn ſein laſſen!" ſcherzte mit höhniſchem Lächeln der leichtgeſinnte Mann. „Seht, Vetter, Eure Gewiſſenhaftigkeit geht zu weit, wenn das Spiel aus iſt, ſieht man, wer gewonnen hat. Glaubt mir, nur Euch zu Liebe hab' ich mich wiederum hereingewagt; aber ich ſehe, unſre Waid iſt noch nicht reif."

„Ich halte Euch nicht, Kranichfeld," entgegnete Kellner: „wie ich Euch nicht gerufen habe. Wollt Ihr abermals wortbrüchig werden, ſo thut nach Eurem Gelüſt; ich bleibe. Ich kann und will Weib und Kinder, Haus und Hof nicht treulos im Stich laſſen, man ſoll mich nicht einen Landflüchter und falſchen Mann nennen."

„Wie Ihr wollt, Vetter, wie Ihr wollt," ſpottete Kranichfeld. „Ich hatte letzte Nacht einen ſeltſamen Traum. Wir zwei waren geſtorben, da kamen die lieben Engelein, trugen helle Kürbiſſe und Schnurbärte, und fuhren mit uns abe. Mich führten ſie geradezu in das liebe

Paradies, Euch aber, Vetter, wurde es nicht ſo gut, Euch brachten ſie in die Finſterniß.“

„Ihr habt kurioſe Träume,“ verſetzte Kellner verſtimmt.

„Und die Auslegung?“ plauderte Kranichfeld weiter: „die iſt leicht. Von ſterben träumen, bedeutet Noth und Angſt; das Paradies Bekehrung und Gnade erlangen, die Finſterniß bedeutet weltlichen Jammer und Elend. Nehmt Euch in Acht, Vetter.“

Kellners Frau trat in die Stube; Eliſabeth wollte ihr folgen, als die Hausthüre aufging, und Johannes bleich und halb odemlos hereintrat. Die Jungfrau blieb ſtehen und grüßte ihn freundlich. Er faßte ihre Hand und flüſterte eilig: „Iſt Dein Vater daheim, Libetha? ſag ihm, er ſoll ſich verbergen, ſich retten, ſchnell, ungeſäumt; man hat nichts Gutes gegen ihn im Sinn!“

„Ewiger Gott!“ klagte die treue Tochter, und wollte ſchon in die Stube treten mit der neuen Schreckensnachricht; Johannes hielt ſie noch. „Ich werde ihm nicht mehr nützen können, mich ſendet man nach Weimar, wer weiß, wie lange ich dort gehalten werde; ich muß in einer halben Stunde davon. Lebe wohl!“

„Komme doch nur einen Augenblick herein, zum Vater!“ bat Eliſabeth: „es iſt niemand bei ihm, als Herr Kranichfeld.“

„Nein, nein — leb wohl, Theure“ — fuhr Johannes fort. „Nenne Gift, Kröten, Schlangen, ja nenne den Teufel, Du nennſt keinen verhaßteren Namen, als den Du ſo eben genannt. Er iſt der Räuber meines Glücks, der Mörder meiner Ruhe, der Zerſtörer meiner Freuden und Hoffnungen; ich gehe! Gieb mir einen Abſchiedkuß, Libetha, es iſt vielleicht — für lange Zeit — der letzte.“

Angſtvoll und ſchmerzbewegt, die ſchönen Augen voll Thränen, neigte Eliſabeth ihr Haupt der wehmuthvollen Umarmung des trauernden Geliebten hin, und ſeine Lippen brannten zitternd auf den ihren, als Frau Marthe die Thür öffnete, herauszugehen, und Kranichfeld und Kellner das Paar erblickten. Die Liebenden ſtoben aus einander, Johannes enteilte, Eliſabeth ſtürzte in des Vaters Arm und barg erglühend und weinend ihr Geſicht an ſeiner Bruſt.

„Ei, holdſeliges Bräutlein,“ höhnte Kranichfeld giftig: „am hellen Tage, und vor meinen Augen, das ſteht fein! Ein guter Tag fängt morgens an!“

Mit Unmuth ſtieß Kellner die liebende Tochter zurück. „Iſt es ſo weit mit Dir gekommen, Elſe?“ fragte er: „daß Du alle Zucht und Sitte beiſeit ſetzeſt? Warum kommt der Stadtſchreiber nicht herein, wenn er gute Briefe hat?“

„Er hat keine guten Briefe für Euch, mein Vater!“ ſchluchzte die Tochter. „Er hat mir nur geſagt, daß es ſchlimm ſteht um Eure Sicherheit, daß Ihr Euch retten ſolltet, er ſelbſt wird nach Weimar geſchickt, und ich gab ihm den Abſchiedskuß, um den er mich bat.“

„Der Bönhaſe!“ lachte Kranichfeld: „will ſich wichtig machen, will den Warner ſpielen! Möcht’ Euch gern wieder unter ein Kirchendach haben, damit er daheim in Eurem Haus freien Paß hätte. Wir brauchen ihn nicht, und werden gehen, wenn es Zeit iſt. Traget in Gottes Namen Euer Eſſen auf, Frau Muhme, und ſteht nicht ſo erſchrocken da, ich ſpüre merklichen Hunger — und, meine ſüße Eliſa, ſtehe doch nicht in Thränen wie eine Salzſäule, ich will den Kuß noch pardonniren, wenn ſie mir verſpricht, daß es der letzte geweſen ſein ſoll."

Eliſabeth wollte zürnend antworten, aber ſie bezwang ihren Unmuth, begnügte ſich mit einem Blick voll Verachtung, den ſie auf Kranichfeld warf, und wandte ſich wieder zu dem Vater.

„Vater! rettet Euch, verbergt Euch, ehe das Unglück hereinbricht über Euch und uns Alle!"

„Sei ruhig Kind!" — gebot Kellner düſter. „Wohin ſollt' ich fliehen? Wohin mich verbergen? Ich war verborgen und doch nicht geborgen, ich war geflohen und meinem trüben Geſchick doch nicht entflohen — ich will es erwarten."

„Es iſt auch nichts, es iſt nur eitel blauer Dunſt und Blendwerk von dem Gauch, der ſich wichtig machen will und beliebt" — ſchmähte Kranichfeld: „Darum laßt ihn laufen, und uns zu Tiſche gehen, die liebe Gottesgabe wird ganz kalt."

Die Familie ſaß am Tiſch, verſtimmt und unmuthig, die Speiſen wollten nicht recht munden, nur der unbefangne Knabe ließ ſich's wohl ſchmecken, und Kranichfeld that mindeſtens als kümmere ihn nichts. Die Stille, die eingetreten war, wurde jedoch bald unterbrochen, indem Adam die Stubenthüre mit ungewöhnlicher Haſt aufriß, und in das Zimmer rief: „Edle Herren, es kommt ein Haufe Rathshäſcher die Michelsgaſſe her, und ich wette meinen grauen Kopf, daß es Euch gilt.“

Erſchrocken ſprangen die beiden Männer auf, laut ſchrien die Frauen. „Schließe das Haus, alle Riegel vor!“ rief Kellner, und Adam gehorchte.

„Da haben wir's doch!“ klagte Kranichfeld, ſchneebleich im Geſicht. „Ein guter Abend währt nicht lang, es folgt die Nacht drauf! Kommt mit mir, Vetter, ſchnell durch's Hinterpförtchen, und durch die Auguſtinerſtraße in mein Haus! Werft einen Mantel über! Heut Nacht noch gehn wir nach Weimar! Eilt, eilt!“

„O, gerechter Gott!“ rief Kellner, und ſtand mitten in der Stube, und hob die Hände zuſammengeſchlagen zum Himmel auf: „Deine Hand weiß mich zu finden, wo ich bin!“

„Macht es kurz, Vetter!“ rieth Kranichfeld, und hatte ſchon den Mantel umgeworfen, und das Haupt bedeckt; auch ſchien ſein Rath vonnöthen, denn man vernahm ſchon die ſchweren Schritte der Wehrmänner.

„Meine Marthe, meine Kinder! Gottes Schutz bleibe Euch!“ rief Kellner, und umſchloß ſeine angſtvoll weinenden Lieben. Aus ihrer Umarmung riß ihn der Lärm der Waffen, mit denen die Häſcher donnernd an die Hausthür pochten, und vor dem Roſenhain ſammelten ſich Schaaren des neugierigen Pöbels.

„Eilt, Herr!“ rief Adam dringend in die Stube. „Eilt,“ rief Kranichfeld, und zog den Unglücklichen mit ſich fort; jammernd fielen ſich Mutter und Tochter in die Arme, während Heinrich dem Vater in den Garten nachging. Wie ſie den Baumgang nach der Thüre, die hinausführte, ſchnell durchſchritten, ſtürzte draußen ein Menſch von der Furtmühle in raſender Haſt an der Umzäunung vorbei, und an die Thüre, die nach innen aufging. Mit aller Kraft ſeiner Rechten faßte er die Handhabe, und hielt die Thüre zu, vergebens riß Kranichfeld daran, er brachte ſie nicht auf. Und mit gellender Stimme ſchrie der Feſthaltende: „Holla! Holla! Leute! Mordjo! Herbei! Mordjo!“ und dazwiſchen donnerte Kellner: „Andres! Bube! Gottverdammter Schurke!“

Wuthvoll warf Heinrich über den Zaun hinweg mit Steinen nach Andres, und mancher traf hart genug; Blut floß ihm die Stirne herab, aber er hielt die Thür zu, heulte vor Schmerz und ſchrie fort, und auf ſein Geſchrei lief ein Haufe Geſindels herbei, das nicht wußte, was der Lärm bedeute. Knappen ſammelten ſich aus der Schildchensmühle, und Einwohner aus dem Schildchen, und Andreas fluchte und läſterte fürchterlich, verzog ſein glühendrothes Geſicht in tauſend Falten der wildeſten Wuth, aber er hielt die Thür feſt zu. Dumpf ſchallten jetzt die Schläge der Hellebarden, mit denen die Häſcher in die Hausthür des Roſenhains einhieben, und über die Lehmansbrücke kam ein zweiter Häſcherhaufe, der vom Rathhaus aus über die Krämerbrücke und durch die Gotthardsſtraße gegangen war, und Andreas hielt ſo lange, bis die Knechte, von Miſtbauer angeführt, an der Gartenthüre waren, während die Flüchtlinge im Garten geängſtigt und verwirrt ſtanden; jetzt ließ Andres los, und ſtieß die Thür auf, und ſchrie, die geballte Fauſt der rechten und die mit einem Tuch umwickelte linke Hand gegen Kellner erhebend: „Seht, Herr Pathe! Das kann ich! Seht das iſt Euer Lohn, und meine Rache! Wärt Ihr geſtern ein Menſch gegen mich geweſen und nicht ein Teufel, ſo hätt' ich Euch heute davon geholfen! Hätt' Euch in der Mühle verſteckt! Nun habt Ihr's! Und Du, Bube! Wahre Dich! Kriech' ich Dich in meine Hände, ſollſt Du Mühlgrabenwaſſer ſchmecken!“ Heinrich entfloh weinend, und den ferneren Ausrufungen des Erbitterten machte Miſtbauer ein Ende. „Im Namen des hochedlen Rathes verhafte ich Euch, Herr Kellner und Herr Kranichfeld!“ ſprach er, ſein bewaffnetes Gefolge nahm die beiden Männer in die Mitte; während einige Knechte an der Thür zurückblieben, den Nachdrang des Pöbels zu verhindern, führten jene die Gefangenen wieder in das Haus; laut und teufliſch ſcholl ihnen das Hohngelächter von Andres läſternden Lippen nach.

Ohne Rückſicht auf der Frauen lauten Jammer führten die Häſcher ihre Gefangenen durch das Haus und durch die Straßen dem Rathhaus zu. Wachſend und lärmend, lachend und jubelnd wälzte ſich der Haufe des Geſindels dem Zuge vor und nach.

Als der Hof des Rathhauſes erreicht war, trennte man die Gefangenen.

„Heiliger Petrus! Ich gelobe Deiner Kapelle zehn Lichter, wenn ich loskomme! Thut auch ein Gelübt, Vetter, vielleicht hilft es!“ rief Kranichfeld. Kellner ſchwieg.

„Mein Traum! O mein Traum!“ hörte er Kranichfeld noch rufen. Wohl erfüllte ſich auf ſeltſame Weiſe der Traum; das Gefängniß, in welches Kranichfeld abgeführt wurde, war das Paradies geheißen. Eine traurige Ironie. Den unglücklichen Obervierherrn brachte man in einen noch ſchrecklicheren Kerker, die ſchwarze Stube genannt; die vor kurzem noch der Pergamenter Schele inne gehabt hatte.

5.

Auch dunkle Blätter will der Kranz des Lebens.

Helmina von Chezy.

Am Dienſtag nach Margrethen ſaß Frau Dorothea Millwitz mit ihren lieblichen Töchtern arbeitend im Zimmer, und die Gegenſtände ihres Geſpräches waren keine andern als die, welche zu jener Zeit in der Stadt Erfurt tauſend und aber tauſend Zungen rege machten. Das Weh der Zeit ſelbſt war es, das trüb und drückend auf allen Gemüthern laſtete, ein Traum, der ſchlimmſten Deutung werth, ein Geſpenſt der Gegenwart, das ſich in die Nachtſchleier der Zukunft gehüllt, und drohend und ſchreckend ſeinen eignen Kindern erſchien; eine zornige Mutter, die mit Ruthenſchlägen ſie blutig ſtäubte. Wenn die Zeit erkrankt, (und man ſagt, daß ſie ſehr hinfällig ſei,) dann fühlt die Menſchheit ihre Leiden mit, und muß viel erdulden, denn die Zeit iſt eine ungeduldige Kranke und will gut abgewartet ſein.

Sonſt hatten heitre Erzählungen den kleinen Familienkreis belebt, wenn die Frau Millwitz mit ihren Töchtern bei der Kunkel oder dem Tretrad ſpinnend ſaßen, oder an einer feinen Stickerei arbeiteten, und oft waren ihre Gedanken in den ſonnigen Luſtgärten der Sagen- und Mährchenwelt irre gegangen, und hatten vom bemoosten Fels der Vorzeit ſich die blauen Wunderblumen gepflückt, deren Glocken von alten Liedern, von Kampf und Minne tönten — jetzt waren Lieder und Mährchenglocken verſtummt, die freundliche Fee, die da Poeſie genannt iſt, hatte ſcheu und zitternd vor dem Zeitſturm ſich in ihr tiefes Kryſtallſchloß zurückgezogen, und die Menſchen dort wußten von nichts mehr zu reden, als von den Händeln des Raths und ſeiner Untreue, und daß es anders werden müſſe, und von den Sachſenfürſten, von dem Erzbiſchoff und dem Kaiſer.

So gingen auch heute bei den Frauen nur die Geſchichten des Tages aus und ein.

„Kellners Hausfrau hat ſich nicht lange des Wiederſehens ihres Herrn gefreut,“ erzählte die Mutter den Töchtern. „Sie ſitzt nun auch daheim mit ihren Kindern, einſam wie ich, und traurig dem Himmel ihr Herzeleid klagend, wie ich. Im Kerker ſchmachtet ihr Gatte, wie der meine, und Niemand weiß, ob einem von beiden Erlöſung wird.“

„Faßt Hoffnung, liebe Mutter!“ bat Charitas. „Unſer Vater iſt frei von Schuld, ſeine Haft kann nicht lange dauern.“

„Wir ſind viel glücklicher,“ fiel Roſa ein: „als die armen Kellnerinnen; wir haben für unſern Vater zu hoffen, jene haben nur für den Obervierherrn zu fürchten. Jenen zu verhaften, hat der Rath ſeine niedrigſten Knechte ausgeſchickt, unſerm Vater Freiheit zu bewirken, wurden ehrenhafte Männer abgeſandt; unſer wackrer Gunſtedt wird ſich gewiß mit aller Liebe des Vaters annehmen.“

„Mich dauert Kellners Elsbeth in der Seele,“ nahm Roſa wieder das Wort, als die Mutter nur mit einem tiefen Seufzer auf die Troſtrede ihrer Tochter geantwortet hatte. Sie weint, wie ich hörte, den ganzen Tag, und ihre Thränen ſollen nicht allein dem Vater gelten.“

„Dem edlen Kranichfeld wahrſcheinlich, ihrem Verlobten?“ fragte Charitas nicht ohne Spott. „Der iſt der Thränen ſchon werth, ein falſcher heuchleriſcher Mann, treulos an Gott und Menſchen.“

„Um den weint Elsbeth nicht, das weiß ich nun gewiß,“ verſicherte Roſa. „Sie hat ihr Herz dem Stadtſchreiber zugewendet, wie die Rede geht, der hat dem Vierherrn ſchon das erſtemal davongeholfen, wie ihn der Rath wollte feſtnehmen laſſen, und hat ſich dadurch nicht gut angeſchrieben bei den geſtrengen Herren. Doch hat er bei Kellner angehalten um die Hand der Tochter, und der hat gedacht, Kranichfeld käme niemals wieder, und hat ſie dem Stadtſchreiber zugeſagt, jetzt hat der böſe Feind den argliſtigen Mann wieder hergeführt, auf ſein Zureden hat ſich Kellner hervorgewagt, und nun ſitzen beide feſt. Die arme Elsbeth aber iſt eine Doppeltverlobte und doch ohne Bräutigam, und hat der Urſache zu weinen mehr als zuviel.“

„Es iſt viel Unglück, Kummer und Herzeleid in der Welt, meine Kinder,“ nahm Frau Millwitz das Wort. „Wer hätte vor einem Jahre gedacht, daß wir ſolche Zeiten erlebten, wer hätte da gedacht, daß der mächtige, ſtolze, allgebietende Obervierherr in einem Kerker ſitzen würde? Große Ehre, große Sorge! — Ach und ohne die große Ehre doch immer Sorge!“

„Wenn ſich Hoffnung mit der Sorge verſchwiſtert,“ tröſtete Charitas: „ſo leiht ſie der dunkeln Schweſter ein helles Kleid, und zwingt ihr manches Lächeln ab. Sorge und Hoffnung ſind unſers Lebens ſtete Begleiterinnen.“

„Und doch iſt meiſt,“ fiel Roſa ein: „der Hoffnungsloſe ſorgenvoll, und der Hoffnungsvolle ſorglos, und nie wird der Sorgenloſe auch hoffnungslos ſein, drum meine ich, daß ſie ſich nicht vertragen, und jede den Menſchen allein zu beherrſchen ſucht, der ſich geduldig in ihre Macht geben muß.“

„Geduld, das iſt's;“ ſtimmte die Mutter bei: „Geduld baut, Ungeduld bricht ab, und tauſend Centner Ungeduld helfen im Kreuz nicht ein Härlein breit.“

„Wohl denn,“ rief Charitas ſanftlächelnd aus: „tröſten wir uns mit Hoffnung und Geduld! Geduld iſt ein Engel, der ſich einen Kranz aus Knospen flicht, die Erfüllung entfaltet. Aus der Knospe der Geduld bricht doch endlich die Blume unſrer Freude hervor, die uns um ſo theurer, je länger wir ihrer Erſcheinung entgegenharrten.“ —

Die Sonne vergoldete jetzt mit ihren Scheidestrahlen die Kreuze auf den Thürmen des Doms und des Severiſtiftes, hinter denen eine graue Wolkenwand ſtand, da war es, als wären dieſe lichtflammenden Zeichen der Liebe und Erbarmung hoch oben am Himmel, eine leuchtende Troſtesſchrift, hingezeichnet, und die Glocken in den ragenden Thürmen ertönten mit melodiſchem Geläut. Die Frauen verließen ihre Arbeit, warfen ſich vor dem Hausaltar auf die Kniee und ſprachen das Ave. Aus frommen Herzen ſtieg hier ein heilig reiner Dreiklang des Gebets zur Königin der Engel empor. Zuverſicht und Glaube gab den Bitten der Mutter hohen Flug, Liebe beſchwingte Charitas Gebet, zarte ſelige Hoffnung lieh Roſa's Flehen ſanfte Flügel.

Tiefe Stille herrſchte in der Stube, nur die fallenden Korallen der Roſenkränze waren hörbar und von Zeit zu Zeit ein leiſer Seufzer. Die andächtigen Beterinnen hörten es nicht, daß die Thür ganz ſanft geöffnet wurde, ſie gewahrten nicht, daß ein Mann mit freudeleuchtenden Blicken hereinſah, und erſt, als er mit liebevollem Ton laut grüßte: „Friede ſei mit Euch!“ erhoben ſie ſich mit ſüßem Schreck und lautem jauchzenden Freuderuf, und ſtürzten in des zurückgekehrten Vaters Arme.

„Gott ſei gelobt!“ rief tiefathmend Herr Hans Millwitz aus: „daß ich wieder bei Euch bin, mein gutes Weib, meine lieben Kinder!“ und er drückte eine nach der andern freudvoll an die treue Bruſt. Jetzt ſtürmten die Söhne herein, dieſen folgten andre Freunde und Bekannte, und es war ein ſo lautes und freudiges Begrüßen, Fragen und Durcheinanderdrängen, daß Niemand mehr das eigne, geſchweige ein fremdes Wort recht hörte und verſtand.

„Laßt mich doch nur zur Ruhe kommen!“ rief Millwitz munter: „will alles erzählen, alles berichten. Das war eine Geſandtſchaftsreiſe, an die ich denken will, ſo lang mich der Herrgott leben läßt! Ja, ja, Gewalt thut Unrecht! Wie geht's unſerm Doktor? Wundert mich, ihn noch nicht hier zu ſehen!"

„Er iſt auch landflüchtig geworden, wie ſo viele andre treuloſe Leute," berichtete des Fragers Gattin.

„Laß ihn immer, meine Liebe," lachte Millwitz: „es weht ein böſer Wind in unſrer guten Stadt, der Doktor wird ſchon wiederkommen, wenn es windſtill."

Jetzt kam Gunſtedt mit ſeinem Georg. „Seht!" rief Millwitz; wenn unſer Gunſtedt nicht war, hätten wir noch lange in Weimar ſitzen können, aber das iſt ein Mann, der ging gleich vor die rechte Schmiede!"

„Ja, denkt Euch, Kinder," erzählte der Frohe, als er ſich der Reiſekleider entledigt, und mit den Freunden, Söhnen und den theuern Zuhörerinnen Platz genommen hatte: „wie wir nach Weimar kamen, hatten wir einen harten Tanz mit dem uns ſehr ungnädigen Herrn Herzog zu beſtehen. Wir wurden Aufwiegler, Friedensſtöhrer, Landſtörzer und aufgeblaſne

Waldjunker geſcholten; unſre Briefe wurden uns alle abgenommen, und wir ſelbſt genöthigt, einen Eid zu ſchwören, nicht ohne Wiſſen und Willen der Herrſchaft aus der Stadt ziehen zu wollen, keine Briefe herüber nach Erfurt zu ſchicken, mit Niemand heimlichen Verkehr zu halten, kurz, wir wurden unſrer Freiheit ganz und gar beraubt, nur daß man uns nicht in ein Gefängniß legte, ſondern in ein Wirthshaus, allwo wir auf unſre Koſten leben konnten, wie wir wollten. Wie nun unſre lieben Herren hinüber kamen unſrer Loslaſſung halber, wollten die ſtrengen Herren drüben gar nichts davon wiſſen, da ging aber unſer wackrer Gunſtedt gleich zum Grafen von Schwarzburg, unſerm höchſtverehrlichen Nachbar, der juſt in Weimar war, ſtellte dem unſre Sache vor, und der nahm ſich unſrer treulich an, redete mit den Fürſten, leiſtete Bürgſchaft für uns, und löſte uns auf leidliche Bedingniß aus der Verſtrickung."

„Gott ſegne ihn dafür!" rief Frau Millwitz dankbar bewegt aus, und die anweſenden Freunde riefen es nach.

Hier jubelte im Schooße ſeiner Familie ein

Befreiter, umſchlungen von den Banden der Liebe und Freundſchaft, ſich ſelbſt freuend ſeiner Rückkehr nach einer mühſamen Reiſe und mannichfaltigem erlittenen Drangſal, und entgegenhoffend einer beſſern, ruhigeren Zeit, wie glücklich war dem ſein Loos gefallen! Dort ſeufzte im Schooße eines finſtern Kerkers, den kein Lichtſtrahl erhellte, ein Gefangener, der beklagenswerthe Kellner. Die Bande, die ihn umſchlangen, waren von Eiſen, ſo wollte es der rauhe unbeugſame Wille ſeiner Widerſacher. Die Bank, auf der er ſaß, war ein dicker feſtgemauerter Balken, an welchem die Ketten befeſtigt waren. Die Zukunft, der Kellner entgegen fürchtete, denn zu hoffen blieb ihm nichts, war ſo ſchwarz, wie ſein Gefängniß, und ſchwärzer noch war die Melancholie ſeiner Gedanken.

„O nun iſt alles aus, nun iſt's vorbei mit mir!“ klagte er oft: „ich empfange mein Recht. O wie elend bin ich, wie unausſprechlich elend! Hätte ich Dir gefolgt, Du treuer Johannes, wäre ich nicht heruntergegangen! Joſeph hätte ſich wohl erbitten laſſen. Hier wird keine liebe Freundesſtimme an mein Ohr klingen, hier wird

Niemand werben um die Gunſt des Verlaſſenen, weil er eine Tochter hat. Mein Weib! Wie geht es Dir? Weine nicht alle Deine Thränen hinweg, ſpare einige für den Tag auf, an dem Dich meine Henker zu einer Wittwe machen! Meine treue Tochter! Fluche mir nicht, daß mein Unglück Dein Elend erzeugt! Dir iſt kein Brautkranz beſtimmt! Geh in's Kloſter, und ſprich Gebete für Deinen Vater, und weine ſo lange, bis Deine kindlichen Thränen die Blutſchrift aus meinem Schuldbuch getilgt haben. Ha, wie ſie leuchtet, dieſe Schrift! Wie ſie ſichtbar und immer ſichtbarer wird in dem Dunkel des Gewölbes, hellflammend, wie Fackeln der Hölle, und wie ſie ſich einbrennt in mein ſiedendes Gehirn, daß die Gedanken entſetzt herausfliehen und meinen armen Kopf umſchwirren, wie Raben die Schädelſtätte! Wehe, wehe mir!"

Und da er ſo einſam ſaß, trauernd und verzagend, kamen wieder die hohläugigen Geſpenſter ſeiner trüben Erinnerung, und brachten das Buch der Vergangenheit getragen, ſchlugen es vor ihm auf, und er hörte ſie laut leſen. Das klang wie tiefe Männerſtimmen, furchtbar und ſchauderhaft, wie das Miſerere, geſprochen von den Mönchen und Brüdern des Domſtifts in der unterirdiſchen Kirche, und in der Nacht, da der Heiland im Grabe lag. Da mußte er das Folgende hören:

„— Da nun der alte Thilo Ziegler ſeine Tochter Anna verflucht und verſtoßen hatte, war er ganz allein, und fiel in eine ſtille Schwermuth, und gelobte ſich, furchtbare Rache zu nehmen an Heinrich Kellner. Dieſem aber blühte das Glück, wie es dem Böſen gar oft im Leben huldreich zulächelt. Sein Vater, Hans Kellner, der auch im Rathe ſaß und ein reicher Mann war, ſtarb, und der Sohn ſtieg in ſeinen Würden, und wurde bald auch Rathsmeiſter, dann Vierherr, dann Ober-Vierherr, und ſo des alten Thilo Amtsgenoß. Dieſer barg ſeinen Groll und ſeinen bittern Haß unter der Larve der Verſöhnlichkeit und Freundſchaft und ſein alterſchwaches Gedächtniß ſchien die verſtoßne Anna vergeſſen zu haben, Herrn Kellner aber that es wohl, daß der alte Mann ihn nicht verfolgte, gegen den er ſich ſo ſchwer verſündigt, und er dachte nicht gern mehr an die geſchehenen Dinge. Sein Gewiſſen legte ſich ſchlafen.“

„Aber in Thilo's Herzen hielt die Rache eine furchtbare Wacht, und ihr Geierblick folgte allem Denken und Thun Kellners, und ihre Sehnſucht war, Verbrechen zu erſpähen, und ihr Verlangen war, den Verhaßten zu Verbrechen zu verlocken. Solches Verlangen iſt leicht erfüllbar, wenn in eines Menſchen Herzen die Gier nach Mammon überhand nimmt, denn der Geiz iſt die Wurzel alles Uebels. Damals ward manche Untreue verübt an dem Eigenthum des Rathes und der Stadt, und große Summen, die eingingen, nahmen nicht den Weg in die Stadtkaſſe, ſondern einen andern. Damals war es auch, wo Schloß und Amt Kapellendorf verſetzt, eigentlich aber verkauft wurde, ohne daß der geſammte Rath nebſt den Gemeindevormündern etwas davon erfuhr. Thilo Ziegler gab zu allen dieſen Dingen Rath und Anſchlag, und Herr Kellner, der ihn von Herzen fürchtete, und ihn gern zum Freund haben und behalten wollte, fügte die That zum Rath, und nicht ganz ohne ſeinen Vortheil. Hans Kranichfeld war aber der Dritte in dieſem Bunde, ein Mitwiſſer und Helfershelfer, und jenen Beiden unentbehrlich;

wenn auch an Jahren jünger, doch an Untreue der Geſinnung ihnen gleich.“

„Thilo wußte, daß in Monſtedts Buſen noch ein unauslöſchlicher Haß gegen Kellner glühte, wie ein heimlicher Erdbrand, und beſchloß, dieſen zum Werkzeug ſeiner Rache zu machen, und ſeinen Haß auf ihn zu vererben, denn er fühlte das Ende ſeiner Tage herannahen, und wollte noch die Saaten der Rache ſäen, die ſpäter für Kellner zu Früchten des Verderbens reiſen ſollten. Daher ſchrieb er alles ſorgſam auf, was ſich Kellner, von ihm beredet, verlockt und verführt, Unredliches zu Schulden kommen ließ, und gab dieſe Schriften in Monſtedts Hand. Dieſer bewahrte ſie nur zu treulich; aus ihrem Inhalt ging hervor, daß Thilo nur ſcheinbar manche Untreue begangen habe, um Kellner ſicher zu machen, und daß auf dieſem allejn alle Schuld laſtete; obgleich dem nicht alſo war, denn Kellner hatte in allem nur aus Furcht nachgegeben, und ſein Vortheil war dennoch der mindeſte geweſen.“

„Gern hätte Thilo Ziegler ſeinen verhaßten Feind am Hochgericht ſterben ſehen, aber er ſollte die Frucht ſeiner Bosheit nicht pflücken. Kranichfeld, liſtiger, wie Kellner, durchſchaute den alten rachſüchtigen Greis, er ſah, daß der es nimmer redlich meinen konnte mit dem Mann, der ihm eine geliebte Tochter gekoſtet, die Pflege ſeines Alters, ſeine Hoffnung und ſeinen Stolz. Kranichfeld merkte, was Thilo beabſichtete, und er theilte ſeinem Freund und Vetter dieſe Bemerkungen insgeheim mit. Wie da deſſen ſchuldbewußtes Herz bebte! Wie er bleich ward und zitterte! Wie er Kranichfeld beſchwur, ihn zu retten, auf Rath und Hülfe zu ſinnen. Kranichfeld ſann auf Hülfe. Kurze Zeit hernach fand man den alten Rathsmeiſter Thilo Ziegler eines Morgens todt in ſeinem Bette. Er war wahrſcheinlich erſtickt. — Jetzt wuchs über ſeinem Grabe ſchon lange Gras. — Um jene Zeit verſprach Heinrich Kellner ſeinem treuen Freund Kranichfeld die Tochter zum Weibe, wenn ſie herangewachſen ſein würde. Schwer laſteten Sorge, Kummer, Vorwürfe und ein böſes Gewiſſen auf Kellner, er bereute, und ſuchte Manches gut zu machen, was er böſe gemacht, nur daß ſich Solches nicht bei allem thun ließ. Die

Miſſethat iſt eine Kugel, die einem Feuerrohr entfliegt; ein Stein, den die frevelnde Hand fortſchleudert; Verderben iſt ihr Ziel, umkehren heißt ſie kein Zauberwort. Monſtedt bewahrte die Schriften, die er von Ziegler empfangen, wie ſein Leben, um ſie einſt gegen den Feind zu wenden, wie tödtliche Geſchütze. Und damit dieſer einen Vorſchmack deſſen habe, was ihn erwarte, und einſtweilen ſich ängſtige und fürchte, ließ er ihn wiſſen, welche Geheimniſſe in ſeinen Händen befindlich. Dieſe Nachricht war für Kellner ein Dolchſtoß, deſſen Wunde nicht heilen und nicht vernarben wollte. Sie machte die Angſt zu ſeiner Gefährtin, und die Unruhe zu ſeiner Bettgenoſſin; ſie machte ſein Mahl unſchmackhaft und bitter ſeinen Wein. Er hätte Monſtedt gern todt gehabt, aber der wollte nicht ſterben, und Kranichfeld hatte auch keinen Rath weiter.“ — Das war wieder ein Blatt aus dem Buche von Kellners Vergangenheit, das ihm der Alp der Erinnerung vorlas, ſitzend auf ſeiner Bruſt, ſchwer wie Mühlſteine, und von ſeinem Aechzen ungerührt. —

Durch die dämmernde Nacht eilte mit ſchwerem Herzen Johannes dem Roſenhain zu. Aus dem Munde ſeines Freundes Andreas Büchner hatte er gleich, nachdem er in Erfurt wieder eingeritten war, die neue Mähr von Kellners und Kranichfelds Feſtnahme erfahren; ſchwer bekümmert und belaſtet von Angſt und Bangigkeit über Kellners Schickſal wollte er doch Troſt zu bringen ſuchen der theuern Freundin und mindeſtens weinen mit der Weinenden, auf das Fröhlichſein, das ſah er wohl, mußte er auf lange Verzicht thun.

Je näher er dem Roſenhain kam, deſto ängſtlicher klopfte ſein Herz, wie das eines Schuldbewußten, und doch war er kein Solcher. Aber der Gedanke: Du gehſt in ein Haus der Trauer und des Kummers, Du wirſt kein fröhliches Geſicht finden, nur Thränen ſehen und Seufzer hören, dieſer Gedanke erfüllt wohl jede menſchliche Bruſt mit einer Bangigkeit, für welche die Sprache kaum einen Ausdruck hat, wie ſollte er nicht mit doppelter Gewalt ein liebendes Herz erfaſſen?

Jene Furcht, die Johannes ſonſt empfunden: es möchte ihn jemand ſehen, dem er bekannt, und darüber reden, daß er in Kellners Hauſe aus- und eingehe, war ganz verſchwunden, er fühlte, daß ſeine Liebe denen kein Geheimniß mehr ſei, vor denen er ſie gern auf immer verborgen, und hatte ja ſchon deshalb ihren Groll fühlen und tragen müſſen, denn ganz unnöthig war er bei der Geſandtſchaft nach Weimar geweſen, nicht eine Zeile hatte er in den Angelegenheiten der Stadt und ihrer Angehörigen drüben zu ſchreiben gehabt; zu deutlich ſah er, daß die Männer, die Kellner haßten, nur ſeine Entfernung gewollt, und mußte noch dankbar gegen den Himmel ſein, daß ſie ihn nicht auf ſchlechterſonnenen Vorwand hin, in einen Kerker geworfen. Er ſeufzte oft auf ſeinem ſchweren Gang, und blickte kummervoll zum Himmel, als wolle er die dunkeln Wolken fragen, ob die trübe Zeit, die Zeit voll Weh und Bangen, voll Furcht und Gewaltthat, noch nicht bald vorüber? Aber die Wolken konnten ihm keine Antwort geben, ſie zogen ſo ſtill und ſchweigend am Himmel hin, wie die Zeit dahin zieht über den Häuptern der Staubgebornen, die Wolken zogen hin, oft die Geſtaltung verändernd, den ewigwechſelnden Geſchicken gleich. —

„Ach, Herr Stadtſchreiber!“ klagte Adam, als er die Hausthür dem Anklopfenden geöffnet: „wie kurz war unſre Freude! Jetzt können wir den lieben Herrn nicht mehr beſuchen, ihm keine Erquickung bringen! Es iſt brav von Euch, daß Ihr kommt, die armen Verlaſſenen da drinnen bedürfen eines freundlichen Zuſpruchs, und den bringt Niemand. Die Leute ſogar, die vorübergehen, ſehen den ſtillen Roſenhagen mit ſcheuen Blicken an, als wohne ein böſer Geiſt, oder ein Teufelsbanner drin. Ach, daß ich ſolche Dinge erleben muß!“

Johannes antwortete nicht; zu ſchwer laſtete auf ihn theilnehmende Sorge, als daß er jetzt vermocht hätte, ſich gegen den redlichen Diener auszuſprechen; er trat in die Wohnſtube.

Wenn ein Menſch vom Tod hinweggerufen wurde aus dem Kreiſe derer, die ihm angehörten durch die Bande des Blutes, und die ihn herzlich liebten, und es tritt nun ein Freund ein, der mit dem Geſchiedenen ein Herz und eine Seele war, o da weckt ſein Anblick den kaum entſchlummerten Schmerz bei den Zurückgebliebenen, und neue wehvolle Erinnerungen, und wird zum Moſesſtab, der die Quelle der Thränen wieder rinnen läßt. So war es hier. Mutter und Tochter brachen in Thränen aus, als Johannes eintrat, und boten ihm ſchweigend die Hand. Auch Heinrich kam niedergeſchlagen aus einem Winkel, wo er ſtill und betrübt geſeſſen hatte, den Schmerz theilend, den ein trübes Geſchick Allen ſo reichlich zugemeſſen, und grüßte den Freund des Hauſes.

Lange ſtand Johannes, die Hände der Mutter und der Tochter ſchmerzlich drückend, ehe er Worte fand. Endlich löſte Frau Marthe das Schweigen. „Ihr tretet unter ein Dach des Unglücks, Herr Stadtſchreiber,“ ſprach ſie: „Ihr geht ein in das Haus des Jammers! Mein Mann iſt — Ihr werdet es wiſſen“ —

„Ich weiß,“ antwortete er dumpf: „ich weiß, Frau Kellnerin! Ich that, was ich konnte, ich wollte ihn warnen, aber es war wohl zu ſpät?“

„Mein treuer Freund!“ antwortete Eliſabeth: „es wäre vielleicht nicht zu ſpät geweſen, hätte nicht der falſche Kranichfeld des Vaters Sinn mit böſer Rede umſtrickt, und ihn ſicher gemacht, daß er blieb, bis es zu ſpät war.“

„Der Vater wäre mit Herrn Kranichfeld vielleicht noch entkommen,“ fiel Heinrich erzählend ein: „wenn nicht der böſe Bettelbube Andres, der drüben in der Furtmühle dient, die Gartenthüre zugehalten hätte, und Volk zuſammengeſchrieen, und dann kam der Stockknecht mit den Häſchern, und nahmen beide gefangen, und mich will Andres in das Waſſer werfen; ich fürchte mich ordentlich, in den Garten zu gehen, denn er lauert immer drüben auf mich.“

„Fürchte Dich nur nicht, mein Heinrich,“ tröſtete Johannes, und wandte ſich an Eliſabeth: „Weh mir, daß ich ein Bekümmerter kommen muß zu den Bekümmerten, ein Troſtloſer zu den Troſtloſen! Daß ich ſo gar keine Hoffnung bringen kann!“

„Du biſt ſelbſt ein Troſt,“ antwortete Eliſabeth: „wir ſehen in Dir doch eine theilnehmende Seele. Und Du kannſt uns doch Kunde bringen von dem Vater, und ihm von uns; leicht wird es Dir werden, ihn zu ſprechen.“

„Wer weiß?“ bezweifelte Johannes: „Man iſt mir gram, man beobachtet mich, und die, ſo Herrn Kellner haſſen, ſind auch meine Feinde!“

„Das iſt die Frucht, die Dir Deine Liebe zu mir trägt!“ klagte die Jungfrau: „Du guter Johannes, hätteſt Du doch einer Andern Dein Herz geweiht, ſo hätteſt Du vielleicht das Glück gefunden, das Dein treuer Sinn verdient — bei mir wird Dir ein trauriger Lohn, und der Schmerz, den ich um meines Vaters Elend trage, ſtumpft in meinem Herzen alle ſüßen Empfindungen der Liebe ab.“

„Setzt Euch doch nieder!“ bat Frau Marthe: „wenn Ihr ein Weilchen bei uns bleiben wollt. Bringt Ihr uns vielleicht eine neue Nachricht? Ihr wart in Weimar?“

„Ich war dort,“ antwortete der Gefragte, einen wehmuthvollen Blick auf die Geliebte werfend, die ſich traurig niederſetzte, und ihren Arm läſſig und ſchmerzensmüde auf des Bruders Schulter legte.

„Euer Bruder Burkhart läßt Euch grüßen, Frau Kellnerin,“ fuhr Johannes fort: „Ich ſprach ihn in Weimar.“

„Ich danke,“ ſeufzte Burkhart Unraths Schweſter: „Geht es ihm wohl? Er kümmert ſich, wie es ſcheint, nicht um mein Unglück.“

„Doch,“ widerſprach der Stadtſchreiber. „Er hat mit vieler Theilnahme nach Euch gefragt; auch hofft er bald zurückzukehren. Es ſind noch mehrere der hier ausgetretenen Herren drüben, und alle ſind der Meinung, daß die Sachen bald eine andre und günſtige Wendung nehmen werden. Die Fürſten meinen es nicht ſo ſchlimm mit der Stadt, wie die Gemeinde glaubt; ſie beſtehen nur auf ihren Rechten und Forderungen ſo wie auf Feſthaltung des Erb-Schutz-Vertrages, der zwiſchen ihnen und der Stadt am Montag nach Lichtmeß des Jahres eintauſend vierhundert dreiundachtzig in einem offenen Brief auf ewige Zeiten aufgerichtet worden iſt.“

„Ach, Niemand kann meinen Mann retten, als die gnädigen Fürſten,“ klagte die trauernde Frau: „und dieſe — haben ihn vergeſſen.“

„Ich habe einen Mann gefunden,“ berichtete Zimmermann weiter: „der es gut mit dem Euren meint, und ſeiner freundlich denkt, und er hat mir auch Hülfe zugeſagt. Könnt Ihr ihn rathen? Es iſt Friedrich von Dona.“

„Der Feldmarſchalk!“ rief Frau Marthe: „Der ſoll doch nicht der Erfurter Freund ſein,“ warf Eliſabeth ein, aber die Mutter fiel ihr in die Rede, freudig nach dem Trugbild neuer Hoffnung greifend: „Der Erfurter Freund oder nicht Freund, wenn er nur Kellners Freund iſt. Wißt Ihr nicht mehr, Kinder, wie wir noch im Glück waren, da hat der Herr Feldmarſchalk mehr denn einmal bei uns geſpeiſt, und einmal hat er auch auf Vaters Zureden ſein Quartier bei uns genommen! Ein braver Herr und ein wackrer Herr, der etwas gilt, vor dem die Gemeinde auch Reſpekt hat. O, mein lieber Zimmann, Ihr habt mir einen guten Namen genannt.“

Die Erfreute überließ ſich noch lange den Erinnerungen an eine ſchöne Zeit, und den Hoffnungen auf eine beſſere; Heinrich nahm gute Nacht und ſuchte ſein Bette.

Im ſtilltraulichem Geſpräch mit Eliſabeth fand Johannes doch die Blume des Troſtes, und reichte ſie der Bekümmerten hin. Er erneute ihr ſeine Gelübte, nicht von ihr zu laſſen, wie ſich auch ihres Vaters Schickſal entſcheide.

Den beſten Troſt vermag in jedem Leid ein liebendes Herz zu geben. Wie ein Magus die Geiſter hervorruft aus ihrer geheimnißvollen Nacht, und ſie wieder hinwegbannt mit dem Wink ſeines Zauberſtabes, ſo vermag auch Liebe das Leid und die Sorge zu wecken, und zu bannen, und der Troſt, der von geliebten Lippen wie Thau von Hermon auf die gebeugte Blume des Herzens träuft, wird zum Wunderſtab der Sage, der dürr und ſaftlos, plötzlich in tauſend neuen Hoffnungskeimen aufgrünt.

6.

Lieb' macht Leid; Elend iſt der Abſcheid.

Altes Sprüchwort.

Die abgeärnteten Felder überſpann der Herbſt mit ſeinen ſchimmernden Geweben, und durch die heitre Luft ſchwebten elfengleich die ſilberweißen Flöckchen des fliegenden Sommers hin. Aus den Dörfern ſah man ſchon von weitem die ſchlanken bebänderten Tannenbäume emporragen, die des Volkes Luſt zur fröhlichen Kirmſe aufrichtete, und fern und nah ſchallte der Fideln ſanftes Getön, der Trommeten und Schallmeien ſchmetterndes und gellendes Jauchzen, oft vom jolenden Freudenruf der fröhlichen Dorfjugend unterbrochen. Es war eine Luſt, zu ſolcher Zeit einher zu wandeln auf den Heerſtraßen, und auch dem Wandrer, der an einem dieſer ſchönen

Volksfeſttage auf der Straße von Erfurt nach Buttelſtedt rüſtig fortſchritt, begegneten ganze Züge geputzter Kirmesgänger, Burſche mit hochbuſigen, rothwangigen Dirnen, Mädchen und Knaben, und nicht minder ehrbare Altbauern mit ihren Weibern, all' im Feſtſtaat, alle von Dorf zu Dorf wandelnd, dort Verwandte und Freunde zu beſuchen, und das Feſt feiern zu helfen, das dem Thüringer Landvolk das erſehnteſte und liebſte im ganzen Jahre iſt.

Der Burſche, der von Erfurt her kam und auch ein Gelüſt zu haben ſchien, ſich auf einer Kirmſe gütlich zu thun, ſang mit heller Stimme:

„Gut'n Ab'nd, gut'n Ab'nd Frau Müllerin!
Hubu!
Wo ſetz' ich meinen Hab'rſack hin?
Valleri, vallera, vallerau rau rau,
Valleri, vallera, valleru!"

„Dort hint'n an meine hint'rſte Trepp!
Hubu!
Zunächſt an meiner Tochter Bett!
Valleri, vallera, vallerau rau rau!
Valleri, vallera, valleru!"

Ein neuer Trupp Burſche und Mädchen begegneten dem Sänger nahe vor dem Dorfe Berlſtedt.

„Ei ſeht doch!" ſprach eine Dirne: „iſt das nicht Hirtenbaaſtgörgens *) Andres, drüben aus Schwerſt'dt?"

„Guten Tag, Andres! Willſt auch zur Kirmes? Recht ſo! Mach' Dich gut luſtig!" grüßten die Burſche den Vorüberſchreitenden, der ſeine Mütze ſchwenkte und mit einem fröhlichen „Juhu!" weiterging. Als er durch Berlſtedt durch war, lag ſchon nahe vor ihm das Heimathdörfchen, und er ſetzte ſeinen Geſang fort.

„Und als es kam zu Mitternacht,
Huhu!
Der Haberſack ſich luſtig macht.
Valleri, vallera, vallerau rau rau,
Valleri, vallera, valleru!"

Er würde das Schelmenliedlein ganz zu Ende geſungen haben, wären ihm nicht wieder einige Bekannte und Jugendgeſpielen aufgeſtoßen, die ihn anriefen.

„Sieht man Dich auch einmal wieder, Galgenvogel? Wo kommſt Du her? Willſt ſehen was die alte Sabine macht, Deine Großmutter, die alte He—"

---

*) Sebaſtian Georgs.

Eine wild drohende Bewegung des kräftigen Andres erſtickte das Wort, ehe es der Sprecher hervorbrachte, der zugleich von einem ſeiner Kameraden einen Stoß in die Rippen empfing.

„Wahre Deine Zunge, Mathes! Du weißt, ich verſtehe ſolchen Spaß nicht!“ rief Andres, und ging trotzig vorüber; und einer der Bauern ſprach zu dem Eingeſchüchterten: „Biſt Du toll, Mathes, die Alte zu ſchimpfen, daß es der hört? Die zaubert Dir die Augen beide aus dem Kopf heraus, oder hockt Dir auf bei Nacht, oder führt Dich in den Sumpf! Nimm Dich in Acht! Wenn das Wort aus iſt, gehörts einem Andern.“

Unerhörte Dinge und Thaten erzählend von der verrufenen Sibylle des Dorfes Schwerſtedt, die Andres Großmutter hieß, ſchritten die Burſche des Weges fürbaß, während Andres finſter blickend ſtill ſtand, ihnen nachſah und Verwünſchungen murmelte.

„Wenn ich nur hinter die Geſchichten kommen könnte,“ ſprach er dann zu ſich, indem er langſam weiter ging. „Wenn ich nur wiſſen ſollte, wie die Verwandtſchaft iſt? Es will mir nicht in den Kopf und will mir nicht hinein, daß die alte Sabine meine Großmutter und der Hirt Baaſtgörg mein Vater ſein ſoll, ob er gleich die väterlichen Rechte auf meinen Buckel mit den ſchönſten Haſelſtöcken oft genug ganz leſerlich geſchrieben hat. Juhe, Andres! Du biſt ein pfiſſiger Junge, Du weißt, daß einer nicht wiſſen kann, wer ſein Vater iſt, und wenn es auch mit fauſtgroßen Buchſtaben im Stammbaum geſchrieben ſtände. Was da! Ein Baſtard bringt ſo groß Brod für einen Pfennig, als ein ehrlich Kind! — Dort ſehe ich die Schwerſtedter Heerde auf der Wieſe, wo ich ſo oft gehütet, und mir ein luſtiges Hirtenfeuer angefacht habe; Baaſtgörge ſteht drüben am Zaun, und ſcheint mit Sehnſucht herüber auf die Straße zu blicken. Nach mir? Das gewiß nicht, aber nach den Kirmſegängern, und nach dem Kuchen, und nach alle dem fröhlichen Gewühl, das auf dem Heerweg zieht, zumal da in Leipzig Meſſe iſt, und ein Rollwagen aus Frankfurt dem andern folgt. Soll ich zu ihm gehn und ihn begrüßen? Ei proſit, das hat Zeit, erſt ins Dorf hinein, und geſehen, wie's drin ausſieht; haben wir keine Kühe, ſo haben wir keine Mühe!"

Er ſchlenderte in das Dorf, und tauchte fröhlich in dem Strom der allgemeinen Luſtigkeit unter, der durch alle Straßen fluthete, und auf dem Freiplatz vor der Kirche unter einer alten Linde ſich zum See Genezareth zu bilden ſchien, denn da war kein Lahmer, der nicht ſeine Krücke ſchwang und jauchzte, kein Gichtbrüchiger, der ſich nicht, trotz ſeines Gebrechens, hierher geſchleppt hatte, um auch ſein Theil zu nehmen von dem großen Gemeingut Kirchweihfeſt. Es war auch kein tragbares Inſtrument jener Zeiten erfunden, das hier nicht laut geworden wäre; Hackbret und Cyther, Pfeife und Dudelſack, Strohſidel und Zinken rauſchten, klangen und tönten aller Orten, dort zum Tanz um die hohe kranzgeſchmückte Maie, dort zum Geſang um den mit Bier und gebranntem Waſſer reichlich beſetzten Tiſch. Kegelſpiel, Würfel- und Kartenſpiel, auch Schachzabel, wurde unter freiem Himmel geübt; es waren viele weimariſche Soldknechte und Landreiter im Dorfe, die blanke Pfennige ſehen ließen, und wacker zechten.

Alte Bekannte umringten Andres, den Erfurter Mühlknecht, tranken ihm zu und beſtürmten ihn mit Fragen, was es Neues in Erfurt gebe; denn es waren in alle Dörfer gar wunderliche Gerüchte gedrungen, und die fabelzüngige Landdurchſtreicherin Fama hatte von Dingen poſaunt, an welche in der Stadt ſelbſt Niemand dachte.

„Iſt es wahr, daß die Erfurter ihren Oberbürgermeiſter gerädert haben?“ „Iſt es wahr, daß die Erfurter Pfahlbürger gegen unſern Herzog ſich zum Heerzug rüſten? He! Andres! wirſt Du reden?“ „Iſt es wahr, daß der Bürgermeiſter ausreißen wollen und daß Du ihn gefangen haſt, und daß er Dir Arm und Beine entzwei geſchlagen hat?“

So rief es im Chorus durcheinander, und Andres ſchrie dazwiſchen: „Alles iſt wahr, ihr guten Meerkälber! Ich habe Herrn Kellner gefangen, und dieſe Hand hat er mir abgehauen, aber meine Großmutter hat ſie wieder angeſetzt durch Sympathie! Seht, ihr Maulaufreißer, und fragt nicht weiter, und laßt mich trinken, oder meine Großmutter ſoll Euch mit Opperment und

Läuſeſalbe die Kirmeskuchen ſalzen und fett machen!"

Dieſe Drohung verfehlte ihren Zweck nicht; die Frager wandten ſich mißvergnügt von dem groben Laffen ab und angenehmeren Vergnügungen zu, nicht ohne einige prophetiſche Worte von Prügeln fallen zu laſſen, denen darum in etwas Glauben beizumeſſen war, weil Prophezeihung und Erfüllung ſchon oft ſchnell aufeinander gefolgt, wenn ähnliche Prahlerei ſich ſo kund that, wie hier die des Andres. Doch hielt noch die Furcht vor Sabinens Rache die abergläubiſchen Bauern zurück; ſie wollten die Nacht abwarten.

Andres aber warf einen Blick voll Grimm auf ſeine gelähmte linke Hand, die ſteif geblieben war ſeit jenem unglücklichen Wurf Kellners, und einen wüthenden Blick gen Himmel, dann leerte er einen kleinen Becher gebrannten Waſſers, ſchrie: „Juchhe! Juchhe! Kirmes! Hellauf!" und miſchte ſich unter die Tanzenden. Keck faßte er die Schulzentochter am Arm, mit ihr zu drehen, aber die ſtolze Dirne ſtieß ihn kräftig zurück, und ſchalt: „Ei ſeht doch, was ſich der

Hirtenjunge heraus nimmt, mich anzufaſſen! Den brauchen wir juſt bei unſerm Tanz! Geh, Strolcher, und hol' Dir die alte Sabine zum Kehraus!"

„Krötengift in Dein Schandmaul, Du aufgeblaſener Schulzennickel Du!" ſchimpfte der Abgefertigte, aber es bekam ihm merklich übel, denn der Großknecht des Schulzen ſchlug ihn in die Zähne, andre ſtießen ihn in die Rippen und wie er ſich wüthend zur Wehr ſetzte, entſtand gleich eine jener ſehr ergötzlichen Prügeleien, die Blüthe und Frucht zugleich treibend, ein weſentliches Ingredienz thüringiſcher Kirchweihfeſte ſind. Auch Andres fand theilnehmende Freunde, deren Theilnahme nicht, wie ſo oft im Leben, in einer Jammermiene und einem rathloſen Kopfhängen ſich kund gab, ſondern in den gefühlvollen Wirkungen derber Fäuſte auf die Köpfe der Gegner, ſo daß es zuletzt gar nicht mehr Andres war, für oder gegen den man ſich grimmig ſchlug, ſondern eigne Sache, eigner Groll und Partheiſucht, und Lärm, Geſchrei, Schimpfreden, Schläge und wildes Getümmel währten fort, als ſich ſchon längſt der nichtsnutzige Anſtifter dem Plan, der hier Schlachtplan und Schlachtfeld zugleich wurde, weislich entzogen hatte.

Ganz am Ende des Dorfes, ſeitwärts an der Heerſtraße nach dem nahen Buttelſtedt zu, ſtand der letzten Häuſer letztes, das Schwerſtedter Hirtenhaus, eine jämmerliche, verfallende Lehmhütte, mit Moos und Erde gedeckt. Hierher drang das Feſtgetön nicht, nur von Zeit zu Zeit ein jauchzender Luſtruf, oder ein ſchmetterndes Fortiſſimo der Trompeten, auch war es rings recht ſtill geworden; die Straße war leerer, die Kirmſengänger hatten ihre Ziele erreicht. Vor der Hüttenthüre ſaß, ſich an den Strahlen der Nachmittagsſonne wärmend, die alte Sabine, ein kleines zuſammengekrochenes Weiblein mit rothen Augen, aber freundlichen Zügen; ihre bis auf Haut und Knochen abgezehrten Hände waren in beſtändig zitternder Bewegung, und ein ſchwarzer Kater ſtrich ſchnurrend ſein kniſterndes Fell an dem Leib des alten Mütterleins glatt.

„Guter Hans, guter Hans,“ redete ſie mit feiner Stimme das zutrauliche Hausthier an: „willſt Du mir Geſellſchaft leiſten, weil ich ſo ganz allein bin? Ach, das Alter iſt immer allein, ja, immer allein, und alt und arm ſind zwei große Bürden!“ Sie ſtrich mit der zitternden Hand über des Katers Rücken, und er ſpann lauter, und ſchmiegte ſich in zärtlichen und zierlichen Windungen immer mehr an ſie an. „Gelt Hans,“ begann die Alte wieder: „die Katz iſt gern, wo man ſie ſtrählet? Freundlicher als die Menſchen iſt manches Thier; ja wenn man nicht alt würde! Sonſt ging die alte Sabine auch zur Kirmſe, ſonſt war ſie gern geſehen, aber das iſt ſchon lange, ſehr lange her; jetzt — bleibt ſie daheim, und Niemand kümmert ſich um ſie; jaja. Armuth iſt eine Laſt, das Alter ein unwerther Gaſt und das iſt ſehr wahr. Wo nur Andres ſein mag, mein kleiner Andres, den ich groß gezogen habe? Möcht' ihn doch noch einmal ſehen vor meinem Dahinſterben, und ihm das Ringlein geben von ſeiner Mutter. Wenn ich an jene Zeit gedenke! Ach, da war ich doch noch eine ganz andre, jetzt — jetzt werde ich bald in die Grube fahren.“

Als die Alte ſo einſam ſaß, ihren Erinnerungen und leiſe geführten Selbſtgeſprächen hingegeben, ſchritt oder wankte vielmehr aus dem Dorfe her der, den ihre Liebe erſehnte, Andreas, baarhäuptig, denn die Mütze hatte er im Gefecht eingebüßt, im Geſicht ſchmutzig und blutbefleckt, und auf dem lichtblauen kurzen Wams ebenfalls die blutigen Spuren der gewaltigen Schlägerei tragend. Aus der Taſche ſah ein großes Stück Kirmeskuchen hervor, das ihm eine Bekanntin geſchenkt, ſeine Augen blickten ſtarr und gläſern, ſeine Mienen trugen das Gepräge ſeliger Trunkenheit. „Geht heim, gute Engelchen, geht heim und laßt Euch Eure Naſen putzen!“ ſprach er zu der Dorfjugend, die ſich an ſeine Schritte heftete, und in Gelächter ausbrach, wenn er in Diagonal- und Wellenlinien, die nicht der Schönheit angehörten, ſeine Bahn, oft ſtolpernd, durchſchnitt.

„Packt Euch, liebe Höllenbränder, thut mir den Gefallen, Euch zum Satan zu ſcheeren, oder an den Galgen, wenn es Euch beliebt, gute Kinder, Herzensjungen! Auf's Rad ſollte man Euch flechten, Blümlein von Schwerſtedt, das wär' ein feiner Kranz!“ Je mehr er ſo redete, um ſo mehr mehrte ſich das Gelächter der ſpottluſtigen Jugend. „Kommt nach Erfurt zu mir in die Mühle!“ rief er: „da will ich aus der Trespe von Schwerſtedt Schönmehl mahlen, oder Kleie und Schrot für Eurer Väter Schweine! —“

Allmählig blieben Knaben und Mägdlein, die wachſende Hoffnung Schwerſtedts, zurück, jemehr ſich der wankende Schritt des Trunkenen dem verrufenen Hirtenhaus näherte, und als er ſo nahe war, daß ihn die alte Sabine erblickte und ſich verwundert und zitternd von dem hölzernen Schemel erhob, da flohen die Kinder wieder das Dorf hinab, ſich gegenſeitig in Furcht ſetzend, nach kindiſcher Weiſe.

„Ei, ei, Andres!“ rief Sabine! „Wo in aller Welt kommſt Du her, und wie ſiehſt Du aus? Herzwillkommen, armer Andres!“

„Brandewein her!“ rief der Betrunkene. „Kirmes, alte Großmutter, Kirmes! Kommt mit zum Tanz, wollen luſtig ſein, luſtig!“

„O Andres, Du haſt zuviel geladen, lieber Junge,“ plauderte Sabine. „Komm, ruhe aus, ſchlafe ein wenig, und hernach erzähle mir, wo Du ſo lange geweſen biſt; warte, ich will Dir ein Tränklein eingeben, das den Rauſch vertreibt.“

„Brauche kein Tränklein, Großmutter,“ lallte Andres: „Will kein Tränklein von Euch; habe Tränklein genug im Leib.“ — Er wankte in die Hütte, ſetzte ſich drin, halb fallend, auf eine Bank am Ofen und entſchlief. Die Alte ſchlich ihm nach, und der Kater ſprang ihm auf die Schulter.

Mit zitternder Hand ſäuberte Sabine, ſo viel ihr möglich war, den unſaubern Gaſt, dann kroch ſie in ein enges Kämmerlein, darin ihr ärmliches Lager war, und ſuchte unter mancherlei Gerümpel eine kleine Phiole hervor, in welcher ein ſtark riechender Geiſt war, und goß ihm einige Tropfen auf die Lippen. Das Geſicht des Schlafenden verzerrte ſich in hundert häßliche Falten, er ſchüttelte mit dem Kopf, ſprudelte, nieſte, und ſchlug dann die Augen auf, rieb dieſe, gähnte, ſah ſich in der Stube um, beſann ſich ein wenig, und dann fiel ſein Blick auf die Alte, die ihn lächelnd beobachtete.

„Hab' ich lange geſchlafen, Großmutter?“

fragte er, völlig ernüchtert. „Sagt's, denn ich muß zur Nacht wieder in der Mühle ſein."

„Ach Du lieber Andres," begann nun mit wehmüthigem Schmeichelton die Alte: „ſo ſprich doch, ſo erzähle mir doch, wo Du geweſen biſt ſo lange, und wo Du jetzt biſt, und in welcher Mühle?"

Andres erzählte. Als er zu Ende war, zeigte er der Großmutter ſeine ſteife Hand und ſagte: „Könnt Ihr dieſes Pathengeſchenk nicht kuriren, ſo fahre der Satanas in all Euren Quackſalberkram! Und ſagt mir, wie ſeid Ihr darauf gekommen, den ſtolzen, hoffährtigen und gottverdammten Kellner zu meinem Pathen zu erwählen, das will ich einmal wiſſen!"

„Sei nicht ſo wild, mein Junge," erwiederte Sabine begütigend. „Ich bin herzlich froh, daß Du gekommen biſt, und will Dir ſagen, was Du wiſſen willſt, und noch mehr. Die Sonne ſteht noch ziemlich hoch, Baaſtgörge wird ſobald nicht heimtreiben, und ſo hör' mich an."

„Sollt auch ein Stück Kuchen haben," unterbrach Andres, langte in die Taſche, ſchlug den Kater, der dort herumroch, auf die Schnauze, und ſchob Sabinen die Kirmesgabe hin. Dieſe nahm etwas davon, gab Andres die Rinde wieder, theilte Hans einige Biſſen mit, und erzählte dann dem Aufhorchenden Folgendes:

„Du haſt ſchon gehört, herzlieber Andres, daß wir vordem in Windiſchholzen wohnten, und daß hernach erſt mein Sohn hier Hirte wurde. Ich war vor einundzwanzig Jahren noch ziemlich bei Kräften, aber jetzt — andere Jahre, andere Haare.“

„Jahr' nehmen hin die Haar', aber nicht die Bosheit gar,“ murrte Andres in den Bart, während Sabine weiter ſprach: „und da ſtrich ich oft durch die Wälder und Gehölze, die Wagd und den Steiger; auf einem ſolchen Gang, als ich heilſame Frühlingskräuter ſuchte, Leberkraut und Haſelwurz, Drachenwurz und Goldwurz, Salomonsſiegel —“

„Teufelswurz und kein Ende!“ fuhr der Zuhörer auf: „macht's kurz!“

„Sachte, Andres, ſachte!“ begütigte ſie: „als ich alſo Waldmeiſter, Himmelsſchlüſſel und Sannickel zuſammentrug, hörte ich ein klägliches Geſtöhn und Seufzen im Gebüſch, und als ich hinſchlich, ſaß ein Mägdlein auf einem alten umgeworfenen Baumſtamm und weinte die bitterſten Thränen, und ſchien in heller Verzweiflung, und zog an der Korallenſchnur, die ſie am Hals trug, als wolle ſie ſich erwürgen, das ging aber nicht ſo geſchwind. Ich fragte mitleidig, was ihr fehle, erhielt aber außer Thränen und Seufzer keine Antwort, und merkte hernach, daß die Perſon ſtumm war, oder doch ſtumm ſein wollte; dieſe Perſon war aber geſegneten Leibes."

„Geſegnete Mahlzeit hör' ich lieber," bemerkte der Zuhörer.

„Sie war ganz hülflos und verlaſſen, nicht übel gekleidet, und hatte einiges Geld und einige Koſtbarkeiten, mich dauerte ihr Zuſtand herzlich, und ich hieß ſie in das abgelegene Hirtenhaus folgen, was freilich, ob es gleich beſſer war, als das, worin wir jetzt wohnen, für den Stand, dem die Dirne angehörte, viel zu ſchlecht ſchien. Alle Fragen nach ihrer Herkunft blieben fruchtlos; ſie gab uns all' ihr Geld, und all' ihr Geſchmeid, und bat mit rührenden Zeichen, ſie nicht zu vertreiben. Baaſtgörge mit ſeiner Frau, die damals noch lebte, war es zufrieden. Nach einer Weile geſchah es mit Gottes Gnade, daß ſie einkam mit einem Knäblein, unter großen Schmerzen, und ſo ſchwach wurde ſie, daß ich bald ſah, es gehe mit ihr zum Ende. Ehe es aber dahin kam, ſchien ihr die Sprache wieder zu kommen; ſie zog ein Ringlein vom Finger, reichte es mir, und ächzte: dieß Ringlein gebt meinem armen Kinde, oder hängt es ihm an, daran wird es ſein Vater erkennen. Sein Vater iſt — als ſie den Namen nennen wollte, ſchauderte ſie heftig zuſammen, ſchrie laut: verflucht! verflucht! verrucht und verflucht! und war todt."

„Brr!" ſchauderte Andres: „Mich ſchüttelt's. Das iſt eine verwetterte Geſchichte; und, wo blieb der Balg?" —

„Sprich nicht ſo gottesläſterlich," Andres! ſtrafte Sabine. „Der Balg, wie Du das hülfloſe arme Kindlein nennſt, warſt Du!"

„Ich? Pots Veits- und Betteltanz!" fuhr der Range auf: „die Nachricht laßt Euch von Junker Steppchen bezahlen, ich geb' Euch keinen falſchen Groſchen dafür!"

„Höre nur weiter," fuhr Sabine fort:

„und unterbrich mich nicht, ſonſt verwirrt ſich mein ſchwaches Gedächtniß. Baaſtgörge und ſeine ſelige Lehne nahmen Dich auf an Kindesſtatt, und Deine Mutter wurde bei Nacht ganz ſtill in die Ecke auf dem Gottesacker begraben; es dauerte aber nur vier Jahre, ſo ſtarb Baaſtgörgens Frau, und nun pflegte ich Dich allein und zog Dich groß. Ja — aber wie Herr Kellner Dein Pathe geworden, wollſt Du wiſſen? Siehſt Du, das ging ſo zu: Es war juſt zur Zeit des Walpertages, an welchem, wie Du weißt, die Erfurter Rathsherren und viel Volk den Walperzug in die Wagd thun, mit Fahnen und klingendem Spiel, als wir die arme fremde Dirne begraben hatten, Du aber lagſt noch ungetauft; ich ging in das Holz, Kräuter zu ſammeln, wollte auch gern etwas ſehen von der Feſtlichkeit und vielleicht eine milde Gabe empfangen. Als ich nun am Rand des freien Platzes, darauf die Walperherren ſich vergnügten, ſtand, kam einer gegangen, noch jung und von ſtattlichſchönem Ausſehen, doch in etwas tiefen Gedanken, und ſchritt dem Wald zu, ohne mich zu ſehen; ich aber that meinen Mund auf, und rief: Gott ſegn' Euch, lieber Herr! Gott grüß Euch, lieber Herr! Heil und Glück auf Euern Weg, lieber Herr, und hier iſt ein gar armes Weiblein, der ſollt Ihr etwas ſchenken um Gotteswillen, lieber Herr! Jetzt ſah mich der junge Mann ſtarr an, und winkte mir, und ging tiefer in das Gebüſch, ich aber ſchlich ihm nach; nun blieb er ſtehen unter einer alten Buche, wo wir nicht geſehen werden konnten, und fragte mich: Alte, kannſt Du wahrſagen? Biſt Du nicht eine zigeuneriſche Landfahrerin? Da er nun dabei in den Sack griff und mit Geld klingelte, faßte ich ein Müthlein, und antwortete: Mit Gottes und ſeiner Heiligen Beiſtand kann ich wahrſagen, lieber Herr, und nun hielt er mir ſeine Hand hin zur Beſchauung. Als ich dahineinſah, erſchrak ich faſt ſehr, denn es war eine böſe Figur in der Hand, die einen Galgen viel ähnlicher ſah, als ſonſt einem Ding, doch verſchwieg ich das, und ſagte ihm wahr, was ihn freute, ſo daß er mir zwölf Freipfennige gab. Ich aber ſprach weiter: Lieber goldner Herr, Ihr könntet ein chriſtliches Werk verrichten um Gottes Barmherzigkeit Willen, und himmliſchen Segen verdienen, wenn Ihr wolltet ein armes hülfloſes Kindlein aus der heiligen Taufe heben und ſein Pathe ſein!“

„Er runzelte ſeine Stirn ein wenig, und fragte: Weß iſt das Kind, und wo iſt es?“

„Des Hirten Kind iſt's drüben in Windiſchholzen! antwortete ich, denn ich mochte nicht ſagen, daß es einer fahrenden Dirne Kind ſei.“

„Sprecht nicht ſo viel davon, alte Sabine!“ warf Andres unmuthig ein. „Bringt Euer Mährlein zu Ende.“

„Kein Mährlein, herzlieber Andres! Kein Mährlein!“ betheuerte Sabine, und fuhr fort: „Ich will morgen gegen Abend kommen, ſprach der Herr: und das Kind heben; aber es muß alles in der Stille abgethan werden, und ohne Aufhebens zu machen, ich bin der Rathsſchreiber Kellner, und habe guten Grund, meinen Verwandten nicht wiſſen zu laſſen, daß ich bei Euch Bettelvolk zu Gevatter ſtehe. Dieß ſagend, ging er von mir, ich aber machte mich eilig heim und brachte die frohe Botſchaft meinem Sohn und ſeiner Lehne, und wir fegten unſer Stüblein, und ich beſtellte die Taufe. Herr

Kellner hielt Wort, und hob Dich aus der Taufe, und als der Pfarrer, der es wußte, daß Baaſtgörge nicht Dein Vater ſei, fragte, wie er das Kind taufen ſolle, antwortete Herr Kellner ganz zerſtreut: Anne, Anne! Da ſprach der Pfarrer: Das Kind iſt ein Knäblein, edler Herr, und nun wurde Herr Kellner roth, und ſprach: Andreas meine ich, hab' ich Anders geſagt? Nennt nur nach mir das Kleine! Da taufte Dich der Pfarrer: Andreas Kellner, und Herr Kellner wurde noch röther, und murmelte: Nicht meinen Zunamen, meine ich, aber die Taufhandlung ging ihren Gang, und als der Herr Pathe uns alle beſchenkt und Dir einen dicken Güldengroſchen eingebunden, ritt er wieder davon."

„Ich dank' Euch den Herrn Pathen mit dem Teufel!" fuhr Andres die Alte an. „Hättet Ihr doch ſtatt ſeiner den Sauhirten gebeten, ſo könnt' ich vielleicht noch meine linke Hand brauchen. Und warum mußt' ich denn ein Müller werden? He? das ſagt mir!"

„Das hab' ich aus Liebe zu Dir angeſtellt, die Du mir mit Undank lohnſt," zürnte Sabine: „Weißt Du nicht das Sprüchlein: Müller und Becker ſind die Letzten die Hungers ſterben? Danke doch Gott, daß ich mich Deiner angenommen! Habe ich Dir nicht einen Taufſchein verſchafft, darauf Du ſtehſt als ehrlicher Leute Kind? Hätteſt Du den nicht, wo nähme Dich ein Gewerb auf?"

„Das iſt auch was rechts," ſpottete Andres: „Hätte ich den nicht, ſo wäre ich ein Hirt geblieben, oder ein Schinder geworden. Letzteres iſt eine angenehme Profeſſion. — Doch, ich muß fort, Ihr ſpracht vorhin von einem Ringlein, das mein iſt, gebt es her, und grüßt Baaſtgörgen; ich habe mir's immer gedacht, daß er nicht mein Vater iſt, und wünſche ihm ſechsmal ſoviel Schläge, als er mir gegeben hat."

„Du gottloſes — gottloſes Kebskind!" ſchalt Sabine, und erhob ſich und klappte eine Lade auf, in welcher ſie lange ſuchte, bis ſie einen kleinen Goldreif hervorbrachte, in welchem drei geſchliffene Granaten ſo gefaßt waren, daß ſie ein Herz bildeten. Haſtig nahm ihn Andres und ſteckte ihn an den kleinen Finger.

„Du mußt das Ringlein aber nicht von Dir geben," ermahnte die Alte: „es iſt Dein ganzes Muttererbe und kann Dir noch viel Glück bringen, viel Glück.“

„Will's ſchon aufbewahren,“ verhieß Andres, und ſchickte ſich zum Weggang.

„Habt Ihr keinen alten Pelzpartel oder Schaubhut?“ fragte er. „Der Teufel hat meine Mütze geholt.“

Sabina kroch zitternd in ihr Kämmerlein, und brachte einen alten Filzdeckel.

„Nun lebt wohl!“ rief er, und drückte ihr die zitternde Hand. „Habt Dank für Eure Nachricht, war ſie auch nicht ſonderlich viel werth, für das Ringlein und für den Hut.“

„Werde Dich nicht wiederſehen, armer Andres!“ ſchluchzte Sabine, und ihre Augen rötheten ſich feuriger von den Thränen, die ſie füllten. „Lege Oxikruzienspflaſter auf Deine Hand, das heilt die Geſchwülſte, und vergiß die alte Sabine nicht.“

„Lebt wohl!“ rief er, und verließ die Hütte; die Sonne ſank, und der Ettersberg warf ſchon ſeinen großen Schatten über Ramsla und die Felder und Wieſen, bald flog der Schatten auch über Schwerſtedt, und es hob ſich nur im

Abendſonnengolde noch eine ferne Ruine über einer Anhöhe bei Kleinbrembach, und der alte Wartthurm bei Udeſtedt; auf der Heerſtraße war es wieder von heimkehrenden Wandrern ſehr lebendig.

Andres ging nicht wieder durch das Dorf, um nicht aufgehalten zu werden, oder neue Prügel zu bekommen, er ſchlug einen Wieſenpfad ein, und entſchwand bald unter grauen Weidenbäumen den thränenvollen Augen der auch ergrauten Pflegerin ſeiner Kindheit. Aus dem Dorfe ſchallte fortdauernd Kirmſenjubel über die ſtillen Wieſenflächen hin. Dem Wandrer begegnete heimtreibend der Schwerſtedter Hirt; freudig bellend ſprang ſein Hund an Andres empor. „Andres! Biſt Du's wirklich?“ rief ihm Baaſtgörge zu. „Ei wo kommſt Du Landläufer einmal her?“

Trotzig und frech ſchaute der böſe Bube den Mann an, der ſein kümmerliches Brod lange Jahre mit ihm getheilt, und den treuen Hund ſtieß er mit einem Fußtritt von ſich, daß ſich dieſer laut winſelnd auf dem Boden wälzte. „Was fragt Ihr danach? Ihr habt nichts danach zu fragen, Eure Vaterſchaft war erlogen!“ ſchnauzte Andres den Hirten an, und der erhob in auflodernden Zorn die Schippe zum gewichtigen Schlag, dem aber Andres durch ſchnelle Flucht entging. Wild ſchaufelte der Hirt einen Stein in die Schippe und ſchleuderte ihn mit dem Ausruf: „Fahr' zum Teufel, Schandbube!“ nach dem Undankbaren; ſauſend flog dem Laufenden der Stein am Ohr vorüber, hätte er getroffen, ſo war es um das Leben des Elenden geſchehen. Aber jedes Leben iſt gezählt vom Auge des gerechten Gottes, und über jedem hält er ſeine Rechte, bis es Zeit iſt. Auch den Böſewicht, den Verworfenen, ſchirmt die Allmacht, und bedient ſich ſeiner zu den großen Zwecken, die der Sohn des Staubes nimmer durchſchaut. Ewig bewährt ſich der Ausſpruch des Weiſen von Nazareth: Es muß ja kommen böſes Beiſpiel, böſe That und Verderben, aber wehe dem, durch den es kommt, ihm wär beſſer, er würde verſenkt mit einem Mühlſtein im tiefſten Meer. Auch hier ſollte ſich furchtbar dieſe Wahrheit erfüllen.

Auf Seitenwegen lief Andres der Stadt zu.

Als er auf dem Stollberg ſtand, war es ſchon Nacht, und ſchweigend lag unter ihm die große Stadt. Der Friede ſchien über ihr zu walten, aber das Feuer des Haſſes und der Partheiung gährte furchtbar in ihrem Innern. Schaudernd gewahrte jetzt Andres, daß er, der verſchnaufend auf einem Stein ausruhte, unter den Pfeilern eines alten Galgens die Ruhe geſucht, und mit wilden Gedanken ſchwanger und von Furcht gepeitſcht, eilte er die Henkerſtiege, jetzt Heckerſtiege genannt, herunter.

7.

Harren iſt langweilig, macht aber weiſe.
Altes Sprüchwort.

Schon war der Spätherbſt gekommen und überfegte mit ſeinen Stürmen die Felder, trieb ſein Spiel mit tanzenden abgefallenen Blättern und ſang der erſtorbenen Natur wehmüthige Grabeslieder. Das Grün der Wieſen färbte ſich fahl, die Fichtenwaldungen ſchienen ihr tiefes Grün in ein grauenvolles Schwarz zu verwandeln, und das Laubholz, das noch eine Zeitlang im bunten Schmuck des Herbſtes mit täuſchenden Lebensfarben geprangt hatte, ſtreckte jetzt nur kahle und entblätterte Aeſte und Zweige in die Luft. Die Reben in den Weinbergen waren auch längſt abgewelkt und abgeleſen, und hatten ein trauriges Anſehen. So bereitete ſich das Naturleben zur

Scheintodtruhe des Winters vor, während im Menſchenleben ein ſolcher Friedensſtand nicht eintreten konnte, während manches Gemüth ängſtlich der kommenden Dinge harrte und ihnen mit Befürchtungen entgegenſah, die jede unheilvolle, von feindlichen Elementen ſtürmiſchbewegte Zeit erzeugt.

Es waren aber in Erfurt hauptſächlich folgende Partheien, die gegenſeitig mit bitterm Haß einen Krieg der Meinungen ausfochten, wenn nicht mit der Schärfe des Schwerts, doch mit der Schärfe der Rede, mit dem Geſchütz ſchwerer Drohungen, mit der Flamme des Zorns, mit dem Weh unduldſamer Verfolgung.

Der alte Rath ſtand wie eine ergraute Steinwarte mitten in den Stürmen. Waren auch viele furchtſam und treulos entwichen, immer waren noch angeſehene Männer genug vorhanden, deren vereintes Bemühen darauf hinarbeitete, die lange genoſſenen und ausgeübten Rechte aufrecht zu erhalten. Der alte Friederus, Gunſtedt, Hirſchbach, Trügeleben, Dietrich Nacke, die Brüder Kollmann und noch einige Andere waren es, die die Macht nicht untergehen laſſen wollten, die der Rath ſeit undenklichen Zeiten behauptet. Sie bedachten nicht, die ſtolzen Rathsherren, daß die Zeit ſelbſt das Grab jeglicher Macht iſt, daß nicht der Machthaber Geburt, Anſehen, Reichthum oder Gewalt die höhere Gewalt der Zeit zu hemmen vermag, wenn ſie, wie eine Windsbraut Formen verändernd, Throne ſtürzend, Reiche zertrümmernd, Völker auflöſend, über den Erdkreis fährt. Auch ihnen war, wie ſich das zu allen Zeiten tauſendfältig wiederholt, ihr kleiner Staat von wenigen Quadratmeilen Umfang ihre Welt. Eine kleine Welt, aber doch eine Welt, die ſie nicht gern mochten zerſtört oder gewaltſam verändert ſehen, daher klammerten ſie ſich mit aller Kraft an den morſchen Grundpfeiler, der da heißt altes Herkommen, und ſahen in den Wünſchen, Forderungen und Bewegungen der Gemeine, die freilich alle gegen ihre Stütze gerichtet waren, wie Wurfgeſchoſſe gegen eine altergraue Veſte, nur ein trübes Geſtirn, ein unheildrohendes Meteor, die Flamme der Empörung.

Die Gemeine, beſtehend aus dem beſſern Theil der wohlhabenden Zunftgenoſſen, oder, wie ſie ſich ſelbſt eintheilten, der großen und kleinen Handwerker, war trotz dem, daß an ihrer Spitze Männer ſtanden wie Röſſing und Monſtedt, die den Titel Vormünder führten, zu einer Mündigkeit gelangt, die den alten Herren (ſo hießen die Mitglieder des Magiſtrates) nicht wenig bange machte. Sie forderte mit Recht ihr Recht, war gleich dieſes Recht nicht auf pergamentnen Urkunden enthalten, nämlich Einſicht in den Staatshaushalt. Sie wollte die Verwendung der Abgaben wiſſen, ſie wollte alljährlich Rechnung abgelegt ſehen, ſie wollte nicht, daß der Rath, ohne ihr Wiſſen und ihre Bewilligung neue Gelder aufnehme, oder gar die Güter und Beſitzungen der Stadt veräußere oder verpfände, aber in allen dieſen billigen Forderungen war ihr der Rath entgegen, ſich ſtützend auf ſein altes hergebrachtes Recht, daß ihn zu keiner Art von Rechenſchaft verpflichtete. Je ſtarrer nun von dieſer Seite dem Willen der Gemeine ein Damm geſetzt wurde, deſto heftiger ſtürmte der zum Unwillen gewordene Wille gegen dieſen an. Beide Theile aber ſich nicht ſtark genug durch eigne Kraft fühlend, wählten ein

Mittel, das zu allen Zeiten für das Mark der Staaten das gefährlichſte iſt, ſie ſuchten Hülfe von außen. Die Gemeine bei dem churfürſtlichen Stuhl von Mainz, der Rath bei den ihm befreundeten Fürſten von Sachſen; und beiden Theilen war durch dieſen Schritt gar wenig geholfen. Bald erhob ſich in der Stadt Erfurt eine dritte Parthei, die zahlreichen Patricier, die weder im Rath ſaßen, noch ein Ehrenamt bei der Gemeinde begleiteten, meiſtentheils Kaufleute, Krämer, Waidhändler, auch Gelehrte, Doctoren, eingeborne Profeſſoren an der Univerſität, und Andere, deren Theilnahme an den Angelegenheiten ihrer Mutterſtadt natürlich war. Dieſer Parthei ſchloſſen ſich die Söhne und ſonſtige jüngere Anverwandte der Rathsherrn ſelbſt, an, und man bezeichnete ſie kurzweg mit dem Namen: die Junker. Neigte ſich nun dieſe Parthei mehr zum Rath hin, als zur Gemeinde, ſo fand dieſe dagegen wieder einen Anhang in dem niedern Pöbel, dem Schlamm des Volkes, der ſtets froh iſt, jeglicher Unordnung und jeglichen Zwiſts, und unter dem Deckmantel des Antheils am Gemeinwohl auf eigene Hand Thaten verübt, die zu allen Zeiten verabſcheuungswerth, und die ſtets auf das reine Kleid der guten Abſicht den Koth entehrender Zügelloſigkeit werfen.

Die niedere Geiſtlichkeit, wenn auch gänzlich abhängig von der Mutterkirche zu Mainz, ſcheint doch in dieſer Zeit der Gährung und allgemeinen Aufregung eine muſterhafte Neutralität beobachtet zu haben, wie gern ſie auch ſonſt die Hände in weltlichen Händeln hatte, denn es geſchieht auch keiner Einmiſchung derſelben in den ſtädtiſchen Annalen, die uns die hiſtoriſchen Begebenheiten des tollen Jahres aufbewahrten, Erwähnung.

Der Erzähler aber achtete für nothwendig, dieſe wenigen ſtreng hiſtoriſchen Andeutungen ſeinen Leſern juſt in der Mitte ſeines Werkes zu geben, ſich ſelbſt unterbrechend im ruhigen Gange der Erzählung, vorwärts und zurück blickend, wie ein Wandrer, der auf einer Anhöhe ſteht, und mit freiem Auge die Gegend überſchaut; der die Strecken mißt, die er durchwandert, und des Weges Weite, den er noch zurückzulegen hat, ehe er das ferne Ziel erreicht. Stets aber iſt ein Dichter einem Wandrer zu vergleichen, deſſen freundliche Gefährten ſeine Leſer ſind. Er iſt des Weges kundig und der Gegenden; er nennt die Namen der Städte, der Dörfer, der Schlöſſer und Burgen und weiß zu erzählen aus den Tagen ihrer Vorzeit. Die Gefährten hören ihm zu und haben den weiten Weg zurückgelegt, ehe ſie es dachten, und ſehen oft ungern das Ziel ſchon nahe, wo ſich die Pfade trennen und der harmloſe Begleiter von ihnen ſcheidet.

Sie hatten ihn liebgewonnen, und es ihm gern verziehen, wenn er bisweilen mitten im Erzählen abgebrochen hatte, und ſeitwärts geſprungen war, etwa eine ſchöne Waldblume zu pflücken oder einer bunten Libelle nachzujagen. Iſt doch Poeſie ſelbſt eine Libelle, Irisfarben ſpielend, und ſich wiegend auf den Blüthen des Weltbaumes Zeit, die ſich als Wunderglockenblumen der Vergangenheit erdwärts neigen, und leiſe tönen von der Vorzeit Dinge und Thaten, oder als helle Blumenſterne der Gegenwart aufwärts leuchten, wie klare Augen voll Wahrheit, oder endlich als noch geheimnißvoll geſchloßne Knospen der Zukunft nur ahnen laſſen, daß auch ſie zu Blüthen werden, zur rechten Zeit und Stunde.

Uriel von Gemmingen, der mächtige und edle Kurfürſt und Erzbiſchoff von Mainz hatte die Kunde von der Zurückweiſung ſeiner Räthe und Abgeſandten durch Friedrich von Dona im Namen der Sachſenfürſten nicht freundlich empfinden können, und ſandte noch einmal Räthe nach Erfurt, Grafen und Ritter, mit allen Vollmachten verſehen, die nöthig ſchienen, den unſeligen Streit und Zwieſpalt in der Stadt zu ſchlichten, die Unzufriedenen zufrieden und Ruhe und Ordnung wieder herzuſtellen, aber im Rath der Geſchicke war beſchloſſen, daß dieſes ſo bald noch nicht geſchehen ſollte.

Am Mittwoch nach Allerheiligen war bei Millwitz ein kleines Gaſtgebot, zu welchem die Freunde des Hauſes ſich eingefunden hatten. Freilich wurde Mancher vermißt, der ſonſt an der gaſtlichen Tafel des edlen Patriciers ſeinen Platz gehabt, und kleiner war der Kreis ſeiner ältern Freunde geworden, dafür hatte ſich aber zwiſchen ſeinen Söhnen und mehreren Junkern ein ſehr enges und vertrauliches Bündniß gebildet, ein Bündniß das aufgerichtet ſchien zu Schutz und Trutz gegen jede Unbilde, woher ſie auch kommen möchte, und das eine wackre Geſinnung der Verbundenen bethätigte.

Die Tafel war bereits aufgehoben, und die Geſellſchaft hatte ſich in drei Kreiſe geſondert, und in ſo viele Stuben vertheilt, wo ſich dem Gleichen die Gleichen geſellten, und bei Spiel und Becher zumeiſt das beſprachen, was allen als Hochwichtiges erſchien, die gegenwärtige Lage der Stadt. Herr Millwitz ſaß mit Hirſchbach und dem alten Gunſtedt zuſammen, auch Trügeleben, der mit in Weimar geweſen war, nahm Theil an ihrem Geſpräch; keinem fehlte es an nützlichen Vorſchlägen und gutem Rath für das Wohl der Stadt, und dennoch war guter Rath in Erfurt noch nie ſo theuer geweſen, als jetzt.

Millwitzens beide Söhne unterhielten ſich an einer langen Tafel mit den Brüdern Thilo und Andreas Büchner, welcher letztere der Freund des Stadtſchreiber Zimmermann war, der auch geladen worden, aber die Einladung freundlich abgelehnt; ſein Gemüth war nicht offen für geſellige Freude; die Notare Tauchmann und Tuchheſter, der Kaufmann Heinz Stolz, und die Brüder Balthaſar und Chriſtoph Krohmann, junge Rathsbeiſitzer, bildeten dieſe Abtheilung der Geſellſchaft.

Der dritten und ſchönſten ſtand Frau Millwitz mit ihren Töchtern vor; einige Frauen und Töchter der geladenen Männer waren noch gegenwärtig, und vom Zug der Liebe geleitet, waren auch Georg Gunſtedt und Ludiek Prohaska in das Gynäceum eingetreten. Ihnen hatte ſich ein Dritter angeſchloſſen, ein durch ſeine Keckheit und Verwegenheit bekannter junger Patricier, Hans Knipſtein, ein vertrauter Freund Georgs, und ſtets mit tauſend ergötzlichen Schwänken und Poſſen bei der Hand, wenn es galt, eine Geſellſchaft zu erheitern, aber auch eben ſo leicht zornig auffahrend und Händel liebend, wenn und wo er ſie fand. Er hatte eine Laute auf dem Schooß und ſang ein luſtig Stücklein nach dem Andern, wobei er nicht unterließ, bald den bald jenen ehrſamen Handwerksmann als Verfaſſer zu nennen, dem es nie beigefallen, ſolch Liedlein zu dichten, und dabei ahmte er dann deſſen Stimme und Geſten auf täuſchende Weiſe nach.

Hört an! rief er: hört an ein neues Lied von Meiſter Hans im Bart in der ungeſchlachten Knüttelweiß Meiſter Winterkorns:

Hört an, was ſich begeben
Zu Erfurt in der Stadt!
Ich will Euch ſingen und ſagen
Ein Lied vom Roſenhagen
Wie Keiner Keines noch vernommen hat!

Alle Zuhörer und Zuhörerinnen ſpitzten die Ohren, und machten ſich gefaßt auf eine mindeſtens dreißig Strophen lange Ballade, denn kürzer thaten es ſchon die Singemeiſter jener Zeit nicht, aber Lautenſpiel, Geſang, Aufmerkſamkeit, Liebesblicke, Händedrücke, Geſpräch und Trinkſpruch wurde plötzlich unterbrochen durch einen ungeheuern Lärm, der vom Graben heraufſchallte, die Allarmtrommel raſſelte, die Sturmglocke tönte, das Volk lief zuſammen, die Weiber und Jungfrauen ſchrieen erſchrocken auf, und: „Was giebts denn? Welcher Satan iſt ſchon wieder los? Bewaffnet Euch! Hinunter!“ riefen die Männer aufbrechend durcheinander.

Millwitz riß ein Fenſter auf, und ſchrie die Frage, was es gebe, einigen unten Vorbeilaufenden zu.

„Der Feind iſt vor'm Thor!“ ſcholl die Antwort herauf, und die Männer liefen weiter.

„Der Feind vor'm Thor? Was für ein Feind? Sollten die Sachſenfürſten?“ fragten ſich die Männer und kamen bald in dem Entſchluß überein, alleſammt hinabzueilen, und den drohenden Geſpenſt ins Geſicht zu ſehen.

„Seid nur ohne Furcht!“ tröſteten Millwitz, Georg und Prohaska die ängſtlichen Frauen. „Vor dem Thore mag der Feind immer ſein, daß er nicht hereinkommt, dafür wird die Stadt Sorge tragen, und was es für ein Feind iſt, werden wir bald erfahren.“

Die Männer und Jünglinge gingen; wie ſie hinunter kamen, ſahen ſie, daß alles Volk nach dem Brühler Thor zu ſtrömte, unter andre anſchlagende Glocken miſchte ſich auch der Klang des Rathhausglöckchens, das die Herren des Rathes zuſammenrief, und Millwitz eilte mit den übrigen Beiſitzern dem Fiſchmarkt zu, während die Junker dem allgemeinen Strome folgten.

Schon am Mainzerhof war das Volksgedräng ſo arg, daß nur mit Mühe nach der Brühler-Vorſtadt durchzukommen war. Fackeln durchleuchteten die ſternenhelle Herbſtnacht, und in ihrem rothen Schein blinkten mannichfaltige, in Haſt und Eile zuſammengeraffte Waffen. Prahlend mit unerhörtem Muth drängten ſich jene Handwerker vor, die ſeit einiger Zeit mehr als zuviel am alten Gebäu der bürgerlichen Zucht und Ordnung gerüttelt: Hans im Bart, der berühmte Vorfechter, Degenhart, und Rauſcher, ſeine würdigen Kumpane, und andre Anhänger gleich edler Geſinnung geberdeten ſich, als beruhe das Heil der Stadt auf ihrer Tapferkeit. Die Soldknechte, weit minder eilig, als die ehrenhaften Vaterſtadtvertheidiger, rüſteten ſich mit lobenswerther Bedachtſamkeit; vom Fiſchmarkt her raſſelte dröhnend, von eifrigen Bürgern gezogen, der „Erfurter Wirth,“ die gute Donnerbüchſe, der noch nie ein Feind in den dunkeln Mund geſehen hatte. Dieſer Wirth ſollte heute mit angeborner Höflichkeit die ungebetenen Gäſte empfangen.

Alle Landsmannſchaften der Studenten zogen herbei, wacker in den Kampf zu gehen für ihren geliebten Muſenſitz und für ihre Burſen.

Die Augen des Frankenſeniors Katzenbrenner ſprühten Feuer, ſein hochgeſchwungner Haudegen leuchtete wie eine Cherubsflamme den wohlbewehrten Commilitonen voran.

Ludick Prohaska fand ſich bald zu ſeiner Burſa, der auch Chriſtoph Millwitz angehörte, welchem letztern ſein treuer Wolf gefolgt war, heulend vor Freude, und mit mächtigen Sätzen durch die Volksmenge brechend.

Georg Gunſtedt und Knipſtein hielten ſich eng zuſammen, die Brüder Büchner ſchloſſen ſich ihnen an.

Verwirrung und Rathloſigkeit war unter der Volksmenge, und von Mund zu Mund ging wachſend bis zum Ungeheuer die dunkle Kunde von dem drohenden Feind. Reiterſchaaren hieß es, umſprengten die ganze Stadt mit der Drohung, Feuer einzuwerfen, und unter dem Cyriaksberg, der ſchon überfallen ſei, und alle Mannſchaft darin ermordet, lagre unzähliges Fußvolk. — Nicht minder herrſchte Verwirrung und Rathloſigkeit unter den Herrn des Raths auf dem Rathhaus, die athemlos und mit bleichen Geſichtern gelaufen kamen, und einander anſtarrten, und keiner wußte, was zu thun ſei, jeder hatte einen Rath und die Meiſten mehr als einen, aber Niemand war da, der zur Vollſtreckung dieſer vielfachen Beſchlüſſe nur einen willfährigen Arm geboten hätte. Wenn der Rathsdiener Ehrenfried den Rücken wandte, zur Vollziehung eines Befehls fortzueilen, rief ihn ein anderer zurück, und zuletzt ſchrieen alle durcheinander.

Durch die Eiſengitterſtäbe eines Gefängniſſes im innern Rathhaushof lugte ein blaſſes Geſicht, das der Schein einer angebrannten Pechpfanne grell beleuchtete.

„Was iſt das heute für ein Hexentanz? Gäbe einen Batzen darum, wenn ich einen hätte, und es wüßte,“ ſprach Kranichfeld zu ſich ſelbſt. „Ja ja, in großen Häuſern ſtecken große Sorgen, das werd' ich an mir gewahr! Wird wol Feuer ſein! Ich wollte daß das ganze Neſt in Staub und Aſche zuſammenbrennte, und ich entwiſchen könnte!“

Er rüttelte mit aller Kraft an den Stäben, aber ſie wurden dadurch nicht locker.

„Ja, morgen!“ murrte er: „Wenn man Gelegenheit im Aermel hätte! Iſt das nicht ein Rennen und Laufen, und um mich bekümmert ſich Niemand; der verdammte Stockknecht, deſſen unfreiwilliger Koſtgänger ich bin, iſt auch fort. Wenn die alte Baracke anbrennt, laſſen ſie mich in Gottes Namen mit verbrennen! O heiliger Petrus, Du himmliſcher Gefangenwärter Du, hilfſt Du mir aus dieſem vermaledeiten Käfich, ſo ſollſt Du anderthalb Pfund Wachslichte haben, meinetwegen auch zwei Pfund! Ja, ſüßer Sankt Peter, ſollte Dein Schlüſſel nicht auch das Paradieß ſchließen? Mein Paradieß! Wenn Du nur proben wollteſt, ich wette, Du könnteſt mir aufthun. Ach, ſeit ich ein Paradießvogel geworden, der bekanntlich keine Beine hat; bin ich auch des angenehmen Gebrauchs meiner Füße ganz beraubt. — Ach! das Sprüchwort ſagt: Menſch, hilf Dir ſelber, ſo hilft Dir Gott, aber wer hilft, wenn ſich der Menſch nicht ſelber helfen kann, davon ſagt's kein Wort!“ —

Während Kranichfeld ſeiner Ungeduld und

ſeinen fruchtloſen Klagen überlaſſen blieb, während die Räthe auf dem Rathhaus rathlos waren, während Lärm, Geſchrei und Nothruf die ganze Stadt durchtobte, und das Volk zu deren Vertheidigung in dichten Haufen herbeieilte, und das Brühler Thor in Eile verrammelte, ſaß, froſtig in einen Mantel gehüllt, der Vizdom Emmerich von Karbe auf der Steinbank am Sibyllenthürmchen, und ſandte unmuthige Blicke nach der Stadt hin, aus welcher der Fackelſchein und Dampf aufſtieg, daß es ſchien, als lohe in ihr eine Feuersbrunſt.

„Es muß an allen Ecken in Erfurt brennen,“ ſprach er zu dem Domſcholaſter Truchſeß, „oder die Furia des Aufruhrs muß ſchon ganz wüthend in der Stadt losgelaſſen ſein. Hört nur den Lärm, ſeht nur den Feuerſchein!“

„Ich höre, ich ſehe!“ antwortete der Domſcholaſter: „Hätte doch unſer Herr den Henker abgeſchickt, ſtatt uns, und wäre doch Erfurt im Pfefferlande gelegen!“

„Was gilts, wir müſſen am Ende noch einmal umkehren, nachdem wir glücklich bis ans

Thor gelangt, daſs man vor uns zuſchließt, wie vor Heiden und Türken."

„Wir haben unſre Roſſe warm geritten," murrte ein andrer der Mainzer Abgeſandten: „und jetzt müſſen die armen Thiere hier ſtehen und ſich verkälten."

„Wir hätten im letzten Dorfe übernachten ſollen," ſprach ein dritter. „Der Satan hole unſern Eifer, bald in Erfurt zu ſein. Gebt Acht, Freunde, unſre Mühe wie unſre Anſtrengung wird mit ſchnödem Undank gelohnt!"

Jetzt ſchallte eiliger Hufſchlag von der Stadt her. „Unſre Boten!" rief Emmerich, ſeinen Sitz verlaſſend, und einige Schritte nach der Heerſtraße gehend, wo die Diener und Knechte unmuthig und frierend hielten.

„Nun wie ſtehts? Welche Antwort? Wird man das Thor aufthun?" riefen den Reitern die Mainzer Herren entgegen.

„Die Erfurter ſind toll! Toll und thöricht!" antworteten die Dienſtmannen. „Die ganze Bürgerſchaft ſteht auf den Mauern, bewehrt und bewaffnet und will jeden niederſchießen, der der Zugbrücke zu nahe kommt. Sie läuten

Sturm und der böſe Feind hat ſie bethört, daß ſie der Meinung ſind, es ſtehe ein Kriegsheer vor ihren Thoren, und wolle die Stadt berennen."

„Gerechter Himmel! Wir, mit unſern vierundzwanzig Pferden!" lachten die Ritter.

„Habt Ihr denn nicht geſagt, wer wir ſeien?" fragte unmuthig der Vizdom.

„Wohl haben wir das, edler Herr," antwortete der andere Reiter. „Wir riefen: Thut uns auf, liebe Bürger, wir kommen von Mainz, und es ſendet uns Euer Herr und der unſre, des Erzbiſchoffs und Kurfürſten von Mainz Gnaden! Wir ſollen mit Rath und That Euch beiſtehen in Eurem Irrſal."

„Nun, und welche Antwort?" fragte Lorenz Truchſeß.

„Lüge! Lüge! riefen ſie von dem Thorthurm herunter," berichtete der Dienſtmann. „Mit Speck fängt man Mäuſe! Wir kennen Euch Schnapphahnen! Euer Kirchſpiel iſt nicht weit von hier. Zur Nacht wird kein Kriegsvolk eingelaſſen, hebet Euch weg, oder wir ſchießen Euch weg wie Spatzen von den Kirſchbäumen! So riefen ſie, und es flogen uns auch in der

That ſchon ſchwere Bolzen um die Köpfe, daß wir eilig davon ritten.“

„Nun, das ſei Gott geklagt!“ rief der Vizdom aus: „Jetzt, edle Herren, was fangen wir an hier auf offner Straße und in dieſer kalten Nacht? Unter dem freien Gotteshimmel!“

„Wir müſſen in die Stadt! Laßt uns noch einmal ſchicken! Sendet einen Trompeter! Wir können doch nicht auf den Pferden ſchlafen, oder auf dem gefrornen Erdboden!“ murrten die Räthe und Ritter untereinander, und ergoſſen ſich in lauten Schmähungen der Erfurter und in Verwünſchungen ihrer Reiſe und Geſandtſchaft.

Indeſſen war es in der Stadt ruhiger geworden, weil von Seiten des vermeinten Feindes kein Angriff geſchah, die Beſorgniß ließ nach, und zu den Herren auf dem Rathhaus kam ein Bote, den der Stadthauptmann ſandte, meldend, daß die Fremden, welche Einlaß begehrten, von Mainz zu kommen vorgäben.

Beſtürzung, Schreck, Zweifel und bange Befürchtung führten nun im Rath den Vorſitz, man begann in alten Folianten, in Geſetz- und Statutenbüchern, wie in den Annalen der Stadt

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50160-9
BECHSTEIN,L. FN. 03109/004

nachzuſchlagen, um ſich Rathes zu erholen und zu ſehen, ob ein ähnlicher Fall ſchon dageweſen; unglücklicherweiſe fand ſich ein ſolcher nicht, mindeſtens nicht gleich vor, wohl aber ein noch nicht altes Geſetz, daß da feſtſtellte: Zur Nachtzeit ſollen die Thore und Pforten geſperrt ſein für jedermänniglich, und Niemand, wer es auch ſei, heraus- oder hereingelaſſen werden, es ſei denn der Hereinbegehrende ein Stadtkind oder ſonſt ein einzelner unbewehrter Mann.

„Wer es auch ſei,“ erging nun der Beſcheid, „er harre vor dem Thor, bis es Tag geworden!“ Dem Trompeter und ſeinem Begleiter, der vor dem Brühler Thore hielt, wurde dieſe Antwort von dem Thorthurme herab zugerufen, und aller Gegenreden ohngeachtet blieb es bei dem harten und ungaſtlichen Beſcheid.

Jedes Jahrhundert bringt ſeine beſondern Schildbürgereien zu Tage, und es iſt keine Stadt, die nicht ſchon ein- oder mehrmal zum Schildburg geworden, und ihrer Mauerkrone die Geckengugel übergeſtülpt hätte.

Während in der Stadt alles Volk wieder nach ſeinen Häuſern zog und die Thaten hochſtellte, die es hätte vollbringen wollen, wenn wirklich ein Feind vorhanden geweſen wäre und einen Angriff gewagt hätte, wünſchten die armen Mainzer Abgeſandten der Stadt das Schickſal von Sodom und Gomorrha, und dem Stadtrath jenes der Rotte Kora, ſich ſelbſt aber — nebſt dem Trompeter, vor deren wunderthätigen Schall einſt die Mauern Jerichos gefallen, um damit die Steinherzen der Bürgerſchaft wanken zu machen — ein warmes Bett und ein gutes Nachteſſen. Aber an ſolche Annehmlichkeiten war nicht zu denken; nur mit Mühe und auf vieles Bitten warf man ihnen einige Wellen Holz zu, und bald drängten ſich um zwei lodernde Feuer die Herren und Knechte, ihre in der kalten Novembernacht erſtarrten Gliedmaßen zu wärmen, während mehrere Knechte nach den nächſtgelegenen Dörfern ausgeſchickt wurden, um Futter für die armen müden Roſſe aufzutreiben und herbeizuſchaffen. Viel zu langſam dem halberfrornen Häuflein, das vor dem Brühler Thore ſeine unfreiwillige Biwacht aufgeſchlagen, dämmerte der Herbſtmorgen herauf.

Weder dem Vierherren Racke noch ſeinen

Freunden erregte es ſonderliche Freude, als in der Frühe ſich das Volk, das zeitig genug wieder durch die Straßen zog, freudig zurief, es ſeien doch die Räthe von Mainz, die vor dem Brühler Thor die Nacht verbracht, und zu deren freundlichem Empfang man ſich rüſtete.

„Nun wird uns doch vielleicht geholfen!“ jubelten die Bürger und der Plebs ſchrie es nach. Mit derſelben Haſt, mit der man geſtern Abend das Thor verrammelt und verſchanzt, arbeitete jetzt alles, die Balken und Steine weg zu räumen, die Gemeindevormünder und Erwählten verſammelten ſich auf dem Rathhaus, unfreudig thaten die alten Herren das Gleiche.

Die Leiden der kalten Nacht verſüßte den Mainzer Abgeſandten des Volkes Jubel, das die Straßen wogend erfüllte, ſie frohlockend grüßte und in den Mainzer Hof geleitete, wo ſchon Monſtedt und Röſſing von Seiten der Gemeinde, und Hirſchbach und Trügeleben von Seiten des Rathes ihrer harrten, und mit tauſend Entſchuldigungen das unfreundliche Benehmen der Stadt zu beſchönigen ſuchten.

„Laßt es gut ſein, liebe Herren,“ ſprach auf alle die ſchönen Reden der Vizdom; „und gönnt uns Ruhe und ein erwärmend Frühmahl. Unſer Herr zu Mainz mit dem ganzen Domkapitel wünſcht Euch und Eurer Stadt Heil und Segen, und Euren Sachen den beſten Ausgang, und wollen Euch nach all' ihren Kräften willig und geneigt ſein, wie Ihr aus dieſen Briefen erſehen werdet.“

„Das Beſte verſehen wir uns zu Euch, edle Herren, und zu des Herren Erzbiſchoffs kurfürſtlichen Gnaden!“ antwortete Röſſing.

„Wir hoffen alleſammt, ſolche ſchätzbare Huld zu verdienen, und ihrer immer würdiger zu werden,“ ſetzte Hirſchbach hinzu. „Rath und Gemeine getröſten ſich väterlicher Huld zu ihrem geiſtlichen Oberhirten.“

Süß lauteten dieſe Worte im Munde der Bewillkommnenden; anders tönten ſie in manchen Herzen wieder, und treuherzig berichtet dieſe Geſinnung ein alter Kroniſt mit den Worten: „aber die alten Herren waren ſehr erſchrocken, und hätten lieber ſo viel Wölfe kommen ſehen.“

8.

Kein dunkles Schickſal wird durch Jammer licht.

Van der Velde.

Wieder war eine ſtürmiſche Raths- und Gemeindeverſammlung. Die Mainzer Herren hatten ihre Briefe übergeben und die Hülfsverſicherungen vor allen Anweſenden wiederholt, die der Erzbiſchoff der Stadt durch ſeine Abgeſandten bringen ließ. Ungeſcheut traten dieſe zu den Büchern, in welche noch nie ein uneingeweihtes Auge hatte blicken dürfen, laſen und laſen, und ſchüttelten oft bedenklich das Haupt, denn manches ſtand darin, was ihnen höchlich mißfiel, und mit finſtern und unwilligen Blicken wurden ſie von Hirſchbach, Gunſtedt und den übrigen alten Herren des Raths beobachtet, während die Stimmführer der Gemeinde ſich wieder an den

Zornmienen dieſer Herren erfreuten und ſich einander zuflüſterten, daß es nun bald anders werden würde.

„Edle Herren,“ nahm der Vizdom von Karbe das Wort: „Mehr, als wir glaubten finden wir Eure Sachen verwirrt, und länger, als Euch und uns lieb iſt, wird es dauern, ehe wir alles ins Gleiche gebracht, darum gönnet uns Zeit zu rechter Berathung und Ueberlegung, und erlaubt uns, dieſe Bücher und Urkunden in unſre Behauſung bringen zu laſſen, wo wir mit beßrer Muſſe ſie durchgehen und unterſuchen können!“

Da entſtand ein mißbilligendes Gemurmel unter den Verſammelten, und Gunſtedt nahm das Wort:

„Edle Herren,“ ſprach er: „Rath und Gemeine verſehen ſich zu Euerm treuen Willen das Beſte, aber in ſolches Geſuch kann nicht gewilligt werden. Dieſe Bücher und Dokumente ſind ein Heiligthum der Stadt; das Rathhaus iſt gewiſſermaßen die Sakriſtei, wo ſolches Heiligthum aufbewahrt wird, es kann, es darf, es ſoll nicht umhergetragen werden; leicht könnte ein unvorhergeſehener Unglücksfall uns dieſer Güter berauben, dann wäre Rath und Stadt noch übler daran, wie zuvor.“

„Wie es einem ehrbaren Rath genehm iſt,“ antwortete Lorenz Truchſeß. „Wir können und wollen den Herren nichts verſchreiben, das gegen ihre Statute läuft, und ſo haben wir für heute unſer Geſchäft beendigt.“

Die Mainzer Räthe erhoben ſich und verließen die Kurie. Unzufriedenheit und Mißbilligung blickte ihnen von den Geſichtern der alten Herren nach. Drunten aber auf dem Fiſchmarkt empfing ſie des Volkes jauchzender Zuruf, und dreißig Bürger ſtanden in blanken Harniſchen mit Partiſanen vor der Thüre, und ſchritten als Ehrenwache vor und neben ihnen her, ſie bis zum Mainzer Hof geleitend. Von allen Seiten grüßte das Volk und nach allen Seiten neigten ſich dankend die Räthe. Das ſahen aus den Fenſtern des Verſammlungsſaales die alten Herren mit großem Unwillen. „Wozu dieſer Prunk?“ fragte Dietrich Racke. „Nie hat das Volk uns, ſeiner rechten von Gott eingeſetzten Obrigkeit, ſolche Ehrerbietung erwieſen, und ich meine, wir haben übel gethan, dieſe Herren zu berufen.“

„Dieſen Prunk haben wir angeordnet und beſchloſſen, Bieckherr!“ anwortete Monſtedt. „Der Gemeinde zu lieb, nicht dem Rath, ſind die Mainzer Herren hier, und der Gemeinde liegt es ob, ihre edlen Gäſte nach Gebühr zu ehren.“

„Wer wollte ihnen die Ehre weigern?“ fragte Racke heftig. „Aber Ehre und Hoffahrt ſind Zwillinge, und gehen ſchweſterlich miteinander, und werden des Stolzes Mütter, das nehmen wir ſchon mit Erſtaunen wahr an den Mainzer Herren. Sie ſind gekommen zu ſchlichten, aber ſie thun, als ob ſie zu richten gekommen wären.“

„Eures Unmuths Grund iſt nicht verborgen,“ ehrſame Herren, nahm Röſſing das Wort. „Es verdrießt Euch, daß jene Einſicht begehren in Eure Bücher, um Einſicht daraus zu gewinnen, da Ihr nun mit Recht fürchtet, daß ſie hinter manche Stücklein kommen möchten, die Ihr ungern möchtet offenbar werden laſſen, ſo ſcheltet Ihr über die Herren, die doch unſere

Stadt Beſtes wollen, und habt Eures Unwillens keinen Hehl!“

„Ihr thut ſehr übel, Vormünder,“ ſprach jetzt Miſswitz; „den Rath mit ſo gemeiner Schmähung zu beſchimpfen. War nicht ich ſelbſt mit andern Herren des Raths in Mainz, haben wir dort nicht redlich die Sache der Stadt geführt. Aber kann es Euer Wille ſein, daß wir den Mainzer Herren unſre Bücher, Statuten und Gerechtſame überantworten? die Freiheiten und Privilegien der Stadt? Sollen die Fremden uns derſelben berauben, ſoll, was wir ſo lange mit feſtem Muth behauptet, mit manchem ſchweren Opfer erkauft, unſre Freiheit verloren gehen?“

„Mit Nichten, das ſoll nicht ſein,“ erwiederte Monſtedt ruhiger; „aber können jene Herren uns rathen und helfen, wenn ſie ſich nicht vorher genau unterrichtet von dem Stand der Dinge? Was kann unſer Herr, der Erzbiſchoff, thun für unſer Beſtes, wenn ihm ſeine Herren nicht treuen Bericht erſtatten, wie es um die Angelegenheiten des Rathes und der Gemeinde ſteht?“

„Er kann und wird wenig thun, das uns

allen frommt, auch wenn er die genaueſte Einſicht in unſre Bücher hat!" antwortete dem Frager der alte Gunſtedt. „Meint Ihr, liebe Herren, Erwählte und Vormünder, unſer gnädiger Herr von Mainz werde die Schuld bezahlen, die auf uns laſtet, und wegen der dieſer ganze unſelige Handel begonnen hat? In alle Ewigkeit nicht! Er wird ſagen: Arzt, hilf Dir ſelbſt."

„Der Zorn Gottes treffe die, ſo ſchuld an der Schuld ſind!" rief Monſtedt wild aus.

„Der Zorn der Gemeine, und Euer Zorn," entgegnete Gunſtedt, „hat ſie ja ſchon getroffen, und ſchwer genug. Sitzen nicht Herr Kellner und Herr Kranichfeld ſchon einige Monden lang im Kerker ohne Verhör und Urtheil?"

„Sie mögen immer ſitzen," rief Röſſing aus. „Beides, Verhör und Urtel wird ihnen noch zu früh kommen, wenn es kommt! Und dahin wird es kommen, daß noch manchem gleicher Ort bereitet wird, der es jetzt in ſtolzer Sicherheit nicht denkt, der nur für Andre beſorgt iſt!"

Gunſtedt erblaßte und ſchwieg. In ſein Gedächtniß trat die Warnerſtimme jener Nacht, als er mit ſeinem Sohn heimgegangen, und Kellners mitleidvoll erwähnt hatte. War es vielleicht Röſüng geweſen, der ihn gehört? —

Aber da Gunſtedt nicht weiter antwortete, that es Millwitz für ihn.

„Glaubt nicht, liebe Herren,“ nahm er das Wort: „daß unſer Herr zu Mainz um unſertwillen mit den gnädigen Herren von Sachſen Krieg und Fehde beginnen wird; dieß glaubt ja nicht, auch würde kaiſerliche Majeſtät zu ſolchem Beginnen ſehr übel ſehen.“

„Liebe Herren,“ fiel jetzt der Erwählte Eoban Kollmann ein: „vergeudet die edle Zeit nicht mit Streit und Zwiſt! Die Gemeinde kann ſich aus dieſem Hin- und Herreden nichts entnehmen, als daß Ihr darum handelt und rathet, was des Raths Vortheil ſei, und den alten Herren dienet. Solches frommt aber der Gemeinde nicht; ſie will, daß endlich einmal Rechnung abgelegt werde, denn je länger dieſes verſchoben wird, je weniger ſcheint daraus werden zu wollen, und dennoch muß darauf vor allem andern die Gemeinde beſtehen!“

„Wohl denn!“ antwortete Dietrich Nacke: „damit die Gemeinde nicht glaubt, der Rath verweigre die Rechnung, weil er deren Ablegung unvermögend, ſo laßt uns als fromme und ehrliche Männer berechnen! Die Gemeinde mag Männer erwählen, die dabei ſind, redliche und unpartheiiſche Männer!" „Gut geſprochen," bekräftigte der Vormund Peter Mailadt. „Und damit von keiner Seite her ein Argwohn oder Verdacht heimlichen Einverſtändniſſes obwalte, ſo thue ich der Gemeinde den Vorſchlag, unſre Nachbarn in Mühlhauſen und Nordhauſen zu bitten, uns je zwei erprobte Männer ihres Raths auf gemeiner Stadt Unkoſten herüber zu ſenden, die dieſer Rechnungsablegung beiwohnen, damit alles ganz recht und unpartheiiſch zugehe."

„So ſei es!" ſtimmten die übrigen Vormünder und Erwählten bei, aber einige der alten Herren ſahen einander bei dieſem Vorſchlag verlegen an.

„Schreibt die Briefe, Stadtſchreiber!" wandte ſich Dietrich Racke zu Zimmermann, der kummergedrückt, mit bleichen Wangen, auf ſeinem Platz ſaß, ein theilnahmloſer Zuhörer der ſtrittigen Verhandlung, und mit ſeinen Gedanken an andern lieberen Orten verweilend.

„Armer Kellner!“ ſeufzte er innerlich: „Dich rettet kein Gott! Schlimm iſt die Zeit, in welcher wir leben, aber ich fürchte, daß ſie noch ſchlimmer wird.“ — Er fertigte ſtill die Briefe an die Stadträthe zu Mühlhauſen und Nordhauſen aus; die Verſammlung ging auseinander.

Gunſtedt und Millwitz ſchritten eine Strecke miteinander. Gunſtedt ſah ſich vorſichtig um, ob kein unberufener Hörer hinter ihnen gehe und flüſterte dann leiſe: „Was dünket Euch, werther Freund, von dem Trotz, den uns allen die Gemeinde bietet, wie von den Maaßregeln, ſo ſeltſam als unerhört, die ergriffen werden, den Rath in ſeinen alten Rechten zu ſchmälern, und ihn auf alle Weiſe zu kränken?“

„Nichts Gutes will mich davon bedünken, alter Freund,“ antwortete Millwitz. „Wahrlich, klug haben jene gethan, die in Zeiten das Weite geſucht; wir, deren guter und redlicher Wille treu aushält bei dem Rath, wir haben es am Ende auszubaden, wenn der aufgehetzte Pöbel das Oberſte zu unterſt kehrt, wie er ſchon gedroht hat. Habt Ihr gehört von der ſchwarzen Rotte?“

„Nein! Was iſt's damit, was iſt das wieder?“ fragte Gunſtedt haſtig und erſchrocken. „Ein Hauſe aufrühreriſcher Bürger und Handwerker iſt's, die ſich bewaffnet haben und dem Rath allen Gehorſam aufkündigen wollen. Geſtern ſollen ſie umhergezogen ſein mit einem Fähnlein, an deſſen Spitze ein alter Schuh gehangen, das ſoll einen Bundſchuh bedeuten, wie vor ſieben und acht Jahren die Bauern aufgerichtet haben im Bisthum Speier und um die Stadt Bruchſal. Sie ſollen ſich auch daſſelbe Loſungswort zurufen, wie jene, daß wenn einer fragt: Was iſt es nun für ein Weſen? der andre, wenn er zur Rotte gehört, antworten muß: Wir können für den Herren nit geneſen!“

„Es iſt entſetzlich!“ wehklagte Gunſtedt. „Kommt es zu ſolch offenbarer Meuterei, dann ſchütze uns der Herr im Himmel! Was beginnen wir?“

„Wir müſſen uns eben fügen,“ entgegnete achſelzuckend Millwitz. „Der beſte Rath iſt der, den gebe ich Euch und allen, die mich fragen: Habt Ihr in Eurem Hauſe etwas von Werth an Gold, Geſchmeid, Geräth und edlen

Geſteinen, ſo ſchafft es in Zeiten fort, vergrabt es in Euern Weinberg, oder in Eure Keller, denn ich fürchte, es möchten ſich ſonſt raubgierige Hände danach ausſtrecken."

„Lebt wohl, lebt wohl! Ich habe genug gehört! Grüßt Eure Hausfrau," rief Gunſtedt bekümmert aus, als ſich ihre Wege trennten, und ſchritt mit ſehr trüben Gedanken durch die Allerheiligengaſſe. Da begegnete ihm ſein Sohn Georg, Arm in Arm ſich führend mit Hans Knipſtein.

„Grüß Euch Gott Vater!" rief Georg. „Ihr ſeht ſehr bekümmert aus. Bringt Ihr keine gute Nachricht mit heim?"

„Keine, mein Sohn, keine!" antwortete ihm der alte Vierherr. „Jetzt verſchreibt ſich die Gemeinde auch noch einen Rath von Nordund Mühlhauſen."

„Da ſieht man recht," ſcherzte Knipſtein: „daß die guten Männer der Gemeinde meinen, wie das Sprüchwort ſagt; Des Nachbars Braken iſt ſtets feiſter. Werden den fremden Rath theuer genug zahlen müſſen!"

„Komm bald nach Hauſe Georg,“ ſprach Gunſtedt im Fortgehen zu ſeinem Sohn: „ich habe Dir mancherlei zu ſagen!“

„Gut, Vater, ich komme bald,“ erwiederte Georg, und ſchritt mit dem Freund weiter. Dieſer aber machte ſich laut luſtig über alle das verworrene und verkehrte Treiben in der Stadt, und ſagte: „Schade, daß es nicht Sitte iſt, daß wie die großen Herren, auch die Magiſtrāte und Obrigkeiten ſich einen luſtigen Rath halten, der ihnen die Wahrheit ſagt. Ei Freund, das wäre ein Aemtlein für mich! Wie wollt' ich unſern lieben Herrn Lichtlein aufſtecken! Aber Wahrheit darf ihren Namen nicht mehr ſagen, ſonſt wird ſie nicht beherbergt, und was das Maul ſagt, muß oft der Hals entgelten.“

„Guter Hans,“ erwiederte Georg: „Wahrheit ſagen allein macht's hier nicht beſſer. Die Sache iſt zu weit hinein böſe. Wer einem zur Ader laſſen will, muß ihn auch verbinden können; wer regieren will, muß Leuten trauen, wer aber traut, wird leicht betrogen.“

„Georg! ich ſage Dir, das Leben, das wir hier führen, gefällt mir nicht,“ ſprach Knipſtein weiter. „Ich muß fort, hinaus in die Welt. Dieſe Rathshändel und Gemeindehändel ſind ſo langweilig, daß man über ihnen einer der ſieben Schläfer werden möchte, und nach hundert Jahren wieder aufwachen, wenn alle dieſe Geſchichten vorbei, und an die Stelle dieſer dumpfbewegten, eine neue, kräftige Zeit getreten. Wär' ich doch ein Ritter geboren, und könnte draußen auf meiner Burg ſitzen, mein Roß tummeln und den Spießbürgern hinter ihren Mauern und Wallpfählen bange machen; da ſieh den Albrecht von Dona an in Möbisburg, das iſt ein Mann! Wenn er ausreitet an der Spitze ſeiner Reiſigen, iſt's traun, als käm' ein Fürſt gezogen. Beim heiligen Georg, ſolch ein Landreiter möcht' ich auch ſein!"

„Nun bei Gott und bei meinem Patron, Du hegſt chriſtliche Gedanken, Hans!" erwiederte Georg erſtaunt. „Wer wild zu ſehr liebt, der wird wild!"

„Mag's!" lachte Knipſtein: „laß mich wild werden! Wo Furcht iſt, da iſt Ehre. Gieb Acht, es kommt noch dahin, daß ich den Erfurtern Furcht mache."

„Sprich nicht zu laut Freund,“ ermahnte Georg: „die Häuſer haben Ohren.“

„Jawohl, in ſich, und oft recht lange Ohren,“ verſetzte Knipſtein, und in jugendlichen Phantaſieen von einer zügelloſen Freiheit ſchwärmend, ging er mit dem Freund weiter. Bei der Allerheiligenkirche begegnete ihnen der Notar Andreas Büchner mit ſeinem Bruder Thilo, der erſtere kam vom Rathhaus, der zweite war aus einem Weinhaus getreten, da er den Bruder kommen ſah, um ihn über die heutigen Verhandlungen zu befragen.

„Nun, ſind die Herren wieder ein gut Theil klüger geworden, da ſie vom Rathhaus kommen?“ rief Knipſtein mit Hohn, denn er liebte ſtets zu verhöhnen.

„Immer klüger kommen ſie herunter,“ antwortete Andreas, als die, „die gar nicht hinaufkommen;“ und ohne weiter auf Knipſtein zu hören, noch ihn anzuſehen, ging er mit ſeinem Bruder ſtolz vorüber.

„Da ſeh mir nur den Dünkel!“ brauſte Knipſtein auf. „Thut der Federjunker nicht, als ob er Obervierherr wäre? Warte Bürſchlein, wenn ich Dich einmal in meine Hände bekomme, ſoll Dir der Hochmuthsteufel ausgetrieben werden!"

„Lieber Freund!" ſtrafte Georg: „Was ſchiltſt Du ihn? Du haſt ihn gereizt, und mich wundert, daß ſein raufluſtiger Bruder nicht gleich mit Dir angebunden hat."

„Und hätte er, mir eben recht!" rief Knipſtein: „Ich will Händel, ich muß Händel haben! Händel ſind mein Element!"

„So gehe und ſuche ſie, aber ohne mich," erwiederte Georg halb lachend, halb ärgerlich. „Ich theile nicht Deine Liebhaberei, und habe nach Prügeln keine Sehnſucht!"

Er trennte ſich von dem händelluſtigen Freund, und ging auf dem Graben, einem ſchönern Handel nach. Charitas Millwitz zog ſein Herz mit immer ſanftern Banden an ſich, und er konnte keinen Tag vergehen ſehen, ohne nicht mindeſtens einmal das angebetete Mädchen geſprochen zu haben, deren keuſche Sehnſucht ſtets den Geliebten innig willkommen hieß. Liebe ſchwebt wie eine ſilberweiße Friedenstaube unter den ſchwarzen Wolken einer trüben Zeit hin, ſie flicht ihre Freudenblumen mitten in die Dornenkränze des Leids und der Trauer, und ſelbſt dann, wenn ihre Blumen Paſſifloren ſind, oder zu blaſſen Lilien der Entſagung werden, erſcheint ſie noch als ein das Erdenweh ſanft verſöhnender Genius. Alle Knoſpen können nicht zu Roſen aufblühn, alle Herzen können nicht glücklich ſein! Ach, ſie ſollten es wohl ſein, nach dem Willen der ewigen Liebe, aber ein finſtrer Dämon geht durch die Welt, das iſt der Haß, und ſein Weib begleitet ihn, die Furie Zwietracht, die knicken manche Knoſpe vor dem Entfalten und machen die Herzen einander fremd, und fremd der Liebe. Ueber Nationen wie über Familien, in Paläſten der Herrſcher, wie in niedern Hütten üben ſie gleich verderblich ihre grauſame Macht aus.

Die Rathsſtube wurde leer; nur Johannes ſaß noch ſchreibend an ſeinem Tiſch. Dietrich Racke warf noch einen forſchenden Blick auf ihn, als er hinausging, dem alten Friederus folgend, der ſich mit einem ängſtlichen Geſicht nach dem ſtolzen Racke umwandte und flüſterte: „Aber, liebſter Freund, Ihr ſelbſt willigt ein, daß der Rath Rechnung ablege? Ihr widerſetzt

Euch nicht dem unſinnigen Verlangen der Vormünder, fremde Herren kommen zu laſſen, damit ſie in des Erfurter Raths heimlichſte Heimlichkeiten kommen?"

„Seid doch nicht verzagt und kleingläubig, Herr Friederus," antwortete dem beſorgten Mann der tückiſche Racke. „Ich ſage Euch, der Rath thut keine Rechnung, und wenn die Gemeinde aus allen Reichsſtädten Rathsherren kommen ließe. Macht Euch nur keine Sorge, und die meine laßt es ſein, zu ſchaffen, daß die Nord- und Mühlhäuſer Herren ganz unverrichteter Sache wieder abziehen." — Die beiden Herren ſtiegen die Rathhaustreppe hinunter.

Johannes vollendete ſeine Arbeit, und übergab die Briefe dem redlichen Ehrenfried, daß ſie dieſer dem reitenden Boten einhändige, der ſie in die beiden Städte bringen ſollte. Des Stadtſchreibers Geſchäft war vollbracht, er konnte nach Hauſe gehen, aber er zögerte noch, ſein Blick ſchien umherzuſpähen nach Jemand, aber der altergraue geräumige Vorſaal war menſchenleer, düſter ſtarrte von den Wänden viel alterthümliches Waffengeräth, Hellebarden, Schießzeug, Schilde und ſchwarzangeroſtete Harniſche, darunter auch die mächtiggroße Armbruſt, von der die Sage ging, daß vor langer Zeit die Bürger das Recht erlangt hätten, ihren Galgen ſoweit von der Stadt entfernt hinzuſetzen, als ſie mit dieſem ungeheuern Werkzeug einen Pfeil von einem gewiſſen Punkt aus, ſchießen würden, und dieſer Pfeil ſei auf den Stollberg bis zu der Stelle geflogen, wo jetzt noch der Rabenſtein befindlich.

Den Stadtſchreiber überlief ein Schauer, als er an das Hochgericht gedachte, und zugleich an einen armen Gefangenen, der mit dem Weg dorthin furchtbar und immer furchtbarer bedroht ward.

Johannes ging nicht die große Treppe hinunter, ſondern wandte ſich ſeitwärts nach einer andern Thüre, durch die er wieder auf einen kleinen Vorſaal gelangte. Dort klopfte er an eine Thüre an, aus welcher gleich darauf der Stockknecht Miſtbauer trat.

„Was iſt Euer Begehr?“ fragte der rieſige Scherge mit ſeiner tiefen Baßſtimme, und ſah den Stadtſchreiber mit dem Blick an, der ein

Schrecken der Vagabunden war und ein Grauſen aller, die in Miſtbauers Gewalt fielen.

„Miſtbauer,“ nahm Johannes das Wort: „ſchließe mir die ſchwarze Stube auf, ich habe zwei Worte mit Herrn Kellner zu reden.“

Der Stockknecht maß den Stadtſchreiber finſter von oben bis unten. „Wißt Ihr nicht, Herr Zimmermann,“ fragte er: „daß mir bei Amtsverluſt verboten iſt, irgend Jemand, ohne eines edlen Raths Vorwiſſen zu dem Gefangenen zu laſſen?“

„Der Rath weiß darum, Miſtbauer,“ erwiederte Johannes: „laß mich ohne Bedenken hinein! Und überhaupt bedenke, Miſtbauer, daß es ein Rathsherr iſt, den Du unter Schloß und Riegel hältſt, und verfahr menſchlich mit ihm; bedenke, daß Herr Kellner wieder frei werden kann, und Dir es übel gedenken würde, hätteſt Du mit ihm härter gehandelt, als Deine Pflicht heiſcht. Du biſt des Rathes Knecht, nicht der Gemeinde; der Rath gibt Dir Deine Löhnung, und wenn er Dich morgen wegjagt, nimmt Dich die Gemeinde nicht auf, auf deren böſen und ſchändlichen Antrieb allein Herr Kellner geſtürzt iſt, und gefangen gehalten wird wie der niedrigſte Verbrecher. Auch ſoll es verſchwiegen bleiben, und dieſe Dickpfennige ſollen Dein ſein!“

„Ich will Euch aufmachen, Herr Stadtſchreiber,“ entgegnete der Häſcher, und ſpielte mit dem ſchweren Bund der Gefängnißſchlüſſel. „Wer mit einem ſilbernen Hammer anklopft, den hört man bald. Gebt die kleinen runden Dinger her; weß iſt das Gepräge? Ach, St. Petrus iſt darauf mit den Schlüſſeln zu Himmel und Hölle. Hier, hier iſt auch St. Petrus, rief er aus, ſich auf den Dickbauch ſchlagend. Wenn ich das Thürlein aufſchließe und die Wichte hineinführe in die ſchwarzen Behälter, meinen ſie, es gehe zur Hölle. Schließe ich aber auf, und bringe die Vögel über die Gränze mit gehörigem Abſchied, meinen ſie, ſie ſeien im Himmel. Und meine Schlüſſel ſind mir ſo lieb wie Kleinodien. Wer in der Welt außer mir kann ſich rühmen, den Schlüſſel zum Paradieß zu haben? Ich habe ihn, ſeht Herr Zimmermann, hier iſt er; und im Paradieß habe ich einen Adam, der ſeufzt immerfort: Ach, es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei!“

„Eine Schlange haſt Du in Deinem Paradieß, eine glatte, falſche, doppelzüngige Schlange, die Sünde ſelbſt, den Erbfeind, den Endchriſt!“ eiferte Zimmermann. „Möchteſt Du ihm nur aufſchließen, um ihn zum Galgen zu führen! Doch eile, öffne mir die ſchwarze Stube!“

„Sogleich, werther Herr,“ antwortete Miſtbauer; „erlaubt nur, daß ich zuvor meine Oelfunzel anzünde, ſonſt ſtoßt Ihr Euch die Hirnſchaale ein, denn da drunten iſt's ſtockrabenfinſter. Ich weiß Beſcheid, ich ſtoße mich nicht.“ Er ging wieder in ſein Gemach.

„Armer Kellner!“ ſeufzte Johannes. „Nicht einmal den erbärmlichen Schein eines Lämpchens gönnt Dir Deiner Feinde unbarmherzige Wuth? Und kein dämmernder Strahl des Tages ſtielt ſich in Deine mitternachtdunkle Kerkerhöhle. Großer Gott!“

„Nun kommt,“ ſprach Miſtbauer, mit einer brennenden Lampe vorausſtretend, und ſchloß eine niedrige Thür auf, dann ging es eine ſchmale Steintreppe hinab, dann wurde wieder eine dicke Blochthüre geöffnet, und hinter dieſe eine eiſerne.

Ein häßlicher Geruch von vermoderndem Stroh und Unrath kam den Eintretenden entgegen.

Geblendet von dem ungewohnten Lichtſchein hielt der Gefangene die Hand vor ſein todtbleiches Angeſicht und rief mit zitternder Stimme: „Wer kommt zur ungewöhnlichen Stunde? Wollt Ihr mich abholen zum Gericht? O ſchickt mir den Beichtvater, den guten Pater Zote, eh' Ihr mich mordet!“

„Beruhigt Euch, edler Herr!“ ſprach Johannes ſanft: „Ich bin es; ich will ſehen wie es Euch geht!“ Miſtbauer ſetzte die Lampe auf den Balken, an welchem der unglückliche Gefangene angekettet war und ſagte: „Macht Euern Zwieſprach kurz, in einer Viertelſtunde hol' ich Euch ab!“ Er ging hinaus.

„Edler Herr! edler Herr!“ lachte Kellner verzweiflungsvoll. „Siehſt Du, Johannes, wärſt Du es nicht, der mir das ſagt, und hätte ich freie Hand, ich möchte den hinter die Ohren ſchlagen, der mich ſo nennt. Ach — nicht doch, vergieb mir, gieb mir Deine Hand! Du biſt ja mein guter Engel, Du willſt mich retten — aber zu ſpät, ich habe mich dem Böſen übergeben, wie ein gottloſer Zauberer, und nun bin ich ihm verfallen!“

„Wie ſchmerzt mich's, Euch alſo finden zu müſſen!“ klagte mit Theilnahme Johannes, ſchaudernd den Kerker und ſchaudernd den erbarmungswerthen Mann betrachtend, der ſeine Geſtalt verwandelt hatte, daß man ihn kaum wieder erkennen mochte.

„Ja ja, Sohn,“ ſagte Kellner, heiſer lachend: „sic transit gloria mundi! Sag' mir nur, ſoll ich ewig hier liegen, ein Lebendigbegrabner? Richtet mich doch, o richtet mich! Das Volk verlangt mein Blut, laßt es fließen, nur nicht in dieſem Kerker laßt mich! O Johannes —“ hier wurde ſeine Stimme zum ängſtlichen Flüſtern: „Es iſt gar nicht geheuer hier. Es ſpuckt; jede Nacht kommt ein Geſpenſt, oder auch mehrere, die mich entſetzlich peinigen — entſetzlich! So oft ich eſſe, kommt ein großer Wurm heran und will mein Gaſt ſein, ein langer, dicker, eiskalter Wurm. Hörſt Du? Hörſt Du, da raſchelt wieder eins, und Ratten nagen an meinen Kleidern, und wenn ich ſchlafe, kriechen mir Unken und Molche mit feuchten, ſchlüpfrigen Leibern über Geſicht und Hände, ſiehſt Du dort! Dort die Kröte mit dem geſchwollnen Leib, tritt ſie todt, Johannes, ich bitte Dich, tritt ſie todt, ich habe ſie aus der Taufe gehoben, ſie heißt Andres, und nun will ſie mich wieder taufen — mit ihrem Gift!"

Johannes ſchauderte: „Sprecht von etwas anderm, lieber Kellner," ermahnte er.

„Von etwas anderm? Ja von was denn gleich, lieber Junge? Nicht wahr, ich ſoll Dir etwas Neues erzählen? O bei mir trägt ſich viel Neues zu. Geſtern hatte ich hohen Beſuch; Se. Majeſtät, der Rattenkönig war bei mir: er ſagte: Wie der Mann iſt, ſo ſind ſeine Gedanken! Wie das Glück iſt, ſo iſt das Gemüth. Wenn der Teufel krank iſt, will er ein Mönch werden! So, nun erzähle Du mir etwas, mein lieber Junge!"

„Allmächtiger!" ſeufzte Johannes leiſe: „der Mann wird wahnſinnig! O wüßte ich Hülfe, wüßte ich Rath für den Aermſten!"

Er erzählte ihm die neueſten Ereigniſſe, gab ihm Kunde von des Raths Beſchlüſſen, ſprach von Kellners Lieben mit den ſchmerzlichſten Gefühlen, faſt antheillos hörte der Gefangene zu, und gab ihm dann keine Antwort, nur ein halb irres Lächeln spielte um den Mund, kaum ſichtbar vor dem langgewachſenen ungeordneten Bart. — Und ſchon kam Miſtbauer wieder, Johannes aber wußte nicht mehr, was er alles bei Kellner gewollt, und ſagte zu ihm mit ſchwerem Herzen: „Lebt wohl!“

„Lebt wohl!“ rief Kellner, grimmig lachend und höhnend, und fuhr ſich mit den Händen in die ergrauten Haare, daß die Ketten ſchrecklich klirrten.

„Das iſt ein Wohlleben das! Ein Wohlleben! Hahaha! Lebt wohl!“ heulte er und dann wimmerte er, wie ein weinendes Kind, als Johannes von ihm ging. —

9.

Es geht ein finſtrer Geiſt durch unſer Haus.

v. Schiller.

Trauervolle Tage floſſen Kellners Angehörigen dahin. Die treue Marthe, ſeine Hausfrau, verzehrte zuſehends der Gram um des Gatten Schickſal. Eliſabeths einſt ſo blühende Wangen waren jetzt bleich, und trübe die Augen, die ſonſt ſo ſonnenhell geſtrahlt. Heinrichs jugendlicher Frohmuth wurde in der Blüthe geknickt, und er ward in ſeinen Kreiſen, von ſeinen muntern Geſpielen angeſehen wie ein Geächteter. Vielen derſelben verboten die Aeltern, mit Kellners Knaben umzugehen, ſo war es, als laſte auf dem Roſenhain ein Bann. Der alte Adam that ſein Amt mit Seufzen; er grollte ſeinem Bruder, daß dieſer allzuhart dem Vierherrn den längern Aufenthalt in der Kirche verweigert, und dieſer Groll kehrte doch ſeine Spitze gegen ihn ſelbſt und ſchnitt ihm das Herz wund, denn er liebte den Bruder, der bei mancher Härte ein redliches Gemüth beſaß, und Adam hatte keinen Verwandten mehr, als den Bruder Joſeph. Nicht mehr, wie ſonſt, kam dieſer Abends, und ſetzte ſich zu Adam in das kleine Stüblein, mit ihm die Welthändel beredend, oder ihm erzählend von vergangenen Begebenheiten, oder vorleſend aus einem mitgebrachten Legendenbüchlein von den Wunderthaten und dem beſchaulichen Leben der heiligen Väter. Dieſe ſchöne Zeit war, wie ſo manche andre, vorüber. Der Winter hielt ſeinen Einzug; es fiel Schnee, und wie der Natur, ſo ſchien auch der Menſchenherzen ſich eine Erſtarrung bemächtigt zu haben.

Die frühe Novemberdämmerung brach herein, durch ihre Schleier ſchritt ſchweren und bekümmerten Herzens Johannes dem Hauſe zu, wo die Geliebte wohnte. Er nahm den gewohnten Weg am Schildchen vorbei, um durch den Garten zu gehen, der ihm längſt nicht mehr verſchloſſen war, er führte den Schlüſſel bei ſich.

Der Knabe Heinrich wer allein im Garten, ſich einſam vergnügend. Er baute einen Schneemann auf; der Schnee ballte ſich leicht, und Klumpen auf Klumpen trug Heinrich zuſammen und thürmte ſie übereinander. Er trieb dieſes Knabenvergnügen mit ſo vielem Eifer, daß er kaum wahrnahm, daß es dunkelte, und als er jetzt vor dem Schneekoloß ſtand, an dieſem arbeitend, um ihm ein menſchliches Geſicht anzubilden, ſchlich leiſen Trittes, mit Augen voll Wuth und Groll jemand durch den Garten, immer ſo ſich haltend, daß er dem Knaben im Rücken vor, und als er ihm recht nahe, ſtand er ſtill und hielt den Odem an ſich, und ſtreckte nur die Finger der rechten Hand wie eine Geierkralle aus. Er zitterte, wie ein Dieb und Mörder, der auf dem Nachtpfad des Verbrechens wandelt und in ſeinem Gehirn jagten ſich wilde Gedanken.

„Jetzt Andres, jetzt iſt's Zeit — jetzt, pack' ihn feſt, drück' ihm die Gurgel ab, ſchlepp' ihn durch den Zaun, wirf ihn in die Gera; kein Hahn kräht nach der Brut. Pack' an, Andres, Niemand ſieht Dich, und Du haſt an ſeinen Vater eine Hand gut!"

Dieß dachte der racheglühende Böſewicht, und im Augenblick umkrallten ſeine Finger Heinrichs zarten Nacken, der laut aufſchrie, aber ſogleich ſtieß ihn der Mordluſtige mit dem Geſicht tief in den Schneemann, daß Heinrich nicht mehr ſchreien konnte, nur wimmern, und mit fürchterlicher Gewalt preßte er die rauhen Finger um des Knaben Hals, da ſank er plötzlich ſelbſt mit einem lauten Schrei in die Knie, von einem fürchterlichen Stockſchlag auf die Schulter getroffen, und riß im Fall den faſt lebloſen Knaben los, der ächzend zuſammenſank, und auf deſſen von den ſcharfen Schneekryſtallen blutig geriſſenen Geſicht die Schneebläſſe des Todes trat!

„Ha, Du gottverfluchter Schandbube!" donnerte Johannes, und riß den heulenden Andres empor und ſchwang den Stock über ſeinem Haupt wie ein rächender Cherub und hieb den Elenden, bis ihm der Arm erlahmte.

Andres heulte, flehte, fluchte und krümmte ſich, wie ein Wurm unter der Hand des ſtrafenden Jünglings, der mit voller Mannskraft unbarmherzig auf ihn losſchlug. Auf das Geſchrei eilte Adam in den Garten, und ſchlug die Hände über den Kopf zuſammen, als er ſein junges Herrlein im Blut am Boden liegen ſah.

„Stricke her, Stricke, dieſen Hund zu binden!“ ſchrie Johannes dem Diener zu, der ihn aber nicht hörte, ſondern Heinrich von der Erde aufraffte und in das Haus trug, aber Andres hört es, und von Todtesangſt neu gekräftigt, riß er ſich mit einer gewaltſam heftigen Bewegung von Johannes züchtigenden Händen los, und eilte über den Zaun, ehe jener ihm folgen konnte, aber Johannes ſandte den Fliehenden den Stock nach wie einen Wurfſpeer, und hart genug traf der Metallknopf, denn jenſeits des Zaunes ſank Andreas kraft- und machtlos zuſammen.

Bebend an allen Gliedern trat Johannes in das Haus und die Wohnſtube, wo in den Armen der jammernden Mutter Heinrich die Augen wieder aufſchlug. Eliſabeth mühte ſich ab, mit ſtärkenden Lebensgeiſtern dem armen Bruder beizuſtehn und Brigitta wuſch ihm ſanft mit warmem Waſſer das blutende Geſicht ab.

„Unerhörte, mehr als teufliſche Bosheit wohnt in dem verworfenen Buben!“ rief Johannes. „Armer Heinrich, wie iſt Dir, wie fühlſt Du Dich! O Gott ſei gedankt, der mich den Weg durch den Garten nehmen ließ. Kam ich nicht dazu, Frau Kellnerin, ſo hattet Ihr keinen Sohn mehr, der Schandbube hätte Heinrich erdroſſelt.“

„Unglückſeliges Kind!“ klagte die Mutter: „warum folgteſt Du nicht meiner Warnung? Wie oft habe ich Dich gebeten, nicht in der Dunkelheit im Garten zu bleiben und Dich in Acht zu nehmen vor dieſem Andres! O Heinrich, mußt auch Du meinen Kummer mehren? Iſt das Maaß meiner Schmerzen nicht voll genug?“

„Scheltet den armen Bruder nicht, liebe Mutter,“ bat Eliſabeth ſanft. „Er iſt ja geſtraft genug für ſeine Unvorſichtigkeit, o helft mir lieber danken dieſem treuen Freund!“

Sie warf ſich gefühlbewegt an Johannes Bruſt, und flüſterte: „Mein Geliebter, Dich, Dich haben die Heiligen zum Schutzengel für uns auserſehen! Wir können Dir nicht genug danken, doch — Johannes — mein ganzes Leben ſoll ein Dankgebet für Dich ſein, meine Liebe ſoll meines Dankes Braut werden, und dieß Paar ſoll Dich mit feurigen Doppelarmen feſt, feſt umſchlingen.“

Innig küßte der Jüngling ſein Mädchen, die mit zärtlicher Hingebung in ſeinen umfangenden Armen hing, während Heinrich der Mutter erzählte, wie ihn der tückiſche Böſewicht überfallen und in den Schnee ſo heftig hineingeſtoßen, daß ihm gleich Hören und Sehen vergangen.

„Sahſt Du den Vater? Was macht der Vater!“ fragte Kellners kindliche Tochter den Geliebten.

„Frage mich nicht, Libetha,“ erwiederte er wehmüthig. „Sein Anblick gewährt das traurigſte Bild menſchlicher Gebrechlichkeit und Hinfälligkeit; er ſieht ſich ſelbſt nicht mehr gleich — faſſe Dich, mein Mädchen, bereite Dich auf einen großen Schmerz vor — wie ich Herrn Kellner geſehen, glaube ich nicht, daß er lebend aus ſeinem Kerker geht.“

„Weh uns! weh uns!“ jammerte Eliſabeth. „So glaubſt Du, man wird ihn im Kerker ermorden?“

„Nicht doch, Geliebte,“ entgegnete Zimmermann: „ich glaube nicht, daß es dazu kommt, daß man ihn richtet — die Kerkerluft, der nagende Schmerz, der geſtörte Geſundheitszuſtand Deines Vaters reiben ihn allmählig auf.“

„Ja, dahin wird es kommen, das wollen ſeine teufliſchen Mörder!“ wehklagte Frau Marthe; „o mein armer, armer Mann! Was ſoll aus uns werden?“

„Gott wird Euch nicht verlaſſen, werthe Frau,“ tröſtete Johannes: „und vielleicht nimmt die Sache noch ein gutes Ende.“

„O nimmer, nimmermehr!“ ſchluchzte Kellners ſchmerzerfüllte Gattin, und Eliſabeth neigte auf des Freundes Schulter ihr thränenüberſtrömtes Geſicht.

„Könnt' ich mit meinem Leben Euern Herrn retten, bei dem höchſten Gott, ich wollt es thun für Eure Ruhe und Euer Glück!“ ſchwur Johannes; „aber zu grimmig iſt ſeiner Feinde Haß, zu eng iſt er verſtrickt, ich kann ihn nicht retten! Flucht, an die ich längſt gedacht habe, iſt unmöglich, und wo ſollte auch der entkräftete kranke Mann hinfliehen?“

„Großer Gott! mein Vater krank, und ich kann ihm nicht beiſtehn! Hülflos und verlaſſen, und ich kann ihn nicht pflegen!“ weinte Eliſabeth. „Vergebens wird er ſeiner Tochter Namen rufen, vergebens nach einer Stärkung verlangen, vergebens ſich ſehnen nach einer treuen Bruſt, an die er ſein müdes Haupt legen kann! O hochgebenedeite Gnadenmutter! Haſt Du keinen Troſt für ein weinendes Kind, das ſeinen Vater in Jammer und Elend verſchmachten ſieht?“

„Beruhige Dich, Libetha; mäßige Deinen Schmerz, wie gerecht er auch immer iſt!“ bat Zimmermann, aber von des Schmerzes höchſter Gewalt furchtbar ergriffen, hörte Kellners Tochter nicht auf des Freundes ſanfte Bitte, ſondern ihr lauter Jammer tobte in all ſeiner erſchütternden Heftigkeit fort: „Wär' ich doch eine Bettlerin, und mein Vater frei, ſo wollt' ich mit ihm von Land zu Land, von Stadt zu Stadt ziehen, und Brot für ihn heiſchen. Mein Bette ſollte des Waldes Moos, aber meines Vaters Kiſſen meine Bruſt ſein! Wär er frei, wollt' ich nimmer wieder ein menſchlich Angeſicht ſehen! Auf einer wüſten Inſel wollt' ich mit ihm wohnen! O die wilden Barbaren, die Heiden in der großen neuen Welt, die der kühne Seefahrer aus Genua entdeckt hat, würden vielleicht zu rühren ſein durch die Thränen einer Tochter, die für ihren Vater bittet, aber die Barbaren hier, die ſind nicht zu rühren! O mein Vater! Mein bejammernswerther Vater!"

Halb ohnmächtig ſank Eliſabeth an einem Seſſel nieder, und drückte ihr gramblaſſes Geſicht auf das kalte Polſter.

„Schwer liegt auf uns die Hand des Herrn!" ſeufzte die Mutter, und blickte dem treuen Freund, der ſich mühte, ſeinem Mädchen Troſt einzuſprechen, aus feuchten Augen an, dann ſchlang ſie wieder die Arme um Heinrich, den ihr aufs Neue geſchenkten, und preßte den Knaben feſt an ihr Mutterherz. „Wenn mir Gott Dich genommen hätte" — rief ſie aus: „das hätte ich nicht überlebt, es wäre mein Tod geweſen!"

Eliſabeth erhob ſich wieder. Ihr langes Haar floß aufgelöſt den Rücken hinab, und ihre ſonſt ſo holden Züge nahmen einen wilden geiſterhaften Ausdruck an, ſie hob die Hand auf und ſprach mit tiefer tonloſer Stimme: „Unſer Haus iſt dem Untergang geweiht! Keine Himmelsmacht will es ſchützen. Wohl denn, des Vaters Loos entſcheide das meine! Lebt er, dann will ich auch leben — ſtirbt er — dann Johannes, dann ſuche Dir eine andere Braut unter Erfurts Töchtern, mich — findeſt Du dann nicht unter den Lebendigen.“

„Du wirſt nicht ohne mich gehen!“ rief Johannes erſchüttert aus. „Alles, was in meiner Macht ſteht, will ich noch einmal an Deines Vaters Rettung ſetzen, gelingt mir's nicht — nun denn — ich heiße Johannes — dann will ich ſein Vorläufer werden!“

Da durchgellte ein ſchneidender Klang die Stube; Alle erſchraken, ſahen einander beſtürzt an, und Heinrich ging nach einem Wandſchrank, auf welchem allerlei Geräthe ſtand. Ein Glaspokal von Rubinſchmelz, darein Keßners Familienwappen künſtlich geſchnitten, war zerſprungen.

„Des Vaters Mundbecher iſt entzwei!“ ſagte Heinrich, und kalt durchſchauert ſtanden

Alle, Eliſabeth aber umfing krampfhaft den Geliebten, küßte ihn auf die Stirne, und hauchte mit bebenden Lippen: „Todtesbruder!“

„O, meine Kinder!“ ſeufzte Frau Marthe, und umſchlang die Liebenden: „Uns iſt ſchwere Prüfung auferlegt, mir will die Bruſt zerſpringen vor Kummer und Herzeleid!“

In ahnungsvoller Beklommenheit ſtanden die Schmerzverbundenen, und über den Häuptern der Schuldloſen rauſchte das zermalmende Schickſal, eine ſchreckliche Erynnie, dahin. —

Aus ſeiner Betäubung erwachte Andres, er lag im kalten Schnee, Dunkel umfing ihn, kalt hauchte der Odem der Nacht den Halberſtarrten an. Er vermochte kaum, ſich emporzurichten, endlich gelang es ihm doch, er benutzte den Gartenzaun als Stütze. Erſchöpft lehnte er dort, und wollte jammern, aber das verbiß er, und jede ſeiner Schmerzensäußerungen wurde zu einem entſetzlichen Fluch.

„Ich lebe noch! Tauſendmal vermaledeit ſei mein Leben! Verflucht die Luft, die ich einziehe! Verflucht ſei, der mich erzeugt hat, und wenn er noch lebt, ſo möge er in dieſer Stunde von tauſend Teufeln geplagt und gepeinigt werden! Verflucht ſei die Stunde, in der ich geboren wurde und der Tag, an dem ich getauft worden bin! Könnt' ich mich doch durch die Erde wühlen bis in Kellners Gefängniß und ihn martern und zwicken, und mich an ſeinen Aechzen weiden! Folter über ihn und Pein über ihn! Qualen der Hölle über ihn! Und Fluch, millionenfachen Fluch über ſein Haus und ſeine Habe, ſein Gut und ſeine Brut! Verflucht ſei, wer ihm anhängt und wer von ihm abſtammt! Verflucht ſei der Richter, der Mitleid mit ihm fühlt und Erbarmen an ihm ausübt! Verflucht der Henker, der ihn nicht langſam zu Tode quält! Denn ihm danke ich mein Elend! Ich wollte unter tauſend Martern ſterben, könnte ich Kellner ſterbend martern! Krumm und lahm iſt dieſe Hand — durch ihn! Krumm und lahm bin ich geſchlagen — von ſeinem Anhang! Der Fluch der Hölle mag ihn treffen! Amen!

Dieſes Gebet hinausheulend in die ſchwarze Winternacht, hinkte Andres langſam, von Froſt geſchüttelt, Schaum der Wuth vor dem Munde und zähneklappernd, in das Mühlhaus. —

An dieſen Abend wälzte ſich wieder durch viele Gaſſen ein ungeheurer Tumult. Die ſchwarze Rotte zog in der Stadt herum, gefolgt von allen Handwerkslehrjungen und Geſellen, und allem müßigen Geſindel, das ſtets Luſt hat an der Unluſt, und kein größres Freudenfeſt kennt, als der Ordnung und den Geſetzen Hohn ſprechen. Wie ein Geſpenſt ſchwebte die weiße Fahne, von Degenhardt getragen, über den Häuptern der dunkeln wimmelnden Menge. Die Straßenjungen ſangen Spottlieder auf den Rath und die Patricier, die Handwerksgeſellen johlten Trinklieder und Kriegslieder, und ſchlugen mit den Waffen, die ſie trugen, an einander, daß oft die hellen Stahlfunken leuchtend umherſprühten.

Hans im Bart und Lorenz Winterkorn ſchritten von würdigen Genoſſen umgeben, dem Haufen vor, der durch die Menge neugieriger Zuſchauer jeden Geſchlechts, die nur ſehen wollte, was es gebe, vermehrt wurde. Gehöhnt wurden die Häſcher, die vor dem Rathhaus ſich aufpflanzten, die Kurie, der ſchon längſt eine Erſtürmung gedroht war, zu vertheidigen; gehöhnt wurden die Söldner, die kaum wagten ſich zu zeigen; zu karg war der Sold, den ihnen der Rath gab, als daß ſie ſonderlich Luſt gehabt hätten, dafür ihr Leben einzuſetzen; ihre weiſe Schüchternheit hoffte es ohne Einſatz als Gewinn davonzutragen.

Würden, wo es immer ſei, die Drohungen alle wahr, die ein raſender Pöbel ausſtößt, ſo würde die Welt des Elends und Jammers noch bedeutend mehr erblickt haben, als ſie ohnedieß ſieht und durch alle Jahrhunderte geſehen hat.

„Jetzt wollen wir den Waidjunkern in die Häuſer rücken und alles zu den Fenſtern herauswerfen, was darinnen iſt!“ ſchrie Winterkorn. „Jetzt wollen wir die alten Herren aus den Federn holen und ins Waſſer werfen!“ rief Bachmann! „Nein!“ überbrüllte Hans im Bart beide: „Jetzt wollen wir Kellnern herausholen und ihn in tauſend Fetzen reißen, den Verräther, den Judas, den Dieb, den Schloßverkäufer!“

Jedem dieſer Schreier aber jauchzte der Haufe tollen Beifall, hin und herwogend, ſich ſelbſt ſtoßend und drängend und jede infame Ungezogenheit verübend. Steine flogen in die Fenſter aller Häuſer, mochten ſie Patriciern oder Bürgern angehörten, ja ſelbſt in die ehrwürdigen, herrlichbunten Kirchenfenſter ſchleuderten ruchloſe Hände manchen Stein. Den Heiligenbildern wurden Naſen und Hände abgeſchlagen, und die Kränze, mit denen fromme Hände ſie geſchmückt, mit Stangen herabgeſtoßen. Solches lehrt die Geſchichte alter, wie neuer und neueſter Zeit, daß der gährenden und ſchäumenden Volkshefe, wenn ſie herausſprudelt aus dem Gefäß der Ordnung, nichts mehr heilig iſt, kein Band des Blutes, kein menſchliches und kein göttliches Geſetz, und die ſanfte Stimme der Religion iſt in ſolchen Gährungen weit unwirkſamer, als eine Donnerpredigt aus dem Munde eherner Geſchütze.

Würdig betrugen ſich in dieſer Zeit allgemeiner Unordnung die Studenten Erfurts; nur der Auswurf derſelben ſchloß ſich dem Strome an, der die Gaſſen und Straßen lärmend und tobend durchfluthete. Alle Beſſergeſinnten blieben zu Hauſe, oder verſammelten ſich in ihren Collegien, wohlbewaffnet, um jeder Macht, die ihren Frieden bedrohte, Trotz zu bieten. Vor ihnen und ihren Waffen hatte auch der Handwerkspöbel eine heilige Scheu, denn mehr als einmal waren dieſe ihm fühlbar genug geworden.

An dieſem Abend blieb es bei dem nutzloſen Lärm und Rumor, ohne daß der Pöbel weiter ging, als Drohungen ergehen zu laſſen gegen den Rath ſo gut, wie gegen die Vormünder der Gemeinde, denn es dünkte dem Volkswitz am Beſten zu ſein, wenn gar Niemand vorhanden, der da gebiete, und dem man zu gehorchen habe, und jeder Schuſter träumte ſich ein Herrenthum. Tief in die Nacht hinein zog ſich der Lärm und das Geſchrei und das wilde Jauchzen, alle Redlichen mit Angſt und mit Beſorgniſſen erfüllend, und immer ängſtlicher den Aufenthalt in der Stadt machend, in der die Krankheit des Aufruhrs vulkaniſch zuckte, lange verdräuend und verſpukend in wilden Bewegungen, bis der tobende Ausbruch erfolgte. Doch, wie ſchwer auch die Hand Gottes auf der in ſich entzweiten Stadt ruhte, ein Glück war immer noch bei dem Unglück: der Geiſt, der ſo drohend umging, war ein kopfloſes Geſpenſt. Stand an des Aufruhrs Spitze ein kühner und muthiger Abentheurer, dann würde Erfurt viel des Blutes ſeiner Kinder getrunken haben.

Recht kummer- und ſorgenſchweren Herzens hatte Johannes den Roſenhain verlaſſen, das Haus, in dem die Roſe ſeiner Liebe erblüht war, und nun ſchon zu welken drohte, das Haus, deſſen ſchöner poetiſcher Name jetzt nichts war, als ein verhöhnender Spott, in dem alle Blumen des Glücks abgeblüht waren, darin nur der bittere Schmerz den Bewohnern ſeine Dornenkronen ward.

Nach Hauſe wollte Johannes noch nicht gehen; in den Straßen, die er hätte durchwandeln müſſen, tobte noch der Volkslärm, und antheillos an ſolchen Bewegungen, und niedergedrückt von denen ſeines eignen leidenden und liebenden Gemüthes, ging er durch die Allerheiligengaſſe und auf den Graden. Bei Millwitz waren die Fenſter hell von ſtarkem Lichtſchein; Johannes blieb ein Weilchen vor dem Hauſe ſtehen. Lautenklang und ſanfte Liedestöne ſchlugen an ſein Ohr, dann wieder Geſpräch und helles Gelächter; oft flogen große Schatten an den Fenſtern vorüber. Es mußte eine frohe Geſellſchaft verſammelt ſein.

„Hier wohnen Glückliche!“ ſeufzte Johannes. „Holde gute Mädchen, wackre Jünglinge, die in der Blüthe der Jugend die theuern Aeltern ſelbſt noch blühend vor ſich ſehen, und Aeltern, die ſich des Glückes und des Biederſinnes ihrer Kinder freuen. Hier kehrt die Liebe ein und die Freundſchaft, die Hoffnung und die Freude, denn das Glück iſt Gaſtwirth und hängt ſein lockendes Schild über die Thür des Hauſes! O das ſind heitre Gäſte; wo die einkehren, fließt keine Kummerzähre. Neidenswerthe Menſchen! doch nicht von mir beneidet! Und ſoll ein Unglücklicher die Glücklichen beneiden? Mancher wird es thun, ich will es nicht thun, denn Glück und Unglück wechſeln oft, und Mancher trägt das Unglück beſſer wie das Glück. So freut Euch immer des lachenden Auges der trügeriſchen Göttin, Ihr dort oben, und wohnte Segen im Munde eines Unglücklichen, ſo würde ich Euch wünſchen, daß Euern Frieden kein hartes Schickſal ſtöre, daß Eure Fröhlichkeit nie unfroh werde, und über Euers Gemaches Schwelle nie das Ungemach ſchreite! —“

Tiefer in den Mantel hüllte ſich Johannes und ſchritt über den menſchenleeren Marktplatz, und blickte empor in die Nacht, aber von dem ſchwarz überzogenen Himmel blickte keines Sternes tröſtendes Leuchten herab. Dunkler wie der Himmel hob ſich wie ein zackiger Felſenberg des alten Domes ungeheurer Bau vor dem Wanderer empor, ein tiefſchweigendes Rieſengrab. Johannes ſtieg die Stufen hinauf, neigte ſich vor dem hohen Crucifix das oben ſtand, und trat auf die Kavate; dort lehnte er ſich auf die kalte Mauer, vom dunkeln Flügelſchlag der Nacht umſchauert, und ſah hinunter auf die Stadt. Um ihn und unter ihm war es ſtill, nur aus entlegen Straßen ſchallte lauter Lärm durch die Nachtſtille, und an fernen Dächern ſtreifte wandelnder Fackelſchein vorüber.

Den ſchwermüthigſten Gedanken hingegeben, ließ der Jüngling ſein Schickſal vor das Auge ſeiner Seele treten; und das war keine heitere Geſtalt, ſondern eine ſehr trübe, düſtre.

„Mit mir wird es bald aus ſein,“ ſprach

er wehmüthig vor ſich hin. „Der Sand iſt meiner Lebensuhr wird bald abgelaufen ſein. Ich ſtehe an der Grenze meiner Jugend, und mir iſt, als ſolle ſie auch meine Lebensgrenze ſein! Wenig des Schönen hat mir die Welt geboten, einſam ſtand ich in ihr, ein armer Frühermeiſter, und einſam ſtehe ich noch immer! Der Baum der Freude trug mir nur ſparſame Blüthen, der Baum meines Glückes — iſt der Feigenbaum, der verflucht ward. Meine Liebe — das einzige höchſte Gut, das mich beſeligt, das mich emporflügeln könnte aus dem Kummerthal der quälenden Sorge — meine Liebe iſt eine untergehende Sonne. Ich will auch untergehen!"

Der Wind erſchütterte die hohen gothiſchen Bogenfenſter des Doms, und Johannes Ohr traf ein dumpfes Summen, als werde eine Glocke tief unter ihm geläutet, und als er ſich umwandte, gewahrte er überraſcht an den kleinen ſtark vergitterten Fenſtern, die nur mattes Tageslicht hinab in die unterirdiſche Kirche fallen ließen, einen ſchwachen Lichtſchimmer.

„Die Domherren ſind unten," ſprach er zu ſich: „es wird ein Bruder geſtorben ſein, dem ſie die Todtenfeier halten! O ſelig ſind die Todten!“

Er wollte gehen, aber den enteilenden Fuß feſſelte das Lied, das jetzt heraufſchallte, dumpf und ſchaurig, von einzelnen langgehaltenen Hornklängen begleitet, und er ſtand bebend und lauſchte dem Geſang, der alſo lautete:

„Mors est bonis, mors est malis,
Sed sors nimis inaequalis,
Subinfertur aeternalis
Vitae vel interitus:
Exequiae tunc celebrantur,
Noti laude convivantur,
Inter eos pauci dantur
Quos cumpungit obitus *).“

„Leben oder Untergang!“ ſeufzte Johanneck, tief ergriffen von dem ſchauervollen Geſang, der

---

*) Tod wird Guten, Tod wird Böſen,
Doch als Loos ungleicher Größen,
Hier verdammen, dort erlöſen;
Leben oder Untergang!
Und die Todtenlieder tönen,
Ruhmesmal erwählten Söhnen,
Doch nur wenige ſie krönen,
Die das Grab hinunterſchlang.

wie Todtesmahnungen aus dem tiefen Gewölb heraufſcholl. „O ſängen doch mir die frommen Väter ein Requiem! Im Grab iſt Ruhe!“

Da tönte es wieder von unten herauf:

„Ecce! mundus evanescit,
Decor ejus jam marcescit,
Et quotidie vilescit
Fallax ejus gloria;
Quae demergit ad inferna,
Ergo gloria superna
Vita nobis sit aeterna,
Semper in memoria *)!“

„Ewiges Leben! Himmliſche Herrlichkeit!“ rief Johannes mit bitterm Gefühl aus. „Geſagt iſt das bald und geſungen auch, aber ſtehen unter dem welkenden Lebensbaum und ſeine Blätter und Blüthen alle ſinken ſehen, das iſt kein Ge-

---

*) Sieh die Welt vergeht und ſchwindet,
Ihre Blüthe welk man findet,
Und alltäglich mehr erblindet
Ihres falſchen Ruhmes Prunk,
Der hinabſinkt in die Leere;
Uns ſei ew'ges Leben, Ehre,
Und der Himmel Ruhm, der hehre,
Ewig in Erinnerung.

danke, der an himmliſche Freuden mahnt. Nein, nein, fromme Väter! Für mich hat Euer Lied keinen Troſt; für Euch mag es ſolchen haben, für Euch, die ſich dem Leben abgeſagt und jeder Luſt, deren erkalteten Buſen kein Strahl der Freude durchleuchtet, den die Liebe nicht mit ihrer Himmelswärme durchglüht, nicht für mich, der vom Glück ſein menſchlich Theil verlangte, aber — es nicht erhalten hat.“

Wieder ſcholl es herauf aus der Tiefe:

„Ut defuncti sublevemur —“

aber Johannes ſtürzte fort. „Ihr habt Recht!“ rief er im Fliehen: „Wie Geſtorbene werdet ihr erhoben! Euer Troſt iſt der Troſt des Grabes! Wehe mir! Fürchterlich kommt mir die Ahnung, daß es auch der Meine werden wird!“

Er eilte die Stufen hinunter und ging unter der Arcade weg, durch das ſchmale Domgäßchen. So kam er nahe zum Mainzer Hof, auch dieſer war hell erleuchtet, die Mainzer Räthe gaben ein Gaſtmahl. Becherklirren, Gelächter und luſtige Muſik ſchallten bis zu dem nächtlichen Wandler.

„Recht ſo!“ ſprach er: „ſeid luſtig! Macht Euch luſtig, es koſtet nur der Stadt Geld, nicht das Eure. Dort tobt ein durch Druck und ungerechte Behandlung empörtes Volk, und hier — ſchmaußt der Rath von ſeinen Thränen.“

Durch die Holzheiengaſſe ging nun Johannes und kam auf den heutigen Roßmarkt. Nahe bei der Kirche des heiligen Brunnens wohnte Trügeleben; auch in deſſen Stube war noch Licht, aber nur ein mattes, und kein Laut war hörbar.

„Trügeleben iſt krank geworden — der kann nicht Theil nehmen an der Feſtluſt im Mainzer Hof,“ ſagte ſich Zimmermann. „Die Reiſe hat ihm geſchadet. Gute Beſſerung, Herr Rathsmeiſter!“

Der Stadtſchreiber ging weiter durch die ſtillen Gaſſen, die nun alle leer geworden waren, aus denen des Volkes wildes Getümmel ſich zerſtreut; er ging über den Fiſcherſand und ſah von der langen Brücke nach St. Viti hinunter.

„Dunkles Haus dort!“ ſeufzte er: „als ich noch unterm Schutze der Nacht zu Dir ſchlich, war noch eine Zeit der Hoffnung, ach, es waren die Tage meines Glücks, ſie ſind ſchnell vergangen! Ob ſie wiederkehren werden? Ich zweifle. Arme Libetha, armes Liebespaar. Andre ſitzen zuſammen und koſen zärtlich, und küſſen ſich, und träumen von goldnen Tagen, aber wir? Dort netzt die unglückliche Tochter Kellners ihr Hauptkiſſen mit Thränen, und weint ſich bleich, weil ſie ihr den Vater ermorden wollen, und ihr Geliebter geht ruhelos durch die Straßen, wie der Tod, und an den Häuſern der Freude ſo kalt vorüber, wie an denen der Trauer und an Friedhöfen.“

Nahe bei der Predigerkirche wohnte Zimmermann. Er mußte am Kirchhof vorüber. Wie Geſpenſter hoben ſich die weißen Monumente über die niedre Mauer, und ſchienen höher zu wachſen, und Johannes ſchloß in Fieberſchauer bebend, ſeine Hausthür auf. Die alte Kirche umheulte der Wind und es war, als trüge er auf ſeinen Flügeln die Worte an des Nachtwandlers Ohr: „Ut defuncti sublevemur!“ —

10.

Anfangen iſt viel leichter als beendigen.

Plautus.

Die Reichsſtädte Mühlhauſen und Nordhauſen hatten zur Bethätigung ihrer freundlichen Geſinnung ihre Räthe nach Erfurt abgeſandt, jede Stadt zwei erfahrne und würdige Männer, wohlbekannt in den ſtädtiſchen Rechten und hochgeachtet in ihrer Heimath. Die Kunde davon durchlief wie ein Lauffeuer die Stadt. Neuer Jubel, neues Frohlocken der Bürger, daß nun endlich der Rath Rechnung ablegen werde. Und vollſtändig verſammelte ſich der Rath und die Vormünder und die Erwählten, und wie die Mainzer Herren wurden auch die neuen Gäſte von ehrenvollem Bürgergeleit auf das Rathhaus geführt.

Als nun ſchon die großen Bücher auf den

Tiſchen lagen, und alle Anweſenden erwartungsvoll des Beginnens harrten, trat Dietrich Nacke auf, und redete die Fremden und Einheimiſchen mit gebührenden Begrüßungen an, dann aber ſagte er: „Bevor wir, geliebte Herren und Mitbürger, zu dem großen und wichtigen Geſchäfte ſchreiten, muß ich mit betrübtem Herzen und weinenden Augen der Verirrungen gedenken, die die Kinder unſrer guten Stadt mißleiten und in's Verderben bringen. Es iſt Euch allen bekannt, achtbare Mitbürger, welche Frevel der Volkshaufe jeden Abend ſich zu Schulden kommen läßt, der ſich die ſchwarze Rotte ſelbſt nennt. Ja wohl, eine ſchwarze Rotte, ſchwärzer als das Pech, das viele ihrer Mitglieder handhaben, ſchwärzer als Ruß, mit dem ſie zur Unkenntlichmachung ihre ſcheuslichen Angeſichter färben, ſchwärzer als Raben, die doch nicht gegen ihr eignes Blut wüthen, ja ſchwärzer als der Teufel ſelbſt, der doch weiß, was er thut, ſie aber wiſſen es nicht. O über die Verblendeten, die umherirren, wie Schaafe, die den Hirten verloren haben! O Noth und Jammer, daß ich ſolches erleben mußte.“

In dieſem Ton ſprach Dietrich Racke eine volle Stund lang fort, er machte jeden einzelnen Frevel namhaft, der ihm zu Ohren gekommen war, er gab die Zahl der eingeworfenen Fenſterſcheiben an, und nannte die Häuſer, wo ſie eingeworfen worden waren; er berechnete die Koſten des Schadens und vergaß nicht das Geringſte, ſo daß die fremden Räthe ungeduldig auf ihren Stühlen umherrückten, welche Bewegung ihnen nicht das mindeſte half. Der Gang ſeiner Rede war ein unaufhaltbarer Strom, bis ihn plötzlich klug angefachte Streitſucht zu dämmen verſuchte; er ſprach nämlich zuletzt: „Fern ſei von mir und allen Vierherren die Vermuthung, daß ſolch unſeliges Feuer des Aufruhrs und ſittenloſer Empörung angeblaſen worden ſei und heimlich genährt werde von den Vorſtehern der Gemeinde ſelbſt, wie die Rede geht.“ —

„Wer ſagt das? Wer behauptet ſolche Lüge?“ riefen da Röſſing und Monſtedt zugleich, laut den Redner unterbrechend, der verächtlich lächelnd antwortete: „Man ſagt es, liebe Männer, fragt nur weiter nach, ſo werdet Ihr es hören! Iſt es nicht ſo, Herr Friederus?“

Nickend bejahte der Gefragte, und die Vormünder und Erwählten riefen durcheinander: „Das ſoll man uns nicht nachſagen! Lügner behaupten ſolches! Verläumder! Falſche Läſterzungen!“

„So Ihr, geliebte Herren, das nicht auf Euch laſſen wollt,“ redete Racke weiter: „ſo meine ich ſei es wohlgethan, daß ſich Rath und Vormünder brüderlich vereinigen, dem Unweſen zu ſteuern, das uns allen ſo läſtig fällt, und jene Ruheſtörer, deren Namen hier zumeiſt auf dieſem Zettel verzeichnet ſtehen, in Haft bringen laſſen, ſie ſcharf befragen über dieſes verderblichen Bundes Urſprung, Zweck und Genoſſenſchaft, und ſie dann büßen an Hab und Gut, an Freiheit und Gerechtigkeit.“

„Ja, das wollen wir!“ riefen die Vormünder und Erwählten, „damit an den Tag komme, daß wir unſchuldig ſind an dieſem ruchloſen Treiben!“

Nun wurden die Söldner aufgeboten, und alle Häſcher des Rathes, und man beſprach ſich lange über die Inſtruktionen, die ihnen zu geben ſeien, bis man dahin übereinkam, die auf dem Zettel namhaft gemachten Bürger in ihren Häuſern überfallen und feſtnehmen zu laſſen, und ſie dann peinlich zu befragen.

Dieſer Beſchluß wurde mit Eifer ausgeführt, und als wieder eine lange Stunde verlaufen war, brachten die Häſcher fünf Bürger auf das Rathhaus. Alle übrigen, die ſie hatten bringen ſollen und nicht brachten, hatten ſich zum Theil der Verhaftung durch die Flucht entzogen, zum Theil aber auch die Rathsknechte mit ſolchem Willkommen empfangen, daß dieſe nichts, als blutige Wahrzeichen der verfehlten guten Abſicht mitbrachten.

Die Gefangenen waren Hans Winterkorn, der minder tapfre Bruder des tapfern Lorenz, der junge Bachmann, ein trotziger Burſche, der ſich kräftig zur Wehr geſetzt und den Häſchern mehr als eine Beule geſchlagen hatte, Anton Schierſchmidt, Kraz und Maßbach. Die drei erſtgenannten waren juſt dieſelben, die man bei dem Auflauf am Montag vor Margrethentag ergriffen hatte, und die aus der Haft entlaſſen worden waren, als ſie ihre Strafe abgeſeſſen; die andern beiden waren Bürger, die eben mit dem Strom gelaufen waren.

Hart und heftig wurde nun mit allen geredet; ſie wurden gefragt über das geheime Bündniß, von dem der Rath träumte, (und ſolche Träume wiederholen ſich von Zeit zu Zeit im Laufe der Jahrhunderte) und ſie wußten nichts von einem Bündniß. Sie wurden gemartert von den Stockknechten und bekannten nichts, man mußte ſie wieder los geben. Am Ende dieſer Verhandlung nahm Dietrich Racke wieder das Wort. „Liebe Herren," ſprach er: „die Zeit iſt ſchnell vergangen über der treulichen Fürſorge für die Ruhe und Wohlfahrt gemeiner Stadt, und die Mittagsſtunde iſt längſt vorüber, laſſet uns daher unſer wichtiges Vorhaben bis morgen vertagen, ja — bis morgen, denn heute iſt es, wie Ihr ſeht, zu ſpät. Ich wünſche Euch wol zu ſpeißen, liebe Herren!" —

Die Verſammlung ging auseinander. Racke und Friederus verließen wieder zuſammen das Haus. „Nun Freund?" rief triumphirend der Erſte: „was ſagte ich Euch? Habe ich Wort gehalten?" „Ihr habt trefflich geſpielt," belobte Friederus. „Morgen iſt an mir die Reihe, der Herr ſtärke mich dazu, und Ihr, helft mir, wenn ich Fehler in meiner Rolle mache."

„Ich will Euch ſchon beiſtehen, ſorgt nicht!“ tröſtete Racke, und ging mit dem Vertrauten weiter. —

Und es ward aus Abend und Morgen der zweite Tag.

Wieder war der Rath in Pleno verſammelt, die fremden Räthe kamen unter dem ſtattlichen Geleit der Bürgerſchaft und nahmen ihre Seſſel ein, und die Gemeindevorſtände harrten nun auf den Beginn der Rechnungsablegung.

Da trat Friederus auf, begrüßte mit wohlgeſetzten Worten die Verſammlung und ſprach dann: „Ehebevor wir, allerwertheſten Herren Anweſenden, zur Ausführung unſers großen Vorhabens ſchreiten, bitte ich die geehrte Verſammlung um eine kleine Geduld, daß ſie einem Rath erlauben wolle, dieſe höchſtwichtigen Briefe, die an uns eingelaufen ſind von dem durchlauchtigſten Fürſten von Sachſen, und von ſehr verehrungswürdigen adelichen Perſonen, öffnen zu dürfen und zu durchleſen, da dieſelben doch manches enthalten könnten, was für den Rath, die Stadt und die Gemeinde von großem Intereſſe ſein dürfte. Herr Magiſter May, thut Euer Amt, und leget uns den Inhalt vor."

Der Aufgerufene, ein geſchickter und ſchlauer Rechtsanwalt, entfaltete die Briefe, die ſchon vor einigen Tagen eingelaufen, aber für heute aufgeſpart waren, und las mit einem näſelnden einſchläfernden Tone den langen Inhalt vor, er zerrte und dehnte jedes Wort, und wiederholte ganze Sätze. Der erſte Brief war von Herzog Friedrichs Canzler ausgefertigt und enthielt mehrere ernſte Anfragen und Androhungen, und als May mit der Vorleſung zu Ende war, rief Friederus aus: „O liebſte Herren, dieſen Brief müſſen wir ſogleich beantworten! Meint Ihr nicht auch, Herr Racke?" Und wie geſtern Friederus, ſo nickte heute Racke dem Frager Bejahung.

„Verfluchter Nickenacke!" murrte Monſtedt heimlich, und Friederus rief: „Wo iſt der Stadtſchreiber? Mein Auge entdeckt ihn nicht!"

„Er hat ſich krank anſagen laſſen," antwortete Zimmermanns Freund, der Notar Büchner: „Jaja, glaubs wohl," höhnte Röſſing: „der edle Stadtſchreiber nimmt ſich zu vieler Sachen an, die ihm nichts angehen, und verſäumt dann über ſeinen Frauendienſt den Herrendienſt.“

„Er iſt der Schreiber des Rathes, nicht der Gemeinde,“ entgegnete der alte Gunſtedt trocken, denn es verdroß ihn, daß ſich Röſſing dieſe Bemerkung erlaubte, da fuhr Röſſing dieſen mit harter Rede an, Andre ſprachen auch drein, und es wurde faſt eine halbe Stunde über Zimmermann geſtritten, und alles aufgetiſcht, was man von ihm wußte.

Hierauf mußte Büchner die Antwort an den Fürſten ſchreiben, und May verlas den zweiten Brief. Er war von dem Grafen Heinrich von Arnſtadt, und enthielt Vorwürfe über unerfüllte Verpflichtung von Seiten des Rathes und der Gemeinde. Der Graf hatte ſich für die Erfurter Herren in Weimar verbürgt, und ein anſehnliches Löſegeld für ſie deponirt; der Tag, an welchem dieſes an ihn zurückgezahlt werden ſollte, war aber längſt verfloſſen, und die Schuld nur theilweiſe an den Grafen abgetragen.

Als der Brief geleſen war, hob Friederus wehmüthig die Hände und Augen gen Himmel und klagte: „O höchſt undankbarer Graf! Haben wir ihm nicht damals ſechs Stübchen Einbeckiſch Bier verehrt?“

„Und ſechs Stübchen Wein?“ ſetzte Racke hinzu. — „Thüringerlandwein!“ ſprach laut eine Stimme aus der Verſammlung, aber niemand wußte, wer der Sprecher geweſen.

„Und zwei Säcke Haber?“ half Gunſtedt im gleichen Ton, aber ſpottend ein. „Undankbar nennt Ihr den edlen Grafen? War nicht ſeine gütige Fürſprache, ſo ſäßen die Herren von hier wol noch in Weimar. Wahrlich, gute Freunde findet man nicht am Wege!“

„Wohlgeſprochen!“ ſtimmte Millwitz dem Freund bei. „Es iſt ſchimpflich, daß dem vortrefflichen Grafen die Summe noch nicht ausgefertigt worden iſt! Groß und faul iſt zweifacher Schade!“

„Gewiß,“ fiel Hirſchbach ein: „ſolch lieben Herren ſollen wir uns nicht zum Feind machen, unſre Stadt hat ſo faſt die ganze Ritterſchaft rund um ihr Gebiet gegen ſich. Solch ein mächtiger und wackrer Graf, wie der in Arnſtadt, kann uns noch mehr denn einmal eine Stütze in der Bedrängniß ſein! Geiz betrügt die Weisheit.“

Da erhoben auch die Gemeindevormünder Peter Mailadt und Ottenberg ihre Stimmen, und pflichteten laut den Worten des alten Gunſtedt und Millwitz bei. Und über dieſen Streit, der endlich dahin entſchieden wurde, ſich höflich zu entſchuldigen und den Grafen zu befriedigen, verlief wieder eine lange Zeit.

Jetzt wurde der dritte Brief eröffnet, er war von dem ſächſiſchen Feldhauptmann Friedrich von Dona, und ſehr lang. Er enthielt Vorſchläge und Bedingungen, welche größtentheils die aus der Stadt geflohenen Rathsmitglieder betrafen, von denen viele in Gotha und Weimar lebten. Ueber alles aber, was Dona ſchreiben ließ, ſchüttelten die Herren mächtig die Köpfe, und wollten nichts davon wiſſen. Als er nun vollends auf Heinrich Kellner zu reden kam, auch für dieſen bat, und denen, die ihn einkerkern laſſen, Unmenſchlichkeit vorwarf und grauſame Härte, als er ſchrieb, Kellners Vergehungen ſeien nicht ſolcher Art, daß ſo mit dem armen Mann verfahren werden dürfe, da durfte May nicht weiter leſen, ein drohendes Murren erhob ſich allſeitig und brach wie ein Gewitter in den ſtürmiſchheftigſten Ausdrücken los. Nacke benutzte die unzufriedne wilde Stimmung; laut rief er, daß es alle übertönte, und hielt hoch den Brief empor: „das iſt noch nicht genug des Hohns, den uns Herr von Dona anthut! Seht hierher, welche Aufſchrift des Briefes? „An den vermeinten Rath zu Erfurt!!“

„An den vermeinten Rath?“ riefen alle Rathsmitglieder zornig aus. „Das geht zu weit! Reißt das Pergament in Fetzen! Schickt dem frechen Edelmann einen todten Hund als Antwort! Nagelt ſein Bild an den Galgen!“ tobten ſie durcheinander, und es wurde heftig geſtritten über Heinrich Kellner, aber meiſtens gegen ihn, denn für ihn ließen ſich nur wenige Stimmen vernehmen, die Menſchenfurcht kleinlaut machte, und die darum übertönt wurden von dem lauten Wortlärm ſeiner Widerſacher. Und als darüber endlich die beſtimmte Zeit der Sitzung faſt verfloſſen war, und einige der fremden Räthe der Rechnung gedachten, die ganz vergeſſen zu ſein ſchien, da ließ ſich Nacke wieder freundlich vernehmen und ſprach: „Beſte Herren! Wollet nicht ungehalten drein ſehen, daß es heute abermal zu ſpät geworden mit unſerm großen Vorhaben, aber wenn es Gott und Euch, liebe Herren, geliebt, ſo wollen wir morgen gewiß den Anfang machen, für heute iſt nur noch ſo viel Zeit übrig, Euch insgeſammt für gehabte Mühwaltung zu danken, und den beſten Appetit zu wünſchen!“

Wenig erbaut und befriedigt ging die Verſammlung auseinander. Die letzten waren wieder Racke und Friederus. Der erſte rief Röſſing und Monſtedt, die ſchon auf der Treppe waren, zurück.

„Auf ein Wort, liebe Herren, auf ein einziges Wort nur!“ und ſie gingen in ein Nebenzimmer, das Racke vorſichtig abſchloß, und dann weiter ſprach:

„Setzt Euch noch zwei Augenblicke, Herren, ich habe ein freundlichernſtes Wort mit Euch zu reden. Ihr wißt, daß ich es ſtets treu gemeint habe mit dem gemeinen Beſten, verflucht ſei der Heller, den ich dem Raths- oder Stadtſeckel entfremdet, jetzt laßt mich zu Euch ſprechen als zu patriotiſch geſinnten Männern, die ſelbſt eigne Wünſche und Vortheile hintanſetzen, wenn es die Sache des Vaterlandes oder der Vaterſtadt gilt. Sagt, kann Euer Herz es billigen, kann Euer heller Verſtand es gut heißen, daß wir eine ſo große Anzahl fremder Männer, die keinen Sinn und keine Liebe für unſre Stadt mitbringen, herberufen, und ihnen unſre Angelegenheiten und Heimlichkeiten offenbaren? Wer, der ein achtbarer und verſtändiger Menſch heißen will, wird ſich auf öffentlicher Straße entblößen, und ein Spott des Pöbels werden? Soll ſich unſre Stadt von fremden Männern unter den Rock ſehen laſſen? Freunde, laßt uns zuſammenhalten, und wir brauchen der Fremden nicht! Wollt Ihr, werthe Herren, Einſicht in des Rathes Bücher, dort liegen ſie, es ſoll Euch nicht verweigert werden, der Rath hat zu Euch das gute Vertrauen, daß Ihr ſein Vertrauen nicht mißbraucht, Ihr ſeid ja Söhne der Stadt, Ihr werdet nicht das Haupt Eurer Mutter ſchlagen! Aber dringt nicht ferner darauf, liebe Herren, daß der Rath vor dieſen reichsſtädtiſchen Räthen ſeine Geheimniſſe offenbare; es iſt Euch ſattſam bekannt, wie ſich Mühlhauſen und Nordhauſen über Erfurt brüſten, und unſre Stadt nicht als Stadt des deutſchen Reichs anerkennen wollen. Wie ſehr frohlocken ſie ſchon über uns, und ſagen: Die Erfurter haben ſich von uns Rechenmeiſter verſchrieben!"

„Alles gut oder nicht gut!" fiel dem eifrigen Sprecher Monſtedt ins Wort: „aber kommt zur Sache, Vierherr, was meint Ihr, daß wir thun ſollen? Wir wollen Euch in nichts, was billig iſt, entgegen ſein."

„Ihr wißt zur Genüge," erwiederte Nacke: „daß Herr Kellner die Schuld aller vorgefallenen Unordnungen trägt —"

„Nicht nur trägt, ſondern auch hat!" fiel Monſtedt ein.

„Und daß wir nun um ſeinetwillen leiden müſſen, daher wäre meine Meinung, man forderte von ihm ſtrenge Rechenſchaft, und urtheilte ihn ſodann ab, damit er nicht länger ein unnöthiger Koſtgänger des Seckels iſt."

„Hierin ſtimmen wir Euch bei," ſprachen Kellners bittre Feinde: „aber was weiter?"

„Nun, das weitere fügt der Himmel," belehrte Nacke: „jetzt frage ich Euch nur, wollt Ihr die Hand ergreifen, die ich Euch zum friedlichen Bunde biete, ſo ſoll es mich freuen, und ſoll unter uns bleiben. Wollt Ihr nicht, wollt Ihr wie bisher uns immer entgegen ſein, immer auf Euer Recht und das der Gemeinde pochen, gegen den bedrängten Rath auch gar keine Billigkeit walten laſſen, nun, dann thut alſo, ich lege dann meine Stelle nieder, und ziehe hinweg; ich will nicht allein die Schuldenlaſt auf meinen Schultern tragen."

„Alles was wir unter uns ausmachen," bleibt verſchwiegen, nahm Friederus das Wort. „Laßt uns gemeinſame Sache machen gegen einen gemeinſamen Feind, und glaubt, wir werden es dann am erſten ſein, die der armen Stadt Ruhe, Glück und Frieden wieder geben!"

Dieſe Verhandlung dauerte noch geraume Zeit, dann verließen die vier Herren, in allen Dingen übereingekommen, das Rathhaus.

Und es ward aus Abend und Morgen der dritte Tag und die Rathsverſammlung begann aufs Neue.

Da erſchienen die meiſten der Erfurter Rathsherren mit ängſtlichen und verlegenen Geſichtern, und flüſterten unter einander, und ſeufzten, und hoben die Hände auf; es ſchien als theile einer dem andern eine ſehr böſe Nachricht mit, und als alles ſeine Sitze eingenommen, begann Racke mit kläglicher Stimme zu reden: „O unerhörte Zeit! O Gräuel und Gewaltthat ohne Ende! Trotz dem allwachenden Auge Gottes und der von ihm eingeſetzten Obrigkeit gehen Dinge vor, die keine Zunge beſchreiben kann. Letzte Nacht — Ihr wißt es liebe und achtbare Herren, iſt der Aufruhr wieder durch die Stadt gezogen in hellen Haufen, und immer zügelloſer hebt er ſein giftgeſchwollnes Drachenhaupt empor! Rathet, helft, ſteuert! Und auch Ihr, hochgeehrte Gäſte, o beglückt uns mit Euerm weiſen Rath und Euern gewiß vortrefflichen Meinungen!“

„Verſucht die Güte, edle Herren!“ ſprach hierauf der Domſcholaſter Truchſeß: „fragt das Volk, was es denn eigentlich wolle, erfüllt ihm einen Theil ſeiner Wünſche, ſo wird ſich's zufrieden geben und Euch in Ruhe laſſen.

„Güte,“ fragte Herr Ernſt von Kühlſtedt, ein Rath von Mühlhauſen. „Nein, verſucht und braucht die Gewalt; wir machen mit den Aufrührern kurzen Prozeß, wir laſſen ſie henken, oder ſchlagen ihnen die Häupter ab, da werden ſie gleich ſtill.“

„Wir können ihrer nicht habhaft werden,“ klagte Friederus: „ihrer ſind allzuviel!“

„Und unſrer Söldner ſind allzuwenig,“ begann Nacke wieder: „ſie müſſen der Uebermacht weichen!“

„Dann ſollte ein edler Rath noch mehr Soldateska anwerben!“ rieth ein nordhäuſer Rathsherr. „Hinter ehernen Mauern ſitzt ſichs am Beſten. Ich höre, der Pöbel will das Rathhaus ſtürmen? Ei laßt aus jedem Fenſter einen Kanonenkopf ſehen, und nöthigenfalls hinunter ſprechen, ſo wird ihm das Stürmen, und wer weiß, was noch mehr vergehen! Anfechtung macht gute Chriſten!“

„Wir möchten nicht das Blut unſerer geliebten Mitbürger vergießen, liebe Herren!“ erwiederte hierauf Nacke mit thränenden Augen und himmelemporgehobenen Händen, während ſich Monſtedt und Röſſing in die Lippen biſſen, um das Lachen zu unterdrücken.

„Wir könnten auch die Studioſi um Beiſtand bitten,“ rieth Gunſtedt. „Dieſe Jünglinge haben Kraft und Muth und viele verſtehen den Stoßdegen beſſer zu führen, als die Feder!"

„Ja," rief der Magiſter May. „So ich meine Stimme geben dürfte, riethe ich auch unmaßgeblich, das heidniſche Weib Bellona genannt, für einige Zeit zur zehnten Musa zu machen!"

„Das würde vielen der luſtigen und unbeſorgten Junkherrlein noch dazu ein großes Gaudium ſein," ſtimmte Friederus bei. „Man könnte ihnen auch eine ſchöne Fahne verehren."

„Noch eins, edle Herren!" rief der Widem von Karbe: „Errichtet eine Bürgerguardia! Stellt gemeiner Bürgerſchaft vor, wie Noth es thue, den blinden Pöbelhaufen in Schranken zu halten, laßt die Bürger ſich ſelbſt und Euch beſchützen, laßt ſie aufziehen auf die Wälle, und Wache ſtehen vor den Thoren, und Nachts durch die Straßen gehen und Ordnung erhalten. Das gibt eine angenehme Beſchäftigung, bringt ſie von ſchwürigen Gedanken ab, in die Bruſt der Schuſter und Wollenweber wird ein edler Bürgerſtolz einziehen, und mancher, der geſtern und heute noch mit dem Pöbel umherläuft, ſchreit, droht und Steine in Eure Fenſter wirft, daß alles kracht, brüſtet ſich morgen in ſeinem blanken Harniſch, die Blechhaube auf dem ungeſtrählten Wirrhaar und die Partiſan in der Hand, und hilft die Ordnung herſtellen, daß es eine Herzensluſt iſt!“

„O höchſtweiſer, o höchſt vortrefflicher Rath!“ riefen Nacke und Friederus gerührt aus. „Ja, das wollen wir! Auf trefft Anſtalten dazu!“

„Laßt die Gemeindeglocke anziehen!“ rief Monſtedt: „laßt die wackre Bürgerſchaft verſammeln, und eine Guardia bilden!“

„Wenn ſie Luſt hat,“ bemerkte Röſſing für ſich. „Alte Böcke haben harte Hörner.“

Und wie nun alles berathen ward, und jeder einen Rath wußte, und Niemand mehr darauf hörte, und wie nun in aller Eile und höchſt nothwendig beſprochen werden mußte, wie und auf welche Weiſe ſothane Bürgerwache einzurichten, wie hätte da der Rechnung gedacht werden können und dürfen, die der Rath ablegen ſollte? Jetzt wo das große Ziel hell vor Augen ſtand, der Stadt Ruhe und Frieden zu erhalten, wo der Patriotismus ſeine prahlende Oriflamme aufwarf, wer hätte jetzt den väterlich ſorgenden

Rath fragen mögen, wozu er die ſechsmalhunderttauſend Gulden verwandt, die als Schuldenlaſt die Stadt bedrückten? Niemand durfte ſo unbillig denken, und nur das Große vor Augen habend, wurde jener Kleinigkeit nicht mehr gedacht; doch kopfſchüttelnd gingen die Räthe von Mühlhauſen und Nordhauſen nach Hauſe, und beſprachen ſich heimlich unter einander.

Aber durch die Stadt wogte bald ein luſtiges Leben. Die Beſchlüſſe des Rathes und der Gemeindevormünder wurden öffentlich ausgerufen, man ſah erſt einzelne, dann mehr und immer mehr bewaffnete Bürger die Straßen durchkreuzen, ſich auf öffentlichen Plätzen ſammeln, eine weiße Feder auf dem Hut war das Kennzeichen, daß ſie ſich der guten Sache weihten. Die Söhne der Patricier traten in prangendem Waffenſchmuck aus ihren Häuſern, und mit fröhlichen muthigen Geſichtern zeigte ſich die akademiſche Jugend, ſich zu dem edlen Zwecke vereinend, die Stadt zu ſchützen, die ſie ſchützte. Freunde fanden ſich zu Freunden, Bekannte zu Bekannten, man grüßte ſich gegenſeitig mit den Waffen, rief ſich bedeutungsvolle Loſungsworte zu, ſchüttelte ſich die Hände und trank Brüderſchaft auf Tod und Leben. Die Handwerker wollten nicht zurückbleiben in der allgemeinen Begeiſterung, ſie ordneten ſich nach den Gewerken, vor den Zunfthäuſern, wo die Meiſter zuſammenkamen, wehten ihre Fahnen, die Geſellen mit gleichem Vergnügen theilnehmend an der Ordnung, wie an der Unordnung, machten jetzt die erſtere mit, weil ſie Mode wurde. Wer nicht zeitig eine weiße Feder aufſteckte, ward als ein Verräther und Ruheſtörer angeſehen, und bekam Prügel.

Auf den Graben war es am bunteſten und lebendigſten. Aus allen Fenſtern ſahen ſchöne und freundliche Mädchengeſichter auf die jugendlichen Heldenſchaaren, die ſich dort ſammelten und tummelten. Auch Roſa und Charitas, die lieblichen Zwillingsſchweſtern, blickten mit Wohlgefallen hinunter und achteten es nicht, daß die kalte Winterluft durch das geöffnete Fenſter in die warme Stube einzog. Dort führte Prehaska eine wackere Studentenſchaar und ließ ſie oft vor dem Hauſe des Herrn Millwitz vorbeiziehn, hinaufblickend und hinaufgrüßend zu der ſchönen Königin ſeiner Gedanken. Dort muſicirte Georg

Gunſtedt in ritterlicher Tracht eine kleine auserleſene Heerſchaar von Freunden und Bekannten, die ſich unter ſeine Aegide geſammelt, darunter waren Hartung Mißwitz und Hans Knipſtein. Chriſtoph Mißwitz führete eine andre Abtheilung Studenten, und dort kam, voran eine ſchöne wehende Fahne, die zahlreiche Burſa der Franken, geführet von ihrem Senior Wulf Katzenbrenner, der zu Roß geſtiegen war, und mit Blicken, die eine Welt in die Schranken zu fordern ſchienen, vor ſeinen Verbündeten herritt.

Wie vom Schlag einer Zaubergerte hervorgerufen, ſchien plötzlich die hohe Bürgergöttin Concordia mit goldenglänzender Mauerkrone vom Himmel geſtiegen, und über der Stadt ihr rauſchendes, oelzweigbekränztes Panier zu ſchwingen. Recht verwunderlich war der Anblick der Waffen, die Alt und Jung in der Eile zuſammengerafft. Es ſchien, als ſei eine Wehrkollekte geſammelt worden bei den vergangenen Jahrhunderten, und als habe jegliches reichlich beigeſteuert. Helme aller Art, ſpitze und runde, befiedert und unbefiedert, dann kurze und lange, krumme und gerade, breite und ſchmale Schwerter und Dolche wurden geſehen, Streitäxte von allen Formen, uralte Schießzeuge, ausgelegt mit köſtlicher Elfenbein- und Perlmutterarbeit, Hellebarden und Speere, auch Jagdwaffen aller Art kamen hier zum Vorſchein, und die heitre und fröhliche Beweglichkeit, die Freudigkeit, mit der faſt jeder ſich unter die Bürgerfahnen ſtellte, ſchien mehr einem großartigen Volksfeſte anzugehören, als einer ſo ernſten, ſtürmiſchbewegten Zeit.

Und wohl iſt eine ganze Stadt unter Waffen, ein eigenthümlicher und ſchöner Anblick, zumal in Zeiten, aus denen die alten Sitten und Gebräuche längſt verſchwunden ſind, wo jeder freie Mann ſeine Wehr trug.

Und über dieſen friedebezweckenden Kriegsanſtalten ward aus Abend und Morgen der vierte Tag, an welchem ſich wieder Rath und Gemeindevormünder verſammelten, und wo ſich auch die fremden Herren wieder treulich einfanden.

Jetzt wurden abermals die dicken Rechnungsbücher von dem alten Rathsdiener Ehrenfried herbeigetragen. Da trat Johannes Zimmermann in den Saal, einige unentſiegelte Briefe in der Hand und Racke und Friederus ſtürzten auf ihn zu und riefen: „Briefe? Briefe? Von woher, Herr Stadtſchreiber? Ei laßt uns doch alſobald öffnen — wieder vom Herzog Johann von Sachſen — ja, da müſſen wir doch gleich ſehen, was der durchlauchtigſte Herr —"

„Haltet ein! Haltet ein, werther Bierherr!" riefen die Räthe von Mühlhauſen und Nordhauſen, und einer von ihnen, Hans Bayerroth, ein würdiger bejahrter Mann trat vor, und ſagte: „Vergönnet mir zuvor ein Wort, liebe Herren, und dann möget Ihr Eure Briefſchaften leſen, bis auf den Abend."

„Seht liebe Herren, Ihr habt uns geſchrieben und uns zu kommen gebeten, und wir haben Euren Wunſch erfüllt; wir waren gern bereit, Euch mit unſerm Rath zu dienen, doch ſehen wir, daß wir überflüſſig ſind, und unſre Pflicht ruft uns nach Hauſe zurück. Wir ſcheiden, Euch für alle Ehre und gaſtliche Bewirthung höflich dankend. Wünſcht Ihr Ruhe und Friede, Liebe und Eintracht, und wollt Ihr noch einen Rath von uns annehmen, ſo iſt es der: Die achtbare Gemeinde laſſen den Rath in ſeiner Würde, und der edle Rath vertrage ſich in

Güte mit der Gemeinde. Keine Parthei vervortheile die andre; ſodann wählt glückhafte redliche Männer zu Euren Einnehmern, und thut redlich Rechenſchaft von der Haushaltung Eures kleinen Staats, ſo wird der Friede bald wieder unter Euch wohnen. Denkt, daß Friede ernähret, Unfriede verzehret, und ſo mit ſeid Gott befohlen!“

Er ſprachs, neigte ſich und ging, ſeine drei Amtsgenoſſen folgten, vergebens ſuchte man ſie mit freundlichen Worten aufzuhalten. Erſtarrt und ſtaunend ſahen die Erfurter Räthe ſie ſcheiden. Geſattelt und gepackt ſtanden ſchon ihre Roſſe auf dem Fiſchmarkt, von ihren Knechten gehalten, die Herren ſaßen auf, und ritten ohne Säumen die Marktſtraße hinauf, über den Graben, durch die unendlichlange Andreasſtraße und zum Andreasthore hinaus, zur großen Verwunderung des Volkes, der Studenten und wer ſich ſonſt auf den Straßen herumtrieb.

„Laßt ſie reiten!“ ſprachen die alten Rathsherren leichthin, aber die Erwählten, die nicht mit ihnen einverſtanden waren, und die Bürger ſteckten mißbilligend die Köpfe zuſammen, und es entſtand ein großes Murren und gewaltige

Unzufriedenheit in der Gemeinde, daß man jene Herren unverrichteter Sache abziehen laſſen, und Monſtedt und Röſſing mußten alle ihre Beredſamkeit aufbieten, die aufgeregten Gemüther zu beruhigen.

11.

Liebet Euch unter einander!
Worte der Schrift.

Johannes Zimmermann trat aus Keßners Gefängniß, ſeine Seele war grambelaſtet, ſeine Augen waren thränenvoll, er ſchritt mit ſchwerlaſtenden Kummergedanken aus dem Rathhaus, ſchlug aber nicht den Weg nach ſeiner Wohnung ein, ſondern einen andern, den er ungern und mit zweifelnder Seele antrat.

„Gieb Gott, daß ich nicht vergebens gehe, laß mich das Herz des harten Mannes rühren!“ betete er im Stillen. „Dich mit der Welt, der ſündhaften, verſöhnend, iſt Dein eingeborner Sohn geſtorben, und die Menſchen dürften unverſöhnlich ſein? Gieb meiner Zunge Beredſamkeit und meiner Sprache Eindringlichkeit, damit ich dem Armen doch einen Troſt bringen kann!“ Er klopfte an ein Patricierhaus an, und trat, als ihm ein alter Knecht geöffnet, zu dem Hausherrn ein. Dieſer ſaß in einer düſtern Stube, die voll Bücher und anders Geräth war, alles lag aber in großer Unordnung durcheinander; die Wände waren grau, in den Winkeln hatten unzählige Spinnen ihre Gewebe befeſtigt, der Boden war ſchmutzig und ungeſäubert, unter dem Ofen lag knurrend ein fetter Hund, ſo faul, daß er nicht einmal laut bellen, vielweniger aufſpringen mochte, und auf dem Ofen ſaß eine kohlſchwarze Katze. An den Wänden hingen einige dunkle Oelbilder, von Fliegen verunreinigt und mit Schmutz bedeckt, das eine ſchien Kain und Abel vorzuſtellen, ein anders die Geſchichte von Eſau und Jacob. Des Hausherrn Geſicht drückte Menſchenfeindſchaft aus; ſein Blick war düſter, ſeine Haltung gedrückt, die Farbe ſeiner Wangen war bleich, faſt grau, und die Augenränder waren leicht geröthet, die Stirn zeigte finſtre Falten. Der Kommende ſchien ihm unwillkommen, er rückte nur leicht die Pelzſchaube, unter der ſich einige dünne halbgraue Locken hervorſtahlen, und erwartete, auf ſeinem Seſſel ſitzen bleibend, die Anrede.

„Verzeiht mir, Herr Hartung Kellner, daß ich Euch beſchwerlich falle," begann Zimmermann mit unſicherer Stimme, von dem düſtern Ausſehen des Angeredeten, wie von der düſtern Umgebung faſt erſchreckt. „Ich komme —"

„Von Rathswegen, oder in eigner Sache?" unterbrach Herr Hartung fragend.

„In keiner von beiden," erwiederte Johannes: „doch bitte ich Euch, mir Gehör zu geben, in einer Sache, die Euch angeht."

„Und welche? Redet — ſetzt Euch!" war Kellners Gegenrede.

„Ich komme — aber ſeht mich nicht zornig darob an, vergönnt, daß ich ausrede, ich komme — von Euerm Bruder."

„Balthaſar?" fragte jener, und erhob ſich, und ſtand hager wie der Tod von Ypern vor dem Sprecher, eingehüllt in einen ſchlafrockähnlichen Talar, an welchem etliche Fetzen herabhingen, und hielt mit einer dürren fleiſchloſen Hand den Talar zuſammen, und warf auf Johannes einen durchbohrenden Blick.

„Nein!“ antwortete dieſer: „nicht von Balthaſar, der iſt ja entwichen, ich komme —“

„Schweigt und geht!“ unterbrach mit ſchrecklicher Stimme Herr Hartung: „Außer ihm habe ich keinen Bruder mehr. Ihr ſeid fehl gegangen!“

„O laßt mich nicht fehl gegangen ſein!“ bat Johannes: „o öffnet Euer Herz dem Mitleid, dem Erbarmen! Hört mich, daß Gott Euch höre, vergebt, daß Gott Euch vergebe! Mag die Schuld auch noch ſo groß ſein, die Euer Bruder an Euch hat, ſo denkt, daß er am Rande des Grabes ſteht!“

„Steht er?“ hohnlachte Kellner: „wohl, ſo mag er hineinfallen, ich habe nichts mit ihm zu ſchaffen.“

„O ſähet Ihr ihn, ſähet Ihr ſeine traurige Lage, ſeine Jammergeſtalt, ſeine tiefe Reue, ſähet Ihr, wie Euer Bruder — “

„Ich ſagte Euch, daß ich nur einen Bruder habe!“ rief Hartung zornig aus. „Der, von dem Ihr redet, iſt mein Bruder nicht!“

„So hat doch einer Mutter Leib Euch getragen, einer Mutter Bruſt hat Euch geſäugt

— o, die Liebe wird nicht ganz erſtorben ſein in Euch!“ wandte Johannes ein.

„Der Haß iſt meine Amme geweſen —“ entgegnete Kellner: „an ſeinen Brüſten habe ich getrunken, ich weiß nichts von der Liebe!“

„Euer Bruder — der Oberviertherr, läßt Euch bitten, dringend, flehend, bei des Erlöſers Wunden und ſeiner Marter, ihm zu verzeihen, was er Euch einſt Uebels gethan, was er jetzt ſo ſehr bereut, Euch mit ihm auszuſöhnen.“

„Spart Eure Lunge, Herr Stadtſchreiber,“ antwortete Hartung Kellner: „Ihr ſtrengt ſie vergebens an. Bei den Wunden des Erlöſers, ſagt Ihr, läßt er mich bitten? Er ſoll an die Wunden denken, die er mir geſchlagen, nie iſt von Ausſöhnung die Rede zwiſchen mir und ihm, und wird niemals ſein!“

„O ſeid doch nicht ſo grauſam hart, Herr Kellner!“ bat Johannes beharrlich. „Denkt an des Mannes Unglück, nicht an Eure Rache, denkt, er läge hier und flehte Euch fußfällig um Vergebung an, weil er nicht aus der Welt gehen will, beladen mit Euerm Haß, würdet Ihr ihn von Euch ſtoßen?“

„Ja!“ entgegnete Kellner, mit lautem zornvollem Ausruf. „Ja! Läg er vor mir, winſelnd wie ein Hund, und ſich krümmend, wie ſich ein Wurm krümmt, ich würde ihn von mir ſtoßen, und anſpein würde ich ihn!“

„O laßt Euch erbitten um ſein Weib und ſeiner Kinder Willen,“ flehte der Stadtſchreiber. „Gedenkt der Unſchuldigen, die allein ſtehen und hülflos, wenn der Vater dahin ſtirbt!“

„Weib und Kinder!“ ſchrie Hartung. „Ha, woran mahnt Ihr mich? Ich habe nicht Weib und Kinder! Blickt um Euch, wie ſieht es bei mir aus? Da waltet kein liebes treues Weib mit ſorglicher Ordnung! Keine holden Kinder ſpielen um mich und bitten um meinen Segen. Wenn ich krank bin, bin ich hülflos, der Sorge eines Miethlings überlaſſen! Warum habe ich kein Weib? Wißt Ihr's. Nein! Ihr ſchweigt — ſeht — daß ich ſo um das Glück meines Lebens betrogen bin, furchtbar darum beſtohlen, daß ich ein unfruchtbarer Baum bin, ein Hagenſtolz, dem gemeinen Weſen ſo unnütz wie mir ſelber, daß mir alle Lebensluſt und Freude vergiftet iſt — ſeht, daran iſt Herr Heinrich ſchuld!“

„Ha! Läge er hier und ſein Weib und ſeine Kinder, und weinten alle zuſammen eine Thränenfluth, die den Schmutz dieſes Bodens hinwegſpühlte, ich wollte hohnlachend über ihren Schmerz ſtehn, und ſo ſtarr und ſteinhart, wie die Felſen an der Meeresküſte, daran Jahrtauſende lang die Wellen brandend ſchlagen!“

„Ihr ſeid entſetzlich!“ klagte Johannes. „Gott im Himmel, wohnt denn in dieſer haßumpanzerten Bruſt kein menſchlich fühlend Herz? Iſt denn kein Erbarmen mehr auf Erden? Dort jammert der Hülfloſe, Gefangene in ſeinen Ketten, und ſeufzt nach dem Wort der Vergebung aus des Bruders Mund, wie nach dem Verſöhnungsmahle des Heilands, wie nach dem heiligen Leib des Herrn, und hier ſteht nun der Mann, von dem ein einziges Wort der Milde den Armen beglücken, ja hoch entzücken könnte, aber er hält das Wort zurück, und würde es zurück halten, könnte er Dein Leben damit retten, Du bejammernswerther Mann des Unglücks!“

„Ja!“ rief Hartung wieder. „Ja, das würde ich!“ — Und er ſetzte ſich wieder in ſeinen Stuhl und fragte, da Johannes ſchwieg: „Steht Euch ſonſt noch etwas zu Dienſt, Herr Stadtſchreiber?“

„Allmächtiger Gott!“ rief da Johannes zum Himmel empor: „ich weiß nichts mehr, ich vermag nichts über den Kieſel in Menſchengeſtalt — ich bin ganz fertig, ich will gehen.“

„Bleibt noch“ — ſprach Hartung etwas ruhiger. „Hat Euch Herr Heinrich Kellner erzählt, warum ich ihn haſſe?“ fragte er lauernd.

„Nicht eigentlich,“ erwiederte Johannes: „er gedachte nur Eurer mit Thränen und Seufzen, und klagte ſich großer Miſſethat an, die er gegen Euch verübt in jugendlich überbrauſender Hitze, und er möchte gern verſöhnt vor dem ewigen Richter ſtehen.“

„Das wird ein ſchwerer Stand werden,“ bemerkte Hartung. „Wer nach ſeinen Lüſten lebt, muß in Unluſt ſterben; wer über ſich haut, den fallen die Spähne in die Augen. O ja, ſauer ſehen hilft nicht; Herr Heinrich Kellner hat klug gethan, Euch nicht zu ſagen, warum ich ihn haſſe und bis in den Tod haſſen will, ſo wahr mir ſelbſt Gott helfe und —“

„Haltet ein!“ rief Johannes: „ſchwört nicht ſolch entſetzliche Schwüre, gedenkt des wahren Sprüchworts: Rache bleibt nicht ungerochen!“

„Und ſo wahr ich ſelig zu werden hoffe,“ fuhr Hartung fort, ohne auf den Bittenden zu hören: „aber ich will's Euch erzählen, wiewol ich's nicht brauchte, damit Ihr nicht ein vorlautes Urtel über mich fällt, und mich hart und grauſam ſcheltet, wo ich es nicht bin; darum hört an:“

„Ich war der Jüngſte von uns dreien, und ich war der friedmüthigſte und verträglichſte, Balthaſar war ein Schleicher und tückiſcher Kopfhänger, und Heinrich ein wilder Teufel, herriſch und heftig, aufbrauſend und jachzornig, dem wir andern uns oft beugen mußten. Immer wollte er, was ihm gefiel, ganz für ſich allein haben, und niemals hatte er ein Ohr für Wunſch und Bitte andrer, wenn deren Erfüllung ſeiner Eigenliebe nur im Mindeſten zu nah trat. Wir lernten uns allmählig unter ſein Joch beugen, und die erſte Jugend verging uns, und in ihr ſelten ein Tag, an dem es nicht Händel zwiſchen uns gab, doch die waren alle ohne Bedeutung. Es kam die Zeit, wo die Liebe in des Jünglings Herz zieht, und ihre heiligen Rechte darin geltend macht. Ich betete ein Mädchen an, die die Krone der Jungfraun war, ſie hieß Anna Ziegler, des Vierherrn Thilo Ziegler Tochter, deſſen Ihr Euch vielleicht noch entſinnt. Sie war noch eine zarte Jungfrau, ſie war meine erſte Liebe, ach, auch meine letzte! Wir fanden uns, wir liebten uns, o ſo ſelig, ſo innig, ſie ſchwur mir ewig treu zu ſein. Herr Heinrich war damals Rathsſchreiber, ich war Student; ich trug einen ganzen Himmel voll Glück in meiner Bruſt, ich baute ſchöne Luftſchlöſſer auf, träumte mir in Annens Beſitz, den ich zu erringen ſtrebte, eine goldne Zukunft. O Thor, der ich war, ich glaubte an Mädchentreue! Auf einem Feſtball erhielt meine Liebe den erſten Dolchſtoß; Herr Heinrich ſchwänzelte und tänzelte um Anne herum, und ſie war ihm gar nicht unfreundlich, vielmehr viel freundlicher, als mir lieb war. Sie koſeten und lachten und flüſterten mit einander, und da der Ball zu Ende war, führte ſie Heinrich nach Hauſe. Lange hielt es ſchwer, ehe ich Annen wieder ſprechen konnte, als es endlich geſchah, und ich ihr ſanfte Vorwürfe machte, war ſie merklich kalt und unhold gegen mich, und ſuchte allerlei Ausflüchte. In mir kochte die Wuth, ich ſchied mit zerrißnem Herzen von ihr, ich war nicht ſtark genug, da gleich zu verachten, wo ich angebetet hatte.

Jetzt war die Eiferſucht in mir wach geworden, und bewachte mit hundert Augen Herrn Heinrichs Schritte. An einem ſchönen Morgen ging er nach dem Dreienbrunnen, ich folgte ihm etwas ſpäter. Nicht lange war ich durch die Gebüſche geſtrichen, ſo ſah ich ein Mädchen Blumen pflückend, auf und abgehen. Es war eine Freundin Annas; ich vermied, von ihr geſehen zu werden, durchkroch das Gebüſch, und ſiehe, plötzlich ſtand ich vor Herrn Heinrich, der wohlgemuth auf einer Raſenbank ſaß, und Anna ſaß auf ſeinem Schooß und ihre Lippen hingen an den Seinen. Ich ſtand, wie vom Donner gerühret. Ha Schlange! rief ich der treuloſen Dirne zu, die mit einem Schrei aufſprang, und Herr Heinrich ſah mich mit wilden Augen an, und rief: Was willſt Du?“

„In einer Fluth von Vorwürfen machte ich meiner bittern Empfindung Luſt, er aber lächelte verächtlich dazu, und ſagte: Verliebter Knabe, ſei vernünftig! Ehe Du ein Weib heimführen kannſt, iſt Anna verblüht, und findeſt in zehn Jahren tauſend andre Mädchen, Anna iſt mein! Geh heim und lies im Corpus juris, oder Ciceronis orationes! — Ich ſchalt ihn einen Buben, er lachte darüber, ich rief ihn auf, das Schwert zu ziehen, er ſagte: man ſtreitet nur um zweifelhaftes Gut; für das, was mein iſt, brauch' ich nicht zu fechten! Anne! rief er: meine Anne! Komm, erkläre Dich, Dir iſt freie Wahl gelaſſen, ſage, welcher von uns Dir der Liebſte iſt?“

„Mit einem Du! ſo zärtlich, als wenn es die Göttin der Liebe ſelbſt flötete, ſank ſie, die mir ewige Treue, unter tauſend Küſſen und tauſend heiligen Eiden gelobt hatte, an ſeine Bruſt, und er ſah mich höhniſch, in jedem Zug einen teufliſchen Triumpf, an, ich aber verfluchte ihre Liebe, und ſtürzte fort. Ich glaube, ich habe damals ſogar geweint. Und in meinem ungeheuern Schmerz, ſo betrogen zu ſein, ſchwur ich mich der Liebe ab mit fürchterlichen Eiden, und daß ich dieſe Eide halten könne, daß mich nie wieder ein zärtliches Gefühl überwalle und überwältige, that ich eine grauſam unnatürliche That an mir ſelbſt — ich entmannte mich!“

„Entſetzlicher Menſch!“ rief Johannes erbleichend aus.

„Ja wohl, entſetzlich!“ fuhr Hartung Kellner fort. „Doch wer verdammt mich? Ich kehrte gegen mich ſelbſt die Waffe, damit ich die ſchändlichen Verräther hätte durchbohren ſollen. Hört mich weiter, denn noch bin ich nicht auf den Gipfel der Schändlichkeit, die ich erfahren ſollte. Ich trug meinen ungeheuern Seelenſchmerz allein, ich übte keine Rache, ich überließ jene Liebenden ihrem Schickſal. Aber meine Verwünſchungen hatte ein dunkler Gott gehört. Es waren mehrere Monden vergangen, ich hatte mich gewöhnt, wieder in Herr Heinrichs Geſellſchaft zu ſein, und ich nahm mit Freude wahr, daß er ſelbſt zum Werkzeug auserkohren ſei, mich an ihr auf das Fürchterlichſte zu rächen. Er verließ ſie, und hing ſich an eine andre Dirne, die nachmals ſeine Frau geworden iſt, aber von der ſtolzen Anna, die ich für ein Muſter aller Tugend und Sittſamkeit gehalten, die ich doppelt geliebt um ihres reinen, keuſchen Sinnes willen, hatte Herr Heinrich erſchmeichelt, um was ich früher meine Seeligkeit verkauft hätte, aber er lohnte ihr nach Gebühr. Eines Abends kamen wir drei aus einem Weinhaus und waren ziemlich gut gelaunt, da ſtieß uns ein verkapptes heulendes Weibsbild auf, und ſprach Heinrich an mit jämmerlichem Gewinſel, und ich merkte gleich, daß es Anna ſei, und wie ſie ſei, aber ich bezwang den Grimm der in mir aufſtieg, und that, als kenne ich ſie nicht, und ſprach nur einige harte Worte, worauf ich mit Balthaſar ins Haus ging. Herr Heinrich blieb aber zurück eine kleine Weile, dann kam er zu uns mit verſtörtem Angeſicht. Was iſt's? Wer war's? fragten wir. Hm! murrte er: Zieglers Anna war's, ſie mag hinlaufen! Da hielt ich mich nicht länger, ſondern ich rief: Pfui, Schimpf und Schande über Dich! Sie iſt eine verworfene Metze, aber Du biſt der infamſte Schurke, den die Erde trägt! Da ergrimmte Herr Heinrich und riß, ohne ein Wort zu ſagen, ſein Schwert aus der Scheide und hieb mich, ehe ich's verhindern konnte, in die Bruſt, daß ich alſobald niederſtürzte und in meinem Blute ſchwamm!“ —

Johannes hielt ſchaudernd die Hände vor ſein Angeſicht — aber Hartung rief, indem er ſeinen Talar öffnete, und das Hemde von der Bruſt wegriß: „verhüllt Eure Augen nicht, ſondern ſeht!“

Und wie Johannes hinblickte, ſah er auf der hagern entblößten Bruſt Kellners eine breite Narbe, die noch kündete, wie ſchrecklich jener Schwerthieb von Bruderhand geweſen.

„Ja ſtaunt, verwundert Euch!“ fuhr Hartung fort. „Könnt Ihr auch ſolch Memento mori ſchreiben, wie damals Eure Amtsvorfahr? Mußte ich betrogen werden um mein Lebensglück, damit die Zahl fahrender Frauen um eine vermehrt würde? Bei dem höchſten Gott! hätte Herr Heinrich Anna heimgeführt, ich hätte meine Flüche zurückgenommen und ſie in Segenswünſche verwandelt, aber nun, nun? Und für alle Thaten hatte damals der Himmel keine Vergeltung. Herr Kellner ward glücklich, freite, zeugte ſchöne Kinder, ſtieg in Achtung und Anſehn, ja, er wurde der erſte Mann der Stadt. Und ich, ich ſaß in meiner einſamen Stube und unterwarf mich den Launen eines mürriſchen Knechts, und ſtarb der Menſchheit ab, und verfiel dem Haß. Ich könnte auch Weib und Kinder haben, und ein glücklicher Mann ſein! O — ich wundere mich, daß ich nicht längſt ſchon wahnſinnig geworden bin, und daß mir Wuth und Groll das Herz noch nicht abgefreſſen haben!“

„Da ſeht, ich habe Katzen genährt und Hunde groß gezogen, um lebende Weſen um mich zu haben, und habe mich gefreut, wenn die, die aus dem Schoos einer Mutter gekrochen, einander anfielen und blutig biſſen um ein ſchlechtes Stück Fleiſch, und dann ſagte ich mir: es ſind Thiere, und die Menſchen ſind nicht beſſer, um ein ſchlechtes Stück Fleiſch morden ſich die Brüder!“

„Und nun könnt Ihr gehen, ich traue Euch ſoviel Höflichkeit zu, daß Ihr, was ich Euch vertraut, bei Euch behaltet; ſchickt er Euch wieder, ſo bemüht Ihr Euch vergebens. Und ſagt ihm — nein, nichts, nichts, nicht eine Sylbe ſagt ihm, er iſt nicht werth, daß ich ihm etwas ſagen laſſe, daß ich, ſei's auch durch einen Dritten, mit ihm rede!"

„Und wollt Ihr nichts thun für ſein Weib und ſeine Kinder, wenn er dahin iſt?" fragte Johannes.

„Was ſoll ich thun für ſeine Brut?" fragte Hartung zurück. „Soll ich ſie zum Erben einſetzen? Nein, das wird nicht geſchehen; mein Teſtament iſt ſchon gemacht: der Henker, der Herrn Heinrich Kellner abthut, wird mein Erbe!"

„So verlaſſe Euch Gott in Eurer Todtesſtunde! So mögen die Engel des Abgrundes Eure Seele frohlockend empfangen, Menſch ohne Herz, ohne Liebe, ohne Gefühl!" zürnte Johannes.

„Dort iſt die Thüre, guter Jüngling," ſprach Hartung ſarkaſtiſch. „Eben weil ich ohne Gefühl und ohne Liebe bin und ſein, und verzweifeln muß, darum bin ich ſo. Gott behüte Euch!"

Er ſprachs und entwich in ein Nebenzimmer; ſprachlos und erſchüttert, hoffnungslos wie er gekommen war, verließ Johannes das Haus.

Durch die Straßen patrouillirten immer noch Studenten und Bürger in Waffen, aber lange nicht mit dem Eifer und der Eile, wie vor einigen Tagen, und als ob es die Wohlfahrt des heiligen römiſchen Reichs gelte. Der Patriotismus hatte ſich auf den Wachtpoſten in den rauhen Novembernächten Schnupfen und Huſten geholt, und ſaß jetzt daheim bei Fliedermuhs und ſchwitzte. Es war auch wunderwenig gewonnen worden, durch die allgemeine Bewaffnung, denn viele, die ſich noch vor Kurzem den Ordnungwollenden angeſchloſſen hatten, ſchloſſen ſich jetzt Nachts wieder den Tumultuanten an, die jeden Abend lärmten, und es ward kein Ende des Unfugs. Und viele von denen, die ſo bereitwillig geſtimmt zur allgemeinen Bewaffnung, ſollten noch mit Schrecken erfahren, wohin es führen könne, das Volk zum Regenten zu machen; denn das Volk, nämlich der Pöbel, iſt ein wilder und grauſamer Regent, ſein Wahlſpruch iſt: Frevel und Zuchtloſigkeit; ſeine Krone iſt Unordnung, ſein Scepter Willkühr, ſein Schwert iſt Mord. Kopfab heißt ſeine Gerechtigkeit, und Raſerei ſein Witz. Die Jungfrau

Freiheit ſchändet dieſer Regent und läßt ſie als Dirne Frechheit laufen. Mit dem Geſetz ſpielt er Fangball und ſchlägt es mit der Pritſche Eigenwille in die Luft. Auf die Altäre der Gottheit ſetzt er ſich ſelbſt, und mit dem Kanzeltuch flickt er ſich ſeine zerlumpte Jacke. Wenn dieſer Regent eine Puppe braucht, denn er iſt bisweilen ſehr kindiſch, weil er meiſt blödſinnig und unmündig iſt, obwohl er ſtets die Backen voll hat von ſeiner Mündigkeit, ſo nimmt er einen Mann, hängt ihm ein Hermelinmäntelchen um, gibt ihm Krone und Scepter, und nennt ihn König. Daß aber ſolcher König ſich ja nicht beigehen läßt, regieren zu wollen, denn das iſt Sache des Regenten, ſonſt jagt er ihn gleich fort und macht ſich ein andres Spielzeug, doch will in ſeinen täppiſchen Händen keines lange halten. —

Johannes ging recht trüben Muthes ſeinen Weg, als er von weitem den Küſter Eckart ſah, dieſer ſchien dem Stadtſchreiber auszuweichen zu wollen, aber er holte ihn bald ein.

„Wie geht es Euch, guter Joſeph? Wie

lebt Ihr in dieſer böſen Zeit?“ fragte er ihn freundlich.

„Dank der Frage,“ antwortete der Küſter: „mir geht es einen Tag wie den andern. Aber was ſcheltet Ihr die Zeit? Wenn man die Zeit ſchilt, ſchilt man die Regenten. Die Zeit iſt niemals böſe, nur die Menſchen. Doch liegt es in unſrer Natur, unſer Unrecht andern aufzubürden, darum wird nun, wenn die Menſchen zu Teufeln gegeneinander werden, die unſchuldige Zeit geſcholten, die muß ſich's wol gefallen laſſen.“

„Ach Eckart,“ ſagte Johannes: „es war doch beſſer, als es jetzt iſt, wie ich noch manchmal zu Euch kam, und Ihr mir das Thurmpförtchen aufſchloßt! Ihr habt Gotteslohn verdient. Sähet Ihr jetzt den Mann, über den Ihr damals Euch erbarmtet, Ihr würdet jammernd Euer Angeſicht von ihm wenden.“

„Schweigt davon,“ ſprach Eckart abwehrend. — „Mir thut es weh! Hätt ich ſolches ahnen können, ich hätte gern den Armen noch oben behalten.“

„Jetzt würde er die Stufen nicht mehr

ſteigen können, ſo elend iſt er,“ bemerkte Johannes ſchmerzlich.

„Ich höre ja, Herr Trügeleben ſoll dem Sterben nahe ſein, iſt es wahr?“ fragte im Weitergehn der Küſter.

„Ja, er hat heute die Sakramente empfangen und ſich auch mit ſeinem Bruder verſöhnt, mit dem er lange in Groll und Feindſchaft gelebt. Wenn der Hammer des letzten Stündleins ſchlägt, macht er auch harte Herzen weich, aber dahin ſollten es die Menſchen nicht erſt kommen laſſen!“

Joſeph Eckart ſchwieg, Johannes ſah ihn ſcharf an und fuhr fort: „Lieber Eckart; ich bin viel jünger als Ihr, und es will mir nicht ziemen, Euch Rath zu ertheilen, doch hört man wohl auch einen jungen Rath an, wenn ſolcher aus Freundesmund und redlichem Herzen kommt. Joſeph, Ihr grollt Euerm Bruder! Möchtet Ihr ihm nicht wieder gut werden?“

„Wer ſagt, daß ich Adam grolle?“ erwiederte Eckart. „Er grollt mir, und das thut mir weh genug. Habe ich ihn beleidigt? Er iſt böſe, weil ich den Herrn nicht länger in der Kirche beherbergen wollen. Guter Gott, ich konnte doch nicht anders! Wenn mich meine Obern vom Dienſt weiſen, bin ich mit Weib und Kindern ein Bettler. Die Kirche iſt kein Gaſthaus. Es iſt beſſer, bewahrt, als beklagt.“

„Adam denkt, Ihr zürnet ihm,“ fuhr Johannes fort: „Laßt das Vergangene vergeſſen ſein, beſucht ihn wieder!“

„Hat er weiter zu mir, als ich zu ihm?“ fragte der Küſter. „Ich bin kein Jüngling mehr, der Weg durch Schnee und Schmutz und Sturmwetter ſchadet meiner Geſundheit.“

„Adam iſt doch älter als Ihr, und wird auch kränklich. Beſucht ihn doch, wenn Ihr könnt!“ bat Johannes noch, als ſich ihre Wege trennten, der Küſter aber ſprach nicht ja und nicht nein, ſondern blos: „Lebt wohl, Herr Stadtſchreiber!“ und ging ſeine Straße.

„O daß die Menſchen ſo ſtreng ſind gegeneinander,“ klagte Johannes. „Daß ſie mit einander rechten um jeder kleinen, ja um jeder eingebildeten Unbill Willen! Rechten iſt wohl recht, aber ſehr unfreundlich!“ —

Am Abend war Johannes wieder im Roſenhagen. Immer bleicher wurde Eliſabeth und immer trauriger Frau Marthe. Immer noch ſaß an einer ſchwarzen Kunkel die Gegenwart und ſpann für die Gebeugten den endloſen Faden der Trauer, daraus die Zukunft das Todtenkleid ihres Glücks weben ſollte. Nur wenig konnten die Nachrichten, die Johannes aus der Stadt mitbrachte, die Bekümmerten zerſtreuen. Wo der Schmerz wohnt, verſchließt er alle Oeffnungen ſeines Hauſes, daß kein freundlicher Engel hineinziehen kann, ſelbſt dem Troſt wenn dieſer an die verriegelte Pforte anklopft, öffnet er ſie ungern. Es liebt der Gram, mit ſich allein zu ſein, und Freundſchaft ſelbſt, wie hold und freundlich auch ihr tröſtender Zuſpruch, vermag nicht immer die Wolken zu verſcheuchen die das Thal des Herzens überſchatten.

Oft trägt der Stengel des Grams die Blüthe der Wehmuth, die ihren Kelch der thauenden Nacht erſchließt, und mit zartem Duft das ermattete Herz erquickt, aber nicht immer treibt der Stengel Blüthen, nicht immer verklärt ſich das Leid.

Eines aber iſt aller Bekümmerten, die da ſchuldlos leiden, ſchönes und heiliges Gemeingut: der fromme Aufblick nach oben. Ein milder Gott zählt ihre Thränen, und legt in die Schaale der Vergebung ihre ſtummen Seufzer. Freilich werden ſie oft ſpät, recht ſpät geſtillt, ja manche jammernde Lippe ſchließt ſich erſt dann, wenn das Grab ſeinen dunkeln Mund aufthut, ſie in ewiges Schweigen zu betten, aber dennoch ſoll keiner an Gott verzweifeln, denn Verzweiflung allein iſt die finſtre Höllenmacht, die dem Himmel Seelen ſtielt, und den Menſchen um die Seligkeit betrügt. —

Mehr ſchweigend als redend, liebend und doch nicht glücklich, glücklich und doch nicht fröhlich, ſaßen Johannes und Eliſabeth noch beiſammen, und hatten die Arme umeinander geſchlungen, und die Lampe brannte düſter und die Mutter nickte ein. Die Liebenden unterredeten ſich mit Händedrücken und Seufzern; Seufzer aber ſind die Worte der Schwermuth. Von Zeit zu Zeit miſchten ſie einen wehmuthvollen Kuß in ihre Unterhaltung, und dann kam auch wohl eine heiße Thräne, als wenn ſie mitſprechen wolle in dem ſchweigenden Geſpräch des Schmerzes.

Da vernahm das bekümmerte Paar einen Geſang von Männerſtimmen, leiſe zwar, aber nahe und deutlich. Auf frommen Wohllautflügeln drangen in die ſtille Stube die lateiniſchen Worte des hundert drei und dreißigſten Pſalms: Ecce, quam bonum, und würden deutſch etwa alſo gelautet haben:

„Sieh, wie erfreulich,
Wenn die Brüder treulich
Bei einander wohnen,
Brüderlich einig!“

Die Liebenden erhoben ſich leiſe, und öffneten die Thüre. Durch das Fenſterchen des Geſindeſtübchens ſchimmerte Licht, ſie ſchlichen hinzu und ſahen hinein. Da ſaß Adam und ſein Bruder Joſeph, und hatten einen Weinkrug vor ſich auf dem Tiſch und einige Becher, und ihre Lampe ſtreute hellen Schein umher. Brigitte ſaß auch am Tiſch und war eingeſchlafen, und warf einen großen Schatten gegen die Thüre. Auf den Geſichtern der beiden alten Männer aber leuchtete eine ſtille Freudigkeit, ſie blickten einander ſo liebevoll an, als ſeien ſie gar ein Brautpaar. Und ſie ſangen weiter:

„Wie reiner Balſam,
Abträuft unaufhaltſam
Von Aarons Haupt zum Bart,
Köſtlich und heilſam.“

Dann fielen ſie einander um den Hals und küßten ſich herzlich, und flüſterten einiges, was Johannes und Eliſabeth nicht verſtehen konnten, und ſie leerten den Reſt des Krugs in die Becher, ſtießen noch einmal an und ſangen das mildfromme Lied mit bewegtem Gemüth zu Ende:

„Wie Thau vom Hermon
Auf die Berge Zion;
Wo uns der Herr verheißt
Leben und Lohn!“

Nun ſtieg Joſeph auf, um heim zu gehen, die Lauſcher aber traten zurück, und gingen wieder in das Wohnzimmer. Dort ſanken auch ſie einander gerührt in die Arme.

12.

Alles trennet der Tod; Liebende ziehet er nach.

v. Herder.

Es war ein rauher Decembertag. Der Winterſturm warf große Schneeflocken gegen die Fenſter und hüllte die Fernen in undurchdringliche Nebel ein. Kaum ſah man auf dem Graden die Thurmſpitzen und Kreuze der Dom- und Stiftskirchen, von den Gebäuden auf dem Petersberge war nichts zu erkennen. Wer nicht mußte, hüthete ſich wohl in dieſem Unwetter auf die Straßen zu gehen, nur hier und dort ſah man einen Wanderer tief in den beſchneiten Mantel gehüllt, dem Sturm Trotz bieten, oder den Hut haltend und rückwärts gehend, gegen den gewaltigen Hauch des Winters ankämpfen.

Ein recht freundliches Gegenbild zu den rauhen Naturſtürmen gewährte die Wohnſtube des Herrn Millwitz. Dort verbreitete der große Kachelofen die angenehmſte Wärme, und mit ſtiller Heiterkeit auf den blühenden Geſichtern ſaßen Frau Dorothea und ihre holden Töchter bei einer Arbeit. Georg Gunſtedt und Prohaska mühten ſich, die Frauen zu unterhalten, Chriſtoph hatte ein Chronickenbuch vor ſich aufgeſchlagen, und las, bisweilen gab er auch einige Worte zu den Geſprächen, die ſeine Geſchwiſter und Freunde miteinander pflegen; der rieſige Wolf hatte ſich gemächlich in die Nähe des Ofens hingeſtreckt, und riß von Zeit zu Zeit gemüthlich gähnend den furchtbaren Rachen voll ſcharfer elfenbeinweißer Zähne auf. Von Zeiten, die vergangen waren, und von ſchöner Minne, von ritterlichen Thaten und Abenteuern ging in dem kleinen traulichen Kreiſe die Rede. Manche halb verklungene Mähr ward wieder aufgefriſcht mit treuen Farben der Erinnerung aus Kindertagen, und mitten unter Winterſtürmen ward der immergrüne Epheu der Sage gepflegt.

„Werthe Jungfrau," nahm jetzt Ludiek Prohaska das Wort: „ich habe Euch an ein Verſprechen zu erinnern, das zu erfüllen ich Euch heute freundlich bitte, wenn Ihr ſonſt nicht abgeneigt dazu ſeid."

„Und welches wäre das?" fragte Roſa erröthend: „entſinne ich mich doch nichts, daß ich Euch verſprochen hätte!"

„So denkt Ihr nicht mehr an jenen ſchönen Sommertag," erinnerte Prohaska: „an welchem wir, wie wir hier ſind, einen Spaziergang nach Hochheim machten, und wo wir auf der Rückkehr beim Sibyllenthürmchen auf Eure Frau Mutter und Herrn Gunſtedt warteten?"

„Doch, doch!" rief Roſa unbefangen aus: „ich denke immer noch mit Vergnügen daran!"

„Nun, damals verſpracht Ihr mir mit Eurer Schweſter ein Lied, das auf jenes alte Denkmal gedichtet iſt, zu ſingen. Wollet Ihr das nun heute thun?"

„Es iſt wahr," erwiederte Roſa lebhaft: „das iſt ganz in Vergeſſenheit gekommen. Ihr habt doch nichts dagegen, liebe Mutter, wenn wir ein wenig ſingen?“ fragte ſie mit zärtlichem Aufblick die geliebte Frau.

„Gar nichts, meine Kinder,“ antwortete Frau Dorothea: „ich habe ſelbſt das wehmüthige Lied lange nicht gehört.“

„Ja wehmüthig iſt es,“ nahm Charitas das Wort: „mir kommen dabei immer die Thränen in die Augen, und die arme Sibylle von der Käfernburg thut mir ſo leid.“

„Es iſt ja nur ein Lied, und eine Sage,“ warf Roſa ein. „Wer weiß, ob es auch ſo wahr iſt. Nun laßt uns anfangen! — Chriſtoph! Es wird geſungen, ſei nicht ſo vertieft in Deine plattdeutſche Saſſenkronik, Du mußt mitſingen, nimm Deine Laute. Charitas, Du ſingſt die Stimme der Gräfin allein, Du Chriſtoph, die des Ritters. Das Lied wird geſungen im Ton: „Ich ſtund an einem Morgen heimlich an einem Ort.“ Nun fangt an!“

Dumpfe Wehmuth rauſchte aus den Saiten der zwei Mandolinen; im Sechsvierteltakt und im ſchmelzenden Mollton vermählte ſich durch den holden Dreiklang aus dem Mund der Geſchwiſter mit der Töne Begleitung das Lied:

„Es ſtand auf ihrem Schloſſe
Von Käfernburg die Maid.
Sibyllas Thränen floſſen,
Sie trug gar ſchweres Leid.
Um ihren Buhlen weint ſie ſehr;
Er gab das Wort, zu kommen,
Und kam doch nimmermehr.“

Klagend und allen Schmerz ſehnſüchtiger Liebe gefühlvoll ausdrückend, ſang jetzt Charitas die folgende Strophe allein;

„„Herzallerliebſter Ritter!
Wo bleibſt du doch ſo lang?
Mein Leid iſt ſchier zu bitter,
Mein Herz iſt allzubang.
Wo bleibſt Du nur? Was that ich Dir,
Daß Du nicht Wort gehalten,
Und treulos wirſt an mir?““

Nun ſangen die Schweſtern mit dem Bruder wieder zuſammen:

„Es war der wackre Degen
Wohl ſeinem Wort getreu;
Und ritt auf ſeinen Wegen
Der Cyriaksburg vorbei.
Da kam ſein Feind, o bittre Noth,
Und ſchlug die Knappen beide,
Und ſchlug den Ritter todt.“

Die Worte des ſterbenden Ritters ſang Chriſtoph mit ſanft gedämpfter Stimme, dann fielen die Schweſtern wieder ein, und ſangen mit wehmüthigem Ausdruck das Lied zu Ende:

„„Fahr wohl, mein Lieb, mein Leben!
Der Tod löſt alle Band'.
Die Seele muß ich geben
In meines Gottes Hand!
Vergiß mein nicht, Du ſüßes Herz!““
So rief der wunde Ritter
In ſeinem letzten Schmerz.“

„Als das ſein Lieb vernommen,
Schrie ſie Leid über Leid!
Und iſt dann hergekommen
Im ſchwarzen Trauerkleid;
Und hat den Boden dort geküßt,
Darin ihr ſüßer Buhle
Begraben worden iſt.“

„Ein Denkmal ließ ſie bauen
An ſeinen Todesort,
Drei Kreuze ließ ſie hauen,
Auf die drei Gräber dort.
Und weinte, weinte Nacht und Tag
Dort am Sibyllenthürmchen,
Bis ſie dem Leid erlag. —“

„Wahrhaftig, ein rührend Lied,“ nahm Prohaska das Wort, als Sänger und Sängerinnen ſchwiegen, und die letzten Trauerklänge der Laute verrauſcht waren. Und in den Augen der ernſten Charitas glänzten helle Thränen.

„Ja ja," ſagte Frau Millwitz: „das Sprichwort trifft oft ein: Liebe iſt Leides Anfang."

„Und doch ſagt ein andres" — warf Georg Gunſtedt ein: „Kein ſüßer Leiden, denn Hoffen." Dabei blickte er Charitas zärtlich an.

„Lieb lehret tanzen und Lauten ſchlagen!" lachte die immerfröhliche Roſa, und begann ihre Arbeit wieder.

„Trennung iſt ſchon ſchmerzlich," ſprach Charitas ernſt: „aber Trennung durch den Tod iſt doch die ſchmerzlichſte, und ich kann mir größres Leid nicht denken. Gute Menſchen, wenn ſie froh und fröhlich beiſammen ſind, ſollten immer dieſes Glückes recht eingedenk ſein, denn nur zu oft tritt wie ein rauher und unhöflicher Gaſt die Scheideſtunde mitten in ihre fröhlichen Kreiſe, und trennt ſie, um ſie nie mehr zu vereinen."

„Das Lied ſcheint Euch traurige Gedanken erregt zu haben, werthe Charitas!" rief Prohaska der Schweſter ſeiner Geliebten zu, und ſie antwortete: „Es macht mich immer wehmüthig, wenn ich an das Scheiden denke, und daß jede frohe Stunde ſo nie wiederkehrt, und kehrte ſie wieder, uns nie ſo wiederfindet, wie da, als ſie das erſtemal kam."

„Das iſt ſchon wahr," warf Roſa freundlich ein, „aber darum eben ſollen wir die frohen Stunden nützen und genießen."

„Bei Gott, Ihr habt recht, werthe Jungfrau!" rief Prohaska der Angebeteten zu, und die Mutter betrachtete ihn wohlgefällig, und warf die Frage auf: „Nicht wahr, lieber Junkherr, Ihr ſeid bereits mündig?"

„Ja, edle Frau," antwortete er: „vor wenigen Tagen hat Magiſter May mir treue Rechnung abgelegt, und mich von dem Stand meines Erbes genau unterrichtet."

„Und was gedenkt Ihr nun zu thun?" forſchte die Patricierin weiter.

„Ich werde vorerſt meinen akademiſchen Curſum vollenden," berichtete er: „ſodann den Doktorhut erwerben, und dann — mein Hausweſen einrichten."

„So gedenkt Ihr hier zu bleiben?" fuhr Frau Millwitz fort zu fragen.

„Ja, edle Frau," erwiederte er: „es müßten denn beſondere Ereigniſſe mich zu einem andern Entſchluß nöthigen."

Dieſes Geſpräch wurde durch Herrn Hans Millwitz unterbrochen, der mit beſchneitem Mantel haſtig eintrat, und auf ſeinem ſonſt ſo freundlichen Geſicht einen ſo düſtern Unmuth zeigte, wie man noch nie an ihm gewahrt. Sein Sohn Hartung folgte ihm auf dem Fuße und ſah ganz verſtört aus, er nahm dem Vater den Mantel ab, und dieſer warf ſeinen Hut ſo heftig auf einen Stuhl, daß mehr als eine der ſchwarzen Federn darauf zerknickte.

„Um Gotteswillen Mann! Was haſt Du? Vater, was iſt Dir?" riefen Millwitzens Frau und Töchter erſchrocken aus, und verließen ihre Arbeit.

Millwitz holte ſeufzend tief Athem. — „Dorchen!" begann er: „meine Töchter, hört mich gefaßt an, unterbrecht nicht, was ich Euch ſage, mit unnützem Weibergeſchrei. Ich ſehe eine Zeit vor Augen, wo der redliche Mann nicht mehr ſeines Eigenthums und Lebens ſicher iſt, eine Zeit, wo Biedermann zum Schimpfwort, und Wohlhabenheit zum Verbrechen wird. Es gehen in unſrer Stadt Dinge vor, vor denen mir graußt, und noch ſchlimmeres wird folgen. Laßt mich mit Auseinanderſetzungen keine Zeit verlieren, ich habe alles reiflich überdacht. Du Frau, und Ihr zwei Mädchen, packt Eure beſten Sachen zuſammen, Ihr müßt mit mir noch heute Abend Erfurt verlaſſen!"

„Gerechter Gott!" klagten die Frauen; Frau Millwitz ſank vor Schreck auf Ihren Stuhl.

„Säumt nicht lange," ermahnte Hartung. „Eile thut Noth, der Wagen für Euch iſt ſchon bereit."

„Und wohin?" fragte Frau Dorothea, noch vor Schreck an allen Gliedern zitternd.

„Wir ziehen nach Weimar, liebes Dorchen," antwortete Millwitz: „und kehren zurück, wenn die Narrheit hier ausgetobt hat, die unter dem Mummenkleid der Freiheit durch die Gaſſen läuft, und die Glaſer reich macht."

„Aber lieber Mann, unſer Haus —?" warf des Sprechers Gattin ein.

„Chriſtoph bleibt hier. Er ſteht unter dem Schutz der Univerſität, an ihm wird ſich Niemand vergreifen, auch Hartung, der uns begleitet, kehrt zurück, und wird ſich, wenn auch nicht in der Stadt, doch in der Nähe aufhalten,“ erklärte Millwitz.

„Spracht Ihr nicht mit meinem Vater?“ fragte jetzt Georg Gunſtedt. „Will er nicht auch entweichen, wenn die Gefahr ſo dringend iſt?“

„Es thut mir leid um meinen alten Freund,“ antwortete Millwitz: „aber er hat einen Trotzkopf aufgeſetzt, und will bleiben, ich habe ihm genug zugeredet.“

„Ich geleite Euch!“ flüſterte Prohaska der bleich gewordenen Roſa zu.

„Und wie wird es mit dem Rath?“ fragte Gunſtedts Sohn weiter.

„Aus wird's mit ihm, iſt ſchon ſo gut, als aus,“ erwiederte Millwitz düſter. „Unſre Gemeinde braucht nicht Rath nicht Vormünder mehr, denn jeder Leinweber dünkt ſich ein Rath, und jeder Schneider ein Vormund, doch verzeiht, ich habe noch manches zu ordnen; ſagt Euerm Vater mein Lebewohl.“

„Ich will Euch auch das Geleit geben,“ ſprach Georg, aber Millwitz verneinte es.

„Zu viele Reiter würden ein zu großes Aufſehen machen,“ ſprach er: „und Euer Vater ſich um Euch ängſtigen. Nehmt Euern Abſchied jetzt und macht ihn kurz.“

Betreten wandte ſich Georg zu Charitas, die von den drei Frauen noch die ruhigſte war: „Dein Vater ſcheint mir zu grollen, weil vielleicht der meine ſeinen Wünſchen nicht nachgegeben. Zürne Du mir deßhalb nicht, Liebe, und bleibe meiner treu eingedenk, der ich ſtets mit Sehnſucht an Dich denken werde.“

„Verlaß Dich auf mich, guter Georg!“ antwortete ihm Charitas bewegt. „Halte treu zu meinen Brüdern, und ſende uns manchmal durch ſie Nachricht nach Weimar.“

Prohaska war fortgegangen, ſein Roß ſatteln zu laſſen, Millwitz war in ſeine Schreibſtube, die Söhne halfen der Mutter einiges einpacken, und die beiden Liebenden waren allein in dem Zimmer zurückgeblieben.

„Da ſiehſt Du nun,“ ſprach Charitas: „wie ſchnell die Freudenſtunde flieht, und wie ſchnell die Trauerſtunde kommt. Saßen wir nicht vorhin in froher Eintracht, ſangen und erzählten alte Mährlein? Ahnungsvoll mußte ich bei dem traurigen Lied an Scheiden denken, und da ſeht — Scheiden heißt jetzt unſer Gebot.“

„Doch nicht auf ewig, Theure?!“ rief Georg.

„Nein, mein vielwerther Freund, ſo Gott will, nicht auf ewig! Es wäre ja trauriger als traurig, wenn wir alle Hoffnung aufgeben müßten, daß auf die Zeit der Trübſal nicht auch wieder die Zeit der Freude kommen werde. Auf dieſe laßt uns hoffen, und dem ewigen Gott laßt uns vertrauen, und jetzt — ſcheiden mit einem gefaßten Gemüth. Lebe wohl und grüße Deinen Vater!“

„Du biſt ein Engel! Charitas!“ rief Georg mit Wärme. „Gott und ſeine Heiligen alle ſeien mit Dir! —“

Er umfing ſie zärtlich, ſie reichte ihm hold verſchämt ihren ſüßen Mund zum Abſchiedskuß, dann ging ſie raſch hinweg, damit er die Thränen nicht ſehe, die zurückzuhalten ihr ſtarkes Herz doch keine Gewalt hatte. —

Als der Abend frühzeitig herabdämmerte, ritten, tief in große Mäntel gehüllt, mehrere Reiter einzeln aus dem Schmiedſtädter und

Krämpfer Thor, um kein Aufſehen zu erregen, die letzteren ſprengten dann auf einem Seitenweg fort, der in die Heerſtraße nach Weimar hineinlief. Bei dem Hoſpital nahe dem Dorfe Linderbach hielten ſie an, ſich gegenſeitig freundlich begrüßend. Es waren die Brüder Millwitz, Ludiek Prohaſka, und Herr Hans Hirſchbach mit ſeinem Sohn, einem zarten Jüngling von funfzehn Jahren. Auch er hielt für wohlgethan, der Vaterſtadt, in der ein wilder böſer Geiſt mehr und mehr zu herrſchen begann, den Rücken, wenn auch mit Wehmuth, zu kehren. Wie ſich die Reiter nur ein Weilchen unterredet hatten, kamen wieder einige des Wegs geritten, es waren die Brüder Balthaſar und Chriſtoph Krohmann, die ebenfalls fürs Beſte hielten, das Weite zu ſuchen, und bei den Uebrigen anhielten. Der Sturm hatte nachgelaſſen, es wurde kalt und der Himmel hellte ſich auf, ſchon blinkten einzelne Sterne durch die zerriſſenen Wolken, und bald wurde es mondhell. Jetzt rollte von zwei raſchen Pferden gezogen, ein Wagen von Erfurt her, dem ein Reiter vorritt. Es war Herr Hans Millwitz; ſein Knecht fuhr, und im Wagen, in warme Pelze gehüllt, ſaßen ſeine Frau und ſeine Töchter. Die Reiter umringten ihn, wie eine Bedeckung, und im ſcharfen Trab ging es durch die Mondnacht dahin. —

Am Ottilientag, welcher dieſer Nacht folgte, ſollte es in Erfurt wieder ſtürmiſch hergehen. Schon früh um acht Uhr wurde die Gemeindeglocke gezogen, und ein ungeheurer Haufe von Bürgern ſtrömte dem Rathhauſe zu.

Das erſte, was nach dem Gutenmorgengruß einer dem andern mittheilte, war die neue Mähr, daß abermals mehrere der Rathsherren entwichen ſeien, und es entſtand ein tobendes Murren in der Verſammlung. Durch jene allgemeingebotne Bewaffnung war in vielen ein gar herriſcher Geiſt geweckt worden, und immer ſind die böſen Geiſter leichter heraufbeſchworen, wie hinab, und ſchon mehr denn einmal iſt es geſchehen, daß die ungeſchickten Beſchwörer des rechten Bannwortes vergeſſen.

Wie nun die Vormünder und Erwählten: Adolph Röſſing, Nikolaus Monſtedt, Kollmann, Mailadt, Ottenberg, Landgraf und Andere hintraten vor die Verſammlung, und der erſte mit begütigenden Worten beginnen wollte, trat ein unterſetzter Schuhmacher Namens Portius mit wild funkelnden Augen vor und rief: „Mit Verlaub, Ihr Herren! Euer Weſen taugt keinen Teufel! Das ſag' ich Euch hiermit. Ihr ſpielt mit uns Schachzabel, aber das Donnerwetter muß Euch in Grund und Boden hineinſchlagen! Ihr führt uns an der Naſe herum, aber wir wollen anders mit Euch reden! Ihr bindet uns Mährlein über Mährlein auf, aber ein Narr ſoll ſie Euch glauben! Einer nach dem andern von den Rathsherren läuft zum Teufel! Warum laßt Ihr ſie fort, warum habt Ihr nicht darauf gedrungen, daß die Rechnung abgelegt wird? Iſt die Gemeinde da, Euer Narr zu ſein? Weshalb ſeid Ihr da, als die Sache der Gemeinde zu führen? Ihr ſpielt mit den Rathsherren unter einer Decke, das wiſſen wir lange, aber es ſoll Euch ſchlecht bekommen! Euch und den Rathsherren! Ihr ſollt ſehen, wie wir mit Euch umſpringen wollen! Wir ſind freie Bürger, wir laſſen uns nicht von Euch auf den Köpfen tanzen!"

„Wir ſind freie Bürger!" ſchallte ein

fünfhundertſtimmiges Echo aus ſo viel rauhen Kehlen nach, und ein furchtbares Klirren auf den Boden geſtampfter Schwerter und Spieſe erſchütterte den Saal und die Vorhallen, wo Kopf an Kopf ſich drängte. Und es wurde den Vormündern und Erwählten mächtig bange.

Jetzt drängte ſich der ſtämmige Kandelgießer Michel hinter Portius vor, auch ihn hatte ein unnennbares Sehnen von ſeinen Zinnſchüſſeln und Gießformen weggezogen, um am gemeinen Weſen wackre Theilnahme zu beweiſen, und er rief: „Freunde! Mitbürger! Laßt uns dieſen falſchen Männern nichts mehr glauben! Wir wollen die Herren von Mainz zu unſern Räthen und Vormündern machen, die es ehrlich mit uns meinen, und kein Wort mehr verlieren an dieſen Treu- und Ehrvergeßnen! Auf! Wer es gut meint mit der Gemeinde, der folgt mir nach in den Mainzer Hof!“

„Ja, ja, in den Mainzer Hof!“ rief die Menge, und vergebens war es, daß Röſſing und Monſtedt begütigend reden wollten, die Haufen drängten ſich mit Lärm und Ungeſtüm zur Thür, polterten die Treppe hinunter, und die, welche dablieben, thaten es nur, um jeden Schritt der Erwählten zu beobachten.

„Das iſt ein tröſtlicher Zuſtand!“ ſeufzte Röſſing. „Ei ei, es iſt weit bei uns gekommen.“

„Seid nur ruhig!“ tröſtete Monſtedt. „Man muß ſich nicht erſchrecken laſſen, wenn gleich der Teufel die Zähne gegen einem blecket.“

„Das hat uns der edle Rath eingebrockt,“ klagte Röſſing: „und nun müſſen wir es ausbaden, auf unſre Schultern wälzt man nun das Unheil. —“

Während hier die beſchimpften Vormünder rathlos ſtanden, drängte ſich ein dreihundert Köpfe ſtarker Bürgerhaufe in den Mainzer Hof, alle bewaffnet, und allen voran der Schuhmacher Portius und Michel, der Kandelgießer, auch fehlten nicht der kühne Vorfechter, wenn es Prügel gab, Hans im Bart, nebſt ſeinem gleich würdigen Anhang. Die Mainzer Herren waren kaum dem Bett entſtiegen, und glaubten nicht anders, als es ſei ein feindlicher Angriff auf ihr Leben, als die Menge in das Haus ſtürmte, durch die Gemächer tobte und ihre Namen rief.

„Nichts für ungut, edle Pfalzgrafen, Vidome und Domſcholaſter!“ redete der gewaltige Portius die Herren an: „Wir ſind hier, die verrathene Gemeine Eurer guten Stadt Erfurt, und bitten Euch jetzt ernſtlich um Rath und Hülfe, denn wir ſind einer Heerde gleich, die keinen Hirten hat. Unſer Rath hat uns verrathen und unſer Eigenthum verkauft, und unſer Geld verpraßt, und nun die Herren Rechenſchaft ablegen ſollen, ſtreicht einer nach dem andern fort, wie der Fuchs vom Taubenſchlag und läßt uns das Nachſehen. Unſre Erwählten und Vormünder haben kalt und warm zugleich im Munde, und meinen es mit uns nicht ehrlich!“

„Sie möchten es mit uns halten, und mit den Rathsherren nicht verderben!“ rief Michel: „Aber Neutraliſten ſind immer eigennützig!“

„Und der Rath hält die Gemeinde noch immer hin, und legt nicht Rechnung ab!“ begann Portius wieder. „Ihr wißt ſelbſt, edle Herren, wie es zugegangen iſt in den fünf Tagen, da die Nord- und Mühlhäuſer Räthe da waren, und zornig und unverrichteter Sache wieder wegritten und uns einen böſen Namen machen in der Nachbarſchaft!“

„Darum gebt Ihr uns einen Rath, liebe Herren, was wir thun ſollen! Schafft uns Hülfe! Helft uns zu unſerm Recht!“ ſchrieen viele Stimmen durch einander.

„Werthe Freunde!“ nahm der beſonnene Vizdom von Karbe das Wort: „Es iſt Gott bekannt, wie treu wir es mit Euch und der Stadt meinen, und wir ſind ja deshalb hergekommen, Euch hülfreich zu ſein in allen billigen Forderungen, und Ihr habt uns auch große Ehre angethan, aber bedenkt, wir können doch nicht uns mit Gewalt ſetzen gegen Eure Obrigkeit!“

„Wenn die Obrigkeit nichts nutz iſt, muß man ſie abſetzen!“ antwortete Portius. „Man muß ihr nicht geben, was Gottes iſt! Wir wollen eine gute und verſtändige und treue Obrigkeit haben, ſonſt ſoll das aſchgraue Donnerwetter hineinfahren!“

„Obrigkeiten ſind wegen der Unterthanen! das iſt ein alter Spruch!“ rief Michel.

„Tyrannen Gewalt wird nicht alt!“ ſchrie Hanſens Stentorſtimme aus dem Hintergrunde über die Köpfe der Menge hervor. „Wir wollen unſer Recht haben!“

„Werthe Männer und Bürger!“ nahm der Domſcholaſter Truchſeß das Wort: „Rechten iſt kriegen! Recht ſcheidet wol, freundet aber nicht! Mit Lärm und Ungeſtümmigkeit werdet Ihr nichts ausrichten, ſolches iſt nicht der Weg zum guten End. Saget uns offen und wahrhaft: Seid Ihr hierher zu uns gekommen im Namen der ganzen Gemeinde, nach zuvor reiflich gepflogener Berathung und wohlgefaßtem Entſchluß, uns um Hülfe anzuſprechen?“

Auf dieſe Frage mußten die Wortführer des Haufens freilich ein „Nein“ erwiedern.

„Nun, liebe Bürger,“ fuhr der Domſcholaſter fort: „ſo gehet hin fein ruhig und ſtille, und berathet Euch mit der ganzen Gemeinde, und redet freundlich mit Euern Erwählten, und bedürft Ihr danach unſrer noch, ſo kommet wieder und ſaget's uns an, ſo wollen wir Euch gern zu Rath und Hülfe bereit ſein, ſo gut wir's vermögen!“

Nicht ganz zufrieden mit dieſem Beſcheid entfernten ſich die Patrioten, und Hans im Bart murrte: „Das habe ich gedacht! Pfaffen im weltlichen Rath und Hunde in der Kirche ſind nie viel nutz geweſen!“

„Jetzt will ich Euch etwas ſagen, Freunde!“ rief Portius im Hof und die Schaaren drängten ſich horchend um ihn her. „Jetzt wollen wir die ganze Gemeinde in den Prediger Kirchhof beſcheiden, dort iſt Raum für viele, und man kann trocken ſtehen, und unſre Vormünder ſollen auch hin gehen, dort wollen wir mit ihnen reden!“

Dieſem neuen großen Entſchluß jauchzte die Menge Beifall, und eilte ihn auszuführen. So geräumig nun auch der Prediger Hof war, er faßte doch die Menge nicht ganz, die dort hinſtrömte, und die Vormünder mußten ſich bequemen, begleitet von einer Bürgerſchaar, das Rathhaus zu verlaſſen, und dorthin zu gehen, wohin es dem vielköpfigen Volks-König mit braunem Schurzfell und rußigen Fäuſten beliebte.

Wie die Erwählten in den Predigerhof kamen, fanden ſie es unter ihrer Würde, mitten unter dem plebejiſchen Haufen zu ſtehen, und wollten in das Kloſter eintreten, aber da ſchrie gleich Portius: „Hier draußen geblieben, werthe

Herren! Draußen geblieben! Wo die Gemeinde ſteht, könnt Ihr auch ſtehen!" und Degenhart und einige andre, die der Machtwille des Bürgerthums aus der Haft befreit hatte, verſperrten ihnen grob und trotzig den Weg. Indeſſen war man überein gekommen, die Mainzer Herren auch in das bürgerliche Synedrium einzuladen, und zum zweitenmale verfügte ſich ein Haufe, doch mit mehr Ordnung und Mäßigung in den Mainzer Hof. Ehe die Herren aber erſchienen, gelang es Monſtedt, ſich Gehör zu verſchaffen und er ſprach alſo zu den guten Männern Erfurts: „Ich ſehe mit Verwunderung Eure Erbitterung gegen uns, die Ihr ſelbſt erwählt habt zu Euern Vertretern im Stadtrath und ſinne vergebens den Grund nach, den Ihr haben könnt, uns, die Gemeindevormünder, zu verfolgen! Niemand hat wärmer Eure Sache, die Sache der ganzen Stadt gegen die Herren des Rathes geführt, als Herr Röſſing und ich, Niemand hat ſo heftig auf Ablegung der Rechnung gedrungen, als wir, ganz erfüllt vom Gefühl unſrer Verpflichtung gegen die Gemeinde! Wir haben die Sache zuerſt angeregt, und zur Sprache gebracht, auf unſern

Betrieb iſt Herr Kellner, die Urſache dieſes ganzen unſeligen Zwieſpalts, gefänglich eingezogen worden, und ſieht ſeinem Urtheil entgegen, aber wenn Ihr Räthe und Richter fortjagt, dann kann ihn Niemand richten. Daß einige Treuloſe aus der Stadt geflohen ſind, iſt das unſre Schuld? Ihr habt es ja übernommen, die Thore zu bewachen, warum habt Ihr ſie ziehen laſſen? Ihr braucht nicht gegen uns ſo patzig zu thun! Wählt Euch einen andern Rath, oder ſetzt Euch ſelbſt in die Kurie, vorher aber müßt Ihr freilich leſen und ſchreiben lernen! Wählt Euch andre Vormünder, wir ſind es herzlich gern zufrieden, wenn wir für treue Amtsführung und redliche Fürſorge nichts ärnten ſollen als ſchnöden Undank. Wenn Ihr doch das Sprichwort bedenken wolltet: Schuhmacher bleib' beim Leiſt! das würde Euch traun mehr frommen, als Eure Zeit verſäumen, Euer Handwerk vernachläſſigen und zum Geſpött aller deutſchen Lande ein Regiment ſpielen, für welches Beginnen — hört es! von Kaiſerlicher Majeſtät Acht und Bann ſchon unterwegs iſt!"

Der Schuſter Portius hatte als Gegenrede für das angeführte, ihm beſonders mißfällige

Sprichwort ſchon einige ſchwere Gewitter auf den Lippen, aber ſie brachen nicht aus, vielmehr flog Monſtedts keck erdachte Behauptung wie ein elektriſcher Schlag lähmend in die Verſammlung, und machte ſie ſtill. Keine einzige Stimme erhob ſich zur Gegenrede.

Indeſſen hatten ſich eine Menge Patricier, meiſtens junge Männer, herbeigedrängt, die ihrer freiwillig übernommenen Verpflichtung, Ruhe und Ordnung überall zu erhalten, treulich nachkommen wollten; ſie waren gut bewaffnet, und die Führung des kriegeriſchen Geräthes gewährte ihnen Vergnügen, da ſie ohnedieß dem Geiſt ihrer Zeit gemäß, beſtändig ritterlichen Uebungen oblagen. Georg Gunſtedt, Hans Knipſtein, Heinz Stolz, Thilo Büchner und andre ihnen befreundete Jünglinge waren darunter. Jetzt erſchienen auch die Mainzer Räthe, geleitet von ſtattlichen Mitgliedern der Bürgerguardia, und empfangen von lautem jauchzendem Jubelruf des Volkes, das immer noch in ihnen die Künſtler hoffte, die den gordiſchen Knoten des vernachläſſigten Staatshaushalts löſen würden. Jene Bürger glaubten damals, größere Verwirrung könne nie und nirgends vorhanden ſein, als bei ihnen; hätte irgend ein wohlwollender Genius ſie prophetiſche Blicke thun laſſen in ſo manchen Augiasſtall der Finanzenſyſteme ſpäterer Zeiten, ſie wären vielleicht beruhigt nach Hauſe gegangen, und hätten nimmer Pechdrath und Pfrieme mit dem Schwert vertauſcht!

Ohne Einſpruch trugen jetzt vor allem Volk Monſtedt und Röſſing den Mainzer Herren den Stand der Dinge vor; ſie beklagten, daß der Rath zur Rechnungsablegung auf keine Weiſe zu bringen ſei, und übertrugen ihnen alle Vollmachten eines Gemeindevormundes, darauf verſprach Emmerich von Karbe der Gemeinde jeden Schutz und die Aufrechthaltung aller ihrer Rechte im Namen des Erzbiſchoffs, nur mußte, um dieſe Zuſage erfüllen zu können, ihnen, den Mainzer Räthen, verſtattet ſein, zu handeln, als ob ſie ſelbſt Räthe von Erfurt, denn mit gebundenen Händen könne einer weder Feder noch Pferd regieren.

Wie nun die Bürgerſchaft alle Vorſchläge der Mainzer Herren gut hieß und zufrieden war, und ſie auf das Rathhaus geleitete, wo ſie nun ſelbſt alle Schlüſſel zu den Archiven, zu den Kaſſen und Bücherſchreinen empfingen, und ſich hinter die Bücher ſetzten, Auszüge daraus zu entwerfen mit Hülfe ihrer mitgebrachten Schreiber, da erhob ſich wieder ein Murren von Seiten der Patricier gegen die Bürgerſchaft, die auf völlige Abſetzung des bisherigen Rathes drang, welcher freilich unter den Geſchlechtern Verwandte und Anhang hatte. Während alſo die Herren von Mainz oben auf dem Rathhaus ſaßen, und hinter manches kamen, was bisher der Rath ſorgfältig dem Auge der Welt verborgen gehalten hatte, ſammelte unten auf dem Fiſchmarkt der Kaufmann Heinz Stolz einen großen Haufen Freunde um ſich her, und ſagte laut, daß es auch ein großer Theil der übrigen Bürger hörte: „Was iſt das, das die Gemeine thut? Wenn es nicht eine große Thorheit iſt, ſo will ich ſterben! Nichts iſt theurer, als was man mit Bitten kauft, das werdet Ihr erfahren. Der Rath wird abgeſetzt, und fremden Herren, die keine Liebe zu unſerer Sache haben, werden ſeine Heimlichkeiten aufgedeckt! Meint Ihr Bürger, das werde Euch frommen? Mit Nichten, aber einen weiß ich, dem es frommen wird, dem Herrn Erzbiſchoff! Was nie ein Biſchoff erfahren hat, wird der jetzt erfahren zu unſerer Stadt größten Schaden. Ihr meint, der Rath habe Euch bedrückt und ruft nach Freiheit! Habt Acht, ob Euch nicht eine Freiheit wird, die Ihr verwünſcht! Niemand kann den Beutel weiter aufthun als er iſt! Was einmal nicht gut iſt bei uns, werden die fremden Herren nicht beſſern! Uebers Jahr lobt man erſt die Freiheit!"

Alle Anweſenden Junker ſtimmten dem Sprecher bei, aber der Schuſter Portius wühlte ſich durch die Menge und rief: „Reden kommt von Natur, ſchweigen vom Verſtande! Ihr ſeid auf dem Holzweg! Trau wohl reitet das Pferd hinweg! Ihr möchtet Eure guten Gevattersleute wieder oben dran ſehen, nicht wahr? Ihr möchtet uns auch auf der Naſe tanzen, wie Eure Vettern? Mit Nichten, Niemand läßt ſich gern den Kopf anders ſetzen! Wenn wir einen Rath brauchen, ſoll es an Euch zuletzt kommen, und an Eure alten Herren gar nicht wieder. Das laßt Euch geſagt ſein! Wir wollen wiſſen, wo unſer ſchweres Geld hinkommt, das wir Jahr aus Jahr ein ſteuern müſſen, ſonſt ſoll das kieſelblaue Donnerw —"

„Wir wollen uns von Euch Karſthanſen und Waidjunkern keine Geſetze vorſchreiben laſſen!" überſchrie der Kandelgießer Michel den Koryphäen der Bürgerſchaft, und aus dem Gedräng hob ſich neben einem bärtigen Kopf ein nackter Arm und eine drohende Fauſt, und eine tiefe Baßſtimme rief: „Straf mich Gott, verdammter Heringskrämer, wenn Ihr Euer Maul nicht bald haltet, ſo komme ich hin und ſtopf's Euch! Ich habe ſo noch mit Euch ein Ei zu theilen!"

Und über vielen nutzloſen Reden und Gegenreden wuchs nur mehr und mehr die gegenſeitige Erbitterung und Partheiung, und es ging nicht ab ohne blutige Händel. Die Patricier, einſehend, daß bei dem Bürgerregiment nichts Gutes, am wenigſten für ſie, herauskommen könne, führten die Sache des Rathes, der Rath ſelbſt und viele der Gemeindevormünder hielten ſich in ihren Häuſern verborgen, oder ſuchten aus der Stadt zu entkommen. Die Sachſenherzoge, mild und gütig, boten den Entflohenen willig eine Freiſtatt, und verſprachen ſo wahr ſie fromme Fürſten ſeien, ſo wahr wollten ſie es dahin bringen, daß jeder der Entwichenen wieder in ſeine Rechte und Güter eingeſetzt werde, nur ſollten ſie ſich jeder Unterhandlung mit den Erfurtern ohne Wiſſen der Fürſten enthalten.

Jede Nacht tobte Geſindel aller Art durch die Gaſſen, die ſchwarze Rotte erhob ihr Panier wieder, bald wurde da, bald dort geſchrien, daß alles zuſammenlief und wenn ſich nun die Menge auf einen Knäuel gedrängt hatte, war es nichts als blinder Lärm und höchſtens gab es einige Prügel. Hier leuchteten Hans im Bart, Degenhart und Bachmann ſtets als Sterne der Tapferkeit dem Haufen vor, ſie waren die Hände, wie Pertius und Michel die Mäuler des großen Unthiers Anarchie, das immer mehr wuchs, und mit ſeinem Pöbelſchweif Ruhe und Ordnung, Sitte und Ehrbarkeit zu Boden ſchlug.

Mit Mühe brachten es die Vormünder und Erwählten, deren Anſehen mächtig geſunken war, dahin, daß die Bürgerguardia Nachts durch die Straßen patrouillirte, um Exceſſe des Geſindels zu verhüten, und die Handwerker mußten Nacht und Tag unter Waffen bleiben, denn es ging ein dunkles Gerücht umher, die Fürſten von Sachſen würden, angeregt von den Entflohenen, eine Heeresmacht gegen die Stadt ſchicken, und die Patricier ſich gegen die Gemeinde erheben, und jenen Hülfsvölkern die Thore aufthun. Jeden Morgen fand man an den Straßenecken Aufrufe, Warnungen, Spottgedichte und ſatyriſche Holzſchnitte oder Zeichnungen angeklebt, und ungeſtraft konnte jeder thun, was ihm beliebte. Der Rath hielt keine Verſammlungen mehr und verkehrte auch nicht mit den Mainzer Räthen, und in die Herzen ſelbſt der Beſſergeſinnten zog Mißtrauen, Furcht und trüber Unmuth. Viele gewannen die Meinung, es würde doch beſſer geweſen ſein, wenn man die Vermittlung der Fürſten, die ſo freundlich geboten worden war, angenommen hätte, andre verneinten dieſe Anſicht, und hielten zum Erzbiſchoff, noch andre ſagten, man hätte den Rath ſollen in ſeiner Würde laſſen, und mit gemäßigtem Gemüth von der Zeit abwarten, was ſich doch nicht mit Gewalt ertrotzen ließe. Keiner traute dem Andern recht, und ſo wurde nach und nach aus den lauten Bewegungen eine dumpfe drückende Stille, die doch keineswegs Ruhe war, ſondern nur jenes trübe Schweigen, das einem ſchweren Gewitter, oder dem Ausbruch eines Vulkans vorangeht. Handel und Gewerbe ſtockten, die Reiſenden umgingen Erfurt, kein Fremder hatte Luſt, ſich in eine Stadt voll Aufruhr zu wagen; das tauſendzüngige Gerücht vergrößerte noch die Nachrichten, die ohnedieß ſo übel lauteten. Die benachbarten Stegreifritter benutzten die Verwirrung für ihren Vortheil, ſie begannen die Bauern der erfurtiſchen Dörfer zu plagen und zu brandſchatzen, Vieh weg zu treiben, und waren ſo keck, daß ſie oft bis nahe an die Thore der Stadt ſtreiften, und den Bürgern allerlei Schimpf anthaten. Auch auf Religion und Geſittung wirkte die Verwirrung verderblich, wie das immer der Fall iſt bei ſolchen Aufſtänden. Die Kirchen wurden weniger beſucht, und die frommen Gaben in Opferſtöcke und an Klöſter nahmen merklich ab. Da begann auch die Geiſtlichkeit zu klagen, und machte Vorſtellungen an die Mainzer Herren, aber dieſe konnten die Leute nicht fromm und freigebig machen.

Traurig ging das Weihnachtfeſt vorüber. Manches Familienglück war ſchon zerſtört, manche Freude blieb ungeboren, oder kam todt zur Welt, eine welkende, vom innern Wurm zernagte Knoſpe.

Nie trägt der Baum der Geſetzloſigkeit eine erfreuende Blüthe, eine labende Frucht, er ſteht in öder Wüſte, ein unfruchtbares Trugbild, auf das mancher Pilger zueilt, hoffend, unter ihm Labung und Schatten zu finden, aber es iſt ein Giftbaum, ſelbſt ſein Schatten bringt Verderben und Tod.

Wo viele Köche ſind, wird der Brei verſalzen, ſagt ein altes Sprichwort. Wo jeder Herr ſein will, ſteht die Knechtſchaft für alle ſchon auf der Schwelle.

In Erfurt ſollte es noch weit ſchlimmer werden, als es ſchon war.

Ende des zweiten Theils.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Das

tolle Jahr.

Dritter Band.

Das

tolle Jahr.

Hiſtoriſch-romantiſches Gemälde
aus
dem ſechzehnten Jahrhundert

von

Ludwig Bechſtein.

Dritter Band.

Stuttgart,
1833.
Hallberger'ſche Verlagshandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

1.

Den Frevler bindet nicht der allerſtärkſte Eid.

Tſcherning.

Ueber den Steigerwald brauſten die Stürme des Aequinoktiums, und es rauſchte dumpf und hohl in den alten Eichen und Buchen, die laublos ſtanden und mit ihren ſchwankenden Aeſten fort und fort an einander ſchlugen. In den Gräben und Hohlwegen lag noch Schnee, auch hie und da noch im Walde; auf den Feldern hatte ihn Regen und Frühlingsſonnenſchein bereits verzehrt. Doch war es in der Natur noch gar todt und öde, kaum daß ſich unter dem feuchten fahlen Laub am Boden ein grünes Blatt oder eine blaue Anemonenblüthe hervorſtahl, nur des Haſelnußſtrauchs goldner Staubregen fiel ſchon befruchtend auf die Purpurfäden der weiblichen Blüthen. Die Dämmerung zog herauf, und der Wind trieb raſchen Hauches graue Schneewolken in der Richtung vom Nordoſt nach Südoſt unter dem einförmig dunkeln Himmel hin. Ein einſamer Reiter ritt auf dem breiten Waldweg, der von Arnſtadt nach Erfurt führt, letztgenannter Stadt zu. Sein Roß ſchnaubte oft und der Sturm, der ihm entgegenblies, fing ſich in dem weiten Mantel des Reiters, ihn oft aufſchwellend wie ein Segel, oder in die Höhe führend wie ein dunkles Flügelpaar.

„Blaſe mich nicht ſo wild an, Boreas!“ ſprach der Reiter zu dem Wind: „ich will nicht hinein in die Stadt, in der es auch ſtürmt, und noch mehr, wie hier in dem düſtern Walde, auf dem öden Bergrücken. Ich will nicht hinein, nur hören will ich, was ſich dort begiebt. Weißt Du es, Boreas, ſo flüſtre mir es ins Ohr, oder biſt Du ſo ſchnell über die Stadt gefahren, daß Du nichts erfahren haſt, nun ſo ſchweige, und hemme nicht die Schritte meines treuen Roſſes, das mich heute ſchon eine weite Strecke getragen hat."

Der Wind aber hörte gar nicht auf des Reiters Rede, ſondern blies ihn kalt an, und wehte ihm ſcharfen Schneehagel ins Geſicht, daß er kaum aus den Augen ſehen konnte.

Als der Reiter an die Stelle kam, wo der Steigerberg ſich gegen die Stadt hinabſenkt und von wo aus man Erfurt und eine weite Ebene überſehen kann, hielt er an, ſtieg ab, und führte ſein Pferd eine kleine Strecke in den Wald hinein, zu einem Platz, wo mitten unter den Eichen und Buchen ein Trupp Tannen ſtand, die gegen Sturm und Unwetter einigen Schutz gewährten. Die Stadt, obgleich von hieraus ſonſt ſichtbar, konnte der junge Mann nicht erblicken, der Schneeſturm überſchleierte ſie ganz.

Hartung Millwitz, war der Einſame, der mit trüben Gedanken ſich an einen alten Tannenbaum lehnte, während ſein Roß am Boden ſchnoberte und einiges Moos kaute.

„Stehe ich nicht hier, wie ein Wegelagerer," ſprach der junge Patricier zu ſich ſelbſt: „der dem harmloſen Wandrer auflauert, ihm ſeine Laſt leichter zu machen? Es iſt weit mit uns gekommen. Aber wäre ich ein Räuber, traun, hier könnte ich bequem erfrieren und verhungern, ehe ich einen Fang thäte. Niemand wandelt dieſe Straße, die ſonſt nicht leer wurde; ſtill und einſam und ſchaurig iſt es hier, wie am Hochgericht, und es iſt als läge die Stadt im Kirchenbann.“

Er klopfte ſein Roß und ſtreichelte es. „Armer Hans, Du zitterſt, nun gedulde Dich nur, wir werden bald eine Herberge ſuchen, nur ein wenig warten will ich hier, ich denke, der Chriſtoph ſoll bald kommen.“

Das Pferd ſah ſeinen Herrn klug an, als habe es ihn verſtanden, und neigte ſeinen Kopf geduldig wieder zur Erde, die erſten Spitzen jungen Riethgraſes abfreſſend, die unter der geſchützten Stelle ſchon aufkeimten.

Da ſchlug plötzlich drüben auf dem Weg ein Hund an, ſetzte in großen Sprüngen über das raſchelnde Laub und ſprang an Hartung hoch in die Höhe, ihm die gewaltigen Tatzen auf die Bruſt legend.

„Wolf, alter, guter Wolf! biſt Du da? Nun Gottlob, ſo wird Dein Herr auch nicht weit ſein.“ Wolf ließ hierauf von ihm ab, und rannte, freudig bellend, wieder fort, und nicht lange dauerte es, ſo gewahrte Hartung vier junge Leute, die den Berg heraufgeſtiegen waren und jetzt ſich nach allen Seiten umſahen. Er klatſchte in die Hände, und nun folgten jene dem voreilenden Wolf in das Dickicht unter die Tannen. Es waren Chriſtoph Millwitz, Prohaska, Georg Gunſtedt und Knipſtein.

„Ein ſauberer Spatziergang!“ rief der letztere, ſich den gekörnten Schnee vom Hut ſchüttelnd, während die Brüder ſich begrüßten. „Ja, wenn man zu Roß ſitzt, kann man das Ding ſchon eher anſehen.“

„Wie geht es den Aeltern und Geſchwiſtern?“ war Chriſtophs erſte Frage.

„Gut, und ſie grüßen Dich herzlich, und wie geht es Euch und überhaupt der Stadt?“ antwortete und fragte Hartung zurück.

„Uns? — auch gut,“ übernahm Knipſtein die Antwort: „aber der Stadt nicht, und ſie grüßt Euch auch nicht herzlich.“

„Es iſt bei uns immer noch das alte Lied und das alte Leid,“ ſprach Chriſtoph. „Mit Mühe habe ich Schutz erlangt, mit Mühe iſt es abgewendet worden, daß nicht das Volk über der Aeltern Flucht immer noch erbittert, mir das Haus überm Kopf angezündet oder es der Erde gleich gemacht hat.“

„Nur der glückliche Umſtand,“ nahm Gunſtedt das Wort: „daß Euer Vater bei dem tapfern Bürger Portius für ſich und die Seinen Schuhe machen ließ, hat ſein edles Gemüth zur Milde bewegt und bewirkt, daß er ein Fürſprecher für Chriſtoph bei ſeiner Rotte geworden.“

„Da ſieht man,“ bemerkte Knipſtein ſpöttiſch: „daß man keinen gemeinen Mann verachten ſoll, er kann einem oft allewege nützen oder ſchaden.“

„Ihr ſeid ja alle bewaffnet, als wolltet Ihr gegen die Welt zu Felde ziehen?“ rief Hartung verwundert, als er wahrnahm, daß ſeine Freunde ſämmtlich ihre Stoßdegen umgeſchnallt hatten, und nebenbei noch mit langen Dolchen bewehrt waren, auch trug jeder eine Handbüchſe im Gürtel.

„Wir ſind Staatsvertheidiger,“ erklärte Prohaska. „Wir hätten gar nicht aus dem Thor gedurft, hätten wir nicht vorgegeben, daß wir im Steigerwald nach den Schnapphähnen ſpioniren wollten, die ſich rings um die Stadt zeigen, und von denen Albrecht von Dona drüben in Möbisburg der gefährlichſte und keckſte iſt.“

„Ein wackrer Degen, auf den ich nichts kommen laſſe!“ lobte Knipſtein den Stegreifritter.

„Das Neuſte,“ fuhr Chriſtoph fort, dem Bruder zu berichten: „iſt, daß die ehrſame Gemeinde einen neuen Rath gewählt hat, und darunter gegen alles Recht und Herkommen Leute aus ganz fremden Herren Ländern, die von unſern Rechten und Gebräuchen ſo wenig wiſſen und verſtehen, als ich vom Meſſe leſen, dieſer Rath ſoll nun tanzen, wie ihm die Gemeinde aufſpielt; ferner hat dieſelbe ruhmwürdige Gemeinde ihre Vormünder und Erwählten abgeſetzt und zu dieſen Aemtern den Schuſter Portius, den Kandelgießer Michel, den Goldſchmied Hans im Bart und andre wackre und gute Geſellen erwählt, die nun ein gottheilloſes Regiment führen.“

„Das ſind keine tröſtlichen Nachrichten!“ antwortete Hartung ſeufzend der Rede des Bruders. „Biſt Du zu Ende?“

„Noch nicht,“ nahm Georg Gunſtedt das Wort: „Wie der Rath erwählt war, und die Gemeinde ihn huldigen und Gehorſam angeloben ſollte, weigerte ſie ſich deß, und ihre Vormünder ſagten in ihrem Namen: Wir huldigen nicht eher, bis der Rath alle Geſetze aufhebt und abſchafft, vermöge deren wir Schatzung geben müſſen. In dieſes unſinnige Verlangen mußte der Rath einwilligen, wenn er nicht Luſt hatte, von dem ſchwürigen Volk zum Fenſter hinausgeworfen zu werden, und nun geben die glücklichen Bürger Erfurts keine Steuer mehr; da aber die Stadtkaſſe viele auswärtige Gläubiger hat, längſt erſchöpft iſt, und nicht einmal mehr Zinſen zahlen kann, ſo vergeht kein Tag, wo nicht Droh- und Schmähbriefe aller Art ankommen, und kein Erfurter Bürger iſt ſeiner Freiheit und ſeines Lebens ſicher, wenn er ſich vor das Thor wagt, denn die Gläubiger der Stadt erklären ihr offne Fehde und achten jeden Bürger für vogelfrei, und das iſt auch ein

Grund mit, warum Du uns alſo bewaffnet ſiehſt.“

„Heiliger Gott, was ſoll aus dieſem Irrſal werden?“ rief Hartung klagend aus, und Chriſtoph nahm wieder erzählend das Wort: „Wie nun die Gemeinde dem Rath gehuldigt hatte, erſchienen die Herren von Mainz, die uns arm freſſen helfen, und begehrten, daß nun der Rath dem Erzbiſchoff huldige, ſo wie es in frühern Zeiten mit einer beſondern Eidesformel und ganz in der Stille geſchehen iſt, jetzt aber wurde er ein Teufelslärm, die große Metze von Babylon, Gemeinde genannt, beſtieg ihren Thron und hörte das Gelöbniß an, das in einer neuen Eidesformel abgefaßt war, und die Herren von Mainz ſprachen alſo zu dem vielköpfigen Thiere, es mit Worten ſtreichelnd, wie eine falſche Katze. Liebe, Getreue, Ihr ſollt nicht glauben, weil ſich unſer gnädiger Herr huldigen läßt nach altem Brauch von dem von Euch eingeſetzten Rath, er wolle Euch um Eure Freiheit und Gerechtigkeit bringen, das ſei ferne! Land und Leute, Stadt und Gemeinde, Rath und Domkapitel ſoll dabei bleiben, nur den Troſt will unſere Fürſtliche

Gnaden, der Erzbiſchoff haben, daß Ihr ihm treu und gehorſam ſeid.“

„Hierauf ſprach die Gemeinde durch den Mund ihrer Vormünder: Wenn wir unſre Freiheit unangetaſtet behalten und unſre Gerechtigkeit, und thun dürfen, was wir für gut halten, dann ſoll unſer Rath in Gottes Namen den Eid leiſten. Und dem geſchah alſo.“

„Das iſt eine lange Litanei trüber Berichte, und wißt Ihr mir gar nichts Erfreuliches zu ſagen?“ fragte Hartung.

„Tauſend Grüße von mir an die holde Roſa, wenn Ihr wieder nach Weimar kommt!“ rief Prohaska.

„Und dieſes Brieflein von mir gieb Deiner Schweſter Charitas,“ ſprach Gunſtedt, indem er Hartung noch einiges heimlich zuflüſterte.

„Amor iſt doch raſtlos geſchäftig!“ lachte Knipſtein. „Mitten durch Kampf und Schlachtordnung geht er, ein kecker Schütze, und ſchießt ſeine Pfeile auf Freund und Feind!“

„Tod und Liebe treffen ſicher,“ ſtimmte Prohaska ein: „nur daß die Wunden, die ſie verurſachen, verſchieden ſind; jene bitter, dieſe ſüß, oft beide unheilbar.“

„Die Nacht bricht ganz herein, Freunde!“ mahnte Chriſtoph: „Bruder Hartung, wir müſſen ſcheiden. Grüße herzlich Vater, Mutter und Schweſtern, und hüte Dich auf der Reiſe, daß Du nicht in Feindes Hände fällſt! Wenn treffen wir uns wieder hier?“

„In acht Tagen will ich wieder hier ſein um dieſelbe Stunde, dann komme heraus, oder ſende mir Nachricht,“ antwortete Hartung und führte ſein Roß in Begleitung der Freunde wieder auf den Weg. Der Schneeſchauer hatte nachgelaſſen und es war mondhell geworden, obgleich das ſanfte Licht Selenens nur matt durch das dichte Gewölk zu ſchimmern vermochte.

„Wo übernachteſt Du?“ fragte Chriſtoph den Bruder.

„In Windiſchholzen,“ antwortete Hartung: „und morgen in aller Frühe reite ich nach Eichelborn, dort bin ich außer dem Erfurter Gebiet.“

Die Brüder beſprachen noch einiges heimlich mit einander, nachdem ſich Hartung von den

Freunden verabſchiedet, dann trennten ſie ſich und jener ritt wieder den Weg, den er gekommen war, zurück. Chriſtoph ſah ihm mit ſeinen Begleitern nach, bis er in die tiefe Dämmerung hineinſchwand, worauf ſie den Rückweg antraten.

„Die Fürſten ſind jetzt ſehr ernſtlich gegen unſre Stadt erbittert, und wollen, da alle gütlichen Warnungen und Vorſchläge fruchtlos waren, nun Ernſt und Strenge zeigen,“ berichtete Chriſtoph. „Auf allen Straßen um die Stadt ſieht man ſchon ihre Reiter.“

„Wird das Uebel nur ärger machen,“ ſprach Knipſtein. „Unſre gnädigſten Herren, Meiſter Portius und Konſorten, haben harte Köpfe und derbe Fäuſte und wenig Verſtand, ſie werden ſich widerſetzen, bis alles zu Grund geht.“

„Wie ſtark iſt das Häuflein neuer Landsknechte, die zum Schutz der Stadt angenommen worden ſind?“ fragte Georg.

„Gegen vierhundert Mann, höre ich,“ antwortete Prohaska: „mehr hat der edle Rath nicht aufbringen können.“

„Könnte er dieſe nur bezahlen!“ ſpottete

Chriſtoph: „ich denke, ſie werden davon laufen, ehe ſie einen Feind ins Geſicht ſehen.“

„Was auch komme, Freunde:“ rief Knipſtein feurig: „ſo laßt uns nur treulich zuſammen halten! Ihr wißt, was wir uns untereinander gelobt: Einer für alle, und alle für einen! Viel Reißer zuſammen gebunden, machen einen ſtarken Beſen. Ich bin der letzte, der ſeinen Freund verläßt, und der erſte, der für ihn das Schwert aus der Scheide zieht!“

„Gott gebe, daß Deine Tapferkeit nicht Noth thut, lieber Hans!“ ſprach Gunſtedt lächelnd.

„Nicht Noth thut? So?“ rief Knipſtein faſt böſe: „Wohl wird ſie noth thun, und gut wäre es, wenn dann alle dächten, wie ich!“

Unter dieſen und ähnlichen Geſprächen, erreichten die Freunde das Löberthor, das eine Wache aus jungen Bürgerſöhnen und Studenten beſtehend, beſetzt hielt; ſie gaben dem Anrufenden das Loſungswort und wurden eingelaſſen. —

In der Frühe des folgenden Tages ſtrömten die Bürger ſchon wieder in hellen Schaaren nach dem Rathhaus und es ſchien, als ſollte eine höchſt wichtige Verhandlung gepflogen werden, denn die neuen Rathsherren, glänzend in der friſchbackenen Glorie ihrer Würde, ſchritten ebenfalls gravitätiſch durch die Straßen der Curie zu, und es war ſehr artig anzuſehen, wie ſie ſich neigten und beugten vor den Schuhmachern und Schneidern, Schmieden und Glaſern, Webern und Bierbrauern, als ſei ein Jeglicher derſelben ihr Vorgeſetzter, auch war nicht recht zu unterſcheiden, ob es ihnen ein Ernſt war um dieſe reſpektvollen Begrüßungen, oder nur eine ſtillverhöhnende Ironie, denn viele der Bürger, vor denen ſich der junge neue Rath ſo höflich beugte, wurden roth und verlegen, und wußten nicht, wie ſie den ungewohnten Gruß auf ſchickliche Weiſe erwiedern ſollten. —

In ſeinem leidigen Paradieß ſtand Herr Hans Kranichfeld und unterhielt ſich mit dem Schließer Miſtbauer, ſich dabei von allen Seiten in einem kleinen Handſpiegel beſehend.

„Ja ja, guter Wächter," ſprach er: „ich bin ein blaſſer Mann geworden, und hager, ſehr hager. Die Paradießfeigen haben meinem Fleiſch keine Unze zugeſetzt. Wie ſteht mir das neue

Wams? Sitzt der Spitzenkragen gut? Kann ich mich ſo ſehen laſſen vor dem hochedlen Rath, und den höchſt verehrungswürdigen Vormündern, wie der gnädigſten Gemeinde? Was meinſt Du, geliebter Cherubim?“

„Iſt ſchon alles recht!“ antwortete der Scherge: „Ihr könnt ſo hinauf gehen, und ich wünſche Euch einen andern Weg, als den, der zurück in dieſe Stube führt. Kommt Ihr los, ſo tragt mir's nicht nach, daß ich Euch ſtreng bewacht habe — ich mußte — Ihr wißt das ſelbſt.“

Kranichfeld warf einen frömmelnden Blick zum Himmel, deſſen Wirkung er im Spiegel beobachtete, und erwiederte mit wehmüthigem Lächeln: „Beſter Mann, wäre ich dann ein Chriſt? Vergieb Du mir nur, wenn ich bisweilen hart und mürriſch war; guter Gott, wir fehlen alle mannichfaltig. Braver Mann, haſt Du mich nicht gepflegt, wie einen Bruder? Hat Dein wackres Weib mir nicht manch gutes Süpplein gekocht? Biſt Du mir nicht zu Willen geweſen in allem, was ſich mit Deiner Pflicht vertrug? Und ich ſollte Dein im Böſen gedenken? Das ſei ferne. Ein reichliches Geſchenk ſoll Dir werden, wenn ich loskomme, deshalb bete für mich, daß der fromme Heiland meiner ſchwachen Rede Kraft giebt, und Beredtſamkeit auf meine Zunge legt. Thue ein Gelübde für meine Freiheit! O Du ſüße Freiheit! Heiliger Petrus, ich gelobe Dir einen halben Centner Wachskerzen, wenn ich frei werde! Und die heilige Frau im Domſtift ſoll von meiner Armuth ein neues roſinrothes Kleid haben mit brabanter Spitzen, wenn ſie eine Fürbitte für mich thut bei Gott dem Vater! Ach, die Wehmuth drückt mir das Herz ab, ich bin ein gar zu großer Sünder geweſen, ich verdiene nicht das Glück, die ſüße Luft der Freiheit, die jetzt bei uns in allen Gaſſenwinkeln riechbar und ruchtbar iſt, wieder zu athmen!“

Mit wankendem Schritt und einigem Herzklopfen folgte der des Gehens Ungewohnte ſeinem Wächter durch den ſchmalen Hof und die Hintertreppen hinauf in ein kleines Stübchen, das an den Saal ſtieß, worin die Seſſionen des Stadtraths gehalten wurden.

Der neue Rath war in pleno zugegen, und ihm von dem aufgelöſten nur wenige Mitglieder beigegeben, unter denen Dietrich Racke und der

Magiſter May die Vornehmſten waren. Bei den Vormündern ſaßen noch Lorenz Stolz, Eoban Kollmann und Heinz Landgraf, die übrigen hatte das Machtgebot der Gemeinde ihres Amtes entſetzt. Johannes Zimmermann war in ſeinem Amt geblieben, obwohl nicht unbedroht, weil man wußte, daß er zu Kellners hielt, aber ein aller Verhältniſſe kundiger und gewandter Schreiber war nicht ſo leicht zu erſetzen, wie ein Vierherr, von dem keine Kenntniß verlangt wurde, als Ja zu ſagen.

Dietrich Nacke führte den Vorſitz und ergriff jetzt die ſilberne Klingel und ſchellte. Tiefe Stille begann zu herrſchen in der zahlreichen Verſammlung, und Hans Kranichfeld trat ein. Er neigte ſich demüthig und zierlich bis zur Erde vor dem Rathe, den Vormündern und Erwählten, und dann vor allem Volk, hieràuf ſchlug er die Blicke himmelwärts, ſeufzte und erwartete in gebeugter Stellung Nackes Anrede.

„Im Namen Gottes und der Gemeinde,“ begann dieſer: „fordere ich Euch, Herr Kranichfeld, auf, ſo fern Euch daran gelegen iſt, Eure Freiheit wieder zu erlangen, daß Ihr der Wahrheit gemäß jetzt bekennt, auf wie und welche Art Ihr mit dem weiland Ober-Bierherrn Heinrich Kellner in Geſpannſchaft geſtanden, und was dieſer treuloſe und falſche Mann, der jetzt ſein Urtel erwartet, Uebels begangen hat, davon Ihr Zeugniß geben könnt, was Ihr thun ſollt nach Pflicht und Gewiſſen.“

„Ewige Liebe!“ ſeufzte Kranichfeld und verdrehte die Augen. „So wahr Ihr mir Freiheit zuſichert und ſo wahr Freiheit das Element alles Lebens und aller Thätigkeit iſt, ſo wahr will ich Euch, edelſte Herren und großmüthigſte Gönner alles, was ich armer Mann weiß, redlich berichten.“

„Spitzt die Feder und protokollirt getreulich, was nun kommt, Herr Stadtſchreiber!“ rief Nacke höhniſch, und in Johannes Innern wühlten Groll und Erbitterung, wie mit glühenden Dolchen.

„Herr Kellner,“ begann nun Kranichfeld, „fing damit an mich zu kirren und für ſeine Pläne geneigt zu machen, daß er mir ſeine Tochter zum Weibe verſprach, und dieſe, die noch ein halbes Kind war, an mich verkuppelte.“

„Schurke!“ murrte Johannes und ſchrieb.

„Sodann wurde ich eingeweiht in den Bund der Achte, nämlich der vier Bürgermeiſter und der vier Vierherrn, die ſich unter einander verſchworen hatten, nichts von allem zu offenbaren, was ſie heimlich zum Schaden der Stadt und Gemeinde trieben.“

„Entſetzlich!“ ſchrien die Vormünder, und ſchlugen die Hände zuſammen.

„Sodann iſt Schloß Kapellendorf in meiner Behauſung für achttauſend Gulden verſetzt worden, und ich habe ſelbſt die Urkunden darüber ausgefertigt, aber Herr Thilo Ziegler, Gott habe den Mann ſelig, und Kellner waren die Anſtifter.“

„Elender, erbärmlicher Wicht!“ grollte Zimmermann in ſich hinein, und ſchrieb mit kummervollem Gemüth auch dieſe Ausſage nieder.

„Auch iſt mir wiſſend,“ fuhr Kranichfeld fort, „daß Herr Kellner von Kapellendorf eine jährliche Rente an Naturalien genoſſen hat, und niemals den Pfundpfennig abgegeben.“

„Das iſt eine himmelſchreiende Lüge!“ rief Zimmermann ganz laut, und aller Augen wandten ſich auf ihn, und zornig blickte Nacke ihn an, und höhnend Kranichfeld.

„Ei ſeht doch!“ rief dieſer: „des ehrlichen Herrn Kellners zweiter Eidam! Iſt er auch ein Bierherr worden, daß er ſeinen Decen drein giebt?“

Nacke aber rief zornig: „Tretet ab, Stadtſchreiber! Herr Notarius Andreas Tuchhefter, habt die Güte, ſeinen Platz einzunehmen und das Protokoll weiter zu führen. Seit wenn hat der Sekretarius ungefragt zu reden?“

Johannes entfernte ſich beſchämt und erbittert; Tuchhefter nahm ſeinen Platz ein, und Kranichfeld fuhr fort mit verrätheriſchem Mund und verläumdriſcher Zunge Verbrechen auf Verbrechen auf ſeinen ehemaligen Freund zu häufen. Als er zu Ende war, fragte Nacke: „Könnt Ihr das alles auch feſt behaupten, dem Angeklagten ins Angeſicht und wollt Ihr es beſchwören?“

„Alles will ich, was der höchſt edle Rath und die gnädige Gemeinde von mir begehrt,“ antwortete Kranichfeld.

„Und wollt Ihr, wenn wir Euch in Euer Haus entlaſſen, uns feſt und ſicher angeloben, die Stadt nicht zu verlaſſen bis nach ausgetragener Sache und nicht wieder flüchtig zu werden, wie Ihr ſchon einmal gethan habt?" fragte Nacke weiter.

„O allverehrte Herren!" ſeufzte Kranichsfeld mit frommem Anblick: „Ich bin nicht flüchtig geworden, ich hatte damals nur in Gotha höchſt nöthige Geſchäfte, und bin ja wieder heimgekehrt auf eignen freien Antrieb, und gelobe Euch alles, was Ihr mir befehlt. Ich will in der Stadt bleiben, ſo wahr mir Gott gnädig ſei, ich gelobe es Euch bei dem unbefleckten Schooß der heiligen Gottesmutter, und bei meinem heiligen Schutzpatron Sankt Johannes, bei allen Engeln und Erzengeln, bei dem Geſtirn der Freiheit, das unſre Stadt durchleuchtet, bej den heiligen Apoſteln und den Erzvätern, und bei was Ihr ſonſt noch wollt, großmüthige Männer, Monarchen der Gemeinde, Vierkönige und Schwertträger des Rechts und der Gerechtigkeiten." —

„Es iſt genug," unterbrach Magiſter May den Schwätzer: „der Rath und die Gemeinde wollen Euch glauben; doch laſſet Euch finden, wenn man Eurer zum Zeugniß bedarf."

„Ihr ſeid frei, Herr Kranichsfeld!" fügte

Nacke hinzu, und könnt Euch nach Hauſe begeben."

„O ſo empfanget meinen wärmſten Dank, hochbegabte Männer voll Einſicht und edler Geſinnung!" rief der Befreite aus: „So ſegne Euch der Herr der himmliſchen Heerſchaaren und gebe Euch Erfüllung Eurer Wünſche und erhalte Euch beim Regiment und erfülle Euch mit Weisheit! O ich bin zu gerührt — ich kann nicht weiter — reden —"

Der Heuchler weinte einige Krokodilsthränen und verließ die Verſammlung, die theilweiſe ſehr erbaut war von dem frommen Benehmen des armen Mannes, der gegen drei Vierteljahre ein Inſaſſe des Paradieſes geweſen war. —

„Liebe Herren!" begann hierauf Nacke die Verſammlung anzureden: „es iſt uns ſichere Kunde gekommen, daß ſich die Feinde unſrer Stadt mehren, wie Meeresſand, daher es nöthig ſein wird, daß wir in Zeiten unſre Schlöſſer mit der nöthigen Mannſchaft verſehen, damit ſie der Feind nicht einnehme und beſetze und von ihnen aus uns den größten Schaden zufüge und unſre Bauern übel placke. Die Schlöſſer Tonndorf, Mühlberg, Vippach, die Kemnate zu Vargula, und die Burg zu Iſſeroda ſind faſt ganz ohne Beſatzung. Es wird nöthig ſein, daß ein Theil unſrer jungen Mannſchaft dahin aufbreche, damit nicht nur unſre Stadt, ſondern auch unſer Gebiet geſchützt bleibe!“

Dieſer Vorſchlag wurde lange beſprochen, und als darüber abgeſtimmt war, in Ausführung gebracht. —

Als es Abend war, ſchlich Kranichfeld in ſeinen Mantel gehüllt, durch die Michaelsgaſſe dem Roſenhagen zu; in der Wohnſtube ſchimmerte nur ein mattes Licht. Der Verhüllte ging einigemal vor dem Hauſe auf und ab. „Der Galan wird wieder darin ſein,“ murrte er vor ſich hin, „nun in Gottes oder in des Teufels Namen, mag er. Ich will mich mit der Jungfer Kellnerin, wenn man ſie noch alſo heißen mag, nicht befaſſen, und doch möcht' ich ihr noch etwas zum Valet ſagen.“ Unentſchlüſſig blieb er dann an der Hausthüre ſtehen, und verſuchte, indem er auf den Stufen ſich auf den Zehen hob und ſich am Eiſengitter des Fenſters hielt, in die Stube hineinzuſehen, aber ein Vorhang verhüllte ſie ſeinem Blick. Während dieſer Bemühung kam Adam von einem Gang zurück, und trat dem Lauſcher hart nah, indem er rief: „Was ſolls hier? Was wollt, wer ſeid Ihr?“

Herr Kranichfeld fuhr zuſammen. „Pſt!“ flüſterte er: leiſe, „leiſe, Freund, Du zerſchreiſt mir die Ohren, ich bin ein neugeborner Menſch, ich bin Adam.“

„Der Teufel mögt Ihr ſein!“ rief der alte Diener: „ich bin Adam, nicht Ihr, Gaſſenfahrer!“

„Du wirſt mir mein Erſtgeburtrecht nicht abſtreiten, Freund,“ fuhr Kranichfeld fort: „Neun Monate lang hab’ ich im Schooß des Paradieſes gelegen, und heute bin ich wiedergeboren, darum will ich hinfort Adam heißen, und weder Du, noch ſonſt Jemand ſoll mir es wehren!“

„Ha jetzt kenne ich Euch!“ rief grimmvoll Kellners alter treuer Knecht. „Ihr ſeid’s, der falſche Hund Kranichfeld, der niederträchtige Verläumder Kranichfeld! Im Paradieß habt Ihr gelegen und die Hölle in Euch! Hebt Euch weg von dieſer Schwelle, auf der noch nie ein größerer Schurke ſtand als Ihr, oder bei Gott, ſo alt ich bin, ich ſchlage Euch mit dieſem Knittel über den Schädel, daß Ihr das Aufſtehen vergeſſen ſollt! Heda! Herr Zimmermann! Kommt heraus, und ſchreibt Euerm Ehrendieb den letzten Willen mit blitzblauer Tinte auf die Eſelshaut!“

„Biſt Du des Teufels, Bube!“ ſchrie Kranichfeld, indem er von der Schwelle ſprang: „ſolchen Lärm zu verführen und mir ſo zu begegnen, einem ſtillen und frommen Mann, der Bierherr geweſen iſt?“

Jetzt hörte man in der Hausflur raſche Tritte, und nun floh Kranichfeld ſo ſchnell er konnte, ſchimpfend und fluchend von dannen. Johannes riß die Thüre auf, und Adam erzählte zitternd, was ihm ſo eben begegnet.

„Aergere Dich nicht, guter Alter!“ ſprach Johannes ſanft zu ihm: „laß den elenden Schächer, er wird's in unſrer Stadt nicht lange treiben. Wir wollen einem Höheren die Rache anheimſtellen.“

„Aber beſter Herr Stadtſchreiber“ — nahm Adam das Wort —

„Nenne mich nicht mehr ſo, lieber Alter,“ unterbrach Johannes ſeine Einwendung: „Ich betrete die Rathsſtube, nachdem, was mir heute wiederfahren, nicht mehr. Ich wollte lieber mein Brod vor den Thüren ſuchen, als mit Schande dienen. Meine Ehre iſt heute öffentlich beſchimpft worden, ich ſage meinen Dienſt morgen auf." — Er ſprach's und ging wieder in die Stube.

„O Gott, auch das noch!" klagte Adam, indem er das Haus hinter ſich zuſchloß, und trübe nach dem Geſindeſtübchen ſchlich, wo Brigitte bei der Kunkel ſaß und neben der ſanftleuchtenden Lampe und ſich einen geiſtlichen Liederverſ ſummte.

„Was gab es draußen? Mit wem zankte Adam?" fragte Eliſabeth den Geliebten.

„Nichts, meine traute Libetha, ein Betrunkener war es, der ihm in den Weg getreten!" beruhigte Johannes, denn er und Adam hatten den Frauen verſchwiegen, welche niederträchtige Verrätherthat Kranichfeld um den Preis der Freiheit begangen hatte.

„Und wie ſagteſt Du vorhin?" fragte Eliſabeth bang: „Du könnteſt dem Rathe und der Stadt nicht mehr dienen? Du wollteſt nicht mehr Stadtſchreiber ſein?"

„Es iſt ſo“ — erwiderte Zimmermann gepreßt: „Ich lege meine Stelle nieder!“

„Wehe dann mir!“ rief das bleiche Mädchen ſchmerzlich aus: „dann ſchwindet meine letzte Hoffnung, daß der Vater noch gerettet werden könne, denn wenn Du nicht mehr im Rath biſt, darfſt Du nimmer zu ihm! O Johannes, ſoll ich Dich an Dein Verſprechen, an Deine heiligen Schwüre erinnern?“

„Meine Libetha,“ erwiederte Johannes feſt: „ich habe meine Eide nicht vergeſſen, aber ſchrecklich klar wird mir, daß die alten Heiden recht hatten, wenn ſie die Macht des Schickſals hoch über alle Götter ſtellten. Ich kann Deinen Vater nicht retten. Der, dem er am meiſten vertraute, hat ihn verrathen und ſchändlich verläumdet obendrein, der Bube Kranichfeld. Ich wollte für ihn reden, man legte mir mit Hohn Schweigen auf.“

„Fahr hin denn, letzte Hoffnung!“ ſprach Eliſabeth mit tiefer Stimme, und trat von dem Freund zurück, und warf ſich, das Haupt verhüllend, in des Vaters Seſſel, und hörte nicht mehr auf des Freundes Bitten und Zureden, auch auf der Mutter ſanftermahnende Stimme hörte ſie nicht. Johannes ſagte ihr gute Nacht — ſie antwortete nicht, und blickte nicht auf — er ging. Schweigend und mit martervollen Gefühlen kämpfend verließ der Unglückliche den Roſenhain; ein finſtrer Geiſt ſtieß ihn grauſam aus ſeinen erträumten Himmeln. —

In dieſer Nacht ſtahl ſich ein Mann liſtig durch die Wachen am Brühlerthor, lief dann was er konnte, bis zum Sibyllenthürmchen, ruhte dort auf der Bank verſchnaufend aus, und pilgerte hernach eiligen Schrittes dem nächſten gothaiſchen Dorfe zu.

2.

Beglückt, wer Treue im Buſen trägt.

Göthe.

Dicht an der Landſtraße von Erfurt nach Gotha, und zwar da, wo ſich die Nachbarländer ſcheiden, ohnweit dem Dorfe Gamſtedt, ſteht ein alter ſehr einfacher ſteinerner Galgen, in der beliebten Form des griechiſchen Buchſtabens *Π*. Dieſer Galgen ſtand mit vielen andern, die der Zahn der Zeit ausgebiſſen hat, auch ſchon im Jahr 1510. Wer ihn errichtet, iſt unbekannt, aber er war gemeinſchaftlich, und jeder ſeiner Füße ſtand in einem andern Lande, die Grenzſcheide lief dazwiſchen durch. — Es war ſchon etwas über Mitternacht, als auf dem einſamen Weg von Erfurt her, ein Wandrer geſchritten kam; der Mond hing trüb am Himmel, aber alle Schauer der Nacht umwehten und durchgrauſten den Wandrer, und der Weg ſchien zu wachſen unter ſeinem Schritt, und ſich in die Ewigkeit hinaus zu dehnen, oder bis an der Welt Ende. Der Wandrer war ſehr müde, und als er an den Galgen kam, lehnte er ſich an den einen der kalten Pfeiler, und ſeufzte erſchöpft: „Ich kann nicht weiter! — Hier will und muß ich ausruhen. — Hier iſt ja die Grenze. Valet, mein theures Vaterland — Du kommſt mir theuer genug zu ſtehen. Gehab Dich wohl, freies Erfurt, ich muß meine Freiheit anders wo ſuchen. Wie mich morgen, oder eigentlich heute die guten Spießbürger und der neugebackne Rath ausſchelten werden, wenn ſie merken, daß der Vogel ausgeflogen iſt, daß der Kranich, den ſie ſo lange eingeſperrt gehalten in ihrem verdammten Käfig, das freie Feld genommen hat! — Hu, wie kalt es iſt, wär' ich doch in einer Herberge. Ich glaube, ich ſtehe unterm Galgen, wenn mir recht iſt? ob wohl es mir nicht recht iſt. Wie viel Arten Galgen giebt es? Einbeinige und zweibeinige, aus dem griechiſchen Alphabet genommen, Gamma und Pi. Sodann dreibeinige, niedrige und hohe; man kann ſie auch in hölzerne und ſteinerne eintheilen. — Ja, ja, mein guter Kellner, Du biſt jetzt dem Galgen näher als ich, obgleich ich ihn berühre, aber er rührt mich nicht, und Du rührſt mich auch nicht. Was an den Galgen gehört, fährt in einer Nußſchaale übern Rhein, ſagt das Sprüchwort, und ich ſage: Wenn der Gaſt am liebſten iſt, ſoll er wegziehen! Jetzt wäre ich den hochweiſen Herren am Liebſten, und ich war neun Monate ihr Gaſt, und nun bin ich weggezogen. Valet! Valet! Haus und Hof muß ich mit dem Rücken anſehen, ſie werden mein Gut einziehen, und ſagen, es ſei für mein Koſtgeld. Heiliger Petrus, ich will Dir eine Anweiſung geben an den neuen Rath zu Erfurt, dort kannſt Du Dir Deine Wachskerzen, die ich Dir gelobt, ausliefern laſſen. Die Mutter Gottes im Dom hat Kleider genug, mehr als ich armer frierender Mann, und wird mir mein Gelübte gnädiglich erlaſſen."

So plauderte der treuloſe Hans Kranichfeld mit ſich ſelbſt, und der Nachtſturm umbrauſte ihn, und auf ſeine Augen fiel mit bleiernen Flügeln der Schlaf, deſſen er ſich nicht erwehren konnte, ſo müde war er von dem kleinen, aber ungewohnten Marſch, und er nickte ſtehend am Galgen ein. Und es kam ein toller Traum über ihn.

Auf dem Rathhaus zu Erfurt klang, ſchrillend wie die Geſpenſterſtimme der Wehklage, die in Kriegszeiten über Schlachtfeldern hinwimmert, das Armeſünderglöcklein, und ein Mann wurde hinausgeführt auf den Stollberg, dort ſtand ein ſchöner neuer Galgen. Und der Mann war Herr Kellner. An den Galgen aber lehnte Herr Kranichfeld, und ſprach als der Zug näher kam: Sei gegrüßet, mein Herr und Meiſter. Herr Kellner aber war der Tod und wackelte mit dem nackten Schädel und heulte mit heiſrer Stimme gegen ihn: Iſcharioth! Und alles Volk ſchloß einen weiten Kreis um den Rabenſtein, um den armen Sünder und um Herrn Kranichfeld und rief aus tauſend Kehlen: Henke ihn! Da wollte Kellner den Kranichfeld henken, und Kranichfeld den Kellner, und ſie rangen mit einander und jeder hatte einen Strick mit einer Schlinge, die warf einer dem andern um den Hals, und das andre Ende über den Galgen hinweg, und nun zog einer den andern in die Höhe. Da baumelte bald der eine und bald der andre in den Lüften, und dann fiel jedesmal einer herab, und das Volk lachte, was es lachen konnte. Das dauerte eine gute Weile. Endlich aber blieb Herr Kellner oben hängen und rief noch einmal mit ſchrecklich heulender Stimme: Iſcharioth, und Kranichfeld fiel vom Galgen herunter. Da erwachte er plötzlich, und fand ſich wirklich unter dem Galgen liegen, denn er war im Schlaf umgefallen, und ſeine Glieder waren erſtarrt, daß er ſie kaum rühren konnte, und er zitterte ſehr und ächzte tief; der Sturm braußte heulend über die ſchwarzen Felder hin, und plötzlich rief es ihm zu Häupten mit grauſiger Stimme: Iſcharioth, daß Todesſchauer ſich rieſelnd durch alle ſeine Gebeine ergoß. Und dann ſchrie es noch einmal Krah! Krah, und rauſchte mit lautem Flügelſchlag über ihm hin, und ob es gleich nur ein aufgeſcheuchter Rabe war, ſo glaubte Kranichfeld doch, es ſei der Teufel geweſen, und erhob ſich mühſam, und ſchlich zitternd weiter. Nach einer Viertelſtunde erreichte er Gamſtedt, pochte am Wirthshaus an, und erhielt noch mit Mühe ein Nachtlager in der Stube angewieſen.

Auf Stroh und einige Lacken gebettet, ſchnarchten ſchon zwei Gäſte am Boden, ein ſehr langer und ein ſehr kleiner. Vom Fieberfroſt aufs heftigſte geſchüttelt, warf ſich der Erſchöpfte auf das Stroh, das ein mürriſcher Knecht für ihn ausbreitete, und fand den Schlummer lange nicht, ſondern ſtatt deſſen kam ein geſpenſtiger Gaſt, der Phantaſus, und gaukelte ihm grauenvolle Bilder vor die Seele, und ſchlang um ſeine Gedanken eine glühende Kette marternder Erinnerungen, und quälte ihn die ganze Nacht hindurch mit wüſten Traumgebilden. —

Als die Hähne des Dorfes die Morgenſtunden wiederholt verkündigten, war Herr Kranichfeld endlich eingeſchlafen, aber nun begann er im Schlafe laut zu ſprechen: „Thilo, Thilo, Thilo! Was wollt Ihr von mir? Geht in die ſchwarze Stube, dort iſt er, den Ihr ſucht! Ich — ich — ich hab' es nicht gethan! Nein — Ihr ſeid irr, ich habe nichts mit Euch zu ſchaffen! Bleibt mir vom Hals, guter Ober-Bierher, edles Geſpenſt! Fort mit Euch, fort!“

Da wurde nebenan ein Schläfer munter, und murrte: „Daß Du die Lepra am ganzen Leibe hätteſt, über und über, Du verfluchter Nachtſchwätzer, vor dem man kein Auge zuthun kann. Daß Du im engliſchen Schweiß lägſt, vermaledeiter Geiſterſeher!“ und eine andre Stimme ſtönte tiefaufgähnend: „J — a!“

Kranichfeld hörte das aber nicht, ſondern plauderte fort: „An den Galgen mit Euch, Stadtſchreiber, und mit Dir ins Muhmenhaus, ehrvergeſſne Eliſa — ja — wie heißt's im Liede?“

„Das Maidlein will ein'n Freier han,
Und ſollt ſie'n aus der Erde grab'n,
Für fünfzehn Pfenn'ge.“

„Sie grub wohl ein, ſie grub wohl aus,
Und grub nur einen Schreiber heraus,
Für fünfzehn Pfenn'ge.“

„Es iſt nicht auszuhalten, me Hercule!“ jammerte der kleine Mann auf dem Nachbarlager. „Klaus, lieber goldner Klaus, hochgeſtengeltes Verbascum, ſtehe auf und ſchlage den Schwätzer aufs Maul, und ſtopf' es ihm, ich bitte Dich!“

„Uhäh!“ gähnte der Bader Klaus ſeinen Reiſegefährten, den Doktor Piripuls, an, kehrte ſich auf die andere Seite und ſchlief wieder ein.

„Tabes, rabies et scabies te fatigent, Du Bärenhäuter!“ zürnte Piripuls und erhob ſich vom Lager.

Mittlerweile war es heller geworden, im Hofe wurde es lebendig, und auch Kranichfeld ermunterte ſich, und blickte ſeufzend umher. „Noch zwei ſolche Nächte,“ murmelte er, „und ich bin ein todter Mann.“

„Eheu quod video!“ krähte Piripuls freudig: „Seh ich recht? Ein Landsmann! Herr Kranichfeld? Grüß Euch Aeskulapius! Kommt Ihr aus meiner lieben Vaterſtadt, theurer Bierherr?“

„Ja wohl, werther Herzenstroſt der Kranken, Balſamſtäudlein von Mekka, ehrenfeſter Doktor Birnmuß!“ antwortete Kranichfeld ſpöttiſch: „ich komme daher, und Ihr wollt wahrſcheinlich hinein!“

„Nicht anders, Verehrteſter!“ erwiederte Piripuls: „Nachdem wir, ich und mein treuer Leidensgefährte, der Bader Klaus Kronberg, der ſich dort ausſtreckt wie der Rieſe Goliath, vernommen, daß Ruhe und Ordnung wieder hergeſtellt iſt in patria, und ein neuer Rath ſich beſtrebt, es neuen Beſemen gleich zu thun, ſo haben wir beſchloſſen, unſer trauriges exilium aufzugeben und die penates wiederum aufzuſuchen.“

Kranichfeld wandte ſich hohnlachend ab, dann ſprach er abwechſelnd laut und leiſe: „Wohlgethan, wohlgethan, Ehrenfeſter! Geht nur hinein, es iſt alles ruhig (bis auf die Unruhigen); alles in Ordnung (bis auf die Unordnung); werdet gut empfangen werden (aus der Empfängniß gleich ins Gefängniß). Wünſche Euch viel Glück (an den Hals einen Strick) und Wohlergehen (und Nimmerwiederſehen)!“

„Ich danke, ich danke Euch ſchönſtens, ehrſamer Bierherr!“ erwiederte Piripuls, ſich höflich verneigend.

„Bemüht Euch nicht, guter Doktor!“ lachte Kranichfeld: „ich bin jetzt nur ein Einherr, oder eigentlich gar kein Herr, und wenn Ihr heim kommt, ſo vermeldet dem edlen Rath und den Schuſterkönigen meinen Reſpekt, und ich hätte geſagt: Wir ſollen himmliſche Ehre ſuchen und nicht achten menſchliche Verachtung; Katzen ſetzen ſich nicht zum ſiedenden Hafen; Ehrenworte binden nicht; übereilter Eid thut Gott leid."

„Ihr ſeid doch ſtets ein ſpaßhafter Mann, Herr Kranichfeld," antwortete der Doktor lächelnd.

„Freilich," erwiederte dieſer: „Gugguk bleibt allzeit bei ſeinem Geſange, wie der Barfüßer beim Strange."

Jetzt raffte ſich auch der lange Bader auf, ſah Kranichfeld groß an, und nickte ihm einen guten Morgen zu. Die Reiſenden verzehrten noch eine Morgenſuppe zuſammen, dann trennten ſie ſich; Kranichfeld pilgerte nach Gotha, Piripuls und Klaus wanderten Erfurt wieder zu. Jener floh, dieſe ſuchten die heimathlichen Laren.

„Hätte Gott das Wiederkommen nicht gegeben, ſo wäre das Scheiden ein arm Leben;" ſprach Piripuls, als er mit ſeinem Begleiter ſich dem Brühler Thore näherte.

„Wahr!" erwiederte der treue Klaus.

„Daß einem keine Seele begegnet, nimmt mich doch Wunder!" fuhr Piripuls fort zu plaudern: „Iſts doch, als ſei der ſchwarze

Tod wieder gekommen, und habe die Länder öde gemacht und die Lebendigen unter die Erde gebracht; ſo einſam und unheimlich ſtill iſt's auf allen Wegen und Feldern, wo doch ſonſt in dieſer Frühlingszeit alles lebendig war!"

„Hm," brummte Klaus, dadurch auch ſeine Verwunderung ausdrückend.

Sie ſtanden am Thor, und eine fürchterliche Stimme donnerte ihnen ein „Halt!" entgegen.

„Wer ſeid Ihr? Woher kommt, was wollt Ihr?" rief der Student Wulf Katzenbrenner, der einſtweilen Bürgerwachtmeiſter bei der Guardia geworden war, den Wandrern zu, und aus der Wachtſtube traten einige Studenten und einige Bürgerſöhne in Waffen.

„Ha!" rief einer der Letztern, der junge Bachmann, aus: „Das ſind zwei Ausreißer, treuloſe Aechter! Greift ſie, fort mit ihnen aufs Rathhaus!"

Vergebens ſeufzte Klaus ein leiſes „Ach!" und vergebens erſchöpfte Piripuls in deutſchen und lateiniſchen Phraſen ſeine Beredtſamkeit. Ein Commando ſammelte ſich um ſie, und führte ſie nach dem Rathhaus.

„Vae nobis miseris!“ wehklagte Piripuls, unwillig ſeinen Führern folgend.

Auf dem Rathhauſe war ein großer Lärm. Die Rathsherren waren voller Beſtürzung, weil Kranichfeld, als man nach ihm geſandt hatte, nirgend zu finden geweſen, und das Volk tobte und ſchimpfte. Kellners Verhör, für dieſen Tag angeſetzt, mußte wieder vertagt werden, denn von allen Seiten kamen unheilvolle Nachrichten.

Piripuls und Klaus Kronberg mußten das Paradieß beziehen, bis man Zeit finden würde, mit ihnen zu reden, und beide verwünſchten, der eine mit einem Aufwand vieler Worte, der andre einſilbig, ihren übereilten Entſchluß, wieder heimzukehren, und die, welche ihnen vorgefabelt, daß in Erfurt die alte Ruhe hergeſtellt ſei, ſo wie den falſchen Kranichfeld, der ſie ungewarnt hatte ziehen laſſen, gerade in das Verderben hinein.

Acht junge Bürgerſöhne hatte der Rath am geſtrigen Tage abgeſchickt, Schloß Mühlberg zu beſetzen, von dieſen acht ſtand jetzt ſchon wieder einer, und zwar Baſtian Maler, vor der Rathsverſammlung und berichtete: „Als wir Dietendorf im Rücken hatten und auf Apfelſtedt zuzogen, ſprengte uns plötzlich ein Reiterhaufe entgegen mit lautem Geſchrei, und brannten zwei Handbüchſen gegen uns los, die zum Glück nicht trafen, und holten uns, da wir fliehen wollten, gleich ein, und hieben und ſtachen auf uns und ich empfing auch einen Schlag, daß ich für todt in einen Graben fiel. Der Anführer dieſes Hauſens war der Schultheiß von Eiſenach, den ich hier oft geſehen, der ſchrie: Schlagt die Pfahlbürgerjungen todt! Drauf und dran! Was habt Ihr bewaffnet durch meines Herrn Land zu ziehen? Das will ich Euch lehren! Und meine Gefährten wurden gebunden und gefeſſelt, hernach kam ein Leiterwagen aus Apfelſtedt gefahren, darauf legten die Reiter meine Gefährten und höhnten ſie aus, nahmen den Wagen in die Mitte, und ritten und fuhren jubelnd davon, gleich nach Rettbach und dann nach Gotha zu. Mich ließen ſie liegen, und ich ſchleppte mich hernach noch bis Hochheim zurück, wo ich Herberge fand, und heute vollends in die Stadt hereinkam.“

„Unſere Söhne werden auf die Schlachtbank geliefert!" ſchrie ein Wollenweber aus dem Haufen der Gemeinen. „Hole der Teufel die Schlöſſer, wenn wir unſre Kinder und Freunde darüber einbüßen ſollen!" Und es erhob ſich wieder ein gewaltiger Lärm, und ein Geſchrei des Unwillens, das die Räthe und Vormünder nur mit Mühe beſchwichtigen konnten.

Da forderte eine Deputation Bauern aus den Dörfern Waltersleben und Kirchheim Gehör, und ihr Sprecher nahm das Wort: „Euch iſt bekannt, edle Herren, daß wir Dorfgemeinden alljährlich um dieſe erſte Frühlingszeit einen Flurzug halten mit Kruzifixen und Fahnen unter Vortragung des hochwürdigſten Gutes, und daß wir dabei Gott um Segen bitten für unſre Aecker und Wieſen, und wir wollten auch heuer auf dieſe Weiſe unſre Grenzen umgeben, aber der Edelmann, der auf Möbisburg ſitzt, Albrecht von Dona, drohte uns mit feindlichem Ueberfall, denn er hat viele reiſige Knechte an ſich gehangen, und will uns unſer Vieh wegtreiben und unſre Dörfer anbrennen, wenn wir ihm nicht die Brandſchatzung geben, die er von uns verlangt, daher flehen wir Euch, hochweiſe Herren, um Schutz und Hülfe an.“

„Es iſt eine kummervolle, ſchwere Zeit!“ ſeufzte Dietrich Racke, der es durch allerlei Ränke dahin gebracht hatte, daß man ihn zum Ober-Vierherrn gewählt: „Wir müſſen wohl oder übel den guten Männern von Kirchheim und Waltersleben hülfreich ſein, und ich bringe in Vorſchlag, daß vierhundert Mann unſrer Söldner und unſrer jungen Mannſchaft hinausziehen, die Bauern auf ihrem Flurzug begleiten und gegen jede Unbilde ſchirmen. Wenn wir uns bei dem wilden Dona nicht recht in Anſehen ſetzen, meint er, uns auf den Köpfen tanzen zu können, daher wir ihm auch einen Brief ſenden können, enthaltend die Drohung, daß wir, wenn er nicht Ruhe giebt und Frieden hält, ihn ſeine Burg und ſeine Dörfer auf den Grund brennen wollen. Was iſt darüber Eure Meinung, theure, verehrte Amtsgenoſſen und Freunde?“

Die Räthe und Vormünder ſtimmten ab und willigten in Racke's Vorſchlag ein; die Landleute zogen zufrieden ihres Weges, und in der Stadt erging das Aufgebot, um die vierhundert Mann zuſammen zu bringen. Da erhob ſich wieder ein gewaltiges Murren unter den niedern Bürgern, und die junge Mannſchaft weigerte ſich geradezu, der Aufforderung Folge zu leiſten. Der Pergamenter Schele, jetzt Korporal einer Abtheilung der Bürgergarden, ſchrie laut, daß dieſer Befehl nichts gelte, daß zur Vertheidigung der Stadt, nicht aber des Gebietes, man ſich bewehrt habe, und es bliebe dem Rath nichts übrig, als die angeworbenen Söldner mit denen von den Bürgern, die ſich freiwillig dazu verſtanden, und denen ſich Schele endlich doch anſchloß, den bedrängten Bauern zu Hülfe zu ſenden; und dabei nahmen die Rathsherren mit Schrecken wahr, wie nichtig und unbedeutend ihre Macht ſei, wie ein wilder und aufrühreriſcher Geiſt noch fort und fort ſich des großen Haufens bemeiſtert, und ſie fühlten ſich in ihrer Würde weder froh noch ſicher. Tag und Nacht ritten auf den Straßen, die nach Gotha und Weimar führten, ſächſiſche Reiter, jedem auflauernd, der ſich auf dieſe Wege wagte, der wackre Stadthauptmann, Graf von

Gleichen, hatte der Stadt ſeinen Dienſt aufgekündigt, als man bei Errichtung der Bürgerwachen ſeine Befehle nicht reſpektirte, ſeine Rathſchläge nicht annahm. Er ſaß in ſeinem Stammſchloß auf Burg Gleichen und weigerte den Erfurtern jede Hülfe, ja ſogar den Durchzug durch ſein Gebiet, obgleich dieſes ſelbſt zum Stadtgebiet gehörte. Wer von dem ſächſiſchen Kriegsvolk gefangen wurde, wurde in Gotha oder Weimar in die Gefängniſſe gelegt, oder mindeſtens gezwungen, Urphede zu ſchwören und nicht eher nach Erfurt zurückzukehren, bis der alte und hartnäckige Streit entſchieden. Die Mainzer Räthe ſaßen theilnahmlos im Mainzer Hof; die rohe Unhöflichkeit des Pöbelhaufens hatte auch ſie nicht unbeleidigt gelaſſen; ihr Haus glich einer kleinen Veſte, die von ihren eignen Söldnern bewacht wurde, und es war zwiſchen ihnen und dem neuen Rath eine unfreundliche Spannung eingetreten. Wie alles noch enden ſollte, wußte Niemand. —

Ein dunkler Abend hüllte die unruhigbewegte Stadt ein. Johannes Zimmermann ſchritt auf das düſtre Rathhaus zu, nur in den Stuben der Schergen brannte noch Licht. Der von den traurigſten Gefühlen bewegte junge Mann ſetzte ſich auf eine der Steinbänke, die das alte Rolandsbild auf dem Fiſchmarkt umſtanden, auf denen in früheren Zeiten öffentliche Rügegerichte gehalten worden waren, und ſah ſeufzend zu den Giebeln des hohen Hauſes empor. „Wahrlich,“ begann er: „das Haus ſieht aus wie ein mit wunderlichem Schnitzwerk verzierter Rieſenſarg, in dem das Wohl der Stadt — begraben liegt, während ihr Weh als Todtenweib durch die Straßen heult! Wird ſich das Weh ſchlafen legen, und das Wohl auferſtehen? Ich weiß es nicht, ich werde es nicht erleben. O Kellner! O Libetha! Ihn ſoll ich befrein, um ſie zu erringen! befreien? Das iſt bald geſagt, aber nicht ſo leicht gethan. Kann ich Schlöſſer und Riegel ſprengen? Ich weiß die Springwurz nicht zu finden. Kann ich Ketten und Bande brechen? Ein ſilberner Hammer bricht ein eiſern Thor, ſagt das Sprüchwort, aber wenn es mir nun auch gelänge, den Unglücklichen zu befreien, wohin ſollte ich ihn führen? Alle Thore ſind beſetzt, alle Ausgänge bewacht, es iſt kein Ausweg!" —

Indem er ſo traurig ſaß und ſo gern gerettet hätte, wenn er es vermocht, hörte er eine bekannte Stimme und ſah zwei Geſtalten am Rathhaus hinſchleichen, von denen die eine kleinere heftig weinte, und ſich auf die andre als einen Führer ſtützte.

Es war Kellners Tochter und Adam. „Sei ruhig, liebe Elsbeth!" redete dieſer ihr, die vor Schmerz vergehen mochte, zu: „bezwinge Deinen Jammer, es iſt nun einmal nicht zu ändern!"

„Ruhig?" fragte Eliſabeth weinend zurück. „Ruhig werde ich bald ſein, Adam, wenn ich im Grabe liege! O mein Vater, mein bejammernswerther Vater, und welcher Anblick! Gott! — Gott! Halte mich, Adam — mir ſchwindelt!" —

Die im tiefſten Innern erſchütterte Jungfrau drohte umzuſinken, Adam hielt ſie kaum aufrecht, Johannes trat raſch hinzu und unterſtützte ſie.

„Wer ſeid Ihr“ — fragte erſchreckend der alte Knecht.

„Ach Adam! Du kennſt mich!“ ſeufzte Johannes leiſe und leitete die Halbohnmächtige zu dem Sitz, den er ſo eben verlaſſen, und Adam hatte auch kein Wort weiter, ſondern eilte zu dem nahen Fiſchbrunnen, dort Waſſer zu ſchöpfen, um Eliſabeths ſinkende Kraft damit zu beleben.

Im Arme des Geliebten ſchlug aber die Jungfrau die Augen wieder auf, ehe Adam zurückkam, und ſtöhnte tief.

„Meine Libetha!“ flüſterte Johannes zärtlich beſorgt: „Was thateſt Du, und wie iſt Dir?“

„Du, Johannes?“ ſeufzte ſie, und ſuchte ſich von ſeinem Arm loszumachen, wozu ihr aber die Kraft gebrach. „Laß mich, laß mich — wir ſind geſchieden, ob auch mein Herz darüber breche — Du haſt mich getäuſcht, hintergangen, es war Dir nur um meine Liebe, nicht um meines Vaters Leben zu thun! Du wollteſt den Preiß ohne den Muth zu haben ihn zu erringen, und ich — habe Dich — ſo treu geliebt.“ Eliſabeth konnte vor Thränen nicht weiter reden.

Adam kam wieder, und ſie ſchluchzte: „Komm, Adam — führe mich nur weiter — lebt wohl, Herr Zimmermann!"

„Habe ich das um Dich verdient, Libetha?" fragte Johannes ſchmerzlich bewegt, aber ſie antwortete ihm nicht, ſchluchzend und ihr Geſicht verbergend, ſchritt ſie, auf Adam geſtützt, durch die Marktſtraße, und Adam ſprach: „Laßt die Jungfrau heute, Herr Zimmermann; wir ſind bei Herrn Kellner geweſen, bei dem Mann des Unglücks, wir haben einen Anblick des Jammers gehabt, den keine Zunge ſchildern kann, und da iſt das arme Tochterherz zu heftig erſchüttert worden. Wenn ſich Elsbeth gefaßt hat, wenn ihre Seele wieder Kraft gewonnen, wird ſie Euch auch wieder milder ſein!"

„Wer ſagt, daß ich ſchwach bin?" fragte Eliſabeth faſt zürnend. „Meine Schwäche iſt nur die meines Geſchlechts, wäre ich ein Mann, ich wollte mich ſtärker gezeigt haben, als mancher, der ein Mann iſt, und doch keine Kraft zu kühner That hat. Mein Vater hätte gerettet werden können, wenn man früher ernſtlich dazu gethan hätte, jetzt — tragen ihn ſeine armen

Füße nicht mehr, er iſt zum Greis geworden und die Zeit ſcheint ein Jahrhundert auf ſeine Schultern gewälzt zu haben — er kann kaum mehr gehen, und wird zum Richtplatz — gefahren werden müſſen. O daß ich das erleben mußte!“

„Dein Vorwurf trifft mich nicht, Libetha“ — ſprach Johannes ernſt, aber mit ſchmerzlich verletztem Gefühl: „ich habe kein Mittel unverſucht gelaſſen, das in meiner Macht ſtand, und eben vorhin wollte ich noch einmal mit dem Kerkermeiſter reden — ich höre von Dir, daß das fruchtlos. Willſt Du mich haſſen, daß ich Deinen Vater nicht befreien konnte, ſo thue es, wenn Du kannſt; viel elender, als ich mich ſo ſchon fühle, wird mich auch Dein unverdienter Haß nicht machen. Mir iſt das Leben zur Laſt, ich bin an der Ehre geſchädigt und an der Liebe verwundet, ich leide an unheilbarem Herzweh! Gott vergebe Dir Deine Härte, Libetha.“ —

Eliſabeth hörte ſeine Worte mit qualerfülltem Herzen, und ſie fühlte wohl, daß ſie ihm, dem redlichen, treuen Freund, zuviel gethan, aber ſie konnte vor Gram und Wehmuth ihm nicht antworten, und als ſie noch eine Weile mit

Adam fortgeſchritten war, Johannes Tritte nicht mehr hörte, und überwallt von einem wiederkehrenden Gefühl reuevoller Zärtlichkeit nach ihm umblickte, war er nicht mehr bei ihnen, und wie verſchwunden. Zum Tode matt, erreichte Eliſabeth mit Hülfe des treuen Adam den Roſenhain und ſank ſchweigend an die Bruſt der Mutter.

„Ach, edle Frau,“ ſprach Adam: „das war ein ſaurer Gang; und würde ich noch einmal ſiebenzig Jahre alt, ich vergäße ihn nicht; dankt Gott, daß wir Euch abhielten, mitzugehen, es hätte Euch das Herz gebrochen.

„Meine Tochter! erhole Dich, faſſe Dich!“ rief Frau Marthe und führte das in Schmerz und bittern Leid ganz aufgelöſte Mädchen zu ihrem Ruhebett. „Erzählt mir nur von meinem Mann, mag auch die Zeitung trübſelig lauten, die Euer Mund mir verkünden wird. Denkt er noch an mich? grüßt er mich und ſeinen Heinrich?“

Adam erzählte, Eliſabeth vermochte nicht zu reden. Auch Heinrich kam aus der Kammer und hörte des Dieners traurigen Bericht, und weihte dem armen Vater die Thränen kindlicher Liebe.

Adam legte einen Beutel mit alten Geldſtücken auf den Tiſch.

„Hier iſt Euer Geld wieder!“ ſprach er: „der Stockmeiſter hat nichts angenommen, und frei machen — können wir Herrn Kellner nicht. Seine Kraft iſt gebrochen — er iſt ein aufgegebener Mann.“

„Ach könnten wir ihn doch nur leidlichere Haft verſchaffen!“ klagte Frau Marthe. „Sollten ſich denn die Herren des neuen Rathes nicht durch flehentliches Bitten bewegen laſſen, ihn wenigſtens in ſeinem Hauſe —“

„Wo denkt Ihr hin, edle Frau?“ verneinte Adam. „Der neue Rath iſt der Gemeinde unterthänig, und die Gemeinde haßt Euern Herrn zu bitter. In dieſen Tagen ſoll Urtel über ihn geſprochen werden — mir ſchaudert, wenn ich daran denke!“

„Sie werden ihn zum Tode verurtheilen, das iſt gewiß!“ ſprach jetzt Eliſabeth. „Ach, der Vater hat es wohl geahnet, wie alles kommen würde, und daß wir alle unglücklich werden würden. Noch immer klingen mir die ſchrecklichen Worte in den Ohren, die er im vorigen Jahre ſprach, als das Unheil losbrach: Auch auf Dich wird ſich das düſtre Auge meines Schickſals richten, und ſeinen Blick wie einen Dolchſtich in Dein Herz bohren! Er hat wahr prophezeit!“

Nie iſt das Menſchenherz geſchäftiger, an die Erfüllung trauriger Weiſſagungen zu glauben, als wenn die Hand des Unglücks ſchwerlaſtend auf ihm liegt. Dann führt eine nur zu treue Erinnerung die Prophetenbilder der Vergangenheit herauf, und ruft ſie zu einem geſpenſtigen Daſein aus ihrem Grabe. Und dann wird ihm auch alles zur neuen Prophezeihung, die immer nur vom Unglück redet, und jedes Wort, das die Gegenwart ſpricht, wird zum melancholiſchen Unkenruf, der, eine ſchaurige Wehklage, von den kommenden Uebeln tönt. — Und immer iſt den Frauen mehr als den Männern eine traurige Prophetengabe verliehen, und lauter reden in ihrem Innern jene Ahnungsſtimmen, die meiſt ſo trübe und unheilverheißend ſind, und dann wird gar oft, den Prophetinnen unbewußt, die Prophezeihung zur Beſchwörung, die den dunkeln Nachtgeiſt des Unglücks heraufzaubert aus ſeiner grauenvollen Tiefe, und das Unerhörte begiebt ſich, weil es prophezeit wurde. Die Ahnung ſelbſt iſt ſchon ein hohläugig finſterſtarrendes Geſpenſt, das mit unhörbarem Geiſterſchritt durch die Gegenwart ſchreitet und am Herzen anklopft, wie an hohle Särge, und dann klopfen die Herzen wieder, aber ängſtlicher und heftiger, und der Friede weicht entſetzt daraus, denn er kann den Anblick des Geſpenſtes nicht ertragen.

„Und wollt Ihr Herrn Zimmermann ganz verſtoßen?“ fragte Adam mit liebevoller Beſorgniß.

„Wie? Verſtoßen?“ wiederholte Frau Marthe: „wie ſoll ich das deuten?“

„Er verſtößt ſich ſelbſt!“ nahm Eliſabeth das Wort. „Er mag ſich an den Gedanken gewöhnen, auf meinen Beſitz Verzicht zu leiſten — ich werde nie einem Mann angehören. Ich verkenne ſeine Liebe nicht, noch die treue Anhänglichkeit, die er uns bewieſen, aber — ich hätte ihn ſtärker geglaubt, er mußte alles daran ſetzen, den Vater frei zu machen — das that er nicht!“

„Thue ihm nicht Unrecht, Kind!“ ermahnte die Mutter: „wir finden keinen treuern Freund! Scheuche ihn nicht durch unfreundliche Härte von Dir!“

„Schweſter Elſe!“ rief Heinrich traulich bittend: „Herr Zimmermann hat mir das Leben gerettet! Ich bin zu arm, ihn zu belohnen.“

„Auch ich bin zu arm dazu, mein Bruder,“ erwiederte ihm Eliſabeth. „Glaubt nicht, daß ich ihm gram bin, ach — mein Herz wird ihn lieben bis über das Grab hinaus, aber das werdet Ihr doch Alle begreifen, daß ich jetzt nicht an Hochzeit und Freudentage denken kann, in einer Zeit, wo wir jeden Tag die Nachricht erwarten müſſen, daß man unſern Vater auf das Schaffot führt! Ach, die kalte Luft des Kerkers, in welchem mein Vater ſchmachtet, hat meines Herzens Wärme verzehrt, und ſeine Thränen haben alle Gluth der Liebe in mir ausgelöſcht!“ —

Sie ging in die Kammer, Heinrich und die Mutter folgten ihr betrübt nach, und Adam ſeufzte traurig: „Wo werde ich denn mein müdes Haupt ſchlafen legen, wenn ſich hier alles zum Ende geneigt hat? Ach — das Ende muß die Laſt tragen.“ —

3.

Erringen will der Menſch, er will nicht ſicher ſein.

Göthe.

Aus den Bäumen ſproßte des Frühlings jugendliches Grün, und hundert fröhliche Sänger flatterten von Aſt zu Aſt und wiegten ſich auf den ſchwankenden Zweigen. Die Erde ſchmückte ihr Brautgewand mit vielen tauſend Blumenſternen; wie Edelſteine und Perlen leuchteten Anemonen und Primeln zwiſchen den Goldſchmelz der Ranunkelblüthen auf den Prachtteppich, der grün, wie die ewige Hoffnung, unter die Bäume des Waldes gebreitet war. Mit ſanftem Smaragdſchimmer grüßten die Wieſen hinauf zu den Waldhöhn, und die Bäume rauſchten feierlichen Gruß hinunter. An den Rainen und Abhängen zeigte ſchon der Schleedorn ſeine Silberblüthenbälle und über träumende Pulſatillen hob munter der Frühlings-Adonis ſeiner Blumen leuchtende Goldſterne.

Die Sonne ſchien mild und warm und ſpiegelte ſich in der hellen Gera, die ſanft gekrümmt, gleich einer blauen Waſſerſchlange unter blühenden Weidenbüſchen hinzog, und auf ihren kleinen Wellen die Blüthen weiter trug, die von den Erlen in die klare Fluth regneten.

In der Natur war Friede; da war nicht Haß, nicht Streitluſt, nicht Verhöhnung und Grauſamkeit, nicht Blutdurſt und Raubſucht. Des Frühlings ſegnende Allmacht ruft tauſend Paradieſe ins Daſein, aber die Menſchen achten ihrer nicht, und hören die Friedensſtimme der Natur nicht, die ſo ſüß und mütterlich von Liebe und Freude ſpricht.

Im Steigerwalde war ein unheimliches Leben rege, bewaffnete Schaaren durchzogen ihn nach allen Richtungen, und der Kriegsgott pflanzte dem Frühling zum Hohn ſeine ehernen Blumen: Eiſenhut, Schwertel, Speer- und Pfeilkraut in der Geſtalt gewappneter Reiſige in die grünende Waldung.

An einer Ecke des Waldberges, wo man frei nach Erfurt hinabſehen konnte und zugleich in das ſchöne Thal von Hochheim, ſchallten dröhnende Axtſchläge von Zimmerleuten, und ein Haufen Knechte war mit einer beſondern Arbeit beſchäftigt, während andre, wie Wache haltend, den kleinen freien Raum umſtanden. Auf einem bemoßten Stein ſaß ein Ritter, eine lange, hagre Geſtalt. Sein Geſicht war von der Sonne während manches heißen Rittes gebräunt, ein rother Schnauz- und Kinnbart ſtand ihm ſehr ſtattlich zu Geſicht; ſeine grauen Augen verkündeten männlichen Muth, ſein ganzes Weſen ſprach entſchloßne Kühnheit aus. Jetzt hefteten ſich ſeine ſtechenden Blicke auf einen Pergamentbrief, daran an einem grünſeidnen Faden das große Rathsſiegel der Stadt Erfurt hing, und ſein Geſicht verzog ſich zum höhniſchen Lächeln.

Albrecht von Dona war der Ritter, in ſeiner Hand ruhte der Drohbrief des Stadtraths, der ihm gebot, Ruhe zu halten, und nicht den Zorn und die Rache der Stadt auf ſich zu laden. — Von dem Brief hinweg flog ſein Blick wieder nach den Arbeitern, die ihr Werk rüſtig förderten.

„Bravo, bravo!“ rief er: „ich antworte den ſtolzen Erfurtern auf ihren langen Brief nur mit einem hölzernen Buchſtaben.

Das Bauwerk, das die Zimmerer hier aufgerichtet — nicht mehr und nicht weniger war es, als ein Galgen.

„Sie werden ja wohl dieſe Schrift von der Stadt aus leſen können?“ — fuhr Albrecht von Dona fort: „und damit ſie wiſſen, wer ſie geſchrieben hat, gebt mir einen Hammer und drei Nägel!“

Als er beides empfangen, ſchritt er hin zu dem hochaufſtrebendem Balken und nagelte das Pergament daran. Einen Nagel ſchlug er mitten durch das Siegel.

„So! Nun wäre unſre Arbeit hier vollbracht, Freunde!“ rief er ſeinen Gefährten und Reiſigen zu. Mit dem erſten Pfahlbürger, den wir fangen, wollen wir den neuen Galgen einweihen. Jetzt fort! Einer kann hier herum verſteckt bleiben und ſpioniren, was die guten Männer beginnen, wenn ſie ſehen, was für eine Irminſäul' ich in Ihr eignes Feld geſetzt habe!"

Lachend ſchwang ſich der kecke Ritter aufs Roß und zog mit ſeinem Troß in den Wald, den aus rauhen Kehlen ſeiner Begleiter ein Reiterlied durchtönte. Als ſie bei dem Dörfchen Roda in ein kleines Seitenthal des Gerathales hinabgeſtiegen waren, krachten plötzlich im Wald einige Schüſſe, und ein gegen hundert Mann ſtarker Haufe von Erfurter Söldnern fiel die Gewappneten mit lautem Geſchrei an. Alsbald entbrannte ein wackrer Kampf; der Ritter zog ſein hellblitzendes Flammberg, ſeine Gefährten drangen gegen die Angreifenden vor, mit Muth folgten die Knappen und durch den Wald ſchallte das Gepraſſel tüchtiger Schwerthiebe, einzelne Schüſſe knallten, einzelne Männer fielen, aber nicht lange dauerte das Scharmützel, ſo ſtiebten die Erfurter Soldknechte nach allen Seiten auseinander, und kehrten der Wahlſtatt den Rücken, auf welcher zertretene und blutbeſpritzte Blumen das Wüthen des Kampfes verkündigten. Von der Verfolgung ſchnell ablaſſend, ſammelten ſich Dona's Leute wieder um ihren Anführer, der im Kreiſe der Seinen ſtattlich ſtand, ſich auf den Knopf ſeines Schwertes ſtützte, und mit verächtlichen Blicken auf einen gefangnen Erfurter ſah, der mit feiger Niederträchtigkeit um ſein Leben bettelte.

„Ehrenfeſter, mannhafteſter Herr Ritter!" flehte der Spießbürger zu Dona's Füßen: „ich bin unſchuldig, daß die dummen Söldner Euch angegriffen haben, ich habe viel zu viel Achtung für Euch, als daß ich es wagen ſollte, mit einem Mann Eures Gleichen anzubinden; ſchont meiner, der ich die Waffen unfreiwillig trage! Ich bin ins Gewehr gezwungen worden, bin ein armer Pergamenter und heiße Schele! Habt Erbarmen mit mir, gnädigſter Herr Ritter!"

„Elender Wicht!" donnerte Dona, und ſtieß den Flehenden mit einem Fußtritt zurück. „Ich will Euch Krautjunkern ein Beiſpiel geben, wie ich es halte mit dem Gewürm, das mir Fehde bietet! Ha! Bei St. Georg, Du ſollſt büßen und warnen! — Rüdiger! Guntram! Kurt! Seibod! nehmt dieſen jämmerlichen Kalmäuſer und hängt ihn an den neuen Galgen, meintwegen hängt ihn an den Beinen auf, und einen Hund daneben!“

Ein klägliches Wehgeheul ſtieß Schele aus, für das aber die rohen Knechte kein Ohr hatten, ſie banden ihm die Hände, ſtopften ihm ein Tuch in den Mund, und ſchleppten ihn des Wegs, den ſie gekommen waren, zurück, feſten Entſchluſſes, den Befehl ihres Herrn zu gehorſamen.

Der Ritter zog mit ſeinen Mannen triumphirend dem nahen Möbisburg zu, über welchem ſich auf waldiger Anhöhe die altergrauen Thürme ſeiner Burg erhoben, rundum von großartigem halbeingeſunkenen Ruinengemäuer umgeben; die Sage ging, daß hier vor Zeiten Merowigs Königshaus geſtanden, und daß vom alten Namen der Merwigsburg das nahe Dörflein Möbisburg noch den ſeinen führe. Der Burgwärtel grüßte den Herrn mit ſchmetterndem Hornruf, und Albrecht von Dona ritt ein; mit einer nicht unbeträchtlichen Waffenbeute beladen, folgten die Knechte.

Schonungslos ſchleppten Albrechts Knappen den von Todesangſt gefolterten Schele mit ſich fort, als ihnen einer von des Ritters Leuten aufſtieß, derſelbe, der in des Galgens Nähe geblieben war.

„Wohin gedenkt Ihr?“ rief er odemlos. „Kehrt eilig um, wenn Ihr nicht in die Hände der Waldjunker fallen wollt! Ich habe mich mit Noth durch das Gebüſch gerettet, das noch nicht dicht genug iſt, einen Mann zu verbergen. Gegen vierhundert Mann ſtehen vorn auf der Waldſpitze und ſehen den Galgen an, und werden ihn gleich umhauen!“

Nahe Stimmen ſtreifender Söldner wurden laut und erbittert, ihr Vorhaben nicht ausführen zu können, ſtießen die Knechte den Gefangenen nieder, und enteilten in raſcher Flucht. Näher kamen die Mannen der Stadt, aber für Schele zu ſpät, ſie fanden den muthigen Waibel als Leiche. —

Auch die Wagd wimmelte von Erfurtiſchem Volk, das beauftragt war, ſie vom Geſindel zu ſäubern, und alle umwohnenden Raubritter und Stadtfeinde zu ſchrecken. Faſt die ganze Kriegsmacht der Stadt war jetzt außerhalb ihren

Mauern, dieſe Unvorſichtigkeit ſollte der Rath bald zu bereuen haben.

Unwiſſend, daß es den gebietenden Herren der Stadt plötzlich in den Sinn gekommen war, ihre Kriegsmacht hinauszuſenden, ritten drei befreundete Reiter, die bei Mönchenholzen von der weimariſchen Heerſtraße abgelenkt hatten, in unbefangenen Geſprächen durch die im Lenzkleid prangenden Fluren, und bei Windiſchholzen am Saume der Wagd hin. Es waren Hartung, Millwitz, Burkhart Unrath und Balthaſar Krohmann. Jeder hatte Beſtellungen an die liebe Vaterſtadt, jeder hoffte aus befreundetem Munde zu erfahren, wie es in der Stadt ſtehe, und ob nicht mit dem jungen Laub des Lenzes auch die Hoffnung aufgrünen dürfe, ſicher zurückzukehren in die verlaſſene Heimath.

Schmerzlicher als manches andres Weh liegt das Heimweh auf der Seele armer Verbannten, ſei es nun, daß fremder, ſei es, daß eigner Wille die traurige Entfernung geboten. Immer zieht eine ſtille Sehnſucht zurück nach den Stätten einſtigen Glücks; wie ein verlaſſenes Jugendland, wie die verblühte Kindheit mahnt auch Heimath unabläſſig an verlorne Paradieſe, und jede Fremde iſt in ihrem höchſten Reichthum zu arm, Erſatz zu gewähren für die Entbehrung des Glücks, auf heimathlichen Boden zu wandeln, denn ſie hat den Zauberſtrom der Erinnerungen nicht, der den Hinweggewieſenen nachfließt, und dieſe ſchöpfen weinend aus ſeiner Fluth, und geben ihm für die wehmüthige Labe nur ihre Thränen als Zoll.

Aehnlichen Gedanken gab ſich das Reiterkleeblat hin, das ſich jetzt auf ſelten betretenen Wegen der Vaterſtadt nahte, hoffend, in dem ſchützenden Wald Freunde zu finden, die Kunde gäben von dem Zuſtand der Dinge in ihr, und hoffend ſehnſüchtigen Herzens von der Berghöh hinabgrüßen zu können auf die vom Abendgold verklärten Zinnen.

„Wer hätte denken ſollen,“ ſprach Burkhart zu ſeinen beiden Reiſegefährten: „daß wir, angeſehene Patricier der Stadt Erfurt, aus ihrem Weichbild fliehen würden, und zaghaft wieder es überſchreiten, um durch Wald- und Hohlwege eine Stelle zu erreichen, wo wir auf die Stadt hinabſehen können, und mit Furcht einige Freunde ſprechen?“

„Gewiß Niemand,“ antwortete Hartung: „und doch iſt es ſo, und unſre Mutterſtadt zürnet ihren Kindern, und droht ihnen mit aller Unfreundlichkeit einer ſtürmiſchen Zeit.“

„Lange kann doch die Unordnung nicht mehr dauern,“ nahm Krohmann das Wort: „einmal wird ſich das Ungewitter austoben, und froh wird Rath und Bürgerſchaft ſein, wenn die ausgeflohenen Geſchlechter wieder zurückkehren, Handel und Gewerbe wieder belebend, die jetzt gänzlich ſtocken. —“

„Weil das Volk verſtockt iſt“ — fiel Unrath ein: „weil ihm Nichtsthun und Waffenſpielerei behagt, weil es ſich jetzt ſelbſt groß dünkt, und frei, obgleich es in ſchmachvoller Knechtſchaft ſeines wilden Willens.“

„Laßt nur die Kanonen der Fürſten vor den Thoren und Wällen donnern, und inwendig den Hunger und den Tod anklopfen,“ rief Krohmann: „dann werden ſie anders pfeifen, ich denke mit den Sachſenfürſten halten auch wir unſern glorreichen Einzug.“

„Solches denke und wünſche ich nicht,“ ſprach Hartung Millwitz. „Sind wir gleich entwichen und der frechen Willkühr des verblendeten Volks aus dem Weg gegangen, ſo ſollen wir uns doch nicht zu den Feinden der Stadt zählen; ich ehre die Sachſenfürſten als unſre Schutzherren, nie möchte ich ſie aber als Feinde vor den Thoren ſehen, noch weniger unter den Flügeln ihrer Viktorie, die unſerm Erfurt Ketten zu bringen droht, einherreiten.“

Burkhart Unrath, der voran ritt, hielt jetzt ſein Roß an, und flüſterte, ſcharf nach dem nahen Wald blickend, den ſie, die Wagd hinter ſich habend, zuritten: „Haltet an! Ich meine, ich ſehe dort Köpfe und mancherlei Helles unter dem grünen Gebüſch, das ganz ausſieht wie Waffen und Rüſtzeuge.“

„Bei Gott!“ ſprach Krohmann: „Ihr habt Recht, das ſieht verdächtig aus, und ganz ſo, als lauerten die Burſche dort auf uns! Freunde, es iſt nicht geheuer, ſalvirt Euch!“

„Laßt uns,“ ſchlug Hartung vor: „ſtatt dort hinauf, lieber durch Melchendorf, das hier nahe liegt, reiten, und am Schweinbach hinunter, ſo bleiben wir im freien Felde und können wahrnehmen, ob wir von jenen Männern zu fürchten haben, deren Anzahl nicht gering ſcheint.“

Ehe aber noch dieſer Vorſchlag ausgeführt wurde, entſchied ſich ſchon die Frage Hartungs, ob ſie zu fürchten haben, denn aus dem nahen Gehölz drang ein heller Haufe Soldknechte und junge Bürger, und nahm mit lautem Geſchrei den Anlauf gegen die drei Reiter, indem zugleich über einen Hügel ein andrer Haufen, der ihnen von der Wagd ausgefolgt war, ihnen in den Rücken fiel, angeführt von Caspar Degenhart, dem rohen Plebejer, der jetzt im Aufputz der Bürgerguardia prunkte, und von Begierde nach Heldenthaten brannte.

Die beiden Heerhaufen tobten wie die wilde Jagd, und thaten, als ſtürmten ſie gegen eine Armee an, ſtatt gegen drei nur leichtbewehrte Reiter; dieſen aber blieb zu langem Rath keine Zeit mehr; ſie ſahen leicht ein, daß gegen den furioſen Muth von zweihundert Lanzknechten und Bürgergarden, die gegen ſie herangewüthet kamen, nicht Stand zu halten ſei, und ſpornten ihre Roſſe zur Flucht gegen das Dorf an. Dort aber ſtand ſchon längſt der Glöckner auf dem

Thurm und lugte hinaus, und als er die Schaaren anrücken ſah, und das Geſchrei vernahm, meinte er, daß die drei Reiter landſchädliche Männer und Schnapphahne ſeien, und ſchlug an die Sturmglocke mit aller Macht. Da liefen alte und junge Bauern aus ihren Häuſern mit Karſten und Dreſchflegeln und Holzäxten, um gegen die Landſtöhrer anzukämpfen, denn die Bauern waren mannigfaltig geplagt in jener unfriedlichen Zeit, und hatten von der Stadt aus faſt keine Hülfe, daher ſie ſich verabredet, ſelbſt zuzuſchlagen aus Leibeskräften.

Um der neuen Gefahr zu entgehen, wendeten die Flüchtigen abermals ihre Roſſe, und ſprengten im vollen Galopp wieder zum Dorf hinaus, und zwiſchen den letzten Häuſern quer durch, aber da gelangten ſie auf eine ſumpfige Wieſe, und ganz nahe tobten die Verfolger; mit wüthenden Spornenſtichen trieben Unrath und Krehmann ihre Roſſe wieder aus dem Moraſt heraus, und enteilten mit den keichenden Thieren windſchnell der nahen Gefahr, aber Hartung mühte ſich vergebens; ſein Pferd vermochte nicht, ſich loszuarbeiten, er war ſeinen Freunden vorangeſprengt, und zu weit hinüber gekommen; als er ſie auf feſten Pfaden davonreiten ſah, ſah er ſich auch ſchon von der Menge umzingelt, und Degenharts kräftiger Arm riß ihn mit einem Ruck vom Roß herunter.

Mit tollem Jubelgeſchrei empfing die heldenmüthige Schaar den gewonnenen Mann, und er wurde faſt auf das Trockne getragen. Die Bauern aber ſtützten ſich auf ihre in Eil ergriffene Wehr, und ſahen mit ihren breiten Geſichtern neugierig dem Treiben zu, hinter ihnen drängte ſich die Jugend und die weibliche Einwohnerſchaft von Melchendorf, und kühne Turner kletterten bereits, um alles gemächlicher zu überſchauen, auf Dächer und Bäume.

„Seht, da haben wir ſo einen verdammten Goliard*)!“ rief Degenhart im hohen Triumpfton. „Werden bald noch mehr fahnden. Stricke her! Bindet ihn, durchſucht ſeine Säcke, gewiß wird er verrätheriſche Briefſchaften in die Stadt an ſeinen verfluchten Anhang paſchen wollen!“

---

*) Goliard, ein im Mittelalter gebräuchl. Schimpfwort, ſo viel als: Landdurchſtreicher, fahrender Schüler ꝛc.

„Hüte Dich, Degenhart!“ rief Hartung erzürnt: „Du wirſt jede mir zugefügte Unbill verantworten müſſen!“

Ein lautes Gelächter aus des Anführers Munde reizte auch ſeine Heerſchaar zum ſchallenden Lachen.

„Will das Waldjunkerlein drohen?“ höhnte er. „Der Spieß hat ſich gewendet! Meint Ihr, ſpreizbeiniger Gauch, Ihr und Eure Sippſchaft gelte noch etwas? Meint Ihr, ich hätte vergeſſen, wie übel mich vor’m Jahr Euer Bruder, der Student, traktirt? Heute will ich Euch dafür ein Traktament einbrocken. Wir ſind freie Bürger, wir laſſen uns nicht mehr von Euch hochnaſigen Geſindel unters Joch bringen! Fort mit Euch ins Hundeloch! — Heda, was iſt das dort für ein Brief? Her den Brief! An wen lautet der Brief? Kann keiner von Euch leſen? Dumme verfluchte Schöpſe, ich kann’s auch nicht. — Nun haben wir nicht Eier, ſo braten wir ſie nicht! Fort, ſage ich, fort nach der Stadt, zwanzig Mann bewachen ihn, Ihr andern wieder auf Eure Poſten! Vielleicht fangen wir noch ſo einige Galgenvögel!“

Hartung antwortete nichts mehr, und wurde im Triumpfe auf dem nächſten Wege nach der Stadt geführt. Mit den bitterſten Empfindungen grüßte er nun die Zinnen und Thürme, die zu erblicken er vor wenigen Viertelſtunden ſich geſehnt hatte. So wird gar oft durch die Macht des Verhängniſſes ein erfüllter Wunſch weit drückender, als er war, da er noch unerfüllt; oder vielmehr, da ein erfüllter Wunſch kein Wunſch mehr iſt, die Roſe der Sehnſucht iſt meiſt ein ſchönes Freskobild, das nur in der Entfernung reizt, zu nah betrachtet, verſchwindet der Farbenzauber, und ſcheint kaum des Betrachtens werth, oder ſchreckt ſogar das beſchauende Auge zurück. —

In der Stadt war eine große Anzahl freier Bürger im Rathskeller verſammelt, wacker zechend. Der Rathskeller war nicht, wie an andern Orten gewöhnlich, im Rathhaus ſelbſt, ſondern demſelben ſchräg über, an der Ecke des Fiſchmarkts gelegen, und bildete für ſich ein geräumiges Haus, deſſen Erdgeſchoß Stube an Stube hatte, und alle Stuben waren voll Gäſte, denen alle das Wohl der Stadt und die Bürgerfreiheit gar ſehr ſternengelbe Peſtilenz muß den Herren leuchten! Sie treten in die Schuhe des alten Raths, und treten ſie noch ſchiefer, daß ſie kein Teufel wieder zurecht klopfen kann!“

„Aber wir können ſie zurecht klopfen!“ rief Michel, und ſchlug mit ſeinen Fäuſten auf den Tiſch, daß alle Kannen hüpften. „Wenn wir nur drei Tage lang am Bret ſäßen, hui dich! ſollt's anders werden! Die alten Duckmäuſer, die uns in die Tinte geritten haben, ſitzen daheim und laſſen ſich's wohl ſein, und regen keine Hand für unſer Wohlſein, und die neuen Herren — na Gott beſſers, das ſind vollends die Rechten! Das Kloſter währt länger als der Abt, und man muß mehr die Regierung, als die Regenten in Acht nehmen! Und wenn ſie nichts nutzen — fort mit ihnen! Wann es wohl ſteht, ſind alle gute Regierer!“

„Der Bettelſack iſt bodenlos!“ ſchrie Hans im Bart mit ſeiner Stentorſtimme dazwiſchen.

„Was hilft all' Euer großmäuliges Gerede, wenn nichts geſchieht? Warum fahren wir nicht zu, und greifen die Herren, und fragen ſie, wo unſer Geld hin iſt? Wer einen großen Haufen zu Geſellen hat, der braucht ſich nicht zu fürchten! Wir ſind die Herren. Wo der Papſt iſt, da iſt Rom, wo die Herren ſind, iſt der Hof, wo wir ſind, iſt Rath und Gemeinde!"

„Daß Dich die grasgrüne Galle!" ſchrie Portius, trunken lachend: „der Hans hat Recht! Ein Teufelskerl iſt der Hans! Komm Bruder Hans, gieb mir einen Kuß, Du ſollſt Bierherr werden! Hohohoho! Heda! Wirth! Bier her für den Bierherrn! Brüder, bei der kohlenpechſchwarzen Finſterniß, wir wollen uns hervorthun, wir wollen den alten Herren auf den Leib rücken, und wenn die Neuen muckſen, ſollen ſie ſo viele Prügel haben, als ſchwefelgelbe Sterne am Himmel ſind. Und wer etwas gegen uns haben will, den will ich einen Tritt geben, daß er durch das blitzblaue Firmament fliegt, und Sonne, Mond und Sterne ihm am Rockzipfel hängen bleiben!"

„Drauf, drauf und dran!" rief es von allen Tiſchen, raſch wurde noch mancher Krug geleert, und krachend auf den Tiſch geſtampft, einige Kannen nahmen aus den Händen trunkner Schreier ſtatt in die Hände der Aufwärter einen freien Weg durch die Fenſter, und der Klang zerſplitternder Glasſcheiben elektriſirte die unordnungluſtige Menge, die jetzt, ohne zu wiſſen, was ſie wollte, aus dem Rathskeller ſtürzte, dem wankenden Triumvirat ihrer Koryphäen nach.

„Holla! Mordjo! Was giebts dort? Hin, hin, drauf und dran!“ ſchrie es im brüllenden Chorus, als von der Krämerbrücke her ein Volkshaufe auf den Fiſchmarkt, gewühlt kam, deſſen Kern niemand anders als der tapfre Degenhart mit ſeiner Elite bildete, die den gefangenen Junker Millwitz brachten, und nun wurden vollends alle Trinkſtuben leer, und es brauſte über den Fiſchmarkt eine wogende Menſchenfluth.

„Hierher Freunde! Mitbürger!“ rief Degenhart, der ſich auf Hartungs Roß geſchwungen hatte, und auf der Spitze ſeines alten roſtigen Schwertes den erbeuteten Brief als Siegeszeichen hoch in die Höhe hielt. — Hierher! Hier bringe ich einen entwiſchten Vogel, den ich gefangen habe, und hier iſt ein Brief an dem Bruder dieſes Spionirers!“

„Werft den Stadtverräther in die Temnitz!“

brüllte Hans im Bart, und das Gebot erfüllend, ſtürmte ein Theil des Haufens in das Rathhaus, Hartung Millwitz in den finſtern Kerker ſchleppend, der jenen Namen führte.

Der Brief, den Hartung bei ſich geführt, war bereits erbrochen, und geleſen, ſein Inhalt deutete geheime Zuſammenkünfte mit Chriſtoph Millwitz und ſonſtige Verabredungen an, und wie toll ſtürmte die Menge auf den Graben, nicht mehr zurückgehalten durch die Rückſicht, daß Chriſtoph ein Schutzbefehlener der Univerſität, und mit frecher Ungebühr jedem Geſetz Hohn ſprechend. Chriſtoph verſah ſich keines Ueberfalls; als er auf dem Graben ein fürchterliches Geſchrei vernahm, trat er zum Fenſter, da krachte aber unten ſchon die Hausthüre in Stücken, und Steine flogen gegen Fenſter und Wände, und das Volk, Degenhart an der Spitze, wimmelte ins Haus, und ein Theil polterte die Treppe herauf, während ein andrer ſchon in den Unterſtuben alles Geräth in Trümmer ſchlug. Vergebens bewaffnete ſich Chriſtoph mit dem Raufdegen, vergebens fiel ſein treuer Wolf die zur Thüre hereindringende wilde Meute mit grimmigen Biſſen an, der Hund wurde nieder geſchlagen, und Degenhart, glühroth vom innern Heldenfeuer, donnerte: „Krautjunker, legt Ihr nicht gleich das Schwert hin, und gebt Euch gutwillig, ſo wollen wir Euch in tauſend Fetzen reißen, und Ihr ſollt zum Fenſter hinausfliegen oder auf der Stelle todtgeſchlagen werden, und krepieren wie dort Eure Hundebeſtie!“

Gegen zehn, zwanzig, dreißig erhitzte Männer, die in das Zimmer quollen, wäre der Widerſtand vergebens geweſen, der Jüngling legte ſchweigend ſeinen Degen nieder, und der Anführer der Rotte zerbrach ihn; hierauf wurde Chriſtoph von nervigen Händen feſtgepackt, aus dem Zimmer geriſſen, die Treppe hinunter geſchleppt, unten von johlenden Freudengeſchrei der Volkshefe begrüßt, und nach den Rathhausgefängniſſen abgeführt, während aus den Fenſtern des Patricierhauſes erſt Bücher, Schreibgeräthe, und Waffen flogen, dann Bilder und Kleider, dann Tiſche und Stühle, Betten und Truhen, die das Volk mit hellem Jubel verwüſtete oder gierig raubend nach Hauſe trug.

Und nun war das grauenhafte Signal zum

fürchterlichſten Aufſtande gegeben. Wachſend wie die donnernde Lawine mehrten ſich des Pöbels verderbenfrohe Schwärme, vergebens mühten ſich die gutgeſinnten Bürger mit den Waffen in der Hand, Ruhe und Ordnung herzuſtellen, ſie wurden verhöhnt, mit Steinen begrüßt, mit blutigen Wunden zurückgetrieben, vergebens wollten die Studenten einſchreiten, und ſchritten auch ein mit gewaltigen Hieben, es hatte aber keinen Erfolg, als daß ſich das Getümmel, das Geſchrei, das entſetzliche Geheul bis ins Schauderhafte vermehrte. Die Tollheit hatte ihre alten Ketten zerſprengt, und rannte umher mit ſchäumendem Mund und giftigem Gebiß, und Niemand vermochte der ſcheußlichen Megäre Widerſtand zu leiſten. In allen Straßen war es, als brauſe das geſpenſtige wilde Heer wahnſinnig machend hindurch; Weiber und Kinder kreiſchten und wimmerten in unſäglicher Angſt, die Glocken heulten Sturm; die Zaghaften verrammelten ihre Häuſer, Frauen und Jungfrauen flohen nach den Klöſtern, um hinter heiligen Mauern Schutz zu finden, die Ordensgeiſtlichen traten zuſammen und ſprachen Gebete, aber Pſalm und Lied und Glockenklang überbrüllte des Pöbels wüthender Jubelruf der Freiheit. Alle früheren Scenen wahnſinnigen Tobens waren ein Kinderſpiel gegen das, was jetzt verübt wurde. In vier bis ſechs Haufen theilten ſich die Meuter, und jeder Haufen hatte ſeinen Anführer, und an jeden hing ſich des gemeinen Pöbels raubluſtiger blutgieriger Troß.

Die Rathsherren hielten ſich bange, in ihren Häuſern verſteckt, von den Söldnern war auch keine Hülfe zu erwarten, ſelbſt wenn dieſe feigen Schaaren in der Stadt anweſend geweſen wären, und ſo tobte zügellos und entfeſſelt die Furie Aufruhr durch die unglückſelige Stadt. Schon dämmerte der Abend, und unter ſeinem grauen Schatten wuchs nur immer mehr und mehr der verheerende Volksſtrom, bald beleuchteten Tauſende von Fackeln und Kienſpähnen die grauſigen Scenen des Frevels und der Verwüſtung. Der Bundſchuh kam wieder zum Vorſchein, ihn trug der Mühlknecht Andres, und lärmend und johlend zog die Pöbeljugend durch die Stadt, band Leilacken an Stangen und trug ſie als Fahnen umher.

Portius ſtürmte mit ſeinem Haufen zum

Hauſe Gunſtedts. Der alternde Mann dachte an nichts Arges, und hatte ſeine traurigen Ahnungen vergeſſen. Sein Sohn Georg war mit Knipſtein und Prohaska hinaus in den Steiger, wo ſie vergebens auf Hartung Miſſwitz warteten, als der furchtbare Lärm in der Stadt begann. Mit Donnergepraſſel brach das Volk in ſein Haus, und Portius ſchrie ihn an: „Kommt augenblicklich mit uns, alter Graukopf, oder die zinnoberrothe Schwerenoth ſoll Euch — Ihr ſeid einer von den treuloſen Männern, die unſer Geldchen zerſplittert haben! Unſer Geld, ſage ich! Wo iſt unſer Geld? Wer hat unſer Geld! Donnerwetter!" —

„Lieben Leute" — wollte Gunſtedt mit zitternder Stimme, beſänftigen, aber Portius ſchrie: „Ins drei Treufels Namen! Wir ſind keine lieben Leute, wir wollen Eure lieben Narren nicht ſein, freie Bürger ſind wir! Wer etwas dawider hat, den ſoll das ſchneeſchleierweiße Hagelwetter dreiſſig Klaftern tief in den Erdboden —! Gleich geht mit uns! Wir wollen Gericht über Euch halten! Wir!—"

Und keine Einrede weiter durfte der Entſetzte wagen. Hart faßten ihn ſechs von Portius Helfershelfern, und ſchleppten ihn frohlockend auf das Rathhaus, während Portius mit dem andern Troß weiter ſtürmte; an Frieberus Hauſe hielt der Haufen, Portius wollte hineindringen, es war verſchloſſen und verriegelt!

„Sturm! Sturm!“ brüllte der wüthende Schuhmacher, und in die Fenſter flogen alsbald zahlloſe Steine, und Stoß auf Stoß und Stein auf Stein donnerte an die Thüre, daß es fürchterlich dröhnte und krachte, bis die Felder durchbrochen waren, und die Menge hineindrang, von innen öffnete, und ſich freudebrüllend in die ſchönen Zimmer zerſtreute, und alle Thüren einſchlug, die verſchloſſen waren. Laut jammernd und händeringend trat Frieberus Ehegattin dem raſenden Portius entgegen. „Wen ſucht Ihr, um Gotteswillen?“

„Nicht Euch Frau, Euern Mann!“ war Portius Antwort. „Heraus mit ihm, oder es ſoll in Euerm Haus kein Holz am andern, kein Stein auf dem andern bleiben! Euch ſoll kein Leid geſchehen, Frau, wir haben es nur mit den Männern zu thun! Wir wollen wiſſen, wo unſer ſchweres Geld hingekommen iſt! Unſer Geld! Bei der pechſchwarzen Finſterniß!“

Eine Seitenthüre ging auf, würdevoll trat Friederus heraus. „Sei ruhig Frau,“ wandte er ſich zu ſeiner Gattin, „ich ſtehe in Gottes Hand. — Ich folge Euch,“ ſprach er zu den empörten Bürgern: „aber wehe dem, der Hand an mich legt! Der heutige Tag wird Euch theuer zu ſtehen kommen!“

„Keine Predigt! Herr Fiederus, keine Predigt!“ rief Portius. „Wir ſchenken Euch Text und Auslegung! Folgt uns, man wird Euch ſchon fragen, was man von Euch wiſſen will!“ Und der Haufe tobte mit dem Gefangenen weiter.

Racheſchnaubend ſtürzte Hans im Bart mit ſeinem Gefolge nach dem Hauſe der Brüder Stolzer und drang mit furchtbarem Geſchrei hinein, doch vergebens ſuchten ſie die Hausherren, ſie waren nicht in der Stadt, und die geiſterbleichen hart bedrohten Handlungslehrlinge wußten nicht, wo? Da begann ein vandaliſches Wüthen. Alle Fenſter wurden eingeſchlagen, und alles hinausgeworfen, was man in den Zimmern fand; Stühle und Geräthe, Bildwerk und Strazzen;

der Kaufladen wurde gänzlich demolirt, Wagen und Gewichte, Büchſen und Käſten flogen auf die Gaſſe; ein Topf Honig nach dem andern, Sämereien und Farben, Mandeln und Roſinen; bis in weniger als einer Viertelſtunde der Laden eine Ruine war, und der Anführer mit ſeinen freien Bürgern weiter ſtürmte, während ſich noch lange vor dem Hauſe das Volk um die Beute ſchlug und drängte. Zu dem friedlichen Rottendörfer, der auch Kaufmann war, und nie ein Wort gegen die Gemeinde geſprochen, wandte Hans im Bart ſeinen glorreichen Siegeszug.

Ein wehklagendes Jammergeſchrei ſtieß Rottendörfers Frau mit ihren Kindern aus, als plötzlich, ihr, wie ihrem Mann ganz unerwartet, der Schwarm herantobte und in ihr Haus einbrach.

„Was wollt Ihr? Seid Ihr Räuber und Mörder?“ rief Rottendörfer, und ſchwang eine eiſerne Elle als Wehr — aber Hans donnerte: „Nicht geſchimpft! Nicht gemuckſt! Mitgegangen, mitgefangen, mitgehangen!“ und riß dem bleichen Mann die Elle aus der Hand, ſie durchs Fenſter ſchleudernd.

„Bluthunde! Mörder!“ heulte die Frau, und einer aus dem Troß brüllte: „Frau, wenn Ihr noch einmal das Maul aufthut, ſo fliegt Ihr zum Fenſter hinaus!“

„Habt Ihr's gehört, Brüder!“ ſchrie ein andrer: „die Frau ſchimpft uns! Schlagt alles zuſammen!“ Und mit Eile wurde der Rath befolgt! während einige dem verzweifelnden Rottendörfer aus dem Hauſe ſchleppten, zertrümmerten andre mit ihren Knütteln in Stuben und Kammern alles Geräth, Spiegel und Fenſter. Frohlockend ſchleppten ſie aus der Kammer die Betten der Familie, ſelbſt die kleinen Bettchen der Kinder, hieben mit ihren Schwertern in die Pfühle, und ſchüttelten die Federn hinunter auf die Straße, die weit davon bedeckt wurde, und ein donnerndes Jauchzen des unten wühlenden Volks ſchallte empor, ſo oft ein neues Geräth hinunterflog; zwei Fäſſer voll Mandeln zerſprangen krachend auf den Straßenſteinen, und aufraffend und raubend fiel der Pöbel darüber her. Soweit ging die entfeſſelte Wuth der Zerſtörungsluſt, daß zuletzt die leeren Bettſtellen aus den Fenſtern geſchoben wurden, und als nichts bewegliches mehr in den Zimmern war, ſchlugen die wahnſinnigen Zerſtörer ſogar die Oefen zuſammen, und warfen ſie auf die Straße hinunter.

Während auf die gleiche Weiſe hier Hans im Bart mit ſeinem Haufen, dort Portius wüthete, waren Michel und Schierſchmiedt nicht minder verderblich thätig. Der erſte ſtürmte wie unſinnig in das Haus des Vierherrn Trügeleben ein, der wieder auf dem Wege der Geneſung war, aber noch das Bette hütete. Sein Bruder war bei ihm und ein Domcapitular, Nikolaus Zote, des Vierherrn Beichtiger, aber des Paters heiliges Gewand ſchreckte die Unmenſchen nicht zurück. Nur einen Augenblick ſtanden ſie, als Zote rief: „Hebet Euch weg ihr Belialsſöhne! Was wollt Ihr bei dem kranken Mann? Feuer und Schwert müſſe gegen Euch ſich kehren! Die Erde verſchlinge Euch, wie die Rotte Korah!“ — dann aber ſchrie Michel: „Ihr ſeid kein Moſes, Pater! darum haltet Euer Maul! Wenn Herr Trügeleben krank iſt, wollen wir ſäuberlich mit ihm verfahren, aber mit muß er! Auf Freunde! Angepackt! Tragt ihn ſammt dem Bett aufs Rathhaus!“

Augenblicklich wurde das Gebot vollführt, des Paters eifernde Worte, des Bruders Bitten, das Flehen der Frau mit Hohngelächter zurückgewieſen, und durch das tobende Volk, durch die Gräuel der Wuth und Zerſtörung, durch die rauhe Nacht der Kranke getragen; dem war es, als er ſo dahinſchwankte auf den Schultern rieſiger, ihm unbekannter Männer, von rothflammendem Fackelſchein grauſig beleuchtet, als liege er im Sarge, ein lebendig Todter, und ſehe ſein eignes Leichenbegängniß, zu dem aber, ſtatt der Begleitung frommer Lieder, die Hölle aus dem Munde von tauſend Teufeln ein Triumpflied heule. — Von hier aus ſtürmte Michel zum Hauſe Monſtedts, verfuhr dort auf gleiche Weiſe, ließ alles zerſchlagen, und grenzenloſe Raubgier ſtreckte nach des Mannes Habe die gierigen Hände aus, während er ſelbſt unter Michels Bewachung auf das Rathhaus geführt wurde.

Schierſchmied wandte ſeine Wuth gegen die Wohnungen der Gemeindevormünder Ottenberg und Mailadt. Beide wurden von dem tollen Haufen ergriffen, und in ihren Quartieren alle die unſinnigen Frevel begangen, die dieſe ſchreckliche Nacht graunhaft bezeichneten. Nie, ſo lange Erfurt ſtand, war Aehnliches in ſeinen Mauern früher erlebt worden, nie wurde ſpäter gleiches in ſolchem Grade verübt, wie oft auch noch hernachmals innere und äußere Feinde die Stadt in merklichen Schaden brachten, ſelbſt da nicht, als ſich im Jahr 1663 in den Händeln gegen den Ober-Vierherrn Limprecht ähnliche Greuelſcenen wiederholten.

Der Pöbel benügte ſich nicht mit der Zertrümmerung der Geräthe und dem Raub alles deſſen, was leicht fortzubringen war, er ſtürmte auch in die Keller der Patricier hinunter, ſchlug die Weinfäſſer auf, ſoff ſich toll und voll in ſeiner goldnen Freiheit, und was nicht genoſſen wurde, ließ er in den Keller laufen, und ſtürzte berauſcht weiter, aufgeregt durch des Weines Feuer zu neuen Thaten der Schändlichkeit, wie des Unſinns.

Doch jede Feder muß erlahmen an der Schilderung von Scenen feſſelloſer Willkühr, roh und ungeſcheut mißbrauchter Gewalt. Die geprieſene Freiheit trieb die üppigſten Blüthen, trieb die vollſten Früchte, und wetteiferte mit den Furien im Schwingen blutrother Fackeln.

Der Fiſchmarkt war flammenhell. Ein Trupp der Aufrührer nach dem andern traf mit ſeinen Gefangenen ein, ſtürmte in das Rathhaus und ſtieß die Ergriffenen in die dunklen ſchauerlichen Kerker. In der Temnitz fanden ſich die Brüder Millwitz, Herr Friederus und der alte Gunſtedt vereinigt, Trügeleben, Ottenberg und Mailadt wurden in die ſchwarze Dörnſe geſchleppt, Monſtedt zu Kellner in die ſchwarze Stube geſtoßen, und die Kerkerwächter wurden bedroht, daß ſie in Ketten aufgehenkt werden ſollten, ließen ſie einen der Eingebrachten entwiſchen.

Aengſtlich zagend ging der Doktor Piripuls im Paradieß umher, und jammerte alle deutſchen und lateiniſchen Interjektionen nach einander durch, während Klaus in träger Gefühlloſigkeit das ſchreckliche Toben des Volks mit anhörte, als ein Haufe auch in den kleinen Hof ſtürmte und den Stockmeiſter Miſtbauer zwang, die Pforten des Paradießes zu öffnen.

„Wer ſind dieſe?“ brüllte Hans im Bart dem Stockknecht zu, und dieſer antwortete: „Es ſind zwei gute arme Männer, die dem gemeinen Weſen nie was zu Leid gethan; und dieſer Tage von Gotha wieder gekommen ſind, der Doktor Birnmuhs und der Bader Klaus Kronberg."

„Hinaus mit ihnen," ſchrie Hans: „Gleich ſetzt ſie in Freiheit! Sie werden draußen genug Arbeit finden für ihre Meſſer und ihr Scheerzeug, und dafür dieſe Vögel eingeſperrt, Herrn Utzberg und Rottendörfer, mit denen wir reden wollen!"

Freudigen Herzens eilten Piripuls und Klaus hinaus, und an dem armen Rottendörfer vorüber, der mehr todt als lebendig von Schreck, Grimm und erlittenen Mißhandlungen, jetzt in die Paradießſtube eingeſchloſſen wurde. — Mühſam wühlte ſich der kleine Doktor durch die Menge, die ſich furchtbar um das Rathhaus drängte, durch die halbtollen Handwerksjungen, die in die Häuſer von Freunden und Feinden Steine warfen, während immer noch durch alle Gaſſen und Straßen ungeheurer Lärm tobte und entſetzliches Krachen von eingeſchlagenen Thüren und zertrümmerten Möbeln ſie durchſchallte. Es ſchien ein ſchrecklicher Feind eingedrungen in die Stadt, der ihr den Untergang geſchworen, und gänzliche Vernichtung; dieſer Feind aber war nicht aus der Fremde hergekommen, ſondern war ein Stadtkind und hieß Anarchie; ſchlechter Staatshaushalt war ihr Vater, Volksunterdrückung ihre Mutter, und Anarchie iſt eine ungerathene Tochter, die ihren Aeltern leicht über den Kopf wächſt.

Die Zugbrücken wurden aufgezogen und alle Thore von dem wildempörten Volk geſperrt, das auf die Mauern ſtieg, und Söldner und Bürgerguardia verhöhnte, die draußen ſtanden, das Getümmel hörten, den Fackelſchein ſahen, gern helfen wollten, aber nicht konnten.

Der Stadtſchultheiß und die Mainzer Räthe hörten in ihrem entlegenen Quartier nicht allzuviel von dem Getöſe, aber am Ende doch ſo viel, daß ſie für pflichtmäßig hielten, ſelbſt mit Gefahr ihres theuren Lebens, ſich, umgeben von ihrer ganzen Wache, nach dem Rathhaus zu verfügen, und im Namen ihres Herrn kräftig einzuſchreiten. —

4.

Auf frühen Frühling währt der Sommer wenig.

Shakeſpear.

Johannes Zimmermann ſaß bei dem redlichen Andreas Büchner, ſeinem Freund, und klagte dieſem mit traurigen Worten ſein Leid. „Sieh, Andreas,“ ſprach er: „das habe ich von meiner warmen Liebe, Undank und Verachtung. Von allen Seiten ſtürmt das Mißgeſchick auf mich ein. Der Rath haßt mich, die Bürger haſſen mich, und ſie, die mir erſetzen ſollte durch ihre Liebe jedes Leid, das ich doch meiſt um ihretwillen dulde, auch ſie ſtößt mich von ſich, kalt und lieblos. Ach, bei Gott, ich bin ſehr elend!“

„Armer Freund,“ erwiederte Büchner theilnehmend: „beruhige Dich. Daß Dir manch trüber Tag kommen würde, ahnete ich ſchon damals, als Deine Liebe die Richtung nach dem Roſenhain nahm, ich ſagte Dir meine Befürchtungen vorm Jahr — es war am Tag des Frohnleichnamsfeſtes — doch ich tadle Dich nicht, denn Liebe, die auf jeden fremden Rath hört, und ſich nicht nach ihrem eignen Herzen richtet, iſt keine wahre Liebe.“

„Und ob ſie mich kränkte bis zum Tode,“ nahm Johannes wieder das Wort: „ich kann nicht von ihr laſſen, ich will die Eide nicht brechen, die ich ihr gelobt. Ach, Libetha iſt gut, hinge doch jedes Kind mit ſolcher Liebe an ſeinen Aeltern. Einſt baute ich die ſchöne Hoffnung auf ihre kindliche Liebe, daß ſie auch mit gleicher Gluth der Empfindung an mir, an dem treuſten Freund hängen würde — und daß mich dieſe Hoffnung täuſcht, das iſt's, was mir jetzt bittern Schmerz macht.“

„Wenn das Meer ſtill iſt, kann jeder fahren,“ erwiederte Büchner: „ächte Liebe bewährt ſich im Leid und hält im Unglück aus, das weißt

Du auch, mein Johannes, und wirſt nicht wanken, weil in einer trüben Stunde Dein Mädchen Dir kalt erſchienen. Denke, welche Laſt auf ihrem Herzen liegt, und hilf ſie ihr redlich tragen; ſie liebt Dich gewiß innig, aber ſolch großer Schmerz, wie der iſt, der ihr Gemüth erfüllt, iſt wie ein allzuheftiger Sturm, der die Flammen zu verlöſchen droht, die ein ſanfteres Wehen anfacht.“

Freundſchaft iſt ein ewiger Troſtesengel; auch dem beſſern Menſchen überwältigt oft ein Schmerz oder eine minder edle Regung, die ſein Gemüth verdüſtert, ſeine Leidenſchaftlichkeit entflammt, ſeine Blicke abzieht von dem Ziel des allein Schönen, des allein Guten; Heil ihm, wenn ihm dann Freundſchaft zur Seite ſteht, tröſtend und aufrichtend, und ſeinen geſunkenen Muth belebt, ſeinem beſſern Selbſt dem Irrenden wieder giebt!

Das trauliche Geſpräch der Freunde unterbrach der ausbrechende Tumult. Die Straßen belebten ſich, das Volk lief zuſammen, alles ſchrie und lärmte durch einander, noch wußte Niemand, wem es gelte, bis einzelne Bürger in ihre Behauſungen eilten und mit Mordwaffen bewehrt, wieder herausſtürzten, den Tummelplätzen des Aufruhrs zu, der bald durch alle Gaſſen ſein raſendes Feldgeſchrei ſchallen ließ.

„Lebe wohl, Andreas,“ ſprach Johannes: „und habe Dank für Deinen Troſt, ich gehe, wohin Freundſchaft und Liebe mich rufen.“

„Das iſt brav und recht gethan!“ belobte Büchner: „und ich will zu meinem Bruder, der ſich bei ſolchen Gelegenheiten nur zu gern einmiſcht, und ihn abzuhalten ſuchen!“

Die Freunde trennten ſich eilig, und Johannes eilte unaufhaltſam von Gaſſe zu Gaſſe, ſich durch das ihm entgegenſtrömende Volk drängend und mehr als einen Mann über den Haufen rennend. Er nahm einen Weg, den er früher mit freudigeren und ſchöneren Gefühlen gewandelt war, durch die kleinen winkligen Gaſſen bis zum Brückenſteg, wo er, als er das Gartenpförtchen des Roſenhains verſchloſſen fand, raſchen Entſchluſſes ſich über den Zaun ſchwang und eben in Kellners Haus trat, als es auch in der Michaelsſtraße von Menſchen zu wimmeln begann, und vor dem großen Collegium die

Studenten zuſammentraten und rathſchlagten, was zu beginnen ſei.

Kellners unglückliche Familie ſtand bittre Stunden der Angſt aus, wie tröſtend auch der treue Freund auf Mutter und Tochter einſprach, denn ihrem Ohr entgingen die Kunden nicht, die ſich die Nachbarsweiber von Straße zu Straße, von Haus zu Haus, von Fenſter zu Fenſter zuriefen: „Jetzt haben ſie Herrn Friederus geholt!“ — „Jetzt ſind ſie beim Kaufmann Stolz!“ — „Dort geht alles drunter und drüber!“ — „Bei Millwitz haben ſie alles entzwei geſchlagen!“ — „Trügelebens Frau haben ſie todtgeſchlagen!“ — „Alle Junkerhäuſer ſollen heut Nacht geſtürmt werden!“ — „Alle alten Herren ſollen morgen früh aufgehenkt werden!“ — und ſolcher Nachrichten, theils wahr, theils erdichtet, noch mehr.

„Sie werden auch zu uns kommen!“ rief Frau Marthe verzweifelnd aus, „ſie werden auch unſre wenige Habe rauben und zertrümmern! Großer Gott, wer kann uns ſchützen gegen dieſe wilden Rotten!“

Weinend lag Eliſabeth in Johannes umfangenden Armen, und bat ihm ihr Unrecht ab und ſchwur, daß er ihrer Seele letzter Gedanke ſein werde, und Johannes küßte ſie mit dem ſanften Kuß der Vergebung, und ſprach ihr Muth ein, und ſie fand ihn auch wieder an des Freundes treuen Herzen, und vermochte dann ſelbſt die in Angſt vergehende Mutter zu tröſten, während Heinrich, wenn auch bange vor dem grauenvollen Getöſe, doch ſtill ſich verhielt, und auf Johannes vertraute, indeß Adam ernſtlich ſcheltend die lautheulende Magd Brigitte in ihre Kammer trieb und mit Drohungen beſchwichtigte.

Die Wuth des Volkes ließ den Roſenhain unangegriffen, auch ſammelten ſich, da ihre Mühen in den einzelnen Stadttheilen fruchtlos war, die Studenten in ihren Collegienhäuſern, um mindeſtens dieſe mit vereinter Kraft gegen jede Gewaltthat zu ſchützen. So blieben die Michaelsſtraße, in deren Mitte das große Collegium gelegen, von den tobenden Exceſſen befreit, und als endlich auch die Mutter ruhiger geworden war, dankte Eliſabeth mit warmen Händedrücken und ſüßen Küſſen dem geliebten Freund ſeine Wiederkehr und ſeine treue Theilnahme und Beſorgniß.

Liebe verzeiht gern, und wenn liebende Herzen, die ein trüber Irrthum entzweite, Verſöhnungsfeſte feiern, ſchlingen ſie nur feſter das ſchöne Band, das ſie an einander knüpft, und indem ſie eine göttliche Tugend „Vergebung“ üben, wird ihnen dafür das reinſte, menſchliche Glück zu Theil. —

Während immer ungebändigter der Volkslärm wüthete, ſammelten ſich immer mehr Studenten in dem geräumigen Hofe und an der Thorpforte des großen Collegiums, und ſprachen ſich empört und erbittert über das Verfahren der Bürger aus. Ludiek Probaska ſammelte ſeine Comilitonen um ſich und redete ſie von einer Erhöhung, die er erſtieg, alſo an: „Freunde! Brüder! Wir ſind beſchimpft, Hohn wird unſern Rechten geſprochen und Undank iſt der Lohn, den wir von den Bürgern einärnten, daß wir mit ihnen gemeinſchaftlich die Stadt beſchützt. Unſer Bruder, Chriſtoph Millwitz, iſt von dem tollen Volk überfallen, gemißhandelt und in ein öffentliches Gefängniß geſchleppt worden, ſein

Hausgeräth zertrümmert und geraubt, ſein treuer Hund erſchlagen! Ein ehrloſer Kumpan, wer ferner zu den Spießbürgern hält! Wir wollen für uns ſtehen, und unſern Bruder befreien!“

„Gut geſprochen! Das wollen wir! Pereant die Pfahlbürger! Pereant!“ ſchallte es hundertſtimmig, und es entſtand eine wilde Bewegung, und Wulf Katzenbrenner ließ ſeine grimmigen Blicke über die Menge rollen, und rief dann mit ſeinem Donnerbaß: „Ruhe gehalten heute, ſage ich!“ Morgen rücken wir vor das Rathhaus, fordern unſern Bruder und volle Genugthuung! Heute in der finſtern Nacht ſieht keiner auf wen er ſchlägt; wartet den Tag ab! Wenn uns morgen der Rath nicht Ehrenerklärung thut, ſollt Ihr mich einen Hundsfott nennen!“

„Wohl denn, morgen! morgen!“ ſchallte es wieder. „Unſre Rechte müſſen bewahrt bleiben, unſre Freiheit erhalten, oder wir ziehen fort mit Lehrern und Büchern, wie einſt die Prager!“ riefen Einzelne: und zu der aufgeregten Jugend traten mehrere ihrer Lehrer ein, und ſelbſt der ehrwürdige Rektor Magnifikus ſchritt jetzt mitten unter die Akademiker, von zwei fackeltragenden Dienern und zwei Famulis begleitet. Ein dreimal lautdonnerndes Vivat empfing den verehrten Univerſitätsfürſten, und dann begann feierliche Stille zu walten rings umher, und der Rektor hielt mit beredter Zunge eine lateiniſche Anrede an die Jünglinge, ſprach feurig und kühn, wie einſt Roms berühmteſter Orator, ermahnte ſie zur Ruhe und Ordnung in der bedrängten Zeit, rief ſie auf, die Stätten, wo der Univerſität heilige Privilegien, ihre Sammlungen, ihre Bücherſchätze u. dgl. verwahrt ſeien, zu bewahren, und mahnte ſie ab von jeder Selbſtrache irgend einer Unbill, die dem Einzelnen wiederfahren ſein könne, indem der akademiſche Senat ſelbſtkräftig die Rechte ſeiner Bürger vertreten und aufrechthalten würde — und als er ſchwieg, ſchallte ihm wieder im freudigſten Zuruf ein enthuſiaſtiſches dreifaches Lebehoch, worauf er ſich erſt entfernte; die Studenten blieben aber beiſammen, bis ſpät nach Mitternacht der Gräuel ſich ſchlafen legte und die tolle Tobſucht eine kurze Ruhe ſuchte.

Vor den Thoren war es in dieſer grauſen

Nacht kaum minder geräuſchvoll, wie in der Stadt. Alle Söldner und ein nicht kleiner Theil der Bürger, zuſammen eine Macht, die auf tauſend Mann anzuſchlagen war, hatten ſich allmählich zuſammengezogen, als in der Stadt das Stürmen begann, und durch einzelne Leute ſich die Kunde des Aufruhrs verbreitete, aber ehe ſie einrücken konnten, wurden ſchon die Thore geſperrt, und ſie mußten im unthätigen Grimm das Toben und den fürchterlichen Lärm in der Stadt mit anhören, ohne zu wiſſen, was es eigentlich gebe.

Vor dem Löberthore ſtand auch Georg Gunſtedt und Knipſtein, der Letztere überaus luſtig und aufgereimt, der Erſte ganz mürriſch und voll banger Ahnungen. Zu ſpät hatte er erfahren, daß Hartung Millwitz ergriffen worden ſei, nachdem ihn ſchon aller Unmuth, daß der Erwartete nicht erſchien, mehr als eine Verwünſchung entlockt; natürlich ſtieg ſein Zorn, als er hörte, was dem Freund begegnet, und als er nun mit Knipſtein, der ihm nicht eilig genug folgen konnte, ſich den Wällen der Stadt nahte, ſah er bereits, daß einzelne Haufen, die hinein wollten, Halt machten, ſich ſammelten, und bald hörte er die Urſache dieſer Säumniß, während ſchon durch die Dämmerung der Schein ſo vieler brennender Fackeln und ihr brauner Qualm über den Häuſern aufleuchtete, daß alle glaubten, es lohe eine Brunſt in der Stadt, und Befürchtungen, Zorn und Unwille von Viertelſtunde zu Viertelſtunde wuchſen.

„Was wird mein Vater machen!“ ſeufzte Georg. „Mein armer, alter Vater! Jetzt wird er auf mich warten, jetzt wird er an mich denken, wird nicht wiſſen, wo ich bleibe, wird vielleicht das Haus verlaſſen — vielleicht iſt Feuer in unſerm Hauſe — O Tod und Hölle — mein Vater!“ —

So rief er, raſch und ungeduldig auf- und abgehend, und mit dem Raufdegen in den jung aufgeſproßten Weidenbüſchen wüthend und ſie ſchonungslos abmähend in ſeiner Ungeduld, während Knipſtein ganz ruhig ſtand, lachend auf die Stadt ſah, und einmal über das andre ausrief: „Heiſa! Hollah! Daß muß ein luſtiger Tanz ſein! Wär' ich doch drinn, wie wollt ich helfen! Der böſe Feind iſt ganz und gar los inder Stadt! Höre nur, wie das tobt und wettert und ſtürmt und brüllt! Mordjo! Wenn Krieg anfängt, muß der Teufel die Hölle hunderttauſend Klaftern weiter machen! Höre nur, eine wahre Hexenluſt! Feuer fängt vom Funken an!“

„Warum ſtürmen wir das Thor nicht? Warum dringen wir nicht mit Gewalt in die Stadt?“ braußte Georg auf.

„Weil wir nicht können, liebe Seele, aus dieſem ganz einfachen Grunde!“ ſpottete Knipſtein. „Wahrlich, ein Schock alte Groſchen gäb' ich drum, wären wir drin!“

„Eia, wären wir da!
Wo die Waffen klingen
In nostra curia!
Statt allhier zu ſingen:
Porta! heuraeca!
Eia, wären wir da!“

„Aber das iſt eben der Satanas, daß ſich das Thor nicht aufthut, wir mögen ſingen oder pfeifen, bitten oder ſchelten!“

„Du ſcheinſt Dich noch obendrein meiner Unluſt zu freuen, während ich in Angſt um meinen Vater vergehe!“ grollte Georg dem leichtſinnigen, ſpottluſtigen Freund.

„Du faſelſt!“ erwiederte dieſer lachend. „Nicht Du, ſondern die ganze Geſchichte macht mir höchlich Spaß; ſieh nur die vielen ſchiefen Geſichter jener guten Wehrmänner: jeder denkt an die Nacht, die er hier außen zubringen ſoll, und jeder hat doch Durſt und Hunger, und ſehnt ſich nach der Decke oder der Streu! Das wird ein luſtiges Feldlager, meiner Treu. Der Hunger koſtet wenig, aber der Verdruß viel!“

„Wäre meine Sorge um den Vater nicht“ — murrte Georg wieder: „ſo möchte doch meinethalb der böſe Feind los ſein, aber er wird mich vermiſſen, wird ſich ängſtigen um mich — wird —“

„Wird doch wohl erfahren, daß die Thore zugeſperrt ſind, und wo Du hin wollteſt, weiß er ja,“ fiel Knipſtein beruhigend ein. „Wahrlich und bei dem großen Chriſtoffel ſei's geſchworen, wird Deinem Vater ein Haar gekrümmt, ſo ſollen es alle, die ihn kränken, mit mir zu thun bekommen. Na, hör' mir nur den gräulichen Lärm! O daß wir nicht dabei ſind! Fürwahr, das Sprüchwort hat Recht: Es iſt große Lieb' im Spital, wenn ſich die Bettler mit Läuſen werfen.“

Lange noch unterhielten ſich die Freunde, hofften auch noch, daß die Thore aufgethan würden, vergebens; ſie mußten in kleinen, außerhalb gelegenen Häuſern und Arbeiterhütten, gleich den reſpektablen Truppen der freien Friedensſtadt ein nothdürftiges Nachtlager ſuchen, um, wenn nicht den Schlaf, doch einige Ruhe und Schutz gegen die Kühle der Nacht zu finden. —

Durch das wimmelnde Volk machten die Trabanten der Mainzer Räthe ihren Herren mit gewaltigen Rippenſtößen Platz; an der Spitze der Räthe ſchritt der Pfalzgraf und Stadtſchultheiß Ludwig bei Rhein, dem der Vizdom Emmerich von Karbe und Lorenz Truchſeß auf dem Fuß folgten. Nicht ſo ehrerbietig, wie ſonſt, wichen ihnen die Bürger aus, nicht ſtiller wurde es, als ſich dieſe Herren zeigten, noch weniger wurde ihnen ein demüthiger Gruß, wie ſonſt, zu Theil; das Volk drängte und wühlte an ihnen vorüber, ohne auf ſie zu achten, und nur langſam gelang es ihnen, den Fiſchmarkt zu erreichen, und in die hellerleuchtete Curie einzudringen. Im großen Rathssaale war ein merkwürdiges Tribunal errichtet. Der kühne Portius hatte ſich auf den Stuhl des Obervierherrn geſetzt; Michel, Hans im Bart, Schierſchmied, Winterkorn, Bachmann und andre Aufrührer hatten um ihn her Platz genommen, und nun ſollte Gericht gehalten werden über die gefangenen Patricier. Als die Mainzer Herren unerwartet eintraten, ſtand mancher der neuen Volkstribunen betroffen auf, doch nicht lange währte die Ueberraſchung, denn der große Portius ſchien nicht Luſt zu haben, ſeinen uſurpirten Thron ſo leicht aufzugeben.

„Was iſt das, was muß ich erleben?“ fragte verwundert der Stadtſchultheiß.

„Wie wir unſer Recht wahren als freie Bürger, edler Pfalzgraf,“ antwortete Portius keck. „Nehmet Platz, Ihr Herren, und ſeid Zeuge, wie wir Gericht halten über die falſchen Männer, die uns in das Elend gebracht mit ihrem patriciſchen Anhang. Wir ſind gezwungen, uns ſelbſt Recht zu ſchaffen, denn unſer Rath meint es übel mit der Gemeinde, und unſre Vormänder halten es mit dem Rath, und Ihr, liebe Herren, kümmert Euch gar wenig um unſer Wohl und Wehe, und da iſt es nun ſo weit gekommen, daß wir uns ſelbſt helfen werden, und kein Anſehen mehr reſpektiren, weder das Eure, noch ſonſt eines!"

„Sitzet nicht im Rathe der Gottloſen!" erwiederte der Vizdom von Karbe, und der Schultheiß verſetzte zu dem kühnen Schuhmacher gewandt: „Ihr ſpielt ein gewagtes Spiel mit Eurer Obrigkeit! Die heutige Nacht hat einen Schandfleck für Eure Stadt geboren auf alle Zeiten! Bedenket wohl, was Ihr thut, bedenket das Unglück, in das Ihr die Stadt, Euch ſelbſt, Eure Familien ſtürzt. Des Kaiſers und des Reiches Acht wird Euch treffen und ſchrecklich vollſtreckt werden."

„Wir achten der Acht nicht ſo viel, Herr Schultheiß!" nahm der patriotiſche Kannengießer das Wort: „Wir ſind freie Bürger, und ſuchen nichts, als unſer Recht!"

„Zu viel Recht iſt Unrecht!" redete der Graf bei Rhein zurück. „Iſt der Sack zu voll, ſo kann man ihn nicht zubinden. Ich warne

Euch kraft meines Amtes väterlich, laßt ab von Eurer Thorheit und Eurem Wüthen, hört auf, die Junker zu verfolgen, begebt Euch nach Hauſe, haltet Ruhe, oder wir ziehen insgeſammt von dannen, und überlaſſen Euch gänzlich Eurem Schickſal!"

„Thut was Ihr wollt, Herren!" ſchrie Portius erbittert: „Bleibt hier, oder zieht fort. Ein Mönch iſt nirgends beſſer als im Kloſter, ein Dieb nirgends beſſer, als am Galgen! Geht Ihr nach Mainz zu Eurem Biſchoff, und wir wollen unſere Diebe henken!"

„Wir werden nicht gehen!" widerſprach der Stadtſchultheiß feſt: „wir werden hier bleiben, und nicht zugeben, daß Ihr unſchuldige Männer mißhandelt!"

Aber grob und trotzig erhob ſich der wilde Schuhmacher und ſchrie: „Wir werden thun, was uns gut dünkt! Euer Amt hat ein Ende, der Rath hat aufgehört, wir ſetzen eine neue Obrigkeit ein! Es lebe die Freiheit!"

„Es lebe die Freiheit!" brüllte es aus mehr als dreitauſend Kehlen in und vor dem

Rathhaus dem frechen Sprecher nach, daß alle Fenſter zitterten.

Und jetzt offenbarte ſich dieſer Meuter teufliſche Grauſamkeit; ſie gingen, jeder Ermahnung Hohn ſprechend, in die Folterkammer, und ließen den armen Friederus hereinbringen.

Vergebens widerſetzten ſich die Mainzer Herren, rohe Gewalt machte ihr Mitleid fruchtlos, vergebens baten einige der herbeigekommenen Räthe um Schonung für den Greis, vergebens weigerte ſich ſelbſt der Stockknecht Miſtbauer, dem Mann einen Martergrad zu geben, er wurde mit dem Tod bedroht, wenn er nicht der gebietenden Volksſtimme gehorchte. Schon waren Friederus Hände gebunden und durch einen Kloben hoch über ihn mit einem Strick gezogen, und an ſeinen Füßen war ſchon eine Laſt ſchwerer Gewichte angekettet, um ihn marternd zu dehnen, als plötzlich, was das Anſehen der Rathsperſonen nicht verhindern konnte, ein Mann verhinderte, deſſen Erſcheinen man am wenigſten vermuthete.

Im Prieſtergewand und in der Hand ein Bild des gekreuzigten Heilandes haltend, drängte ſich der Pater Niklas Zote durch das Volksgewühl, und überall ward ihm Raum gegeben, jetzt hielt er das Crucifix hoch empor und rief mit ſtarker Stimme: „Im Namen Gottes, haltet ein! Unſinnige, was beginnt Ihr? Alſo ſpricht Gott durch mich, den unwürdigſten ſeiner Knechte, zu Euch: Laßt ab von dem Unſchuldigen, und befleckt Euch mit dem Blut der Schuldigen nicht. Mein iſt die Rache, Ich werde die Frevler finden! Fluch und Tod müſſe Euch treffen, legt Ihr noch eine Hand an dieſe Männer! Jeden, der nicht zur Ruhe und Ordnung zurückkehrt, trifft — der Kirchenbann!"

Das laute und wüſte Geſchrei und Getöſe war allmälig verſtummt, und der Anblick der in der geräumigen Marterſtube anweſenden Menge mit ihren Umgebungen wäre des Pinſels eines Malers würdig geweſen. Ueber die von Leidenſchaft, Halbtrunkenheit, Blutgier und Erſchöpfung ſcharf markirten Geſichter ragten die mannichfaltigen Marterinſtrumente empor, wie ſeltſame Geſpenſter; Räder und Schrauben, Hebel und Weiſen, Ketten und Stricke zeigten ſich unheimlich drohend in der grauenvollen Beleuchtung der

Fackeln, und grell ſtach in dieſer die reiche Kleidung der Mainzer Herren gegen die zerlumpte des empörten Pöbels ab, und gegen jene wieder das Gewand des hagern Prieſters mit ſeinem ſtarren Geſicht und den grauen rollenden Augen.

„Herr Pater!“ nahm der Kandelgießer Michel nach einer langen Pauſe, da Niemand redete, ſich aber auch Niemand hinweg begab, das Wort: „Herr Pater, wir müſſen unſer Recht haben. Gericht muß gehalten werden!“

„Ihr aber ſeid nicht Richter!“ donnerte Zote: „und dieſe Stunde iſt nicht die Rechte. Verſammelt morgen den Rath und die Vormünder, und die Erwählten, und ſitzt Zirkel nach Recht und Brauch, und bringt Eure Klagen vor, aber heute keine Gewaltthat, bei dem heiligen Leib des gekreuzigten Heilands! Gehorcht Ihr nicht, ſo ſoll Euch Alle Bann und Excommunication treffen, und ſollte ich ſelbſt barfuß nach Rom gehen und ſie bei dem heiligen Vater auswirken!“

Die Drohung wirkte, Friederus ward losgelaſſen und in ſein Gefängniß abgeführt, die Menge zerſtreute ſich, aber ſtreng blieben die

Gefangenen bewacht, und es erging der Ruf: „Morgen mit dem Frühſten ſoll ſich Rath und Bürgerſchaft verſammeln! Morgen ſoll Recht geſprochen werden über die Verräther der Stadt und der Gemeinde!“ Zote verſchwand im Volksgewühl. Und nun wurde es einige Stunden ſtiller; das Toben ruhte, der Lärm ſchnaufte aus, die Wuth legte ſich ſchlafen. —

In der ſchwarzen Stube war tiefe Nacht; Kellner hatte nur von dem Winkel, wo er neben dem Block, an welchem er angeſchloſſen war, auf moderndem Stroh lag, geſehen, daß bei Fackelſchein ein Gefangener in ſeine Kerkerhöhle geſtoßen wurde, aber das helle Licht hatte ihn geblendet, und er mußte die reizbaren und rothgeweinten Augen ſchnell ſchließen und verhielt ſich noch eine lange Weile ſtill, als die Thüre wieder geſchloſſen war, und der neue Gefangene ächzte tief und jammervoll. Er wußte nicht, bei wem er ſich befand, und Kellner wußte nicht, wer bei ihm, und um beide war es ſtill und finſter. Und Monſtedt hob an zu klagen: „Das hab' ich nun! Das hab' ich an Kellner verdient, als ich ſchob und ſchürte und nicht ruhte, bis ich ihn im Kerker hatte! Hu, in welch ſcheuſsliches Gemach hat mich die wilde Rotte geworfen, wo mich Verweſung umduftet, wo der Hauch des Todes mich anweht; Wehe! wehe!“

„Ja, wehe, wehe!“ ließ ſich jetzt Kellners ſchwachgewordne Stimme vernehmen. „Gott iſt gerecht! Komm, Monſtedt, hier liege ich, ſchwach, krank, hülflos; Du haſt mir den Tod durch Henker Hand geſchworen, komm und morde Heinrich Kellnern, er iſt ganz in Deiner Gewalt und ganz matt, o morde ihn!“

„Hör' ich recht, oder foltert Wahnſinn mein Ohr?“ rief Monſtedt entſetzt aus. „Zu ihm ſperrten mich die Meuter, zu ihm? Sein giftiger Dunſtkreis iſt's, in welchem ich athme?“

„Morde mich! Morde mich!“ heulte Kellner, und riß an ſeiner Kette, daß ſie laut klirrte.

„Bin ich ein Henker?“ ſchnaubte Monſtedt wuthvoll, und blickte grimmig in die Finſterniß hinein.

Und es blieb wieder eine lange Weile ſtill um die beiden; dann ſtönte Kellner: „Ja, Monſtedt, Du biſt ein Henker, Du, der Rath, die Vormünder, die ganze Gemeinde, Ihr Alle ſeid zum Henker an mir geworden, und habt eine neue Todesart erfunden, die bei uns Deutſchen noch nicht üblich geweſen, Ihr habt das Opfer Eurer Rache lebendig begraben!“

„Euch iſt nach Verdienſt geſchehen!“ triumphirte Monſtedt: „Euer Trotz iſt noch nicht gebeugt, und ich denke Euch doch noch anderswo zu ſehen; nicht in dieſer dunkeln Grube, ſondern am lichten Galgen!“

„Höhnſt Du, Bube?“ knirrſchte Kellner und ſeine Kette klirrte wieder, und neben Monſtedt patſchte etwas an die Kerkermauer und fiel herab, und gleich darauf flog ihm etwas naßkaltes ins Geſicht, das weich war und ſich mit krabbelnden Füßen an ihn klebte; Kellner warf im halben Wahnſinn mit Kröten nach ſeinem Todfeind, und eine war ihm mitten in das Geſicht geflogen, daß ihn eiſiger Todtesſchreck durchgrauſte, und er ſchaudernd das ſcheußliche Amphibium von ſich ſchleuderte, doch nicht ſo ſchnell, daß es nicht zuvor den ätzenden Saft ſeiner Drüßen auf ſeine Lippen, in ſeine Augen geſpritzt, die alsbald begannen fürchterlich zu ſchmerzen und anzuſchwellen.

Und nun heulte Monſtedt laut auf in grimmiger Verzweiflung, und ſtieß ſeinen Kopf gegen die kalten Mauern, und Kellner lachte in grimmiger Verzweiflung, und es war, als ſeien in die Kerkerhöhle zwei Dämonen gebannt durch die Zauberformeln eines Exorciſten, die im ohnmächtigen Wüthen ihr Jammerdaſein unter Molchen und Schlangen verwimmerten.

Milder war der Schmerz der übrigen Gefangenen, die ſich zum Theil mit dem Gefühl ihrer Unſchuld tröſteten. Hartung und Chriſtoph Millwitz redeten dem alten Gunſtedt, der ſein Schickſal mit Thränen bejammerte und um ſeinen Sohn klagte, freundlich zu, und prieſen den Freund glücklich, daß er durch ſeine Abweſenheit der Gefahr und vielleicht auch der Gefangenſchaft entgangen. Still und mit Würde trugen Friederus, Rottendörfer und Mailand ihr Geſchick, nur Utzberg klagte und weinte laut, und rief Himmel und Erde zu Zeugen ſeiner Unſchuld an. Trügeleben verfiel wieder in Fieberphantaſieen, Schreck, Angſt und Erkältung warfen ihn in die lähmenden Arme ſeiner Krankheit zurück. —

Als der Morgen kaum dämmerte, füllten ſich ſchon wieder die Straßen mit einer neugierigen Menge, die ſich vor den zerſtörten Quartieren ſammelte, und die verödeten Zimmer angaffte, in denen noch kurz zuvor ſtilles Familienglück heimiſch geweſen war; ein trauriger Anblick. Stücke zerbrochener Zimmergeräthſchaften, Trümmer von Gefäßen lagen noch umher, und vor Rottendörfers Hauſe bedeckten die in den Staub getretenen Federn weithin die Straße. Alles Nutzbare hatte der wilde Pöbel hinweggerafft und geraubt, und ſchon wühlten wieder Kinder und zerlumpte Weiber mit gieriger Hand in den Staubmaſſen umher, um die Schätze zu finden, die vielleicht das Dunkel der Nacht den Augen der Habſucht verſchleiert hatte.

Unterdeſſen wurden die Thore geöffnet, und die Söldner zogen herein. Nicht wenig ſtaunten ihre Anführer und die Ordnung liebenden Bürger über die neue Mähr von den Dingen, die ſich begeben, und ein wüthender Schmerz ergriff die Brüder Stolze, die mit hinausgezogen waren für das Wohl der Stadt, und nun ihr Eigenthum verwüſtet ſahen, ihre Familien weinend und ihrer Diener traurige Schilderungen von verübten Gräueln und erlittenen Mißhandlungen hörten. Georg Gunſtedt war außer ſich, als er vernahm, wie man ſeinen Vater aufs Rathhaus geſchleppt, er hörte nicht auf Knipſteins Tröſtungen, er ſtürzte wie unſinnig nach der Curie zu, aber dort wehrten ihm ſtreng und unerbittlich die Wächter den Eintritt, und mehr und mehr nahm alles einen ſtillen aber fürchterlichen Ernſt an. Alle Eingänge auf dem Fiſchmarkt wurden ſtark beſetzt und Kanonen aufgefahren; der Rath hatte ſich in einem andern Hauſe verſammelt und zog in ſeiner Amtstracht, von ſeinen Söldnern begleitet, feierlich auf das Rathhaus. Vom Mainzer Hof her nahten eben ſo die Mainzer Räthe mit dem Stadtſchultheiß, vom großen Kollegium zogen drei Profeſſoren nach dem gleichen Ziele, im Namen der Univerſität Beſchwerde zu führen bei dem Rath. Dreihundert Studenten in glänzender Waffenpracht, geleiteten ſie ſtill und ernſtvoll. Georg Gunſtedt flog auf Prohaska zu, der ſie anführen half. Stumm umarmten ſich die Freunde, und ſchieden mit bedeutungsvollem Händedruck. Die Bürgerguardia zog auf und beſetzte die Thore, und ſtellte Wachen auf die Mauerthürme; die dumpfe Stille bei ſo vieler Bewegung machte einen ſchaurigen Eindruck. Keine Glocke wurde geläutet, keine Trommel wirbelte, keine Trompete ſchmetterte; die Mitglieder des Rathes trugen ſchwarze Flöre an den Hüten, als wollten ſie einem Todten das traurige Geleite geben, die Fähnlein der Söldner waren ſchwarz verhüllt, wie bei großen Leichenbegängniſſen; der Pöbel, der ausgetobt und den großen Freiheitsrauſch ausgeſchlafen hatte, verkroch ſich, nur die Hauptanführer, der kühne Portius, Michel, Hans und ihre Genoſſen, ſchritten als neue Vormünder keck und trotzig der Curie zu.

5.

Die Rache ſtellt den Unterdrückten dem Unterdrücker gleich.

Metaſtaſio.

Alles ſaß in gedrängten Reihen und in erwartungsvoller Stille. Die Mainzer Räthe, die Stadträthe, die Vormünder und Erwählten. Treppen und Höfe füllten Bürger und Studenten, die ſich zwar ruhig verhielten, aber ſich gegenſeitig Blicke des Haſſes und der Verachtung zuwarfen. Ernſt und verſchloſſen ſtanden die Söldner unter den Waffen, an den Kanonen und Hakenbüchſen rauchten die Zündſtricke; die Straßen, nach denen ſie die dunkeln Mündungen richteten, waren leer.

Der Stadtſchultheiß, Ludwig bei Rhein ſprach zuerſt. In wenigen, aber kräftigen Worten trug er vor, welche Gräuel, die Niemand billigen könne, der geſtrige Abend und die Nacht geboren, welche Beleidigungen ihm und ſeinen Landsleuten widerfahren, und rief den Rath an um Genugthuung und Strafe der Empörer, außerdem er ſein Amt niederlegen müſſe.

Der Rath, ſeine gänzliche Ohnmacht fühlend, hörte ſeufzend und ſchweigend zu, die Vormünder und Erwählten ſchüttelten die Köpfe, diejenigen unter ihnen, die Urheber der traurigen Ereigniſſe waren, murrten, und ſprachen mit Lächeln einzelne Worte des Hohns.

Der Vizdom von Karbe brachte einen großen Pergamentbrief mit dem kaiſerlichen Siegel hervor, und hielt ihn in die Höhe. Ein Pfeil des Schreckens fuhr in die Bruſt der Schuldbewußten wie der Unſchuldigen, ſie glaubten, es ſei die Urkunde der Acht und des Bannes. Emmerich bemerkte den Eindruck, den der Anblick des kaiſerlichen Mandats machte und benutzte ihn: „Leicht könnte,“ ſprach er zu der Verſammlung: „in meiner Hand ein Blitzſtrahl ruhen, und nicht unverdient würde er auf das Haupt der Frevler fallen, doch der Herr der Heerſchaaren ſpricht durch den Mund ſeines Sohnes: „Liebet Eure Feinde, ſegnet die Euch fluchen, thut wohl denen, die Euch beleidigen und verfolgen, ſo ſehet auch hier ein Gebot der Wohlthat!“

Der Brief wurde entfaltet und laut vorgeleſen. Er enthielt die Bevorrechtung, daß alle Gläubiger der Stadt, deren viele waren, und darunter ſehr unfreundliche und ungeduldige, während einer Zeit von vier Jahren die Stadt weder befehden ſollten, noch jemand in oder außer ihr fahen, pfänden oder an Leib und Gut ſchädigen, bei einer Buße von hundert und funfzig Mark Goldes, davon die eine Hälfte in die Kaſſe der Stadt, die zweite in jene des Reichskammer-Gerichts, das den Brief ausgefertigt, fließen ſollte.

Ueber dieſes Moratorium war große Freude, und der Kämmerer Lorenz Truchſeß nahm das Wort, und ſprach: „Daraus möge ein edler Rath und eine Gemeinde erkennen wie väterlich beſorgt unſer gnädigſter Herr, der Erzbiſchoff, für ſein geliebtes Erfurt iſt, denn nur ſeiner Fürſprache und ſeiner Verwendung dankt Ihr dieſes Geſetz, welches Euch gegen Eure Gläubiger in des Reiches Schutz ſtellt, Eure Straßen wieder öffnet und Eure Bürger ſichert.“

„Ein zweites heilſames Mittel enthält dieſes Dokument zur Beruhigung der Gemüther,“ fuhr Emmerich von Karbe wieder fort: „Es ſoll, um allem Uebel ein Ende zu machen, kein alter Rath von dreißig Jahren her Rechnung thun. —“

Da brauſte dumpfes Gemurmel auf, und die Vormünder riefen: „Haltet ein! Wie verſtehen wir das? Der Rath ſoll nicht Rechnung thun? Allerdings ſoll er, und weder der Erzbiſchoff, noch das Reichskammer-Gericht, noch kaiſerliche Majeſtät ſelbſt ſoll uns abhalten, Solches zu begehren! Keinen Schutz den alten Herren! Keinen Schutz den treuloſen Landesverräthern!“

Verletzt und wehmüthig ſchwiegen die Mainzer Herren, und jetzt brachten die Abgeſandten der Univerſität ihre Klage vor. Sie fragten mit Ernſt nach der Urſache, weshalb der Studioſus Chriſtoph Millwitz ergriffen worden ſei, und widerlegten alle Ausreden mit ſiegenden Gründen.

„Haftnahme und Strafe eines Studioſen

kommt dem ſtädtiſchen Gericht nur dann zu, wenn ein ſolcher ein entehrendes Vergehen begangen hat, und ſeine Beſtrafung von dem akademiſchen Gericht dem der Stadt überantwortet wird,“ ſprach einer der gelehrten Herren, und nach einigen Hin- und widerreden wurde Chriſtoph Millwitz freigegeben. Jauchzend empfingen ihn die Studenten, laut und tumultuariſch jubelnd brachten ſie zum großen Mißvergnügen des Rathes und der Bürgerſchaft, ihren Lehrern, ihrer Freiheit und ihrem befreiten Commiliton manches Lebehoch, und führten Chriſtoph im Triumpf aus dem Rathhaus.

Drinnen aber hob ſchon wieder die Hyder Zwietracht ihre Schlangenhäupter, und Tobſucht und wilder Lärm verdrängten den Ernſt, der hier gewaltet. Die Vormünder drangen auf ſtrenge Verhöre aller Gefangenen, der ſchwache eingeſchüchterte Rath gab ihrem wilden Verlangen nach, und die Mainzer Herren verließen unwillig das Rathhaus.

„Thut was Ihr wollt,“ ſprach der Stadtſchultheiß: „Ich waſche meine Hände in Unſchuld. Sehet zu, daß Ihr nicht fühlen müßt, da Ihr auf Freundesrath nicht hören wollt; wir wollen nicht Zeugen Eurer Grauſamkeit ſein!"

Die Räthe gingen, und nun begann ein furchtbares Verhör der Gefangenen; aufs Neue wurden die Folterinſtrumente in Bewegung geſetzt, einer nach dem andern wurde vorgefordert, gefragt, und wenn ſeine Antworten anders ausfielen, als die Wuth der Volkstribunen ſie verlangte, mußten ihn die Marterknechte in Empfang nehmen, und ſo lange foltern, bis er Worte fand, die den freien Bürgervertretern beſſer gefielen. — Hartung Millwitz ward zuerſt befragt; wo ſich ſein Vater hingewendet, warum er entflohen, ob er wiederkommen wolle, oder nicht. Treulich ſchrieben die Sekretarien Büchner, Tuchhefter und Taugmann Fragen und Antworten nieder, und da Hartung ſich ruhig vertheidigte, und im Namen ſeines Vaters verhieß, daß dieſer mit Frau und Töchtern zurückkehren werde, ſobald man ihm freies Geleit zuſichere und ferner ihn, die Seinen und ſein Eigenthum unangetaſtet laſſen wolle, ſo blieb er von der Marter frei, und mußte nur für ſich und ſeinen Bruder Chriſtoph das Gelübte ablegen und beſchwören, daß beide nicht aus dem Weichbild der Stadt ſich entfernen wollten. Hierauf ward er entlaſſen, und durfte nach ſeiner zerſtörten Wohnung gehen, wo er Chriſtoph und Prohaska, Georg Gunſtedt und Knipſtein fand, nebſt Glaſern und Tiſchlern, um auch hier die Ordnung wieder herzuſtellen.

Hierauf wurden die alten Herren und frühern Vormünder vorgefordert und vorgeführt, einer nach dem andern, und wenn einer anhob, ſich zu vertheidigen, ſchrien Portius und Michel jedesmal: „Laßt ihn die Folter ſchmecken!“

Hans Gunſtedt und Utzberg, Rottendörfer, Ottenberg und Mailadt wurden gemartert, mit Mühe brachte es Dietrich Nacke dahin, daß dem kranken Trügeleben die Folter erlaſſen wurde; dann nahm man jedem einen Eid ab, in der Stadt zu bleiben, und entließ ſie, denn keine Schuld, kein Verrath ward an ihnen erfunden.

„Stellt mir ein Kind,“ rief Utzberg verzagend aus: „das ich jemals beleidigt! Nennt mir einen Menſchen, wer es auch ſei, den ich bedrückt, übervortheilt oder nur hart behandelt hätte! Keiner wird gegen mich zeugen können!“

Hernach brachten ſie den alten Friederus, welcher hart gemartert, und dann, weil er feſt blieb und unerſchütterlich, in den Kerker zurückgeführt wurde.

Jetzt kam Monſtedt an die Reihe. Entſetzt bebten alle vor ſeinem Anblick zurück. Sein Geſicht war entzündet, ſein Mund hoch aufgeſchwollen, die Augen waren ihm zugeſchworen. Er vermochte kaum zu reden, heulte nur in unverſtändlichen Lauten, hob die Hände zum Himmel, als wolle er deſſen Rache herabſchreien, oder ihn zum Zeugen ſeiner Unſchuld anrufen, und ſchaudernd erließen ihm die ſtrengen Richter die Fragen, wie die Marter, und ließen ihn nach ſeinem Hauſe bringen.

Als Monſtedt abgeführt war, wurde dumpfer das Gemurmel, heftiger das Gedränge der Menge, dann allmählich wieder ſtille und ſtiller, und Aller Blicke richteten ſich nach der Treppe, Caspar Fuchs und Miſtbauer führten Herrn Heinrich Kellner vor das Gericht.

Mancher kannte ihn nicht wieder; mächtig und verderblich hatten Kerkerluſt, Krankheit, Seelenangſt und ſchlechte Koſt an der Kraft des

Mannes gearbeitet, und ſie faſt ganz aufgerieben. Seine Haltung, ſonſt ſo ſtolz und gebieteriſch, war jetzt tief gebückt; ſein Haar war nun ganz grau; ſeine Wangen, ſonſt voll und blühend, waren eingefallen und faſt leichenfarb, ſeine Glieder zitterten von der ungewohnten Bewegung, ſein Gang war wankend, und ſeine Augen ſchmerzte die Tageshelle empfindlich.

So ſtand der erbarmenswerthe Mann vor ſeinen Richtern, aber ſie kannten kein Erbarmen, und das Verhör begann.

Kranichfelds lügenhafte, verläumderiſche Angaben wurden den Fragen zum Grunde gelegt, die Kellner vorgelegt wurden. Er ſammelte all ſeinen Muth, all ſeine Standhaftigkeit, und verneinte faſt jede Frage, und als ihm nun die Pöbelkönige mit frechem Hohn entgegen donnerten, daß ſie es beſſer wüßten, als die Räthe ihm Kranichfelds Ausſage vorlaſen, da ſchwieg er gänzlich ſtille.

„Seht er ſchweigt! Das Gefühl ſeiner Schändlichkeit macht ihn verſtummen!“ brüllte die wilde Rotte. „Auf die Folter mit ihm, die wird ihn den Mund ſchon aufthun; wir wollen ſein Bekenntniß haben, wir müſſen es haben!“

Und der ſchwache Mann wurde mit allen Foltergraden ſo lang gemartert und gepeinigt, bis er ja ſagte zu jeglicher Beſchuldigung; und an allen Gliedern gerenkt und geriſſen, war der Unglückſelige nicht vermögend, ſich aufrecht zu erhalten, er mußte in ſeinen Kerker zurückgetragen werden.

Als die dunkle Nacht des Gefängniſſes ihn wieder umfing, wimmerte er leiſe ſeine Klagen dem feuchten Gemäuer und dem Gewürm vor, das ihn umkroch.

„Du ſtrafſt gerecht, ewiger Gott! Ich habe auch Menſchen foltern laſſen, als die Macht in meine Hand gelegt war, jetzt weiß ich, wie die Folter peinigen kann. Ich habe auch Geſtändniſſe erpreſſen laſſen, und meine Schergen gehorchten mir ſo freudig, wie ſie jetzt meinen Peinigern gehorchen! Ich habe Unſchuldige martern laſſen, wenn ich Geſtändniſſe brauchte, ich habe ſie in Kerker begraben, wenn mir ihr Schweigen nöthig ſchien; ich war der Mann, der die Menſchen redend oder ſchweigend machen konnte, je nachdem es ſeiner Willkühr beliebte! Wehe, wehe mir.“

„Fürchterlich werden Grauſamkeit und Tyrannei gerächt! O könnten Machthaber und Gewaltige der Erde mein Elend ſehen, könnten ſie blicken in dieſe Höhle wie in einen dunkeln Zauberſpiegel, und den Mann darin ſchauen, der ein Fürſt war an Rang und Macht und Anſehn, und nun ein krümmender Wurm iſt! Sic transit gloria mundi! O transeat mundus! O daß die Welt verginge, und ich mit ihr in ein ewiges Nichts zerſtäubte! Sie werden mich ihrer Blutgier opfern, ſie werden mich öffentlich hinrichten! — Doch — ward mir nicht geweiſſagt, ich würde nicht durch Henkershand ſterben? — Fluch ſei allen Weiſſagungen! Mir ward auch geweiſſagt, daß ich hoch ſteigen würde! Nun, iſt es nicht eingetroffen? Stieg ich nicht hoch? Hahaha! Gute Steiger fallen am höchſten! — Schande und Schmach kommt über mich, ich habe ein Peterskreuz in der Ehrenlinie, das bedeutet Schande. Sprach nicht ſo das alte Hexenweib! Was iſt ein Peterskreuz? Iſt ein Peterskreuz ein Galgen? Ich weiß es nicht. —“

„Mein Weib, meine Kinder! Auch Euch habe ich unglücklich gemacht, auch Euer reines Leben vergiften meine Verbrechen — o zieht fort von hier, zieht weit hinweg aus der Stadt, wo auf Euern Vater alle Schmach gehäuft wird. Und welche Schmach! Unverdiente!“

„Giebt es einen Gott? Lebt ein Rächer über den Wolken? Ich habe fürchterlich gefrevelt; wenn ich an Anna denke und an meinen Bruder, und an Thilo — werden ſchon meine Gedanken zum hölliſchen Feuer — und doch bin ich für alle jene Verbrechen ungeſtraft geblieben, und nun — nun ſoll ich für Frevel büßen, die ich nicht beging, ein Dieb ſoll ich ſein, dieſes Geſtändniß wird mir entpreßt — nach den ſchrecklichen Verirrungen meiner wilden Jugend fragt Niemand! — Was mag Johannes machen, der arme, reine Jüngling, der die Tochter eines Verbrechers zu lieben wagte? Ich ſah ihn nicht unter den Schreibern — er wird krank ſein, todkrank vielleicht, oder nur tod — ja wenn er tod iſt, dann iſt er nicht mehr krank, der Tod iſt eine bittre Arznei, die geſund macht. —“

So jagte ſich Gedanke auf Gedanke im Gehirn des armen Gemarterten, und jeder Gedanke brachte ihm neue Qual, und keiner ſchwand, ohne eine Verwünſchung auf ſeinen ſchnellen Flügeln mit hinwegzutragen. —

Zu den Füßen des alten Gunſtedt lag ſein Sohn Georg, ärger gefoltert vom heftigſten Seelenſchmerz, als ſein Vater von den Marterknechten auf dem Rathhaus. Er küßte des Vaters Hände und benetzte ſie mit grimmigen Thränen: dann rieb er ſie und drückte ſie an ſein Herz, während der Doktor Piripuls die entblößten Arme Gunſtedts mit balſamiſchen Salben einrieb. Der Jammer des treuen Sohnes hatte lange keine Worte, Georg ſchien die Sprache verloren zu haben, und doch ſah man an jeder ſeiner heftigen Bewegungen, daß er außer ſich war. Selbſt Knipſtein, der immer leichtfertig heitre Menſch, deſſen Empfindungen keine Tiefe des Gemüthes kannten, ſtand ſtumm, bleich und erſchüttert dort. Der Doktor ſprach auch nicht, etwa einige leiſe lateiniſche Worte ausgenommen, die er vor ſich hinmurmelte: „Balsami peruviani, drachmas duas, Styracis liquidi, drachmam unam, terebintinae venetae, axungiae leporinae, ana unciam unam; misce, fiat lege artis unguentum.“ — Nur der alte Gunſtedt redete, obwohl mit matter Stimme, oft unterbrochen von ſchmerzhaftem Stöhnen: „Sei doch ruhig, lieber Georg, es iſt ja überſtanden; gieb Dich doch zufrieden — ich bin ja wieder da — meinen wackern Freunden iſt es ja auch nicht beſſer ergangen — hör auf, mein Sohn, weine nicht! — Beruhige Dich, lieber Georg. — Weißt Du noch damals, als wir durch die Allerheiligengaſſe gingen? Weißt Du? Als da einer durch die Nacht rief: ich möge für mich ſelbſt meine guten Wünſche ſparen, damals grauſte mir, damals ahnete mir, was ich geſtern und heute erfahren habe! Ruhig, mein guter Sohn, der Schmerz iſt nicht mehr arg — es haben ſchon beſſere Männer, als ich bin, ſchuldlos leiden müſſen, und härtere Pein ausſtehen; — es war eine Prüfung, mein Sohn, wir wollen uns zufrieden geben. —“

„Nein! Nein! Nein!“ brach Georgs ungehemmter Schmerz los: „Nein, Vater, ſage ich! Das ſoll nicht ungerächt bleiben! Ich habe einen Eid gethan, einen heiligen, fürchterlichen

Eid und den hat Gott gehört! Ich gehöre Euch nicht mehr, ich gehöre mir ſelbſt nicht mehr, ich bin ein Vaſall der Rache!“

„Eheu, eheu!“ murmelte Piripuls, und zitterte; aus Knipſteins Augen leuchtete ein glühendes Feuer, und ſeine Hand umkrampfte den Swertknauf; der alte Gunſtedt ſeufzte tief.

„Ihr habt geſchworen, in der Stadt zu bleiben, ich aber will hinaus aus der Mörderhöhle!“ tobte Georg weiter. „Die Sage geht von einem wilden Ritter, der auf Burg Gleichen ſaß, und der Thüringer Teufel hieß; dieſer Teufel ſoll zum Kinderſpott werden vor mir! Man ſoll ihn fürder nicht mehr alſo heißen, ſondern mich. Ich will Erfurt ſtrafen für das, was es an Euch gethan! Iſt es einmal dahin gekommen, daß man die Unſchuldigen peinigt, wohl, ſo will ich's auch thun! Ich will ein Richtſchwert ſein und eine Brandfackel, eine Geiſel und eine eiſerne Jungfrau, die mit hundert Dolchen im Leib des Verbrechers wühlt! Ich will —“

„Raſender!“ unterbrach ihn der alte Gunſtedt zornig: „welch ein böſer Geiſt iſt über Dich gekommen? Biſt Du beſeſſen?“

„Ja, die Rache, die Wuth, die Verzweiflung beſitzt mich ganz und gar!“ ſchrie Georg. „Ihr ſollt von mir hören! Ich will den Erfurtern ein Lied ſingen, ich will ihnen lehren, ſchuldloſe Greiſe martern! Lebt wohl Vater, zürnt mir nicht, flucht mir nicht, es reißt mich unaufhaltſam fort zur Rache! —“

Georg ſtürzte aus dem Zimmer, triumpfirend folgte Knipſtein, der alte Gunſtedt rief ihm nach, ſprang auf und wollte ihm nach eilen, aber der Schmerz verhinderte ihn, ächzend ſank er auf ſeinen Seſſel und rief jamernd aus: „Ewiger Gott! Auch das noch, ich habe keinen Sohn mehr!“ —

Wie von dämoniſchen Mächten getrieben, braußten auf ſchnellen Roſſen Georg Gunſtedt und Knipſtein aus den Thoren, einen Wächter, der ihre ſchnelle Eile für Flucht nahm, und ſie aufhalten wollte, ritten ſie nieder, und dann trug ſie ungehemmt ihrer Roſſe weitausgreifender Galopp dem Steigerwalde zu.

Auf dem Rathhaus war heftige Bewegung;

die Bürgerſchreier drangen auf eine neue Vierherrnwahl, und daß für jetzt und alle Zeiten einer aus ihrer Mitte mit im Rathe der Viere ſitzen ſollte, und neue Herren wurden in den Rath aufgenommen, deren Gelehrſamkeit und Kunde des Rechts die Bürger mehr vertrauten, als den bisherigen Räthen.

Es gingen auch Briefe ein von den Sachſenfürſten, die allein an die Vormünder und Erwählten gerichtet waren, die ſie für ſich laſen, und nun darauf drangen, ganz ihren frühern Grundſätzen entgegen, den Rath der Fürſten und ihre Hülfe nicht zu verachten, dagegen brachten die Mainzer Herren Briefe des Erzbiſchoffs und die kaiſerliche Verordnung, daß die Biſchöffe von Magdeburg und Würzburg die Streitſache verhören, unterſuchen, und wo möglich ſchlichten ſollten, und nach den mannichfaltigſten Deliberationen ward in der Hauptſache doch nichts gethan: die Empörer und Aufrührer blieben unbeſtraft, die Mainzer Herren erhielten ebenſo, wie die Univerſität, keine Genugthuung, und die beraubten Einwohner keine Entſchädigung, und immer mehr ſchien ſich die verderblichſte Ochlokratie feſtſetzen und behaupten zu wollen. Die ganze Stadt glich einem bewegten Meer, das der Sturm bis auf den ſchlammigen Grund aufwühlt, und wie dann Schmutz und Unrath und ſcheusliches Gewürm auf den ſchäumenden Wellen obenaufſchwimmen, ſo war es auch hier der Abſchaum des Volks und ſeine Hefe, die ihre rohe Kraft geltend machen wollten.

In ſolchen Bedrängniſſen wird zu allen Zeiten am fühlbarſten, was es heißt, ein Haupt entbehren; freilich muß es ein geliebtes Haupt ſein, und nicht eines, gegen das ſich die Glieder empören; ringend nach dem Gut der Freiheit, um ſie zu mißbrauchen, den Sturz der Tyrannei verlangend, um ſelbſt mit tyranniſcher Willkühr zu herrſchen, und umſtoßend die alten Throne, zerbrechend die alten Ketten, um neue Throne aufzubauen, neue Ketten zu ſchmieden. Die Frage, welche Herrſchaft die beſte, wird nicht entſchieden werden, und ob man noch Jahrhunderte darüber ſtreite. Erſt dann, wenn nicht mehr über ſie geſtritten wird, wird man darüber klar ſein, und entſcheiden wird ſie nur die allgewaltige Zeit — nicht die, in der wir leben, die nicht allgewaltig iſt, ſondern eine vielleicht noch ferne Zukunft, denn die Größe der Zeit beſteht nicht in donnernden Kriegsgewittern und Völkerkämpfen, und in heißen Aufregungen — das geht alles vorüber — ſondern in dem ſtillen Gang der Jahrhunderte, der Jahrtauſende, die unmerklich dahin ſchreiten, und mit leiſem Geiſterhauch Völker und Länder überwehen, daß beide in ein faſt ſpurloſes Nichts verſinken, wie Blumen, die geblüht haben, und dann welken. —

Der Schauluſt des Pöbels bot ſich am Nachmittage wieder ein Feſt. Ein reitender Bote verkündete die Ankunft der Biſchöffe von Magdeburg und Würzburg, und unterbrach wohlthätig die ſtürmiſchen Verhandlungen. Es mußten ſchleunige Anſtalten getroffen werden, die geiſtlichen Herren, die als Friedensvermittler kamen, mit würdigem Pomp zu empfangen. Mehrere Glieder des Rathes, an ihrer Spitze Dietrich Racke, Magiſter May, Ludolph von der Marthen und andre, nebſt vielen der Gemeindevormünder, ſo wie einige geiſtliche Herren, unter ihnen der Dechant des Severi-Stiftes, Jacobus, ritten ihnen, unter Vorausſtretung einer Abtheilung der Bürgerguardia entgegen, und die Söldner bildeten Spaliere.

Als die mit Purpurdecken bekleideten Wagen, darin Biſchoff Albert von Magdeburg und Biſchoff Lorenz von Würzburg ſaßen, und denen ſich ihr zahlreiches Gefolge anſchloß, das Weichbild der Stadt überfuhren, donnerten Kanonen von der Cyriaksburg und vom Petersberg kriegeriſche Grüße in die Niederungen, und die Glocken wurden geläutet, als ziehe ein Herrſcher ein. Die geiſtlichen Herren wurden mit feierlichen Anreden begrüßt; Trommeln und Trommeten, Pfeifen und Poſaunen vereinigten ihren Wohllaut, um das Ohr der werthen Gäſte zu erfreuen, und hoch ſchwang ein ſtädtiſcher Fahnenträger vor der Bürgerguardia das Panner der Stadt, eine purpurne Fahne, darin das ſilberne Rad prangte, und über dem Rad die Goldſchrift: Erfordia fidelis filia Moguntinae sedis*) — welche Schrift, verglichen mit dem gegenwärtigen Zuſtand grenzenloſer Anarchie, jetzt nur als eine ungeheure Verhöhnung erſcheinen mußte.

---

*) Erfurt, des Mainzer Biſchoffſitzes getreue Tochter.

Und aller Feſtprunk umd Aufwand reichte nicht hin, das Grab zu übertünchen, in welches die Ruhe, der Friede, und bereits ein großer Theil des Wohlſtandes der Stadt geſunken war. Es war kein freudiges und reges Treiben mehr in den Straßen ſichtbar, und der Markt Thüringens ſtand leer. Was in dem Herzen Deutſchlands der Gewerbfleiß erzeugte, floß in Erfurt zuſammen, wie Strahlen in einen Brennpunkt, und ſtrömte von dort aus wieder nach allen Richtungen hin, jetzt ſchien der Sturm der Zeit dieſe belebende Sonne verlöſcht zu haben, mindeſtens war ſie von dunkeln Wolken überhüllt, Handel und Gewerbe ſtockten, der Credit der Stadt konnte kaum tiefer ſinken, und die Nachbarſtädte, die nie ohne Neid auf das alte, reiche und ſtolze Erfurt geblickt hatten, das der Norden Deutſchlands mit dem Süden verband, das mit den Hanſeeſtädten in Verbindung ſtand, ſuchten auf ſein Sinken ihren ſteigenden Flor zu gründen. Und beſonders war es der immer mehr aufblühende Handel Leipzigs, der Erfurt großen Abbruch that, das ſein ſichres Glück verlor, indem es zu haſtig und heftig dem Schatten einer erträumten Freiheit nachjagte. —

Der Zug war mit den eingeholten geiſtlichen Herren noch nicht lange in den Geleitshof eingeritten, als ſich aufs Neue, wie ein toſendes Meer die Pöbelſchwärme zuſammendrängten, einen abermaligen Aufzug, jedoch wieder glanzvoll, als der erſte, mit anzuſehen. Eine Schaar Bauern kam von Gispersleben hergezogen, in ihrer Mitte einen blutgeſchlagenen, mit Stricken gebundenen und mit Ketten belaſteten Menſchen führend, ihn höhnend und Läſterung auf Läſterung gegen ihn ausſtoßend. Faſt die ganze männliche Bevölkerung des Dorfes hatte ſich dem Zuge angeſchloſſen, und der Pfaffe des Dorfes ſchritt mit ſeinem Meßner der Gemeinde voran, in ſeiner Rechten einen Abendmahlskelch tragend.

Neugierig umdrängte das Volk die Bauern, fragend was es gebe, was dieſer Aufzug bedeute, und es ward ihm willig aus mehr als einem Mund die Kunde, daß der Gefangene ein Erfurter Student ſei, der ſich beigehen laſſen, den heiligen Kelch mitgehen zu heißen. Ueber dieſen

Frevel ſchrie die Menge Zeter, und jubelte, daß juſt ein Student es war, der ihn verübt, und folgte der Schaar, die den Kirchenräuber führte, zum Rathhaus. Unter den Studenten verbreitete ſich ſchnell die Nachricht dieſes neuen Ereigniſſes, und regte mächtig Unmuth und Erbitterung auf.

Als der Abend heran kam, zog wieder durch Gaſſen und Straßen das wildaufgeregte Volk, lärmend, ſchreiend, die Wächter und Söldner verhöhnend, die keinen Angriff wagen durften, wenn ſie nicht von dem wüthenden Pöbel, der ſchon ihren Anblick haßte, zerriſſen oder geſteinigt werden wollten. Der Geiſt der Unordnung und zügelloſen Wandels iſt ſchwer zu bannen, wenn er einmal Macht gewonnen hat über die Menſchen, immer aufs Neue hebt er ſein Haupt aus der Tiefe empor, und unverſehens erſcheint er wieder, wenn man ihn hinweg glaubt, wie Frühgewitter, die ſtets der Nachmittag wieder bringt, nachdem ſie grollend und leuchtend über andre Gegenden geflogen ſcheinen.

Auch an dieſem Abend ſollte ein neues Ereigniß Tumult und Schreckniß vermehren.

Thilo Büchner wankte aus einem Weinhaus aus dem Graben, und bog in die ſchmale Hundorfs Gaſſe ein, durch welche juſt mehrere junge Bürgerburſche im ziemlich lauten Geſpräch gegangen kamen, unter ihnen Bachmann, Sebaſtian Maler und andre der Hauptſchreier; und einer derſelben Stölzer geheißen, ſtieß etwas unſanft an den Patricier an.

„Wer iſt der ungeſchlachte Räkel?“ rief Thilo zornig, und hatte ſchon die Hand an ſeinen Degen.

„Welcher Waidjunker ſchimpft hier? Welcher Karſthans, welcher Bönhaſ'?“ ſcholl die grobe Frage zurück, und die jungen Burſche umringten den Beleidigten.

„Schufte! Wollt Ihr mir den Weg vertreten? Wollt Ihr auch noch loſe Mäuler haben, da ſoll Euch ja das Gewitter!“ ſchalt Thilo, und zog den Degen, mit einigen Kreuzhieben ſich Raum ſchaffend.

„Seht mir nur den Schlaraffen!“ rief Bachmann aus.

„Seht nur das Junkerlein mit ſeinem Flederwiſch:“ rief Baſtian Maler: „zerbrecht ihm doch die Plempe und ſchlagt ihm die Stücke um das Großmaul herum!“

„Wenn Ihr Euch nicht hinwegpackt, rothnäſiger Junker, meuſelſüchtiger Rappelkopf!“ ſchrie Stölzer: „ſo wollen wir Euch mit ſo viel Prügeln heimleuchten, als da oben Sternenlichter herunterſcheinen!“

„Schurkengeſindel!“ donnerte Thilo Büchner, von Natur heftig und reizbar, durch den genoſſenen Wein noch mehr aufgeregt, durch die Hohnworte aber wüthend gemacht, hieb rechts und links nach ſeinen Gegnern, die, als ſie blutigen Ernſt ſahen, ſchnell zur Seite ſprangen, nur Stölzer wollte ſich wehren, und führte einen Stockſchlag nach Thilo, der ihn in dieſem Augenblick mit ſeinem Schwert durch und durch rannte. — Stölzer ſank, und der Thäter entfloh mit Zurücklaſſung der Mordwaffe, während Sölzers Geſellen einen Augenblick wie ſtarre Bildſäulen ſtanden, dann ſich zu dem Gefallenen hülfreich niederbeugten, und dann, als ſie ſahen, daß hier zu ſpät jede Hülfe ſei, und mit dem wallenden Blutſtrom das Leben des Gefallenen entrinne, ihr Zetermord laut durch die Gaſſen brüllten, daß alles Volk zuſammenlief und ſich in Verwünſchungen über den Mörder ergoß.

Dieſer aber eilte wie von Furien gepeitſcht, durch die Ketten- und Paulsſtraße, und hätte faſt den Mühlknecht Andres umgerannt der auch allabendlich mit liederlichem Geſindel durch die Straßen ſtrich, und weil Thilo ſo ſchnell lief, und weit hinter ihm der Ruf: „Mordjo! Mordjo! Haltet auf!" erſchallte, lief er dem Flüchtigen nach, der aber gewann die Mauer des Predigerkirchhofs, und überſtieg die Pforte; doch drinnen waren alle Ausgänge verſperrt, und als die nachſetzende Menge herbeiſtrömte, ſchrie Andres: „Hier hinein iſt er! Hier hinein!" und das Volk ſprengte mit wilder Kraft das eiſerne Gitterthor, erfüllte den Kirchhof, zog hinter einem Monument den Thäter hervor, und ſchleppte ihn mit blutgieriger Freude nach dem Rathhaus. Andres folgte dem toſenden Strome frohlockend nach; Thilo ward ohne Weiteres zu dem heute eingebrachten unglücklichen Studenten in den Kerker geworfen.

6.

Das Leben iſt der Güter Höchſtes nicht.

v. Schiller.

Es war noch ſtill in den Straßen Erfurts, und die Morgendämmerung ſtahl ſich eben erſt leiſe fort vor dem Licht des jungen Tages, als ſich ſchon am Rolandsbild auf dem Fiſchmarkt vier Männer zuſammen fanden, deren ernſter Ausdruck leicht verkündete, daß ſie kamen, ſich einem ernſten Geſchäft zu weihen. Es waren Dietrich Nacke, Ludolph von der Marthen, Magiſter May und einer der neueingeſetzten Rathsherren; ſie hatten ſich ſo ſchlicht als möglich gekleidet, und beſprachen ſich nach den erſten Begrüßungen eine gute Weile heimlich miteinander. Endlich ſagte Nacke: „Geht mit Gott, liebe Herren und Freunde; ſpart weder Worte noch Verſprechungen; ein gutes Wort findet eine gute Statt, möchte unſre gute Stadt bald Ruhe und Frieden finden!“

Nach dieſer Rede trennten ſie ſich, und jeder ging nach einem andern Stadtviertel hin; Ludolph in das St. Veits, Magiſter May in das St. Johannis, Racke in das unſrer lieben Frauen. Der Zweck dieſer Gänge war aber kein andrer, als der, in möglichſter Stille und ohne Aufſehen ein Amt zu verrichten, das eigentlich den Viertelsmeiſtern geziemt hätte, das aber die Herren ſelbſt übernahmen, um Gutes zu ſtiften, und die Saat des Friedens in die Gemüther zu ſäen, welche Erbitterung und Empörung mit ſcharfer Pflugſchaar aufgeregt hatten; zu dieſem Zweck gingen ſie nun von Haus zu Haus in den vier Vierteln, wo Handwerker und ſonſtige Bürger wohnten, bei welchen Friedensermahnungen Noth thaten. Sie wollten den Bürgern mit väterlichem Freundeswort zu Herzen ſprechen, ſie zur Ruhe ermahnen, ihnen ſagen, wie thöricht und zugleich ſträflich es ſei, mit Gewalt ihr Recht zu ſuchen, und wie dadurch das Uebel nur immer ärger werde, und führten nun dieſen löblichen Vorſatz aus. Ihre Bemühungen blieben auch nicht erfolglos; die meiſten der Bürger ſahen ein, daß, wenn die Lage der Dinge noch lange blieb, wie ſie gegenwärtig war, eine furchtbare und gänzliche Zerrüttung des allgemeinen Wohlſtandes hereinbrechen mußte, und gelobten, daß jeder nach ſeiner Kraft beitragen wolle, zum allgemeinen Frieden hinzuwirken.

Dietrich Racke's Weg auf dieſen wichtigen Gängen führte ihn auch durch die Michaelsgaſſe und am Roſenhain vorüber. Er war lange nicht in dieſe Straße gekommen, und blieb eine gute Weile ernſt betrachtend vor dem Hauſe ſeines unglücklichen Vorgängers ſtehen, und drohend und warnend trat Kellners Schickſal vor ſeine Seele. Das Haus ſchien ausgeſtorben und ſtand traurig da; die Bäume im Garten trieben Blüthen, muntre Vögel ſchmetterten auf den Aeſten ihre Morgenlieder, und grüßten die Frühlingsſonne mit jubelndem Geſang, und die Morgenluft durchwehte mit friſchem Balſamhauch die grünen Wipfel. Doch auf das Gemüth des ſtolzen Mannes machte dieß alles keinen Eindruck, er ſtarrte nur das Haus an, und in ihm wurde die Stimme des Neides rege. „Fürwahr ein ſchönes Haus,“ ſprach er vor ſich hin: „ſolch ein Haus habe ich nicht, und bin doch Ober-Vierherr. Wenn man dieſes Haus an ſich bringen könnte!“ „Kellner — hm, der wird nicht wieder hineinziehen, der letzte Zug, den er hält, wird mit Gottes Hülfe der Zug zum Galgen ſein; die Wittwe und die Kinder? Mit denen könnte man kurzen Prozeß machen; Kellner hat die Stadtkaſſe beſtohlen, iſt des Diebſtahls geſtändig geweſen mit Hülfe einiger Sprachlehrer von Eiſen, die Kaſſe dringt auf Entſchädigung und hält ſich an des Verbrechers Hab' und Gut; das Haus fällt der Stadt anheim, ich kaufe es dann wohlfeil und verzinſe die Kaufſumme, ohne dieſe jemals zu entrichten, und ſo habe ich für einen geringen Miethzins jährlich, ein ſchönes Haus. Ja — dazu könnte Rath werden. Aber die Brüder? Balthaſar? O wer weiß, hinter welchem Zaune der Landflüchter geſtorben iſt! Und ſollte er zurückkommen, ſo haben wir ja gegen ihn und Seinesgleichen ein treffliches Geſetz, das lautet: Welcher Bürger ſich unter eine andre Herrſchaft begiebt, ohne Wiſſen und Willen eines Raths, der ſoll Leib und Gut verlohren haben. Und Hartung? Der hat keinen Antheil am Haus und Garten, und hat ſich längſt mit ſeinen Brüdern abgetheilt; wer weiß, ob nicht in dieſem Haus ein ſchöner Schatz vergraben liegt, den Kellner vom Stadtgut bei Seite gebracht hat? Halt, das iſt ein guter Gedanke, ich werde darauf antragen, die Familie zu befragen, und vielleicht — läßt ſich die Sache einrichten, daß ſie — wenn ſie einmal aus dem Hauſe ſind — nicht wieder hineinkommen. Möchte wiſſen, wie es um die Buhlſchaft des Narren ſteht, der ſeinen guten Dienſt aufgekündigt hat, weil ich ihn ein wenig hart angelaſſen? Der mag die Jungfrau Kellner heimführen und Hunde mit ihr führen! — Spaßes halber könnte man ihn auch ſcharf befragen, am Ende hat er heimlich mit Kellner unter einer Decke geſpielt, und ich will darauf wetten, er hat den niederträchtigen Kranichfeld davon geholfen — nun, wer ſelbſt irre gegangen, kann freilich den andern den Weg zeigen — wenn der Zimmermann feiert, ſo fallen keine Spähne.“ —

Nach dieſem edlen Selbſtgeſpräch wollte der

Mann des Friedens weiter gehen, und warf noch einen Blick voll gierigen Verlangens auf das Haus, da ward er an einem der obern Fenſter eine geiſterbleiche Geſtalt gewahr, ein Mädchen im Nachtkleid, deren aufgelöſtes Haar über die Schulter herabfloß; ſie ſchlug den Blick zu dem blauen Morgenhimmel empor, und hatte die weißen Hände zum Gebet zuſammengelegt, ſo glich Kellners trauernde Tochter einer büßenden Magdalene, die aber nicht, wie jene reizende Sünderin, für eigne, ſondern für ihres Vaters Schuld eine Welt voll Jammer, wie ein leidendes Lamm, geduldig und ſtandhaft trug.

„Iſt das Kellners Tochter?" fragte ſich Racke, und es war, als treibe ihn eine unerklärbare Gewalt vom Anblick der Reinen hinweg. Eliſabeth aber hatte, in ihr frommes Gebet verſunken, den böſen Dämon nicht geſehen, der ihre letzten Lebenshoffnungen grauſam tückiſch zu ermorden drohte. Sie flehte den Himmel um Kraft und Standhaftigkeit an, wenn das Entſetzlichſte, was immer drohender herannahte, wirklich ſich begeben ſollte, ſie betete um einen ſanften Tod. Auch die ſchwer leidende Mutter ſchloß ſie in ihr Gebet ein, und flehte von Gott, daß er ihrem Bruder Heinrich einen Vater ſchenken möchte, wenn ſein Erzeuger abgerufen werde aus dieſem Erdenleben, und dabei dachte Eliſabeth an Johannes, der es gut und liebevoll mit dem Knaben meinte. Und auch für Johannes betete ſie, — ſie wußte nicht, wie bald er der Fürbitte einer frommen Seele bedürftig ſein werde. Ihre inbrünſtigſte Bitte aber galt dem Vater, und als ſie ſeiner gedachte, vermochte ſie nicht ihre heißen Thränen zu bewältigen, und der Zährenſtrom ihrer kindlichen Liebe erſtickte ihre Worte.

Zu dem aber, dem die Bitten einer Tochter galten, treu, wie vielleicht keine Jungfrau mehr in der großen Stadt, trat ſein Beichtiger, der Pater Niklaus Zote, in den Kerker, und der Gefangene richtete ſich ächzend auf.

„Kommt Ihr, ehrwürdiger Vater,“ ſprach er mit Faſſung: „mich vorzubereiten auf meinen nahen Tod? Wollt Ihr meine letzte Beichte hören?“

„Ob Euer Tod nah iſt oder fern, Herr Kellner,“ antwortete der Pater: „das weiß ich nicht; drängt Euch aber Euer Gemüth zu einem reuigen Bekenntniß Eurer Schuld, ſo will ich Eurer Beichte gern mein Ohr leihen und das Eure mit dem Troſte der göttlichen Gnade erfreuen. Ihr ſeid ſchwerer Veruntreuungen angeklagt, und habt manche ſträfliche That bekannt, weßhalb Ihr, wenn Euch dafür gerechte Strafe wird, Eure Richter nicht werdet verdammen können."

„Fluch ſei meinen Bekenntniſſen! Fluch meinen Peinigern!" rief Kellner mit aller Anſtrengung, deren ſeine Stimme noch fähig war. „Setzt Euch zu mir, ehrwürdiger Vater," fuhr er dann matt fort: „ſetzt Euch, ich will Euch alles ſagen, was wie Bergeslaſten auf meiner Seele liegt; Ihr werdet ſchaudern, aber mein Jammer wird Euch von meiner Reue überzeugen, und meine Strafe? o die iſt endlos wie mein Leid, und mein Leid iſt meine Strafe. Unerhörtes beging ich, und Unerhörtes muß ich dulden, doch, ſo unerhört es iſt — hört mich an!"

Der Pater ſetzte ſich auf den großen Holzblock neben den Gefangenen, der tief Odem ſchöpfte. Miſtbauer hatte eine Lampe angezündet, die das ſchauerliche Gefängniß matt beleuchtete, und erkennen ließ, wie ſchrecklich es war. Ungewohnt des Lichtſcheins verkroch ſich das Gezücht der feuchten Höhle, die ſchwarzen Molche mit den feuergelben Flecken, über dem Rücken und Leib; die grünblauen Ringelnattern, die gern in Kellern und Kerkergewölben wohnen, nur die trägen Kröten blieben ſitzen, und ſtarrten das Licht mit hervorgequollenen blinzelnden Augen an.

„Redet,“ ſprach Pater Zote: „wenn in Eurem Herzen eine wahrhafte Reue lebendig iſt, wenn es Euer ernſtlicher Vorſatz iſt, hinführo nicht mehr zu ſündigen. Gott ſieht an ein zerknirſchtes Herz, ſagt David im funfzigſten Pſalm, und Gott wird ſich auch von dem Euern nicht abwenden. Ich will hören Eure Beichte, und Euch dann den Troſt ſpenden, den die Kirche reuigen Sündern ertheilt durch den Mund ihrer Prieſter.“

Und Kellner ſprach: „Ich bin ein ſchwerer Sünder vor Gott und Menſchen geweſen und ein heimlicher dazu; meine Miſſethaten ſind ſolcher Art, daß meine Zunge ſie zu nennen zögert und meine Lippen ſchaudernd beben, ſie auszuſprechen. Ich habe eine tugendhafte Jungfrau verführt, und ſie, die durch mich mit Vaterfluch und Schande beladen, ihrem Elend überlaſſen ſammt meinem Kinde, das ungeboren ſchon meine Härte dem Verderben weihte; ich habe das Schwert gezückt gegen einen meiner Brüder, und nur Gottes Barmherzigkeit, nicht mein böſer Wille, hat verhindert, daß ich nicht zum Brudermörder geworden bin. Ich habe dem Rath falſcher Freunde mein Ohr geliehen, und als ein gewiſſer Mann, den ich um ſein Glück, ſeine Ruhe, um ſein Kind beſtohlen, mir läſtig wurde und gefährlich zu werden drohte, und der Verſucher zu mir trat mit der Frage, ob er den Mann unſchädlich machen ſolle, habe ich nicht Nein geſagt! O, und ich bin ſtolz geweſen und hart und grauſam, habſüchtig und übermüthig, hoffärtig und jähzornig — ach, ich weiß nicht, welche Sünde wäre, die ich nicht begangen, ja ich habe ſogar gezweifelt an der göttlichen Gnade!“

Kellner ſchwieg mit einem tiefen Seufzer, und der Pater ſchwieg auch, erwartend, daß der

Gefangene fortfahre zu reden, da dieſes aber nicht geſchah, begann der Beichtiger: „Groß ſind Eure Miſſethaten und entſetzlich, aber die grösseſte von allen, die Ihr je begangen, übt Ihr jetzt aus in dieſer Stunde!“

„Und welche, ehrwürdiger Vater? Welche?“ fragte Kellner erſchreckt und mit zagender Stimme.

„Ihr wähnet Gott zu täuſchen, der Herz und Nieren prüft, und in der Menſchen Innerſtes ſchaut mit dem Auge ſeiner Allwiſſenheit! Ihr macht unvollſtändig Eure Beichte, Ihr verhehlt mir Euren Diebſtahl an den Gütern der Stadt, Ihr ſchweigt von den Verbrechen, wegen deren Ihr eigentlich hier ſeid!“ zürnte der Pater.

„So treffe mich Gottes ſchwere Hand drüben noch tauſendmal härter, als ſie mich elenden Mann hier ſchon trifft, wenn ich ſie beging!“ wimmerte Kellner.

„Wie?“ rief Zote erſtaunt aus; „Habt Ihr nicht Kapellendorf verkauft? Nicht der Stadt Geld und Gut veruntreut? Nicht von dem Kämmerer Klaus Ott Geld entnommen aus der

Stadtkaſſe und ihm gehöhnt, als er gefragt, wo er es hinſchreiben ſolle? Habt Ihr nicht Griffe in die Becher gethan, und das Umgeld unterſchlagen und vom Weihkaſten-Geld genommen, wie Ihr bereits bekannt habt?"

„Nein, nein! Bei dem ewigen Gott!" betheuerte der Gefangene. „Kapellendorf hat Thilo Ziegler verkauft, nicht ich, jene Veruntreuungen habe ich nicht verübt, und alles was unrechtmäßig entwendet worden iſt, davon iſt in meinen Säckel kein Heller gefloſſen, aber das iſt mein Vergehen, daß ich geſchwiegen habe zu vielem, was geſchehen iſt, um den Mann bei Gutem zu erhalten, den ich nicht anſehen konnte, ohne zu ſchaudern, denn er war es juſt — deſſen Kind ich — verführte!"

„Gerechter Gott!" rief Zote und verſank in tiefes Nachdenken, und bewegte leiſe die Lippen, wie im ſtillen Gebet. Auch Kellner ſchwieg und ſtöhnte nur einige Seufzer aus der gequälten Bruſt hervor — endlich aber fragte er mit zagender Stimme: „Wollt Ihr mir nicht Abſolution ertheilen, ehrwürdiger Vater?"

„Herr Heinrich Kellner,“ ſprach der Pater ſehr ernſt: „wenn Euch Eure Sünden aufrichtig leid ſind, und wenn Eure Beichte wahrhaft war, ſo darf ich Euch den Troſt der Vergebung verkünden, aber nicht ohne Buße; doch welche Buße könnte ich Euch auflegen? Ihr begreift, daß Mord und Schandthat ſich nicht hinwegbeten laſſen; Eure Frevel würde nur der heilige Vater löſen können; der Schlüſſel der Gnade, der in meine ſchwache Hand gelegt iſt, ſchließt Euch den Himmel nicht auf. Eure Thaten ſühnt nur der Tod, und der Tod iſt's, der Eurer wartet. Leidet ihn willig, leidet ihn ſtandhaft! Büßt ab durch ihn die ſchwere Schuld, die Eure Seele drückt, löſcht aus durch ihn die Blutſchrift in Eurem Schuldbuch, ſo werdet Ihr drüben einen gnädigen Richter, einen verzeihenden Vater finden. Ich will tröſtend um Euch ſein in Euren letzten Stunden und Euch helfen, Eure Seele ſtark zu machen.“

„So ſoll ich ſterben für Thaten, die ich nicht begangen? Soll den Makel gemeinen Diebſtahls auf meinen Namen haften laſſen für alle Zeiten?“ klagte der Gefangene.

„Was wird Euch der Widerruf fruchten?“ fragte Zote. „Neue Martern würden neue Bekenntniſſe von Euch erpreſſen; bekennt Euch ſchuldig der minderſtrafenswerthen That, und verſöhnt durch die Strafe, die Ihr für ſie erleidet, den Zorn des ewigrächenden Gottes!“

„O welch ein harter, herber Kampf erwartet mich!“ ſeufzte Kellner.

„Ohne Kampf kein Sieg, ohne Ringen keine Krone,“ erwiederte der Pater: „Und Gott gebe Euch Frieden!“

„Ihr verlaßt mich?“ fragte Kellner traurig, als er gewahrte, daß Zote ſich erhob und anſchickte, hinwegzugehen.

„Ich überlaſſe Euch ſtillem Gebet und ernſter Betrachtung,“ ſprach der Beichtiger: „Beherzigt meine Worte wohl und ſeid muthig im Kampfe. Noch manche harte Prüfung droht Euch; denkt, wenn Ihr dulden müßt, daß es eine Läuterung Eurer Seele ſei; denkt, je mehr Schmerz Euch hienieden trifft, deſto milder wird Eure Strafe im Jenſeits ſein; Gott ſei mit Euch!“

Der Pater verließ die ſchwarze Stube, und der Gefangenwärter, der draußen geharrt hatte, ſchloß den Kerker wieder zu. Einſam blieb nun wieder mit ſeinen martervollen Gedanken der Gefangene, des Paters Worte bedenkend und wohl erwägend, und ſein erſt wankender Entſchluß wurde allmälig feſt. —

In dem Quartier, das Herr Millwitz mit ſeiner Familie in Weimar bewohnte, ſtanden Abſchied nehmend, Georg Gunſtedt und Hans Knipſtein. Sie hatten, verſehen mit guten Geleitsbriefen, den befreundeten Leuten einen Beſuch abgeſtattet, aber durch die Nachrichten, die ſie mitgebracht, auch Kummer und Beſorgniß über die Familie gebracht; und ein Brief von Hartung, der dem Vater alle erlittene Ungebühr meldete, hatte die Nachrichten der Freunde beſtätigt.

Millwitz ſiegelte noch einen Brief an ſeine Söhne und einen an den Rath und die Vormünder, worin er ſeine Rückkehr mit den Seinen verhieß, Roſa ſcherzte mit Knipſtein, der nach ſeiner Weiſe ihr die letzten ſtürmiſchen Ereigniſſe wiederholte, und Frau Dorothea hörte, mit einigem Grauſen zwar, aber doch nicht ohne die regſte Theilnahme, zu, und Georg Gunſtedt war mit Charitas bei Seite getreten, weit ernſtere Dinge mit ihr beſprechend, als ihre Mutter und Schweſter ahneten.

„So beharreſt Du wirklich auf Deinem Vorſatz?“ fragte ſie, und ließ die Strahlen ihrer dunkeln Augen forſchend auf ihm ruhen: „Du willſt ein Feind Deiner Vaterſtadt werden?“

„Nicht werden erſt, theure Jungfrau,“ redete Georg zurück: „ich bin es ſchon geworden, ein erbitterter, grimmiger Feind! Ich will meines Vaters Schmerzen rächen, und ſollte ich darüber zu Grunde gehen!“

„Grauſamer Menſch“ — erwiederte Charitas: „denkſt Du denn nicht an meine Angſt, wenn ich Dich als Aechter wiſſen ſoll, wenn Du durch feindſelige Thaten Dein Bürgerrecht verwirkt, wenn Kriegsvolk gegen Dich ausgeſendet wird?“

„Theure Charitas, Du wirſt mich nicht mißkennen, wirſt mir nicht zürnen, daß ich an Niemand auf der Welt, als an meinen Vater dachte, nicht einmal an mich ſelbſt, da ich den Erfurtern mein Bürgerrecht aufſchrieb und ihnen Fehde anbot auf Tod und Leben!“ ſagte Georg mit bitterm Gefühl.

„Gott, das haſt Du gethan?“ rief die Jungfrau erbleichend aus. „Wehe mir! So zerſtörſt Du das Band unſrer Herzen, die Blüthe unſrer Hoffnungen, das Glück unſers Lebens grauſam und mit einem Male?“

„Charitas, mein Vater iſt ſchuldlos gefoltert worden!“ erwiederte Georg: „verlangſt Du, daß ich mehr ſage? Du biſt ja ſonſt ſtarken Muthes geweſen, theures Mädchen, muß ich Dich erinnern an jene Worte, die Du ſprachſt, als wir im Sommer des vorigen Jahres nach Hochheim luſtwandelten in Begleitung Deiner Mutter und Brüder, meines Vaters und unſers Freundes Prohaska, als wir da ernſte Dinge beſprachen, und wunderbar, wie eine Ahnungsſtimme, das vor unſre Gedanken trat, was jetzt ſo ſchrecklich wahr geworden? Da ſagteſt Du, als Du mich prüfend gefragt, und Du meine Antwort Deiner edlen Geſinnung entſprechend gefunden hatteſt: Möge nie das Leben

Dir eine Wahl, wie ich ſie Dir vorgeſtellt, aufzwingen, es würde mein Tod ſein, aber ſterbend noch würde ich Dich ſegnen!“

Sinnend legte Charitas die Hand an ihre reine Stirne und neigte das dunkelgelockte Haupt, und Georg fuhr fort: „Sieh, Theure, die Zeit iſt da, wo mir eine gar bittre Wahl und die herbſte Qual geboten wird, doch wird und ſoll das nicht Dein Tod ſein, nur haſſen, nur verdammen ſollſt Du mich nicht, auch Deine Liebe mir nicht entziehen, denn ich gebe weder meine Hoffnungen, noch die heiligen Rechte, die mir Dein Herz auf Dich eingeräumt hat, auf.“

Charitas war von einem tiefen Schmerz bewegt; ſie fühlte mehr als ſie zu ſagen vermochte, doch ſuchte ſie ſich zu faſſen, und ſprach, indem ſie wehmüthig dem theuern Freund die Hand reichte: „Zieh mit Gott, mein werther Freund! Ich freilich hätte gern gewünſcht, daß Deine kindliche Liebe nicht dieſe Richtung nähme; Du willſt Unſchuldige verderben, weil Dein Vater unſchuldig leiden mußte, Du willſt das Volk drücken, das ohnehin ſo ſehr gedrückt iſt. Mögſt Du nie zu bereuen haben, was Du thuſt, mag

Dein Gewiſſen Dir nie Vorwürfe machen! Mir ſcheint es, Georg, Du biſt übel geleitet und berathen; ich bin nur ein einfältig Mädchen, doch meine ich, wäre es beſſer gethan, bei Deinem Vater zu bleiben und ihn treu zu pflegen, als fortzuziehen und durch Frevelthaten den Haß und die Wuth der Machthaber aufs Neue gegen ſein ſchuldloſes Haupt zu kehren, das Du nicht ehrſt, weil Du es nicht ſchützen willſt; zieh hin, mir bleibt nichts, als Deine Verirrung zu beweinen, und die meine — dazu."

Georg wollte ſprechen, wollte ſich vertheidigen, aber Charitas winkte ihm zu ſchweigen, und er entfernte ſich eilig.

Still und betreten blickte er ihr nach. Er fühlte tief, daß ſie klar ſehe und Recht habe, dennoch hatte er nicht Kraft genug, ihre treue Warnungsſtimme zu beherzigen, er wähnte, ſeiner Pflicht mit Stärke ein Opfer zu bringen, und wußte nicht, daß es Schwachheit war, die ihn zu den Altären des blinden Wahnes fortriß.

So iſt gar oft der Menſch nicht klar über ſeine Gefühle, arbeitet ſein Gemüth ab im Kampf mit wechſelnden Empfindungen, die ihn beſtürmen, und geht in Ketten, ein Gefangener ſeiner Thorheit, während er einen Triumpfzug über niedergeſchlagene Hinderniſſe zu halten wähnt. Die Aegide des freien Willens, hinter die ſich gewöhnlich unſre Willkühr verbirgt, wendet nur zu oft ihr ſchlangenhaariges Meduſenhaupt rückwärts gegen den Kämpfer ſelbſt, und er erſtarrt im Anſchaun der fürchterlichen Macht, unter deren Schutz er zu ſtreiten und zu ſiegen meinte. —

„Sorgt, daß die Briefe durch ſichre Hand in die Stadt kommen, liebe Freunde,“ nahm Herr Hans Millwitz das Wort, indem er zu Georg trat, und ihm ſeine Schreiben einhändigte.

Knipſtein empfahl ſich den Frauen, und Roſa trat lächelnd zu Gunſtedt und flüſterte ihm zutraulich ins Ohr: „Grüßt mir Prohaska, wenn Ihr ihn ſeht; vielleicht könnte er uns, wenn wir in einigen Tagen heimkehren, entgegenreiten!“

„Lebt wohl, und Gott geleite Euch!“ ſprach Millwitzens Ehefrau freundlich. „Ich will dem Himmel danken, wenn wir wieder zu

Hauſe ſind; mir gefällt es gar nicht hier, zu Hauſe iſt doch Hauſe; wo der Haas geheckt iſt, iſt er am Liebſten.“

„Sagt Eurer Schweſter noch einen Gruß, liebe Roſa;“ flüſterte Georg: „und ihr Andenken würde ewig in meinem Herzen leben. Euch aber mögen Gott und ſeine Heiligen behüten!“

Die Freunde ſchieden; lange ſchon hatten ihre Roſſe, von zwei Knechten gehalten, ungeduldig vor der Hofthür geſtampft.

„Ihr werdet eher, als ich, in die Vaterſtadt einreiten!“ rief Georg dem biedern Freunde, Herrn Millwitz zu. „Grüßt mir die Söhne!“ rief den Davonreitenden Frau Dorothea noch nach.

Bald hatten die Reiter das Erfurter Thor im Rücken, und ritten im ſcharfen Trab bis an den Galgenberg auf der Landſtraße fort, als ſie aber die ſanfte Anhöhe erreicht hatten, wo ſeitwärts auf einem kahlen Hügel das weimariſche Hochgericht als eine Erinnerung menſchlicher Sterblichkeit aufgepflanzt war, lenkten ſie ihre Roſſe in das Thal zur Linken hinunter, wo ſie auf Feldwegen und Wieſenpfaden bald eine niedre Buſchholzwaldung erreichten, die ſie mit ihren Knechten den Blicken ſpähender Feinde verbarg, bis ſie bei Eichelborn wieder das freie Feld gewannen. In dieſem Dorfe aber grüßte ſie eine Geſellſchaft von Freunden, deren Name bereits ein Schreck der Umgegend war, und in deren unrühmliche Geſellſchaft Georg Gunſtedts böſer Genius in der Geſtalt Knipſteins den jungen Patricier gelockt hatte. Es war der Raubritter Wolf von Selbitz; ein verwegener Landfahrer, Thilo Knebel; ein vom Erfurter Rath beleidigter junger Mann, Namens Caspar Wagner, der der Stadt Rache geſchworen hatte; einige Knechte und einige liederliche Bauernburſche, denen die Stegreifritterſchaft beſſer behagte, als ein arbeitſames Leben auf ihren Hufen, und die lieber auf den Pferden ſitzend das Land durchzogen, als hinter der Pflugſchaar hergehend, ihre Stieregeſpann lenkten. Die edle Geſellſchaft ſaß hinter vollen Bierkrügen unter einer großen Linde vor der Schenke, zum Theil Karte ſpielend, zum Theil in mäßiger Behaglichkeit des faulen Leichnams pflegend; auf einem

Raſenraine ein wenig ſeitwärts weideten die an lange Leinen gebundenen Klepper, deren traurige Geſtalt und hohle Rippen ſchon verkündeten, daß die Stallfütterung nicht bei ihnen in Anwendung gebracht worden.

Wolf von Selbitz, das würdige Haupt dieſer Geſellſchaft, gab ſich ein möglichſt martialiſches Anſehen und zugleich das einer beſonders gütigen Herablaſſung gegen die Stadtjunker. Sein Helm und Harniſch waren ziemlich roſtig, und welche Farbe urſprünglich ſeine Handſchuhe gehabt, war nicht mehr zu erkennen; nichts glänzendes war um und an ihm, als ſein Wappenſchild, darauf ſich ein grüner Greif im ſilbernem Felde charakteriſtiſch genug zeigte.

Als die neuen Verbündeten ankamen, wurden ſie tumultuariſch begrüßt, nur Wolf von Selbitz blieb in ſeiner ruhigen Behaglichkeit, und nickte blos mit vornehmem Gruß, indem er den Humpen voll braunen Gerſtentrankes, den er eben angeſetzt, abſetzte, und dann wieder in langen Zügen das Labſal durſtig hinunterſchlürfte.

„Na, willkommen Kumpane!“ ſprach er, nachdem er das Füllgeſchäft vollendet, und trocknete den breiten Schnauzbart: „Nun wollen wir reiten, wackre Jungen, und den Krautjunkern bange machen, daß ſie meinen Haudegen für das Schwert des Engels Cherubim halten ſollen; wir wollen ihnen mitten im Sommer ſo einheizen, daß ſie quiken ſollen, wie die Mäuſe in einer brennenden Scheuer!“

Und die Knechte und Bauernbuben machten ſich reiſefertig, während Gunſtedt und Knipſtein tranken; der Letztere war ſehr aufgeräumt, ſang ein Schelmenliedlein über das andre, und hatte ſich ſehr wohl, am Ziele ſeiner längſtgehegten Wünſche zu ſtehen, Georg aber ſaß düſter und verſtimmt, bis einige Gläſer gebrannten Waſſers und des Freundes Zureden, mit manchem Spott gewürzt, ihn wild aufregten, und er zerſtörungsluſtig ſich auf ſein Roß ſchwang, und ſich dem Zuge anſchloß, der in kurzer Zeit in das Erfurtiſche Gebiet einrückte, um verderbenfroh und räuberiſch darin zu hauſen. —

Auf dem Rathhaus zu Erfurt waren indeß, nach der ſprichwörtlichen Redensart, zwei kurze Proceſſe gemacht worden, und das Volk, nie freudiger bewegt, als wenn es Exekutionen ſieht, ſtrömte nach dem Rabenſtein, welcher nicht allzuweit vom Krämpferthore entfernt lag, umdrängte den Hügel, erkletterte den Stollberg und lagerte ſich auf ihm, und füllte die Gaſſen, durch welche die zwei Delinquenten kurz nach einander geführt werden ſollten.

Zuerſt erſchien in Begleitung einiger Büttel, und Soldknechte, der Student, welcher den Kelch geſtohlen hatte, dieſem war der Strick zuerkannt, mit nachheriger Aufflechtung ſeines Körpers auf das Rad. Er ging mit ziemlicher Gelaſſenheit den herben Weg, und unter dem vorbeiwimmelnden Volk waren auch viele Studenten, welche ihm lateiniſche Troſteswörte zuriefen, und am Krämpferthor hatte ſich der gewaltige Frankenſenior Wulf Katzenbrenner mit ſeiner ganzen Burſa aufgeſtellt. Dieſer rief: „Speras, fratercule! Tristitiam et metus dimitte*)!“ Und während in der Stadt das Armeſünderglöcklein melancholiſch erklang, bewegte ſich der Zug nach dem ehrwürdigen Galgen, faſt ſo heiter, als ginge es zu einer Hochzeit, oder mindeſtens zu einem fröhlichem Bacchanal.

---

*) Hoffe nur Brüderchen! Verbanne Traurigkeit und Furcht!

Laut recitirte, um dem armen Sünder Muth zu machen, der Frankenchor die Horaziſche Strophe:

> Rebus angustis animosus atque
> Fortis appare: sapienter idem
> Contrahes vento nimium secundo
> Trugida vela *)!

Dieſer klaſſiſche Same der Ermuthigung fiel auf ein gutes Land, und wuchs in der Bruſt des armen Studenten, den Hunger und Noth zu dem verdammungswerthen Schritt geführt als Baum der Lebenshoffnung empor. Er ſchlug die zu Boden geſenkten Blicke auf, und da er in den Mienen ſeiner ehemaligen Commilitonen weit mehr Theilnahme las, als Verachtung, da er in ihren Händen ſehr treffliche Stöcke von dem nützlichen Holz der Hainbuche und dem Baum deutſcher Kraft ſah, nebenbei auch manche

---

*) Wenn Noth an Mann geht, unerſchrocknen Muthes
Rüſte Dich wacker: aber weislich ziehe
Ein, wenn der Wind Dir allzuſehr zuwider,
Schwellende Segel.

gute Klinge, ſo rief er einigemal, die gebundenen Hände flehend erhebend: „Liberate me miserum patibulo *!)“ —

Dicht an das Hochgericht heran drängte ſich die Menge, Volk und Studenten durcheinander, und die wenigen Soldknechte vermochten kaum, einigen Einhalt zu thun. Der Henker aber war unglücklicher oder glücklicher Weiſe ohne Gehülfen, ſein Knecht war ihm entlaufen, und in einer Zeit, wo im lieben deutſchen Vaterlande durch Hinrichtungen ſo viel ausgerichtet wurde, war ein brauchbarer Henker eine Perſon, die überall ihr Unterkommen fand, und darum oft geſucht. Als nun der Scharfrichter dem Studenten den blauen Rock, den er trug, ausziehen wollte, und ihm die Handſtricke auflöſte, packte dieſer, von den Schauern des nahen Todes erkräftigt, den Mann bei der Bruſt, und verſuchte, ſich loszuringen; zwar ſchrie der Scherge der Gerechtigkeit aus vollem Hals um Hülfe, allein ihm antwortete nur des Volks Gelächter, und der ſchlechteſte der Soldknechte regte keine Hand, denn die Berührung

---

*) Rettet mich Armen vom Galgen!

des Henkers machte ja ehrlos. Jene Beiden hatten nicht lange gerungen, als ſie dem Rand der Galgenmauer nahe kamen, da drängte der Student ſeinen Feind hin, dieſer hielt ihn feſt, und beide ſtürzten vom Galgen herunter, unten aber überwältigte der Henker den Studenten, und wollte ihm die Hände wieder binden, und ſchrie: „Einen Strick! Reicht mir ein Strick!“ aber die Studenten ſchrien viel lauter als er: „Du biſt ſelbſt ein Strick! Ein Galgenſtrick!“ und das Volk lachte und jubelte; da wurde der Henker wild, und riß ſich ſeinen Gürtel vom Leib, daran ſein Geldbeutel hing, geſpickt mit drei Goldgulden, die er an dem Studenten verdienen ſollte, damit band er den armen Sünder an die Leiter, und kletterte ſchnell auf die Galgentribune, noch mehr Stricke zu holen. Und lauter und ſchallender wurde das Getöſe und die Studenten fuhren ſchnell zu, nahmen die Leiter ſammt den armen Sünder, trieben die Söldner mit Püffen und Rippenſtößen zurück, und trugen den Erlöſten im Triumpf von dannen, begleitet von des Volkes donnerndem Jubel, dann ſchnitten ſie den Gürtel los, gaben dieſen ſammt dem Geldbeutel dem Studenten, und ließen ihn entlaufen, und litten nicht, daß ihn einer der Häſcher verfolge.

Mittlerweile hatte ſich ein zweiter Zug dem Hochgericht genähert, als deſſen Hauptperſon Thilo Büchner zu betrachten, dem für den Mord an Stölzer der Tod durch das Schwert zuerkannt war. Dieſem ward mindere Aufmunterung zu Theil, auch er ſchöpfte einige Lebenshoffnung aus der ſeltſam und freudig aufgeregten Stimmung des Volkes, und hatte die letzte Abtheilung des ergötzlichen Galgendramas mit angeſehen.

Als der Scharfrichter noch zitternd von dem Ringkampf mit kochendem Grimm in der Bruſt über den Verluſt des Lohnes und über den Hohn des Volkes, das ſeinen Witz nicht ſparte, den Mörder in Empfang nahm, ſah ihn dieſer halb höhniſch, halb ernſthaft an, und ſprach zu ihm: „Du wirſt mich heute des Tages nicht richten! Ich habe ein Gelübde gethan, und will eine Betfahrt thun, und meines Patrons St. Jacob Münſter zu Compoſtell beſuchen, der wird mir von Deiner ungeſchickten Hand helfen!“

Mit dem bekümmerten Bruder des Verbrechers war auch Johannes Zimmermann hinaus zum Hochgericht gegangen, der ſeinen treuen Andreas nicht verlaſſen wollte. Beide traten nahe zu dem Deliquenten, und Andreas nahm von ſeinem Bruder Abſchied.

„Nimm Dir's nicht zu Herzen, lieber Andreas,“ ſprach Thilo: „Gefangen iſt noch nicht gehangen. Vielleicht werfe ich noch mit den Knochen der Herren, die mich jetzt richten laſſen wollen, die Kirſchen von den Bäumen, iſt's aber nicht, nun ſo biſt Du mein Erbe, und der Abſchied macht mir keine Sorge.“

„Wollt Ihr nicht ein Gebet mit uns ſprechen, ein andächtiges Vater Unſer?“ fragte Johannes. „Sprecht Ihr es für meine Seele, und einige Ave Maria dazu!“ erwiederte Thilo: „ich bin nicht geſammelt genug zum Gebet.“

Der Henker ſchlang Thilo einen Strick um den Leib und führte ihn hinauf auf die Bühne. Es trat eine große Stille ein im Volk, denn oben ſtellte der Scharfrichter den Gefangenen an den Rand, und es hatte den Anſchein, als wolle dieſer in einer Anrede die Verſammlung üblicherweiſe um Verzeihung und ein Gebet bitten.

Gar nicht weit davon ſah des Richtsſchwerts blanke Schneide unter einer rothen Decke hervor. Ganz nahe zum Rand trat Thilo, und plötzlich riß er mit gewaltigem Ruck an dem Strick, daß der Henker wankte, und in dieſem Augenblick lagen auch ſchon beide unten, und ein lautes Geſchrei erhob ſich unter der ſchauluſtigen Menge. Aber nicht wie kurz zuvor entſpann ſich wieder ein Kampf, ſondern regungslos lag der Henker und es ſchien, als habe er den Hals gebrochen. Jetzt ſtürzte tumultuariſch die Menge herzu, Andreas und Johannes ſchnitten ſchnell die Stricke los, und befreiten Thilo: ein Studentenhaufe, der ſich wieder bei dem Galgen eingefunden, umringte ſie, und ungefährdet eilte man mit dem Verbrecher von dannen, deſſen Vergehen nun ſchon geſühnt erſchien, und unbekümmert um den Henker verlief ſich das Volk.

Da eilte jammernd ein gemeines Weib auf den ohnmächtigen Henker zu, und rief ihn mit Liebkoſungen wieder ins Leben, und führte den Verletzten ſtill nach ſeiner ärmlichen Wohnung am Ende der Vorſtadt.

Am Abend dieſes Tages aber überſchritten drei Menſchen an verſchiedenen Stellen das Weichbild Erfurt. Erſtlich Thilo Büchner, der ſeine Bußfahrt nach S. Jago antrat, dann der Henker mit ſeinem Weibe, welche letztere wechſelſeitig auf eine Stadt ſchimpften, wo nicht einmal ein armer Scharfrichter ungeſchoren bleibe und ſein Stück Brod in Frieden verdienen könne.

„Undankbares Erfurt!“ klagte Meiſter Hämmlein: „Du weißt nicht, welchen Mann Du in mir beleidigt haſt. Ein geſchickter Mann verläßt Dich, und ſucht ſich eine beſſre Stadt, die Verdienſte nicht untergräbt. Meinen Fluch laſſe ich Dir zurück! Möchteſt Du, wenn es Dir am meiſten Noth thut, keinen Scharfrichter haben!“

„Wir wollen es allenthalben verkündigen,“ ſtimmte das Weib ein: „welche ſchnöde Behandlung Dir hier zu Theil geworden, daß keiner unſrer Standesgenoſſen hier ſein Brod ſucht, und die Erfurter ſollen lange warten, ehe wieder ein nützlicher Mann kommt, der ſie und ihre Kinder und Kindeskinder henkt oder auf ſonſtige Weiſe abthut.“ —

Während der tragikomiſchen Akte in der

Umgebung des Rabenſteins ſtürmten in der Stadt auf den Rath und die Volksvertreter neue Bedrängniſſe ein. Ein Abgeſandter der freien Stadt Frankfurt erſchien, und ſchlug am Brunnen auf dem Fiſchmarkt eine kaiſerliche Vorladung des Rathes und der Gemeinde vor das Kammer-Gericht an, daß ſie binnen ſechs und dreißig Tagen ſich ſtellen ſollten. Dieſe von Frankfurt wegen beträchtlicher Schuldforderungen an Erfurt ausgewirkte Citation vernichtete geradezu jenes Moratorium, darüber ſo große Freude geweſen war, und verwandelte dieſe in neues Leid und große Beſtürzung.

Und die Bewegung darüber hatte ſich noch nicht gelegt, da kam ſchon wieder eine Doppelbotſchaft, aufs Neue ſchreckend und die Verwirrung mehrend. Von Hochheim herein ſprengte auf ſchaumbedecktem Roß ein Reiter und verkündete, daß Albrecht von Dona mit großer Heeresmacht heranziehe und mit den Erfurtern reden wolle, daß er in dem Dorfe Biſchleben bereits Feuer eingeworfen, und drohe, auch Hochheim anzuzünden, weshalb die Dorfgemeinde um ſchleunige Hülfe bitte.

Und von Kirchheim herein kam ähnliche Nachricht; dorthin hatten die Feinde der Stadt, Ritter Wolf von Selbitz, Gunſtedt und Knipſtein ihren verheerenden Zug gewendet, und forderten Brandſchatzung, oder ſie wollten das Dorf an allen Ecken anbrennen.

Da ſammelte der bedrängte Rath ſeine Heeresmacht, und ſandte gegen tauſend Mann dem wilden Dona entgegen, und zwei Stücke Geſchütz, und nach Kirchheim wurde ein Hauptmann mit acht Reitern und hundert Mann zu Fuß beordert, vor welcher Macht ſowohl Dona als Selbitz das Weite ſuchten, ehe ſie ihnen zu Geſicht kam.

So drängte Ereigniß auf Ereigniß ſchreckend, verwirrend, drohend, entmuthigend, von innen und außen auf die Stadt und ihre nicht beneidenswerthe Obrigkeit ein. Mehr und mehr wuchs die Anarchie; jeder wollte leben, wie es ſeiner Willkühr beliebte, und das ſchöne Götterweib Bürgerfreiheit, ſo verehrenswerth, wo es ſeinen unentweihten Adel behauptet, wurde zur öffentlichen Dirne, die jeder nach ſeinem Belieben zu mißbrauchen weder Scheu noch Bedenken trug.

Was half es, daß einige Beſſere das Gute wollten? Ihrem reinen Willen wurde entgegengearbeitet von denen, die im Trüben zu fiſchen meinten, und ihre Beſchlüſſe von der verblendeten Mehrzahl verworfen.

Jemehr von einer Höhe, wenn ſie auch juſt nicht ein Thron iſt, herabgedrückt wird, deſto heftiger iſt der Gegendruck von unten hinauf. Herrſcherwillkühr und Volkswillkühr ſind beide wie Nord und Südpol, die nie vereint, ewig feindlich, ewig kalt und lebentödtend einander gegenüberſtehen, und zwiſchen beiden zieht ſich die heiße Mittagslinie blutiger Empörungen, wilder Kämpfe hin, wo Städte und Dörfer verwüſtet, und die Länder zu großen Todtenhöfen werden, darauf Fürſten- und Völkergräber neben einander liegen; aber Friedhöfe ſind es nicht. Das Glück des Friedens und einer vernünftigen Freiheit wohnt ſtets nur in den gemäßigten Zonen ſolch politiſchen Weltballes.

7.

Viel ſchweres Leid giebt Liebe zu ertragen.

Arioſt.

Auf dem Rathhaus brach wieder raſender Tumult los. Hans im Bart und ſeine Geſellen tobten mit den heftigſten Schmähungen gegen den Rath, und eine große Anzahl erhitzter Bürger ſtimmte dermaßen in den Lärm und das wilde Geſchrei, daß es unmöglich wurde, irgend einem Einzelnen Schweigen zu gebieten, oder durch Verhaftnahme ihn zu entfernen.

„Heraus mit den treuloſen Stadtdieben! Heraus mit Kellner! Heraus mit Friederus, wir wollen ſie richten, wir wollen ſie in tauſend Stücke hauen!“

Dietrich Racke verſuchte die aufgeregte Menge zu beſänftigen, allein es war ihm keinesweges Ernſt mit den Worten, die aus ſeinem Munde gingen. „Liebe Freunde!“ ſprach er: „vergreift Euch nicht eigenhändig und eigenmächtig an den Männern, die ſich am Gut gemeiner Stadt vergriffen haben; Kellner wird bald ſein Urtel empfangen!“

„Wir wollen ihn richten! Wir! Heraus mit ihm! Er muß ſterben!“ war die tobende Gegenrede. Racke wollte Kellners Tod; er wandte ſich mit verlegenem Geſicht zu ſeinen Collegen und Beiſitzern, und ſagte: „Werthe Herren, wir müſſen unſern guten freien Bürgern nachgeben, oder alles fürchten. Was liegt an dem falſchen Mann? Ueberlaſſen wir ihn ſeinem Schickſal, daß er nur zu ſehr verdient hat!“

„Mit Nichten, Ober-Vierherr!“ nahm darauf der Stadtſchultheiß das Wort: „Das wäre eine feine Gerichtspflege, wofür ſeid Ihr da? Ohne Urtel und Recht darf Kellner nicht ſterben, und unerhört wäre es, ihn der Wuth dieſer Männer Preiß zu geben.

Dieſe Schutzrede für den armen Gefangenen entkräftete alsbald ein lautes Stimmengetöſe, und die Bürger ſchrien durcheinander: „Heraus mit ihm, ſagen wir! Wir wollen ihn fragen, wir wollen mit ihm reden! Uns hat er beſtohlen, uns ſoll er Rechenſchaft geben!“ und Hans im Bart trat wild vor, und ſchrie: „Keiner von Euch, Ihr Herren, ſoll das Haus verlaſſen, ehe Ihr uns zugeſagt, daß wir mit ihm reden ſollen!“

Und Portius nahm das Wort, und ſagte: „Liebe Herren, was ſollen wir uns bedrohen laſſen? Wir, Räthe und Vormünder? Laßt dieſen ehrlichen Bürgern ihren Willen, ſo kommen wir in Frieden davon!“

„Und mit ganzen Gebeinen!“ ergänzte Hans im Bart: „denn ſo Ihr Herren uns nicht wollt zu Willen ſein, ſo wollen wir mit Euch thun, was ſchon manchem Rathsherrn anderwärts widerfahren iſt, wir werfen Euch alle zu den Fenſtern hinaus, daß Ihr die Beine in die Höhe kehren ſollt!“

„Ja, ja, zum Fenſter hinaus!“ riefen dreißig Stimmen nach, und es entſtand eine Beweglichkeit in den Armen der Schreier, als wollten ſie ſich gleich bereit machen, die Drohung in Ausführung zu bringen.

Vergebens drohten die Mainzer Herrn, vergebens baten die Erfurter, die mit Schmerz fühlten, daß ihre ganze Macht nur Ohnmacht, daß Unwille der einzige Wille, den ſie haben durften, der wüthende Hauſe ſtürmte in die ſchwarze Stube und in die Temnitz, die Gefangenen mit neuen Martern bedrohend.

So heftig war ihre Wuth, daß ſelbſt der Stockknecht Heinz Miſtbauer, der herbeigeſchleppt wurde, Frieberus auf die Folter zu ſpannen, empört ſchrie: „Seid Ihr Türken, ſeid Ihr Menſchenfreſſer; daß Ihr wie heidniſche Bluthunde umgeht mit dieſen armen alten Männern? Das könnt Ihr bei Gott nicht verantworten, und verflucht ſoll meine Hand ſein, wenn ich einen Finger rühre! Habt Ihr mir zu befehlen, Lumpengeſindel?“

„Iſt der Kerl toll, daß er uns ſo ſchimpft?“ ſchrie die Meute. „Will er nicht foltern, ſo ſoll er ſelbſt gefoltert werden! Ruft den Fuchs, den Oswald, und werft dieſen in die Temnitz!“

Mit Löwenkraft wehrte ſich der ſtarke,

rieſenmäßige Scherge gegen die Menge, die über ihn herfiel. Rechts und links warf er ſeine Gegner an die Maſchienen, deren ſcharfe Ecken Manchen ſchwer verwundeten; und da ſie nicht von ihm abließen, zog er an einigen Schnüren, und es begann zu ſchnurren und zu ſauſen mit klingendem Getön und verborgenes Räderwerk regte ſich laut und die Flügel der Weifen ſchlugen die Köpfe der Meuter blutig. Ketten raſſelten und Meſſer arbeiteten, und gegen einen ſtarken Holzbalken warf Miſtbauer unter wilden Flüchen den Glaſer Degenhart, der einen heftigen Schlag nach ihm geführt; da ſchnellten plötzlich zwei Eiſenbänder um Degenharts Leib, und er brüllte laut auf in ungeheuern Schmerz, und wollte ſich losarbeiten und konnte nicht, und es fuhren hundert Klingen heimtückiſch aus dem Holz, die ſich alle in ſein Fleiſch bohrten, und hell rieſelte aus ſeinen Kleidern das Blut hervor. Vergebens verſuchten Einige ihn loszureißen, feſt wie an Demantketten hielt ihren Bräutigam die eiſerne Jungfrau, und ihre blutigen Stachelzungen drohten jeden mit Wunden, der in ihre verderbliche Nähe ſich wagte. Die eiſerne Jungfrau war eine Männermörderin, die ihre Buhlen nur als Leichen aus ihren Armen ließ.

Dennoch wurde Miſtbauer überwältigt und in den Kerker geſtoßen, und Kellner und Friederus wimmerten unter den Schmerzen neuer Martern, und nicht um Bekenntniſſe zu erpreſſen, nur ſeine teufliſche Luſt an ihrer Quaal zu haben, peinigte der blutgierige Volkstiger ſeine bejammernswerthen Opfer. —

Zu Johannes Zimmermann ſtürzte ödemlos ſein treuer Andreas Büchner. „Freund!“ rief er: „ich bringe Deiner Liebe böſe Botſchaft! Zwar ſollt' ich ſchweigen zu Folge meiner Eide, aber ich breche ſie und laſſe die Stimme der Freundſchaft und Menſchheit reden! Heute hat Racke im Rath den Vorſchlag gethan, Kellners Familie einziehen zu laſſen und ſein Haus für den Rath in Beſitz zu nehmen. Kannſt Du ſie warnen, ſo thue es ſchnell, ehe es zu ſpät wird. Du haſt mit Bruderliebe zu mir gehalten, haſt mir den Bruder befreien helfen — ich bin Dein für immer!“

Johannes ſtand ſchreckenſtarr vor dem Freunde und ſeine Augen ſchienen ſtumme Fragen zu thun, ob dieſe neue Kunde wahr, während ſeine Gedanken nicht mehr zweifelten. „Mein Andreas — auch ſie?“ rief er, und der Gedanke an die unglücklichen Frauen gab ihm ſchnelle Entſchlüſſe ein.

„Hab' Dank, treuer Freund!“ rief er, warf den Rock ab und fuhr in den Anzug eines Studenten, ſtürzte einen breiten Hut auf, darauf eine Menge Federn, das Geſicht beſchattend, ſchwankten, hing ein Wehrgehenk mit einem tüchtigen Raufdegen um, ergriff ſchnell die großen Lederhandſchuhe, die ſchon bereit lagen, drückte Andreas die Hand und eilte von dannen, während Büchner mit dem Bewußtſein einer guten That die entgegengeſetzte Straße einſchlug.

Es war ein ſchöner Sommernachmittag, der dreizehnte des Brachmonat, und die ſinkende Sonne ſchimmerte freundlich durch das grüne Laub der Bäume im Garten des Roſenhains. Kellners Hausfrau ſaß mit ihrer Tochter und mit Heinrich in der Gartenlaube, und auf der Steinbank vor dem Hauſe ſaß Adam mit ſeinem Bruder und ſprach mit ihm über das Jahr, das auf dunkeln Flügeln dahingerauſcht war.

„Weißt Du noch Bruder,“ ſprach Adam: „was ich damals ſagte, als wir den Mond verfinſtert am Himmel ſtehen ſahen: Wer weiß, weſſen Stern untergeht, ehe wir wieder den zweiten des Brachmonds ſchreiben? Oh ich mußte es bald erfahren, früher als mir lieb war.“

„Weißt Du noch Bruder,“ erwiederte Joſeph Eckart: „was ich damals prophezeite? Es iſt alles eingetroffen und noch mehr dazu; jene gewappneten Schaaren, die ſo bleich gegen den dunkeln Mond zogen, ſie haben unſerer Stadt nichts Gutes verkündet.“

„Heute iſt's juſt ein Jahr,“ begann Adam wieder: „daß ich zu Dir kam mit dem armen Herrn, und Deine Hand uns das Thurmpförtlein von St. Viti aufſchloß, ich habe mir das genau gemerkt, es war juſt der Vorabend vom St. Vitustag.“

„Gott, wie die Zeit läuft!“ ſeufzte nachdenklich der Küſter: „ſie läuft und läuft die liebe Zeit, daß man meinen ſolle, ſie habe nicht einmal Zeit ſo viel Böſes zu gebären. Sie kommt mir juſt vor, wie der nimmerſatte Vielfraß, der immer und immer freſſen ſoll, und ſchlimmer wieder entleeren, daher des Unrathes ſo viel auf der Welt.“

„Unſre Freiheit ſcheint mir eben auch ſo ein unverdautes Excrement von ihr, die nur uns armen Leuten im Magen liegt, und bis an den Hals ſteht,“ warf Adam ein.

„Manchem auch an den Hals geht, Hals ab, oder Hals zu,“ ſagte der Küſter, und blickte trübe zu dem heitern Abendhimmel empor, der wolkenlos über der Stadt lächelte.

„Heute vor einem Jahr war ein andres Wetter,“ nahm Adam wieder das Wort: „es war ein ſtarkes Gewitter, als ich zu Dir kam, und Du meinen Herrn nicht verbergen wollteſt.“

„Wir haben überhaupt viel Gewitter erlebt in dieſem und dem vorigen Jahr, und unſre Stadt kann lange an ihre Kalender- und Wettermacher denken,“ antwortete Joſeph.

„Es iſt gut Narren freſſen, aber bös zu verdauen,“ meinte Adam. „Die Bürgerſchaft hat einen Narren an der Freiheit gefreſſen, und kann ihrer nun nicht ledig werden.“

„Das freie Schaaf frißt der Wolf,“

ſtimmte der Küſter bei: „Sonder Federn iſt nicht gut fliegen.“

„Wer der Gemeinde dient, der dient einem böſen Herrn,“ entgegnete Adam, und die Brüder wären vielleicht noch eine gute Weile fortgefahren, die Sprüchwörter, die zu ihrer Zeit im Munde des ganzen Volkes lebten, anwendend zu zitiren, wäre nicht jetzt haſtigen Schrittes Zimmermann zu ihnen getreten, mit der raſchen Frage: „Adam, wo ſind Deine Frauen?“

„Herr Zimmermann, Ihr? In dieſer Tracht?“ fragte Adam verwundert. „Wollt Ihr die Feder wieder mit den Studentenhieber vertauſchen?“

„Könnte ich es, guter Alter,“ erwiederte Zimmermann: „könnte ich noch einmal die Jahre des Jugendglücks zurückrufen! Guten Abend, Küſter, wie geht es Euch? Ich ſah Euch lange nicht! Recht ſo, daß Ihr den Bruder heimſucht. Adam, führ mich ſchnell zu Deiner Frau!“

Der treue Diener ging mit ihm in das Haus und öffnete die Gartenpforte, daß Johannes hineintrete. „Adam,“ flüſterte dieſer: „ich bringe böſe Zeitung! Schicke Deinen Bruder fort und fliehe; es iſt Verhaftnahme gegen Euch alle beſchloſſen, Gott gebe, daß ich nicht zu ſpät komme zu warnen, zu retten!"

„Gerechter Himmel," ſeufzte der greiſe Knecht: „was für Unheil wird noch über uns hereinbrechen?" —

Johannes eilte in die Laube, und fand die Frauen, wehmüthigen Erinnerungen hingegeben, trauernd beiſammen ſitzen. In ſeiner verſtörten Miene, die Schmerz und Angſt zugleich ausdrückte, konnten ſie ſchon eine neue Unglücksbotſchaft leſen. Ein trübes Auge iſt meiſt ein Verkündiger trüber Geſchicke, ſeien dieſe nun kommend oder ſchon vorübergeflogen.

„Johannes!" ſprach Eliſabeth, und trat ihm einige Schritte entgegen, und die Erinnerung einer ſchönen Zeit trat als ein ſanftes Lächeln auf ihre ſchöneren Wangen, die freilich ſehr grambleich waren und faſt abgeblüht.

„Ihr bringt uns keine gute Botſchaft, das ſehe ich Euch an, Herr Zimmermann!" ſprach Frau Marthe mit ahnendem Gemüth und beſorgtem Herzen und Heinrich reichte ihm grüßend die Hand.

„Leider, nein,“ war Johannes Antwort. „Wollt Ihr frei bleiben, wollt Ihr nicht auch in einem Kerker Eure Tage zubringen, wie Euer unglücklicher Gatte und Vater, ſo flieht, flieht ſchnell — Ihr ſollt eingezogen werden!“

„Heiliger Gott!“ riefen Mutter und Tochter, und fielen einander in die Arme und jammerten.

„Weint nicht, ſeid ſtark!“ ermahnte der Freund. „Ich will Euch geleiten, ſagt nur wohin? Habt Ihr keine Freundin, die Euch ſchützen und verbergen könnte?“

„Guter Johannes,“ erwiederte Eliſabeth: „Der Name Kellner hat ſolch übeln Klang bekommen, daß ihn die nicht mehr hören wollen, die ihm ſonſt ſelbſt nachgegangen. Wenn die Glocke des Glücks zerſpringt, erfreut ihr Ton keinen mehr.“

„Gott giebt mir einen guten Gedanken ein!“ ſprach die Mutter, indem ſie mit ihren Lieben in das Haus eilte. „Die Aebtiſſin im Kloſter zum neuen Werk iſt meine gute Freundin, noch treu aus der Jugendzeit, dorthin wollen wir, Elſe.“

„Und ich, Mutter?“ fragte Heinrich: „ich darf doch nicht mit in das Kloſter; ich will mich ſchon verſtecken, daß mich niemand finden ſoll!“

Adam trat herzu mit bangem Geſicht. „Flieht, liebe Frau, mit der guten Elsbeth im Schutze Eures Freundes, ich will im Hauſe bleiben, ich will ſehen, wo es hinaus will. Mögen ſie mich gefangen nehmen, ich will es abwarten!“

So eilig als möglich rafften die Frauen einige Kleider und einige Koſtbarkeiten zuſammen. Angſt und Beſorgniß geſtatteten keine vorſichtige Auswahl, dann umarmten ſie Heinrich, und Marthe ſagte zu Adam: „Habe wohl Acht auf den Knaben! Verbirg ihn gut; ach ich ſcheide mit namenloſer Angſt!“

Aengſtlich blickte ſodann die zagende Frau die Michaelsſtraße vor, ob nicht etwa die Schergen ſchon kämen, und da es noch ſtill war und die hereingebrochene Dämmerung ihre Flucht begünſtigte, verließen Mutter und Tochter unter Johannes Begleitung leiſe das Haus und eilten, einen Umweg nehmend, aus ihrer Straße durch das winklige Georgs Gäßchen in die weiße Gaſſe, die ſie auf den Graben führte; von da hatten ſie freilich noch einen weiten Weg zu durchwandern, aber er war doch ſicher, und unangefochten geleitete ſie Zimmermann durch die Stunzengaſſe und über die lange Brücke in die Neuſtadt, wo ſie nur noch die Liliengaſſe durchgingen, und dann vor den großen und weitläuftigen Gebäuden des Kloſters Neuwerk nicht ohne Zeichen von Erſchöpfung ſtehen blieben.

Das Kloſter der regulirten Chorfrauen St. Auguſtin, am Ende der Vorſtadt gelegen, ſchien recht gebaut zu ſein zum Aſyl des Friedens. Ein Kranz von Bäumen und Gärten umgab es rings, an der Außenmauer floß die wilde Gera hin, und ein naher Luſtwald, der Hirſchbrühl, gewährte dem Auge den Anblick einer freundlichen Natur.

Schon hob Frau Marthe die Hand auf, um am Ring der Kloſterpforte zu ziehen, aber Eliſabeth faßte ihre Hand und bat: „Noch zwei Augenblicke harre, liebe Mutter, bis ich mit dem lieben Freund, der uns geleitet hat, geredet habe,“ und dann wandte ſie ſich ernſt und ſchmerzlich bewegt zu Johannes und ſprach: „Habe Dank, edler, guter Menſch für Deinen treuen Schutz, für Deine Freundſchaft, für alles Gute, was Du für uns gethan; wir werden wohl für dieſes Leben ſcheiden, ſo nimm noch einmal unſern Dank, und von mir nimm die Verſicherung, daß ich für Dein Glück beten werde jeden Tag, den mir Gott noch ſchenkt. Wir haben einen ſchönen Liebestraum geträumt, Johannes — lebe wohl!“

Sie umfing ihn ſchluchzend und küßte ihn, und legte ihr Geſicht an ſeine Bruſt, wie ſie ſonſt oft gethan, wenn Liebe oder Leid ſie heftig bewegte.

„Verſtehe ich Dich, Libetha?“ fragte Johannes erſtaunt. „Warum ſcheiden? Warum geträumt? Liebſt Du mich nicht mehr?“

„Ich habe von Paradieſen geträumt in Deinem Beſitz,“ flüſterte ſie: „doch es waren nur Traumbilder, Johannes; für dieſes Leben können wir uns nicht angehören; aber drüben — drüben, mein Geliebter, ſollſt Du Deine Geliebte treu wieder finden; ich nehme den Schleier! Die Tochter, deren Vater mit Schmach und

Schande beladen, ſterben wird, das Mädchen, deſſen Geſundheit und Jugendblüthe Gram und nagender Schmerz vor der Zeit untergraben hat, die nie wieder froh wird, wenn ihr Vater durch Henkershand fiel, kann keinen Mann beglücken, Du biſt eines heitern, harmloſen, glücklichen Weibes werth! O ich mache mir bittre Vorwürfe, daß ich meinem Herzen gefolgt und Deine Liebe erwiedert habe, denn ich fühle, daß ich auch Dein Unglück bin, daß durch Deine Liebe Dein Leben getrübt wird. Vergieb mir Johannes, und nimm mit dieſem letzten Kuß meinen Dank, und nimm mit ihm Deine Schwüre, die Dich an mich banden, zurück! Lebe wohl, Du biſt frei!“

Noch einmal preßte ſie ihn feſt an ihren ſtürmiſchwogenden Buſen und riß dann mit kräftiger Hand an dem Glockenzug, daß hell der Klang der Schelle vernommen wurde.

Eliſabeths Mutter weinte, Johannes ſtand betäubt. Marthe reichte ihm ſtumm die Hand, ſie hatte keine Worte; er drückte ſie heftig, küßte ſie ehrfurchtsvoll, wollte noch einmal zu der Geliebten reden mit bittendem Wort, da ward die

Kloſterpforte aufgethan, noch einmal rief Eliſabeth mit brechender Stimme: „Lebe wohl, Johannes,“ und trat raſch in den Hof, die Mutter folgte ihr, das Geſicht des grämlichen Pförtners lugte heraus, ob noch Jemand hereinwolle, und da er den jungen Mann in Studententracht gewahrte, zog er den Kopf ſchnell zurück, warf die Thür ins Schloß und ſchob die ſchweren Riegel vor.

„Alſo geſchieden? Geſchieden für immer?“ fragte ſich Johannes und lehnte ſich tief ergriffen an die alte Kloſtermauer. „Und das konnteſt Du, Libetha? Treulos biſt Du mir, und doch nicht untreu! So huldreich und doch ſo unhold! Was ſoll ich nun beginnen? Soll ich hoffen? Es wäre thöricht, ſie wird ihr Wort erfüllen, da ſie an mir wortlos geworden! Ihr Herz hängt an dem Vater, der ſolche Liebe nicht werth iſt. Soll nicht das Weib Vater und Mutter verlaſſen und dem Manne folgen? Ja, aber Libetha — wollte nicht; doch ſchien ſie einen ſchweren Kampf zu kämpfen, da ſie von mir ging — von mir — und ich bin nun ganz verlaſſen, ich habe keine Hoffnung mehr, keine

Freude, kein Glück, meine Luſt iſt ins Kloſter gegangen und der Troſt meines Herzens zückt den Dolch des Kummers gegen mich. — Wohin ſoll ich? Was ſoll ich? Nacht iſt ringsum, tiefe Nacht!“

Mild ſäuſelte um den Trauernden das Wehen des ſchönen Abends, aber wem der Lebensfrühling abblüht, wem der Liebesfrühling erkältet wird durch die Sturmwetter des Schmerzes, der Entſagung, dem fächelt kein Zephyr Troſt zu, und ſein Ohr, wie ſein Gefühl, iſt taub gegen das Philomelengeſchmetter holder Lenznächte.

Da tönte aus der Kirche vom Chor der Kloſterfrauen eine feierliche, lateiniſche Abendhymne, von ſanften Orgeltönen und dem Summen der, jetzt längſt nicht mehr üblichen Marianiſchen Trompeten begleitet, und Johannes vernahm die Worte:

„Huc te fer tacito, coerula nox, pede,
Nox duris requies grata laboribus:
O curas animi diraque comprime
Tristis murmura pectoris.“ *)

---

*) Nahe mit leiſem Schritt, ſchattende Nacht dich nun!
Ruhe von manchen Müh'n ſchenkeſt du, ſüße Nacht!
O Seelenſchmerzen auch, quälende, ſtille du,
Trauerſeufzer der müden Bruſt.

„O ſchweigt, ſchweigt, fromme Kloſterfrauen,“ ſeufzte der Gequälte: „ich ſtrafe Euer Lied Lügen, meinen Schmerz überhüllt die ſtille Nacht nicht!“

Und wieder ſtrömten des Liedes melodiſche Wellen durch die Abendſtille, und der Bekümmerte lauſchte den Worten:

„O celsi placidas excubias poli,
O noctis choreas, o tremulas faces,
O veras superae lucis imagines
Aeterni thyados chori!“ —

„Cur me jam nimis tempore corporis
Vinctum compedibus cernitis exulem.
Heu! terrena nimis desipiunt mihi,
Si summum intueor polum.“ *)

---

*) O ſtille Wächterſchaar, wandelnd am hohen Pol!
Reigen der dunkeln Nacht, zitternder Fackeltanz!
Glänzender Wiederſchein ewigen Himmelslichts,
Ewigkreiſender Sphärenchor

Warum denn allzuſehr ſieglos Verfolgten ſchlingt,
Und dem Verbannten auch Bande des Schickſals Hand?
Weh! Erdenkummer, ach, düſtert den Sinn zu ſehr
Aufwärts! Aufwärts den Blick zu Gott!

„Aufwärts! aufwärts!“ rief Johannes ſchmerzvoll, und ſtürzte fort. „Mir ſtrahlt kein Polſtern mehr, und das Schiff meiner Liebe iſt zerſcheitert, der Anker meiner Hoffnung zerbrochen — ich will ſterben!“ —

Gleich, nachdem die Frauen mit Zimmermann den Roſenhain verlaſſen hatten, ſchickte Adam die alte Magd Brigitte aus dem Hauſe und ging mit Heinrich in den Hof, ängſtlich umherblickend nach einem Schlupfwinkel, den Knaben zu verbergen. Es bot ſich keiner dar, denn es ſtand zu vermuthen, daß die Häſcher weder Boden noch Scheuern undurchſucht laſſen würden. Da fiel ſein Blick auf einen Hollunderſtrauch, der hoch und dicht ausgebreitet im entfernteſten Winkel des Gartens ſtand, und eine Fülle weißer Dolden entfaltet hatte. „Dort wäre ein Ort,“ flüſterte der treue Knecht leiſe, auf den Buſch zeigend: „aber die Nacht kannſt Du doch nicht dort bleiben, armer Junge!“

„Warum nicht, Adam?“ fragte Heinrich zurück. „Es iſt ja warm, ich ſchlafe gern einmal im Freien.“

„Wenn ich fortgeſchleppt werde, Heinrich“

— fuhr Adam fort: „wenn Du merkſt, daß fremde Leute im Haus bleiben, ſo machſt Du Dich hervor wenn es ganz dunkel iſt, kletterſt über den Zaun, und gehſt ſacht an den Häuſern hin, daß Dich Niemand ſieht, zu meinem Bruder Joſeph, Dü weißt ja, wo er wohnt — und —"

„Horch, Adam! Horch!" rief Heinrich ängſtlich, „es gehen Leute draußen!" — In dieſem Augenblicke wurde ſtark an die Hausthüre geklopft.

„Eile, eile! Verbirg Dich ſchnell, lieber Heinrich!" Und Heinrich ſprang nach dem Hollunderſtrauch, ſich ſchnell darunter verſteckend.

Still waren unter dem Flor der Dämmerung mehrere der Gemeindevormünder mit einigen Soldknechten nach dem Roſenhain gegangen, Dietrich Nacke's heimtückiſche Vorſchläge auszuführen, und er ſelbſt verſchmähte es nicht, ſich ihnen anzuſchließen, um Zeuge zu ſein, daß ſeine Wünſche pünktlich vollzogen würden, daß nicht wieder, wie einſt Kellner, jetzt ſeine Familie entfliehe.

„Dieſesmal," ſprach er auf dem rechtloſen

Gang zu ſich: „wird kein unberufner Warner unſern Beſuch angemeldet haben, und wir wollen mit der Kellnersbrut kurzes Federleſen machen. Ihn henken wir, Frau und Kinder jagen wir über die Grenze, Knecht und Magd zum Henker, und das Häuslein — muß mein werden, Aecker und Wieſen können der Stadt zufallen!“

„Kein Licht im Hauſe?“ murrte er verwundert, als ſie an der Schwelle des Roſenhains ſtanden. „Was ſoll das bedeuten? Na, wir wollen ſchon hell machen!“

Die Söldner pochten, und nach einer Weile that Adam auf und fragte: „Wer iſt da?“

„Wo iſt Deine Frau, wo ſind die Kinder Deines Herren?“ fragten die Vormünder.

„Liebe Herren, ſie ſind nicht hier!“ antwortete Adam demüthig.

„Nicht hier! Potz Veitstanz!“ fluchte Nacke: „Auf, Knechte, greift den alten Schurken! Zündet Eure Windlichter an, durchſucht das ganze Haus. O wir wollen ſie ſchon finden! Nehmt Euch aber in Acht mit dem Feuer, ſteckt das ſchöne Haus nicht an, das Haus gehört jetzt — dem Stadtrath, ja, dem Stadtrath! Und Du, alter grauhaariger Schalksknecht, Du ſagſt, wo Deine Leute ſind, oder wir wollen Dich ſo ſcharf fragen, daß Dir mit der Antwort die Seele aus dem Leib fahren ſoll!“

„Edler Herr! Lieber Herr! Ich weiß es ja nicht — ſie ſind fortgegangen, in die Kirche glaube ich, ich weiß ja nicht, in welche!“ rief Adam, den die Soldknechte ſchon mit Stricken gebunden hatten, und ohne auf ihn weiter zu hören, zerſtreuten ſich die Suchenden durch das Haus, ſchlugen verſchloſſene Thüren und Schränke auf, fanden aber nicht, was ſie ſuchten. Jetzt trat Nacke durch das Pförtchen heraus in den Garten, einige Knechte folgten ihm mit Licht, und leuchteten in die Laube und auf die Bäume, und Nacke rief: „Verflucht ſei, wer der Brut davon geholfen hat. Sechs Goldgülden gäb' ich drum, fände einer nur die Frau, oder die Jungfer, oder den Jungen!“

Da rauſchte es plötzlich ſehr ſtark in dem dunkeln Gebüſch am Ende des Gartens, und ein angſtvoller Schrei ſcholl dorther und eine rohe Stimme rief: „Hier iſt der Junge! her mit dem Geld!“ und ein hagrer Menſch ſchleppte mit grauſamer Gewalt den ſich ſträubenden Heinrich herbei, daß Nacke und ſeine Begleiter ganz erſtaunt ſtanden, und die Knechte ſchnell mit ihren Fackeln zuſammentraten, drinnen aber rief der gebundene Adam, der durch die Thüre hörte und ſah, was ſich begab, jammervoll aus: „Andres! Andres! Du gottverfluchter Bube! O mein armes Junkerlein!“

Andres aber ſchleuderte den Knaben Kellners mit wildem Gelächter den Schergen zu, und ſprach frech: „Mit Gunſt, edle Herren, ich habe wohl gemerkt, was im Werk war, ich habe auf der Lauer gelegen und geſehen, wie das Büblein ſich verkroch, und hab' es nun hervorgeholt; bitte mir höflich das Geldlein aus, das Ihr vorhin dem ehrlichen Finder verheißen!“

„Wer biſt Du, ehrlicher Menſch?“ fragte Nacke höhniſch.

„Ich bin der kleine Andres aus Schwerſtedt, hochedler Herr, Mühlknapp drüben beim Furtmüller; ein gar armer Tropf, der keinen Vater und keine Mutter hat und kein Geld, darum will ich Euch ſchönſtens um die ſechs Goldgülden gebeten haben!“

„Ungeſchlachter Range!“ fuhr Racke den Verräther an: „willſt Du mir aus den Augen? Biſt Du nicht der Lotterbube, den vor längerer Zeit der ehemalige Stadtſchreiber anklagte, verſuchten Mordes halber, da wir juſt nicht Zeit hatten, die Sache zu unterſuchen? Danke Deinem Gott, daß wir Dich nicht gleich feſtnehmen und hebe Dich ungeſäumt von dannen!“

„So?“ fragte Andres erbleichend und wild: „Iſt das Eure Münze, gebietender Herr? Zahlt Euer Geiz alſo? Ei ſo wollte ich doch in des Teufels Namen, daß ich ſtill geſchwiegen hätte, und in der Nacht den Buben erdroſſelt und in die Gera geworfen, wie ich Willens war, zu thun!“

„Heiliger, gerechter Gott! Welches Ungeheuer!“ riefen die Vormünder: „Nehmt den Menſchen feſt!“

Aber ehe die Knechte zugriffen, entſprang Andres, wie ein Pfeil, und ſchwang ſich über den Zaun, und als ihm die Söldner folgen wollten, rief Racke: „Laßt nur, gute Leute, laßt nur, was ſollen wir mit dieſem Rangen?

Er meint es doch als ein ehrlich Stadtkind, und haßt dieſe Kellnersleute! Laßt ihn nur!"

„Wo iſt Eure Mutter und Schweſter, Herrlein?" fragte er jetzt barſch den Knaben, den die Knechte noch feſthielten.

„Ich weiß nicht, wo ſie hin ſind!" antwortete Heinrich zagend, und Nacke rief: „Wird ſich zeigen, wird ſich zeigen, fort nach dem Rathhaus!"

Mühſam machten die Söldner den Vormündern und den Gefangenen durch die Pöbelhaufen Platz, die ſich in der Michaelsſtraße eingefunden, um die neue Begebenheit zu ſchauen. Einige Wächter wurden im Roſenhain zurückgelaſſen.

„So ſollten wir es eigentlich mit allen machen, deren Verwandte entwichen ſind," ſchlug Nacke unterwegs den Vormündern vor; „Weiber und Kinder, die doch immer heimlich Briefe und ſonſtige Dinge ihren entflohenen Männern ſchikken, ſollten wir einziehen und ihr Vermögen dazu, und in die Häuſer ſichre Männer legen, die ſie für die Stadt bewachen, und wer nicht zurückkehrt, ſollte Hab' und Gut einbüßen!"

„Tragt es vor,“ antwortete einer der Vormünder: „Euer weiſer Rath wird ſchon Beifall finden!“ —

Andres ſtand, vor Schreck und Aerger zitternd, noch am Zaun, als alles wieder ſtill war, und murmelte Verwünſchungen.

„So biſt Du abermals meiner Rache entgangen, giftige Müllersbrut! O daß Dich tauſend Wetter erſchlügen!“ fluchte er: „Erſchlügen? Nein! Aber daß Du in meine Hände fieleſt! In meine Hände? Ha, Tod und Hölle, ich habe ja nur noch eine brauchbare Hand! Teufel! Teufel! Wenn Du mir zur Rache hilfſt, will ich Dein ſein! Wenn Du dieſe Brut in meine Hand gäbſt, wollt ich auf alle Seligkeiten der Welt und des Himmels verzichten. Hörſt Du, Teufel? Ich will mich Dir verſchwören, verſchreiben kann ich mich nicht, denn ich kann nicht ſchreiben! Ich will nicht Reichthum, nicht Wohlleben, nicht Wolluſt, nicht Anſehn, nur Sättigung meiner Rache will ich! Wenn ich dem Herrn Pathen nahe ſein könnte in ſeiner Todesſtunde, mich weiden an ſeiner Marter, ihn ſeine Flüche ins Geſicht ſprudeln, die er gegen mich ausgeſtoßen hat, ha, dann wäre ich befriedigt; ja Teufel, wenn Du biſt, wenn Du Macht haſt, wenn Du dieſes mir gewährſt, ſollſt Du meine Seele haben!“

Als er das ſo halblaut ausſprach, rauſchte es dicht neben ihn, und ein dunkler Hund ſchoß an ihm vorüber in die Finſterniß hinein, Andres erſchrak bis zum Tode. Er wußte nicht, ob es des Müllers Hund geweſen, ob ein Andrer.—

8.

Die Tugend geht nicht unter, wenn der Edle ſtirbt.

Euripides.

Der St. Vitustag war angebrochen, und Haß, Rache, Habſucht, Eigennutz und ſchnöde Willkühr hielten in die Erfurter Curie mit den Strahlen der Morgenſonne einen erneuten Einzug. Trüber und trüber thürmten ſich die Wetterwolken über Kellners verderbengeweihtes Haupt, und ſeine Tage waren ſchon gezählt. Krank und ſterbensmatt von entſetzlichen Martern, war er in ſeinem dunkeln Kerker der Hülfloſigkeit anheim gefallen, und wünſchte ſich mit tauſend Seufzern den Tod. Er wußte nicht, daß er die letzte Nacht mit ſeinem Sohn und ſeinem Knecht unter einem Dach gelegen.

Die Räthe, Dietrich Nacke an der Spitze, die Vormünder und die Erwählten waren alle verſammelt; häßliche, rohe und verwilderte Geſichter blickten finſter und drohend auf Kellners Knaben, der mit Adam vor dem ſtrengen Tribunal ſtand. Und Nacke begann ſein Verhör mit dem Knechte.

„Deine Frauen ſind geſtern nicht zurückgekehrt von dem angeblichen Kirchgang,“ begann er. „Du wirſt uns jetzt ohne Umſchweif und Ausflucht ſagen, wo ſie hin ſind!“

„Bei Gott, edler Herr, ich weiß es nicht!“ betheuerte Eckart.

„Beſinne Dich nur, Alter!“ fuhr Nacke höhniſch fort: „es wird Dir entfallen ſein, wir haben ſonſt Mittel, einem ſchwachen Gedächtniß nachzuhelfen!“

„Und wenn Ihr mich kreuzigen und peinigen laßt, ich weiß es doch nicht,“ antwortete der treue Knecht.

„Hoho!“ ſchrie Nacke: „das wollen wir bald ſehen, Fuchs, Berthold! Gleich führt den alten Burſchen hinunter in die Temnitz und ſchraubt ihn eine Stunde lang, bis er geſprächig wird!“

Da übermannte Heinrich die Liebe zu dem alten Diener, und Angſt und Mitleid, und er ſchrie: „Haltet ein! Haltet ein, martert Adam nicht, ich will Euch ſagen, was ich weiß!“

„Heinrich! O mein guter Gott!“ rief Adam, und deckte weinend ſein Geſicht mit den Händen, und die Schergen ließen auf den Wink einiger Vormünder ab von ihm. Andreas Büchner wurde nicht wohl bei dieſer Sache.

„Redet, Junkerlein!“ rief Nacke, und blitzte den ſchuldloſen Knaben mit ſeinen grauen Augen tückiſch an.

„Die Mutter iſt mit der Schweſter geſtern Abend in das neue Werk geflüchtet,“ berichtete Heinrich, angſtvoll nach Adam ſich umſehend.

„Teufel!“ rief Nacke: „Dorthin? Man muß ſie der Aebtiſſin abfordern!“

„Das wird nicht geſchehen!“ rief mit ſtarker Stimme der Mainzer Vizdom dazwiſchen. „Der Schutz des Kloſters iſt heilig, zudem haben die armen Frauen nichts verbrochen! Wollt

Ihr ſie vielleicht auch auf die Folterbank legen laſſen?“

Nacke biß die Zähne zuſammen, that, als habe er es nicht gehört, und fragte weiter: „Alſo geſtern Abend? Und warum denn geflüchtet? Redet! Warum ſagt Ihr, geflüchtet? Nicht wahr, ſie wußte, Eure Mutter, daß wir nach ihr ſenden würden? Woher wußte ſie das, das ſagt mir gleich!“

Heinrich ſchwieg über dieſe vielen Fragen und den ſtrengen Ton, in welchem Nacke ſie that, der aber benutzte des Knaben Verlegenheit und fuhr noch ernſter fort: „Ihr ſchweigt? Soll ich Euch ſchrauben laſſen? — Sinnt nur nicht auf eine Lüge, junger Kellner; bekennet frei, wer war bei Euch, wer hat Eure Mutter gewarnt? Sprecht, und es ſoll Euch kein Leid geſchehen, auch Eurer Mutter und Schweſter nicht! Laßt die Folter nicht mit Euren zarten Gliedmaßen Bekanntſchaft machen!“

Die letzte Ermahnung ſtieß Heinrichs wankende Standhaftigkeit vollends um.

„Herr Zimmermann — iſt da geweſen!“ ſprach er furchtſam, und aus Büchners Hand ſank die Feder. Nacke warf einen fürchterlichen Blick auf ihn.

„Gut!“ rief er: „Gut! Wir brauchen weiter kein Zeugniß. Alſo Herr Zimmermann! Hm, er iſt doch nicht mehr unter uns, muß alſo in der Verſammlung ſeine Austrager und Spionirer haben! Herr Büchner! Schreibt! Schreibt, daß Zimmermann die Kellnerinnen gewarnt hat! — Es ſcheint ein ganzer Bund junger Verräther zu beſtehen, die uns insgeheim entgegenarbeiten, die Mörder und Diebe vom Galgen befreien, die uns Fehdebriefe ſchreiben, unſre Bauern plagen und zu unſern Feinden halten. Wenn es ihnen nur gut ausſchlägt. Zimmerleute haben an der Arche Noah gebaut, und ſind draußen geblieben! Wenn die Birn zeitig iſt, fällt ſie in den Koth! Böſe Zimmerleute machen viel Spähne und verderben viel gutes Holz, wie gottloſe Schreiber viel gutes Papier beklecken!“

„Wir werden dieſen falſchen Mann ins Quartier rücken!“ ſchrie Michel, der Kannengießer. „Wir wollen mit ihm reden, daß er an uns denken ſoll!“

„Und jeden ſoll die blitzblaue Schwerenoth auf den Pelz fahren, der es nicht treu meint mit der Stadt und Gemeinde, und zu den pechſchwarzen Verräthern ſteht!“ gab Portius dazu, und es erhob ſich ein dumpfes Gemurmel, und manche Drohung wurde laut gegen Zimmermann, darüber ſich Nacke im Innerſten ſeines böſen Herzens freute. Nun wurde berathſchlagt, was zu thun ſei mit Adam und Heinrich, und man gab den erſtern frei.

„Den Knaben,“ ſchlug Nacke vor: „kann man ſeinem Oheim Hartung zu treuer Pflege und Obhut geben! Ich denke, er wird ihn ſicher bewahren!“

Durch Heinrichs junge Bruſt zuckte ein jäher Schreck bei dieſem Vorſchlag, denn er fürchtete ſich vor dem böſen Ohm, den er kaum einmal von weitem geſehen, und von dem er nichts kannte als den tödtlichen Haß gegen ſeinen Vater, doch nichts vermochte ſein Flehen, ihn lieber zu dem Vater in den Kerker zu führen, nichts richteten ſeine Thränen aus; Portius und Magiſter May führten ihn fort, dem Hauſe des Unverſöhnlichen zu.

Auf der Straße ſtand Adam und vernahm die Nachricht, und hob ſeine Arme jammernd auf, ging neben Heinrichs Führern her und flehte: „O liebe, liebe Herren, nicht zu Herrn Hartung bringt meinen kleinen Junker! Vertraut ihn lieber mir an, ich will ihn ja hüten, wie meinen Augapfel!“

„Schweig, dummer Knecht, und ſchere Dich zum aſchgrauen Guggut!“ rief ihm Portius zu, und May ſprach: „Ich dächte, Du wäreſt froh, alter Narr, daß Du mit heiler Haut davon gekommen, und kümmerteſt Dich nicht um unſer Thun, oder wenn Du Dich nicht gleich trollſt, ſo ſollſt Du noch einmal eingeſteckt werden!“

Weinend blieb Adam zurück, und weinend ſah ſich Heinrich noch einigemal nach ihm um.

„Gott behüte Dich, und halte ſeine Hand über Dir!“ betete Adam. „Ich glaube nicht, daß ich Dich wieder ſehe, armes Junkerlein! Sie ſchleppen Dich in Dein Verderben!“ —

In der Stube des Herrn Hartung Kellners hatte ſich, ſeit ihn damals Zimmermann beſucht, nichts Weſentliches verändert, nur war der fette

Mops geſtorben, und ſeine Stelle von einer Dachshündin erſetzt worden, die unter dem Ofen ihr Wochenbette hielt und knurrte, ſo wie ſich ein fremder Tritt regte. Die Katze theilte jetzt mit ihrem Brodherrn einen Stuhl, ſie ſaß hinter ihm und ſchnurrte gemüthlich, während er beſchäftigt war ein Wappen auf einem Pergamentblatt zu illuminiren. Er ſelbſt hatte ſich auch nicht verändert, denn der Haß, der Herzen verknöchert, übt auch auf die ganze Erſcheinung der Menſchen, deren Bruſt er zu ſeinem Wohnſitz gemacht hat, ſeine verſteinernde Gewalt aus. Er liebt einmal das Kalte und das Feſte, während Liebe in Frühlingslauben ſpielt, und mit warmen und weichen Gefühlen ſeligen Verkehr hat; daher hat Liebe auch Thränen, viele Thränen, und der Haß hat nur ſelten Thränen, aber viel Härte.

Mißmuthig erhob ſich Herrn Hartungs lange und hagre Geſtalt, immer noch in den alten, abgeriſſenen Talar gehüllt, als jene Männer mit dem Knaben bei ihm eintraten, finſter angeblickt von dem Hausherrn, und furchtbar angebellt von der Haushündin.

„Was ſolls?“ war ſeine kurze Frage, als ihn May geziemend und Portius ungeſchickt begrüßten.

„Der Stadtrath, verehrteſter Herr Kellner,“ begann May zu reden: „ſendet Euch durch uns ein Pfand ſeines Vertrauens, und empfiehlt dieſen Knaben Eurer Obhut bei Verluſt Leibes und Gutes, daß Ihr ihn wohl verpflegt und nicht von Euch laßt, und ein ſorgſam wachſames Auge auf ihn habt, und ihn ſtellt, wenn man ihn von Euch fordert!“

Heinrich ſtand zitternd und richtete den Blick auf den Boden; Hartung trat die bellende und knurrende Hündin, daß ſie laut aufheulte, und ſagte dann mit ſchneidender Kälte: „Noch einmal, Herr Magiſter, wenn ich bitten darf; ich glaube Euch nicht recht verſtanden zu haben vor dem Geknurr des Thiers.“

May wiederholte ſeine Worte, und Kellner ſprach: „Ich weiß nicht, ob ich träume, oder ob ein hochedler Rath in pleno toll geworden? Wie kommt er auf mich? Was habe ich mit ihm zu ſchaffen? Wer iſt dieſer junge Menſch?“

„Das wißt Ihr nicht?“ fragte mit dem Ton des höchſten Erſtaunens Max. „Kennt Ihr Eures Bruders Sohn nicht!“ —

Da ruhten Hartungs ſtechende Blicke eine furchtbare Minute lang auf Heinrich, und es gingen ſchreckliche Gedanken durch ſeine Seele, und er ſprach tief in ſich hinein: „Ja, das ſind Martha's Züge! Tod und Verderben!“ dann wandte er ſich wieder zu den Abgeſandten und ſagte: „Ich habe keine Bruderskinder, meine Herren, und glaube, daß Ihr fehlgegangen ſeid! Will aber der Rath durchaus, daß ich, juſt ich dieſem Knaben Herberge gebe, gut — ſo mag er da bleiben, nicht weil der Rath mir ihn geben, ſondern weil ich ihn nehmen will.“

„Das iſt wacker geſprochen von Euch, Herr Kellner, wir werden Eure Großmuth zu rühmen wiſſen!“ lobte Portius, aber Hartung fuhr ihn zornig an: „Er, Portius, Ihr habt in meinem Hauſe nichts zu reden! Seht dort, die letzten Stiefeln, die ich bei Euch habe machen laſſen, ich kann ſie nicht anziehen, gleich nehmt ſie mit nach Hauſe! Ihr waret ein guter Schuhmacher, aber ſeit Ihr ein ſchlechter Rathsmann geworden, arbeitet Ihr auf verkehrtem Leiſten! Ihr hättet bei der Pfrieme bleiben ſollen! Verſteht Ihr mich?“

Portius ward im Geſicht roth und weiß vor Aerger, aber Hartung ließ ſich durch ſeine Blicke voll Wuth gar nicht irre machen, ſondern herrſchte ihm zu: „Meiſter Portius, noch einmal ſage ich Euch, nehmt die Stiefeln mit, oder bei Gott, ich werfe ſie Euch draußen auf der Gaſſe an Euern dicken Schädel, daß Euch die Nägel das Gehirn einſchlagen ſollen! Macht ſie weiter, und ſchickt ſie bald wieder; hört Ihr? Und wollt Ihr meinen Rath hören, ſo legt Euer Rathsmäntelchen ab, es ſteht Euch, wie dem Eſel das Lautenſchlagen! Wäre in unſrer Stadt ein tüchtig Haupt, ſo ſäße Eures lange nicht mehr zwiſchen Euern breiten Schultern!“

„Mäßigt Euch doch, lieber Herr Kellner!“ ermahnte der Magiſter den immer heftiger Werdenden, „es iſt ja doch ein erwählter Gemeindevormund.“

„Schweigt, Herr Magiſter!“ gebot Kellner: „wenn ich mit meinem Schuſter rede, habt Ihr nichts hineinzureden! Ich gehöre auch zur

Gemeinde, und bin nicht bei der Wahl dieſer Balmünder gefragt worden. Stände alles, wie es ſollte, ſo ſäßet Ihr auch nicht im Rath, Ihr von Leipzig hergeſchneiter Fremdling. Jetzt Gott befohlen! Portius! die Stiefeln!"

Wüthend raffte der gedemüthigte Schuhmacher das Stiefelpaar vom Boden auf und folgte May, der eilig aus dem Hauſe rannte, und Hartung ſchlug hinter ihnen die Thüre donnernd zu.

„Ei, ei, das iſt ein heftiger Mann!" rief der entſetzte Magiſter aus, und Portius zitterten alle Glieder. Er verbarg die Stiefeln unter ſeinem Mantel ſo eilig er konnte, und ächzte: „Bei der ſchwefelgelben Peſtilenz, beim blaſſen Tod, der iſt gut kellneriſch geſinnt, der hat ja den hellen Teufel im Leib!" — und ſcheltend und puhſtend gingen ſie weiter.

Hartung Kellner hatte drinnen die Arme über einandergeſchlagen, und ließ ſeine wilden Blicke auf Heinrich ruhen, vom Scheitel bis zur Zehe den Knaben muſternd. „Wie heißt Ihr?" fragte er nach einer langen peinlichen Pauſe mit einer Stimme, die an Schrecklichkeit jene Nacke's weit übertraf.

„Heinrich Kellner," war des Knaben ſchüchterne Antwort.

„Wie alt? fragte Hartung.

„Bald dreizehn Jahre."

„Wie alt Eure Schweſter?"

„Achtzehn Jahre." — „Achtzehn!" wiederholte Hartung tief aufſeufzend, von wilden Erinnerungen beſtürmt, und er fragte weiter: „Heinrich Kellner, kennt Ihr mich?"

„Ja," zitterte der Knabe bang hervor: „Ihr ſeid — mein Oheim!"

„Dein Teufel bin ich!" murrte Hartung in ſich hinein, ging darauf mit großen Schritten in der Stube ab und auf, und ſchien über einen Entſchluß zu brüten. Seine Augen rollten, ſeine eingefallenen Wangen wurden ganz bleich, Gutes ſchien es nicht zu ſein, darüber er brütete.

Bebend ſtand der arme Heinrich, und wagte nur ſcheue Blicke auf den Mann, in deſſen feindſeliger Hand jetzt ſein Leben, ſein Schickſal lag; unterdeſſen murmelte Hartung: „Neunzehn — zwanzig Jahre — ha, welche Zeit! Und alt vor der Zeit! Alles durch ihn, elend, verabſcheuungswürdig, entmenſcht — und alles durch ihn! Und er? So viele glückliche Jahre! Ha, meine Schwüre! Gekommen iſt heute meiner Rache Triumpfstag! Blut will ich! Sein Blut für mein Blut!" — Er trat zu einem Kaſten, zog ihn auf und nahm ſchnell ein Stilet heraus, das er in dem weiten Aermel des Talars verbarg, dann ſetzte er ſeinen Gang fort und ſein Selbſtgeſpräch: „Nicht umſonſt habe ich gebetet! Die Rache, der ich mich geweiht mit furchtbaren Verwünſchungen, ſchickt mir ein Opferthier. Ein Schuldloſes! Und freilich, ein Opferthier iſt ſtets ſchuldlos, ein Thier ſündigt nie, das große Vorrecht ſchlecht, laſterhaft, boshaft, niederträchtig zu ſein, hat allein der König der Schöpfung, der Menſch. — Komme, was da wolle, ich will mich baden in ſeines Sohnes Blut, und dann hingehen in den Kerker zu ihm, und thun, als ob ich ihm vergeben wolle, und wenn er meint, mein erhärtet Herz weich zu ſehen, will ich ihm ſeines Sohnes Herz ins Angeſicht werfen! Ha, Bube, jetzt hab' ich Dich, jetzt biſt Du mein!"

Als der Ergrimmte dieſes ſo zwiſchen den Zähne unverſtändlich geſprochen hatte, ſchloß er die Thüre ab, und breitete dann einen rothen Teppich auf den Boden', nahe bei dem Fenſter, dann rief er: „Heinrich Kellner! Tretet hierher auf dieſen Teppich!"

Heinrich gehorchte, und Hartung trat vor ihn, kreuzte die Arme und fragte: „Heinrich Kellner, antwortet mir aufrichtig und ohne Heuchelei: Haßt Ihr mich?"

„Ich haſſe Euch nicht, Oheim," antwortete der Knabe.

„Ihr ſollt mich nicht Oheim nennen!" fuhr Hartung auf. „Sagt mir, haben Eure Aeltern Euch nicht gelehrt, mich zu haſſen? Sagt es aufrichtig!"

„Nein, gewiß nicht!" betheuerte Heinrich.

„Und was haben ſie Euch denn von mir geſagt? Belügt mich ja nicht!"

„Wenn Ihr es wiſſen wollt — wenn ich es ſagen darf," antwortete der Knabe zagend: „ſo war ihre Meinung, daß Ihr ein unverſöhnlich Gemüth habet!"

„Das war die richtige Meinung, kleiner

Junker!“ erwiederte darauf Hartung, und aus ſeinen Augen blitzten Wuth und Groll. „Habt Ihr gelernt ein Gebet ſprechen?“ fragte er weiter, und da Heinrich nickte, befahl er: „Nun ſo betet, ich möchte Euch beten hören!“

Und gehorſam, doch furchtſam zitternd, kniete der Knabe nieder und betete: „Vater unſer der Du biſt in den Himmeln, geheiliget werde Dein Nam, zukomme Dein Reich, Dein Will geſchehe wie im Himmel alſo auch auf Erden. Gieb uns heut unſer täglich Brod, und vergieb uns unſre Schuld, wie wir vergeben unſern Schuldigern —“

„Es iſt genug!“ unterbrach Hartung den Beter: „Steht auf, Heinrich Kellner! — Seht“ fuhr er fort: „Euer Vater hat mich in den Tod beleidigt, und ich habe ihm Rache geſchworen bis in den Tod. Seht dieſe Narbe!“ — er riß den Talar auf, und Heinrich erblickte ſchaudernd die grauſige Spur jener unbrüderlichen That. „Seht, das hat Euer Vater gethan, legt Euern Finger hinein — oder nein — küßt dieſe Narbe! Ich befehle es Euch!“

Und wie Heinrich auch hier Gehorſam leiſtete, und ſein ſchönes Lockenhaupt der Bruſt des liebeloſen Mannes näherte, da erhob dieſer tückiſch hinter ihm den Arm mit dem Stilet, und wie die Lippen des Knaben auf der alten Narbe brannten, da flog der Dolch in einen Winkel und der Arm ſchlang ſich um des ſchuldloſen Kindes Nacken, und preßte das Haupt an die nackte Bruſt, von welcher Heinrich den Eiſespanzer des Haſſes abgeküßt, und zwei brennende Thränen fielen auf des Knaben Goldlocken, und in ſeines Gemüthes tiefſten Tiefen erſchüttert, rief Herr Hartung Kellner: „Heinrich! Heinrich! Du biſt nun mein!“ — —

Den ſchwärzeſten Gedanken des Grames und der Melancholei hingegeben, eilte Johannes Zimmermann in ſeine Wohnung und dachte an ſeine verlornen Hoffnungen. In der Hand hielt er ein kleines Bild von der Größe einer Spielkarte, das von ziemlich hohem Alter war, und Abdruck eines Metallſchnittes ſein mochte, indem es für Holzſchnitt zu fein. Es ſtellte einen Jüngling dar in ritterlicher Tracht, doch ohne Helm, der die eine Hand auf das Herz legte, die andre emporhob, und über ſeinem Haupt hinweg und an der linken Seite herunter lief eine Bandſchrift, wie ſie oft vorkommt auf den Holzſchnitten älterer Zeit, und dieſe lautete: Die Lieb iſt eine harte Quaal, wer ſie nicht kennt, ach dem iſt wohl. Unter dem Bilde aber ſtand: Die Liebe will mich morden.

„Alſo nichts Neues unter der Sonne!“ ſeufzte Johannes. „Auch unſre Väter haben ſchon empfunden, wie beglückend, wie verderblich die Liebe iſt! O Liebe, Du bittres Kraut, Du harte Quaal, ich habe Dich ſchwer empfunden. Ja, Du alter Meiſter, Du haſt vielleicht den Gram Deines eignen Herzens hier abkonterfeien und verſinnbilden wollen, und haſt vielleicht, gleich mir gewünſcht, Liebe nie gekannt zu haben. Wer ſie nicht kennt, ach dem iſt wohl! Gewiß, gewiß! dieſer Ausſpruch tönt wie ein Prophetenwort aus meinem eignen Innern. Morden! Morden will die Liebe auch mich!“

Still verſunken in dumpfes Hinbrüten ließ Johannes die Stunden ſeines Glückes und ſeines Leides an ſeinen Gedanken vorübergehen, wie abgeſchiedene Geiſter. Er zählte der erſteren nur wenige, der andern aber eine große Mehrzahl. Immer war ſeinen Freuden mehr als ein Schmerz gefolgt, wie an ſtürmiſchen Tagen Wolke auf Wolke unter dem Himmel hinjagt, der nur in ſeltnen Sonnenblicken ausſpricht, daß er auch zu lächeln weiß. Jene ſonnenhellen Stunden in der Gartenlaube, wie hatten ſie ſein Herz beſeligt, aber wie wenig zählte er ihrer? Und auch in ihre reinen Freuden hatte die Angſt und die Sorge im Herzen Libetha's ihre dumpfmahnenden Glockenpulſe getönt. Er hatte ſein Glück dem Unglück zugeſellt, und dieſe beiden leben in bittrer Feindſchaft und verderben, was verſöhnend zwiſchen ſie treten will.

„Ich habe meine Schwüre nicht erfüllen können, das iſt mein bitterſtes Herzeleid!“ ſprach der Trauergedankenvolle zu ſich ſelbſt: „ich hatte mich allzuhoch vermeſſen. Hätte ich damals Libetha's Vater, ſtatt nur furchtſam zu warnen, ſelbſt hinweggeführt, und aus der Stadt hinaus, ſo wäre vielleicht all das Elend nicht hereingebrochen. Mit ſeiner Flucht in die Kirche band er mir ſelbſt die Hände zu raſcher That, und ich mußte ungerechte Vorwürfe hören. Unglück iſt eine Schlange, die ſich fort und fort verjüngt und lebendige Junge gebiert, die ſich alle um der Menſchen Frieden ringeln. Ich hoffte ſo viel, ich war ſo ſelig in Hoffnung, ich forderte vermeſſen Welt und Schickſal vor die Schranken meiner Liebe, ſie haben ſich beide geſtellt, und die Welt verhöhnt, das Schickſal zermalmt mich!“

„Ich habe die Treue nicht gebrochen, und laſtet ein Fehl auf mir, ſo iſt es der, daß ich nicht allgewaltigen Muth hatte. Die Liebe, die mich hätte kräftigen ſollen, hat mich allzuſchwach gemacht, aber jetzt — jetzt fühle ich in mir einen beſondern Muth, den Muth zu ſterben.“

„Kellner hat es wohl vorausgeſehen, daß mir kein Glück erblühen würde, und er hat mich gewarnt mit väterlichen Prophezeihungen; doch ich ſchwur ihm treu zu ſein bis zum Tod, und die Stimme der Nacht rief den Schwur feierlich nach im tiefen Schiff der Kirche. Und blieb ich nicht treu? Aber er ſagte es ja gleich, daß er keinen Segen habe für mich, daß der Segen der Sünde ſich in Fluch verwandle. In Fluch! Furchtbar ſchrecklich! So habe ich dieſes dunkle Loos gezogen aus des Schickſals Urne? Das iſt ein wunderlicher Glückshafen, daraus man ſtatt des

Gewinnes den Fluch zieht! Kranichfeld iſt der Schöpfer meiner Quaal, nur er, ohne ihn wäre alles, alles anders; möge ſeine Sterbeſtunde eine ruhige ſein, woran ich aber zweifle. Er hat eine giftige Saat geſät in den Acker unſers Liebesglückes und iſt fortgezogen, und hat uns die Aernte überlaſſen. War er nicht, ſo hätte Kellner meinen Warnungen gefolgt, ich hätte ihm aus der Stadt geholfen, ja ich wäre ſelbſt mit ihm gezogen, und hätte ich für den Vater meiner Libetha betteln ſollen!“

So düſtern Betrachtungen, ſo ſchmerzvollen Erinnerungen überließ ſich der Gebeugte. Ach, der Gedanke, das ſtille Bewußtſein, ein beſſres Loos verdient zu haben, als aus der Urne der Geſchicke für uns fiel, kann auch ſonſt muthvolle Herzen muthlos und traurig machen. Nicht Alle erhebt unverſchuldetes Leid, nicht alle Edle ſind ſo ſtarken kräftigen Gemüthes, ſich auch in Ketten frei zu fühlen, nicht allen wird die Kette zur Himmelsleiter, daran die Seele emporſteigt und den Troſtesengeln begegnet, die die ewige Liebe darauf niederſendet.

Johannes ordnete ſtill mehreres in ſeinem

Geräth, vernichtete einige Schriften, andre band er zuſammen, dann ſetzte er ſich hin und ſchrieb mehrere Briefe. Er hatte ſich ganz wie einer, der ſich auf eine lange Reiſe vorbereitet.

„So!“ ſprach er dann aufſtehend und die Feder ausſpritzend: „pennam fixi, maledicitis me, si male scripsi!“ Ich bin fertig mit der Welt, mit dem Leben, mit mir.“ Jetzt ſchallten Tritte auf dem Vorſaal, es wurde an die verſchloſſene Thüre gepocht, und zwar ſehr heftig.

„Wer ſtört mich wieder? „fragte er unwillig für ſich, und rief: „Wer iſt draußen?“

„Ich, ich, öffne ſchnell!“ ſcholl Büchners Stimme, und Johannes erſchloß die Thüre.

Andreas trat odemlos ein, und rief: „Freund! Bruder! Ich beſchwöre Dich, entfliehe! Du ſollſt gefangen genommen werden, ſie wollen Dich auch in den Kerker werfen und martern, Du biſt geheimer Einverſtändniſſe mit Kellner angeklagt! Du lächelſt? Ich glaube gern, daß Dein Bewußtſein Dich frei ſpricht, aber danach fragt das wüthende Volk nicht! Nun, ſo rede doch? Hat Dich der Schreck ſtumm gemacht?“

Johannes blickte den Freund mit ſchwärmeriſchem Ausdruck an, und fiel ihm um den Hals. „Andreas! Du guter Andreas!“ rief er bewegt aus, und hatte die Augen voll Thränen.

„Deine Liebe iſt die ächte, die ſich im Glück und Unglück gleich bleibt! Andreas, die Liebe will mich morden, ſiehe, da naht Freundſchaft und ſchmückt mich mit der Todtenkrone!“

„Du ſprichſt ja ſeltſam!“ rief Andreas aus. „Und wie hat ſich alles verändert bei Dir? Deine Stube, Deine Sachen? Wie?“

„Ich habe nur ein wenig aufgeräumt, und ich bin darüber ſelbſt aufgeräumt worden! Komm, Bruderſeele! Laß uns eine Flaſche Wein leeren, eine langbewahrte für eine recht gute, oder eine recht böſe Stunde! Libetha hat ſie mir einſt geſchenkt!“

„Fliehe, Bruderherz!“ bat Andreas: „verliere keine Zeit mehr mit trinken!“

„Ich fliehe ſchon! Setze Dich nur getroſt. Wer weiß, ob wir wieder mit einander trinken.“ Er holte zwei Silberpokale, herſtammend aus ſeines Vaters Nachlaß, und füllte ſie mit der goldnen Rebenfluth.

„Sieh, Bruder“ ſprach er dann: „ich wollte eben noch eine Bitte ſchriftlich an Dich thun, nun kann ich's mündlich. Dieſen Brief hier an den Feldmarſchall von Dona mußt Du durch ſichre Hand beſorgen laſſen, ich habe ihn gebeten, noch einmal des armen Kellners eingedenk zu ſein. Dieſes Schreiben gieb, wenn ich weg bin, an den Rath, dieſes laß in Gegenwart zweier rechtskundiger Zeugen eröffnen, es enthält eine Schenkung. So, nun ſtoße an: „Auf eine fröhliche Fahrt!“

Andreas ſtieß mit dem Freund an, aus deſſen Augen eine wunderſame Froheit leuchtete, wie er ſie noch nie an ihm bemerkt, und fragte, als beide getrunken, „wohin gedenkſt Du?“

„Recht weit hinweg!“ war Johannes Antwort und er füllte aufs Neue die Pokale.

„Ich wollte, ich könnte mit Dir gehn!“ ſagte Andreas.

„Wünſche das nicht,“ antwortete der Freund: „ich habe einen dunkeln Weg. Alſo, ein Lebehoch zum Abſchied, unſrer Freundſchaft ſei es gebracht! Sie lebe!“

„Sie lebe, übers Grab hinaus!“ rief Andreas.

„Recht ſo!“ ſtimmte Johannes ein, immer aufgeregter und bewegter. „Uebers Grab hinaus!“ — und eine Thräne rollte in ſeinem Becher.

„Wem Du noch von Kellners ſiehſt, den grüße; auch andre Freunde, denn ich kann nicht Abſchied von ihnen nehmen!“ fuhr Johannes fort.

„Wohl,“ erwiederte Büchner! „Aber Kellners ſind Dein Unglück geworden.“

„Laß das, Gott ſegne ſie!“ entgegnete Zimmermann. „Wenn ich nur nicht Dein Unglück werde, guter Andreas, denn es wird nicht unbekannt bleiben, daß Du mich gewarnt.“

„Laß Du das,“ bat Andreas lächelnd. „Wir wollen uns mit Unglücksbefürchtungen die Abſchiedſtunde nicht verderben! Stoß an, auf ein frohes Wiederſehen!“

„Aufs Wiederſehen, wenn Gott gnädig iſt!“ rief Johannes, und hob hoch den Becher, und trank ihn in ſchnellen Zügen leer, dann ſchenkte er zum letztenmal ein, und ſeine Hand begann zu zittern, als er es that.

„Andreas!“ ſprach er dann gerührt: „So nimm für alle Deine Liebe, für all Deine Treue meinen letzten Dank, mein letztes Lebewohl!“

Die Freunde lagen einander am Herzen, und als Johannes mit einem tiefen Seufzer ſich losmachte von Büchners Bruderbruſt, war ſein Geſicht ſehr bleich geworden.

„Gott! Was fehlt Dir! Du biſt krank?“ rief Andreas erſchreckend aus, in dieſem Augenblick zog unten ein Volkshaufe heran, angeführt vom Kandelgießer Michel und Hans im Bart, und ſtürmte ſchon in das Haus. „O Gott nun iſt's zu ſpät!“ jammerte Andreas, und ſchloß ſchnell die Thüre ab. Johannes war auf einen Seſſel geſunken, ſtreckte die Hand nach dem Freund aus, und rief mit matter Stimme: „Zage nicht, Bruder; ich bin frei!“

„Gott! Johannes! Du ſtirbſt! War das Deine Reiſe? War es ſo gemeint?“ rief Andreas außer ſich und umklammerte den Verſcheidenden.

„So war es — gemeint!“ lallte Johannes — und warf mit einer konvulſiviſchen Bewegung des Armes die Flaſche und die Pokale vom Tiſch. In meinem Becher — war Gift — lebe wohl, Bruderherz — und glücklicher — als ich — auf Wiederſehen — Andreas! Ut defuncti — sublevemur!“

Seine letzten Worte verhallten unter dem donnerndem Gepoch und dem Getöſe rauher Stimmen. Schnell trat Andreas zur Thüre, riß ſie weit auf, und zeigte mit furchtbarem Ernſt auf des Freundes Leiche. Und ſtarr ſtanden, in der Thüre zuſammengedrängt, die rauhen Männer.

„Dem Lebendigen Friede, dem Todten Ruhe!“ ſprach Büchner erſchüttert und erſchütternd: „Sehet, das iſt Euer Werk! Den Jüngling, ohne Fehl und Tadel hat die Furcht getödtet, daß Ihr ihn habt holen wollen, und martern, gleichwie Ihr den Herren gethan. Von Euch wird einſt der ewige Gott ſein Leben fordern! Solches ſind die Früchte Eures Regiments! Wehe der Stadt, wo der Mord mit zu Rathe ſitzt, und die Grauſamkeit der Gerechtigkeit das Schwert entreißt!" —

Keiner antwortete eine Sylbe. Alle kehrten ſchweigend um, und Andreas warf ſich unbekümmert, ob ſie blieben, oder gingen, weinend über des Freundes erkaltete Reſte.

9.

Tod iſt nicht Trennung, aber Trennung Tod.

Henriette Ottenheimer.

Am Sonntag nach St. Viti in den Nachmittagſtunden ſah man von der Kurie aus, den ganzen Rath Paar und Paar voll ſtillen Ernſtes durch die Predigerſtraße ziehen, ſich dort aufſtellen, und bald ſchwankte aus einem Hauſe ein Sarg, den wehmuthvolle Freundſchaft mit Blumen bekränzt hatte, und der Zug ordnete ſich. Voran ſchritten die Vierherren, Dietrich Racke unter ihnen, den umflorten goldnen Scepterſtab tragend, das Zeichen der Gewalt des Rathes, das die Zeit ſchon längſt mit einem unſichtbaren Flor umhüllt hatte, dann folgten die übrigen Herren des Rathes, dann die Meßner mit dem Krucifix, den Laternen, der ſchwarzen Grabesfahne, dann kam der Sarg, getragen von den Dienern des Rathes. Neben ihm ſchritten mit Poſaunen, denen ſie traurige Töne entlockten, Diener der Kirche in ihrem Ornat. Hinter dem Sarg ging tief gebeugt Andreas Büchner, an ſeiner Seite mit gleichgültigem Geſicht der Notar Tuchhefter, ihnen ſchloſſen ſich die übrigen Notarien und Schreiber an, und wer ſonſt noch einen Dienſt beim Stadtrath bekleidete. Der Zug ging durch die Predigerſtraße zurück, über den Fiſchmarkt, umwandelte das Rathhaus, vor welchem die Söldner paradierten, und dann die Marktſtraße abwärts über die Krämerbrücke nach dem Wenigenmarkt. Dort tönte vom Kirchthum von St. Benedikt die Glocke Grabgeläut, und der kleine Friedhof nahe dabei nahm den ernſten Zug auf. — Bald ruhte im Friedensſchooß der mütterlichen Erde das treue Jünglingsherz, das hienieden weder Glück noch Frieden gefunden.

Andreas Büchners ſorgende Liebe hatte nicht allein dem lebenden Freund gegolten, auch auf den Todten erſtreckte ſich ihr treues Walten. Er entfernte alles, was auf den Verdacht des

Selbſtmordes führen konnte, und feſſelte mit Gold die Zunge der Seelnonne, die den Todten wuſch und einkleidete. Er las den Brief an den Rath, und ſiegelte ihn, als er nichts darin fand, das auf des Freundes Tod hindeutete, mit Zimmermanns Inſigel wieder zu. Der Brief enthielt eine Rechtfertigung, und that mit klaren Worten Johannes Unſchuld dar; Andreas überreichte ihn, und ſein Inhalt verfehlte nicht, Eindruck auf viele der Rathsmitglieder zu machen. Johannes war ſeiner Stelle nicht durch eine Urkunde förmlich entſetzt worden, er war nur weggeblieben in Folge erlittener Kränkung, er war als Stadtſchreiber geſtorben, und man fand es recht und billig ihm die letzte Ehre nicht zu verſagen, obwohl Racke einige Einwürfe machte. Er war ein treuer Diener geweſen, ſelbſt ſeine Liebe und Anhänglichkeit an Kellner wurde jetzt lobend hervorgehoben; er war unter Kellner verpflichtet worden. So viele früher mit Blicken voll Ungunſt auf ihn geſehen hatten, ſo viele Lobredner fanden ſich jetzt für ihn, und das feierliche Leichenbegängniß ward beſchloſſen.

Es iſt nichts Neues, daß Verdienſtanerkennung eine Blume iſt, die meiſt nur auf Gräbern emporwächſt. Die Grabeserde faſt allein iſt der Boden, darin ſie fortkommt, aber es iſt ſehr betrübend, daß ſo viele Herzen erſt brechen müſſen, ehe ſie geſchätzt werden.

Der zweite Brief, den Andreas nach der Beerdigung des Freundes eröffnen ließ, enthielt für den Fall der nicht Wiederkehr von der Reiſe, die der Verſchiedene vorgegeben hatte, oder den ſeines Ablebens die Schenkung ſeiner kleinen Habe an Andreas Büchner, die der Rath bereits unter Siegel legen laſſen, und mit trauervollem Gemüth nahm der Freund von Zimmermanns Nachlaß Beſitz, ordnete dann ſchnell ſeine eignen Angelegenheiten, nahm unter dem Vorwand, eine fromme Pflicht erfüllen zu müſſen, Urlaub, und verließ am Montag in der Frühe Erfurt, um Johannes Brief ſelbſt an den Feldmarſchalk Friedrich von Dona zu bringen.

Sinnend und gedankenvoll ritt er ſeine einſame Straße und dachte mit tiefer Wehmuth ſeines dahin geſchiedenen Freundes, zu dem ihn ſein innigſtes Gefühl gezogen, den er brüderlich geliebt hatte.

Auch er that die ſchwermüthige Frage an den Himmel, die ſchon ſo viele gethan, welche theuern Seelen nachweinten, und auf welche noch nie von drüben Antwort wurde: „Warum muß Liebe ſo oft über Trennung klagen? Iſt es nicht genug, daß Haß und Stolz und mehr denn eine unedle Leidenſchaft die Menſchenherzen von einander hält, muß es auch für Liebende eine Trennung geben, und oft eine ſo frühe?“

Er fühlte wohl, daß für Johannes weiches Herz die ganze Welt ausgeſtorben geweſen war, obgleich er durch den Tod keine Verluſte erlitten hatte. Die Hoffnung ſeines Lebens war ſelbſt hoffnungslos geworden und hatte ſich von ihm geſchieden, kalt, unerbittlich, für immer; ſeine Liebe war geſtorben. Er aber hatte nur in Liebe gelebt, darum mußte er untergehen in der Sehnſucht nach dem Lande, wo es keine Trennung giebt, von dem die ſchöne Sage geht, daß ſich dort verwandte Geiſter wieder in ewig unzertrennlicher Liebe begegnen und ineinanderſtrömen zu innigunauflösbarer Vereinigung. Er durfte hoffen, drüben einſt Libetha's Seele zu begrüßen. —

An demſelben Morgen war der wilde Knipſtein, der durch die Verwegenheit, mit welcher er raubend und pfändend das Land durchzog, bereits das Schrecken der Gegend geworden war, in Begleitung Georg Gunſtedts und einiger Knechte in das Dorf Frienſtedt eingefallen und hatte neun Pferde erbeutet, allein die Bauern rotteten ſich ſchnell zuſammen, ritten den Räubern nach und dieſen blieb nur die Wahl, entweder die Beute fahren zu laſſen, oder übermannt und todtgeſchlagen zu werden, daher ſie mit Zurücklaſſung von acht Pferden ihr Heil in eiliger Flucht ſuchten, ſich mit einem Gaul begnügend. Sie ritten, ſo ſchnell ſie reiten konnten, auf einem groſſen Umweg um die Stadt herum, um die entgegengeſetzte Seite zu gewinnen, denn es war ihr gutberechneter Grundſatz, bald da bald dort, und immer mit Blitzesſchnelle zu erſcheinen. So kamen ſie nach einem heiſſen Ritt bei dem Dorfe Hochſtedt in die Nähe der Heerſtraße, die nach Weimar führt, und Knipſteins ſcharfes Auge entdeckte auf ihr den einſamen Reiter.

„Sieh dort, Bruder!“ rief er: „wer mag der Ritter dort ſein? Sein Gaul geht ſo be=

dächtig, wie Bileams Eſelin! Gewiß ein Erfurter! Heida, Bruder, wie wär's, wenn wir ihn wegfingen, da wäre vielleicht ein gut Stück Löſegeld zu verdienen!"

„Wirſt Du des Jagens nimmer müde?" fragte Georg: „daß Du ſchon wieder daran willſt?"

„Je mehr, je beſſer!" lachte Knipſtein. „So bin ich in meinem Element! Es lebe das fröhliche Reiterleben! Ohne Sorgen zieh ich durch die Welt, nichts iſt meine Sorge, als daß ich andern Sorgen mache!"

„Mir behagt es nicht mehr!" erwiederte Georg verſtimmt.

„Ja, lieber Bruder," erwiederte Knipſtein; „das macht, weil Dir der rechte Geiſt fehlt. Du biſt nicht zum Ritter geboren, in mir rollt aber ein wildes Blut. Hab Dir's ja immer geſagt, als wir noch in dem dumpfen Stadtneſt ſaßen, daß ich mich hinausſehne in Wald und Feld, in Schlacht und Getümmel. Wäre der gute Kaiſer Maximilian nicht heimgekehrt von ſeinem Feldzug nach Venetia, beim heiligen Georg, ich wäre ſein Reitersmann geworden, ſo aber mag ich nicht zu ihm, auf der Bärenhaut mag ich nicht liegen, und da behagt mir einſtweilen der kleine Krieg. Aufgepaßt, Jungen! Du, Klaus, reite dort rechts hinunter mit Martin und haltet den Reitersmann auf, wenn er Reißaus nehmen will; Ihr andern zwei, dort links hinauf; raſch, gewinnt einen Vorſprung, ich und Georg ſprengen ihn von der Seite an, er iſt unſer! Huſſa hoh!“

Andreas Büchner hatte von dieſen feindſeligen Abſichten auf ihn nicht das mindeſte gemerkt, ſo ſehr war er in Gedanken verſunken, er ſah erſt auf als Knipſtein und Gunſtedt die Straße gewannen, und der Galoppſchlag ihrer Roſſe ihn aufſchreckte, da ſchrie aber auch Knipſtein ſchon ſo laut er konnte: „Halt! Gebt Euch! Gefangener! Gebt Euch auf Gnad' und Ungnad!“

Andreas war auf Gegenwehr weder vorbereitet, noch wäre ſie rathſam geweſen, denn die vier Troßbuben kamen ebenfalls herangeſprengt.

„Ihr, Knipſtein? Ihr, Gunſtedt!“ rief er erſtaunt aus: „Was wollt Ihr von mir? laßt mich immer meines Wegs ziehen, Freunde, haltet mich nicht auf!“

„Geht mir doch mit Eurer Freundſchaft!“ lachte Knipſtein höhnend. „Für Freundſchaft zahlt kein Teufel Ranzion, für Euch aber wird ein Stück Geld an uns arme Burſche herausſpringen. Auf da! Ihr reitet mit uns, und ſchreibt einen Brief in die Stadt, daß man Euch — wir wollen's billig machen, nicht wahr, Georg? — daß man Euch 20 Goldgulden herausſchickt!“

„Da könntet Ihr mich lange füttern!“ verſetzte Andreas: „Nicht zwanzig Blechpfennige zahlt man für mich!“

„Nun, wenn wir es müde ſind, henken wir Dich auf, Kumpan!“ hohnlachte Knipſtein.

„Ich bin in Eurer Gewalt,“ entgegnete Büchner: „Ihr werdet mich nicht ſchlecht behandeln! Ei, Georg, mit Euch iſt es weit gekommen! Hätte nicht gedacht, Euch hier und ſo zu begegnen!“

„Ich glaube, Ihr fangt an, eine Predigt zu halten? Ei, Pots Stegreif und Helmſturz!“ ſchrie Knipſtein grob: „Jetzt haltet gleich Euer Maul und reitet augenblicklich mit. Holla, Klaus! Thue, was Deines Amtes iſt!“

Klaus knüpfte ſchnell mit einer Halfter Büchners Roß an das Knipſteins, und nahm dem Notar das niegebrauchte Schwert ab. Sodann lenkten ſie ſchnell von der Heerſtraße ab, den Gefangenen in die Mitte nehmend und ſein Roß am Zügel führend, und ſchlugen den Weg nach Eichelborn ein, wo der edle Wolf von Selbitz gemeiniglich ſeine Hofhaltung aufſchlug und vor Kurzem den Orden des heiligen Georg vom Stegreif geſtiftet hatte. Verſehen mit einem weimariſchen Freibrief, ausgeſtellt gegen eine Urphede ſeinerſeits, keinen weimariſchen Unterthan weder an Leib noch am Gut zu ſchädigen, genoß er hier einer ſüßen Sicherheit, und wenn ſeinem großen Herzen nach Heldenthaten lüſtete, fiel er in die erfurtiſchen Dörfer ein, ſie beraubend und brandſchatzend. Hans Knipſtein hielt es deßhalb für rathſam, ſich ſchleunig von der Heerſtraße hinwegzuziehen, weil ſeinem ſtets umherſpähenden Falkenauge nicht entging, daß auf derſelben, wenn auch noch in ziemlicher Weite, von Erfurt her Staub aufſtieg, der Gefahr für ihn einhüllen konnte.

Die Reiter, welche dieſen Staub aufregten, waren die Brüder Millwitz und Prohaska, die ihren Aeltern und Freunden entgegenreiten wollten, deren Ankunft von Weimar an dieſem Tag erfolgen ſollte. Sie ritten friedlich und ruhig neben einander her und ziemlich langſam, und wie es oft geſchieht im Leben, daß ſich die Gegenſätze berühren, ſo ſangen ſie zur Zeitverkürzung ein wehmüthiges Abſchiedlied, obwohl ſie einem freudigen Wiederſehen entgegenſahen. Es war aber das Lied ein ſchon bekanntes, das ſich in Wort und Weiſe treu im Volk erhalten; ſie ſangen:

„Es ritten drei Reiter zum Thor hinaus,
Ade!
Feins Liebchen guckte zum Fenſter heraus,
Ade!
Und wenn es muß geſchieden ſein,
So reich mir dein goldnes Ringelein!
Ade! Ade! Ade!
Ja, ſcheiden und meiden thut weh!“

„Und der uns ſcheidet, das iſt der Tod,
Ade!
Er ſcheidet ſo manches Maidlein roth,
Ade!
Er ſcheidet ſo manchen Mann vom Weib —“

„Seht! Seht dort!“ unterbrach plötzlich

den Geſang Chriſtoph Mifflwitz, und wie die beiden andern nach der Richtung blickten, ſahen ſie juſt den ungeſtümen Angriff auf den einzelnen Reiter.

„Was giebt's dort? Ha, das ſind Buſchklepper, die einen anfallen! Drauf und dran!“ rief Prohaska.

„Sie umringen, ſie bedrohen ihn!“ ſagte Hartung und riß den Haudegen aus der Scheide.

„Jetzt, Freunde, muthig drauf los!“ rief Chriſtoph, und wollte ſchon dem Pferd die Sporen geben.

„Haltet noch einen Augenblick!“ gebot Hartung: „Laßt uns erſt ſehen, was ſie beginnen, vielleicht reden ſie nur mit ihm; es ſcheint ein ſtarker Haufen!“

„Es ſind ihrer ſechs und ein lediges Pferd!“ zählte Prohaska: „Wir können ſchon mit ihnen fertig werden!“

„Seht!“ rief Chriſtoph aus: „Jetzt lenken ſie von der Straße ab, dort rechts hinunter, ſie ſchleppen den Mann mit fort!“

„Jetzt drauf!“ rief Hartung. „Hieber blank! Hart angeſchloſſen! Zuſammengeblieben!“

und im geſtreckten Galopp ſprengten die Jünglinge den Räubern nach.

Knipſtein gewahrte bald genug, daß es ihm gelte. „Auf, Jungen!“ gebot er: „Treibt die Gaule an, was das Zeug hält!“ Er ſelbſt ſchlug, ſo ſehr er konnte, auf die Pferde, aber die ſchon müde gehetzten Thiere vermochten nicht ſo ſchnell zu laufen, als er es wünſchte, und in der kürzeſten Zeit war er eingeholt.

„Wehrt Euch, Burſche! Wehre Dich, Georg!“ ſchrie er ſeinen Begleitern zu, aber Georg zog nicht einmal das Schwert, denn er erkannte jetzt die Freunde, und da einer der Knechte ſeinen Spieß einlegte, riß er ihn mit kräftiger Hand vom Roß herunter.

„Georg! Knipſtein! Büchner!“ riefen die drei Verfolger laut lachend, als ſie ihre ſchnaubenden Renner anhielten. „Was ſoll denn das bedeuten?“

„Ich glaube, Ihr ſchnappt uns unſern ehrenfeſten Notarius weg?“ rief Hartung Millwitz. „Gleich gebt ihn frei!“

„Georg, lieber Georg, was für Streiche machſt Du?“ ſchalt Chriſtoph. „Wirſt ein

Stadtfeind; bringſt Unheil über Dich und Deinen alten Vater! Geh, Georg, laß ab von Deiner Kumpanſchaft und ziehe mit uns!“

„Der Notar iſt mein Gefangener!“ ſchrie Knipſtein. „Ihr Herren reitet Eurer Wege, und kümmert Euch nicht um unſer Thun!“

„Ich will mich aber darum kümmern, ruchloſer Aechter!“ zürnte Hartung, hieb die Halfter entzwei, daß Büchners Roß ledig wurde und riß Klaus Büchners Schwert aus der Fauſt. „Ihr ſeid frei, guter Andreas, jetzt nehmt Euer Gewehr und tretet zu uns, wir wollen doch ſehen, ob wir uns vor dem abtrünnigen Bürger fürchten müſſen!“

„Georg, zu Hülfe! Bei unſerer Brüderſchaft, beim heiligen Georg vom Stegreif! Jungen, ſchlagt zu!“ ſchrie Knipſtein und ſetzte ſich ſattelfeſt, und wollte auf Hartung einhauen, aber Chriſtoph und Büchner ritten dieſem zur Seite, und der erſte rief: „Komm nur her, Knipſtein, wenn Du ſo muthig biſt!“

Mittlerweile hatte Prohaska heimlich Georg Gunſtedt zugeflüſtert: „Wir reiten Herrn Millwitz und ſeiner Familie entgegen, ſie kehren heute zurück; ſei klug und ſchließe Dich uns an, und mache Dich von dieſen Schnapphähnen los," und der Gedanke an die Geliebte gab Georgs Streben plötzlich eine andre Richtung; er ſchwang das Schwert und rief den Troßbuben Knipſteins ein donnerndes „Halt" zu, und zu dieſem, der es befremdet hörte, ſprach er: „Lieber Hans, ich ſage Dir hiermit die Kammeradſchaft auf und ziehe mit meinen Freunden! daß ich unſer Leben müde war, habe ich Dir ſchon lange geſagt; Du wirſt Dich auch bald eines Beſſern beſinnen und in die Stadt zurückkehren; übrigens bleiben wir gute Freunde!"

Die Brüder Millwitz, Prohaska und Büchner brachen in ein lautes Beifalls- und Freudengeſchrei bei dieſen Worten Gunſtedts aus, Knipſtein aber rief ergrimmt: „Treuloſer Bube, ziehe zum Teufel! Daß Du eine Memme warſt, habe ich ſchon lange gemerkt! Gott gnade Dir, wenn ich Dich einmal allein treffe. Ewige Fehde ſei zwiſchen mir und Eurer Stadt, das ſei bei Gott geſchworen, und ich will ihm den Eid nicht ſo treulos brechen, wie Du den Bund mit mir!"

„Ich fordre Dich zum Kampf auf Tod und Leben!“ ſchrie Georg Gunſtedt ergrimmt. „Ich ſchleudre Dir Deinen Buben ins Angeſicht! Du gartirender Spießbube!“ und ſchon wollte ein grimmiger Kampf zwiſchen beiden entbrennen, aber Gunſtedts Freunde fuhren dazwiſchen und trennten ſie, und Knipſtein rief: „Jegliche Krähe will ein Adler ſein! Wenn die Katz verreiſet, kömmt ein Mäuſejäger wieder!“ und ſprengte, von ſeinen zerlumpten Trabanten begleitet, ſchimpfend und ſcheltend von dannen.

„Tauſend Dank, Freunde!“ rief Andreas Büchner aus: „daß Ihr mich aus dieſen Händen befreit! Gott ſchickte Euch mir zur guten Stunde!“

Alle lenkten nun wieder nach der Heerſtraße ein, und waren noch nicht lange darauf fortgeritten, als auf der Höhe von Ußberg eine große Staubwolke aufſtieg, und, als ein Windſtoß dieſe ſeitwärts trieb, ein Wagen und einzelne Reiter ſichtbar wurden.

„Freude! Freude!“ riefen die Brüder Millwitz und Prohaska: „ſie ſind's! ſie kommen!“ und im geſchärften Trab ging es den

Nahenden entgegen, bald erfolgte eine Scene freudigen Wiederſehens, der Wagen hielt, und es ward des frohen Begrüßens und Fragens und Berichtens kein Ende. Prohaska wandte ſich mit ſeinem heitern Geſicht der holden Roſa und der guten Mutter zu und ſtand ihren Fragen willig Rede; Georg beichtete ſeine wilde Rache der ernſten, aber angebeteten Charitas, und erhielt Abſolution von ihr unter der Bedingung, daß er reuig umkehre und nicht mehr ſündige. Büchner mußte den Fragen des alten Herrn Millwitz Antwort geben und ihm ſagen, was im Rath vorgehe und wie jetzt die Geſinnung ſei, und da konnte dieſer freilich noch nichts Erfreuliches melden, die Brüder aber nahmen die Begleiter der Familie in Beſchlag, Herr Hans Hirſchbach, der mit ſeinem Sohn auch zurückkehrte, und Burkhart Unrath, der mit Trauer vernahm, wie ſchlimm es um ſeinen Schwager ſtehe und ſich Vorwürfe machte, daß er nicht früher zurückgekehrt, um mindeſtens ein Troſt und Beſchützer ſeiner Schweſter und ihrer armen Kinder zu werden. Kalter Schreck aber überlief ihn, als er vollends vernahm, daß Racke's Tücke den kleinen Heinrich den Händen des feindſeligen Oheims übergeben, da wünſchte er ſeinem Roß Flügel, daß es ihn pfeilſchnell nach Erfurt trage, um dort gut zu machen, was nur immer möglich. — Endlich brach man auf, der Wagen rollte weiter, die geleitenden Reiter umringten ihn, und alle ſahen fröhlich der Heimkehr entgegen, nur Büchner ritt, nachdem er den Freunden Lebewohl geſagt, trauernd auf ſeiner Straße fort. Er überdachte mit ſchwerem Herzen die geſchehenen Dinge und ihre traurigen Folgen, und ſprach dann laut zu ſich ſelbſt: „Am Ende muß ich Dich noch glücklich preiſen, mein Johannes, daß Du frei geworden, denn Vieles möchte noch geſchehen, das Deinem ſanften Gefühl blutige Wunden geſchlagen haben würde. Dein Brief an den Herrn von Dona — Gott gebe, daß er Frucht bringt, ich bezweifle es faſt.“

In ernſten und wehmüthigen Gedanken erreichte er Weimar und trat, als er ſein Roß eingeſtellt, gleich den Weg zu dem Feldmarſchall an. —

Die Wiederkunft der Familie Millwitz erregte in Erfurt ein freudiges Aufſehen; das Volk umſtand ſchaarenweiſe den Reiſewagen, der abgepackt wurde, und grüßte den alten Rathsherrn, als er ſich am Fenſter zeigte und hinunter nickte, mit demſelben fröhlichen und gemüthlichen Enthuſiasmus, mit dem es ihm vor nicht allzulanger Zeit die Fenſter eingeworfen und ſeine Geräthſchaften zerſchlagen hatte. In der Stube ſah es noch wirr und bunt aus, überall ſtand und lag Gepäck, und die ordnenden Frauen hatten ihre Noth mit den Männern, die überall im Weg waren.

„Was ſehe ich?" rief jetzt Millwitz aus: „ſteht dort nicht die Himmelskerze, der lange Bader Klaus Kronberg, und ſieht nach unſerm Haus herüber? Ja, er iſts, ich kenne ihn an ſeiner Bartſchüſſel, die ſo groß iſt, wie ein mäßiges Taufbecken, und in welche David und Goliath eingeprägt ſind. Er hält ſie juſt über den Kopf als Wetterdach, weil es anfängt zu regnen!"

„Der hat ſich auch kürzlich wieder eingefunden," erzählte Hartung: „er kam mit dem

Doktor Piripuls, und wurde mit ihm zum Willkommen ins Paradieß geſteckt.“

„Iſt unſer guter Freund Piripuls auch wieder da? Nun das iſt ſchön, das freut mich herzlich!“ ſprach Millwitz.

„Seht doch!“ rief Prohaska aus: „dort wühlt er ſich ja durch das Volk in ſeinem rothen Pelzmäntelchen! Er kommt, er kommt! Dein Vater, Georg, ſucht ihm hülfreich einigen Raum zu verſchaffen! Sie kommen herauf!“

„Geſchwind hier herein, Georg!“ riefen die Schweſtern, und zogen Gunſtedt in ein Nebenzimmer. „Wir wollen hören, was Dein Vater ſagt, Du mußt ihn überraſchen!“

Des Doktors krähende Stimme ließ ſich ſchon auf der Treppe vernehmen und er ſtürmte mit zärtlichem Ungeſtüm in die Stube, während ihm der alte Gunſtedt mit kummervoller Miene folgte.

„Salve! ter salve, amice!“ rief der kleine Mann jubelnd aus und kletterte an dem alten Freund empor, ihn zu küſſen, dann hüpfte er zu Frau Dorotheen, und von ihr zu den Töchtern, und ruhte nicht, bis auch dieſe ihm einen

Willkommenkuß erlaubt. Während ſeinen zärtlichen Bemühungen, zu denen Prohaska gar nicht freundlich ſah, trat Hans Gunſtedt zu Millwitz und reichte ihm die Hand.

„Seid gegrüßt in der Heimath!“ ſprach er: „Ihr habt viel Böſes umgangen, und viel Böſes findet Ihr noch!“

„Ich hoffe doch zu Gott, es ſoll bald gut werden,“ tröſtete Millwitz.

„So! Habt Ihr Hoffnung? Bringt Ihr gute Zeitung mit? Das gebe Gott!“ fuhr Gunſtedt fort. „Und wie geht es Euch, alter, lieber Freund? Wie lebt Ihr? Ihr habt Euch merklich verändert!“

„Glaubs wohl!“ verſetzte Gunſtedt düſter. „Ich habe viel erleiden müſſen, und das bitterſte Herzeleid hat mein Sohn mir angethan.“

„Euer Sohn? Was Ihr ſagt!“ fragte Millwitz, aber der alte Mann antwortete gepreßt: „Ach, mein Freund, Ihr ſeid ein glücklicher Mann und Vater; ich — habe keinen Sohn mehr!“

„Ihr ſeid nicht bei Troſt!“ widerſprach Millwitz. „Hab' ich ihn doch —“

„Er iſt fort, hat mich verlaſſen,“ unterbrach ihn Gunſtedt: „hat ſein Bürgerrecht aufgeſchrieben, iſt ein Straßenräuber geworden! Ich will ihn nie wiederſehen, der Schande über meinen ehrlichen Namen gebracht hat!“

Da trat Charitas zu dem bewegten Mann, und ſprach: „Edler Herr, und wenn nun Georg reuig wiederkehrte, den doch nur Schmerz und Liebe für den Vater zu jenen Thaten vermochte, die Ihr mit Recht tadelt, würdet Ihr ihn nicht wieder aufnehmen?“

Und ehe noch der Alte ſich auf eine Antwort auf des Mädchens ernſte Frage beſann, lag ſchon der Sohn zu ſeinen Füßen, und rief: „Vater! da bin ich wieder! Ich habe erfüllt, was ich meinem und Eurem Schmerz zuſchwor, aber länger kann ich es nicht halten, will ich nicht! Verzeiht mir!“

„Mein Sohn, Du haſt mir ſchweren Kummer gemacht!“ antwortete Hans Gunſtedt, und erhob den Knieenden. „Wenn ich Dir nun verzeihe, muß ich vielleicht mit neuem Gram ſehen, daß Dich der Rath aus meinen Armen reißen, und Dir das Haupt abſchlagen läßt, wie man zu thun pflegt mit einem Stadtfeind und Landesverräther.“

„Das wird nicht geſchehen,“ tröſtete Hans Hirſchbach: „iſt doch Euer Sohn freiwillig zurückgekehrt!“

„Und hat doch eigentlich Knipſtein alle Schuld!“ fiel Hartung ein. „Macht Euch keine Sorge!“

„Nun, ich danke Gott, daß ich Dich wieder habe!“ rief Gunſtedt freudig aus, und Vater und Sohn lagen einander am Herzen. „Ich werde Euch um ein Band bitten müſſen, lieber Hans,“ fuhr der alte Gunſtedt zu ſeinem Freund Millwitz gewandt, fort: „damit wir dieſen Flüchtling halten.“

„Solches Band ſcheint ihn ſchon hereingezogen zu haben!“ ſcherzte Hirſchbach mit einem Blick auf die erröthende Charitas, und Ludiek Prohaska flüſterte Roſa ins Ohr: „Der alte Hirſchbach ſcheint auch noch zu wiſſen, wie mächtigſtark ſüße Feſſeln ſind!“

Doktor Piripuls aber erhob einen Becher Wein, der ihm von Frau Dorothea freundlich kredenzt wurde und rief: „Vivat die Heimkehr!

Vivat die alte Freundſchaft! Vivat alte und junge Liebe!" drehte ſich dabei auf einem Bein um und ſchwenkte ſein pelzverbrämtes Sammetkäpplein.

Und als allmählich ein Stand der Ruhe eintrat, der Wagen abgepackt war, das Volk ſich verlaufen hatte, und die Neuvereinten alle um den großen Familientiſch ſaßen, da ging es an ein Erzählen, das kein Ende nehmen wollte, denn jeder wußte aus ſeinen Kreiſen etwas anderes zu berichten, und am ergötzlichſten waren die Fata des Doktor Piripuls während ſeines freiwilligen Exils, die er mit der ihm eigenthümlichen Lebhaftigkeit und Beweglichkeit vortrug, und oft genug die Lachmuskeln ſeiner Zuhörer und Zuhörerinnen bewegte. — Der Abend kam dem Freundeskreis unvermerkt herbei, und es war ſeit langer Zeit wieder der erſte Tag, an welchem die fröhlichheitre Lebensluſt, die ſonſt ſtets in der Familie Millwitz gewaltet, ihre Schwingen wieder frei und ungehemmt entfaltete. —

Burkhart Unrath war gleich nach ſeinem Eintritt ſeiner Wohnung zugeeilt, dort fand er aber für ſich weder Troſt noch Quartier, ſondern nur zwei von Rathswegen hineingeſetzte Sequeſtratoren, die ihm ohne Weiteres die Thüre zeigten.

„Meldet Euch bei dem hochweiſen Rath!“ lautete ihr Beſcheid: „der wird Euch ſagen, was er über Euch und Euresgleichen verfügt hat. Seid Ihr doch ſelbſt ein Beiſitzer geweſen, ſo werdet Ihr wiſſen, was Ihr verwirkt habt. Euer Haus und Hof, Hab' und Gut wird von uns für den Stadtrath verwaltet, und ſämmtliche Gefälle ziehen wir für ihn ein!“

Beſtürzt entwich der unangenehm Ueberraſchte aus ſeinem eignen Hauſe. „Steht es ſo mit uns, ſo ſteht es wahrlich nicht gut!“ klagte er, und eilte nach dem Roſenhain. Dort fand er eben wieder zwei ſolche Männer nebſt mehreren Bauleuten und auch Herrn Dietrich Racke, der ſchon im Hauſe einrichten ließ nach ſeinem Wohlgefallen und nach Herzensluſt. Trotzig, grob und mit herriſchem Uebermuth empfing Racke den Zurückgekehrten, und als dieſer ſprach: „Warum wird mir der Eintritt in mein Haus verweigert, da ich doch freiwillig und ungezwungen zurückgekommen bin, und mich vor dem Rath ſtellen werde?" höhnte Nacke: „Guter Herr Unrath, Euer Reden iſt, was Euer Name beſagt; Ihr habt kein Haus. Wie ſteht geſchrieben in unſern Statutis? Welcher Bürger mit einem andern Herrn Verbündniß macht, ohne Wiſſen und Willen eines Raths und Gemeinde, der ſoll Leib und Gut verloren haben! Wonach ſich zu achten!"

„Ich habe kein Verbündniß gemacht mit irgend Jemand!" vertheidigte ſich Unrath, aber Nacke kehrte ihm den Rücken, und die Bauleute lachten ihn aus. Voll Verdruß und Beſchämung enteilte er dem Roſenhain, und wanderte nun den weiten Weg zum Kloſter Neuwerk, wo er ſeine Schweſter und Nichte zu ſprechen verlangte. Er fand Mutter und Tochter leidend und tief ergriffen, aber doch gefaßt, der fromme Zuſpruch ihrer geiſtlichen Freundin und andrer würdiger Kloſterfrauen, die viele Theilnahme an dem traurigen Geſchick der Unglücklichen bewieſen, hatte dieſe erkräftigt, und ihr Gemüth durch den Troſt der Religion erhoben. Der ſchnelle Tod des Stadtſchreibers war im Kloſter kein Geheimniß geblieben, Eliſabeth weihte dem theuern Freund heiße Thränen, und ihr Herz ſagte ihr mit ahnendem Vorgefühl, daß ſie ihm bald folgen werde, daß ſie ihm vielleicht drüben angehören dürfe. Die Art ſeines Todes blieb ihr wohlthätig verſchleiert, dieſe Kunde würde ihr Herz zerriſſen haben.

„Und Heinrich?“ fragte Burkhart zagend, als die erſten nothwendigſten Fragen gewechſelt waren. Da brachen beide Frauen wieder in lautes Weinen aus, und die Mutter rief: „Meinen Heinrich hat der Rath in die Höhle des Tigers geſchickt, denn es iſt darauf abgeſehen, uns ganz zu verderben, nicht genug, daß ſie lechzen nach meines Mannes Blut, auch mein unſchuldiges Kind muß hingeopfert werden!“

„Ich hoffe für den Bruder den Schutz Gottes, Mutter!“ nahm Eliſabeth tröſtend das Wort, wie ſehr es auch ihr ſelbſt an Troſt gebrach. „Er, der jedes Haar zählt auf unſerm Haupt, er wird auch über den Knaben ſeine Hand halten!“

„Ich will hin zu dem Schwager!“ rief Burkhart: „ich will Heinrich von ihm fordern; er muß mir ihn übergeben!“

„O thue das, lieber Bruder!“ bat Frau Marthe flehentlich: „Ich kann nicht eine Stunde ruhig ſein, ſo lange ich Heinrich in jenen Händen des Haſſes und der nie zu ſättigenden Rachſucht weiß!“ und Burkhart ging hinweg, um mit bangem Herzen über eine Schwelle zu ſchreiten, über die er früher, auch ein Verſöhnenwollender öfters, aber ſtets fruchtlos gegangen war.

Er trat ein bei Hartung Kellner; die Hündin bellte, ihre Jungen winſelten, die Katze ſtand auf der Stuhllehne und machte einen hohen Buckel. Herr Hartung rückte die Pelzſchaube und fragte, mürriſch aufſtehend: „Auch wieder da? Was ſucht Ihr bei mir, Herr Unrath?“

„Verzeiht, daß ich Euch läſtig falle,“ erwiederte Burkhart: „ich ſuche meinen kleinen Neffen.“

„Was ſoll's mit ihm?“ fragte Hartung lauernd.

„Ich will — ich möchte — ja ich muß Euch bitten —" ſtotterte Burkhart verlegen über Hartungs ſeltſame höhniſche Weiſe: „den Knaben nun mir — zu überlaſſen, da ich doch — ſein nächſter Verwandter — und nun zurück — und er Euch — leicht beſchwerlich —"

„Hoho!" lachte Hartung widrig: „was Ihr nicht alles in einem Athem ſagt! Schnauft doch erſt aus, Ihr ſeid doch nicht Laufer geworden? Woher denn auf einmal ſo eilig? Wo habt Ihr denn die Vollmacht vom Rath, daß ich Euch den Junker Kellner ausliefern ſoll, für den ich haften muß mit Leib und Leben? Seit wann ſeid Ihr denn ſein nächſter Verwandter? Und was geht es Euch denn an, wenn er mir beſchwerlich wird, Ihr treuloſer, ſchlechter Mann, der davon gelaufen iſt, wie ein Dieb in der Nacht, der ſeine Schweſter in Jammer und Elend hat ſitzen laſſen, der ſich um das Unglück ſeiner Verwandten nicht bekümmert hat? Pfui, Schimpf und Schande über Euch!"

„Herr Kellner, ich bin nicht gekommen, mir von Euch grob begegnen zu laſſen," erwiederte Burkhart erzürnt: „ich begehre nichts von Euch, als meinen Neffen zu ſehen! Wo iſt er? Wo habt Ihr ihn? Ihr haßt Eures Bruders Blut! Ich weiß, Ihr habt — nichts Gutes mit dem Knaben im Sinne. Ich muß ihn ſehen!"

„Müßt Ihr?" höhnte Kellner: „Nun, wenn Ihr freilich müßt, ſo ſeht ihn!" Er riefs, ſtieß eine Thüre auf, und in einem kleinen, aber reinlichen und ſehr freundlichen Zimmer ſaß Heinrich und blätterte in einem Buche voll herrlicher Malereien, mehrere Pergamentbände lagen vor ihm. Herr Hartung aber ſchritt hinzu, legte ſeine Hand auf Heinrichs Lockenhaupt und ſagte: „Sehet, das iſt nun mein Sohn, und Eure zu ſpät gekommene Fürſorge bedarf er nimmer." Mit dieſen Worten zugleich hielt er ihm eine große Urkunde vor die Augen. Es war ein Adoptivbrief, kraft deſſen Herr Hartung über den Knaben in alle väterlichen Rechte eintrat, und Heinrich dafür zu ſeinem Erben eingeſetzt war.

Burkhart traute kaum ſeinen Augen, Herr Hartung aber ſchlug den Brief ſchnell zuſammen, ſchob den Beſucher aus der Thür, und rief

„Ihr habt nun geſehen, was Ihr gewollt, jetzt hebt Euch von dannen! Marſch! Und wagt es nicht, meine Schwelle wieder zu betreten, Ihr treuloſer Aechter, Ihr!“ — Krachend flog hinter dem zitternden Burkhart die Hausthüre zu.—

10.

Am Grab noch pflanzt er die Hoffnung auf.

v. Schiller.

Andreas Büchner war glücklich von Weimar zurück; er hatte den ſtrengen Feldmarſchall von Dona ſehr ungehalten auf den Erfurter Rath und die Gemeinde gefunden, aber mild geſinnt gegen den armen Kellner, und ein reiſiger Knecht des Feldmarſchalls hatte ihn, verſehen mit einem gewichtigen Schreiben an die Vermünder und Erwählten, das Geleit gegeben. Dieſe hielten eine vollzählige Verſammlung, und es waren zwei Männer wieder in ihre Mitte aufgenommen worden, die allen Haß in ihrem Herzen, wie in vergifteten Gefäßen bewahrt hatten, um ihn zur günſtigen Stunde zu Kellners Verderben, daraus hervorſprudeln zu laſſen. — Adolarius Röſſing und Nikolaus Monſtedt. Beide hatten es durch knechtiſche Demüthigungen vor den Volksgewalthabern Portius, Michel, Hans im Bart und den Uebrigen dahin gebracht, daß ſie wieder zu Gnaden und zu Vormündern angenommen wurden, und beide halfen, wie grimme Rachegeiſter, in der Verſammlung den Vorſitz führen. Röſſing hatte mächtig gealtert, ſein Scheidel war faſt kahl, aber aus den tiefen Furchen ſeines Geſichts grinſten Groll und Heimtücke. Monſtedts Geſicht war zum Schreckbild entſtellt, ein Auge war ihm aus dem Kopf geſchworen, mehrere Stellen ſeines Antlitzes waren brandſchwarz, ſo daß er einem Teufel ähnlicher ſah, als einem Menſchen. Sein Herz trug gleiche Farben.

Auf Kellners Urtel drang mehr und mehr die Gemeinde durch ihre Sprecher und ihre Schreier, und ſo war am Donnerſtag nach St. Viti die Verſammlung des Rathes und der Gemeinde wieder übervoll, und ein verderblicher Wille war allen gemein. Alle Blicke richteten ſich auf den Magiſter May, der in ſeinen Händen Donas Schreiben hielt, um es vorzuleſen, und das Gemurmel der Menge wurde leiſer und verſtummte, und der Magiſter las:

„Ehrſame, liebe Vormünder und Erwählte der Stadt und Gemeinde Erfurt!

„Es iſt landkundlich am Tage, daß Ihr damit umgehet, ohne rechtliche Urſach und bewießene Schuld den Rathsoberſten Heinrich Kellner zu richten, ergehet dieſerhalb an Euch nochmalen unſere Warnung und Bitt, Ihr möget ſolches nit thun, maßen Ihr das nit vor Gott, der Welt und Euerm Gewiſſen, wenn Ihr ſolches habt, verantworten möget; und ſoll Euch nit unverhohlen bleiben, daß wenn Ihr doch auf Euern Kopf beſtehet, und Herrn Kellner richtet, es Euch und Eurer Stadt zu beſonderm Schaden und Nachtheil gereichen wird, und meine gnädigen Herren alle ihre Macht aufbieten wollen, des ſchuldloſen Mannes Tod an Euch und Euern Gut zu rächen, und verſehen wir uns zu Euch der guten Meinung, Ihr werdet die Sach nit aufs Aeußerſt treiben, und freundlicher Bitt Gehör geben, den armen Mann nicht länger martern und peinigen, ſondern ihn lieber uns übergeben, wenn Ihr ihn nit in Eurer Stadt haben wollt; wollt Ihr ihn aber dennoch richten, ſo ſehet Euch wohl vor, daß wir ihn nit holen, und die Schneide des Richtſchwertes ſich gegen Euch ſelber kehrt. Gegeben zu Weimar am Montag nach St. Viti, des 1510ten Jahres.

Friedrich von Dona."

Kaum vermochte May den Brief zu Ende zu leſen, ſo laut erhoben ſich die Stimmen der Mißbilligung, und die größten Schreier riefen: „Reißt den Brief in Stücke! Nagelt ihn an den Galgen, wie Donas Bruder mit Euerm Brief gethan! Und henkt Kellner darüber!"

„Henkt ihn! Henkt ihn!" ſchrie es im donnernden Chor, und in wuthvoller Exaltation drängte ſich alles vor und um die Tiſche, an denen der Rath ſaß, und Portius ſchlug auf den Tiſch, daß die Tintenfäſſer hüpften, und ſchrie: „Henkt ihn, ſage ich! Macht endlich ein Ende der langen Berathung über ihn, oder die himmelblaue Schwerenoth ſoll neunundneunzig Mal hineinfahren!"

„Sitzt Cirkel über ihn! Heute noch, gleich!" gebot der Kandelgießer Michel.

„Leſet ſein Bekenntniß einer Gemeinde vor!" herrſchte Hans im Bart den Räthen zu, und das Volk des Hintergrundes und der Gallerien tobte fort und fort: „Henkt ihn! Henkt ihn!"

Da erhoben ſich Nacke und May, und Röſſing und Monſtedt, dann der Notar Tuchhefter und zwei Gerichtsſchöppen, Horn und Hildebrand, und gingen hinaus, und Portius und Michel folgten ihnen, und ſie gingen in die Temnitz, Kaspar Fuchs aber und Miſtbauer, die Stockmeiſter, Berthold und Oswald, die Achtknechte wurden bedeutet, in die ſchwarze Stube zu gehen, und den Gefangenen in die Temnitz zu tragen, wo ſich eine Anzahl Marterwerkzeuge befanden. Dort ſetzten ſich die Herren, ſo viel der Kerker faßte, auf die Blöcke nieder, und Tuchhefter nahm an einem kleinen Tiſch Platz, und legte ſein Schreibegeräth darauf, nachdem Ehrenfried eine Hängelampe angezündet hatte, und der unglückliche Gefangene ward auf einem Stuhl hereingetragen.

„Nun las ihm Nacke abermals Punkt für Punkt die Bekenntniſſe vor, die man ihm früher erpreßt durch unmenſchliche Marter, er war aber ſo matt, daß er kaum reden konnte, und ächzte tief, und ſagte zu allem mit leiſer Stimme: „Jaja — jaja,“ und der Ton drang durch Mark und Bein, daß ſich die rohen Schergen ſchaudernd abwandten,' und die Schöppen einander entſetzt anblickten, aber Kellners Todfeinde rührte ſein Elend nicht. Tuchhefter hatte das Dupplikat des Bekenntniſſes vor ſich liegen, und machte zu jedem Punkt, zu dem Kellner ja ſagte, ein rothes Kreuz, und nach einer quaalvollen halben Stunde hatte er zwei Bogen voll rothe Kreuze, Kellner wurde in ſeinen Kerker zurückgetragen, und die Richter gingen in die ungeduldig harrende Verſammlung zurück.

„Leſet! Leſet!“ ſchrie die Menge, und hoch in der Hand die Schrift erhebend, die ausſah, als ob blutige Thränen darauf gefallen ſeien, trat Nacke vor, und las:

„Solches hat nun Herr Heinrich Kellner in unſrer und vier Zeugen Gegenwart in der Temnitz auf dem Rathhaus zu Erfurt aus freiem Muth, ungezwungen, unbenöthiget und ungedrungen unter andern bekannt und ausgeſagt, wie folgt:“

Nun kam Artikel auf Artikel jener ſchändlichen Beſchuldigungen, die Kranichfeld auf den Verrathenen gehäuft, es kamen Bekenntniſſe von Geldunterſchlagungen, Veruntreuungen aller Art und mehr als eine niedrigkleinliche Anklage, die kaum einer Wiederlegung werth, dann ſchloß der Vorleſer: „Solches wie oben angezeigt und beſchrieben, habe ich hier unterſchriebener Notarius aus öftern Bekenntniſſen und Ausſagen Herrn Heinrich Kellners gezeichnet und beſchrieben, und unter heutigem Dato beſtätigt und confirmirt, auch dieſelben Effect nicht verwandelt noch mutiret bei welchen die ehrſamen Georg Hildebrand und Conrad Horn als Zeugen darüber gebeten und gefordert geweſen ſind.

Andreas Tuchhefter.“

Kaum hatte Nacke den Mund geſchloſſen, als wieder ein fürchterliches Toben anhob und alle

Bürger durcheinander ſchrien: „Das ſind ſchöne Dinge! Alſo ſo geht es zu, ſo iſt es zugegangen bei dem hochweiſen Rath! So untreu iſt Kellner mit uns umgegangen! Wir armen Bürger haben Steuern auf Steuern geben müſſen! Geſchoß auf Geſchoß! Schatzung auf Schatzung! Und in ſo ſchwerer Zeit! Ei, wenn die Rathsherrn unſer Geld ſtehlen wollen, da müßten wir viel Geld haben! Wir haben keine Fortunatusſeckel! Wir ſind ausgeſeckelt! Längſt wäre die Gemeinde aus dem Unrath und der Schuldenlaſt gekommen, wenn treulich wäre mit ihr verfahren worden! Jetzt können wir lange ziehen, ehe der Karren aus dem Moraſt kommt!“

Vergebens klopfte Racke auf den Tiſch, Ruhe gebietend, vergebens läutete May aus allen Kräften mit der Schelle, und andre riefen: „St! St!“ „Silentium!“ Der heraufbeſchworne Sturm ließ ſich nicht beſprechen durch Ziſchen und gebietende Worte, ſondern tobte in ſeiner Wuth fort, und Portius, Michel und ihr Anhang ſchrien: „Hat Kellner nicht Mitleid gehabt mit uns in unſrer großen Schuld, in dem großen Unrath, dahinein die Bürgerſchaft doch nur durch des Rathes Verſchwendung gekommen iſt, und hat er uns noch dazu das Geld aus dem Seckel geſtohlen, ſo wollen auch wir kein Mitleid mit ihm haben, und wenn die heilige Dreieinigkeit für ihn bäte! Wir wollen ihn gehenkt ſehen!“

„Henkt ihn! Henkt ihn!“ brüllte der Haufen, und Racke rief: „Ruhig, liebe Freunde und Mitbürger! Ruhig! Das Gericht wird Cirkel ſitzen über ihn, und was er verdient hat, ſolches wird ihm werden!“

Da jauchzte das Volk lauten Beifall und einige Stimmen aus dem Haufen tönten: „Das läßt Euch Gott reden! Wir wollten Euch ſonſt alle todt geſchlagen haben!“

Jetzt rief aber Röſſing aus, da es wieder ſtiller geworden: „Habt Ihr denn auch einen Henker?“

Und fragend ſahen die Männer einander an, und es wurde wieder ein Gemurmel vernehmbar: „Teufel! Nein! Unſer Henker iſt davongezogen! Woher nun einen Henker nehmen? In den Fürſtenſtädten umher brauchen ſie ihre Leute ſelbſt und werden uns keinen hereinlaſſen!

Das iſt Sache des Stadtſchultheißen, der muß einen ſchaffen, das Gericht iſt Mainziſch, Mainz mag ſeiner Tochterſtadt einen Mann ſtellen, der geſchickt iſt, und mit henken und köpfen gut umzugehen weiß!“ Und laut rief dann Portius: „Sorgt nicht, einen Henker wollen wir ſchon bekommen! Für Kellner ſowohl, als für alle, die in ſeine Fußtapfen treten, und gemeiner Stadt Gut trüglich an ſich zu bringen trachten!“ —

Zum letztenmal trat Nikolaus Zote in Kellners Kerker, ihn vorzubereiten auf das nahe Ende, ihn durch fromme Tröſtungen den ſchweren Weg vom Tag des Lebens in die Nacht des Todes zu erleichtern.

„So meint Ihr, daß ich nicht zu retten ſei?“ fragte der Gefangene mit matter Stimme, und wie traurig und jammervoll auch ſein Leben nun über Jahr und Tag geweſen, dennoch ging mit der ſinkenden Lebensſonne ihm die Lebensluſt nicht unter, ſondern warf in des Kerkers Grabesdunkel noch ihre Abendrothſtrahlen.

„Wendet Euch ab vom irdiſchen Hoffen,“ ſprach Pater Zote: „und richtet Euern Blick in das Jenſeitland und ſtärkt Euch mit dem Glauben und dem Vertrauen, daß Ihr dort einen gnädigern und mildern Richter finden werdet, als Ihr hier gefunden!“

„Ach mein Weib, meine Kinder!“ ſeufzte der Gefangene: „ſoll ich ſie denn nicht noch einmal ſehen? Nicht Abſchied von ihnen nehmen? O wie wird es ihnen ergehen? Arme Marthe! Arme Kinder! Was macht der Stadtſchreiber Zimmermann, kennt Ihr ihn, wißt Ihr von ihm?“

„Nichts,“ war Zotes Antwort, „als daß er am Sonntag begraben worden iſt.“

„Begraben? Todt?!“ rief Kellner erſchreckt aus, und ſeufzte tief, und murmelte einige unverſtändliche Worte. „Und mein Weib, meine Tochter?“ begann er wieder zu fragen.

„Sind im Kloſter Neuwerk bei den Auguſtinerinnen, macht Euch keine Sorge um ſie;“ tröſtete der Pater.

„Und wo iſt mein Sohn, mein Heinrich? Der gute liebe Knabe, wo iſt er, wenn die Mutter und die Schweſter in ein Kloſter gegangen?“

„Er iſt in guten Händen, ſeid unbeſorgt um ihn,“ erwiederte Zote: „der hochweiſe Rath hat ihn Euerm Bruder Hartung anvertraut.“

„Wehe! Wehe!“ heulte da Kellner laut auf: „mein Sohn, mein armer Sohn! Und in guten Händen, ſagt Ihr? Bei dem Unmenſchen, der mich ſo unverſöhnlich haßt, in deſſen Händen mein Sohn? Hahaha, das ſind gute Hände! das, gute Hände! O Pater! bei des Himmels Barmherzigkeit bitte ich Euch, auf die Ihr mich hoffen und vertrauen gelehrt habt, fleht meine Richter, meine Peiniger an, daß ſie mich noch einmal die Meinen ſehen laſſen! Ich will ſehen, ob mein Sohn noch lebt, ob ihn der Unmenſch nicht ſchon erwürgt hat, der mir nie, nie verzeiht!“

„Herr Kellner, ſeid ein Mann!“ ermahnte der Geiſtliche. „Ich hatte gehofft, Euch gefaßter zu finden. Was ich thun kann, will ich redlich thun; jetzt aber ermahne ich Euch ernſtlich, Eure Gedanken zu ſammeln, mit mir zu beten, und mir noch einmal zu beichten, damit ich Euch Abſolution ertheilen und Ihr durch den

Schmerzenstod als ein bußfertiger Sünder eingeht in das ewige Leben.“

Kellner ſuchte ſich zu faſſen, er lieh ſein Ohr den Prieſterworten, dennoch waren ſeine Gedanken nicht immer bei Zotes Rede, ſondern bei ſeinen Lieben, und waren beſchäftigt mit dem Schickſal und der Zukunft derſelben. —

Als ihn der Beichtiger verlaſſen hatte, gab er ſich lange ernſten und wehmüthigen Betrachtungen hin. „Werde ich denn ſterben?“ fragte er ſich ſelbſt: „Iſt denn wirklich mir der Tod ſo nah — und die kommende Nacht — ſoll ſie wirklich meine letzte ſein? Ich kann es kaum glauben; mir iſt, als ob ich noch nicht ſtürbe. Bin ich doch ſicher vor Henkers Hand; gewiß, gewiß, es wird etwas geſchehen, was mich rettet! —“

Als es Abend wurde, fuhr ein Wagen vor das Rathhaus, der Gefangene wurde aus ſeinem Kerker in die Temnitz getragen, die minder grauſenvoll war, und in Begleitung Zotes und eines Rathsbeiſitzers trat Kellners Familie zu ihm ein. Mit herzergreifendem Jammer ſanken die Frauen an die Bruſt des Gatten und Vaters, und hatten lange keine Worte. Der höchſte Schmerz iſt immer ſtumm, und wer fühlte nicht, daß es der höchſte Schmerz ſei, ein geliebtes Leben verfallen zu wiſſen einem ſchimpflichen Tod und deſſen dunkle Stunde unabwendbar nah? Ach, da kann das gequälte Herz nur durch Thränen Zeugniß und Kunde geben von der Pein, die es zerreißt.

„Mein Heinrich, mein Sohn! Sehe ich Dich wieder?“ rief Kellner bewegt, und preßte den Knaben feſt an die Bruſt. „O ſprich, iſt es wahr, haben ſie Dich zu meinem Bruder gegeben? Wie hält er Dich? Hat er Dir nichts für mich geſagt, lieber Heinrich?“ —

„Er hat mir einen Zettel an Euch mitgegeben, mein Vater!“ erwiederte der Knabe, und zog ein Papier hervor.

„Ob gieb, gieb es mir ſchnell!“ rief Kellner, von Angſt und Freude gleich beſtürmt, und riß Heinrich das Blatt aus der Hand und las: „Dein Sohn ſoll hinfort mein Sohn ſein; Du — fahre in Frieden hin — ich habe Dir verziehen, um Deines Sohnes Willen! Dein alter Bruder Hartung.“

„O Gott, ſo haſt Du mein heißeſtes Gebet erhört! Des Bruders Racheſluch folgt mir nicht übers Grab!“ rief Kellner weinend. „Du weißt auch, Gott, wie ſchwer ich büßte!“

„Aber will er mich nicht ſehen?“ fragte er dann die Seinen.

„Sehen könne er Euch nicht, ſagt er,“ antwortete der Pater: „Euer Anblick ſei ihm kein Erfreulicher, ſein langer Haß iſt ihm leid, ſähe er Euch nun ſo in Eurem tiefen Elend, würde es ihn allzuſehr erſchüttern.“

„Nun, wie er will!“ ſeufzte Kellner und faßte des Sohnes Hand, und ſprach: „Liebe ihn, Heinrich! Ehre ihn als Deinen Vater, ſei fromm und fleißig! O mein Sohn, mein Sohn!“

Der Schmerz übermannte ihn, der Gedanke, daß ſeiner Kinder ganze Lebenszeit getrübt werden müſſe durch die Erinnerung, welchen Tod ihr Vater erlitten, war ihm allzubitter.

Eliſabeth umkrampfte lautweinend den Unglücklichen. „Meine Tochter!“ flüſterte er: „ſei ſtill, ſei ſtill! — Du haſt mir Dein Glück, Deine Liebe — alles zum Opfer gebracht! Der Mann iſt todt, der es ſo treu mit mir und Dir meinte! Ach, daß Treue immer ſo ein kurzes Leben hat! Meine gute Elſe, Gott ſegne, Gott ſtärke, Gott tröſte Dich!“

„Ich folge Euch bald nach, Vater!“ ſchluchzte Eliſabeth: „Euch und ihm; droben finden wir uns wieder, droben bin ich ſein!“

„Meine gute, treue Marthe, ſo lebe denn wohl!“ wandte ſich Kellner zu ſeinem Weibe, die ſich auf ihre Kinder ſtützte und bitterlich weinte. „Lebt alle wohl, und betet für mich! — Wo iſt mein Bruder Balthaſar?“

„Das weiß Niemand!“ antwortete Marthe: „Millwitz und Hirſchbach ſind zurück, auch mein Bruder und mehrere andere, aber von ihm hat keiner eine Kunde mitgebracht!“

„Mag es ihm wohlgehen, und beſſer als er es verdient!“ ſeufzte Kellner: „Und nun, meine Lieben, bleibt mir nichts, als Euch der Gnade Gottes zu empfehlen, bleibt mir nichts, als Euch Lebewohl zu ſagen für dieſes Leben; umarmt mich, und geht! O ich glaube, der bittre Schmerz um Euch wird dem Nachrichter ins Amt greifen!“ —

Während hier ein Aufruhr aller ſchmerzlichen Gefühle die verwandten Herzen durchwogte, während mit Jammer und Klage hier ein Abſchied genommen wurde, den jedes fühlende Herz ſich beſſer ſchildert, als es die Feder des Erzählers vermag, tobte ein Aufruhr andrer Art durch die Stadt, die der wilden Ausbrüche des Tumultes bereits gewohnt war. Die Volksrotte, die Kellners Tod wollte, ſtrömte, ihre bekannten Führer an der Spitze, dem Mainzer Hof zu; mit ſich führten ſie gewaltſam den Vogt und Heimbürgen Heinze, von dem ſie verlangt, daß er einen Henker ſchaffe, was doch nicht in der Macht des Mannes ſtand.

Laut und ungeſtüm wurde im Mainzer Hof der Stadtſchultheiß vom Volke gerufen. Der Pfalzgraf bei Rhein erſchien und ſuchte vergebens zu ſprechen, das Geſchrei der Menge übertäubte ihn.

„Einen Henker! Einen Henker wollen wir! Morgen muß Kellner henken! Wollt Ihr Herren von Mainz Gerichtsbarkeit üben, ſo ſorgt auch, daß es an nichts fehle! Einen Henker müſſen wir haben!“

„Helft mir! Helft mir, edler Herr!“ flehte der Heimbürge, den Hans im Bart und Schierſchmidt feſthielten. „Das Volk zerreißt mich!“

„Schweige Heinze! Schweige!“ brüllten Hans und Andre. „Verſprichſt Du, einen Henker zu ſchaffen? Willſt Du? Du ſchaffſt ihn! Oder Du henkſt Kellner ſelbſt, oder wir henken Dich! Jetzt wähle!“

Und zu dem Stadtſchultheißen ſchrie die Menge empor: „Morgen! Morgen muß Kellner henken! Danach richtet Euch, oder wir wollen ihn richten, und Euch dazu!“

Nur mit Mühe beſchwichtigten die Mainzer Herren den tobenden Volksſturm durch die Verheißung, daß, wenn nicht noch am Abend, doch morgen früh gewiß ein Nachrichter da ſein ſollte, und es ward ein Aufgebot erlaſſen an das ganze Zimmergewerk ohne einige Ausnahme, noch in derſelben Nacht einen Galgen aufzurichten.

Da zog das Gewerk auf mit allen Meiſtern, Geſellen und Lehrjungen, mit klingendem Spiel und Vorantragung der Fahne, die der Herren-Zimmermann, Meiſter Nickel, trug, über die Krämerbrücke, die Eimergaſſe, durch die Krämpferſtraße und Vorſtadt zu dem Graben, wo noch innerhalb des Walles bei Fackelſchein das Werk begonnen, und der neue Galgen unter allen bei ſolchem wichtigen Bau üblichen Handwerksceremonien errichtet wurde.

Wie der Morgen mit bleichem Schimmer über den Ettersberg heraufdämmerte, war das Zimmergewerk noch in voller Arbeit, als die Sonne aufging, fanden ihre erſten Strahlen das hochragende Blutgerüſt vollendet.

Und in der Stadt begann nun ein Treiben, als ob der höchſte Freudentag nahe ſei. Allen Häuſern und Hütten entſtrömte Volk, jauchzend und frohlockend grüßten ſich Bekannte und riefen einander freudig zu, was des Tages grauenvolle Loſung zu ſein ſchien: „Heute muß er henken!"

Die Bürgerguardia trat im hellen Waffenſchmuck prunkend, zuſammen, alle Soldknechte marſchierten auf, jede Rotte mit ihrem Fähnlein, der Fiſchmarkt war von Menſchen ſo voll gedrückt, daß kein Apfel zur Erde hätte fallen können, und nur mit Mühe machten die Wappner einen Raum rund um das Rolandbild frei, denn nun ſollte öffentlich, vor allem Volk, Gericht über Kellner gehalten werden. Ein Gemeingeiſt, wie er in der bisherigen Zeit nicht zu finden geweſen, ſchien am heutigen Tag Alle zu beleben, und es war, als ob der Freitag vor Petri und Pauli zum großen Verſöhnungsfeſt zwiſchen Rath und Bürgerſchaft werden ſolle, als ob Kellners Leben das einzige Opfer ſei, das der tyranniſche Volkswille gebietriſch fordre.

Ein Henker hatte ſich, alles Nachfragens ohngeachtet, noch nicht gefunden.

Das Gericht trat aus dem Rathhaus und nahm bei dem Rolandbilde ſeine Sitze ein. Nacke führte den Vorſitz, Röſſing und Monſtedt traten im Namen der Gemeinde als Kellners Kläger auf, und nun entſtand ein Drängen und Drücken in der dichten Volksmaſſe und alles trat auf die Zehen; das Brunnenhaus war ganz mit Menſchen bedeckt, alle Fenſter waren voll Zuſchauer, alle Balkone voll, die Dachlucken alle voll, ja auf den Firſten der Dächer ſaßen Leute, um die Statüen auf manchem Frontiſpice ſchlangen ſich Arme, manche Dächer waren ganz abgedeckt, alles Volk wollte das Opfer des allgemeinen Haſſes ſehen.

Das Volk iſt gern Regent, und dann immer ein ſehr ungnädiger und geſtrenger, das Richtſchwert dünkt ihm auch das Schwert des Rechts, und im Abgrund der Seelen derer, die da vorgeben, Tyrannen ſtürzen zu wollen, lauert immer ſchon die eigne blutdürſtige Tyrannei, damit ſich das Wort von der Geiſel und den Skorpionen erfülle, von dem alle Zeiten Zeugniß geben.

Dann entſtand auf dem Fiſchmarkt eine erwartungsvolle Stille, das Gemurmel verſtummte, das Meer des Volksſturmes ebbte, bis es plötzlich wieder laut aufbrauſte in tauſend und abertauſend Verwünſchungen. Kellner ward vor das Gericht getragen.

Wie hatte das Jahr der Haft den Mann verändert! In ſich zuſammengekrochen war die hohe Geſtalt, der ſtolze Ausdruck ſeines blühenden Geſichts, wo war er hin? Ein runzelvolles verzerrtes Greiſenantlitz zeigte er, ſein Haar, ſo viel ihm nicht ausgefallen, ſo viel er ſich in Angſt und Verzweiflung nicht ausgerauft, war ſchneeweiß geworden, und ſein Geſicht ſo todtenbleich wie die Pflanzen, die in ewigen Nächten keimen, in denen kein Strahl des Lichts die freundliche Hoffnungsfarbe weckt.

Nie hat vor einer frohlockenden Menge, vor unerbittlichen Richtern, ein erbarmungswertheres Bild des Jammers gestanden, wie hier. Zitternd und ſchwach ſaß der Mann, der einſt in dieſer Stadt fürſtengleich gewaltet und geboten, auf dem Armenſünderſtuhl; nicht Hand, nicht Fuß vermochte er zu regen, dahin hatten ihn die Folter, dahin ihn der ungeſunde Kerker gebracht.

Und jetzt traten die Männer hervor, deren glühendgenährter Haß die Eumenidenfackel gegen ihn fort und fort geſchwungen, und klagten ihn, nach hergebrachter Weiſe, vor allem Volk laut an im Namen dieſes Volkes.

Kellner vermochte kaum zu reden, doch ächzte er die Worte hervor: „Gebt mir einen Fürſprecher, um Gottes Willen!“

Aber die Richter antworteten ihm: „Ihr ſeid Eurer Miſſethat überwieſen und eingeſtändig, deshalb hilft Euch kein Fürſprecher mehr, maßen Ihr durch ſelbigen um nichts bitten laſſen könnt, als um Gnade; Gnade ſoll Euch aber nicht werden, ſondern Recht!"

„Unrecht will immer Recht ſein!" ſeufzte Kellner, und Racke rief ihm zu: „Ihr könnt und ſollt keinen Prokurator haben!" — Und im drängenden Volk erhoben ſich die Stimmen der wilden Wortführer: „Wer ſich aufwirft zu des falſchen Mannes Fürſprach, den wollen wir auf der Stelle ſteinigen!"

Da wurde es dunkel vor Kellners Augen und er ſank in ſeinen Stuhl zurück und ſtöhnte: „Tragt mich — hinein — ich habe noch — etwas — zu ſagen —" und die Ohnmacht überkam ihn, daß Viele meinten, er werde gleich ſterben. Und man trug ihn wieder in das Haus und hielt ihn ſtärkende Geiſter vor, bis er ſich erholte und reichte ihm einen Becher Wein. Mehrere aber der Vormünder waren mit hineingegangen, zu vernehmen, was er vorzubringen habe.

Und nach einer Weile, als er ſich ein wenig erkräftigt fühlte, ſprach er: „Jetzt ſehe ich, womit Ihr umgeht! Gott erbarme ſich meiner! — Soll und muß ich denn ſterben, ſo ſage ich Euch nochmals bei meiner Seelen Seligkeit, daß ich weder dem Rath noch der Gemeinde, nicht Heller, nicht Pfennig entwendet! — Was ich bekannt habe, hat mir die große und unausſprechliche Noth und Marter entpreßt, die Ihr mir Armen angethan an Hand und Haupt, an Leib und Füßen, wie es vor Augen iſt. — Tödtet mich nur immerhin! — Zehnmal lieber den Tod, als noch einmal leiden ſolche unendliche Pein. — Nein und aber Nein ſage ich zu allen, was ich bekannt, und widerruf' es! — Hier iſt mein Metſchger — es ſind noch einige Groſchen darin — bitte — gebt ihn meiner Frau, ſie wird nun wohl betteln müſſen — Ihr verſteht es ja, die Leute arm zu machen!" —

„Wenn Ihr ſonſt nichts vorzubringen habt" — ſprach Röſſing: „ſo ſpart Euch die Worte, uns die Zeit! Euer Widerruf und Läugnen kommt zu ſpät, man wird Euch nur Euer Recht anthun!"

„O Röſſing!" klagte Keßner: „Das Recht wäre wohl gut, wenn man's nicht krumm machte!" Und dann ſchlug er die Hände an das

Geſicht, ſeufzte tief auf und ſagte nichts mehr; und nach einer Weile trugen ihn die zwei Stockmeiſter wieder heraus vor das Gericht.

Unterdeß waren alle Thore geſchloſſen worden, alle Thorthürme waren bemannt und nicht weniger als zweitauſend Bürger waren aufgeboten, in ihrem beſten Harniſch zu erſcheinen, denn man fürchtete, daß Dona mit einem fürſtlichen Heer ſeine Drohung wahr machen würde, und es durfte Niemand aus den Thoren, noch Jemand herein. Und noch immer war kein Henker da.

Dieſen Umſtand vernahm Kellner und ſah, wie die Richter in Verlegenheit waren, und er ſchöpfte neue Lebenshoffnung. „Deine Weiſſagung erfüllt ſich, alte Sibylle!" ſprach er in ſich hinein. „Ihr ſeid ſicher vor einem Henker!" ſprachſt Du, und jetzt trachten ſie vergebens nach einem. Wunderbare Weisheit, die kommende Dinge in der Hände Lineamente verzeichnet, noch wunderbarere Kunſt der Chiromantie, die dieſe Hieroglyphen enträthſelt! Wenn Du nicht trüglich biſt, ſo bin ich vom ſchimpflichen Tod gerettet!"

Und wie ſeine Gedanken begannen, ſich zu ſchaukeln im Wiegenbett der Sicherheit, und das Gericht in großer Verlegenheit ſaß, den Gang der Handlung verzögert und heimlich flüſterte, entſtand an der Rathhausecke ein plötzliches Gedräng, und drohende Stimmen wurden dort laut, und geballte Fäuſte hoben ſich gegen einen Menſchen, der mit aller Anſtrengung und wildverzerrten Zügen ſich mit Gewalt durch die Menge zu arbeiten ſuchte, und endlich ausrief, als ſeine Bemühung mit Puffen und Tritten zurückgewieſen wurde: „Laßt mich durch! liebe Leute, laßt mich durch! Gebt dem Henker Raum! Ich bin der Henker!"

Da drückte ſich die Menge ſcheu auseinander, und mit kecker, frecher Stirne trat der wüſte Menſch vor das Gericht und rief: „Holla, Ihr Herren! Wenn Ihr mir einen guten Lohn gebt, ſo will ich zum Meiſter werden an Herrn Kellner durch Strang oder Schwert, oder wie es Euch beliebt!"

Wie das Kellner hörte, ſchrak er ſichtbarlich zuſammen, denn die Stimme kam ihm bekannt vor, und er blickte auf und ſchauderte, und aus ſeiner gepreßten Bruſt entrang ſich mit dumpfem Laut der Name: Andres!"

„Wer biſt Du?" fragte Racke den Jüngling: „Mir iſt, als habe ich Dich ſchon geſehen!"

„Ich bin der kleine Andres aus Schwerſtedt, ein armer Tropf, edle Herren!" antwortete der freche Böſewicht. „Ich möchte gern ein Stück Geld verdienen, und Euch dienen, gnädige Herren, denn ich habe gehört, daß Ihr ſuchen und fragen laſſen nach einem guten Menſchen, der Herrn Kellner vom Leben zum Tode bringen wollte, und das will ich nun thun, wenn es Euch genehm iſt, durchlauchtige Herren!"

Da beſprach ſich das Gericht heimlich, und weil die Zeit drängte und das Volk anfing zu murren, und ſchon fürchtete, ſein Opfer möge ihm entgehen, wurde Andreß zum Henker angenommen um dreizehn Gulden, und nicht gefragt, ob er auch in der Kunſt erfahren.

Kellner aber ſaß in großer Schwäche und Todtesangſt, und in ſeinem Gehirn jagten ſich Flüche und Gebete und verzweiflungsvolle Verwünſchungen durcheinander.

Und noch einmal wurde ihm ſein Bekenntniß vorgeleſen, und Racke fragte im Namen des Gerichts: „Herr Heinrich Kellner, bekennt Ihr das?“

„Nein, nein!“ ächzte der Gefragte: „ich habe es ſchon geſagt und bleibe dabei, was ich bekannt habe — das machte die große Marter!“

„Herr Kellner,“ entgegnete Racke: „Ihr habt alles vorher mehr denn einmal ohne Marter bekannt, nun wird Euch Euer Läugnen nichts helfen!“

„Ja ja!“ ſprach Kellner: „Ihr habt Recht, ich ſehe es ein, was ich rede, iſt alles umſonſt! Ihr wollt meinen Tod! Soll und muß ich aber ſterben, ſo ſterbe ich darauf, daß ich unſchuldig an dem bin, weßhalb Ihr, meine Feinde, Eure Tücke, Eure Rachgier, Euer böſes, falſches Herz mich angeklagt! Kann es nicht anders ſein — nun ſo bitte ich — um das Schwert!“

Das hatte er kaum geſprochen, ſo entſtand im Volk ein überlautes Rufen und Schreien: „Hört! Hört! Er bittet um das Schwert! Hätte er den Tod nicht verdient, ſo bäte er nicht um das Schwert! Was er verdient hat, das werke ihm, der Galgen! der Galgen! Wenn ihn das Gericht nicht gleich dazu verurtheilt und richtet, ſo wollen wir die Herren todtſchlagen ſammt und ſonders, und Kellner dazu, wonach ſich die Herren zu achten haben!“

Auf dieſe wilde Drohung ſtand das Gericht in großer Angſt und beſprach ſich, und ſammelte Stimmen, und nach einer peinlichen Viertelſtunde trat der Gerichtſchreiber Tuchhefter mit dem Urtel in der Hand unter das Rolandbild, und las mit lauter Stimme den endlichen Beſchluß ab:

> „Auf Klag und Antwort, auch nothdürftige wahrhaftige Erfahrung und Erfindung nach hergebrachtem Brauch und rechter Ordnung iſt durch Urtheiler und Schöffen dieſes Gerichts endlich zu Recht erkannt, daß Er, Heinrich Kellner, ſo gegenwärtig vor dieſem Gericht ſtehet, der Uebelthaten halber, ſo er gegen gemeiner Stadt Nutz und Wohlfahrt verübt hat, an den Galgen mit dem Strang oder Ketten vom Leben zum Tod gerichtet werden ſoll!“ —

Dann brach Dietrich Nacke den Stab über Kellner.

Und ein donnerndes Beifalljauchzen erhob ſich, lautes, ausgelaſſenes Gelächter, Händeklatſchen das kein Ende nehmen zu wollen ſchien, ein Jauchzen, anſchwellend wie Sturmfluthen, und den Markt übertoſend wie ein langrollender Donnerwiederhall. Kellner aber neigte das Haupt auf die ſchwerathmende, gequälte Bruſt, und ſank in eine neue Ohnmacht; als er daraus erwachte, ſaß er ſchon gebunden auf dem Karn, vor dem die Schergen eine ausgehungerte Mähre ſpannten, und ſah ſich umringt von den Wappnern des Rathes, welche an der Zahl fünfhundert vier und vierzig, den Zug begleiten ſollten. Vor dem Armen aber ſaß Andres, und blickte ihn mit teufliſchem Hohn, mit der wilden Freude der verruchteſten Bosheit an, und zeigte ihm die lahme Hand, in welcher er die Zügel der Mähre hielt, die den Wagen jetzt fortzog, während der Strom des Volkes wildfluthend durch Gaſſen und Straßen wogte, dem Krämpfer Thore zu.

Drohend ragte auf dem Wall der neue Dreifuß; die Armeſünderglocke wurde geläutet, und um das Hochgericht drängten ſich des Volkes zahlloſe Maſſen mit furchtbarem Ungeſtüm.

Und noch einmal regte, ſchon nahe dem ſchrecklichen Gerüſt, ſich in Kellners Buſen die Hoffnung, als er den neuen Galgen ſah, und er rief von ſeinem Wagen herunter: „Thörigte, was beginnt Ihr? Habt Ihr Euch den Galgen gar in die Stadt gebaut, damit Eure Feinde ſagen können, die Erfurter dürfen nicht zum Thore hinaus, wenn ſie einen henken wollen? Bringt um mich elenden Mann, nicht Euch und Eure Kinder in Schimpf und Schande, und führt mich dahin, wo Ihr andre arme Sünder auch richtet!“ Solches ſprach er nun freilich nur, um aus der Stadt zu kommen, denn er hoffte immer noch auf Befreiung, aber als nun der Wagen bei dem Galgen hielt, ſchrieen Michel und Portius und Hans im Bart ſelbſt: „Weiter, weiter! Hinaus auf den Stollberg! Henkt ihn, wo man andre Diebe henkt!“ und laut und ſtürmiſch ſtimmte das Volk in dieſen Vorſchlag ein.

Da mußten ſich die Söldner eng ſchaaren, und die bewaffneten Bürger mußten faſt alle ausrücken und zwei große Karrenbüchſen wurden geladen und hinaus auf den Stollberg gefahren, auch wurde rund um das Gericht eine Wagenburg von mehr als ſechzig Wagen aufgeſtellt, um jeden feindlichen Ueberfall abzuwehren. Durch dieſe Anſtalten verzögerte ſich das Weiterfahren Kellners geraume Zeit, und wie der Wagen noch am Krämpfer Wall hielt, drängte ſich ein Greis durch die Wappner, die ſeinem Flehen Raum gaben, und das war Adam Eckart, Kellners Knecht, der jammernd auf ſeinen Herrn zuſtürzte.

„Adam, guter Adam!“ ſprach Kellner, und der alte Mann konnte nichts erwiedern, als: „O Herr, o Herr!“ bis ſein thränenvoller Blick auf den Henker fiel, und er ſchaudernd Andres erkannte und zornig ausrief: „Du willſt meinen Herrn richten? O unerhörter Frevel! O Schandthat ohne Gleichen! Andres! Deinen Pathen! Andres, den Mann, der Dich vom Galgen losgekauft hat! Andres!“ Aber der Lotterbube that nicht, als ob er ihn hörte, und Kellner ſprach: „Sei ruhig, Adam, gehe hinweg — ſprich ein Gebet in meiner Todtesnoth! Armer Mann! Armer Mann!“

„Gottverworfner Schandbube! Abſchaum

der Hölle! Satansknecht!" brach Adams Wuth gegen Andres los, und wollte ihn mit Verwünſchungen überſchütten, aber dieſer kehrte ſich hohnlachend um, und hieb den Greis mit der Peitſche ins Geſicht, daß ihm Sehen und Schelten verging, und gleich darauf fuhr der Wagen weiter und hatte bald den Stollberg erreicht, auf dem es außerhalb der Wagenburg, von vielen Tauſenden der Zuſchauer wimmelte.

Nun wurden erſt Reiter ausgeſandt nach allen Richtungen hin, um zu ſpähen, ob ſich nicht von irgend einer Seite ſächſiſches Kriegsvolk zeige, um die Hinrichtung zu verhindern, die auf den Straßen nach Buttſtedt und Weimar ſtreifen mußten, es zeigte ſich aber nirgend etwas Feindliches.

Wie Kellner dieſe wichtigen Anſtalten und die mit Bewaffneten vollzählig beſetzte Wagenburg erblickte, rief er: „O wie kurz iſt Euer Glaube!"

Noch hatte er mit ſeinem Henker kein Wort gewechſelt, aber als nun näher und näher der ſchreckliche Augenblick kam und ſeine Seele erbangte, ſprach er: „Andres! habe ich das um Dich verdient? Willſt Du Deines Pathen Henker werden? Wehe Dir, der ſolche Schandthat auf ſich lädt; wenn Du nicht gekommen wäreſt — wenn Du noch zurückträteſt, Andres, ſo litte ich nicht den ſchimpflichen Tod! Andres, willſt Du mich wirklich henken?“

„Ja, Herr Path, ich will!“ grinſte Andres mit teufliſcher Ruhe. „Seht dieſe Hand, die iſt lahm, die habt Ihr mir entzwei geworfen! Ich habe mich dem Teufel verlobt, der Euch zu meinem Pathen gemacht, wenn er Euch in meine Hand gäbe, und er hält Wort. Ich habe Euch Rache geſchworen, die fürchterlichſte Rache, und halte Wort! Ich will mich weiden an Eurer Todtesnoth, wie Ihr Euch geweidet habt an meinem Elend! Das ſchwör ich Euch bei allen Quaalen der Verdammniß!“

Der Entſetzliche hob vor ſeinem Opfer die Finger der rechten Hand zum Schwur, und mit einem angſtvollen Schrei fuhr Kellner plötzlich auf, ſtarrte nach dem Ring, den Andres trug, deſſen Granaten blutroth in der Sonne leuchteten, und ſtieß leiſe, daß es die Begleiter des Wagens nicht hören ſollten, die Worte hervor:

„Andres! Andres, wo haſt Du den Ring her! Sag es, ſag es, ich beſchwöre Dich!"

Gleichgültig ſah Andres auf den Ring. „Was fragt Ihr danach?" erwiederte er: „Was geht Euch das Ringlein an?"

„Ich kenne den Ring! Ich kenne ihn!" wehklagte Kellner, furchtbar erſchüttert: „Einſt war er mein, wehe, daß ich ihn wiederſehe, heute — an ſolcher Hand! — Anne! Anne! Das iſt Dein Gerichtsfrohn, das iſt der Schöffe des heimlichen Gerichts, der mir heute den Rachedolch in die Bruſt ſtößt! Andres, wo haſt Du den Ring her? Sage mir das eine, und ich will Dir meinen Tod verzeihen! Haſt Du eine arme Sünderin gerichtet, und ihr ihn abgezogen? Haſt Du ein Weib ermordet, und ihr ihn abgezogen? Rede, ich bitte Dich!"

„Schwatzt nicht aus der Schlafhaube!" ſchnauzte Andres den gemarterten Frager an. „Den Ring hat mir die alte Sabine gegeben!"

„Die alte Sabine? — Wer iſt das?" fragte Kellner geſpannt.

„Nun, des Teufels Großmutter iſts, wenn ſie noch lebt!“ war die Antwort: „dieſelbe, die Euch aus der Hand gewahrſagt hat im Steigerwald, und Euch hernach bei mir zu Gevattern gebeten!“

„Dieſe? dieſe? Weh! Meine Gedanken kreiſen! Gieb Acht, Andres, gieb Acht! Gleich wird mir der helle Wahnſinn aus dem Gehirn ſpringen! — Was ſagſt Du? Sabine? Wo hat Sabine den Ring her? Sag es mir, ſag es mir!“ wimmerte Keßner.

Aber Andres hatte kein Ohr für die Bitte des Verzweifelnden. Der Wagen hielt unter dem Galgen, an welchem ſchon die Leiter lehnte, und Andres kletterte ſchnell hinauf, befeſtigte oben am Quergebälk einen Kloben, kam dann wieder herab, und ſchlang einen Strick um den Hals des armen Sünders; der aber rief während dieſer Arbeit noch einmal flehend und leiſe: „Andres! Von wem hatte Sabine den Ring?“

„Ins Teufelsnamen denn!“ fluchte der neue Henker: „wenn Ihr es wiſſen müßt, von meiner Mutter hatte ſie ihn, und das iſt mein ganzes Erbgut!“

„Halt ein! Ewiger Gott! Halt ein, Andres!“ ſchrie Kellner angſtvoll und zitternd: „Du weißt nicht, wen Du mordeſt! Du biſt mein —“

„Ich bin Dein Henker!“ hohnlachte Andres, und zog die Schlinge zu, und verſchloß dem Unglücklichen die Pforte der Worte und der Luft und zog ihn mit aller Macht empor, vom brauſenden Beifall des Volks angefeuert, aber er hatte nicht verſtanden, eine kunſtgemäße Schlinge zu knüpfen und plötzlich fiel Kellner unter den Galgen. Daran hatte Andres ſeine teufliſche Luſt und ſuchte ihn langſam zu Tode zu martern. Dreimal ließ er ihn herabfallen, die lahme, faſt unbrauchbare Hand hielt er dann jedesmal dem Halbtodten vor die Augen, und rief: „Sehet, warum habt Ihr mich alſo ungeſchickt gemacht!“ und als Kellner zum drittenmal herabgeſtürzt war, nahm er eine Wagenkette, und hing ihn an dieſer mit kaltem Blute auf.

So hatte die Rache einiger unverſöhnlichen Feinde und die gereizte Wuth einer ganzen Bevölkerung ihr Opfer erhalten, und zufrieden zerſtreute ſich das Volk, und zog wieder in die

Stadt hinein; nur einzelne Gruppen blieben noch auf dem Stollberg ſtehen, hinblickend auf den Gerichteten, den der Hohn ſeiner Haſſer mit einem purpurfarbnen Rock bekleidet hatte — bis auch dieſe ſich verloren, und es mit dem dämmernden Abende einſam wurde um den Rabenſtein, den ſchwarzes Geflügel kreiſchend umflatterte. Innerhalb des Mauerringes aber ſaß noch Andres ermüdet auf einem Stein und zählte die dreizehn Gulden, die er zum Lohn empfangen, mit einer kindiſchen Freude, denn ſo reich war er noch nie geweſen, und zählte ſie immer wieder, bis eine Ermattung über ihn kam, und der Dunſt der Giftkräuter, die auf der blutgedrängten Erde wucherten, ſeine Sinne übertäubte und er einſchlief. Da that ſich leiſe das kleine Galgenpförtlein auf, und ein gebücktes Mütterchen ſchritt herein an ihrem Stab und wisperte: „Finde ich Dich hier, Andres? Finde ich Dich?“ und als ſie den Schlafenden gewahrte, kauerte ſie ſich neben ihm nieder und äugelte nach den blanken Silberpfennigen, die in des Schläfers Schoos lagen, und ſah ihn lange an. Unterdeſſen war es düſter geworden, und ein Gewitter war heraufgezogen, ein lauter Donnerſchlag, der über den Steigerwald herpraſſelte, machte den Schläfer wach. — Er fuhr auf und erſchrak, als er ſah, daß er nicht allein war.

„Was willſt Du hier?“ ſchnaubte er die alte Sabine an, haſtig ſein Geld zuſammenraffend und in den Sack ſchiebend.

„Dich wiederſehen, mein Junge, Dich noch einmal wiederſehen, ehe ich dahinfahre, von wannen keiner wiederkehrt,“ erwiederte die Alte.

„Habe gedacht, Du wäreſt ſchon längſt abgefahren, Sabine,“ ſprach Andres. „Du machſt das Sprüchwort vom Wolf wahr, habe heute erſt von Dir geſprochen mit dem Herrn Pathen da oben, der nun ſeinen Lohn hat.“

„Und was denn, Andres, was denn?“ fragte Sabine, ſich ſchüttelnd und ſcheu hinausblickend zu dem über ihr Gehenkten.

„Er fragte nach dem Ringlein hier, er kannte es und ſprach, es habe ſein gehört, und rief dazu den Namen Anne aus.“

„Sein? Sein? kreiſchte Sabine, ihn den Ring vom Finger ziehend und ihn betrachtend:

„Unglückskind! Anne hieß ja Deine Mutter; Und von ihr iſt der Ring!“ —

„Nun?“ fragte Andres lauernd und zitternd: „nun, was wird die alte Hexe herausbringen?“

„Den Fluch, den ewigen Fluch auf Dich!“ heulte das Weib. „Herr Kellner war Dein Vater!“

Ein Sturmſtoß erſchütterte das Hochgericht, in Blitzen und Donnerſchlägen und in einer ſtrömenden Regenfluth entlud ſich das Gewitter. Vom Sturm gepeitſcht, ſchwankte über den Häuptern der Beiden Kellners Leichnam hin und her, und die Kette klirrte laut.

„Satansweib!“ ſchrie Andres wüthend, packte die Alte an der Gurgel und riß ſie nieder. „Satansweib, wußteſt Du das, warum ſagteſt Du es nicht früher? Auf Dich den Fluch, auf Dich!“

„Laß mich, Vatermörder!“ ächzte Sabine, blau werdend im Geſicht, denn Andres drückte ihr die Kehle zu, und mit dem Wort entfloh ihre Seele.

„Scheuſal, Du liegſt hier an Deinem rechten Platz!“ rief Andres, wild umherblickend. „Ich aber will von hinnen ziehen, weit, weit durch die Welt! — Was will ſie vom Fluch reden? Fluch den Vätern, die die Kinder ihrer Wolluſt unnatürlich und grauſam von ſich ſtoßen und ihre jammernden Mütter! Keiner weiß, ob das Kind ſeiner Sünde nicht einſt ſein Henker wird! Oder ob es nicht ſelbſt der Hand des Scharfrichters verfällt! Fluch Dir, dort oben! Nein! Dir keinen Fluch mehr! Wir ſind quitt! Ich habe mein elendes Leben erhalten durch Dich, Du Deines verloren durch mich! Du haſt den Vater verläugnet, ich den Sohn! Die arme Anne iſt gerächt! Du kannteſt mich nicht, ich Dich nicht, wir können mit einander aufheben!“

Durch die Gewitternacht ſtürzte Andres in die Stadt zurück. Er eilte nach der Furtmühle, dort heraus ſeine wenigen Habſeligkeiten unter dem Schleier der Nacht zu holen. Leiſe überkletterte er die Gartenzäune, um durch die Hinterthüre in das Haus zu gelangen. Das Mühlwerk war noch im Gang. Und er ſtand wieder am Zaun und ſah noch einmal hinüber auf den verödeten Roſenhain. „Dort iſts nun aus!“ ſprach er grimmig. „Die Rache hat geſiegt!“ Da wehte ihn ein Schauer an. Er dachte ſeiner Flüche, ſeiner Eide, er dachte an den Teufel, dem er ſich verſprochen. Schaudernd und entſetzt eilte er über den Mühlſteg. Ein heller Blitz umflammte ihn, blendete ihn, er glitt aus auf dem naſſen, glatten Bret — ſtürzte ſchreiend in die Fluth — und es griffen nach ihm die Räder, drehten ihn, warfen ihn umher, malmten ihn, das Werk ſtockte — wie die Knappen nachſahen, hing im Kammrad ſein zerriſſener Leichnam.

11.

Was weben die dort um den Rabenſtein? —

Göthe.

An den Leuten, die am Sonntage nach Kellners Hinrichtung dem Gottesdienſt im Severiſtift beigewohnt hatten, und nun, aus der Kirche kommend, ſich nach allen Richtungen hin zerſtreuten, war eine gewiſſe Erregung auffällig, die Folge eines vorhergegangenen ungewöhnlichen Eindrucks ſchien. Männer und Frauen traten in Gruppen zuſammen, hoben die Hände auf und machten die Zeichen großer Verwunderung. Einzeln Gehende hielten begegnende Bekannte an und theilten ihnen flüſternd eine Neuigkeit mit, die dann jene in gerechtes Staunen verſetzte, nirgend aber war ein Zeichen der Mißbilligung zu erblicken, ſondern überall nur die des Beifalls, als enthalte das Mitgetheilte eine große Wahrheit.

Kurz darauf kam der Magiſter May odemlos zu Nacke gelaufen, welcher in der Gartenlaube des Roſenhains ſaß, ſich ſehr bequem darin hatte, und den Ueberſchuß berechnete, den das eigenmächtig in Beſitz genommene Haus ihm abwerfen würde — und ſagte: „Finde ich Euch hier? Ich ſuchte Euch in Euerm alten Haus! Schöne Dinge! Schöne Neuigkeiten!“

„Nun, was gibt's ſchon wieder? Iſt noch nicht Ruhe? Spuckt vielleicht der edle Herr Kellner?“ fragte Nacke, gemächlich aufſtehend.

„Wohl ſpukt er!“ antwortete May. „In den Köpfen aufrühreriſcher Pfaffen geht er um. Denkt Euch! Heute tritt Pater Zote im Severiſtift auf die Kanzel, und hält eine lange Predigt über Matthäus am fünften Kapitel, von der wahren Gerechtigkeit; da ſagt er unter andern: Selig ſpricht der Herr Chriſtus in ſeiner Bergpredigt die Barmherzigen, und die, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden, und es gibt eine Gerechtigkeit, die beſſer iſt, als die

Gerechtigkeit der Phariſäer und Schriftgelehrten, und die, die man heut zu Tage übet! und dann macht er eine Anwendung auf uns und das Unglück unſrer Stadt und ſpricht: Wäre die wahre Gerechtigkeit in uns und bei uns, ſo wäre ein Mann nicht auf ſchmähliche Weiſe hingerichtet worden, der im Kerker das Sacrament darauf genommen hat, daß er unſchuldig ſterbe, ein Mann, deſſen Seele zwar große und ſchwere Sünden belaſteten, aber die nicht, wegen deren er angeklagt und gefangen war, ein Mann, der bußfertig geſtorben iſt und ſeinen Mördern vergeben hat! Seinen Mördern, ſage ich mit Bedacht, denn war er auch keiner von den Reinen, ſo iſt doch mit ihm umgegangen worden, wie mit unſerm Herrn und Heiland, den die Juden einmal todt haben wollten. Wie ſie dort vor Pilatus ſchrien: Kreuzige! Kreuzige ihn! ſo habt Ihr geſchrien: Henkt ihn! Henkt ihn! und damit Euch einen Schandfleck angehängt für alle Zeit. Und ſchlimmer als der römiſche Landpfleger waren ſeine Richter! Sie können nicht ſagen: Wir waſchen unſere Hände in Unſchuld, nein, ſie waſchen ihre Hände in Blut! Das aber iſt die größte Noth einer Stadt, und das Unglück, und das Wehe, und das Verderben einer Stadt, wenn ſie ungetreue Räthe hat, Räthe, die ihre gemeine Rache zur gemeinen Sache machen! Alles Uebel, alles Leid, alle Grauſamkeit, alle Schreckniß, die wir erleben müſſen, von wannen ſind ſie ausgegangen? Nicht vom Volk urſprünglich, nicht von den Gemeinen, nicht von der Gemeinde, ſondern von der Obrigkeit, nicht von den Gliedern, ſondern vom Haupt, aber wenn die Obrigkeit keine Ohren hat, die Unterthanen zu hören, ſo iſt ſie kein Haupt! Kellners Tod iſt ein Richtſchwert, damit die Bosheit der Gewalthaber der Stadt ſelbſt die tiefſte Wunde geſchlagen hat! Der Kaiſer wird ihn rächen, der Richter Gewiſſen wird ihn rächen, Gott wird ihn rächen, denn ſie haben nicht nach der Gerechtigkeit Gottes getrachtet, ſondern nach dem Leben eines verhaßten Mannes, nicht nach dem Wohl des gemeinen Weſen, ſondern nach der Befriedigung ihrer Rache, damit ſich das Sprichwort erfülle: Unrecht und Klage mehren ſich alle Tage!" —

„Iſt der Pfaff des Teufels!" fuhr Racke

auf, bleich geworden und an allen Gliedern zitternd.

„Nun wahrlich, Magiſter, Ihr habt ein gutes Gedächtniß! Ich bitte Euch — lauft doch — oder nein — wartet — ich will meinen Knecht nach Ehrenfried ſchicken, er ſoll gleich einen Rathsausſchuß zuſammen rufen. Haben wir nicht genug Angſt ausgeſtanden von dem empörten Volk, haben wir nicht ſeinen Willen gethan? und nun tritt ſo ein gottheilloſer Pfaff hin und wiegelt es von Neuem gegen uns auf! Das fehlt noch, daß ſich auch die Kleriker in unſere Händel miſchen!“

„Aber was wollt Ihr thun?“ fragte May.

„Ihr fragt noch?“ ſtaunte Nacke. „Den rebelliſchen Mund will ich ihm ſchließen mit einem dunkeln Schloß, einen Kerkerriegel will ich vor ſeine Läſterzunge ſchieben!“ —

Und nicht lange währte es, ſo ging ein Abgeordneter des Raths zum Dekan des Stiftes, und verlangte gebieteriſch des Paters Verhaftung. Der Dekan Jakobus, ein feiſter bequemer Pfaffe, blinzelte aus kleinen fetten Augen den Rathsabgeordneten an, und ſprach: „Was will von uns der edle Rath? Der edle Rath ſoll ſich um ſein Regiment, das ſchlecht genug iſt, bekümmern, nicht um unſre Prediger. Geht nur hin, guter Mann, hättet Euch nicht herauf zu bemühen gebraucht; ſagt dem edlen Rath, ich wolle mit Pater Zote reden, und wenn ich ihn ſtrafbar fände, dem Gericht im Mainzer Hof übergeben, ja, ſo will ich, denn wir ſtehen nicht unter dem Gericht des edlen Stadtrathes, ſondern unter dem von Mainz, unſers Herrn Erzbiſchoffs kurfürſtlichen Gnaden!“

Der Dekan ſank mit einem Seufzer auf ſeinen Seſſel, er hatte lange nicht ſo anhaltend geſprochen, und that auch ſeinen von fetten Wangen umſchlotterten Mund nicht wieder auf, als der Abgeordnete noch einiges einwandte, ſondern winkte nur mit einer unwilligen Grimaſſe, daß er ſich mit ſeinen Begleitern entferne.

Der Rath war mit der Antwort, die ſein Geſandter brachte, nicht zufrieden; er ſandte jetzt einen Waibel mit einigen Häſchern nach Zotes Quartier, meldete den Herren im Mainzer Hof den unangenehmen Vorfall, und ehe eine halbe Stunde verging, ſah man den Pater in Mitten der Knechte als Gefangenen nach dem Rathhaus geführt werden, wo ihm Racke mit donnernden Zornworten ſein Unrecht vorhielt.

„Seht da, den neuen Propheten!“ höhnte er. „Meint Ihr, gleisneriſcher Pfaff, es bedürfe Euren, das falſche Evangelium des Aufruhrs zu predigen? Iſt nicht genug ſchon Jammer und Elend über uns gekommen? Müßt Ihr das Volk noch aufhetzen gegen ſeine rechtmäßige Obrigkeit, das ſie ſo ſchon mit Füßen getreten hat? Wie heißt der Teufel, von dem Ihr beſeſſen ſeid, daß Ihr einem Mann das Wort redet, der ſein Recht empfing? Einem Mann, der alles Unglück verſchuldet hat, das über uns gekommen iſt, und noch kommen wird? Ihr ſollt verierte Schaafe zum Himmel führen, und ſeid ſelbſt ein räudiges! Ein ungetreuer, böſer Hirte ſeid Ihr, ein Wolf, der die Heerde verſprengt! Aber Euch ſoll Vergeltung treffen!“

Röſſing und Monſtedt, die jetzt alle Hoffnung hatten, in den Rath zu kommen, ſtimmten treulich in den Ton, den Racke angeſtimmt. Sie ſchalten den Pater Zote einen Verführer des Volkes, einen Empörer und Aufrührer, und das

Verhör endete damit, daß Nacke wüthend, weil Zote auf Alles nicht eine Silbe antwortete, und immer nur wie mitleidig, über den Zorn und Eifer ſeiner Gegner lächelte, den Trabanten befahl, den Gefangenen nach dem Mainzer Hof zu führen und ihn dort dem Stadtſchultheißen zur nachdrücklichen Beſtrafung zu übergeben. Als Abgeordneter des Raths begleitete Röſſing den Schergen und verlangte vor den Pfalzgrafen gelaſſen zu werden. Dieſem ſetzte er den Hergang der Sache auseinander, und ſchloß mit den Worten: „Eine gefährliche Sache iſt's fürwahr, edler Herr, wenn die Prediger ſich auch noch unterfangen, den Giftſamen der Parteiung unter das Volk zu ſtreuen, und das Scheuſal des Aufruhrs mit heiligen Farben ausmalen und ausſchmücken! Das Wort des Friedens, nicht das aufwiegleriſcher Zwiſtigkeit iſt zu verkünden, und der Eccleſiaſt von St. Severi muß beſtraft werden, damit durch ſeine öffentliche Strafe die Schwere ſeines öffentlichen Vergehens dem Volke kund werde!“

Der Schultheiß verſicherte Röſſing ſein Beileid, verſprach Unterſuchung und ſtellte ihm vor, daß er ohne Verhör nicht ſo geradezu dem Willen des ehrſamen Rathes Folge leiſten könne, aber Röſſing, im Eifer, ſich beliebt zu machen, und voll Zorns gegen Zote, der ſich freundlich gegen den auf den Tod gehaßten Kellner erwieſen, erwiederte barſch: „Es bedarf Eurer nicht, Herr Pfalzgraf; Ihr laßt Euch in Allem ſäumig finden, was der Stadt Wohl anbetrifft, und ſorgt nur für Euer Mainz und das Wohl der Pfaffheit, ſo auch hier, gehabt Euch denn wohl, und ſehet, wie wir richten. Auf Trabanten, führt den Pater hinab in den Mainzer Hof! Werft ihn in das Hundeloch, und bewacht ihn! Und ſchlagt Jeden nieder, der ſich gelüſten läßt, den Befreier des Empörers machen zu wollen!“

Vergebens ſchrien die Mainzer Herren über unerhörte Gewalt; die Soldknechte gehorchten Röſſing, Zote wurde in den ſchmutzigen Kerker geworfen, Röſſing ging triumphirend von dannen.

Freudig empfing Racke den Bericht ſeiner Heldenthat, und als die übrigen Herren das Rathhaus verlaſſen hatten, ſprach er zu Röſſing und zu Monſtedt: „Liebe Herren, der gottloſe Kellner hat uns genug zu ſchaffen gemacht, dafür haben wir nun Ruhe vor ihm. Kommt mit mir nach meinem neuen Quartier, nach dem Roſenhain, und laßt uns dort im Gärtlein einige Flaſchen Wein ausſtechen. Es iſt dort ſehr vergnüglich, wir ſitzen in einer kühlen, ſchattigen Laube, Niemand ſieht uns, wir ſind ganz unter uns, und können in chriſtlicher Ruhe ein Gläslein darauf leeren, daß wir unſern gemeinſamen Feind — los geworden, und es kann uns nicht einmal der Vorwurf gemacht werden, daß wir ihn unter die Erde gebracht; nein, das haben wir nicht gethan! Hehehe! Wir haben ihn ſogar erhöht!“

Er begleitete ſeine hämiſchen Witzworte mit heiſrem Gelächter, und das edle Triumvirat, das der böſe Geiſt des Haſſes und der Rache jetzt vereint und friedlich ſtimmte, ſchritt nach der Michaelisgaſſe zu. Als ſie um die Ecke des etwas vorſtehenden Collegiums bogen, nahmen ſie mit einiger Verwunderung wahr, daß ein Haufe Volks ſich vor dem Roſenhain ſammelte, und mit theilnahmloſer Neugier den Zuſchauer irgend eines Ereigniſſes abzugeben ſchien, von Zeit zu Zeit tönte ein ſchallendes Gelächter.

„Was iſt das? Was begiebt ſich denn in meinem Hauſe?“ fragte Nacke, unangenehm überraſcht und verdoppelte mit den Freunden ſeine Schritte, und als ſie noch näher kamen, vernahmen ſie ſcheltende Stimmen, und ein Geräuſch, das ganz klang, wie reichlich aufgezählte Schläge, und wie ſie ſich durch das Volk mit eifriger Haſt drängten, flog die Thüre des Roſenhains auf, und heraus ſtürzten blutrünſtig geſchlagen zwei Knechte Nackes, und hinter ihnen drein flog einiges Geräth, das bereits in das Haus geſchafft worden war, und dem folgten die Weinflaſchen, auf welche Nacke die Freunde geladen hatte, und da einer der Knechte auf der Treppe ſtehen blieb und in das Haus hinein ſchimpfte, ſo fuhr ein derber Knüttel aus dem Haus und dem Knecht über den Kopf, daß er die Stufen hinab taumelte, und der alte Adam Eckart, Keßners treuer Knecht trat mit einem ſiegfröhlichen Geſicht in die Thüre, und alles Volk lachte und jauchzte ihm Beifall. Oben aber zum Fenſter heraus ſah Heinrich, Keßners Knabe, und blickte mit kindlich froher Miene auf das Schauſpiel herab.

Nacke aber war vor Zorn ganz zinnoberroth, und Schweiß brach ihm aus allen Poren; er ſtürmte gegen das Haus, und wie Adam ihn kommen ſah, zog er ſich ſchnell zurück. Wüthend eilte Nacke in die Hausflur, Röſſing und Monſtedt folgten, und das Volk drängte neugierig auf die Stufen. In der Flur aber ſtand bleich und ſtarr wie ein Steinbild, hager und wildblickend wie ein häßliches Geſpenſt, ein Mann, auf einem großen Rohrſtock mit goldbeſchlagnem Knopf geſtützt. Die ſchwarze Patriciertracht, die ſeine Gliedmaßen umſchlotterte, erhöhte noch das Graunhafte ſeiner Erſcheinung, und wie Nacke ſeiner anſichtig wurde, wich er entſetzt zurück und meinte den Geiſt des erhenkten Kellner zu ſehen, denn ſo eingefallen waren auch deſſen Züge geweſen, ſo ſtarr hatten auch deſſen Augen geblickt, nur minder aufrecht, minder trotzig und unerſchütterlich hatte er geſtanden. Ruhig und ernſt ſtand der Mann — und ſchwieg, bis ſich Nacke von ſeinem Schreck erholte, ihn erkannte, und ausrief: „Was thut Ihr, Herr Hartung Kellner, in meinem Hauſe?“ Da antwortete Hartung mit ſeiner Mark und Bein durchdringenden Stimme: „Was thut Ihr, Herr Nacke, in meinem Hauſe?“

„Noch einmal frage ich,“ rief Nacke: „was thut Ihr hier?“

„Hausrecht übe ich!“ donnerte Hartung Kellner, daß es von der gewölbten Halle wiederklang. „Mein gutes Hausrecht! Habt Ihr etwas dawider?“

„Das Haus iſt des Rathes!“ rief Nacke hitzig, und trocknete ſich den Schweiß von der Stirne: „das können Euch dieſe Herren hier bezeugen! Ihr ſollt es bitter büßen, daß Ihr meine Diener geſchlagen!“

Eine erſchütternde Hohnlache, die alle Winkel des Flurgewölbes durchgellte, war die Antwort.

„Schächer!“ rief Hartung mit Eiſeskälte: „Elender Phariſäer! Den Obervierherrn Heinrich Kellner habt Ihr henken laſſen, weil er Eure Stadt ſoll um großes Geld und Gut gebracht haben, und nun Euch ſein Haus anſteht und in die Augen ſticht, wollt Ihr ſelbſt zum Dieb werden an ſeinen Waiſen? Der Fluch Gottes treffe Euch ſchändlichen Mann! Dieſes Haus gehört, unſerer Familie ſeit undenklichen Zeiten, und jetzt ſtreckt Ihr Eure gierige Geierklaue danach aus! Was hält mich ab, daß ich Euch nicht mit dieſem Stockknopf den Schurkenſchädel zerſchmettere?“

In wilder Aufregung erhob ſchon Hartung den Stab, aber Adam fiel ihm bittend in den Arm, und Nacke ſtand, und ward bleich wie der Tod.

„Dieß Haus iſt ein Freihof!“ fuhr Hartung fort: „und der Rath kann darüber nicht verfügen nach ſeiner Willkür, kann es nicht zu Lehen geben, nicht verkaufen. Ich werde Euch ſelbſt bei dem Rath verklagen, und wenn mir mein Recht nicht wird, den Rath beim Kaiſer! Verſteht Ihr mich? Mein iſt dieß Haus, und wenn ich ſterbe, fällt es mit allem Zubehör und allen Rechten an meinen Adoptivſohn, und Ihr habt nichts darin zu ſuchen, als einen Strick, mit dem ich Euch über der Thürſchwelle aufknüpfe, wenn Ihr ſie wieder überſchreitet! Und jetzt hebt Euch ſchnell hinweg, oder ich thue Euch gleich Euern Knechten! — Und Ihr, Balmünder, Rechtsverdreher, falſche Buben, Ihr in Sünden und Schanden ergrauter Röſſing, Ihr Monſtedt, den der Teufel eine Urkunde in das Geſicht geklebt hat, was wollt Ihr? Fort mit Euch! Den Fluch Gottes über Euch!“

„Haltet mich! Mir ſchwindelt!“ rief Nacke, und ſank in die Arme ſeiner Freunde, die ihn zur Thüre des Roſenhains hinausführten, alle drei ſtanden ſie zitternd dort, und alles Volk ſtand in Schweigen und Staunen. Nacke aber ward im Geſicht braun und blau und ſchnappte nach Luft, und jene beiden vermochten nicht, den ſtarken ſinkenden Mann zu halten.

Der ſchnelle Gang, die Erhitzung, der kalte Luftzug in der Flur des Roſenhains, der Aerger, der Schimpf, die kochende Wuth, die ſich nicht ſchnell genug Luft machen konnte, alles ſtürmte auf ihn ein, und ein Nervenſchlag warf ihn leblos zu Boden.

Herr Hartung Kellner aber trat in die Thüre, blitzte aus ſeinen grauen wildrollenden Augen das Volk an, deutete mit dem langen dürren Zeigefinger auf den Verſcheidenden, und rief: „Sehet! das iſt Gottes Gericht!“

„Gottes Gericht!“ rief ihm die verſammelte

Menge nach, und die Thüre des Roſenhains flog krachend zu. —

Die Abenddämmerung ſank ſchon herab, als zwei Männer von Gotha her auf der Straße nach Erfurt zu wanderten. Sie hatten Gamſtedt bereits im Rücken und nahten der Grenze.

„So, werther Balthaſar, weiter gehe ich keinen Schritt mit Euch,“ ſprach der eine. „Ich habe meinem Gott gelobt, das Erfurter Gebiet nicht wieder zu überſchreiten, und Gelübde muß man halten. Ziehet hin, und die Heiligen ſeien mit Euch, die liebe Jungfrau Maria laſſe Euch offne Thore und offne Herzen finden.“

„Nun ſo habt den ſchönſten Dank für Eure Begleitung, mein edler Kranichfeld,“ erwiederte Balthaſar Kellner, der, angeblich von einer weiten Reiſe kommend, Kranichfeld in Gotha aufgeſucht und zur Begleitung beredet hatte, indem er ſagte, daß er die Heimath wieder aufſuchen wolle. Sie waren jetzt gar nicht weit mehr von dem Grenzgalgen entfernt, und ſahen ihn in düſtern Umriſſen ſtehen, und Kranichfeld gedachte mit einem heimlichen Schauder jener Nacht, wo er unter demſelben eingeſchlafen war, und ſo häßlich geträumt hatte. Er wollte jetzt umkehren, aber Balthaſar ließ ſeine Hand nicht los und ſprach ſcherzhaft: „Bei Gott, Ihr fürchtet Euch, Herr Kranichfeld! Ei ſeid doch unbeſorgt, ja wenn es der wäre, an dem mein Bruder hängt, da möcht Euch vielleicht fröſteln, denn Euch hat er doch eigentlich ſeinen ſchimpflichen Tod zu danken!“

„Mir? Mir?“ rief Kranichfeld: „Wie ſo denn mir, liebſter Balthaſar? O mein ſüßer Jeſus, wie habe ich nicht für ihn gebetet Nacht und Tag, daß er die goldene Freiheit wieder ſchmecken möge! Nein! da habt Ihr mich in einem böslichen Verdacht. O Lamm Gottes! Wie arge Gedanken haben doch die Kinder der Welt! Laßt mich los, ich gehe nun nicht weiter mit Euch!“

„Müßt ſchon noch ein wenig mit, frommer Chriſt!“ hohnlachte Balthaſar und krampfte ſeine Hand um Kranichfelds Hand wie eine Eiſenſchelle, daß dieſer aufſchrie: „Beſter Freund! Ihr zerdrückt mir ja alle Knochen, das iſt mir außerm Spaß! Ei, mein Heiland! Ihr habt Pferdekräfte.“ Und er arbeitete mit aller Macht ſich loszureißen. „Ich muß Euch zu Eurem Glück zwingen,“ flüſterte jetzt Balthaſar. „Unter jenem Galgen dort liegt ein Schatz vergraben, den will ich heben, und Ihr ſollt helfen und auch Euer Theil bekommen.“

„Ein Schatz? Ein Schatz!“ fragte Kranichfeld mit erwachender Geldgier. „Ei, wißt Ihr das gewiß, daß einer darunter liegt?“

„Freilich,“ erwiederte Balthaſar: „denn ich ſelbſt habe ihn dort vergraben, damals, als ich mit Euch floh, und hier ein wenig zurückblieb.“

„Aber wie unklug, wie thöricht habt Ihr da gethan!“ ſchalt Kranichfeld: „untern Galgen Geld zu legen, wo die Diebe nach Springwurzeln graben und Allraunen.“

„Wird ſich ſchon finden, wird ſich finden!“ tröſtete Balthaſar — und ſo kamen ſie immer näher an das Ziel, und Kranichfeld begann wieder zu plaudern: „Habt Ihr denn auch eine Wünſchelruthe, nachzuſchlagen, wenn etwa der Schatz fortgerückt iſt? Die frommen Gottesheiligen laſſen ihn uns finden!“ „Auch die Ruthe findet ſich,“ antwortete Balthaſar.

Sie traten jetzt nahe zu dem Galgen, und es war ſchon ziemlich dunkel, und noch einmal that Kranichfeld den Mund zur Frage auf: „Aber was ſoll ich bekommen als meinen Antheil, ſehr werther Balthaſar? Und müßten wir nicht auch einen ſchwarzen Hund haben?“

„Euern rechten Lohn ſollt Ihr jetzt bekommen,“ rief Balthaſar, der längſt ſcharf in das Dunkel hinein, und eine düſtre Geſtalt hinter einem der Steinpfeiler entdeckt hatte, mit wildem Ton, und eine andre ſchreckliche Stimme rief: „Der ſchwarze Hund biſt Du, verrätheriſche Beſtie!“ und über das Geſicht fuhr ihm eine Schlinge, die ſich eng um ſeinen Hals legte.

„Mein Heil —“ ächzte Kranichfeld — aber da lag er auch ſchon am Boden, und Balthaſar und noch ein Mann knieten ihm auf den Leib.

„Du wirſt den Namen des Heilands nicht mehr entweihen, Bube!“ donnerte den faſt Erſtickten Hartung Kellner zu. „Bube, der unſern Namen in Schimpf und Schande gebracht hat! Bube, der den Freund verrathen hat, der mit mehr als Bruderliebe an ihm hing! Bube, jetzt haben wir Dich, jetzt ſprich ein Gebet, und dann ſollſt Du zur Hölle fahren!"

„O mein Jeſus — laßt mich —" wimmerte Kranichfeld: „laßt mich los, ins Teufels Namen! Heilige Jungfrau, bitt für mich — Hölle und Verdammniß über — Euch!"

„Winſle, Du Hund, winſle noch ein wenig!" rief Balthaſar. „Längſt hab' ich auf Dich gelauert, Du ſchändlicher, doppelt und dreifach, ja, zehnfach meineidiger Bube, Du! Winſle! winſle!"

„Mach's aus!" gebot Hartung, und ſie packten den Zappelnden, banden im Hände und Füße, und knüpften ihn an den Steingalgen auf.

„Morgen kannſt Du hinüberſehen nach dem Stollberg, und den grüßen, der dort hängt!" höhnte Hartung, und ging mit ſeinem Bruder durch die dunkle Nacht nach Erfurt zu.

Kranichfeld aber war noch nicht todt. Er erholte ſich, und wahnſinnige Bilder von Racheгeiſtern umkreiſten ſein lebendes Gehirn, ein feines fürchterlichgrauſiges Gewimmer ſtieß er aus, das erſt ſpät nach Mitternacht erſtarb; von übermenſchlicher Quaal, von glühender Todesangſt gefoltert, ſtarb er ſtundenlang ſeinen grauſamen, doch nicht unverdienten Racheopfertod. —

Unter dem allesverhüllenden Schleier der Nacht, der ſo oft Frevel und Verbrechen bedeckt, ſollte ein Werk frommkindlicher Liebe begonnen werden. Eliſabeth lag am Herzen ihrer Mutter, und umarmte ſie ſo heftig, als wenn eine innere Stimme ihr ſage, ſie werde ſie nie wiederſehen. Frau Marthe war gefaßt, ſie trug ihr herbes Geſchick mit Ergebung und ſprach: „Geh' mit Gott, mein Kind, kehre mit Gott zurück!“ Die Aebtiſſin legte ſegnend ihre Hand auf Eliſabeths Haupt. „Dein Wille geſchehe, meine Tochter,“ ſagte ſie: „ich darf Dich nicht abhalten von dem, wozu Dein Herz Dich treibt, ſo ziehe hin, und der Herr laſſe Dein Vorhaben gelingen, und die heilige Mutter Gottes und St. Auguſtin nehmen Dich in ihren Schutz. Der Herr ſegne Deinen Ausgang und Deinen Eingang!“

„Ich dank' Euch, hochwürdige Frau, ich dank' Euch!“ rief Eliſabeth bewegt, und küßte die Hand der Nonne, dann umarmte ſie noch einmal die Mutter. „Dieſen Kuß gebt dem Bruder, wenn er zu Euch kommt, und dieſen, den ich von Euch nehme, will ich dem Vater bringen — wenn ich zu ihm komme! Und ſo lebt wohl — lebt wohl!“

Sie riß ſich los vom Mutterbuſen und ging, draußen harrte ein Kloſterdiener, ihr hinab zu leuchten, und dem Pförtner anzuſagen, daß er ihr öffne. Sie trug ein Baret und einen großen dunklen Mantel, unter dieſem — männliche Tracht. Der Pförtner erſchloß das Thürlein in der Kloſtermauer und ließ ſie hinaus, verwundert nach dem Diener umſchauend, und ihn fragend anblickend über ſolch abſonderliches Beginnen einer angehenden Kloſterjungfrau.

Draußen aber auf der Bank vor dem Kloſter Neumark, die zwei alte ehrwürdige Linden beſchatteten, hatten ſchon lange drei Männer geſeſſen, die ſich jetzt erhoben, als haben ſie nur auf das Erſcheinen Eliſabeths gewartet, welche ſich ſtill dem Aelteſten von ihnen anſchmiegte, und an ſeinem Arm fortſchritt durch die laue Sommernacht.

„Treuer Adam,“ flüſterte ſie dieſem zu: „von Dir kann man ſagen, daß Du treu bis in den Tod biſt! Adam, wir haben einen weiten Weg, wirſt Du auch nicht ermatten?"

„O ſorge nicht, mein gutes Elsbethlein," erwiederte Adam; „meine alten morſchen Knochen nehmen es mit Deinen jungen zarten ſchon noch auf, auch habe ich nicht unterlaſſen, mich mit einigen Stärkungsmitteln zu verſehen."

„Heiße die gedungenen Knechte vorausgehen, und uns am Krämpfer Thor erwarten," nahm Eliſabeth wieder das Wort, als ſie die Straße, welche den Namen der Anger führt, erreicht hatten: „wir müſſen einen Umweg machen!"

„Wohin gedenkſt Du noch?" klagte Adam. „Zum Grabe eines Freundes!" war ihre leiſe Antwort, die ſie mit allem Ausdruck ſchmerzlicher Wehmuth ſprach, und Adam that nach ihrem Wunſche.

Das Pförtlein zu dem kleinen Kirchhof von St. Benedikt war unverſchloſſen. Eliſabeth trat mit Adam hinein, und dieſer zeigte nach einem noch unberaſeten Hügel und ſprach: „dort ruht er!" und Eliſabeth warf ſich weinend auf das Grab des Geliebten, Adam blieb in einiger Entfernung ſtehen, und ſprach ein leiſes Gebet.

„Mein Freund, mein Johannes!“ ſchluchzte Eliſabeth: „warum muß ich Dich hier ſuchen? O mein Bräutigam, wie bitter habe ich Dich gekränkt! Wirſt Du mir droben verſöhnt entgegentreten? Ja Johannes, Du verzeihſt, ich konnte nicht anders thun, als ich that! O lebteſt Du noch, ſo würdeſt Du mich begleiten auf dieſem Gang! — Schlafe wohl, Johannes, ſchlafe ſanft und ruhig und ſtill! Es giebt ein Wiederſehen, und dort — dort will ich ewig Dein ſein! Auf Deinem Grabe verlobe ich mich Dir, die Braut eines Todten! Dieſer Ring — ſei Dein!“

Sie zog einen Goldreif vom Finger, und ſteckte ihn ſo tief ſie konnte in die Erde. Da trat hinter dem Thurm von St. Benedikt der Mond hervor, und warf ſeinen ſanftverklärenden Silberſchimmer auf den ſtillen Friedhof, und von namenloſen Gefühlen durchſchauert, erhob ſich Eliſabeth, und ſchritt auf Adam zu, der erſchrak vor ihrem Ausſehen, ihr Antlitz war geiſterbleich geworden, und er fühlte, als ſie an ſeinem Arm weiterſchritt, wie ſehr ſie zitterte, aber auf ſeine Frage, ob ihr unwohl, ſchüttelte ſie nur mit ſtummer Verneinung das ſchmerzgebeugte Haupt.

Am Krämpfer Thor harrten die Begleiter. Der Thorwächter wollte ein Examen beginnen, aber ein Stück Geld verſchloß ihm den Mund, und er ſchloß das Thor auf, die nächtlichen Wanderer traten heraus. Still, wie ein großer Friedhof, lag rings die ſchweigende Flur, etwas zur Linken erhob ſich der Stollberg, und von ſeiner Höhe herab ſchaute, vom Mondſtrahl umdämmert, das luftiggebaute Hochgericht. Die Wandrer ſchlugen den Pfad zur Henkerſtiege ein.

„Sage mir, Adam,“ flüſterte Eliſabeth: „wie es alles gekommen iſt, daß der Oheim, der meinen Vater ſo tödtlich haßte, und uns Alle, jetzt auf einmal ſich ſo gütig zeigt und mild?“

„Er iſt weder gütig noch mild, liebe Eliſabeth,“ erwiederte Adam: „aber er iſt verſöhnt; wie und wodurch, das weiß ich nicht, ich weiß nur, daß er Deinen Bruder hält, wie ſeinen Augapfel, und darin iſt Gottes Finger recht ſichtbar, denn Deines Vaters Feinde gedachten es recht böſe zu machen mit dem Knaben, indem ſie ihn den Händen des Mannes anvertrauten, deſſen Haß gegen Euch Alle ſie gar wohl kannten, aber Gott hat es gut gemacht und Herrn Hartungs Herz verwandelt. Ich armer Mann hatte ja kein Obdach mehr und lag meinem Bruder zur Laſt, der kaum für ſich und die Seinen Raum hat, da ſandte Herr Hartung zu mir und ließ fragen, ob ich nicht bei dem jungen Herrlein, Deinem Bruder, bleiben wolle? Ich ſolle nur kommen, denn der Junker verlange ſehr nach mir, und ich ſollte all' mein Tage keine Sorge mehr haben. Da kannſt Du denken, Elsbeth, wie mein Herz vor Freuden hüpfte! Als ich zu Herrn Hartung kam, flog mir Heinrich entgegen und fiel mir um den Hals, und Herr Hartung ſtand dabei und machte ein Geſicht, als ob er mich freſſen wollte, ich ſah aber wohl, daß er ſich umwandte und eine Thräne im Auge zerdrückte. Und auch die alte Brigitte hatte er zu ſich genommen, denke nur! Hernach zogen wir in den Roſenhain, da gab es harte Tänze, denn Racke hatte das Haus in Beſitz genommen, und ſeine groben Knechte waren patzig gegen uns, o da hat dieſe alte Fauſt noch einmal den Fiedelbogen wacker geführt und den Schälken ein Stücklein auf den Buckel ge-

geigt nach Noten. Hernach kam Nacke mit Röſsing und Monſtedt und ſchnaubte wie ein Elephant, aber Herr Hartung ließ ihn hart an, nach ſeiner Weiſe, und behauptete ſeine Anſprüche auf das Haus und ſchalt ihn grauſamlich, daß Nacken auf der Stelle vor Aerger und Gift der Schlag rührte.“

„Iſt es möglich!“ ſtaunte Eliſabeth. „So ſchnell traf den Schändlichen der Strahl der Vergeltung?“

„Wie ich Dir ſage,“ fuhr Adam fort: „dann kam auch Herr Balthaſar wieder und war viel ſtiller und ſanfter geworden, gar nicht mehr ſo höhniſch und herriſch wie vordem, und man ſagt, er habe die ganze Zeit her mit Herrn Hartung in geheimen Briefwechſel geſtanden. Nun wohnen ſie brüderlich zuſammen im Roſenhain, und man muß ausrufen mit dem König David: Siehe, wie lieblich und erbaulich iſt's, wenn Brüder einträchtig bei einander wohnen!“

„Gottes Güte währt ewig!“ ſprach Eliſabeth, und Adam fuhr wieder fort: „Du und die edle Frau, Deine Mutter, ſollt auch keinen

Mangel leiden, ja, ich zweifle nicht, wenn Ihr wieder in den Roſenhain ziehen wolltet —"

„Nein, Adam," unterbrach Eliſabeth den treuen Mann: „das werden wir nicht. Die Mutter iſt verſorgt, ich — werde es bald auch ſein, aber ich will den Segen des Himmels für den Oheim erflehen, der nur dadurch, daß er für ſich das Haus behauptet, meinem Bruder ſein väterliches Erbe erhält!"

Sie waren unter dieſem Geſpräch ſchon eine Strecke bergan geſtiegen, Eliſabeth blickte jetzt auf und ſchauderte heftig zuſammen, indem ſie einen lauten Schrei ausſtieß und faſt zu Boden ſank. Hoch und grauſig lag das Hochgericht nur etwa hundert Schritte über ihnen, in ſcharfen Umriſſen zeichnete ſich's dunkel gegen den mondhellen Himmel ab, und der Leichnam, der dort ſchwebte — es war ja ihres theuern Vaters Leichnam.

„Gott! Mein Gott!" rief ſie erſchüttert aus, und ſtützte ſich auf Adam, der die Zitternde umſchlang und aufrecht erhielt.

„Faſſe Dich, Elsbeth," redete ihr dieſer zu: „mache Dein Herz ſtark! O ich habe gleich gefürchtet, daß Du den Anblick ſchwer ertragen würdeſt; es iſt kein leichter für ein liebendes Tochterherz! — Geht an Euer Geſchäft — eilt!" wandte er ſich dann zu den Knechten, die für ſechzehn Goldgulden gewonnen waren, den Leichnam abzunehmen und fortzutragen.

Die Knechte gingen raſch ans Werk; nach einer Leiter ſuchend, ſchlüpften ſie in den innern, ummauerten Raum des Rabenſteins, dort ſtolperte einer über Sabinens verweſenden Leichnam.

„Was für ein ſtinkend Aas liegt hier? rief er und bückte ſich nieder, da leuchtete etwas im Mondſtrahl an der Hand des Weibes, wie ein glühender Blutstropfen, und das waren die Granaten des Ringes, den Sabine an den Finger geſteckt hatte, als Andres ſie erwürgte, und den dieſer in ſeiner Haſt und wilden Aufregung ihr abzuziehen vergeſſen. Der Knecht zog ihn aber als einen guten Fund ab. — Sie fanden bald eine alte Galgenleiter, kletterten hinauf, und während einer auf der Mauer ſtehen blieb, rutſchte der zweite auf dem Querbalken bis zu dem Kloben, knüpfte einen Strick an die Kette, löſte ſie, und ließ den ſchwankenden Leichnam langſam hinunter, wo der Gefährte einen Sack aufhielt und ihn hineinſinken ließ, dann kam der andre herab, und ſie hoben nun den Sack ganz hinab, banden ihn zu, befeſtigten ihn an dem obern und untern Ende an einer Stange und ſchritten mit ihrer Laſt aus dem Pförtlein.

Dieſes alles war das Werk weniger Minuten, während welcher Adam immer tröſtend der armen Eliſabeth zugeſprochen, ihre Nerven mit dem Duft eines Bieſambüchslein geſtärkt und zugleich verhindert hatte, daß ihr Auge der Arbeit der Knechte zuſchaue. Jetzt, als er das Pförtlein in ſeinen roſtigen Angeln knarren hörte, ſprach er: „Es iſt geſchehen, Elsbeth, wohin meinſt Du nun, daß wir uns wenden ſollen?“

„Gott ſei gelobt!“ rief die Jungfrau: „nun, Adam, wohin Du willſt, nur ein ehrlich Grab für meines Vaters Leiche!“

Da führte ſie Adam raſch den Stollberg hinab, und in einiger Entfernung folgten ihnen die Träger; hinter einem nicht allzuhohen Hügel, der die Stadt verdeckte, nahm Adam den Weg, und bald fand ſich ein Pfad, auf den ſie weiter ſchritten, und welcher zuerſt die Straße nach Buttelſtedt, dann auch die nach Weimar durchſchnitt, und ſie an einigen kleinen Dörfern vorbei nach Windiſchholzhauſen führte. Die Träger ruhten oft, und auch der ermatteten Tochter Kellners war es nöthig, oft ſtille zu ſtehen; ſie fühlte, daß ſie ihrer ungeübten Kraft zu viel vertraut, aber ſie bezwang ihre Schwäche und ließ keine Klage hören. So waren wohl drei Stunden vergangen, ſeit ſie den Rabenſtein verlaſſen, und es mochte ein Uhr ſein, als ſie den Kirchhof von Windiſchholzhauſen erreichten. Nahe daran ſtand ein kleines Haus, das des Küſters, aber alles lag in tiefem Schlafe.

Eliſabeth ſetzte ſich, froſt- und ſchmerzdurchſchauert, auf einen Grabſtein, während Adam mit den Knechten Rath hielt, was nun zu beginnen? denn ſie hatten keine Werkzeuge, ein Grab zu graben. Auf dem Kirchhof ſtand ein Beinhaus, wo gewöhnlich die Todtengräber ihr Geräth aufbewahren, und dieſes brachen die Knechte auf. Das Geräuſch erweckte den Küſter, er lugte durch ſein Fenſter, ſah Geſtalten auf dem Kirchhof ſchaffen und weben, und wie ſehr ihn auch Geiſterfurcht befangen mochte, er hatte doch den Muth, ſich hervor zu wagen, denn er fürchtete es möchten Kirchenräuber ſein, die hier ihr nächtliches Weſen trieben.

Mit einem alten Spieß bewaffnet trat er heraus, und rief mit einer Stimme, die beherzt klingen ſollte, und doch ihres Eigners Zaghaftigkeit nicht verläugnete: „Wer ſeid Ihr? Was ſucht Ihr hier?“ —

„Küſter“ antwortete Adam mit gedämpfter Stimme: „Haltet Ruhe, Euch ſoll nichts widerfahren; wir haben hier einen Todten, den wir begraben wollen! Vergönnt uns das, und ſchweigt!“

„Das mag ein ſchöner Todter ſein, den Ihr bei Nacht und Nebel herſchleppt!“ ſchrie der Küſter. „Hebet Euch weg, ſammt Euern Spießgeſellen, oder ich rufe Zeter Mordio! Gleich fort mit Euch, oder ich ſchreie das ganze Dorf wach.“

Da packten die zwei Knechte den Küſter feſt, und riefen: „Küſter, wenn Du nicht augenblicklich ſchweigſt, ſo erwürgen wir Dich! Siehe zu, daß wir nichts Uebels thun, daß wir keine Diebe ſind, aber den Todten zu begraben, das ſollſt Du uns nicht wehren!“

„Nun ſo begrabt ihn in des Henkers Namen!“ ſprach der Küſter: „aber nur nicht hier vorn hin, ſondern hinten hin, in die Ecke, an die Mauer, dort mögen ſchon mehr dergleichen Strolcher liegen!“

Nun gruben die Knechte ſchnell ein Grab, hinten in der Ecke an der Kirchhofmauer, und ſenkten Kellners Leiche ſtill hinein, und als es geſchehen war, führte Adam Eliſabeth, die faſt theilnahmlos an allem, was ſie umgab, geſeſſen hatte, zu der Stelle, und ſagte: „Sieh, liebes Elsbethlein, ſo iſt erfüllt, was Du ſo feſt begehrt; Dein Vater ruht nun in geweihter Erde bei frommen Chriſten, und Niemand wird hier ſeine Ruhe ſtören!“

„Seht hier dieſes Ringlein,“ ſprach einer der Knechte: „das habe ich im Rabenſtein gefunden;“ und er wollte Adam den Granatring zeigen, aber da fiel er ihm aus der Hand und rollte herab zwiſchen Kellners Grab und ein andres, längſt eingeſunknes, und war nicht wieder zu finden, wie ſehr auch die Knechte danach ſuchten. Er ſchien durch eine Ritze tief in den Boden hinabgefallen. Auch Adam hatte ſuchen helfen, und keiner hatte geſehen, daß Eliſabeth auf den Grabhügel ihres Vaters geſunken war, und keiner hatte gehört, daß ſie ſterbend flüſterte: „Mein Vater! Mein Johannes! Ich komme zu Euch! — Es iſt vollbracht!“

„Ewiger Gott! Ewiger Gott!“ jammerte Adam, ſich über ſie werfend, und ſich mühend, ſie in das Leben zurückzurufen, aber ſein Mühen war vergebens.

„Grabt noch ein Grab!“ ſprach er tonlos zu den Knechten: „ſie iſt ſtarr und kalt, ſie erwacht nicht mehr, ihr Herz hat ausgeſchlagen! Sie ſoll neben dem Vater ruhen!“ —

Dann trug er die Leiche in das Beinhaus, und ſetzte ſich zu ihr, und entließ die Knechte. Und er blieb bei ihr den ganzen folgenden Tag, und gab dem Küſter Geld, daß er ſchwieg, und weinte wie ein Kind um die Tochter ſeines Herrn. Und als die Nacht wiederkam, begrub er ſie, und am folgenden Tage pilgerte er einſam und trauernd der Stadt zu, der Mutter und dem Bruder die Todtesbotſchaft zu überbringen.

Es wußte aber Niemand, und ſelbſt Adam wußte es nicht, daß des Schickſals wunderbare Macht es ſo gefügt hatte, daß Kellners Leichnam neben dem Hügel eingeſenkt worden war, unter welchem man einſt Anne Thilo begraben hatte. —

In dieſen Tagen geſchah es, daß eine Anzahl der Stadtfeinde am Rande eines kleinen Buſchgehölzes lagerte, das ſich bis an die Straße, die von Erfurt nach Ordruf führt, hinzog. Es war in der Nähe der Dörfer Stedten und Möbisburg und zugleich eine Stelle, wo ſich die Grenzen der gothaiſchen Lande, wie eine Landzunge ins Meer, tief in das Erfurter Gebiet hineinzogen. Es war jetzt eine vereinte, und dadurch um ſo mehr zu fürchtende Macht, nämlich Albrecht von Dona, und Wolf von Selbitz, Hans Knipſtein und Caſpar Wagner, und ihr ganzer Anhang, die nun gemeinſam ihre Raubzüge in das Stadtgebiet unternahmen, ohne daß genugſamer Widerſtand geleiſtet wurde; und rückten ja einmal die reiſſigen Schaaren der Stadt aus, ſo zogen ſich die Feinde ſchnell zurück, und lachten, hinter den ſtarken Mauern von Donas Burg, die ſtädtiſche Kriegsmacht aus. Die edlen Ritter und Brüder vom Orden des heiligen Georg vom Stegreif hatten ſchon geraume Zeit ihre Raſt in dem Vorholz gehalten, ohne daß ſich nur irgend etwas gezeigt, was des Anhaltens, noch weniger des Auffangens und Feſthaltens werth geweſen wäre, als die ausgeſtellte Wache rief: „Ein Pater kommt von Erfurt her, begleitet von zwei Männern in der Tracht der Stadtknechte!“

Knipſtein, Selbitz und Dona ſchritten eine Strecke vor, und blickten über die niedrigen Birken; es war ſo, wie der Späher gemeldet, doch jetzt blieben die Stadtknechte ſtehen, juſt an der Stelle, wo der Erfurter Grenzſtein ſtand, deuteten auf den Weg, der ſich vor ihnen hinzog, machten eine drohende Bewegung gegen den Pater, und kehrten um, während dieſer fürbaß ſchritt, ohne auf ihr Thun ſonderlich Acht zu haben.

„Das ſieht ja aus, wie ein unfreiwilliges Geleit!“ rief Knipſtein aus.

„Meiner Treu,“ ſagte Dona, ſich den rothen Schnauzbart ſtreichend: „daß dünkt mir eine Ehrenwache eigner Art! Was will der Pfaff? Will er vielleicht zu uns?“

„Bei Sankt Georg vom Stegreif:“ rief Wolf von Selbitz aus: „Ich meine, das ſind zwei Wegweiſer geweſen!“

„Wir wollen doch den Pater fragen, wo er hinaus will!“ ſchlug Knipſtein vor, und trat an den Weg.

„Gott ſegne Eure Schritte, ehrwürdiger Vater!“ redete er den Pater an, der, an einen hohen Pilgerſtab gehend, mit ſchnellen Schritten vorüberwandeln wollte. „Möchtet Ihr mir nicht ſagen, was es gutes Neues in der Stadt giebt?“

„Chriſt ſegne Euch!“ erwiederte der Wanderer. „Gutes! Neues! Keins von beiden, aber ein Gefängniß iſt heute leer geworden für Euresgleichen!“

„Ei ſeid Ihr nicht der Pater Zote?“ rief Knipſtein überraſcht aus: „ſagt mir doch, wo gedenkt Ihr ſo eilig hin?“

„Ei, ſeid Ihr nicht ein landſchädlicher Publikan und Vagant?“ antwortete Zote. „Was laſſet Ihr Euch dünken, daß ich Euch Rede ſtehen ſoll?"

Während dieſes Geſprächs war die übrige Geſellſchaft auch aus dem Wald getreten, und Zote ſah, daß er weiſer handeln würde, nicht mit Redensarten um ſich zu werfen, die das Ehrgefühl der Wegelagerer verletzen konnten. Er rief: „Was wollt Ihr Herren, die Ihr unter dem Pannier St. Georgs ſteht, und Krieg führt mit den Schaafheerden, und Siege erfechtet über armes Bauerngeſindel? Dort (auf Erfurt deutend) liegt der Feind, den Ihr angreifen müßt, dort hat die babyloniſche Hure ihr Luſtlager!"

„Euern Segen, frommer Vater!" ſprach mit Spott Wolf von Selbitz: „ſonſt wollen wir nichts von Euch, maßen Ihr nicht ausſeht, als wäre viel von Euch zu entnehmen."

„Auch will mich bedünken," ſetzte Dona hinzu: „eine gemeine Stadt würde nicht viel Löſegeld daran wagen, wenn wir Euch fingen und feſt hielten!"

„Ihr müßt Salomons Weisheit in Verwahrung genommen haben, biederber Ritter;"

verſetzte Zote mit gleichem Spott: „daß Ihr ſo hell ſeht, und den Nagel auf den Kopf trefft."

„Gott erleuchte Euch ferner, meine Kinder!" fuhr er gegen die Uebrigen fort: „unter ſo glorreichen Bannerherren müſſen alle Eure Rathſchläge gelingen! Außerdem laſſet Euch nicht dünken, daß Ihr allein Stadtfeinde ſeid! Ihr ſeht in mir einen Genoſſen; zwar poche ich nicht mit Schwert und Lanze an das Thor, aber Ihr ſollt noch ſehen, mit was für Waffen ein ſchwaches Mönchlein ſtreitet. Chriſt ſei mit Euch!"

Er machte das Zeichen des Segens, und ſchritt von dannen; ſtaunend über ſeine Worte ſahen ihm Alle nach, keiner hielt ihn, keiner folgte ihm.

Als ſie noch eine Weile vergebens auf einen Straus oder eine Beute gelauert hatten, brachen ſie auf, und zogen mit Geſang durch das Buſchholz, ihr Lied aber lautete folgendermaßen:

„Wir ſind die Reiter wohlgemuth,
Hab'n freien Sinn und friſches Blut!
Wir ſind die Reiter wohl frei und frank,
Und hol'n im Kriegsturnei den Dank!"

„Der Wald erſchallt von unſerm Ruf,
Der Boden bebt vom Roſſeshuf,
Und die Drommete ſchmettert hell:
Gott grüß Dich lieber Reitersg'ſell!“

„Pannier, Pannier iſt aufgepflanzt!
Heraus Du Städter, wohlverſchanzt!
Heraus, und halt' Dein Schwert recht feſt!
Der Städter — ja, der bleibt im Neſt.“

„Sankt Görg mit uns und unſerm Ritt!
Dann ſchiert uns Reich und Kaiſer nit!
Sankt Görg vom Stegreif iſt's Geſchrei;
Und **wir** ſind Reiter ſtolz und frei!“

Während ſo die fröhliche Landplage durch die Waldungen ſtrich, pilgerte der Pater Zote rüſtig weiter. Unter dem Schattendach einiger uralten Linden am Fuße der Burg Gleichen hielt er die erſte Raſt, und betrachtete nicht ohne Wohlgefallen die ſchöne Gegend, die von der Nachmittagsſonne gar freundlich angeſtrahlt wurde. Die drei Schweſterburgen erhoben ſich noch in ihrer Glorie mit ihren Thürmen und Zinnen, und thronten noch mit dem Stolz, den ſie ſchon einige Jahrhunderte hindurch behauptet, und keiner von denen, die ſie jetzt bewohnten, ahnete, daß wohl jemals eine Zeit kommen würde, in welcher dieſe feſten Mauern brechen, dieſe Schlöſſer zu Ruinen verſunken, nur wie Todtenmale der Vergangenheit daſtehen würden. Wie von ehernen Spiegelſchilden blitzten die Fenſter der Wachſenburg die Sonnenſtrahlen zurück. Freundlich erhob auch auf dem hohen Rücken des Horſtbergs über Mühlberg das Kirchlein Heiligkreuz ſeine ſchimmernde Kuppel, die oft vielen tauſend frommen Wallfahrern ein erſehntes Ziel war — auch das Kirchlein iſt jetzt verſchwunden, kaum daß ein öder Mauerüberreſt noch ſein ehemaliges Vorhandenſein beurkundet.

Pater Zote ſetzte ſeinen Wanderſtab weiter fort, und erreichte mit den letzten Strahlen der ſinkenden Sonne das Kloſter Georgenthal, das im ſtillen Frieden ſeiner Waldeinſamkeit dalag, wie ein frommer Eremit, in Gebet und Betrachtung verſunken, während die hohen Burgen kampfesmuthige Ritterhelden geſehen — und klopfte als ein müder Pilger an die gaſtliche Pforte der Vallis Georgiana an.

Bald ſaß er im traulichen Geſpräch mit dem Abt Johannes und dem gelehrten Mönch

Henricus Urbanus, und erzählte ihnen die Geſchichte der Verwirrung und Greuel, die Erfurt heimgeſucht, und die ſchimpfliche Behandlung, die er ſelbſt erdulden müſſen.

„Ich habe einen Traum gehabt,“ nahm hierauf der Abt das Wort: „von einem Erfurter Mönch, der ausging von dem Kloſter, wie ein Stern, und große Dinge that, und gen Rom zog, und —“

„Das bin ich!“ unterbrach Zote eifrig den Abt. „Ich ziehe nach Rom, ich werde dort große Dinge thun, und die anklagen, die mich mißhandelt, und mein Wort ſoll eine mächtige Wehr werden, und die Ruthe eines Kometſterns, die den Erfurtern Wehe bringt!“

Der Abt ſchwieg und betrachtete den Pater ſcharf und lange und ließ ihn reden. Als aber alle ſich zur Ruhe begaben, ſprach Johannes zu dem gelehrten Freund: „Der iſt es nicht, von welchem mir träumte!“

Und es lehrten die nächſtkommenden Jahre, daß die Ahnungen und Träume des frommen

Abtes Johannes dieſen nicht betrogen, auch jene nicht, die er früher dem Freund vertraut, als die Erfurter und Mainzer Herren in Georgenthal einſprachen. Johannes war des Kloſters letzter Abt.

12.

Dauert nur aus, und ſpäret euch auf für beſſere Zeiten.

Virgil.

Es war das Feſt des heiligen Michael im Jahre eintauſend fünfhundert und zehn, und in der Michaelisſtraße in Erfurt drängten ſich zahlloſe Volksmaſſen zuſammen, theils in die Kirche aus und einſtrömend — die heute mit heiligen Meſſen und feierlichem Hochamt das Feſt ihrer Weihe beging, und aus welcher bald eine glänzendere Prozeſſion ſich bewegen ſollte — theils das große Collegium umſtehend und angaffend, darinnen der ſchöne bisherige Student Ludiek Prohaska ſeine Doktorpromotion hielt, auf welche nach Brauch und Herkommen ein Umritt eines großen Theils der Studenten erfolgen ſollte.

Im geräumigen Hof des Univerſitätsgebäudes ſtampften und wieherten ſchon die mit prächtigen Decken geſchmückten und herrlich aufgezäumten Pferde der gelahrten Herren, die jetzt den neu zu kreirenden Doktor mit ſpitzfindigen Queerfragen und ſophiſtiſchen Disputaten warm machten, und man ſah von Zeit zu Zeit einen oder den andern der Univerſitätspedellen in ſeinem Scharlachtalar in den Hof treten, und der ziemlich lauten Volksmenge Stille gebietend, zuwinken.

Am Eingang der Kirche ſtanden in feſtlicher Tracht der Stadtſchreiber Andreas Büchner und der junge Prokurator Georg Gunſtedt im einträchtigen Geſpräch, wenn auch die Gefühle, die jeden bewegten, gar verſchieden waren. Georgs Geſicht ſtrahlte die reinſte Freude, und gab in jedem Wort dieſe Empfindung kund, während Büchner mit einer ſanften Schwermuth erfüllt ſchien, und bisweilen ſeine Blicke hinüber nach dem Roſenhain ſandte, wo ſein unvergeßner Freund geliebt und — gelitten hatte, und auf deſſen Stufen er jetzt den alten Adam und den Junker Heinrich Kellner, beide in Trauerkleidern, ſtehen ſah.

„So ſieht unſre Stadt doch auch einmal wieder ein friedliches und frohes Feſt" ſprach Georg: „und nachdem ſich oft das Volk zu ſo traurigen Thaten geſchaart, ſammelt ſich's heute nur zur Luſt und Augenweide."

„Lobe den Tag nicht vor dem Abend," erwiederte Andreas mit einem trüben Lächeln.

„Ei Du biſt mir ein lieber Freund!" ſchalt Georg ſcherzend. „Willſt Du mir heute den Unglückspropheten ſpielen, heute Andreas?"

„O nicht doch, vergieb!" verbeſſerte ſich der neue Stadtſchreiber: „Du mußt ja den Tag loben, da er Dein Verlobungstag iſt!"

„Der Glücklichſte meines Lebens, der mich zum glücklichſten Menſchen macht!" ſprach Georg freudig.

„Ich meinte auch nicht Dich," ſondern nur im Allgemeinen, daß man immer nicht wiſſen kann, was der Abend bringt, wenn auch der Morgen viel verheißend ſchien."

„O Freund," ſagte Georg mit Wärme, und faßte Büchners Hand: „Du biſt nicht glücklich, ich ſehe und fühle das mit Schmerz, daher kommen Dir immer trübe Bilder; wollte

Gott, ich könnte Dich ſo ſelig machen, als ich ſelbſt bin! Du ſtehſt allein, ſuche Dir ein Mädchen, hold und gut, wie meine Charitas; wenn Du liebſt, Freund, wirſt Du froh werden! Liebe macht reich und froh, und fromm und glücklich!“

„Nicht immer, Georg, nicht immer,“ antwortete Andreas ernſt: „mich hat ſie um einen Freund gebracht, der ein Engelherz hatte, das ſie — brach.“

In der Kirche verhallte das jubelnde Gloria mit dem letzten Amen! Amen! und das herausdrängende Volk unterbrach das Geſpräch der Freunde. Die Cympeln und Schellen der Chorknaben erklangen, und die Proceſſion wollte heraus mit Fahnen und Oriflammen, Kreuzen und Kerzen, mit Prieſtern und Miniſtranten. Herrlich aber vor allen ſtrahlte das reich übergoldete Bild des Erzengels Michael, der mit ſeiner Siegeslanze hoch über dem ſchwarzen Höllendrachen ſtand, wie der Friedensengel über der Empörung, wie die Liebe, triumpfirend über den Haß — und mit Blumengewinden reich geſchmückt war. Faſt die ganze männliche Gemeinde von St. Michael ſchloß ſich, Kerzen tragend und Roſenkränze abbetend, der Proceſſion an, die mit feſtlichem Hymnus unter Glockengeläute durch alle Straßen zog, die zum Kirchſpiel St. Michaels gehörten.

Auch Millwitzens Töchter hatten dem Hochamt beigewohnt, traten aus der Kirche, nachdem das Gedränge vorüber war, erwiederten den Gruß der Jünglinge freundlich und erröthend, und nahmen ihre Begleitung an.

Ein großer Theil der Volksmenge war der Proceſſion gefolgt, ein noch größerer aber blieb in der Straße ſtehen, um den Austritt des neuen Doktors und ſeiner Freunde zu ſehen.

Georg und Andreas kamen juſt noch zeitig genug vom Graben zurück, um die Begleitung nicht zu verſäumen, denn ſo eben ſchritten die edlen und gelahrten Herren aus dem Saale herab, und Prohaska trat in Begleitung der Brüder Millwitz zu ſeinem Roß, als die Freunde ihn glückwünſchend zu umarmen eilten, draußen aber ſchmetterten Drommeten, wirbelten Pauken, und ſtattlich wohlgeſchmückt ritten dreihundert Studenten vor dem großen Collegium auf, ein herrlicher Zug, jede Landsmannſchaft in ihre Farben gekleidet, und ihre Fahne mitführend, voran aber die Burſa der Frankonen, an deren Spitze als Generaliſſimus des ganzen Zugs, der Senior Wulf Katzenbrenner imponirend einherritt. Ein donnerndes Vivat ertönte dem neuen Doktor, der jetzt inmitten der Profeſſoren, ſeiner Opponenten und ſeiner Freunde aus dem Hof ritt, und ſodann mit ihnen an des Zuges Spitze den Umritt begann, den von allen Seiten wimmelndes Volk umgab.

Während deſſelben ſammelten ſich in Millwitzens Hauſe die Freunde der Familie, um Zeugen eines feſtlichen Aktes zu ſein, und die im Glück ihrer Töchter freudig ſelbſt wieder aufblühende Mutter ſchmückte mit ſorglicher Hand die Zwillinge zu einem der ſchönſten Ehrentage; Freudenthränen weinend und Thränen der Wehmuth zugleich.

„Beide ſoll ich Euch von mir laſſen, meine Töchter,“ ſprach ſie mild und bewegt: „beide, und mein Herz hängt an Euch mit unzerreißbaren Banden! Doch Ihr werdet glücklich ſein, und mein tägliches Gebet für Euch wird Gott erfüllen, ſo will ich ihn dankend preiſen. An einem Tag legte man Euch an meine Bruſt, an einem Tag empfingt Ihr die heilige Taufe, an einem Tage das Sakrament der Firmung; Ihr gingt an einem Tage zugleich zum erſtenmal zu des Herrn Tiſch, und heute empfangt Ihr zugleich aus den Händen zwei biedrer Jünglinge die Verlobungsringe, bald werdet Ihr, will es Gott, auch an dem gleichem Tage vor dem Altar ſtehen. Alle Freuden, alles Glück einer Mutter, das mir der Höchſte durch Euch ſchenkte, habe ich doppelt empfunden, nicht unbillig iſt es, daß ich nun auch den Schmerz der Trennung von Euch, meine guten, geliebten Töchter, doppelt fühle. Doch Ihr bleibt ja hier, und werdet Eure treue Mutter nicht vergeſſen, werdet mich und den Vater oft beſuchen!“

Charitas und Roſa vermochten auf dieſe Rede ihrer liebevollen Mutter nur mit heißen Thränen und innigen Umarmungen zu antworten, denn ſie fühlten ſelbſt genug den Ernſt des Standes, dem ſie fortan ſich weihten, und den Trennungsſchmerz von zärtlichgeliebten Aelternherzen.

Im Familienzimmer hatten ſich indeß der alte Gunſtedt, Herr Hirſchbach, Herr Friederus mit ſeiner Frau, Doktor Piripuls, Magiſter May und noch andre Freunde und Anverwandte mit ihren Frauen und Töchtern eingefunden; die Stube war mit Kränzen und Laubgewinden geſchmückt und alles hatte ein würdiges und feſtliches Ausſehen.

Auch der Beichtvater der Familie trat ein, und jetzt ſprengten die Brüder Hartung und Chriſtoph, Georg Gunſtedt und Ludiek Prohaska, Büchner und noch einige eingeladene Freunde auf das Haus zu, unter welchem ſich auch zu nicht geringem Schreck der Zwillingsſchweſtern der wildausſehende Frankenſenior Katzenbrenner befand, den bei der Einladung zu übergehen, eine grobe Beleidigung geweſen wäre; die übrigen Studenten hatten ſich in Wein- und Bierhäuſer zerſtreut, die heute von Zechgäſten aller Art wimmelten, denn das Michaelisfeſt war immer ein allgemeiner Luſt- und Freudentag.

„Gratulor ex animo intimo, Domine Doctor, rite promoto!“ rief Doktor Piripuls mit freundlich zutraulicher Geberde aus, und umhalſte Prohaska, der von allen Seiten mit Glückwünſchen beſtürmt wurde, indeß ſich nach Brauch und Sitte die neuen Gäſte mit den alten begrüßten. Wulf Katzenbrenner war gar nicht ein ſo fürchterlicher Menſch wie ſein Ausſehen muthmaßen laſſen konnte, ſondern überaus artigen Benehmens gegen die Frauen und Jungfräulein, die zwar ein wenig zuſammenfuhren, wenn er ihnen mit ſeinem durchbohrenden Feuerblick nahe trat, aber doch auch aus dem Munde dieſes Enaksſohnes den Tribut der Schmeichelei, den alle Zeitalter der Schönheit unweigerlich und willig zahlen, gern hinnahmen. Er war auch nicht eben häßlich, ſein Bart verdeckte nur ſeine ſchönen kräftigen Züge, und ſeine Stimme klang auch nicht ſo übel, ſie hatte nur die Stärke einer Löwenſtimme.

Als die Geſellſchaft vollzählich verſammelt war, ſetzte ihr Herr Millwitz in einer klaren und innigen Rede auseinander, daß er ſie gebeten habe, um Zeuge der Verlobung ſeiner Tochter Charitas mit dem Herrn Prokurator Georg Gunſtedt und ſeiner Tochter Roſa mit dem Herrn Doktor Juris, Ludiek Prohaska zu ſein, und bat alle, ihm in die Hauskapelle zu folgen, wo ſein Beichtiger die Ringe weihen, und die jungen Paare feierlich im Angeſicht des Herrn und der ehrſamen Zeugen verloben ſolle — worauf ſich die Anweſenden Paarweiſe an den heiligen Ort verfügten.

Als darauf allen in jenen Zeiten üblichen Ceremonien einer feierlichen Verlobung ein volles Genüge geleiſtet war, kehrte die Verſammlung nach den Wohnzimmern zurück, und ließ ſich Wein und köſtliches Backwerk einſtweilen trefflich munden, bis das Verlobungsmahl beginnen würde; in einem ſtillen Zimmer aber hielten ſich die glücklich Liebenden umſchlungen, von den frommen Aeltern geſegnet, und gelobten ſich nochmals mit wonneſtrahlenden Blicken und ſüßen Küſſen und heiligen Eiden Liebe und Treue. —

Während nun hier alles in Liebe und Freundſchaft unter dem Segenspanier der Eintracht ſich's wohl ſein ließ, die Becher feſtlich an einanderklangen, Lebehoch auf Lebehoch, Glückwunſch auf Glückwunſch ertönte, gewahrte Niemand, daß die Leute, die im Feſtputz über den Graben wandelten, oder von ihren Geſchäften darüber geführt wurden, erſt ſtehen blieben und horchend nach einer Richtung hinſahen, dann einander fragend zuriefen, dann liefen, und nur erſt, als ein lautanhaltendes Geſchrei über den Graben ſchallte, wurde die frohe Geſellſchaft aufmerkſam, doch hatte keiner das Geſchrei verſtanden, als Katzenbrenner, der ſich plötzlich mit Ungeſtüm erhob, den Becher voll edlen Rebenſaftes, den er in der Hand hielt, raſch hinabſtürzte, und ausrief: „Edler Herr Millwitz, edle Frau Wirthin, ich mache Euch für empfangene Vergnüglichkeit meine höfliche Dankſagung; es durfte mir angenehm ſein, in ſolch achtbarer Geſellſchaft zu verweilen, aber drunten rufen ſie Burſche heraus! und da muß ich gleich hinab und zuſehen, was wieder für ein Spectaculum los iſt!“

Vergebens verſuchten ihn Prohaska und Chriſtoph zu halten, während Männer und Frauen verwundert an die Fenſter eilten, Wulf ſchob die Freunde mit gelinder Handbewegung bei Seite, und eilte raſch mit ſpornenklirrendem Schritt hinunter, und brüllte in der Hausthür mit aller furchtbaren Gewalt, deren ſeine Stimme fähig war:

„Hoho! Studio! Frankonia ſei's Pannier!“

und wie der Ruf über den Graben hindonnerte, ſammelten ſich gleich eine Anzahl von Studenten um Katzenbrenner, ein Knecht brachte ſein Pferd, mit einem gewaltigen Sprunge ſaß er oben, zog die Klinge ſeines langen Schlägers blank und fragte: „Was giebt's? Und wo?“

„Schläge giebt's! berichteten die Studenten. „Einige Burſche ſind handgemein worden mit den ruppigen Landsknechten, und haben den Kürzern gezogen! Im Rathskeller iſt's losgegangen!“

„Sollen gleich den Längern ziehen! Auf, mir nach! Wollen die Lumpen walken, daß ſie zu Löſchpapier werden!“ ſchrie Katzenbrenner, blickte noch einmal mit ſeinem grimmvollen Geſicht hinauf zu dem Freudenhaus, ſalutirte mit dem Schläger, und ritt in die Marktſtraße hinein, gefolgt von ſeinen kampf- und prügelluſtigen Getreuen, während das Volk in dichten Haufen ebenfalls zuſammenſtrömte, und nach dem Fiſchmarkt zu, wo bald Studenten, Soldknechte und Handwerker durcheinander wühlten, ſich ſtoßend, drängend, ſchimpfend und ſchlagend, wovon der Lärm durch alle Gaſſen ſchallte, und da die meiſten ſchon von Wein, Schlunz und gebrannten Waſſern entflammt waren, ſo entſtand ein ſo beiſpielloſer Tumult, daß einige Rathsherren, die ſich auf der Straße trafen, laut riefen: „Bietet die Bürgerguardia auf! Laßt die Bürger Ordnung ſtiften!“ Es war aber ſchon von ſelbſt den Bürgern beigefallen, wie ſehr es Noth thue, die Streitenden auseinander zu bringen, und bald ſah man durch alle Straßen Bewaffnete eilen, die weißen Federn wehten wieder, und alles ſtrömte nach dem Tummelplatz, der ſchon blutbeſpritzt war, denn mit ſchonungsloſer Erbitterung wurde dort gekämpft. Die Studenten hatten zuerſt nur auf die Soldateska losgeſchlagen, und dieſe ſchon zum Weichen gebracht, wobei aber auch einige Hiebe mit auf Handwerksgeſellen gefallen waren, die ſich in den Streit gemiſcht; jetzt ſchrien dieſe als brenne ihnen der Kopf, und traten in ganzen Schaaren auf die Seite der Söldner, was übrigens die Studenten nicht abhielt, um auf Söldner wie auf Handwerksgeſellen unbarmherzig loszuprügeln; aber als nun die Bürger auch bewaffnet heranſtürmten, und gegen die Studenten Parthei nahmen, nahm auch zugleich der ganze Kampf eine furchtbarernſte Wendung; es krachten Schüſſe, Steine flogen, Holzſtücke und Kalk, ein Kampf auf Tod und Leben entſtand, und die Studenten wie tapfer ſie auch ſtritten, vermochten nicht, gegen die von allen Seiten auf ſie eindrängende Uebermacht Stand zu halten. Sie ſammelten und deckten ſich gegen die wilden Angriffe ſo gut ſie konnten, durchbrachen an der Rathhausecke die dichtgedrängte Volksmenge, bildeten eine wohlgeordnete Phalanx, an deren Spitze ihr unbezwinglicher Vorfechter Wulf Katzenbrenner einhertobte, und zogen aus der Marktſtraße in die Michaelsſtraße hinein, Schwache und Verwundete in ihre Mitte nehmend. Schreiend, ſchimpfend und wie raſend tobend wühlten Volk, Bürgerguardia, Söldner und Handwerksgeſellen nach, und man ſah bald an der Spitze einzelner Kohorten, die ſich allmählich bildeten, jene tapfern Helden wieder, die ſich in frühern Thaten unſinnigen Aufruhrs Namen und Anſehen erworben. Hans im Bart, Portius und Michel, obgleich ſie ſich zu den ehrenvollen Poſten der Gemeindevormünder aufgeſchwungen, verſchmähten es nicht, ſich auch hier als patriotiſche Sterne erſter Größe zu zeigen, und ihren Heldenmuth gegen die Muſenjünger — wenn nicht in möglichſt glänzenden Waffenthaten, doch in möglichſt glänzenden Waffen — leuchten zu laſſen. Auch die minder glorreichen Schreier fehlten nicht, und der Kreuzzug ward mit einem Muth und einer Furie unternommen, die vielleicht kaum heftiger hätte ſein können, ja wohl gar kaum ſo heftig geweſen wäre, wenn es gegolten hätte, einem auswärtigen Feind zu begegnen.

Nicht wenig ſtörend und unangenehm wirkte dieſer Vorfall auf das frohe Familienfeſt in Millwitzens Hauſe, ein Theil der Gäſte verließ es, theils aus Beſorgniß, theils aus unbezwinglicher Neugier, und Millwitz mußte allen väterlichen Ernſt aufbieten, ſeine Söhne abzuhalten, daß ſie nicht auch fort eilten.

„Wird denn die Tollheit kein Ende nehmen in unſrer Stadt!“ rief der alte Gunſtedt wehklagend aus, und Millwitz ſtimmte in ſeinen Ton ein: „Wahrlich und bei dem höchſten Gott, man mag mit Recht das Jahr, das wir durchlebt und noch durchleben, das tolle nennen, ſo lange die Stadt ſteht, denn nie und niemals iſt ſolche Unordnung ſolch tolles Wüthen und Toben, ſolche wahnſinnige Wuth unter den Leuten geweſen! Hört nur! Hört nur!“

Ganz deutlich vernahmen die ängſtlichlauſchenden Frauen und Mädchen nebſt den übrigen Gäſten das furchtbare Geſchrei, das vom großen Collegium durch die Pergamenter- und Allerheiligengaſſe herſchallte. In dieſes feſte Gebäude hatten ſich die Studenten geworfen, und wüthend über die Verfolgung, die ſie erlitten, und daß ihnen von gar keiner Seite her eine Hülfe wurde, ſondern alles gegen ſie war, ſetzten ſie aus dem Hauſe, deſſen Eingänge ſie ſchnell verrammelt, den Kampf mit der heftigſten Erbitterung fort. Ein fürchterlicher Steinhagel regnete aus den Fenſtern auf die Köpfe der unten ſtehenden und brüllenden Menge nieder, die darauf zwar zurückwich, aber nur, um aus ſichrer Ferne Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und in wenigen Minuten war kein Fenſter mehr ganz in dem großen Collegium. Hans im Bart hatte ſich mit einigen Gefährten eines Balkens gemächtigt, mit welchem ſie jetzt die Thüre einſprengen wollten, aber als ſie den erſten Stoß gethan, erſchien Wulf Katzenbrenner in einem Fenſter, in der Hand eine große Piſtole haltend, und donnerte hinab:

„Kommt noch einmal, ſo ſchieß' ich Euch nieder!“ Aber die Wuth der Stürmenden achtete ſeiner nicht, der Balken krachte erfolglos gegen die Thür, aber nicht ſo erfolglos krachte das Feuerrohr und mit zerſchmetterten Schenkelknochen ſtürzte Hans im Bart ſchreiend nieder, ſammt dem Balken, der im Fallen noch einigen bedeutende Quetſchungen beibrachte.

„Rache! Rache!“ ſchrie Michel: „Keine Schonung mehr! Stürmt das Haus! Schießt es mit Kanonen zuſammen!“ Er hatte es kaum gerufen, als er zu Boden taumelte, von einem Steinwurf in das rechte Auge getroffen, daß ihm Hören und Sehen verging, aber die Menge brüllte: „Kanonen! Kanonen! Auf! Nach dem Fiſchmarkt! Fahrt die Stücke her! Schießt das Haus! Schießt das Studentengeſindel zuſammen!“ und ein Haufe ſtürzte alsbald fort den verderblichen Rath auszuführen, während andere die Verwundeten bei Seite trugen. Unterdeſſen fuhren die Studenten fort, aus dem Collegium zu werfen und zu ſchießen, und die erbitterte Menge feuerte hinein mit Steinen und Gewehr, und ward kein Ende des Lärmens und Tobens.

Vergebens ſandten die Rathsherren ihre Boten, vergebens erſchien der Stadtſchultheiß ſelbſt, zur Ruhe zu ermahnen, Niemand hörte ihn, auch war es ganz unmöglich durch die Mann an Mann ſtehende Menge zu dringen. —

Dreißig bis vierzig Handwerker hatten ſich an den „Erfurter Wirth" und noch eine andre große Donnerbüchſe geſpannt, und zogen jetzt die ſchweren Geſchütze fort, eines in die Allerheiligengaſſe hinein, und eines bei der Krämerbrücke in die Michaelsſtraße, und die Männer riefen: „Jetzt ſoll unſer Wirth den fremden Gäſten geſchwefelten Wein einſchenken!" —

„Gott im Himmel!" rief Magiſter May, als ſich's die Weiber auf dem Graden einander zuſchrieen: „Jetzt wird das Collegium mit Stücken in Stücke geſchoſſen!" — „Gott im Himmel, ich wohne ja dort, o laßt mich fort!"

„Wollt Ihr Euch denn in augenſcheinliche Todtesgefahr begeben?" rief Millwitz. „Hört Ihr denn nicht, daß die Thüren verrammelt ſind? —" Bleibt nur ruhig hier, und dankt Euerm Gott, daß Ihr nicht in dem Unglückshauſe ſeid!"

Er hatte es nicht lange geſprochen, ſo krachte ein Kanonenſchuß, daß alle Fenſter und Balken zitterten, und die Weiber angſtvoll aufkreiſchten, und ein fürchterliches Geſchrei ſcholl nachhallend aus der Michaelsgaſſe herüber. Bald folgte ein zweiter Schuß aus dem bei der Wage aufgeſtelltem Geſchütz, und wieder das Geſchrei, welches das Gepraſſel einſtürzender Felder übertönte, und ſo wechſelten noch einigemale die Kanonen ihre furchtbaren Siegesgrüſſe, bis das Collegium leer wurde von ſeinen Vertheidigern, die ſolchen Waffen freilich nicht widerſtehen konnten, und durch die Hinterthüre und den Garten die Flucht nahmen, ein Theil rettete ſich über die Stege, die zur Furtmühle und über das ſogenannte Dämmchen dahinter, führten, einem andern Theil blieb nichts übrig, als ſich in das Waſſer zu werfen und hinüber zu waten und zu ſchwimmen.

Unterdeß wurde das Thor des Collegiums ſo lange mit Aexten bearbeitet bis es aufſprang, und nun ſtürzte das Volk wie toll und raſend über die Balken und Kiſten hinweg, mit denen es verrammelt geweſen, und zerſtreute ſich in dem Gebäude, um an allem und jedem ſeine feſſelloſe Wuth auszulaſſen. Die Catheder wurden zerſchlagen, die Bänke zertrümmert, alle Schlöſſer aufgeſprengt, in allen Stuben, darin Studenten und Magiſter wohnten, alles und alles zerſtört, zerriſſen und geraubt, denn nun war keine Macht im Stande dem Pöbel, und vornehmlich den fremden Handwerksgeſellen Einhalt zu thun. Aber ſelbſt Portius, der kühne Schuhmacher und Vormund verſchmähte es nicht, in der Stube eines Magiſter mit ſeinem Kneiff in möglichſter Schnelligkeit die ſilbernen Knöpfe von einem Wams zu trennen und in ſeine Säcke gleiten zu laſſen, nicht das geringſte Geräth blieb an ſeinem Ort, es fand eine raubgierige Hand, und nichts, was nicht fortzubringen war, blieb unzerſtört. Aber damit begnügte ſich der Vandalismus nicht, er brach in die herrliche Bibliothek ein, und zu den Fenſtern hinaus flogen, zerriſſen und zerhauen, die Codices, die ſeit Jahrhunderten als heilige Reliquien des Alterthums aufbewahrt worden waren, die ſchon ſelten gewordenen erſten Bibeldrucke, koſtbare Malereien, Chroniken, alte Liederſammlungen, alles wurde auf unverantwortliche Art unter dem wüthenſten Geſchrei verwüſtet; noch mehr, man ſchlug die Schränke des Archivs auf, und riß alle Urkunden in Fetzen, und alle Schenkungsbriefe, alle Geleits- und Freibriefe, Privilegien und was nur der von Päpſten, Kaiſern und Königen der Univerſität ſeit einhundert zwei und dreißig Jahren nach und nach ertheilte Dokumentenſchatz enthielt, nebſt allen Nachrichten und Akten, welche die Univerſität betrafen, wurden freventlich vernichtet und unbrauchbar gemacht. Eine große Anzahl ſeltner Naturalien, zum Theil mit großen Koſten angekauft, ward nicht verſchont, ſie flog Stück vor Stück aus den Fenſtern, und nicht eher ruhten die barbariſchen Hände des entfeſſelten Wahnſinnes, und nicht eher zerſtreuten ſich die wüthenden Rotten, bis nichts mehr zu zerſtören war, und nur über Trümmern aller Art die leeren, theilweiſe zuſammengeſchoſſenen Wände ſtarrten, ein trauriger, jammervoller Anblick.

Die fremden Handwerksburſche, die ſich mit dem Raube der Habe manches armen Studenten bereichert, waren ſo klug, die Folgen dieſer Unthaten zu fürchten, und machten ſich noch in dieſer Nacht aus dem Staube; ſie zogen in einzelnen Haufen zu allen Thoren hinaus und zerſtäubten nach allen Winden.

Und fürchterlich ſchwer war die Klage, die nun die Univerſität gegen den Rath und die Bürgerſchaft erhob. Nie und nirgend, hieß es in der Klageſchrift, ſei auf ſolche unerhörte Weiſe gegen akademiſche Bürger verfahren worden, und geſetzten Falles, daß die Studenten, was noch nicht entſchieden, des Streites Urheber geweſen ſeien, ſo ſei doch auf eine Art mit der Univerſität umgegangen worden, die durch nichts zu rechtfertigen, und unerſetzlich ſei der Schade, den die Wuth der Bürger der Univerſität zugefügt. Profeſſoren und Studenten wären ihres Eigenthumes auf ſchmähliche Weiſe beraubt worden und ſähen ſich genöthigt, Erfurt zu verlaſſen, und ſich an andere Orte zu begeben, wo die

Muſen nicht in Gefahr wären, von den Händen eines ſchmuzigen Pöbels mißhandelt zu werden.

Der beſtürzte Rath wußte kaum Entſchuldigungsgründe aufzubringen und ſagte, die Bürgerſchaft habe eigenmächtig zu den Waffen gegriffen, und einer den andern aufgeboten.

Sodann wurde unter Bezeugung des größten Mißfallens an den verübten Exceſſen der ſtrengſte Befehl ertheilt die entwendeten Sachen zurück zu bringen, und das Zerſtreute zu ſammeln.

Ein Ausrufer durchzog die Stadt und rief das Gebot aus, jeder, der etwas von den Sachen im Collegio genommen hätte, ſolle es wiederbringen und wenn es auch nur eines Pfennigs werth ſei, wer aber etwas hätte und es nicht wieder brächte, der ſolle an Leib und Gut geſtraft worden.

Während dieſer Zeit trug ſich's zu, daß Magiſter May in der Rathsverſammlung auf den Schuhmacher Portius losſtürzte, ihn an einem Rockknopf faßte und laute Klagen gegen ihn erhob, denn dieſer ſilberne Knopf, den Portius an ſeinen Rock genäht, war einer von denen, welche der kühne Schuſter vom Wams des Magiſters geſchnitten hatte. Alle Rathsherren und Beiſitzer hoben ihre Hände vor Verwunderung auf, und Portius legte ſich vergebens aufs Läugnen, May ließ Söldner und Gefangene Studenten verhören, und es ergab ſich, daß Portius bei dem Auflauf nach ſeiner beliebten Art am ärgſten mitgetobt hatte, daß er in das Haus mit eingedrungen war, einer der erſten, und bei einer Hausſuchung fanden ſich in ſeinem Tiſchkaſten die übrigen Knöpfe vor. Vergebens miſchte der Ueberführte in tollen Flüchen das Reich der Farben mit dem Reich der Elemente und aller Weltplagen, der Magiſtrat, des groben Schreiers und unwiſſenden Pochers längſt überdrüßig, urtheilte über ihn ab, ließ ihn auf offenem Markt mit Ruthen ſtäupen, und jagte ihn aus der Stadt.

Dieſes ſtrenge Beiſpiel wirkte ſo viel, daß in der nächſten Nacht eine Menge von den geraubten Sachen heimlich wieder gebracht und vor das Rathhaus gelegt wurde, aber wie gering war dieſer Erſatz gegen den Verluſt der zerſtörten, unerſetzlichen Schätze!

Und dauernd laſtete über Erfurt eine ſehr drückende und trübe Zeit. — Die Studenten zogen faſt alle fort und verbreiteten die Nachricht, wie man ſie behandelt, auf allen Univerſitäten.

Wulf Katzenbrenner zog mit den zahlreichen Frankonen nach Leipzig, andre nach andern Städten, und der Erfurter Muſenſitz ſtand faſt verödet. — Die Gläubiger der Stadt achteten das kaiſerliche Moratorium nicht, und drückten die Stadt und die Bürger auf alle Weiſe. Die Stegreifritter und Stadtfeinde ſetzten ihre Plackereien fort, und wurden immer kühner, ſo daß von ihrer wachſenden Macht oft ſelbſt die Stadt bedroht wurde, bis der väterlich für die Stadt beſorgte Churfürſt Uriel von Gemmingen zu ihrem Schutz zweihundert Reiter ſandte, die in dem Mainzer Hof einquartirt wurden. Am ſchädlichſten wurde Wolf von Selbitz der Stadt, der ſeine Räubereien noch lange trieb, bis ihn ſein Mitgenoſſe Thilo Knobel ermordete.

Die Sachſenfürſten im ernſten Zwieſpalt mit Mainz, bedrohten noch immer die Stadt mit Krieg, und übten manche Feindſeligkeit gegen ſie aus, der Kaiſer aber bedrohte ſie mit der Reichsacht und lud ſie auf einen Tag nach Augsburg, wo jedoch auch nichts entſchieden wurde; die Spannungen zwiſchen Mainz und Sachſen dauerten noch lange fort, und lange währte es, ehe die aus der Stadt während der Bürgerunruhen entflohenen Patricier in dieſelbe zurückkehrten, ja viele ſtarben im Exil, oder ließen ſich da nieder, wo ſie Aſyle gefunden. Dem Wohlſtand der Stadt hatten die Aufſtände und Unruhen die tiefſte Wunde geſchlagen; der Waidbau, ſonſt faſt einzig von Erfurt betrieben, verbreitete ſich nun auch in die Nachbarſtädte, und kam nie wieder in den frühern Flor.

Pater Zote hatte ſeine Drohungen wahr gemacht, war nach Rom gezogen, und unverſehens flog von dorther der Bannſtrahl der Kirche gegen den Rath zu Erfurt und alle, die einen Theil hatten an der Mißhandlung, welche dem Prediger widerfahren. Da mußte der Rath mit ſchwerem Geld die Abſolution erkaufen und das Unrecht bitter büßen, mit welchem er gegen das freie Wort zu Felde gezogen war. — Röſſing freute ſich nicht lange des Triumpfes ſeiner Rache, er ſtarb eines ſchmerzvollen Todes, und Monſtedt ward furchtbar gequält von einem freſſenden Krebsgeſchwür, das ſein Geſicht allmählich menſchenunähnlich machte. —

Doch wie der freundliche Sonnen- oder Mondenſtrahl oft durch düſtres Gewölk bricht, wie der Wandrer oft im dunkelſten Schatten der Waldung die ſchönſten und ſeltenſten Blumen findet, ſo erhob auch in dem Dunkel einer unfreundlichen und drückenden Zeit das Zwillingsſchweſterpaar Liebe und Freude ſeine leuchtenden Goldkronen, und mit Roſenfingern flochten die Himmliſchen einem irdiſchen Zwillingsſchweſterpaar die bräutlichen Myrtenkränze. Lange nicht war ein ſo glänzender Brautzug über den Graden nach dem Dom geſchritten, als an dem Tage, der Charitas und Roſa, Georg Gunſtedt und Ludiek Prohaska auf den Gipfel ihres Glükkes und ihrer Wünſche hob. Ueberaus zahlreich war die Verſammlung der geladenen Gäſte, die Paar an Paar den Glücklichen in das Gotteshaus nachſchritten. Doktor Piripuls erſchien in einem Putz ſonder Gleichen, ſein nagelneues Scharlachröcklein ſtarrte von Gold, und ſeine rothen hirſchledernen Schnabelſchuhe zogen ihm mehr als einen neidiſchen Blick zu. Er trug ſein neues Federhütlein in der Hand und grüßte nach allen Seiten hin, wobei ſich ſein etwas langer Degen zu Zeiten in das Kleid der ehrengeachteten Frau Friederus verwickelte, die der Doktor führte. Sein freundlichſter Gruß und Wink galt aber ſeinem treuen Ammanuenſis und Leidensgefährten, dem Bader Klaus Kronberg, welcher ſich an den Stufen aufgeſtellt hatte, und mit gemüthlichem Grinſen den ſtattlichen Hochzeitzug betrachtete.

Welche Schwänke nun vollends nach beendigter Trauung der Doktor trieb, als er beim Hochzeitmahle weinfröhlich wurde, und wie er durch ſublime Scherze die Frauen und Jungfräulein ſo roth zu machen wußte, daß die Farbe ihrer Wangen mit der Röthe ſeines Röckleins wetteiferten, wie glücklich ſich, nach ſo manchem ertragenen Schmerz der alte Gunſtedt fühlte, wie Andreas Büchner im ſittſamfreundlichen Geſpräch mit lieblichen Mädchen ſein ſtilles Leid vergaß, wie wacker ſich die Brüder Hartung und Chriſtoph dem allgemeinen Vergnügen und der Unterhaltung der Hochzeitgäſte hingaben, dieß alles kann nur angedeutet, nicht beſchrieben werden.

Aus vollem und übervollen Herzen ſtimmten aber alle Gäſte in den Trinkſpruch ein, den Herr Hans Millwitz ausbrachte:

„Es lebe Dreimaldrei!
Fragt Ihr, was das ſei?
Friede! Freiheit! Bürgerglück!
Feſter Muth im Mißgeſchick!
Gut Regiment und weiſer Rath,
Der Bürgerwohl im Auge hat!
Eintracht! und dazu
Wohlfahrt blühend, und Ruh!
Wer ſagt mir, was beſſer ſei?
Hoch lebe Dreimaldrei!“

Als das „Hoch!“ der frohen Gäſte, der Becher Klingen und der Inſtrumente lang nachhallender Tuſch verrauſcht, und die Reihe, einen Trinkſpruch auszubringen, an Hans Gunſtedt gekommen war, erhob ſich dieſer, neigte ſich gegen die Geſellſchaft und rief:

„Schlimme Zeit, fahr' über Meer!
Beßre Zeit komm zu uns her!
Wir bedürfen dein fürwahr!
Freunde ſeid bereit:
Dieſen Trunk der neuen beſſern Zeit!
Mit Liedesſang
Und Becherklang
Begrabt das tolle Jahr!“

Jubelnd ſtimmten Alle auch in dieſen Trinkſpruch ein, und ſo wurde auf heitre und gemüthliche Art ein Familienfeſt begangen, welches das dauernde Glück von vier treuen und redlichen Herzen gründete. —

Eintracht, Friede und redliches Streben ſind die ſtarken Wurzeln am Baum des Glücks, nagt an dieſen kein Wurm, dann vermag der Sturm der Geſchicke ihn zwar zu beugen, aber nicht zu fällen. Aus ihm ſproſſen die Blüthen der Zufriedenheit, der Ruhe, der Mäßigung, und reifer zur Goldfrucht einer wahren, edlen und ſittlichen Freiheit — wie in Familien, ſo in Staaten. Das ſind ſchlimme Gärtner, die da meinen, der Boden des Glücksbaumes müſſe mit dem Blut der Könige und Völker und mit der Aſche verbrannter Städte gedüngt werden; ſie möchten die Nationen glauben machen, ſie bauten der Freiheit ein Eden, während ihr Wüthen die ſtillen Gärten des Glücks zu dem macht, was ihr Inneres iſt — zu troſtloſen Wüſten. —

Ende des dritten und letzten Theils.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Der Fürſtentag.

Hiſtoriſch-romantiſches Zeitbild
aus dem
ſechzehnten Jahrhundert

von

Ludwig Bechſtein.

* * *

Erſter Theil.

Frankfurt am Main
Druck und Verlag von J. D. Sauerländer.

1834.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Prophetiſche Sturmlieder brauſ'ten durch die Lüfte und über die hohen Bergeshäupter des Thüringer Waldes hin, und fahle Blitze zuckten am Winternacht-Himmel, als der jüngſte Sohn der Zeit, das Jahr des Heils Eintauſend fünfhundert und ſieben und dreißig aus dem dunkeln Schooſe ſeiner Mutter trat. Die Berggipfel waren ſchneebedeckt und wolkenüberſchleiert, und dieſe Wolken löſ'ten ſich auf den Höhen in dichtes Schneegeſtöber, in den tiefern Thälern aber in ſtrömende Regengüſſe auf. Weiter wegwärts aber von dem grauen nachtverhüllten Gebirge, das formlos wie ein chaotiſches Geheimniß lag, ſchneite es weder, noch regnete es, nur der heulende Sturm umſauſ'te die Baumwipfel und brach die Stämme, und wenn ſein Toben auf Momente ſchwieg, um dann deſto heftiger wiederzukehren, wurde um ſo vernehmbarer das laute Rauſchen und Brauſen der angeſchwellten Bergbäche, die allzumal in dem

Thalkeſſel zuſammenfloſſen und ſtrömten, in welchem die alte Stadt Schmalkalden mit ihrer herrlichen Kirche, ihren räumigen Marktplätzen, engen Straßen und bunten Häuſern hineingebaut iſt. Zuweilen zerriß der Hauch des Sturmes den Wolkenflor; dann blickten freundliche Sterne nieder in die Wetternacht, als wollten ſie das neue Jahr begrüßen und die träumende Erde beglückwünſchen, und der Menſchheit Troſtesboten ſenden in einer Zeit, die des Troſtes und der Erhebung gar wohl bedürftig war, in welcher wilde Kräfte gährten und ein Kampf des Neuen gegen das Alte entbrannt war, und vor dem Thore der nächſten Zukunft ein ſo dichter, undurchdringlicher Vorhang hing, wie das graue Gewölk über dem nahen Gebirg. Doch bald löſchten neue Wolkenmaſſen die tröſtliche Sternenſchrift wieder aus, und es war wieder finſtre Nacht. Die alte Mutter Zeit war nun zwar unter ſtürmiſchen Wehen von einem neuen Jahr entbunden; aber wo war der Seher, der dem jungen Kinde das Horoskop in den Sternen las bei ſo dunkler Nacht, und wo der Arzt, der die Geneſende von ihren Krämpfen geneſen machte? Denn krampfhaft erregt war die

Zeit; an dem politiſchen Himmel ſtieg fernes Wetterleuchten empor, und feindliches Gewölk bedrohte die hellen Glaubensſterne, die eine gütige Gottheit erweckt, daß ſie Hoffnung in die Herzen, Muth in die Seelen, Freiheit in die Geiſter der Völker ſtrahlen ſollten.

In ſo düſtrer Neujahrsnacht ritt, tief in den Reitermantel gehüllt, wohl gerüſtet und gewaffnet und von einem reiſigen Knecht begleitet, ein junger Mann auf der von anhaltendem Regen faſt unwegſam gemachten Heerſtraße nach Schmalkalden zu. Sein müdes Pferd verſuchte in jedem Dorf Halt zu machen und in Obdach verheiſende Gehöfte einzulenken; aber die Höfe waren verſchloſſen, die Dörfer ſtill, nur in den Schenken ſaßen noch zechende Männer bei Landsknecht- und Karnöffelſpiel, und da und dort lockten kreiſchende Fiedeln und mißtönende Pfeifen die ſorgenloſe Jugend zum Tanz; vor den Hausthüren aber und den Hofthoren trieben ungaſtliche Hunde mit Gebell das Roß zurück und der Stachelſporn des Reiters trieb es wieder hinaus in die einſame Flur, auf den rauhen Weg.

So war das Dörflein Aue erreicht, und der junge Reiter wandte ſich, als er gewahrte, daß er noch immer nicht in der Stadt ſei, an den Knecht mit der rauhen Frage: „Liegt denn das Schmalkalden an der Welt Ende? Und ſollen wir reiten bis an den hellen Morgen?“

„Dieſ's iſt das letzte Dorf, Herr!“ erwiederte beſcheiden der Reiſige. „Wenn es Tag wäre, ſäh't Ihr die Stadt ſchon längſt; ſo aber, weil es Nacht iſt, ſeht Ihr dort vor uns nur einen dunkeln Fleck und einige Lichter, das iſt's.“

„Ein dunkles Neſt! Müſſen wir aus einem Jahr in das andre reiten, um die Botſchaft hineinzubringen, die den Pfahlbürgern dort vielleicht kaum willkommen iſt! Mich reut's jetzt, daß wir nicht bei dem guten Ritter Wolf auf der Todtenwart das Nachtlager annahmen, das dieſer uns ſo gaſtlich anbot.“

Der Knecht ſchwieg, vielleicht zu ſehr eignen Mißmuths voll, um den ſeines Herrn mit einſtimmenden Worten zu theilen; denn die Reiſe war allerdings ſehr ermüdend und der Ritt durch Nacht und Sturmwetter ſehr beſchwerlich. Doch nun war das Ziel nah, und die Gedanken des gemeinen

Mannes flogen windſchnell dem müden Roſſe voraus und ſuchten die erſehnte Herberge.

Über die ſumpfige Aue flakkerten blaue Irrlichter und umtanzten die Ruinengerippe einiger Häuſer, in denen vordem Salz aus den dort zu Tage kommenden Soolquellen gewonnen wurde, bis die Unternehmer wieder abließen, unvertraut mit den Mitteln der ſchnelleren Gewinnung neuerer Zeiten — und über einem Weiher nahe an der Stadt ſchwebte ein ſeltſamer meteoriſcher Lichtſchimmer.

Dieſen bemerkten die beiden nächtlichen Reiter nicht allein, ſondern auch an dem Auer Thore und den wenigen Häuſern der Vorſtadt ſchienen ängſtliche, neugierige Zuſchauer zu lauſchen. Allabendlich verſammelten ſich bei dem Thorwart Hans Wagentreu eine Anzahl Freunde und gute Geſellen zu Spiel und Geſpräch, ein friſcher Trunk Bier ward auf gemeinſchaftliche Koſten herbeigeholt, und ſo war heute in der Neujahrsnacht die Geſellſchaft ſehr vollzählig; die geräumige Oberſtube wimmelte, die weißgeſcheuerten Tiſche waren dicht beſetzt mit ſchmackhaften Chriſtwecken und ſüßen Lebkuchen, Äpfeln und Nüſſen, und während die große hölzerne Bierkanne beſcheiden auf der Bank ſtand und nur gutmüthig ihren Schnabelhals über den Tiſch ſtreckte, triumphirte auf dem Tiſch die Flaſche mit gebranntem Waſſer, das ſchon in jener Zeit in dem weinarmen Thüringer Walde den ſchnöden Sieg über des Weines edle Gottesgabe feierte.

Wo immer in bewegter Zeit ſich Männer zuſammen finden, wird die Zeit der Inhalt ihrer Geſpräche ſein; denn die Zeit iſt das ewige Wort, das belebend und ſchaffend wirkt, und in tauſend Proteusgeſtaltungen immer wieder Menſch wird, ein wunderbarer Gott, der durch zauberhafte Verwandlungen und myſtiſche Incarnationen die Menſchheit ſelbſt mit ſich emporhebt, im Bewegen ſchafft und durch mannichfaltige, oft ſchmerzliche Purgatorien führt und läutert, bis dieſe dereinſt ganz ſich ſelbſt und den Gott begreift.

Die bewegte Zeit war es, die auch damals bis in die niedern Hütten ſtieg und die Volksſtimme und Stimmung beherrſchte.

„Proſit das neue Jahr!“ jubelten die Gäſte, als es zwölf ſchlug, und ſchwangen Gläſer und Kannen. „Was werden wir doch in dieſem Jahr erleben?“ rief der alte Veit Olbaum, ein ehrlicher Weber ſeines Zeichens, als bedenkliche Frage in die laute Freude der jüngern Geſellen, gleichſam wie ein Bannwort gegen allzufröhlichen Luſtausbruch; aber es nahm alsbald ein heitrer Jüngling das Wort und rief, dem Alten zutrinkend: „Gutes und Schönes und Vielwillkommenes wollen wir erleben! Etwa wieder eine herrliche Verſammlung deutſcher Fürſten in den Mauern unſers alten Städtleins, auf daß die Gewerke floriren und Geld umläuft, oder auch, meinethalb, einen tüchtigen Krieg, auf daß unſer Eiſen und unſre Klingen nicht roſten.“

„Ja, Ihr habt gut reden, Meiſter Schwinghammer,“ verſetzte Olbaum, ſich mit ſeiner Rede einzig an den wendend, der auf ihn hörte, während die Andern, die nicht auf ihn gehört, weiter tranken und weiter plauderten, zum Theil auch mit verſtohlnem Lächeln um die ab- und zugehende Tochter des Thorwärtels, Suſanne, höfelten; — „Ihr habt gut reden! Ihr Schmiede habt das beſte Gewerk in unſerer Zeit; von früh bis zum Abend durchſchallen eure Hämmer den ganzen Ort, und Ihr zumal, der fleißigſten jungen Männer einer, führt recht den Namen mit der That. Kein Wunder, daß Ihr Krieg wünſcht; der Krieg verbraucht den Stahl. Aber Stahl und Eiſen, das bedenkt, verbrauchen Menſchen; und könnte es nicht kommen, daß Ihr ein Mal an eine Klinge müßtet, die Ihr ſelbſt geſchmiedet?“

Mißmuthig warf der junge Stahlſchmied einen grollenden Blick auf den Alten und erwiederte: „Das klingt ja faſt wie eine Prophezeihung, Meiſter Olbaum! Nun, ſehet zu, daß Ihr Euch nicht ſelbſt das Todtenhemd webt; ſo lange ich Klingen ſchmieden und führen kann, will ich mir ſchon die, die ein Anderer gegen mich führen mögte, vom Leib halten.“

Am großen Tiſch brach laut und luſtig ein Lebehochruf aus, und volle Becher klirrten zuſammen. „Dem Landgrafen gilt's! dem tapfern, muthigen, großmüthigen Philipp, unſerm Herrn!“ rief der Harniſchmacher **Kilian Roſenwein**, und Alle ſtimmten laut in den treugemeinten Trinkſpruch. „Er lebe, der Freund der Glaubensfreiheit, der Schild des Rechts, der Panzer der Ehre! Unſer Landgraf Philipp lebe!“ riefen Viele, und nicht eine Stimme erhob ſich zum

Lebehoch des Fürſten Wilhelm von Henneberg, des andern Herrn der Herrſchaft Schmalkalden, die unter getheilter Hoheit ſtand; denn es war in Schmalkalden die Lehre Luther's feſtgewurzelt, die der Henneberger haßte und befehdete, und die großen Angelegenheiten, die bereits in ſechs zahlreichen Verſammlungen von Fürſten und Städte-Geſandten dort verhandelt worden waren, hatten den Blick der Bürgerſchaft hingelenkt auf das, was die Zeit wollte, und ſie unter das Panier verſammelt, welches die zu einem großen und mächtigen Bund vereinigten proteſtantiſchen Fürſten erhoben.

„Ja, es waren ſchöne Tage, die Tage der Fürſtenverſammlungen hier!" wandte ſich Schwinghammer an die Freunde. „Nicht nur, daß mancher blanke Goldgulden in unſre Säckel floß, ſondern daß durch ſie auch unſre gute Stadt zu hohen Ehren kam vor andern Städten Deutſchlands; denn wer hätte es früher glauben, ja ahnden ſollen, daß ſich hier, hier in einem waldigen Winkel des Thüringer Landes, in einer unſcheinbaren rußigen und rauchigen Stadt ſo viele hohe Häupter und glänzende Lichter zuſammenthun und zuſammenfinden würden, wie es bereits ſechs Mal geſchehen?"

„Und wer ſagt, daß Gleiches ſich nicht wieder hier begeben könne?" rief der muntre Roſenwein. „Noch iſt ja ſo Vieles zu entſcheiden und feſtzuſtellen in dem Fürſtenbund, der von unſrer Stadt den Namen trägt und ihn auf die ſpäteſten Zeiten vererben wird. Unſre Enkel und Urenkel müſſen noch ſtolz darauf ſein, wenn ſie hören von dem Schmalkaldiſchen Bund, und ſich dabei erinnern, daß ihre Urväter Zeugen einer Zeit geweſen, die in ihren Folgen auf Jahrhunderte hinaus wichtig und einflußreich ſich gezeigt!"

„Der Harniſchmacher ſpricht ja wie ein Buch!" gab der Nachbar des Thorwarts, der Krämer Heinz Blumentroß, in das Geſpräch, und indem auch er ſich gern mit den Erinnerungen der nächſtvergangenen Jahre beſchäftigte, die dazu beigetragen hatten, daß ſein kleines Geſchäft ſich hob und ihn zum wohlhabenden Mann machte, fing er an in redſeliger Weiſe aufzuzählen, wer damals von den anweſenden Fürſten den Bedarf an allerlei Gewürzen und Konfekt bei ihm genommen und wie viel er von den koſtbaren Specereien der beiden Indien an den edeln Landgrafen und die Grafen von Mansfeld, und an die Herzoge von Lüneburg, und an die Sachſenfürſten, und an die Fürſten von Anhalt und ſo viele ſtädtiſche Geſandten abgeſetzt. Er pries mit vollen Backen dieſe gute Zeit, und wünſchte der Stadt gleiche Ehre und gleichen Flor zurück; doch verſtand er unter der Stadt — nur ſich ſelbſt und unter ihrem Flor ſeinen Laden.

Während nun die Jungen aßen und tranken und die Alten vergnüglich plauderten, und unter die heitern Geſpräche auch manche düſtre Prophezeihung und manche trübe Befürchtung mit unterlief, trat noch ein verſpäteter Gaſt in die Verſammlung, der nicht von allen Anweſenden gern geſehen war, dem aber doch Jedes faſt ſcheu und ehrerbietig Raum gab; es war ein Greis von ſiebenzig Jahren, doch noch nicht zu betagt, um nicht eine heitre Geſelligkeit zu lieben und bei einem Geſpräch über Krieg und Frieden und bei der Klage über ſchlechte Zeiten keinen einſtimmenden Theilnehmer abzugeben.

„Gott geb' Euch ein gutes Neujahr, Vater

Ulf! Woher noch ſo ſpät oder ſo frühe?“ rief ihn der Thorwart Wagentrotz an; aber der Alte ließ den freundlichen Gruß unerwiedert und trat mitten in die Stube, wandte ſein bleiches, runzliches Geſicht und den ſtechenden Blick, die Gäſte überſchauend, nach allen Seiten hin, erhob den Zeigefinger der rechten Hand bedenklich, und kaum, daß Suſanne, im Ofenwinkel geſchmiegt, dem heimlich begünſtigten Schwinghammer in das Ohr flüſtern konnte: „Hab' Acht, Melchior: Gadamar's alter Knecht wird wieder zur Unglücks-Eule und hat Geiſter geſehen!“ — ſo erhob der alte Erich Ulf die leiſe, zitternde Greiſenſtimme und ſprach heimlich flüſternd, daß Alle ſchauerten, aus dem zahnloſen Mund: „Proſit, Kinderlein! Proſit das liebe neue Jahr! Ei ihr ſeid luſtig und guter Dinge hier, und die Herren auf dem Rathhaus ſind nicht minder luſtig oder noch mehr, als ihr, und Keiner ſieht, was ſich Seltſames begibt: in der nächſten Nachbarſchaft, gleich draußen vor dem Auer Thor in der Todtenlache, wo nach alter Sage ein Geiſt hineingebannt iſt, und doch ſteht ſchon ein Häuflein Leute am Thor und lugt hinaus nach dem Spuk, den ich zuerſt geſehen und dann dem guten Görg Heilgengeiſt, dem Nachtwächter dieſes Stadtviertels, gezeigt!“

Dieſe lange und ſeltſame Rede hatte der wunderliche bleiche Alte, der ſelbſt einer geſpenſtigen Erſcheinung ähnlicher war, als einem lebenden Weſen, kaum vollendet, ſo öffneten ſich auch zumal alle die niedrigen Rundſcheibenfenſter der Stube, und neugierig, halb ungläubig, halb befangen, ſchaute Kopf über Kopf hinaus; der Thorwächter aber ſtülpte die raſchergriffene Blechhaube über, faßte die Hellebarte, zündete die Laterne an und ſetzte ſich in Bereitſchaft, Allem, was ſich da vor dem Thor Bedrohliches zeigen mögte, ſei es geiſtiges oder leibliches Schreckniß, ſo nahe zu treten, als die Pflicht der Selbſterhaltung nur immer einem wackern Thorwärtel geſtattete.

Aber in der Oberſtube wurde es ganz bedenklich ſtill, und von den am Thore ſtilllauſchenden Leuten aus der Nachbarſchaft hörte man kaum ein ängſtlich befangenes Wispern, und zuletzt ſtand auch der kühne Wagentrotz mitten unter dieſen Leuten, ſtarrte mit ſcheuem Blick hinaus durch das Gitterwerk und hielt in der zitternden Hand die Thorſchlüſſel feſt, daß ſie nicht durch unzeitiges Klirren unzweckmäßiges Geräuſch machen ſollten.

Über dem Weiher, der die Todtenlache hieß, und längſt ausgetrocknet iſt, ſtand eine hohe Nebelſäule, anzuſehen wie ein lichtgrauer Thurm, und hoch emporragend; oben aber ging ein Lichtſchein aus von der Zinne, und der Lichtſchein verklärte leichte, luftige Dunſtgebilde, die den Thurm umſchwebten. Dieſe Gebilde ſchienen ähnlich einigen Kriegsmannen zu Roß und zu Fuß, die kampfgerüſtet erſchienen, den Thurm umſchwebten, und dann verſchwanden. Unten aber am Ufer des Weihers ſtand ein Mann, welcher Waſſer ſchöpfte; aber Alle ſahen, daß ſolches kein wirklicher, natürlicher Mann war, denn er war rieſengroß, und nebelgrau, und halbdurchſichtig, nach der Art ächter Geſpenſter. Und ſiehe, hinter dem Thurm kroch es jetzt hervor, ein großer gräulicher Drache mit ſchattendunkeln Flügeln, und den Schweif hinter ſich ziehend wie geballtes Gewölk. Dieſer Drache ſtürzte ſich auf den Mann und ſchien ihn zu verfolgen, und gar verſchlingen zu wollen; aber der Mann fürchtete ſich nicht, ſondern ſtand ihm und hielt ihm etwas entgegen, das ausſahe wie ein Buch. Darauf zerfloß in Nebel das Drachengebild, und der Nebel umſchleierte den Weiher und den Thurm. Oben aber am Himmel theilten ſich die mitternächtlichen Wolken und es wurden Sterne ſichtbar, mehr und mehr, in der Form eines ſchräg liegenden Kreuzes. Und Alle, die das ſahen, erſtaunten darüber, ſie wußten aber nicht, dieſe gemeinen Leute, daß es das Sternbild des Schwans war, das, wie durch Zufall, aus der Wolkenhülle trat. Noch ſtanden Alle, furchtdurchſchauert, noch ſprach kein Mund, nur der alte Ulf erhob in der Stube des Thorwarts Arme und Hände, wie wenn er beginnen wollte zu weiſſagen und zu deuten die geſchaute Erſcheinung. Aber noch hörte ihn Keiner, und Keiner ſah auf ihn; denn ängſtlich blickten noch Alle über das Auer Thor hinaus, weil ſtarker Hufſchlag hörbar wurde und es den Anſchein hatte, als rücke jetzt der Spuk verkörpert näher. Deßhalb wichen die Lauſcher unten am Thor auch ängſtlich zurück und zwar ſo weit, daß bald gar keiner mehr ſichtbar war. Nur zwei hielten unerſchrocken Stand; beide trugen eine alte blecherne Helmſchaube, beide eine Laterne, beide eine ſtarke hellpolirte Hellebarte: der Thorwart und der Nachtwächter.

Jener Reiter und ſein Knecht hatten, wie erwünſcht ihnen nach langem, ſauerm Ritt auch Einkehr und Imbiß und Nachtlager ſein mochte, lange ſtill gehalten auf ihren Roſſen, die oft zuſammenſchauerten (die Reiter wußten nicht, ob vor Furcht oder vor Froſt und Ermüdung), und hatten auch ſtill bedenklich hingeſehen nach den Luftgebilden, die ſich, ſo nahe der Stadt, über dem dunſtigen Weiher zeigten; ſie hatten daſſelbe geſehen, was die Bürger am Thor erblickt. Endlich aber ſprach der junge Reiter: „Mit Gott, vorbei!“ und ſpornte ſein Roß und ritt ſtracklich gegen das Thor, und der Knecht ſchlug ein Kreuz und ſprach ein Ave Maria, das ihm noch treu im Gedächtniß war aus glücklicher Jugendzeit, ehe er lutheriſch geworden, und folgte dem Herrn.

Ein helles „Wer da?“ ſchallte Beiden aus dem Mund des Thorwarts entgegen, das dieſer laut genug und doch nicht ſo kecklich rief, wie ſonſt, wenn er keine Geiſter geſehen, — und die Roſſe ſtanden.

„Öffnet ungeſäumt und fürchtet nichts!“ rief der junge Reiter; „hier iſt ein Geleitsbrief Eures Herrn, des Landgrafen Philipp. Ich bringe Briefe und Botſchaften an Euern Rath, an die fürſichtigen und feſten Bürgermeiſter Leonhard Funk und Valtin Herz, und habe Eurer guten Stadt nur Gutes zu verkünden!“

Der vorſichtige Thorwart öffnete noch keineswegs das Thor, ſondern ſtreckte nur den Arm durch das Gitter des Seitenpförtleins, um den Geleitsbrief zu empfangen, den er entfaltete und mühſam las, wozu der Nachtwächter behülflich leuchtete. Wie nun aber Hans Wagentroß das wohlbekannte Löwenwappen ſeines Herrn im aufgedrückten Sigill geſehen und ſich von der Richtigkeit des zu Kaſſel in der Kanzlei des Landgrafen ausgefertigten Geleitsbriefes ſattſam überzeugt hatte, gab er den Brief ehrerbietig in die Hand des Fürſtenboten zurück, und öffnete das Thor, indem er ſagte: „Gott ſegne Euern Eintritt, mein junger Herr! Ihr ſeid der Erſte, dem ich in dieſem neuen, mit Gott begonnenen Jahr das Auer Thor aufſchließe, ein Jahr, das merkwürdig genug bei uns angefangen; habt Ihr nicht auch das Geſicht geſehen, welches ſich vor kurzer Weile, ehe Ihr einrittet, da draußen gezeigt? Mir zittern die Glieder noch ein wenig, ſo ich daran gedenke, und ich bin doch ſonſt ein beherzter Mann, heiße Wagentrotz und trotze Mann und Roß und Wagen, die ohne Freibrief und Geleit das Thor paſſiren wollen.“

Der Reiter antwortete nicht auf das Geplauder des Thorwärtels; er warf ihm ein blankes Stück Geld zu, und ritt raſch durch die neugepflaſterte Auer Gaſſe. Oben am Markt war die Straße lichthell, und ein Schmettern und Tönen von Zinken, Poſaunen, Fiedeln und Pauken ſchallte über den Markt durch die Stille der Nacht; auf dem Rathhaus war ein großes Bankett, und an den hellen Fenſtern tanzten bunte Geſtalten vorüber, die auf die Straße raſchvorüberfliegende Schatten warfen.

Die Reiter aber lenkten ihre Roſſe dem Freudenhaus vorbei, und ritten hinüber nach dem ſtattlichen Gaſthaus zur gold’nen Krone, darinnen auch noch Lichter brannten und viele Zechgäſte den Antritt des neuen Jahres feſtlich mit Becherklang und Geſang begangen hatten und noch begingen. Der Reiter übergab dem Knecht die Sorge für ſein Roß und ſuchte bald, fern von dem Geräuſch der Gaſtſtuben, in einem ſtillen Kämmerlein des Hintergebäudes, die nöthige Ruhe.

In der Stube des Thorwarts aber war eine große Stille eingetreten, und alle Anweſenden lauſchten den Worten des alten Ulf; auch Wagentrotz, als er Thor und Häuslein wieder ſorgfältig geſchloſſen, war leiſe eingetreten, um nicht zu ſtören, und nur ganz heimlich, faſt mehr mit den Augen, als mit den Lippen ſprechend, unterhielten ſich Suſanne und Melchior Schwinghammer, während Ulf mit ſeiner dünnen, aber beweglich eindringenden Stimme ſprach: „Ihr nennt mich einen Zeichendeuter und einen Propheten, der ich doch nicht bin; wohl aber war ein ſolcher mein guter ſeliger Herr, der vor zwei Jahren in der Chriſtnacht ſtarb, Herr Sigismund Gadamar, der die verwunderlichen Geſichte und Träume hatte. Hätte er mit uns geſehen, was ſich vorhin gezeigt unſer aller Blicken, er würde traun beſſer, als ich es vermag, uns allen die Erſcheinung ausgelegt haben. Mich aber will bedünken in meiner Einfalt, daß der Thurm, den wir aus dem Waſſer aufragen ſahen, vorſtellt den feſten Thurm esd

Schmalkaldiſchen Bundes, der ſich mitten aus dem Sumpfe der papiſtiſchen Finſterniß erhebt und frei zum Himmel ragt. Die gerüſteten Kriegsleute zu Fuß und zu Roß bedeuten, daß wohl ein gewaltiger Krieg der neuen Kirche bevorſteht, und vielleicht mannichfaltige Wirrniß den Thurm erſchüttern wird. Aber ihr alle habt auch geſehen den Mann, der am Ufer ſtand und Waſſer ſchöpfte, als wolle er reinigen den verſumpften Boden, und der ſo ruhig ſtand, als der ungeheure Drache erſchien. Das iſt Lutherus, der Gottesmann, der den Glauben reinigt und für uns das Waſſer des Lebens in reine Gefäße ſchöpft, und der dem Drachen ſteht, der da Papſt und Antichriſt heißt und verflucht iſt von Anbeginn. Das iſt meine Meinung.“

Schweigend umſtanden den alten prophetiſchen Mann die Nachbarn und Freunde, keiner wagte, ihm zu widerſprechen, und nach und nach wurde des Thorwarts Stube von den Gäſten leer; ſie ſagten einander leiſe gute Nacht und guten Morgen, und ſuchten ihre eignen Häuſer.

In der Kurie zu Schmalkalden ging es feſtlich und hoch her. Bürgermeiſter, Rath und Rathsverwandte, Gemeinde-Vormünder und herrſchaftliche Amtsleute und Rentmeiſter waren mit ihren Familien in guter Eintracht da verſammelt; auf dem Saal vor der großen Rathſtube wurde getanzt, in der Stube aber ſaßen an langen Tafeln die älteren Herren und Frauen und ließen ſich's wacker wohl ſein. Obenan ſaß mit ſeinem Ehegeſpons der erſte Bürgermeiſter, Leonhard Funk, ein wohlbeleibter und redſeliger Mann, und hatte ſich in angelegentlichem Geſpräch mit dem heſſiſchen Amtmann, dem feſten Ritter Melchior von Herſtall, während der hennebergiſche Amtmann Philipp Truchſeß von Heßberg lebhaft mit dem zweiten Bürgermeiſter, Herrn Valentin Herz, verkehrte. Der hennebergiſche Rentmeiſter Jobſt von Baumbach ſaß mit ſeiner Hausfrau dem heſſiſchen Rentmeiſter Balthaſar Wilhelm gegenüber und ſprach mit ihm über die Erneuerung des Schmalkaldiſchen Bundes und die Aufbringung und Beitreibung der herrſchaftlichen Gefälle; denn die Kaſſen waren erſchöpft durch die Ausgaben für das Bundesheer. Die Frauen aber hatten noch mannichfaltigeren Stoff zu Geſprächen. Weiter abwärts ſaßen der Rathsmitglieder noch mehrere und auch die beiden Gemeinde-Vormünder Balzer Möller und Linhard Kohl; manche Stühle aber ſtanden leer, weil deren Inſaſſen entweder als Tänzer und Tänzerinnen oder als Zuſchauer des Tanzes ſie verlaſſen hatten. Draußen wandelte und drehte ſich im ſittigen deutſchen Reigen die holdblühende Jugend der Stadt; wacker ſpielten die Muſikanten auf; Diener des Raths gingen ab und zu, in glänzender Amtstracht prangend, und trugen Erfriſchungen und ſüßes Naſchwerk durch die Reihen. An der Treppe und auf derſelben drängte ſich neugierige Dienerſchaft, mit Laternen verſehen, um der Herrſchaft nach Hauſe zu leuchten. Doch dachte noch Niemand an Aufbruch.

Die Krone der Tänzerinnen war aber vor allen andern Jungfrauen die Tochter des zweiten Bürgermeiſters, Helene; ~~und~~ wenn ihr eine den Preis der Schönheit ſtreitig machte, ſo war es ihre Muhme, die Jungfrau Magdalena Gadamar, deren Vater der Schweſtermann des Bürgermeiſters Herz geweſen war, und die nun, nachdem ihr Oheim ihr älterliches Haus käuflich an ſich gebracht, bei dieſem wohnte. Doch wenn auch gleich ſchön, waren doch beide Jungfrauen nicht nur an äußerem Liebreiz, ſondern auch an Weiſe zu fühlen und zu handeln, gar ſehr verſchieden.

An der Hand des Stadtſchreibers Franzberg ſchwebte Helene durch die Tänzer-Reihen, wie eine in einen ſilberhellen Bach geworfene Maien-Roſe; ſie ſchaukelte ſich in reiner, aus dem innerſten Herzen ſtrömender Heiterkeit auf den Wellen der Luft, unbefangen, wie ein Kind, und ſo fröhlich gaukelnd, wie ein Schmetterling über ein Blumenfeld. Der Frühlingsfalter ihrer Unſchuld wiegte ſich auf den buntfarbigſten Schwingen und ſog nur Honig aus jeder Freudenblume. Der Stadtſchreiber ſagte Helene'n tauſend Schmeicheleien, und die Schmeicheleigeſchoſſe nahm ſie alle ſo lachend auf und ſcherzte mit ſo viel harmloſer Neckerei das Heer der Artigkeiten aus dem Felde, daß der arme Stadtſchreiber, endlich arm an Schönheiten, die er der erſten, bewundertſten Schönheit der Stadt ſagen wollte, ſich zuletzt verlegen mit dem feinen Tüchlein über die glühende Stirne fuhr und nach Luft ſchnappte, wie ein

Vogel, der ſich in einem beſchränkten Raum todtmüde geflattert.

„Sagt mir nur, mein ehrenfeſter Herr Franzberg, woher Ihr den Vorrath Eurer ſchönen Worte nehmt, und ob ſie Euch niemals ausgehen?“ ſpottete Helene gutmüthig zu ihrem erſchöpften Tänzer. „Wenn Ihr ſie alle und alle an mich verſchwendet, was behaltet Ihr denn für die andern Mädchen? Zuletzt werde ich von ihnen beneidet, wenn ich alle die Blumen Eurer Beredſamkeit hinweggepflückt! Wie?“

„O Helene! Ihr ſeid ſo gottlos wie ſchön, und ſo boshaft wie reizend, und ſo grauſam wie holdſelig, daß Ihr mich alſo quält! Will ich denn zu einer einzigen Andern nur das geringſte, kleinſte Schmeichelwörtlein reden, wenn ich an Euch eine freundliche Hörerinn finde? Wohl habt Ihr Recht, ich weiß beinahe nicht mehr, was ich ſagen ſoll, und ſchweigend muß ich zuletzt den traurigen Glauben annehmen, daß Ihr mich gar nicht hören wollt!“

Ein Schatten von Ernſt überflog das anmuthſtrahlende Geſicht der ſchönen Jungfrau; dann erwiederte ſie, indem ihre Roſenwangen ſich noch höher färbten: „Herr Franzberg, ich weiß nicht, was Ihr von mir wollt, und Ihr wiſſ't ſelbſt nicht, was Ihr wollt, daß Ihr mir ſo ernſtlichen Vorwurf macht. Seht, Alles ſieht auf Euch und mich! Sicherlich bewundern ſie Eure Tanzkunſt und Eure Wohlredenheit!"

Ehe noch Helene weiter reden und der Stadtſchreiber etwas erwiedern konnte, endete der Tanz, und Helene flog lächelnd auf ihre Muhme Magdalene zu, die ein Rathsverwandter ſittiglich an den Jungfernſitzen zu ihrem Sitz führte.

„Wie du glühſt, Helene!" ſagte mit freundlichem Blick die ernſte Freundinn zu der warmen Tänzerinn.

„Und wie du ſo ernſt biſt!" erwiederte Helene; „dein Geſicht paſſ't ja gar nicht zu der heutigen Luſt."

Magdalena war bleich von Farbe; aber ihr Geſicht war das regelmäßigſte. Dunkle Brauen, dunkles Haar und lichtbraune Augen, deren Strahl durch einen Ausdruck von ſtiller Wehmuth gemildert war, gaben ihr zu der ſtolzen Haltung ihres herrlichen Wuchſes eine Würdigkeit, der weder der leichtfertige Scherz, noch die kecke Vertraulichkeit zu nahen wagte; dennoch war ſie allgeliebt, und als ſie Arm in Arm mit der ſchweſterlichen Freundinn durch den Saal ſchwebte, jene heiter und lachend, ſie nur freundlich lächelnd, da flüſterte es durch das Gedräng im Tanzſaale: „Seht, die weiße und die rothe Roſe!“ So hießen bei Hohen und Niedern in der Stadt die durch Freundſchaft und Bande des Blutes eng verſchwiſterten Jungfrauen.

„Du tadelſt meinen Ernſt gewiß nicht im Ernſt, liebes Lenchen,“ flüſterte Magdalene; „du weißt ja, wie nichtig mir dieſe Freuden ſind und wie wenig Antheil mein Herz an ihnen nimmt, und daß ich nur mit zum Bankett ging, weil dein Vater, mein Oheim, es wünſchte und du mich mit Bitten und Zureden beſtürmteſt. Ach wüßteſt und fühlteſt du doch, wie dieſe Schmeicheleien unſrer gefallſüchtigen Minnewarts mich martern und wie wenig ſie bei mir gelten, dann würdeſt du begreifen, wie viel beſſer es mir daheim in der ſtillen Stube bei der Kurbel und dem Gebetbuch gefällt, als hier in dem lärmenden Gewühl, wo uns Huldigungen gebracht werden, die nicht aus dem Herzen kommen, und Schönheiten geſagt werden, bei denen die Sprecher nichts denken."

„Du urtheilſt zu hart, Magdala," widerſprach Helene; „Eines denken jene Schmeichler doch, nämlich: wir glaubten an ihre Geckereien, und ſchön iſt es doch, ſich geprieſen zu ſehen, und die Luſt iſt auch etwas werth. Erlaubte Fröhlichkeit hat Gott nicht verboten, und wenn in der Schrift geſagt iſt: Freue dich, Jüngling, in deiner Jugend, ſo geht das uns doch auch an, obgleich von Jungfrauen ausdrücklich nichts dabei ſteht."

„Ich mißgönne ja Keinem die Freude," ſprach wieder Magdalene, ſich mit der Freundinn durch die Säle führend und den Oheim ſuchend, der in ein andres Zimmer gegangen ſchien; „aber bedenke, daß ich nur erſt aus den Trauerkleidern komme, daß nur erſt ein Jahr vergangen, ſeit ich den beſten Vater verlor, den ich nie genug beweinen kann, daß ich dieſes Jahr in der ſtrengſten Eingezogenheit lebte, oft den geiſtigen Blick mehr in eine Welt, die drüben liegt, gerichtet, als auf dieſe irdiſche und vergängliche, und daß es daher kein Wunder iſt, wenn ich nun, nachdem ich euern Bitten nachgegeben und die Trauergewänder abgelegt habe, mich nicht ſo plötzlich in die Luſt finde, und die Luſtigen ſich nicht in mich finden können."

Die Mädchen ſprachen noch, als plötzlich der Neujahrs-Jubel losbrach, weil die zwölf ernſten Glockenſchläge vom nahen Thurm herabklangen. Die Becher wurden geſchwungen, Glückwünſche ausgebracht, und ſo eben trat auch der alte Herz den Jungfrauen entgegen, und Tochter und Nichte umarmten ihn liebevoll.

„Du blickſt ſo ernſt, liebe Magdalene!" ſagte nach den gegenfreundlichen Beglückwünſchungen der zweite Bürgermeiſter. „Haſt du nicht getanzt, und willſt du nicht mehr tanzen?"

„Ich that Euern Willen, mein guter Ohm," erwiederte die Gefragte, während ſich Helene zu einigen Freundinnen wandte und die Wünſche für ein glückliches Jahr mit ihnen austauſchte, auch dabei die Huldigungen der jungen Männer, die Jene umſchwirrten, mit gewohnter Heiterkeit und Neckeluſt in Empfang nahm — „ich tanzte; aber nun iſt es genug. Mein erſter Schritt in das neuangetretene Jahr ſoll kein Freudenſprung ſein; um ſo weniger mögte ſich das ziemen, da mir ahnt, daß dieſes Jahr für mich, für Viele ein wichtiges ſein werde. Und glaubt mir, Ohm, ich fühle mich fremd in dieſem Feſtputz, mir ſelbſt entrückt und unbekannt; in den Trauerkleidern war ich heimiſch geworden, es war zwiſchen ihnen und meiner Seele eine ſtille Sympathie."

„Du thuſt wahrhaftig Unrecht, Mädchen," ermahnte Herz, „daß du dich immer Betrachtungen hingibſt, die deiner Jugend nicht ziemen, und Gedanken nährſt, die an einer Jungfrau befremden müſſen, welche durch Herkunft, Stand und Vermögen berechtigt iſt, Anſprüche an des Lebens erlaubte Genüſſe zu machen. Hüte dich, dein Glück nicht zu verſcherzen durch eine Strenge deiner Lebensanſichten, die jetzt vielleicht dich in den Augen Mancher noch anziehend macht, ſpäter aber Alle von dir ſcheuchen könnte, die — um deine Hand werben."

Juſt dieſe ernſte Rede ihres Ohms war geeignet, Magdalenen ein Lächeln abzugewinnen, und ſie erwiederte mit leichtem Spott: „Ich werde mein Glück gewiß nicht verſcherzen, lieber Ohm, und wenn ich wüßte, daß der Ernſt, der mir von Euch und Andern zur Laſt gelegt wird, mich anziehend machte, ſo würde ich ihn ſchnell auszuziehen ſuchen und mich ganz in die Narrengugel der Poſſenreißerei hüllen, um in dieſer Mummerei ſicher, ungeſucht und unerkannt zu ſein.“

„Du biſt ein ſeltſames Kind, und es iſt nichts mit dir anzufangen,“ murrte mit gutmüthigem Vorwurf der Bürgermeiſter; da ſtimmten draußen wieder die Fiedler, und durch die Menge der Gäſte drängte ſich der Stadtſchreiber, Magdalene um den Tanz zu bitten.

„Es thut mir leid, Euch abſagen zu müſſen, Herr Franzberg; ich tanze heute nicht mehr. Sucht Euch eine andre Tänzerinn!“ ſprach Magdalene.

„So werdet Ihr Trauer zum Neujahr unter den Tänzern verbreiten, ſtatt mit Wohlthun und Beglücken zu beginnen?“ ſchmeichelte der gewandte Diener des ſtädtiſchen Gemeinweſens; aber Magdalene antwortete verſtimmt, indem ſie ſich abwandte: „Ihr werdet wohl thun, Euer Glück bei Andern zu verſuchen!“ und eben hüpfte Helene heran, ſah, wie der Schmeichler abzog, und lachte ihn aus.

„Sei gut, Mädchen!“ rief die muntre Freundinn, und ging mit Magdalene'n wieder Arm in Arm in den Saal zurück und ſuchte dieſe mit allerlei mädchenhaftem Geplauder zu erheitern.

Noch eine Stunde war vorübergegangen; der Sturm, der vor Mitternacht zu ruhen ſchien, begann ſein Wüthen auf's Neue, warf Schindeln und Ziegeln von den Dächern und trocknete die Straßen ſchnell wieder, die von Zeit zu Zeit eine vom Waldgebirge herabgetriebene Regenwolke mit raſchem Guß überfluthet hatte. Zu dem Diener- und Mägdetroß, der ſich an der Rathhaus-Treppe drängte, geſellte ſich jetzt auch mit einer großen Stocklaterne der alte Ulf, die Herrſchaft heimzuholen; denn er genoß jetzt bei dem zweiten Bürgermeiſter ſein Gnadenbrod, und war von dieſem mit dem Hauſe Gadamar's und deſſen Tochter mit übernommen. Der graue Knecht fand zwar keine alten Bekannten unter den Dienern, die auf dem Rathhauſe des Aufbruchs ihrer Gebieter warteten, aber dafür junge genug; denn ihn kannte die ganze Stadt, und die jungen Diener bewieſen ihm allzumal eine Art von ſcheuer Ehrfurcht. Er wurde gleichſam als ein Theil jenes wunderlichen Mannes angeſehen, der ein Seher und

Prophet geweſen und deſſen Leben und Tod merkwürdig und räthſelhaft erſchienen war, und jene Gabe der Weiſſagung ſchien ſein geheimnißvolles Erbtheil geworden.

Nun ſah hinter den Andern ſein bleiches Geſicht hervor, und ſeine Lippen flüſterten Worte, die er für ſich zwar leiſe ſprach, doch laut genug, daß die Nächſtſtehenden ſie vernahmen, da eben im Tanz eine Pauſe war:

„Tanzt und ſpringt nur, Kinder der Welt! laſſ't euch nicht kümmern den raſenden Sturm, der durch die Gaſſen fegt, und nicht kümmern das Gebrüll der Waſſer, die von Wolkenbrüchen genährt ſcheinen und aus ihren Betten ſchäumen, und auch nicht kümmern die Zeichen und Wunder, die der Herr erſcheinen läßt und thut in den heiligen zwölf Nächten, und heute zumal in der Nacht und in der Stunde, da ein Jahr geht und ein anderes kommt. Ihr lebt und webt in der Welt, und doch kümmert euch nicht die Welt und würde euch nicht kümmern, wäre auch ihr Untergang vor der Thüre.“

„Was zankſt du wieder, alter Ulf?“ fragte ein müßiger Wollenweber, der ſich als Zuſchauer eingedrängt hatte; und ihm erzählte Ulf, was er geſehen. Bald bildete ſich ein neugierig-lauſchender Kreis um den Alten, und weiter ging von Mund zu Mund die neue Mähr und verbreitete ſich raſch durch Säle und Zimmer. Mancher der Anweſenden, der noch halb und halb dem alten Glauben anhing, ſchlug ein Kreuz und ſandte ein Stoßgebet zu den Heiligen empor; Andre aber verlachten die Erzählung als Frucht des Aberglaubens und nannten ſie eine lächerliche Altweiberſage. Darunter war auch Herr Valtin Herz, der neue Gebieter des alten Ulf, und es war ihm gar nicht lieb, daß ſein Knecht es geweſen, der dieſe Kunde verbreitete. Schon wollte er hin und ihn hart anlaſſen ob ſeiner unzeitigen Geſchwätzigkeit; aber vorbittend hielt Magdelene den verſtimmten Ohm und flüſterte: „Überlaſſ't es mir, den Alten zurechtzuweiſen, da ich mich jetzt ohnedieſ's nach Hauſe begeben will. Ihr aber bleibt doch mit Helene noch länger, und Ulf ſoll mir heimleuchten; dann ſende ich ihn Euch wieder, und dann wird er nicht mehr plaudern.“

„Ich bin es zufrieden, und da er dir lieber gehorcht, als mir, ſo verbiete ihm ſtreng ein für alle Mal den Aberglauben!" gebot, in Magdalenens Wunſch einwilligend, Herr Herz. Und dieſe hüllte ſich in Schaube und Mantel, widerſtand den Bitten ihrer Umgebung, ihrer Freundinnen und manches gewandten Tänzers, der die ſtille Hoffnung genährt, noch im Laufe der Nacht einen Reigen mit der gefeierten Schönheit aufführen zu dürfen, — noch länger zu verweilen, und ging, auch alle Begleitung höflich abweiſend, im Schutze des erprobten, in ihrem älterlichen Hauſe ergrauten Dieners nach Hauſe. Sie hatte nicht weit, denn ihr Wohnhaus war in der Auer Gaſſe gelegen; doch war der Weg nicht ohne Gefahr: der nächtliche Orkan wüthete fort, und von mancher Firſt ſtürzte mit Gekrach ein Haufe Ziegeln.

„Haltet Euch dicht an den Häuſern, edle Jungfrau!" rief Ulf warnend. „Gott ſchütze uns in dieſem Sturmwetter nur für Feuersnoth! Das iſt eine Nacht, wie ich ſie lange nicht erlebt, in welcher Gott Wunder und Zeichen geſchehen läßt."

Magdalena hatte ſich tief verhüllt; der Sturm verwehte die Worte des Dieners und wehrte ihr das Erwiedern. Sie folgte nicht ohne Herzklopfen dem raſchen Gang des Alten, und athmete erſt dann froh und tief auf, als ſie eingetreten war in die ſichre, räumige Flur des Vaterhauſes und der Thorflügel krachend in das Schloß fiel. Als ihr Ulf ein Licht gezündet, lehnte ſie es ab, daß er die alte Magd wecke, bat ihn freundlich, den Ohm nicht durch Plauderhaftigkeit zu erzürnen, und ging in ihr Zimmer. Es war klein und warm und traulich; es war das, in welchem ihr Vater gearbeitet hatte, und die Tochter hatte von dem Oheim erbeten, daſſelbe bewohnen zu dürfen. Daher war dieſes Zimmer noch geſchmückt mit mancher liebwerthen Erinnerung. Die Bücher, die auf einem kleinen, zierlich bunt gemalten Geſtell ſtanden, waren noch von dem Vater her, und ſo manches Geräth, ſo manche Zier ſtand noch an demſelben Platz, wo ſie ſonſt geſtanden. Als Magdalene ſich der Mantelhüllen und des, wenn auch beſcheidenen, doch überflüſſigen Schmuckes abgethan hatte, ergriff ſie ein Buch; denn es war noch kein Schlaf in ihren Augen, und der Sturm ſchien auch nicht vielen Schlaf geſtatten zu wollen. Das Buch war oft in ihres Vaters Hände geweſen, und an den Rand war Manches von ſeiner theuren Hand geſchrieben. Es war ein zuſammengebundener Band ſorgfältig aufbewahrter und heilig gehaltener Einzelſchriften Doktor Luther's, wie ſie in jener Zeit in raſcher Folge erſchienen, fliegenden Blättern gleich, und mit ungemeiner Schnelle ſich über ganz Deutſchland verbreiteten. Freudig griffen tauſend und aber tauſend Hände nach dieſen Blättern der neuen Glaubensroſe, und Jeder bewahrte ſie treu, dem ihr Beſitz gelang. Gleich voran ſtand die ſchöne Auslegung des fünf und ſechzigſten Pſalms, die der fromme Kaspar Kruziger zum Druck befördert, und Magdalene las den Pſalm ſtatt eines Morgenſegens und brachte in dem heimlichen Frieden ihres Zimmers dem Weltgeiſt das Opfer einer reinen Seele dar. „Gott, man lobet dich in der Stille zu Zion, und dir bezahlt man Gelübde,“ lautete die erſte Pſalmſtrophe, und faſt in jeder der folgenden fand die andächtige Leſerinn eine Beziehung auf ſich, ihre Umgebung, wie auf das Land, in welchem ſie wohnte. Doch vermochte ſie nicht, die ganze Auslegung zu Ende zu leſen. Allzulebhaft dachte ſie immer und immer wieder an ihren Vater, der gegen ſie ſtets ſo gut und liebevoll geweſen und ſie erzogen in der

Furcht Gottes. Sein frommer Geiſt war auf die Tochter übergegangen, ein Geiſt, der ſich gefallen hatte im tiefen Grübeln über die höchſten Wahrheiten der Religion, und der nun aus dem Dunkel, in dem er dabei oft irrte, in die Region des ewigen Lichtes gegangen war. In dem Buch, in welchem Magdalene las, lag auch ein Blatt Papier, von Gadamar's Hand beſchrieben; die Schrift enthielt die Schilderung eines jener merkwürdigen Träume und Geſichte, deren der ſelige Rathsherr viele gehabt. Viele waren in Erfüllung gegangen, dieſer aber harrte noch der Erfüllung, ja ſelbſt der Auslegung; denn der kundige Ausleger, Gadamar ſelbſt, war bald nachher, ohne dieſen Traum zu deuten, verſtorben.

Und aus dem Bereich der Muſik und des Tanzes, vom Reigen der Luſt und Fröhlichkeit kommend, von jenen nicht erfreut, dieſen nicht hingegeben, flüchtete Gadamar's ernſte Tochter in das ſtille Reich der Ahnungen; ſie las den Traum ihres Vaters, welcher übrigens ſchon längſt bekannt und über alle Zungen gegangen war.

„Ich ſahe" — ſo lauteten die Worte dieſer Schrift — „einen Greis ſitzen am Tiſch, und ſein graues

Haupt war niedergebeugt, und er ſchlief. Auf einer Bank daneben aber lag ein wachender Löwe. In demſelben Zimmer waren noch viele Männer in langen ſchwarzen Röcken, ihre Mienen ernſt und nachdenklich, und ſie ſchienen mit einander einen Rath zu halten. Da richtete ſich der gewaltige Löwe auf, ſchlug um ſich mit dem Schweif, öffnete gähnend den ungeheuern Rachen voll ſcharfer Zähne und ſetzte zum Sprunge an. Und die Männer, wie ſie das ſahen, hielten eng an einander, zogen Schwerter und Dolche und ſtießen nach dem Löwen, trieben ihn zurück, warfen einen Seſſel auf ihn, und waren des Sieges fröhlich. Nicht lange aber währete es, ſo fuhr der Löwe wieder hervor, und trotz dem, daß ſich die Männer wieder gegen ihn kehrten mit ihrer Wehr, ſo kämpfte er doch ſo grimmig gegen ſie, daß ſie aus dem Gemach entwichen; der Löwe aber legte ſich wieder ruhig auf die Bank neben dem ſchlafenden Mann.“

„Nach kurzer Weile jedoch kamen die Männer allzumal wieder herein in das Gemach und zückten ihre Waffen auf's Neue gegen den Löwen und trachteten, daß ſie ihn umbrächten. Darüber ergrimmte er und ſprang auf ſie zu mit gewaltigem Ungeſtüm. Nun ſchrieen die Männer ängſtiglich und hoben ihre Hände auf und erweckten den ſchlafenden Alten. Dieſer, wie er erwacht war, richtete ſich auf und bedräuete mit erhobener Rechten den Löwen. Der Löwe, den Alten einige Mal mit ernſten Augen anſehend, wich zurück und begab ſich an ſeinen vorigen Ort, und gleich darauf war er verſchwunden. An ſeiner Stelle aber erſchien alsbald die Geſtalt des Herrn und Heilandes Jeſu Chriſti, mit mildiglichem Antlitz und in holdſeliger Verklärung. Der Herr ſtand und begann zu predigen und zu weiſſagen. Und alle die Männer ſenkten die Waffen, die ſie gegen den Löwen erhoben hatten, und fielen auf ihre Kniee nieder. Mit dem Löwen war aber auch der Alte hinweggeſchwunden. Wie der Heiland ſeine Hände ſegnend ausſtreckte über die Männer, verſchwanden alle dieſe Gebilde mit einander, und ich erwachte und ſann der Deutung des Traumes nach, konnte ſie aber nicht alſobald finden."

Nachdenklich begab ſich Magdalene, als ſie das geleſen, zur Ruhe, empfahl ſich in ſtillem Gebet dem Schutze des Herrn und guter Engel und entſchlummerte, ſelbſt einem reinen, fleckenloſen Engel ähnlich, mit ruhiger Seele. Zwei Engel hielten Wache bei ihr: der Frieden eines frommen, ſchuldloſen Gemüthes und der Segen ihres Vaters, den dieſer ſterbend der geliebten Tochter gegeben. Heitre Träume traten prophetiſch vor ihr inneres Auge. Sie ſtand als Prieſterinn vor einem Altar, auf dem eine helle Opferflamme loderte, und dieſe Flamme brannte hervor aus ihrem eignen Herzen. Und ein Ritter trat zu ihr, neigte vor ihr Schwert und Lanze und ſtellte Helm und Schild an den Altar. Auf ſeiner Silberrüſtung ſpiegelte ſich blitzend die Sonne, und er hob, vor ihr knieend, die Hände flehend zu ihr empor. Und ein Hofmann trat heran, reich geſchmückt mit mannichfaltigen Kleinodien, umhangen mit breiter güldner Ehrenkette, ſtolz und ſteif, mit herriſchem Blick; doch auch er neigte ſich und legte ſeine Kleinodien und ſeine Kette auf den Altar. Es trat auch noch ein dunkler Mann heran, im langen Talar und einen Gürtel um den Talar, auf welchem magiſche Zeichen in glühenden Farben brannten; dieſer trug in der Hand ein Scepter der Macht über das unbekannte, räthſelhafte Reich der Geiſter, und er legte dieſen Zauberſtab auf den Altar nieder und neigte ſich vor ihr, der Prieſterinn. Endlich noch führte der wunderliche Traumgott einen ſchlichten Jüngling heran, der ſchien arm und gering und hatte keine Gaben auf den Altar zu legen; aber als er vor ihr ſich neigte, empfand ſie ein niegeahnetes Wonnegefühl, und es umrauſchte ſie ein Klingen ſüßer Lieder. Der Jüngling nun trat zum Altar, zu opfern, und nahm ſein eignes brennendes Herz aus dem Buſen und geſellte es zu dem, das dort flammte, und bald brannten die zwei Herzen in gleicher reiner Gluth, und alles Übrige verſchwand. Die Prieſterinn ſank ſelig weinend an des Jünglings Herz. —

Magdalene Gadamar, als ſie erwachte, wagte kaum zu glauben und zu hoffen, daß Tage kommen würden, die ſolch ſeltſame Traumbilder verwirklichen könnten, und doch ſollten ſie aus dem Reich der Ahnungen und Träume in das des klaren, ſeligen Bewußtſeins übergehen.

Dem verſammelten Rath übergab der junge heſſiſche Hauptmann Eitel von Stein die Briefe des Landgrafen, nachdem er auch dem heſſiſchen Amtmanne ein Schreiben überreicht. Der Inhalt war für den Amtmann wie für den Stadtrath die Weiſung: Vorkehrungen zu treffen, daß wieder eine Verſammlung der verbündeten Fürſten zu Schmalkalden gehalten werden könne, die vielleicht zahlreicher, als alle frühern werden mögte; daher Sorge zu tragen, daß es nicht an hinlänglichen Vorräthen, wie nicht an Quartieren fehle, die Fürſten und Herren mit ihrem Gefolge, ſo wie die Geſandten andrer Fürſten und Städte aufzunehmen. Der Stadtrath erfreute den Boten des Landesherrn mit einem anſehnlichen Geſchenk an Wein und ſtellte ihm ein verbindliches Schreiben zu, worin er ſich gegen den Landgrafen jeder Zeit dienſtwillig und gehorſam erklärte, und der erſte und der zweite Bürgermeiſter ſtritten ſich um die Ehre, den Abgeſandten ihren Gaſt zu nennen. Keinen zu kränken, verſprach Eitel bei Beiden ein Mahl einzunehmen, und triumphirend führte Herr Leonhard Funk den Jüngling gleich vom Rathhaus in ſeine ſtattliche Wohnung auf den Neumarkt. Herr Valtin Herz ging raſchen Schritts nach Hauſe, traf ſein Gemahl mit Magdalene'n und Helene'n ſchon ſeiner harrend und die Mahlzeit bereitet, und ſprach nach dem Gebet: „Liebe Kinder, was der Bote gebracht, der ehegeſtern in der Nacht hier eingeritten und in der Krone Herberg genommen, iſt nichts Geringers, als die Nachricht, daß unſrer Stadt abermals die hohe Ehre zugedacht iſt, eine Verſammlung fürſtlicher Gäſte zu ſehen, die über das Heil und fernere Gedeihen der neuen Lehre hier berathen wollen. Es iſt dem Stadtrath die Sorge übertragen, das Nöthige vorzubereiten, was wir mit allem Eifer übernehmen. Und ſo ſeid auch ihr rüſtig und thätig, richtet die beſten Zimmer her zur Aufnahme einiger Gäſte und ſorgt, daß an Wildpret und Geflügel, an Fiſchen, an Eiern, an Mehl und Früchten nichts mangle; ich aber will noch heute gen Würzburg ſchreiben, daß mir von dorten ein Stückfäßlein edlen Weines geſendet werde."

Auf dieſe Rede folgte von der Hausfrau und den lieblichen Töchtern Frage auf Frage: „Wann beginnt der Konvent? Wann werden die Fürſten

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50160-9
BECHSTEIN,L. FN. 03110/005

eintreffen? Wen von ihnen zu beherbergen wird unſerm Haus die Ehre? Wird der erlauchte Landgraf ſelbſt kommen? Wie lange wird die Verſammlung dauern? Welche Städte werden Geſandte ſchicken?“ und ſo noch viele.

Auf alle dieſe Fragen wußte Herr Herz noch keine genügende Antwort. Seine wackre Hausfrau überdachte mit ſorglicher Miene ihre Vorräthe; Helene ſchlug vor Freude in die Hände und gedachte an die Feſtſchmäuſe und Ehrentänze, welche die Stadt der hohen Verſammlung geben werde; Magdalene aber dachte mit ahnungsvollem Geiſt an ihren Traum, den ſie gar nicht mehr aus ihrer Erinnerung brachte. Und bald wetteiferten Mutter, Tochter und Pflegetochter mit der ganzen Dienerſchaft in eifriger Beſchickung des Hausweſens, um Gäſte aufnehmen zu können. Denn das Schloß und die Fürſtenhäuſer boten nicht Raum genug dar, ſo wenig, wie die nicht zahlreichen Gaſthäuſer, und es war üblich geworden, daß alle wohlhabenden Bürger, denen es nicht an Raum in ihren Wohnungen gebrach, ſo viel ſie deſſen entrathen konnten, gaſtlich an die Fremden überließen, ja jeder rechnete ſich's zur hohen Ehre an, einen Gaſt zu haben. Und ſo begann in allen Häuſern der Vornehmen und der Bemittelten ein lebendiges Schaffen und Treiben, und die ganze Stadt war freudig bewegt, daß Tage voll Glanz und Wichtigkeit wiederkehren ſollten.

Zu Magdalene'n trat der alte Ulf und flüſterte: „Nun, edle Jungfrau, dünket Euch nicht, daß das, was ſich in der Neujahrsnacht erblicken laſſen, ein vorherſagendes Zeichen geweſen? Wird nicht der Thurm des Glaubens, die Säule der Eintracht hier wieder aufgerichtet? Ihr habt mir verboten, von ſolchen Dingen zu reden; aber Recht habe ich doch, und laſſe mich nicht irre machen in meinem Glauben.“ —

So begann nun für ganz Schmalkalden eine Zeit des Fleißes, der Erwartung und Hoffnung, ein hundertfach verdoppeltes Regen der Zungen und Hände, und Alles war in eine freudige Spannung verſetzt, die ſich bald auch auf die Umgegend verbreitete. Wie wenn ein Kriegsheer in die Stadt einrücken ſollte und Proviant-Magazine errichtet werden müßten, ſo zogen von allen Seiten herbei und zu allen Thoren herein die belaſteten Wagen mit Getreide und allerlei Viktualien, mit Wein und Kaufmannsgütern, und mit benachbarten Handelsſtädten entſpann ſich auf's Neue ein blühender Verkehr. Mit vergnüglichem, hoffnungsvollem Lächeln ſtand oft der Kaufmann Herr Heinz Blumentroß vor ſeinem Haus und dem weit offnen Laden, und ſchrieb die Kiſten und Ballen auf, welche die Fuhrleute von Tambach, von Kabarz und Tabarz bei ihm abluden. Die Mahlmühlen waren Tag und Nacht im Gang, und die Müller ſegneten den warmen Winter und das günſtige Regenwetter, das ihnen erlaubte, Malter auf Malter aufzuſchütten. Wollenweber und Tuchmacher waren in voller Thätigkeit, in lebhafter Erinnerung des Abſatzes, den ihnen die frühern Fürſten-Verſammlungen gewährt, und ſeltner ſchlich der alte Ölbaum zum Thorwart Wagentroß, vielmehr blieb er länger hinter ſeinem Stuhl und ſchaffte mit regem Fleiß noch in ſeinen alten Tagen, um auch ſeinen Antheil zu gewinnen von den Vortheilen, die der Fürſtentag den gewerbfleißigen Einwohnern verhieß. Lauter, als jemals, rauſchten die Schleifmühlen der Klingenſchmiede, und die Öfen und Eſſen ſprühten bis tief in die

Nacht hinein helle Funken. Eben ſo feierten Schneider und Schuhmacher nicht, und wie bei den Harniſchmachern Kilian Roſenwein und andern manch hellblanke Rüſtung mit zierlich eingravirter Arabesken-Arbeit prunkte und funkelte, in vortheilhaftes Sonnenlicht zur Schau geſtellt, ſo hingen und ſtanden in den Läden jener Meiſter zierlich aufgeputzte Wämſer und Wappenröcke, Reiterſtiefeln und ſtarke Schuhe, um Käufer anzulocken.

Der wackre Valtin Herz war ein Tuchſcheerer ſeines Gewerbes, und hatte vollauf zu thun, neben der Sorge für das ſtädtiſche Wohl und Gemeinweſen auch die Werkſtatt nicht zu vernachläſſigen, wo ihm zwölf Geſellen arbeiteten. In der Werkſtätte des jungen Meiſters Schwinghammer war dieſer mit ſeinen Gehülfen unermüdlich thätig, juſt, als gelte es, in aller Eile Waffen gegen einen nahenden Feind zu ſchmieden. Da hingen ſchön geordnet neben einander, klingend und glänzend, große Schlachtſchwerter mit Doppelgriffen und gewaltige Flammberge, dann wieder kleinere Klingen für Reiſige und Klingen mit zierlich eingelegten Schriften, Sinnſprüchen und Bildern, daß es eine Luſt war, ſie nur zu ſehen. Dort ſprühte unter der Hämmer gewichtigem Taktſchlag der Stahl ſilberhelle Funken, und wie Cyklopen hämmerten und feilten halbnackte berußte Geſellen darauf los, während andere die Polirmühle drehten, noch andere auf raſchgetretenen Schleifſteinen an Schwerter und Dolche die tödtlichen Spitzen, Schneiden und Doppelſchneiden anſchliffen. Dazwiſchen ſang in das ſchwirrende Getöſe und Gehämmer der junge freudige Meiſter manch luſtiges Stücklein nach dem tönenden Rythmus der Hammerſchläge, und im Chorus ſtimmten die Geſellen ein. Und ſo regte ſich frohes, werkthätiges Leben durch den ganzen Ort, die Schmalkalde hinab, die Stille hinaufwärts, welche Bäche die häufigen Mühlwerke trieben, und pulſte noch in den Stahlhämmern und Pochwerken längs des rauſchenden Asbacher Waſſers tief in die Waldberge fort. Und ſo iſt es auch der oft gewaltige Pulsſchlag der Zeit, der das erſchlaffte Leben zu neuer Thätigkeit weckt, der die Flammen ſchürt und das Eiſen ſchmiedet und für große Hoffnungen ganze Völker begeiſtert.

Eine neue Nachricht brachte in der Abendſtunde, als ſeine Familie im trauten Kreis verſammelt war, Herr Valtin Herz mit nach Hauſe, die Alle freudig aufregte. „Wiſſ't ihr ſchon, meine Lieben, welches Heil unſrer Stadt widerfahren ſoll? Lutherus, der Gottesmann, wird ſelbſt kommen zum großen Konvent, und auch Philipp Melanchthon und Juſtus Jonas, Buchenhagen nebſt noch vielen andern Werk- und Rüſtzeugen des Herrn zur Förderung des heilſamen Werkes der Kirchen-Verbeſſerung!“

„Iſt es möglich?“ rief Magdalene überraſcht. „O wie freue ich mich, dieſen Mann zu ſehen, den großen, herrlichen Luther! O wäre es doch Sommer, daß die Jungfrauen der Stadt ihm entgegenziehen könnten, gleichwie einem Siegesfürſten, und Blumen ſtreuen auf die glorreiche Bahn, die er durchwandelt!“

„Und wem wird hier das Glück zu Theil werden, ſo hochwerthen Gaſt in ſein Haus aufnehmen zu dürfen?“ fragte Frau Herz, und überdachte ihre eignen Gaſtzimmer.

„Das iſt noch unentſchieden,“ erwiederte der Bürgermeiſter. „Senatus hat reiflich erwogen, daß bei der Vertheilung ſo vieler angeſehener Gäſte unter hieſiger Einwohnerſchaft eine löbliche Ordnung Statt finden müſſe, damit jeder, der da kommt, gleich eine Wohnung bereit finde. Sobald die Nachrichten eingegangen, welche Fürſten auf Schloß Wallraff, welche in den Amtshäuſern wohnen werden, wird ſich das Übrige ordnen laſſen nach den Häuſern, ihrer Größe, Räumlichkeit und nach dem Anſehen und Rang der Beſitzer. Für jeden Fall laſſ't uns Sorge tragen, unſerm Hauſe Ehre zu machen, es komme zu uns, welcher da wolle.“

„Wie viel vermag und ſchafft doch dieſer eine Mann!“ gab Helene in das Geſpräch, ernſter, als ſie gewöhnlich war, und doch ſchon an das Vergnügen denkend, das ihrem muntern Sinn bevorſtand, wenn nun alle dieſe Herren der Zeitgeſchichte ihren Einzug in Schmalkalden halten würden. „Welche Reiſen hat er ſchon gethan in ſeiner heiligen Glaubensarbeit, welche Fährlichkeiten beſtanden, und immer war und iſt Gott mit ihm!“

„Ja, meine Tochter, du redeſt recht,“ beſtätigte Herz: „Gott iſt mit ihm, das hat ſich abermal in den jüngſtvergangenen Tagen wieder ſichtbarlich bewährt.“

„Wie ſo, Vater?“ fragten aus einem Munde Frau und Kinder, und der alte Ulf, welcher indeß in die Stube eingetreten war, trat der Herrſchaft noch einige Schritte näher und horchte beſcheidentlich hin.

„Es iſt abermals,“ begann Herz zu erzählen, „ein Feind des Gottesmannes weniger auf Erden, nämlich Herzog Johann zu Sachſen, Sohn Herzogs Georg, welcher am elften dieſes Monats in Dresden ſtarb, ein Mann noch in ſeinen beſten Jahren, erſt neun und dreißig, und kinderlos, nach dem Willen Gottes; denn der Herr will nicht, daß der Haß vererbt werde auf das dritte und vierte Glied.“

„So, haßte dieſer Herzog den großen Luther? warf Magdalene fragend ein. „Über alle Maßen!“ fuhr der Bürgermeiſter fort. „Sein Herz war ein giftiges Gefäß voll Hohn und Haß, und in ſeiſeinem Übermuthe ließ er (noch nicht lange iſt's her) dem Doktor Luther durch den frommen Meiſter Lukas Kranach ſagen, daß, wäre ſein Vater gegen Luther eiſern geweſen, ſo wolle künftig er, der Herzog, *ſtählern* gegen ihn ſein, käme er nur erſt an das Regiment.“

„Und was erwiederte darauf Martin Luther?“ fragte Frau Veronika den Gatten.

„Lutherus ſah den Maler, ſeinen vielliebenFreund, lächelnd an, drückte ihm die Hand und ſprach: Mein lieber Meiſter Lukas, ſolche Drohung dünket mir vom Herzog Johann ein kindiſch Geſchwätz; denn da ich für mich nichts zu beſorgen habe, dräue mir der Teufel, oder dräue mir ein Herzog. Doch wäre ihm beſſer, er kümmerte ſich um ein ſeliges Sterben, als daß er ſolch' eitle Gedanken führt und den Himmel ſtürmen will; denn ich ſage Euch: Herzog Johannes wird ſeines Vaters Ende nicht erleben! — Und ſiehe, als Meiſter Lukas dem Herzog dieſe merkwürdige Antwort hinterbrachte, entſetzte ſich der Herr und verfiel in tiefes Nachdenken, darauf in tiefe Schwermuth, dann ſtarb er, zu ſeines Vaters großem Herzeleid.“

„Ja, Luther iſt ein Mann Gottes, ein Prophet!“ rief Magdalene begeiſtert aus, und der alte Ulf ſprach leiſe: „So muß es kommen; der Drache züngelt nach dem Mann, der da ſchöpft vom Born des Lebens, und ſucht, daß er ihn verſchlinge, aber

Der Fürſt dieſer Welt,
Wie ſau'r er ſich ſtellt,
Thut er uns doch nicht;
Des macht, er iſt gericht't,
Ein Wörtlein kann ihn fällen. —

In den Tagen des Januar war es, daß ein ſtattlicher Mann einſam, nur von einem großen Hund begleitet, das melancholiſche Waldthal abwärts ſchritt, das die Schmalkalde durchfließt, die mit munterm Wellengemurmel über die glattgewaſchnen Granit- und Porphyrſtücke hineilt, die eine ſtürmiſchere Zeit vom Throne des Urgebirgs herab in die friedlichen Thalgründe gewälzt und geſchleudert. Der Weg war mühſam, bald über Schnee, bald über Moraſt mußte der Wandrer ſchreiten, bald kamen auch Strecken, wo hartgefrornes und wieder beregnetes Eis den unſichern Fuß oft ausgleiten machte, dazu fiel ein kalter Nebel, der ſich in Glatteis verwandelte; doch unangefochten von allen den ungünſtigen Eindrücken winterlicher Witterung, ſchritt jener wacker fürbaß und ſandte die Blicke oft zur Rechten, oft zur Linken, ſpähend nach der Geſtaltung des Thales und der Seitenthäler, wie nach der Formation des Gebirgs. Die bereiften Tannen ſchmückten ſich mehr und mehr mit Silber, wie von ehrwürdigen Greiſenhäuptern hing weißes Haar von ihren Scheiteln herab, und als ein Windhauch den Nebel vertrieb und hinter einförmig grauem Gewölk die Sonne einen milden Strahl auf die winterliche Flur ſandte, da war es, als verkläre ein Silberblick der Freude alles Land; denn hellblendend blitzte das Eis vom Boden auf, vieltauſendfach das Sonnenbild zurückſtrahlend, und die Wälder ſtanden prachtvoll, jeder Baum im weißen Prieſterkleid, von dem ein Funkeln ausging, wie von hellen Bergkryſtallen. Und wie abermals der Odem Gottes den Tannenwald durchſchauerte, regnete das Silber von den Bäumen klingend nieder auf den gefrornen, glatteis kandirten Schnee, daß es war, als rauſche durch die Waldung ein wunderſames Geläute. Da ſtand der Wandrer ſtill und nahm den Hut vom Haupt und blickte zum Himmel empor, wie im Gebet. Lange ſtand er ſo, Begeiſterung in dem klaren, klugblickenden Auge, und als er dieſes vom Himmel abwandte, ſchien er tief verſunken in dem Anſchau'n der Natur, die auch im Winter unſaglichen Reiz entfaltet und ein Herz, das ſie verſteht, mit mächtigem Zauber ergreift. Solche Macht ſchien ſie auch auf den Mann zu üben, der jetzt mitten in dem tiefgeheimnißvollen Waldestempel ſtand.

Als er weiter wandelte und immer dem oft gekrümmten Thalweg folgte, der am Ufer des Flüßchens ſich hinzieht, ſo daß der Wellen murmelnder Geſang den Pilger immerdar begleitet, hob er bisweilen einen Stein aus der Schmalkalde, betrachtete ihn genau, zerſchlug ihn auch wohl und nahm Stücke davon mit ſich; nicht minder pflückte er zuweilen da, wo unter dichten Baumſchatten unbeſchneite dunkelgrüne Stellen waren, manches Kraut, das der leiſe Froſt des milden Winters nicht zu tödten vermogt, ja das, wie die immerfriſchen Mooſe, erſt im Winter die Periode ſeines Blüthenlebens feierte. Er nahm von den Flechten, die der Bäume alternde Rinden umkleiden, und von den Farnkräutern, die aus alten Mauern, Steingeröllen und Felsſpalten mit braunen Stängeln hervorkriechen; Alles ſchien er zu beachten, Alles zu kennen, und die leichten Fährten des Gewildes, die in den Schnee gedrückt vielfach ſichtbar waren, unterſchied er dem beſten Jäger gleich, und hielt oft den Hund gebietend an ſich, wenn dieſer ſchnüffelnd und anſchlagend Luſt zeigte, der Spur des Luchſes oder des Bären oder auch der von der ſtreichenden Ruthe eines Füchsleins faſt verwiſchten Fährte zu folgen. Sein Auge folgte mit Luſt dem ſchwebenden Fluge des Adlers, der aus dem Horſte aufrauſchte und, ſich in die Wolkenhöhe verlierend, raubſpähend weite Kreiſe zog, bis er, dieſen erblickend, mit gewaltigem Flügelſchlage abwärts ſchoß und die Beute faßte, während ſein heiſ'res Geſchrei laut die winterliche Waldeinſamkeit durchdrang.

Als der Wandrer den Ort Kleinſchmalkalden hinter ſich hatte und Seligenthal erreicht, ging er in den Krug, ein wenig zu raſten, und ließ den Hund füttern. Die Bauern, die in der Schenke ſaßen, ſchauten neugierig auf den Fremden und den Wolfshund hin; jener aber legte vor ſich auf den Tiſch die Steine und die Kräuter, die er geſammelt, beſah ſie nochmals genau und bewahrte ſie dann ſorgfältiger. Zu dem Wirth, der mit bäuriſcher Gemächlichkeit ſpreizend vor dem Ofen ſtand und für ſein Leben gern gewußt hätte, wer der Fremde ſei, wandte ſich dieſer jetzt mit der Frage: „Ihr habt wohl Bergwerke hier in Eurer Nähe?“

„Woher wiſſ't Ihr das? Hat es Euch wer geſagt?“ fragte der Wirth.

„Die Steine, die am Wege liegen, erzählten es mir,“ antwortete ruhig der Mann, „und dieſes Zweiglein der Haſelnußſtaude hat mir manchen reichen Erzgang verrathen.“

„So ſeid Ihr wohl ſelbſt ein Bergmann?“ fragte weiter der Dorfwirth.

„Ein wenig, Freund, und darum hätte ich Luſt, eure Bergwerke zu ſehen, wünſche deßhalb einen Führer, der mir den Weg zeige nach den Hütten, damit ich mit dem Bergmeiſter rede und die Gruben befahre,“ ſprach der Fremde.

Ein junger Burſche erhob ſich von der Ofenbank, mit dem Erbieten, als Führer zu dienen, und der Fremde ſchickte ſich zum Aufbruch, als aus der Nebenkammer ein leiſes Stöhnen drang. Haſtig wandte jener den Kopf nach dieſer Richtung und ſprach zum Wirthe: „Ihr habt eine Kranke! Laſſ't mich ſie ſehen, ob ich ihr helfen kann."

„Ihr?" fragte der Wirth ungläubig. „Es iſt meine Frau, ſie liegt ſchon viele Wochen lang in großer Schwäche, hat weder Schlaf, noch vermag ſie etwas zu eſſen, und kein Doktor kann ihr helfen; ſo werdet Ihr, der Ihr ein Bergmann ſeid, wohl auch nicht helfen können. Doch ſehen mögt Ihr ſie immerhin; geht nur hinein!"

„Ihr habt einen ſchwachen Glauben, Wirth!" ſtrafte der Pilger. „Ungleich vertheilt iſt die Wiſſenſchaft unter den Menſchenkindern, und oft weiß ein Hirte, was ein Doktor nicht weiß; oft hat ein altes Weib, von Erfahrung belehrt, da geholfen, wo der Ärzte Kunſt nichts mehr vermogte. Denn die wahre Einſicht in die Sympathie der Weſen und Geſchöpfe erlernt man nicht auf den hohen Schulen der Gelahrtheit, ſondern in den tiefen Schulen der Natur."

Damit ging der Mann hinein zu der bleichen, ächzenden Kranken, grüßte ſie freundlich, wie ein milder Arzt, faßte ihre Hand, nach dem Puls zu fühlen, und draußen waren Wirth und Bauern ganz verwundert über die Worte, die der Fremdling geſprochen und die ihnen um ſo höher und wunderbarer dünkten, weil ſie ſie nicht verſtanden; der Wirth aber, um ſein Weib theils beſorgt, theils neugierig, trat in die Kammer.

„Die Krankheit Eurer Hausfrau iſt weiter nichts, als eine große Schwachheit des Nervengeiſtes,“ wandte ſich der kundige Mann zu jenem, „die Eure Dokteren gehoben haben würden, wäre ihnen das rechte Mittel kund, das göttliche Laudanum, vereinigt mit einer aufrichtigen Tinctura Martis.“

Und er entnahm einem Käſtlein, das er bei ſich trug, zwei kleine Phiolen, heiſchte einen Löffel mit Waſſer, träufelte wenige Tropfen der braunen Arzenei hinein und reichte ſie der Kranken, die, hoffend auf Geneſung, an der ſie faſt verzweifelte, mit gläubigem Vertrauen die Gabe nahm.

„Sie wird nach einer Weile ruhig einſchlummern; dann ſtört ſie nicht!“ gebot der Fremde, und trat wieder in die Gaſtſtube.

„So ſeid ihr auch ein Arzt!“ ſprach draußen der Wirth ihn ſtaunend wieder an, und wieder antwortete er unbefangen: „Ein wenig, Freund.“

Dankbar rannte der Wirth aus der Stube, in die er bald mit einem großen Humpen Wein und einem mächtigen Stück Braten wieder kehrte, indem er vor ſeinen Gaſt Beides einladend aufſtellte.

„Eſſ't und trinkt und erquickt Euch, lieber Herr!“ bat er und goß Wein in ein Glas, und ging dann zur Kammer, ſah hinein, und trat mit gefaltenen Händen wieder heraus: „Sie ſchläft! Hochgelobt ſei der ewige Gott, der Euch geſandt! Sie ſchläft ſeit vielen Wochen zum erſten Mal!“

„Ich wußte es,“ ſprach der Fremde.

„Wo zieht Ihr hin, werther Herr, wenn es nicht unbeſcheiden iſt, das zu fragen?“ forſchte, während jener den aufgetragenen Speiſen und Getränk wacker zuſprach, der Wirth.

„Gen Schmalkalden gedenke ich, woſelbſt in Kurzem viele hohe Häupter und berühmte Männer ſich verſammeln werden,“ erwiederte der Gaſt.

„Und mögte es Euch nicht gefallen, hochverehrter und hülfreicher Mann, der wie ein Engel in mein Haus getreten, mir Euern Namen zu nennen? Vielleicht, daß ich Euch in Schmalkalden aufſuchte, ſo Ihr eine Zeitlang dorten verweilet,“

hat der Wirth, indem er noch hinzufügte: „Und wollt Ihr nicht heute in meinem Hauſe vorlieb nehmen? Ihr ſollt auf meinem beſten Pfühl ſchlafen, nicht auf Stroh, und ich werde Euch keinen Groſchen Zehrung abfordern.“

„Daran werdet Ihr wohl thun,“ mein guter Freund,“ ſprach jener und ſtürzte den Reſt des Weins vollends hinab; „denn in der That, ich habe auch keinen Groſchen, ja nicht ein Mal einen Heller im Sack. Übrigens, was ſoll Euch mein Name? Doch, wenn Ihr mich aufſuchen wollt, man nennt mich Meiſter Philippus.“

„Wie?“ rief erſtaunt der Wirth: „Ihr ſeid doch nicht der berühmte Philippus Melanchton, der Freund des Doktor Luther, der auch gen Schmalkalden kommen wird?“

„Nicht derſelbe!“ entgegnete der Fremde, „wiewohl dieſer große Theologus nicht minder, als ich begabt iſt mit trefflicher Kenntniß der natürlichen Dinge und Kräfte und die Sympathie der Natur wohl begriffen hat, weßhalb ich ihn hoch verehre, obgleich ich in Dingen des Glaubens meine eigne Meinung habe und nicht übereinſtimme mit vielen Lehren der neuen Kirchen-Verbeſſerung. Doch jetzt gehabt Euch wohl! Betet, daß Gott Euerm Weibe Geneſung verleihe; denn ich ſage Euch dieſ's Eine: habt Ihr den Glauben im Gemüthe, der da mächtig iſt, Berge zu verſetzen, ſo werdet Ihr ſelbſt die Kranken geſund machen und meines Gleichen nicht fürder bedürfen. Vielleicht kehre ich zur Nacht wieder bei Euch ein. Mit Gott!"

Mit dieſen Worten verließen der Gaſt und der Hund und der Führer das Haus; der Wirth aber und die Bauern ſahen ihnen erſtaunt nach und ſprachen unter einander: „Was iſt wohl, und von wannen kommt dieſer Mann, der erſt ein Bergmann iſt, dann ein Medikus und endlich, wie es ſcheint, ein Pfaff oder doch Einer, der die Schrift und die Gottesgelahrtheit verſteht? Was man nicht Alles erlebt! Ein erſtaunlicher Mann!" —

Wacker ſchritten die Bergwanderer aus dem Dorfe und den Stahlberg hinan, der ſeinen Fuß bis in das Thal der Schmalkalde ſtreckt. Überall auf dem Wege zeigten ſich Spuren eines fleißig betriebenen Bergbaues; denn allerlei Geſtein lag zu Tage und an manchem bereits verfallenen

Stollen führte der Pfad vorbei. Nicht lange, ſo erblickten ſie das Zechenhaus und darüber, am Fuße der hohen Kanten-Koppe, ein einſames Kirchlein, allwo ſchon ſeit hundert Jahren die Bergknappen ihre Betſtunden hielten. Und auch jetzt (es war vor der Mittagsſchicht) ſammelten ſich dort Bergmeiſter und Hüttenmeiſter, Ober- und Unterſteiger, Karrnläufer, Hauer, Jungen und Haspelknechte zum allgemeinen Gebet; der Fremde aber trat zu den Geſchwornen des Bergwerks mit Bergmannsgruß und Spruch, und bat um Gewähr, die Grube mit befahren zu dürfen.

Bald verſchwand ein Knappe nach dem andern in dem Schacht, bald hatte der Fremde einen bergmänniſchen Habit an und fuhr mit dem Oberſteiger hinab, während laut bellend ſein Hund mit mächtigen Sätzen um die Grubenöffnung ſprang. Der Fremde war mit dem Oberſteiger ſchnell befreundet, und der letztere ſah wohl, daß er es mit einem vielkundigen Manne zu thun habe, der ihm manches Berggeheimniß aufſchloß, wobei er viele ſchöne Stufen des ſchweren Eiſenerzes einſammelte. Der Fremde war ganz bewandert in allen den Kenntniſſen der Metallurgie und

Alchymie, und mit Hülfe ſeiner Wünſchelruthe, die der Steiger noch nicht kannte und für ein Zauberwerk hielt, machte er offenbar, wo reiche Erzgänge hinter dem Felsgeſtein hinliefen. Als er die Schachte verließ, trat er zu einem Ofen, wo geringe Maſſen des Erzes zur Probe und Scheidung geſchmolzen wurden, füllte einen Tiegel mit Geſtein und ſprach zu den Arbeitern: „Dieſes ſchmelzet, und probirt es dann! Lohnt es, ſo ſei es der Knappſchaft ein Geſchenk von mir.“ Darauf ging er hinweg mit ſeinem Hund, und die Männer ſahen ihm ſo verwundert nach, wie vorhin die Bauern. Als die Eiſen- und Kupferkieſe, die der ſeltſame Fremde in den Tiegel geworfen, im Reverberirfeuer unter der Muffel glühten und das Metall geſchmolzen und erkaltet war, ließ der Probenmeiſter den Klumpen erſtaunt zu Boden fallen; denn er erkannte ihn als lautres Gold.

Geräuſchvoll und unter den mannichfaltigſten Geſprächen, Vermuthungen, Erwartungen und Vorbereitungen war der Jänner den Bewohnern

Schmalkalden's ſchnell vorüber gegangen, wie keine Zeit ſchneller flieht oder zu fliehen ſcheint, als die, welche in raſtloſer Thätigkeit verbracht wird, und der Hornung kam; mit ihm ein reges Gewimmel und Getümmel auf den Heerſtraßen, auf den Gaſſen und in den Häuſern. Der Stadtrath hatte noch ein an das Rathhaus anſtoßendes Bürgerhaus für die Summe von fünfhundert und achtzig Gulden gekauft, um Raum zu gewinnen, und dort hinein die Wage verlegt, damit die Rathhausflur offen und frei bleibe. Schon rückten einzelne Kompagnien des Bundesheers unter Trommelſchlag und Pfeifenſchall in die Stadt, die der Landgraf theils zur Aufrechthaltung der Ordnung, theils zum Behuf der nöthigen Ehrenwachen und Salve-Guardien beordert hatte; dieſen folgten ihre Bagage-Wagen und der zahlreiche unnütze Troß von Markedenterinnen, Jungen, leichtfertigen Mädchen und ſonſtigem Geſindel, das in jener Zeit noch von den Heeren unzertrennbar war. Poſſenreißer, Schalksnarren und Gaukelkünſtler geſellten ſich dazu, die ſich durch offene und geheime Künſte die Taſchen zu füllen, Andern ſie zu leeren trachteten. Da ging es bunt durch einander, und bald ſchallte lautes und rohes Gelächter, fernhinſchallendes Jauchzen, bald wieder Gekreiſch, mit Flüchen und Scheltworten durchmiſcht, und am öfterſten war Letzteres dann der Fall, wenn einer oder der andre der ſchwer beladenen Wagen in dem tiefen Schlamm und Koth der ſchlechten Straßen, die der Regen durchweicht und faſt unfahrbar gemacht hatte, ſo lange ſtecken blieb, bis von einem Dorfe Vorſpann herbeigeholt war. Da wimmelte das leichte Völklein herunter von dem Strohſitz, und ging auch wohl ſtreckenweiſe zu Fuß, phantaſtiſch gekleidet, hochgeſchürzt, auf dem Rücken Zither oder Laute oder Sackpfeife, und zog lachend oder ſcheltend, doch immer ſorglos, ſeine Bahn dahin. Die zahlreichen Zigeuner-Horden, die den Thüringer Wald nach allen Richtungen durchſtreiften, zogen ſich auch näher an die Stadt, um auf irgend eine Art von dem Volke zu gewinnen, das da hinein zog, um gütlich oder ungütlich manchen Fang zu thun, und rings um Schmalkalden leuchteten zur Nacht die Wachtfeuer dieſer Waldnomaden von den nahen Berghöhen wie die Zeichen einer Belagerung. An Bettlern war auch kein Mangel; Blinde und

Lahme zogen und ließen ſich ziehn nach Schmalkalden oder mindeſtens bis vor deſſen Thore, wenn die Bettelvögte mit hochgeſchwungenen Stökken den Einlaß wehrten, und um die Sonderſiechenhäuslein vor dem Weidenbrunnen wie vor dem Auer Thor kroch, wie häßliches Geziefer auf Pflanzen, eine ſcheusliche Schaar von Krüppeln und Ausſätzigen. Von Bucklichen war eine reiche Auswahl vorhanden, und in ganzen Geſellſchaften zogen die Schaaren der „armen verbrannten Leute", wie ſie ſich nannten, mit meiſt falſchen Freibriefen heran, die in Büchlein geheftet waren, in welche Jeder die Gabe, die er ihnen reichte, eintrug. Schon damals ſpekulirten pfiffige Bettler mit Vortheil auf die ſchöne Menſchentugend, das Mitleid, und verpraßten mit Luſt die Gaben einer getäuſchten Milde. Freundliche Frühlingswitterung begünſtigte zumal dieſ's freie fröhliche Treiben; die Sonne ſchien mild und warm, und wuſch auch ein Mal dazwiſchen ein tüchtiger Regenguß das ungewaſchene Geſindlein, ſo trocknete es dafür bald ein günſtiger Wind. In den Wäldern und Gärten knospeten ſchon die Bäume, voll Frühlingsahnung; unter den Hecken bargen ſich träumende Veilchenknöſplein in die grünen Hüllen großer Blätter, die kein Froſt fahl gemacht hatte, und an den Rainen ſchaute hier und dort ganz ſchüchtern und neugierig ein Goldblümchen der kleinen Frühlingspotentilla in die Welt, ob es wohl bald Lenz ſei und ob es mit ſeinen Schweſtern noch nicht herauskommen dürfe. —

Während ſo mannichfaltiger Bewegung, und während des Tages über wohl hundert Mal, wenn ein erneutes Geräuſch auf den Straßen ſich hören ließ, Alles in den Häuſern an die Fenſter eilte und muntre, liebliche, bleiche und blühende, ſchöne und unſchöne Geſichter von Frauen und Jungfrauen herausſchauten, in der Meinung, es halte nun ein Fürſt ſeinen Einzug, welche Meinung aber ſtets getäuſcht wurde, war im Hauſe des wackern Bürgermeiſters Herz plötzlich ein grauſamer und trüber Gaſt eingekehrt, der Schreck und der Kummer, und kein Fenſter öffnete ſich, nach neuen Ankömmlingen zu ſpähen und auszuſchauen, wohl aber konnten gegenüberwohnende Nachbarn gewahren, daß Frau Veronika haſtig und unruhig die Zimmer durchirrte, Helena weinend in der Oberſtube umherging und die Hände ſchmerzlich rang, Magdalena aber, wohl noch etwas bleicher, als ſonſt, doch gefaßt und geſchäftig thätig war und daß Ulf und andre Dienſtboten mit Haſt aus dem Hauſe und nach verſchiedenen Richtungen forteilten. Der alte Ulf zitterte und eilte ſehr, und hielt dem Gemeindevormund Linhard Kohl, der ihm begegnete und mit Fragen aufhalten wollte: „Wohin ſo eilig, Ulf? Einquartierung, Ulf? Iſt etwa der Doktor Luther bei Euch eingekehrt, alter Ulf?“ nicht länger Stand, als nöthig war, um zu antworten: „Ach, werther Herr Gemeindevormund! mein Herr, mein guter armer Herr — iſt tödtlich krank, und ich will zum Doktor Enzian Geißhirt oder zum Bader Blaſius Bopp, und ſind ſie Euch nicht begegnet? Nein? Gott befohlen!“ Aber weder der Doktor noch der Bader waren anzutreffen in ihren Häuſern, und eben ſo vergeblich ſuchte der alte Ulf ſie beide in der Apotheke zur Roſe, wo Herr Liborius, der Apotheker, eben beſchäftigt war, als aufrichtiges Mittel gegen die Flüſſe heildienliche Ambraäpfel zum Riechen aus Storaxkalamita, Benzoe, Zimmt, Nelken, Muskatnüſſen, Macis, Violenwurzel, Aloeholz, gelbem

Sandelholz, Majoran, Thymian, Lavendel, Spikanarden, Maſtix, Weihrauch, Moſchus und Ambra zuſammenzumiſchen und mit in Roſenwaſſer aufgelöſtem Tragakanth zu wohlriechenden Küglein zu kneten, die der Lehrling in einer großen Holzkapſel durch ſchnellen Umſchwung mit feinen geſchlagenen Goldblättlein überzog. Herr Liborius vernahm ſtaunend die Klage des alten Dieners um ſeinen Herrn, und verhieß, ſobald er einen Doktor ſähe, ihn zu ſenden oder, ſobald ſeine Arbeit fertig, ſelbſt zu kommen, und gab ihm einſtweilen ein herzſtärkendes Pomambraküglein mit. Hoffnungslos keuchte Ulf weiter, roch unterwegs, ſich ſelbſt zu ſtärken, oft an der großen goldnen Pille, und wußte nicht, ſolle er noch länger ſuchen oder nach Hauſe zurückkehren; doch, da fiel ihm das Schild des goldnen Haſenköpfleins in die Augen, und hoffend, hier mindeſtens den redſeligen Bader bei'm Glas zu finden, trat er in das Haus und in die Zechſtube, die von allerlei Gäſten voll war. Mitten unter Soldaten, fahrenden Schülern und Glücksrittern ſaß ein Mann von ſtattlichem Anſehn und unterhielt, wie es ſchien, die Zuhörer allein; denn Aller Blicke waren auf ihn gerichtet und hingen an ſeinem Munde. Er ſprach von der Magie und der Kunſt, die Geiſter dem menſchlichen Willen unterthänig zu machen. „Die geheime Kraft“ — waren eben, als Ulf eintrat, ſeine Worte —, „übermenſchliche Dinge zu verrichten und Macht zu haben, den Geiſtern zu gebieten, beſteht in dem richtigen Verſtändniß der Harmonie des Weltalls im Ganzen wie in ſeinen Theilen, welche von den vier heiligen Hierarchien beherrſcht werden, dann der zwölf Zeichen, welche in vier Dreiheiten das Jahr beherrſchen, der vier Lebenskräfte, die den Menſchen bilden: Anima Corpus, Spiritus und Genius, endlich der Seelenkräfte Fides und Imaginatrix, ohne welche nie ein Wunder geſchieht.“

Stumm und ſtaunend, mit offnen Mäulern und weit aufgeriſſ'nen Augen ſaßen die leckern Geſellen um den ſeltſamen Sprecher, verſtanden kein Wort von dem, was er mit hohem Pathos vortrug, und nickten doch verſtändig, gleich Einem, der begreifend Recht giebt; da unterbrach ſich plötzlich ſelbſt der fremde Mann, indem er mit gewaltigem Zug den vor ihm ſtehenden Becher leerte, und rief: „Was durchduftet plötzlich ſo ſüß wie Weihrauch, Narden und Ambra dieſ's übeldurchräucherte Gemach? Nehmt euch in Acht, Burſche! Ein Geiſt iſt unter uns!“

Da duckten ſich die Geſellen, und ſchauten einander verdutzt und verwundert an, und ſahen ſich nach dem Geiſt um nach allen Seiten, und rochen mit heimlichen Schauern ſeine aromatiſche Nähe, während jener Fremde ſich vom Sitz erhoben hatte, zu Ulf getreten war und leiſe gefragt: „Alter Mann, du ſuchſt Einen —?“

„Arzt! Arzt! Ja, einen Arzt, lieber Herr! O mein guter armer Herr! O mein Jeſus! Auch hier iſt Keiner!“ ſagte und klagte Ulf.

„Hier iſt einer!“ antwortete mit Beſtimmtheit der Fremde, indem er die Hand des Alten faßte, in welcher dieſer noch die goldne Pille hielt. „Führe mich hin zu deinem Herrn; denn mir ſagt der Geiſt, der dich hieher geführt, daß ich auserkoren bin, ſein Gebreſte zu heilen.“

Ulf ſtaunte, und ehe er ſich noch beſann, zog ihn jener hinter einigen eben eintretenden Kriegsknechten aus der Thür', und wie die Kumpane am Tiſch ſich nach dem Zechgenoſſen umſahen, den ihr Auge nicht mehr fand, erbebte der Tiſch von einem gewaltigen Stoß, daß die Kannen wankten und einige Becher umfielen, und unter dem Tiſch hervor ſchoß mit dumpfem Anſchlag ein rieſengroßer ſchwarzer Wolfshund, rannte faſt einen der Geſellen ſammt dem Stuhl um und wühlte ſich durch die halboffne Thür' hinaus, ſeinem Herrn nach.

„Der Teufel!“ ſchrie einer der Geſellen, „wo iſt der Hexenmeiſter hingekommen? Wer war das, Farrnhäuſer?

„Hoho, was fragſt du mich?“ antwortete der Angeredete, ein fahrender Student, ſeinem Gefährten. „Wenn es der Satan nicht ſelber war, ſo muß es, bei'm Fegefeuer, der Doktor Fauſt geweſen ſein!“

„Poſſen und Pfaffenköpfe!“ rief ein Dritter in's Geſpräch. Der Dokter Fauſt hat längſt ſeine letzte Luftfahrt gemacht, der wackre Kumpan und Studentenfreund. Requiescat in pace!“

„Nun, Tolluſer!“ rief wieder der Erſte über den Tiſch hinüber, während die übrigen Gäſte ſich allgemach aufmerkſam dieſer Unterhaltung zuwandten und mit bedenklichen Mienen zuhörten,

„meinſt du nicht, daß es Fauſti Famulus, Chriſtoph Wagner, geweſen ſein könne?"

„O Bremſer, wie biſt du auf dem Holzweg!" erwiederte der Tolluſer; „den Chriſtoph Wagner hat längſt ſein Geiſt Auerhahn in Stücklein zerriſſen und davon geführt, der hat ausgezaubert."

„So werde ich Euch klärlich kund thun, für wen ich dieſen Mann halte," nahm der Bremſer ſelbſt das Wort; „indem ihr beide nichts Rechtes wiſſ't. Kein Andrer iſt's und kann es ſein, als der weltberühmte Theologus, Jurispraktikus, Medikus, Magus und Philoſophus Henrikus Kornelius Agrippa von Nettesheim, der acht Sprachen verſteht, aller Dinge kundig iſt, aller Herrn Länder durchreiſt hat und ſtets dieſen ſchwarzen Hund mit ſich führt, welcher den Namen Mon Sieur führt. Warum er aber dieſen Hund Mon Sieur nennt, das werdet ihr begreifen, wenn ihr nicht ganz im Gehirn vernagelt ſeid."

„Poſſen und Pfaffenköpfe!" ſchrie, auf den Tiſch ſchlagend, Tolluſer. „Faſelſt du nicht einen dummen Schnack um den andern her? Wenn Einer etwas wiſſen will, ſo wiſſe er es recht! Dein Henrikus Kornelius Agrippa könnt' es wohl geweſen ſein, war es aber nicht; denn ſelbiger iſt bereits vor zwei Jahren zu Grenoble verſtorben!“

„Oder von ſeinem Herrn Moßjö ſänftiglich dorthin geführt worden, wo der dreiköpfige Cerberus vor dem Palaſt des hölliſchen Grand-Sieur Wache hält,“ ſetzte Farnhäuſer hinzu, und lachte mit dem Tolluſer vereint den Bremſer aus, während die übrigen Gäſte einander verwundert über die Wiſſenſchaft der fahrenden Studenten angafften.

Mittler Weile waren der alte Ulf und Meiſter Philippus im Hauſe des zweiten Bürgermeiſters angelangt. Zwar erſtaunte die Familie erſt über den fremden Mann; als aber Ulf der Hausfrau zugeflüſtert, daß er vergebens nach Arzt und Wundarzt die Stadt durchlaufen, und anſcheinend wie augenſcheinlich der Wille und die Fügung des Himmels ihr dieſen Mann zugeführt, der ſich für einen Arzt ausgebe, und als der Fremde ſich ſittiglich vor den Frauen neigte, gewandt ſein Kommen damit entſchuldigte, daß er ſprach: „Ich bin gewohnt, zu folgen dem Ruf' der Noth und der Stimme der Angſt, und ich trachte nicht nach irdiſchem Gewinn und Lohn, ſondern nach der innern öttlichen Harmonie im Gemüth, die aus der reinen Quelle des Bewußtſeins entſpringt, Gutes gewirkt zu haben, ſo lange es Tag war; vielleicht, daß Gott mir die Kraft verleiht, auch Euerm Kranken zu helfen,“ — da erfaßte gleich ein wunderbares Vertrauen die Frau Veronika und ihre Töchter, und ſie ging alsbald hinein in die Stube, wo der Kranke lag, und ſagte ihrem Mann, daß ein fremder Arzt gekommen mit hülfreichem Erbieten. Der Fremde aber richtete ſeine Blicke auf die beiden Jungfrauen ſo feſt, als wollte er ihr Innerſtes durchforſchen, und ſprach dann zu der weinenden Helene: „Weinet nicht, edle Jungfrau; der Herr wird helfen!“ und zu Magdalenen: „Betrübet Euch nicht allzuſehr und ladet kein Kümmerniß auf Euer Herz; Gott wird es ſtärken mit Troſt und ausrüſten mit Kraft.“ Dann ging er hinein zu Herrn Herz, da Frau Veronika in der Thür' ihm winkte. Magdalene aber äußerte gegen die ſchweſterliche Freundinn: „Iſt mir doch nicht anders, als habe ich von dieſem Mann' ſchon geträumt oder ihn ſonſt wo geſehen, wenn auch in anderer Kleidung!“ und ging ſinnend hinweg. Ulf folgte ihr, und ſagte draußen, den Hund des Fremden ſtreichelnd, der ſich vor die Thüre geſetzt hatte, und vor dem Magdalene erſchrak: „Habt Acht, mein gutes Fräulein, dieſer Mann ſcheint, ſo viel ich ſeinen Reden unterwegs, da er mit mir ging, entnehmen können, ein beſſ'rer Arzt, als alle, die wir hier haben, und mir iſt, als ſage mir eine innere Stimme: dieſer wird helfen.“

Herr Valtin Herz lag ſehr bleich und matt auf dem Lotterbett. Übermäßige Anſtrengung und Erkältung, auch mancher Ärger mit ſeinen Kollegen im Stadtrathe, die ſelten oder nie übereinſtimmender Meinung waren, hatten ihm eine große Schwäche und ein nervöſes Fieber zugezogen. Er war, wie vom Schlag gerührt, nach Tiſch umgefallen, und hatte ſich nur langſam erholt. Dieſ's erzählte Frau Veronika dem fremden Arzt, während derſelbe den Puls des Kranken fühlte und dieſen an dem Pomambra riechen ließ, der aus Ulf's Hand in die ſeine übergegangen war.

„Getröſtet Euch Gutes, edle Frau, ſonder Furcht und Zagen; Euer Eheherr wird wieder aufkommen in kurzer Friſt,“ tröſtete der Arzt, indem er eine Phiole aus der Taſche zog. „Wir wollen jetzt Euerm Herrn nur einige Tröpflein dieſer aus köſtlichen Aromaten gezogenen Quinta Eſſenzia unter einen kleinen Löffel voll Honig miſchen und ſie Wirkung thun laſſen auf den kranken Leib.“

„Ich will glauben, daß Gott Euch ſendet, und getroſt nehmen, was Ihr mir reicht,“ ſprach der Preßhafte unter Schmerzen, und empfing aus der Hand des Meiſter Philippus die Arznei. Kaum hatte er ſie, als die Thüre aufging und in Haſt der Stadtarzt, Doktor Enzian Geißhirt, hereintrat. Er hatte einen ſcharlachenen Rock an und trug eine große Brille auf der Naſe, die er ſich verwundert zurechtſetzte, als er den Fremden bei dem Kranken erblickte. Ihm auf dem Fuße ſchoß der Bader Blaſius Bopp nach, von einem blutfarbigen Rock umſchlottert, aus deſſen Taſche die Spitze eines nützlichen Inſtrumentes weit herausragte. Ehe noch einer von Beiden zum Wort kam, drängten ſich neben einander der Apotheker Liborius und ein dritter junger Doktor, Namens Engelhaupt, in das Zimmer. Der Apotheker reichte der Hausfrau des Freundes die Hand, der Bader blieb verdutzt ſtehen, der Doktor Engelhaupt wollte kecklich zum Kranken ſchreiten, ohne den verhaßten ältern Kollegen einer Reverenz zu würdigen; Allen aber drängte ſich Geißhirt vor, ſtürmte ſchnaubend zum Krankenbett und rief aus: „Was ſehe ich? Tartarus und Antimon! Was fehlt Euch, alter Freund? Und wer iſt der Mann, der mir in artem pfuſcht und von dem Ihr Medicin nehmt?“ — „Wer ſeid Ihr? Von wannen kommt Ihr?“ wandte er ſich an Meiſter Philipp. Dieſer antwortete nicht, ſondern maß den Doktor mit einem ernſten ruhigen Blick. Als aber hierauf Engelhaupt vortrat und begann: „Ihr habt mich rufen laſſen, mich, verehrteſter Herr Bürgermeiſter, und weil Ihr mich rufen laſſen, mich, ſo habe ich im Stich gelaſſen, ich, den edlen Herrn Balthaſar Möller, Gemeindevormund, der am Zipperlein liegt, und die Frau Amtmänninn von Herſtall, die an der Kolika laborirt, und das Fräulein von Heßberg, ſo ſich auf letztem Neujahrsnachtball verdorben, und ich bin zu Euch gekommen, ich!“ und als mit dieſem zugleich der Apotheker mit einer Löwenſtimme ſchrie: „Habt Ihr den Pomambra erhalten, Freund und Gevatter, den ich Euch geſchickt durch den alten Uli, und wollt Ihr nicht ein Gläslein meiner ſelbſterfundenen Tinctura universalis cardinalis specialis quintessentialis nehmen, die gegen alle Übel ein Antidotum generale iſt?“ und als der Bader Blaſius ſchrie: „Ich finde nöthig, Euch erſt ein Clystrum, dann Schröpfköpfe zu ſetzen!“ und dadurch ein wilder Lärm und Stimmengewirre entſtand; Herr Herz aber kläglich ächzte und ſtöhnte, und die Hand an die brennende Stirn legte: da trat Meiſter Philippus vor den Kranken, und rief mit einer Stimme, die alle Andern zum Schweigen brachte: „Silentium! Bei'm Aeskulapius und Trismegiſtus, wollt Ihr den Kranken umbringen mit ſolchem ſataniſchen Geplärre! Hinaus, alle hinaus, oder es wird nicht gut!“

Und dabei ſah der fremde Meiſter ſo grimmig und drauend drein, und ſchien wahr machen zu wollen, was er drohte, daß alle auf ein Mal zurück in das vordere Zimmer wichen; zur Frau Veronika aber ſprach der Fremde: „Hütet Ihr ſorglich des Kranken, daß ihm Ruhe werde,“ und darauf folgte er den Andern.

Draußen aber ſtand ihm ein arger Sturm bevor; die gegen einander ſtets feindſelig geſinnten Mächte vereinten ſich ſchnell gegen den neuen gemeinſchaftlichen Feind, der in ihr Gebiet eingedrungen war, und von dem ſie nicht wußten, von wannen er gekommen und ob er überhaupt wieder gehen werde. Der Apotheker, ein Mann von Gewicht, der oft als Doktor in Anſpruch genommen wurde, des Tuchſcheerers Hausfreund und Gevatter, bildete das Centrum, Doktor Geißhirt den rechten, Engelhaupt den linken Flügel; der Bader formirte im Hintergrund die Reſerve.

„Mit Gunſt oder Ungunſt, Herr, wer ſeid Ihr?“ fuhr Liberius den fremden Arzt an. „Wo iſt Eure Erlaubniß, hier zu prakticiren?“ kollerte Geißhirt. „Seid Ihr etwa der Marktſchreier, der geſtern zuſammt Pikelhäring und Affen auf Eſeln in die Stadt geritten, und habt bei'm Bürgermeiſter Erlaubniß holen wollen, die Bude aufſchlagen zu dürfen? Das frage ich, ich! Aber wir leiden hier nicht mehr ſolches Geſindel, wir!“ zankte Engelhaupt, und der Bader jammerte: „Wir brauchen keine fremden Zahnbrecher hier, wir wollen keine fremden Pfuſcher hier leiden! Wir haben von fürſtlichen Gnaden eine privilegirte Badſtube, und — und — und —“ das Übrige verlor ſich in unverſtändlichem Gemurmel.

Der Fremde ſchlug die Arme unter einander, ſah dieſes Collegium medicum mit rollendem Blick an und fragte mit ſcharfer, ſchneidender Stimme zurück: „Männer, wer ſeid ihr? Was habt ihr an mir? Weil ich nicht beſtellt bin, gleich euch, bei Fürſtenhöfen oder an Städten, ſo meinet ihr wohl, ich ſei hier nichts nütze? Wehe, daß Gott über die Welt eine Landplage von Ärzten verhängt, die wiſſentlich Mörder ſind und in ihrem eignen Bewußtſein bekennen müſſen, daß ſie kaum zum Stößer in eine Apotheke taugen! Wehe, daß die hohen Schulen Doktores machen, die oft noch zu dem Apotheker in die Schule gehen müſſen und doch auf ihren Doktoreid darauf losſündigen, mit dem ihr die Kranken, Arme und Reiche, Edle und Unedle, alſo verblendet, daß ſie meinen, was ihr mit euerm Eid bekräftiget, ſei ein Evangelium, und was ihr ihnen reichet, ſei Lebensbrod und Himmelsmanna? Sagt mir aber, im Namen des Dreimalheiligen frage ich euch, antwortet mir feſt und klar: Was iſt ein Arzt?“

Von ſolch ungewöhnlicher und ihnen gegenüber höchſt ſeltſam klingender Frage überraſcht und gleichſam verblüfft, ſtand das vierblättrige mediciniſche Kleeblatt, und der Apotheker zumal ſchwieg, da er in der Rede des Fremden, wie grob ſie auch war, doch etwas Wahres und etwas für ſeinen Stand Schmeichelhaftes durchklingen zu hören glaubte. Dieſer aber benutzte die Pauſe, und ſprach, jene gar nicht zum Wort kommen laſſend, imponirend: „Drei Dinge bilden und machen erſt den Arzt; laſſ't hören, ſeid ihr der drei Dinge mächtig? Sie heißen Philosophia, Astronomia, Alchymia; eure Weisheit aber heißt Phantasia. Der Dinge Wachſen in dem Rund der Erde, an Geſtein und Metallen, Pflanzen und Bäumen, Thieren und Menſchen durchforſcht und erkennt der Philoſophus; der Geſtirne Konjunktur, der Planeten Stand und Einfluß auf die telluriſche Welt ermißt der Aſtronomus, und die Heilkraft der geſammten Natur im Kleinſten und im Größten, von den vier Elementen bis zum Iſop, erkennt, ſcheidet und vereinigt der Alchymiſta, und erſt, wer mit reinem Geiſt und einer willigen Seele in ſich aufnimmt die heilige Trias dieſer Wiſſenſchaften, nur der iſt ein ächter und rechter Phyſikus, ein Medikus im wahren Sinne des Worts. Ihr aber und die meiſten Ärzte heut' zu Tage ſeid Baalspfaffen im Tempel der Heilkunſt, und die Natur, die alle Dinge zeichnet, zeichnet euch mit der Narrenkappe, weil ihr ihrem frommen Mutterſchoos zu frühzeitig entronnen und entſprungen ſeid und verkehrt in die Welt gekommen, in der ihr nun herumlauft als Monſtra voll Verkehrtheit und Aberwitz!“

„Potz Tartarus und Antimon!“ platzte endlich Geißbirt los, als der Fremde, Athem ſchöpfend, inne hielt in ſeiner Philippika. „Ich will Euch ſagen und lehren, ich!“ ſchrie Engelhaupt und erhob zwei geballte Fäuſte; der Chirurg fuhr mit beiden Händen in die Taſchen, ob er nicht ein zweckdienliches Inſtrument finden mögte, das einen handgreiflichen Angriff unterſtützen könne, und brachte auch wirklich eine Beißzange hervor. Da öffnete ſich die Thüre, Magdalena trat herein, und hinter ihr des Meiſter Philippus großer

Wolfshund, der ein grollendes Gebell in ſich hinein murrte, als er die vielen Männer ſah, und laut anſchlagend dem Chirurgen die Zähne wies, wie er deſſen verdächtige Bewegung gewahrte.

„Weß iſt die Teufelsbeſtie!“ rief Geißhirt entſetzt aus, und der Fremde rief: „Sie iſt mein! Komm' zu mir, Dämon!“ und der Hund gehorchte augenblicklich und trat vor ſeinen Herrn. Da gingen die drei Männer aus dem Gemach ohne Verbeugung und Abſchiedsgruß, ſehr eilig, und Meiſter Philippus lachte ihnen herzlich nach. Aus der Stube des Kranken kam Frau Veronika mit beruhigter Miene, und ſagte: „Mein Mann fühlt ſich ſchon leichter; er will ruhen. Vergelt' Euch Gott die Liebe, Herr! Ihr ſeid fremd hier, und Quartiere ſind jetzt rar in der Stadt; wollt Ihr bei uns Loſament nehmen? So gut wir es haben, ſei es Euch freundlichſt angeboten, und uns wäre es gar lieb; ſo hätten wir den Troſt und den Helfer im Hauſe.“

„Ungern möchte ich Euch und Euern holden Töchtern beſchwerlich fallen, edle Frau,“ erwiederte der Arzt, „und nur dann nehme ich Euer gaſtliches Erbieten an, wenn Ihr mir nichts weiter einräumt, als ein Kämmerlein mit einem Strohſack, wo ich ruhen kann mit meinem treuen Thier; denn ich bedarf wenig zu meiner Bequemlichkeit, und mögte Euch den Raum für höhere Gäſte, die Ihr gewiß erwartet, nicht beſchränken.“

Noch ſollten der höflichen Worte herüber und hinüber viele gewechſelt werden; aber ſie wurden unterbrochen durch ein Geſchrei auf der Straße. Klingende Muſik ſchallte von fern heran. Die Mädchen flogen zum Fenſter. Die Straße wimmelte von einer bunten Menſchenmenge, die nach dem Auer Thor zu fluthete, und auch das Collegium medicum ruderte, obſchon wieder getrennt, in dem Strom.

Hoch zu Roß kam es heran, ein langer Zug, Pauker, Trompeter und Pikeniſten voraus, Fähnlein und Standarten wehten; in der Ferne ſchwankte das große Banner mit dem heſſiſchen Löwen. Jubelgeſchrei des Volkes flog auf am äußerſten Ende der Vorſtadt und pflanzte ſich donnernd fort bis zum Markt. Auch andre Fahnen wurden ſichtbar: das Banner Henneberg's flatterte hoch im Zug, die Fahne mit dem würtembergſchen Wappen rauſchte ſtolz. Ritter funkelten in hellen Stahlpanzern, Lanzenknechte zu Fuß liefen neben den Roſſen her. „Der Landgraf, der Landgraf!“ jauchzte und jubelte es von Mund zu Mund. „Er lebe! Philippus magnanimus lebe hoch! hoch! und drei Mal hoch!“ ging bald durch alle Straßen die freudige Loſung.

Als die Menge des Volkes ſo an dem Hauſe des Bürgermeiſters vorüberwogte, gewahrte nicht ſo bald der junge Stadtſchreiber Franzberg, der ſich auch von dem Strom mit fortreißen ließ, die ſchöne Helena am Fenſter, als er, einem geübten Schwimmer gleich, mit Macht die ſtürmiſch dahinbrauſenden Menſchenwellen theilte und bald das ſichre Ufer, die Hausthüre, gewann, von wo aus er mit großen Sprüngen hinauf eilte, eben mit Theilnahme nach des Vorgeſetzten Befinden fragte und dann mit höflichem Gruß zu den Töchtern trat, um Gewähr bittend, in ihrer Geſellſchaft den Einzug von ſo bequemem Orte mit anzuſehen.

„Dieſe Erlaubniß ſoll Euch werden, Herr

Franzberg,“ ſprach Helene heiter; „aber nur unter einer Bedingung!“

„Und welche?“ fragte haſtig Franzberg. „Das Glück, in ſolcher Nähe weilen zu dürfen, wird mir der ſchwerſten Bedingung Erfüllung leicht machen.“

„Ei, Schmeichler, ſchmeichelt Euch nicht, daß wir Euch mit ſchweren Prüfungen in Verſuchung führen; Ihr ſollt nur uns und hier unſerm lieben Gaſt, der ein fremder Arzt iſt, die Namen der Fürſten und Herren nennen, die hier vorüberziehen werden.“

„So gut ich ſie weiß, gern!“ verhieß Franzberg, und neigte ſich flüchtig gegen den Fremden, der ihn aufmerkſam betrachtete. Schon ſchmetterte die luſtige Feldmuſik des Heſſenfürſten unter dem Fenſter, von dem aus man bequem bis an das neugebaute äußere Auer Thor ſehen konnte, vor welchem in nagelneuer Tracht der Stadtrathsdiener, auch der Thorwart Wagentroß kerzenſteif mit blanker Partiſane Parole ſtand.

„Unſere gnädigſten Herren von Heſſen und von Henneberg kennt Ihr bereits, liebwertheſte Fräulein,“ begann Franzberg. „Doch Ihr, Herr Medikus, kommt wohl aus ziemlicher Ferne, wie Eure Tracht vermuthen läßt; ſo ſeht recht hin! Der ſtattlich wohlbeleibte Herr in der ſilbernen goldverzierten Rüſtung, der mittelſte von den Dreien, die da geritten kommen, iſt unſer Herr, Landgraf Philippus. Er reitet ſein Roß Deukalion. Seht doch, wie freundlich und gütig er ſeinen lieben Schmalkaldern zunickt und wohlgefällig am langen Schnauzbart dreht. Er iſt uns wieder mild und gnädig, und hält den Stab Sanft über uns, nachdem er uns nach dem Bauernkriege den Stab Wehe fühlen laſſen, daß es eine Art war. Das will ich Euch ein andermal zu gelegener Zeit erzählen; jetzt muß ich ſchnell mit Erklären ſein, ſonſt reiten die Herren vorüber. Der Greis, dem Landgrafen zur Rechten, iſt Graf Wilhelm von Henneberg; ſeht, ſein Geſicht iſt ernſt, er ſieht faſt bekümmert aus, und iſt doch gar ein wackrer, ehrenwerther Herr. Aber gern reitet er wohl nicht mit hierher zum Fürſtentag; denn er iſt abhold der proteſtantiſchen Neuerung und hat es ſchon früher ſehr ungern geſehen, daß die Stadt Schmalkalden gewürdigt worden, der Sitz ſo anſehnlicher Verſammlung zu werden. Aber Philippus beſtand darauf, weil ſich dieſe Stadt, juſt in der Mitte Deutſchlands und auf einer Heerſtraße gelegen, die den Norden mit dem Süden verbindet, ganz dazu eignet, und unſer Landgraf iſt völlig der Mann, ſeinen Willen durchzuſetzen. Ihm zur Linken, der Mann mit dem gereiften Antlitz und den blitzenden Augen, mit manchem Zug bitterer Erfahrung, iſt Herzog Ulrich von Würtemberg, der von Land und Leuten vertrieben wurde, und dem unſer tapfrer Herr wieder zur Krone verhalf, die faſt ſchon verloren war und eingeſchmolzen in dem Feuer der Empörung.

„Das iſt ein böſer Schmelztiegel, aber er läuterte ſchon oft das edle Metall von den Schlakken," ſprach Meiſter Philippus, „und ſchied von guten Fürſten die ſchlechten Leute, von denen ſie berathen und verrathen wurden."

„Seht," fuhr Franzberg fort, „die Beiden, welche zunächſt den Genannten reiten, davon iſt der ältere der Fürſtgraf von Henneberg, Georg Ernſt, Wilhelm's Sohn, ein freudiger Herr, der am Hofe unſers Landgrafen erzogen wurde, und ihm ſo mit ganzer Seele zugethan, daß er faſt mehr an ihm hängt, als an ſeinem leiblichen Vater, was um ſo weniger zu verwundern, da der Alte gegen den Sohn ſtreng und unhold iſt. — Der Ritter neben Georg iſt deſſen Schwager, des Grafen Wilhelm Tochtermann, Graf Günther von Schwarzburg, und neben dieſen reitet Georg's Bruder, Graf Wolfgang, ein ritterlicher Herr.“

Bald vermogte aber der Stadtſchreiber nicht mehr, die Namen aller der ſtattlichen Herren zu nennen (theils ritten ſie zu raſch vorüber, theils waren ſie ihm unbekannt), und er mußte verwundert ſchweigen.

Es waren aber außer den Genannten noch die Herzoge Philipp von Braunſchweig-Grubenhagen, Philipp von Pommern, die Fürſten und Grafen von Naſſau-Saarbrück und Naſſau-Gilenburg, Ruprecht von Zweibrücken, Wilhelm von Dillenburg und Andere, die ſich dieſem Zuge angeſchloſſen hatten; ſtattlich ritten und fuhren ſie daher, jeder gefolgt von ſeinem Bannerträger und dem zahlreichen Geleit edler Vaſallen, ſo daß es war, als ziehe zum Reichstag ſelbſt dieſer Fürſten Schaar. Und nicht enden wollte der Zug; denn als nun die Fürſten und Grafen mit dem Gefolge ihrer Ritter und Reiſigen ſchon hinauf waren zu dem alten Bergſchloß Wallraff, das ſtolz von ſeiner Höhe das maleriſche Thal beherrſchte, da zog es noch immer die Heerſtraße entlang, zu Roß und zu Fuß, und Wagen hinter Wagen her. Es kamen mit dieſem Zuge eine große Anzahl berühmter Theologen, die ein ernſtes Wort mitſprechen ſollten auf dem Fürſtentag; Profeſſoren und Superintendenten waren aus Univerſitäten und Hauptſtädten eingeladen, mit zu der allgemeinen Berathung über die Aufrechthaltung der evangeliſchen Freiheit gen Schmalkalden zu kommen, und keiner weigerte ſich, ſolch ehrenvollem Rufe zu folgen. Während der Papſt ein Koncilium nach dem andern ausſchrieb, von denen keines zu Stande kam, einigten ſich hier die Proteſtanten zu einem Koncilium der neuen Kirche, das fortan die päpſtlichen Koncilien ſammt allen herrſchſüchtigen Forderungen des römiſchen Stuhls für immer verwarf. Im Gefolge des edlen Landgrafen von Heſſen kamen ſein Hofprediger, Dionyſius Melander, der Superintendent von Kaſſel: Fontius, der von Alsfeld: Tilemann Schnabel.

und der von Marburg: Adam Kraft. Es kamen mehrere Profeſſoren der Univerſität Marburg: der ernſte Drakonites, der geſchichtkundige Gerhard Noviomagus und der gelehrte, lebensluſtige Dichter Eoban Heſſe; auch Karvinus, Prediger in Witzenhauſen, war in des Landgrafen Gefolge, wie nicht minder deſſen vertrauter Leibarzt und Joachim, ſein luſtiger Rath. Den Grafen von Henneberg begleitete ſein Leibarzt Mithobius, und ſein Gezwerg, der luſtige Kunz. Pracht und Glanz umgab ihn, den gefeierten wie gefürchteten Landesherrn, den kommandirenden Oberhauptmann des Schmalkaldiſchen Bundes, den kriegskundigen, ſieggewohnten Landgrafen Philipp. Stets gerüſtet zu Schutz und Trutz führte er, wohin er zog, immer eine Abtheilung ſeines Heeres, einiges Geſchütz und ſeine Büchſenmeiſter mit ſich, immer feſt und treu das Recht vertheidigend, der Unterdrückten Schirm und Hülfe, und die evangeliſche Freiheit verfechtend gegen jegliche Gewalt, die von außen drohte. Er trug manche Laſt, manche Beſchwerde und ſcheute keine Opfer für die Sache, der er ſich geweiht mit hoher Begeiſterung. Aber nicht allein Fürſten und Grafen und Ritter nebſt den Lehrern des göttlichen Wortes und den Prieſtern der göttlichen Sophia waren in dem Zug; auch ſtädtiſche Abgeſandte, begleitet von zahlreicher Dienerſchaft, hatten ſich ihm angeſchloſſen, ſowohl aus den kaiſerlichen freien Reichsſtädten, als auch aus freien Landſtädten, die ſich nicht viel weniger, als jene dünkten, und dieſe Städte ſandten fürwahr keine geringen Männer zu dieſer Verſammlung, ſondern ihre Oberſten und Beſten, die Bürgermeiſter und Stadträthe, welche die Stadt Schmalkalden mit nicht minderer Ehrenbezeugung aufnahm, als ſie den fremden Fürſten ſelbſt erwies.

Als der Zug endete, dämmerte bereits der Abend herein. Herr Valtin Herz hatte ſeine ganze Herrlichkeit verſchlafen, aber reichte dem an ſeinem Bette ſtehenden Meiſter Philippus die Hand und fühlte ſich kräftig genug, das Lager zu verlaſſen. Wie warm dankten Frau und Töchter dem hülfreichen Meiſter! —

In dieſen Tagen bewegte ſich ein nicht minder langer Wagen- und Reiterzug über das Thüringer Waldgebirge. Einen entſetzlichen Berg hinan, der nicht enden zu wollen ſchien, keuchten die Roſſe mit Anſtrengung, trotz der in Tambach genommenen Vorſpann. Oft wurde der Zug gehemmt und zum Halten genöthigt; neue Stürme hatten auf der Höhe des Gebirgs manchen Baum entwurzelt und quer über den Fahrweg geſchlendert, den nun erſt die vereinte Mühe der Troß- und Wagenknechte bei Seite ſchaffen mußte. Auf dem hohen Waldgebirg-Scheitel hatte, trotz der Milde, die er in den Flachländern und Thälern walten ließ, der Winter ſeinen ſtarren Thron aufgeſchlagen und ſchaute im ſchneeweißen Mantel, mit der Eiszacken-Krone geſchmückt, in ruhiger Majeſtät herab auf die Länder. Die Tannen ſtanden bereift, hoher Schnee bedeckte rings den Boden, und verlaſſen, einer Wüſte gleich, war die Landſchaft, die nur ſelten ein Wandrer, der die ſtille Heerſtraße nicht ohne Furcht und Schauer zog, oder ein einſamer Raubvogel belebte, der hungrig in ſeinem Horſt kreiſchte oder dorthin die in den Niederungen gepackte Beute trug. Jetzt aber war ein reges Leben auf dem hochgelegenen Straßenzug, das ſeltſam abſtach gegen die Wintereinſamkeit, die ſonſt hier waltete. Hoch auf unwirthbarer Waldhöhe, wo der Rennſteig die Heerſtraße durchſchnitt, hielten Mann und Roß; die Vorſpannpferde wurden entlaſſen. Es war auf der Höhe, welche den ſeltſamen Namen des Roſengartens führt, obſchon mit demſelben Recht, wie lucus a non lucendo.

Als die Knechte mit den Vorſpannpferden ſchon wieder thalwärts zogen, ritten die Trompeter des Reiterhaufens, der den Zug begleitete, zu einer Stelle, die ihnen von einem Bauer bezeichnet wurde, und es begann Stille zu herrſchen; aus den Wagen ſah mancher bärtige Kopf ernſt heraus auf den weißen Schnee und hinauf zu dem blauen Himmel, an welchem die Sonne gar freundlich ſtand und heiter herab auf die winterliche Waldflur lächelte und auf die Männer, die den Sonnenſtrahl des geiſtigen Lichts im gotterfüllten Buſen trugen und bereit waren, ihn auch der Welt zu ſpenden, damit es auch im Glauben Tag ſei und Frühling werde.

Jetzt ſetzten die Reiter ihre Trompeten an den Mund, und laut ſchmetternd, in langgehaltenen Tönen, zog die erhaben ſchöne Melodie des Liedes: „Ein' feſte Burg iſt unſer Gott“ über den weißgrünen Wald durch die friſche Bergluft, und Alles lauſchte andachtsvoll. Und horch! aus tiefem Winterſchlummer, in dem es lange Keiner geſtört, erwachte das wunderbare Echo und tönte melodiſch die fromme Weiſe vier, fünf Mal nach. Von den Hühnbergen klang es herüber, aus der Felswand der hohen Leiten ſang die Zauberſtimme, am Vielſtein brach ſich der ſüße Schall und verhallte endlich am fernen Eiſen-Thor, als ob er weiter und weiter ziehen wolle durch das Gebirge und allenthalben klingen und ſingen: Ein' feſte Burg iſt unſer Gott!

In einem der Wagen, neben welchem ein Bannerträger zu Roß hielt, in deſſen Banner das ſächſiſche Rautenwappen glänzte, darüber der Kurhut, ſaß ein Mann, der entblöſ'te andächtig ſein Haupt und ſchien ein Gebet zu ſprechen zu dem ewigen Weltgeiſt, zu deſſen Preis auch dieſe Klänge ertönten. In einem andern Wagen ſaßen vier Männer, welche ſich bisher eifrig mit einander über bibliſche und gelehrte Dinge unterhalten hatten. Jetzt ſchwiegen auch ſie und lauſchten dem Lied und dem Echo; einer aber, mit einem Geſicht voll edlen Ausdrucks, ſprach zu dem, der ihm gegenüber ſaß, mit einem warmen Händedruck und einer Thräne im Auge: „Fürwahr, höre ich dieſes Liedes Weiſe, geht mir alle Mal freudiglich das Herz auf, und mag ich keinen Pſalm lieber beten, als den: **Deus noster refugium**, ſeit er Euch, mein Bruder, Anlaß zu ſolchem herrlichen Liede geworden.“

„Die Muſika macht das Herz fröhlich, und ein frommes Lied, zu rechter guter Stunde geſungen, riegelt dem Teufel die Thüre vor der Naſe zu, wenn er kommen will, der Seele zu ſchaden,“ erwiederte der Angeredete und ſummte ſelbſt mit der Freudigkeit die Weiſe nach, mit welcher ein Komponiſt nur immer die ſelbſterfundenen Melodien ſich im Geiſte vorſingt; dabei blieb ſein Antlitz ernſt, aber ſein ſeelenvolles Auge blickte gar fromm und klar einen nach dem andern von ſeinen Gefährten an, und ſie ſahen ihm wohl an, daß er herzinniglich fröhlich war.

„Als ich die feſte Burg dichtete,“ ſprach Luther, „ging ich einen andern und ſaurern Gang, denn heut', und that mir der Troſt abſonderlich Noth, den mir der Herr ſandte durch das Lied, und faßte ich daraus einen friſchen Muth, gegen Hölle und Teufel meinen Mann zu ſtehen. Ich ließ nicht ab im Ringen, und der Herr gab mir Kraft und ließ nicht ab von mir.“

„Damals, mein Bruder in Chriſto Jeſu,“ ſprach der dritte dieſer Reiſenden, ein Mann, deſſen Geſichtszüge denen des Doktor Luther auffallend ähnlich waren, wie nicht minder ſeine Tracht, ſo daß man ihn hätte für deſſen jüngern Bruder halten mögen — „damals reiſ'tet Ihr unter kaiſerlichem Geleit in eine Stadt voll Feinde, mußtet das Leben wagen, und der Antichriſt arbeitete geſchäftig durch ſeine Knechte daran, daß Euch der Kaiſer das Geleit brechen ſollte, und ehe Ihr noch unter ſolchem die Heimath wieder erreicht, flog Euch die Reichsacht nach, wie ein vergifteter Pfeil dem edlen Wild. Heute aber braucht Ihr kein kaiſerliches Geleit; denn Euer und unſer Herr, Johann Friedrich, Kurfürſt von Sachſen und Oberhauptmann des Schmalkaldiſchen Bundes, fährt uns voran und gibt uns ſelbſt ein wahrhaft fürſtliches Geleit.“

„Recht geſprochen, mein Bruder Jonas!“ fiel der vierte der vereint Reiſenden ein, der wackere Bugenhagen, gleich jenen Beiden Wittenbergiſcher Profeſſor; „die Zeit hat ſich doch geändert, und wir ziehen jetzt nach einer Stadt, wo ſich lauter Fürſten verſammeln, die der neuen Lehre freudig und gläubig huldigen, wo kein Feind lauert, wo Euch kein meuchelmörderiſcher Pfaff, der ſeine ſchwarze Schande mit dem kurfürſtlichen Purpurmantel zudeckt, Gift in den Wein miſcht.“

„Solches verſehe ich mich auch nicht zu meinen Freunden, wie ich ſolches mir nicht ein Mal zu meinen Feinden verſah,“ erwiederte Luther; „aber der böſe Feind lauert doch allenthalben auf mich und iſt mir im Weg, er wird auch in Schmalkalden ſuchen, daß er an mir ſein Müthlein kühle, es ahnet mir ſchon!“

„O prophezeihet nichts Trübes, Martinus!“ bat der ſanfte Melanchthon. „Die Vulcania Chalcis, die wir nun bald erreichen, ſoll Euch in einen Stahlharniſch der Sicherheit kleiden, ſoll ſelbſt ein Schild Euch ſein gegen jeden feindlichen Angriff, komme er vom Teufel oder von Menſchen her, und ſoll ein ſtarkes Schwert Euch reichen, Ihr Verfechter des Wortes und der Wahrheit.“

Luther ſah den brüderlich geliebten Freund freundlich an; die zwei tiefen Falten, welche über ſeine Stirne liefen, glätteten ſich. Er zog aus der Bruſttaſche ſeines warmen, faltigen Rockes ein Buch und antwortete mit Lächeln, indem er es emporhielt: „Siehe, Philippe! hier iſt Helm und Harniſch, Schwert und Schild: das Wort des Herrn, das da währet ewiglich.“

Der Zug ging weiter, abwärts und immer abwärts, als ſenke ſich der Weg nach dem Mittelpunkt der Erde. Er war nicht weniger anſehnlich, als der, welcher von der entgegengeſetzten Seite her nach Schmalkalden gekommen war. Dem zweiten Oberhauptmann des Bundes hatten ſich angeſchloſſen: Herzog Ernſt von Lüneburg, die Grafen Albrecht und Gebhard von Mansfeld, die Grafen von Anhalt und viele edle Herren, Ritter und Vaſallen. Von gelehrten Männern folgten, außer Luther, Melanchthon, Jonas und Bugenhagen, noch die Wittenberger Profeſſoren Kruciger und Agrikola, der Superintendent von Magdeburg: Niklaus von Amsdorf, der von Altenburg: Georg Spalatinus, der von Gotha: Friedlich Mykonius; in Erfurt hatte ſich der Profeſſor Doktor Lange dem Zuge zugeſellt, und mancher Rath und Abgeſandte aus norddeutſchen Städten war dazu geſtoßen.

In die Dörfer, durch welche die Heerſtraße führte, war die Kunde gedrungen, daß Luther mitkomme; da war die Jugend in den Wald gegangen und hatte den Schnee geſtäubt von jungen Tannen und Ehrenpforten gebaut von grünen Reiſern, und als der Zug nahte, empfing ihn allüberall auf dem Thüringer Wald Glockengeläute und freudiges Jauchzen, das nicht enden wollte. Manche der Fürſten meinten, ſolches gelte ihnen, es ſagte auch Keiner, daß es ihnen nicht gelten ſolle; die Leute aber, die da am Weg ſtanden und jauchzten, und neugierig in die Wagen ſahen, aus denen ſie viel fromme und ehrwürdige Geſichter grüßten, die wußten gar wohl, wem eigentlich ihr freudiger Zuruf galt.

So erreichte der Zug Schmalkalden, wo ihm der größte Theil der Bürgerſchaft begeiſtert entgegenſtrömte; unter immerwährendem Jubelruf ſchwang Alt und Jung die Hüte, als es durch die langgebaute Weidenbrunner Vorſtadt ging, wo Haus an Haus eine Schmiede- oder Meſſermacher-Werkſtätte iſt; drinnen ruhte aber jetzt wie am Feiertage jede fleißige Hand, und Alles: Meiſter, Geſellen und Jungen, Weiber und Mädchen, Kinder und Greiſe wimmelten heraus oder ſchauten heraus, und Alle wollten vor Allen den Doktor Luther ſehen. Unter dem Schloßberg war das dichteſte Gewimmel, und faſt unmöglich ſchien es, dort durchzukommen; da drängte Kopf und Kopf, und in die engen Straßen waren Tauſende eingekeilt. Vergebens ſuchten die Steckenknechte des Raths eine Gaſſe offen zu erhalten, durch welche der Zug gehen und fahren ſollte, vergebens theilten ſie unter der Menge die reichlichſten Prügel aus; die armen Geſchlagenen ſchrieen erbärmlich und konnten doch weder vor- noch rückwärts.

An der Ecke eines großen Hauſes auf dem Topfmarkt, das der heſſiſche Rentmeiſter Balthaſar Wilhelm bewohnte, ſtanden unter andern auch die drei fahrenden Schüler Bremſer, Tollnſer und Farnhäuſer, und ſchauten mit finſtern, trotzigen Blicken auf das Gewühl und Gewimmel. Sie hatten farbige Barets auf den Häuptern, von deren Farbe jedoch die Zeit ihren Tribut bereits eingefordert hatte, trugen braune Lederkoller mit verblichenen Goldarabesken, die darauf gepreßt waren, darüber Mäntel von dunkeln Farben und lederne Wehrgehenke, an deren jedem ein gewaltiger Hieber hing. Sie ließen ſich's nicht anfechten, daß der Zugwind an jenem Straßen-Kreuzweg ihnen ſcharf über die braunen Wangen und durch die wirren Locken fuhr und daß ſich's kalt ſtand auf dem Trittſtein an Wilhelm's Hauſe. Dicht über den friſchen Burſchen ſah ein liebliches Mägdlein aus dem Fenſter, des Rentmeiſters Tochter Salome, und hörte die Geſpräche an, die ſie mit einander führten. Zufällig regte ſie ſich, der Fenſterflügel klirrte, und Farnhäuſer ſah mit rollenden Augen hinauf; ſie aber blickte nach wie vor unbefangen hinunter und that, als ſehe ſie dieſe Zuſchauer nicht. Farnhäuſer aber ſtieß Bremſer an und ſagte: „latine, amice! puella nos audit.“ Da ſchauten auch Bremſer und Tolluſer in die Höhe und ſetzten dann ihr Geſpräch in einem ſchlechten Latein fort, in welches überſetzt ſich Tolluſer's Lieblingsfluch: Poſſen und Pfaffenköpfe! ganz abſonderlich und gar nicht ſo kräftig wirkſam ausnahm, als in der lieben Mutterſprache.

Die Glocken erklangen feierlich vom Thurm der ſchönen Gregorii-Kirche auf dem Altmarkt; Muſik ertönte fernher, dichter wurde das Gedränge in den Straßen. Auf der Mauer-Terraſſe des Schloſſes ſtand neben den Arteleiknechten der Büchſenmeiſter des heſſiſchen Landgrafen, Hans Rommel; die Lunten glimmten: ein Wink, und donnerähnlich rollte der Gruß von drei Geſchützen über die ganze Stadt, brach ſich nach drei Seiten hin an den Bergen und lief vergrollend in die Thalgründe der Stille und des Asbachs hinein, fuhr durch das ganze Thal der Schmalkalde und prallte dumpf am Abhang des Kirchbergs im Thal der Werra über den Krelacher Teichen ab. Ein heller Schrei der Weiber, die in den Straßen drängten, folgte gleich auf die Schüſſe, und ein lautes Gelächter der Männer folgte gleich auf den Schrei. Oben aber auf dem Schloßberg wirbelten große Trommeln und kleine Heerpauken, und herab zog eine wohlgeordnete Schaar der reiſigen Soldtruppen Philipp's von Heſſen; ſie trugen leichte Eiſenhelme ohne Viſir und ſchwere Hakenbüchſen; eine zweite Abtheilung trug ſtatt der Feuergewehre blos Hellebarten. Der junge Hauptmann Eitel von Stein, derſelbe, welcher ohnlängſt im Dienſt ſeines Landesherrn Brief und Petſchaft an den Stadtrath zu Schmalkalden gebracht, ritt den beiden Fähnlein voraus und ließ dieſe Truppen ein langes Spalier vom Schloß an den ganzen Schloßberg herab bis zur Steingaſſe bilden. Und vom Altmarkt her ſchallte wieder lauter Trommelſchlag; ein Ausſchuß des Bürger-Militärs zog heran, befehligt von dem Handelsherrn Heinz Blumentroß, der mit ſtolzem Schritt ſeiner leichtbewehrten Guardia voran ſchritt. Der wackre Klingenſchmied Schwinghammer ſchwang jetzt ſtatt des Hammers das Fähnlein mit dem Stadtwappen, einem ſilbernen, blaugedeckten gethürmten Thor im rothen Felde, darinnen unten ein Schildlein mit dem heſſiſchen und hennebergiſchen Wappen.

Dieſe Wappner trugen ihre einfache bürgerliche Kleidung, jeder die Farbe, die ihm wohlgefiel, jeder ein Schwert an der Seite, jeder einen blanken Helm auf dem Haupt und im Arm eine zierliche leichte Flinte mit einem Luntenſchloß. Sie reihten ſich an die landgräflichen Söldner an, und ſtellten ein Spalier durch die Steingaſſe auf und bis über den Neumarkt hinab.

Und jetzt kam der ſtattliche Zug heran; die fürſtlichen Wagen rollten langſam nach dem Schloß, andre nach andern Richtungen hin, geleitet von

Bürgern, die der Rath beauftragt, den Fremden ihre Quartiere anzuweiſen. Ein Wagen hielt unter dem Schloßberg, dicht vor des Rentmeiſters Haus; ungeſtümer drängte das Volk, und „Vivat Lutherus!“ brach es donnernd los. Herr Balthaſar Wilhelm erſchien in der weitoffnen Thüre des Hauſes, hinter ihm ſeine Familie, dabei Salome mit einer Miene voll ängſtlicher Befangenheit.

Ein junger Mann mit einem zarten Mädchengeſicht in Schülertracht, der bisher neben dem Kutſcher geſeſſen, hatte ſchnell ſeinen Sitz verlaſſen, und trat jetzt an den Wagen; drinnen ſprach Luther zu den Freunden: „Auf baldiges Wiederſehen, liebe Brüder, mit Gott!“ und ſtieg aus. Da wurde der Jubel plötzlich zur erwartungsvollen Stille, zum ehrfurchtsvollen Schweigen, und ein Hut, ein Baret nach dem andern wurde abgethan, ſo daß Männer und Jünglinge und junge Knaben da ſtanden mit entblößtem Haupt, wie vor dem Landesherrn oder wie vor dem Herrn aller Herren; nur die drei fahrenden Studenten behielten ihre Barets trotziglich auf und ſchauten mit ihren bärtigen Geſichtern finſter drein.

Hoher Freuden voll, daß ſeinem Hauſe die höchſte Ehre widerfahre, rief der Rentmeiſter dem theuern Gottesmanne entgegen: „Geſegnet ſei, der da kommt im Namen des Herrn!“

Luther grüßte freundlich die umſtehende Menge, und erwiederte mit ſeiner klaren, vernehmlichen Stimme: „Unſern Eingang ſegne der Herr Zebaoth! Ich habe ja gute Hoffnung, daß es beſſer werde und daß wir hier den Hammer finden, damit wir dem Drachen zu Babel die Schuppen vom Leib’ klopfen.“

Er ging in das Haus; der junge Schüler, ſein Famulus, folgte mit wenigem Gepäck, und der Wagen mit Melanchthon, Bugenhagen und Jonas lenkte wieder um, dieſe nach ihren Wohnungen zu bringen. Die Söldner zogen wieder hinauf zum Schloß; die fahrenden Schüler verließen ihren Platz und gingen breit, Arm in Arm, die Steingaſſe durch nach dem Markt zu. Plötzlich rief Bremſer: „Seht, kommt nicht dort der Hexenmeiſter her, der uns neulich äffte mit Geſchwätz und Gaukelei?“

„Meiner Treu, er iſt’s!“ rief Farnhäuſer. „Laſſ’t uns ihm Eins anhängen, Tolluſer!“

„Alſo ein Hexenmeiſter iſt der?“ fragte, ſich an die Studenten drängend, der Bader Bopp, der ſich mit durch die Menge wühlte. „Ei, ſeh't doch, Leute!“ rief er laut: „Ein Hexenmeiſter! ein Teufelsbanner! ein Giftmiſcher!“

„Wer? wo? Zeigt ihn uns!“ riefen Stimmen aus dem Pöbel, der, ſchnell zuſammengerottet, ſich vollkräftig fühlte, ſein Müthlein durch einen Exceß zu kühlen, und ſchon erhoben ſich berußte Arme, derbe knochige Fäuſte; der Bader Blaſius Bopp aber zeigte auf den Meiſter Philippus, welcher ruhigen Ganges die Straße kam, ſich keines Argen befahrend.

„Haltet ihn auf! werft ihn in's Waſſer!“ ſchrieen viele Stimmen aus dem durch einander wühlenden Stadt- und Landvolk. Man ſtand, man ſtieß, man drängte ſich, und plötzlich ſah ſich Meiſter Philippus von allen Seiten bedroht, geſchimpft, und ſah die fahrenden Studenten, die hohnlachend riefen: „Holla, Geiſterbanner, verſchwindet doch jetzt, wie neulich!“ Und der Bader ſchrie: „Arzt, jetzt hilf dir ſelber!“

Schon riſſen rohe Hände am Gewande des Fremden; da ſah dieſer mit Schreck, daß es dem Volke ein furchtbarer Ernſt ſei und daß ein arger

Wahn es bethöre, und rief: „Laſſ't ab von mir, oder es bekommt euch übel!“ Sie ließen aber nicht ab; da rief er wieder: „Dämon, pack an! Hu, faſſ' Dämon!“ Und mit furchtbarem Gebell ſchoß hinter ihm der löwengroße Hund hervor, biß wüthend um ſich, warf mehrere zu Boden. Entſetzt ſprangen die vordern Angreifer rückwärts; aber der Pöbel packte den Fremden von hinten, wollte ihn zu Boden reißen. Vergebens wehrte er ſich kräftig, vergebens drohte er mit dem ſchnellgezogenen Dolch; doch plötzlich ward ihm Hülfe. Ein ſtämmiger Bauer kam heran mit vier Bergknappen, der ſchrie: „Herr Jeſus, helft dieſem Mann! Er hat meine Frau vom Tode errettet!“ Nun entbrannte eine grimmige Schlägerei, die immer noch für den Fremden bedrohlich wurde. Da aber fuhr Herr Liborius aus ſeiner Apotheke, vor deren Thüre der Schauplatz war, mit Geſellen und Stößern heraus, nahmen den Arzt in die Mitte und führten ihn, wie im Triumphe, in das Haus. Der Hund folgte dem Herrn, und die Thüre flog zu.

Immer noch zogen Fremde zu Roß und zu Wagen heran: viele, die im Auftrag ihrer Herrn oder ihrer Städte kamen, viele, die bles inniger Antheil an der großen Glaubensſache nach Schmalkalden führte. Die Stadt hätte nicht mehr belebt ſein können, wenn ein kaiſerlicher Reichstag in ihr ausgeſchrieben geweſen wäre; bald waren Gaſthäuſer und Privatwohnungen überfüllt, und auf der Straße wimmelte es von Volk, wie bei einer großen Meſſe. Es fehlte auch nicht an Kauf- und Handelsleuten aus der Nähe und Ferne, die vom Stadtrath die Erlaubniß erbeten, gegen gebührliche Abgabe ihre Buden auf den zwei geräumigen Marktplätzen aufſchlagen zu dürfen, und ſo ſah man in der kleinen Stadt das Schönſte und Koſtbarſte zur Schau und zum Verkauf ausgeſtellt, was nur immer große Meß- und Handelsſtädte bieten, und alles Leben in ihr ſchien verwandelt wie durch einen Zauberſchlag, höhere, geiſtigere Regſamkeit war überall ſichtbar, eine freudige ämſige Beweglichkeit; es war, als ob ein Jeglicher ſelbſt den eigenen Antheil, den er an den Ergebniſſen der Berathungen nehmen wollte, ſich hoch anzurechnen geneigt wäre, wie nicht minder die Erfolge derſelben, und ein Jeglicher ſtolz darauf ſei, daß in ſeiner Vaterſtadt ſo Großes ſich vorbereite und geſchehe.

Der Bürgermeiſter Herz und die Seinen dankten inbrünſtig dem Himmel für die ſchnelle Geneſung, die der Heiltrank des Meiſter Philippus bezweckte, während dieſer, ohne daß ſie es ahneten, großer Gefahr entgegen ging; denn nie war dem Hausherrn Kraft und Wohlſein nöthiger geweſen, und auch die Frauen hatten alle Hände voll zu thun. Es war dem zweiten Bürgermeiſter die Ehre zugedacht, den Geſandten des Kaiſers, den Reichs-Vicekanzler Held, bei ſich aufzunehmen, da gab es der häuslichen Sorge genug; doch zögerte noch der erwartete Gaſt mit ſeinem Gefolge.

Auf dem Altmarkt vor der Krone ſtieg der Profeſſor Lange eben aus dem Wagen, als ein bärtiger Mann mit fröhlichem Ausruf aus der Thüre zu ihm hineilte und ihn herzlich in ſeine Arme ſchloß; ein Jüngling von einnehmender Geſtalt folgte ihm auf dem Fuße nach.

„Johannes! Helius!“ riefen die beiden Freunde unter Küſſen in ihrer Umarmung aus. „Du hier? Und du? Welche Freude! Welch glückliches

Begegnen! Welch' frohe Tage wollen wir hier vereint verleben!“ So klang es herüber und hinüber. Jetzt faßte Helius Eoban Heſſ. die Hand des Jünglings und rief zu dem Freunde mit dichteriſcher Begeiſterung: „Sieh', mein Johannes, dieſ's iſt mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe! Er heißt Johannes, wie du, iſt ein gekrönter Poet, wie ich, und ſein Vatername iſt Stiegelius. Noch ſo jung von Jahren (er zählt erſt zwei und zwanzig Sommer), bekleidet er doch ſchon eine Profeſſur zu Wittenberg; o ein herrlicher Menſch!“ Dabei umarmte der feurige Helius auf's Neue die beiden Freunde.

„Ihr ſpendet mir des Lobes allzuviel,“ ſprach Stiegelius beſcheiden, und Doktor Lange fiel ihm in das Wort: „Ich bin hoch erfreut, Euch kennen zu lernen. Wen mir mein Eoban rühmt, der iſt wohl rühmenswerth; hier habt Ihr meine Hand, und geliebt es Euch, ſo wollen auch wir Freunde werden.“

Freudig ſchlug Stiegelius ein, und Eoban rief, Beide umſchlingend: „So recht, ſo recht! das ſoll ein unzertrennlich Kleeblatt ſein!“

„Wie kommt es doch, mein werther Herr

Stiegelius, daß Ihr ſchon hier ſeid und ich Euch nicht bei den andern Wittenbergiſchen Profeſſoren fand, denen ich mich in Erfurt anſchloß?" fragte Lange, indem ſie in die Gaſtſtube der Krone eintraten.

„Darauf will ich Euch williglichen Beſcheid geben," erwiederte Stiegel. „Ich bin ein geborner Gothaner, habe dort noch liebe Ältern, Schweſtern, und Freunde genug; nun werdet Ihr ja wohl wiſſen, mein gelahrter Herr und Freund, wie uns Thüringern zumal die liebe Heimath ſo in das Herz gewachſen iſt, daß wir ihrer nur ungern entbehren, wenn ein fremdes Land uns umgibt und hält. Als uns nun in Wittenberg die Kunde wurde, was die Fürſten beſchloſſen, nämlich hier einen Tag zu halten, und an die theologiſchen Profeſſoren die Aufforderung erging, auch mit hierher zu ziehen: ſo rüſtete ich mich acht Tage früher zur Reiſe und fuhr zunächſt gen Gotha, mich dort mit Ältern und Anverwandten zu letzen; dann eilte ich Euerm Zug voran."

„Und ſorgtet für ein gutes Quartier für Euch, nicht wahr?" lachte Lange; aber Eoban antwortete: „Mit nichten! Sobald ich ſeiner anſichtig geworden, ließ ich ihn nicht los; wir haben mit einander geſprochen und geſtritten, getrunken und geſungen, und um die Wette anmuthige Verslein aus dem Stegreif gemacht, daß Allen, die ſie hörten, der Mund vor Verwunderung offen blieb.“

„Aha, ich merke wohl, daß du noch der Alte biſt, der lieber im Wirthshaus hinter dem vollen Becher ſein Collegium publicum lieſ't, als hinter dem trocknen Katheder!“ ſpottete Lange, und wandte ſich mit der Warnung zu Stiegelius: „Nehmt Euch in Acht vor dieſem Helius, mein neuer junger Freund, daß er Euch nicht verführe; denn böſe Beiſpiele verderben gute Sitten. Laſſ't Euch von ihm nicht lenken, führt nicht ſeine Roſſe, damit Ihr nicht, ein unglücklicher Phaeton, aus dem Himmel fallt und Eure Schweſtern zu weinenden Heliaden macht!“

„So ſchlimm ſoll es ja nicht werden!“ antwortete Stiegelius. „Unſer Freund Eoban mag wohl nicht dem Sonnenlenker verglichen werden, der ſtets die geregelte Bahn fährt; wohl aber hat ihn der ſtrahlende Sonnengott Helios als

Phöbos Apollon hoch begabt mit der ſüßen Liederkunſt, deßhalb er auch berühmt iſt in allen Landen."

„Und ſchuldig in allen Schenken!" fügte Lange hinzu. Darauf aber nahm Gedan ſelbſt das Wort und ſagte zu dem jüngern Freund: „Merkſt du nicht, mein Sohn, daß der neidiſch iſt auf meine Freundſchaft zu dir und dich mir nicht gönnt, und merkſt du nicht, daß er kein Dichter iſt? kein Dichter! O mein Johannes! wir ſind's, uns beſeelt der Prometheus-Funke der Poeſie, wir ſind Götterſöhne. Es lebe die Kunſt, die Kunſt der Lieder und der Töne!"

Gedan erhob einen vollen Becher, achtete gar nicht, wer etwa anweſend ſein mögte in der Trinkſtube, und fuhr nun fort, begeiſtert bald in deutſchen, bald in lateiniſchen Verſen zu ſprechen, daß Jedermänniglich, Gelehrte und Ungelehrte, über den hochbegabten Improviſator erſtaunte und nur Lange und Stieglitz mit leiſem Kopfſchütteln ihre Mißbilligung darüber an den Tag legten, daß Gedan ſo die Perlen ſeines reichen poetiſchen Talentes vergeudete und wegwarf.

Bald darauf nahm Stieglitz Urlaub von den Freunden. „Ich habe Briefe an hieſige Verwandte, die ich abzugeben eile; bei ihnen hoffe ich auch willige Aufnahme und Gaſtfreiheit zu finden.

„Glück auf den Weg, und laß dich bald wiederfinden, mein Sohn!“ rief ihm Gehan nach.

Der junge Gelehrte ſchritt über den Markt, an der baufälligen Kapelle des heiligen Niklas und dem Rathhauſe vorbei, in die Auer Gaſſe hinein, und fragte einen alten Mann, der ihm juſt begegnete, nach der Wohnung des Bürgermeiſters Herk. Der Alte ſah ihn aufmerkſam an und fragte: „Habt Ihr Geſchäfte bei ihm, Herr?“

„Briefe an ihn und ſeine Hausfrau, von ſeinen Verwandten in Gotha,“ erwiederte Stiegelius.

„So werdet Ihr ja recht willkommen ſein, und ich werde Euch gleich zu ihm führen,“ ſprach der Alte, kehrte um und ging mit dem Fremden in das Haus, indem er ſich ihm als den Diener des Bürgermeiſters nannte, und nach des Unbekannten Stand und Namen mit der dem Alter eigenen Neugierde forſchte.

Stiegelius trat in den Familienkreis, übergab ſeine Briefe, gab ſich ſelbſt als entfernten Verwandten kund. Dem Namen und dem Rufe nach kannte die Familie ihn längſt, und ſo ſah er ſich freudig willkommen geheißen, und auch von Helene'n heiter und herzlich, von Magdalene'n ſchüchtern begrüßt; nur Frau Veronika war verlegen, nicht in Folge ungaſtlicher Geſinnung, ſondern aus Beſorgniß, den werthen Gaſt nicht würdig und ſtandesgemäß genug aufnehmen zu können, da ihre beſten Zimmer ſchon für den Geſandten kaiſerlicher Majeſtät, der ſtündlich erwartet wurde, beſtellt wären. Aber dieſe Beſorgniß ſcherzte Stiegelius bald hinweg, indem auch er, wie neulich Meiſter Philippus, nur um ein Kämmerlein für ſich bat und nicht zur Laſt zu fallen verhieß. Bald war ihm recht wohl bei den neuen Bekannten; er erzählte dem Vater, belehrte die Mutter, gefiel der Tochter, und machte auf Magdalene Gadamar, wie ſie nicht minder auf ihn, einen wunderbaren Eindruck.

Als der Apotheker Liberius mit Hülfe ſeiner Geſellen den Meiſter Philippus aus dem aufgeregten Pöbelhaufen entführt hatte, wußte der Arzt noch gar nicht, ob das im Guten oder im Böſen gemeint ſei; denn er hatte den Apotheker wieder erkannt und glaubte, ſich ſeines Freundſchaftsdienſtes von ihm verſichern zu dürfen. Um ſo mehr war er verwundert, als ſich die Geſellen entfernten, und Liberius ihn ſanft am Arm ergriff und in ein gewölbtes Zimmer, der Apotheke gegenüber, leitete, — ihm, dem Erſchreck'nen und Erſchöpften, einen weichen Polſterſeſſel bot und ihn folgender Maßen anredete:

„Ich ſchätze mich ſehr glücklich, Meiſter, Euch einen Dienſt erwieſen und Euch aus den Händen des dummen, verrückten Volks befreit zu haben, welches, wie ich vernommen, einige unnütze Studenten und der ſchlechte Bader Sepp gegen Euch aufgehetzt haben. Es würde mir kaum gelungen ſein (denn ich wartete meiner Arbeit und ſchaute nicht nach dem Getümmel), hätte nicht plötzlich der Wirth aus Seligenthal, der bei mir war, ſeine Quittung richtig zu machen, und der mir eben erzählte, daß ein fremder, hierher reiſender Mann nicht nur ſeine Frau geſund gemacht, ſondern auch im Stahlberg einen Tiegel voll Eiſenerze in lautres Gold verwandelt, welche Mähr' vier Bergknappen, ſeine Vettern, die mit ihm zur Stadt gegangen, beſtätigten — ja, ſage ich, hätte nicht plötzlich dieſer Wirth, wie das Getümmel entſtand, ausgerufen: Herr Gott, dort iſt der Mann, der Wundermann, und ſie wollen ihn todt ſchlagen! worauf er ſtracks zur Thüre hinausrannte, die Knappen hinterdrein, und ich hieß raſch meine Leute ſich mit Piſtillen und Spateln bewaffnen; wir ſtürmten hinaus, und waren ſo glücklich, Euch zu befreien."

„Ihr ſammelt feurige Kohlen auf mein Haupt," erwiederte ganz verwundert **Meiſter Philippus**; „denn kürzlich ließ ich Euch doch ziemlich hart an, da ich Euch in Geſellſchaft der zwei Doktoren und des Baders fand, und habe ſonach ſolche Liebe nicht um Euch verdient."

„Ach, laßt das und denkt nicht mehr daran, ich bitte Euch, vielwerther Meiſter!" ſprach Liborius. „Ich fühle, daß Ihr Recht hattet; ich bewunderte gleich damals Eure tiefe Weisheit und hohe Wiſſenſchaft. Saget Ihr nicht, dieſe Doktoren ſeien nicht werth, Stößer in einer Apotheke zu ſein? Das war ein wahres Wort; ich kenne ſie, die Pfuſcher, die ſich gewaltiglich gegen mich auflehnen, weil ich auch zu Kranken gerufen werde und manchen glücklich kurire. Ich kenne doch die Arzneien, ihre Kraft und Wirkung; ſie aber kennen die Radix Aronis nicht von der Radix Zingiberis unterſcheiden, und wollen ſich ſo breit machen und keinem Andern ein Verdienſt gönnen, und wollen reichen Lohn ärnten, indem ſie doch nicht arbeiten. Ich aber laborire Tag und Nacht, und habe erſt kürzlich ein fürtreffliches Goldwaſſer erfunden, davon ich Euch werde ein Becherlein koſten laſſen."

Liborius verließ den Arzt und ging in die Apotheke; jener aber ſprach zu ſich ſelbſt: „Wie deute ich das? Was hat der Mann mit mir vor? Will er mich etwa mit ſeiner Gold-Tinktur aus dem Wege räumen? Da irrt er ſich; die Tinctura auri ſchadet dem Aureolus nichts. Oder will er von mir lernen? Das wäre möglich. Jeden Falls gilt es, auf der Hut ſein in Feindes Land, und das Gebiet ſeiner Schwächen erforſchen."

Liborius kam zurück mit einem Becherlein ſeines goldhellen Aquavits, in welchem helle Blättlein geſchlagenen und klein geſchnittenen Goldes ſchwammen. Zur Verwunderung des Meiſter Philippus, und wahrſcheinlich, um jeden Verdacht zu entfernen, trank er ſelbſt davon und ſprach dann: „Das möge Euch gedeih'n, und es wird Euch wohlthun auf den unangenehmen Schreck von vorhin.“

„Ich pflege in jeden Trank dieſes Stäblein aus dem Stein Drakonites zu tauchen, der ihm dann eine wunderbarlich heilſame Kraft ertheilt,“ ſprach Philippus und tauchte das kleine Stäblein ein. Doch Liberius ließ es ruhig geſchehen und ſagte: „Daran thut Ihr wohl; denn die Vorſichtigkeit iſt nütz zu allen Dingen, und mir iſt bekannt, daß der ſeltne Stein Drakonites die Eigenſchaft beſitzt, das Gift an ſich zu ziehen. Doch dürft Ihr ſorglos trinken.“

Meiſter Philippus trank und dankte; dann ſprach er: „Ich kann ja wohl nun wieder meine Straße ziehen, und will Euch nicht länger beläſtigen.“

„O nicht doch! Bleibt noch bei mir!“ bat der Apotheker. „Das Volk hat ſich noch nicht verlaufen, lauert Euch auf, würde Euern treuen Hund niederſchlagen, der einigen des Geſindels arg mitgeſpielt. Nein, um Euerer ſelbſt willen bitte ich Euch, bleibt noch; ich will Euch mein Laboratorium zeigen, meine Arbeiten. Auch ich ſuche den Stein mit ämſigem Bemühen, o Meiſter, und Euch wohnt hohe Wiſſenſchaft innen; vielleicht könnte ich von Euch lernen —“

„Den Stein zu finden?“ unterbrach Philippus, indem er mit dem Apotheker in deſſen geräumiges Laboratorium eintrat, wo gar ſeltſame Geräthe umherſtanden und lagen, wo Tiegel in rother Kohlenflamme glühten, in hermetiſch verſchloſſenen Phiolen im Sandbad dunkle Flüſſigkeiten digerirten und große Gefäße mit lebendigem Queckſilber, Schwefelblumen und vielerlei Salzen zu ſchauen waren, die beſtimmt, durch geheimnißvolle chemiſche Vereinigung das Zauberkind zu zeugen, deſſen materielle Kraft als trocknes Präparat im Stande ſein ſollte, unedle Metalle in Gold zu verwandeln, deſſen geiſtige Kraft hingegen als wunderbare Flüſſigkeit die eigentliche ächte Gold-Tinktur darſtellen ſollte, die, genoſſen, dauernde Geſundheit und Lebensverlängerung auf Jahrhunderte hinaus gewährend, der Zielpunkt heißer Wünſche, unermüdlicher Beſtrebung und großer Opfer von Seiten wundergläubiger Adepten war.

Meiſter Philippus durchſchaute nun ganz ſeinen

Mann, und barg mit Mühe ein ſpöttiſches Lächeln; als er aber wahrnahm, daß ihn Liberius mit einer geheimnißvoll wichtigen Miene anſah, und zugleich aus deſſen Augen ſehnſüchtige, hoffnungsglänzige Blicke leuchteten, da legte auch er ſein Geſicht in gar ernſte Falten und begann in dunkler Adeptenſprache zu reden: „Mein vielwerther Meiſter! bevorab Ihr hoffen dürft, das Arkanum zu finden, darnach Ihr ſucht ohne Licht, iſt nöthig, daß Ihr mit gutem Gemüth das Mysterium naturae, den Mikrokosmus, begreift. Das göttliche Geheimniß des philoſophiſchen Steins, wie der Tinktur iſt gar ein wunderbares, unkörperliches Element, unſterblichen Weſens, das Gewalt hat, unſer Leben zu friſten und ſo mächtige Dinge in uns zu thun, daß kein irdiſcher Verſtand ſie begreifen und faſſen kann. Viele machen von ihm ein unnützes Geſchwätz, wollen es haſchen und finden, feſſeln und binden, und gleichen — den Blinden. Vier Elemente bilden das große, unſterbliche Geheimniß durch Wechſelwirkung und Wechſelbeziehung. Dem gewöhnlichen Adepten kann es gelingen, eines oder des andern dieſer Elemente mächtig zu werden; aber nicht ſchaffen und wirken kann er mit dem Einzelnen, höchſtens — damit ſpielen.“

Liborius hörte ſtaunend zu, wie ein Neophyt geheimen Prieſterlehren, und flüſterte bittend: „O hoher, erlauchter Meiſter, ſo nennt mir die Elemente!“

„Wohl, ſo merket,“ ſprach gewährend Philippus: „Prima Materia das erſte, das zweite Lapis Philosophorum, das dritte Mercurius vitae, das vierte Tinctura. Die prima materia iſt der Mutterſchooß aller Weſenheit, der Same, der Frühling; ſie iſt der Urgrund aller Verjüngung, verbreitet durch das All der Natur, und iſt die ſchaffende Kraft der Transmutation, das Element der Erde. Der Lapis philosophorum iſt das reinigende feuergeborne Princip, das die gefleckte, alterdunkle Haut des Salamanders verjüngt erſcheinen läßt; er iſt der Stoff, der, wenn er die Läuterungsſtufen der Reverberation, Sublimation, Digeſtion, Separation, Deſtillation, Reduction und Reſolution überſchritten, zur Aſche wird, aus der ſich der Phönix erzeugt. Dieſer gewährt dem Mikrokosmus ein unzerbrechliches Leben bis in das zehnte Geſchlecht. Seine zeugende Kraft erhebt ſich ſo ſeltſam und wunderlich, daß kein Ergründen vorhanden, wie ſolches ſich natürlich begeben mag, und durch göttliche Gnade macht er das Unedle edel und das Unreine rein durch ſeine Kraft der Verwandlung, und iſt das Feuer-Element im höhern Sinn. Soll ich Euch nun ſagen, was der Mercurius vitae iſt, ſo vernehmt, daß dieſer an Kraft und Tugend noch jene beiden Arkana übertrifft; er iſt's, der das Alter verjüngt, gleichwie der Vogel Alcyon ſich mit neuer bunter Federpracht ſchmückt, ſelbſt nach ſeinem Tode; er iſt die belebende Kraft, das blaue flüchtige Äther-Element der Luft. Endlich aber das vierte Arkanum, die Tinctura, nimmt hinweg alle Ungeſundheit, und tingirt nach ihrem Weſen die Natur der Metalle, macht Blei und Eiſen zu Kupfer, Kupfer zu Silber, Silber zu Gold; nicht daß ſie aus dem Schlechten mache das Gute, ſondern, indem ſie zugeſellet wird dem Geringen, entſteht in der Vereinigung die Metamorphoſis, und ſo iſt die Tinctura das flüſſige vierte Element, die verwandelnde Kraft. Und nun, vielwerther Meiſter, habe ich Euern Wunſch erfüllt und Euch die vier Elemente genannt, kraft deren Ihr, wenn

Ihr verſtändet, ſie zu vereinen, der größte Magus ſein würdet, den die Erde trägt.“

„Ja, wenn ich es verſtände!“ ſeufzte Liborius; „aber ich verſtehe kaum Euch, ſo angeſtrengt ich Eurer Rede lauſchte.“

„Nun,“ verſetzte Philippus, „ſo ſchlagt all' Eure Tiegel in Stücke und Eure Phiolen in Scherben; denn ich ſage Euch, bei dieſer Kocherei kommt nichts heraus, als höchſtens ein jämmerliches Machwerk, das keine Probe hält und dafür Euch kein Goldſchmied eines Kreuzhellers Werth mehr gibt, als für ſchnödes Aurichalkum!“

„Aber, hochgelahrte. Herr und Meiſter,“ fuhr Liborius bittend fort: „Ihr habt doch jenem Bergknappen Gold gegeben; Ihr müßt folglich doch im Beſitz des göttlichen ſolariſchen Arkanums ſein. Wolltet Ihr nicht —“

„Euch Gold kochen lehren?“ fragte der Meiſter düſter. „Nein; denn ich kann es nicht, will es auch nicht können. Und könnte ich's, glaubt Ihr, daß man ſolch ein hohes Geheimniß ſo verſchleudert, mir nichts, dir nichts, an den Erſten, den Beſten?“

„Ich mache mich Euch dienſtbar Zeit Lebens! Mein Dank ſoll keine Gränzen kennen; ich will —“

„Menſch! iſt Gold dein Götze?“ unterbrach wieder Philippus ernſt den Betheuernden. „Du verkaufteſt wohl — um das Geheimniß deine Seele?“

Ängſtlich und zitternd ſtand Liberius und ſchielte nach den Füßen des Fremden, ob etwa ein Klumpfuß da unten ſichtbar ſei; aber es war ſo düſter in dem Laboratorium, daß ſich nichts entdecken ließ, wohl aber ſcharrte des Meiſters Hund drinnen an der Thüre, und Philippus rief: „Ruhig, Damon!“ Dieſes Wort erſchütterte den Apotheker heftig; er glaubte ſich von finſtern Mächten umſtrickt, es war ihm, als müſſe ſich jetzt etwas Entſetzliches ereignen: entweder eine Retorde ſpringen, oder ein Tiegel ſammt dem kochenden Metall in die Luft fliegen, oder der Hund die Thüre ſprengen und ihm die Kehle abbeißen; daher getraute er ſich auch nicht, die Thüre zu öffnen, ſondern flüſterte befangen: „So es Euch gefällig, gehen wir wieder hinein,“ und es wurde ihm ſehr wohl, als der Meiſter ruhig voranging, der Hund drinnen ſchmeichelnd an ſeinem Herrn in die Höhe ſprang, und dieſer ſagte: „Was Ihr mir heute Gutes erzeigt, ſoll Euch nicht unvergolten bleiben; ich werde Euch ein Geheimniß lehren, das Euch zu großem Frommen dienen ſoll und noch Euern Kindern und Kindeskindern nützen. Goldmachen aber, das behaltet, nützt Keinem, ſondern führt zu Armuth und in des Teufels Stricke. Zu einem ächten Arzten gehört mehr, als die Alchymie allein."

Damit ſchritt der Meiſter aus der Stube und Dämon hinter ihm. Und Liberius ſtand erſt erſtaunt, dann ging er wieder in ſein Laboratorium und nährte die Gluth der Kohlen und murmelte: „Faſt hätte ich gedacht, der Hexenmeiſter wäre der Teufel; aber nun merke ich, er iſt's nicht, am Ende nicht ein Mal ein Hexenmeiſter; vielleicht betrog er nur jene dummen Bergknappen. Laſſ't uns nur fort laboriren, wir finden wohl das Arkanum auch ohne dich! — Was er mir aber lehren will, das zu erfahren bin ich doch ſehr begierig." —

Demüthiger und ehrfurchtsvoller wäre der Rentmeiſter Balthaſar Wilhelm nicht neben dem

Kaiſer hergeſchritten, hätte dieſer ihn mit einem Beſuch beehrt, als er jetzt neben Luther ging, nachdem dieſer bei ihm abgeſtiegen. Geſchäftig-freundlich, aber freudeſtumm, trippelte ſeine ehrſame Frau nach, und Jungfrau Salome folgte, ſeltſam bewegt; ſie hatte faſt mit Gewalt dem jungen Famulus ein Stück Reiſe-Gepäck abgenommen und trug es ihm nach. Der Famulus aber ging verſchämt, wie ein Mägdlein, die Treppe hinauf. Ein kleiner Bruder Salome's ſprang weniger ſchüchtern nach. Der Hausherr führte den theuern Gaſt über einen geräumigen, alterthümlich mit Holz getäfelten Vorſaal, auf welchem wandhohe Schränke ſtanden, denen man anſah, daß ſie mit dem Haus und für des Hauſes ganze Dauer gemacht waren, in die beſten Zimmer, und zeigte dann, daß ſeine Demuth nicht eine heuchleriſche ſei, ſondern daß er auch reden könne wie ein Mann von ächtem deutſchen Schrot und Korn.

„Noch ein Mal, Herr Doktor Martinus, ſeid willkommen!“ ſprach er mit lauter, ſchallender Stimme, und zu'm biderben Handſchlag ausholend. „Wahrhaftig und bei dem höchſten Gott! daß ich Eure Hand ſo halten und ſchütteln darf, das achte ich mir für ein Glück, um das mich ja Tauſende beneiden. Heil iſt meinem Hauſe widerfahren! Und wenn alle Fürſten der Welt bei mir einkehren wollten, ſo achtete ich's nicht ſo hoch, als daß wir Euch zu'm Gaſt haben, Euch, Fürſt der Wahrheit, Glaubensritter ſonder Furcht und Tadel, Ehrenmann!"

„Ei, macht mich nicht hoffärtig, mein lieber Herr Wirth! Ich will ja kein Fürſt ſein," lehnte Luther ab; „dünke mich deß viel zu gering, will nur ein Reiſiger ſein und mitfechten in dem großen Kampf gegen das Reich des Antichriſts, den die Zeit erhoben hat, nicht ich."

„Betrachtet unſer ganzes Haus als das Eure, Würden! und möge es Euch wohlgefallen bei uns. Nehmt für Lieb', ſo gut wir es haben!" ſprach Wilhelm's Hausfrau, Theodoſia.

„Eure Ehewirthinn? Glück in das Haus, Teufel heraus, wenn du drin biſt! Das iſt ſo ein gutes Sprüchlein, wenn man zu'm erſten Mal in ein Haus tritt, vielwerthe Frau," grüßte Luther.

Wilhelm faßte die zagende Salome bei der einen, den kleinen Knaben bei der andern Hand und führte ſie vor Luther. „Meine Kinder, Herr! mein Glück, mein Leben! Salome ſechszehn, Anshelm acht Jahre. Sei nicht ſo verſchämt, Mädchen; du biſt ja groß! Das iſt ein Mann, Mädchen, vor dem darfſt du dich tief verneigen. Küß' ihm die Hand, Anshelm!“

„Da habt Ihr ja den Himmel im Hauſe! Bleib immer ſo züchtig und verſchämt, meine Tochter,“ war Luther's Rede; „Sittſamkeit ſteht einer Jungfrau wohl an, und die Ehrbare hält ſich auf guten Wegen. Komm', gieb mir einen Kuß, kleiner Mann! Sieh doch, Tirontius, ſieht er nicht meinem Hänschen gleich? Lernt er aber auch brav?“

„Ich lerne in Dokter Luther's Katechismus!“ erwiederte der Knabe mit fröhlicher Keckheit.

„So iſt's Recht; fleißige Kinder hat der liebe Gott ſehr lieb. Ei, hätten wir doch Hänschen mitbringen können, das wäre für den Anshelm ein treffliches Spielkamerädchen geweſen,“ ſagte Luther, und ließ ſeine Hand ſanft auf dem Haupt des Knaben ruhen, indem er ſeinen Lieben daheim einen leidwehmüthigen Gedankengruß ſandte.

„O, ſo habt Ihr auch Kinder, Würden?“ rief Wilhelm fröhlich. „Dann kennt Ihr das höchſte Glück! Ihr thatet wohl, ein Weib zu nehmen!“

„Ja, Mann, ich hab's gewagt, ſagt mein Bruder Ulrich Hutten; ich hab's gewagt, und hab' viel gewonnen. Meine Käthe iſt ein Schatz von einem Weibe.“

Welches Zutrauen gewannen alle die Hausgenoſſen zu dem Manne, der ſo herzlich und liebreich ſprach; wie fühlten ſich gleich Alle ihm ſo menſchlich nah gerückt, ihm, dem Berühmten, Geprieſenen, Verketzerten, Verfluchten und von der Liebe und Verehrung heilig geſprochenen Mann. Nur mit banger Scheu hatten ſie an ihn gedacht, ihn erwartet; wie ganz anders fanden ſie ihn nun. Da war keine Spur jenes gleiſenden gleisneriſchen und dabei hochmüthig aufgeblaſenen Weſens, jenes dünkelvollen Übermuthes, jenes Baalspfaffenthums, zu welchen ſich zu allen Zeiten die verächtlichen Urbilder finden, ſondern da war ganz ein ſchlichter deutſcher Mann, kräftig, klar, offen, ohne Arg und Falſch, da war Luther.

Als der theure Gaſt mit ſeinem Famulus erquickt worden war durch Speiſe und Trank, wobei noch manch herrliches und treffliches Wort fiel, ſo daß es ſeiner Wirthinn ſchwer wurde, ſich von ſeiner heitern und gemüthvollen Unterhaltung zu trennen, blieb er endlich mit Tipontius allein, und bereitete noch Manches auf die nächſten Tage in ungeſtörter Abendſtille vor.

So wunderlich ängſtlich, ſo befangen, verwirrt, zitternd und bis zum Weinen aufgeregt hatte Herr Balthaſar Wilhelm ſeine Tochter Salome nie geſehen, wie an dieſem Abend; ſie hatte keine Ruhe auf ihrem Stuhl, machte ſich bald dieſ's, bald das zu ſchaffen, und machte Manches verkehrt und mit großem Ungeſchick. Eben ſprach der Vater mit Ernſt zu ihr: „Sage mir, Mädchen, was dir fehlt! Biſt du krank, haſt du dich zu ſehr angeſtrengt, macht dich die Freude ſo zerſtreut, oder was iſt's? Begieb dich zu'r Ruhe!“ — als Tipontius in das Familienzimmer trat und noch eine Bitte ausſprechen wollte. Da ſtürzte Salome leidenſchaftlich an des Vaters Bruſt und ſtöhnte: „Ich habe keine Ruhe, mein Vater! O zürnet mir nicht! die Angſt tödtet mich. Sie wollen ihn ermorden!“

„Ermorden? Wen?“ fragte erſtaunt Wilhelm, ſeine Hausfrau und Tiventius.

„Ihn, unſern Gaſt, den Doktor Luther!“ weinte die Jungfrau. Tiventius wurde todtenbleich, Alle machte ein ſtarrer Schreck verſtummen. Und unter heftigem Schluchzen erzählte Salome: „Als ich heute — am Fenſter der Ankunft — unſers Gaſtes entgegenſah, ſtanden — hier gleich unter unſerm Fenſter — drei Männer in Studententracht, die ſprachen unter einander: „Verflucht ſei der Ketzer, verflucht das Volk, das ſo abgöttiſch ihn erwartet, — als harre es der Ankunft — des Meſſias. — „Neugierig bin ich doch,“ ſprach der Eine, „die Beſtie zu ſehen — die den Namen hat vom Aas.“ — Dann ſah mich Einer, und ſtieß die Andern an — Ich zitterte wie Espenlaub — that aber, als höre — ich nicht auf ſie. Darauf ſprachen ſie lateiniſch: „Veniat: Nos reperiemus eum, et securus non decedet vigilantiae nostrae. Praemium est immense, et praemio dignum est, hereditatis patrem occidi.“

„Allmächtiger Gott und Heiland!“ rief Tiventius angſtvoll aus. „Und Ihr verſtandet es, Jungfrau? Und Ihr behieltet die lateiniſchen Worte?“

„Sie ward einige Jahre im Kloſter Frauenbreitungen unterrichtet,“ belehrte die Mutter, umfing die weinende Tochter, deren knospender Buſen ſtürmiſch auf- und niederflog, und führte die einer Ohnmacht Nahe in die Kammer.

Vollzählig war die Verſammlung der Fürſten, Räthe, Geſandten und Religionslehrer, die in Schmalkalden über die wichtige Frage entſcheiden wollten: ob der Papſt hinfort als Oberhaupt der chriſtlichen Kirche, als Stellvertreter Chriſti auf Erden, und ſeine Obrigkeit und Gewalt noch länger anzuerkennen, und ob das von ihm ausgeſchriebene Koncilium zu Mantua anzunehmen und zu beſuchen ſei. Keiner der Verbündeten fehlte, alle waren in Perſon oder durch Abgeſandte gegenwärtig; nur der Legat des Papſtes, der erwartet wurde, war noch nicht erſchienen, und man wartete nicht auf ihn.

Der Morgen des ſiebenten Februar brach an. Volkbelebt waren ſchon mit dem Frühſtrahl alle

Straßen, Alt und Jung beeilte ſich, den großen Zug zu ſehen; die Bürgerſchaft erſchien geſchmückt, jeder trug ſein gutes Schwert wieder an der Seite, wie vor dem Bauernkrieg, deſſen Erfolg ſie mit gerechter Buße belegt und wehrlos gemacht hatte. Der Stadtrath verſammelte ſich auf dem Rathhauſe und begab ſich von hier aus in die Kirche, um an deren Haupteingang die fremden Gäſte zu empfangen, die ſich auf dem Schloſſe ordneten. Obgleich der wichtige Tag ein Donnerstag war, an welchem der große Konvent eröffnet werden ſollte, ſo herrſchte doch, trotz der vielfachen Bewegung, eine ſonntägliche Feierſtille über der ganzen Stadt. Die Arbeit ruhte, die Läden waren geſchloſſen, nur aus den nahen Hammerwerken ſchallten fort und fort in eintönigen Pulſen dumpfe Schläge durch die feierliche halbwinterliche Stille der Natur, aus den Hochöfen flammte rothe Lohe, wie ein früher Opferbrand; und wie der erſte Sonnenſtrahl die hohen Bergeshäupter mit ſanftem Roth übergoß, daß ſie prangend ſtanden, wie mit Feierkleidern angethan, und unter dem blauen Himmel ſchon frühzeitige Frühlingsboten, jubilirende Lerchen über grünenden Winterſaaten ſchwebten, da ſchallten vom Schloßberge die Wächterſtimmen des Geſchützes und verkündigten dem Tage ſeine hohe Bedeutung.

Hierauf begann ein Läuten aller Glocken, und es drängte ſich eilfertig die Menge des gemeinen Volkes nach den Straßen, durch welche der Zug gehen ſollte, der nun begann, und freudig höher ſchlug manches Herz. Aus allen Fenſtern ſchauten vergnügte Geſichter, Matronen voll frommer Rührung, Frauen voll Stolz auf die Ehre der Stadt und ihrer Gatten, Jungfrauen voll der unſchuldigen Luſt, zu ſchauen und geſchaut zu werden; jubelnde Kinder endlich, welche der Waffenprunk und Kriegerſchmuck entzückte. In der Apotheke zu'r Roſe ſahen oben aus dem großen breiten Bogenfenſter des beſten Zimmers Helena Herz und Magdalena Gadamar mit ihrer Mutter; die Familie Liberius hatte ſie freundlich eingeladen, von ihrem günſtig gelegnen Hauſe der Feſtlichkeit zuzuſehen, denn der Zug mußte an der Apotheke vorbei. Dichter drängte mit dem Freudenruf: ſie kommen! ſie kommen! das bewegte Volk, und ſchon kam, gemeſſenen Taktſchrittes, ein Fähnlein landgräfliche Söldner den

Schloßberg herab. Feierliche ernſte Muſik ward hörbar, Poſaunen ſchmetterten wie Cherubſtimmen, die klingenden Donner hellgeſtimmter Pauken rauſchten näher und näher, Trompeten jauchzten ihren Siegesliederklang durch die reine Morgenluft. Der Muſik folgte, von hispaniſchen Trabanten begleitet, ein kaiſerlicher Herold mit dem Stabe; ihm nach ſchritt der Spanier Saldanna mit dem Reichspannier. Dieſem ſchloß ſich der Abgeſandte des Kaiſers, der Reichs-Vicekanzler Dr. Mathias Held an, ein finſtrer Mann, deſſen ſtreng katholiſcher Überzeugung all dieſer Prunk, wie die ganze Zuſammenkunft ſo vieler proteſtantiſchen Fürſten ſehr zuwider war, weil ſie eine unwillkommene Bürgſchaft für die geſicherte Aufrechthaltung der proteſtantiſchen Kirche gewährte. Willig ließen aber ihm, welcher kaiſerlicher Majeſtät höchſte Perſon vertrat, die Oberhauptleute des ſchmalkaldiſchen Bundes den Vortritt. Ihm folgten wieder zwei Bannerträger mit den heſſiſchen und kurſächſiſchen Fahnen; dann kamen in ernſttraulichem Geſpräch der Herr dieſes Landes, der jetzt regierende Obriſt Bundeshauptmann, Landgraf Philipp von Heſſen, und der zweite Obriſthauptmann, Kurfürſt Johann Friedrich von Sachſen, die unter ſich übereingekommen waren, daß in der erſten Hälfte eines jeden Jahrs der Landgraf, in der zweiten der Kurfürſt regierender Obriſthauptmann des Bundes ſein ſolle. Ihnen folgten der Herzog Ulrich von Würtemberg und der Fürſt Wilhelm von Henneberg, zwei Männer, deren Leben nicht ohne manche rauhe Prüfung war; dann Herzog Ernſt von Lüneburg und Herzog Philipp von Pommern. Dieſen nach kamen Herzog Philipp von Braunſchweig-Grubenhagen und Herzog Franziskus von Lüneburg; hinter dieſen gingen Fürſt Wolfgang von Anhalt und Graf Albrecht von Mansfeld. Graf Gebhart von Mansfeld und Graf Philipp von Naſſau-Saarbrück folgten, und dieſen ſchloſſen ſich Graf Wilhelm von Naſſau-Eilenburg und Graf Wilhelm von Dillenburg an; worauf Graf Heinrich von Schwarzburg mit dem Grafen Georg von Henneberg, und ein and'rer Graf von Schwarzburg mit dem Grafen Wolfgang von Henneberg die anſehnlichen Reihen deutſch-proteſtantiſcher Fürſten beſchloſſen. Neben den Fürſten ſowohl, als neben den fürſtlichen Räthen und Abgeſandten, wie nicht minder den ſtädtiſchen Geſandten und den Theologen ſchritten zu'r Rechten und zu'r Linken ſtattliche Wappner, in glänzendem Helm und Küraß, an den Spalieren der Bürgerſchaft vorüber, ſo daß kein feindlicher Angriff, keine Störung zu beſorgen war.

Nun wallten wieder Fahnen heran, und hell über den bunten Wappenſchildern Dänemark's leuchtete des Danebrogordens weißes Kreuz in der Standarte, die ſich der däniſche Geſandte vortragen ließ, dem zwei Räthe ſeines Königs folgten. Ihm ſchloſſen ſich die Abgeſandten zweier Herzoge von Brandenburg, Johannis und Georg's an. Dieſer nach gingen die Geſandten der Herzoge Ruprecht von Zweibrücken, Heinrich's von Meklenburg und Friedrich's von Liegnitz; dann noch die zweier Fürſten von Anhalt. Und wieder ſchwankte durch die Luft ein rauſchendes Banner mit dem Reichsadler, das den Abgeſandten der Reichsſtädte und freien Landſtädte vorgetragen wurde, und ſtolzen Ganges ſchritten dieſe feſten Männer heran, vor jeder Geſandtſchaft ein Trabant im Harniſch, der das Wappen der Stadt auf einem neuen friſchgemalten Schilde trug.

Hinter den rothen Doppelbalken von Straßburg ſchritten der wackre Bürgermeiſter Jakob Sturm und der Pfarrherr Mathes; hinter dem augsburgiſchen Tannenzapfen Joachim Langemantel und Konrad Held. Ihnen folgte hinter dem weiß und blau getheilten Wappen Ulm's der Bürgermeiſter Beſſerer; hinter dem Doppeladler von Kempten ſchritt Herr Johann Hele, und hinter dem einfachen Adler im Wappen Frankfurt's am Main kamen die edlen Herren Georg Weiß und Juſtinian von Holzhauſen. Ihnen folgten mehrere Patricier Nürnberg's, und dieſen die Geſandten von Koſtnitz am Bodenſee, die von Eßlingen, Memmingen, Lindau, Schwäbiſch-Hall, das noch nicht lange dem Bunde beigetreten war, die von Magdeburg, Braunſchweig, Bremen, Hamburg, Nordhauſen, Soeſt, Minden, Reutlingen und die der befreundeten Land- und Nachbarſtädte Salzungen und Bacht. Es war ein langer Zug; doch ermüdete kein Auge, ihn zu ſchauen, und erhebend mußte er auf die Gemüther wirken. Jetzt kamen in ihrer dunkeln Prieſter- oder Lehrertracht die Gottesgelehrten. Sie ließen ſich keine Fahne vortragen, und kein Herold wandelte ihrem Zuge mit prunkendem Wappenſchilde und den Symbolen der weltlichen Gewalt voran; wohl aber trugen zwei junge Famuli zwei Bücher, und das war mehr, als Fahne und Schwert und Scepter: die Bibel war es und die Augsburgiſche Konfeſſion, das waren gütige und wehrhafte Herolde der guten Sache. Doktor Martin Luther und Georg Spalatinus ſchritten voran; ihnen folgten Philipp Melanchthon und Juſtus Jonas; dann Bugenhagen und Johann Agricola, Kruciger und Nikolaus Amsdorf. Doktor Urban Rhegius, Superintendent und Reformator zu Lüneburg, und Stephan Agrikola wandelten neben einander; ebenſo die Nürnberger Ekkleſiaſten, der begeiſterte Andreas Oſiander und M. Veit Dietrich, ſo wie der Pfarrer Erhard Schnepf, aus Stuttgart, und der würtembergiſche Prediger Konrad Ottinger. Es folgten ihnen der wackre eifrige Doktor Johannes Brenz, Ekkleſiaſt aus Schwäbiſch-Halle, und Martin Buzer, aus Koſtnitz; der Superintendent von Gotha, Friedrich Mykonius, und der von Eiſenach, Juſtus Mönius, gingen freundſchaftlich mit einander. Der Superintendent von Minden, Paul Rhode, und der Prediger zu Soeſt, Brixius Northanus folgten ihnen auf dem Fuße. Dann ſchritten Michael Coelius aus Mansfeld und M. Peter Geltner, Bamberger genannt, aus Frankfurt, einträchtiglich neben einander her.

Der Zug bewegte ſich ſo feierlich langſam fort, daß aufmerkſame Zuſchauer gar wohl jedem der verehrten Gäſte einige Blicke voller Aufmerkſamkeit widmen konnten. Neben Helena Herz lag der ſechzehnjährige Sohn des Apotheker Liberius im Fenſter, ein bleicher Jüngling, der mit der Einbildung, liebenswürdig und, bei ſo zartem Alter, erwachſenen Jungfrauen nicht gleichgültig zu ſein, geſtraft war und ſich eifrig bemühte, die ſchöne Helena durch lebhafte Plauderei zu unterhalten. Helena lächelte ſo unbefangen freundlich mit ihm, und dachte ſo wenig an Zärtlichkeit, ſie ſah in ihm nur den Sohn des Freundes ihrer Ältern, der ein ſchönes Kind geweſen war, das man gehätſchelt und lieb gehabt; er aber ließ ſich von ſeiner Einbildung überreden, Eindruck auf die erſte Schönheit der Stadt gemacht zu haben. Jetzt, wie der Zug unter ihnen vorüberwandelte, war er nicht nur bemüht, ihr die Namen der Fürſten zu nennen, ſondern von vielen der fremden Gäſte wußte er ſogar, wo ſie einlogirt waren. „Die Fürſten wohnen zumeiſt," ſprach er, „in den beiden Schlöſſern und in Gaſthäuſern, und ihr Gefolge iſt in dem Hennebergiſchen Hof, wie in dem Heſſen-Hof und dem Naſſauiſchen Hof vertheilt. Die Geſandten von Straßburg wohnen im Hauſe der Frau Urſula Katzinger, die von Ulm, Augsburg und Kempten in dem großen Hauſe des Herrn Balthaſar Möller, die von Nürnberg bei Reinhard Ulf, dem geizigen Vetter Eures Dieners. Die Geſandtſchaft der freien Stadt Frankfurt iſt bei der Frau Katharina Neumeiſter abgeſtiegen, und die von Koſtnitz, Eßlingen und Memmingen herbergt Frau Anna Troym. Der Geſandte von Schwäbiſch-Hall iſt bei dem Doktor Mathes Engelhaupt einquartiert, der von Magdeburg wohnt bei Hans Beitz; die Herren aus Braunſchweig haben ihr Loſement bei Lorenz Kürſchner genommen, und die von Bremen bei Lorenz Schaden. Der freien Stadt Hamburg gibt Heinrich Stubenrauch Quartier, und Ägidius Fechtel hat Nordhauſen aufgenommen. Der Geſandte von Minden wohnt bei Hans Klemm, die Herren Räthe von Salzungen wohnen bei Leonhard Kohl, dem Gemeindevormund, und die von Bach in Andreas Roßdorf's Hauſe.“

„Mein Gott im Himmel, Junker Liborius, geht Euch denn der Athem nicht aus!“ rief Helene unter lautem Lachen; „ich bitte Euch, gebt Euch Ruhe! Wie in aller Welt habt Ihr das alles erfahren, und wie fangt Ihr es an, das alles zu behalten? Ich müßte Jahr und Tag daran lernen.“

„Dafür übt Ihr andre Künſte; Ihr habt nicht nöthig, die artem memorandi zu ſtudiren,“ ſchmeichelte der junge Liborius.

„O, ich bitte Euch, ſchweigt vor einem unwiſſenden Mädchen, wie ich, mit Euerm Latein!“ bat Helene, „und eh' Ihr unnütze Dinge redet, ſo nennt mir immerhin die Vorüberziehenden und ihre Quartiere.“

„Dort nahen die Theologen; ſeht Euch den Luther recht an, der iſt's, der zur Rechten geht, nach unſerm Haus zu,“ fuhr Liborius fort. „Er wohnt bei dem Rentmeiſter Wilhelm. Melanchthon wohnt bei Herrn Pforr am Neumarkt.“

„O thut mir doch lieber die Liebe und ſchweigt jetzt gänzlich!“ bat Helene; „ich muß dieſe Män ner mit ungeſtörter Seele ſehen und ihre Bilder tief in mein Innres prägen, um ſie im Schatzkäſtlein der Erinnerung heilig aufzubewahren für mein ganzes Leben. Wo ſie wohnen — ein anders Mal!“

Der Jüngling ſchwieg verletzt, barg aber das drückende Gefühl gekränkter Eitelkeit unter einer gleichgültigen Miene; Helena ſah mit aufmerkſamen Blicken hinab auf die Männer, welche voll heiligen Ernſtes, in ſchlichten prunkloſen Gewändern dahinſchritten, der Wahrheit den Weg zu bahnen, welche freudig Weib und Kind verlaſſen, kein Mühſal einer weiten Reiſe in unfreundlicher Jahreszeit geſcheut, um ſich hier in die Schranken zu ſtellen gegen die feindſelige Macht der römiſchen Kirche, die mit Feuer und Schwert das Häuflein der Getreuen zu überflammen drohte, und welche, wenn auch die ſchwächere Partei, doch mit Muth und Gottesvertrauen auch ſpäter der ſogenannten heiligen Liga Trotz bot.

In dem Zuge, der nicht enden zu wollen ſchien, folgten auf Coelius und M. Geltner die Superintendenten von Hamburg und von Bremen:

Johannes Äppin und Johannes von Amſterdam; ihnen folgten der erfurtiſche Neunprediger und Profeſſor, Johannes Lange, und der Barfüßerprediger Ägidius Mechler, ebendaher; Eoban Heſſe und Johannes Stiegelius wandelten Arm in Arm dieſem Paare nach. Dann kamen Wendel Faber aus Seburg und Simon Schneeweiß aus Krailsheim, hierauf die Forchheimer Geiſtlichen Johannes Schlaginhaufen und M. Georg Helt, dann Gabriel Didymus und Konrad Figenboz; die marburgiſchen Profeſſoren Johannes Drakonites und Johannes Konizer reihten ſich an dieſe, und hinter ihnen ſchritten die heſſiſchen Geiſtlichen M. Adam aus Fulda und Johannes Fontanus, M. Anton Korvinus und Tilemann Schnabel, Dionyſius Melander und Eiſermann, Roſenleber und Noviomagus, Gräſer und der ſtraßburgiſche Prediger und Profeſſor Paulus Fagius, und die Koſtnitzer Geiſtlichen Bonifaz Wohlfahrt, Johann Weinſchalk und Ambroſius Blaurer. Eine bedeutende Anzahl benachbarter Prediger aus den heſſiſchen, ſächſiſchen und hennebergiſchen Landen ſchloß ſich dieſem Zuge an, und alle die Bürger Schmalkalden's, welche nicht entweder als Rathsmitglieder an anderm Orte verſammelt waren oder als bewehrte Schützen Spalier bildeten, nahmen Theil an ihm; ein Fähnlein Söldner machte den Beſchluß.

Der Zug wandelte vom Schloßberg herab über den Töpfermarkt durch die Steingaſſe, aus dieſer in die kurze Straße, die den Namen Salzbrücke führt, über den Altmarkt und in die geräumige Kirche. Dort hatte ſich der Magiſtrat aufgeſtellt, und empfing unter dem Portal die hohen Gäſte; dort war auch die Geiſtlichkeit Schmalkalden's verſammelt, und der Prediger Gräfe begrüßte mit einigen gewählten Worten die fremden Amtsgenoſſen. Alle nahmen die ihnen beſtimmten Plätze ein; voll und übervoll war die Kirche. Die Glocken ſchwiegen, die Orgel erbrauſ'te in mächtigen Akkorden, und von tauſend und aber tauſend Stimmen erklang der alte Hymnus Veni, creator spiritus, den Luther ſelbſt verdeutſcht und neu gebeſſert hatte:

Komm, heiliger Geiſt, Herre Gott!
Erfüll' mit deiner Gnaden Gut
Deiner Gläubigen Herz, Muth und Sinnen,
Dein' brünſtig' Lieb' entzünd' in ihnen.

O Herr, durch deines Lichtes Glaſt
Zu dem Glauben verſammlet haſt
Das Volk aus aller Welt Zungen;
Das ſei dir, Herr, zu Lob geſungen.
Halleluja! Halleluja!

Du heiliges Licht, edler Hort!
Laſſ' uns leuchten des Lebens Wort,
Und lehr' uns Gott recht erkennen,
Von Herzen Vater nennen.
O Herr, behüt' für fremder Lehr',
Daß wir nicht Meiſter ſuchen mehr,
Denn Jeſum Chriſt, mit rechtem Glauben
Und ihm aus ganzer Macht vertrauen.
Halleluja! Halleluja!

Du heilige Brunſt, ſüßer Troſt!
Nun hilf uns, fröhlich und getroſt
In dein'm Dienſt beſtändig bleiben,
Die Trübſal' uns nicht abtreiben.
O Herr, durch dein' Kraft uns bereit'
Und ſtärk' des Fleiſches Blödigkeit,
Daß wir hie ritterlich ringen,
Durch Tod und Leben zu dir dringen.
Halleluja! Halleluja!

Es war ein großer, herzerhebender, begeiſternder Anblick, alle die wackern, tapfern Fürſten, die feſten, muthigen Ritter, die frommen

Lehrer und Verkündiger des ewigen Wortes und die ſtattlichen Bürger voll Stolz und Würde hier vereint zu ſehen, wie ſie das Luther's-Lied ſangen und wie aus dem Liede auch über ſie eine heilige Begeiſterung kam, eine Pfingſtagflamme, wie ſie ſich auf Jeſu Jünger ſenkte. Sie redeten nicht in fremden Zungen, aber ſie waren bereit, ſtets mit einer beredtſamen Zunge ihre feſte Überzeugung zu bekennen und ſie im ritterlichen Ringen auf Tod und Leben mit der ſcharfen Zunge des Schwertes zu vertheidigen.

Darum beſeelte eine gottfrohe Andacht die ganze Verſammlung, und tiefe Feierſtille kam über ſie, als nun Spalatinus die Kanzel betrat und mit feurigem Vortrag über den großen Zweck dieſer Zuſammenkunft ſprach und die Fürſten und Städte zu ſtandhafter Eintracht, die Theologen zu eifrigem Gebet ermahnte. Seine Predigt war nicht lang, aber gehaltreich, und Keiner von den Vielen, die ſie vernommen, blieb unbewegt; mancher gute, glaubensmuthige Vorſatz ward gefaßt.

Als der Segen geſungen war, ordnete ſich der Zug unter dem Liede: „Es woll' uns Gott gnädig ſein,“ und unter Pauken und Poſaunenſchall, vermiſcht mit der Orgel vollem Klange, zog die Proceſſion mit der Strophe:

Es danke Gott und lobe dich
Das Volk in guten Thaten;
Das Land bringt Frucht und beſſert ſich.
Dein Wort iſt wohl gerathen.
Uns ſegne Vater und der Sohn,
Uns ſegne Gott, der heilig' Geiſt.
Dem alle Welt die Ehre thut,
Für ihm ſich furchtet allermeiſt.
Nun ſprecht von Herzen: Amen!

aus der Kirche und auf das nahe Rathhaus, das kaum Raum genug bot, zu einer Sitzung die Menge der Anweſenden aufzunehmen.

Es war in der großen hintern Stube, in dichten Reihen ängſtlich gedrängt ſtanden die Herren, der kaiſerliche Reichs-Vicekanzler ſpreizte ſich bereits am Ehrenplatz zu oberſt der langen Tafeln, aber nun entſtand ein höflicher Rangſtreit um die übrigen Plätze; es wollte Keiner den Schein haben, als mache er vor Andern Anſpruch auf einen Seſſel, und Keiner wollte doch auch ſeinem Rang und Stand das Mindeſte vergeben haben. Als die gegenſeitigen Komplimente, Verbeugungen und Ablehnungen des dargebotenen Stuhls gar kein Ende nehmen wollten und namentlich der Herzog Philipp von Pommern über Andern ſitzen zu wollen ſchien, ſetzte ſich Herzog Ulrich von Würtemberg auf eine Bank am Ofen, und ſprach zu der Verſammlung die merkwürdigen Worte: „Liebe Herren und Brüder, es gilt mir gleich, wo ihr mich hinordnet, und wie ihr mich ſtellt. Ich für meinen Theil ſage euch, daß ich ja gern hie hinter dem Ofen ſitzen will, wenn nur die gute Sache, der wir uns gewidmet und um derenwillen wir hergekommen ſind, in rechter Treue gefördert wird; denn wir ſind auch hier vor Gott dem Herrn, und alle gleich.“ Auf dieſe Ermahnung ſtellte ſich ſchneller die Ordnung her, und die Verhandlungen konnten beginnen.

Der kaiſerliche Orator erhob ſich vom Seſſel und ſprach zu'r Verſammlung: „Euer kur- und fürſtlichen Gnaden haben ohne Zweifel gut Wiſſen, wie kaiſerliche Majeſtät in eigner Perſon oder durch ihre Geſandten auf vielen Reichstagen die friedliche Beilegung der Religionsſachen trefflich erwogen und berathſchlagt, und endlich beſchloſſen, daß ein allgemeines Koncilium zu halten ſei.“

„Nun hat Ihre Majeſtät wahrhaftig keinen Fleiß und keine Arbeit geſpart und ſich ſo lange bemühet, bis das Koncilium ausgeſchrieben werden, was wohl früher geſchehen wäre, hätte Sie nicht dieſen Winter in Ihre hiſpaniſchen Erblande fahren müſſen. Doch damit Eure kur- und fürſtlichen Gnaden nicht denken, die Abweſenheit Ihrer Majeſtät ſolle das Koncilium verhindern, ſo bin ich beauftragt, anzuzeigen, daß dieſelben gewißlich dieſen Frühling nach Italien kommen und das Koncilium beſuchen wird, und daß nur Kriegesgewalt ſie daran verhindern ſoll. Aber auch dann, ſo dieſes wäre, und kaiſerliche Majeſtät nicht perſönlich erſcheinen könnte, ſoll doch Ihrer Majeſtät halben auf dem Koncilio kein Mangel ſein. Und verſieht ſich demnach kaiſerliche Majeſtät zu Eurer kur- und fürſtlichen Gnaden Geneigtheit, die Religionsſtreitigkeiten friedlich vergleichen zu laſſen, was durch ein General-Koncilium am beſten geſchehen kann, nach Eurer kur- und fürſtlichen Gnaden ſelbſteignem Wunſche, daß Dieſelben und Dero Verbündete ſolches Koncilium mit Fleiß und getreulich fördern, und begehrt Bericht, was Eure fürſtlichen Gnaden zu thun und thun zu laſſen, geſonnen, damit dieſes General-Koncilium nicht in Verzug komme oder darin ein Schisma prakticirt werde. Und verhoffen kaiſerliche Majeſtät, der Allmächtige werde ſeine Gnade verleihen, daß nicht allein die Zwietracht in Vergleichung, ſondern auch die chriſtliche Kirche in eine gute Reformation zu Gottes Lob und Ehre gebracht werde.“

„Es gedenken auch Ihre kaiſerliche Majeſtät, wo Eure Kur- und fürſtlichen Gnaden darin Verzug oder Ausrede ſuchen würden, daß dadurch ſolch gutes Fürnehmen nicht nur verhindert, ſondern auch bei andern Nationen das Nachdenken erweckt werden möge, als ob man mehr geneigt ſei zu Unruhe, denn zu friedlicher Einigkeit.“

„Solches alles laſſen kaiſerliche Majeſtät darum gnädiglich anzeigen, damit Euer Kur- und fürſtlichen Gnaden ſich deſto baß entſchließen und nicht Urſach zu'r Verhinderung geben, da kaiſerliche Majeſtät nichts Anders ſucht, als was Gott dem Allmächtigen zu Lob und Ehre und gemeiner Chriſtenheit zu gut kommen mag. Aus ſolchen

Gründen hofft Sie, und nicht blos Ihrer Majeſtät zu Ehren und zu unterthänigem Gefallen, werden ſich Euer kur- und fürſtliche Gnaden hierin, nach Ihrer Zuverſicht, willfährig zeigen, und das will Seine Majeſtät wiederum in allen Gnaden beſchulden."

Auf dieſe Rede, welche die fürſtlichen Geheimſchreiber eifrig nachſchrieben, erhob ſich der tapfre Landgraf Philipp von Heſſen mit ernſtem Blick, und ſprach: „**Wir verſehen uns zu kaiſerlicher Majeſtät aller Gnade und alles Guten, und werden nie den billigen Gehorſam und die derſelben ſchuldige Ehrfurcht vergeſſen; aber die Sache, wegen der wir hier ſind, will gar wohl und reiflich bedacht und berathen ſein, und wollen wir unſre Meinung und unſre Beſchlüſſe kaiſerlicher Majeſtät nicht verhohlen haben, vielmehr unterthäniglich vernehmen laſſen. Leider geht nur aus der an uns gelangten Copei der Bulle Papſt Paul's des Dritten, worin derſelbe ein General-Koncilium zu Mantua ausſchreibt, hervor: daß dieſes Papſtes Anſinnen ſich mit kaiſerlicher Majeſtät gnädigſten und chriſtlichen Meinungen nicht vergleicht, wie wir das auch von deſſen**

Vorfahren in gleichen hochwichtigen Handlungen gewohnt werden.“

Hierauf fuhr Johann Friedrich fort zu reden: „Kaiſerliche Majeſtät wird im Gedächtniß haben, wie auf dem Reichstag zu Nürnberg im Jahr zwei und zwanzig der Legat Papſt Hadrian's vor Kaiſer und Reich Anzeige und Vortrag gethan, wie ſeit etlichen Jahren in dem römiſchen Stuhl viel Mißbrauch und abſcheuliches Weſen in geiſtlichen Dingen eingeriſſen, und Päpſte, Prälaten und Geiſtliche abgewichen von dem rechten Pfad, daß aber nun der römiſche Hof ſelbſt ernſtlich reformirt werden ſolle. Kaum aber hatte Hadrian die Augen zugethan und Klemens der Siebente war Papſt worden, ſo wurde von allen den guten Vorſätzen nicht einer ausgeführt. Damals ließ ſich kaiſerliche Majeſtät durch ihre Statthalter, Oratoren, Kur- und andre Fürſten und Reichsſtände bewegen, in einem Reichsabſchied ein allgemeines und freies Koncilium in deutſcher Nation zu halten. Und nur ein ſolches Koncilium kann nutz und dienlich ſein, die Irrthümer und Mißbräuche in Kirchenſachen bei Häuptern und Gliedern abzuſchaffen, nicht aber eines nach Art und Form derer, die eine Zeitlang die Päpſte gehalten.“

„Und im Jahr zwei und dreißig beſtätigte und konfirmirte kaiſerliche Majeſtät gnädiglich ſolchen Reichs-Abſchied eines freien, allgemeinen und chriſtlichen Konciliums uns, den proteſtirenden Ständen,“ nahm Landgraf Philipp die Rede wieder auf; „aber kaiſerlicher Majeſtät, wie des Reichs deutſcher Nation entſchloſſenen und billigen Meinungen entgegen, hat uns Papſt Klemens ein Koncilium vorſchlagen laſſen, das wir nicht für frei, allgemein und chriſtlich erkennen konnten und ablehnen mußten. Und hat die Wahlſtatt in Italien vorgeſchlagen, wohinein wir nicht willigten; wohl aber haben wir chriſtliche, ehrbare und billige Erbieten gethan, und verweiſen auf unſere damalige Antwort.“

So begegneten die Fürſten feſt und entſchloſſen der Werbung des Reichs-Vicekanzlers, unbekümmert darum, daß derſelbe ungeduldig mit ſeinem Seſſel rückte, und häuften Einwand auf Einwand. Sie führten noch an, daß der Papſt, nach dem Inhalt ſeiner Bulle, nicht geneigt ſei, über die Mißbräuche und Beſchwerden reden und handeln zu laſſen, ſondern zu verſtehen gebe, daß er die chriſtliche Konfeſſion und die Doktrin ihrer Lehrer, die in Gottes Wort gegründet, verdamme und ſie eine neu entſtandene Ketzerei und Irrthum benenne, daß er nur von der Ausrottung der Ketzerei rede und in allen Dingen nur in die Fußtapfen ſeiner Vorfahren treten werde, daß er ja alle Bekenner und Anhänger der neuen Konfeſſion verdamme, tödte, morde, ächte, verjage und ſie durch Andere tödten, ermorden und verjagen laſſe, ehe er noch das Koncilium ausgeſchrieben; daß ferner der Papſt liſtiglich kaiſerliche Majeſtät bewegt, die Stände zum Beſuch dieſes Konciliums aufzufordern, und jene ſich nicht würden habe bewegen laſſen, das Koncilium des Papſtes zu fördern, wenn ſie des Papſtes Liſt, Gefährung, Betrug und Praktiken kenne. Es ſei nur eine arge Liſt, die Verbündeten zum Beſuch des Konciliums zu bewegen, da nichts anders zu erwarten ſtehe, als daß er es durch ſeinen Anhang dahin bringen würde, die neue Konfeſſion zu verdammen. Ja, durch Bewilligung dieſes Konciliums würden ſich die Proteſtanten ſelbſt das Verdammungsurtheil ſprechen, indem ſie dadurch dem Papſt, von deſſen Ketten ſie ſich losgemacht, auf's Neue gehorſam und unterwürfig erſchienen. Auch habe der Papſt ſo öffentlich Mißbräuche, falſche Lehre und Abgötterei eingeführt, die nicht nur dem Worte Gottes, ſondern auch allen alten Satzungen, Lehren und Koncilien zuwider ſei, wie die proteſtantiſchen Theologen hinlänglich bewieſen. Dieſerhalb den Papſt zu beſchuldigen und anzugreifen ſei ihr feſtes Vorhaben, und könne er, wegen ſeiner Simonie, unchriſtlichen, unehrbaren und ärgerlichen Lebens, Weſens und Wandels ein rechtmäßiges chriſtliches Koncilium nicht ein Mal ausſchreiben, noch weniger ſich als Haupt und Präſidenten eines ſolchen erachten. Sei nun das Haupt der römiſchen Kirche ſo verwerflich, wie viel mehr die Glieder. Auch ſei es anmaßend, daß der Papſt den Reichsbeſchluß ändern und das Koncil in Mantua gehalten haben wolle, ſtatt an einem deutſchen Ort; dort habe er freilich ſeinen Part und Anhang, ſeine Pfaffen und ſeine Meuchelmörder, ſo daß es nicht ſicher, daß es unklug ſei, dorthin zu reiſen. Auch frage ſich, ob außer kaiſerlicher Majeſtät andere Könige bereits in des Papſtes Begehr gewilliget, und ſie würden nicht mit ihren Lehrern und Räthen Land und Leute verlaſſen und dem Papſte zu Gefallen gen Italien fahren.

Solches Alles und mehr noch mußte der kaiſerliche Nuntius anhören und empfing es auch, am Sonnabend darauf, damit er nichts davon vergeſſe, ſchriftlich für ſeinen Herrn, den Kaiſer, unterſchrieben von Johann Friedrich, Herzog zu Sachſen und Kurfürſt ꝛc., wie von Philipp, Landgrafen zu Heſſen, für ſich und im Namen ihrer Mitverwandten.

Die Verſammlung aber ging nach dieſem auseinander, nicht mehr im Feſtzug, ſondern jeglicher ſtill nach ſeinem Quartier. Mancher dachte noch ernſter, als früher, über dieſe heilige und wichtige Sache nach.

Mit einem Geſicht, in welchem der Verdruß alle ſeine düſtern Wolken gelagert hatte, trat der Reichs-Vicekanzler Held in das Haus ſeines Wirthes; ihm folgte, nicht minder verſtimmt, ſein Gefährte, der junge kaiſerliche Rath Don Gonſalvo Ramiro del Saldaña. Sie ſchritten ſtolz die Treppe hinan nach ihrem Zimmer, ohne auf Jemandes Gruß zu achten; haſtig folgte der Geheimſchreiber nach, und erſt drinnen in dem verriegelten Zimmer fand der Zorn des kaiſerlichen Nuntius Worte.

„Wohin ſind wir gerathen, Don Saldaña? In welches Schlangen-Neſt, wo ſich eine ſo zahlreiche Brut von ketzeriſchen Beſtien zuſammengefunden hat, daß mir grauſ't! Wie ſoll ich, der einzelne Mann, dieſem Heer von Widerſachern kräftig die Spitze bieten im Namen unſers Herrn, des Kaiſers?“ fragte Held.

„Und im Namen unſers erſten Herrn, des heiligen Vaters?“ ſetzte der Spanier hinzu. „Wir werden hier eine ſchlechte Rolle ſpielen, Herr Kanzler! Habt Ihr geſehen, wie wenig Achtung uns dieſe dünkelhaften Fürſten erweiſen und wie ihr Volkspöbel dieſ's Beiſpiel gleich trefflich nachahmt? Als wir daher zogen durch die Gaſſen, den Herold voran und das Reichsbanner, wer grüßte uns? Erhob ſich nicht hie und da ſogar ein Gelächter, das uns galt? Aber wie dieſe Fürſten kamen, da flogen die Hüte von den Köpfen, und vollends vor dem Vater dieſer ketzeriſchen

Peſt — dem Luther; ihn ehrt dieſes Volk mehr, als wir — den Papſt!“

„Ja, ja, wir werden einen harten Stand haben mit dieſen Starrköpfen!“ bekräftigte Held. „Es wird noch manches vergebliche Wort geſprochen werden müſſen. Kaiſerliche Majeſtät iſt zu gut, zu langmüthig; ſollte drein ſchlagen mit dem ſcharfen Schwert, wenn ſie der Leitung des ſanften Scepters nicht folgen, ſich Ihrem Willen nicht fügen wollen.“

„Es ſchlägt ſich nur nicht gut mit gebundenen Händen!“ warf Don Gonſalvo Ramiro ein; „der Herr kann nicht an allen Orten zugleich ſeyn, und wahrhaftig, Schwert und Scepter und Krone werden ihm ſchwer zu halten und zu tragen.“

In ſolchen Geſprächen, die ſich noch eine Weile fortſpannen, wurden die Herren durch einen klopfenden Diener geſtört. Es war der alte Ulf, der draußen anfragte, ob es ihnen genehm ſei, das Mittagsmahl einzunehmen, und mit allem Stolz und aller deutſchen und hiſpaniſchen Gravität begaben ſich die eifrigen Katholiken an den Ketzertiſch, den eine Fülle auserleſener Speiſen überduftete und auf welchem Weine goldhell leuchteten, deren Reben aus gottgeſegneter Erde neben Biſchof-Reſidenzen gerankt waren und die Fülle glühender Feuertrauben getragen hatten.

Es war eine ſtattliche Tiſchgeſellſchaft bei dem Bürgermeiſter Herz. Dieſer hatte den Hauptmann Eitel von Stein, der ihn neulich nicht beſuchen konnte, ſondern ſchnell wieder aufbrechen mußte, einladen laſſen; nicht minder, ſeinem jungen Gaſt Stiegelius zu Gefallen, deſſen Freunde Eoban Heſſe und Doktor Lange; auch der Apotheker Liborius und ſein Sohn ſpeiſ'ten mit bei dem wohlhabenden Tuchſcheerer, der gern an ſo feſtlichem Tage ſehen ließ, was ſein Haus vermogte. Bald kam eine recht lebhafte Unterhaltung in Gang; bot doch die Zeit den nächſten, wie den reichſten Stoff zu ſolcher dar. Herr Liborius hatte es klüglich zu karten gewußt, daß er neben den Meiſter Philippus zu ſitzen kam. Dieſer Mann war der Magnetenberg ſeiner Gedanken, ſeiner ſelbſtſüchtigen Wünſche, der Brennpunkt ſeiner ſchwindelnden Hoffnungen; daher drängte er ſich, ein im Dunkel irrender Adept, an den leuchtenden Erleuchteten und wollte nicht von ihm laſſen. Jener fühlte innerlich vergnügt das

Übergewicht, das Liborius ihm einräumte, und ſuchte dasſelbe klüglich zu benützen. Er ſaß in ſtolzer, ſelbſtzufriedner Haltung am Tiſch, warf ſich're Blicke umher, und erfreute nur von Zeit zu Zeit den verlangenden Apotheker mit einem Broſamen ſeiner ſpagyriſchen Weisheit; dagegen ſprach er fleißiger dem Becher zu, und ließ ſeine Augen mit Wohlgefallen auf Helenens und Magdalenens liebreizenden Geſtalten weilen. Zwiſchen Magdalene'n und Helene'n war dem lieben Gaſt Stiegelins ein Platz angewieſen, der aber, Ehrfurcht durchdrungen, kaum ein ſcheues Wörtlein an ſeine ſchönen Nachbarinnen wagte. Am obern Ende der Tafel thronte der Reichs-Vicekanzler; neben ihm der hiſpaniſche Rath, der lüſtern nach den Jungfrauen ſchielte. Dieſen und Stiegelins gegenüber hatten Lange und Geban ihre Plätze; an Helenens Seite hatte ſich der junge Liborius gedrängt; neben ihm ſaß der Bürgermeiſter, Magdalene'n zur Linken Eitel von Stein.

Ein Gericht nach dem andern erſchien, eine Flaſche nach der andern wurde geleert. Helene glühte; ſelbſt auf Magdalenens bleiche Wangen flog das verklärende Roth unſchuldiger Heiterkeit und machte ſie einem Engel ähnlich. Jonathan Liborius mühte ſich, Helene'n eine Schmeichelei nach der andern zu ſagen, die ſie lachend annahm. Der Hiſpanier richtete frei und keck manches Wort an Magdalene, das ihr noch mehr Blut in die Wangen trieb und darauf ſie keine Erwiederung hatte; jener aber flüſterte zwiſchen den Geſprächen dem Reichs-Vicekanzler mehr, als ein Mal, in ſeiner Mutterſprache begeiſterte Ausrufungen über Magdalenens hohe Schönheit zu, und ſchwur bei den Heiligen und bei den weißen, wie bei den ſchwarzen Muttergottes-Bildern aller Nationen, daß dieſe Jungfrau die ſchönſte und liebenswertheſte Maid ſei, die er je erblickt, und daß er um ihre Liebe auf Tod und Leben werben wolle. Der Kanzler hörte das ruhig an und ſagte nur: „Don Gonſalvo Ramiro del Saldaña übereile ſich nicht, und vergeſſe ſich nicht. Wir haben uns hier, wie in Feindes Landen zu betrachten.“

„Feinde im Gebiet des Glaubens, aber nicht im Gebiet der Liebe!“ flüſterte Saldaña und erhob ſeinen Becher, um mit zierlicher Grandezza die Geſundheit der Töchter des Hauſes auszubringen. Die Becher klangen hell und freudig an einander; als Stiegelins mit Magdalene'n anſtieß, ſagte er leiſer: „Magdalene Gadamar, mögtet Ihr ſo wahrhaft glücklich leben, als ich — dieſen Becher — in wahrhafter Verehrung gegen Euch mit meinem Herzen benedeie und mit dem Munde auf Euer ewiges Glück leere!“ Dabei zitterte ſeine Stimme und ſeine Hand, und das Gefühl ſeiner innern Verwirrung trieb ihm ebenfalls ein hohes Roth in das Geſicht. Magdalene'n gefiel des beſcheidenen Verwandten ſittſame Schüchternheit mehr, als des glänzenden Spaniers ſtolzprunkende Sicherheit, der ſich auf ſeine Liebenswürdigkeit nicht weniger einzubilden ſchien, als auf die reichen Goldketten, die er trug, und auf all' den andern blinkenden Flittertand. Sie dankte mit einem herzlich-freundlichen Blick und leiſe geliſpeltem Wort dem jungen Dichter, den ihr Lächeln beſeligte, während dieſes Lächeln einem andern Dichter nicht minder zum Begeiſterungs-Flügel wurde, der mit ſeiner Beredſamkeit aufrauſchte. Eoban Heſſe war es, der jovialſte Improviſator ſeiner Zeit, der den Becher erhob und mit fröhlich lauter Stimme über die Tafel einige raſch extemporirte Strophen hinſprach, wobei er ſich die alte ſchöne Weiſe des Gedichtes Titurel zum Muſter genommen zu haben ſchien:

„Klingt an mit meinem Becher,
Ihr Männer hier und Frauen,
Und laſſ't den frohen Sprecher
Zu guter Stund' euch guten Spruch vertrauen;
Im Strom des Weins ruht Wahrheit auf dem Grunde,
Und wenn wir ihn beſchiffen,
Steigt ſie herauf und gibt uns goldne Kunde.“

„In einen Garten kamen
Der Gäſte viel gegangen,
Man ſah berühmte Namen
Bei wackrer Kämpfer Schilden aufgehangen.
Noch aber ruht die Flur in Winters Banden,
Daher die fremden Gäſte
Starrzackig Eis, doch keine Blumen fanden.“

„Zwei Roſen aber blühen
In engelgleicher Schöne,
Und alle Herzen glühen
Den Roſen zu, ſo zaubriſch duften jene.
Weß Auge dieſe Blumen hat gefunden,
Und wär es krank und trübe,
Von ihrem Anblick muß es ſchnell geſunden.“

„Die Roſen ſollen leben,
Die rothe, wie die weiße!
Laſſ't uns die Becher heben,
Klingt an zu Beider ungetheiltem Preiſe!

Hoch lebe du, Helene,
Du glüh'nde Sonnenroſe!
Leb' hoch, du engelſanfte Magdalene!

Dieſer Spruch fand ungetheilten Beifall; nur die Töchter des Hauſes verſuchten, hocherröthend, zu fliehen. Und von ſolchem Beifall, der dem begeiſterten Freund in vollem Maaße von der ganzen Geſellſchaft zu Theil wurde, befeuert, hielt ſich auch Stiegelius für verpflichtet und aufgefordert, ſein Licht ebenfalls leuchten zu laſſen; als ſich die lauten Wogen des Geſprächs wieder ruhiger bewegten, erhob er ſich und ſprach in gleicher Weiſe, wenn auch mit mehr Schüchternheit und Befangenheit:

„Wer will die Roſen preiſen
Darf hohes Lob erwarten;
Doch wenn die Becher kreiſen
In ſolchem luſtbelebten Roſengarten,
Soll man die wackern Gärtner nicht vergeſſen
Die treu die Roſen pflegten,
Und warmer Dank ſei ihnen zugemeſſen!“

„Und glücklich ſei geprieſen,
Wem einſt die Huldgöttinnen
Als Zier am Buſen ſprießen,
Heil dem, der ſolche Roſen mag gewinnen!

Wir wünſchen treulich unſern werthen Wirthen,
Daß auf das Haupt der Roſen
Sie flechten bald den Kranz von grünen Myrthen!“

Das lauteſte Lob wurde von allen Seiten dem jungen Dichter geſpendet, und Herr Herz wie ſeine Hausfrau Veronika dankten ihm mit zierlicher Reverenz. Neidiſch blickten nur der Hiſpanier und der junge Liborius, und ärgerten ſich beide, daß ihnen nicht vergönnt war, ſolche Huldigungen darzubringen, wie dieſe beiden deutſchen Dichter, und der letztere flüſterte Helene'n boshaft zu: „Euer Gaſt fängt es klug an: er höfelt um Eurer Ältern Gunſt, damit ihm die der Töchter um ſo minder entgehe.“ Aber ſeine Worte fanden dieſ's Mal nicht den erwiedernden Anklang, den er gehofft, ſondern Helene ſprach zu ihm mit einem Anflug von Mißmuth, wie es ſchien: „Nicht immer iſt es doch der Fall, mein guter Junkherr, daß Ältern und Kinder ein gleiches Maas haben, womit ſie ihre Gunſt meſſen; vielmehr meine ich mich oft vom Gegentheil überzeugen zu können.“ Jonathan fühlte ſich getroffen und wandte ſich zu einem andern Nachbar hin.

Aber der poetiſche Funke, den Eoban Heſſe in die Geſellſchaft geworfen hatte, ſchien weiter zu zünden; denn plötzlich erhob ſich und ſein Glas der fremde Arzt, ſein rundes Angeſicht glühte bis zur kahlen Stirne hinauf, und er rief aus: „Kann ich auch nicht in zierlich glatte Verslein meinen Trinkſpruch kleiden, gleich den Herrn Poeten, ſo will ich doch trinken auf das Wohlergehen dieſer ganzen Verſammlung, und wünſche, daß der Geſtirne günſtige Zuſammenfügung jeglichem und jeglicher unter uns alſo geſtellt ſei, daß ihm oder ihr die ſideriſchen Zeichen Glück bedeuten und prophezeihen laſſen! Und ich berufe und beſchwöre des Jahres Regenten: Jupiter und Venus, Mars und Saturnus, daß ſie nimmer in feindlichen Gegenſcheinen über dieſem Hauſe ſteh'n, das ſo gaſtlich uns Fremdlinge hält. Gebt uns, ihr himmliſchen Mächte dort oben, Frieden und Freude in unſre Herzen, daß wir euch freudig und feurig loben! Denn des Menſchen Herz iſt den Sternen gleich; Sidus und Astrum, brennt es gleich euch! Und das Herz iſt der Menſch, und iſt tüchtig er nur, ſo iſt ihm erſchloſſen das Licht der Natur, das nur für den Heiliggeweihten glüht, der die ewigen Geiſter verſteht und ſieht!“ —

„Was iſt das? Welcher rhapſodiſche Taumel erfaſſ't dieſen Mann?“ rief Saldaña, und der Kanzler ſah betreten hin, für ſich meinend, es zieme ſich nicht in der Nähe ſeiner Perſon, die kaiſerliche Majeſtät vertrete, ſolch ein lauter Ausbruch der phantaſtiſch ſich gebärdenden Trunkenheit. „Hat uns unſer freundlicher Gaſtwirth einen Nürnberger Spruchſprecher, einen Faſtnachtsnarren oder ſonſt einen Gugelhahn mit an den Tiſch geſetzt?“ fragte Lange, während Eoban Heſſe und Stiegelius verwundert nach dem fremden Meiſter ſahen. Mit dieſem aber ſtieß der Apotheker herzhaft an und rief: „Das iſt mein Mann! Ihm haben ſich alle geheimen Tiefen, beide der natürlichen, wie der übernatürlichen Welt erſchloſſen. Ihm ſei die Ehre! Meiſter Philippus lebe! Und erfreue uns, wenn er ſo viel uns zur Güte thun will, mit irgend einem Probſtück ſeiner Kunſt, ſei es durch Transmutation eines Metalls in das andre, oder durch eine Prophezeih, Horoſkopſtellen, oder durch ſonſt ein anſtaunungswürdiges Mirakel; denn er iſt kundig vieler, ja aller Wiſſenſchaft!“

Nach dieſen Worten ſahen Alle aufmerkſam hin nach dem ſo Hochgeprieſenen, und dieſer blickte keineswegs beſchämt, beſcheidentlich oder verlegen umher, ſondern ſeine Geſtalt hob ſich noch höher, ſeine Augen rollten begeiſtert, wie wenn ſchon der wunderbare Geiſt der Weiſſagung ſich über ihn ausgöſſe, die dünnen Locken, die ſich mit Reif zu ſäumen begannen, ſträubten empor, und er ſtand ernſt da, eine Propheten-Geſtalt, die gar nicht zu paſſen ſchien zu dem heitern Feſtmahl. Hinter ihm ſtand, hoch aufhorchend, wie ein gläubiger Apoſtel, der alte Ulf, und drängte ſein Ohr, da er von Prophezeihungen hörte, dem Wundermanne nahe; verwundert lauſchte auch Magdalene, in deren Gemüth plötzlich und mächtig die Erinnerung an alte ahnungsvolle Träume und Prophezeihungen erwachte. Der Hauptmann Eitel von Stein hatte die ganze Zeit über ſtill neben Magdalene'n geſeſſen, nur wenige Worte mit ihr, noch weniger mit den Nachbarn gewechſelt; er war eine jener verſchloſſenen Naturen, in die ein zweites inneres Leben geheimnißvoll gebannt iſt, wie der Stein in wunderbaren Adlerſteinen, ein Leben, das unter der ruhig ſcheinenden Oberfläche oft gar mächtig pulſ't und glüht, und Blüthen treibt, die bisweilen phantaſtiſch herausranken aus dem innern Zaubergarten — nun regte auch dieſen Jüngling die Propheten-Sprache des räthſelhaften Mannes auf, daß er ſich willig dem Hörerkreis geſellte, der jenen umgab.

Meiſter-Philippus aber ſprach: „Soll ich prophezeihen, ſo will ich prophezeihen, und ſo vernehmet, was mir von dieſem Jahre, in welchem wir leben, die Sterne verkündet haben, als ich ſie fragte zur guten Stunde und mit dem Auge durchwandelte alle die Häuſer, die zwölfe des Himmels, und die Planeten anſprach um Kunde der Zukunft. Denn ſo ſagen Gelehrte: Ein Weiſer überwindet das Geſtirn; alſo habe auch ich gerungen, bis überwundene Geſtirne mir ihr coeleſtiſch Geheimniß entſiegelt. — Zwei Mal wird ſich das Licht des Mondes verfinſtern, und aus dem Dunkel ſolcher Eklipſis werden hervorgehn lichtſcheue Dinge und Thaten, Falſchheit und Krankheit, die mit gemeiner Arzenei nicht mögen bezwungen werden. In ſich ſelber iſt Zeus zerſpalten und ein ruheloſes Reich beherrſcht er; darum iſt Jovis Kindern kein ſonderes Heil beſchieden. Aber jenen wird Alles gedeihen, denen Merkur in der Geburtsſtunde leuchtete. Nur wenn die Finſterniſſe des Mondes in dieſem Jahr ſeinem Scheine zuwider, mögen ſich hüten vor Schaden alle Kinder des Sol: Aſtronomen, Poeten, Goldſchmiede, Künſtler, Buchhändler und Schalksnarren, ingleichem alle die, welche Gewerbe treiben, die Saturnus beherrſcht, niedre und dunkle Gewerbe, Zimmrer und Maurer, Erzknappen und Mönche. Sorglos leben und fröhlich, wie immer, in Lüſten Veneris Kinder, die gern den Hang der ſündlichen Herzen auf den Planeten trachten zu ſchieben; dieſe werden Viele verführen; ſo hüten ſich Viele! Wenige Siege wird Mars in dieſem Jahre erfechten; denn den Schein der blutrothen Waffen verdunkelt im Mai und November die Finſterniß. Aber gewinnen werden durch reichlichen Abſatz für kommende Zeiten Plattner und Schloſſer und Schmiede von Waffen, Meſſern und Klingen. Kinder der Sonne werden frucht- und erfolglos Vieles berathen, irren werden der Räthe viele hier oder anders

Und wegen herrſchender Spaltung wird des Beſchließens mancherlei ſein; doch keiner Vereinung nirgend erlaubt dieſ's Jahr ein friedlich Begegnen, Liſt und Furcht und Beſchwerde wird herrſchen. Teutſchland aber wird Frieden haben, und fruchtbar wird dieſes Jahr der Nahrung Quellen erſchließen. Wein wird trefflich gerathen und viel in die Keltern liefern. Und mit der Gabe, die Dionyſos ſpendet und ſegnet, ruf' ich Euch Verſammelten allen Heil und Gedeihen!“

Sprach's und rief's, und hob den Becher und leerte ihn aus in einem Zuge, der wunderliche Mann. Alle Anweſenden aber ſtanden erſtaunt und verwundert.

Eine beſondere Aufregung befing alle die Hörer und Hörerinnen: Ulf hatte die Hände gefaltet, als ob er dem Worte Gottes lauſche; der Apotheker war begeiſtert von der prophetiſchen Rede, ſein Sohn lachte und ſcherzte unziemlich darüber gegen Helena; der Vicekanzler ſprach leiſe zu Saldaña: „Dieſer Mann iſt entweder ein ſehr großer Gelehrter, oder ein ſehr großer Betrüger und Abenteurer, oder Beides zugleich“; die Dichter freuten ſich, daß er doch nicht ſo wohlklingend ſprechen könne, wie ſie, und die Fräuen waren über dieſe Redegabe erſtaunt und verehrten gläubig des Mannes hohes Wiſſen, ſie konnten nicht ſondern und ſichten den Schein von der Wahrheit und die Wiſſenſchaft von dem Prunk des Vortrags; doch darin waren alle Anweſenden einverſtanden, mogten ſie nun den fremden Meiſter mehr oder minder ſchätzen, daß er ein recht abſonderlicher und in geheimen Dingen ſehr erfahrner Mann ſein müſſe. ––

Um dieſelbe Zeit war ebenfalls bei heiterem Mahle eine anderer Freundſchaftskreis vereinigt, in welchem Niemand in prophetiſchen Räthſeln ſprach: das war bei dem Rentmeiſter Balthaſar Wilhelm, wo ſtatt des Reichs-Vicekanzlers Held ein ganz anderer und beſſerer Held den oberſten Ehrenplatz einnahm, der fromme Luther, und wo ſtatt eines redeſüchtigen, ſich mit dunkler Weisheit brüſtenden Meiſters Philippus ein beſcheidener, ſtiller und dennoch hochgelahrter Meiſter Philippus ſaß, der ſanfte Melanchthon. War auch zu dieſer wackern Geſellſchaft kein mit friegeriſchen Ehrenzeichen geſchmückter Hauptmann geladen, wie bei Herz, ſo waren doch Hauptleute da: Spalatinus, Bugenhagen, der feurige Brenzius und andere wackere Führer der heiligen Glaubensſache, eine Macht, die höher zu achten war, als die Heere prunkender Söldner. Und wenn dort wackre Dichter vereinigt waren, die in zierlichen Reimleim zierliche und wohlgefällige Trinkſprüche auszubringen wußten nach altdeutſcher Art und Weiſe, ſo waren hier ebenfalls Männer beiſammen, denen die heilige Muſe der Dichtkunſt oft in ihrem Zauberbecher voll kaſtaliſcher Fluth der Begeiſterung Feuerwein zu koſten gegeben: das waren Juſtus Jonas, und wieder Luther, der erſte deutſche Dichter ſeiner Zeit, der auf kräftigen Liederſchwingen himmelan flog und das deutſche Lied wieder zu Ehren brachte, das eine ſeltſame Verirrung der Zeit durch eine Unzahl ſchleppender lateiniſcher Gedichte faſt ganz verdrängt hatte; aber wie Luther die Harfe des vaterländiſchen Geſanges ſtimmte, da tönten ihr viel andere Saiten freudig nach, und durch das ganze Deutſchland flatterten die fliegenden Liederblätter, klingend und rauſchend, friſch und fröhlich, neckend und zürnend, und weckten einen neuen Geiſt und weckten der Poeſie neue Jünger und Freunde.

Manch heitres und manch tief-ernſtes Wort wurde geſprochen, dem der Rentmeiſter und die Seinen mit Entzücken lauſchten. Tipontine ſaß unfern der holden, kindlichen Tochter ſeiner Wirthe, und theilte ſeine Aufmerkſamkeit zwiſchen Salome und ſeinem geliebten Lehrer. Zum erſten Mal war es, daß in Luther's Nähe noch ein andrer Gedanke in dem reinbewahrten Herzen des Jünglings Raum fand, als der, dem großen Mann als würdiger Schüler nachzuſtreben; aber der Frühſtrahl der allmächtigen Sonne Liebe küßte alle Blüthen reicher und ſchöner Gefühle in ſeinem Innern wach, und er wußte noch nicht, wie er dieſe Morgengluth neuer beſeeligender Empfindungen nennen ſollte. Schüchtern, wie Bienen, die der Lenz zum erſten Male aus dem Zellenhaus lockt, flogen ſeine Blicke nach Salome, um die aufknospende Blumenzier ihrer jungfräulichen Schönheit zu umſchweben. Und Salome ſah den Jüngling bisweilen freundlich an; als ſie aber, ſo oft ſie nach ihm blickte, immer wieder ſeinen Blicken begegnete, da ſenkte ſie die ſeelenvollen Augen, ſchamhaft erglühend, und ein leiſes Zittern, das ihr wonniglich durch Seele und Nerven ſchauerte, war das ihr unbewußte Zeichen, daß auch in ihrem Gemüth aus der Knospe der Kindheit ſich die Blüthe holder liebender Jungfräulichkeit zu entfalten beginne, und dieſes wunderſame Gefühl erwachender Neigung übergoß ſie mit dem Schimmer einer gleichſam ätheriſchen Verklärung.

Zu ſeinem theuern Gaſt wandte ſich der Rentmeiſter: „Ihr werdet morgenden Tages in unſrer Kirche predigen, mein Vater?“

„Ja, mit Gottes Hülfe, lieber Wirth!“ antwortete Luther. „Ich habe ein ſchönes Evangelium auszulegen, das man zwar erſt am Sonntage nach Faſtnacht pflegt zu predigen, ich aber will damit morgen anheben. Es iſt Matthäi am vierten zu leſen: wie unſer Heiland vom Teufel verſucht wird, und dabei wollen wir der Anfechtungen chriſtlicher Kirche überhaupt gedenken; denn der Teufel verſucht noch fort und fort mit allerlei Liſten den Herrn und ſein Wort, und ſucht uns zu irren auf mannichfaltige Art und Weiſe.“

„Hat man nichts wieder gehört von den drei Geſellen, deren bedrohlich und gottloſes Geſpräch Euer holdſeliges Töchterlein vernommen, Herr Rentmeiſter?" fragte beſorglich Melanchthon mit einem gütigen Blick auf Salome.

„Dieſe Geckgäuche ſcheinen ſich aus dem Staub gemacht zu haben," erwiederte Wilhelm; „meine Leute, die ich befehligt, nach ihnen umherzuſpähen, haben ſie nicht geſehen. Doch wenn ſie auch noch hier verborgen wären, ſie würden traun nichts ausrichten."

„Recht ſo, wenn der Herr Herr nicht will, daß ich in die Hände der Mörder falle, hilft ihnen all ihr Dräuen und Geſpötte nichts. Gott wacht, und der mich ſo oft wunderlich geführt und geſchützt, der Herr Zebaoth, wird mir auch ferner ein Beiſtand ſein," ſprach Luther.

Nach ſolchen Reden nahm der Rentmeiſter wieder das Wort und fragte: „Mein theurer Vater, was dünket Euch nur von dem Mantuaniſchen Koncilio? Wird ſolches zu Stande kommen, oder unterbleiben?"

„Mein vielwerther Herr Wirth," erwiederte Luther, „mir iſt kein Zweifel, der Papſt und ſein

Anhang fürchten ſich für einem Koncilium, wie wir es wollen, obgleich ſie es zum Schein ausgeſchrieben und beſchickt. Uns nun zu ſchrecken, haben ſie uns einen ſcheuslichen Teufelskopf hingemalt, daß ſie nichts hören wollten von Kirchenſachen, Verhör und andern Dingen, ſondern daß blos darauf die giftige lutheriſche Ketzerei ausgerottet werden ſolle. So haben wir im Voraus unſer Urtheil und wiſſen, was wir zu gewärtigen. Die römiſchen Teufelsbuben wollen mit der Exekution anfangen, ohne unſre Lehre geprüft, unſre Bücher geleſen zu haben."

„Hat doch der Orator des Kaiſers" fiel Melanchthon ein, „Petrus Paulus Vergerius ſelbſt zu uns geſprochen, daß er Vieles ganz anders bei uns finde, wie er es ſchildern hören."

„Ja ſelbſt des Königs in Frankreich Geſandter, Doktor Gervaſius, hat öffentlich bekannt, daß ſein König überredet worden, bei uns ſei weder Kirche, noch Obrigkeit, noch Ehe geduldet," ſagte Jonas.

„Woher ſie das haben, König, Papſt und andre Nationen, iſt gut zu rechnen," ſprach Luther; „aber Gott iſt ungefangen. Sie wollen uns ſchrecken, daß wir uns weigern; dann wären ſie ſicher, uns bliebe der Unglimpf, und wir hätten durch unſere Weigerung ihre Gräuel beſtärkt. Mit Nichten, Papſt! Muß es ſein, ſo bin ich auch bereit, gen Mantua zu fahren; doch iſt nicht Noth groß Eilens.“

So ſprach Luther heiter fort und erfüllte mit ſeinem guten, tapfern Muth auch die Herzen ſeiner Freunde und Zuhörer, daß ihrer keiner zagte. Manch Wort des Scherzes, das alle laut lachen machte, gab er zum Beßten, und des Papſtes wurde dabei nicht geſchont.

Als nach traulichen und löblichen Geſprächen die Mahlzeit beendet war, leerte Vater Lutherus ſeinen Becher, erhob ſich und faltete die Hände zum Gebet; alle Tiſchgenoſſen folgten ſeinem Beiſpiel, und andächtig ſprach mit ſeiner klaren, beweglich zum Herzen dringenden Stimme der fromme Mann:

„Gott geb' uns allen ſeiner Gnaden Segen,
Daß wir geh'n auf ſeinen Wegen,
In rechter Lieb' und brüderlicher Treue,
Daß uns die Speiſ' nicht gereue.
Kyrie, eleiſon.

Herr, dein heilig Geiſt uns nimmer laſſ',
Der uns geb' zu halten rechte Maas,
Daß dein' arme Chriſtenheit
Leb' in Fried' und Einigkeit.
Kyrie, eleiſon!“

In der Frühſtunde des folgenden Tages war wieder ein niegeſehenes Drängen nach der Kirche des Stifts Gregorii. „Lutherus predigt!“ ging als frohe Loſung des Tages von Mund zu Mund, und als die Stunde erſchienen war, als der Glocken feierlicher Ruf zum Gotteshaus erklang, bedurfte es nicht mehr der tönenden Metallzungen, ein anderer Ruf war ihnen zuvorgekommen, und gedrängt voll war die geräumige Kirche, die innen und außen geziert war mit bunten Schildereien und manchem herrlichen Grabdenkmaal angeſehener Verſtorbenen. Nicht, wie geſtern, wühlte das Volk in den Straßen, den Zug zu ſehen; das Gelüſt der irdiſchen Schauluſt war geſtillt, jetzt wollte die Menge nicht ſehen Pracht und Glanz der Fürſten, ſondern hören das göttliche Wort und das Evangelium, lauter und rein, wie Lutherus es lehrte.

Aus des Rentmeiſters Haus trat der fromme Mann mit dem gewohnten feſten Blick, der kräftigen, gediegenen Geſtalt, der ſicheren Haltung. Um die Augen ſchwebte das Lächeln ſeiner milden Freundlichkeit, auf der Stirne thronte ſein gewaltiger Ernſt; in die Winkel ſeines kleinen, wohlgeformten Mundes hatte ſich der Scherz zurückgezogen, der bisweilen, mit ſcharfer Geiſel gewaffnet, ſchonungslos waltete. Sparſames graues Barthaar umſtand Mund und Kinn und umkräuſelte dichter die Wangen; das Haupthaar beſchattete in einer getheilten, kurzgehaltenen Locke die majeſtätiſche Stirne und floß vom Scheitel zum Nacken in ſilbergrauen Wellen ab. Das ganze edle Antlitz war himmelwärts gerichtet, als er aus dem Hauſe trat, und ſeine Lippen bewegten ſich, als ſpreche er ein ſtilles Morgengebet. Der ſchwarze Prieſterrock umwallte ihn ſtattlich; in der rechten Hand trug er ein kleines Betbüchlein, in der linken das ſchwarze Barett, mit welchem er ſpäter ſein Haupt bedeckte. In einfacher Tracht der theologiſchen Famulen folgte der Jüngling Tirontius, einige Bücher tragend, dem würdigen Lehrer nach; auf ſeinem Antlitz blühte das Jugend-Morgenroth eines unentweihten Herzens.

In geringer Entfernung hinter den vielwerthen Gäſten folgten, angethan mit ihren beſten Feierkleidern, der Rentmeiſter Wilhelm mit ſeiner Familie. Er führte den Knaben Anshelm an der Hand, der das Geſangbuch trug, und züchtigen ehrſamen Schrittes wandelte Frau Theodoſia und Jungfrau Salome neben einander. So ſchritten ſie die Steingaſſe vor nach dem Markt.

In der Apotheke zur Roſe war weiter Niemand zu Hauſe, als der erſte Geſelle, und dieſer lag müßig am Fenſter der Weinſtube. Die ganze Hausgenoſſenſchaft war in der Kirche, und es kam auch kein Recept (denn an ſolchem Tage wollte Niemand krank ſein); ſo war es natürlich, daß der Geſelle auch keine Luſt hatte, zu arbeiten, während die ganze Stadt Feiertage hatte. Doch ſollte er nicht lange allein ſein; denn es traten bald drei Gäſte zu ihm, auch junge Geſellen, von martialiſchem Ausſehen, wie es ſchien, eben erſt vom Lande in die Stadt gekommen, und in bäuriſchen Kleidern einherwandelnd. Sie forderten Wein, machten ſich's ohne ſonderliche Ceremonien in der Stube bequem und ſetzten ſich ſo, daß ſie die Blicke auf die Straße richten konnten. Während nun der erſte Gehülfe des Apothekers Liborius gegangen war, um firnen Wein zu holen und verſchiedentliches Naſchwerk, als: überzogenen Kalamus, kandirte Amömlein, eingemachte Mirobalanen, Datteln und Feigen, ſo wie aromatiſche Morſellen, nebſt Zuckermandeln und Panis biscoctum aus Gläſern und Büchſen zuſammen zu ſuchen und auf kleine blankgeputzte Meſſingpatenen zierlichſt zu legen, darüber ziemliche Zeit verging, ſprachen die Geſellen unter einander leiſe: „Glücklich wären wir wieder herein, und die Kiſte mit den verſchiedenen Kleidern, angeblich zur Karnavals-Fröhlichkeit beſtimmt, die wir dem Barchfelder Juden abgekauft, ſteht wohlbehalten in dem Gaſthaus zum goldenen Haſenköpflein.“

„Das iſt alles gut, Bremſer,“ ſagte zu dem Sprecher ſein Gefährte Farnhäuſer; „aber ſorglich hüten müſſen wir uns doch, und vorſichtig müſſen wir ſein, damit wir nicht aufgegriffen werden!“

„Poſſen und Pfaffenköpfe! Furcht und kein Ende! Dummer Schnak!“ polterte Tolluſer. „Ihr ſchwäzt in den lieben langen Tag hinein, und wird nichts damit ausgerichtet. Laſſ't uns der Zeit und der guten Stunde harren, bis wir ih feſt und ſicher faſſen. Die Herren Patres können noch eine Weile zahlen! Iſt's geſchehen, ſo wird uns vielleicht kaum der verſprochene Lohn; ſo lange ſie aber hoffen, ſind ihre Säckel offen.“

„Da haſt du freilich wieder Recht, Bruder!“ ſprach der Bremſer. In dem trat der Apothekergehülfe herein; zugleich fuhr Tolluſer mit einem mächtigen Satz vom Seſſel in die Höhe, ſtier durch das Fenſter ſchauend, während ſich eben ſo ſchnell mit einem kräftigen Studentenfluche Farnhäuſer niederduckte, um von draußen nicht geſehen zu werden, wo eben Luther vorüberging, gefolgt von Tiventius und der Familie ſeines Wirths.

„Peſt und Platten, da geht er ja!“ ſchrie Bremſer; alsbald aber fuhr ihm Tolluſer's ſchwere Hand unſanft auf den Mund, damit er ſchweige, und der Gehülfe ſah die ſeltſamen Geſellen groß und verwundert an. Sie aber ließen ſich's wohl ſein bei den aufgetragenen Schleckereien und ſprachen Dinge, die der Apotheker hören durfte. —

Luther hatte die Kanzel beſtiegen, ſeine kräftigen Worte klangen durch das geräumige Kirchenſchiff und rührten vernehmlich an jedes Ohr. Faſt alle Fürſten, alle günſtig geſinnten Fremden lauſchten ihm, faſt die ganze Bevölkerung der Stadt hörte ihm aufmerkſam und freudig zu. Es war die erſte Predigt, die der Mann Gottes über Anfechtungen Chriſti und ſeiner lieben Kirche hielt, wozu das Evangelium von des Heilands Verſuchung willkommen Anlaß gab. Von den vierzigtägigen Faſten Jeſu in der Wüſte nahm er Gelegenheit, über die Faſten und das Faſten zu reden, und verwarf die vorgeſchriebenen Faſten der römiſchen Kirche geradezu: „unſer Papiſten Faſten iſt gar ein ſchlecht, ja ſpöttiſch Faſten geweſen, wie das Sprichwort zeuget: der Deutſchen Faſten und Andacht der Wahlen mögt man beide mit einer Bohnen bezahlen!“ — Er zeigte klärlich, was rechtes Faſten ſei, nämlich chriſtliche Geduld in Schmerz und Noth, in Leid und Mangel, und ging dann über auf die drei beſondern Anfechtungen Jeſu, wo er bald an den Gegenſtand kam, gegen den ritterlich zu kämpfen er zum Ziel ſeines ganzen Lebens gemacht. „In der erſten Anfechtung von den Steinen iſt der ſchwarze Teufel gemalet. In der andern iſt der ſchöne weiße und heilige Teufel gemalet, der Chriſtum in den Lüften und auf den Tempel führt, aber nicht hinein. In der dritten iſt der höchſt und himmliſch und gar göttlich Teufel gemalet, der ſich ſtellet, als ſei er Gott ſelbſt, und beut Chriſto alle Königreich auf Erden an, doch mit der Bedingung, daß er für ihm niederfalle und ihn anbete. Dieſ's iſt ſehr ſchrecklich, ohne daß es in dem tröſtlich iſt, daß der Teufel an Chriſto gefeilet hat, und an uns auch feilen muß, wenn wir durch den Glauben an Chriſto hangen.“ Mit vielen erläuternden Beiſpielen aus der Kirchengeſchichte durchwebte nun der eifrige Prediger ſeine Rede, zeigte den Triumph der Martyrer, ſchilderte die Verfolgungen der erſten Chriſten und des Satans Ohnmacht, da Chriſtus ihn aus der Schrift ſo trefflich widerlegt. Dann kam er auf die Ketzer zu Konſtantinus Zeiten, eiferte gegen Arian und Mohamed, und ſchloß mit einer kräftigen Ermahnung, ſich gegen alle Verſuchung gegen Ketzer und Teufel mit dem wahren und unverfälſchlichen Worte Gottes zu harniſchen, indem er die Fortſetzung der Auslegung ſeines Textes auf einen andern Tag verſchob.

„Die Hörer ſtanden ganz erſtaunt, kein Laut ward hörbar in der weiten Kirche, welche die predigtgeübte Stimme Luther's gar wohl ausfüllte, obgleich er in einem Briefe an ſeine liebe Hausfrau früher äußerte: die Schmalkalder Kirche ſei ſo groß, daß ſeine und Spalatinus Stimme darin wie die einer Spitzmaus lauten würde; auch daß in Schmalkalden ſo viele Gelehrte angekommen, wie in Mantua ſchwerlich Mauleſel zu finden ſein würden.

Nach der Kirche begaben ſich die Fürſten und Räthe wieder zur Sitzung auf das Rathhaus, um in den geſtern begonnenen Verhandlungen fortzufahren. Aber zu Luther drängte ſich die kurze, gedrungene Geſtalt eines Bauersmanns, der während der Predigt an der Kirchthüre geſtanden und kein Auge von dem Reformator verwandt hatte, mit Gruß und herzlicher Umarmung, und ein lauter Ruf der Freude flog über Luther's Lippen.

„Märten, Vetter Märten! So ſehe ich dich wieder, geſund und friſch!“ jubelte in Luther's Arm der Landmann, ohne Rückſicht auf deſſen heiliges Gewand und die umdrängende Menge.

„Biſt du's, Ohm Hans? Gottwillkommen!“ ſprach Luther bewegt; „ſo komm' und folge mir in mein Loſament. Habe meinem Hauswirth viel von dir erzählt, und von unſern Vettern und Muhmen zu Möhra, und du wirſt willkommen ſein. Aber ſage, wann biſt du gekommen?“

Hans Luther zeigte ſeine unſaubern Schuhe, denen man die Spuren eines ſtarken Marſches auf nicht immer trocknen Wegen wohl anſah, und antwortete: „Was denk'ſt du? Heute Nacht um drei Uhr bin ich zu Hauſe fortgelaufen, weil geſtern erſt die Nachricht kam, du predigteſt heute hier. Adam wollte auch gerne mit; aber ſeine Frau liegt in Wochen. Ich habe mir nicht Ruh' und nicht Raſt gegönnt, und ſiehe, ich kam juſt in die Kirche, wie du auf die Kanzel gingſt. Es war in der Thür' ein ſtarker Zudrang, und die Leute wollten mich nicht durchlaſſen; aber ich ſchob und drückte ganz ſacht und ſäuberlich und immer weiter hinein, und wenn mich einer gar nicht weiter verlaſſen wollte, ſo ſagte ich: Lieben

Leute, laſſ't mich doch meinen Bruders-Sohn Märten predigen hören; guckt, ich bin ja der kleine Hans Luther aus Möhra, und bin von Möhra hergelaufen. Und da haben mir die Leute gern und williglich Platz gemacht um deinetwillen, du lieber herzlicher Vetter, du!“

Noch ein Mal umarmte der treue gute Hans Luther den geliebten Neffen Martin, und Hand in Hand ſchritten die Beiden durch des Volkes ehrfurchtsvolle Reihen; Manche ſchlugen erfreut in die Hände und jubelten Beifall, daß ſich der große Mann nicht des Bauers ſchäme, welche Thorheit freilich einem Mann von Luther's Kopf und Herzen nie in den Sinn kommen konnte.

Daheim wurde Hans gar herzlich begrüßt und als ein vielwillkommener Gaſt angenommen von dem Rentmeiſter und ſeiner Hausfrau, die gleich die Ähnlichkeit zwiſchen ihm und Luther herausfand, welche auch nicht zu verkennen war, und noch nach Jahrhunderten ſogar in der in Möhra und der Umgegend freudig fortblühenden Nachkommenſchaft der gleichnamigen Seitenverwandten des großen Reformators auf vielen Individuen als ein feſtſtehender Typus vererbt ſcheint.

Nur hatte Hans, der jüngſte Bruder von Luther's Vater, noch ganz ſein volles braunes Haar, und ſah faſt kräftiger und blühender aus, als Martin; er hatte freilich keine andre Sorge gehabt, als die für ſein kleines Hausweſen, keine andern Gänge, als hinter dem Pfluge her und bisweilen nach Salzungen in das Amt oder auf den Jahrmarkt, auch keine andern Kämpfe beſtanden, als die oft wiederkehrenden in der Schenke, aus denen in der Regel die Luther ſiegreich hervorgingen, denn ihre Luſt am Streit war nicht minder bekannt, als ihre derben Fäuſte.

Bei einem ſchnell und reichlich aufgetragenen Frühſtücke ging es nun an ein Erzählen. Zuerſt gedachte Martin Luther der beiden geliebten Ältern, die vor Kurzem der Tod abgerufen, ſchnell nach einander den guten Vater Hans, die wack're Mutter Margarethe.

„Und ich mußte fern ſein, konnte ihnen nicht die Augen zudrücken, nicht mit ihnen beten, nur ſchriftlich traf ſie mein geiſtlicher Zuſpruch,“ berichtete Luther; „denn ich ſaß wieder, wie damals auf der Wartburg, halb und halb ein Gefangener auf der koburgiſchen Feſtung Ehrenburg, ach, und war ſelbſt ein kranker Mann, hatte aber dort ſchier ein fürſtlich Loſament, ein Zimmer, darin man eine Hochzeit anrichten können, und alle Wände, Decke und Fußboden gar überaus künſtlich mit Holz getäfelt, daß es eine Luſt war, es anzuſehen. Ja, Hans, das ſollteſt du ein Mal ſchauen; lauter Waidwerksſtücklein ſind da geſchildert, und nichts gemalt, alles aus farbigem Holz geſchnitzt und eingelegt, und abgehobelt, daß man meint, wenn man es von Weitem betrachtet, es ſei die feinſte Schilderei."

Nun begann Hans zu erzählen von den Verwandten in Möhra, was ein jeglicher treibe und wie es ihm ergehe, daß ſein einziger Sohn, Adam, geheirathet und bereits drei Söhne habe daß das Bergwerk immer mehr in Verfall gerathe, und mancher Einwohner von Möhra, der davon ſeine Nahrung gehabt, es dem ältern Bruder Hans, Luther's Vater, nachgethan habe und den Ort verlaſſen, nur habe es leider nicht jedem ſo glücken wollen, und mancher ſei verarmt. Das Haus aber, an der Kirche, neben der Schule, das Luther's Ältern bewohnt, ſei noch bei der Familie.

Gar aufmerkſam lauſchte der Doktor dieſen Berichten aus dem Ort, wo Vater und Mutter ſo lange gelebt hatten, wo die Vorfahren ruhten, wo er ſelbſt im Mutterſchooſe noch geweſen war. So war Möhra ſeine eigentliche Heimath, und ſein liebreiches Herz umfaßte mit theilnehmender Geſinnung die dortigen Verwandten. Er hatte ja mehr als ein Mal ſelbſt geäußert: „Ich bin eines Bauern Sohn, mein Urgroßvater, Großvater und Vater ſind rechte Bauern geweſen.“ Nun kam die Rede auf Luther's Beſuch in Möhra damals, wie er über Fulda von Worms hergekommen, in Amsdorf's Begleitung; wie er in dem lieben Heimathsort gepredigt, und das Kirchlein zu klein geweſen für den Andrang des Volks; wie er da herausgeſchritten und alle Zuhörer ihm nach, und unter einem alten Birnbaume weiter geſprochen und den Samen des reinen Evangeliums und Gotteswortes auch in dem theuern Vaterlande ausgeſtreut. Wie hierauf die Reiſe weiter fortgegangen über Witzelrode und dem Flecken Schweina, am Sonnabend nach Kantate, den vierten Mai eintauſend fünfhundert und einundzwanzig, und Bruder Jakob ſich die Freude nicht nehmen laſſen wollen, den Wagen ſelbſt bis Waltershauſen zu fahren, das man dieſen Abend noch erreichen wollen. Wie man nun langſam den ſteilen Berg zum Schloß Altenſtein hinaufgefahren und dem biderben Ritter Hund von Wenkheim auch einen guten Abend anwünſchen wollen; dieſer aber nicht zu Hauſe anzutreffen geweſen, ſondern, wie die Schloßknechte ausgeſagt, auf einen Strauß geritten. Hierauf ſei man in Gottes Namen weiter gefahren, noch eine Strecke höher, dann hinein in den frühlingsgrünen, knospenden Wald; das ſei ein herrlicher Anblick geweſen. Die Maiſonne habe ganz freundlich auf dieſe thüringiſchen Bergwälder und Thaltriften herabgelacht; eine große Heerde habe vorn am Walde gelagert, und ſo oft ſich ein Thier geregt, ſeien die Halsſchellen melodiſch durch den Wald erklungen. Luther habe oft aus dem Wagen geſehen, zur Linken und zur Rechten, und mit Amsdorf die Herrlichkeit des Herrn geprieſen, die ſich in der verjüngten Natur offenbare. Jetzt ſei in ein enges Wieſenthal eingelenkt worden, an deſſen Eingang ein grauer moosbewachſener Fels geſtanden, wie ein alter Wächter, und langſam und unbeſorgt ſei man durch die junge duftende Waldung gefahren. An einer friſchen Quelle, mitten im Thal, unter einer ſtarken Buche habe Jakob angehalten, weil Luther einen friſchen Trunk thun wollen und etwa auch eine Strecke gehen; da ſei plötzlich das Gebüſch lebendig geworden, und Ritter und Reiſige zu Roß und zu Fuß herangekommen, mit mächtigem Geſchrei und vergitterten Geſichtern, wie rechte Wegelagerer und Schnapphahnen, und haben alle den Wagen umringt, in welchem Amsdorf neben Luther geſeſſen, haben gefragt, welcher der Luther wäre, und dieſen ſobald mit Rauhigkeit herausgezogen.

Als Luther ſo weit erzählt hatte, rieb ſich Hans lachend den Rücken, und ſagte: „Den Jakob bläuten die Knechte ſehr übel, wandten den Wagen, und er mußte mit Herrn Amsdorf von dannen fahren und ſeinen guten Bruder im Stich laſſen, den ich auch ganz verloren gab.“

„Ja, er nahm einen tapfern Rückzug, und ich hatte ihn ſammt dem Wagen bald genug aus dem Geſicht, gab mich auch ſelbſt verloren, und glaubte mich in den Klauen des Antichriſts,“ erzählte Luther weiter; „richtete daher meine Angen zu dem Herrn Herrn und betete: „Eile, mir beizuſtehen, Herr, meine Hülfe! Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hülfe kömmt.“ Da trat einer der Ritter zu mir heran und ſagte leiſe: Fürchtet Euch nicht, Würden, es ſoll Euch kein Haar gekrümmt werden, und Ihr ſeid in treuer Hut. Ich zog einen Brief hervor und ſprach: Schauet, Herren, des edlen Landgrafen Philipp's von Heſſen fürſtliches Wort und Geleite durch Heſſenland, und laſſet mich meine Straße ziehen in das Städtlein Waltershauſen. Die Ritter aber ſprachen: „Wir ſelbſt ſind jetzt Euer ſich'res Geleite, Würden. Wollet dieſes gute Rößlein beſteigen und mit uns reiten. Werthe Herren, erwiederte ich, ich kann ja nicht reiten, habe mein Lebtag nicht geritten. Doch das half nichts, ich ward auf das Roß gehoben, nachdem ich mich durch einen Trunk aus der Quelle geſtärkt, und mußte reiten bis in die ſinkende Nacht. Denkt nur, liebwerthe Freunde, erſt mitten durch den Wald, ſteil bergauf, dann bergab, und aber bergauf und wieder bergab — ein Ritt, an den ich denken will all mein Lebtag — bis wir nach Bretterode kamen, da die Sonne faſt unterging. Dort wurde nur ein wenig geraſtet und den Pferden Futter gegeben; dann ging es gleich wieder aus dem Thalkeſſel heraus, einem Bächlein entlang durch ein kleines Thal, dann ſteil bergan. Aber nicht lange, und nun war der Rennſteig erreicht, auf dem wir wacker über das Gebirge fürbaß traben konnten. Immer und immer durch den Wald ging es viele Stunden lang, bis wir endlich eine breite Heerſtraße erreichten, die mir bekannt ſchien, und ich merkte, daß es die ſei, die von Salzungen her nach Eiſenach den Thüringer Wald in ſeiner mindeſten Breite durchſchneidet. So kam ich todtmüde mit meinen Begleitern in meinem Pathmos an, auf dem luſtigen Revier der Wartburg, allwo ich dem Teufel das Tintenfaß an den Kopf geworfen, daß ihm Hören und Sehen vergangen.“

Nach dieſer Erzählung, der alle die größte Aufmerkſamkeit ſchenkten, wurde noch manch liebtrauliches Wort gewechſelt, und Herr Balthaſar Wilhelm pries ſich wiederholt glücklich, daß ein Mann ſein Gaſt ſei, der mit Ruhm gekrönt, von Millionen geprieſen, von eifrigen Freunden und Anhängern faſt angebetet, der eine ſo große Bahn der Ehren durchwandelte, doch dabei mit der liebevollſten Anhänglichkeit ſeiner Verwandten, ſeiner Jugendfreunde nicht vergaß und mit aller Innigkeit des vortrefflichſten Herzens die alten lieben Erinnerungen feſthielt, die zumal des Oheims willkommener Anblick ſo mächtig in ihm erweckte.

„Meine gutmeinenden Entführer,“ erzählte Luther weiter, da die Rede abermals auf ſeinen Aufenthalt auf Wartburg kam, „dachten Wunders, wie ſie mich recht irre geführt; hätten ſie mir geſagt, daß es gen Eiſenach gehen ſollte, würde ich ihnen ſelbſt einen beſſern Weg gezeigt haben, daß wir nicht erſt hätten den beſchwerlichen Ritt nach Brotterode machen müſſen. Wir durften nur auf dem Wege bleiben, das wüſte Kirchlein Gliesbach zur Linken liegen laſſen, den Berg hinanreiten und oben auf der Pläne, ſtatt nach Winterſtein zu reiten, uns auf dem Rennſteig links wenden: ſo wären wir, zumal ich, minder mürbe geworden. Als wir nun auf die Eiſenacher Heerſtraße kamen, wußte ich gleich guten Beſcheid, ſchwieg aber ſtill. Wie oft war ich dieſen Weg gewallt, als ich in Eiſenach ein Schülerchen war und bei der guten Frau Cotta, Gott habe ſie ſelig! wohnte. Weißt du, Ohm, alle Oſtern und Pfingſten kam ich zu Euch nach Möhra hinüber. Die drei Stunden Wegs waren mir eine große, aber gar köſtliche Reiſe. Wenn ich aus dem Walde trat und die Stollen ſah, auch manchen Bergmann mit fröhlichem Glückauf begrüßen konnte, lachte mir das Herz im Leib'; da gedachte ich nicht, daß ich nach ſo vielen Jahren mit Gewalt würde dieſe Straße geführt werden."

Während nun hier der große Mann den Jugendgarten voll blühender Erinnerungen an ſeines Oheims Hand durchwandelte und ein Mal raſtete von der unermüdet fortgeſetzten Arbeit am Bau des reinen Evangeliums, waren andre Werkmeiſter eifrig beſchäftigt, dieſen Bau immer weiter zu führen.

Auf dem Rathhauſe war wieder die Mehrzahl der am vorigen Tage Verſammelten gegenwärtig, und wieder nahm der ränkeerfahrne Reichs-Vicekanzler Held das Wort und ſprach zu den Fürſten in langer Oration, wenn nicht dieſelben, doch den Sinn der nachfolgenden Worte: „Was die Antwort der Fürſten und ihrer Befreundeten betrifft wegen des angezeigten Koncilium's, ſo haben Dieſelben bereits kaiſerlicher Majeſtät gnädige Zuſage, daſſelbe in höchſter Perſon zu beſuchen, klar vernommen. Und deßhalb fordert die Majeſtät das Koncilium einzig und allein, damit darauf der Religionszwieſpalt friedlich möge verglichen, und die ganze Chriſtenheit in eine gute Reformation gebracht werden. Kaiſerliche Majeſtät hofft zu Gott, durch Ausſchreiben dieſes Konciliums ihre Zuſage auf verſchiedenen Reichstagen, nach den Bitten der Reichsſtände, getreulich geleiſtet zu haben, und hat ſich keiner Beſchwerde verſehen, würde auch, ſo es bei gegebener Antwort bleiben ſollte, viel ſchmerzliches Mitleid tragen in Betracht des großen Unheils, ſo daraus folgen könnte. Und wegen ſo hoher Wichtigkeit dieſes Artikels für die ganze Chriſtenheit haben Ihre kaiſerliche Majeſtät mir auferlegt, darüber mit Euer fürſtlichen Gnaden zu verhandeln, und darauf endliche, klare und willfährige Antwort zu erhalten, was ich mit ganz unterthänigem Fleiß vollziehen will.“

„Daher ergeht an Dieſelben mein unterthänig und friedlich Bitten und Begehren, ſich über dieſen Punkt zu vergleichen nach des Kaiſers Gemüth und Meinung, und Abſonderung von demſelben und andern chriſtlichen Potentaten vermeiden zu wollen. Zu deſto beſſerm Verſtändniß des Gemüthes und der chriſtlichen Meinung kaiſerlicher Majeſtät nun zeige ich an, daß es nie Ihr Wille geweſen, noch jetzt iſt, etwas in dem Koncilio zu vertheidigen, was unchriſtlich und Gottes Wort zuwider, noch weniger aber ärgerliche und anſtößige Mißbräuche zu ſchützen, ſie werden nun an Häuptern oder an Gliedern gefunden, ſondern wollen ſich kaiſerliche Majeſtät ganz unparteiiſch halten. Und weil es der Ordnung gemäß iſt, daß in dem General-Koncilio weder parteiiſche, noch voreilige Handlung gepflogen werde: ſo wiſſen kaiſerliche Majeſtät nicht, welche genugſame Beſchwerung die gnädigen Fürſten und Stände vorbringen könnten, um das Koncilium nicht zu beſuchen oder zu beſchicken? Denn ſo wie auf dieſem General-Koncilio Parteiungen und unbillige Praktiken nicht geſucht werden ſollen und können, ſo folgt daraus, daß ein ſolches Koncilium chriſtlich, frei und unverdächten ſein muß, und mögten der gnädigen Fürſten Entſchuldigungen und Weigerungen des Beſuchs eher bei Kaiſer und Fürſten und andern Nationen etwas verdächtig erſcheinen.“

Auf dieſe Rede des erfahrnen Rabuliſten fuhr Landgraf Philipp vom Seſſel mit einem Zornblick auf und ſchien etwas entgegnen zu wollen, auch ging ein Gemurmel des Unwillens durch die ganze zahlreiche Verſammlung; doch der kaiſerliche Orator ließ ſich das nicht anfechten, ſondern fuhr ruhig fort, und der Landgraf ließ ihn ausreden.

„Wie fürſtliche Gnaden und ihre Partei die Geſinnung päpſtlicher Heiligkeit ſchildern und dermaßen ſcharf auslegen, daß, wenn es ſich damit alſo verhielte, es Niemand loben könnte: davon iſt der Majeſtät nichts wiſſend, kann es auch nicht glauben, glaubt vielmehr das Gegentheil. Wäre nun aber Grund gerechter Klage vorhanden, ſo ſoll eben deßhalb ja das Koncilium ſein, damit ſie dort zur Sprache gebracht werde, ſo wie nicht minder, ehe es beginnt, alles zu beſeitigen ſein wird, was die Form und den Gang der Handlung betrifft; denn es wäre doch wohl nimmer recht und billig, wenn allein ihre kur- und fürſtlichen Gnaden und ihre Partei für ſich ſelbſt ſich unterſtehen wollten, allen andern Nationen Form und Maas zu ſetzen, wie und was auf dem Koncilio verhandelt und beſchloſſen werden ſolle. Selbſt der Kaiſer dürfte Ähnliches für ſich nicht thun, und alle ſolche Fragen ſind erſt dort ſelbſt zu entſcheiden durch die unzählbare Menge chriſtlicher, gottesfürchtiger und gelehrter, auch ehrbarer Männer, welche jene Verſammlung beſuchen werden.“

„Was nun endlich die Wahlſtadt des Koncilii betrifft, ſo mögten Eure fürſtlichen Gnaden es freilich lieber in deutſchen Landen haben; allein ſie müſſen nur erwägen, daß auch andre chriſtliche Nationen ſind, denen Mantua recht und genehm iſt, und daß päpſtliche Heiligkeit ſelbſt dieſen Ort für geeignet erkannt wegen ſeiner zahlreichen Herbergen und günſtigen, auch nahrungsreichen Lage im heiligen römiſchen Reich, mit guter Luft umgeben. Und da es unmittelbares Reichseigenthum iſt, der Papſt dort keine Herrſchaft hat, ſondern der Herzog daſelbſt des Kaiſers Lehnsmann iſt, ſo kann rechtliche Bedenklichkeit nicht ferner obwalten. Hätten die gnädigen Fürſten aber dennoch Mißtrauen, Unſicherheit halber, ſo muß das kaiſerliche Geleit dieſes niederſchlagen und beſeitigen, welches noch niemalen gebrochen worden iſt. Und mögen die gnädigen Fürſten und Stände im Betreff dieſes Punktes nur billige Vorſchläge thun, worauf ſie einſehen werden, daß kaiſerliche Majeſtät nichts Lieberes will, als beweiſen, daß ſie dieſelben nicht zu gefährden und zu verführen gedenkt.“

„Demnach wollen ſich ihre kur- und fürſtlichen Gnaden und ihre Zugewandten darüber bereden und darüber klare, ausführliche und willfährige Antwort geben, wie Billigkeit und Nothdurft erfordern, und ſich darin ſo erzeigen, wie ſich kaiſerliche Majeſtät zu denenſelben gnädiglich getröſtet. Damit ſie den ewigen Lohn von Gott und Gnade von kaiſerlicher Majeſtät erlangen werden.“ —

Nach dieſem Antrag fand der Orator für gut, die Beſchlüſſe der vereinigten proteſtirenden Stände nicht abzuwarten, ſondern überließ dieſelben ihrer Berathung und verließ den Verſammlungsſaal. Finſtre Blicke genug flogen ihm nach, und: Kein Koncilium in Mantua, wie auch immer gleisneriſche Scheinlichkeit tröſte und locke! war die allgemeine laut ausgeſprochene Meinung. Es wurde eine neue Widerrede und Widerlegung von den Kanzellarien zu Papier gebracht, noch länger, als Held's zweite Werbung, deren kurzer Sinn die abermalige Verwerfung des Konciliums war. Darin wurde willig zugegeben, daß der Kaiſer des Papſtes Geſinnung nicht kenne; es wurde in ſeinem Werth gelaſſen, was der Kaiſer ſich Gutes zum Papſt verſehen möge, aber es wurde auch wiederholt auf den gefährlichen Inhalt der Bulle De Reformatione Curiae und anderer hingedeutet, ſo wie daß der Papſt und ſeine Geiſtlichkeit als Richter in der proteſtantiſchen Lehre nicht anzuerkennen ſeien, da ſie bereits das Verdammungsurtheil ausgeſprochen. Ferner wurde der rechte Sinn der Worte: general, frei, chriſtlich Koncilium, wie es in dem nürnbergiſchen Reichstagsabſchied verſprochen werden, genau erwogen und erörtert, welche Worte ja nicht vergeblich ſtänden. Das Koncilium ſei auch deßhalb in Deutſchland zu halten, weil es andre Nationen wenig, die deutſche aber am meiſten betreffe, und könnten andre Fürſten und Nationen Legaten dazu ſenden, die proteſtirenden Stände müßten aber zumeiſt in Perſon und mit den Lehrern ihrer Konfeſſion erſcheinen. Die Bequemlichkeit der Stadt Mantua laſſe man in ihrem Werth; gleichwohl ſei jetzt Krieg in Italien, und der leibliche Bruder des nicht ſonderlich bekannten Herzogs ſei einer der vornehmſten Kardinäle. Es gebe deutſche nicht minder bequeme Städte, wie Mantua, genug. Beiſpiele ähnlicher Koncilien wurden aus der Kirchengeſchichte angeführt, und die Schuld der Weigerung auf den Papſt ſelbſt geſchoben. Endlich wurde darauf hingedeutet, wie dem Märtyrer Huß das kaiſerliche Geleit gehalten worden, und das Koncilium zu Mantua abermals rund, doch in den höflichſten und ehrerbietigſten Ausdrücken abgewieſen.

Neben der Sakriſtei in der Kirche zu Schmalkalden öffnet ſich ein kleines Pförtlein; durch dasſelbe getreten, ſteigt man auf einer ſchmalen Wendeltreppe empor und gelangt in ein helles Gemach, zum Kirchenarchiv beſtimmt, das eine kleine Bücherſammlung enthält. In dieſem Gemach, das ein tragbarer Ofen durchwärmte, ſaß einſam, vertieft in ernſte Studien, von Büchern umgeben, oft eifrig ſchreibend, Martin Luther. Er hatte einige Bücher begehrt, die ſich nur in der Liberei der Kirche fanden und aus ſolcher nicht verabfolgt wurden; doch wurde ihm freundlich deren Benutzung an Ort und Stelle angeboten, und ſo ſäumte er nicht, freudiglich dort ſeine Arbeit fortzuſetzen. Feierliche Stille umwaltete ihn, und mit ruhig geſammeltem Geiſte ſchrieb und beſſerte er an jenen berühmten Glaubensartikeln, deren Entwurf er zwar ſchon, nach dem Befehl ſeines Kurfürſten, früher ausgearbeitet, denen er aber nun Feile und Vollendung gab. Sie ſollten der Grundſtein der evangeliſchen Kirche werden, ſie ſollten auf dem allgemeinen, chriſtlichen, freien Koncilium öffentlich mitgetheilt, geprüft, vertheidigt und beſchworen worden, und nach ihrer Annahme war fernere Vertragung und Einigung mit dem Papſtthum unmöglich. Artikel auf Artikel trat feindlich den römiſchen Kirchenſatzungen entgegen, jeder einzelne war ein geharniſchter Ritter, der mit der Lanzenſpitze nach der Papſtkrone ſtieß. Luther's Kraftſprache kleidete dieſes Heer in ſehr rauhe und harte Panzer, und verlieh ihm viel ſtachliche Kolben, ſcharfe Schwerter und zakkige Morgenſterne. Chriſtus ſei erſchienen, die Menſchheit zu erlöſen, und durch ſeine Gnade allein und durch den Glauben allein werde Seligkeit erlangt: von dieſem Satz könne man nicht weichen, nichts nachgeben, und wenn Himmel und Erde fallen. Die Meſſe ſei der ſchrecklichſte Gräuel, ein Menſchenfündlein und Menſchentand, den aber die römiſche Kirche nimmer würde fahren laſſen, weil es ſonſt gleich aus mit ihr ſei. Und die Meſſe, dieſer Drachenſchwanz, habe viel Ungeziefer und Geſchmeis erzeugt: das Teufelsgeſpenſt des Fegefeuers, den Seelmeſſen-Jahrmarkt, lügneriſche bübiſche Geiſtererſcheinungen, und die Teufelsirrwiſche der Wallfahrten, die geiſtlichen Brüderſchaften mit ihrer erkäuflichen Theilhaftigkeit an guten Werken, das Lügen- und Narrenamt der Reliquien, bübiſchen Handel mit Hunde- und Pferdeknochen, endlich den Ablaß für Lebendige und Todte, wo der leidige Judas Papſt die Verdienſte Chriſti verkaufe. Die Anrufung der Engel und Heiligen ward eine der antichriſtlichen Mißbräuche genannt, die geiſtlichen

Stiſter und Klöſter, die nur den Müßigang durch lächerlichen Gottesdienſt förderten, empfingen ihr Todesurtheil, und dem Papſt wurde im vierten Artikel alle ſeine angemaßte Macht und Unfehlbarkeit abgeſprochen und gezeigt, daß er der ächte und rechte Antichriſt ſei, und ſo wenig man den Teufel für einen Herrn und Gott anbeten könne, ſo wenig ſeinen Apoſtel, den Papſt, als Herrn erkennen; das wolle und ſolle man nicht thun, oder d'rüber ſterben in Gottes Namen.

Luther war fröhlichen Muthes überzeugt, daß an den vier erſten Artikeln die Römiſchen genug haben würden und daß dieſe hinreichten, von einem päpſtlichen Koncilium verworfen zu werden. Er gab ſich auch keine Mühe, die harten Ausdrücke wegzuſtreichen, mehrte ſie vielmehr und fügte ihnen noch die Worte hinzu: „Im Koncilio werden wir nicht vor dem Kaiſer oder weltlicher Obrigkeit, wie zu Augsburg (der ganz ein gnädiges Ausſchreiben thät und in der Güte ließ die Sache verhören), ſondern vor dem Papſt und dem Teufel ſelbſt werden wir daſtehen, der nichts gedenkt zu hören, ſondern ſchlechts verdammen, morden und zur Abgötterei zu zwingen. Darum müſſen wir hie nicht ſeine Füße küſſen oder ſagen: Ihr ſeid mein gnädiger Herr, ſondern wie im Zacharia der Engel zum Teufel ſprach: Strafe dich Gott, Satan!“

Die folgenden Artikel erläuterten theils noch die erſten, obgleich dieſe bündig und verſtändlich genug waren, theils berührten ſie ruhiger theologiſche Anſichten und ſuchten dieſelben zu befeſtigen. Von der Sünde, vom Geſetz, von der Buße, von der falſchen Buße der Papiſten, wo gezwungene Beichte, Ablaß, römiſche Jubeljahre wieder heftig angegriffen wurden; dann vom Evangelio, von der Taufe, vom Sakrament des Altars, von den Schlüſſeln, vom Bann, von Weihe und Vokation, vom Cölibat, von der Kirche, von guten Werken, von Kloſtergelübden und von Menſchenſatzungen handelten dieſe Artikel, die ihre Namen von der Stadt empfingen, in welcher jetzt über die große Frage entſchieden werden ſollte: ob man noch zu einer Wiedervereinigung die Hand bieten, oder die ein Mal errungene Freiheit mit Gut und Leben gegen jegliche feindliche Macht vertheidigen wolle. Luther war mit ſich einig; er wußte, daß ihn jeder Papſt bis in den Tod haſſen mußte, und freute ſich dieſes Haſſes. Raſch und heftig fügte er noch zu dem Satz am Schluß: „Das ſind die Artikel, darauf ich ſtehen muß und ſtehen will bis in meinen Tod, ob Gott will, und weiß darinnen nichts zu ändern, noch nachzugeben. Will aber Jemand etwas nachgeben, das thue er auf ſein Gewiſſen — einen Nachtrag von dem päpſtiſchen Gaukelſack mit Kirchweihen, Glockentaufen, Altarſteintaufen und Gevattern dazu bitten, was ein Spott der heiligen Taufe, deßgleichen von Lichtweihen, Palmen, Hafer, Würze, Salzweihen u. dgl., was eitel Spott und Betrug ſei, und des Gaukelwerks unzählig viel, welche wir befehlen ihrem Gott, und ihnen ſelbſt anzubeten, bis ſie es müde werden; wir wollen damit unverworren ſein.“ —

Ein leiſes Klopfen an der Thüre ſtörte den eifrigen Arbeiter, und Tipontius Stimme wurde auf der Treppe laut: „Erlaubt Ihr, Würden, daß ich eintreten darf? Unſre gute Hauswirthinn, Frau Theodoña, ſendet Euch eine Erquickung, auf daß Ihr nicht matt würdet.“

Heiter öffnete Luther, und redete den Famulus an: „Die Frau Rentmeiſterinn fürchtet wohl, wir wollten uns wieder vier Tage lang einſchließen, wie einſt, und vor lauter Arbeit Speiſe, Trank und Schlaf vergeſſen? Das ſoll nicht geſchehen. Und es iſt gut, daß du gekommen. Setze dich, derweil ich ein wenig raſte, und ſchreibe dieſe Blätter ab; ich habe wieder manchen Trumpf ausgeſpielt gegen die römiſche Sechſe."

„Da Ihr dieſer gedenkt, ehrwürdiger Vater," nahm Tipontius das Wort, „ſo muß ich Euch berichten, wie ich vernommen, daß am morgenden Faſtnachttage eine abſonderliche Komödie auf hieſigem Markt ſoll gehalten werden, zu welcher jetzt die Zimmerer das Gerüſt aufſchlagen, und geht die Rede, daß gleich nach der Frühpredigt viel mannichfaltiger Mummenſchanz durch die ganze Stadt ſein Weſen treiben wolle."

„Das iſt auch noch römiſcher Sauerteig," erwiederte Luther, „den die Päpſte aus den Heidenzeiten beibehalten, die ſelbſt ihre Freude an unchriſtlichem Weſen hatten und haben, damit das Volk ſein Müthlein im Schlamm der Lüſte kühle, und dann um ſo reichlicher opfre. Laſſ' die Gecken ihre Geckerei treiben, mein Sohn, menge du dich aber nicht unter das Geſindlein, damit du nicht Schaden nehmeſt an deinem Leibe oder an deiner Seele.“

„Ich werde ſein, wo Ihr ſeid, wenn Ihr mir das erlaubt, Würden,“ fuhr Tipontius fort; „aber mit Eurer Gunſt, ich kann immer noch nicht vergeſſen, was wir damals durch die Jungfrau Salome erfahren, daß landſchädliche Geſellen Euch nach dem Leben ſtehen wollen. Darum bitte ich Euch herzinniglich und auch Jungfrau Salome läßt Euch bitten und Alle im Hauſe, Ihr wollet Euch beſonders morgen vorſichtiglich halten, nicht ohne Begleitung ausgehen, nirgend allein verweilen, ſelbſt nicht hier in dieſer Liberei, wo Ihr ohne Hülfe wäret, wenn ein mörderiſcher Feind durch Gewalt oder Liſt dem Küſter die Schlüſſel entriſſe. Die Stadt wird morgen mehr, als jemals von Volk wimmeln, und gar manches verdächtige Geſicht iſt mir ſchon begegnet; ſo beſchwöre ich Euch, mein theurer Väter, um Eurer Lehre willen, ſchonet Euch!“

Gerührt weilten Luther's Blicke auf den ſchönen Zügen des liebevoll beſorgten Jünglings; er legte ihm die Hand auf's Haupt und ſprach:

„Fürwahr, du meinſt es treulich mit mir! Wem Gott ſolche Freunde gibt, der wird nicht fallen in des Teufels Stricke. Darum, und weil du meinem Wort ſo oft gefolgt, will ich auch folgen dem deinen und alſo thun, wie du gerathen, wiewohl ich mich nicht fürchte und nie gefürchtet habe; denn merke, ich bleibe treu meinem Spruch:

Nehmen ſie den Leib,
Gut, Ehr, Kind und Weib:
Laß' fahren dahin,
Sie haben's keinen Gewinn,
Das Reich muß uns doch bleiben!“

So ſprach der Mann der Kraft, und nachdem er ein Becherlein Weins getrunken hatte, ſetzte er ſich wieder an den Tiſch und ſchrieb einen Brief voll zärtlicher Liebe an ſeine Käthe, voll herzlicher Grüße an die Kinder und Verwandten daheim. —

Auf dem Zimmer des Meiſters Philippus ſaß in einer unbeſchäftigten Stunde der alte Ulf und hatte mit dem Gaſt eine heimliche Unterredung. An dieſem Greis hatte Philippus einen eifrigen Freund und Anhänger gefunden; das geheimniß volle Weſen, womit ſich jener zu umgeben verſtand, das tiefe, wunderbare Wiſſen, das er bei tauſend Anläſſen offenbarte, ließen ihn dem Alten in einer faſt überirdiſchen Glorie erſcheinen. Ulf hatte dem theilnehmend zuhörenden Arzt oft und viel erzählt und Alles vertraut, was er auf ſeiner Seele hatte: ſein früheres Leben, und wie er lange Jahre dem Herrn Gadamar gedient, der auch ein vielbegabter Mann geweſen und den die Engel und die Heiligen himmliſcher Erſcheinungen und prophetiſcher Viſionen gewürdigt. Niemand in der ganzen Stadt hatte noch dem treuen Diener ein ſo williges Gehör geſchenkt, wie Meiſter Philippus; Niemand ihn ſo kräftig beſtärkt in dem Glauben an eine wunderbare Geiſterwelt, die oft mit mächtigen Händen in das Getriebe der Welt, in das Leben der Menſchen eingreiſe und Schickſale und Verhältniſſe beſtimme. Auch von Magdalena Gadamar hatte Ulf viel erzählt, daß ſie des Vaters ganze volle Liebe beſeſſen, daß ſie ſtets ein ſtilles, frommes und ernſtes Kind geweſen und namentlich in frühern Jahren, ehe ſie zur vollendeten Jungfrau geworden, ſeltſame Träume gehabt, auch wohl zur Nachtzeit traumwandelnd das Lager verlaſſen und Mancherlei geſprochen und geſchrieben, davon ſie hernach nichts mehr gewußt, — und ſo ſpann ſich des alten geſchwätzigen Knechts Rede faſt endlos fort, und es blieb dem geduldigen Zuhörer des Herrn Gadamar's letzter Traum ſo wenig erlaſſen, als die Erſcheinung in der Neujahrsnacht vor dem Auer Thor und der Sturm in dieſer Nacht und das Bankett auf dem Rathhauſe und daß Jungfrau Magdalene dieſes in Begleitung des alten Ulf verlaſſen und hierauf noch lange in ihrem Zimmer gewacht und gebetet habe. Alle dieſe Erzählungen regten in dem Meiſter Philippus ſeltſame Gedanken auf und ſchienen ihn zu einem Entſchluß zu drängen.

„Sagt mir doch, lieber Ulf“ unterbrach er den Alten fragend, „da Ihr doch ein Mal von der edeln Jungfrau Magdalene Gadamar redet: hat dieſe ſchon geliebt, oder iſt unter den Jünglingen dieſer Stadt keiner, der da ſtrebte, dieſe weiße Roſe in den Blüthenkranz ſeines Lebens zu flechten?“

„Ich wüßte keinen,“ war Ulf's Antwort, „und zweifle daran, daß Magdalene ſchon in Minne war; ich glaube, ſie wäre eine Kloſter-Jungfrau geworden, hätten wir uns nicht von dem papiſtiſchen Glauben abgewendet.“

„Und warum habt ihr das gethan?“ fragte der Arzt. „Warum habt ihr die treue Mutter verlaſſen, in deren frommem Schoos ſich's friedlich wohnet? Jetzt müſſ't ihr immer zittern und zagen, daß die Lutheriſche Neuerung ein Ende nimmt mit Schrecken. Denn was ihr nicht wiſſ't, weiß ich: der Kaiſer und die katholiſchen Fürſten rüſten ſich heimlich und haben einen Bund unter einander geſchloſſen, der dieſem ſogenannten ſchmalkaldiſchen Bund die Spitze bieten und ihn ſicherlich überbieten wird.“

„Laſſ't ſie kommen,“ antwortete darauf Ulf getroſt; „wir wollen das abwarten. Das Merkwürdigſte iſt, daß Ihr auch dieſes wiſſ't; ich glaube, Ihr wiſſ't Alles, was auf Erden vorgeht, und mögt wohl einen Erdſpiegel haben, aus welchem Ihr die wunderlichen Wiſſenſchaften herausleſet, die Euch eigen ſind. Übrigens ſage ich das: In meines ſeligen Herrn Traum ſtritt auch der Löwe gar grimmiglich gegen die verbundenen Männer, die einen Rath hielten; doch konnte er ſie nicht faſſen und verſchlingen, wie ſehr er ſie bedräute; dieſ's war der Löwe, der da Antichriſt heißet. Aber ſiehe, der Heiland erſchien, und der Löwe verſchwand, und die verbundenen Männer gaben freudiglich dem die Ehre, dem ſie allein gebührt. So ſtritt auch in jener Nacht, davon ich Euch erzählt, der Nebeldrache fruchtlos gegen den Mann, der da Waſſer ſchöpfte und ein Buch in ſeiner Rechten hielt, und von ſeinem feſten Thurme ſtrahlte wunderſamer Glanz."

„Laſſ' gut ſein, Alter!" nahm Philippus wieder einlenkend das Wort, als er ſah, daß Uli eifrig wurde. „Sieh', ich will dich nicht wankend machen in deinem neuen Glauben; damit halte es ein Jeglicher nach Gefallen. Ich bin ein Katholik, aber kein Papiſt, vielmehr ſtimme ich in Vielem Euerm Luther bei, was er gegen den Papſt vorbringt. Doch wollte ich auch dem Luther noch Manches lehren und ihm manche Nuß zu knacken geben, daß ihm ſeine harten Zähne daran wackelnd werden ſollten. Aber was ſprach't Ihr vorhin vom Erdſpiegel, was wiſſ't Ihr davon? Ich hoffe doch, Ihr habt nicht heimlicher Weiſe, während ich abweſend, in dieſe meine Manuſkripte geſehen?"

„Gott ſoll mich behüten, welch ſchlimmer Argwohn, Herr!" verneinte Ulf. „Habe ich doch gar nicht gewußt, daß Ihr Bücher und Schriften bei Euch habt, und meine ich doch, Ihr wäret ohne ſolche gekommen."

„Kann ich ſie nicht hier erkauft, oder kann ich ſie nicht ſelbſt erſt hier geſchrieben haben?" fragte mit ſchlauem Lächeln der räthſelhafte Meiſter und ſchlug ein Manuſkript auf, in das er den alten Ulf ſehen ließ, der freilich ſo wenig den Inhalt als den mit farbigen Buchſtaben gemalten Titel: Archidoxis magica zu leſen vermogte; wohl aber erblickte er darin viele runde Bilder von Talismanen, darauf ſehr verwunderliche Charaktere ſtanden, Zeichen und griechiſche, lateiniſche, ja hebräiſche Buchſtaben.

„Seht, hier ſteht es ſonnenklar geſchrieben," erklärte Philippus, „wie das Speculum Constellationis gemacht wird: zehn Theile Gold, Silber auch zehn Theile, Kupfer fünf Theile, Zinn zwei Theile, Eiſen ein Theil, Queckſilber fünf Theile, nur Alles zu ſeiner rechten Zeit und Stunde purgirt und gegoſſen in der Nacht des Äquinoktiums, doch nicht nach des Tafeln des Ptolomäus, welche dieſer im Jahr einhundert vierzig nach Chriſti Geburt ſchrieb, wo jenes am ein und dreißigſten des Märzmonats fiel, das jetzt, wo wir eintauſend fünfhundert und ſieben und dreißig ſchreiben, fünf Tage ſieben Stunden und ſechs und dreißig Minuten verfallen iſt.“

„Ich bitte Euch, hört auf!“ rief Ulf; „mir ſchwindelt vor Euerm Wiſſen, Eurer Gelehrſamkeit und Euern Zeichen. Schlagt das Buch zu mit dieſen bunten Zauberbildern; am Ende iſt es der Höllenzwang oder Doktor Fauſt's Meergeiſt und ſchwarzer Rabe, und Ihr ſeid ein Zauberer!“

„Wohl bin ich ein Zauberer, doch keiner, der mit Satans Hülfe Verderben brütet!“ entgegnete Meiſter Philippus ernſt. „Die Wiſſenſchaft iſt mein Zauberſtab und die Kunſt meine Wünſchelruthe.“

„Ich aber bin ein alter und unerfahrner Menſch, der Euch nicht verſteht, nie verſtehen lernen kann, und bitte Euch nur: verwirrt nicht meinen ſchwachen Verſtand und bezaubert uns nicht in dieſem Hauſe!“ redete Ulf recht befangen und ängſtlich. In dem kam ein Diener des Vicekanzlers zu dem

Arzt und bat dieſen im Namen ſeines Herrn um eine kurze Unterredung. So wurde das Geſpräch abgebrochen, und Philippus ſchloß ſein Manuſkript in eine eiſerne Truhe, die zu ſeinem Gebrauche in dem Zimmer ſtand. Darauf folgte er dem Diener des kaiſerlichen Orators.

Ulf ſah ihm verwirrt und bedenklich nach und murmelte für ſich: „Ein Mann, aus dem ich nimmer klug werde! Was hat er nicht Alles zu fragen gewußt, und warum doch fragt er, da er, wie es ſcheint, Alles weiß?“

Der Alte vergaß, daß er ſelbſt die Kenntniß des Vielkundigen um Manches bereichert und durch eigne Plauderhaftigkeit jenem die vielen Fragen entlockt hatte. —

In dem Geſellſchafts-Zimmer bei Herrn Valtin Herz ergötzten ſich die Gäſte des Hauſes mit unterſchiedlichen Geſprächen, zumal, da ſich ihnen noch mehr Beſuch zugeſellt hatte. Der Hauptmann Eitel von Stein benutzte die gütige Einladung, die ihm neulich geworden, daß er kommen möge, ſo oft es ihm gefalle, und auch der junge Liborius war da; nicht minder durchſtolzirte der

Rath Saldaña die geräumige Stube nach allen Richtungen. Eoban Heſſe unterhielt mit Stiegelius die Frauen aus alten und neuen Geſchichten und Gedichten und fand an ihnen gar willigliche Zuhörerinnen; Liberius warf bisweilen einen kecken, ſpottenden Witz in das Geſpräch, wodurch ſich die Dichter nicht irren ließen, zumal war Eoban meiſt mit kräftiger Erwiederung bei der Hand. Frau Veronika ging ab und zu und beſorgte nach Art und Weiſe liebevoller Mütter ein Mal für die Töchter das Hausweſen, damit dieſe das Vergnügen, zu unterhalten und unterhalten zu werden, gewähren und empfangen konnten.

„Darf ich fragen, in welcher Vermummung die ſchöne Helena und die ernſte Magdalena den Karneval beſuchen werden?“ forſchte Saldaña, vor die Mädchen tretend und ſie mit ſcharfen Blicken betrachtend. Doch gleich darauf antwortete Helene lachend: „Fragen? O ja, ſolches dürft Ihr, ſo viel Ihr wollt; aber das Antworten ſteht bei uns. Meint Ihr denn, Herr, daß wir uns ſelbſt verrathen würden? Sehet zu, ob Ihr uns ausfindet.“

„Ich würde Euch rathen, ohne Larve auszugeben und griechiſche Gewande anzuziehen; ſo würde Euch Jedermann für die ſchöne Helena halten, um welche der trojaniſche Krieg entbrannte," ſchmeichelte Saldaña.

„Was wiſſen wir Mädchen von ſolchen Abenteuern; das iſt uns zu gelehrt," ſprach Magdalene, und Jonathan Liberius nahm raſch das Wort: „Ei, da habt Ihr ja die lebendigen Bücher der Weisheit gleich zur Hand, Herrn Helium Eobanum und den gelehrten Stiegelium. Wendet Euch doch an dieſe um Belehrung, und laſſ't uns von ihnen zu Ohren bekommen, wer dieſe Helena war?"

„Ich habe nur von der heiligen Helena im Legenden-Büchlein geleſen, die meine Namens-Patroninn iſt," ſetzte die Tochter des Bürgermeiſters hinzu, „und etwa noch das Büchlein, ſo man auf Jahrmärkten um wenige Pfennige kauft, von eines Königs Tochter in Frankreich, die auch Helena geheißen und welcher es gar elend und trübſelig erging, und die zuletzt noch Königinn in Engelland wurde."

„Nun wohlan!" rief Stiegelius, „ſo es die werthe Geſellſchaft ergötzen mag, werde ich zierliche Verslein herſagen, die wir einem deutſchen Dichter danken, Namens Maurer. Dieſer hat das lateiniſche Gedicht Virgilii Maronis von den Geſchichten des Äneas und der Zerſtörung Troja's ſchon vor Jahren überſetzt, freilich nicht in die ſchönſten Reimlein, zum Beiſpiel:

„Helene ſaß verborgenlich,
Heimlich erſchrocken, fürchtet ſich
Und ſah ſich umb aus trübem Muth,
Als wie dann ein' Erſchrock'ne thut.
Dann ſie trojan'ſche Feindſchaft hatt':
Umb ihren Willen war die Statt
Troj' und all ihr Königrich
In Aſchen gefallen klagelich."

Jonathan hielt ſich die Ohren zu, die Mädchen lachten beide, und Eoban rief: „Um aller Heiligen und Unheiligen willen, höre auf, Johannes! Da will ich ja lieber einen Tag lang in einer kreiſchenden, ſchrillenden, ſchleifenden Polirmühle ſtehen, als dieſe ohrenzerſägenden Verſe hören! Genug von der ſchönen Helena, übrig genug! Und was die Mummerei betrifft, ſo werden wir wohl nicht mehr ſehen, als alle Tage. Iſt nicht das ganze Leben eine luſtige Faſchingszeit, durch welche eine Menge Masken und Mummen ſchreiten? Sehen wir nicht täglich ſchlaue Füchſe, die meinen, es kenne ſie Niemand? Wölfe in Schaafskleidern, die ſich unter friedliche Heerden miſchen? Bärenhäuter, die ſich in den warmen Pelz der Faulheit kleiden? Eſel in Löwenfellen, die vergeſſen, ihre Langohren zu ſtutzen? Gibt es nicht Leute genug, die es zur Aufgabe ihres ganzen Lebens machen, im Pickelheringskleid umher zu laufen? Haſenherzen überſtreichen ſich mit der Waffenſalbe der Herzhaftigkeit; Pfaffen kleiden ſich in die Heiligenſcheine der Scheinheiligkeit; Kaufleute bieten Redlichkeit feil, weil ihnen Alles feil, und Schauſpieler tragen die Kunſt zur Schau, von der ſie zumeiſt nichts verſtehen. Doktoren ziehen das Kleid der Gelehrſamkeit an, iſt bei vielen eben nur ein Kleid, ein Mäntelein, das ſie nach dem Winde hängen, weil es mit ihrem Wiſſen windig ausſieht. Richter führen den Stab der Gerechtigkeit, der ſich in ihrer Hand oft zum Stab Wehe der Ungerechtigkeit verwandelt; Fürſten tragen Kronen, die Midas erfunden haben ſoll, um etwas darunter zu verſtecken, was die Welt belacht haben würde, und bemänteln ihre menſchliche Gebrechlichkeit mit Purpurmänteln. Der Kaiſer ſelbſt verſchmäht es nicht, ſich zu maskiren; er behängt und trägt ſich mit den Reichskleinodien, weil er weder ſelbſt ein Reich, noch Kleinodien hat. Wenn er nun damit angethan iſt, muß Jedermann glauben, daß er nicht mehr Maximilian oder Karolus oder Friederikus von Habsburg, Schildburg oder Lallenburg iſt, ſondern eben der Kaiſer. Die beßte Maske von allen aber hat der Papſt. Er hat den Rock Chriſti an ſich gebracht, um den die Kriegsknechte das Loos gezogen, und von irgend einem Schacherjuden den Stuhl Petri erkauft; dazu hat ihm Konſtantinus eine Krone verehrt, und er ſelbſt hat ſich die Larve der Heiligkeit und den Bogen der Unfehlbarkeit gemacht, und ſo ſitzt er auf Petri Stuhl, der unfehlbare Schütze, der angemaßte Statthalter eines angemaßten Reichs, ein gräulicher Mummelpelz, der vor der ganzen Chriſtenheit, als ihr Haupt, eine ewige Faſtnachts-Larve behauptet!“

„Läſterer!“ rief zornig Saldaña, der mit kochendem, immer ſteigendem Ingrimm zugehört, dem ausgelaſſenen Dichter zu. „Dürft Ihr mit ſo frecher Schmähung den heiligen Vater antaſten? Wer ſeid Ihr, daß Ihr ſolches wagt?“

„Ja, ich darf, Herr Gonſalvo Ramiro del Saldaña! Hat ihn doch unſer Lutherus noch ganz anders angetaſtet, und iſt deß ungeſchädigt geblieben. Und wer ſeid Ihr, daß Ihr mir es wehren wollt? Vergeſſ't Euch ja nicht, zu drohen; denn Ihr ſeid ſo gut, wie ich, unter fürſtlich heſſiſchem Geleite hier, und wir ſind weder in Welſchland, noch in Hiſpanien, wo Dolche und Kerker auf das freie Wort eines freien Mannes lauern; ja wir ſind eben hier, uns vollends alles ſchnöden Weſens, das uns etwa noch anhängt von der römiſchen Sklaverei, vollends abzuthun. Wer ich ſei, fragt Ihr? Ich heiße Helius Eobanus, Heſſus zubenannt, habe Medicin, Jurisprudenz, alte und neue Sprachen ſtudirt, bin ein Hiſtorikus und Poet, lehrte die Poeſie zu Erfurt und zu Nürnberg, bin jetzt Profeſſor Poeſeos in Marburg, und kann auch Fechtſtunden geben, ſo Jemand Luſt hat, meine Klinge kennen zu lernen.“

Mit dieſen, keineswegs in einem ſanften Tone geſprochenen Worten wandte Eoban dem Spanier ſein Geſicht zornvoll zu, zog die Stirne in mächtige Falten, warf den bartumſchatteten Mund auf, und ſah den jungen Rath ſo martialiſch und trotziglich an, daß dieſer gerathen fand, mit dem entſchloſſenen kräftigen Mann nicht ferner anzubinden; auch mahnte die Ängſtlichkeit in den Geſichtern der Jungfrauen von fernern bittern Worten ab, und bald darauf verließ Saldaña finſtern Blicks und heftigen Schrittes das Gemach.

„Dem habt Ihr es derb und deutſch gegeben,“ nahm Stiegelius das Wort; „doch habt Ihr Recht gethan. Ich mag den ſcheuen, höfiſchen, dabei höchſt geckenhaften Mann nicht leiden, der uns und unſre Lehre bitter haſſ't und uns zuſammt dem würdigen Luther in die helle Hölle wünſcht. Dieſe kaiſerlichen Herren Räthe werden uns nie vergeben können, daß ſie ſich vergebens hierher bemüht, und daß, wie es den Anſchein hat, alle Plane ſcheitern, das Koncilium zu Stande zu bringen.“

„Mögen ſie immerhin!“ lachte Eoban, ſich vom Seſſel erhebend. „Jetzt komm', mein lieber Johannes, laſſ' uns unſre Mummenkleider rüſten, und ihr, holdſelige Jungfrauen, entſchuldiget euern Gaſt Stiegelius, wenn er bei'm Abendtiſch fehlen ſollte; es wäre möglich, daß er die heutige Nacht und morgen euch nicht in das Haus käme.“

„So ſehr wollen die gelahrten Herren ſchwärmen?“ fragte Helene erſtaunt, und Magdalene ſprach bittend zu Stiegelius: „Ihr wollt uns verſchmähen, heute und morgen? Und ich hatte ſchon auf Eure Begleitung gerechnet, wenn wir zum Rathhauſe gehen oder, ſelbſt vermummt, durch die Stadt fahren, um die Mummen zu ſchauen und zu muſtern.“

„Plaudert nicht aus!“ rief Jonathan. „Überlaſſ't es vielmehr dieſen Herren, ob ſie euch erkennen und vor andern herausfinden.“

Die Geſellſchaft trennte ſich. Auf dem Vorſaal begegnete den Dichtern der Meiſter Philippus, der ſich lange mit dem Reichs-Vicekanzler unterredet; Saldaña geleitete ihn — der letztere ging ohne Gruß an ihnen vorbei; Eoban blickte ihn verächtlich an. Jonathan ſcherzte und neckte ſich mit Helenen; Magdalene war zum Fenſter getreten und ſah durch die Scheiben dem jungen Dichter Stiegelius gedankenvoll nach.

Der Faſtnachts-Dinstag brach an, auf den ſich Tauſende gefreut, und ſchon am frühen Morgen begann eine heitre Geſchäftigkeit faſt in allen Häuſern, die kaum unterbrochen wurde durch den kurzen Gottesdienſt; auch fand der wackre Martin Buzer, der an dieſem Tage predigte, bei weitem nicht ſo viele Zuhörer, als ſeine Vorgänger, ja es ſchien, als wolle ſchon die Menge des täglichen Predigens überdrüſſig werden, wie ſehr auch die frommen Fürſten mit gutem Beiſpiel voran gingen, die ſtets mit ihrer Hofdienerſchaft die Kirche beſuchten. Nach Luther hatte Dionys Melander gepredigt, am Sonntage Eſtomihi Urban Rhegius, und am Montage vor Faſtnacht Erhard Schnepf. Am Dinstage nun war die Luſt nach Karnevals-Freuden lebhafter angeregt, als die Sehnſucht nach dem göttlichen Wort, und kaum war der Gottesdienſt geendet, ſo wimmelte es auf den Märkten und in allen Straßen von phantaſtiſch geputzten Mummen, die bunt durch einander ſchwirrten, tanzten, hüpften und gaukelten. Ein heitrer Himmel begünſtigte die ausgelaſſene Volksluſt, und wer ſich nicht ſelbſt in die Stromwirbel der kreiſelnden Menge ſtürzen mogte, ſuchte wenigſtens einen ſichern Schauplatz zu gewinnen, von welchem er ſich das ſeltſame Treiben ruhig und ungeſtört beſehen mogte. Für die Fürſten war Sorge getragen, daß ſie von den Sälen des Rathhauſes aus gar wohl hinabſehen mogten auf den Markt und nach den verſchiedenen Buden und Schaugerüſten, darauf ſich manche luſtige Komödie begeben ſollte. Die größte dieſer Bühnen verhüllte ein grober Verhang. Um dieſe drängte ſich viel Volk, maskirt und unmaskirt, und das Gerücht von einem ganz verwunderlichen Schauſpiele, das hier vor den Augen der Menge aufgeführt werden ſollte, verbreitete ſich mehr und mehr. Indeſſen ſchienen die Akteurs die Geduld des Publikums auf eine lange und harte Probe ſtellen zu wollen. Das Gerüſt ſelbſt war vor dem Gaſthaus zur Krone errichtet, daß es einen Theil von deſſen Fronte ganz verdeckte; ja es lief von dem durch Bretter verſchlagenen und dicht verhangenen Hintertheil der Bühne eine leichtgezimmerte Treppe in eins der Kronen-Fenſter hinein, ſo daß die Darſteller im Nu in das alte, winkelvolle Haus entſchlüpfen konnten.

Mittlerweile wurde der Markt von einer bunten Larvenmenge ganz überſchwärmt. Gaukelkünſtler tanzten auf Seilen und Stelzen, ſchlugen Räder und riſſen durch allerlei Witzworte das gaffende Volk zu ſchallendem Gelächter hin. Bänkelſänger ſtanden faſt an allen Straßen-Ecken, hatten neue Bilder auf hohe Stangen geſteckt und ſangen und verkauften für wenige Pfennige manch ſchönes ergötzliches Lied. Das was gar ein luſtiges Klingen und Singen, gar ein fröhliches freies Volksleben, wie Jeder ſingen und ſagen durfte, was er wollte, und jeder Drucker drucken durfte, was er wollte. Wenn an einer Ecke eine ſolche Sängerſchaar ſtand und mit rührender Stimme die elegiſche Mähr von dem edlen Ritter Tanhäuſer ſang:

Danhäuſer war ein Ritter gut,
Wann er wollt Wunder ſchauen,
Er wollt in Frau Venus Berg
Zu andern ſchönen Frauen.“ ꝛc.

ſo ſchallte von einer andern Ecke ein helles Lied herüber, das den Schmalkaldern keineswegs angenehm in die Ohren klang, ein Lied vom Bauernkrieg, darin es hieß:

„Landgraf aus Heſſen kam gein Foll (Fulda),
Da war'n viel Bauern, grob und toll,
Hatten die Stadt eingenommen.
Der Fürſt im Sturm wohl Tauſend todt't,
Die Stadt hat wieder gewonnen,
Ja — gewonnen!“

und von einer dritten Ecke her erſcholl das neue Lied von Weißenburg in Bruder Veit's Ton, darin eine Strophe lautete:

„Man thät die Bauern grüßen
Zu Kön'gshofen in ein'm Wald,
Man maß ſie mit langen Spießen,
Es geſchah hernach gar bald.“

während wieder an einer andern Stelle, dicht unter dem Rathhauſe, das neue Lied vom Antichriſt zu Rom und ſeinen Apoſteln gar laut ertönte zum Jubel des Volks, zum großen Ärgerniß der päpſtiſch Geſinnten; daraus hoben ſich gar vernehmlich in die Ohren des Reichs-Vicekanzlers und des Don Saldaña die Ströphlein:

„Gott hat ihn auserwählet,
Martinum Luther alſo genannt,
Der uns das Evangelion lehret,
Und thut's uns wohl bekannt,

Das hatten die Papiſten verſtoßen,
Der Philiſtiner Genoſſen,
Den Brunnen uns verſchloſſen,
Daraus das Waſſer fleußt,
Unſer Seelen eine wahre Speiſ'. —

Durch den viel hoch gelehrten
Martinum Luther gut,
Welcher den ganz Verkehrten
Alſo verſtören thut
Durch lautre Gotteslehre.
Das klagt der Papſt gar ſehre,
Daß er's nit kann gewehre,
Dräut mit dem Bann; allein
Das acht't Lutherus klein! ꝛc.

Es ſchwärmten auch fahrende Frauen und gutwillige Mühmlein genug durch die Straßen, neckten Ritter und Reiſige, Bürger und Soldateska, lüfteten oft die Masken und verabredeten mit lockern Galanen manch Stelldichein auf den Abend. Eine zahlloſe Menge Landvolk ſtrömte in die Stadt herein; von den Bergen des Thüringer Waldes ſtiegen die Bewohner und Bewohnerinnen in ihrem beſten Putz, manche auch poſſirlich vermummt; aus den einſamen, melancholiſchen Waldthälern kamen Menſchen, welche die

Freude ſuchten; aus dem Werrathal wanderte manch flinker Burſche, manche blühende Dirne in eigenthümlicher Landestracht Schmalkalden zu; ja aus dem Schoos der Erde herauf kamen feſtliche Bergknappen-Züge mit Muſik aus dem Stahlwerke zu Seligenthal, wie aus den mächtigen Gruben in der Nähe von Steinbach-Hallenberg. Dieſe alle wollten auch ihren Antheil Luſtbarkeit empfangen, und brachten eine Fülle Fröhlichkeit, als heitere Tauſchartikel für jene, mit.

So wogte das taumelnde, jauchzende Menſchenmeer alle Straßen der ſonſt ſo ruhigen Stadt hindurch, und wie fliegende Fiſche hüpften an allen Enden zahlloſe Pickelheringe über die Fluth empor, die mit der munterſten Beweglichkeit einander in tollen Sprüngen und Poſſen überboten, Einen pritſchten, den Andern aus vollen Mehlſäcken überpuderten, einen Dritten mit Kohlenpulver einſtäubten, und dann verſchwunden waren, ehe jene aus den weißen und ſchwarzen Wolken ſich heraus fanden. Bären genug krochen durch die Straßen und ſchreckten die aufkreiſchenden Landdirnen, wenn ſie ſich plötzlich brummend, mit wackelnder feuerrother Zunge, aufrichteten und mit plumper Umarmung drohten. Langſam durchfuhren ſchwerfällige Karoſſen die Stadt, auf denen die lächerlichſten und komiſchſten Maſken ſaßen; oft ertönte von ſolchen ein lautes Schelmenlied, oft eine heilloſe, ehrenzerreißende Muſik, wie denn überhaupt vor Geſchrei, Gelächter, Brummen, Summen, Schrillen, Schwirren und dem Durcheinander von hundert und aber hundert Muſik-Inſtrumenten Niemand ſein eignes Wort verſtand.

Jetzt endlich (es war ſchon nahe am Mittage) trat vor den Vorhang der großen Bühne ein Mime, der in eine ſchmetternde Trompete ſtieß und dann verſchwand. Nun entſtand ein gewaltiges Drücken und Drängen nach dem Schaugerüſt, ein wildes jubelndes Geſchrei, und als die Meiſten geſicherten Ruhepunkt gefunden hatten, verbraus'te allmählich das laute Getöſe und es trat mehr und mehr erwartungsvolle Stille ein. Darauf erſchien zum zweiten Male der Trompeter und blies, und ward mit Beifallruf und Händeklatſchen empfangen. Aus allen Häuſern am Markt ſahen Leute über die Köpfe der wimmelnden Menge hinweg nach der Bühne; in den Rathhaus-Fenſtern, ſo viel ihrer waren, drängte

Kopf an Kopf. Und zum dritten Male erſchien der Mime und ſchmetterte ſein Signal über den Markt. Nun wurde laut Stille gerufen, wodurch wieder kein geringer Lärm entſtand; endlich aber wurde es wirklich ſtill, und der äußere Vorhang ſtieg empor. Da zeigte ſich ein kleiner Raum, den ein zweiter Vorhang, welcher ſchöner ausgeziert war, begränzte, und auf dieſem ſtand mit großen ſchwarzen Buchſtaben: Concilium zu Mantua. Hierauf trat der Prologus vor; er hatte eine hohe, trichterförmige Mütze, mit einer rothen Feder geziert, auf, trug ſo ziemlich die Kleidung eines Pickelherings, hatte Schellen an den Ärmeln und an der Fußbekleidung, begrüßte die große Volksverſammlung ſittiglich, und hob ſein Sprüchlein folgender Maßen an:

„Gott geb' euch Glück mit reichem Schall,
Ihr lieben Herren allzumal;
Euch ehrbaren Frauen wünſch' ich Heil,
Was ihr werth ſeid, werd' euch zu Theil!
Es war bisher ein guter Brauch,
Der wird allhier gehalten auch,
Daß Faſtnachtzeit zu dieſer Friſt
Ein deutſches Spiel gehalten iſt;

Und iſt ſolch' Spiel, verſteht mich recht,
Als ob ihr in einen Spiegel ſecht;
Der Welt Lauf und Sitten ſeht ihr d'rein.
Ein ſolches Spiel wird auch das ſein,
Das wir euch bringen jetzt herein.

In dieſem Ton ging die Rede fort, und in ihrem fernern Verlaufe berichtete der Prologus, daß vor kurzer Zeit ein Büchlein ausgegangen zu Rom a la Campana, bei dem Campſter, hinter dem Turre denona, in die Bullae Coenae Domini, hart für der Eklipſi des Koncilii, durch den deutſchen Pasquillum, genannt Proteus, daraus ein witziger Kopf ſich unterfangen, eine Komödie zu drechſeln, und daß dieſe Komödia nun beginnen ſolle; weßhalb er um Aufmerkſamkeit und geneigtes Gehör bitten wolle.

Prologus trat ab, und der zweite Vorhang rollte empor. Ein Ruf des Staunens entfuhr der Menge. Mitten im Hintergrund ſaß auf hohem Throne der Papſt, prächtig geſchmückt, die dreifache Krone auf dem Haupt, gekleidet in Stola und Pallium, und neben ihm ſtanden und ſaßen eine große Anzahl Kardinäle, Erzbiſchöfe und Biſchöfe, alle ſehr prächtig koſtümirt; etwas tiefer ſaß der Kaiſer mit vielen Reichsfürſten, deren manche auffallend ähnlich waren, und im großen Halbkreis umher ſaßen noch Mönche von allen Orden in Skapuliren, Roſenkränze in den Händen, ſtrickumgürtet; an der Seite des Vorgrundes ſah man einige der Fürſten des ſchmalkaldiſchen Bundes in Feſſeln, und ihnen gegenüber ſtand Luther auf einem großen Scheiterhaufen, auf welchem zugleich eine Menge Bücher lagen, auf deren Deckel geſchrieben ſtand: Ópera ómnia Luderi. Anathema sint in saecula saeculorum. Schon ſchien es, als wolle dieſer unverhoffte Anblick den Unwillen des Volks erregen, als eine kleine Handpauke raſſelte und ein Klingen und Rauſchen unzähliger Schellen vernommen wurde, hierauf traten eine Geſellſchaft abenteuerlich aufgeputzter Leute auf, deren jeder genau ſo gekleidet war, wie die Bilder der deutſchen nürnbergiſchen Spielkarte, mit bunten Strümpfen, kurzen Beinkleidern, ſteifen kurzen Mänteln; mit ihnen vergeſellſchaftet erſchien ein luſtiger Schalksnarr, der die Kolbe mit heimlicher Drohgebärde gegen den Papſt ſchwang und die ſchellenumklungene Geckenzugel weidlich ſchüttelte. Paar und Paar, nach

Weiſe einer frommen Brüderſchaft, umzogen dieſe Geſtalten die ganze Bühne; jeder trug einen Stab in der Hand und darauf war das Kartenzeichen gemalt, das er vorſtellte: Eichel und Schelle, Herz und Laub. Einer aber trug eine große Tafel, darauf ſtand: Der Orden der Kartbrüder vom heiligen Karnoffel. Da entſtand ein lautes tobendes Beifallrufen, ein allgemeines Händeklatſchen, ein ſchallendes Gelächter; denn das Karnöffelſpiel war juſt damals ein allbeliebtes, durch alle Stände verbreitetes, und zeigte durch ſeine Verkehrtheiten, wie allgemein herrſchend der Geſchmack war, von dem Gewöhnlichen, Geſetzmäßigen abzuweichen und die ernſte Seite des Lebens ſelbſt herum zu drehen und zur ſcherzhaften zu ſtempeln. Iſt es doch auch bis in die neueſten Zeiten bei manchen geſellſchaftlichen Spielen Regel geworden, aller Regel zu ſpotten und juſt an der Regelloſigkeit ein Wohlgefallen zu finden.

Jetzt trat nun ein Kartenkönig heran und führte den Eichelober mit Hülfe des Pickelherings vor den Papſt, verneigten ſich, und der König redete ihn in Knittelverſen an, wie folgt:

Der Kartenkönig:

„Allerheiligſter Vater, wir ſind hier
Erſtaunet und verwundert ſchier,
Dieweil bereits, wie Fama ſpricht,
Ihr das Koncilium ausgericht't,
Den römiſchen Hof ſchon reformirt,"

Der Narr zum Volk:

„Wer's glaubt von euch, der ſelig wird!"

Der Kartenkönig:

„Habt fromm gemacht das ganze Rom,
Auch wohl beſtellet jeden Dom,"

Der Narr zum Volk:

„Seht euch nur um, ſo ſeht ihr's gleich!"

Der Kartenkönig:

„Daß lauter Heilige unter euch.
Habt ausgerottet die Ketzerei,
Lutherum auch verbrannt dabei,
So daß ihr faſt nichts mehr zu thun,"

Der Narr zum Volk:

„Als von der Arbeit auszuruh'n."

Der Kartenkönig:

„Doch unſre Bruderſchaft vergeſſen;
So achtet's nicht allzu vermeſſen,
Wenn wir ganz unterthänig wagen,
Euch merkliche hochwicht'ge Fragen
In aller Demuth vorzutragen."

Der Narr zum Papſt:

„Damit doch Eure Heiligkeit
Auch etwas ſchaffe dieſer Zeit.“

Jetzt ſchwang der Eichelober, der als ein Lanzknecht gekleidet ging, ſeine Lanze, und ſtieß mit derſelben dem Papſte die Tiara vom Kopf und dem Kaiſer die Krone, welche beiden von dienenden Mimen wieder auf die Häupter geſetzt wurden. Nachdem das Volksgelächter über dieſen ſtechenden Witz verhallt war, fragte der Kartenkönig:

„Nun ſagt mir an, Hochheiliger, Weiſer,
Warum ſticht der Karnöffel Papſt und Kaiſer,
So er doch nur ein Reiſiger iſt?“

Der Narr zum Volk:

„Merkt alle auf, ſo ihr's nicht wiſſt!“

Jetzt erhob ſich der Papſt, empfing von einem Kardinal eine lange Lanze, und ſtach mit dieſer dem Kaiſer und allen Königen und Fürſten die Kronen und Hüte herunter, ebenſo den Kartenmännern und den Reiſigen ihre Mützen und Helme, ausgenommen den Eichelober, dieſen ließ er unberührt; bei dieſer Arbeit zeigte ſich, daß das Gewand des Papſtes eine große Kartenſechſe verſtellte, was wieder lautes Gelächter erweckte. Dann ſetzte er ſich ruhig auf ſeinen Seſſel, und der König fragte weiter:

„Allerheiligſter Vater, hochgepreiſt,
Sagt: warum Papſt die Sechſe heißt
Und den Kaiſer und alle Reiſige ſticht?“

Der Narr zum Volk:

„Bis auf den Karnöffel, den ſticht ſie nicht!“ –

„Plötzlich hüpfte mit gewaltigem Sprung eine Maske, auf welche die Eichel Sieben gemalt war, als Teufel auf die Bühne, machte einige grimmige Gebärden und Bocksſprünge gegen das Daus, gegen den Papſt und gegen den Lanzknecht, und kletterte endlich hinter dem Thronſitz des Papſtes in die Höhe, von wo aus er zuweilen mit Grimaſſen herab nach des Papſtes Krone griff, und ſich ganz ſo ausnahm, wie er auf alten Spottbildern bisweilen gefunden wird; auch hing er die Sieben über dem Throne auf. Indeß richtete der unermüdliche Frager Folgendes an den Papſt:

„Sagt mir ſammt Eurer Kleriſei,
Warum der Teufel teufelsfrei,
So daß ihn Keiner ſtechen kann,
Papſt, Kaiſer, Ober- und Untermann?“

Der Narr zum Volk:

„Zu ſchwach iſt, daß er den Teufel zwingt,
Der Gottes Statthalter hie ſich dünkt.“

Hierauf erſchien das Eichelταus, welches ein Mann im kaiſerlichen Schmuck trug; dieſer Mann kniete zu den Füßen des Papſtes, und küßte ihm den Pantoffel. Der Frager aber fuhr fort:

„Kecklich ſteht vor Euch, Papſt, der Kartoffel,
Aber das Taus beißt Euern Pantoffel;
Das Taus iſt der Karte armſtes Stuck
Und beugt vor der Sechſe ſein Genick.
So wollen wir fragen allermeiſt:
Warum das Taus der Kaiſer heißt?“

D'rauf ſprach der Narr wieder zum Volk:

„Ich will's euch ſagen unverholen,
Der Papſt hat dem Kaiſer ſo viel geſtohlen,
Daß trotz allem ſeinem Glaſt und Gleiſen
Der Kaiſer muß gar ein Bettler heiſen;
Denn die erwahlte Sechſ' gilt drei Mal ſo viel,
Als das erwahlte Taus im Karniffelſpiel.
D'rum nehm' es Keinen Wunders nicht,
Daß der dreifältigen Krone Gewicht
Des Kaiſers einfaltige Krone ſticht.“

Beifallſturm unter der Menge, Beifalllächeln auf den Geſichtern der zuſchauenden Fürſten, Zorn und Grimm in den Gemüthern der kaiſerlichen

kaiſerlichen Räthe, letztere aber ohnmächtig und verbiſſen. Der Frager ſprach weiter:

„Nun ſaget mir ohn' allen Spott,
Da Ihr doch ſeid ein irdiſcher Gott:
Warum ſeid Ihr dem Teufel ſo nah,
Der Sieben, und nicht dem Taus allda?"

Der Narr zum Volk:

Ich ſag' euch das: der Papſt heiſt Sees,
So fehlt zur Sieben ihm nur Ees,
So wär' er die böſe Sieben gar,
Und der leidige Teufel mit Haut und Haar!"

Bei dieſen Worten kletterte der Teufel von dem Thronhimmel herab und ſetzte ſich reitend auf des Papſtes Schultern, hob ihm die Krone vom Kopf und ſtülpte ſie auf ſeine Hörner, was überaus komiſch anzuſehen war.

Jetzt traten fünf Mimen gegen einander kämpfend auf; vier waren als Bannerträger in die Farben der vier Spielkarten gekleidet, und trugen in ihren Fähnlein die römiſche X; gegen ſie ſtellte ſich der Eicheluntermann, genannt der faule Fritz, welcher Sieger über die vier Zehner wurde und ihre Fähnlein durchſtach. Als dieſe Kämpfer abgetreten waren, erſcholl die fernere Frage:

„Nun ſaget an mit rechtem Witz:
Warum die Zehn ſticht der faule Fritz?
Darüber oft Streit erhoben werden
In der Kartenbrüder heiligem Orden."

Der Narr einfallend:

„Wo der Wirth die Gläſer ſpühlet rein,
Und über'm Tiſch laufen die Todtenbein.
Der faule Fritz, das ſind die Mönchen,
Domherrn, Prälaten, Abt' und Nönnchen;
Die freſſen Bürger- und Bauernhäuſer,
Zehren arm Fürſten, Grafen, Reich und Kaiſer.
Nun aber iſt zu unſerm Frommen
Ein Karnoffel über den̄ Papſt gekommen,
Der hat ihm Haar und Hörner geriſſelt,
Und ihn ſo weidlich derb karniffelt,
So daß der Papſt zu dieſer Friſt
Nichts als ein Petz und Popanz iſt!"

Bei dieſen Worten huſchten alle darſtellenden Mimen von der Bühne; der Teufel führte den Papſt in die Luft zum großen Gelächter der Menge; der Scheiterhaufen, auf dem Luther bisher ſtumm geſtanden, ſtürzte ein; der Narr zog ſich auch zurück; die Maske Luther's trat mitten auf die Bühne, hob die Lanze und das Wappenbild, das der Lanzknecht zurückgelaſſen hatte, vom Boden auf, zeigte es der Menge und deutete durch Pantomime an, daß er der Kämpfer und Reiſige ſein und bleiben wolle, der Taus und Sechſe, Papſt und Kaiſer, ſteche. Und hierauf fiel der zweite Vorhang, und der Epilogus trat hervor, ſagte der Verſammlung ebenfalls in kurzen Reimen, daß das Spiel nun aus ſei, und ſchloß mit einer Nutzanwendung, worauf auch der vordere Vorhang fiel, während das Volk auf tumultuariſche Weiſe ſeinen Beifall äußerte. Doch war dieſer Beifall keineswegs ein allgemeiner; denn auch der alte Glaube hatte noch Anhänger, und zumal der alte Fürſt Wilhelm von Henneberg ſah finſter drein. Er haßte von ganzer Seele die Religionsneuerung, die ihm mittelbar durch den Bauernkrieg ſehr merklichen Schaden zugefügt, und fürchtete mit Recht einen ſchlimmen Bericht des kaiſerlichen Nuntius an die Majeſtät. Deßhalb gebot er auch einem Hauptmann, gegen die Freiheit des Karnevals, mit einigen Trabanten hinüber zu gehen und einige der Mimen feſtnehmen zu laſſen. Allein als dieſer ankam, fand er nur noch das leere Gerüſt, ſelbſt die Treppe, welche in die Krone geführt, war hineingezogen, und alle Darſteller hatten ſich unſichtbar gemacht. Der Reichs-Vicekanzler aber beſchwerte ſich vergebens bei dem Landgrafen von Heſſen wegen Verletzung kaiſerlicher Majeſtät und päpſtlicher Heiligkeit, die hier zum Spott und Gelächter der Menge geworden ſeien; denn der Fürſt erwiederte auf ſeine Forderung um Genugthuung: „Wiſſ't Ihr nicht mindeſtens, was Maskenfreiheit ſagen will, Herr Reichs-Vicekanzler, wenn Ihr die apoſteliſche Freiheit nicht anerkennen wollt? Stand unſre fürſtliche Perſon dort nicht auch abkonterfeit, und noch dazu in Ketten? in Papſt und Kaiſers Ketten, die wir doch mit Gottes Hülfe zerriſſen haben! Spiel iſt Spiel; wenn es Euch mißfällig, warum habt Ihr hingeſehen?“

„Mögen Euch nie ſchwerere Ketten belaſten, als Euch bisher drückten, dieſ's iſt mein Wunſch, gnädigſter Fürſt und Herr,“ ſprach mit unmuthiger und warnender Stimme der Nuntius, und wandte ſich ab.

Unter den zahlreichen Zuſchauern und Zuſchauerinnen im Rathhauſe waren auch zwei Masken, welche Sibyllen vorſtellten; ſie trugen goldne Kronen auf dem Haupt, aus denen eine hohe, ſpitzig zulaufende Mütze emporſtieg, und in der Spitze war ein großer weiter Schleier befeſtigt, der mit Silberſternen beſetzt war, und in den ſich die Geſtalten ganz zu hüllen vermogten. Der Zuſchnitt der Gewänder war weit und faltenreich, und eine lange Schleppe wallte ihnen nach. Die kleinere der beiden Prophetinnen wurde mehr umſchwärmt von Masken, als die größere, und theilte mit mehr Lebhaftigkeit und weniger Ernſt, als ihrer Maske ziemte, prophetiſche Sprüchlein aus, ohne Wahl, und doch oft glücklich treffend. Die ſchlanker Gewachſene war zurückhaltender, wurde auch weniger umdrängt, und ihre Prophezeihungen ſchienen minder begehrt; doch traf ſich's, als das Schauſpiel vorüber war, daß ihr eine reich und fürſtlich gekleidete Maske entgegentrat und flüſterte: „Saget mir, holdſelige Sibylla, welches Loos erwartet den, der es wagt, um Liebe Euch zu bitten, und für ſich die ſchöne Hand begehrt?“ Unangenehm überraſcht trat die Sibylle einen Schritt zurück, faßte ſich aber ſchnell, und erwiederte:

„Einen Frager Eures Gleichen
Weiſt Sibylla ab mit Schweigen.“

Wie ſie ſich umdrehte, ſtand ein Ritter vor ihr, ganz in eine leichte, ſilberhelle Rüſtung vermummt; dieſer beugte ein Knie vor ihr, kreuzte bittend die Hände auf der Bruſt, und reichte ihr dann ein Blättlein vor, darauf ſtand:

„Du minnigliche Jungfrau'nzier,
Reichſt du die Hand in Liebe mir,
Der ſchüchtern ſchweigt und ſtumm geſteht,
Daß er um dich nur wirbt und fleht?"

Die Sibylla las, ſann einen Augenblick nach, was ſie erwiedern ſollte, gab dann dem Ritter das Blatt zurück, und ſprach:

„Thut mich betrüben
Euer Fleh'n und Lieben;
Hab' einen Andern mir erkoren,
Bin auch nicht adelig geboren."

Hierauf wandte ſie ſich und verließ den Ritter, der ſich erhob und ihr traurig nachſah. Und ſiehe, ein Zauberer, ganz in einen dunkeln Talar gehüllt, begegnete ihr, und redete ſie an: „Sibylla, höre, du ſei der gute Geiſt, den ich beſchwöre, laſſ' uns zuſammenſtrömen in gleichen Flammen; bin nicht ſo alt, wie ich ſcheine. Sibylla, ſei die Meine!"

„Verfolgt mich denn ſo plötzlich Werbung auf Werbung?“ fragte ſich das überraſchte Mädchen, „und wird ſo mein Traum erfüllt? Ich dachte mir die Erfüllung ſchöner. Iſt doch der heutige Tag ſelbſt nur ein bunter Traum!“ Dann ſprach ſie zu dem Zauberer:

„Ich weiß, wer du biſt, und kann dich nicht nennen;
Kenne dich wohl, und will dich nicht kennen.
Du biſt ein ſeltner, wunderbarer Mann,
Doch der nicht, den ich lieben kann!“

Wie die Sibylle den Zauberer ſo verabſchiedet hatte, und ſich nach ihrer ſchweſterlichen Freundinn umſah, kam eine Maske auf ſie zu, in die unſcheinbar einfache Kleidung eines fahrenden Schülers gehüllt, grüßte ſie höflich und ſprach mit zitternder Stimme:

„O weiſe Sibylle!
Auch mir mein Glück enthülle.
Andre wagen, um dich zu werben;
Ich ſehne mich, für dich zu ſterben.
Einſam fahr' ich durch alle Land',
Thät' es viel lieber an deiner Hand.“

Höher ſchlug Magdalenens Herz, ſie erkannte den Werber, dem in ihrem eignen Herzen ein mächtiger Fürſprecher lebte; ſie ſuchte ihre Bewegung zu verbergen, aber ſie konnte doch nicht verhindern, daß auch ihre Stimme bebte, wie ſie ihm antwortete:

„Wer Sibylla's Hand begehrt,
Zeige ſich des Herzens werth;
Wenn die Sterne günſtig ſtehen,
Sollſt du nicht vergebens flehen.

Faſt hätte ſich Stieglius, der ſich in der Maske des fahrenden Schülers barg, durch einen aufjauchzenden Freudenruf verrathen, faſt wäre er zu den Füßen der geliebten Magdalene geſunken; doch eine ernſte Bewegung derſelben wehrte es ab. Dann aber ſchritt er wonneſelig durch das bunte Maskengewühl, und auch in ihrem Innern loderte die heilige Herzensflamme hoch empor; zum Zaubertempel ganz verklärte ſich ihr der geſchmückte Saal, ſüßer tönte ihr die Muſik, gekommen war die höchſte Weihe- und Freudenſtunde ihres Lebens, und wie ſie bald darauf in des Jünglings Armen durch die Reihen fröhlicher Tänzer und Tänzerinnen flog, fühlte ſie im traulichen Gekoſe, wie die Flamme ihrer Liebe mit der ſeinen zu einer einzigen verſchmolz.

Bis ſpät in die Nacht hinein dauerte des Mummenſchanzes Lärmen und Schwärmen und zog ſich nur allgemach von den Märkten, den Gaſſen und Straßen in die Gaſthäuſer und Winkelſchenken zurück. Die Fürſten vergnügten ſich auf der Burg; den ſtädtiſchen Geſandten gab der Rath auf dem Rathhauſe Traktament und Bankett. Noch manches Gelächter erſcholl hier und dort; es war der Tag, wo der Volkswitz plump und derb ſich Bahn brach und ſich breit machte, auch bisweilen mit Ellenbogen und Fauſt nachhalf, wenn die Zunge nicht deutlich genug geweſen war oder mißverſtanden wurde.

Den größten Theil des Tages hatten ſich auf dem Töpfermarkte, dem Schloßberge und in den an erſteren ſtoßenden Nachbarſtraßen drei Masken herumgetrieben, welche wilde Männer vorſtellten; ſie hatten Kränze von Epheu und Wintergrün in den Haaren, Larven mit langen zottigen Bärten, Bärenfelle über die eng anliegenden, mit Moos überdeckten Gewänder von fleiſchröthlichem Leder geworfen, und Zweiggeflechte um die Lenden. In der Hand trug jeder einen jungen Fichtenbaum, und heimlich trug noch jeder einen ſcharf geſchlifſenen Dolch bei ſich, ganz verſteckt und bedeckt, und doch leicht zur Hand. Gar ämſiglich hatten ſie immer, ohne daß Jemand es bemerkte, die Hausthüre des Rentmeiſters Wilhelm im Auge; aber ihr Lauern blieb ohne Erfolg. Wohl mancher Mann ging in das Haus, Melanchthon, Spalatinus, Rhegius, Jonas und andere der anweſenden Theologen; ſie kamen bei Luther zuſammen, um auch an dieſem Tage, den Andere dem Weltvergnügen widmeten, ernſte und wichtige Dinge zu berathen; ſie prüften noch ein Mal die Artikel, welche in Kurzem der Fürſtenverſammlung übergeben werden ſollten, und gaben ſich nach den Arbeitsſtunden heitern und gottſeligen Geſprächen hin. Voll Verdruß ſchlich einer um den andern der Lauerer in die nahe Schenke zum goldnen Haſenköpflein, ſich ein wenig zu erwärmen und zu laben, ſah mißmüthig durch die Scheiben auf das fröhliche Faſtnachtstreiben anderer Mummen, und ſah, daß der Erwartete nicht aus dem Hauſe trat. Schon ſenkte ſich die Dämmerung nieder, die Friedensſtille des Abends umhüllte das Land, die Berge, die Thäler, die leiſe rauſchenden Waldungen; ein Nebel, der ſich immer mehr verdichtete, und durch welchen dennoch des Mondes Strahlen noch hell genug hindurchſchienen, fiel wie ein von Geiſterhand gewebter Vorhang zwiſchen die Feſttags- und Faſtnachtsluſt und die beginnende, ernſten Betrachtungen geweihte Zeit. Aber während er die ſchlummernden Fluren in noch tieferes Schweigen bettete, durchblitzten in der Stadt den Nebelflor gar viele Lichter und Kerzen und Fackeln, und es ſchien nicht ſobald ſtill werden zu wollen. Gaukelkünſtler ließen in erleuchteten Buden noch Affen und Marionetten tanzen, viel müßiges Volk trieb ſich noch umher, Beutelſchneider und Luſtdirnen fiſchten im Trüben, und die Vornehmen ließen ſich's wohl ſein bei Banketten und Schmäuſen. Auch jene wilden Männer waren des Lauerns müde, und zogen von ihrem den ganzen Tag behaupteten Platz ab, fluchend, daß ſie ſich ſelbſt um des Feſttags Luſt und Fröhlichkeit gebracht, und nicht ein Mal die Kartenkomödie auf dem Markte mit angeſehen, von welcher gar ein großes Geſchrei gemacht wurde. Sie tauſchten in ihrer Herberge die Masken gegen andre Gewänder um, und gingen, noch einem Reſt von Faſtnachtsfreuden nachzujagen, den sie auch noch in dem Gaſthof zur Krone unter Söldnern und Landvolk bei Tanz, Würfelſpiel und vollen Bechern glücklich erhaſchten. In dieſem Hauſe drehte ſich auch im luſtigen Reigen der wackre Klingenſchmied Schwinghammer mit ſeinem holden Bräutlein Suſanne Wagentrotz, war luſtig und guter Dinge; denn Oſtern ſollte die Hochzeit ſein. Auch der alte Thorwart machte ſich einen guten Abend, hatte die Wache am Auer Thor ſeinem alten Nachbar Veit Olbaum übergeben, und ſchaute behaglich hinter der vollen Kanne an einem Ecktiſche dem Treiben der jungen Welt zu, führte dabei manch gutes Geſpräch mit einem ſtämmigen Landmann, der ihm wohl bekannt war, und ließ ſich von dieſem den Verlauf der heutigen Komödie erzählen, da ſelbſt zuzuſchauen, ſein Amt ihn verhindert hatte.

Vom Tanze ausruhend, ſetzten ſich auch Suſanne und Schwinghammer zu dem Vater hin, und ihnen geſellte ſich der junge Harniſchmacher Kilian Roſenwein zu, der Freund und Jugendgenoſſe des glücklichen Bräutigams. „Aha!“ lachte dieſer dem Landmann zu, „da iſt ja der dicke Wirth von Seligenthal! Grüß' Euch Gott! Wollt Ihr auch Euer Müthlein zu Faſtnacht kühlen? Recht ſo; auf Euerm Dorf iſt doch kein Spaß und wenig Luſtbarkeit, und wenn Ihr etwas Rechtes ſehen und genießen wollt, müſſ't Ihr zu uns herein in die Stadt kommen!“

„Ei wohl, jetzt habt Ihr freilich Urſach, groß zu thun,“ erwiederte der Wirth, „jetzt, da Eure Stadt ſo viele tapfre Fürſten und helle Glaubenslichter einſchließt und ein Leben bei Euch iſt, wie in einer Kaiſer- oder Königsreſidenz; außerdem — mein guter Meiſter Roſenwein, außerdem will es mit Eurer Herrlichkeit ſo gar viel nicht ſagen, und habe ich ſchon ganz andre Städte geſehen, wo am Werkeltag mehr Leben auf den Straßen iſt, als bei Euch an den höchſten Feiertagen.“

„Mit Verlaub, mein lieber Wirth!“ nahm Melchior Schwinghammer das Wort; „bei uns iſt, ſo zu ſagen, das Leben nicht auf der Gaſſe, ſondern inwendig, in den Häuſern, da iſt der Fleiß zu Hauſe, da wird die Woche lang geſchafft und geklopft, und gehämmert und geſchliffen, daß es eine Luſt iſt. Dafür kommen denn aus Euern großen Städten die Kaufherren und führen unſre Meſſer, Klingen, Sicheln, Senſen, Schaufeln, Pflugſcharen, Schwerter und Harniſche auf großen Laſtwagen davon auf Märkte und Meſſen, und laſſen uns dafür die blanken Thaler hier!" Dabei warf er eine Handvoll ganz neu geprägte Thaler, darunter einige mit des Landgrafen von Heſſen geharniſchtem Bildniß, auf den Tiſch, daß ſie klingend hüpften; wobei jene drei Geſellen, die den Tag über auf Luther gelauert, gierige Blicke nach dieſem Geld warfen und Würfel klappern ließen. Der Wirth von Seligenſtadt aber warf ſcharfe Blicke nach ihnen hin, und erinnerte ſich der Scene im goldnen Haſenköpflein, wo er dem Meiſter Philippus gegen ſie Beiſtand leiſtete. „Sagt an, und laſſ't Euer Prahlen, Meiſter Roſenwein," wandte ſich der Wirth wieder an dieſen: „wie ergeht es dem Gottesmanne Lutherus? Sieht man ihn oft? Ich hätte ihn heute gar zu gern geſehen!"

„Der hält ſich häuslich und gottſeliglich. Am vorigen Freitag hättet Ihr hier ſein ſollen, da hat er gepredigt, und wie!" rief Melchior Schwinghammer. „Ich habe ihn gehört. Er ſtand auf der Kanzel wie ein Löwe; ſeine Stimme drang Einem durch und durch, dennoch ſchrie er nicht, aber er ſprach ſo eindringlich und vernehmlich, daß es ein Kind verſtehen und begreifen konnte.“

„Ei,“ begann der alte Wagentrotz, „Kinder, es ging ja ein Gerede, als habe man hier einige Strolche beherdt, welche dem Gottesmann nachſtellen und ihn am Leib und Leben ſchädigen wollten; wie iſt es denn damit, und habt Ihr nichts wieder davon gehört?“

„Was Ihr ſagt!“ fuhr der Seligenthaler Wirth verwundert auf. „Das wäre ja verrucht und eine ewige Schande für dieſe Stadt, wenn dem Luther hier ein Leid widerführe, ja wenn er nur irgend bedroht wäre! Da ſollte ja alles aufgeboten werden, dieſer Landfahrer habhaft zu werden und ſie hin zu ſtecken, wo weder Sonne noch Mond ſcheint! Sagt mir doch, wie dieſe Kalmäuſer ausgeſehen?“

„Sind eben gekleidet geweſen, wie fahrende Schüler zu gehen pflegen, ſind katholiſche Studenten, und ſind verſchwunden, ſeit unſre gnädigen Fürſten ſtrengen Befehl gegeben, auf ſie zu fahnden,“ berichtete Roſenwein.

„So? Fahrende Schüler? Drei?“ „Ei!“ ſprach und fragte der Wirth. „Bſt! nicht ſo laut. Drei fahrende Schüler kehrten bei mir ein, die hierher reiſ'ten; drei fahrende Schüler, und zwar die nämlichen, hatten das Volk gegen den kunſtreichen Meiſter Philippus in der Steingaſſe gehetzt, der meine Frau vom Tod errettet, und wenn ſie haben ſollen gefangen werden, und nicht gefangen ſind, ſo muß unſer Fürſt ſchlechte Diener haben, oder die Diener haben ſchlechte Augen. Haben aber dieſe Leute ſich verlauten laſſen, den Luther zu ſchädigen, ſo muß man ſie gleich fangen. Denn ſeht, die drei Geſellen, die dort am Würfeltiſch ſitzen und, wie es ſcheint, den jungen Kriegsknechten das Geld aus dem Säckel paſchen, das ſind die Bärenhäuter, oder ich laſſe mich unter einem Eiſenhammer breit ſchlagen wie ein Kuchenblech!“

Raſch ſahen Alle, die dem Wirth zugehört, auf jenes verdächtige Kleeblatt hin, der Harniſchmacher und der Klingenſchmied, wie nicht minder der alte Wagentreß, fühlten nach ihren kurzen etwas angetrunkenen Tolluſer zu ſchleifen, worauf dieſer unbeſonnen herauspolterte: „Poſſen und Pfaffenköpfe, und ein Schock Donnerwetter! warum will die Jungfer nicht mit mir antreten? Wer iſt die Jungfer? Was hat ſie an mir auszuſetzen?“ Dabei machte er eine Bewegung, als wolle er Suſanne mit roher Gewalt zum Tanz aufziehen. Dieſe ſtieß einen lauten Angſtſchrei aus, und in dem Augenblick ſtieß Schwinghammer einen der Spielwerber rechts, den andern links zur Seite, und ſtürzte auf Tolluſer ein, indem er ſchrie: „Schuft, du, der meine Braut beſchimpft!“ Zugleich griff er mit beiden Händen nach Tolluſer's Haudegen und brach mit ſtarkem Arm die Klinge entzwei; in dem rief Roſenwein überlaut: „Hammer und Feile! Noth hat Eile!“ Das war das Loſungswort für alle Meiſter und Geſellen der edeln Harniſchmacherzunft, ſich gegenſeitig beizuſtehen und dreinſchlagen zu helfen. Bald mußte der Tanz aufhören, derbe Fäuſte erhoben ſich. Bremſer und Farrnhäuſer ſahen das drohende Unheil kommen, und als gehe ſie der Handel gar nichts an, traten ſie raſch bei Seite, erſchraken aber nicht wenig, wie der Wirth von Seligenthal laut ſchrie: „Haltet feſt! haltet feſt! Hie ſind die drei Bluthunde, die der Antichriſt geſandt, Lutherum heimlich zu morden!“ Vergeblich ſuchte ſich Tolluſer loszuringen, vergebens hoffte er auf den Beiſtand ſeiner beiden Gefährten; Schwinghammer und Roſenwein hielten ihn ſo feſt, als umklammerten ihn ſchon Ketten und Bande. „Einen haben wir! Haltet die Andern!“ riefen Beide; doch jene hatten Zeit gewonnen, ihre Hieber zu ziehen, die Fechthandſchuhe anzuziehen, und ſuchten einen nahen Ausgang zu gewinnen. Tolluſer wüthete, er trat, er biß, er ſchäumte; aber lachend ſeiner ohnmächtigen Wuth hielten ihn jene immer feſter. Soldaten miſchten ſich drein; es fanden ſich unter ihnen welche, die noch dem alten Glauben anhingen, und nun für jene Bedrohten Partei nahmen. Bald wogte eine ernſtliche Prügelei in der Stube, dann im Haus, dann noch vor dem Haus. Ein Mal riß ſich Tolluſer los; aber ein wilder Hammerſchmied ſchlug ihm mit einem Stuhlbein beinahe den Arm entzwei, er wurde wieder ergriffen, wieder gehalten. Farrnhäuſer und Bremſer entſprangen glücklich. Den verdächtigen Gefangenen führten landgräfliche Söldner auf das Schloß, dicht am Hauſe des Rentmeiſters vorbei; wüthende Blicke warf er hinauf zu den erleuchteten Zimmern. Dort eben ſaß der Mann Gottes unter trauten Freunden an heiterer Abendtafel, an welcher ſittſame Fröhlichkeit waltete. In jeder ſeiner Reden that ſich der Geiſt ſeiner Liebe, ſeines vortrefflichen Charakters kund; wer ihn kannte, mußte ihn lieben und inniglich verehren, konnte ihn nicht haſſen. Er ſelbſt ſprach ſich nicht haßvoll gegen irgend Jemand aus; nur gegen den Papſt lag er zu Felde, und gegen die Schwärmer, und gegen die Unterdrücker der wahren chriſtlichen Freiheit mit dem ſchweren Geſchütz ſeines Zorns, mit dem Mauerbrecher ſeiner Heftigkeit, und hörte nicht auf, gegen die ſtarren Bollwerke der Geiſtesverfinſterung und Knechtſchaft anzudonnern, ſo daß manche Schanze fiel, durch manche Breſche der unendliche Mangel des Feindes ſichtbar und der doch und ſtolz thronende Herrſcherſitz des dreifach gekrönten Glaubensdeſpoten um ein Merkliches niedriger wurde.

Fröhlich und guten Muthes war der Mann, auf dem ſo viel beruhte; es war ihm erfreulich

Kunde gekommen von ſeinen Lieben, von ſeiner treuen Hausfrau, von den Kindern, dem elfjährigen Hänschen, der achtjährigen Magdalene, dem ſechsjährigen Martin, dem vierjährigen Paul, der dreijährigen Margarethe, und der guten Muhme Lene, und er vergaß gern ein Mal im Freundeskreiſe den hochernſten Beruf, die große Aufgabe ſeines Lebens, und war ein fröhlicher Menſch, ein glücklicher Vater. Er erzählte dem kleinen Anshelm von den eignen Kindern, pries gegen Frau Theodoſia ſein geliebtes Weib, rühmte gegen Salome die Herzensgüte und treue Hülfleiſtung ſeiner Schwägerinn, und ahnete nicht in ſeiner harmloſen Heiterkeit, welche ſchwere Prüfung ihm von dem Ewigen verhängt war, und daß in derſelben Stube, wo er jetzt einen Becher auf das Wohlergehen ſeiner Angehörigen leerte, die dunkle Macht des Todes ihm ſehr nahe und ernſt an das Ende mahnend treten würde.

Fröhlich währte der Maskenball auf dem Rathhauſe fort. Helena hatte die Larve abgelegt, und war mehr als je von Bewunderern ihrer hohen Schönheit umſchwärmt, die ſie mit ſtets gleicher unerſchöpflicher Heiterkeit bald anzog, bald abſtieß und immer neckend zum Beſten hatte. Der Stadtſchreiber Franzberg und Jonathan Liborius beobachteten einander gegenſeitig mit arger Eiferſucht; jeder glaubte ſich begünſtigt, und Helene lachte heimlich Beide aus. Ein Mann hatte tiefen Eindruck auf ihr Herz gemacht, ſo tiefen Eindruck, als dieſes Herz fähig war, zu fühlen und feſtzuhalten; aber mit dem ungewohnten tieferen Gefühl zog auch zugleich eine ſchmerzliche Empfindung ein: Helene gewahrte, daß jener Mann mit ſtiller Huldigung an Magdalenens beſcheidnern Reizen hing, daß ſeine Blicke jener oft nachſtrahlten, wenn ſie ging, ihr freudig entgegenglänzten, wenn ſie kam. Jetzt auf dem Bankett nahm ſie aber wahr, daß derſelbe Mann Magdalena mied, ihr auswich, und ſchöpfte daraus neue Hoffnung. Es war nun kein anderer, dem ihr ſtilles Beobachten galt, als der Ritter in der Silberrüſtung, Hauptmann Eitel von Stein, der noch gar nicht ahnete, welcher Glücks- und Liebesſtern ihm aufging.

Steif und mürriſch ſchritt der Rath Saldaña durch das Gewühl der maskirten und nicht maskirten Theilnehmer des Feſtes; er mogte zürnen und ſchmollen mit der ganzen Welt, weil ſeiner geckenhaften Aufgeblaſenheit, mit welcher er ſich unwiderſtehlich dünkte, eine Demüthigung widerfahren war, und er dachte unzart genug, Rachegedanken gegen ein Frauenzimmer zu hegen, dem er ſich als unwillkommener Werber genaht, ohne noch mit ſich ſelbſt im Klaren zu ſein, ob es ihm ein rechter Ernſt mit ſolcher Werbung. Tückiſch ſchlich er durch die Reihen, tückiſch lauerte er auf eine Gelegenheit, ſich zu rächen. Ein Gegenſtück ſolch finſtern Brütens war Stiegelius; dieſer führte ſich Arm in Arm mit Lange und Eoban, hatte ſchon Beiden ſeine frohen Hoffnungen vertraut, und ſchwamm in Wonne. Eoban hatte ziemlich viel Wein getrunken, war ſehr fröhlich, ſprach oft in Verſen, und unterhielt die theilnehmenden Freunde von ſeinen Werken, theils von denen, die er ſchon geſchrieben hatte, theils von denen, die er noch ſchreiben wollte, deren Titelzahl nicht gering war. Dabei überkam ihn plötzlich eine elegiſche, weinende Wehmuth, und er rief ſeinen Freunden die folgenden Diſtichen lateiniſch zu:

„Ach, wer weiß es, wie bald mir die neidiſche Parze den Faden
Kürzt und vom ſchaffenden Thun ſchnell mich, den Kräftigen, reißt!
Oft ſchon iſt es geſchehn, daß blühende Jugend hinabſank,
Und von geſichertem Gut Manchen das Schickſal vertrieb.
O wer ſammelt Zerſtreutes, Begonnenes, wenn ich dahin bin?
Lebt mir ein liebender Freund, der mich der Nachwelt noch nennt?“

Tief in die Seele klang dem geiſtverwandten Freunde Eoban's, Stiegelius, des Freundes ahnungsvolle Frage, war ſie auch nur das Erzeugniß einer gereizten Stimmung; er nahm ſogleich das Wort, ehe Lange noch etwas erwiedern konnte, und antwortete:

„Sorge du nimmer, o Freund, daß du der Nachwelt vergeſſen
Sei'ſt und wie flüchtiger Hauch einſt dein Gedächtniß verweht.
Treulich ſchwör' ich es dir, ich will ein rüſtiger Sammler
Deiner Vollendungen ſein, riefe vor mir dich der Tod,
Und was du rühmlich begonnen, ſoll meine Hand dann vollenden.
So, mein Heſſus, ziehſt du mich zur Sonne dir nach!“

„Wacker geſprochen!“ rief Lange; aber Eoban Heſſe hatte kein Wort der Freude mehr, er riß den jungen Freund mit ſtürmiſcher Gluth an ſein Herz, küßte ihn wiederholt, netzte ſeine Wangen mit Freudenthränen und ſchluchzte endlich bewegt: „Mein Sohn! mein Sohn!“

Wie ſich ſo der leichtgeſinnte, aber dennoch tief fühlende Heſſe ſeiner dichteriſchen Aufwallung ganz überließ, ſtand Magdalena unfern von den drei Freunden, und ihre Blicke weilten mit Wohlgefallen auf der Gruppe und der biedern Herzlichkeit, die auf den Geſichtern dieſer wackern Gelehrten ausgeprägt war. Da ſchlich Saldaña heran, und flüſterte boshaft: „Nun, ſchöne Magdalena, habt Ihr auch Eure Freude an jenen liebenswürdigen Freunden und Gäſten Eures Hauſes? Hört, ſie reden in fremden Zungen und, wie ich merke, zugleich mit ſchweren Zungen. Es iſt doch nicht recht, daß Herr Stiegelins ſo wenig bemüht iſt, Euch zu unterhalten. Ich ſehe, daß ſich Eure holdſelige Schweſter dort mit guten Freunden luſtig macht, und Eure Pflegeältern ſitzen an jenem Tiſch im lebhaften Geſpräch mit Bekannten. Ei ſo gebt doch mir den Arm, laßt uns auf- und abwandeln im Saal, und ein traulich Wörtchen koſen; vielleicht ſeid Ihr jetzt minder ſtreng, als heute am Tage, meine ſchöne weiſe Sibylle, und prophezeihet mir ein beſſ'res Glück!“

„Gebt nur immer die Hoffnung darauf auf, Herr Rath!“ erwiederte ruhig Magdalene, „und laſſ't mich hier; ich danke Euch für Euer Erbieten.“

„Ihr müſſ't ein wenig mit mir koſen!“ entgegnete Saldaña zudringlich, und legte unverſchämt die Hand um Magdalenens Leib, ſie umfaſſend und fortziehen wollend.

„Unverſchämter!“ rief die Jungfrau erſchrocken und hocherröthend, und wehrte mit beiden Armen den Spanier ab. In dieſem Augenblick ſtand Stiegelius vor ihm und donnerte: „Was unterſteht Ihr Euch? Was kommt Euch an? Iſt ſolche Frechheit üblich in Eurem Lande, ſo übt ſie dort; aber beleidigt nicht deutſche Zucht und Sitte, ſonſt, bei dem höchſten Gott, ſoll Euch ſelbſt das kaiſerliche Geleit nicht vor nachdrücklicher Züchtigung ſchützen! Pfui, Don Saldaña, daß Ihr ſo das heilige Gaſtrecht ſchändet!“

Dieſe laute Rede zog ſchnell einen Zuhörerkreis um die Beiden; Magdalene entzog ſich ſchnell den Blicken der Menge, und flüchtete zur Mutter Veronika, ihr und dem Vater unter Thränen berichtend, was vorgegangen. Der Hiſpanier aber rief dem Dichter, von der Gluth des Zorns und der Schaam ganz überlodert, zu: „Dieſe Rede ſollt Ihr mir bezahlen, Federheld!“ und ſtürmte raſchen Schrittes durch die Menge. Eoban jedoch rief ihm nach: „Wir ſind ſtets bereit, die Einwechsler Eurer Münze zu ſein!“

Dem Bürgermeiſter Herz war es nicht lieb, daß dieſe Scene erfolgt; doch nahm er liebevoll ſein Kind in Schutz, und bald wurde des eitlen und frechen Spaniers nicht mehr gedacht. Die Freude waltete heiter fort, bis nach und nach die Gäſte ſich verloren und durch die nebeldüſtre Nacht nach Hauſe ſchlichen. Es begann zu ſchneien, aber noch durch den Schnee wandelten bis zur Morgenfrühe verſpätete Mummen. Endlich begrub der graue Aſchermittwochmorgen das fröhliche Karneval; es war, als habe ſelbſt der Himmel Stadt und Flur mit Aſche beſtreut, und ein Ende hatte nun Sang und Klang, Luſtbarkeit und Mummenſchanz

Das Frühlingslächeln, das bisher ſo täuſchend freundlich und verheißungsvoll von der Natur geſpendet wurde, hatte ſich in einen melancholiſchen Winterernſt verwandelt, und die Lerchen, die ſich noch über die Schneefelder aufſchwangen, verſtummten bald wieder und harrten, gleich den ſchweigenden Gefilden, einem ſchönen Sonnenſtrahl entgegen.

In der Oſtermeſſe 1834 wurden bereits folgende neue Verlagswerke verſandt:

Bechſtein, Ludwig, Luther. Ein Gedicht. 8. Geb. 21 gr. oder fl. 1. 30 kr.

Becker, Dr. und Pfarrer, wiſſenſchaftliche Darſtellung der Lehre von den Kirchenbüchern. Ein Handbuch für Behörden, Prediger, Kirchenbuchführer und Rechtsgelehrte. Mit zwei Stammbäumen und Beilagen landesherrlicher Verordnungen. Wohlfeile Ausgabe. gr. 8. Geh. Rthlr. 1. 4 gr. oder fl. 2.

Duller, Eduard, Erzählungen und Phantaſieſtücke. Zwei Theile. 8. Rthlr. 3. od. fl. 5.

— — die Feuertaufe. Eine Erzählung. 2 Theile. 8. Rthlr. 3. oder fl. 5.

Der geiſtreiche Verfaſſer zeigt in dieſen ſeinen neueſten Werken den freundlichen Leſern eine Fülle der bunteſten Aus- und Anſichten. Ein friſcher Hauch des Lebens und der Phantaſie beſeelt ſeine Erzählungen und Phantaſieſtücke. Der Leſer findet darin bald ein freundlich gemüthliches Genrebild, bald ein Nachtſtück à la Höllenbreughel. In der „Feuertaufe“ führt der Verfaſſer ſeine Leſer in die Zeiten des furchtbarſten Aberglaubens, in das Gebiet der Hexenprozeſſe, zugleich aber läßt er den erſten Vertheidiger der Vernunft und Menſchenwürde gegen dies Unweſen, den edlen Jeſuiten Friedrich Spee auftreten, einen wahren Schutzgeiſt ſeines Zeitalters und eine Zierde aller Zeiten, einen Mann im höchſten Sinne des Wortes. Der reiche Stoff und die gelungene Behandlung berechtigen uns dieſe beiden äußerſt intereſſanten Schriften allen Freunden einer geiſtreichen Unterhaltungslektüre zu empfehlen.

Duller, Eduard, Phantaſiegemälde für 1835. Mit einem Kupfer von Fleiſchmann. 8. Elegant gebunden. Rthlr. 1. 12 gr. od. fl. 2. 42 kr.

Unter dieſem Titel bietet der bereits ehrenvoll bekannte Verfaſſer dem deutſchen Publikum die Fortſetzung eines von Georg Döring durch mehrere Jahre mit allgemeinem Beifall fortgeführten Unternehmens. Die Novelle: das tönende Bild, welche den Inhalt dieſes neueſten Jah ganzes bildet, vermag gewiß durch das Intereſſe der Handlung, durch die Lebendigkeit der Charaktere, welche treu wie Portraite gezeichnet ſind, durch die tiefere Bedeutſamkeit der zum Grunde liegenden Idee, jedermann zu feſſeln. Die Verlagshandlung hat ihrerſeits durch eine elegante Ausſtattung, namentlich durch die genialen Zeichnungen des Umſchlags, durch das gelungene Titelkupfer von Fleiſchmann, und das von Dondorf mit äußerſter Präciſion entworfene und ausgeführte Titelkupfer nichts verabſäumt, um dieſen Jahrgang als entſprechendes Geſchenk für Damen und Gebildete mit vollem Recht empfehlen zu dürfen.

Franqué, Medicinalrath Dr. J. B., Geſchichte der Seuchen, welche in dem Herzogthume Naſſau ſeit dem Ende des vorigen Jahrhunderts unter den Hausthieren geherrſcht haben. Mit 10 Tabellen. gr. 8. Rthlr. 1. 8 gr. od. fl. 2.

Für Vernunft, Religion und Kirche. Zeugniſſe aus allen Jahrhunderten. Zugleich als Andachtsbuch für denkende Chriſten. Wohlfeile Ausgabe. gr. 8. Geheftet. Rthlr. 1. 8 gr. oder fl. 2. 20 kr.

Gallerie zu Byron's Werken. Erste Lieferung in 11 Blättern. gr. 8. Rthlr. 1. oder fl. 1. 48 kr.

Ortlepp, E., Lyra der Zeit. Eine Sammlung der größern politiſchen und zeitgemäßen Gedichte. Rthlr. 1. 12 gr. oder fl. 2. 42 kr.

Museum Senckenbergianum. **Abhandlungen aus dem Gebiete der beschreibenden Naturgeschichte. Von Mitgliedern der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft in Frankfurt am Main. Band I. Heft 2. Mit Taf. VI — IX und XI. gr. 4. Geheftet. Rthlr. 1. 8 gr. oder fl. 2. 20 kr.**

Rau, W. Dr. med. und Privatdocent, Lehrbuch der Pathogenie. gr. 8. 20 gr. od. fl. 1. 21 kr.

Schopenhauer, Johanna, ſämmtliche Schriften. Wohlfeile Ausgabe. 24 Bände in Taſchenformat mit dem Bildniß der Verfaſſerin.

Die geiſtige Bildung unſerer Nation geht mit Rieſenſchritten voran und durchdringt alle Stände. Das intellectuelle Leben ſpricht die Theilnahme der deutſchen Frauen mehr als je an. Beſſer, gedeihlicher läßt es ſich aber nicht fördern, als wenn edle Frauen die Vermittlerinnen der geiſtigen Fortſchritte bei dem weiblichen Geſchlechte werden. Durch ihre hohe Bildung, durch ihr vielſeitiges Wiſſen, durch ihre reiche Lebenserfahrung, durch ihr ſittliches Streben, durch ihren feinen, ächt weiblichen Takt, durch ihr Darſtellertalent und ihre Sprachgewandtheit ſteht **Johanna Schopenhauer** vor allen andern ausgezeichnet da. Ihr Name wird von unſern berühmteſten Zeitgenoſſen mit hoher Achtung genannt: ihre Schriften umfaſſen die anziehendſten Zweige der Kunſt und des Wiſſens.

Dieſe ausgedehntere Verbreitung der Werke einer ſo geiſtvollen Schriftſtellerin, welche mit einer wahren Meiſterſchaft zu unterhalten und zugleich zu belehren, den Geiſt zu kräftigen, das ſittliche Gefühl zu erheben, und namentlich die erhabene Beſtimmung der Frauen im ſchönſten Lichte zu zeigen weiß, nach Kräften zu fördern, hat die Verlagshandlung zu einer **wohlfeilen Ausgabe** ihrer Schriften veranlaßt. Dieſelbe ſchmeichelt ſich, einem Bedürfniß unſerer Zeit zu genügen, indem ſie den deutſchen Frauen und Mädchen Gelegenheit bietet, dieſe Schriften, welche in keiner Damenbibliothek fehlen dürfen, für einen geringen Preis anzukaufen.

Bieten wir gleich die **wohlfeilſte** Taſchenausgabe aller bis jetzt erſchienenen deutſchen Klaſſiker, ſo wird dieſelbe doch vor allen übrigen ſich durch Eleganz auszeichnen und ſo dem würdigen Namen der Verfaſſerin und dem Geſchmacke derer zumal, für welche dieſe Schriften zunächſt beſtimmt ſind, vollkommen entſprechen.

Das Ganze, auf ſchönes Papier gedruckt und geheftet, erſcheint in vier Lieferungen, jede zu ſechs Bänden. Jede Lieferung koſtet auf Druckpap. 2 Rthlr., auf Velinp. 3 Rthlr.

Um dem Publikum eine Ueberſicht der Vielſeitigkeit und Mannichfaltigkeit der ſchriftſtelleriſchen Leiſtungen der berühmten Verfaſſerin zu geben, theilen wir hier den Inhalt der verſchiedenen Lieferungen mit.

I. **Lieferung.** Band 1, 2, 3, 7, 8 und 9, enthaltend: **Fernow's Leben.** 2 Theile. — **Ausflug an den Rhein.** — **Gabriele.** Novelle in 3 Theilen.

II. **Lieferung.** Band 4, 5, 6, 10, 11 und 12, enthaltend: **Johann van Eyck** und ſeine Nachfolger.

2 Theile. — Die Jahreszeiten. Novelle. — Sidonia. Novelle in 3 Theilen.

III. Lieferung. Band 13, 14, 15, 16, 19 und 20, enthaltend: Die Tante. Novelle in 2 Theilen. — Reiſe durch England und Schottland. 2 Theile. — Kleinere Novellen und Erzählungen. 2 Theile.

IV. Lieferung. Band 17, 18, 21, 22, 23 und 24, enthaltend: Reiſe von Paris durch das ſüdliche Frankreich bis Chamouni. 2 Theile. — Kleinere Novellen und Erzählungen. 4 Theile.

Die erſte Lieferung iſt bereits erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben. Zugleich ſind die nöthigen Anſtalten getroffen, daß alle drei Monate eine Lieferung beſtimmt erſcheint, ſo daß am Schluſſe des Jahres 1834 das ganze Werk in den Händen des Publikums iſt.

Shakspeare's **Plays, accurately printed from the Text of Mr. Steeven's last edition, with historical and gramatical explanatory notes in german by J. M. *Pierre*. Vol. IV. Containing: King Henry IV. Part. 1. 12. Geh. 8 gr. oder 36 kr.**

Storch, Ludwig, der Diplomat. Novelle. 8. Rthlr. 1. 18 gr. oder fl. 2. 48 kr.

— — Erzählungen. 4 Theile. Rthlr. 5. 8 gr. oder fl. 9.

Die Leſewelt erhält in dieſen Erzählungen des allgemein bekannten und beliebten Verfaſſers eine reiche Gallerie von Darſtellungen, welche durch ihre Lebendigkeit und innere Wahrheit, ſowie durch ihre gelungene Form und treffliche Behandlung gewiß das Intereſſe zu feſſeln vermögen. Der Verfaſſer hat es in dieſen kleineren Novellen, wie in ſeinen größeren Romanen, verſtanden, den Leſer geiſtreich zu unterhalten; und wir hoffen, daß Niemand unbefriedigt dieſe Erzählungen aus der Hand legen wird, in welchen ſich eine tüchtige Lebenskenntniß, ein ſicherer Takt, die Spannung vom Anfang bis zum Ende rege zu erhalten, ſowie überhaupt alle wackeren Eigenſchaften, wodurch ſich der Verfaſſer die Gunſt des Publikums erworben, aufs Neue vortheilhaft dargethan finden.

Verfaſſungen, die, der Vereinigten Staaten Nordamerika's. Aus dem Engliſchen überſetzt von G. H. **Engelhard**. 2 Theile. 8. Geheftet. Rthlr. 2. oder fl. 3.

Nächſtens erſcheinen.

Adrian, Prof., Skizzen aus der Schweiz.
— — Skizzen aus Nordamerika.
Beauties of Shakspeare by W. Dood, with the german translations of A. W. Schlegel, Tieck, Voss and others. 2 Vol.
Auch unter dem Titel:
Muſterſtücke aus Shakſpear's dramatiſchen Werken; engliſcher Text nach Dood's Anordnung, mit gegenüberſtehender deutſcher Ueberſetzung von Schlegel, Tieck, Voß u. Andern. 2 Bände.
Belani, H. E. R., Alfonſo der Heilige, oder Portugall's Gründung. — Ines da Caſtro. — Romantiſche Erzählungen aus Portugals Geſchichte.
— — der Premier-Miniſter. Geſchichtliches Volks- und Sittengemälde aus Portugall. Nach hiſtoriſchen Quellen und den Papieren eines Verſtorbenen bearbeitet. 3 Theile.
Beurmann, Dr., Almanach der deutſchen Bühne auf das Jahr 1835.
Cooper, der Spion. Novelle. 2 Theile. Dritte verbeſſerte Auflage.
— — der Letzte der Mohicaner. Novelle. 2 Theile. Dritte verbeſſerte Auflage.
Storch, L., der Karikaturiſt. Novelle. 2 Theile.
— — der Stern des Morgenlandes. Novelle. 3 Theile.

In demſelben Verlage ſind folgende

empfehlenswerthe Schriften

erſchienen

und um beigeſetzte Preiſe durch alle ſolide Buchhandlungen zu beziehen.

Abraham a Santa Clara, Merks! Ein curiöſes Memento für alle Stände aller Orten. Zur Ergötzung der heutigen Leſewelt wieder an's Licht geſtellt durch Dr. Heinmar. Mit dem Bildniſſe des Verfaſſers. Geh. Rthlr. 1. oder fl. 1. 45 kr.

— — Auch eine Heerpredigt wider den Türken, oder: Auf, auf, ihr Chriſten! Das iſt: eine bewegliche Anfriſchung der chriſtlichen Waffen wider den türkiſchen Erbfeind, in Eil' ohne Weil' zuſammengetragen. Geh. 21 gr. oder fl. 1. 30 kr.

Es ſind dies zwei der witzigſten Schriften von Abraham a Santa Clara, und zwar diejenigen, welche ſeit hundert Jahren nicht wieder hervortraten, und die hier nach der erſten Ausgabe als ein zuſammenhängendes Ganze in leſbarer Erneuerung erſcheinen.

Adrian, Dr., Bilder aus England. Zwei Theile mit 6 Kupfern. Rthlr. 3. 12 gr. od. fl. 6.

— Skizzen aus England. Zwei Bände. Rthlr. 3. 12 gr. oder fl. 6.

Die Halliſche, Jenaiſche und Leipziger Literatur-Zeitungen, das Berliner Converſationsblatt, die Blätter für literariſche Unterhaltung, Heſperus u. A. haben ſich über dieſe Werke auf das Vortheilhafteſte ausgeſprochen. Das ausgezeichnete Darſteller-Talent, die leichte, lebendige Schilderungsgabe des Verfaſſers, der reizende Wechſel der Gegenſtände, das Intereſſe, das den Leſer vom Anfang bis zum Ende feſſelt, und der elegante Styl ſowie die Wahl der Gegenſtände, die treue, ſtets aus dem Leben gegriffene Darſtellung des anziehenden

Landes, in welches uns der Verfaſſer einführt, in welchem er uns heimiſch macht, die liebenswürdigen und wunderlichen Charaktere, mit denen er verkehrt und die er ſo treffend ſchildert, — alles das ſind Vorzüge, welche die eben ſo unterhaltenden, als lehrreichen **Bilder und Skizzen aus England** auszeichnen und ihnen in gebildeten Kreiſen einen ſo großen Beifall gewonnen haben.

Adrian, Dr., neueſtes Gemälde von London und ſeinen Umgebungen. Handbuch für Reiſende nach London. Mit einem Wegweiſer von Frankfurt am Main über Mainz, Coblenz, Köln, Nymwegen und Rotterdam nach London, ſodann von London über Harwich nach Hamburg, über Oſtende nach Brüſſel und über Dover und Calais, Brighton und Dieppe nach Paris. — Beigegeben iſt: Eine Reiſekarte, der Plan und das Panorama von London, ſowie eine Karte der Umgebungen von London. In Etui geb. Rthlr. 3. 4 gr. od. fl. 5. 30.

Adrian, Dr., die Prieſterinnen der Griechen. Geh. 18 gr. oder fl. 1. 12 kr.

Der Gegenſtand, den der als Schriftſteller rühmlichſt bekannte Verfaſſer in dieſem Werke behandelt, iſt zu anziehend und wichtig, als daß es einer empfehlenden Anzeige bedürfte, um daſſelbe in den Kreiſen der Gelehrten und Gebildeten einzuführen.

Aſchbach, Dr. J., Geſchichte Spaniens und Portugals zur Zeit der Herrſchaft der Almoraviden und Almohaden. Erſter Theil. gr. 8. Auf Druckpap. Rthlr. 2. 12 gr. od. fl. 4. 30 kr. Auf Velinpap. Rthlr. 3. od. fl. 5. 12 kr.

Byron, Lord, ſämmtliche Werke, herausgegeben von **Dr. Adrian**. Mit dem Bildniſſe des Verfaſſers, einem Facſimile ſeiner Handſchrift und einer Anſicht von Newſtead-Abtey. 12 Bände. Geh. Auf geglättetem Velinpapier Rthlr. 8. 12 gr. oder fl. 14. Auf weißem Druckpapier Rthlr. 6. 18 gr. oder fl. 11

Dieſe Ausgabe iſt vollſtändiger, als irgend eine bis jetzt in engliſcher Sprache erſchienene, und mit der größten Sorgfalt, mit Sachkenntniß und Geſchmack von einem Vereine rühmlichſt bekannter Männer ausgeführt; keinerlei Rückſicht konnte das Auslaſſen auch nur einer einzigen Seite bedingen. Obgleich nun dieſelbe um 15 Octavbogen ſtärker wurde, wird dennoch vorerſt der äußerſt billige Subſcriptionspreis beibehalten.

Die vorzüglichſten kritiſchen Blätter haben ſich über dieſe Ausgabe auf das Vortheilhafteſte ausgeſprochen. Eine ausführliche Beurtheilung in der Halliſchen Lit. Zeitung [1832. 195] beginnt:

„Wir ſehen hier ein Unternehmen vollendet, in welchem die Univerſalität des Geiſtes unſerer Sprache einen ihrer glänzendſten Triumphe feiert. Wie möchte auch der Franzoſe oder der Italiener die kühne Kraft des engliſchen Dichters wiederzugeben vermögen, wie den freien Schwung ſeines Geſanges, die Tiefe zerreißender und verſöhnender Gefühle, die verwegene Bildung der Sätze und einzelner Worte, die tauſend bedeutungsvollen Nüancen, welche Byron gleichſam tändelnd, aber nie ohne Abſicht und Bewußtſeyn, hinwirft?“

Cooper's ſämmtliche Werke, 81 Bändchen. Geh. Ausgabe auf Druckvelinpap. Rthlr. 11. 20 gr. oder fl. 23. 12 kr. Auf Druckpapier Rthlr. 9. 20 gr. oder fl. 15. 48 kr.

Dieſelben enthalten: Der Spion. — Der Letzte der Mohikaner. — Die Anſiedler. — Der Lootſe. — Lionel Lincoln. — Die Steppe. — Der rothe Freibeuter. — Die Nordamerikaner. — Die Grenzwohner. — Die Waſſernire. — Der Bravo. — Die Heidenmauer. — Der Scharfrichter von Bern.

Döring, Georg, Stimmen des Lebens. Drei Erzählungen. Rthlr. 1. 16 gr. od. fl. 2. 48 kr.

— — Sonnenberg. Eine Novelle in 3 Theilen. Geh. Rthlr. 4. 20 gr. oder fl. 8. 24 kr.

— — der Hirtenkrieg. Novelle in 3 Theilen. Geh. Rthlr. 4. 20 gr. oder fl. 8. 24 kr.

— — die Mumie von Rotterdam. Eine Novelle. 2 Theile. Geh. Rthlr. 3. 4 gr. oder fl. 5. 30 kr.

Döring, Georg, das Kunſthaus. Novelle in 3 Theilen. Geh. Rthlr. 4. 20 gr. oder fl. 8. 24 kr.

— — van Speyk. Ein Heldengedicht. Geh. 9 gr. oder 40 kr.

— — Novellen. 4 Theile. Ausgabe auf Velinpapier Rthlr. 6. oder fl. 10. 48 kr. Ausgabe auf Druckpap. Rthlr. 5. od. fl. 9.

— — das Opfer von Oſtrolenka. Novelle in 3 Theilen. Geh. Rthlr. 4. 20 gr. od. fl. 8. 24 kr.

— — Roland von Bremen. Novelle in 3 Theilen. Geh. Rthlr. 4. 20 gr. oder fl. 8. 24 kr.

— — Phantaſiegemälde. 5 Jahrgänge. 1829 bis 1833. Jeder Jahrgang mit einem Titelkupfer von Fleiſchmann. Geb. à Rthlr. 1. 12 gr. oder fl. 2. 45 kr.

— — die Geiſelfahrt. Eine Erzählung aus dem vierzehnten Jahrhundert. 3 Bände. Rthlr. 4. 20 gr. oder fl. 8. 24 kr.

— — Tage der Vorzeit. Dramatiſches Gedicht in vier Darſtellungen, aus der Geſchichte der freien Stadt Frankfurt. 1. Die Gründung. 2. Der Kaiſerſitz. 3. Die Wahlſtadt. 4. Guſtav Adolphs Abſchied von Frankfurt. Cartonirt. Rthlr. 1 8 gr. oder fl. 2. 15 kr.

— — Erzählungen. 4 Theile. 8. Rthlr. 5. 8 gr. oder fl. 9.

— — dramatiſche Novellen. 4 Theile. Rthlr. 5. 8 gr. oder fl. 9.

Dieſe Dichtungen des berühmten Herrn Verfaſſers haben ſich des außerordentlichſten Beifalls nicht allein von Deutſchland, ſondern auch theilweiſe von England und Frankreich, wohin ſie talentvolle Ueberſetzer verpflanzt, zu erfreuen. Mit Recht nennen ihn kritiſche Blätter den deutſchen Cooper; denn wie er gleich dieſem genialen Schriftſteller einen Reichthum der Erfindung entfaltet, eine ſcharfe Charakteriſirung in allen Individuen aufſtellt, ſo gelingen ihm auch ebenſo die Schilderungen von Naturſcenen, die Darſtellungen reizender und romantiſcher Lokalitäten, mit

In demſelben Verlage ſind folgende
empfehlenswerthe Schriften
erſchienen
und um beigeſetzte Preiſe durch alle ſolide Buchhandlungen zu beziehen.

Abraham a Santa Clara, Merks! Ein curiöſes Memento für alle Stände aller Orten. Zur Ergötzung der heutigen Leſewelt wieder an's Licht geſtellt durch Dr. Heinmar. Mit dem Bildniſſe des Verfaſſers. Geh. Rthlr. 1. oder fl. 1. 45 kr.

— — **Auch eine Heerpredigt wider den Türken, oder: Auf, auf, ihr Chriſten!** Das iſt: eine bewegliche Anfriſchung der chriſtlichen Waffen wider den türkiſchen Erbfeind, in Eil' ohne Weil' zuſammengetragen. Geh. 21 gr. oder fl. 1. 30 kr.

Es ſind dies zwei der **witzigſten Schriften** von Abraham a Santa Clara, und zwar diejenigen, welche ſeit hundert Jahren nicht wieder hervortraten, und die hier nach der erſten Ausgabe als ein zuſammenhängendes Ganze in lesbarer Erneuerung erſcheinen.

Adrian, Dr., Bilder aus England. Zwei Theile mit 6 Kupfrn. Rthlr. 3. 12 gr. od. fl. 6.

— **Skizzen aus England.** Zwei Bände. Rthlr. 3. 12 gr. oder fl. 6.

Die Halliſche, Jenaiſche und Leipziger Literatur-Zeitungen, das Berliner Converſationsblatt, die Blätter für literariſche Unterhaltung, Heſperus u. A. haben ſich über dieſe Werke auf das Vortheilhafteſte ausgeſprochen. Das ausgezeichnete Darſteller-Talent, die leichte, lebendige Schilderungsgabe des Verfaſſers, der reizende Wechſel der Gegenſtände, das Intereſſe, das den Leſer vom Anfang bis zum Ende feſſelt, und der elegante Styl ſowie die Wahl der Gegenſtände, die treue, ſtets aus dem Leben gegriffene Darſtellung des anziehenden

Landes, in welches uns der Verfaſſer einführt, in welchem er uns heimiſch macht, die liebenswürdigen und wunderlichen Charaktere, mit denen er verkehrt und die er ſo treffend ſchildert, — alles das ſind Vorzüge, welche die eben ſo unterhaltenden, als lehrreichen Bilder und Skizzen aus England auszeichnen und ihnen in gebildeten Kreiſen einen ſo großen Beifall gewonnen haben.

Adrian, Dr., neueſtes Gemälde von London und ſeinen Umgebungen. Handbuch für Reiſende nach London. Mit einem Wegweiſer von Frankfurt am Main über Mainz, Coblenz, Köln, Nymwegen und Rotterdam nach London, ſodann von London über Harwich nach Hamburg, über Oſtende nach Brüſſel und über Dover und Calais, Brighten und Dieppe nach Paris. — Beigegeben iſt: Eine Reiſekarte, der Plan und das Panorama von London, ſowie eine Karte der Umgebungen von London. In Etui geb. Rthlr. 3. 4 gr. od. fl. 5. 30.

Adrian, Dr., die Prieſterinnen der Griechen. Geh. 18 gr. oder fl. 1. 12 kr.

Der Gegenſtand, den der als Schriftſteller rühmlichſt bekannte Verfaſſer in dieſem Werke behandelt, iſt zu anziehend und wichtig, als daß es einer empfehlenden Anzeige bedürfte, um daſſelbe in den Kreiſen der Gelehrten und Gebildeten einzuführen.

Aſchbach, Dr. J., Geſchichte Spaniens und Portugals zur Zeit der Herrſchaft der Almoraviden und Almohaden. Erſter Theil. gr. 8. Auf Druckpap. Rthlr. 2. 12 gr. od. fl. 4 30 kr. Auf Velinpap. Rthlr. 3. od. fl. 5. 12 kr

Byron, Lord, ſämmtliche Werke, herausgegeben von Dr. Adrian. Mit dem Bildniſſe des Verfaſſers, einem Facſimile ſeiner Handſchrift und einer Anſicht von Newſtead-Abtey 12 Bände. Geb. Auf geglättetem Velinpapier Rthlr. 8. 12 gr. oder fl. 14. Auf weißem Druckpapier Rthlr. 6. 18 gr. oder fl. 11

Dieſe Ausgabe iſt vollſtändiger, als irgend eine bis jetzt in engliſcher Sprache erſchienene, und mit der [illegible] Sorgfalt, mit Sachkenntniß und Geſchmack von einem Vereine rühmlichſt bekannter Männer ausgeführt; keinerlei Rückſicht konnte das Auslaſſen auch nur einer einzigen Stelle bedingen. Obgleich nun dieſelbe um 15 Octavbogen ſtärker wurde, wird dennoch vorerſt der äußerſt billige Subſcriptionspreis beibehalten.

Die vorzüglichſten kritiſchen Blätter haben ſich über die Ausgabe auf das Vortheilhafteſte ausgeſprochen. Eine ausführliche Beurtheilung in der Halliſchen Lit. Zeitung [1832. 195] beginnt:

„Wir ſehen hier ein Unternehmen vollendet, in welchem die Univerſalität des Geiſtes unſerer Sprache einen ihrer glänzendſten Triumphe feiert. Wie möchte auch der Franzoſe oder der Italiener die kühne Kraft des engliſchen Dichters wiederzugeben vermögen, wie den freien Schwung ſeines Geſanges, die Tiefe zerreißender und verſöhnender Gefühle, die verwegene Bildung der Sätze und einzelner Worte, die tauſend bedeutungsvollen Nüancen, welche Byron gleichſam tändelnd, aber nie ohne Abſicht und Bewußtſeyn, hinwirft?“

Cooper's ſämmtliche Werke, 81 Bändchen. Geh. Ausgabe auf Druckvelinpap. Rthlr. 14. 20 gr. oder fl. 23. 12 kr. Auf Druckpapier Rthlr. 9. 20 gr. oder fl. 15. 48 kr.

Dieſelben enthalten: Der Spion. — Der Letzte der Mohikaner. — Die Anſiedler. — Der Lootſe. — Lionel Lincoln. — Die Steppe. — Der rothe Freibeuter. — Die Nordamerikaner. — Die Grenzwohner. — Die Waſſernixe. — Der Bravo. — Die Heidenmauer. — Der Scharfrichter von Bern.

Döring, Georg, Stimmen des Lebens. Drei Erzählungen. Rthlr. 1. 16 gr. od. fl. 2. 48 kr.

— — Sonnenberg. Eine Novelle in 3 Theilen. Geh. Rthlr. 4. 20 gr. oder fl. 8. 24 kr.

— — der Hirtenkrieg. Novelle in 3 Theilen. Geh. Rthlr. 4. 20 gr. oder fl. 8. 24 kr.

— — die Mumie von Rotterdam. Eine Novelle. 2 Theile. Geh. Rthlr. 3. 4 gr. oder fl. 5. 30 kr.

Döring, Georg, das Kunſthaus. Novelle in 3 Theilen. Geh. Rthlr. 4. 20 gr. oder fl. 8. 24 kr.

— — van Speyk. Ein Heldengedicht. Geh. 9 gr. oder 40 kr.

— — Novellen. 4 Theile. Ausgabe auf Velinpapier Rthlr. 6. oder fl. 10. 48 kr. Ausgabe auf Druckpap. Rthlr. 5. od. fl. 9.

— — das Opfer von Oſtrolenka. Novelle in 3 Theilen. Geh. Rthlr. 4. 20 gr. od. fl. 8. 24 kr.

— — Roland von Bremen. Novelle in 3 Theilen. Geh. Rthlr. 4. 20 gr. oder fl. 8. 24 kr.

— — Phantaſiegemälde. 5 Jahrgänge. 1829 bis 1833. Jeder Jahrgang mit einem Titelkupfer von Fleiſchmann. Geh. à Rthlr. 1. 12 gr. oder fl. 2. 45 kr.

— — die Geiſelfahrt. Eine Erzählung aus dem vierzehnten Jahrhundert. 3 Bände. Rthlr. 8 20 gr. oder fl. 8. 24 kr.

— — Tage der Vorzeit. Dramatiſches Gedicht in vier Darſtellungen, aus der Geſchichte der freien Stadt Frankfurt. 1. Die Gründung. 2. Der Kaiſerſitz. 3. Die Wahlſtadt. 4. Guſtav Adolphs Abſchied von Frankfurt. Cartonirt. Rthlr. 1 8 gr. oder fl. 2. 15 kr.

— — Erzählungen. 4 Theile. 8. Rthlr. 5. 8 gr. oder fl. 9.

— — dramatiſche Novellen. 4 Theile. Rthlr. 5. 8 gr. oder fl. 9.

Dieſe Dichtungen des berühmten Herrn Verfaſſers haben ſich des außerordentlichſten Beifalls nicht allein von Deutſchland, ſondern auch theilweiſe von England und Frankreich, wohin ſie talentvolle Ueberſetzer verpflanzt, zu erfreuen. Mit Recht nennen ihn kritiſche Blätter den deutſchen Cooper; denn wie er gleich dieſem genialen Schriftſteller einen Reichthum der Erfindung entfaltet, eine ſcharfe Charakteriſirung in allen Individuen aufſtellt, ſo gelingen ihm auch ebenſo die Schilderungen von Naturſcenen, die Darſtellungen reizender und romantiſcher Lokalitäten, mit allen dichteriſchen Details, welche dazu beitragen, ein Bild zum Kunſtwerke zu erheben. Daß die reinſte Moralität in allen ſeinen Dichtungen vorherrſche, und ſie deshalb ohne Anſtand jeder Jungfrau in die Hand gegeben werden können, iſt allgemein anerkannt.

Duller, Eduard, Franz von Sickingen. Dramatiſches Gedicht in fünf Abtheilungen. 8. geh. Rthlr. 1. 8 gr. oder fl. 2. 20 kr.

Dieſe neueſte Dichtung des ausgezeichneten und beliebten Verfaſſers iſt ganz geeignet, die Zahl ſeiner Freunde und Leſer zu vermehren. Der Kampf des Lichtes mit der Finſterniß in den Tagen der erwachenden deutſchen Freiheit, — Fehde bis in den Tod dem tauſendjährigen Wahne, der Unvernunft, der geiſtigen Vormundſchaft; — Treue bis in den Tod für Wahrheit und Recht; dies ſind die Grundideen dieſes dramatiſchen Gedichtes. — Möge der zeitgemäße Grundton des Werkes in unſerer und jeder Zeit ſeinen kräftigen Wiederhall finden.

Edgeworth, Maria, die Gönnerſchaft. Aus dem Engliſchen von Louiſe Marezoll. 4 Theile. Rthlr. 4. 12 gr. oder fl. 7. 48 kr.

Erholungsſtunden. Eine Zeitſchrift für gebildete Leſer. Von Georg Döring. 2ter und 3r Jahrg. 1829 u. 1830 à Rthlr. 2. od. fl. 3. 36 kr. 4r bis 6ter Jahrg. 1831 — 33. à Rthlr. 5. od. fl. 8.

— — Eine Zeitſchrift für gebildete Leſer. Von Eduard Duller. Neue Folge. Jahrgang 1834, in 12 Heften. Rthlr. 5. oder fl. 8.

Dieſe Zeitſchrift, welche ſeit einer Reihe von Jahren ſich des Beifalls der gebildeten Leſewelt erfreut, wird wie bisher in monatlichen Heften erſcheinen. Die Redaktion derſelben hat der rühmlichſt bekannte Dichter, Herr Eduard Duller, übernommen. — Durch die ſorgfältige Auswahl, Prüfung und Anordnung dieſes ausgezeichneten Schriftſtellers wird dem Publikum eine Zuſammenſtellung des Gediegenſten geboten. Zugleich bürgen auch die Namen der bisherigen Mitarbeiter: Adrian, L. Bechſtein, Belani, Hungari, Kilzer, Ph. von Mettingh, Nänny, Rückert, Schopenhauer, Starkloff, L. Storch, Zſchokke u. a. m. für die Tüchtigkeit dieſes Unternehmens.

Der Fürſtentag.

Hiſtoriſch-romantiſches Zeitbild
aus dem
ſechzehnten Jahrhundert

Von
Ludwig Bechſtein.

Zweiter Theil.

Frankfurt am Main.
Druck und Verlag von J. D. Sauerländer.
1834.

In die geräumige Oberſtube des Gaſthauſes zur Krone in Schmalkalden traten nach und nach die proteſtantiſchen Fürſten ein, und ſetzten ſich rund an die holzgetäfelten Wände zu ernſter Berathung nieder, nachdem ſie einer Predigt Stephan Agrikola's andächtig beigewohnt. Sie wurden nicht müde, dieſe kräftigen Säulen des geläuterten Glaubens, den neuen Tempelbau zu tragen und zu ſtützen, und mit eifriger Rede, zu raſcher That bereit, ſetzten ſie allen Angriffen, allen liſtigen Vorſchlägen, die der Kaiſer durch ſeine Räthe thun ließ, feſten Muth, ſtarre Ruhe entgegen. In dem freundlichen Erker, der aus dem großen Verſammlungszimmer auf den Markt vorſprang und deſſen Fenſter mit bunten Glasmalereien geziert waren, ſtanden die Bundes-Hauptleute, der wackre Kurfürſt und Herzog Johann Friedrich zu Sachſen und der tapfre Landgraf Philipp von Heſſen, in tiefem heimlich geführtem

Geſpräch, das von den neuen Artikeln handelte, die Lutherus auf des Kurfürſten Geheiß entworfen und welche auch der Landgraf bereits kannte.

„Wir dürfen dem Kaiſer nicht das Mindeſte einräumen, mein fürſtlicher Bruder!“ ſprach der lebhafte Heſſenfürſt, „ſein Legat mag ſchwatzen und verbringen, was er will. Denn hinter jedem Wort dieſes argliſtigen Mannes lauert Teufelstücke, und hinter jeder Forderung des Kaiſers birgt ſich des Papſtes Joch und Tyrannei, der wir uns nie entziehen, ſo wir es jetzt nicht thun, wo wir ſtark ſind durch Vereinigung; auch Schweden und Dänemark ſind auf unſere Seite getreten, es kann uns nicht fehlen, ſie mögen ſich verbinden gegen uns, mögen dräuen und toben; wir wollen dem Kaiſer nicht abſagen, aber dem Papſt ganz und gar.“

„Ich werde dem Wort treu bleiben, das ich beſchworen,“ ſprach männlich ernſt Kurfürſt Johann Friedrich, „und nichts ſoll mich davon abbringen; mit Land und Leuten, mit Leib und Leben will ich meine Ueberzeugung verbürgen. Und und mögte nur ſtets im Sachſenlande das lautre Wort Gottes, wie unſer Luther es lehrt und verkündigt, gelehrt und gepredigt werden; mögten auch alle meine Erben und der Sachſenfürſten ſpäteſte Enkel ſich weder durch Ehren und Vortheile, noch durch Drohungen und Trübſale von dem reinen Lichte des Evangeliums hinwegwenden."

„Wir wollen nun," fuhr Landgraf Philipp fort, „vernehmen, was Lutherus aufgeſetzt über das Mantuaniſche Koncilium, da, wie es ſcheint, unſere Verſammlung vollzählig iſt, und dann ungeſäumt ſein Bedenken im Druck ausgehen laſſen."

Der Kurfürſt nickte gewährend, Philipp winkte, und ſein Kanzler trat auf und begann, als erwartungsvolle Stille eingetreten war, mit lauter Stimme Luther's Eingabe abzuleſen. Der freiſinnige Reformator hatte in dieſer Schrift die Gedanken näher entwickelt und aus einander geſetzt, die er ſchon neulich geſprächsweiſe im Hauſe des Rentmeiſters geäußert hatte. Es begann aber dieſer Aufſatz mit den Worten:

„Ich ſehe wohl und beſorge, es werde zum Gerauff kommen endlich; dafür muß man nicht erſchrecken, wiewohl Gott allmächtig iſt und heißt, der bisher viel Dinges anders geſchickt hat, weder wir gemeinet."

Hierauf ging es gleich in dem gewohnten heftigen Ton fort: daß der Papſt und die Römiſchen gern das Koncilium verhindert ſähen, wenn ſie nur ſagen könnten, es habe an ihnen nicht gemangelt, weil ſie es ausgeſchrieben, Boten geſandt, und die Stände berufen laſſen, und würden ſie es dann den Proteſtanten wohl aufmutzen. Deßhalb ſeien ſie gleich ſo abſchreckend verfahren, haben im Voraus nicht allein das Urtheil geſprochen, das erſt im Koncilium über die Gegner ergehen ſollte, ſondern auch hintangeſetzt die Appellatio mit Verhör, Antwort und Handlung aller Sachen, auch weggeſchlagen alle fromme ehrbare Leute, die man vielleicht zu Mittlern erwählen mögte. Ohne Verhör, gegen alle Rechte, ſei Execution und Ausrottung befohlen; keines der Bücher der Verbündeten werde geleſen, alle ſeien verboten; die Proteſtanten ſeien nicht gehört, wohl aber die falſchen Schreiber und Lügenmäuler, obgleich Fürſten und Biſchöfe in deutſchen Landen wüßten, daß der Pabſt, Welſchland und andere Nationen verlogenen Buben und Büchern glaubten. Es gäbe auch ohne des Luther's Sachen genug Irrungen, die ſchon allein ein Koncilium nöthig machten; allein davon ſchweige die Bulle gänzlich. Es ſei dem Teufel durch ſeine böſen Buben nicht genug, verdammen zu wollen, ſondern auszurotten, wie ein Beweis ſei, daß ſie ſchon bisher unſchuldig Blut genug vergoſſen, fromme und redliche Leute geplagt, verjagt, betrübt und elendiglich mit ihnen umgegangen, blos weil ſie im rechten treuen Glauben das Sacrament genommen. Nun ſolle ſolches Blutvergießen und Wüthen nicht nur im Koncilio für recht geſprochen, ſondern ſogar die Proteſtanten gezwungen werden, dieſen Spruch anzuerkennen und jener ihre Jaherren zu ſein, und ihrer Verfolgungen und Gottesläſterungen theilhaftig zu werden. „Solches thue der Teufel, wie er denn durch ſie thut.“ Es werde nun ſolches Koncilium, komme es ja zu Stand, ein erbärmliches, von wenigen Fürſten beſuchtes ſein, ſpöttiſch und lächerlich bei allen ehrlichen frommen Leuten. Daher mögten ſie nur ihre Narren und Schellen vollends herausſchütten, und man brauche dem Legaten keine abſchlägliche Antwort zu geben.

„So brächte auch das groß Ärgerniß, vielleicht auch Abfall bei vielen guten Leuten, daß wir ſo eben dieſer Zeit, ſo der Türke vorhanden und der Kaiſer in Arbeit, ſollten das Koncilium weigern. Wiewohl ich es dafür halte, daß die römiſchen Buben (weil ſie wohl gewußt, daß mit dem Türken und Franzoſen ſo ſtehn würde) haben ſie das Koncilium eben in dieſ's Jahr gelegt, auf daß, ob es die Lutheriſchen nicht würden hindern, es doch durch den Türken und Franzoſen gehindert würde. Wiewohl ſie am liebſten hätten, es mögte von den Lutheriſchen gehindert heißen. Denn das müßte darnach Muthwillen heißen; jenes hätte Noth gezwungen, daß man's für den Türken nicht hätte mögen halten. Summa: Sie können kein Koncilium leiden, auch ihres eigenen Theils nicht, wo ſie es nicht ſollen machen, wie ſie wollen.“ —

Nachdem dieſe deutliche Erklärung vielfach beſprochen worden, ging die Berathung der fürſtlichen Herren noch auf einige andere Gegenſtände von Wichtigkeit über; denn nicht allein über die Zuſammenberufung des Konciliums in Mantua ſollte in Schmalkalden entſchieden werden. Der Reichs-Vicekanzler hatte ſchon früher auf die zu Regensburg beſchloſſene Türkenhülfe, oder, wenn die Türken in Deutſchland nicht einfallen ſollten, auf Hülfe gegen den König von Frankreich im Namen ſeines kaiſerlichen Herrn bei den proteſtirenden Ständen Antrag geſtellt, den aber der Kurfürſt und ſeine Bundesgenoſſen ſo lange abgelehnt, bis Deutſchland ſelbſt ein dauernder Friede geſichert ſei, wobei ſich die Verbündeten noch bitter über das Verfahren des Reichs-Kammergerichts beſchwerten und deſſen Abſtellung forderten. Nun trat an dieſem Tage Held wieder in die Fürſten-Verſammlung, bat um das Wort, und trug ihr nachfolgende drei Punkte vor. Erſtens: An der Entſchuldigung der proteſtirenden Stände wegen eines mit Frankreich und England angeblich geſchloſſenen Bündniſſes habe kaiſerliche Majeſtät ein gnädiges Gefallen. Zweitens: Daß ſich ihre kur- und fürſtlichen Gnaden nebſt ihren Mitverwanden beklagt, als ob das Reichs-Kammergericht ſich dem nürnbergiſchen Anſtand und Vertrag nicht gemäß verhalte mit Abſchaffung der Proceſſe, ſo in Sachen der Religion und des Glaubens bisher vorgenommen worden, beruhe wohl auf einem Mißverſtand, der ſeinen Grund in dem nürnberger Religionsfrieden ſelbſt haben müſſe. Drittens: Es hätten die gnädigen

Fürſten und ihre Verbundenen in ihrer Inſtruktion an kaiſerliche Majeſtät begehrt, daß dieſelbe nicht allein diejenigen, ſo namentlich in dem nürnbergiſchen Anſtand begriffen ſeien, gnädiglich handhaben, ſondern auch andere, ſo ſich nachgehends mit den gnädigen Fürſten verwandt gemacht hätten, deſſelben Friedens und Stillſtandes genießen laſſen wolle. Es könne aber ihre kaiſerliche Majeſtät den nürnberger Religionsfrieden auf andre Stände, als Anfangs darin begriffen, nicht erſtrecken. Und endlich, weil das General-Koncilium nunmehr vor der Thüre ſei, wodurch die Religions-Zwieſpalte friedlich beigelegt werden ſollten, ſo mögten doch die gnädigen Fürſten getreulich bei dem nürnbergiſchen Anſtand bleiben und darob halten, daß er durch andere nicht in Zerrüttung käme. —

Auf Vortrag des Reichs-Vicekanzlers wurde ihm die Antwort: Die konföderirten Stände bedankten ſich erſtens wegen des Wohlgefallens, ſo kaiſerliche Majeſtät an ihrer Entſchuldigung gehabt. Zweitens könnten ſchon die Städte Hamburg und Lindau hinlänglich bezeugen, wie das Reichs-Kammergericht zu verfahren gewohnt ſei, und wie es den Geiſtlichen dieſer Orte die restitutio bonorum zuerkannt. Drittens konnten und wollten die Proteſtirenden ſich nie der Vorrechte begeben, die im nürnberger Religionsfrieden zugeſagt worden, und müßten ſie das Recht haben, in ihr Verbündniß aufzunehmen, wen ſie wollten.

Es folgte auf dieſe Antwort eine Replik des Kanzlers und eine Duplik der Verbündeten, und deren feſte Erklärung: daß man die begehrte Türkenhülfe ſo lange verweigern wolle, bis dieſe Sache auf einem gemeinen Reichstag vorgetragen und über Frieden und Stillſtand gewiſſe Verſicherung ertheilt worden.

So wahrten die Fürſten kräftig ihre Rechte, gaben den eigenſinnigen Forderungen des kleinen eifrigen Männleins kein Haar breit nach, und Held ſah mit ſtillem Grimm mehr und mehr ein, wie ſchwierig ſeine Stellung dieſen feſten, trotzigen Männern gegenüber ſei und wie, trotz aller ſeiner Kenntniß, ſeiner Erfahrung, ſeiner rabuliſtiſchen Ränkekunſt, er dennoch dem in ihm geſetzten Vertrauen des Kaiſers nicht nach Wunſch entſprechen könne und keine Spanne weiter komme.

Während nun hier mit Worten ſcharf und ernſt für die Bewahrung der ein Mal erkannten Rechte geſtritten wurde, ſchnitt Lutherus ſich ſcharfe Federn und kämpfte mit dem ſchneidenden Schwert der Schrift für ſeine, für der Menſchheit, für Gottes Sache. So entſtand jene heftige Schrift, überſchrieben: Einer aus den hohen Artikeln des allerheiligſten päpſtlichen Glaubens, genannt Donatio Constantini, durch Doktor Martin Luther verdeutſchet, an das aufgeſchobene Koncilium zu Mantua, deren Vorrede begann: „Wenn ich nicht ſo geneigt wäre und Luſt hätte zu thun, was dem Teufel und ſeinem Papſtthum verdrießlich iſt, zuvoraus, wo Gottes Ehre daraus kommen kann, ſo hätte ich dieſes Stück aus dem heiligen geiſtlichen Recht nicht fürgenommen zu verdeutſchen, ſo gar ſchändlich, verzweifelt bös Latein“ iſt's u. ſ. w. Dann hieß es zu Anfang: Wer nun Ohren hat zu hören, der höre „eine weidliche, fette, dicke, wohlgemäſtete, eine rechte päpſtliche Lügen.“ Und nun kam die Erzählung, wie Kaiſer Konſtantinus nach ſeiner Taufe dem römiſchen Biſchof die Obermacht gegeben über alle Fürſten und Völker und ihn zum Statthalter

Gottes auf Erden eingeſetzt, daß er mehr Macht haben ſolle, als der Kaiſer ſelbſt. Die Aufzählung aller dieſer erlogenen Dotationen der Päbſte begleitete Luther mit ſpöttiſchen Randglößlein, nannte den Pabſt einen Statthalter, wie man ihn im Rauchloch zu Babylon unter dem fünften Ziegelſtein beſchrieben fände; ſetzte der Beſchreibung des köſtlichen Ornates hinzu, daß der Pabſt hinten zwei Rubine, wie die Eſſigkrüge groß, und vorn zwei Smaragden wie die Straußeneier tragen ſollte; ſetzte zu dem Fluch: „würde aber hierin Jemand ein Frevler oder Verächter ſein, der ſoll der ewigen Verdammniß verknüpft und unterworfen ſein, und ſoll beide hier und dort die Heiligen Gottes, St. Peter und Paul, der Apoſtel Fürſten, zu Feinden haben, und mit dem Teufel und allen Gottloſen in der unterſten Hölle verbrennen und verderben,“ die Anmerkung: Siehe da, können die Kaiſer auch in die Hölle die Seelen werfen? Hier ſtehet, Gottlob, kein Amen.

Dann erzählte Luther, nachdem er die Ueberſetzung dieſer falſchen Dekretalen zu Stande gebracht, wie es die Päbſte bisher damit immer ärger getrieben, und wie der gelehrte trefflich-

Laurentius Valla, ein Römer, dieſ's Unweſen gerügt, doch aber gar ſäuberlich und nicht ſo ungewaſchen, wie der Luther, die rothe mörderiſche Babylonierinn zu Rom angegriffen; dennoch habe der römiſche Teufel und Abgott ſeine Höllenhunde an ihn gehetzt, die Predigermönche, die Ketzermeiſter hießen, daß er mit Noth entflohen. Denn die päpſtliche Lüge ſei ſo zart, daß ſie nicht angerührt und angetaſtet ſein wolle, vielmehr ſei ſie gern angebetet als ein Gott, und des Sitzens an Gottes Statt gewohnt und des Fußküſſens, und könne nicht leiden, daß man ſie Lügen nenne und ihr den rechten Namen gäbe.

Nun wurde der Papſt ſcharf mit Fragen angegriffen, es wurde der deutſchen Kaiſer gedacht, die Päpſte ab- und eingeſetzt, bis der Schalk über alle Schälke, der Bube über alle Buben, Bonifacius der achte, das goldene Jubeljahr und die verfluchte Ablaßkrämerei aufgebracht, darüber die Päpſte alle nach einander feſtgehalten, weil ſie Geld ohne Maas getragen. Weiter wurde die Geſchichte dieſes Papſtes bis zu ſeinem elenden Ende erzählt: alle ſeine Praktiken, ſeine unerhörten Anmaßungen weltlicher Macht und Hoheit, ſeine ſchweren Schatzungen ganzer Länder, Inveſtitur und Lehnrecht über alle Kaiſer und Könige, Anbetung, Fußkuß, daß der Kaiſer ihm den Steigbügel halten und der Pfalzgraf ſeinem Mauleſel den Schwanz habe nachtragen müſſen, auch vom Peterspfennig, von des neapolitaniſchen und ſiciliſchen Königreichs Lehenszinſen an Roſſen und deren ſilbernem Geſchirr, wie auch Leo der zehnte, Luther's erſter Kaiphas, ſeinen Vetter zum König von Neapolis eingeſetzt, dem die Neapolitaner aber ſo ſtarke Gifte gegeben, daß ſein Leib grasgrün geworden. Weiter erzählte Luther in ſeiner eifrigen Arbeit, die ihm wie ein nie verſiegender Strom aus der Feder und aus dem erſtaunenswürdigen Gedächtniß voll Geſchichtskenntniß floß, wie Bonifacius das Pallium erdacht, dafür allein Mainz zwanzig bis dreißig tauſend Gulden dem Schalk noch immer bei jeder Erzbiſchofswahl geben müſſe, und fragte dabei: „Ja, welcher Teufel hat ihm die Macht gegeben, die fremden Stifter ſo zu plündern und ſeine vier hanfene Fäden ſo theuer zu verkaufen?“

Hierauf ging es wieder gegen den Ablaß, gegen die Legaten, damit es der Pabſt dem Kaiier gleich thun wolle, wobei jener den Titel eines Rattenkönigs empfing; dann gegen den dritten Kaiphas, Klemens den ſiebenten, deſſen Schändlichkeiten, Geiz und Schachergeiſt unverhüllt dargelegt wurden, der die Welt mit einer unerhörten Türkenſteuer gebrandſchatzt. So ſchrieb und donnerte Luther fort und fort gegen die Gräuel des Pabſtes und Antichriſts, Gräuel, bei deren Aufzählung nur zu bewundern iſt, daß nicht ganze Nationen ſich erhoben, daß nicht alle Fürſten der Erde ſich vereinigten, den heiligen Popanz zu ſtürzen und das Reich der Lüge in ſein altes Nichts zurückzuſchleudern. Doch hatte ſeine Stunde noch nicht geſchlagen, die Binde ſollte noch bleiben nach dem Willen des ewigen Gottes vor dem Auge eines großen Theils der Menſchheit, bis auch die Papſt-Zeit und das Papſt-Reich von der Tafel der Gegenwart hinweggelöſcht und als ein trügliches Schreckgeſpenſt in den Hintergrund der Vergangenheit treten wird. Die Zeit ſelbſt wird dann kommen, ein ſtarker, eifriger, gewaltiger Reformator, und wird ein Stück ſeiner Macht nach dem andern und ein Stück ſeines Schmuckes nach dem andern hinwegreißen, nachdem es Luther'n gelang, ihm die Larve abzuſchlagen und die Truggeſtalt des Kirchentyrannen in ihrer ganzen Scheuslichkeit der Welt zu zeigen.

Von Tag zu Tag ſtieg in der Stadt Schmalkalden der Ruf des Arztes Philippus, und die gläubige Menge ſtrömte gar bald dem geprieſenen Wundermann zu. Er heilte ſo leicht und ſchnell und auf ſo mannichfaltige Weiſe, meiſt durch Mittel, die er ſelbſt gab, und die er ſich im Laboratorium der Roſenapotheke bereitete. Der größte Herold ſeines Ruhmes war der Apotheker Liborius; dieſer hoffte immer noch, das Geheimniß der Goldtinktur und des Philoſophenſteins von dem Bewunderten zu empfangen, und ließ ihn daher in ſeinem Hauſe willig ſchalten und walten. Er achtete es gering, daß ihn die Ärzte der Stadt, und vor allen Geißhirt und Engelhaupt, grimmig haßten und anfeindeten, ihm die Kunden abſpänſtig machten und ihn verläſterten.

Eines Morgens trat Liborius mit Philippus in die Familienſtube des Bürgermeiſters, und nach freundlicher Begrüßung begann der Arzt: „Die Stunde iſt gekommen, mein wackrer, vielwerther Herr Herz, in der ich Euch und den

Euern den lebhafteſten Dank für alle Güte und Liebe ſage, die Ihr mir bisher erwieſen. Den geringen Dienſt, den ich Euch, Herr Herz, bei Euerm Gebreſt zu leiſten ſo glücklich war, habt Ihr und die Euern durch die größte Gaſtlichkeit vergolten; Ihr habt mir, der ich als ein Fremdling zu Euch kam, Vertrauen geſchenkt und Obdach gegeben. Jetzt verlaſſe ich Euch als ein dankbarer Freund, und gebe den Bitten dieſes, Eures Freundes, des Herrn Liborius, nach, noch einige Tage bei ihm zu wohnen, ehe ich Eure Stadt verlaſſe."

„Ei, das iſt fein und löblich von Euch, Herr Liborius," zürnte Frau Veronika, „daß Ihr uns unſre Gäſte abwendig macht!"

„Ich will nicht hoffen, daß Euch irgend eine Unbill in meinem Hauſe widerfahren, wegen der Ihr auszieht?" fragte Herz.

„O gewiß keine!" verſicherte Philippus. „Wohl ſtand ein ſchöner, freundlicher Stern über Euerm Haus und meinem Haupt, als ich hineintrat; doch es war ein Wandelſtern, und was ich heimlich hoffte, verwandelte mein Schickſal in eine verneinte Frage. Ich ſcheide, und ſegne Euch und Euer Haus."

„Zürnt mir nicht, liebwerthe Freunde," nahm Liborius das Wort, „weil ich Euch den Mann des Ruhms entführe. Wir bereiten mit einander ein geheimes, ein großes Werk, dazu ein Laboratorium nöthig; ſo iſt es bequemer für unſern Meiſter, bei mir zu wohnen. Auch wegen des großen Zulaufs von Hohen und Niedern, und wegen mannigfaltiger Beſchickung dieſes Wundermannes iſt mein Haus beſſer geeignet, als das Eure, liegt auch mehr in Mitten der Stadt."

„Ich ſehe wohl, daß die Herren einig ſind," antwortete Herz, „und kann den Meiſter Philippus nicht hindern, dahin zu gehen, wohin es ihm gut dünket."

„Euch allen danke ich daher nochmals aus vollem Herzen," ſprach der Arzt „und bitte, zum Andenken an mich dieſe talismaniſchen Zeichen aufzubewahren, die ich in ſtillen Arbeitsſtunden mit Mühe ſelbſt gefertiget. Euch, Herr Bürgermeiſter, überreiche ich das Sigillum Solis, von arabiſchem Gold gemacht, darauf ihr den Planeten gebildet ſchaut in Königsgeſtalt, auf deſſen Rückſeite das magiſche Zahlenquadrat einhundert und elf durch ſechs Mal ſechs Zahlen dargeſtellt iſt. Tragt

Ihr dieſ's Sigill in einem Tüchlein von gelber Seide, ſo gibt es große Gunſt und Gnade von allen Potentaten, Königen und Kaiſern, erhöht den Menſchen von Tag zu Tag, daß er zunimmt an Gut und Ehren und für groß geachtet wird von allen Menſchen. Euch, Frau Herz, laſſe ich das planetariſche Sigillum Lunä, aus lautrem Silber, mit der Quadratzahl dreihundert neun und ſechzig. Es iſt geſtempelt im guten Weſen und Gang des Monds, wird in einem weiß ſeidenen Tüchlein oder Silberzindel getragen, und ſchützt vor vielen Krankheiten, macht auch alle Dinge beſtändig und an ihrem Orte bleiben, was bei Hausfrauen viel Werth hat.

Hierauf wandte ſich der ſeltſame Adept auch an die Jungfrauen mit ſeinen magiſchen Gaben; zuerſt an Helene, die eine Zinnmedaille mit dem Bilde Jupiters empfing. „Euch, heitre Helene," begann Philippus, „weihe ich zum Andenken das Sigillum Jovis; tragt es in blauer Seide, es erhält Euch, was Ihr ſchon beſitzt, Liebe, Huld und Gunſt von allen Menſchen. Wozu Ihr es legt, das mehret ſich und nimmt zu von Tag zu Tag, und macht ſeine Trägerinn glückhaft bei jedem Handel, und vertreibt auch jegliche Furcht.“

Zuletzt zog Philippus eine neugeprägte Medaille von rothem Kupfer hervor, trat zu Magdalenen und ſprach: „Euch, ſchöne Magdalene, reiche ich dieſes Erinnerungszeichen; es iſt das Sigill des holden Liebesſternes. Gedenket meiner in Liebe und im Guten, und vergeſſ't jene Stunde, wo der Zauberer von der Sibylla Glücksweiſſagung begehrte. Auf dieſem Sigill ſeht Ihr das Quadrat, mit ſieben multiplicirt, und ſeht ein liebliches Frauenbild geprägt, einen fünfſtrahligen Stern auf dem Haupt, darinnen das Planetenzeichen Veneris. Der Liebesgott ſteht neben der Liebesgöttinn; ſo ſtehe ſtets bei Euch der Minne Glück und Seligkeit. Dieſes Sigill, in einem grünſeidenen Tüchlein getragen, gibt wunderbarliche große Gunſt und Liebe zwiſchen Mann und Weib, vertreibt den Haß und alle Feindſchaft, und ſo wird es auch, hättet Ihr etwa einen Haß auf mich geworfen, dieſen vertreiben.“

„Behüte Gott, Meiſter!“ entgegnete Magdalene verſchämt; „wie ſollte ich den Mann haſſen, der meines theuern Oheims Lebensretter wurde?

Ziehet mit Gott! Ich werde dieſes Denkzeichen heilig aufbewahren, obgleich ich glaube, daß nicht das todte Metall und die Planetenbilder uns Glück bringen, ſondern allein die Gnade des Allmächtigen.“

„Ihr habt einen guten Glauben, Jungfrau,“ erwiederte Philippus, und drückte Ihr noch ein Mal, zum letzten Mal, warm die Hand. Alle dankten ihm für ſeine wunderbaren Gaben. Da trat Stiegelius herein, und gleich wandte ſich der Meiſter an dieſen und ſprach: „Siehe da, noch ein Gaſt des Hauſes, von dem ich auch Abſchied nehmen muß. Lebt wohl, Herr Profeſſor! Wir ſehen uns wohl noch. Ich habe Euch das Horoſkop geſtellt; Euer Stern durchwandelt gute Häuſer. Die Jungfrau iſt Euer Zeichen; darum habt Ihr die Minerva zur Schutzgöttinn erwählt, darum iſt Euch die Muſe der Dichtkunſt hold und geneigt, darum wird Euch auch bald eine irdiſche Jungfrau mit himmliſcher Liebe beglücken.„

Stiegelius erröthete; Magdalene wandte ſich ab, auch auf ihren Wangen blühte die Roſe verſchämter Liebe auf. Frau Veronika bemerkte es mit ſtillem Lächeln. Philippus ging mit Liborius; Herz und Stiegelius begleiteten Beide. Auf dem Vorſaal ſtand der alte Ulf; auch dieſen redete Philippus in gewohnter gütiger, doch myſtiſcher Weiſe an; auch er empfing ein werthvolles Metallgepräge, doch nicht geziert mit kabbaliſtiſchen und ſideriſchen Zeichen und arithmetiſchen Quadraten, ſondern voll- und wohlgültig bei jeglichem Kaufmann und Wechsler, und der Alte küßte unter Thränen dankbar des Meiſters Hand. „Ich ſegne noch die Stunde, da Gott mich Euch finden ließ in dem gold'nen Haſenköpflein unter lockern Geſellen; ſo zieht denn mit Gott!“

Triumphirend ſchritt Liborius mit dem Wundermann, dem ſein Hund, von Ulf noch ein Mal geſtreichelt, folgte, von dannen. Der Apotheker war froher Hoffnungen voll; er ſah im Geiſt von zauberiſchen Goldbäumen, die in Kryſtallen funkelten, die Wunderfrüchte in ſeinen Schoos träufeln. Auch Stiegelius ging raſch mit hoffnungsvoll klopfendem Herzen in ſein Gemach; denn er ſah von ferne den neuen Freund, Doktor Lange, im Feierkleid auf das Haus des Bürgermeiſters zukommen, und dieſer war es, der für ihn, den Magdalenen's Liebe beglückte, jetzt bei des Mädchens Pflegeältern um deſſen Hand in Züchten werben ſollte.

In ſonniger Heiterkeit grüßte der Morgen des Sonntags Invocavit die noch ſchlummernde winterliche Flur. Zwar hatten warme Mittagsſtrahlen in der Stadt den Schnee des Aſchermittwochstages hinweggethaut, und auf den Feldern rings umher lag er nur noch in langen Streifen der tieferen Gränzfurchen und der Hohlwege, wo er, mit dünner Eiskruſte bekleidet, des Winters Herrſchaft an den Winterſeiten behauptete, während er ſich auf den Anhöhen der Sommerſeite nur ſchwach hielt und nur von den Gipfeln, wie ein verſchanzter Feind, in das Thal lugte, das in einer matten Färbung grünte. Jene neugierigen Frühlingsblümlein, die vor einiger Zeit ſich aus beſonnten Rainen hervorſtahlen, hatte der Winterodem einiger kalten Tage zurückgeſchreckt; aber in den geſchützten Wäldern, unter dem Buſchholz der verblühten Haſelſtauden und der noch kahlen Weißdornhecken wagten ſich aus wärmenden Laubdecken nun die unſchuldweißen zarten Hornungsblumen, Schneetröpfchen genannt, und grüßten die verwandten Märzglöckchen, die auch hervorgeſproßt waren, den Frühling einzuläuten, und unter dem Laub verborgen blühte geheimnißvoll die braune Haſelwurz, die nur ihre wintergrünen nierenförmigen Blätter zum Lichte hob. Und auf den Bergrainen ſtand friſch und frei, kräftigen Wuchſes, unbekümmert um Schnee und Eis und Stäuperwetter, die grüne Chriſtwurz, blühend mit grünen Blumen, der Flora ſchönſtes Hoffnungsbild, und verkündete die nimmer raſtende, auch im Winter thätige, auch im Winter mit Blumen ſchmückende Kraft der Natur.

Wie wandelte es wieder die Bergpfade hinab, die Thalpfade hinauf und herab nach Schmalkalden zu, geſchmückte Bauern und Bäuerinnen in langen Zügen, in dunkle Mäntel gehüllt, welche die Fußkleider deckten. Die Kunde war rings in die Dörfer erſchollen, Lutherus predige wieder, und es war, als ob der Sonntagsmorgen ſchöner lächle, denn ſonſt, als ob der Glockenruf zum Gotteshaus feierlicher töne, denn ſonſt, und die hellen Sonnenſtrahlen, die durch die hohen Fenſter fielen und den Altar verklärten, ſchienen Voten und Theile des neuen Lichts, das der Welt aufging, das von der Kanzel ein Herold Gottes voll kräftiger Weihe verkündigte. Luther aber trat bekümmert in das Gotteshaus; ſein feuriger Blick war matt geworden, auf ſeinen milden Zügen lag eine ungewöhnliche Spannung, und die Röthe einer innern Angſt überflog ſeine Wangen. Er fühlte ſich heimgeſucht von den drohenden Vorboten einer wehvollen Krankheit, und rang noch mit aller Kraft, die beißende Natter des Schmerzes zu überwältigen. Und es gelang ihm für eine Weile. Als er auf der Kanzel ſtand und den abgebrochenen Faden ſeiner Predigt von neulich wieder aufgriff von den Anfechtungen Chriſti, da wich auch von ihm der Verſucher, der ihn zum Kleinmuth zwingen wollte durch körperliche Pein; die Kraft des Herrn kam über ihn, die Flamme der Begeiſterung loderte weihend über ſeinem Haupt, und es war wieder die klangvolle Donnerſtimme des alten ungeſchwächten Löwen, die den Tempel erfüllte. Von der Zeit des Antichriſtes ſprach zu der dichtgedrängten, andächtigen, tiefſchweigenden Menge der Mann des geläuterten Gottesworts, während Aller Augen auf ihm ruhten, und von der Chriſtenheit letztem Jammer; wie der Teufel ſich in die Larve göttlicher Majeſtät kleide, der Antichriſt ſich über Gott erhebe und der Menſchheit die gräulichſte Zeit durch unverſchämte Lügen bereite. Es bedurfte nur der der Erinnerung an den Papſt, um den eifrigen Luther ganz lohende Zornflamme werden zu ſehen, und ſo donnerte er auch in dieſer Predigt wieder gegen die papiſtiſchen Erfindungen: daß es dem Todten frommen ſolle, der in einer Mönchskutte begraben werde, daß Chriſtus minder geachtet ſei, als Maria und die Heiligen, und daß ſie die läſterlichen Lügen von Ablaß, Wallfahrten und Heiligenanrufung nicht läugnen könnten, ja, daß noch heutiges Tages Gebete, Geſänge und Bücher vorhanden, die ſolches bezeugten. Luther that eine Predigt, die, nach dreihundert Jahren gehalten, noch eben ſo wahr befunden werden müßte. Er eiferte gegen die Überzahl der Heiligen, die eben ſo viele Heilande ſein ſollten, und ſprach es frei aus, daß der Papſt an der Chriſtenheit ſo verführeriſch gehandelt habe, wie der Teufel an Jeſum Chriſtum habe handeln wollen, da er geſprochen: falle nieder und bete mich an, ſo will ich dir alle Königreiche der Welt geben; wozu der Papſt noch hinzuſetzen könne: falle nieder, Chriſtenheit, und bete mich an, ich will alle Königreiche der Welt beherrſchen und — für mich behalten. Der Papſt aber habe den Teufel angebetet, um der Welt Ehre, Gut, Geld, Reichthum und Gewalt über Kaiſer, Könige, Fürſten und Herren zu bekommen und den Titel des Allerheiligſten zu erhalten. Und ob es nicht den Satan anbeten heiſe, wenn man Teufelslehre für Gotteslehre hoch und heilig halte? Niemand aber als Chriſtus ſelbſt könne gegen den antichriſtiſchen Teufel die Kirche ſchützen und ſchirmen und ihm ſagen: hebe dich von mir, Satan; es ſteht geſchrieben: du ſollſt anbeten Gott, deinen Herrn, und ihm allein dienen. Aber das hellleuchtende Evangelium ziehe dem Teufel die majeſtätiſche Larve vom Antlitz und ſtelle ihn nakkend dar, und der Antichriſt werde getödtet in den Herzen der Gläubigen, die Chriſtenheit erlöſ't am großen Tage des nicht mehr fernen Weltendes. Die Chriſten ſollten mit dem Erlöſer ſprechen: hebe dich, Satan! und Gott von Herzen dafür danken, daß ſie dieſes könnten; damit würden ſie, zugleich durch eifriges Beten den Teufel je länger je mehr ermatten, bis der Tag komme der Erſcheinung des Herrn.

Und dieſes wäre die Auslegung der dreifachen Anfechtung Chriſti, der ſie glorreich überwunden habe. Doch ſei nicht mehr zu hoffen, daß das Reich des Antichriſts geſtürzt werde durch das römiſche Kaiſerthum oder andere weltliche Gewalt. Obgleich ein treues Häuflein von Fürſten und Herrn gegen den Papſt am Evangelio hielten (wie uns Gott jetzt fromme Fürſten und Herren gegeben habe), ſo bliebe doch auf jener Seite der große Haufe und die größte Gewalt; darum könne nur Chriſtus allein rettend eingreifen. Hebe dich, Satan! ſei das Wort der Kraft, damit Chriſtus dem Teufel die Geſtalt und Larve abziehe. Bald aber würde er ihn ſtürzen vom Stuhl der Majeſtät, auf daß Gott allein angebetet und ihm gedienet werde in Ewigkeit. Das gebe er ſelbſt, unſer lieber Herr Chriſtus, daß es bald geſchehe, wie wir ſammt allen Chriſten täglich beten und warten. Amen.

Eine Predigt ſolchen Inhalts konnte auf die für das geläuterte Evangelium begeiſterte Zuhörerſchaar ihren Eindruck nicht verfehlen. Als Luther endete, ſchöpfte die Menge tief Odem. Und die Orgel rauſchte mit vollem Siegeshymnusklang, und die Verſammlung ſtimmte das kräftige Lied des alten Dichters Michael Stiefel an, im Ton des ſchönen altkatholiſchen Frohnleichnam-Liedes: Pango, lingua gloriosi, das ganz gegen den Antichriſt gerichtet war und trefflich zu Luther's Predigt paßte:

Dein armer Hauſe, Herr, thut klagen
Großen Zwang vom Widerchriſt,
Der ſeine Bosheit hat verſchlagen
Wohl unter dein Wort mit Liſt;
Welch's in dieſen letzten Tagen
Seines Gräuls Verſtorung iſt ꝛc. ꝛc.

Freudig ergriffen ſtrömte die Menge aus einander; aber bleich und von neuem Schmerz gefoltert, ſchritt Lutherus langſam, von dem treuen Tipentius und dem ſchmalkaldiſchen Prediger Gräſe geführt, aus der Sakriſtei und betete leiſe vor ſich hin: „O Herr, laſſ' dieſen Kelch vorübergehn; doch nicht mein, ſondern dein Wille geſchehe."

Beſtürzt empfing die Familie des Rentmeiſters den theuern Gaſt, der krank und leidend über ihre Schwelle ſchritt. Schnell wurde ſein Zimmer durchwärmt und ein Diener nach dem Doktor Geißhirt geſendet, um ſchleunige Hülfe zu gewähren. Bald verbreitete die Nachricht von der Krankheit des verehrten Mannes allgemeine Beſtürzung in der ganzen Stadt und trübte manche Freudenſtunde; ſo auch die eines beglückten Bräutigams, des Dichters Stiegelius, der an dieſem Tage mit der geliebten Magdalena Gadamar feierlich verlobt wurde. Es war eine zahlreiche heitere Geſellſchaft bei Valtin Herz verſammelt; Eoban und Lange fehlten nicht, eben ſo wenig der Hauptmann Eitel von Stein, der den Beglückten beneidete, und von Helene mehr aufmunternde freundliche Blicke in einer Stunde empfing, als andre eifrige Bewerber um ihre Huld und Geneigtheit in einem Jahre. Saldaña hatte ſich eine andre Wohnung geſucht; er wollte nicht mit dem verhaßten Sieger unter einem Dache weilen. Der Reichs-Vicekanzler aber war zugegen und beglückwünſchte mit zierlich gewählten Redensarten die holde verſchämte Braut, die nun den ſchönſten Traum ihres Lebens erfüllt ſah, und dem Andenken ihrer Ältern, deren Segen auf ihr ruhte, dankbare Thränen weihte. Der alte Ulf war überglücklich; er verkündete alte und neue Geſichte, und prophezeihte eine Fülle von Glück. Der würdige Paſtor Gräfe trat in die Geſellſchaft, um die Verlobung durch eine feierliche Rede zu heiligen und die Ringe zu weihen. Als die rührende Ceremonie vorüber war, und Magdalene ſtill weinend an die Bruſt der Pflegemutter ſank, war er es, der die betrübende Kunde von Luther's Erkrankung zuerſt in den heitern Kreis warf, daß gefühlvolle Theilnahme wie ein grauer Flor ſich über den klaren Freudenſpiegel ſenkte. Das verlobte Paar, für Luther gleich warm begeiſtert, drückte ſich ſtumm die Hände, und hoffte für ihn eine baldige Geneſung; die ergötzlichen Reimſprüche, die in Fülle aus dem Munde des wohlgemuthen Eoban Heſſe quollen, verſiegten plötzlich, und der reichlich geſpendete Wein wollte nicht mehr ſo herrlich munden, als vorher. Doch wie alle, auch die ſchmerzlichſten, Eindrücke nur ſelten von bleibender Dauer ſind, ſo gewann auch die Freude allmählich in dieſem Kreis die Oberhand, und wie Eoban begonnen hatte, auf die Geneſung des theuern Rüſtzeugs des Herrn einen Becher zu leeren, fand dieſe leichte Weiſe, innigen Antheil zu bezeugen, bald fröhliche Nachahmer, und während im ſchnell verſammelten Kreis treuer Freunde Luther von großen Schmerzen heimgeſucht, von noch größern bedroht wurde und duldete, ward dort auf ſein Wohl wacker getrunken, und dann verdrängte endlich ein Lebehoch das andere.

Später, als ſie erwartet worden, traten auch der Meiſter Philippus und Liborius in die Verſammlung ein, und nun wurde wieder der Apotheker mit Fragen beſtürmt, ob er nichts über Luther's Befinden zu ſagen wiſſe.

„Der Doktor Geißhirt ſchoß mehr, denn ein-Mal, an meinem Haus vorbei," berichtete Liborius, „und fegte mit den Armen, wie mit Windmühlenflügeln; ſein langer Mantel flog hinter ihm drein, wie ein aufgeſpanntes Schiffſegel; er rannte ein Bauernweib und zwei Schulknaben über den Haufen und zertrat auf dem Töpfenmarkt einige Bratpfannen und Faſtnachtskrapfen-Formen."

Jetzt lachten die Frauen und Mädchen allzumal hell auf, und Helene rief: „Ei, ei, Herr Liborius! da ſieht man, was Einer dem Andern im Haß alles nachredet. Ihr ſeid ein ſo gelehrter Mann, könntet ſelbſt ein Doktor ſein, lernt auch Gold machen, wie wir hören, fürwahr, die beſte Kunſt, wem ſie gegeben iſt; aber Ihr wiſſ't nicht, daß es Faſtnachtskrapfen-Formen nicht gibt, und daß dieſe Speiſe, mit der ich bitte, Euch jetzt zu bedienen," — dabei reichte ſie dem Manne der Pharmacie und Alchymie einen Teller voll köſtlicher, hoch aufgelaufener, fettglänzender Krapfen zur beliebigen Auswahl hin, — „nicht in Formen gebacken wird."

„Mag ſein, mag ſein, verehrte Jungfer," verſetzte der Apotheker freundlich und blickte Helene, in der er eine künftige Schwiegertochter hoffte, ſchalkhaft an, indem er beſcheidentlich zulangte, „mag ſein, daß ſothane Gottesgabe auf andere Weiſe zur Welt gefördert wird! Ich verſtehe nichts von der Kuchenbäckerei; fragt Ihr aber bei mir nach gebackenem Süßholz, nach der Confectio Alkermes, Confectio de Hyacintho, und dergleichen heilſamen Näſchereien, damit kann ich Euch dienen, meine ſchöne Helene. Gleichwohl behaupte ich, wenn der Doktor Geißhirt auch nicht über Krapfenformen ſtolperte und ſie zertrat, daß er doch andere Formen zerbrach und darüber vielleicht die Formel eines Receptes vergaß.“

„Potz Formeln und Formen, alter Freund!“ rief der luſtig gewordene Bürgermeiſter mit ſeltner Laune, denn er hatte des Ärgers zu viel im Amt, „wir wollen uns nicht den Kopf zerbrechen mit zerbrochenen Formen, lieber einer Flaſche den Hals brechen.“

„Recht ſo!“ bekräftigte Eoban. „Pereant die Formen! Was ſoll's mit ihnen? Formeln und Formen ſind Hemmſchuhe der Weltentwicklung im Großen und Kleinen. Ich verachte ſie, ich binde mich an keine. Ich entſage ihnen förmlich in aller Form. Pereant!“

„Freund, du wirſt bald in das Formloſe hinüberſchwanken!“ ermahnte Lange und ſuchte das Geſpräch auf eine andere Richtung zu bringen, indem er ſich an den Arzt Philippus wandte, der freundlich zu Magdalenen getreten war und zu ihr geſprochen hatte: „Nun ſeht Ihr, holdſelige Jungfrau, der ich aus aller Herzensfülle Heil und Segen wünſche, daß Euch mein planetariſches

Sigill Glück gebracht! Tragt es nur ſtets und verachtet die Gabe des Freundes nicht, iſt ſie gleich nur von Kupfer; aber Kupfer iſt das Metall der grünſtrahlenden Cypris, darum ſoll es auch in grüner Seide getragen werden. Glaubt mir, Jungfrau, nicht leere Träume ſind die Offenbarungen von der Planeten wechſelndem Einfluß, von der Geſtirne Macht auf die Erde und der Menſchen Loos; ich habe viel ſchon erfahren von der Wahrheit deſſen, was ich darüber weiß, was ich darüber geſchrieben. Nun mögen Euch, deren Wiege ſchon prophetiſche Träume und Lieder umgaukelten, ſtets die Sterne günſtig ſtehen und ſcheinen Glück auf Euern Pfad, Freude in Euer Leben, Segen in Euern Eheſtand!"

Wie Magdalene innig gerührt dem ſeltſamen Mann dankte, deſſen gereiftes Antlitz den Ausdruck hohen Ernſtes angenommen, trat eben Lange zu den Beiden und begann mit der Bitte um Entſchuldigung, daß er ſtöre, und fragte: „Saget doch, Meiſter Philippus, hat man Euer nicht begehrt zu dem kranken Doktor Martinus? Iſt doch Euer Ruf ſchon erſchollen bei Alt und Jung, und ſollte mich's groß Wunder dünken, wenn Euch die Fürſten nicht zu Rathe zögen, da an dem Leben dieſes Mannes jetzt mehr, als jemals alles gelegen iſt, und ſeine Krankheit, wie ich leider vernommen, bedenklich ſcheint?“

Die letzten Worte hatte der Reichs-Vicekanzler vernommen, der nun auch hinzutrat und die Frage hinwarf: „Iſt es wahr: iſt Lutherus wirklich erkrankt und ſteht es ſchlimm mit ihm? Das wäre ja betrübt! Da könntet Ihr recht Eure Kunſt beweiſen, Meiſter Philippus! Verſteht Ihr mich?“

„Nun, bei Gott, Euch, Herr Kanzler, wird es wenig betrüben, ob Luther lebe oder ſterbe,“ rief Eoban Heſſe, der Held's Äußerung gehört. „Eure Geſinnung kennen wir; Ihr verläugnet ſie nicht und braucht ſie nicht zu verläugnen.“

„Ich hoffe, Herr Helius Eoban,“ erwiederte Held mit höfiſcher Kälte, „wenn ich Kraft meines Amtes Euerm Luther, Eurer Lehre und den Forderungen Eurer Fürſten und Herren entgegen ſein muß, Ihr vermengt das nicht mit meiner Perſon. Wiſſ't Ihr, ob ich den Luther liebe oder haſſe, ſchätze oder verachte?“

„Nein, Herr Reichs-Vicekanzler, das weiß ich freilich nicht," verſetzte Eoban; „nur das iſt mir bekannt, daß Ihr Hofleute und Rechtsgelehrte vorſichtiger ſeid, als unſer einer, und Euch wohl hütet, eine Meinung frei oder eine freie Meinung zu äußern, und es liebt, in Wort und Handlung einen ſichern Hinterhalt zu haben, was freilich Eure Stellung oft entſchuldigt."

„Man darf nicht immer ſein Wort auf der Zunge haben, zumal auf leichter Zunge ein ſchweres Wort oder ein leichtes Wort auf ſchwerer Zunge," vertheidigte ſich Held und brach die Rede ab, da Philippus das Wort nahm und ſich gegen Lange wandte: „Ruft man mich, ſo werde ich folgen und den kranken Mann beſuchen, auch ihn heilen mit Gottes Hülfe; denn wer wäre, den ich nicht heilte? Vor mir flieht der Tod, ich bekämpfe ihn mit gar ſtrengen Waffen. Aber das wünſchte ich nicht, daß man meinen Rath verlange und auch zugleich jenen der hieſigen gefirnißten Gäuche, die ſich Doktores ſchimpfen laſſen und von Claus Narrn ihre Weisheit borgen. Galen und Avicenna ſind die Schulmeiſter dieſer Plärrerärzte; weiter wiſſen und haben ſie nichts, und was ſie von dieſen gelernt, das beten ſie nach. Ich aber bin der Mann, der ſeinen eignen Weg geht, und habe meinen Anfang wohl angefangen, daß er kein Ende nehmen wird.“

„Nun, das muß ich geſtehen, Ihr ſeid ein hochgeſchätzter Mann, wenn nicht von Andern, doch von Euch ſelbſt, Meiſter Philippus!“ rief Heſſe in ſeiner luſtigen Laune aus; „Ihr ſeid ja wahrhaftig ein Reformator in Eurer Kunſt, ſeid auch gelahrt, kundig aller Dinge, ein zweiter Lutherus.“

„Damit ſagt Ihr mir nichts Neues, Herr Poeta,“ entgegnete der Arzt; „zu Baſel ſchon ſagten mir nichtswürdige Ignoranten: ich ſei ein verworfenes Glied der Arzneikunſt, ein Verführer, ein Ketzer, und da ſie nicht wußten, wo aus noch ein, wollten ſie ihr Geſpötte an mir haben und ſagten, ich ſei Lutherus. Ha, ha, ha! Ich bin nicht Lutherus; ich bin, der ich bin! Meint Ihr? Nur Lutherus? Weil ich mit dem, was einem Chriſten zuſteht, und mit der Kenntniß der Arzenei, Philoſophei, Aſtronomei, Alchymei mehr, als ein Apoſtel begabt bin, ſoll ich nicht mehr ſein, denn Lutherus? Ihm und Euch gebe ich auf zu rathen!“

„Was ſagt Ihr? Iſt es möglich?“ rief erſtaunt der Paſtor Gräfe, der nun auch zu den Sprechenden trat, während Stiegelius mit ſeiner Braut, freundlich und liebeſelig koſend, das Geſpräch der Männer nicht hörte und, von ſeinem Glück berauſcht, die Welt vergaß. Auch Eitel von Stein und Helene pflogen eine traulichere Unterhaltung, wobei kein Streit mit unterlief und ſich keines der Redenden ereiferte, wie dort in dem Männerkreis Meiſter Philippus, der auf die Frage des Predigers erwiederte: „Ich ſage Euch, ich laſſe Lutherum ſeine Sache verantworten, und ich verantworte die meine. Er aber ſoll mir nicht aufthun einen Riemen meiner Schuhe!“

Immer mehr, jemehr ſich des fremden Mannes Ereiferung ſteigerte, ſtieg die Verwunderung der Anweſenden über ihn, und Gräfe fragte wieder: „Aber was habt Ihr zu ſchaffen mit Luther; warum nannten ſie Euch alſo?“ Darauf zürnte Philippus weiter: „Nicht ſo aus guter Meinung, wie vorhin Herr Eoban, nannten ſie mich ſo, weil ich bemüht bin, den alten Sauerteig auszufegen, wie Luther, weil ich ihre mediciniſchen Legenden und ihren blinden Glauben verwerfe, wie Luther, weil ich ihrer Sophiſterei mit ſcharfem Spott begegne und ihre Götzen antaſte, wie Luther thut —"

„Und weil Ihr auch wahrſcheinlich mitunter ſo derb und grob ſeid, wie er," warf Held ſpöttiſch ein, den der langdauernde ruhmredige Vergleich ärgerte; aber jener ließ ſich nicht irren, ſondern fuhr fort: „es nannten mich die talariſchen Doktoren deßhalb ſo, weil ſie der blöden Meinung, Lutherus werde verbrannt werden und mir ſollte Gleiches geſchehen. O ihr Simpel! Wer kann ſagen, welches Todes ich ſterben werde, wohin ich prädeſtinirt bin? Schämen ſtünde ihnen wohl an! Seht doch, es iſt mir eine rechte Ehre, daß ſie mir den Namen deſſen beilegen, dem alle Schälke und Buben herzlich feind ſind."

„Ei, ei, Philippus! Sehet zu, wen Ihr ſchmähet," erinnerte Held. „Seid Ihr auch abtrünnig worden?"

„Was, abtrünnig, Herr Reichs-Vicekanzler!" vertheidigte ſich der Gefragte; „ich verläugne meinen Glauben nicht, ich bin kein Lutheraner, aber auch kein Papiſt."

„So hangt Ihr der Lehre des Zwingli an?" fragte eifrig der Stadtpfarrer und wollte ſchon mit dem gewohnten unduldſamen Verfolgungseifer der Anhänger Luther's in jener Zeit mit der Philippika gegen Zwingli und deſſen Lehrſätze losdonnern; aber der Wunderarzt ließ ihn nicht zum Wort, ſondern ſprach: „Dem Luther nicht und nicht dem Zwingli. Wundert's mich doch, daß Beider Schriften ſo großen Beifall finden, das doch nur eitle Werke ſind. Ich bin ein Katholik, meine werthen Herren; aber wenn ich anfangen wollte zu ſchreiben, ſo wollte ich jene beiden zuſammt dem Papſt in die Schule führen!“

Immer höher wuchs das Erſtaunen der Anweſenden über dieſen Mann. Eoban konnte nicht unterlaſſen, auszurufen: „Bei Gott, Ihr ſeid ein ruhmwerthes Muſter der Selbſterkenntniß, Ihr habt die Überſchrift jenes Philoſophen-Tempels: Erkenne dich ſelbſt, vollkommen in Euer Inneres übertragen; ich weihe Euch volle Bewunderung!“

„Spart Euern Spott!“ erwiederte Philippus ernſt. „Ich weiß, was ich weiß, und laſſe mich nicht irren durch leere Geſchwätze, ſüße Geſchwätze, ſubtile Geſchwätze. Gegen die Betrüger kämpfe ich, die Unwiſſenheit befehde ich, den afterphiloſophiſchen Feinden trotze ich."

„Fürwahr, ein gewaltiger Mann!" bemerkte der Bürgermeiſter gegen ſeinen Gaſt, den Vicekanzler; „ein Mann, der die Welt durchfahren und ſehr viel gelernt hat."

„O ja, er iſt lange fahrender Schüler geweſen und iſt nun ein fahrender erfahrener Meiſter geworden," erwiederte Held. „Er hat Morgen- und Abendland bereiſ't und den Süden und Norden der Jungfrau Europa durchwandert, iſt eingedrungen in wunderbare Myſterien und hat ſo keck, wie Luther die Bulle des Papſtes und das kanoniſche Recht verbrannte, die Schriften des Galenus und Avicenna verbrannt."

Da, wie noch das Geſpräch mit und über Meiſter Philippus in vollem Gange war, trat Ulf in die Verſammlung und meldete ſeinem Herrn, daß ein Diener des Landgrafen und ein junger Menſch in der Tracht theologiſcher Schüler drauſſen harrten und ihn zu ſprechen wünſchten. Herz verließ die Stube und fand den luſtigen Rath des Landgrafen, Joachim, und Luthers Famulus, Tipontius, die er nicht drauſſen abfertigen wollte, ſondern freundlich in die Geſellſchaft zog, dort ihr Anbringen zu hören und ſie einen Becher auf das Heil der Verlobten leeren zu laſſen.

Joachim trug ſein Schellenkleid mit vielem Anſtand, lächelte mehr gutmüthig, als ſpöttiſch, grüßte ſittiglich und ſprach ſein Sprüchlein: „Der Herr ſchickt Euch, Bürgermeiſter von Schmalkalden, ſeinen Gruß und ſeinen Narren, und nachdem er vernommen, daß bei Euch ein fahrender Arzt, wahrſcheinlich mein Verwandter, herberge, ſo möchtet Ihr dieſem zu wiſſen thün, daß er ſich zu dem kranken Luther begebe, ob vielleicht ſeine Kunſt ihn ſchnell zu heilen im Stande ſei.“

„Des Doktor Luther's Würden ſelbſt theilen dieſen Wunſch,“ ſetzte Tipontius mit vieler Schüchternheit hinzu, da ihn die große Geſellſchaft verwirrte. Und Herz nahm das Wort: „Der Meiſter, den ihr ſucht, beglückt zwar nicht mehr mein Haus als Bewohner, ſondern hat Quartier bei Herrn Apotheker Liborius zur Roſen genommen; doch hier ſteht er. Wendet Euch ſelbſt an ihn, und vermeldet meinem gnädigen Fürſten und Herrn meine unterthänige Dienſtbereitwilligkeit.“

Joachim maß mit einem großen Blick den

fremden Meiſter und redete ihn an: „Ihr habt vernommen, was des Fürſten Begehr iſt; könnt Ihr vollbringen, was er heiſcht, ſo ſoll Euch großer Lohn nicht entgehen.“

Philippus nahm gegen den Narren eine hohe, imponirende Stellung an und antwortete: „Die Bitte Eures Herrn, des Landgrafen von Heſſen, will ich gewähren. Ob ich ſein Begehr vollbringen kann, iſt eine Frage, die nur in Eurem Munde erträglich klingt.“ Zu Tipontius ſprach er gütiger: „Grüßt mir den Luther; ſagt ihm, es wolle Einer kommen, der ſich nicht kleiner dünke, als er, der auch, wie er, das Gebreſt der Zeit angreife mit ſcharfer Zange und mit ſtarken Antidoten, und gleich ihm verketzert werde von dem Troß der Unwiſſenheit und des Schlendrians, den er aus ſeinem hundertjährigen faulen Lager aufrüttle.“

Die Boten gingen; Philippus ſchickte ſich zum Weggang an und folgte bald. Die zurückbleibende Geſellſchaft erſchöpfte ſich noch lange in Geſprächen über ihn und in Vermuthungen, wer und was er eigentlich ſei; denn recht klug konnte Niemand aus ihm und ſeinem ſonderbaren Weſen werden.

Auf den Straßen ſchwieg ſchon das Geräuſch des Tages, und die Abenddämmerung hing düſter wie Gewölk vom nebelſchweren Himmel nieder. Der heitre ſonnighelle Tag war dahin. Die Sonne hatte ſelbſt die Dünſte hervorgelockt, die den feuchten Thälern entqualmten und nun ihren Untergang einſchleierten; doch konnten ſie die ſtrahlende Königinn nicht ganz überhüllen, ſondern ſie wurden ihr vielmehr zu Purpurgewändern, in welche gekleidet ſie lächelnd auf den Bergen ruhte, eine glühende Liebesroſe, und den Abglanz ihrer milden Herrlichkeit auf Berge und Höhen warf und dann verſank. Nun aber hoben ſich die Nebel triumphirend empor, wie immer das Dunkel gern mächtig wird, wenn das Licht ſcheidet, wie Unedles gern über Edles unrühmliche Siege feiert und der frohglänzende Tag ſchwand der Sonne nach, während von Weſten her graurothe Wolkenſchichten den Himmel überzogen. In der Dämmerſtunde nun war es, daß Meiſter Philippus aus der Roſenapotheke, wo er noch einige Medikamente zu ſich geſteckt, trat und durch die Steingaſſe, von ſeinem Hund begleitet, den kurzen Weg nach dem Hauſe des heſſiſchen Rentmeiſters einſchlug. Große Gedanken gingen durch ſeine Seele; er ſchritt ſtolz einher und ſprach halblaut mit ſich ſelbſt: „Gift heilt Gift, wie der Skorpion beweiſ't, auch Schlangen, Kröten und Spinnen. Die Nachtigall geneſ't, wenn ſie eine Spinne frißt; die Mumie, die einſt Menſch war, heilt menſchliche Krankheit. So ſteht es aufgezeichnet in der Natur geheimnißvollen Büchern, voll tauſend Räthſelfragen. Wer löſ't ſie? Niemand, als der Arzt, der aus der Magika geboren iſt und aus ihr die Heimlichkeit der Natur erkennt; dieſ's aber wird er nur, wenn er ein rechter Philoſophus iſt, der zur Erkenntniß der ſublunariſchen Dinge die Kenntniß der aſtraliſchen fügt und ihre Harmonie mit geweihtem Geiſt betrachtet. Lutherus, dich ſoll ich wiederſehen, du erwarteſt Hülfe von mir! Siehe, ſchon darum bin ich ein mächtigerer Mann, als du; denn nie werde ich deines Rathes, deiner Hülfe bedürfen. Ein Mal ſah ich dich (es war in Worms), du ſtandeſt vor der Reichsverſammlung, ich ſtand unter dem Zuſammengedräng; ich war vom Schweizerlande dem Rhein hinabgefahren, dich zu ſehen, und gleich mir waren aus gleichem Grunde Tauſende herbeigeſtrömt. Nun ſahen ſie dich, und wie durch die tiefe Stille deine Rede hell erklang wie eine reine Glocke, wie du dein Amen ſprachſt, fühlte ich mein Herz ergriffen, fühlte ich deine Größe ganz und ſchwur, auch groß zu werden, gleich dir, auch einen guten Kampf zu beginnen. Aber ich wählte meine Zeit übel, oder das Schickſal wählte ſie übel, das mich mit dir zugleich dieſer Zeit ſchenkte; denn die Welt weiht dir mehr Aufmerkſamkeit, als mir, und ſtellt deinen Namen hoch über den meinen. Dich wird man länger nennen, öfter nennen, lieber nennen, als mich, und wenn auch meines Namens Gedächtniß nicht verlöſcht, ſo werden mich nur Gelehrte rühmen und preiſen, die von meinem Überfluß zehren und in den Werken, die ich hinterlaſſen werde, genug der Schätze finden; dich aber nennen und ehren Gelehrte und Ungelehrte, dein Name ſteht wie ein helles Geſtirn am Firmament und tönt reinen Klanges durch die Sphärenharmonie großer Geiſter.“

Halb voll hoher Bewunderung, halb voll heimlichen Neides gegen Luther, war der Meiſter jetzt auf dem Töpfenmarkt angelangt, ſtand eine Weile ſtill und ſah am Hauſe des Rentmeiſters hinauf. Es brannte in vielen Zimmern Licht, in einem aber waren die Fenſter verhängt, oft ſtreiften Geſtalten und Schatten an den erleuchteten Fenſtern vorüber. Jetzt nahten durch die Stumpfelsgaſſe raſche haſtige Tritte: zwei Männer, die ſchnell mit einander ſprachen. Dämon murrte und ſtreckte den großen Wolfskopf ſchnobend vor; ſein Herr aber ergriff ihn am Halsband, ſchüttelte ihn und zog ihn nach ſich, hinter eine an ein Haus angebaute verſchloſſene Töpferbude tretend. Vor derſelben Bude ſtanden die Kommenden ſtill, und einer ſagte zum Andern: „Er ſoll gefährlich krank ſein; er kommt vielleicht nicht mehr auf. Nun wollen wir uns das zu Nutz machen, Farnhäuſer, und dem, der uns gedungen, ſagen, Lutherus habe Gift von uns bekommen; ſtirbt er, ſo wird uns der Lohn und ohne Sünde."

„Daß dich die Hexe reite!" flüſterte der Andere: „ein kluger Gedanke. Übrigens Sünde hin, Sünde her, Zeit iſt's daß wir uns fortmachen;

du haſt geſehen, Bremſer: das, was wir wollen, ſoll nicht ſein. Zu oft ſchon ſcheiterten unſere Pläne; nun raubt die Krankheit vollends alle Hoffnung, daß wir bald zum Ziele gelangen, und die Friſt iſt bald aus. Wir müſſen zurück."

Länger vermogte Meiſter Philippus nicht, ſeinen Hund zu halten; mit einem ſtarken Ruck riß dieſer ſich los und ſtürzte ſich bellend und beißend auf die Sprechenden, in denen er die Angreifer in der Steingaſſe ausgewittert. Schreiend und fluchend fuhren jene auf und zogen die Raufdegen; aber Philippus trat hervor und donnerte: „Hebt Euch in Zeiten weg, ſchurkiſche Kumpane, oder wir wollen Euch zeichnen auf Euer Leben lang! Hierher, Dämon! Laſſ' ab! Ruhig, mein Hund!"

Mehr als einen Mann vermuthend, der komme, die ausgeſprochene Drohung wahr zu machen, gaben jene Beiden Ferſengeld, ſo ſchnell ſie vermogten, und entwichen den Berg hinab.

Philippus ſtand noch einen Augenblick ſtill an der Hausthüre des Rentmeiſters. „Elende, feige Buben!" ſchalt er; „ſie mögten ihn gern faſſen, aber ſie können nicht an ihn kommen! O wie verachte ich dieſe Erbärmlichen. Selbſt Held, was wollte er damit, daß er meine Kunſt ſo hoch pries, mich ſo vieles fragte und heute erſt wegen Lutheri Krankheit ſo zweideutig redete? Pfui, pfui! da kennt ihr den Philippus ſchlecht; er iſt des Luther's Freund nicht, aber auch zum Meuchelmörder dünkt er ſich zu gut.“ Damit ging er in das Haus.

Drinnen kam ihm ein Diener mit einer brennenden Kerze entgegen, der ihm, als er ſich genannt, die Treppe hinauf voranſchritt und die Thüre eines Zimmers öffnete, aus dem ein Schein vieler Lichter ſtrahlte. Mit beſorgten Mienen und bekümmerten Herzen ſtanden und ſaßen in dieſem Zimmer der Hauseigenthümer, Landgraf Philipp von Heſſen, Fürſtgraf Georg Ernſt von Henneberg, Herzog Ulrich von Würtemberg, Melanchthon, Bugenhagen und Spalatinus. Manche ſprachen leiſe mit einander, manche waren in ein trauervolles Schweigen verſunken. Wie der fremde Meiſter eintrat, ging der Landgraf ihm einige Schritte entgegen und redete ihn an: „Seid willkommen, Meiſter Arzt! Wir haben Euch berufen, da man Euch viel Gutes nachrühmt und hohe Wiſſenſchaft und Kenntniß, auch Euern Rath zu hören über den kranken Gottesmann Lutherus. Er liegt hier drinnen.“ Damit öffnete der Fürſt leiſe die Thüre eines Nebenzimmers, darin nur eine Kerze hinter einem Schirm brannte, der ſeinen großen Schatten auf das Lager und den Kranken warf. Leiſe ſtöhnte Luther. In dieſem Zimmer waren drei andere Männer nebſt Tipontius anweſend, der Leibarzt des Landgrafen, der Doktor Mithobius, Leibarzt des alten Fürſtgrafen Wilhelm von Henneberg, und der Doktor Geißhirt; mit mißtrauiſchen Blicken maßen alle drei den Fremdling. Philippus aber ſchritt zum Krankenbett, den Anweſenden kaum einen andern als einen verächtlichen Blick gönnend.

„Gott gebe Euch Troſt im Schmerz und Stärke in der Pein, frommer Vater!“ redete er den Kranken an und griff nach ſeiner Hand, den Puls zu fühlen.

„Wieder ein neuer Doktor? O weh!“ ſeufzte Luther. „Es wird mir gehen, wie dem Weiblein im Lande der Gardarener, von der geſchrieben ſteht: ſie hatte viel erlitten von den Ärzten. Auch ich werde ihnen gram, und kein Menſch iſt ſo ungern aus der Apotheke, wie ich. Wer ſeid Ihr, Meiſter?"

„Sorget Euch nicht, mein Vater, wer ich ſei," verſetzte Philippus; „das ſollt Ihr bald wiſſen. Die Kunſt des Arztes erhöhet ihn und macht ihn groß bei Fürſten und Herrn; mich ließ der Landesfürſt zu Euch rufen, damit er auch meine Meinung über Eure Krankheit vernehme."

„Hierauf that er an den Kranken einige Fragen, und als dieſer ſie beantwortet hatte, wandte er ſich an die anweſenden Ärzte und fragte: „Nun, Ihr Herren, was dünket Euch von dieſem Patienten?"

„Wir haben unſere Meinung für uns, mein werther fahrender Meiſter, und wünſchen wohl zuvor die Eure zu erfahren und daraus zu entnehmen, ob ſie der Wohlfahrt unſers Kranken dienlich, und ob derſelbige gut mit Euch fahren werde," ſprach Geißhirt leiſe und giftig; aber Philippus fuhr derb heraus: „Fahrt Ihr zum Teufel mit Euerm Fahren! Kommt Euer Dünkel ſchon wieder an das Tageslicht? Meine Meinung? Die ſoll Euch nicht vorenthalten werden: Lutherus leidet an einer tartariſchen Krankheit. Nun ſagt mir aber, kennt Ihr auch den Tartarus? Wie viel Arten desſelben gibt es? Welcher Unterſchied iſt zu machen zwiſchen ihm, dem Kalkulus und den Lapillis?"

„Mein Gott, was iſt denn das für ein Mann?" fragte bedenklich, das graue Haupt ſchüttelnd, der alte Leibarzt des Landgrafen, und der Dokter Mithobius nahm das Wort und wollte den Fremden begütigen, indem er ſagte: „Lieber Meiſter, vergeſſet doch nicht, daß Ihr in einer Krankenſtube ſeid, und hier nicht der Ort, Eure Gelahrtheit auszukramen! Wir wollen ja gern mit Euch friedlich bereden und berathen, was uns zu thun frommt."

„Ich will mich nicht mit Euch berathen, Ihr Herren!" widerſprach laut Philippus. „Ich habe es gleich geſagt: ſoll ich ihn heilen, ſo will und werde ich ihn heilen, doch ohne Euch; denn mit Euch kann ich mich nicht berathen, von Euch kann ich nichts lernen!"

Als die Fürſten dieſes laute Gezänk vernahmen, traten ſie allzumal in die Krankenſtube, und beſorgt ſchritt ihnen der Hausherr nach. Geißhirt polterte zornig: „Habe ich's nicht vorher geſagt, wie es kommen würde, wenn dieſer käme? Dieſer, der vor Kurzem mich und den Doktor Engelhaupt behandelte, als ob wir dumme Buben wären und er ein König, ein Kaiſer, ein Gott! Da ſeht Ihr nun den weiſen Meiſter Philippus; ein Marktſchreier iſt in das Haus gekommen!‘“.

„Gnädigſter Fürſt,“ wandte ſich Philippus an den Landgrafen, „Ihr habt mich rufen laſſen, auf Euer Gebot bin ich hierher gekommen. Soll ich den kranken Luther heilen, ſo muß er ganz meiner Behandlung überlaſſen werden; denn ich will nichts gemein haben mit dieſen Gäuchen und talariſchen Mänteln von Montpellier, Paris und Wien, wenn ſie wirklich ihre Naſen ſo weit hinaus geſteckt hätten, woran ich noch zweiſle; doch wär' es auch, ſo ziehe ich nichts aus ihrer Gugelfuhre, halte nichts auf ſie alle, dieſe Meiſter von Mumpeleſel, dieſe grünblechüberzogenen Narren, die nichts von der Philoſophie verſtehen, nichts weiter wiſſen, als was ſie im Ariſtoteles und Albertus zuſammengeleſen haben, und ihre Arznei mit Schwätzen vertheidigen. Ihre ganze Philoſophie iſt Praktik, Handwerk; aber die Philoſophie muß man auslegen, daß der Arzt daraus hervorgeht, und umgekehrt. Wie ſie aber bisher gewachſen, iſt ſie nichts weiter, als eitel Sophiſterei, Sandgrund, und dieſe Doktoren ſind Sandgelehrte, das können ſie nicht läugnen; ihre Werke zeigen es an, daß ſie Narren ſind und nichts können noch wiſſen.“

Ein tiefes Schweigen beantwortete dieſe Rede. Den Ärzten band die Nähe der Fürſten den Mund, ſie wollten hören, was dieſe dazu ſagen würden; die Fürſten. ſchwiegen vor Erſtaunen ſtill, und Philippus ſtand mit triumphirendem trotzigem Blick vor ihnen da, die kahle Stirne noch gerunzelt von dem Unwillen über die Ärzte, den Mund zuſammengeklemmt, als verbiße er nur mit Mühe den ferneren Ausbruch ſeines Zornes, oder werde gleich damit losbrechen, und erwarte nur als Signal dazu die feindliche Gegenrede.

Der Kranke winkte Tipontius zu ſich und flüſterte dieſem in's Ohr: „Rücke den Schirm ein wenig, daß ich des Meiſters Geſicht ſehe;“ und dieſer gehorchte alsbald.

„Wie könnt Ihr begehren, Meiſter,“ brach jetzt der Landgraf das Schweigen, „daß wir Euch allein, dem Fremden, Unbekannten, den theuern Kranken anvertrauen ſollen und unſere treuen bewährten Ärzte hintanſetzen? Wir hatten es gut mit Euch im Sinn; ſeid Ihr aber ſo fahrig und trotzig und beſchimpft Eure Kunſt, indem Ihr dieſe wackern Männer läſtert, ſo nehmt von uns ein gutes Geleit und zieht immerhin Eure Straße, die ihr gekommen ſeid."

„Was ſehe ich!" rief Luther und richtete ſich vom Lager empor: „dieſer Meiſter? Wie? Ihr ſeid es, Philippus Aureolus Theophraſtus Paracelſus?" —

„Paracelſus?!" riefen die Ärzte erſtaunt, und wieder entſtand eine ſtumme Pauſe der Verwunderung. Aber mit alle der ſtolzen Haltung, die ſein Selbſtgefühl ihm eingab, ſprach Philippus: „Wohlan, weil Lutherus mich erkannt, was ſoll ich's hehlen? Ich bin Theophraſtus; wäret Ihr klug, hättet Ihr das längſt errathen. Ich bin der Theophraſtus, den die baſeliſchen Impoſtoren Kakophraſtum nannten; bin der Theophraſtus, der die gelehrten Sudler verachtet, der ihre Syſteme mit gewaltiger Hand über den Haufen wirft, der die alten Skribenten verachtet, denen unſre Ärzte nachbeten; ich bin der Theopraſtus, der wohl geeignet wäre, den Doktor Luther zu heilen, denn ich reformire die Heilkunſt, wie er den Glauben. Ich nenne mich Eremita, wie der eiſenachiſche Mönch Johannes Hilten Lutherum prophetiſch nannte. Beide gingen wir hervor aus engen Zellen, zwei Sterne, berufen, die Welt zu erhellen!“

Immer noch hielt das große Anſehen des Namens des eben ſo berühmten als berüchtigten Wundermannes die Zungen gefeſſelt; als Luther das Wort nahm und ihn anredete: „Ich will nicht von Euch kurirt ſein, Meiſter. Ihr ſeid zu keck, Euch mit mir zu vergleichen, und ſeid, ſtatt ein Prediger des Lichts in Eurer Kunſt, nur ein Prediger der Verwirrung. Viel wiſſ't Ihr, aber gelernt habt Ihr wenig, und ich vertraue mich Euch nicht an. Geht hin zu den Schwarzkünſtlern, denen Euch gleich zu ſtellen Ihr Euch nicht entblödet; geht zu den Zigeunern und anderem fahrenden Geſindel, unter dem Ihr Eure Jünger findet; kocht Gold, braut Tinkturen, ſchwärmt von aſtraliſchen Kräften und ſideriſchen Geheimniſſen, und fahrt fort, das reine Licht, dem wir mühſam und mit frommem ernſten Sinn den Weg bahnen, durch neue Irrthümer zu verdunkeln. Hebet Euch von mir; denn glauben muß ich, daß Euch der böſe Feind ausgeſendet, der immer neue Werkzeuge erfindet und Bauſteine zum babyloniſchen Thurme der Verwirrung durch die Lüfte ſchleppt!“

Angegriffen durch die heftige Rede ſank Luther auf ſein Lager zurück. Theophraſtus aber hob die Hände empor, warf einen ſchmerzlichen Blick auf den Kranken und fragte mit weicher, wehmuthgebrochener Stimme: „So urtheilt Ihr über mich? Das ſchmerzt mich tief, tief! O Lutherus, erhebt Euch nicht allzu ſtolz über mich! Willig laſſe ich Euch den größeren Ruhm, doch auch mein Name wird leben; was ich erſtrebt, erforſcht, erfunden, das wird noch beibehalten werden in der Chymia durch lange Jahre. Doch verkennt mich immerhin; auch Ihr, wie redlich Ihr es meint, habt heftige Feinde! Jede gute Sache muß Feinde und Gegner haben, das ſind die Mühlſteine, die die Frucht zermalmen, auf daß wir Brod von dem Mehl backen können. Es iſt mir eine Freude, von der Thorheit, von der Unwiſſenheit, von dem hoch aufgeblähten Dünkel der Schalksnarren und Gäuche von Herzensgrund gehaßt zu werden; denn ihrer Liebe würde ich mich ſchämen müſſen, und wie können die Junkerlein und die loſen Geſellen, die nichts gelernt haben, mich verſtehen und faſſen? Aber daß Ihr mir ſo übel wollt, vergeb' Euch Gott; der geb' Euch auch Beſſerung und erlöſe Euch bald aus den Händen dieſer Ärzte; denn zwei oder gar drei Hunde ſind des Haſen ſichrer Tod."

Damit ſchritt der Sprecher, ohne Antwort abzuwarten, feſten Trittes aus der Stube und aus dem Hauſe. Vor der Stubenthüre hatte Dämon gewartet, dieſer ſprang freudig vor ihm her, und der Meiſter, wie er ſtill und gedankenvoll durch die nächtliche Straße ging, klopfte wehmüthig den Hund an den Hals und ſeufzte: „Guter Dämon, du biſt getreu! Mögen ſie mich verkennen — ich bin, der ich bin."

Drinnen aber ſahen ihm die Fürſten und Herren bedenklich nach, und die drei Ärzte athmeten hoch auf und ſandten ihm innerlich Flüche und Verwünſchungen nach; drauf ſetzte ſich der Leibarzt des Heſſenfürſten hin und ſchrieb für den Patienten drei ellenlange Recepte.

Der Apotheker Liborius kroch und kochte noch in ſeinem Laboratorium, als Theophraſt verdüſtert zu ihm trat und ihm ſagte: „Werther Hauswirth, ich ſcheide nun bald von Euch!“

„Wär’ es möglich? Nein, das kann nicht möglich ſein!“ verſetzte Liborius. „Wolltet Ihr mich verlaſſen? Mir nicht helfen? Dann bin ich verloren; denn, Meiſter,“, hier zog er den Adepten bei Seite und flüſterte heimlich, damit ihn ſeine Leute, die noch in ungewöhnlicher Thätigkeit im Hof und Laboratorium wirkſam waren, nicht vernehmen ſollten, „denn, Meiſter, im Vertrauen zu Euch, als meinem beſten Freund, geſagt, ich habe nichts mehr zuzuſetzen, bin ein Bettler, wenn die Tinktur mir nicht bald aus aller Noth hilft. All’ mein Hab’ und Gut haben die Tiegel verſchlungen, mein Haus, meine Apotheke iſt tief verſchuldet, großer Gott, nicht der Nagel mehr iſt mein, und verlaſſ’t Ihr mich nun auch, helft Ihr nicht, ſo — mag mir’s der Herr verzeihen — ſo nehme ich Arſenikum, denn die Schande überlebe ich nicht!“

„Armer Mann,“ ſprach Theophraſt mitleidvoll, „ſagte ich Euch nicht neulich: zerſchlagt Eure Tiegel; Geldmachen führt zur Armuth und in des Teufels Stricke! Da habt Ihr nun Beides;

arm ſeid Ihr geworden und der Teufel zerrt ſchon an Eurer Seele, daß er ſie zum Selbſtmord bekehre.“

„Aber verſpracht Ihr mir nicht damals, mir ein gutes Geheimniß zu lehren, das mir zu groſſem Frommen dienen ſollte? O ſo thut es doch bald, mein lieber Meiſter.“

„So zog mich Eigennutz in Euer Haus, und Hoffnung auf Gewinn war Eure Freundſchaft? O falſche Welt!“ gegenredete Philippus. „Doch ſeid getroſt; was ich verſprach, erfülle ich gewiß.“

„Bleibt mindeſtens noch ſo lange bei mir,“ bat Liborius mit bebender Stimme, „bis wir den Theriak bereitet, und helft durch Eure Anweſenheit dieſe Feierlichkeit erhöhen; ich habe ſchon neulich dem Stadtrath Anzeige davon gemacht, habe die Ärzte und Bader eingeladen, ob ſie es gleich nicht werth ſind, auch die fremden Doktoren und ſonſtige Bekannte. Seht, alles, was da draußen meine Leute pulveriſiren, präpariren, ſchneiden, raſpeln und digeriren, ſind die vielen und mancherlei Species, die dazu kommen.“

„Ich will Euern Wunſch erfüllen und dann ſcheiden,“ verhieß Paracelſus und verließ das Laboratorium. Der bleiche Apotheker ſah mit tiefem Kummer auf ſeine Tiegel und Phiolen. —

Es war tiefe Nacht. Der Himmel hing voll ſchwerer Schichten ſchwarzen Gewölks, durch welches nur wenige Sterne mit mattem Schimmer ſtrahlten. Dunkel zum dunkeln Nachthimmel empor ſtarrte von ſeiner Anhöhe das alte Schloß Wallraff über der Stadt Schmalkalden, das nach alten handſchriftlichen Chroniken dieſer Stadt ſchon im Jahr dreihundert und elf nach Chriſti Geburt erbaut worden. Über dem Mauerring gegen den Queſtenberg, an deſſen Abhang auch das jetzige neuere Schloß, die Wilhelmsburg, erbaut iſt, erhob ſich ein kleiner eckiger Thurm. In dieſem Thurm lag in einem niedrigen Gemach auf Heu und Stroh der gefangene Tolluſer und brütete voll Grimm über ſein Schickſal. „Wäre ich doch geblieben, wo ich war!“ murmelte er vor ſich hin. „Was kümmern mich die Pfaffen und all' ihr Streit und Glaubenskram! Der Teufel hat mich hierher geführt, daß ich nun hier liegen muß, ein ſchmählich gefangener Mann, ich, der nur in voller ungebundener Freiheit ſein Glück fand! Draußen ſcheint es Frühling werden zu wollen;

denn ich höre den Finkengeſang aus den nahen Gärten. Frühling! und gefangen! Poſſen und Pfaffenköpfe! Meine Geſellen kümmern ſich nicht um mich; vielleicht wurden ſie auch noch überwältigt und ſitzen gleich mir in irgend einem verdammten Loch. Wüßte ich nur recht, wo ich bin, ſo wollt' ich bald vogelfrei ſein. Man hat mich eine krumme Treppe herauf geführt, ziemlich hoch; ſo habe ich doch den Troſt, auf einem Thurm zu liegen, ſtatt unter einem Thurm. Aber doch ſind die Mauern ſtark und die Fenſter ſind vergittert, und ich ſehe noch keinen Ausweg; Gott verdamm' es!"

Gegen die Stadt zu zur rechten Hand lief die Mauer noch eine Strecke eben fort, dann ſenkte ſie ſich abwärts immer tiefer und bildete, wie der Bau des alten Schloſſes ſelbſt, mehr als einen düſtern Winkel; unten umzog ein breiter ſumpfiger Graben von der einen Seite das Schloß, an welchen die Gärten der weidenbrunner Vorſtadt ſtießen. Hinter der Mauer weg zog ſich ein nur wenig betretener Pfad den Berg hinan zu der öden Trift, worauf am Tage bisweilen die Schafhirten ihre Heerden trieben. Dieſer Pfad war ſchlüpfrig und glatt vom Reif der Nacht, der die ſchattenerzeugte Feuchtigkeit des Tages in Eis verwandelte; doch klimmten auf ihn zu ungewöhnlicher Stunde zwei Männer empor und ſtanden erſchöpft ſtill in der Nähe des Thurms und lauſchten in die ſtille Nacht hinein.

„Iſt's doch, als ob wir auf dem Rabenſtein ſtänden, unter dem Mauerring des lichten Galgens,“ murrte einer der Nachtwandler, „ſo verdammt ſtill, ſchaurig und einſam iſt's hier. Dieſ's wäre ja nun wohl unſer Ziel, wenn wir nicht belogen worden ſind, und in dieſem Thurm ſeufzt unſer Vogel um Erlöſung.“

„Ja, Bremſer,“ erwiederte Farnhäuſer, „da drin, da drunten oder da droben ſteckt unſer armer Telluſer und mögt gern wieder, wie immer, ein loſer Vogel ſein, mindeſtens los ſein!“

Indem hob die Schloßuhr aus und ſchlug Drei. Erſchreckt, als könne ſelbſt der Uhrſchlag ſie verrathen, drückten ſich die Verbündeten an einen Baum. Jetzt hörten ſie den Schloßwächter laut in das Horn ſtoßen und die Stunde rufen; dann ſang er einen langen Liedervers. Unterdeſſen ſchlug die Stadtuhr, und auch von unten drang Görg

Heilgengeiſt's helle Wächterſtimme herauf; es war ſo ſtill, daß man jedes Wort verſtand, und jede Welle der Schmalkalde rauſchen hörte. Nachher wurde es wieder ganz ruhig, nur das Waſſer und die Wehre rauſchten eintönig fort; ſie hörten, wie der Wächter wieder in ſein Stübchen hart am Thor ging und die Thüre zuſchlug. Der Gefangene war nach kurzem unruhigem Schlummer wieder wach geworden; auch er hörte Drei ſchlagen und ſeufzte: „Drei! O wär' ich frei! Unſer waren drei; wo bleibt die Hülfe, wo bleibt die Treu?“ Da war es ihm, als höre er drei Mal hinter einander ganz gedämpft eine Eule rufen: „Hu, hu, huhuhu!“ und ein freudiger Schreck durchſchauerte ihn; er lauſchte noch ein Mal angeſtrengt, noch nicht genau wiſſend, ob es Eulenruf, ob es Freundesſtimme. Als es hierauf ſtill blieb, wiederholte er ſelbſt den Ruf auf der hohlen Hand, lauſchte, und draußen wurde der Ruf erwiedert. Aber was weiter? Nach außen ging kein Fenſter des Thurms, nur nach dem tiefen Hof. Hätte er auch die altermorſchen Eiſengitter mit ſtarker Hand brechen können, hätte er auch Stricke gehabt, ſich hinab zu laſſen, ſo wäre er nur erſt in dem äußern Zwinger des Schloſſes geweſen, rings von hohen unerſteiglichen Mauern und feſtverſchloſſenen Pforten umgeben, und wäre vielleicht von den beiden Bären des Landgrafen, die in dieſem Zwinger ihr Lager, ihren Spielplatz und ihren Kletterbaum hatten, augenblicklich zerriſſen worden, ſobald er den Boden betreten. Wieder riefen die Freunde, und die alte Schleiereulenmutter, die auf der Zinne des Thurms in einer tiefen Mauerſpalte ſchnarchend die Winternacht verſchlief, wachte auf von dem Ruf, ſchnaubte und puſtete und kreiſchte laut: „Schehu! Schehu! Schihu! Krey! Schihu!“ daß ſich der Gefangene im Thurm und die Genoſſen draußen vor der geſpenſtigen Stimme entſetzten.

Aufgeregt tappte Tolluſer in gebückter Stellung in den vier Wänden ſeines Thurmgemaches herum, und fühlte überall nur die kalten ſalpeterfeuchten Steine und die ſchuhdicke Thüre von Eichenbohlen, die, mit ſtarken Nägeln geſpickt, doppelt und dreifach verſchloſſen und verriegelt war. Vergebens rüttelte er wild daran, und wollte ſie aus den Angeln heben; das Blut ſpritzte ihm unter den Nägeln hervor von der gewaltigen Anſtrengung, die Thüre blieb feſt.

Rathlos ſtanden nun draußen die Freunde; ſie hörten, wie ein Menſch in dem Thurm rumorte, und konnten ihm nicht helfen, denn lauteres Rufen und Geſpräch konnte ſie jeden Augenblick verrathen.

„Er kann nicht heraus, das Thürlein wird feſt verpickt ſein,“ flüſterte Bremſer, und Farnhäuſer erwiederte: „Gott's Donner, der arme Junge! Etwas muß geſchehen! Zünde deine Blendlaterne an, und laſſ' nur einen ſchmalen Streif Lichtes auf den Thurm fallen, damit ich ſehe. Wenn ich rufe: Tſchuhu, ſchlägſt du die Klappen ganz zu.“ Unter dieſer Rede ſchlang Farnhäuſer das eine Ende eines ſtarken Stricks um den nahen Stamm eines wilden Birnbaums, das andere Ende ſich um den Leib, und begann die äußerſte Mauer hinabzuklettern, watete durch den breiten moraſtigen Graben und klimmte, wie eine Katze die Mauer, in der der Thurm wurzelte, hinan. Treulich leuchtete Bremſer, ſo daß jener immer ſah, wohin er trat und griff. Bald war er oben, wiegte ſich, ſo weit es möglich war, über die

Mauer nach dem Hof hinüber, indem er ſich mit einer Hand an einen Stein hielt, mit der andern faßte er das Ende des Stricks, und ſchlug an die Gitterſtäbe der Fenſteröffnung, daß ſie dumpf erklangen. Gleich war der Gefangene zur Hand und rief hinaus: „Vorſicht! Hier kann ich nicht hinunter! O Gott, könnte ich nur die Thüre aufbrechen und die Treppe gewinnen, die zur Zinne des Thurms führt!“

Da ließ der Farnhäuſer ab und klomm hinauf auf den alten Thurm mit großer Angſt und großer Mühe, ſtürzte beinahe herab, eben als er den Strick um einen der Zinnenſteine ſchlang, ſchwang ſich dann hinein und ſtand auf dem hohlklingenden Eſtrich, das die Decke über Tolluſers Kerkergemach bildete. Raſch ſtieß er mit der Spitze des Dolchs hinein, kratzte den morſchen Kalk hinweg, trat, ſtampfte, und polternd ſtürzten mehrere Backſteine in die kalte Thurmkammer. Tolluſer ſprang ſeitwärts; bald war die Öffnung groß genug, daß der rettende Freund ihn hindurchziehen konnte. Ohne Worte geſchah das Alles, doch ſchrie die Schleiereule und die Steine polterten dumpf, als rollten Schollen auf einen Sarg, und die Bären im Zwinger erwachten und brummten. Und jetzt ſchwang ſich Farnhäuſer über die Zinne des Thurms hinaus, ritt auf dem Seil, das Bremſer ſchraff hielt, rücklings und raſch hinüber, hinunter; Tolluſer ihm nach, in die Arme der Befreier. Dann im Eilſchritt ging es hinan den Queſtenberg, hinauf zum Wald; und Niemand ſah die drei Kumpane in dieſer Gegend wieder.

In der Roſenapotheke war ein eilfertig haſtiges Treiben ſchon am frühen Morgen. Geſellen und Jungen liefen treppauf und ab, und ſchleppten von den Kräuterböden herunter, aus dem Keller herauf, aus der Materialkammer herbei eine Fülle der mannigfaltigſten Ingredienzien; ſie ſtellten in der größten Stube des Hauſes lange Tafeln auf, welche mit weißen damaſtenen Decken belegt wurden. Herr Liborius ſelbſt ging unruhig umher, ſah bald da, bald dort nach, ob Alles nach der Vorſchrift bereitet ſei, ob Keſſel und Mörſer blank geſcheuert; zuweilen ſah er wieder aus dem Fenſter, ob ſich noch keiner der gebetenen Gäſte einſtellen werde, die in der Weinſtube empfangen werden ſollten. Dort war eine Flaſchenbatterie aufgeſtellt, und Teller an Teller reihte ſich, voll der lieblichſten Konfekte, als hauptſtärkende Morſellen, Pinienuüßlein, mit Zucker kandirt, Citronenmorſellen, Herzmorſellen, Magenmorſellen, Lebermorſellen, überzuckerte Cichorien und Kalmuswurzeln, Pfeffermünzküchlein und andere Näſchereien mehr. Endlich war Alles bereitet, Alles geordnet. Die Uhr ſchlug zehn; erwartend ſtand der Proviſor mit den Gehülfen und Lehrburſchen; der alte Stößer hatte ſich feſtlich geputzt und harrte, auf die Piſtille des größten Mörſers geſtützt, wie ein ruhender Herkules, nicht ſowohl der Dinge, als der Männer, die da kommen ſollten. Jonathan, der müßige Sohn des Apothekers, an dem der Vater wenig Freude erlebte und wenig Stütze zu gehoffen hatte, lehnte in ruhig behaglicher Beſchaulichkeit ſich zum Fenſter der Weinſtube hinaus. Jetzt kamen vom Töpfenmarkt her die beiden Leibärzte der Landesfürſten. Burchard Mithobius trug, gleich ſeinem Kollegen, ein einfaches ſchwarzes Baret, einen gefalteten Ringkragen und ſtarken bis auf die Bruſt reichenden

Bart. Unter dem pelzverbrämten Mantel ſah eine reiche Kleidung hervor, und zumal blitzten bei jedem der beiden Männer die ſtarken Gelenke goldner Ehrenketten funkelhell über den ſammtnen Leibröcken. Eine Strecke hinter ihnen kam eilfertigen Schrittes und wedelnden Ganges der Bader Bopp, in einem zeiſiggrünen Rock, holte die im ernſten Geſpräch langſam ſchreitenden Medici bald ein, grüßte ſie demüthiglich und öffnete ihnen katzenbuckelnd die Thüre des Hauſes, wo ſie Liborius mit ſchmeichelhaften Redensarten und tiefen Verbeugungen empfing und in die Weinſtube führte. Nach ihnen erſchien der junge Doktor Engelhaupt in der eleganten Tracht eines Stutzers jener Zeit; er trat mit Sicherheit zu den alten Herren und grüßte ſie flüchtig, worauf er ein Geſpräch mit Jonathan anknüpfte und das Goldwaſſer verſuchte, das der alte Liborius zum Heil der Gutſchmecker erfunden hatte. Beſagtes Goldwaſſer war ein feiner Liqueur von anmuthigem Duft und ſüßwürzigem Geſchmack; der Geiſt der Roſen ſchwebte über den milden Spiritus. Jetzt trat auch der Doktor Geißhirt ein. Er ſah unzufrieden aus, als ob ihm die Anweſenheit der Fremden nicht recht ſei, oder als ob er den Groll nicht hehlen wolle, den er gegen Liborius hegte, weil dieſer den Paracelſus bei ſich aufgenommen, oder als ob es ihm überhaupt nicht gelegen ſei, der heutigen Feierlichkeit beizuwohnen; doch hoffte er im Stillen, dem Apotheker Eins anzuhängen, und ihn hernach durch Tadel zu ärgern und blos zu ſtellen. In ſothanen Vorſätzen ſtärkte er ſich durch manches Schlücklein roſenrother Korallentinktur, mit Malvaſier verſetzt, und ſpeiſ'te überzuckerte Zibeben dazu. Die Thüre ging auf — der Gaſt des Hauſes, Theophraſtus Paracelſus, begrüßte die Verſammlung. Die fremden Ärzte waren ſo höflich, aufzuſtehen und den Gruß des weitgereiſten und berufenen Meiſters zu erwiedern; allein Geißhirt blieb trotzig ſitzen, und that, als ſähe er ihn nicht; Engelhaupt ſtreckte ſein geſträhltes Haupt zum Fenſter hinaus, und Bopp ſchnitt ein Geſicht wie ein Affe, wenn er boshaft wird, und machte eine Fauſt in der Taſche. Der Meiſter Philippus lächelte.

Es war eine drückende Wärme in der Weinſtube, jeder fühlte das; es wurde Allen zu ſchwül in der beengten Atmoſphäre, in der fünf Ärzte und ein Bader beiſammen ſaßen und ſtanden. Es kam auch zu keinem Geſpräch; denn jeder hielt den Athem an ſich, und mit dem Athem die Worte, mit den Worten die Gedanken. Durch einen derben tüchtigen Zank hätten ſie ſich am liebſten Luft gemacht; doch ſcheute ſich jeder, ſchon jetzt das Gaſtrecht zu verletzen, keiner wollte anfangen, die Granaten und Stückkugeln eindringlicher Grobheiten ſpielen zu laſſen — nun verſtimmte dieſe gepreßte Stimmung Alle. Der Apotheker hatte noch Manches anzuordnen und war nicht in der Stube, fürchtete ſich auch vor vulkaniſchen Ausbrüchen, und Jonathan konnte nur bei Mädchen ſcherzhaft und kurzweilig ſein, die Geſellſchaft der Männer erſchien ihm und machte ihn langweilig. Zum Glück für Alle und zur Freude Aller unterbrach das bängliche Schweigen jetzt die Ankunft des hochedlen Stadtrathes. Die Bürgermeiſter Leonhard Funk und Valtin Herz, die Gemeindevormünder Balthaſar Möller und Linhard Kohl erſchienen zuſammt dem Stadtſchreiber Franzberg und einigen Rathsbeiſitzern; ſo wurde die Weinſtube ganz voll. Man öffnete ein Fenſter und nun konnte man doch ſprechen, fragen, Rede um Rede tauſchen; aber vorher fünf Ärzte und ein Bader — ſo eng beinſammen, und immer einer ingrimmig und in ſeinen Groll geballt, wie ein Igel in ſeine Stachelhaut, zur Wehre gegen die fünf andern: das hätte ja nicht lange gut thun können.

Jetzt gab ein Wort das andre, und mehr als eins; nach Luther's Befinden wurde zuerſt gefragt, und die Antwort ertheilt, daß es leidlich um ihn ſtehe, daß er zwar noch nicht ganz ſchmerzenlos ſei, aber doch eine ziemlich ruhige Nacht gehabt habe. Als Neuigkeit wurde die Nachricht mitgetheilt, daß der gefangene Scholaſt entwiſcht; darob freute ſich der Stadtrath herzlich, und der erſte Bürgermeiſter ſagte: „Das geſchieht den Herren auf dem Schloß ganz recht! Hätten wir den Strolch in Gewahrſam gehabt, ſo ſäße er ſicher noch und ſäße auch ſicher. Uns iſt noch keiner entwiſcht!“

„Seine Sicherheit wird ihm doch lieber ſein, wie die Eure,“ warf Jonathan ein, und die Übrigen lachten darüber.

Unter ſo gewöhnlichen Geſprächen wurden die Teller und die Flaſchen leer; die Anweſenden ſchienen alle die Erfahrung gemacht zu haben, daß die Unterhaltung über ernſte und gelehrte Dinge nicht in eine Trinkſtube paßt, daß ſolche Reden nicht geeignet ſind, den Appetit zu reizen, vielmehr im Stande ſind, Hunger und Durſt vergeſſen zu machen; daher es meiſt rathſam befunden wird, bei vollen Tafeln leere Geſchwätze zu führen, und daher ſich auch die gänzliche Leer- und Hohlheit bei Niemand ſo ſyſtematiſch ausbildet, als bei jenen Schlemmern und Gutſchmeckern, deren einzige Götter Kehle und Bauch ſind, und die dieſen ihren geliebten Fetiſchen an vollen Fêtetiſchen ſchwelgeriſche Opfer bringen.

Endlich meinten die edlen Herren, vorerſt im Betracht, daß das Alles nur ein Frühſtücksimbißlein geweſen, des Guten genug gethan zu haben, und ſchritten nun mit rothen Wangen, zum Theil auch rothen und bebrillten Naſen, die Treppe hinan, um ſo würdiger vorbereitet, die vielerlei Ingredienzien zu betrachten, aus denen das größte aller Antidota, das herrlichſte Remedium, der himmliſche Theriak bereitet werden ſollte, was wegen der mühſamen Vor- und Zubereitung alljährlich nur ein Mal und ſtets mit einer gewiſſen Feierlichkeit geſchah.

Oben in dem großen Zimmer, mit dem alterthümlichen breiten Bogenfenſter, waren dieſe Herrlichkeiten aufgeſtellt, und zwar nach Regeln und Klaſſen, und bei jeder Species, die ſchon in den gehörigen künſtlichen Zuſtand verwandelt war, lag ein Exemplar im natürlichen Zuſtand, um durch Geruch oder Farbe oder Geſchmack geprüfte Ächtheit zu bewähren.

Mit ernſthaften Mienen traten die Söhne der Themis und die des Äskulapius zu der erſten Klaſſe, und der Apotheker erklärte lateiniſch: „Ecce! Hier iſt Mark der Meerzwiebel, vier Unzen, und hier iſt die Scylla marina in natura zu ſchauen, wie ſie ihren hohen majeſtätiſchen Blüthenſtengel treibt. Hier in dieſem verſchloſſenen Büchslein iſt eine Unze friſchgequetſchtes Knoblauch; wer ſich von deſſen Ächtheit überzeugen will, beliebe hineinzuriechen. Vor Augen liegen in Stangengeſtalt die Trochiſci der italieniſchen Vipern, denen Köpfe und Schwänze abgeſchnitten und die Häute abgezogen werden, welche hier zu ſchauen ſind; daneben befinden ſich, in gleicher Weiſe präparirt, thüringiſche Nattern, die ſich faſt nur allein auf unſern Bergen finden und an Güte den ausländiſchen nicht nachſtehen.“

„Richtig!“ ſprach Theophraſtus; „man könnte der ausländiſchen Vipern gar wohl entbehren, es iſt faſt einerlei Art und einerlei Wirkung.“

„Das erlaubt mir, noch in Zweifel zu ziehen!“ fuhr der Doktor Geißhirt auf; aber Theophraſt kehrte ihm den Rücken, und erwiederte: „Ich erlaube Euch Alles, was Ihr Euch ſelbſt erlaubt!“ und Liborius ſprach weiter: „Geläutertes, in Regenwaſſer aufgelöſ'tes, dann filtrirtes und wieder eingedicktes Opium; von dieſem, wie von den beiden Viperarten, drei Unzen.“

„Dieſe fünf Species bilden die Baſis, will ſagen das Fundament oder die Grundlage des Theriaks,“ erklärte Doktor Geißhirt den Magiſtratsperſonen, und werden nun abſonderlich wohl vermiſcht.“

Nachdem Aller Augen prüfend auf den genannten Materialien verweilt hatten, ging man zur zweiten Klaſſe über. Liborius ſprach: „Süßholzſaft, eine halbe Unze, Akazienſaft, Hypociſtenſaft, welcher aus Languedoc zu uns kommt und von einem Strauch, welcher die Ciſtenröslein trägt, gewonnen wird, pulveriſirtes arabiſches Gummi, deßgleichen erleſene rothe Myrrhen, Weihrauch, Sagepenum, Sandaraca und reiner Storax calamita, von jedem eine halbe Unze; ingleichen Judenpech, Kamphor, Mutterharz in Körnern, auserleſener Maſtix und Opopanax, von jeglichem drei Drachmen.“

Die Prüfenden leckten an den Dickſäften, berochen die Gummata, und fanden Alles preiswürdig und ohne Tadel; nur bei'm Hypociſtenſaft äußerte der Doktor Engelhaupt, daß er zwiſchen ihm und dem Akazienſaft keinen Unterſchied finde, doch war Niemand im Stande, dem Apotheker hier ein Falſum nachzuweiſen, und dieſer ging, nachdem er jenen mit einem verächtlichen Blick beſtraft, zur dritten Klaſſe über, welche die Aromata in feinſter Pulverform enthielt, nannte und zeigte: „langen Pfeffer drei Unzen, des beſten Saffrans zwei Unzen, ſchärfſten Zimmets eine und eine halbe Unze, Kalmus-, Zittwer- und weiße Ingwerwurzel, von jeder 6 Drachmen, Kardamömlein, Nägelein, Kubeben, indianiſche Blätter, genannt Malabathri, Galgantwurzel und keltiſche Narden, von jedem eine halbe Unze.“

„Halt!“ ſchrie Doktor Geißhirt, als Liborius zur Klaſſe der Hölzer übergehen wollte: „Halt, wo bleibt der Carpo-balsamum? Fehlt auch nur eine Species, ſo müſſ't Ihr gebüßt werden. Ich ſehe, Herr Liborius, es iſt bei Euch nicht Alles, wie es ſein ſollte!“

Da wurde der Apotheker grimmig, und rief: „Der bleibt, wo er wächſt, und wohin ich Euch wünſche, im Pfefferland. Wiſſ't Ihr nicht, daß der türkiſche Sultan die Balſamſtäudlein durch Janitſchaaren bewachen läſſ't, und daß keiner ausgeführt werden darf? Und ſeht Ihr nicht, daß hier in der Formel bei'm Karpobalſamum ſteht: si adsit, wenn er nämlich da iſt; ſo er aber, wie Figura zeigt, nicht da iſt, bin ich auch nicht verbunden, ihn zu haben, und brauche mich deßhalb nicht büßen zu laſſen!“

Der Doktor murmelte noch einige grollende Worte in den Bart, und ſuchte nur um ſo eifriger nach Fehlern und Mängeln; Liborius aber zeigte die Hölzer: Aloeholz zwei Drachmen, lignum asphalati, gelbes Sandelholz und Lerchenſchwamm, von jedem anderthalb Unzen. Bei'm lignum asphalati erhob Geißhirt neue Zweifel, und meinte: es ſähe dem Roſenholz ſo ähnlich, wie ein Ei dem andern; aber wie der Apotheker den Beweis forderte, daß es kein ächtes Lignum Asphalati ſei, mußte Geißhirt dieſen ſchuldig bleiben. Gleichwohl drehte ſich Liborius herum und verbiß mit Mühe das Lachen; denn es war wirklich nur die gewöhnliche Wurzel vom Rhododendron, und er zeigte und nannte nun die Species der fünften Klaſſe nebſt ihrem Gewicht: Parisbeeren, Wachholderbeeren, Lorbeeren, die Früchte der Myrobalanen, beide: chebularum und emplicarum, rothe Roſenblätter, Johannisblut, Rosmarin und Ringelblumen, Blüthen des Tauſendguldenkrauts, dann Bergkalaminten- und Kardobenediktenkraut, kretiſchen Diptam, Andorn, Raute, kretiſches und einheimiſches Skordium, würzige Stabwurz, Schlagkraut und Gamanderlein, Geißklee, Doſten und kretiſchen Polei, Rosmarinblätter, kleine Salbei, Teufelsabbiß, Majoran und Marum verum. Die meiſten der genannten Blumen und Kräuter zierten zugleich in zierlich gebrannten und gemalten Blumenſcherben die Tafel, ſo auch nicht minder die Gewächſe, von denen die nachgenannten Wurzeln ſowohl in feiner Pulverform vorlagen, um dem Theriak beigemiſcht zu werden, als auch ganz und möglichſt friſch, damit ſich Jeder überzeuge, daß kein Betrug bei der Bereitung des wichtigſten und wunderlichſt zuſammengeſetzten Medikamens vorgehe. Da zeigte Liborius die florentiniſche Violenwurz, Angelika-, Fünffingerkraut-, Rhabarber- und Termentillwurzel, die runde Oſterluzei, die ſcharfe Haſelwurz, die herbe Eberwurz, die fremdländiſche Kontrajerva, auch peruaniſche Giftwurz genannt, und die runde Cyperwurzel, Alant und Enzian, Meiſterwurz und Bärenwurz, Peſtilenzwurz und pontiſche Baldrianwurz, auch Pimpinelle und Scorzonere, Schlangenwurz und Abbißwurz, Allermannharniſch- und Oſterluzeiwurz, wie nicht minder die Wurzel des Kreuzenzians.

Dieſ's Alles aber war noch nicht genug zu dem kräftigen Miſchmaſch, Theriak genannt; zur fünften Klaſſe gehörten auch noch die Saamen und Kerne der Rapsſaat, des Ammei, des Amomum, des Anis, der Akelei, der Kardobenedikten, der Citronen, der kretiſchen und einheimiſchen

Möhren, des kretiſchen und einheimiſchen Fenchels, des Johanniskrauts, des weißen Täſchelkrauts, der macedoniſchen wie der einheimiſchen Peterſilie, des Seſeli und der Bergſilie, ſo daß vom Hernennen ſchon beinahe dem Apotheker der Odem ausging.

Nachdem er ein wenig geruht, und Alles hinlänglich betrachtet und berochen war, kam die Reihe an die ſechſte Abtheilung, welche die flüſſigen und halbflüſſigen Species enthielt, den Liquidamber, den Perubalſam, die Bibergeileſſenz, das ausgepreßte Oel der Muskatnüſſe, nebſt Hirſchhorngallerte, Terebinthen und Schwefelgeiſt, ſo wie Nelken- und Bernſteinöl, jedes nach den beſtimmten Gewichtsverhältniſſen.

Endlich kam, um die heilige Zahl zu füllen, die ſiebente Klaſſe vor Augen. Da lagen ſchöne Dinge auf der Tafel, blos zum Schauen, die Subſtanzen aber, die zum Theriak kommen ſollten, waren ſchon vorbereitet und gelöſ't, jegliches in ſeinem Menſtruum: rothe Korallen, Perlen des Orients, Perlmutter und Krebsſteine, alle dieſe waren in gelinden Säuren aufgelöſ't, mit alkaliſchen Salzen verſetzt, und ihre Weſenheiten verwandelt worden, ſo daß dieſe ſich innigſt verbunden mit dem Alkali und nun ſelbſt Magiſteria und Salze, Korallenſalz, Perlmutterſalz u. ſ. w. geworden. Auf gleiche Weiſe behandelt ſah man koſtbare orientaliſche und occidentaliſche Bezoarſteine, den edlen Chryſolith, feurige Granaten und Rubinen, Hyacinthen und Smaragde aufgeſtellt, welche alle durch wunderbare Kraft beitragen ſollten, den Theriak zum König aller Arzneien und Gegengifte zu machen. Dieſen reihte ſich wieder in wohlpräparirter Form die geſiegelte Erde von Lemnos an, nebſt grauem Ambra und mineraliſchem Bezoar, Spießglanzzinnober und natürlicher Zinnober, Knöchlein vom Herzen des Hirſches, geraspeltes Horn des Elenthiers und des Einhorns, und die halbverwitterten Knochenreſte vorweltlicher Thiere machten unter dem Namen Unicornu fossile den Beſchluß der langen Reihe.

Nun galt es, dieſes ungeheure Allerlei zweckmäßig und nach der Regel zu vereinen, und deßhalb war es gut, daß dieſe verſchiedenartigen, ganz heterogenen Stoffe in Klaſſen getheilt waren; ſo theilt ein guter Regiſſeur auf dem Theater in großen Stücken ſeine Statiſten in Sektionen, damit Alles ohne Störung, wie das Räderwerk einer Uhr, in einander greife. Doch machte man ſich's ſchon weit bequemer, wie in früherer Zeit, wo die meiſten dieſer Subſtanzen noch drei Mal mit Spirituis übergoſſen, digerirt und filtrirt wurden, und der Spiritus dann wieder rektificirt; obgleich Geißhirt nicht unterließ, die neue Methode zu ſchelten. Die Geſellſchaft ſtieg nun die freie ſteinerne Treppe am Hintergebäude hinab in den kleinen Hof, und verfügte ſich in das Laboratorium, während die Leute des Apothekers die Ingredienzien hinabtrugen. Große Mörſer ſtanden bereit, und der Stößer fletſchte die Zähne freundlich gegen die Herren; er hoffte auf ein Trinkgeld zum Recompens, wenn das Eſſen vorbei, wo die Gäſte, ſo ſie nicht gänzlich vergaßen, in die Taſche zu greifen, gewöhnlich weder ihre Linke noch ihre Rechte wiſſen ließen, was ſie thaten. Zunächſt nun wurde in einer großen Reibſchaale die erſte Klaſſe auf das Innigſte unter einander gerührt; dann kamen die Dickſäfte hinzu, welche in Waſſer, und die Harze, welche zum Theil in Eſſig über gelindem Kohlenfeuer aufgelöſ't worden. Dieſe Vermiſchung mußte eine halbe Stunde lang fortgeſetzt werden.

Unterdeß miſchte ein Gehülfe die Aromata, ein Lehrling die Hölzer, und der Stößer in ſeinem großen Mörſer die Beeren, Blumen, Kräuter, Wurzeln und Saamen der fünften Klaſſe. Die koſtbaren flüſſigen Balſame und Eſſenzen goß Herr Liborius ſelbſt in ein Gefäß, und vereinigte ſie mit den Wunderdingen und Precioſen der ſiebenten Klaſſe auf kunſtgerechte Weiſe. Endlich kam in einem ganz großen Mörſer, welcher über einem Feuerbecken ſtand, die allgemeine Vereinigung zu Stande, und durch eine gehörige Menge hinzugeſetzten geläuterten Honigs wurde fertig und vollendet das weltberühmte Arkanum des himmliſchen Theriaks zur großen Freude aller Anweſenden; denn die Mittagsſtunde hatte längſt geſchlagen.

„Nun, viel hilft viel,“ ſprach Theophraſtus ironiſch; „und wenn dieſer Theriak nicht hilft, hilft nichts mehr. Geſegnet ſeiſt du, edles Mixtum compositum, Gebräu des Unſinns, Latwerge des Aberwitzes, Opiat, das den geſunden Menſchenverſtand einſchläfert und der wahren Heilkunſt ein Wiegenlied ſingt. Seht, ihr Herren Doktoren, das ſind nun eure Künſte, euer Witz iſt ganz in dieſen Dickſaft eingewickelt; dieſes braune ſüße Muhs iſt die Ambroſia, an der ſich der alte Schlendrian Unſterblichkeit ißt. O heilige Natur, wie ſpotten deiner die Medici! Von deiner einfachen Heilkraft wiſſen ſie nichts, von deinem Geiſt ahnen ſie nichts, deine Sprache verſtehen ſie nicht, deiner Stimme lauſchen ſie nicht. Die heilſamen Wunderwirkungen, die du eingeſchloſſen in Metall und Pflanze, den reichen Saamen der Geneſung, den du mit vollen Händen ausgeſtreut über die ganze Erde, verkennen die Menſchen ganz. Der Bär verſtopft mit Moos ſeine Wunde, der Hirſch ſucht die Schlangenwurz, wenn er ſich vom Biß einer Schlange verwundet fühlt; der Hund purgirt und reinigt ſich durch grünes Gras; die Vögel läutern ihre Eingeweide durch kleine Sandkörner — aber die Menſchen ſchleppen aus allen Erdtheilen, aus Oſt- und Weſtindien faſt anderthalb hundert Species zuſammen, und machen daraus eine Arznei, die nun gut und hülfreich ſein ſoll für Alle und für Alles!“

„Ei, wie lange werdet Ihr denn noch den himmliſchen Theriak ſchmähen, und uns dazu, die wir nicht in Eure Schule gehen, nicht in Eure Poſaune ſtoßen, auch von Euch nicht belehrt ſein wollen, Herr Theophraſtus Paracelſus, und wie Euer ellenlanger Name noch weiter heißt?“ fuhr der Doktor Geißhirt giftig heraus, und der Bader nickte ihm grinſend zu: ſo ſei es recht und Geißhirt möchte nur noch beſſer herausfahren. Meiſter Philippus aber lächelte wieder, und ſprach: „Mein Name, guter Wurmdoktor, iſt noch nicht ſo gerecht für die Elle, wie Eure Recepte, und mißt nur lang, wenn man ihn gegen Euern Verſtand hält.“

„O, meine lieben Herren!“ rief der Apotheker, zwiſchen Beide tretend: „Ihr ſeid abermals auf dem beſten Wege, euch die Grobheit nicht mit Granen und Skrupeln, ſondern mit Unzen und Pfunden zuzuwiegen; ich bitte, haltet ein! Laſſ't uns wieder hinauf in die Oberſtube gehen, und nehmt dort verlieb mit dem, was Gott beſcheert hat.“

„Ich werde den Frieden nicht ſtören,“ antwortete Geißhirt ſtolz; „ich verachte die ſich allein groß und weiſe dünkende Selbſtſucht.“

Droben in der großen Stube war indeß eine freundliche Metamorphoſe vorgegangen. Frau Liborius hatte mit ihren Mägden in der Küche noch eifriger gewaltet und gearbeitet, als die Pharmakeuten in ihrem Laboratorium; die Tafeln waren zwar noch gedeckt, aber ſtatt der Pulver und Wurzeln und all dem arzneilichen Quodlibet, das darauf gelegen, war ſie jetzt beſetzt mit blinkenden ſilberblanken Zinntellern; die Blumenſcherben ſtanden noch darauf in zierlicher Ordnung, aber ſtatt des Geruchs der Knoblauchpulpa, des Kamphors, des Sagapenums und ſo vieler Kräuter, war jetzt die Luft mit den feinen Düften des koſtbaren Ambras, des Maſtix und Weihrauchs geſchwängert, köſtliche Gerichte wurden aufgetragen, und ſtatt der Rubinen, Granaten und Hyacinthen blinkte in klaren Flaſchen rubin- und hyacinthfarbiger Wein.

Als ſich die Geſellſchaft zu Tiſche geſetzt hatte, erhob Theophraſtus ſeinen vollen Becher, und ſprach laut: „Das iſt der ächte Mithridat, die Panacee des Lebens! Wir wollen wünſchen, daß uns alle dieſe Göttergabe noch lange erfreue. So lange wir Wein trinken, halte uns der himmliſche Vater den himmliſchen Theriak vom Leibe!“

Wider Erwarten des Apothekers blieben ſeine Gäſte einig während des fröhlichen Mahls, und ſchieden nach demſelben vergnügt, nach manchem heitern Scherzwort und nach heiter geführten Geſprächen. Jeder empfing auch noch für ſeine Bemühung, zugeſehen und wacker mit gegeſſen und getrunken zu haben, ein kleines Büchslein friſchen Theriak, zierlich mit Goldpapier zugebunden, als Präſervativ und Heilmittel gegen mancherlei Gebreſt.

Als die Gäſte hinweg waren, begab ſich Theophraſt mit Liborius in ein beſondres Zimmer, wo ſie ungeſtört mit einander ſprechen konnten, und der Erſte begann, indem er eine Receptformel hervorzog: „Mein lieber Gaſtfreund, die Stunde iſt gekommen, in der ich Euch Wort zu halten gedenke. Schätze habe ich nicht, Goldmachen — könnte ich wohl, doch will ich nicht. Laſſ't auch Ihr ab von der unſichern Kunſt; bereitet künftighin dieſe Tropfen, deren Farbe Ihr hell wie Gold finden werdet, und die Euch Gold eintragen werden. Ich ſehe die Theriakskrämer von den Walddörfern Eure Apotheke faſt ſtürmen, alle wollen friſchen Theriak, um ihn von

Haus zu Haus zu tragen, auch wohl verfälſcht feil zu bieten. Dieſer Balſam wird Euch noch mehr einbringen, ohne daß Ihr ſo große Auslagen dazu nöthig habt. Und ſo mögt Ihr meiner dabei im Guten eingedenk ſein.“

Freudig ergriff Liborius das Blatt, wie ein mit den Wogen kämpfender, ſinkender Schwimmer ſelbſt nach einem ſchwachen Rohr faßt, und las zitternd die einfache Formel eines Schwefelbalſams, und ſah hierauf den Geber ungläubig an.

„Ihr zweifelt?“ fragte der Meiſter. „Zweifelt nicht, ſondern vertraut; ſelig ſind, die da glauben; wenn dieſer Balſam Euch nicht meine Herberge gut bezahlt, ſollt Ihr mich zeitlebens einen Lügner und Betrüger ſchelten.“ Damit verließ er ihn.

Es währte hierauf nur noch einige Tage, als Liborius einen gedruckten Zettel an die Schaltern der Apotheke ſchlug, worauf mit großen Holzſchnittinitialen ſtand: Balsamum Sulphuris Smalcaldicum, und darunter eine weitläufige Anpreiſung der vielfachen arzeneilichen Tugenden dieſes neuen Geheimmittels, und bald war der Abſatz ungeheuer, bald wurde der ſchmalkaldiſche Schwefelbalſam weit und breit berühmt, wurde nach fernen Gegenden verſandt, und der Verkauf machte Liberius reich. Dieſer pries ſich glücklich, ſegnete noch lange ſeinen erfahrnen Gaſt, und dachte nicht mehr daran, Gold machen zu wollen. Auf Kinder und Kindeskinder vererbte ſich das Recept des Arkanums, wurde heilig und heimlich aufbewahrt, kam endlich in Vergeſſenheit, und wurde faſt hundert Jahre ſpäter von Mathias Schmidt auf's Neue entdeckt, rettete auch dieſen vor der Verarmung, als ſei ein wohlthätiger Zauber damit verbunden; und ſelbſt die Nachahmung des Wundermittels durch die Waldlaboranten ſchlug fehl, nur aus Schmalkalden konnte man ächt den heilſamen Balſam beziehen.

Es war am einundzwanzigſten Tage des Hornung. Immer noch waren die Fürſten und ſtädtiſchen Geſandten in großen Verſammlungen, die Theologen in kleinen Zuſammenkünften thätig, ja Manche arbeiteten ſtill auf ihren Zimmern; doch Alles, was da beſprochen, berathen und geſchrieben wurde, ſollte noch hervortreten an das Licht, ſollte reines Öl in die ſonnenhelle Leuchte der Wahrheit werden. Die ſtille Faſtenzeit war ganz geeignet für ſolches Thun; denn in ihr mußte der Strenge der Zeit gemäß jeder Klang der öffentlichen Freude ſchweigen, und verloren hatte ſich ein großer Theil des Völkleins, das, angelockt von der Fürſtenverſammlung, in Schmalkalden ſeinem unſtäten Wandel für kurze Zeit Feſſeln angelegt, und war, wie es gekommen, zuſammengeweht vom Drang nach Erwerb und Genuß, auch wieder aus einander geſtäubt nach allen vier Winden. Der Buden waren weniger geworden, da die Käufer abnahmen; die Fürſten ſelbſt waren zum großen Theil ſparſam, und beſchränkten ſich auf das Nöthigſte; das Volk hatte ſich nun auch ſatt geſehen an ihrer Tracht, ihren Roſſen und ihrer Dienerſchaft, und ſo wurde es allgemach in der Stadt wieder faſt ſo ſtill, wie es von je geweſen, und nur das gewohnte Geräuſch thätiger Hände blieb hörbar. Auch laſtete die Beſorgniß um Luther wie drückende Gewitterſchwüle auf der Stadt, auf den Gemüthern der meiſten Fremden und Einheimiſchen. Die Ärzte ſetzten ihm ohne

Erfolg mit Arzeneien zu, und peinigten mehr, als daß ſie Troſt und Hülfe zu bringen vermogt hätten, durch ihr Beſuche den kranken Mann. Sie waren in Nichts einig, als darin, daß Theophraſtus Paracelſus der ſchädlichſte Schwärmer und Schwindelkopf der Welt ſei, und daß er aus der Stadt müſſe. Sie erſannen häßliche Lügen, die ſie ihm andichteten, und ruhten nicht, bis ſie es dahin brachten, daß der berühmte Mann, der anfing, unendlichen Zulauf zu bekommen, den Befehl erhielt, die Stadt zu verlaſſen. Er hätte dieſ's gethan auch ohne Befehl. Davon freilich wurde der große Kranke nicht geſund, aber der kleinliche, ſelbſtſüchtige Sinn der Männer vom Handwerk feierte doch einen Triumph. Und dennoch, wie ſehr ſein Körper ſchmerzgepeinigt war, ſein Rieſengeiſt rang mit dem Schmerz und überwältigte ihn, und mitten unter Leiden arbeitete er eine Predigt aus, ſchrieb Briefe an hohe und niedre Perſonen und fertigte im Namen aller anweſenden Prädikanten eine Bittſchrift an die Fürſtenverſammlung. Er arbeitete um ſo eifriger, als eine ahnungsvolle Stimme ihm zuflüſterte, es gehe mit ihm zu Ende, und er habe

Eile, den Schlußſtein an das Werk der Reformation zu legen. Immer ängſtlicher wurde die Stimmung der Hausgenoſſen. Der treue Tipontius wich kaum vom Krankenlager des geliebten Lehrers, und trat er ja bisweilen heraus und zu der Familie des Rentmeiſters, ſo ſagte dieſer ſein kummerbleiches Antlitz, ſein ſchmerzgetrübtes Auge mehr als Worte, was er fühlte und litt. Die kindliche Salome theilte dieſen heiligen Schmerz ihres jugendlichen Freundes, ihre Seelen ſprachen durch Blicke und verſtanden ſich; Beide wußten kaum, was Liebe war, und liebten ſich doch mit der Zärtlichkeit reiner Engel. Den Freund zu erfreuen und durch ihn den theuern Kranken zu erheitern, war das holderblühende Kind aufmerkſam bemüht; ſie hatte kaum vernommen, daß Luther mit allen Söhnen des waldigen Thüringens die Liebe für Singvögel theile, ſo wanderte auch ſchon ihre Amſel aus ihrem Schlafkämmerlein in Luther's Zimmer. Die Amſel ſtörte den Kranken nicht, denn ihre eigentliche Sangzeit war noch nicht gekommen; nur in der frühen Morgenſtunde, wenn es noch ſtille war auf den Straßen und in den Häuſern, da begann ſie leiſe und lieblich zu flüſtern und zu flöten, wie eine dichtende Nachtigall, und nur bisweilen laut zu rufen: David! David! als wolle ſie den alten Königsſänger und Geſangkönig um Beiſtand anrufen zu ihren frommen Morgenpſalmen, an denen ſich der arme Kranke erfreute. Und friſche Sträußchen ſandte Salome allmorgentlich hinein in die Krankenſtube durch den guten Tipontius: Märzglöckchen und Schneetröpfchen, Buxus und Wintergrün, die rothen Blüthenzweige des Kellerhals und die gelben des Kornelkirſchbaums, auch blaue Anemonen, die ſie von armen Kindern in der nächſten Waldung ſuchen ließ. Die fromme Maid wäre gerne ſelbſt zum Wald gegangen; aber die Angſt und die Sorge litten eine ſo lange Entfernung nicht. Nur in die tägliche Predigt eilte ſie, und hörte nacheinander Ambroſius Blum, Oſiander, Scheinhauſer und Amsdorf, und betete heiß und herzlich für den theuern kranken Gaſt, daß der Engel der Geneſung ihm bald und freundlich nahen möge.

Und wirklich ſchien es, als wolle ſich's mit ihm beſſern, und am Morgen des einundzwanzigſten Februars ſprach er zu Tipontius: „Wohlan, will der leidige Satan nicht leiden, daß ich in der Kirche predige, ſo will ich hier im Hauſe meine Predigt halten. Wo Zwei oder Drei verſammelt ſind in meinem Namen, ſprach der Heiland, da bin ich mitten unter ihnen. Entbiete den gnädigen Fürſten von Sachſen und Heſſen meinen Gruß, und ſage es Melanchthon, Spalatino, Jonas und den andern Freunden an: der Luther wolle noch ein Mal predigen. Muß es, ſo muß es; ruft Gott, ſo bin ich da, er ſoll nicht auf mich warten. Aber mich drängt's, noch ein Mal meinen Glauben freudiglich zu bekennen vor frommen Zeugen; darum will ich eine Predigt und Auslegung des Glaubens halten.“

Vergebens wagte der Schüler eine beſcheidene Einrede; mit dem gewohnten feſten Sinn beharrte Luther auf ſeinem Willen, und verließ das Lager. Die Freunde waren ſchier verwundert, als ihnen die Kunde wurde, und gingen eilig nach Wilhelm's Hauſe. Von der Burg herab kamen die verbrüderten Fürſten, und bald wurde die Verſammlung ſo zahlreich, daß die beiden Zimmer, welche Luther inne hatte, ſie nicht mehr faßte. Ein Theil der Gekommenen wünſchte dem

Kranken Glück, daß er ſich wieder alſo kräftig fühle; Andre baten ihn ernſt und warnend, von ſeinem Vorhaben abzuſtehen, doch vergebens. Er ließ einen Hausaltar der Familie des Rentmeiſters auf den geräumigen, reinlichen und hellen Vorſaal tragen und Seſſel für die Zuhörer, ſo viel, als ſich eben vorfanden; dann ſtimmte Melanchthon ein frommes Lied an, das Alle andächtig mitſangen. Es war eine ſehr feierliche Stunde; in dem kleinen Raum des Saals waren viel große Männer verſammelt, treue Männer, die das Rechte wollten und die Wahrheit. Da ſah man keinen Unterſchied zwiſchen den Fürſten und den Gottesgelehrten; an Rang und Stand wurde hier nicht gedacht. Brüderlich ſaßen der Kurfürſt von Sachſen und der Landgraf von Heſſen neben einander, und ſangen aus einem Buche, und ſo viele Andre. Unfern der Treppe ſtand der Rentmeiſter, und hielt den kleinen Anshelm an der Hand. Salome ſtand zitternd, mit thränenfeuchten Augen, neben ihrer Mutter. Die ganze Treppe war noch voll Leute, Diener des Hauſes und Nachbarn. Ein wehmüthiger Gedanke erfüllte alle Anweſenden, der: es ſei wohl Luther's letzte

Predigt, und ſcheiden werde nun bald der Mann des Lichts, abtreten von dem Schauplatze ſeiner Kämpfe, ſeiner Siege, und mitten in der freudig begonnenen Laufbahn, ehe er noch das leuchtende Ziel erreicht. Solcher Gedanke kann wohl zu Thränen rühren: ein Heldenbild ſinken ſehen zu müſſen, einen kräftig ſtarken Baum ſturmgefällt und entwurzelt! Ach, immer über gefallener wahrer Größe wölbt Trauer ein unſichtbares Mauſoläum, und Erinnerung kränzt es mit thränenſchweren Cypreſſen.

Aber der ſtarke, wenn gleich kranke, doch mutherfüllte Löwe kannte die Wehmuth nicht, die der Menſchen Empfindungen beſchleicht und entmannend überwältigt; er war noch der Baum, der voll Kraft ſtand; er war noch der Fels, den die Brandung nicht hinweg riß von der alten Stelle; der mit dem Harniſch des Glaubens angethane Ritter, der ſich wacker hielt in ſeiner feſten Burg.

Als der Geſang beendigt war, begann er mit einem Vaterunſer die Andacht; dann hob er an frei und fröhlich zu ſprechen, daß man ihm kaum eine Schwachheit anmerkte, vom Worte Gottes, dieſem wahrhaften Brode des Himmels, deſſen der fromme Menſch nimmer ſatt und überdrüſſig werde. Das Vaterunſer, der Glaube und die zehn Gebote, das ſeien die drei höchſten und beſten Predigten, die ſich nie genug lernen ließen, obgleich ſie ſchon in aller Kinder Mund wären. Jetzt aber wolle er den Glauben vornehmen; denn wer beten wolle, müſſe glauben. Mit erhobener Stimme ſprach der begeiſterte Redner die Anfangsworte des Glaubens-Bekenntniſſes und legte ſie dann belehrend aus. Er ſagte, daß Viele, ſelbſt Weiſe, nicht gewußt, wie Welt und Menſchen entſtanden, und nur Wenigen habe die Ahnung gedämmert, es müſſe wohl Alles von einem ewigen Gott erſchaffen ſein; durch Gottes Wort und den Glauben ſei dieſ's als Wahrheit durch Chriſtum offenbart. Darum ſolle der Menſch lernen, daß er von dem käme, der da ein Schöpfer Himmels und der Erde heiße, und das ſei billig eine hohe und große Ehre, an der ſich Jedermann ſolle genügen laſſen, und freudig den Glauben an Gott, den Schöpfer aller Dinge, bekennen. Oft ſehe man es nicht für eine große Ehre an, Gottes Kreatur zu ſein; aber daß Einer ein Fürſt oder ein großer Herr wäre, da ſperrte man Augen und Maul auf. Ich bin ein Menſch, ſei je ein höherer Titel, als der: ich bin ein Fürſt; denn den Fürſten machen erſt Menſchen dazu, den Menſchen aber mache Gott allein. Auch die Juden hätten ein Gebet, darin ſie Gott für drei Stücke dankten: daß ſie als vernünftige Menſchen geſchaffen, nicht als Thiere; als Männer, nicht als Weiber; als Juden, nicht als Heiden. Das möchten ſie etwa aus dem Plato genommen haben; dieſer Narr rede auch ſo von Gottes Geſchöpfen. So dürfe man Gott nicht loben. Und nicht das allein lehre uns der Glaube, daß Gott der allmächtige Schöpfer ſei; noch ein Andres zeige das Wörtlein Vater. Die Thiere könnten ihn nicht Vater nennen; aber wir ſollten es, und ſollten ſeine Kinder heißen. Und wie er als Vater ewig lebt, ſo auch wir, und darum ſei der Menſch eine höhere und ſchönere Schöpfung, als andre Kreaturen, ein herrliches Geſchöpf, das von Gott komme, und deſſen Ende, dahin er gehöre, ſei das ewige Leben.

Nun ging der Redner zum zweiten Hauptſtück des chriſtlichen Glaubens über, und ſprach die bekannten Worte: Und ich glaube an Jeſum Chriſtum ꝛc.

„Daran," ſprach Luther, „hätten wir unſer Lebetag zu lernen," und zeigte ferner, wie die durch des Teufels Argliſt verderbte Kreatur durch den Sohn Gottes wieder erhoben werde, und bewies, wie durch des Mittlers ſiegreichen Kreuzestod die Menſchheit neu geboren und neu geſchaffen worden, und wie ſelig der Glaube an ihn ſeine Bekenner mache. Mitten im Tod könnten wir durch dieſe Überzeugung dem Tod noch Trotz bieten, und wer dieſen feſten Glauben hätte, ſei der reichſte Menſch auf Erden. Aber Fleiſch und Blut ließen ſelten die Menſchen zu ſolcher Ehre kommen, ſondern machten, daß ſie verachtet und zeitlichen Dingen hintangeſetzt würde; ſonſt könnten wir ſagen: „Es iſt ein groß Ding, daß ich durch Gottes Sohn erlöſ't bin vom ewigen Tode, und würden Tag und Nacht fröhlich ſein. Für der Welt iſt es eine große Ehre, wenn ein Fürſt zu mir kommt in meiner Krankheit und will mich beſuchen; nun thut eben das Gottes Sohn, der kommt ſelber, nicht in's Bette zu mir, ſondern in den Abgrund der Hölle, des Todes und der

Sünden gefahren, nimmt mich in ſeine Arme und ſetzt mich in's Erbe. Was ſind nun Geld und Gut und aller Schmuck der ganzen Welt dagegen, daß mich mein Herr und Heiland ſelbſt aus ſolchem Jammer holt und Tod, Teufel und Hölle in einander reißt, daß ich ewig vor ihnen ſicher bin und ruhig mit ihm in gleichem Erbe leben kann? Das iſt das andere Stück, daß wir ſo erlöſ't ſind und fröhlich wieder mögen ſagen: Vater unſer; drauf er uns antwortet: Lieber Sohn, du thuſt Recht, daß du mich alſo heißeſt!“

Nach ſolchen und andern voll herzinnigen Glaubens geſprochenen Worten ging der feurige Redner auf das dritte Glaubens-Hauptſtück über: Ich glaube an den heiligen Geiſt ꝛc., und that dar, wie nicht genug, daß uns Gott erſchaffen und erlöſ't, ſondern er gieße auch noch in die Herzen der heiligen Geiſt, der in ſie hinein die Überzeugung trage, daß es wahrhaftig alſo ſei; denn ohne dieſe gottgeſandte Gewißheit würde nicht leicht ein Herz für den Glauben leiden und dulden wollen. Wer aber den Glauben habe, der ſei erfüllet von dem heiligen Geiſt, der die

Wahrheit innerlich in das Herz ſchreibe, daß Alle, die es hörten, entzündet würden von einer inwendigen Flamme, die ſie fähig mache, für ihre Überzeugung hundertfachen Tod zu leiden. Der Pabſt und die Seinen hätten es wohl im Buch, aber nicht im Herzen; darum ſei ihnen das Werk der Erlöſung ein Spott. Und wie es der heilige Geiſt in die Herzen ſchreibe, ſo reime es ſich mit der heiligen Schrift. Und auch an dieſem letzten Hauptſtück hätten wir unſer Lebetag zu lernen. Mit dieſen Worten ſchloß Luther, merklich angegriffen, ſeine Rede: „Gott gebe ſeinen heiligen Geiſt, daß wir's können glauben und als vollkommene Chriſten ſterben. Das helfe euch und mir Chriſtus, unſer Herr und Erlöſer! Amen.“

Luther war bleich geworden; doch ſchritt er noch, ohne Jemandes Stütze zu bedürfen, in das das Zimmer. Einige der Freunde aber folgten ihm beſorgt, während die Verſammlung noch eine Liederſtrophe ſang, und Melanchthon ſprach den Segen.

Als die Fürſten wieder in Luther's Zimmer traten, entſetzten ſie ſich über ſein Ausſehen. „Großer Gott! Wenn dieſer Mann hier ſterben ſollte!“ flüſterte angſtvoll der Kurfürſt dem Landgrafen zu. „O Himmel! Iſt denn keine Rettung?“

„Mein Arzt verzweifelt an ſeiner Aufkommen, auch Mithobius,“ entgegnete mit trüber Miene der Landgraf.

„Das Ungeſchick und die Uneinigkeit der hieſigen Ärzte meuchelmordet uns hier unter unſern fürſtlichen Augen den Mann des Jahrhunderts, und wir müſſen zuſehen und haben keine Hülfe für ihn!“ wehklagte der Kurfürſt. „Wär’ es dennoch nicht wohlgethan, den Paracelſus noch ein Mal zu befragen, und Luther’n zuzureden, daß er ſeinen Rath höre?“

„So es Euch genehm,“ erwiederte Philipp, „will ich Hans Henkel oder Joachim nach ihm ſenden, fürchte aber, daß er zu ſpät kommt; denn wir haben dem Meiſter geboten, die Stadt zu räumen.“

„Der Neid hat ihn ausgebiſſen!“ murrte der Kurfürſt. „Wenn er nicht mehr hier iſt, ſo ſoll noch heute ein Bote gen Erfurt reiten und den berühmten Doktor Sturz hierher entbieten. Einer der gelehrten Herren,“ hier wandte ſich der Fürſt gegen die Prädikanten, „iſt wohl willig zur Hand mit ſeiner Feder, und ſchreibt gleich in unſerm Namen an den erfurtiſchen Arzt, ſchildert ihm unſers guten Doktors Gebreſte, und bittet ihn, ungeſäumt aufzubrechen und gen Schmalkalden zu fahren."

„Ich will es thun, Euer kurfürſtlichen Gnaden!" erbot ſich tiefbetrübt Melanchthon, und ſchrieb, während Johann Friedrich zum Lager Luther's trat, das dieſer wieder hatte ſuchen müſſen.

„Ich laſſe den berühmten Doktor Georg Sturz von Erfurt her entbieten; vielleicht bringt er Euch, mein lieber Vater, Hülfe und Geneſung."

„Wie Ihr wollt — wie Gott will!" ächzte der Kranke. „Mir iſt — ſehr weh — wer weiß, ob dieſem Doktor nicht ein andrer zuvorkommt — der Tod!"

„Tröſtet Euch mit guter Hoffnung!" ſprach wieder freundlich mild der fürſtliche Herr: „Unſer lieber Herr Gott wird um ſeines Wortes und Namens Willen uns gnädig ſein, und Euch, lieber Vater, Euer Leben friſten."

„Mein armes Weib daheim! Meine Kinder!" klagte Luther. „Sollte der Herr mich fordern, fern von ihnen! Sollte ich ſterben, ohne ſie noch ein Mal zu ſehen, ſie zu ſegnen? O Gott!"

„Wir wollen ſolches nicht fürchten," ſprach weiter der Kurfürſt; „doch ſollte der Herr über Euch gebieten, lieber Vater, ſo nehmt nicht die bange Sorge um die Euern mit auf die dunkle Wandrung. Euer Weib ſoll mein Weib, Eure Kinder ſollen meine Kinder ſein." — Und er wandte ſich mit thränenden Augen ab. Luther aber ſprach zu den Umſtehenden, Melanchthon, Spalatin, Mykonius und Andern: „Betet fleißig, Ihr Herren und Freunde, wider den großen Fürſten der Welt, den Teufel; da iſt keine Gewalt, Macht und Kraft ſo ſtark, als das herzliche Gebet." Und nach einer Weile fuhr er fort: „Wohlan, ſterbe ich, ſo wird ſich die Beſtie, des Papſtes Legat, und die Biſchöfe meines Todes hoch erfreuen."

Der Kurfürſt hatte ſeine theilnehmenden Thränen unterdrückt, und war wieder an das Lager getreten; da redete Luther ihn an: „Für Eure gnädige Beſuchung, Herr Kurfürſt, danke ich Euch höchlich. Ihr habt mit mir mancherlei Anfechtung über das Evangelium ausgeſtanden und erlitten, und nun muß ich dieſen hochtheuern Schaz Euer Gnaden ganz allein befehlen."

„Lieber Doktor," erwiederte der Fürſt, „ich beſorge ſehr, wenn Gott Euch hinwegnimmt, er wird ſein liebes Wort auch mit hinwegnehmen."

„Ach nein, nein, gnädigſter Herr!" war des Kranken Gegenrede: „das wolle Gott nicht. Es ſind noch viele gelehrte und treue Leute, die es herzlich gut meinen und wohl verſtehen, und hoffe ich," dabei faltete er ſeine Hände zum Gebet zuſammen, „Gotte werde Gnade geben, daß dieſe ſich zur Mauer machen, darüber halten und es behalten werden; das gebe der allmächtige Gott!"

Zu dem Landgrafen trat rückkehrend ſein luſtiger Rath, und ſprach mit trübſeliger Miene: „Wenn Einer Vögel fangen will, Herr Philipp, ſo muß er nicht mit Stecken auf die Büſche ſchlagen. Der Vogel, nach dem du mich geſchickt, iſt auf und davon geflogen. Was hatte dir der gelahrte Mann gethan, daß du ihm die Wege weiſen ließeſt? Den Gelehrten haſt du weggeſchickt, die Tröpfe ſind hier blieben."

„Still, Narr!" herrſchte ihm der Landgraf unwirſch und verſtimmt zu.

„Ja, ja," lachte Joachim, „wenn die großen Herren etwas Närriſches gethan haben, das die Welt beſchreit, mögten ſie der ganzen Welt zuſchreien: Still! Still, Narr!" Mit dieſen Worten ſchlich ſich Joachim davon.

Bald darauf traten Spalatinus und Melanchthon zu dem Kurfürſten, der die Krankenſtube verlaſſen hatte.

„So habe ich nun," begann der Erſte, „mit Gottes Hülfe und rechtem Fleiß die Glaubensartikel noch ein Mal ſelbſt Wort für Wort abgeſchrieben, und die Unterzeichnung kann jede Stunde folgen, gnädigſter Herr!"

„Und ich habe, wie Euer kurfürſtlichen Gnaden mir befohlen haben," nahm Melanchthon das Wort, „mit rechtem Bedacht zu den Artikeln noch dieſen Anhang von der Gewalt des Papſtes aufgeſetzt, da vom Papſt in der augsburgiſchen Konfeſſion keine Rede iſt. Mögten unſere Freunde daraus erſehen, wie treu ich es mit dem Evangelio meine, wenn ich auch nicht mit ſolcher Heftigkeit des Ausdrucks, wie unſer theurer Lutherus, gegen ihn zu Felde ziehe."

„Wir danken Euch, wackre Männer," ſprach

Johann Friedrich gnädig, und nahm die Schriften in Empfang. „Wir wollen in den nächſten Tagen wieder eine große Verſammlung halten, die Artikel vorleſen, und wenn unſre fürſtlichen Herren Brüder ſie gebilligt, mögen die Prädikanten ſie unterzeichnen. Es wird ſich doch wohl keiner der hier Verſammelten weigern?“

„Gewiß nicht, mein gnädigſter Kurfürſt!“ verſicherte Spalatin, und Melanchthon erwiederte: „Ich habe, ſo ſehr ich mit dem Ganzen einverſtanden bin, einen Vorbehalt, und werde nicht anſtehen, dieſen frei heraus zu ſagen. Ich halte dieſe Artikel für recht und chriſtlich; vom Papſt aber halte ich, ſo er das Evangelium zulaſſen will, mag man ihm immerhin, um Friedens und gemeiner Einigkeit Willen und um der Chriſten Willen, die ihm jetzt unterthan ſind und künftig unterthan ſein werden, ſeine Superiorität, die er bisher über die Biſchöfe hatte, williglich nach menſchlichem Rechte, nicht nach göttlichem, behalten laſſen.“

Dieſe Rede hatte Luther im Nebenzimmer vernommen, und alsbald hörten die Sprechenden ſeine Stimme: „O zweckloſe Mildigkeit! Ja, wenn der Papſt das Evangelium ſo zuließe, daß man es allenthalben frei und öffentlich lehren und predigen dürfte, ſolle man ihm das laſſen! Mit nichten! Gibt man ihm einen Finger, ſo nimmt er die Hand; gib dem Teufel ein Haar, und er hat dich ganz! So gibt man dem Papſt den Primat, nicht allein über die Biſchöfe, ſondern auch über unſre, ja die ganze Kirche Chriſti! Deßgleichen gibt man ſeinen Biſchöfen das Regiment über die Kirche, ſo doch der Papſt mit dieſen ſeinen Wölfen das Evangelium jetzt gräulicher, denn je zuvor geſchehen, verflucht, läſtert, verbannt, und wider die Kirche Chriſti und uns arme Chriſten auf's gräulichſte, wie ein rechter Wärwolf, ja wie der leidige Teufel ſelbſt, beide mit Feuer und Schwert, und wie er nur immer kann und vermag, wüthet und tobt!"

„Still!" flüſterte der Kurfürſt, „daß wir den kranken Löwen nicht aufreizen. Jeder Gedanke von Nachgiebigkeit bringt ihn auf, und das könnte ſeine Leibesſchwachheit vermehren. Darum laſſ't uns jetzt davon ſchweigen; in zwei oder drei Tagen etwa ſollen dieſe Sachen in Ordnung kommen."

Als ſich die Nachricht von Luther's ſchwerer und bedenklicher Krankheit in die Umgegend von Schmalkalden verbreitete, eilten viele ſeiner Verwandten dorthin, um ihm freundliche Theilnahme zu bezeugen. Es war rührend anzuſehen, wie dieſe ſchlichten Bürger und Bauersleute oft einen weiten Weg nicht geſcheut hatten, obgleich die meiſten nicht mehr von jungen Jahren. Von Salzungen kam Werner Berg, ein Schwager Luther's, mit ſeiner Frau und einigen Kindern; von Eiſenach kam ein ehrwürdiger Greis, der Küſter an der Kirche zu St. Nikolaus, Namens Konrad, der auch eine Schweſter des Reformators geheirathet, und brachte eine erwachſene Tochter mit, die ſich erbot, den Kranken zu pflegen. Von Möhra herüber kam der wackre Oheim Luther's, Hans der kleine, wieder herüber, und brachte ſeinen Sohn Adam und mehrere Enkel mit. In ihrer Geſellſchaft kam auch noch ein Verwandter, Namens Ender Luther, und aus dem Kloſter Allendorf eine Inſaſſe, der ſich ebenfalls Hans Luther nannte. Die alle beklagten gar ſehr den kranken Vetter, und mancher weinte an ſeinem Lager bittre Thränen, ſo daß Luther ſie ſelbſt noch tröſten mußte. —

Der Eilbote des Kurfürſten war ſchleunig aufgebrochen. Zum Glück war der Weg gut, auf dem Hochrücken des Waldes lag wenig Schnee mehr, und ſo konnte er wacker fürbaß traben. Er verließ in Georgenthal die Heerſtraße, nahm in Ordruf ein friſches Pferd, und ritt ohne Säumniß nach Erfurt, war auch ſo glücklich den Doktor Sturz bald aufzufinden in der großen Stadt, und dieſer, der Lehre Luther's eifrig zugethan, war gleich zur Folge bereit. Er las den Brief Melanchthon's, worin dieſer, ſo gut er's vermogt, eine Schilderung vom bisherigen Verlauf der Krankheit gegeben hatte, und bereitete ſelbſt in Eile einige zweckdienliche Arzneien, während er einen Wagen anſchirren ließ, den er zuſammt dem Boten beſtieg, deſſen Pferd mit angeſpannt wurde, und ſo ging es in guter Eile wieder gen Ordruf zu. Auch dort wurde nicht länger verweilt, als nöthig war, um die Roſſe zu wechſeln. Und ſo kam der erſehnte Helfer in unglaublich kurzer Zeit zu Schmalkalden an, wurde von den ängſtlichen und jetzt, da die Krankheit immer gefährlicher wurde, ernſtlich beſorgten Fürſten freudig willkommen geheißen, und gleich zu dem Kranken geführt, deſſen Zuſtand auch ihn erſchreckte.

Willig nahm Luther von den mitgebrachten Arzneien ein, und hörte wehmüthig lächelnd die Hoffnungströſtungen des neuen Arztes.

In der Hausflur ſtanden der Doktor Geißhirt und der Doktor Engelhaupt; beide ſchnitten gar grimmige Geſichter. Zwar haßte jeder den andern, ſo ſehr er haſſen konnte; aber jetzt ſchienen beide mit gewohntem Heldenmuth ihre Abneigung bekämpfen zu wollen (denn ſie hatten oft Veranlaſſung, dieſe zu bekämpfen) und ſprachen ſich gegen einander aus. „Was ſind wir nun hier nütz und nöthig, wir?“ fragte Engelhaupt, „ſo der neue Doktor angelangt iſt. Warum beſuchen wir fürder den Kranken? Warum?“

„Iſt das nicht ein Weſen! Potz Tartarus und Antimon!“ rief Geißhirt. „Bin ich nicht privilegirter Stadtarzt? Sind die Kranken nicht eigentlich mein, die in der Stadt ſind, und dürfen fremde Doktoren, von Oſten und Weſten hergeſchneit, mir in das Handwerk pfuſchen?“

„Freilich in's Handwerk; denn Kunſtwerke kommen nicht vor in Praxi,“ ſtichelte Engelhaupt.

„Was wollt Ihr damit ſagen?“ fragte Geißhirt, und riß die Augen weit gegen den jüngern Kollegen auf.

„Nichts weiter, Verehrter,“ entgegnete dieſer, „als daß Ihr ſelbſt Schuld ſeid, Ihr, daß der Teufel und ſeine Doktoren hierher kommen. Warum kurirtet Ihr den Doktor nicht? Ihr berühmt Euch ja doch ſtets unzähliger Wunderkuren; ei, hier wäre es von Euch ſo recht wohlgethan geweſen, ein Wunder zu thun, ja, von Euch!“

„Potz Sulphur und Acidum, Herr! wie kommt Ihr mir vor?“ wetterte ganz grimmig Geißhirt. „Wollt Ihr mich höhnen und meine Kunſt, Ihr Fant? Mich, den Stadtarzt, Ihr Gauch? Ei ſeht doch, wie ſich der grasgrüne Laubfroſch aufbläht und will ſo dick thun, wie der Ochſe! Wie ich! Ich kann dick thun, aber du nicht, zeiſſiggrüner Laubfroſch! Undankbarer Lorch! Ich habe ihn als Ammanuenſis in die Praxis eingeführt, ich habe ihn mit zu meinen Patienten genommen, habe ihn Leuten empfehlen — “

„Ja, armen Leuten, draußen vor dem Auer Thor im Siechenhaus, den Leproſen,“ unterbrach ſchreiend Engelhaupt; „wo Ihr zu faul und zu vornehm waret, ſelbſt hinzugehen, da ſchicktet Ihr mich!“

„Folglich geſteht Ihr doch ein, daß Ihr zuerſt durch mich geſchickt worden ſeid!“ hohnlachte Geißhirt, und gewiß hätte ſich das Gewitter noch lange in der Hausflur des Rentmeiſters mit blitzenden Schimpfreden entladen, wäre nicht klirrenden Schrittes Herzog Ulrich von Würtemberg eingetreten, um Luther zu beſuchen, deſſen Erſcheinen dem Streit ein ſchnelles Ende machte. Mit zornrothen Geſichtern und giftigen Blicken ſchlugen die Gegner entgegengeſetzte Wege ein. Salome hatte Alles mit angehört, und erzählte Tipontius lachend den ganzen Streit; dieſer trug die Mähr hinein zu den Herren, und ſo ernſt die Stimmung Aller war, ſie mußten doch über den Zorneifer zweier Männer lächeln, die ſich ſo groß dünkten, und deren Ungeſchick doch ſchon bei Luther's Krankheit offenbar geworden.

Es zog im Lande herum ein wunderlicher Mann, der auf dem Rücken einen leichten Torniſter trug; ihm folgte ein großer Hund, auf gleiche Weiſe bepackt. Was dieſer Mann in ſeinem Lederſack trug, waren Bücher, und was dem Hund aufgeladen war, waren auch Bücher, ſo daß man ihn wohl für einen fahrenden Buchhändler hätte halten können, mindeſtens für den Hauſirträger eines ſolchen, der zu den Werken, die er gedruckt, geſagt: „Gehet hin in alle Welt!“ Aber die Werke waren nicht alle gedruckt, nur die wenigſten, die meiſten waren geſchrieben, und der Eigenthümer hatte nichts weniger, als Luſt, ſie zu verkaufen. Er ſprach meiſt auf Burgen vor, und zeigte den edeln und unedeln Rittern und ihren Frauen wunderliche Bilder aus ſeinen Büchern; er weiſſagte auch und verſtand ſich darauf, Träume auszulegen, und zwar ſo, wie es die Leute gern hörten. Für das Zeigen ſeiner bunten Bilder nahm er kein Geld, aber ſo Jemand ſich das Horoſkop ſtellen ließ und Amulette von ihm empfing, das ließ er ſich gut bezahlen. Traf er zufällig einen Kranken in einer der Familien an, wo er einſprach, ſo wußte er zuverſichtlichen Rath, und heilte ihn in kurzer Friſt, wenn er nicht von unheilbarem Siechthum befallen war.

Dieſer Mann war von Schmalkalden abwärts nach dem Werrathal gegangen, und hatte auf der alten Burg, die Todtenwart, bei dem feſten Ritter Wolf vorgeſprochen; von da war er nach der Abtei Burg Breitungen gewallt, die nur in geringer Entfernung von der Todtenwart gelegen. Dort hauſ'ten im halb zertrümmerten Kloſtergebäude, das die Eiſenhand des Bauernkriegs alſo zerſchlagen, noch einige alte arme Mönchlein, die dem Pabſtglauben eiſenfeſt anhingen, und von dem bigottfrommen Fürſten Wilhelm ein Gnadenbrod empfingen, weil ſonſt Niemand mehr den müſſiggängeriſchen Kloſterleuten Brod reichen wollte. Dennoch nahmen die Väter den Pilgersmann und, weniger gern, ſeinen gefräßigen Hund auf, und gaben ihm Imbiß und Nachtlager. Dieſen Mönchen, die trauervollen Gemüthes der alten Zeit nachweinten, in der ſie es beſſer hatten, wo ihnen nicht die Sorge den Tiſch deckte und der Kummer die Speiſen mit Thränen ſalzte, zeigte der Wanderer ſeine Bilder nicht, aber von dem Leben in Schmalkalden erzählte er ihnen viel, und daß Luther todkrank liege. Das freute die guten Väter von Herzen; denn ſie gedachten:

ſtirbt der Luther, ſo wird ſein Werk unterdrückt, dann ſiegt der wahre allein ſelig machende Glaube, dann hilft auch uns die Hand kaiſerlicher Majeſtät wieder auf, dann bauen wir auf's Neu' unſer Klöſterlein, und drüben über der Werra das Frauenkloſter, mit dem wir ſtets in treu nachbarlicher Eintracht gelebt, ſtellt ſich auch wieder her, zur Ehre Gottes und ſeiner gebenedeiten Mutter.

Von der Abtei Breitungen aus ſchlug ſich der Wandrer wieder nach dem Walde zu. Hell und freundlich leuchtete mitten aus den dunkelgrünen Bergen eine ſtattliche Burg mit zwei hohen Thürmen weit in das Land; dorthin, zur Wallenburg, wallte der Wandersmann, um den Ritter Fuchs heimzuſuchen. Doch der Beſitzer war nicht daheim; der Vogt reichte dem Reiſenden nur eine Wegzehrung, und hieß ihn ſammt ſeinem Bücher- und Bilderkram weiter ziehen, und er zog ruhig weiter und nahm die Richtung nach Seligenthal hinunter. Aber wie er auch wanderte, bergab und bergauf, er gelangte zu keinem bewohnten Ort, zu keiner Hütte, wo er nach dem richtigen Weg hätte fragen können, von dem er gänzlich abgekommen war, da er ſo in ſeinen Gedanken ging. Die Sonne ſtand hell ſcheinend in Weſten, der Hornungtag war freundlich und warm; aber das Leben der Natur lag noch im Schlummer und ſchien noch immer nicht die Knospenaugen recht aufſchlagen zu wollen, und die ſparſamen frühkommenden Lenzblümlein und was ſonſt ſproſſend hervortrieb aus Boden und Reiſern, die Daphne in den Wäldern, der ſchüchterne epheublättrige Ehrenpreis auf den Äckern ſchienen nur mit die erſten Odemzüge des langſam erwachenden Naturlebens zu ſein.

Es wurde Abend, und der Wandrer wanderte noch; längſt war die Sonne hinab, der Tag hatte ein Ende genommen, nicht ſo der einförmige Pfad. Der Hund ſah ſeinen Herrn von Zeit zu Zeit mit einem eigenthümlichen Blick an, als wolle er ſagen: „Raſten wir bald? Ich bin müde!“ Der Wandrer verſtand den Blick; auch er war müde. Er hatte den großen Geißelberg und den großen Mittelberg überſchritten, verlor endlich ganz den Pfad und irrte durch das unwegſame Geſtrippe. Endlich fand er in einer kleinen Thalvertiefung mindeſtens eine Quelle, und ſprach zu ſich und dem Hund: „Bis hierher, und nicht weiter! Hab' ſchon manche Nacht im Freien zugebracht und kältere Nächte, als die heutige werden wird, durchwacht, um den Lauf der Geſtirne zu beobachten; was ſollen wir denn rennen und laufen und mit Noth ſpät um Mitternacht an irgend einen Ort ankommen? Ach, wir kommen doch faſt überall zu früh! Ja, ich ſelbſt kam zu früh in die Welt, die mich nicht anerkennt. Ob ſie das einſt thun wird? Wann? Ich weiß es nicht."

Der Hund hatte während des Selbſtgeſprächs ſeines Herrn den Durſt geſtillt, und dieſer entlud ihn nun der Laſt, worauf ſich das müde Thier ſogleich an den Boden ſtreckte.

„Was thun, mein guter Hund?" fragte der Herr. „Hier übernachten? Wohlan!" Der Wanderer warf ſein Gepäck ab und theilte mit dem Hunde, was ſich noch als ſpärlicher Imbiß vorfand, Brod und Fleiſch; dann nahm er ein Becherlein, ſchöpfte aus der klaren Quelle, träufelte einen ſtärkenden Balſam hinein, ſprach: „Gott geſegn' es," und trank. Hierauf zündete er ein helles Feuer an, damit nicht Bär, nicht Wolf aus dieſer Waldwildniß breche, und nachdem er mit ſtarken Äſten die Gluth genährt, daß ſie hinreichende Wärme ringsum verbreitete, legte er neben ſich ein geladenes kurzes Reiterpiſtol, das er im Gürtel trug, und dann legte er ſich ſelbſt ruhig an den Boden, den Kopf auf des Hundes Leib, und mit dünnem Mantel den eigenen Körper deckend. Tiefe Friedensſtille wehte durch den Wald, die Luft war kühl, die Sterne entbrannten hell und heller, bis der ganze Himmel voll heiliger Klarheit ſtrahlte. Im Südweſt ſtand das große Sternbild des Orion über der hohen Rhön; flammend blitzte Sirius über dem Scheitel des Gebirgs. Der Plejaden bleiches Geſtirn zog ihm nach, und das Sternenauge des Stiers, der funkelnde Aldebaran ſtrömte Glanz. Der Dioskuren himmliſches Brüderpaar ſtand im Weſten, und der Sternenlöwe hielt hoch am Himmel Wache über der dunkeln ſchlummernden Erde. Hell glänzte Alhajoth, und leuchtend ſchien der Schwan, ohne unterzugehen, den Pol zu umfliegen, den der Drache wie ein Bollwerk umringelte.

Der Schläfer in dem ſtillen tiefſchweigenden Waldesraum war bald wieder wach; einige Stunden, ja eine Stunde Schlafs reichte hin, den Körper friſch zu kräftigen, in welchem ein ruheloſer, weit ſtrebender Geiſt wohnte. Er fachte die verglimmende Gluth zu neuem Brand an, daß ſie luſtig loderte, und ſtieg, mit der Waffe bewehrt, den Hügel hinan, an deſſen Fuß er geruht, der aber ein hoher Berggipfel war; denn die Quelle entſprang hoch. Droben überflog ſein Blick die Sternenwunder des Weltraums, und vor dem ewigen und unbegreiflichen Herrn und Schöpfer dieſer Myriaden beugte ſich in Demuth der ſeltſame Mann.

„Was iſt's," ſprach er, „daß ſie mich ſchelten, da unten die Menſchlein mit phariſäiſchem Herzen, und ſagen, ich ſei ein Ketzer und ein Abtrünniger, und verläugne Gott, weil ihrer keiner mich noch beten ſah, und weil ich nicht in ihre dumpfen Kirchen gehe? Was ſoll ich das? Ich ahnete dich, ich ſuchte dich, und habe dich gefunden, du Seele der Welt; unnennbares, hohes, unbegreifliches Weſen, das ſchon die heiligen Väter mit gläubigen Sinnen ſuchten, das Hermes Trismegiſtos ſchon offenbaret war, du Geheimſtes alles Geheimen, du Gotteskraft, in den Naturen verſichtbaret! In dir iſt der Thau des Himmels und das Mark der Erde, in dir iſt alle unausſprechliche Weſenheit. Wer dich hat, hat Alles, in dir iſt zeitliche und ewige Glückſeligkeit, du, der den Himmel aufſchließt und die Erde ſegnet; der das Meer bewegt und den Sturm erregt, Geiſt über alle Geiſter; der Geſundheit ſchenkt und Freude, Glück, Frieden und Liebe; der den Haß bannt und die Traurigkeit; der den Menſchen gibt, was ſie werth ſind, den Frommen zeitliche Ehre und langes Leben, den Böſen ewige Strafe. Du biſt der Geiſt der Wahrheit, den die Welt nicht begreift, von unkenntlicher Natur und Kraft, von unendlicher Gewalt; du biſt es, den zu ſchauen die Heiligen von Anbeginn ein brünſtiges Verlangen trugen. Du haſt den Adam und die Patriarchen mit Geſundheit, mit langem Leben und Reichthum in Fülle geſegnet; aber die, ſo dich ſelig ſchauten nach langem Suchen, nach langer Mühe, haben den übrigen Menſchen deinen Anblick entzogen und nur ein Bild von dir auf deine Altäre geſtellt, ja ſelbſt das Bild mit dichten Schleiern überhangen. Du biſt iſt, der auch der irdiſchen Geheimniſſe heiligſtes, der irdiſchen Werke reinſtes und vollkommenſtes mit ſeiner Himmelsſegnung ſo ganz durchdringt, daß es Wunder wirkend, Tode erweckend, ein zweiter Heiland und Meſſias, zum göttlichen Geheimniß, zum göttlichen Worte wird. Ja du ſelbſt, Weltſeele, Naturgeiſt, biſt auch die Naturkraft, die den Erdkreis erfüllt, die im Anfang über dem Waſſer ſchwebte, du weiheſt den Schatz der Schätze, den ohne deines heiligen Wortes geiſtige Einflüſterung die Welt nicht zu faſſen vermag. Gelobt ſeiſt du, allerhöchſter, allmächtigſter Gott, der die höchſte der Künſte erſchaffen, und dem es gefallen hat, dieſe Erkenntniß gottesfürchtigen Menſchen zu offenbaren! Deine hohen Wunder alle ſeien gebenedeit, wie dein Name! Amen.“

Der wunderliche Beter endete, aber lange noch ſtand er oben in dem ſchweigenden Waldestempel und überblickte forſchend und begeiſtert den prangenden Sternenhimmel. Einſam, wie ein abgeſchiedner Geiſt, vollkommen ruhig und befriedigt, fühlte er den Körper nicht mehr, fühlte nicht die Kälte der Nacht, fühlte keine Ermüdung, keinen Drang nach Ruhe oder nach einem leiblichen Bedürfen. So hoch erhoben und erhaben ſtand er über dem irdiſchen Leben in einer wunderbaren Verzückung, daß er leicht die Erde vergaß, indem er mit freiem Geiſt die Räume des Himmels durchwandelte.

Und es gibt ſolche Stunden in unſerm Erdenſein, wo wir uns geiſtig alſo gehoben fühlen, daß unſre Schlacken von uns fallen, wie von der entfeſſelten Pſyche die Puppenhülle, wo wir, geläutert, voll ſeliger Gefühle, treten dürfen vor den Ewigen, wo die Ahnung der Unſterblichkeit uns zur Gewißheit wird und ein Entzücken uns übermannt, das Worte nicht malen, das zu ſchildern der Sprache aller Ausdruck mangelt. Ewig irrend in dunkeln Labyrinthen, oft betrogen in unſrer freudigſten Hoffnung, feſtgehalten von drückenden Gewohnheitsbanden, umſtrickt von mannichfaltigen Mängeln und Fehlern, kommen uns dennoch ſolche Momente geiſtigen Aufſchwungs, und ſie ſind die ſchöne Verbürgung, daß wir noch zu Höherem und Beſſerem erkoren ſind, als zu dem, was die Erde uns bieten kann; ſie ſind die Läuterungsflammen unſers beſſern Ichs, ähnlich den feurigen Begeiſtrungszungen, mit denen einſt Jeſu Jünger ihr höheres Schauen verkündeten.

Wie bleicher der Sternenhimmel wurde, brach der Mann mit ſeinem Hund wieder auf; er folgte dem Lauf der Quelle, die bald als muntres Bächlein begleitend neben ſeinem Pfad die hüpfenden Wellen rollen ließ. Indeß erwachte der Tag, es wurden Stimmen laut in den noch laubloſen Zweigen, es ließen ſich Sänger hören, die gekommen, ſich des Frühlings zu freuen, und die den Frühling erwarten wollten, weil er noch nicht da war. Die Finkenmännchen ſangen ſchon, und erwarteten, nächſt dem Frühling, ihre nachziehenden Weibchen. Eintönig ſchallte das Picken der Spechts von einem nahen Fichtenwald, der mitten aus dem grauen Buchengehölz ſeine grünen Kronen emporſtreckte, herüber, und am Bach ſaß einſam auf bemoostem Stein mit ſeinem Prachtgefieder der Eisvogel, den des Wandrers nahender Tritt ſchnell verſcheuchte, während ein Waſſerſtaar-Pärchen ſchon Moos und dürre Grashalme zum Neſt in einer dem Ufer nahen Felsritze zuſammentrug.

Jetzt erweiterte ſich das ſchmale Waldthal; der

Wandrer blickte verwundert die Gegend an, die ſich vor ihm aufthat; ſie kam ihm bekannt vor. Er betrat eine Heerſtraße; dort lag ein Schloß, eine Stadt — es war Schmalkalden. „Ha, führt mich mein Ugſtern zum zweiten Mal hierher?“ fragte ſich der Mann, und ſtand im unwilligen Erſtaunen ſtill. „Bin ich nicht gebannt aus dieſer Stadt wie ein Landſchädiger; muß ich nicht gewärtigen, in Haſt und Verſtrickung gelegt zu werden, nahe ich mich dem Weichbild? Komm, treuer Dämon, wir wollen uns einen andern Ort zur Raſt ſuchen.“ So ließ Meiſter Philippus die Stadt zur Rechten, überſchritt den Queſtenberg und wendete ſich den Thalpfad hinauf, nach den Asbacher Bergen zu. Nach der Wandrung von einer halben Stunde gelangte er zur Kapelle des heiligen Grabes. Dort hatte einſt, im vierzehnten Jahrhundert, frommgläubige Einbildungskraft wallfahrenden Pilgern einen Andachtsort erbaut und geſtiftet, in der Überzeugung, daß dieſe Stelle ganz der gleiche, an welcher in Jeruſalem das Grab des Erlöſers gelegen. Die Asbacher Berge mußten die Berge Paläſtina's ſein, ein Hügel Golgatha, der Asbach Kidron, ein Garten an einem Bergabhang der Garten des Ölbergs; dann ward Schmalkalden gewürdigt, Jeruſalem vorzuſtellen, ohne jedoch die ſchwärmeriſchen Vergleiche weiter auszuführen. Dort nun hatte ſich bald eine Kapelle erhoben, ähnlich in der äußern Form der in Jeruſalem, zu welcher von frommen Pilgern in ſo großer Anzahl gewallfahret wurde, in welcher ſich das angebliche Grab Chriſti befand, das viele Tauſende dem Tod in die Arme geführt, die es erſtreiten wollten und den Ungläubigen entreißen, und nicht wußten, daß ſie für ein Phantom ſtritten, für eine nichtige, wenn auch ſchöne Idee; denn was lag am Ende daran, war es auch das ächte Grab, wenn dieſes Grab in der Hand derer war, die zwar an Chriſtus glaubten, weder ſein Dageweſenſein, noch ſeine Heiligkeit beſtritten, aber auf dieſen Glauben keine Hoffnung der Seligkeit bauten — da ja nicht das Grab des Heilands dem wahren Chriſten heilig ſein ſoll, ſondern der aus dem Grabe erſtandne Sieger, der eben zu dem ſcheinheiligen Phariſäer- und Schriftgelehrtenvolke ſprach: Ihr Heuchler, die ihr ſeid, wie die übertünchten Gräder! Wehe euch, ihr Heuchler, die ihr der Propheten Gräber bauet, und ſchmücket der Gerechten Gräber!

An dieſer nachgeäfften Stelle eines unächten Heiligthums raſtete auf's Neue der Wandrer, und ſprach bei dem Vikar ein.

In den Nachmittagsſtunden dieſes ſonnigen Tages ging luſtwandelnd eine heitre Geſellſchaft das grüne Asbacher Thal aufwärts, vorbei an den Hämmern und Mühlen, nach der Kapelle des heiligen Grabes zu. Es waren die Spaziergänger Johannes Stiegelius und ſeine ſanfte Braut mit ihrer Pflegeſchweſter Helene, die hauptſächlich von dem Hauptmann Eitel von Stein unterhalten wurde. Eoban Heſſe und Lange begleiteten die zärtlichen Paare, die ſich ſo viel zu ſagen hatten und dennoch oft ſchweigend gingen, und brachten den Farbenwechſel muntrer Laune in die traumſelige Einförmigkeit der erhörten und der noch werbenden Liebe.

„Jetzt haſt du gut Spiel, minniglich zu plaudern und zu koſen,“ ſcherzte der heitre Eoban gegen Stiegelius. „Dein Erbfeind und Gegner, der Rath Saldaña, iſt von dannen gereiſ't und dem Legaten des Papſtes entgegen, da biſt du ſicher vor ſeinem Haß.“

„Ei! fürchtet ſich denn mein zukünftiger Halbſchwager vor dem Hiſpanier, daß er ſich ſeiner Wegreiſe freuen ſoll?“ neckte gleich Helene.

„Ich hoffe es ſo wenig, als mein Johannes ihn fürchten wird,“ antwortete Magdalene mit einem liebevollen Blick zu dem Verlobten, der ihr zärtlich die Hand drückte und, gegen Eoban ſich wendend, ſprach: „Mein Helius weiß, daß ich den Spanier nicht fürchte und den Degen ſo gut zu führen verſtehe, wie die Feder. Laſſ't ihn kommen; ich will ihm, wenn er mit mir anbinden ſollte, wie er prahleriſch gedroht, einen Circumflex auf die freche Stirne ſchreiben, daß er zeitlebens an mich denken ſoll.“

„Und ich will ihm den Akutus und den Gravis, die beiden andern griechiſchen Accente, daneben oder über einander ſetzen, wenn er ſich unterfängt, mit dir, mein Sohn, anzubinden,“ verhieß Eoban; und der Hauptmann Eitel war nicht minder bereit, ritterlichen Schwertkampf mit durchzufechten.

„Aber, vielwerther Freund!“ rief Helene

aus, „geſetzt, Ihr wolltet Euch ſchlagen mit dem Hiſpanier; wird denn auch Don Gonſalo Ramiro del Saldaña gegen Euch ſeinen langen Stoßdegen ziehen, da er ein ſtolzer Edelmann iſt, der uns, als er noch bei uns wohnte, einen Stammbaum vorzeigte, welcher bis über das Jahr eintauſend nach Chriſti Geburt hinaufreichte, ich glaube, bis auf Karl den Großen?“

„O das iſt wenig, verehrte Jungfrau!“ gab Lange in das Geſpräch. „Ein tüchtiger ſpaniſcher Stammbaum muß mindeſtens bis eintauſend Jahr vor Chriſti Geburt hinaufreichen, und einem gelehrten Genealogen darf es gar nicht ſchwer fallen, aus Geſchichtſchreibern Euch Ahnen herauszuklauben, wie er ſie braucht und haben will. Was zum Beiſpiel gebt Ihr mir, wenn ich Euch den Beweis führe und Euch einen Stammbaum mache, der ſeine letzte Wurzel oder, wenn Ihr lieber wollt, ſeinen erſten Sproß in der Arche Noä hat?“

„Ei, mein vielgelahrter Doktor und Profeſſor,“ lachte Helene, „was gibt mir Euer Würden, wenn ich Euch beweiſe, daß Ihr von Adam abſtammt?“

Darüber mußten Alle laut lachen, und Lanze ſelbſt lachte am herzlichſten mit; worauf Stiegelius das Wort nahm und auf Helenens vorige Frage erwiederte: „Ihr meint, der Spanier werde uns verächtlich den Kampf weigern, weil wir nicht ritterlich geboren? O das kann und darf er nicht; denn wer den Doktorhut empfing, ſteht im Rang und Stand dem Ritter gleich, bedarf kein Adelsdiplom, keiner Ahnenprobe, keines Stammbaums.“

„Und das mit allem Recht,“ fügte Eoban Heſſe hinzu; „denn was iſt Adel, was ſoll Adel ſein? Doch wohl nicht mehr und nicht minder, als der kräftige Gegenſatz gegen alles Unedle, Gemeine, und nicht, wie ſo viele glauben, der Väterruhm, der angeerbte Glanz. Thaten laſſen ſich nicht erben, dürfen nicht erblich ſein; ſonſt ſtände Mancher, den wir ehren und lieben, beſchimpft und entehrt da, weil ſeine Väter Schurken waren, und wir müßten ihn billig meiden und verachten. Die Hoheit des Geiſtes, die Tiefe des Wiſſens, die Schöpferkraft der Kunſt, Tugend und Tapferkeit, Sinn für Recht und Ehre, das ſind Eigenſchaften, die wir adelig nennen und gern anerkennen, wo wie ſie finden.“

Der Hauptmann von Stein gedachte ſeines uralten berühmten Geſchlechtes, und fühlte ſich durch dieſe Rede unangenehm berührt; er glaubte, in der Geſellſchaft der einzige Erbadelichgeborne, ſeinen Stand vertheidigend repräſentiren zu müſſen, und ſprach zu den Gelehrten: „Die Eigenſchaften, die Ihr da genannt, ſind allerdings edel oder, wenn Ihr den andern Ausdruck lieber wollt, adelig, und gereichen wohl Jedem, der ſich ihrer rühmen kann, zur Zierde; allein ſie verleihen doch noch nicht den Adel, und wenn Eure Gelahrtheit und Euer wohlerworbener Doktorhut Euch die Auszeichnung gewährt, gleich dem Ritter Schwert und Sporn tragen zu dürfen, wenn es dem Ritter ohne Unehre geſtattet iſt, ſich mit Euch im Schwertkampf meſſen zu dürfen, ſo erhellt daraus doch ſicherlich, daß der ritterliche Stand der ewig höher ſtehende iſt, an welchen zu reichen eben nur beſondre Wiſſenſchaft und Kenntniß Euch erhebt. Und ſo lange es für Euch eine Ehre iſt, ihm gleich zu ſtehen, und jedem von uns die höchſte Schande, ſeines Adels verluſtig erklärt zu werden, ſo lange werdet Ihr zugeben müſſen, daß es nicht ſo ganz gleichgültig iſt, ob Jemand einen Stammbaum hat und eine Ahnenprobe beſtehen kann, oder nicht.“

„Es verſteht ſich, daß Ihr nicht meiner Meinung ſein könnt, Herr Hauptmann; kann's Euch auch fürwahr nicht verargen!“ ſprach Eoban mit biederm Tone. „Ich weiß wohl, daß nicht die von mir genannten Eigenſchaften des Geiſtes und Gemüths Adelsdiplome ausfertigen, ſondern der Kaiſer, ob immer nach Verdienſt und Würdigkeit, laſſe ich billig an ſeinen Ort geſtellt ſein; ich ſagte ja auch nicht, was Adel iſt, ſondern was Adel ſein ſollte.“

„Ihr tadeltet doch,“ beſtritt Eitel von Stein, „den Ruhm der Vorfahren. Sagt, iſt es nicht billig und recht, die Väter dankbar zu ehren, ſich ihres ruhmreichen Lebens zu freuen, ihr Andenken heilig zu halten und zu ſtreben, ihnen an Tapferkeit und Tugend ähnlich zu werden? Wo bliebe ſolches, gewiß verdienſtliches Nachſtreben, wenn wir nicht die Erinnerung an ſie heilig aufbewahrten?“

„Nachſtreben, das laſſe ich gelten!“ erwiederte Eoban; „aber nicht thun, als habe man bereits ihre Thaten gethan, als habe man ihr Verdienſt im Sack, als ſei ihr Ruhm der unſre, und nun, wie ſo Viele Euresgleichen, hohlprunkend umher zu ſtolziren, faul, unwiſſend, dumm, und dennoch prahleriſch und übermüthiger Anmaßung voll, die Naſe hoch tragend und den Bürger, wie den Gelehrten verachtend, weil er keinen offnen Helm führen ſoll.“

Die kluge Helene nahm wahr, daß, wenn das Geſpräch in dieſem Tone weiter geführt würde, es bald die geſellige Heiterkeit trüben und ein unangenehmes Ende nehmen mögte; daher ſuchte ſie es durch einen Scherz abzubrechen. Sie trat kecklich heran zu den Streitenden, legte ihre Hand auf Eitel's Arm, der eben im Begriff war, auch minder freundlich, als er ſonſt gewohnt, zu erwiedern, und rief: „Halt, Ihr Herren! ſtreitet Euch nicht um des Kaiſers Bart, und verderbt nicht Euch und uns durch unſchöne Worte den ſchönen Tag! Ich ſchlichte gleich den Streit: Euch, Ihr gelehrten Herren, Doktoren, Profeſſoren und wie Ihr weiter heißt, wird zugeſtanden, daß, wenn Ihr etwas Rechtes gelernt habt und etwas Tüchtiges leiſtet, ſich kein Ritter und Edelmann, ja kein Kaiſer und König beſſer dünken ſoll, als Ihr ſeid, und ſich Eurer Geſellſchaft ſchämen. Dafür erlaubt mir, die Ehre, eines uralten Geſchlechtes Nachkomme zu ſein, für unantaſtbar zu halten; denn ich ſelbſt rühme mich eines ſolchen alten Namens, weiche aber dennoch unſerm werthen Hauptmann, deſſen Geſchlecht ich für das urälteſte erkläre!“

„Und womit,“ fragte Lange, beweiſ't die ſchöne Klientinn des tapfern Hauptmanns und der Ahnen ihre kühne in Schriften nicht begründete, folglich ſchwer zu führende Behauptung?“

„Schwer zu führen?“ ſcherzte Helene; „kinderleicht! Steine hat es gegeben vom Anbeginn, ehe der Menſch erſchaffen wurde, und Herzen hat es gegeben gleich nach der Schöpfung; folglich ſind wir Beide uralter Abkunft, und unſre Namen blühten lange, ehe Jemand Lange hieß, und ehe es Heſſen gab.“

„Gut und brav vertheidigt!“ riefen Stiegelius und Magdalene; aber Eoban ſprach: „Ihr hättet Eure Sache gut gemacht, wenn Ihr nicht unbeachtet gelaſſen, daß der Herr Hauptmann nicht Stein, ſondern von Stein heißt. Von von Steinen aber —

„Ganz Recht habe ich!“ unterbrach Helene eifrig. „Edler von Stein! Nicht wahr, Herr Hauptmann, ſo heißt Ihr, und der gelehrte Herr da thut, als wüßte er nicht, daß es von Anbeginn an auch edle Steine gegeben hat.“

„Und was noch merkwürdiger iſt,“ warf Stiegelius ſcherzend hin: „ſchon dazumal mögen ſich die Herzen und Steine friedlich geneigt und, wie jetzt, zu einander gehalten haben; denn ſonder Zweifel gibt es ſchon lange Herzen von Stein!“

„Ja, ja, es könnte wohl kommen, daß auch noch heutzutage Herzen von Stein oder zu Stein würden!“ rief Lange, und ſo ward der vorhinnige Streit in ein tändelndes Spielen mit Worten, in eine heitre Neckerei verwandelt. Fröhlich lachend und plaudernd ging die Geſellſchaft weiter, und war unverſehens der Kapelle des heiligen Grabes nahe. Dort ſtand, Abſchied nehmend von dem Vikar, Theophraſt mit ſeinem Hunde. Verwundert ſahen ihn die Freunde.

Wehmüthig grüßte er ſie, da es zu ſpät war, ſich ihren Augen zu entziehen.

So ſehe ich euch noch ein Mal, ihr guten Menſchen, ihr holden Jungfrauen," ſprach er ſie an; „und ſage euch allen ein Ade für immer und ewig! Ich ſcheide aus dieſem Lande, und komme nie wieder. Dieſes Land iſt ſchön, doch weiß ich ein ſchöneres. Grüßt mir Herrn Herz und Frau Veronika, und Liborius nochmals recht herzlich. Lebt wohl, lebt wohl!"

Dort ging er hin, den dunkeln Thalpfad hinauf. Um vieles ſtiller, als ſie gekommen waren, ſchritten die Spazirgänger wieder nach der Stadt zurück.

Zu einem Bau von hoher hiſtoriſcher Bedeutung für alle kommende Zeiten erhob die Gegenwart die Wohnung des Rentmeiſters Wilhelm am vierundzwanzigſten April. Bis zu dieſem Tag war unwiderruflich, die Unterzeichnung jener berühmten Artikel feſtgeſetzt. Man hatte erwarten wollen, was der Legat des Papſtes, der noch immer nicht eingetroffen war, etwa der

Fürſtenverſammlung noch vorbringen würde, aber dieſer kam nicht, und Luther's ſchweres Erkranken machte Eile nöthig. Wenn der Herr ihn abriefe, ſo ſollte doch noch ſein eigenhändiger Name unter den Artikeln Zeugniß geben, daß er ſeiner Lehre bis in den Tod treu geblieben und ſie noch ſterbend bekannt und bekräftigt habe. Nicht auf dem Rathhaus, nicht in der Krone, wo ſonſt die Verſammlungen Statt gefunden hatten, nein, weil Luther ſich dorthin nicht begeben konnte, begab ſich ein großer Theil der anweſenden Regenten und Abgeſandten von mehr als fünfzig Ländern und freien Städten des deutſchen Reichs in das Haus, wo Luther wohnte, und faſt alle anweſenden Theologen.

Es war eine ſchöne zahlreiche Verſammlung; tiefer Ernſt beherrſchte die Mienen aller Anweſenden, jeder fühlte ſich ganz durchdrungen von der Wichtigkeit dieſer Stunden. Gewohnt, Alles mit Gott zu beginnen, ſprach Melanchthon ein Gebet, zu dem die ganze Verſammlung ein lautes Amen ſagte. Dann brachte Spalatinus das Buch, in welchem die neuen Artikel enthalten waren, und begann: „So vernehmt denn, meine

Brüder in Chriſto Jeſu, vernehmt die Artikel chriſtlicher Lehre, ſo da ſollen auf dem Koncilio zu Mantua oder, wo es ſonſt ſein wird, überantwortet werden von unſers Theils wegen; darinnen iſt Alles begriffen, was wir annehmen oder nachgeben können, und was nicht, und ſind dieſe Artikel geſtellt durch den ehrwürdigen Vater Doktor Martin Luther, auch bereits reiflich geprüft und wohl erwogen und von kurfürſtlichen und fürſtlichen Gnaden der proteſtirenden Stände gebilligt und beſtätigt. Solche Artikel nun ſollen wir alle zum Zeichen der Uebereinſtimmung unſerer Geſinnung, ſo wie wir ſie treu mit dem Herzen bekennten und bis zum Tode bekennen wollen, auch eigenhändig unterſchreiben. Sie werden ein Band ſein, das uns für alle Zeiten brüderlich umfängt und einträchtiglich zuſammenhält; ſie werden eine Wehr ſein und ein Schild gegen alles Anſinnen und Andringen unſrer Widerſacher; ſie werden zur Säule werden, an welche wir den Heerſchild unſers geläuterten Glaubens aufhängen. Nach Jahrhunderten noch wird die Welt, die ſich des neuen Lichtes freut, dankbar dieſer heiligen und feierlichen Stunde gedenken, in welcher wir hier im Namen des ewigen Gottes, ſeines hochgelobten Sohnes und des Geiſtes, der von Beiden ausgeht, dieſe Lehrſätze feſtſtellen und begründen. Wir bauen eine unüberſteigliche Scheidewand auf zwiſchen uns und dem Papſtthum; ſei es! Der bisher uns half und uns ſchirmte, möge und wird uns auch ferner ſeinen heiligen Beiſtand nicht entziehen und verſagen. Bittet nur ihn, den Allwaltenden, daß ſeine Hand uns den Mann noch nicht entreiße, der mit gewaltiger Kraft die Feſſeln geſprengt, in welchen wir ſchmachteten; ja, betet, meine Brüder, betet für Luther, den der Herr hart und ſchwer prüft, daß er noch bei uns bleibe.“

Nun las der Sprecher langſam und vernehmlich die Artikel ab, einen nach dem andern, und keiner erhob ſeine Stimme dagegen, keiner ſprach einen Zweifel aus. Als Spalatinus geendigt, erklärten ſich alle Theologen bereit, dieſe Glaubensſätze zu unterzeichnen.

Da gingen Melanchthon und Bugenhagen, Jonas und Amsdorf hinauf in die Stube zu dem Kranken, der immer noch in großer Angſt und hart gepeinigt lag. Der erfurtiſche Arzt war bei ihm und Tipontius. Ach! auch der Doktor Sturz vermogte nicht zu helfen; weder die Arzeneien, die er mitgebracht, noch die, welche er bei Liborius holen ließ, ſchlugen an. Luther ſuchte ſeinen Schmerz zu bezwingen; er ſah die eintretenden lieben Freunde mild und fragend an.

„Da ſind nun die Artikel,“ begann Spalatin. „Die Unterzeichnung ſoll beginnen; Keiner weigert ſich. So ſtehet recht und billig Euer Name, Lutherus, oben an.“

Der Kranke richtete ſich auf. „Gib mir die Feder, Tipontius!“ ſprach er, und dieſer gehorchte ſchnell. Melanchthon und Bugenhagen hielten ihm das Buch vor. Der Kurfürſt und der Landgraf traten in die Thüre und ſahen herein in das Zimmer; hinter ihnen ſtanden noch die Fürſten Georg von Henneberg, Ulrich von Würtemberg und einige andre. Sie wollten Zeugen dieſes wichtigen Augenblicks ſein.

Mit ſchwacher Kraft, aber doch feſter Hand unterſchrieb Luther, und ſprach dazu: „In Gottes Namen! Ich kann nun in Frieden hinfahren. Beiß' dir die Zähne an dieſen Artikeln aus, Papſtdrache! Wenn ich auch ſterbe, ſo gebe ich dir noch ſterbend damit den Todesſtoß; drüben aber ſitzt der rechte Kampfrichter, der wird uns einander gegenüber ſtellen.“

Als ſich die Theologen unter herzlichen Wünſchen wieder entfernt hatten, ſprach Luther zu ſeinem treuen Famulus: „Lieber Tipontius, da du ſchon einige Male mich gebeten, dir ein Blatt in deinem Stammbuch zu beſchreiben, und es ſcheinen will, als dürfe ich nicht länger ſäumen, dir ein ſolches Andenken zu hinterlaſſen, ſo gib mir noch ein Mal die Feder, mit der ich die Artikel unterſchrieben, und hole mir dein Buch.“

Unter heißen Thränen, die ihm über die Wangen ſtürzten, that der Jüngling nach dem Willen ſeines Meiſters, und Luther ſchrieb ihm aus ſeinem Liede: Nun freut euch, lieben Chriſten gmein, in das Album die letzte Strophe:

„Was ich gethan hab' und gelehrt,
Das ſollt Du thun und lehren,
Damit das Reich Gott's werd' gemehrt,
Zu Lob und ſeinen Ehren.
Und hut' Dich fur der Menſchen G'ſatz,
Davon verdirbt der edle Schatz,
Das laſſ ich Dir zur Letze. Amen.“

„So, mein Sohn, nimm das, und die Feder dazu, und bewahre ſie gut; ſie hat heute einen guten Dienſt gethan. Ich ſchenke ſie dir.“

Gerührt dankte Tipontius, und ging, ſeine Kleinodie zu bergen.

„Doktor!“ wandte ſich der Kranke zu Sturz, „ich will Euch etwas ſagen. Es wird mit mir immer ſchlimmer, ich fühle es; weh, ich fühle es, daß hier keine Hülfe für mich zu hoffen iſt. So will ich denn, gehe es, wie es gehe, nach Hauſe fahren; ſoll ich ſterben, muß ich ſterben, ſo will ich in den Armen der Meinigen ſterben.“

„Aber Würden, bedenkt doch Eure große Schwachheit und den weiten Weg!“ wandte Sturz bekümmert ein.

„Ob ich liege oder ob ich fahre, ſchlimmer kann es nicht werden, als es iſt. Der Schmerz läßt mir keine Ruhe; der Teufel ſetzt mir arg zu und will mein Fleiſch mürbe machen, ich hab’ es wohl gedacht! Hoho, Teufel! du irreſt mich nicht, du irreſt dich! Ich habe gehört, daß meine Freunde ohne Unterlaß zu Gott um meine Geſundheit ſeufzen, und meine, es ſei Gott genug gebeten und angelaufen und angeſchrieben; will er hören, ſo kann er's thun und machen, wie es vor ihm gut iſt. Es iſt meine Krankheit, der Kalkulus, der Teufel ſelbſt; und wenn Gott mich ihm vorwirft und läſſ't mich zerreißen, ſo wird er ihn doch wieder zerreißen, und ſoll mich mein Herr Chriſtus wohl an ihm rächen. Und der Papſt ſoll nicht triumphiren und ſagen: Lutherus iſt gen Schmalkalden gezogen, mein Koncilium zu verwerfen; aber ſiehe, dort hat ihn die Hand des Herrn getroffen. Nein, Papſt!

„War ich lebend dir Peſt, ſo — Papſt — will ich ſterbend dein Tod ſein!
Aber es fliehe der Gaſt ſchnell möglichſt vom heſſiſchen Siechbett.“

„Sprecht weniger, Würden! Es greift Euch an,“ bat Sturz.

„Die Krankheit greift mich hart an, ja wohl; nicht das Sprechen, guter Doktor!“ entgegnete Luther. O Chalcis, Smalkaldia-Chalcedon, du greifſt mich an mit einer Eiſenhand und drehſt den Stahl des Schmerzes in meinen Eingeweiden um!“

Die Verſammelten ſchritten zum Unterzeichnen. Jonas ſchrieb ſeinen Namen dicht unter den des großen Reformators; ihm folgte Bugenhagen, dieſem Kruciger, dieſem Amsdorf und Spalatinus. Melanchthon ſetzte ſeiner Unterſchrift jene vorbehaltlichen Worte zu, die den Papſt und deſſen Gewalt über ſeine Unterthanen und ſeine Geiſtlichkeit betrafen; doch die Andern fanden nicht für gut, ſich an das Beiſpiel, das des ſanften Mannes Friedensliebe gab, zu kehren; ſie unterzeichneten raſch, einer nach dem andern: Johannes Agrikola, Didymus, Urban Rhegius für ſich und im Namen ſeiner Brüder, wie nicht minder im Namen der hannoveraniſchen Kirche. Stephan Agrikola und Figenboz folgten; dieſen reihten ſich Oſiander, Veit Dietrich, Schnepf, Ottinger, Schneeweis, Schlaginhauſen, Helt, Adamus und Korvinus an. Brenz hatte in wichtigen Geſchäften Tags vorher Schmalkalden verlaſſen, für ihn und ſich unterſchrieb Bugenhagen; Dionys Melander, Rhodius und Öniken folgten. Brixius fügte ſeiner Unterſchrift noch bei, daß er bekenne, in dieſer Sache ſo geglaubt und gelehrt zu haben, wie es in den Artikeln des ehrwürdigen Vater Luther's enthalten ſei, und auch ferner durch den Geiſt Chriſti alſo glauben und lehren wolle. Es unterſchrieben ferner Cölius, Geltner, Faber, Äpinus, Amſterdamus, und der gothaiſche Superintendent Mykonius für ſich und ſeinen Freund Mönius aus Eiſenach, der ſchon hatte zurückreiſen müſſen. Zu dieſem Namen fügte auch Doktor Lange den ſeinigen, indem er noch für acht ſeiner Mitarbeiter am Werke des Evangeliums, die nicht anweſend waren, unterzeichnete und Ägidius Mechler machte den Beſchluß der Unterſchriften.

Als dieſes wichtige und erfolgreiche Geſchäft vollzogen war, bat Spalatin auf's Neue um Gehör, indem er den Theologen die Schrift vortragen wollte, welche Luther in ihrer aller Namen abgefaßt, in welcher ſich gar eine treue Fürſorge ausſprach, und deren Beachtung auf die ſpäteſten Zeiten ſegens- und erfolgreich noch immer fortwirkt. Es war dieſe Schrift an alle Fürſten, die in Schmalkalden anweſend waren, ihr Inhalt aber hauptſächlich dahin gerichtet, daß Kirchen und Schulen beſſer, als bisher verſorgt würden, und wenn ſie mit tüchtigen Männern beſtellt wären, dieſe Männer auch nach Verdienſt gelohnt werden mögten. Obrigkeiten und Privatperſonen ſollten nicht nach Gefallen Klöſter- und Kirchengüter nach deren Aufhebung an ſich ziehen; denn dieſe Güter, Gaben und Donationen ſeien den Kirchen zur Erhaltung der Religion zugeeignet worden, wenn gleich früher aus Irrthum zu Mißbrauch verwendet. Sehr ſchwer werde es ſein, nach Verſtreuung ſolcher Güter neue zuſammen zu bringen. Daher ergehe an die Fürſten die unterthänige Bitte aller in Schmalkalden jetzt verſammelten Prädikanten, die Nothdurft der Kirche zu beherzigen und die ſchädliche Zerſtreuung der Kirchengüter nach allen Kräften zu verhüten.

Nun, nachdem Alle freudig ihre Übereinſtimmung mit dem, was Luther in dieſer Bittſchrift geſagt, ausgedrückt hatten, wurde die Schrift Melanchthon's, die von der Gewalt und Obrigkeit des Papſtes handelte, in der Verſammlung vorgeleſen. Melanchthon erklärte darin keineswegs ſchüchtern, befangen oder übermild, vielmehr feſt und freimüthig: daß der Papſt ſich rühme, er ſei aus göttlichen Rechten das Haupt der Chriſtenheit, habe aus ſolchen die Macht, Könige ein- und abzuſetzen, weltliche Reiche zu ordnen, und dieſ's müſſe man bei Verluſt der

Seligkeit glauben — ſei falſch, ungöttlich, tyranniſch und der chriſtlichen Kirche ſehr ſchädlich. Darauf führte er aus dem Evangelium den Beweis, daß ſich der Papſt keiner Obrigkeit über andre Seelſorger und Biſchöfe aus göttlichem Recht anmaßen dürfe, indem Chriſtus, wie die Apoſtel unter einander geſtritten, welcher von ihnen nach dem Abſcheiden des Heilands Herr ſei und Chriſtum verweſen ſollte, ihnen ſolchen Irrthum verwieſen und geſprochen habe: Die weltlichen Könige herrſchen, und die Gewaltigen heiſſet man gnädige Herrn; ihr aber nicht alſo, ſondern der Größeſte unter euch ſoll ſein wie der Geringſte, und der Vornehmſte wie ein Diener." Und ein ander Mal habe Chriſtus ein Kind mitten unter die Apoſtel geſtellt, als ſie gefragt, wer der Größte ſei im Himmelreich, und geſprochen: Wer ſich ſelbſt erniedrigt, der iſt dort der Größte. Und ferner habe der Heiland geſagt zu den Jüngern: Gleich wie mich mein Vater geſandt hat, ſo ſende ich euch — folglich ohne Vorzug. Auch Paulus zeige klar, daß Petrus ihn nicht ordinirt, konfirmirt und beſtätigt habe. Daher ſei es nichts mit der vom Papſt grundlos gerühmten Gewalt des Stuhles Petri. Paulus ſtelle alle Kirchendiener gleich, und lehre, daß die Kirche mehr ſei, als die Diener derſelben. Nach dieſen Beweiſen aus dem neuen Teſtament hatte ſich der erfahrne Melanchthon zur Kirchengeſchichte gewandt und auch dort Beweiſe gegen die päpſtliche Gewalt aufgebracht, daß ſie nicht aus göttlichen, ſondern nur aus menſchlichen Rechten herſtamme und beſtehe, indem auf dem Koncilium zu Nicäa beſchloſſen worden, daß der Biſchof zu Alexandrien die orientaliſche, der zu Rom die abendländiſche Kirche beſtellen ſolle. Wäre der Papſt Chriſti Statthalter und von ihm eingeſetzt, ſo würde es nicht hin und wieder Kirchen geben, die ihn nicht anerkennten. Auch wären früher viele Koncilia ausgeſchrieben und gehalten worden, in denen der römiſche Biſchof nicht als der Oberſte geſeſſen habe. St. Hieronymus habe auch geſagt: Orbis ſei mehr, als Urbs, Welt mehr, als Rom, und ſo mehr. Mit den Sprüchen, die zum Schutz der Gewalt des Papſtes angeführt würden, als: Auf dieſen Felſen (Petrus) will ich meine Kirche bauen; dir will ich die Schlüſſel geben; weide meine Schafe u. dergl., ſei es eitel abſichtliches Mißverſtehen, und die Rede Jeſu fälſchlich allein auf Petrus bezogen worden, denn an andern Orten habe der Heiland Ähnliches zu dem ganzen Haufen ſeiner Jünger geſprochen. Die ſymboliſchen Schlüſſel gehörten auch nicht einem Menſchen allein, ſondern der ganzen Kirche; die Schlüſſel deuteten die Kirche an, das Amt, das Bekenntniß, und das ſei nicht an Ort und Geſetz gebunden, ſondern ausgeſtreut durch die ganze Welt.

Ferner beſtritt Melanchthon die angemaßte Papſtherrſchaft mit dem Anführen, daß Chriſtus ſeinen Jüngern befohlen zu predigen, Vergebung der Sünden zu verkündigen, Sakramente zu reichen und Gottloſe zu ſtrafen, aber mit dem Wort, nicht durch Gewalt. Er habe ihnen nicht befohlen, das Schwert zu führen, noch weltliches Regiment zu beſtellen, einzunehmen, Könige zu ſetzen und zu entſetzen. Chriſtus ſei nicht geſandt worden, weltlich Regiment zu führen, und habe ſelbſt geſagt: Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt; aber die Päpſte haben Königreiche und Fürſtenthümer an ſich geriſſen, mit unbilligem Bann und Kriegen alle Könige Europa's geplagt, ſonderlich aber die deutſchen Kaiſer, unter allerlei Urſachen, und es ſtehe in der Klementina: „Wenn das Kaiſerthum erledigt ſei, ſo ſei dazu der Papſt der rechte Erbe.

Alſo habe der Papſt, wie ein Tyrann, ein König der Könige ſein wollen, und ſolchen freventlichen Übermuth mit Chriſti Befehl gedeckt, und weltlich gedeutet das Amt der Schlüſſel. Zu ſolchem gräulichem Irrthum, der ganz und gar die Lehre vom Glauben und Reich Chriſti verfinſtre, dürfe auf keine Weiſe mehr ſtill geſchwiegen werden. Ja, ſelbſt wenn es wäre, daß die Päpſte aus göttlichem Recht ihre Herrſchaft hätten, ſo dürfe man doch denen, welche falſchen Gottesdienſt und Abgötterei einführten, nicht gehorſamen, vielmehr ſolle man ſie und ihr Reich für ein Anathema und verfluchtes Weſen halten. Es lehre ſchon das geiſtliche Recht: dem Papſt, der ein Ketzer ſei, ſolle man nicht gehorchen.

Der Papſt maße ſich an weltlicher Herrſchaft unter dem Schein der geiſtlichen Gewalt, ſeine Lehre ſei allezeit wider das Evangelium, und ſein Vorgeben wäre: er ſei Gott; daher ſollten ſich alle Chriſten auf's fleißigſte hüten, ſich ſolcher

Lehre, Gotteslästerung und Wüthen theilhaft zu machen, vom Papſt und ſeinem Anhang weichen als vom Reich des Antichriſts, und es verfluchen. Vor Augen wären ja die Irrthümer in dieſem Reich, und wären des Teufels und des Antichriſts Lehre, darin die Lehre von der Buße verfälſcht, die Lehre von der Sünde verdunkelt, die eigne Genugthuung erdacht, der Ablaßkram erfunden, Abgötterei und Anrufung der Heiligen eingeführt, Schande und Laſter durch das Verbot der Ehe erzeugt, das Evangelium durch die Lehre von Gelübden entſtellt; und alle dieſe Irrlehren vertheidige der Papſt mit grauſam tyranniſchem Wüthen und mit Gewalt. Er nehme der Kirche das Urtheil, wolle mehr ſein, als alle Koncilien, und wolle keinen Richter über ſich leiden.

Und im Fall, er wolle gleich ein Koncilium dulden: wie könne der Kirche geholfen werden, da der Papſt nicht leiden wolle, daß etwas gegen ihn beſchloſſen würde? Die Urtheile in Koncilien ſeien Urtheile der Kirche und nicht des Papſtes. So zieme es jedem Fürſten, ihm ſolchen Muthwillen nicht einzuräumen, ſondern zu ſchaffen, daß der Kirche die Macht, zu richten, nicht genommen ſondern Alles nach der heiligen Schrift, dem Wort Gottes, geurtheilt werde.

Auch über die Gewalt der Jurisdiktion der Biſchöfe verbreitete ſich mit gleicher Kraft und Feſtigkeit der gelehrte Melanchthon, und bekämpfte die Mißbräuche, die ſich auch bei dieſen Dienern der römiſchen Kirche in großer Überzahl eingeſchlichen.

Dieſe Schrift, von den Fürſten beſtätigt, ſollte der augsburgiſchen Konfeſſion und der Apologie hinzugefügt, und dann mit jenen nochmals von den Theologen unterzeichnet werden. Eine Unterſchrift trug ſie gleichſam ſchon, nämlich die des halliſchen Ekkleſiaſten Johannes Brenz. Dieſer hatte, ſtets eifrig für die Sache glühend, der es hier galt, am geſtrigen Tage ſchon einen Zettel eingelegt, darauf er geſchrieben: „Ich habe die von dem erlauchteſten Kurfürſten von Sachſen und den andern Fürſten und Ständen des römiſchen Reichs kaiſerlicher Majeſtät zu Augsburg übergebene Konfeſſion und Apologie geleſen, und wieder und nochmals geleſen. Ich habe auch die wegen des Abendmahls zu Wittenberg mit Doktor Buzer und andern aufgerichtete Konkordien-Formel geleſen. Nicht minder las ich die Artikel Doktor Martin Luther's, unſers hochwertheſten Lehrers, die er hier auf dem Konvent zu Schmalkalden in deutſcher Sprache geſchrieben, ſo wie das Büchlein vom Papſt und von Gewalt und Jurisdiktion der Biſchöfe. Und ich für meine Wenigkeit urtheile, daß dieſes Alles übereinſtimme mit der heiligen Schrift und mit dem wahren Sinn und Weſen der allgemeinen Kirche. Da ich mich aber unter der großen Zahl der gelehrteſten Männer, die jetzt in Schmalkalden vereint ſind, für den geringſten halte, und weil mir nicht erlaubt iſt, den Ausgang des Konventes abzuwarten, ſo bitte ich von dir, Doktor Johannes Bugenhagen, daß deine Freundlichkeit meinen Namen, wenn es nöthig wird, allen jenen obengenannten Werken unterſchreibe. Denn daß ich alſo glaube, bekenne und immerwährend durch Jeſum Chriſtum, unſern Herrn, auch alſo lehren werde, bezeuge ich hier durch meine eigene Handſchrift. Geſchehen Schmalkalden am 23. Februar im Jahr ſiebenunddreißig."

Einem ſo wackern Beiſpiel folgten nun auch die übrigen Theologen und Prädikanten, und mit zweiunddreißig Unterſchriften verſehen, kam das Buch zurück, um in die fürſtliche Geheimkanzlei niedergelegt zu werden. Nach ſolchen wichtigen Verhandlungen ging die Verſammlung aus einander. Viele gingen noch hinauf in Luther's Zimmer, ſtumm und wehmüthig, mit leiſem Tritt; ſie wollten ihn gern noch ein Mal ſehen, im Geiſt von ihm Abſchied nehmen. Sie gingen ſchweigend zu ihm an ſein Schmerzenslager; keiner ſprach, denn Luther ſollte nicht ſprechen. Einer nach dem Andern reichte ihm die Hand und flüſterte ganz heimlich einen Segen oder ein Gebet für ihn. Da nahm der Kranke doch das Wort und betete:

„Ach mein allerliebſter Vater, du haſt geſagt: er ruft mich an, ſo will ich ihn erhören; ich bin bei ihm in der Noth, ich will ihn herausreißen und zu Ehren bringen. Erhöre doch mein Seufzen und Schreien, und hilf mir! Und nimm der armen Chriſtenheit das liebe edle Wort des heiligen Evangelii nicht wieder. Wie gern wollte ich dir das arme Seelchen in deine Hand geben, wenn es deine Zeit und dein Wille wäre! Ach, nimm es dahin!“

Wenige waren, die nicht mit Thränen im Auge aus dem Zimmer traten, und Viele überließen ſich, als ſie hinab in die Hausflur waren, lauten Klagen. Mit tiefem Schmerz verließen auch die Fürſten das Haus, und gingen langſam in nachdenklichen Geſprächen den ſteilen Schloßberg hinauf.

Tief bekümmert ſtand Tipontius, als gegen Abend die Fremden alle das Haus verlaſſen, in der Hausflur, und blickte mit feuchten Augen hinauf zu dem Himmel, der mit ſeiner reinen treuen Farbe heiter die Erde umfloß und heiter die Menſchen anblickte, die zu ihm aufſchauen mogten. In dieſem Himmelblau wohnt ein ewiger Troſt, der die Treue Gottes verbürgt und liebende Kunde gibt, daß auch bei Sturmtoſen und Wetterbrüllen hinter dem grauen Gewölk unveränderlich der reine Äther lacht, daß nach irdiſchem Gewölk der Trübſal, das dunkel über den Himmel unſers Lebens zieht, auch wieder der Tag der Freude ſtrahlen, daß der Herr ſich an uns nicht unbezeugt laſſen werde.

Wie der Jüngling, der ſeinem Meiſter ſo treu ergeben war, ſeufzend ſtand, eine Welt voll Kummer auf der Seele, hörte er neben ſich ein banges Athmen, das faſt wie Schluchzen klang, und wandte ſich. Da ſtand Salome bei ihm und flüſterte: „Um Gott, mein vielwerther Freund, ſaget mir, wie ſteht es mit ihm? Wird er denn gewißlich ſterben, wie Alle ſagen? Sterben in unſerm Hauſe, der liebe, gute, herrliche Mann? O ſagt, iſt denn keine Hoffnung, iſt denn keine Rettung mehr?“

„Ach, werthe Jungfrau,“ entgegnete Tipontius und faßte ſchüchtern ihre Hand mit leiſem Zittern, und ſie ließ ihm die Hand, „wir ſollen ja nicht verzagen, und immer hoffen auf die Hülfe Gottes. Aber ſchlimm ſteht es mit unſerm Doktor, o ſehr ſchlimm. Er will nach Hauſe, nach Wittemberg; wie ſoll er die weite Reiſe aushalten bei ſo großer ſchmerzvoller Krankheit?“

„Was ſagt Ihr, Tipontius? Er will uns krank verlaſſen?“ weinte das Mädchen. „O das das hat er gewiß nur ſo im Fieber geſprochen, das darf der Vater nimmermehr zugeben. Und Ihr — Ihr ginget dann auch mit, und ich — und wir — ſähen Euch niemals wieder?“

„Thäte mein Scheiden Euch weh, Salome?“ fragte leiſe der Jüngling, während in ſeinem Innern ein ſeliges Wonnegefühl laut aufjauchzte. „O das wäre mir eine ſüße Wegzehrung, wenn ich mit dem Gedanken gehen dürfte, daß von den Thränen, die Ihr der Krankheit meines Meiſters weint, nur eine Zähre mir, meinem Weggang fließe.“

„Und warum nicht, Tipontius?“ fragte das unſchuldige Kind, und ſah ſüß lächelnd durch die thränenfeuchten Himmelsaugen zu ihm auf. „Ihr ſeid ja ſo lieb, ſo gut; wir haben Euch alle recht lieb gewonnen, der Vater, die Mutter, Anshelm und — ich.“

„Und Ihr — mich lieb! O welches Glück! Welches ſchöne Geſtändniß aus ſo holdem Munde! Wie glücklich wäre ich, könnte ich noch bleiben — könnte ich immer bei Euch ſein, meine — meine liebe Salome!“ ſprach Tipontius freudebewegt, und aus den leuchtend verklärten Augen, mit denen ſich das jugendliche Paar jetzt ſtumm und ſelig anſah, ohne mehr zu ſagen, ſtrömten die Seelen, floſſen in einander über auf dem glühendwogenden Gedankenſtrom der allgewaltigen Liebe, und Beide wußten nun, daß ſie einander heiß und rein und unausſprechlich liebten. Die Abenddämmerung war ſchon hereingebrochen, dieſe ſanfte Freundinn verſchämter Liebe, dieſe Begünſtigerinn traulich zärtlichen Gekoſes, die Erweckerinn ſchwärmeriſcher Gefühle. Mit ihr kam mild und lau ein frühlingverkündendes Lüftchen, und dieſes Wehen, das in der Tiefe des Menſchenherzens ſeligfrohe Lenzeshoffnungen weckt, dieſer neubelebende Odem der großen Weſenmutter Natur umfächelte die Liebenden wie paradieſiſcher Lufthauch. Wenn der Frühling erwacht und Blüthen weckend über die Fluren zieht, die ihn als König grüßen, da erwacht auch in jungen Herzen der Liebe beſeligendes Hochgefühl, und erweckt tauſend neue Empfindungen; die Liebe iſt dann der Blüthenkönig, der die Herzen beherrſcht, die, beglückt von ſeinem Allmacht-Scepter, ihm wonnejauchzend entgegen ſchlagen.

Und ſo erregt von namenloſen Wonnegefühlen, die aus den unentweihten Herzen Beider hervorbrachen wie feurige leuchtende Naphtaquellen, und all' ihr Denken mit Entzücken überloderten, und ſo begünſtigt von dem traulichen Abenddunkel und der heimlichen Stille ringsum geſchah es, daß die Liebenden einander in die Arme ſanken und glühende Küſſe tauſchten, pflückend ſo die ſüßen frühreifen Erſtlingsfrüchte des Wunderbaumes Liebe, der immer blühend und Früchte zugleich tragend mitten im Lebensgarten der Menſchheit ſteht, und gleich der Rieſeneſche Ygdraſil in den ſkandinaviſchen Göttermythen ſeine Zweige breitet über die ganze Welt.

Die jungen Liebenden trennten ſich erröthend; ſie ſprachen nichts mehr zu einander, als: „gute Nacht,“ und „ewig, ewig dein!“ und jedes ſchwur ſich ſelbſt zu, dieſe reine keuſche Liebe ſtill und treu zu bewahren, wie ein hochtheures Kleinod. Die reine Liebe iſt ein Zauberſchatz, der mit der Fülle unendlichen Reichthums die beglückt, die ihn finden und treu zu bewahren wiſſen.

In der Weidenbronnergaſſe zu Schmalkalden ſteht ein altes ſteinernes Haus mit einem treppenartigen Giebel und gothiſch verzierten Fenſtern. Vor dieſem Hauſe ſammelte ſich am Morgen des fünfundzwanzigſten Februars neugieriges Volk und gaffte die ſeltſam gekleidete Dienerſchaft an, die ſich bisweilen zeigte. Der Legat des Papſtes, Peter Vorſtius, Biſchof von Acqui, war endlich unter kurfürſtlich ſächſiſchem Geleit mit ſeinem Gefolge angekommen. Er hatte ſich Zeit genommen, und hatte durch ſein Säumen Zeit verloren. Wie es in Schmalkalden ſtand, und daß er nun wenig oder nichts mehr zu hoffen habe, wußte er durch Saldaña. Der Reichs-Vicekanzler Held hörte kaum von der Ankunft des Biſchofs, als er ſich zu ihm begab, um ihm ſeine Ehrfurcht zu bezeugen. Die Herren beſprachen ſich heimlich und lange mit einander; Held hoffte immer noch halb und halb einige ſeiner Pläne und Aufträge auszuführen, und wenn er auch nicht die Annahme des Konciliums in Mantua erlange, doch die Gewährung der Türken- und Franzoſenhülfe durchzuſetzen. Luther's Krankheit, wie ſehr ſtörend ſie gerade jetzt auf den Fortgang aller Verhandlungen einwirkte, war ihm ſehr willkommen. Er hatte gehört, daß der Kranke darauf dringe, Schmalkalden verlaſſen zu wollen; alſo Tod oder Entfernung des Hauptfeindes. War Eines oder das Andre erfolgt, ſo hoffte er freier und kräftiger wirken zu können.

Der ſtolze Prälat war wenig von alle dem, was er hörte, erbaut. Er hatte ſich in den ganzen Staat ſeiner geiſtlichen Würde geworfen, und erwartete jeden Augenblick, daß der Landgraf von Heſſen oder der Kurfürſt von Sachſen in Perſon kommen und ihm aufwarten, mindeſtens ihn durch eine ehrenvolle Geſandtſchaft beſchicken würden; allein es geſchah nichts von Allem, was er erwartete. Er ſandte ſeinen vertrauten Kämmerer in die Fürſtenwohnungen, und ließ ſeine Ankunft melden; es kam keine beſtimmte Antwort zurück. Endlich entſchloß er ſich unwillig zu dem zwar natürlichen, aber ſeinen pfäffiſchen Hochmuth gewaltig demüthigenden Schritt, ſich ſelbſt zu den Fürſten zu begeben und um Audienz nachzuſuchen. In ſtolz prunkender Sänfte getragen, welcher Reiſige in glänzender Tracht voran und nachſchritten, durchzog er die Straßen. Verwundert blieben die ſtehen, die durch jene wandelten; darunter waren viele hohe Herren, die in die Kirche oder zum Rathhaus gingen, wo wieder eine große Berathung Statt finden ſollte. Das gemeine Volk folgte in langem Schweif der Sänfte, und äußerte ſich in ſeiner Weiſe ſpottluſtig über den Biſchof und ſeine Leute.

Unerfreut hörte Kurfürſt Johann Friedrich die Anmeldung des römiſchen Legaten; angenehm konnte ihm auf keine Weiſe ein Geſpräch mit ihm ſein. Was er anbringen würde, war voraus zu ſehen; doch wies er ihn nicht zurück. Der Biſchof ſtand im Audienzzimmer, der fürſtliche Kämmerling, der ihn eingeführt, zog ſich zurück; zwei große Pergamentbriefe hielt Vorſtius in der Rechten, die leiſe zitterte. An den Briefen hing das bleierne Siegel des Fiſcherrings. Betreten ſah ſich der Biſchof um; das Zimmer war ärmlich ausſtaffirt, kein Seſſel darin, ein alter hölzerner Tiſch mit gedrechſelten Füßen, mit einer Marmorplatte bedeckt. Den Fußboden ſchmückte kein zierliches Holzgetäfel, mit buntfarbigen Teppichen überkleidet, es war ein hartes weißes Eſtrich. Einige alterbraune düſtre Ölbilder hingen an den Wänden. Gern hätte der Biſchof in einem Spiegel noch ein Mal ſeine geſchmückte Geſtalt betrachtet und die Miene probirt, die er annehmen wollte gegen den Kurfürſten, der ſo feindlich dem Papſtthum entgegentrat und handelte; aber es war kein Spiegel da. Jetzt ſchallte ein raſcher Tritt, die Seitenthüre ging auf, der Kurfürſt trat ein;

mit ſtolzer männlicher Haltung und etwas düſtrer Miene ſtand er vor dem Biſchof. Dieſer verneigte ſich nicht mehr und nicht minder, als er es ſeiner geiſtlichen Würde angemeſſen hielt; nicht ſo ſehr daß der Fürſt hätte glauben können, Rom bezeige ihm durch ſeinen Legaten ſonderliche Ehrfurcht, und nicht ſo wenig, daß der Fürſt hätte ſagen können, Vorſtius habe ihn ohne Gruß gelaſſen. Verlegen ſtand der Biſchof; denn nichts von dem, darauf er gehofft, erfolgte. Der Fürſt küßte ihm nicht mit frommer Demuth die Hand, und doch hielt der Biſchof ſchon halb und halb dieſe weiche, warme, zarte Hand, auf der ſchon manch ſchöner Frauenmund küſſend geruht, dem Herrn entgegen; der Fürſt beugte auch kein Knie, um von dem Sohn der Kirche die Benediktion zu empfangen, obgleich dieſer willig bereit war, zu ſegnen, und auch zum Segnen ſchon die Hand erhob. Kurfürſt Johann Friedrich ſprach mit ruhiger Kälte: „Ihr kommt ſpät hier an, Herr Nuntius! Am dreißigſten des vorigen Monats kamt Ihr gen Weimar, und meldetet mir ſolches nach Eiſenberg, und ich beſchied Euch hierher zum Konvent, bat Euch, gen Schmalkalden zu reiſen, weil Euer

Anbringen nicht allein mich, ſondern alle unſre Mitbrüder und Verbündete angeht, daher ich allein nicht darüber entſcheiden kann.“

„Euer kurfürſtlichen Gnaden erlauben mir entſchuldigend anzuführen,“ entgegnete der Biſchof von Acqui, „daß ich in nothwendigen Geſchäften von Weimar, ſtatt hierher, nach Halle reiſen mußte, von wo ich über Erfurt kam, aus welchem letzern Ort ich Euer Gnaden ſchrieb, daß meine Geſundheit mich bisher verhindert, weiter zu reiſen, daß ich mich jedennoch auf den Weg machen wolle, und nur um ein gnädiges Geleit und hier um ſichere Wohnung bitte.“

„Wohl,“ antwortete der Kurfürſt, „und ich ſandte Euch ſechzehn Berittene, und Ihr ſeid nun hier. Abgethan! Kommt zur Sache.“

„So ſage ich Euer kurfürſtlichen Gnaden nur die lauterſte Wahrheit,“ begann auf's Neue der Nuncius, „wenn ich Denenſelben verſichere, daß der heilige Vater das größte Vertrauen zu Euer Gnaden erlauchter Perſon hegt, das er zu allen Zeiten erweiſen will. Nichts hofft der heilige Vater mehr, als dieſe unſelige Trennung in Kirchenſachen, dieſes verderbliche Schisma, ſo es geſcheden kann, in Güte beizulegen. Zu dieſem Ende hat mich ſeine päpſtliche Heiligkeit gewürdigt, der Überbringer zweier Briefe zu ſein, die ich jetzt das Glück habe, in Euer kurfürſtlichen Gnaden höchſteigne Hände zu überreichen.“

Der Kurfürſt nahm die Briefe und beſah die Adreſſen. Beide waren an ihn gerichtet, doch nicht überein; die eine an den Kurfürſten als ſolchen und als Reichsſtand, die andere an ihn als ausſchreibenden Fürſten des ſächſiſchen Kreiſes. Der Kurfürſt öffnete die Schreiben nicht, zu des Nuntius großer Verwunderung; er ſagte: „Harret hier ein wenig!“ und ging hinein in ſeine Zimmer; er nahm auch die Schreiben nicht mit ſich, ſondern legte beide auf den Tiſch, zu des Nuntius noch größerer Verwunderung. Dort lagen nun der Papſtes Briefe, und hier ſtand des Papſtes Abgeſandter und Bevollmächtigter ziemlich lange allein. Endlich nahten Tritte. Vorſtius hoffte, den fürſtlichen Herrn wieder zu ſehen; aber dieſer war es nicht, nur Franziskus Burkhardus, ſein Vicekanzler, und noch einer ſeiner vertrauten Räthe. Burkhardus ſprach: „Kurfürſtliche Gnaden, unſer Herr, laſſen Euch wiſſen, Herr Nuntius, daß ſie ſich auf das Rathhaus begeben haben, um mit ihren Verbündeten zu berathen, ob die Schreiben des Papſtes anzunehmen ſeien, und begehrt, daß Ihr die überbrachten Bullen vorläufig zurücknehmt, zumal, da ſie nicht des gnädigſten Herrn Perſon, ſondern die geſammten Fürſten und Stände angehen.“

Solches hatte Vorſtius nicht erwartet, ſolches war ihm auch noch nie geboten worden. Er wurde zornroth im Geſicht, zwang aber noch ſeinen Grimm zurück und erwiederte gefaßt, doch mit dem Ton beleidigter Würde:

„Euer Herr hat bereits die Schreiben angenommen, und mit höchſteigner Hand ſie auf jenen Tiſch gelegt; ich kann und werde ſie nicht zurücknehmen. An die Mehrzahl der übrigen Fürſten habe ich ähnliche Schreiben.“

„Thut, was Euch gut dünkt, Herr Nuntius! Wir ſagten Euch nur, was uns befohlen wurde, Euch zu ſagen,“ entgegneten die ſächſiſchen Räthe.

„Dieſe Briefe,“ fuhr der Biſchof fort, „kommen nicht von einem geringen Mann, ſondern vom Papſt, der ſonder Zweifel, ſowohl den geſchriebenen Rechten nach, als nach der heiligen

Schrift und dem Evangelium, das Haupt der Welt iſt, unter den zwei Lichtern, die ſie erleuchten, das größte. Ich nehme daher die Schreiben nicht wieder, und halte mich verpflichtet, meines Herrn Befehle zu vollziehen."

„Aber bei'm Himmel, Herr Biſchof," fuhr Burkhardus fort, als er ſah, wie hartnäckig und eifrig der päpſtliche Legat war, „ſo nehmt doch nur ſo lange die Briefe wieder an, bis kurfürſtliche Gnaden mit ihren Genoſſen ſich berathen haben."

„Nein, und abermals nein!" fuhr Vorſtius auf. „Der Kurfürſt hat ſie ein Mal angenommen, und es iſt ein bewährter Spruch: qui tacet, consentire videtur, wer ſchweigt, willigt ein."

Kopfſchüttelnd entgegnete Burkhardus: „Herr Biſchof, dieſes Sophisma, dieſe ränkevolle Erfindung iſt uns Deutſchen unbekannt."

Hierauf erwiederte Vorſtius kein Wort weiter; er ließ die Briefe auf dem Tiſche liegen, kehrte den Räthen den Rücken und verließ raſch und zornig das kurfürſtliche Audienzimmer. —

Es war der Tag, an dem ſich dieſes begab, der Sonntag Reminiſcere. Nikolaus Amsdorf predigte in der großen Kirche, und nach beendigtem Gottesdienſt begannen auf dem Rathhaus neue Verhandlungen. Zuerſt wurde dem Reichs-Vicekanzler die unter dem Datum des vergangenen Tags ausgeſtellte und von den beiden Ober-Bundeshauptleuten unterzeichnete Antwort auf ſeinen erſten das Koncilium betreffenden Antrag ausgefertigt und übergeben; da trat Held noch ein Mal auf, wiederholte im Namen des Kaiſers die früheren Forderungen, vertheidigte lebhaft das von den proteſtirenden Ständen gerügte Verfahren des Reichs-Kammergerichts und begehrte das Namensverzeichniß der Bundesmitglieder, welche nach Abſchluß des nürnberger Friedens aufgenommen worden ſeien, ſo wie eine treue Mittheilung der Bundesformel. Endlich begehrte er auf's Neue die ſchon wiederholt geforderte Hülfe gegen die Türken und gegen die Franzoſen, die beiden alten Erbfeinde Deutſchlands. Er gab in ſeiner Rede die gewiſſe Verſicherung, daß der Kaiſer gnädiglich und feſtiglich halten werde, was er zugeſagt, wie deßhalb ſeine gütige und milde Natur allenthalben im hohen Lob ſtände; nur durch falſche Lügenſchriften könnten die hier verſammelten Fürſten und ihre Verwandten auf den Argwohn gebracht worden ſein, als ob der Kaiſer ſeine Verſprechungen und Verträge nicht unverbrüchlich aufrecht zu halten geſonnen ſei, und nie ſei er anders geſinnt geweſen, als die ſtrittigen Religionsſachen friedlich und chriſtlich ausgleichen zu laſſen, auf daß Unruhe, Krieg und Empörung verhütet und vermieden werde; habe ſich auch nie mit irgend jemand in ein Bündniß gegen die proteſtirenden Stände eingelaſſen. Was den Klagepunkt gegen das Kammergericht belange, das ſich nicht dem nürnberger Religions-Friedensſchluß gemäß verhalten habe, ſo habe kaiſerliche Majeſtät die Sache in Unterſuchung gezogen und befunden, daß der ganze Streit darauf beruhe, daß die proteſtirenden Stände Sachen als Religionsſachen betrachtet und angezogen, die gar keine ſolchen ſeien; alle Religions-Streitigkeiten aber ſollten nach des Kaiſers Willen eingeſtellt werden bis zu dem Koncilium. Aber auch in andern, als Religionsſachen ſei das Kammergericht ungebührlich recuſirt worden, und ob eine Sache Religionsſache ſei oder nicht, ſtehe nicht den Proteſtirenden, ſondern dem Kammergericht zu, u. ſ. w.

Auf alles dieſes wurde nun wieder mit nicht minderer Weitſchweifigkeit und ängſtlicher Ausführlichkeit replicirt. Sodann wurde die Antwort mitgetheilt, welche die Fürſten und Stände auf die Bittſchrift der Prädikanten verfügt hatten. In dieſer war klar der einmüthige Entſchluß der Konföderirten ausgeſprochen, daß von den Kirchengütern in ihrem Bereich die Pfarrkirchen mit gelehrten, ehrbaren, gottesfürchtigen Pfarrern und Predigern, Seelſorgern und Kirchendienern ſo verſorgt werden ſollten, daß letztere ſich mit ihren Weibern und Hausgeſinde ehrlich erhalten könnten. Dazu ſollten auch Superintendenten geſetzt werden, die auf jene Acht und Aufſehen haben ſollten, daß ſie in guter Lehre und Ordnung lebten. Und damit es auch in Zukunft nicht an Pfarrern und Kirchendienern fehle, ſo ſollten auch, wo immer möglich, Schulen angelegt und die beſtehenden unterhalten werden, darinnen die Jugend in Zucht, Ehre und Kunſt möge auferzogen werden; dazu auch Stipendia für arme Studenten, Hoſpitäler für arme Leute, damit der Fürſten chriſtliches Gemüth offenbar werde.

So wurde durch der Fürſten einträchtige Beharrlichkeit, durch ihren glühenden Eifer für die Aufrechthaltung der geläuterten Lehre Luther's und durch ihre fromme uneigennützige Geſinnung der Grund gelegt, daß ſchon damals durch beſſern Unterricht und größere Zucht das Licht des Geiſtes ungehindert ſeine ſegenbringenden Strahlen ausſtrömen konnte; und wie erfolgreich ſolch redliches vereintes Bemühen geweſen, hat die Geſchichte genugſam bezeugt und bewieſen.

Es wurde auch der Verſammlung ein Schreiben mitgetheilt, welches vom König in Frankreich, unter dem fünfundzwanzigſten des vorigen Monats datirt, angekommen war. Der König beklagte, daß es ihm dieſes Mal wegen Mangels an Sicherheit und nöthigem Geleit unmöglich geweſen ſei, wieder wie zu früheren ſchmalkaldiſchen Konventen eine Geſandtſchaft zu ſchicken, auf daß die Unterhandlungen der proteſtirenden Stände im Betreff einer Vereinigung mit der franzöſiſchen Kirche ihren Fortgang haben könnten, und er wünſche, daß ſie eine Geſandtſchaft dieſerhalb nach Frankreich ſenden möhten.

Dieſer Antrag blieb indeſſen unerfüllt. Melanchthon wurde beauftragt, ein Antwortſchreiben auszufertigen, welchem man das gedruckte Manifeſt über das Koncilium beilegte.

Der ungeſtüme, oft ſogar drohende und trotzige Eifer des kaiſerlichen Rathes trug nur, ſtatt zu ſchrecken, immer mehr dazu bei, daß ſich die Vereinigten feſt an einander anſchloſſen und mit treuem Muth ihr Bündniß bewahrten. Mancher Schwankende wurde ſicher, mancher Zagende beherzt, manches Band wurde enger und vertrauter, und wie ſehr ſelbſt Luther's ängſtigende Krankheit drohte, wie ſehr zu erwarten ſtand, daß ſein Tod mächtig erſchütternd auf tauſend ängſtliche Gemüther wirken werde und daß die Gegner dann laut und überlaut triumphiren würden: dennoch fanden die Fürſten und Stände ſchon durch ihr perſönliches Zuſammenſein in Schmalkalden Hoffnung, Troſt, Anhalt und Zuverſicht, und dieſe Zuſammenkunft ſollte ſich für alle Zeiten hinaus der Lehre Luther's ſegens- und erfolgreich bewähren.

Held, als er gewahrte, daß er nicht durchdringe bei der Geſammtheit, verſuchte noch bei Einzelnen ſein Glück, ſie wankend zu machen oder einzuſchüchtern. So bezeigte er dem Herzog Ulrich von Würtemberg das große Mißfallen des Kaiſers, daß er ſich, nach ſo vielfachen, für den Herzog höchſt unangenehmen nun endlich mit Mühe beigelegten Händeln auch noch in Religionsſachen eingelaſſen habe, und die geiſtlichen Güter der in ſeinen Landen aufgehobenen Stifter und Klöſter geſchwinder verwandt, auch noch weit mehr Neuerungen ſich unterfangen, als der Kurfürſt von Sachſen und der Landgraf ſich unterſtanden hätten. Doch auch das wollte zu nichts helfen. Der Herzog ſagte: er habe alſo handeln müſſen, habe mit gutem Bedacht ſo gehandelt, und in Allem nicht anders, wie die übrigen konföderirten Stände, was er vor Gott und kaiſerlicher Majeſtät zu verantworten hoffe.

Am Nachmittage begab ſich der päpſtliche Legat, Biſchof Peter Vorſtius, abermals aus ſeinem Wohnhauſe, ließ ſich nach dem Zimmer des Landgrafen führen und dort um Audienz bitten. Der Landgraf aber war gegen den Papſtboten noch ungnädiger, als der Kurfürſt. „Was will der Römling bei mir?“ fragte er ſeinen Vicekanzler Ferrarius und den Hofprediger Melander, die bei ihm waren; „ich will ihn weder ſehen, noch ſprechen! Ich werde jetzt ausgehen, Abſchied nehmen vom Luther, der morgen abreiſ't. Geht zu ihm, zu dem Nuntius; ſagt ihm, ich habe wichtige Geſchäfte, könne keine Audienz geben! Was wird er wollen? Auf das Koncilium dringen. Wir brauchen kein Koncilium mehr, ſagt ihm. Der Papſt hat gegen uns Konföderirte öffentlich Partei genommen, haßt uns tödtlich; ſo gebührt es ihm nicht, ein Koncilium auszuſchreiben. Dieſ's Recht ſteht blos dem Kaiſer zu, wie zu Kaiſer Konſtantin's des Großen Zeiten, wo eine ähnliche Trennung bevorſtand. Das vom Papſt ausgeſchriebene Koncilium müſſen wir verwerfen, gänzlich verwerfen, auf andre Schiedsrichter uns berufen, oder ein evangeliſches National-Koncilium halten, wie die Böhmen, das dem des Papſtes entgegen tritt. Hat Vorſtius ſonſt ein Anbringen, ſo laſſ't es Euch ſagen.“

Damit ging der Fürſt aus ſeinem Zimmer, die Treppe herab, durch den Hof und den Schloßberg herunter, ohne ſich weiter um den Legaten zu bekümmern, welchem Ferrarius und Melander die Meinung ihres Herrn hinterbrachten.

Groll im Herzen, ſchied der Biſchof, und ſprach ſich über die ihm widerfahrne Nichtachtung nur gegen die Vertrauten, Held und Saldaña, heftig aus. „Ein Sitz der Beſtien iſt dieſe Stadt, und ihr Gebieter iſt der verſchlagne, liſtige Ulyſſes dieſer Verſammlung. Mein täglich Gebet ſoll fortan ſein, daß die beiden Häupter der Ketzerhyder, dieſer Landgraf und der Kurfürſt von Sachſen noch die Zorngeiſel Gottes fühlen, daß ſie beide, die jetzt ſo ſtolz pochen auf ihre evangeliſche Freiheit, in ſchmähliche Haft und Kuſtodie geſchleppt werden von Land zu Land, daß ſie in ohnmächtiger Wuth ſich und ihr frevelhaftes, gottloſes, ketzeriſches Thun verwünſchen."

Solchen Segen hatten ſtets die Diener der heiligen Mutterkirche, wenn es ihnen nicht gelang, ihren Willen durchzuſetzen, für ihre Gegner in Bereitſchaft; doch der Himmel erhört gottloſe Gebete nicht. Wenn auch eine Zeit der Trübſal und der bittern Prüfung herbeikam für den frommen Kurfürſten, wie für den tapfern heldenmüthigen Landgrafen, dennoch verwünſchten ſie nimmer ihr Thun, und blieben auch in Banden frei und treu.

Stolzen Ganges durchſchritt Saldaña die Weidenbrunner-Vorſtadt; ihm folgte auf dem Fuße ein vertrauter Diener nach. Er hatte den Nuntius beſuchen wollen, dieſen nicht angetroffen, und zog es vor, anſtatt wieder nach ſeiner Wohnung umzukehren, einen Gang durch dieſen Theil der Stadt Schmalkalden zu machen. Er ſah ſich zur Rechten und zur Linken um, und gewahrte plötzlich einen ſchön aufgeputzten kleinen Kaufladen, deſſen Beſitzer nichts feil hatte, als die Werke ſeiner fleißigen Hände. Dieſe Werke beſtanden in ſchönen blanken Stahlklingen aller Art, vom feinen zierlich gearbeiteten Damendolche (denn bei dem ſchönen Geſchlecht mußte Alles ſchön und freundlich ausſehen, und ſogar eine Mordwaffe ſo reizend, daß einem ſchmachtenden Liebhaber gelüſten konnte, durch dieſelbe von der Hand ſeiner Schönen zu ſterben) bis zum gewaltigen Raufdegen und Reiterſäbel, und der Werkmeiſter war der junge Melchior Schwinghammer, der beſte Klingenſchmied in der ganzen

Stadt. Mit muſternden Blicken trat Saldaña vor den Laden, die funkelnde Waffenpracht gefiel ihm wohl. „Bei San Jago und unſrer heiligen Frau von Loretto,“ wandte er ſich zu dem Diener: „dieſe ſchmucken Wehren ſtehen den Klingen von Toledo wenig nach; hätte faſt Luſt, um doch etwas aus Schmalkalden davon zu tragen, aus dieſem Neſt, das ich am liebſten mit dem Ketzerhaufen, den es jetzt in ſich ſchließt, als großes Auto da Fe in lichterlohen Flammen brennen ſähe — mir hier ein Andenken einzukaufen. Ha, Fluch und Tod über dieſe Ketzer! Könnte ich eine eherne Mauer ziehen rings um dieſe Stadt, daß Keiner zu entfliehen im Stande wäre, dann wollte ich ſelbſt die Flammen hineinſchleudern, daß ſie zuſammt ihrem Herrn und Meiſter zu Aſche würden, alle lutheriſchen Ketzer zu Aſche!“ “

Drinnen in der Werkſtatt ſaß der Meiſter Schwinghammer und ſeine Geſellen, gar fleißig arbeitend und die Arbeit mit Geſang begleitend. Das Lied paßte recht gut zu dem feurigen Wunſch des Hiſpaniers; es war ein ſchönes Lied Martin Luther's, von den zwei jungen Martyrern zu Brüſſel, die von den Sophiſten zu Löwen verbrannt worden. Juſt, als Saldaña die Ketzer alle in Aſche zu verwandeln wünſchte, ſangen die Klingenſchmiede mit leiſer melancholiſcher Weiſe:

»Die Aſchen will nicht laſſen ab,
Sie ſtaubt in allen Landen;
Hie hilft kein Bach, Grub' oder Grab,
Sie macht den Feind zu Schanden.
Die er im Leben durch den Mord
Zu ſchweigen hat gedrungen,
Die muß der Tod an allem Ort
Mit lauter Stimm' und Zungen
Gar fröhlich laſſen ſingen!«

Wie der Spanier mit finſterm Blick in den Laden trat, kam ihm der Meiſter freundlich entgegen und fragte nach ſeinem Begehr. Saldaña aber trat ſchnell einige Schritte zurück, damit nicht der berußte Arbeiter ſein Prunkgewand berühre und es beſchmutze. Nach langem Wählen und Prüfen kaufte Saldaña einen guten Degen und einen ſtarken Dolch, und wünſchte dabei in ſeinem Herzen dieſe Klingen dem Luther, den Fürſten und den Dichtern Eoban und Stiegelius zugleich tief in den Leib.

Die Geſellen drinnen in der Werkſtatt aber ſangen fröhlich ihr Lied zu Ende:

„Der Sommer iſt hart fur der Thür',
Der Winter iſt vergangen,
Die zarten Blumlein geh'n herfur;
Der das hat angefangen,
Der wird es auch vollenden.“

Der große Wagen des Kurfürſten von Sachſen hielt auf dem Topfmarkt vor des Rentmeiſters Hauſe, und ſchon bildete ſich um ihn herum ein mehr und mehr anwachſender, ſtiller, in ſchweigender Wehmuth harrender Zuſchauerkreis, der ſo ganz verſchieden von dem fröhlichen Getümmel war, das vor drei Wochen denſelben Raum belebt hatte. Heute brauchten die Steckenknechte des Stadtraths keinen Arm zu regen, Niemand drängte ſich, und Keiner ſtieß den Andern unter heftigen Scheltworten und kräftigen Flüchen. Es war, als ſolle an dem heitern Februarmorgen ein feierlicher Frühgottesdienſt gehalten werden, zu dem auch die Kirchenglocken zu rufen ſchienen. Ernſt ſchallten ihre Klänge durch die Morgenluft; aber mehr Leute ſammelten ſich auf dem kleinen Platz unter dem Schloßberg, als in dem räumigen Kirchenſchiff, darin heute Veit Dietrich predigte, ja mancher fromme Kirchengänger, der ſchon auf dem Weg zur Frühpredigt war, blieb ſtehen und ſchloß ſich dem dichtgedrängten Kreiſe an, der jenen Wagen umſtand.

Im Hauſe ſelbſt war eine ängſtliche Bewegung. Frau Theodoſia waltete mit Salome in eifriger ſorgenvoller Geſchäftigkeit; ſie trug aus Keller und Speiſekammer Manches herbei, es wurden Betten um den Ofen her aufgethürmt und große wollene Decken gewärmt, und dabei hatten Mutter und Tochter ſtets Thränen in den Augen.

Luther hatte ſich mühſam vom Lager erhoben; die Scheideſtunde war nahe. Trauervoll ſtanden um ihn her die Freunde Bugenhagen und Spalatinus, Melanchthon und der Doktor Sturz; die Übrigen hatten ſchon Abſchied genommen. Noch ein Mal trat der redliche Wirth des Kranken zu ihm, und ſprach: „Aber wollt Ihr Euch denn gar nicht erbitten laſſen, Würden, hier zu bleiben? Ihr wagt wahrhaftig allzuviel.“

„Es muß, mein guter Herr Wilhelm, es muß!“ ſeufzte Luther ſchwach. „Gott vergelte

Euch Eure Liebe und Güte, die Ihr mit den Euren mir armen preßhaften Mann erwieſen habt, und laſſe Euch Freude an Euern Kindern erleben. Es iſt beſſer, daß ich gehe, als daß ich bleibe. Wenn der Herr mich nur erhält, bis ich gen Wittemberg bin; dann geſchehe ſein Wille, ich bin allezeit bereit. Doch auch an welchem Ort und wo er mich ruft, will ich ſterben, ein Feind der Feinde meines Erlöſers; und ob ich gleich ſterbe in des Papſtes Bann, ſo ſoll der Papſt ſterben in Chriſti Bann immer und ewiglich.“

Schon trug Tipontius die Bücher, welche Luther'n gehörten, hinab in den Wagen, ſchon ſchallte Hufſchlag durch die Morgenſtille, und einige Reiſige kamen mit den Pferden, um anzuſpannen; als ſpreizenden Schritts Saldaña, gefolgt von einigen Dienern, ſich durch die Menge Bahn brach, die den Wagen umſtand, und hinein in des Rentmeiſters Wohnung eilte. Er gewahrte gar nicht den Wagen, wohl aber den Ernſt und die Bekümmerniß in den Geſichtern der Bürger, und als er im Hauſe mehr als ein verweintes Augenpaar ſahe, meinte er, Luther müſſe geſtorben ſein, und fragte haſtig mit ſchlecht verborgener Freude Tipontius, der ihm zuerſt begegnete: „Iſt er todt? Soll er begraben werden?“

„Noch nicht, Herr Rath!“ antwortete jener, über dieſen Beſuch verwundert. „Was ſteht zu Euerm Befehl?“ Indem trat der Rentmeiſter herzu, und Saldaña ſprach: „Ich komme im Namen des Nuntius päpſtlicher Heiligkeit, Vorſtius, Biſchof von Acqui, welcher großes Verlangen trägt, den Mann zu ſehen und zu ſprechen, der dem römiſchen Stuhl ſo viel zu ſchaffen macht, ihn ſo heftig befehdet. Der Biſchof, wenn auch ein Gegner des Doktor Luther, erkennt doch ſeine großen Gaben an, und mögte gerne, abgeſehen von allem Streit, in Fried' und Eintracht, Mann zu Mann, ein freundlich Wort mit ihm reden.“

„Luther iſt ſehr krank, und im Begriff, abzureiſen, Herr Rath,“ erwiederte der Rentmeiſter. „Doch laſſ't Euch gefallen, einſtweilen in dieſe Stube zu treten; ich will hinauf, und erfragen, ob der Wunſch des Herrn Biſchofs erfüllt werden kann.“ Balthaſar Wilhelm verbeugte ſich, und ging die Treppe hinauf.

In der Stube war nur Salome, beſchäftigt, ein kleines Andenken für Tipontius einzupacken. Ihre glückliche Jugend hatte bis jetzt den Schmerz noch nicht gekannt, jetzt war die Zeit gekommen, wo ſie ihn kennen lernte, wo ſchwer laſtend ſeine ganze Macht ihr zagendes Herz preßte; es war ein heiliger Doppelſchmerz: der um den theuern Gaſt, deſſen Heldengröße ihr beſchränktes Wiſſen kaum ahnend umfaſſen konnte, dem aber ihr Herz mit reinen ehrfurchtsvollen Gefühlen dennoch bewundernd huldigte, und der um den trauten Freund, der nun ſcheiden mußte — ſcheiden vielleicht für immer, und daher floſſen ihre Thränen unaufhaltſam Saldaña ſah ihren Schmerz, ſah ihre Thränen; wie eine Heilige ſo ſchuldlos und fleckenrein, und wie ein Engel ſo ſchön, in der blühendſten Entfaltung begriffen die zarte, jungfräuliche Blüthe, von der Sonne Liebe beſtrahlt, ſtand ſie da. Er wollte tröſten, er fragte mit theilnehmendem Ton: „Weint Ihr auch um den Luther, ſchöne Jungfrau?“

Auf dieſe Frage ſtürzte ein ganzer Strom von Thränen über ihre Wangen, ſie ſelbſt aber entzog ſich durch raſches Enteilen aus dem Zimmer jeder fernern Frage.

„Unbegreiflich!“ murrte Saldana, „daß dieſer verſtockte, eiſenköpfige Ketzervater, der an Rauhigkeit, Heftigkeit und derber Grobheit ſeines Gleichen auf Erden nicht findet, dennoch ſich ſolcher Liebe erfreut, daß alles Volk um ihn weint und ihn auf den Händen tragen mögte. Er muß den Leuten Zaubertränke beibringen, oder mit magiſchen Amuletten behangen ſein, welche durch ſataniſche Kraft den Menſchen geraden Sinn und offne Augen verblenden.“

Der Spanier bedachte nicht, indem er dieſ's ſprach, oder wollte ſich's ſelbſt nicht geſtehen, daß ein geſchmeidiges, ſpeichelleckendes, zierböſelades Betragen nicht immer die Liebenswürdigkeit zur Begleiterinn hat, und daß ein Mann, der, wie Luther es war, ganz ein Mann iſt, rauh und heftig und in nöthigen Fällen auch derb grob ſein kann, oder gezwungen wird, es zu ſein, dennoch aller Liebe werth ſein und ſich derſelben im vollſten Maas erfreuen kann. — Saldana verließ das Zimmer, ging die Treppe hinauf, und blieb, als er eben Luther laut und eifrig ſprechen hörte, neugierig lauſchend auf dem Vorſaal ſtehen. Wie der Rentmeiſter hinauf kam, und den Freunden oben leiſe das Geſuch des Legaten vortrug, ſchüttelten ſie mißbilligend und verneinend das Haupt, und Sturz ſprach: „Das kann ich nicht zugeben, das würde ihn allzuſehr aufregen; er iſt durch den Schmerz und durch die wiederholten Fieberanfälle ohnedieſ's äuſſerſt reizbar geſtimmt. Es muß abgeſchlagen werden.“

So leiſe auch das Geſpräch geführt wurde, ſo hörte Luther es doch; er ſah die beſorgte Miene der Freunde, und fragte: „Was iſt's? Sagt es mir an!“

„Ehrwürdiger Vater,“ nahm Doktor Sturz das Wort, „der Biſchof Peter Vorſtius trug Begehr, Euch zu ſprechen, der Legat des Papſtes; ich meine aber, Ihr ſollt ihn nicht annehmen.“

„Saul, Saul! was verfolgſt du mich?“ fuhr Luther auf „Dieſer Paul der Dritte möchte mich wohl todt haben, und ſchickt den Peter, daß er mich in meiner Schwachheit ſehe. Hebe dich, Satan! Ich will dem Vorſtius ſagen, wer ſein Herr und Meiſter iſt; ich kenne ihn wohl, dieſen Papſt Paul den Dritten, Alexander Farneſe, dieſen Koncilienhecker, Teufelsſtatthalter, Muttermörder, Schweſtermörder, Tyrannen, Giftmiſcher, Dieb und Verräther. Ich will dir ein Bild malen, Biſchof, von deinem Schandpapſt, daß dir die Augen ſchmerzen ſollen vom Anſehen. In kürzerer Friſt, als du ein Ave Maria plapperſt, will ich dir die Laſterchronik deines Papſtes vorſagen. Er iſt ein verfluchter Zauberer, der mit Nekromanten und Geomanten Umgang hat. Den rothen Hut hat er damit verdient, daß er dem Roderich Borgia, Papſt Alexander dem Sechſten, ſeine Schweſter Julie verkuppelt. Um das Erbe der Farneſe ganz an ſich zu reißen, hat er ſeine Mutter und ſeinen Neffen vergiftet; ſeine zweite Schweſter deßgleichen aus hölliſcher Eiferſucht, weil ſie nicht zu ihm allein halten wollte. Einer edlen Jungfrau zu Ankona hat er unter der Larve eines Edelmanns, da er dort unter Papſt Julius dem Andern Legat war, die Ehe verſprochen und ſie ſchändlich betrogen, ſo daß ſie, als ſie ſeine Büberei erfahren, faſt unſinnig geworden. Den Gatten ſeiner eignen Tochter Konſtantia, Boſius Sforza, vergiftete er ebenfalls aus einer gottverfluchten Abſicht. Er iſt der Vater aller Unzucht, ein Scheuel und Gräul vor Gott und der Welt, die Schandſäule ſeines eignen Namens; und ſolch ein Teufelsbube will ſich Chriſti Stadthalter nennen, ſolch ein Abſchaum will uns verfolgen und grimmig gegen uns thun.“

Der volle Zorn und Papſthaß übermannte Luther, der Arzt und die Freunde fürchteten für ihn; aber dieſer Ausbruch ſchadete ihm nicht, es wirkte wohlthätig auf ihn, ſich auszuſprechen. Der Lauſcher an der Thüre aber hatte genug, und ging wüthend, ohne Abſchied, und ohne den Rentmeiſter mit der verneinenden Antwort abzuwarten, von dannen.

Unten in der Flur ſpähten Saldaña's Diener neugierig und mit lauernden Blicken umher; aber Tipontius wies ſie unwillig zurück, eben da Saldaña die Treppe herab ſtürmte, und rief ihnen zu: „Ihr ſollt Lutherum in Ewigkeit nicht zu ſehen bekommen!“

Die Anſtalten zur Abreiſe wurden nun raſch betrieben. In den Wagen kam ein Feuerbecken und ein ganzer Sack voll Kohlen, um Tücher und Decken wärmen zu können. Sturz und Spalatinus führten den Kranken die Treppen herunter. Unten umdrängten ihn noch ein Mal die Freunde, der Wirth und ſeine Hausfrau. Tipentius ging, der Letzte, eben über den Vorſaal; da ſtürzte Salome laut ſchluchzend mit leidenſchaftlicher Heftigkeit an ſeine Bruſt, und er hielt die zarte zitternde Geſtalt feſt umſchlungen, und an ſeinem bangklopfenden Herzen wogten ungeſtüm ihres züchtig verhüllten Buſens Wellen.

„Lebe wohl, lebe wohl! Vergiß nicht mein!“ hauchte ſie, ganz aufgelöſ't von Schmerz und Wehmuth, und noch ein Mal unter Treuſchwüren beſiegelten ſie den Bund ihrer Liebe mit ſüßen Küſſen und bittern Thränen; dann gingen ſie raſch hinunter, ihren Schmerz bekämpfend, ſchweigend neben einander, Überwindern gleich die Kummerüberwundenen.

Luther hatte Allen Ade geſagt gefaßter, als Alle; denn er war unter Allen der einzig Hoffende. Jene ſahen ihn hoffnungslos ſcheiden, das mußte ſie entmuthigen; ihn aber erkräftigte der Hinblick auf die Reiſe, der Hinblick auf die Heimath, in der ſich's leichter ſtirbt, als in der fremden Welt unter Fremden. Allen drückte er noch ein Mal die Hand, und ſprach noch laut, ehe er in den Wagen gehoben wurde: „Grüßt mir die Fürſten; ſie ſollen beharrlich bleiben bei dem ewig wahren Wort des Evangeliums! Bittet auch für mich in der Kirche, wie daheim; ich kann Gebet wohl brauchen. Ich bleibe bei dem Herrn Chriſto und ſeinem Wort, und weiß in meinem Herzen keine andre Gerechtigkeit, als das theure Blut des Erlöſers, das mich und Alle, die daran glauben, von allen Sünden reiniget, aus lauter Gnaden, wie meine Bücher und die Augsburgiſche Konfeſſion ſolches frei bekennen.“

Alles Volk umher hörte dieſe Worte, und weinte und ſegnete ihn, und als er eingeſtiegen war, nachdem er noch ein Mal den ernſt ſchweigenden Melanchthon umarmt, und Doktor Sturz, Bugenhagen, Spalatinus und Tipontius ihre Plätze eingenommen hatten, fuhr der Wagen von dannen. Weinend ſahen die Zurückbleibenden dieſen bald ihren thränentrüben Augen entſchwinden; aber das Volk wimmelte mit theilnahmvollem Zuruf dem Wagen nach, und warf eine Menge ſüßduftende Veilchenſträuschen und friſche Immergrünkränze hinein, Bilder der Hoffnung und der Treue.

In der Weidenbrunnergaſſe, nah dem innern Thor und nah dem Hauſe, in welchem Vorſtius wohnte, der mit Saldaña ſich weit aus dem Fenſter bog, hatten ſich viele Bürger aufgeſtellt, um noch ein Mal den Scheidenden zu ſehen, auch viele der Prädikanten und ſtädtiſchen Abgeſandten, und es war Allen, da ſie Luther fortziehen ſahen, als müſſe der Konvent nun auch zu Ende ſein und der Fürſtentag ſich in eine trübe Nacht verwandeln.

Mitten unter den heftigſten Schmerzen, die ihm durch das Fahren auf dem über alle Maßen erbärmlichen Pflaſter verurſacht wurden, bog ſich Luther dennoch, dicht am Hauſe, wo Vorſtius wohnte, aus dem Wagen, winkte ſeinen Freunden und Glaubensbrüdern Abſchiedsgrüße zu und rief mit lauter Stimme: „Valetis, valetis! Deus vos impleat odio Papae!“ *) und ſprach, auf ſein Lager zurückſinkend: „Das iſt mein Valet, Teſtament und letzter Wille, den ich hinterlaſſen kann. Holt mich der Herrgott in Gnaden heim,

---

*) Lebt wohl, lebt wohl! Gott erfülle euch mit Papſthaß!

ſo wird doch mein Tod dem Papſt nicht frommen, vielmehr ihn mit verderben; denn geſtreuet iſt der Saame, und luſtig ſproßt die Saat des evangeliſchen Glaubens empor.“

Verſtius und Saltaña aber fuhren ſchnell zurück vom Fenſter, als ſie Luther ſo donnernd rufen hörten; denn manches bärtige Bürgergeſicht ſah finſter hinauf, und das Volk hob Steine auf und dachte den Römlingen einen böſen Gruß zu, und es wäre vielleicht ein Völkerrecht verletzendes Unheil geſchehen, wenn nicht in dieſem Augenblick Landgraf Philipp mit dem Gefolge mehrerer Fürſten und Herrn, unter denen ſein junger Liebling, Fürſtgraf Georg Ernſt, war, geſprengt gekommen wäre, Luther eine Strecke zu geleiten. Da fielen die Steine langſam aus den Händen, die ſonſt aufwärts geflogen wären, und dafür flogen die Hüte und Mützen von den Köpfen, und die wimmelnde Menge gab ehrerbietig Raum.

Es mußte ſehr langſam gefahren werden, und es war eine ſehr ängſtliche Fahrt; der arme Kranke litt Höllenpein und Todesſchmerzen. Oft fühlte mit ſorglicher Aufmerkſamkeit Sturz den Puls des Leidenden, und dann ſuchten die Freunde mit ängſtlicher Beſorgniß in den Mienen des erfahrnen Arztes zu leſen, und dieſer konnte nur wenig Hoffnung geben. So ging es auf der Heerſtraße fort. Im Dorfe Schnellbach ſchieden die fürſtlichen Begleiter, unter warmen Beſſerungswünſchen, von Luther und wandten ſich wieder bekümmert gen Schmalkalden. Traulich plaudernd durchzog die Wieſenmatte, die ſich mit friſchem Frühlingsgrün zu färben begann, ein muntrer Waldbach, der herabkam vom hohen Gebirgsrücken. Bald zur Rechten, bald zur Linken ſtürzte der Silberfaden einer Bergquelle von den Höhen in das Thal, und mehrte ſo die plätſchernde murmelnde Fluth. An ſonnigen Rainen in der Nähe friſch ſprudelnder Quellen hob ſchon die Blume des Huflattigs ihre Goldkrönlein zum Licht herauf, und auf den feuchten Wieſen am Bachesrand ſchoben ſich die braunrothen ſtarken Blüthenſtengel der Peſtilenzwurz empor, noch unentfaltet und knollenähnlich, gleich kleinen nackten Gnomen. Der Buchenwald ſtand noch kahl, aber höher hinauf ſchmückte die Waldberge der maleriſchen Föhren und Tannen dunkelgrünes Kleid.

Nach langer, langſamer Fahrt war die Höhe erreicht, die man am Roſengarten nennt; kalt wehte der Luftſtrom des Hochgebirgs, ſorglicher wurde der ſtöhnende Kranke in Decken gehüllt und warm gehalten, faſt zu warm; denn er mußte bitten, ihm doch etwas friſche Luft zu gönnen. Der Doktor Sturz, von Sorge, Angſt und thätiger Hülfleiſtung angegriffen, fühlte ſich ſelbſt unwohl; immer banger wurde es Allen. Die Sonne neigte ſich zum Untergang, und es ſchien, als werde der lichtvolle große Geiſt des Kranken der ſinkenden Tagesköniginn nachſchweben. Schmerzgepeinigt ſeufzte Luther: „Ach, mein Gott! ich ſtürbe gern, wenn nur nicht des Teufels Legat da wäre zu Schmalkalden und ſchrie es in der ganzen Welt aus, ich hätte vor großer Furcht und Zagen ſterben müſſen.“

Tief abwärts rollte der Wagen, und endlich, eben als die Sonne nur noch die Bergſpitzen mit ſcheidenden Strahlen vergoldete, gelangten die Reiſenden in ein kleines freundliches Wieſenthal von geringer Breite, das den ganzen Charakter der Thüringer Waldthäler, eine traulich heimliche Stille, an ſich trug und, wie jedes, von einem ſilberklaren Bächlein durchrauſcht wurde; ſeine

Anhöhen krönte zu beiden Seiten ein hoher Tannenwald. Die Luft war mild und frühlingswarm, und der Kranke ſagte: „Laſſ't mich eine kurze Weile ausſteigen, ich komme ſonſt um; es durſtet mich nach friſchem Waſſer."

Die Freunde mahnten ab, Erkältung und plötzlichen Tod durch dieſelbe fürchtend; aber Sturz, alle Hoffnung aufgebend, nickte gewährend und ſagte: „Wenn Ihr ſtark genug ſeid, einige Schritte zu gehen, wird es Euch nicht ſchaden, mein Vater; doch trinkt nur ganz wenig, Ihr wiſſ't — warum."

So ſtieg Luther aus, unterſtützt von den Freunden, und fragte den Lenker des Wagens: „Sagt an, wo ſind wir?"

„Im Tambach," erwiederte dieſer. „Das kleine Thal hier und der Wald da droben wird das Tambach genannt, und der Ort Tambach liegt nicht weit von hier, wir werden bald dort ſein."

Rechts über dem Fahrweg rauſchte von grünem Rain herab das Bächlein, das nicht weit von der Stelle, wo der Wagen hielt, aus felsumſchloſſener Quelle ſprang. Luther ſtieg hinauf; Spalatin und Bugenhagen wollten ihn führen, aber er lehnte ihre Hülfleiſtung ab und ſtützte ſich nur ein wenig auf ſeinen treuen Tipontius. Langſam ſtiegen ſie empor; doch erreichten ſie bald den Ort. Nahe dabei, auf grauem Felsgeſtein, ſaß ein Wanderer, der in das Abendroth blickte und ein aufgeſchlagenes Buch auf dem Schooße hielt. Neben dem Wanderer lag ein großer Hund. Anfänglich ſchien dieſer die Nahenden nicht zu bemerken, und Luther hatte zu ſehr mit ſeinem furchtbaren Schmerz zu kämpfen, als daß er ſich umgeſehen; nur erſt, als der Kranke laut ſtöhnte und der Hund murrte, wurde Jeder aufmerkſam auf den Andern. Der Wanderer erkannte den Kommenden, klappte ſein Buch zu, ſtieg auf und trat Luther'n näher.

„Ich wünſche Euch einen guten Abend, Lutherus, einen beſſern, als Ihr, dem Anſchein nach, habt," redete er den Doktor an.

„Ich danke Euch, Meiſter Philippus; es geht mir ſchlecht, ja, ja, bald wird's vollbracht ſein,", verſetzte Luther mit ſchwacher Stimme, und führte ein Becherlein zum Munde, welches ihm Tipontius mit dem Waſſer des klaren Bergquells gefüllt.

„Armer, armer Mann!“ ſprach voll Mitleid Theophraſtus, den Kranken ernſt betrachtend; „daß Gott Euch dieſen Trank geſegne! Die Doktoren haben Euch übel mitgeſpielt; ſie haben Euch ärger zugeſetzt, als die Krankheit; ſie haben, ſtatt zu öffnen, die Gänge der Natur verſchloſſen.“

„Sie haben mich nicht trinken laſſen. Seit eilf Tagen ſterbe ich ſtündlich,“ klagte Luther.

„O heiliger Kosmus und Damian, welche Ignoranten!“ brach der Arzt aus. „Das iſt's ja, was ich immer ſage: die Verkehrtheit iſt ihr mütterlich Erbtheil und der Unſinn ihr Vaterſegen. Ihr habt meinen Rath verſchmäht, meine Kunſt, meine Hülfe verachtet. Hättet Ihr es nicht gethan; traun, es wäre anders, wäre beſſer oder ganz gut mit Euch.“

„O wie labt mich der Trank! Gebenedeiet ſei'ſt du, friſche Balſamfluth aus dem Mutterſchoos meines Heimathlandes!“ ſprach Luther tief aufathmend.

„Recht ſo, trinkt nur in Gottes Namen; es wir Euch nicht mißgedeihen!“ rieth Paracelſus. „Alle Kräfte der Dinge ſind Arkana. Das Waſſer löſcht das Feuer, löſ't die Salze auf, ſtärkt den Lebensgeiſt. Soll ich Euch rathen, darf ich Euch rathen?"

„Wiſſ't Ihr noch etwas aus redlicher Meinung, das mir armen elenden Mann frommen möge, wohlan, ſo ſagt es, und ich will es thun; wir müſſen hinab, es überläuft mich ein Froſt," ſprach Luther.

„Nun, ſo eſſ't, ſobald Ihr in die Herberge kommt, einen Hering, und ſo Euch darauf dürſtet, ſo trinkt, ſo viel Ihr mögt; denn Salz muß durch Salz, Waſſer durch Waſſer vertrieben werden, das lehrt Natur im Mikrokosmus."

„Gut, ich will Euerm Rath folgen, geh' es nun, wie es gehe. Habt Dank und gehabt Euch wohl!" anwortete Luther.

„Geht mit Gott; und hilft Euch mein Mittel, das freilich die idiotiſchen Doktoren nicht werden gelten laſſen wollen, und werden ſagen, es mache Übel ärger, dann denkt minder ſchlimm von mir und meiner Kunſt, von meiner Lehre. Nicht daß ich mich berühmen will; aber ich weiß, was ich weiß, und rühme mich meiner Erfahrung. Nicht in dem Fundament, das Menſchen gründen, liegt die Arzenei, ſondern in dem, das Gott gründet.

Er ſchaut dem Arzt in des Herzens Tiefe und achtet nicht ſeinen Grad, ſeine hohe Schule, ſeinen Pomp, ſeine Briefe und Siegel, ſondern er achtet auf den Barmherzigen, dem gibt er die Arzenei, wie dem Samariter.“

Um ein gut Theil kräftiger, als er heraufgekommen, ſtieg Luther in das Thal hinunter, und bedurfte kaum des ſtützenden Führers. War es die Bergluft, die ihn ſtärkend umwehte, war es die kühle Fluth des Brunnens, der nun bis auf den heutigen Tag noch der Luthersbrunnen genannt, und bei fromm begangenen Luthersfeſten nie vergeſſen wird, oder war es die Hoffnung, die dem Schwachen ihre heilende Balſamfülle in das Herz goß? Hoffnung iſt der barmherzige Samariter, der den unter die Menſchenpeiniger und Freudenräuber Schmerz und Trübſal Gefallenen mit milder Troſteshand zu heilen ſucht, wenn des Glückes und des Glanzes ſcheinheilige Leviten kalt an ihm vorübergingen.

Der Wagen kam in dem Flecken Tambach an; auch der Wandrer kehrte dort ein, die Nacht zu raſten, und der Kranke heiſchte, ſeinem Rath folgend, das ſeltſame Mittel. Der Hering wurde als Abendmahlzeit eingenommen, erweckte zufolge ſeiner Eigenſchaft Durſt, und — hierauf begab ſich etwas auf natürlichen Wegen, das ein Wunder ſchien, das der Arzt und der Patient ſelbſt kaum noch gehofft, das alle mit hoher Freude füllte, und eine Stunde darauf ſaß Luther heiter, ſchmerzenfrei und wohlgemuth im Kreiſe der Freunde und ſprach zu ihnen: „Sehet, ich will dieſe Stätte Pniel heißen, wie der Erzvater Jakob den Ort, da er mit Gott gerungen und der Herr ihn geſegnet, daß er ſprach: Ich habe Gott von Angeſicht geſehen, und meine Seele iſt geneſen. Ja, Gott half!“ Und er ergriff von dem Kohlenbecken, das in ſein Zimmer geſchafft worden war, eine Kohle, und ſchrieb an die Stubenwand: Locus est benedictionis et consolationis meae, Tambach est mea Pniel, ibi apparuit mihi Dominus *). M. L. Lange blieb in dem Hauſe, wo Luther damals wohnte, die Schrift als heiliges Denkmaal der Erinnerung ſtehen.

In der Kammer neben an lag ein andacht-

---

*) Hier iſt der Ort meiner Segnung und Schmerzenlinderung, Tambach mein Pniel, wo der Herr ſich mir zeigte.

froher Beter auf den Knieen, der den Himmel mit brünſtigem Preiſen für Luther's Geneſung dankte; es war ſein treuer Jünger Tipontius.

Die Nachricht, daß Doktor Luther krank in Tambach angekommen ſei, ging in dieſem Ort von Haus zu Haus, und bald wimmelte die Schenkſtube des Gaſthauſes von Gäſten, die alle kamen, wenn nicht den berühmten Mann zu ſehen (was kaum zu hoffen war), doch von ihm zu hören. In der Schenkſtube aber ſaß der wunderliche Meiſter Philippus, und ein großer Kreis hatte ſich um ihn her gebildet. Derſelbe Mann, dem ein hohes Wiſſen innewohnte, der die Natur in ihren tiefſten Geheimniſſen belauſcht, verſchmähte es nicht, vor ſolchen Zuhörern, wie ein Waldflecken ſie bieten konnte, mit marktſchreieriſcher Beredtſamkeit zu erſcheinen. Er hatte ein großes Buch vor ſich liegen, in welchem ſeltſame räthſelhafte Bilder mit dem Schmuck bunter Farben prangten, und dieſe Bilder erklärte und deutete Theophraſt ſeiner ſtaunenden Umgebung. Kurz vorher, ehe er begann, hatte ſich ein alter Bekannter zu ihm gefunden, der Wirth von Seligenthal, den ein Handelsgeſchäft nach Tambach geführt, und mit dem Gefühl nie verlöſchender freudiger Dankbarkeit war der Wirth des Meiſter Philippus Ruhmesapoſtel geworden.

Zu Nürnberg war um jene Zeit ein prophetiſches Büchlein ausgegangen, mit Holzſchnittbildern in der Weiſe von Johann Lichtenberger's ſeltſamen Weiſſagungen, nur daß ſtatt wie bei dieſen Fürſten, Päpſte, Pfaffen, Mönche, Weiber, Sibyllen, Thiere und Bäume die Hauptfiguren bildeten, in den nürnberger Bildern faſt immer ein Pabſt ſich vornehmlich auszeichnete. Dieſe Papſtbilder hatte ſchon Hans Sachs, Nürnberg's berühmteſter Meiſterſänger, in ſeiner heitern ſcherzhaften Reimweiſe zu deuten verſucht, weßhalb der hochweiſe Magiſtrat daſelbſt ihm die väterliche Ermahnung zukommen ließ, fürder bei Pfriemen und Leiſten zu verharren, ſeines Handwerks zu warten und keine ſeiner allbeliebten Poeſieen mehr in Druck ausgehen zu laſſen; ein Verbot, das der Dichter weder hielt, noch halten konnte. Aber Paracelſus deutete die Bilder auders, und zeigte ſie jetzt, mit ſeiner Deutung erklärend, vor.

„Seht hier die erſte Figur, der Papſt mit zwei Bären, davon er einem Geld in den Rachen ſchüttet. Er, der Hoffahrtumgebene, Prachtumkleidete, hält in der Hand einen Palmenzweig; das iſt die Wünſchelruthe ſeiner Lüſte. Oben ſchwebt der heilige Geiſt, den nicht er, nicht die Seinen ſuchen. Die Bären bedeuten ein murrendes Volk, das ſeiner Herrſchaft müde iſt; aber er verblendet es mit gleißendem Gold, er füttert die Bären mit dem Honig der Heuchelei, und, von Scheinheiligkeit umgeben, wird er noch Jahrhunderte lang ſitzen auf ſeinem goldnen Stuhl.“

„Seht das zweite Bild: Ein Papſt ſtößt mit dem Kreuzesſtabe, an deſſen unterm Ende eine königliche Lilie befeſtigt iſt, gleich einer Lanzenſpitze, nach einem gekrönten Adler. Der Adler iſt der Kaiſer, und die Lilie iſt Frankreich, womit ſtets der Papſt den Kaiſer bedroht. Füttre nur den Adler mit Speer-Lilien, Papſt, und halte dem Kaiſer die heilige Lanze vor! Papſt und Frankreich, das ſind des heiligen römiſchen Reichs Erz- und Erbfeinde, und nie iſt, nie wird von ihnen dem deutſchen Land etwas Gutes und Erſprießliches kommen.“

„Seht an das dritte Bild: Ein Papſt kniet vor einer Hand, die aus einem Baum wächſt; neben ihm mit ſteht ein Banner den Schlüſſeln Petri; den Rücken hinauf ſteigt ihm ein Fuchs, und verbeißt ſich in ſeine dreifache Kappe. Die Hand aus dem Baum iſt Gottes Hand, ſie kann nur ſegnen. Sie ſegnet auch den Pabſt, der ſich zum Schein abwendet von ſeiner Fahne; aber er hat den Schalk und den Fuchs im Nacken wie im Herzen. Das Banner iſt die weltliche Herrſchaft; er hat ſich ihrer nicht abgethan, ſondern nur ſcheinheilig ſie bei Seite geſtellt. Papſt, Papſt, du ſollſt Gott, deinen Herrn, nicht verſuchen; denn kommen wird die Zeit, wo deine Weltherrſchaft ein Ende nimmt. Stirbt der Fuchs, ſo gilt der Balg!“

„Seht an die vierte Figur: Hier ſteht der Papſt, und würgt einen Adler; hat noch bei ſich eine Gans und einen Hahn, und in der Hand einen Dreizack, und hinter ihm ſteht ein graues Mönchlein. Das bedeutet den geiſtlichen Hochmuth in allen Dingen, durch den die römiſchen

Pfaffen den deutſchen Adler würgen und die dummen Gänſe; aber den Hahn, den werden ſie ungewürgt laſſen. Doch bis ſich die Zeit erfüllt, wird nie ein römiſcher Kaiſer die römiſche Kirche regieren. Des Papſtes Dreizack iſt die falſche Gewalt der dreifachen Krone, deren er ſich rühmt im Namen der heiligen Dreifaltigkeit. Doch er hält ihn unter ſich; das bedeutet, daß die Zeit kommen wird, daß er ihn verliert. Der Mönch ſtellt vor einen Ordensmann; der wird viel Volks an ſich hängen, und wird die Bauern und das Volk des Feldes auf ſeiner Seite haben.“

„Und in der fünften Figur ſteht ein Drache an einem Baum und redet mit dem Papſt. Dem Moſes erſchien im feurigen Buſch der Herr; dem Papſt erſcheint im Baum der Sünde der Teufel, und all ſein Wähnen iſt nur ein teufliſches Eingeben: das ſind die Koncilia des Geizes, der Hoffahrt und des Übermuths. Aus dieſem Baum geht der Päpſte Weisheit, Vernunft, Regel und Ordnung, und all ihr Ding iſt nichts anders, als des Drachen Gedicht.“

„Auf dem ſechſten Bilde ſteht ein Gebäu, unter dem Thor eine Frau, und aus dem Thor reitet der Papſt zur Jagd, zur Falkenbeitze; einen Falken trägt er auf der Hand. Seht, das Gebäu iſt die Kirche; daraus reitet der Papſt, zum Zeichen, daß er nimmermehr wieder dort einreiten werde. Wäre er der Kirche rechtes Haupt, ſo müßte er darinnen bleiben. Das Weib aber unter dem Thore iſt eine Wehklage, eine weinende prophetiſche Sibylla, die ihm ſagt, daß ſein Wegritt der Kirche Untergang bedeute, und ihn ermahnt, wieder heimzukehren in das Haus des Friedens. Aber er hat ein Pferd, ſtatt des Stuhls, und einen Falken ſtatt der Schlüſſel, und ein Hündlein ſtatt des Stabes. So bedeutet ſein Ritt Zerrüttung, und der Päpſte üppigweltlich Leben iſt die Urſache aller Ketzer und ihrer gefärbten Lehren.“

„Recht an dieſes Bild reiht ſich die ſiebente Figur; da ſteht der Papſt mit ſeinen Schlüſſeln, und ein Knecht ſchlägt ihn mit einem Kolben. Das zeigt an den Aufruhr und die Empörung gegen Papſt und Kirche. Noch aber wird der Papſt nicht erſchlagen und ſein Anhang, und ob ſie ſchon den Strauß erlitten haben, werden ſie die Schlüſſel doch behalten. Darum ſehe ſich ein Jeglicher vor, mit welchem Gewiſſen er ſeine Thaten thut.“

„Auf dem achten Bilde zeigt ſich der Papſt zwiſchen einer alten und einer jungen Perſon; auf der rechten Seite, wo die junge ſteht, züngelt eine Schlange nach des Papſtes Hand, die eine goldgefüllte Schaale hält. Die alte Perſon iſt die Armuth; die ſtößt er von ſich, und ihn jammern nicht ihre Thränen, noch ihre zerriſſenen Gewänder. Er lobt ſich die volle üppige Frauengeſtalt, von ihr empfing er, oder ihr reicht er das blanke Gold; die Kirche beraubt er und, ihrer ſich ganz entäußernd, ſchüttet er ihren Reichthum feilen Dirnen in den Schoos. Die Ehe verbannt und verbietet er; aber die Schlange der Lüſte, das Laſter des Konkubinats läſſ't er zu ſeiner Rechten ſitzen.“

So ſprach noch lange der Meiſter erklärend fort, Bild auf Bild zeigend und deutend; immer und immer war es der Papſt, der noch auf zwei und zwanzig Bildern vorkam: mit dem Teufel verkehrend, dem Himmel gebietend, wie dem Adler, und über die Kaiſerkrone ſeine Mitra ſtülpend, der ſeine Schlüſſel feſthielt, von einem Ritter bedroht wurde, der als wüſter Wurm erſchien, dem ein Einhorn die Krone vom Haupt ſtieß, das Einhorn, ein Symbol der Reinheit, und ſo den Unreinen für unwürdig erklärte, ſein Amt zu behaupten. Dann kam ein Bild, darauf war kein Papſt, ſondern ein Mönch vorgeſtellt, der hielt in einer Hand eine Roſe, in der andern eine Sichel. Und den Mönch deutete der Meiſter, daß er mit der Sichel abſchneiden werde das mancherlei Unkraut auf dem Acker der Kirche; aber die Roſe deutete er falſch, weil er wohl wußte, wer der Mönch war, ihn aber nicht liebte, daher er auch ſagte, das Werk des Mönchs werde vergehen, wie Roſen verblühen, wenn der Herbſt gekommen. Aber ſiehe, das Werk iſt nicht vergangen, und wird nicht vergehen.

Noch lauſchte die ganze Verſammlung mit offnem Mund und aufmerkſamem Ohr und gläubigem Herzen der ſeltſamen Sprache des fremden Mannes, und ein Kopf drängte über den andern, mit hineinzuſehen in das bunte Bilderbuch, als der Wirth in das Zimmer trat und ausrief: „Der Doktor Luther iſt geneſen!“ Das bewegte plötzlich die in Schweigen harrende Menge; zehn, zwanzig Stimmen riefen das frohe Wort fragend und ſtaunend nach; man wandte ſich hinweg von dem

Biedermann, umdrängte den Wirth, und pries Luther, und hob die vollen Kannen, ihn hoch leben zu laſſen, ſo lange es Gott gefällig. Wie man noch ſich den Freudeausbrüchen überließ, trat auch der Schüler Tipontius in die volle Stube, und rief nach dem Wirth, und redete dieſen an, als er ihn herausgefunden hatte: „Gebt mir ein Pferd, lieber Mann, ein gutes williglicheſ Rößlein, das mich ſicher und ſchnell morgen in der Frühe gen Schmalkalden trage, das nicht ſtößt und nicht bockt, nicht ſcheut und nicht durchgeht; denn ich bin ein ſchlechter Reiter.“

„Ei, das begreift ſich wohl,“ erwiederte lächelnd der Wirth. „Ihr ſeht auch gar nicht aus wie Einer, der ſeine Zeit auf Roſſen zubringt, und Euer Steckenpferd werden wohl eher Bücher ſein. Aber was wollt Ihr denn ſchon wieder in Schmalkalden, da Ihr doch erſt heute gekommen ſeid mit Euerm Herrn und Meiſter, dem Doktor Luther?“

„Lutherus ſchreibt an den Meiſter Philippus Melanchthon, und kein Andrer ſoll der Bote ſein, der die frohe Kunde von ſeiner Wiedergeneſung nach Schmalkalden bringt, als ich; das wird drüben eine rechte große Freude ſein!“

Der Wirth verhieß das Pferd und auch einen Knecht, der mitreiten ſolle, damit der junge Freudenbote um ſo ungefährdeter reiſe, und dieſer ging nun wieder hinauf. Die Gäſte blieben noch lange da, und ſprachen vom Luther und vom ſchmalkaldiſchen Fürſtentag und Fürſtenbund, und von der Zeit überhaupt, die noch nicht ſo recht ſonnighell war, vielmehr einem rechten Frühlingstag mit knoſpenweckenden warmen Sonnenblicken und dazwiſchen wieder mit flockenſtreuenden Windſtößen glich, die alle heitre Ausſicht in die Ferne einſchleierten. Der Mann mit dem Buche voll Papſtbilder aber verließ die Stube unbemerkt, und ſuchte ſein Lager für eine kurze Raſt. —

Am frühen Morgen weinte in ſtiller Kammer Tirontius auf Luther's Hände heiße Zähren; der liebende Jüngling hatte dem Meiſter ſein Herz, das immer treu und offen war, ganz entdeckt und ihn in ſein ſüßeſtes Geheimniß blicken laſſen, und liebreich hatte jener ihn gehört und mit Hoffnungen die keuſchen Flammen genährt. Er ſoll auch ferner treu ſein und fleißig, ſo werde ihm am glücklich erreichten Ziel wohl der Lohn nicht fehlen. Zwei Briefe ſollte Tipontius hinüber nach Schmalkalden bringen, einen an Melanchthon und einen an den Rentmeiſter Wilhelm. Mit Luther's Abſchiedsſegen ging der Jüngling hinweg.

Als er das Roß beſtieg, trat auch der fahrende Meiſter Philippus mit ſeinem treuen Hund Dämon aus dem Gaſthaus; er erkannte den Famulus und fragte theilnehmend, nach dem Gutenmorgengruß: „Wie geht's Euerm Doktor?“

„O Gott ſei geprieſen, und Dank Euerm Rath, gut, beſſer, als wir Alle hoffen durften. Seht dieſen Brief, es ſteht darauf: Meinem herzallerliebſten M. Philippo Melanchthon zu Schmalkalden, und darin ſteht die Botſchaft von Luther's Geneſung.“

„Nun ſo ziehet mit Gott und verbreitet Freude; mein Weg gehet weiter,“ ſprach Philippus.

„Fahret wohl, Gott geleite Euch!“ erwiederte freundlich Tipontius und ritt davon. Der Meiſter Philippus aber ſchlug ſich tief in die Waldberge, forſchte und ſuchte unabläſſig nach Kräutern und Metallen, die er vielleicht noch nicht kannte, und ſuchte, der Ruheloſe, was er auch noch nicht kannte — die Ruhe. Zerfallen mit dem Glauben, den er eingeſogen mit der Muttermilch, unzufrieden mit der neuen Lehre Luther's, auf deren reinen Schimmer Bauernkrieg, Wiedertäuferſchwärmerei und des Bilderſturms unſinniges Wüthen tiefdunkle und blutige Schatten warfen, wozu ſich noch die eifernde Unduldſamkeit ſowohl der Luther'n als der Zwingli und Kalvin anhängenden Prädikanten geſellte, irrte er in den Labyrinthen des Zweifels, und ſuchte, da ſein mächtiger Geiſt Befriedigung heiſchte, in der Natur und in der Wiſſenſchaft den Gott, der auch aus Natur und Wiſſenſchaft ſeine Offenbarungsſtrahlen ausſtrömt. Aber gewohnt, ſeine wiſſenſchaftlichen Geheimniſſe mit räthſelvoller Sprache zu überhüllen, wählte er daſſelbe dunkle Gewand für das, was er in religiöſer Beziehung gedacht und gefühlt, und ward auch dadurch verkannt und mißverſtanden, wie immer. Endlich fand auch die lange Wanderſchaft ſeines Lebens ihr Ziel; er hatte ſich dem Süden zugewandt, und war mit ſeinem Lebensſchiff in einem irdiſchen Paradies gelandet, das man geſehen haben muß, um ſeine unſäglichen Reize, die keine Schilderung erreicht, zu begreifen und nachzufühlen, in das romantiſche Salzburg. Doch auch dort betrog ihn ſein Hoffen, und indem er ſich mit Hülfe ſeiner Wundertinktur die Phönixkraft der Verjüngung verſprach, ſchnitt ihm ſchon nach vier Jahren die neidiſche Parze den Lebensfaden ab.

Freudigen Herzens reiſ'te der geneſene Luther von Tambach nach Gotha; dort hob noch ein Mal die Hyder ſeiner Krankheit ihr giftiges Haupt gegen ihn empor und noch ein Mal lag er am Tode, bereit in den Willen des Allmächtigen, die Seinen der Gnade ſeiner fürſtlichen Freunde empfehlend, ſich ſelbſt in die Gnade Gottes. Aber auch dieſer Kelch ging an ihm vorüber; der Wille des Herrn ſparte ſeinen Streiter auf zu noch langem kräftigen und ſegensreichen Wirken.

Auf Flügeln der Liebe eilte Tipontius nach Schmalkalden. Mit begeiſterter Seele jubelte er in jeglichem Dorfe, durch das ſein Weg führte, ſeine Freudenbotſchaft den Bewohnern zu; welch ſehnſuchtsvollen Flug nahmen ſeine frohen Gedanken! Das Himmelswort Wiederſehen durchklang ſein Inneres wie Engelruf, indem es einem irdiſchen Engel galt: Salome wiederſehen! Vor des Glücklichen Seele ſchwebte das heiterſte Gedankenbild, und die Roſenfarben, mit denen ſein jugendlich glühendes Herz die Zukunft übermalte, wetteiferten mit den Auroraſtrahlen, mit denen der Morgenhimmel ſein bleiches Gewölb ſchmückte.

Vor dem Hauſe des Legaten in Schmalkalden ſtand die rothe Sänfte, und die Träger, die den Biſchof erwarteten, lehnten müßig plaudernd an den Pfeilern des Hausthors. Der geiſtliche Herr wollte ſich in die Fürſten-Verſammlung auf das Rathhaus begeben, wo die Berathungen und Beſchlüſſe nun ihre Endſchaft erreichen ſollten. Von Saldaña, der jetzt mit dem Prälaten die gleiche Wohnung theilte, begleitet, trat Vorſtius aus der Thüre, in dem Augenblick, als ſtarker Hufſchlag vom weidenbrunner Thor her erſchallte und zwei Reiter im ſcharfen Trapp heranritten. Der eine mit Wangen, die Anſtrengung und Freude gleich hochroth glühen machten, hatte eine Gerte in der Hand, mit der er ſein muthiges Rößlein nöthigte, noch am Ziel ein wenig auszugreifen; von ſeinem ſchwarzen Barett wehete eine grüne Feder, ſonſt war ſein Gewand ſehr einfach und nichts weniger, als ritterlich. Er trug an den Schuhen keine Sporen, und hielt die Zügel nicht zum beſten; auf dem Sattel lag, um etwas weicher zu ſitzen, ein dunkles Schülermäntelchen. Es war Tipontius und ſein Begleiter. Und wie der Erſtere den Biſchof erblickte und die Zuſchauer, die ſich bereits um die rothe Sänfte geſammelt hatten, riß er raſch ſein Barett vom Haupt, ſchwenkte es freudig, und rief, ſo laut er konnte: „Vivit Lutherus! Vivit Lutherus! Gott Lob und Dank! Lutherus lebt, iſt friſch, und geſund!“ daß es den Römlingen in das Ohr und in die Seele ſchnitt; das Volk aber rief es ihm nach: „Luther lebt! Hoch-lebe Luther!“ und rief und trug die Kunde weiter durch alle Gaſſen, in alle Häuſer, und es wurde die Stadt hohen Jubels voll.

Wie hoch ſchlug Salome's Herz, als ſie mit träumeriſch ſehnſüchtigen Blicken am Fenſter ſtand, zum Himmel blickte und verſuchte, eine ſtille Kummerthräne, die ihr ſchon in dem blauen Wunderauge ſchwamm, ſo daß ſie durch das perlende Silber den blauen Himmel nicht mehr ſah, zu ihrem Quell zurückzudrängen, und nun plötzlich der Geliebte wie vom Himmel gefallen, wie herbeigezaubert, unerwartet und überraſchend vor ihren Augen ſtand! Wie ſtaunte der Rentmeiſter und ſeine wackre Hausfrau! Und daß Tipontius keine Trauernachricht bringe, das war ihm wohl anzuſehen; das Wort der Freude entſtrahlte ſeinen Augen, blühte auf ſeinen Wangen, ehe es noch die Lippen ausſprachen. Den Liebenden war jetzt nur ein wonnevoll zärtlicher Händedruck vergönnt, und der ſüße Genuß, Auge in Auge den Himmel zu erblicken; dann eilte Tipontius ſchnell hinauf zu den Fürſtenwohnungen, dorthin die erfreuliche Nachricht zu bringen.

In einem der Vorzimmer ſaßen Joachim, der Narr, und Lurz, das hennebergiſche Gezwerglein, beiſammen. Dieſe beiden alten Menſchen, belaſtet mit dem ſchwerſten Amt, nämlich mit dem, immer heiter zu ſcheinen und Späße zu machen, machten jetzt, da ſie mit einander in vertraulicher Stunde allein waren, gegenſeitig trübe Mienen und ſprachen über die Zeit, in der ſie lebten, indem ſie einer beſſern Zeit eingedenk waren, mit Narrenwitz und Narrenverſtand.

„Fürwahr,“ hob Joachim an, indem er mit der Hand unter die Schellengugel fuhr und ſich hinter'm Ohr krauete: „Es mögte Einer faſt nicht mehr der Narr ſein, zu leben, wenn man bedenkt, wie närriſch es jetzt in der Welt ſteht, die gar nicht mehr ſo bunt iſt, wie ſonſt, ſondern aſchgrau und immer farbloſer wird. O Lurz! wo iſt die alte Luſt hin in unſern jungen Tagen?“

„Lauf' ihr nach und fange ſie,“ erwiederte grämlich der Zwerg. „Die Welt wird immer ernſter, da haſt du recht; aber wer iſt Schuld daran? Euer Luther. Unſre Herren denken kaum mehr an Waidwerk und luſtige Trinkgelage, wie vordem, ſeit ſie ſich damit ſo ernſtlich abgeben, die Welt zu reformiren und den Glauben zu beſſern.“

„Singſt du deines Herrn Weiſe, alter Speisvogel?“ fragte Jonathan. „O deßhalb ſtirbt die Schalkheit und die Narrheit noch nicht aus. Es iſt doch glückhafter, die Fürſten reformiren und beſſern die Welt und haben ein Einſehen, wo es es Völkern und Unterthanen Noth thut, und ſammeln ſich, zu berathen und zu ordnen, als wenn die Bauern mit Heugabeln und Dreſchflegeln Ordnung machen und Regiment beſſern wollen!“

„Na, na, na, weiſer Salomo!“ drohte Lurz, und zog ſein verſchrumpfeltes Zwergangeſicht in hundert Falten, „predige nur ſo fort, ſo jagt dich dein Herr morgen vom Hof; denn einen klugen Narren kann Keiner leiden. Hab' Acht, daß du nicht der letzte Narr biſt!“

„Schaut mir den viſirlichen Markolphus!“ lachte Joachim. „Das Wörtlein kann ich dir freilich nicht in den kröpfigen Hals zurückſchieben; denn der letzte Gezwerg wirſt du nimmermehr ſein, vielmehr wird das Geſchlecht, das auf Spinnenbeinen hinten und vorn einen Höker, und über dieſem einen ſpitznaſigen, breitmäuligen, kitzgrauäugigen Kopf trägt, wie du, nicht ausſterben, und deines Gleichen wird bei Herren wohl gelitten ſein. Was du aber ſagſt vom letzten Narren, ſo laſſ' dir auf deinen Morolfsgedanken mit einem Liedlein dienen, das ich in einem alten Buch aufgeleſen und mir hinter das Ohr geſchrieben; höre zu:

„Es war ein Mal ein König,
Der König dünket ſich klug.
Er gab ſeinem Narren den Abſchied,
Hatte doch noch Narren genug. — Ja!“

„So, ſo ſprach der alte König,
Der König dünket ſich klug:

Wenn ich will Kurzweil haben,
Find' ich noch Narren genug. — Ja!"

„Meine Edelleut' lad' ich zu Gaſte,
Drob preiſen mich Alle klug,
Und wenn ſie ſich voll geſeſſen,
Hab' ich nicht Narren genug? — Ja!"

„Ei, ei," erwiederte darauf Lurz, „nimm dich in Acht, Joachim, daß dir nicht einer aus deiner Sippſchaft die Schrift hinter'm Ohr mit der Fauſt wegwiſche!"

Solche Geſpräche führten Hofnarr und Hofzwerg, als Tiventino eintrat und nach einem Kämmerling fragte, der ihn bei dem Landgrafen melde. Joachim grüßte ihn freundlich als einen Bekannten; das gallſüchtige Zwerglein ſchaute nur noch finſtrer drein, als es vernahm, welches Anbringen der junge Bote bei dem Fürſten habe, und wackelte langſam kopfſchüttelnd von dannen, dem alten Fürſtgrafen Wilhelm von Henneberg, ſeinem Herrn, die unliebe Mähr auch anzuſagen. Sein Lohn war ein ungnädiger Blick, während Philipp der Großmüthige ſich mit angeborner Huld und Güte freigebig bewies; auch der Kurfürſt von Sachſen verabreichte an den

Freudenbringer höchſt eigenhändig ein Geſchenk von zehn neuen Schaugroſchen. Es wurde auch ſogleich ein öffentliches kirchliches Dankfeſt von beiden Fürſten angeordnet.

Im Hauſe des Rentmeiſters ſammelten ſich noch an dieſem Tag eine Menge der Freunde Luther's, um aus Tipontius eignem Munde die Beſtätigung deſſen zu hören, was ſchnell ſtadtkund geworden; auch Eoban Heſſe, Stiegelius und Lange fehlten nicht unter dieſen. Erſt ſpät blieb der Jüngling bei der Familie Wilhelm's allein. Der Rentmeiſter theilte ſeiner Hausfrau das Schreiben Luther's mit. Während Tipontius mit Salome zärtlich koſete und den kleinen Anſelm auf den Knien reiten ließ, beſprachen Salome's Ältern ihrer Tochter und des Jünglings Glück und Zukunft; denn Doktor Luther hatte ihnen ſeinen Liebling warm empfohlen.

Es war die letzte Hauptverſammlung der verbündeten Fürſten und Stände auf dem Rathhaus zu Schmalkalden, und der große Fürſtentag neigte ſich nun ſeinem Ende zu. Unwiderruflich feſt ſtand der Geſammtbeſchluß der Bundesgenoſſen, das ausgſchriebene Koncilium zu Mantua unbedingt zu verwerfen, und dieſer feſte Entſchluß wurde noch ein Mal dem kaiſerlichen Orator, wie dem päpſtlichen Nuntius in der Plenarverſammlung eröffnet. Nicht weniger ſprach man ſich auch gegen des Reichs-Vicekanzlers anderweites Andringen, die Türkenhülfe betreffend, mit Beſtimmtheit aus, und proteſtirte gegen das Reichs-Kammergericht, wobei es weder an mannichfaltigen höflich zierlichen Wendungen und Entſchuldigungen, noch an Wiederholungen gebrach.

Die Fürſten und Stände ließen in ihrer letzten Duplik durch ihre Kanzellarien erklären, daß dem nürnberger Religionsfrieden ſowohl durch das Reichs-Kammergericht als auch jetzt durch den kaiſerlichen Orator eine Deutung gegeben werde, durch welche dieſer Friede nicht nur in einen Mißverſtand gezogen, ſondern, wenn man in dieſem beharre, gänzlich aufgehoben und unfruchtbar gemacht würde, und zwar aus folgenden Gründen:

Es wolle der nürnberger Frieden unter Religionsſachen ganz andre als die vom Kammergericht und dem kaiſerlichen Orator angezeigten

Sachen verſtanden haben. Letzterer beziehe ſich fälſchlich auf das kaiſerliche Edikt von Worms, welches durch ſpätere Reichstags-Abſchiede oftermalen aufgehoben und ſuspendirt worden, namentlich auf dem Reichstag zu Speier im Jahr fünfzehnhundert und zwanzig. Dann ſei auch ein großer Unterſchied zwiſchen jenem Edikt und dieſem Frieden, weil nach kaiſerlichen und päpſtlichen Rechten die Sachen des Edikts mere executivae geweſen und keiner weitern Kognition bedurft, als die: ob die vermeinte Übertretung des Edikts geſchehen oder nicht geſchehen ſei. Drittens habe der nürnberger Religionsfrieden nicht allein die die Sachen, die lediglich Glauben und Religion beträfen, ſondern auch die, welche ſich um Veränderung der Ceremonien, Mißbräuche und dergleichen gedreht hätten, begriffen; und viertens müſſe es ja nach dem Verſtand aller Rechte wahr ſein, daß Paktion nach Verſtand und Gelegenheit aller Sachen verſtanden werden müſſe, um welche Streit und Handlung geweſen ſei.

Dem kaiſerlichen Orator ſelbſt ſei wohlbekannt, daß jene ſchwebenden Irrungen Unterhändlern übergeben worden, und daß der Kaiſer gewiß gewußt habe, was dieſe Sachen in specie belangten. So müſſe jener Friede vornehmlich auf die bei der Reichshandlung ſpecificirten Sachen verſtanden werden.

In dieſem Sinne widerlegten die Stände alle ihnen gemachten Einreden des Orators und proteſtirten gegen alle angemaßten Urtheile des Kammergerichts, lehnten den Vorwurf, daß ſie Mönchen und Pfaffen, die ſich nicht zu der neuen Lehre bekennen wollten, ihre rechtmäßigen Einkünfte entzogen, damit ab, daß ſie unmöglich Mönche und Geiſtliche bei ihren Mißbräuchen könnten bleiben laſſen, zum Verderb der Seelen und Gewiſſen, und denen, welche Gott nich anders, als mit Läſterungen dienten, keine Kirchenwohlthat gebühre, und daß es unweiſe ſei, der geiſtlichen Güter halber ihre zeitliche Ehre, Leib und Gut, Weib und Kinder in Gefahr zu bringen.

Keineswegs aber begehrten die Proteſtirenden die geiſtlichen Güter der mit ihnen nicht Verbündeten. Den Ordensbrüdern, die ſich mit ihrem Kultus verglichen, ſei nichts entzogen worden; auch ſei die Verwendung der eingezogenen Kirchengüter theils ſchon ſo beſtimmt, theils würden dieſelben noch die Beſtimmung erhalten, daß von ihnen adelige und unadelige dürftige Perſonen, Schul- und Kirchendiener und Spitäler erhalten werden ſollten, und was ſonſt zur Förderung des Evangeliums und gemeinen Friedens, Rechts und Nutzens dienſtlich ſei, ſo daß die Verbündeten zu Gott hoffen dürften, von ihrer Verwaltung der geiſtlichen Güter beſſere Rechenſchaft ablegen zu können, als der vermeinte geiſtliche Stand ohne alle Leiſtung rechten und wahren Gottesdienſtes vor Gott werde zu thun wiſſen. Was aber die gemißbilligte Spoliation und Entſetzung der Geiſtlichkeit wegen Glaubenswechſels betreffe, ſo habe ſich der lutheriſche Theil über den papiſtiſchen, nicht dieſer über jenen zu beklagen; denn ſo wie Jemand die neue Konfeſſion annehme, nehme man ihm drüben, wenn er geiſtlich, nicht nur ſeine Pfründe, ſondern auch, er ſei geiſtlich oder nicht, Hab und Gut und ſtoße ihn in das Elend.

Was der Orator zur Entſchuldigung des Kammergerichts und daß es rechtlich nach des heiligen römiſchen Reichs Ordnung verfahren, vorgebracht, müſſe man geſagt ſein laſſen; doch möge es ſich des Urtheilens in Religionsſachen nicht entſchuldigen. Und die Proteſtirenden könnten und wollten diejenigen, welche das Kammergericht in Religionsſachen verurtheile, mit ihrem Beiſtand nicht verlaſſen. Auch ſei früher ſchon hinlänglich erläutert worden, warum diejenigen Bundesglieder, welche erſt nach dem nürnberger Frieden zu der neuen Konfeſſion getreten, dieſes Friedens und Stillſtandes billiger Weiſe mitgenießen müßten. Sobald die Verbündeten eine klare Erläuterung des Religionsfriedens erlangt, wollten ſie nicht verfehlen, wie ſie bereits erklärt, die geforderte Türkenhülfe zu leiſten und zur Unterhaltung des Kammergerichts das Ihrige beizutragen.

Kaiſerlicher Majeſtät ſei der ſchmalkaldiſche Bund nicht unbekannt, und derſelbe ſei blos zur Vertheidigung und in ſolcher Weiſe errichtet, daß man vor dem Kaiſer und aller Welt mit Gott und Ehren genannt werden möge und ſich dieſer Verbindung nicht zu ſchämen brauche. —

Nach dieſem wurde dem kaiſerlichen Orator noch ein Bedenken überreicht, welches die Türkenhülfe insbeſondre betraf. Darin wurden die Urſachen aufgeführt, warum man ſie jetzt nicht leiſten könne. Zuletzt wurde das gedruckte Manifeſt, betreffend die Verwerfung des mantuaniſchen Konciliums, an jeden Einzelnen der Anweſenden gegeben, und noch in den letzten Tagen der Verſammlung flog dieſes Manifeſt faſt in alle europäiſchen Länder, an alle geiſtliche und weltliche Regenten. Der Kurfürſt von Sachſen ſandte es nach England, Schottland, Frankreich, Polen, Ungarn, Böhmen, Brandenburg und Mainz, und der Landgraf von Heſſen ließ es nach Dänemark, nach Schweden, Portugall, Venedig, nach der Schweiz, wie nach Pfalz, Trier und Köln abgehen. Spaltend fuhr der leuchtende Blitz einer geläuterten Erkenntniß in den von Menſchenhand gethürmten Bau, darin der Geiſt und die Wahrheit eingekerkert waren; die ſtarre Form zerbrach, die Schranke fiel, und für immer mußten nun Lutherthum und Papſtthum einander feindlich gegenüberſtehen. Das Loos war geworfen, die Verbündeten konnten nun nicht mehr zurück; mogte nun Gott walten!

Dem päpſtlichen Legaten aber wurden von der Fürſtenverſammlung ſeine Briefe ohne weitere Reſolution zurückgeſandt, und er mußte, im

Innern ergrimmt, ohne allen Erfolg ſeiner Sendung die Rückreiſe antreten.

Der troß allen ſeinen Ränken und Liſten dennoch beſiegte und oft gedemüthigte kaiſerliche Vicekanzler Doktor Mathias Held ſchwur und brütete Rache, während er ſich an demſelben Tage zur Abreiſe anſchickte, an welchem die Konföderirten ein kirchliches Dank- und Freudenfeſt über Luther's Geneſung begingen, an welchem die ganze Stadt Theil nahm. Und er hielt ſeinen Schwur; denn er war es, der im folgenden Jahre nach unabläſſiger heimlicher Bemühung einen Gegenbund zwiſchen dem Kaiſer und deſſen Bruder, den baieriſchen Herzogen, dem Herzog Georg von Sachſen, den Herzogen Erich und Heinrich von Braunſchweig und den Erzbiſchöfen von Salzburg und Mainz zu Stande brachte, welcher mächtig ſchadete. —

Segensreich für viele Länder war dieſer Fürſtentag, und ſeine glänzenden Erfolge wurden durch ſpäteres Mißgeſchick nicht verdunkelt. Der wackre Heſſenfürſt ſtiftete in Kaſſel ein Pädagogium, und gab ſeinem ganzen Lande im Namen des Höchſten eine Kirchenordnung. Für die hennebergiſchen Lande bereitete ſich die endliche Einführung der neuen Lehre wirkſam vor, wie ſehr ihr auch anfänglich noch der alternde Fürſt entgegen war; es wuchs ein neues jugendliches Geſchlecht heran, welches die alten Mauern und Dämme papiſtiſchen Aberglaubens brach. Nach allen Orten und Enden hin trugen die ſtädtiſchen Abgeſandten die beſtätigte Konfeſſion, die Apologie und die ſchmalkaldiſchen Artikel; der ganze Norden Deutſchlands öffnete ſeine Thore dem ſiegreichen Licht der Aufklärung, und in den ſtreng verſchloſſenen Süden fielen dennoch einzelne Strahlen, die auch dort auf heiligen Altären und in kräftigen Herzen zündeten. —

Es war an der Zeit, daß alle die fremden Gäſte zur Wegfahrt von Schmalkalden ſich rüſteten; dadurch kam neue vervielfachte Bewegung unter die Einwohnerſchaft. Valetſchmäuſe wurden gehalten, und mancher Becher unter St. Johannis Segen geleert, auf Wieder- wie auf Nimmerwiederſehen. So hielt es auch Herr Valentin Herz der Würde ſeines Hauſes angemeſſen, noch ein Mal ſeine Gäſte und deren Freunde zu bewirthen, und der alte Ulf keuchte unter der

Laſt ſchwerer Flaſchen, die er aus dem Verließ des Kellers zum Licht der Befreiung tragen mußte. Es war noch ein heitres fröhliges Scheidemahl, bei welchem Liebe und Freundſchaft die Freudenbecher kredenzten. Wie goldner Abendſchein auf Berggipfeln ruht und mit hellem Licht die Gegenden verklärt, bis die Dämmerung im Violenkleid mildverſchleiernd die brennenden Farben überzieht, ſo walteten noch ein Mal Luſt und Fröhlichkeit recht unbeſchränkt; auf der Goldfluth des Weines ſchaukelte ſich der Scherz, und nur milde Thautropfen der Wehmuth miſchte die Trauer in den Abſchiedwein. Stiegelius, Eoban Heſſe und Lange letzten ſich mit einander; der Hauptmann Eitel von Stein ſchied voll froher Hoffnungen auf Helenens Hand. Helene war die Ernſteſte im ganzen Kreis; die Liebe und die Ahnung der Frauenwürde hatten ihr gelehrt, daß es noch etwas Beſſeres und Höheres gebe, als die ausgelaſſene Fröhlichkeit, den ſteten Scherz, das beſtändige Gelächter; lauter Dinge, die jugendfröhlichen Mädchen eine Zeitlang wohl anſtehen, aber nicht nachhaltig ſind für das lange ernſte Leben. Der Stadtſchreiber Franzberg rächte ſich für ſeine fehlgeſchlagenen Hoffnungen auf eine der Töchter des Hauſes auf eine furchtbare Weiſe an dem Wein ſeines Wirths, und der junge Liborius blieb nach, wie vor, der langweilige fadwitzige Geſell, und buhlte zärtlich mit ſeinem werthen Ich, ein eitler Narciß, doch ohne Jenes Liebreiz.

Der alte Apotheker Liborius ſchwamm wieder flott, ein geborgener Schiffer auf dem Meer des Kredits. Er wurde nicht müde, die Tugend des paracelſiſchen Schwefelbalſams anzupreiſen, den er für ſeine eigne Erfindung ausgab, und der, wie er meinte, hinreiche, um dem Namen der Stadt Schmalkalden unſterblichen Ruhm zu vergewiſſern; doch gedachte er dankbar ſeines Wohlthäters, und leerte auf deſſen Wohl manchen Becher. Hatte die Roſe im Wappen Luther's ſich als ſymboliſche Glaubensroſe in Schmalkalden zur ſchönſten Blüthe durch den erneuten Bund und die kräftigen Artikel entfaltet, ſo — meinte der Apotheker — habe auch ſeine Roſe, die Roſenapotheke, manchen knospenden grünen Zweig getrieben, wodurch er ſelbſt erſt recht auf einen grünen Zweig gekommen, nachdem er ſo klug geworden, das Gold, was durch den vordern Eingang ſeines Hauſes für lange Arzeneiquittungen einlief, nicht mehr als Dampf und Rauch durch den Schornſtein des Laboratoriums hinaus zu jagen, oder das liebe edle Metall durch Verquikkung und Kalcination in unerquickliche rothe Pülverlein und chymiſchen Quark zu verwandeln.

Dieſem Glücklichen gegenüber ſaß bei dem Gaſtmahl ein Nachbar des Herrn Valtin Herz, ein ähnlich Erfreuter, der kluge Kaufmann Heinz Blumentroſt. Der Himmel hatte ſeine heißen Gebete erhört und durch ſeine Berechnungen keinen Strich gezogen. Der Fürſtentag hatte ihn erklecklich bereichert und nicht nur die Vorräthe aufgezehrt, ſondern auch neue Waarentransporte veranlaßt; daher pries der kluge Mann mit vollen Backen die Segnungen, welche die ſtattgefundene große Fürſten- und Ständeverſammlung mit ſich geführt, verſtand aber unter dieſen Segnungen lediglich die Vortheile, die für ſein Haus daraus entſprungen waren, nach ächter Krämerphiloſophie, die nicht über das Maas ſeiner Elle hinausreichte.

Herr Valtin Herz widmete ſeine Unterhaltung mit gleicher gaſtlicher Liebenswürdigkeit allen ſeinen Geladenen, und Frau Veronika ſuchte, ſo gut die würdige Matrone es vermogte, die Wolkenſchatten von ihrer Stirne zu ſcheuchen, welche der Schmerz, bald vielleicht die geliebte Tochter wie die ihrem Herzen nicht minder nahe Pflegetochter gewiß zu verlieren, über ihren ſtill freundlichen, ſonſt immer gleich gütigen, milden Zügen aufſteigen ließ.

Die Glücklichſten waren Magdalene Gadamar und Stiegelius in der Verſammlung; ihnen ſtand keine Trennung mehr bevor. Es war beſchloſſen im Familienrath, daß Stiegelius noch die wenigen Tage bis zum Oſterfeſt im Hauſe ſeiner gaſtlichen Wirthe weilen, Oſtern mit Magdalene ſeine fröhliche Hochzeit feiern, und die junge Neuvermählte dem Gatten dann in ſeine zweite Heimath, nach Wittenberg, folgen ſollte. Dieſen Beiden lachte der Himmel am heiterſten; die weiße Roſe Schmalkaldens röthete ſich ſo lieblich in dem Freudenſonnenſchein der Liebe, daß ſie die rothe Roſe, Helene, zu überſtrahlen begann, welche ohnedieſ's das Wehgefühl der nahen Trennung bleicher erſcheinen ließ, als die Freunde und Bewunderer, die ihrer Blüthe ſo oft und ſo feurig gehuldigt, gewohnt waren. Recht glücklich war auch der alte Ulf; er ſah die geliebte Tochter ſeines verblichenen Herrn, deren Kindheit er mit ſorglichen Augen bewacht und gehütet, an der Schwelle des Glückstempels ſtehen, um als Prieſterinn an die Altäre freundlicher Penaten zu treten, ſah ſo manche Prophezeihung, ſo manchen Traum erfüllt, und ſprach mehr als ein Mal gleich dem redlichen alten Simeon: „Herr, nun läſſeſt du deinen Diener in Frieden fahren!“ Graues Alter blickt ſo gern rückwärts in die vergangenen Zeiten, wie ſein Auge ahnungsvollen Geiſtes durch dunkle Zukunftträume irrt, und fühlt ſich erhoben und getröſtet, wenn es langgehegte Hoffnungen und Wünſche erfüllt ſieht, Wünſche, die ſo leicht als Ahnungen und Vorheeſagungen vor die hoffenden Seelen treten. Kaum jemand von allen Befreundeten wünſchte Magdalenen mit ſo viel Treue, mit ſo viel Wärme Glück zu ihrem neuen Stand, zu ihrem neuen Leben, als dieſer vielgetreue Knecht, und man wußte nur nicht, ob die hellen Tropfen, die dabei an ſeinen Augenwimpern zitterten, Silber an Silber, und ſo treu wie Gold, goldeswerth, mehr der Freude oder mehr dem nahen Abſchied geweint und geweiht waren. —

Stiegelius las der Geſellſchaft auch ein langes Gedicht vor, in welchem er den Fürſtentag zu Schmalkalden nach der Weiſe ſeiner Zeit in einem zierlichen und eleganten Latein beſungen hatte. Zwar verſtand nur der geringſte Theil der Anweſenden dieſe wohlklingen Diſticha, und ſelbſt dem ehrlichem Tuchmacher und Bürgermeiſter Herz war es unmöglich, den raſch hineilenden Wellenſchlag der Hexameter und Pentameter mit dem Ohr zu folgen. Heinz Blumentroſt ſaß da mit off'nem Mund und nickte nur bedeutend dem Nachbar Bürgermeiſter zu, ſeine Freude auszudrücken, daß ein Mann von ſolch ſtupender Gelehrſamkeit in die Familie freie. Der Apotheker that, als verſtehe er Alles, und nickte nicht minder beifällig, wiewohl er ſo viel als nichts verſtand. Sein Sohn gähnte und hehlte gar nicht die Langeweile, die ihn bei dieſer Vorleſung beſchlich, und lächelte über ſeinen Vater, der troz ſeinem Apothekerlatein den Dichter nicht verſtand, noch weniger begriff.

Mit frommgläubigen Blicken hing Magdalene an dem Mund des Geliebten; auch ſie verſtand nicht, was er las, aber er las mit Seele und mit Begeiſterung, und ſo fühlte ſie im tiefſten Innern, daß es ſchön ſein müſſe, was er den Freunden mittheilte, und getröſtete ſich der traulichen Stunde, in welcher er ihr das Alles mit liebend beredtem Mund verdeutſchen und verdeutlichen werde.

Zu Ende ging der Tag, zu Ende die Luſt des Feſtmahls, und ernſter wurde die Stimmung mehr und mehr, da endlich die Stunde des Aufbruchs herannahete. Es war eine dunkle Nacht, weder Mond noch Sternenlicht ſchien, der Himmel hing voll ſchwarzer Wolken und verhieß warmen Frühlingsregen; in vielen Häuſern aber war noch Licht, das warf einen matten Schimmer auf die Straße. Eine Gaſſe aber iſt in Schmalkalden, welche keine Häuſer hat, die Mönchsgaſſe, ein enger Gang zwiſchen alten Mauern, die ſich vom Kloſter herauf nach dem Markt zieht. Von der Gaſſe, die der Schmiedhof genannt wird, ſchlichen drei vermummte Männer zu dem Klöſterlein, darin noch einige Reſte des Papſtthums, einige Mönche, hauſten und mit täglichen Litaneien den Himmel beſtürmten, daß er das Lutherthum vertilgen möge. Raſch wurde der Pfortenring gezogen; ſchleppenden Ganges ſchlürfte ein grauer Pförtner herbei und fragte, wer Einlaß begehre. Es wurde ihm ſo genügende Antwort, daß er ohne Säumen öffnete und die Verhüllten einließ; dann hieß er ſie in die Kapelle treten, und ging. Vor einem ſchlechten Holzbild der Madonna glimmte matten Scheines das ewige Licht, dumpfer Modergeruch erfüllte ganz das kleine Kloſterkirchlein; es war, als preſſe von allen Seiten die Zeit auf dieſe vier engen Mauern und wolle ſie zum Steinſarkophag zuſammenpreſſen und in dieſem das Mönchthum begraben. Die armen alten Mönchlein fühlten gar wohl dieſen Druck; aber ſie wollten dennoch nicht heraus aus ihren Zellen, aus ihren Kutten. Novizen durften ſie nicht mehr annehmen; die einzige Freiheit, die ihnen gelaſſen war, beſtand in der Erlaubniß, kümmerlich zu leben und allmählich auszuſterben. Ein kräftiges Memento mori, ausſterben zu ſollen, — und ſo ſtarben denn auch die Lebendigtodten langſam einer nach dem andern hin.

Jetzt ſchlürfte abermals ein Kuttenträger durch den ſtillen, melancholiſch dunkeln Raum, und keiner der drei Fremden wußte, wo er ſo plötzlich hereingekommen war, zündete einige dünne Kerzen an, und ein Dritter ſchlüpfte in einen der rieſengroßen, mit Schnitzwerk überladenen Beichtſtühle; dort hinein gingen, einer nach dem andern, die drei frommen Fremden. Eine kurze Beichte, eine noch kürzere Abſolution; ein Bekenntniß, zur Ehre Gottes unmöglich einen Mord begehen zu wollen, eine kleine Buße; ein klingender Dank für die Milde der allein ſeligmachenden Kirche, dafür ein Ablaßzettel auf hundert Tage für alle Sünden, ſelbſt für Todſünden. Das Geſchäft war abgemacht. Aus der Kapelle, aus dem Klöſterlein traten, nachdem ſie die Benediktion andächtig empfangen, die drei Verhüllten, und ſchritten in die ſogenannte ſchmale Mönchsgaſſe hinein. Dort, wo kein Lauſcher wohnte, kein Auge ſie ſah, blieben ſie lange ſtehen; dann ſchlichen ſie herauf, um die Kirche herum, über den Markt, zur St. Nikolauskapelle, von welcher aus man die Auer Gaſſe hinab ſehen konnte, dort nun ſtanden ſie wieder lauernd ſtill.

Bei ſeiner geliebten Braut Suſanne ſaß der wackre Schwinghammer, ſo ſeelenvergnügt oder noch vergnügter, wie in jener Neujahrsnacht, als die Geſellſchaft, die bei Vater Wagentroß verſammelt war, die Wundererſcheinung vor dem Thor erblickte, die noch keinen Erklärer gefunden hatte, der ihr Entſtehen und Vergehen auf natürlichem Wege bewieſen. Es waren beinahe wieder dieſelben Beſucher: der alte Veit Olbaum, der ehrliche Weber, der muntre Harniſchmacher Kilian Roſenwein und der Nachtwächter Görg Heilgengeiſt, der nur das Schlagen der nächſten Stunde erwartete, um ſie abzurufen; doch fehlte heute, wie natürlich, der alte Ulf und Einer, der ſtolz geworden war und aus einem kleinen Krämer ein Kaufmann, eben jener kluge Herr Blumentroſt, der ſonſt gern plaudernd im Stübchen des aus Jugendtagen her ihm befreundeten Thorwarts geſeſſen, nun aber an der Tafel des zweiten Bürgermeiſters ſaß.

Dieſe guten einfachen Leute beſprachen ſich wieder, wie damals, nach ihrer Art über die Welthändel und die Erfolge des Fürſtentages, und Braut und Bräutigam koſ'ten zärtlich mit einander, bis die Vormitternachtsſtunde ſchlug, der Nachtwächter ſich erhob, und dem mahnenden Glockenruf Alle folgten. Des nahen Glückes froh und gewiß, ſchied das junge Brautpaar unter innigen Küſſen. Der alte Olbaum aber ſchlich mit zitterndem Gang und wackelndem Kopf in ſein Häuslein und murmelte für ſich: „Küßt nur und ſchnäbelt euch; Glück oder Unglück kommen über Nacht! Der Burſche ſieht mich nicht mehr gern, ſeit ich ihm ſagte, er werde vielleicht noch an eine ſeiner eignen Klingen müſſen. Nun, ich wünſche es ihm ja nicht, ich wünſche ja der Suſanna kein Herzeleid, hab's auch damals geſagt, ohne etwas Arges dabei zu denken; ich bin ja kein Prophet, will keiner ſein, behüte Gott!“

Schwinghammer und Roſenwein gingen die Straße nach dem Markt hinauf. Faſt zu gleicher Zeit traten aus des Bürgermeiſters Hauſe die drei Gelehrten Eoban, Lange, Stiegelius, alle drei wohl und heiter gemuthet. Die Geſellſchaft war aufgebrochen; die beiden Liborius und Franzberg gingen ſchon nahe am Rathhaus, deſſen neuer Theil an die Auer Gaſſe ſtößt.

„Haltet euch bereit, ſie kommen!“ flüſterte, den Degen ziehend, der erſte jener drei Verhüllten ſeinen begleitenden Dienern zu, und es war im Ton ſeiner Stimme ein feiges Beben, das ſich mit Wuth miſchte, nicht zu verkennen. Jene hielten lange Dolche blank und ſtanden, wie lauernde Tiger, mordbereit unter dem Schattenmantel der Nacht; ängſtlich und geſpannt horchte der Erſte. Jene Nahenden ſprachen. „Zurück, es iſt der rechte nicht dabei!“ gebot flüſternd der Laurer, und alle drei traten tiefer in das gothiſche Portal der Kapelle und hielten den Odem an. Die beiden Liborius und Franzberg gingen vorüber, und jene nahmen auf dem Markt gute Nacht von dieſem. Stiegelius kam mit ſeinen Freunden Arm in Arm; er wollte ſie bis zur Krone begleiten, dort noch einen Abſchiedskuß nehmen und geben, und dann zurückgehen in das Haus ſeines Glückes.

„Jetzt kommt der Rechte,“ ſprach grimmig der verlarvte Bandit; aber er hielt abermals ſeine Gehülfen zurück, als er hörte, wie Eoban, luſtig und aufgeregt, faſt trunknen Muthes, mit ſeinem martialiſchen Raufdegen auf dem Pflaſter wetzte, daß die Funken hell ſprühten, und burſchikos ausrief: „Holla ho! Wenn doch jetzt die Gaſſen mit kaiſerlichen und hiſpaniſchen Naſen gepflaſtert wären, da wollten wir eine Schnittärnte halten! Kling klang! Seht, Brüder, Märzenſtaub! Feuergoldnen Märzenſtaub! Ja, kling klang! Märzenſtaub iſt Goldes werth! Heraus, Papſt! Der Karnöffel iſt da und will mit dir lanzen, will dich karniffeln und baß kuranzen, und eine Komödia mit dir agiren, daß du ſollſt Stab und Krone verlieren! Kling klang! Funken heraus! Pereat Sechſe! Pereat Taus!“

Während dieſer tollen Reden waren die drei Freunde unangefochten an den Laurern vorbeigekommen, ſchritten luſtig hinüber zur nahen Krone, und dort fühlte ſich Stiegelius feurig von Eoban's Arm umſchlungen.

„Leb' wohl, treues Herz!“ ſprach plötzlich bewegt der joviale geniale Mann, und drückte ſeinen rauhen Bart auf des Jünglings weiche Lippen. „Ich hoffe, wir ſcheiden nicht für immer, und ich ſegne die Götter, die dich, mein Sohn, mich hier finden ließen. Sieh, mein Johannes, du haſt mich und mein Herz geſehen, wie wir ſind. Bleib' mir gewogen! Deine Freundſchaft hat mich reich gemacht. Bleibe, wie du biſt, und die Sonne deines Ruhmes gehe nie unter!“

Auch Lange umarmte innig den jungen Dichter und ſprach zu ihm: „Lebt wohl! Wir haben uns verſtehen lernen, das iſt genug! Dank ſei Gott, daß wir, die wir alle Himmelstugenden in Liedern preiſen und ehren, auch ihren hohen Werth empfinden und ihre Süße ſchmecken. Freundſchaft ſieht oben an; Freundſchaft bleibe unſers Lebens Leitſtern für alle Zeiten! Lebt wohl, ſeid glücklich!“

Die Freunde trennten ſich raſch; mit dem bittern Schmerzgefühl im Herzen, welches Scheideſtunden als thränenbefruchtetes Saamenkorn der Erinnerung in den Garten unſers Innern legen, trat Stiegelius langſam, in Gedanken verſunken, den Rückweg an, nicht ahnend, daß der Meuchelmord auf ihn laure, daß die nächſten Sekunden zu Flügeln des Todesengels für ihn werden konnten, ſeine Seele unvorbereitet in das dunkle unbekannte Jenſeitland zu tragen.

So begierig zählten die Lauernden die Schritte des Nahenden, ſo geſpannt waren ihre Fibern, daß ſie nicht weiter hörten, als dieſe Tritte, daß ſie nicht wahrnahmen, wie noch andre von der entgegengeſetzten Seite nahten. Noch zehn Schritte von der Kapelle entfernt war der Kommende, da ſprach der Anführer dumpf: „Jetzt drauf!“ und wie ſie hervorſprangen mit hochgeſchwungener Mordwaffe, ſchallte plötzlich furchtbar laut ein ſchmetternder Hornruf in ihr Ohr, und die Nacht umher verwandelte ſich in helles Licht. Görg Heilgengeiſt, der Nachtwächter, war mit ſeiner Laterne gekommen und ſtieß laut in ſein Horn. Aufſchreckend gewahrte Stiegelius die bedrohende Bewegung, die blitzende Waffe ſeiner Feinde, und wich zur Seite; in demſelben Augenblick ſprangen Schwinghammer und Roſenwein herzu, packten mit kräftiger Fauſt jeder einen der Mordknechte im Genick und warfen ſie zu Boden. Geblendet, überraſcht, zitternd ſtieß der Anführer mit dem Degen nach Stiegelius, und ſtieß in Luft, denn er ſah den Feind nicht mehr, und wandte ſich gleich darauf wüthend um, blind um ſich hauend und ſtechend. Und „ich bin geſtochen!“ ſchrie plötzlich Schwinghammer mit ſchmerzhafter Stimme; auch Roſenwein empfing eine leichte Wunde. Und wie ſie nun mit dem Nachtwächter vereint überlaut „Mordjo! Mordjo!“ ſchrien, floh jener davon, als führe ihn der Sturmwind von dannen, und auch die Gehülfen rafften ſich auf und waren hinweg wie weggeblaſen, als nun Leute zuſammen liefen, Kerzen in die Fenſter geſtellt wurden und Männer mit Windlichtern und Laternen aus den Häuſern traten. Den ſinkenden Springhammer fingen Stiegelius und Roſenwein in ihren Armen auf. Wie ein Pfeil ſchoß aus der Krone der Bader Bopp; hier war Waſſer auf ſeine Mühle — Blut. Er ſtolperte dabei über etwas Klingendes, hoffte einen Schatz zu finden, und fand einen Degen. Sein Nahen war hülfreich, er verband den ſtark Verwundeten. Roſenwein aber hielt und betrachtete Bopp's Fund, und rief verwundert aus: „Ei, dieſe Klinge iſt ja aus deinem eignen Laden, Schwinghammer!“

„Ich verkaufte ſie vor wenigen Tagen“ — ächzte der Verwundete, „an einen hiſpaniſchen Herrn!“

„Saldaña!“ ſprach ſchaudernd Stiegelius. „Das hat mir gegolten! Gott iſt ewig gnädig.“

Der Mordanfall am geſtrigen Abend machte Aufſehen in der Stadt; aber vergebens war es, die Thäter belangen zu wollen. Es konnte keine Klage erhoben und bewieſen werden, und Saldaña war mit ſeinen Dienern abgereiſ't. Nach Süden und Norden zogen wieder die in Schmalkalden verſammelt geweſenen Fürſten und Herrn, nicht ohne einander das Verſprechen gegeben zu haben, feſt und treu an der erkannten Wahrheit zu halten und ſich auch im nöthigen Fall wieder in Perſon zuſammen zu treffen, wo es auch immer ſei. So felſenfeſten Muth bewährten die Verbundenen und ſo treu hielten ſie ihre Eide, daß die blinde Wuth eines Papiſten die gute Stadt Schmalkalden einen „Sitz der Beſtien“ nannte, weil ſie gewürdigt worden, dieſe zahlreiche und glänzende Verſammlung in den geringen Umfang ihres Mauerringes aufzunehmen.

Oſtern kam, der oft ſo freundliche Frühlingsherold mit ſeinen Auferſtehungsliedern und Blüthenhoffnungen; doch brachte das hehre Feſt dieſes Mal noch keine Blumen mit. Der Lenz hielt nicht, was er in warmen Hornungtagen zu verſprechen geſchienen; ſtatt des fröhlichen Grüns

Auf Fluren und Wieſen ſtreuten die Oſtertage dichten Schnee, der, wenn auch nicht von Dauer, doch die feſtliche Heiterkeit verdarb. Vom Wald herüber zogen Wolken, ſo ſchwarz, wie die Nacht, und entluden unter Sturmſtößen eine Fülle feinen Schneehagels, ſo daß die Spazirgänger mit Mühe in den Flockenſtürmen Hüte und Mäntel halten mußten.

Auch im Menſchenleben gibt es ſo täuſchende Vorfrühlinge. Da tanzt die Freude um grüne Weihnachtstannen, die von zahlloſen Lichtern magiſch hell beſtrahlt werden und auf deren Gipfel ein Lebensgenius ſteht. Hoffnungen ziehen in die Herzen, wie ſtolze Sieger durch Ehrenpforten, und preiſende Stimmen werden prophetiſch laut, welche den Wunderkindern benedeiende Wünſche weihen und von dem Glanz der kommenden Tage ſingen und ſagen. Aber nicht alle Keime werden entwickelt, nicht alle Knoſpen zur Blüthe entfaltet, nicht allen Blumen iſt es gegeben, gleich der auf Felſen und hohen Waldestriften einſam träumenden Oſterblume, auch unter Frühlingsſtürmen und eiſigen Nachtfröſten dennoch die lilafarbigen Glockenkelche zum Licht zu erheben und wie eine jugendliche Auferſtandene den neuen Morgen zu begrüßen. Thaubereift und froſtſtarr ſtehen oft dieſe Frühlingspulſatillen, als ob der leiſe Odem ihres Blumenlebens an ihnen ſelbſt erſtarrt ſei; aber die Sonne geht über die Berge und ihre erſten Küſſe verwandeln in Perlen und Diamanten jenen winterlichen Hauch und weben aus dem anſcheinenden Todtenkleide die Glorie.

In zwei Häuſern Schmalkaldens feierten ſelige Herzen die Oſterzeit des Glücks und waren ſo reich an inneren Lenzgefühlen, blickten ſo hoffnungsfreudig in die Zukunft hinein, daß ſie deß nicht achteten, daß draußen weiße Oſtern waren und daß trotz allen ſeinen Vorboten der Frühling noch nicht kommen wollte. Am zweiten Oſtertag hielt Stiegelius mit ſeiner Magdalene den Kirchgang. Es war ein glänzender Zug; des Dichters Verwandte von Gotha waren auch herüber gekommen, und unter den geladenen Gäſten ſaß einer, der faſt für den Bräutigam zum Martyrer des Fanatismus geworden wäre, der wackere Schwinghammer, ein fröhlich Geneſener, an dem die chirurgiſche Kunſt Blaſius Bopp's ein Wunder gethan. Die Pflegeältern der

Braut und die Gäſte waren laut und luſtig, Magdalene und Stiegelius aber waren ſtillglücklich. Helenens Herz nahm ſo innigen Antheil an dem Glück der Halbſchweſter, als ſie von dieſer der gleichen Liebe gewiß war, wenn ihres eignen Hochzeittages froher Morgen anbrechen würde; doch miſchten ſich unter die Freudenthränen, die ſie weinte, als ſie den Brautkranz in Magdalenens Haar flocht, auch einige Sehnſuchtstropfen, denn ihr Glück war fern. Der Hauptmann Eitel war nach einem ſchmerzlichen Abſchied von ihr mit dem Landgrafen nach Zeitz geritten, wo dieſer mit den ſächſiſchen und brandenburgiſchen Fürſten eine längſt aufgerichtete Erb-Einigung auf's Neue beſchwur. So viel Frucht hatte ſchon der kräftige Saame des Bundes getragen, daß man in der Eidesformel dort nicht mehr der heiligen römiſchen Kirche zu Ehren unter Anrufung aller Heiligen ſchwur, ſondern allein der heiligen chriſtlichen Kirche zu Ehren. Fern war dem liebenden Mädchen das Ziel gerückt, das jetzt ihrer Halbſchweſter den Myrthenkranz bot; doch befleckte kein Gedanke von Mißgunſt ihre reine Seele, wenn ſie auch nicht den immer lachenden Frohſinn fand, der ihr ſo lieblich ſtand und ihr ganzes Weſen in in ſeine heitre Roſenfarbe kleidete. Sie mußte manchen Scherz und manche Anſpielung auf ihr zärtliches Verhältniß mit dem Hauptmann hören und hinnehmen, Scherze, die öfter ein höheres Roth auf ihre Wangen riefen, als ihr bei ihrer Stimmung lieb war, und ſie wußte nicht, ob ſie ſich gewiſſen Hoffnungen überlaſſen durfte, ob nicht Herrendienſt, Soldatenſinn, Familienſtolz oder eine feindliche Kugel alle ihre heitern Luftſchlöſſer zertrümmern, ihre hoffnungsvollen Mädchenträume auf ewig unerfüllt laſſen werde.

Der alte Ulf hatte mit Hülfe der nicht viel jüngern Magd die Thüre zum Brautgemach feſtlich mit Kränzen und Moosgewinden geſchmückt, und dieſes Brautgemach war nach Magdalenens der Mutter heimlich vertrautem Wunſch kein anderes, als das, welches ſie bisher bewohnt und welches ihres Vaters Arbeitszimmer geweſen war. Als Kind hatte ſie es nur ſelten und mit Schüchternheit betreten, wenn ſie den Vater zu Tiſche rief; als heranwachſendes Mädchen auf der Mutter Geheiß ordnend darin gewaltet. Dieſe traulichen, mit Bildern und

Büchern gezierten Wände hatten nach des Vaters Tod alle Gedanken der erblühten ſinnigen Jungfrau belauſcht, und waren ihrer ſtillen Wünſche, ihrer frommen Gebete Zeugen geweſen; oft hatte ſie ſich im Wachen und im Träumen von der Nähe eines ſeligen Geiſtes umweht gefühlt. So wollte ſie, daß dieſes Zimmer, das manche ihrer Thränen geſehen, ſie auf der Stufe ihres höchſten Glücks noch ein Mal ſehe, ehe ſie ſcheide. Gerührt durch tauſendfache Beweiſe von Liebe und Anhänglichkeit ihrer Freunde und Geſpielinnen, ja ſelbſt von der Dienerſchaft des Hauſes, durch reiche Hochzeitgaben erfreut, von den Pflegältern geſegnet, weinend vor Freude und Wehmuth, betrat Magdalene an Stiegelius Hand das reinliche freundliche Gemach, während in den großen Zimmern der Schwarm der Hochzeitgäſte noch luſtig fortjubelte. Mit zitternder Hand löſ'te ſie aus dem Haar das Kränzlein, von der Bruſt den glänzendenden Goldſchmuck. Da fiel ihr Blick in die kleine Truhe, wo ſie ihr Geſchmeide barg, auf ein Beutelchen von grüner Seide; erfreut nahm ſie es auf und ſprach zu dem Geliebten: „Sieh, mein Johannes, des Meiſter Philippus taliſmaniſches Zeichen! Der Prophet hat wahr geſprochen, ich habe der Minne Glück und Seligkeit gefunden. Nun laſſ' ſehen, ob die Prophezeihung ferner eintrifft und dieſes magiſche Metall uns beiden die verheißne „wunderbarliche große Gunſt zwiſchen Mann und Weib gibt?“

„O mein Herz!“ erwiederte der glückliche Bräutigam, und umfing ſie küſſend: „es ſoll keines Planetenſiegels bedürfen, unſre Liebe zu befeſtigen; unſern Bund hat Gott beſiegelt durch den Mund ſeines Dieners, des würdigen Paſtor Gräfe, und unſre Herzen haben ihn beſiegelt mit dem heiligen Treueſchwur am Altar!“

„Gewiß, gewiß, mein Johannes!“ flüſterte Magdalene bewegt; „doch will ich dieſ's Gepräge als Andenken an den wunderlichen Mann aufbewahren, der in ſeinem Weſen ſo viele Seltſamkeit, ja Rauhigkeit, mit tiefem Wiſſen paarte.“

Nach noch einigen liebevoll gewechſelten Worten ſetzten ſich die jungen Neuvermählten neben einander, Arm in Arm, Hand in Hand, und blickten in ein aufgeſchlagen vor ihnen auf dem Tiſch liegendes Gebetbüchlein, und Stiegelius las mit bewegter Stimme daraus ein Gebet für junge Eheleute;

Magdalene horchte andächtig auf, durchſchauert von frommen Gefühlen. Es war ihr in dieſer hochwichtigen ernſten Stunde, als durchwandle unſichtbar ihres ahnungsvollen Vaters Geiſt das Zimmer und lege ſegnend ſeine Rechte auf ihr ſanft gebeugtes Haupt. Auch ſchien ſich's leiſe geiſterhaft zu regen, und da ſchlug die Mitternachtsſtunde, und unten ſtieß Görg Heilgengeiſt in ſein Wächterhorn und ſang einen erbaulichen Liedervers. Als er geendigt hatte, erklang drauſ- auf dem Vorſaal mit einem Male eine gar feine nud liebliche Muſik von Flöten und Zinken, Violinen und Mandolinen, und aufmerkſam, ſtill erfreut, ohne Worte, aber einander herzig Auge in Auge blickend, lauſchten die Liebenden. Drauf erhob ſich ein Geſang gedämpfter Männerſtimmen in derſelben Weiſe, wie die Inſtrumente die Melodie angegeben hatten, deſſen vernehmlich geſungene Strophen lauteten:

Hie fur, hie fur,
Fur eines frommen Bräutigams Thür!
Mit ſeiner Braut,
Die ihm vertraut,
In Zuchten und in Ehren;
Gott woll' ſie ſegnen und mehren!

Sie beide ſind in Gottes Hand,
In Züchten und in Ehren,
Weil ſie ſich geben in ehlichen Stand
In Züchten und in Ehren;
Gott woll' ſie ſegnen und mehren!

„Das iſt des frommen Dichters Nikolaus Hermann aus Joachimsthal Hochzeitlied," flüſterte Stiegelius.

„Und die Sänger ſind des Ohms Tuchmachergeſellen, muſikkundige und geſangliebende Söhne des Thüringer Waldes," erwiederte Magdalene, und Beide lauſchten weiter. Das Lied klang fort:

Der Adam ſchlief und war allein
In Züchten und in Ehren,
Schuf Gott ein Weib aus ſein'm Gebein
In Züchten und in Ehren;
Gott woll' euch ſegnen und mehren.

Gott gab ſie ihm an ſeine Hand
In Züchten und in Ehren,
Setzt damit ein den Eheſtand
In Züchten und in Ehren;
Gott woll euch ſegnen und mehren.

Drinnen in dem Brautgemach erloſch die Kerze, als der Geſang noch eine Weile fortgedauert hatte; draußen aber klang das Lied zu Ende:

Gott geb' euch beiden ein' gute Nacht
In Zuchten und in Ehren.
Gott woll' euch Frücht' beſcheeren! —

An demſelben zweiten Oſtertag verlobte der Rentmeiſter Balthaſar Wilhelm ſeine Tochter mit Tipontius, doch nicht im Kreiſe zahlreicher Gäſte, ſondern im Stillen. Dieſe jungen Liebenden ſollten noch lange getrennt von einander ſich des einſtigen Glückes würdig machen und erſt noch erſtarken für das Leben, ſeine Forderungen, ſeine Pflichten, ſeine höhern Freuden, wie für ſeine Schmerzen. Salome, die kaum erblühte Jungfrau, wurde dem treuen freundlichen Jüngling verſprochen, und mit ihr ein Himmel voll Seeligkeit; verſprochen, wenn er durch ferneres thätiges Streben nach Kenntniß und Wiſſenſchaft, durch einen makelloſen Wandel, durch Liebe und Treue ihrer würdig bliebe. Solome ſollte der lohnende Kranz ſeiner Laufbahn ſein; dieſen Kranz zu erringen, wurde in ſeine Hand gegeben. Wie freudig fühlte ſich der Jüngling gehoben durch ſolche Verheißung, wie feſt gelobte er unter Dankeszähren in die Hände des Vaters und der Mutter ſeiner Heißgeliebten, ihres Vertrauens ſich würdig zu zeigen und unabläſſig bemüht zu ſein, ſo holden überſchwänglichen Lohn zu verdienen; wie ſtürmiſch liebevoll hob er den Bruder der Verlobten, den Knaben Anshelm, an ſeine Bruſt, und verſprach, ihm einſt Lehrer und Führer zu werden; wie begeiſtert zog er das verſchämte Mädchen endlich an ſein Herz und küßte ihr den Kuß der Treue, während die Ältern ſie ſegneten. Dieſe ſtille Feierſtunde trug auf ihren Schwingen viele heiße Wünſche, frohe Hoffnungen und fromme Gelübde mit hinweg und hallte in dem Leben dieſer reinen guten Menſchen als harmoniſcher Akkord noch lange, lange nach. — —

Der Fürſtentag war vorüber; der Tag der Wahrheit, der Glaubensfreiheit, deſſen morgenrothe Fackel Luther trug, war angebrochen. Ein ſchöner Tag, doch nicht frei von zürnenden Wetterſchlägen, Wolkendunkel und brauſenden Stürmen! Auch Gewitter ſind erhaben, und auch Blitze ſind flammende Boten des Herrn. Die

Saaten wachſen langſam; aber ſie ſtehen friſch, grün und kräftig, damit der Frühling länger daure, und ſelbſt nach wilden Stürmen ſtehen ſie im Schmuck mit verjüngten Reizen. Wohl gab es zürnende Eiferer, die gern ihre Ohnmacht in lodernde Blitze und ihren Haß in zerſtörende Hagelwolken verwandelt hätten, um die junge Saat des evangeliſchen Glaubens zu vernichten; die gern den lichtgrünen Frühling wieder eingehüllt hätten in des langen Wahns feſſelnde Eisdecke, damit eingeſchneit und eingeſchleiert das hohe Götterbild der Freiheit ſtehe, und die nach ihm Suchenden weder Spuren noch Pfade zu ihm und von ihm fänden; Menſchen, die den völkerbeglückenden Meſſias der Wahrheit in ein mit ſieben Siegeln verſchloſſenes Felſengrab betteten, um als ſchläfrige Hüter des begrabenen Hortes noch durch Jahrhunderte fortzuträumen, — aber auch dieſer Heiland fand ſeinen Auferſtehungsmorgen, die Reformation war der zweite Oſtertag des Chriſtenglaubens. Und auch dieſer Heiland mußte einen Kampf kämpfen mit Tod und Teufel; der Tod war die in Sünden und Laſtern abgeſtorbene faule Frucht des Pfaffenthums, welches die

Menſchheit vergiftete und den Glauben nach eigenwilligen Normen modelte, und mit Ablaß ſchacherte, und mit Blend- und Gaukelwerken einen ſcheuslichen Baalsdienſt übte; und der Teufel war die Papſttyrannei, dieſe auf die Tafel der Geſchichte von Dämonenhand hingezeichnete Fratze, welche, die Menſchheit und das Chriſtenthum verhöhnend, jenem Baphomet glich, vor dem ſich gotteslaſteriſche Tempeldiener anbetend und in tiefer Demuth beugten. — —

Immer noch zeigen die Bewohner Schmalkaldens dem Fremden jene Häuſer wie heiliggehaltene Erinnerungen, in denen die Fürſten und Stände des Bundes **tagten**, und wie oft auch das einſt von dem heſſichen Rentmeiſter Balthaſar Wilhelm bewohnte Haus dicht unter dem Schloßberg ſeine Beſitzer im Lauf von drei Jahrhunderten gewechſelt hat, ſo zeigt noch heute an ihm ein weißer Schwan, daneben Luther's Wappenſchild mit Kreuz, Herz und Roſe, und Melanchton's ſymboliſches Sigill (die eherne Schlange Moſis) die Stätte, wo der lichtvolle ſtarke Glaubenskämpfer ſtritt und — litt, und eine Lapidarſchrift kündigt dieſe Wohnung als „Verſammlungsort der evangeliſchen Stände und Theologen bei Verfertigung der Schmalkalder Artikel Anno 1537“ noch den ſpäten Enkeln an. Manches Alterthümliche aus jener Zeit verwiſchte die Hand dieſer drei Jahrhunderte; aber acht auf Glas gemalte Fürſtenbildniſſe und Wappen, welche die Zimmer ſchmücken, in denen Luther wohnte, erinnern noch lebhaft an die Tage des Glanzes und der Eintracht. Am Haus aufrecht ſteht ein ſteinerner Löwe, der das heſſiſche Wappen hält. Ein alter Stein, ob ſpäter zufällig oder abſichtlich an dieſes Haus geſtellt, mag wohl ſchon in manchem ſinnigen Wandrer den Gedanken erweckt haben, welchen mächtigen Schildhalter der evangeliſche Glaube in den ſturmvollen Tagen ſeiner Entwickelung und Verbreitung an dem herrlichen Heſſenfürſten Philippus Magnanimus hatte. Auch dieſer war ein Löwe, der dem Sturm trotzte, und den Schwan ſchätzte und ſchützte, und auch in trüben Tagen, in Kerkernächten, unter unwürdigen Mißhandlungen unedler Feinde dem auf ſeinen Münzen verewigten Spruch treu blieb:

„Beſſer Land und Leut verloren,
Als einen falſchen Eid geſchworen.“

Ein ſolcher Fürſt konnte freudigen Muthes und getroſten Herzens (auch an einem zweiten Oſterfeiertag) dem Auferſtehungsmorgen im Jenſeits zueilen und die großen vorangegangenen befreundeten Geiſter geläutert und erdenſchlackenfrei begrüßen.

Müſſen wir nun durch den Hinblick auf eine großartige Vergangenheit, auf eine Fürſtenverſammlung voll tiefer hiſtoriſcher Bedeutung uns ſagen: jene Zeit war ſchön, jene Männer waren treu, jene Fürſten edel; ſie wollten, ſelbſtſüchtigem Wünſchen fern, Wahrheit und freien Glauben, ſie wollten das Glück ihrer Völker, — und lenkt ſich aus jener Zeitenferne der Blick auf unſre Gegenwart zurück, dann dürfen wir uns ja wohl hoffend und vertrauend ſagen: auch unſre Fürſten, darunter manche Abkömmlinge jener Glaubens- und Wahrheitsſtreiter, wollen das Glück ihrer Völker, und wenn ſie ſich mit einander, wie dort, perſönlich oder durch Abgeſandte berathen, wird wohl vor dem König aller Könige, dem Herrn aller Herrn das flammende Gebet ganzer Nationen Erhörung finden, daß aus jedem deutſchen Fürſtentag mehr und mehr für Deutſchland der große heilige Oſtermorgen eines ſchönen Völkertags aufglühn und ungetrübt fortſtrahlen möge.

* * *

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

In demſelben Verlage ſind folgende

empfehlenswerthe Schriften

erſchienen

und um beigeſetzte Preiſe durch alle ſolide Buchhandlungen zu beziehen.

Nänny, J. C., Gedichte. Rthlr. 1. 6 gr. fl. 2.

Der Name des Herrn Nänny iſt den Freunden der Dichtkunſt aus Taſchenbüchern und Zeitſchriften ein erfreulicher Klang geworden, der immer irgend ein aus der Tiefe der Gemüths- und Phantaſiewelt geſchöpftes Product ankündigt. Vorzüglich aber ſind es heitre, liebliche Melodieen, die irgend eine gefühlvolle Anſchauung, eine poetiſche Erkenntniß des Lebens und der Natur enthalten, welche der Muſe des Herrn Nänny gelingen. Sie iſt ein reiches Kind, aber ihr Reichthum beſteht in Blumen und dieſe ſind wiederum einfache Blumen der Wieſe, traulich dem Herzen, wie dem Vaterlande, ein ſinniger Strauß für ſinnige Freunde der Poeſie.

Oefele, Freiherr von, Bilder aus Italien. 2 Bände. Geh. Rthlr. 2. 20 gr. fl. 4. 48 kr.

Wir dürfen dieſe Bilder, hauptſächlich der Wahrheit und Lebensfriſche wegen, die ſie karakteriſiren, empfehlen. Es ſind Erfahrungen, die der Verfaſſer unter dem reizenden Himmelsſtriche Heſperiens geſammelt, es ſind ſeine oft höchſt eigenthümliche Anſichten, in denen uns ſo Vieles ſchon vielfach Beſprochene wiederum neu erſcheint, es ſind Ergebniſſe heitrer und romantiſcher Natur, welche hier in kecken Zügen, in warmen Localfarben zu Gemälden vereinigt werden, die den Beſchauer anziehn, belehren und ergötzen. Offen und einfach, wie Yorick, erzählt der Verfaſſer, unabſichtlich zur Hauptfigur ſeiner Bilder werdend, in deren Weſen ſich die Menſchlichkeit mit ihren tauſendfachen Schattirungen ſpiegelt.

Platen, Graf von, Geſchichten des Königreichs Neapel von 1414 bis 1443. Rthlr. 1. 16 gr. fl. 2. 48 kr.

— — die Liga von Cambrai. Geſchichtliches Drama in 3 Akten. geh. 12 gr. 54 kr.

Rückert, Fr., Nal und Damajanti. Eine indiſche Geſchichte. Rthlr. 1. 18 gr. fl. 2. 48 kr.

Das Publikum erhält hier eine, von dem rühmlich bekannten Dichter Rückert, mit aller ihm in ſo ſeltenem Grade eigenen Sprachfertigkeit und Reimfülle übertragene indiſche Dichtung, bei der aber alles Fremdartige, ohne Studium der indiſchen Poeſie Unverſtändliche, vermieden iſt, ſo daß ſie als eine ſinnige Liebeserzählung erſcheint, über welche ſich nur ein leiſer fremdartiger, aber lieblichſüßer Duft ausbreitet und ſie umweht. Das Mythologiſche, völlig verſtändlich, erſcheint in der Figur, welche am bedeutendſten eingreift, nur als Allegorie des böſen Gelüſtens, welches in unſrer Bruſt wohnt. Liebe, in bezaubernder Schilderung, ihre Leiden und Treue bilden den Inhalt des Büchleins, und wem Sinn fur wahre Poeſie einwohnt, wird an dieſer Dichtung, und wem Sinn für Sprachſchönheit und Ausdruck einwohnt, wird an Rückert's Verſen ein Vergnügen genießen, wie es ſelten geboten wird.

Shakespeare, William, The Plays. Vol. I. Containing: *The Merchant of Venice.* 12. geh. 8 gr. 36 kr.

— — Vol. II. Containing: King *Lear.* 12. geh. 8 gr. 36 kr.

— — Vol. III. Containing: *Hamlet,* Prince of Denmark. 12. geh. 8 gr. 36 kr.

Starkloff, L., Erzählungen. Rthlr. 1. 16 gr. fl. 2. 48 kr.

Storch, L., die Intrigue. Eine Novelle in 2 Theilen. Zweite verbeſſerte Auflage. Rthlr. 1. 18 gr. fl. 3.

— — die Beguine. Hiſtoriſcher Roman aus der Mitte des 14. Jahrhunderts. 3 Theile. Rthlr. 4. 20 gr. fl. 8. 24 kr.

— — Malers Traum. Novelle. Rthlr. 1. 16 gr. fl. 3.

Zschokke's popular history of Switzerland. From the German: — with the author's subsequent alterations of the original Work by W. Howard Howe. Cart. 12. Rthlr. 1. 18 gr. fl. 3.

Berichtigungen.

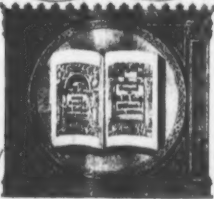
Im erſten Theil.

Seite	21.	Zeile	1	v. u.	lies	des.
„	28.	„	3	v. u.	„	Kunkel.
„	31.	„	3	v. o.	„	ich.
„	52.	„	8	v. u.	„	Heroen.
„	85.	„	12	v. u.	„	ſeid.
„	90.	„	4	v. u.	„	Parade.
„	95.	„	5	v. o.	„	Korvinus.
„	95.	„	9	v. o.	„	Mithobius.
„	107.	„	2	v. o.	„	Arkeleiknechten.
„	136.	„	3	v. o.	„	ſeinen Wirthen.
„	137.	„	6	v. u.	„	reperiemus.
„	144.	„	6	v. u.	„	Vacha.
„	145.	„	6	v. o.	„	gültige.
„	150.	„	12	v. o.	„	Lonizer.
„	156.	„	11	v. o.	„	dieſelbe.
„	249.	„	9	v. o.	„	kußt.

Im zweiten Theil.

Seite	10.	Zeile	7	v. u.	lies	dieſen Vortrag.
„	41.	„	10	v. o.	„	geſchehen.
„	68.	„	3	v. u.	„	leuchtete.
„	75.	„	3	v. o.	„	beiſammen.
„	77.	„	6	v. u.	„	Aechtheit.
„	77.	„	4	v. u.	„	Schlangengeſtalt.
„	105.	„	3	v. o.	„	ſeinem.
„	107.	„	10	v. o.	„	aber.
„	124.	„	1	v. u.	„	es ſt. iſt.
„	145.	„	1	v. u.	„	angeſchrieen.
„	239.	„	10	v. o.	„	wo moglich.

LUTHER.



Ein Gedicht

von

Ludwig Bechstein.

FRANKFURT a/M. 1834.

Verlag von J. D. Sauerländer.

Prolog.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

„Warum nur wieder ſingen
Was andre ſchon beſungen?
Hoff'ſt Sänger, du Gelingen
Und Beifall wiederholten Huldigungen?
Warum hinan zu hohen Kränzen reichen,
Warum mit ſchwachen Kräften
Erheben Namen, groß und ſonder Gleichen?“

Drauf darf der Sänger ſprechen:
Saht ihr nicht oftermalen
Hervor den Morgen brechen,
Und Berg und Thale roſig überſtrahlen?
Und grüßt ihr nun den goldnen Morgen nimmer,
Der einmal euch erfreute?
Iſt tod für euch fortan ſein Roſenſchimmer?

Der Sänger kann erwiedern:
Habt ihr es nie vernommen,
Wie von viel tauſend Liedern
Der Lenz geprieſen ward, wann er gekommen?
Stets grüßt ihn ſo dieß liederreiche Lieben,
Die Fülle der Geſänge,
Und immer iſt's der ſchöne Lenz geblieben.

Warum nun den nicht feiern
Der morgenhell erſchienen?
Kein neues Lied dem Theuern?
Sollt' er nicht ew'ger Lieder Klang verdienen,
Der einen Freiheitfrühling einſt erweckte,
Und mit der Wahrheitfackel
Die Nacht vertrieb, die Welt und Völker deckte? —

Du, der auch mich befreite!
Du reiner Stern der Wahrheit!
Sehnſücht'ge Arme breite
Nach Dir ich aus, nach deiner Himmelsklarheit.
Du, der mich ganz erfüllt, du mein Gedanke,
Mein Hoherprieſter, leite
Auf deiner Bahn mich, daß ich nimmer wanke!

Gar wunderbar ergoſſen
Fühlt' ich von deinem Lichte
In mich den Strom gefloſſen,
Der aber ward zum preiſenden Gedichte.
Mich hieß dein Geiſt, als freudigen Bekenner
Des Worts, das du erſtritten,
Dich rühmen laut und frei, du Mann der Männer!

Oft droht ſich wolkentrübe
Der Tag der Zeit zu neigen,
Da ſoll urkräft'ge Liebe
Der Welt aufs Neu den Wahrheitſpiegel zeigen,
Daß jene zittern, die Verfinſtrung brütend
Uns Ketten ſchmieden wollen,
In eignen Ketten knirrſchen müſſen wüthend.

So ſei mein Lied ein Spiegel,
Darin ihr den erſchauet
Der uns gelöſt die Siegel
Vom Heiligthum, und eine Burg erbauet,
Die nimmer wird im Sturm der Zeit veralten,
Wenn wir nur ſelbſt treueinig
Dem Herrn vertraun, und feſt zuſammenhalten.

* * *

Luther.

Der Genius.

I.

Von Feuergeiſtern klingen alte Mähren,
Daß ſie unſterblichen Geſchlechtes, wonnig
In Flammen baden ihres Leibes Schöne;
Daß ihre Blicke leuchten hell und ſonnig,
Die ſich im Schaun des Herrn der Welt verklären,
Die Sphärendonnermelodie umtöne;
Das ſind des *Lichtes* Söhne,
Die Auserwählten, die von Gott Gebornen,
Die zu der armen Menſchheit niederſendet
Mit hoher Vaterluſt der Allbeglücker.
Sie ſchweben erdwärts, retten die Verlornen,
Und ihrer Cherubſchwerter Blitzen blendet
Der Menſchheit und der Freiheit Unterdrücker. –

2.

Der Himmel hält, der uraltwunderbare,
Den Erdenball in liebender Umarmung,
Gleich einer Mutter, die ihr Kind umfangen.
So wollt' es ja der Vater der Erbarmung,
Als Erd' und Himmel ſchuf der Ewigwahre.
Und noch iſt Gottes Segnung nicht vergangen,
Mit ſeinen Strahlenwangen
Neigt ſich der Himmel zu der Erde nieder,
Wenn Tagesglanz ſie wonnereich umblühet,
Läßt ſie vom ewgen Lebensthau befeuchten.
Und ſchließt die Nacht des Kindes Augenlieder,
Läßt er ob ihm, wenn Abendroth verglühet,
Die Sternenaugen ſeiner Liebe leuchten.

3.

In dunkeln Nächten, wenn der treue Wächter
Den blauen Mantel um ſein Kind geſchlungen,
Das ruhig ſchlummert in ſo ſichrer Hülle,
Und wenn zu Ruh und Träumen eingeſungen
Der Menſchen ewigkämpfende Geſchlechter,
Und rings erhabnes Schweigen herrſcht und Stille,
Da ſcheint oft Lichtesfülle
Sich loszuringen von den Sternen droben,
Auf Blitzesflügeln flattern Strahlenpfeile
Herab zur Erde, goldne Rieſenfunken.
Sind's heiße Flammengrüße, die von oben
Der Himmel ſchickt? Sind's Thränen? Sternentheile?
Ach, Keiner weiß es, wo ſie hingeſunken.

4.

Wie, wenn die Flammen, die ſo leuchtend ſprühen,
Nun Boten Gottes wären? Feuergeiſter?
Apoſtel ſeiner Weisheit und Propheten,
Die auserkoren von dem Weltenmeiſter
In Menſchenbruſt zu lodern und zu glühen,
Dann vor die ganze Menſchheit hinzutreten,
Manch ernſtes Wort zu reden,
Zu deuten ihr die dunkeln Bibelbilder,
Die Zeit und Schickſal ſchreiben, oft mit Blute,
Aus der Verdumpfung Kerkern ſie zu retten,
Sei's durch das Wort der Sühne, ſei's mit wilder
Entflammung, mit des Gotteszornes Ruthe,
Und zu zerſprengen alte Sklavenketten? — —

5.

Ein Feuergeiſt iſt einſt herabgeflogen,
Dreihundert Jahre ſind es nun und drüber,
Aus Himmelsräumen ſchwang er ſich beflügelt.
Ernſt ſchritten die Jahrhunderte vorüber;
Noch ward der Genius uns nicht entzogen,
Der niederriß, was Wahn und Trug erklügelt.
Er hat ein Buch entſiegelt,
Das grauſam ward der Menſchheit vorenthalten,
Darinnen Troſt und Heil, und Licht und Leben,
Das Prieſterwillkühr hielt als Schatz verwahret.
Er gab es Allen, ob die Prieſter ſchalten;
Es war das Buch des Lebens, gottgegeben,
Das Buch, darin der Herr ſich offenbaret.

6.

Vom Salamander geht die Wunderſage,
Daß er, geworfen in die Glut lebendig,
Den Tod nicht finde, doch die Glut ertödte,
Gleich edlem Gold im Feuer ſelbſt beſtändig,
Nicht vor dem Tod, nicht vor den Flammen zage.
Vom Phönix aber, daß er ſterbend flöte,
Bevor zur Morgenröthe
Verjüngt empor er ſchwingt ſein Goldgefieder,
Sich badend in des Urlichts heilger Lohe,
Wenn er im Flammentodte ward gereinigt.
Wie ſelig jubeln ſolche Feierlieder!
So ſtirbt der Schwan und ſingt, der Todtesfrohe,
Singend den Schmerz beſiegend, der ihn peinigt.

7.

Ein Phönix mußte Flammenqual erleiden,
Gepeinigt von den Feinden jeden Lichtes,
Da hat er ein Prophetenwort geſungen,
Das rollte wie die Donner des Gerichtes
Vom Munde des Verkünders im Verſcheiden,
Und iſt durch ein Jahrhundert fortgeklungen,
Iſt himmelan gedrungen,
Und hat von Gott Erfüllung kühn gefodert.
Da rauſcht ein Jubel, wie von Freiheitliedern,
Es hat der Herr den Genius erkoren,
Ein Stern entbrennt — die Wahrheitfackel lodert,
Der Feuergeiſt ſagt Lebewohl den Brüdern —
Auf Erden aber ward ein Schwan geboren.

8.

Der Genius, der Geiſt, der Menſch geworden,
Der Herrliche, von Himmelskraft Erfüllte,
Trat in die Welt, ein gottgeſandter Bote,
Die Finſterniß und Nachtgraun überhüllte,
Daraus ſich Hände ſtreckten, ihn zu morden;
Doch ob ihn wild des Abgrunds Macht bedrohte,
Er bot die Stirn dem Todte.
Ein Salamander ging er in die Gluthen,
Die Flammen löſchend mit dem Quell des Lebens,
Und unerſchüttert von dem droh'nden Toben.
Ob ihn der Nacht Verfolgungen umfluthen,
Ihr finſtrer Groll blieb fruchtlos und vergebens,
Und groß beſtand er ſeine Feuerproben.

9.

Das aber iſt der Schutzbrief alles Großen,
Den Gott der Herr ihm ausſtellt eigenhändig,
Und treu beſiegelt mit der Wahrheit Stempel:
Es kann nicht ſterben, ewig bleibt's lebendig;
Nicht ſinken kann es zu dem Weſenloſen.
Es ſtrahlet in des Nachruhms Sonnentempel,
Ein leuchtendes Exempel.
Ob Wolken dicht das Sonnenbild umſchleiern,
Ob Wuth und Hohn danach die Pfeile richte,
Die zornig von des Haſſes Bogen ſchnellen —
Klug weiß das Schiff mit goldnem Hort zu ſteuern,
Die heilge Weltumſeglerin Geſchichte,
Durch aller Zeiten ſturmempörte Wellen.

10.

Der Herr der Welten ruft zu Lohn und Wonnen
Zurück die Boten, die ſein Werk vollbrachten.
Geiſt bleibt der Geiſt, zum Staube wird die Hülle;
Das Erdenauge muß der Tod umnachten,
Das Himmelsauge trinkt am Strahlenbronnen
Der ewgen Lieb' Entzückung, Wonnefülle;
Und Gottes Gnadenwille
Erhebt ſie hoch, die treubewährten Diener,
Die Wächter eines uraltheilgen Hortes,
Mit ewgen Kronen ſchmückt er die Geweihten.
Du Genius, du Gottverklärter, Kühner,
Der feurig ſchwang das Flammenſchwert des Wortes,
Du ſtrahlſt als Wahrheitlichtbild allen Zeiten! —

◆

Die Zeit.

I.

Du Herrſcherin auf urgranitnem Throne,
Gottgleiche, ewigalte, unſichtbare,
Noch unbegriffen und noch unbeſchrieben,
Sprich, graue Rune, wieviel reihſt du Jahre,
Jahrtauſende wieviel um deine Krone?
All' deine Kinder, wo ſind ſie geblieben?
Zeit, rede, kannſt du lieben?
Du kannſt nicht lieben, wenn du dieſes thäteſt,
Dann wärſt du Gott, du Mutter aller Thaten;
Sein Amt heißt ſchaffen, deines heißt vernichten.
Gott ließ die Ähren reifen, die du mähteſt;
Aus Gottes Händen rollen Weltenſaaten,
Aus deinen Händen rollen Weltgeſchichten.

2.

Fragt ihr die Zeit? Sie kann nicht Antwort geben,
Die Vielberedte ſchweigt auf manche Fragen;
Sie iſt ein Buch, davon Gott der Verfaſſer.
Zwar liegt es offen vor uns aufgeſchlagen,
Doch wenn wir ſeine Schrift zu leſen ſtreben,
Trübt oft die Augen herbes Zährenwaſſer,
Die Züge werden blaſſer.
Und Menſchen gab es auch in allen Zeiten,
Die grauſam mit ſelbſtſuchterfülltem Herzen
Das Buch der Wahrheit zu verdunkeln ſuchten,
Und ſuchten Wahn und Irrthum zu verbreiten;
Ja, von der Gottheit Hochaltar die Kerzen
Mit frechen Händen raubten die Verruchten.

3.

Da wurden Lügenſchleier dicht gewoben,
Und Netze gottverhaßten Trugs geſponnen,
Und Ketten raſender Verblendung klirrten.
Argliſtge Mährlein wurden ausgeſonnen,
Bis alle Funken von dem Licht zerſtoben,
Bis übern Erdball Nachtdämonen ſchwirrten.
Den Heerden wie den Hirten
War Krieg gekündet von der Wölfe Meute,
Wenn ſie nicht knieten vor dem Herrſcherſitze
Darauf das Thier mit ſieben Häuptern thronte,
Dem Kronen eine vielwillkommne Beute,
Das ſich bewaffnet mit des Bannes Blitze,
Und in der Engelburg — ein Dämon — wohnte.

4.

Nach Rom, nach Rom zu großen Jubeljahren,
Zum Markt der Gnade ſieht man Völker wallen,
Und hört die Zungen aller Nationen.
Dort giebt es Ablaß von den Sünden allen,
Dort drängen ſich die wahnbethörten Schaaren,
Und ihre Hirten ſteigen von den Thronen,
Und neigen ihre Kronen,
Und bringen hergetragen ihre Schätze,
Denn ſonder Spenden iſt kein Heil zu löſen,
Und kaufen hohen Preißes die Verſöhnung.
Entwürdigt werden göttliche Geſetze;
Zu reinen Menſchen ſtempelt Gold die Böſen;
Dem Heilgen wird fluchwürdige Verhöhnung.

5.

Groß iſt die Langmuth Gottes, faſt unendlich!
Zu fragen iſt, warum ſein Zürnen ausbleibt?
Warum ein Heiland nicht zum Tempel ſchreitet,
Der zornesvoll die Wechslerſchaar hinaustreibt,
Die mit dem Himmel wuchert frech und ſchändlich,
Die Wahn und Geiſtesfinſterniß verbreitet,
Die gegen Wahrheit ſtreitet,
Dem Engel gleich, den Michaels Schwerteslohn
Hinab zum tiefſten Höllenabgrund flammte —
Wo bleibt die Strafe für die Tempelſchänder?
Hüllt ſich in Nachtgewölke ganz der hohe
Siegreiche Seraph? Säumt in ſeinem Amte?
Wann wird die Wahrheit frei für alle Länder? —

6.

Die Völker ſeufzten unter ſchweren Ketten,
Auf ihnen lag ein laſtendes Gebirge,
Das alles Leben zu zermalmen drohte:
Der grauſame Tyrannendruck der Kirche.
Und keine Hand erhob ſich, hier zu retten,
Das freie Wort bekämpfte der Deſpote;
Huß — ging zum Feuertode.
Es mußten blutge Morgenröthen ſcheinen,
Der Tod durchzog die Welt, ein finſtrer Scherge;
Es mußten Länder zucken, Berge wanken,
Es mußten Völker knirſchen, bluten, weinen,
Bis Leben vordrang aus der Nacht der Särge,
Und Typhons Drachenhäupter zitternd ſanken.

7.

Schwer war die Zeit — die ſchwachen Schwingen ruhten,
Der Umkehr ihre Stundengläſer harrten,
Der Sand verrann; es war ihr Puls in Spannung
Der Unſinn ſchwang phantaſtiſche Standarten.
Die Böſen triumphirten über Guten,
Den Kühnen drohte Bannſtrahl und Verbannung,
Und jeder Kraft — Entmannung.
Des Dunkels fröhlich, das die Welt umfangen,
Saß Pfaffenliſt, vom Völkermark ſich nährend,
Gleich Kröten, die der Grotten Thau befeuchtet.
Und als das Licht nun endlich aufgegangen,
Die Nacht verſcheuchend und die Welt verklärend,
Begrüßt ihr Fluch den Stern, der herrlich leuchtet.

8.

Doch ſtrahle, ſtrahle nur, du Stern des Lichtes!
Entzünde deine heilgen Morgenroſen,
Erwecke, was erwachen will, zum Leben!
Ob auch die Wetter grollen, donnern, toſen,
Ob auch geblendet, bleichen Angeſichtes,
Die Freunde der Verfinſtrung zittern, beben,
Dich zu vernichten ſtreben.
Zum Himmelsdom reicht nicht der Arm der Schwachen;
Sie können Sterne nicht herunter ziehen,
Sonſt wäre nimmer Licht auf Erden worden;
Sonſt würde nie auf Nacht ein Tag erwachen,
Sonſt rauſchten nimmer Siegesmelodien
Den Freiheitgruß von Süden bis zum Norden!

9

Licht aller Welt und Freiheit allen Landen!
Tag allen Völkern! Ordnung, Recht und Friede!
Das iſt der Bibelſpruch der neuen Aera.
In Ketten knirrſcht der Knechtung Eumenide,
Für Licht und Freiheit iſt der Herr erſtanden!
Freiheit iſt keine trügliche Chimäre,
Als jungfräuliche Hera
Steht ſie voll Stolzes, wie voll Götterwürde,
Dem Gott vermählt, der über Wolken thronet;
Und wie Gott ſelbſt in ewger Freiheit waltet,
Soll auch der Menſchheit keine Sklavenbürde
Den Himmel trüben, der auf Erden wohnet,
Wenn aus dem Dunkel ſich das Licht entfaltet.

10.

Licht! Wahrheit! Phönix der aus Gluth geboren,
Den Himmelsflug gleich Sonnenadlern ſchwebet,
Und ſich in Urlichtſtrahlenmeeren badet,
Du küßteſt ihn, den unſer Lied erhebet,
Du haſt ihn zum Prometheus auserkoren!
Durch deine Weihe ſtand er hochbegnadet,
In Stürmen unbeſchadet.
Licht! Freiheitquell! Urflamme, gottentzündet,
Du biſt der Menſchenwelt zum Heil gegeben,
Und biſt der Liebe gleich, der Lebensmutter!
Dich hat für uns erkämpft, dich hat verkündet,
Dich rief aus Gräbernächten in das Leben
Frei, ſtandhaft, unerſchrocken unſer Luther! —

Möhra.

I.

Ein Wandrer ſchreitet aus des Waldes Schatten,
Von Norden kommt er und nach Süden blickt er,
Ernſt weilend an Thüringens Scheidemarke.
Dort ruht ein Dorf — das grüßt er, ein Entzückter,
Weil längſt erſehnt es ſeine Blicke hatten.
„Hier ſollſt du raſten, meine Lebensbarke,
Hier raſtete der Starke,
Zu deſſen Preis mein Saitenſpiel ertönet!
Hier iſt ein Ort, gar würdig der Betrachtung,
Geheiligt durch Erinnrung alter Kunden,
Die treuer Wahrheit edler Reiz verſchönet.
Möhra, dich nennt der Wanderer mit Achtung,
Du wurdeſt würdig hohen Glücks erfunden.“

2.

Der niedern Hütte naht das Glück ſich gerne,
Vorübergehend an Palaſt und Thronen,
Und trägt hinein des Völkerſegens Samen,
Zum Heil der Welt, zum Heil der Nationen.
Und aus den Hütten ziehen Rieſenſterne,
Und aus den Hütten wandeln große Namen,
Die gottgeſendet kamen.
Denkt ihr des Knaben, den zum Nilgeſtade
Die Woge ſchaukelnd trug in ſanfte Hände,
Daß aus der Knechtſchaft er ſein Volk erlöſe?
Denkt ihr des Knaben, den des Vaters Gnade
In Nazareth erweckt, daß er ihn ſende,
Der Knechtgeſtaltung trug mit Göttergröße? —

3.

Der Wandrer geht nach einem ſtillen Hafen,
Und weilt und ſinnt, gedankenübermächtigt,
Und Namen ſucht er auf bemoosten Steinen,
Und fühlt ſich ernſt zum ernſten Werk berechtigt.
Hier iſt der Friedhof, wo die Luther ſchlafen,
Hier iſt ein Ort zu friedlichen Vereinen.
Es kamen, hier zu weinen
Der müden Pilger viele, hier zu ruhen.
Auch viele Wandrer kommen, hier zu ſchauen
Die Stätte, die aus alter Zeit vorhanden.
Doch ſucht ihr Leben in den Todtentruhen?
Sucht ihr den Geiſt auf in der Gräber Grauen?
Er iſt nicht hier, der glorreich Auferſtandne!

4.

Was deuten jene Hügel dort, die ragend
Verſtreuet auf des Raſens grünem Teppig,
Gleich Rieſengräbern dunkel ſich erheben?
Um jene Hügel grünt Erinnrungseppich,
Und kann dem Wandrer, der ſich nahet fragend,
Von nun erſtorbnem, früher regem Leben
Beredte Kunde geben.
Von Thätigkeit im dunkeln Erdenſchooße
Sind noch die grauen alten Steine Zeugen,
Wie die verfallnen, eingeſunknen Schachten.
Aus ſchwarzen Tiefen ſtieg — die weiße Roſe;
Das Bergwerk ward verlaſſen, ruht im Schweigen,
Doch magſt du wohl die Hügel ernſt betrachten.

5.

Ein frommer Bergmann ſaß vor Ort, umflimmert
Von ſeines Grubenlichtes matter Helle;
Raſtlos ſchlägt ins Geſtein der wackre Heuer,
Voll Luſt ausbeutend eine reiche Stelle,
Der Schiefer bricht, die Kupferader ſchimmert;
Da ſchwebt der Berggeiſt her im blauen Feuer,
Und ruft: „Glück auf, du Treuer!“
— Von ſeinen Worten ward der Schacht erſchüttert —
„Du biſt erkoren, Gold zu Tag zu ſchürfen,
Drum wende dich von hier nach andern Landen!“
Die Lohe ſchwindet und der Bergmann zittert,
Sollt' er auf ſolchen Ruf vertrauen dürfen?
Er wußte kaum, ob er den Geiſt verſtanden. —

6.

Mit ſeinem Weibe ſtand der Bergmann ſcheidend
An Möhra's Markſtein, tragend kleine Habe;
Noch einmal grüßten ſie die Heimathauen,
Dann ſchritten beide fort am Wanderſtabe,
Für immer die geliebten Fluren meidend.
Der Bergmann wollt' in andern Schachten bauen,
Und ſchied voll Gottvertrauen. —
Es war ein Stern in dich herabgeſunken,
O Möhra, ſo beglückt und ſo verlaſſen,
Du haſt ein Recht zu jubeln, wie zu klagen.
Der arme Bergmann iſt davon gezogen
Im fremden Land vielleicht das Glück zu faſſen,
Dir — ward dein Stern im Mutterſchoos enttragen.

Mitternacht.

1.

Wenn trüb und ſchwer auf Völkern und Geſchlechten
Verfinſtrung mit Dämonenflügeln laſtet,
Und bahnenlos die Menſchheit geht im Irren,
Wenn Gottes ewge Sonne zögernd raſtet,
Und Spielraum läßt verderblich dunkeln Mächten,
Daß ſie die Welt mit regem Flug durchſchwirren,
Und ſuchen zu verwirren:
Dann weckt der Vater ſeine Lichtesboten,
Die lodern auf, wie Meteoresglühen,
Und reiner Glanz entſtrömt den Sternengleichen,
Die flammen in das Reich der Lebendtodten,
Und ringen heftig, bis nach Kampf und Mühen
Siegreicher Tag ſtrahlt und die Schatten weichen.

2.

Nacht war es einſt, als Engel jubelnd riefen:
„Ehre ſei Gott und Frieden auf der Erde,
Und allen Menſchenkindern Wohlgefallen.“
Spricht Gottes Vatermund ein zweites „Werde!?“
Der Himmel Glanz erfüllet Höh'n und Tiefen,
Und eines Seraphs Zuruf tönet Allen —
Nach Bethlehem zu wallen.
Dort war ein Stern holdſelig aufgegangen,
Manch heiligen Prophetenworts Bewährung,
Vor dem die dunkeln Geiſter ſich verloren.
Die arme Hütte ſtand im reichen Prangen,
Um eine Krippe leuchtete Verklärung,
Das Wort ward Fleiſch — der Heiland war geboren. —

3.

Tief Mitternacht war's, Sternenſchimmer glänzte,
Und Herbſtorkane peitſchten die Gefilde,
Erſtorben war das Leben auf den Fluren.
Am Himmel bei des Löwen Sternenbilde
Stand Jovis großer Stern, der Lichtumkränzte;
Und ſeitwärts, nach der Milchbahn Silberſpuren,
Erglühn die Dioskuren.
Da ward ein Leben wach durch Gottes Gnade,
Ein Stern ging auf, der herrlich ſtrahlen ſollte,
Wie ſehr des Dunkels Freunde ihn verdammen
Er fand den Bruderſtern auf ſeinem Pfade,
Und ob der Löwe ſie verſchlingen wollte,
Sie ſtrahlten fort in brüderlichen Flammen.

4.

Tief Mitternacht war's an der Zeit! — Es gleichet
Der Zeiten Umſchwung einem Rieſengloben
Drauf Nacht und Helle wechſeln nach Geſetzen
Die, Gott verzeichnet hat im Himmel droben,
Die nie der Blick des Sterblichen erreichet,
Sie nie durchforſcht, ſie nimmer kann verletzen,
Trotz klügelnden Geſchwätzen.
Der Sternenrichter hält die Weltenwage,
Und Völker legt er in der Prüfung Schalen,
Und Königreiche dienen zu Gewichten.
Schon manches ſchläft im dunkeln Sarkophage
Vergeſſenheit, verwirkte Schuld zu zahlen;
Der Richter kann erwecken, wie vernichten.

5.

Geburt und Tod ſind einer Mutter Kinder,
Und ſind ſich näher als die Menſchen meinen,
Sind Schweſterpforten an dem Haus des Lebens,
Sind Sternen gleich mit ſteten Gegenſcheinen,
Sind Trauerboten und ſind Heilverkünder,
Erſehnt bald von dem Flehen heißen Strebens,
Bald weggewünſcht vergebens.
Ein Kind der Ohnmacht iſt der Erdgeborne,
Wenn er dem Schoos der Mutter ſich entwindet,
Ein Samenkorn der künftgen Todtesärnte;
Und eins nur weiß gewiß der Schmerzerkorne;
Daß einen Mutterſchoos er wiederfindet,
Wie weit er von der Heimath ſich entfernte.

6.

Du Mitternachtgeborner! Stern voll Klarheit,
Die Stätte deines Lebensmorgenrothes,
Daraus zum ernſten Kampfe du gezogen,
Sie wurde Pforte deines Erdentodtes.
Du haſt mit Gott vollendet, Held der Wahrheit!
Ein frommer Schwan aus ſturmbewegten Wogen
Biſt du emporgeflogen
Nach deiner Heimath ſeligen Geſtaden,
Zu raſten von der Erde Kampf und Schmerzen,
Wo Gott dem Sieger ſeine Kronen ſpendet.
Der Meiſter hat den Jünger eingeladen,
Der ihm ſo lieb, zu ruhn an ſeinem Herzen;
Der Rieſenlauf des Sternes war vollendet.

Der Schüler.

I.

O Jugendzeit voll morgenrother Helle,
Erſcheine vor uns, holdes Blüthenalter,
Und zeige nun den gottgeliebten Knaben,
Den ſorgend auserkor der Allerhalter,
Daß er dem ſtarren Fels die Lebensquelle
Entlocke mit des Geiſtes hohen Gaben,
Die Dürſtenden zu laben.
Wir leſen viel in heiligen Geſchichten
Von frommen Kindern, die in frühen Jahren
Der Geiſt des Herrn mit ſeltner Kraft erfüllte,
Die tiefe Dunkelheit der Welt zu lichten,
Ihr Schauen ſonder Scheu zu offenbaren
Und klar zu machen, was der Trug verhüllte.

2.

Doch iſt nicht glanzhell jeder Lebensmorgen,
Und Wolken hüllen ſeiner Sonne Strahlen
In trübe Schleier ein, ſo wie den Wonnen
Wohl oft vorangeht eine Welt voll Qualen,
Der Zielerreichung eine Laſt voll Sorgen.
Oft lächelt erſt das Glück mit ſeinen Sonnen,
Wenn Abend ſchon begonnen. —
War auch, o Luther, deine Jugend trübe,
War Freude karg und ſpärlich dir gemeſſen,
Trat Mangel hemmend hin auf deine Pfade —
Ob deinem Wandel wachte Gottes Liebe,
Du warſt der Vaterſorgfalt unvergeſſen,
Und wunderbar war mit dir ſeine Gnade.

3.

Laß immer Knabe, deine Lieder tönen;
Sie tröſten dich und dienen dir in Nöthen,
Und machen Herzen mild und ſanft empfänglich.
Muſik und Dichtkunſt gleichen Abendröthen,
Die Flur und Hain mit Lichtmagie verſchönen.
Zwar iſt der Klang, es iſt der Glanz vergänglich,
Doch grünen lebenslänglich
Die Blumen, die im Jugendfrühling ſproßten,
Wenn ſie gepflegt von treuen Händen werden,
Und ſind in Nacht, gleich Himmelskerzen ſichtbar.
Sie geben uns vom Göttermahl zu koſten,
Sie zaubern einen Himmel uns auf Erden,
Und ſind im Sturm der Zeiten unvernichtbar.

4.

Prophetenſtimmen waren ſchon erſchollen
Eh Luther kam, die Fackel anzuzünden;
Ein Mönch trat auf voll edlen Zornes Flammen,
Die Klöſter ſcheltend einen Pfuhl der Sünden;
Und als der Kühne widerrufen ſollen,
Nimmt er, den ſie zur Grabesnacht verdammen,
Die letzte Kraft zuſammen,
Und donnert: „Mordet mich! In fünfzehn Jahren
Wird euch ein Held, ein Eremit befehden,
Es wird von ihm des Löwen Macht gebrochen!
Ich will in Gott getroſt zur Grube fahren,
Ihn — werdet ihr nicht faſſen und nicht tödten!“ —
Es ſtarb der Mönch, als er das Wort geſprochen.

5.

Der Schüler, der in Eiſenach, ein Armer,
Sein Brod erſungen von der Hand der Milde,
Er ward der Held von ſolcher Prophezeihung.
Er ſchritt einher mit ſeinem eh'rnen Schilde,
Berufen von dem ewigen Erbarmer,
Er trug die Oriflamme der Befreiung
Und bat um Siegverleihung.
Der Eremit trat aus dem Kloſterſarge
Mit Gottes Schwert zu heil'gem Kreuzeszuge,
Ein Held, der nicht vor Kampf und Schlachten zittert,
Ein Argonaute in des Glaubens Arche,
Ein reiner Schwan mit ungehemmtem Fluge,
Deß Flügelſchlag des Löwen Thron erſchüttert.

6.

Dein Leben, Luther, war die harte Schule,
Der Meiſter viele gab es, voller Tadel,
Denn eigne Meinung wird gern hoch erhoben;
Sich ſelbſt beſiegen, fordert Seelenadel,
Und Härte ſitzt gern auf dem Richterſtuhle,
Doch ob ſie dich verſpotten oder loben,
Dich ſchreckt nicht Liſt, nicht Toben.
Du gehſt getroſt und fromm und kampfesfertig
In jede Prüfung, die dir aufgeſparet,
Kein Irrlicht kann dich deiner Bahn entfernen.
Du biſt des Leides wie der Luſt gewärtig,
Und haſt zum Kampf dir heitren Muth bewahret!
Wer Meiſter ſein will, muß als Schüler lernen.

7.

Das Schickſal aber iſt der ſtrengſte Meiſter,
Mit rauher Miene tritt es uns entgegen,
Und ſchulet uns, daß wir bisweil verzagen,
Geſtäubt von ſeinen bittern Ruthenſchlägen.
Doch große Thaten heiſchen große Geiſter,
Und wer ſich will in wilde Kämpfe wagen,
Darf nicht voll Kleinmuth zagen.
Vom vielbegabten Mann wird viel gefodert;
Du, Luther, warſt begabt von höhern Mächten.
Der Pharus ſteht im Wogendonner einſam,
Doch wenn der Leuchte helle Flamme lodert,
Wird er der Schiffer Troſt in dunkeln Nächten,
Sein Sternenſtrahl iſt Tauſenden gemeinſam.

8.

Mit ſieben Weihen hat dich Gott geweihet,
Und hat dir ſeinen heil'gen Geiſt geſendet:
Die Wiſſenſchaft war deines Geiſtes Amme,
Beredſamkeit als Waffe dir geſpendet,
Es ward durch Fleiß dein Werk gebenedeiet,
Und Frömmigkeit an Chriſti Kreuzesſtamme
War deines Herzens Flamme.
Du hatteſt Liebe Gottes und der Brüder,
Du warſt bewährt durch heldenmüthge Treue,
Und trugſt in Demuth deiner Leiden Bürde.
Du liebteſt Gott, ſo liebte Gott dich wieder,
Geprüft empfingſt du früh die heil'ge Weihe,
Aus ſeiner Hand die innre Prieſterwürde.

Beſtimmung.

1.

Zwei Wanderer in freundlichen Geſprächen
Ziehn ihres Wegs entlang und reden traulich
Von alten Lehren auf dem Wandergange,
Von Gottes Wort erhebend und erbaulich;
Der Himmel aber grollt mit Donnerſchlägen,
Und plötzlich nieder ziſcht des Blitzes Schlange —
Nur einer — ſteht noch bange.
„Alexis! Mein Alexis! Gott, zum Sterben
Traf deine Hand den Freund! Gott ſei mein Retter!
Dir weih' ich mich, dir, der aus Wolken redet!“
So ruft der Jüngling, nahe dem Verderben,
Umloht von Flammen und umbrauſt vom Wetter,
Den Freund umfaſſend, den der Strahl getödtet.

2.

Da war's, als töne zu der Blitze Blenden
Ein ſtarker Zuruf aus der Wetterwolke,
Vernehmlich laut, wie ſehr der Donner brüllte:
„Du ſollſt als Flamme leuchten meinem Volke!
Ich will dich zu den Pharaonen ſenden!“
Da ſank er, der ſein Angeſicht verhüllte,
Aufs Knie, der Schreckerfüllte,
Und zitterte, wie Saulus einſt gezittert,
Als ihn zum Rüſtzeug ſich der Herr erkoren,
Auf rechten Pfad die Könige zu lenken,
Und mit der Blitze Gluthſtrahl ihn umwittert.
Der Jüngling aber, in Gebet verloren,
An Moſes mußt' er und an Horeb denken. —

3.

Es flammen Kerzen über den Altären,
Die Orgel braußt und fromme Mönche beten,
Das Gotteshaus durchtönen Litaneien,
Und in den Orden will der Jüngling treten,
Der Ruhe ſeinem Sehnen ſoll gewähren;
Demüthig kniet er und empfängt die Weihen,
Die Prieſter benedeien.
So ging der Heiland in die Nacht des Todes,
Wie Luther ſich begrub in Kloſternächte;
Sie gaben Beide Geiſt und Leib in Banden.
Der Herr erſtand im Glühn des Morgenrothes,
Den Tod beſiegend und der Hölle Mächte —
Auch Luther iſt aus ſeinem Grab erſtanden.

4.

Doch lange lag er ſchlummernd, litt auch lange,
Sich übend in der Knechtſchaft harten Pflichten,
Und ſtillgeduldig tragend alle Laſten;
Im Wandel keuſch, gehorſam im Verrichten,
Und ſtreng gebietend ſeinem Feuerdrange,
Den Leib kaſtei'nd mit Geiſſelung und Faſten.
Den Brüdern, die ihn haßten,
Weil ſeines Geiſtes Größe ſie beſchämte,
Hat er ein Herz gezeigt voll ſanfter Duldung,
Und unvergolten ließ er ihre Tücken.
Doch fühlt' er tief, was ſeine Schwingen lähmte;
Ach, Irrthum legt oft ſtrenger als Verſchuldung
Uns Ketten an, die ſchwer die Seele drücken. —

5.

Ein Kranker ſtöhnt und ſeufzt in Todesnöthen,
Und ſeine Seele zagt in bittern Qualen,
Von Zweifeln ſchwer gefoltert und zerriſſen.
Ach, ſeine Nacht durchdämmern keine Strahlen,
Noch glühn ihm nicht des Troſtes Morgenröthen,
Kein Stern geht auf in ſeinen Finſterniſſen,
Streng mahnt ihn das Gewiſſen.
Da, wie Verzweiflung ſchon als grimme Hyder
Sein Herz zerwühlt mit tödtlich gift'gen Zähnen,
Da wird dem hingeſtorbnen Muth Belebung.
Es beugt ein Greis ſich zu dem Kranken nieder,
Und flüſtert ſanft ihm zu mit Freundestönen:
„Ich glaub' an Gott, und meiner Schuld Vergebung!“

6.

Und wunderbar erhoben wird der Kranke,
Als ob ein Engelflügel ihn umrauſchte,
Als ob Gott ſelbſt das Troſteswort geſprochen,
Dem er mit Schauern heil'ger Andacht lauſchte.
Zum Anker wird ihm nun der Lichtgedanke:
Der Heiland hat der Hölle Macht gebrochen,
Der Drache liegt erſtochen.
Wo ſind nun ihre prahlenden Triumphe?
Ich bin erlöſt, bin frei und bin entſündigt,
Und theu'r erkauft mit meines Heilands Blute!
Wo iſt, o Tod, dein Stachel nun, der ſtumpfe?
Dir iſt Vernichtung, mir iſt Heil verkündigt,
Mit mir iſt Gott, das füllt mein Herz mit Muthe!

7.

Und Sonnenſtrahlen fallen in die Zelle,
Wie gläubig ſich der Blick zum Himmel richtet,
Der Schmerz entflieht, die Schwermuthwolken ſchwinden,
Die Düſterniß des Geiſtes iſt gelichtet,
Aus Dunkelheit geboren Tageshelle.
Das Auge Gottes läßt ſich wiederfinden,
Und zeigt den Pfad dem Blinden.
Und es zerreißt die Hand des einen Mannes
Den prieſtertruggewobnen Iſisſchleier,
Der dicht der Wahrheit heil'ges Bild verdeckte.
Des Helden, welchen nicht der Strahl des Bannes,
Nicht der Verfolgung brüll'ndes Ungeheuer,
Nicht Höll' und Tod, nicht Papſt und Teufel ſchreckte. —

8.

Er ſaß vertieft in göttliche Geſchichten,
Er las die Bibel, trank am Quell des Lebens,
Am Born des Lichtes, ein von Gott Geſpeißter.
Er war ein Adler, der friſchkräft'gen Strebens
Zum Himmelsflug die Schwingen durfte richten
Sein Geiſt verſtand der Vorzeit große Geiſter,
Er war ein weiſer Meiſter.
Und ſeine Stunde ſchlug, die froh begrüßte,
Auf that ſich ihm die enge Kloſterpforte;
Von Fürſtenhuld zu ſchönerm Amt berufen,
Trat er in friſches Leben aus der Wüſte,
Um mit der Wahrheit gottgeweihtem Worte
Zu lehren von der Weisheit Altarſtufen.

Rom.

1

Die Sonne ſinkt; in ihren Flammenſtrahlen
Brennt das Gefilde wunderbar verkläret,
Die Trümmer, die Paläſte ſcheinen Feuer,
Das jene neu macht, dieſe wild verzehret,
So täuſchend weiß der Sonnengott zu malen.
Und Dämmrung webt die ſilbergrauen Schleier,
Und Laute tönt und Leier;
Der Liebe Lied eint ſich der Aveglocke,
Es hallt und klingt in lieblichen Accorden
Und zärtliche Myſterien beginnen.
Der Himmel glüht, als ob auch er frohlocke,
Nur eine Donnerwolke ſieht im Norden,
Und näher ſchwebt ſie Romas Tempelzinnen.

2.

Vom Rieſen Atlas fabeln alte Mythen:
Ihm ſei vom Zeus der Erdball aufgebürdet —
Das Lamm der Liebe trug die Laſt der Sünden,
Der Welt das Leben für den Tod zu bieten.
Der Retter, mit des Lichtes Schwert umgürtet,
Der Heiland kam, den Tod zu überwinden,
Und Liebe zu verkünden. —
Jetzt kommt ein Pilger her aus weiten Fernen:
Auf einem Tempel weilen ſeine Blicke,
Den er hochmächtig ſieht gen Himmel ragen.
Hält Petri Münſter Zwieſprach mit den Sternen?
Iſt zu dem Schoos der Gnade dort die Brücke?
Es ſcheint der Dom den Himmel ſelbſt zu tragen.

3.

Die ew'ge Roma ruht in Dämmerflören,
Nachtüberwoben, wie ein Rieſenbette,
Ein Thatengrab, ein Sarkophag der Zeiten,
Vom Tod errichtet an tiefſtiller Stätte,
Geeignet, dunkle Geiſter zu beſchwören,
Wo bleiche Schatten der Vergangenheiten
Voll Ernſt vorüberſchreiten.
Die ewge Roma ſchläft; die altergraue
Und noch ſo rege Greiſin ſitzt in Träumen,
Sie hat nur einen großen Traum: die Größe
Und näher kommt, daß er die Rieſin ſchaue,
Die Wächterin an ew'gen Lebensbäumen,
Ein Mönch — und ſieht — ein Graunbild nackter Blöße.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50160-9
BECHSTEIN,L. FN. 0311/006

4.

Die ew'ge Roma ruht, von Nacht umfloſſen,
Gleich einem Rieſendrachenleib in Knäueln,
Gleich Königsgräbern in Ägyptens Wüſten,
Voll Zauberſchrift, voll von geheimen Greueln;
Ein Opferſtein, mit Martyrblut begoſſen;
Ein Jungfrauenantlitz über Mutterbrüſten,
Mit tödtlichen Gelüſten;
Ein Löwenleib mit ſtarken Doppelſchweifen,
Dreifach gekrönt, um dreifach zu gebieten,
Und Greifenklauen, die nach Kronen ſtreben.
Wer kann die Räthſel dieſer Sphinx begreifen?
Wer iſt ſo kundig alt und neuer Mythen?
Wer leiht den todten Hieroglyphen Leben? –

5.

Ernſt weilt der Mönch bei ſtolzen Mauſoläen,
Bei Kaiſergräbern, Trümmerpyramiden,
Bei ſteinernen, moosüberwachſnen Kronen,
In ſchaurigen und ſchweigenden Gebieten.
Dort frißt Verwittrung alte Siegstrophäen,
Wo Geiſter hingewürgter Millionen
Um Gräber von Neronen
Die düſtern Reigen ziehen, Todtentänze,
Wo heller Glanz ſich ſchattentief umnachtet,
Wo Größe klein wird, an ſo düſtern Orten.
Verwelkt, verweht ſind alle Feſteskränze,
Verweſt die tauſend Opfer, hier geſchlachtet;
Was Mode prieß, iſt Moder nun geworden.

6.

Und weiter geht er aus den Steinkoloſſen
Verfallner Marmorſchlöſſer, aus den Mauern,
Die ſchweigend reden von der Zeit Gewalten
Und ewig ihrer Größe Fall betrauern;
Wo die Vergangenheit ſich eingeſchloſſen,
Der Gegenwart den Spiegel vorzuhalten,
Darinnen Nachtgeſtalten
Hohläugig grinſen, drin ein Wort zu leſen,
Mit Flammenſchrift auf dunkeln Grund geſchrieben,
Das markdurchſchauernd die Verweſung verhält,
Das Weſen zittern macht, das Wort — Geweſen!
Da ſinkt zermalmt, wen nicht das ew'ge Lieben
Mit frommer Hoffnung mächt'gem Arm emporhält.

7.

Dann tritt der Mönch zu einem Thor, und raſtet,
Und läßt dem Geiſt vorüber Bilder ſchweben,
Herbeigerufen aus des Himmels Ferne.
Durch dieſes Thor ſchritt einſt ein neues Leben,
Armuthgebeugt zwar und vom Gram belaſtet,
Doch treu die Kunde wahrend von dem Sterne,
Und ſie beſiegelnd gerne
Mit Blut und Tod. — Hier trug ein frommer Fiſcher
Das heil'ge Licht, die Lehre von dem Lamme,
Das Chriſtenthum in alte Götterhallen.
Und ob das Wüthen blutigſchwärmeriſcher
Tyrannen es bekämpft mit Schwert und Flamme,
Das Kreuz erhebt ſich, und die Götzen fallen.

8.

Und lange ſinnt der Wandrer ob der Wandlung;
Er mißt des Schickſals Rieſenbau, den alten,
Davor das Sonſt und Jetzt als Wächter ragen,
Zwar Götter nicht, doch göttliche Geſtalten,
Die treu der Menſchheit Wollen, That und Handlung
Ins ew'ge Buch des Weltenrichters tragen,
Und ſtets die Zeit verklagen. —
Du graues Rom, du Mutter der Cäſaren,
Wie weinteſt du bei deiner Söhne Falle,
Und jammerteſt bei ihren Leichenpompen!
Wie anders ſind, die ſind, als die da waren!
Ein Seufzen hallt, ein Todtenlied für Alle,
Dumpf durch die Schauer deiner Katakomben. —

9.

Die Menge drängt ſich, wogt und ſtrömt ohn' Ende,
Und Glocken tönen, Donnergrüße ſchallen
Gewaltiglaut aus eh'rnen Feuerſchlünden.
Hoch ſchwebt ein goldnes Kreuz und Fahnen wallen,
Und zu Gebeten faltet Rom die Hände.
Die Herrlichkeit des Höchſten zu verkünden,
Zu löſen alle Sünden,
Naht herrlich der, dem alle Macht gegeben,
In Heiligkeit gekleidet, hell und blendend;
So feſtlich zog durch Rom kein Triumphator.
Und Alles kniet, als ſich die Hände heben,
Als ſich dem Volk zeigt, ſeinen Segen ſpendend,
Der Knechte Knecht — des Erdballs Imperator.

10.

Der Mönch kniet auch, er fühlt ſich hingeriſſen,
Im Innern lodern Flammen der Entzückung.
Hierher, hierher, die noch im Glauben wanken!
Hier ſtrömt die Wunderquelle der Beglückung!
Hier findet Ruh ein quälendes Gewiſſen!
Geneſung finden hier die Zweifelkranken,
Hier knieen ſie, und danken
Dem ew'gen Chriſt, daß er ſich ſo verkündet!
Hier ſind die Pforten offen aller Gnaden!
Hier brennt die Wahrheit hell wie Sonnenflammen!
Hier iſt die Kirche, feſt auf Fels gegründet!
Hier wandeln Sünder auf des Heiles Pfaden!
Das Größte, Heiligſte, hier iſt's beiſammen! —

II.

Der Wandrer ſchreitet aus des Papſts Palaſte;
Bleich iſt ſein Antlitz, ſeine Augen rollen,
Sein wilder Blick iſt eine ſtumme Frage
An Gott, warum er hier nicht donnern wollen?
Warum des Richters Rächerarm noch raſte?
Warum der Boden, der auf Moſis Klage
Sich aufthat, die noch trage,
Die fürchterlich das Heiligſte hier ſchänden?
Sie nicht, wie Kora's Schaar, hinunterſchlinge,
Ausrottend ſo der Frevler freche Rotten?
Sie treiben Wucher mit den Sakramenten;
Sie achten Gott, wie ſeinen Sohn geringe;
Nichts iſt ſo heilig, das ſie nicht verſpotten.

12.

Wer war der Pilger, der ſo ſtill betrachtend
Durch Roms Ruinen ſchritt, wie durch die Gaſſen,
Die volkbelebt bald, bald auch ſtill, vom Schweigen
Und Graus bewohnt ſind, und von Pracht verlaſſen?
Wer war der Mönch, der, Täuſchungen verachtend,
Nachzog der Wahrheit heil'gem Siegeszeichen,
Vor dem die Lügen weichen? —
Aus Deutſchland kam er her, ein Abgeſandter,
Den Himmel glaubt' er hier herabgeſunken,
Und fand die Hölle hinter frommen Larven.
Und ging von hinnen nun, ein Zornentbrannter,
Den Frevlern fluchend, die von Laſtern trunken,
Der Heuchelei die Tugend unterwarfen.

Ablaſs.

I.

Ein Göttinbild ſteht in den Weltentempeln,
Davor zahlloſe Prieſter dienend knieten,
Nach welchem ewig tauſend Herzen ſtreben.
Es iſt umblüht von wunderreichen Mythen,
Die jene Prieſter gern zur Wahrheit ſtempeln,
Und iſt von heil'gen Schleiern dicht umgeben,
Die keiner ſoll erheben.
Die **Weisheit** iſt das Bild, das göttlichhehre,
Ein Spiegel Gottes, ſonnenherrlich ſtrahlend,
Ein Diamant im Allmachtdiademe.
Doch Herrſch- und Ichſucht macht das Licht —
zur Lehre,
Mit Worten ſpielend und mit Formeln prahlend,
Und windet Schleier um das Bild — Syſteme.

2.

Wohl herrlich iſt es, Weisheit zu erringen,
Und lohnend iſt es, treu geſtrebt zu haben;
Ein großes Ziel pflegt große Kraft zu wecken.
Doch Mancher, der beglückt mit hohen Gaben,
Verwirrte ſich in ſelbſtgewebten Schlingen,
Im Streben, tief Verhülltes aufzudecken,
Verſchlang die Nacht den Kecken.
Sophia's Tempelhallen nahen Viele,
Dort ihre Namen an die Wand zu malen,
Und wähnen dann Unſterblichkeit errungen.
Ohnmächt'ger Dünkel! Knabentändelſpiele!
So flattern Mücken um des Lichtes Strahlen,
Bis ſie der Flammentod hinabgeſchlungen.

3.

Dem Rieſengeiſt, den unſre Liebe feiert,
Blieb nicht das Streben fremd, das würdigſchöne,
Der Weisheit heil'gem Nilſtrom fromm zu nahen,
Und im Vereine ächter Göttersöhne
Das Bild zu ſchaun, des Reinen unverſchleiert,
Und dort die Prieſterweihen zu empfahen;
Sie knieten dort — ſie ſahen.
Und nun erhebt er ſich auf Adlerflügeln,
Und mit dem Schwert des Lichtes ausgerüſtet,
Zieht er daher, dem Dunkel Kampf zu bieten.
In Trümmern ſchlägt er der Scholaſtik Klügeln,
Die ſich mit Formeln der Sophiſtik brüſtet,
Und raubt den Kranz des Ruhms dem Stagiriten.

4.

Da, wie noch Luther treulich dient dem Lichte,
Weisheit und Wahrheit lehret und verbreitet,
Gekräftigt von der Offenbarung Worten,
Wird ernſter Kampf dem Strebenden bereitet,
Der ihn zum Heros macht der Weltgeſchichte,
Der für ihn aufthut ew'ge Ruhmespforten,
Ob auch die Nachtkohorten
Anſtürmend rauſchen mit den dunkeln Schwingen,
Ob Lockung bald, bald Drohung ſie verſuchen;
Sie können nicht den Muth des Mannes dämpfen,
Sie können nicht der Wahrheit Macht bezwingen;
Er läßt nicht ab, die Mäkler zu verfluchen,
Er läßt nicht ab, den Ablaß zu bekämpfen.

5.

Dicht drängt ſich Volk um eine Krämerbude.
Die ſich ein Prieſter voll Erniedrigungen
Erhöhet hat, Vergebung feil zu halten.
Still triumphirt, daß ſolche Liſt gelungen,
Der truggetaufte Ablaßſchacherjude,
Spott treibend mit den göttlichen Gewalten:
Zu löſen, zu behalten.
„Kommt her und kauft! Ihr braucht nicht Buß' und Reue!
Ihr ſeid entſündigt, was euch immer quäle!
Ja, hättet Gottes Mutter ihr geſchändet,
Mein Ablaß wandelt euch in Sündenfreie,
Und aus dem Fegefeuer ſpringt die Seele,
Sobald der Schilling klingt, den ihr geſpendet!“

6.

Eh Lenzeshauch die Winterflur umfächelt,
Da ſchlummern all die reichen Lebensſäfte,
Von ſtiller Ruhe mütterlich umfangen;
Ein Tag — und es erwachen tauſend Kräfte.
Ein holdes Mägdlein, das im Schlummer lächelt,
Regt ſich Natur, und grüßt mit friſchen Wangen
Der Morgenröthen Prangen.
Es ſpielt das Kind ſich durch die Lenzesjahre,
Mit frommen Augen auf die Mutter hörend,
Die wunderbare Mährlein ihm verkündet,
Und nimmt für Wahrheit gern das Wunderbare,
Im Glauben ſelig, Älternwort verehrend,
Bis andre Sonnen ihm die Welt entzündet.

7.

Auch Luthers Geiſt ſchlief in des Glaubens Wiege,
Ein fromm vertrauend Kind, den Mutterlehren
Der Kirche redlichtreu, die es geboren;
Doch ach, ſie ſelbſt muß ſein Vertrauen ſtören,
Denn reiner Kindesſinn durchſchaut die Lüge,
Und ewig hat ſie dieſen Sohn verloren.
Er war von Gott erkoren
Als Frühlingsengel durch die Welt zu ſchweben,
Zu wecken die im dumpfen Schlaf erſtarrte,
Ein lichtgeborner Aeon, Strahlenbote
Der Lieb' und Wahrheit, reich an Kraft und Leben.
Die Welt erwachte, die des Boten harrte,
Und freute ſich im neuen Morgenrothe.

8.

Und ſtark und freudig, für das Recht begeiſtert,
Und für die Wahrheit glühend, für den Glauben,
Schlägt Luther an des Gotteshauſes Pforte
Die fünf und neunzig Sätze. Grimmig ſchnauben
Die feilen Ablaßkrämer, ſchreckbemeiſtert,
Es greift der kühne Mann nach ihrem Horte.
Vom Orte fliegt zum Orte
Die Kunde fort nach allen deutſchen Landen,
Als wären ſelbſt die Boten Gottes Engel,
Bald auch durch ganz Europa! Nationen
Erſtaunen, denn ein Mann macht Rom zu Schanden;
Er deckt die Schmach auf, die verhüllten Mängel,
Und wird bewundert, wo nur Chriſten wohnen.

9.

Nun war der Grund gelegt zum großen Werke,
Der erſte Stein zu jener Rieſenmauer,
Die gegen Roma's Macht ſich thürmen ſollte.
Noch kannte nicht die Höhe der Erbauer,
Noch nicht ermaß er ſeine ganze Stärke;
Die Lüge tilgen nur war was er wollte,
Doch unaufhaltſam rollte
Die Kugel des Geſchicks, die thatenſchwere,
Und riß den alten Wahn der Zeit in Trümmern,
Und war durch Menſchenſatzung nicht zu hemmen
Wer kann der Stromesfluth gebieten: Kehre
Zurück zum Quell! Wer wehrt dem Stern, zu ſchimmern?
Wer kann das Meer in feſte Ufer dämmen? —

10.

Zerriſſen war die Feſſel! Unaufhaltſam
Brach hell der Tag aus dichten Wolkenſchleiern,
Und Keiner konnte hindern ſeine Strahlen.
Die Menſchheit durfte große Siege feiern;
Prometheus-Luther nahm ihr Recht gewaltſam
Zurück, das jene Prieſter tückiſch ſtahlen,
Und bebte nicht vor Qualen.
Die Völker ſchliefen, gleich den Grabeshütern,
Die vor dem Sarkophag des Heilands ruhten;
Der reine Glaube war der Tiefbegrabne.
Da brachte Troſt den zagenden Gemüthern,
Des Glaubens Auferſtehungsgruß den Guten,
Ein Bote Gottes — Luther — der Erhabne.

Augsburg.

I.

Du Römerkaiſerſtadt am Alpenſtrome,
Du zweites Rom, im deutſchen Land gegründet,
Du Denkmalreiche, wo von frühen Tagen
Noch mancher Stein, noch manches Bildniß kündet,
Mit deiner Curie, deinem hohen Dome,
Soll man dich mehr bewundern, mehr beklagen?
Noch reden alte Sagen
Von Wunderdingen, die ſich hier begeben;
Die frühe Pracht iſt noch nicht ganz verſunken,
Der alte Stolz fand noch nicht ganz den Schlummer.
Doch nicht mehr wach iſt jenes alte Leben,
Und tiefe Schwermuth weckt ein ödes Prunken,
Erinnrung beßrer Zeit weckt tiefen Kummer.

2.

Einſt war es anders, einſt, als dieſer Stille
Die Luſt voranging, Freude mit dem Glanze
Sich gattete, die Pracht zum Reichthum baute.
Im Kampfſpiel ſchwang der Ritter ſeine Lanze;
Und Kraft und Schönheit traten zu der Fülle,
Und lieblich klang der Meiſterſänger Laute.
Der Bürger Auge ſchaute
Voll Stolz auf Kaiſer, die gezogen kamen,
Und freudig ward des Reichs Panier geſchwungen.
Die ſchönen Straßen wimmelten von Gäſten;
Von den Balkonen winkten holde Damen,
Ein tauſendfacher Flor zum Kranz geſchlungen;
Die Biſchofsreſidenz erſcholl von Feſten.

3.

Doch hätte nie dich ſolcher Glanz umblühet,
Und reichte nicht dein Ruhm in frühe Zeiten
Hinauf, und ſchmückte dich mit Ehrenkronen,
Doch wärſt du groß, denn Luther ſahſt du ſtreiten,
Den Feindeshaß zu fällen war bemühet.
Doch Haß iſt machtlos, wenn der Herr will ſchonen,
Und ſäß' er hoch auf Thronen.
Komm, Luther, mit dem Cardinal zu kriegen,
Beſchäme ſeines Afterwitzes Klügeln,
Und ſchmettre ſeiner Gründe Schein zu Boden!
Gott kämpft mit dir, du kannſt nicht unterliegen,
Du wirſt gehoben von des Sieges Flügeln,
Und wirſt umjubelt von der Freiheit Oden! —

4.

Gen Augsburg zog einſt, wie die Sage kündet,
Die Geiſel Gottes mit des Heeres Wolke,
Die das Verderben brüderlich begleitet,
Ein fürchterliches Schreckniß allem Volke;
Da flammen Städt' und Dörfer, gluthentzündet,
Und Angſt und Todtesnoth ſind rings verbreitet.
Der Hunnenkönig reitet
Dem Heer voran zum Lech, die Stadt zu ſtürmen,
Da ſieht er rauſchend aus den Tiefen ſteigen
Ein Rieſenweib, das ruft: „Zurück! Nicht weiter!"
Drauf hoch und höher ſich die Fluthen thürmen,
Und eilend lenkt ſein Roß im tiefen Schweigen
Weit, weit von Augsburg weg der düſtre Reiter.

5.

Die Geiſel Gottes, die die Menſchheit knechtet
Iſt neu erſtanden unter anderm Namen:
Papſtherrſchaft, Pfaffentrug! — Argliſt'ge Heuchler
Streun unter Völker aus des Unglücks Samen,
Erwählt dazu ſich achtend und berechtet.
Der Fürſten Sinn umſpinnen ſie als Schmeichler,
Und Luther — drohen Meuchler.
Doch zage nicht, ob Tücken dich umgarnen!
Gern ſchmiedeten ſie dich in Kerkerketten,
Gern opferten ſie dich im Feuertode,
Gott aber weckt die Stimmen, die dich warnen,
Gott kann dir Helfer ſenden, die dich retten,
Dein „Dahinab“ zeigt dir ſein Liebesbote.

6.

Ja, fliehe nur, du mutherfüllter Krieger!
Ob ſie den Bann nach dir geſchleudert haben,
Der Strahl erlöſcht an deinem Schilde machtlos,
Sie können deine Burg nicht untergraben,
Und durch die Stürme wandelſt du als Sieger.
Jemehr ſie drein bethöret und bedachtlos,
Du ſiehſt ihr Wüthen achtlos.
Du weißt, daß Gottes Engel für dich wachen,
Und kennteſt recht den Fragenden berichten,
Der ſprach: „Wohin, wenn dich dein Fürſt nicht ſchirmet?“
„Dann wird der weite Himmel mich umdachen;
Dann will ich in die Arme Gottes flüchten,
Mich ſchützt der Himmel, wenn die Hölle ſtürmet!“

* * *

Der Bann.

I.

„Erwecke nicht den Leu, den ſtillen Schläfer,
Denn nicht in Feſſeln legſt du den Erwachten,
Und ſeinem Grimme wirſt du ſchwer entrinnen!
Er fährt empor, und faßt den Unbedachten,
Er läßt die Heerde frei, und würgt den Schäfer,
Und giebt den Tod für thörigtes Beginnen.
Wie magſt du Sieg gewinnen,
Du ſchwacher Mönch? Kriech' ein in deine Zelle,
Und ſprich zerknirſcht ein Miserere mei!“
So redet Furcht, die zagende, die ſcheue;
Doch Luthers Muth ſchöpft aus des Urlichts Quelle
Den goldnen Spruch: Spes mea fides Dei!
Und ſchon erwacht und grollt und brüllt der Leue.

2.

Da wurde vieles hin und her geredet,
Beſtritten, widerlegt, aufs neu beſtritten,
Daß aller Augen auf den Kampf gerichtet.
Der Held der Wahrheit naht mit ſanften Bitten
Der aufgeregten Macht, die ihn befehdet;
Er ſelber hofft, daß er den Zorn beſchwichtet,
Solch Hoffen — ward vernichtet. —
Der Papſt bricht von dem Gnadenbaum ſelbſthändig
Die goldne Roſe mit der Wunderhülle,
Und ſendet huldreich ſie dem Herrn von Sachſen.
Doch dieſer achtets kaum; ſchon hat lebendig
Der reinen Lehre Silberroſenfülle
Den Wunderbaum des Papſtes überwachſen.

3.

Es wächſt der Streit, und mit des Kampfes Lohen
Wächſt auch der Muth in Luthers Mannesbuſen,
Und ſein Vertraun, das jugendlich erglühte,
Verſteint vom Zornblick feindlicher Meduſen,
Wird feſt im Glauben, unbewegt durch Drohen,
Ein Fels, darauf die weiße Roſe blühte.
Mit freudigem Gemüthe
Sieht Luther ungebeugt und unbezwungen
Die Wetter anziehn, die ſich ringsum thürmen,
Und ſteht vor Gott, ein kampfesfert'ger Beter.
Getroſt, getroſt! Glanzreich hervorgedrungen
Blitzt hell der Sonne Siegerblick nach Stürmen,
Und über Donnerwolken lacht der Aether!

4.

Der Bannſtrahl fliegt vom hohen Vatikane,
Ein wirkungsloſer Blitz, der nirgend zündet,
Ein Speer des Todes, dran der Stachel fehlet;
Ein Donnerwort, das Untergang verkündet,
Doch ſchrecklich nur der blinden Furcht, dem Wahne.
Und jener Eifrer, den der Haß beſeelet,
Zum Boten auserwählet,
Er wird verlacht in allen deutſchen Ländern,
Er wird verſpottet von den Muſenſöhnen,
Sie dichten Lieder auf den Bullenbringer.
Wie wunderbar und ſchnell ſich Zeiten ändern!
Der Geiſt der Freiheit lehrt die Feſſeln höhnen,
Und ſeinem Panner wirbt er tauſend Jünger.

5.

Weit auf das Thor! Es wogt des Volkes Menge
Hinaus mit Jubelruf zum Stromesufer,
Die Burſa der Studenten wallt mit Glänzen,
Und unter ihnen mancher wackre Rufer.
Wie? Naht vielleicht mit feſtlichem Gepränge
Ein Herrſcher? Will man ihn, umrankt von Kränzen
Den Ehrentrank kredenzen?
Selbſt ernſte Lehrer ſchreiten im Gewimmel,
Und Diener tragen Bücher, Pergamene!
Es zieht kein König ein, hinaus zieht einer,
Ein Mann voll Muth, den feſten Blick zum Himmel,
Ein Mann des Siegs, und ihn umjubeln jene,
Er iſt verehrt, berühmt, geliebt wie Keiner!

6.

Und das iſt Luther! Seinen Namen tragen
Die Lüfte freudig weithin als den Beſten;
Die Wogen führen ihn zum fernen Meere,
Das rauſcht ihn fort zur neuen Welt im Weſten.
Er wird noch hohe Namen überragen,
An Ruhm ſo reich und reich an Siegerehre,
Durch ſeine reine Lehre.
Ein Holzſtoß flammt, das Volk umdrängt die Lohe,
Und die Geſetze, die das Papſtthum übet,
Und Leo's Bannfluch ſchleudert der Befreier
Kühn in die Gluthen, und es ſpricht der Hohe:
„Weil du den Heiligen des Herrn betrübet,
Betrübe dich dafür das ew'ge Feuer!“

7.

Da flog ein Klang, ein morgenrothgeborner,
Auf Seraphsflügeln übern Erdkreis eilig,
Vom Memnonbild der Freiheit ausgegangen,
Und Völkerjauchzen ſprach den Opfrer heilig,
Und Hoſianna! rief es: Gotterkorner!
Geſegnet, der den Geiſt des Herrn empfangen!
Und Kerkerriegel ſprangen.
Im Winterſchlummer lag die Flur begraben,
Doch Geiſt und Wahrheit waren auferſtanden,
Als Sonnenblumen aus den Finſterniſſen,
Und Gottes Streiter hatte ſich erhaben
Vom Pfaffenthum, von ſeinen ſchnöden Banden,
Mit feſtem Muth auf ewig losgeriſſen.

8.

Laß ſie nur immer donnern, zürnen, toben,
Laß ſie in Bullen wild wie Bullen wüthen
Und dich verfolgend, mit Verdammniß ſchrecken!
Dir wohnt ein Schirmherr über Wolken droben,
Der weiß den Bann zu bannen, dich zu hüten,
Der weiß mit ſicherm Schilde dich zu decken,
Weiß Helfer dir zu wecken.
Die ſtärkſten Helfer hat er ſchon gegeben
Ins eigne Herz dir, Glauben und Vertrauen,
Den ſtarken treuen Sinn in trüben Tagen.
Du bauſt auf Gott, du bangſt nicht um dein Leben,
Und ob auf dich die Freunde zagend ſchauen,
Du ſiehſt mit heitrem Lächeln ihr Verzagen.

Verfolgung.

1.

Ein altes Buch, voll Wahrheit wie voll Dichtung
Und Bilderſchmuck liegt vor uns aufgeſchlagen,
Einfach in Reim und Wort, das ſingt gar treulich
Von eines Heldenjünglings Muth und Wagen,
Von argen Raths Beginnen und Vernichtung,
Und wie der Held, oft von Gefahren gräulich
Bedroht, obſiegt erfreulich.
Das iſt der Theuerdank. Mit Jugendfeuer
Durchläuft er kühn die Bahn, die ſchwerbedrohte,
Weit hinter ſich läßt er Verrath und Tücken,
Und glorreich reihn an ſeine Abenteuer,
Auf denen oft er rang mit Noth und Tode,
Sich Ruhm und Liebe, hoch ihn zu beglücken.

2.

Auch unſers Liedes hoher Held durchwallte
Die dornenvolle Wüſte der Gefahren,
Die rauhe Alp voll tückiſchfinſtrer Klüfte,
Und der Verfolgung Labyrinthe waren
Von ihm betreten, und die ſtarre, kalte
Eiswelt des Haſſes, ihre Schauergrüfte.
Auf falſchen Meeren ſchiffte
Der Mann der Treue, Hoffnung ſeine Flagge,
Sein Segel Muth, ſein Anker feſter Glaube,
Und Gottvertrauen ſein erprobtes Steuer.
So fuhr er durch die Klippenſchaar der Rache,
Dem Streben der Verfolgung nicht zum Raube,
Die Beute nicht blutgier'ger Ungeheuer. —

3.

Am Fuß des Harzwalds mahnen noch die Trümmer
Vom Kloſter Walkenried an einſt'ges Prahlen,
Und Sagen wandeln hin durch die Ruinen,
Die einſam ſtehn, gleich ernſten Todtenmalen,
Vom frühen Glanz nur noch ein bleicher Schimmer;
Vom Abendſonnengolde matt beſchienen.
Der Wandrer tritt zu ihnen,
Und zu dem Wandrer leiſe ſchleicht die Sage,
Und zeigt ihm jene Stelle, wo die Tücke
Der Mönche Luther meuchelmorden wollen.
Der Hund — verſank; die Falſchheit kam zu Tage;
„Gott wacht!“ ſprach Luther ernſt, und wich zurücke;
Der Mann des Lichts hat ſo nicht enden ſollen.

4.

Die Bosheit wandelt heimlich ihre Gänge,
Wenn Fromme gehn auf des Berufes Wegen.
Der edle Lehrer ſchreitet ſtill nach Hauſe,
Da tritt ein Fremder grüßend ihm entgegen,
Und ſucht, daß er ſich an den Doktor dränge.
Und Luther, liebreich, ohne daß ihm grauſe,
Führt ihn in ſeine Klauſe.
Dort ſpricht der Fremdling: „Ei wie viel Ihr wagat!
Wenn Einer Euch, gleich mir, zu nahen ſtrebte,
Und mit verborgnen Waffen Euch erſchlüge?“
Dem gegenredet Luther unverzaget:
„Ich ſteh in Gottes Hand!“ Und jener bebte,
Und ging, und todtbleich waren ſeine Züge.

5.

Es iſt der Tod nicht Jeglichem zu Willen,
Er iſt nur Diener deß, der höher thronet,
Als alle Herrn und Mächtige der Erde.
Ob Menſchen tödten wollen, er verſchonet,
Und darf nicht ſtets die Luſt des Haſſes ſtillen,
Ob auch mit Tücke, Gift, mit Dolch und Schwerte
Ihm Mord geboten werde.
Wen Gottes Rechte ſchirmt, der iſt behütet,
Und ſicher iſt er vor des Todes Pfeile,
Ob auch Gefahr ihn tauſendfach umgebe,
Ob grimmige Verfolgung ihn umwüthet,
Der Schergenhand gebeut der Richter: Weile!
Und ſeine Vaterſtimme ruft: Er lebe! —

6.

Zu Worms, wo Luther ſich die Siegerkrone
Vom ew'gen Baum des Ruhmes hat gebrochen,
Ging er bei Triers Churfürſt froh zum Mahle,
Und manches heitre Wort ward dort geſprochen.
Da beut ihm den Pokal mit leiſem Hohne
Der Feind, und lauert. — Horch! Was klirrt im Saale?
Zerſprungen iſt die Schale!
Hinſtrömt der Wein, ſo wie das Kreuzeszeichen
Lutherus ſegnend drüber hat geſchlagen,
Die Gäſte ſchauen bleich drein und verſtöret,
Doch Luther lächelt, wie ſie rings erbleichen,
Und unbefangen hören ſie ihn ſagen:
„Der Trank, ihr Herren, war mir nicht beſcheret.“

7.

So war der Herr mit Luther unverkennbar,
Sein Schild, ſein Hort, ſein Helfer aus den Nöthen,
Sein Troſt bei niedrigen Beſchuldigungen,
Erſonnen, ſeines Ruhmes Glanz zu tödten.
Ja, Gottes Gnade war mit ihm unnennbar!
Von einem Dämon, dem er ſich verdungen
Erzählten Läſterzungen,
Durch deſſen Beiſtand er ſich mächtig ſtärke,
Daß ihn kein Gegner könne je entmuthen,
Der Wiſſenſchaft, wie Starrſinn, ihm verleihe.
Wohl wahr! Ein Hülfsgeiſt war mit Luthers
Werke:
Der Geiſt des Herrn, der Schirmer alles Guten,
Der ewigwahre, Gott, der ewigtreue!

8.

Zieh immer deine Bahn, du ſtarker Ritter,
Ein Theuerdank, durch Drohung und Gefahren,
Dein Ehrenhold iſt Wahrheit ſonder Hülle,
Die geht mit dir durch alle Meuchlerſchaaren,
Sie leitet dich durch Sturm und Ungewitter,
Sie kleidet dich, ob Kampf und Woge brülle,
In ihre Strahlenfülle! —
Aus tauſend Augen ſtürzen Wehmuthzähren
Als Luther ſcheidet, allem Volk ſo theuer,
Vergebens warnen ihn die treuen Seinen.
„Und wenn in Worms ſo viele Teufel wären
Als Ziegeln auf den Dächern, und ein Feuer
Von Wittenberg bis Worms — ich will erſcheinen!“

Die Muſe.

1.

Dem Dichter iſt ein hohes Gut beſchieden,
Das mit der Erde Sprachen nicht zu ſchildern,
Weil es ein Himmel iſt voll Seligkeiten,
Ein Wundertraum von Paradieſesbildern,
Ein Zaubergarten holder Heſperiden,
Ein flammend Sternbild in der Nacht der Leiden,
Umſtrahlt von Edens Freuden;
Ein gottgeſandter Troſt, ein ſüßer Friede.
Der Dichter bleibt vom Glück nicht unbetheiligt,
Kann reich in Armuth, froh im Schmerz ſich
wähnen;
Es lebt ſein Glück, es ſtirbt ſein Leid im Liede,
Und auf des Herzens Altar, gottgeheiligt,
Bringt er das Opfer frommer Freudenthränen.

2.

Den Schwergeprüften, Schickſalangefochtnen,
Die ringen müſſen mit des Lebens Nöthen,
Tritt oft ein Götterweib voll milder Hoheit
Entgegen, leuchtend aus den Morgenröthen,
Und nimmt vom eignen Haupt den golddurchflochtnen
Hellblüh'nden Lorbeer, ſtrahlend Heil und Freiheit.
Den Dornenkranz, den Rohheit
Und Bosheit oft auf edle Stirnen drücken,
Vertauſcht ſie mit dem Lorbeer, ſo ſie krönend,
Mit Wonnen ſie für langes Leid zu lohnen.
Wer kann ſo reich, wer ſo beglückend ſchmücken?
Das iſt der Dichtkunſt Muſe, die verſöhnend
Den Lorbeer hingiebt für die Dornenkronen.

3.

Auch dich, o Luther, durfte reich ſie ſchmücken;
Sie hat zum trauten Liebling dich erkoren,
Dich fromm beſeligt, dich erſtarkt im Ringen.
Der Klang des deutſchen Liedes, faſt verloren,
Soll neu das alte Vaterland entzücken;
Deutſch ſollen deutſcher Sänger Lieder klingen,
Und herrlich flog dein Singen,
Du Mann der Kraft, dem Gottes Geiſt gegeben,
Durch alle Gauen, kräftig und melodiſch,
Frei von den Banden bänglichen Ermeſſens.
Und ewig werden deine Lieder leben,
Wenn mancher Sang, der tändelnd nur und modiſch,
Hinabſank in den Nachtſtrom des Vergeſſens.

4.

Der Sänger iſt ein Bergmann, fromm von Herzen,
Das friſche Lied iſt ſeine Wünſchelruthe,
Damit er forſcht nach gültigen Metallen.
Die Zaubergerte neigt ſich, wo das Gute
Im Menſchenbuſen glüht, gleich edlen Erzen,
Wo Freudenzähren, frohes Wohlgefallen,
Ausblühn gleich Glanzkryſtallen.
Dort findet er die reichen ſchönen Schachten,
Und ſie durchſinkt er mit der Kraft des Sanges,
Mit heitrem Muth, nicht fürchtend Fluth und Schwaden.
Sein Licht iſt Gott, ob Wetter ihn umnachten,
Das hellt die Bahnen ſeines Ruthenganges,
Und gottgeſchirmt, wer ſoll, wer kann ihm ſchaden?!

5.

Der Sänger iſt ein Prieſter, ein geweihter,
Im Namen Gottes, der den Geiſt ihm ſendet,
Darf er zum Altar der Erhebung ſchreiten,
Wo er der Wahrheit Sakramente ſpendet,
Die Gnadenfülle hochgebenedeiter
Verkündigungen, die in ſchönern Zeiten
Durch alle Ewigkeiten
Den Guten hohen Lohn von Gott verſichern.
Er tauft mit Feuer, predigt allem Volke,
Weckt in den Herzen Himmelsideale,
Verkündet Gott aus heil'gen Bibelbüchern,
Der einſt geſprochen aus der Donnerwolke,
Und reichet ſegnend ſeine Liebesmahle.

Bayeriſche Staatsbibliothek

6.

So, frommer Luther, biſt auch du getreten
Des Gottesgeiſtes voll zu den Altären,
Und haſt verkündigt den, der dich erfüllte.
Haſt ausgelegt dem Volk die heilgen Lehren,
Das freudig ſtrömte zu dem Lichtpropheten,
Der Nacht entfliehend, die es überhüllte,
Ob auch ein Löwe brüllte. —
Einſt ſang vor Saul, den finſtern Geiſt beſchwichtend,
Jeſais Sohn, gleich Dämonüberwindern,
Dann ward ein König der geweihte Sänger.
Den trüben Geiſt der Finſterniß vernichtend
Sang Luther, und des Dunkels irren Kindern
Verhüllte ſich das ew'ge Licht nicht länger.

7.

„Ein' feſte Burg iſt unſer Gott!“ ſo rauſchte
Gleich einem Jubelpſalm und wohllauttönig
Des ſtarken Luthers fromme Sängerharfe,
Die vor den Völkern trug der Dichterkönig.
Und wie der Freunde Schaar frohlockend lauſchte,
Traf hart den Feind das Liederſchwert, das ſcharfe,
Und ſchlug ihm ab die Larve. —
Das Hohelied der Liebe, ſinnlich glühend,
Wie herrlich hat es Salomo geſungen,
Verſunken in den Lotos ſüßen Schauens!
Doch Luthers Liederroſe, keuſch erblühend,
Iſt als ein hohes Lied der Kraft erklungen,
Als hohes Lied des Glaubens und Vertrauens.

8.

Du Sänger, Lehrer, Prieſter, Lichtentflammer,
Wahrheiterwecker, Sternbild, glänzend prangend,
Orionſchwert, zu dem wir freudig blicken!
Sieh nieder, Sel'ger, unſern Dank empfangend!
Du kamſt, da ſchwieg der Menſchheit langer
Jammer!
Du trateſt löſend zu den gordſchen Stricken,
Du boteſt Kampf den Tücken,
Mit denen Trug die Völker eingeſponnen!
Die Sclavenbanden alter Schmach zerbrachſt du,
Erſcheinend wie ein Stern im Morgenrothe,
Voranzuwandeln ewgen Freiheitſonnen.
Kühn für der Menſchheit heil'ge Rechte ſprachſt du,
Und unſre Liebe preißt dich, Lichtesbote!

Worms.

I.

Uns iſt geſagt von alten Wundermähren! –
Von kräftgen Helden in der Zeiten Morgen
Ward ein unſterblich hohes Lied geſungen,
Von einem Hort, im Schoos des Rheins geborgen,
Von reicher Luſt und bittern Zornes Zähren,
Vom Schall der Schwerter herrlich hell durchklungen:
Das Lied der Nibelungen.
Uraltes Worms, du deutſchen Chriſtenthumes
Geweihte Wiege, Dom mit heilgen Schauern,
Rheinbraut im Rebenkranz mit goldnem Becher;
Beneidend ſieht die Glorie deines Ruhmes
Manch reichre Stadt, es ſchritt in deine Mauern
Der Freiheit Herold und der Wahrheit Sprecher.

2.

Von einem Roſengarten gingen Lieder
Aus alter Zeit zur ſpäten Nachwelt über,
Den eine Königin in Worms gegründet;
Doch Erdenroſen welken, wenn vorüber
Der Lenztag ihres Blühens, und ſinken nieder,
Und keine hat als dauernd ſich verkündet.
Kein Leben überwindet
Den Tod, ſo lange noch der Tod lebendig,
Der mordend geht durch alle Roſenhaine,
Vor dem die holden Lebensfarben bleichen.
Doch ſeht, ein Kämpfer naht ſich, hochverſtändig;
Und eine Roſe, eine ſilberreine,
Trägt er im Schild, darauf das Kreuzeszeichen.

3.

Der Streiter betet: „Gott! Allmächtiger! Wache!
Der Menſchheit Feind iſt mächtig und geſchäftig,
Und führt die Welt den Weg zu ſeinen Nächten.
O Gott, mein Gott! O mache du mich kräftig!
Du mußt, denn ich vertrete deine Sache!
Dich ruf ich an, du Helfer der Gerechten,
Hilf mir dein Wort verfechten!
Starbſt du, mein Helfer? Nein, du kannſt nicht ſterben!
Ich weiß, daß ich nicht deinen Schutz entbehre,
Hilf mir durch Chriſtum, meine Burg und Stütze!
Durch deinen Geiſt! Herr, laß mich nicht verderben!
Komm, komm! Und ob die Welt voll Teufel wäre,
Und ob der Leib ſtirbt, nur die Seele ſchütze!“

4.

Und ruhig tritt der Kämpfer in die Schranken,
Die Tauſende der Hörer rings umgeben,
Feinde wie Freunde, Fürſten, Pfaffen, Ritter,
Die ſein Bekenntniß zu vernehmen ſtreben.
Da ſteht er freudig, ſonder Furcht und Schwanken,
Wie Felſen ſtehn im Sturm und Ungewitter,
Und ſpricht — nicht hart, nicht bitter:
„Antwort verlangt Ihr? Wohl, Ihr ſollt ſie hören!
Beſiegt und ſchlagt mich durch Vernunft und Bibel!
Ich ſtehe hier, getroſt, in Gottes Namen.
Kein Widerruf! ich will mein Wort beſchwören;
Wer ſein Gewiſſen nicht bewahrt, thut übel:
Gott helfe mir, ich kann nicht anders! Amen.“ —

5.

Verſenkt war worden in den Strom der Zeiten
Der Hort des Lebens von den Nebelkindern,
Die lichte Wahrheit und der reine Glaube.
Still ruht der Hort! Wer kann die Wogen hindern,
Daß ſie verſandend nicht darüber gleiten,
Zufrieden mit dem heiligtheuern Raube?
Wer kann aus tiefem Staube
Das Gold erheben, und der Fluth gebieten,
Wie Moſes einſt am Rand des rothen Meeres?
Wer dämmt den Strom, den mächt'gen, ungeſtümen?
Wer würgt die Drachen, die ſo ſorglich hüten,
Dem Daſein trotzend eines Teufelheeres?
Wer kann ſich ſolchen Männermuthes rühmen?

6.

Du, Luther, unſer Luther! Zu der Stätte
Um die ein Kranz von alten Sagen blühte,
Trug dich dein Genius durch der Feinde Länder.
Du kamſt, die Kraft des Himmels im Gemüthe,
Du trateſt zu des Rheinſtroms tiefem Bette,
Ein Drachentödter und ein Segenſpender.
Du nahmſt die heil'gen Pfänder
Von Gottes Treue, von des Heilands Liebe,
Für uns zurück, die Prieſter uns verbargen,
Denn dazu ward uns ja das Heil gegeben,
Daß es lebendiges Gedächtniß bliebe,
Nicht, todtem Leichnam gleich, es einzuſargen;
Du gabſt mit neuer Lehre neues Leben.

Luthersbuche.

1.

Ein heil'ger Baum ſteht in des Waldes Grunde,
Der wunderbar, faſt marklos und verwittert,
Von längſtvergangnen Tagen ſcheint zu träumen;
Sein Haar iſt graues Moos, das leiſe zittert.
Der alte Baum weiß eine ſchöne Kunde,
Die er vertraut umher den jüngern Bäumen,
Und rings den Waldesräumen.
Die lauſchen all' den leiſen Flüſterworten,
Und rauſchen all' erſtaunet und verwundert
Der Sage, die der müde Greis erzählet.
„O wären wir doch früher jung geworden!
Du, Glücklicher, den ſchmückte manch Jahrhundert,
Sahſt auserwählt den Mann, der auserwählet.“

2.

Am Fuß des Baumes rinnt ein Brünnlein helle,
Das murmelt leiſe zu dem Laubgekoſe,
Bald lauſcht es, bald mit Uferblumen ſpricht es.
So traulich wallt es aus dem Erdenſchooſe,
So heilig rauſcht die ſilberklare Quelle,
Wie Rythmen eines göttlichen Gedichtes,
Sie ſah den Mann des Lichtes!
Sie gab ihm Labe bei des Tages Schwüle;
Der Baum, noch Jüngling, gab dem Kämpfer Schatten,
Erhebend ſah der blaue Himmel nieder.
Die grünen Laubeskronen rauſchten Kühle,
Und Hoffnung weckten die ſmaragdnen Matten,
Ach, ſolchen Mann ſah dieſes Thal nicht wieder!—

3.

Zwei Ritter ſaßen auf dem Altenſteine,
Die Zeit beſprechend unter einer Linde,
Die ſanft verkläret ſtand im Abendrothe.
Im grünen Laubdach flüſterten die Winde,
Ein ernſtes Rauſchen ſprach im nahen Haine,
Da naht mit ſchnellem Schritt ein Fürſtenbote;
Was **Martin Luthern** drohte
Verkündet er den Freunden bang und eilig,
Und auch was Freundſchaft über ihn beſchloſſen.
Und fordert ſie zur Hülfe ſonder Weilen.
Solch treues Wollen iſt den Freunden heilig;
Das nächſte Frühroth ſieht auf ihren Roſſen
Die treuverbundnen Ritter thalwärts eilen.

4.

Dort wo die Buche hebt die ſtarken Zweige,
Dort wo die Quelle perlt im grünen Bette,
Wo bergwärts ſich der krumme Fahrweg windet,
Dort harret Freundſchaft, ſorgend, daß ſie rette.
Vermummte Knappen lagern im Geſträuche,
Und wie der Kämpfer, der das Wort verkündet,
Vom frommen Muth entzündet
Nun nahet, zu den Feinden ſich zu wagen,
Da ſprengen ihm die Ritter wild entgegen,
Den Wagen haltend mit Geſchrei und Drohen.
Dann muß ein Roß den Glaubenshelden tragen
Durch Nacht und Dunkel auf geheimen Wegen;
Der Fuhrmann aber war voll Angſt entflohen.

5.

Baut einen Tempel an die hehre Stelle,
Wo **Luther** ward von Freundeshand gefangen,
Daß er, von Feinden unbedroht, ein Freier,
Genüge ſeinem brünſtigen Verlangen.
Und baut den Altar über jene Quelle,
Und ſammelt oft Euch zur Gedächtnißfeier
Des Mannes, heiligtheuer,
In dieſes Thales traulichſtiller Kühle,
Das an der frommen Vorzeit Tage mahnet,
Und feiert, ernſt betrachtend, ſein Gedächtniß!
Ja, denkt an ihn mit dankbarem Gefühle,
Der uns durch Nacht lichthellen Weg gebahnet,
Und **Freiheit** uns vererbt als ſein Vermächtniß.

6.

Der graue Baumgreis, der voll Wonnezittern
Mit jedem Mai ſang ſeine Frühlingspſalter
In der Natur gottvolles Freudebeben,
Der wird wohl bald gefällt von ſeinem Alter,
Wie feſt er ſtand in Stürmen und Gewittern.
Die Buche — ſtirbt, das **Buch** wird ewig leben,
Das Luther treu gegeben,
Das iſt geſetzt mit diamantnen Lettern
Der ew'gen Liebe Gottes, uranfänglich;
Das iſt ein Baum, den kann die Zeit nicht tödten,
Den können Weltenſtürme nicht entblättern,
Und ſeine Quelle ſprudelt unvergänglich,
Ein Troſtesborn, in allen Erdennöthen.

Wartburg.

1.

Siehſt du die Burg dort, die mit grauen Zinnen
Zum Himmel aufragt von dem ſteilen Berge,
Und weit umherblickt, ſtolz und hochgefeiert!
Die alte Rieſin überm Volk der Zwerge,
Der Felſenthron geborner Königinnen,
Zu der die Schaar zahlloſer Pilger ſteuert,
Wie Lenz den Kranz erneuert?
Sie ſteht, ein Pharus über Zeitenmeeren,
Sie ſteht geſchmückt von der Natur im Prangen,
Sie prangt gekrönt von reichen Liederkränzen,
So wie bekränzt von Ruhm und hohen Ehren,
Geprieſen wie geſucht von dem Verlangen,
Und wird noch manch Jahrhundert überglänzen.

2.

Einſt ragten höher noch die ſtolzen Thürme,
Einſt ſtanden ſtarrer noch die feſten Mauern,
In harter Zeit ſelbſt hart, unüberwindlich.
Vorüber zog die Zeit mit Todtesſchauern,
Vorüber brauſten ihre wilden Stürme,
Und zu der Menſchheit, die ſo wahnvoll, ſündlich,
Sprach Gottes Zürnen mündlich.
Da ward zur Nacht ans Wartburgthor geſchlagen,
Laut, donnernd laut, als ob die Vehme pochte;
Der Wächter ruft, erſchrocken eilt der Pförtner,
Und mit den Freunden naht der ſonder Zagen,
Den eine Welt zu ſchrecken nicht vermochte,
Im Garten Gottes der berufne Gärtner.

3.

Ein Eiſenkleid umſchließt den kühnen Ringer;
Wer wäre kräft'ger auch und ritterlicher,
Wer würdiger, das Ritterkleid zu tragen?
Hier ruhe, ſtarker Kämpfer, ſtill und ſicher,
Hier winkt dir Raſt der ew'gen Liebe Finger,
Dir, den der Herr ſelbſt in nothvollen Tagen
Zum Ritter hat geſchlagen.
Die Wartburg ſoll dich ſchirmen, ſoll dich bergen;
Wie ſonſt das Gold den Edelſtein umarmet,
Soll jetzt der Stein das lautre Gold umfahen.
Nun mag die Tücke ſenden ihre Schergen,
Dich ſchützt der Ew'ge, der ſich dein erbarmet,
Dir wird kein Feind mit Gift und Dolchen
nahen! —

4.

Einſt reichten ſich die Hände Sang und Minne,
Des deutſchen Vaterlandes beſte Dichter
Auf Wartburg rangen kühn im Liederſtreite.
Aus fernen Landen kam des Kampfes Schlichter,
Dem wohnte wunderbares Wiſſen inne,
Ein Meiſter ſtand er Meiſtern kühn zur Seite;
Dann in der Zukunft Weite
Weiſſagend blickend, hat er Glück verkündet,
Im Sternenbuch die Zauberſchrift geleſen,
Denn Dichter weiht die Muſe zu Propheten,
Und ächte ſind mit Zauberkunſt verbündet.
Doch lange ſind die Harfen ſtumm geweſen,
Kein Sänger hat die Wartburg mehr betreten.

5.

Nun aber will es wieder klingen, tönen,
Der Wonnemond umblüht die Burg der Sagen,
Auf der einſt edle Sangesmeiſter rangen.
Ein Stärkerer will in die Saiten ſchlagen,
Gekräftiget vom Hochgefühl des Schönen;
Und ſind auch drei Jahrhunderte vergangen,
Seit jene Sieben ſangen,
Wird nun der eine lautern Klang erwecken,
Deß Wiederhall durch alle Lande ſchmettert
Wie Donnerlied und wie Prophetenpredigt,
Der Freunde Wonne, wie der Feinde Schrecken.
Wo bleibt der Herbſt, der Luthers Kranz entblättert?
Der Zaubrer, wo, der ihn des Ruhms entledigt? —

6.

Auf Wartburg iſt ein ſchönes Bild zu ſchauen
Aus alter Zeit, von einem Eiſenhelden,
Der mildiglich geherrſcht in Jugendtagen,
Bis ihm ertödtet, wie die Sagen melden,
Vaſallentroß das freudige Vertrauen,
Bis er vernahm des Volks troſtloſe Klagen,
Und an ſein Schild geſchlagen,
Daß vor dem Schall ganz Thüringen gezittert;
Und daß er ſicher ſei vor Feindestücken,
Erſcheint der Held im Panzerkleid von Eiſen,
Und geiſſelt der Rebellen Schaar erbittert,
Die grauſam ſeine Gauen unterdrücken,
Und ward ſeitdem der Eiſerne geheißen.

7.

Du, Luther, Held der Wahrheit, Fürſt des Sieges,
Zornflamme, wenn ſich regt der alte Drache,
Der Lügengeiſt, der Völker hält in Banden,
Dir tönt kein Zuruf: „Werde hart! Erwache!“
Du wacheſt ſchon, gewärtig deines Krieges.
Dein hoher Muth, den Feinde ſchwer empfanden,
Macht ihre Liſt zu Schanden.
Du ſtandeſt kühn vor Königen und Kaiſern,
Du haſt der Menſchheit heil'ges Recht vertheidigt,
Du ſchwangſt die Geiſel eines bittern Spottes,
Und nicht dein Kleid, nein, deine Kraft war eiſern,
Dein Schirm war Gott, den jene frech beleidigt,
Und ſicher warſt du unterm Panzer Gottes.

8.

Von einem Wartburghelden ſingt die Sage,
Der einſt heraustrat in der Morgenſtunde,
Daß er dem Herrn der Welt Gebete weihe,
Da rollt ein Donnerton aus grauſem Munde
Gleich einer dunkeln, nachtgebornen Frage,
Und vor dem Landesgrafen ſteht ſein Leue,
Der feſſelloſe, freie,
Und ſchießt die Blicke, die Verderben lohen,
Auf jenen hin — doch ernſt und unerſchrocken
Zeigt ſich der Mann dem Wüſtenkönig ſtärker.
Und zitternd ſteht der Leu bei ſeinem Drohen,
Und ſchüttelt nur der Mähnen goldne Locken,
Und ſchweigt — und geht zurück in ſeinen Kerker.

9.

So hat auch dir, du Wartburgheld, die Zähne
Der Leu von Rom gezeigt mit ſtarkem Brüllen,
Und wollte dich verſchlingen gar im Grimme.
Doch nicht mit Schreck vermocht' er dich zu füllen;
Du ſchüttelteſt ihm die verworrne Mähne,
Und ſtärker war dein Wort, wie ſeine Stimme,
Die drohende, vielſchlimme.
Feſt ſtandeſt du, feſt wie des Erdballs Achſen,
Und haſt, verſpottend Drehung und Gewalten,
Den Kampf gewagt mit dem ergrimmten Leuen.
Doch er, der Kraft des Mannes nicht gewachſen,
Kroch wieder fort in Ketten, ſeinen alten,
Dir aber jauchzten huldigend die Freien.

10.

Wo Dädalus den hohen Flug begonnen,
Und Ikarus auf allzukühnen Flügeln,
Den heißen Drang in kalter Meerfluth büßte,
Ruht ſtill ein Eiland, das mit Blumenhügeln
Natur geſchmückt zu Paradieſeswonnen,
Das als Aſyl einſt Jeſu Jünger grüßte,
Den die Begeiſtrung küßte,
Dem in Geſichten heiliger Verzückung,
In wunderbar geheimnißvoller Weihe
Sich engelvoll der Himmel offenbarte.
Ihm wurde die Verbannung zur Beglückung,
Johannes ſah die Gottesſtadt, die neue,
Und Patmos war es, wo er ſie gewahrte.

11.

Hoch ragt die Burg empor im Wälderkranze,
Wo Sängerharfen rauſchten, Helden wallten,
Wo rings Natur prachtvollen Zauber ſtreute.
Dort prüft ein Dichter ſeine Liederlanze,
Dort ſchaut ein Seher himmliſche Geſtalten,
Dort bringt das gottgegebne, gottgeweihte,
Das hochgebenedeite
Buch aller Bücher uns ein Held getragen
Im Prieſterſchmuck, die Offenbarung ließt er,
Dazu die Harfe rauſcht in Glutaccorden.
In Völkernächte ſoll der Morgen tagen!
Und Luther iſt der Sänger, Held und Prieſter,
Und Wartburg iſt zum Patmos ihm geworden.

12.

Du Luthers-Zelle, wenn wir dich betreten
Durchſchauert uns ein ahnungsvolles Zittern,
Gleichwie in eines Domes Rieſenhallen,
Und wie beim ernſten Nah'n von Hochgewittern,
Und unwillkührlich drängt es uns zu beten.
Hier dürfen Kön'ge dankend niederfallen,
Hierher die Völker wallen,
Gleich einem ſtolz-bewegten ſtarkem Strome,
Hier wohnte Luther! Seliges Empfinden!
Hier weht ſein Geiſt, hier nach dreihundert Jahren,
Wehn ſeines Hauchs begeiſternde Atome!
Aus dieſer Pforte ſtrömte Licht den Blinden
Und Freiheit Geiſtern, die gefeſſelt waren!

13

Nicht blieb der Streiter, der ſich Gott erkoren,
Auf Wartburg kampflos und unangefochten,
Blieb nicht in Banden ſchnöden Müſſigganges.
Ob ihm zu ſchaden Feinde nicht vermochten,
Ihm ward ein Feind in eigner Bruſt geboren,
Und nur dem ſtarken, feſten Muth gelang es
Sein oft verzagtes banges
Und weiches Herz im Glauben aufzurichten,
Und Kampf zu bieten den erregten Sinnen,
Die ſich Phantome ſchufen, Höllenmächte,
Sündhafter Regung Stürme zu beſchwichten.
Der Sieg gelang, der Dämon wich von hinnen,
Und über Luther ſchwebte Gottes Rechte.

14.

Zehn Monden nur, zehn Monden und nicht länger
Haſt du, o Wartburg, freundliches Gefängniß,
Den ſeltenen, geprieſnen Gaſt umfangen.
Die Kunde kam von Wittenbergs Bedrängniß,
Vom Bilderſturm, vom Wüthen wilder Dränger,
Da röthet edles Zürnen Luthers Wangen,
Da folgt er dem Verlangen,
Aufs neue tritt er auf des Kampfes Bühne,
Ob Acht und Bann nach ſeinem Leben trachtet,
Ob rings Gefahren dreuen, ſchwer und blutig;
Aufs Neu' erhebet ſein Pannier der Kühne,
Der nicht vorm Bann bebt und der Acht nicht achtet,
Wie Helden furchtlos und wie Löwen muthig.

Die Schwärmer.

1.

Es geht ein wilder Geiſt durch manche Zeiten,
Erzeugt vom Wahn, von Raſerei geboren,
Ein Ungeheuer, ſuchend ſeines Gleichen,
Gefolgt von einer Schaar blindwüth'ger Thoren.
Die Keule ſchwingt er im Vorüberſchreiten,
Da bricht des Friedens Bau von ſeinen Streichen,
Und Ordnung muß entweichen.
Sein Blick iſt Mord, ſein Augenpaar ſprüht Funken,
Der Fackel gleich, die zündet und zerſtöret,
Sein wuthentſtelltes Haupt iſt ſchlangenhaarig.
Sein Roß iſt Sturm, und mordgedankentrunken
Fährt er daher, und wo er naht, empöret
Sich blindes Volk und folgt ihm tauſendſchaarig.

2.

Und grauſig zieht das wilde Heer der Schrecken
Die Länder durch; voran auf bleichem Pferde
Jagt Angſt als Herold, und mit Zeterrufen
Schreckt aus dem Schlaf ſie alles Volk der Erde,
Als wollte ſie zum Weltgerichtstag wecken;
Der Tod beflügelt ihres Roſſes Hufen,
Die Thränenbäche ſchufen.
Da wird der Mord gepredigt und vertheidigt,
Und Raub wird ein Geſetz, Willkühr zum Rechte,
Und heilig ſelbſt wird Aufruhr frech geſprochen.
Der Laſter gift'ge Frucht wird ſchnell gezeitigt,
Und von der Heerſchaar räuberiſcher Knechte
Altar und Bild und Heiligthum zerbrochen.

3.

Und Freiheit! brüllt die mordgeſchuppte Schlange,
Und bäumt ſich hoch, und ſpeit Gift auf die Länder,
Ein ſinnbethörend Gift, den Schwindel zeugend,
Darin berauſchen ſich die Tempelſchänder;
Vom Aufgang raſend bis zum Niedergange,
Zieht Blutbegier, nach neuen Opfern keuchend,
Sich keinem Gott mehr beugend.
Der Knecht wird Herr, Kunſt muß ſich weinend bergen,
Des Friedens Blüthen knickt das Zeitgewitter,
Es ſchweigen alle heitern Melodien.
Frohſinn und Freude liegen tief in Särgen,
Auf Leichenfeldern tanzen wilde Schnitter
Die blut'gen Reigen toller Schwärmereien.

4.

Freiheit und Gleichheit, Wahngeſpenſt der Zeiten,
Du ſchreiteſt ſtolz mit Bettlerkönigskronen
In Lumpen durch die Welt. Der Macht entflohen,
Suchſt du die Macht, und rüttelſt an den Thronen,
Die zittern vor den Schritten der Befreiten.
Du nahſt als Rachefurie den Hohen
Im Bunde mit dem Rohen.
Du ſchliefſt, bis dich Tyrannenwillkühr weckte,
Da ſprengteſt du die Ketten, die dich banden,
Und deiner Kerkerpforten Eiſenriegel;
Nun fliehn Tyrannen, die dein Bild erſchreckte,
Denn drohend blickt, was ſie mit Schreck empfanden,
Ihr eignes Bild todkündend aus dem Spiegel.

5.

Die wahre Freiheit thront in reinem Lichte,
Ihr Afterbild thront bei des Mordbrands Helle.
Die wahre Freiheit nur weckt große Thaten;
Sie leitet zu des Nachruhms Tempelſchwelle,
Und ſitzt mit Recht und Weisheit zu Gerichte.
Die falſche Freiheit, ewig ſchlecht berathen,
Zertritt des Guten Saaten.
Die wahre Freiheit iſt ein Geiſt der Reinheit,
Ein ſel'ger Ormuzd, froh im Lichte waltend,
Ausſtrom der Liebe, ſtets das Böſe dämpfend.
Die Afterfreiheit freut ſich der Gemeinheit;
Ein Ahriman, im Streit die Welt zerſpaltend,
Haß zeugend und das Gute ſtets bekämpfend.

6.

So war's zu Luthers Zeit, ſo war es ſpäter,
Denn ſtets ernen'n die Häupter ſich der Hyder.
Die Schwärmer toben, ihre Rotten ſchnauben
Nach Mord und Blut; Aufruhr ſingt Siegeslieder.
Der Ordnung, der Geſetze Übertreter,
Sie nennen ihrer Unthat Schild — den Glauben,
Dem ſie die Würde rauben.
Die Burgen brennen, Rache nehmen Sclaven,
Und Rache ruft der Unſchuld Blut vom Himmel,
Und Wahnſinn jauchzt und freut ſich der Zerſtörung.
Der ew'ge Weltenrichter ſcheint zu ſchlafen,
Bald aber würgt ſein Zorn im Schlachtgetümmel
Und dämpft mit Blut die blutige Empörung.

7.

Auch Luther zieht, ein muthentflammter Streiter,
Zum Kampfe gegen die empörten Horden,
Die ſeiner Lehre reinen Sinn verdrehen,
Und predigt gegen ſie mit Donnerworten,
Und ruft den Fluch der Rache auf die Meuter,
Und läßt nicht ab, den Himmel anzuflehen,
Dem Rechte beizuſtehen.
Wie jubeln ſeine Feinde! Seiner Lehre
Wird Schuld gegeben dieſes Aufruhrs Wüthen,
Auf ihn wird all' die blut'ge Schuld geſchoben,
Doch er ſteht reinen Herzens, reiner Ehre;
So brauſen Wetter rauh um lichte Blüthen,
Doch blühn ſie ruhig, auch wenn Stürme toben.

8.

Es müſſen Wetter übern Erdkreis ziehen,
Wohlthätig Donner alles Land erſchüttern,
Der Blitze Gluthſtrahl muß den Äther reinigen.
Und ob auch Herzen zagen in Gewittern,
Es ſoll die Kraft, es ſoll der Muth nicht fliehen.
Noch lebt, wenn Schmerzen ſchwer die Seele peinigen,
Die Hülfe des Dreieinigen.
Nach Stürmen geht hervor die reine Bläue,
Des Jammers Anblick zeuget das Erbarmen,
Das Leben ſelbſt gebiert ſich unter Schmerzen,
Und erſt in Nöthen wird erprobt die Treue.
O möchte doch die ganze Welt umarmen
Der Geiſt der Freiheit mit der Liebe Herzen!

* * *

Kloſter Nimptſchen.

I.

Ein Wandrer kam von ferne her gezogen,
Zum Städtchen Grimma dort im Muldethale;
Der Abendhimmel flammte goldnes Feuer.
Des Wandrers Blicke ſind im Abendſtrahle
Thalaufwärts ſpähend ſehnſuchtvoll geflogen,
Da zeigt ſich bei verſunkenem Gemäuer
Und Trümmern — eine Scheuer.
„Sind von den Kloſterhallen das die Reſte,
Wo Hymnenklang der Hörer Herz erbaute?
Wie bleicht das Bild, das ich ſo ſchön geträumet!“
So rief der Wandrer traurig aus, und preßte
Ans Herz die Freundin, die geliebte Laute;
Der Himmel aber war ſchon nachtumſäumet.

2.

Und als die Schatten tief herniederſanken,
Da ſetzte ſich der Wandrer auf die Trümmer,
Und ſann, und ſchwieg, und ſtimmte leis die Saiten,
Und Wehmuth überkam den Lautenſtimmer
In traurigen und ſeligen Gedanken.
Ach, jeder ſeufzt wohl nach Vergangenheiten,
Entſchlafnen Seligkeiten!
Und jeder weiß wohl Gräber aufzufinden,
Und über Trümmern frühern Glücks zu weinen,
Denn Thränen kommen, eh wir ſie verlangten.
Ernſt rauſchten um den Kloſterhof die Linden;
Der Wandrer ſang nun über Leichenſteinen,
Um die ſich dichte Laubgewinde rankten.

3.

„Ihr grauen Geiſter der entſchwundnen Zeiten,
Herauf, herauf aus euerm dunkeln Grabe!
Mit lichten Reizen ſchmückt die düſtern Stätten!
Ich ruf' euch mit des Liedes Zauberſtabe,
Ihr ſollt dem Seherblick vorübergleiten!
Erhebt euch aus den grünen Hügelbetten,
Beginnt die frommen Metten!
Laßt Orgelklang und tiefe Glockentöne
Das Thal durchzittern, laßt die Hymnen rauſchen,
Wie Seraphflügelſchlag und Engelchöre!
Laßt leuchten frommer Jungfraun milde Schöne!
Ich aber will den ernſten Liedern lauſchen,
Ich, der ich euch mit ernſtem Lied beſchwöre!“

4.

Drauf webt' ein Dämmern um die grauen Mauern,
Das wurde lieblich licht und immer lichter,
Und aus des Dunkels Schooße trat die Helle.
Ergriffen ward von wonneſüßen Schauern,
Von Geiſternähe der entzückte Dichter.
Dort ſaß die alte Zeit auf alter Schwelle,
Und Tempel und Kapelle
Erhoben ſich mit Säulen hoch und gothiſch;
Auf Windeshauchen ſchwebte Glockenmahnung
In vollen Klängen, die zum Beten riefen.
Und eine Hymne wallt empor melodiſch,
Nicht laut, nur ſanft, wie Flüſtern frommer Ahnung,
Und milde Schatten ſtiegen aus den Tiefen.

5.

Die Abbatiſſin mit der Schaar der Nonnen,
Aus dunkeln Zellen an das Licht getreten,
Sie wallen ſtill vorbei mit weißen Schleiern;
Und graberſtandne Prieſtergreiſe beten
Im Tempel, wo das Hochamt ſchon begonnen;
Wo längſtentſchwundne Weihen ſich erneuern,
Wo Sakramente feiern
Die Geiſterſchatten an des Altars Stufen;
Die Weihrauchwolke wallt, die Cympeln klingen,
Und: „missa est!“ ertönt's — die Schatten ſchwinden.
Der Sänger meint, er habe ſie gerufen,
Doch binden kann er nicht die Geiſterſchwingen,
Und was er fand, — er kann's nicht wiederfinden.

6.

Doch will ſich ihm ein neues Bild geſtalten,
Ein ſchönres Bild — der Kloſtergarten, blühend,
Darinnen weilend eine junge Nonne,
Schönheitumleuchtet, und in Sehnſucht glühend,
Erfüllt von mächt'gen Himmelsallgewalten,
Durchlodert ſelig von der Freudenſonne,
Die aller Weſen Wonne;
Der ſich die Jungfrau frevelnd abgeſchworen;
Nicht kennend und nicht ahnend jene Triebe
Der Lebensgeberin, der Weſenmutter.
Nun aus dem Traum erwacht, hat ſich erkoren
Ein Ideal das Herz, erfüllt von Liebe,
Das ſchwache Weib den Mann der Kraft, den
Luther.

7.

Wer hat des Zwangs, der Knechtſchaft Pein empfunden?
Wer hat in harten Feſſeln je geſchmachtet,
Wenn tauſend Freie ſich der Freiheit freuten,
Und hat nicht nach dem hellen Gut getrachtet?
Wem ſchlug Entſagung tiefe Seelenwunden,
Die durch Erinnrung blutend ſich erneuten,
Und wagt noch mißzudeuten
Den Drang nach Freiheit, der in uns lebendig,
Der gegen Schergen ankämpft, gegen Ketten,
Und kühn zerſprengt die Banden ſchnöden Bannes?
Und wer kann Liebe feſſeln? — Tauſendhändig
Ringt, ſich aus Quaal und Tyrannei zu retten,
Die Liſt des Weibes, wie die Kraft des Mannes.

8.

Neun Jungfraun ſchleichen leiſe von der Zelle,
Der Pförtner ruht — die treuen Freunde warten,
Ein Fenſter klirrt — es rauſcht die Leiter nieder.
Neun Jungfraun gleiten in den Kloſtergarten,
Der ſanft umdämmert iſt von Mondeshelle.
„Lebt wohl, ihr düſtern Mauern! Nimmer wieder
Ertönen unſre Lieder
In euch! Lebt wohl! — Zu Freiheitjubelklängen
Soll unſre Stimme jauchzen und frohlocken,
Trotz Prieſterzürnen und Vermaledeiung!
Der Freiheittag bricht an, mit Hochgeſängen
Begrüßt das Tönen ſeiner Morgenglocken,
Und ſingt ein Halleluja der Befreiung!“ —

9.

Der Sänger ſitzt, und ſieht und ſingt — in Träumen;
Der Nachtſturm weht mit ſeinen mächt'gen Schwingen
Vorüber an den Saiten, daß ſie beben,
Und Aeolsharfenſaiten gleich erklingen.
Und ſtärker rauſcht es in den Lindenbäumen,
Und rings verkündet ſich im leiſen Schweben
Geheimnißvolles Leben.
Der Sänger, den die alte Zeit geführet
In ihres Stroms Kriſtallſchloß, daß er drunten
Die Schätze ſchaue, die ſie aufgehoben,
Erwacht, vom Kuß der Mitternacht berühret,
Und rings iſt Ruh — die Bilder ſind verſchwunden,
Und der Erſcheinung Zauber iſt zerſtoben.

10.

„Fahrt wohl, ihr ſchönen, holden Jungfraunbilder!
Und Dank dir, Zaubertraum, der ſie mir zeigte,
Die Huldin, die den Herrlichen beglückte,
Der ſich ſein Herz in treuer Liebe neigte,
Und die mit ſanfter Weiblichkeit, mit milder
Liebreizerhöhter Anmuth ihn entzückte,
Die Luthers Leben ſchmückte.
Du warſt die weiße Roſe, engelfarben
Und dornenlos, die ſeinem Pfad erblühte,
Du, Katharina, die von hier entwichen!
Dein Bild entſchwand, auch deine Blüthen ſtarben,
Doch iſt das Bild von deiner Engelgüte
Nach drei Jahrhunderten noch nicht verblichen.“ —

Der Freund.

1.

Zwei Genien ſind geſellt dem Menſchenleben,
Die wechſelnd es begleiten bis zum Grabe,
Der eine laut und fröhlich, flügeltragend,
Der andre ſtill und traurig, ſchleicht am Stabe
Der eine freut ſich, Freuden uns zu geben,
Der andre naht uns, Freuden ſtreng verſagend,
Ihn grüßt das Leben klagend.
Die Genien heißen Luſt und Leid; der eine
Iſt lichter Tag, der zweite düſtrer Schatten,
Und ſteht die Luſt auf Lebensſonnenhöhen,
Und wandeln wir in ihrem goldnen Scheine,
Dann übernachtet Leid die heitren Matten,
Und zwingt die Sonne Luſt zum Niedergehen.

2.

Dann aber, wenn der Schmerz mit Kummerflören
Das Aug' uns einhüllt, und die Luſt beſtattet,
Iſt doch das Leben noch nicht gänzlich trübe.
Wenn Kraft auch ſchwach wird und der Muth ermattet,
Es laſſen ſich noch Engelſtimmen hören,
O daß uns ewig ihre Tröſtung bliebe,
Der Freundſchaft und der Liebe!
Wen Freundſchaft hält, der wird im Schmerz nicht klagen,
Wen Liebe führt, wird ſich nicht hilflos meinen,
Denn Liebe ſieget über Leid und Schmerzen.
Wen Freundſchaft leitet, wird im Sturm nicht zagen,
Ob Welt und Glück ungünſtig ihm erſcheinen,
Er trägt ſein Glück, trägt ſeine Welt im Herzen.

3.

Dein Leben, Luther, bot dir reiche Gaben,
So der Verkennung bittre Wermuthkelche,
So Schmerz und Kümmerniß, ſo Luſt und Freude,
Doch Liebe war dir nah, die holde, welche
Im Bund mit Freundſchaft wußte dich zu laben;
Du aber warſt gleich groß in Luſt und Leide,
Und ruhig trugſt du beide. —
Die Schatten, die den Erdentag ſo trübe
— Gleich Wolken, die den Sonnenſtrahl verdrängen —
Uns machen, ſehn wir ſtets zu ſchwarz, und weinen.
Oft malt mit ihren Roſenfarben Liebe
Die Wolken licht bei Sonnenuntergängen,
Und läßt uns milde Abendröthen ſcheinen.

4.

Wie glücklich iſt, wem redlich, gottgegeben,
Ein Freundesherz ſchlägt, warm und unverborgen
Sich an ihn kettend mit der Macht der Triebe,
Sich zu ihm bettend in der Nacht der Sorgen,
Ein lieberfülltes Herz, ein zweites Leben!
Ja, Solcher wandelt reich in ſolcher Liebe,
Ob ſonſt kein Gut ihm bliebe.
O Freundſchaft, Huldin mit der Lebensſchaale,
Du, Hygieia, heil'ge Wunderquelle,
So werth des Dankes, werth der Opferlieder!
Du weiheſt unſre Blüthenideale,
Des Lebens Mittag machſt du ſonnenhelle,
Und giebſt den Greiſen Jünglingswärme wieder.

5.

Und Luthers Flammenherz, ſo heilig glühend,
Es fand den Freund, ſo ſehr des Freundes würdig,
Da einte Stärke ſich mit Engelmilde,
In Lieb' und Glauben gleich und ebenbürtig.
Zwei Bäume mit vereinten Wipfeln blühend,
Zwei Kampfesbrüder auf dem Schlachtgefilde,
Gedeckt von einem Schilde;
Zwei Seelen, beide liebend ſich durchdringend,
Zwei Bruderſterne mit vereintem Scheine,
Zwei Segler, ſteuernd doch nach einer Richtung,
Zwei Lauten, doch in gleichem Klang erklingend,
Zwei Flammen, und im Glauben doch nur eine,
Zwei Heldenbilder einer hohen Dichtung.

6.

So wandeln ſie, beſeelt von gleicher Weihe,
Zwei Prieſter in dem neuen Tempel Gottes,
Und achten nicht der Stürme, nicht der Feinde,
Wie der Verfolgung nicht und nicht des Spottes,
Und ſind in Liebe kräftig, ſtark in Treue.
Feſt ſteht der Tempelbau, und die Gemeinde
Zählt mehr und mehr der Freunde.
Wie hart der Richterſpruch für die Bekenner
Der neuen Lehre ausfällt dort zu Speier,
Der Lehre, die die Gegner ſündlich nannten,
Sie bleiben feſt im Glauben, treue Männer,
Und ſie erheben Stirn und Rede freier,
Und ſprechen kühn, und wurden Proteſtanten.

7.

Ein neuer Reichstag ſoll den Zwieſpalt dämmen
Und Krankheit wirft um Luther ihre Schlingen,
Da ſchirmt den Mann der Ehre Koburgs Veſte,
Die ſtarke Ehrenburg — die Freunde gingen,
Und nichts kann ihrer Seelen Kummer hemmen.
Er aber, da der Schmerz ihr Auge näßte,
Er tröſtet ſie aufs Beſte.
Und als ſein Fürſt, der treu war und beſtändig,
Ihm ſagt: „Es hoffte nie wohl auf dein Sterben
Der Papſt ſo ſehr als jetzt!“ ſpricht Luther heiter:
„O Papſt, ich war ja deine Peſt lebendig,
Und will dir ſterbend Tod ſein und Verderben!“
Und hin zum Reichstag reiſen die Begleiter.

8.

Indeß nun fern der Freund mit weiſer Schonung,
Mit Ernſt und mit tiefrichtigem Verſtändniß
Die Lehre Luthers wahrt, und unerſchrocken
Vor allen Fürſten ablegt ſein Bekenntniß,
Tritt Schmerz auf Schmerz in Luthers ſtille Wohnung,
Und Trauer zieht die dumpfen Todtenglocken,
Und Lebenspulſe ſtocken.
Die Ältern beide raubt dem treuen Sohne
Der ſtille Engel, und ſein Herz umſchattet
Die Kümmerniß mit mancher düſtern Mahnung.
Kaum hofft der Kranke, daß der Herr ihn ſchone;
Er fühlt vom Schmerz, fühlt ſich vom Kampf ermattet,
Und tief im Innern eigne Todtesahnung.

9.

Da war es, daß zu einem Freund er ſandte,
Der mächtig war der Tonkunſt und der Lieder,
Und hat ihm freundlich dieſen Gruß entboten:
„Ich liege, Lieber, ſchwer erkrankt danieder,
Und werde frei ſein bald von jedem Bande,
Und eingehn bald ins ſtille Reich der Todten;
So ſetze mir in Noten
Die Worte des Pſalmiſten, jene ſchönen:
„Ich liege hier und ſchlafe gottergeben,
Es wird der Herr mich wecken und entſünd'gen!“ —
Der Meiſter aber dichtet ihm in Tönen:
„Ich werde ſterben nicht, ich werde leben,
Und treulich meines Gottes Werk verkünd'gen.“

10.

Und neue Hoffnung, neue Lebensfülle
Erwacht im Herzen Luthers, wie im Lenze
Die Bäume mit verjüngten Blüthen prangen.
Noch harrten ſeiner ird'ſche Siegeskränze,
Und wieder iſt er aus der öden Stille
Ins Kampfgewühl der Welt hervorgegangen,
Von keiner Furcht befangen.
Ein frohes frommes Herz voll ächter Treue,
Der Luſt nicht abhold, nicht dem Schmerz erliegend,
Im Glauben unerſchüttert, ſtark im Hoffen,
So zog er ſeine Bahn, der Edelfreie,
So ging er aus den wilden Kämpfen ſiegend,
Und ſah in Lieb' und Freundſchaft Himmel offen.

* * *

Der Convent.

1.

Auf; auf ihr Streiter für die gute Sache!
Es ſchleppt der Papſt ſich ängſtlich mit Concilien,
Die Fürſten einen ſich im Kattenlande.
Da ſtehn bei deutſchen Wappen Frankreichs Lilien,
Und gegen Adler halten Löwen Wache;
Von Albiens König, der vom Papſt ſich wandte,
Erſcheinen Abgeſandte.
Auch Luther kommt zum Fürſtenbund, zum großen,
Er, ſelbſt ein König in der Wahrheit Reiche,
Und Großes ſieht die alte Stadt im Thale.
Der Kaiſer — zürnt, und Kriegeswetter toſen,
Doch freudig hebt die junge Glaubenseiche
Ihr Haupt, und ſonnt ſich in dem reinen Strahle.

2.

Und die Artickel, kraftvoll, gluthdurchdrungen,
Vom unverfälſchten Glauben unabweichbar,
Trägt Luther zum Convent. Sein Antlitz blühte,
Dem Flammenantlitz Moſis wars vergleichbar,
Als er aus Sinais Wolkendämmerungen
Die zehn Gebote trug. Voll Eifer glühte
Der Redlichtreubemühte.
Befeſtigt wird die Glaubensſäule wieder,
Von dannen zieht ergrimmt des Papſtes Bote,
Und Luther ſieht das reine Wort gerettet.
Da wirft aufs Neu' ihn Krankheit ſchwer danieder,
Und um das Leben ringt Der mit dem Todte,
In deſſen Leben Kampf an Kampf ſich kettet.

3.

Thüringen, Luthers Mutterland, o lächle
Den Dulder liebreich an! In deinem Schooſe
Laß nicht der Nacht des Grabes ihn verfallen!
Noch länger pflege deines Ruhmes Roſe!
Komm Lebensfrühlingsluſt verjüngt und fächle
Ihm Lindrung; aus der Krankheit Trauerhallen
Laß froh zum Licht ihn wallen!
Ihr hohen Tannen, neiget eure Kronen,
Ihr Silberbäche rauſcht ihm Lebensgrüße,
Du Gottesodem, friſche Bergluſt, wehe
Mild um den Kranken! Wolle, Tod, noch ſchonen
Den Streiter Gottes! Lebensengel, küſſe
Ihn ſanft, daß er geneſend auferſtehe! —

4.

„Grüßt meine treue Käthe! Ruhig trage
Sie meinen Hingang, denke liebend meiner!
Zwölf Jahre lebten wir in Freud' und Frieden.
Sie war mein frommes Weib, und treu gleich einer
Duldſamen Magd — das lohn' an jenem Tage
Ihr unſer Gott, und lohn' es ihr hienieden,
Wenn ich dahin geſchieden.
Erbarmt auch Ihr Euch ihrer und der Kinder!
Und grüßt die theuern Freunde, grüßt die Fürſten,
Sie ſollen feſt am Evangelio halten,
Und ſtark ſein in dem Herrn, und Überwinder
Des Antichriſts, und nach der Wahrheit dürſten;
Ich aber — laſſe meinen Heiland walten! —“

5.

So redet Luther, nah dem letzten Scheiden,
Gott aber hält noch über ihn die Hände;
Sein Wink gebeut, und Luther iſt geneſen,
Und Jubel füllt nun Stadt und Land ohn' Ende. —
Gott ſendet oft zur Prüfung uns das Leiden,
Und tauſendmal, von Vaterhand erleſen,
Iſt Schmerz zum Heil geweſen.
Er lebt, er lebt! Ein wonnefrohes Danken
Wird aller Orten laut, und an dem Orte,
Wo ihm Erlöſung ſandte ſein Immanuel,
Wo Lindrung kam der wilden Pein des Kranken,
Bezeichnet er die Wand mit dieſem Worte:
„Hier half der Herr! Est Tambach mea Phanuel.“

6.

Du gehſt, ein Stern, hervor aus deinen Nöthen,
Und in der Trübſal, in der tauſendfält'gen,
Bewährt ſich deines Heldenherzens Stärke.
Nicht Haß der Feinde kann dich überwält'gen,
Nicht Körperpein kann deine Seele tödten!
Du bauſt getroſt an deinem großen Werke,
Daß alle Welt bemerke
Wie Gott mit dir! Du trittſt, ein frommer Abel,
Zum Weihaltar der Wahrheit, feſt vertrauend,
Und himmelan ziehn deine Opferflammen,
Indeß die Gegner in der alten Babel
An der Verwirrung Wolkenthürme bauend,
Vor Götzen knien, und deinen Dienſt verdammen.

7.

Du ſtehſt, ein Seher, auf den Tempelzinnen,
Und blickſt, des Geiſtes voll, zur trüben Ferne,
Ins Zeitendunkel, vor dem Tod nicht bangend.
Und ſiehſt du ſinken deines Lebens Sterne,
So ſiehſt du gottgeſegnet dein Beginnen.
Dich ſelbſt erblickſt du, droben Lohn empfangend,
Nicht ird'ſchen Lohn verlangend.
Da redet dein Prophetenmund: „So lange
Ich lebe, wird in Deutſchland Friede währen,
Doch wenn ich ſterbe — betet! Wahrlich, brauchen
Wird's des Gebets, dann kommt die Zeit, die bange,
Wo unſre Kinder greifen nach den Speeren,
Wo Blut in Strömen fließt, und Länder rauchen.“

8.

Und trübe ward die Zeit, und immer trüber,
Es ziehen Wetter auf am Horizonte
Der Glaubensfreiheit, wilde Stürme dräuen.
Dem Fürſtenbund, der kräftig ſchützen konnte,
Stellt ſich ein andres Bündniß gegenüber.
Der Glaube, ſcheint es, will die Welt entzweien,
Und Kampf auf Kampf erneuen.
In heft'gen Eigenfehden ſchon begriffen,
Trennt Meinungszwieſpalt Fürſten von einander,
Noch kämpfen ſie mit Worten, ſcharfen, harten,
Doch bald wird Schwert und Speer zum Streit geſchliffen,
Und aufrollt froh, ein Höllenabgeſandter,
Der Dämon Krieg die blutigen Standarten. —

Das Haus.

1.

Wem innrer Friede Noth thut, o der ſuche
Ihn nimmer im Gewühl der Welt, denn finden
Wird er ihn dort nicht, wo die Falſchheit lauert,
Wo Wahn und Bosheit ſich mit Haß verbinden,
Dort kehrt nur Ruh ein mit dem Leichentuche,
Und Mancher — mauſoläenübermauert,
Vermodert unbetrauert.
Nur in des Hauſes traulichſtillen Räumen,
Darin der Liebe ſanftes Scepter waltet,
Auf deſſen Altar reine Flammen wehen,
Da wohnt der Friede unter Lebensbäumen,
Und eine Welt, die himmliſch ſich geſtaltet,
Läßt reich und ſchön ſein Schöpferwort erſtehen.

2.

Im Haus iſt Glück, und in zufriedner Stille
Spinnt ſich das Leben ab vom Zeitenrocken,
Bis wir zu langem Schlummer eingeſponnen.
O glücklich, wen nicht eitle Kränze locken!
Reich, wem die Welt zu fliehn gebeut ſein Wille!
Die Welt iſt feindlich gegen Glück-geſonnen,
Und mißgönnt ſtille Wonnen.
Im Haus erwächſt des Fleißes ſchöne Blüthe
Am vollen Fruchtbaum, tauſend Zweige tragend,
Die dienen zu der Wohlfahrt Wünſchelruthe.
Und Frömmigkeit ſchlägt Wurzeln im Gemüthe,
Und Harmonie, die Friedenslaute ſchlagend,
Tritt freundlich nah. — So wirkt und ſchafft der Gute.

3.

Doch Manchen reißt es fort mit Sturmesbrauſen,
In Fluthenwirbeln treibt er durch die Brandung,
Durch eine Welt voll Klippen fährt ſein Nachen,
Und ſpät, oft nie, ſchaut er den Ort der Landung.
Es ſegeln tauſend Schiffer fort — nach auſen,
Zwar mahnt Gefahr, es mahnt der Tod, zu wachen,
Doch ſchlummern oft die Schwachen.
So ſchiffen ſie zur unbekannten Ferne,
Pilotenlos durch Wogenwuth und Grauen,
Der Richtung unbewußt, gleich blöden Blinden,
Und ob ſie ſehnend ſuchen ihre Sterne,
Und ewig hoffend nach dem Polſtern ſchauen,
Sie können zu dem Pol die Bahn nicht finden.

4.

Auch unſer Luther war zum Kampf erkoren,
Zum Kampf mit Welt und Wuth der Lebenswellen,
Er mußte kämpfen mit der Nacht der Zeiten,
Er mußte ſich dem Trug entgegenſtellen,
Und Geiſtern ſtehen, die der Haß beſchworen,
Und gegen Wahn die Adlerflügel breiten,
Und das war ſchweres Streiten.
Er hat gewacht, da Völker träumend ſchliefen,
Er fand die Bahn zum Tag, die nachtverhüllte,
Er fand den Argonautenſchatz des Lichtes.
Er hob das Wahrheitgold aus Zaubertiefen,
Und ſtand, als ihm die Welt entgegenbrüllte,
Gottfrohen Muthes, heitren Angeſichtes.

5.

Und er war glücklich! — Aus dem Kampfgewimmel
Trug er die Kränze, die gewonnen waren,
Ins ſtille Haus, ſich freuend ihrer Schöne,
Und weihte dankbar ſie den treuen Laren,
Und fand in Eintracht ſeinen innern Himmel,
Und freute ſich der Liebe ſeiner Söhne.
Die holde Kunſt der Töne
Wie treulich übt' er ſie! Von ihr erhoben
Schwang ſich zu Gott ſein Herz, und wohl vertreibet
Ihr Zauber manches Weh, und ſtimmt uns reiner.
Und ewig hört ihr Luthers Kraftſpruch loben:
„Wer nicht liebt Weib, Wein und Geſang, der bleibet
Ein Narr ſein Lebenlang —“ und er — blieb keiner.

6.

Bei wahrhaft frommen Menſchen wohnt die Freude,
Den Frömmler aber flieht ſie, weil er heuchelnd
Sich ſelbſt ihr abſagt, heiligernſt zu ſcheinen.
Die Freude iſt ein Kind, dem Leben ſchmeichelnd,
Und heiter wandelnd in dem Flügelkleide.
Die Freude führt die Guten, führt die Reinen,
Zu fröhlichen Vereinen.
Die Freude hat auch Luthers Tiſch bekränzet,
Sein Mahl gewürzt, ſein Herz geſtärkt, die Schaale
Der Schmerzen ihm verſüßt auf ſauerm Wege;
Sie hat den Lebensbecher ihm kredenzet,
Und wir genießen mit von Luthers Mahle
Den goldnen Wein erhebender Geſpräche.

7.

Weß Fleiß hat jemals reichre Frucht getragen,
Als **Luthers** Fleiß? Der ganzen Menſchheit Segen
Folgt ſeiner heil'gen Arbeit nach; noch immer
Träuft er ihr zu, ein Lebensbalſamregen,
Den Schmerz beſchwichtend, tröſtend im Verzagen,
Erhebend zu der Wahrheit Sonnenſchimmer,
Bräch auch die Welt in Trümmer.
An Gottes Wort ſo innig feſt gebunden,
Auf dieſen Felſen bauend all ſein Streben,
Mit dieſem Panzer angethan im Streite,
Hat er den Hohn der Hölle überwunden,
Weiht er dem großen Werk ſein ganzes Leben,
Und lebt, und wirkt noch fort, und ſiegt noch heute.

8.

Es hatte grauſam auf Sankt Peters Stuhle
Ein geiſtlicher Tyrann der Kirche Söhnen
Die heil'ge Stimme der Natur verboten;
Da ſah man Prieſter wilden Laſtern fröhnen,
Und Ungeheuer ſtiegen aus dem Pfuhle
Der Sinnlichkeit, die Mord der Tugend drohten,
Gehorſam dem Deſpoten.
Und Luther kam! Er brach die ſchwarze Schranke,
Und nahm ein ehrlich Weib, zum Trotz den Pfaffen,
Nicht theilhaft werden wollt er ihrer Sünden.
Er kam, o denkt's mit tiefgefühltem Danke,
Um mit der Freiheit gottgeweihten Waffen
Ein Prieſterthum der Liebe zu begründen.

9.

Gott iſt die Liebe, darum ſoll der Prieſter
Die Liebe kennen, fühlen ihre Weihe,
Denn wer nicht kennet menſchliches Empfinden,
Der ſteht mit Menſchen nicht in gleicher Reihe,
Sei's, daß ihn Dünkel aufbläht, ſei's, daß düſter
In Nacht er fällt der Frevel und der Sünden,
Gott — kann er nicht verkünden.
Ihr Prieſter, die ihr froh ein Weib umſchließet,
Und reich in deſſen Liebe, ſelig fühlet
Daß Gott der Liebe Gott — ihr, die umſchlungen
Vom reinſten Band der Menſchheit, Glück genießet,
Das Chriſtus nie verbot, das Rom nur raubet,
Dankt Luthern, daß ihm ſolcher Sieg gelungen!

10.

Doch war ſein Herz, wie flammenheiß es glühte,
So demuthvoll, geduldig, ſtillergeben,
Und großem Weh gewachſen, Vaterſchmerzen.
Die holde Tochter rief zum höhren Leben
Ein Engel ab in ihrer Jugend Blüthe,
Und trug ſie, löſchend ihres Lebens Kerzen,
Empor zu Gottes Herzen.
Der Menſchheit höchſtes Glück iſt Aelternfreude,
Die wird geboren mit der Liebe Gaben,
Und wächſt und blüht mit ihnen lebenslänglich.
Doch Aelternſchmerz gleicht keinem andern Leide,
Der ſtirbt nicht mit dem Kind, wird nicht begraben,
Er wühlt, ein Dolch im Buſen, unvergänglich. —

11.

Der Freund erkrankt; ſchon faßt der Tod, der grimme
Raſtloſe Räuber ſeine Beute. Schmerzlich
Vernimmt es Luther, kommt, ſieht, und erbebet,
Und tritt vor Gott, und betet heiß und herzlich,
Dann zu dem Freunde donnert ſeine Stimme:
„Getroſt, Philippe! Seid getroſt, Ihr lebet!
Ermannet Euch, und gebet
Dem Trauergeiſt nicht Raum, Euch ſelbſt vernichtend,
Denn unſer Herrgott hat mich hören müſſen!
Ich ſtürmte mit Gebeten ſein Erbarmen,
Auf ſeines Worts Verheiſſung nicht verzichtend.“
Und jener athmet wieder, und geriſſen
Hat Luthers Ruf ihn aus den Todes Armen.

12.

Es ſagt die Lüge Luther todt — deß freuen
Sich ſeine Haſſer mächtig, und vermeinen
Sie könnten wieder ihre Häupter heben,
Sein Werk vernichten und ſein Wort verneinen.
Und gotteslästerliche Mährlein ſtreuen
Sie unters Volk, dem Hohn ihn Preiß zu geben,
Doch Luther — iſt am Leben.
Er dolmetſcht ihre falſche wälſche Lüge
Von ſeinem Tod, von Wundern und Gewitter,
Und ſeinen Spott nur hat ſie ſich erworben.
Ihr feilen Lügner, knirrſcht bei ſeinem Siege,
Euch hat er nie gelebt der Wahrheitritter,
Sagt ihr ihn todt — uns iſt er nie geſtorben!

Der letzte Tag.

I.

Man ſoll den Tag nicht vor dem Abend loben!
Ach, manchem Waller auf dem Lebenspfade
Iſt ſonder Ende Kampf und Müh beſchieden.
Wohl blickt der bange Schiffer zum Geſtade,
Wenn rings um ihn empörte Wogen toben,
Und Kriegbedrückte ſeufzen nach dem Frieden,
Um Ruhe flehn die Müden.
Der Jüngling ringt mit Luſt ſich durchs Gewimmel,
Von ſeiner Kraft zu ſicherm Ziel getragen,
Und beut die offne Bruſt den drohnden Stürmen.
Des Greiſes Auge aber ſucht den Himmel;
Er fühlt das Ende nah von ſeinen Tagen,
Und ſucht das ſilberbleiche Haupt zu ſchirmen.

2.

Auch Luther wurde müde. Muthig regte
Zwar noch die ſtarke Seele kühne Schwingen,
Gewohnt, das Hinderniß zu überfliegen,
Doch war die Kraft erſchöpft von vielem Ringen,
Von manchem Schmerz, der ſein Gemüth bewegte;
Und kühn genug, um nie zu unterliegen,
Fand doch ein Ziel ſein Siegen. —
Wer iſt auf Erden ſo begabt und kräftig,
Daß ihm ein halb Jahrhundert ſteter Kämpfe
Die Kraft nicht ſchwäche, nicht den Leib ermatte?
Die Zeit iſt eilig, Alter iſt geſchäftig,
Daß es des Lebens Glut mit Kälte dämpfe,
Und ſeine warmen Quellen kühl umſchatte.

3.

Zur Heimath! ruft in uns ein ſtilles Sehnen,
Zum Vaterhaus, von dem wir ausgegangen,
Dort weilt das Glück, das wir geſucht vergebens.
Im Weltgewühl hält Täuſchung uns umfangen,
Die Freude löst, die Hoffnung ſich in Thränen,
Die goldnen Ziele ſchwinden unſres Strebens,
Stehn wir am Ziel des Lebens.
Doch wuchern mit dem anvertrauten Pfunde
Soll jeglicher, und nach Vermögen ſchaffen,
Und raſtlos wirken, weil der Tag noch dauert,
Eh denn die Nacht kommt und die dunkle Stunde,
Die unerbittlich uns von hinnen raffen,
Eh uns der Tod mit kaltem Hauch umſchauert.

4.

Der Strom des Lebens, welchen wir beſchiffen,
Trägt uns vorbei ſo manchen Uferbildern,
Nach denen ſehnſuchtvoll das Herz verlanget,
Und kaum kann Wechſel ſolches Sehnen mildern.
Oft aber brauſt er auch an Felſenriffen
So wild vorüber, daß der Muth erbanget,
Ob er zum Ziel gelanget.
Der Lebensſtrom weiht uns als Jordanwelle;
Als heil'ger Ganges rauſcht er, wenn wir ſelig
Im Paradieſesſtrom der Liebe baden.
Und oft ergießt er ſich als Thränenquelle,
Und trägt die Schiffer ſanft und ſtill allmälig
Als Lethe fort zu ſchlummernden Geſtaden. —

5.

Der wackre Schiffer Luther ſitzt im Nachen,
Und will zur Heimath fahren; Wogen ſchlagen
Laut an den Kahn, empörte Fluthen toben.
Der Unerſchrockne ſieht es ohne Zagen,
Hört, wie des Eiſes Schollen berſtend krachen,
Und baut vertrauend auf den Helfer droben,
Die Blicke fromm erhoben.
So ruhig fuhr der Heiland auf dem Meere,
Als die beſorgten Jünger ihn erweckten,
Und winkte Ruh der Fluth, der aufgeregten.
Noch wacht der Heiland, deſſen Wink die Heere
Der Wogen, welche die Verzagten ſchreckten,
Gehorſam ſich zum Schlummer niederlegten.

6.

Die Heimath winkt; es jubeln treue Herzen
Dem Freund entgegen, dem geliebten Gatten,
Der ahnungsvoll auf Gott ſein Hoffen richtet.
Es hüllt der Tag ſich in des Abends Schatten;
Dem müden Pilger naht die Nacht der Schmerzen,
Doch wenn ein Herz zur beſſern Heimath flüchtet,
Iſt bald der Schmerz beſchwichtet.
„Ich habe hier der Taufe Bad empfangen,
Wie, wenn ich hier, von wo ich ausging — bliebe?“
So fragt er leiſe ſich, und leiſe tönet
Ein innres Ja, doch fühlt er kein Erbangen,
Und ſorglichtreu müht ſich um ihn die Liebe;
Der Himmel ſtrahlt, vom Abendgold verſchönet.

7.

Die Treue ſelbſt iſt eine Abendröthe
Verheiſſungreich vom Glück der Jenſeittage;
Ein blauer Himmel, von der Liebe Farben
Durchflammt, wird ſie zur Weltenrichterwage.
Es ſucht der Zorn des Herrn nicht, wen er tödte;
Der Schnitter Tod legt ihm ans Herz die Garben,
Die für den Himmel ſtarben.
Die Treubefundnen werden lichtwärts ſchweben,
Von Aetherflügeln ſanft emporgehoben,
Wo unverwelklich ew'ge Kronen blühen.
In wahrer Treu bewährt ſich wahres Leben,
Sie ſtrebt, ein Paradieſesbaum, nach oben,
Und iſt durchrauſcht von Himmelsmelodien.

8.

Zur Abendröthe hebt ein treuer Beter
So Blick als Hände: „Gott, Herr Gott, ich flehe
Dich an in deines lieben Sohnes Namen,
Den ich gepredigt — Gott, zu dem ich gehe,
Erhöre mich, ſei du, Herr, mein Vertreter!
Ich ſtreute aus der reinen Lehre Samen,
Sprich du dazu dein Amen!
Zu deinem Werk, dazu du mich geſendet;
Und meines Vaterlandes Kirche halte
Bei deines Worts Bekenntniß immerwährend!“
Der Beter ſchweigt, die Kraft des Lebens endet,
Er fühlt den Schmerz, fühlt, daß ſein Herz erkalte,
Doch wirkt bei Frommen auch der Schmerz
verklärend.

9.

Jetzt ſchlummert er — bald wieder zu erwachen;
Die Liebe klagt, und heiße Zähren rinnen,
Die Freundſchaft hat ihn warm und ſanft gebettet.
Der Kranke ſpricht: „So fahr ich nun von hinnen,
Doch hab' ich einen Gott, der hilft den Schwachen,
Und einen Herrn Herrn, der vom Tod errettet!"
Und neuer Schlummer kettet
Ihn feſt und feſter an die Nacht des Todtes,
Da ruft ein Freund: „Wollt Ihr auf Chriſti Lehren,
Mein Vater, ſterben, wie Ihr ſie gepredigt?"
Und, ſchon im Schaun des ew'gen Morgenrothes,
Tönt noch ein freud'ges „Ja!" das Alle hören,
Dann ward er jeder Erdenpein erledigt. —

10.

Geh ein, geh ein zu deines Vaters Wonnen,
Du treuer Knecht, zu dem, dem Du vertrauteſt,
Deß Wort du feſt bewährt durch That und Lehre!
Geh ein zu Gott, der du den Tod nicht ſchauteſt!
Du haſt geendigt fromm, wie Du begonnen.
Dir fließt, als ob das Glück geſtorben wäre,
Der Menſchheit große Zähre.
Dir weint die Liebe nach, den Tod im Herzen,
Dir weint die Freundſchaft nach im bittern Leide,
Ja, Länder weinen um den theuern Todten.
Du flogſt zum Licht auf aus der Nacht der Schmerzen,
Du gingſt vom Kampfplatz ein zur Siegerfreude,
Und Gott hat droben dir den Kranz geboten.

Grab und Denkmal.

1.

Der Tag hat ſich geneigt, in Abendröthen
Winkt er der Menſchheit milde Scheidegrüße,
Und ſanft verglühen ſeine letzten Strahlen,
Und ſtill verlodern ſeine Flammenküſſe.
Das Leben ſchifft auf leichten, morſchen Böten
Im Ozean der Zeit, von Luſt und Qualen
Bewegt zu tauſendmalen.
Im Meer der Zeiten auf= und niederwogen
Gefühle, Wonnen, Schmerzen, Leidenſchaften,
Wie Wellen, welche hoch die Schiffe heben,
Dann aber, wenn ſie himmelan geſlogen,
Sie oft zum tiefſten Schauerabgrund raffen,
Das iſt die Welt, das iſt das Menſchenleben.

2.

Doch alle Schiffe finden ihren Hafen,
Und alle Schwimmer finden ihre Küſte,
Das undurchforſchte Land, das räthſelgleiche,
Wenn ihre Lebensſonne ging zu Rüſte,
Wenn ſie ſich hingelegt zum letzten Schlafen,
Still zu einander, Arme ſo wie Reiche,
Nur jeder eine Leiche.
Die Gräber liegen weit verſtreut im Raume,
Wer kann ermeſſen ihre Zahl und Menge?
Zu Land — im Meer, ſo weit die Wolken ziehen?
Die Todten ſchlafen unterm Lebensbaume;
Durch ſeine Zweige flüſtern Wehmuthklänge
Um die Geſchiednen fromme Threnodien.

3.

Und heil'ge Gräber giebt es, hehre Stätten,
Wo Schauer uns der ernſteſten Betrachtung
Das Herz durchzittern und den Geiſt durchlodern,
Wo Himmelshelle fällt in Grabumnachtung,
Wo Glocken werden die zerſprengten Ketten,
Und zum Gebet die freie Menſchheit fodern,
Dann — mögen Hüllen modern.
Eng ſind die Gräber, aber weit die Thore,
Durch die die Liebe zieht, der Geiſt, die Wahrheit,
Die Sieger Gottes, mag der Staub zerfallen.
Nacht wohnt in Gräbern, aber die Aurore
Des ew'gen Lebens glüht in Himmelsklarheit,
Und Gottes Liebe leuchtet über Allen. —

4.

Ein Kaiſer ſtand an Luthers Ruheſtätte,
Mit ſtiller Ehrfurcht denkend des Begrabnen,
Von tiefem Ernſt das Antlitz übernachtet;
Da naht ein feiger Höfling dem Erhabnen,
Der ſchon im Geiſt ſein eignes Todtenbette
Erſchaut, indem er fremden Staub betrachtet.
Und jener ſpricht: „Verachtet
Hat deine Macht der Ketzer, darum ſtrafe
Ihn noch im Tod, verbrenne den Unbänd'gen,
Der unerhörter Neurung ſich erfrechte!“
Doch der Gewalt'ge ſprach: „Lutherus ſchlafe!
Ich bin ein Herr und Kaiſer der Lebend'gen,
Und über Todte hab' ich keine Rechte.“ —

5.

Und treten wir zu deinem Sarkophage
Lebendger Wahrheit ſiegender Verkünder,
Starkmüth'ger Kämpfer, o da flammt Entzücken,
Stolz, Jubel, Dank zu dir auf, Überwinder,
Für all' die reichen Güter, die zu Tage
Dein Muth gebracht, davon nicht auszudrücken,
Wie ſie die Welt beglücken!
Von Gott erküret und von Gott-berufen
Flogſt du empor, ein Stern der Morgenröthe,
Zum Strahlenthrone deines Kaiſerthumes.
Der Kaiſer aber ſchritt herab die Stufen,
Mit ſich begrabend in des Kloſters Oede
Die bleichen Schimmer ſeines ſchwachen Ruhmes.

6.

Ein Denkmal, Luther, ſetzten im Vereine
Zu Wittenberg, wo du das Wort verkündet,
Dir deiner Treuen Viele. Wandrer fragen
Nach ihm, und Königshand hat es gegründet,
Und herrlich ſteht dein Erzbild auf dem Steine,
Darüber Säulen hoch mit ſchlankem Ragen
Die Eiſenkuppel tragen.
Wohl warſt du ſelbſt ein Grundſtein deiner Lehren,
Und eiſern war dein Sinn in That und Streben,
Und deine Stimme ſcholl gleich hellen Erzen.
Doch Stein und Eiſen kann die Zeit verzehren,
Und todt ſind Erz und Stein, dich rühmt das Leben!
Dein Denkmal ſteht in Millionen Herzen!

7.

Ein Denkmal, Luther, haſt du dir geſtiftet,
Und in die Marmortafeln der Geſchichte
Die heil'ge Kunde klar und tief gegraben:
Daß Wahrheit ewig iſt, und daß zu Richte
Der Herr den Trug macht, der die Welt vergiftet.
Gott kam zu dir, zum Kämpfer dich zu haben
Mit ſeinem Geiſt und Gaben.
Da thürmteſt du, ein mächtiger Titane,
Den Berg der Wahrheit auf die Todtenhügel,
Daß auf dem Petersfels der Donnrer zagte,
Scheu vor dem Rauſchen deiner Siegesfahne,
Und kaum nach deiner Kühnheit Cherubflügel,
Machtloſer Blitze Strahl zu ſchleudern wagte.

8.

Ein Denkmal, Luther, hat dir Gott errichtet,
Das länger ſteht auf felſenfeſtem Grunde
Als jeglich Erz, wie ſtarkgefügt es prahle.
Dein großer Name geht vom Mund zu Munde!
Dein Werk, es wird von keiner Zeit vernichtet,
Du ſtehſt noch in der Zeiten Abendſtrahle
Auf ew'gem Piedeſtale.
Das Erz kann Flammen ſchmelzen, Kriegeswüthen
Kann mit Vertilgungsdonnern es beſtürmen,
Des Himmels Blitz kann es zu Boden ſchmettern.
Dich kränzt Unſterblichkeit mit Himmelsblüthen!
Laß Stürme toben, Wogen laß ſich thürmen,
Du wandelſt glorreich über Zeit und Wettern!—

* * *

An die Christen.

I.

Der Liebe Bruderkuß den Nationen,
Die ſich nach Chriſti heil'gem Namen nennen,
Im Nord und Süd und über Meeren drüben!
Engherz'ge Spaltung nicht ſoll Völker trennen,
Der Geiſt der Eintracht ſoll in allen wohnen,
Und tief ins Herz ſei das Gebot geſchrieben,
Als Brüder uns zu lieben!
Du, Katholik, nimm unſre treue Rechte,
Dein Glaube nimmer iſt's, den wir befehden,
Der Glaub' an Chriſtum, den wir fromm verehren
Nur gegen Papſt und Rom und ihre Knechte
Erkühnen wir uns ſtark und frei zu reden,
Denn jener Trug iſt's, dem wir Krieg erklären.

2.

Noch führen Zeit und Welt Gigantenkämpfe,
Die Welt will herrſchen und der Zeit nicht achten,
Die Zeit will herrſchen, und der Welt befehlen.
Und alte Nacht will uns aufs Neu umnachten,
Und ſtrebt, daß ſie des Lichtes Ausbruch dämpfe,
Und nimmt gefangen die kleinmüth'gen Seelen,
Die ſich mit Zweifeln quälen.
So hat ſie viele zu ſich hingeriſſen,
Sich brüſtend mit dem großen Mutternamen
Und aller Welt an ihre Brüſte winkend.
Doch Manchem, der nach ihren Finſterniſſen
Sich locken ließ, ſahn wir die Kraft erlahmen,
Und ſahn ihn, tief in Geiſtesnacht verſinkend.

3.

Auch unter uns ſind Heuchler aufgeſtanden,
Die ſich in Hüllen frommen Dunkels betten,
Und ſich voll Dünkels wähnen gotterkoren,
Und gläubig küſſen Romas alte Ketten,
Und ihre Freiheit tauſchen gegen Banden,
Beklagenswerthe, wahngefangne Thoren,
Dem wahren Heil verloren.
Das ſind des Truges mißgeſtimmte Harfen,
Die nicht im Geiſt und in der Wahrheit feiern
Den Gott, den Cherubim mit Luſt betrachten;
Sie malen ſich mit Frommſinn ihre Larven,
Und ſind ſo demuthſtolz in ihren Schleiern,
Daß ſie der Zeit, daß ſie der Welt nicht achten.

4.

Es predigt der Apoſtel: „So beſtehet
In ſolcher Freiheit, wie euch Chriſt befreite,
Laßt euch nicht fangen in das Joch der Knechte!“
Dieß Joch heißt Geiſtverfinſtrung, das noch heute
Als ein Schaffot der Freiheit frech erhöhet,
Das Wahrheit, Licht und heil'ge Menſchenrechte
In Nacht verſenken möchte.
Strebt nach dem Starken, der vorangegangen,
Strebt Luther nach, den ſie nicht faſſen konnten,
Dem ihr ohnmächt'ger Hohn kein Haar verſehrte!
Ja, laßt euch nicht ins Joch der Knechte fangen!
Der Freiheit huldigt über hellbeſonnten
Martyrergräbern, die der Ruhm verklärte!

5.

Ein Phönix iſt die Freiheit, ſonnig glühend,
Und einem Engel wird ſie einſt begegnen,
Der Liebe heißt, den Gottes Liebe ſendet;
Und liebend werden ſie die Menſchheit ſegnen,
Und Sonnenroſen gleich ſein, wonnig blühend,
Erhaben, göttlich und in ſich vollendet,
Und aller Hader endet.
Und dein Prophetenwort, o Jeſaias,
Das tönt noch fort durch jegliches Jahrtauſend,
Von dem der kommen wird, die Welt zu halten.
Es ſingen von dem kommenden Meſſias
Die Seraphim zu Donnerharfen brauſend,
Und eins mit Freiheit wird die Liebe walten.

6.

Denn der Gebote Höchſtes iſt die Liebe!
„Liebt euch einander!“ iſt des Heilands Lehre:
„Wer in der Liebe bleibt, bleibt Gott treueigen!“
Du Geiſt der Liebe, Gottesflamme, hehre,
Erfüll' uns ganz mit deinem heil'gen Triebe!
Zur armen Erde wolle niederſteigen,
Uns deine Hand zu reichen.
Komm, Tröſter, den der Heiland uns verkündet!
Komm, Paraklet, du Friedensfürſt voll Reinheit,
Du Gottesgeiſt, du ſilberlichte Taube!
Dann brechen Formeln, jede Spaltung ſchwindet,
Zum Herzen Gottes führt in ew'ger Einheit
Die Chriſtenheit ein allgemeiner Glaube.

Verbum Dei manet in aeternum.

1.

Im Anfang war das Wort! — Als Sonnen glühend
Hervorgegangen aus des Schöpfers Wollen,
Als Welten wurden, Sphärenjubel klangen,
War ſchon das Wort! Das Wort des gnadenvollen
Urew'gen Vaters, der den Erdball blühend
Hervorrief aus der Nacht, die ihn umfangen,
Als Engel jauchzend ſangen.
Gott war das Wort, er ſelbſt, der Allgedanke!
In Wille, Wort und That der Ewiggleiche,
Hat er ſich ſchaffend, liebend ausgeſprochen.
Der Fels, umblüht von holder Liebesranke,
— Ob Erd' und Himmel aus den Fugen weiche —
Er ſteht durch Ewigkeiten unzerbrochen.

2.

Im Anfang war der Geiſt, der Allumfaſſer,
Der Gottesgeiſt, der die Natur durchflammte,
In Chaosnächte trat der Ewighelle,
Und ſeinem Hauch das Paradies entſtammte.
Auf Taubenflügeln ſchwebt' er überm Waſſer,
Und heiligte zur friſchen Lebensquelle,
Zum Balſam jede Welle.
Licht war der Geiſt, der Strahl des ew'gen Wortes,
Der eingeborne Sohn urheil'ger Klarheit,
Ein Stern, durchleuchtend Nacht und Dunkelheiten;
Licht, Leben, Liebe! Dreiklang unſers Hortes!
Als klarer tiefer Strom der frommen Wahrheit
Rauſcht Gottes Wort durch alle Ewigkeiten.

3.

Das Licht des Herrn fällt in die Finſterniſſe,
Im Sternengold am nächt'gen Himmel brennt es,
Mit Flammenpracht ſchmückt es die Morgenröthen,
Und wird zum Roſenkranz des Firmamentes.
In Blitzen lodern ſeine Gluthergüſſe,
Als ob den Brautkuß ſie der Erde böten
Beſeligend im Tödten.
Nie kann das Grab die Auferſtehung faſſen,
Nie kann die Finſterniß das Licht begreifen,
Nie kann die Lüge Wahrheit offenbaren.
Der Strahl der Wahrheit, den die Dunkler haſſen,
Läßt gleich der Sonne, edle Früchte reifen —
Das Wort des Herrn lebt mit dem Ewigwahren.

4.

Das Wort ward Fleiſch! Als Flamme ſank es nieder,
Und ward zum Pulsſchlag in der Bruſt des Reinſten,
Das ew'ge Wort ſprach aus dem Menſchenſohne.
Groß iſt der Herr im Größten, wie im Kleinſten,
Den armen Hirten tönten Himmelslieder,
Und Stimmen ſangen im Prophetentone
Von einer Königskrone.
Des Lichtes Seraph trat mit Knechtgeberde
Zur armen Menſchheit, in der Armuth Hülle,
Und neigte liebend ſich zu den Verlornen.
Er litt den Tod, daß er verherrlicht werde,
Daß die Verheiſſung ſich an ihm erfülle,
Das Wort des Herrn an ſeinem Eingebornen.

5.

Das ew'ge Wort, das Paradieſe ſchenkte,
Das der Natur gottheil'ge Offenbarung
Zu Menſchen reden heißt mit Engelzungen,
Das Vaterwort, ſo reich an Liebesnahrung,
Das mit dem eignen Blut die Kinder tränkte,
Beſeligend hat es das All durchdrungen,
Und hat den Tod bezwungen.
Propheten weckt es aus des Staubes Söhnen,
Die treu vertreten alle heil'gen Rechte,
Und kämpfen für das Wort kühn und beſtändig.
Und ob des Lichtes Haſſer ſie verhöhnen,
Die wirft das Donnerwort in ihre Nächte:
„Das Wort des Herrn bleibt ewiglich lebendig!"

6.

So, hoher Luther, haſt auch du geſprochen,
Gewaltig donnernd, ein Prophet des Lichtes,
Kühn eifernd für das Wort, das ewig reine.
Dein Zürnen klang wie Stimmen des Gerichtes,
Und ſieh, dein Freiheittag iſt angebrochen;
O daß uns ewig ſeine Sonne ſcheine,
Und Nationen eine!
Ihr bangen Seelen, zagend noch in Nöthen,
Euch hülflos wähnend, bangt nicht ſo kleinmüthig,
Ringt mit dem Schmerz, bewältigt euer Trauern,
Und blickt vertrauend zu dem Siegerhöhten!
Der Weltenvater iſt gerecht, iſt gütig —
Das Wort des Herrn wird alles überdauern!

7.

Preiß dir, du Kämpfer, der für Wahrheit wagte
In edlen Zornes göttlicher Entflammung
Das Wort zu führen unerſchrocknen Muthes!
Zurück die Blitze ſchleudernd der Verdammung,
Stand vor den Feinden groß der Unverzagte,
Erringend uns das Recht des höchſten Gutes,
Des Leibes wie des Blutes!
Laßt himmelan Giganten tobend thürmen
Die Laſten ihrer Gottesläſterungen,
Daß alle Welt im bangen Zagen zittert!
Der Himmel bebt nicht vor den ird'ſchen Stürmen,
Die Wahrheit bleibt erhaben, unbezwungen,
Das Wort des Herrn bleibt ewig, unerſchüttert.

8.

Gott iſt das Wort! Gott iſt die Segensfülle!
Gott iſt das Gut, das Allen ward gegeben,
Ausſtrahl und Ausſpruch des Unausgeſprochnen!
Gott iſt das Licht! Gott iſt das ew'ge Leben!
Gott iſt die Wahrheit ſonder Trug und Hülle!
Gott iſt der Sieger, der die nachtentkrochnen
Dämonen mit zerbrochnen,
Freiheitzerbrochnen Ketten wieder bindet,
Und Martyrer durch Blut und Tod verkläret.
Gott ſchrieb ins Buch der Sterne Luthers Namen! —
Die Lüge ſtürzt, die Wahrheit überwindet!
Das Wort des Herrn, das dreimal heil'ge, währet
Von Ewigkeit zu Ewigkeiten! Amen.

Inhalt.

Prolog.

Der Genius. 1

Die Zeit. 11

Möhra. 21

Mitternacht. 27

Der Schüler. 33

Bestimmung. 41

Rom. 49

Ablaſs. 61

Augsburg. 71

Der Bann. 77

Verfolgung. 85

Die Muſe. 93

Worms. 101

Luthersbuche. 107
Wartburg. 113
Die Schwärmer. 127
Kloſter Nimptſchen. 135
Der Freund. 145
Der Convent. 155
Das Haus. 163
Der letzte Tag. 175
Grab und Denkmal. 185
An die Chriſten. 193
Verbum Dei manet in aeternum. 199

Verbeſſerungen.

Seite 15. Vers 8. Schwerteslohe.
„ 19. „ 6. Chimära.
„ 23. „ 10. verhandne.
„ 25. „ 3. Hauer.
„ 29. „ 6. nah
„ 63. „ 5. das Reinen.
„ 98. „ 9. Isais.
„ 170. „ 9. nahm ein.
„ 192. „ 8. Flamme.

[illegible]riſche

In demſelben Verlage ſind folgende

empfehlenswerthe Schriften

erſchienen

und um beigeſetzte Preiſe durch alle ſolide Buchhandlungen zu beziehen.

Adrian, Dr., Bilder aus England. Zwei Theile mit 6 Kupfrn. Rthlr. 3. 12 gr. od. fl. 6.

— — Skizzen aus England. Zwei Bände. Rthlr. 3. 12 gr. oder fl. 6.

Die Halliſche, Jenaiſche und Leipziger Literatur-Zeitungen, das Berliner Converſationsblatt, die Blätter für literariſche Unterhaltung, Heſperus u. A. haben ſich über dieſe Werke auf das Vortheilhafteſte ausgeſprochen. Das ausgezeichnete Darſteller-Talent, die leichte, lebendige Schilderungsgabe des Verfaſſers, der reizende Wechſel der Gegenſtände, das Intereſſe, das den Leſer vom Anfang bis zum Ende feſſelt, und der elegante Styl ſowie die Wahl der Gegenſtände, die treue, ſtets aus dem Leben gegriffene Darſtellung des anziehenden Landes, in welches uns der Verfaſſer einführt, in welchem er uns heimiſch macht, die liebenswürdigen und wunderlichen Charaktere, mit denen er verkehrt und die er ſo treffend ſchildert, — alles das ſind Vorzüge, welche die eben ſo unterhaltenden, als lehrreichen Bilder und Skizzen aus England auszeichnen und ihnen in gebildeten Kreiſen einen ſo großen Beifall gewonnen haben.

Byron, Lord, ſämmtliche Werke, herausgegeben von Dr. Adrian. Mit dem Bildniſſe des Verfaſſers, einem Facſimile ſeiner Handſchrift und einer Anſicht von Newſtead-Abtey. 12 Bände. Geh. Auf geglättetem Velinpapier Rthlr. 8. 12 gr. oder fl. 14. Auf weißem Druckpapier Rthlr. 6. 18 gr. oder fl. 11.

Dieſe Ausgabe iſt vollſtändiger, als irgend eine bis jetzt in engliſcher Sprache erſchienene, und mit der großten Sorgfalt, mit Sachkenntniß und Geſchmack von einem Vereine rühmlichſt bekannter Männer ausgeführt; keinerlei Rückſicht konnte das Auslaßen auch nur einer einzigen Stelle bedingen. Obgleich nun dieſelbe um 15 Octavbogen stärker wurde, wird dennoch vorerſt der äußerſt billige Subſcriptionspreis beibehalten.

Die vorzüglichſten kritiſchen Blätter haben ſich über dieſe Ausgabe auf das Vortheilhafteſte ausgeſprochen. Eine ausführliche Beurtheilung in der Halliſchen Lit. Zeitung [1832. 195] beginnt:

„Wir ſehen hier ein Unternehmen vollendet, in welchem die Univerſalität des Geiſtes unſerer Sprache einen ihrer glänzendſten Triumphe feiert. Wie möchte auch der Franzoſe oder der Italiener die kühne Kraft des engliſchen Dichters wiederzugeben vermögen, wie den freien Schwung ſeines Geſanges, die Tiefe zerreißender und verſöhnender Gefühle, die verwegene Bildung der Sätze und einzelner Worte, die tauſend bedeutungsvollen Nüancen, welche Byron gleichſam tändelnd, aber wie ohne Abſicht und Bewußtſeyn, hinwirft?“

Cooper's ſämmtliche Werke, 81 Bändchen. Geh. Ausgabe auf Druckvelinpap. Rthlr. 14. 20 gr. oder fl. 23. 12 kr. Auf Druckpapier Rthlr. 9. 20 gr. oder fl. 15. 48 kr.

Dieſelben enthalten: Der Spion. — Der Letzte der Mohikaner. — Die Anſiedler. — Der Lootſe. — Lionel Lincoln. — Die Steppe. — Der rothe Freibeuter. — Die Nordamerikaner. — Die Grenzwohner. — Die Waßernire. — Der Bravo. — Die Heidenmauer. — Der Scharfrichter von Bern.

Döring, Georg, Stimmen des Lebens. Drei Erzählungen. Rthlr. 1. 16 gr. od. fl. 2. 48 kr.

— — Sonnenberg. Eine Novelle in 3 Theilen. Geh. Rthlr. 4. 20 gr. oder fl. 8. 24 kr.

— — die Mumie von Rotterdam. Eine Novelle. 2 Theile. Geh. Rthlr. 3. 4 gr. oder fl. 5. 30 kr.

— — der Hirtenkrieg. Novelle in 3 Theilen. Geh. Rthlr. 4. 20 gr. oder fl. 8. 24 kr.

Döring, Georg, das Kunſthaus. Novelle in 3 Theilen. Geh. Rthlr. 4. 20 gr. oder fl. 8. 24 kr.

— — van Speyk. Ein Heldengedicht. Geh. 9 gr. oder 40 kr.

— — Novellen. 4 Theile. Ausgabe auf Velinpapier Rthlr. 6. oder fl. 10. 48 kr. Ausgabe auf Druckpap. Rthlr. 5. od. fl. 9.

— — das Opfer von Oſtrolenka. Novelle in 3 Theilen. Geh. Rthlr. 4. 20 gr. od. fl. 8. 24 kr.

— — Roland von Bremen. Novelle in 3 Theilen. Geh. Rthlr. 4. 20 gr. oder fl. 8. 24 kr.

— — Phantaſiegemälde. 5 Jahrgänge. 1829 bis 1833. Jeder Jahrgang mit einem Titelkupfer von Fleiſchmann. Geb. à Rthlr. 1. 12 gr. oder fl. 2. 45 kr.

— — die Geiſelfahrt. Eine Erzählung aus dem vierzehnten Jahrhundert. 3 Bände. Rthlr. 4. 20 gr. oder fl. 8. 24 kr.

— — Tage der Vorzeit. Dramatiſches Gedicht in vier Darſtellungen, aus der Geſchichte der freien Stadt Frankfurt. 1. Die Gründung. 2. Der Kaiſerſitz. 3. Die Wahlſtadt. 4. Guſtav Adolphs Abſchied von Frankfurt. Cartonirt. Rthlr. 1 8 gr. oder fl. 2. 15 kr.

— — Erzählungen. 4 Theile. 8. Rthlr. 5. 8 gr. oder fl. 9.

— — dramatiſche Novellen. 4 Theile. Rthlr. 5. 8 gr. oder fl. 9.

— — Erholungsſtunden. Zeitſchrift für gebildete Leſer. Sechster Jahrgang 1833. 12 Hefte. Rthlr. 5. oder fl. 8.

Dieſe Dichtungen des berühmten Herrn Verfaſſers haben ſich des außerordentlichſten Beifalls nicht allein von Deutſchland, ſondern auch theilweiſe von England und Frankreich, wohin ſie talentvolle Ueberſetzer verpflanzt, zu erfreuen. Mit Recht nennen ihn kritiſche Blätter den deutſchen Cooper; denn wie er gleich dieſem genialen Schriftſteller einen Reichthum der Erfindung entfaltet, eine ſcharfe Charakteriſirung in allen Individuen aufſtellt, ſo gelingen ihm auch ebenſo die Schilderungen von Naturſcenen, die Darſtellungen reizender und romantiſcher Lokalitäten, mit allen dichteriſchen Details, welche dazu beitragen, ein Bild zum Kunſtwerke zu erheben. Daß die reinſte Moralität in allen ſeinen Dichtungen vorherrſche, und ſie deshalb ohne Anſtand jeder Jungfrau in die Hand gegeben werden können, iſt allgemein anerkannt.

Duller, Eduard, Franz von Sickingen. Dramatiſches Gedicht in fünf Abtheilungen. 8. geh. Rthlr. 1. 8 gr. oder fl. 2. 20 kr.

Dieſe neueſte Dichtung des ausgezeichneten und beliebten Verfaſſers iſt ganz geeignet, die Zahl ſeiner Freunde und Leſer zu vermehren. Der Kampf des Lichtes mit der Finſterniß in den Tagen der erwachenden deutſchen Freiheit; — Fehde bis in den Tod dem tauſendjährigen Wahne, der Unvernunft, der geiſtigen Vormundſchaft; — Treue bis in den Tod für Wahrheit und Recht; dies ſind die Grundideen dieſes dramatiſchen Gedichtes. — Möge der zeitgemäße Grundton des Werkes in unſerer und jeder Zeit ſeinen kräftigen Wiederhall finden.

Erholungsſtunden. Eine Zeitſchrift für gebildete Leſer. Von Georg Döring. 2ter und 3r Jahrg. 1829 u. 1830 à Rthlr. 2. od. fl. 3. 36 kr. 4r bis 6ter Jahrg. 1831 — 33. à Rthlr. 5. od. fl. 8.

— — Eine Zeitſchrift für gebildete Leſer. Von Eduard Duller. Neue Folge. Jahrgang 1834, in 12 Heften. Rthlr. 5. oder fl. 8.

Dieſe Zeitſchrift, welche ſeit einer Reihe von Jahren ſich des Beifalls der gebildeten Leſewelt erfreut, wird wie bisher in monatlichen Heften erſcheinen. Die Redaktion derſelben hat der rühmlichſt bekannte Dichter, Herr Eduard Duller, übernommen. — Durch die ſorgfältige Auswahl, Prüfung und Anordnung dieſes ausgezeichneten Schriftſtellers wird dem Publikum eine Zuſammenſtellung des Gediegenſten geboten. Zugleich bürgen auch die Namen der bisherigen Mitarbeiter: Adrian, L. Bechſtein, Belani, Kilzer, Ph. von Mettingh, Nänny, Rückert, Johanna Schopenhauer, Starkloff, L. Storch, Zehner, Zſchokke u. a. m. für die Tüchtigkeit dieſes Unternehmens.

Gersbach, A., Wandervögelein oder Sammlung von Reiſeliedern, nebſt einem Anhange von Morgen- und Abendliedern. In vierſtimmigen Tonweiſen. Zweite verbeſſerte Auflage. 12. geh. 16 gr. oder fl. 1. 12 kr.

Irving, Waſhington, ſämmtliche Werke. Aus dem Engliſchen überſetzt. 47 Bändchen. Geh. Auf Velinpap. Rthlr. 8. 18 gr. od. fl. 14. 36 kr. Auf ordin. Druckp. Rthlr. 6. 4 gr. od. fl. 10. 6 kr.

Dieſelben enthalten: Das Skizzenbuch. — Erzählungen eines Reiſenden. — Bracebridge-Hall. — Eingemachtes. — Die Geſchichten des Lebens und der Reiſen Chriſtoph's Columbus. — Die Eroberung von Granada. — Humoriſtiſche Geſchichte von New-York. — Reiſen der Gefährten des Columbus. — Die Alhambra, oder das neue Skizzenbuch.

König, H., die Wallfahrt. Eine Novelle. Rthlr. 1. 8 gr. oder fl. 2. 24 kr.

Aus der Niederung eines geheimen Vergehens führt uns die anmuthige Erzählung zur Höhe eines Hülfsberges und zum Ueberblick alles Wallfahrenden auf Erden. — Einheit der Idee in ihrer verſchiedenen Lichtbrechung, heitre Darſtellung bei tiefer Bedeutſamkeit und die dem Verfaſſer eigne Ironie zeichnen dieſes Büchlein aus, das der Leſer nicht ohne Erquickung durch guten Humor und erfreuliche Anſichten des Lebens weglegen wird. Der verkappte Jeſuit knüpft die Fabel an die jüngſte Zeit an.

Nänny, J. C., Gedichte. Rthlr. 1. 6 gr. od. fl. 2.

Der Name des Herrn Nänny iſt den Freunden der Dichtkunſt aus Taſchenbüchern und Zeitſchriften ein erfreulicher Klang geworden, der immer irgend ein aus der Tiefe der Gemüths- und Phantaſiewelt geſchöpftes Product ankündigt. Vorzüglich aber ſind es heitre, liebliche Melodieen, die irgend eine gefühlvolle Anſchauung, eine poetiſche Erkenntniß des Lebens und der Natur enthalten, welche der Muſe des Herrn Nänny gelingen. Sie iſt ein reiches Kind, aber ihr Reichthum beſteht in Blumen und dieſe ſind wiederum einfache Blumen der Wieſe, traulich dem Herzen, wie dem Vaterlande, ein ſinniger Strauß für ſinnige Freunde der Poeſie.

Oefele, Freiherr von, Bilder aus Italien. 2 Bände. Geh. Rthlr. 2. 20 gr. od. fl. 4. 48 kr.

Wir dürfen dieſe Bilder, hauptſächlich der Wahrheit und Lebensfriſche wegen, die ſie karakteriſiren, empfehlen. Es ſind Erfahrungen, die der Verfaſſer unter dem reizenden Himmelsſtriche Heſperiens geſammelt, es ſind ſeine oft höchſt eigenthümliche Anſichten, in denen uns ſo Vieles ſchon vielfach Beſprochene wiederum neu erſcheint, es ſind Ergebniſſe heitrer und romantiſcher Natur, welche hier in kecken Zügen, in warmen Localfarben zu Gemälden vereinigt werden, die den Beſchauer anziehn, belehren und ergötzen. Offen und einfach, wie Yorick, erzählt der Verfaſſer, unabſichtlich zur Hauptfigur ſeiner Bilder werdend, in deren Weſen ſich die Menſchlichkeit mit ihren tauſendfachen Schattirungen ſpiegelt.

Platen, Graf von, Geſchichten des Königreichs Neapel von 1414 bis 1443. Rthlr. 1. 16 gr. oder fl. 2. 48 kr.

— — die Liga von Cambrai. Geſchichtliches Drama in 3 Akten. geh. 12 gr. oder 54 kr.

Rückert, Fr., Nal und Damajanti. Eine indiſche Geſchichte. Rthlr. 1. 18 gr. od. fl. 2. 48 kr.

Das Publikum erhält hier eine, von dem rühmlich bekannten Dichter **Rückert**, mit aller ihm in ſo ſeltenem Grade eigenen Sprachfertigkeit und Reimfülle übertragene indiſche Dichtung, bei der aber alles Fremdartige, ohne Studium der indiſchen Poeſie Unverſtändliche, vermieden iſt, ſo daß ſie als eine ſinnige Liebeserzählung erſcheint, über welche ſich nur ein leiſer fremdartiger, aber lieblichſüßer Duft ausbreitet und ſie umweht. Das Mythologiſche, völlig verſtändlich, erſcheint in der Figur, welche am bedeutendſten eingreift, nur als Allegorie des böſen Gelüſtens, welches in unſrer Bruſt wohnt. Liebe, in bezaubernder Schilderung, ihre Leiden und Treue bilden den Inhalt des Büchleins, und wem Sinn für wahre Poeſie einwohnt, wird an dieſer Dichtung, und wem Sinn für Sprachſchönheit und Ausdruck einwohnt, wird an Rückert's Verſen ein Vergnügen genießen, wie es ſelten geboten wird.

Schopenhauer, Johanna, Erzählungen. Acht Theile. Zweite wohlfeilere Ausgabe. Auf Velinpap. Rthlr. 10. 20 gr. oder fl. 19. 24 kr. Auf Druckpap. Rthlr. 8. od. fl. 14.

Schopenhauer, Johanna, Novellen. Zwei Theile. Geh. Rthlr. 2. 20 gr. oder fl. 4. 48 kr.

— — neue Novellen. Drei Theile. Rthlr. 3. oder fl. 5.

Dieſe 5 Bände Novellen ſind neu und noch nicht in der Geſammtausgabe aufgenommen.

Serrius, Dr. A., Eloa. Weiheſtunden der Andacht und des Gebets. Mit 1 Kupfer von Fleiſchmann. Geh. 12 gr. oder 48 kr.

Dieſes Werkchen athmet die reinſte Gottesfurcht, und ſpricht dieſe in poetiſchen und melodiſchen Klängen aus, ſo daß neben der Erhebung des Gemüths auch die Bildung des Geiſtes gefördert wird.

Starkloff, L., Erzählungen. Rthlr. 1. 16 gr. oder fl. 2. 48 kr.

Ein reicher Humor, Kenntniß des menſchlichen Herzens und lebendige, fortreißende Darſtellungsgabe ſind allgemein anerkannte Vorzüge des geſchätzten Herrn Verfaſſers; unſere Erzählungen gehören überdies noch zu dem Vorzüglichſten, was, nach dem Urtheil von Kennern, aus ſeiner Feder gefloſſen iſt.

Stelldichein im Tivoli, das, oder Schuſter und Schneider als Nebenbuhler. Localpoſſe mit Geſang in zwei Acten. Vom Verfaſſer des „alten Bürgercapitain.“ Geh. 12 gr. oder 45 kr.

Storch, L., die Intrigue. Eine Novelle in 2 Theilen. Zweite verbeſſerte Auflage. Rthlr. 1. 18 gr. oder fl. 3.

— — die Beguine. Hiſtoriſcher Roman aus der Mitte des 14. Jahrhunderts. 3 Theile. Rthlr. 4. 20 gr. oder fl. 8. 24 kr.

— — Malers Traum. Novelle. Rthlr. 1. 16 gr. oder fl. 3.

Thümmels, H. W. v., nachgelaſſene Aphorismen, aus den Erfahrungen eines Sieben- und Siebzigjährigen. Elyſium und Tartarus. Eine Fantasmagorie. Nebſt des Verfaſſers Biographie. Geh. 21 gr. od. fl. 1. 30 kr.

Walker, G., Anweiſung zum Schachſpielen. Die vorzüglichſten Spieleröffnungen und Endſpiele, nebſt einigen eigenthümlichen Stellungen, und fünfzig ausgewählten Aufgaben enthaltend. Aus dem Engliſchen überſetzt und mit Anmerkungen begleitet von J. F. **Schierek**. Geh. 21 gr. od. fl. 1. 30.

Der Ueberſetzer dieſes Werkchens hat allen Freunden des geiſtvollen Spiels durch ſeine Arbeit einen gewiß dankenswerthen Dienſt geleiſtet. Nicht nur der Anfänger, der ſich belehren will, gewinnt hier raſch einen klaren und vollſtändigen Ueberblick, ſondern auch der erfahrene Schachſpieler wird ſich mancher geiſtvoll entworfenen Spiele, mancher intereſſanten Eröffnungen und Endigungen erfreuen. Der Verfaſſer hat auf Philidors Syſtem fortgebaut, allein auch andere große Meiſter ſind nicht unbenutzt geblieben und was er ſelbſt aus eigenen Erfahrungen hinzuthut, gehört zu den ausgezeichnetſten Leiſtungen in dieſem Fache.

Weitzel, J., Napoleon durch ſich ſelbſt gerichtet. Geh. 16 gr. oder fl. 1. 12 kr.

— — Scherz und Ernſt; zur Charakteriſtik unſerer Zeit. Geh. Rthlr. 1. 18 gr. oder fl. 3.

Zehner, H. G., die Treuringe. Novelle. Geh. 9 gr. oder 40 kr.

— — die Pietiſtin. Novelle. Rthlr. 1. 8 gr. oder fl. 2. 24 kr.

Zschokke's popular history of Switzerland. From the German: — with the author's subsequent alterations of the original Work by W. Howard Howe. Cart. 12. Rthlr. 1. 18 gr. oder fl. 3.

Novellen

und

Phantaſieblüthen

von

LUDWIG BECHSTEIN.

Erſter Theil.

Leipzig 1835,
bei Friedrich Auguſt Leo.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt:

Der Astralgeist.
Der Albino.
Der Rabe.
Der Versöhner.

Der Aſtralgeiſt.

1.

Die dumpfen Schläge der Stundenglocke von Notre-Dame in Paris verzitterten in der Nebelluſt, die wolkengleich über der ungeheuern Stadt hing, und ſie allmählig einſchleierte. Es war Charfreitagabend, und das Volk ſtrömte zahllos in die Kirchen, ein Gebet zu ſprechen zum heiligen Leichnam Jeſu. Matter Lichtſchein umwob die Seitenaltäre in der Kirche Notre-Dame, aber den Katafalk vor dem Hochaltar umſtrahlte eine hehre farbige Lichtfülle aus mehr denn tauſend bunten Glasampeln, und dieſer ſanfte Glanz fiel auf das bleiche Todtenbild des Sanfteſten, deſſen Liebe und Milde die Menſchheit ſo gottgleich umfaßte.

Zum gebenedeiten Herzen Jeſu betete vor dem Caſtro Doloris auch eine junge Magd, ſchön und rein vom Angeſicht, wie die ewige Jungfrau, die dem Todten das Leben gegeben. Ihre Seele war ganz bei dem Heiland und ſeiner heiligen Mutter; ihre Seele und alle ihre Gedanken.

Zwei Schritte von ihr kniete der Herzog von Guiſe. — Seine Lippen plapperten ein Ave Maria um das andere, ſeine Hände hielten ein kleines Brevier, auf Pergament geſchrieben, mit Gold und köſtlichen Miniaturen verziert, und in rothen Sammt gebunden, ſeine Augen aber ſahen weder in das Brevier, noch auf den weißen Marmorleib des Herrn, noch auf den Erzbiſchof, der am Altar betete, ſondern ſie weilten unausgeſetzt auf der blühenden Mädchengeſtalt der jungen Julion. Hinter dem Herzog ſtand ſein Secretair, der Roué Bordalone, und ſeine Blicke folgten der Richtung, welche die ſeines Herrn genommen. Neben dieſem ſtand der Kammerdiener Jeangris, ein alter, verſchmitzter Bube, und von dieſem Trio perſonifizirter Schlechtigkeit der Superlativ. Unter der Volksmenge, die ſich vor dem Katafalk zuſammendrängte, ſah noch ein männliches Angeſicht auch mit Blicken voll Zärtlichkeit auf die himmliſchſchöne Julion, das ehrlich-deutſche Geſicht des Schloſſergeſellen Rüdiger, der die junge Magd herzlich liebte.

Julion erhob ſich vom Gebet; und drängte ſich durch die Menge; auch der Herzog erhob ſich raſch, gab ſein Brevier an Jeangris, und drängte dem Mädchen nach, ihm auf dem Fuße folgten ſeine Begleiter. Rüdiger aber ging neben der Geliebten, und bot ihr an der Thüre mit frommem Blick das Weihwaſſer. Die Anmuth ihrer Bewegungen, die liebliche Fülle ihrer reizenden Geſtalt entflammte den Herzog zu den wildeſten Wünſchen. Er flüſterte Bordalone einige Worte zu, dieſer neigte ſich zu Jeangris, dieſer grinſte liſtig, und vor dem Rieſenbau des Domes trennten ſich die Verbündeten. Der Herzog ging mit dem Secretair nach dem königlichen Palaſt, Jeangris aber ſchlich dem Pärchen nach, welches die Inſel verließ und über die Brücke nach St. Jacques, Arm in Arm und unter leiſem Liebesgekoſe, eilte. Vor einem kleinen Hauſe blieben Beide ſtehen und flüſterten lange mit einander, dem lauernden Jeangris Zeit laſſend zu allerlei Betrachtungen und beliebigen Flüchen.

„Daß Euch St. Denis Kopf unterm Arm erſchiene, und auseinanderjagte! Daß Euch der Teufel hole! Muß ich hier ſtehen wie ein Narr in der kalten Nachtluft, und warten, bis es Euch beliebt, Euer Geſchwätz zu endigen? Beim Blut des Herrn! Es iſt verflucht kalt! Ihr freilich friert nicht, da iſt Jugendhitze und Liebesfeuer!"

„Gute Nacht, mein lieber Roger!" ſprach endlich mit ſüßer Stimme die holde Julien, und drückte den Herzgeliebten zärtlich an das klopfende Herz, ließ ihn aber noch nicht von ſich, ſondern ſie küßten ſich Beide noch eine Viertelſtunde, während Jeangris in die Hände hauchte und mit den Füßen trippelte, denn die Charfreitagnacht war ungewöhnlich kalt. Endlich ſchieden die Liebenden von einander, und Jeangris merkte ſich das Haus, in welches das Mädchen ſchlüpfte.

Der junge Geſell zog heiter und liebeglücklich ſeinen Weg, und ſang leiſe vor ſich hin aus einem deutſchen Volkslied: —

Der Knab nahm Urlaub von der Maid,
Sie ſprach: Gott b'hüt Dich vor allem Leid!
Sie ſprach: Fahr' hin, bis friſch und unverzagt,
Kämſt wieder ſchier,
Wär' mein Begier,
Meines Herzens Zier! —

„Guten Abend, Freund!“ unterbrach Jeangris den Glücklichen: „Könnt Ihr mir nicht ſagen, wo in dieſer Gegend ein guter Trunk und eine Geſellſchaft luſtiger Geſellen zu finden iſt? Ich bin ſo durſtig, wie ein lechzender Hirſch, und möchte nicht allein trinken!“

„Das iſt löblich von Euch gedacht!“ erwiederte Rüdiger: „ich gehe juſt in Meiſter Flüd's Keller, einen Nachttrunk zu thun, wollt Ihr mit, ſo findet Ihr, wonach Euch gelüſtet.“

Hierauf gingen die Beiden mit einander wieder zurück, und ſtiegen in einem Haus, das am Ufer der Seine lag, in den Keller des Meiſter Flud hinunter. —

Bordalone trat aus dem Zimmer des Herzogs, und rieb ſich ungeduldig die Hände. „Nur Geduld, mein Prinz, nur Geduld,“ ſprach er zu ſich ſelbſt: „Ich hoffe, Euch den Luſtbecher vorkoſten zu dürfen, wenn alles gut geht. Jeangris bleibt lange aus! Wer weiß, wo der alte Heuchler herumkriecht! Aber ſchön war das Mädchen zum Anbeten — nein, nicht zum Anbeten, zum Küſſen! Sie muß unſer werden! Aber, mein Prinz — erſt ich, dann Ihr!“

Dieſen Betrachtungen ſich überlaſſend, harrte der Secretair eine lange Zeit, ehe Jeangris kam; und als dieſer endlich erſchien, ſtürmte er ihm mit einer Fragenfluth entgegen.

„Ich kenne ihn, er iſt uns gewiß,“ berichtete Jeangris. „Er iſt ein deutſcher Tölpel, ehrlich aus Dummheit, und aus Ehrlichkeit dumm. Er iſt ſo geſchwätzig wie ein Mühlwerk, ſo durſtig, wie ein Schwamm, ſo verliebt, wie ein junger Kater, und ſo gefräßig, wie ein Deutſcher. Ich habe ihn mit Wein getränkt und mit Weißbrot und Ragouts geſpeiſt, dafür iſt er mein Freund geworden, und hat mich eine Stunde lang mit Erzählung ſeines Lebenslaufes ennuyirt. Seine Geliebte iſt noch eine ungepflückte Roſe, die er wie eine Heilige verehrt, heißt Julien, iſt die Tochter einer armen Wittwe, und wohnt in einem kleinen Häuschen Rue St. Jaques.“

„Vortrefflich,“ bemerkte Bordalone: „dieſe wird unſern Scharfſinn kaum in Anſpruch nehmen. Hier iſt etwas, guter Jeangris, für Eure Mühe, von Monſeigneur le Duc, und hier vortrefflicher Jeangris, das Doppelte dieſes Sümmchens von mir, wenn Ihr mir die kleine Julien vorher zuführt.“

Jeangris dankte, verhieß und ging. Auf ſeinem Zimmer zählte er das Geld mit gierigen Blicken, und murmelte dazu: „Meinetwegen, aber, vortrefflicher Berdalone, Ihr ſeid ſehr klug, und doch nicht klug genug. Meint Ihr, Jeangris ſei invalid? Setzt nur immer den Bock zum Gärtner! Erſt ich, dann Ihr.“

2.

Auf dem Platz du Temple wohnte der berühmte Chymiker La Pierre. Vor ſeinem Hauſe ſtand eine reichverzierte Sänfte, deren müßige Träger ein Geſpräch hielten über die Ausrottung der verfluchten Hugenotten, und auf Heinrich den Dritten ſchimpften, weil er nach ihrer Anſicht zu mild war.

In dem geräumigen und etwas düſtern Laboratorium des Meiſters La Pierre ſaß dieſer auf niedrigem Schemel vor einem behelmten Glaskolben, der im glühenden Sandbad ſtand, und blickte unverwandt auf die dunkle Maſſe, die in dem Kolben kochte, zuweilen aufwallte und in dampfenden Blaſen zerplatzte. Ihm zur Seite ſaß, gleich ihm mit aufmerkſamer Beobachtung des chymiſchen Prozeſſes beſchäftigt, ein hoher Beſucher und Freund geheimer Wiſſenſchaft, der Cardinal von Guiſe, des Herzogs Bruder.

Von Zeit zu Zeit warf La Pierre auf die glühenden Kohlen unter der Sandkapelle eine Schaufel voll Aſche, um die Gluth zu dämpfen, oder ſtörte ſie mit einem Feuerhaken wieder an, daß ſie heller brannten, und regierte ſo mit weiſer Hand die Wirkung des Elementes. Aus ſeinen bleichen Zügen ſprach ſtille Ruhe und Geduld, nur aus dem Auge flog bisweilen ein Hoffnungsſtrahl. Nicht ſo war es bei'm Cardinal. Dieſer rückte auf ſeinem Seſſel hin und her, ſah bald höchſt ungeduldig in den Kolben, bald ſchweiften ſeine Blicke durch das dämmerhelle Laboratorium, über die zahlloſen Retorten, Phiolen, Tiegel, Gerippe und über die tauſenderlei ſeltſamen Geräthſchaften hin. Endlich nahm er das Wort: „Es iſt nichts, Meiſter La Pierre. Ich habe auf Euch gebaut, mein Felſen, aber ich ſehe, daß ich auf Sand baute, und daß Ihr den Philoſophenſtein nicht findet.“

Der Chymiker verzog keine Miene, wandte keinen Blick von der Arbeit, antwortete aber ruhig:

„Eminenz, laſſet gewähren das Chaos confuſum, ſchon färbt der Sulphur den Aether im Helm goldgelb und die Krone bildet ſich. Bald wird ſich der rothe Drache erheben und die Jungfraukönigin Maja umarmen, daß ſie aus dem Becher der Liebe den Univerſalgeiſt in ſich trinkt, und aus dem Lilienſchooß den Wunderſohn, den göttlichen Mercurius, gebiert.“

„Tröſtet nur, Wundermann,“ ſprach der Cardinal: „Tröſtet nur mit der geheimnißvollen apokalyptiſchen Sprache der ſpagyriſchen Weisheit. Wie oft ſchon habt Ihr ſo geſprochen, daß ich Euch immer nur halb verſtanden habe. Bald iſt es der Saturnus, der den reinen Sohn der Macht in ſeinem Leib haben ſoll, bald eine Mater alma, von der Ihr die Geburt des philoſophiſchen Meſſias erharret, bald verheißt Ihr ein Alkaheſt, das Sol und Luna im ſideriſchen Bade zeugen ſollen; mir aber ſchwindelt der Kopf davor, und ich ſage Euch, wenn Ihr nicht bald ſchafft, was uns Noth thut, ſo wünſche ich Euch den infernaliſchen Sulphur in den Hals hinein!“

„Eminenz,“ erwiederte leiſe der Laborant: „ſtört nicht das heilige Werk durch profane Rede. Seht, jetzt ſteigen aus der geblätterten Erde durch die Kraft des Ferments der rothe Mann und das weiße Weib, und der Sulphur ſolvirt ſich in ſeinem Oel, und der Gold-Saame, geſäet in die Terra foliata Tartari, wird glühend. Seht, wie das agens und patiens ſich fliehen und anziehen, wie der Streit währt, wie jetzt Sol mit glänzenden Flügeln aus den Brunnenhöhlen aufglüht! Hermes hebt ſchon die geflügelten Füße!“

In der That ging jetzt in dem Kolben eine Veränderung vor. Höher wallte die braune Maſſe auf, und entwickelte ſtärkere Dämpfe; glühender ward in dem Helm der phosphoriſche Lichtſchein, ein ſeltſames Kniſtern ward hörbar, ein dumpfes Pochen in der kochenden Fluth. Plötzlich begann ein blendendes Licht in Regenbogenfarben aufzuſtrahlen, und mit dem Ruf des Entſetzens: Jeſus Chriſt! riß La Pierre den Cardinal, der ruhig und in freudiger Erwartung zuſah, vom Sitz auf, und hinter ein hohes, dicht neben dem Deſtillirofen ſtehendes Kühlfaß, wo er ſich bebend niederkauerte. In dieſem Augenblick war es, als berſte das Laboratorium nach allen vier Winden auseinander, ſo ein furchtbarer Schlag geſchah, zugleich ergoß ſich eine Helle wie ein Feuermeer über alle die Gefäße, die durch die ungeheure Erſchütterung in Maſſe zerbrechen zur Erde klirrten und praſſelten, und den Laboranten verſagte der Athem, und in ihren Ohren hallte es nach wie klingender Donner. Dann war es wieder düſter, wie vorher; nur an den Wänden rings glühte mattes Licht, wohin das Chaos confuſum geflogen war, deſſen Reſidua bläulich leuchteten.

„Es iſt — aus!“ hauchte La Pierre aus matter Bruſt heraus, und raffte ſich auf. „Consummatum est!“ ächzte der Cardinal, an allen Gliedern zitternd.

Zur Thür herein ſtürzten, erſchrocken von dem Knall, die Diener und Gehülfen des Chymiſten, dieſer winkte ſie aber mit ſtrenger Miene wieder hinaus, und blieb allein mit dem Cardinal.

„Seht Ihr, Meiſter Peter, daß es nichts mit Euerm Stein iſt, und daß Ihr uns in Todesgefahr gebracht habt?“ zürnte der Cardinal. „Euer Sulphur hat ſich figirt und der Mercurius iſt flüchtig geworden; wir aber ſtehen hier, trinken Geſtank, hören kaum unſer eignes Wort, und danken dem Herrn, daß wir dem entflogenen Pelikan nachſehen können, und unſer Augenlicht nicht durch die zerſchmetterten Phiolen eingebüßt haben.“

„Ew. Eminenz zürne mit unglückſeligem Mann nicht!" flehte der Chymiſt. „Ich bin unſchuldig daran, daß die Hydra mit der Lilie ſolch eine flammende Hochzeit gehalten hat. Sol hat die Wurzel des Baumes abgebrochen, und die Kette zerſprengt, die der König um den Hals des Drachen geſchlungen hielt, daß wir nun die güldnen Früchte des Sonnenbaumes nimmer finden können. Noch aber grünt der Baum der Hoffnung, denn geſtern fand ich das ſo lange vermißte Blatt, das mir mein Freund und Lehrer, der weiſe Jacques Gohory nahe vor ſeinem Tode gab mit der Formel, die er aufgefunden hat nach zehnjährigem Forſchen, und die uns gewiß zum Ziel bringt, wenn Ew. Eminenz nur nicht den Schlüſſel zu der Himmelspforte der göttlichen Kunſt verlieren wollen, der da Geduld heißt."

„Geduld, und immer Geduld!" rief der Cardinal: „Wißt Ihr nicht, Meiſter Pierre, daß das Kräutlein Patientia nicht in der Kirche wächſt?"

„Nicht in Tagesfriſt, auch nicht in Mondenfriſt reifen des irdiſchen Baumes Früchte, hochwürdigſter Cardinal," verſetzte La Pierre: „geſchweige denn die Früchte des ſolariſchen Baumes. Auch die Kirche muß Geduld üben, Geduld mit den Sündern, Geduld mit der Welt. Gönnet dem Sol und der

Luna Zeit; ohne den Einfluß Saturni kann der himmliſche Sohn nicht geboren werden."

„So nennt mir das neue Remedium, theilt mir Gohory's Geheimniß mit!" ſprach düſter der Cardinal. „Ihr wißt, daß ich ohne Euch nicht laborire, alſo verſpreche ich Euch für die Mittheilung dreihundert Goldflorins, und wenn das Werk gelingt — dreitauſend!"

„Ich nehme Euer gnädiges Erbieten an," erwiederte La Pierre, und zog aus der Buſentaſche ein kleines Pergamentblatt, welches mit farbigen Tinten geſchrieben, und mit magiſch-cabaliſtiſchen Charakteren bemalt war. Er las dem Cardinal Folgendes vor:

„Corporis vita est in suo sanguine, des Leibes Leben iſt in ſeinem Blut. Blut iſt die Elementarkraft in dem Menſchen; es vereinet das Irdiſche und Feurige, das Luftige und Waſſerige in ſich; und Blut iſt das wahre, lange und ſtets fruchtlos geſuchte Menſtruum, die aufrichtige Quinta Eſſentia zur Bereitung des philoſophiſchen Steins, es iſt ſein Bad und ſeine Taufe, ſeine Milch und ſeine Amme. So nehme der Arzt einige Pfunde friſchen Blutes, das aus einem jugendlichen lebendigen Menſchenleib gelaſſen worden, und inſtillire ihm ein halbes Pfund geweihte Erde, welche in der Mitternachtſtunde von einem Kirchhof, und zwar von einem friſchen Grabe, genommen werden muß, und digerire ſolches, hermetiſch verſchloſſen, ſieben Tage und ſo viel Nächte lang im heißen Balneo Arenae. Dann wird der Adept die Phiole öffnen, das Flüſſige von dem Feſten ſondern, und wird im dunkeln Grabe des Ferments das Saatkorn finden, das den träumenden Hermes aus ſeinem Schlummer weckt. Eine Unze des Reſiduums, durch den Bauch des rothen Drachen getrieben, und dann im Tiegel mit dem glühenden Sol vermählt, giebt eine Alkaheſt, davon ein einziger Gran ein Pfund unedles Metall in ſo viel lauteres Geld verwandelt.“ —

„Laßt uns noch dieſes verſuchen, Meiſter La Pierre,“ ſprach der Cardinal, als er ſich zum Fortgehen anſchickte.

„Ew. Eminenz ſieht mich mit Freuden zum großen Werk bereit,“ antwortete der Chymiker demüthig; „aber wo her ſo viel Blut nehmen?“

Der Cardinal lächelte ſpöttiſch, und erwiederte: „Beim Blut des heiligen Januarius, mein guter Pierrot, Ihr fragt recht naiv! Gibt es in Paris nicht genug ſchlechtes Blut von allen Gattungen?

Dieſe Sorge überlaſſet mir, ich werde mit meinem Bruder Henry reden, bereitet Ihr nur alles Uebrige, was nöthig iſt, vor und zu.“

Der Cardinal verließ das unheimliche Laboratorium, von dem Meiſter bis an die Thüre des finſtern Hauſes begleitet, und murmelte noch vor ſich hin, als er ſchon in der Sänfte ſaß: „Ja, ja, Jacques Gohory hat ganz Recht: Blut iſt die wahre Quinteſſenz, miserere mei Domine! Blut iſt das gebenedeite rothe Oel, und die wahre Aquavit, ſo Geiſt, Seele und Leib verbindet und in ſich hält.“

3.

Es war ein heitrer Sonntag, und Alt und Jung wallte aus den Thoren von Paris, ſich unter dem hellen Frühlingshimmel zu ſonnen. Durch St. Jacobs-Vorſtadt wandelten im freundlichen Geſpräch drei befreundete Menſchen, der Schloſſergeſelle Rüdiger mit ſeiner Julien, und Monſieur Jeangris, den ein tückiſches Schickſal auserſehen hatte, das Glück zweier Herzen zu zerſtören. Aus St. Jacobs-Vorſtadt wandten ſich die Luſtwandler rechts, und ſchritten einem kleinen Wäldchen und einer Anhöhe zu, an deren Fuß die düſtre Carthauſe ruhte. Ein runder Thurm hob ſich hoch über das alte Klostergebäude, und wohl mochte es einen ſchaurigen Eindruck machen, hier, ſo nahe an dem volkreichen und fröhlichen Paris, das ſchon damals eine Welt im Kleinen genannt wurde, ein Grab für Lebendige zu ſehen.

Die kleine Julion ſchauderte am Arm ihres Roger, als ſie vorübergingen, und drückte ſich feſter an den Geliebten, und flüſterte: „O mein Leben, wie laut iſt der Frühling, wie ſüß die Liebe, wie warm mein Herz! Und hinter dieſen Mauern iſt ſo tiefes Schweigen, und bittrer Schmerz, und kalte freudloſe Einſamkeit.“

„Wohl dem, den kein Schuldgefühl in dieſe Mauern treibt, glücklich, wer lieben darf und hier heiter vorübergehen kann!“ erwiederte Rüdiger.

„Memento mori!“ rief plötzlich eine Stimme mit fürchterlichem Ton, daß Julion erſchreckt aufſchrie, und als Rüdiger und Jeangris aufblickten, ſahen ſie oben auf der Thurmzinne einen Mönch, deſſen Scheitel ganz kahl war, der in einem fort nickte wie ein Wahnſinniger, und ſein Memento mori den Spaziergängern nachrief, ſo weit er ſie ſehen konnte.

„Schon mancher dieſer Mönche hat den Verſtand verloren," bemerkte Jeangris: „und hat die Sprache endlich ganz verlernt."

So ſchritten ſie der Carthauſe vorüber, und erreichten einen der reizendſten Punkte, von welchem aus geſehen das alte Paris einen eben ſo impoſanten, als herrlichen Anblick darbot. Zu ihren Füßen lagen mehrere Vorſtädte, und St. Germain; durch grünende Auen ſtrömte die Seine, ergoß ſchmale Seitenarme in die Wallgräben der rieſigen Stadt, und umarmte die Inſel Notre-Dame, auf welcher ſich der Gigantenbau des Doms in die blaue Luft erhob. Kirchen, Schlöſſer und Paläſte ragten aller Orten über die zahlloſen Maſſen niedriger Häuſer empor, und wie der Strom von Schiffen und Kähnen, ſo waren die Fluren außerhalb der Ringmauern von Menſchen bedeckt, die dem Vergnügen zueilten.

Auch in dem Wäldchen oberhalb der Carthauſe waren ſchon einige junge reichgekleidete Leute angekommen, die um einen Steintiſch lagerten, und ſich's bei einigen Flaſchen Wein wohl ſein ließen. Einer davon heftete gierige Augen auf die blühende Julien, nickte dem Monſieur Jeangris vertraulich zu, und redete ihn an; indeſſen gingen Rüdiger und Julien mit einander weiter.

„Dein alter neuer Freund gefällt mir nicht, mein Herzens-Roger!“ flüſterte das Mädchen. „Er ſieht mich immer ſo lauernd an, ſo argliſtig, daß mir bang um's Herz wird.“

„O fürchte nichts, mein Täubchen,“ erwiederte Rüdiger. „Meiſter Grauhans iſt eine ehrliche Haut, und hat mich recht in's Herz geſchloſſen. Er dauert mich, weil er ſo allein in der Welt ſteht, und mit mir meint er es abſonderlich gut; denke, er will mich gar zu ſeinem Erben einſetzen, wenn er ſtirbt!“

„O, der kann noch lange leben, und ſieht eher aus, als wolle er lieber heirathen, als ſterben,“ ſcherzte Julien. „Man ſtirbt nicht ſo geſchwind.“

„Oft eh es einer denkt, hat ihn der Tod,“ entgegnete Rüdiger. „Nur uns noch nicht!“ fiel Julien lächelnd ein, und küßte ihren Freund.

„Sterb' ich, erſchein' ich Dir, mein ſüßes Lanny,“ ſprach der Geſell; darauf ſagte Julien ernſt: „Stirbſt Du, mein lieber trauter Freund, ſo folge ich Dir ſicher nach. Du biſt mein Leben, und ohne Dich iſt mir das Leben nichts. Und dieſe Gottes Wille mich von Dir, ſo würd' auch ich Dir erſcheinen, aber als ein freundlicher Geiſt, nicht als Geſpenſt. Laß uns einander das verſprechen."

„Warum nun jetzt die Todesgedanken, mein liebſter Schatz, heute juſt am hellfreundlichen Frühlingstag?" fragte Rüdiger.

„Weiß ich's?" fragte Julien zurück. „Du haſt ſie ja geweckt, und nun verſprich mir, daß Du mir erſcheinſt, wenn Du im Tode mir vorangehſt, wie ich daſſelbe Dir gelobe, und Gott zum Zeugen meines Schwures nehme!"

„Du biſt ein wunderliches Kind!" ſprach der Geſelle. „So ſchwöre ich Dir, weil Du es willſt, was Du begehrt haſt, zu, deß ſollen mir die Heiligen und mein Erlöſer zeugen und helfen; nun aber laß uns an andre Dinge denken. Wo bleibt nur mein alter Grauhans?"

So eben eilte der Zurückgebliebene dem Paare ſo ſchnell er's vermochte nach, und rief mit ſchreckerfülltem Antlitz: „O, theure Freunde, mir iſt ein großes Unglück widerfahren! Ich verlor — noch keine Viertelſtunde kann es ſein — ein Beutelchen, darin ein weniges von Geld, aber ein werthvolles Kleinod, und noch ein Ringelchen, das ich der Demoiſelle verehren wollte. Lebt wohl, ich muß zurück, und ſuchen! O meine alten Knochen! Wenn ich nur eilen könnte!"

„Laßt mich hinlaufen und ſuchen, lieber Grauhans!" rief Rüdiger: „ich habe junge Beine und ſcharfes Auge. Wo hattet Ihr das Kleinod noch?"

„Mir iſt, als hätte ich's bei der Carthauſe noch gehabt!" ſprach Jeangris.

„So harret mein. Ich eile den Weg zurück!" ſagte Rüdiger.

„O bleibe bei mir," bat Julion: „bleib' hier, laß mich nicht hier allein!"

„Ich bin ja gleich wieder hier, mein Lamm; ſei nicht bange!" bat Rüdiger, und lief zurück.

„Ein guter Menſch, der Monſieur Roger," nahm Jeangris das Wort: „doch nicht gut genung für die reizende Julion. O mein ſüßes Wunderkind, Ihr verdientet einen Fürſten zum Gemahl!"

Julion erröthete hoch, und ſah den Sprecher groß an; Jeangris fuhr fort, indem er den Arm feſt um das abwehrende Mädchen ſchlang: „Wir wollen uns verſtecken, goldnes Herz, daß uns der gute Roger ſuchen muß: der brave Junge! Wenn er das

Beutelchen findet, ſoll alles ſein und Euer ſein, meine zauberſchöne Dameiſelle!“

Mit dieſen Worten zog er die Unſchuldige tiefer in den Schatten des jungen Fichtenwäldchens; ſie aber ſuchte ſich verſchämt ſeinen umſtrickenden Armen zu entziehen. —

„Halt, halt! Wohin, mein guter Burſche?“ rief einer der Leute, die um den Steintiſch ſich gelagert hatten, dem vorbeilaufenden Rüdiger zu, und vertrat ihm den Weg.

„Freund Grauhans verlor ſein Kleinod, das ich ſuchen ſoll,“ antwortete Rüdiger, Athem ſchöpfend.

Da lachten die jungen Leute laut, und der Erſte ſprach: „O mein guter junger Griſon, ſehet Euch vor und um, daß Ihr nicht ſelbſt ein Kleinod, und das Kleinod Eures Kleinods verliert, denn Euer Alter dort hat ſo eben Euer Mädchen in das Gebüſch geſchleppt, und Euch mit einer Lüge fortgeſchickt. Hört Ihr? Ich glaube, das junge Kind ruft um Hülfe!“

Wirklich drang ein ängſtlicher Ruf aus der Waldung, und Rüdiger, vom Entſetzen erfaßt, von wüthender Eiferſucht plötzlich überlodert, fluchte einen ſchweren deutſchen Fluch, und rannte wie toll zurück.

„Mort de ma vie! Es geht vortrefflich!“ rief der Secretair Bordalone, denn dieſer war der Sprecher, und einige verkleidete Bedienten ſeine Gefährten. „Auf jetzt, nach, und wacker geholfen! Jeangris iſt am Ende des Teufels, und nimmt für ſich, was auf herzogliche Tafel ſoll.“

So machte ſich die Geſellſchaft auf und eilte dem raſenden Rüdiger nach. Dieſer kam allerdings dem nichtswürdigen Jeangris zu früh zurück, und ſehr zu deſſen Unheil, denn eben als er Julion mit Unverſchämtheit umſchlungen hielt, und ihre züchtigen, vom Purpur der Schaam überglühten Wangen mit ekelhaften Küſſen bedeckte, rauſchten die Büſche, als breche ein Löwe hindurch, und Rüdigers deutſcher Knotenſtock ſauſte ihm ſo ſchwer auf's Haupt, daß ein Blutſtrahl die bleiche Julion röthete, und Jeangris brullend zu Boden ſank. Ohnmächtig fiel das arme Mädchen neben dem Frevler nieder, aber der raſende Jüngling achtete ihrer nicht, ſondern ſchlug noch einmal auf den Alten, trat ihn mit Füßen, und wickelte ſein ergrautes Haar um die nervige Fauſt, ihm wiederholt den Kopf an die harte Erde des Hölzchens von Boulogne ſtoßend.

„Mord! Mord!“ ſchrien die Herbeieilenden.

„Jeſus Maria! Menſch, biſt Du unſinnig?“ und umklammerten den Raſenden, der ſie wuthſchäumend von ſich zu ſtoßen ſuchte.

„Wir verhaften Euch im Namen des Geſetzes!“ rief Bordalone: „Bindet den Mörder, und haltet ihn feſt. Himmel, die arme Jungfrau!“ Scheinheilig ſuchte Bordalone der Hülfloſen beizuſtehen, und ſchwelgte im Anblick ihrer jungfräulichen Reize, während die Gefährten Rüdiger überwältigten, ihm den Mund verſtopften, ihn zu Boden riſſen und zu durchbohren drohten, wenn er ſich nur irgend rege.

Jeangris war noch nicht ganz todt, aber faſt. Langſam erholte er ſich. Julien erwachte in Bordalone's zärtlicher Umarmung. Sie wollte verzweifeln, und wünſchte ſich den Tod. Sie jammerte und flehte, ſie rief nach Rüdiger mit brechender Stimme. Er lag im Dickigt, nicht weit von ihr, hörte ihren jammervollen Ruf, und konnte ihr nicht antworten; die Verzweiflung riß ihm faſt das Herz mitten von einander.

Das Abenddunkel brach ein. Ein Diener war ſchon auf einem der im Wald verborgenen Roſſe zur Stadt geeilt. Er brachte drei Sänften mit zurück; in eine ward der ſchwerverwundete Jeangris geſetzt, in die zweite der gebundene Rüdiger, in die dritte die jammernde Julion, und in weniger als einer Stunde war Jeangris unter ſorglicher Pflege, Rüdiger in einem Kerker unterhalb des Palaſtes des Herzogs von Guiſe, Julion aber in einem freundlichen Gemach deſſelben Palaſtes, und Bordalone bei ihr, die Unglückſelige in ihrer tiefen Herzensnoth zu tröſten.

4.

Der Cardinal von Guiſe ſaß mit ſeinem Bruder, dem Herzog, bei einer Schachparthie. „Der König iſt matt!“ ſagte der Herzog.

„Das weiß Gott,“ antwortete der Cardinal, und warf ſein Spiel um.

„Wenn wir dem König nicht Schach bieten, wer ſollte es thun?“ fragte Henry von Guiſe, und der Cardinal erwiederte: „Die heilige Ligue hat kein leichtes Spiel, denn der König ſchützt ſeine Bauern, die doch nur dazu da ſind, fur den König zu fallen und ſo lange der Ketzerfreund auf Frankreichs Thron ſitzt, kann noch viel Blut fließen.“ —

Nach einer Pauſe, in welcher der Herzog düſter ſchwieg, ſprach der Cardinal weiter: „Da wir eben vom Blut reden, mein Bruder, ſo wollte ich an Euch ſchon verlängſt die Frage richten: Habt Ihr nicht irgend einen Schächer, deſſen Leben nichts wiegt, und nach dem kein Hahn kräht, wenn er auf ſanfte Weiſe von der Welt kommt? Ich und La Pierre brauchen zu einer neuen Arbeit einiges friſches Menſchenblut, nur einige Pfunde, aber aus einem jungen Leib. Wenn wir das haben, dann werden wir gewiß den göttlichen Stein gewinnen.“

„Ihr ſucht lange an dem Stein, Louis,“ antwortete der Herzog mit ſpöttiſcher Miene. „Was Euern Wunſch betrifft, mein Bruder, ſo will ich mit Bordalene ſprechen, der wird ſchon Rath wiſſen.“

„Ich will ihm die Abſolution ertheilen, wenn er ein ſtrenges Gewiſſen hat,“ bemerkte der Cardinal. „Freilich wäre es mir lieb, wenn der, dem wir das Blut abzapfen laſſen, ein gottverdammter Hugenott wäre, ſo wäre unſer Thun noch ein gottesdienſtlich Werk.“

Der Cardinal von Guiſe verabſchiedete ſich von dem Herzog, und dieſer ließ den Secretair zu ſich beſcheiden. Er fragte ihn, ſprach mit ihm, und ging dann in ein anderes Zimmer, wo ein ſchmerzenbleiches, aber doch noch himmliſchſchönes Mädchen ihm zu Füßen ſank, und für ſich und ihren Geliebten um Freiheit flehte. Der Herzog tröſtete ſie mit liebreich ſchmeichelnden Worten, und begann mit ihr auf zärtliche Weiſe zu unterhandeln.

Während der wollüſtige Herzog ſein unſchuldiges Opfer mehr und mehr mit Schlangenliſt umſtrickte, und keine Verheißung ſparte, ſo wenig wie reiche Gaben, während er endlich als letzten Preis Rogers Befreiung bei ſeiner Ehre verſprach, traten die Henker des unglücklichen Jünglings in ſeinen Kerker: Bertalone und Jeangris; und nachdem der Gefangene in Bande geſchnürt war, daß er ſich nicht zu regen vermochte, ſchlug ihm Jeangris, geübt in den Verrichtungen eines Baders, eine Ader, und fing mit teufliſchem Hohnlächeln das ſtrömende Blut auf.

„Jetzt wird ſich die tolle Hitze legen, die mich über einen harmloſen Scherz faſt in des Todes Arme lieferte,“ ſprach Jeangris mit einem Wuthblick auf den Armen, der im ſtillen furchtbaren Gebet Gott und ſeinen Heiligen die Rache übertrug, bis ihm mit dem verinnenden Lebensquell die Sinne ſchwanden, und nur noch durch die Finſterniß der Ohnmacht, die ſein Augenlicht umſchleierte, eine weiß leuchtende Geſtalt ſchritt, ſeine Julien.

Da hemmte Jeangris den Blutſtrom, und verband den Halbtodten. „Eminenz werden genug haben,“ ſprach der ergraute Schurke. „Fürwahr, recht heißes gutes Blut, gut genug für einen chymiſchen Verſuch, aber der Stein der Weiſen ſteckt nicht darin, das wollte ich beſchwören.“

Er verließ das dunkle Kerkergemach, während Verdalone darin blieb, den unglücklichen Gefangenen mit belebenden Eſſenzen zu ſtärken. Jeangris aber eilte mit ſeinem Blutgefäß zum Cardinal, ſich den Henkerlohn zu holen.

Es war ſchon Abend geworden; der Cardinal betete um die Erhaltung der heiligen Religion und der allein wahren Kirche, und flehte Gott an, die ſcheußliche Ketzerbrut auszurotten. Er empfing Jeangris mit frommer Salbung, und gab ihm ſeinen Segen, als dieſer ihm knieend das Gefäß zu Füßen ſetzte; dann ſprach er: „Traget es fort, mein Sohn, zu dem Chymiker La Pierre, auf dem Platz du Temple, und ſagt ihm, hier ſendete ich das Agens, das bewußte. Noch einen Dienſt könntet Ihr mir leiſten, mein treuer verſchwiegener Jeangris, wenn

Ihr das holtet, was wir noch zu dem großen Werk bedürfen. La Pierre wird es Euch ſagen."

„Ich bin ganz zu Euer Eminenz Befehl," erwiederte Jeangris, und der Cardinal ſchrieb einige Zeilen.

Sodann fragte er: „Wißt Ihr, mein guter Mann, von wem dieſer rothe Saft herrührt, den Ihr mir gebracht habt?"

„O mein hochwürdigſter Herr," antwortete der Gefragte: „von einem Menſchen, der dieſen Ablaß wohl verdient hat, von einem rohen, wilden deutſchen Geſellen, der ein gräulicher Heide iſt, oder doch auf jeden Fall ein ungläubiger Hugenott oder Muhamedaner, was, wie ich glaube, einerlei iſt."

„Gut, mein Sohn, dann hat es gar nichts zu ſagen; nur dann hätte mir der Menſch Leid thun ſollen, wenn er ein rechtgläubiger Chriſt geweſen wäre. Bei'm heiligen Bartholomäus, könnten wir doch der geſammten Ketzerbrut wieder einen Hauptaderlaß bewirken! Doch genug; geht nun, mein Sohn. Iſt mir doch, als ſteige mir der wunderbare Blutgeiſt im Duft zu Häupten, und wolle mir Schwindel und Uebelkeit erregen. Geht!"

Jeangris eilte zu La Pierre mit ſeinem Blut und ſeinem Auftrag. Der alte Chymiker trug das Gefäß ſchnell in ſein Laboratorium, und goß eine alkaliſche Tinctur hinein, damit das Blut flüſſig bleibe. Jeangris war ihm gefolgt, und ein heimlicher Schauer ergriff ihn in dem warmen, dampferfüllten Raum. Unter einigen Oefen glühten die Kohlen hochroth, aus einem großen Schmelztiegel lohete ein farbiges Licht, das von geſchmolzenem Zink herrührte, deſſen Oxyd in großen Flocken aufflog, ſchneeweiß wie Blüthen, daher auch Zinkblumen genannt. In einer kupfernen Blaſe wallte und brauſte die Flüſſigkeit einer Deſtillation, und vor einem gewaltigen Keſſel ſtand ein bleicher Gehülfe La Pierre's, welcher den Saft des Bilſenkrauts, das ringsum narkotiſchen Duft verbreitete, zum Extrakt kochte.

Jetzt las La Pierre des Cardinals Billet, warf einen durchdringenden forſchenden Blick auf deſſen Boten, und ſprach: „Seine Eminenz haben Euch zum Mitwiſſer eines ſehr wichtigen Geheimniſſes gemacht, ſo bin ich überzeugt, daß Ihr dazu der rechte Mann ſeid. Demnach habt Ihr Euch heute um Mitternacht auf den Kirchhof des Innocens zu verfügen, und dort von einem der friſcheſten Gräber einige Handvoll Erde zu entnehmen, und mir morgen mit dem Früheſten zu überbringen.“

Jeangris erſchrack, und wollte einwendende Fragen an La Pierre richten; dieſer aber hemmte ſie, indem er ſprach: „Hütet Euch, mich täuſchen zu wollen! Erde vom Kirchhof des Innocens; ich kenne ſie. Gute Nacht!“

Der Chymiker ſchritt durch eine kleine gewölbte Thüre aus dem Laboratorium, und Jeangris ſchlich verblüfft und Flüche murmelnd aus La Pierre's Hauſe.

Der Abend war nicht freundlich, nur zuweilen überflogen Mondesſtrahlen die alten Gebäude des alten Paris, die hohe Rotonde warf dann auf den Platz du Temple tiefe Schatten. Jeangris hatte keinen Abſcheu vor Blut und Mord, aber eine kleine Abneigung gegen Mitternachtſtunden auf Kirchhöfen, und verwünſchte die Bereitwilligkeit, mit welcher er ſich erboten, dem Bruder ſeines Herrn dienſtbar zu ſein.

„Der Cardinal füttert Müßiggänger genug, die ihre Eſelshaut zum Markt der Geiſter und Geſpenſter tragen könnten, warum ſoll ich alter unſchuldiger Mann dorthin, wo ich mir ſo leicht eine Verkältung zuziehen könnte?“

Dieß und Aehnliches vor ſich hin ſprechend, und noch unentſchloſſen, ob er den Auftrag vollziehen wolle, oder nicht, durchwanderte er Straße auf Straße, doch bog er aus der Rue St. Martin in Seitengaſſen, gelangte ſo in die unendliche Straßenzeile von St. Denis, und ehe er noch zum feſten Entſchluß gekommen war, ſtand er am Eingang zu dem ſchauervollen Orte. Die Mitternächte der Weltſtadt waren zu jener Zeit minder geräuſchvoll, wie in der unſrigen, und zumal in der Nähe des großen Todtenhofes war es grabſtill.

Jeangris hemmte fröſtelnd ſeine Schritte, und fragte ſich: „Soll ich hineingehn?“ Er ſtand an dem großen, reich mit Statuen geſchmückten Fontainenhaus, das Jean Goujon's Meiſterhand nach des Abbé Leſcot Zeichnungen ausführte. Schaurig einförmig rauſchten die Brunnen, und als Jeangris ſich zu dem einen niederbog, zu trinken, fuhr er entſetzt zurück, denn aus einem Schädel von weißem Marmor quoll die kalte Fluth. Mit zitterndem Schritt ging der Zagende endlich hinein, und ſeine Augen ſuchten bei'm Schimmer des bleichen Mondes ein friſches Grab. Er ſuchte auch durch Geſchwätz ſeine Furcht zu bezwingen, und murmelte vor ſich hin:

„Schlaſt nur, Ihr Unſchuldigen, warum ſeid Ihr ſo einfältig geweſen, zu ſterben? Doch ſelig ſind die Einfältigen! O heiliger Innocentius, ſtehe mir Unſchuldigen bei, daß ich geſund nach Hauſe komme, und weg von dieſem verdammt ſtillen Orte! Doch wozu Furcht? Todte ſind ruhig, das iſt: unſchädlich, ſie thun mir nichts, und ich thue ihnen auch nichts."

Jetzt ſchien recht hell der Mond, und Jeangris entdeckte ein friſches Grab, zugleich aber fielen ſeine Blicke auf die tauſend und aber tauſend bleichen Knochen, die rings thurmhoch aufgeſchichtet waren, auf die Gerippe, die da ſtanden, wie eine furchtbare Wachtparade des Todes, auf die Reihen von Schädeln, die als grauſige Verzierung die ſchwarzen Mauern der Gewölbe ſchmückten, auf die halbverblichenen Frescobilder eines alten Danse Macabre, die der Mond grell beleuchtete, und als er nun nach der geweihten Erde griff und Hände voll davon in ſeine Taſche ſchob, ſtürzte mit entſetzlichem Gepraſſel eine nahe Knochenſchicht zuſammen, daß Schädel und Gebeine um den Räuber flogen und rollten. Von Entſetzen erfaßt, haarſträubend, floh Jeangris nach der Ausgangspforte, und es war ihm, als hefte ſich an ſeine Ferſen ein wogendrauſchendes Todtenheer. Er floh nicht weit, ſeine Kniee, ſein Odem verſagten ihm bald den fernern Dienſt; es war ihm, als trete Rogers Geſtalt, ganz ſchattenbleich und blutlos ihm in den Weg, und wolle ihr Blut wieder haben, oder ihn gleich erwürgen. An der Statue eines Heiligen, vor der ein ewiges Licht brannte, ſank er beſinnungslos nieder.

5.

Aus den Armen des Herzogs von Guiſe eilte Julion ſchaamglühend zum Kerker ihres Roger, zu dem Verdalone ſie leitete. Sie hörte nicht auf deſſen Schmeicheleien, auf ſeine frivolen Tröſtungen, laut ſchluchzend, bereuend, und mit ſich ſelbſt entzweit, mit ſchwankendem Schritt trat ſie zum Lager ihres Geliebten, und ſtieß einen Schmerzensſchrei aus, als ſie in ſein todtenblaſſes Geſicht blickte.

„Julion!" ſeufzte Rüdiger kaum hörbar, und ſah ſie mit mattem, aber freundſeligem Blick an.

„Du ſollſt frei ſein. Wir ſind Beide frei!" ſtammelte ſie unter einem Thränenerguß, und kniete an ſeinem Lager nieder, und barg ihr Geſicht in die Decke.

„Frei ſein?“ ächzte Roger. „O meine gute Julion, ich werde bald zur ewigen Freiheit eingehen — ich ſterbe. Verflucht ſei dieſes blutdürſtige Volk, verflucht meine Mörder bis auf Kind und Kindeskind! Julien — man hat mir — bis zum Tod zur Ader gelaſſen.“

„Jeſus, mein Heiland!“ kreiſchte die Unglückliche. „Und ich habe mich geopfert für Deine Freiheit; ach, ich wollte vernichtet ſein, nur Du ſollteſt nicht um meinetwillen leiden — und doch — doch! O lebt denn kein allſehender Gott, dieſe Buben zu züchtigen?!“

Roger ſprach nichts mehr. Mit wahnſinnigem Lachen riß er ſchnell, ehe Bordalone es hindern konnte, den Verband auf, und ſein letztes Blut überſtrömte das Lager und Julion. Dieſe raffte ſich verzweifelnd auf, blickte in des Geliebten brechendes Auge, küßte von ſeinen Lippen den letzten ſchweren Todesſeufzer, und ſchlug, als Bordalone ſie wegziehen wollte, dieſem mit der geballten Fauſt in's Geſicht, daß er zurücktaumelte. Dann trat ſie vor ihn, furchtbar und ſchön, wie eine Erynnis, mit aufgelöſtem Haar, bleichem blutbeſpritztem Geſicht, todbrohenden Augen, und rief: „Mörder! Mörder! Ich lade Dich vor Gottes Gericht, Dich, Euch Drei zumal vor des Dreieinigen Thron; dort ſollt Ihr ſagen, warum Ihr das gethan! Schwer und von tauſendfachem Fluch beladen ſei Euer Leben, aber ſchwerer noch Eure Todesſtunde! Wahnſinn erfaſſe Euch, Höllenquaal wühle Euch im Buſen! Vermaledeit ſei der Prieſter, der Euch abſolvirt, vermaledeit die Hand, die Euch in Noth und Tod hülfreich iſt! Euerm Gebet, Euerm Flehn ſchließe Gott ſein Ohr, wie Ihr mir gethan, und nicht im Himmel, nicht auf Erden, in der Hölle nicht ſei für Euch Drei irgend ein Troſt, irgend eine Gnade, eine Hoffnung bis zum jüngſten Gericht!“

Die Raſende ſprengte mit einem Fußtritt die Pforte, welche Bordalone hinter ſich verſchloſſen hatte; er wollte ſie aufhalten, aber mit übermenſchlicher Kraft ſtieß ſie ihn zu Boden, und entſprang. Sie irrte durch die Gänge des Palaſtes, wenige Diener begegneten ihr, und wichen ihr entſetzt aus, denn ſie hatte wenig Menſchenähnliches mehr, viel aber von dem, was die Seele in ihren Tiefen erſchüttert, ach, die ganze Furchtbarkeit des Wahnſinns.

Bordalone rief nach Dienern. „Schafft dieſen

Todten fort!“ gebot er ihnen mit bebender Stimme: „Tragt ihn hin, wohin Ihr wollt, er iſt ein Hugenott geweſen, werft ihn in die Seine!“ — Der Secretair, ergriffen von der vorherigen Scene, ging hinweg.

Die Männer betaſteten den Leichnam. Am Halſe hing ihm noch ein kleines Meſſingmedaillon, mit dem Bilde ſeines Schutzheiligen. Auf der Bruſt war ein Crucifix in die Haut geätzt.

„Behüte uns Gott!“ ſprach einer der Diener: „dieſer Jüngling war gewiß keiner von der verdammten Ketzerſekte, denn dieſe tragen keinen Heiligenpfennig, und ſchneiden ſich den Heiland nicht in's Fleiſch. Laßt uns den Todten an einen Ort tragen, wo er in geweihte Erde kommt.“ So trugen ſie Rogers Leiche fort.

Es war aber die Mitternachtſtunde noch nicht ganz vorüber, als die Träger auf ihrem ſchweigenden Weg nach St. Innocent zueilten, und der Vorderſte über einen menſchlichen Körper ſtolperte, ſo daß ſie faſt hatten den Todten fallen laſſen.

„Was für ein krepirter oder betrunkener Schurke liegt denn hier im Weg?“ fragte der Eine, und gab dem Liegenden einen Fußtritt; dieſer ſtöhnte, und der

Zweite bückte ſich nieder, um ihm aufzuhelfen, da fiel wieder ein Mondſtrahl aus dem Gewölk und beleuchtete die erſchlafften Züge Jeangris.

„Monſieur Jeangris, iſt's möglich?" riefen die Träger erſtaunt aus. „Was iſt Euch zugeſtoßen?"

„Der Tod hat mich hier nietfeſt gemacht!" ächzte Jeangris, noch in ſeiner Noth nicht ohne Humor: „aber ich denke doch wieder kriechen zu können."

„Bleibt hier," rieth der Träger: „wir wollen nur hin nach den Innocens, und einen ſteifen jungen Mann vor die Thüre des Meiſter Todtengräber legen, dann Euch mit nach Hauſe nehmen."

Jeangris raffte ſich erſchrocken auf; er ſah, daß die Männer einen Todten hatten, und grauſenvoll kam ihm die Ahnung, wer der Todte ſei. „Geht hin," ſprach er dumpf: „geht — mich ſollen Eure Hände nicht berühren, ich finde mich ſchon allein nach Hauſe."

Die Männer gingen mit Rüdigers Leiche weiter. Als ſie zurück an die Heiligenſtatüe kamen, war Jeangris verſchwunden. —

Es war allerdings noch ſehr früh, als Jeangris nach kurzer Raſt ſich aufmachte, um La Pierre die geweihte Erde zu überbringen. Er mußte lange klopfen, ehe ein Gehülfe erſchien, ihm zu öffnen, dann wieder geraume Zeit harren, ehe La Pierre ſich ſelbſt zeigte, endlich erſchien dieſer, mit ganz blaſſem verſchlafenem Geſicht, ſeltſamem Schlafrock, und einer weißen Zipfelmütze auf dem Kopf, ſo daß ſeine Figur halb wunderbar geheimnißvoll, halb ächt ſpießbürgerlich ſich ausnahm.

La Pierre beſah, befühlte die Erde, dann brach er ſie und prüfte ſie auch mit der Zunge; hierauf ſprach er mit zufriedner Miene: „Es iſt gut ſo, es iſt die rechte Terra, die Saturnus befruchten muß. Jetzt ſaget Seiner Eminenz, Euerm Herrn, ſo es Gott und ihm gefällig, wollte ich heute das Werk beginnen mit der Vermählung der Elemente. Noch eins, mein Lieber, lebt noch der Mann, von dem das Blut entnommen, welches Euer Herr mir ſchickt?“

Jeangris wurde bleicher noch, als er ſchon war, bei dieſer Frage, und ſagte: „Nein, Meiſter, er iſt in der vergangenen Nacht geſtorben.“

„Todt alſo?“ rief La Pierre aus, und ſchüttelte bedenklich das Haupt. „Das iſt mir gar nicht lieb, mein guter Monſieur Jeangris, denn es hat mir mein alter Lehrer, Jacques Gohory, vertraut, daß nicht gut zu laboriren ſei mit dem Blut eines geſtorbenen Mannes. Denn der Geiſt des Menſchen bleibt bei ſeinem Blut, wenn der Körper den Zoll der Natur zahlt, und die Seele zu Gott geht, von wo ſie gekommen. Der Aſtral-Geiſt iſt die körperliche Seele, und das Kleid der geiſtigen, wie der Körper ſeine Hülle iſt. Langſam nur geht ſein ſubtiles Weſen in das Univerſum über, und er vermag Sichtbarkeit anzunehmen, und als ſchreckender, beunruhigender Genius zu erſcheinen. Doch, mein werther Jeangris, das iſt zu hoch für Eure Begriffe, daher denkt nicht weiter darüber nach, und meldet nur dem hochwürdigſten Herrn meinen ehrfurchtsvollen Reſpekt."

Jeangris verließ mit zagender, furchterfüllter Seele den Chymiker, und freute ſich, daß es Tag und nicht mehr Nacht war. Nun glaubte er feſt, daß Rudigers Geiſt ihm in der Mitternachtsſtunde wirklich erſchienen ſey. —

La Pierre ließ ſich von einem ſeiner Gehülfen eine mäßig große kryſtallhelle Phiole mit langem Halſe reichen, ſetzte einen Trichter darauf, und goß den Blutſaft hinein, während ein zweiter Gehülfe die Erde durch ein Sieb ſchlug, um Steine und Knochenſplitter zu entfernen. Sodann ſetzte der Chymiker dem

Blut die Erde zu, und verſchloß den Phiolenhals hermetiſch, das heißt, er legte ihn in ein heftiges Kohlenfeuer, zog einen Blaſebalg, und ſchmolz die Oeffnung zu. Dann ſtellte er das Gefäß in ein Sandbad, und ließ Feuer unter die Kapelle machen. —

In dem kleinern Häuschen, Rue St. Jacques, lag in den Armen ihrer unglücklichen Mutter die unglücklichſte aller Töchter, und rief im halben Wahnſinn immer und immer nach ihrem Roger. Vergebens hatte ſich die Mutter in tauſend Fragen erſchöpft, als das Mädchen, geiſterbleich und im Zuſtande der furchtbarſten Verwirrung, ja Zerrüttung ihres ganzen Weſens, in dunkler Nacht an der Hauspforte geſtürmt hatte, und von der zum Tod erſchrockenen Frau auf ihr Stübchen gebracht worden war. — Unausſprechliches Elend war über Beide gekommen. Nur verwirrt und ohne Zuſammenhang ſprach die arme Julion. Sie hatte Niemand gekannt, ſie wußte nicht, in welchem Hauſe ſie geweſen war, ſie ſprach beſtändig von Blut und Mord, und rief nach ihrem todten Bräutigam.

Es war wieder Mitternacht, die Mutter war kummer- und ſorgenmüde eingeſchlafen. Julion wachte noch, und rief leiſe: „Roger, mein ſüßer Roger! Mein Herz, komm! Komm, mein Roger, zu Deiner Julion! Komm zu Deiner Braut! Hilf ihr, ſie iſt gebunden! Hilf ihr, die Mörder überwältigen ſie, und rauben ihr die jungfräuliche Ehre! Roger, komm!“

Siehe, da bildete ſich aus der Düſterniß in dem Stübchen ein weißer Nebel, der mehr und mehr zuſammenfloß, ſich verlängerte, und Menſchengeſtalt annahm — die Geſtalt Rüdigers; — aber farblos und faſt durchſcheinend. Julion ſchrack empor; die Erſcheinung winkte; leiſe ging, wie von ſelbſt, die Thüre auf, die bleiche Geſtalt ſchwebte hinaus, und die bleiche Jammergeſtalt der armen Julion folgte ihr nach. Auch die Hausthüre öffnete ſich, wie von Geiſterhand. Die Erſcheinung ſchwebte voran durch die ſtillen Straßen, Julion wankte unſichern Schrittes nach; ſo kamen ſie bis zur kleinen Brücke. Dumpf rauſchte der Strom, ein Windſtoß fuhr über die Brücke, die Geſtalt zerfloß, Julion wollte ſie faſſen, halten — ein Schrei des Schrecks — ein Fall — und die Wellen der Seine umarmten die irre Nachtwandlerin. —

6.

Es war der ſechſte Tag, nachdem La Pierre die Phiole hermetiſch verſiegelt. Der Chymiker ſaß am Spätabend dieſes Tages in ſeinem Schlafgemach, welches dicht an das Laboratorium ſtieß; durch ein Gitterfenſter konnte er die Arbeiter beobachten; jetzt war es ſtill in dem düſtern Raum, nur ein bleicher Schimmer verglimmender Kohlen ſtahl ſich an einigen Stellen unter den eingemauerten Kapellen hervor, und durch eine hoch angebrachte Oeffnung nach dem Hof hinaus fiel der verſilbernde Schein des Mondes, der ſich auf den Retorten brach, und von den Phiolen in farbigen Strahlen blitzte. La Pierre las ſich ſelbſt vor aus einem auf Pergament geſchriebenen Folianten, über die Natur des Steins der Weiſen, das lautete ohngefähr: „Siehe, am Tiſche ſitzt der Silberſchwan mit ausgeſpannten Flügeln, Blumen und Kräuter wachſen auf dem Tiſch, Mond und Sonne ſcheinen hell, und die glänzende Nymphäa zeugt ihre Blüthen. In der Feuerluft erhitzt ſich der Drache, und drohet den Sol zu verſchlingen, aber Delios erlegt durch heiße Pfeile den grimmigen Python, und es ſchwitzt der feurige Mann.

Unterdeß bereitet ein laues Bad Neptunus, darin baden ſich der reine Mann und das weiße Weib. Zurück bringt dann der König den Phönix und die Königin den Schwan, und der Wolf geht aus ſeiner Höhle; auf Apolliniſchem Baum reifen die wachſenden Früchte, aber das reife Gras mähet mit ſeiner Senſe Saturnus ab. Die Poſaune ruft, und die Leiber, die dem Grabe anvertrauten, erſtehen zumal mit neuem ſideriſchem Reiz. Aber ohne Ferment ſteigt Sol nicht empor, und die ſchöne Diana erneuert ihr Leben nicht hinwiederum."

So weit mochte La Pierre geleſen haben, und die Gedanken verſenkt in des geheimnißvollen Unſinns bodenloſe Tiefe, als er einnickte.

Ein hellgellender, furchtbarer Schrei im Laboratorium riß ihn aus des Schlafes Armen, ſo furchtbar und ſchneidend, daß die Gläſer klirrten und zerſprangen, und La Pierre wußte nicht, was es war, denn ſtreng verſchloſſen blieb in der Nacht das Laboratorium, und der große Schlüſſel dazu lag unter dem Kopfkiſſen des Chymikers.

Und noch einmal erhob ſich dieſes entſetzliche Geſchrei, laut wie Löwenſtimme, aber hellkreiſchend, markerſchütternd, daß Todesſchauer dem Chymiker durch alle Gebeine rieſelte. Zitternd ſchaute er durch das Fenſter, da ſah er, daß ſich über der Phiole, worin der Blutſaft digerirte, eine lichte Wolke von länglichrunder Geſtalt bildete, allmählig Menſchengeſtalt annahm; eine bleiche, trauervolle Geſtalt, welche auf die Phiole deutete, und die andre Hand gen Himmel hob, als fordre ſie von dort ihr Recht. Dann zum drittenmal ſchallte das grauſige durchdringende Geſchrei, daß die Mauern ſchier erbebten, und die Erſcheinung zerrann, aber in der Phiole glühte ein dunkelrothes Licht, und blutige Strahlen ſchoſſen aus ihr hervor. Im Hauſe ward es lebendig, die Gehülfen, die Diener eilten herbei, und klopften an die verſchloſſene Pforte, in den Nachbarhäuſern ſogar war die Zeterſtimme vernommen worden, und Alles glaubte, es ereigne ſich ein entſetzliches Unglück. Als La Pierre die Thüre zitternd öffnete, war nichts mehr zu ſehen, noch zu hören. —

Zu derſelben Stunde war es im Palaſt des Herzogs von Guiſe nicht minder unruhig. Der Herzog hatte ſich nur erſt ſeit einer halben Stunde zur Ruhe begeben, als ein ſeltſames unerklärbares Geräuſch ihn weckte. Es war, als rinne fort und fort in ein metallenes Gefäß eine Flüſſigkeit, und als er horchend ſich im Bett aufrichtete, ſah er dicht vor dem Lager eine blutrothe Wolke, in der ſich eine Menſchengeſtalt bildete, ja, er ſah eine Erſcheinung des Zwiſchenreichs, einen ruheloſen Geiſt.

Der Herzog bebte, er wollte die Klingel ziehen, die über Jeangris Lager im Vorzimmer hing, aber die Hand lag wie gelähmt auf dem Pfuhl, ſein Seelenwille vermochte nicht, ſie zu erheben. Die Geſtalt in der blutrothen Wolke ſtarrte ihn an mit entſetzlichem Blick, und fruchtlos war's, daß der Herzog die Augen ſchloß, er ſah ſie dennoch. Der Geiſt ſprach nicht, denn wie ſollte ein Geiſt ſprechen? aber aus dem Weſen der Erſcheinung floſſen Gedanken in die Seele des Herzogs, die in Worten ausgedrückt lauteten: „Vater der Bartholomäusnacht, nie geſättigter Blutmenſch, Dein Ziel iſt nicht mehr fern! Auch Dein Blut wird fließen, wie durch Deinen verfluchten Willen das meine, das von ſo viel Tauſend Unſchuldigen floß. Wehe Dir! Du wirſt nicht beten können in Deiner letzten Stunde!“

Die Wolke zerrann; der Herzog, halb ohnmächtig, zog nun die Klingel, zog ſie zu wiederholten Malen, aber Jeangris kam nicht, denn es drückte auf ihn zentnerſchwer eine furchtbare Laſt, der er ſich nicht erwehren konnte, und Rüdigers von gewaltſamem Tod verzerrtes Geſicht legte ſich dicht auf ſeines, und von Geiſterarmen umſchlungen, lag er ganz regles, und ſtöhnte in Todesangſt, da er die Klingel hörte, und dem Ruf des Herrn nicht folgen konnte.

Der Herzog ſprang wüthend auf, riß einen Degen aus der Scheide, und die Thüre auf, und ſchrie mit heiſerer Stimme: „Schurke! Hund! Haſt Du kein Gehör?“

Jeangris mußte unwillkührlich laut gähnen, da ward der Herzog ſo zornig, daß er nicht mehr wußte, was er that, als er den Kammerdiener mit dem Degen durch und durch ſtieß. Es ſchien aber ein bleicher Schatten mit im Zimmer zu ſein, der eine Schale hielt, und das Blut auffing, das aus dem Bette floß. Der Herzog ſchwindelte und fiel ohnmächtig neben dem Bette nieder; Jeangris aber ſah noch mit brechendem Auge, daß der Geiſt das Blut über den Herrn ausgoß, wie eine Schale des Zorns.

Berdalene kam von einem wüſten Gelag. Er war nicht allzunüchtern, vielmehr ſehr gut gelaunt, recht luſtig. Er ſang eine Strophe aus Noſtradamus wunderbaren Prophezeihungen:

La grande Cité, qui n'a pain a demy,
Encore un coup la sainct Barthélemy
Engravera au profond de son ame,
Nismes, Rochelle, Genève et Montpellier,
Castres, Lyon, Mars entrans au Bellier,
S'entrebattront le tout pour une Dame.

Da vertrat ihm, als er in den Palaſt eingegangen war, und ſeine Zimmer ſuchte, eine Geſtalt den Weg, deren Anblick ihn erſtarren machte, denn die Geſtalt war Rüdigers, und war furchtbardrohend anzuſchauen. Verdalone wandte ſich zur rechten Seite, aber er konnte nicht weiter ſchreiten, denn das Geſpenſt verſperrte ihm den Weg; links ab ging eine Gallerie nach den Zimmern des Herzogs, und dorthin rannte Verdalone, aber neben ihm flog und zur Seite blieb ihm beſtändig die grauſige Erſcheinung. Von einem Kandelaber riß der Secretair eine brennende Kerze, und ſtürzte in Jeangris Gemach. Dort fand er den Herzog im Blut liegen, und mit Rieſengewalt niedergeſchleudert ſtürzte er neben ihm zu Boden. Als er ſich aufraffte, ſah er den Geiſt nicht mehr, und nun rief ſein Angſtgeſchrei die Diener nach, und brachte den Palaſt in Allarm. —

Früh am Tage ließ ſich der Cardinal von Guiſe nach der Wohnung La Pierre's tragen. Er war ſehr bleich und angegriffen, es ſchien, als habe er die letzte Nacht den Mohnbecher des Schlummergottes nicht gekoſtet. La Pierre war ebenfalls ſehr matt und unwohl. Beide Männer ſahen einander mit forſchendfragenden Blicken an, als wolle jeder in den Mienen des andern eine Geſchichte leſen, doch ſchwieg jeder, bis ſie im Laboratorium allein waren; da brach der Cardinal zuerſt das Schweigen, und ſagte: „Meiſter, ich glaube, daß ich zum letzten Mal zu Euch komme. Ich will nicht mehr laboriren, und ich bitte Euch ſehr, thut Ihr desgleichen. Sucht nicht mehr nach dem Stein und nach der Tinktur; bereitet lieber nützliche Arzeneien, und vor allem thut mir den Gefallen, und endigt unſer jüngſt begonnenes Werk. Schlagt die Phiole in Stücken, denn ich glaube, wir haben einen Geiſt hineingebannt, der uns zu vernichten droht. Ich habe in der vergangenen Nacht eine Erſcheinung gehabt, zu ſchrecklich, als daß ich durch deren Schilderung ſie mir noch einmal erneuen möchte, o, eine grauſenvolle Erſcheinung, die mir mein nahes Ende verkündigte, und zu mir ſagte: „Ihr werdet nicht ſterben auf Eurem Bette, noch in Eurem Hauſe, noch im Hauſe Gottes. Ihr werdet ſterben, wie Ihr lebtet — blutig!“ Heiliger Bartholomäus, Gott weiß, daß ich ein Mann des Friedens bin, und kein Blut vergoſſen habe, und was ich damals ja beigetragen zur Vertilgung der ketzeriſchen Belialsrotte, der Hugenotten, das that ich zur Ehre Gottes und zur Aufrechthaltung unſerer allerheiligſten Religion.“

Der Cardinal ſeufzte tief auf, und murmelte ein Gebet; La Pierre nahm das Wort: „Eminenz, aus dem, was Ihr mir ſagt, und aus dem, was ich ſelbſt gehört und geſehen, wird mir klar, daß jenes Blut, welches Ihr mir geſendet habt, um die ſchlummernden Keime des Sonnenbaumes befruchtend zu erwecken, durch grauſenvolle Gewaltthat mag genommen worden ſein, habe dieſe nun verübt, wer da wolle, denn es liegt am Tage, daß der Aſtralgeiſt des verſtorbenen Mannes es iſt, der nicht Ruhe findet, weil er gewaltſam vom Körper getrennt worden.“

„Was iſt's mit dem Aſtralgeiſt, Meiſter?“ fragte der Cardinal geſpannt, und der Alchymiſt antwortete:

dinal. „Ich verſtehe nun Alles. O, gerechter Himmel! Du weißt es, nicht ich, was mein Bruder vielleicht wieder Sündhaftes gethan, denn er hat mir das Blut verſchafft, und ich habe mich nicht darum bekümmert, von wem es gekommen. O, La Pierre! Wir wollen den Geiſt beruhigen, ich will mit der Kraft des Exorcismus . . .“

„Kein Exorcismus, Eminenz!“ fiel dem Sprechenden der Chymiker in's Wort: „Wir zerſchlagen nur die Phiole, verzichten auf die Gewinnung des Alkaheſts, und geben das Blut der Erde, damit es verweſet.“

„Thut alſo, mein werther Meiſter!“ bat der Cardinal, und ſie traten zu der Phiole.

Da gewahrten ſie mit Schrecken, daß in dem Zinkum eine kleine ſcheußliche Menſchengeſtalt ſich gebildet hatte, gleich einem Fetus im Leib der Mutter, mit dickem, ausgebildetem Kopf, und von bleichgelblicher Farbe, doch ganz verzerrten Zügen.

„O geheimnißvolle Wundermacht der ſchaffenden Natur!“ rief La Pierre aus: „Sehet, Eminenz, eine Frucht der ſpagyriſchen Kunſt und Weisheit! O wenn wir die Arbeit fortſetzen, wenn dieſe Frucht Leben gewönne, dann könnten wir tiefe Blicke thun in der Alma Mater Schroß und der Zeugung Geheimniß!“

„Um aller Heiligen willen nicht! Schafft es fort! Schafft es fort!“ ſchrie der Cardinal. „Mir vergehen die Sinne, denke ich daran, daß dieſer Incubus leben könnte, und uns peinigen!“

„Es ſoll geſchehen, Eminenz!“ verhieß La Pierre, und Louis von Guiſe verließ ihn beruhigt.

Aber der Chymiker trat wieder zur Phiole, und ſprach zu ſich ſelbſt: „Daß ich ein Narr wäre, und das Werk zerſtörte, was ſo unerwartet und wunderbar ſich gebildet! Nein, ich thue es nicht. Ich will das Ende abwarten.“ — Er rief einen Gehülfen, und hieß ihm das Feuer unter der Kapelle ſorgſam unterhalten.

7.

Um das traurige Haus der Carthauſe brauſte der Winterwind, und durch ſein Schnauben ertönte von Zeit zu Zeit der Ruf des wahnſinnigen Mönchs, der noch immer von der Thurmzinne herab den vorübergehenden Wanderern ſein Memento mori zuſchrie. Einem Wanderer aber, dem er es jetzt zurief, ſchien der Ruf willkommen. Er zog am Klingeldraht, und fiel dem öffnenden Bruder Pförtner zu Füßen, ihm durch Zeichen zu verſtehen gebend, daß er in den Orden treten wolle, denn er war ſtumm, und ſehr elend.

Der Pförtner meldete dem Prior den Vorfall, nachdem er den Flehenden eingelaſſen; dieſer kam, fragte, und nie that ſich jenem wieder die Pforte der Carthauſe auf. Es war Verdalone geweſen. —

Ganz Paris war in tobender aufrühreriſcher Bewegung, was überhaupt von jeher dort nichts ſeltenes, es war die neueſte Neuigkeit, daß König Henry der Dritte, der gern König ſein wollte, auf dem Reichstag zu Blois am 13ten December 1588 den Herzog Henry von Guiſe hatte erſtechen, und Tags darauf dem Cardinal Louis von Guiſe ein Gleiches thun laſſen. Ein Weheruf durchflog ganz Frankreich, und fanatiſche Prieſter wiegelten aller Orten das leichtbewegliche Volk gegen ſeinen König auf.

Ein wilder Volkshauſe tobte rebelliſch über den Platz du Temple, als ein ſeltſames Ereigniß die Aufmerkſamkeit der Menge auf ſich zog. Aus dem Hauſe des Chymikers La Pierre ſtürzten ſchreckenbleiche Menſchen, darinnen aber krachte Knall auf Knall, und aus dem Schornſtein des Laboratoriums wälzte ſich dicker Dampf, von rother Lohe durchzuckt.

„Was iſt's? Was begiebt ſich? Iſt Feuer?" rief das aufgeregte Volk, und umdrängte die Herausgeeilten; da ſtammelte einer: „Jeſus Maria! Der Herr La Pierre hat einen Kobold im Hauſe!"

„Den lebendigen Teufel!" ſchrie ein Anderer.

„Er hat ein Monſtrum der Hölle zu Wege gebracht. Gott ſei uns gnädig," jammerte ein Dritter.

„Flieht, wer fliehen kann!" brüllte ein Vierter, aus dem Hauſe eilend: „La Pierre hat den Baſilisken! Wer ihn anſieht, iſt des Todes!"

Da ſtob das Volk ein wenig von der Thüre hinweg, und hob Steine auf, und jetzt rannte, wie wahnſinnig, La Pierre aus der Pforte, und ſiehe, ihm im Nacken hockte ein ſcheußliches, blutiges Ungethüm, wie ein Affe, und ließ nicht los von dem Unglücklichen. „Steinigt den Teufelsbanner, den Goldmacher, den Hexenmeiſter, den Baſiliskenvater!“ ſchrie einſtimmig die Menge, und alsbald ſchmetterte ein furchtbarer Steinhagel auf den alten Mann, daß er blutend zu Boden ſank, und nun kehrte ſich die Wuth des Volks gegen das Haus; es vermochte niemand mehr, ihr Widerſtand zu leiſten. Alles Geräth, alle Fenſter, alle die koſtbaren Apparate und Gefäße wurden zertrümmert, im Laboratorium blieb kein Stein auf dem andern, und in Spiritus wateten die Meuter. Noch flammte Feuer unter einem Ofen in der Ecke, und eine Retorte lag im Sandbad; da ſchlug einer aus dem Haufen mit einem Knüttel drauf, und alsbald zuckte ein entſetzlicher Blitz durch das ganze Haus, ein Feuermeer ward das Laboratorium — der Spiritus brannte lichterloh, wer noch im Gewölbe war, kam elendiglich um. Bald war Feuer unten und oben, aus allen Oeffnungen des Hauſes ſchlugen farbige Flammen, mit Noth wurde der Gluth Einhalt gethan; das Haus La Pierre's brannte bis auf den Grund nieder. Den

Leichnam des Unglückſeligen hatte der wüthende Pöbel fortgeſchleift und in die Seine geworfen; die blutige geſpenſtige Frucht ſeiner Arbeit aber ward von Keinem mehr erblickt. —

Der Albino.

Durch den heitern und freundlichen Wieſengrund, der vom Dorfe Groß-Taberz, am Thüringerwald ſich nach dem Felſenthal der muntern Laucha entlang bergwärts zieht, wandelte an einem Sonntagmorgen ein junger Bauer, der ſehr arme Gottlieb Kohlhas. Wie geſagt, war der Wieſengrund heiter und die ganze Natur, aber der arme Gottlieb war es nicht, und als er den Wald erreicht hatte, wo ſich die Felſenberge, die ſich einſt gänzlich entzweit haben, und mit einander zerfallen ſind, nun immer noch zu nahe treten, daß kaum ein Menſch, Roß und Wagen aber gar nicht, hindurch kann, ſetzte ſich Gottlieb auf einen Stein, und wer ihn geſehen hätte, würde ihn fur einen Grillenjäger oder Kalendermacher gehalten haben, ſo verdrüßlich war ſein ſonſt hübſches Geſicht. Es ſtand aber auch in Gottliebs Lebenskalender recht unfriedliche Witterung; es hieß dort: „die Winde fangen an zu ſtürmen, worauf es unluſtig und feucht wird.“

Das erſte war bereits eingetroffen; es hatte zu Hauſe tüchtig geſtürmt und die Unluſt war da; zuletzt wurde es auch feucht, nämlich in Gottliebs Augen, aus denen ſich ein Thränenregen ergoß, dann wurde der gute Junge wieder wild darüber, daß er weinte. Jetzt fing gar ein Waldfink an, den Brautgeſang zu ſingen, und nun war es vollends aus. Statt daß ſonſt der Finkenſchlag das Herz des Thüringer Waldſohnes ſelbſt freudig ſchlagen macht, wurde Gottlieb bitterböſe, nahm einen Stein und warf nach dem Doppelſchläger, indem er ausrief: „Verwünſchter Vogel! Weißt du weiter nichts, als mich zu ärgern?“

Der Stein aber traf nicht, der Fink flog weiter und ſpottete vom nächſten Baume herab: „Kink, Kink, Kink, Kink, hörſt Du, willſt Du mir den Bräutigam zieren?“ ſo daß ſich Gottlieb über alle Maaßen ärgerte, erſtlich, weil er merkte, daß ihn der

Fink uzte,*) zweitens, weil er den Vogel nicht hatte; hätte er ihn gehabt — ſo hätte er ihm ganz gewiß den Hals — nicht umgedreht.

An dem ganzen Herzeleid, Aerger und Kalendermachen unſers Waldſohnes war nun nichts Schuld, als jene Leidenſchaft, die an ſo vielem Unheil und Herzeleid Schuld iſt, die Liebe. Gottlieb war einer entfernten Verwandten, dem ſchönen Mariegretchen, der Tochter des reichſten Fuhrmanns in Groß-Taberz, herzlich gut, und ſie war ihm auch ganz beſonders gut, aber der alte Vetter, zumal Namensvetter, Kohlhas, wollte davon weder wiſſen noch hören, und als er Wind von dieſer Lieb- und Leidenſchaft bekommen, hatte er eben jenen Sturm nebſt mäßigen mündlichen Donnerwettern losgelaſſen, der die girrenden Liebestauben in trübſelige Regenpfeifer verwandelte; das war für die heißen jungen Herzen kein ſchöner Doppelſchlag.

Mariegretchen ſaß mit verweinten und noch immer weinenden Augen in ihrem Kämmerlein, hatte Kopf- und Herzweh und wollte nicht in die Kirche. Sie dachte zu Hauſe an den lieben Gott und an

---

*) höhnte.

Gottlieb, an den Helfer und an den Hülfloſen, ach das war eine tiefwehmuthvolle Andacht. Wo Gottlieb ſaß, wiſſen die günſtigen Leſer.

Mittlerweile war hoch oben von der ſonnigen Tanzwieſe herab ein der Waldpfade noch gänzlich unkundiger Wandrer geſchritten, dem ein Diener folgte, leichtes Gepäck tragend; letzterer war bräunlich von Antlitz, und zeigte eine ſüdliche Phyſiognomie. Aus dunkeln Augen ſah er munter umher nach allen Seiten, deutete dann nach dem hohen Gipfel des Inſelberges, der in ſtolzer und ruhiger Majeſtät das Gebirge beherrſchte, und ſagte: „Padrone veda, l'isola monte!“

Der Herr nickte ernſt und faßte zwiſchen ſeine Finger kunſtgerecht eine metallene Wünſchelruthe. Nach einigem aufmerkſamen Beobachten ſagte er auf italieniſch zu dem Begleiter: „Thalwärts winkt uns der Goldmagnet, alſo weiter!“

Hierauf ſtiegen Beide tiefabſchüſſige Pfade, die von Bergquellen bewäſſert und ſchwer zu beſchreiten waren, in das düſtre Thal hinab, über welchem ſtarre Felscoloſſe ſeit Jahrtauſenden Wache zu halten ſcheinen. Unten grüßte mit traulichem Gemurmel der Aspenbach die Pilger, und wieder faßte der fremde

Mann ſein wunderbares Inſtrument, und ſiehe, es neigte ſich heftig gegen das rauſchende Gewäſſer. Ein Freudenſchimmer zog über das Angeſicht des Ruthengängers, und er ſah ſich um nach allen Seiten. Da ſah er durch die Büſche auf ſeinem Steinblock den traurigen Gottlieb ſitzen, und er gab ſeinem Diener einen ſchnellen Wink, ſich unbemerkbar zu machen, und im Hintergrunde zu halten, auch aus dem Bach eine Hand voll Sand an ſich zu bringen.

Durch Gottliebs Gedanken zogen ſo viele Phantaſiebilder, ganze Heerſchaaren von Hoffnungen, Landſchaften voll Luftſchlöſſer, liebliche Liebesträume und wieder kohlſchwarze Nachtſchatten des Grams, und alles, was einem unglücklichen Liebhaber durch die Gedanken geht, ſo daß er es gar nicht merkte, wie ſchon fünf Minuten lang ein fremder Mann vor ihm ſtand, und ihn unabläſſig betrachtete, bis der fremde Mann endlich ſprach: „Guten Morgen, gut Freund.“

Erſchreckt ſah Gottlieb auf und noch mehr erſchrak er, als er den Mann ſah. Er glaubte, der Geiſt des Gebirges ſei ihm erſchienen, denn ſeltſam und wunderbar war allerdings die Erſcheinung des Fremdlings. Todtbleich, ohne alle Lebensfarbe war ſein Angeſicht; unter dem breitgekrämpten grünen Reiſehut wallte ſchneeweißes glänzendes Haar in Ringeln hervor bis auf die Schultern; die Augen des Mannes aber waren feurig, und die Wimpern in ſteter unheimlich zwinkernder Bewegung, als ſei ihnen ſelbſt das ſanfte Licht, das die ſonnebeſtrahlten Büſche und Felſen von ſich warfen, unerträglich. Gottlieb hatte noch nie einen Leukäthiopen geſehen, daher erſchien ihm der Erſte dämoniſch, und er entſetzte ſich vor ſeinem Anblick ſo, daß er kein Wort zu ſagen vermochte. Der fremde Mann ſah lächelnd auf den verlegenen Burſchen, und ſagte: „Gut Freund, wie heißt nächſter Ort?“

„Groß-Taberz!“ antwortete Gottlieb ermuthigter und ſeine Blicke wagten ſich ſchon mehr an die Geſtalt des Mannes, ſein Mund aber wagte die Fragen: „Wo kommt Ihr her, Herr? Wer ſeid Ihr?“

„Ich kommen weit, weit her,“ antwortete Jener, mit der Hand ſüdwärts zeigend. „Ich ſein Italiano, Bergmann und Kaufmann; handeln mit gute Steine, und ſuchen Steine. Hier iſt ſchöne Gegend, viel ſteinreich. Könnte ich bleiben eine Zeitlang hier mit meinem Knecht in Gran Taberza, wäre mir ſehr lieb.“

„Warum das nicht, Herr?“ erwiederte Gottlieb.

„Es iſt eine gute Schenke im Ort, da könnt Ihr bleiben, ſo lange Ihr wollt."

Der Fremde ſchüttelte heftig das Haupt, und warf einen forſchenden Blick auf Gottlieb, indem er ſprach: „Nicht Schenke, gut Freund! Ich brauchen eine ſtille Wohnung, ganz ſtill, eine dunkle Kammer, ſehr wenig Raum, einfache Speiſe. Aber ich brauchen einen treuen Menſch, der hier die Wege kennt, und iſt verſchwiegen. Ich bezahlen gut, aber treu, treu und verſchwiegen! Lieb wäre mir, wenn ich wohnen könnte ganz heimlich, nicht geſehen von die Leute."

Der Fremde zog eine Schnupftabaksdoſe hervor, die aus gefärbtem Chalzedon beſtand und in Gold gefaßt war und nahm eine Priſe. Eine ſchöne Doſe iſt der Wunſch jedes jungen Thüringer Burſchen, Gottfrieds Augen ruhten wohlgefällig auf der des Fremden, dieſem blieb das nicht unbemerkt, er zog noch eine hervor, und noch eine, und ſagte: „Schöne Doſen aus gute Steine gemacht. Ich gäben gern eine ſolche Doſe für ein ſtilles Quartier, und auch noch Geld."

Das könnte ich ja verdienen, dachte Gottlieb. Wir haben noch ein Oberſtübchen mit Kammer in unſerm Häuschen, und meiner Mutter wird es nichts verſchlagen, wenn ich den Fremden mitbringe, unſer Häuschen liegt ohnehin am Ende des Dorfs, wir ſind gleich im Wald. Es wird gehen.

„Ich wollte Euch wohl Quartier anbieten," ſagte er nun, ſich dabei umſehend nach dem Diener, deſſen der Fremde erwähnte: „aber Euern Knecht weiß ich nicht unterzubringen, und wenn Ihr ſchon nicht geſehen ſein wollt, dürft Ihr noch weniger zu Zwei ſein."

Der Fremde zuckte die Achſeln und ſchwieg eine Weile verdüſtert, dann nahm er wieder das Wort: „Iſt nicht noch hier umher eine Grotte, wo wir ſicher könnten ſchlafen Beide, einige Tage, und Du brächteſt uns Speiſe heimlich, und zeigteſt mir die Wege auf den Bergen."

„O wenn Ihr das wollt," rief Gottlieb freudig: „ſo kommt nur mit, gleich in der Nähe, unter der Schönlaite liegt eine Höhle, darin Ihr gar wohl in dieſer ſchönen Sommerzeit übernachten könnt, auch iſt ſie ſtill und dunkel, wie Ihr eine Wohnung wünſcht, und Eſſen will ich Euch bringen, und führen kann ich Euch auch, wohin Ihr wollt, denn ich weiß jeden Weg, und verdiene gerne etwas. Auch will ich Keinem etwas davon ſagen."

„Gut, gut," ſprach der Albino, und rief laut: „Rocco!"

„Signor Padrone!" ſchallte es aus dem nahen Gebüſche, und der braune Diener kroch hervor; faſt wäre Gottlieb wieder über den erſchrocken, zu dem der Herr in ſeiner Landesſprache redete.

Die beiden Fremden folgten nun dem Führer nach, der ſie einen Bergpfad empor leitete; nach kurzer mühſamer Wanderung gähnte ſie in ſchauerlich romantiſcher Umgebung die Felſenhöhle an. Gegenüber ſtarrte die rothe Porphyrwand des Bärenbruchs empor, rings umher neigten melancholiſche Tannen ihre ſchlanken Aeſte erdwärts, und am ſchattigen Eingang der Grotte wucherte und blühte üppig aufgeſchoßt zwiſchen Farnkrautbüſchen die einſamkeitliebende Waldpflanze Rührmichnichtan; auf feuchtem Geſtein aber ſaß träg ein Salamanderpaar. Mit dem Gefühl des Wohlbehagens, trat der Albino in die dämmernde, kühle Höhle und nahm den Hut ab. In Gottliebs Seele erneute ſich das Grauſen, denn nun ſah er erſt, wie die Augen des wunderbaren Mannes funkelten, wie ſeine rothen Augäpfel rollten, und ein bläulicher Glanz der Iris entſtrahlte. Der Mann ſchien noch gar nicht alt, und hatte doch Greiſenhaar, fein wie geſponnenes Glas, und ſo ſilberfarbig. Er ſchien geſund und ſtark, und hatte doch keinen Blutstropfen im Geſicht, während Gottlieb fühlte, wie ſeine eignen Wangen von dem Bergſteigen glühten.

Der Diener des Fremden warf ſein Gepäck ab, unterſuchte die Höhle mit ſpähendem Blick, und ging daran, ſich's bequem zu machen. Es ſchien ihm gar nichts Befremdliches oder Ungewohntes, Bewohner einer Bergkluft zu ſein; er durchſchritt den ſchmalen Felſengang bis an ſein Ende, und probirte an einigen Steinmaſſen, ob ſie feſt oder wandelbar.

„Willſt Du mir nun einige Tage ſein ein Bote, und bringen uns, was ich Dir ſagen werde für Geld und gut Wort?“ fragte der Albino Gottlieb, und dieſer bejahte. „Willſt Du auch nichts ſagen, keinem Menſchen von uns, und es feſt verſprechen?“ fragte Jener wieder, und Gottlieb legte, doch nicht ohne geheimes Grauen, ſeine Hand in die dargebotene Rechte des Fremden.

„So bringen uns ein Brod, Fleiſch und feſte

Kohlen vom Schmied ein Korb voll," gebot nun dieſer und wiederholte die Bitte, verſchwiegen zu ſein.

Gottlieb enteilte; unterwegs dachte er wieder an Mariegretchen, doch der Verdruß war vorüber, und jener heitre Sinn, das glückliche Erbeigenthum der Thüringer Waldleute, war ihm wiedergekehrt.

Das muß eine eigne Nation ſein, von der der Fremde iſt, dachte er bei ſich ſelbſt; hätte mich faſt vor dem Kauz gefürchtet, er ſieht aber auch aus, wie ein Seidenhaaſe und ſein Diener wie ein Waldteufel. Wird ein ſaubres Nachtquartier werden dahinten, brr! — müſſen gewärtig ſein, daß ihnen ſo eine giftige Mole oder ein Unk *) in den Hals kriecht. Aber wer weiß, ob der das Geſchmeiß nicht bannen kann, er ſieht mir ganz aus wie ein Hexenmeiſter. Blitz, wenn ich nur ſo eine Deiſe **) von ihm bekäme, ich wollte gern acht Tage und länger Boten gehn.

Im Dorfe war es noch ſtill, die Leute waren aus der Kirche in Kaberz, wohin Groß-Taberz eingepfarrt, noch nicht zurück. Gottlieb ging an Kohlhaſens

---

*) Mole: Molch, Salamander; Unk: Ringelnatter.

**) Doſe.

Haus vorbei, und blickte über den Zaun des Hausgärtchens, in der Laube von Geißblatt ſaß ein blondes Mädchen, und las andächtig im Geſangbuch, ihre Wangen glühten gleich der Purpurlychnis, die neben duftigem Rosmarin und Lavendel in ihrem Buſenſtrauß brannte. Mariegretchen war im Feſttagsputz, der ſie wunderſchön kleidete. Das blonde Haar war zum Scheitel hinaufgeſchlagen, und verlor ſich in einer Krone von rothem Band, deren Ecken zwei niedliche Röschen bildeten. Zwei Bänder von gleicher Farbe flatterten den Rücken hinab. Den blendendweißen Hals umgab das ſtolze Zeichen des Reichthums, eine Schnur krummgebogener Ducaten. Den vollen Buſen umſchloß züchtig das mit Silbertreſſen beſetzte grüne Mieder, und ein Tuch von orangefarbiger Seide, und ſtatt des Gürtels umfing den Leib jener eigenthümliche faltenreiche Wulſt, gebildet aus dem Umfang des grünen Tuchrocks, über welchen die weiße Schürze gebunden war, Schürze und Rock aber waren ortsüblich noch bis zu den Hüften mit ſchwarzem Tuchband umwunden. Die vollen Arme waren bloß, und nur bis zum Ellenbogen von den weiten feinleinenen Hemdärmeln leicht uberhüllt.

„Guten Morgen, Mariegretchen!“ rief Gottlieb über den Gartenzaun, und das Mädchen blickte auf, und ihre Blicke verklärten ſich, als ſie den Geliebten ſah, ſie winkte ihm, hinter die Laube zu treten, wo ein Hollunderbuſch ihn etwas unſichtbar machte, und ſtreckte ihm dann die weiße Hand zum Willkommen durch das Laubgitter. Die liebende Dörferin, ſo wenig wie ihr Geliebter zu ſentimentaler Wehmüthelei organiſirt, ſeufzte weder ach! noch oh! ſondern ſie flüſterte raſch und leiſe: „Lieber Gottlieb, mein Vater hat geſagt, wenn er Dich noch einmal bei mir fände, ſo wolle er mich ſo braun und blau ſchlagen, wie ſein Fuhrmannshemd, und Dich dazu, und ſollte es ihn ſeinen ſchönſten Braunen koſten!“

„Da höre ich Deinen Vater,“ antwortete Gottlieb: „er iſt höflich wie ein Fuhrmann, ſeine ganze Fracht beſteht in zentnerſchwerer Grobheit, und ich will doch nicht von Dir laſſen, mein beſtes Mariegretchen! Wir wollen ein Paar Tage hingehen laſſen, ich ſoll ohnedieß einem Fremden, der hier ſchlechte Steine ſucht, und die guten ſchon hat, die Wege weiſen, und da braucht Dein Vater nicht meinen Wegweiſer zu machen, der alte ſteinerne Meilenzeiger der! Ach Gott, wär' ich doch reich!“

„Gräme Dich nicht, Gottliebchen!“ tröſtete Mariegretchen. „Ich bin und bleibe Dein! Helf uns Beiden Gott! Jetzt geh, die Kirchenleute müſſen gleich kommen: grüße Deine Mutter!“

Mariegretchens Buſenſtrauß und ein Briefchen wanderten durch die Laube in Gottliebs Hand, der die der Geberin herzlich drückte, und dann wie ein Pfeil nach ſeinem Häuschen flog. Es war noch verſchloſſen, die alte Mutter war in der Kirche. Zuerſt las Gottlieb das Briefchen, nachdem er ſchon im Laufen den Strauß an ſeiner Jacke befeſtigt hatte, und fand darin nebſt dem gewichtigen Inhalt eines Kronenthalers, den ſüßen Vers:

„Mein Herz und Dein Herz, die ſollen ſich einander lieben!
„Hier haſt Du meine rechte Hand, und einen Kuß zum Unterpfand!
„Vergiß mein nicht!
Deine getreue Margar. Kohlhas.“

Gottlieb küßte den Brief, ſuchte an der bekannten Stelle den Hausſchlüſſel, ſchloß den Kronenthaler ſchnell in ſeine Lade, muſterte den geringen Vorrath ſeiner Mutter an geräuchertem Fleiſch, bemächtigte ſich einer kleinen Speckſeite, nahm einen Laib Brod, und da er das Geſchäft eines Horndrehers betrieb, aus ſeinem eignen Kohlenvorrath eine gute Parthie, packte dieſes alles in einen Jagdranzen, und verſäumte nicht, eine mäßige Branntweinflaſche gefüllt zu ſich zu ſtecken. Mittlerweile kam die Mutter nach Hauſe, und Gottlieb verfehlte nicht, ihr zu ſagen, daß er einen Fremden geleiten ſolle, und vielleicht ein oder zwei Nächte gar nicht nach Hauſe komme, ſo wie, daß er die mitgenommenen Victualien reichlich vergütet erhalten werde.

Die gute Alte, nur in ihrem nicht minder guten Sohn lebend, war Alles zufrieden, nöthigte ihm noch eine unterwegs gekaufte Semmelzeile auf, und als das Mittagsglöcklein in Groß-Taberz läutete, wanderte Gottlieb ſchon wieder rüſtig, und froher, wie heute früh, den ſchönen Lauchagrund hinauf.

Unterdeſſen war der Albino Andrea mit ſeinem Diener Rocco in der Grotte auf beſondere Weiſe thätig geweſen. Sie richteten ſich ein heimliches Wandſchränkchen ein, in welches Andrea ſeine Kleinodien, Gold und edle Steine verbarg, dieſes wurde mit einem Stein zugeſetzt, und dieſer mit Moos verkleidet, daß Niemand ahnen konnte, was dahinter ſteckte. Ganz am Ende der Felſenhöhle baute Rocco, der aus ſeinem Gepäck mehrere Inſtrumente, Flaſchen und auch einige Schmelztiegel zu Tage, oder vielmehr an das Dunkel förderte, einen kleinen Feuerheerd, während Andrea den aus dem Bach mitgenommenen Sand im Vordergrunde, wo es noch ziemlich hell war, einer sorgfältigen Prüfung unterwarf, wobei er ſich eines ſtarken Vergrößerungsglaſes bediente; dann ſchüttete er eine Portion davon in ein kleines Fläſchchen, und goß ſtarkes Königswaſſer darauf. Alles Geräth, was ſie nicht für den Augenblick zu brauchen gedachten, ſuchten die Fremden mit großer Vorſicht zu verbergen; die Wünſchelruthe verwahrte Andrea ſorgſam in ſeinen Kleidern. Nur den treuen Wanderſtab, unten mit Eiſen beſchlagen, oben am Griff mit einem ſtarken Hammer verſehen, und Rocco's leere Taſche hätte ein unberufen Eindringender nebſt den angehenden Troglodyten gefunden.

Andrea ſaß unfern des Einganges und richtete ſeine lichtſcheuenden Augen empor zu den grünen Bäumen, blickte freundlich in das ſanfte Dunkel, das ihre Schatten ſchufen, und ſagte: „Ein ſchönes Land, bei Gott! Alles grün, ſo weit das Auge ſchaut; grüne Wälder, nicht einförmig, ſondern mannigfaltig, grüne Wieſen und Saaten! Nicht ſo brennend, nicht tödtlich meinem Augenlicht, wie ihr Gluthſtrahl im Vaterland. O Rocco, Rocco! Sohn des Apennins, ſage, ob es hier nicht ſchön iſt? Und gute Menſchen im Gebirge, keine Räuber, keine Banditen."

Eine Ringelnatter kroch während dieſer Betrachtung des Italieners in die Grotte, und hob das goldgelb gefleckte Köpfchen, mit klugem Aug' umherſpähend, und weitheraus das geſchmeidige Zünglein ſtreckend. Mit einem raſchen Griff fing ſie Andrea, und ſetzte noch, während die Schlange ſeinen Arm umwand, die Salamander auf ſein Knie, dann ſprach er wieder betrachtend: „Auch die Thiere gut in dieſem Land, nicht viele giftig, keine Scorpionen, keine Taranteln."

Jetzt ſah Andrea wieder nach dem Fläſchchen; die Flüſſigkeit hatte ſich gefärbt, und nun ſchüttete er das Helle von dem Bodenſatz ab, und winkte Rocco, der ein anderes kleines Fläſchchen, das Zinnſolution enthielt, herbeibrachte; langſam ließ der Albino zwei Tropfen davon in jenes Glas fallen, und ſiehe, da begann ſich's drinnen zu wölken, purpurfarben, wie dichter Nebel, den die Frühſonne beſcheint, und langſam ſetzte ſich der rothe Niederſchlag zu Boden. Aber Andrea zitterte vor Freude und ſprach zu Rocco:

„Jetzt ſteige hinab zum Bach, und hole herauf des Sandes, ſo viel Du nur vermagſt, o benedetta Turingia!“

Der braune Rocco ſchlüpfte ſchnell wie ein Wieſel durch das Gebüſch, und kam bald zur murmelnden Laucha, um aus dem blumenumborderten Bette des Waldbaches den geheimen Reichthum der Berge zu ſchöpfen.

Gottlieb traf den Albino allein in der Höhle ſitzend, und ſchlafend. Er blieb lange vor ihm ſtehen, und ſcheute ſich, ihn zu wecken. Die Ringelnatter war ihm in den Buſen gekrochen, und züngelte mitunter aus dem offenen Halskragen. Die Salamander tappten auf dem Schlafenden umher, der anzuſehen war, wie ein recht ſeltſamer Zauberer.

„Hab' ich mir's nicht gleich gedacht,“ fragte ſich Gottlieb leiſe: „daß der ein Herenmeiſter iſt, und das Gezück *) bannen kann? Ich meine faſt, er hat dem Teufel ſein Blut verkauft. Das heiß ich einen weiſen, weißen Mann, der kann mehr als Brod eſſen. Schläft er, oder ſchläft er nicht? Ja, zimpre nur mit den Augen: er will mich gewiß probi-

---

*) Zeug.

ten, ob ich ihm etwa die Doſe ſtibitze, Gott behüte mich dafür!“

Ruhig packte der ehrliche Gottlieb aus, was er mitgebracht, doch geräuſchlos und ruhig ſchlief der Albino fort in der wohlthätigen grünen Dämmerung, ſanft gekühlt von dem feuchten Hauche der Oreade.

Nach einer Weile keuchte Rocco wieder aus dem Felſenthale herauf und Andrea erwachte. Rocco trug ſeine Laſt in den Hintergrund und der Albino forderte Gottlieb auf, nachdem er ſich ſammt ſeinem Diener geſättigt hatte, ihn auf die Höhe des Inſelbergs zu führen; Rocco blieb zurück, als ſein Herr mit Gottlieb die Höhle verließ, und entzündete ein Kohlenfeuer, dann rieb er einen Theil der Kohlen zu Staub, miſchte ſie mit dem Sande, und that eine Portion davon in den Schmelztiegel, welchen bald die rothe Gluth erhitzte.

Gottlieb führte ſeinen Reiſenden durch ein ſchmales Thal, deſſen Eingang Felſen bildeten, bergempor, dann eine Strecke durch den Wald, und ſo gelangten Beide auf die Fahrſtraße, die nahe unter dem Gipfel des Inſelbergs von Kaberz nach Brotterode vorbeizieht. Sie kamen bald zu der Stelle, wo ein ſteiler Fußpfad ſich aufwärts ſchlängelt, und ſtiegen tiefen hinan. Von Zeit zu Zeit hob der Albino einen unſcheinbaren braunen Stein vom Boden auf, und reichte ihn ſeinem Führer, ſo daß deſſen Taſche bald ſehr ſchwer wurde, und er ſich nicht enthalten konnte zu ſagen: „Schwere Laſt, lieber Herr, wozu ſoll ich die Steine ſchleppen? Gebt acht, daß es Euch nicht geht, wie jenem Guten, der einen von meinen Kameraden auch zum Steineſel machte!“

„So ſagen mir, wie hat es gegangen dem Kammeraden von Dir?“ antwortete freundlich der Albino, und Gottlieb, ſehr erfreut, erzählen zu können, berichtete: „Seht, lieber Herr, Bältenmichel mußte mit ſo einem — nun wie heißen ſie doch? — Mineralogen — gehen, der ihm eine entſetzliche Laſt Steine aufpackte. Der Herr wollte nach Liebenſtein in's Bad, und bis dorthin ſollte Bältenmichel die Steine tragen, während der Steinſammler noch einen Umweg machte. In Liebenſtein wollte er mit ſeinem Träger wieder zuſammentreffen. Was geſchieht? Bältenmichel iſt ein pfiffiger Kerl, der lieber eine Wurſt trägt, als einen Wurſtſtein, und als er müde iſt, ſetzt er ſich, es war bei Brotterode, neben ſeinen Steinſack und denkt bei ſich ſelbſt: „Guck, Bältenmichel, der Herr hat Dich nur vor'n Narr'n, daß Du die dummen Steine nach Liebenſtein ſchleppen ſelbſt, und lacht Dich nachher aus. Straf mich Gott, bei Liebenſtein giebt's ja auch Steine genug. Was thut nun mein Bältenmichel? Er ſchüttet ſeinen Sack aus und geht leer nach Liebenſtein; als er nahe dran iſt, ſucht er auf einem Acker wieder einen Sack voll recht hübſche Steine, und bringt ſie dem Herrn, der ſchon unter den Linden ſitzt, mit noch ein Paar Herren, und ausruft: „Jetzt geben Sie Acht, meine Herren, jetzt kommt mein Fund, Sie werden etwas Erſtaunliches ſehen!“ Bältenmichel pocht nun doch das Herz ein wenig, aber er ſchüttet ſeine Feldſteine aus. Die Herrn hätten ſich krank gelacht, wenn ſie nicht juſt im Bad geweſen wären, der Mineralog aber wird fuchsteufelswild, und ſchreit: „Schurke, das ſind meine Steine nicht!“ Bältenmichel ſchwört Stein und Bein, es wären die rechten Steine. Da hätte Bältenmichel beinahe Prügel bekommen, endlich geſteht er, und muß ſpornſtreichs wieder nach Brotterode laufen, und Gott danken, daß die rechten Steine noch dort liegen.“

Der Albino lächelte über dieſe Erzählung und ſagte: „Ich glauben gut, daß Bältenmichel war ein

Eſel; doch daß Du nicht glauben, ich packen Dir auf von die ſchlechte Steine, ſo gieb Achtung!"

Er nahm einen der runden Steine, führte mit dem Hammer einen ſtarken Schlag darauf, und ſiehe, purpurſtrahlend blitzten die reinſten Amethyſtkryſtalle dem verwunderten Gottlieb in's Auge.

Jetzt war die Höhe erreicht, von der ſchon ſo viel Frohe herab auf die Wälder und Fluren des geſegneten Thüringens blickten, die Höhe, zu der die Söhne des Landes freudig wallfahrten. Die Luft war rein und friſch, die Sonne neigte ſich zum Niedergang. Dem fremden Mann ging das Herz auf.

„Schöne, o ſchöne Land!" rief er, und ſeine ſtrahlenden Augen ſchienen ein Freudenmeer zu ſprühen. Gottlieb lächelte faſt wehmüthig dazu. Es fiel ihm eben ein, daß er das letzte Mal mit Mariegretchen oben geweſen war, und ſie Beide viel Luſt gehabt hatten. Jetzt ſchien es nun auszuſein mit der Luſt, denn der alte Kohlhas war ein kluger zwar, aber auch ein harter Mann, und was er wollte, das mußte geſchehen in ſeinem Hauſe, oder es war kein Wetter am Himmel, und keine ſchwere Noth auf der Erde, die er nicht zuſammenfluchte.

Schon ſank der Abend in die Waldthäler, als der letzte rothglühende Sonnenfunke am fernen Horizont erloſch, und es war hohe Zeit, von der Höhe ſich hinabzubegeben in die Tiefe, wenn man nicht auf dem Bergſcheitel übernachten, oder im Dunkeln an den ſteilen Berg-Abſtürzen den Hals brechen wollte, und die beiden Wandrer traten den Rückweg an. Andrea, munter und immer wohlgemuthet, jemehr der Tag erblich, denn mit dem Untergang der Sterne ging ſeinen Augen ein ſchöneres Sehen auf, nach dem Schmerz von der Helle die milde Freude an der Dämmerung; Gottlieb aber wurde düſtrer mit dem Abend und ſchweigſam, denn das Abenddunkel kann einen unglücklichen Liebhaber wohl etwas melancholiſch machen. Auf dem Fahrwege gingen juſt ein Paar Burſche aus Taberz heimwärts, als Andrea und Gottlieb ihn wieder betraten; Bältenmichel war unter ihnen und der erſte: Er ſtieß einen lauten Schrei der Furcht aus, als er des Albino anſichtig wurde, und die andern ſtanden wie Mauern. Andrea ſah ſie ernſt und feſt an, er hatte den Hut in der Hand, ſeine ſchneeweißen Locken flatterten im Wind, ſeine bleichen Züge hatten den Ausdruck geſpenſtiger Starrheit, und die bläuliche Iris leuchtete hell aus dem rothen Kreis des Auges. Als ſich keiner der Burſche heran wagte, ging Andrea ruhig an ihnen vorüber, und jetzt trat Gottlieb aus dem Gebüſch.

„Je, Hanſen Märtens Gottlieb!“ rief Bältenmichel, „woher? wohinaus?“ Und leiſe fragte ein Andrer: „Hörſt Du Gottlieb, wer iſt denn der?“

Lachend zeigte Gottlieb, der nicht gern eine Gelegenheit zu necken vorbei ließ, Bältenmicheln ſeinen ſchweren Steinſack, und ſpottete: „Komm her alte Haut, Du ſollſt Steine nach Liebenſtein tragen!“

Bältenmichel machte eine Fauſt und ſchrie: „Warte Du aberwitzige Häringsnaſe, ich will Dir einen Stein in die Rippen werfen, daß Du fahren ſollſt bis nach Brotterode!“

Gottlieb lachte noch ärger, ließ die zweite an ihn gerichtete Frage gänzlich unbeantwortet, und folgte dem Albino.

Die Bauernburſche ſahen ſich mit einiger Scheu nach dem Fremden um, Bältenmichel aber lief Gottlieb ein Paar Schritte nach und rief höhnend: „Hanſenmichels Gottlieb! Nachbar Kohlhaſens Knecht iſt zum Teufel gegangen, das wäre für Dich ein guter Poſten, Du könnteſt um Mariegretchen dienen!“

Andrea, der den Weg weit beſſer ſah, als ſein Führer, fragte, was dieſer Nachruf bedeute, und Gottlieb erzählte ihm vertrauungsvoll die Geſchichte ſeiner Liebe. Letzterer dachte auch der Nachricht, die ihm Wältenmichel im Scherz und Spott nachgerufen, im Ernſt nach.

Als die Höhle unter der Schönlaite erreicht war, hieß Andrea ſeinen Führer nach Hauſe gehen, und morgen zeitig wiederkommen; drauf, als Gottlieb fort war, zeigte Rocco ſeinem Herrn die Frucht ſeiner Arbeit, indem er den Schmelztiegel ausleerte. Es war eine goldne Frucht.

Gottlieb ſtrich am Hauſe des Herrn Fuhrmann Kohlhas vorüber, er dachte, Mariegretchen noch einen Augenblick zu ſprechen, damit war es aber nichts, denn ſtatt des freundlichen Mädchens, ſaß der brummige Alte vor der Hausthür, und rauchte ſein Abendpfeifchen. Der Knecht war ihm in der That fortgelaufen und er hätte gern bald einen andern gehabt. Früher hatte Gottlieb einmal Luſt, ſich unter ſeiner Leitung zum Straßenfuhrmann auszubilden, und jetzt dachte der Alte: „Hm, wenn Gottlieb noch Luſt hätte, ſich mir zu verdingen, ſo wäre ich zweier Sorgen auf einmal quitt, erſtlich hätte ich einen ehrlichen

Knecht, zweitens wäre er aus dem Dorfe fort, von wegen meiner Mariegrete, denn weit davon iſt gut vorm Schuß.“ Nun ging Gottlieb eben vorbei, grüßte Herrn Kohlhas, und ward unvermuthet freundlich von ihm angerufen.

Herr Kohlhas fragte, wie es ihm und ſeiner Mutter gehe, ob er gute Nahrung habe?

Letzteres konnte Gottlieb nicht bejahen, denn die Horndreherkunſt brachte blutwenig ein, und ward auch nicht mit allzugroßem Eifer betrieben.

Endlich kam bei Herrn Kohlhas die Klage, daß der Knecht fort ſei, und ihr ſchloß ſich die Frage an, ob Gottlieb, da er doch früher das Fuhrweſen geliebt, auch Pferde liebreich zu behandeln wiſſe, nicht noch Luſt verſpüre, als Fuhrmann die weite Welt zu ſehen? denn die Fuhrleute aus Kaberz und Taberz befuhren zu ihrer Blüthenzeit alle Heerſtraßen Deutſchlands, ja auch außer Deutſchlands Gränzen gingen die ſchwerbefrachteten, weißtuchüberſpannten und daher fernleuchtenden Güterwagen.

Kurz, Herr Kohlhas verſprach guten Lohn, Gottlieb verſprach ſich gute Tage und willigte erfreuten und hoffnungsreichen Herzens ein und über den beiden Vertragenden freute ſich noch ein Herz dieſer

Verträglichkeit, wie dieſes Vertrags: Mariegretchens, welche leiſe zum Fenſter heraus ſah, als ſie Gottliebs Stimme unten hörte, und ſo hörte ſie nun Alles. Gottliebs Mütterlein weinte zwar, doch fügte ſie ſich, denn ſie ſah, daß ihr Sohn ſich über dieſe Wendung ſeiner Lage freute, auch verhieß Gottlieb, Mariegretchen werde ſich ihrer ſorglich annehmen, wenn ſie Hülfe bedürfe. So legten ſich an dieſem Abend vier Menſchen ſehr hoffnungs- und gedankenvoll in Groß-Taberz nieder.

Am andern Tage war Gottlieb früh auf, um noch einmal zu Andrea zu gehn; er bemerkte nicht in der Eile, mit der er das Felſenthal durchwanderte, daß Vältenmichel mit noch drei Gefährten ihm von Weitem folgten, denn jene hielten ſich immer vorſichtig hinter ihm, daß er ſie nicht wohl ſehen konnte.

Andrea war ſchon zum Ausgang gerüſtet, als Gottlieb mit freundlichem Gutenmorgengruß zu ihm trat. Rocco war ſchon zweimal unten am Lauchabach geweſen, und im Hintergrunde leuchtete Kohlenfeuer und ein Schmelztiegel ſtand in der Gluth.

In der Nähe wurden Stimmen laut: „Paßt auf, er iſt in die Höhle gekrochen, wie ein Unk, wir wollen ihn aber ſchon finden! Auf, hinauf!“

Gottlieb horchte, die Stimmen ſchienen ihm bekannt, Andrea ſah ſich beſorgt nach Rocco um, und dieſer deckte mit einem breiten Baumzweig ſein Feuer zu.

Jetzt rauſchte es im Gebüſch, Gerölle und Steine rollten hinab zum Grund, und mit ſtarken Haſelſtecken verſehen, trat Wältenmichel mit ſeinen Gefährten zum Grotteneingang.

„Da biſt Du ja, hundsföttiſcher Kujon!“ ſchrie Wältenmichel, den geſtern die auf Gottlieb und ſeine Liebe neidiſchen Kameraden tüchtig aufgehetzt hatten, und führte einen derben Hieb nach dem Ueberraſchten, daß er laut aufſchrie.

„Spitzbübiſcher Schuft!“ brüllte er, und packte den Angreifer am Halstuch, und wollte ihn zu Boden reißen, aber da ließen Wältenmichels Gefährten eine ganze Prügeltracht auf den Armen regnen.

Doch ſchnell nahte ihm Hülfe. Andrea ſprang hinzu, wild, wie ein Löwe, und löwenſtark griff er mit der Rechten dem Einen, mit der Linken dem Andern in's Genick, riß ſie rückwärts und ſchleuderte ſie mit furchtbarer Vehemenz zu Boden, daß Einer gleich kopfüber den Berg hinabſchoß. Aus der Grotte kam Rocco mit funkelnden Augen, ein Stilet blitzte in ſeiner Hand, und todtdrohend hielt er den einen Gefallenen am Boden feſt, während Gottlieb im Ringkampf mit Bältenmicheln ebenfalls niederfiel. Jetzt ſtand nur noch ein Feind, aber dieſem ſank alsbald der Muth, als Andrea auf ihn eindrang, dem der Zorn ein furchtbarſchreckliches Anſehn gab. Dieſes geiſterhafte Feuer der Augen, dieſe Todtenbläſſe, und die Kraft des fremden Mannes, von der er ſo eben überzeugende Proben geſehen hatte, dazu der faſt mohrenbraune Rocco, der nur einer Armbewegung bedurfte, um das Lebenslicht ſeines Kameraden auszublaſen, Alles drängte ſich in einem Moment vor ſeine Seele, und riß ihn im zweiten Moment zur ſchleunigſten Flucht fort; dem berghinabgekollerten Gefährten lag der Schreck in allen Gliedern, und er achtete es für nichts, daß er Bältenmichel ſchrecklich ſchreien hörte, der ſo eben oben eine beträchtliche Anzahl von Prügeln und Pfiffen empfing, dann nahm Andrea dieſen wie ein zappelndes Kind auf ſeine Arme, trug ihn zum Abhang, und warf ihn ſeinen Kameraden nach. Laut hallte ſein Jammergeſchrei von der Felswand des Bärenbruchs wieder.

Nachdem auch der Letzte nicht ohne Denkzettel entlaſſen war, und Gottlieb vor Wuth, Aerger, Anſtrengung und Schmerz zitterte, ſprach Andrea ſanft: „Teofilo, bei'm Auge des Haaſen, in das einſt meine Mutter geſehen, als ſie ſchwanger ging mit mir, Deine Kameraden ſind nicht gut, und nicht für mich gut, daß ſie hier geſehen uns. Ich muß nun reiſen weiter mit meinem Rocco, und danken Dir für Deine Mühe, die Du gehabt mit mir. Hier iſt für Dich ein Thaler und ein klein Andenken, dieſe Doſe. Behalte ſie immer, und dieſen Ring gieb Deiner Spoſa Marietta! Und nun leben wohl!“

„O mein guter, guter Herr! ſo viel verdien' ich nicht!“ rief Gottlieb gerührt aus, die Hand des Albino drückend, aber dieſer entzog ihm die Hand, und ſprach: „Gehen mit Gott, Teofilo, und haben noch viel Dank!“

Gottlieb ging, betrübt über das ſchnelle Scheiden von dem wunderbaren fremden Mann, und erfreut über deſſen koſtbare Geſchenke. Die Doſe war aus Chalcedon, in Silber gefaßt, der Ring enthielt einen ſchönen Amethyſt.

„Was wird Mariegretchen für eine Freude haben?“ fragte ſich der treue Liebhaber, ſelbſt freudig; dann aber bewaffnete er ſich mit einem tüchtigen

Knittel, um Alles todtzuſchlagen, was ihm wieder bedrohlich in den Weg treten würde.

Andrea und Rocco aber räumten in ihrer Felſengrotte ſchnell auf, und als am folgenden Tage neugierige Burſche ſich in verſtärkter Anzahl, von dem racheſüchtigen Bältenmichel angeführt, wieder in die Höhle drängten, fanden ſie den fremden ſtarken Mann nicht mehr, ſo wenig wie ſeinen Knecht, und auch keine Spur von Beiden, als etwa ein Häufchen Aſche, kleine Kohlenſtücke und wenige Schlacken.

Dennoch ſchienen jene Fremden die Gegend noch nicht verlaſſen zu haben, denn bald wollte der eine und der andere Holzmacher ſie im ungeheuern Grunde, bald im Inſelberger Loch, bald auch wieder im Lauchathal geſehen haben, und es fehlte nicht an Mährchen, welche Furchtſamkeit und Einbildungskraft erfanden, über die geheimnißvollen Bergwandrer, die zuletzt in den Geſprächen der Dorfbewohner als mythiſche Perſonen fortlebten, als ſie längſt nicht mehr das Gebirge durchſtreiften.

Auch Gottlieb hatte zu dieſer Zeit die geliebte Heimath weit hinter ſich mit Allem, was ſie ihm Theures barg. Er fuhr mit vier ſtarken Pferden, und einem ſchwerbepackten Frachtwagen vom Herzen

Deutſchlands nach Oſten und Weſten, Süden und Norden, und verdiente dem reichen Herrn Vetter viel Geld, während er immer arm blieb. Mariegretchen nahm ſich ſeiner Mutter ſehr freundlich an, aber Herr Kohlhas ſah es gern, daß Gottlieb fort war, und ſorgte durch immer neue Briefe und Aufträge, daß ſein Knecht gar nicht mehr nach Hauſe kam. Unterdeſſen that Bältenmichel plötzlich eine reiche Erbſchaft und hielt um Mariegretchens Hand an, und in der That, Herr Kohlhas war das wohl zufrieden, nicht ſo Mariegretchen; die weinte heiße Thränen, und flehte zu Gott um Hülfe und Beiſtand, und weigerte, allen Stürmen und Donnerwettern trotzbietend, ihr Jawort, und ließ den Ring von Gottlieb nicht vom Finger.

Gottlieb kam nach Hamburg, und dort war ſchon wieder ein Auftrag für ihn, und Fracht nach Venedig. Er merkte nun wohl mit tiefem Schmerz, daß ihn ſein Herr mit Abſicht von der Heimath fern hielt; ſo ſchrieb er an ſeine Mutter, und legte in das Schreiben ein Briefchen an Mariegretchen, und bat ſie, treu zu bleiben. Und Mariegretchen blieb treu. — —

Auf einem der Hauptplätze des reizenden Venedig lag Gottliebs Fracht, auf Barken nach der Handelsſtadt geſchafft, vor einem großen Gaſthof, der an ein Palaſt ähnliches Gebäude ſtieß, das im Erdgeſchoß einen Prachtladen enthielt, wie Gottlieb noch nie einen geſehen. Hell und herrlich funkelten und glänzten durch die Kryſtallglasfenſter Edelſteine von allen Farben, Perlendiademe, goldene Ketten, Ringe, Armbänder und — auch ſolche Doſen, wie Gottlieb eine führte, in einer wahren Ueberfülle. Und als er ſo mit offnem Munde betrachtend ſtand, ſchlug ihn Jemand auf die Achſel, und ein Diener in goldbetreßter Livree ſtand vor dem Staunenden, faßte ihn freundlich bei der Hand und deutete aufwärts. Gottlieb ſah empor, und ſiehe, oben ſtand und winkte Signor Andrea und eine ſchöne Frau ſah an ſeiner Seite mit mildem Lächeln auf den Verwunderten herab, der nun in dem Diener auch Rocco wiedererkannte.

Gottlieb folgte ſeinem Führer in das Haus, darinnen eine fürſtliche Pracht herrſchte, und oben kam ihm Andrea entgegen und rief: „Ach! benvenuto! Willkomm! Teofilo! Gut Freund aus die Deutſchland! Aus Gran Taberza in die bella Turingia!“

In haſtiger Freude ſagte Andrea ſeiner holden Frau auf italieniſch, daß das ſein Führer geweſen ſei. Gottlieb wurde köſtlich bewirthet, und um Alles gefragt, wie es ihm ergangen, was ſeine Marietta mache, und ob er ſie geheirathet?

Der Thüringer erzählte, und klagte ſein Leid. Ach, er hatte Grund zu klagen genug. Mariegretchen hatte ihm Alles geſchrieben.

Andrea nahm ſeinen Beſuch mit in ein ſtilles Kabinet, ſchloß ein Käſtchen auf, legte einen ſchönen Schmuck, Perlen und Steine, nebſt zehn Goldrollen auf den Tiſch, und ſagte: „Teofilo! Meinen Reichthum verdanke ich zu großem Theile Deinem Vaterland! In die Waſſer Laucha war viel Goldſand, den haben ich heimlich mit Rocco herausgefiſcht und geſchmolzen. Ich waren noch 14 Tage verſteckt in der Grotte mit meinem Diener, ganz tief, in eine kleine Loch, wo uns Keiner konnte finden. Du biſt arm, ich ſchenken Dir das, und wünſchen Dir Glück auf die Weg. Grüße von Andrea Deine Marietta; ich bleiben immer Dein gut Freund, und denken ſtets mit Dankbarkeit an die ſchöne Land Turingia.

Sagen Du aber Niemand etwas von das Geld, es wird auch Niemand mehr viel finden, denn wir haben genommen, was durch Jahrhunderte lang im Bach ſich geſammelt hatte, und nur wenig führt das Waſſer aus den Bergen von Jahr zu Jahr heraus.“

Gottlieb glaubte zu träumen, denn Alles erſchien ihm ſo mährchenhaft und unglaublich und ſchon der Glanz des Hauſes hatte ihn befangen. Er taumelte Glück trunken aus dem Palaſt, und hielt die Hände auf ſeine vollen Taſchen, wie ein Engländer, daß ihm Niemand etwas ſtehle. —

Gottlieb kehrte heim; ſechs lange Wochen mußte er unterwegs ſein. Ach, wie viel zu langſam fährt ein Fuhrmannswagen für einen ſehnſuchtvoll Hoffenden! Endlich ſah er in blauer Ferne die Thüringer Waldberge heraufdämmern, verlor ſie öfter wieder aus den Augen, ſah ſie dann immer näher und endlich grüßte er die heimathlichen Gefilde mit frohem Herzen. Er hatte, damit der Herr Kohlhas ihn nicht fort und fort mit neuen Aufträgen beſchicke, dieſen eine Zeit lang ohne Nachricht gelaſſen, ſo daß der Alte nur froh war, daß Gottlieb endlich mit Schiff und Geſchirr, will ſagen mit Wagen und Pferden wieder eintraf.

Wie unbeſchreiblich ſich Mariegretchen und die Mutter freuten, das war eben ganz unbeſchreiblich. Gottlieb aber ſprach ein ernſtes Wort mit Herrn Kohlhas, und als das geſchehen war, ſo führte Herr Kohlhas ihn als Schwiegerſohn zu Mariegretchen, die den Geliebten jauchzend und jubelnd umarmte.

An einem ſchönen Sommertag fuhr in einem offnen Korbwagen mit noch drei Freunden ein hochmüthiger aufgeblaſener Menſch nach Liebenſtein, mit einem Geſicht voll heimlichen Aergers und erzwungenem Lachen. Er wollte heute abſolut nicht in Taberz ſein, und mit ſeinen Gefährten im Bade groß thun.

Juſt aber an dieſem Tage war in Groß-Taberz Luſt und Fröhlichkeit. Wer einen ſchönen Brautzug ſehen wollte, der mußte die Augen aufthun. Wie ſtattlich geputzt ſchritten Braut und Bräutigam einher, zumal die Erſte! Auf dem rothen Bänderhaid (Bänderhäubchen), welches das aufgewundene

Haar barg, wiegte ſich die holde Myrthenkrone, um den Hals ſchlang ſich die Ducatenkette, Bruſtlatz und Jäckchen waren ſchwarz; von gleicher Farbe der faltenreiche Rock, ſo daß die ſchneeweißen Strümpfe nicht abſtachen. An der Seite hing der ſchwere und breite ſilberne Gürtel nieder, mit goldnem Schloß, unten mit rothem Band, einem weißen Spitzentuch und einem Schlüſſel verſehen; die Hände bargen ſich ortsüblich in blauſammetnen Handſchuhmüffen, die mit Gold geſtickt und mit Marderpelz verbrämt waren. Dieſes ſchöne, wie ſchön geputzte Paar, daran alle Nachbarn ihre Freude ſahen, waren nun Gottlieb und ſein Mariegretchen, und Beide waren ganz glücklich; und blieben es auch lebenslänglich. Der in dem Korbwagen fortgefahren war, das war der, welcher einen Korb bekommen hatte, Bältenmichel.

Gottlieb trieb das Geſchäft ſeines Schwiegervaters fort. Seine Nachkommen leben heute noch, und heute noch lebt in Taberz und Kaberz die Sage von dem wunderbaren fremden Mann, der die Höhle unter der Schönlaite bewohnt, das Gold aus dem

Lauchsbach rein ausgefiſcht, und den armen betrübten Gottlieb Kohlhas ſo reich und fröhlich gemacht, daß derſelbe Haas im Kohl und Hahn im Korb ſein konnte, bis an ſein ſeliges Ende.

Der Rabe.

1.

In dem ſtolzen Schloſſe, das ſich in der alten Stadt Merſeburg hochprangend auf grünbekleidetem Felſengrunde über der tief unten dahinrauſchenden Saale erhebt, regte ſich ein lautes fröhliches Leben. Zu dem reichen und edlen Biſchof Merſeburgs, Thilo von Trotha, waren zwei ſeiner liebſten Freunde, der Biſchof von Naumburg und der von Meißen, mit einer großen Anzahl von Rittern und Reiſſigen auf einen freundſchaftlichen Beſuch gekommen, wie es die Sitte früherer Zeiten, die den Stand der geiſtlichen Fürſten dem der weltlichen gleich oder noch höher ſtellte, erheiſchte. Den Dienſt der Kirche verſahen Capläne und Diakone, und nur an den höchſten Feſttagen erſchien der Biſchof ſelbſt, die heiligen

Aemter der Kirche verwaltend, und auch dann meiſt in einem Aufzug, der glänzender und prangender war, als es die ernſte Würde der Religion erheiſchte. Der Biſchof Thilo war ein hoher, herrlicher Mann, ſein feuriges Auge ſtrahlte Muth und Ernſt und Würde, er ſchien zu einem Kriegshelden, nicht zu einem Prieſter geboren. — Geſattelt ſtanden im geräumigen Schloßhofe die Roſſe, gehalten von bunt gekleideten Troßbuben, und eine Schaar von Jägern, mit langen Spießen, tüchtigen Armbrüſten und kurzen Jagdmeſſern bewehrt, harrte nur des Augenblicks, wo die geiſtlichen Herren erſcheinen würden, um in den Wald zum fröhlichen Waidwerk zu ziehen. Am Thore drängt ſich eine Menge müßigen Volkes, das neugierig herbeigelaufen war, die fremden Gäſte mit ihrem glänzenden Gefolge zu ſehen. Und jetzt ertönte lauter Hörnerſchall, und aus dem Schloß traten zwölf Edelknaben, auf ihren ſeidnen Gewändern waren prangende Wappen eingeſtickt, ihnen folgten die hohen Gäſte, in deren Mitte der Biſchof Thilo, ſtolz wie ein König. Dann kamen die Ritter, dann eine Schaar von Falkonirern, Kämmerern und Hofdienern, ſo daß im Schloßhofe ein ſehr buntes und bewegliches Bild ſich dem Auge des Beſchauers darſtellte. Schon ſaßen die Herren Alle zur Jagd gerüſtet auf den muthig ſchnaubenden und wiehernden Roſſen, als es dem Biſchof Thilo einfiel, ſich und ſeine Gäſte noch ein Mal durch einen kräftigen Trunk zur Jagd zu ſtärken, und er rief ſeinen greiſen Kämmerer: „Johannes! bringe uns noch einen Becher gewürzten Weines!“

Der alte Diener eilte ſo ſchnell es ſeine ſinkenden Kräfte zuließen, das Verlangen des Gebieters zu erfüllen, er brachte die ſilberne Kanne mit dem heißen, ſüß duftenden Getränke, und füllte den großen, goldnen Pokal und reichte ihn mit zitternder Hand dem Gebieter, der ihm erſt dem Biſchof von Meißen, dann dem von Naumburg bot, dann wieder füllen ließ, um ſelbſt zu trinken, aber wie der Greis zum zweiten Male den Becher dem Herrn reichte, ſtieß von ungefähr der Jäger Ullrich den Kämmerer und Mundſchenken, indem er an dieſem ſich vorbeidrängte, daß der heiße Wein überfloß und dem Biſchof auf der Hand brannte, und ihm das köſtliche Gewand befleckte. „Ungeſchickter, tölpelhafter Hund!“ ſchrie der Biſchof im Geſicht über und über zornroth, ſchlug dem Kämmerer den Becher aus der Hand, daß er zur Erde fiel, ſchwang die Peitſche, verſetzte erſt dem Kämmerer einen Hieb, und ſchlug dann auf den Jäger Ullrich ſo unbarmherzig los, daß ſich alle Umſtehenden entſetzten, und dieſer ſich winſelnd wie ein Wurm im Staube krümmte, denn der Biſchof war ein überaus zorniger Mann, und übte meiſt mit eigner Hand an ſeinen Untergebenen oder auch an Andern das Strafgericht, ſelbſt für kleine Vergehungen aus. Sein züchtigender Arm hätte vielleicht ſo bald nicht geruht, hätte ihn nicht der Biſchof von Meißen bittend und zuredend gehalten. Dann jagte er davon, das Gefolge ſchloß ſich an, und das Volk, erſchreckt durch jenen Ausbruch des Zornes, gab eilig Raum und ließ die Gewaltigen an ſich vorüberſprengen.

Nachgaffend ſtanden im Schloßhofe die zurückgebliebenen Diener. Den alten zitternden Johannes hielt ſeine Enkelin Elsbeth, ein blühendes, liebliches Mädchen von funfzehn Jahren, weinend umfangen, ſie hatte unter den Zuſchauern geſtanden und den Schlag geſehen, den ihr Großvater von dem zornigen Herrn empfangen und ihn mitgefühlt.

„Weine nicht, weine nur nicht, Du gutes liebes Kind,“ ſprach der Alte; „es ſchmerzt nicht mehr. Sei ruhig, Elsbeth!“ Wie er ſo ſprach, ging der

Jäger Ullrich, der zurückgeblieben war, zu den Beiden, ſeine Augen flammten, ſeine Züge waren bleich, über die linke Wange lief ein blaurother Streif, die Peitſche hatte ſie getroffen.

Zähnknirſchend fuhr er den Alten an: „Ich will verdammt ſein, wenn ich Dir dieſe Schläge vergeſſe, Hans!“

„Was willſt Du?“ fragte ihn der Greis. „Bin ich Schuld daran? Haſt Du mich nicht geſtoßen, daß ich den Wein verſchütten mußte und ſelbſt leiden durch Deine Unvorſicht?“

„Schwatze nur, ſchwatze nur, Alter!“ zankte Ullrich. „Du konnteſt Dich in Acht nehmen. Du haſt es mit Fleiß gethan. Du haſt ſchon lange einen Grimm auf mich, aber warte nur, das Stündlein wird ſchon kommen, in dem ich Dir die heutige Züchtigung gleich mache.“

„Pfui über Dich, Du frecher, niederträchtiger Knecht!“ zürnte nun auch erbittert Johannes. „Einen alten Mann willſt Du beleidigen, und eine Strafe an ihm rächen, die Du, wenn auch nicht verdient, doch ſelbſt verſchuldet. Thue, was Du willſt, ich ſtehe in Gottes Hand, und die hält er ſchirmend über den Gerechten. Komm mein Kind, laß uns hineingehen, höre die Reden eines böſen Buben nicht mehr an.“ —

Er ging mit dem ſtillweinenden Mägdlein hinein in das Haus, Ullrich ſchoß ihm aber aus rollenden Augen giftige Blicke nach. Ueber ihm auf einer Eiche, die im Schloßhof ſtand, ſchrie der zahme Rabe des Biſchofs dreimal ſein Krah! Krah! und Ullrich ſah hinauf auf den Baum; das Geſchrei des Vogels ſchien ihm Rache! Rache! zu lauten, und ſein Zorn über die erlittene Strafe verwandelte ſich in den tödtlichſten Haß gegen den biedern alten Mann, der mit Willen kein Kind betrübte, und durch ſein ganzes langes Leben redlich und treu erfunden worden war. —

2.

Jagdgetümmel durchtobte den Wald, der ſich in weiter Ausdehnung, mannigfaltig von kleinen Flüſſen durchſchnitten, und von grünen Wieſen unterbrochen, bis nach Leipzig, wo er den Namen des alten Roſenthales führt, auch jetzt noch hinzieht, obgleich er in jener Zeit weit größer war. Die geiſtlichen

Herren mit ihrem zahlreichen Gefolge erlegten manches Stück Wild, das die flinken Hunde aus dem ſtillen Lager aufgeſcheucht, und überließen ſich mit voller Luſt ihrem blutigen und grauſamen Vergnügen. Da traf ſich's, daß ein überaus ſtattlicher Edelhirſch aufgetrieben wurde, dem der Biſchof auf ſeinem flüchtigen Roß nachſetzte, von ſeinen beiden Freunden begleitet; ſchon hatte er den gefiederten Pfeil auf die köſtliche Armbruſt gelegt, ſchon zielte er und wollte, ein geübter Schütze, den Hirſch im Reiten erlegen, als dieſer zuſammenbrach, ehe noch der Biſchof geſchoſſen, und von einer andern Seite her der Jäger Werner aus dem Gebüſch trat, mit abgeſchoſſener Wehr und freudigem Geſicht, das aber alsbald die bleiche Farbe des Schrecks überzog, als er den Biſchof gewahrte. Dieſer donnerte wüthend: „Frecher Knecht! Schoſſeſt Du den Hirſch?“ —

Und wie der Jäger mit emporgehobenen Händen flehend auf die Knie ſank und ein Schrei des Schrecks dem Munde Aller entfuhr, die zugegen waren, da hatte der Biſchof ſchon ſein Geſchoß auf den Jäger gerichtet, hatte ſchon den tödtlichen Pfeil abgeſendet und blutend ſank der unglückliche Schütze zuſammen.

„Thilo! Thilo!“ ſprach da ſehr ernſt der Biſchof von Naumburg, „dieſes Blut wird der Herr von Euch wiederfordern am Tage des Gerichts. Ihr ſeid ein harter jähzorniger Mann, und ich ſcheide mich von Euch und Eurer Freundſchaft. Es möchte Euch ein Geluſten ankommen, auch mich zu erſchlagen, wenn ich ein Wild erlegte, das Ihr fällen wollen!“

Der Biſchof von Merſeburg wurde ſehr bleich im Geſicht und dann wieder glühend roth, doch ſprach er kein Wort und ſah nur mit wildem Blick auf den Sprecher, und ſeine Lippen zitterten. Der Biſchof von Naumburg aber ſtieß in ſein elfenbeinernes Jagdhorn und alsbald ſammelten ſich um ihn ſeine Ritter und Jäger und ſein ganzes Gefolge und mit den Worten: „Lebt wohl, Thilo, habt Dank für Eure Gaſtfreundſchaft, die wir fürder nicht in Anſpruch nehmen!“ ſprengte er davon und die Seinen Alle ihm nach. Thilo von Trotha aber ſtand ſtarr, wie eine Bildſäule und bewegte die Lippen, als wenn er reden wolle, die Hände, als wenn er nach dem Schwerte greifen wolle. Da umfaßte ihn Gerhard, der Biſchof von Meißen, und ſprach zu ihm: „Beruhigt Euch, faßt Euch, kommt zu Euch, werther Freund! laßt ihn ziehen, den ſtrengen Richter, und ſühnt durch Gebet und Faſten und reiche Seelenmeſſen den Tod des Jägers.“

„Dieſen Schimpf, dieſen unerhörten bittern Schimpf,“ ſtieß Thilo hervor, „mir angethan vor meinen Mannen und Knechten, will ich blutig rächen!“

„Nicht alſo, Thilo,“ redete Gerhardt weiter. „Nehmt die Demüthigung in Demuth hin, und denkt, daß Ihr ſie verſchuldet habt durch Euern übereilten Zorn, der Euch ſo oft übermannt und Euern Ruhm verdunkelt und Eure Ehre befleckt und Euern heiligen Stand ſchändet!“

Der Biſchof von Meißen war Thilo's treueſter, ältester und beſter Freund, er durfte frei und ohne Scheu mit ihm reden. Und wie Thilo finſter auf ſeine Rede ſchwieg, da nahm er ihn, ſie waren Beide von ihren Roſſen geſtiegen, am Arm und ging mit ihm allein eine Strecke durch das Gebüſch und über eine ſchöne Wieſe hin, und ſprach zu ihm mit ernſten, aber treugemeinten Worten:

„Ihr müßt Euern Jähzorn bezwingen, Thilo, Ihr dürft nicht richten und rächen jeden kleinen Fehl mit Geißelhieben, Wunden oder Tod. Ihr dürft nicht vergeſſen, daß Ihr ein Diener deſſen ſeid, der

Duldung und Sanftmuth, Liebe und Milde, Verſöhnlichkeit und Barmherzigkeit lehrt. Der die Feinde zu lieben, den Beleidigern wohlzuthun gebietet, Ihr dürft nicht vergeſſen, daß Ihr einen Richter und Rächer über Euch habt, deſſen Langmuth wir nicht verſuchen ſollen."

Thilo ſeufzte tief. „Ich fühle," ſprach er. „ich fühle die Wahrheit Eurer Worte, o, ich fühle, daß ich ein ſchwerer Sünder bin. Meine Heftigkeit reizt mich zur Uebereilung, meine wilde Hitze zum Verbrechen hin. ... O könnte ich mit meinem Leben das des Jägers erhalten!"

„Sorgt mindeſtens für ſein Weib und ſeine Kinder, denen Eure That den Verſorger raubte," rieth Gerhardt, und Thilo zeigte ſich zu jeder Sühne bereit, die ihm leicht wurde in einer Zeit, wo noch die Herren über Leib und Leben ihrer Diener geboten konnten, in einer Zeit, die an grauſamen und empörenden Handlungen der Willkür und der rohen Gewaltthätigkeit weit reicher war, als die, in welcher wir leben, wo weiſe und gerechte Geſetze auch den Willen des Mächtigen einſchränken, daß er die Gebote der Menſchlichkeit nicht mit Füßen treten darf.

Gar Vieles redeten die Beiden noch zuſammen und Thilo von Trotha gelobte in die Hand des Freundes Mäßigung ſeines Jähzorns, Milde gegen ſeine Diener, und daß er auch mit dem Biſchof von Naumburg, der ihn auf beleidigende und kränkende Art verlaſſen, keine Fehde beginnen wolle. Er ſah ein, welch einen treuen und wahren Freund er an dem Meißner Biſchof habe; denn darin beſteht das Weſen treuer Freundſchaft nicht, daß ſie ſich von dem Fehlenden und Irrenden unter Vorwürfen abwendet, und ihn verläßt, wie der Naumburger Biſchof Thilo that, ſondern daß ſie einen ſolchen wie hier Gerhardt mit ernſter Ermahnung und redlicher Warnung, auf den beſſern Pfad zu leiten ſucht.

Und als einige Tage nach dieſem Vorfalle Gerhardt wieder nach Meißen zog, und ihn Thilo von Trotha bis Leipzig begleitete, wechſelten die beiden Freunde zum Zeichen steter und unwandelbarer Treue ihre Ringe, und gelobten ſich nie von denſelben zu trennen, ſich bei deren Anblick immer an einander zu erinnern, und Thilo verſprach noch beſonders, ſo oft er den Ring anſehe, wolle er ſeines Verſprechens eingedenk ſein, ſich in ſeiner Heftigkeit zu mäßigen und nie mehr in der Ueberwallung ſeines Zornes eine Strafe zu verhängen, oder ſelbſt zu vollziehen;

und beruhigter trennte ſich der Freund von dem Merſeburger Biſchof.

3.

Eine lange Zeit verging, und der Biſchof wurde nicht mehr ſo oft heftig und jähzornig, wie ſonſt; und wenn er noch bisweilen aufbrauſte, wenn etwas geſchah, was ſeinen Unwillen erregte, ſo hütete er ſich doch, mit Grauſamkeit zu ſtrafen: des Jägers Hinterlaſſene wurden ſo verſorgt, daß ſie den Vater nicht ſo ſehr vermißt haben würden, wenn ſich mit Geld und Gaben der harte Verluſt einer geliebten Perſon erſetzen ließe. Ein ſteinernes Kreuz im Walde bezeichnete den Ort, wo er, ein ſchuldloſes Opfer blinder Willkühr und raſender Leidenſchaft, gefallen war. Aber in dem Herzen des Jägers Ullrich kochte die Rache gegen den alten treuen Kämmerer noch fort, und ſo oft er den Schloßraben ſah, oder ſein Geſchrei hörte, erinnerte er ſich jenes Tages und fluchte im Innern, daß er noch keine Gelegenheit gehabt, den Alten empfindlich zu kränken, der, wenn ſeine Dienſtgeſchäfte beſorgt waren, ſein einziges Glück in der Geſellſchaft ſeiner Enkelin Eliſabeth fand, die ihn wahrhaft kindlich liebte und pflegte, und ihm die Tage ſeines Alters zu erheitern ſtrebte, dafür war ſie aber auch ſein Kleinod, ſein einziger Liebling und er für ihre Zufriedenheit, wie für ihr Wohl eifrig beſorgt. —

Der Biſchof hatte jenen Vorfall auf dem Schloßhof lange vergeſſen und Ulrich, der ſich mit ängſtlichem Fleiß um die Zufriedenheit ſeines Gebieters mühte, war ihm einer der liebſten ſeiner Diener. Unter andern gab ſich Ulrich damit ab, den Raben, der dem Biſchof viel Vergnügen machte, einzelne Worte ausſprechen zu lehren, was ihm auch zu vieler Zufriedenheit des Biſchofs gelang; der Rabe durfte nun in dem Zimmer des Herrn aus- und einſpazieren, und dieſer lachte herzlich, als er aus dem Schnabel des Vogels zum erſten Male die Namen Thilo! Trotha! Maria! Joſeph! deutlich und oft wiederholt ausſprechen hörte. Der Rabe hatte auf einem alten Thurme ſein Neſt, zu welchem ohne Gefahr Niemand kommen konnte, aber die meiſte Zeit des Tages war er im Schloſſe oder unten auf dem Schloßhof und beluſtigte Alt und Jung durch ſein Geplauder. In dieſer Zeit trug ſich's zu, daß der Biſchof ein Kleinod vermißte, welches mit Edelſteinen beſetzt war, und das er auf dem Tiſche in ſeinem Zimmer hatte liegen laſſen. Vergebens ſuchte er darnach, vergebens rief er ſeine Diener und unter ihnen auch den alten Kämmerer, ließ ſie ſuchen, und forſchte, ob irgend einer das Kleinod veruntreut, allein wie ſehr er auch ſchalt und tobte und ſich überaus zornig geberdete, es war und blieb verſchwunden.

Der Biſchof beſaß auch einen kleinen Kryſtallſpiegel, mit dem er ſich oft ergözte, indem er ihn am Fenſter gegen die Gegend hielt, deren Bild lieblich und rein, ſchöner wie das ſchönſte Gemälde, ſich verkleinert in ihm abſpiegelte. Auch dieſer Spiegel war von hohem Werth, denn ſein Rand war mit koſtbaren Edelſteinen beſetzt, und die Einfaſſung war von Gold. An einem ſchönen ſonnigen Morgen wollte der Biſchof hineinſehen, ſiehe, da fehlte auch der kleine Kryſtallſpiegel. Der alte Kämmerer Johannes trat mit dem Frühtrunk zu dem Herrn, und erſchrack ſichtlich, als dieſer ihn mit zornfunkelnden Blicken anſah.

„Es muß ein Dieb um mich ſein," tobte der Biſchof: „jetzt fehlt auch mein Kryſtall! Wehe dem Frechen, wenn ich ihn entdecke, er ſoll an den erſten beſten Pfeiler im Schloßhof gehenkt werden, ehe er die Sonne zum zweiten Male aufgehen ſieht!“

„O Herr, o Herr,“ ſtammelte der zitternde Alte: „Verflucht ſoll die Hand ſein, die ſich ausſtreckt nach Eurem Gut! Aber Eurer Diener keiner wird es wagen, wir haben ſie Alle geprüft, und Alle treu befunden. Doch ſo es Euch gefällt, will ich ſie Alle herein rufen.“

„Nein — laß es nur“ — ſprach finſter der Biſchof. „Sage nur, daß ich den Kryſtall verloren, und dem, der mir ihn wieder bringt, den vollen Werth in Gold zuwiegen wolle — Vielleicht lockt die Gier nach dem Gelde den Dieb.“

Traurig und bekümmert ging der Greis. Der Jäger Ullrich begegnete ihm und blickte ihn feſt und finſter an, der Alte ſeufzte, als er an ſeinem Feinde vorüber ging. Ullrich ging hinein zu dem zornigen Herrn.

„Man hat mir auch meinen Kryſtallſpiegel geſtohlen, Ullrich,“ redete der Biſchof ihn an. „Nicht möglich, Hochwürdigſter,“ entgegnete der Jäger.

„Und doch iſt's alſo, aber Gnade Gott dem Dieb, wenn wir ihn entdecken.“

„Kommt doch außer mir und Johannes kaum

Einer auf Euer Zimmer," fuhr Ullrich fort, „und was mich betrifft, so kann ich Euch mit tauſend heiligen Eiden —"

„Laß die Betheurungen" — ſprach der Biſchof ernſt, „ich kenne Dich, Du biſt treu, auch mein alter Johannes iſt treu, auf Euch ruht kein Verdacht."

„Der Alte bedarf ja auch weder Gut, noch Geld; er hat ja genug, er müßte es für ſeine Enkelin Elsbeth zuſammenſcharren, in die er ganz vernarrt iſt, und die er herausputzt, wie eine Edeldame," ſprach Ullrich.

„So?" fragte der Biſchof gedehnt, und ſeine Stirn furchte ſich auf's Neue.

„Das Alter kargt gern und iſt insgemein geizig," ſetzte Ullrich ſeine Rede fort: „doch gegen ſeine Enkelin ſcheint es der alte Kämmerer nicht zu ſein, ſie trägt ſchöne goldne Ringlein an ihren Fingern, und bunte Ketten und Perlenſchnüre um den Hals, wie ein Fräulein, und die Dirne iſt doch noch gar jung, noch ein halbes Kind."

„Meinetwegen," erwiederte Thilo von Trotha: „mache Deinem Geplauder ein Ende! Ich bleibe dabei, mein Johannes iſt treu, aber wir werden de

Dieb ſchon noch herausbringen, und dann wehe dieſem!“

Der Jäger nahm einiges Geräthe, das er für den Herrn in Ordnung bringen wollte, aus dem Zimmer mit, und entfernte ſich. Als er auf den Vorſaal kam, hörte er eine fremde Stimme vernehmlich rufen: „Ullrich! Ullrich!“ wie er ſich umſah, war es der Rabe, der auf ihn zuhüpfte und ihn mit Geſchrei zu mahnen ſchien, ihm ſein Futter zu geben.

„Närriſcher Kerl!“ redete Ullrich den Vogel an: „wer hat Dir denn meinen Namen gelehrt?“

„Ullrich! Thilo! Trotha!“ rief der geſchwätzige Rabe.

„Ei, ei, der Biſchof? Du biſt doch ein kluges Thier,“ fuhr der Jäger fort, und er ſah den gelehrigen Vogel lange an. Da kam in ſeinen böſen Sinn ein ſchrecklicher, verbrecheriſcher Gedanke. „Warte, warte, alter Hans,“ murmelte er vor ſich hin, und dann rief er den Raben: „Markus komm, wenn Du artig biſt, ſollſt Du friſches Wildpret haben.“ Er ging; kreiſchend hüpfte der Rabe hinter ihm drein.

4.

Der Biſchof Thilo von Trotha ſchrieb an ſeinen Freund, den Biſchof Gerhardt in Meißen: „Euer Ring hat Wunder gethan, und wie ein freundlicher Talisman beſänſtigend auf mein ſonſt ſo heftiges Gemüth gewirkt. Seit ich ihn am Finger trage, habe ich mich nicht wieder einer ſo ſündlichen Uebereilung ſchuldig gemacht, und kein Vergehen im Augenblick des Zorns und ohne genaue Unterſuchung beſtraft oder beſtrafen laſſen. Bald werde ich aber ein ſtrenges Richteramt verwalten müſſen, ich habe einen Hausdieb; ſeit kurzer Zeit vermiſſe ich mehrere Sachen von Werth, unter andern auch meinen Kryſtall, den Ihr kennt. Sonſt hatte ich ſehr treue Diener, es ſcheint ſich jetzt geändert zu haben. Doch bitte ich Gott, daß er mich vor falſchem Verdacht bewahre, und mich nicht einen Unſchuldigen kränken laſſe. Euer Ring erinnert mich ſtets an mein einſtiges Vergehen gegen den armen Werner und iſt mir werther, wie der köſtlichſte Schatz, nie will ich mich von ihm trennen. Gott wird mir vergeben um meiner Reue und meiner Beſſerung willen. Sucht mich bald wieder heim, mein edler getreuer Freund, es wird Euch mit offnen Armen empfangen Euer Trotha.“

Aber an demſelben Tage, an welchem Gerhardt dieſen freundlichen Brief zu ſeiner großen Freude empfing, ſollte ſich im Schloß zu Merſeburg etwas ereignen, was im Gemüth des Biſchofs alle ſchlummernden Furien ſeines Zorns, ſeiner Wuth erweckte. Als Thilo das Bette verlaſſen und ſich angekleidet hatte, griff er nach dem Käſtchen, in welchem er jedes Mal vor Schlafengehen ſorglich den Ring aufbewahrte, — es lag geöffnet auf ſeinem Tiſche, und der Ring, der theure koſtbare Ring, war nicht mehr darin.

Vergebens wäre der Verſuch, den Grimm des Biſchofs zu ſchildern. Er tobte, wie ein wildes Thier und die Säle und Gallerien des Schloſſes hallten wieder von ſeinem fürchterlichen Geſchrei. „Ich will ein ſchreckliches Gericht halten über den Räuber!“ donnerte er, und befahl, daß ſich die ganze Dienerſchaft in dem großen Saal verſammeln ſolle. Zitternd und zagend, obgleich mit gutem Gewiſſen, erſchienen Alle, unter ihnen auch Johannes und Ullrich. Und es ging ein ängſtliches Flüſtern durch den Saal, aus dem Geflüſter folgte eine tiefe Stille. —

Der Biſchof trat ein mit einem wilden ſchrecklich düſtern Geſicht, auf dem Fuße folgte ihm mit entblößtem Richtſchwerdt der Scharfrichter.

Und der Biſchof ſprach zu den Dienern: „Mir iſt das Liebſte geſtohlen, was ich beſeſſen, mein Ring, ein Geſchenk meines beſten Freundes. Hat einer unter Euch, von einem böſen Geiſte verblendet, die That gewagt, und ſtürzt er mir reuevoll zu Füßen und giebt mir den Ring zurück, ſo ſchwöre ich bei dem allmächtigen Gott, ich will es an ihm nicht rächen, ich will ihn ungehindert ziehen laſſen aus meinem Dienſt und ihn nicht verfolgen.“

Der Biſchof ſchwieg, prüfend überflog ſein Auge die Reihe der bleichen Geſichter, unbeweglich ſtanden Alle, über Thilo's Geſicht zuckte es, wie Wetterleuchten, drohend und furchtbar. Und er nahm wieder das Wort: „Weiß Einer unter Euch den Thäter und hehlt er ihn und entdecken wir das, ſo muß er ſterben, gleich dem Verbrecher, will er aber den Namen des Räubers nennen, ſo will ich ihn belohnen mit dem Viertheil all meiner Habe, und er ſoll edel werden und mein Freund ſein durch alle Zeit!“ — Aber es blieb ſtill, todtenſtill im Saale, Niemand regte ſich.

„Unter Euch muß der Dieb ſein!“ donnerte wüthend der Biſchof. „Geſteht, oder ich laſſe Euch Allen die Köpfe abſchlagen, Einem nach dem Andern!“

Da erhob ſich ein lautes Weinen und ein Geheul des Jammers unter den Dienern, und ſie fielen Alle auf die Kniee und hoben flehend die Hände empor, und der zornige Herr ſtand dort, und überſah ſie mit vernichtendem Blicke, und rief: „Ruhe, Ruhe, jetzt frage ich Euch nicht mehr, ich frage den Himmel.“

Und er ſtand ſtill und in ſich gekehrt, als bete er lautlos, und alle Diener beteten mit in der Angſt ihres Herzens, und es war im Saal wieder eine tiefe Stille. Wie nun der Biſchof ſeine Augen emporhob, als ſuche er zu leſen an dem ewigen Firmament, da rief plötzlich im Saal eine Stimme ganz vernehmlich: „Thilo! Thilo! Hans! Dieb! Hans! Dieb!“ und es war als führe ein tödtender Blitz in die Verſammlung. Oben auf einem Pfeiler der Credenzhalle ſaß der Rabe, ſchlug mit den Flügeln, und ſchrie noch ein Mal: „Hans! Dieb!“

Und des Biſchofs Flammenblick ſchoß hin wie ein Pfeil auf den alten Kämmerer, und alle Blicke flogen ihm nach, und von allen Lippen flüſterte es erſchrocken: „Hans? Dieb? Hans der Dieb?“ Und Ullrich ſprach halblaut: „da habt Ihr's, der Markus — ja, das iſt ein geſcheiter Kerl, der wird zugeſehen haben!“

„Haſt Du's gehört, grauer frecher Sünder?“ ſchrie der Biſchof, und der Kämmerer wurde kreideweiß im Geſicht, und er konnte kein Wort hervorbringen. „Das iſt ein Fingerzeig von oben, damit nicht unſchuldiges Blut vergoſſen werde! Durch die unvernünftige Creatur offenbart der Herr, der Allſehende, die Wahrheit, und bringt das Verborgene an das Licht. Sprach nicht einſt die Eſelin Bileams und ſpeiſte nicht ein Rabe den Propheten? Gott ſei gelobt, Du aber verrätheriſcher, undankbarer Hund, Du mußt ſterben!“

„Um Gottes Barmherzigkeit willen, hochwürdigſter Herr!“ rief der zitternde Greis: „ich bin unſchuldig!“

„Unſchuldig? heuchleriſcher Bube! augenblicklich giebſt Du den Ring zurück! wo iſt er, wo haſt Du ihn?“

„Herr — ach Herr — ich habe ihn nicht — bei Gott!“ ſtammelte der Greis.

„Bindet ihn! Führt ihn in den Thurm! Wir wollen ihn ſchon zum Geſtändniß bringen!“ gebot, und rief der Biſchof und der jammernde Greis wurde gefeſſelt abgeführt; mit leichterem Herzen, daß das drohende Ungewitter über einem Einzelnen ausgebrochen, gingen die Diener aus dem Saale. Wenige glaubten an Johannes Unſchuld, heftig grollend verfügte ſich der Biſchof in ſeine Gemächer, Ullrich war der Letzte, der aus dem Saale ging. Er ſah hinauf zu dem Raben und der Rabe ſah zu ihm herab, und Ullrich ſagte: „Brav gemacht, Markus, brav mein geſcheiter Burſche.“ Aber wie er aus dem Saal ging, rief der Rabe: „Ullrich! Ullrich!“ Und es war dem Jäger, als klänge der Ton warnend und vorwurfsvoll und es fuhr ein Schauer durch ſein böſes Herz und ſeine Kniee zitterten, als er die ſteinerne Schneckentreppe hinabſtieg, wie die Kniee eines Verbrechers, der zum Gericht geführt wird.

5.

Der Biſchof von Merſeburg war gut bewandert in der heiligen Schrift, aber des Spruchs: Richtet nicht, ſo werdet ihr auch nicht gerichtet, verdammt nicht, ſo werdet ihr auch nicht verdammt, war er nicht eingedenk, ſonſt hätte er nicht durch eine grauſamblutige That ſeinen edlen Namen befleckt auf ewige Zeiten.

Vergebens flehte der alte treue Kämmerer um Erbarmen, als er aufs Neue vor den Herrn geführt worden war. „Denkt meiner Treue, Herr Biſchof,“ ſprach er weinend: „und denkt meiner Jahre. Eurem Vater habe ich 15 Jahre gedient, und Euch bin ich von Eurer Kindheit an ergeben geweſen, ich habe Euch auf dieſen Armen getragen, die in Euerm Dienſt alt und ſchwach geworden ſind! Seht mein graues Haar an, könnt Ihr glauben, daß ich mein Alter entehren würde durch ſchnöden Diebſtahl?“

Wie der Greis noch flehend zu den Füßen des harten Gebieters lag, wurde die Thüre mit Gewalt aufgeriſſen, und herein flog mit einem Geſicht, das Thränen überſtrömten, ſeine Enkelin Elsbeth und fiel dem Großvater laut weinend um den Hals, und ſank hin zu den Füßen des Biſchofs und blickte zu ihm auf mit den ſchönen frommen Augen und den Zügen voll Unſchuld und namenloſen Schmerzes, aber ſprechen konnte ſie nicht.

„O Herr, hochwürdiger Herr! laßt Euch rühren durch die Thränen dieſes Kindes, das eine älternloſe Waiſe iſt, denn ich habe mein Weib und alle meine Kinder begraben, und dieſe meine Enkelin iſt mir allein geblieben, meines Alters Freude, und mein Troſt, o Herr, habt Erbarmen! So wahr Gott Menſch geworden iſt, und für uns geſtorben und wieder auferſtanden, ſo wahr habe ich Euch nicht eines Hellers Werth veruntreut!"

„Schweig!" zürnte der Biſchof: „und hinweg mit der Dirne! Fort! Für ſie wirſt Du mir die Kleinode entwendet haben."

„Allmächtiger Gott," ſtöhnte Elsbeth und ſank halb ohnmächtig neben dem knieenden Greiſe nieder und dieſer rief: „Laßt unſere Stuben und Kammern durchſuchen, Herr, und ich will des Todes ſein, wenn etwas gefunden wird, was Euer Eigenthum."

„Auch das," rief Thilo und er winkte einigen Dienern zu gehen. Ullrich war unter ihnen. „Dieſen nicht, Herr!" flehte Johannes: „Dieſer iſt mein Teufel!"

„Schreibt mir der Knecht vor?" grollte Thilo, und er rief Jenen nicht zurück. Eifrig ſuchten die Knechte, ſie durchwühlten des Greiſes Geräth, ſie brachen ſeine Truhen auf, ſie zerzerrten mit ihren rohen Händen Elsbeths Kleider und ihren Schmuck und ſchleppten den kleinen Reichthum der Beiden vor den Biſchof. Aber da war nichts darunter, was nicht wohl erworbenes Eigenthum geweſen wäre. Zuletzt brachte noch ein Knecht einen kleinen aus Elfenbein künſtlich geſchnitzten Becher, und wie der Biſchof dieſen erblickte, wurde er über und über roth, und ſchrie: „das iſt ja mein Jagdbecher, der mir ſchon ſo lange fehlt! Ha, Schurke! — Wo fandet Ihr ihn?“ fragte er die Diener.

„Unterm Bett lag er, ganz beſtaubt!“ antwortete der Knecht, aber Johannes rief: „Lüge, ſchändliche Lüge! Nie kam dieſes Becherlein in meine Stube! Die Hölle hat ſich verſchworen gegen mich Unglücklichen, o Gott im Himmel! Offenbare Du doch meine Unſchuld!“

„Läſterſt Du noch den Herrn, der durch des Raben Mund Deine Schuld offenbart?“ zürnte der Biſchof. „Fort mit dem Verbrecher, auf der Folter wird er ſchon ſich auf den Ort beſinnen, wo der Ring liegt. Und die winſelnde Dirne peitſcht aus dem Schloß!“

„Gott! Gott!“ ſeufzte da tief der Greis und die Knechte führten ihn hinaus, und ſeine Enkelin ſtützte ihn, aber keiner der Knechte that ihr etwas zu Leide, denn ſie war mild und gut, und Manchen jammerte der Greis und das arme unglückliche Mädchen. Nur Einer triumphirte im Herzen, das war Ullrich.

Und die Qualen der Folter begannen. Von Schmerzen überwältigt, geſtand Johannes, bekannte er ſich als den Entwender, fragte man ihn dann, wo der Ring ſei, ſo konnte er es doch nicht ſagen, denn er hatte ihn nicht, und der Schmerz machte ihn halb wahnſinnig. Und immer grimmiger wurde der Biſchof, und es war Niemand da, der vermocht hätte, ſeinen Zorn zu beſänftigen.

Und wie der nächſte Morgen ſich röthete, wie die Wolken auf das Schloß einen blutrothen Schimmer warfen und die Wellen der Saale ihn zurückſpiegelten, da bereitete ſich im Schloßhofe ein blutiges Schauſpiel vor, zu dem des Volkes neugierige Menge ſtrömte. Zum Tod war der Kämmerer verurtheilt, und die Knechte errichteten ſchon ein kleines Gerüſt, denn öffentlich und zum abſchreckenden Beiſpiel ſollte die Hinrichtung vor ſich gehen. Biſchof Thilo hatte die Blutrichter berufen, aber da ihm ſelbſt die oberſte Gerichtsbarkeit zuſtand, da ſeine Heftigkeit auf das furchtbarſte erwacht war, wie hätten die Richter, Untergebene des Biſchofs, es wagen dürfen, anderer Meinung zu ſein, als ihr ſtrenger Vorſitzer, ſelbſt wenn ihr Urtheil nicht dadurch befangen und verblendet geweſen wäre, daß der alte gequälte Greis den Raub eingeſtanden?

Schon mehr dem Tode, als dem Leben angehörend, wurde Johannes auf das Blutgerüſt geführt, um das ſich das Volk in dichten Maſſen drängte. Die Diener des Biſchofs ſtanden alle im Hofe; in manches Auge trat eine Thräne des Mitleids, als der Greis dem Schaffot zuwankte; Andere, die nicht ſo mild geſinnt waren, ſtießen Verwünſchungen aus über den, wie ſie meinten, verſtockten Sünder, der noch im hohen Alter von Geiz und Habſucht verblendet, eine niedrige That begangen. Seine Enkelin ging zitternd und weinend neben dem Greiſe her, ſie leitete ſeine Schritte, ſie ſtützte ihn, ach, kaum hatte ſie ſelbſt Kraft zu dem ſchweren Gange. An einem Fenſter des Schloſſes ſtand der Biſchof. Viele Blicke richteten ſich nach ihm, Viele hofften, er werde noch das Wort der Gnade ausſprechen, aber ſein Herz war verſteinert und gehärtet von einer unſeligen Leidenſchaft.

Und eine ängſtliche Stille begann zu herrſchen im Volke, als nun näher der furchtbare Augenblick kam, und der Greis faßte ſeine gebrochene Kraft zuſammen, und hob beide Arme hoch empor und rief laut aus, daß es alle hörten:

„So wahr ein Gott lebt droben in dem Himmel, und ſo wahr ich ſelig zu werden hoffe, ſo wahr bin ich unſchuldig, und ſterbe unſchuldig! Aber der Herr wird es an den Tag bringen, der Herr wird mich rechtfertigen! Gott ſei meiner Seele gnädig!"

Und wie Alles noch ſchwieg, und glaubte, der Greis werde noch weiter reden, da rief plötzlich von dem Eichbaum im Schloßhofe der Rabe: „Ullrich! Ullrich!" und die Leichtſinnigen im Volk lachten, aber der Jäger, der unter den Hofdienern ſtand, ward leichenblaß und zitterte, und ſchlich ſich hinweg, bis ins Innerſte erſchüttert und das Haupt des unglücklichen Johannes fiel. Mitleidige Arme trugen die in Ohnmacht liegende Elsbeth in ihr Kämmerlein. Wie der Biſchof das Schwert blinken ſah in der Hand des Scharfrichters, wandte er grauſend den Blick ab, wie er ſein Herz abgewendet von der Milde, aber auch von ihm wandte ſich der Blick der himmliſchen Gnade ab, und er konnte nicht wieder froh werden.

6.

Als ſich die Sonne dieſes Tages zum Untergange neigte und der Biſchof Thilo in ſeinem Zimmer allein ſtand, und mit düſtern Blicken hinaus auf die weite Ebene blickte, ſah er auf der Straße, die von Leipzig nach Merſeburg führt, ein helles Flimmern und Funkeln, und vermuthete, daß es Ritter ſeien; in dieſem Augenblicke trat ein Diener ein, welcher einen Beſuch des Biſchofs von Meißen anmeldete, und berichtete, daß derſelbe ſchon im Anzuge ſei. Mit einem leiſen Seufzer vernahm Thilo dieſe Nachricht, die ihn, wäre ſein Herz ruhig geweſen, mit inniger Freude erfüllt haben würde, auch gedachte er mit innerlichem Verdruß des Ringes, der durch den Tod des Greiſes doch nicht wieder herbeigebracht worden war.

Wie der wackere Gerhardt eintritt in das Thor von Merſeburg und den Domberg hinauf, ſah er ſchon aus der Dienerſchaft, daß ſich hier etwas Außergewöhnliches zugetragen haben müſſe. Nicht mehr, wie ſonſt, trat ihm im Schloßhofe mit tiefer Reverenz der ſilberhaarige Kämmerer Johannes entgegen, und hielt ihm mit freundlichem Lächeln den Steigbügel; Ewald, ein anderer junger Diener, verſah das Geſchäft.

„Nun?“ fragte dieſen Gerhard, „wo iſt denn unſer alter guter Hans? Er iſt doch nicht krank, oder gar geſtorben?“

Der junge Diener hatte den alten Johannes lieb gehabt. Er ſeufzte und ein Paar helle Thränen kamen ihm in's Auge.

„Was iſt's denn, was fehlt Euch denn?“ fragte Gerhardt weiter: „Ihr kommt mir Alle beſtürzt und wunderlich vor. Euer Herr iſt doch nicht krank?“

Der junge Diener ſchüttelte ſchweigend das Haupt und ſein Geſicht verkündete einen tiefen innern Schmerz.

„Nun, was haſt Du? Was geht hier vor?“ drang der Biſchof in ihn, „kannſt Du nicht reden?“

„Der alte Johannes,“ ſtammelte Ewald, „iſt — heute — —“

„Iſt geſtorben?“ unterbrach ihn Gerhardt: „der gute Alte! Nun Gott ſchenke ihm eine fröhliche Auferſtehung!"

„Iſt heute enthauptet worden!" ſprach der Diener und wandte weinend ſein Geſicht abwärts.

„Enthauptet?" fragte Gerhardt beſtürzt. „Um Gottes willen und weswegen denn?"

„Wegen des Ringes, hochwürdigſter Herr," antwortete Jener, „er ſoll ihn entwendet haben."

„Welchen Ring? — Eines Ringes wegen? Unerhört!" rief der Meißner Biſchof aus: „Was muß ich hören! o Thilo! Thilo!"

Gerhardt war unter dieſem Geſpräch in das Schloß und die Treppe hinauf gegangen, und Thilo trat ihm eben grüßend entgegen, und wollte ihn küſſend an ſeinen Buſen drücken, aber Gerhardt hielt ihn von ſich.

„Dann erſt den Kuß zum Gruß," ſprach er ernſt: „wenn das dunkle Räthſel ſich löſt, das mir aufgegeben wurde beim Eintritt in dieſe Hallen. Ich komme nach dem Ringe zu fragen."

Zorngluth überzog das Geſicht Thilo's. „Ein elender Böſewicht, ein undankbarer Knecht ſtahl mir den Ring," ſprach er, „er hat heute die verdiente Strafe empfangen."

„Und wo iſt der Ring?“ forſchte Gerhardt.

„Der Räuber gab ihn nicht heraus, er ſchied mit einer Lüge aus der Welt, er behauptete ſterbend, unſchuldig zu ſein.“

„Mit einer Lüge ſterben wenige Menſchen,“ ſprach Gerhardt düſter. „Bekannte er freiwillig?“

„Auf der Folter,“ entgegnete Thilo eben ſo düſter: „aber laßt uns nicht von dem Elenden reden.“

Gerhardt winkte das Gefolge, das ihm in das Zimmer nachgetreten war, und die Leute des Biſchofs Thilo hinaus, und als ſie gegangen waren, trat er näher zu dem verdüſterten Freund, und ſprach mit bewegter Stimme: „Thilo! Thilo! Ihr habt Euer Verſprechen vergeſſen, Euer Gelübde gebrochen, ich fürchte, Ihr habt unſchuldiges Blut vergießen laſſen. Wehe Euch! Als ich Euern Brief erhielt, freute ich mich innig, aber bald darauf befiel mich eine große Bangigkeit, eine quälende Sorge, und ich mußte immer an Euch denken, da beſchloß ich Euerm Wunſche zu willfahren und Euch heimzuſuchen. Ich übernachtete bei meinem Freunde, dem Biſchof von Wurzen, und als er mich heute früh bis nahe an Leipzig begleitete, und ich von ihm Abſchied nahm und wie uns noch einmal die Hände drückten, seht, da zersprang Euer Ring in zwei Hälften, da habt Ihr ſie!"

Thilo von Trotha ſtand in tiefes Schweigen verſunken, ſeine Gedanken ſchienen irre zu gehen in dem troſtloſen Gefilde peinigender Selbſtanklage. „Er hätte mein Geld, meine Edelſteine ſtehlen können, ich hätte ihn nicht richten laſſen," ſprach er nach einer langen Pauſe. „Er hätte in den Dom brechen mögen und vom Altare die heiligen Gefäße hinwegnehmen, ich hätte nicht zu Gericht geſeſſen über ihn, aber er nahm mir den Ring, mein liebſtes, theuerſtes Kleinod."

„Die Strafe war zu hart, wenn er ihn nahm," entgegnete Gerhardt, „aber Thilo, wenn er nun den Ring nicht nahm, wenn nun wieder unſchuldiges Blut gegen Euch zum Himmel ſchreit?"

„Hört mich und dann urtheilt," ſprach Thilo, und erzählte nun den ganzen Hergang der traurigen Geſchichte, wie er ſchon früher Koſtbarkeiten vermißt, wie endlich der Ring gefehlt, wie er den Himmel im Stillen angerufen, den Frevel zu enthüllen, und wie in dieſem Augenblick der Herr durch den Raben geredet, und den Thäter geoffenbart.

„Unglücklicher, verblendeter Mann!“ rief Gerhardt und ſchlug jammernd die Hände zuſammen: „Das iſt nicht die Stimme des guten Geiſtes geweſen, der Ihr gefolgt ſeid in der unſinnigen Verblendung Eurer Leidenſchaft, das iſt ein böſer Geiſt geweſen, der um Eure Seele das Netz des Verderbens geſponnen; o Gott ſchütze Euch vor Verzweiflung, Du guter armer Johannes, Du treuer Knecht, ſo mußteſt Du enden, das war der Lohn für ein langes redliches Leben, das Du geopfert haſt einem grauſamen Tyrannen!“

Thilo ſtand wie vernichtet. Sein Freund erſchien ihm, wie ein zürnender Prophet, der gekommen, das Unglück herauf zu beſchwören durch düſtere Weiſſagung und den Jammer in das Haus zu rufen durch ſeine Wehklage um den Gerichteten.

„Ich will in den Dom gehen und beten,“ fuhr Gerhardt fort. „Bleibt zurück, armer Freund, laßt mich allein gehen. Meine Gedanken verdammen Euch, aber mein Herz weint um Euch, Thilo. Der Herr wolle uns erleuchten.“

Er ging. Thilo blieb einſam in ſeinem Zimmer zurück, er trat an das Fenſter, blickte hinaus in die dämmernde Nacht; Nebel hüllten die Gegend ein, die dem Strom entfliegen. Es war todtenſtill um ihn her. Vor ſeinem Geiſte ſtand Johannes und der Henker mit dem blitzenden Schwerte.

7.

Im Dome war es ſehr düſter. Vor dem Hochaltare brannte die ewige Lampe, in einer Seitencapelle bei einem Heiligenbilde flammte ein Licht, und vor dem Betaltare lag eine in dunkle Trauergewänder tief verhüllte Geſtalt, weinend und betend. Der Biſchof kniete nieder auf den Stufen des Hochaltars, und es trat eine tiefe grauenvolle Stille ein. Dann vernahm der Biſchof Worte, und blickte um, und ſah, wie die ſtille Beterin, die ſich ganz allein glaubte im Hauſe des Herrn, ihr Angeſicht, das ſo weiß war, wie der Marmor des Crucifixes, emporhob aus den dunkeln wallenden Schleiern, und die Hände zum Himmel erhebend, ihren namenloſen Jammer ausſtöhnte in klagenden, flehenden Worten.

„Frommer Greis, der durch Schmerz und Blut zum Himmel eingegangen iſt, heiliger Märtyrer Johannes, bitte am Throne Gottes für Dein Kindeskind!‘“ ſprach ſie. „Die Welt iſt ihm zu einer Wüſte geworden und ſein Tag hat ſich in Nacht verwandelt, o laß mich ſchlafen gehen! O himmliſcher Vater, nimm Dein Kind zu Dir, denn es hat keinen Führer mehr auf Erden, und die Blumen ſeiner Freuden hat der Sturm geknickt, und es iſt Thränenthau auf ſie gefallen, ſo heiß, daß ſie daran verwelkt ſind! Gott, Allmächtiger, Allwiſſender, Allgerechter! Offenbare Johannes Unſchuld, dieſen Tag noch laß mich erleben an dem ſein Name gereinigt daſteht vor den Augen alles Volkes und dann rufe mich, daß ich ihm die Kunde hinüberbringe in das himmliſche Paradies! Und gieb mir Kraft, o Herr, daß ich ſie trage die Laſt des Kummers, die auf meiner Seele liegt! Bitte für mich, Maria, all' Ihr Heiligen, bittet für mich!“

Die Beterin konnte nicht weiter reden, ſie weinte laut und rang die Hände, und neigte tiefer und tiefer das kummerſchwere Haupt, endlich ſah Gerhardt, daß ſie beſinnungslos umſank. Daß ſie eine Verwandte des armen Johannes ſei, ahnte er aus ihren Worten, es war Elsbeth. Er ſtand eilig auf und hob die Ohnmächtige empor, ſie kam wieder zu ſich, ſie erbebte, als ſie einen fremden Mann neben ſich ſah, aber Gerhardt ſprach mit milden Worten zu ihr: „Fürchte Dich nicht, Du armes unglückliches Kind; ich habe Dein Gebet gehört, ich bin ein Diener des ewigen Herrn, ich kenne Deinen Schmerz, beruhige Dich! Die Wege Gottes ſind dunkel und wunderbar und unerforſchlich, aber er führt Alles herrlich hinaus. Mir ſagt es mein ahnender Geiſt: kommen wird der Tag, an welchem der Greis Johannes gerechtfertigt erſcheinen wird. Dir aber, arme verlaſſene Waiſe, möge Troſt und Friede werden.“

„Jetzt folge mir, Du biſt krank, Du darfſt nicht länger in dieſen düſtern Mauern verweilen. Wo wohnſt Du?“

„Bei einer Muhme unten vor dem Thor,“ weinte die Jungfrau, und wankenden Schrittes folgte ſie dem Biſchof aus dem Dom. Draußen wollte ſie ſich hinunterwenden zur Stadt, aber Gerhardt ſprach: „Nicht unbegleitet darfſt Du hinabgehen, folge mir in den Schloßhof, ein Diener ſoll Dir hinunterleuchten.“

„Nicht um alle Schätze der Welt,“ rief Elsbeth unter Thränen: „ich will die Stätte nicht wieder betreten, wo mein frommer Großvater verblutete.“

„So harre hier, ich ſende Dir einen Diener.

Die Nacht iſt finſter, Du biſt ſchwach, ich will es, daß Du harreſt. Schlafe, ſchlafe, armes Kind, und Gott möge Dich ſtärken!"

Gerhardt ging in das Schloß, er rief nach den Dienern, Ullrich war der erſte, der ſeinen Ruf vernahm und ſich vor ihn ſtellte, mit kriechender Unterwürfigkeit.

„Draußen an dem Dome ſteht eine Jungfrau, nimm eine Leuchte und begleite ſie in die Stadt bis an ihre Wohnung," gebot er dem Diener, und dieſer eilte, dem Befehle zu gehorchen.

Als er mit der Leuchte hinaustrat auf den Domhof ſah er die verhüllte Geſtalt ſtehen, und dieſe ging nur vor ihm her ohne ſich umzublicken. So wandelten ſie den Domberg hinunter und bogen dann um die Straßenecke und gingen noch tiefer hinab nach dem Thore, und durch dieſes hinaus in die Vorſtadt, dort blieb an einem Häuschen die Jungfrau ſtehen und zog die Klingel und Ullrich trat näher zu ihr. Da ſah er in Elsbeths todtenbleiches Geſicht, und ſie ſprach leiſe:

„Ich danke Dir, Ullrich." Er aber rief zornig aus:

„Du biſt es? Dir hab' ich leuchten müſſen, ich, des Biſchofs Diener, einer unehrlichen Dirne? Verflucht!“ Aber Elsbeth hörte ihn nicht, ſie war hineingeſchlüpft durch die niedrige Thüre, und riegelte hinter ſich zu. Murrend und grollend kehrte er um, der Weg führte ihn an einer alten kleinen Capelle vorüber, der Sturm erhob ſich, ſein Licht verlöſchte, der nahe Strom rauſchte dumpf; es war Ullrich, als könne er an dem alten Bethäuschen gar nicht vorüber kommen.

„Ein böſer, unheilvoller Tag,“ ſprach er düſter zu ſich ſelbſt: „er will gar nicht enden. Wenn es doch erſt Morgen wäre, daß man ſagen könnte, geſtern ſtarb der alte Johannes, oder übermorgen, und dann acht Tage, und vier Wochen und endlich Jahr und Tag, und die ganze Geſchichte wäre vergeſſen. Mir iſt ſo angſt und bang, als hätte ich den Ring, und ich habe ihn doch nicht — nein, ich habe ihn nicht, und ob ihn der Alte hatte, das weiß ich nicht — hu, wie ſchauerlich iſt die Nacht!“

Auf der Capelle ſaß ein Leichhuhn, und ſchrie. Ullrich ſchauderte zuſammen, nahe dabei war auch ein Kirchhof. Ullrich dachte an den Raben, wie er das Käuzlein ſchreien hörte. „Rufſt Du auch Ullrich! Ullrich?“ fuhr er zu ſprechen fort: „wie der dumme Rabe? Wer ihm nur das gelehrt hat! Ich nicht — ich habe ihn nichts gelehrt, gar nichts! Wer ſagt, daß ich ihm etwas gelehrt hätte?"

Es war todtenſtill um Ullrich her, Niemand redete außer ihm, in ihm aber ſprach eine ſchreckliche Stimme, die ſich nicht beſchwichtigen laſſen wollte — die Stimme eines böſen, vorwurfsvollen Gewiſſens. — Er ſchlich zitternd und bebend durch die Nacht hinauf in das Schloß.

8.

Auf dem Schloſſe zu Merſeburg wurde es immer ſtiller; die fröhlichen Gaſtmähler, die lauten luſtigen Jagden, das Getümmel in Höfen und Hallen, Alles nahm allmählig ein Ende. Der Biſchof war nicht mehr der Mann, der er ſonſt geweſen war, er wurde immer düſterer und verſchloſſener, und gab ſich mehr den geiſtlichen Uebungen hin, oft lag er Stunden lang im Dome im Gebet, oft wandelte er einſam in den Wald, oder durchſchlich den Kreuzgang und die Gänge des Schloſſes. Auch die Gäſte blieben weg, da keine Einladungen mehr ergingen, und die, die ungeladen kamen, keine Zerſtreuung mehr fanden.

Auch der Jäger Ullrich hatte keine Ruhe mehr, er konnte Keinem in's Geſicht ſehen, und fuhr zuſammen, wenn nur irgendwo von ungefähr etwas rauſchte. Alle andern Diener fürchteten ſich vor ſeinem heimtückiſchen und verſtörten Ausſehen und wichen ihm aus, wo ſie konnten.

Da wo jetzt der Schloßgarten in Merſeburg iſt, war vor Zeiten ein düſtres Tannenwäldchen, durch welches aber auch ſchon Wege gehauen waren, doch verirrte ſich ſelten ein Spaziergänger dorthin. Der Biſchof betrat den melancholiſchen Hain faſt nie, ſo lange er noch froh, genußſüchtig und lebensluſtig war, jetzt fiel es ihm ein, ſich dort einſam zu ergehen, und er führte ſeinen Entſchluß aus. Ohne des Pfades ſonderlich zu achten, ſchlich er in tiefen Gedanken durch den Tannenhain, und verfolgte ſeinen einſamen Weg. Plötzlich hörte er ſeinen Namen rufen: „Thilo! Thilo!“ und ſah empor. Sein Rabe war ihm nachgeflogen, und flatterte jetzt auf ſeine Schulter, zugleich vernahm er aber ſeitwärts einen Schrei und erblickte eine Frauengeſtalt, die ihr Geſicht verhüllt hatte und heftig zu weinen ſchien. Sie lag auf den Knieen an einem Hügel, der mit Moos überwachſen war und auf dem ein kleines hölzernes Kreuz ſtand, an welchem ein friſcher Immergrünkranz hing. „Ein Grab? und hier?“ fragte Thilo verwundert, „wer iſt's, der hier in ungeweihter Erde ruht?“ — Er ſah auf das jammernde Weib, er ſchwieg eine lange Zeit — endlich fragte er laut: „Wer ſeid Ihr, und weß iſt das Grab, an welchem Ihr weint?“

Da hob ſich langſam eine Hand aus den Schleiern, und ſchob dieſe zurück, und Eliſabeths einſt ſo holde und unſchuldvolle Züge, die jetzt der bittre Gram entſtellte, und die Wangen, die einſt ſo roſenroth waren, und jetzt ſo ſchneebleich, und ſie preßte ihre Thränen zurück und ſprach mit dumpfem ſchmerzlichem Ton: „Der hier ruhet, das iſt Johannes, Euer Kämmerer, und ich bin ſeine Enkelin, und ich knice hier jeden Tag, und rufe Gott an, daß er meines Großvaters Unſchuld offenbare, und wenn das geſchehen iſt, will ich gern ſterben, denn mit dem, der hier ſchläft, iſt mein Erdenglück hingemordet worden.“

Der Biſchof hörte ſie erſchüttert an, dann ſchlug er beide Hände vor das Geſicht, und eilte raſchen

Schrittes von dannen, als habe er einen Geiſt geſehen, und er ſah ſich nicht um, und ſein Rabe flog kreiſchend von Tanne zu Tanne, ihn begleitend, und rief: „Thilo! Thilo! Trotha!“ und dem Biſchof war es, als riefe die Stimme aus dem Grabe des Kämmerers. —

In der Nacht, die dieſem Tage folgte, wälzte ſich, wie öfter geſchah, der Biſchof unruhig auf ſeinem Lager umher, und der Schlummer floh ihn lange. Endlich fand er den Schlaf, aber da kam ein ſchwerer Traum über ihn, und quälte ihn. Es träumte ihm, er ſei geſtorben und ſeine Seele ſitze in dem Tannenhain auf dem Grabe des alten Johannes, und könne dort nicht weg, wie gern ſie auch wolle, denn wenn ſie ſich erhob, davon zu fliegen, ſo wuchſen aus dem Grabe zwei Arme, die breiteten ſich aus, und hielten ſie feſt, daß ſie ſich abängſtigte im vergeblichen Mühen. Dann kam der Rabe geflogen, und hatte in ſeinem Schnabel den Ring, den ließ er auf das Grab des Kämmerers fallen, da öffneten ſich die Arme und ließen die Seele frei.

Und wieder war es dem Biſchof, er wandle durch den Dom, aber doch ſei er ſchon lange geſtorben, und er ſah ein metallenes Kenotaph, das war ihm errichtet, und er las darauf ſeinen Namen und den Tag ſeines Todes, aber wunderbar war dabei, daß auf dem Monumente nicht ſein Wappen war, ſondern ein anderes, vor dem er ſich ſehr entſetzte, nämlich auf dem Schilde war ſein Rabe abgebildet, der hatte, wie er zuvor geſehen, den verhängnißvollen Ring im Schnabel, und über dem Schilde hoben ſich des gerichteten Kämmerers Arme empor. Schaudernd wandte er ſich hinweg von dem Kenotaph und ging aus dem Dome in das Schloß, aber überall, wohin er blickte, ſah er jenes Wappen, ſo daß er in quälender Unruhe nicht wußte, wohin er ſich wenden ſollte; in den Gemächern, über den Thüren, außen über den Pforten und an den Mauern ſtand drohend und an jene unſelige That mahnend, bald gemalt, bald in Stein gehauen, das ſchreckliche Wappen da, und da war dem Biſchof, als könne das Wappen reden, und erzähle von Jahrhundert zu Jahrhundert der Nachwelt von ihm und ſeiner übereilten Rache. Endlich erwachte er, ganz matt und unwohl, und als er das Lager verlaſſen hatte, entwarf er auf ein Pergament das Wappen, genau ſo, wie er es im Traum geſehen, und bebte auf's Neue, wie er die Zeichnung vollendet hatte, und barg ſie unter ſeine Schriften.

9.

Es kam der Tag der Kirchweihe, der immer als ein großes Feſt im Merſeburger Schloß begangen wurde. War es auch dem verdüſterten Biſchof nicht wie Feſtluſt, ſo durfte er doch dieſes Mal nicht unterlaſſen, Gäſte zu laden, und ſo unterbrach dann einmal Geräuſch und Getümmel die trübe Stille, die lange im Schloſſe heimiſch geworden war. Der biedere Gerhardt von Meißen kam auch wieder mit einem anſehnlichen Gefolge von Rittern und geiſtlichen Herren gezogen, ihm ſchloß ſich der Biſchof von Wurzen an, von Naumburg kam ebenfalls der Biſchof wieder, denn der Groll, den Thilo einſt gegen ihn gefaßt, war längſt vergeſſen. Viele Ritter und Edle aus dem Sachſenlande und aus Thüringen ſtellten ſich ein, und es war lange Zeit nicht ſo glänzend in Merſeburg hergegangen, wie jetzt, auch zogen eine Menge Krämer, Gaukler, Sänger und Spielleute nach der Stadt, denn es war ja das ſchönſte aller Volksfeſte. Doch ſchien es, als wolle der Himmel das Feſt nicht durch heitere Witterung begünſtigen, denn am Vorabend erhob ſich ein gewaltiger Sturm und brauſte um das Schloß und den hochgelegenen Dom, daß es war, als wolle er die Grundfeſten der ſteinernen Gebäude erſchüttern, und ihre Dachungen hinunterſchleudern in den Strom, der heftig angeſchwollen und aus ſeinen Ufern getreten, wie ein breiter wildwogender See die Ebene überfluthete.

In der Stadt warf der Sturm Schornſteine ein, deckte Dächer ab und entwurzelte manchen Baum in Flur und Wald, und auf dem Schloſſe weckte um Mitternacht ein fürchterliches Gepraſſel die ſchlummernden Bewohner. Das Dach des Thurmes war eingeſtürzt, auf welchem Markus, der Rabe, ſein Neſt hatte; kreiſchend, wie um ein Hochgericht, flog ſeine Brut um den Thurm. Der Hausvogt gab Befehl, den Thurm bald wieder zu decken.

An der feſtlich geſchmückten und reich beſetzten Tafel ſaßen die edlen Herren geiſtlichen und weltlichen Standes, die Biſchöfe und Grafen, und unten in den Hallen und auf dem Hofe tummelte ſich müſiges Volk und die Schaaren der fremden Diener umher.

Biſchof Thilo ſchien im heitern Geſpräch mit ſeinen Freunden den Kummer vergeſſen zu haben, der ihn heimlich drückte, ſo wie die Erinnerung an ſeinen beunruhigenden Traum; die Becher kreiſeten fröhlich umher, und mancher Trinkſpruch durchſchallte den geräumigen Speiſeſaal; dazu ſpielten die Muſikanten wacker auf, und keiner der Gäſte dachte daran, daß ſich etwas ereignen könne, was die Heiterkeit auf immer vom Angeſicht ihres gütigen Wirths verbannen würde. Und doch geſchah dies.

Das Volk im Hofe, das hinaufgaffte auf den Thurm, auf welchem die Dachdecker ſaßen, gewahrte jetzt, daß dieſe ſich erſtaunt einander etwas zeigten, und der Meiſter rief hinunter und winkte, und hielt ein glänzendes Ding in ſeiner Hand, das hellblendend funkelte, da gerade durch zerriſſenes Gewölk ein Sonnenſtrahl darauf fiel, was es aber war, vermochte man nicht zu erkennen, denn der Thurm war ſehr hoch.

Ewald, der junge Diener des Biſchofs, ſtieg eilend die Leiter hinan, und wie er oben war, ſahen die Leute unten, daß er die Hände zuſammenſchlug, als vernehme er die Kunde eines Unglücks, oder als ſetze ihn Etwas in das höchſte Erſtaunen, und er nahm aus den Händen des Meiſters Einiges in Empfang und ſtieg wieder hinunter, wo ſich bald die Menge des Volkes und der Diener um ihn drängte. Auch Ullrich war unter ihnen.

„Was haſt Du, was gab's da droben?“ fragte dieſer, aber Ewald war todtenbleich geworden und zitterte, und in ſeinen Augen ſtanden Thränen; aber was er mit hinabgebracht von der hohen Zinne des Thurmes, das trug und hielt er verdeckt, und zeigte es Keinem, auch antwortete er nicht auf alle die Fragen, die ſeine Freunde an ihn richteten, ſondern er ging durch ihre Reihen, hinein in das Schloß und die Treppe hinauf, und die Diener drängten ihm neugierig nach, Allen voran, aber Ullrich, den es verdroß, daß Ewald ihm nicht antwortete, und er ſchalt und rief: „Seht nur den dummen Fant, thut er doch, als habe er ein Elſterauge gefunden, und ſei unſichtbar. Seht nur den Narren, ich glaube, er will hinein zu den Herren und ſich oben an die Tafel ſetzen.“

Auf dem Vorſaale aber ſaß der Rabe des Biſchofs, und ſchrie mit heiſerer Stimme ſein eintöniges

„Ullrich! Ullrich!“ und der Jäger mußte wieder an die vergangene Zeit denken, und es fuhr ihm ein Schauer über den ganzen Körper.

Ewald ging gerade zu in den Speiſeſaal, wo die Herren fröhlich beiſammen ſaßen, und ſchritt mit ſeinem blaſſen Geſicht auf Thilo zu, der ihn verwundert anſah und ausrief: „Was bringſt Du, Ewald? Eine frohe Botſchaft kündet uns Dein Geſicht nicht an!“

Ewald kniete vor dem Biſchof nieder. „Ich bringe Euch etwas, was Euch ſehr theuer war, Hochwürdigſter Herr,“ ſprach er, und reichte dem Biſchof hin, was er trug. Dieſer nahm es und war hocherſtaunt. Es war ſein Kleinod, ſein Kryſtallſpiegel — ſein Ring. Schweigend ſtarrte der Biſchof auf die Koſtbarkeiten, ſie erinnerten ihn allzulebhaft an ſeine Grauſamkeit; jetzt, jetzt mußte ſich's entſcheiden, ob Johannes unſchuldig war.

„Und woher bringſt Du das?“ fragte er Ewald — während ſchon die Prieſter und Ritter aufmerkſam wurden, auf das, was ſich hier begab.

„Die Dachdecker fanden Alles oben auf dem Thurme — im Neſt des Raben,“ antwortete der junge Diener, und jetzt überzog Leichenbläſſe des Biſchoß Geſicht, er wankte nach einer Thüre hin, winkte mit der Hand wie abwehrend, daß Niemand ihm folgen ſolle, und trat in ſein Zimmer; aber der Tag um ihn ſchien ſich plötzlich in Nacht zu verwandeln, es klang ihm in den Ohren, wie Poſaunenſchall des Weltgerichts, der hohe kräftige Mann brach zuſammen wie ein Eichbaum, den der Orkan aus der Erde reißt. Die Freunde hörten den Fall, ſie eilten nach, hoben Thilo auf und brachten ihn mit der Hülfe des Arztes und ſtärkender Arzneien wieder zu ſich. Aber wie ſchrecklich war das Bewußtſein, zu welchem er wieder erwachte! Wie fürchterlich mahnte der Ring, den er noch krampfhaft feſt in ſeiner Hand hielt, ihn an ſeine Schuld. Und Gerhardt, als er den Ring erblickte und aus Ewalds Mund es vernahm, wo er gefunden worden, rief aus: „Mir hat es geahnet, daß es noch offenbar werden würde, daß der Greis unſchuldig gerichtet worden! Armer Thilo!"

Der Biſchof von Merſeburg lag mit verhülltem Geſicht auf ſeinem Bette, er ſprach kein Wort, aber es wogte und tobte in ſeiner Bruſt und er fühlte die Angſt eines Verbrechers, dem das Todesurtheil verkündet wird, und Keinem, der zu ihm ſprach mit aufrichtenden Worten des Troſtes, antwortete er, und Keinen ſchien er zu kennen von den vielen Freunden, die ihn umſtanden. —

Das fröhliche Feſt nahm ein trauriges Ende; in eine ſchwere Krankheit verfiel der Biſchof und die Gäſte zogen von dannen Einer nach dem Anderen, nur der treue Gerhardt blieb bei dem Freunde. Bald war es wieder ſehr öde im Schloß zu Merſeburg, und alles Geräuſch verſtummte, und jeder Laut der Freude; aber im Dunkel der ſtillen Nacht hörte man oft den Biſchof in ſeinem Gemach jammern und weinen, und dazwiſchen die Stimme Gerhardts, der ihm zuſprach mit Worten des Troſtes und der Liebe.

10.

Schnell verbreitete ſich im Volke die Kunde von der Auffindung der Kleinodien, und daß der arme Johannes unſchuldig geſtorben ſei, und ſie drang auch zu ſeiner Enkelin Eliſabeth, die noch ſtill und eingezogen in dem kleinen Häuschen der Vorſtadt bei ihrer Verwandtin lebte. Da wurde das fromme Mädchen himmliſcher Empfindungen voll, ſie jauchzte und weinte in ihrer Freude, ſie legte ihre Trauergewänder ab, und ſchmückte ſich ſeit langer Zeit wieder zum erſten Male, und ging in Begleitung ihrer Muhme in den Dom; dort warf ſie ſich wieder nieder vor demſelben Heiligenbilde, vor welchem ſie damals gekniet und pries Gott unter heißen Freudenthränen für ſeine Gnade. Und wieder, wie damals traf es ſich, daß auch der Biſchof Gerhardt im Dome für ſeinen erkrankten Freund betete, und er erkannte die Jungfrau wieder, und weilte, bis ſie ihr Gebet geendet hatte.

Und wie ſie an ihm vorüberging erkannte ſie auch ihn, und ſank vor ihm nieder, und ſtammelte: „Eure Verheißung iſt wahr geworden, hochwürdigſter Herr! Gekommen iſt der Tag, an welchem der Greis Johannes gerechtfertigt erſcheint! Gelobt ſei Gott!“

„Preiſe den Herrn aus der Fülle Deiner Seele,“ ſagte Gerhardt gerührt. „Wandle ſtets vor Gott, und ſei fromm!“ Er legte die Hände auf Eliſabeths Haupt. „Der Herr ſegne Dich und behüte Dich, er hebe ſein Antlitz über Dich und gebe Dir ſeinen Frieden!“ ſprach er ſehr mild. Eliſabeth zog den Saum ſeines Gewandes an ihre Lippen, und erhob ſich. Wie ſie aus dem Dome trat, war der Himmel, der vorher ſehr düſter geweſen, ganz blau geworden und die Sonne ſchien und es war, als ſtrahle ſie ein neues Leben mit zauberiſchem Lächeln an, und als feire die Natur das Freudenfeſt ihres frommen kindlichen Herzens mit.

Ihre Muhme wollte hinab in die Stadt gehen, aber Eliſabeth hielt ſie am Arme zurück und ſagte: „Komm, komm mit mir zu des Großvaters Grabe, wo ich ſo oft zum Herrn gefleht, daß er Johannes Unſchuld offenbare. Nun iſt's geſchehen, nun will ich dort auch dankend beten.“

Und die beiden Frauen wandelten über den Schloßhof und die Diener und Dienerinnen grüßten ſie freundlich, in jedem Geſichte ſchien ſich die Freude auszudrücken, daß des Greiſes Unſchuld an den Tag gekommen. Und Eliſabeth kniete lange an Johannes Grabe, und weinte heftig und betete inbrünſtig, und in ihre Seele kam nach dem Gebet ein himmliſcher Friede, eine ſüße Beruhigung.

Nicht ſolchen Glückes theilhaftig wurde der Biſchof Thilo von Trotha. Er quälte ſich ab auf ſeinem Krankenlager mit fürchterlichen Phantaſien, und ſah ſich in ſchrecklichen Träumen allen rächenden Dämonen Preis gegeben.

Und wie er endlich durch der Aerzte unermüdete Sorgfalt, durch des Freundes treue Pflege genas, da zeigte er ſeine tiefe Reue auf eine Weiſe, die deutlich erkennen ließ, wie ſie ihm Ernſt ſei. Er entäußerte ſich ſeines alten Wappens, und nahm ein neues an, ganz ſo, wie er es in jenem Traume geſehen, und damals auf das Pergament gezeichnet hatte. Einen Raben ſetzte er in ſein Wappenſchild, der einen Ring im Schnabel trug, zum Andenken, daß der Rabe den Ring entwendet, und über dem Schilde hoben ſich zwei Arme und Hände, zum Zeichen, daß nicht vergebens der alte Kämmerer ſeine Unſchuld betheuert, und Gott angerufen habe, ihn zu rechtfertigen vor den Augen der Welt. Ueberall ließ Thilo ſein altes Wappen abbrechen, und an deſſen Stelle das neuerwählte anbringen, im Dome, im Schloſſe und außen an der Mauer, damit es überall verkündend, erinnernd und warnend ſtehe. Und eine Stiftung machte der Biſchof, daß zum Andenken jener That, die ihm das Glück ſeines Lebens koſtete, ihn um die Ruhe ſeines Alters betrog, fort und fort im Schloſſe ein Rabe erhalten werden ſollte, ein lebendiger Zeuge ſeiner Schuld, wie ſeiner Reue, ein lebendiges Denkmal für den gerichteten Johannes; auch ließ Thilo deſſen Gebeine ausgraben, und in geweihter Erde beiſetzen. Aber der Rabe durfte dem Biſchof nicht wieder vor die Augen gebracht werden. —

Und es war nur faſt wieder ein Jahr vergangen ſeit der Entdeckung, während welcher Zeit der Biſchof mehr und mehr ſich abhärmte und abzehrte, daß er nur noch ein Schatten von dem ſchien, was er einſt geweſen. Sein Haar war ſchnell grau geworden, ſeine Züge eingefallen, und die einſt vollen und friſchen Wangen jetzt hohl und bleich.

Und wie der Biſchof krank und ſchwach umher ſchlich, ſo war auch der Jäger Ullrich ſchnell gealtert und verzehrte ſich ſichtlich in einem Siechthum, gegen welches der Arzt kein Medicament fand. Tief liegende Augen, unſtät nach allen Richtungen hin irrend, ſtarrten aus ſeinem erdfahlen Geſicht, und gebückt ſchlich er an ſeine Geſchäfte.

Eines Tages wandelte er in finſtern Gedanken durch die nahe Waldung, mit ſeiner Armbruſt bewehrt, und achtete kaum des Weges, plötzlich erſchreckte ihn der Ruf:

„Ullrich! Ullrich!“ — Es war Marcus, der vernachläßigt und unbeachtet noch freier, wie früher, umherflog, und jetzt im Walde den bekannten einſtigen Lehrer ſah. Er ſaß auf dem Steinkreuz, das grau und mit Moos bewachſen, die Stelle bezeichnete, wo einſt der Biſchof den Jäger Werner in ſeinem Jähzorn erſchoſſen.

Wild blickte Ullrich auf den Raben: „Du ſollſt mich nicht mehr necken!“ ſchrie er, legte einen Pfeil auf die Armbruſt, zielte, drückte ab, und getroffen und in Todeskampf flatternd, ſank der Rabe von dem ſteinernen Kreuze.

Der Jäger hob ihn auf und würgte ihn vollends. „Biſt Du todt, Beſtie?“ rief er zähneknirſchend aus. „Vermaledeiter Schreier, Du wirſt mich nicht mehr erſchrecken!“ Da fuhr Ullrich plötzlich zuſammen, er ſah einen Schatten auf dem grünen Raſen ſich bewegen, der Biſchof ſtand plötzlich hinter ihm, und es loderte in Thilo die alte Gluth des Zorns auf.

„Ullrich!“ zürnte er: „frecher Knecht, was that Dir der Rabe?“ und er hob den Stab auf mit dem elfenbeinernen Knopf, den er oft zu tragen pflegte, und Ullrich ſank hin zu den Füßen des Biſchofs und flehte: „Gnade! Gnade! ich will Alles bekennen!

Erſchießt mich nur nicht, wie den Werner an jenem Tag, an dem Ihr mich ohne Urſache peitſchtet!“

Angſt und Verzweiflung lagen auf Ullrichs Geſicht, ſeine Gedanken verwirrten ſich, er ſprach wie im Fieber.

„Bekenne, was Du zu bekennen haſt, Schurke!“ donnerte der Biſchof, mehr und mehr erglühend, und ſtand wieder vor dem Elenden, wie ein Blutrichter.

„Ich bin Schuld geweſen an Johannes Tode!“ heulte Ullrich. „Ich lehrte den Raben die Worte Hans und Dieb heimlich, weil ich den Kämmerer haßte bis auf den Tod.“

„Ungeheuer! teufliſches Ungeheuer!“ ſchrie Thilo auflodernd im höchſten, fürchterlichſten Grimm. „So verdamme Dich Gott, daß Du auf meine Seele die ſchwere Blutſchuld gebracht! So fahre hin in Deinen Sünden, und ſei verflucht bis in alle Ewigkeit, und wenn der Herr allen Sündern vergiebt am Tage des Gerichts, ſo ſtoße er Dich allein in das Reich der Finſterniß!“

Ullrich krümmte ſich in Todesangſt zu Thilo's Füßen, und wimmerte: „Erbarmung! Vergebung!“

„Keine Vergebung, Du Teufel!“ ſchrie der Biſchof und hob den ſchweren Stab auf und wollte

Ullrich erſchlagen, da fühlte er ſich am Arm gehalten, und es ſprach eine ſanfte Frauenſtimme neben ihm: „Haltet ein, Thilo! Ich ſage Vergebung! Ihr dürft den Unglückſeligen nicht richten.“

Des Biſchofs Arm ſank mit dem Stabe, auch ſeine Blicke ſanken verwirrt zu Boden. Es war Elsbeth, die vor ihm ſtand, ſchön wie ein ſeliger Engel, die Blicke verklärt von einer unnennbaren Reinheit. Sie ſchien eine Heilige, herabgeſtiegen aus des Himmels Räumen, Frieden und Verſöhnung in die Welt zu bringen. Ullrich vermochte nicht empor zu blicken, er barg ſein Geſicht in das Waldgras.

„Geht nach Hauſe, Thilo!“ ſprach Elsbeth mild aber ernſt. „Geht, und betet, daß Euch Gott vergebe, wie ich es thue. Der Geiſt meines Großvaters zürnt Euch nicht mehr. Und auch dieſem hier,“ ſie deutete auf Ullrich, „vergebe ich nach dem Willen Gottes; was wollt Ihr ihn richten, da ihn Gott gefunden und gefordert hat vor ſeinen Richterſtuhl?“

Der Biſchof ſprach kein Wort. Er bog ſich hinab, er wollte Ullrich aufrichten, aber Ullrich war todt. Der Biſchof ritt erſchüttert aus dem Walde. Elsbeth nahm den todten Raben und verſchwand im Gebüſch, ſie trug den Leichnam des Vogels in das Tannenwäldchen zum alten Grabe ihres Großvaters.

Nicht lange darauf wurde Elsbeth eine Nonne, und um dieſelbe Zeit iſt auch der Biſchof von Merſeburg, Thilo von Trotha, geſtorben.

Der Verſöhner.

1.

Es war eine ernſte und heilige Stunde, voll Freude und Schmerz, Erhebung und Rührung, eine Stunde, wo ſich die Entſagung an die Schwingen einer ſeligen Hoffnung kettete, die der junge Referendar Ortolph mit ſeiner Geliebten, der holden Madeline Roden, zeugenlos in traulicher Abenddämmerung verbrachte. Der feurig Liebende küßte das bebende Mädchen, und fühlte, daß er Thränen küſſe. Er ergriff Madelinens Hände, drückte ſie feſt und innig, und flüſterte: „Weine nicht, meine engelgute Geliebte. Gebiete Deinem Schmerz, der Freude Raum zu geben, die ja ewig iſt, wie unſer Lieblingsdichter ſagt. Ja, kurz iſt der Schmerz, und ewig, ewig ſoll unſre Freude ſein! Meine Verſetzung nach S. iſt, obgleich ſie uns für jetzt Trennung gebietet, zugleich eine Verbeſſerung meiner äußern Verhältniſſe, und ſo die Bürgſchaft unſers Glücks. Du biſt meine Braut, meine theure, innigſtgeliebte Braut vor dem allſehenden Gott, der mein Herz kennt, und meine heiligen Schwüre der Liebe und Treue hört, bald ſoll Dir auch die Welt den ſchönen Namen geben. Der Name Braut iſt des jungfräulichen Lebens Blüthenkrone. Sobald meine Einrichtung dort getroffen, ſobald mein Einkommen feſtgeſtellt iſt, eile ich auf Flügeln der Liebe zu Dir, wir verkündigen unſer Glück, und Du folgſt mir als junge Gattin, als Lebensengel und Beglückerin meines Daſeins in die neue Heimath, die ſchön und reizvoll iſt."

Madeline vermochte nicht zu ſprechen. Von allgewaltigen Gefühlen beſtürmt und übermannt, ſank ſie weinend an die Bruſt des Geliebten, der ſie lange ſchweigend umarmt hielt. Endlich fand ſie Worte und ſchluchzte in heftiger Bewegung:

„Nur treu, Ortolph! Nur treu! Mir will das Herz zerſpringen vor namenloſem Weh, daß ich Dich von mir laſſen muß! Mir iſt, als ſchiedeſt Du auf ewig! Ewiger Gott, wie elend wäre ich, könnteſt Du treulos ſein!"

„Mißtrauſt Du mir, mein Leben?" fragte mit dem Tone zärtlichen Vorwurfs der Referendar.

„Nein, mein Ortolph!" entgegnete Madeline. „Mißtrauen iſt nicht das Wort, das mein banges Gefühl bezeichnen könnte. Mißtrauen iſt ein gewöhnliches, kaltes Wort. Was bei dem Gedanken der Trennung von Dir mein Herz zerreißt, iſt Ahnung, trübe Ahnung, Du werdeſt von meiner Seele geriſſen werden durch eine feindliche Gewalt. Ach, die Ferne ſelbſt iſt dieſe Gewalt. Entfernung iſt das Donnerwort, das doppelſinnig, wie ein zweiſchneidig Schwert meine Gedanken durchwühlt! Ich wollte, Du bliebſt hier, ſollte ich auch noch jahrelang ſtill und vertrauend hoffen. Das ſo nah verheißne Glück dünkt mir ein recht ſehr fernes!"

„Quäle Dich nicht mit Gedanken voll Kümmerniß ab," redete Ortolph der Heftigbewegten zu. „Vertraue! Denn Vertrauen allein kann Dir frommen. Vertrauen iſt eine Wunderarznei für ein ſorgenkrankes Gemüth. Ein Himmelsbalſam auf Trennungswunden, ein Troſtesmanna in der Wüſtenei des Grams. Ich werde treu ſein! Laß Dir mein noch nie gebrochenes Manneswort genügen. Dein Bild wird mich mit ſeinem himmliſchen Liebreiz umſchweben, wie ein ſchützender Genius. Du ſelbſt biſt es, die mich treu erhält, Du ſelbſt mein Schirm vor jeder Lockung. Dich habe ich, an Dir halte ich, mein treues Herz, und ſo ſtark und vertrauungsvoll iſt meine Liebe zu Dir, daß ich Dir nicht ſage, bleibe Du treu, vergiß Du nicht mein, denn ich weiß, daß ich Felſen bauen kann auf Deine Treue, und daß Dein Herz unerſchütterlich und unabreißbar an dem meinen hängt!"

„Du kannſt das glauben, bei dem allmächtigen Gott!" ſchwur Madeline. „Darum, weil mein Herz unabreißbar an das Deine gekettet iſt, würde es durch Trennung verbluten und zerreißen."

„Laß uns nun die letzten glücklichen Augenblicke des Zuſammenſeins nicht durch kummerſchwere Gedanken trüben," bat Ortolph, die Geliebte zärtlich küſſend, und es ergingen ſich Beide in den blüthenſchönen Gefilden der Hoffnung, wo die Freude unter Roſenbäumen wandelt, die Liebe im lichthellen Gewande Kränze flicht, und ihren ſeligen Kindern mit Myrtenkronen entgegen kommt. Solche Stunden ſind Himmelsboten, von der ewigen Liebe in das arme Menſchenleben geſandt, aber daher kommt es auch, daß ſie Flügel haben, und minutenſchnell zu verrauſchen ſcheinen, weil Liebe die Zeit nicht achtet, und die Zeit gern die Liebe überflügelt.

Dem jungen zärtlichen Paare ſchlug die Stunde, die Scheiden gebot. Jedes Lebewohl ward noch von einem Schwur begleitet, und jeder Kuß von einer Thräne, und jeder Händedruck von einem Seufzer, bis die Schwüre verhallten, und die Küſſe endeten, Thränen und Seufzer aber blieben bei der Bleibenden und gingen mit dem Gehenden. Das letzte Wort aber, das Ortolph vernahm, als ihn zum letzten Male Madeline ans Herz preßte, war die ſeelenvolle Bitte: „Bleib treu!“ Dann riß ſie ſich los, und wankte weinend in ihre Kammer, wo der Kummer nun, ſtatt des Geliebten, ihr Geſellſchafter war.

Ortolph aber ging ſchmerzbewegt und doch hoffnungsreich auf die Poſt; ſchon mahnte Hornklang, ſeinen Schritten Eile zu verleihen. Raſch fuhr der Wagen in die Nacht hinaus, und während Ortolphs Gedanken alle bei Madelinen zurückblieben, flogen ihm die übrigen alle nach und waren bei ihm, und begleiteten ihn ſegnend. Das war ein recht eigentlicher Gedankentauſch. Wer einen ſolchen aber tief nachfühlen will, muß ſelbſt ſo gefahren ſein und das gleiche Loos, Trennung von einem theuern Herzen, erfahren haben. —

Wie ſo der Wagen durch die Nacht rollte, ein Paſſagier nach dem andern einnickte, und der Schlaf Alle mehr oder minder feſt umfing, wachte Ortolph allein noch, ſeltſam im Innern bewegt, fand den Schlaf nicht, und wollte ihn nicht finden. Er war in der unruhigen Stimmung, die ſich eines Jeden bemächtigt, der einem neuen Loos entgegen geht, der heraustritt aus einem gewohnten Kreis in einen fremden ungewohnten, und nun Fragen an Zukunft und Schickſal richtet, wie ſich wohl ſein neues Verhältniß geſtalten werde? Und Ortolph gelobte ſich Treue, bei den ewigen Sternen, bei dem blauen Himmel, der ſo ſanft erglänzte.

Treue iſt ſelbſt ein Himmel voll reinen Sternenglanzes, Stern und Engel zugleich.

2.

Wer von gebildeten Fremden nach S. kam, und einige Zeit dort weilte, verließ die Stadt nicht, ohne im Haus der Räthin Gilchheim eingeführt oder eingeladen worden zu ſein, und ohne dort Stunden des ſinnigſten Genuſſes verlebt zu haben. Wie es leicht und oft der Fall iſt, daß Perſonen ausgezeichnet durch Bildung, hohes Talent und glänzende Verhältniſſe und deren vielſeitige Geltendmachung ein Uebergewicht, zumal in kleinen Städten, über ihre Umgebung, theils ungeſucht erlangen, theils wirklich erſtreben, ſo war es auch im hohen Grade in dem Städtchen S. mit der Räthin Gildheim der Fall. Dieſe Dame war die Königin des Honoratiorenkreiſes, geliebt von der Jugend, zu der ſie ſelbſt noch gehörte, angebetet von den Männern, gefürchtet von den Weibern, berühmt durch ihre Schönheit, berüchtigt durch ihre feine Coquetterie, mit welcher ſie verſtand, Alt und Jung an ihren Siegeswagen zu feſſeln. Ein und zwanzig Sommer zählend, war ſie ſchon Wittwe, und eben ſo geneigt, das Leben mit Jugendkraft und Friſche zu genießen, als das Leben und das Glück geneigt ſchienen, ſie mit allen Freudengaben zu überſchütten.

Sie gründete zuerſt im Städtchen ein Caſino, wo ſich eine lebensfrohe Geſellſchaft vereinte, der ſie mit verſtand, die ſie durch den unerſchöpflichen Reichthum ihres Witzes und den Zauber ihrer Anmuth zu beleden wußte; ſie ließ in ihrem eignen Haus ein Liebhabertheater aufſchlagen und leitete ſo ſpielend und unvermerkt den Sinn der Jugend zum Kunſtſinn. Sie gebot über gewählte Sammlungen von Büchern ſowohl, als von Gemälden, und ihr Haus ſtand Allen offen, die Sinn zeigten für das Schöne, oder für die Schönheit, denn bei ihr wurde Beides gefunden.

An den Amtmann Stören war der Referendar Ortolph gewieſen, unter dieſem ſollte er auf dem dortigen Landgericht arbeiten, ihn kannte er auch von früher her bereits perſönlich; Stören war mit ihm aus derſelben Stadt, und nur einige Jahre früher nach S. befördert worden. Stören war, obſchon ein angehender Vierziger, noch unverheirathet, und einer von denen, die der reizenden Räthin Gilchheim aufs feurigſte huldigten.

Ortolph hatte Stören die ſchuldige Aufwartung gemacht, und als er ſich beurlaubte, ſagte der Amtmann: „Wenn es Ihnen lieb iſt, ſo will ich Sie in unſerm Caſino einführen, rufen Sie mich heute Abend ab. Kennen Sie die Räthin Gilchheim? Hörten Sie nicht von ihr?“

„Perſönlich ſie zu kennen, habe ich nicht die

Ehre," erwiederte Ortolph: „doch nannte der Ruf ſie mir ſehr ſchön und ſehr liebenswürdig."

Stören ſah den Referendar ſcharf an; liſtig lauernd, faſt ſchon eiferſüchtig, und ſagte: „Nehmen Sie ſich in Acht, fangen Sie nicht Feuer! Sie werden die Räthin heute ſehen, ja, ſich vielleicht ausgezeichnet ſehen, denn ſie feſſelt gern. Sie iſt eine Circe!"

Lächelnd erwiederte Ortolph: „Feſſeln mag ſie immerhin, nur theile ſie nicht die Kunſt jener Zauberſchweſter, ihre Verehrer in unſaubres Rüſſelvieh zu verwandeln. Was mich betrifft, ſo bin ich gefeit, mein Talisman, der allem fremden Schönheitszauber widerſteht, iſt treue Liebe zu einem braven Mädchen."

„Ich gratulire!" entgegnete der Amtmann faſt höhniſch. „Wahren Sie Ihren Talisman recht gut; man hat Beiſpiele, daß dergleichen Köſtlichkeiten abhanden gekommen! Um ſieben Uhr erwarte ich Sie; Ihr Diener!"

Stören ſah dem Fortgehenden mit einem Geſicht nach, das nicht freundlich war, und murmelte für ſich: „Sieh, ſieh, ein netter Burſche. Schön gewachſen, der Gang ſtolz, Bewegung frei, Manieren fein. Spricht gut, thut beſcheiden, iſt unterrichtet;

wird ihr gefallen, ach ganz gewiß gefallen, wird zum Theater engagirt werden, kann jugendliche Helden ſpielen, erſte Liebhaber. Scheint etwas ſchwärmeriſch, wird gut im Trauerſpiel zu verwenden ſein, wozu unſre holden Jünglinge ſich ſammt und ſonders nicht qualificiren. Hol' ihn der Teufel!"

Der Abend zeigte dem Amtmann in der Perſon des Referendars, daß dieſer fromme Wunſch nicht in Erfüllung gegangen war, vielmehr kam Ortolph, den Herrn Amtmann zu holen, und nun gingen Beide in das Caſino.

Ein mäßig großer Saal mit mehreren kleinern anſtoßenden Zimmern, in deren einem ſich ein Billard befand, bildete das Lokal der Geſellſchaft. Im Saal ſaßen in einem Halbkreis die jungen und jüngſten Damen, und ſchienen große Strickſtunde zu halten, denn in jeder der zwanzig bis vier und zwanzig zarten Händepaare bewegte ſich eine Strickerei. Die ältern Frauen ſaßen zum Theil in kleinen Gruppen beiſammen, ſich unterhaltend, leiſe flüſternd, und die junge Welt muſternd, und auch wohl in Gedanken meiſternd. In der Mitte des Saales ſtand ein Flügel. Der herrſchende Ton ſchien etwas zu ſteif und drückend, aus dem anſtoßenden Zimmer blickte bisweilen ein Männergeſicht ſcheu in das Gynäceum, und verſchwand wieder. Dem Ganzen ſchien noch die Seele zu fehlen.

Lebendiger war es in dem Zimmer, in welches der Amtmann den Referendar führte. Hier waren die Männer verſammelt, harmlos trinkend und plaudernd, oder ſpielend, und nachdem Stören Ortolph dem Vorſtand und ſeinen nächſten Bekannten vorgeſtellt, ſah ſich dieſer freundlich aufgenommen und bewillkommnet, und fand ſich bald mit Mehreren in heitrer und zwangloſer Unterhaltung. Fragen nach dem, was es Neues in der Reſidenz, woher Ortolph kam, gebe, wechſelten mit Fragen, ob Ortolph ſchon in S. geweſen, ob er mehr Bekannte habe, ab, denen bald die folgte: ob er auch das Theater liebe, und ſchon eine Bühne betreten habe? Vornehmlich war es ein junger Advokat, Namens Felber, der ſich dem Referendar vertraulich nahte, und bald die Frage an ihn richtete: „Kennen Sie ſchon die Räthin Gilchheim?“ die Ortolph abermals verneinend beantworten mußte. Die Sprechenden waren zufällig der Thür nahe gekommen, durch die man in den Salon ſah, und in dieſem Augenblick entſtand in dieſem eine eigenthümliche Bewegung. Die Saalthüre that ſich auf, und ſogleich erhoben ſich alle Damen, junge wie alte, von ihren Sitzen, und begrüßten knixend und ſich verneigend eine eintretende Dame, während Felber haſtig Ortolph ins Ohr flüſterte: „Die Gilchheim!“ Im gleichen Moment ſtand auch der Amtmann bei Ortolph und flüſterte ihm in das andre Ohr: „Das iſt ſie!“ Und es ward ſtill im Männerzimmer, und Kopf drängte ſich an Kopf in der Thüre, um mit Verwunderung und Staunen auf die Räthin zu blicken, die mit der Haltung und faſt im Putz einer Königin den Damenkreis grüßte. Eine Krone ward bei ihr nicht vermißt, denn die Schönheit hatte ſie mit ihrer Glorie geſchmückt, und als der junge Felber mit ſtrahlendem Auge auf Ortolph ſah, den Eindruck zu erſpähen, den ſie auf den Fremden gemacht, und dieſen leiſe fragte: „Iſt ſie nicht wunderſchön?“ da antwortete dieſer, lebhaft ergriffen, ja hingeriſſen von dem zauberhaften Anblick ihres Reizes, lauter, als ſich ziemte und er ſelbſt wollte: „Ach, ſie iſt ein ſchönes Wunder!“

Die Räthin mußte dieſen Ausruf vernommen haben, denn ſie wandte ſich plötzlich nach jener Seite hin, und ein Flammenſtrahl ihrer dunkeln Augen blitzte nach dem Fremdling, auf den ſich alle Blicke richteten, die der Männer ſowohl als die der Frauen, wenn auch dieſe Blicke nicht alle freundlich waren, und die Räthin wußte nun, daß nur dieſer junge Mann jenes Wort geſprochen haben konnte, auch wußte ſie noch mehr, nämlich, daß er nur ſie mit dieſem ſchmeichelhaften Ausruf gemeint, und erglühte hoch, ſich im Herzen des neuen und ſchnellen Triumphes freuend. Auch Ortolph erröthete, fühlend, daß er der Gegenſtand allgemeiner Aufmerkſamkeit geworden, und trat zurück. Die Räthin that unbefangen, als habe ſie nichts gehört, wandte ſich zu ihren Freundinnen, und nahm ihren Sitz ein.

„Sie haben es gut gemacht, das muß ich ſagen!" wandte ſich der Amtmann zu Ortolph: „Sie werden, trotz des Talismans, ein Gefangener unſrer ſchönen Fee. Ein ſchönes Wunder! Ei, welch ein prächtiger und gewählter Ausdruck! Wie ſinnig und ſinnreich zugleich! Da ſieht man, wer aus der Reſidenz kommt. Wir hier in S. leſen doch auch die Dichter, aber ich wette, trotz den tauſend Schmeicheleien, die unſrer Gildheim hier ſchon geſagt wurden, war noch keine ſo fein, und zugleich ſo treffend, wie die Ihrige: Glück zu! Kommen Sie, der Gebrauch verlangt, daß ich Sie der Vorſteherin vorſtelle!"

Verlegen und zögernd folgte Ortolph dem Amtmann in den Damenkreis; aufs Neue trafen ihn prüfende und neugierige Blicke. Erglühend und befangen neigte er ſich vor der hohen Frau mit den Feueraugen, dem edlen Geſicht, dem dunkeln Haar, der herrlichen imponirenden Geſtalt.

„Frau Räthin Gilchheim," begann der Amtmann: „gönnen mir die Ehre, Ihnen Herrn Referendar Ortolph zu präſentiren, der fortan ſeinen Aufenthalt hier haben wird!"

„Ich danke Ihnen, Herr Amtmann!" erwiederte mit dem Tone freundlicher Herablaſſung die ſchöne Frau, und ſprach zu Ortolph mit dem ganzen himmliſchen Wohllaut ihres Organs: „Ich heiße Sie herzlich in unſerm Städtchen und in unſerm harmloſen Kreiſe willkommen, Herr Referendar! Mögen Sie ſich recht bald hier heimiſch fühlen, das theure Verlaſſene nicht allzuſchmerzlich vermiſſen, und das Neugefundene lieben lernen!"

„Gnädige Frau," ſtammelte Ortolph: „Ich ſchätze mich glücklich, ſo huldvoll empfangen zu werden!"

„Ich bin keine gnädige Frau," erwiederte die

Räthin: „Ich bin eine Bürgerliche, und bin ſtolz darauf, ſolche zu ſein; nach meiner Anſicht uſurpirt ſehr mit Unrecht der Adel das ſchöne Wort *gnädig*, das nur Gott zukommt. Wir ſind hier ſo glücklich, den Kaſtengeiſt, der der ſchlimmſte iſt von allen böſen Geiſtern, und ein Mörder der Geſelligkeit, nicht zu beſitzen.“

„Ich glaube gern, daß ſolche Geiſter weichen müſſen, wo ein Geiſt, wie der Ihrige, Frau Räthin, beſeelend waltet!“ verſetzte ermuthigt und ſchmeichelnd der Referendar.

„Dacht' ich's doch!“ murrte der Amtmann für ſich. „Er kommt in Zug, er fängt Feuer.“ Der Amtmann ſchien recht zu haben. Das Geſpräch zwiſchen der Räthin und Ortolph wurde lebhaft, es wurde intereſſant, es wurde ſo geiſtreich, daß Damen und Herren näher traten, und mit Antheil zuhörten. Es war, als ob der Referendar eine Prüfung beſtehe, und er beſtand ſie ruhmvoll. Die Räthin, der es großes Vergnügen machte, einen ſo lebhaften und unterrichteten jungen Mann mehr ſich ihr nähern zu ſehen, führte ihn durch alle Höhen und Tiefen des converſationellen Wiſſens, fand ihn überall bewandert, fand ihn feſt in einmal feſtgewonnener Ueberzeugung, beſcheiden im Widerſpruch, galant im Geſpräch, fein in Wendungen und Uebergängen, und ſagte endlich laut zu der Geſellſchaft: „Meine Herren und Damen, wünſchen wir uns Glück, Herrn Referendar Ortolph hier amtlich gefeſſelt zu wiſſen, ich bin überzeugt, daß er redlich beitragen wird, unſre geſelligen Freuden mit zu fördern und zu erhöhen!“

„Der Herr Referendar wird auch außeramtlich hier gefeſſelt ſein,“ flüſterte der Amtmann mit ironiſcher Miene ſeinem Nachbar zu, und in mehr als einer Männerbruſt begann ſchon der Neid ſich zu regen, daß dem Neuling und Fremdling ſo freundlicher Beifall, ſo aufmunternde Huld von der gefeierten Königin der Schönheit zu Theil ward.

Jetzt forderte die Räthin die junge Damen- und Männerwelt zu geſelligen Spielen auf, zu deren ſinniger Anordnung ſie ſtets ſelbſt das Meiſte beitrug, und Ortolph lernte ſich bald heimiſch fühlen, und bewegte ſich mit Luſt in dem Cirkel. Das heitre Spiel bot ihm mehr denn einmal Gelegenheit, ihr, der Alle den willigen Tribut der Huldigung brachten, auf zartſinnige Weiſe an den Tag zu legen, daß ihre Zaubermacht auf ihn ihre Wirkung nicht verfehle. Als die Geſellſchaft auseinander ging, ſagte die Räthin zum Amtmann: „Lieber Stören, Sie werden mich verbinden, wenn Sie den Herrn Referendar bald bei mir einführen, und Sie, Herr Referendar, erinnern Sie den Herrn Amtmann, wenn er mir das Vergnügen, Sie in meinem Hauſe zu ſehen, zu lange entziehen will. Vor meinem Gerichtshof gilt keine Clauſel, und meine Ladungen dürfen nicht verabſäumt werden!“

Sie reichte dem freudigen Referendar die Hand zum Kuß und begab ſich hinweg. Ortolph fand es nun in der Geſellſchaft plötzlich langweilig, ſich ſelbſt fand er reiſemüde und ſchläfrig, ſo verließ er auch in der Stille das Caſino.

Als er über das holperige Pflaſter nach ſeinem Gaſthofe ſchritt, wußte er nicht, tanzte er, oder tanzte die Stadt, oder tönte nur in ſeinem Kopfe eine wunderbar anregende Tarantella? Er fragte ſich, ob er ſich etwa unverſehens in die Räthin verliebt habe, und verneinte das mit derſelben Ernſthaftigkeit, mit der ein Trunkener behauptet, ganz nüchtern zu ſein. „Welch ein Weib! Welch ein himmliſches Weſen!“ rief er aus, in ſeinem Zimmer angekommen, und begehrte von dem fragenden Kellner nur Wein; eſſen wollte und konnte er nicht.

„Armſelige Sprache!" brach er aus, in Betrachtungen und Erinnerungen an den Abend verſunken, und im Zimmer auf- und abgehend. „Armſelige Sprache, Du biſt todt, denn Du haſt ja weder Laut noch Wort, ſolche unermeßliche Fülle von Liebreiz zu bezeichnen, wie ſie dieſem Seraph innewohnt. Seraph? Haha! Armes, verbrauchtes, abgedroſchnes Wort, den geiſtigen und verkörperten Himmel zu perſonificiren, der dieſer Huldgeſtalt eigenthümlichſtes Weſen bildet! Sie iſt das Leben ſelbſt, das jugendfriſche, gottfrohe Leben! Wie brachte ſie ſo plötzlich Leben, Bewegung, Sprache, Luſt und Heiterkeit in die Geſellſchaft, die vorher dortſaß, wie ein langweiliger Strickſtrumpf? Endlich dachte Ortolph auch an Madeline, die holde, jungfräulichſcheue und gefühlvolle Geliebte, die ſo ganz in Sitte, Sprache und Weſen der Gegenſatz von der üppigen, Triumphe gewohnten und Huldigungen heiſchenden Räthin war, die nun bereits ihn, den Wahnberauſchten, ſo befangen hatte, daß er begann, Vergleiche anzuſtellen, zwiſchen Madelinen und ihr.

Wehe der Liebe, wenn die Liebenden erſt vergleichen, und nicht mindeſtens jeder Vergleich zu Gunſten der Erwählten ausfällt, denn dann wankt und ſchwankt ſchon die Liebe, wie ein Waagezünglein, und neigt ſich der ſinkenden Neigung nach.

Es gab im Buſen Ortolphs noch eine beſſere Stimme, die ihm zurief, nicht ſo ſchnell und ſo ganz Herz und Sinn gefangen zu geben, ſeiner Schwüre, ſeiner guten und wahrhaft liebenswerthen Verlobten eingedenk zu ſein, aber Ortolph war ein Juriſt, er wußte dieſen mahnenden Gläubiger zu beſchwichtigen, indem er deſſen Beſchuldigungen abläugnete, und ſich ſelbſt täuſchend, vorgab, ſeinen Pakt noch nicht gebrochen zu haben.

„Wohlgefallen an der Schönheit finden, iſt noch keine Untreue,“ ſprach zu der innern Selbſtanklage der Selbſtdefenſor. „Ich werde gewiß Madelinen treu bleiben, wenn ſie auch minder geiſtreich, minder ſchön, mit einem beſſern Wort, minder herrlich iſt, wie dieſe Frau. Madeline iſt ein liebliches Veilchen, die Gilchheim eine prangende Sonnenroſe; Madeline iſt zum Lieben geſchaffen, Jene aber, um angeſtaunt, um angebetet zu werden. Warum ſollte ich nicht hier heiter die Genüſſe der Geſelligkeit hinnehmen, die mir Gunſt und Laune des Schickſals bieten? Ich bin Mann, ich habe meine Grundſätze. Madeline bleibt mein, und bei mir ſteht es ja, wie weit ich in ein Verhältniß mit der Räthin eingehen will; intereſſant wäre es doch, wenn ich als junger Volontair in Amors Heerſchaar die alte Garde aus dem Felde ſchlüge, die den Thron der Schönheit hier bewacht und umlagert!“

Baue nur auf Deine Grundſätze, junger feuriger Mann! Grundſätze ſind hohle Phraſen, Seifenblaſen, Kartenpaläſte, und ich traue allen Menſchen, nur denen nicht, die ſich mit ihren Grundſätzen brüſten, juſt ſo, wie einer, der Bankerott zu machen gedenkt, ſich den Schein giebt, ein wohlhabender Mann zu ſein.

3.

Madeline, die treue, edle Madeline ſaß daheim, dachte und ſchrieb an Ortolph, als eine ältere Freundin zu ihr kam; eine jener Allerweltsfreundinnen mit ſtets freundlichem Geſicht, die ſtets bereit ſind, dem lieben Nächſten Böſes nachzureden, und ſtets bereit, Neuigkeiten auszukramen, die Alles wiſſen, ſich um Alles bekümmern, Alles durchhecheln, und die man mit einem richtig bezeichnenden Worte Klatſchen nennt. Eine ſolche Stadtklatſche kam zu Madelinen, und rückte nach einigen Begrüßungen und nach der erſten Taſſe Kaffee mit einer neuen Neuigkeit heraus, indem ſie zugleich einen Brief aus ihrem weitläuftigen Strickbeutel zog, und dem Mops ein Stück Zucker reichte, der in dem Strickbeutel Raum gefunden.

„Sehen Sie, liebes Madelinchen," begann ſie: „aber Sie dürfen nicht böſe werden, ſehen Sie, man ſollte nicht meinen, daß es menſchenmöglich wäre, wenn's hier nicht ſchwarz auf weiß ſtände, aber ſo ſind die Männer alle, ich ſag's ja tauſendmal, aber dem Herrn Referendar hätte ich's doch nicht zugetraut, nein, bei Gott nicht, ich hielt zu große Stücke auf ihn. Wahrhaftig, Madelinchen, Sie dauern mich, aber nehmen Sie ſich's nur nicht ſo ſehr zu Herzen; da hat der Amtmann Stören in S. einen Brief hierher geſchrieben an den Hofrath Witzel, der hat ihn ſeiner Frau gegeben, und ich habe nicht eher geruht, bis ſie mir ihn auf ein Stündchen anvertraut hat, nun hören Sie einmal zu, was der Amtmann ſchreibt!"

Madeline war todtbleich geworden, ihr Herz ſchlug faſt hörbar, ſie zitterte leiſe und ſprach kein Wort; ſie hörte zu. Die Klatſche las:

„Das Neuſte hier iſt, daß der Referendar Ortolph, den die Herren in der Reſidenz mir auf den Hals geſchickt haben, Gnade gefunden hat bei unſrer ſchönen Delila, der Räthin Gilchheim, obgleich er kein Simſon iſt. Sie hat allen ihren alten Verehrern den Laufpaß gegeben, und begünſtigt ihn allein. Er iſt ganz glückſelig. Im Anfange that er bei mir ſehr feſt, meinte, ihn könne ein ſchönes Weib nicht berücken, er liebe bereits. Ich lachte darüber; die Räthin hat ganz Andre berückt, ihn ſcheint ſie verrückt gemacht zu haben. Wer iſt denn wohl ſeine Amata dort? Die Gute wird ſich wohl tröſten müſſen; man glaubt hier, die Räthin werde ihn heirathen. Hübſch genug iſt er, um ihr zu gefallen, und das Meiſte zu dieſer Amour trägt ohnſtreitig ſein Eingehen in ihre Lieblingsideen, ſein wahrer oder erheuchelter Kunſtſinn, bei; er malt und zeichnet mit ihr, er wird auch nächſtens mit ihr auf der Liebhaberbühne agiren. Er iſt auch davon ein großer Liebhaber. Wollen wünſchen, daß die Herrlichkeit recht lange dauert!“

„Sehen Sie, mein gutes Madelinchen,“ fuhr die Klatſche fort: „ſehen Sie, der Amtmann iſt ſelbſt jalour, er ſelbſt — aber Du mein Gott! Was fehlt Ihnen denn? Herr Jeſus! Mein Heiland!“

Madeline lag in Ohnmacht. Zu heftig hatten Schreck und tiefes, tiefes Liebesweh auf das arme unvorbereitete Herz gewirkt, es erlag dem Dolchſtoß. Die Allerweltsfreundin ſchrie um Hülfe; Madeline erholte ſich, ſie ſammelte ihre ganze Kraft, und ſprach zu der Klatſche: „Ich danke Ihnen für Ihre Mittheilung, für Ihre Güte, für Ihren Zartſinn! Fügen Sie noch die Freundlichkeit zu Ihrer Aufmerkſamkeit, mir dieſe zu entziehen — verlaſſen Sie mich gefälligſt — ich will allein ſein!“

Die Klatſche raffte erboſt Brief, Mops und Strickbeutel zuſammen, und empfahl ſich mit kurzem Knix und höhniſchem Bedauern.

In Madelinen tobte ein furchtbarer Sturm, der nun auf das Heftigſte ausbrach. Sie war immer engelſanft geweſen, die empfangene Nachricht aber wandelte ihre ganze Natur um. Ihre Augen blitzten wild umher, ihre Hände ſuchten nach etwas zu zerſtörendem; ihr Puls ſchlug fieberhaft, ſie hatte keinen Laut, keine Thräne, das Herz wollte ihr zerſpringen. Endlich fand ſie einen Gegenſtand, den Brief, den ſie an Ortolph geſchrieben, der voll warmer Liebesergießungen, voll zärtlicher Sehnſuchtsklagen, voll frommer und treuer Herzenswünſche war, und voll Aeußerungen liebevollen Vertrauens. In hundert Stücke zerriſſen flog der Brief in die Stube. Dann ſetzte ſie ſich nieder, und ſchrieb einen neuen Brief, und dann noch einen. Sie waren nicht allzulang, dieſe beiden Briefe, aber ſie waren leidenſchaftlich; der eine war an den Referendar Ortolph und lautete ſo:

„In dieſen Zeilen kommt Ihnen ein Lebewohl, das von Verwünſchungen begleitet iſt. Nicht etwa Verwünſchungen Ihrer, nein, Sie ſind ſolcher von mir nicht werth, ſondern Verwünſchungen meiner, die Ihnen glaubte, die ihren Himmel auf Sie baute, und ihr Glück, und Beides durch den ſchnödeſten Verrath zertrümmert ſieht. Selig, ſagt die Schrift, ſelig ſind, die da glauben! Ha, ich kann die Bibel Lügen ſtrafen! Mein ganzes Leben war Glaube, jeder meiner Pulsſchläge Glaube und Vertrauen, und ich bin die Unſeligſte! Sprach nicht ein Mann zu mir, noch vor ſo kurzer Zeit: „Vertrauen allein kann Dir frommen! Vertrauen iſt ein Himmelsbalſam auf Trennungswunden!“ Ha, des elenden frechen Heuchlers, der das ſprach! Ha, des verachtungswerthen Lügners! Ha, der wahnſinnigen Thörin, die das für Wahrheit nahm! Verflucht ſei der Tag, der mich für Sie empfinden lehrte, verflucht jede Wonneſtunde in Ihrer Gegenwart, verflucht die Schlange, die mit Paradieſesfrüchten der Sinnenluſt Sie verlockt; möge dieſe Schlange ſich in den Cherub meiner Rache, in eine Furie verwandeln, und Sie ſelbſt aus dem erträumten Eden treiben; oder — ſein Sie glücklich, recht glücklich, ich wünſche Ihnen das von ganzer Seele; ja noch mehr wünſche ich Ihnen, mögen die Nattern eines böſen Gewiſſens Sie nie foltern! Noch mehr, ich will recht engelgut ſein, wie Sie ſo oft mich nannten, ich will für Ihr Glück beten, aus der Fülle meines ganz zerrißnen Herzens will ich Wünſche und Bitten für Ihr Glück zum Himmel ſenden, nur die einzige Gunſt bitte, flehe ich von Ihnen, ſagen Sie nie, nirgend und Niemand, daß Sie jemals von mir geliebt worden ſeien.

Madeline."

Der zweite von Madelinens Briefen war an die Räthin Gilchheim, und ſein Inhalt wörtlich folgender:

„Nennen Sie es etwas keck, finden Sie es vielleicht gar ein wenig anmaßend, ſchöne Schlange, daß ein Mädchen, ein Mädchen ſage ich, nicht etwa eine Buhlerin oder Coquette, es wagt, den Ihnen ſo lieben bon ton zu verletzen, und Ihnen in das ſchamloſe Geſicht zu ſagen, was hinter Ihrem Rücken alle Welt laut und unumwunden ſagt, daß Sie eine Nichtswürdige ſind! Erröthen Sie wo möglich zornig unter Ihrer Schminke über dieſe Hinwegſetzung aller Rückſichten, und alles Schicklichen von meiner Seite, ich frage nichts darnach, aber es drängt mich, ſelbſt auf die Gefahr hin, für wahnſinnig gehalten zu werden, Ihnen zu ſagen, daß ich Sie über alle Maßen verachte! Aber nicht wahr, gute Frau Räthin, Sie ſind nicht böſe über mich, ich bin ja nur ein albernes leicht bethörtes Mädchen, lachen Sie mich aus, tüchtig aus, Herr Ortolph kann Ihnen dabei helfen, ja lachen Sie mit einander. Ich höre, Sie unterhalten ein Liebhabertheater, und da empfehle ich Ihnen den Herrn Referendar angelegentlichſt, ſowohl als Liebhaber als auch als Comödiant. Er hat mit mir als ſolcher ſehr gut geſpielt, und iſt gewandt in dieſem Rollenfach. Sollten Sie einmal in einem Trauerſpiel eine Ophelia brauchen, das iſt eine Rolle, die ich jetzt einſtudiere, da will ich bei Ihnen gaſtiren.

Ja, verehrte Frau Räthin, ich bitte tauſendmal um Entſchuldigung, wenn dieſe Zeilen Sie incommodiren ſollten; decken Sie mein Vergehen und meine Offenheit mit Ihrem weiten Mantel der Liebe zu, meine Viel-Geliebte, und freuen Sie ſich recht lange des Triumphes, durch die Höllenkünſte Ihrer ſchnöden Coquetterie ein Mädchen um ihren Bräutigam, um ihren Glauben an Liebe und Treue, um ihr Erdenglück und ihren Himmel gebracht und betrogen zu haben, die ſich nennt

Madeline Roden."

Still, mit furchtbarem Ernſt, ſiegelte und adreſſirte Madeline dieſe Briefe, und ſandte ſie zur Poſt. Noch hatte ſie keine Thräne vergoſſen, jetzt ſank ſie todtſchwach auf ihr Sopha, und jetzt brach ſich ihr ungeheurer Schmerz in eine Thränenfluth, die nun mit gleicher Heftigkeit ihren ſanften ſchönen Augen entſtürzte, als vorhin ihr Schmerz ſtürmiſch und herzzermalmend geweſen war. Aber die Thränen übten bei Madelinen ihre heilige Kunſt, Schmerzen zu mildern, nur wenig. Verzweiflung iſt ein unbändiger Rieſe, der immer neue Kraft gewinnt, wenn er den Schmerz, ſeine Mutter berührt, und ſelten kommt ein Herakles, der ihn mit gewaltigem Arm über die

Erde emporhebt. Oft ſind Thränen der Wunderquell in der Schaale Hygicia's, oft aber auch die Fluth im Danaidenfaß, fruchtlos vergoſſen, und unwirkſam.

4.

Auf dem Liebhabertheater in S. war Hauptprobe. Houwalts Heimkehr, damals kaum erſchienen, ſollte gegeben werden. Die Räthin Gilchheim hatte die Parthie der Johanna, Ortolph, der ſich mit Vorliebe für tragiſche Rollen intereſſirte, die des Dorner. Er ſtand eben auf der Bühne, und recitirte den Monolog: „Der beſte Friedensſtifter bleibt der Tod!“ als ein Diener zwei Briefe brachte, einen an die Räthin gab, und einen an Herrn Ortolph ſchweigend auf den Souffleurkaſten legte. Die Räthin ſtand in der Couliſſe, und erbrach den ihren; ſie hatte Zeit zum Leſen, Ortolph ſprach langſam, mit tiefer Empfindung, begeiſtert von der Gegenwart ſeiner ſchnellgewonnenen liebenswerthen Freundin, die hinwiederum mit voller Theilnahme und Zufriedenheit mit ſeiner Leiſtung auf ihn geblickt hatte, im blühenden Angeſicht jene Freudigkeit, die gelungene Erwartungen und befriedigte Wünſche ausſtrahlen machen, aber jetzt wurde, beim Leſen des Briefes das blühende Angeſicht bleich und wieder roth, und wieder bleich, und die ſchönen Hände zitterten, und aus den Wunderaugen ſtürzten zwei heiße Thränen, und aus dem zarten lieblichen Munde ſtahl ſich das gepreßte Wort: „Unerhört!“ Mühſam rang die ſchöne Frau nach Faſſung. Mit einem Blick voll Wuth und Wehmuth zugleich ſah ſie auf Ortolph, der ſo eben die Worte ſeiner Rolle ſprach: „Zerreiß das Band, womit er ſie gebunden!“ „Ja,“ ſprach ſie bebend in ſich hinein: „Ja, ich will das Band ſchnell zerreißen!“ Sie verließ die Bühne, ſagte zu den Mitſpielenden: „Ich muß mich entfernen, bin unwohl, ſagen Sie dem Souffleur, er möge die paar Worte meiner Parthie leſen!“ — und zog ſich in ihr Zimmer zurück. Dort las ſie noch einmal den Brief Madelinens.

Unterdeß hatte Ortolph-Dorner den ſeinigen an ſich genommen, und als er Madelinens Hand erkannt, ihn eingeſteckt, von einem unruhigen Gefühl ergriffen, die vorgeſchriebene Pauſe dauerte etwas zu lang, ſchon ſah ſich Ortolph nach den Mitſpielenden um, als dieſe eintraten, ohne die Räthin, und das junge Mädchen, das die Parthie der Maria hatte, ſagte zu dem Souffleur: „Sie möchten die Güte haben, die Rolle der Frau Räthin zu leſen; ſie iſt unwohl geworden und hat ſich entfernt.“

„Unwohl?!“ fuhr Ortolph von ſeinem Seſſel erſchrecken auf. „Laſſen wir dann die Probe! Es geht ja gut, und ging ſchon geſtern, auch können wir die Schlußſcene vor der Darſtellung noch einmal probiren!“

Die Mitſpielenden waren den Vorſchlag zufrieden, und Ortolph eilte nach dem Zimmer der angebeteten Herrin, aber die Kammerjungfer trat ihm entgegen und ſagte: „Die Frau Räthin könne Niemand ſprechen.“

Beſtürzt ging Ortolph hinweg. In ſeiner Wohnung angekommen, las er Madelinens Brief, deſſen Inhalt ihn furchtbar erſchütterte. Wie vernichtet ſtand er, wie angedonnert vom Schreck und dem eignen ſchuldvollen Bewußtſein. „Madeline! Gott! Iſt es denn möglich?“ rief er aus. „Welche furchtbare Leidenſchaftlichkeit! Und ich? O, ich muß mich ſelbſt verachten!“

Ortolph war nicht lange allein, ſeinen wartenden Gedanken überlaſſen, als der Bediente der Räthin ein Billet brachte, und mit den Worten: „Antwort brauche ich nicht,“ wieder ging. Als Ortolph öffnete, fiel ihm Madelinens Brief in die Hand. Er erkannte ihre Schriftzüge und erſchrak, die Räthin ſchrieb: „Ich wußte nicht, Herr Referendar, daß Sie im Tollhaus der Reſidenz zarte Bekanntſchaften haben, aus dem Inhalt des beiliegenden Briefes muß ich das jedoch ſchließen, woraus zugleich einleuchtend hervorgeht, daß Ihnen der Zutritt zu mir und in mein Haus fürder verſchloſſen bleiben muß. Bewahren Sie die beigeſchloſſene Probe einer feinen und geſitteten Schreibart als ein Andenken an meine Freundſchaft für Sie, für die ich auf ſo beiſpiellos empörende Art gezüchtigt werde, und kehren Sie reuig in die Arme Ihrer — Ophelia zurück, zu dem Mädchen, um das ich Sie nicht beneide, dem ich Sie nicht abſpenſtig mache, und ſagen Sie der Trefflichen, Gefühlvollen, ich ſchickte ihr durch Sie ihren Brief, ihren Bräutigam, ihr Erdenglück und ihren Himmel zurück.

E.“

Lautlos ſank Ortolph auf ſein Sopha, ſein Mund verſagte ihm ſogar den Ausruf des Erſtaunens; es lag auf ſeiner Seele die Laſt einer Welt und er wünſchte, daß ſich die Erde öffnen möge, ihn zu verſchlingen, daß die Mauern des Hauſes zuſammenbrechen möchten, ihn zu begraben. Vernichtung wünſchte er ſich, aber ſie ward ihm nicht, und die Mauern blieben feſter als ſein treuloſes Herz, und die Erde hatte kein Verlangen danach, einen unwürdigen Mann zu verſchlingen. Wie grimmigerbitterte Dämonen ſtritten in ſeiner Seele die Gefühle der Scham und der Wuth miteinander, und da war kein Troſt, der ſonſt willig den Leidenden naht, keine ſanftflüſternde Stimme der Hoffnung, daß es beſſer werden könne. Den in traurigen Lebensnächten Umirrenden bleibt doch meiſt noch eine lichtvolle Bahn, der Weg zum Herzen Gottes durch frommes Gebet, aber ein Treuloſer kann nicht beten, der Himmel ſchließt ſich vor ihm, wie ſein falſches Herz dem Himmel ſich verſchloß. Es erwachte in Ortolph nun das Bewußtſein ſeines großen Vergehens, dann aber die Reue und endlich der Wunſch, das, was er gethan, ungeſchehen machen zu können, und daß ihm Madeline vergeben möge. So düſtern und gramvollen Gedanken hingegeben, faßte er einen raſchen Entſchluß. Er ſandte dem Amtmann Stören einige Zeilen, in denen er um Urlaub bat; erſuchte den jungen Felber, ſeinen Stellvertreter in der Gerichtsſtube zu machen, und miethete ein Pferd. Als gegen Mitternacht der Mond aufging, fand er ſchon den einſamen Reiter auf dem Wege nach der Reſidenz. —

Die Heimkehr von Houwald wurde auf dem Liebhabertheater der Frau Räthin Gilchheim in S. nicht aufgeführt, da etwas dazwiſchen gekommen. Die Räthin ſelbſt erſchien ihrer Umgebung verſtimmt, dieſe Verſtimmung aber ſchien in der Abweſenheit des Günſtlings Grund und Entſchuldigung zu finden. Sogar in dem Caſino fehlte die ſchöne Frau, und denen, die ſie beſuchen durften, wurde klar, daß ein Schmerz ſie beherrſchte, den ſie vergebens zu beſiegen ſuchte. Ihre ſonſt ſo lichten und freundlichen Augenſterne glänzten jetzt nur durch Thränen, und ihr lebhafter Witz, obgleich nicht ganz unterdrückt, ſchien doch durch Kummer gedrückt, das Feuer ihres Geiſtes durch einen leiſen Anflug von Schwermuth gedämpft.

Der Amtmann Stören beſuchte ſie auch; er blieb lange bei ihr, und als er von ihr ging, lag auf ſeinem ſonſt nicht freundlichen Geſicht ein Lächeln, das von innerer Freude zeigte, halb triumphirend, halb pfiffig ausſah, und von denen richtig gedeutet wurde, die, es gewahrend, meinten, er müſſe ſich wohl einer beſondern Gunſt zu erfreuen gehabt haben. —

Mit hochklopfendem Herzen, angſtgepeinigt, ſinnend auf Entſchuldigungen und zagend vor dem Empfange betrat Ortolph Madelinens Wohnung, unſchlüſſig, ob er ſich ſolle anmelden laſſen, oder raſch zu der Zürnenden eintreten und ihre Verzeihung erflehen. „Laſſe ich mich melden, und ſie weißt mich ab, ſo ſtehe ich beſchämt vor ihrer Magd,“ ſprach er zu ſich ſelbſt: „darum geradezu, gehe es nun, wie es gehe.“ So ging er leiſe, zufällig von Niemand gewahrt, bis an ihr Zimmer, lauſchte, hörte nichts, klopfte leiſe an, vernahm kein Herein! und öffnete nun ſacht die Thüre. Ein flüchtiger Blick in die ihm ſo wohlbekannte Stube belehrte ihn, daß ſie zum Krankenzimmer geworden. Ein Bette ſtand darin, ein Tiſch mit Arzneigefäßen daneben. Ortolph ſchlich näher. Madeline lag in dem Bette, ſie war ſehr bleich, ihre Züge verändert, der Gram hatte ſie gebleicht, der Schmerz hatte in dem ſonſt ſo holden Antlitz ſeine traurige Verwandlungskunſt geübt. Madeline ſchlief. Ortolph kniete an ihrem Lager nieder, und blieb ſtill, kaum wagte er zu athmen. Hoffend lag er vor der unermeßlich ſchwer Beleidigten, und fürchtend zugleich. Mußte ſie ihn nicht haſſen? Und war es nicht ſein Werk, daß er ſie ſo fand? Und konnte nicht ſein verhaßter und unvorbereiteter Anblick ſie ſchrecken, und noch kränker machen? Konnte nicht ihre Heftigkeit eine Scene herbeiführen, die für ſie verderblich, für ihn beſchämend und peinigend ſein mußte? Alle dieſe und noch mehr bange und ängſtliche Fragen durchzitterten ſein Herz, da regte ſich die Kranke, und ſchlug mit einem tiefen Seufzer die ſchönen, jetzt verweinten Augen auf.

„Madeline! Meine Madeline!“ rief leiſe und flehend Ortolph, während ſie ihn erblickend, ſchnell eine Hand auf die Augen legte, und mit der andern eine abwehrende Bewegung machte.

„Madeline!“ bat er wieder. „Sieh mich an, es war ja Alles nur ein böſer Traum, und ich bin bei Dir, und bin Dein bis in den Tod, und keine Macht, als dieſe, ſoll mich von Dir trennen!“

„War es — ein Traum?“ fragte ſie ſchwach. „Dann habe ich“ — fuhr ſie fort: „Alles verträumt — Leben — Liebe — Glück, und bin an dieſen Dingen — eine Bettlerin!“

„Beruhige Dich, meine einzig theure Madeline!“ bat Ortolph. „Ich bin hier, um Dir Alles zu bekennen! Man hat Dich getäuſcht und mich verleumdet! O ſieh mich mild und verzeihend an, und ich bringe Dir Liebe, Glück und Leben wieder mit."

„Das iſt ſchön von Dir" — nahm ſie das Wort, und lächelte dazu, faſt wie wahnſinnig: „aber eins haſt Du vergeſſen, Ortolph! — Wenn Du nur — die Treue nicht vergeſſen hätteſt!"

„Madeline! Ein Bereuender, ein ſchmerzvoll Büßender, liege ich hier vor Dir!" erwiederte Ortolph. „Vergieb mir, und meine Liebe ſoll Dir tauſendfach erſetzen, was Du gelitten! Stößeſt Du mich von Dir, hart, grauſam und unerbittlich, dann ſchwöre ich Dir, dann endet der Tod von eigner Hand meine Pein und ein Leben, das mir nichts gilt ohne Dich, das mir eine Laſt iſt ohne Dich!"

„Schwöre nicht, Ortolph!" mahnte die Kranke leiſe: „Du ſpielſt mit Schwüren! — Behalte Dein Leben — laß mir den Troſt zu ſterben, und wenn Deine Reue — aufrichtig iſt — dann will ich ſterbend — Dir verzeihn!"

„Engel voll Liebe!" rief Ortolph: „Du ſollſt leben und mich beglücken! Du ſollſt mir lebend vergeben, nicht ſterbend!"

„Ortolph!“ ſprach die Kranke matt, doch mild und ruhig: „Ortolph! Wie Du mich gekränkt, was ich gelitten habe durch Dich, das wird kaum ein ganzes Leben voll Liebe zu ſühnen im Stande ſein! Du haſt mich grenzenlos elend gemacht! Meine Geſundheit, meine Jugendblüthe haſt Du gemordet, meinen Glauben an Tugend, Wahrheit und Glück zerſtört, denn ich hatte ihn ja auf Dich — auf Deine Treue gebaut! Hin iſt hin! Nie kann ich Dich wieder lieben, wie zuvor! Nie werde ich mich wieder, auch wenn ich nicht ſterbe, des Lebens erfreuen! Ach, Ortolph, und ich liebte Dich ſo heiß, ſo warm und wahr — ich liebte Dich zu ſehr — darum hat mich der Herr gezüchtigt, denn Gott vergaß ich über Dich — da ließ er Dich meiner vergeſſen!“

Madeline ſprach dieſe Worte ſanft und leiſe, und ihre zarten Züge belebten ſich nur wenig durch ihr Sprechen, ſie glich einer Verklärten. Ortolph vermochte nicht, ihr zu antworten. Heiße Thränen der Reue, des Schmerzes und der Liebe ſtrömten aus ſeinen Augen, und er barg ſein Haupt in die Decke von Madelinens Lager. Und es blieb lange ſtill bei den Beiden.

Die Liebe trägt, die Liebe duldet Alles, eben um der Liebe willen. Madeline richtete ſich empor, ein weinender Seraph. Ihr Blick flog himmelan, als ob ihre Seele Rath und Kraft von Gott erflehe. Aus der Höhe kommt immer das Beſte. Der Friedensſtern in der Erdennacht, die Religion des Heilands predigt Verſöhnung; der Glaube lehrt uns, daß Gott den Sündern vergebe. Auch der Menſch ſoll ſein Herz nicht verhärten, auch die ſchwerſte Kränkung verzeihen! Je größer und ſchmerzvoller der Kampf, je größer auch die Gottähnlichkeit, nach der wir ſtreben ſollen. Madeline kämpfte, und die Liebe ſiegte. Sie neigte ſich über Ortolphs Haupt; ſie flüſterte: „Ich verzeihe!“ Selig küßte er von ihren Lippen den Kuß der Verſöhnung. Da ſank ſie mit brechenden Augen zurück.

5.

Aus den Feſſeln der Ohnmacht hatte Ortolph ſeine Madeline wieder wach geküßt, in ihre Hand auf's Neue Treue gelobt, und die holde Gebeugte richtete ſich wieder auf an der Säule des Vertrauens. Die Fülle der Liebe in einem Frauenherzen iſt unermeßlich, und es verzeiht gern, weil aus der Verſöhnung neue Liebe geboren wird.

In der Stadt S. gab es zwei große Neuigkeiten, welche nicht wenig Staunen und Verwunderung bei den Einwohnern erregten. Die eine war, daß der Referendar Ortolph Bräutigam ſei mit einem jungen Mädchen in der Reſidenz, und dieſes nächſtens als junge Frau nach S. bringen werde, und dieſe Nachricht war, nach dem, was man wußte, allerdings auffallend und unglaublich. Noch auffallender und unglaublicher aber war die zweite Neuigkeit, daß die Räthin Gilchheim dem Amtmann Stören ihre Hand reiche. Und ehe vier Wochen vorüber waren, hatten ſich beide beſtätigt. An dem Tage, an welchem Ortolph ſeine junge Gattin in ſeine freundlich eingerichtete Wohnung zu S. einführte, wurde Stören mit der Räthin getraut.

Die Schicklichkeit verlangte unbedingt, daß der Referendar mit ſeiner Gattin dem Amtmann perſönlich den Beſuch machte, und dieſen Beſuch nicht anzunehmen, wäre nicht minder von Seiten des Amtmanns und der Amtmännin indecent geweſen, aber mit welchen Gefühlen Madeline und ihr Gatte jene Schwelle überſchritt, mit welchen Gefühlen die Amtmännin das junge Paar empfing, dies muß leichter zu empfinden, als zu ſchildern ſein, denn der Erzähler vermag Letzteres nicht. Bleich und ſtreng und dennoch ſchön, wie eine Juno, ſtand die Amtmännin mitten in ihrem Prunkzimmer, um ſteif und förmlich die Beſuchenden zu empfangen. Sie hatte allen ihren Stolz, alle imponirende Hoheit ihres Weſens herbeigerufen, und alle ihre Feſtigkeit, um ruhig der Frau gegenüber zu ſtehen, die ihr eine Quelle von Pein geſchaffen, von welcher kein Menſch, am wenigſten ihr Mann, eine Ahnung hatte. Grauſam führte die Erinnerung, die ſo hold ſie iſt, auch zur Erinnys werden kann, ihrem Gedächtniß die Stunden des Glücks in Ortolphs Armen, und die Stunden der Schmach vorüber, und mit glühenden Transparentfarben ſtand Wort für Wort jenes Briefes, den Madeline Roden an ſie geſchrieben, vor ihrem Gedächtniß. Und dieſe Roden hieß jetzt Ortolph, dieſe Roden hatte den Namen errungen, den zu tragen die reizende Frau ſich glücklich gefühlt hätte. Und dieſe Ortolph ſollte ſie nun begrüßen.

Madeline zitterte am Arm ihres Gatten, als ſie eintrat, auch ſie war bleich, denn Schmerz und Krankheit malen nicht mit Roſenfarben die Angeſichter derer, die ihnen verfallen, auch ſie gedachte jenes Briefes, den eine Leidenſchaft diktirt, die ſie mit Dämonengewalt übermannt hatte, und ſie bereute ihn, aber was half nun ihre Reue? Daß ihr die Amtmännin nie vergeben könne, und nie vergeben werde, war gewiß, und konnte Madeline ihr vergeben? Hatte ſie nicht mehr als Höllenpein erduldet um ihretwillen. So grüßten ſich die Frauen, jede einen Dolch im Herzen, den Dolch des Haſſes. Der Amtmann reichte Ortolph die Hand, und ſprach: „Willkommen, Herr Referendar! Wir ſind Beide faſt zu gleicher Zeit unter Hymens Fahne getreten, Sie wünſchen mir Glück, ich Ihnen!“

Madeline neigte ſich vor der Amtmännin, ſie vermochte kein Wort zu ſtammeln. Die ſtolze Frau weidete ſich an ihrer Verlegenheit, endlich ſagte ſie: „Ich ſehe Sie erfreut glücklich, Sie haben den Himmel wieder, und meines Antheils ſind Sie gewiß, ich wünſche Glück!“

„Ich danke Ihnen, Frau Räthin!“ erwiederte Madeline gepreßt, ſah aber die Amtmännin feſt und ruhig an, ob dieſe wohl im Verlauf der Rede ferner auf das Frühere unzart hindeuten werde. Dieſer volle und ſchuldloſe Blick eines Weibes, das ſeine

Würde kannte, verwirrte die ſtolze Frau, und ſie unterließ eine zweite Bitterkeit. Nur ganz gleichgültige Dinge bildeten den Inhalt des Geſpräches während des kurzen Beſuchs; als ſich das junge Gattenpaar empfohlen, ging die Amtmännin in ihr Cabinet, ihrem Mann einige Zornesthränen zu verbergen, mit denen ſie das Grab verfehlter Wünſche bethaute. „Alſo dieſe war ſein Kleinod!“ knirrſchte ſie. „Alſo dieſer ſchmächtigen Schmachtlampe mußte ich weichen, von dieſer mich mit Füßen treten laſſen? Um dieſer willen meinen Lebensfrühling mit dem Herbſt kopuliren? Und darf ihr meinen Grimm und meinen Haß nicht in's Angeſicht ſprudeln? Nein, das darf ich nicht, denn zeige ich ihr Haß, ſo ehre ich ſie zu hoch, und ſie kann dann im Stillen über mich triumphiren. Aber meine Verachtung will ich mit meinem Haß vermählen, und ſie ſoll meine haßvolle Verachtung fühlen, ſo lange Eine von uns Beiden das Leben hat, ſo wahr ich ſelbſt es habe! Ach, Ortolph, warum mußteſt Du Flammen in meine Bruſt werfen, die nur der Tod auslöſcht, wenn er ſie auslöſcht? In der Seele brennen ſie, und die Seele iſt ja unſterblich. So werde ich die verzehrende Gluth in mir nähren mit dem Leben, und ſie mitnehmen müſſen in das Jenſeits! Ha, jetzt fange ich an, die Ammenmährchen von ruheloſen Geiſtern für wahr zu halten, und ich ſelbſt werde ein Solcher ſein — vielleicht bald!“

So gemartert von Haß und von Liebe ſprach das ſchöne glühende Weib mit ſich ſelbſt, eine Hölle im Buſen, und das Verbrechen, denn ſie liebte ihren Gatten nicht, alle ihre Gedanken flammten noch immer verbrecheriſch nach Ortolph hin. —

„Gott ſei Dank!“ ſeufzte aus voller Bruſt, wie ein erlöſter Geiſt, Madeline, als ſie die Wohnung des Amtmanns verlaſſen hatten. „Nie, mein Ortolph,“ bat ſie, „führe mich wieder über dieſe Schwelle, zu dieſen fürchterlichen Menſchen. War es mir doch, als denke dieſer Amtmann, indem er mich ſo vornehm lächelnd und marterndhöflich empfing, bei ſich ſelbſt: „Das iſt alſo die Gute, die der Herr Referendar erkoren!“ Ich kann ſeinen Brief nie vergeſſen!“

„So wird es ſeiner Frau auch mit dem Deinen gehn, liebe Madeline!“ erwiederte lächelnd ihr Gatte. „An ein freundſchaftliches Verhältniß mit dieſem Paar wird von unſrer Seite nie zu denken ſein!“

Ortolph hatte Recht. Er und ſeine Gattin mußten im Verlauf der Zeit manche Kränkung, manche

Zurückſetzung fühlen, und Beide brauchten nicht zu ſuchen, woher die Pfeile kamen, die unverſöhnlicher Haß nach ihrem häuslichen Glück ſchoß. Oft auch traf es ſich, daß er der Amtmännin anſichtig wurde, wenn er in das Amt ging, und ſie auf dem geräumigen Vorſaal beſchäftigt war. Nie ſprach ſie ein Wort mit ihm, nie redete er ſie an, aber ihre Blicke folgten ihm verlangend nach, und mancher ſchmerzvolle Seufzer verhallte in dem alten Mauergewölbe des Saales. Die reizvollen Blüthen, die ſie ſo zauberiſch geſchmückt hatten, welkten ab, ſie wußte und fühlte das tief. Liebesgram verſteht ſich nicht auf die Pflege der Schönheitsblüthen, er iſt ein melancholiſcher Gärtner, der alle ſeine Blumen auf Gräber pflanzt. Der Amtmann Stören war gar nicht geſchaffen, ein Weib zu beglücken, am wenigſten ein Weib, wie das ſeine, das von des Lebens übervollem Fruchtbaum ſchon die ſüßlockendſten Hesperidenäpfel gepflückt, und ſich in des Glückes Nektartränken berauſcht hatte. Die Jugendgewohnte konnte den Mann von vierzig Jahren nicht beglücken, der nicht mehr ſchwärmte, und was das Schlimmſte war, nie geſchwärmt hatte, da er zu ſo ſüßen Tändeleien weder im Corpus Juris noch in den Pandekten eine Anleitung gefunden, noch in ſeiner eignen kalten Juriſtenbruſt eine lebendige Anregung. Als ſie nun auch in der zweiten Ehe nicht gefunden, was ſie erſehnte, da begann ſie noch einmal, in heitern und geſelligen Cirkeln die buntfarbigen, wenn auch etwas verwiſchten Sylphenſchwingen ihres Geiſtes zu entfalten, und wob um junge Männer, die ſie mit dem lockenden Zauber ihrer ſüßen Rede bethörte, die Netze der feinſten Verführung, eine liſtenreiche Arachne. Der junge Felber war Ortolphs Freund geworden, aber der treuen Warnungen und Abmahnungen des Freundes ungeachtet, fiel auch Felber in die Schlingen der Amtmännin. So noch Mehrere. Ihr Ruf litt, aber mehr als ihr Ruf litt ſie ſelbſt in verzehrenden Kämpfen mit ſich ſelbſt, ihren heftigen Gefühlen und mit dem Gatten, der nicht ſo blind war, ſein Schickſal nicht klar zu durchſchauen, wohl aber kalt und ſtoiſch genug, es zu ertragen, wenn es auch bisweilen Auftritte gab, die nicht geeignet waren, die entzweiten Gemüther wieder zu befreunden.

Dagegen erblühte Madeline wieder hold und lieblich, von ihrem Gatten zärtlich geliebt, und ob ſie gleich Frau war, glich ſie immer noch, und durch eine Reihe von Jahren, einem ſchönen Mädchen.

Sie war Mutter von zwei blühenden Kindern geworden, was das Glück der Gatten erhöhte. Ach, eben ihr Glück war in den Augen ihrer Feindin Madelinens größter Fehler, der ihr nimmer verziehen wurde. Liebe und Achtung vieler Einwohner in S. entſchädigten das Paar für den Haß, den es von einer Parthei empfinden mußte, noch mehr entſchädigte das Selbſtgefühl, das ihnen die Tugend verlieh. Mag es Menſchen geben, denen die Tugend ein leerer Wahn iſt! Die Hohe geht lächelnd und verzeihend an ihren Verächtern vorüber. Das Glück des Lebens wird nur durch ſie gewonnen, mindeſtens verdient, und wenn des Geſchickes Stürme die Sonnentempel des Glückes niederſtürzen, und wenn Haß und Verfolgung zerſtörend einbrechen in die Friedenswohnungen, die Tugend fällt nicht unter dieſer Bilderſtürmer roher Hand, weil ſie kein Götzenbild iſt, ſondern ein unſichtbarer Gott, der in dem Herzen ſeine geweihten Altäre hat.

6.

Es waren nun Jahre vorübergegangen, und manches war anders geworden in dem Leben der

Perſonen, von denen wir erzählten. Der Amtmann Stören war todt, ſeine Wittwe kränkelte ſchon lange, ihr Siechthum ſchien unheilbar. Die ſchönen Tage, in denen ſie die Krone der Feſte, die Sonne der Schönheit, die Seele der Geſellſchaft und der Gegenſtand der Tagesgeſpräche geweſen war, gehörten jetzt der Erinnerung an, die ſich unablässig der Zeit bemächtigt, und aus ihren Zauberſpiegeln die Bilder der Vergangenheit in die Gegenwart wirft.

Im Lauf der Zeit war der Referendar Ortolph Gerichtsaſſeſſor, dann Amtsſecretair, und dann nach Störens Tode Amtmann in S. geworden, und Störens Wittwe, wieder in ihrem eignen Hauſe wohnend, mußte in der Wohnung, in welcher ſie unglücklich gelebt hatte, jenes Paar glücklich wiſſen, das ſie haßte, und immer haßte, eben weil es ſo glücklich war. Ach, es war kein gemeiner Haß, der ſie erfüllte, es war ein Haß, der ſie ſelbſt unglücklich machte, und an ihrem eignen Herzen zehrte, jener marternde Gedanke: Du hätteſt glücklich, Du hätteſt ſelig ſein können, wenn jener Mann, den Du ſo aufrichtig und hingebend geliebt, minder treulos, oder — minder treu geweſen wäre! Es gehört mehr als Seelenſtärke dazu, ruhig auf ein verfehltes Leben hinzublicken, und denen nicht zu fluchen, die die Schuld tragen, daß wir Dornenkronen hinnehmen müſſen, wo Andre ſich mit den Roſenkränzen ſchmükken, die für uns blühten, ſei nun jene Schuld eine wahre, oder eine nur von uns vermeinte. Seelenſtärke beſaß die Wittwe Stören, aber die Seelengröße fehlte ihr. Oft, wenn ſie ſo einſam auf ihrem Krankenlager über Zeit und Geſchick nachdachte, kamen ihr die Gedanken: „wird denn nie das Glück, das mir treulos geworden, auch Jenen treulos werden? Wird es nicht müde werden, Jene mit Lebensfreuden zu ſchmücken? Ihre Kinder wachſen heran, blühend in Kraft und Geſundheit, junge Zweige voll Hoffnungen am Baume ihres Glückes! Ich bin kinderlos! Wird nie Krankheit den Mann oder die Frau auf das Siechbett werfen? Ich bin todtkrank! Wird nie der Tod kommen, ehe er zu mir kommt, und das Band zerreißen, das Jene zuſammenhält? Ich bin eine Wittwe! Ich habe meinen Mann oft aufgebracht gegen Ortolph, gegen mein innres beßres Gefühl, daß er ihm Amt und Leben erſchwerte, und Säure in den Honigbecher ſeines Glückes goß — und Jener trug es ſtill, that ſeine Pflicht, ſtieg in der Gunſt ſeiner Vorgeſetzten, und ward meines

Mannes Succeſſor. Ich habe ihn und ſeine Liebe verhöhnt, in meinen Cirkeln, ich habe verſucht, ihn und ſeine Frau lächerlich zu machen, ich habe ihnen Widerſacher geworben in dieſer Stadt, und welche Früchte trug es mir? Ortolphs ſind geliebt und geachtet, ich bin vergeſſen — verlaſſen — wenn ich aus Milde gegen mich ſelbſt nicht ſagen will — verachtet. Jene Huldigungen, die ich empfing, jene Liebesſchwüre, jene Freudenſtunden, Alles, Alles iſt hin! Ach, ich habe getändelt und geſpielt mit Liebe und Ehre! Einer, nur Einer hätte mich beglückt, und hätte er gewollt, ſo wäre ich das tugendhafteſte, das ſeligſte Weib der Erde geworden! Fluch mir und ihm, daß es nicht ſo iſt, daß er jene Liebe, die mich zum Himmel erhob, als eine Verirrung betrachtete und — bereute! Bereute, von mir geliebt, von mir beglückt worden zu ſein. Das, das iſt das Marterſchwert, das über meinem Haupte hängt, das iſt das Gift, das mir mein Herz zerfrißt, die Aqua Toffana, die mich langſam auflöſt!"

Auch dem Glücklichen naht das Unglück, wie der Wetterſturm einer Segensflur. Denen, die es nicht frühzeitig trifft, naht es am Mittag: Manchem zieht es am Abendhimmel herauf, und bringt ihm gleich die ſchauervolle Todesnacht mit. Wir haben glücklichen Greiſen noch an Kinderſärgen das Herz brechen ſehen, und haben geſehen, daß Freudenhäuſer, wo alle Lebensengel: Freundſchaft und Liebe, Treue und Glück, ihre Blüthenthrone aufgeſchlagen hatten, zu Trauerhäuſern wurden, und öde ſtanden, außer, daß etwa gleich abgeſchiednen Geiſtern, eine grambelaſtete Wittwe, ein bleicher einſamer Mann in dunklen Gewändern durch verwaiſte Gemächer irrte.

Madeline ſaß eines Nachmittags an ihrer häuslichen Arbeit, ihre junge zehnjährige Tochter bei ihr, der noch jüngere Knabe war in der Schule; der Amtmann war in Geſchäften weggeritten, ſie durfte ſeine Heimkehr bald erwarten. Sie ahnete nicht, die Aermſte, daß während ſie mit liebender Seele ihrer Tochter Lehren der Tugend und Rechtlichkeit gab, und ihr des Vaters Leben als Muſter aufſtellte, daß ihr ſchon ein dunkles Loos gefallen.

Hufſchlag ſchallte; im Galopp ſchien ein Reiter zu nahen. „Jetzt kommt der Vater!“ rief die Tochter freudig. „So ſchnell?“ fragte die Mutter — und behielt nicht Zeit, die Rede fortzuſetzen, denn angſtvoll kreiſchte die Tochter auf und mit tödtlichem Schreck ſtimmte Madeline in des Kindes Jammerruf. Wohl war es des Amtmanns Roß, das ſchnaubend und ſchaumbedeckt in den Hof brauſte, aber — der Reiter ſaß nicht darauf, der Zaum war zerriſſen, blutbeſprützt des Pferdes Unterleib, in dem einen Steigbügel hing ein Stiefel, und viele Leute eilten ſchreiend hinter dem Thiere her, das heftig ſchnaubend am Stalle ſtill ſtand. O hätte doch auch in dieſem Augenblicke Madelinens Herz ſtill geſtanden! Sie eilte nach dem Hofe, aber ſie erreichte ihn nicht, und ſtürzte ohnmächtig in der Flur nieder. Verzweifelnd ſchrie die Tochter um Hülfe, und Geſchrei, Verwirrung, Entſetzen füllten bald das ganze Amthaus. Eine Scene, die zu grauſenhaft war, als daß wir ſie ausmalen möchten.

Als nach mühvollen Anſtrengungen der herbeigeeilten Aerzte Madeline wieder aus ihrer Ohnmacht erwachte, ach, zu welchem Bewußtſein! da trugen ſtille Männer ihren lebloſen Gatten herein, in blutige Laken gehüllt, furchtbar entſtellt, furchtbar zerſchmettert. Das vom Stich einer Horniſſe halb toll gewordene Roß hatte ihn abgeworfen, geſchleift, getreten, bis der gebrochene Fuß aus dem Stiefel fuhr, der ſich mit dem Sporn im Bügel feſt gehakt, und das wilde Thier von dannen rannte, während der Unglückliche verblutend liegen blieb. Ach, und auch ihn, den dem ſichern Tode Anheimgefallenen, rief der Aerzte grauſame Kunſt und Pflicht wieder in das martervolle Leben zurück. Sein Bewußtſein kehrte wieder, mit ihm die unſäglichſten Schmerzen, die Sprache nicht. Madeline lag in furchtbaren Krämpfen, und es war, als ſtehe der Tod im Hauſe, weide ſich an der Quaal ſeiner Opfer, und zögere, oder wiſſe nicht, welches er zuerſt hinwegnehmen ſolle; die armen Kinder lagen vergebens auf den Knieen, mit Jammer und Thränen den Himmel beſtürmend, und es war zweifelhaft, ob man das Leben oder den Tod für beide Gatten von dem ewigen Lenker der Geſchicke erflehen ſolle. Die ganze Stadt erſchütterte dieſer Unglücksfall, und allſeitig äußerte ſich die unverkennbarſte Theilnahme.

Als die Schreckenskunde auch zu der Wittwe Stören drang, war es ihr, als würde ihr durch das eigne Herz ein Dolch geſtoßen, und die Nachricht griff ſie nicht nur geiſtig, auch körperlich wie eine kalte Dämonenhand an. Sie fühlte ſich von ihrer Krankheit mit erneuter Heftigkeit angefallen, fühlte ihr Ende nah. „So iſt es erfüllt!“ ſprach ſie zu ſich ſelbſt, als ſie allein war: „So iſt es erfüllt, was ich mit frevelhaften Wünſchen zu erſehnen wagte; ſo iſt das Glück zertrümmert, auf das ich neidiſch blickte, ſo iſt der Jammer über ſie hereingebrochen, der meinem Haß immer zu lange ausblieb! Und biſt Du nun geſättigt, unruhvolles, rachſüchtiges Herz? Kannſt Du Dich des Elendes, des Jammers freuen? Nein! Nein! O könnte ich es ungeſchehen machen mit all meinem Vermögen, und würde ich bettelarm, ich wollte es! Arme, arme, unglückliche Frau! Ich hätte nimmer geglaubt, daß ich noch Dein Loos mit Zähren des Mitleids beweinen würde! Wenn Du ihn geliebt haſt, wie ich, dann muß Dein Herz brechen, denn ſein Tod bricht das meine."

Aengſtlich ließ die Wittwe nach Ortolphs Befinden forſchen, und ſie erfuhr, daß er den nächſten Morgen nicht erleben werde, und daß ſeine Frau in dem elendeſten und beklagenswertheſten Zuſtande ſei, und dieſen Schlag kaum überleben werde. „Ich habe ſie gehaßt, bitter, wie nur immer ein Menſch den haſſenswertheſten Verhaßten haſſen kann," ſprach die Stören: „und nun iſt all mein Haß dahin, und ſein ſtarres Eis bricht, und wird zum Thränenwaſſer des Mitgefühls. Ich bin doch ein recht ſchwaches Weib! Ich dachte einſt in meinem Wahne, ich würde freudig ſterben können, wenn ich die Ortolph elend wüßte! Sie iſt es, und ich bin es mit, und mir iſt nicht geholfen mit ihrem Unglück!"

Die kranke Wittwe beſprach ſich heimlich mit ihrem

Arzte. Sie ſchien etwas Beſonderes vorzuhaben. Gegen Abend, als es dämmerte, ging der Notar und Amtsactuar Felber zu ihr, und ein Geiſtlicher. Es war lange her, daß Felber nicht bei ihr war, auch war er noch nie in ſo ernſten Geſchäften bei ihr geweſen, als an dieſem Abend. Nach einer Stunde etwa ging der Arzt in das Amthaus.

Es ſtanden zwei Betten in der Stube, in dem einen wimmerte leiſe, vom Schmerz gefoltert und den Tod erſehnend, der Amtmann Ortolph; in dem zweiten lag ſeine treue Gattin, unvermögend, ihrem Mann beizuſtehen, und faſt aufgerieben von der Seelenqual, ihn leiden zu ſehen, ihn verlieren zu müſſen, und ihm, den ſie durch ein ganzes Leben treu geliebt, jetzt nicht die geringſte Hülfe leiſten zu können; ſelbſt todtſchwach, ſelbſt zum Sterben bereit, und alle die Schmerzen, die der Gatte an ſeinem zerſchmetterten Körper litt, mit der Seele tauſendfach fühlend. Da trat der Arzt ein, und hieß die weinenden Kinder hinausgehen; er ſprach leiſe mit der Kranken, und dieſe richtete ſich mühſam im Bette auf, und heftete einen matten Blick auf ihren Gatten, der ruhig und duldend der Erlöſung harrte.

Wieder brachten ſtille Männer etwas getragen, eine Sänfte, die ſie vor der Thüre des Amtshauſes niederſetzten. Der Arzt verließ das Krankenzimmer, und nach einer Weile führte er eine ſehr bleiche und ſchwache Frau herein, die ſich auf ihn geſtützt, mit ſchwankenden Schritten den Krankenbetten nahte.

Sie mußte erſt eine Minute lang Odem ſchöpfen, ehe ſie zu ſprechen vermochte; aus halb gebrochnen Augen ſah ſie den Amtmann an und ſeufzte leiſe. Madeline neigte grüßend ihr Haupt mit einem ſehr ſchmerzlichen Blick, und winkte der Eingetretenen, ſich zu ſetzen. Der Arzt verließ das Zimmer, und nun ſprach die Beſuchende: „Ich danke Ihnen für die Gunſt, die Sie mir erweiſen, wie dem Himmel für eine Gnade! Ach, Frau Amtmännin! Wir Drei ſtehen dem Himmel näher, als der Erde, ſo wollen wir das Irdiſche vergeſſen! Ach, armer Ortolph, das war eine traurige Heimkehr. — Ich habe nur einen Wunſch noch auf der Welt: mit Euch verſöhnt zu ſterben! Ja, eine Sterbende komme ich zu den Todtkranken, und bitte ihnen meinen Haß ab! Kann Madeline mir vergeben? Wird mir der Mann vergeben, den ich grenzenlos liebte, daß ich ihn liebte? Ach Ortolph, Dir habe ich eigentlich nur meine Liebe abzubitten!“ — Die Wittwe konnte vor Thränen und Erſchöpfung nicht weiter reden. Madeline reichte ihr die Hand, und ſprach leiſe: „Ich habe Sie nur kurze

Zeit gehaßt! Was Sie mir gethan, iſt längſt vergeben und vergeſſen."

Der Amtmann ließ ihr unter Schmerzen ſeine Hand, und blickte ſie mild und verzeihend an; ſprechen konnte er ja nicht. Die Stören ſprach auch nichts mehr, ſie weinte heftig, und legte ein verſiegeltes Papier in Madelinens Hand. Schluchzend flüſterte ſie noch: „Friede mit Euch und — mir — droben ſehen wir uns — verſöhnt wieder!" Sie ging, auf ihre harrende Dienerin geſtützt, und ließ ſich wieder nach Hauſe tragen. —

Um Mitternacht verſchied der Amtmann Ortolph. — Als es früh die Stören erfuhr, lächelte ſie ſtill vor ſich hin; eine Stunde ſpäter war auch ſie hinübergeſchlummert.

Jenes Papier in Mädelinens Hand enthielt das Teſtament der Wittwe. Die Kinder Ortolphs waren zu ihren Univerſalerben eingeſetzt. Madeline folgte dem Gatten nach wenigen Tagen.

Auf dem Kirchhofe in S. liegen die drei Gräber neben einander. Weinend pflanzten die Kinder Roſen auf die Todtenhügel der Heimgekehrten. An ihnen waren Houwalds Worte wahr geworden:

Der beſte Friedensſtifter bleibt der Tod!
Er hemmt die Unruh in der Uhr der Bruſt,
Und läßt den Zeiger ſtehn auf Mitternacht. —

Novellen

und

Phantaſieblüthen

von

LUDWIG BECHSTEIN.

Zweiter Theil.

Leipzig 1835,
bei Friedrich Auguſt Leo.

Inhalt:

Fanny.
Der Herr Gevatter.
Der Gehülfe zum König Salomo.

Fanny.

Es ſei geſegnet, wer die Welt verachtet,
Denn ärger iſt ſie, als es Worte malen,
Sie ſammelt grauſam unſern Schmerz in Schalen,
Und reicht zum Trank ihn, wenn wir halb verſchmachtet. —

Graf von Platen-Hallermünde.

Um den obern Pfarrkirchthurm in Ingolſtadt ſtand eine gaffende Volksmenge, die zum Theil mit den Augen die Höhe des Thurmes maß, und mit den Händen in der Luft geſtikulirte, zum Theil einen blutigen Fleck mit Antheil, mit Neugierde oder mit ſtillem Schauer betrachtete. Es war ein Maurer vom Thurme herabgeſtürzt; ſein zerſchmetterter Leichnam war ſchon hinweggebracht, aber die müßige Menge umſtand noch den Schauplatz ſeines gewaltſamen Todes, beklagte ſein Geſchick und ſeine Hinterlaſſenen, und rechnete dabei aus, welche Höhe der Unglückliche im jähen Falle durchmeſſen habe. Jetzt ſchritt auch eine kleine Geſellſchaft vornehmer Leute herzu, und die Bewohner Ingolſtadts ſahen ihnen gleich an, daß es Fremde waren; Reiſende, wie es ſchien, von jener Klaſſe, die in den Gaſthöfen zunächſt nach den Merkwürdigkeiten des Orts fragen, und mitleidig lächeln, wenn der Kellner von Merkwürdigkeiten nichts zu berichten weiß, wobei ſich auf ihren Geſichtern das ſtolze Bewußtſein malt, daß ſie ſchon viele, ſehr viele Merkwürdigkeiten geſehen; Reiſende, welche jede Kirche ſich aufſchließen laſſen, und die Blumen auf allen Kirchhofgräbern zertreten. Die Geſellſchaft beſtand aus einem ältlichen Herrn, von gedrungener Geſtalt, einer Frau von äußerſt würdevollem Anſtand, und zwei jungen Mädchen, von denen die ältere das ſechzehnte Jahr überſchritten hatte, die jüngere im dreizehnten Sommer ſtand. Die ältere Schweſter war eine faſt voll aufgeblühte ſchlanke Geſtalt, von idealer Schönheit; auf ihren Zügen war die Heiterkeit unbefangener ſchuldloſer Jugend mit dem Ernſt, der auf dem Antlitz ihrer Mutter thronte, wunderbar verſchmolzen, ihr Auge ſtrahlte Geiſt und Leben, und der oft ſtolze Ausdruck ihres Geſichts wurde wieder gemildert durch einen Zug von Schwärmerei, der ſie unendlich reizend erſcheinen ließ.

Die Reiſenden hatten bereits nach dem Wunſche des Vaters die größte Tuchfabrik und die größte Bierbrauerei in Ingolſtadt beſehen, wie nicht minder die Donauſchiffe, und wollten jetzt noch die Kirche betreten, und dann in ihren Gaſthof zurückkehren, da vernahmen ſie aus dem Munde des Volks den Unglücksfall. In Fanny's Augen trat eine ſchöne Thräne des Mitgefühls; auch ihr Blick ſuchte die Höhe, von welcher der Maurer herabgeſtürzt, dann aber flog er von dem ſchwindelnden Punkt hinauf zu den Wolken, die vom Strahle der ſinkenden Sonne vergoldet am Abendhimmel ſchwammen. „War es Gottes Hand, die Dieſen niederwarf?“ ſagte ſie ſich leiſe, und ſprach, indem ſie ſich an die Mutter anſchmiegte: „O es muß entſetzlich ſein, von einem Thurme zu ſtürzen; doch glaube ich, daß Keiner noch lebend den Boden berührt, und den Schmerz des furchtbaren Aufſchlagens fühlt, der Todesſchreck wird wohlthätig Jedem die Beſinnung rauben, und die im Flug durchſchnittne Luft tödtet ihn vollends während des Sturzes.“

„Gewiß muß es ſchrecklich ſein, Fanny, von ſolcher Höhe herabzuſtürzen," erwiederte Frau von Heppenſtein, Fanny's Mutter: „und ſchrecklicher noch für die Hinterbliebenen! O hinweg vom Anblick dieſer blutigen Stätte; ein namenloſer Schauer durchzittert mein Herz! Kommt, meine Lieben! Komm Aegydius, kommt Kinder! Wir wollen morgen in die Kirche gehen — ich kann in der Stimmung, in welcher meine Seele jetzt iſt, weder ſchauen noch beten. Und Du, Fanny, laß Dir dieſes Unglück eine Warnung ſein, Du weißt, wie oft ſchon mich Deine Kühnheit, oder Klugheit ſollte ich lieber ſagen, in Angſt ſetzte. Alle Thürme willſt Du beſteigen, alle Ruinengemäuer erklettern, Du wirſt noch ein Unglück nehmen."

„Schelten Sie mich nicht, liebe Mutter, wegen einer Neigung, über die ich mir ſelbſt keine Rechenſchaft zu geben vermag," bat Fanny, indem ſie einen bittenden Blick auf die Mutter, und einen ſehnſüchtigen nach der Höhe des Thurmes warf. „Ihre ſtrengen Worte ſchließen meiner Bitte den Mund, mir zu erlauben, den hieſigen Thurm zu beſteigen. O, Sie glauben nicht, welch ein entzückendes Gefühl es gewährt, von einer ſo freien Höhe auf Länder, Berge und Ströme herabzuſchauen, von einer reineren Luft, als die iſt, die unſre Städte durchqualmt, umgeben; da fühlt ſich die Seele gehoben, wir athmen freier, wir wünſchen uns Flügel, noch höher zu ſchweben, mit Adlern zu wetteifern, im Strom der Lüfte zu baden. Ihr Schwindel, liebe Mutter, beraubt Sie dieſer Luſt, die mir, ich geſtehe es, über Alles geht."

„Schade, ſchade, daß aus dem Mädel kein Junge geworden iſt," bemerkte der Stiefvater des Fräuleins: „hätte ein Baumeiſter werden können, oder ein Alpenjäger."

„Warum nicht ein Matroſe oder Schieferdecker, Herr Gemahl?" fragte die Mutter mit einiger Schärfe im Ausdruck. „Wie oft werde ich doch noch den unerträglichen Gemeinplatz hören müſſen: Schade, daß aus dem Mädel kein Junge geworden iſt! Ich denke, Fanny von Ickſtätt, die Tochter meines erſten Gatten, nicht die Ihre, Herr von Heppenſtein, auf die der Geiſt des Seligen übergegangen, ſoll ihrem Geſchlecht und meiner Erziehung ſo viel Ehre machen, daß man nicht nöthig hat, ihres Geſchlechtes wegen eitle und fruchtloſe Wünſche laut werden zu laſſen. O über beſchränkte Männer!"

„Nun, nun, meine Liebe! Es war ja nicht böſe gemeint," begütigte der Mann, der gewohnt war, ſeine Meinung und ſeinen Willen der höher ſtehenden Gattin unterzuordnen, da auch die geiſtreiche und wahrhaft achtungswerthe Dame den großen Fehler vieler hochgebildeten Frauen theilte, unumſchränkte Hausregentin ſein zu wollen, und ihre ganze Umgebung in möglichſt ausgedehntem Kreiſe, zu beherrſchen. „Es iſt wahr, liebe Fanny, was willſt Du auf dem Thurme?“ fuhr er, gegen die Stieftochter gewandt, fort: „Die Gegend iſt hier flach, was würdeſt Du Beſondres ſehen? Du biſt ſchon auf genug Thürmen herum geklettert.“

Fanny ſchwieg, ihr breiter runder Reiſehut verbarg den Aeltern den Ausdruck von kindiſchem Mißmuth, der ihr holdjungfräuliches Geſicht überflog, und ſie trocknete unbemerkt mit einer ihrer reichen blonden Locken eine Thräne, die voreilig raſch aus dem blauen Engelauge auf die Wange fiel. Sie ſchritt, ihr ſelbſt unbewußt, etwas eiliger wie die Uebrigen, und dachte an den Thurm und an den Maurer, und es wollte ſich in ihren Gedanken etwas geſtalten, das einer Ballade ähnlich, einer Ballade vom „thurmherabgeſtürzten Maurer.“ So und noch viel drolliger pflegt man in München zu konſtruiren, und Fanny war eine Münchnerin, und eine ſchöne dazu, und Fanny war eine Dichterin, und keine der ſchlechteſten. Ihre Stiefſchweſter war ein gutes, liebes, geduldiges Mädchen, des Vaters Liebling, minder begabt, wie Fanny, die der Mutter glich, ſich nach der Mutter bildete, und von der Mutter nach ſich gebildet wurde. Thereſe war ganz ein heitres freundliches Geſchöpf, deſſen etwas hagre Formen keine künftige Schönheit ahnen ließen, und in deren Herzen viel Güte und treue Anhänglichkeit an Aeltern und Geſchwiſter wohnte, deren Geiſt aber nichts weniger als die Geniusblüthe der Poeſie trieb; ſie zeigte wenig Luſt und Begierde, viele Wiſſenſchaften zu lernen, aber ungemein viel Anlage, in Küche und Keller häusliche Ehrenämter zu verwalten. —

Die Geſellſchaft langte in ihrem Gaſthofe an, und auch dort mußte Fanny an den Thurm denken, immer und immer wieder; ſo werden verſagte Wünſche oft zu Begierden, und das lebhafte Mädchen hörte noch nicht auf, ſeinen Wünſchen nachzuhängen, als ſchon das weiße reinliche Bett ihre ſchöne Geſtalt umſchloß und einhüllte. Fanny gedachte der vielen Sagen, deren faſt jeder altdeutſche Dom eine hat, von Baumeiſtern, Geſellen und Lehrlingen, die entweder der Teufel in Perſon oder der Teufel in der Menſchenbruſt, Groll und Neid, von den Thürmen geſtürzt haben ſoll, und wollte das Unglück „des geſtrigen halsgebrochenen Maurers" mit ſolch einem romantiſchen Gewande umkleiden. Sie konnte lange nicht einſchlafen, während Thereſe den ruhigen Schlummer kräftiger geſunder Jugend genoß, auch die Mutter ſchlief, ſo wie aus der Nebenkammer das Schnarchen des Vaters vernehmlich beurkundete, daß auch dieſer Biedermann nicht von einem heftigen Verlangen wach geſtachelt wurde. Die Decke war der unruhigen Fanny zu warm, ſie warf ſie ab, ſie wendete das Kopfkiſſen um, kühler zu liegen, ſie verließ endlich das Lager, trank ein Glas Waſſer, und trat zum Fenſter, hinausblickend in die helle Mondnacht, die wunderklar über der Stadt lag, ſo ſommerlich und lau, ſo paradieſiſch lächelnd. Frei umflatterte der Hauch der Nacht die reine herrliche Geſtalt; die Fülle ihrer Locken wallte entfeſſelt über Nacken und Schultern, und das unruhige klopfende Herz theilte dem dünnen Nachtgewande ſeine wogende Bewegung mit. So ſtand ſie, im Mondſtrahl wie verklärt; wer ſie geſehen hätte, würde ſie für eine überirdiſche Erſcheinung gehalten haben, doch es weilte kein Blick entweihend auf dieſen entfeſſelten Reizen, die in ihrer lieblichen Entfaltung beſtimmt ſchienen, dem höchſten Glück der Liebe entgegen zu blühen und einſt einen Sterblichen zum Gott zu erheben. Nur der hohe obere Pfarrthurm ſtand ernſt in nicht allzugroßer Ferne, und ſah über die Dächer herüber, und nach ihm ſah Fanny verlangenvoll, und fragte halb ſich, halb den Thurm: „Werde ich dich nicht beſteigen? Wird mir nicht durch die örtliche Anſchauung erſt die rechte Weihe zu meiner Ballade werden? Ja oder nein? O Himmel, gieb mir ein Zeichen!“

Wie ſie ſo ſtand und ſehnend ſchaute und forſchend fragte, da dröhnte vom Pfarrthurm zu der wachen Träumerin herüber der dumpfe Glockenſchlag Eins, wie ein lautes metallenes Ja, und im Buſen Fanny's klang es nach wie ein ſchauerndes Echo; es war ihr nicht mehr zu warm, mit einem leiſen Fröſteln huſchte ſie in das Bett, und zog die vorhin verſtoßene Decke wieder verſöhnlich über ſich. Nachdem noch einige phantaſtiſche Bilder ihrer erregten Sinne ſie umtanzt, einige Balladenrythmen ſich unter der elfenbeinweißen Stirn durchkreuzt, ſchlummerte Fanny ein. Da ſtieg der einzige Gott, der noch zu den Menſchen niederſteigt, der Traumgott nieder zu der holden Schläferin, und führte ſie verſuchend auf die Zinne des Thurmes. Freudig ſtand ſie oben, freudig ſchaute ſie über eine unermeßliche Ebene, ſchaute eine im Frühſtrahl erglühende Alpenkette, die vor ihren Blicken ſich ausbreitete wie ein Goldland voll Glück und Hoffnungen; es war ihr ſo wohl, ſo leicht, es wuchſen ihr bunte Sylphenſchwingen, ihre Seele hob ſich, wie im flammenden Gebet zu Gott, ſie flog — nein, plötzlich war es Nacht rings um ſie her, ein Todesſchreck, ein Angſtgeſchrei, ſie ſtürzte, tief — furchtbar, und erwachte tief aufathmend. Ihr Buſen flog ſtürmiſch auf und nieder, heftig klopfte das kleine zitternde Mädchenherz, und doch gewann die Stärke ihrer Seele bald den Sieg über die bangen Nachwehen des Traumſchrecks, und Fanny ſchalt und lachte ſich ſelbſt aus. „Bin ich nicht thöricht, mich von meinen Wünſchen ſo ſehr beherrſchen zu laſſen, daß ſie zu Feinden und Verfolgern meines ruhigen Schlummers werden? Oder will der Traumgeiſt mich warnen? Ha! Fanny glaubt nicht an Träume; Träume ſind Schäume. Nun will ich erſt recht auf den Thurm, nun will ich! Warum wurde ich denn im Traum ſchwindlich, da ich ſonſt es nie werde? Welch reizvolle Gegend überſah ich, es war mir, als überſchaue ich von einer Felſenſpitze des Himalaia das Paradies, ein Land der Seligen." —

Wie der Morgen graute, wie der Strahl Aurorens über die weiten Ebenen flog und ſich in dem Bette der zwölf Länder küſſenden Donau ſpiegelte, war Fanny ſchon auf und weckte die Schweſter? Fanny liebte die Morgenſpaziergänge über Alles, ſo daheim in München wie auswärts, wenn ſie mit ihren Aeltern reiſte. Die gute Schweſter Thereſe mußte dann Begleiterin ſein, und wirklich war dieſe viel zu gut und freundlich bereitwillig, als daß ſie nicht hätte folgen ſollen, ſo ſehr ſie auch die Morgenruhe liebte. Da ſah man oft die Schweſtern das reizende Iſarthal durchwandeln, dieſe heitere Oaſis mitten in der ſterilen Wüſte der Münchner Ebene, oder ſie machten miteinander einen Spaziergang nach Sendling, wo der grandioſe Anblick der Alpenkette des bairiſchen Hochlandes die für Naturſchönheit glühende Fanny oft zu begeiſterten Ausrufen hinriß. Für die Aeltern gab es nach Art vornehmer Leute keine Morgenſtunde; es war früh, wenn ſie um neun Uhr das zum Taglager gewordene Nachtlager verlieſen; um dieſe Zeit war das ausgeſtattete ſchuldloſe Taubenpaar der Töchter ſtets zurück. Daher kam es auch jetzt der ſanften Thereſe nicht unerwartet, ſich von Fanny geweckt zu ſehen, und aus dem holden Schweſtermund die Einladung zu einem Morgenſpaziergang zu vernehmen, und ſie leiſtete wie immer willige Folge. Die Toilette war raſch gemacht, für die Einwohner der Provinzialſtadt war großer Schmuck nicht von Nöthen; das unfriſirte Haar barg der breite Sommerhut; eine Saloppe verhüllte den Oberleib gegen neugierige Blicke wie gegen die Kühle des Morgens, eine Schweſter half der Andern, jetzt ſchnell die Schuhe an die niedlichen Füßchen, die langen Handſchuhe an die vollen jugendfriſchen Arme, den Strickbeutel mit etwas Naſchwerk zur Hand, zuletzt noch, das Spazierſtöckchen von Fiſchbein oder Zuckerrohr mit dem Knopf von Porzellan oder farbigem Achat, und die Mädchen waren fertig, und ſchlichen ſich leiſe von dannen.

Der Morgen war herrlich, er goß die Frühlingsreize der Verjüngung auf die Gegend; die Baumblätter glänzten, noch feucht vom Thau der Nacht, wie helles Silber; fröhliche Vöglein hüpften ſingend durch die grünen Blätterlauben; über dem kühlen

Strom kräuſelten ſich zerrinnende Nebelwölkchen. Am Donauufer wandelten die Schweſtern Arm in Arm, voll herzlicher Eintracht, und der heitre Reiz der Natur ſtimmte ſie Beide ſelbſt ſehr heiter, und weckte in ihnen jene fröhlichfrommen Gefühle, die das Menſchenherz ſo mächtig erfaſſen, wenn die Mutterſtimme der Natur mit zärtlicher Allgewalt ihm die heilige Wahrheit aufdringt, daß auch ein alliebender Vater ſei, dem es Alles, Alles verdanke. Da hörten Sie die Thurmuhr ſchlagen, und Fanny dachte erſt jetzt wieder mit einem leichten Schreck an ihren Traum, und erzählte ihn Thereſen, indem ſie ſich wieder nach der Stadt zurück wandten.

„Ich hätte große Luſt hinauf auf den Thurm,“ ſprach die lebhafte Fanny.

„Um Gott, Schweſter, Du wirſt doch nicht nach einem ſolchen warnenden Traum? Nein ich laſſe Dich nicht hinauf!“ entgegnete die Begleiterin.

„Sei nicht kindiſch, Thereſe, eben des Traumes wegen will ich hinauf,“ widerſprach Fanny. „Es iſt nichts verderblicher für unſer Gemüth, und ſtellt ſich nichts hemmender unſrer geiſtigen Fortbildung entgegen, als wenn wir von kindiſchen Eindrücken und abergläubiſchen Ammenmährchen uns fortdauernd beherrſchen laſſen; ſolche Gefühle ſind Geſpenſter in unſerm Innern, denen wir, wie äußern, uns räthſelhaften Erſcheinungen beherzt entgegentreten müſſen, um ihr Nichtvorhandenſein zu begreifen. Jenem Unglücklichen, der geſtern fiel, hat es gewiß nicht geträumt, er werde ſtürzen, und ich, die es träumte, werde jetzt hinaufſteigen und nicht herunterfallen, willſt Du nicht mit und die ſchöne freie Ausſicht genießen, ſo erwarte mich unten, ich komme bald zurück.

„O ich bitte Dich, Fanny, bleibe, bleibe! bei allen Heiligen bitte ich Dich!“ flehte Thereſe unter Thränen, und verſuchte die Schweſter zu halten.

„Biſt Du nicht thöricht!“ rief Fanny erhitzt aus: „Haſt Du ſo wenig Vertrauen zu Gott? Er wird ſeine Rechte halten über mir!“

„Du ſollſt Gott nicht verſuchen!“ rief ängſtlich Thereſe, aber Fanny hörte nicht auf die Stimme der Warnerin, ſie flog die ſchmale Thurmtreppe hinan, und recitirte im Steigen die erſte Strophe ihrer Rhapſodie vom Maurer.

„Droben in dem Reich der Lüfte, auf der ſturmumwehten Zinne
Hohen Thurmes ſtand der Maurer, hämmernd mit bedächt'gem Sinne;

Stein zum Steine fügt verſtändig nach der Regel der Geſelle
Und die Fugen voll von Mörtel überſtreicht er mit der Kelle.“

Dabei hatte die Flüchtige ſchon zwei und dreißig Stufen hinter ſich, und ängſtlich mit bang klopfendem Herzen folgte ihr, ſo ſchnell ſie es vermochte, die zagende Schweſter nach.

Nahe bei der Pfarrkirche lag ein junger baieriſcher Lieutenant im Quartier, Franz von Vilſegg. Er hatte ſchon geſtern als die Reiſegeſellſchaft am Pfarrthurm ſtand, im Fenſter gelegen, und mit Antheil das jugendlich blühende Mädchen betrachtet; verwundert und erfreut ſah er heute wieder die Schweſtern an dem Thurm ſtehen, ſah den von Fanny's Beharrlichkeit ſchnell überwundenen Widerſpruch Thereſens, und gleich darauf Beide in dem ſchmalen Thurmpförtchen verſchwinden, worauf er ſo raſch als möglich ſeinen Anzug vollends ordnete, und ſein Quartier verlaſſend, ſich ebenfalls nach dem Thurm begab, denn es fiel ihm plötzlich ein, daß die Ausſicht vom Thurm an einem ſo klaren Morgen wunderſchön ſein müſſe, und daß er ſchon längſt Willens geweſen, einmal hinauf zu gehen.

Die überkühne Fanny war indeß oben angelangt, und ſog mit freudigen Athemzügen die friſche Luft ein, welche den hohen Thurm umwehte. Der Glöckner öffnete gefällig die Schallfenſter der Glockenſtube und die Blicke ſchweiften frei und ungehemmt über die weite mit grünen Triften, fruchtbaren Aeckern und unzählbaren Ortſchaften geſchmückte Ebene. Der majeſtätiſche ſchiffebelebete Donauſtrom rollte ſeine Wellen hindurch, und manches grüne Inſelland ſchien auf der ſilberhellen Fluth zu ſchwimmen. Unten lag die Stadt, von ihren Feſtungswerken eingeſchloſſen, die Brücken belebte ſchon eine Menge Landvolk im muntern Gewimmel, und wie Fanny mit freudetrunkenen Blicken dem Lauf der Donau folgte, rief ſie plötzlich lebhaft aus: „Weißt Du noch Thereſe, wie dieſer ſchöne Strom mir in meinem neunten Jahre beinahe zum Grab geworden wäre, wie die Aeltern noch in Regensburg wohnten? Du gute Schweſter, da wurdeſt Du meine Lebensretterin!“

„Ach ja,“ erwiederte Thereſe, von Fanny ſchweſterlich liebevoll umarmt: „Du hatteſt ſchon damals jenen unbändigen Hang, Thürme und Berge zu beſteigen, und die ſtete Luſt an Alterthümern; nichts zog Dich mehr an, als Ruinen, deshalb überredeteſt

Du mich auch, mit Dir nach Donauſtauf zu gehen, ein weiter Weg für uns kleine Mädchen, und das alte Schloß Hohenſtauf zu durchkriechen, doch wir kamen nicht hin."

„Nein, wir kamen nicht hin," beſtätigte Fanny. „Hart am grünen Donauufer gingen wir, und ich erzählte Dir eine Geſchichte von der Nixe, die in der Donau wohnen ſoll, und zuweilen am Ufer ſitzen und ihr langes grünes Haar ſtrählen, kindiſche Fabeln und doch ſchön und poetiſch, da ſank plötzlich treulos unter meinem Tritt der Raſen ein, und mit einem Schrei lag ich im Waſſer. Du erſchrackſt zum Tod, aber ſchnell beſonnen, wie man es von einem Kinde von ſieben Jahren kaum erwarten durfte, warfſt Du Dich an die Erde, und mir Dein Halstuch zu, mit aller Kraft es haltend, ich faßte es, und war gerettet."

„Da gelobteſt Du, vorſichtiger zu werden, und mich immer lieb zu haben, und ſtets meinem Rath zu folgen!" ſprach Thereſe.

„Und liebe ich Dich denn nicht, mein Schweſterchen?" ſchmeichelte Fanny: „aber Deinem Rath ſtets zu folgen, das geht doch nicht an, das wirſt Du von der ältern Schweſter nicht verlangen!"

Dabei trat Fanny zu einem andern Schallfenſter, bog ſich hinaus und erblickte draußen ein unterhalb der Oeffnung befeſtigtes Bret, das auch noch durch ſtarke Seile gehalten wurde.

„Was iſt das für ein Bret?“ wandte ſie ſich fragend an den Glöckner. Dieſer erwiederte mit einer kummervollen Miene: „Ach Gott, es war außen am Mauerwerk etwas ſchadhaft, und das iſt das Bret, von welchem geſtern der arme Maurer herabgeſtürzt iſt.“

„Ei, warum hielt ſich der Unglückliche nicht an?“ rief Fanny, indem ſie an einem der ſtarken ſtraff angeſpannten Seile rüttelte. Und mit einem kecken Sprung ſtand ſie in der Fenſterbrüſtung, und ſetzte den rechten Fuß vor, hinaus auf das Bret.

„Fanny! Um Gotteswillen!“ kreiſchte Thereſe, der es ſchwarz vor den Augen wurde.

„Thue Sie das nicht, Jungfer!“ warnte der alte Glöckner ernſt. „Steige Sie herunter!“

Aber Fanny, keck und verwegen, faßte mit jeder Hand hüben und drüben das Seil, ſetzte ſicher und wohlgemuth auch den linken Fuß heraus auf das Bret, und ſtand ſo wie auf einer ruhenden Schaukel, triumphirend außerhalb des Thurmes. Der Morgenwind ſtrich durch ihre Locken, ihr weißes Gewand flatterte anmuthig, ihr Geſicht glühte vor Stolz und Freude, wenn auch die Hände leiſe zitterten. Jetzt trat der junge Herr von Bilſegg in die Glockenſtube und ſah mit Entſetzen das gefährliche Wagſtück. Mit Thränen in den Augen, und das Geſicht von Todesangſt entſtellt, bedeutete ihn Thereſe durch Zeichen, ruhig zu ſtehen, nicht durch Sprechen die Schweſter zu erſchrecken. —

Früher als es ſonſt gewöhnlich war, trieb dieſesmal eine Unruhe, deren ſie nicht Herrin werden konnte, den Morgenſchlaf von den Augenliedern der Frau von Heppenſtein, ſie ſelbſt aus dem Lager. Die Töchter waren nicht da, und die Bangigkeit des Mutterherzens ſtieg, obgleich es ihr nichts Ungewöhnliches war, daß beide Schweſtern oft Sommermorgenſpatziergänge mit einander machten. Sie öffnete das Fenſter, um vielleicht durch das Einathmen friſcher Luft ihr wallendes Blut zu kuhlen, da ſchlägt dumpf die Uhr auf dem obern Pfarrthurm, unwillkührlich fliegt ihr Blick nach dem Thurme hin, und ihr heißes Blut gerinnt zu Eis — eine fürchterliche Ahnung, ein namenloſer Schreck — in der Hand zittert heftig die Lorgnette — ja es iſt Fanny! — Ein gellender Schrei! Wehe! Nacht vor dem Blick -- in tiefer Ohnmacht ſtürzt die Mutter zu Boden. —

Vorſichtig und behutſam hebt Fanny das linke Füßchen zurück in das Schallfenſter, dann das rechte, hält ſich feſt am Geſimms, dreht ſich um, ſpringt herab auf den ſichern Boden, wendet ſich lachend an die angſtgemarterte Schweſter mit der Frage: „Nun, Thereſe?“ und ſteht in demſelben Augenblick hocherröthend, von der Gluth der Schaam mit dem lieblichſten Purpur übergoſſen, vor dem fremden jungen Mann, der überraſcht vom Anblick ſo hoher Reize verlegen ein Kompliment-herſtammelt, und ein Wort von ſchüchterner Bewunderung ſolch kühnen Muthes fallen läßt.

„Ich weiß nicht, was Sie uns nachführt, mein Herr,“ erwiederte Fanny, und maß ihn groß mit dem vollen Blick jungfräulichen Stolzes: „doch muß ich Ihnen geſtehen, daß ich lieber gewünſcht hätte, Sie hätten mich ſo nicht geſehen. Auch war das kein Muth, ſondern verwegene Keckheit, die, ich fühle es, kein Lob verdient; aber ich wollte meiner Schweſter den Beweis liefern, daß Träume lügen, denn mir träumte vergangene Nacht, ich fiele von dieſem

Thurm, weil man mir geſtern von einem armen Verunglückten erzählte."

„Mademoiſelle verzeihen mir; ich weiß nicht, ſoll h mehr Ihrem unerſchrockenen Charakter oder Ihrem philoſophiſchen Geiſte meine bewundernde Huldigung arbringen?" verſetzte Franz von Vilſegg: „und ich würde mich glücklich ſchätzen, zu erfahren, welchen Ort Sie Heimath nennen, welchem Namen eine ſolche Heldin Zier und Glanz verleiht?"

„Und mit welchem Recht fragen Sie darnach?" rwiederte Fanny. „Was kann Ihnen an Namen und Heimath einer reiſenden Seiltänzerin liegen? Solche bin ich, Fanny heiße ich, und meine Heimath iſt das große Narrenrund, die Welt! Komm Thereſe! Adieu, mein Herr!"

Raſch reichte Fanny noch dem Glöckner eine Gabe, üßte der Schweſter Hand, und eilte mit ihr die Thurmtreppe herab. Verdutzt ſtand der Lieutenant, und ſchaute der holden, ſtrengen, räthſelhaften Mädchenerſcheinung nach. „Seiltänzerin?" fragte er ſich mit einem eignen Unmuth, und er fühlte, daß es ihm ſehr, ſehr unlieb ſei, in dieſem Mädchen eine Unglückliche, die verlorne Tochter eines ſchnöden verachteten Gewerbes erblickt zu haben. „Seiltänzerin? Nicht wohl möglich, nur bizarre Laune gab ihr ein, meine Frage, die ihr zudringlich erſcheinen mochte, ſo abzufertigen — ha, und wie fein — zugleich ihre unmädchenhafte Keckheit zu entſchuldigen; nein, nein, dieß iſt kein gewöhnliches Mädchen, ich aber erſchien ihr wohl recht unbehülflich und tölpelhaft! Wie ſie vor mir ſtand, ſo hehr, ſo edel, ſo ſchön, die blauen Augen ſo ſtrahlend, die ganze herrliche Geſtalt ein Ideal hohen Liebreizes, o ein ſolches Mädchen möchte ich mein nennen — ich muß den Schweſtern folgen, ich muß erfahren, woher ſie kommen, wohin ſie gehen, wer ſie ſind? Der ältliche Herr und die ſtolze Dame, in deren Geſellſchaft ich Fanny geſtern ſah, waren keine Seiltänzer, ſo viel iſt ausgemacht."

So ſchloß und folgerte der junge, von Fanny's Schönheit bezauberte Mann, entflammt von einer ſchnell erwachenden Neigung, die der junoniſchen Huldin Feuerblick entzündet hatte, und folgte verwirrt dem Schweſterpaare nach, ohne der entzückenden Ausſicht vom Thurme, wegen der er heraufgeſtiegen zu ſein meinte, einen Blick zu gönnen. —

Schreck und Verwirrung laſen die Schweſtern auf den Geſichtern aller Perſonen im Gaſthof, und weinend ſtürzte ihnen Nanny, das treue Kammermädchen, mit dem Ausruf entgegen: „O kommen Sie! Kommen Sie um Gotteswillen Fräulein Fanny; die gnädige Frau hat einen ſchrecklichen Anfall! Sie redet irre, und ſagt, Sie wären vom Thurm herabgeſtürzt!“

„Großer Gott!“ riefen die Erſchrockenen und eilten nach dem Zimmer der Mutter, Fanny flog an ihr Lager, und umſchlang die leidende Frau mit leidenſchaftlichem Schmerz. Der Vater ſtand mit ſtummer Bekümmerniß am Bette. Frau von Heppenſtein ließ wieder einen lauten Schrei ,aus, als ſie die Tochter erblickte; ſie glaubte einen Geiſt zu ſehen, und als ſie endlich die heißen Küſſe und die heißen Thränen fühlte, und die Ueberzeugung gewann, daß Fanny lebe, griff ſie ſich an die Stirne, und fragte langſam, tief aufathmend: „War es denn nur ein Traum? Ein gräßlicher Traum? Fanny, Du lebſt! O meine Tochter, o mein geliebtes Kind! Wo warſt Du? Warſt Du nicht auf dem Thurm? Standeſt Du nicht außen vor dem Thurmfenſter? Um Gotteswillen, rede; denn ich ſah Dich, und wenn Du es nicht warſt, ſo ſah ich ein Geſpenſt am hellen Morgen, und — werde wahnſinnig — und wahnſinnig könnte mich der Gedanke machen, daß Du es geweſen! Aber Du biſt nicht gefallen? Du ſtehſt ja geſund vor mir!“

Fanny badete ihr Haupt in Reuethränen am Buſen der Mutter, und mochte vergehen vor Schmerz und Weh; ihr Schluchzen und die ganze zitternde heſtige Bewegung ihres Inneren ward zum Bekenntniß.

„Was haſt Du nur geſehen, meine Liebe?“ fragte der Vater: „Da iſt ja nun unſre Fanny, und Deine Einbildungskraft ſpielte Dir einen Streich, darum beruhige Dich.“

„Du warſt oben, Fanny,“ ſtöhnte die Mutter. „Gott verzeihe Dir die unerhörte Seelenangſt, den entſetzlichen Schreck, den Du mir verurſacht, ich ſah Dich ſtehen und glaubte Dich ſinken zu ſehen, weil ich ſelbſt ſank, und die Nacht der Ohnmacht mein Aug' umhüllte, o Fanny, das war nicht recht und nicht gut von Dir?“

„Verzeihung, meine Mutter!“ weinte Fanny, und ihre Mutter umſchlang ſie weinend und flüſterte: „O mein Kind, ich preiſe Gott, daß ich Dich wieder habe!“ —

Einige Stunden darauf ſaß die Familie im Reiſewagen. Vor der Pfarrkirche hielt derſelbe ſtill, Frau von Heppenſtein ſtieg mit den Töchtern aus, ſie warf keinen Blick auf den hohen Thurm, ſie eilte raſch, von den Töchtern gefolgt, in die Kirche. Vor dem goldnen Bilde der Gottesmutter, das von tauſend Edelſteinen funkelte, dem auf der Bruſt ein Rubinherz brannte und rothe Farbenſtrahlen ausgoß, gleich einer ewigen Ampel, knieten alle Drei, ſtill andächtige Beterinnen. Als ſie ſich erhoben, ſtand ein junger Krieger unter dem Portal, der ihnen den Weihwaſſerkeſſel reichte. Ein ſtreifender Blick, den Fanny und Thereſe auf ihn hefteten, ließ ſie den Officier wieder erkennen, der ihnen heute auf den Thurm nachgefolgt war; er verbeugte ſich ehrerbietig — dort fuhr der Wagen hin, Franz von Bilſegg war glücklich, er wußte, daß Fanny aus München, daß ſie keine Seiltänzerin, daß ſie ihm ebenbürtig war. —

Die Geſellſchaft, welche auf einer heitern Sommerreiſe die Reſidenz umkreiſte, hatte die heitern Donauufer verlaſſen, und weilte jetzt in dem kleinen Marktflecken Dachau, am Ammerfluß, von wo aus vor der Heimkehr noch der reizende Ammerſee und der Starenberger See mit ſeinem italieniſchen Charakter, ſeinen lieblichen Villen, ſeinen maleriſchen und impoſanten Gebirgshintergründen beſucht werden ſollte. Im Portefeuille Fanny's ruhte vollendet die Ballade von dem Maurer, aber die junge Dichterin theilte ſie nicht mit, um ihrer geliebten und verehrten Mutter eine ſchmerzliche Erinnerung zu erſparen. Dieſes ſeltne Mädchen war Schuld, daß die Reiſe langſamer von Statten ging, denn ſie konnte bei keiner Burgruine vorbeifahren, keine Kapelle, deren Bauart alterthümlichen Charakter verrieth, ja kaum ein einfaches Wegkreuz ſehen, ohne nach den Sagen zu forſchen und zu fragen, die um ſolche Denkmale den Zauber der Romantik, gleich Immortellenkränzen winden und weben. Die reizende Alterthümlerin führte eine bunte Sammlung von Liedern, Fragmenten, und Skizzen zu größern Arbeiten mit ſich herum, und nahm von allen den Orten, die ihre Phantaſie begeiſterten, kleine Andenken mit, Moos von altergrauen Steinen, Blumen und Steine von Bergen, Epheu von Ruinen, und ſchwelgte dann daheim in den Erinnerungen an den Genuß früherer Wonnen, und gab in ſeligen Weiheſtunden den treu bewahrten Eindrücken Geſtalt, Farbe und Leben.

Sanft in Roſenfarben erglühte die ferne Alpenkette, und in lieblicher Abendbeleuchtung ſchwammen die Flecken und Dörfer und Weiler auf dem grünen Meer der Hochebene. Steif und ſtattlich erhoben ſich in der Ferne die Schlöſſer Schleißheim und Nymphenburg, und die ſonſt ſo düſter und altergrau, die Frauenthürme Münchens, ragten jetzt wie zwei glühende himmeltragende Säulen am öſtlichen Rand des Horizontes in die Luft empor. Dieſe Ausſicht genoſſen die Reiſenden vom Hofgarten des Dachauer Schloſſes, doch Fanny hatte nicht ſobald unten am Wege eine alte Kapelle entdeckt, als ſie dieſer zueilte, wobei Thereſe, wie immer, die Begleiterin abgeben mußte. Der Vater aber blickte reiſemüde nach den geliebten Frauenthürmen, und wünſchte ſich leiſe wieder in das Aegyptenland voller Fleiſchtöpfe, Wildpret- und Spanferkelhändler und zu den auserleſenen Faſtenſchmäuſen am Freitag im Thal Petri zurück. Frau von Heppenſtein warf einen verächtlichen Blick auf das kleine Oertchen Dachau und ſprach: „Es freut mich gar nicht, in dieſem Neſt übernachten zu müſſen, und ich würde lieber nach München gefahren ſein, wollte ich nicht gerne morgen meine Freundin dort in Indersdorf ſprechen, die Aebtiſſin des Saleſianernonnenkloſters, wegen unſerer Thereſe."

„So trägſt Du Dich immer noch mit dem Gedanken, das Kind in ein Kloſter zu thun?“ fragte mißmuthig der Gemahl: „Haſt Du denn Dein Kind ſo wenig lieb, daß Du es von Dir thun willſt, und haben wir nöthig, ein Kind zu verſtoßen?“

„Ja, mein Herr Gemahl, ich trage mich immer noch mit dieſem Gedanken, wie Sie zu ſagen belieben,“ erwiederte Frau von Heppenſtein mit der bittern Schärfe eines Gemüths, das ſich herriſch gegen jeglichen Widerſpruch auflehnt: „Und heißt das ein Kind verſtoßen, wenn man es dem Himmel weiht? Das Fräulein iſt im Kloſter am Beſten aufgehoben, ſo lange das Kloſter nicht aufgehoben wird; Thereſe iſt nicht ſchön, wird nicht ſchön, ſo reich ſind wir nicht, daß wir unſern Kindern große Heirathsgüter zuwenden könnten, folglich hat ſie ohnedieß die Ausſicht auf den eheloſen Stand, der bei Gott dem Eheſtand oft vorzuziehen iſt, und was kann es Armſeligeres geben, als ein armes gnädiges Edelfräulein, das von der Gnade Andrer leben muß, die oft genug zur höchſt ſchmerzlich fühlbaren Ungnade wird?“

„Du berührſt hier ein ſehr weitläuftiges und unangenehmes Kapitel, mein Schatz,“ ſtimmte der Gatte bei; „und thäten ſolche Individuen beſſer, ſich der eitlen Anſprüche, die ſie auf voraͤlterliche Verdienſte machen, gänzlich zu entäußern, und ſich nicht mehr und beſſer dünken zu wollen, als Mädchen bürgerlicher Herkunft, die auch durch Dienen ihren Lebensunterhalt erwerben müſſen."

„Ich höre immer und immer wieder die Aeußerungen einer höchſt ignobeln und plebejiſchen Geſinnung, die ich leider ſchon gewohnt ſein ſollte, und doch nie gewohnt werden kann; o Gott, ſo ſprach ſich nie mein ſeliger Gatte aus!" eiferte Frau von Heppenſtein gegen den zweiten Gemahl, indem ſie mit ihm den Schloßgarten verließ, und herab nach dem Gaſthauſe zuging.

„Oh, oh, meine Gute, ich bin noch viel ſchwerere und läſtigere Dinge gewohnt worden, und habe lernen müſſen, Dir gegenüber immer Unrecht zu haben, und immer den ſeligen Herrn von Ickſtätt als Muſterbild aufgeſtellt zu ſehen," verſetzte der Mann mit dem gleichmuthigen Ton eines Kreuzträgers, der ſo ſehr in der Reſignation erſtarkt iſt, daß ihn keine Bitterkeit mehr erbittert: „Doch laſſen wir das, aber ſage mir, warum ſoll denn nun juſt meine Tochter, Thereſe in ein Kloſter und Fanny nicht?"

Auf dieſe Frage folgte keine Antwort, ſondern die gereizte Frau wandelte raſchen Schrittes ſchmollend ihres Weges fort, und nur halberſtickte Seufzer verkündeten ihres Innern zornwallende Bewegung.

Unterdeß war die glückliche Fanny mit ihrer Schweſter bei der Wegkapelle angekommen, dort lag ein armes altes Bettelweib auf den Knieen und ſchien zu beten, wenigſtens rollte ein Küglein ihres Roſenkranzes nach dem andern abwärts. Als ſie die beiden jungen Mädchen erblickte, erhob ſie ſich, griff nach dem Krückenſtock und rief mit beweglicher Stimme: „O ſchenkt eine kleine Gabe der armen Wittwe Uthildis, die ihr Schloß verkauft hat an den Wittelsbacher, ſchenkt eine kleine Gabe der Wittwe des letzten Grafen von Dachau!“

„Gütiger Gott,“ flüſterte Fanny der Schweſter zu: „Das arme Weib iſt wahnſinnig; ich habe in der Chronik des Aventinus geleſen, daß Otto von Wittelsbach im Jahr eintauſend einhundert und dreiundachtzig die Burg von Dachau der Wittwe des letzten Grafen abkaufte, und jetzt hält dieſe Unglückliche ſich für Jene. Wahrſcheinlich hat ſie auch in einer alten Chronik geleſen, und das hat ihr die Sinne verwirrt.“

„O Ihr braucht Euch nicht vor mir zu entſetzen und von mir abzuwenden, holde Fräulein,“ plauderte die Alte weiter: „ſeht, ich will Euch Platz machen, wenn Ihr etwa beten wollt, ob ich habe ſchon Vielen Platz gemacht!“

„Sie iſt wohl ſehr arm, gute Frau?“ fragte Fanny mit mitleidigem Ton.

„O ja, ſehr arm bin ich gute Frau!“ antwortete Jene mit verrücktem Lächeln. „So arm, ſo arm, daß wenn ich auf dieſen Baum ſteige, ich keinen Antheil mehr auf Erden habe, keinen Antheil. So bettelarm und vogelfrei, ſagt an, ob einer ärmer ſei? Seht nur das Bild an, in der Kapelle, da haben ſie mich abgemalt, mich und meine Geſchichte.“

„Eine Geſchichte? Eure Geſchichte?“ rief Fanny mit all der Lebhaftigkeit, die ſie äußerte, wenn es galt, einen dankbaren Romanzen- oder Balladenſtoff zu gewinnen; „o erzählt ſie mir!“ dabei bewegte ſich ſchon in ihrer zarten Hand die goldgefaßte Bleifeder, und ſie ſchlug zitternd vor freudiger Haſt die in geſtickte Seide gebundne Schreibtafel auseinander.

„Ja, ja, ich will erzählen, gleich, muß mich nur ein wenig beſinnen, mein Kopf iſt alt und ſchwach, und mein Gedächtniß wird immer kürzer, je länger mein Leiden und Leben dauert — ja, leidenvolles Leben, ganz recht,“ ſchwatzte die Alte. „Seht, liebe

Kinder, dort wo ſie jetzt das Luſtſchloß hingebaut haben, dort hat erſt mein Schloß geſtanden. Es iſt ſchön, wenn einer ein Schloß hat, und braucht nicht betteln zu gehen. Mein Sohn war gar ein ſtattlicher Rittersmann, mein Stolz, meine Freude. Da gewann er das Fräulein von Wolfrathshauſen, nicht weit vom Wurmſee lieb. Dieſe Liebe wurde der Wurm an meinem Herzen. Die Brüder des Fräuleins waren ſeine Geſpane, und verſprachen die Schweſter mit vierhundert Goldgülden auszuſteuern, und Weihnachten ſollte die Verlobung ſein; da ritt er fort der junge Graf von Dachau, und die Liebe ſpornte ſein Roß, daß er ſeinem Gefolge weit vorauseilte. Seinen Weg will ich Euch beſchreiben. Er ritt am Ufer des Würmflüßchens hin, bis er kam in das ſchöne Mühlthal, wo Kaiſer Karl der Große geboren wurde — ja ſtaunt nur, das klingt Euch wohl fabelhaft, iſt aber wahr, eh, was ich ſage, das iſt Alles wahr. Und wie er nun daher zog, lauerten ihm die Knechte der Grafen von Starnberg auf, ſeiner alten Feinde, und im Walde bei Berg am See erſchlugen ſie ihn. O weh, o weh! Sie zogen ihm ab ſein helles Kleid, ſie raubten ihm all ſein Prachtgeſchmeid, ſie theilten ſich in ſeine Gewand, und hieben ihm ab ſeine rechte Hand. Ja! An der rechten Hand trug er einen goldnen Ring, der ging nicht vom Finger, ſo nahmen ſie die ganze Hand, obgleich er ihnen keinen Finger gegeben, die verloren ſie aber im Walde.“

Jetzt ging plötzlich die Alte in einen ſingenden Ton über:

„Die Braut ſtand auf der Zinne
Sie ſchaute vom Schloß ins Thal.
„„Nun kommt mein lieber Bräutigam
Gott grüß ihn tauſendmal!““

„Nun kamen die Knappen geritten allzumal,“ fuhr die Alte wieder ſprechend fort: „und kamen auf die Burg, fanden aber daſelbſt den Herrn nicht, und waren gar ſehr beſtürzt, und die Braut weinte und wehklagte, daß es einen Stein hätte erbarmen müſſen, wenn Erbarmen bei Steinen üblich wäre. Nun zogen die Braut und ihre Brüder und das Gefolge des Grafen nach Dachau, und im Walde bei Berg am See geſchah es, daß ein Hündlein kam, und trug die abgehauene Hand des Ritters, daran noch der Smaragdring glänzte, aber der Smaragd hatte ſich in einen Rubin verwandelt, in einen blutigen Rubin. O weh, o weh! Das Hündlein bellte und winſelte, und da Einige ihm folgten, fanden ſie den Erſchlagenen; meinen Sohn! Da kamen ſie gezogen mit ſeiner Leiche, das war ein trauriger Zug —“

Hier brach die Wahnſinnige plötzlich ab, ſprach kein Wort weiter, ſondern kauerte ſich auf einen Stein, und wiegte den grauen Kopf hinüber und herüber, nur leiſe murmelnd unverſtändliche Worte; der Abend ſank vom Himmel, und über den moos-überzogenen Moorflächen ſtieg bleicher Nebel auf. Fanny warf der Alten ein Stück Geld in den Schoos, ergriff die Hand der Schweſter, und eilte mit dieſer raſch von dem unheimlichen Weibe hinweg.

„Wieder ein herrlicher Stoff zu einer romantiſchen Sagengeſchichte, die ich bearbeiten will, ſobald wir nach Hauſe kommen! O wie ſchön iſt's, daß wir wahrſcheinlich deſſelben Weges reiſen, den der Graf nahm, da kann ich deſto beſſer und wahrer die Gegend ſchildern. Siehſt Du, wie gut es iſt, alte Kapellen zu beſuchen und bei alten Monumenten zu verweilen! Faſt um jede, um jedes flicht ſich ein dunkler Kranz ehrwürdiger Erinnerungen, die des dichteriſchen Gemüthes harren, das zu den dunkeln Blättern die lichten hellen Blumen der Phantaſie windet, verſöhnend und verſchönend, und dann der aufgefriſchten Heiligenbilder der alten Sage in einem neuen Schrein zu frommgläubiger Verehrung ausſtellt.“

Willig ſtimmte die gute Thereſe der poetiſchen Schweſter bei, und fühlte mit dieſer mehr als ſie es auszuſprechen vermochte, daß die Dichtung gern die Flügel ihrer Begeiſterung in die Gefilde der Vergangenheit lenkt, und gern die Wunder alter Mähren in Liedern feiert. Solches iſt kein Rückwärtsſchreiten, wie Viele meinen, die vor den Götzen der Gegenwart knien, und von der neuen Zeit krähen und predigen. Die Vergangenheit hat Geſchichten, die Gegenwart hat Thaten, die auch zu Geſchichten werden, wenn ſie gereift ſind am Baum der Zeit, die Alles reift und zeitigt.

Am andern Morgen wurde das Kloſter beſucht, und während der Vater mit den Töchtern ſich im Haus und Garten durch eine Schweſter herumführen ſen, hatte die Mutter mit der Aebtiſſin eine lange nterredung, bei welcher mancher Schmerzenserguß es verwundeten Herzens zur Thräne verkörpert über ie Wange rollte. Die Aebtiſſin des Kloſters Jngersdorf war die Jugendfreundin der Frau von Jckätt, und wußte um Alles. Gegen Mittag wurde die Reiſe nach dem vorgefaßten Plan fortgeſetzt. Wie freudig grüßte Fanny auch das nahe Fürſtenfeldbruck, wo ſie in der prächtigen Kloſterkirche von Fürſtenfeld mit gerührten Blicken auf das Denkmal Kaiſer Ludwigs des Baiern blickte, und ihrer Schweſter jene grauſame That des Baierherzogs Ludwig des Strengen erzählte, der auf einen falſchen Verdacht hin, von Eiferſucht verblendet, ſeine ſchuldloſe Gemahlin Maria enthaupten ließ, und dann zur Sühne der Gründer dieſes Kloſters wurde. So mit Wohlgefallen auf dem ſchönen romantiſchen Boden wandelnd, fand Fanny tauſend Anläſſe, ſich für dichteriſche Schöpfungen zu begeiſtern, und ihrer Umgebung eine belehrende geſchichtkundige Führerin zu ſein. War doch ſo weit ſchon ihr Eifer gegangen, daß ſie daheim mit großem Fleiß lateiniſch trieb, um aus Aventinus Chronik Mehreres zu überſetzen. So flatterte ſie, eine heitre Libelle, von den Muſen begünſtigt, von Allen, die ſie kannten, geliebt, mit Jugendreizen wunderherrlich geſchmückt, und mit einem warmen und tiefen Gemüth voll reiner und edler Empfindungen ausgeſtattet, glücklich um die Freudenblumen, die ihr das Leben in der Gegenwart bot.

Als der Starnberger See beſucht und überfahren war, als Fanny faſt auf jedem der Schlöſſer und Schlößchen, die ſich wie Perlen in einer Muſchel um die lieblichen Ufer des herrlichen Sees reihen, geweilt hatte, warf ſie einen wehmüthigen Scheideblick auf das reizende Gefilde, den blaugrünen Waſſerſpiegel, den fernprangenden Alpengarten, und es war ihr, als ſcheide ſie aus einem Paradieſe, das ſie mit ſtiller Wehmuth verließ. Die Heimfahrt nach München wurde nicht auf dem gewöhnlichen Weg gewählt, ſondern, auch hauptſächlich auf Fanny's Bitten, durch das Thal, in welchem die Reismühle liegt. Die Gegend nach München zu, wenn man den See verlaſſen hat, trägt den Charakter einer unfruchtbaren, traurigen Einöde; es mangelt ihr Farbe und Friſche, und die Wieſen ſind von einem fahlen Grün überkleidet, auf welchem nur ſparſam Blumen ſich zeigen, deren Samen der Wind von den Alpenbergen herübergeweht zu haben ſcheint, und die kümmerlich in unfruchtbaren Moorgründen gedeihen, welche der Baier Mooße nennt. Wenn aber der Wandrer jetzt zur Linken in ein Thal einbiegt, das ein breiter ſilberheller Forellenbach durchfließt, ſo glaubt er ſich plötzlich in eine andre Welt verſetzt, mindeſtens in eine ganz andre Gegend. Die armſeligen Kiefernwaldungen, die er bisher ſah, ſind verwandelt in ſtarkbelaubte Buchen und Eichen, ein weicher herrlichgrüner Wieſenteppich ſenkt ſich gewölbt wie ein voller Buſen hinab zum Thalflüßchen, und eine maleriſch-bunte Blumenfülle überwuchert das hellleuchtende Grün ſeiner ſchönen Wellenlinien. Wenn vorhin auf jenen Moorwieſen tiefblaue Gentianen, einſam verſtreut wie tiefſinnende Fremdlinge ſtanden, als ob ein Heimweh nach den Bergen dieſer ſchönen Alpenkinder heimlich in ihren Glockenkelchen glühe, ſo ſind dafür die Wieſengründe des Muhlthals gar überaus reich mit ächten mitteldeutſchen Wieſenblumen in der bunteſten Mannigfaltigkeit ganz überſäet. Dort ging die Reiſegeſellſchaft zu Fuß, und ging, wie in einem ſchönen, wildromantiſchen Garten, und Fanny, die beleſene, geſchichten- und ſagenkundige junge Dichterin, nahm belehrend das Wort:

„In dieſes liebliche Waldthal verlegt die Sage Karls des Großen Geburt. Tief im ſüdlichen Deutſchland, auf einer einſamen Mühle, verſteckt in einem engen Thale, fern vom Geräuſch der Städte, fern von huldigenden Vaſallen, läßt ſie den Helden geboren werden, der mächtige Reiche und Völkerſtämme ſeinem Scepter unterwarf, und als gefeiertes Heldenbild in den Geſchichtsannalen Deutſchlands und Frankreichs glänzt. Es klingt ſo mährchen- und zauberhaft, wie die Sage, daß der große Frankenkönig im Untersberg verzaubert ſitze mit der Krone von rothem Gold und dem Bart von hellem Silber, aber die Sage behauptet ihr altes Recht, und läßt in dieſem Thale die alten deutſchen Eichen prophetiſch rauſchen über dem Haupt des jungen Königskindes, wie ſie es liebt, gern der Geſchichte es nachzuthun, die ſo oft ſchon aus niedern Hütten und unbekannten Orten jene Sterne aufſteigen ließ, die mit dem Glanz ihres Ruhms die Welt überſtrahlten."

Die Mutter blickte mit einem freudigen Stolz auf ihre kluge, beredte Tochter; in ihrem freundlichen Lächeln lag eine ſchöne Aufmunterung für Fanny. Das Bild künftigen Ruhmes trat leuchtend vor ihre Gedanken, einmal in der Geſtalt der frommen und berühmten Nonne Roswitha, und da ſah ſie Fanny als geprieſene Aebtiſſin eines Kloſters ihren Frauen und Schweſtern durch Gelehrſamkeit, Schönheit und ehrenhaften Wandel muſterhaft vorleuchten, dann aber verdrängte die mütterliche Liebe ſchnell dieſes Bild, und ſie ſah die geliebte Tochter als gefeierte Dichterin ſich auf den Höhen des Parnaſſes behaupten, weiteifernd mit einem Uz und Gleim, Gellert und Klopſtock, und allgeprieſen und genannt, wie die berühmte Zeitgenoſſin Anna Luiſe Karſchin. Wie unſcheinbar und gewöhnlich erſchien und ging neben dieſem aufſteigenden Sterne die ſtille, unſchöne bleiche Thereſe, die ſo herzlich gut war. Aber Güte glänzt nicht, und Glanz kann ſelbſt das Auge einer gebildeten Mutter blenden. Herr von Heppenſtein, gleichgültig gegen Alles, was Poeſie hieß, war bald, als man den Wagen wieder beſtiegen hatte, eingeſchlafen, und träumte einen ſchönen Traum von einem gebratenen Spanferkel und einem Stückfaß St. Salvatorbier, das ihm der holde Traumgenius zu eigen gab. Als der Wald zurückgelegt war, als der Blick wieder frei die Hochebene überflog, grüßten auch ſchon heimathlich und vertraulich die hohen Frauenthürme Münchens die Reiſenden aus der Ferne, und bald fanden ſich Alle in dem häuslich gewohnten Kreiſe wieder froh und heimiſch. —

Frau von Heppenſtein an die Aebtiſſin des Saleſianernonnenkloſters zu Indersdorf.

München, den 12. Oktober 1785.

Gewohnt, in trüben Stunden, die in meinem geprüften Leben nicht ſelten ſind, mich an Dein Herz zu flüchten, meine innigſtgeliebte, ewigtheure Freundin, gewohnt, in allen wichtigen Angelegenheiten nichts ohne Deinen ſchweſterlichen Rath zu unternehmen, komme ich auch heute als eine Bittende zu Dir, ja als eine Beichtende, und ziehe am Pfortenring Deines Vertrauens, freundlichen Einlaß begehrend in ein Herz, das ſich mir nie verſchloß. O vergieb, wenn die Weltfrau ſtörend in die heilige Einſamkeit der Kloſterfrau eintritt, und weltliche Dinge da verhandelt, wo nur Gott wohnt mit der Schaar ſeiner Heiligen! Aber ich muß Dir ſchreiben, denn Du biſt mein Troſt und meine Hülfe, Dein Rath iſt meine rechte Hand, und ſeit unſern glücklichen Jugendtagen iſt das Wort Deines Mundes, dem ich in Gedanken ſchweſterliche Küſſe aufdrücke, mein Orakel geweſen. Seit ich im vergangenen Sommer auf unſrer Reiſe Dich und Deinen hochwürdigen Bruder, Pater Cornelius ſprach, o daß dieſer heilige Mann noch hier, noch mein Beichtiger wäre! iſt ein Etwas ſtörend in mein Leben getreten, was lange gehegten Lieblingsplänen Vernichtung droht. Du weißt, daß ich meine zweite Tochter, Thereſe, dem Kloſter beſtimmte, und Fanny, mein geliebteſtes Kind, Fanny, deren ſeelenvolle Augen mir der Spiegel eines Paradieſes ſind, das ich verlor, ſollte bei mir bleiben, mein Stolz, meine Freude, ſollte mich beglücken, und ihr ſelbſt ſollte kein Erdenglück verſagt bleiben, denn troſt- und freudlos wäre mir das Leben ohne ſie, an der Seite eines Gatten, der mein Herz nie verſtehen kann, den ein beklagenswerther Irrthum mich wählen ließ, weil ich das Glück meines Kindes zu gründen und zu ſichern hoffte. Doch darüber ſoll keine Klage mir entſchlüpfen, und in treuer Pflichterfüllung gegen ihn finde ich die Beruhigung, deren ich in meiner Lage bedarf. Vielleicht bin ich ſo glücklich, und die Stunde der Entſcheidung iſt nicht mehr fern, ihm einen männlichen Erben zu geben, den er ſo ſehnlichſt wünſcht, dieſer könnte wohl auch mein Herz dem ſeinen wieder näher bringen, das er ſich durch ſein Alltagsleben, durch ſeinen Mangel alles feinen Gefühls und äſthetiſchen Taktes ſo ganz entfremdete. Doch nun zur Hauptſache: Seit einem Monat ohngefähr hat ſich ein junger Militär, Franz von Vilſegg, den Zutritt in unſer Haus verſchafft, welcher früher in Ingolſtadt in Garniſon lag, jetzt hier in München Lieutenant beim kurfürſtlichen Leibregiment iſt, und meiner Fanny auf ſo deutliche Weiſe huldigt, und ſo ernſthafte Abſichten an den Tag legt, daß ich dem, was eine andre Mutter beglücken würde, einer förmlichen Werbung um die Hand meiner Tochter, mit banger Sorge entgegenſehe. Ich finde keinen Tadel an dem jungen, ſchönen und leidlich gebildeten Mann; mein Gemahl, der Alles mit gleichgültigen Augen anſieht, was nicht Bezug auf einen guten Tiſch oder ein Faſtendiner hat, kümmert ſich wenig darum, wer ſein Schwiegerſohn wird, und Fanny — liebt dieſen Bewerber, wenn mich nicht Alles täuſcht; ſoll ich nun zerſtörend in ihren Blüthentraum der erſten Liebe greifen, der erſten Liebe, die dem Herzen die höchſte Beſeligung verleiht, die auch mich einſt das Glück der Unſterblichen fühlen ließ? Soll ich die heißgeliebte Tochter weinen und leiden ſehen, weil ihre Liebe mit meinen eigenſüchtigen Plänen nicht harmonirt? Das kann ich nicht, das will ich nicht! Wenn aber Fanny ſich verheirathet, ſo muß Thereſe bei mir bleiben, ich bedarf ihrer Hülfe dann doppelt, und ihr ſtiller häuslicher Sinn iſt auch der Achtung und Anerkennung werth. Ja, ich mache es mir bisweilen zum Vorwurf, daß ich Fanny noch mehr als Thereſen liebe. Ich kann dann Thereſen dem Kloſter nicht weihen, ich breche dann mein Gelübde, ich werde meineidig vor Gott und ſeiner gebenedeiten Mutter. Darum flehe ich Dich an um Deinen Rath, meine Buſenfreundin! Was ſoll ich thun? Soll ich mit der ganzen Strenge meiner mütterlichen Gewalt mich gegen dieſe Liebe auflehnen? O, es giebt keine mütterliche Gewalt, wo die Gewalt der Liebe mit allmächtigem Scepter herrſcht; die Liebe iſt eine Macht, die von keinem Gehorſam gegen älterlichen Willen weiß, ſie iſt das ſanfte Lamm der Empfindung, das Widerſtand in den wilden Tiger der Leidenſchaft verwandelt. Rathe, hilf mir, meine Freundin, meine Schweſter! Gieb dieſen Brief Deinem verehrten Bruder, vielleicht weiß er Rath und Hülfe für mich und weiß mit der troſtvollen Ueberlegenheit ſeines hohen gereiften Geiſtes den Dämon meiner quälenden Unruhe zu bannen. Gott weiß, ob mein Zuſtand, oder was ſonſt, Schuld iſt an dieſen bangen Gefühlen, die meine ganze Seele ergreifen, bald wie trübe Ahnungen, bald wie mächtig mahnende und warnende Geiſterſtimmen. Schlummer und Ruhe fliehen mich, meine Gedanken verwirren ſich, ich muß ſchließen und thue dieſes mit tauſend Grüßen herzlicher Liebe, gegen Dich und mit der ganzen Demuth eines zerknirſchten Gemüthes gegen Deinen frommen Bruder. O ſchließt Ihr Beide in Euer Gebet mich ein und empfehlt mich der Fürbitte aller Heiligen. Deine treue Freundin

Fanny von Heppenſtein.

Als die Aebtiſſin dieſen Brief empfangen und geleſen hatte, übergab ſie ihn ihrem Bruder, dem Propſt und Pater Beichtiger der Saleſianernonnen. Pater Cornelius war ein ſchöner und kräftiger Mann mit feurigem Auge und mit der Gabe der Beredſamkeit auf ſeinen Lippen. Er hatte viele Lebenserfahrungen gemacht, ehe Verhältniſſe, deren Macht er ſich nicht zu entziehen vermochte, ihn an ſeine Gelübde feſſelten. Er hörte mit ſchweigendem, tiefem Ernſt die Rede der Schweſter, die ihn den Brief der Freundin vorlas, und ſeinen Rath erbat. Von Erinnerungen beſtürmt, die ſelbſt dem Schweſterbuſen ein Geheimniß bleiben mußten, ſeufzte er leiſe bei ihrem Bericht, und griff mit bebender Hand nach dem Brief. „Laß mir dieſe Zeilen, liebe Ulrika,“

ſprach er: „ich will überlegen, was wir Deiner Freundin rathen, ich will mich erſt ſelbſt berathen mit dem Herrn im Gebet, ehe denn wir ein Urtheil fällen in ſolch hochwichtiger Gewiſſensſache.“

Und als der Pater allein war auf ſeiner freundlichen Zelle, drückte er den Brief ſtürmiſchheftig an ſein Herz, an ſeine Lippen, überlodert von einer Gluth mächtiger Empfindungen, und rief leiſe aus: „O laß Dich küſſen, Du theure, ewigtheure Hand! O Du armes gemartertes Herz, auch Du mußt ringen, kämpfen, weinen, bluten! ach, ohne Martyrium iſt für uns keine Heiligſprechung zu hoffen. Fanny, Fanny! Einſt meine Fanny! Siebenzehn Jahre wogten vorüber im Strom der Zeit, und dies Herz glüht noch — für Dich, Du gleichnamiger Pol meiner Liebe, der mich ewig, ewig anzieht. Das Prieſterkleid konnte das glühende Herz nicht in Aſche verwandeln, nicht verſteinern; ich bin ein Menſch, ich fühle, ich fehle menſchlich, Gott der Allmächtige, der da weiß, was ich litt, und wie ich gerungen, wird mir ein gnädiger Richter ſein.“ Nach dieſem Selbſtgeſpräch entfaltete Pater Cornelius den Brief noch einmal, und ſtarrte in die Zeilen mit feuchtem Blick hinein. Die Zeilen ſtanden nicht eng beiſammen, und der Pater nahm den Brief, ſchritt zu dem Keſſel mit Weihwaſſer, welcher an der Thurpfoſte ſeiner Zelle hing, und tauchte das Papier hinein. Als die ſalzige Flüſſigkeit dieſes durchzogen, hielt er das Blatt ausgebreitet gegen das Licht, und ſiehe, da ſtanden zwiſchen den Zeilen helle durchſichtige Buchſtaben, eine magiſche Erſcheinung, wie Geiſter hingehauchter in Worten verlautbarter Seufzer, zwiſchen dem Brief noch ein Brief, und dieſer lautete: „O Du, deſſen Name mir verklungen iſt mit der Zeit meines Glücks, und mir ſo heilig, wie ein unausſprechliches Geheimniß, wirf einen Blick in mein Herz, mein Jugendfreund, Du einſt mein Gott, mein Gatte! Was beſchließeſt Du über Fanny? Du haſt ein heiliges Recht, hier ein rathendes Wort mitzuſprechen, ſoll ich jene Bewerbung billigen, oder der Tochter abrathen? Gebiete Herr, Deine Magd hört. O ich wollte Dir ſo viel ſagen, und die Hand zittert, und die Gedanken ſtocken, und überſtark klopft mein Herz, ich möchte hinknien vor Dich, und Deine Hände küſſen, und alle mein Leben Dir beichten, und mit tauſend tauſend Thränen mein Leben ſelbſt verſtrömen, ganz aufgelöſt in Schmerz, in Wonne, und von Dir abſolvirt, rein und entſündigt hinüberſchweben in das Land, wo keine Nacht des Irrthums und der Verirrung mehr unſer Auge drückt! Führe Du mich aus der Nacht zur Morgenröthe, Du, der ſich ſo männlich kräftig emporgerungen, und glorreich durch des Schmerzes Läuterungsflammen gegangen! Du wirſt Mittel und Wege finden, mir Deinen Rath mitzutheilen, ich verbleibe Deine Beichttochter, Deine Magd! bete für mich!

Fanny."

„O Weib, Dämon, Räthſel!" ſeufzte Pater Cornelius. „Weib zweier Männer, zweimal vermählte, zweimal getäuſchte Schwärmerin, und noch ſo voll Gluth, nicht abgekühlt durch die traurige Ehe mit dem, der ihrer, der Fanny den Namen gab, nicht erkältet durch den Zweiten, der im Sumpf der Gewöhnlichkeit ſchwimmt, ein kalter Froſch, und den ſie, die Hochgebildete, Hochſtehende aus freier Wahl nahm, den ſie jetzt mit einem männlichen Erben zu erfreuen hofft, die Frau von vierzig Jahren, und doch noch ſo voll Gluth? Da ſieht man, daß das Herz nicht altert, daß die Gefühle ein Theil unſers unſterblichen Selbſt ſind, daß alte Liebe nicht roſtet. Alte Liebe? Wer hat das Sprüchlein erfunden, erdacht? Es giebt keine alte Liebe. Liebe iſt der ewig junge Frühling des Herzens, iſt der Gott in unſerm

Buſen, und wer kann ſagen, daß Lenze, daß Götter altern. O Liebe, Du biſt der zaubervolle Magnetberg der alten Sage, alle Lebensſchiffe, alle Seelen, alle Geiſter fliegen, von Deiner Kraft geheimnißvoll angezogen, und durchdrungen, Dir zu.“

Stürmiſch im Innern bewegt, ſchritt Pater Cornelius auf und ab, und aus der Aſche der Entſagung, in die er alle ſeine Gluthen begraben zu haben glaubte, ſchlugen friſchlodernd neue heftige Leidenſchaftflammen empor. Vergebens verſuchte er zu beten; das Gebet, die leuchtende Fackel in der Hand der Reinen, die mit brünſtiger Seele den Herrn und ſeine Hülfe ſuchen, verloſch in ſeiner Hand, er konnte nicht beten. Eine Erinnerung nach der andern trat vor ſein inneres Auge, jede wie ein ſchöner, leidender Geiſt, noch unerlöſt, und noch ungeläutert, noch in Fegefeuerflammen büßend die ſündige ſinnliche Luſt. Sonſt hatte er öfter das ſchmerzliche Glück genoſſen, die zu ſehen, zu ſprechen, auf deren Beſitz er mit blutendem Herzen verzichten müſſen, und zu der ſich, wie er meinte, wie ſie meinte, die einſtige heiße Liebesſonne ſeiner glühenden Gefühle zum ſanften milden Freundſchaftmond verwandelt hatte, der nun, wie jene ſeinen Tagen Himmelsglanz verlieh, durch ſeine

Schmerzensnächte sanftdämmernde Tröstungsstrahlen sandte. Er war ihr Beichtiger, und in den Schooß seines Vertrauens schüttete sie all' ihr Leid, gab sie, wie einst Liebe um Liebe, nun ihr eignes volles Vertrauen hin. Da geschah es im vorigen Jahre, daß die Salesianerinnen aus ihrem Kloster zu München in das Klostergebäude des aufgehobenen Chorstifts zu Indersdorf versetzt wurden, und der Befehl seiner Obern versetzte auch den Pater Cornelius dorthin.

Nach langem Sinnen faßte er einen Entschluß, die leidende Freundin zu trösten, zu beruhigen. Das jugendholde, frischkräftige Leben der jungen Fanny sollte nicht in einem Kloster verkümmern; es wäre grausam gewesen, diese heitre freiheitdurchglühte, am warmen Busen der Natur und der Liebe aufgegangene Blume in den Steinsarkophag kalter Klostereinsamkeit verpflanzen zu wollen, wo sie nimmer Wurzel fassen und gedeihen konnte.

Die Nachricht von Fanny's Liebe jedoch war ihm unerfreulich, wie diese Liebe der Mutter es war, und wie es meist im Leben der Fall ist, daß die Liebe der Kinder den Aeltern nicht zusagt, oft auch aus keinem andern Grund, als wieder aus Liebe, weil sie mit andern Augen sehen, und da prüfen, wo Jene vertrauen, da fragen, wo Jene glauben, und der Kinder Beſtes wollen, während dieſe ſchon das Gute, was ſie an den Geliebten finden, überglücklich macht, denn Liebe iſt genügſam, wie ein ſpielendes Kind, dem die Hütte, die es ſich aus grünen Zweigen baut, zum Feenſchloß wird, weil ſie Raum hat für tauſend glückliche Träume.

Pater Cornelius beſchloß für Fanny zu handeln, und für ſie zu prüfen. —

Es war ſchon gegen den Spätherbſt des Jahres ein tauſend ſiebenhundert und fünf und achtzig, und die unfreundliche Jahreszeit forderte die Menſchen zu engerm Aneinanderſchließen in größern oder kleinern Zirkeln auf. Im Hauſe der Familie von Heppenſtein war außer dem, daß der Vater durch den erwarteten männlichen Erben wirklich erfreut worden, keine Veränderung vorgegangen; der junge Lieutenant des churfürſtlichen Leibregiments ging nach wie vor dort aus und ein, und wurde allgemein als Verlobter der ſchönen Fanny angeſehen und beneidet, obgleich eine öffentliche Erklärung durch Bekanntmachung an Freunde und Verwandte noch nicht erfolgt war. Fanny's Mutter duldete ihn und hatte ſich an ihn gewöhnt, er ſelbſt war ein ruhiger beſcheidner Menſch, den Fanny's Neigung und die Gnade ihrer Mutter beſeligte, und das Gefühl einer ſtets ehrfurchtvollen halbſcheuen Unterwürfigkeit, das er an den Tag legte, ſchmeichelte der ſtolzen Frau. Ach das Wörtlein Gnade hat ſchon vielen guten und hochſtehenden Menſchen den Kopf verrückt. Einſt legte man dieſe göttliche Eigenſchaft nur dem Herrn aller Herrn bei, ſpäter trug man ſie auf die irdiſchen Herrn über, in deren Macht es ſtand, Gnade zu üben, dann gab feiler Knechtſinn und Speichelleckerei das Beiwort gnädig freiwillig an die, von denen für Jene etwas zu hoffen war, und zuletzt verlangten daſſelbe mit hohler Anmaßung Alle, die ihrem Namen einige nichtsſagende Buchſtaben vorſetzen durften. Es iſt Schade, die Sprache durch den Mißbrauch ihrer ſchönſten Worte entehrt zu ſehen. Wenn doch nur die, welche mit kindiſcher Luſt an jenen veralteten gebrechlichen Formen und ſelbſt Wortformen hängen und feſthalten, welche ſogar nichts ſind und bedeuten, und dem wahrhaften innern Werth des Menſchen nichts zuthun, von ihm nichts abthun, Jene, die immer noch den hohlen Schellenklang ſolcher Beiworte, wie einen ſchuldigen Tribut mindeſtens von ihren Untergebenen herriſch fordern, wenn die

Freien ihn nicht mehr zollen, wenn dieſe doch nur über den Sinn ſolcher Worte einmal nachdenken und bedenken wollten, daß jedes derſelben ein recht ſcharfer bitterer Spottpfeil iſt, der ihr Selbſtgefühl, wenn ſie welches hätten, durch Beſchämung verwunden müßte, ſtatt daß ihre Eitelkeit und Selbſtſucht eine Schmeichelei und eine wohlgebührende Huldigung darin findet.

Beim Kanzler war großer Zirkel, und nebſt vielen andern nichtsſagenden Phraſen ging auch das inhaltlos gewordene Wort gnädig vom Mund zu Mund. Die Familien v. Heppenſtein und v. Bilſegg waren geladen, und während an der Seite des Lieutenants ein vertrauter Freund deſſelben, der Auditor beim kurfürſtlichen Leibregiment, Anton Baumgartner, ein bildſchöner junger Mann, der auch Verſe ſchrieb, eintrat, begrüßte die junge Fanny mit Herzlichkeit eine Freundin, Fräulein Georgine von Salding, welche in Begleitung ihrer Aeltern gekommen war.

Auf den leichten Schmetterlingsflügeln der Oberflächlichkeit flatterte die Unterhaltung durch den gäſtevollen Salon. Die Chronique ſcandaleuſe bot, wie immer, reichen unerſchöpflichen Stoff, die Mode und die Schaubühne nicht minder, doch fanden auch anziehende Geſpräche unter Einzelnen Statt. Eine Weltdame rauſchte auf die Frau Kanzlerin zu, und flüſterte: „Sehen Sie, meine Gnädige, dort die Juno Fanny von Ickſtätt? Wie ſiegreich fliegen ihre Blicke durch den Saal, als ſpähe ſie nach Triumphbögen, ihren Sonderbarkeiten errichtet. Wie heiter und graziös ſie ſich nimmt; ſie weiß, daß es in einer Art intereſſant iſt, Gegenſtand des Stadtgeſpräches zu ſein, und ſorgt dafür, vom Pöbel bewundert zu werden."

„Wie ſo? O ich bitte, erzählen Sie, meine Beſte, ich bin ganz Ohr. Was iſt es wieder, was erzählt man ſich von dem Fräulein?" fragt die Kanzlerin.

„Denken Sie ſich, hören und erſtaunen Sie!" ſprach die Dame: „Vor zwei Tagen gehn die beiden Stiefſchweſtern am Gaſteig nach Haidhauſen zu. Vor ihnen her ſchreitet ein Mann im feinen Kleid, ein ſchmutziger zudringlicher Bettler ſtellt ſich dieſem in den Weg, und lamentirt ihm die wahrſcheinlich erlogene Geſchichte ſeines Unglücks vor. Der vornehme Mann weiß, daß man ſolches Geſindel in ſeiner Liederlichkeit beſtärkt, wenn man ihm giebt, und daß es unklug iſt, auf offner Straße, einem verwogenen Vagabunden gegenüber, Geld blicken zu laſſen, und weiſt

Jenen kurz ab, der aber nicht nachläßt mit zudringlichen Bitten. Darüber kommen die beiden Fräulein nahe herzu, und was thut das feine, wohlerzogene Fräulein, auf welches ihre Mutter ſo mächtig ſtolz iſt? Sie hört kaum den Bettler bitten und den Herrn ſchelten, als ſie gleich einer wohlthätigen Fee oder einer Theaterprinzeſſin vom Großmuthkitzel geſtachelt, zwei bairiſche Thaler hervorzieht, einen dem Bettler reicht, und den andern mit ſtolzer Haltung und indem ſie entrüſtet ausruft: „Treten Sie Ihren Götzen, das Geld, mit Füßen, aber nicht Menſchen, die Gott nach ſeinem Bilde geſchaffen!“ dem Herrn vor die Füße wirft, und ſich mit ihrer Schweſter raſch entfernt.

„Oh mon Dieu! Welch ein Affront!“ rief fächerwedelnd die Kanzlerin aus, und bald darauf rauſchten die Damen auseinander, Eine hierhin, die Andere dorthin, die neue Kunde zu anderen vornehmen Klatſchſchweſtern weiter zu tragen.

Während dieſe ſo bemüht waren, das fromme Mitleid, das heilige Barmherzigkeitsgefühl der edelſchwärmenden Fanny in den Staub zu ziehen, und es indecent zu finden, daß ihr Unmuth überwallte gegen einen reichen, hochſtehenden Filz, kam in dem

Kreis, der ſich um Fanny's Mutter zog, die durch wahrhafte Bildung hoch über die leere Fülle der Salons emporragte, und das reine Silber in der tönenden Glockenſpeiſe der Geſellſchaft war, wie zufällig, die Rede auch auf das Mitleid, dieſe ſchönſte aller Menſchen-, hauptſächlich aller Frauentugenden, darüber ſich in gewählten Worten die Frau von Salching ausſprach. Um ſo mehr mußte es befremden, daß nach ihr Frau von Heppenſtein das Wort nahm, und ſich unter Anderm alſo äußerte: „Ich kann denen nicht beiſtimmen, die das Mitleid allzuhoch ſtellen. Es iſt eine Tugend der Schwachheit, ja, ſelbſt eine Schwäche; man könnte es ſogar eine Tugend des Egoismus nennen, denn der, welcher über den Zuſtand eines Andern Mitleid empfindet, wird ſchwerlich das frohe Bewußtſein unterdrücken können, daß er gegenwärtig glücklicher, daß er nicht in derſelben beklagenswerthen Lage iſt, wie jener Leidende, und aus dieſem frohen Selbſtgefühl entſpringen dann halb unbewußt alle jene Thaten der Großmuth, der Barmherzigkeit, der Milde und Menſchenliebe, die wir preiſend anerkennen."

„Aber gnädige Frau," nahm wieder Frau von Salching das Wort: „wer unſer Mitleid bedarf und in Anſpruch nimmt, iſt unglücklich, und ſollen wir dem Unglück Theilnahme und Hülfe entziehen, weil wir uns einer Tugend ſchämen, die Sie Schwäche zu nennen belieben? Wäre hier nicht die Schwäche der Härte vorzuziehen?“

„Ich ſchenke der Welt ihr Mitleid, und werde es nie in Anſpruch nehmen,“ rief die Heppenſtein faſt gereizt aus: „Sollte der Himmel mir ein Unglück ſenden, ſo werde ich es mit der Würde tragen, die ich mir ſchuldig bin, und bei keiner Seele um Mitleid betteln. Ich lobe mir den alten wahren Spruch: Beſſer Neider, als Bemitleider.“

„Und ich wünſche Ihnen herzlich, meine Gnädige,“ ſetzte die ſanfte Frau von Salching hinzu: „daß der Himmel dieſe Herausforderung nicht annehmen möge. Auf Theilnahme ſoll kein Menſch freiwillig ſtarren Gemuthes Verzicht leiſten, den Troſt, der aus der warmen Quelle des Mitleids entſpringt, ſoll Keiner von ſich weiſen, denn er iſt der Labebecher in des Unglucks, in des Mißgeſchicks gewitterſchwülen Stunden.“ —

Im Kreiſe junger Mädchen und Herren entzückte Fanny durch die Lebhaftigkeit ihres Geiſtes und Witzes, und bald war der Freund ihres Geliebten, der Auditor

Baumgartner in ein lebhaftes Geſpräch mit ihr verwickelt, während Wilſegg Thereſen einige freundliche Worte widmete. Von der Literatur ihrer Zeit war bald die Rede, es war die Wertherzeit, obgleich ſchon ein Decennium vorüber war, ſeit Göthe's Werther die deutſche Jugend zu Leidenſchaftflammen und zu melancholiſchen Thränen hingeriſſen. Der Puls dieſer Leidenſchaft wogte noch immer, dieſe Thränen floſſen noch immer, und von mancher zarten Lippe klang mit ſchwärmeriſchem Ausdruck das Titelmotto der alten Ausgaben von Werthers Leiden:

Jeder Jüngling ſehnt ſich, ſo zu lieben,
Jedes Mädchen ſo geliebt zu ſein.
Ach, der heiligſte von unſern Trieben,
Warum quillt aus ihm die grimme Pein?

Baumgartner lernte Fanny kennen, und als er in den Himmel ihrer Augen geblickt, ſchauerte ein Schmerz durch ſeine Seele, und ihm war, als riefe ihm das Schickſal gebieteriſch zu, er müſſe die Werther-Rolle bei Franz von Wilſegg ſpielen, er müſſe, die Bruſt voll Liebe und voll Verrath, wie Werther Fanny ſturm- und drangvoll lieben, umarmen, küſſen, und dann untergehn.

Während ein Theil der um Fanny verſammelten Jugend Oſſian pries, und die Geſänge des kaledoniſchen Barden über alle bekannten Dichtungen erhob, fand ſich auch eine Parthei, welche die ſüdlichen Dichter feierte, und an der Spitze dieſer Parthei ſtand Fanny ſelbſt, die mit hoher Begeiſterung von Petrarca's ewigen Liedern ſprach und dieſem vor Allen den Lorbeer der Unſterblichkeit zuerkannte.

„Es iſt ſchön," ſprach ſie unter Anderm: „es iſt ſchön, ſich hinzuverſetzen an die vom Wogendonner des Meeres zitternden Geſtade, und im grauenden Nebelgewölb erſcheinen zu ſehen die hohen düſtern Kämpfergeſtalten, gleich Geiſtern, welche die nackten Felſengipfel umſchweben, und den Klagen zu lauſchen, die über die grünen Hügel ziehen; es ergreift uns mächtig das Herz, wenn wir leſen: Warum weckſt Du mich, Frühlingsluft? Du buhlſt und ſprichſt: Ich bethaue mit Tropfen des Himmels. Aber die Zeit meines Welkens iſt nah, nah der Sturm, der meine Blätter herabſtört. Morgen wird kommen der Wandrer, kommen, der mich ſah in meiner Schönheit, rings wird ſein Aug' im Felde mich ſuchen, und wird mich nicht finden — doch alle dieſe Oſſianiſchen Lieder preiſen nur den Kampf und die Jagd, ſie ſchildern der Liebe wehmüthige Sehnſucht und beklagen die Todten, aber Petrarca's Geſänge verherrlichen die Liebe, ſchmücken das Weib mit unvergänglichen Reizen, Petrarca iſt der Dichter der Schönheit, der Treue der Frauen."

Im Eifer des Geſprächs entfiel ihr aus dem Strickkörbchen ein Blatt, raſch bückte ſich Baumgartner danach, und hob es auf, es war beſchrieben, Fanny erröthete leicht, er gab es ihr mit einem ſeelenvollen Blick zurück, ſie ſah es flüchtig an, und ſprach dann lächelnd: „Sie hätten es behalten dürfen, es enthält nur einige Zeilen, die ich geſtern niederſchrieb, die meine eben geſprochenen Worte ergänzen."

„O ſo bitte ich noch darum!" flehte Baumgartner, empfing es, und las Fanny's Worte: „Ewige Wonne im Elyſium Dir Petrarca, der Du die mächtigen Reize Deiner Laura in Unſterblichkeit umzauberſt! Aller Mädchen Dank Dir, daß Du mit kühnen Händen die Natur entſchleierſt, und aus dem Dunkel ſeiner Verborgenheit ihr Meiſterſtück erhobſt, das Weib; und im Tiefgefühl unſrer Würde den Schöpfer anbeteſt!"

„Welche Ueberſpannung, welche Schwärmerei!" ſpöttelten flüſternd und heimlich die Gegner, während die Befreundeten Beifall jubelten; Vilſegg konnte nicht aus recht freudigem Herzen in dieſen Jubel einſtimmen, er war ein wackrer Jüngling, aber nicht literariſch gebildet. Ein gutes Pferd war ihm lieber, wie hundert gute Bücher, und nun kam es ihm vor, als prahle ſeine Angebetete mit ihrem Wiſſen und ihrem Urtheil und kokettire mit ihren ſchönen Empfindungen, ein Fehler ſo vieler jungen Damen, die den glatten Spiegel ihrer Bildung nur benutzen, um damit zu blenden, wie ſpielende Kinder mit Spiegeln thun, ſtatt aus demſelben rein und klar das Abbild ſchöner Eindrücke wiederſtrahlen zu laſſen. Dieſe Betrachtung verſtimmte Vilſegg, und machte ihn etwas kühl. Sein Freund hingegen war ganz Flamme, ſo hatte ihn noch kein Mädchen angeſprochen, noch Keine begeiſtert, und ſie — erhitzte ſich an ſeiner Gluth; es ſchmeichelte ihr, daß der ihr vor Allen huldigte, von dem ſie in den Zeitblättern ſchon manches Schöne geleſen, daß er von ihr ſich ſo augenſcheinlich angezogen fühlte.

Während dies im Zirkel der jungen Welt vorging, wurde das Gemüth der Mutter Fanny's auf eine unerwartete und heftige Weiſe erſchüttert, die Thüre öffnete ſich, der gegenuber ſie an einem Spieltiſche ſaß, und hereintrat Pater Cornelius; faſt entſanken ihrer Hand alle Blätter, und ſie mußte alle Kraft der Seele aufbieten, ihr Erſchrecken der Spielgeſellſchaft nicht merken zu laſſen; doch die in ſolchen Zirkeln heimiſche Kunſt der Verſtellung half ihr über die mächtige Bewegung ihres Innern den Sieg gewinnen und da ruhig zu ſcheinen, wo gewaltige Aufregung ſie durchtobte.

Der Herr des Hauſes und einige andre Gäſte empfingen den Eingetretenen freudig und ehrerbietig zugleich. „Ach, unſer Phyſiker!“ rief der Kanzler. „Tauſendmal willkommen, reverendissime pater!“ dann wandte er ſich vorſtellend zu den Herren von Salching, von Heppenſtein und dem alten Willſegg: „Der Probſt von Indersdorf, Pater Cornelius, ein Schüler des berühmten Gaßner, ein höchſtgelehrter und in der Phyſik höchſt erfahrener Mann!“ und dann gleich wieder fragend zu dem Pater: „Haben Euer Ehrwürden Ihre Magnete bei ſich? Darf ſich die Geſellſchaft mit der Hoffnung ſchmeicheln, Sie experimentiren zu ſehen?“

„Ich gehe nie aus ohne Magnete,“ erwiederte der Pater: „und fühle mich ſelbſt gar wunderbar durchdrungen von der Kraft, die ihnen ausſtrömt, und auf den Blutatome, wie auf die Meerenäther ihre Wirkung äußert."

„Ein geheimnißvoller Mann, der Pater Cornelius," flüſterte die Kanzlerin am Spieltiſch mit einem ſcharfen Seitenblick auf Fanny's Mutter: „Früher ſoll er unwiderſtehlich geweſen ſein, und ſo anziehend für die junge Mädchenwelt, wie ſeine Magnete für das Eiſen. Wiſſen Sie, daß er Eiſenfeile unter ſeine Speiſen miſcht? Er iſt durch und durch elektriſch, oder magnetiſch." —

Die Spielparthie endete bald, und nachdem Pater Cornelius mit mancher Dame ein freundlich herablaſſendes Wort geſprochen, nahte er ſich mit der Würde und der Sicherheit, die ſein Stand ihm gab, auch Fanny's Mutter. Dieſe ſah ihn nicht ohne Zittern kommen, er aber zog einen Brief hervor und ſprach ſo laut, daß die Umſtehenden ſeine Worte deutlich vernehmen konnten: „Ich ahnete, Sie hier zu treffen, gnädige Frau, und freue mich, dieſen Brief meiner Schweſter, der Aebtiſſin von Indersdorf zu Ihren eignen Händen übergeben zu können."

Frau von Heppenſtein nahm den Brief, und dankte mit einer ehrfurchtvollen Kniebeugung; ſie fragte dann nach dem Befinden der Aebtiſſin, nicht ohne eine gewiſſe Verlegenheit, die ſie mit Mühe bezwang, und nicht ohne ein eigenthümliches unerklärbares Gefühl, das ihr Inneres durchfluthete. Pater Cornelius ſah mit ſeinem ſichern Blick, was in ihr vorging, und wandte ſich nach einigen höflichen Worten wieder zu den Männern, die ihn mit Bitten beſtürmten, ſie magnetiſche Kunſtſtücke ſehen zu laſſen. Fanny's Mutter hielt mit klopfendem Herzen den Brief der Aebtiſſin in der Hand. —

Bald drängte ſich um einen Tiſch die ganze Geſellſchaft. Auf dem Tiſch ſtand ein Modell der Münchner Frauenkirche mit ihren beiden hohen Thürmen, in phelloplaſtiſcher Kunſt trefflich nachgebildet, die nur jüngſt erſt Chichi dem Erfinder Auguſto Roſa in Rom abgelernt. Ein kleines buntes Vöglein von der Größe einer Biene im prächtigen Federſchmuck eines Kolibri prangend, zog der Pater Cornelius hervor und ließ es an einem ſeidnen Faden frei ſchweben, und ſprach: „Fliege zum Frauenthurm, mein Vöglein;“ und ſiehe, ohne daß der Pater den Arm bewegte, richtete ſich die kleine niedliche Figur, welche die Damen gar ſehr ergötzte, nach den Thürmen, als fliege es wirklich, und ſchwebte auf den einen der Thürme zu, auf deſſen Dach es ſich niederließ. Solcher Kunſtſtücke machte Pater Cornelius noch mehrere. Mit großem Antheil betrachteten aber alle Anweſenden das ſchöne Modell, und bald kam die Rede auf die Frauenkirche ſelbſt, ihr Alter, ihre Merkwürdigkeiten, ihr Wahrzeichen, ihre dreißig mit herrlichen Glasmalereien gezierten Fenſter, ihre dreihundert und drei und dreißig Fuß hohen Thürme, und die Meiſten geſtanden, noch keinen derſelben beſtiegen zu haben; worauf Baumgartner den Vorſchlag laut ausſprach, doch recht bald ſich zu einer ſolchen „Frauenthurmbeſteigegeſellſchaft" zu vereinigen. Dieß faßte Fanny, ohnehin ſchon mit einer Vorliebe für Baumgartner erfüllt, lebhaft auf, und ſie wandte ſich bittend an ihre Mutter: „Nicht wahr Mütterchen, da gehen wir auch mit hinauf; ich war ſchon auf ſo manchem Thurm, und auf dieſem noch nicht, wie es gemeiniglich zu geſchehen pflegt, das Fernliegende ſuchen wir auf, das Nahe achten wir nicht, und beſehen es nie, weil wir immer Zeit zu haben meinen, es zu beſehen."

„Denke an Ingolſtadt, Fanny," ſprach die Mutter mit einem ernſten Blick, aber Franz von Wilfegg trat zu dieſer, und bat ſelbſt für Fanny um Erlaubniß; die Erinnerung an ſein erſtes Zuſammentreffen mit der Geliebten auf jenem Thurm lebte in ihm auf, und trat heiter vor ſeinen Geiſt. Er gelobte, Fanny von allzugroßer Kühnheit abzuhalten, und die Mutter gewährte ſeine Bitte, um nicht unhöflich zu erſcheinen, doch mit einem widerſtrebenden Gefühl. Unbemerkt betrachtete und beobachtete der Pater Cornelius Fanny mit äußerſter Aufmerkſamkeit.

Endlich trennte ſich die Geſellſchaft, und auch die Familie Heppenſtein fuhr nach Hauſe; Fanny freute ſich der neuen ſchönen Bekanntſchaft, ihre Mutter war ängſtlich geſpannt auf den Inhalt des Briefes der Aebtiſſin, und las ihn im verſchloſſenen Kabinet unverzüglich, ſo bald ſie nach Hauſe kam.

Sie verwünſchte den Zwang der Geſellſchaft, der ihr, wie ihm, den ſie dachte, verwehrt, einander ein vertrauliches Wort zu ſagen, doch fand ſie in dem Brief der Freundin, die ſchweſterlich tröſtete, ſchweſterlich rieth, einige Zeilen hineingeſchoben, von einer andern Hand, die mehr als brüderlich zu ihrem Herzen ſprachen, und lauteten.

„Ein Mutterherz darf nur ein hoher beſeligender Gedanke durchglühen; der, ſein Kind glücklich zu wiſſen, geſchehe es auch mit Aufopferung des eignen

Glücks; darin gleicht es der heiligen Mutter Kirche, welche durch ihre frommen Diener Bußübungen zum Heil der reuigen Seelen vornehmen läßt. Die Kirche, die für jede Sünde Vergebung, für jedes Vergehen eine Sühne hat, hat ſolche auch für übereilte Gelübde. Gott verlangte kein Blutopfer des eignen Sohnes von Abraham, er prüfte nur den Willen und den Gehorſam. Der liebenden und geliebten Tochter geſchehe kein Zwang, wohl aber prüfe ſie, es prüfe die Mutter achtſam und ernſt, ob der Erwählte beglücken kann, beglücken wird, ſonſt löſe ſich lieber ſanft und leiſe das geknüpfte Band, bevor es zur unauflösbaren Feſſel wird, welche die Wunden der Reue tief in die Seele gräbt. —

P. C."

In tiefes ſchwermüthiges Nachdenken verſunken, ſaß die Frau von Heppenſtein noch lange in ihrem Kabinet.

Der November ſchauerte mit ſeinem winterlichen Schneegrüſſen über Flur und Stadt, und der Alpenwind fegte mit kaltem Eishauch die Straßen Münchens, und wirbelte ihren Staub in dichten Wolken empor. Um ſo traulicher wurde es in den Familien, und die ſchönen Münchnerinnen allzumal, wie die Unſchönen, beſchäftigte ſchon ein entzückender Gedanke: der an den Carneval. Gar manche zarte Hand war ſchon eifrig thätig, Putz und Maskenkleid zu fertigen, und ehe die elyſiſche Zeit kam, ergötzte der bunte Harlekin Phantaſie tauſend Colombinen durch Gaukelſprünge und heitere Lazzi. Im Familienzimmer der Frau von Heppenſtein ſummte manch ſüßes Wiegenlied, der männliche Erbe wuchs und gedieh, ein holder Säugling lag er am Herzen der Mutter, von Fanny und Thereſe wie von Engelgeſtalten gehoben, getragen, gepflegt. Fanny ſchien heiter, aber ein Kampf widerſtreitender Empfindungen wogte durch ihre Seele, ein Kampf ſchwankender Neigungen. Das fühlte ſie wohl, daß es ihr leicht werden würde, das Band zu löſen, das ſie an Franz von Wilſegg knüpfte, den ihre Mutter nicht liebte, aber Anton — ihr Herz und tauſend ihr in Geſellſchaft und ſonſt bewieſene Aufmerkſamkeiten hatten ihr geſagt, daß er ſie anbete, doch er war ein Bürgerlicher, und ſie kannte die vorurtheilsvollen Geſinnungen ihrer Mutter, den Stolz derſelben, jenen verächtlichen Kaſtenſinn, der nie nach Gefühlen, ſondern nur nach Ahnen fragt, und gab allen Hoffnungen mit blutendem Herzen Valet.

In der Weinſtraße wohnte die erſte Modehändlerin Münchens, Madame Dumont; bei ihr nahmen mehrere junge Damen der höhern Stände Unterricht in feinen weiblichen Arbeiten, auch Fanny und ihre Freundin Fräulein Salching; das waren für die Mädchen frohe und genußreiche Stunden; oft kamen auch die Brüder oder die Verlobten in dieſe blühenden Kreiſe, und heitres Geplauder, Scherz und Lachen erfüllte das Zimmer, und mancher Blick flog mit verſtohlenem Augenwink über den Stickrahmen hinweg, neckend und ſchelmiſch, ſüß und freundlich, ſchmollend und einladend, je nachdem ſich Anlaß fand.

Fanny hatte ſich angekleidet, um zu Madame Dumont zu gehen; ſie ließ ſich das Kleid, das ſie ſich zum Carneval ausnähte, durch Nanny nachtragen, doch ehe ſie ging, herzte ſie noch den kleinen Bruder mit innigen ungezählten Schweſterküſſen, tanzte, ihn tragend und ſchaukelnd, unbefangen fröhlich auf und ab, und das Kind ſtreckte mit dem holden Lächeln ſeiner Unſchuld die Aermchen nach ihr, und verwickelte ſich in ihrer reichen Goldlocken Fülle. Sorglich wand ſie ſich los, ſetzte das Kind auf den Schoos der Mutter, und ſagte heiter dieſer und Thereſen für die kurze Stunde Lebewohl. Als ſie aus ihrem Haus in der Kaufinger Gaſſe trat, ſah ſie, daß der Schrannenplatz von einer großen Menſchenmenge, die der Wochenmarkt herbeigezogen, überwimmelt war, zudem ſtand Wagen an Wagen darauf, und der Getreideſäcke lange Reihen ſperrten den Raum. Fanny wollte nicht durch das Gedränge gehen, es gab noch einen nähern Weg, den ſie ſchon öfter eingeſchlagen, durch ein enges Gäßchen durch die Frauenkirche, aus dieſer an der Löwengrube vorbei und in die Schäffler-Gaſſe, aus welcher man wieder in die Wein-Straße gelangt. Die hohe Kirche war leer, nur der Meßner, ein freundlicher Mann war darin und ordnete Manches für den Gottesdienſt an. Fanny erinnerte ſich des neulichen Geſprächs, ihr Fuß wurzelte in dem weiten Kirchenſchiff, ihre Vorliebe für alles Alterthümliche erwachte mit einemmal mächtig in ihr, ſie fühlte beſchämt, daß ſie dieſe Kirche vernachläſſigt, daß ſie in ihr reichen Stoff für jahrelange Betrachtung, vielleicht für manche Ballade finden könnte, daß ſie in einem Heiligthum ſtehe, welches die Schauer der Romantik durchwehten. Sie konnte jetzt nicht zu Madame Dumont, die Gelegenheit, ungeſtört und ohne zu ſtören, die Kirche durchwandeln zu können, den Meßner als beredten Cicerone neben ſich, war zu lockend, daher ſandte ſie das Kammermädchen voraus, und gebot ihr, ſie bei der Modehändlerin zu erwarten. Nun wurden die Glasmalereien betrachtet, die Bilder, vornehmlich die beiden alten Gemälde in düſtern Rahmen, auf denen der Maurer und der Zimmermeiſter, welche die Kirche erbauten, in ihrer eigenthümlichen Tracht abgebildet ſind; auch zeigte der Meßner eine kleine viereckige Silbermünze von nicht ganz Kreuzergröße, als große Seltenheit, und erklärte, daß zur Zeit der Erbauung im Jahr 1468 jeder Arbeiter am Kirchenbau drei ſolcher kleinen Münzen als Tagelohn bekommen habe; weiter ſah Fanny mit Staunen das prächtige Caſtrum Doloris Kaiſer Ludwigs des Baiers mit ſeinem Erz- und Marmorſchmuck, ſeinen herrlichen Statuen, ſah im Chor die zahlreichen Bildſäulen der Apoſtel, Propheten und Kirchenväter und Peter Candid's ſchöne Gemälde.

Einmal vom freudigen Schauen ergriffen und hingeriſſen von Bewunderung ſo vieler alterthümlicher Kunſtwerke, fiel dem romantiſch ſchwärmenden Mädchen plötzlich ein, daß die neulich in Geſellſchaft vergeſchlagene Parthie zur Beſteigung der Frauenthürme nicht zur Ausführung gekommen ſei, wie es bei dergleichen Verabredungen, von der Laune des Augenblicks erzeugt, meiſt zu geſchehen pflegt, und ſie fragte nun plötzlich den Meßner: „Könnte ich nicht auch auf den Thurm?“

„Waren Sie noch nie oben? o dann iſt es ſchon der Mühe werth, hinauf zu ſteigen,“ erwiederte der gefällige Mann, und gedacht, gethan, er begleitete Fanny die hohe Thurmtreppe hinauf, und ſchied erſt von ihr, nachdem er den Thürmer gerufen, damit dieſer dem Fräulein die Glocken und die Ausſicht zeige. Unten in der Kirche fand er Nanny, welche ſich ängſtlich nach ihrem Fräulein umſah; dieſe ſagte, ſie habe bei Madame Dumont nicht bleiben können, eine ſonderbare Angſt habe ſie überfallen, und fragte haſtig nach Fanny. Ruhig bedeutete ſie der Meßner, daß Fräulein von Ickſtätt auf dem Frauenthurm ſei, und alle Schrecken jenes Morgens zu Ingolſtadt wurden in des Mädchens Seele lebendig, ſie ſtürmte keuchend die vierhundert und funfzig Stufen hinan.

Fanny ſtand oben, ſie überſchaute die Stadt, die unermeßliche Ebene. Dort glänzten im Morgenlicht des Hochlandes reine beſchneite Höhen, ſie lagen vor ihr, wie ſie ſie einſt im Traum geſchaut, wie eine ferne fremde, beßre Welt, wo kein Leid der Liebe die Herzen quält; Geiſter des Himmels ſchienen dort zu ſchweben, ſchienen ihr zu winken, und Fanny ſah hinab in die ſchwindelnde Tiefe, und es war, als hebe ſich grau und düſter die Hand des Erdgeiſtes herauf, und faſſe nach ihr, die ſich weit herausbog aus einer der hohen gothiſchen Bogenöffnungen unter dem Geſims, darauf des Thurmes kupfergedeckte Kuppel ruhte, faſſe nach ihrem blühenden Leben, und es wurde dunkel vor ihren Blicken, ſchwarz, und „Jeſus Maria!“ ſchrie plötzlich laut auf der Thürmer, und taumelte todbleich an eine Wand — es war ſtill, er war allein — jetzt tief unten krachte das Kirchendach, man hörte Ziegeln rollen, dann noch tiefer ſchwach herauf noch einen ähnlichen dumpfkrachenden Laut, da erreichte Nanny das Thurmgemach, glühend und doch erſchöpft, laut heulte ihr der Thürmer das Entſetzliche entgegen, und wie vom Strahl des Himmels getroffen, ſtürzte das treue Mädchen ohnmächtig zu Boden. Der Thürmer trug ſie zitternd die Treppe herab.

Das Volk, das ſich unten die ſchreckliche Kunde zurief, wimmelte in die Thüre eines der Frauenkirche nahe gelegenen Beneficiathäuschens, Baumgärtner und Vilſegg gingen juſt Arm in Arm unten, als ſie das Geſchrei vernahmen: „es iſt Jemand vom Frauenthurm geſtürzt!“ Auch ſie eilten in das Haus, die Treppe hinan, zum Boden, hin wo das Dach durchgeſchlagen war, wo mit dem Schweigen des Entſetzens ſchon einige Leute um einen regungsloſen blutenden weiblichen Leichnam ſtanden. Aber das Kleid — ſo bekannt, — das goldne Haar — noch nicht ganz blutüberſtrömt, an der Hand die glänzenden Ringe — es fiel wie Centnergewicht auf die Seelen der beiden Jünglinge. „Anton! Anton!“ rief Vilſegg, und hielt ſich ſchwindelnd an des Freundes Schulter feſt. „Anton, iſt das ein Traum, ſo wecke mich, iſt es Wahrheit, ſo laß mich zum ewigen Schlaf eingehen! Gott! Gott! Fanny!“ Baumgartner war keines Wortes mächtig, und es kamen die Diener der Kirche, Meßner und Beneficiaten, und hoben die Unglückliche Zerſchmetterte auf.

Wie nun Nanny verſtört, zerrüttet, nach Hauſe kam, ach ohne Fanny, wie ſie jammernd in einzelnen abgebrochenen Sätzen das grauenvolle Ereigniß ſtammelte, und dann ohnmächtig zuſammenſank, wie lauter aufkreiſchender Jammer, wie herzzerreißende Wehklage das Haus erfüllte — wer wollte es ſchildern? Fanny's Stiefvater eilte nach dem Unglücksort — man hatte ſchon den Leichnam in einen Sarg gelegt, und trug ihn eben in die Kirche, als er ankam, an Rettung war nicht zu denken. Da lag ſie, entſtellt, unkennbar, entflohen war die ſchöne gemüth- und phantaſiereiche Seele, die ſo jugendlich in einer Welt voll zauberiſcher Ideale geſchwärmt, dahin waren der Mutter ſtolze Hoffnungen, des Mädchens Träume, des Jünglings Bilder von künftigem Glück, Alles, Alles grauſam zerſtört und hingemordet von der kalten Hand des unerbittlichen Todes, und nicht der laute Ruf der Klage, nicht die heißſtrömende Fluth der Thränen, nicht der ſtumme verzweiflungsvolle Schmerz gab die geknickte Blüthe ihrem Leben, ihren Lieben zurück. —

Und zu der troſtloſen Familie kamen nun die Schaaren der Freunde und Freundinnen, leidige Tröſter, und zu der Mutter, die außer ſich war, und ganz aufgelöſt von Schmerz, traten ſie mit der Frage, die der Mutter in das Herz ſchnitt, wie ein glühender Dolchſtoß: „Aber was um Gottes willen hat die Unglückliche zu dieſem Schritt bewogen?“ Erſt hörte die beklagenswerthe Frau die Frage nicht, aber die unzarte Freundſchaft hörte nicht auf, ſie zu wiederholen, bis der endlos Weinenden furchtbar klar ward, daß man Fanny, ihre heißgeliebte Fanny für eine Selbſtmörderin halte. Ein entſetzlicher Gedanke, deſſen Rieſenlaſt ſie vollends zu Boden drückte, ſie niederwarf in die Nacht des Irreſeins, des Irreredens; Fanny eine Selbſtmörderin!

Aber ſo war es; die Menge wollte keine natürliche Todesurſache, für die allgemeine Theilnahme, die ſie äußerte, wollte ſie eine romantiſche Idee, und nun wuchſen der Fabel- und Lügenhyder hundert Häupter, und Fanny ritt, alle tauſend Zungen in eiliger Bewegung, frohlockend auf dem Schlangenungethüm.

Was immer vornehmer und gemeiner Pöbel Hirnloſes erſinnen konnte, wurde nun als Vermuthung, die der nächſte Weiterträger zur Wahrheit ſtempelte, aufgetiſcht, und durch alle ſteifen Salons, und durch alle Kaffee-, Wein- und Speiſehäuſer, und durch alle Brauhausſtuben und Bierſpelunken lief der Name Fanny, ſo befleckt von Verleumdung, wie ihr zerſchmetterter Leichnam blutbefleckt war. Verzweiflung mußte die Unglückliche auf den Thurm getrieben, Verzweiflung ſie herabgeſtürzt haben. Bald ſollte ſie mit Kloſterzwang bedroht worden ſein, bald hatte man ihr einen alten Mann aufzwingen wollen. Welch ein reizender Stoff für die jungen elegiſch-ſchwärmenden Dichter; noch war die arme Fanny nicht beerdigt, ſo zirkulirten ſchon Balladen, Romanzen, Elegien und Scenen aus unreifen Trauerſpielen in der Stadt, die alle Fanny's Leben und tragiſchen Tod zum Gegenſtand hatten.

Am Montag wurde ihr eine Seelenmeſſe geleſen; das geräumige Schiff der Frauenkirche war übervoll. Tauſend Thränen der wahren Theilnahme, wie nicht minder der Empfindelei, floſſen am Katafalk. Und es kam der Abend. Einzelne langgehaltene Poſaunenklänge durchdröhnten mit melancholiſchem Schall die Kauffinger Straße, und ſchnitten wie Schwerter in das Herz der Mutter, die dem Wahnſinn nahe war, die mit Gewalt abgehalten werden mußte ſich nicht aus dem Fenſter zu ſtürzen, während unten langſam der Sarg vorüberfuhr, der Fanny's ſterbliche Hülle einſchloß. Zwiſchen den Poſaunenklängen hörte man Gebete ſprechen, Litaneien, die eine fromme Brüderſchaft ſprach, indem ſie dem Sarg folgte, und es drangen die Worte erſchütternd herauf. Durch die verhangenen Fenſter fiel der Schein der Fackeln, die die Straße erhellten, Fanny's Stiefvater, Vilſegg und Baumgartner folgten mit ſtummem Schmerz dem Sarg. Wo waren nun die Liebesmorgenträume der Jünglinge? Die ſtarke Hand des Schickſals hatte alle Pläne zerriſſen. Nun konnte Baumgartner nicht zum Werther werden an dem Freund, und er blieb verwahrt vor einer Verirrung, die vielleicht das Unglück dreier Menſchen geworden wäre.

Doch nun ſeinen ſchmerzlichen Empfindungen Luft zu machen, ſchlug er einen Weg ein, den ein wahrhaft Liebender nicht betreten hätte, er geſellte ſich zu der Schaar unglückſeliger Dichterlinge, und ſchrieb — eine Brochüre, Fanny „ein Traumgeſicht,“ in welcher er rührende Klagen um die Verunglückte niederlegte, und ihren Geiſt ſich und Andern auf dem Kirchhof erſcheinen, und eine lange, lange Rede halten ließ, eine Rede voll Moral und Philoſophie und Warnung und Ueberſpannung, und dennoch war ſein Werk noch das Beſte, was die Tagesliteratur über dieſen traurigen Gegenſtand hervorbrachte. —

Wie ein milder Troſtesengel webte und waltete Thereſe um die verzweifelnde Mutter. Begabt mit tiefem Gefühl und natürlichem Verſtand und edlem weichen Herzen, gelang es ihr, die geliebte Mutter ihrem dumpfen ſtarren Hinbrüten zu entreißen, ſo daß ſie wieder ein Auge bekam für das Lächeln ihres Säuglings, und daß ſie nun die ganze Liebe, mit der ſie Fanny umfaßte, Thereſen zuwandte. Aber das ruhig heitre Glück der Familie kehrte nicht zurück; zerriſſen war das Band durch Fanny's Tod, das ſich um liebende Seelen ſchlang, zerriſſen ihr Herz, ihr Gemüth, ihr Leben. So ſprach ſie ſich in den folgenden Brieffragmenten aus.

Fanny's Mutter an die Aebtiſſin zu Indersdorf.

München, im November 1785.

„Ich bin noch immer nicht bei mir. Schmerzlicher als der Tod ſind dieſe Gefühle; meine quälenden Erinnerungen werden mich noch des Verſtandes berauben; es wird gut ſein, wenn wir reiſen, hier kann ich nicht bleiben. Ach, kein tröſtender Freund ſteht mir zur Seite, mein Gatte — — Und täglich neue Mährchen über Fanny; die Geſchichte meines Unglücks dient den Menſchen zur angenehmen Unterhaltung. Oden und Lieder und Elegien flattern umher auf Fanny's Tod, wie welke farbloſe Blätter, die der Herbſtſturm von den Bäumen weht. Bald ſoll Liebe, bald Eiferſucht, bald Zwang und Drohung ſie zum Entſchluß des Selbſtmordes veranlaßt haben, ich ſchaudre, daß ich das denken, daß ich es ſchreiben kann; ſie wird als Heldin beſungen, die ihrem Schickſal trotzte, und das verbrannte Gehirn unſrer Dichterlinge verherrlicht den Wahnſinn, ſpricht den Selbſtmord heilig. O meine Fanny! Wie ſie ſo ſchön war, ſo ruhig, ſo heiter; fröhlich arbeitete ſie an ihrem Maskenkleid, fröhlich ſcherzte ſie mit meinem kleinen Alfred — ihr Zimmer war, wie alltäglich, Zeichnungen, Bilder, Bücher, angefangene Gedichte lagen auf ihrem Tiſch umher, wie immer, keine Spur von Trübſinn, von Vorſatz war in ihr, harmlos ging ſie fort — in des Todes Umarmung. O Freundin! O mein Mutterherz! — —

Du haſt getröſtet, Dein Troſt, Dein Rath iſt gut, gut gemeint, aber man muß Mutter, muß in meiner Lage ſein, um richtig über ſolchen Zuſtand urtheilen zu können. Du ſchilderſt mir lebhaft Deines ehrwürdigen Bruders Theilnahme an meinem gerechten Schmerz; o ich glaube an dieſe, ohne ſie wäre mir vollends die Welt ein großes dunkles Grab voll Menſchenlarven. Ich haſſe, ich verachte die Welt, die mich in den Staub tritt, die mir Grauſamkeit gegen eine Tochter andichtet, welche ich nur zu ſehr liebte. Vielleicht war mein allzubevorzugendes Lieben ſündlich, und Fanny's Tod iſt dafür die grauſame Strafe. Glaube mir, wäre Thereſe, wäre Alfred nicht, ich ſtürbe ihr nach." — —

An den Propſt Cornelius zu Indersdorf.

„— — — — —

Das Herz meines einzigen Freundes wird ermeſſen, was ich fühle, wenn ein Menſchenherz es zu ermeſſen im Stande iſt. Soll ich keinen Vertheidiger meiner Unſchuld finden? Ich weiß einen menſchenfreundlichen berühmten Mann, deſſen Wort in der gelehrten Welt viel gilt; er wohnt weit von hier, ihm habe ich die Geſchichte meines Unglücks geſchrieben, es iſt der Profeſſor Salzmann in Schnepfenthal bei Gotha. Vielleicht ſchreibt er etwas in ein geleſenes Blatt zu meiner Rechtfertigung. In der Zeitſchrift: „das graue Ungeheuer" ſteht entſtellt und erlogen, voll tiefer Kränkungen gegen mich, gegen unſre ganze Familie die Geſchichte des Todes meiner Fanny, ja bereits in der Salzburger Zeitung, die aus der gleichen trüben Quelle ſchöpfte. Kaum daß mich's rührt, ich ſtähle das gluhende Eiſen meines Schmerzes in meinen Thränen; es liegt mir nichts mehr an dem Urtheil der Menſchheit, der Welt, darauf ich ſonſt ſo hohen Werth legte. Alle meine Gefühle ſind verwandelt. Sonſt verachtete ich das Mitleid, jetzt möchte ich, wie die nordiſche Göttin Freya nach dem Tod ihres Sohnes Balder, bei allen Weſen um eine Thräne betteln; eine Thräne, um Fanny geweint; ſonſt war ich ſtolz und herriſch, jetzt iſt eine Demuth bei mir eingekehrt, die ich früher empört über die Schwelle gewieſen haben würde. So wandelt um, ſo beugt das Schickſal. Warum gab mir nun der Himmel dieſes Kind, daß ich es mit aller Liebe pflegen, großziehen, bilden, in ihm die Begeiſterung für alles Schöne, Gute und Erhabene erwecken mußte, die ſo mächtig in Fanny's reinem Herzen loderte, und warum ward mir nun die geliebte Tochter auf ſo ſchreckliche Weiſe vom Herzen geriſſen? Ich begreife es nicht. Soll es eine Strafe für die Verirrungen meiner Jugend ſein? Und ein Zeichen von der Langmuth des Himmels, daß ich ſie ſo lange Zeit mein nennen durfte? Oder eine Strafe für das gebrochne Gelübde? Wehe mir! Wohin ich blicke, iſt Nacht, iſt faſt Verzweiflung.

O Cornelius! Alles, Alles erinnert mich an dieſe Tochter und an mehr, oh, an mehr! Das Clavier ſteht beſtaubt, alle Harmonien ſchweigen, es blieb unberührt, ſeit ſie darauf zum letztenmal ſpielte. Zum letztenmal! Welch ein Centnergewicht in dieſem winzigen Wort! Stundenlang konnte Fanny am Inſtrument ſitzen, und phantaſiren. Sogenannte Stückchen ſpielte ſie nie. Sie ſprach: Gebetbücher und Muſikalien liebe ich nicht, denn Gebet und Muſik, beide müſſen aus der Seele quellen, aus dem Herzen kommen, und ſo zauberte ſie oft aus einer diſſonirenden Tonfülle die reinſte Harmonie. Ach, daß ich gar nicht müde werde, von ihr zu reden, von ihr zu ſchreiben, aber das iſt mein einziger Troſt." — —

So in rührende Klagen ergoß ſich fort und fort die unglückliche Mutter. Wohl fanden ſich tröſtende Stimmen, aber ſie wollte ſie nicht einmal hören. Die Troſtgründe der Religion nannte ſie „das Opium der Seele, das ihren Schmerz nicht einzuſchläfern vermöchte." Jene, die mit der Hinweiſung auf eine höhere Weltordnung, mit einer Beſtimmung ihr Troſt einzuſprechen verſuchten, nannte ſie unſelige Fataliſten, die ihr beweiſen wollten, wie nothwendig der Sturz ihres Kindes zum Wohl des Ganzen geweſen ſei.

Aus dem Brief an Salzmann:

„Vertrauungsvoll wende ich mich in dieſer verzweiflungsvollen Lage an einen Mann, den ich zwar nicht perſönlich zu kennen die Ehre habe, den ich aber überaus hochſchätze ſeines edlen Herzens wegen, und für alles das, was er an der Jugend that und thut. Und dieſer Mann wird mir verzeihen! Ich bin ſo tief geſunken, daß mein zertretenes freudenleeres Herz jeden Wandrer um ein karges Almoſen von Troſt anbetteln möchte. Ach, ich wollte mein Unglück tief in mein Herz begraben, aber der Menſchen Bosheit gönnt ihm dieſe Ruheſtätte nicht, ſondern trägt es zur Schau, wie revoltirender Pöbel den mißhandelten Leichnam eines Tyrannen. Kann und ſoll ich es dulden, daß feile Sudler um den niederträchtigen Sold einiger Gulden mein unglückliches Kind als eine lieberaſende Selbſtmörderin, mich als eine Tyrannin brandmarken? Zum Fenſter unſerer Wohnung deutet man herauf, und wenn Thereſe, meine jüngere Tochter, über die Straße geht, flüſtert man halb laut:

ſeht, das iſt die Schweſter von Fanny! Ich lege Ihnen zerſtreute Blätter von Fanny's Hand bei, aus denen Sie ihren Charakter kennen lernen, auch ihre Silhouette. Mein Bewußtſein ſagt mir, daß ich Alles für meine Tochter that, was eine liebende Mutter thun kann, und nun erndte ich ſolchen Lohn für ſo viele Liebe, und Menſchen, die ſich Dichter nennen, Dichter, die nur Edles und Wahres und Herrliches feiern ſollten, wären ſie wirklich von einem göttlichen Beruf entflammt, ſuchen ihre Nahrung in dem tiefwunden Herzen einer verzweifelnden Mutter, den Würmern gleich, die Leichname durchwuhlen. O vergeben Sie, vergeben Sie den allzuheftigen Ausbruch eines nie endenden Schmerzes, und gönnen Sie mir ein tröſtendes Wort, und meinem armen Kinde, wenn Ihre Zeit es erlaubt, in irgend einem Blatt eine Vertheidigung. — —"

Mit einem Herzen, das von tiefgefühltem unſäglichen Schmerz zerriſſen war, und an einer Wunde blutete, die Niemand ahnen durfte, ſaß Pater Cornelius in ſeinem einſamen Zimmer, das die Bilder von Martyrern und Heiligen ſchmückten. Er ſeufzte laut auf, der gramgebeugte Mann, und ſein Blick weilte auf den Bildern, und er ſprach leiſe zu ihnen gewandt:

„Ihr auch habt geſtritten
Ihr auch habt gerungen
Mit des Schmerzes Mächten,
Bis ihr ausgelitten,
Und aus Kummernächten
Seid zum Licht gedrungen!“

Dann ergriff er wieder die Feder und ſchrieb an einem Aufſatz, betitelt „Geſchichte von Fanny von Ickſtätt,“ in welchem er mit beredter Feder nach einer langen Einleitung die Geſchichte jener Unglücklichen mittheilte, und ihren Schatten von dem laſtenden Verdacht eines freiwilligen Todes frei zu machen ſuchte, und ſeine Behauptung mit den ſprechendſtem Beweiſen unterſtützte, auch dabei ihrer Mutter auf eine ſo zarte, ſchonende und ehrenvolle Weiſe gedachte, ja ſogar viele Briefe von dieſer ganz oder theilweiſe, wie nicht minder Handſchriftliches aus Fanny's Nachlaß beifügte, um die Ehre einer ſo heißgeliebten Todten zu vertheidigen, und ein Herz zu beruhigen, das der Gram ganz aufzehrte, ein Herz, das ihm noch immer ſo unendlich theuer war, und das, er fühlte es ſchmerzlich, glücklicher geſchlagen haben würde, hätte es an dem ſeinen ſchlagen dürfen. Er ſandte dieſe Arbeit an die Redaction eines geleſenen Journals und hoffte von Woche zu Woche der Aufnahme entgegen.

Die Aebtiſſin von Indersdorf an Fanny's Mutter.

Indersdorf, im Juli 1786.

„Der Anblick des verſiegelten Paketes, das ich Dir, meine geliebteſte Freundin in dem Herrn überſende, welches die Aufſchrift trägt: „nach meinem Tode an die Mutter Fanny's von Ickſtätt,“ wird Dir ſagen, welchen tiefſchmerzlichen Verluſt ich erlitten. Mein guter unvergeßlicher Bruder ging vor wenigen Tagen zu Gott; ein Wetterſtrahl tödtete ihn, als er ſich, während eines Gewitters, auf freiem Felde elektriſch-magnetiſchen Verſuchen hingab. Ich habe auf's Neue viel und tief gelitten, doch finde ich Troſt im Gebet und in ſtiller Ergebung in Gottes unabänderlichen Rathſchluß. Mein Schmerz wird, ich weiß es gewiß, auch Deiner ſchweſterlich theilnehmenden Liebe nahegehn, auch Du wirſt dem Manne eine Thräne weihen, der bis zum Tode Dir ein treuer Freund war, laß uns ſtill ergeben dulden, bis zum Wiederſehen in einer andern und beſſern Welt, und lebe wohl.

Deine Ulrika.“

Dieſe Zeilen wirkten mächtig erſchütternd auf die Empfängerin; ſie brach in einen ſtillgeweinten heißen Thränenſtrom aus. Das Paket enthielt ſorglich bewahrte Briefe und manche liebfreundliche Erinnerung an eine frühe frühverblühte Maienzeit; ſo wie einen Abdruck des Aufſatzes über Fanny. Auch über die duldende Mutter kam endlich der ſtille Friede der Reſignation, ſie lebte fortan ganz ihren Kindern und ihrer Pflichterfüllung muſterhaft, würdig, hochgeachtet von allen ihren Bekannten, aber zurückgezogen in ſich ſelbſt, im enggezogenen häuslichen Kreis, die Welt meidend, und verachtend, die ihr immer und immer wieder ihren bittern Mutterſchmerz in Schalen geſammelt, zu koſten gab. — Jener Aufſatz erſchien zu Anfang des Jahres eintauſend ſiebenhundert und ſechs und achtzig P. K. unterzeichnet. Statt eine vorgefaßte Meinung im Publikum zu ändern, trug er nur dazu bei, wieder an die Unglücksgeſchichte zu erinnern, die ſo feſt im Glauben des Volkes wurzelte, daß noch in einem in neueſter Zeit über München und ſeine Umgebungen erſchienenen Taſchenbuch bei Beſchreibung der Frauenthürme wörtlich ſteht: „Aus einer dieſer Oeffnungen des nördlichen Thurmes ſtürzte ſich im Jahre 1785 das ſchöne ſiebenzehnjährige Fräulein Fanny von J.** aus unglücklicher Liebe in die Arme des Todes. —“

Der Herr Gevatter.

Auf dem Harzwalde, dicht am Fuß des weit und breit verrufenen Blocksbergs und nicht allzuweit von dem armen Dörfchen Elend, hatte der Köhler Klaus ſeine Hütte ſtehen; vor der Hütte auf einem geräumigen Platz qualmte und dampfte ſein Meiler, und an der Thüre ſpielte ein Häuflein halbnackter Kinder, Knaben und Mädchen im Alter von ſechs bis zu vier Jahren; in der Hütte ſelbſt waren ein paar dreijährige Zwillinge, die auf einer hölzernen Bank ſaßen, und an harten Brodrinden kauten; das zweijährige und das einjährige Kind lagen mit verſchlungenen Armen in einem kleinen Bettlein, und ſchliefen ſo ſanft, wie nur immer Kindesunſchuld ſchläft. Aus der Kammer drang ein tiefes Stöhnen, und es lag eben des Köhlers Weib Suſanna in Kindesnöthen in der Kammer. Die alte Marthe, Großmutter des Köhlers Klaus, war es einzig und allein, die ihr beiſtand, und dieſe hatte die Freude, in kurzer Zeit ein neues Urenkelchen auf ihren Armen zu wiegen, Klaus aber ging während dem um den Meiler herum, warf von Zeit zu Zeit Erde darauf, wenn da oder dort am unrechten Ort Dampf oder Flamme hervorbrechen wollte, und blickte dabei immer nach der Hüttenthüre, bis endlich Marthe in dieſer erſchien, und freundlich grinſend winkte. Da warf Klaus die Schürſtange hin, und eilte ganz freudig zu ſeiner Suſanna, die recht ſchwach in dem ärmlichen Bette lag, und an ihrer Bruſt das Kind, ein blühender Knabe.

Als ſich die Freude, daß Alles ſo glücklich von Statten gegangen, gelegt hatte, was bei Klaus nicht lange währte, ſo ging er wieder an ſein Geſchäft, und ſprach bei ſich ſelbſt: „Herr, ſegne mit Maaß und Ziel! Faſt 8 Jahre bin ich armer Kerl verheirathet, und ſchon neun Kinder, und ich und meine Frau ſind noch jung! wo will das hinaus? Ich bin kein Erzvater, der Land und Leute, auch Schaafe und Rinder hat, von Kameelen will ich gar nicht reden, was will das nun werden, wenn alljährlich ein Kind kommt, oder auch zwei, nach Deiner Weisheit? Und wo ſoll ich die Pathen hernehmen? In den ſechs Häuſern in Elend zähle ich ſchon in jedem zwei Gevattersleute, und meiner Frau Verwandtſchaft in Ilſenburg iſt geizig und grob. Beides, weil ſie reich iſt.“

Dieſe Gedanken wurden erneuert, als es nun Abend geworden war, und die Kinder alle ſchliefen, bis auf das Neugeborne, welches ſchrie, und nun Rath gehalten wurde zwiſchen Klaus, ſeiner Mutter und ſeiner Frau, wer bei dieſem kleinen Kinde Pathe werden ſolle? Da war guter Rath theuer. Endlich wurde beſchloſſen, daß Klaus am Sonntag früh doch nach Elend gehen ſolle, um zu verſuchen, ob nicht irgend eine gutherzige Seele ſich fände, bei dem Kindlein Gevatter zu ſtehen, und ſolches that er auch; aber wo er anklopfte, hieß es: „Ei Klaus, Ihr ſeid wohl nicht geſcheidt, daß Ihr ſchon wieder zu uns kommt!“ Oder: „Was? Schon wieder ein Kind? Ei das iſt ja gar nicht möglich, beſinnt Euch doch, Klaus, wir haben ja erſt vor einem halben Jahr zu Gevatter bei Euch geſtanden! Ihr ſeid wohl wie jener Tagedieb, der herumging und die Leute zu Pathen bat, damit ſie ſich losfinden ſollten mit einer milden Gabe, und der gar kein Kind hatte?“ Oder:

„Ei ſchämt Euch, Klaus, mit ſammt Eurer Frau, daß Ihr ſo viele Würmer in die Welt ſetzt, und könnt ſie doch nicht ernähren! Wir konnen nicht bei Euch Gevatter ſtehen, weil wir nicht wollen, und wollen nicht, weil wir nicht können, wir ſind ganz arme Leute.“

Als Klaus ſolcher untröſtlichen und unfreundlichen Reden genug empfangen hatte, ging er zu dem Dörflein Elend hinaus und ſeufzte: „Das iſt ein rechtes Elend!“

Als er nun nach Hauſe kam, und den Frauen ſein Leid klagte, klagten ſie mit, und darauf wurde beſchloſſen, daß Klaus ſich von Neuem aufmachen ſolle, und über den Brocken hinweg nach Ilſenburg gehen, vielleicht daß einer von den wohlhabenden Vettern unter andern doch auch ſo viele Barmherzigkeit hätte, das Kindlein zu heben; und der Vater nahm ſeinen Stab und pilgerte fort, aber mit ſchwerem Herzen, und weniger Hoffnung. Eine Strecke weit ging er der kalten Bode entlang, die ſich mit lautem Geräuſch durch ihr ſteiniges Bette drängte, dann folgte er einem Fußpfad rechts, der ihn an der Stelle vorbeiführte, wo hernachmals das Dorf Schierke erbaut worden iſt, welches ſchon am Brocken liegt, und das höchſte iſt auf dem Harzgebirge. Sodann führte ihn der Weg zwiſchen den hochaufgethürmten Feuerſteinsklippen hindurch, die drohend daſtanden, wie Rieſenwächter an der Grenze des Zauberreichs vom fabelhaften Blocksberg, oder wie ein Thor, durch das man eingehen mochte in die Traum- und Zauberſphäre. Klaus ſah ſich die Steingiganten an, und ſprach zu ihnen: „Wenn ich wieder von Ilſenburg zurückkomme, und habe keinen Gevatter, und eigentlich könnte ich den weiten Weg ſparen, denn ich bekomme doch keinen, und gehe nur weil es die Weiber haben wollen, ſo will ich Euch zwei Beide zu Gevatter bitten, hoffe, Ihr werdet es mir nicht abſchlagen, weil mein Elend ſo groß iſt, daß es einen Stein erbarmen möchte, ſelbſt wenn er ein Feuerſtein iſt.“ Die Feuerſteinsklippen ließen dieſe Anrede Klauſens gänzlich unerwiedert, und ſagten nicht ja und nicht nein dazu; nun ſtieg Klaus immer rüſtig bergan, ohne ſich weiter aufzuhalten, ließ den kahlen Brockengipfel, auf welchem damals noch kein Haus ſtand, ſondern blos eine Kanzel, und zwar die des Teufels, links liegen, und folgte dem Lauf der muntern Ilſe, aus deren kühler Quelle er ſich labte. Immer abwärts ging es durch herrliche Urwälder, darin jeder Waldſtein eine grüne Moosbank war, und jeder Baum ein ehrwürdiger Greis. Je weiter Klaus hinunter kam, je lebendiger wurde es auch um ihn; die Vögel ſangen, und ſeine Begleiterin, die ſilberhelle Ilſe, ſtürzte ſich in tollen Sprüngen über die Felſen ihres umbuſchten Bettes herunter. Klaus war demungeachtet, daß die Natur um ihn her ſo friſch und munter war, nicht fröhlich, und es ging ihm wie Till Eulenſpiegeln, da dieſer bergein ſtieg, er dachte mit Betrübniß, daß er auch den beſchwerlichen Weg hinauf müſſe, und ihn doch vergeblich gehe. Und wie gedacht ſo geſchehen. Die Vettern in Ilſenburg ſagten, daß es dermalen mit der Gevatterſchaft nichts ſein könnte, weil juſt Erndtezeit, oder weil ſie kranke Kinder im Hauſe hätten, oder weil ſie Trauer hätten, da ſich Kindtauffröhlichkeit nicht gut dazu ſchicke. Manche ſahen auch zum Fenſter heraus nach dem Brocken, und ſagten: „Lieber Klaus, der Brocken braut, es wird ſchlecht Wetter, wir kommen nicht wieder heim, und bei Euch iſt nicht gut übernachten.“ So ſprachen die, die nicht viel hatten und höflich waren. Die Reichen und Groben aber ſprachen: „Was will der Schnarcher? Weiß er nicht, daß wir beim Lumpenvolk nicht zu Gevatter ſtehen? Haben wir Ihm das nicht ſchon zehnmal geſagt? Was kommt Er wieder? Die Suſanna, unſere Muhme, war eine Närrin, daß ſie Ihn genommen hat, wir haben erſt gewußt, daß Er ein Lump iſt, aber wem nicht zu rathen iſt, dem iſt nicht zu helfen, und wer nicht hören will, muß fühlen!“

Der arme niedergeſchlagene Klaus ward durch ſolche Worte keineswegs aufgerichtet, doch beſaß er ſoviel Scharfſinn, dieſer langen Reden kurzen Sinn errathen zu können, und hörte derlei Predigten nicht zu Ende, ſondern ging weiter, und das that er ſo oft, bis ihm nichts weiter übrig blieb, als wieder zu Ilſenburg hinauszugehen.

Als er nun müde und kummerſchwer den hohen Brocken hinankletterte, ſank der Abend ſchon herab in die tiefen und melancholiſchen Thäler des Harzgebirgs, oben aber auf den grünen Höhen war es noch recht lieblich licht, und das Abendſonnengold verſchmolz mit dem Moosgrün zu wunderſamem Schimmer, der aber ſo ſehr und ſo herrlich zunahm, daß es zuletzt dem bergan keuchenden Köhler auffiel, und er betrachtend und bewundernd ſtehen blieb. Da ſah er ſich auf einem herrlichen Plan, der rings von ehrwürdigen Bäumen eingegrenzt war, und auf welchem tauſend buntfarbige Blumen blühten, rings aber war eine ſo feierliche Stille, daß den Köhler ein Schauer überlief; nicht das leiſeſte Lüftchen wehte, und doch waren ſonſt auf dieſer Höhe die Winde heftig und gar nicht ſelten. Noch mehr aber ſtaunte Klaus, und erſchrak faſt, als er jetzt einen Mann erblickte, von anſehnlichem Wuchs und ungemeiner Wohlgeſtalt, nicht alt und nicht jung, doch im Antlitz überaus mild und freundlich, und dieſer Mann kam auf Klaus zu, und wo er vorüberging, neigten ſich die Bäume, die Blümlein, die Halme alle vor ihm. Da merkte Klaus, daß das der liebe Gott ſei, und that ſeine Mütze ab, und faltete die Hände, und betete ein Vater-Unſer. Der Mann aber grüßte ihn freundlich, und ſprach: „Fürchte Dich nicht, guter Klaus; ich bin der liebe Gott, und wenn Du ein Anliegen haſt, ſo ſage es."

Klaus fiel auf ſeine Knie nieder, und erwiederte zitternd: „Ach Du lieber Gott, Du biſt allzugütig! Unſer täglich Brod gieb uns heute!"

„Das will ich, heute und immerdar," verhieß Gott. „Bitte weiter, guter Klaus!"

„Du lieber Gott," ſprach Klaus weiter: „ich bin heute ſehr ſchlecht und unchriſtlich behandelt worden. Vergieb uns unſre Schuld, wie wir vergeben unſern Schuldigern!"

„Dir geſchehe wie Du bitteſt!" ſprach Gott. „Haſt Du weiter nichts zu bitten, Klaus?"

„Guter Gott, wenn Du mir nur einen Gevatter ſchaffen wollteſt: denn Dein iſt die Kraft!" betete Klaus auf den Knien.

„Ich will ſelbſt Dein Gevatter ſein!" tönte die Vaterſtimme des Höchſten liebreich, aber Klaus fiel auf ſein Angeſicht, und rief: „Herr Herr, ich danke Dir, aber Du darfſt nicht mein Gevatter ſein, denn Du biſt allzugut und allzugnädig, und haſt mich ſchon zu ſehr geſegnet!" Wie Klaus das geſprochen, rauſchten plötzlich die Bäume, und es wehte kühl von der Höhe des Berges, und der Glanz rings umher erloſch, und als der Köhler ſich aufrichtete, war er allein, und die Sonne war eben untergegangen, der Schimmer aber, der vorhin auf Berg und Wald geruht, ſchien empor geflohen und zu einer purpur goldnen Wolke geworden zu ſein. Klaus wußte gar nicht, ob er wache oder träume, oder geträumt habe, und ſtieg langſam bergempor. Bald genug kamen ihm die traurigen und ſchwermüthigen Gedanken wieder;

er dachte, daß doch ſein Leben nichts ſei, als Arbeit, Plage und Mühſeligkeit, und daß unter den Menſchen gar keine Liebe mehr ſei, auch kein Mitleid und keine Milde. Die Sonne war kaum hinab, als plötzlich ein ſtarker Nebel rund um den Wanderer Alles verſchleierte, und ſo dicht war, daß er, der ohnedieß in Gedanken ging, bald von ſeinem Pfad abkam, und ſich mehr rechts hielt, immer nach dem Gipfel des Brocken zu. Die Tannen krochen jetzt zu Krüppeln zuſammen, und die Krummholzkiefern ſtreckten ſich mit ihren knotigen Aeſten dicht am Boden hin. Klaus war ſchon ſo weit herauf, daß er faſt den Hexenbrunnen erreicht hatte, als er in ungewiſſen Umriſſen eine Geſtalt bei dieſem Brunnen kauern ſah, und näher kommend, einen ſchwarzen Mann von vieler Mißgeſtalt entdeckte, der ſich in dem Hexenbrunnen die Hände wuſch, und den er Anfangs für einen Köhler hielt, doch nahm es ihn Wunder, noch ſo ſpät hier oben Jemand zu begegnen. In der Hoffnung, vielleicht einen Bekannten zu finden, der mit ihm gehen werde, ſchritt er näher auf die Erſcheinung zu, und rief: „Heda! Was macht Ihr noch da oben?“

Der Mann am Hexenbrunnen ſchlug eine helle Lache auf, und antwortete: „Ich waſche meine Hände in Unſchuld.“

Aha! dachte der Köhler: Du magſt mir ſchon mit allen Waſſern gewaſchen ſein, nur mit keinem guten! Du biſt der Mohr, der nicht weiß wird. Dann fragte er laut: „Mit Verlaub, wenn ich nicht irre, biſt Du der Teufel?“

„Das wäre der Teufel!“ höhnte eine Stimme in der Luft, und Klaus ſah, daß ſo eben maßbaumlang das Brockengeſpenſt durch die Nebel ſchritt, auf dem Rieſenſchatten des Berges ein in's Ungeheure vergrößerter Doppelgänger.

Der Mann am Hexenbrunnen richtete ſich jetzt empor, und ſagte: „Du ſcheinſt mir nicht ſo dumm, wie Du ausſiehſt, und beſonders gefällt mir von Dir, daß Du nicht vor mir ausreiſſeſt.“

„Warum ſollte ich das?“ fragte Klaus unbefangen. „Wollteſt Du mich einholen, hälfe mir mein Laufen doch nichts, und da ich ſelbſt ein armer Teufel bin, denke ich, Du wirſt mir nichts thun, ſo wenig ich mit Dir zu thun haben will.“

„Hm!“ brummte der Teufel in den Bocksbart, der ihm wie ein Geflecht ſchwarzer Wurzeln bis auf die Bruſt hing: „Warum wollteſt Du nichts mit mir zu thun haben? Könnteſt Du nicht einen Bund mit mir machen, daß ich Dich reich machte, oder wie wäre es, wenn ich — ich führe das nur als ein Beiſpiel an, und Du mußt es nicht übel nehmen — wenn ich Dein Gevattersmann würde? Ich würde traun viel blanke Harzgulden einbinden.“

Klaus zuckte die Achſeln, und ſagte: „Ein Mohr ſchwärzt den andern nicht, noch der Köhler den Schornſteinfeger; ich glaube wohl, daß Du es nach Deiner Art gut meinſt, obgleich Du in Wahrheit ein ſehr nichtsnutziger Geſell biſt, aber meine Kinder werden nicht hier oben in Deinem Revier, dort auf dem Hexentaufſtein getauft, ſondern wir tragen ſie über Elend nach Elbingerode, und dort tauft ſie der Pfarrer, der in der Kirche im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und —“

Klaus hatte noch nicht ausgeredet, als ein Windſtoß an ihm vorüberfuhr, der ihn zu Boden riß, und als er ſich aufraffte, hörte er unter ſich mächtige Baumſtämme krachend im Windbruch zuſammen ſtürzen, und es war, als kollerten Felſenſteine mit dumpfem Getöſe den Brocken abwärts, auf dem nun die ſeltſame unheimliche Helle zu herrſchen begann, die nicht Tag war und auch nicht Dämmerung, ein kaltes Licht, vor welchem ſich ſelbſt der Nebel zu grauen ſchien, denn er lagerte ſich wie ein weißer Wolkenwall rund um die Kuppe des Bergs, auf welcher noch immer der Köhler emporſtieg. Um dieſen war es nun ganz öde, kein Krummholz reichte bis zum Bergſcheitel, kein Grashalm regte ſich flüſternd im Abendwind, eben weil keiner mehr daſtand. Nur eine Blume ſtand hier und da, die Brockenanemone, die weiß blüht, mit einer kalten Farbe, wie die Schneeglocke und die Nießwurz. Klaus kümmerte ſich auch nicht im mindeſten um die Blumen, es war von jeher nicht ſeine Liebhaberei, ſondern er dachte noch an den ſeltſamen Mann, und murmelte: „Ich hätte den Teufel vom Teufel, wenn er ſo wenig Standhaftigkeit beſitzt, ein mißfälliges Wort nicht ruhig anzuhören. Ich muß mir in der Welt ſo viel ſagen laſſen. Das wäre mir mein Gevatter, der würde mir ſchöne Eier in die Wirthſchaft legen! Pfui!"

Der Wind pfiff ſchneidendkalt auf der Höhe des Brockens, von welcher jetzt Klaus hinab ſah nach allen vier Windgegenden, hinab auf die Nacht, welche wie ein dunkler Mantel über die Länder gebreitet lag, hinab auf den Nebel, der den Berg umſchleierte, hinab nach Elend, da er nicht weit davon in gleicher Richtung ſein eignes Elend wußte.

„So bin ich, ſo einſam ich hier ſtehe, und abgeſondert von der Welt, auch von der ganzen Gotteswelt verlaſſen, und Niemand hat ein Ohr für mich, und Niemand will ſich meiner annehmen, und meines armen Kindleins!“ begann der Köhler zu klagen. „O daß doch der Tod käme und mich von der Welt nähme, mich und Weib und Kinder dazu, das wäre der beſte Gevattersmann!“ Wie Klaus dieſe Rede geſprochen hatte, und ganz ſchwermüthig wieder abwärts in der Richtung nach Elend ſteigen wollte, und ſchon nahe bei dem Felſen war, der die Teufelskanzel heißt, ſah er, daß abermals dort ein Mann ſtand, lang und ſtarr und unbeweglich, faſt einer Schneeſtange ähnlich, die die Holzleute in den Boden ſtecken, um im Winter die Richtung nicht zu verfehlen. Es war aber doch keine Stange, ſondern wirklich ein Mann, aber von ſehr grauenhaftem und ſpuckhaftem Anſehen, ſo daß Klaus nicht anders meinte, als es wäre Hackelberg, der wilde Jäger, der hierher auf den Anſtand getreten ſei, und Klaus nahm faſt Anſtand, an ihm vorbei zu gehen, doch that er es, weil er nicht anders konnte, und ſagte zu dem langen dürren Mann: „Guten Abend!“

Der Mann nickte auf ſeltſame Weiſe mit dem Kopf, nämlich ſo ſehr, daß der Kopf herunter fiel, doch fing er ihn gleich mit der Hand, und ſetzte ihn wieder auf ſeinen Ort. Klaus erſchrak, als er ſah, daß dieſer Mann ſich ſelbſt den Kopf zurecht ſetzte, daß es krachte und knackte; zu gleicher Zeit ging auch der Mond auf, und trat groß und roth, wie glühendes Kupfer, aus dem Nebel, und Klaus ſah, daß er neben einem lebendigen Gerippe ſtand. Nun merkte der Köhler, daß das der Tod ſei, und war zum Tod erſchrocken.

Der Tod aber ging ſtill neben dem zitternden und bebenden Klaus her, immer bergab, brockeneinwärts, und keiner von Beiden ſchien eine Unterhaltung anknüpfen zu wollen. Klaus dachte an die Fabel von dem Greis mit dem Holzbündel, der den Tod gerufen, und ihn dann um Hülfeleiſtung angefleht. Hatte ſich doch der Köhler vorhin auch den Tod gewünſcht, und nun war er da; und Klaus wunderte ſich wirklich, daß er nicht bereits des Todes war. Endlich brach doch zuerſt der Tod, der ſo Vieles bricht, auch das Schweigen, und ſagte: „Klaus!“

Klaus wurde von einem eiskalten Schauder überlaufen, als er den blaſſen Tod ſeinen Namen ausſprechen hörte, doch faßte er ſich ein Herz, indem er die rechte Hand auf die linke Bruſt legte, und antwortete: „Mit Verlaub, biſt Du der Tod, oder biſt Du es nicht, da Du ſchwatzen kannſt, und es ſonſt doch heißt: Stumm wie der Tod?“

Jener ſprach: „Ich bin's.“

„So hat wohl mein Stündlein geſchlagen, und Du kommſt mich abzurufen?“ fragte Klaus weiter.

„Noch nicht!“ war des Todes lakoniſche Gegenrede.

„Und darf ich fragen, wohin Du gedenkeſt?“ ſagte der Köhler. Und der Tod antwortete: „Zu Dir!“

Klaus warf einen ängſtlich fragenden Blick auf den ſchattendunkeln Begleiter, und dieſer ſchien zu bemerken, daß der Schreck die ferneren Fragen hemmte, darum fuhr er fort: „Du haſt mich eingeladen! Dir geſchieht, wie Du gebeten haſt.“

Klaus war ſtill geworden, er fürchtete ſich ſehr, und nun gingen Beide ſchweigend neben einander eine lange Zeit. Der Mond ſchien hell, und der Köhler ſah, daß das grüne Gras fahl wurde, wo ſie gingen, und daß das Laub von den Bäumen fiel; rings aber ſchoſſen kahlen Schädeln gleich, ſchwülſtige Schwämme empor, die Früchte der Verweſung.

Als die Wanderer zu den Feuerſteinsklippen kamen, brach der Tod wieder das Schweigen, und fragte vernehmlich: „Weißt Du, was ich einbinden werde?“

Klaus wußte es nicht, und ſchwieg furchtſam, aber ſtatt ſeiner nahm das Echo in den Felſenſteinen das Wort und erwiederte: „Erde! Erde!“

Klaus hätte in die Erde ſinken mögen, und folgte mit ſchlotternden Knien dem Begleiter, der ihm voranſchritt, und den Weg gut zu wiſſen ſchien. Der Köhler ſah ſich nach den Feuerſteinsklippen um, als wollte er ſagen: „Nichts für ungut, ſteinreiche Herren, daß nun aus der Gevatterſchaft nichts werden kann, dieweil ſich einer eingeſtellt, der viel einſtellt. Wenn aber der Storch wieder kommt, ſoll es an Euch kommen.“ —

Die Hütte des Köhlers war erreicht. Klaus dachte nicht anders, als daß der Tod ſeinem Kindlein das Leben nehmen werde, und daß es von dem Pathen am Beſten gehoben und aufgehoben ſei, doch dem war nicht alſo.

Die Kindtaufe ging wirklich vor ſich, und der Herr Gevatter zeigte ſich als einen zwar ernſten, aber doch guten Mann, und in der Kirche, in welcher es nur etwas ſchauriger und kälter war, als gewöhnlich, ſchien er ſehr andächtig. Das Kindtaufmahl beſtand, nebſt guter Köhlerſuppe, aus Erdäpfeln und Erdbirnen, und zum Deſſert wurden Erdnüſſe aufgetiſcht, deren ſich die Kinder ſehr erfreuten. Dem Täufling hatte der Pathe den Namen Heine beilegen laſſen.

Als das Alles vorüber war, nahm der Gevatter höflichen Abſchied, nachdem er zuvor etwas unter das Kiſſen der Frau Suſanne geſchoben, und auch der alten Marthe etwas in die Hand gedrückt hatte, das in ein welkes Blatt gewickelt war. Jedes Kind empfing aus der Hand des freigebigen Mannes ein kleines Spielzeug, ſehr niedlich aus Gebein gedrechſelt, dem Köhler aber gebot der Gevatter zu folgen, und dieſer gehorchte. Der Tod ſchlug wieder die Richtung nach dem Blocksberg ein, und wandelte ſchweigend vor dem Köhler her, bis zu dem Felsgebäude der Feuerſteinsklippen, die ſich ausnahmen wie ein ſchaurig verödeter Rieſenpallaſt, noch groß und ſchön in ſeinen Trümmern. Dort auf einen Granitblock ſetzte ſich der Tod und ſprach nun zu Klaus: „Lieber Gevatter, weil Du mir eine Ehre angethan, die mir all' mein Lebetage noch nicht zu Theil geworden, ſo will ich Dir auch Gutes thun. Gehe nicht wieder zurück nach Deiner ärmlichen und erbärmlichen Hütte, baue keinen Meiler mehr, tritt aus Deiner kohlenſchwarzen Dunkelheit an das Licht der Welt; Du ſollſt ein Mann werden, reich, berühmt, und geehrt, wie Keiner, und Alles ohne Mühe. Höre mich an!“

Klaus wußte nicht wie ihm geſchah. Er hörte den Herrn Gevatter an, und ward darauf nicht mehr in der Gegend, von Schierke und Elend geſehen, nicht mehr in den düſtern Thälern und ſchattigen Wäldern am Fuß des Brocken. Großmutter und Weib harrten und weinten vergebens, und alle Kinder weinten mit.

In das welke Blatt, das der Tod der alten Martha in die Hand gedrückt hatte, war ein verſchimmelter Mariengroſchen gewickelt, und unterm Kopfkiſſen fand die Wöchnerin allerdings etwas weniges ſchwarze Erde, einige Knöchelchen, und einen ſehr alten Harzgulden, der lange in einem Grabe gelegen zu haben ſchien, in einem ſchwarzſammetnen

Todtenbeutel, wie man in vielen deutſchen Landen ſolche Gaben nennt und heilig aufbewahrt. Der Vater Klaus aber kehrte nicht zurück.

In der alten Reſidenz des alternden Königs lief das Gerücht von Haus zu Haus, und ſprang von einer Zunge auf die andere: „Ein Wunderdoctor iſt angekommen, ein weiſer tiefgelehrter, vielkündiger Mann! Ein Mann, gegen den unſre Aerzte klein ſind, der große Klausnerus! Er braucht die Kranken nur anzuſehen, ſo weiß er, ob ſie zu retten ſind, oder nicht, und er vermag ſie zu retten. Heil iſt unſrer Stadt widerfahren!“ — Und die Wohnung des Wundermanns wurde nicht leer von Kranken und Geſunden, von Reichen und Armen. Alle wollten Rath, Hülfe, Rettung; oder mindeſtens einige Wunder bewundern.

Die Aerzte der Stadt ärgerten ſich, und ſchimpften auf den Vielgeprieſenen, doch fruchtlos; dieſer ſah mit großmüthiger Vergebung auf das Treiben ſeiner Neider herab. Wer war aber nun der berühmte Unfehlbare? — Kein Anderer, als der gute Klaus, weiland Köhler, jetzt Doctor und Wunderthäter. Ein guter Arzt muß mit dem Tod vertraut ſein und ſolches war Klausnerus, denn er hatte ihn zum Freund und Gevattersmann. Das Mittel, wodurch er berühmt wurde, beſtand in einem ganz einfachen Kunſtſtücklein, in welches ihn der Tod unter den Feuerſteinsklippen eingeweiht. Dort hatte der Tod nach der Einleitung und Vorbereitung alſo geſprochen: „Sieh mein guter Gevatter, wenn Du Dir nun den Doctortitel ſelbſt beigelegt haſt, was weit weniger koſtſpielig iſt, als langweiliges Promoviren, welches nur durch noch langweiligeres Studiren möglich, und wenn Du aus einem ſimpeln Klaus der gelehrte Herr Doctor Klausnerus geworden, dann halten wir es folgendermaßen miteinander. Nämlich: wenn Du zu einem Kranken gerufen wirſt, gehe ich, ſichtbar nur Dir allein, mit hin. Iſt der Kranke zu retten, mag ich ihn noch nicht, ſo erblickſt Du mich zu ſeinen Füßen, muß er aber Erde kauen, ſo ſtehe ich zu deſſen Häupten. Wonach Du Dich zu achten; und Du müßteſt in der That dümmer als dumm ſein, wenn Du danach Deine Maßregeln nicht zu nehmen verſtändeſt.“

Klausnerus nahm ſeine Maßregeln trefflich. Wo der Tod zu Häupten des Kranken ſtand, hob er

Augen und Hände gen Himmel und ſeufzte: „Gottes Wille geſchehe! Ruft einen Prieſter! Hier kann nur noch der Arzt der Seele helfen und etwa retten des Menſchen unſterbliches Theil, ich aber ſcheide von dannen! Kranker, fahre in Frieden hin!“

Stand aber der Tod zu Füßen des Kranken, dann verklärte ſich Klausnerus Antlitz; er flößte dem Kranken zum Schein einige Tropfen ein, legte ihm die Hand auf's Haupt, und rief mit Salbung: „Gelobt ſei Gott! Freuet Euch, meine beſorgten Brüder und Schweſtern! Unſer Kranker iſt gerettet.“

Das wirkte magiſch. Bald umſtrahlte Klausnerus Haupt die Glorie des Ruhmes, der Heiligenſchein anbetender Ehrfurcht. Aber noch nicht lange war Klausnerus in der alten Reſidenz, da ſandte auch der Tod ſeinen ſchrecklichſten Engel hinein, eine furchtbare Seuche. Jetzt that Hülfe Noth; Alles ſchrie nach Klausnerus, dem Wundermann, Alles wollte gerettet werden. Niemand hatte Luſt abzuſcheiden, und bei Chriſto zu ſein. Aber der Todesengel erkor ſich Opfer auf Opfer, und fragte Nichts mehr nach dem Herrn Gevatter. Höhnend trat der Tod zu Häupten der Kranken, und weidete ſich an Klausnerus Verzweiflung, der nicht mehr helfen konnte. Klausnerus Ruhm wankte, und die Quelle des Glücks, die ihn mit Schätzen, Kleinodien und einer Goldfülle überſtrömt hatte, ſchien verſiegen zu wollen. In Klausnerus Bruſt aber waren Ehrſucht und Geldgier ſo mächtig geworden, wie lange gefeſſelte Dämonen und durchraſ'ten nun alle ſeine Gedanken.

Einſtmals in der Dämmerung, als er allein war, geberdete er ſich untröſtlich und machte ſeinem Gevatter bittere Vorwürfe; da erſchien ihm der Gevatter. Der hörte den Scheltenden lange und ruhig an, wie denn Ruhe überhaupt ein Hauptzug ſeines ſtillen Charakters, nur dann und wann ſchüttelte er ſein Haupt, wie mißbilligend, endlich ſprach er: „Gegen Gottes Willen vermag ich nichts, und ich muß thun, was er gebeut, ihm ſei Ehre! Aber lieber Gevatter, laß uns ein neues Bündniß mit einander machen, ſo lange die Peſtilenz dauert. Sieh, daheim bei Dir herrſcht keine Krankheit, vielleicht kommt ſie aber bald auch dorthin, und rafft Deine Kinder alle mit einander hinweg, Deine Großmutter und Frau dazu. Du ſiehſt ſie ſchwerlich wieder. Wie wäre es nun, da ſie doch einmal ſterben müſſen, wenn Du mir jedesmal, ſo oft Dir daran gelegen, hier, wo Du ſo hochberühmt biſt, und ſo geachtet, ein Leben zu erhalten, wenn Du mir dann jedesmal eines von den Deinigen überließeſt, die ja doch über kurz oder lang mein ſind, und dafür den oder die erhielteſt, die Du gerne gerettet wiſſen wollteſt; ſieh, ſo erhielten wir Beide Leben!“

Klausnerus begriff halb und halb, was ſein Herr Gevatter von ihm verlangte, und empfand ein eigenthümliches Grauen vor ihm, doch ſagte er, wie damals die Feuerſteinsklippen, nicht ja und nicht nein, ſondern meinte nur, er wolle ſich dieſen Vorſchlag überlegen. Er wußte und fühlte aber nicht, wie ſehr die Sucht nach Ruhm und Mammon ſeiner Ueberlegung überlegen war.

Noch denſelben Abend ſtürzte ein keuchender Bote zu ihm in das Zimmer, und beſchied ihn eilend zu einem Mann, den plötzlich die furchtbare Seuche befallen. Der Mann war ein überaus reicher Wucherer. Er gebehrdete ſich entſetzlich, als er merkte, daß er ſterben ſollte, und ernſt wie eine graue halbverwitterte Rolandsſäule ſtand, nur für Klausnerus ſichtbar, der Herr Gevatter zu des Kranken Häupten. Es ſtanden auch noch mehr Leute um das Bett herum, die hielten Alle Thränentücher und Hände vor ihre Angeſichter, als ob ſie weinten. Solches thaten ſie aber nicht, denn es waren lachende Erben, die zwar nicht ins Fäuſtchen, aber doch in ihre Tücher lachten.

Der Wucherer aber ſchrie in ſeiner Todesnoth: „Helft mir! helft mir, edler, großmüthiger Wohl- auch Wunderthäter!“

Klausnerus ſchwieg, und machte ein bedenkliches Geſicht.

Da ächzte der Wucherer wieder: „Ich gebe Euch hundert Goldgülden! — Zweihundert! — Dreihundert! — Vierhundert! — Helft! Ich kann nicht mehr! — Oh! — Fünfhundert! — Sechshundert!“ Mit jedem Hundert ſchien ſich ſchon ein Theil ſeiner Seele vom Körper loszutrennen. Immer noch ſchwieg Klausnerus. Der Wucherer aber ſtöhnte todesmatt: „Achthundert! — — — Tauſend Gold — gülden!“

Jetzt hob Klausnerus die Hand — ein Geräuſch entſtand, die Thüre ging von ſelbſt auf — Klausnerus ſah den Tod nicht mehr; der Wucherer erholte ſich, Klausnerus rettete ihn, und nahm das Geld. Die lachenden Erben weinten Thränen des Grimms.

In dieſer Stunde kehrte der Jammer ein in der Köhlerhütte auf dem Harz. Das ſechsjährige Kind ſtarb.

Eine junge Frau erkrankte; ihr Gatte, ein reicher Kaufmann, war untröſtlich, ſein ganzes Glück drohte mit ihr und ihren Mutterhoffnungen dem Tod anheim zu fallen. Seine Roſſe flogen mit ſeinem Prachtwagen vor die Wohnung des Wundermanns; Klausnerus kam. Er ſah allen Jammer verzweifelnder Liebe, allen Schmerz wahrer, theilnehmender Freundſchaft, die um die Kranke bemüht war, doch konnte er noch nicht helfen. Der Wucherer hatte tauſend Goldgülden gegeben, der Kaufmann hatte in ſeinem Schmerz noch nicht daran gedacht, dem Arzt einen Lohn zu verheißen. Der Tod ſtand wie ein Leichenſtein zu Häupten der ſchwer Erkrankten. Nun erzählte Klausnerus beiläufig, wie er Jenen gerettet habe, und wie viel er klingenden Lohnes empfangen.

„O!“ rief der Kaufmann: „Gern gäbe ich Euch das Doppelte, ſo Ihr meine theure Gattin zu retten vermöchtet.“

Das freute den Arzt, und er gab dem Herrn Gevatter ein Zeichen, daß er ſich entfernen ſolle. Dieſer gehorchte augenblicklich; die junge Frau empfing von der Wundertinktur, und genas. Klausnerus wurde hochgeprieſen. Daheim in ſeiner Hütte aber ſtarb ſein fünfjähriges Kind, ein holdes, liebes Mädchen, und die Mutter grämte ſich faſt zu Tode.

Klausnerus erneuter Ruhm erfüllte die Reſidenz. Er wurde beſungen, Bücher wurden ihm geweiht, ſein Conterfei prangte im illuminirten Holzſchnitt in den Bilderläden. Niemand wußte, daß er mit dem Leben ſpiele, daß er die Theile ſeines eigenen Lebens um ſchnöden Lohn verkaufe. Aber es wuchs mit dem leichtverdienten Gewinn ſeine Habgier, die ſchnell wächſt, wie die Thiere, obgleich ſie eine gemeine Leidenſchaft iſt, und nur dem Menſchen gemein.

Kam auch manchmal bei Klausnerus ein ernſter Gedanke an ſein Unrecht, ſo dachte er: „Lieber Himmel, es ſind daheim der Kinder immer noch genug, eine Laſt der Frau, und über kurz oder lang müſſen ſie doch ſterben. Wenn ich recht reich bin, will ich heim kehren und dann ſollen die Uebrigen auch reich und groß werden, und ich will meine Tage in Ruhe beſchließen.“

Eine Frau erkrankte; liebende Kinder umſtanden weinend ihr Lager, der Wunderdoctor wurde gerufen, der Gemahl — ein reicher Fabrikbeſitzer, bot für die Rettung der Gattin fürſtlichen Lohn, er bot viertauſend Goldgulden. Klausnerus zählte in Gedanken die Häupter der Seinen, die nicht mehr ſeine Liebe waren, und fand, daß er noch viele habe. Der Tod aber ſtand zu Häupten der Kranken. Klausnerus ſah ihn bittend an, ob er nicht ohne Opfer, freiwillig ſich von ſeinem Standpunkt wegbegeben, und zu Füßen des Bettes treten wolle, aber er ſtand ſo ſtill und feſt dort, wie eine Grenzſäule zwiſchen Zeit und Ewigkeit. Da winkte er ihm, und er ſchwand von hinnen. Klausnerus war um viertauſend Goldgülden reicher, und daheim ſtarb nun ein vierjähriges Kind.

Der Bürgermeiſter der Stadt, der alle ſeltne Tugenden hatte, erkrankte ebenfalls; er war nicht reich, er hatte nicht Schätze für ſich gehäuft, aber er war dem gemeinen Weſen ein Vater. Die Bürgerſchaft wünſchte, ihn, der ſo treu für ihre Wohlfahrt ſorgte, noch länger am Leben zu behalten. Der Wundermann, von dem man nun gewiß wußte, daß er den Stein der Weiſen gefunden hatte, forderte jetzt für die Wiederherſtellung; er trieb Wucher mit dem Leben. Wer nicht Tauſende bieten konnte; zu dem ging er nicht. Die Bürgerſchaft kam auf dem Rathhaus zuſammen, es wurde im Stadtrath beſchloſſen, daß dem Klausnerus fünftauſend Goldgülden angeboten werden ſollten, wenn er den Bürgermeiſter erhalten könne. Er ſtand eben an deſſen Krankenlager im Kreiſe bekümmerter Anverwandten, und der Tod ſtand auch daran, oben, unbeweglich wie ein ſchneeweißer Marmorblock, als die Deputation eintrat. Leiſe wurde die Verhandlung gepflogen, leiſe ſtreckte Klausnerus ſeine Hand aus nach den Seckeln und den Schuldverſchreibungen und Pfandbriefen, und winkte den Tod hinweg. Dieſer flog eilends nach dem fernen Harzwald und entfernte das zweijährige Kind des weiland Köhlers nach dem Schattenlande.

In der Reſidenz aber erkrankten mehr und mehr Menſchen, und ein Jammer war dort ohne Gleichen, und die Kranken ſtarben zu Tauſenden hin. Auch an die Pforten des Königshauſes pochte der Tod, und an die Pforten der Palläſte, wo die Grafen und Reichsbarone ſich brüſteten, und wo der Millionär wohnte. Die zwei Königskinder und ein Reichsbaron, die einzige Tochter eines Grafen und der einzige Sohn des Millionärs erkrankten zugleich, und Allen ſollten Klausnerus helfen, Alle boten den todten Mammon für das blühende Leben, und es ward offenbar in dieſer Zeit, daß alle Reichthümer nichts ſind, wenn der düſtre Scherge des Ewigen umhergeht den Staub zu dem Staube zu ſammeln. Dem Klausnerus aber wuchs die Gier nach dem Golde zu Kopf, wie ein furchtbares Ungethüm, wie ein Strom, der nicht zu dämmen, und er wußte nicht mehr, was er that, er vergaß nun ganz und gar der Heimath, der holden Kinder, des treuen Weibes, der alten liebevollen ſorgenden Großmutter Marthe, und er warf ſie allzumal dem gefräßigen Löwen, ſeiner Goldgier vor. Für die Königskinder fielen um ſechstauſend Goldgülden ſeine dreijährigen Zwillinge dem Tod anheim; mit achttauſend erkaufte der Reichsbaron ſein Leben, und das einjährige Kindlein ſtarb. Mit einem Opfer von zehntauſend Goldgülden kaufte der Graf die einzige Tochter vom Tode los, dafür gab ihm Klausnerus das Leben ſeiner Großmutter. Noch lebte die treue Suſanne und das jüngſte Kind, aber der Millionär bot zwanzigtauſend für das Leben des einzigen Sohnes, und Klausnerus ſchwankte, ob er lieber die Frau, oder ſein Kindlein opfern wollte, und dann bedachte er ſich, und dachte: Du kannſt Dir eine andere Frau nehmen; Suſanne wird ſich ohnehin bald todt grämen — und darauf ſtarb Suſanne. Nun aber griff die Krankheit, nach dem geweihten Haupt des Königs, da ward gleich geſandt nach Klausnerus, dem Wundermann, denn Könige ſterben nicht gern, und es ſoll auch ſchwerer ſein, einen Thron zu verlaſſen, als einen zu gewinnen oder zu erringen, und nun ſollte Klausnerus wieder Wunder thun. Die Hofärzte mußten Alle verzweifelnd eingeſtehen, daß ſie den König nicht zu retten vermöchten, und als ſie das gethan hatten, wurden ſie davon gejagt, Klausnerus aber ward feierlichſt zum Hof- und Oberhofarzt ernannt, und der alte König, der nicht gern ſterben wollte, am liebſten gar niemals, verhieß ihm funfzigtauſend Goldgulden zum Recompens, wenn er ihm nur das einemal helfen werde. Wieder ſtand der Tod zu Häupten des königlichen Greiſes, und drohte ein Ende zu machen ſeinen Tagen; da erſtickte in Klausnerus Buſen der letzte Funken menſchlichen Gefühls, und er winkte dem Tod. Dieſer aber blieb ſtehen, wie ein alter grauer Ruinenthurm, der Jahrhunderte lang zu ſinken droht und doch immer feſt ſteht, und ſchüttelte das Haupt, und flüſterte leiſe, nur dem Klausnerus hörbar: „Bedenke Dich wohl, mein guter Gevatter! Du haſt nur noch ein einziges Kind, und Du biſt reich genug davon geworden, daß die Uebrigen geſtorben ſind!“

Da nun Klausnerus nicht gleich Anſtalt zur Rettung des Königs traf, glaubte dieſer ſich ſchon verloren, und bot ſechszigtauſend.

Wieder winkte der Doctor dem Tod, aber dieſer ſchüttelte das Haupt verneinend, und flüſterte: „Bedenke Dich wohl, mein guter Gevatter! Es iſt mein Pathe, und ich habe in der Kirche gelobt, Vaterſtelle an ihm zu vertreten; da nun der Knabe von ſeinem Vater verlaſſen wird, und man ihm nach dem Leben ſtebt, muß ich ihn ſchirmen. Er ſoll leben!“

Dieſe Rede des Todes beſchämte und ärgerte den Doctor, der alte König rief voll Todesſchmerz und Lebensluſt: „Hilf! hilf! Ich gebe Dir achtzig — neunzigtauſend Goldgulden!“

Da ſann Klausnerus auf eine Liſt, wie er den Tod betrügen könne, und ſprach heimlich mit den Dienern, und es traten ihrer zwölf an das Bett, faßten es an, und blickten auf Klausnerus. Dieſer wartete, bis der todſchwache König aufs Neue begann zu wimmern und zu flehen, und bis er hunderttauſend bot. Jetzt winkte Klausnerus, und raſch drehten die Diener das Bette mit dem Kranken herum, ſo daß nun der Tod am untern Theil der Bettſtelle ſtand, aber mit Entſetzen nahm der Doctor wahr, daß ſein Gevatter langſam ſeinen Standpunkt verließ, und wieder zu Häupten des Kranken trat. Da winkte er abermals, und es geſchah, wie vorhin, aber auch der Tod ſchritt zu ſeiner vorigen Stelle. Klausnerus aber ruhte nicht; zum drittenmal mußten die Diener das Bette umdrehen, da ſah er, wie der Tod mit ſehr zorniger Geberde das Zimmer verließ, triumphirend und ſich Sieger wähnend, neigte er ſich gluckwünſchend zu dem kranken Könige nieder, der nun auch wirklich nicht mehr krank war, ſondern unter währendem Umdrehen ſanft verſtorben. —

Als nun Vaſallen und Diener ſahen, daß der König todt war, achtete ihrer keiner mehr auf Klausnerus. Dieſer aber war ſelbſt mehr todt als lebendig, und fand ſich, ehe er ſich's verſah, aus dem Vorgemach, ja aus dem Schloß verdrängt, was nicht einmal abgegangen war ohne einige Rippenſtöße.

Klausnerus war ſehr erſchöpft von Angſt, Anſtrengung und Bewegung des Gemuths, auch war es ſehr ſchwul und heiß geweſen in dem königlichen Zimmer, und ihn dürſtete, weshalb er ſich einem Brunnen nahte, zu trinken. Dieß that er aber nicht obald, als ein altes Weib ausrief: „Seht Ihr dort en Hexenmeiſter, der die Brunnen vergiftet und die große Krankheit gemacht hat, damit er Geld und Gut verdiene! Auf! Auf! Schlagt ihn todt, den Brunnenvergifter!“

Gleich rottete ſich ein Haufen Pöbels zuſammen, und ſchrie die neue Mähr weiter, und tobte hinter Klausnerus her, der ſich eilends flüchtete, nur mit Mühe, und mit Steinwürfen verfolgt, ſein Loſament erreichte, und nur ſchnell ſeine Kleinodien zu ſich ſteckte, denn ſchon ſtürmte das Volk das Haus, und verlangte ſeine Auslieferung. Klausnerus entfloh mit Zurücklaſſung all ſeines ſchweren Goldes, und ſtatt Segnungen flogen ihm tauſendfache Verwünſchungen nach.

Im Zwinger, einem runden Mauerthurme der alten Stadt Goslar ſaß an einem Ecktiſchchen in einer Vertiefung der hohen gewölbten Bogenfenſter ein Zecher, der nichts vor ſich ſtehen hatte, als einen Becher ſchäumender Goſe: Man wußte aber nicht, was trüber war, die Goſe oder des Mannes Stimmung. Bald ſah er tiefſinnig in ſein Glas, bald hinüber auf den hohen Rammelsberg. Unten aus dem Thor lief der Weg nach dem Harzwald, deſſen Berggipfel ſich in nicht allzuweiter Entfernung, einer über den andern thürmten. In der Bruſt des Mannes am Fenſter bei der Goſe war ein ſchmerzliches Heimweh wach geworden, und es rief, es zog ihn eine Stimme der Sehnſucht nach den längſtverlaſſenen, aber ſelbſt im Glück und Genuſſestaumel nicht ganz vergeſſenen Bergen; dagegen hieß eine qual- und vorwurfsvolle innere Richterſtimme ihn weit, weit zurück fliehen, und der dunkle Cherub **Schuld** ſtand mit drohendem Flammenſchwerdt vor dem verlorenen Paradies einſtigen ſtillen Glücks.

Klaus, der weiland Köhler, und der weiland
Wunderdoctor war der einſame Reiſende. Sein Gut
ar zerronnen, wie es ſchnell gewonnen war. Seit
r ſeinen Gevatter hatte überliſten wollen, hatte ihm
ieſer die Freundſchaft aufgekündigt; erſchien ihm
icht mehr, und that ihm nichts mehr zu Liebe.
rm, wie er ſie verlaſſen hatte, nahte er ſeiner Hei-
ath wieder, aber unendlich elender. Langſam verließ
den Zwinger, zum Fortgehen gezwungen von ſei-
r Noth, und wandelte nach Oker und Ilſenburg
. Doch ging er nicht in den letztgenannten Ort,
nn er ſchämte ſich, einem zu begegnen, der ihn

kennen könnte, und ſchlug ſich rechts in die Berge, um über den Brockengipfel hinweg den nächſten Weg nach ſeiner Hütte zu nehmen. Seine Vergangenheit lag wie ein Traum hinter ihm, doch fühlte er tief, daß es zuletzt kein ſchöner Traum geweſen. Hundertmal war es ihm, als riefe ihm Jemand zu: „Kehr um, kehr um, was willſt Du zu Hauſe? Es iſt Niemand bei Dir zu Hauſe, weil Du ſo lange nicht zu Hauſe warſt! Kehr um!“ Er kehrte ſich aber doch nicht daran, und kehrte auch nicht um, und ſo ſtieg er wieder, wie damals, als er zum Gevatterbitten gegangen war, mit dem ſinkenden Tag den Brockengipfel hinan.

Auf einem kleinen Plan ſah er einen ſchönen grünen Streif durch das kurze Gras der Matte ſich hingießen, und es kam ihm vor, als ſei das die Stelle, wo damals der liebe Gott ihm begegnete, heute aber begegnete ihm kein lieber Gott, weil er ihm die ganze Zeit her ausgewichen. Da dachte Klaus: hätte ich doch damals lieber den lieben Gott zum Gevatter angenommen, da wär' Alles viel beſſer. Aber am Hexenbrunnen ſaß wieder einer die Hände waſchend, auch war das wieder der Teufel, gerade wie damals. Als ihn Klaus fragte, was er ſo ſpät noch hier oben mache, lachte der Teufel ganz unbändig, doch gab es keinen Wiederhall, und rief: „Ich waſche meine Hände in Unſchuld! Du aber kannſt die Deinen in der Dinte waſchen, darin Du ſitzeſt! Hätteſt Du einen Bund mit mir gemacht, ſtatt mit dem Tod, ſo hätte ich Dir Dein Leben verſichert, und hätte Dich und Deine Kinder reich gemacht, und hättet Ihr gute Bißlein ſchmecken ſollen, ſtatt daß nun alle die Deinigen Erde gekaut haben, und ins Gras gebiſſen! Ó Du Dummkopf, Du von allen dummen Teufeln der Allerdümmſte! Du Seelenverkäufer, Du Doctor Knall und Fall! — Hebe Dich weg von hier, dieſer Berggipfel iſt zum Plaiſir fur geſcheute Leute da, und nicht fur Deinesgleichen! Geh nach Elend, Du elender Todesgevatter, Du klapperdürre ausgeglühte Kohle vom Faulbaum, Du Goldſchmecker, Du Leichenkaſſe, Du bei Gott, der Welt und mir angeſchwärzter und ſchlecht angeſchriebener Hundsfott!“

Während der Teufel ſo auf erbauliche Weiſe ſein Rednertalent übte, hatte er ſeine Kanzel beſtiegen, und ſetzte ſeine Predigt fort, bis der arme abgekanzelte Klaus wieder ein gutes Stück den Berg hinunter war. Der Teufel feuerte auch noch mit Steinen hinter ihm drein, und einer traf ihn auf den Kopf, ſo daß er zu guter Letzt ein klein wenig überſchnappte. Endlich erreichte er die alten Feuerſteine, da es ſchon ſehr ſpät war, und als das letzte Viertel des Mondes in die Thalgründe ſchien. Klaus kannten die alten guten Bekannten nicht mehr, doch ſetzte er ſich wieder auf den Granitblock, worauf er einſtmals mit dem Tod geſeſſen, als der ihn fortgelockt von Weib und Kind, von Haus und Heimath. Klaus ſchlief ein, und am andern Morgen kam der Tod abermals zu ihm, weckte ihn, und hörte wie Klaus mit ſich ſelbſt ſprach. „Weiter nicht, nein, weiter gehe ich nicht, wenn ich auch wollte, und will nicht, wenn ich auch könnte. Hier iſt der Ort, wo die Füchſe einander gute Nacht geben. Ich habe ſchwer geträumt von Krankheiten, und daß ich viel Geld hätte, und reich wäre, und daß ich meine Frau und Großmutter und Kinder verkauft. O, Narr, Narr! Ich bin in Ilſenburg geweſen, und habe zu Gevatter bitten wollen, iſt mir aber abgeſchlagen worden, und da bin ich hier eingeſchlafen, habe aber nicht ausgeſchlafen, und viel tolles Zeug geträumt; Marthe wird warten, Suſanne wird warten, muß nun doch eilen, daß ich nach Hauſe komme!“

Hierauf machte ſich Klaus auf, und ging nach ſeiner Hütte den wohlbekannten, aber jetzt wildverwachſenen Weg, und der Tod ging leiſe mit ihm, und hielt ihn, wenn er vor Müdigkeit und Schwäche umſinken wollte. Es war ein trauriger Gang.

Die Hütte war eingefallen. Unter den Trümmern barg ſich ein menſchliches Geſchöpf, das heulend auf allen Vieren kroch. Es ſpielte mit alten gebleichten Knochen, und mit einem zerriſſenen Todtenbeutelchen; ſchnappte nach Klaus, und biß ihn in die Finger.

Jetzt ſchlug Jemand Klaus auf die Achſel, und als er ſich umdrehte, ſtand der Tod hinter ihm, und ſagte: „Siehe, das iſt Dein Sohn, mein Pathchen Heine. Weil Du mir auch die Mutter verkauft, iſt er ohne Pflege aufgewachſen und aus einem Menſchen ein Thier geworden. Eines Thieres Vater zu ſein, iſt eine Strafe großer Sünden. Du biſt aber gar nicht werth des Vaternamens, darum ſollſt Du auch nicht einmal den Troſt haben, dieſes Weſen Dein zu nennen. Vielmehr iſt es mein, und Du ſiehſt es nie — mich aber noch einmal wieder.“ Hierauf verſchwand der Tod, und trug ſein Pathchen Heine mit hinweg. Niemand weiß, wo es hingekommen iſt. — Klaus warf ſich heulend auf den Boden nieder, raufte dieſem das Gras und ſich das Haar aus, dann irrte er unſtät durch die Waldungen, ſprach nicht mehr und hörte nicht mehr; endlich ſtarb er im Elend und liegt in Elend begraben.

Der

Gehülfe zum König Salomo.

Wer den Verfaſſer dieſer Erzählungen kennt, und von ihm den „Lehrling zum König Salomo," ſo wie das Phantaſieſtück: „die Nacht am See Maravi" *) geleſen hat, der vermuthet, daß jene beiden Erzählungen Wahrheit und Dichtung aus des Verfaſſers eignem Leben enthalten. Ohne ſolche Vermuthung beſtätigen, noch weniger aber ſie widerlegen zu wollen, wird hier abermals eine ähnliche Skizze dem Leſer freundlich dargeboten, welcher die Kundigen ſchon anſehen werden, daß ſie nach dem Leben gezeichnet iſt.

Es war eine Frühlingsnacht, der junge Gehülfe Ludolph hatte lange in der Laube auf dem Dachgar-

---

*) Novellen und Phantaſiegemälde. Hildburghauſen, Keſſelring'ſche Hofbuchhandlung. 1832. 2 Bände.

ten geſeſſen, und die Sternbilder betrachtet. Auf dem Dachgarten? Nicht anders. Herr Stark, Beſitzer der Apotheke zum König Salomo hatte auf dem Dach des Hintergebäudes ſeines Hauſes eine Stellage für Granat-, Lorbeer-, Orangen-, Oleanderbäume, und Blumentöpfe, und eine kleine Laube, deren Holzgitter Bohnen und Ipomeen umrankten, dies hieß der Dachgarten. Aus der Laube war der Blick nach Oſten frei, und ſtreifte über eine weite, von fernen und nahen Bergwäldern begrenzte Ebene; dort weilte Ludolph gern nach der Laſt der arbeitvollen Tage, ſchwärmte in Gedanken- und Liebesträumen, und lauſchte den anmuthigen Klängen einer Pickelflöte, die allabendlich ein Schäfer, der auf den Feldern vor dem neuen Thore hütete, blies, vor dem neuen Thore, das des Erzählers Leſer und Freunde ſchon kennen. Es waren ſchöne Stunden, dieſe Stunden der Einſamkeit, der beſchaulichen Stille, die der Jüngling hier oben verträumte. Dort lag nachtüberſchattet, im Dämmerglanz des Mondes und der Sterne die ſchweigende Flur; unten die ſchlafende Stadt, von den nahen Waldungen herüber zog ein ernſtes Rauſchen, die heilige Naturſtimme. Es war die Zeit, wo ein mächtiger innerer Drang im Herzen des Jünglings die bunten Schmetterlingsſchwingen der Poeſie zu enthalten begann, dem es nur etwas ſchwer gemacht wurde, die dunkle ſtarre Puppenhülle zu ſprengen, die ihn umgab. Damals lernte er die deutſchen Dichter lieben und verſtehen, und alle guten Lieder, die ihm in Zeitblättern in die Hände flatterten, fielen ihm ſo tief in das Gemüth, daß ſie Wurzel ſchlagend, wie ein goldner Samen, in andern Liedern wieder aus ihm herausblühten. Er lernte die auswendig, die ihm am meiſten gefielen, und ſprach ſie ſich oft laut und liederſelig vor, während er auf dem Kräuterboden die leeren Käſten füllte, oder die Species zu Bruſtthee und zu zertheilenden Kräutern zuſammenwog. So ſpann ſich in den grauen Faden ſeines Alltaglebens der goldne Faden eines ſtillen heimlichen Dichterlebens mit fort, der oft ſo hellen Glanz um ſich verſtreute, daß der graue Faden nur als nothwendiger Schatten erſchien.

Auf dem Dachgarten wiederholte ſich Ludolph oft einige Strophen aus einem Gedicht der liebenswürdigen Dichterin Agnes Franz, die ſo ganz auf ſeine eigne Stimmung paßten:

Aber ſelig mir vor allen
Sind die Stunden, ſtill und licht,
Wenn des Tages Schimmer fallen
Und der Himmel zu mir ſpricht.
Wenn im tiefen innern Bronnen
Sich das Leben warm ergießt,
Und die Hymne ſchon begonnen
Im Gefühl der Liebe iſt.

Von ſo zauberholden Gedankenklängen und mit einem wonnigen Nachempfinden ſchöner Gefühle war er auf dem ſpätgeſuchten Lager eingeſchlummert, als ihn gegen 2 Uhr die Schelle aus heitern Träumen wach rief. Raſch fuhr er und mit ihm zugleich Samuel, der neue Lehrling, Jeder aus ſeinem Bette, raſch in die Kleider, und beide eilten hinab, zu ſehen, wer in tiefer Nacht Hülfe begehre, und noch einmal läutete, ungeduldig angezogen, die Schelle, ein drangvoller Ruf. Die Thüre ward aufgethan, ein alter Knecht trat mit einer Laterne herein, und ſchrie die Oeffnenden an: Für einen Sechſer Opodeldoc! Der gnädige Herr hat das Pflegma! Das Reiſſen in allen Gliedern! — Geſchwind!“

„Rheuma wird er meinen?“ fragte Ludolph, und Samuel zankte ärgerlich: „Für einen Sechſer verkauft man keinen Opodeldoc, Er muß ein ganzes Glas nehmen, und das iſt noch nicht der Muhe werth, die Leute in der Nacht zu inkommodiren."

„Nun, was koſtet denn ein Glas?" fragte der Knecht des ſteinreichen alten Kammerraths Hängemantel.

„„Vier Groſchen!""

„O Du meine liebe Güte! Da wirſt der Herr es mir an den Kopf, o Jemine! Geben Sie mir, wenn Sie für einen Sechſer nicht geben wollen, zum wenigſten für neun Pfennige."

Ludolph war indeß zu dem verhängnißvollen Spiegelſchrank geſchritten, in welchem Salpeter und Cremor Tartari ſtanden, die er einſt verwechſelt, dort ſtand auch in weißen, mit Goldpapier zugebundenen Unzengläſern, der Opodeldoc, er nahm ein Glas, gab es dem Knecht, und ſagte: „Nehme er nur, es wird aufgeſchrieben." Mit bedenklichem Kopfſchütteln empfing es der Knecht, und ging, die Thure ward wieder verſchloſſen, und Samuel zankte uber den reichen Filz, und wünſchte ihm nichts weniger, als gute Beſſerung. Als man eben das Licht wieder verlöſcht, und ſich entkleidet hatte, ertönte die Schelle von neuem, das Licht wurde wieder angezündet, Beide ſtiegen wieder herab, und dieſesmal war die begehrte Hülfe wichtigerer und ernſterer Art. Eine freundliche Frau trat ein. „Hier iſt ein Recept für eine Wöchnerin, ich bitte Sie zu eilen. Die Frau iſt ſehr ſchwach, Gott ſtärke ſie.“ Ludolph lieſ't das Recept, und beginnt, es zu bereiten, Samuel ſchreibt die Signatur, die Frau plaudert. „Ich bin die Hebamme, und das iſt das ſechste Würmchen, das ich der Frau des armen Tiſchlers Weber bringe, und noch bei keinem war die Noth ſo groß. Es geht den Leuten gar zu übel, und die arme Frau hat Niemand, keine Hülfe, drum bringe ich ſelbſt das Recept.“

„Sie haben ein wichtiges, wohl oft ein ſchweres Amt;“ ſpricht Ludolph.

„Nicht wahr?“ erwiedert die Frau von einer innern Freudigkeit über dieſe Anerkennung ihres heilvollen Wirkens ergriffen: „ich fühle das oft ſelbſt. Unſer eine iſt Zeuge vieler Angſt und Noth, vielen Kummers, aber auch Zeuge von Freuden, die zu den höchſten gehören, die das arme Leben den Menſchen bietet. Und wir ſehen die Menſchen, wie ſie ſind; wo wir erſcheinen, fällt jede Scheidewand der Stände; die Frau Miniſterin ſieht mich ſo vertrauungsvoll und ſo hoffnungsreich kommen, wie des Handwerkers, des Tagelöhners Frau; Alle leiden gleich, Alle hoffen gleich, fühlen gleich die Freuden einer Mutter und wenn ſich auch bei der Armuth die Sorge zu Häupten des Wochenbettes ſetzt, wenn die Mutter ihr Kindlein ſieht, iſt der Schmerz vergeſſen, und ſie hat kein Auge für die Sorge.“

„Sie können tiefe Blicke in das Leben der Familien thun,“ ſpricht Ludolph weiter: „Ihnen wird ſo Manches, ſo Vieles offenbar, was Andern verborgen bleibt, ja, was die Leute ſich ſelbſt gern verhehlen möchten, wenn es nur möglich wäre.“ Und er dispenſirt das Pulver, das heißt, er theilt es in ſo viele Theile, als der Arzt vorgeſchrieben. „Ich könnte das thun,“ erwiederte die Wehmutter: „aber ich thue es nicht. Was gehen mich die innern Angelegenheiten der Familien an? Meine ganze Sorge iſt nur auf die Wöchnerin gerichtet, und auf das kleine Menſchenkind, das ich ihr gebracht, und da habe ich genug zu thun. Man muß ſehen und nicht ſehen, ſage ich immer, ſehen, hören und ſchweigen.“ — Das Medikament war fertig, die Hebamme geht. „Sie können ſich wieder niederlegen,“ ſpricht Ludolph zu Samuel; „ich werde hernach einen Morgenſpaziergang machen,“ und Samuel geht eilig ab. Ludolph aber verſinkt in ein kurzes Nachdenken, indem er das

Recept noch einmal überlieſt. „So tritt der Menſch in das Leben ein, nackt, arm und hülflos, ein ſchwaches hülfloſes Weſen bringt ihn zur Welt, ein Weib, und doch wie ſtark, wie liebend! Und mit der Wehmutter tritt das Schickſal in die Wochenſtube, und nimmt unſichtbar das Neugeborne in Empfang, und weil es eine ſo finſter drohende Miene hat, und ſo ſteinern iſt, ſo alt und eisgrau, entſetzt ſich das Menſchenkind, dem es einen Augenblick ſichtbar erſcheint, und weint. Und das Schickſal wird dem Kinde Vater, Mutter, Pathe, Schulmeiſter, oft ein recht ernſter, ſcharfer, und hilft es großziehen.“

Ueber dieſen Betrachtungen nickte der Gehülfe über dem Receptirtiſch ein wenig ein, träumte ſich in das Laboratorium, wo er das Lebenselixir erfunden habe, das ächte nämlich, die wahre, nicht mit Gold zu bezahlende Goldtinktur, denn was bisher Lebenselixir geheißen worden, war ja nichts als ein ſchnöder bittrer Miſchmaſch aus Extrakten und Pomeranzenſchaalen und Früchten, mit Wein und Weingeiſt digerirt, — Ludolph hatte eine große Freude im Traum über ſeine Erfindung, denn er gedachte, nun ſelbſt eine Apotheke zu etabliren, einfacher als die einfachſte homöopathiſche, dieſe ſollte nur ein einziges

Gefäß enthalten, und dies ein einziges Mittel. Auf der Flaſche ſollte mit großen Goldbuchſtaben ſtehen: Lebenselixir. Auf dieſe höchſt einfache Apotheke wollte er ſich einen Gehülfen halten, ſich ſelbſt, und eine Gehülfin, und dann allen Menſchen helfen, nämlich vom Tode zum Leben; dieſes Geſchäft gedachte er lange Zeit fortzutreiben, aber da erwachte er, und ging hinauf in die Schlafkammer, ſich völlig zum Ausgang anzukleiden, denn ſchon dämmerte der Frühlingsmorgen mit einigen dunkelrothen Lichtſtreifen am öſtlichen Himmel empor. Die leichte Sommermütze aufgeſetzt, die Botaniſirkapſel über die Achſel gehängt, den ſichern geliebten Ziegenhainer Stock in der Hand, ſchritt der wohlgemuthete Wandrer von dannen. Auf den Straßen war es noch ſtill und ruhig; der Schlummergott hielt noch ſeine Traumnetze und Schattenflügel über den Menſchen ausgeſpannt. Der Himmel war rein und wurde immer lichter, einſam ſtrahlend ſtand noch der Morgenſtern im golddurchflammten Aether, und droben über den Waldesſaum hing die erbleichende, untergehende Mondesſichel.

Das düſtre Stadtthor hinter ſich, ſchritt Ludolph auf einem umbuſchten Damm, der ſich zwiſchen Gärten und Landhäuſern hinzog, mit heitern Gedanken.

Aus dem nahen Hain klang Amſelſchlag, wie eine Stimme der Sehnſucht. Ein frommes Gefühl wallte über im Herzen des Gehülfen, halb Gebet, halb Hymnus der Liebe. Er dachte an Eliſen, ſeine holde, ſüße Geliebte, und ſeine Gedanken wurden bald zum Lied, das er leiſe vor ſich hin ſang, nach eigner Melodie:

Du ruhſt wohl noch in Träumen
In Deines Bettleins Schnee,
Wenn ich in Waldesräumen
An Dich nur denkend geh?

„O trügen Dir, Du ſchöne,
Du reine Schläferin,
Doch Nachtigallentöne
Mein „guten Morgen!“ hin!“

„Ich will zum Hügel treten
Im Morgenſonnenſchein,
Und will zum Vater beten
Für Dich, für Dich allein!“

O Poeſie der Liebe, wie erhobſt Du ſo läuternd und ermuthigend den jungen Schwärmer, wie entrückteſt Du ihn ſo zauberhaft der unholden Enge der Alltagswelt, die ihn umgab. Wer wüßte nicht, daß Liebe Dichter macht, wer ging nicht ſchon einmal im Eden der Blüthenjahre ſo reich und hoffnungsfreudig und liebeſelig durch grüne Haine? — Auf dem Berge, unter einer Gruppe mächtiger Buchen am Waldesrande ſtand Ludolph und blickte mit leuchtenden Augen in den leuchtenden Aether; die Roſenwölkchen, die in dieſem Lichtmeer ſchwammen, wie Cherubim um den Thron des Allerheiligſten, zerrannen und erſtarben in dem Glanz. Die Fluren überwehte der friſche Hauch der Frühluft, und Düfte und Lieder grüßten die Strahlen, die aus dem Silberſchleier im Oſten aufblitzten, die Natur ſang ihr großes Halleluja.

„Die Sonne geht auf, die Aurora verzittert im Glanz,“ ſprach Ludolph mit ſich ſelbſt. „Auch meiner Jugend Morgenroth verglüht, mein rechter Tag bricht an, freundlich ſtrahlt die Sonne der Liebe dem Beglückten, wäre nur das Tagewerk ausſichtreicher und verheißender. Werde ich jemals ein Prinzipal werden, Eliſe eine Frau Prinzipalin? O ſchönes, inhaltſchweres Wort, ſo gewichtig, wie die Rammel eines Pflaſterers; ich muß lachen, denke ich daran, und möchte weinen, denke ich daran; mir iſt, als würde ich nie ein Prinzipal werden!“

Ludolph ging hinein in den grünen, geſangdurchklungenen Wald, durch deſſen Laubgewölbe die

Frühſtrahlen hereinfielen, wie tanzende Flämmchen. Er botaniſirte, die Waldung war reich an Frühlingsblumen. Das Lilium Martagon wiegte ſeine rothen gefleckten Kronen ſtolz auf dem hohen Stängel, und das ſchöne Cypripedium ſtand von ſüßduftenden Maiglöckchen rings umblüht, wie eine Königin. Der Waldmeiſter blühte beſcheidentlich unter dem Schatten der Weißbuchen, und verſtrömte würziges Arom; neben rankendem Epheu trieb die Bergviole hohe Stängel. Die Orchiden hoben ihre Blüthenpyramiden zum Morgenlicht, ſie ſtanden allzumal dort, wie hohe Altarkerzen in dem heiligen Naturtempel, dazwiſchen ſchien das kleine ſilberblüthige Maianthemum mit ſeinen zwei herzförmigen Blättern von Liebe zu predigen, und zu ſagen, daß immer zwei Herzen zuſammengehören zu einem vollkommenen Glück. Tief im Hain rief der Kukuk ſeine Geliebte.

Alle Wonneſchauer jener Freuden, welche die Natur mit ihren ewig ſegnenden Mutterhänden austheilt, erwachten auch im Herzen des jungen Botanikers. Er fühlte, wie die Pflanzenkunde die ſchönſte Wiſſenſchaft ſei, die den Geiſt erhebe, das Herz beſelige, die Seele zur Anbetung des Schöpfers hinreiße und ſo zu einem frommen Glauben leite. So viele tauſend blühende Wunder rings um ihn, und in jeder Pflanze ein geheimes Leben, ein Drang zum Blühen, und in jeder Blume ein tiefes Liebesmyſterium. Duft vielleicht ihre Sprache, und in der Bluthe ſelbſt Auge und Seele zugleich.

Manche Pflanzen waren nicht mit Blüthen geſchmückt, deren leuchtender Glanz das Auge erfreute, aber auf ihren Blättern funkelte es, wie heller Smaragd und Saphir, das waren blaue und grüne Chryſomelen, bunte Prachtkäfer, an deren Flugel die Natur eine Fulle von Schönheit verſchwendet hatte, und die Marienkäferchen, die rothen Coccionellen, glichen kleinen auf die Blätter geſtreuten Carneolen. Ludolph hatte bald ſeine Botaniſirkapſel voll, und trat heraus aus dem Wald auf eine Bergebene, von der die Blicke feſſelfrei bis hinauf zur Bergkette des Thüringerwaldes fliegen konnten, und wieder hoben ſehnſuchtige Wünſche die Bruſt des jungen Geſellen.

„O konnte ich doch, ſtatt jetzt wieder nach Hauſe zu müſſen, in die alte lateiniſche Küche, in das enge Laboratorium, in die dumpfe Materialkammer, und wieder einen ganzen ſchönen langen Tag verbringen unter Mühſeligkeit, Zank und Aerger, könnte ich doch hinauf auf den Wald, auf ſeine ſonnigen Wieſen, in ſeiner alten Wälder heiligen Schatten, und dich durchwandeln, du kleines reizendes Thal, das die Muſe Neubecks ſchon gefeiert, dann höher hinauf zu den traulichen Bergſtädten, wo Göthe gern geweilt, wo der feurige Verfaſſer des Ardinghello geboren worden! Dort blühen andre Blumen, dort hat Flora manchen Alpenkindern eine Heimath angewieſen, dort möchte ich blumenkoſend wandeln, und bandenfrei glücklich ſein.“

Aber die Zeit und der wachſende Tag geboten die Heimkehr, und pflichtgetreu wandelte Ludolph wieder thalwärts, der Stadt zu. Als es ſechs ſchlug auf dem Rathhausthurm, als der eiſerne Hahn über der Uhr mit den Flügeln [illegible], kam er an, eben öffnete Samuel mit einem noch ſchlaftrunknen Geſicht die Läden der Apotheke zum König Salomo, und berichtete, daß ihn der Knecht des geizigen Kammeraths bereits um fünf Uhr abermals wach geſchellt, mit einem Kompliment den Opodeldoc wiedergebracht und geſagt habe: „hier ſei der Doppelſtelzſtock wieder, ſein Herr habe nichts herausgethan, vielmehr ſein Pflegma mit Branntwein gewaſchen, und die Herren Apotheker möchten ihre neun- und neunzig Procent von Jemand anders nehmen.“

„Daß dieſer Hängemantel am lichten Galgen hinge!“ fluchte Ludolph geärgert, und ſchalt mit Samuel um die Wette über den Geizteufel. „Thun Sie es aus, wenn Sie es ſchon aufgeſchrieben haben,“ befahl er dem Lehrling: „und wenn der Filz wieder nach ſo etwas ſchickt, ſo haben wir es nicht, und er kann zuſehen, wo er es bekommt.“

Ludolph breitete ſeine Pflanzen aus, auf demſelben Seitentiſch am Fenſter, wo der Lehrling gewöhnlich ſeine Kapſeln fertigte, und Schachteln pappte, wie Ludolph vor ihm gethan, und wo einſt Herr Semen, gnomenhaften Andenkens, ſeine Pflanzen ausgebreitet, als Ludolph zum erſtenmal dieſe der Hygieia heiligen Hallen betrat. Samuel trat neugierig hinzu, und wollte auch ſeinen Antheil für ſein Herbarium. Vom Frauenſchuh erfreuten ihn einige ſchöne Exemplare, und die ſeltnere fliegentragende Ophrys ward als ein Schatz betrachtet. Das ſilberweißblühende Antherikum glich verjüngten Lilien, und wäre würdig, ein Scepter jener zwerghaften Elfen zu ſein, mit denen ländlich liebliche Sagen nordiſche Haiden bevölkern. Doch nicht lange durften und konnten die jungen Pharmazeuten bei dieſer heiteren blühenden Welt verweilen, die ſo viele, ſo reiche Befriedigung gewährt,

die Thüre ward aufgeriſſen, herein ſtürmte Mo
Jean, der Bediente des liederlichen Barons Oſſ
hauſen mit einem langen Recept. „Gute Mor
Err Proviſor! **Hélas**! wieder ein Küchenzettel, hm

„„Guten Morgen, Herr Jean, was macht
Baron?““

„Maken? Ach! Maken nir mehr, aben ſick a
gemakt, werden bald maken aus. Sollten ma
ihr Teſtament, und bedenken mich, wäre gut. Hn

„„So? ſteht es mit ihm ſo ſchlimm?““

„Stehen? Stehen nir mehr, liegen total, ſte
viel aus, **grande douleur.**“

„Kommen Sie in einer halben Stunde wied

„„Ik wollen warten auf, ik nir wollen ma
zweimal den lange Wek.““ Herr Jean nimmt un
heißen Platz; Ludolph bereitet die Arzenei, Jean
einen innern Drang zu ſprechen, und er ſpricht: „
man treibt, ſo geht es. Mein Err lebten zu
hm! Ik ſakten ihm woll, mein Err Baron, ſakten
Nit zu toll! Piano! Euer Gnad ruinire ſik, Ir ſch
bare Keſundheit! „Alts Maul, Du dumme Keh
ſakten er, und kab mir eine Feigohr. Nu likt e

So erzählte Herr Jean fort, und nannte un
gefordert alle liederlichen Geſellſchaften ſeines He

deſſen Sünderregiſter er beſſer inne hatte, als das Vater Unſer. Ludolph litt viel dabei; er wollte nicht unhöflich dem Schwätzer Schweigen gebieten, und konnte ihn auch nicht noch unhöflicher zur Thüre hinauswerfen, ſo gern er das gethan, er begnügte ſich daher damit, nicht auf ihn zu hören, und ihm ein Pechpflaſter auf den geſchwätzigen Mund zu wünſchen. Samuel mußte helfen; das Infuſum anſetzen, collatiren, abkühlen, und nach dem Martyrium einer guten Viertelſtunde war Herr Jean abgefertigt, und der Gehülfe ſprach, als Jener fort war: „Du und Dein Herr, Ihr Beide bekämet nichts von der Lebenstinktur, wenn ich ſie erfunden hätte, nicht einen Tropfen!“

Nun war es Zeit, den Kaffee zu trinken, dieſer wurde drüben im Zimmer der Frau Prinzipalin eingenommen, Herr Stark trank den ſeinigen oben in ſeinem ſchön ausmöblirten Prachtzimmer, in einer heitern und ſtillen Abgezogenheit vom Lärm des Hauſes und des Tages, als Beikoſt ſchmauchte er ſein Pfeifchen, und las die belletriſtiſchen Journale, deren Inhalt Abends vorher bereits von Ludolph und Samuel mit Eifer verſchlungen wurde. Sie waren der einzige geiſtige Genuß, den Ludolph hatte, denn zu andrer Lektüre blieb keine Zeit, und er mußte dem Himmel danken, daß der Prinzipal menſchenfreundlich genug war, dieſen nicht zu verpönen. Er hat ſpäter Männer ſeines Standes kennen lernen, deren ewig eſſigſaure Geſichter ſchwefelſauer ausſahen, erblickten ſie bei ihren Gehülfen ein Journal oder ein nicht pharmaceutiſches Buch, und denen alle und jede Lektüre, außer der ihres Contobuches, ein Scheuel und Greuel war.

Die Prinzipiſſa, ein Urbild aller erdenklichen pſychiſchen und phyſiſchen Häßlichkeit, die Herr Stark um ihres Geldes willen erheirathet, und damit den Friedensengel auf immerdar vom Altar ſeiner Häuslichkeit vertrieben hatte, war einmal gut gelaunt, und erzählte eine alte Geſchichte. „Ihr könnt mir's glauben, mir iſt nicht an meiner Wiege geſungen worden, daß ich ſo einen Schlapps zum Manne bekommen würde.“ Die Erzählerin war eine Rheinländerin und katholiſch. „Ich habe mir mein Unglück vom Himmel erbetet; es ſoll doch ja kein Menſch den Himmel beſtürmen wollen. Als der Stark in unſrer Apotheke ſerwirte, wurde er tödtlich krank; ich hatte ihn lieb, zu lieb, wir waren auch ſchon ſo gut, als verſprochen. Da ging ich in den Dom, und warf mich nieder in einer Seitenkapelle vor dem Bild der Maria, und betete, ſo brünſtig, wie ich in meinem ganzen Leben nicht gebetet, daß Gott mir den Stark laſſen ſollte, es möchte nun mein Glück oder Unglück ſein. Und zu meiner Strafe und Qual erhörte mich der Himmel; als ich nach Hauſe kam, ging es, wie durch ein Wunder, beſſer mit ihm, er genas, ward mein, und ward mein Teufel, er, den ich mehr als Gott geliebt."

Ludolph blieb ernſt, bei der ernſten Erzählung, doch wußte er, daß die Teufelei in dieſer Ehe gegenſeitig war, und in dem Präcipitat dieſer Lebenserfahrung der Ueberſchuß an Säure von Seiten der Frau herrührte, denn ſie war durch und durch Kali, das iſt in der Sprache der Chemie ein ſcharfes, aufbrauſendes, oft ätzendes Laugenſalz, und in indiſchen Göttermythen ein böſes Prinzip, mindeſtens war ſie eine böſe Prinzipalin, die zu ihrer Bosheit auch noch Schärfe des Geiſtes, Verſtand und Witz genug beſaß, jene doppelt fühlbar zu machen. Ihrer Meinung nach bekümmerte ſich Herr Stark nicht genug um ſein Geſchäft, ſie glaubte, dieſes komme zurück, es wurde ihr nicht genug gearbeitet, nach ihrer Meinung wurden die Kunden nicht höflich und unterthänig genug behandelt, und ſie war im Stande, ſich ſtundenlang in die Apotheke zu ſtellen, aufzupaſſen auf das Benehmen der Gehülfen, und die einlaufenden Recepte zu zählen, wobei es nicht an Lobeserhebungen der früher im Hauſe geweſenen Gehülfen fehlte, noch an bittern Bemerkungen über die ſonſtige Zahl der Recepte. Welche Pein für Ludolph!

Aus der Kette einer beſtrickenden Unterhaltung, die ſich um niedre Klätſchereien drehte, riß Ludolph die Schelle; er brach das Frühſtück ab, und eilte mit Samuel hinüber in die Officin. Ein allerliebſtes Zöſchen war eingetreten, grüßte anmuthig, und Ludolph ſprach ſie freundlich belobend an: „Guten Morgen, Mamſell Jettchen! Schon ſo bald ausgeſchlafen? Ei wie niedlich ſteht das Morgenhäubchen dem ſchmucken Kind.“

„Spotten kann ich leiden, höhniſch bin ich ſelbſt!“ entgegnet Jettchen mit Soubrettenwitz und zierlichem Knix, und packt ein Magazin von Büchſen und Schachteln aus ihrem Körbchen. „Hier, Herr Proviſor,“ ſpricht ſie: „geſchwind, da hinein Pomade, aber friſche, in dieſe Schachtel Zahnpulver, Hufländiſches, in dieſes Büchschen Zahnlatwerge, in dieſe Schachtel Waſchpulver, aber nicht ſo grob, wie das letzte, ein Viertelpfund Mandelſeiſe, und für acht Groſchen Carmin.“

Samuelchen fuhr in der Apotheke herum wie ein Wirbelwind, um Büchſen und Gläſer, in denen benannte Ingredienzien befindlich, herbeizuholen.

„Wie befindet ſich denn Ihre Madame?“ fragte Ludolph, um etwas zu reden, denn die Herren [illegible]oviſoren plaudern gern, zumal mit hübſchen Mädchen.

„Hm, gut, wenn ſie ſchläft, wie eben jetzt noch,“ antwortete Jettchen ſchnippiſch, da ſie eher eine Frage nach ihrem eignen Befinden erwartet hatte. „In einer halben Stunde aber geht mein Unglück an, da ſteigt ſie auf, fängt an zu zanken und zu ſchelten, und das dauert einige Stunden, bis ſie völlig angezogen iſt, ich aber ziehe ab, denn ich halte es nicht aus.“

Jettchen beichtet, wie vorhin Herr Jean; alle Fehler und alle Geheimniſſe ihrer Frau plaudert ſie aus, ſie offenbart ein größeres Vertrauen zu dem Proviſor, als dieſem lieb iſt.

Endlich hat auch dieſe Schwätzerin ihre Siebenſachen, und geht, knixt, lächelt kokett, und ſpricht: „Schreiben Sie es auf. Empfehle mich Ihnen!“

„Schreiben Sie es auf!“ ſprach Ludolph zu Samuel, und dieſer wiederholte ärgerlich: „Schreiben Sie es auf, in des Teufels Namen, borgen und kein Ende, und brummelte, indem er ſchrieb: „Recipe: Pulveris cosmetici Uncias quatuor; daß Du doch Deine Larve mit Sand abſcheuern müßteſt, ſtatt mit unſerm Waſchpulver, das Dir zu grob iſt. Pulveris dentifricii Hufelandi, Unciam semis. Putze nur, der ſchwarze Zahn, der wird nicht weiß, der Elephant behält den Preis! Electuarii dentifricii, Unciam unam. Saponis Amygdalini Uncias quatuor, Sünd und Schande, ſo viele Mandelſeife zu verwaſchen, und Jahr aus, Jahr ein nicht nach der Rechnung zu fragen! Unguenti rosati Uncias duas; aufſchreiben, nur immer aufſchreiben. Carmin für acht Groſchen, Deutur. Lumpenpack. Borgt in den Tag hinein, und thut dabei immer ſtolz, hochmüthig und hoffärthig, und weiß nicht, ob es einem danken ſoll, wenn man es grüßt.“

Indeß ſchaute Ludolph dem koketten Gang Jettchens nach, und murrte: „Schlange, häßliche Schlange. Sonſt hieß es: Weß Brod ich eſſe, deß Lied ich ſinge, hier aber heißt es: Wer mein Brod ißt, mit Füßen mich tritt. Die Frau, der ſie dient, hat ſie mit Wohlthaten überhäuft, und dennoch deckt ſie mit plauderhafter Verläumdungsſucht die Fehler und Schwachheiten derſelben auf, ſogar bei mir, einem Fremden, der nicht danach fragt, was wird ſie erſt Alles ihren Freundinnen, Muhmen und Klatſchgevattern auf Befragen offenbaren? Pfui! die Treue wohnt nicht mehr auf Erden. Draußen hatte indeß ſich der Markt mit zahlloſen Käufern und Verkäufern gefüllt; es ſchrieen Gänſe, Enten ſchnatterten, Ferkel grunzten, es war ein lebhaftes Gewimmel, viele Leute kamen, meiſt Landleute, die hunderterlei Dinge begehrten; Recepte liefen ein, es gab alle Hände voll zu thun. Nun verließ auch Herr Stark ſein Athenäum, und begab ſich herunter in das Zimmer neben der Apotheke, in dieſe aber trat Herr Pfahl, der geſpenſtige Friſeur, ſein Schnäppslein zu trinken. Er zerknitterte ſeine Pfennigſemmel, und ließ die Gelenke ſeiner Finger knacken, wie damals, als er Ludolph die Geſchichte vom erhenkten Werner erzählt hatte. „Männchen, vergreifen Sie ſich nicht,“ ſprach er wieder zu Samuel, der geſchäftig umherſchoß, und dieſer erwiederte geärgert: „Verſchlucken Sie ſich nur nicht, Sie dürrer Citronenbaum!“ womit er auf Herrn Pfahls Leichenbitterfunktion anſpielte. Jetzt erſchien ein Gegenſtück Herrn Pfahls, ein kleines, buckliches Männchen, das mit Schwefelfaden, Band, Näh- und Stecknadeln u. dgl. einen kümmerlichen Hauſirhandel trieb, und nebenbei von den Einwohnern oft zu allerlei Gängen und Dienſten gebraucht wurde. Er trug ein kleines Käſtchen, worin ſein Kram befindlich, hatte viele Mühe, ſich durch die drängenden Bauern und Städterinnen, die den Markt belebten, hindurchzuwinden, und begehrte, endlich ſiegreich eingedrungen, indem er ein kleines Gläschen hoch emporhielt, für einen Dreier Vitrill. Unter dieſer korrekten Bezeichnung verſtand man dort verdünnte Schwefelſäure, welche Schuhmacher und andre Handwerker oft als Beize holen ließen, der kleine Buckel empfing das Verlangte, und ſchob ſich wieder durch das Gewimmel fort. Herr Pfahl empfing von Ludolph ein Briefchen, ganz heimlich, und in dem Briefchen lag ein Gedicht, und beides war an Eliſe Wellen, Herr Pfahl aber war ein guter und getreuer, wenn auch etwas ſchauriger Liebesbote.

Jetzt trat der Wärter aus dem Irrenhauſe ein, und brachte ſechs Recepte auf einmal. Da flog ein Freudenſchimmer über das verſteinerte Geſicht der Frau Stark, die ſchon lange durch das Fenſter der Thüre, die in die Hausflur ausging, in die Officin gelugt hatte, ſo bleich und wolkigt, wie ſelbſt eine Irre.

„In einer Stunde kann Alles abgeholt werden,“ ſagte Ludolph.

„Die Tropfen für die Rebekke ſoll ich gleich mitbringen, hat der Herr Doktor befohlen,“ erwiederte der Irrenwärter.

„Befohlen!“ murrte Samuel in ſich hinein. „Eigentlich hat der Herr Doktor uns nichts zu befehlen.“ Der Wärter ſetzt ſich, wie Herr Jean, und beginnt zu plaudern, wie Herr Jean.

„Die Rebekke hat einmal den Satan ganz und gar im Leibe, wir haben ihr die Zwangsjacke anziehen müſſen.“

„Wiſſen Sie nicht, wovon ihre Krankheit herrührt,“ fragte Ludolph.

„Von purem Hochmuth,“ antwortete Jener. „Sie bildet ſich ein, ſie ſei eine Gräfin, erzählt von ihrem Schloß, ihren Gärten, verlangt ihre ſchönen Kleider, wartet auf die Portechaiſe, und wird, wenn es ihr in den Kopf kommt, ſich austragen zu laſſen, allemal wüthend, wenn die Portechaiſenträger ausbleiben.“

„Wäre es nicht gut, ihr dieſes Vergnügen einmal zu gewähren, und könnte ſolche Befriedigung eines lebhaften Verlangens nicht vielleicht heilbringend auf den Geſundheitszuſtand der Unglücklichen einwirken?“ fragte wieder Ludolph, indem er die fertigen Tropfen dem Lehrling zum Zubinden und Signiren hinreichte, und ein zweites Recept vornahm.

„Hahaha!“ lachte der Wärter: „wenn wir den Narren ihren Willen thun wollten, da hätten wir viel zu thun, und die Leute müßten denken, wir wären ſelbſt Narren. Nichts da, Zwangsjacke, Hunger, Ketten, Peitſche, das macht ſie mürbe. Zur Arzenei habe ich auch kein Zutrauen, denn wir kuriren Jahr aus, Jahr ein, und kuriren doch keinem die Mucken aus dem Gehirn. Vorm Jahr — wiſſen Sie? — da wurden der Peter und die lange Käthe entlaſſen, heuer haben wir Beide wieder.“

Der Sprecher empfing die Tropfen und ging.

Ludolph warf ihm einen Blick voll Verachtung ſeiner Roheit nach, und löſte Bilſenkrauterextrakt im Waſſer auf. Samuel miſchte eine Drachme Brechweinſtein unter eine halbe Unze Roſenſalbe.

„Welch eine zerbrechliche Utenſilie iſt der Menſchengeiſt! Ein Stoß des Geſchicks an ſeine Oberfläche, und er zerſplittert, wie Glas, und alle Splitter werden zu Gedanken des Wahnſinns,“ ſprach Ludolph zu Herrn Pfahl, und überblickte die Recepte. „Für den Peter; dieſer hält ſich für den König David, und ſingt Pſalmen zu ſeiner zerbrochnen, verſtimmten Harfe, einſt war er ein frommer Muſikant. Armer Peter, Dein Geiſt iſt ſelbſt das verſtimmte Inſtrument, doch vielleicht, wenn der letzte Mißton verklungen, wird es Dir neu beſaitet von dem himmliſchen Vater. Für Herrn Döll, den verrückten Candidaten —“

„Der ſich für Heinrich den Finkler hält, und Gedichte macht, in denen er die Finken beſingt;“ fiel Herr Pfahl fragend ein.

„Derſelbe,“ berichtete Ludolph. „Als er noch frei herumging, kam er bisweilen in die Apotheke und bat um einen Bogen Papier; der arme Menſch, er ſoll ſchöne Kenntniſſe gehabt haben, und ein gutes Herz; ein einziges verderbliches Laſter hat ihm den Verſtand zerrüttet, und neben der körperlichen, auch ſeine geiſtige Kraft aufgerieben. — Für die lange Käthe — von der weiß man nichts, ſie wurde als irre Landſtreicherin aufgefangen, und ſoll immer ein Lied ſingen, das Niemand kennt und anderswo gehört hat. Es geht an:

„Unterm Galgen da bin ich geboren,
Unterm Galgen iſt ein freier Platz —“

Die Reihe dieſer traurigen Betrachtungen wurde durch den Eintritt des Doctors Baldrian unterbrochen, der nach kurzem, freundlichernſten Gruß am Pult Platz nahm, und ein Recept ſchrieb; zu gleicher Zeit trat auch Herr Stark, ſchön friſirt und ſchneeweiß gepudert in die Officin, und das Schattengeſicht der lauſchenden Madame ſchwand vom Flurfenſter. Gehülfe und Lehrling arbeiteten ſtill fort, Herr Pfahl ſchlürfte den Reſt ſeines Likeurchens langſam und bedächtig.

Baldrian legte das geſchriebene Recept auf den Receptirtiſch: „Für den Kaufmann Melis; haben Sie die Güte, es gleich zu beſorgen, es wird in einer halben Stunde abgeholt; der Mann iſt ſehr krank, erſt heute wurde ich gerufen, mein Herr Kollege Kaktus hatte ihn in der Behandlung, und —“ hier neigte ſich Baldrian vertraulich flüſternd zu Herrn Stark: „und hat die Kur ganz verpfuſcht! Leben Sie wohl!“ — Er geht, und ſtößt in der Thüre auf einen Eintretenden, es iſt der Doctor Kaktus. „Guten Morgen, guten Morgen, Herr Kollege!“ „Wie geht's? Wie iſt das Befinden?“ rufen Beide zugleich, unter Complimenten und Bücklingen, und ſchütteln einander die Hände, wie Buſenfreunde, dann geht der Doctor Baldrian.

Doctor Kaktus ſchreibt kein Recept, er hat nichts zu thun, trotz des geſchäftreichen Tages; auf dem Receptirtiſch pflanzt ſich allmählich eine ganze Batterie von Medicingläſern, Schachteln, Salbenbüchschen, Pulverkapſeln, Speciesſäcken und Pflaſtern auf, ein Arſenal gegen jegliches Gepreſt, aber das Kräutlein wider den Tod iſt nicht dabei. Kaktus zieht, wie vorhin Herr Pfahl, eine Pfennigſemmel aus der Taſche und Samuel bringt ihm ein Gläschen, gefüllt mit edlem Perſiko, das dieſer mit gracieuſer Verbeugung annimmt.

Hierauf muſtert Kaktus die Recepte, und fragt dabei: „Was hat denn mein ſuperkluger Herr Kollege aufgeſchrieben? Aha! Für den Kaufmann Melis! Warte Patron! Hat ſich der Schleicher auch in dieſes Haus eingeniſtet? Und dieſer Melis, dieſer Lump! Iſt mir noch vom vorigen Jahr her das Honorar ſchuldig, wo er an einer Krankheit laborirte, die man nicht gern nennt, wo er, ſo zu ſagen, auf den Hund war. Ich kurirte ihn, ich habe ihn gerettet, das iſt nun mein Dank.“

Der Doctor Kaktus ergoß ſich nun fernerweit in einen Strom von Schimpfreden über den Doctor Baldrian, über den Doctor Krautſtängel, über die Doctoren Dampf und Wichmann, wie über den Chirurgen Hoffſchmidt. Alle nannte er Ignoranten, und daneben ſchimpfte er auch auf die Beſitzer der beiden andern Apotheken, die es darin gegen ihn verſehen hatten, daß ſie ihm zum Neujahr keinen Perſiko geſchickt, keine Magenmorſellen, keine Chocolade, keine Räucherkerzen, wie doch ſonſt herkömmlich und wohlüblich.

Endlich empfahl er ſich, und Ludolph murrte in ſich hinein: „Welch ein gemeiner Hund! Welche Geſinnung! Gott, was giebt es für Menſchen!“ Herr Stark ſagte: „Du biſt der rechte Hecht, Du biſt der wahre Doctor für die Hunde, ein Schrecken für Geſunde, wie das Sprichwort ſagt.“

Immer lebhafter wurde es nun, immer drangvoller das Geſchäft, kaum fertig zu werden, Herr Stark half nun auch receptiren, die Officin war voll Bauern und Bauerweiber, Herr Pfahl machte ſich dünn, beinah ſo dünn, wie einſt in Ludolphs ſpukhaftem Traum;

jetzt als Alles in voller Arbeit war, drängte ſich das ewiglächelnde Geſicht des kleinen Buckelmännleins durch das Gewühl, hatte das Gläslein mit der verdünnten Vitriolſäure in der Hand, und ſagte mit ſeiner hellen kindlichen Stimme: „Es ſoll brennen!“

„Wo? Wo?“ ſchrie Herr Stark entſetzt, und ließ die Serpentinpiſtille aus der Hand fallen, daß ſie in Stücken ging.

Der Kleine war etwas ſchwerhörig, erſchrak über Herrn Starks furchtbares Geſchrei, glaubte dieſer frage, wohin er die begehrte concentrirte Säure bringen ſollte, und antwortete: „Im grünen Löwen!“

„Mohrendonnerwetter!“ ſchrie Herr Stark, rannte in die Nebenſtube, riß den Schrank auf, ſetzte — er war Mitglied des Feuercomité und alſo ein Mann bei der Spritze,' die ſchwefelgelbe Brandmütze auf, wodurch er ſich als einen Kommandirenden zu erkennen gab, und rannte unaufhaltſam zum Hauſe hinaus, während Ludolph und Samuel vor Lachen platzen mochten. Draußen warf Herr Stark einige Körbe voll Eier um, drängte, ſtieß ſich durch die Menge, und „ein Schrei des Entſetzens ward rings gehört“ als die Einwohner die Brandmütze erblickten, nun fragten zehn Stimmen, wie vorhin Herr Stark:

„Wo? Wo?“ Und dieſer ſchrie: „Im grünen Löwen!“ und „Feuer! Feuer!“ riefen hundert Stimmen, und queer über den Markt ruderte Herr Stark in das Gaſthaus, ihm nach die wimmelnde Menge, der ungeheure Schweif. Durch die Stadt ging das Geſchrei, die Marktbuden wurden umgeriſſen, die Töpfe und Schüſſeln zertreten, denn über ſie hinweg wallte zahlloſer Troß; es war, als breche ein wilder Aufruhr los; der Wirth im grünen Löwen war zum Tod erſchrocken, widerſetzte ſich der eindringenden Menge, und war nahe daran, viele Prügel zu bekommen, endlich fand ſich, daß außer dem Heerdfeuer weder Feuer noch Rauch im ganzen Hauſe war, und Lärm und Geſchrei ſtillten ſich allmählig. Der Buckliche aber hielt wiederholt ſein Gläschen empor, und ſprach: „Vitriolöl will ich, das brennen ſoll, in ein Feuerzeug.“

„Geben Sie es ihm,“ ſprach Ludolph zu Samuel: „das wird gut werden, er mag ſich bald aus dem Staube machen.“ Draußen wirbelte noch immer Verwirrung, Schreck und Beſtürzung durcheinander. Endlich, nachdem der Kleine ſich in möglichſter Behändigkeit davon gedrückt hatte, kam Herr Stark wieder gerannt, wüthend, tobend: „Wo iſt der Satausknirps? Ich will ihn zermalmen! Mich ſo zu alteriren, zu blamiren!“

Ludolph ſprach alſo zu dem zornigen Mann: „Ei Herr Stark, warum liefen Sie denn ſo ſtürmiſch fort? Ich rief Ihnen ja nach, daß er nur Vitriolöl, welches Schwefelhölzer zünden ſollte, begehre, aber Sie hörten nicht, und rannten durch die Hausthür von dannen. Wir können nichts dafür.“

O welche Donnerwetter fluchte da Herr Stark! Er ſchoß in die Nebenſtube und warf die Thüre zu, daß es krachte, und warf die ſchwefelgelbe Brandmütze an die Erde, daß der Staub umherflog, und vernichtete mit grauſamer Hand das ſchöne Toupet, welches Herrn Pfahls Künſtlerhand und Kamm geſchaffen, ſo daß eine Nebelwolke die zornfaltenreiche Stirne des olympiſchen Donnerers umwallte. Dann ſtieg er hinauf in ſeinen Götterſitz.

Aus ihrer Stube herüber kam ſchadenfreudig die Madame. Sie hatte gehört von dem blinden Lärm, und gönnte ihrem Gemahl den Schreck und den Aerger.

„Das geſchieht ihm einmal recht! Immer oben hinaus und nirgend an. Das war einmal ein ſtark Stück vom Herrn Stark!“

Niemand hat Acht auf das Geſchwätz des böſen Weibes, wie peinigend auch deſſen Gegenwart iſt; Herr Pfahl empfiehlt ſich, die Arbeit iſt im vollen Gang.

Ludolph denkt einen flüchtigen Moment an den Morgen dieſes Tages; ach, wie verſchieden von den jetzigen waren jene Stunden. Auf dem Berge hatte er geſtanden, ganz von Frühlingsſeligkeit durchdrungen, ganz erfüllt von Naturfreudigkeit, und hatte ſich eine jüngſt geleſene Gloſſe mit innigen Gefühl aus dem Gedächtniß vorgeſprochen:

„Frühlingsleben, Liebeswonne,
Schließt mich in die Arme ein,
Kinder, Blumen, Liebchen, Sonne,
Aller Wonne iſt ja mein!“

Jetzt parodirte er ſchmerzlich in Gedanken, indem er einem Dienſtmädchen eine Purganz für ein Kind aus Tinctura Jalappae und Syrupus Papaveris rhoeados miſchte:

„Kerkerleben in Gemächern
Dumpf und düſter, engt mich ein,
Kräuter, Wurzeln dort in Fächern
Dort in Käſten ſind ja mein!“

So kam der Mittag heran, es wurde zu Tiſche gerufen; die Mittagstafel drohte ſtürmiſch zu werden, und ſie wurde ſtürmiſch. In den Augen der Frau Prinzipalin blitzte noch der ſchadenfrohe Hohn über des Gemahls Irrthum, in ihm grollte noch die verbiſſene Wuth. Man aß anfänglich ſchweigend, bis das Gewitter losbrach, wie faſt jeden Mittag. Die Süßigkeiten, welche ſich dieſes Ehepaar in Gegenwart ſeiner Untergebenen ſagte, waren und ſind unbeſchreiblich. Eine Schüſſel voll Gemüſe ſtand Herrn Stark nicht recht; er ergriff ſie, und ſetzte ſie an eine andere Stelle, jedoch ſo heftig, daß ein Theil der Gottesgabe herausfuhr, und Ludolph und die Madam beſpritzte. Flugs ergriff dieſe die Schüſſel, und ſetzte ſie mit Vehemenz an den alten Ort, daß ihr überſchwippender Inhalt Herrn Stark und Samuel bekleckte. Zornig packte Herr Stark abermals die Schüſſel an, und ſetzte ſie dahin, wohin er ſie haben wollte. Nun kam der Hagel.

„Du Lump, der mich wegen meines Geldes genommen hat! Du Hungerleider, der nichts wäre ohne mich! Du Betrüger, der Haus und Apotheke ſich hat zuſchreiben laſſen, die ich bezahlt habe! Du Ketzer, Du Faullenzer, der ſich nicht um ſein Geſchäft bekümmert, und die Leute es treiben läßt, wie ſie wollen! Pfui über Dich, Du gemeiner Kerl!“

„Weib!“ donnerte Herr Stark: „Sprich nicht ſo anzüglich!“

„Hat ſich was anzüglich zu ſprechen! Wird bald heißen: ausziehen! denn Dein Geſchäft geht den Krebsgang!“

Während dieſer Vorgänge unterließ die Sprecherin keineswegs, ſich fleißig mit Wein zu erfriſchen, denn ſie hatte ihren eignen Weinkeller, und bekam alljährlich einige ziemliche Fäſſer Weins, ſtatt der Intereſſen von Kapitalien, die ſie noch in ihrer Heimath ſtehen hatte. Zu guten Stunden hatten Viele davon zu genießen, auch ihr Mann, aber wenn ſie grimmig war, trank ſie allein, und dann den Theil der Uebrigen mit.

Im Munde Ludolphs und Samuels quoll bei ſolchem Gezänk jeder Biſſen, und ſie gingen oft halbſatt vom Tiſch, zuweilen trieb ſie auch der Lachreiz fort, denn die Gatten zankten ſich öfters ſo witzig, daß ein Stoiker ſich des Lachens nicht würde haben erwehren können. — Der Nachmittag war ruhiger, der Markt war vorbei.

Das erſte Recept nach Tiſch brachte ein bildſchönes Mädchen, in Thränen, der Thau ihrer kindlichen Gefühle war heiligend auf das Papier gefallen, ihre

Mutter lag ohne Hoffnung danieder, und ſie flehte mit rührender Klage um die möglichſte Beſchleunigung. Es bedurfte deſſen nicht, daß eine leidende Schönheit mit Thränen bat, Ludolph ſah ſchon aus der Receptformel die Gefahr im Verzug, ließ alles Uebrige liegen, und ſprach blos zu der Erſchöpften: „Setzen Sie ſich!“

Von Nachtwachen und tödtlichem Schmerz, von Angſt und Sorge gleich ſtark angegriffen, ſank ſie auf den Stuhl, und barg ihr bleiches verweintes Engelangeſicht in ihr Tuch. Während Ludolph receptirte, verbreitete ſich ein ſtarker Geruch.

„O Gott, Moſchus!“ klagte die Jungfrau. „Nun iſt's vorbei, das iſt das Letzte! O meine Mutter!“ Und ſchneller floſſen ihre Thränen.

„Beruhigen Sie ſich,“ tröſtete Ludolph: „das iſt nur ein Vorurtheil, oft, wo Rettung kaum möglich ſchien, bewirkte ſie der Moſchus. Die Natur hat in dieſe wunderbare Subſtanz eine unbegreiflich hohe erregende Kraft gelegt, von ſolcher Stärke, wie etwa nur noch in das Caſtoreum und den Ambra; ihre Wunder ſind uns tiefe Räthſel, aber vertrauungsvoll kommt uns vom Schauen der hohen Wirkungen der Glaube von ſelbſt.“ — Die Bekümmerte weinte ſtill fort, und hörte kaum, was Ludolph ſagte. An gänzlich ſchmerzvernichteten Gemüthern zieht der Troſt wirkungslos vorbei, ſie empfing das Medikament, und eilte mit ſchnellen Schritten, und bangem, ſchwerem Herzen nach Hauſe.

„Es iſt viel Jammer in der Welt,“ ſprach Ludolph zu ſich ſelbſt. „Ganz froh des Lebens, und ganz und auf die Dauer glücklich, wird ſelten ein Menſch. Einem iſt der Morgen, einem Andern der Abendhimmel ſonnig und roſenroth. Gar Viele wiſſen ein Lied zu ſingen von trüber, hingemordeter Jugend, doch mag es auch Menſchen geben, die nach einem glückvollen Lebenstag, wann ihr Abend kam, in Sturmwettern über öde Haiden gehn, wie König Lear, und untergehn. Dieſe haben dann ihr Erbe früh hinweg. Was mich betrifft, ſo glaube ich, ich habe im Conto meines Lebensbuches noch eine kleine Forderung an das Glück, hoffe zu Gott, es wird ſich nicht lumpen laſſen, ſondern einſt noch mit Zinſen zahlen. Hätte ich das Elixir, von dem mir träumte, wahrlich dieſem weinenden Engel hätte ich davon gegeben, unentgeltlich, auf daß die Mutter geſunde, und dieſe Augen nicht mehr weinen müſſen. Jetzt trat ein alter Bauer ein, und brachte ein Recept. „Guten Tag, da han ich en Recept för minne Ahle; ſö krankt nu ſcho vör Wochen, un well nüſcht halfe. Ha ſchu dan ſechſte Docter."

„Ja, guter Freund, das iſt eben der Fehler!" ſagte Ludolph! „Ihr müßt bei einem Arzt bleiben, zu dem Ihr Vertrauen habt."

„Ach, es wörd öhr doch nüſcht halfe. Was koſtet's dann?"

„Zehn Groſchen, Freund!"

„O alle Hagel! Su well völ Gald! Mach hä die Arzenih nur hahlb."

„Geht nicht an, die Arznei muß ganz gemacht werden."

„Hes wörd öhr doch nüſcht halfe!" brummt Valtin, und ſetzt ſich, und wartet, zahlt brummend, und geht brummend: „wörd nüſcht halfe."

Zwei neue Recepte werden gebracht; eines für einen Herrn Miniſter, der nie daran denkt, ſeine Schulden zu bezahlen; obgleich er ungeheuer beſoldet iſt, und den Fluch des Landes auf ſeinen breiten Achſeln trägt, und eins für eine Frau, deren Mann dem Ausbruch ſeines Bankerotts jeden Tag entgegenſieht, für eine engelgute, allgemein geliebte, allgemein bedauerte Frau. Das Dienſtmädchen wird beſtellt, wiederzukommen.

O wie trotzig und protzig aber ſteht die Köchin des Herrn Miniſters, und ſtemmt ihre beiden Arme auf den Receptirtiſch, wie puhſtet ſie, und nimmt es übel, als man auch ihr ſagt, ſie möge in einer halben Stunde wiederkommen. Wie kann man ihr ſo etwas ſagen? Ihr Herr regiert das Land, und ſie regiert ihren Herrn. Doch, ein Prieſchen Hufeländiſcher Kräuterſchnupftabak verſöhnt ihr kochendes Blut.

Der Lehrling fährt mit einem bitterböſen Geſicht mit der Species zu einem Dekokt in das Laboratorium ab, und ſie beginnt ein Geſpräch. Sie ſchimpft und ſchmäht auf ihre Frau, die Miniſterin, und preißt ihren Herrn; ſie profanirt alle Geheimniſſe des Hauſes, ſie iſt die Fama, welche die Kunde ſeiner Schande verbreitet, doch Alles nur auf Rechnung der wackern, leidenden Gattin; dieſe kennt wohl die Schlange, aber ihre Klagen belächeln der Herr Gemahl; die Köchin iſt hochdero Favorite, und darf nicht fortgeſchickt werden, wenn auch die gekränkte, von dem ſchlechten Geſchöpf oft gemißhandelte Gattin blutige Thränen weinte.

Sie geht und Ludolph denkt nach über die tiefen Schatten, die in das Erdenleben fallen, über das Unheil, die Zwietracht, das Aergerniß und das böſe Beiſpiel, die durch ein ſolches Weſen in Familien gleich Gipſtpflanzen wuchern, und alles Glück morden. O welche traurigen Erfahrungen! Wie bereichert ein Tag, in einer geſchäftreichen Officin zugebracht, die Menſchenkenntniß; eine Apotheke iſt ein trefflicher Lehrſtuhl für das pſychologiſche Studium.

Da ſtürzt eine weinende Magd herein. „Eine Empfehlung von Herrn Kaufmann Leichter, und Sie möchten — die Arzenei für ſeine Frau — nicht machen, ſie iſt ſo eben — — geſtorben.“

„Schon todt?“ fragte Ludolph erſtaunt und erſchrocken.

„Ja wohl, die gute liebe Frau!“ erwiedert Jene ſchluchzend. „Ach die armen, armen Kinder!“ und ſie eilt troſtlos in das Trauerhaus zurück.

„Unerforſchlicher Rathſchluß des Himmels!“ ſpricht Ludolph zu ſich ſelbſt. Dieſer Seraph von einem Weibe, dieſe treue Mutter, dieſe ſorgſame Hausfrau und liebevolle Gattin muß dahinſterben in der Blüthe ihrer Jahre, und ſo mancher Laſterhafte, und Manche, die der Erde eine Laſt iſt, bleibt am Leben. Oder ruft Deine erbarmende Liebe ſie zu ſich, Lenker der Geſchicke? Wird das Bahrtuch ihr zum Schleier, der ihr das kommende Elend verhüllt, und der Sarg zum Panzer um ihr Herz, damit es nicht an der Wunde verblute, die ihm drohte? Vielleicht!

Es kommt ein goldbetreßter Livréebediente des Fürſten mit einem Recept. Gruß und Gegengruß. „Was bringen Sie Gutes, werther Herr Müller?“

„Was ſoll ich Ihnen anders bringen, als dieſes? Hier ein Recipe,“ entgegnet der alte Fürſtenknecht.

„Ach, für Seine Durchlaucht ſelbſt? Wo fehlt es?“

„Werden es ja ſehen, werden es ſehen! Im Pedal, die Durchlaucht knurren gewaltig. Bös Ding um das Zipperlein, bös Ding! Keine gute Stunde, wenn dieſer Gaſt einſpricht.“

Ludolph winkt Samuel, Herrn Müller ein Liqueurchen einzuſchenken, ein Kümmelchen, ein großes Glas. Herr Müller ſchmunzelt, trinkt, ſpricht: Von was? von wem? Von ſeinem Herrn, dem Fürſten.

„Unſer gnädigſter Herr iſt der beſte Herr, das muß wahr ſein, wenn nur das —“ Herr Müller macht die Gebehrde des Trinkens — „nicht wäre, dann wäre auch das Podagra nicht, und wir hätten immer gute Tage. Aber das ewige Gluckgluck! Zum Frühſtück Tokaier oder Madera, Mittags Stein- oder Leiſtenwein, darauf Burgunder oder Champagner, zwei bis drei Flaſchen, Abends wieder andere Sorten, nu — nu — hm, hm, dazu gehört eine gute Natur, aber des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich, wenn es ihn nur nicht ſo oft ins Reich der Todten brächte."

Dieß und noch Mehreres berichtet Herr Müller unaufgefordert über das Privatleben ſeines Herrn, er plaudert ſo lange, bis er die Medicin erhält, und geht.

Sinnend ruhen Ludolphs Augen auf der Liqueurflaſche. „Du heilloſer Zaubertrank, ein guter Geiſt hat Dich nicht erfunden," ſpricht er: „pfui wie machſt Du ſo plauderhaft! Aber thue ich Dir nicht etwa Unrecht? Am Ende iſt es nur des Menſchen ſündlicher Hang, und er ſchwatzt aus auch ohne Dich, und nicht bei mir allein? O ihr Großen der Erde, Fürſten, Grafen, Miniſter, Geheimeräthe, wüßtet ihr doch bisweilen, was ihr fur geſchwätzige Schurken von Dienern habt, wüßtet ihr, wie viele Augen auf eure Schwächen, Fehler, Laſter gerichtet ſind, und weit mehr, wie auf eure Tugenden, ihr würdet vorſichtiger im Vertrauen, behutſamer im Handeln ſein.“ —

„Aber was iſt das? Was laufen die Leute? Die Fenſter öffnen ſich, man bleibt auf der Straße ſtehen, was giebt's? Brennt es? Geſchah ein Unglück?“ Ludolph reißt das Fenſter auf, der Lehrling ſchießt zur Straßenthüre hinaus, rennt mit dem Doktor Baldrian zuſammen, und ſtößt ſich am Fuß des hölzernen Königs Salomo ein Loch in den Kopf.

„Geſchwind! Eine halbe Unze Schwefeläther, ebenſoviel Salmiakgeiſt!“ ruft Baldrian, der Phyſikus. „Es iſt ein Bauer ertrunken!“

Lehrling und Gehülfe eilen; Jeder füllt ein Glas mit dem Begehrten, draußen geht ſchon das hochlöbliche Amt vorbei zur Beſichtigung des Leichfalles. Das Recept iſt geſchrieben, die Gläſer ſind gefüllt, der Phyſikus eilt von dannen, ſtatt ſeiner tritt der treue Felix ein, Ludolphs Freund, welcher Arzt werden, und nächſtens auf die Univerſität abgehen will. Dieſer hat den Bauer bereits geſehen, und weiß, daß er todt iſt. „Es war der Valtin Mehlbach aus Drasdorf,“ ſpricht er.

„Der?" rief Ludolph: „mein Gott, der war ja heute Vormittag da, und holte Arzenei für ſeine Frau."

„Derſelbe," fuhr Felix fort. „Die Arzenei hatte er noch in der Taſche. Man hat ihn betrunken durch die Straße dorkeln ſehen, auf dem Steg iſt er muthmaßlich ausgeglitten, und in den Fluß gefallen."

„Mein Gott, welch ein Menſch, wenn man nicht ſagen will, welch ein Vieh! Hat zu Hauſe eine kranke Frau, macht den weiten Weg, und ſetzt ſich, nachdem er die Mittel ſchon hat, in ein Brantweinhaus, trinkt, betrinkt ſich, und ertrinkt."

„Das ſieht einem Bauer ähnlich, mancher iſt in der That, wie ein Vieh, oder vielmehr, unter dieſem," bemerkt Felix. „Wäre dieſes ertrunkenen Mannes Kuh oder Ochſe krank geweſen, ich wette, er hätte geeilt, mit der Arzenei nach Hauſe zu kommen, die Frau kann warten."

Es unterbrach jetzt das Geſpräch eine Bäuerin, die, nachdem ſie ihren ſchweren Korb abgeladen, aus dieſem eine Pulverſchachtel und ein noch volles und zugebundenes Medizinglas brachte.

„Da breng' ech Ihm die Arzeniche wedder, die ich nachte för meinen Schweirvother gehault hann," begann ſie: „es is nüſcht herուſſer gethan woren, hå war ſchu muistudt, bi ech hem kahm.“

„Nun? Und was ſoll ich damit? Soll ich ſie einnehmen?“ fragte Ludolph.

„Das kann ha hale, ha well, aber das Gähld ſull ha mir wedder herußer geh, mei ſenn goar arme Lute.“

„Ja, meine liebe Frau, das geht nicht an,“ wurde der Bäuerin bemerkt, „fertige Medicin kann man in der Apotheke nicht wieder annehmen.“

„J da muß die Hölle platze;“ ſchrie das Weib. „Es kann's ja doch wuhl emand Anneres ingenahme! Was ſull'n mei dann mit mache?“ —

„Was Ihr wollt!“ ward ihr zur kurzen Antwort. Scheltend und fortmurrend packte die Frau Alles wieder ſäuberlich in Tüchlein, und begab ſich hinweg. Felix ſprach lachend: „Gott ſegne es dem, der dieſe Arznei nun einnehmen muß, welches der erſte ſein wird, der in ihrer Familie krank wird, einerlei, ob er Keichhuſten oder Wechſelfieber hat. So ſind die Bauern.“

Die Magd erſchien, die heute für das Kind die Laxanz geholt.

„Eine Empfehlung von Herrn Doctor Baldrian, und Sie möchten mir doch einmal aufſchreiben, was

Sie mir heute für meiner Herrſchaft ihr Kind gegeben, — es will ſterben.“

Ludolph wurde bleich wie der Tod, bleicher wie damals, als er Salpeter mit Cremortartari verwechſelt. Ein furchtbarer Schreck fuhr ihm durch alle Glieder, ſeine Kniee zitterten, er ſchritt zum Pult und ſchrieb mit bebender Hand:

℞. Tinct. res. Jalappae. ℈j.
Syr. Papav. rh. ʒj. m.

Neben der Jalappentinktur ſtand die Opiumtinktur — Ludolph konnte ſich nicht erinnern, aus welchem Glas er gegeben, ob nicht etwa — entſetzlich — aus dem Letzten, nur das fiel ihm centnerſchwer aufs Herz, daß er heute, als er die Miſchung gab, nicht an dieſe, ſondern an ſeine ſchönen Frühlingsmorgenſtunden gedacht hatte. Was konnte der Abend bringen nach ſolchem Vorgang, was konnte erfolgen, wenn er ſich wirklich vergriffen hatte? — Gedanken der ſchrecklichſten Art gingen durch ſeine Seele — er aber ſchritt in die düſtre Materialkammer, trat zum Schrank, darauf das Gerippe dräute, ſchloß mit zitternder Hand ihn auf. Da ſtanden in einer dunkeln Reihe ſchwarzer Büchſen die furchtbaren Gewalten, die grauenvollen Mächte der ſchaffenden Natur, das auserleſene

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50160-9
BECHSTEIN,L. FN. 03112/007

Heer des Todes, die Metallgifte, die freſſenden, tödtlichen, und nach dem Arſenik griff Ludolphs Hand. Er nahm eine ſtarke Doſis — nicht ein, ſondern nur für den Nothfall in eine Kapſel, und ſteckte ſie zu ſich.

Sein treuer Felix hatte etwas gemerkt, und kam ihm nach, kam eben, als Ludolph den Schrank verſchloß, und fragte: „Was machſt Du?“

Ludolph wollte ſeine Angſt verbergen und pfiff; es war aber ein eigenthümliches Pfeifen, der Freund war pfiffig genug, zu merken, daß es nicht richtig war. „Ludolph!“ begann er ernſt: „mache keine dummen Streiche! Was haſt Du denn da in der Hand? Her damit!“ Und mit ſtarker Hand entriß er dem Widerſtrebenden das kleine weiße Pulverchen.

„Biſt Du des Teufels? Haſt Du den Kopf ſo verloren, daß Du meinſt, es werde gleich den Kopf koſten? Nicht wahr, Du haſt Dich vergriffen?“ drang er in Ludolph.

„Ich weiß es nicht,“ ſtammelte Ludolph, und es war eine der ſchrecklichſten Stunden ſeines Lebens. „Ich glaube es nicht, fürchte es aber. Großer Gott! Verflucht ſei dieſes Leben voll Qual und Marter, voll Verantwortlichkeit und Aergerniß. Hätten wir eine ordentliche Sanitätspolizei, ſo dürfte der Handverkauf ſolcher Mittel gar nicht Statt finden, dürften die Aerzte nicht ſelbſt dispenſiren, dürften nicht auf ihre Rechnungen Arzneien verſchreiben, die dann die Patienten doppelt theuer bezahlen müſſen! O, es gehen hier niederträchtige Dinge vor; das Kind kann ſterben, auch ohne daß ich mich vergriffen, dann wird dennoch das von mir gereichte Mittel die Schuld tragen müſſen! Man möchte ſich wahrlich das Leben nehmen!"

„Verſchieb' es noch ein wenig, Freund," bat Felix, und blieb beruhigend bei dem Beunruhigten.

Alle Angſt und alle Sterbevorkehrungen waren unnöthig geweſen, Ludolph hatte ſich nicht vergriffen, und jenes Kind ſtarb auch nicht.

Und es wurde endlich Abend nach dem geräuſchvollen Tag, und der Abend wurde friedlicher, wie der Tag. Da jetzt nichts zu thun war, da Herr Stark in die Erholung gegangen, Madame Stark mit ihren altjungferlichen Klatſchgevatterinnen Wein trank und Karte ſpielte, wobei Manches abgekartet wurde, ſo ſetzte ſich Ludolph in der Dämmerung auf den Stuhl in der Offizin, darauf er ſchon oft durch die breiten Bogenfenſter hinausgeblickt hatte auf den Markt, nach den weſtlichen Bergen, nach den Wolkenbildern am flammenden Abendhimmel, und ſehnſüchtig an ſeine Liebe, an Eliſe gedacht. Eine trübe Düſterniß erfüllte mehr und mehr den Raum, und es fiel dem Ermüdeten bleiſchwer auf die Augenlieder, und ein flüchtiger Traum ſchien ihm noch einmal, wie Laternamagikabilder, des Tags wechſelnde Erſcheinungen phantaſtiſch verändert, vorführen zu wollen. Ein geiſterhaftes Regen umſchwirrte, wie mit Elfenſchwingen, den träumeriſch Einpenden. Die Gläſer klangen an einander mit Harmonikalauten, die Metallmörſer dröhnten wie ferne Domglocken. Die Flüſſigkeiten, die Eſſenzen, darin die Kräfte von Kräutern und Wurzeln, Harzen und Früchten durch Weingeiſt ausgezogen waren und nun in der feuchten Umarmung ruhten, glühten wie goldnes, braunes und purpurrothes Feuer, es war, als wollten die gefeſſelten Naturgeiſter heraus. In den Büchſen raſſelte es, in den Käſten raſchelten die Kräuter, wie welkes Laub an Gräberkränzen, und rings war ein Kniſtern und Knittern, ein Gähren und Schäumen, ein wunderbar vernehmliches Leben rege. Weſenloſe Bilder und Geſtalten entquollen den Vaſen und

Schalen. Von den Liqueurflaſchen ſprangen die Pfropfen und es wallte Nebel aus den Flaſchenhälſen, und der Nebel nahm Geſtalt an, jugendliche, blühende Geſtalt. Eine dieſer Geſtalten erſchien in einem rothbraunen Talar, eine zweite in einem feuergelben, die dritte in einem carmoiſinrothen, die vierte in einem ſilberweißen. Und nun ſieht Ludolph, daß es der Pomeranzenkönig, der Citronenkönig, der König Perſiko und der König Kümmel ſind; ſie umrauſchen ihn mit ihren Gewändern. Aus der Queckſilberbüchſe ſprudelt ein Silberſtrom, und aus dieſem erhebt ſich der Metallgott Merkur, und ſchlägt mit dem Caduceus auf die Liqueurgeiſter. Dabei wirft er die Büchſe mit dem Blitzpulver herunter, das fängt Feuer am Talar des brennenden Perſiko, die Apotheke iſt eine Flamme, dann wieder tiefdunkel, aber transparent erglühen alle Schriften auf den Tinkturgläſern, wie auf den Waſſerflaſchen. Und es wird ſtill, aus dem Giftſchranke gukt neugierig ein kleiner Tod, der aber bald wieder zurückkriecht, ſtatt ſeiner erſcheint ein großer, nickender Mohnkopf auf dünnem Stängel, er iſt gekrönt, und leiſe Stimmen flüſtern: „das iſt der Opiumkönig."

In der Caſſe entſteht ein helles Geklingel, und durch den Riß herauf fährt ein preußiſcher Thaler, der ſchreit überlaut: „Ich bin der Lapis Philosophorum!“ Und es wiederhallt von allen Gläſern, Büchſen und Käſten: Du biſt der Lapis Philosophorum! Du biſt der wahre Jakob! Ludolph ſieht all' den Spuk, und vermag kein Glied zu regen; wie feſtgebannt muß er ſitzen auf ſeinem gepolſterten Dreifuß, um den ſich einſt, auch in einem ſeiner phantaſtiſchen Träume, die ſechs Aerzte der Stadt balgten. Und er ſieht die Hebamme von heute Nacht, ſie trägt ein Kindlein im Arm, und ſingt dieſem ein Wiegenlied vor, Herr Jean trägt ihr die Schleppe, und hinter dieſem kommt der Tod und trägt den Baron von Offenhauſen, den ſchon bei Lebzeiten abgelebten Lüſtling. Dem Tod folgt Mamſell Jettchen, in Lumpen gehüllt, in die Ausſtattung ihres mütterlichen Erbtheils, ihre Madame hat ſie fortgejagt und hat ihr mit der Zahnlattwergenbüchſe einige Zähne ausgeworfen; dann kommt ein Zug Narren, angeführt vom König David, der auf einer Harfe ohne Saiten ſpielt, ſie haben ihrem rohen Wärter die Zwangsjacke angezogen, und ſchlagen ihn mit Ketten blutig. Die lange Käthe ſingt ihr Lied vom Galgen. Nun kommt der Doktor Kaktus, ſtatt des Kopfs trägt er die Diſtel Zeherith, aus Hoffmanns Meiſter Floh, und ſingt einen griechiſchen Spottvers auf den Doktor Baldrian, und auf den Kaufmann Melis. Der kleine Buckliche erſcheint wieder, hat ein chemiſches Feuerzeug in der Hand, ſtipt ein Schwefelhölzchen hinein, bläſt darauf und ſpricht: „es ſoll brennen;“ auch das Mädchen erſcheint, die heute Arzenei für ihre Mutter holte, ſie lächelt wie eine Verklärte, ihre Mutter iſt gerettet. Zu ſchnell nur ſchwindet die holde kindliche Geſtalt. Da kommt auch der ertrunkene Bauer, bringt die Arzenei wieder, und ſpricht: „Hä hat ſech vergreffe; ich wull jo ene Arzenih förs Ertrenken ha, es wärd nor au niſcht helfe.“ Alles wirrt und wirbelt wild durch einander, Fürſtendiener, Miniſterköchinnen, Bauernweiber und Schnapskönige. Zuletzt kommt Herr Pfahl, ſchwarz anzuſehen, im Leichenbittergewand, eine Zitrone in der Hand und ſpricht, wie einſt und oft und immer: „Männchen, vergreifen Sie ſich nicht,“ und will die Geſchichte vom erhenkten Werner erzählen. Unmuthig fährt ihn Ludolph an, und er erwacht, und ſiehe, da ſteht Herr Pfahl wirklich und leibhaftig, hat aber ſtatt der Citrone ein Briefchen in der Hand, das allen

Unmuth abwehrt. Es iſt von Eiſen, es gewährt ein trauliches Stelldichein, Ludolph ſoll glücklich ſein nach ſo viel Pein und Aengſten.

Und Ludolph war glücklich, ein feuriger Liebesſtern ging dem Seligen auf, das Gedicht: Stern und Roſe, das holde Schooskind ſeiner jugendlich-erglühenden Phantaſie, davon er die hohe Meinung hatte, er könne und werde nie etwas Vollendeteres zu ſchreiben im Stande ſein, wiewohl es ſo reich an Mängeln war, daß er es nie bekannt werden ließ, war mit Freude aufgenommen worden, ſeine dichteriſche Huldigung bahnte ihm den Weg zum Himmel.

Der Gehülfe erging ſich mit ſeinem lieblichen Liebchen in dem Hesperidengarten der Hoffnung, und ſchmückte vereint mit ihr dieſen Zauberpark mit herrlichen Paläſten, mit grünen Lauben und Tagen voll Glück. Aber auch ihm erging es, wie tauſendmal tauſend Liebenden, auch er durfte, mußte ſich zurufen:

Du haſt gehofft, Dein Lohn iſt abgetragen,
Dein Glaube war Dein zugewognes Glück!

Von allen ſeinen Hoffnungen erfüllte ſich auch nicht eine, nicht eine.

Ende.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Die Sagen

von

Eiſenach und der Wartburg,

dem

Hörſeelberg und Reinhardsbrunn.

Herausgegeben

von

Ludwig Bechstein.

Hildburghauſen, 1835.
Verlag der Keſſelring'ſchen Hofbuchhandlung.

Der Sagenschatz

und

die Sagenkreise

des

Thüringerlandes.

Herausgegeben

von

Ludwig Bechstein.

Erſter Theil.

Hildburghauſen, 1835.
Verlag der Keſſelring'ſchen Hofbuchhandlung.

Thüringen, Du holdes Land!
Wie iſt mein Herz Dir zugewandt!

Ludwig Storch.

IECA
LA
ARIS

Thüringen.

Ich bring' Euch treu gewunden den reichen Sagenkranz;
Ich reich' ihn dar den Freunden des trauten Heimathlandes.
Oft war in ſtillen Stunden, die Muſengunſt beſchied,
Thüringen meine Freude, mein Saitenſpiel, mein Lied.

Und ſollte nicht erwecken das Land der Lieder Klang?
Und ſollt' es nicht begeiſtern zu feierndem Geſang?
Das Land, ſo reich an Reizen, ſo mancher Sage Schoos,
Deß Gegenwart ſo blühend, Vergangenheit ſo groß?

Schon alte Lieder tönen Dein Lob, Thüringerland,
Die Herzen Deiner Kinder ſind ſtets Dir zugewandt.

Aus Paläſtina's Fluren kehrt' heim ein Rittersmann,
Der prieß die güldne Aue hoch über Kanaan.

Die Bergesgipfel ragen empor zur Wolkenbahn,
Und kräft'ge Wälder tragen die Kronen himmelan.
Süßtraulich murmelnd plätſchert ein Bach durch jedes Thal;
Von manchem Felſen ſtürzt ſich ein lichter Waſſerſtrahl.

Auf Deinen Bergen ſtand ich, oft raſtend, ohne Ruh,
Und Deinen Thälern ſand' ich dann tauſend Grüße zu.
In Deinen Seen erglänzte der Sonne Flammenbild,
Und Abendroth umkränzte manch liebliches Gefild.

Die ſtillen Seen, umflüſtert von windbewegtem Rohr,
Sie ſchlagen Liebesaugen zum Himmel fromm empor;
Der Himmel tauchet nieder in die kryſtall'ne Fluth,
Als wollt' er drunten kühlen ſich von des Tages Gluth.

Der Burgen Trümmer ſchauen herab von wald'gen Höh'n;
Wir wollen drum nicht trauern, daß ſie zerbrochen ſtehn,

Noch glühn die alten Warten, geküßt vom Abendſtrahl,
Gleich blutigen Standarten hoch über manchem Thal.

Und in der Thäler Schatten ruht mancher Kloſterbau,
Verlaſſen und verfallen, die Mauern ſtarr und grau.
Wo Hymnen fromm ertönet und Pſalm und Bußgeſang,
Schallt jetzt des Schäfers Flöte zu Heerdenglockenklang.

Oft iſt mir in Ruinen im Abenddämmer, ſpät,
Der Vorzeit Geiſt erſchienen, und hat mich leis umweht,
Als wollt er mich zum Sänger des Heimathlandes weihn,
Und ich will nun nicht länger dem Ruf entgegen ſein.

Thüringerland, Du haſt mich zum Dichter ja geweiht,
Du ſandeſt einen Stern mir, ach, in gar trüber Zeit,
Und eine Roſe zeigteſt Du mir, ſo blühend ſchön;
Gut, daß wir Roſen weiter, als ihre Dornen, ſehn.

Wer mußte nicht erfahren Verkennung oder Neid?
Auch mir, in frühen Jahren, ward oft mein Lied zum Leid.
Doch da nun ſchön're Richtung der Himmel mir beſchied,
Ward oft mein Schmerz zur Dichtung, und ward mein Leid zum Lied.

Mir blühn Erinnerungen an ſchöne Zeiten ſtill,
Die hält mein Herz umſchlungen, das ſie nicht miſſen will.
Ich las der Freundſchaft Segen aus manchem treuen Blick
Und fand auf Blumenwegen der Jugendliebe Glück.

Die Gera ſah ich wallen durchs Thal mäanderiſch,
Dort ſangen Nachtigallen ſanftflötend im Gebüſch;
Wie hab' ich Luſtaccorden ſtilllauſchend oft geſäumt,
Und an den Blumenborden der Werra ſüß geträumt!

Wie rauſchen Ilm und Saale an heitern Städten hin!
Wie blickt zum Hörſelthale der Burgen Königin!
Die Unſtrut kommt gezogen gar brauſend oft und wild,
Und tränkt mit vollen Wogen ein blühendes Gefild.

Du, Wartburg, ſchauſt herunter vom Berg, Du ſtolze Zier,
Ein Greiſenbild, doch munter naht frohe Jugend Dir.
Ihr Gleichen, einſam ragend auf Euern Bergeshöhn,
Scheint nicht ein Flüſtern klagend von Euch durchs Thal zu wehn? —

Die Sage wandelt ſinnend durchs Land von Ort zu Ort
Und pflanzt in ihren Garten der Dichtung Blumen fort.
Sie weilet in Rainen, ſie lauſcht am Felſenhang,
In Hainen rauſcht ihr Flüſtern, wie ferner Harfenklang.

Sie ſchwebt um ſtolze Burgen, ſie weilt beim Halmenbach,
Sie thront auf Felſenſtirnen, ſie ſpielt am Waldesbach,
Sie hat ſich mit dem Lande ſo liebend treu vermählt,
Daß ſie faſt aller Orten von alter Zeit erzählt.

Wie duften lind im Schatten die Waldeskräuter friſch,
Wie blühn die grünen Matten ſo bunt und zauberiſch!

Melodiſch klingt im Walde das läutende Getön,
Wenn auf der Bergeshalde die Heerden weidend gehn.

Waldeinſamkeit! Wie grüßt mich die grüne heil'ge Nacht!
Von weitem ſeh' ich prangen der Wunderblume Pracht!
Die Zauberglocken klingen, zum Berg hinan! hinan!
Bald ſind dem ſel'gen Finder die Pforten aufgethan!

Der
Sagenſchatz und die Sagenkreiſe
des
Thüringerlandes.

Einleitung.

Die Sage iſt die Mutter der Geſchichte, iſt die purpurfarbige Morgenröthe, welche dieſer Sonne vorangeht. Die Sage iſt ein Heiligthum des Volks und ein Gemeingut des Volks, ſtill und treu bewahrt in ſeinen heimathlichen Fluren und Wäldern und Bergen, nie prangend und prunkend zur Schau geſtellt; ſie iſt ein ſinniges Kind, das nie altert, das in unvergänglich-friſcher Jugendblüthe die Menſchen erfreut.

Jegliches Land hat ſeine Sagen, ſeine mythiſche Zeit, mehr oder minder entwickelt, geſondert und abgegrenzt, mehr oder minder glanzreich durch den Völkermorgen ſtrahlend, oder noch überhüllt von duftigen Nebelſchleiern, doch in jeder Geſtalt vom Volk geliebt und getragen und von einer freundlichen Echo immer in den alten einfachen Lauten den ſpätern Geſchlechtern zugerufen und zugeflüſtert. Die

Sage lebt ihr unvergängliches Leben im Munde des Volks, in Liedern, in Sprüchen und Scherzreden, ſelbſt in gegenſeitigen Neckereien benachbarter Stämme und Gauen und Orte, wo mancher Witzpfeil flüchtig berührend an den Saiten der Sagenharfe vorüberrauſcht und ſie erklingen macht von den längſt geſchehenen Dingen.

Eines der ſagenreichſten Länder iſt das alte Thüringerland, durchklungen und durchſungen von mancher Mähr nach allen Richtungen hin; vornehmlich aber rauſchen lieblich und traulich, ſchaurig und geheimnißvoll die Mährchenſtimmen durch und aus dem Thüringerwald, der dunkelgrünen Heimath manches Liedes, das aus der fernen Zeit herüberklingt.

Es zog ein Sänger wohl ab und auf durch das ganze liebe Thüringerland; thalaus und ein, durch die ſchattigen Wälder, den murmelnden Bächen entlang; er klimmte hinauf zu Felſenkanten, zu Burgtrümmern und ſtarren, einſamen Warten; er weilte im Thalfrieden bei verfallenen Abteien und las von halbverwitterten Leichenſteinen längſtverklungene Namen. So wandernd und raſtend und immer horchend auf den Mund der Sage, und freundlich ſprechend mit Schäfern und Hirten, Jägern und Bergleuten, Köhlern und Holzhauern kam ihm manche Mähr, wie von ohngefähr, ward ihm vieles kund aus des Volkes Mund. Auch lauſchte der Sänger den Liedern der Mädchen, die ſie Abends vor den Thüren ſangen, und nahm ſich wackre, gern plaudernde Knaben zu Führern, oder auch ergraute Waldleute, die viel zu erzählen wußten, da fand er die Wunderblume, mit der er den Schatz der Sagen an das Licht zu heben bemüht war.

Und wenn Herbſt und Winter und Vorfrühling rauh ſtürmten, wenn die ſingenden Stimmen der Thalbäche verſtummt waren und gebunden von Froſtfeſſeln die lebendigen Wellen, die Waldpfade verſchneit, unzugänglich die Berghöhen und unwegſam die Wege, da ſaß der Dichter in traulichſtiller Einſamkeit und hatte um und neben ſich viele ſtumme und doch wohlberedte ſagenkundige Erzähler, alte Legenden- und Chronikenbücher des Thüringerlandes, alte Lieder, fliegende Blätter, gerettet aus dem Sturm der Zeit und heilig aufbewahrt; nicht minder manches gute neue Buch und manches ſchöne neue Lied, die, zum Wiederhall des alten geworden, Thüringens Vorzeit verherrlichen helfen wollten.

Dieſer Sänger iſt und war nun, mit Deiner Erlaubniß, lieber Leſer, kein anderer, als der Herausgeber des Thüringiſchen Sagenſchatzes, ein Mann, der Thüringen kennt und liebt (zwei Eigenſchaften, die zu ſolchem Vorhaben unerläßlich ſind), und der ſich wohl ohne Eitelkeit und Selbſtſchmeichelei ſagen darf, daß auch er an manchen Orten Thüringens gekannt und geliebt ſei, und daher mit ſeinen Gaben immer willkommen. Thüringiſche Sagen durchklangen ſchon den frühen Morgen ſeiner Kindheit, ſeiner Knabenjahre; der Jüngling lieh ihnen ein offenes Ohr, ein empfängliches Herz, und der Mann ſammelte ſie, um wieder damit aufblühende Jugend zu erfreuen. Er ſammelte und hob jedoch den Sagenſchatz nicht für die leichte Unterhaltung einiger flüchtigen Stunden, er hob ihn für das Vaterland und legt ihn zugleich auf den Altarſtufen der Geſchichte nieder, ein frommgebrachtes Opfer ſeiner Liebe.

Mit der blauen Farbe begabt die Sage ſelbſt jene Wunderblume, durch deren Kraft es dem glücklichen Finder gelingen ſoll, die verſunkenen Schätze zu heben, ſie aus verſchloſſenen Bergeshöhlen herauf zu bringen; blau iſt die Farbe der Treue, und treu und einfach bieten ſich die in dieſem Werk erzählten Sagen dar, in ihrer ungeſchmückten Aechtheit, in ihrer oft wörtlichen Ueberlieferung. Die

Treue feſtzuhalten, nicht durch Zuthaten eigner Erfindung und Phantaſie den holden Reiz der Einfachheit zu verunſtalten, die Kindlichkeit der Sagen nicht zu zerſtören, den urkräftigen Kryſtallborn durch fremdartige Beimiſchung nicht zu trüben, machte ſich der Verfaſſer zum feſten Grundſatz und fürchtete nicht, daß dadurch eine große Anzahl ſeiner Leſer abgeſchreckt werde.

Noch ſei ein Wort vergönnt über die Eintheilung in Sagenkreiſe. In andern und größern Ländern ziehen ſich die älteſten Sagen meiſt wie milde Planeten um das leuchtende Sonnenbild eines Helden: Sagenkreis der Niebelungen, Karl des Großen, des Königs Artus und der Tafelrunde u. a., hier aber, wo nicht bloß Heldenſage beachtet werden kann, ja wo ſie ſogar in den Hintergrund tritt, und wo nur einzelne Helden und Heiligengeſtalten kräftig und ſagengefeiert hervortreten, wie Bonifacius, mehrere Landgrafen, die heilige Eliſabeth, möchte die Eintheilung nach Gebieten, um doch nöthige Ruhepunkte und Ueberſichten zu gewinnen, weder zwecklos, noch geradezu verwerflich ſein. Es liegt auf der Hand, daß dieſe Kreiſe nicht geographiſch bezeichnet werden und feſte Grenzen erhalten können, oft müſſen ſie wie Kettenglieder ſich berühren und in einander ſchlingen; eben ſo wenig wird man verlangen, daß die Sagen chronologiſch geordnet erſcheinen, da ja ein großer Theil derſelben ſich auf keine Weiſe geſchichtlich geltend macht. Man wird dem Herausgeber, dieß hofft und bittet er, in der Anordnung der Sagenkreiſe eine ſcheinbare Willkühr zu Gute halten, und die, welche das Land und ſeine Sagen kennen, werden finden, daß nicht einmal Willkühr war, was als ſolche anfänglich erſcheinen möchte.

Sagenkreis

von

isenach und der Wartburg.

Du Landeszier am langen Hügelſaume,
Du Götterburg am grünen Waldgeheg'! —
Der Pilger ſucht in einem Feentraume
Noch immer Deinen Zauberfelſenſteg.
P. H. Welcker.

An den äußerſten nördlichen Grenzen des Thüringer Waldes ruht die altergraue Wartburg, wie ein Markſtein, wie eine ewige Denkſäule, daran ein Jahrhundert nach dem andern ſchmückende Kränze aufgehangen. Ernſt und ſtill und ehrwürdig ſitzt die Königin der thüringiſchen Burgen auf ihrem hohen Steinthron, und blickt herab auf die regſame und geräuſchvolle Stadt zu ihren Füßen, die mit ihr alt geworden, aber öfter wie ſie, die Gewänder getauſcht; in der ſie ein Menſchenalter nach dem andern aufblühen und abwelken ſieht. Wie ein heiliges Memnonbild im Strahl der Frühe erglühend, ragt ſie empor, und es iſt, als klänge aus ihr ein wunderbarer Schall, die Harfe der Erinnerung tönt von den frühen Zeiten. Rings umgiebt die Greiſin jugendliches, blühendes Leben, eine reiche und herrliche Natur umprangt mit zauberiſchem Reiz das alte Schloß. Weit in die Ferne ſtreifen die Blicke von jener Höhe, weit über das

Thüringerland, aber ſie kehren immer wieder zurück in die freundliche Nähe dieſer dunkelgrünen Waldungen, dieſer geſegneten Fluren, und durchirren die tiefen Thalgründe, weilen auf Felskoloſſen, und umfangen freudig das blühende Leben der Gegenwart.

Aus allen deutſchen Gauen kommen von den erſten Frühlingstagen bis zu denen des Spätherbſtes Jahraus Jahrein zahlloſe Waller gezogen, und grüßen fröhlichen Muthes die berühmte Feſte, die deutſche Burg, die Burg Deutſchlands. Zwar haben dieſes Loretto die Engel nicht auf den Berg getragen, und kein Gnadenbild verheißt hier Ablaß, die Pilger müſſen ſelbſt ſehen, wie ſie mit ihren Sünden zurecht kommen, aber dennoch iſts, als durchwehe eine unſichtbare Flamme der Läuterung den alten Bau, und gar herrlich bewährt ſich auf Wartburg das alte: **Introite, et heic Dii sunt!** Ja, wie ein ernſtes gottgeweihtes Tempelhaus iſt ſchon Manchem die Wartburg erſchienen, ein Allerheiligſtes mitten in dem großen Naturtempel, den ſich die ſchaffende Allmachthand der ewigen Weisheit und Güte hier ſelbſt erbaut.

Hier, wo durch drei und ein halbes Jahrhundert die mächtigen Gebieter des Thüringerlandes wohnten und herrſchten; wo herrliche deutſche Frauen, aus kaiſerlichem und königlichem Stamm, lebten, liebten und litten; wo die größten Dichter der deutſchen Vorzeit ſich zum Liederwettkampf zuſammen fanden; hier endlich, wo der Eine gotterfüllte, gottbegeiſterte, der Mann der Kraft, des Muthes und des Sieges weilte, waltete und ſegensreich wirkte; hier iſt Tag und Licht genug, um die Hand des Herrn zu erkennen, die auch in dieſen Räumen — kein Mene Tekel, ſondern das flammende Amen der Beſtätigung ſchrieb, daß unſer Gott „eine feſte Burg,“ und daß die Feinde, die Verfolger, die Unterdrücker der Wahrheit, des Lichts und der geiſtigen, ſittlichen Freiheit, das Wort ſollen laſſen ſtahn, das ihre Ohnmacht weder hindern, noch feſſeln, noch vernichten kann.

Wie eine in Stein gegrabene Chronik, ein altes Buch voll ehrwürdigen Bilderſchmucks liegt die Wartburg auf dem Bergaltar, um deſſen Fuß ſich wie eine mit buntem Teppich bedeckte Schwelle, das heitre Eiſenach zieht. Vieles iſt in dem Buche ſelbſt zu leſen, Vieles iſt als deutſame Arabeske dem Teppich eingewebt, noch Andres durchrauſcht wie Quellengerieſel die grüne Waldung, und von Fels und Höhle flüſtern Mährchenſtimmen dem Wandrer zu.

Zieht hinaus, ihr Kinder, wie es zu Eiſenach üblich iſt von Alters her, zum fröhlichen „Sommergewinnen!“ Tragt den Popanz Winter, den kalten Ernſt, das ſteife, kleinliche und peinliche Vorurtheil, den Tod des friſchkräftigen Lebens hinaus, und gewinnt euch den Lenz der Poeſie, den grünenden Wunderſtab, die Sommerſonne der blühenden Romantik. Zieht auch ihr hinaus, vaterländiſche Sagen, und gewinnt euch aufs Neue die Herzen freundlicher Leſer und Hörer, und ihre warme Liebe! —

1.

Wartburg wird erbaut.

s war Graf Ludwig, zubenamt der Springer, mächtiger Herr in Thüringen. Als derſelbe ſtmals am Inſelberge jagte, traf er ein Stück ildes, das er eifrig verfolgte, und ihm nachritt an das Flüßchen Hörſel, und bis gen Nieder- ſenach, und von dannen wieder bis an den Berg, rauf jetzt die Wartburg ſteht. Dort blieb er d wollte warten, wo das Wild aus dem Walde f, betrachtete derweil die ſchöne Gegend und vor- hmlich den ſteilen Felſenberg, und dachte bei ſich bſt und ſagte: „Wart' Berg, Du ſollt mir ne Burg werden!" So mit großer Luſt, f den Berg zu bauen, trachtete er auf Mittel d Wege, es füglich zu beginnen, denn der Berg hörte den Herren von Frankenſtein, welche nahe bei ſchon eine Burg beſaßen, der Mittelſtein ge- nnt, (und war dieß vor der Wartburg die beſte urg in Thüringen.) aber jenſeit des Waldes bei alzungen dicht über der Werra ihr Stammſchloß atten.

Und der Graf hatte bei ſich zwölf Ritter, tapfre e Mannen, mit denen berieth er ſich heimlich, als ſie ſich zu ihm gefunden hatten, wie er den Berg an ſich brächte, und es ward alſo gehandelt, daß des Nachts vom Schaumberg, der dem Grafen eigen war, Erde in Körben auf den Wartberg getragen wurde und darauf geſtreut, und der Graf ſchlug dann eine Burgfriede mit Gewalt auf, hinter der er ſich vertheidigen konnte. Bald kamen die Herren vom Mittel- und Frankenſtein, konnten aber dem Grafen auf ſeiner Felſenveſte nichts anhaben, verklagten ihn daher bei Kaiſer und Reich, daß er ſich des Ihrigen mit Gewalt freventlich anmaße. Auf des Reiches Befragen entgegnete der Graf: Er habe die Burg auf das Seine gebaut, wolle ſie auch nach Urthel und Recht, ſeines Verhoffens, wohl behalten. Darauf erkannte das Reich, ſo er mit zwölf redlichen Männern beweiſen und beſchwören könne mit leiblichem Eid, daß das Land, worauf er gebaut, ſein wäre, ſolle er es behalten. Da erkor der Graf ſeine zwölf Ritter zu Eideshelfern, trat mit ihnen auf den Berg, ſteckten ihre Schwerter in die zuvor hinaufgetragene Erde und ſchwuren, daß ihr Herr, Graf Ludwig, auf dem Seinen ſtände, und ſchon vor Alters dieſer Boden (nehmlich der hinaufgetragene) zum Lande und zur Herrſchaft von Thüringen gehört habe. Damit behielt er den Berg.

Es war aber dazumal im Thüringerland, ja aller Orten, große Hungersnoth und großes Sterben, und erhielt durch den Burgbau das arme Volk ſein Brod, um das allein es arbeitete. Der Graf ließ die Steine im Seeberg bei Gotha brechen und herführen, baute das Haus und Kemnaten und Thürme, wollte auch gar die Burg mit Kupfer decken und übergülden laſſen, das Reich war aber dagegen, ſo ließ er ſie mit Blei decken. Und als das Schloß gar köſtlich gebaut war, baute der Graf auch die Ringmauer, darin das jetzige Eiſenach liegt, denn zuvor war dieſe Stadt viel weiter von der Wartburg gelegen, und war ein offner Flecken am St. Petersberg, zwiſchen der Hörſel und Neſſe. Es mußte zu dieſem Mauerbau ein jedes Dorf im Thüringerland helfen mit Fuhren und Handreichung, und jedes ein Stück Mauer machen, von welcher verſchiedenen Arbeit noch die Spuren erſichtlich ſind.

Alſo ward die Wartburg erbaut und das jetzige Eiſenach begründet und mit Mauern umgeben.

2.

Von dem eiſernen Landgrafen.

Als der Schmied zu der Ruhla den Landgrafen Ludwig, des Springers Sohn, hart geſchmiedet hatte,*) und der Fürſt ſeine widerſpenſtigen Vaſallen allzumal an den Pflug geſpannt und daß gedemüthigt, mußten ſie ihm Urfehde ſchwören, und er ward von ihnen ſehr gefürchtet. Wenn ſie nur ſeinen Namen nennen hörten, erſeufzten ſie; alle ihre Freunde in Thüringen und Heſſen waren ihm gram und ſchalten ihn übel, weil er ihnen ihren Willen nicht ließ; ſie thaten ihm zum Verdruß, was ſie konnten, und dachten in mancherlei Weiſe darauf, wie ſie ihn zum Tod brächten. Des wurde der Landgraf häufig gewarnt, daher ging er immer ſtattlich im Eiſenharniſch gerüſtet, wo er unter den Herren und ehrbaren Leuten war, daß ſie ihn nannten, „der eiſerne Landgraf,“ und welche von denen, die ihm nach dem Leben trachteten, oder von ihren Freunden und Dienern er auf irgend einer Unthat ergriff, oder für Wahrheit erfuhr, daß ſie ihm zu ſchaden gedachten, die ließ er alsbald henken, oder erwürgen, oder ertränken.

---

*) Siehe ſpäter den Sagenkreis des Inſelbergs.

Dieſes überausſtrengen eiſernen Landgrafen eheliches Gemahl war Frau Jutta; dieſelbe begann einsmals, da der Herr mit ihrem Bruder Kaiſer Friedrich dem Rothbart in Regensburg zuſammentraf, um gen Italien zu ziehen, bei Weißenſee einen Baumgarten anzulegen, umgab den Berg mit Mauern, baute ein Bienenhaus in den Baumgarten, und auf den Berg eine Burg. Darwider ſetzte ſich der Graf von Beichlingen, dem jenes Gebiet gehörte, doch ſprach die Landgräfin von Thüringen, ſie wolle nur eine Herberge bauen, wenn ſie von der Wartburg gen Naumburg (an der Unſtrut führe, daß ſie mittelwegs einziehen könne. Der Graf von Beichlingen wollte ſolches nicht geſtatten, und verklagte Frau Jutta bei dem Kaiſer, daß ſie ihm freventlich in das Seine baue, und da eine Burg hinſtelle. Sie kehrte ſich indeß nicht an ſeine Einrede und fuhr fort zu bauen.

Der Kaiſer redete darum mit dem Landgrafen Ludwig, und dieſer that, als wäre es ihm leid, ſchrieb auch einen ernſten Brief an Frau Jutta, daß ſie bei ſeinen Hulden nicht mehr da bauen ſollte, ſandte aber zugleich am andern Tag einen Boten dem des Grafen von Beichlingen nach, und entbot ihr, ſie möge nicht aufhören, ſondern fort bauen.

Da nun der Landgraf wieder heim kam, ſandte er zu dem Grafen, that als wäre er ſehr zornig über ſein Weib, da ſie ohne ſein Wiſſen und Willen gebaut, und er wolle den Bau gern abbrechen, wäre er gering, da ſie aber ſo ein gar großes Gut daran gewandt, könne er ihn ohne großen Verluſt und Schaden nicht abthun, wolle ihm aber gern die Stätte bezahlen. Gab dann dem Grafen ein geringes Geld dafür, beſetzte die Burg mit feſten Mannen, baute auch daran Weißenſee die Stadt, und ſo blieb ihm Burg und Stadt und See zum Eigenthum, und war dem ehemaligen Herrn, gleichwie bei Schloß Wartburg, der Boden mit Liſten abgenommen.

3.

Von der Seele des eiſernen Landgrafen.

Der eiſerne Landgraf Ludwig hinterließ einen Sohn, der war der vierte dieſes Namens, und der dritte Fürſt von Thüringen, den nannte man Ludwig den Milden. Dieſer hätte gern erfahren, wie es um ſeines Vaters Seele beſchaffen ſey; das hörte ein Ritter an ſeinem Hofe, der einen Bruder hatte, welcher zu Paris ſtudiert, und die ſchwarze Kunſt konnte. Zu dieſem ſprach der Ritter: Lieber Bruder, erforſche mir, wie es um die Seele des Vaters unſers Herrn beſchaffen iſt. Drauf beſchwur der Schüler den Teufel, daß er ihm ſagen ſolle, was der Ritter gefragt. Der Teufel ſprach: Willt Du mit mir fahren, ſo zeige ich Dir die Seele; der weiſe Schüler ſprach: das wollte ich wohl gern thun, könnte ich es nur ohne Schaden vollbringen, worauf der Teufel erwiederte: Ich ſchwöre es Dir bei dem allerhöchſten Gott und bei ſeinem ſchrecklichen Gericht, daß ich Dich hin und zurück ohne Schaden bringen will. Da ſetzte ſich der Zauberſchüler auf des Teufels Hals und fuhr in einer kurzen Zeit hin, wo die Seele des Landgrafen litt, und hörte und ſah allda unausſprechlichen großen Jammer. Und ein andrer Teufel rief dem erſten zu: Wer iſt der, den Du führeſt? Drauf antwortete dieſer: Es iſt unſer Freund, dem habe ich geſchworen, daß er unverletzt bleiben ſoll, und ich ſoll ihm zeigen des Landgrafen Seele. Da warfen ſie von einer Grube einen glühenden Deckel, und der Teufel ſteckte eine Poſaune hinein, und blies, daß dem Schüler deuchte, Himmel und Erde erbebeten. Danach ſchlug eine helle Flamme aus der Grube mit großem Geſtank und glühenden Funken, darin ſchwebte des Landgrafen Seele und ſprach zu dem Schüler: Siehe, hier bin ich nun gegenwärtig, ich armer unſeliger Landgraf, ehemals Dein Herr! Der Schüler erſchrak, daß er lange nicht ſprechen konnte.

Als er wieder zu ſich ſelber kam, ſprach er: Ach lieber Herr, mir iſt ſo leid Euer großes Leiden, ich bin zu Euch geſandt von Euerm Sohne, daß ich ihm erfahre und offenbare, wie es um Eure Seele gethan, ob er Euch irgend rathen oder helfen möge. Der Landgraf antwortete: Meine Gelegenheit und Pein haſt Du geſehen; wiſſe, wollte mir mein Sohn daraus helfen, und wollte das Gut und das Erbe, das ich den Stiftern zu Mainz, Fulda und Hersfeld heimlich und offenbar abgezogen habe, und zu meiner Herrſchaft gebracht, (er nannte ihm jegliches Stück beſonders) zurückgeben, ſo hoffte ich zeitige Erlöſung; ſo dieß aber nicht geſchieht, ſo muß ich in dieſer Grube leiden bis an den jüngſten Tag, und dann liegt es in Gottes Barmherzigkeit, was er mit mir beginnen will. Der Schüler ſprach: Herr, ſagt mir ein Wahrzeichen, daß er mir glaube. Und der Geiſt ſagte ihm viele Dinge, die niemand wußte, denn er und ſein Sohn. Dann ward des armen Landgrafen Seele wieder in die grundloſe Grube geſenkt, und der Teufel führte den Schüler wieder zurück. Und ob derſelbe wohl das ſichre Geleite des Lebens und der Seele nicht verlohr, ſo blieb er doch all ſeine Tage gelb und von jämmerlichem Ausſehen. Er verkündigte dem Landgrafen Ludwig dem Milden dieſe Geſchichte, der hätte ſeinem Vater gern geholfen, aber ſeine Gewaltigen, die jene Stiftsgüter inne hatten, wollten es ihm nicht geſtatten; ſie ſprachen, daß er behalten müſſe, was ihm zugeſtorben ſei; wenn er Almoſen für die Seele gebe und Meſſe leſen laſſe, ſo würde wohl Rath zu ihrer Erlöſung.

Der Schüler aber thät ſich ab ſeiner Nekromantie, büßete, und ward ein Mönch im Kloſter Volkenrode.

4.

Von Ludwig dem Milden.

Landgraf Ludwig war gar ein erlauchter frommer Fürſt, männlich und wacker im Streit, vorſichtig und weiſe in den Reden, geduldig und ſanftmüthig in Widerwärtigkeiten, gegen die Armen gütig und barmherzig, er ertrug ihr Geſchrei und hörte die Klagen, die ſie ihm vorbrachten, gleich als er ihnen die Almoſen von Rechtswegen ſchuld wäre. Er nährte ſie, er kleidete und vertheidigte ſie, er war ein ſo frommer Chriſt, daß man ihn von ſeiner Demuth und ſeines Betens- wegen mehr für einen Mönch hielt, als für einen Ritter. Er war gegen alle Leute alſo gütig, daß man ihn den milden Landgrafen nannte. Einmals, in dem großen Krieg gegen Herzog Heinrich den Löwen, da der Kaiſer ihn mit ſeinem Bruder Herrmann gen Goslar geſchickt, gewann er einen Streit mit dem Herzog von Braunſchweig auf offenem Feld, wo er nur wenige Mannen bei ſich führte, und ſahe, daß er ſchwerlich wegen des Feindes Uebermacht der Verſtrickung entrinnen werde. Da gelobte er Gott, wenn er obſiege, zur Ehre St. Georgs eine Kirche zu bauen, und der Herr half ihm von dem Feinde.

Darnach ließ er die St. Georgenkirche zu Eiſenach bauen, ſah aber ihre Vollendung nimmer. Denn zu dieſer Zeit ſandte der Papſt einen Biſchof gen Mainz, der predigte das Kreuz zu Hülfe dem heiligen Grabe, daß man das wieder gewönne. Und es wurden mit dem Kreuze gezeichnet Kaiſer Friedrich, Landgraf Ludwig von Thüringen und Heſſen, des Kaiſers Schweſterſohn; Graf Poppo von Henneberg, und gar viele Biſchöfe, Aebte, Grafen und Herren, Ritter und Knechte, und gemeines Volk ohne Zahl.

Ludwig der Milde vollbrachte manche tapfre That, doch er erkrankte, reiſte zurück, und ſtarb auf der Inſel Cypern. Die Seinen begruben ſein Fleiſch, ſeine Gebeine aber führten ſie in das Vaterland und gen Reinhardsbrunn, da wurde er neben ſeinen Eltern herrlich beſtattet. Und da er von der Tochter des Herzogs von Oeſterreich, Frau Margarethen, ſeiner dritten Gemahlin, keine Leibeserben hatte, ſo fiel das Land auf ſeinen älteſten Bruder Herrmann, den der Kaiſer zu einem Pfalzgrafen von Sachſen gemacht hatte.

5.

Der Sängerkrieg auf Wartburg.

Am Hofe des Landgrafen Herrmann von Thüringen fanden ſich ſechs edle und tugendſame Männer zuſammen, die konnten hübſche Lieder dichten. Sie erfanden neue Geſänge, mit denen ſie gegeneinander ſangen und kriegten, welche Lieder daher noch den Namen haben: Der Krieg zu Wartburg, weil es auf der Wartburg über Eiſenach geſchah. Der erſte Sänger hieß Heinrich Schreiber, war ein guter Ritter; der zweite Walther von der Vogelweide; der dritte Reinhart von Zwetzen, auch Reimar Zweter genannt; der vierte Wolfram von

Eſchenbach, dieſe waren alle rittermäßige Mannen und gute Wappener; Biterolf, der fünfte, gehörte zur Dienerſchaft der Landgräfin, und der ſechste, Heinrich von Aſterdingen oder Oſterdingen war ein Bürger der Stadt Eiſenach, von einem frommen Geſchlechte. Von dieſen ſechs Dichtern ſagt und ſingt ein altes Gedicht:

Die Sechs waren Meiſter, zu dichten,
Manch Liedlein ſie anrichten,
Mit gar vernünftigen Sinnen
Konnten ſie das beginnen,
Geiſtlich und auch weltlich,
Behendiglich und auch zärtlich.

In ihrem Wettkampfe prieſen ſie laut das Lob guter Fürſten und vornehmlich das des gaſtlichen und kunſtſinnigen Landgrafen Hermann, nur der einzige Oſterdingen ſtritt gegen ſie alle, und pries in ſeinem Geſange den Herzog von Oeſtreich, hob ihn hoch über alle Fürſten, und zuletzt wurden die Dichter ſo eifrig und der Liederkampf ſo ernſt, daß beſchloſſen wurde, es ſolle der Unterliegende auf der Stelle ſich durch den Scharfrichter, Meiſter Stempfel, das Haupt abſchlagen laſſen, oder an einen Baum aufgehenkt werden, wozu auch der Landgraf, der dieß an ſeinem Hofe ſonſt nicht geduldet hätte, um ihres kunſtreichen Geſanges willen, ſeine Bewilligung gab. Nun ſangen alle in künſtlichen Weiſen gegen Oſterdingen, denn ſie haßten ihn, und waren neidiſch auf ſeine Kunſt, hätten ihn gern fort gehabt vom Hofe. Oſterdingen verglich ſeinen Helden mit der Sonne, und geſtand allen andern Fürſten nur Sternenglanz zu; während die übrigen den Thüringer Herrn über Alles erhoben, und ihn den Tag nannten, dem die Sonne erſt nachfolge. Die Worte und Bilder, deren ſich die Sänger bedienten, waren nicht abgewogen und nicht ſchonend, vielmehr derb und verletzend und leidenſchaftlich; endlich ſchien die Mehrzahl zu ſiegen, fünf gegen einen, und Ofterdingen mußte klagen, daß man ihm in Thüringen falſche Würfel vorlege, und er rief ſehnſuchtsvoll aus: O, dich entbiet ich her, Klinſor von Ungarland! Und wärſt Du über See! Auf Dich beruf ich mich, Dich darf ich auserwählen, Deine Meiſterſchaft iſt auserkoren vor allen Sängern, und ſollteſt Du den Gries des Meeres zählen, und alle Sterne einzeln nennen, hilfſt Du, ſo bin ich unverloren! Klinſor muß her, ihm iſt des Oeſterreichers Tugend wohl bekannt. Vier von den Meiſtern wollten ſeinen Tod; oft ward Stempfel aufgerufen, ſich bereit zu halten, und ſchon wollten ſie ihn ergreifen, aber er entfloh zu den Füßen der Landgräfin Sophia, die mit ihren Frauen dem Wettkampf beiwohnte, und er barg ſich in ihrem Faltenmantel. Die Landgräfin erhob ſich, hielt ſchirmend ihre Rechte über den Sänger und ſprach zu ſeinen Verfolgern: Bin ich jemals einem unter Euch Abwehr ſeines Kummers und Zuflucht geweſen, ſo laßt mir Euern Zorn! Wem von Euch ich je die Hand bot, der läßt dieſen wohl geneſen. Darauf ſprachen gleich die Kampfrichter: Euer Wille geſchehe, Euch geberden wir gern, mag er den Klinſor bringen, es wird wohl lange dauern, ehe der kommt. Nun wurde die Friſt eines Jahres feſtgeſetzt, in dieſer Zeit ſollte Ofterdingen den Klinſor rufen, und deſſen Urtheilsſpruch wolle man ſich fügen, da er in allen Landen großen Ruhm habe. Und Ofterdingen beurlaubte ſich von dem landgräflichen Hofe und fuhr gen Oeſterreich zum Herzog Leopold, der ihm vordem wohl viel Gutes erzeigt haben mochte, daß Heinrich ihn alſo hoch prieß; er ward auch wieder gütig aufgenommen, und empfing Briefe und reichliche Zehrung, damit er nun weiter gen Ungarn zog, wo der große Meiſter Klinſor weilte.

6.

Von dem Meiſter Klinſor.

Es herrſchte in Ungarn ein König Namens Andreas, ein mildthätiger Fürſt, der mit den Ungläubigen in ſtetem Kampf begriffen war. Er rüſtete jeden mit Gold und Gaben aus, der ſein Schwert zur Ehre des chriſtlichen Glaubens ziehen wollte; er war reich und mächtig und hatte ſehr ergiebige Bergwerke, und Gott fügte es, daß des Königs Schatz nicht abnahm, wieviel auch für deſſen ſtattliche Hofhaltung anfing. Einſt hatten die Bergleute in einen neuen Schacht eingeſchlagen, fanden aber kein Wahrzeichen edlen Metalles, und wie ſie faſt alle Steine um und umgewendet, wollten ſie muthlos wieder von dannen gehen, als ihnen eine Geiſterſtimme zurief: Habt gemach mit euerm Suchen! Ein unausſprechlicher Schatz von goldnem Erz liegt in dieſem Berg verborgen, den ſuchet, denn Gott iſt euerm König hold und gnädig, und er ſoll zu ſeinem Seelenheil den Armen davon deſto reichlicher geben. Wir haben lange des Schatzes gehütet, nun iſt uns geboten, ihn euch zu überlaſſen, darum arbeitet und findet ihn; ſolches offenbaret euch der König des Himmels, und nun ſchlaget ein ſonder Furcht!

Die Bergleute, als ſie das hörten, ſchritten von Stund an wieder zur Arbeit, und entboten's dem Könige, der lobte Gott und ſandte aus nach guten Werkleuten, die den Bergbau verſtänden und richtig betreiben könnten. Da war ein Meiſter, der hieß Klinſor, wohlerfahren in den ſieben freien Künſten, den hielt der König hoch, und er ging in deſſen Rath, empfing alljährlich dreitauſend Mark Silbers, dazu Kleider und köſtliche Speiſe und war berühmt in allen Landen. Er war nicht nur im Bergweſen wohl erfahren, konnte die verborgenen Schätze finden, ſondern er war auch der größten Sangesmeiſter einer, beſaß die Gabe der Weiſſagung aus den Sternen, und verſtand die Zauberkunſt trefflich wohl. Starke und mächtige Geiſter waren ihm dienſtbar.

Zu dieſem Meiſter Klinſor nun kam Herr Heinrich von Oſterdingen und offenbarte dem, wie es ihm zu Wartburg ergangen, gab ihm auch die Briefe des Herzogs von Oeſterreich. Wie der Meiſter die Briefe las und des Sängers Erzählung hörte, tröſtete er ihn freundlich und ſprach: Sei getroſt Geſelle, wir wollen Dein Unglück wohl von Dir wenden. Ich will ſelbſt mit Dir fahren, ihre Lieder hören, und die Zwietracht ausgleichen, doch ſage mir auch Deine Gedichte. Oſterdingen ſang dem Meiſter alle ſeine Lieder, die jenem ohne Maaßen behagten, dann mußte der Sänger noch viel von ſeinen Feinden erzählen. So blieb nun Heinrich von Oſterdingen bei dem Meiſter Klinſor; ſie vergnügten ſich mit mancher Kurzweil, und unvermerkt verging das Jahr, ohne daß der große Meiſter Anſtalt zur Reiſe gen Thüringen machte. Ja er verzögerte die Abfahrt bis der Tag herbeikam, an welchem die Friſt zu Ende war, und am andern Tage Oſterdingen hätte in Eiſenach ſein müſſen. Das war dem jungen Meiſter mächtig leid, und er klagte, daß er nun müſſe als wertloſer Mann landflüchtig bleiben und die edle Sangeskunſt nicht mehr ausüben dürfe. Ach lieber Meiſter, ſprach er: laſſet mich nicht von Euch ſcheiden ſo jämmerlich; ich kann und will es nicht glauben, daß Ihr mich ohne Hülfe ziehen laßt. Klinſor tröſtete den Klagenden mildiglich und ſprach: Beruhige

Dich nur, mein Sohn, wir kommen wohl noch hin, wir werden nicht lange fahren, wir haben ſtarke Pferde und einen leichten Wagen. Und er ließ ihn Abends bei ſich eſſen, und als er einen Trunk gethan, ſank er in tiefen Schlaf. Darauf ließ ihn der Meiſter auf eine lederne Decke legen, legte ſich dazu, hüllte ſich und Heinrich ein, und gebot ſeinen Geiſtern, ſie beide gen Eiſenach zu führen und in das beſte Wirthshaus.

Sanft und wohl kamen ſie dahin in derſelben Nacht, in Heinrichs Hellgrafen Hof, eines Mannes, der der Gaſtung pflegte, und der gelegen war nahe am St. Georgenthor, zur linken Hand, wenn man aus der Stadt ging. Oſterdingen erwachte, wie der Thürmer den Tag anblies, und hörte verwundert von der St. Georgenkirche die Meßglocke. Er ſprach: hab ich nicht oft ſchon dieſe Glocke gehört? Dünkt mich doch, ich ſei dort zu Eiſenach. Lächelnd ſprach Klinſor: Dir träumet vielleicht. Oſterdingen wußte nicht wie ihm geſchah; er ſah die Häuſer, die Gaſſen an, er rief verwundert aus: Ich ſehe das St. Georgenthor, ſehe die Leute hinaus zum Feld gehen! Gelobt ſei Gott, daß wir hier ſind, und dieß iſt ja des Hellgrafen Haus.

Gar bald gelangte zur Wartburg hinauf die Mähr, daß Oſterdingen zurückgekehrt ſei und den fremden Meiſter mitgebracht habe. Da gingen die Sänger herunter von dem Schloſſe, empfingen den Meiſter ehrlich, entboten ihm große Geſchenke und fragten, wo beide den Abend zuvor geweſen wären und Nachtraſt gehalten hätten? Da ſprach Ofterdingen: Wir ſind in Siebenbürgen ſchlafen gegangen und zur Mettenzeit waren wir hier. Wie das zugegangen, weiß ich nicht und vermag es nicht zu ſagen.

Alſo gingen nun alle hinauf zum Landgrafenſchloß, und wurden die fremden Gäſte von dem Fürſten und ſeinem Hofſtaat herrlich empfangen.

7.

Der Meiſter Klinſor weiſſagt aus den Sternen und verſöhnt die Sänger.

Wenige Tage nach ſeiner Ankunft zu Eiſenach, und ehe der erneuerte und entſcheidende Liederkampf begonnen wurde, ſaß eines Abends Meiſter Klinſor im Garten ſeines Wirthes, um ihn waren viele ehrbare Leute von des Fürſten Hofe, auch viele Bürger aus der Stadt, und ſie tranken ihren Abendtrunk, und baten ihn, er möge ihnen etwas Neues ſagen, wie er bisher immer gethan, daher ſie auch ſo gern um ihn waren. Da ſtand er auf, ging eine kleine Strecke von ihnen, und ſah mit großem Fleiß eine lange Weile die Geſtirne an, dann ſprach er: „Ich will euch neue und fröhliche Mähr ſagen. Heute in dieſer Nacht wird meinem Herrn, dem König von Ungarn, eine Tochter geboren, die ſoll heilig werden, und dem Sohn des Thüringerfürſten zur Ehe vertraut, und ſie wird durch ihre Heiligkeit die Freude und der Troſt der ganzen Chriſtenheit ſein.

Daſſelbe verkündigte er am andern Tage mit großer Freude auf der Wartburg auch dem Landgrafen Herrmann und der Landgräfin, da ward unter dem Hofgeſinde ſtarker Zuſammenlauf und viel Geſprächs über dieſe fröhliche neue Mähr, auch wurde ein ſchönes Gaſtmahl dem Meiſter Klinſor zu Ehren gehalten, und die Kunde von ſeiner Weiſſagung ging durch das ganze Thüringerland.

Darnach begehrte Landgraf Herrmann von dem Meiſter Klinſor, daß er den Krieg, um deßwillen er hergekommen war, mit den Sängern richten wolle. Das geſchah zu Wartburg auf dem Ritterhaus, und der Meiſter ſprach es aus in Gegenwart des genannten Fürſten und ſeiner Grafen und Herren, deren viele zu dieſer Zeit zu Hofe gekommen waren, daß der Tag von der Sonne komme, und wenn die Sonne die Erde nicht beleuchte, ſo wäre kein Tag, und legte mit vielen ſchönen Reden den Sängerkrieg alſo bei, daß Herr Heinrich von Oſterdingen Recht behielt, und ſühnete gütlich ihren Streit.

Nur Wolfram von Eſchenbach war zumeiſt noch wider ihn, da er am meiſten gegen Oſterdingen geſungen, und da Klinſor dieſen mit ſeinen Reden nicht überwinden konnte, trat er aus dem Ritterhauſe und rief einen Geiſt. Dieſer kam alsbald in Geſtalt eines Jünglings, und Klinſor brachte ihn zu Wolfram in Gegenwart des Fürſten und ſeiner Mannen und ſprach: Wolfram, ich bin etwas müde worden, dieſer mein Knecht ſoll für mich eine Weile mit Dir reden. Da hoben ſie an, ſchön und herrlich gegen einander zu ſprechen vom Anbeginn der Welt, bis auf die Zeit der Gnaden, da Chriſtus geboren ward. Nun begann Wolfram zu reden von dem ewigen Wort, wie das aus dem Vaterherzen Gottes gefloſſen wäre, und zu Fleiſch worden, wie ſich das gebe in dem Sacrament des Abendmahls. Und wie er dahin kam zu ſprechen von der heiligen Wandlung des Brodes in den Leib Chriſti, vermochte der Geiſt nicht mehr zu antworten.

Klinſor verwunderte ſich über des Sängers hohe Reden, und glaubte, dieſer ſei ſehr gelehrt, ſtrebe aber das vor ihm zu verbergen, und gebot ſeinem Geiſt, er möge erproben, ob Wolfram ein Gelehrter ſei, oder ein Laie. Nun wohnte Wolfram bei einem Bürger zu Eiſenach, der hieß Titzel Gottſchalk, auf dem Brodmarkt nah dem Sulzenborn, und ſchlief ſammt ſeinem Knechte in einer ſteinernen Kammer mitten im Haus, die keine Fenſter hatte; dahinein kam Nachts der Geiſt, deſſen Angeſicht alſo feurig und grauſig war, daß der Knecht vor Aengſten faſt verging, und legte Wolfram Fragen vor von der Natur des Himmels, vom Lauf der Sterne, von der Bewegung der ſieben Planeten durch die Räume des Himmels, von ihrer Kraft und Wirkung, und warum ſie bisweilen einander nahe, bisweilen fern ſtänden? Auf alles dieſes vermochte der fromme Sänger keine Antwort zu geben, drauf der Geiſt unter großem Lachen mit ſeinem Finger in einen Stein der Mauerwand ſchrieb: Du biſt ein Laie Snirpin Snap! und von dannen fuhr. Die Schrift aber blieb feurig in der Wand ſtehen, und war, als ſei ſie in den Stein wie in einen weichen Teig gedrückt. Alles lief hinzu, ſie zu ſehen, darüber viel Licht verbrannt wurde, und der Wirth ſich erzürnte, und ließ den Stein ausbrechen und in die Hörſel werfen, daß niemand ihn berühre. Als das Alles nun vom Meiſter Klinſor ausgerichtet war, nahm er Urlaub von dem Grafen Herrmann und den andern Herren, und ward begabt mit köſtlichen Kleinoden, ſchied ab mit großem Danke. Er kam hinweg, niemand wußte, wie.

8.

Landgraf Herrmann ſendet Boten nach Ungarn und wirbt für ſeinen Sohn um des Königs Tochter.

Landgraf Herrmann gedachte fort und fort der Prophezeihung Meiſter Klinſors, und nach mehr als drei Jahren ließ er Briefe ſchreiben an den König von Ungarland Andreas, darin er für ſeinen lieben Sohn Ludwig um des Königs inniges Töchterlein Eliſabeth warb, und rüſtete eine ſtattliche Geſandtſchaft aus. Männer und Frauen, vornehmlich die edlen und wohlberedten Ritter Reinhard von Mühlberg, und Walter Schenk von Vargula, und Frau Bertha, die züchtige und tugendſame Wittwe des Ritters Egelolf von Bendeleben, mit drei edeln und ſchönen Jungfrauen und einem dienenden Weibe; viel anderer Herren, Diener und Knechte nicht zu gedenken. Es waren vier Wagen und dreißig bis vierzig Pferde. Große Ehre ward ihnen auf der Wegfahrt aller Orten erwieſen. So kamen ſie nach Ungarn gen Preßburg, wo der König Hof hielt, und fanden ihn mit der Königin und dem Kind Eliſabeth, und wurden herrlich empfangen. Sie thaten ſich nicht wenig hervor mit Glanz und Prunk, und wurden mächtig angeſtaunt, als ſie nun am andern Tage ihre Botſchaft brachten und ihre Werbung thaten, wie ihnen befohlen war. Der König lächelte und ſprach, er wolle ſich mit den Seinen berathen und ihnen dann gütliche Antwort geben. Er ſandte auch nach allen ſeinen Räthen, und vornehmlich nach dem Meiſter Klinſor. Dieſer ſprach viel zum Lob des Landgrafen, rühmte die Menge ſeiner Edeln und die Fruchtbarkeit des Landes; ſprechend: Es trägt Waizen und Wein, bringt Stahl, Eiſen, Kupfer und Salz, iſt reich an Fiſchen und Wild, hat große Wälder und Teiche, gute Dörfer, volkreiche Städte, zwölf Grafſchaften, viele freie Herren, Vaſallen des Landgrafen, ohne die andern Ritter und großen Geſchlechter. Das Land iſt in der Mitte eben, aber umgeben von Bergen und Wäldern, hat der feſten Burgen viele. Der Fürſt ſelbſt iſt menſchlich, ſchön und weiſe, und ſein Sohn iſt an Allem, was man an jemand in kurzer Zeit gewahren kann, wie ich gewahrte, preiſenswerth; darum iſt mein Rath, ihm Eliſabeth zu vertrauen.

Auf dieſen Rath und dieſe Rede Klinſors achtete der König wohl, und gab den ehrbaren Geſandten günſtigen Beſcheid. Es ward nun gleich ein großes Feſt zugerichtet, ſchöne Frauen und ſtolze Ritter kamen zu Hof und dauerte die Luſt drei Tage lang, bis die Boten zur Heimkehr ſich zu ſchicken begehrten. Viel reiche Gabe wurde von dem König und der Königin ihnen dargereicht, an Gold und Silber und Gewanden, an Schmuck und Waffen. Der jungen Prinzeſſin, welche damals erſt vier Jahre alt war, wurde ein großer Schatz mitgegeben als Geſchenk an ihren künftigen Schwiegervater, goldne und ſilberne Becher, Kreuze und Kronen, dem Kinde ſelbſt eine ſilberne Badewanne und eine ſilberne Wiege, ſeidne Betten und ſammtne Decken; auch bat der König die Geſandten, ſie möchten ſelbſt den Brautſchatz beſtimmen, den er nach der Hochzeit ſeiner Tochter ſenden wolle. Nie zuvor ward in Thüringen Herrlicheres geſehen, wie dieſer Zug. Mit vier Wagen waren die Boten herausgefahren und mit dreizehn fuhren ſie wieder herein ins Land. Jeder Knecht führte neben ſeinem Roß noch einen Hengſt mit köſtlichem Gezeug, und keiner war, der nicht ein neues ſchönes Gewand erhalten hätte. Neun Roſſe zogen den Wagen, welcher die Kleider und das Geräthe der kleinen Königstochter trug.

Spät kamen ſie nach Eiſenach und kehrten ein im Hellgrafen-Hof, der beſten Herberge jener Zeit, wo ihnen allen der Wirth gütlich that; der Landgraf und die Landgräfin Sophia prieſen Gott und begaben ſich ſelbſt herab in die Stadt, die lieben Gäſte und ihre Boten zu empfangen, und die Landgräfin blieb mit ihren Frauen über Nacht bei dem Kinde, das bei ſeiner Amme ſchlief, der Landgraf aber ritt wieder hinauf zur Wartburg, und am andern Morgen früh zog Alles hinauf, auch wurden die Edelſten und Beſten der Stadt Eiſenach auf das Schloß geladen, das Kind zu ſehen. Da wurde im Scherz Hochzeit gehalten und mancherlei Kurzweil getrieben; die Boten konnten nicht genug erzählen, wie wohl ſie aufgenommen worden, und was der König und die Königin von Ungarn ſich Alles noch zu thun verheißen, wenn die Kinder zu ihren Jahren kämen, denn Eliſabeth war damals, wie ſchon geſagt, erſt vier, Ludwig aber elf Jahre alt. Und das Kind Eliſabeth wurde nun auf der Wartburg ſittiglich und tugendſam erzogen, gleichſam wie eine Schweſter des Landgrafenſohnes.

9.

Die Jugendjahre Eliſabeths und Ludwigs.

Eliſabeth wohnte während ihrer Kinderjahre bei der Landgräſin Sophia und der Schweſter des ihr zugedachten und verlobten Gemahls, Jungfrau Agnes, auf Schloß Wartburg, wo allezeit der Fürſten Wohnung war. Sie war ein tugendſames Kind, deſſen Sinn ſich früh dem Himmel zuwandte; gern lernte ſie Gebete und liebte jeden, der ihr etwas von Gott lehren wollte. Ihr kindliches Herz mußte bald einen großen Schmerz ertragen lernen, denn es begab ſich im zwölfhundert und zwölften Jahr, da Eliſabeth erſt ſieben Jahre zählte, daß Frau Gertrud, die Königin von Ungarn, ihre Mutter, von den ungariſchen Herren fälſchlich angeklagt und verläumdet wurde bei ihrem Herrn und Gemahl, weil einer dieſer Herren eine Tochter hatte, die er gern als Königin geſehen, und der König Andreas wurde alſo verblendet, daß er ſeiner treuen und unſchuldigen Gemahlin das Haupt abſchlagen ließ. Darauf ſoll die Königin dem Kind Eliſabeth im Traum erſchienen ſein, und zu ihr geſprochen haben: Liebes Kind, ich bin geſtorben und leide Pein um die verſäumte Zeit, die mir nicht vergönnt war, meine Sünden abzubüßen. Bitte Du

Gott für mich, daß er meine Pein kürze, das vermagſt Du wohl, und daß er meinen unverſchuldeten Tod, den ich ſchmählich empfangen habe, nur als Strafe meiner Sünden anrechne. — Als das Kind erwachte, weinte es ſehr, erzählte ſeinen Traum, und betete heiß und lange für ſeiner Mutter Seele, bis dieſe wieder erſchien, ihm dankte, und ihm ſagte, ſie ſei nun erlöſt und auf dem Weg zu dem ewigen Leben.

Um dieſe Zeit träumte dem Landgrafen Herrmann, er ſtehe auf der Stätte des Vehmgerichts vor Eiſenach, und ſähe alle die verfehmten Toden, und dieſe ſeien allzumal zu Jungfrauen geworden. Und es käme zu ihm unſre liebe Frau und St. Katharina, die er beſonders verehrte, und ſprächen zu ihm: Hier ſollſt Du uns ein Haus bauen, daß wir dieſe Jungfrauen darin behalten, ſo wollen wir Dich auch in Kurzem zu uns nehmen. Dieſer Traum bewegte den Landgrafen, das Vehmgericht von dem Kreuzweg vor der Stadt hinwegzunehmen, und die Stätte vor das Nicolaithor zu verlegen, und an jene Stätte ein Kloſter zu Ehren der heiligen Katharina zu erbauen. Dieſes erfuhr die Herzogin Imagina von Brabant, eine junge Wittwe, da kam ſie, und verlobte ſich und all ihr Gut dem Herrn, half das Kloſter bauen und begaben, und wurde deſſen erſte Aebtiſſin. Bei der Weihe des Kloſters durch den Abt vom Kloſter Pforte bei Naumburg war auch die junge Eliſabeth zugegen. Und bald darauf ſtarb der Landgraf Herrmann und ward im St. Katharinenkloſter begraben.

Das Landgrafenthum und die Herrſchaft fiel nun auf den jungen Ludwig, Herrmanns erſtgebornen Sohn, Eliſabeths Verlobten; dieſer hatte noch zwei Brüder, Heinrich und Conrad, welche ſich mit geringer Hofhaltung begnügen mußten; zu dieſer Zeit war Eliſabeth neun Jahr alt. Ludwig, ihr Herr und Verlobter war ein lieblicher Jüngling, ein reiner junger Fürſt, von ſittlichem Wandel und heiligem Leben. Als er aus der blühenden Kindheit in ein verſtändiges Alter trat, ward er immer gütiger gegen einen Jeglichen, und alle Tugenden leuchteten in ihm. Er war am Leibe ſchön und wohlgeſtaltet, mit fürſtlichen Geberden, voll gnädiger Zuverſicht, ſein Ausſehn war fröhlich, zart ſein Antlitz; wer ihn ſah, ward ihm gut und günſtig; er war verſchämter Rede, züchtig in Geberden, rein und keuſch mit ſeinem Leibe, wahrhaftig in ſeinen Worten, getreu in ſeiner Freundſchaft, tröſtlich mit ſeinem Rathe, männlich in ſeinen Vorſätzen, vorbedacht in ſeinen Verſprechungen, gerecht in ſeinem Gericht, mild im Belohnen, welcherlei Tugend man nennen kann, keine gebrach ihm.

Zu ihrem zehnten Jahr wollte ſich ſchon Eliſabeth, nach frommer Chriſten Beiſpiel, einen Apoſtel erkieſen, an den ſie ſich beſonders mit ihrem Gebet wendete, und erwählte in ihrem Herzen St. Johannes zu ihrem Schutzpatron, den Jünger, dem Chriſtus am Kreuze ſeine Mutter befahl. Weil nun das Mägdlein in ſo jungen Jahren eine allzugroße Frömmigkeit und Demuth an den Tag legte, ſo fanden ſich bald Mehrere an dem Fürſtenhofe, die ſie deßhalb verſpotteten, ja haßten, und ſich nicht entblödeten, ihr zu ſagen, ſie ſcheine mehr eines Bauern, denn eines Königs Kind. Ja ſelbſt ihre künftige Schwiegermutter und Schwägerin zeigten ſich unzufrieden mit ihrer allzugroßen Demuth, aber ſie ließ weder von dieſer, noch von ihrem innigen Gebet. Sie haßte allen Schmuck, alle Kleinodien, und war nicht zu bewegen, dergleichen zu tragen. Sie hielt ſich freundlich zu den Armen, darüber ſie viele Schmähung erdulden mußte. Manche riethen, ſie ihrem Vater wieder heimzuſenden, er habe ihr ja ſo nicht viel mitgegeben, ſie paſſe nicht für den Landgrafen, er finde wohl noch ſeines Gleichen, eine Befreundete; denn das beſte Sprüchwort ſei: man müſſe nahe freunden und ferne heeren. Von ſeinem Schwiegervater könne er, wenn ihm ein Feind ins Land falle, keine Hülfe haben wegen der großen Entfernung. Das Alles, und noch mehr dergleichen liebloſes Urtheil wurde auch der armen Eliſabeth zum Anhören gegeben, und zwar tagtäglich. Die Landgräfin hoffte Grund zu finden, Eliſabeth in ein Kloſter zu thun, und Jungfrau Agnes ſchämte ſich ihrer, und ſprach, es wäre eine Dienſtmagd an ihr verdorben, ſie wollte, daß Eliſabeth früher geſtorben ſei, oder doch zu Hauſe wäre; ihr Bruder habe keine Ehre von ihr, denn es ſei weder in Worten noch Sitten etwas an ihr, wie es Fürſtenkindern geziemte. Eliſabeth flüchtete ſich in ihrem tiefen Kummer zu dem Troſt des Gebets; ſie war im Unglück, und wußte nicht wie. Fern von der Heimath, fern vom Vater, die Mutter todt, verachtet und verſpottet von Allen, die ſie umgaben, gab ſie ihren Willen in Gottes Willen, vertraute auf ihn, und der ewige Helfer ſah auch ihren Kummer, und fügte es, daß der junge Landgraf immer mehr und mehr ſie recht herzlich lieb gewann. Ludwig ſprach immer gütlich mit ihr, wenn er ſie allein traf, tröſtete ſie, ſo gut er vermochte, und wenn er über Land zog, kam er nie zurück, ohne ihr etwas mitzubringen, etwa einen Roſenkranz von Korallen, oder ein Kreuzlein, oder ſonſt ein Kleinod, das ſie noch nicht beſaß und ſie erfreuen mochte. Wenn er dann nach Hauſe kam, nahm er ſie an ſeinen Arm, und ging und ſprach mit ihr, und gab ihr, was er ihr mitgebracht.

Eines Tages ritt Herr Walter, der Schenk von Vargula, mit dem Landgrafen, derſelbe Ritter, den Landgraf Herrmann mit nach Ungarn geſandt; dem war die Betrübung und Verachtung, die Eliſabeth erfahren mußte, ſehr leid, ritt heimlich heran, und bat Ludwig, eine Frage zu erlauben, was dieſer gern gewährte. Darauf ſprach der Schenk: Lieber Herr, laſſet mich wiſſen, was mit Jungfrau Elſabet geſchehen ſoll, die ich einſt für Euch hergebracht? Ob Ihr ſie zur Ehe nehmen, oder wieder nach Hauſe zu ihrem Vater ſenden wollt, Euch ſchämend ihrer Demuth, und das alte Verſprechen auflöſend? Ludwig zeigte nach dem Inſelberg, der vor ihnen lag, und antwortete: Siehſt Du jenen großen Berg? Wäre der auch von Grund aus Gold, ich wollte es lieber verſchmähen, als Eliſabeth miſſen. Sie kehre ſich an kein böſes Wort, ich gebe ſie nicht auf. Der Ritter ſprach: Mein Herr, darf ich ihr ein Verkünder dieſer Eurer Antwort ſein? und gütig antwortete der Fürſt: Immerhin ſag' ihr das, und zum Wahrzeichen, daß ich nimmer über ſie verhängen will, was mir gerathen wird, bring' ihr dieſes. Dabei gab er dem Ritter einen in Elfenbein gefaßten kleinen Handſpiegel, deſſen eine Seite blank war, und auf der andern ein zierlich gearbeitetes Crucifix. Wie der Schenk an die Jungfrau die Gabe brachte, und die tröſtlichen Worte, lächelte ſie mild und gütig, und nannte ihn dankbar ihren Freund und Vater.

10.

Eliſabeths Demuth und Erhöhung.

Es geſchah einſt am Tage von Mariä Himmelfahrt, daß die Landgräfin Sophia zu ihrer Tochter und Schnur Agnes und Eliſabeth freundlich ſprach: Laßt uns heute hinunter nach Eiſenach geden in unſrer lieben Frauen Kirche, die Meſſe ſingen zu hören von den deutſchen Herren, und die Predigt zu vernehmen, ſchmücket euch beide des hohen Feſtes würdig mit euern Kränzen, und kleidet euch in Sammt und Seide. Als dieß geſchehen war, ging die hohe Frau den Wartberg herunter, vor ihr her die beiden Töchter, und hinter ihr das weibliche Geſinde, und in der Kirche nahmen ſie einen Stand ein, dem gegenüber ein Crucifix ſtand. Wie das Eliſabeth erblickte, neſtelte ſie den reichen koſtbaren Kranz aus ihrem Haar, legte ihn neben ſich auf die Bank, und fiel im bloßen Haar auf die Kniee nieder. Darüber ſprach zürnend die Landgräfin: Jungfrau Eliſabeth, was fällt Euch ein? Wollt Ihr eine neue Regel aufbringen zum Gelächter der Leute? Jungfrauen ſollen aufrecht ſtehen und nicht niederfallen wie eine Unſinnige, oder wie die alten Nonnen, die ſo faul ſind, daß ſie nicht ſtehen wollen! Welche Ungezogenheit beginnt Ihr? Könnt Ihr nicht ſo lange mit uns ſtehen, bis wir uns ſetzen, oder auch niederknieen? Was richtet Ihr Euch nach böſen Sitten, und gehabt Euch wie ein thörichtes ungezogenes Kind? Iſt Euch der Kranz zu ſchwer worden, oder was ſoll's mit Eurer wunderlichen Art? — Demüthig richtete ſich Eliſabeth auf und ſprach zu ihrer Schwiegermutter: Verargt es mir nicht zu ſehr, liebe Frau, denn ſeht, hier ſteht zum Erbarmen anzuſehen das Chriſtusbild, mit Dornen gekrönt, der ſüße und milde Heiland. Höhnt ihn nicht meine

Edelſtein- und Perlenkrone, wenn ich ſo üppiglich ihm gegenüber ſtehe? Und ſie begann ſo heftig zu weinen, daß ſie den Mantel mit ihren Zähren begoß, kniete wieder nieder, ließ Mutter und Tochter reden, und ſprach mit Innigkeit ihr Gebet fort. Halb, um kein Aufſehen zu erregen, und halb aus eigner Rührung knieeten nun auch jene nieder und mußten mit weinen; auch reute bald der Landgräfin die ſtrafende Rede, nur hätte ſie gewünſcht, es wäre nicht geſchehen vor den Leuten, und auch, daß ihr Sohn ein Weib nehmen möchte, das ſich gern ſchmücke, und nicht vor aller Augen ſo ſchmucklos immer erſcheinen wolle; denn ihr Wille war, daß ihre Schnur gelobt und nicht verſpottet werden ſollte.

Aber Ludwig wollte ſie nicht verſtoßen, ja ſchon dazu war ſie ihm zu lieb, ſie ob ihrer Demuth mit einem Wort zu ſtrafen; gern ertrug er das an ihr, daß ſie eitle Hoffarth mied, und Gott ſo freudig diente, und als er danach in der St. Georgenkirche zum Ritter geſchlagen worden war, und eine Fehde mit dem Biſchof von Mainz ausgekämpft hatte, hielt er mit ſeiner tugendſamen Jungfrau Eliſabeth fürſtliches Beilager. Da wurden alle Grafen und Herren in Thüringen und Heſſen eingeladen, und ward eine große Hochzeit ausgerüſtet mit Gaſtmahlen und Turnieren. Feſtlich wallte der Zug von der Wartburg herab nach Eiſenach in die Kirche; im ſchönſten Schmuck ging da die Braut, und es führten ſie, die ſich dieſe

Ehre nicht nehmen ließen, Graf Reinhard von Mühlberg und Ritter Walter von Vargula, die ſie einſt aus Ungarn geführt, und meinten, nun erſt ſei jene Reiſe ganz vollbracht. Eine ſchöne Meſſe ward geſungen, dann ging es wieder hinauf zur Wartburg, wo ſich alle Gäſte höchlich vergnügten. Die jungen Ritter brachen mit einander manchen Speer, und die Braut mit andern Jungfrauen theilten Preiſe aus. Drei Tage währte die Hochzeit, dann ſchieden fröhlich die Gäſte, Ritter und Damen von dannen und zogen wieder ihrer Heimath zu.

11.

Das erſte Wunder an der Landgräfin Eliſabeth.

Inniglich liebte Eliſabeth ihren Herrn und Gemahl, und wurde ſo von ihm wieder geliebt, doch vergaß ſie darüber nicht Gottes Liebe und Gottes Dienſt. Allnächtlich verließ ſie ihr Lager, kniete davor und betete inbrünſtig, gern geſtattete das ihr tugendſamer Herr. Unter ihren ſchönen Kleidern trug ſie ſtets ein härenes Hemde; den Armen that ſie unausſprechlich viel Gutes, und übte ſich fort und fort in den Werken der Barmherzigkeit. Sie verfertigte Kleider für die Armen, unterſuchte ihre Gebrechen und heilte ſie, wo und wie ſie konnte.

Da ihr Vater erfahren hatte, daß ſie Hochzeit gehalten, wollte er gern wiſſen, wie es ihr ergehe, beauftragte deßhalb vier edle Männer, die zufällig mit andern Ungarn beſchloſſen hatten, eine Betfahrt gen Achen zu unternehmen, und dieſe beſchloſſen, ihren Weg durch Franken hin und durch Thüringen zurückzunehmen. Da ſie nun auf der Heimfahrt waren, kamen ſie zur Wartburg, zu ſchauen, wie es der Tochter ihres Königs ergehe, ob ihr Leben gering, oder ob ihre Herrſchaft groß und ſie nicht arm ſei an Land und Leuten. Gütig wurden die Gäſte empfangen, aber in allzugeringen Kleidern erſchien Eliſabeth vor ihrem Herrn, um mit ihm die Ritter vor ſich zu laſſen, denn ſie trug ſich ſtets einfach, beſaß kein ſchönes Kleid, hatte ſelbſt ihre Brautkleider zerſchnitten, einfach gemacht, oder verſchenkt. Nun ſprach der Landgraf: Ach liebe Schweſter, wie ſchäme ich mich, daß Du nun vor dieſen Gäſten mit Deinen Kleidern ſo ärmlich erſcheinſt, und Dich ſo ſehr um die Armen bekümmerſt, daß Du Dein ſelbſt vergißt; jene wollen Dich beſchauen als Landgräfin, und Du kommſt in ſo kümmerlichen Gewanden vor ſie getreten, daß ſie daheim ſagen werden, ich ließe es Dir an Kleidern gebrechen; und nun iſt nicht einmal Zeit, Dir neue herzuſtellen, die Dir zu unſer beider Ehren zu tragen ziemten. Darauf erwiederte ſie: Lieber Bruder, beruhige Dich, ich will mich ſchon entſchuldigen bei meinen Landsleuten, und meine Sachen ſo gut machen, daß ich ihnen gefallen werde, als ob ich die ſchönſten Kleider trüge.

Und es traten die Gäſte vor das Fürſtenpaar, freundlich lächelnd empfing ſie Eliſabeth, herrlich ſchien ſie vor ihren Augen zu ſtehen, gleich der reichſten Königin, bunte ſeidne Gewande ſchienen die Herrin zu umfließen, Perlen ſchmückten ſie, und manche goldne Zier. Die Gäſte freuten ſich deß, trefflich wohl gefiel ihnen der Landgraf, ſeine Frau, ſein Schloß und ſein Land, zufrieden zogen ſie von dannen. Verwundert fragte der Landgraf ſeine Eliſabeth, wie ſich das alſo wundergleich zugetragen mit ihren Kleidern? und ſie antwortete: Wie an mir geſchehen, iſt zu bewirken Gott ein Kleines. Wer ihm vertraut, dem hilft er, dieß war das erſte Zeichen, das Gott an mir gethan.

Nicht lange danach zog der Landgraf mit ſeinem lieben Gemahl und ehrenmäßiger Begleitung vieler Ritter ſelbſt nach Ungarn, mit ihm waren die Grafen Heinrich von Schwarzburg, Gunther von Käfernburg, Heinrich von Stolberg, Gottfried von Ziegenhain, Reinhard von Mühlberg, Herr Walter, der Schenk von Vargula, und andere gute Ritter mehr, auch viele Frauen der Genannten, nebſt edeln Jungfrauen im Gefolge der Landgräfin. Am Hofe des Ungarnkönigs aber herrſchte die größte Freude. Derſelbe richtete noch einmal Hochzeit aus, und übergab ſeinen Kindern einen überaus großen Schatz an Gold, Silber, Edelgeſteinen und Kleinoden, begabte auch herrlich alle Mitgekommenen; und mußte wieder ein neuer Wagen gebaut werden, den Schatz zu tragen, den der König ſeinem Eidam mitgab. Fröhlich zogen Alle wieder nach Hauſe, und Herr und Herrin theilten dort manches mitgebrachte Roß, manches Kleinod an die Übrigen aus.

12.

Eliſabeths Mantel.

Um Agnes, die ſchöne Schwägerin Eliſabeths, freite ein Herzog von Oeſtreich, und hatte Hochzeit mit ihr auf der Wartburg. Der Landgraf ſtattete ſie gar wohl aus, und das Haus wimmelte von Gäſten. Da nun Alle in dem großen Speiſeſaal zu Tiſche gehen wollten, ſo ward Eliſabeth vermißt, und mußten die Gäſte ihrer lange harren. Außen im Mußhaus vor der Treppe hatte ſie einen dürftigen Mann geſehen, faſt nackend, ſo daß ſie ſich verwunderte, wie dieſer Arme in ſeiner Blöße in die Burg und bis zu dieſer Stelle gekommen, und dieſer bat flehendlich um Almoſen, ſie antwortete, ſie hatte ſchon Alles weggegeben, wolle ihm jedoch zu eſſen ſenden. Der Arme aber fuhr fort zu klagen, zeigte auf ſeine gebrechlichen und unbedeckten Glieder, bis ſie von ſeinen Klagen ſo gerührt ward, daß ſie ihm ihren ſeidnen Mantel zuwarf. Nun war es aber in jener Zeit Sitte, daß ſich die Frauen und Jungfrauen in leichten Mänteln zu Tiſche ſetzten, wie ſie daher endlich erſchien, fragte ſie der Landgraf: Schweſter, wo iſt Dein Mantel? Sie antwortete erſchrocken und verwirrt: Herr, in meiner Kammer. Da gebot er einer ihrer Jungfrauen zu gehen und den Mantel zu holen, und wie dieſe in die Kleiderkammer kam, fand ſie den Mantel hängen, nahm und brachte ihn. Der Arme aber war hinweg, und keiner hatte ihn geſehen. Eliſabeth dankte Gott und zweifelte nicht, daß der Heiland ſelbſt jener Arme geweſen, der ihr erſchienen, wie einſt dem frommen Kriegsmann St. Martinus, um ihre Mildthätigkeit zu prüfen, und habe nun ein neues Wunder an ihr gethan. Alle Gäſte, zumal der Herzog mit ſeiner Neuvermählten überließen ſich großer Fröhlichkeit, und Ludwig freute ſich ſeiner geliebten Eliſabeth. Jener Mantel war himmelblau, hie und da beſtreut mit kleinen goldnen Bildchen; er war ſo fein und rein, daß aus ihm ein Meßgewand gefertigt wurde, das lange nachher noch die Brüder im Barfüßer Kloſter am Fuß der Wartburg aufbewahrten und heilig hielten.

13.

Von dem armen Eli.

In traulicher Waldſtille in der Nähe Eiſenachs liegt eine kleine Höhle, in welcher vor Zeiten ein frommer Einſiedel lebte. Es geſchah in dem Jahre, als Eliſabeth, die Landgräfin, ihre Tochter Sophia geboren hatte, daß Landgraf Ludwig genöthigt war, einen Ritt nach der-Neuenburg zu machen; während nun der Herr fern weilte, übte ſich die demüthige Fürſtin in Werken der Mildthätigkeit, ſpeiſte und tränkte die Armen, pflegte die Kranken, und nähte ihnen Kleider, wie ſehr auch ihre Schwiegermutter dazu ſcheel ſah, ſie mußte es leiden. Nun war ein armer Mann, Namens Elias, den man kurzweg Eli nannte, dieſer war krank und nicht von ſauberm Ausſehen, aber Eliſabeth pflegte ſein, wuſch und zwagte ihn ſäuberlich, ja ſie trug kein Bedenken, ihn nach dem Bad in das Bette legen zu laſſen, in welchem ſie mit ihrem Gemahl ſchlief. Am ſelben Tag, da das geſchehen war, kam der Landgraf zurück. Seine Mutter ging ihm gleich entgegen, und begann ſpöttiglich: Lieber Sohn, komm mit mir, ich will Dir ein Wunder zeigen, das Deine Eliſabeth gethan, die ſich's von mir nicht wehren läßt, faßte ihn bei der Hand, zog ihn fort hin zum Bette und rief: Nun ſieh her lieber Sohn, auf daß Du der Wahrheit näher kommſt; einen Ausſätzigen legt ſie in Euer Bette, was mich ſehr ängſtigt, weil Du dadurch vergiftet werden wirſt. Darüber billig etwas erzürnt, riß er raſch die Decke ab, da that Gott ſeine innern Augen auf, daß er im Bette nichts fand, als ein gekreuzigt Chriſtusbild. Wie er das ſah, weinte er, ſprach kein Wort, und wandte ſich um; da begegnete er ſeiner Eliſabeth, welche ihm nachgeſchritten war, ihn zu verſöhnen, daß er den armen Siechen ſchone. Er umarmte ſie und ſprach: Meine liebe Schweſter, halte feſt an Deinen Tugenden, und laß Dich durch Niemand irren, ich werde Deine Milde nie an Dir rächen und tadeln.

Danach ließ ſie am Bergesfuß ein Spital bauen an die Stelle, wo ſpäter das Barfüßer-Kloſter erbaut wurde, in welchem wohl zu jener Zeit an dreißig Sieche lebten, die nicht im Stande waren, ſich den ſteilen Wartberg zum Schloß hinauf zu ſchleppen, zu denen ging alle Tage die milde Herrin herab und brachte ihnen Trank und Speiſe. Jener arme Eli aber genas und wurde ein frommer Klausner, der lange in jener noch heute nach ihm benannten Grotte wohnte, und die Menge, die zu ihm, als einen heiligen Mann, wallfahrete, zur Gottesfurcht ermahnte, im Unglück tröſtete und vor Sünden warnte. Gott ſchuf durch die Frömmigkeit der Menſchen, daß es ihm nie an dem gebrach, was beſcheidenes Bedürfniß erheiſchte.

14.

Eliſabeths Roſen.

Es kam über das Thüringerland eine Zeit großer Hungersnoth, daß ſich die armen dürftigen Leute genöthigt ſahen, ſich von Kräutern, Wurzeln und wilden Früchten zu nähren, und das Fleiſch von Pferden und Eſeln zu eſſen, dieſe mochten geſchlachtet oder gefallen ſeyn, an Brod dazu war nicht zu denken. Viele ſtarben Hungers, da ſie nicht einmal jene Koſt haben konnten. Das nahm ſich die milde Eliſabeth gar ſehr zu Herzen, ſie ließ mahlen und backen, und das Brod von der Wartburg heruntertragen, und gab in dieſer Zeit ſo reichliche Almoſen, daß man hätte meinen ſollen, ſie verſchenke den Werth ganzer Burgen und Städte. So barmherzig war ſie, daß ſie Tag und Nacht nicht ruhte, die Hungrigen zu ſpeiſen, aber es fehlte wieder nicht an Leuten, die den Landgrafen gegen die Freigebigkeit ſeiner Gemahlin aufzubringen ſuchten, und er mochte ihr wohl verboten haben, allzureichliche Spenden auszutheilen. Nun traf ſich's eines Tages, daß der Fürſt in der Stadt war, und die fromme Herrin von der Burg herunter ging nach der Stelle, wo ſich die Armen und Kranken, die in ihr die liebreichſte Mutter ehrten, verſammelten, um ihre Gaben in Empfang zu nehmen, welche Stelle noch bis heute Armeruh genannt wird. Ihr folgte eine ihrer liebſten Jungfrauen, und beide trugen unter ihren Mänteln Körbe voll Fleiſch und Brod und Eier. Da trat ihnen plötzlich der Landgraf in den Weg und fragte: Was traget ihr? Laßt ſehen! Dabei deckte er den Mantel ſeiner Gemahlin auf und ſah — den ganzen Korb voll duftender Roſen. Sie aber war ſo ſehr erſchrocken, daß ſie kein Wort hervorzubringen vermochte; das dauerte ihn, und er begann ihr freundlich zuzuſprechen; da nahm er mit Erſtaunen wahr, was er zuvor nie geſehen, daß über ihrer reinen Stirne wie ein Diademſchmuck ein wunderbares Crucifix erſchien. Ungehindert ließ er ſie gehen, daß ſie der Kranken fürder pflege und Almoſen ſpende, nach ihrem Gefallen. Am Weg ſtand ein Baum, in dem ein Kreuz gehauen war, der wurde ſpäter abgehauen, und zum Zeichen jenes hohen Wunders ein ſteinern Bild an die Stelle geſetzt, wo es ſich begab, zum ewigen Gedächtniß. Und auf der Wartburg iſt die fromme und heilige Eliſabeth ſo abgebildet, wie ſie damals ihrem Herrn erſchien.

Dreihundert Arme ſpeiſte Eliſabeth täglich in jener theuern Zeit, und als nun der Landgraf von einer Reiſe zurückkam, und die Amtleute und Schöſſer ihm klagten, daß ſeine Gemahlin alles verſchenke, ſprach er: Seid ihr deßhalb nicht gram, laſſet ſie Almoſen geben um Gottes Willen und ſeid ihr ſelbſt dazu förderlich. Wenn wir nur die Wartburg, Eiſenach und die Neuenburg behalten. Gott kann uns Alles erſetzen, wenn es ihm gefällt.

15.

Landgraf Ludwig und der Krämer.

So mild und gütig war auch der Landgraf Ludwig, daß alle armen Leute Troſt und Hülfe bei ihm hatten, und wäre von ſeiner Tugend viel zu erzählen. Eines Tages war Jahrmarkt zu Eiſenach, den beſuchte er zur Kurzweil, und beſah die Buden der Kaufleute, und was ſie zum Verkauf ausgelegt hatten. Nun fand er einen armen Krämer, der hatte einen kleinen Handel mit Nadeln, Fingerhüten, Kindertrommeln und Ahlen u. dgl. Den fragte der Herr, ob er ſich auch ernähren könne mit dieſem Handel, und jener antwortete: Ach gnädiger Herr, ich ſchäme mich, nach Brod zu gehen, und bin nicht ſtark genug, daß ich um Tagelohn arbeiten könnte, gern möchte ich von einer Stadt zur andern ziehen, und wollte mich mit Gottes Hülfe wohl durch dieſen Kram ernähren, mich auch nach einem Jahr um etwas ſo gut ſtehen, hätte ich nur freies Geleite. Da wurde der Landgraf von Barmherzigkeit gegen den Krämer erfüllt und ſprach: Wohlan, Du ſollſt mein Geleite haben, und in allen meinen Gebieten zollfrei ſein; wie hoch am Werth achteſt Du Deinen Kram? Zehn Schillinge, Herr, erwiederte der Krämer. Der Fürſt wandte ſich zu ſeinem Kämmerer und ſagte: gieb ihm zehn Schillinge und ſchicke ihm meinen Geleitsbrief, und zum Krämer ſprach er: Ich will Dein Theilhaber werden bei der Krämerei, gelobe mir treue Geſellſchaft und ich will Dich ſchadlos halten.

Der Arme war froh, zog weit und breit handelnd umher, und brachte am neuen Jahre ſeinem Herrn und Handelsgenoſſen ſäuberliche Kleinode, legte ſeinen Kram aus, der Herr nahm davon, was ihm gefiel, und kleidete jenen dann in die Tracht ſeiner Hofdiener. Von Jahr zu Jahr mehrte ſich der Handel, und die Menge köſtlicher Waaren wurde ſo groß, daß ſie der Krämer nicht mehr ſelbſt tragen konnte; er kaufte ſich einen Eſel, belud dieſen mit zwei Körben, und zog mit ihm kaufend und verkaufend von Land zu Land.

So geſchah es, daß der Krämer bis nach Venedig gezogen war und hatte dort köſtliche und ſeltne Kleinode eingekauft, gute Ringe, güldne Spangen, Bänder, Kränze, Edelſteine, Trinkgefäße, Elfenbeinſpiegel, Meſſer, Natterzungen und Korallen, Paternoſter und dergleichen mehr, und kam nach Würzburg, legte dort Alles zum Verkauf aus, um wieder Zehrung zu gewinnen, damit er zum neuen Jahr gen Eiſenach ziehen könnte zu ſeinem gnädigen Herrn und Genoſſen, wie immer bisher ſeine Gewohnheit geweſen. Da waren et liche fränkiſche Ritter, denen behagten die Kleinodien wohl, hätten ſie gern ihren Weibern und Geliebten gegeben, hatten aber kein Geld, ſie zu bezahlen. Darum lauerten ſie auf den Krämer, als er von dannen zog, nahmen ihm den Eſel ſammt den Waaren und kehrten ſich gar nicht an den Geleitsbrief des Landgrafen, den er ihnen vorzeigte, ja ſie wollten ihn ſelbſt gefangen nehmen, doch er entlief und kam traurig zu ſeinem Herrn auf die Wartburg, klagend, daß er den Kram verloren habe. Ihm aber antwortete der milde Fürſt lachend: mein lieber Geſelle, betrübe Dich nicht um unſern Kram, auch ziehe nicht weiter. Dann aber ließ er ſeine Grafen, Herren, Ritter, Knechte und Landleute entbieten zu einer Heerfahrt, und zog von Stund an gen Franken, ſuchte ſeinen Eſel bis nach Würzburg, verbrannte und verdarb Feld und Orte und that großen Schaden. Deß erſchrak der Biſchof von Würzburg mächtig ſehr und ließ ihn fragen, was er damit meinte? Der Landgraf ließ antworten, er ſuche ſeinen Eſel, den ihm des Biſchofs Mannen genommen hätten, da mußten jene den Eſel wieder ſchaffen und den ganzen Kram zurückerſtatten, wie er geweſen war.

16.

Eliſabethen-Brunnen und Garten.

Den Brunnen der heiligen Eliſabeth zeigt in Eiſenach dem Wandrer jedes Kind. Eine klare, reine, friſche Quelle ſprudelt er am Fuß der Wartburg, ſelbſt ein lebendiger Sagenborn, und in ihrem Garten nahe dabei blühen ewig, wenn auch nicht ſichtbar für einen jeglichen, jene Wunderroſen fort.

Die mildthätige Fürſtin Eliſabeth weilte oft und gern an dem Brunnen, der noch heute ihren Namen führt, in ſeiner Nähe legte ſie einen Garten an, in ſeiner Nähe erbaute ſie das Siechenhaus für Arme und Preßhafte. Sie wuſch am Brunnen mit eigner hoher Hand die Kleider ihrer Pfleglinge, ſie ſchöpfte Fiſche daraus für ihre Kranken und niemand wußte, wie Fiſche in den Felſenquell kamen. Einſt ſandte ſie eine Magd mit dem Eimer, um für Leidende Fiſche zu holen, zu dem Brunnen. Ungläubig ging die Dienerin, aber der Glaube kam ihr durch Schauen, voll Fiſche zog ſie den Eimer aus der Kryſtallfluth des Bergquells. Dort gelangen der milden Fürſtin jene hohen Wunder durch die Kraft des Glaubens und des Gebets, wegen welcher die fromme Vorzeit ſie heilig ſprach und pries. Sie brachte ſo Vielen das Heil; nicht ſie that Wunder, ſondern Gott that dieſe an ihr und ſegnete ihr Thun. Als ſie irdene Waaren, Töpfe, Tiegel und Teller auf dem Markt zu Eiſenach gekauft hatte für ihr Hoſpital, und der Kärner auf dem weiten Weg ungeſchickt den Karn umwarf, daß er gegen die Felſwand fiel, zerbrach kein einziges Stück. Sie heilte die Lahmen, machte Blinde ſehend, und in ihrem Schooße mehrten ſich wunderbar die Gaben, wenn ſie dort ſaß, Almoſen ſpendend den Armen, die ſie in ganzen Schaaren umdrängten. Engel ſchützten und ſchirmten ſie vor allen Gefahren, der Regen näßte ihr Gewand nicht, und hatte ſie den Armen ihre Kleider gegeben, ſich mit den geringſten begnügend, ſo fand ſie in ihren Gemächern wohl andere und ſchönere wieder, die dahin gekommen waren, ſie wußte nicht wie.

17.

Von Landgraf Ludwigs Treue.

Seiner lieben Gemahl Eliſabeth war der fromme Ludwig ſo treu wie Gold. Einmals war zu Eiſenach auf offenem Plan ein Tanz, und der Landgraf ſtand an einem Fenſter und ſah zu. Da trat einer ſeiner Diener heran und ſprach: Herr, ſeht Ihr dort das zierliche Weib, das da tanzt, und zeigte ihm eine ſtolze, wohlgeſchmückte Frau: die wollte ich Euch wohl in Euren Arm ſchicken, wenn

Ihr aber begehrt, die Euch zu Willen ſein würde. Aber hierauf wurde der tugendhafte Fürſt ſchnell erzürnt, ſah den Diener voll Ernſt an und erwiderte: Schweig, und wage nie wieder vor meinen Ohren ſolche Reden, ſo werth dir meine Gnade und Huld iſt; bringe deine Worte bei denen an, die mit ſolcher Untugend umgehen, ich will den Meinen kein ſolches Beiſpiel geben, über die ich zu richten muß, wenn ſie darüber verklagt werden.

So war es auch geſchehen in demſelben Jahr, eben da der Landgraf von einem Zug gen Apulien heimkehrte, wo er mit dem Kaiſer geweſen war, daß er am Hofe eines Fürſten, ſeines beſondern Freundes, über Nacht herbergte, der ihn über die Maaßen wohl hielt, und ihm alle Liebe und Güte erwieß. Und des Abends nach köſtlicher Tafel und anderer fürſtlicher Luſtbarkeit mit Tanz und Saitenſpiel ließ ihm der Gaſtfreund ein herrliches Nachtlager bereiten und ſchaffte ihm auch eine junge und ſchöne Bettgenoſſin, die der Landgraf in ſeiner Kammer fand. Als er aber derſelben anſichtig wurde, rief er den edlen Schenken Ritter Walter von Vargula und ſprach heimlich zu ihm: Das Weibchen dort in meinem Bette, das ſchaffe fort und bringe es heimlich weg. Gieb ihr einer löthigen Mark Silbers an Geld, da mag ſie ſich einen neuen Rock kaufen, und ſage ihr, daß ſie dem, der mir ſie zugeſchickt, danke und von allem ſchweige. Ich ſage Dir aber das in vollem Ernſt: wäre auch Ehebrechen keine Sünde gegen Gott und keine Schande vor den Leuten, ſo wollte ich es doch nicht thun, meiner lieben Eliſabeth zu Liebe und ſie damit nie betrüben oder in ihrem Gemüthe irre machen. — Es ward ohne Zaudern die Bettgenoſſin von dannen gebracht und mit Dank erfüllt gegen den guten, milden Fürſten.

Gleiche Tugend zeigte der Landgraf auch gegen einen Ritter, deſſen Schloß vor dem Walde lag, der etwas ſchwächlichen und gebrechlichen Leibes war und keinen Erben hatte, den er doch gar gern gehabt hätte. Er bewegte ſein Weib mit Mühe, ſich dem Landgrafen zu vertrauen, der ihre Ehre bewahren würde, ritt zum Fürſten und ſtellte dieſem ſeinen ungewöhnlichen Antrag. Dieſer verhieß ihm Hülfe, verſprach ihn zu beſuchen und berief ſogleich ſeine Aerzte, von denen er ein kräftigendes Medicament begehrte. Als er ſolches in Geſtalt einer Latwerge empfangen, ſtellte er ein Jagen an und ſonderte ſich darauf von den Seinen, daß keiner wußte, wo er hingekommen; kam zum Ritter auf deſſen Schloß, ward wohl empfangen und trefflich bewirthet, gab dem Ritter aus ſeiner Kraftbüchſe und lachte herzlich, als jener verlegen bat, er möge nicht begehren, zu thun, um was er, der Ritter gebeten. Der fromme Fürſt ſprach: Ich bin nicht um Deines Weibes willen hieher gekommen, ſondern Dich von Deiner Schwäche zu erlöſen und Deine Ehre unbefleckt zu erhalten. Und zog wieder fröhlich von dannen.

18.

Eliſabeths Handſchuh.

Oft beſuchte die fromme Landgräfin die Kirche in Eiſenach, da verſammelten ſich vor dem Kirchenportal ſtets ſehr viele Arme und Gebrechliche, ſie wußten, daß die Herrin jedem eine Gabe ſpendete, ſo geſchah es auch an einem Heiligentage, daß die Zahl der Bettler beſonders groß war, als die Fürſtin mit ihrem dienenden Gefolge heranſchritt zum Gottesdienſt. Sie ſpendete Almoſen, ſo viel ſie konnte und bald war ihr Netzbeutel erſchöpft, doch waren auch alle befriedigt, nur ein halbblinder Greis hatte noch keine Gabe empfangen und drängte ſich ihr flehend nach, bis in die Kirche hinein. Eliſabeth hatte nichts mehr zu geben, doch jammerte ſie der arme alte Mann, und ſie beſann ſich nicht lange, ſondern zog einen ihrer reich mit Silber geſtickten Handſchuhe aus und reichte dieſen dem armen Greis. Das ſahe nicht ſobald ein Ritter, der zugegen war, als er hinzutrat und von dem Alten den Handſchuh gegen eine Summe baaren Geldes eintauſchte. Als ein Kleinod ſeltner Art befeſtigte dieſer Ritter den Handſchuh an ſeinem Helm und zog bald darauf in das heilige Land. Dort kämpfte er wacker gegen die wilden Söhne der Wüſte, doch in jedem Gefechte mit den Saragenen war es, als ſei ihm die Helmzier ein ſchützender Talismann. Er kehrte glücklich in die Heimath zurück und ſetzte freudig und ſeinen Nachkommen zu dankbarer Erinnerung, das Bild von Eliſabeths Handſchuh in ſeinen Wappenſchild. Sterbend küßte er noch die ſchöne Reliquie von der heiligen Dulderin.

19.

Landgraf Ludwig und der Löwe.

Der Schwager des Landgrafen Ludwig, Herzog von Oeſtreich, hatte dieſem aus Freundſchaft und der Seltenheit wegen einen großen Löwen geſchenkt, den der tugendſame Fürſt in einem Kaſten mit doppeltem Gitter verſchließen ließ. Da geſchah es in demſelben Jahr, ehe er über Meer zog, daß er eines Morgens früh aufſtand und in leichter Tracht nur einen Mantel übergeworfen, hinab und über den Burghof ging, vielleicht um im Freien ſein Frühgebet zu verrichten. Und der Knecht, dem oblag, dem Löwen die Speiſe zu bringen und ſeinen Käfig zu reinigen, hatte verſäumt, die kleine Thüre im Gegitter feſt zu verſchließen. Plötzlich ſtand der Löwe in ſeiner furchtbaren Majeſtät vor dem Landgrafen, der ganz allein und ohne Waffen war, aber der Fürſt reckte die Fauſt auf gegen den Löwen und ſchrie ihn hart an, da ließ dieſer ab von ſeiner Schrecklichkeit und warf ſich auf die Erde nieder vor des Fürſten Füße und wedelte mit dem Schweif, als ob er den Herrn anſehe. Der Thürmer hatte des Herrn Geſchrei gehört, trat auf die Zinne und ſah den Herrn und den Löwen; er machte Lärm und rief das Geſinde und den Löwenwärter herbei, der das Thier bald wieder hinter ſein Gitter brachte. Doch ſchalt der Landgraf den Wärter ſehr ernſtlich und hätte ihn faſt vom Hofe geſchickt, wenn nicht für ihn gebeten worden wäre.

Alle meinten, daß Gott ihren Herrn nur um ſeiner und ſeiner Hausfrauen Eliſabeths Tugend willen alſo wunderbar vor dem Löwen behütet und errettet. Zum Gedächtnißzeichen ward am Burgthor ein mit einem Löwen kämpfender Mann in Stein gehauen, der noch heute allda zu ſehen iſt.

20.

Landgraf Ludwig fährt über Meer.

In dieſen Zeiten war unter andern Biſchöfen, Aebten und Prieſtern, die auf des Papſtes Willen und Geheiß (ſo weit war alſo damals die heilige Chriſtenheit,) predigten, daß man über Meer mit dem Kaiſer ziehen ſollte und Jeruſalem gewinnen, auch der berühmte und wohlgelahrte Pfaff, Meiſter Konrad von Marburg, der mit ſeiner Predigt und Lehre in deutſchen Landen als der Morgenſtern vor andern Pfaffen leuchtete. Ihm folgten Pfaffen und Laien; er war ein Spürer nach Ketzern, ein Beſchirmer des Glaubens und ihn hatten Landgraf Ludwig und Eliſabeth beſonders lieb um ſeiner guten Lehre, ſeines Wandels und reinen Lebens willen, hielten ihn in großen Ehren, und der Landgraf würdigte ihn ſo ſehr, daß er ihm alle ſeine Lehen mit verlieh, das wurde ſtets gehalten und waren darüber die Briefe mit des Landgrafen, wie mit ſeiner Brüder Heinrichs und Konrads Siegeln verſehen, denn er, der Pfaff, hatte ihnen geſagt, daß ſie größere Sünde thäten, wenn ſie einem unwürdigen und unverſtändigen Pfaffen eine Kirche oder einen Altar überließen, als wenn ſie in einem Streit funfzig oder ſechzig Menſchen mit eigner Hand erſchlugen. Dieſem Meiſter Conrad war auch Eliſabeth mit Wiſſen ihres Gemahls in allen guten, geiſtlichen und ziemlichen Dingen gehorſam; er war ihr Beichtiger, ihr Prediger, ihr Berather in den Gebeten und Geſetzen Gottes; ſehr hing ſie an ihm nach ihres Herrn Tode, er half ihr auch das Hospital zu Marburg bauen und pflegte ſie bis an ihr Ende.

So war es um das Jahr eintauſend zweihundert und ſiebenundzwanzig, daß eine gemeine Heerfahrt und Meerfahrt in der ganzen Chriſtenheit begonnen ward; der Kaiſer Friedrich und mit ihm viele Fürſten, Grafen und Herren ließen ſich auf Geheiß des Papſtes mit dem Kreuze bezeichnen. Und der Landgraf empfing es von dem Biſchof Konrad von Hildesheim im Namen des Heilandes, hielt es aber eine Zeitlang den Augen Eliſabeths verborgen, daß ſie es nicht gewahr und dadurch betrübt werde. Als aber die Zeit heran kam, daß er es ihr nicht länger verhehlen konnte, tröſtete er ſie mit ſüßen Worten und ſtellte ihr vor, daß er das thäte in der Liebe zu unſerm Herrn Jeſus Chriſtus und ſie ſollte ihn daran nicht hindern. Er beſetzte ſein Land mit redlichen Amtleuten, beſtellte in den Städten weiſe Bürger zu Schultheißen, verordnete den Klöſtern treue und gottesfürchtige Vormünder und befahl ſich einem jeglichen Kloſter beſonders in ſein Gebet. Dann zog er, begleitet von ſeiner Mutter, ſeiner Eliſabeth und ſeinen Brüdern, über Reinhardsbrunn nach Schmalkalden, wo er von allen rührenden Abſchied nahm. Viele edle Herren aus Thüringen und Heſſenland zogen mit ihm; die Grafen Günther von Käfernburg, Burkart von Brandenburg, Meinhard von Mühlberg, Heinrich von Stolberg, Lutze von Wartberg, alle Ludwigs Vaſallen, dann Herrmann von Heldrungen, Rudolph, der Schenk von Vargula, Heinrich, der Marſchall von Ebersberg, Herrmann, der Truchſeß von Schlotheim, Friedrich von Treffurt, Hartung von Erfa, der Hofmeiſter, und Herr Heinrich von Vanner, dieſe ſieben

Freiherren und Edle waren auch Ludwigs Mannen. So folgten ihm ferner der Graf Ernſt von Gleichen, der ein gar wunderbares Abentheuer beſtand in dem heiligen Lande,*) einige Grafen von Schwarzburg und viele andre edle Ritter mit dem Troß ihrer Knappen und Knechte. Auch fünf fromme Prieſter folgten ihm, um in geiſtlichen Dingen mit Meſſeleſen und Beichte hören ihm und den Seinen beizuſtehen. Fußknechte ließen wenige mit, da die Reiſe zu weit ging.

21.

Wie Eliſabeth ihres Gemahls Tod erfährt.

Auf der Meerfahrt verſchied zu Otranto der edle Landgraf. Was für Klage und Weinen um ihn von den Seinen geſchah, das iſt nicht zu ſagen. Als er ſich zu Schmalkalden mit ſeiner lieben Eliſabeth letzte, hatte er ihr einen kleinen Siegelring gezeigt, in deſſen Stein ein Agnus Dei gegraben war, und geſagt: Allerliebſte Schweſter, dieß Fingerlein ſoll Dir eine wahre Botſchaft meines geſunden Lebens oder meines Todes ſein, wenn Dir das jemand bringen wird.

---

*) Siehe den Sagenkreis: Die drei Gleichen.

Ein Bote ward geſandt nach Thüringen, daß er des Landgrafen Tod ſeiner Frau, ſeiner Mutter und ſeinen Brüdern verkünde. Nun gingen die Verwandten zu Rathe, wie ſie die Nachricht vor die fromme Eliſabeth bringen möchten, und die betrübte Mutter ſprach weiſe zu ihren Kindern: Ihr ſollt allem unſerm Geſinde bei Leib und Leben verbieten, weder mit Worten noch mit Werken Zeichen zu geben von dieſer Botſchaft, daß Eliſabeth (die ihrer Entbindung nahe war,) nichts davon erfahre und dadurch in jähen, ſchädlichen Schrecken verſetzt werde. So geſchahe es, daß des Fürſten Tod ihr verſchwiegen blieb, bis ſie aus den Sechswochen kam, dann überlegte Frau Sophie, daß es ihr niemand beſſer kund thun werde, als ſie ſelbſt, ihre Schwiegermutter, nahm mit ſich einige ihrer Frauen, ging auf das Rußhaus und ſandte nach Eliſabeth, daß ſie zu ihr käme. Als Eliſabeth eingetreten war und ſich geſetzt hatte, hob die Schwiegermutter an: Liebe Tochter, Du ſollſt eines ſtarken Gemüthes ſein und Dich nicht zu heftig betrüben über das, was Deinem Herrn, meinem Sohne, Widerwärtiges oder Ungemachs widerfährt, der ſich und alle die Seinen in Gott ergeben hat. Damit glaubte Eliſabeth zu vernehmen, daß er gefangen, nicht daß er todt ſei, weil jene es nicht ohne Thränen ſagen konnte, und antwortete der Schwiegermutter: Iſt es ſo, daß mein Bruder gefangen iſt, ſo mag er mit Gottes und ſeiner Freunde Hülfe wohl wieder ledig werden. Auch mein Vater ſoll dazu helfen. Da ſprach aber die Schwieger: Sei geduldig, Du allerliebſte Tochter, und nimm zu Dir dieſes Ringlein, das er Dir geſandt hat, denn er iſt leider geſtorben. Eliſabeth wurde bleich und roth, ſprang auf ganz troſtlos und lief eiligen Schrittes durch den Saal, rufend: Geſtorben! geſtorben! geſtorben! Die Frauen gingen ihr nach, ſetzten ſie nieder, ſuchten ſie zu tröſten, und ſie begann bitterlich zu weinen und zu klagen: Ach, Herre Gott, Herre Gott! Ach, wir armen, troſtloſen Wittwen! Ach, wir elenden Frauen! Nun tröſte mich der, der Wittwen und Waiſen mit ſeiner Gnade nicht verläßt. Da erwachte auch in dem Herzen der Mutter von Neuem der Schmerz und ſie erhub mit dem ganzen Hofgeſinde ein trauervolles Jammern und Wehklagen.

22.

Eliſabeth wird von der Wartburg ausgetrieben.

Nachdem nun der fromme Ludwig ſo fern von ſeiner Heimath verſtorben war, ſuchte ſein älteſter Bruder, Heinrich, Rath, was er beginnen ſollte. Gar böſen und untugendlichen Rath empfing er, der weder nach Gott und Recht, noch nach Zucht und Ehre war: er ſollte, obgleich ſein Bruder einen Sohn, Herrmann, hinterlaſſen, dem das Land zugeſtorben war, Wartburg und Eiſenach für ſich ſelbſt nehmen und des Landes beſte Schlöſſer, aber die Fürſtin Eliſabeth mit ihren Kindern, weil dieſe noch jung wären, von der Wartburg weiſen, ſo behielte er doch die Beſitzung; er ſollte auch ſelbſt freien und Erben gewinnen. Wäre endlich Herrmann, ſeines Bruders Sohn, herangewachſen, wenn er das ja erlebe, ſo würde er froh ſein und ſich genügen laſſen, wenn man ihm eins oder einige Schlöſſer überließe. Durch dieſen Rath wurde der frommen Eliſabeth zu ihrem großen Schmerz, eine neue tiefe Wunde geſchlagen, denn Landgraf Heinrich folgte ihm und ſandte alsbald ſeine Boten, die edle Frau mit ihren Kindern auszutreiben, ließ auch zugleich in Eiſenach jedermänniglich warnen, wem an ſeinen, als des neuen Landesherrn, Hulden gelegen, ſie nicht aufzunehmen und zu herbergen. Entrüſtet ſprach zu den Vollſtreckern dieſer grauſamen Befehle die betagte Fürſtin Sophia: Eliſabeth ſoll mit ihren Kindern und Hofgeſinde bei mir unausgetrieben bleiben, bis ich ſelbſt mit meinem Sohn geſprochen! Aber es kehrte ſich keiner daran, ſondern ſie ſprachen: Sie ſoll und muß davon.

Da erhob ſich ein jämmerliches Geſchrei von den Kindern, den Frauen und ihrer Dienerſchaft, daß ſich Gott im Himmel hätte erbarmen ſollen; kaum geſtatteten die Knechte des Landgrafen, daß die Vertriebenen ihr eigenes Geräthe mit ſich tragen durften; in ihre Arme ſchloß Frau Sophia ihre Schnur und weinte übermäßig über ſie und ihres Sohnes Kinder, die kleinen, unmündigen Waiſen. Ihre Söhne wollten nicht vor die Mutter kommen, daß dieſe für Eliſabeth hätte bitten können. Mit Jammer und unausſprechlichem Leide ſchieden die beiden Frauen. So wurde das Weh des Abſchieds vom tugendſamen Landgrafen Ludwig auf die ſchmerzlichſte Art erneuert; ach, damals hätte keine gedacht, daß die beiden Fürſten ihres Bruders Kindern ſolches Leid anthun würden. Aus dem Thore der Wartburg ſchritt die hohe und doch ſo demüthige Herrin, die Tochter eines Königs, die Mutter der Armen, die Hülfe und der Troſt der Kranken; ſie trug auf ihren Armen ihr jüngſtgebornes Kind, und ihre treuen Jungfrauen Irmengard, Jutta und Iſentrud trugen oder führten die andern Kinder und nur die nöthigſten Kleider und Bettgewande. Es war ein Anblick, daß es ein ſteinernes Herz hätte rühren müſſen. Als ſie herunter kamen in die Stadt, wurden ſie von den Leuten angeſehen wie Arme, die um Almoſen betteln. Der Hellgrafenhof, der ſie einſt ſo freudig aufgenommen, blieb ihr jetzt verſchloſſen, wie jede andere Herberge, kein Wirth wollte ſich der Ungnade des neuen Herrn ausſetzen. Sie, die ſo viele begabt, geſpeiſt, gekleidet, geherbergt hatte, fand kaum eine Stelle, wo ſie ihr müdes Haupt hätte hinlegen können. Endlich kam ſie in eine gemeine Taberne, wo jedermann einkehrte und wo man Bier und Wein ſchenkte, auf der Rolle genannt, dieſer Wirth nahm ſie aus Mitleid auf, daß ſie des Tages über dort weilte und auch des Nachts wollte der Mann ſie nicht austreiben; da blieb ſie ruhig und geduldig, weinte und betete viel die Nacht über und als ſie früh am andern Morgen die Barfüßermeſſe ſingen hörte, ging ſie mit ihren Kindern hinaus, pries unterwegs den Herrn für ihre Verſchmähung und ließ bei ihrem auf den Tod verwundeten und zerriſſenen Herzen von den Brüdern das Te Deum laudamus ſingen. Da kein Bürger ſie beherbergen wollte und durfte, blieb ſie im Kloſter der Barfüßer. Manchem Bürger aber jammerte ihrer und viele beweinten im Stillen ihr hartes Schickſal. Bei den Barfüßern, die getroſt den Zorn des Herrn wagten, verſetzte ſie ihr Geſchmeide, ſich und die Kinder zu ernähren, und ſpann und arbeitete, ſo viel ſie konnte. Zu derſelben Zeit geſchah es, daß die gottſelige Frau an dem Markte, da wo man von der Rolle nach der Badſtube ging, beim Eingang in die Meſſerſchmiedegaſſe, über die hohen Schrittſteine wandelte, welche dort über den Löbersbach, einen kothigen Graben, geſetzt waren, da begegnete ihr recht in der Mitte ein altes Bettelweib, der Eliſabeth oft und viel Almoſen gegeben hatte, und ſtieß die unglückliche Fürſtin, da ſie ihr nicht ausweichen konnte, in den tiefen Koth, daß ſie alle ihre Kleider danach waſchen mußte. Auch dieſe Schmach trug ſie in Geduld, und dankte Gott lächelnden Mundes, daß ſie um ſeinetwillen alſo gedemüthiget werde.

Von ihrem tiefen Leid erfuhr endlich die Frau Aebtiſſin Sophia zu Kitzingen, ſandte ihr gleich einen Wagen und ließ ſie holen, dann ließ ſie auch der Biſchof zu Bamberg kommen, und hielt ſie dort gar ehrbarlich mit ihren Kindern und Jungfrauen, Frauen, dazu mit zwei Mägden, zwei Dienern und einen eignen Pfaffen, zuſammen zwölf Perſonen und ſie wohnte ruhig auf dem Schloß Bodenſtein.

Der eine Bruder des Landgrafen Ludwig, Konrad, trat in den Deutſchherrenorden und blieb folglich ehelos, der zweite Bruder, Heinrich Raspe, nahm nach einander drei Gemahlinnen und blieb dennoch kinderlos, ſo ſtrafte Gott an ihm die Grauſamkeit, die er an ſeiner frommen und ſchuldloſen Schwägerin Eliſabeth verübte.

23.

Das Kind von Brabant.

Als nun Heinrich Raspe erbenlos geſtorben war, erhob ſich um das Thüringerland und was von Heſſen dazu gehörte, ein großes Streiten und vielſeitiger Anſpruch. Heinrich der Erlauchte, Markgraf von Meißen, ein Sohn Jutta's, der ältern Schweſter Heinrich Raspe's, hatte bereits Land und Leben zum größern Theil im Beſitz, als es ihm von Sophia, der älteſten Tochter Ludwigs und der heiligen Eliſabeth (deren Sohn Herrmann war ſchon todt), und der Wittwe eines Herzogs von Brabant, ſtreitig gemacht wurde, indem ſie es für ihr Kind in Anſpruch nahm, anderer Bewerber hier nicht zu gedenken. Sophia zog mit ihrem Kind nach Heſſen, viele der Thüringiſchen und Heſſiſchen Ritter und Herren fielen ihr zu und wollten dem kleinen Heinrich, dem Kinde von Brabant, Eliſabeths Enkel, die Herrſchaft gönnen. Und bei dieſem Zwieſpalt war nicht einmal ein Kaiſer in Deutſchland, der ihn hätte ſchlichten können, daher wuchs großer Unfriede auch unter den Rittern des Landes. Sie wollten niemandes Freund ſein und keinen Herrn über ſich haben; ſo waren die Ritter Herbig von Hörſelgau und Hans Atze, die führten vor zwei Thoren von Eiſenach und in allen Dörfern das Vieh hinweg und trieben es den Hörſelgrund aufwärts. Bald folgten die Eiſenacher und die von Creuzburg nach, ſandten auch Boten an den Burgvogt auf Schloß Tenneberg, der ſammelte ihnen zu Hülfe viel Waldvolk, dabei wurden aber viele Eiſenacher erſchlagen und der Vogt gefangen. Dazumal wurden viele Burgen im Lande erbaut, jeder Ritter hätte gern ein eignes Schloß gehabt, ſo ſetzten die von Wangenheim ein Haus auf den

Kalenberg, hinter Fiſchbach gelegen, die von Tulſtet eins auf den Berg, welcher der Steinforſt genannt iſt, ein Ritter Herrmann Stranz baute eine Burg, die Straßenaue genannt, die von Lupnitz bauten Burg Lichtenwald, die von Kepüedt den Scharfenberg, die von Frankenſtein die Wallenburg, einige Ritter an der Werra thaten ſich zuſammen und erbauten Brandenfels. Um Eiſenach erhob ſich in dieſen Zeiten der Fehde mehr als eine Burg, denn die Bürger ſchlugen ſich zu der Parthei des Kindes von Brabant, wozu ſie der Rathsherr Heinrich von Velsbach bewegte. Der Markgraf hatte zwar die Wartburg gut beſetzt und bemannt, aber die Eiſenacher beſetzten den Mittelſtein und verbauten die Wartburg mit noch zwei Burgen an der entgegengeſetzten Seite, der Frauenburg und der Eiſenacherburg und beſetzten ſie mit Kriegsvolk, ſo daß der Wartburg alle Zufuhr abgeſchnitten wurde. Zudem rief die Herzogin von Brabant ihren Stiefſohn, Herzog Heinrich, und den Herzog Albrecht von Braunſchweig zu Hülfe. Dagegen half der Markgraf den Kalenberg befeſtigen, unterſtützte ſeinen Freund Rudolph von Vargula beim Bau des Rudolphſteins, davon noch das Holz der Rudolphsgarten und der Brunnen, der unter dem Schloſſe entſprang, der Rudolphsborn genannt wird, gegen die Eiſenacherburg, damit den Eiſenachern die Straße nach Franken über den gehauenen Stein verſperrt ſei.

Bevor der Krieg um die Erbfolge zwiſchen den feindlichen Partheien lichterloh entbrannte, hatte

Frau Sophia mit dem Markgraſen Heinrich zu Eiſenach einen Tag um gütlichen Vergleichs willen. Die, welche der Herzogin zuſtunden, erkannten für Recht und ſprachen, daß der Tochter Sohn, das Kind von Brabant, ein näheres Erbrecht habe, wie der Schweſter Sohn, der Markgraf. So reichte der Markgraf Frau Sophien die Hand und ſprach: Gern, allerliebſte Baſe, meine getreue Hand ſoll Dir und Deinem Sohne unbeſchloſſen ſein, bis ein Kaiſer gewählt iſt, der über dieſe Sachen entſcheidet. Doch wie er alſo redete, traten der Marſchal Helwig von Schlotheim und andere hinzu, zogen ihn zurück und der Marſchall ſprach: Herr, was wollt Ihr verheißen? Wär' es möglich, daß Ihr mit einem Fuß im Himmel ſtündet und mit dem andern auf der Wartburg, ſo ſolltet Ihr viel eher den aus dem Himmel ziehen und zu dem auf Wartburg ſetzen. Darauf wandte ſich der Fürſt wieder zu ſeiner Baſe und ſprach: Liebe Baſe, ich muß mich in dieſen Dingen bedenken und den Rath meiner Getreuen hören, und ſchied von ihr, ohne ihrem Recht zu willfahren. Beſchwur auch auf eine Ribbe der heil. Eliſabeth ſein Recht auf Thüringen und zwanzig Eideshelfer ſchwuren mit ihm. Da wurde die Herzogin äußerſt betrübt, hub an, bitterlich zu weinen, zog den Handſchuh, den ſchon die Hand des Markgraſen berührt hatte, von der Hand und rief: O Du, der aller Gerechtigkeit Feind iſt, ich meine Dich, Teufel! nimm hin dieſen Handſchuh zuſammt den falſchen Rathgebern!

— und warf ihn in die Luft, und ſiehe, der Handſchuh ward hinweggeführt, daß er nimmermehr wiedergeſehen wurde. Jene Räthe ſollen hernachmals auch keines guten Todes geſtorben ſein.

Da einſtmals die Herzogin in die Stadt Eiſenach wollte und das Thor ihr nicht aufgethan wurde, ergriff ſie eine Axt und hieb mit ſolcher Gewalt in das St. Görgenthor, daß man noch nach zweihundert Jahren in dem Eichenholz das Wahrzeichen ſah.

In einer Nacht, in der vom Sturm und Regen großes Unwetter war, ſammelte Markgraf Heinrich ſeine Freunde auf der Wartburg und zogen mit Sturmleitern heimlich herab, durch den Hain, nach dem Mittelſtein zu, den ſie an der hintern Seite des Berges, wo er am ſteilſten iſt und wo die hohen Felſen Mönch und Nonne ſtehen, erſtiegen, gewannen die Burg, fingen die darin waren, ſtießen die Burg mit Feuer an und zerſtörten ſie von Grund aus, um der Wartburg willen, der ſie allzu nahe lag; ſo fand das gute, wohlgebaute, feſte Schloß, desgleichen im ganzen Thüringerland kein zweites ſtand, ſeinen Untergang. Mit leichter Mühe gewann und zerſtörte hernach der Markgraf auch die zwei naheliegenden hölzernen Schlöſſer, die Eiſenacher und die Frauenburg.

In derſelben Nacht, es war die von St. Pauls Bekehrung, in welcher der Mittelſtein erſtiegen wurde, berannte der Markgraf die Stadt Eiſenach;

er hatte ſich Gönner gewonnen in der Gemeinde und kam an die Mauer gegen dem Barfüßerkloſter. Da ſprachen die Bürger, die dort wachen ſollten: Steiget her in Gottes Namen, wie lange ſollen wir dieß Ungemach mit Euch haben! So gewann er die Stadt, tödtete etliche Rathsherrn, die ihm abhold waren und ſein Recht nicht anerkannten, und den vornehmſten von ihnen, den rechtskundigſten, Herrn Heinrich Velsbach, der ihm am allermeiſten entgegen war, ließ er auf eine Blide*) legen, die vor der Wartburg ſtand und hinab nach der Stadt zu ſchleudern. Todesmuthig und der Herrin, die er anerkannt, bis zum Ende treu, rief der Mann, als er durch die Lüfte fuhr, mit lauter Stimme aus: Thüringen gehört doch dem Kinde von Brabant!

24.

Der Landgraf Albrecht will ſein Weib ermorden laſſen.

Neun Jahre hatten Krieg und Zwieſpalt um die thüringiſche Erbfolge gedauert und das Land verdorben, bis ſich endlich ſo verglichen ward, daß

---

*) Wurfgeſchoß, Steinſchleuder, ein altes Belagerungsgeſchoß.

Thüringen und Heſſen gänzlich von einander geſondert wurden. Der Markgraf Heinrich behielt Thüringen und gab die Herrſchaft darüber in die Hände ſeines Sohnes Albrecht, während ſein andrer Sohn, Diezmann, das Oſterland erhielt, er ſelbſt behielt bloß Meißen. Albrecht nahm zur Frau die Tochter Kaiſer Friedrichs, Margarethe. Er war mächtig in Thüringen und war auch ein Pfalzgraf zu Sachſen und erwarb ſeine Ritterſchaft in dem Jahre zwölfhundert achtundſechzig in einem Heereszug gegen die heidniſchen Preußen, viele junge und edle Ritter zogen mit ihm. Frau Margaretha gebar ihm zwei Söhne, Friedrich und Diezmann, auch eine Tochter, welche dem Sohn des Herzogs Albrecht ſpäter zur Ehe gegeben wurde. Landgraf Albrecht aber gewann heimliche Liebe zu einer der Jungfrauen ſeiner Gemahlin, Kunigunde von Eiſenberg geheißen, ſo ſehr und heftig, daß er ſeine Hausfrau gern mit Gift vergeben hätte, wenn es ihm möglich geweſen wäre, dieß zu vollbringen, ſo ſehr hatte die falſche Buhlerin ſein Herz umſtrickt. Da ſtellte er es heimlich an mit einem armen Knecht, welcher mit zwei Eſeln Fleiſch und Holz aus der Stadt auf die Wartburg zu ſchaffen pflegte, daß dieſer des Nachts über Frau Margarethen kommen ſollte, als ob er der Teufel wäre, ſollte ſie erwürgen und ihr das Genick brechen, und gelobte ihm dafür großen Lohn, auch mußte der Knecht zur Stund dem Landgrafen ſchwören, niemals einem Menſchen von dieſen Dingen zu ſagen. Dem armen Knecht wurde das bald leid und war ihm ſehr bange, da er niemanden um Rath fragen durfte. Er dachte und überlegte bei ſich ſelbſt alſo: Tödteſt du deine Herrin und Frau, die dir immer ſo gütig zuſpricht, ſo thuſt du als ein Schalk und wirſt nimmermehr wieder froh. Sind deine Aeltern gleich arme Leute geweſen, ſo waren es doch fromme Leute; Gott könnte ſolche That dir nicht vergeben. Entläufſt du aber, ſo wird dein Herr fürchten, du verratheſt ihn, wird dir nachſetzen und dich erſchlagen laſſen; ſpricht dann vielleicht, du habeſt geſtohlen, ſo daß deine Freunde und Verwandte durch dich zu Schimpf kommen. Und weigerſt du dich, die That nicht zu thun, ſo läßt er dich auch tödten, und gleichwohl wird deine gnädige Frau dem Willen ſeiner Bosheit nicht lange entgehen, ſie muß dennoch ſterben. Durch ſolche Bedenkniß in großen Sorgen hatte der arme Mann Tag und Nacht keine Raſt, einmal wollte er die That vollbringen, dann kam ihm wieder anderes zu Sinnen, und trieb es ſo gegen vierzehn Tage lang an.

25.

Margaretha, Landgräfin von Thüringen, entflieht von Wartburg.

Der Landgraf Albrecht merkte gar wohl, daß der arme Knecht, dem er die Ermordung ſeiner Haus frau anbefohlen, die That unſchlüſſig hinzögerte, und ſprach ihn deßhalb an mit der ernſtlichen Frage: Haſt du die Aernte geworben, die ich dir befohlen habe? Da antwortete der Knecht: Herr, ich will ſie werben, und dachte, nun kannſt du es länger nicht verziehen.

Des Nachts kam er in die Schlafkammer der Landgräfin, fiel auf ihre Decke und ſprach leiſe: Liebe, gnädige Frau, gnadet mir des Leibes! Sie fragte erſchrocken: Wer biſt du? Er nannte ſich und ſie fragte weiter: Warum fliehſt du denn zu mir und bitteſt Gnade? Darauf antwortete er: Frau, ich ſoll es noch thun, um das ich Gnade bitte. Sie ſprach: Du biſt trunken oder verrückt. Er erwiederte darauf: Wie dem auch ſei, ſo gnadet meiner und auch Eurer und hört mich an mit Ruhe und Geduld, ſonſt — müſſen wir beide ſterben. — Ei wie das, warum? fragte die Landgräfin, darauf ſprach er: Mein Herr hat mir befohlen, Euch zu tödten, das will und mag ich nicht thun; lieber will ich mit Euch ſterben, wüßtet Ihr aber Rath, daß wir beide am Leben blieben, wäre es uns noch beſſer. Da ſchickte ihn die beſtürzte Frau zu ihrem Haushofmeiſter, dem Schenken Rudolph von Vargula, und ließ dieſen zu ſich entbieten. Wie er kam, bat ſie ihn heftig weinend um ſeinen Rath. Er rieth ihr, was ſie an Kleinodien, Geld und den unentbehrlichſten Kleidern hätte, zuſammen zu packen, ſo wolle er ihr helfen, heimlich von der Wartburg zu entkommen, das wäre für ſie das Beſte. Schnell und heimlich wurde eine ihrer Jungfrauen und ihre Haushofmeiſterin geweckt, die ihr beiſtanden, dann ging ſie auf das gemalte Haus bei dem Thurm, wo ihre zwei Söhne ſchliefen, einer anderthalb Jahre, der andere drei Jahre alt, und fiel nieder auf den älteſten mit großer ſchmerzlicher Betrübniß und biß ihn in ſeinen Backen, fiel nachher auch auf den zweiten und wollte ihn ebenſo beißen, doch wehrte ihr der Schenk, da ſprach ſie unter Thränen: Ich will ſie zeichnen, daß ſie an dieſes Scheiden gedenken, ſo lange ſie leben.

Im Ritterhauſe zu Wartburg drehten und ſchnitten indeß die beiden Frauen der Landgräfin Seile und Bänder und ließen mit Hülfe des Schenken ihre Herrin, den Knecht, der dieſe hatte tödten ſollen, dann ſich ſelbſt aus einem Fenſter in der Wohnung des Knechts auf dem Gange über der Mauer hinab, und dann ſtiegen ſie den hohen Felsberg hinunter in das tiefe Thal und gingen im Dunkel der Nacht durch den finſtern Wald in großer Betrübniß mit einander fort.

Als nun die Landgräfin entkommen war und am andern Morgen vermißt wurde, wurde auch zu Landgraf Diezmann ein reitender Bote geſendet, ihm dieſes Ereigniß zu offenbaren. Diezmann hatte ſeinen Hof zu Landsberg im Oſterlande, reiſte aber gleich zu ſeinem Bruder nach Thüringen, denn er fürchtete, jener möge zuletzt gar um ſeiner Kebſin willen die Kinder verderben laſſen, wie er es mit ſeiner Frau im Sinne gehabt. Er ſprach zu ihm: Lieber Bruder, ich habe wohl vernommen, daß Euch Eure Hausfrau entgangen ſei, wie kommt Ihr dazu? Darauf antwortete der Landgraf Albrecht: Sie hat lange Zeit mit einem Buben zugehalten, als ſie nun glaubte, daß ich es entdeckt hätte, iſt ſie mit ihrem Buben hinweg. Der Markgraf Diezmann ſagte hierauf: Laßt ſie fahren, ſehnet Euch nicht darum, und die Kinder thut zu mir, ſo gedenket Ihr deſto minder daran. Alſo führte er die Kinder mit ſich heim, denn er ſelbſt hatte keine.

26.

Von Friedrich, dem Gebiſſenen.

Als die beiden Söhne Albrechts, den die Geſchichtſchreiber den Unartigen nennen, zu ihren Jahren kamen, daß Friedrich ſechzehn, Diezmann aber vierzehn und ein halbes Jahr alt war, kamen ſie zu ſtreiten mit ihrem Vater, um des Unrechts willen, das er an ihrer Mutter gethan, die des Nachts ſich mit Seilen von der Wartburg laſſen mußte und um ſeiner Buhlerin Kunigunde von Eiſenberg aus dem Lande fliehen, während er jene ſtattlich bei ſich hielt, gleich einer Landesherrin, mit Jungfrauen und Dienern. Viele Grafen und Ritter hielten zu den jungen Herren, andre aber, ſo die Grafen von Käfernburg, Mühlberg, Gleichen und andre zu dem Landgrafen Albrecht. In dieſem Streit nahmen die jungen Herren den beſten und vertrauten Rath des Landgrafen, einen Biſchof des Teutſchherrenordens zuſammt ſeinem Geſinde und ſeinen Wappnern gefangen und führten ſie auf das Schloß der beiden Junker von Schlotheim, die zu Friedrich und Diezmann hielten. Nun hätte Albrecht gern auch einen ſeiner Söhne in ſeine Gewalt bekommen, wo nicht beide, ſtellte das an mit dem Grafen von Käfernburg und in einem Streiten bei Weimar wurde der junge Landgraf Friedrich gefangen, auf das Schloß Wartburg gebracht und in einen tiefen Thurm geworfen. Sein Vater war keines andern Sinnes, als ihn darin verhungern zu laſſen, aber es fanden ſich treue Hände, die ihn mit Nahrung verſorgten; ein ganzes Jahr lang lag Friedrich der Gebiſſene im Kerkerthurm und grub ein Kruzifix mit ſeinen Nägeln ins harte Geſtein. Endlich wurde es angeſtellt, daß etliche ſeiner Freunde heimlich auf das Schloß kamen, die befreiten ihn und führten ihn mit ſich hinweg. Im Jahre darauf ſtarb der Oheim Friedrichs und Diezmanns, Markgraf Dietrich, und ſein Sohn, auch Friedrich genannt, überlebte ihn nicht lange; dieſer ließ noch bei ſeinem Leben das Oſterland ſeinen beiden Vettern, mit denen er aufgezogen war, huldigen. Das wurmte nun gar ſehr den Landgrafen Albrecht, daß ſeine Söhne das Land beſaßen, welches ſonſt ihm von ſeinem Bruder zugeſtorben wäre. Noch ein Jahr ſpäter ſtarb der alte Markgraf von Meißen, Heinrich der Erlauchte, Albrechts Vater, und keck und ſchnell nahm Friedrich auch deſſen Land in Beſitz, da ihm ſein Bruder und die Edeln des Oſterlandes, auch viele Thüringer Herren, die ihm günſtig worden, beiſtanden, darüber wurde des Vaters Haß gegen ſeine Söhne noch größer, als er früher war.

Mehrere Jahre währte der Krieg, als der römiſche König Rudolph in das Land kam, der ſandte nach Albrechts Söhnen und verſöhnete ſie mit dem Vater, daß keine Parthei der andern mehr ſchaden ſollte. Friedrich ſollte Meißen und Diezmann das Oſterland behalten, und ſollten gegen ihren Vater unterthänig ſein, wie es frommen Kindern ziemt, wo ſie nur könnten. Da ſprach Friedrich der Gebiſſene: Das alles könnte ich wohl thun, gedächte ich nicht an den Biß, den mir meine betrübte Mutter in dieſen Backen biß, da ſie zuletzt von mir ſchied und davon ich noch die Narbe trage; das kann und will ich nie vergeſſen. Und daher half auch der Friede nicht viel, den der König ſtiftete, denn auch Landgraf Albrecht mochte ſeinen Kindern weder Gunſt noch Treue halten, vielmehr hätte er ſie gern um Land und Leute gebracht und alles dem Sohne Apitz, den er von Kunigunde von Eiſenberg hatte, obwohl ſeine eheliche Gemahlin Margarethe noch lebte, zugewandt, was weder die rechtmäßigen Söhne leiden wollten, noch wollten die Edeln und die Städte jenem Folge leiſten und ihn für ihren Herrn halten. Endlich ließ Albrecht durch den König Rudolph den Sohn ſeiner Kebſin für ehelich erklären, der gab ihm an ſeinen Schild den bunten thüringiſchen Löwen mit einem Helm über das Haupt geſtürzt, zu einem Unterſchied der unehelichen Geburt. Albrecht aber verkaufte oder verſetzte ein Schloß nach dem andern, wandte das Geld der Kunigunde und ihrem Sohne zu, räumte dieſem das Schloß Tenneberg ein und verkaufte ſogar, da Kaiſer Rudolph mit Tode abgegangen, dem neuen Kaiſer Adolph von Naſſau, dem es ſehr an Land gebrach, ſeine Macht zu behaupten, das ganze Land Thüringen für zwölftauſend Mark Silbers. Das that er alles gegen den Willen ſeiner ältern Söhne, denen er über alle Maßen gram war; zuvor ſchon hatte er das Land den benachbarten Fürſten zum Kauf angeboten, aber keiner mochte es annehmen, weil ſie ſich nicht getrauten, es gegen die rechtmäßigen Erben behaupten und behalten zu können. Auch jenem Kauf widerſprachen die Markgrafen Friedrich und Diezmann, und die meiſten der Grafen und Ritter ſprachen, ſie wollten niemanden hulden und zuſchwören, ſo lange ſie noch lebende Erbherren hätten, desgleichen auch die Städte, daher ſich wieder neuer und verderblicher Krieg erhob. Der Kaiſer zog mit Heeresmacht heran, in dem Rheingau und ſeinen eignen Erblanden geſammelt, verdarb Land und Leute, ſein Volk beraubte Kirchen und Klöſter, ſchändete Jungfrauen und trieb gottloſen Unfug. Viele feſte Schlöſſer und Städte in Thüringen gewann und zerbrach Kaiſer Adolph. Er wollte alles erobern, nur Wartburg ſollte der Landgraf behalten bis zu ſeinem Tode, dann ſollte es dem Kaiſer auch zufallen.

Tapfer und ritterlich wehrten ſich die jungen Markgrafen gegen des Kaiſers Uebermacht und ſchlugen öfter ſeine Mannen in die Flucht; Friedrich der Gebiſſene war immer voran und bewieß in allen Heerritten und Kämpfen ſolchen Muth, daß man ihn hernachmals noch öfter den *Freudigen*, als den Gebiſſenen nannte.

27.

Friedrich der Freudige erwirbt ſich eine Braut.

Während dieſer Kriegshändel ſtarb auf Wartburg Kunigunde von Eiſenberg, welche die Schuld dieſer ganzen unſeligen Fehden zwiſchen dem Vater und ſeinen Söhnen trug, darüber das arme Thüringerland verwüſtet wurde. Sie hatte im Kloſter zu St. Katharinen vor Eiſenach begraben zu ſein verordnet und dieſem Kloſter zu einem ewigen Seelgeräthe das Dorf Langenhahn vermacht. Vor ihrem Ende ward ſie eine große Büßerin und bereute ihre Sünden. In demſelben Jahre ſtarb auch Kunigundens und Albrechts Sohn, Fritz, und wurde bei ſeiner Mutter begraben. So hätte billig nun alle Fehde ein Ende haben können, aber Albrecht der Unartige nahm ſeinen Söhnen zum Trotz ein anderes Weib, das war Frau Adelheid, eine fromme Frau, die reiche Wittwe eines Grafen von Arnshaugk, welche nur eine Tochter von viezehn Jahren, Eliſabeth, hatte; dieſe war eine holdſelige, ſchöne Maid und aller Anmuth voll. Albrecht hielt auf der Wartburg Hochzeit mit ſeiner neuen Landgräfin, da beſuchten ihn die Grafen und Herren, die zu ihm hielten, doch waren ihrer nicht viele, und er richtete ein ſtattliches Gaſtmahl aus; die Wittwe brachte ihm viel an Geld und Kleinoden zu. Bald genug vernahmen das Albrechts Söhne, die nicht allzu fern waren, denn Friedrich hatte Gotha gewonnen und befand ſich dort. Da trug ſich's zu, daß die Jungfrau Eliſabeth von der Wartburg, wohin ſie ihre Mutter begleitet hatte, mit ihren Jungfrauen nach ihrem heimathlichen Schloß Arnshaugk, nahe bei Neuſtadt an der Orla gelegen, zurückzog, wobei Friedrich ſie ſah und in Minne gegen ſie entbrannte. Er zog ihr nach mit einigen Getreuen und legte ſich in den Hain, einem Gehölz unter der Burg, auf die Lauer. Es war an einem Heiligentag, das Burgfräulein trat aus dem Schloß mit wenigen Dienern und Jungfrauen, um in Neuſtadt die Meſſe zu hören, da brachen die Verſteckten hervor, Friedrich hob Eliſabeth auf ſeinen Hengſt, ſeine Begleiter ergriffen ihre Dienerinnen und ſo ging es von dannen; Eliſabeth wußte nicht, wie ihr geſchah, doch wußte der herrliche Ritter ſie bald zu beruhigen. Sie ſah ſich zwar gefangen, aber doch auf dem Schloſſe Grimmenſtein auf das ehrerbietigſte behandelt und von ihren vertrauten Dienerinnen nicht getrennt. Friedrich der Freudige ließ ſogleich ſeiner Stiefmutter heimlich einen freundlichen Brief ſchreiben, daß er ſie wegen ihrer Frömmigkeit und Tugend gern zu einer Mutter haben möchte und daß er ihre Tochter nach Gotha entführt habe, nicht aus Untugend, ſondern um ſich ehelich mit ihr zu verbinden. Er fürchte, daß ſein ihm ſo ſehr feindlich geſinnter Vater, wenn dieſer ſeinen Wunſch zuerſt erführe, ihm aus aller Macht hinderlich ſein werde, weshalb er ſeine Werbung gleich mit der Hinwegführung der Erkorenen begonnen.

Die Mutter Eliſabeths fand in dem, was vorgegangen, Gründe genug, ihre Einwilligung nicht zu verſagen, und nach St. Bartholomäustage richtete Friedrich eine herrliche Hochzeit aus, wobei alle zugegen waren, die es mit ihm und ſeinem Bruder hielten und der Abt von Reinhardsbrunn gab ihn mit ſeiner Erwählten ehelich zuſammen.

28.

Die Burg Klemme.

In Eiſenach ſteht noch bis auf den heutigen Tag ein Schlößchen, deſſen Urſprung und Name in die frühen Zeiten fällt, das iſt die Klemme. Es war eine Zwingburg, erbaut vom Markgraf Heinrich dem Erlauchten, nachdem er die Stadt erobert, um die Einwohner durch die Bemannung dieſes Schloſſes im Zaum und in der Klemme zu halten, und war daher der Bürgerſchaft äußerſt verhaßt. In den Zeiten, da die jungen Markgrafen immer gewaltiger wurden, Eiſenach und der Wartburg immer näher rückten und die Eiſenacher mit ihren Helfern immer heftiger bedrängten, fürchteten dieſe mit Recht, daß wenn durch Gewalt oder Verrath etwa die Markgrafen Herren der Klemme würden, die Stadt durch dieſelbe abermals in große Bedrängniß und Klemme gerathen möchte. Daher ruhten ſie nicht, bis der Landgraf Albrecht und die Kaiſerlichen Vögte die Erlaubniß ertheilten, das feſte Schloß abzubrechen. Kaum hatten die Bürger dieſe, als ſie ſich wie raſend, als gelte es einem Feind, auf die verhaßte Zwingburg warfen, ſie gänzlich abbrachen, ſogar den Thurm umſtürzten und in ihrer Zerſtörungswuth ſo weit gingen, daß ſie auch zwei ſchöne Thürme an der Frauen kirche freventlich niederriſſen, welche hart an der Stadtmauer ſtanden, wie ſehr auch die Domherren ſich dagegen ſetzten, ja ſogar die Glocken hinwegnahmen, ſo daß lange Zeit nicht zum Gottesdienſt geläutet werden konnte. Das mußten ſie ſpäter alles ſühnen, mußten die Burg wieder aufbauen, mußten den Domherren manche Freiheiten gewähren und Gott und der Kirche genug zur Buße thun. Dann hat die neuerbaute Burg wunderlich ihre Beſtimmung im Lauf der Zeiten verändert und hat als Jagdſchloß, als Vorwerk, als Marſtall, als Caſerne und Gefängniß dienen müſſen, in welcher letzten Eigenſchaft es mindeſtens den alten Namen wieder bewähren konnte.

29.

Von dem Landgrafenloch.

Wenn man durch das Marienthal bei Eiſenach der Straße entlang und hinauf wandelt, die ſchon ſeit langen Zeiten der gehauene Stein heißt, darum daß Felſen gehauen und geſprengt werden mußten, um hier ſichern Weg zu bahnen, ſo führt ein ſchmaler Pfad zur linken am Anfang des gehauenen Steins durch einen engen Gang in eine geräumige und melancholiſchdüſtre Felſengrotte, in deren Mitte hohe Bäume emporgewachſen ſind, deren Blätterdach dem

Tageslicht den Eingang wehrt. Im Hintergrunde rauſcht ein Bächlein von dem moosüberwachſenen Geſtein und ſeine ſprühenden Tropfen mehren die Kühle in dem ſchaurigen Felſengrund.

Es war vier Wochen danach, als die Eiſenacher Bürger die Burg Klemme zerbrochen und die Thürme des Frauenſtifts eingeriſſen hatten, daß Frau Adelheid, welche wohl der langen Fehden zwiſchen ihrem Gatten und ihren Stiefſöhnen, deren einer nun zumahl auch ihr Schwiegerſohn war, herzlich müde ſein mochte, ihrem Eidam, den ſie ſehr lieb hatte, eine heimliche Botſchaft zuſandte, darin ſie ihm Mittel und Wege angab, wie er auf die Wartburg und überhaupt wieder zu dem Lande kommen könne, auch Eiſenach von dort aus einnehmen. Da kam Friedrich der Freudige heimlich heran mit nur fünfzehn tapfern Gefährten und verbarg ſich mit ihnen einen Tag lang in jener Grotte, die nun nach ihm auf alle Zeiten das Landgrafenloch heißt, und wie es Nacht geworden war, traten ſie hervor, erſtiegen leichtlich die Höhen gegenüber, gingen den ſchmalen Pfad unter der zerſtörten Sophienburg, insgemein Viehburg geheißen, und klommen am Wartberg in die Höhe. Da ward ihnen geholfen, daß ſie hinten die Mauer der Burg ſonder Mühe erſtiegen. Ohne Schwertſchlag fing der Markgraf ſeinen Vater und unterhandelte ſo mit ihm, daß er die Wartburg am andern Tag räumen mußte. Albrecht der Unartige zog nach Erfurt und begabte die Stadt mit vielen umliegenden Dörfern, dafür gaben ihm die Erfurter freie Pfründe für zwölf Perſonen, ſo lang er lebte. Friedrich aber behauptete die Wartburg, ließ ſeine Gemahlin zu ſich kommen und auch ſeine Schwiegermutter blieb gern bei ihm und ihrer Tochter.

Wie die Eiſenacher vernommen hatten, daß die Wartburg verloren war und der Landgraf Albrecht ſie geräumt hatte, erſchraken ſie ſehr, beſchickten den Kaiſer mit Eilboten und umzogen mit des Königs Vögten gemeinſchaftlich die Veſte, wollten niemand hinein und niemand heraus laſſen, hieben auch den Hain nieder und wollten nichts von dem jungen Landgrafen wiſſen, der die Wartburg jedoch ſchnell in den beſten Vertheidigungsſtand ſetzen ließ.

30.

Wie der Landgraf ſeine Tochter von der belagerten Wartburg führte.

Als der römiſche König vernahm, daß die Wartburg in des Landgrafen Friedrich Händen war, ſandte er gen Mühlhauſen und Nordhauſen, auch gen Erfurt, und forderte die Städte zur Hülfe gegen Wartburg auf. Da erhob ſich ringsum groſſes Getümmel von Kriegsvolk. Mit des Königs Streitern zog heran der Graf von Willnau, der königliche Hauptmann über Thüringen, und beſetzte die Eiſenacherburg, ſchlug auch mitten auf dem Berge eine hölzerne Burgfriede auf, auf ſteinernem Fundament, einer Lanze hoch, darin die Kuche ſich befand, dann kamen die von Eiſenach zu ihm und hieben in das harte Geſtein eine Stätte zu einer Blide, welche zwiſchen der Eiſenacher- und der Sophienburg aufgeſtellt wurde und womit ſie Steine auf die Wartburg ſchleuderten; dieſe bauten auch eine Feldküche. Die Hülfsvölker von Erfurt lagerten ſich hinter die von Eiſenach, etwa dem Rudolphsbrunnen gegenüber, die von Mühlhauſen lagerten ſich vorn an den Berg, nahe bei der Burgfriede des Königs, und die von Nordhauſen ſchlugen ihr Lager im Gilgenthal, in der Nähe der St. Egidienklauſe unterhalb Wartburg auf. Von allen dieſen Lagern und Küchen findet man noch die Wahrzeichen. Auch der zerſtörte Mittelſtein wurde beſetzt, und die Eiſenacher waren Tag und Nacht rege und ſetzten mit dem Volk des Königs der Wartburg mit Stürmen ſehr hart zu, konnten ihr aber nichts anhaben, als durch Blidenwerfen und die ſtrenge Bewachung, durch welche alle Zufuhr abgeſchnitten wurde.

In ſo bedrohlichen Kriegsläuften gebar Frau Eliſabeth ihrem Gatten eine junge Tochter; es war aber kein Pfaffe auf der Burg, der das Kind hätte taufen können. Da ward zur Nacht das Wartburgthor aufgethan und es ritt muthig heraus der freudige Friedrich, mit ihm zwölf feſte

Kampfgeſellen, die hatten in ihrer Mitte auch zu Roß die Amme mit dem acht Tage alten Kind. Still ritten ſie den Berg herab, an der Stadt vorbei über den Ganlanger und über den Sengelbach, da erſt machten die Wächter Lärm in der Stadt. Scharf ritten Friedrich und ſeine Gefährten in der Richtung nach Schloß Tenneberg zu, doch wie ſie eine Strecke geritten waren, merkten ſie, daß ſie von vielen verfolgt wurden. Eiliger ging die Flucht über Höhen, durch Thäler, als das Kind heftig zu ſchreien begann, da ließ die Amme ihr Zelterlein ruhiger traben und die Ritter an ſich vorbeireiten, nur Friedrich blieb hinter ihr und fragte beſorgt: Was fehlt dem Kind? — Herr, ſprach die Amme, es ſchweiget nicht, es ſauge denn. Halt! donnerte dann des Landgrafen Stimme den Seinen zu: Meine Tochter ſoll wegen dieſer Jagd nichts entbehren und koſtet' es das Thüringerland! Nun ſchaarten ſich alle um die Amme her, die mit dem Kinde hielt und es ſtillte. Auch glückte es dem treuen Vater, daß ihn die Feinde ſo lange nicht irrten, wiewohl ſie ihm ſo nahe waren, daß er immer den Hufſchlag ihrer Pferde vernehmen konnte, doch da ſie ihn zwei Meilen Wegs verfolgt hatten, kehrten ſie wieder um und er kam noch vor Tagesanbruch nach Tenneberg. Dort ließ er durch den Abt von Reinhardsbrunn das Kind taufen, auch Eliſabeth nennen und verordnete, daß es mit ſeiner Amme auf Tenneberg bis auf eine beſſere Zeit bliebe. Der Landgraf aber, damit er die edle Wartburg nicht verliere und ſein Weib mit ihrer Mutter und ihrem Geſinde nicht Mangel und Hunger litten, zog zu ſeinem Schwager, dem Herzog von Braunſchweig, und bat ihn, daß er ihm Hülfe leiſte.

30.

Wie Friedrich die Wartburg ſpeiſt und die Eiſenacher Friede machen.

Der Landgraf kehrte ſchnell in ſein Land zurück, und ſorgte, daß er die Wartburg ſpeiſe. Der Herzog von Braunſchweig kam mit vielem Volke, Friedrichs Bruder Diezmann, der Markgraf, kam aus dem Oſterlande, und die thüringiſchen Grafen und Herren von Schwarzburg, Beichlingen, Hohenſtein, Stolberg, Querfurt, Heldrungen, Vargula, Treffurth, Schlotheim, Ebeleben, Vahner und viele andere kamen mit ihren Reiſigen, mit vielen Wagen voll Proviant in Sonneborn zuſammen, ohne daß die Eiſenacher es erfuhren, und rückten plötzlich vor Eiſenach, fuhren mit den Wagen über den Sengelbach, bei der Karthaus vorüber und zur Wartburg hinauf, während auf dem Wege dreihundert und ſechsunddreißig geharniſchte Edle, alle mit gekrönten Helmen Wache hielten, ohne die Mannſchaft, welche die Wagen umgab, die Thore der Stadt im Auge hielt und die Feinde auf der Eiſenacherburg vor jedem Ausfall zurückſchreckte. So wurde Wartburg wohl geſpeiſt und wohl bemannt. Danach wurden die Eiſenacher hart bedrängt, ihr Vieh wurde ihnen vor den Thoren weggefangen und auf die Wartburg getrieben. Wen die Beſatzung und die umherſtreifenden Reiſigen des Landgrafen von ihren Gegnern fingen, der wurde erſchlagen und verſtümmelt, ſo fingen ſie auch den Grafen von Willnau, als er von der Frauenburg in die Stadt zur Meſſe gehen wollte am heiligen Chriſttage, der hernach im Gefängniß auf Wartburg ſtarb.

Um dieſe Zeit fiel in Leipzig durch Meuchelmörderhand der gute Markgraf Diezmann; ſein Bruder, der freudige Friedrich, hatte noch manchen Strauß zu beſtehen, gegen die ihm abholden Edeln ſeines Landes ſowohl, als gegen den römiſchen König. Am härteſten aber wurden die Eiſenacher bedrängt von allen Seiten, ſo daß ſie flehentliche Briefe um Hülfe an den König ſandten. Der König ließ wieder Briefe ſchreiben an die Grafen und Freien im Lande zu Thüringen, das Land ſei dem Reich gekauft und ſie müßten dem Reich Folge leiſten. Darauf ward dem König keine Antwort, die ihn erfreuen mochte, denn die Thüringiſchen Herren ſchrieben, ſie wollten ihrem rechten Herrn helfen und ihm Treue und Glauben halten, wie ihre Aeltern auch gethan hätten. Darüber gerieth König Albrecht ſehr in Zorn, und nahm ſich vor, wieder mit Gewalt in Thüringen einzufallen, Städte und Burgen zu gewinnen und ſie zum Gehorſam zu zwingen oder nicht mehr König zu ſein. Er reiſte umher, alle Lande zu einer großen Heerfahrt gegen Thüringen zu bewegen, da ward ihm ein ſchnelles Ziel geſetzt; er fiel von der Hand ſeines Neffen, Johann von Schwaben.

Wie die Nachricht von dieſem Kaiſermord durch Deutſchland erſcholl, erſchraken die Bürger in Eiſenach über alle Maaßen, verloren alle ihre Hoffnung und baten die ehrbaren Herren, die Dynaſten von Frankenſtein und die von Creuzburg, die es mit ihnen gehalten hatten, um Rath, was ſie nun thun ſollten. Die riethen ihnen alle, ſie ſollten mit ihrem Herrn Friede machen, ihm einen freundlichen Tag leiſten und ihn bitten, herunter nach Eiſenach zu kommen mit ſeinen beſten Mannen, da wollten ſie auch kommen, und was ſie mit Recht und mit Ehren thun könnten, deß wolle ſich keiner entſchlagen. So geſchah es am St. Maria Magdalenentag des Jares Eintauſend dreihundert und acht, da ward ſo lange getheidingt, bis ſich alle, die bisher dem Könige freund und dem Landgrafen von Thüringen feind geweſen, entſchloſſen, Friedrichen zu huldigen. Das thaten ſie nun mit Recht, mit Gott und mit Ehren, und ſie konnten und wollten das vertreten vor Königen, vor Fürſten, vor Grafen, vor Herren, und ſie gaben darüber dem Landgrafen einen ſchönen, offenen Brief und hingen ſo viele Siegel daran, als nur daran gingen. Die Eiſenacher mußten geloben, das Schloß Klemme wieder aufzubauen und richteten dem Landgrafen und ſeinem Volke vor der Predigerpforte ein großes herrliches Feſt aus. Dazumal war auf dem Markt zu Eiſenach das Gras einer halben Elle hoch gewachſen, wie auf einem wüſten Platz, ſo wenig Verkehr war in der Stadt.

Sobald Friedrich von ſeines Bruders jähem Tod die Nachricht bekam, zog er eilend nach Sachſen und ſtritt ritterlich gegen die Feinde, die des Königs Ruf dort gegen ihn verſammelt. Als ihm vor der Schlacht bei Lucka, wo er die Schwaben ſo ſchlug, daß ihre Niederlage zum Sprüchwort wurde, der Rüſtmeiſter den Helm aufband, ſoll er freudig geſprochen haben:

Heut binde ich auf Meißen,
Thüringen und Pleißen,
Und alles, was meiner Aeltern je gewart,
Gott helfe mir auf dieſer Fahrt.

31.

Von einem vorwitzigen Rath.

Zu Eiſenach ſaß ein Mann, Albrecht Kunt, der war des Landgrafen Albrecht vertrauter Rath geweſen und war gar gewaltig im Lande, alſo, das was er mit ſeinen Freunden haben wollte, das mußte geſchehen, ſo daß unter dem gemeinen Volk im Lande das Sprüchtwort entſtand: Landgrafe untrute, das Land iſt der Knute. Dieſer hatte ſich, als Landgraf Albrecht genöthigt wurde, ſeinen Wohnſitz in Erfurt aufzuſchlagen, der Parthei des ſieghaften Friedrichs zugewandt ſammt ſeinen Freunden und Verwandten und half dieſem mit ſeinem Rath und ſeinen Liſten gegen den König und alle andere Feinde. Nun meinte er aber in dem Lande alſo mächtig zu ſein, daß er die Amtleute nach eigenem Willen beſtellen könne, unterwand ſich auch dieſer Eigenmächtigkeit, wollte auch auf eigene Fauſt Burgen erbauen. Als nun der Landgraf ſelbſt nach Eiſenach kam, Vögte über Thüringen zu beſtellen, ward er des Knute Willkühr inne, wollte die Macht ſelbſt behalten und redete bei dem Rath mit etwas harten Worten dawider. Da hub dieſer Albrecht Knut mit freventlichen Worten an: Wiſſet Herr, ſowohl ich Euch dazu verholfen habe, daß Ihr ein Herr worden ſeid in Eurem Land, ſowohl finde ich vielleicht auch einen Weg, daß Ihr wieder davon kommt, wenn ich kann. Darauf antwortete ihm der Landgraf: Ei Knut, das will ich Euch wohl wehren, wenn ich kann. Ließ ihn gleich greifen und den Kopf abſchlagen. —

Zu dieſer Zeit kam einmal ein großes Ungewitter über Eiſenach und der Blitz ſchlug in die Wartburg, verbrannte den mittlern Thurm und vom Mußhaus brannte das Dach und die obern Zimmer mit köſtlichen Geräthen bis auf den Eſtrich; vernichtete viele ſchöne Gemälde, wunderköſtliche Wappen der Fürſten und Städte, die zur Verzierung auf das Getäfel der Wände gemalt waren. Das Blei des Daches ſchmolz und das ſpätere Gebäude wurde mit Ziegeln gedeckt. Wartburg war gar eine fürſtliche Wohnung und lag mitten in dem Lande, da Thüringen und Heſſen nur eine Herrſchaft waren, nun iſt das Schloß an des Landes Ende gekom- und ſein edler Berg iſt den Fürſten zu hoch geworden

32.

Die geiſtliche Comödie und von des freudigen Landgrafen Ende.

Landgraf Friedrich hatte alle ſeine Feinde überwunden und ſeine großen Kriege in Thüringen, Meißen und dem Oſterland zu einem guten Ende gebracht, ſo daß er in allen ſeinen Landen keinen Krieg mehr hatte, ſondern es war überall Friede geworden. Daher wurden in dem Jahre, als man Eintauſend dreihundert und zweiundzwanzig ſchrieb, die Leute alle gar froh, ſowohl auf dem Lande, als in den Städten, und ergötzten ſich nach ſo langem Ungemach, das ſie durch den Krieg erlitten hatten. So machten die von Eiſenach am Abend vor Miſericordias, da ſich der Prediger Ablaß anhob, ein ſchönes Spiel auf der Rolle, zwiſchen St. Görgen und dem Barfüßerkloſter, von den fünf klugen und fünf thörigten Jungfrauen, nach dem Evangelium, wie es Chriſtus der Herr gepredigt. Da war auch Landgraf Friedrich der Freudige gegenwärtig, ſah und hörte das Schauſpiel an. Wie nun aber die fünf thörigten Jungfrauen ſich alſo ſäumig zeigten, daß ihre Lampen erloſchen und nun aus dem ewigen Leben von Gott verſtoßen werden ſollten und Maria mit allen Heiligen für ſie bat, das alles aber nichts half und Gottes Gericht nicht ändern konnte, da überfiel ein troſtloſer Zweifel den edlen Landgrafen und er ward von großem Zorne ſo mächtig bewegt, daß er laut rief: Was iſt dann der Chriſten Glaube, wenn ſich Gott bei Mariens und aller Heiligen Bitten nicht über uns erbarmen will? — Verließ deßhalb ſogleich in ſeinem Zorn das Haus und ging hinauf auf die Wartburg und blieb ſo zornig fünf Tage lang, daß ihn die Gelehrten kaum beſänftigen und ihm das Evangelium ausdeuten konnten. Und am ſechsten Tage rührte ihn in Folge ſeiner großen Kümmerniß und zornigen Aufreizung ſeines edeln und tapfern Gemüthes der Schlag an einer Seite und lähmte ihm zugleich die Sprache, daß man ihn ſchwer verſtand. Tief- und trübſinnig lebte er noch bis ins vierte Jahr, dann erlöſte ihn Gott, als er ſiebenundſechzig Jahre alt war. In der St. Johanneskapelle im Katharinenkloſter ruhen ſeine Gebeine.

33.

Wie der junge Landgraf Friedrich ſich zum Ritter ſchlagen läßt.

Da Landgraf Friedrich der Freudige ſtarb, verließ er einen Sohn, der auch Friedrich genannt wurde und ſpäter den Beinamen „der Ernſthafte" erhielt. Dieſer erbaute unter dem Wartburgberg auf Anrathen der Grafen von Käfernburg und Schwarzburg ein Klöſterlein in die Ehre der heiligen Eliſabeth auf dieſelbe Stelle, wo dieſe tugendſame und milde Fürſtin ihre Almoſen auszutheilen pflegte und ihre Siechen heilte; er legte mit ſeiner werthen Hausfrau Mechtildis, Kaiſer Ludwigs des Baiern Tochter, den erſten Stein an der Kirche, ſetzte ſechs Barfüßermönche hinein, ſpeiſete ſie täglich von der Wartburg aus, und gab ihnen ſo viel, daß ſie ſich wohl erhalten mochten.

In dieſem Jahre rüſtete der junge Landgraf eine Heerfahrt nach England, zu Hülfe dem König Eduard II., welcher mit dem König von Frankreich kriegte. Viele wackere und gut berittene Herren folgten ihm, darunter manche junge Knappen, die gern in dieſem Kampfe ihre Sporen verdienen wollten. Als ſie nun ritterliche Thaten vollbracht, wollte der König mit andern Fürſten, die ihm auch zu Hülfe gezogen waren, dem

Landgrafen und ſeinen jungen Mannen den Ritterſchlag ertheilen, wie es Sitte und Brauch war, ſo ſprach der Landgraf: Ich will heute von niemand zum Ritter geſchlagen werden, als von dem, der noch nie geflohen. Da fragten ihn alle, wer der wäre und wen er meine? worauf Friedrich erwiederte: Das iſt der alte Friedrich von Wangenheim. Dieſer war in ſeiner Jugend Thüringiſcher Landvogt zu Gotha geweſen und hatte die Herren von Treffurt beſtritten und gefangen genommen, und ward nun allen Fürſten und ſelbſt dem Könige vorgezogen und von ſeinem Herrn erheiſcht, als der Würdigſte, ihn den Ritterſchlag zu ertheilen. Solche Ehre erwieß er vor den Fürſten ſeinem Vaſallen, dem frommen und mannlichen Ritter Friedrich von Wangenheim, dann am andern Tag ließ er ſich in der Meſſe zum Ritter ſegnen, wie zu jener Zeit der Fürſten und Herren Gewohnheit war. Als er eine Zeitlang bei dem Könige verweilt und mit den Seinen das Beſte gethan hatte, nahm er Urlaub und zog wieder in ſein Land, reichlich beſchenkt, wie auch die Seinen, mit Kleinoden und Heilthümern; ſie kamen nach Hauſe mit großen Ehren, kein Redlicher unter ihnen blieb zurück und in Eiſenach wurde ein ſchönes Feſt ausgerichtet.

31.

Von Johannes Hilten, dem Propheten.

Zu Eiſenach im Barfüßerkloſter war ein gelahrter und frommer Bruder, Johannes Hilten, welcher die Gabe der Weiſſagung beſaß und die großen Mißbräuche und Irrthümer erkannte, die ſich in der Kirche eingeſchlichen hatten. Er war auch ſo kühn, auf öffentlicher Kanzel darüber zu predigen, wodurch er ſich den bittern Haß der Pfaffen und Mönche zuzog. Manches prophetiſche Wort ging aus ſeinem Munde, welches ſich im Laufe der Zeit erfüllte. Er weiſſagte, daß das Barfüßerkloſter zu Eiſenach dereinſt zur Stätte eines Luſtgartens werden würde, das zu Weimar ein Zeughaus, das zu Magdeburg eine Schule, das zu Wittenberg ein Kornhaus; desgleichen ſagte er die weit ſpäter erfolgte Zerſtörung des feſten Schloſſes Grimmenſtein in Gotha vorher.

Oft ſprach er dieſe Worte: Es wird im Zeichen des Löwen ein Eremit aufſtehen, der mächtig am Stuhl zu Rom rütteln wird. Darüber und über ſeine freieren Lehrſätze überhaupt, ward er endlich von ſeinen Obern in das unreinlichſte und ſchrecklichſte Gefängniß des Kloſters geworfen, um ihn zu einem Widerruf zu zwingen, doch Hilten blieb ſtandhaft, obſchon ihn die verpeſtete Kerkerluſt krank machte. Er ließ den Guardian ſeines Kloſters rufen und bat ihn um einen beſſern, erträglichern Aufenthalt, aber dieſer ließ ihn mit harten Worten an, und zeigte kein Erbarmen. Da ſprach der Kranke mit feſter Stimme dieſes Wort: In fünfzehn Jahren wird ſich ein Held erheben, der euch Mönche ſcharf anfaſſen wird, den Ihr nicht feſſeln und nicht binden werdet! Darauf ſtarb der fromme, zuverſichtliche Mann.

Als dieß geſchah, ging ein armer Knabe zu Eiſenach in die Schule und erſang ſein Brot in der Currende vor den Thüren. Und als fünfzehn Jahre vergangen waren, trat aus dem Auguſtinerkloſter zu Wittenberg ein Bruder Eremit, wie man die Auguſtinermönche auch zu nennen pflegte und ſchlug zweiundneunzig Sätze gegen den Ablaß an die Thüre der dortigen Schloßkirche. Das war der Knabe, der in Eiſenach geſungen, das war der Held, von welchem Johannes Hilten prophezeite, und der Löwe war Papſt Leo X.

Noch iſt in Eiſenach des Propheten Denkmal zu ſehen.

35.

Junker Görg.

Das Wahrzeichen der alten Wartburg iſt ein ſteinerner Drache, welcher einen kaiſerlichen Boten verſchlingt und iſt noch zu ſehen über dem Eingang in das alte Ritterhaus, ſo ſollte auch der Wartburg ihr ſieghafter Drachentödter St. Görg nicht fehlen. Es wurde ein gefangener Ritter ſpät Abends in die Burg gebracht, ermüdet von langem Reiten, doch ward ihm ein ehrlich Gemach angewieſen und zwei Edelknaben wurden zu ſeiner Bedienung beordert. Er wurde Junker Görg genannt und ſo verwahrt gehalten, daß ihn nicht Jedermann ſehen konnte, ſogar ein Herzog, der mit hohen Frauen auf die Wartburg kam, bekam ihn nicht zu ſehen und zu hören. Zuweilen doch ritt oder ging dieſer fromme Ritter auch aus dem Schloß, ſtets in Begleitung eines treuen, reiſigen Knechts, der ihn nimmer aus den Augen ließ. Der Ritter las und ſchrieb ſehr viel, das ſchien ihm mehr Freude zu machen, als reiten und jagen. Oft ſchlug er den Weg in das freundliche, ſonniggrüne Hellthal ein, und wenn der Knecht meinte, Junker Görg werde ſein Geſchoß nach einem Vogel oder nach einem Haſen oder Reh richten, ſetzte ſich der Junker an eine ſchöne Stelle, zog ein Buch hervor und las, oder er ſang mit lauter, fröhlicher Stimme ein ſelbſt gedichtetes deutſches, frommes Lied, da hörte der Begleiter ſtill und andächtig zu. Gern lauſchte er dem Geſang der Vögel auf Büſchen und Bäumen, denn es war anmuthige Frühlings- und Sommerzeit und um die ganze Wartburg herum grünte und blühte es; die Burg ſtand wie eine Mauerkrone in einem Eichenkranz. Wenn Junker

Görg mit dem Burghauptmann Hans von Berlepſch zur Jagd zog, kamen ihm trübe Gedanken, und die Thiere, die erlegt wurden, dauerten ihn, ſo weich war ſein Gemüth und doch war es ſo ernſt und männlichkräftig. Später, als er ſich weniger verborgen halten durfte, ritt er ſogar in die benachbarten Stätte und Orte Eiſenach, Gotha, Erfurt, Jena, Markſuhl und Reinhardsbrunn, immer aber in Begleitung ſeines ehrbaren Knechtes, der gar treu war und verſchwiegen und auf den Junker Acht hatte, daß dieſer nicht durch ſeinen Eifer und ſeine Gelehrſamkeit offenbarte, wer er eigentlich war, denn er hatte öfter Luſt, ſein Schwert abzulegen und ſich über die Bücher zu ſetzen.

Gar fleißig ſaß dieſer fromme, treue Ritter und tapfre Vorfechter einer neuen geläuterten Glaubenslehre über den Büchern und arbeitete wacker, darüber ſtörte ihn oft unheimliches Gepolter und Rumpeln, zu Nacht raſaunte es auch in einem Sack Nüſſe, den man ihm geſchenkt, ſo daß der muthige Ritter merkte, es ſei der Teufel, der ihn irren wollte, kehrte ihm aber den Rücken zu und rief muthig: Biſt du's, ſo ſei es! Da nun zumal der gelahrte Ritter über dem heiligen Bibelbuch ſaß und es in gutes Deutſch überſetzte, ärgerte ſich der Teufel das darüber, ſchnurrte in Geſtalt einer großen Fliege ihm um den Kopf, oder machte ſonſt ein Geplärr, ſo daß endlich Junker Görg nicht faul das Tintenfaß ergriff, und es nach dem Teufelsgeſpenſt warf, worauf er Ruhe hatte.

Wer der Junker Görg auf der Wartburg war, weiß bei uns in Thüringen jedes Kind; ſeine Stube, ſeinen Stuhl und Tiſch zeigt man noch daſelbſt und auch den Fleck an der Wand, wohin das Tintenfaß geflogen.

36.

Die verfluchte Jungfer.

In dem Marienthal bei Eiſenach, am Abhang des Berges, auf welchem vor Zeiten die Frauenburg geſtanden hat, findet ſich im Felſen eine Höhle, zu der ein ſchmaler Eingang über bemooſtes Geſtein führt. Die Höhle iſt ziemlich rund, nicht allzugeräumig und geht aus ihr eine Kluft wie ein Schornſtein in die Höhe, ſie wird das verfluchte Jungfernloch genannt. Darüber erzählen ſich die Leute dieſe Sage: Es war zu Eiſenach eine Jungfrau von großer Schönheit, mit goldgelben Haaren geziert, und auf dieſe, wie überhaupt, ſehr ſtolz und eingebildet, ſo daß ſie nicht müde wurde, ſich zu putzen und ihr Haar mit einer güldnen Bürſte zu ſtrählen und darüber alle Frömmigkeit, Gebet und Gottesdienſt vergaß. Da alle Bitten und Ermahnungen ihrer frommen Mutter ſie nicht davon abzubringen vermochten, ſo verwünſchte ſie in ihrem Eifer ihr Kind in dieſe Höhle.

Alle ſieben Jahre einmal in der Mittagsſtunde erſcheint die ſo verfluchte Jungfrau; da ſieht man ſie ſitzen in prächtigen ſeidnen Gewanden, von dem goldgelben Haar umwallt und dabei weinend, wehklagend und auf Erlöſung harrend. Ein Fuhrmann zog einſt die Straße zum gehauenen Stein, hörte oben jemand nießen und ſprach: Helf Gott! Es nießte abermals und ſo noch neunmal hintereinander, und immer ſprach treuherzig der Fuhrmann ſein Helf Gott, als es aber zum zwölftenmale oben nießte, ward er unwillig, that einen Fluch und rief: Ei ſo Dir Gott nicht hilft, ſo helfe Dir ein Anderer! Da erſeufzte oben die Jungfrau tief und ſchwand wieder in ihre Höhle, hätte der Fuhrmann nur noch das einemal Helf Gott geſagt, ſo wäre ſie erlöſt worden. Vor der Höhle iſt ein Platz, darauf wächſt nimmermehr Gras, darum weil ſich dort die verfluchte Jungfer hinſetzt und es iſt an dieſem Ort niemals geheuer. Auch hört man es in der Höhle rauſchen, wie ferne Waſſer. Einſt hütete oben auf dem Berge ein Schäfer, da kam am hellen Tage den Schafen ein Schrecken an, obwohl er keinen Hund bei ſich hatte, der ſie gejagt hätte, daß ſie ganz raſend auf dem Berg herumliefen und ſich verſtreuten, und vierundzwanzig davon ſprangen von der höchſten Klippe herunter, daß ſie theils durch den jähen Fall geborſten, theils noch im Geſträuch hängen blieben, die der Schäfer mit Lebensgefahr herunter holte.

Alte Leute wollen die verfluchte Jungfer mit ihren langen ſeidenweichen Haaren geſehen haben, und ein rothes Hündlein neben ihr, das hat vielleicht die Schafe gejagt.

37.

Die verfluchte Jungfer erſcheint einer Hirtin und ſchützt ein Kind.

Einſtmals war auch ein Hirte, der ſeine Heerde in der Nähe des verrufenen Lochs weidete, dem trug ſeine Frau das Mittageſſen hinaus. Drauf erſcheint ihr die verfluchte Jungfer und redet ſie bittend an, ſie möge ihr doch mit der goldnen Bürſte, die ſie ihr reicht, die Haare ſtrählen, verheißt ihr auch guten, ehrlichen Lohn. Als die Frau dieſer Bitte willfahrt hat, führt die Jungfer die Hirtin mit ſich in ihre Höhle, bedeutet ſie aber, daß ſie keinen Laut von ſich geben ſolle und giebt ihr an Geld einen reichen Schatz. Wie nun die Frau ſich umwendet, wieder hinaus zu gehen, liegt am Eingang der Höhle ein großer ſchwarzer Hund, da erſchrickt ſie ſehr, ſchreit O weh! und läßt den Schatz fallen, der alſobald verſchwindet. Leer und mit Grauſen eilte die Hirtin Hals über Kopf aus der Höhle und nach Hauſe.

Eine arme Frau ging mit einem kleinen Knaben, ihrem Sohn, in den Wald bei der Wartburg, Holz zu leſen. Das Kind ſpielt im Walde, da hüpft und flattert ihm ein buntes Vöglein nah, der Knabe will es fangen, aber es fliegt nun immer weiter und weiter, ſetzt ſich und fliegt wieder, der Knabe immer nach, bis er der Mutter ganz aus den Augen iſt, durch Buſch und Dorn, bis zur Höhle hinein. Vergebens ſucht und ruft die Mutter ihr Kind durch den ganzen Wald.

Acht Tage vergingen ſo, das Kind blieb verloren; eines Morgens hört ein Hirte auf dem Berg eine rufende Kinderſtimme, da iſt der Knabe wieder, aber vom Gebüſch umſtrickt und gefangen, der Hirte hilft ihm heraus und bringt ihn zur bekümmerten Mutter, die fragt: Wo warſt du, wer hat dir zu eſſen gegeben? Ei, ſpricht das Kind: eine ſchöne Jungfrau hat mir zu eſſen gegeben und hat mich des Nachts warm zugedeckt.

38.

Der Silberbrunnen.

Nicht weit von dem verfluchten Jungfernloch nach der Frauenburg zu ſprang eine klare Quelle, der Silberborn genannt. Ein armer Leinweber aus Eiſenach ging einmal in den einſamen Grund und trank aus der Quelle, da warf das Waſſer einen Klumpen Silber heraus. Der arme Bürger eilte freudig mit ſeinem Fund in die Stadt, trug ihn zu einem befreundeten Schloſſer, Rauchmaul geheißen, der ihm darüber voller Freude fünfzig blanke Thaler auszahlte und ihn köſtlich bewirthete, doch dabei die Bedingung machte, daß der Freund ihm die Stelle zeige, wo ihm dieſer edle Schatz geworden. Dieß geſchah und ſie fanden abermals einen ähnlichen Silberklumpen. Der Schloſſer gönnte ſeinem gutwilligen Freund die fernere Theilnahme an ſolchem Glücksfund nicht und ſchlich allein hinaus, aber die verfluchte Jungfer ſpielte dem Habſüchtigen einen verfluchten Streich, ſie hatte mit ihrem ſeidnen Wams tief in der Erde die Quelle verſtopft, ſie floß nicht mehr. Viele ſind ſeitdem hinausgegangen, haben gehackt und geſchaufelt und gegraben, um das Wams zu finden, es herauszuziehen und die Quelle zu öffnen, doch vergebens; nur am Silbergraben unter der Frauenburg haftet noch die Erinnerung an das verlorne Glück.

39.

Mönch und Nonne.

Gleich unter dem öden Burgplatz, auf welchem einſt Schloß Mädel- oder Mittelſtein ſtand, erhebt ſich eine wunderliche Felſenbildung, Mönch und Nonne geheißen. Jeder Mann und jede Frau zu Eiſenach wiſſen die alte Sage davon. In zwei Eiſenachiſchen Klöſtern lebten, in einem ein junger Mönch, in dem andern eine junge Nonne, die ſich kannten und — liebten. Die ſtrengen Kloſterregeln begünſtigten ſolche irdiſche Liebe nicht und hielten die Liebenden weit von einander. Doch fand ihre heiße Zuneigung Mittel und Wege, ſich zu verſtändigen und eines Abends enteilten beide den dumpfern düſten Mauern ihrer Klöſter und erſtiegen den Berg, darauf noch die Trümmer des Mittelſteins lagen. An geheimer traulicher Stelle, wo kein Auge ſie ſah und ſuchte, grüßten und fanden ſie ſich. Was ſie fühlten und ſprachen, erzählt die Sage nicht. Sie ſtanden bei einander wohl eine lange Zeit und ſtehen noch immer bei einander, denn ein Wunder geſchah an ihnen, die warmen Herzen erkalteten und erhärteten, Mönch und Nonne wurden in zwei Felſenkoloſſe verwandelt, zur Strafe ihres gebrochenen Gelübdes, zur Warnung für andere. Immer noch, betrachtet man ſie von weitem, ſcheinen ſie ſich zum Wechſelkuß gegen einander zu neigen, und mancher Scherz, manches ſchöne Lied feierte ſchon dieſes altergraue, ſteinerne Liebespaar.

40.

Von einer weißen Frau.

Das alte Katharinenkloſter zu Eiſenach war nicht mehr, ſeine noch nutzbaren Gebäude waren in ein Waiſenhaus verwandelt, darinnen wurde die Geſtalt einer weißen Frau geſehen, darum, weil ein überaus großer Schatz in den Gärten des ehemaligen Kloſters liegt, der noch erlöſt werden muß. Alle ſieben Jahre erſcheint die weiße Frau in Nonnentracht, bald ſteht ſie da, bald ſteht ſie dort, ihre Hände ſind zum Gebet auf die Bruſt erhoben, dann erſeufzt ſie dreimal tief, als trüge ſie auf ihrem Herzen eine ſchwere Centnerlaſt, und ſchreitet langſam von dannen. In den Gärten verliert ſie ſich und kommt weg, keiner weiß wohin. Alt und jung haben ſie geſehen. Als das alte Waiſenhaus noch beſtand, war wegen ihr große Furcht und Schrecken darin. Der alte Waiſen-Inſpector Limprecht, der auch ein Büchlein über das lebende und ſchwebende Eiſenach geſchrieben, berichtet davon, daß ſie kurz zuvor, ehe er in das Waiſenhaus gekommen, erſchienen ſei; er aber habe nun gegen ſechs Jahre nichts von ihr gehört und geſehen. Ob er ſie aber im ſiebenten Jahre nicht auch geſehen, weiß man nicht.

41.

Die geſpenſtiſche Kuh.

Im Jahre vierzehnhundert und vierundfünfzig ging einer, Balthaſer Meiſekopp geheißen, von Eiſenach zur Nachtzeit durch den Moosberg, und wie er ſo an nichts Böſes dachte, wurde er plötzlich einer feurigen Kuh anſichtig, die ihm geradewegs entgegen kam. Es wurde ihm nicht wenig angſt, er betete ein raſches Stoßgebet, und ſchlug drei Kreuze als Hülfe und kräftige Schutzwehr gegen den böſen Feind. Da war plötzlich die Kuh verſchwunden und ſchien in einen alten krummen Birkenbaum verwandelt, der am Wege ſtand und den er zuvor geſehen zu haben, ſich nicht entſinnen konnte, ſo daß er ſicher vorbeigehen mochte. Mit Zittern und Zagen ging er auch wirklich an dem Baum vorbei und ſah ſich, als er ſich vorüber gedrückt, furchtſam und ſchüchtern um. Hopp! da ſprang ein altes Weib mit einer Ofengabel hinter ihm weg und lief ſchnurſtracks ins Gebüſch und heraus übers Feld. Lange ſah er ſie laufen, vom alten Birkenbaum am Weg war aber keine Spur mehr zu ſehen; ein Schauer überlief den Mann, ſo oft er des Hexengeſpenſtes gedachte.

Sagenkreis
des
Hörſeelberges.

Ez iſt hiute ein wunnicklicher tac.
nu pflege min der aller Dinge walte.
daz ich mit ſelden muze weſen.
unde ich gebuze mine groze ſchulde.
wente her mich wol gehelfen mac.
alſo daz ich die ſele min behalte.
Daz ich vur ſunden ſy geneſen.
unde daz ich noch irwerbe gotes hulde.

Ritter Tanhuſer.

Hoch und ſchroff aus dem freundlichen Hörſelthal aufſteigend, kahl und unbebaut, als ruhe ein Fluch darauf, erhebt ſich zwiſchen Eiſenach und Gotha der Hörſeelberg, von weitem anzuſehen wie ein ſteinerner Sarg. In dieſem Sarg ruht im zauberhaften Schlummer begraben bis zum jüngſten Tag eine mährchenhafte Wunderwelt. Mehr Sagen hat dieſer eine Berg, als manches Land und viel iſt von und über ihn in alten Büchern zu leſen. Hoch oben am Nordweſtende des Berges an einer ſteilen Felswand und ſchwer zugänglich, geht eine Schlucht hinein, welche in der ganzen Umgegend das Hörſeelloch genannt wird; oft hört man darin, und auch wenn man auf der Höhe darüber ſteht, ein dumpfes Brauſen, wie unterirdiſchen Sturm, oder ein Rauſchen, als ſtürze Waſſer auf raſchumſchwingende Mühlräder. Ich ſelbſt, da ich einſam auf dem Bergesrücken ſtand, die Felſenſpalte ſuchte und ſie nicht finden konnte, vernahm ein mächtiges Rauſchen unter mir, wie fallende Waſſer, ſtieg über ſchroffe Klippen hinab und ſtand vor der Berghöhle, ich wußte nicht wie. Vor alten Zeiten, ſo ſteht in den Thüringiſchen Chronikbüchern, ward dort jammernde Wehklage vernommen, lautes, zeterndes Geheul, zumal des Nachts, daß den Umwohnern grauſte, und es ging die Sage, daß ſolches Geſchrei von gemarterten Seelen herrühre, die dort in Höllenquaalen büßen müßten. Darum wurde der Berg Hör-Seelen-Berg genannt und ſpäter Hörſeelberg, wie er noch heißt bis auf dieſe Stunde. Und wie die Alten glaubten, daß dort im Hörſeelberg der Sitz des Fegefeuers ſei und ſeine Höhle eine Pforte der Hölle, daher auch jener Zauberſchüler, den der Teufel von Wartburg führte, zu ſehen, wie es um des eiſernen Landgrafen Seele beſchaffen ſei, nicht weit zu fahren hatte, ſondern bald zur Stelle war, ſo glaubten ſie auch, daß in ihm das wilde Heer ſeinen Wohnſitz habe, das in den zwölf Nächten über Thüringens Wälder brauſt. Zugleich war und iſt auch der Hörſeelberg, und kein anderer, jener Venusberg der alten Sagen, in deſſen Schoos die Heidengöttin, Frau Venus, umgewandelt in eine Zauberfei, unterirdiſchen Hof hält, mit aller Luſt und aller Pracht, wie es wenigſtens denen vorkam, die ſich hineinlocken ließen von ſüßen Liederſtimmen und holdem Mädchenwinken. Was immer die Sinne erfreuen mochte, bot ſich darin dar, weshalb auch aus weit entlegenen Landen mancher kam und dort hineinging. Heraus kam keiner wieder.

Noch immer wird der Hörſeelberg von manchem Landbewohner ſeiner Umgegend Venusberg genannt, ſind auch faſt verklungen die alten Sagen von ſolchem zauberhaften Liebeshof. Ein ſicheres Zeichen, daß dieſer Thüringiſche Berg zufolge der Traditionen als der ächte und rechte Zauberberg bekannt und gemeint war. Auf lateiniſch nannte man ihn Mons horrisonus, d. h. der ſchrecklichtönende, der ſchrecklichrauſchende Berg.

Lieblich zum Theil und zum Theil recht düſter und grauſenhaft klingen die Hörſeelbergſagen; ihm, der von außen ſo öde, ſo unfruchtbar iſt und ſo düſter anzuſchauen, verlieh die Poeſie der Frühzeit ein reiches, inneres Leben, in ſeinen Schoos barg ſie Wunder und Geheimniſſe, in ſeine Zaubertiefen ſtieg ſie ſelbſt hinab, als die Oberwelt ihrer nicht mehr recht achten wollte. Immer pulſt und glüht noch im tiefen Schacht ihr klang- und liedervolles Herz, ſie ſelbſt iſt Frau Venus, die ihren allmächtigen Liebesruf an ihre Geweihten ertönen läßt, zu ihr hinabzuſteigen, damit ſie ihnen ihre Wunderreize, ihre Luſt und ihren tiefen, ewigen Schmerz offenbare. Da können dann viele, die ihr mit glühender, liebedürſtender Seele folgen, nicht mehr zurück.

Eine Wetterſcheide iſt der Hörſeelberg und ſeinen hohen Scheitel küſſen bisweilen die Meteore des Himmels. Im Jahre dreizehnhundert achtundneunzig erhoben ſich bei Eiſenach am hellen Tage drei große Feuer, brannten eine Zeitlang in den Lüften, thaten ſich zuſammen und wieder von einander und endlich fuhren ſie alle drei in den Hörſeelberg hinein. — Auch das iſt zu beachten, daß von den Hörſeelbergſagen faſt keine der Geſchichte angehört, alle vielmehr ſind ſie Kinder einer aus dem Volk hervorgegangenen und im Volk fortlebenden tiefdeutſamen Poeſie, mythiſchen Zaubers voll.

1.

Königin Reinſweig.

In dem fernen England lebte eine fromme Königin, Reinſwig oder Reinſweig genannt, in Freuden und Frieden mit ihrem Gemahl, den ſie herzlich und aufrichtig liebte. Aber es ſtarb ihr königlicher Herr und ſie ward darüber betrübt bis in den Tod, denn der König hatte ſie aus einem geringen Geſchlecht um ihrer Tugenden willen erwählt und alſo hoch erhoben, und ſie wollte nun der Treue an ihm nicht vergeſſen, ſondern ſie gab nach ſeinem Tode reichliche Almoſen, ließ für ſeine Seele viele Meſſen leſen und Gebete thun, und vermeinte damit ihren Herrn etwa aus der Pein des Fegefeuers zu erlöſen, er leide ſie auch, wo er immer wolle, ſo fern es möglich. Als ſie das eine Zeitlang mit großer Andacht getrieben hatte, erſchien ihr des Nachts ein Geſicht, wie der Schatten ihres Gemahls, und ſie hörte eine Stimme gleich wie die Stimme des verſtorbenen Königs, die rief ihr zu, daß in dem Lande Thüringen ein Berg wäre, eine Meile Weges von Eiſenach gelegen, darin würde mit andern auch die Seele des Königs gequält und hätte von den Almoſen und den Seelenmeſſen der guten Königin weder völlige Erlöſung, noch auch nur Erleichterung der Fegefeuerpein zu hoffen. Deß erſchrak die fromme Königin über die Maßen, berief ihre Jungfrauen und ihre Diener, nahm all ihr Geld und Gut, verließ England und ſchiffte über Meer nach Deutſchland herüber. So kam ſie zu dem berufenen Berg und wählte einen freundlichen Platz an ſeinem Fuß, baute eine kleine Kirche und ein klöſterliches Haus, darin ſie mit den Ihrigen wohnen und beten konnte, und nannte die Stelle Satansſtätte, darum weil oft die böſen Geiſter unter Anführung des Satans aus dem Hör-Seelen-Berg erſchienen und ſich merken ließen, wie auch in benachbarten Orten Kälberfeld, Mechterſtätt, Burla und andern. Als aber ſich auch andere redliche Leute dort anbauten, wurde der Ortsname allmälig verändert und wurde aus Satansſtätte Sattelſtätte und endlich Sättelſtätt.

Die fromme Königin Reinſwig nahm noch andere heilige und fromme Jungfrauen und Weiber zu ſich, diente Gott bis an ihr Ende und durch ihr großes Gebet, Almoſen und gute Werke gelang es ihr, die Seele ihres Gemahls aus dem Hörſeelberg zu erlöſen, und als ſie dieſe ſelige Gewißheit erlangt, ſtarb ſie und hinterließ ihren Jungfrauen viel Geld und Gut, eine ſtattliche Habe. Damals nun hatte Jungfrau Adelheit, des dritten Ludwigs von Thüringen Tochter, das Nikolaikloſter zu Eiſenach erbaut, dorthin begaben ſich die Jungfrauen und Frauen der Königin von England und nahmen die Ordensregel des heiligen Benedict an.

Auch zu Mechterſtett, zu Burla und zu Kälberfeld ſoll die fromme Reinſweig Kapellen erbaut und den Grund zu dieſen Orten gelegt haben, wie noch die Sage geht.

2.

Der treue Eckart und der wilde Jäger.

Der wilde Jäger fährt oft in ſturmvollen Winternächten über den Wald, wenn Frau Holle ihr Bett ausſchüttelt, daß die Schneeflocken wie Flaumfedern vom Himmel fallen und die Frau Holle fährt auch mit ihm.*) Mit einer großen Zahl verdammter Geiſter wohnt er im Schooß des Hörſelberges, aber zu ſeiner Zeit kommt das Gelichter der Hölle heraus mit lautem Halloh und tobendem Jagdlärm. Da ſieht man Geſtalten zu Fuß und Roß, theils hoch in den Lüften, theils auch niedrig, zwiſchen den Bäumen, theils auf der Erde hin, im ſchnellen Jagen ziehen. Zuweilen erkennt man darunter Leute, die noch leben, auch andere, die ſchon verſtorben ſind. Mancher reitet auf einem dreibeinigen Pferd, mancher hat ſeinen Kopf unter den Arm genommen, ein anderer iſt an ein Rad gebunden und das Rad läuft mit ihm um und um; der hat das Geſicht auf dem Rücken, ein anderer hat ſeine Beine auf die Achſel gehockt und kommt doch mit fort. Solch Geſpenſt zeigte ſich in vielen Landen, in Thüringen hat es aber ſeinen vernehmlichen Sitz im Hörſeelberg. Es iſt immer nicht gut, wenn es einem begegnet, daß er es ſieht oder hört, aber mancher Jäger und mancher Hirte oder Holzhauer wiſſen davon zu reden. Wenn nun der wilde Jäger mit ſeinem wüthenden Heer heranzieht aus dem Zauberberg, ſo geht ihm jederzeit ein alter Mann voran, in der Richtung, in welcher das Höllengelichter ziehen will, ein alter Mann mit weißem Haar, der trägt einen weißen Stab in ſeiner Hand und das iſt der treue Eckart. Wer dieſem nun begegnen mag, der wird von ihm gewarnt, daß er zur Seite gehe oder ſich niederwerfe und den Spuk nicht ſehe, wenn er ihn auch hören muß. Das iſt ſchon manchem begegnet mit dem treuen Eckart, und daher iſt ein Sprichwort im Volke entſtanden, das lautet: Du biſt der treue Eckart, du warneſt jedermann. Wenn der Tag graut und der Hahn kräht, fährt alle der tolle Spuk wieder zum Hörſeelberg hinein, den läßt der alte, treue Warner an ſich vorüberziehn und ſetzt ſich innen in die düſtere Felſenſpalte, wo er harrt und wacht, ſo Tag wie Nacht und jeden warnt, der hinein will zu dem Venushof, um für irdiſche Freude die ewige Seligkeit zu opfern.

---

*) S. den Sagenkreis: Das thüringiſche Henneberg.

Man hat in den frühern Zeiten oft den Boden vor der Höhle des Hörſelberges glatt gekehrt und dann am andern Tag Fußtapfen von Menſchen und Thieren in großer Menge davor gefunden.

3.

Die Mähr von dem Ritter Tanhäuſer.

Es war einmal ein edler Rittersmann aus dem Frankenland, zugleich ein Minneſänger von großen Gaben, der zu jener ſchönen Zeit lebte, als der edle Landgraf Herrmann von Thüringen an ſeinen Hof auf der Wartburg ſo viele Dichter verſammelte, die in ſtolzen Liederwettkämpfen um hohe Preiſe rangen. Er war trefflich bewandert in der Kunde der Geſchichte der frühen Zeiten und hatte nach kühnen Abentheuern hin und her die Welt durchfahren, faſt alle Lande durchreiſt. Da kam er am Hörſelberg vorbei und hoffte noch vor Abends die Wartburg zu erreichen, dahin er wohl auch von dem Landgrafen geladen war, deſſen er in einem ſeiner Lieder mit den Worten gedachte:

Grave Hermann o we der Zit
Das der nicht wart getroenet,
Des mus ich im von ſchulden klagen
Got gebe im dort zu lone
Nach ſeiner würde muze er tragen
Im Himelrich die krone.

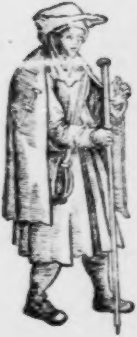
Als er nun recht in den Bereich des Zauberberges kam, ſah er ein wunderliebliches Frauenbild in der Felſenpforte ſtehen, die hinab führte, von ſo unſaglichen Reizen, wie er noch nie geſehen, das war nach heidniſcher Weiſe nur leicht und lockend gekleidet, winkte ihm und zugleich drang ein Schall ſüßer Lieder aus der klingenden Bergestiefe herauf. Und dieſes war die Frau Venus, deren holder Liebeslockung der Ritter folgte. Ein ganzes Jahr lang blieb er bei ihr im Genuß aller Freuden, die den Sinnen ſchmeicheln, aber endlich trat auch bei ihm das Gefühl der Ueberſättigung ein, er fühlte ſich nicht mehr angezogen von den Reizen der Zauberſei und der Geſellſchaft in dem unterirdiſchen Minnehof und es wurde in ihm eine unbezwingliche Sehnſucht rege, dieſen Ort der Sünde zu verlaſſen; dagegen ſträubte ſich Frau Venus gar ſehr, als er ihr den Entſchluß kund that, daß er ſich wieder hinwegbegeben und verſuchen wolle, ob er nicht Vergebung ſeiner großen Verſündigung erlangen möge; endlich gelobte er ihr an, feſt und unverbrüchlich, zu ihr zurückzukehren, wenn ſein Wunſch nicht in Erfüllung gebe und er keine Gnade finde, und dann ewiglich bei ihr zu bleiben. So entließ ſie ihn traurig und betrübt und der Ritter trat wieder aus dem Berge. Damals lebte zu Rom ein Papſt, der hieß Urban, ein ſtrenger Mann, zu dieſem zog der edle Tanhäuſer, weil es ſo gebräuchlich war, daß große Sünder in das heilige Land oder doch wenigſtens nach Rom wallfahrten mußten, um den Himmel zu verſöhnen und von den Qualen ihrer Schuld freigeſprochen zu werden. Zum Papſt Urban trat der Tanhäuſer, fiel vor ihm nieder, küßte ihm die Füße und beichtete die ſchwere Schuld, daß er ein Jahr lang in Frau Venus Berge geweſen ſei. Darüber erzürnte ſich Urban über die Maßen, ließ den aufrichtig Bereuenden ſehr hart an und zeigte auf den weißen Kreuzesſtab, den er hatte, indem er ausrief: So wenig dieſer dürre Stab grünet und jemals wieder grünen wird und kann, eben ſo wenig haſt Du zu hoffen, daß Dir jemals bei Gott und mir Verzeihung und Gnade werden kann und wird!

Solches harte Wort bewegte den edlen Tanhäuſer tief. Er bat und flehte, ihm doch nur ein Jahr Zeit für Reue und Buße zu laſſen, aber es war alles vergebens.

Traurig und tief bekümmert und verzweifelnd an ſeinem Gott und Heiland zog der arme Ritter wieder zurück den weiten Weg, und kam zu ſeiner Frau Venus, die ihn freundlich und minniglich empfing. Er ging hinein in den Venusberg und iſt nie wieder herausgekommen. Nach dreien Tagen aber hob der Stab des Papſtes an zu grünen durch ein göttliches Wunder der ewigen verzeihenden Liebe, und der Papſt ſah erſchüttert, daß bei Gott möglich ſei, was ihm, dem Menſchen, unmöglich geſchienen. Da ſandte er Boten hinaus in alle Lande, nach allen Richtungen hin, den Ritter zu ſuchen, ihn zurückzurufen und ihm die Gnade des Himmels zu verkünden, aber er war nicht zu finden und muß nun in dem Berge bleiben bis an der Welt Ende. Später wurde ein Lied auf den Tanhäuſer gedichtet und geſungen in allen deutſchen Landen; es war ein fliegendes Blatt vom blätterreichen Baum der Poeſie und nahm ſich in ſeiner alten Geſtalt alſo aus, wie es hier folgt.

4.

Das lied von dem Danheüſer.



Nun will ichs heben an
Von dem Danheúſer zu ſingen
Vnnd was er hat wunders gethan
Mit ſeyner fraüwen Venuſinnen

Danheúſer was ein ritter gut
Wann er wolt wunder ſchaúwen
Er wollt in frauw Venus bergk
Zu andern ſchönen frawen
Herꝛ danheúſer jr ſeyt mir lieb
Daran ſolt jr mir gedencken
Jr habt mir eynen eydt geſchwoꝛen
Jr wölt von mir nit wencken
Frauw Venus das enthab ich nit
Ich wil das widerſpꝛechen
Wann redt das yemant mehr dañ jr
Gott helff mirs an jm rechen
Herꝛ danheúſer wie redt jr nun
Jr ſolt bey mir beleyben
Ich wil eúch mein geſpilen geben
Zu eynem ſteeten weybe
Vnnd nem ich nun ein ander weyb
Ich hab in meynen ſinnen
So múſt ich in der helle glut
Auch ewigklich verbꝛinnen
❡Jr ſagt mir viel von der helle glut
Unnd habt es nye empfunden
Gedenck an meynen roten mundt
Der lachet zu allen ſtunden
Was hilffet mich eúwer rotter mundt
Er iſt mir gar vnmere
Nun gebt mir vꝛlaub freúwlin zart
Durch aller fraúwen eren
❡Herꝛ danheúſer wölt jr vꝛlaub han
Ich wil eúch keynen geben‑

Nun beleybent edler danheüſer
Vnnd friſtet eüwer leben
❡Mein leben das iſt worden kranck
Jch mag nit lenger beleyben
Nun gebt mir vrlaub freüwlin zart
Von eüwerem ſtolzem leybe
❡Herr danheüſer nit redet alſo
Jr thunt euch nit wol beſinnen
So gendt wir in ein kemerlein
Vnnd ſpilen der edlen minne
❡Gebrauch ich nun ein fremdes weyb
Jch hab in meynem ſinne
Frauw Venus edle frauwe zart
Jr ſeyt ein teüfflerinne
❡Herr danheüſer was redt jr nan
Das jr mich gunnet ſchelten
Nun ſolt jr lenger herinne ſein
Jr müſſent ſein dick entgelten
❡Frauw venus vnd das wil ich nit
Jch mag nit lenger bleyben
Maria mutter reyne maydt
Nun hilff mir von den weyben
❡Herr danheüſer jr ſolt vrlaub han
Meyn lob das ſolt jr preyſen
Wo jr do in dem lande vmbfart
Nempt vrlaub von dem greyſen
❡Do ſcheydt er wider auß dem bergk
Jn jamer vnd in reüwen
Jch wil gen Rom wol in die ſtatt
Auff eynes Babſtes träuwe

❡Nun far ich frölich wol auff die ban
Gott müß ſein ym̃er walten
Zu eynem bapſt der heyſt Vrban
Ob er mich möcht behalten
❡Ach bapſt lieber herꝛe mein
Ich klag eúch meyne ſünde
Die ich meine tag begangen hab
Als ich eúch wil verkünden
❡Ich bin geweſſen auch ein jar
Bey venus eyner frauwen
So wolt ich beycht und buß empfahē
Ob ich möcht got anſchauwen
❡Der bapſt het ein ſtäblein in d'hant
Das was ſich alſo dürꝛe
Als wenig es gegrünen mag
Kumbſt du zu gottes hulde
Nun ſolt ich leben nur ein jar
Eyn jar auff dieſſer erden
So wolt ich beicht vñ buß empfahen
Vnnd gottes troſt erwerben
Do zoch er wider auß der ſtatt
In jam̃er vnd in leyden
Maria mutter reyne magdt
Muß ich nun von dir ſcheyden
Er zoch do wider in den berck
Vnnd ewiglich on ende
Ich wil zu Venus meiner frawen zart
Wo mich got wil hyn ſende
Seyt got wilkum̃en danheúſer
Ich hab eúwer lang emboꝛen

Seyt wilkum̃en mein lieber her:
Zu eynem bulen außerkoren
Das weret biß an den dritten tag
Der ſtab hub an zu grunen
Der bapſt ſchicket auß in alle lande
Wo der danheuſer wer hyn kum̃en
Do was er wider in dem bergk
Vnnd het ſein lieb erkoren
Des muſt der vierde bapſt Vrban
Auch ewigklich ſein verloren.*)

5.

Der Mechterſtätter Hirte.

Ein paar hundert Schritte vom Wege ab, den man von Mechterſtätt nach Sättelſtätt geht, und nicht weit von dem nunmehr verfallenen Hochgericht entſpringt ein helles, klares Brünnlein, das von allen Leuten, die dort herum wohnen und Aecker haben, gekannt und getrunken wird. Vor Zeiten hütete nun einmal der Mechterſtätter Hirte in der Nähe dieſer Bergquelle und ging zur Mittagszeit, wie er gewohnt war, zu ihr, um ſein einfaches Mahl dort zu halten, einen friſchen Trunk zu thun und dann ein Stündlein lang die Hitze des Tages zu verſchlafen. Als er aber zu der Quelle kam, gewahrte er einen Hügel, den er doch früher nie geſehen, und in den Hügel hinein führte ein offener Gang, der erleuchtet war und aus welchem ihm eine weiße Jungfrau entgegen kam. Ihr Geſicht war ſehr bleich, ſchön und ſchmerzvoll, und traurig und bittend ſah ſie den Hirten an. Der wußte vor Ueberraſchung und Schreck nicht, was er thun ſollte und ſah ängſtlich umher. Da gewahrte er plötzlich über der Quelle drei ſchöne ſonnengoldfarbige Blumen, wie er nie zuvor deren geſehen, die waren auf einem Strauche gewachſen, und der Hirte ging hin und pflückte die Blumen ab. Das kummervolle Antlitz der Jungfrau heiterte ſich auf, als das geſchehen war, und ſie ſprach ganz freundlich: Nun kannſt Du mich erlöſen, wenn Du hier hinein gehſt, aber das Beſte mußt Du ja nicht vergeſſen, wenn Du wieder herausgehſt. Der Hirte faßte ſich ein Herz, folgte der Jungfrau, die ihm voran ging und gelangte durch viele glänzende Höhlengänge und Kammern in einen großen, unterirdiſchen, herrlich ausgezierten und erleuchteten Raum, darin eine Fülle von Gold und Edelſteinen aufbewahrt war. In einem glänzenden Saal ſaßen viele Ritter und Frauen bei einem ſchwelgeriſchen Mahl, aber in der tiefſten Stille, kein Laut ward hörbar, kein leiſes Athmen, ſo daß es dem armen Hirten mächtig grauſete in dem unheimlichen Kreis; er dachte an den Rückweg und beſchloß, ſich etwas mitzunehmen, zum Andenken und zum Wahrzeichen, daß er das alles nicht blos geträumt habe, und wie er das ſo dachte, gewahrte er ein Trinkhorn, das hing an der Wand unter drei gekreuzten Schwertern. Er legte flugs die Blumen aus der Hand auf einen Tiſch und langte mit beiden Händen das zierlich gearbeitete Horn herunter und machte ſich eilig davon, ohne an die Blumen zu denken. Aengſtlich trat ihm wieder die Jungfrau entgegen und flehte: Vergiß, o vergiß das Beſte nicht! Sonſt muß ich unerlöſt bleiben! Aber hinten brauſte es dumpf und hohl, Grauſen packte ihn, er ſtürzte vorwärts, die Jungfrau wollte ihn halten, doch wie von unſichtbarer Hand ward ſie zurückgeriſſen, kläglich tönte ihr Jammerruf ihm nach. Der Hirte erreichte odemlos mit ſeinem Horn das Freie; es krachte ein lauter Schlag und verſchwunden war der Hügel, verſchwunden der Blumenſtrauch, alles hinweg, der Hirte wußte nicht, wie ihm geſchehen war, nur ein leiſes fernes Klagegewimmer ſchien aus der Erde tiefem Schoos herauf an ſein lauſchendes Ohr zu dringen und es war ihm bitterlich leid, die Blumen vergeſſen zu haben. Oft noch hörte er jene Klage, wenn er wieder ſeine Heerde in des Bräunleins Nähe trieb. Das Horn aber hatte er noch, und trug es auf die Wartburg zum Landgrafen, der ihm eine ſtattliche Verehrung dafür gab.

---

*) Dieß Gedicht iſt mitgetheilt nach einem alten Druck ohne Ort und Jahrzahl den ich beſitze. D. H.

6.

Das Jeſusbrünnlein.

Von einem Hirten aus dem Dorfe Kahlenberg geht auch eine Sage, die jedoch nichts mit dem zauberhaften Spuck gemein hat, der in und um den Hörſeelberg ſein Weſen trieb. Gar nicht weit von dieſem Berge, an dem Fußſteig, wo man von Kahlenberg nach Mellborn geht, ſpringt eine kleine, friſche und wunderbar erquickende Quelle, welche das Jeſusbrünnlein genannt wird. Es hütete einſtmals ein Schäfer auf dem Hörſeelberg und zwar in ſo drückender Sonnengluth, daß er faſt fürchtete, vor Durſt verſchmachten zu müſſen ſammt ſeiner kleinen Heerde. Alle Quellen und Brunnen, die er in der Umgegend kannte, waren ausgetrocknet, wohin er blickte und ging, er ſah und fand kein Waſſer. In ſo großer Noth und überwältigt von der Pein des Durſtes, fiel er auf ſeine Knie nieder und ſammelte ſeine ſich ſchon verwirrenden Gedanken zu einem feurigen Gebet zu dem barmherzigen Heiland Jeſus, daß er ihm durch Gott und die gebenedeite Jungfrau Maria doch helfen und ſein armes Leben friſten möge. Und ſeine Bitte wurde erhört. Wie er noch betend auf den Knien lag, rieſelte aus dem Felſen neben ihm ein friſcher lebendiger Quell, der den Dürſtenden labte und ihm ſein Leben erhielt. Freudig den Himmel preiſend, trank der Hirt, und nimmer wieder verſiegte dieſe Gnadenquelle, ſondern ſie ſpringt und führt ihren ſchönen Namen noch bis heute.

7.

Es äfft die Fuhrleute.

Einſtmals zogen mehre Fuhrleute mit ihren Laſtwagen, die mit Wein befrachtet waren, auf der Heerſtraße, die von Gotha nach Frankfurt führt, und dicht am Fuß des Hörſeelbergs vorbeizieht, ihres Weges fürbaß und es mochte wohl ſchon die Dämmerung hereingebrochen ſein, ehe ſie das Dorf Schönau, wo ſie gewöhnlich zu übernachten pflegten, erreicht hatten, als ſich ihnen ein merkwürdiges Geſicht zeigte. Denn es that ſich an einer Stelle, wo ſie ſonſt nie zuvor eine Oeffnung geſehen hatten, der Berg auf, und ſie traten neugierig näher, zu ſchauen, was da drinnen brenne, indem eine Gluth aus der Höhle ſo feurig ſtrahlte, wie von einem Hochofen, in welchem Eiſenerze geſchmolzen werden. Wie ſehr erſchraken ſie aber, als ſie nun ſahen eine Menge Lebender und Verſtorbener in einem Flammenmeer ſitzen, davon ihnen einer und der andere bekannt vorkam, zumal waren dabei viele der reichen Weinhändler, welche ihnen oft Fracht gaben und die *dafür* mit Feuer geſtraft wurden, daß ſie den Wein mit Waſſer miſchten oder gar mit Giften verſüßten. Den Fuhrleuten wurde dabei angſt und bange und einer ſchrie überlaut: Ach, daß 's Gott erbarm'! — Da verſchwand gleich alles mit einander und die Fuhrleute kreuzten und ſegneten ſich und trieben ihre Pferde eilend an, um ſo ſchnell wie möglich von der unheimlichen Stelle hinwegzukommen.

8.

Die Hirtenknaben.

In dem Hauſe, darin der Erzähler dieſer Sagen ſeine Knabenjahre verlebte, war ein Kutſcher, aus dem Dorfe Sättelſtätt gebürtig, welcher vieles von ſeiner Heimathsflur zu erzählen wußte, zumal vom Hörſeelberg. Sehr oft erzählte er unter andern auch dieſe Geſchichte: Es waren eine Anzahl munterer Knaben beiſammen, welche auf den Wieſen des Hörſeelthales und nicht allzu weit von dem berufenen Hörſeelloch die Pferde hüteten. Sie trieben mancherlei Spiel und Kurzweil nach Knabenweiſe, die Zeit hinzubringen, bis einer auf den Einfall kam, hinauf zum Hörſeelloch zu klettern und hineinzukriechen. Gleich that er ſeinen Kameraden dieſen Vorſchlag, und da er ſich zugleich erbot, der erſte zu ſein und der Anführer dieſes Wageſtücks, ſo willigten alle ein und folgten ihm, nachdem ſie vorher ihre Pferde zuſammengekoppelt und an Pfähle. und Bäume angebunden hatten, daß keines entlaufen konnte.

Als ſie nun allzumal oben angelangt waren an der niedrigen und engen Bergeshöhle, merkte der Anführer, daß es nicht allen ſeinen Gefährten ein rechter Ernſt ſei mit der Höhlenfahrt und daß ſich einer oder der andere zu fürchten ſchien, daher ſprach er: Wer mitgegangen iſt, darf nun nicht zurückbleiben. Laßt uns daher an einander anbinden, daß der erſte wie der letzte die Gefahr theile, wenn eine ſolche vorhanden iſt. — Darauf feſſelten ſie ſich mit den Riemen und Halftern, womit ſie die Roſſe leiteten, an einander, zündeten einen Kienſpan an und der Erſte froch muthig in das Bergloch hinein, einer nach dem andern verſchwand in dem engen und dunkeln Gang. Heftig klopfte manchem das Herz, am heftigſten dem letzten, und er ſuchte mit der Hand nach einem Taſchenmeſſer, das er bei ſich trug. Vier Lachter lang zog ſich der dunſte Gang in den Berg, dann wurde er ſchmaler, niedriger, feuchter und konnte nur mühſam kriechend begangen werden. Jetzt trennte ſich mittelſt eines raſchen Schnittes der Letzte ſtill von ſeinen immer vorwärts kriechenden Gefährten, jene aber gelangten in eine mehr als mannshohe, geräumige Höhle, in welcher auch eine Bank zum Sitzen ausgehauen war, vermuthlich die Bank des treuen Eckart, aus dieſer Höhle führte abermals ein ſchmaler Gang und die jungen Höhlenbefahrer betraten auch dieſen. Zitternd hielt ſich noch der Letzte zurückbleibend in dem zweiten Gang, bald ſah er nichts mehr von dem matten Schein ihres Lichts, bald hörte er ihren im Geklüft verhallenden Tritt nicht mehr. Eiskalte Tropfen fielen von der Felſendecke herab auf ſein Geſicht, auf ſeine Hände. Er kroch ein wenig zurück, nach vorn, wo das Tageslicht wie ein Stern vom Eingang ſchimmerte, und harrte mit klopfenden Herzſchlägen und zitternd der Wiederkehr ſeiner Kameraden. Aber in der Höhle blieb es dunkel, blieb es ſtill, er ſah ihr Licht nicht wieder kommen, er hörte ihre Stimme nicht von fern ſich wieder nahen. Starr blickten ſeine Augen in die öde Nacht; er lauſchte mit der angeſtrengteſten Aufmerkſamkeit, ob ſie nicht kämen, manchmal glaubte er ſie nahen zu hören, doch er hatte ſich getäuſcht, es blieb ſtill und ſtumm in dieſem Bergesgrab, und endlich übermannte ihn der entſetzliche Gedanke, daß jene wohl gar nicht wiederkommen würden. Nun ſchallte ſein Angſtruf ſchauerlich durch die Höhle des Berges, aber es hörte ihn niemand, es antwortete ihm niemand, da ergriff ihn ein kaltes Grauſen, er kroch heraus. Lange harrte er noch vor dem Eingang, immer getheilt zwiſchen Furcht und Hoffnung, bis der Tag ſich neigte und er allein nach Hauſe gehen mußte. Niemand weiß, was aus jenen Knaben geworden, keiner kehrte mehr zurück, und ſelbſt jener Unglückliche, der dem ſichern Untergang entronnen war, behielt im Geſicht eine bleiche Todtenfarbe, ward ſiech und elend und ſtarb, ehe der Mond ſich dreimal erneut hatte.

9.

Der Gang im Berge.

Es geht die gemeine Sage, daß durch den Hörſeelberg ein Gang führe und zwar vom Hörſeelloch an, welches in der Kälberfelder Flurmarkung liegt, durch den ganzen Berg bis unter die Kirche zu Sättelſtätt, allwo vielleicht in den früheſten Zeiten die Stelle war, an welcher die Königin Reinſwig die Seele ihres Gemahls erlöſte. Oft ſoll ſich in den Kellern der an den Berg dicht angebauten Häuſer des Dorfes Sättelſtätt manchem ein Spukgeſicht gezeigt haben. Einer, der Bier zu zapfen in einen ſolchen Keller gegangen war, kam todtbleich wieder herauf und hatte die Sprache verloren, konnte auch nicht beſchreiben, was ihm unten widerfahren war. Ein anderer ging hinab und kam gar nicht wieder, und niemand wußte, wo er hin geſchwunden war; ein dritter fand die Fäſſer leer, die er Tags zuvor gefüllt in den Keller geſchafft und doch den Boden trocken, und ſo erzählen ſich die Umwohner des ſpuk- und ſagenreichen Hörſeelberges noch manche ähnliche Geſchichte.

10.

Der tapfere Waltmann von Sättelſtätt.

Zu den Zeiten des Landgrafen Ludwig des Heiligen und ſeiner frommen Gemahlin Eliſabeth lebte ein Ritter, Namens Waltmann, welcher über Sättelſtätt ſeine Güter und eine ſteinerne Kemnate hatte, der war ein Dienſtmann des Landgrafen und wegen ſeiner Tapferkeit an dem Fürſtenhofe ſehr wohl gelitten. Nun begab ſich's, daß eine Tagfahrt gen Merſeburg ausgeſchrieben wurde, wohin der Landgraf zog, um friedlichen Vergleichs und mancherlei Berathung, dahin auch viele Herren und Ritter aus Sachſen, aus der Mark, aus Meißen, dem Oſterland, Franken, Heſſen und Thüringen. Da nun der Landgraf mit ſeinem Gefolge auszog am St. Walpurgistag, kam der gute Wappner und ſtrenge Ritter Waltmann von Sättelſtätt auch herzu, mit einer ſtattlichen Rüſtung angethan, und führte mit ſich eine wohlgeſchmuckte Jungfrau, die ritt auf einem Zelter, trug einen Sperber oder Jagdfalken auf der Hand und führte einen guten Steuber. (Stöber, Jagdhund). Je alle drei Meilen, hinwärts wie auf dem Heimweg, wo der Zug anhielt, ließ Herr Waltmann ausrufen, daß er mit jedem, der da wolle, eine Lanze zu brechen, bereit ſei. Werde er nun bei ſolchem Rennen aus dem Sattel gehoben, ſo ſolle der Gegner Waltmanns ganzen Harniſch und ſein Stechzeug gewinnen, ſammt dem Sperber und dem Steuber, ihn ſelbſt ſolle die Jungfrau auslöſen mit einem goldnen Fingerring. So aber Herr Waltmann nicht niedergeworfen werde, ſolle der Gegner der Jungfrau nur ein goldnes Ringlein zum Geſchenk geben. Da fanden ſich der Herren viele, die auf Waltmanns Rennen warteten und unterwegs Ritterſchaft mit ihm üben wollten, ſo daß ſie ſich ſogar darüber entzweiten und mit einander darum ſtritten, welcher den Vorrang haben ſollte, mit dem tapfern Waltmann zu rennen, bis ſie ſich dahin vereinigten, daß der das Vorrenen haben ſollte, den er ſelbſt unter ihnen dazu wählen werde. Und ſo mannlich hielt ſich in dieſem Schimpfſpiel Herr Waltmann von Sättelſtätt, daß er ohne Verluſt auch nur eines Ringes die Jungfrau nach Merſeburg brachte und wieder zurück in die Heimath. Und ſie brachte ſo viele und mehr Fingerringe mit, als ſie Finger an ihren beiden Händen hatte, die ſie nun unter alle die Frauen und Jungfrauen, die um und bei der heiligen Eliſabeth waren, austheilte. Das war eine große Freude und Fröhlichkeit, alle dankten dem frommen und tapfern Ritter und prieſen ſeine große und herrliche Mannlichkeit.

Sagenkreis
von
Reinhardsbrunn.

In den Mauern, die die Zeit erhalten
Zieht das Alterthum herauf,
Und die Jahre, die vorüberwallten,
Mit verſunkenen Geſtalten
Nehmen noch einmal den Lauf.
Mahnend glühen Flämmchen auf;
Und dem Thal entlang
Schwebet Chorgeſang;
Um des Kloſters grauliches Geſtein
Flimmernd ſchweift's, wie Fackelſchein.

P. H. Welcker.

Umfange mich, heiterer Thalfrieden, paradieſiſches Gefilde, das wie eine blumengeſchmückte Eremitenzelle im Schoos des Thüringerwaldes ruht! Du empfängſt mit den Armen der Liebe und der Ruhe den Wanderer, der von den Bergen zu dir niederſteigt, und bieteſt ihm Freuden in Fülle dar. Erquickung dem Ermatteten, Augenweide dem Schauluſtigen, heitere Geſellſchaft dem Frohen und die Melancholie düſterer Schattengänge dem Traurigen und Unglücklichen. Reſte der Vorzeit zeigen die alten Mauern, die einſt dein klöſterliches Haus umgaben, und wie verſteinerte Sagen ſtehen ernſt und ſtumm die halbverwitterten Monumente alter Landesgrafen unter der Kirche ſchützendem Dach. Die uralten Linden um den großen, ſteinernen „Mönchstiſch“ rauſchen und plaudern, als erzählten ſie ſich von den längſtvergangenen Zeiten; wie herrlich ruht ſich's unter ihrem Schatten! Hier will auch ich einſam verweilen und mich ganz in die Erinnerung deiner Vorzeit verſenken.

Ich habe im Frühſtrahl auf der Wartburg geſtanden und dem Wiegenlied der Thüringiſchen Landgrafengeſchichte gelauſcht und die holden kindlichen Mährchen mir erzählen laſſen, die aus dem Jugendmorgen jener Zeit erklingen; hier will ich am ſtillen Abend ſitzen, hier in Reinhardsbrunn läutete man denen zu Grabe, die ſich dort im Glanze ſonnten; von dem hohen Bergſchloß mußten alle herab und die meiſten fanden hier in heiligen Mauern ihre letzte Ruheſtätte, bis die Sturmſchwinge der Zeit ſelbſt ihren Grabesſtaub und ihrer Leiber Aſche verwehte und keine Spur von ihnen übrig ließ.

Wo ſind deine Mauern, du ſtolze Bergveſte Schauenburg? Wo ſind deine hochragenden Thürme? Du ſtandeſt ſtolz und hoch, eine Landeswarte, ein Landeshort, aber auch du biſt gefallen und der Wald überwuchs deinen Wall, hohes Gras wuchert auf den Trümmern deiner hohen Größe. Kaum daß noch moosüberwachſene, ſparſame Mauerreſte die Stätte zeigen, wo die ſtattliche Burg einſt ſtand, die weit ins Land ſchaute, weit vom Lande zu ſchauen war. Von Schätzen, in deinen Tiefen verwahrt, geben manche Sagen und die Habſucht durchwühlte auch deine Fundamente, aber die Geiſter, welche die Schätze der Burg bewachen, gaben bis jetzt ihren Hort noch nicht frei. Dich baute, auf dir wohnte der erſte Thüringiſche Landgraf, doch wie du dich früh erhoben, erlebteſt du frühen Fall. Von deiner mütterlichen Erde ſandteſt du nach dem hohen Wartberg, darauf hob ſich ſtolz und kühn die berühmte Tochterveſte, die noch immer ſteht und die noch lange beſtehen möge, des Landes Schmuck und Zier. Still ſpiegelt ſich des Abends Goldgewölk in den ſilberklaren Weihern von Reinhardsbrunn, die Blumen nicken träumend ein, die Vögel ſchlummern, leiſe rauſcht der Wald, die Kaskade brauſt, die Nacht bricht allmählig ein. Wo ſpringt nun der Brunnen, in deſſen Nähe einſt die wunderbaren Flämmchen erſchienen, welche die Gründung eines Kloſters in dieſen Thalgründen veranlaßten? Wo wohnte Reinhard, der arme Töpfer, der dem Kloſter ſeinen Namen gab? Hier ſteht mir niemand Rede. Alles ſchläft.

Komm du wunderſame Pilgerin, vaterländiſche Sage, komm du zu mir an den lindenumrauſchten einſamen Mönchstiſch und flüſtere mir von Reinhardsbrunn die alten verklungenen Geſchichten zu. Niemand möge und wird zürnen, wenn das ihr Abgelauſchte mehr der Geſchichte ſelbſt, als der eigentlichen Volksſage angehört, es gehört zum Ganzen.

1.

Schauenburg wird erbaut.

Es war ein Herr vom Kaiſerhofe in das Thüringerland gekommen, mit Namen Ludwig, den man darum, daß er einen langen Bart zu tragen pflegte, den er nie ſcheeren ließ, Ludwig mit dem Barte nannte, der wurde von des Kaiſers und des Biſchofs zu Mainz wegen ein Bitzthum über Thüringen und Heſſen und erbot ſich den Grafen und Herren, den ehrbaren Leuten und Städten allen gar freundlich und handelte gütlich mit ihnen. Beſonders machte er urbar und bebaute ſo manche Landſtrecken in dem Thüringer Walde, wo vorher niemand wohnte, ſo die bloße Leube, das Thal, wo jetzt Reinhardsbrunn u. a., und erbaute die Dörfer Katterfeld, Altenberga und Brotterode. Daß er in den Thalgründen die Wälder ausroden ließ, Dörfer hineinſetzte und Waldland in Ackerland verwandelte, that er mit Gunſt und Willen der benachbarten Grafen, vornehmlich derer von Gleichen, Mühlberg, Käfernburg u. a., von denen er auch ganze Landſtrecken, Dörfer und Waldungen erkaufte, bebaute und Leute hineinzog.

Im Jahr eintauſend und dreiundneunzig erwarb er Gunſt vom Kaiſer und dem Biſchof von Mainz, nicht minder von den Grafen und Freien in Thüringen, daß ihm erlaubt wurde, ein eignes Schloß bei Friedrichrode und in der Nähe der andern Dörfer, die er erbaut hatte, aufzurichten, und baute auf einem Berg, ſechs Acker Weglänge von Friedrichrode, der oben ſchmal und lang iſt und auf jeder Seite eine ſpringende Quelle hatte, eine gute und feſte Burg und ſprach, da ſie ſich ſtattlich erhob: Nun ſchaue, welch eine Burg! So ward ihr der Name gegeben, daß man ſie hieß Schaueinburg. Darauf hatte nun Herr Ludwig im Bart ſeine tägliche Reſidenz, hielt ſtattlich Hof, verköſtigte viel Geſinde, baute mehr und mehr, und zog die Edeln des Landes zu ſich, ſo daß man ihn gar lieb in dem Lande gewann. Großes Lob iſt dem Vitzthum im Lande Thüringen, Ludwig mit dem Barte, nachzurühmen; er hielt das Land in ſtetem Frieden, ſühnte gern die Zwietracht, wo ſie aufkam, und wie die Ortſchaften unter ihm, ſo nahm er ſelbſt zu an Reichthum, Macht und Anſehen. So kam Kaiſer Konrad der Andere, ſein Verwandter, nach Thüringen, der vernahm die Redlichkeit und Weisheit ſeines Vitzthums und hörte von der Gunſt, in welcher er im ganzen Lande ſtehe, und machte ihn zu einem Grafen zu Thüringen und das Land machte er zu einem Fahnenlehen und belehnte Ludwig damit und mit der Reichsfahne, doch ſo, daß jeglicher Graf, Freiherr und die, welche eigne Gerichte hatten, in ihren Rechten unverkürzt blieben. Auch gab der Kaiſer dem neuen Grafen die alten Wappen der Lande Thüringen und Heſſen. Darauf freite Ludwig im Bart eine junge Wittwe, Schweſtertochter des Herzogs von Braunſchweig, mit Namen Cäcilia, die brachte ihm die Stadt Sangerhauſen zu, und ſiebentauſend Acker Artland, mit andern unzähligen Gütern und Zinſen, Dienſtmannen, Schäfereien, Vieh, Wildbahnen, Fiſchweiden und gemünztem Geld, dazu verſprach auch noch der Herzog, der dieſe Wittwe ihm an die Hand gelobte, ihm alle Hülfleiſtung und Förderung in jeglicher Angelegenheit. Das wurde eine feſtliche Hochzeit und danach führte Graf Ludwig ſeine Gemahlin auf ſeine Veſte Schauenburg und hielt darauf in Luſt und im Frieden ſtattlich mit ihr Haus.

2.

Von Ludwig des Bärtigen Geſchlecht.

Ludwig, der Bärtige genannt, nachdem er mit ſeiner jungen, tugendlichen und reichen Gemahlin Hochzeit gehalten und ſie heimgeführt auf ſein neues Schloß Schauenburg, erbaute in dem nahen Altenberga, wo der heilige Bonifacius die erſte chriſtliche Kapelle in dem Lande Thüringen gegründet hatte*), eine ſchöne Pfarrkirche; und als ihm der erſte Sohn geboren wurde, ſchrieb er einen Brief an Bardo, den Erzbiſchof zu Mainz, und bat dieſen mit großem Fleiß, daß er zu ihm auf ſeine Burg kommen möge. Das that der Biſchof, kam, weihete die neue Kirche in die Ehre St. Johannes ein und taufte auch zugleich in ihr den jungen Grafenſohn, in Gegenwart des Herzogs von Braunſchweig, der Grafen Günther von Schwarzburg, Heinrich von Mühlberg, Günther von Käfernburg, Bußo von Gleichen und vielen andern edlen Herren aus Thüringen, Heſſen und Franken. Das Kind wurde auch Ludwig genannt und der Vater hielt voller Freude Kirchweihe und Kindtaufe mit einander mit großer Pracht und Herrlichkeit, die nicht beſchrieben werden kann.

Dann bekam Graf Ludwig wenige Jahre hinter einander noch zwei Söhne und drei Töchter. Der erſte Sohn erhielt nach ſeines Vaters Tode die Veſte Schauenburg und was dazu gehörte, auch alles Land, was vor dem Walde gelegen war, an der Hörſel, bis dorthin, wo die Hörſel in die Werra fällt. Der zweite Sohn, genannt Beringer, empfing Sangerhauſen und was dazu gehörte, ſtarb aber wenige Jahre nach dem Vater und zwar an deſſen Todestag, hinterließ aber einen Sohn Namens Konrad, welcher Hohenſtein baute und der Anherr der Grafen von Hohenſtein wurde. Der dritte Sohn des Grafen Ludwig mit dem Barte, hieß Heinrich; dieſen gaben die Leute einen Zunamen, weil er ſo ſtill und ruhig war, ſie nannten ihn Heinrich Raspe. Er baute ein Schloß, das er nach ſeinem Zunamen Raspenberg nannte und darauf er wohnte. Die erſte Tochter des Grafen Ludwig hieß Hildegart und wurde mit einem Grafen Poppo von Henneberg vermählt, die zweite hieß Jutta, nach andern Ute, die bekam einen Grafen von Leuterbeck, und die dritte Adelheid, blieb im jungfräulichen Stand.

---

*) Siehe den Sagenkreis von Ordruff ꝛc.

Es begab ſich aber im Jahre eintauſend und ſechsundfünfzig, daß Kaiſer Heinrich ſtarb und zu Speier begraben ward. Zu dieſem Begräbniß kam der Papſt Victor mit ſeinen Kardinälen und Biſchöfen, auch alle deutſche Fürſten und die meiſten Grafen. Dieſe letztern kamen nicht allein des kaiſerlichen Begräbniſſes wegen, ſondern aus Gehorſam und Ehrerbietung gegen den Papſt, auch wegen der Kur eines neuen Kaiſers. Auch Graf Ludwig mit dem Bart war gen Speier gefahren, als er aber wieder auf dem Heimritt begriffen war, überfiel ihn zu Mainz eine große Krankheit, von der ihn die Aerzte nicht zu erledigen vermochten, vielmehr riethen ſie ihm, ſein Seelenheil zu bedenken. Darauf beichtete er, bereute ſeine Sünden, empfing mit großer Innigkeit die heiligen Sakramente und erkor zu ſeinem Begräbnißort ſelbſt die Kirche St. Alban, die damals auf dem Berge vor Mainz lag. Dann ſtarb er und wurde dort mit großen Ehren begraben in Gegenwart des Mainzer Biſchofs und vieler andern, auch vieler Fürſten, Grafen und Herren, die mit ihm auf der Reiſe waren. Er hatte dreißig Jahre im Lande Thüringen gewohnt und ihm ehrbar und wacker vorgeſtanden. Am Nicolaithor zu Eiſenach ſteht aus uralter Zeit ſein ſteinern Bild mit einem langen Bart.

3.

Wie Ludwig, der zweite Graf von Thüringen, ſich vermählte.

Der erſtgeborne Sohn Ludwigs des Bärtigen war ſechzehn Jahre alt, wie ſein Vater zu Mainz verſtarb. Er übernahm nun die Regierung des Landes und hielt ſich redlich und weislich in allen ſeinen Geſchäften. Wie ſein Bruder Beringer verſtorben war, kaufte er deſſen Sohn Konrad die Herrſchaft Sangerhauſen ab, mehrte auch noch durch andere Beſitzungen ſein Land und Reich auf alle Weiſe, wie er nur konnte. Seine Freunde redeten ihm zu, ſich zu vermählen, damit er immermehr an Verwandten, Macht und Anſehen gewinne und Hülfe und Rath empfange, ſo es ihm Noth thäte. Er ließ ſich dieſen Vorſchlag wohl gefallen, und ſo freiten ſie ihm die Tochter des Herzogs Ulrich von Sachſen. Als er ſie jedoch heim auf ſeine ſchöne Schauenburg geführt hatte, ward ſie ſehr hoffärtig und ließ ſich bedünken, ihr Gemahl ſei ihrer gar nicht würdig, weil ihr Vater ein Herzog war, der ſeine aber nur ein Graf geweſen. Dieſe Frau that ihm in ihrem Stolz und Uebermuth ſo viel Schmach an, mit Worten, wie mit Werken, obgleich er ein junger, edler, gerader und freudiger Mann war, von ſchöner Geſtalt und Bildung, daß er es endlich nicht mehr aushalten konnte und wollte und ſie ihrem Vater mit dem Bedeuten zurück ſandte, ſie möge ſo lange wieder zu Hauſe bleiben, bis er ihr gut genug wäre. Wie ſie zu ihren Aeltern kam, ſtraften und ſchalten ſie nicht nur dieſe, ſondern auch alle Freunde und Verwandte ſo ſehr mit harten Worten, daß es ihr ſtolzes Herz nicht zu ertragen vermochte, ſie grämte ſich tief und ſtarb vor Schaam und Kummer noch in demſelben Jahr.

4.

Graf Ludwig ermordet den Pfalzgrafen zu Sachſen.

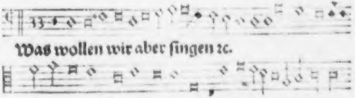
Der junge Graf Ludwig zog umher nach rittermäßigen Abentheuern; nun hatte damals der Graf Friedrich, Pfalzgraf zu Sachſen, ſeinen Hofhalt auf der Weißenburg bei dem Dorfe Scheipliz und hatte ein über die Maßen ſchönes Weib, Adelheid, die Tochter eines Markgrafen von Stade. Als nun einmal Mezelin, der Graf zu Nebra, ein Gaſtmahl anſtellte, lud er auch den Pfalzgrafen mit ſeiner Gemahlin ein, wie nicht minder den Grafen Ludwig. Es wurde ein treffliches Banket gehalten und Ludwig tanzte oft und viel mit der ſchönen Pfalzgräfin, ja er gewann ſie ſehr lieb und litt große Noth um dieſer Liebe willen. Auch ihr war der ſchöne Mann nicht gleichgültig, und als er ihr ſpäter, da ihr Gemahl abweſend war, einen Boten mit der Bitte um Erlaubniß, ſie beſuchen zu dürfen, zuſandte, willigte ſie gern ein und nahm den Freund freudig auf. Da wurde ein Rath gepflogen, welcher nicht gut war. Als bald darauf eines Tages der Pfalzgraf Friedrich im Bade ſaß, vernahm er lauten Hörnerſchall und Rüdengebell in der Nähe ſeines Schloſſes und fragte entrüſtet, wer alſo freventlich in ſeinen

Wildbann breche? Nun lief Adelheid, ſein Weib, ſtürmiſch in das Zimmer und rief: Du ſitzeſt und ſuchſt Deines Leibes Gemächlichkeit und Wolluſt, während Du Deine Ehre, Dein Recht und Deiner Herrſchaft Freiheit einbüßeſt und Dir andere jagen läßt bis unter Deine Naſe! Auf ſolche Reden fuhr der Pfalzgraf ſtracks aus dem Bade, warf nur einen Mantel über ſein Badehemde, ſtürmte in den Hof hinab, warf ſich auf einen Hengſt und ſprengte mit Geſchrei dem fliehenden Jäger nach, der kein anderer war, als Graf Ludwig von Thüringen. In einem Gehölz, die Reuſe genannt, holte er ihn ein und ſtrafte ihn mit heftigen Worten; darauf ſchien der Jäger nur gewartet zu haben, denn er wandte ſich plötzlich um und ſtach mit ſeinem Jagdſpies den Pfalzgrafen todt vom Roß. —

Von dieſer ſehr untreuen That wurde in ſpätern Jahren ein Lied gedichtet, das nun aber ſchon ſehr alt iſt und von dem Volk fleißig geſungen wurde, welches ſammt ſeiner Melodie hier folgen ſoll.

5.

Das alte Lied von der Frau von Weißenburg.



1.

Was wollen wir aber ſingen, was?
Wollen wir heben an ein Lied
Von der Frauen zu Weißenburg,
Wie ſie ihren Herrn verrieth?

2.

Sie ließ ein Brieflein ſchreiben
Gar fern ins Thüringer Land,
Zu ihrem Ludwig Buhlen,
Daß er käme zur Hand.

3.

Er ſprach zu ſeinem Knechte:
Sattel Du mir mein Pferd,
Wir wollen gen der Weißenburg reiten,
Es iſt wohl reitenswerth.

4.

Gott grüß Frau Adelheit ſchöne!
Wünſch Euch ein'n guten Tag!
Wo iſt Euer edler Herre,
Mit dem ich kämpfen mag?

5.

Die Frau läugnet ihren Herren
Im Schein falſchen Gemüths,
Er reit't nächten ſpate
Mit Hunden auf die Jagd.

6.

Do Ludwig unter die Linden kam,
Wohl unter die Linden ſo grüne,
Do kam der Herr von der Weißenburg
Mit ſeinen Winden ſo kühne.

7.

Willkommen Herr von der Weißenburg.
Gott geb' Euch guten Muth!
Ihr ſollt nicht länger leben,
Denn heut dieſen halben Tag.

8.

Soll ich nicht länger leben,
Als heut dieſen halben Tag,
So klag' ich's Chriſt vom Himmel,
Der alle Ding' wenden mag.

9.

Sie kamen hart zuſammen,
Mit Worten, Zorn ſo groß,
Daß einer zu dem Andern
Sein Armbroſt abſchoß.

10.

Er ſprach zu ſeinem Knechte:
Nu ſpann Dein Armbroſt ein!
Und ſcheuß den Herrn zur Weißenburg
Zur linken Seiten h'nein.

11.

Warum ſollt ich ihn ſchießen
Und morden uff dem Plan?
Hat er mir doch ſein Lebenlang
Noch nie kein Leid gethan!

12.

Do nahm Ludwig ſein'n Jägerſpieß
Selber in ſeine Hand;
Durchrannt den Pfalzgraf Friedrich
Unter der Linden zu todt.

13.

Er ſprach zu ſeinem Knechte:
Reit mit zur Weißenburg,
Da ſeind wir wohl gehalten
Nach unſerm Herz und Muth.

14.

Do er nun geg'n der Weißenburg kam
Wohl unter das hohe Haus,
Do ſahe die falſche Fraue
Mit Freuden zum Fenſter aus.

15.

Gott grüß Euch edle Fraue!
Und beſcher Euch Glück und Heil!
Euer Will iſt ergangen,
Todt habt Ihr Euern Gemahl!

16.

Iſt mein Will ergangen,
Mein edler Herre todt,
So will ichs nicht eher glauben,
Ich ſeh denn ſein Blut ſo roth.

17.

Er zog aus ſeiner Scheiden
Ein Schwert, vom Blut ſo roth;
Siehe do Du edle Fraue
Ein Zeichen Deines Herren Tod!

18.

Sie rang ihre weißen Hände,
Rauft aus ihr gelbes Haar,
Hilf reicher Chriſt vom Himmel!
Was hab ich nun gethan!

19.

Sie zog von ihrem Finger
Ein Ringlein, von Golde ſo roth,
Siehe do du Ludwig Buhle
Meiner dabei gedenk!

20.

Was ſoll mir doch das Fingerlein,
Das unrecht gewonnen Gold?
Wann ich daran gedenke,
Mein Herz wird nimmer froh!

21.

Deß erſchrak die Frau von der Weißenburg,
Faſſet ein traurigen Muth.
Verlaß mich holder Fürſte nicht,
Mein edler Herr iſt todt!

6.

Graf Ludwig freit des Pfalzgrafen Weib und erbaut Burgen.

Allerdings ſtellte ſich des ermordeten Pfalzgrafen Wittwe ſehr traurig und außer ſich an, doch mochte es ihr wohl kein rechter Ernſt ſein, auch verließ ſie ihr „holder Fürſt“ wie ſie Ludwig in dem alten Liedlein nennt, keineswegs, vielmehr tröſtete er ſie mit ſo wirkſamem Zuſpruch, daß ſie nach Ablauf des Trauerjahres ſich ihm ehelich verlobte, und von ihm auf ſeine Schauenburg geführt wurde, wo er mit großer Pracht Hochzeit hielt. Frau Adelheid gebar ihm vier Söhne und drei Töchter, von denen der älteſte, auch Ludwig genannt, der erſte Landgraf in Thüringen genannt wurde und ſeines Vaters ganzes Erbe beſaß.

Graf Ludwig aber hatte vom Kaiſer das Recht erhalten, Schlöſſer, Städte, Dörfer und Gerichte durch Kauf an ſich zu bringen, ſo viel er konnte und mochte, auch neue zu bauen, und deßhalb richtete er ſein Hauptaugenmerk auf die Grenzen ſeines Landes und ſuchte ſie durch Burgen und Städte zu befeſtigen. So entſtand die Neuenburg an der Unſtrut und das Städtchen Freiburg. Dann erbaute er auch das ſtattliche Schloß Wartburg, erneuerte das alte Eiſenach und ließ es mit Mauern umgeben.

Unter dieſer Zeit ſtarb Kaiſer Konrad, der Ludwigs Freund war und ihn immer beſchützte; ſobald ein neuer Kaiſer gewählt war, brachten die Verwandten des ermordeten Pfalzgrafen ihre Klagen wieder an, obwohl nun ſeit dem Mord bereits fünf Jahre verfloſſen waren. Der Kaiſer ließ den Grafen von Thüringen vor ſich laden, aber Ludwig trug Bedenken zu erſcheinen, hielt ſich auch von da an an keinem beſtimmten Ort mehr auf, ſondern war bald in dieſer Burg, bald auf einer andern, denn er wußte, daß der Kaiſer auf ihn fahen und ſtellen ließ, wie ein Vogler auf ſeinen Fang thut, und entging ſo noch eine geraume Zeit der drohenden Haft.

7.

Wie Graf Ludwig von der Veſte Giebichenſtein entſpringt.

Trotz aller Vorſicht des Thüringiſchen Grafen geſchah es doch, daß er unverſehens in die Gewalt der kaiſerlichen Dienſtmannen kam, die aller Orten heimlich auf ihn lauerten. Da wurde er nach dem Bergſchloß Giebichenſtein bei Halle geführt und dort in enge und lange Haft gelegt, denn der Kaiſer war außer Landes gezogen und der Gefangene ſollte ſein Urtheil bis zu deſſen Rückkehr erwarten und durfte ſich auch zu dem Richterſpruch des Kaiſers nichts Guten getröſten. Zwei Jahre und acht Monate ſaß er gefeſſelt in dem Kerkergemach und hatte Zeit genug, ſeine Sünden zu bereuen. Traurig ſah er hinab auf die Saale, die damals näher wie jetzt an dem Burgberg vorbeifloß und hinüber in die grüne freundliche Aue. Entkommen ſchien unmöglich, denn nächſtdem, daß er an einen Stock gefeſſelt war, wurde er auch noch täglich von ſechs Rittern bewacht und dennoch ſann er Tag und Nacht auf Flucht, zumal die Kunde von des Kaiſers naher Rückkehr zu ihm gelangte, und es hatte allen Anſchein, daß des Kaiſers Gericht ihm das Leben abſprechen würde. Da forderte der Gefangene, daß man ſeinen Schreiber zu ihm laſſe, damit er ſein Zeitliches ordne, ſein Haus beſtelle, und ſeiner Diener einen, den er mit Botſchaft an Frau Adelheid ſenden wolle. Als dieſes ihm verſtattet worden war, gebot er dem Diener heimlich, ſeinen weißen Hengſt, den er nur den Schwan nannte, herbei zu bringen, an einem Tag, den er ihm beſtimmte und zu einer beſondern Stunde am Ufer der Saale zu halten, auch das Roß in den Fluß wie zur Schwemme zu reiten.

Hierauf ließ Graf Ludwig ſich äußerſt betrübt ſchauen über ſein nahe gefürchtetes Ende, er aß nicht und trank nicht, der Schlaf floh ihn auch, und er klagte nun denen, die ihn bewachten, ſeine ernſtliche Krankheit. Dadurch erlangte er, daß ſie ihn der Feſſeln erledigten; er aber verhielt ſich ganz wie ein Sterbender, ordnete ſein Seelgeräthe und ließ ſich ein Sterbehemde bereiten. Auch klagte er über Froſt, ließ ſich noch einige Mäntel bringen, um ſich damit zuzudecken, und erwartete ſo, auf dem Lager liegend, ſeine Zeit und Stunde. Dabei gelobte er im heimlichen Gebet ſeinem Schutzpatron St. Ulrich eine neue Kirche, wenn er ihm aus der Haft hülfe. Unterdeß richteten ſeine Diener alles getreulich aus, wie er ihnen befohlen; am beſtimmten Tag hielt der Knecht mit dem Schwan der Burg gegenüber, einige Fiſcher fuhren mit zwei Kähnen den Saalſtrom auf und ab, und hatten fleißig Acht, ob ſich oben im Mußhaus das große Fenſter, das gerade herab auf die Saale ſah, nicht öffnen werde. Die ſechs Hüter des Grafen hatten wie immer das Haus gut und feſt verſchloſſen, ſie ſaßen bei einander und ſpielten im Bret; der Kranke fühlte einige Beſſerung und wollte probieren, ob er wieder ein wenig gehen könnte, ließ ſich deshalb einen Stab reichen und verſuchte einige Gänge im Zimmer gemächlich auf und ab, doch war er noch gar ſchwach und fror, weshalb er auch ſeine Mäntel umbehielt. In dem ſteinernen Zimmer war es noch kühl, draußen aber ſchien die Sommerſonne (es war im Monat Auguſt) warm und freundlich, daher öffnete der frierende Mann das große Fenſter, um ſich von ihren Strahlen erwärmen zu laſſen. Ein Zeichen — ein Ruf: Hilf deinem Knecht, Jungfrau Maria! und ein

Mantel ſank, der Stab rollte in das Gemach, die eifrigen Bretſpieler fuhren auf, wo war der Gefangene? — Thurmhoch herab trugen die von den Lüften geſchwellten Mäntel den kühnen Springer, raſch waren die Ruderer unten zur Hand, der Schwan ſchwamm in der Fluth; der Gefangene war frei, die Wächter oben hatten das Nachſehen wie er die naſſen Mäntel abwarf, ſich auf ſein gutes Roß ſchwang und in der Richtung nach ſeiner Stadt Sangerhauſen hin verſchwand. Dort erfüllte er ſein Gelübde, baute St. Ulrich eine ſtattliche Kirche und erhielt von dieſer Zeit an den Zunamen: Der Springer.

8.

Ludwig der Springer und ſein Weib bereuen ihre Sünde.

Wie nun der Graf von Thüringen wieder frei war und ſein Gelübde erfüllt hatte, indem er den Kirchenbau angeordnet, kehrte er in die Arme ſeines ihn ſehnlichſt erwartenden Weibes nach der Schauenburg zurück. Dort aber fügte es Gott durch ſeine Gnade, die er in beider Gatten Herzen goß, daß ſie Reue und Leid über das empfanden, was ſie gethan hatten. Es war an einem Charfreitag, daß Frau Adelheid Wildpret und mancherlei Fiſche und Fleiſch kochen und auftragen ließ und ihren

Herrn und Gemahl ſehr bat und nöthigte, davon zu eſſen. Darüber verwunderte er ſich, erſchrak und ſprach: Frau, was ſoll das ſein? Sollen wir Fleiſch eſſen am guten Freitag, da Chriſtus der Herr ſeine Marter für uns litt? Wie gar unziemlich wäre das einem Chriſten! Drauf erwiederte Frau Adelheid: Iſt uns unziemlich, heute von dieſer Speiſe zu eſſen, die uns vom Papſt verboten iſt, warum bleiben wir zu ſolcher heiligen Zeit ohne den Genuß des Leichnams Gottes und ohne Reue über unſere Sünde, die ſo groß iſt, daß ſie bis in den Himmel geſtiegen und gewachſen iſt; das iſt Chriſten noch unziemlicher, als wenn ſie am heutigen Tage Fleiſch eſſen. Oft und viel ermahnt uns Gott zur Buße, der uns das Leben bisher erhielt und noch erhält und auch Dir aus Kerker und Feſſeln half, wir aber veralten in unſern Sünden und werden ein Spott vor Gott und frommen Leuten.

Wie der Graf Ludwig dieſe Rede vernahm, ſchlug er die Augen zu Boden und begann heftig zu weinen und Frau Adelheid weinte mit ihm, ſo daß eine Weile keins ein Wort zu reden vermochte, bis einer der Diener in das Zimmer trat. Dem gebot alsbald der Graf, die noch unberührten Speiſen hinwegzutragen und ſprach dann zu ſeiner Hausfrau: Ich will Gott geloben und auch Dir, daß ich, ſobald ich kann, gen Rom zum Papſt ziehen und Buße für unſere Sünden von ihm mir auferlegen laſſen will. Dann ſtanden beide vom Tiſche auf und blieben den ganzen Tag über betrübt und ohne Speiſe. Gleich nach den Oſtertagen ſtattete Graf Ludwig ſeine Kinder aus, ordnete ſein ganzes Land und beſtellte ſein Haus, ſandte auch nach dem Biſchof von Halberſtadt, einem gar frommen und weiſen Mann, ſeinem beſondern Freunde, und ſie kamen mit einander überein, daß ſie zuſammen nach Rom ziehen wollten; bald darauf traten ſie die Fahrt an. Zu Rom empfing Graf Ludwig der Springer von dem Papſt Stephan, dem er ſeine Sünde beichtete, Abſolution, unter der Bedingung, daß er ein Kloſter ſtifte, wo es ihm am bequemſten ſcheine und ſich ſelbſt hinein begebe und ſeine That lebenslang bereue. Damit werde er Gott verſöhnen, auch dem Kaiſer, den Verwandten des ermordeten Pfalzgrafen und ſeiner eigenen Seele genügen. Seiner Gemahlin aber ſollte er ein Gleiches zu thun anrathen, daß auch ſie in einem Frauenkloſter ihr Vergehen abbüße. Das Kloſter aber ſollte er in die Ehre St. Johannes, des Evangeliſten, weihen laſſen. So zog er ſeiner Heimath wieder getröſtet zu.

9.

Wie Reinhardsbrunn erbaut wurde.

Als Graf Ludwig der Springer wieder in ſein Land gekommen war, ſuchte er hin und her nach einer bequemen Stätte, die ſich zum Bau eines Kloſters eigne. Nun hatte nicht weit von der Schauenburg und von Friedrichrode, in dem Thal, durch das man ziehen mußte, wenn man von dort gen Gotha oder Eiſenach wollte, ein Töpfer ſeine Wohnung, welcher Reinhard hieß. Deſſen Haus war nahe an einem ſtarkausfließenden Brunnen gelegen. Es begab ſich aber, daß ſeit einiger Zeit dieſer Töpfer jede Nacht an einer gewiſſen Stelle in der Nähe des Brunnens zwei Lichter mit hellem Kerzenglanze brennen ſah. Darüber verwunderte er ſich über die Maßen; wenn er hin zu dieſen wunderbaren Lichtern ging, ſo ſah er ſie nicht mehr und fand keine Spur von ihnen, entfernte er ſich aber von der Stelle, ſo erſchienen ſie wieder. Dieſes erzählte der Töpfer vielen Leuten, die ſich im Wald beſchäftigten und zeigte ihnen die räthſelhafte Erſcheinung. Bald ward auch dem Grafen von dem Wunder geſagt und da er eines Tages von der Schauenburg nach Wartburg reiten wollte, hielt er ſein Roß bei des Töpfers Haus an und erkundigte ſich näher nach der Sache. Offen erzählte ihm Reinhard, was er geſehen, und auch der Landgraf ſah, als es Nacht geworden war, die ſeltſamen Flämmchen leuchten, eines an der Stätte, wo das alte Kloſter lag, das andere da, wo St. Johannes Kapelle hin erbaut wurde. Der Graf dachte ſehr ernſt über dieſe Erſcheinung nach. Es fiel ihm ein, wie ſehr er ſich bekümmert und weit umher geſonnen, wohin er wohl das Kloſter bauen ſolle und keine recht gelegene Stätte in ſeinen Gedanken gefunden habe und ob nicht Gott ſelbſt dieſe Stelle möge erwählt haben? In dieſem Glauben ſich ſelbſt beſtärkend, ließ er alsbald die Stätte räumen, die Bäume fällen und ſandte zu dem Freund, dem Biſchof von Halberſtadt, auch deſſen Meinung zu vernehmen, der des Grafen Anſicht beſtätigte. So entſtand das Kloſter, welches nach dem Namen des armen Töpfers, der am Brunnen wohnte, Reinhardsbrunn genannt wurde. Dann begab ſich der Graf ſelbſt hinein als ein büßender Mönch, nachdem er noch zuvor das Haus Schauenburg mit allen Zugehörungen dem Kloſter Reinhardsbrunn geſchenkt hatte. Frau Adelheit aber zog nach Oldisleben, ihrem Leibgedinge vom erſten Mann und verwandelte die Burg Sweiplitz, wo ſie mit Pfalzgraf Friedrich gelebt hatte, in ein Jungfrauenkloſter, welches ſie reich begabte und deſſen erſte Aebtiſſin ſie wurde. So lebten die beiden Gatten, die eine ſündige, heftige Leidenſchaft und eine blutige That vereinigt hatten, in freiwilliger Scheidung und in einem büßenden, bereuenden Leben bis an das Ende ihrer Tage. Und als im Jahr eintauſend und ſechsundneunzig der Gründer des Kloſters, der ehemalige Graf, und nun ein frommer Benediktinermönch, im dreiundſiebenzigſten Jahre ſeines Lebens ſtarb, wurde er hinter dem Hochaltar begraben, und es kamen ſeine Kinder mit vielen Grafen, Rittern und Freien, und hielten ihm ein fürſtliches Begängniß.

10.

Von dem Begräbniß des Landgrafen Ludwig des Eiſernen.

Zum drittenmal ſchon erklangen die Trauerglocken des Kloſters Reinhardsbrunn einem Herrn des Thüringerlandes. Ludwig der Eiſerne war auf der Neuenburg geſtorben und ſollte in dem ſtillen Thale die Ruhe finden, die er im Leben nicht gefunden. Da er auf dem Krankenbette lag und ſein Ende fühlte, entbot er zu ſich und um ſein Lager her ſeine Dienſtmannen und Vaſallen, die ihm vor Zeiten ſo ungehorſam geweſen waren und die er gebändigt und gezwungen hatte, im Pflug zu ziehen wie Thiere, weil ſie ſeine und ihre Unterthanen wie Thiere drückten und mißhandelten und redete ſie alſo an: Sehet, ich muß nun ſterben und darum ſo befehle ich euch, ſo lieb euch euer Leben iſt, daß ihr, wenn meine Seele geſchieden iſt von meinem Leibe, mich auf euern Achſeln hier von dannen ehrbarlich tragt, bis gen Reinhardsbrunn! — Das zu thun, mußten ſie ihm in Treuen zuſagen und an die Hand geloben, denn ſie fürchteten ihn mehr wie den Teufel, fürchteten auch, wenn ſie das Gelübde weigerten, er werde es ihnen, wenn er etwa wieder geſund wurde, abzwingen.

Und als der Landgraf geſtorben war, hielten ſie treulich das Gelübde, das ſie ihm gegeben hatten, und trugen ihn auf ihren Schultern nach Reinhardsbrunn, länger als zehn Meilen Weges und waren immer in Furcht und Angſt, er möge etwa noch lebendig ſein und ſie nur verſuchen wollen, oder ſeine Kinder wurden es rächen, wenn ſie ſein Gebet und ihr Gelübde nicht hielten. Viele Fürſten und Herren kamen auch zu dieſem Begräbniß nach Reinhardsbrunn und viele Biſchöfe und Aebte. Herrlich beging der Erzbiſchof von Magdeburg, Wigmann, das Amt. Dieſer Landgraf wurde begraben in der Kloſterkirche neben dem Altar des heiligen Kreuzes und auf ſein Grab ward ſein Bild von Stein geſtellt, in voller Eiſenrüſtung, wie er lebend einhergegangen war.

11.

Ludwig der Heilige hilft den Mönchen zu Reinhardsbrunn.

Zur Zeit als Landgraf Ludwig der Heilige auf Schloß Wartburg reſidirte und zumal während ſeiner langen Abweſenheit in Apulien mit Kaiſer Friedrich hatte ſich ein Herr von Salza unterfangen, im Kloſtergebiete von Reinhardsbrunn, auf dem Altenberge eine Burgfriede aufzuſchlagen. Der Abt des Kloſters und der ganze Convent hatten ihn ſehr gebeten, dieſes nicht zu thun, allein er kehrte ſich nicht daran, ſondern ließ vielmehr das Haus fertig bauen und ſtark und feſt mit Steinen mauern. Wie nun der Landgraf wieder nach Hauſe kam, reiſte er auch nach Reinhardsbrunn, wo ihm denn ſogleich der Abt klagte, wie ſehr er und ſein Kloſter von der Gewalt des von Salza bedrängt würden, der auf des Kloſters Grund und Boden baue und nicht ablaſſen wollte von ſeinem Vorhaben. Das geſchah an einem Sonnabend. Sogleich entſendete der Landgraf Boten an ſeine nächſtwohnenden Vögte und Dienſtmannen und entbot ſie, vor Tagesanbruch in Reinhardsbrunn zu erſcheinen. Ehe noch das Licht des Morgens in den ſtillen Thalgrund fiel, wimmelte es darin von Gewappneten, Herren und reiſigen Knechten. Und bei Kerzenglanz hörten ſie in der Kloſterkirche eine Frühmeſſe; als dieſe beendigt war, gebot der Landgraf dem Abt, er ſolle das Crucifix nicht erheben und das Hochamt nicht eher beginnen, bis er, der Herr, zurück ſei. Hierauf ritt er aus dem Kloſter, dichtgeſchaart folgten ihm ſeine Mannen, ſtill durch den wie im Sabbathſchweigen ruhenden Wald; ein Haufe der Seinen ſtieß noch zu ihm, verſehen mit Leitern und Tartſchen und mancherlei Sturmgeräth. Der Herr von Salza ſaß ſchon wohlgemuth in ſeiner neuen Burg und mochte wohl, ſich nichts Arges verſehend, noch der Ruhe pflegen, während der Frühſtrahl des Sonntagmorgens die Kronen der Waldberge vergoldete und alle Arbeit ruhte; da ſtürmte plötzlich der Langraf mit ſeiner

Schaar den Altenberg hinan, berannten die ſchwachbemannte Burg mit aller Macht und ſingen den Burgherrn mit allen ſeinen Mannen. Zu Fuße und an einer Kette, nach andern Kunden aber auf ein Pferd gebunden, wurde der Herr von Salza von dem Sieger gen Reinhardsbrunn geführt, die Seinen hinter ihm drein und nun gebot der Landgraf dem Abt, die Proceſſion mit vorgetragenem Crucifix zu beginnen. Vor dem Crucifix aber mußten die Gefangenen hergehen und dann ewige Urfede ſchwören, weder dieſer Strafe rächend gedenken zu wollen, noch je den mindeſten Anſpruch an das Schloß auf dem Altenberg oder deſſen Boden zu machen. Am andern Tag wurde das neue Schloß von Grund aus zerſtört und abgebrochen und der Abt ließ Holz und Steine zum Verbauen nach dem Kloſter ſchaffen. Als das Mittagsmahl vorbei war und ſich der Herr zum Aufbruch ſchickte, gebot er ſeinem Haushofmeiſter, dem Abt die Koſt für ihn und ſeine Mannen zu zahlen, doch weigerte jener die Annahme, indem er ſprach: Nicht alſo, mein gnädiger Herr, es iſt ja alles geſchehen zu Nutz und Frommen unſers Kloſters, darum wollen wir keine Bezahlung haben oder nehmen; aber der Landgraf that es nicht anders und ließ die Zehrung bezahlen, denn er wollte kein Gotteshaus beſchweren und beſchweren laſſen.

12.

Wie Ludwig der Heilige um ein Stückfaß Wein eine Heerfahrt hielt.

Die guten Mönche von Reinhardsbrunn, als ſie den tugendſamen Landgrafen ſo willig und geneigt zu ihrem Schutz fanden, hatten noch eine Klage anzubringen. Ein Ritter nämlich, der auf einem Schloß im Frankenland ſaß, hatte ſich unterfangen, ein Fuder edeln Weins, den die Kloſterherren von Würzburg kommen ließen, unterwegs aufzufangen, und nicht nur den Wein, ſondern auch den Wagen, darauf er lag, und die ſechs Pferde, die das ſchwere Stückfaß zogen, als eine gute Beute behalten.

Wie Ludwig dieſe Klage vernahm, ließ er an den Ritter ſchreiben in ſeinem Namen, das geraubte Gut unverzüglich herauszugeben und an Ort und Stelle zu ſenden. Daran kehrte ſich aber der fränkiſche Ritter ganz und gar nicht. War nun der allen Leuten hülfreiche Landgraf ſchon einmal um eines Eſels und Krams willen mit reiſigen Mannen bis faſt an die Thore von Würzburg gezogen, ja ſogar, um gefangene Kaufleute zu erlöſen, mit großer Heeresmacht nach Polen, von wo er ſiegreich heimkehrte, ſo kam es ihm auch nicht darauf an, um eines Fuder Weins willen gen

Frankenland zu fahren; darum erhob er ſich mit ſeinem Heergefolge und ehe jener Ritter es ſich verſahe, war rings ſein Schloß umſtellt, daß keine Maus weder hinein noch heraus konnte und ſo ernſtlich wurde der Ritter bedräut, daß er ſich ganz an des Landgrafen Gnade geben mußte, und thun, was dieſer als Sühnopfer heiſchte. Faſt nackend, nur mit einem Hemde bekleidet, einen Strick um den Hals, wie ein büßender armer Sünder, mußte der Raubritter vor ihm erſcheinen, mußte ein blankes Schwert gegen ſeine Kehle gekehrt halten und ſo um Gnade flehen, wenn er ſein Leben und ſeine Burg behalten wollte. Dazu mußte er ein Fuder guten Weines, den Wagen und die geraubten Pferde herausgeben und nach Reinhardsbrunn ſchicken, und wie das alles erfüllt war, zog der treue Schirmvogt ſeiner Unterthanen, Landgraf Ludwig, befriedigt mit ſeinem Heer von dannen.

13.

Von Ludwigs, des Heiligen, Begräbniß.

Der fromme Landgraf war auf ferner Meerfahrt verſchieden; nur ſeine Gebeine brachten in einem reinlichen Schrein, mit ſchwarzem Tuch überzogen, darauf ein ſilbernes Crucifix, mit Edelſteinen beſetzt, befeſtigt war, — ſeine Getreuen wieder in die Heimath zurück. In jeder Stadt, wo ſie raſteten, trugen ſie den Sarg in die Kirche und begingen die Leiche des Abends mit frommen Vigilien, und des Morgens, ehe ſie weiter reiſten, mit einer Seelmeſſe, und ließen unterwegs in jedem Kloſter um Ludwigs Seele willen ein ſchönes ſeidnes Tuch zu heiligem Gebrauch oder manch anderes Opfer.

Und in der Stadt Bamberg zog dem Leichnam der Biſchof entgegen mit allen Domherren, Pfaffen und der ganzen Kleriſei, dazu Männer und Frauen aus der Stadt und Gegend, unter dem Geläute aller Glocken und mit Geſängen, wo ſie ihn dann in den Dom brachten und die Nacht über beſtändig Gottesdienſt hielten. Dort ſah auch mit Jammer und Betrübniß die Gebeine ihres Herrn und Gemahls die fromme Eliſabeth, ſammelte die Freunde und Vaſallen deſſelben, die ihn auf der Meerfahrt begleitet hatten, außerhalb der Kirche in eine Kapelle, und bat ſie, mit ihr ſich zu ſetzen, da ſie nicht zu ſtehen vermochte. Dann ſprach ſie mild und gütig zu ihnen, bat ſie um Rath und Beiſtand um Gottes und ihres ſeligen Herrn Willen und daß ſie ihre und ihrer Kinder Vormünder und Vertheidiger ſein möchten, klagte ihnen auch, wie untreu und ſchmählich ihre Schwäger, die Landgrafen Heinrich Raspe und Konrad, mit ihr umgegangen ſeien und wie ſie durch jene in Eiſenach habe darben müſſen. Auch der Biſchof ſprach mit den Rittern über das Leibgedinge Eliſabeths, daß ſie darauf ſehen ſollten, daß der edlen Frau werde, was ihr von Rechten gebühre, außerdem werde er ſie nicht aus ſeinem Schutz und Gebiet laſſen. Das gelobten ihm die Herren alle treulich an, und darauf wurden dem geliebten Todten die feierlichſten Exequien gehalten. Am folgenden Tag ſetzte ſich der Zug wieder in Bewegung und die trauernde Wittwe folgte in einem Wagen den irdiſchen Reſten ihres Gemahls bis nach Reinhardsbrunn und betrat ſo zum dritten Male wieder das Thüringerland, das ihre Kindheit und Jugend ſah, das ſie nach der Rückkehr von dem Beſuch in ihrer Heimath an der Seite ihres Gatten als eine Glückliche betreten und als eine tiefgekränkte Arme, Verſtoßene verlaſſen hatte. Die ganze Thüringiſche Ritterſchaft, ja faſt alles Volk ſtrömte zu dieſem Begräbniß nach Reinhardsbrunn und es war unter dem Volk gar große Klage und Betrübniß. Wie nun der Leichnam in das Kloſter gebracht wurde, war das Begängniß überaus rührend und herrlich und fielen unzähliche Opfer und Almoſen. Die Vaſallen nahmen die hölzerne Truhe mit den Gebeinen ihres vormaligen Herrn und ſtellten ihn in einen Sarg von Stein und ſetzten den Leichnam neben ſeinen Ahnen bei. Auch ſeine Mutter, Frau Sophia, war gegenwärtig und blieb noch mit ihren andern Söhnen und Frau Eliſabeth, nebſt mehreren von den Herren, die aus dem heiligen Lande kamen, in dem Kloſter zu Reinhardsbrunn; und die letztern hatten nicht vergeſſen, was ihnen der Biſchof und Frau Eliſabeth zu Bamberg geſagt hatten.

14.

Reue und Verſöhnung zu Reinhardsbrunn.

Unter allen den Grafen und Herren, die zurückgekehrt waren aus dem heiligen Lande, war keiner ſo mit Wohlredenheit begabt, als der Schenk Rudolph von Vargula; dieſen nun baten die andern insgeſammt, er möge ihrer aller Wort bei dem Landgrafen wegen der Frau Eliſabeth führen, und dieß that er auch. Sie ſchritten alle männiglich in das Zimmer, umringten den Herrn und der Schenk hob alſo an: Herr! Alle meine Freunde und die Mannen, die hier vor Euch gegenwärtig ſtehen, haben mich gebeten, mit Euch zu reden. Wir haben ſchon in Franken gehört und vernommen, und auch hier in Thüringen, Eure ſo große Unmilde, daß unſer Gemüth erſchrak und unſer Angeſicht von Schaam gefärbt wurde, darüber, daß man an Euch ſolche Unſitte erfindet! Ei, Ihr junger Fürſt, was habt Ihr gethan! Wer hat Euch das gerathen, daß Ihr Euers Bruders Weib, die betrübte Wittwe, die Tochter eines edeln Königs, die Ihr billig getröſtet und geehrt haben ſolltet, ohne Urſache von Euerm Schloß und aus Euern Städten gewieſen habt, wie ein übelthätiges, ſchnödes Weib, da doch ihr ſchöner Leumund aller Orten und Enden dem widerſpricht? Und habt ſie ſo gar unedel verworfen und in Eurer Stadt bitter darben und Mangel leiden laſſen, gleich einer Bettlerin! Und Eures Bruders arme Waislein, die Ihr erzogen und in redlicher Vormundſchaft gehalten und Ihnen Liebe und Güte erwieſen haben ſolltet, die habt Ihr läſterlich von Euch gewieſen; wo war da Eure brüderliche Treue? Solches hat Euch Euer ſeliger Bruder, dieſer tugendſame Fürſt, durch ſein Beiſpiel nicht gelehrt und er hätte das nicht dem geringſten ſeiner ehrbaren Mannen gethan. Wir können kein rechtes Vertrauen zu Euch haben und Eure Gnade ſuchen, während Ihr ſolche ſchmähliche Untreue bewieſen habt!

Auf dieſe freie und treue Rede des Schenken ſchwieg der Landgraf ganz ſtill, denn er wußte vor Schaam nichts zu erwiedern und richtete ſein Haupt zu Boden, darauf nahm der Schenk von neuem das Wort: Herr! Was habt Ihr von der kranken, verlaſſenen, betrübten Frau gefürchtet, die im Elend, ohne Freunde und Verwandte hier in dieſem Lande war und was würde Euch die heilige und tugendſame Frau gethan haben, ſelbſt wenn ſie alle Eure Schlöſſer inne gehabt hätte? Wie gar untugendlich lautet das, wenn man in andern Landen davon redet! Pfui der Schande, die wir von Fremden und Bekannten in unſere Ohren hinein hören müſſen! Ihr habt ſehr übel daran gethan!

Ihr habt Gott erzürnt, daran iſt kein Zweifel, Ihr habt Euch ſelbſt erniedrigt, das ganze Thüringerland habt Ihr durch ſolche That geläſtert und beſchimpft, habt den Ruf der Fürſtenehre geſchwächt und wahrlich ich fürchte, daß die Rache Gottes dieſes Land darum heimſuchen wird, es wäre denn, Ihr büßet es ab gegen Gott und ſühnet Euch gütlich mit der mildſeligen Frau und gäbet Ihr das wieder, darum Ihr ſie und Eures Bruders Kinder verkürzt habt!

Der Schenk ſchwieg. Alle Grafen, Ritter, Herren und Edelknechte, die da gegenwärtig ſtanden, verwunderten ſich, daß er alſo kühnlich mit dem Fürſten redete. Dieſer aber begann heftig zu ſchluchzen, daß er lange nichts erwiedern konnte, endlich ſprach er unter Thränen: Was ich gethan habe, iſt mir herzlich leid, und denen, die mir dazu gerathen haben, kann ich nimmermehr wieder hold werden. Und könnte ich die Vergebung und die Huld und Freundſchaft meiner Schweſter Eliſabeth wieder erlangen, ſo will ich gern alles thun und geben, was ſie nur haben will und Ihr ſollt Macht haben, das ins Gleiche zu bringen, ſo wahr ich lebe!

Da ſprach der Schenk: Das iſt recht, und ſo handelt Ihr, wie es Euch geziemt. Darauf verließen ſie den Landgrafen und begaben ſich zu der troſtloſen Frau Eliſabeth, begannen ſie zu tröſten und ſagten ihr, daß ſie mit dem Landgrafen ihrentwegen geredet hätten und daß er geſagt, er wolle ſich freundlich mit ihr verſöhnen und was ſie nur begehrte oder von ihm haben wolle, das wolle er gern thun. Eliſabeth, die fromme, heilige Frau antwortete ihnen: Seiner Burgen, ſeiner Städte, ſeines Landes und ſeiner Leute und alles das, davon man nur Sorgen und Bekümmerniß hat, begehre ich nicht; nur ſo viel, wie mir gebührt, von Rechts- und meiner Mitgift wegen und was mir mein ſeliger Mann zum Leibgedinge geſetzt hat, das bitte und begehre ich von ihm, daß er mir es verabfolgen laſſe, damit zu thun, was ich will zu meinem eignen Heil. Nach dieſer Rede brachten die Herren den Landgrafen Heinrich zu ihr, der bat ſie freundlich und um Gottes willen, ihm zu vergeben, was er an ihr gethan, es wäre ihm bitter leid und wollte ſie gern erfreuen, womit er könnte, und thun, was ihr nur immer nützlich ſein könnte, ergriff dabei auch flehend ihre Hand und ſie fing an bitterlich zu weinen, und er weinte mit ihr. Auch denen blieben die Augen nicht trocken, die dabei waren, denn ſie gedachten immer noch mit Trauer und Betrübniß an ihren ſeligen Herrn, den ſie verloren hatten. Dann ſchieden ſie mit noch mancher freundlichen Ermahnung an Landgraf Heinrich von dannen, und jeder zog ſeine Straße, heim zu ſeinen Freunden.

15.

Die Schauenburg wird neu gebaut und zerſtört.

Die Aebte von Reinhardsbrunn hatten befürchtet, es möge ſich irgend ein Feind des feſten Schloſſes Schauenburg, das Eigenthum des Kloſters war und dieſem ſehr nahe lag, bemächtigen und ihnen daraus mancherlei Schaden zufügen, daher ſie das Schloß bis auf weniges abgebrochen hatten. Ein ſpäterer Abt, Ludwig, aber erbaute die Burg wieder und übergab ſie einem Grafen von Henneberg in treue Hand und Obhut, damit es in dem Krieg, welcher in jener Zeit um das Thüringerland zwiſchen Markgraf Heinrich von Meißen und der Herzogin Sophia von Braband geführt wurde, nicht in fremde Hände komme. Graf Herrmann von Henneberg behauptete auch während des ganzen Kriegs das Schloß, allein endlich nahm Markgraf Heinrich, unter dem Vorwandte, daß von dieſer Burg aus dem Lande Schaden zugefügt werde, ſie dennoch ein und zerſtörte ſie gänzlich, welches Schickſal die Schlöſſer Kalenberg, Rudolphſtein, Lichtenwalde u. a. mit ihr theilten. Und ſchon ſeit ſo langer Zeit iſt die Burg verödet. Nur von Schätzen, die unter dem alten Burgplatz vergraben liegen ſollen, geben im Volke unbeſtimmte und ſchwankende Sagen, wie dieß bei ſo vielen Ruinen der Fall iſt.

16.

Reinhardsbrunn wird verbrannt.

Es war im Thüringerwald ein Uebelthäter und Wegelagerer, mit Namen Heſſeburg, der auch dem Kloſter Reinhardsbrunn öfters ſchadete und überhaupt durch ſeine Räubereien die ganze Umgegend beunruhigte. Als er in einer Nacht mit ſeiner Schaar abermals dem Kloſter nahte, um Einbruch und Raub zu verüben, ſtürzten alle Kloſterknechte und die zahlreichen Laienbrüder, die Kunde von ſeinem Vorhaben bekommen haben mochten, bewaffnet heraus, ſchlugen die Räuber in die Flucht, ſetzten ihnen hart und lange nach und ergriffen endlich den Schnapphahn, den ſie im Triumph nach dem Kloſter führten. Am andern Tage wurde über ihn ein freies Gericht zu Friedrichrode gehalten und dem Räuber ohne langen Proceß das Haupt abgeſchlagen. Die ganze Gegend freute ſich darüber, aber dem Kloſter Reinhardsbrunn wurde die Tapferkeit ſeiner Inſaſſen ſehr übel vergolten, denn Ludwig von Heſſeburg, der Bruder des Gerichteten, ſammelte um ſich ein Heer wilder Raubgeſellen, zog vor Reinhardsbrunn, ſeinen Bruder zu rächen, und ſtieß das Kloſter mit Feuer an, daß es faſt ganz in Flammen aufging.

Damals lebte in dem Kloſter Scheiplitz, das ſeine Gründung mit Reinhardsbrunn faſt zugleich und aus denſelben Beweggründen empfing, eine Nonne als Seherin, dieſer ging, als ſie im Gebet lag, das ganze Unglück des Kloſters Reinhardsbrunn in einem wunderbaren Geſicht vor und ward ihr alles offenbart, genau wie ſich's in dem Thüringerwalde an demſelben Tage zutrug. Sie konnte nichts thun, als Gott inbrünſtig bitten, das Kloſter und die Perſonen darin zu ſchirmen und zu behüten; ſpäter erfuhr ſie, daß alles eingetroffen ſei, wie ſie es im Geiſte geſchaut hatte.

17.

Reinhardsbrunn wird hart beſchwert.

Der Stern des Kloſters ſchimmerte trüb und immer trüber, bis er für immer unterging. Landgraf Friedrich der Ernſte ſammelte ein großes Heer gegen die Erfurter und andere Feinde, die ihm viele Orte verdarben und feindlich gegen ihn geſinnt waren; er war aber in ſeinen jungen Jahren von unbeſonnenen Räthen umgeben und gedachte nicht an die Gnade, die ſeine Aeltern und Ahnen immerwährend gegen Gotteshäuſer und Klöſter geübt hatten, die ſie förderten und nicht mit Willen beſchwerten. Daher machte er Reinhardsbrunn zum Sammelplatz ſeiner Freunde, Vaſallen und Dienſtmannen. Dorthin kam er mit ſeinem Schwager, dem Landgrafen Heinrich von Heſſen, dem Herzog Heinrich von Sachſen, dem Grafen Berthold von Henneberg, dem von Schwarzburg, von Beichlingen, Hohenſtein, Stolberg, Käfernburg, Gleichen, Brandenburg, ſeinen und ihren Wappnern und allen Thüringiſchen Rittern mit ihren Knechten, ſo daß er über achthundert Mann zuſammen hatte, die vier Nächte lang darin lagerten. Die Herren hielten Rath im Kloſter über ihre Feinde und ihren Zug, und die Knechte ließen ſich's und ihren Pferden wohl ſein. Welcher Schaden an Speiſe und Trank und Futter erwuchs, iſt nicht zu ſagen; nie war dem Kloſter ſolches von den frühern Fürſten wiederfahren.

Alle Vorräthe wurden aufgezehrt, zuletzt gebrach es an allem und nichts blieb dem Kloſter übrig als Schulden und Schaden, ſo daß es ſich in langer Zeit nicht zu erholen vermochte von der harten Laſt dieſer Bedrückung. Mit traurigen Gedanken erinnerten ſich die Mönche an die Erzählungen von Ludwigs des Heiligen Huld und ſeufzten nach einer andern und beſſeren Zeit.

18.

Der letzte Landgraf wird begraben. Des Kloſters letzter Tag.

Still und ruhig lebte Landgraf Friedrich, mit dem Zunamen der Einfache oder Einfältige ſeine Tage, thatenlos und ſchwach; in und mit ihm erloſch das Thüringiſche Landgrafenthum, er ſtarb zu Weißenſee erbenlos und das Land fiel ſeinen Vettern anheim, die es unter ſich theilten. Da läutete auch ihm, dem letzten Herrn des bisher ungetheilten ſchönen Landes die Kloſterglocke von Reinhardsbrunn zu Grabe. Sein Tod erfolgte am Sonnabend der Kreuzwoche früh in der ſechsten Stunde, und am Sonntage ſchon wurde die fürſtliche Leiche nach Reinhardsbrunn abgeführt. Es war ein trübes, wehmüthiges Begängniß.

Und kein volles Jahrhundert mehr, ſo war es um Reinhardsbrunn als Kloſter geſchehen. Das verheerende Sturmwetter des deutſchen Bauernkriegs überbrauſte auch dieſes friedliche Thal und verkehrte ſeine melancholiſche Stille in den wilden Lärm der Waffen und der Plünderung.

Es war ein Montag, acht Tage nach Oſtern des Jahres fünfzehnhundert und fünfundzwanzig, jenes Jahres, das ſo viele blutrothe Oſterfeuer ſah, als ſich der letzte Abt Heinrich, in banger Furcht vor dem Ungewitter, das er kommen ſah, unrühmlich entfernte, die Brüder verließ und nach Weimar flüchtete. An demſelben Morgen machte ſich auch der Kellermeiſter auf und davon, und enteilte gen Eiſenach. Beſtürzt erharrten die Brüder die ſchwerſte Stunde ihres Kloſters, das ihnen bisher ein ſo ſchöner friedlicher Port gegen alle Weltſtürme geweſen war. Am Abend dieſes Tages zwiſchen fünf und ſechs Uhr kam ein Heer von Bürgern und Bauern aus Waltershauſen und den naheliegenden Ortſchaften bei achthundert Mann ſtark in das Kloſter. Dieſe öffneten die Kerker, befreiten die Gefangenen, zechten die ganze Nacht durch, und turbirten die Conventualen auf das Aeußerſte. Des andern Morgens kamen ganze Haufen von Gotha und von Broteroda, die nahmen von Hausrath, was ſie fanden, und leerten den Remter und den Schlafſaal aus. Einige, die gern dem Unfug ſteuern wollten, ſchickten Eilboten nach Weimar zu dem Herzog, die um Hülfe flehten, aber der Fürſt ließ bloß zurück ſagen, ſie möchten, wo möglich, das Kloſter zu retten ſuchen. Es rückten auch von Waltershauſen neunzig bewehrte Mannen im Harniſch zur Hülfe an, allein ſie konnten wenig oder nichts zur Abwehr thun. Zur Vesperzeit kamen Abgeordnete von Weimar und am andern Tag der mit dem Abt entwichene Kloſterſchreiber mit zwei Panieren zurück und ſteckten eins auf den Thurm, das andere über die Hauptpforte. Aber die Bauern durchtobten wie toll das ganze Kloſter und riſſen dieſe Fahnen mit dem

Fürſtenwappen in Fetzen. Der Prior, vorſichtig und klug, rettete vieles von Kleinodien und werthvollem Kirchengut und an Kirchengeräthen und ließ es heimlich hinweg nach Weimar fahren; die Bauern aber ſchlachteten, kochten, brauten, buken im Kloſter, als ob ſie da zu Hauſe wären, fiſchten die Teiche aus und hetzten die armen Brüder über die Mauern und durch die Gräben rings um die ſtattliche Abtei. Alle Brüder entflohen, bis auf den treuen Prior und fünf bis ſechs Kranke, die große Schmach und Ueberlaſt erdulden mußten von der Bauern Uebermuth. Endlich entwichen auch die letzten der Brüder, vier der Kranken wurden auf Karren nach Waltershauſen gefahren, und drei von ihnen ſtarben bald darauf. Unterdeß legten die Bauern ihre frevelnden Hände auch an das Gotteshaus, riſſen die vierundzwanzig Altäre nieder, zerbrachen die Altartafeln mit den herrlichen Gemälden und dem ſchönen, gemalten und übergoldeten Schnitzwerk, raubten die Tücher, zerſchlugen drei Orgeln und zwölf Glocken, und theilten die Stücke unter ſich, verdarben die Sacramente und warfen einander mit den Gebeinen der Landgrafen, die ſie aus ihren Gräbern geriſſen. Sie erbrachen die Sakriſteien, nahmen, was ſie fanden, zerſtörten die koſtbare Liberei, indem ſie die Bücher zerhieben, zerriſſen und im Hof verbrannten. Alle Fenſter, Thüren, Tiſche, Stühle, Bänke, Betten und jegliches Geräth in dem Remter, dem Schlafhaus, dem Gaſthaus, dem Si chenhaus, der Kirche wie der ganzen Abtei wurden zerſchlagen und zerbrochen oder davongeſchleppt und jeglicher Vorrath aufgezehrt oder verdorben. Als endlich die ſchwere Hand der Rache auf die Uebelthäter fiel, wurde damit weder dem zerſtörten Kloſter, noch der zerſtreuten, hirten- und obdachloſen Heerde der Mönche geholfen. Die meiſten fanden ſich zwar wieder ein und wollten wieder in das Kloſter und nach alter Gewohnheit drinnen leben, es wurde aber von den Fürſten nicht geſtattet, vielmehr wurden ſie bedeutet, ſie möchten ehrliche Handwerke erlernen, ſich etwa verehelichen und der Welt nach Gottes Geboten nützlich werden. Mit Mühe erlangten der Abt und die ältern Brüder eine Unterkunft im Auguſtinerkloſter zu Gotha, wo ſie jedoch nicht mehr ihrer Ordensregel folgen durften und weltliche Kleidung tragen mußten. Es gab kein Kloſter Reinhardsbrunn mehr, und die Läuterungsflamme der Reformation war für die Kloſterbrüder ein ſehr ſchmerzliches Purgatorium geworden. Die Zeit ſelbſt ſang mit gewaltiger Stimme dem Kloſter ſein requiescat in pace, und im Frieden ruht es ſeitdem.

Ende.

Inhalt.

Seite.

Thüringen. 5
Einleitung. 13
Sagenkreis von Eiſenach und der Wartburg. 19
1. Wartburg wird erbaut. 25
2. Von dem eiſernen Landgrafen. 27
3. Von der Seele des eiſernen Landgrafen. . . 30
4. Von Ludwig dem Milden. 32
5. Der Sängerkrieg auf Wartburg. 34
6. Von dem Meiſter Klinſor. 37
7. Der Meiſter Klinſor weiſſagt aus den Sternen und verſöhnt die Sänger. 41
8. Landgraf Ludwig ſendet Boten nach Ungarn und wirbt für ſeinen Sohn um des Königs Tochter. 44
9. Die Jugendjahre Eliſabeths und Ludwigs. . 48
10. Eliſabeths Demuth und Erhebung. 53
11. Das erſte Wunder an der Landgräfin Eliſabeth. 56
12. Eliſabeths Mantel. 59
13. Von dem armen Eli. 61
14. Eliſabeths Roſen. 63
15. Landgraf Ludwig und der Krämer. 65
16. Eliſabethen-Brunnen und Garten. 68
17. Von Landgraf Ludwigs Treue. 69

Seite.
18. Eliſabeths Handſchuh. 72
19. Landgraf Ludwig und der Löwe. 73
20. Landgraf Ludwig fährt über Meer. 74
21. Wie Eliſabeth ihres Gemahls Tod erfährt. . 77
22. Eliſabeth wird von der Wartburg ausgetrieben. 79
23. Das Kind von Brabant. 83
24. Der Landgraf Albrecht will ſein Weib ermorden laſſen. 88
25. Margarethe, Landgräfin von Thüringen, entflieht von Wartburg. 90
26. Von Friedrich, dem Gebiſſenen. 93
27. Friedrich der Freudige erwirbt ſich eine Braut. 97
28. Die Burg Klemme. 100
29. Von dem Landgrafenloch. 101
30. a) Wie der Landgraf ſeine Tochter von der belagerten Wartburg führte.
30. b) Wie Friedrich die Wartburg ſpeiſt und die Eiſenacher Friede machen. 106
31. Von einem vorwitzigen Rath. 109
32. Die geiſtliche Comödie und von des freudigen Landgrafen Ende. 111
33. Wie der junge Landgraf Friedrich ſich zum Ritter ſchlagen läßt. 113
34. Von Johannes Hilten, dem Propheten. . . 115
35. Junker Göra. 116
36. Die verfluchte Jungfer. 119
37. Die verfluchte Jungfer erſcheint einer Hirtin und ſchützt ein Kind. 121
38. Der Silberbrunnen. 122
39. Mönch und Nonne. 123
40. Von einer weißen Frau. 125
41. Die geſpenſtiſche Kuh. 126
Sagenkreis des Hörſeelberges. 127
1. Königin Reinſweig. 133
2. Der treue Eckart und der wilde Jäger. . . 135
3. Die Mähr von dem Ritter Danheuſer. . . 137
4. Das Lied von dem Danheuſer. 141
5. Der Mechterſtätter Hirte. 145
6. Das Jeſusbrünnlein. 148
7. Es äfft die Fuhrleute. 149
8. Die Hirtenknaben. 151
9. Der Gang im Berge. 153
10. Der tapfere Waltmann von Sättelſtätt. . . 154
Sagenkreis von Reinhardsbrunn. 157
1. Schauenburg wird erbaut. 162
2. Von Ludwig des Bärtigen Geſchlecht. . . . 165

Seite.
3. Wie Ludwig, der zweite Graf von Thüringen, ſich vermählte. 167
4. Graf Ludwig ermordet den Pfalzgrafen zu Sachſen. 169
5. Das alte Lied von der Frau von Weißenburg. 171
6. Graf Ludwig freit des Pfalzgrafen Weib und erbaut Burgen. 176
7. Wie Graf Ludwig von der Veſte Giebichenſtein entſpringt. 177
8. Ludwig der Springer und ſein Weib bereuen ihre Sünde. 180
9. Wie Reinhardsbrunn erbaut wurde. 183
10. Von dem Begräbniß des Landgrafen Ludwig des Eiſernen. 185
11. Ludwig der Heilige hilft den Mönchen zu Reinhardsbrunn. 187
12. Wie Ludwig der Heilige um ein Stückfaß Wein eine Heerfahrt hielt. 190
13. Von Ludwigs, des Heiligen, Begräbniß. . . 191
14. Reue und Verſöhnung zu Reinhardsbrunn. . 194
15. Die Schauenburg wird neu gebaut und zerſtört. 198
16. Reinhardsbrunn wird verbrannt. 199
17. Reinhardsbrunn wird hart beſchwert. . . . 201
18. Der letzte Landgraf wird begraben. Des Kloſters letzter Tag. 202

Gedruckt bei Gadow & Sohn in Hildburghausen.

Die Sagen

aus

Thüringens Frühzeit,

von

Ohrdruf und dem Inſelberge.

Herausgegeben

von

Ludwig Bechstein.

Hildburghauſen, 1836.
Verlag der Keſſelring'ſchen Hofbuchhandlung.

Der Sagenschatz

und

die Sagenkreise

des

Thüringerlandes.

Herausgegeben

von

Ludwig Bechstein.

Zweiter Theil.

Hildburghauſen, 1836.
Verlag der Keſſelring'ſchen Hofbuchhandlung.

Thüringen, Du holdes Land,
Wie iſt mein Herz Dir zugewandt!
Ludwig Storch.

Der
Sagenſchatz und die Sagenkreiſe
des
Thüringer Landes.

Vorwort.

Unbefangen und von der reinſten Liebe zu der Sache beſeelt, der das Unternehmen meines Thüringiſchen Sagenſchatzes gilt, gab ich den erſten Band, deshalb durfte ich denſelben auch bloß dichteriſch bevorworten. Bei dieſem zweiten ſcheint es mir wohlgethan, mich näher über Plan und Zweck des Werks auszuſprechen, hauptſächlich für die, welche theils aus Antheil, theils aus kritiſchem Drang ſich für berechtigt halten, ſolche Erklärungen von dem Herausgeber zu fordern. Die Beurtheilungen in öffentlichen Blättern über den erſten Band ſind, ſo viel derſelben mir zu Geſicht gekommen, der Mehrzahl nach günſtig ausgefallen, nächſt ihnen habe ich auch noch andere Beweiſe, daß mein Unternehmen Anklang gefunden hat. Hin und her äußert wohl ein Beurtheiler, daß die Erzählung allzu kurz, allzu ſchmucklos ſei. dieß habe ich vorausgeſehen, habe Th. 1. S. 17. bereits darauf hingedeutet, und muß nochmals bemerken, daß ich nur die einfachen Sagen gebe, die rohen Stoffe, die ich durch Zuthaten eigner Phantaſie nicht auf- und auszuſchmücken geſonnen bin. Eine Kritik in den Literariſchen Blät unwürdig die Weiſe nennen, mit der Hr. G. mir die Befahigung zu meinem Unternehmen abſpricht. Kennt er mich, mein Wollen und Wirken ſo genau? — Der erſte Band hat ihm mißfallen, was ich freilich bedauern muß, die von mir gewahlte Form ſagt ihm nicht zu, er nahm das Buch mit andern Erwartungen zur Hand, er fand nicht, was er ſuchte, folglich — bin ich nicht befahigt, den Sagenſchatz des Thuringer Landes zu heben!

Herr G. ſagt weiter: „ich kann mir dabei nur zwei Geſichtspunkte denken: entweder giebt uns der Sammler urkundlich eine Sagengeſchichte — auch der Mund des Volkes iſt eine zur Sage gehörige Urkunde — dann hätte auch die Literatur durchaus berückſichtigt werden müſſen, und die Weiſe der Erzählung etwa jene unſerer alten Volksbücher ſein ſollen, oder der Sammler hat einen rein dichteriſchen Zweck, dann hätte Rundung in die einzelnen Sagen kommen, und der Styl der eines Tieck (in ſeinen Mährchen) oder eines Muſaus ſein müſſen.“ Wenn ich nun Hrn. G. zugeſtehe, daß ich aus dem erſten dieſer Geſichtspunkte mein Werk bearbeitet und betrachtet wunſche, ſo habe ich auf ſeine, hier allerdings achtungswerthe Meinung folgendes zu erwiedern:

Ich wollte und will in dieſem S. S. ein Buch für das Volk geben, darum habe ich gar wohl erwogen, daß ich nicht mit Literaturnotizen, Anmerkungen und Citaten das Werk anfüllen dürfe, deßhalb glaube Niemand, daß die Literatur der Sagen mir unwichtig ſei; ich ſammle und zeichne ſorgfältig alles auf, was dahin gehört, um es zu ſeiner Zeit zu benutzen. Spricht mein Werk dem Publikum an, und komme ich damit zu einem erwünſchten Ende, dann will ich in einem Schlußband gleichſam den Schlüſſel zum Ganzen liefern, will redlich alle Quellen angeben, die Sagen vergleichen und nachweiſen, wo ſich die gleichen und ähnlichen, nicht nur in Thüringen, ſondern in ganz Deutſchland und ſelbſt außer Deutſchland wiederfinden. Sehr recht hat Hr. G., daß der Mund des Volks auch eine Urkunde ſei, ja er iſt die Ur-Kunde aller Sage. — Ueber die von mir beliebte Art der Darſtellung kann ich mir keine Vorſchriften machen laſſen; ich hoffe, ſie wird genügen, wenn ſie einfach und verſtändlich iſt; ich ſchätze die alten Volksbücher überaus hoch, und beſitze deren mehr, als mancher Kritiker vielleicht in ſeinem Leben geſehen hat, aber ich bin nicht geneigt, ſie immer nachzuahmen. Dasſelbe gilt auch in Beziehung auf die Darſtellungsweiſe von Tieck und Muſäus. Ich gehöre nicht zu denen, die in ihrer Dunkelhaftigkeit anerkannten großen und liebenswürdigen Männern den wohlverdienten Lorbeer vom Haupt zu reißen ſtreben, um ihre eitle Fratze davon überſchatten zu laſſen, ich ehre in Tiek den meiſterhaften Dichter, ſehe aber die Nothwendigkeit nicht ein, warum ich, ſelbſt wenn ich einen rein dichteriſchen Zweck beabſichtigte, ſeinen Mährchenton, wie traulich und lieblich der immer ſei, nachahmen ſollte; und ich ſchätze den ſel. Muſäus um ſeiner Verdienſte und ſeines Characters willen; ſeine Weiſe jedoch, Mährchen zu erzählen, kann bei meinem Unternehmen nie die meine werden. Er nahm die einfachen Stoffe und ſchmückte ſie aus nach Willkühr und Laune, umkleidete ſie mit dem romantiſchen Zauber der Phantaſie und wußte ſie durch herzige Gemüthlichkeit für Viele anziehend zu machen. Weit anders und ernſter iſt mein Zweck.

Wenn Hr. G. mir Muſter aufſtellen wollte, warum nannte er mir nicht die Brüder Grimm? Dieſe allein erkenne ich auf dem Felde, das ich zu bebauen begonnen, als ſolche an, dieſe haben in ihren deutſchen Sagen den Weg vorgezeichnet, den ich zu wandeln geſonnen bin, das haben auch andere Beurtheiler herausgefühlt und anerkannt, und wenn ich ſelbſt weit von der Anmaßung entfernt bin, zu glauben, ich könne in dem Sagengebiet auch nur Aehnliches leiſten, wie jene hochverdienten Männer, ſo erhebt und tröſtet mich ſchon das Bewußtſeyn, Steine zum Bau getragen zu haben, und das beſcheidene Verdienſt eines Handlangers geſteht mir ja endlich Hr. G. ſelbſt zu, indem er am Schluß ſeiner Beurtheilung ungemein gütig ſagt: „Wird nun B. auch kein Meiſterwerk liefern, ſo kann er doch einem Geſchickteren vorarbeiten und wirken, daß ſo manche poetiſche Blume nicht ungeſehen und ungenoſſen verwelkt.“ Damit beſcheide ich mich und bin zufrieden, um ſo mehr, da ich ja nichts Eignes, ſondern nur Geſammeltes gebe.

Weiter ſagt Hr. G.: „Auch hatte der Verfaſſer den originellen Gedanken haben können, die Sagen jedesmal in dem betreffenden Volksdialekt zu ſchreiben. In dieſen drei Fällen konnte etwas Gutes, Bleibendes geliefert werden.“ Dieſen originellen Gedanken habe ich nicht gehabt.

Es iſt überaus ſchwer, in Volks-Dialekten zu ſchreiben. In meiner Gegend hat faſt jeder Ort einen andern, und es fragt ſich, ob ich mir damit den Dank aller Leſer verdient hätte. Ob mein Unternehmen ſich als etwas Gutes und Bleibendes, oder als etwas Schlechtes, Vergängliches ausweiſt, darüber wird — habent sua fata libelli — das Schickſal und des Werkes Werth entſcheiden, und nicht die Stimme eines einzelnen Beurtheilers, der unwillig darüber iſt, daß der Herausgeber nicht *ſeine* Anſichten zur Richtſchnur nahm.

Ferner ſagt Hr. G.: „Für Bechſteins

Leſer mag das Buch angenehm ſein und lesbar, denn Alle wiſſen nicht Alles, und Ref. geſteht, auch einiges gefunden zu haben, was ihm noch unbekannt war.“ Und zuletzt: „Auch wird, wie ſchon bemerkt, das Buch dem Publikum Bechſteins gefallen, wenn auch die Kritik hier einen andern Maßſtab zur Hand nehmen muß.“

Ich geſtehe, daß ich nicht recht weiß, was Hr. G. mit der Hindeutung auf mein Publikum ſagen will. Ein Publikum wird mir zugeſtanden, aber was für eins? Die Aeußerung ſieht aus, wie eine verſteckte Perfidie. Ich mag in meinen verſchiedenartigen dichteriſchen und ſchriftſtelleriſchen Beſtrebungen vielfach geirrt und gefehlt haben, dennoch bin ich mir mit Stolz bewußt, immer nach dem Beifall der Gebildeten geſtrebt, dieſen auch oft errungen zu haben; ich habe meine Feder nie der Unſittlichkeit, nie dem Tagesgeklatſch, nie der feilen Kritik geweiht, und nie geſucht, den Leſepöbel zu amüſiren. Sollte mein Publikum in ſeiner Intelligenz tiefer ſtehen, als das, welches den „Geſellſchafter“ ließt, deſſen Mitarbeiter Hr. G. iſt? Doch darüber kein Wort weiter, ich bin von den Herren Berliner Kritikern im Geſellſchafter, wie in den Brockhauſiſchen Blättern der bittern Kränkungen ſchon zu ſehr gewöhnt, als daß ſie mich ſonderlich verletzen könnten, und weiß gar wohl den Maßſtab zu würdigen, den ihre Kritik bei meinen Leiſtungen zur Hand nimmt. Wenn Hr. G. ſich die Mühe nehmen will, dieſen zweiten Band zu durchblättern, ſo wird er wahrſcheinlich darin nicht nur einiges, ſondern wohl vieles finden, was ihm noch unbekannt war. Mit Abſicht ſtellte ich im erſten Band die Wartburg, und die vielen auf ſie bezüglichen allbekannten Geſchichtsſagen voran. Auf das, was der Beurtheiler ferner ſagt: „B. ſcheint vor dem Beginn des Werkes mit ſich nicht ins Klare gekommen zu ſein. Die Einleitung hatte reichhaltiger ſein ſollen; es waren darin z. B. folgende Fragen zu erörtern, welche ſind die Grundzüge der thüringer Sagen? welche Sagen des übrigen Deutſchlands wiederholen ſich in Thüringen? wie iſt das Weſentliche vom Unweſentlichen zu unterſcheiden? — denn nicht jede Geſpenſtergeſchichte iſt eine Sage, und B. ſcheint ſich keine Grenzen gezogen zu haben. Wie viele Bände mag das Werk haben u. ſ. w.?“ bleibt mir noch zu erwiedern, daß ich über mein mit Liebe begonnenes Unternehmen gar wohl mit mir ins Klare gekommen bin, wenn es auch Hrn. G. nicht ſo ſcheint; daß ich alles, was ich geben, und wie ich es geben will, des Gebietes, wie des Werkes Umfang reiflich überlegt und überdacht habe, und darüber Rechenſchaft abzulegen, ſtets bereit bin, ohne gerade an die Nothwendigkeit zu glauben, die von Hr. G. aufgeſtellten Fragen erörtern zu *müſſen*. Vielleicht findet Hr. G. die Einleitung dieſes zweiten Bandes nach ſeinem Wunſch *reichhaltiger*, da ich ſeine Beurtheilung in dieſelbe verwebt habe. Die Grundzüge der *Thuringer* Sagen ſind keine andern, als die der übrigen deutſchen Sagen auch, und ich hatte eben nicht Luſt, die holde farbenſchillernde Libelle zu *zergliedern*. *Wel*che deutſche Sagen ſich in Thüringen wiederholen, ſoll ſpäter von mir nachgewieſen werden, es ſind ihrer unzählige; und was die Scheidung des Weſentlichen vom Unweſentlichen betrifft, ſo weiß ich, ſo gut wie Hr. G. und der Leſer, daß nicht jede Geſpenſtergeſchichte eine Sage iſt, aber mit Dank werde ich es erkennen, wenn Hr. G. die Geneigtheit haben will, mir bei *örtlichen* Sagen die Grenzlinie genau zu beſtimmen, wo ſich Sage und Geſpenſtergeſchichte ſcheiden. Ich habe mir allerdings eine Grenze gezogen, behalte mir aber die Freiheit vor, jezuweilen einen Schritt darüber hinauszuthun auf eine Nachbar-Wieſe, in einen fremden Berggarten, ohne bei meiner harmloſen Wanderung die Pfändung britiſcher Flurſchützen zu fürchten. Wie viele Bände das Werk umfaſſen ſoll, kann ich ganz genau nicht beſtimmen, die Stofffülle iſt groß, doch giebt es auch manches ſagenarme Gebiet, und es iſt oft recht ſchwer, etwas zu erfahren. Bleibt mir Muße und Geſundheit, und wird mir die Luſt an dieſem Werk nicht verkümmert, ſo denke ich, es in 6 Bänden etwa zu vollenden, mit dem Vorbehalt, Nachträge, die ſich immer finden, in einen Schlußband zu bringen, damit meine witzigen Herren Berliner ſagen können, ich habe eine böſe Sieben zur Welt gebracht.

Noch finden ſich in der kritiſchen Beſprechung des Hrn. G. einige Hinweiſungen auf ſeine Heimath, die Grafſchaft Hohnſtein, für welche Notizen ich ihm danke, obſchon ſie mir nicht unbekannt ſind. Meine, Gott ſei Dank! günſtige Stellung macht mir die beſten Schriftquellen zugänglich, ich ſelbſt ſuche meine eignen Sammlungen von dergleichen zu vermehren, ſo viel ich kann; ich wohne in Thüringen und reiſe immer zuvor an die Orte, deren Sagen ich ſammle, um mehr Mündliches zu erfahren; auch in die Grafſchaft Hohnſtein werde ich reiſen, um manche ihrer ſchönen Sagen aus dem Munde des Volks zu hören; wenn es mir nun dennoch, trotz meiner Liebe zur Sache, trotz den reichen, mir zu Gebote ſtehenden literariſchen Hülfsmitteln, trotz meiner Localkenntniß des Landes nicht gelangen ſollte, etwas zu liefern, das billigen Anforderungen genügen kann, ſo wünſche ich ſelbſt, daß ſich recht bald der beſſere Mann finde, Thüringens Sagenſchätze auszubeuten, und freudig werde ich ihn willkommen heißen.

Der deutſche Sagengarten iſt ein großes Labyrinth. Tauſendfach ſind ſeine Windungen, Gänge und Verſchlingungen; zwiſchen Laubengängen und Alleen, an Blumenwegen und kühlen Grotten ſtehen Marmorbilder, die ſich täuſchend ähnlich ſehen, ſo daß bisweilen der Wandrer meint, er ſei wieder an bekannten Stellen, und ſich dann doch getäuſcht ſieht, und wahrnimmt, wie hier ein Zug, dort ein Faltenwurf anders angelegt ſei, oder hier ein Strauch, deſſen Blätter einem andern ganz gleich, goldne Blüthen trage, während jener mit rothen oder blauen prangt. So wunderbar iſts um das Weſen der Sagen beſchaffen, die ſich häufig da und dort wiederholen, es ſind dieſelben und ſind doch nicht dieſelben, ſie treten überraſchend an das Licht, wie ſeltne Blumen oft an Orten, wo man ſie nicht ſuchte, und beglücken ihren Finder mit der Freude des Botanikers, dem auf einſamen Bergpfade mitten in Thüringen eine Alpenpflanze entgegenblüht, wovon ich manches Beiſpiel wußte. Wie häufig kommen nicht vor die Sagen von weißen Frauen und Jungfrauen; ſcheinbar gemiſcht, und doch in der Tradition ſtreng geſchieden; weiße Frauen mehr in Schlöſſern, die noch erhalten ſind, vorahnende, ereignißkündende Erſcheinungen; Jungfrauen mehr auf öden Burgplätzen, an Fels und Quell, die der Erlöſung harren. Die Attribute beider ähneln ſich: altmodiſche Tracht, Schleier, Schlüſſelbund, oft ein begleitender Hund u. ſ. f. Von andern ſich überall wieder neu gebärenden Sagen will ich nur flüchtig anführen, weil ich Ausführung an einen andern Ort verſpare:

Sagen von Schätzen mit ihrer Bedingniß des Schweigens, ihren Erſcheinungen, ihren unbeſonnen Redenden und Schreienden, die den Schatz verſchwinden machen. Deßgleichen von verſunkenen Bergſchätzen, die an Glückstagen aus der Tiefe heraufſteigen und dem ſichtbar werden, der die Wunderblume fand, durch die er den Schatz erblicken, den Schlüſſel, mit deſſen Hülfe er eingehen mag in die verſchloſſenen Bergespforten. An dieſe knüpft ſich gemeiniglich die Erſcheinung eines Zwerges oder Berggeiſtes.

Sagen von Waſſerjungfrauen, die zum Tanze kommen, und an der Rückkehr zur beſtimmten Zeit verhindert werden, ſie bleiben aus und leiden ihre Strafe. Dieſe bewohnen Quellen und Seen, ganz anders wieder ſind die Sagen von den Nixen, die in Flüſſen und Strömen wohnen, und davon es ſo unzählig viele giebt.

Sagen von verſunkenen Glocken, die von Thieren ausgewühlt werden, kommen häufig an vielen Orten vor.

Wie zahlreich ſind die Kloſterſagen, wie häufig die Geſchichten von gefundenen Leinknotten, davon einige wenige aufgehobene zu Gold geworden, was ſich ſchon höher geſteigert bei grünen Zweigen, die aufſpielende Muſikanten zur Belohnung erhalten, wiederfindet, wo die Sage andeuten zu wollen ſcheint, daß dem Glücklichen alles zu Glück ausſchlagt, und er am geringfügigſten noch gewinnt, wie die Biene aus der kleinſten Blume Honig zu ſaugen weiß, und daß der Zufriedene hauptſächlich der Glücklichſte iſt u. ſ. w. u. ſ. w.

Mit Abſicht führe ich auch im Werk jene Traditionen von wirklichen überreichen Erzgängen in den thüringiſchen Bergen an, die man kaum Sagen nennen kann, ſie ſtehen in allzunaher Beziehung zu den vielfach begegnenden Sagen von den räthſelhaften Venetianern, wie zu denen, die vom ehemaligen Bergbauweſen her noch in des Volkes Erinnerung fortblühen. Bergmannsſagen, Hirtenſagen, Jägerſagen leben ewig im Volk, und es bedarf oft einer erſtaunlich kurzen Zeit, daß wirkliche Ereigniſſe von der dem Volk unbewußt innewohnenden Poeſie ſagenhaft umkleidet und ſo fortgepflanzt werden. Ganz merkwürdig iſt's, wie oft örtliche Sagen ſich beinah wörtlich in weit von einander entlegenen Dörfern wiederfinden, wie ſie oft ganz in die neue Zeit hereinragen, und wie mancher Sagenſtoff aus der Urzeit ſich erfriſcht und verjüngt, alte Namen auf jüngere überträgt, und wie dann der alte, halbverdorrte Stamm fortknospet und mailich ausgrünt.

Den **Sagen aus Thüringens Frühzeit** in dieſem Bande, die ich nicht übergehen wollte, doch ſo kurz als möglich anzog, ſollen im nachſtfolgenden Band diejenigen aus dem **Mittelalter** folgen, welche eine allgemeine Farbung haben, und weder an Ort, noch Kreis ſich bannen und binden laſſen. Dahin rechne ich, was aus der Geſchichte der ſpätern Herzoge noch ſagenhaft hereinklingt, was von Geiſeln des Landes, als Hunneneinfallen, Kriegen, Hungersnothen, Peſten und Sündfluthen als Sage haften blieb, eben ſo was von rathſelhaften Zeitkrankheiten, als Geiſelfahrten, Veitstänzen, Kinderkreuzzugen, und Judenverfolgungen ſich als allgemeinthuringiſche Sage geſtaltete; dann werde ich wieder zum mehrörtlichen übergehen, den **Sagenkreis der drei Gleichen** bearbeiten, und mit dem vom **Schneekopf** und dem **Thüringiſchen Henneberg** den dritten Band ſchließen. So hoffe ich rüſtig in meinem Schacht fortzubauen, und was iſt's denn fur ein Ungluck, wenn ich auch einmal ſtatt guldiſchen

Erzes auf taubes Geſtein ſtoße und es zu Tage fördere, oder wenn ich auf eine unergiebige Lagerſtätte ſchürfe? Manche Nachweiſung irgend eines verklungenen geſchichtlichen Ereigniſſes, manche alte Erklärung eines oder des andern Ortsnamens, Hindeutungen auf Spott und Nachbarneckereien u. dergl. mehr gehören in dieſes Gebiet, wenn es auch nicht im ſtrengen Sinn Sagen ſind.

Und damit, lieber Leſer, für dießmal Gott befohlen.

Meiningen, im April 1836.

Ludwig Bechſtein.

Sagen
aus
Thüringens Frühzeit.

Während die geschichte durch thaten der menschen hervorgebracht wird, schwebt über ihnen die sage als ein schein, der dazwischen glänzt, als ein duft, der sich an sie setzt. Niemals wiederholt sich die geschichte, sondern ist überall neu und frisch, unaufhörlich wiedergeboren wird die sage. Festes schrittes am irdischen boden wandelt die geschichte, die geflügelte sage erhebt sich und senkt sich: ihr weilendes niederlassen ist eine gunst, die sie nicht allen völkern gewährt. Wo ferne ereignisse verloren gegangen wären im dunkel der zeit, da bindet sich die sage mit ihnen und weiss einen theil davon zu hegen; wo der mythus geschwächt ist und zerrinnen will, da wird ihm die geschichte zur stütze.

J. Grimm Deutsche Mythologie (III)

Bevor wir in den nächſtfolgenden Sagenkreis eintreten, und der leuchtenden Fackel nachziehn, die der Apoſtel aus Albion durch die Thüringiſchen Gaue trug, werfen wir einen Blick auf die Nacht des Heidenthums und auf die Morgennebel jener Frühe, aus der alle Geſchichte wie Sage klingt, die wenig oder nicht an Stadt und Dorf und Burg haftend, frei und in leichten Umriſſen hingehaucht, eine Fata Morgana Thaten und Ereigniſſe abſpiegelt. Von ſo frühen Kunden iſt freilich nicht allzuviel noch im Volk lebendig; eben deshalb gedenken wir ihrer hier, und erwecken die Schlummernden. Unſre Aufgabe in dieſem Gebiet iſt ja nicht, ſtrenge Geſchichte zu ſchreiben, daher wir uns auch nicht berufen fühlen, mit kritiſchem Richterblick zu ſondern und prüfend zu ſichten, vielmehr gönnen wir auch dem Irrthum ſeine Stelle; hat man doch Beweiſe, daß bisweilen zur Wahrheit wurde, was langgeglaubter Irrthum ſchien. Wo die Sage und Ueberlieferung aller romantiſchen Umhüllung baar, zur nackten geſchichtlichen Wahrheit wird, ſind wir ſtets an den Grenzen unſers Gebietes.

Wir müſſen uns, um in den Morgenſtrahlen der älteſten Vorzeit zu baden, und das Thüringerland zu überſchauen, zur Wolkenhöhe emportragen laſſen, denn der Inſelsberg iſt zu niedrig, als daß wir von ſeinem Gipfel das herrliche Reich überblicken könnten, das noch vom wogenden Nebelſchleier verhüllt, im tieſen Schweigen ruht; es iſt das Königreich Thüringen.

Kein König der Neuzeit würde ſich dieſes Reichs zu ſchämen haben, wär' es noch wie einſt, und von ihm beherrſcht. Daß manche Hiſtoriker geradezu verneinen, daß ein ſolches Königreich je beſtanden, gibt ihm um ſo mehr eine mythiſche Färbung, und dieſe Schriftſteller leiten zu demſelben Ziel, zu dem die uns führen, die nach dem Trojaniſchen Krieg ein Heer Aſiaten, und unter ihnen die Thüringer in Cimbrien landen und in Deutſchland Wohnſitze ſuchen laſſen; die ihnen Senno, den Sohn Andenors, zu Sauls Zeiten zum König geben, oder nicht minder Trebeta, den Sohn des Königs Ninus, Titus, Hammer, Hoyer u. a.

Eben ſo unbeſtimmt und ſchwankend, Nebelmaſſen gleich, die windbewegt die Thalgründe überſchleiern, ſind die Grenzen dieſes uralten Königreichs. Dieſe dehnten ſich gen Norden bis an und über den Harz, umfaßten öſtlich das ganze Saalgebiet bis zur Elbe, das ſogenannte Oſterland bis zur Elſter, das Flußgebiet der Mulde, das Vogtland, und im Süden den ganzen Thüringer Wald, das Grabfeld, das Gebiet der fränkiſchen Saale bis zum Main, die Länder an der Werra, die eine Strecke weſtwärts fließt, wo, im Weſten, das heutige Heſſen angrenzt, das ganz zu Thüringen gehörte, wozu auch noch manche Geographen die Wetterau und den Weſterwald rechneten.

Noch unbekannter, wie das vorzeitliche Königthum und die uralte Grenzbeſtimmung des Thüringer Landes, iſt und bleibt für uns ſeine Götterſage und ſein Kult. Beides iſt ein ſchweigender geheimnißvoller Eichenhain, der in undurchdringlichem Dunkel ſeine Prieſter, ſeine Opfer und ſeine Orakel birgt. Die alten Chroniſten erzählen uns tauſend Fabeln, ſie möchten bald römiſche, bald ſcandinaviſche Mythe in dieſen Kreis hereinziehen, und am liebſten beide verſchmelzen. Ihnen zufolge war Wodan, der Sachſengott, der Odin der Scandinavier, auch die Hauptgottheit der alten Thüringer. Wo Odin herrſchte, durfte Frigga nicht fehlen, und bald bevölkert ſich nun ein ganzer Himmel mit Göttern. Donnernd zieht Thor heran; thronend ſteht Krodo auf der Harzburg, der Jahreszeiten Gott mit dem myſtiſchen Sonnenrade; vom Stuffenberg ertheilt Stuffo ſeine Orakel, und Biel und Lara, Jecha und Oſtara, Püſterich und Frau Hulda behaupten ihre Ehrenſtellen neben Merkur und Jupiter, Saturn und Diana, Fortuna, Iſis u. a.

Aus dieſem Chaos tauchen aber einzelne Geſtalten auf, die dauernde Form gewinnen, in dem Zeitenmeer dahinſchwimmen, und uns noch heute in der Sage des Volks, in Rede, Scherz- und Reimſpruch, in magiſcher Formel ſogar, wieder begegnen, oft auch uns ihre Namen von den Gipfeln zurufen, an denen ſie landeten. Manches davon wird in ſpätern örtlichen Sagen ſelbſt vorkommen, einiges werde hier angeführt.

Frau Holle oder Hulda lebt noch im Volksglauben ſcherzhaft und ernſthaft fort. Sie iſt die gütige weiße Frau der winterlichen Zeit. In den Zwölften jagt ſie, und wenn es ſchneit, ſagen die Kinder in Thüringen: Frau Holle ſchüttelt ihr Federbett aus. Gegen das Alpdrücken haben die Mädchen im Werrathal folgende Bannformel:

Das Walhallal (Walhalla?)
Alle Berge durchſchwat,
Alle Bächle durchbad't,
Alle Blättle abblatt't,
Unterdeſſen wirds Tag.

was wohl heißen ſoll: Die Geiſterverſammlung.

(welche das Alpdrücken bewirkt) ſolle durch alle Berge ſchweben, durch alle Bächlein baden, alle Blättlein abblatten, über dieſer anderweiten Beſchäftigung wird es Tag, und bleibt keine Zeit, beängſtigende Träume zu verurſachen.

Vom Thor, ſo meinten manche, ſey der Name Thüringen entſtanden, und in dem heiligen Hain bei dem in alten Urkunden Thornburg geſchriebenen Städtchen Dornburg an der Saale ſoll er hauptſächliche Verehrung genoſſen haben. Dorndorf bei Arnſtadt mit auf einem Berge gelegener Kirche u. a. Thurüiz, Dubrüig ſpricht noch heute ein Theil der Bevökerung im thüringiſchen Henneberg den Donnerstag, den Thorstag aus. In der Ruhl Dornüig. Man ſinne ferner den Namen der Dörfer Aſbach und Teutleben bei Gotha nach, Aſbach auch bei Schmalkalden. Ob die vielen in Thüringen ſich findenden Oſterberge den Namen von der Göttin Oſtara, (Aſtarte?) oder darauf in der Frühzeit gezündeten Oſterfeuern tragen, wer weiß es? Von der zweifelhaften Jecha iſt nur der Namensklang des nach ihr genannt ſein ſollenden Schloſſes und Dorfes noch übrig; für den Biel zeugen vielleicht noch die Vielſteine bei Meiningen und an der Geba, auch auf dem Wald zwiſchen Schmalkalden und Tambach, Bielſtein und Bielshöhle am Harz, Bila bei Nordhauſen, wie der Ortsname Belrieth im Thal der Werra.

Wer Sprachlaute hören will und Gebräuche kennen lernen, die beide lebhaft an eine längſtvergangene Zeit, an altdeutſche Sitte und Sprache erinnern, der gehe in den Thüringer Wald und ſteige in die Thäler nieder, in denen die Orte Ruhla, Steinbach und Broterode liegen, und achte ein wenig, ohne ſich das juſt merken zu laſſen, auf das Volk. Die Sprache dieſer Ortſchaften klingt ganz eigenthümlich wie aus einer fernen Zeit, wie aus einem fremden Lande.

In den Kreis der nachfolgenden Sagen treten Geſtalten, die dem nicht fremd ſind, der deutſche Geſchichte kennt; ihr Tritt und Schritt klingt ehern, wie der Rythmus des Niebelungenliedes, und Haß und Liebe, Eiferſucht und Rache, Verrath und Mord kämpfen und ringen mit einander unter purpurnen Königsmänteln, die deßhalb rothe Farbe tragen, damit man das Blut nicht ſehe, mit dem ſie ſo oft befleckt werden. Dazwiſchen blitzt und leuchtet hochherrlich manches makelloſe Heldenbild, in ſtolzer Pracht prangt mancher Königsbau, bis dieſer Baum der Größe vom Vernichtungsblitz der Zeit geſpalten und zerſplittert ſtürzt, und aller Glanz erlöſcht.

1.

Der Thüringer Urſprung und Name.

Im Volk iſt faſt alle Mähr verſtummt, woher die Väter der Frühzeit gekommen, deſto mehr haben die Gelehrten darüber geſtritten. Als Sage und Wahn, von den meiſten verworfen, wurde folgendes in Schriften aufbewahrt:

Alexander, der große Macedonier, war geſtorben, und ſeine Gewaltigen ſtritten um die Herrſchaft gegen einander und ſchädigten Land und Volk. Da wanderte ein Stamm aus, deſſen Glieder ſich **Petreoli** nannten, und endlich an die See gelangten. Sie fuhren über Meer, und weil ſie des Schiffens unkundig waren, kamen viele um, oder wurden zerſtreut und vom Sturm verſchlagen nach Preußen und Reußen (Rußland). Eine Schaar gelangte auf zwölf Schiffen in die Gegend des heutigen Lübeck. Dort ſaßen die Thyrigeten oder Theuern-Gothen, ein friedliches Volk, nicht gewohnt der Kämpfe und Schlachten. Dieſes Volk griffen jene Kieſelinge alsbald an und vertrieben es von ſeinen Wohnſtädten, und weil ſeine Männer ſich thörigt zum Streit ſtellten, nannten ſie das Volk Thörlinger, dieſes aber nannte jene harte ſtreitbare Schaar Saxen. In einem zweiten Streit verloren abermals jene Thörlinger, aus welchem Namen hernach Thüringer gemacht wurde, und mußten den Sachſen das ganze Gebiet an der See einräumen, ihnen aber wurde vergönnt, das Land, wo jetzo Braunſchweig und Magdeburg liegt, in Frieden zu bewohnen, und dieſer Friede dauerte über hundert Jahre.

2.

Thüringer und Sachſen.

So ſagt eine andere Kunde: Wie die über See gekommenen Sachſen mit den Küſtenbewohnern nach manchem Gefecht friedlichen Vertrag aufgerichtet, daß ſie, die Fremdlinge, ſich des Landbeſitzes nicht anmaßen wollten, aber freier Tauſch und Verkehr zwiſchen beiden Völkern ſtatt finden ſollte, — trat einſt aus einem Schiff ein Sachſenjüngling an das Land, der war herrlich geziert mit einer güldnen Kette um den Hals und mit güldnen Armbändern. Ihn erſah ein thüringiſcher Ackersmann und fragte ihn ſpöttlich, was ihm um ſeinen hungerigen Hals das reiche Gezier nütze? Der Sachſe ſprach: ich will es verkaufen, was giebſt du mir dafür? — Eine Hand voll Erde! erwiederte der Ackersmann. Der Sachſe nahm den Tauſch an, ließ ſich ſeinen Schooß voll Erde füllen und begab ſich auf ſein Schiff zurück. Ueber dieſen Handel war viele Freude bei beiden Völkern, weil jedes das andere für betrogen hielt. Darauf nahmen die Fremdlinge die Erde, rieben ſie fein, beſäten damit ein großes Gebiet und ſprachen, das iſt nun unſer Land, das wir für unſer Gold erkauft haben. Da ſchrieen die Landſaſſen ſehr über den Ackersmann und ſchalten ihn thörigt und vermaledeiten das fremde Gold. Die Sachſen aber verlachten ſie, nannten ſie Döringk und erbauten ohne Dank Städte und Veſten an der Elbe. Es kam zu harten Streiten um das Land, und die Thüringer wurden über den Harz*) getrieben. Sie bauten ſich an der Saale, Unſtrut und Werra an und drängten im Saalgebiet die Wenden nach Oſten hin.

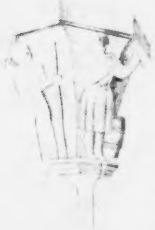
3.

Der Thüringer Spitzname.

Vor alten Zeiten wurden die Thüringer Heringsnaſen genannt; woher das gekommen, darüber hat ſich früher mancher Gelehrte den Kopf zerbrochen und den Spottnamen weit hergeleitet. Wie aber Thüringen durch 8 W ſonderlich genannt und bekannt war, nämlich durch Wälder, Waſſer, Waizen, Wein, Waid, Weiden, Wieſen und Wolle, ſo iſt auch wohl glaubhaft, daß entweder eine, jetzt verwiſchte nationale Eigenthümlichkeit der Naſenbildung, oder eine Liebhaberei ſeiner Einwohner für Heringe zum Sprichwort wurde, und am Namen des Volkes haften blieb. Dahin deutet wohl das **Heringsmännchen**, das an der Saalfelder Kirche als ein Wahrzeichen noch heute befindlich iſt, von welchem Bilde die Sage geht, daß da, wo es ſteht, die alte Grenze zwiſchen dem Land der Thüringer und dem der Sorbenwenden geweſen ſei. Vielleicht daß von dort aus der Schimpfname kam. Das Männchen ſteht neben einem Faß und hält einen Hering empor, alſo, wie es hier eingezeichnet zu erſchauen iſt.*)

---

*) Vergl. im Sagenkreiſe des Inſelberges die Sage von Cabarz und Tabarz.



---

*) Vergleiche den **Sagenkreis** von **Saalfeld**.

1.

Von König Chlodowig und dem alten Dispargum.

Chlodowig war der Name des erſten thüringiſchen Königs; er herrſchte über Frankenland und baute da, wo beide Reiche an einander grenzten, eine neue Königsburg, die er Dispargum nannte. Wo ſie gelegen, iſt noch unerwieſen, doch wollen viele, ſie habe den Scheitel eines Baſaltberges geſchmückt, der an der Grenze Frankens liegt, und noch heute die Disburg heißt. Der Berg iſt rings von Waldung umgeben, die Ebene ſeines Gipfels umzieht ein alter Wall, eine Steinrücke, und an des Berges Weſtſeite ſpringt ein koloſſaler Felsbock hervor. Andere ſagen und behaupten, die thüringiſche Königreſidenz ſei in Burgſcheidungen geweſen, das ſeinen Namen haben ſoll von der alten Grenzſcheide zwiſchen Franken und Sachſen, derer nicht zu gedenken, die das Dispargum am Rhein, am Neckar und in Brabant ſuchen.

Von König Chlodowigs Gemahlin ging die Sage, ſie habe einſt im Meere gebadet und der Umarmung eines Meerwunders genoſſen. Aus dieſer entſprang ein Sohn, der nachmalige König über

Franken und Thüringen, Merovich, von dem die alten Geſchichten viel Wunders melden.*) Unter ihm erſtanden viele thüringiſche Städte und wurden mit Mauern umgeben, auch erhoben ſich viele Burgen und feſte Plätze rings in dem Thüringer Lande.

5.

Attila in Thüringen.

Als Merovig herrſchte, zog der Hunnenkönig Etzel durch Thüringen, da er aus Gallien kam, mit großer Heeresmacht und ſchrecklichem Wüthen. Er nannte ſich ſelbſt die Geißel Gottes und war die Geißel der Völker. In Köln hatte er die heilige Urſula und ihre elftauſend Jungfrauen tödten laſſen, und vor ihm und ſeinen Heunen zitterten alle Lande. Das war zu den Zeiten, als Dietrich von Bern (Verona) lebte, von dem man ſang in alten Liedern. König Etzel kam gen Eiſenach, wo ein Gewaltiger ſaß, den ſie König Günther nannten. Dieſer hatte eine reizende Tochter, Chrimhilde, und gab ſie dem Etzel zur Ehe, um an ihm, dem Mächtigen, einen Freund und Bundesgenoſſen zu haben. Da hielt der Hunnenkönig feſtliches Beilager und ſchrieb einen großen Tag aus, zu dem faſt alle deutſchen Fürſten kamen und ſich um ſeine Gunſt bewarben. Attila lag eine Zeitlang ſtill in Thüringen und rüſtete ſich zum Einfall in das Römerreich. Die alten Thüringer wußten noch von ihm zu ſagen, wie mild und koſtfrei er geweſen, und ſchrieben ihm die Münzen und Decems-Pfennige zu, die man noch bisweilen in Aeckern und Weingärten ausgräbt. Bei Tonndorf, dicht an der Luzeroder Flur, lag er am See, weidwerkete dort und fiſchte. Noch heißt ein Ort daſelbſt der Königsſtuhl.

---

*) Vergl. den Sagenkreis von Erfurt.

6.

König Baſinus und Königin Baſina.

Nach Attilas Tod ſchüttelten die Thüringer das Joch der Hunnen gänzlich ab und wählten ſich einen neuen König, Namens Baſinus, vielleicht des Königs Günther Sohn. Zu Baſinus flüchtete ſich der Sohn Merovächs, des Frankenkönigs, mit Namen Childerich, der ſich durch ſein ausſchweifendes und untugendhaftes Leben den Haß des Volkes zugezogen hatte. Gütig nahm Baſinus ihn auf und hielt ihn acht Jahre lang ſtattlich wohl, bis er in ſein Reich zurückkehren durfte. Childerich aber hatte in dieſer Zeit die Gemahlin des gaſtfreien Baſinus zur Untreu bewegen, ſo ſehr, daß Baſina ihren Herrn und Gemahl heimlich verließ und ihrem Buhlen Childerich nachzog. Als ſie zu dieſem kam, fragte er ſie: Was bewegt Dich, aus einem ſo fernen Lande hieher zu mir zu kommen? Darauf erwiederte Baſina: Nur allein Deine Mannlichkeit, deßhalb bin ich gekommen, bei Dir zu wohnen. Denn wiſſe, hätte ich ſelbſt über dem Meere drüben und an der Welt Ende einen beſſern Mann als Dich gewußt, ſo würde ich ihn aufgeſucht und ihn mir zum Gemahl erwählt haben.

Als der König dieſe Antwort empfing, ward er erfreut und nahm, uneingedenk der Freundſchaft und der Wohlthaten ſeines Gaſtfreundes Baſinus, deſſen ungetreues Weib zu einer Gemahlin an, denn er war ein Heide; ſie gebar ihm den zweiten Chlodwig, den großen und mächtigen König, welcher das Thüringerland mit Heeresmacht überzog und es ſich zinsbar machte, doch ihm ſeinen eigenen Regenten ließ.

7.

Vom König Irminfried und der Königin Amalberga.

König Baſinus hinterließ drei Söhne, Baderich, Bertharich und Irminfried. Dieſe theilten ſein weites Reich unter ſich, und ward dem Irminfried das heutige Thüringen zu Theil. Irminfried ſaß auf der Merewigs-Burg und gedachte ſich ſo zu vermählen, daß er ſeine Macht und ſein Reich noch mehr ſichere und feſte. Er erkieß ſich zur Gemahlin die Schweſter oder Schweſtertochter des Königs der Oſtgothen, Theoderich oder Dietrich, ein natürlicher Sohn Chlodowichs, der ihm ſeine Schweſter mit einem gar ſtolzen Schreiben überſandte, darin er ſagte: Amalberga werde eine Zierde des königlichen Hauſes, eine Vermehrerin des Geſchlechts, eine treue Rathgeberin, eine ſüße Genoſſin ſein, die friedlich mit ihm herrſchen und den Zuſtand des Volkes verbeſſern helfen werde. Thüringen werde nun ſo glücklich ſein, zu empfangen, was Italien gebildet, eine in Wiſſenſchaft und Sitte, an Geſchlecht und Würde gleich große Frau, deren Benehmen Thüringen eben ſo ſehr zum Glanz und Ruhm gereichen werde, als dieſes Landes Siege.

In demſelben Briefe dankte auch König Theoderich dem Irminfried für ein Geſchenk gerüſteter ſilberweißer Pferde, die er außerordentlich lobt. Thüringen ſtand vor Zeiten hinſichtlich ſeiner Pferdezucht in hohem Anſehn und wurde oft deßhalb dem alten Belgien gleich geſtellt. Durch dieſe Heirath blieb das Thüringerland vor den Angriffen der Franken geſichert, denn dieſe, die ſonſt wenig Frieden hielten, fürchteten den mächtigen Arm des Theoderich, der ſo ſtolz war, daß er nach dem Namen eines Kaiſers ſtrebte. Und von gleichem

Stolz und großer Herrſchſucht war auch Amalberga beſeelt.

8.

Wie die Königin Amalberga ihres Gemahls Tiſch nur halb deckte.

Amalberga ſah mit großer Mißgunſt auf die Länder, welche die beiden Brüder Irminfrieds beherrſchten, und hätte gern gehabt, daß Alles zu deſſen Reich gehöre. Sie lag ihrem Gemahl viel und oft an mit liſtigen Reden, ſich ſeiner Brüder zu entledigen, damit ihre Lande an ihn fielen, doch widerſtand er ihr eine Zeitlang. So deckte ſie einſt ſeinen Tiſch nur zur Hälfte, und da er um die Urſach fragte, war ihre Antwort: Wer nur ein halbes Reich ſein nennt und beherrſcht, dem ziemt, daß er ſich auch mit einem halb gedeckten Tiſch genügen laſſe.

Dieſer Rede ſann Irminfried tief und lange mit böſen Gedanken nach und beſchloß, ſich ſeiner Brüder zu entledigen. Zuerſt gelang es ihm, ſich Bertharichs zu bemächtigen; dieſer verſchwand aus dem Reiche der Lebendigen durch ſeines Bruders Hand. Nun wollte Irminfried auch ſeinen andern Bruder des Reichs, wie des Lebens, berauben, getraute ſich aber nicht, dieß mit eigner Macht zu vollbringen, ſandte daher zu Theoderich, bat ihn um Beiſtand und verhieß ihm dafür die Hälfte ſeines Reiches. Darauf rüſtete jener ein großes Heer, zog in Thüringen ein, und Baderich wurde mit vereinter Macht überfallen. Deſſen Streitkräfte waren zu gering, er unterlag und fand ſeinen Tod. Jetzt war nun Irminfried Alleinbeherrſcher Thüringens, aber an ſein Verſprechen, das Reich mit Theoderich zu theilen, dachte er nicht, damit ſein Weib ihm den Tiſch nicht wieder halb decke. Das brachte großes Unheil über das ganze Land.

9.

Irminfried wird mit Krieg überzogen.

König Theoderich ſandte an Irminfried, der auf der Merovigs Burg ſaß, und verlangte ſein Recht, wünſchte auch, da er ihm geholfen, daß Irminfried ihm wieder zuſtehe in Friede und Eintracht, wenn ſich etwa einer ſeiner Brüder oder ſonſt jemand mit ihm zweie, und daß ſie in gegenſeitiger Treue einander zu Hülfe ſein wollten, da doch ihre Lande aneinanderſtießen, auch daß Irminfried ihm beiſtehe. Dieſer ſagte alles gütlich zu, nur was das Land (die Abtretung) betreffe, wolle er ſich mit ſeinen Mannen berathen, wie ſich das gebühre. Die Antwort vernahm Amalberga und berief heimlich einen

Ritter zu ſich, der ein Marſchalk und heimlicher Rath ihres Mannes war, ein Mann von liſtiger und gewandter Rede, deſſen Rath der König ſehr achtete, Namens Iring, und bat ihn, ihrem Herrn zu rathen, daß er kein Bündniß mit Theoderich eingehe, was er auch that.

Hierauf verzog ſich nun des Königs Antwort an Theoderich, denn ſeine Fürſten, Grafen, Ritter und Reiſige wünſchten das Bündniß mit dem Frankenkönig wegen der angrenzenden Sachſen, von denen ſie wußten, daß dieſe nicht die guten Freunde der Thüringer waren. Aber der Rath der Amalberga, Irings und ihres Anhangs ſiegte über den König, dem jene einredeten, das Land habe der Mannen genug, ſich der Sachſen zu erwehren und vor ihnen ſich zu ſchirmen, und der König antwortete nun dem Abgeſandten Theoderichs alſo: Ich will der Freundſchaft und Magſchaft meines Schwagers nicht abſagen, aber mich nicht zu ihm verbinden und ſchwören. Höre ich doch von meiner Frau, daß er unehelich geboren, folglich ein Knecht iſt, wie will er das Königreich behalten, da er die Freiheit nicht behalten kann? Darum ziemet mir nicht, ihm Hand und Treue zu geben, vielmehr iſt ſeine Herrſchaft eigentlich die meinige. Als der Bote dieſe Worte vernahm, ward er tief bewegt und ſprach: Ich möchte euch lieber meinen Kopf geben, als ſolche Rede heimbringen, denn ſie wird mit vielem Blut der Franken und Thüringer müſſen gebüßt und getilgt werden. Darauf ritt er fort an den Rhein und ſagte Theoderich ſeines Schwagers Antwort.

Als Theoderich die unweiſe Rede hörte, ward er von Unmuth erfüllt, doch barg er ſeinen Zorn und ſprach: So müſſen wir gedenken, daß wir unſerer Schweſter und unſerm Schwager als ein Knecht dienen. — Und er ſammelte ein großes Heer aus den Ländern am Rhein und aus Frankreich, verband ſich auch mit ſeinem Bruder Chlotar, dem er einen Theil des eroberten Landes verhieß, und ſprach beim Wegzug alſo zu ſeinen Mannen: Gedenkt des Unrechts nicht allein, das mir von Irminfried widerfahren, gedenkt, was eure Vorfahren alles Schmähliche durch die Thüringer erlitten. Sie haben ihre Geißeln ermordet und die Friedensverträge ſchändlich gebrochen. Sie haben die Knaben an den Hüften an Bäume aufgehenkt und mehr als zweihundert junge Mägdlein ſchändlich ums Leben gebracht. Zwiſchen Pferden haben ſie ſie gebunden und ſie zerreißen laſſen, über den Fahrweg haben ſie ſie gelegt, und ſchwere Wagen über ihre Leiber getrieben Hunden und Vögeln haben ſie die Leichname zum Fraß vorgeworfen. Das Volk war treulos gegen euch, Irminfried iſt treulos gegen mich! Gott iſt mit uns, denn unſere Sache iſt gerecht! — So zur Rache entflammt, zog das Frankenheer Thüringens Marken zu.

10.

Von großem Streiten der Völker mit einander.

Als die Thüringer hörten, daß König Theoderich mit ſeinem Sohn Theodobert und ſeinem Bruder Chlotar gegen ihr Land anrücke, ſuchten ſie mit Liſten ihre Landesgrenze zu ſchirmen und machten große und tiefe Fallgruben an den Ort, wo ſie wußten, daß jenes Heer herüber ziehen werde, und bedeckten die Gruben mit grünen Reiſern, Erde nad Moos, ſtellten ſich dahinter in Schlachtordnung, und als nun die feindlichen Reiter gegen ſie anſprengten, ſtürzten Roß und Mann in die Gruben und kamen ihrer viele um. Gleichwohl drang das feindliche Heer mit ſolchem Ungeſtüm nach, daß die Thüringer endlich weichen mußten, ihm den Rücken kehrten und ſchmählich die Flucht nahmen.

An der Unſtrut und dem Weißenſee ſetzten ſich die Thüringer wieder, und die Feinde kamen ihnen bald nach. Da wurde eine mörderliche Schlacht geſchlagen bei einem Ort, der hieß Runiberg; die Schlacht währte drei Tage lang, und kamen von beiden Seiten über die Maßen viele Menſchen um. Von den todten Körpern der Thüringer war das Bett der Unſtrut alſo angefüllt, daß über ſie hinüber die Franken wie auf einer Brücke gingen. König Irminfried entfloh nun mit den Seinen, ſo viel deren noch übrig waren, in ſeine Stadt und Veſte, Burg Scheidungen an der Unſtrut, da auch die Königin Amalberga war, die Urſache dieſes großen und verderblichen Krieges, der dem alten thüringiſchen Königreich ein Ende machte.

11.

Wie König Theoderich Scheidungen belagerte.

Als König Irminfried nach ſeiner Veſte entflohen war, ſammelte Theoderich ſeine Mannen um ſich, und hielt mit ihnen Rath, was er nun thun ſollte? Da riethen etliche, er ſolle die Todten begraben, und die Verwundeten heilen und dann ſeinen Feind aufs Neue angreifen. Darauf ſprach ein anderer ſeiner Räthe, ein alter und weiſer Mann: In allen guten und nützlichen Dingen iſt das ſchönſte die Ausdauer. Hat ein Mann Glück, ſo halte er es feſt, denn es wandelt ſich leicht über Nacht. Jetzt iſt das Thüringer Land in unſerer Gewalt, ziehen und zögern wir, ſo ſtärken wir ſelbſt den Feind, und erledigen, die wir überwunden haben, denn König Irminfried und die noch bei ihm ſind, drücken ſich jetzt, wie Mäuſe in einer Falle, und dürfen vor Furcht nicht den Himmel anſehen.

Hierauf ſprach ein Anderer: dieſer Rath wäre wohl gut, aber unſer Heer iſt allzu ſchwach geworden durch den Verluſt an Todten und die vielen Verwundeten, und thörigt wäre es, hier ſo lange zu harren, bis wir an den Rhein geſendet und neues Volk erfordert. Dem antwortete der alte und weiſe Mann: liegen doch uns die Sachſen nahe, die nie der Thüringer Freunde waren, dieſe laßt uns entbieten, auf daß ſie uns Hülfe leiſten.

Der Rath gefiel dem König und allen wohl, und es geſchah den Sachſen Botſchaft von Theoderich. Die Sachſen waren froh, ſammelten ſich, und es kamen neun ihrer Fürſten, jeder mit tauſend Mann, denen verhieß Theoderich: ſo ſie Scheidungen gewännen, ſollte es ewiglich ihr bleiben, mit allen Land jenſeits der Unſtrut. Darauf wurde Scheidungen eng umlagert.

12.

Streit, Verſöhnung und Verrath.

Die Sachſen begannen härtiglich zu ſtürmen, ſo daß, wenn ein Panner abtrat und müde war, gleich ein anderes, das geruht hatte, den Angriff erneute. Da ſahen die belagerten und bedrängten

Thüringer ein, daß ſie das in die Länge nicht aushalten konnten, warfen daher ihr Stadtthor auf und ſtürmten wohlgerüſtet heraus, ſtritten heftig mit den Sachſen und ſchlugen ihrer aus der Maßen viele todt. Dann wichen ſie mit ihrem König wieder in die Stadt zurück, doch ſpürten ſie wohl, daß es in die Länge nicht währen möchte. Deßhalb ſandte Irminfried heimlich in der Nacht den Ritter Iring zu ſeinem Schwager Theoderich in das Lager, und der Ritter ſprach zu dem König: Wenn Du auch nicht Deines Schwagers ſchonen willſt, ſo ſollteſt Du dich doch billig erbarmen über Deine Schweſter und ihre Kinder und ihnen Gnade geben. Theoderich berieth ſich mit ſeinen Räthen, und es waren etliche darunter, die murrten über die Sachſen, ſprachen, es wäre nicht gut gethan geweſen, nach ihnen zu ſenden, und das grobe wilde Volk in das Land zu ziehen und Geſellſchaft mit ihnen zu machen. Die Franken hatten ſich ſehr verwundert über der Sachſen ſtarke Leiber und Gemüther, ihre fremdartigen Waffen, ihr langes Haar, das über die Schultern niederwallte, ihre groben Gewande, die ſtarken Spieße, die großen Schilde, die langen Meſſer an den Seiten.

Da nun Iring bittend und flehend Gnade heiſchte, erweichte ſich des Königs und ſeiner Räthe Herz, und dieſe ſprachen: Es wäre ſehr thörigt gethan, wollte Theoderich ſeine Schweſter und deren Kinder verderben um ſeines Schwagers willen, weil dieſer muthwillig und thöricht gegen ihn gehandelt; auch das Land und ſeine Schlöſſer den Sachſen zu geben, welche das Thüringer Land nie wieder los werden würde. Theoderich werde jetzt nun wohl ſeines Schwagers alſo mächtig, daß ſich dieſer nie wieder gegen ihn auflehnen würde, und Thüringer, Heſſen und Wetterauer müßten ihm zu Gebote ſtehen.

Iring fiel Theoderich zu Füßen, als er Gnade erlangt für ſeinen König und Herrn, ſandte durch einen Knecht die frohe Botſchaft in die Veſte, und blieb die Nacht über in dem feindlichen Lager. Da war große Freude über die Nachricht von dem abgeſchloſſenen Frieden.

Da nun die Thüringer meinten, daß Friede ſei, ſo ritt ein Jüngling, Namens Wito, gegen Abend mit einem Falken aus der Stadt und beizte an dem Ufer der Unſtrut, da er den Falken nach einer wilden Ente ſtoßen ließ. Gegenüber aber kam ein Sachſe, Gozhold geheißen, der lockte und fing den Falken. Der Thüringer bat, er ſolle ihm den Vogel zurückgeben, deß weigerte ſich der Sachſe. Da ſprach der Thüringer: Laß den Falken fliegen, ich will Dir etwas ſagen, das beſſer iſt, als hundert Falken, bei meinem Eid! — Wie nun der Sachſe darauf den Vogel fliegen ließ, ſprach der Thüringer: die Könige haben ſich mit einander verſöhnt, und zieht ihr nicht dieſe Nacht von dannen, ſo geſchieht euch nichts Gutes. — Schimpfſt und ſpotteſt Du, oder iſt es wahr? rief der Sachſe, und jener antwortete: Morgen des Tags wirſt Du erfahren, ob ich die Wahrheit ſprach. Der Sachſe ritt alſobald in das Lager der Seinen und verkündete, was er gehört; da beriethen ſich die Fürſten und Hauptleute mit einander, und etliche waren der Meinung, es ſei am beſten, in aller Stille aufzubrechen und heim zu ziehen.

13.

Der Sachſen Sieg und Niederlaſſung.

Wie die Sachſenführer ſo zur Flucht riethen, erhob ſich ein alter Ritter, der hieß Herr Hagk, nach andern Hategaſt, ergriff das Panner, das er trug, darin der Sachſen Feldzeichen, ein Löwe, Drache und Adler war, und ſprach: Ich habe lange gelebt und bin zu dieſen Jahren gekommen, ich habe großen Schlachten beigewohnt und habe nie die Sachſen fliehen ſehen. Kann ich nicht länger leben ohne Flucht, ſo iſt mir ſüßer, ich ſterbe hier, als daß ich fliehe. Seht die Erſchlagenen an um uns her, unſere Brüder und Freunde! Lieber ſind ſie gefallen im Kampf, als daß ſie ihr Leben gerettet durch feige Flucht. Wozu noch lange Teidung? Die Feinde ſind müde vom Streit und ſicher vom Frieden. Wir wollen ſie im Schlaf überfallen, und ich gebe euch meinen Kopf, kommt es nicht, wie ich euch ſage. Stärkt euch vorher mit Speiſe und bereitet euch ſtill, bis ich euch ein Zeichen gebe, dann ſeid alle ſtreitfertig.

Und als die Thüringer im erſten Schlafe lagen, erhob der Alte ſein Panner und führte die Sachſen gegen die Stadt; ſie ſtiegen hinein und überfielen ſie. Vom Lärm erweckt, lief mancher Thüringer auf die Gaſſe, glaubte Freunde zu finden und ward erſchlagen; andere entſprangen über die Mauer und kamen um. Die Sachſen erſchlugen alle wehrhaften Männer; Jünglinge und Knaben fingen ſie. Der König aber mit der Königin, ihren Kindern und wenigen Getreuen entkamen durch eine Pforte. Die Sachſen nahmen Thor und Thürme ein, fanden manchen Schatz, hielten die Stadt beſetzt und erinnerten König Theoderich an ſein Verſprechen. Der überließ ihnen Scheidungen und alles Land jenſeit der Unſtrut, wie er verheißen. Viele ehrbare Männer von den Sachſen blieben nun in Thüringen, bauten ſich an und feierten alljährlich den Tag der Schlacht, welcher der erſte October war, und nannten ihn Communio, das iſt Theilnehmung, weil jeder ſein Theil nahm Sie bauten auch die Sachſenburg am Harz, und der alte Ritter Hagk wohnte zuerſt auf ihr. Man ſagt auch, daß die von Stollberg ſich zu dieſer Zeit erhoben und ihre Burg anfingen zu erbauen.

14.

König Irminfrieds Tod.

Da König Theoderich hörte, daß Irminfried mit den Seinen entkommen, fürchtete er von ſeinem Schwager neuen Krieg und ſandte ihm den Ritter Iring nach, daß dieſer Irminfried bewege, zu ihm zu kommen, und brachte ihn dahin durch Verheißung großen Lohnes. Als nun Iring ſeinen Herrn und König zu Theoderich brachte, fiel Irminfried dieſen zu Füßen und bat, er möge ihm verzeihen alle Schmach und Unbilde, deren er ſich ſchuldig gemacht gegen ihn, dazu hätten gerathen ſeine Frau und Iring, ſein Marſchalk. Wie Iring das Wort vernahm, der mit entblößtem Schwert dabei ſtand, rief er zornig aus: Das iſt erlogen! zuckte ſein Schwert und durchſtach ſeinen Herrn.

Da König Theoderich dieſe That geſehen, ſprach er zu Iring: Daß Du Deinen eignen Herrn ermordet haſt, macht Dich mir und allen frommen Leuten verhaßt! Darum hebe Dich von meinem Angeſicht, wir wollen Dich an unſerm Hof nicht länger leiden. Darauf verſetzte Iring: Ehe ich gehe, will ich den rächen, der hier erſchlagen liegt, und durchſtach den König Theoderich. Dann legte er den Leib ſeines Herrn über den des Feindes, auf daß der im Leben Beſiegte im Tod überwände, bahnte ſich Weg mit dem Schwert und entrann. So groß blieb Irings Ruhm, daß man am Himmel und auf Erden einen Weg nach ihm nannte; droben am Himmel die Milchſtraße iſt in alten Zeiten Iringsſtraße genannt worden.

15.

Vom König Irminfrieds Tod eine andere Sage.

Nach andern Kunden lebten Irminfried ſowohl, als Theoderich noch manches Jahr. Theoderich zog in ſein Reich zurück und überließ dem Irminfried das ſeine gegen gute Bürgſchaft. Einſt aber ließ er dieſen zu ſich unter ſicherm Geleit nach Zülpich entbieten und ehrte ihn, da er ankam, mit köſtlichen Geſchenken. Hernach trug ſich zu, daß die beiden Könige mit einander auf der Mauer des Schloſſes ſich im Geſpräch ergingen, da ward König Irminfried plötzlich herabgeſtürzt, man weiß nicht, von wem, und gab den Geiſt auf. So fand der ſein Ende, der ſeiner Brüder Erbe durch Mord an ſich geriſſen, und man ſagt, Theoderich habe auch Amalberga und ihre Kinder tödten laſſen. Durch dieſe That iſt die Treue der Franken übel verruſen worden und in böſen Geruch gekommen, davon zeugen Thüringen und Burgund. Bei gegebener und geſchworner Treue kam König Irminfried um ſein Leben, und das Königreich Thüringen ging durch die fränkiſche Herrſchaft unter.

16.

Vom Aufkommen thüringiſcher Schlöſſer und Städte.

Als in jenen Zeiten, wie vor erwähnt, die Sachſenburg ſich erhob, waren ſchon zuvor mächtige Schlöſſer in Thüringen entſtanden, wie Dispargum und die Merovigsburg, Schwarzburg und Käſernburg und andere. Bei der Sachſenburg erhob ſich Beichlingen und Gleichen bei Mühlberg, und zur Zeit, als die Sachſen die Thüringer vertrieben, wurde Schloß Brandenburg an der Werra erbaut, desgleichen Treffurth, ſogenannt, weil eine dreifache Furth dort über den Fluß ging. Frankenſtein bei Salzungen wurde damals erbaut, als die Frankenkönige Thüringen inne hatten, und auch die Burg Mittelſtein bei Eiſenach, darum ſo genannt, weil ſie mitten zwiſchen fünf Landen gelegen war, als Thüringen, Franken, Heſſen, Buchen und das Eisfeld, damals war weder das jetzige Eiſenach, noch Wartburg vorhanden. So kamen auch Herren von Wangenbeim und Erffa aus Sachſen nach Thüringen. Die von Erffa hießen zuerſt die Greinbunde und ſaßen an der Neſſe in dem Hain unter Ebenhain. Noch früher entſtanden die Burgen Kyfhauſen am Harz, Henneberg nahe am Frankenland, und Boyneburg in Heſſen. Hildebert, ein Sohn König Chlothars, und Bruder des König Theoderich, erbaute die Veſte Heldburg, die da heißt die fränkiſche Leuchte, und Hildburghauſen; beide ſind nach ſeinem Namen genannt. Auch Erfurt und Nordhauſen ſind zu jener Zeit entſtanden. Später erhob ſich zu Saalfeld die Sorbenburg, gegen die Sorben und Wenden, und unter dem Frankenkönig Dagobert noch mancher Ort, der nach ihm geheißen worden ſein mag, ſo Daberſtadt oder Daferſtadt bei Erfurt, eine Wuſtung, und Dabertshauſen oder Deſertshauſen, jetzt auch eine Wuſtung, bei Meiningen, und viele andere.*)

17.

Die Hunnen fallen oft in Thüringen ein.

Das wilde und kriegeriſche Volk der Hunnen konnte nicht vergeſſen, daß ihm Thüringen einſt zinsbar geweſen, zur Zeit als ſein großer Heerführer Attila noch lebte. So brachen ſie aus ihrem Lande und dem von ihnen beſetzten Böhmen in großer Anzahl heraus, als Siegbert, der König von Auſtraſien, der auch Thüringen beherrſchte, regierte. Da der König von ihrem Einfall hörte, ſammelte er ein großes Heer, zog durch Thüringen und ſchlug die Hunnen zwiſchen der Saale und Elbe auf das Haupt. Dann gab er den dort wohnenden Sorben und Wenden das Land mit dem Beding zu eigen, daß ſie Verbündete der Franken und Thüringer, an die ſie grenzten, gegen die Hunnen bleiben ſollten.

---

*) Oertliche Sagen von Erbauung oder Entſtehung der Städte und Burgen, und Stammſagen der Geſchlechter werden an ihrem Ort beſonders und ausführlich aufgeführt.

Wenige Jahre darauf geſchah abermals ein Einfall der Hunnen in Thüringen, und König Siegbert zog ihnen wieder mit einem übergroßen Heer entgegen. Die wilden Hunnen hatten aber viele morgenländiſche Zauberer mit ſich gebracht, die viel geſpenſtiges Gaukelwerk erregten und dadurch das Heer des Frankenkönigs in Schreck und Unordnung brachten. Siegbert verſöhnte jedoch den Hunnenkönig Kaganus durch Geſchenke, welcher ihm ebenfalls reiche Gaben überſandte und einen Frieden mit ihm ſchloß. Dabei trug ſich zu, daß es dem Heer der Hunnen, die überall, den Heuſchrecken gleich, alles aufzehrten, an Proviant gebrach, weil ſie des aufgerichteten Friedens halber, nicht raubend weiter dringen konnten. Da ließ der Hunnenkönig Siegbert ſeinen Gruß entbieten und ſagen, wenn er das Hunnenheer ſpeiſe, ſo wolle er mit dieſem in drei Tagen aufbrechen und das Thüringer Land gänzlich räumen. Hierin willfahrete Siegbert dem Kagan, und es geſchah alſo.

Als Siegberts Enkel, Theodebert, herrſchte, brachen die Hunnen abermals aus Pannonien mit Heeresmacht hervor und verwüſteten die damals verbundenen Länder Thüringen und Oſtfranken. Es geſchahen harte Streite, bis Brunhild, des Königs Großmutter, den Frieden von ihnen mit Geld erkaufte, worauf ſie ſobald nicht wieder gekommen ſind.

18.

König Samo führt Sorben und Wenden gegen die Thüringer.

Als König Dagobert regierte, ein mächtiger Monarch über das ganze weſtliche und öſtliche Frankenland, erhob ſich ein fränkiſcher Kaufmann mit Namen Samo, der wurde ein König über das ſlaviſche Volk der Wenden, das in jener Zeit Böhmen, Mähren, die Lausnitz, das nachmalige Meißner Land, das Gebiet der Sorben und einen Theil von Oeſtreich inne hatte und beſaß. Es geſchah, daß andere fränkiſche Kaufleute auf einer Handelsfahrt von den Wenden beraubt und erſchlagen wurden. Da ſandte König Dagobert einen Vertrauten zu Samo, Namens Sicharius, es dahin zu bringen, daß die Schuldigen geſtraft und der Raub zurückgegeben werde. König Samo aber wollte den Geſandten nicht ſehen, noch hören; der aber kam mit Liſten vor ihn, indem er ein ſlaviſches Kleid anzog, und ſagte ihm ſeines Königs Auftrag. König Samo weigerte deſſen Begehrs Erfüllung; da ſprach Sichar trotzig und erzürnt: Du und Dein Volk ſeid meines Königs Unterthanen. Samo erwiederte ihm: Der Slaven Land und Volk ſind Dagobert nicht unterthan, ſollen aber ſein eigen ſein, wenn er beider Freund ſein will. Sichar verſetzte: Unmöglich iſts, daß Chriſten, Gottes Knechte, Freunde heidniſcher Hunde ſein können. Darauf rief Samo zornig aus: Sind die Slaven Hunde, ſo ſollt ihr fühlen, wie ſie beißen! — und ließ den Boten mit Schimpf von dannen jagen.

Nun brach ein großer Krieg aus. Dagobert entbot ein Heer aus Auſtraſien und Thüringen, und brachte es dahin, daß auch Langobarten und Alemannen gegen die Wenden zogen; es geſchah bei Vogtsberg eine große Schlacht, die drei Tage dauerte; Thüringer und Auſtraſier wurden heftig geſchlagen, mußten in ihr Land zurückfliehen, und die Wenden fielen darauf von allen Seiten in Thüringen ein, heerten und plünderten und bedrängten das arme Land ärger, als die grauſamen Hunnen je gethan.

19.

Das Land Thüringen bekommt einen Herzog.

Wie König Dagobert ſich durch die Sorben und Wenden alſo hart bedrängt ſah, zog er mit einem Heer aufs Neue gegen den Rhein, um ſeinem Volk zu helfen. In Mainz kamen Geſandte von den Sachſen zu ihm und verhießen ihm Hülfe und Beiſtand gegen die Feinde, wofern er ſie des jährlichen Tributs von fünfhundert Stück Rindern entlaſſe, den ihnen König Klothar auferlegt hatte. Dagobert ließ ſich überreden, ihr Verlangen zu erfüllen, und die Sachſen ſchwuren auf ihre Waffen, die Wenden aus Thüringen und Oſtfranken zu vertreiben. Darauf blieb Dagobert in Frankreich, und die Wenden blieben unvertrieben in Thüringen, ja ſie ſtreiften raubend und mordend bis an den Rhein, denn die Sachſen brachen ihren Eid, ſie hielten nicht Wort. Da ſetzte Dagobert einen König über Oſtfranken, ſeinen Sohn Siegbert, ein dreijähriges Kind, und einen Herzog über Thüringen, Radulf genannt; dem Kinde geſellte er zu Lenkern und Führern kräftige Männer, und dem Herzog gab er ein Heer, womit dieſer die Sorben und Wenden ſchlug und aus dem Lande jagte. Auf dieſe Siege war Radulf ſehr ſtolz und vermeinte, fortan auf eignen Füßen ſtehen und das Thüringer Land unumſchränkt beherrſchen zu können.

20.

Schlacht und Sieg an der Unſtrut.

Der thüringiſche Herzog Radulf ſah mit Neid auf die Macht des jungen Königs von Auſtraſien, Siegbert, dem ein fränkiſcher Herzog, Adelgis, nebſt dem Biſchof von Cöln, Kunibert, treulich zur Seite ſtanden. Zu dieſer Zeit trug ſich zu, daß König Dagobert einen ſtolzen und übermüthigen Franken, Chrodoald, der viel Land in Heſſen und der Wetterau beſaß, hinrichten ließ. Deſſen Sohn Fara ſchwur ſeines Vaters Tod zu rächen, verband ſich mit Herzog Radulf, und vereint brachten ſie ein großes Heer zuſammen. Die Leiter des jungen Königs entboten aber den ganzen Heerbann von Oſtfranken und zogen den Rebellen entgegen. In der erſten Schlacht wurde Fara erſchlagen und ſein Heer vernichtet. Radulf verſchanzte ſich am Ufer der Unſtrut, die ſchon ſo große Kämpfe geſehen, ſo viel Blut der Thüringer getrunken hatte. Das Heer des Königs zog durch den Buchengau nach Thüringen und fand den Feind in ſeiner Verſchanzung. Dieſe ward alsbald umzingelt, ein Theil des Heeres wünſchte den Angriff ſogleich zu beginnen, aber Adelgis und Grimoald, der Sohn des Hausmaiers Pipin, riethen zur Raſt. Da ſich beide Theile nicht einigen konnten, ſo ſicherten jene Männer mindeſtens das Leben Siegberts, der erſt zehn Jahre alt war, und der größere Theil des Heeres begann den Sturm mit allem Ungeſtüm. Herzog Radulf, als er ſahe und durch ſeine Kundſchafter vernahm, daß ſeine hochgelegene Veſte nicht von der ganzen Macht der Gegner berannt wurde, fiel aus, that Wunder der Tapferkeit, und es wurden nächſt den Anführern einige Tauſend der Feinde erſchlagen. Man ſagt, daß die Mainzer Hülfsvölker zuerſt geflohen ſein und ſo dieſe große Niederlage mit verurſacht hätten. Der königliche Knabe weinte über den Verluſt ſo vieler Mannen. Das noch übrige Heer hatte keinen Muth, einen erneuten Angriff zu wagen; Siegbert ließ Radulf um Frieden bitten und zog mit dem Reſt ſeines Heeres ungehindert von dannen. Radulf herrſchte nun über Thüringen als ein unumſchränkter König, obgleich er ſich nicht ſo nannte, ſchloß Bündniſſe mit den Wenden und andern Nachbarvölkern, und ſtarb in Frieden. Einige ſagen, daß er Rudolſtadt erbaut und nach ſeinem Namen Radulf oder Rudolf genannt habe.

21.

Vom Bonifacius, dem thüringiſchen Apoſtel.

In dem großen Frankenreiche ſank immer mehr das königliche Anſehen, und es hob ſich die Macht der ſogenannten Hausmaier, (Majores domus). Auf beide aber gaben ſehr wenig die nachfolgenden thüringiſchen Herzoge, ſie ſuchten ihre Unabhängigkeit zu behaupten. Radulf's Sohn, Heden, und wieder deſſen Sohn, Gotzbert, herrſchten ſo tyranniſch, daß ein großer Theil des thüringiſchen Volkes ſich hülfeſuchend zu den Sachſen wandte, die es aber nicht minder bedrückten. Das Land blieb lange ein Spielball in der Hand der Mächtigen. Karl Martell vermachte es ſeinem Sohn Karlmann, und dieſer beſchützte es gegen erneute Einfälle der Sachſen; dann kam es unter die Herrſchaft Pipins, als Karlmann ein Mönch wurde. Oft zog Pipin in ſeinem Bruderkrieg gegen Gripho durch Thüringen, und Karl der Große berührte es nicht minder auf ſeinen Heereszügen, da er die Sachſen zwang. Zu dieſen Zeiten war hin und wieder ein Strahl der Chriſtuslehre in Thüringen eingedrungen, aber nicht tief, und mancher ihrer Bekenner fiel wieder ab. Da war es, daß

Bonifacius, Biſchof von Mainz, der aus England ſtammte und früher Winfrid hieß, ſich aufmachte, und gedachte, Thüringen vom Heidenthum zum Chriſtenthum zu bekehren, doch erkundete er zuvor des Landes Gelegenheit. Ein alter Ritter war da, der ſprach zu ihm: Das Land zu Thüringen iſt zwölf Meilen lang und breit, beſchloſſen mit zwei großen Wäldern, dem Thüringer Wald und dem Harzwald, und mit zwei Waſſern, der Werra und der Saale; käme es zum Glauben und würde angebaut, ſo wäre es zur Nahrung in ſolcher Größe eines der beſten Länder der Welt.

Wie Bonifacius das vernahm, ſammelte er viel Volkes und zog mit Heereskraft nach Thüringen. Als die Thüringer das hörten, erſchracken ſie ſehr, fürchteten ſich und flohen ein Theil mit Weib und Kind in einen Bruch bei der Unſtrut, hinter einen Wall, die Trettenburg, wo ſie todt oder lebendig bleiben wollten; es waren der Städte und Burgen, wo ſich das Volk hätte halten können, noch nicht viele im Lande. Der Biſchof zog beſcheidentlich in das Land, ließ die Thüringer zu ſich entbieten, und dieſe ſandten ihre Klügſten zu ihm, zu vernehmen, was er begehre.

Der Biſchof ſprach zu dieſen: Liebe Thüringer, ihr ſollt euch taufen laſſen und an Chriſtum glauben und ſeinen Glauben annehmen; thut ihr das, ſo kommt es euch zu Nutz und Frommen, und ſoll euch nimmermehr reuen, thut ihr es nicht, ſo reden wir anders mit einander.

Die Thüringer fragten: Was für Nutz und Frommen entſteht uns davon und welcher Genuß? Nun ſprach Bonifacius viel davon, daß Gott auf die Erde gekommen ſei um der Menſchen willen, und ſelber Menſch geworden, Gerechtigkeit und Friede habe er mitgebracht, und ſeine Bekenner befreie er von unrechter Gewalt an Leib und Gut auf Erden, und ihre Seelen aus der Macht des Teufels und der Hölle.

Da ſprachen die Thüringer: So Dein geborner Gott das vermag, ſo ſchicke, daß er auch vermöge, uns des Zehnten zu erledigen, den wir dem Hunnenkönig geben müſſen von Leib und Gut, ſogar von unſern Kindern. Wird uns nur das Eine verkündet, daß wir des Zehnten ledig ſind, ſo wollen wir getreulich glauben und Dir gerne folgen; iſt's aber nicht, ſo wollen wir nimmermehr glauben an die Macht des gebornen Gottes, vielmehr todt und lebendig bei unſerm alten Glauben bleiben. Des ſage uns eine Antwort zu oder ab.

Darauf wußte der Biſchof nichts zu erwiedern, ging, und bedachte ſich mit den Seinen und ſagte denen: Ich bedarf guten Rath, der Hunnenkönig iſt zu mächtig, als daß ich die Thüringer ihres Zehnten an ihn frei machen könnte. Soll ich ſie bekriegen und tödten, ſo möchte ich nicht die Laſt ihres Blutes tragen; ſoll ich ſie in ihrem Unglauben laſſen, ſo möchten andere Neubekehrte auch wieder abfallen. Die Räthe meinten, es ſei am beſten, Friſt zu gewinnen, und den Thüringern Bedenkzeit zu geben.

Als Bonifacius des Nachts an ſeiner Ruhe lag und die Seinigen mit ihm, kam eine Stimme von Gott, freiſam und ſchrecklich, ſo daß der Biſchof dachte, ſein Ende wäre nahe, und die Stimme ſprach alſo zu ihm: Zweifler! wie ſollen die Thüringer an mich glauben, wenn Du ſelbſt an mir zweifelſt? Ich bin vom Himmel gekommen um des Menſchen, meines Bildes willen, und habe Recht und Gerechtigkeit mitgebracht, Armen und Reichen durch mein Blut gleich zugewogen, und ich will nicht, daß ein Menſch von ſeinem Leibe Zins und Zehnten gebe. Darum ſage die Thüringer los von ihren Zehnten an den König der Ungarn, und bleibe bei ihnen des zur Urkunde und zum Zeichen, bis meine Hülfe kommt.

Solches verkündete nun Bonifacius den Thüringern, die wurden ſeines Troſtes froh. Er hatte damals ſein Lager noch an der Unſtrut, an dem Ort, wo ſpäter das Kloſter Reilſtädt erbaut wurde.

Als die Ungarn vernahmen, was geſchehen ſei, fielen ſie heraus aus ihrem Lande mit großer Macht, ſtürmten an gegen das Lager der Thüringer in dem Bruch mit ſolcher Gewalt zu Roß und zu Fuß, daß viele von ihnen in die Unſtrut gedrängt wurden, und gegenüber ſtand der Biſchof und flehte Gott an um Sieg. Gott half ihm, und die Thüringer erſchlugen der Ungarn ſo viel, daß die Unſtrut weit hin mit Blut ſich färbte; was auf dem Rieth war, wurde erſchlagen, die andern auf ſicherem Boden flohen hinweg. Die Wahlſtatt heißt noch: auf der Fahre. Es blieben auch zwei todt von des Biſchofs werthen Leuten, jenſeit dem Rieth, denen wurden zwei Kreuze am Wege errichtet, wo man von Tonna nach Salza geht. Die Thüringer ließen ſich taufen und glaubten an den eingebornen Sohn Gottes. Bonifacius aber zog wieder an den Rhein, und das war ſein erſter Zug, den er nach Thüringen gethan.

22.

Von Karl dem Großen, und wie das Thüringer Land einen Landgrafen erhielt.

Wie Gott der Herr den Glauben der Thüringer geſtärkt hatte, freuten ſich ſehr darüber der Papſt in Rom und Karl der Große. Und der Kaiſer ſandte zu den Thüringern einen Boten, der ihnen ſeine Hülfe zuſichern ſollte, und ihnen ſagen mußte, er wolle ihnen einen Richter ſetzen, der ſollte ſie bei allen ihren Rechten behalten. Des Kaiſers Bote war ein fränkiſcher Herr, des Geſchlechts von Stauffe, und war ſo tugendhaft und richtig, daß ihn die Thüringer lieb hatten und gern um Rath fragten, und weil er einen langen Bart trug, nannten ſie ihn den Grafen mit dem Bart.

Darnach zog Karolus Magnus ſelbſt in das Thüringer Land, hieſch das Volk zuſammen, und ſprach zu ihnen, ſie ſollten aus ihrer Mitte einen Richter küren, den wolle er ihnen beſtätigen, und der ſolle ſie beſchützen vor unrechter Gewalt und ſie bei Recht und Friede behalten.

Die Thüringer traten unter ſich zuſamen und küreten, doch wen ſie erwählten, der weigerte ſich der Annahme, weil keiner gern über den andern richten wollte, wenn einer etwas verſchuldete, und ſo erkoren ſie einmüthiglich den Grafen mit dem Bart, und baten den Kaiſer, ihnen dieſen zum Richter zu geben. Der Kaiſer beſtätigte ihn, machte das Thüringer Land zu einem Fahnenlehen, belehnte den Herrn damit, verlieh ihm das Reichs-Fähnlein und machte ihn zum Landgrafen von Thüringen, mit der Thüringer Wiſſen und Willen. Das that er, daß ganz Thüringen Recht und Gericht hätte. Der Landgraf ſolle wieder ſechs Ritter küren, und dieſe noch ſechs, die Edelſten und Klügſten, Inſaſſen, keine Fremdlinge, dieſe zwölf ſollten vereinigt dem Landgrafen einen heiligen Eid leiſten, daß ſie in allen Sachen nach beſtem Verſtand ohne Anſehen arm oder reich im Lande richten wollten, und des Landes Frieden erhalten.

Drei Mal im Jahr ſolle der Landgraf zu Gericht ſitzen unter der Fahne, den Stab in der Hand, zur rechten und linken neben ihm die Zwölfe im Geding. Der Dingſtuhl ſolle ſtehen im Rieth zu Mittelhauſen bei Erfurt, in des Landes Mitten, und mit Decken überkleidet ſein von oben bis zum Boden, und ſo beſchaffen, daß man des Richters und der Schöppen Antlitz erblicken möge. Viele treffliche Geſetze ordnete noch Kaiſer Karolus an und war wohl darauf bedacht, des Thüringer Landes Gebrechen abzuſtellen. Zum Gedächtniß ſeiner Gnade und Beſtätigungen erbaute er auch drei Kirchen in Thüringen, eine zu Meldungen an der Ilm, eine zu Vargula an der Unſtrut, und eine zu Körner, einem jetzt gothaiſchen Dorfe. Und darum, weil er armer Leute Noth nach Gleichheit und Recht umwandelte, erhob ihn Gott und ließ ihn ſo groß werden auf Erden.

Außer dem Hauptdingſtuhl zu Mittelhauſen wurden noch vier Dingſtühle geſetzt, dem Land zu Hülfe, im alten Land zu Thüringen, das waren die vier Vogteien, der Straßen und des Landes zu hüten, auf daß es Recht und Ruhe habe. Einer ſtand da, wo nun Gotha liegt, einer da, wo nun Thomasbrück liegt, einer an der Stätte von Weißenſee, und der vierte da, wo jetzt Buttelſtädt gelegen iſt.

Kaiſer Karolus ſprach zu den Thüringern zuletzt, da er ſcheiden wollte: Herr Landgraf und ihr Zwölfe des Landes, iſt es, daß ihr die Gerichte alſo haltet, in Gleich und Rechte, ſo ſoll euch Friedens und Ehre nimmer gebrechen.

Der Landgraf Ludwig mit dem Barte erbaute ſich nun in Thüringen einen feſten Sitz, die

Schauenburg bei Friedrichrode*) und lebte hochgeehrt von dem ganzen Land.

Hernachmals als das Land Thüringen mehr bebaut, bewohnt, ausgerechnet, und Burgen, Städte, Dörfer, Waſſer, Wälder und Berge benahmt waren, nannte man Schloß Wartburg das Haupt des Thüringerlandes, Schloß Elgersburg (im Thüringer Wald) den rechten, den Ebersberg (im Harz) den linken Arm, Weißenſee das Herz, Eckartsberga die Füße, die auf den Saalſtrom treten, und beſchrieb es alſo:

WARTBURG.

ELGERSBURG. EBERSBERG.

WEISSENSEE.

ECKARTSBERGE.

SAALE.

---

*) Hier ſchließen ſich die Sagenkreiſe von Reinhardsbrunn und von der Wartburg an

Sagenkreis
von
Ohrdruf.

Siehſt, Wandrer, Du den Rieſenleuchter ſtehen,
Erhellt vom goldnen Morgenſonnenſtrahl,
Und zieht Dich's mächtig nicht nach jenen Höhen?
Hinauf, hinauf aus dem beſchränkten Thal,
Der Rieſenleuchter iſt an alte Zeiten
Ein heil'ger Denkſtein, ein Erinnrungsmal. –

Um die heitere Stadt im Thale der Ohra, die, dem Phönix gleich, zu mehren Malen aus Brand und Aſche verjüngt wieder auferſtand, flatterte zuerſt im Morgenroth der Zeit die Oriflamme des Chriſtenthums. Um ihr Weichbild, um ihre Marken, und die ihr im Kreis einiger Stunden nahe liegenden Orte reihen ſich nicht nur die ſchönen Sagen von der unter göttlichen Mirakeln erfolgten Einführung der Lehre des Heilands in Thüringen zu einem heiligen Palmenkranz, ſondern die ganze Gegend iſt ſagen- und mährchenreich, und erklingt vom Schwerterklang des Ritterthums, vom Legendenton der Kloſtereinſamkeit, wie von der einfachen Kunde, die an Weg und Steg, an Fels und Bach, an Berg und Thal dort haften blieb. Hoch und hehr ragt die Erinnerungsſäule an Bonifacius Wirken über Altenberga empor, und im Gebüſch birgt ſich der einfache, mit Akanthusblättern gezierte, wieder aufgefundene Taufſtein der alten St. Johanniskirche, deren Fundament jeder Wanderer wenige Schritte von dem Kandelaber gewahren kann.

Die Kloſterruinen von Aſelverod ſchlafen tiefen ewigen Schlaf, die ſtarken Bäume, die aus dem Mauerſchutt erwachſen, rauſchen das Schlummerlied des Friedens ſanft ſäuſelnd über ſie hin. — Der Hörlingsbrunnen bei Ohrdruf quillt noch, und aus dem Luthersbrunnen bei Tambach rieſelt noch die erquickende Labefluth, die den ewig theuern Mann ſtärkte. Mancher Orts- und Bergname in dieſer Gegend könnte bedeutſam erſcheinen und an die Frühzeit, ihre Götter und ihre Völker mahnen: Herda, ein Hof bei Ohrdruf, und die Harth, ein Berggehölz mit einem Erdfall nahe bei dieſem Hof. Auch in der Nähe ein Wieſenfleck: Der heilige See genannt. Katterfeld, ein Dorf, und das Hünenloch bei Tambach, wenn dieſe Benennung nicht erſt in der Neuzeit erdacht und gemacht wäre. Das Götzenthal, bei Espenfeld, welches von der öden Bergebene über den Tambuch ſich in der Richtung nach Arnſtadt hin erſtreckt; Frankenhain, ein Dorf am Walde, und andres.

Es iſt gleichſam, wenn wir wenige einfache Ueberlieferungen abrechnen, ein Kreis religiöſer Mythen, den wir hier betreten, mehr Geruch der Heiligkeit, als Waldesfriſche, mehr Duft nach Weihrauch und Altarkerzen, als Blumenarom und Bergluſt, mehr Weihwaſſer, als kühlende Springfluth lebendiger Quellen. Der Himmel erglüht und thut ſich auf, die Engel ſteigen nieder, das Wunder tritt auf die thüringiſchen Berge, und es geht ein Klingen durch die Räume des Aethers, wie in jener heiligen Nacht, da der Heiland geboren wurde. Und da jetzt ſein Stern über Thüringen erſt aufging, ſo konnte dieſe Fülle der Erſcheinungen wohl ein Echo jener Nacht und eine myſteriöſe Wiedergeburt des Erlöſers ſein.

1.

Die Jungfrau des Schloßberges.

Südlich von Ohrdruf liegt der ſogenannte Schloßberg, von dem die Sage geht, es habe auf ſeinem Gipfel ein Schloß geſtanden. Der Gipfel iſt felſigt, und es finden ſich tief ausgehauene Löcher darauf, aber keine Mauerreſte, nur an einer Seite noch ein tiefer Graben. Der Berg liegt am Anfang des Waldes und hat eine freie Ausſicht über das Hügelland gen Oſten und Norden. Wohl möglich, daß er ein umwallter Opferplatz war. An ſeinem Fuß ſpringt der Hörlings- oder Hierlingsbrunnen. Zu Zeiten läßt ſich, ſo iſt die allgemeine Sage, auf dem Berg jedesmal in der Mittagsſtunde eine weiße Jungfrau ſehen, welche ein großes Gebund Schlüſſel trägt. Sie geht vom Berg herab in das Thal zum Hörlingsbrunnen, badet ſich in demſelben und geht dann wieder den Berg hinauf. Einige wollen ſie ganz genau betrachtet und geſehen haben.

2.

Der Name von Ohrdruf.

Bei Ohrdruf fließt ein Waſſer, die Ohre, nach dem auch die Stadt genannt wurde, es ſoll aber dieſer Fluß ſeinen Namen Ore ſelbſt erſt von dem Gold (aure) erhalten haben, das er in früherer Zeit mit ſich führte und aus den Bergen wuſch. So wollen noch Andere den Namen der Stadt anders herleiten, indem ſie ſagen, es habe ein bekutteter Mönch im Gebirg nach Waſſer geſucht, habe auf einem Platz tief im Walde ſein Ohr auf die Erde gelegt, (Ohr drauf, nach thüringiſcher Mundart druf), hierauf der Bergquellen Getön vernommen, ihm nachgegraben und ſo das Entſpringen der Ohre veranlaßt.

3.

Bonifacius kommt an die Ohra.

Der Heidenbekehrer Bonifacius nahm ſeinen Zug aus Heſſen zum zweiten Mal in das Thüringer Land; dort hatte er die Donnereiche bei Hofgeismar gefällt, im Eichsfeld das Bild des Götzen Stuffo zerſtört, und den Dienſt des Biel, der Oſtara, Lahra und Jecha ausgerottet; nun gelangte er in die Gegend an der Ohra und predigte auch hier das Chriſtenthum. Die Sage nennt zwei reiche Dynaſten des Landes, Herrn Haug oder Hugo, einen Grafen von Käfernburg, und einen Ritter Albolt, die zu den erſten ſeiner Neubekehrten gehörten. Sie ſchenkten ihm ein großes Theil vom Land, und er blieb längere Zeit daſelbſt, lehrte und taufte und bekehrte viele Heiden. Eines Abends übernachtete er unter einem Gezelte am Ufer der Ohra, da erblickte er plötzlich eine überirdiſche Helle, der Himmel öffnete ſich, und es floß ein wunderbarer Lichtſtrom herab. In dieſem großen Glanze, der alles ringsum erleuchtete, erſchien der Erzengel Michael, ſprach den frommen Mann Muth ein zur Verfolgung ſeines heiligen Werkes und ſtärkte ihn zum unerſchütterlichen Glauben. Als es Tag geworden war, brachte Boniſacius dem Herrn für dieſes Geſicht ſein Dankgebet und fromme Gelübde dar.

4.

Ein Adler ſpeiſt den Boniſacius.

Es geſchah, daß Boniſacius ſeinem Diener gebot, Speiſe zuzurichten, und dieſer kleinmüthig klagte, wie der ganze Vorrath aufgezehrt ſei, und er nicht wiſſe, woher etwas zu bekommen. Dem antwortete der Fromme: Lieber, meinſt Du, daß der, welcher in der Wüſte ein ganzes Volk vierzig Jahre lang mit dem Brode des Himmels ſpeiſte, nicht auch mir und Dir Speiſe verleihen werde? Decke getroſt den Tiſch.

Als Boniſacius ſo geſprochen und der Diener nach ſeinem Geheiß gethan, ſiehe, da ſchwebte ein Adler her, der hatte in ſeinem Schnabel einen ſtarken Fiſch und ließ den auf den Tiſch fallen. Der fromme Mann prieß dankend den Herrn, ließ den Fiſch zurichten, ſättigte ſich mit ſeinem Diener und ließ die Reſte der Mahlzeit in die Ohra werfen.

5.

Die Sanct Johannis-Kirche bei Altenberga.

Hoch oben auf dem Gipfel eines Berges erbaute Bonifacius die erſte Kirche und weihte ſie ein in die Ehre St. Johannis des Täufers. Unzähliges Volk ſtrömte dorthin und vernahm aus dem Munde des Lehrers das göttliche Wort. Da geſchah es oft, daß das Kirchlein die Menge nicht faßte, und Bonifacius im Freien predigen mußte, doch waren ihm ganze Schaaren von Raben, Dohlen und Krähen hinderlich, die auf dem umwaldeten Berggipfel ſich verſammelt hatten und allzulaut ſchrieen, ſo daß die Predigt nicht wohl vernommen werden konnte. Der Biſchof, als er ſich ſo gehemmt ſah, erhob die Hände zum Himmel und rief Gott an, die Vögel zu zerſtreuen. Und ſiehe, da hoben ſich mit einem Male die Schaaren von dannen und kehrten nicht mehr auf den Berg zurück, ſo lange das Kirchlein oben ſtand, das nachmals öfter erweitert und erneuert wurde. Große Wallfahrten ſind dorthin in den alten Zeiten geſchehen.

6.

St. Johannis-Kirche will nicht im Thal ſtehen.

Die Sage geht, daß, als St. Johannis-Kirche, um welche auch ein ummauerter Friedhof ſich zog, wo die Todten der nahen Dörfer begraben wurden, alt und baufällig geworden war, ſie verlaſſen werden ſollte, weil manchem Bewohner der Gegend das Steigen des hohen Berges zu ſchwer wurde, auch das Hinaufbringen der Leichen zur Beerdigung und der Kinder zur Taufe im Winter lebensgefährlich erſchien. Es wurde daher beſchloſſen, die Kirche oben abzubrechen und an den Fuß des Berges zu ſetzen. Es begab ſich aber zu verſchiedenen Malen, daß ein Anfang mit dem Abbrechen gemacht und das Baumaterial herunter in die Nähe der Dörfer geſchafft wurde, gleichwohl war am andern Morgen immer wieder das, was Tags zuvor abgebrochen und herunter gekommen, wieder oben und wurde an der Kirche in ſeiner alten Ordnung gefunden, ſo daß man von dem

Vorhaben abſtehen mußte. Das Kirchlein auf der Höhe hat darnach noch lange geſtanden, als ſchon die neue Immanuelskirche am Fuße des Berges erbaut war, bis es mehr und mehr verfallen. Im Fundament iſt hernach einmal ein geſchnitzter Kopf Johannis des Täufers von Holz, und in neuerer Zeit ein alter wunderlicher Schlüſſel an einem Baum hängend gefunden worden.

7.

Das Kirchenthal.

Nahe beim Neſſelhof, an der Fahrſtraße von Schmalkalden nach Tambach, geht man durch ein kleines muldiges Wieſenthal hinauf zu der Höhe, die am Roſengarten genannt iſt, dieß wird das **Kirchenthal** genannt, und es hat ſich die Sage erhalten, daß die Umwohner der Gegend dieſen Weg eingeſchlagen, um über die Waldhöhen zu der weit entlegenen Johannis-Kirche zu gehen, die lange Zeit die einzige Kirche des ganzen Gebietes war. Und die Oertlichkeit widerſpricht der Sage nicht, die frommen Wanderer gingen vom Roſengarten eine gute Strecke den Rennſteig entlang, ſtiegen dann in das Thal der Leine nieder und waren bald zur Stelle.

8.

Michaelskloſter zu Ohrdruf.

Der fromme Bonifacius erbaute an der Stelle, wo ihn der Erzengel Michael einer wunderbaren Erſcheinung gewürdigt hatte, ein Kloſter und eine Kirche, und weihte ſie in die Ehre des Erzengels ein. Das Land war noch faſt wüſte, und mußten erſt Hecken und Sträuche ausgerottet werden. Ohrdruf ſtand noch nicht. Die erſten Kloſterbrüder führten ein dürftiges und geringes Leben und mußten ſich, weil ſie nicht betteln wollten, von ihrer Hände Arbeit ernähren und kleiden. Doch mehrten ſich nach allen Seiten die Bekenner des Chriſtenthums, und hernach gründete Bonifacius noch die Stiftskirche Beatä Mariä zu Erfurt, auch viele Klöſter und Kirchen in andern thüringiſchen Orten, in Kreuzburg, bei Treffurth, Salza, Thomasbrück, Vargula, Langenſalza u. ſ. w. Der fromme und heilige Mann wirkte in Thüringen manches Wunder, deren noch zu gedenken, und mehr als eine thüringiſche Stadt nahm ihn zum Schutzpatron an, ſo Arnſtadt, Salzungen und andere.

9.

Kloſter St. Michael wird zerſtört.

Als man nach Chriſti Geburt neunhundert und neun Jahre zählte, zogen abermals die Ungarn, die noch Heiden waren, nach Thüringen und verheerten das Land. Zu dieſer Zeit wurden, wie ein erfurtiſcher Mönch geſchrieben hat, ſechzehn Mönchs- und Nonnenklöſter in Thüringen zerſtört, darunter auch St. Michael zu Ohrdruf, doch wurde daſſelbe hernachmals durch frommer Leute Hülfe ſchöner und reicher wieder hergeſtellt, wie ſich ergiebt aus alten Briefen.

Damals, als die Hunnen ſo grauſam einfielen, war ein Herzog von Thüringen, Namens Burkhart, der ſandte umher zu den Herzogen von Sachſen, Oeſterreich, Bayern, Schwaben und Franken um Hülfe, die kamen auch zu ihm mit großer Heeresmacht und trafen auf das Hunnenheer mit acht Pannern. Da geſchah eine große Schlacht bei Eiſenach, in welcher zwei Drittheile der Hunnen erſchlagen wurden, aber auch gedachter Herzog Burkhart blieb im Felde, mit ihm der Herzog von Oeſterreich und viele andere Grafen und Herren. *)

---

*) Vergl. im 3. Band: Sagen aus Thüringens Vorzeit.

10.

Schloß Ehrenſtein zu Ohrdruf.

Als die Grafen von Käfernburg, die frühern Herren des Grundgebietes und Erbauer der Stadt Ohrdruf ausgeſtorben, und die Stadt an die Grafen von Gleichen gekommen war, deren berühmte Burgen ohnweit Ohrdruf liegen, erbauten dieſe daſelbſt ein ſtattliches Schloß und nannten es den **Ehrenſtein**. In den Ring ſeiner Mauern zogen ſie auch das alte vom heiligen Bonifacius gegründete Kloſter und ſeine Kirche. Die Sage geht, daß vornehmlich jener bekannte Graf von Gleichen, Ludwig, nach andern Ernſt geheißen, der eine Sarazeniſche Jungfrau, welche ihn aus der Gefangenſchaft erlöſte, ehelichte, obgleich er ſchon beweibt war *), das Schloß Ehrenſtein erbaut habe. Dieſer Graf verſchrieb es ſeiner geliebten Befreierin und Lebensretterin zum Leibgedinge und Witthum, damit ſie darauf, falls er vor ihr ſterben ſollte, geſicherten Wohnſitz habe, ſeine Erben nicht ſtöre und beeinträchtige, noch von ihnen geſtört und beeinträchtigt werden möge.

---

*) S. Sagenkreis der Gleichen.

11.

Reiche Schätze im Kienberg.

Im Wölfiſſer Felde unter dem Kienberg gegen Ohrdruf über hat vor Zeiten ein Bergmann von Krawinkel, Andreas Düngfeld, zwei Schächte neben einander geſteckt, keiner über ein Lachter lang, und hat in dem, welcher dem Dorf zunächſt war, ein Mineral gefunden in Geſtalt ſpitziger Nieren, gleich Zuckerhüten oder Kegeln, davon noch einer unten am Schacht ſtehen ſoll vier Ellen tief im Winkel. Sie brachen in einer gelben ſandigen Letten, und wenn man ſie aufſchlug, fand man darin überaus herrliche Kryſtallen, und wenn man ſie ſchmolz, fand man ein gemiſchtes Erz, in einem Centner des Geſteins fünfundzwanzig Pfund, und zwar 20 Pfd. Zinn, 3 Pfd. Silber und 2 Pfd. Gold.

In dem zweiten Schacht wurde grauer Schiefer gefunden, aus dem man Silber gewann, und ſchwarzer Schiefer mit meſſerrückendicken gelben Kiesſtreifen, die waren halb gediegen Gold, davon 1 Centner 2 Pfund Ausbeute gab.

Da, wo der Kienberg hinter dem Stutzhaus aufſteigt, ſtand ein Eichenſtock mit drei Kreuzen gezeichnet, zwei Lachter lang davon war in einem birkenen Gebüſch eine Grube, die nun verſetzt iſt, und die nicht wohl wieder gefunden werden mag, weil der Eichenſtock ausgerodet iſt. Es gingen 16 Stufen hinab, und es liegt dort ein gediegen Silbererz in grauen Letten. Wo das Thal am Kienberg ſich zur Höhe zieht, und auf der andern Seite wieder abſteigt, ſprang ſonſt eine Quelle, aus der man Gold gewaſchen hat. Dort ſind öfter eine Zeitlang im Jahr fremde Männer mit ledernen Säcken geſehen worden. Oben auf der Höhe des Berges, wo das Thal ſich auszieht, bildet es eine Mulde, und in deren Mitte war das Waſchwerk, es iſt aber mit großen Steinen zugeworfen, ſo daß man wohl den Ort merken kann, aber kein Waſſer mehr findet. Erſt 50 Lachter tiefer am Berg lag ein Trinkriunlein, da ſprang das Waſſer aus dem Berg. Wer den Kaſten ſammt den Steinen bei Seite gerückt hätte, und eine Elle tief unter das Gemäuer eingeſenkt, der hätte das Waſchwerk gefunden. Das Miner ſieht aus wie Hammerſchlag und iſt reichlich gold- und ſilberhaltig.

In der ſogenannten Gabel am Kienberg ſteht ein 2 Lachter tiefer Schacht mit einem gediegenen Kupfererz, der in drei Tagen aufgeräumt werden könnte, daß der Gang entblößt ſtände. Das Erz ſteht im Anbruch ¾ Ellen breit, iſt gemiſcht und hält der Centner 1 Pfd. Silber und 19 Pfd. Kupfer. Hinten am Kienberg ſteht ſilberhaltiges, weißſpathiges Geſtein, es war eine Grube da, 1 Lachter tief, iſt aber nun zu und nicht erkennbar. Ein Lachter hoch darüber ſtand ein Eichenſtock mit drei Zacken.

Auf der Höhe des Kienbergs, dem Stutzhaus gegenüber, iſt ein Schurf gethan worden, da hat man Kryſtallen angetroffen, aus welchen einer ein Goldkorn gemacht hat; das Geſtein hält in einem Centner 1 Pfund ungariſch Gold. Das Erz iſt eiſenſchüſſig. Auf der andern Seite gegen Ohrdruf hin ſind zwei Brunnen, in dem hinterſten zieht eine reiche Silberader an die 700 Lachter lang.

So mancherlei Schätze ruhen im Kienberg, davon heutzutage kaum noch ein alter Bergmann etwas weiß.

12.

Von ergiebigen Stollen und Brunnen bei Schwarzwald.

Vor Schwarzwald wurde ein Schurf gethan, darin iſt ein Stollen zwei Lachter tief in den Berg getrieben worden, da wurde lange Zeit täglich hinweggetragen. Triebe man noch 1 Lachter weiter fort, ſo träfe man einen ſchwarzen Mulm, davon zehn Centner einen Centner gemiſchtes Erz geben, nämlich 60 Pfd. Zinn und 40 Pfd. Silber.

In der Nähe iſt ein Brunnen, der Goldbrunnen genannt, dieſer wirft Hammerſchlagblumen aus; gegen ihm über mitternachtwärts ſteht der alte Thurm.

Ueber dem Schwarzwald kohlte einſt ein Köh-
er, und als der Meiler ausgebrannt war, und ge-
äumt wurde, war das Erdreich in rechtſchaffne
Schlacken verwandelt; er hob die Erde weg, und
and zwei Lachter tief ein gutes Bleierz, drei El-
en breit, zwei Ellen tief, und 30 Lachter von Nord-
ſt gegen Südweſt fortſtreichend, in einer ſchwar-
en Letten, davon der Centner 30 Pfd. Blei gab.

Auch iſt über dem Ort Schwarzwald hinter
em wüſten Schloß, davon noch der Thurm zum
Wahrzeichen ſteht, gegen Süden ein Stollen getrie-
en worden, da jedoch nur eitel nichtig Geſtein,
ber drei Lachter weiter hinein iſt eine Kluft, da
icht ſichtig Gold in einem harten weißen Bleiſtein,
avon der Centner 8 Pfd. Gold hält.

So auch an der dicken eichenen Leithen, dem
ienberg und Stutzhaus gegenüber, iſt in einem
Stollen ein ſehr gutes Kupfererz angetroffen wor-
en, aber bald verſchwunden.

13.

Vom Goldberg bei Ohrdruf.

Ueber Ohrdruf gegen Mittag iſt ein Berg, heißt der Goldberg, und hat vor Zeiten das Gericht darauf geſtanden, dort ſind 5 Lachter von der Gerichtsſtätte zur Linken, Körner wie Stecknadelk pen gefunden worden, und zwei Lachter in die Tiefe trifft man an derſelben Stelle einen rothen Kieß, halb kupfer- und halb ſilberhaltig an, eine Schicht drei Ellen dicht, zwei Ellen breit, und 300 Lachter vom Morgen nach Abend dem Gericht gegenüber fortſtreichend. Davon giebt der Centner 25 Pfd. Erz, nämlich 13 Pfd. Silber und 12 Pfd. Kupfer, und 4 Centner des wilden Erzes geben 1 Centner reines gediegenes gemiſchtes Erz.

So gehen alter Bergmannsſagen viele in jener Gegend, die Schätze ſind da und harren nur auf den, der ſie zu finden und zu heben weiß.

14.

Aſolverod.

Es war ein frommer Graf von Käfernburg, Sizzo geheißen, der baute auf der Höhe des Waldes hinter der St. Johanniskirche auch ein Kirchlein, und ließ es in die Ehre des heil. Georgs einweihen, die Stelle, wo es geſtanden hat, wird noch von den Waldleuten Sinngörgen (Sankt Görgen) genannt. Doch da Graf Sizzo und ſeine Gemahlin Giſela im Einverſtändniß mit ihren Söhnen Heinrich und Günther beſchloſſen, dieß gottgefällige Werk zu erweitern, ſo ſuchten ſie einen günſtigern Ort, und fanden ihn in dem nahen Thal, wo ſchon einer, Aſolv mit Namen, den Wald gerodet und urbar gemacht, dorthin erbauten ſie nun die Kirche und das Kloſter, und nannten es Aſolverod. Weil aber die frühere Kirche auf einem Berge gelegen war, ſo hatte man dieſen Georgenberg genannt, und nun nannte man Kirche und Kloſter, da beides im Thal lag, Georgenthal, welcher Name bis auf den heutigen Tag blieb, und den alten ſchon früh verdrängte. Das Kloſter wurde mit Mönchen Ciſterzienſer-Ordens beſetzt und überaus reich begabt mit Wäldern, Feldern, Aeckern, Wieſen, Flüſſen, Bächen, Höfen und Ortſchaften in der Nähe und Ferne, ſo daß es eines der reichſten des Thüringerlandes war. Sein erſter Abt war Eberhard, ein geborner Graf von der Mark, der, ſeine Sünden zu büßen, erſt ein Schweinehirt wurde, und dann in das Kloſter Moriment in der Champagne trat, dieſer begann die lange Reihe der Aebte zu Georgenthal.

15.

Der letzte Graf von Käfernburg wird in Georgenthal begraben.

Graf Günther von der Käfernburg ſah ſich ohne Erben, und ſchied von ſeiner Hausfrau Mechtildis, eine Bußfahrt zum heiligen Grabe zu thun, vielleicht daß ſein Gebet an jenen geweihten Stätten ihm erringe, was beide Gatten ſo heiß erſehnten. Dieß war im Jahre 1385. Glücklich langte er in Jeruſalem an, ſah alle die heiligen Stellen, wo der Erlöſer auf Erden gewandelt, und trat dann auch eine Wallfahrt zum Berge Sinai an. Dort auf dem St. Katharinenberge, der einen Theil des mächtigen Sinai bildet, überfiel plötzlich der Tod den frommen Grafen. Alle ſein Land daheim fiel an den Landgrafen Balthaſar von Thüringen; ſeine Gebeine wurden von den treuen Begleitern der ſchmerzenreichen Wittwe gebracht, und dann, nach ſeinem und ihrem Willen, nach Kloſter Georgenthal abgeführt. Es war ein trauriger Zug, der ſich von der Käfernburg herab, durch Arnſtadt und durch Ohrdruf an dieſen Ort bewegte, überall läuteten die Glocken, und alles Volk beklagte das Erlöſchen des alten Stammes. Der Leichnam Günthers wurde an der Seite ſeiner Aeltern, die auch dort ruhten, beigeſetzt. Und ſo — ſingt ein vaterländiſcher lebender Sänger dem längſt abgeſchiedenen Pilger nach:

Und ſo ging von jenen Grafen,
Die Jahrhunderte hindurch
Herrſchten — hier der letzte ſchlafen
Aus der alten Käfernburg.

16.

Georgenthaler Kloſterſagen.

Vom Kloſter zu Georgenthal ſteht nichts mehr, als das Fruchthäuschen, der Hexenthurm, und der größte Theil der Umfangmauer, und über der Stelle, wo die Hauptgebäude ſtanden, rauſcht ein Wald. Das Kloſter fand auf ähnliche Weiſe, wie Reinhardsbrunn *), im Bauernkrieg ſeinen Untergang, und die ſtürmiſche Zeit vertilgte es ganz. Nur ſcheuen Trittes rauſcht durch der Bäume abgeſtorbenes Laub, das die moosbewachſenen niedern Trümmerhügel deckt, die Sage des Volkes.

In dem Fruchthäuschen, das früher wohl eine ganz andere Beſtimmung hatte, als die, von der es jetzt ſeinen Namen trägt, ſieht man eine noch ziemlich gut erhaltene gothiſche Roſe, von meiſterhafter Arbeit und überaus künſtlich in Sandſtein durchbrochen ausgearbeitet. Von der großen runden Oeffnung, die ſie bildet, erzählt man ſich, daß ſie genau ſo weit ſei, wie die äußerſte Mündung der großen Glocke im Erfurter Domſtift. —

Die Kirche zu Georgenthal ſoll in frühern Zeiten nichts weiter als ein Schafſtall des Kloſters geweſen ſein.

---

*) S. den Sagenkreis von Reinhardsbrunn, Th. I.

Bei dem Fruchthaus, recht unter der großen ſteinernen Roſe, liegt ein großer Schatz, auch geht es dort in der Nähe um. Das wiederholt ſich bei allen Kloſterſtätten. Einmal ging eine in der Mittagsſtunde in dem Kloſtergarten in das Gras, da ſteht plötzlich oben auf der Anhöhe, über welche die Mauer ſich hinzieht, ein ſchleierweißes Frauchen und winkt. Der Schlüſſelbund fehlt nicht, und es winkt und winkt, bis die Glocke zwölf ſchlägt, da iſt es mit einemmal hinweg. Die Graſende ging mit ihrer Tracht ins Dorf, der Weg führt ſie dicht am Fruchthaus vorbei, da liegt ein ſchönes Tuch mit hellen Leinknotten. Sie verwundert ſich, wo doch an dieſen Ort die Knotten herkommen, und ſteckt zwei davon ein. Wie ſie nach Hauſe kommt, ſind es zwei blanke Dukaten.

Das erzählen viele Leute in Georgenthal, daß vor nicht allzulanger Zeit ein Schneider lebte, der Wilhelm hieß, in der Sprache des Volks Welm. Deſſen Frau träumt drei Nächte hinter einander, ein weißes Fräubchen (Frauchen) erſcheine ihr und deute ihr an, ſie ſolle hin an das Kornhaus und den Schatz heben; und weil es ihr dreimal träumt, ſo geht ſie hin, und ihr Mann geht mit, beide voll Todesangſt. Sie finden auch allerdings die Stelle und graben ſtill und herzhaft darauf los, denn reden darf bei Leibe nicht, wer einen Schatz hebt. Da raſſelt's ſchon, da klingt's, da thut's einen Ruck von unten herauf, der Topf iſt da, und da kommt ein kohlſchwarzer Kater, der ſetzt über den Topf. Laut ſchreit vor Schreck die Frau: Ach Welm! Ach Welm! —

Hui! Weg iſt der Schatz. —

17.

Der Zigeunerweg.

Bei Georgenthal geht waldhinan ein lieblicher Fußpfad, den ſie im Dorf den Zigeunerweg nennen. Immer und immer nur dieſen Weg kamen ſonſt, da man ſie noch in daſiger Gegend duldete, die braunen Horden des räthſelhaften Volks gezogen, oft auch zogen ſie denſelben zurück. Am Ende des Pfades geht eine Höhle in den Berg. Sie kamen und ſchwanden, keiner wußte, woher und wohin? Es war, als wenn der nahe Wald die Fremdlinge hervorwachſen ließe, und noch nicht alte Leute haben in ihren Jugendtagen ihrer viele geſehen. Jetzt kommen keine mehr, nicht mehr ſchallt Triangel und Caſtagnette zum Tanz, nicht mehr blickt mit klugem, glühendem, dunkeln Auge manche liſtige Prophetin in die Hand des gläubigen Dorfbewohners, und das Volk, von dem man nie recht wußte, wo es hergekommen, ſchwindet hinweg, man wird auch nie recht wiſſen, wie es verſchollen. Aber noch lange werden die Alten den Jungen von Zigeunern erzählen, ihnen bei Georgenthal den Weg zeigen, den dieſe gewandelt, und die Erinnerung an ſie wird als Sage fortleben in den ſpätern Zeiten.

18.

Sage vom Dorfe Diethharz.

Es iſt vor Alters die Rede gegangen, daß in dieſen Gegenden ein Götze, Namens Diet, verehrt worden ſei, deſſen Bild in einem Harzwalde (Kieſernwalde) geſtanden haben ſoll, davon das Dorf Diethharz ſeinen Namen erhalten habe. Nach eben dieſem Götzen ſollen auch die thüringiſchen Orte Dietendorf, Dietshauſen u. a., wo er gleichfalls verehrt worden, genannt ſein. Niemand weiß aber von einem ſolchen Götzen. Bonifacius erbaute die alte Kirche zu Diethharz, deren Fundament bis vor hundertunddreißig Jahren ſtand, wo man die neue erbaute.

19.

Das Hülloch bei Diethharz.

Nahe bei Diethharz liegt oben an der Bergwand linker Hand, wenn man durch das enge Wieſenthal in der Richtung nach dem Falkenſtein zugeht, über dem Martersbach eine in den Fels geräumig eingehende, wie ein Scheunthor ſich aufwölbende Grotte, das Hülloch genannt, das einige mit Unrecht Hünenloch nennen und ſchreiben. Dahinein, ſo wird erzählt, flüchteten und bargen ſich vor Alters in ſchlimmen Kriegszeiten, wo Dietharz und Tambach oft und grauſam heimgeſucht worden ſind, viele Einwohner und machten den ohnedieß ſteil gelegenen Zufluchtsort ganz unzugänglich. Weil aber bei den Geflüchteten ob ihrer Noth und Bedrängniß viel Geheul und Geſchrei war, in der Volksſprache Gehül und Geſchrie, ſo wurde der Felshöhle der Name Hul-Loch (Heul-Loch) beigelegt, den ſie noch bis heute führt; auf jene erlittenen Drangſale bezieht ſich vielleicht auch noch der Name des unter dem Hülloch vorbeifließenden Baches. Von Hünen wiſſen die Einwohner nichts zu ſagen, obwohl ohnweit der hohen Leiten und dem Roſengarten drei Hühnberge, der vordere, mittlere und hintere, liegen.

20.

Der Luthersbrunnen bei Tambach.

Es geht die allgemeine Sage und iſt auch in alten Schriften als wahr beſtätigt, daß Doctor Luther auf dem großen Fürſtentage zu Schmalkalden im Jahr 1537 ſchwer und tödtlich erkrankte und darauf beſtand, in ſeine Heimath zu reiſen, worauf ihn der Churfürſt von Sachſen in ſeinem eigenen Wagen unter gutem Geleite von dannen fahren ließ, daß Luther auf dem alten Wege über den Roſengarten fuhr, großen Durſt empfand und unterwegs ausſtieg, um ſeinen Durſt an einer ohnweit der Fahrſtraße entſpringenden friſchen Bergquelle zu ſtillen. Dieſer friſche Trunk wirkte alſo heilſam auf den Gottesmann, daß er ſich ſchon merklich erleichtert fühlte und mit beſſerm Vertrauen und guter Getröſtung in Tambach einfuhr. Hernach iſt der Brunnen mit Steinen gefaßt und zum ehrenden Andenken bis auf dieſen Tag der Luthersbrunnen genannt worden.

21.

Doctor Luther in Tambach.

In Tambach war es, wo Doctor Luther von ſeinen großen und unerträglichen Schmerzen, die er zwölf Tage lang erlitten, zuerſt große Erleichterung fand, und ſie der wohlthätigen Wirkung des nach ihm genannten Brunnens zuſchrieb. Deßhalb nannte er dieſen Ort eine Stätte der Segnung und der Linderung, und ſein Capernaum das

Haus, in dem er geweſen war. In der Stube, in welcher er übernachtete, ſchrieb er im dankbaren Gefühl der wiederkehrenden Geſundheit mit Kohle in lateiniſcher Sprache die Worte an die Wand: Tambach iſt mein Phanuel, hier offenbarte ſich mir der Herr.

Lange haben dieſe Worte in jenem Hauſe geſtanden, ebenſo an einem Pfeiler der alten Kirche, welche nach dunkler Sage von einer Jungfrau erbaut worden iſt, neben der Kanzel, bis im Jahr 1684 ganz Tambach im Feuer untergegangen. Doch iſt Luthers Gedächtniß weder damals, noch in den Gräueln des dreißigjährigen Kriegs, die Tambach hart betrafen, vertilgt worden.

22.

Alte Schlöſſer um Tambach und Diethharz.

Viele Sagen geben noch von alten Schlöſſern um Tambach. Bei Diethharz liegt ein wüſter Platz, die Schloßgrube genannt, dort ſtand die Krabenburg, von der man nichts mehr weiß. Dem Schmalwaſſergrund entlang kommt man zu einem hohen und ſteilen Felſen, den die Einwohner den Ahlen-Filſch (alten Fels) nennen, darauf hat das Schloß Waldenfels geſtanden, deſſen Bewohnern die ganze Gegend mit Tambach und Diethharz zugehörte. Es iſt aber nur ein ganz kleiner Raum auf dem alten Fels, wo kaum ein Thurm geſtanden haben kann, um den geht ein ſchmaler Gang wenige Fuß breit rund herum. Von Mauerwerk und Mörtel, wie ſich ſonſt noch auf alten Burgplätzen vorfindet, iſt hier keine Spur. Doch haben die Herren von Milding, die auf Waldenfels ſaßen, Diethharz und Tambach dem Kloſter Georgenthal verkauft.

Das Schloß (vielleicht auch nur eine Warte) auf dem Falkenſtein, von den Edlen gleiches Namens beſeſſen, auch die Bezeichnung eines vom Thal der Apfelſtadt aufſteigenden Berges „Hohewarte“, wo jetzt die Pirrſchhäuſer ſtehen, deutet auf das ehemalige Vorhandenſein eines Warthurms hin.

23.

Blutnelken am Falkenſtein.

Von dem nun ganz zerſtörten und ſpurlos verſchwundenen Schloſſe Falkenſtein auf dem hohen Felſen, der nach demſelben noch ſeinen Namen trägt, geht eine dunkle Sage. Es ſaß ein Ritter darauf, der die Reiſenden beraubte, die durch den Thalgrund ihres Wegs fürbaß zogen, denn damals führte eine Landſtraße dicht unten vorbei und dem Schmalwaſſergrund entlang gen Dietharz. Dieſer Ritter ſtürzte die Gefangenen, die ſich nicht durch ein reichliches Löſegeld loskaufen konnten, den ſteilen Felſen herab, und aus dem Blute der unſchuldig Ermordeten, das an den Felſen ſpritzte, ſproßten die vielen Blutnelken auf, die noch immer ſo häufig am Falkenſtein wachſen und blühen. Nach andern ſoll es ein Ritter ſelbſt geweſen ſein, der auf dem Falkenſtein ermordet wurde, und aus deſſen Blut die rothen Nelken dann erwuchſen.

24.

Das Kind am Falkenſtein.

Eine arme Frau ſtieg einſt hoch am Falkenſtein hinauf, Waldgras einzuſammeln und mancherlei Kräuter, die nur an ſolchen ſelten betretenen Stellen wachſen und blühn. Sie hatte ihr ganz kleines Kind bei ſich, und ſetzte dieſes, da es ihr bei der Arbeit hinderlich war, an eine ſichere Stelle, hieß es allda ruhig bleiben und mit den Steinchen ſpielen, die umher lagen; ſie ſelbſt ging hierauf ihrer Arbeit nach. Das Kind ſpielte eine Zeit lang, und es wurde ihm die Zeit lang, es rutſchte weiter und immer weiter vor bis an den jähen Felſenabhang. Und auf einmal war es der

Mutter, als höre ſie einen Schrei. Es fiel ihr centnerſchwer auf's Herz, raſch ließ ſie Korb und Sichel und eilte nach der Stelle, wo ſie ihr Kind gelaſſen, da war es nicht mehr dort und war den ſteilen Fels hinuntergefallen. Auf einem großen Umweg und außer ſich vor Angſt und Schreck eilte nun die arme Frau in die Thaltiefe, wo ſie gewiß war, ihr Kind zerſchmettert, blutend und tod zu finden. Wie ſie aber hinunter kam an den Fuß des mehr als thurmhohen Falkenſteins, ſo ſaß ihr Kindlein ruhig dort und ſpielte mit drei rothen Nelken, wie ſie oben auf dem Felſengipfel blühen. Die Engel hatten das Kind behütet.

25.

Für den Berg wird gebetet.

Auf dem Kamm des Gebirgs, über den ſich der Rennweg zieht, hebt ſich ein hoher Berg empor, welcher der Sperrhügel heißt. Von ihm geht die Sage, daß ſein Inneres voll Waſſer ſei, und daß noch alljährlich in Erfurt für ihn gebetet werde, auf daß er nicht untergehe; denn wenn dieß, wie eine alte Weiſſagung ſpricht, geſchähe, ſo würde ſich aus ihm eine ſo große Waſſerfluth in das flache Land wälzen, daß Erfurt und ſeine ganze Umgegend davon wie von einer zweiten Sündfluth überſchwemmt werden würde. Deßhalb ſei vor alten Zeiten ſchon eine Meſſe in Erfurt zur Verhütung ſolchen Unglücks geſtiftet, und dorthin ein Stück Bergwald, nahe bei Dietharz nach Ohrdruf zu, vermacht werden, das noch heute „dem Stift Petri zu Erfurt“ heißt, und alſo auf den Karten verzeichnet wird.

26.

Vom Bergſegen um Tambach.

An der Tambacher Leube findet ſich eine Klufft, welche vierzehn Lachter lang auf unebenem Quarzgrund fortgeht, erſt weit, dann enger, ſo daß ein ſtarker Mann nicht wohl hinein kommen mag, an etlichen Orten iſt die Kluft einer Stuben groß. In dieſer Kluft iſt ein verſetztes und verborgenes Loch, das geht fünf Lachter tief unter ſich und iſt in der Weite zwei Lachter, darin fließen zwei Bächlein gegen Abend; in dem oberſten dieſer Waſſer mittagwärts findet man gediegene ungariſche Goldkörner, der Centner 30 Pfund, und gegen Mitternacht zur rechten findet ſich gediegnes Silber, davon der Centner Erzes 70 Pfund ergiebt.

Nicht weit von der beſchriebenen Kluft iſt ein Silbergehege, eine Meile von Asbach gegen Morgen. An dieſem Ort iſt ein Klumpen gediegen

Silber geſehen worden, wie ein Kachelofen groß, auch ſind dort zwei Brunnen, einer hat ſeinen Ausfluß gegen Oſtſüdoſt, der andere gegen Weſtſüdweſt. Drei Lachter von dieſen Brunnen nordöſtlich und fünf Lachter tief trifft man halb gediegenes Silber an.

Wenn man zu Dietharz hinausgeht, an der Kirche vorbei, drei oder vier Büchſenſchüſſe hinauf den Grund entlang, findet man einen überaus reinen und köſtlichen Brunnen, deſſen Waſſer nach Tambach zufließt, am durchbrochenen Fels vorbei; darin ſind Silberkörner, die werth, daß man ſie auswaſche, wie vor Zeiten geſchehen.

Sagenkreis
des
Inselberges.

Wer iſt in Teutſchland doch ſo fremd und unbereiſet,
Der Thüringen nicht weiß und ſeinen großen Wald,
Die Berge, die er zählt, hat keiner leicht gezahlt,
Von denen ſich jedoch den Allerhöchſten weiſet
Der hohe Heunſelberg: Wie herrlich kann er prangen,
Auf ſo viel Meilen hin, ſieht alles niedrig ſein,
Was ſonſten in den Grund hat einen hohen Schein,
Kann mit der ſchönen Spitz bis in die Wolken langen.

Veit Ludwig von Seckendorf. 1649.

Der Inſelberg iſt nicht des Thüringer Waldes höchſter Berg, aber ſein ſchönſter; an herrlicher Ausſicht übertrifft ihn keiner, und darin ſteht ihm ſogar der berühmte und berüchtigte Bergrieſe des Harzwaldes, der Brocken, nach, von dem man zwar weiter, aber nicht ein ſo mannichfach reizendes Gefilde überſieht. Man erblickt vom Inſelberg den ſchönſten Theil des Thüringer Landes, das ganze romantiſche Sagengebiet, das wir in dieſen Blättern theils berührten, theils noch berühren werden. Die ſtattliche Wartburg ruht im Kranz ihrer Wälder, der Hörſeelberg hebt einſam ſeinen unfruchtbaren ſcharfkantigen Rücken empor; Schloß Friedenſtein glänzt wie ein Diamant in der Landeskrone; Erfurt prangt mit ſeinen Citadellen und Domthürmen, den Zeugen alter Zeit und Herrlichkeit; die drei Gleichen ſitzen wie verzauberte Schweſtern auf ihren Burgbergen; verlaſſene Wittwen, deren Gatten nach dem heiligen Grabe der Vergangenheit zogen und nie wieder heim kehrten. Nahe herüber blickt von der Höhe bei Altenberga die ſteinerne Wienfriedsleuchte, und aus blauer Ferne grüßt der Harz mit ſeinem Kyffhäuſer, deſſen Bergſchooß mit Wunderſagen und Sagenwundern angefüllt iſt, ſeiner Sachſenburg und dem mährchenvollen Gebiet der güldnen Aue. Auf die hochragenden Gipfel des thüringiſchen Henneberg, den Schneekopf und Beerberg fällt der Blick und ſtreift über die Baſaltkuppen des Dollmar und der Geba und über die Disburg nach der blauen Rhön, nach dem alten Buchonien, um von da über die Berge des nachbarlichen Heſſenlandes wieder zu den weſtlichen Endpunkten des Thüringer Waldes, den Krainberg und der Wartburg zurückzukehren. Wie Kinder, die ſich traulich in den Faltenmantel einer Mutter bergen, liegen freundliche Städte und Dörfer dicht am Fuß des Inſelbergs: Waltershauſen mit ſeinem ſtattlichen Schloß Tenneberg, Friedrichrode mit der Schauenburg, und Reinhardsbrunn, ſo verſteckt, daß ſein friedliches Thal nicht einmal ſichtbar iſt. Broterode, Ruhla und Winterſtein, Kabarz und Tabarz ruhen in dieſen Bezirken, und hochthronend wie ein Aar mit ausgebreiteten Flügeln, horſtend auf dem Kamm des Gebirgs, hebt der Berg ſeine Porphyrkrone, ſtreckt er ſeinen granitnen Leib.

In den Thalklauſen, die ſich nach allen Richtungen vom Inſelberg hinabziehen, hat ſich vornehmlich die Sage des Volkes angeſiedelt und ſich ſelbſt hineingebannt, wie in einen magiſchen Kreis; ihr Träger, der Aberglaube, flüchtete ſich in die Bergſchluchten, Thalklüfte und Waldeshöhlen, und ſcheint ſeine ſtillen, von der Furcht gemiedenen, von der Sehnſucht nach dem Abenteuerlichen geſuchten Sitze noch nicht ſo bald verlaſſen zu wollen. Hier ſind die Herde der Sagen anders aufgebaut, wie die in den Kreiſen von Wartburg und Reinhardsbrunn; dort erklang Heldenſchritt und Chronikenſtil, Kloſterglocken- und Legendenton, und nur einzelne bunte Mährchenfäden webte die örtliche Sage in den romantiſchen Geſchichtenteppich. Hier aber iſt der Fall umgekehrt, hier breitet die Volksſage ein buntes Gewebe aus, und die Geſchichte ſtickt nur einige ihrer Blumen darauf. Um den gewaltigen Berg und ſeine Nachbarhöhen wimmelt es von Schätzen, die meiſten ruhen noch und harren der Erlöſung, andere machten glückliche Finder reich. Fremde räthſelhafte Männer durchziehen, der Sage nach, das Land, ſie kennen die Stellen, ſie haben die Mittel, das Gold zu finden, ſie tragen den Reichthum von dannen. Hülfreiche Geiſter dienen dem Fleißigen, aber die leicht Erzürnbaren rächen auch grauſam jede Beleidigung. In allen Thalengen, auf allen öden Hochebenen, an Wegkreuzen und Grenzſteinen wandert und ſpukt es, nirgends iſt es recht geheuer. Hirten, Bergleute, alte Kreiſer und Köhler haben viel erblickt, wiſſen viel zu ſagen. Auch Wundermänner und Propheten brachte die Gegend hervor, und dieſe leben noch im Glauben des Volks als halbmythiſche Perſonen fort, an die ſich ſeltſame Geſchichten von erfüllten Viſionen und Weiſſagungen und erſtaunlichen Wunderkuren knüpfen. Traditionen von Hexen gibt es in dieſen und den Nachbargebieten vollauf, und an heimliche Stellen, in Schlucht und Weiher, iſt mancher Geiſt getragen und gebannt worden. Der dreißigjährige Krieg leiht mehr als einer Geiſterſage ſeine blutige Farbe, und lebt wie ein Geſpenſt der Vorzeit in trüber Erſcheinung fort. Alter Brauch und alte Sitte blieben am längſten in dieſen Thälern, vornehmlich in der Ruhl, doch allmählich ſchwinden ſie mehr und mehr und weichen der wachſenden Aufklärung und Verfeinerung; dadurch ſchwinden auch die ganz eigenthümlichen Nationaltrachten, mit dieſen die Volksfeſte, Spiele und Gebräuche; die Sprache wird vornehmer, und alle die Ecken und Zacken, an denen die beſondre Nationaleigenthümlichkeit dieſer Thal- und Bergbewohner haftete, werden abgeſchliffen und polirt, wie Meſſerklingen und Pfeifenköpfe. Die Neuzeit will nun einmal Glätte und Glanz. Hier wiederholen ſich Sagen, die ſich theils am Kyffhäuſer, theils auch, fern von Thüringen, am Untersberg bei Salzburg wiederfinden. Muſikanten ſpielen auf vor der verzauberten Felſenwohnung der Prinzeſſin, und werden mit grünen Zweigen belohnt, die ſie verächtlich wegwerfen bis auf einen; Karl der Fünfte ſitzt verzaubert im Untersberg, und von ihm haben die zu Broterode, das dicht am Unterberge (ſo heißt, wie ich auf einer genauen Forſtkarte finde, die Abdachung des Inſelberges nach Broterode zu) liegt, eine Fahne, Gehölz und alte Freiheiten. Al-

was vom Goldſand in Berghöhlen, vom nicht
er finden können des Eingangs zu
n, wenn die Glücksſtunde vorüber, Unters-
r- und Kyffhäuſerſagen wiſſen, haben wir an
m Inſelberg und am Markt- oder Wartberg
er Ruhl, vieles aber iſt wiederum hier, wie
ganz anders und verſchiedenartig.

Doch heben wir nun an mit dem Haupt, und
n dann von ihm hinab in die Thäler, nach
Richtung, und umkreiſen bald näher, bald
r den Inſelberg, jenen fabelhaften Venetianern
, die hier Gold ſuchten und fanden, das
dergold der Sage zu Tage zu bringen.

1.

Des Inſelberges Name.

Es haben die guten Alten viel über des Berges Namen geſtritten und geſchrieben. Bald ſollte er Heunſelberg von den Heunen (Hünen, Hunnen), bald Emſen- oder Enſenberg von dem auf ihm entſpringenden Bächlein Emſe, das durch Winterſtein fließt, heißen, und mag wohl auch dann und wann ſo genannt worden ſein. Andere nannten ihn Einzelberg, darum weil ſein Haupt ſich einzeln über die Nachbarberge erhebt, was eine willkürliche Benennung war, und Inſelsberg, Inſelberg nennt ihn alles Volk mit Fug und gutem Grund, denn einmal war nach einer uralten Sage das ganze Thüringiſche Flachland ein großes ſchiffbares Meer*), aus welchem das Gebirge mit ſeiner höchſten Spitze als Inſel emporſtieg, und zum andern iſt es ſehr oft der Fall, daß der Wanderer, der ſich auf dem Gipfel des Berges befindet, unter ſich nichts gewahrt, als ein unendlich großes wogendes Nebelmeer, aus dem nur inſelgleich der Scheitel des Inſelberges ſich hebt. Der Inſelberg war auch mit in der Länderverleihung inbegriffen, die Kaiſer Konrad Ludwig dem Bärtigen im Jahr 1030 zu Goslar ſchriftlich zuſichern ließ, wenn auch der Name des Berges nicht ausdrücklich in dem Diplom ausgeſprochen wurde.

---

*) Vergleiche im Sagenkreis von Erfurt: Die Glücksſcheibe.

2.

Der Rennſteig.

Es iſt hier zu gedenken des merkwürdigen Rennſteigs, der auch Rennweg heißt, und über den ganzen Kamm des Thüringer Waldgebirges hinzieht. Schon in grauer Vorzeit wurde ſeiner gedacht und er iſt vielleicht jener irdiſche Iringsweg, deſſen neben dem himmliſchen, der Milchſtraße, alte Sagen erwähnen. Er hieß vor Alters auch Rynneſtieg, und die ſprachliche Umwandlung des Wortes wäre leicht denkbar. Dieſer Weg zieht gerade über den Gipfel des Inſelberges hin, bildet häufig die Grenze verſchiedener Nachbarſtaaten, und galt als Grenzweg und Länderſcheide zwiſchen Thüringen und Franken lange Zeit hindurch.

Der Sage nach war es Brauch und altes Herkommen, daß jeder thüringiſche Landgraf, der an das Regiment kam, mit ſeiner Ritterſchaft und ſtattlichem Gefolge den Rennſteig von ſeinem Anſang bis zu ſeinem Ende entlang reiten mußte, zum Zeichen, daß er Herr des Landes und ſeiner Grenzmarkungen ſei.

3.

Bergleute vom Harz bauen Kabarz und Tabarz.

Es iſt eine bekannte Sage, daß in den früheſten Zeiten Bergleute vom Harz ausgewandert, ſich neue Wohnſitze zu ſuchen. Sie kamen an den Thüringer Wald und fanden ſich angeheimelt von den ſchönen Thälern rings um den Inſelberg, dieſelben Felſen und Waldbäche, dieſelben grünen Wieſen und viel erzhaltiges Geſtein, wie in der lieben Heimath, die ſie verlaſſen hatten. Da bauten einige Hütten und legten Gruben und Schmelzwerke an im Thal der Laucha, andere zogen weiter um den Fuß des Berges herum, rodeten die Wälder und ſiedelten ſich an; ſo ſind Kabarz und Tabarz, Broterode und die Ruhl entſtanden, auch Winterſtein war einſt, wie alte Leute noch erzählen, blos von Bergleuten bewohnt. Und wie die Orte erbaut waren, wurden ihnen auch Namen gegeben, da fand ſich bei dem einen viel gutes Geſtein, und man nannte ihn Chaw-Erz (Kauferz), Kabarz, und den andern, bei dem ſich mehr taube Gänge ſanden, Tauberz, Tabarz. Ueber den Orten hat auch eine Burgfeſte geſtanden, die Leuchtenburg oder Lichtenburg genannt, nach der heißt noch der nächſtgelegene Berg, von der Burg aber iſt alle Spur hinweg.

4.

Der Venetianer.

Sehr häufig hört man noch erzählen, daß in den frühern Zeiten fremde Männer das Gebirge durchzogen haben, die bald da, bald dort in den Höhlen im Inſelberggraben, an der Schönleite, am Bärenbruch, im ungeheuern Grund und anderwärts hauſten, die nennt das Volk Erzmännerchen, Venetianerchen. Sie gruben Gold und Silber, und wuſchen auch aus den Waldbächen dieſe Metalle heraus. Einſtmals hielt ſich ein ſolcher lange in dem Thal der Laucha auf, die nach Kabarz und Tabarz fließt, der wußte, wie wahr das alte Sprichwort ſei, daß mancher Hirt am Inſelberg einen Stein nach der Kuh werfe, der mehr werth ſei, als die Kuh ſelbſt. Dieſer Venetianer ſchöpfte aus der Laucha vielen Sand und ſammelte viele Steine, dabei diente ihm ein junger Burſche als Führer in den Waldwegen und zu den ſchwer zugänglichen Gebirgsſchluchten und Klippen, bis der

Sommer vorbei war, und der Venetianer hinweg kam, niemand wußte, wohin. Nun trug ſich's zu, daß jener Burſche aus Kabarz, wie viele ſeines Gleichen, ein Straßenfuhrmann wurde, der weit in der Welt herum kam, und auch einſtmals in die reiche Handelsſtadt Venedig. Wie er dort an einem prächtigen Laden, der von Gold und Silberwaaren und edeln geſchliffenen Steinen glänzte, mit offenem Maule ſtand, weil er ſolchen Glaſt noch nie geſehen, erblickte ihn der reiche Kaufherr und redete ihn freundlich in deutſcher Sprache an. Das war aber eben kein anderer, als der Venetianer, mit dem der Burſche bergauf und thalab durch das thüringiſche Gebirge geſtiegen war. Der reiche Mann zeigte nun dem Erſtaunten ſeine großen Schätze und ſagte zu ihm: Siehe, dieß alles danke ich Deinem Vaterland; die Steine, die hier glänzen, wachſen dort, das Gold und Silber, das Du hier ſiehſt, fand ich dort. Und reich beſchenkt entließ er den armen Thüringer Landsmann.

5.

Das Sprechen am Weg.

Daß es im ungeheuern Grund und bei der ungeheuern Mauer nicht geheuer iſt, ſagt ſchon der Name. Auf dem Weg von Broterode nach Taharz kommt man an jener Mauer vorbei, und da iſt es ſchon vielen begegnet, daß, indem ſie gingen oder ritten, es immer war, als ſpreche jemand ununterbrochen mit ihnen eine ganze Strecke lang, ohne daß ſie doch jemandes anſichtig geworden ſind, und ohne daß ſie ein Wort verſtanden haben. Auch auf andere Weiſe äfft es die nächtlichen Wanderer, trennt ſie von einander, daß ſie ſich laut rufen müſſen u. ſ. w. Allda iſt auch ein Felſenloch, die Kelle genannt, da iſt ſchon manchmal eine Hand ſichtbar geworden, die den Pferden in die Zügel fiel; am Galgenſtein dort in der Nähe mag ſich jeder vorſehen. Manche meinen, das Sprechen am Weg komme von eigenthümlicher Beſchaffenheit eines Wiederhalles, aber die alten Leute wiſſen es anders.

6.

Der Hirte am Inſelberg.

So hat ein alter Kuhhirt erzählt: Ich hütete mein Vieh oben am Inſelberg in einer tiefen Höhle, und auf einmal fing an einer Stelle das Vieh an zu ſcheuen, ſchnaubte und ſtöberte auseinander und rannte umher. Wie ich zuſehen wollte, was es war, fand ich bei der Höhle einen großen Haufen Klengknotten, die da zum klengen lagen; hm! dacht' ich, wo kommen denn die Knotten her und ſtieß mit meinem Stock hinein, daß ein Paar von dem Fleck wegrollten, wo ſie gelegen, und ſchrie indem meinen Kühen zu, daß ſie ſtehen bleiben ſollten. Da waren im Umdrehen die Knotten weg, aber die wenigen, die ich von dem Haufen geſtoßen hatte, lagen noch dort, ich hob ſie auf, ſo waren es ein Paar Goldſtücke. Niemals aber hernach fand ich weder Klengknotten, noch Gold.

7.

Von Broterode.

Broterode war auch einer der Orte, die in des Inſelberges Nähe die Einwanderer vom Harz anbauten; noch ſind rings um den Ort viele Spuren des alten Bergbaues, Schächte und Berggruben zum Theil verſetzt und verfallen. Es ſieht viel Eiſenſtein daſelbſt, und der verlaſſene Bergbau ſoll wieder aufgenommen werden, weßhalb ſchon Muthung geſchehen. In frühern Zeiten hieß der Ort Brunewartsrode, nach einem Burgſchloß, das auf dem Berg dicht über dem Ort ſtand, das ein Graf Bruno baute und beſaß. Daraus iſt in der Folge Braungartsrode, dann Brauerrode und endlich Broterode geworden. Im Thurmknopf der alten Kirche, die jetzt nicht mehr ſteht, fand ſich eine Schrift, die lautete: **Dieſe Kirche iſt angefangen worden zu bauen, als ein Mönch Namens Lutherus, wider die Papiſten angefangen zu ſchreiben, deme aber das Maul bald geſtopfet werden ſoll.** Der altgläubige Prophet ahnete nicht, daß ſchon wenige Jahre ſpäter Luthers Wort und Lehre auch in dieſer Kirche gepredigt werden würde.

8.

Eine Jungfrau auf dem Burgberg.

Auch in Broterode geht die allgemeine Sage, daß auf dem ſich gleich über dem Ort erhebenden Burgberg, auf dem man früher noch die verfallenen Mauerreſte der alten Brunosburg gewahren konnte, ſich alle ſieben Jahre eine weiße Jungfrau gezeigt habe. Sie kam aus dem Fels heraus, in dem ein großer Schatz verzaubert war, den ſie hüten mußte bis zu ihrer Erlöſung, und ging herab bis nahe an die dem Ort zunächſt liegenden Gärten. Sie trug ein weißes Kleid mit einem rothen Band, und war begleitet von einem Hündchen, das am Halsband eine Schelle hatte. In frühern Zeiten wollen Manche, denen ſie auf ihrem Gang begegnet iſt, gehört haben, daß ſie leiſe vor ſich hin die Worte ſprach:

Ein Knäblein von ſieben Jahren
Mit weißen Haaren
Kann mich erretten.

Heutiges Tages hört man nicht, daß ſie ſich noch ſehen laſſe, vielleicht fand ſie ihre Erlöſung.

9.

Die Jungfrau des Burgberges; eine andere Sage

Es iſt mir von einem andern Mann auch das erzählt worden: In der Brunosburg war eine Gräfin von ſtolzer und heftiger Gemüthsart, der es ihr Geſinde nicht leicht nach Willen machen konnte; dieſelbe hatte eine Dienerin, der blos das Amt oblag, der ſtrengen Herrin das Haar zu ſtrählen. Dieſer Strählerſche (Strählerin) war aber, man weiß nicht wodurch, die Gabe des Wünſchens verliehen, ſo daß, wenn ſie etwas mit Lebhaftigkeit wünſchte, der Wunſch alſobald in Erfüllung ging. Nun begab ſich's einmal, daß ſie die Gräfin ſtrählte, wobei es nicht abging ohne einiges Rupfen und Haarzauſen, darüber wurde die Gräfin ſehr unwirſch und ungeduldig, und gab ihrer Dienerin viele böſe und harte Worte. Das nahm ſich die zu Herzen, wurde auch ihrerſeits zornig und hub an zu wünſchen: Ich wollte, daß gleich das ganze Schloß ſammt Euch und mir zwanzig Klaftern tief in den Erdboden hinein verſänke! — Geſagt, geſchehen. Die Burg verſank in die Tiefe mit allem, was darauf und darin war, und Herrin und Dienerin befanden ſich mit einander in der dunkeln Bergestiefe, wo ihnen Zeit und Weile lang wurde. Die Jungfrau hatte jedoch noch einen Wunſch zu thun, und den that ſie auch unter der Erde: Ich wollte, daß ich nur von Zeit zu Zeit einmal wieder hinauf an das Licht drüſte, um zu ſehen, wie es da droben ausſieht und hergeht. — Dieſes letzten Wunſches Erfüllung hat ſie nun auch erlangt, indem ihr vergönnt wurde, alle ſieben Jahre ſich ſehen laſſen zu dürfen, und dabei auch ſelbſt zu ſehen, wie es auf der Oberwelt beſchaffen iſt. Manche ſagen, daß die Gräfin dann auch mitgehe; wie lange ſie wandern wollen und wandern werden, ſei Gott bekannt.

10.

Die Funn von Karles quintes.

Kaiſer Karolus V. Gemahlin hielt, wie die Sage geht, zu Broterode ihre Niederkunft und wurde von der Gemeinde trefflich bewirthet und gehalten, daher erwieß ſich der Kaiſer dankbar und ſchenkte derſelben viele Freiheiten, ſo die große Gemeindewaldung, das Blutgericht und das Fahnenrecht, das an eine Fahne geknüpft iſt, welche der gemeine Mann die Funn von Karles quintes nennt und ſehr hoch hält. In dieſer Fahne, (die öfter ſchon erneuert worden) iſt das Bergwappen, Keil und Schlageiſen, darüber eine Krone, eingeſtickt. Zur Zeit der Kirchweihe, um Jacobi, wird ſie nach altem Brauch an einem Montag unter dem Geläute aller Glocken am Kirchthurm ausgeſteckt und bleibt ſo acht Tage lang, wie ſie auch unter Glockengeläute wieder eingezogen wird. Während dieſer acht Tage darf jeder Nachbar Bier ſchenken, ſelbſtgebrautes oder auch fremdes, und in dem Bergbach fiſchen, der Broterode durchfließt. Dieſer Bach heißt die Braut, entſpringt in der Brautküche, im Inſelbergsgraben, nimmt dann den Namen die Lauter oder der Lautenbach an, weil er lauter und rein, und mit lautem Geräuſch ſich durch das Thal ſtürzt, und heißt zuletzt die Druſe vom Druſenthal und dem Dorfe Druſen. Um die Funn von Karles quintes hat es ſchon manchen Streit und manchen ernſten Tanz gegeben, und der Name ihres Gebers iſt hier mythiſch geworden, wie an vielen andern Orten. Es wollen auch einige wiſſen, daß die Fahne von Rudolph von Habsburg herrühre, es iſt und bleibt aber die Funn von Karles quintes.

11.

Die Flitterbraut.

In dem alten Gemeindewirthshaus zu Broterode zeigte ſich gar oft den Wirthsleuten ein Geiſt in Geſtalt einer Flitterbraut*) im Keller, während eine Brautjungfer (Züchterin) ſich in der Küche ſehen ließ. Ein Mann erblickte oft die Letztere, wie ſie haſtig nach etwas zu greifen ſchien, er rief ſie ſcheltend an, ohne daß ſie auf ihn hörte und ſich an ihn kehrte; endlich hatte er Acht auf die Stelle, wohin die Erſcheinung immer griff, und da ſah er aus einem Balken einige Fädchen heraushängen. Neugierig zupfte er an dieſen Fädchen und zog nun aus dem morſchen Balken ein uraltes Beutelchen von Leinwand, darein einige verſchimmelte Silbergroſchen gewickelt waren. Von der Zeit ſah man die Züchterin nicht mehr. Aber nach wie vor erſchien im Keller die Flitterbraut zu jeder Stunde des Tages, wie der Nacht, ging an den Wirthsleuten vorüber, wenn dieſe im Keller zu thun hatten, und fügte ihnen keinerlei Schaden zu, als daß ſie etwa manchmal das Licht ausblies. Obgleich ſich die Wirthsleute an die Erſcheinung und den Anblick dieſes Hausgeiſtes gewöhnt hatten, ſo wagte doch niemand, ihn anzureden, weil unter den Einwohnern der Glaube herrſchte, daß das Erſcheinen eines Geiſtes eben ſowohl Glück als Unglück bringen und bedeuten könne, daß es aber eine, gewiſſen Schaden nach ſich ziehende Vermeſſenheit ſei, einen Geiſt etwas zu fragen oder ihn überhaupt anzureden. Jene Wirthsleute kamen in ihrem Geſchäft zurück, ſtarben und verdarben, und der Gaſthof wurde anderweit verpachtet. Der neue Wirth war ein ſehr thätiger und freundlicher Mann, der viel Einkehr bekam, er hatte auch eine rührige Frau und eine ſchöne Tochter. Eines Abends kam noch ſpät ein Fremder, und die Tochter ging hinunter in den Keller, ihm einen friſchen Trunk zu holen. Da erſchien ihr die Flitterbraut und näherte ſich ihr freundlich. Die Wirthstochter dachte nichts Ar-

---

*) So heißt dort eine Braut in ihrem Brautanzuge. Rund um den Kopf iſt ein breites dicht mit Goldflittern beſetztes Band gewunden, ſo daß es ſcheint, als habe die Braut eine aus lauter Flittern beſtehende Haube auf, über dieſe ſteht ein rothes Bänderbaid in Kranzform empor. Um den Hals trägt ſie eine Schnur gediegener Silberkörner, daran vorn einen Dukaten, und im Nacken den rothen Ankenbuſch (Nackenſchleife). Sie hat das Zirkel

---

mieder an, das köſtliche großblumige Stickerei ziert, und über den bunten Bruſtlatz gehen die Schnürriemen von ſilberdurchwirktem Band. Das Kamiſol iſt von feinem ſchwarzen Tuch, und den grünen Zackenrock deckt eine ſchwarze Schürze, über die von der rechten zur linken der ſilberne Gürtel niederhängt, an welchem ein feines weißes Tuch und ein rothſeidenes Band befeſtigt iſt, welches der Schleier heißt. Noch trugen die Flitterbräute ſonſt über den weißen Strümpfen keine Schuhe, ſondern Pantoffeln mit hohen Abſätzen.

ges, ſondern glaubte, es ſei eine ihrer Freundinnen, die an dieſem Tage Hochzeit gemacht hatte, und fragte: Was machſt Du da?

Darauf ſprach die Erſcheinung: Wiſſe, daß ich ein ſeit vielen hundert Jahren an dieſen Ort gebannter Geiſt bin und einen großen Schatz bewache, den Du heben ſollſt und geſchwind von ſeiner Stelle rucken mußt, denn wenn die Glocke die Mitternachtſtunde anſchlägt und es iſt nicht gethan, so bleibe ich ewig unerlöſt. Darum habe ich die Züge Deiner Freundin angenommen, damit Du mich fragen ſollteſt, denn ungefragt war mir nicht vergönnt, zu Dir zu reden. Eile und hebe den Schatz, der dort an jener Stelle ruht.

Mehr tod als lebendig eilte die Wirthstochter hinauf und ſagte ihren Aeltern alles an, was ſie geſehen und gehört; darauf iſt gleich ihr Vater, (einige ſagen, ihre Mutter) mit Hacke und Schaufel in den Keller gegangen und hat im Beiſein der Tochter an der von dem Geiſt bezeichneten Stelle eingeſchlagen, worauf bald ein mit Goldſtücken gefüllter Keſſel zum Vorſchein kam. Der Wirth wurde dadurch zum reichen Mann, Segen war bei dem Golde, und der Geiſt war erlöſt; noch ſind des Wirthes Nachkommen grundreiche Leute. Aber die Tochter des Wirths fing von jener Zeit an zu ſiechen und zu kränkeln, zitterte ſtets am ganzen Leib und ſtarb nicht lange hernach. Es geht im Volk die Rede, daß immer eines oder zwei von denen, die bei Hebung eines Schatzes zugegen ſind, bald darauf ſterben.

12.

Der beleidigte Hausgeiſt.

Am ſogenannten Mönch, einer großen Waldwieſe von Broterode nach der Ruhl zu, ſtand vor Zeiten eine Schleifmühle, deren Beſitzer in gutem Wohlſtand lebte. Dieſer hatte einen fleißigen Hausgeiſt, welcher die Urſache des Wohlſtandes war, denn wenn der Schleifer nur Klingen in die Mühle that, ſo brauchte er ſich dann nicht weiter darum zu bekümmern, blank geſchliffen und polirt fand er ſie wieder. Der Geiſt ließ ſich bisweilen erblicken und war ein wunderlich gekleidetes kleines Männchen, das ein ſeltſam geformtes Mützchen trug, doch machte es der Mühlenbeſitzer niemals irre. Nun hatte aber der Geiſt die Gewohnheit, bisweilen einen ganz eigenthümlichen Ton auszuſtoßen, und einmal, nachdem die Sache gar lange mit dem Hausgeiſt und dem Schleifmühler gut gethan hatte, wandelte dem Letztern die Laune an, jenen Ton, als der Hausgeiſt ihn wieder hören ließ, nachzuäffen. Von Stund an verſtummte der Geiſt, ließ ſich nicht mehr hören und ſehen, die Meſſerklingen blieben ungeſchliffen, die Mühle kam in großen Verfall, das Geſchäft ging ein, der Mühler mußte in Armuth ſterben, und jetzt iſt ſelbſt vom Haus keine Spur mehr zu finden.

13.

Hausgeiſter ziehen davon.

So ſaßen auch in einer Bergmühle, die da ſtand, wo man es noch die Schleifkothen nennt, ohnweit Broterode zwei Brüder, denen waren zwei Hausgeiſter auf alle Weiſe hülfreich und dienſtfertig, ſo daß ſich von Tage zu Tage der Reichthum dieſer Brüder mehrte. Die Hausgeiſter aber trugen immer, wenn ſie ſich erblicken ließen, ſchlechte und geringe Kleidung, und darauf beſprachen ſich einmal die Brüder mit einander, daß ſie doch den hülfreichen kleinen Geſellen, denen ſie die Vermehrung ihres Gutes dankten, neue und ſchöne Kleider aus ſchuldiger Dankbarkeit wollten machen laſſen; ließen deßhalb ſchöne rothe Jäckchen und blaue Höschen nach ohngefährem Maaß anfertigen und legten dieſe neben die Klingen, die die Geiſter zu ſchärfen gewohnt waren. Als die Geiſter die neue Kleidung fanden, ſahen ſie einander an und ſprachen:

Da liegt nun unſer Lohn,
Jetzt müſſen wir auf und davon.

Sie nahmen die Kleider und fuhren von dannen. Niemals kamen ſie wieder.

14.

Geiſter und Schätze in Broterode.

Neben dem Wirthshaus wurde ein Mann im dreißigjährigen Krieg erſtochen, der ſpukt noch immer; er ſteht an der Hausecke in nachdenklich ſinnender Stellung, die Arme über einander geſchlagen; Viele haben ihn ſo geſehen.

Ein Haus iſt dort, das man namhaft machen könnte, in dem es kurz zuvor, ehe eine Feuersbrunſt ausbricht, oder ſonſt ein Unglück den Ort bedroht, grauſamlich rumort und poltert.

In Hirnickels Haus ſetzte ſich oft Abends ein Männchen zu den Spinnerinnen. Andreas Papſt war ein Sonntagskind, der kam zum Beſuch, und fragte: ei, wer iſt denn das alte bockruckerige Männchen dort hinter dem Kachelofen? Niemand ſah etwas davon, nur Andreas Papſt ſah es, weil er ein Sonntagskind war.

Ein altes Haus, in dem es auch nicht geheuer war, wurde abgeriſſen; im Keller fand man ein kleines Gewölbe, das wollte die Beſitzerin durchaus nicht öffnen laſſen. Am andern Tage, nachdem man das Gewölbchen entdeckt hatte, fehlte ein

Arbeiter und ein Nachbar; man fand das Gewölbchen erbrochen und ſah noch deutlich die Spur eines Keſſels in den Boden eingedrückt. Jene beiden hatten den Schatz in der Nacht heimlich gehoben und ſich damit auf und davon gemacht.

In dem angeſehenen Haus eines reichen Kaufherrn kommt die Magd vom Felde, wohin ſie den Taglöhnern das Mittageſſen gebracht hat, und ſieht im Hof ein Keſſelchen voll blanker Goldſtücke ſtehen. Sie glaubt, ihr Brodherr wolle ihre Treue prüfen, geht zu dieſem in die Stube und ſpricht: Daß Ihr ein reicher Mann ſeid, weiß jedermann, aber deßhalb habt Ihr nicht nöthig, das Geld hinaus in den Hof zu ſtellen, um arme Dienſtboten in Verſuchung zu führen. Ich rühr' Euch nichts davon an und geſtehe Euch auch nichts daran, wenn etwas fehlt. Verwahrt Euer Geld, wie ſich's gehört. — Der reiche Kaufherr weiß gar nicht, was die Magd will, fragt und geht mit ihr hinaus in den Hof, damit ſie ihm das Geld zeige. Da ſteht es noch dort an der alten Stelle, das Gefäß voll blanker Geldſtücke, und eine kleine Haue liegt darauf. Und indem ſchlägt die Dorfuhr zwölf, da verſinkt das Keſſelchen; raſch greift der Mann zu, aber nur die Haue bleibt in ſeiner Hand — das Geld iſt fort. Lange iſt die Haue bei der Familie geblieben.

So gehen von Schätzen und Geiſtern in und um Broterode viele Sagen, die bald ſo, bald anders erzählt werden, und nur von wenigen noch geglaubt.

15.

Der flinke Tänzer.

Als Landgraf Karl einſt im Walde bei Broterode ein Jagen hielt, ſchoß er einen Hirſch von achtzehn Enden. Darüber war große Freude, und der Fürſt ſtellte im Ort einen Tanz an, dem er ſelbſt mit ſeiner Prinzeſſin beiwohnte. Darauf ließ ſich vornehmlich ein flinker Burſche im Tanzen mit der Prinzeſſin trefflich ſehen. Und als hernach der Landgraf gen Schmalkalden gezogen war, und dort der Bürgerſchaft zu Ehren wieder einen Tanz anſtellte, war kein Tänzer vorhanden, der es dem Broteröder gleich gethan hätte. Darüber wurde die tanzluſtige Prinzeſſin niedergeſchlagen und ſah verdrüßlich aus; wie nun ihr Herr Vater die Betrübniß ſeiner Tochter ſah, fragte er ſie um deren Urſache, und die Prinzeſſin ſagte ihm auch unverholen, daß ſie ſich ihren Tänzer aus Broterode wieder wünſche. Da ſandte der Landgraf eilend hin und ließ ſeiner Tochter zu Willen ihren Tänzer auf das ſtattliche Schloß Wilhelmsburg zum Ball holen. Dieſer kam voll Freuden und drehte und ſchwenkte die Fürſtentochter alſo kräftig, daß ihr der ſtattliche Kopfputz vom Haupt auf den Tanzboden fiel, er aber war flink bei der Hand, hob ihn auf, drückte ihn der Tänzerin wieder auf den Kopf und ſprach in ſeinem ſchlürfenden Dialect: Da mi Tochter, ech well Dr Dien Haid wedder uff'n Kopf druff ſetze.

Immer noch lebt im Volk die Erinnerung an den flinken Tänzer

16.

Das Ave Maria.

Nahe bei Broterode liegt ein Berg, heißt das Ave Maria, nach andern Ave Marcus; vor Zeiten ſtand eine Kapelle darauf. Noch iſt dort ein wunderlich ausgehöhlter Fels zu ſehen, den ſie die Kirche nennen, und ein anderer Fels dabei heißt die Kanzel. Dort läßt ſich ein geſpenſtiger Schulmeiſter ſehen, hat ein Geſicht wie Spinneweben, und predigt von jener Felſenkanzel herab, erſchreckt die Leute und hat ſein Weſen daſelbſt. Auch im Lautenbacher Thal nah dabei iſt's nicht geheuer, hockt ſich bei einem alten Holzapfelbaum den Wanderer auf und läßt ſich ein gut Stück ſchleppen, ehe es wieder abfällt. Von Seligenthal kamen Leichenbegleiter, deren Weg nahe am Ave Maria vorbeiging, und war einer bei ihnen, der alte Zohannes Eck geheißen; ſie gehen von Kleinſchmalkalden fort über den Berg im tiefen Schnee bei hellem ſchönen Mondſchein, und wie ſie ſich umſehen, fehlt einer. Da rufen ſie, warten, gehen ein Stück zurück, und da kommt der alte Eck, keucht und iſt ganz von Schweiß durchnäßt, der erzählt, daß ſich's auf ihn gelegt hätte, wie ein Schaf, und erſt, wie die Freunde ihm entgegen gekommen, ſei es von ihm gefallen.

17.

Des Hirten Fund.

Zwiſchen Broterode und dem Dorfe Steinbach, das die Broteröder Hexenſteinbach zum Unterſchied von Steinbach-Hallenberg nennen, ſteht auf dem Kräzersraſen eine ſchöne Buche mit weit ſchattenden Zweigen, unter denen der Boden hart iſt, wie eine Tenne, die heißt die Tanzbuche, darum, weil unter ihr in der erſten Mainacht die Hexen aus der ganzen Umgegend tanzten. Einſt treibt am erſten Mai ein alter Hirte ſein Vieh am Morgen aus und findet oben unter der Tanzbuche eine ſchöne Schnur Bernſteinperlen, hebt ſie wohl auf, und wie er Abends eingetrieben hat, geht er zum Bier und zeigt ſeinen Fund einem Mann, Chriſt-Papſten, indem er ſpricht: Ich habe heute doch das Beſte verdient. Darauf ſchüttelt Chriſt-Papſt bedenklich den Kopf und ſagt: Du hätteſt ja beſſer gethan, wenn Du das Ding hätteſt liegen laſſen, wo es lag. Wie der Hirte heimgehen will, tritt er außen fehl, kommt auf die nahen Kellerſtufen, kommt ins Fallen, fällt die ganze Treppe hinunter und bricht den Hals; das war ſein Finderlohn.

18.

Noch eine Tanzbuche und noch ein Jeſusbrünnlein.

Ueber dem ungeheuern Grund, ohnweit des großen Tenneberges, dehnt ſich eine lange und ſchöne Bergwieſe aus, auf welcher eine oder einige große Buchen ſtehen, dort ſammeln ſich zur Zeit der Heuärnte die Mäher von Tabarz, Kabarz und Nonnenberg, wenn die letzte Arbeit gethan iſt, und halten einen Tanz bis zum Abend, daher nennt man es die Tanzbuchen.

In der Nähe derſelben ſpringt auch eine klare Quelle, und von ihr trägt ſich das Volk mit derſelben Sage, wie von der nahe bei Kahlenberg*), und legt ihr auch den Namen das Jeſusbrünnlein bei. Auch hier ſoll einſt ein Hirte in ſeigender Sommerhitze gehütet haben und mit ſeinem Vieh dem Verſchmachten nahe geweſen ſein. Da habe ſich auf ſein inbrünſtiges Gebet der Schooß der Erde aufgethan, und die Quelle, die ſeit dem ununterbrochen floß, ſei friſch hervorgeſprudelt.

---

*) Vergl. im Sagenkreis des Hörſeelberges Th. I. S. 148.

19.

Die tanzende Jungfer.

Nahe dem Weg, wenn man von der Ruhl nach Altenſtein geht, iſt eine Stelle, die heißt das Hausfeld, da hat vormals ein Haus geſtanden, und viele wüſte Aecker liegen noch dort herum. Auf dem Hausfeld ſtehen zwei Haſelnußbüſche, und um dieſe Büſche läßt ſich zu herbſtlicher Zeit, wenn die Haſelnüſſe reif ſind, eine tanzende Jungfer ſehen. Gar öde und einſam iſt jener langgedehnte Bergweg, ſelten betreten, und wer es weiß, daß es dort nicht geheuer, geht zur Abend- und Nachtzeit mit leiſem Grauen am Hausfeld vorbei. Einmal war ein alter Mann, der die geſpenſtige Jungfer um die Haſelbüſche tanzen ſah, vom Vorwitz geplagt, ging nahe hinzu, zu unterſuchen, wie es mit ihr beſchaffen ſei, da verſchwand ſie vor ſeinen Augen, wie ein Rauch, er erſchrack zum Tod und hat gezittert bis an ſein Ende.

Man hat auch Heckerling auf dem Hausfeld liegen ſehen, der bald verſchwunden iſt, und andere ſprechen ſtatt von einer weißen Jungfer von einer weißen Frau, die dort erſcheine. Zu unterſuchen, wer Recht hat, möchte ſchier unmöglich ſein.

20.

Vom Urſprung der Ruhl.

Einwanderer aus entfernter Gegend haben den Grund zur Erbauung des Fleckens Ruhla gelegt. Manche meinten, er habe ſeinen Namen von dem rollenden Waſſer, die Rule genannt, erhalten, andere haben dabei an Tyrol gedacht. Ludwig der Bärtige theilte Schutzbriefe aus, gab Gefangene frei, es wurden Hütten und Hämmer gebaut, ſo ſpann ſich auch hier eine Sorte an. Weil der Eiſenſtein, von dem Eiſenach den Namen haben ſoll, und der auf Nachen in dieſe Stadt geführt wurde, dort ſchwieriger zu verarbeiten war, ſo gingen die Anſiedler waldaufwärts an die Bergſtellen, wo man ihn fand und grub. Die zuerſt kamen, waren Kohlenbrenner, die wohnten da, wo man es noch die Kohlengaſſe nennt, dann kamen Bergleute und Hammerſchmiede, die wohnten in der alten Ruhl, da wo jetzt auf eiſenachiſcher Seite die oberſte Schleifmühle ſteht. Zwei Meſſermacher ſind aus Ungarn gekommen, die brachten dieß

Gewerk in Aufnahme und zu großem Flor. Viel alte Sitt' und Sage hielt ſich lange in der Ruhl, vielleicht mehr als irgendwo in dem ſchönen Thüringer Land.

21.

Ludwig der Eiſerne wird hart geſchmiedet.

Es war Landgraf Ludwig des Springers Sohn in ſeiner Jugend gütig und demüthig gegen Edle und Unedle, und ſanft und verträglich, aber darum fürchteten ihn ſeine Mannen nicht, und er gewann unter ihnen viel muthwillige Leute, die ſeine Bürger drückten und das Land ſchädigten. Deßhalb hielten ihn ſeine Edelleute für einen Thoren, und ſeine Bürger und Bauern fluchten ihm und gedachten ſeiner übel, darum, daß ſie wegen ſeiner Geduld verarmten und verdarben. Die Edeln ſahen und wußten das wohl, verſchwiegen es aber dem Fürſten um ihres Genuſſes willen, und die Armen konnten nicht an ihn gelangen wegen jenen. Viele ſprachen, es wäre ſchade, daß er ein Herr des Landes geworden, denn er taugte nicht dazu, aber nichts deſto weniger waren die armen Leute, Bürger und Bauern, in ſteten Aengſten und Betrübniſſen wegen großer Ungebühr, böſer Gewalt, harten Dienſten, ungerechtem Gericht, böſen Anſchlägen, Räubereien von den Feinden und Bedrängniſſen von den Freunden.

Nun geſchah es, daß der Landgraf zu einer Zeit jagte, wie er oft zur Kurzweil that, und von den Seinen abkam, da ſchon die Nacht hereinbrach. Als er lange den Forſt durchirrt, leuchtete ihm das Feuer einer Waldſchmiede in der Ruhl hell entgegen. Da trat er hin zu dem Schmied in grauen Kleidern und mit ſeinem Jägerhorn und bat Herberge. Laut fragte ihn der Schmied, wer er wäre, und er ſprach: Ich bin der Jägerknechte des Landgrafen Ludwig einer. So antwortete ihm der Schmied: Pfui, pfui des Kunzenherrn, wer ſeinen Namen nennt, ſollte allweg den Mund danach wiſchen, und ſchalt übel auf ihn fortwährend, ſprach dann: Ich will Dich gern herbergen, aber nicht um ſeinetwillen; zieh Dein Pferd in den Schoppen, da findeſt Du Gras, und behilf Dich dieſe Nacht, denn hier iſt kein Bettgewand vorhanden. Darauf that der Landgraf, wie ihm geheißen war, und der Schmied in der Ruhl pflegte in der Nacht großer und harter Arbeit, brannte und hitzte das Eiſen, und ſchlug dann mit dem großen Hammer darauf, daß die Funken ſtieben, und fluchte und ſchalt dabei auf den Landgrafen alſo:

Landgraf Ludwig, werde hart, werde hart!

Du ſchmähliger unſeliger Herr werde hart, werde hart! Deine Edelleute ſchmeicheln Dir ins

Angeſicht und beſchatzen Dein Volk, ſie unterwinden ſich Deiner Macht, einer verunrechtet Dir die Deinen, ein anderer beraubt ſie, ſie werden von dem Deinen reich, und du verarmſt mit den Deinen! Landgraf Ludwig, werde hart, werde hart!

So nannte der Schmied alles her, wie es im Lande beſchaffen war, und verfluchte den Landgrafen in die Hölle. Der hörte alles mit an, ſchlief gar wenig dieſe Nacht und dachte dem nach, was der Schmied geſprochen, und wurde nun in ſeinem Muthe alſo feſt, als er jemals weich geweſen war. Und in der Frühe des Morgens ritt er von dannen. Hatte viel gelernt von dem Schmied in dieſer einen Nacht und übte hernach gar ein ſtreng Regiment, wurde hart und eiſern, trug ein Kleid von Eiſen und hieß der Eiſerne Landgraf allezeit. Darauf iſt ein Sprichwort in Thüringen entſtanden, das ſagt von jedem harten und ſtrengen Mann: Der iſt in der Landgrafen-Schmiede zu der Ruhl gehärtet worden. Lange hat die Schmiede geſtanden, bis an ihre Stelle ein Zainhammer trat, aus dem ſpäter eine Schleifmühle wurde. Die Stelle wird noch gezeigt, wo die Schmiede ſtand, nah am Waſſerfall in Malſchens Garten und Hof, die nun den Herren Jacob Zimmermann und Johannes Ziegler gehören.

22.

Der Korb mit weißem Moos.

Viele Sagen gehen in der Ruhl von Schätzen, die theils gehoben wurden auf wunderbare Weiſe, theils noch im Schooß der Berge ruhen. Die Berge, die ſich von allen Seiten in das Ruhlaer Thal hinabſenken, heißen: Der Breitenberg, Rinkberg, Berm- oder Bremberg, Dornſenberg, Waſſerberg, Kirchberg, Häſel, Muhlrain und Keſſelrain.

Unterm Breitenberge ging einſt ein Mann am Sonntag vor Allerheiligen nach Thal und kam auf dem Rückweg an eine Meilerſtätte, darauf ſtand mitten auf dieſem ſchwarzen Platz ein Korb voll weißes Moos. Der Mann geht vorbei, und erſt nachdem er lange daran vorüber iſt, ſinnt er nach, und es fällt ihm ein, einmal gehört zu haben, daß dort herum ein Schatz ſtehen ſoll; da er ſchon zu weit vorüber war, um wieder umzukehren, ſo denkt er ſich's zu merken. Es vergehen ſieben Jahre. Da geht derſelbe Mann denſelben Weg an gleichem Tag, und wieder auf der ſchwarzen Meilerſtätte ſteht der Korb mit weißem Moos. Der Mann iſt aber in Gedanken und geht wieder vorbei, gleich darauf jedoch fällt ihm alles ein, und raſch kehrt er um und eilt die wenigen

Schritte zurück, da iſt der Korb ſammt dem Moos verſchwunden und keine Spur mehr davon zu ſehen.

23.

Die geſpenſtiſchen Hunde.

Oben am Bermberg war oder iſt noch eine Berghöhle, vielleicht ein verfallener Stollen, deren es rings um die Ruhl von den alten Bergbauzeiten her gar viele giebt. Dorthin kam einmal einer, der ſah erſt drei Spitzhunde, dann drei Pudel und endlich drei Dachshunde aus dem Loche herausfahren und ſich einander immer um ihn her rund im Kreiſe herumjagen, darauf verſchwanden ſie; dieß iſt ihm dreimal hinter einander, jedesmal in der Mittagsſtunde geſchehen. Gar Manchem iſt ſchon dort und auf dem Mühlrain das wüthende Heer mit allen ſeinen Hunden und Hirſchen und Ungethümen über den Kopf gefahren, das aus dem Hörſeelberg und über den hohen Wartberg herüber gezogen kam. Ein anderer hat im Kreuzweg auf dem Rinkberg drei Hunde jagen ſehen.

24.

Kirche und Kanne im Kirchberg.

Am Kirchberg bei der Ruhl ſtand zu den katholiſchen Zeiten die Kirche, und nahe dabei lag die alte Ruhl; eine gute viertel Stunde hatten die Rühler nach der Kirche zu gehen. Und bei der kleinen Halde im Aſchhof lag ein Kloſter, von dem hat ein gepflaſterter Weg bis zur Kirche geführt. An der Stelle, wo die Kirche ſtand, hat mancher ſchon eine blanke ſilberne Kanne ſtehen ſehen, aber keiner hat ſie an ſich gebracht, denn entweder hat es einer dem andern, wenn mehre mitſammen gingen, laut zugerufen und nach der Stelle gezeigt, oder iſt ſonſt laut geworden, da denn jedesmal die Kanne verſchwunden. Vielleicht zeigte die Kanne einen großen Schatz an, der dort ſteht, aber nur ſtillſchweigend gehoben ſein will. Wer ſeine Zunge nicht ſchweigen kann, wird nie in dieſer Welt einen Schatz heben.

Der Großvater des alten Dörling (ſo treu hat ſich der alten Thüringer Chronikenname noch als Familienname erhalten und fortgepflanzt) war ein Marktgänger und kam einſtmals nach Sachſen, wo er in einem Wirthshaus einkehrte. Nicht lange währt es, als der Wirth zu ihm tritt und ihm ſagt, es wär ein Barfüßer-Mönch da, der ihn gerne ſprechen wolle. Vielerlei fragte der Mönch den Mann aus der Ruhl aus, wie des Ortes Beſchaffenheit ſei, und meinte, der Dörling müſſe ja des Kloſters und der Kirche Stelle kennen, es ſtecke da noch etwas, ob er nichts davon gehört habe? Dörling kannte allerdings die Stellen und erzählte, was er wußte, wie einer das, der andere jenes Ding geſehen habe, ſo zum Beiſpiel: Es kam eine alte Frau zum Pfarrer, die ſagte, ſie habe bei dem Brunnen nahe dabei eine ſchöne gelbe Blume ſtehen ſehen, und ihr Sohn habe ihr gerathen, es ihm, dem Pfarrer, zu ſagen. Darauf ging der Pfarrer mit ihr, ſie fanden aber nichts.

Nach dieſen und ähnlichen Reden verließ der Mönch den Großvater des alten Dörling, einige Zeit darauf jedoch kam er ſelbſt und ſuchte ihn in der Ruhl auf. Jener führte ihn willig an Ort und Stelle, der Mönch forſchte her und hin nach, endlich ſagte er, es ſtecke gar nichts mehr verborgen, als zwei kleine Glocken. Man ſchlug auch ein, fand aber nichts. Die Kirche ſoll der heiligen Eliſabeth geweiht geweſen, nach ihr geheißen, und nebſt dem Kloſter im thüringiſchen Bruderkrieg zerſtört worden ſein. Nichts iſt mehr davon vorhanden, als der Platz des Eingangs und einige Teiche.

25.

Von einem Incubus.

Es iſt in der Ruhl eine gemeine Sage, daß ſich das Alp den Leuten bisweilen in Geſtalt eines kleinen leichten Steinchens oder einer noch leichtern Feder zeigt, und ſo zu dem Schlüſſelloch ins Zimmer kommt, wo es dann auf den Schlafenden fällt und immer größer und ſchwerer wird. Das Alp aber iſt nichts anders, als eine Perſon, die dem Schlummernden zu Liebe oder zu Leid naht und ihn nächtlich quält; wer ſie kennen lernen will, muß daher raſch auf ſein und das Schlüſſelloch verſtopfen. So kam auch einmal zu Einem das Alp, und der probirte das Mittel. Da ſaß das Alp ſichtbar auf ſeinem Bette, konnte nicht von dannen, hatte einen feinen weißen Schleier um und war ein ſehr ſchönes Frauenzimmer. Das gefiel ihm wohl, und er behielt ſie bei ſich und lebte mit ihr als einer Frau; doch lachte ſie niemals und bat nur ſtets, das Schlüſſelloch wieder zu eröffnen, was er aber nicht that. Einſtmals aber wollte er doch ſehen, wo das hinaus wolle, und räumte die Verſtopfung hinweg, da wurde die holde Frauengeſtalt kleiner und immer kleiner, und endlich zu einer leichten Feder, nach der er vergebens haſchte, und zog durch das Schlüſſelloch von dannen. Wer das nicht glauben will, ſagen die Rühler: der g'lekker's.*)

---

*) D. i. der mag es läugnen.

26.

Der ſpukende Pfarrer.

Die Geſchichte vom Pfarrer Feuchter weiß in der Ruhl jedes Kind. Er wohnte auf der Eiſenacher Seite, und es ſtarb ihm ſeine Frau. Da vermaß er ſich hoch und theuer, nie wieder zu heirathen, und er wolle, wenn er es doch wieder thäte, das Reich Gottes nicht ſchauen. Er heirathete aber demohngeachtet wieder, und bald darauf ſtarb er, und nun ſpukte er ganz gräulich in ſeinem Haus, in der Kirche, auf dem Gottesacker, ja überall durch die ganze Ruhl. Jeſuiten kamen den Pfarrberg herunter und fragten nach ſeinem Hauſe; mit dem Pfarrer Brandenburg, auf der Gothaiſchen Seite, kamen ſie herüber und gingen zuſammen mit der Wittwe in die Kirche, wo ſie allerlei Ceremonien anſtellten. Darauf mußte die Wittwe ihren verſtorbenen Mann bei ſeinem Taufnamen rufen, da erſchien der Pfarrer auf der Empore, ſehr zornig und ungebehrdig. Mit harten Beſchwörungen wurde der Geiſt endlich genöthigt, herabzukommen und in einen Sack zu kriechen. Zuvor wollte er ſeiner Frau zum Abſchied die Hand reichen, aber ſie, gewarnt durch die Exorziſten, hielt ihm nur ihr Sacktuch hin. Der Geiſt erfaßte es, und alsbald loderte es in Flammen auf. Sodann wurde er in dem Sack fortgetragen, in die Gallert, ſo heißt ein Thal nach Etterwinden zu. Dort hat er aber wieder ſo arg geſpukt, ſich denen, die von Salzungen und andern nahen Orten nach Eiſenach gingen aufgebockt, Maulſchellen gegeben und andres mehr, daß es nicht auszuhalten war, ſo daß noch einmal die Teufelsbanner kommen mußten. Dieſe trugen und bannten ihn nunmehr feſt in das alte Schloß Liebenſtein, wo er ſich ruhig verhält, doch ſoll man ihn bisweilen dort ſtrickend erblicken.

27.

Der geſpenſtige Jäger.

An einem der Ruhlaer Berge iſt eine Felspartie, heißt der Reinzersſtein; auf ihm läßt ſich ein verzauberter Jäger ſehen. Eine Frau ſah ihn einſt ſitzen, er trug die Tracht des dreißigjährigen Krieges, und ſaß ganz ſtill, als laure er auf ein Wild mit geſpanntem Rohr. Die Frau dachte an nichts Schlimmes, glaubte, es habe ſich jemand verkleidet, und trat kecklich auf die Erſcheinung zu. Dieſe ſteht auf, ſtreicht an ihr hin und verſchwindet vor ihren Augen, ſo daß ſie zum Tod erſchrocken iſt. — Im dreißigjährigen Krieg ging es gar ſchlimm her in der Ruhl, die Leute mußten viel Drangſal erdulden; noch ſpuken aber auch ſeit jener Zeit nach der Sage des Volks Kroaten durch die ganze Ruhl.

28.

Der Tolljungferſtein.

Bei Ruhla iſt ein Felſen, heißt der Tolljungferſtein, er liegt über dem Forſthaus, an der Pfarrhecke, nahe am Goldbrunnen; von dem trägt ſich das Volk mit der Sage, daß eine Jungfrau in ihn verwünſcht ſei, die ſich dann und wann ſehen laſſe; ſie hat am Gürtel einen großen Bund Schlüſſel, und läßt ſich gar traurig an. Schloßſchleierweiß iſt ihr Gewand, ſo ſteht ſie lange auf dem Stein, dann ſteigt ſie von ihm herab und wandelt im tiefen Schweigen um den Fels. Hernach aber macht ſie mit den Schlüſſeln ein lautes Geraſſel, wobei ſie ſich anſtellt wie unſinnig; davon hat der Stein ſeinen Namen. Hat ſie ſo eine Zeitlang ihr tolles Weſen getrieben, ſo ſchwindet ſie wieder in den Stein hinein. Darum iſt in der Ruhl das Sprichwort entſtanden, wenn ſich einer ungebehrdig und unbändig hat: Er gebehrdet ſich wie die tolle Jungfer.

29.

Vom Bier-Eſel.

Ein wunderliches Geſpenſt lebt im Volksglauben der Ruhlbewohner. Langſam und leiſe durchſchleicht es in der Stunde des Mitternacht die Gaſſen des Ortes, ein großer gräulicher Eſel, und hockt ſich den Männern auf, die um ſo ſpäte Nachtzeit erſt vom Bier heim ſchleichen. Mancher hat ihn ſchon tragen müſſen bis an ſein Haus, ein doppelt Beladener, viele lange Strecken. Andern Leuten thut er nichts. Mancher iſt auch ſchon des Biereſels wegen früher vom Zapfen heimgegangen, um nicht in die Umhalſung der nordiſchen Empuſa *) zu gerathen. Einige nennen ihn auch den wilden Eſel, und haben ihn geſehen, wie er ſich gewälzt hat.

30.

Die weiße Gans.

Im Kirchberg, wo die alte Kirche ſtand, war einmal ein Schleifmühler, deſſen Mühle ohnfern lag, in das Leſeholz gegangen. Plötzlich erblickt er ganz nahe eine ſchneeweiße Gans, die ihres Weges ging, glaubte, ſie habe ſich aus dem Ort in den Wald verirrt, und hoffte ſchon, ſie als gute Beute gebraten auf ſeinem Tiſch zu ſehen. Er fing nach ihr, doch ſtets entging ſie ſeinen Händen, manchmal erhaſchte er ſie wirklich, aber bald entflog ſie ihm wieder. Ganz eifrig auf den gehofften Fang trieb der Schleifer ſich mit der Gans auf dem ganzen Kirchberg herum, und von da kam er immer verfolgend auf das Hansfeld, wo es ohnedieß ſpukt. Dort entſchwand ſie ihm

---

*) Empuſa, ein Geſpenſt der Römer, das in Eſelsgeſtalt erſchien und die Reiſenden überfiel.

plötzlich, und er ſah mit Schreck, daß ſie ihn an einen verrufenen Ort gelockt.

31.

Der Rabenbrunnen.

Ein Förſter in der Ruhl hatte eine wunderſchöne Tochter, in die ſich ein Jüngling ſterblich verliebte, und auch von ihr geliebt wurde. Verhältniſſe nöthigten ihn, ſeine Heimath zu verlaſſen, und ein Zufall wollte, daß in die Ruhl die Nachricht ſeines Todes kam. Indeſſen hielt ein Anderer um die Förſterstochter an, und ſie hielt mit ihm ihre Verlobung. Da kam der früher Geliebte zurück und hörte verzweifelnd die Schreckensbotſchaft, und die Gedanken der Rache erfaßten ihn; er ging zu einer alten weiſen Frau, ſich Raths zu erholen. Das böſe Weib rieth ihm, zu einem Schloſſer zu gehen, ein Schloß zu fordern und zu fragen, was es koſte, dazu für ſich zu ſagen: In Gottes Namen! es dann ungehandelt zu bezahlen. Bei der Trauung ſolle er dann in die Kirche gehen, und wenn der Pfarrer die Verlobten zuſammengebe, das Schloß zuſchnappen und dazu ſagen: In's Teufels Namen! Hierauf das Schloß in einen Brunnen werfen. Dieß alles that der bethörte Jüngling, und alsbald erfaßte die Neuvermählten eine unerklärliche Abneigung gegen einander. Sie konnten einander nicht freundlich mehr anſehen, und wenn ſie fern von einander waren, fühlten ſie doch eine Sehnſucht, ſich nahe zu ſein. So quälten ſie ſich beide hin. Als der grauſame junge Mann das tiefe Elend ſah, in das ſein Zauberſtück jene geſtürzt, bereute er ſeine That, ging wieder zu der Alten hin und fragte, ob ſie nicht helfen könne. Ja, war ihre Antwort, wenn wir nur das Schloß wieder hätten. Aber vergebens ſuchte er das Schloß, der Brunnen iſt allzutief, und ſeine Uebelthat allzugroß. Einige meinen auch, es habe eine feindliche Waſſerfrau in dem Brunnen gewohnt, die habe das Schloß feſt gehalten. Das iſt es, was man ſich von dem Rabenbrunnen in der Ruhl erzählt.

32.

Von allerlei Spuk und Erſcheinung.

In Wahrheit ſprach ein Ruhlaer Mann zu mir: Es wären wohl Bücher zu füllen mit all unſern Geiſter-, Geſpenſter-, Bergſchätze- und Hexenſagen, wenn man ſie nach Art mancher Mährchenjäger zur Kurzweil breit zerren und ausſchmücken wollte. Von vielen ſeien nur noch folgende angedeutet:

Bei der dicken Eiche am Breitenberg hat ein Mann eines Jahres drei Sonntage hintereinander drei weiße Lilien blühen ſehen, an einer Stelle, wo ſonſt gar keine Blume wächſt; es dauerte ihn, ſie abzubrechen, weil ſie ſo ſchön waren. Endlich beim dritten Mal, als er ſchon eine Strecke davon weg iſt, fällt ihm bei, daß es damit doch eine eigene Bewandniß haben möge, er kehrt um, aber die Lilien ſind zu ſeinem Erſtaunen verſchwunden. Hätte er ſie gepflückt, ſo hatte er die Glücksblume in Händen.

Am Dornſenberg fährt bisweilen eine gläſerne Kutſche, darin ſind die Hexen, der Teufel fährt ſie ſpazieren.

Am Waſſerberg ſah einmal einer aus der Ruhl, Hangottlieb, Haſenbeine in der beblumten Wieſe liegen, verwundert ſich darüber und geht vorbei, endlich fällt ihm ein, ob es nicht etwas zu bedeuten habe, und kehrt um. Da waren ſie verſchwunden.

In der Herren-Schleifmühle ſtieß ein Schleiſer ſeine Frau in das Kammrad, weil ſie ihm die Mittagskoſt einmal zu ſpät brachte, die ſpukt noch immer, geht auf die Mühle zu in der Mittagsſtunde und verſchwindet dann mit einem kläglichen Schrei.

Und ſo tönen Ruhlaer Spuk- und Geſpenſterſagen ins Unendliche fort.

33.

Weiſe Männer und Propheten.

Hans Leinweber.

In Ruhla und der Umgegend hat es von jeher allerlei Wundermänner und Propheten gegeben, deren Andenken im Volke ſagenhaft fortlebt, daher hier mit Recht ihrer gedacht wird. So lebte zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs allda einer mit Namen Hans Leinweber, der wohnte in dem jetzt Wagneriſchen Haus unter der Linde. Geiſter waren ihm zu Willen und dienſtbar, einen hatte er in Geſtalt einer Hummel in einem Loch über dem Fenſter, einen andern hielt er in dem Heft einer Feile gebannt, und dieſer regierte die Feile, daß es eine Luſt war, den Meiſter und ſeine Geſellen arbeiten zu ſehen. So hülfreich war dieſes Geiſtes Einfluß, daß der Lehrjunge mehr förderte, als bei einem andern Meiſter zwei der ſtärkſten Raspler. Streng verbot Hans Leinweber ſeinen Leuten, eine Feile auszufeilen; allein einſt wagte in des Meiſters Abweſenheit dennoch ein vorwitziger Lehrling, dem Verbot zuwider zu handeln, aber da empfing er bald von unſichtbaren Händen eine Ohrfeige um die andere, und plötzlich war der Meiſter da, der den erzürnten Geiſt wieder bannte.

Als die Soldaten in jener drangvollen Kriegszeit das friedliche Thal der Ruhl oft durchzogen und ſtets mit Mord und Plünderung bei der Hand waren, ſchreckte ſie jener Mann oft durch magiſche furchtbare Erſcheinungen ab und zurück; ſie ſahen Heere ergrimmter Feinde, hörten lauten Kanonendonner, oder erblickten hohe Felſen und tiefe Graben, die ihren Weg zu hemmen ſchienen. Es kam auch mit dem Krieg eine verderbliche Peſt in den Ort, da ſoll man eine Stimme haben erſchallen hören, ob vom Himmel oder ſonſt wo her:

Grab' Bibernellen, grab' Bibernellen,
Iſt gut für ſchöne Junggeſellen!

Endlich verbohrte Hans Leinweber die Peſt in die Linde, die vor mehrern Jahren umgehauen worden iſt.

Hans Leinweber war mitten in dem Gefecht, das in der Ruhl an einem Sonntag Nachmittag am neunten October 1636 zwiſchen den Einwohnern und den eingefallenen kaiſerlichen Truppen vorfiel, die meiſt aus Croaten und Panduren beſtanden. Der kaiſerliche General, der ſie anführte, war ein Fürſt von Heſſen-Homburg, und ein Steinbacher Schleifer, Namens Hermes Kubnögen, führte die Feinde über den ſogenannten Reuter, einen Bergweg, in die Ruhl. Der feindliche Obriſt war kugelfeſt, und Hans Leinweber war es auch. Er fing die Kugeln der Feinde und ſogar die Freikugeln die der Obriſt abſchoß, in ſeinem Hute auf, und entkräftete des Fürſten Zaubermittel. Als Stopbel Dittmar, auch Hetſchel Stopbel genannt, nach dem Fürſten geſchoſſen hatte, und deſſen Kugel von ihm abprallte, biß Hans Leinweber einen halben Schreckenberger mit den Zähnen zuſammen, lud ihn in das Gewehr, murmelte einen Zauberſegen und ſchoß den Fürſten hinter dem Lennebergiſchen Brauhauſe vor dem Schlagbaume vom Pferde. Damals kamen ſechsunddreißig Ruhler um, und die gebliebenen Croaten ſpuken noch in verſchiedenen Geſtalten durch die Ruhl. Hans Leinweber ſtarb im hohen Alter. Bei ſeinem Begräbniß hat ſich etwas ſehr merkwürdiges ereignet, denn als die Chorſchüler vor dem Hauſe üblicher Weiſe ihr Lied geſungen hatten, alle Leichenbegleiter verſammelt waren, und die Träger den Sarg aufhoben, ſo ſah Hans Leinweber im zweiten Stockwerk zum Fenſter heraus, zu jedermanns Grauen und Verwunderung. Ein Hohnlächeln ſpielte um ſeinen Mund. Gleichwohl ſetzte ſich der Zug in Bewegung nach dem Kirchhof; dort angekommen, wurde dem Gebrauch nach der Sargdeckel noch einmal abgehoben, und ſiehe — der Sarg war — voll Steine. Das endigte mit einem Mal alle Feierlichkeiten, man ſenkte natürlich den Sarg nicht ein, ſondern ſetzte ihn über das ſogenannte Kuhthor bei der Kirche, wo er über hundert Jahre geſtanden hat und endlich ſtückweiſe herunter gefallen ſein ſoll. Leinwebers Geiſt ſpukte lange und wurde endlich in ſeinen Keller gebannt und drinnen vermauert.

34.

Hans Heß, der Hirte.

Auf dem Tenneberger Boden in der Ruhl lebte ein alter Hirte, Hans Heß, der wußte viele verborgene Dinge. Er hatte einen Pudel, der ihm alle Geheimniſſe offenbarte, und beſaß manches Zauberbuch. Wenn Jemand zu dem Hirten kam, und nach einem Geheimniß forſchte, ſo ging Heß aus der Stube, der Pudel lief mit, und wenn beide wieder hereinkamen, wußte Heß über Alles Aufſchluß zu geben. Der Pudel wurde endlich alt, konnte nicht mehr gehen und lag auf einem weichen Kiſſen unter dem Ofen. Da mußten denn die Fragenden aus der Stube gehen, und mancher hat gehört, wie Heß mit dem Pudel geſprochen hat. Endlich ſtarb der Pudel, und ſieben Tage darauf war Hans Heß auch tod.

34.

Vorwerks-Henns*), auch Thal-Hans genannt.

Dieſer Mann, deſſen Vater ein armer Fenſtermacher in dem Dörfchen Thal war, hieß eigentlich

---

*) Das Leben dieſes berühmteſten aller Wundermänner unſrer Gegenden hat der Dichter Ludwig Storch in einer romantiſchen Novelle: Förberts-Henns, trefflich geſchildert und nur

Johannes Hornſchuh. Er ſtreifte ſchon als Jüngling gern durch Buſch und Haide, kroch oft in der Ruine des Scharfenbergs umher und verkehrte viel mit den Hirten der benachbarten Ortſchaften. Viel geheime Wiſſenſchaft lernte er von dem Hirten Hans Heß; die Kräfte der Blumen und Kräuter, die Eigenſchaften der Metalle und Steine. Er heirathete nach dem Tode ſeiner Eltern, und es ging ihm anfangs kümmerlich, obgleich er fleißig war, die Profeſſion ſeines Vaters forttrieb und auch dabei ſchreinerte. Einſt war er bei dem Winterſteiner Hirten geweſen, zur Zeit des Johannistages, wo vornehmlich die Erde den Schooß ihrer Wunder öffnet, wo das ſchwellende Leben des Lenzes den höchſten Punkt erreicht hat, Sommerſonnenwendezeit. Henns hatte viele Kräuter geſammelt und kehrte über die wilden Bergforſte heim. Er hatte weit zu gehen, und es war ſchon Nacht, als er an dem Meißenſtein ſtand, einer mächtig hohen, ſchroffen, ſenkrecht abſtürzenden Felswand, in die nach der Sage des Volks ein Schloß verzau-

---

im Namen des Mannes ſich aus Gründen eine Aenderung erlaubt. Viele der hier angeführten Volksſagen aus der Ruhl und ihrer Umgebung ſind auch jener Novelle eingewebt, doch ſchrieb ſie der Herausgeber nicht aus Storchs beliebtem Buche ab, ſondern er ſchöpfte mit ihm aus einer Quelle, der Ortskunde und der mündlichen freundlichen Ueberlieferung. Nur was hier kurz von Vorwerks- (nach der Ruhler Sprache Vörwärts-) Hennſen erzählt wird, iſt Auszug, von der Freundſchaft des Verfaſſers bewilligt wie gebilligt.

D. H.

dert ſein ſoll. Auf höchſt gefährlicher Bahn kam Henns gänzlich vom Weg ab, es wurde ſtockfinſter, er wußte nicht mehr, wo er war, und entſchloß ſich kurz, in der Wildniß des Gebirgs zu übernachten. Er war in einem engen waſſerreichen Thal, und ſuchte ſich am Fuß des Berges eine trockene Stelle. Von dieſer Nacht hat Henns ſpäter ſelbſt mancherlei erzählt, von Erd- und Waſſergeiſtern, und wie ſich mit ihm im Traumwachen viel Wunderliches ereignet. Unter andern träumte ihn, der Winterſteiner Hirt habe im Walde ein Zauberbuch gefunden, und als er nach mehrern Tagen wieder bei dieſem einſprach, fand er ihn am Meiſſenſtein, wirklich in einem Buche leſend. Davon ſagt und ſingt unter andern das Lied eines vaterländiſchen Dichters:*)

Am Walde ſtand ein Hirte
Mit einem dunkeln Buch.
Verwunderungsvoll umirrte
Sein Auge manchen Spruch.
Die ſchwärzen Blätter hatten
Schriftzüge groß und weiß,
Und ihre düſtern Schatten
Umzog ein rother Kreis.

Und ob er auch im Leſen
Kein einz'ges Wort verſtand,
Es war ein andres Weſen,

---

*) P. H. Welkers Thüringer Lieder S. 44.

Was er in ſich empfand.
Bald glänzt der Tag ihm prächtig,
Bald dunkelt es um ihn,
Jetzt dämmert's mitternächtig,
Jetzt ſieht er Sterne gluhn.
— — — — —

Halb wachend, halb im Traume
Folgt er der Zauberſchrift,
Da tritt vom Waldesſaume
Ein Fremder auf die Triſt.
„Du biſt es, den ich ſuche,“
Sprach er in Grimm und Haſt;
„Was willſt Du mit dem Buche?“
Schnell war der Hirt erblaßt

Er warf das Buch zur Erde,
Und der erſchrockne Mann
Lief eilends nach der Heerde,
Froh, daß er ſo entrann.
Doch von des Waldes Wänden
Scholl es die Trifft entlang:
„Du Thor, aus Deinen Händen
Gabſt Du den Höllenzwang!“

In das friedliche Thal kamen fremde Mönche, Jeſuiten, welche Kunde von vielen verborgenen Dingen hatten; ſie wohnten lange auf dem Heiligenſteine, einem Wirthshaus nahe dem ehemaligen Kloſter Weißenborn. Mit denen verkehrte Henns gar viel und ſtudirte mit ihnen in alten Büchern; es wurden in dem verfallenen Kloſterhof Schätze gegraben, und Hennſens häusliche Verhältniſſe beſſerten ſich merklich, nachdem jene Mönche wieder aus der Gegend verſchwunden waren. Bald darauf fing er an, wahrzuſagen und Menſchen und Vieh auf die wunderbarſte Weiſe zu kuriren. Davon, was er alles offenbart, und wie merkwürdig er geheilt, iſt die ganze Ruhl voll. Er hatte neben ſeiner Stube ein Kämmerchen, das niemand außer ihn betreten durfte; dort ging er jedesmal hinein, ſo oft jemand ſeine Kunſt und Wiſſenſchaft in Anſpruch nahm, und wenn er heraus kam, wußte er Antwort zu geben und Rath zu ertheilen. Er ſoll einen Waſſergeiſt gefangen gehalten haben. Oft ſah man ihn morgens ſtillſchweigend mit einem neuen irdenen Töpfchen aus dem vor ſeinem kleinen Haus vorbei fließenden Bach Waſſer ſchöpfen und in das Kämmerchen tragen. Stets war ſeine Thüre von Menſchen aus allen Ständen belagert, über zwölf Stunden weit kamen oft die Leute her, ſich Raths bei ihm zu erholen; oft kamen Boten aus ganz weit entfernten Gegenden. Henns nahm nie von armen Leuten etwas für ſeine Hülfe an, ja er begabte noch die Dürftigen, auch von den Reichen hat er nie gefordert. Sah er voraus, daß ein Kranker nicht wieder aufkommen werde, ſo ſagte er es gleich ohne Umſtände, um den Leuten unnöthige Gänge und Koſten zu erſparen. Henns hatte wohl in ſeinem Innern den Geiſt der Abnung, der ihn auf unbegreifliche Weiſe überkam; alt und lebensmüde ſtarb er, und das Andenken an ihn bleibt in der ganzen Gegend unvergeſſen.

36.

Hans Schnill, der Korbflechter.

In dem Dorfe Schwarzhauſen, ohnweit Winterſtein, lebte Hans Schill, auch ein prophetiſcher Mann, ſeines Gewerbes ein Korbflechter. Er ſagte es voraus, daß der Glockenthurm zu Waltershauſen mitten im Winter durch einen Blitzſtrahl eingeäſchert werden würde, welches auch geſchehen; obgleich bei Aufſetzung des Thurmknopfes 1690 unter andern auch etwas von Korallen, „nach der Phyſicorum Meinung wegen des Donnerwetters“ eingelegt worden war.

Hans Schnill wußte, wenn er mit ſeinen Körben zu Markt zog, auch ſtets voraus, ob er gute oder ſchlechte Geſchäfte machen werde, und richtete danach ſeinen Vorrath ein. Eben ſo ſagte er ſeinen Tod vorher.

So viel von den Propheten und Wundermännern.

37.

Der Wittgenſtein.

Zwiſchen den Dörfern Schönau und Farrnrode hängt über Erlen und Weidenbüſchen ein ſcharfzackiger, viel zerklüfteter Fels, der Wittgenſtein genannt, dicht unter ihm fließt dunkel der Thalbach hin. Mit vielen Sagen von ihm trägt ſich das Volk. Ein Schloß ſoll vor alten Zeiten auf ihm geſtanden haben, und eine Prinzeſſin iſt in den Stein gebannt, die bisweilen erſcheint. Viele alte Leute haben ſie geſehen. Am Felſen, dem Ebertsberg gegenüber, iſt ein ſteinernes Brückchen über das Waſſer gelegt, dort brennt bisweilen am obern Ende dieſes Steinſtegs Nachts ein einſames Licht, ihn hell erleuchtend, daß nächtliche Wanderer ihn ſehen und erkennen können; den böſen aber leuchtet ſolches Licht nicht, und mancher verfehlte ſchon den Steg und fiel in das Waſſer. Alle ſieben Jahre, ſo geht die Sage, tritt die Prinzeſſin aus dem Wittgenſtein, wer dann ihrer anſichtig wird und ſich nicht fürchtet, empfängt große Wohlthaten, denen aber, die ſich vor ihr ſcheuen, oder ſie wohl gar beleidigen, wird übel vergolten. Ein Taglöhner ging verdrießlich nach Farrnrode heim, ſah durch ſtockfinſtere Nacht das Licht am Steg, war mürriſch, weil er nur wenig verdient, und ſtieß mit dem Fuß an die Kerze, daß ſie ins Waſſer fiel und auslöſchte, indem er ausrief: Licht gibſt Du mir, das brauch ich nicht, Geld brauch ich, das gibſt Du Andern. Kann den Weg auch finſter finden. — Er hatte das kaum geſagt und war kaum zwei Schritte gegangen, ſo lag er ſchon im Waſſer, und dieß geſchah ihm noch mehrmals in derſelben Nacht, ſo daß er ganz durchnäßt erſt gegen Morgen nach Haus kam; er hatte weder Weg noch Steg finden können. Man hat Beiſpiele, daß ſonſt Leute ſich unterſtanden haben, am Wittgenſtein laut die Prinzeſſin zu rufen, oder ſie zu ſchelten und zu necken mit höhnender Rede, denen ſind Steine um die Ohren geflogen, ſie haben von unſichtbaren Händen Maulſchellen erhalten, oder doch bald nachher bedenklichen Schaden erlitten. Eine unten am Fels graſende Magd ſah in einer Kluft an demſelben eine bleiche, ganz ſeltſam gekleidete Jungfrau ſtehen, die ihr freundlich winkte, aber es überkam ſie ein Grauſen, ſie lief eiligſt davon und auf die Raſenmühle, wo ſie diente, und kehrte nur in Begleitung eines Mühlknechts zurück. Da war nichts mehr zu ſehen, aber ihr Graskorb, den ſie zurückgelaſſen, war zerſetzt und zerſtückt.

38.

Die Choradjuvanten.

Früherhin war es üblich, daß der Schulmeiſter und ſeine Choradjuvanten zu Farnrode, wenn ſie mit dem Neujahrſingen in ihrem Ort fertig waren, auch in der Seebach von Haus zu Haus ſangen. Ihr Weg führte ſie dicht unter dem Wittgenſtein hin, und da ſie einmal ziemlich fröhlich und gut begabt von Seebach heimkehrten, kam einer auf den Einfall, der verzauberten Prinzeſſin auch ein Neujahrlied zu ſingen. Sie blieben ſtehen und ſangen einen feierlichen Choral. Als dieſer geſungen war, und die Adjuvanten ſich zum Fortgehen anſchickten, ſah einer von ihnen mitten im Schnee einen Haufen Knochen liegen, und machte ſeine Gefährten darauf aufmerkſam. Dieſe wunderten ſich, wo doch im Winter an dem einſamen Ort die Menge Knochen herkäme, die nicht einmal beſchneit war, obgleich es den Tag über ſehr geſtäubert hatte, doch da ſie ſahen, daß es weiter nichts war, als eben Knochen, achteten ſie nicht darauf. Nur einem fiel es bei, ſich mit einem ſolchen Knochen zu verſehen, um etwa in der Ruhl ein Paar Meſſerſchalen daraus ſchneiden zu laſſen, doch dachte er nachher nicht wieder daran. Am andern Morgen zog er den Rock wieder an, fühlte etwas Schweres in ſeinen Taſchen, griff hinein, und ſiehe, er zog zwei Goldſtangen heraus. Da die andern Sänger von dem Glücksfall hörten, eilten ſie alleſammt flugs zum Wittgenſtein, fanden aber nichts, als Schnee, und keine Spur mehr von den Nachts zuvor erblickten Knochen. Jener Glückliche aber wurde reich durch das Gold, in dem ein wunderbarer Segen wohnte.

39.

Die Kuh aus dem Felſen.

Nahe beim Wittgenſtein weidete vor Jahren der Farrnröder Hirte und erblickte mehre Morgen eine überaus ſchöne Kuh, die ſich ſeiner Heerde zugeſellt hatte, ohne daß er wußte, wem ſie gehöre, noch woher ſie gekommen. Eben ſo war Abends die Kuh wieder von der Heerde weg, ohne daß er gemerkt hatte, wohin ſie ſich verlief. Da gab er denn gegen den Spätherbſt hin mit ſeinem Hütjungen endlich recht genau Acht, und erblickte eines Morgens die Kuh, wie ſie aus den Erlenbüſchen dicht unter dem Fels herauskam; dort ging ſie auch Abends wieder hinein. Den Abend darauf wollte der Hirte noch genauer erfahren, was es mit dieſer Kuh für eine Bewandniß habe, und lief ihr nach, als ſie die Trift verließ. Die Kuh ging in eine Kluft des Berges hinein und verſchwand. Der Hirte ging ihr nach, kam in einen hellen Gang und zuletzt an eine Thüre, an die er anklopfte. Da trat eine Jungfrau heraus und fragte ihn: Was willſt Du? Das Hutgeld für die Kuh, die Ihr mir alle Tage heraus zur Weide ſchickt, antwortete der Hirte unerſchrocken. Das Jungfräulein reichte ihm einen alten Thaler und ſprach: Hätteſt Du nicht gefordert, hätteſt Du mehr bekommen! Ließ den Hirten ſtehen und verſchwand. Dieſer ging aus dem Felſen; nie kam wieder die

Kuh zur Weide, nie fand er wieder die Kluft, den Bergeseingang. Von ſolcher Kuh eine ähnliche Sage wird auch vom Hausfeld erzählt.

40.

Muſikanten bringen eine Nachtmuſik.

Muſikanten aus dem Dorfe Thal hatten in Farrnrode zum Tanze bei einer Hochzeit oder ſonſt aufgeſpielt und kehrten ſehr vergnügt in der Mitternacht nach ihrem Dorf zurück. Als ſie nahe an den Wittgenſtein kamen, lenkte ſich das Geſpräch von ohngefähr auf die verzauberte Prinzeſſin, und einer rief, da ſie dem Felſen gerade gegenüber waren: Wie wär' es, wenn wir der armen Prinzeſſin im Wittgenſtein auch eine feine Nachtmuſik brächten? Alle waren dieſen Vorſchlag zufrieden, ſie gingen über die Wieſe dem Felſen näher, unterwegs ſagte ihnen der Meiſter, was für ein Stück ſie ſpielen wollten, und wie ſie ſich aufgeſtellt hatten, hallte mit einem Male feierlich und prächtig die Muſik durch die Nacht, brach ſich am Stein und verklang ſanft in die Thalkrümmen hinein. Kaum war das Stück geblaſen, ſo war auch ein kleines graues Männchen bei den Muſikanten, keiner wußte, wo es hergekommen, das fragte ſie, wem doch die ſchöne Muſik gegolten habe? — Ei, der Prinzeſſin im Wittgenſtein, verſetzte der Burſche, der den Gedanken dazu angeregt. So ſpielt nur Auſtig auf, ſprach das Männlein und kam von ihnen weg. Hierauf ſpielten ſie noch einige ſchöne Stücke, packten dann ihre Inſtrumente zuſammen und gingen, da war das Männchen wieder da und reichte jedem einen friſchen Eichenzweig. Die Muſikanten achteten deß nicht ſonderlich, warfen ihre Zweige weg, zerrupften oder verloren ſie, und nur einer befeſtigte ſeinen Zweig am Hut. Am andern Morgen fragte dieſen ſeine Frau, was er für einen gelben Flitter am Hut mit von Farrurode gebracht habe? Siehe, da war der grüne Zweig in eitel Gold verwandelt. Stracks liefen nun die andern nach ihren Zweigen, doch keiner fand auch nur ein Blatt davon.

41.

Die Prinzeſſin im Wittgenſtein.

Mit der Prinzeſſin in der Felswand des Wittgenſtein ſoll es nach alter Leute Erzählung eigentlich folgende Bewandniß haben. Sie war eines Fürſten Tochter und liebte einen Ritter; der Vater mißbilligte dieſe Neigung, und wollte ſie nur mit einem ihr ebenbürtigen Mann vermählen; deßhalb verabredete das Liebespaar eine Entführung. Es mochte aber nicht vorſichtig genug dabei zu Werke gegangen worden ſein, denn der ſtrenge Vater erfuhr den Plan der Liebenden, lauerte dem Ritter auf, als er bei nächtlicher Stille nahte, ſein Abenfeuer auszuführen, und erſchlug ihn. Die Leiche ließ er ſodann ſeiner Tochter, die ſehnſuchtsvoll des Geliebten harrte, zuführen. Darüber ſtarb die Prinzeſſin auf der Stelle vor Schreck und Herzeleid, und von derſelben Zeit ſpuckten beide Liebende auf grauenhafte Weiſe. Die Prinzeſſin wanderte im ganzen Schloß, und der Ritter ritt auf kohlſchwarzem Pferde mit klaffender Wunde in der Stunde der Mitternacht gegen des Schloß heran. Der Vater ließ nun Geiſterbanner kommen, die man in manchem Thüringiſchen Ort Popelsträger nennt, die bannten den Ritter auf den Rittersberg, und die Prinzeſſin in den Wittgenſtein, der nahe bei jenem liegt; doch die Liebenden können nicht zu einander; auf dem Rittersberg haben Leute den Ritter auf ſchwarzem Roß ſpuckhaft reiten ſehen.

42.

Jungfrauen kommen zum Tanz.

Ueber dem Dorfe Mosbach liegt eine große Felſenreihe, der Hauſtein genannt, an deſſen Fuß eine Quelle hervorſprudelt. Einſt hatten ſie in Mosbach zur Vollmondzeit Kirmes, es war, wie immer, im Monat September, und unter andern Gäſten ſtellten ſich auch zwei fremde Jungfrauen ein, die Niemand kannte, aber Jedermann bald lieb gewann. Alles freute ſich auf ſie, wenn der Tanz begann, und wenn ſie kamen, obgleich keiner wußte, her ſie kamen. Immer aber waren ſie hinweg, wenn die zwölfte Stunde ſchlug. Einmal jedoch verſpäteten ſie ſich und ſagten traurig zu denen, die um ſie waren: Nun werdet ihr uns wohl nicht wieder ſehen, da ihr uns länger gehalten habt, als uns erlaubt war, denn menſchenfeindlich und grauſam ſind unſere Gebieter. Folgt uns nach, und ſeht ihr die Quelle am Hanſtein gefärbt, ſo haben wir für unſere Luſt gebüßt. Es eilten die Mädchen darauf weinend aus dem Kreis der Fröhlichen; mancher ging ihnen nach und ſah, wie ſie in die Felſenwand hinein ſchwanden. Kaum waren ſie dem Auge der Begleiter unſichtbar geworden, und dieſe bei der Quelle angelangt, als das Waſſer blutroth dem Fels entquell, und nie hat man die räthſelhaften Jungfrauen wieder geſehen.

13.

Der Kloſterſchatz.

Im Pachthofe des ehemaligen Kloſters Weißenborn diente vor vielen Jahren ein Knecht, dem träumte eines Nachts, es liege ein großer Schatz im Stalle unter der Wohnung des Pachters, welche früher einen Theil des Kloſtergebäudes ausmachte; doch hatte er keine Acht auf den Traum; als ihm aber zum zweiten Mal ganz dasſelbe träumte, wurde er nachdenklich, erinnerte ſich, daß wiederholte Träume etwas zu bedeuten hätten, und als er in der folgenden Nacht noch einmal dasſelbe träumte, ſprang er aus dem Bette und lief in den Stall. Da war der Schatz wirklich ſchon herauſgerückt, ein großer irdener Topf voll Goldſtücke. Raſch wollte er zugreifen, als er über ſich etwas ſchwebendes gewahrte, aufblickte und eines großen Mühlſteins anſichtig wurde, der an einem dünnen Faden hing und ſich mit der größten Schnelligkeit drehte. Daneben ſtand ein Mann, ſo groß, daß ſein Kopf an die Decke ſtieß, der hielt eine große Scheere in ſeiner Hand und ſetzte ſie eben an, den Faden zu durchſchneiden. Ein tödtlicher Schreck ergriff den Knecht, er ſprang aus dem Stall auf den Hof heraus, dann aber ſchämte er ſich ſeiner großen Furcht und ging nochmals hinein, aber verſchwunden waren allzumal Mann, Mühlſtein und Schatz.

44.

Vom Scharfenberg.

In die ſagenreichen Thalgründe ſchaut ernſt herab die hohe graue Warte der Burgruine Scharfenberg; die Umwohner nennen den alten Thurm ſcherzweiſe das Löthtöpfchen. Dort oben ſtand erſt die zum Kloſter Weiſſenborn gehörige Kirche, die einzige in der ganzen Umgegend; jetzt iſt keine Spur mehr von ihr zu finden. Das Schloß wurde im Bruderkriege zerſtört, und in den Ruinen iſt es, nach der Verſicherung der Thalbewohner, nicht geheuer. Zu mancher Zeit rollt Mitternachts ein brennendes Faß vom Berg. Uebel iſt es droben in dem alten Schloß zu den Ritterzeiten hergegangen, und die Geiſter mancher ſeiner Bewohner ſpucken noch. Unten, nahe bei Thal, ſteht am Weg im Zaun ein Stein, dort haben ſich einmal zwei Brüder gegenſeitig im Streit erſtochen, zwei Meſſer ſind auf den Stein zum Wahrzeichen ausgehauen, die Geiſter der Brüder gehen noch dort um.

45.

Hannſen von Frymars Treue.

Der thüringiſche Landgraf Friedrich, den man den Ernſthaften nannte, derſelbe, welcher ſich in England zum Ritter ſchlagen ließ, kam in heftige Fehde mit dem Grafen Heinrich von Henneberg, ſeines Sohnes Friedrich Schwiegervater, dem er die ſeinem Sohn angetraute Schwiegertochter wieder zuſandte, weil jener die Herrſchaft Koburg dem Sohn nicht abtrat, wie er doch verheißen hatte. Der Landgraf kaufte von den Herren von Salza Salzungen und Frankenſtein, und das Schloß Altenſtein; von wo aus er das Henneberger Land ſchädigte; der Henneberger aber kam über den Wald und beſetzte das Schloß Scharfenberg mit ſeinem

Volk, das täglich herausfiel und bis nach Gotha, Eiſenach und Tenneberg ſtreifte. Nun rüſtete ſich der Landgraf mit ſeinen Mannen und Städten, legte ſich vor Scharfenberg, rief die von Erfurt zu Hülfe, die fanden ſich mit Blieden und anderm Sturmzeug wohl bereitet vor Scharfenberg ein, hätten es auch genommen, wenn das nicht die alte Fürſtin, des Landgrafen Mutter, verhindert, indem ſie ſprach: Wird es genommen, ſo zerbrechen es die von Erfurt, weil es nicht in die Herrſchaft zu Thüringen gehört, was Dich, Sohn, dann reuen würde, indem das Schloß ſonſt noch wohl Deinem Sohn Friedrich werden möchte.

Indeß ſammelte nun der Graf ein großes Heer von Franken, ſeinen Freunden, kam daher gefahren über das Volk vor dem Scharfenberg, und da erhob ſich ein großes Streiten. Viel guter Leute wurden erſchlagen oder gefangen, und der Landgraf wär ſelbſt umgekommen, wäre er nicht geritten als ein einfältiger gemeiner Ritter ohne Schmuck und Helmzier. Immerdar auch war ihm zur Seite der alte Hans von Frymar, ein Bürger von Eiſenach, ein großer, ſtarker hagerer Mann, der auf einem auch großen, hohen und ſtarken Pferde ſaß, der beſchützte den Landgrafen mit ſeiner gewaltigen Streitart allewege, hatte gar gute Acht auf ſeinen Herrn und wartete ſeiner beſonders. — Der Landgraf Friedrich verlor die Schlacht, ſöhnte ſich aber hernach mit dem Henneberger wieder aus um ſeines Sohnes willen, der die Hennebergerin wieder annahm, und es wurde getheidingt, daß nach des Hennebergers Tode das verſprochene Heirathsgut, die Pflege Koburg mit Sonnenberg und andern Schlöſſern an Thüringen fallen ſollte, was auch noch in demſelben Jahr geſchah; ſo kamen Coburg, Königsberg, Sonnenberg, Neuſtadt, Rodach und Ummerſtadt an Thüringen, und die gefürſtete Grafſchaft Henneberg um dieſe herrliche Pflege, und die Henne um das gute Ei.

46.

Die Schätze des Wartbergs.

Hoch über alle Nachbarberge ragt der weit berufene große Wart- oder Marktberg empor. Seltene Pflanzen wachſen auf ihm, und von den Schätzen in ſeinem Schooß geben viele wunderbare Sagen. Manchen alten Stollen erblickt man, andere ſind verſetzt und verzaubert, daß keiner ſie finden kann, er komme denn entweder zur glücklichen Stunde, oder habe die Zaubermittel in Händen, durch deren Kraft der Schooß der Erde ſich öffnen muß. Eine große Höhle iſt an der Nordweſtſeite des Berges, dem Hörſeelloche recht gegenüber, das Backofenloch genannt, glitzernder Tropfſtein hängt in dem feuchten Bergesgang, und hinten, wo er ſich verengt, daß man nur kriechend ihn verfolgen kann, findet ſich ein lichtbrauner Sand, dem ſonſt gar eifrig die Venetianer nachſtrebten. Wunderliche Felszacken krönen den Bergſcheitel, die Höhle ruht am ſteilen Abhang und iſt ohne Führer kaum zu finden. Wunderblumen blühen am goldnen Sonntag auf dem Wartberg, Schätze ſteigen dann aus ſeinen Tiefen heraus und ſtehen, geprägt oder ungeprägt, offen vor dem glücklichen Finder. Einſt ging ein Bergmann am genannten Tag auf dieſem Berg ſpatziren und kam an eine große Meilerſtätte, darauf ſtand ganz einſam eine herrliche Blume, wie er noch niemals eine geſehen. Raſch pflückte er ſie und ſteckte ſie auf ſeine Mütze. Wie er ſich umſieht, iſt die Gegend um ihn her verwandelt, er ſteht vor einem glänzenden Schloß mit offenen Pforten, und geht hinein. Drinnen iſt alles voll Pracht und Glanz, und in einem herrlichen Saal ſitzt ein kleines graues Männchen hinter einem Tiſch und zählt Geld aus vollem Kaſten. Das Männchen nickt dem Bergmann zu und ſagt: Nimm Dir, ſo viel Du willſt, vergiß aber den Schlüſſel nicht. Da griff dieſer kecklich zu, füllte die Taſchen, und als dieſe gefüllt waren, auch den Hut; darüber fiel die Blume herunter, und der Bergmann achtete ihrer nicht, weil er Hut und Hände voll Gold hatte. Noch einmal rief unruhig das graue Männchen: Vergiß den Schlüſſel nicht! Aber die thörigte Habſucht verſtand ihn nicht; ohne auf den warnenden Zuruf zu hören, entfernte ſich der Finder. Der Berggeiſt ſchritt ihm nach und rief zum dritten Mal ganz zornig: Vergiß den Schlüſſel nicht! Aber jener hatte ſchon den Fuß aus dem Zauberbergpalaſt geſetzt, und alles verſchwand, er ſtand wieder auf der ſchwarzen Meilerſtätte. Da hörte er eine Stimme rufen: Hätteſt Du die Blume nicht vergeſſen, denn die war der Schlüſſel, ſo konnteſt Du wiederkommen, ſo oft Du gewollt! — Doch der Bergmann war zufrieden mit dem, was er nehmen gedurft, und lebte glücklich, er war reich genug durch den gewonnenen Schatz.

47.

Das Geisbeinsloch.

Am großen Marktberg iſt noch eine Höhle, die wunderſamſte von allen, denn ſie iſt ganz verſetzt, und es kann ſie keiner finden, der nicht beſonders vom Glück und Schickſal dazu auserkoren iſt. Die Venetianer kannten ſie wohl, und ſie ſollen es auch ſein, die dieſe Höhle ſo verzaubert haben, damit die Schätze in ihr ruhig fortwachſen, bis ſie wiederkommen zur rechten Zeit und Stunde. Vor Zeiten ließ ſich ein Mann auf den Wartberg führen, der ſchreibt davon alſo:

Am großen Wartberge.

Auf der Steinkoppen, da mich Hans Hirt hinführte, da ſahe ich ein wenig zur Rechten für mich etwa zehn Lachter niederwärts einen Hollunderbuſch blühen, noch zwei Lachter tiefer zwei Lindenbüſche nach einander ſtehen, und gleich dabei mitternachtwärts ſteht ein Steinfels, darunter ein

Lachter gegen Mittag und ein Lachter unter dem zweiten Lindenbuſch nach dem Dorfe Schmeerbach zu iſt ein Punkt, von welchem fünf Lachter ſeitwärts zur Linken in einer Telle hinter einem Haſelbuſch das heimliche Loch iſt, mit welchem es eine wunderbare Beſchaffenheit hat, denn es allezeit über das dritte Jahr, das iſt im 4ten Jahr, zwei Tage offen iſt, und geſchieht nehmlich auf Walpurgis- und Johannistag, Anno 63, 67, 71 u. ſ. w. 91, 95, 99 u. ſ. w. Darin iſt ein großer Erzſtock, der Centner giebt 30 Pfund Gold und 45 Pfund Silber.

48.

Der Schlangen-Beſchwörer.

Um den Silberbrunnen, der auch am Wartberg ſpringt, lagerte die Heerde des Schmeerbacher Hirten, und dieſer ſelbſt hielt ſeine Mittagsruhe. Es war der goldene Sonntag, welches der erſte Sonntag nach Pfingſten iſt, und alles grünte und blühte maientlich rings umher. Da rauſchte es in den Büſchen, und ein Mann in wunderlicher Kleidung, ein Keſſelchen auf dem Rücken und ſonſt allerlei Geräth tragend, trat aus dem Wald heraus auf die ſonnige Trifft. Scharf ſchien die Sonne an einen nahen Felſen, und an ihm erblickte nun der Hirt eine früher noch nie bemerkte Oeffnung. Der Fremde nickte dem Hirten freundlich zu, und begann ſein Weſen zu haben, zündete ein Feuer an, holte aus einem Säckchen mancherlei, Büchschen und Tüchelchen, ſchnitt vom Haſel eine Gabelgerte, ſchöpfte Waſſer aus der Quelle, hing den kleinen Keſſel über dem Feuer auf, und als alles gethan war, winkte er dem Hirten nahe zu ſich herbei. Hierauf zog er drei magiſche Kreiſe mit dem weißen Stab, den er in ſeinen Händen trug, brachte ein Pfeifchen hervor und pfiff auf ſonderbare Weiſe. Da kamen allerlei Schlangen und Würme in großer Menge aus dem Gehölz und Geklüft, zuletzt kam auch der Lindwurm, der pflanzte ſich vor den Zauberer hin mit aufgeſperrtem Rachen, alle Würme regten und ringelten ſich, und der Beſchwörer, der auch ein Venetianer war, zitterte ſehr. Auf einer der hohen Ulmen, die die Waldestrifft umſtanden, ſah der Hirte eine überaus ſchöne, ſchneeweiße Schlange mit einer goldnen Krone, die ſchlängelte ſich von dem Baum herab, kroch hin auf das Tuch, das der Beſchwörer auf den Raſenteppich gebreitet hatte, und raſch ſprang dieſer hinzu, ſchlug das Tuch zuſammen, nahm die Krone, barg ſie in ſeinen Buſen, tödtete den Lindwurm und ſpießte ihn am Boden feſt. Hierauf pfiff er wieder, und alle Schlangen krochen aus den Kreiſen heraus. Es gab damals noch ſehr große Schlangen am Inſels- und Wartberg, die waren alle dabei. Die gefangene weiße Schlange war die Otterkönigin, der Venetianer tödtete und zerſtückte ſie, und kochte die Stücke in ſeinem Keſſelchen über dem Feuer.

Als dieſe geſotten waren, lud er den Hirten ein, an dem Mahl von Schlangenſuppe Theil zu nehmen, doch dieſer weigerte ſich beharrlich, bis er endlich auf eindringliches Zureden einen Löffel voll genoß. Nun wurden ihm die Augen hell, daß er ſah, wie die Berghöhle ſich ganz aufthat, die eitel voll Gold und Silber war. Beide nahmen davon, daß ſie genug hatten, dann ſagte der Venetianer zu dem Hirten: Hättteſt Du von dem Wurm ſelbſt gegeſſen, ſo hätteſt Du immer wieder nehmen können, ſo viel Du gewollt, nun aber nicht. Beſuche mich einmal in meiner Heimath. — Damit ſchenkte er dem Hirten ein Wünſchtüchlein, packte ſeinen Kram zuſammen und ging mit Schätzen ſchwer beladen von dannen. Einſtmals wünſchte ſich der Hirte zum Venetianer hin und ſchwebte flugs über den Thürmen Venedigs. In einem Palaſt, vor welchem Wache ſteht, findet er ſeinen Mann, dieſer führt ihn in ſeine Prunkzimmer, bewirthet ihn köſtlich und beſchenkte ihn mit manchem ſeltenen Kunſtwerke, unter andern giebt er ihm ein kleines Kütſchchen mit 6 Pferden beſpannt, alles von gediegenem Gold, das lange bei des Hirten Familie blieb, bis es hernachmals in die Kunſtkammer nach Gotha gekommen iſt.

49.

Ein Förſter ſieht auch das Geisbeinsloch offen.

Es iſt noch nicht gar lange her, daß der in der Ruhl und Umgegend wohlbekannte Förſter K. auf dem Marktberg ein Treiben hatte, und auf einen faſt ebenen ſchönen grünen Platz gelangte, an deſſen Ende er plötzlich eine geräumige Höhle offen erblickte, die er, der doch das ganze Revier ſehr genau kannte, früher nie gewahrt. Als er dieſe Höhle ſieht, ſchreit er und ruft den Kreiſern zu, die mit ihm waren, aber eine Strecke hinter ihm zurück. Anfänglich hören und antworten ſie nicht, weßhalb er wieder ein Stück zurückgeht und, da er ſie findet, ihnen abermals zuruft und ſie mit ihm gehen heißt, ihnen auch von der Höhle ſagt. Wie ſie aber wieder auf den Platz kommen, iſt die Höhle verſchwunden, und nur der grüne Raſenplatz breitet ſich vor ihren Blicken aus. Dieſe Höhle iſt das Geisbeinsloch geweſen, welches die Venetianer verſprochen haben, daß Niemand es finden kann.

50.

Zu Seebach fängt die Ziege den Wolf.

Etwas Wunderliches hat ſich zu Seebach zugetragen, das den Leuten dort noch unvergeſſen iſt.

Da, wo man es den alten Gottesacker nennt, ſtand ein halb verfallenes Kapellchen, das nicht mehr zum Gottesdienſt gebraucht wurde; um das Kirchlein her wuchs ſchönes Gras, und eine arme Kreiſersfrau begab ſich dort hin, es abzumähen; ſie hatte ein kleines Kind und eine Ziege, beide nahm ſie mit, ſetzte auf den Altar des Kirchleins einen Korb und legte das Kind hinein, die Ziege band ſie mit einem Strick vorn an die Kirchthür, und mähte ämſig das Gras ab. Nun hauſte damals auf dem Wartberg ein großer Wolf, der witterte weithin die Ziege, kam herab aus dem Wald und ſprang, als er die Ziege erſah, gierig auf dieſelbe los, aber auch die Ziege ſah den Wolf kommen und lief in die Kirche hinein; mit einem Satz fuhr der Wolf hinterher, ſchoß an der Ziege vorbei, und dieſe rannte flugs wieder heraus und zog mit dem Strick, an den ſie gebunden war, die Thüre zu. Der Wolf war gefangen und rumorte nun gräulich in der Kirche herum, treppauf und ab, auf Chor und Emporen, ſprang nach den Fenſtern, ſcharrte und tobte, ſich zu befreien. Voller Entſetzen hörte die Frau den Lärm, ſah das Ungethüm ſpringen, und eilte davon, ihren Mann zu rufen, ja ihr Geſchrei brachte das ganze Dorf in Allarm. Der Mann war zum Glück zu Hauſe, kam mit ſcharf geladener Doppelflinte, eine Schaar Bauern hinter ihm her, und erlegte den Wolf durch eine Fenſterſcheibe. Die Thür wurde geöffnet, voll Angſt eilte die Frau nach ihrem Kind, das lag ruhig im Korb auf dem Altar und ſchlief. Gott hatte ſeine Hand über das Kind gehalten.

51.

Schatzgräber werden geſchreckt.

Unterhalb dem Dorfe Schwarzhauſen liegt ein Stück Wald, die alte Grube genannt, und dort, wo die Emſe am Waldesſaum unter Erlenbüſchen hinfließt, ſteht ein großer Schatz, der mit einem rothwollenem Hemd verſetzt iſt. Schatzgräber, die die ganze Gegend durchzogen, wußten von ihm und wollten ihn heben. Sie kamen an den Ort mit allerlei Zaubergeräth; trugen lange weiße Leinenkittel mit rothen Bändchen, und huben ihre Beſchwörung an. Der Schatz rückte herauf, aber mit ihm erſchienen drohende Geiſter, die riefen einander den Namen eines der Schatzgräber zu, ſchreiend: Den wollen wir zerreißen! Wie der das hörte, ſchrie er überlaut um Gnade, und wie er ſchrie, verſank der Schatz in die Tiefe. Hohnlachend verſchwanden die Geiſter, und mit leerer Hand zogen die Schatzgräber ab.

52.

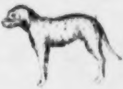
Wo Stutzel, der Hund begraben liegt.

In Winterſtein, einem großen Dorfe am Fuß des Inſelbergs, das früher auch von lauter Bergleuten bewohnt war, liegt ein zertrümmert Schloß, das die Herren von Wangenheim erbaut und lange beſaßen, eine der älteſten Familien Thüringens, davon vornehmlich Fritz von Wangenheim mit großen Ritterehren genannt wurde, derſelbe, der nie vor einem Feinde geflohen, und von dem ſich dieſerhalb der junge Landgraf Friedrich der Ernſthafte in England zum Ritter ſchlagen ließ.*)

Nahe bei der Ruine hinter einer Scheuer am Abhang eines Hügels ragt aus dem Raſen halb eingeſunken ein niedriger Grabſtein empor, mit faſt verlöſchter Schrift, Denkmal eines treuen Hundes. Dieſen beſaß ein Jägermeiſter von Wangenheim, und nach ihm deſſen Wittwe, im ſiebzehnten Jahrhundert; der Hund ging mit Briefen am Halsband ganz allein nach Friedenſtein auf das Schloß zu der Landesherrſchaft, und auch wieder zurück, und leiſtete durch ſeine Treue vielen Nutzen. Als er endlich ſtarb, erhob die Frau großes Herzeleid, ließ den Hund in einen Sarg legen, kleidete ihre ganze Dienerſchaft ſchwarz, und ſtellte ein feierliches Leichenbegängniß an. Man erzählt in Winterſtein, ſie habe es erzwungen, daß der Hund auf dem Gottesacker beerdigt worden ſei, allein Pfarrer und Gemeinde hätten ſich alſo ſehr dawider geſetzt, daß er habe wieder ausgegraben werden müſſen, worauf er an die Stelle verſcharrt worden, wo er jetzt liegt. Scherzhaft hat ſich im Ort das Sprichwort gebildet: In Winterſtein liegt der Hund begraben, und ſcherzhaft erzählen ſich noch die Leute dort, es habe die Herrin des Hundes von ihrem Geſinde die größte Betrübniß, Weinen und Wehklagen um den Hund erheiſcht; eine Köchin aber ſei nicht zu Thränen zu bringen geweſen*), deßhalb habe ſie auch kein Trauerkleid empfangen. Als aber die Herrin in die Küche gekommen, wo eben die Köchin Zwiebeln ſchnitt, davon ihr die Augen thränten, habe jene gerührt geſprochen: Nicht wahr, nun weinſt Du doch noch um den guten Stutzel! und ihr williglich ein Trauerkleid geſchenkt. Die Grabſchrift des Hundes iſt zwar nicht ſonderlich, doch mag ſie hier aufgeführt werden, denn an Ort und Stelle wird ſie kaum noch ein Wanderer entziffern:

---

*) Vergl. Sagenkreis von Eiſenach u. ſ. w. II. Theil I. S. 113.



1680 WAR DER HVND BEGRABEN
DASS IHN NICHT SOLLEN FRESSEN DIE RABEN
STVTZEL WAR SEIN NAME GENANNT
BEI FVERSTEN VND HERREN WOL BEKANNT
WEGEN SEINER TREV VND MVNTERKEIT
SO ER SEINEN HERRN VND FRAVEN GEWEIHT
SCHICKT MAN IHN HIN NACH FRIEDENSTEIN

---

*) wie in der ſcandinaviſchen Mythe das Rieſenweib Thock um Baldur weinen ſollte, und ſprach:

SO LIEF ER HVRTIG GANZ ALLEIN
GVT HAT ER SEIN SACH AVSGERICHT
DRVM HAT ER DIESEN STEIN GEKRIGT.

53.

Der Sammet-Aermel.

Die Stadt Waltershauſen führt einen Karpfen zwiſchen Bäumen im Wappen, und es geht die Sage dort, daß das Wappen folgenden Urſprung habe. Vor alten Zeiten war oben vor dem Waldthor am Fuß des Strömelberges eine ſchöne Quelle, welche zu Thal fließend, die Stadt mit Waſſer verſah. Eines Tages aber geſchah es, daß ſie begann, ſich alſo ſtark und furchtbar zu ergießen, daß durch die Waſſermenge das Städtlein ernſtlich bedroht wurde, denn zum Bergſtrom angeſchwollen, wälzten ſich die rollenden Wogen herab, daß alles zagte. Das Waſſer ſtürzte das Waldthor ein und drang ſchon in die erſten Stockwerke der Häuſer. In ſolcher Noth verſchrieb der Stadtrath einen Pfaffen aus der Nähe, etwa aus Reinhardsbrunn, der ging hinan zum Berg, ſtopfte die Quelle mit einem Aermel zu und verſprach ſie. Darauf hörte das Waſſer auf zu fließen, und die Quelle, oder der Ort, wo ſie vordem ſprang, bekam von da an den Namen der Sammet-Aermel oder der Mönchsärmel. Wie das wilde Waſſer in der Stadt ſich

---

Thock wird weinen
Mit trockenen Augen.

verlaufen hatte, fand man eine große Menge Karpfen und andere Fiſche auf Zäunen und niedern Bäumen, deßhalb nahm die Stadt zum Gedächtniß ſolcher Ueberſchwemmung einen Karpfen und drei Bäume in ihr Wappenſchild. War aber vorher ein Waſſer-Ueberfluß daſelbſt geweſen, ſo trat durch des geweihten Kuttenärmels Kraft nun Waſſer-Mangel ein, denn der Aermel ließ auch kein Tröpflein mehr aus der Quelle heraus und herab. Deßhalb hat die Stadtgemeinde der Dorfgemeinde zu Wahlwinkel ihren Bach abgehandelt und nach der Stadt geleitet, der noch heute dorthin fließt, und wurde dafür ein Stück Tannengehölz gegeben, das noch heute die Wahlwinkler Gemein heißt.

54.

Der wandelnde Mönch.

Auf dem Markt zu Waltershauſen, ohnweit der Kirche, liegt in das Pflaſter eingeſenkt ein großer platter Stein, der früher erhöht ſtand, und wohl ein Mahlſtein aus alten Zeiten war, wie ein ſolcher auch zu Arnſtadt ſteht. Denn die Stadt hatte freies Gericht und Weichbildsrecht, es war ein Gerichtsſtuhl in Waltershauſen, und in alten Zeiten wurde oft das Geding auf offenem Markt, an einem breiten Stein, oder unter den Rolandsſäulen, wo ſolche waren, gehalten. Nun wiſſen und erzählen noch viele Leute, daß vor alten Zeiten in jeder Nacht ein grauer Mönch geſchritten kam, ging zu dem Stein, und dreimal um ihn herum, zog ſeine Kutte aus und legte ſie auf den Stein, worauf er von dannen ſchritt; nach einer Weile kam das mönchiſche Geſpenſt zurück, zog die Kutte wieder an und ging von dannen, woher es gekommen war. Das trieb es lange Zeit ſo fort, bis einmal ein Thürmer, der oft dem Spuk zugeſehen, ſich ein Herz faßte, aufmerkte, wenn der wandelnde Mönch wiederkam und ſeine Kutte auszog. Raſch war der Thürmer bei der Hand, wiſchte aus ſeinem Pförtlein heraus und trug das Gewand davon. Bald darauf kehrte der Mönch zurück, und da er ſein Gewand nicht fand, ſtand er ſtill, wie verwundert, ging dann hinweg und kam nimmermehr wieder. Das Gewand wurde in dem kleinen Archiv aufbewahrt, das im Thurm iſt, und das man die eiſerne Kammer nennt; dort iſt es noch immer, ein wunderlich Gewebe, grau, und zart gefaltet. Ich habe es mit eignen Augen geſehen.

35.

Das ſteinerne Haus.

Das ſteinerne Haus zu Waltershauſen ſoll ehedem ein Kloſter geweſen ſein, davon ſich auch, wie überall von Klöſtern, das Volk mit mancherlei

Sagen trägt. Muthmaßlich iſt es das Ordenshaus der Kaland-Brüder geweſen, die zu Waltershauſen waren. Unterirdiſche Gänge ſollen daraus bis nach Reinhardsbrunn geführt haben. Ein früherer Beſitzer grub nach und entdeckte eine verborgene Thüre, die er nächſten Tags zu öffnen beſchloß. Am andern Morgen war die Thüre verſchwunden. Man hat auch wirklich im Hauſe Geld und Geräthe, ſchöne Zinnteller und Schüſſeln gefunden, die aber keiner frühen Zeit angehören. Mancherlei Gerede iſt ergangen von Schätzen und Träumen, wie das ſo häufig iſt, und ſich wiederholt, meiſt ohne beſtimmte Geſtalt und Farbe.

56.

Von dem Schloſſe Tenneberg.

Ueber Waltershauſen erhebt ſich das alte und berühmte Schloß Tenneberg, darauf hat ſich viel Sonderliches in alten Zeiten zugetragen. Den Namen ſoll es von den Tannen haben, mit denen der Burgberg beſtanden war und zum Theil noch iſt. Als Landgraf Albrecht der Unartige ſich mit ſeiner Kebſin Kunne von Iſenberg ehelich zuſammen geben ließ, nachdem ſeine unglückliche erſte Gattin zu Frankfurt geſtorben war, nahm dieſes Weib ihren erſtgebornen Sohn Apitz unter ihren Mantel während der Trauung, damit er einen ehrlichen Namen gewinne. Auf dieſe Weiſe wurde nun Apitz ein rechter Sohn des Landgrafen, und dieſer übergab ihm das Schloß und das Gericht Tenneberg, das geſchah im Jahr 1288. Kaum ſaß Apitz auf dem feſten Schloß, ſo wollte er auch ſeine ritterliche Mannheit ſchauen laſſen, ſtreifte durch die Dörfer, die dem Kloſter Reinhardsbrunn zuſtändig waren, und trieb den Bauern das Vieh von dannen, um ſeine Burg damit zu ſpeiſen. Als der Convent zu Reinhardsbrunn das vernahm, ſammelten ſich beide, Mönche und Laien mit allem ihrem Geſinde und mit den Bauern aus ihren Dörfern, und nahmen den Räubern das Vieh mit Gewalt wieder ab. Dabei geſchah es, daß ein Converſe des Kloſters alſo grimmig war, daß er den Landgrafenſohn mit einer Heugabel beinahe niedergeſtochen, wenn nicht ein Mönch ihn mit Bitten davon abgehalten hätte. — Da ſolches dem Ritter Apitz widerfahren war, fuhr er ſtracks gen Wartburg und klagte es ſeinem Vater mit weinender Stimme, worauf der Landgraf dem Vogt Heinrich von Milo, den er zu Gotha hatte, Befehl zukommen ließ, er ſolle dem Kloſter und deſſen Dörfern und Höfen alles Vieh, und den Bauern alle ihre Habe nehmen, ſo viel und was ſie immer hätten. So grauſam war Landgraf Albrecht gegen Land und Leute. Der Vogt von Milo aber hatte einen Sohn im Kloſter, dem ließ er heimlich Botſchaft bringen von dem harten Befehl ſeines Herrn, und als er hierauf ſelbſt kam mit des Landgrafen Dienſtman nen, fanden ſie weder in den Feldern, noch in den Dörſern Vieh und Habe.

57.

Wie Apitz Tenneberg räumen mußte.

Als der tapfere Sohn Margarethens, Friedrich der Freudige, die Wartburg erſtiegen und ſeinen Vater gefangen hatte*), baten die Grafen, die Herren und die Städte des Thüringer Landes, daß er den Landgrafen nicht in ewiger Gefangenſchaft halte, wie er gedroht, ſondern ihn ledig geben, und die Sühne mit ihm halten möchte, die der König zwiſchen ihnen getheidingt habe, da antwortete er: Mein Vater hat die Sühne an mir und an meinem Bruder gebrochen, hat mich Jahr und Tag in hartem Gefängniß gehalten, bis mir Gott herausgeholfen, hat ſeinem Sohn Apitz **Tenneberg** eingeräumt, was er alles nach des Königs Sühne nicht thun durfte. — Doch wurde der Landgraf los gebeten, aber Apitz mußte Tenneberg räumen. Nicht lange darauf iſt es geſchehen, daß Landgraf Friedrich von der hartbedrängten Wartburg zur Nachtzeit mit ſeinem jüngſtgebornen Töchterlein mitten durch die Feinde von dannen und gen Tenneberg ritt, wo der Abt von Reinhardsbrunn es taufen und Eliſabeth nennen mußte.**)

---

*) Vergl. Th. I. 29. S. 102.
**) Daſelbſt 30. S. 105.

38.

Die Gizze.

Albrecht, der unartige Landgraf, verſetzte und verpfändete, um für ſich und ſeinen Sohn Apitz Geld zu erlangen, einen Ort und eine Burg nach der andern, ja er verkaufte das ganze Land. So verſetzte er auch Tenneberg an den Vogt Heinrich von Milo, daß er ihm entweder jedes Jahr zwanzig Mark Silbers geben, und dafür alle Renten und Gefälle einnehmen ſollte, oder er ſollte ihm zweihundert Mark darauf leihen, die er ſeinem Sohn und ſeiner Frau Kunigunde zuwenden wollte. Das vernahm Markquard, der Abt zu Reinhardsbrunn, und fürchtete, daß ſein Kloſter und deſſen Dörfer Schaden und Bedrängniß durch Heinrich von Milo und die Seinen haben würden, berieth ſich deßhalb mit den Aelteſten des Convents und faßte den Rath, lieber ſelbſt das Schloß Tenneberg von dem Landgrafen zu Pfand zu nehmen und ihm mehr dafür zu bieten, als der Ritter von Milo, denn ſie gedachten weislich, wenn ſie auch mehr Geldes dafür gäben, ſo könnten ſie es auch mit mindern Koſten und viel leichtlicher halten, wie ein Anderer. Darauf fuhr der Abt Markquard gen Eiſenach zum Landgrafen und redete mit ihm, daß er dem Kloſter das Schloß und alle ſeine Zugehörung abtrete gegen jährliche dreißig Mark Silbers. So viel wollte Herr Heinrich von Milo nicht geben, und der Abt nahm Tenneberg ein. Nun hatte der Abt einen Dienſtmann, der ſein Jäger war, der hieß Friedrich Giz, den ſetzte er als einen Vogt auf Tenneberg, leiſtete ihm redlich allen Vorſchub, ſpeiſte das Schloß aus dem nahen Kloſter, und Friedrich Giz ſaß ſo lange darauf, daß er Erbe gewann, Dorf und Zinſen kaufte, davon noch die Wüſtung Gizzenberg herrührt, und es ſtammten die vielen Gizze von ihm ab, die ſpäter um Tenneberg Wohnſitze hatten.

59.

Die falſche Königin von England auf Tenneberg.

Im Sommer des Jahres 1559 kam eine vornehme Dame unter fürſtlichem Geleit und auf Befehl des Herzogs Johann Friedrich des Mittlern von Gotha nach dem Schloß Tenneberg, und es verbreitete ſich das Gerücht, ſie ſei eine Königin von England, und zwar die geſchiedene Gemahlin König Heinrichs VIII., Anna von Cleve, deren Tod zwar überall verkündet worden, die aber aus harter Gefangenſchaft geflohen ſei und ſich in den Schutz des gütigen deutſchen Fürſten begeben habe. Sie mußte auf Tenneberg viel Hartes dulden, denn es war ruchtbar geworden, daß ſie nicht die ſei, für die ſie ſich ausgegeben habe, und ſie lebte auf Tenneberg nicht wie eine Freie, ſondern wie eine Gefangene. In jedem Verhör ſagte ſie etwas anders aus, was ihre Lage ſehr erſchweren mußte. Endlich wurde ſie wahnſinnig und erlitt harte Anfechtungen, ſie drohte ſich ſelbſt zu ermorden, und der Amtmann auf Tenneberg lebte der Ueberzeugung, daß der böſe Feind ſie verſuche und ihr auf alle Weiſe zuſetze. Deßhalb kam es ſo weit, daß der Scharfrichter von Jena nach Tenneberg verſchrieben wurde, ſie peinlich anzugreifen, wenn ſie nicht bekenne. Nun bekannte ſie manches und viel von dem Teufel, der ihr erſchienen ſei und ihr alles Unglück angedroht habe. Der Henker ſpannte ſie auf die Leiter und ſtreckte ſie, doch blieb ſie bei dem, was ſie zuletzt ausgeſagt, nehmlich, daß ſie eine uneheliche geborne Tochter des Herzogs von Cleve ſei, und eine Vertraute der Königin Anna Darauf blieb ſie auch in nachfolgenden Verhören, „und wenn man ſie in Stücken reißen ließe.“

Sie ſaß auf Tenneberg in einem gemauerten Gewölbe, und trug ein langes weißes Kleid. Nie hat man ſpäterhin von ihr gehört, noch geſehen, mit einem Mal war alles ſtill. Keiner weiß, ob ſie auf Tenneberg geſtorben, oder ob ſie von dort entkommen iſt, halb verklungen und faſt mythiſch lebt nur noch das Andenken an ſie im Volk.

60.

Eine weiße Frau auf Tenneberg.

Das ſagen viele, daß ſich auf dem Schloße Tenneberg, wie auf ſo vielen andern Schlöſſern, eine weiße Frau erblicken läßt. Sie erſcheint aus einem Thurm und durchwandelt ruhelos die zahlreichen Gemächer und Säle des geräumigen Hauſes. In jenem Thurm iſt ihr Grab. Oft hat man auch zur Nachtzeit Licht in dem öden unbewohnten Flügel des Schloſſes geſehen. Dieſe weiße Frau ſoll keine andere ſein, als jene angebliche Königin von England, die auf Tenneberg, wie mit Wahrſcheinlichkeit zu vermuthen ſteht, in ihrer Gefangenſchaft ſtarb.

61.

Von Friedrichrode.

Von Friedrichrode iſt eine gemeine Sage unter den Leuten, daß einſt zwei Brüder geweſen, Friedrich und Ernſt, davon jeder eines Ortes Urheber und erſter Anbauer geweſen, daher Friedrichrode und Ernſtrode entſtanden ſeien, und iſt, nach Vieler Dafürhalten, dieſes Städtlein einer der Orte, die ſchon zu Ludwig des Bärtigen Zeiten aufkamen, der dicht darüber auf dem Schauenberge die Schauenburg erbaute und bewohnte. Starker Bergbau wurde in der Nähe betrieben. Eine Viertelmeile davon iſt ein Berg, der Hundsberg, da iſt gegen Weſten ein Stollen gelegen, ſieben Lachter lang ſüdweſtwärts getrieben, darin haben ſie gutes Gold gefunden, aber nach einer Zeit nichts mehr geſpürt, und deßwegen die Bergfactoren in Verdacht gehabt. Dieſes war nur eine Witterung vom Gang ausgeſchlagen; wenn man aber noch fünf Lachter weiter voran in gleicher Richtung treibt, wird man einen 900 Lachter langen Goldgang treffen, in einem gelben Kieß eine Viertelmeile breit und dick, davon der Centner 60 Pfund Goldes enthält.

Auf Friedrichrode hat man ein altes böſes ſchmähliches Spottlied, welches in vielen Stellen allzuderb und unfläthig iſt, als daß es im Druck mitzutheilem wäre. Es beſteht jede Strophe aus einer Frage und einer den Ort bitter verhöhnenden Antwort. So zum Beiſpiel:

Was han ſe fer 'nen Kerchthurm drüb'n
Oho zu Friggerode?
Se han en ale Kuh geſchlacht,
On han den Schwanz zum Thorm gemacht
Oho zu Friggerode.

Wodurch der jezt freundliche und reinliche Ort ſich in frühern Zeiten vielleicht ein ſo ſtrenges und liebloſes Urtheil zugezogen, iſt unbekannt. Die Hauptſache mag wohl Neid der Nachbarorte über Friedrichrodes Wohlſtand und ſtädtiſche Gerechtſame geweſen ſein, denn ſo findet ſich z. B. die Nachricht, daß bei dem Bau der Kirche, die früher nur aus einem alten Kapellchen beſtand, es der ganzen Gemeinde ein rechter Eifer und Ernſt geweſen, das Haus des Herrn zu bauen, und daß ſie es mit Gottes Hülfe und Segen auch ganz allein vollbracht; denn die benachbarten Dörfer haben, wie doch ſonſt gewöhnlich iſt, nicht die geringſte Beihülfe bei und zu dem Bau gethan. Doch wurde jenes Spottlied auch ganz gleichlautend auf Broterode, Orlamünde und andere thüringiſche Orte geſungen.

62.

Der Kopf am Thor.

Zu Friedrichrode am Stadtthor iſt ein ſteinerner Kopf eingemauert, der das Maul weit aufſperrt. Davon wird Folgendes geſprochen: Einſt kam ein der Gegend gänzlich unkundiger Fremdling nach Friedrichrode hergewandert und begann, als er des erſten Einwohners anſichtig wurde, mit lauter Stimme zu fragen: Was iſt das für ein Dorf? Wie heißt das Dorf? Wie er ſagte Dorf, blieb ihm alleweile das Maul offen ſtehen, und konnte es nimmermehr wieder zubringen. Und das war darum, weil er die gute Stadt ein Dorf nannte. Darauf haben die zu Friedrichrode zum Wahrzeichen und zu wohlgemeinter Warnung für andere, die etwa auch hergereiſt kommen und die Stadt Fiedrichrode für ein Dorf anſehen möchten, den maulaufſperrenden Kopf an ihr Stadtthor anbringen laſſen.

63.

Ernſtrode und Cumbach.

Es waren, wie auch in Friedrichrode die Sage geht, zwei Brüder, Ernſt und Friedrich Roda, welche die beiden Orte erbauten. So reich war aber Ernſt, daß er eine Stunde weit bis nach Friedrichrode auf ſeinen eignen Wieſen gehen konnte, um ſeinen Bruder zu beſuchen. Beide Orte ſind ſehr alt. Mitten im Dorf am Geiersberg liegt das Wirthshaus auf einem Kreuzgewölbe, und ſein Keller geht in den Geiersberg hinein. Dort hat man den Gründer des Orts in Lebensgröße abgemalt, mit der Unterſchrift:

Ernst Roda bin ich genannt,
Dieſs Dorfs ein Stifter und Anfang.

Nicht weit von Ernſtrode liegt deſſen Filial, das Dorf Cumbach, davon geht die Rede, daß es anfänglich nur ein geringer Meierhof geweſen ſei, auf dem gegen acht Perſonen gewohnt, daher es denn genannt worden ſei Kumb-Acht (kaum acht), woraus in der Folge Cumbach geworden. Zwiſchen Ernſtrode und Cumbach iſt ein großer Garten, von dem eigne Sagen gehen ſollen. Viel auch wird ſich noch erzählt von dem Cumbachiſchen Kind und deſſen übermäßig großen Schuhen. Dieß Kind hieß Valentin Hornaff und iſt hernachmals unter dem alten Fritz in die Rieſengrenadiergarde zu Potsdam eingetreten.

64.

Bruder Volkmar.

Im Kloſter zu Reinhardsbrunn*) war ein Mönch, der hieß Bruder Volkmar, gar ein andächtiger, frommer Mann, der trug zur Büßung ſeiner Sünden einen Panzer an ſeinem Leib. So groß war der Ruf ſeiner Frömmigkeit, daß die heilige Eliſabeth, da ſie noch lebte, ſich in ſein Gebet befahl. Nun war dem Bruder Volkmar das Mühlenamt befohlen, und zu einer Zeit, da er an dem Werke etwas beſſern wollte, ward ihm ſein rechter Arm ergriffen und elendiglich gebrochen, ſo daß er große Schmerzen leiden mußte. Und da geſchah es, daß in derſelben Nacht, in der der Bruder ſchlaflos lag und Gott um Linderung ſeiner Schmerzen anflehte, die fromme Landgräfin Eliſabeth in Marburg ſtarb. Da erſchien ſie ihm in großer Klarheit und in königlicher Kleidung, und ſprach: Bruder Volkmar, wie geht es Dir? — Der Kranke erſchrack vor der großen Klarheit, doch kannte er die Herrin und antwortete verwundert: O Frau, wie habt Ihr nun ſo köſtlichſte Kleider an, ſo Ihr doch pflegt geringe verſchmähliche Gewande zu tragen. Sie aber antwortete: Bruder Volkmar, ich habe meinen Stand verwandelt, Rührte ſeine Hand an und verſchwand. Bruder Volkmar fühlte keine Schmerzen mehr, und als der Morgen kam, war er ganz geſund.

---

*) Mit dieſer Kloſter-Sage ſchließt, wie mit paſſendem Glied, die Kette der Inſelbergſagen da, wo ſie in den Kreis von Reinhardsbrunn ſich einſchlingt.

Ende.

Gedruckt bei Gadow und Sohn in Hildburghauſen.

Inhalt

Seite.
Vorwort. . . . . V.
Sagen aus Thüringens Frühzeit. . . . . 1.
1. Der Thüringer Urſprung und Name. . . . 9.
2. Thüringer und Sachſen. . . . . 10.
3. Der Thüringer Spitzname. . . . . 11.
4. Vom König Chlodowig und dem alten Dispargum 13.
5. Attila in Thüringen. . . . . 14.
6. König Baſinus und Königin Baſina. . . . 15.
7. Vom König Jrminfried und der Königin Amalberga. . . . . 16.
8. Wie die Königin Amalberga ihres Gemahls Tiſch nur halb deckte. . . . . 18.
9. Jrminfried wird mit Krieg überzogen. . . . 19.
10. Von großem Streiten der Völker mit einander. . 22.
11. Wie König Theodorich Scheidungen belagerte. . 23.
12. Streit, Verſöhnung und Verrath. . . . . 24.
13. Der Sachſen Sieg und Niederlaſſung. . . . 27.
14. König Jrminfrieds Tod. . . . . 29.
15. Von König Jrminfrieds Tod, eine andere Sage. 30.
16. Vom Aufkommen thüringiſcher Schlöſſer und Städte. . . . . 31.
17. Die Hunnen fallen oft in Thüringen ein. . . 32.
18. König Samo fuhrt Sorben und Wenden gegen die Thüringer. . . . . 34.

Seite.
19. Das Land Thüringen bekommt einen Herzog. . 36.
20. Schlacht und Sieg an der Unſtrut. . . . . 37.
21. Vom Bonifacius, dem thüringiſchen Apoſtel. . 39.
22. Von Karl dem Großen, und wie das thüringer Land einen Landgrafen erhielt. . . . . . 43.
Sagenkreis von Ohrdruf. . . . . 47.
1. Die Jungfrau des Schloßberges. . . . . . 51.
2. Der Name von Ohrdruf. . . . . 51.
3. Bonifacius kommt an die Ohra. . . . . . 52.
4. Ein Adler ſpeißt den Bonifacius. . . . . . 53.
5. Die Sanct Johannis-Kirche bei Altenberga. . 54.
6. St. Johannis-Kirche will nicht im Thal ſtehen. 55.
7. Das Kirchenthal. . . . . 56.
8. Michaels-kloſter zu Ohrdruf. . . . . . . 57.
9. Kloſter St. Michael wird zerſtört. . . . . 58.
10. Schloß Ehrenſtein zu Ohrdruf. . . . . . . 59.
11. Reiche Schätze im Kienberg. . . . . . . 60.
12. Von ergiebigen Stollen und Brunnen bei Schwarzwald . . . . 62.
13. Vom Goldberg bei Ohrdruf. . . . . . . 63.
14. Aſolverod. . . . . 64.
15. Der letzte Graf von Käfernburg wird in Georgenthal begraben. . . . . 65.
16. Georgenthaler Kloſterſagen. . . . . . . 67.
17. Der Zigeunerweg. . . . . 69.
18. Sage vom Dorfe Dietharz. . . . . . . 70.
19. Das Hulloch bei Dietharz. . . . . . . 70.
20. Der Luthersbrunnen bei Tambach. . . . . 71.
21. Doctor Luther in Tambach. . . . . . . 72.
22. Alte Schlöſſer um Tambach und Dietharz. . 73.
23. Blutnelken am Falkenſtein. . . . . . . 74.
24. Das Kind am Falkenſtein. . . . . . . 75.
25. Für den Berg wird gebetet. . . . . . . 76.
26. Vom Bergſegen um Tambach. . . . . . . 77.
Sagenkreis des Inſelberges. . . . . . . 79.
1. Des Inſelberges Name. . . . . 86.
2. Der Rennſteig. . . . . 87.
3. Bergleute vom Harz bauen Kabarz und Tabarz. 88.
4. Der Venetianer. . . . . 89.
5. Das Spre[illegible]en am Weg. . . . . 90.
6. Der Hirte am Inſelberg. . . . . 91.
7. Von Broterode. . . . . 92.
8. Die Jungfrau auf dem Burgberg. . . . . 93.
9. Eine Jungfrau des Burgberges; eine andere Sage. . . . . 94.
10. Die Funn von Karles quintes. . . . . . . 95.
11. Die Flitterbraut. . . . . 97.

Seite.
12. Der beleidigte Hausgeiſt. . . . . 100.
13. Hausgeiſter ziehen davon. . . . . 101.
14. Geiſter und Schätze in Broterode. . . . . 102.
15. Der flinke Tanzer. . . . . 104.
16. Das Ave Maria. . . . . 105.
17. Das Hirten Fund. . . . . 106.
18. Noch eine Tanzbuche und noch ein Jeſusbrunnlein. 107.
19. Die tanzende Jungfer. . . . . 108.
20. Vom Urſprung der Ruhl. . . . . 109.
21. Ludwig der Eiſerne wird hart geſchiedet. . . 110.
22. Der Korb mit weichem Moos. . . . . 113.
23. Die geſpenſtigen Hunde. . . . . 114.
24. Kirche und Kanne im Kirchberg. . . . . . 114.
25. Von einem Incubus. 116
26. Der ſpukende Pfarrer. . . . . 118.
27. Der geſpenſtige Jäger. . . . . 119.
28. Der Tolljungferſtein. . . . . 120.
29. Vom Bier Eſel. . . . . 120.
30. Die weiße Gans. . . . . 121.
31. Der Rabenbrunnen. . . . . 122.
32. Von allerlei Spuk und Erſcheinung. . . . . 123.
33. Weiſe Männer und Propheten. Hans Leinweber. 125.
34. Hans Heß, der Hirte. . . . . 128.
35. Vorwerks Henns, auch Thal-Hanns genannt. . 128.
36. Hans Schnill, der Korbflechter. . . . . . . 133.
37. Der Wittgenſtein. . . . . 134.
38. Die Choradjuvanten. . . . . 135.
39. Die Kuh aus dem Felſen. . . . . 137.
40. Muſikanten bringen eine Nachtmuſik. . . . . 138.
41. Die Prinzeſſin im Wittgenſtein. . . . . . . 139.
42. Jungfrauen kommen zum Tanz. . . . . . . 140.
43. Der Kloſterſchatz. . . . . 141.
44. Vom Scharfenberg. . . . . 142.
45. Hannſen von Freymars Treue. . . . . 143.
46. Die Schätze des Wartbergs. . . . . 145.
47. Der Geisbeinsloch. . . . . 147.
48. Der Schlangenbeſchwörer. . . . . 148.
49. Ein Forſter ſieht auch das Geisbeinsloch offen. 151.
50. Zu Seebach fängt die Ziege den Wolf. . . . 151.
51. Schatzgräber werden geſchreckt. . . . . . . 153.
52. Wo Stutzel, der Hund, begraben liegt. . . . 153.
53. Der Sammet Aermel. . . . . 156.
54. Der wandelnde Mönch. . . . . 157.
55. Das ſteinerne Haus. . . . . 158.
56. Von dem Schloſſe Tenneberg. . . . . 159.
57. Wie Apitz Tenneberg räumen mußte. . . . . 161.
58. Die Gizze. . . . . 162.

Seite.
59. Die falſche Königin von England auf Tenneberg. 163.
60. Eine weiße Frau auf Tenneberg. . . . . . 164.
61. Von Friedrichrode. . . . . 165.
62. Der Kopf am Thor. . . . . 167.
63. Ernſtrode und Cumbach. . . . . 167.
64. Bruder Volkmar. . . . . 168.

Berichtigungen.

Im Vorwort iſt S. VIII. Z. 10. v. o. Namens-Chiffre, S. IX. Z. 6. v. u. bearbeitete, und S. XV. Z. 4. v. u. kritiſcher ſtatt britiſcher zu leſen. S. XVI. Z. 4. gelingen ſt. gelangen.

Die Sagen
aus
Thüringens Vorzeit,
von
# den drei Gleichen,
dem
Schneekopf
und dem
# thüringischen Henneberg.

Nebſt einer Abhandlung
über
den ethiſchen Werth der deutſchen Volksſagen.

Herausgegeben
von
Ludwig Bechstein.

Meiningen und Hildburghauſen, 1837.
Verlag der Keſſelringſchen Hofbuchhandlung.

Der Sagenschatz

und

die Sagenkreise

des

Thüringerlandes.

Herausgegeben

von

Ludwig Bechstein.

Dritter Theil.

Meiningen und Hildburghauſen, 1837.
Verlag der Keſſelringſchen Hofbuchhandlung.

Thüringen, Du holdes Land,
Wie iſt mein Herz Dir zugewandt!
Ludwig Storch.

Der
Sagenſchatz und die Sagenkreiſe
des
Thüringer Landes.

Vorwort.

Beharrlich mein Ziel verfolgend und auf der vorgeſteckten Bahn weiter ſchreitend, ermuthigt durch beifällige Anerkennung und erwünſchte Aufnahme meiner thüringiſchen Sagenſammlung, habe ich beim Beginn dieſes dritten Bandes nicht Urſache, viele Worte zu machen. Die voranſtehende Abhandlung über den ethiſchen Werth der deutſchen Volksſagen möge dienen, die Richtung meines Wollens und Strebens in dem Sagengebiet noch anſchaulicher zu machen, als es die Sagen ſelbſt können. Zwar hat meine Vorliebe für Thüringen, deſſen Sagen, Geſchichte und herrliche Natur, mir die Schmähungen gemeiner Seelen zugezogen, die in der „Zeitung für die elegante Welt“ gegen mich ausgeifern, doch kann ich mich über die dort zum öftern vorgebrachten Fadaiſen wohl tröſten. Es wird ſo oft verkehrte Welt geſpielt, warum ſollte es nicht auch bisweilen in der Zeitung für die elegante Welt geſchehen, daß das Auskehricht den Beſen der Kritik handhabt? Doch es wäre Beleidigung der wahren und achtbaren Kritik, mit ihrem Namen die nur auf böswillige und gehäſſige Verunglimpfung fremder Perſönlichkeit gerichtete Beſtrebung zu bezeichnen, welche den jungdeutſchthümlichen Herrn Dr. Kühne und Conſorten hinlänglich characteriſirt.

Was ich in den Sagen aus Thüringens mittelalterlicher Vorzeit gebe, iſt größtentheils aus Quellenſchriften und Chroniken geſchöpft, und reiht ſich an die Sagen aus Thüringens Frühzeit im zweiten Bande an.

Den Sagenkreis der drei Gleichen wollte ich ſeines romantiſchen Intereſſes halber nicht länger zurück halten, ich zog das Arnſtädter Gebiet mit hinein, um ihn in andere Kreiſe paſſend einzuſchlingen. Die mannichfaltigſten und zahlreichen Sagenbluthen erwachſen aber immer im Thüringer Wald, um ſeine höchſten Bergkronen, wie man in dem Sagenkreis des Schneekopf finden wird, der ſich dem Inſelberg analog verhält.

Unter dem thüringiſchen Henneberg will ich das Ländergebiet der ehemaligen gefürſteten Grafſchaft Henneberg verſtanden wiſſen, welches einen ſehr großen Theil des Thüringer Waldes, die ſüdliche Abdachung deſſelben bis zum Werrathal umfaßte, und jetzt theils unter Königlich Preußiſcher, theil unter Großherzoglich und Herzoglich Sächſiſcher Hoheit ſteht; eigentlich gehörte noch dazu die angrenzende, ehemals auch Hennebergiſche, jetzt Kurheſſiſche Herrſchaft Schmalkalden, doch ſoll derſelben in einem der nächſten Bande ein beſonderer Kreis gewidmet werden. Da der Wunſch nach Sagen im Dialekt mehrſeitig laut geworden, ſo gebe ich in dieſem Bande einige, gleichſam als Probe, und will hören, ob ſie anſprechen.

Für den folgenden Band beſtimme ich den Sagenkreis des Kiffhäuſers mit der güldenen Aue und den des Werragrundes. In letzterm werde ich eine Menge anziehender Sagen aus dem Volksmund in dem ganz eigenthümlichen Idiom des Dorfes Steinbach im Meiningiſchen Unterlande mittheilen. Wenn der bisher meinem Unternehmen geſchenkte Antheil des Publikums mit meiner Liebe dafür ausdauernden gleichen Schritt hält, ſo wird in dieſem Werke ſich eine ſolche Fülle des Urſtoffes der deutſchen Volkspoeſie anſammeln, wie ſie bisher aus keinem deutſchen Ländergebiet, ſelbſt nicht von dem ſagenreichen Rheinland, unverfälſcht dargeboten wurde.

Meiningen, im April 1837.

Ludwig Bechſtein.

Inhalt.

Seite.

Vorwort. VII
Ueber den ethiſchen Werth der deutſchen Volksſagen. 1
Sagen aus Thüringens Vorzeit. 33
1. Herzog Tachulf. 37
2. Von großer Hungersnoth. 38
3. Niederlage der Thüringer durch die Slaven. . 40
4. Zeichen am Himmel und auf Erden. 41
5. Herzog Poppo. 42
6. Hunneneinfälle und Hunnenſchlachten. . . . 43
7. Die Wichtleinshöhlen. 49
8. St. Georgs Pannier. 50
9. Thüringer Heerfahrt nach Schleſien. 52
10. Der Kinder Kreuzzug. 54
11. Der Ketzerrichter. 55
12. Große Theurung. 57
13. Rudolph von Habsburg in Thüringen. . . . 58
14. Schwere Zeit. 59
15. CVCVLLVM. 60
16. Große Waſſerfluth. 61
17. Erdbeben. 63

Seite.
18. Der ſchwarze Tod. 64
19. Die Judenverfolgung 66
20. Die Geißelfahrer. 68
21. Die Sterner. 77
22. Die Flegler. 80
23. Der Thüringer Huſittenzüge. 82
24. Hungersnoth und Sterben. 88
25. Zigeuner und Böhmen in Thüringen. . . . 89
26. Seltſame Schwärmer. 91
27. Böſe Zeit und neue Krankheiten. 92
28. Wunderzeichen. 95
29. Päpſtliche Mordbrenner in Thüringen. . . . 97
30. Die Thüringiſche Sündfluth. 97
Sagenkreis der drei Gleichen. 101
1. Der Grafen von Gleichen Urſprung. 106
2. Der ſchwarze Ritter. 107
3. Die drei Gleichen brennen zugleich. 108
4. Die Gleichiſche Doppel-Ehe. 109
5. Die Doppel-Ehe, eine abweichende Sage. . . 113
6. Freudenthal und Türkenweg. 114
7. Der Thüringer Teufel. 116
8. Von Wandersleben. 117
9. Der Mordgarten. 118
10. Von Mühlberg und ſeinen Grafen. 119
11. Die Mühlberger Fehde. 120
12. Der Spring in Mühlberg. 122
13. Vom Schloß Wachſenburg. 124
14. Vom Dorfe Apfelſtädt. 125
15. Der Name Arnſtadts. 126
16. Walperkirchhof. 127
17. Rieſengrab und Rieſenrippe. 128
18. Die Bohlersmännchen. 129
19. Der Jungfernſprung. 130
20. Der Kindertanz. 131
21. Der Baumeiſter der Liebfrauenkirche. . . . 132
22. Meiſter und Geſelle. 133
23. Geiſterkirche. 134
24. Hans Nebel. 135
25. Die Günthersmühle. 137
26. Von der Käfernburg. 137
27. St. Aegidius in Thüringen. 138
28. Die ſieben Kreuze. 139
29. Die verſtopfte Salzquelle. 140
30. Der Spring bei Plaue. 141
Sagenkreis des Schneekopfs und Thüringiſchen Hennebergs. 143
1. Teufelsbad und Teufelskreiſe. 149

Seite.
2. Das Pferd im Teufelsbad. 150
3. Der Jägerſtein. 151
4. Der rechte Arm von Thüringen. 153
5. Der Mönchsſtein. 153
6. Der Hechelkrämer. 154
7. Raubſchloß Ilmenau. 157
8. Zigeuner Kind. 158
9. Verſteinerter Wein. 158
10. Der Kirchenbau zu Schmiedefeld. 159
11. Vom Bergwerk in Goldlauter. 160
12. Der Stadt Suhl Urſprung und Name. . . . 161
13. Der Suhlaer Fleiſchregen. 162
14. Die Croaten in Suhl. 163
15. Vom Ottilienſtein. 165
16. Die Jungfrau am rothen Stein. 167
17. Die Petersbatzen. 168
18. Das Heidengrab. 169
19. Croaten in Heinrichs. 170
20. Die drei Wildſchützen. 170
21. Von der Steinsburg bei Heinrichs. 171
22. Die Beſeſſene in Albrechts. 173
23. Die todten Männer. 177
24. Der Schatz auf dem Rupberg. 178
25. Die Jungfrauen auf dem Rupberg. 180
26. Drei Viertel für ein Pfund. 181
27. Spukender Amtmann. 181
28. Von em Bergkmo. 183
29. De Brout en Garte. 184
30. Thiere ſpuken. 186
31. Von Erſcheinungen und Schätzen in Erfurt. . 187
32. Jahrſamen. 188
33. Ebertshäuſer Schloß. 189
34. Frau Holle und der treue Eckert. 190
35. Der Gang im Stein. 191
36. Der Schwertſtein. 192
37. Des Grafen Hofnarr. 194
38. Die Mallſicht in Dillſtch. 194
39. Das verwünſchte Dorf. 195
40. Die todte Frau. 197
41. Die aufgewühlte Glocke. 198
42. Ein Prophet in Rohr. 199
43. Das Raſenkreuz. 199
44. Geiſt in der kalten Staude. 201
45. Die Jungfrau des Dolmarsdorfes. 202
46. Die Ärmlöcher. 202
47. Meiningens Urſprung und Name. 203
48. Landgraf Ludwigs und der heiligen Eliſabeth Abſchied. 205

Seite.
49. Die treuen Jüdinnen. 206
50. Die erſten Zigeuner. 207
51. Die Teufelsſtimme. 208
52. Die Haßfurthjungfrau. 209
53. Die Glücksblume. 211
54. Der Mönchskopf im Kloſter. 213
55. Das Gebet der Mutter. 214
56. Der grünende Pfahl. 216
57. Vom Grimmenthal. 217
58. Die Hexe in Belrieth. 219
59. Von der Oſterburg. 220
60. Kirche in Themar wird verſchont. 221
61. Der eingefallene Berg. 222
62. Der Teufelsſtein. 223
63. Vom Gertles. 226
64. Im Gertles zwölf ſchlagen hören. 226
65. Der Mönch und das ewige Licht. 227
66. Trompeter Eiche. 229
67. Kloſter Veßra. 230
68. Die Jungfrau mit dem Zopf. 231
69. Die Jungfrau mit dem Zopf, eine andere Sage. 233
70. Noch ein Mönchsſtein. 235
71. Die Todtenlache. 235
72. Die Nixe der Todtenlache. 236
73. Die Todtenlache, Gedicht. 237
74. Schleuſingens Urſprung und Name. 242
75. Wallrothsburg. 244
76. Die Glocke vom Gottesfeld. 244
77. Der Schlüſſelheinze Stein. 246

Ueber den

ethiſchen Werth

der

deutschen Volkssagen.

Eine Abhandlung;

vorgeleſen bei der vierten Jahresfeſtfeier

des

Hennebergiſchen Alterthumsforſchenden
Vereins zu Meiningen.

Die Poeſie eines Volkes iſt der treueſte Spiegel ſeines Geiſtes, Gemüthes, Genius und Charakters, ſie iſt die Flamme des heiligen Feuers der Bildung, Sittigung und Religion, welche von dem Altare der Menſchheit zum Himmel auflodert.

v. Hammer-Purgſtall, in der Vorrede zur
Geſchichte der Osmaniſchen Dichtkunſt.

Jeder Freund der Poeſie, der in ihr mehr, als eine oberflächliche Befriedigung geiſtiger Sinnenreize erblickt, und gern von den flachen Ufern ihrer oft breiten Ströme den heimlichen Quellen zueilt und zuflüchtet, die aus Felsgeklüft und Waldesnacht murmelnd hervorbrechen, wird zugeben, daß die Sage eine der urſprünglichſten und reinſten dieſer Quellen ſei. Aus dem Dunkel wie aus dem Morgenroth der Völkergeſchichte klingt ihr früher Memnonton, ihr heiliges Rauſchen. Wer die Sage nicht achten wollte, würde verdienen, ein Verächter der Poeſie zu heißen, und wer es, mit dem Eis der Selbſtſucht umpanzert, unternimmt, ein Streben, das mit dem Wunderſtab der Liebe und zugleich mit der Wünſchelruthe wiſſenſchaftlicher Forſchung dieſe Gebiete durchwandert, zu verhöhnen und als nicht zeitgemäß hinzuſtellen, erſcheint ſelbſt allzuverächtlich, als daß es ehrenvoll wäre, ihm bekämpfend zu begegnen. Mag die Welt doch immerhin in ihren praktiſchen Richtungen erfreulich weiter ſchreiten, mögen Technologie und Induſtrie ſich für die Rieſenſchritte ihrer Fortbildung aller fördernden Flügel großartiger Erfindungen bedienen: die Poeſie wird ſicher nicht verſuchen, mit ihrer ſchwachen Hand hemmend in die Räder des Entwickelungsganges der Zeit eingreifen zu wollen, und muß Beſchuldigungen ſolcher Art als abſurde von ſich weiſen. Es wird kaum einer Hindeutung auf das klaſſiſche Alterthum bedürfen, um daran zu erinnern, daß zur Zeit der damals möglichen höchſten Kulturblüthe keineswegs die Poeſie verdrängt oder verachtet, vielmehr geehrt und geiſtig gehoben war, oder daß ſie die Entwicklung des Völkerlebens hätte aufhalten wollen, vielmehr ging und hielt ſie damals, geht und hält ſie auch heute noch, mit der Kultur und Sittenverfeinerung gleichen Schritt. Bei Hellenen und Römern entblühte eine erſtaunliche Sagenfülle dem Baume des Mythos. Von den, zum Theil dem Oſten entklungenen Götter-, Dämonen- und Heroenſagen dieſer Nationen drangen und klangen viele zu den entfernteſten Völkern und manche dieſer Sagen findet noch heute in einzelnen Traditionen, die im Munde des deurſchen Volkes leben, ein leiſes, dunkel erinnerndes Echo.

Daher aber, weil die Sage ein unſterbliches Leben im Volke ſelbſt fortlebt, und den ewigen Poeſiefrühling als eine ſeiner melodiſchſten Nachtigallen verſchönen hilft, findet ſie auch zu allen Zeiten willige und erfreute Hörer und Freunde, von denen wohl Mancher ſehr ernſt bethätigte, daß er, ſeiner Neigung für die Klänge der Sagenharfe unbeſchadet, regen Antheil an den Intereſſen der Gegenwart nimmt, und retrograde Bewegungen und ſtabile Principien haßt und verabſcheut.

Daß die Sagenpoeſie einer Vertheidigung gegen liebloſe und gehäſſige Geſinnung, wie ſolche ſich wohl in einzelnen Stimmen ausſpricht und ausſprechen könnte, nicht bedarf, geht gerade in unſern Tagen aus einer Menge höchſt erfreulicher gleichzeitiger Beſtrebungen im deutſchen Vaterlande hervor, welche von einer Seite theils vom rein wiſſenſchaftlichen und ſtrengen Standpunkt aus, Licht und Helle in das Dunkel früher Ueberlieferungen zu tragen, theils die noch vorhandenen, allmählich aber immer mehr verſchwindenden und in Unzugänglichkeit ſich ſchüchtern bergenden ächten Sagenblüthen aus dem Volksmunde zu ſammeln bemüht ſind, von der andern Seite hingegen mit großer Liebe willkommen geheißen und freudig aufgenommen und anerkannt werden.

Eben ſo wenig als einer Vertheidigung der Sage, bedarf es eines Panegyrikus derſelben. Sie iſt einem ſinnigen und beſcheidnen Mädchen gleich das ſich nicht auffallend bemerkbar macht, das ſich nicht aufdringt, ſondern in verſchämter Zurückgezogenheit blüht, und des erkornen Freundes harrt, dem es mit zärtlichem, unſchuldvollem Geflüſter und ſüßen Küſſen ſeine Treue lohnt, und ihn ewig an ſich feſſelt. Die Sage und die ihr verſchwiſterte, nach dieſer Richtung hin ſich nothwendig objectiv geſtaltende Poeſie bietet in ihrer großen Mannichfaltigkeit, ihrer tauſendfachen Geſtaltung und ihrer oft wunderbaren und überraſchenden Erſcheinung eben ſo wohl ein unüberſehbares Feld für die Forſchung, als auch eine reiche Fülle von äſthetiſchem Genuß für Geiſt und Gemüth Denen dar, die beides für ſie mitzubringen haben.*

Wenn es nun unbeſtritten bleiben muß, daß die Volksſage neben andern erfreuenden Erſcheinungen im Gebiete der Aeſthetik eine Quelle des Schönen iſt, die dem natürlichen und unverdorbenen Sinn anſpricht, den Geſchmack befriedigt, ein reines Wohlgefallen zu erregen im Stande iſt, und daher ein allgemeines und übereinſtimmendes Kriterium zuläßt, ſo dürfte außer dem, daß ſie nach den verſchiedenen Modificationen ihres einzelnen Auftretens und Vorkommens im Stande iſt zu erfreuen, zu beluſtigen, zu erheben und zu rühren, noch viel mehr aufgefunden werden, das zu ihren Gunſten redet, ſie auf einem höhern Standpunkt, als den bisher eingeräumten ſtellt, und die tiefern und innigern Beſchäftigungen mit ihrem Weſen nicht nur rechtfertigt, wenn ſie der Rechtfertigung überhaupt bedürften, ſondern auch empfiehlt und als würdig, achtungs- und nachahmungswerth hinſtellt.

Meine eignen Forſchungen in dem Gebiet der deutſchen Volksſage, die ich eifrig fortſetze, haben mich ſchon jetzt zu der Ueberzeugung gelangen laſſen, daß den meiſten derſelben ein ethiſcher Werth innewohnt, daß ſie, wie ſie unbewußt aus dem Volke hervorgehen und ausblühen, auch eben ſo unbewußt dieſem zur gedeihlichen Frucht werden, und daß in ihnen eine Sittenlehre für das-

Volk enthalten iſt, welche nicht minder wirkſam und einflußreich ſein möchte, als auf die Völker des Orients das Mährchen und die Parabel.

Darüber die Beweiſe zu führen, iſt der eigentliche Zweck dieſer Abhandlung.

Bevor ich aber, zum Einzelnen mich wendend, zeige, wie die Sage das Volk nicht nur erfreut, erheitert, erhebt und rührt, ſondern ihm auch eine Lehrerin, eine Warnerin, eine Tröſterin iſt durch die Macht des Beiſpiels, und forterbend mit ſeiner traditionellen Spruch- und Gleichnißweisheit Hand in Hand geht, muß ich mich erſt noch einmal zum Allgemeinen wenden, um ein richtiges Verſtändniß zu bewirken.

Vor Allem dürfte für Manche eine Feſtſtellung des Begriffes: Sage, und eine Gliederung deſſelben erforderlich ſein, um den Ausdruck Volksſage entſchieden zu beſtimmen und zu begrenzen.

Sage iſt die unverbürgte Kunde von etwas Geſchehenem, auch von etwas in dauernder Erſcheinung Währendem, auch bisweilen von Etwas, das noch kommen ſoll.

Dadurch, daß ſie eine unverbürgte Kunde des Geſchehenen iſt, unterſcheidet ſich die Sage von der Geſchichte, wenn auch bisweilen, ja oft, die Sage Geſchichte erzählt, und die Geſchichte Sagen in ihr Gebiet zieht.

Sehr treffend drücken ſich hierüber die Brüder Grimm aus: (Deutſche Sagen Th. 1. XV.)

„Der Unterſchied zwiſchen Geſchichte, Sage und Märchen gehört nun offenbar zu den erlaubten und nicht zu verſäumenden; dennoch giebt es Punkte, wo nicht zu beſtimmen iſt, welches von dreien vorliege, wie z. B. Frau Holla in den Sagen und Märchen auftritt, oder ſich ein ſagenhafter Umſtand auch einmal geſchichtlich zugetragen haben kann.“

Dadurch, daß ſie unverbürgte haltloſe Ereigniſſe der Vergangenheit als noch dauernd verkündet, wird ſie theils zum Mährchen und zur Fabel.

Dadurch, daß ſie unverbürgte Ereigniſſe als noch kommend vorausſagt, wird ſie Prophezeihung.

Daraus erhellt die Größe und der Umfang des Gebietes der Sage.

Um nun eine Abmarkung dieſes großen Gebietes zu bewerkſtelligen, muß nothwendig vorbemerkt werden, daß ſchroffe Sonderung unmöglich iſt, und nicht feſtgehalten werden kann, weil immer ein Gebiet das andre an vielen Theilen zugleich berührt, weil zwiſchen allen eine zarte und innige Verwandtſchaft ſtatt findet, und weil es oft ganz unmöglich iſt, einem Sagenindividuum, als geiſtigem Weſen Rang und Stellung in dem mechaniſchen Nothbehelf eines dürftigen Syſtems anzuweiſen. Demnach läßt ſich die Sage in vier große Hauptglieder ſondern:

I. **Göttersage.**
II. **Heldenſage.**
III. **Geſchichtsſage.**
IV. **Volksſage.**

So wie der Grundbegriff des Wortes Sage auch anders definirt werden kann, als ich denſelben hier feſtſtelle, eben ſo wird es keinem mit dem Weſen der Sage Vertrauten ſchwer fallen, an dieſer Gliederung auszuſetzen, oder auch jede Abtheilung derſelben noch weiter in einzelne Theile zu zerfällen. Es kann jedoch bei dieſer Abhandlung nicht mein Zweck ſein, das innerſte Weſen jeder dieſer Hauptabtheilungen zu verdeutlichen; die gelehrte Welt hat namentlich über Götter- und Heldenſage von berühmten Männern ſcharfſinnige und tiefe Forſchungen in Händen; ich habe hier nur Folgendes im Allgemeinen anzudeuten:

Götterſage im höhern Sinne haben wir im **mittlern Deutſchland** (von dem ich hier ausſchließlich rede), ſo gut als gar keine, und wo ein Nachklang derſelben geblieben, der mehr als hypothetiſchen Grund und Beweis für ſich hätte, ſo iſt er innig mit der Volksſage verſchmolzen. Von den Göttern der Vorzeit, wie die Erinnerung an ſie bei den Völkern des Südens und des Nordens in mündlicher und Schrifttradition ſich wohl noch finden mag, weiß unſer Volk nichts mehr, Götter und Dämonen ſind ihm zu geſpenſtiſchen Erſcheinungen geworden. So mögen Wuotan, Frau Holle und Bertha mit dem wüthenden Heer verſchmolzen ſein, ſo blieben Götternamen und Erinnerungen an ſie nur an Einzelorten und vielleicht in mancher dunkeln Redensart, in mancher Formel haf'en, vor allen andern **Odin**, **Wuotan**

und Thor, auch einige der römiſchen Götternamen, am meiſten Mars. Von Götterbildern überliefern faſt nur Bücher, eher noch erinnern Sitte und Brauch an alten Götterkult, aber ohne Bewußtſein, nur folgern läßt ſich Vieles, nicht mit Evidenz nachweiſen.

Weit mehr, als von Göttermythen, wurzelte im Glauben des deutſchen Volkes theils aus nordiſchen, theils aus ſüdlichen, theils wohl auch aus eigenthümlichen Elementen gemiſcht das Dämoniſche feſt. Dahin gehören die zahlloſen Sagen, in denen der Teufel eine Rolle ſpielt, dahin gehört die Schaar der Elementargeiſter, der Kobolte, Berg-Wald-Höhlen-, Strom-, Fluß- und Quell-Geiſter unter ihren mannichfaltigen Geſtaltungen, ja ſie bilden ein ſo ächt nationelles Grundelement der deutſchen Volksſage, daß ich dieſe Phantome mit ihrem zahlloſen Anhang von Feuermännern, Irrwiſchen, fliegenden Drachen, dem Alp, den Wichtlein, Schwanjungfrauen, wildem Heer, Waldweiblein, Nixen, Hausgeiſtern ꝛc. ſammt Rieſen und Zwergen in das Gebiet verweiſe, das ich unter eigentlicher Volksſage begreife, denn ohne dieſen mythiſchen Nimbus würde dieſelbe ziemlich nackt und arm daſtehen.

Was außerdem an den Götterkult der vaterländiſchen Vorzeit erinnert: alte Opferplätze, Grabhügel und Tempelhaine, dieſe insgemein verrufenen Stätten, wo es in der Regel ſpuken und umgehen ſoll, und heidniſcher Brauch bei Opfern und

Gottesdienſt, flüchtete in den Volksaberglauben hinein, der ein treuer Träger und Bewahrer alten Herkommens geworden und geblieben iſt.

Die Heldenſage, welche uns faſt ausſchließlich in Schrifttradition überkommen, kennt das Volk nur aus den Volksbüchern, deren bedeutendſtes in dieſer Beziehung als Niebelungennachhall der gehörnte Siegfried iſt. Was hier der Forſchung von isländiſchen und andern Nordlandsſagen mit den Deutſchen übereinſtimmend oder verwandt erſcheinen mag, kümmert das Volk nicht. Dieſes weiß nichts vom Mannus und Tuisko der deutſchen, nichts vom Jsk und Ask der ſcandinaviſchen Mythe. Vom deutſchen Irmin klingt kaum noch eine Namensverwandtſchaft vernehmbar durch das Volksleben. Was davon in Chroniken ſteht, iſt ein wohl aufgehobener Schatz, den die Völker größtentheils vergeſſen haben. Die deutſche Heldenſage, von Grimm ſo vortrefflich kritiſch erforſcht und erläutert, durch Mone's und Andrer wackre Bemühungen uns immer werther und anziehender gemacht, exiſtirt nur für den Literaten, im Volke lebt ſie blos in der Palingeneſie, indem ſie aus Lied und Buch ihre verjüngten Blüthen aufhorchenden Hörerkreiſen in den Schoos ſtreut. Wohl aber iſt die

Geſchichtsſage im Einzelnen dauernd lebendig; eine Menge ihrer beſondern Stoffe im friſchen Andenken zu erhalten, trug der Katholicismus durch die Legende ſehr viel bei, und die im Volk ſo werth und hoch gehaltenen Chroniken geben ihm willig zur Unterhaltung in langen Winterabenden oder in einſamen Stunden das zurück, was aus dem Mund der Väter die Chroniſten einſt ſammelten und niederſchrieben. Da miſcht ſich denn Wahres und nur für wahr Gehaltenes mit einander; die Helden- oder die Liebesthat, das Abenteuer oder das Wunder gattet ſich mit der Romantik, und aus ihrer Umarmung geht die geflügelte Sage hervor, um auf ihren goldfarbigen Schwingen uns in ihr phantaſtiſches Aelternhaus und Heimathland zu tragen. Zur Geſchichtsſage iſt auch zu rechnen, was auf alten fliegenden Blättern, Minne- und Meiſterſängerliedern und dergl. dahin bezügliches wir überkommen haben, davon heute weder der Volks- noch auch der Chronikenmund etwas kund thut, wie z. B. die Sage von dem Danhäuſer, dem Brennberger (Grimm D. S. 2. 499 u. 500.) Heinrich dem Löwen, dem edlen Möringer und viele dergleichen. Oft behandeln dieſe einen geſchichtlichen Gegenſtand mit mythiſcher oder romantiſcher Färbung.

Eigentliche Volksſage nun im wörtlichen Sinn iſt die im Volk und vorzugsweiſe im Landvolk noch vom Ahn auf den Enkel forterbende und ſich fortpflanzende Tradition eines nicht geſchichtlich genau erweislichen Ereigniſſes, das entweder vor Zeiten geſchehen, oder als Erſcheinung noch in der Gegenwart bemerklich ſein, oder dereinſt noch wirkend in die Gegenwart treten ſoll;

ſehr oft vereinigen ſich dieſe drei Grundelemente in einer Sage.

Als Beiſpiele führe ich hier an die Volksſage vom Jungfernſprung, die ſich nicht ſelten wiederholt, namentlich auf dem Harz und in Thüringen. Der Grundzug iſt: Ein gottloſer Ritter verfolgte ein ſchuldloſes Mägdlein, ſie floh und gelangte auf einen ſenkrechten und hohen Fels, von dem ſie nicht weiter konnte; der Verfolger kam immer näher, ſie empfahl ſich Gott, und wagte den entſetzlichen Sprung in die Tiefe. Helfende Engel ſtanden ihr bei, daß ſie ohne Schaden hinabgelangte, während der Böſewicht durch gleichen Sprung den Tod fand. — Dieſe Sage iſt abgeſchloſſen und gehört der Vergangenheit an.

Zu den Sagen, deren Erſcheinung dauernd in die Gegenwart tretend geglaubt wird, gehören die bekannten von den weißen Frauen auf noch bewohnten oder faſt verödeten Schlöſſern, ſo wie die von erſcheinenden Jungfrauen auf Burgbergen. Von ihrer Vergangenheit weiß man wenig, von ihrer Zukunft nur ſo viel, daß ſie vielleicht erlöſt werden können. Daß ſie erſcheinen, oft glückbringend erſcheinen, iſt Grundzug der vielfach variirten und darin doch übereinſtimmenden Sagen von ihnen.

Prophetiſch tritt die Tradition auf, wenn ſie Ereigniſſe, die noch kommen ſollen, im voraus verkündet, ſei es bedingt oder unbedingt. Bedingt z. B. in der Sage von Walſerfeld: Auf dem Walſerfeld nahe dem Untersberge bei Salzburg ſteht ein dürrer Birnbaum, der wird grünen und Frucht tragen, wenn die große und entſetzliche Schlacht um des Glaubens Willen dort geſchlagen wird. In dieſer Schlacht wird viel Volkes umkommen, und das Blut wird einem auf dem Felde bis an die Schenkel rinnen, und der Baierfürſt wird ſeinen Wappenſchild an den Baum hängen.

Um auch das Unbedingte der prophetiſchen Sage nicht ohne Beiſpiel zu laſſen, führe ich an, daß in Thüringen eine Stelle gelegen iſt, von der unter den Umwohnern die Rede geht, daß auf ihr der letzte Türke werde erſchlagen werden. Dieſe Stelle iſt weit vom Kyffhäuſer, und deutet doch unverkennbar auf das nächſtfolgende Beiſpiel hin.

Wie die Sage ihre Strahlen über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zugleich verbreitet, davon haben wir, neben manchem andern, ein recht ſchlagendes Beiſpiel am Friedrich Barbaroſſa im Kyffhäuſer.

Der alte Kaiſer verfluchte ſich einſt mit ſeinem ganzen Hofhalt in den Schoos der uralten grauen Bergfeſte; er ſitzt noch heute darin verzaubert, bedient von Zwergen und anderm Hofgeſinde, ſein weißer Bart iſt durch den Marmortiſch gewachſen, er fragt von Zeit zu Zeit, ob die Raben noch um den Berg fliegen? Und ſo lange ſie noch fliegen, muß er noch im Halbſchlummer der Verzauberung beharren. Aber es wird kommen die Zeit, wo er glorreich mit all ſeinen Wappnern aus dem Berge zieht, die große Türkenſchlacht ſchlägt, und das heilige Land frei macht. Wenn dieſes geſchieht, wird auch am Kyffhäuſer ein alter Birnbaum grünen und Früchte tragen. —

So glaube ich im Weſentlichen den Begriff der Sage überhaupt, und der Volksſage insbeſondere, wie derſelbe meiner Individualität klar vor Augen ſteht, entwickelt zu haben, und will nun zu zeigen verſuchen, wie die Volksſage ethiſch wirkt, d. h. wie ſie dem Volke ſelbſt zur Freundin, Lehrerin, Tröſterin wird, ja wie ſie in der Volksſtimme ſich als Gottesſtimme verkündigt. Die folgenden mit Beiſpielen belegten Sätze gebe ich, wie ſie ſich eben aus der reichen Stofffülle hervor- und mir aufdrängten; ſyſtematiſche Anordnung hielt ich hier für überflüſſig.

Die Kindheit ſteht unter Engelſchutz. Dieſes ſchöne Prinzip des Volksglaubens, das man täglich im Volksleben ausſprechen hören kann, findet in unzähligen Sagen ſeine Belege; ich verweiſe hier nur auf das Kind am Falkenſtein, in meinem Thür. Sagenſchatz. Bd. 2. S. 75. Die arme Mutter, Kräuter ſuchend, verließ ihr Kind, dem ſie Blumen und Spielzeug gab, auf hohem abſchüſſigen Fels; das Kind rutſchte ſpielend weiter, nach Kinderart, bis zu dem ſteilen Abhang; es ſtürzt herab, doch unbeſchadet, Engel beſchirmten es; mit beſondern Blumen ſpielend, oder ruhig ſchlafend, findet die entſetzte Mutter ihr Kind wieder. Ferner verweiſe ich auf die Sage von der verfluchten Jungfer bei Eiſenach, die ein *Kind* ſchützt. Th. S. S. I. S. 121. Wie Gottes Engel einen Knaben in der Nähe von Zwickau ſpeiſte, führen Luthers Tiſchreden an.

Die Unſchuld ſteht unter Gottes Huth. Hierher gehören belegend die vorhin ſchon angezogenen Sagen vom *Jungfernſprung*, wo die verfolgte Unſchuld ſich rettet; (Harz, Arnſtadt, Oybin u. a.), und viele ähnliche; nicht minder die, wo die Strafbaren umkommen, aber die Unſchuldigen dem Verderben entzogen werden, wie in der Sage: Der heilige Sonntag (Grimm I. 232.) wo eine ſchuldige Frau mit ihren Kindern verbrennt, während ein Kind in der Wiege durch Gottes Gnade erhalten wird; eben ſo die Sage vom Kindelberg in Weſtphalen, (Grimm I. 234.) auf welchem frevelnde Ritter Gott verſuchen, welche dann alle an der Peſt ſterben, bis auf ein ſchuldloſes und frommes Geſchwiſterpaar. Wer ſollte nicht auch an die Roſen der heiligen Eliſabeth denken? Zeigen doch hierher auch faſt alle Sagen von Ordalien!

Treue Pflichterfüllung findet ihren Lohn. Dies bewahrheiten viele Sagen, der Volksglaube beſtätigt es. Wer auf Berufswegen geht, den können die Geiſter weder irren noch ſchaden, unzählige Bergmanns- und Jägerſagen deuten darauf hin. Redliche arme Hirten thun reiche Funde;

guten Menſchen erſcheinen und dienen willfährige und hülfreiche Geiſter, und bleiben treu, ſo lange nicht Vorwitz und Uebermuth ſie vertreibt. Der fröhliche Muth und das gute Gewiſſen, die aus redlicher Pflichterfüllung hervorgehn, und ſich zum getroſten Vertrauen ſteigern, haben Glück und Segen. Dieß dokumentiren die zahlloſen Sagen von Muſikanten, welche zu Nacht den in Burg und Berg und Höhle verzauberten Königen und Prinzeſſinnen Ständchen bringen; grüne Zweige, die ſich den Vertrauenden in Gold verwandeln, belohnen ſie reichlich. Die Geiſter *wollen* Muth und Vertrauen von den Menſchen, ohne dieſe hilft keine Springwurzel, keine Glücksblume, keine Zauberformel. Nur der Muthige nimmt aus dem Kreiſe der ziſchenden Schlangen die güldne Krone vom Haupt der weißen Schlangenkönigin, nur er küßt dreimal die Drachengeſtalt der verwünſchten Prinzeſſin, nur er findet und erringt die magiſchen Wundermittel, die zur Erlöſung gebannter Seelen nöthig ſind ꝛc.

Armuth ſchändet nicht. Das gemeine Volk, überall mehr arm, als reich, bildet ſelbſt in ſeiner Tradition eine ganz natürliche Oppoſition gegen den Reichthum und die Reichen. Die Sage läßt redliche Arme reich und glücklich werden, ſei es durch aufgefundene Schätze oder Geiſtergaben. Die Reichen prangen im Glanz ihrer Hoffarth, und hundertfach variirt die Sage ihre Strafe. Das Volk übt im Gefühl ſeiner Unterdrücktheit, an die zu glauben es ſtets geneigt iſt, eine eigenthümliche Jurisdiction aus, dieß zeigen ſchon die vielen dahin zielenden Sprüchwörter, z. B. Armuth ſtudirt, Reichthum jubilirt. Armer Leute Freund will niemand gern ſein. Armer Leute Gäſte gehen zeitig zu Hauſe. Armen hat nie kein Geld gebrochen, als nur am Sonntag und in der Wochen. Armuth hindert der Ehren viel; Kunſt ohne Geld iſt Affenſpiel. Armuth lehrt geigen. Reichthum iſt gut für Armuth. Reichthum hat Adlers Federn, ſie laſſen ſich nicht bannen. Mit leeren Händen fahet man keine Falken. An Armer Hoffarth wiſcht der Teufel ſeinen Hintern. — Und ſo Hunderte. Immer wird es der Arme, der Verlaſſene, der Hülfloſe, der Unterdrückte ſein, dem ſelbſt in der Sage der urtelnde Sinn des Volkes zu Hülfe kommt. Dem armen Zitherſpieler, welchem die heilige Kümmerniß ihren goldnen Schuh ſchenkte, da er vor ihr ſang, ſchenkt ſie auch den andern, als er des Diebſtahls verdächtig, zum Tode geführt wird und rettet ihn. Die Armen ſpeiſt und kleidet Eliſabeth; die reichſten Fundgruben in Schachten und Stollen werden von armen und geringen Grübnern entdeckt (Grimm I. S. 157.), ſo wie ſie durch die Hoffarth der reichgewordenen Bergbebauer wieder eingehen, wie die Gaſteiner Sage von der reichen Weitmoſerin beweiſt. (S. Maßmann: Bayeriſche Sagen, I. 87.) Immer liegt die Moral in ſolchen Sagen, daß Segen bei dem Reichthum iſt, ſei er durch Arbeit oder durch Glück gewonnen, ſo lange derſelbe nicht mißbraucht wird, und nicht zu Verſchwendung, zu Uebermuth und Frevel angewandt wird. Unverdiente Armuth steht in der Volksſage faſt immer ehrenhaft da. Dagegen erſcheint mit ſchimpflicher Armuth geſtraft ſehr häufig hochfahrender und übermüthiger Reichthum.

Verfolgte, gekränkte und gemordete Unſchuld wird gerechtfertigt und gerächt. Auch hier geſtaltet die Sage ſich meiſt als Vertreterin der ſittlichen Weltordnung in dem Volksleben. Man denke an den Goldſchacht zu Reichmannsdorf, wo ein unſchuldiger Jüngling des Diebſtahls verdächtig, gehenkt wird, und die Mutter das Bergwerk verflucht, welcher Fluch ſich auch erfüllt; ſehr ähnlich wiederholt ſich dieſelbe Sage in der Nähe von Ranis; auf dem Harz kam Gleiches vor (ſ. Grimms D. S. I. 97), wo dem Rumpfe des unſchuldig Gerichteten ſtatt des Blutes zwei ſchneeweiße Milchſtröme entſprangen, ſeine Unſchuld an den Tag kam, die Gruben aber ſich verſchütteten. Als die Kaiſerin Kunigunde in Bamberg ihrem Gemahl, Kaiſer Heinrich IV. bis zu der Stelle entgegenging, die man noch heute Kunigundens Ruhe nennt, und der Nahende ſie der Untreue beſchuldigte, nahm ſie ihren Trauring vom Finger, warf ihn nach dem eine Stunde weit entlegenen Bamberger Dom, und durch die große Glocke hindurch, zum Wahrzeichen ihrer unbefleckten Ehre; das Loch, durch welches der Ring flog, iſt noch zu ſehen; ſpäter beſtand die Kaiſerin ſelbſt die Feuerprobe. Hierher gehörig ließen ſich noch eine Menge Sagen anziehen. Ueberhaupt lehrt und predigt immerfort in den lebendigſten Beiſpielen die Volksſage den folgenden Ausſpruch:

Die Tugend wird belohnt, das Laſter beſtraft. Hierher deuten wieder die Jungfernſprung-Sagen, dann aber hauptſächlich jene unzähligen von irrenden Geiſtern, Feuermännern und geſpenſtigen Schätzehütern. Das Volk übt ſein Gottesurtheil, es kennt das de mortuis nil, nisi bene, nicht. Wer unrecht Gut erwarb und barg, wer Geld erpreßte und das Armuth drückte, wer Grenzſteine verrückte und Furchen von des Nachbars Acker abſchnitt, wer in Feld- und Waldeinöden Unſchuldige oder auch ſich ſelbſt mordete, wer Vater- oder Geſchwiſtermord beging, der iſt der furchtbaren Vehme des Volksrichterſpruchs verfallen, und die Tradition läßt ihn lange keinen Frieden im Grabe, keine Seligkeit im Himmel finden; als Feuermann irrt er um die verrückten Grenzſteine, als wimmernder unſeliger Geiſt deutet er nach den Stellen, wo er ſeine Schätze vergrub, an ſcheinbar unbedeutende Kleinigkeiten iſt ſeine Erlöſung geknüpft, aber ſeine Erſcheinung iſt erſchwert, und jene demnach in Jahrhunderte hinausgerückt. Zum ſchwarzen Hund verwandelt, irren grauſame Jäger, tyranniſche Amtleute durch die Fluren. Mit Feuer ſtraft das Volk. Noch heute kann man im Hennebergiſchen die Redensart hören, wenn von einem despotiſchen oder ungerechten Beamten die Rede iſt: „der muß auch noch einmal als feuriger Mann umgehen.“ Hierzu eine Menge Belege in Grimms deutſchen Sagen, namentlich I. Sage 281 und 285, auch in J. Grimms Deutscher Mythologie S. 515: „Ungerechte landmesser sieht man mit langer feuerstange in den furchen auf und abschweben und gleichsam das vermessene nachmessen; wer seinem nachbar abgepflügt, wer den stein verrückt hat, den trifft der fluch, umzugehn als irrwisch. beim pflügen zweifelhafter schnate hört man daher unter dem volk die redensart: ik mag nüt spüken gan.“ — Wer unrecht Maaß oder Gewicht gebrauchte, muß ebenfalls umgehen, und ſolche läßt mehr als eine thüringiſche Sage in klagenden und ſchreckhaften Ausrufen: Drei Metzen für ein Maaß! Drei Quart für eine Kanne! Drei Viertel für ein Pfund! durch die Orte wandeln, wo ſie trogen und täuſchten. Wer falſchen Eid ſchwört, dem wächſt die ſchwörende Hand mit aufgereckten Fingern zum Grabe heraus, dieß iſt allgemeiner Dorfglaube.

Nie malt die ächte Volksſage das Laſter reizend. Seine Perſonification iſt der Teufel, er lebt und webt in Sünde und Schande, er lockt zur Frevelthat, aber er iſt ſelbſt wieder in vielen Sagen deren Rächer. So kommt in dem Glauben an ihn die ethiſche Wahrheit zur Erſcheinung, daß die Sünde aus ſich ſelbſt ihre Strafe gebiert, wie

Untreu, nach dem Sprüchwort, ihren eignen Herrn ſchlägt. Doch verläugnet ſich auch in ſehr vielen Teufelsſagen der harmloſe friſche Mutterwitz, die Neckeluſt, der ſchalkhafte Humor des Volkes nicht, und ſpielt oft ſchadenfroh in mancher Sage dem armen oder dummen Teufel übel mit. Schwerlich hat eine andre Nation die Teufelsidee ſo vielſeitig ausgeprägt und in ſich verarbeitet, als die deutſche. So iſt in den ſonſt ſo reichen und poetiſchen helleniſchen Sagenkreiſen keine Spur von dem ächten und kernigen Humor, der aus vielen deutſchen Sagen herausblickt.

Das Gewiſſen wird in der Volksſage als ſittliches Gericht anerkannt und geehrt. Hier will ich nur gleich an die bekannte Danhäuſerſage erinnern. Den edlen Ritter läßt es nicht ruhen und raſten im Venusberg, und er zieht von dannen, Vergebung ſeiner Sünden zu ſuchen. Die fand er nun nicht, vielmehr verſagte ſie grauſam der Papſt, da hub nach dreien Tagen der Stab an zu grünen. Nun erwacht auch des Papſtes Gewiſſen, er ſchicket aus in alle Lande, wo der Danhäuſer wäre hin kommen. Vergebens. — Heinrich Raspe weinte bitterlich, als ihm die Räthe ſein ſchweres Unrecht vorhielten, daß er der frommen Eliſabeth angethan, und er erbot ſich alles zu thun, was er nur vermöge, die Gekränkte zu verſöhnen, und that es auch. (Th. S. S. I. S. 193.) Wem fiele nicht von ſelbſt die Reue des Grafen Ludwig, welcher den

Pfalzgrafen Friedrich erſchlug, und ſeiner Gemahlin Adelheid ein, durch welche Reue Reinhardsbrunn gegründet wurde? Der Gründer des Kloſters Sinnershauſen, das vordem Sündershauſen hieß, trug aus Reue einen Stein auf der Bruſt, ſein Kenotaph iſt noch alſo zu ſehen. Hundert Kloſterſagen und Legenden documentiren obigen Ausſpruch. Reue verſöhnt! ſpricht die Sage deutlich und oft wiederholend aus.

Gottesfurcht wird belohnt und vom Untergang gerettet, Gottloſigkeit von der Erde hinweggetilgt. Die bibliſchen Mythen vom Untergang Sodoms und Gomorras, wie von der Rotte Korah, finden in mancher deutſchen Sage ihren wichtigen Nachhall. Hierher deuten die zahlreichen Ueberlieferungen von verſunkenen Städten und Dörfern; man denke an Vineta, an Juvavia, an Stavoren. Im Thüringiſchen iſt von mehr als einem Dorfe die Rede, das mit Mann und Maus in die Erde verſank, wo nur wenige Gute dem Verderben entgingen, welches die Laſterhaftigkeit der Orte vom zürnenden Himmel rief. Man denke ferner an die übergoſſne Alp in Tyrol, an Frau Hütt daſelbſt (Grimm d. S. I. 233.), an die Buben auf dem Unterharz, die ihr Brod verfluchten, mit Füßen traten und peitſchten. Blut kam heraus und die Erde verſchlang die Gottloſen allzumal. Wie häufig die Sage das Brod der Hartherzigen in Stein verwandeln läßt, iſt in Grimms deutſchen Sagen vielſach nachzuleſen. Hierher gehören auch die ſchaurigen Sagen von den Mäuſethürmen im Rhein und im Goplo-See. Immer ein ſtrenger, aber gerechter Richterſpruch aus dem Volksmund im Namen Gottes.

Fleckenloſer Lebenswandel wird von der Volksſage als ein Verdienſt und Gott wohlgefällig gewürdigt. Auf tauſendfache Weiſe preiſt und ehrt die Sage den makelloſen Wandel. Hier hat ſchon die Religion und die Heiligenlegende vorgearbeitet, allein wenn wir auch das Weſen der Heiligkeit nicht nach dem Begriff der katholiſchen Kirche auffaſſen, ſondern dasſelbe als das ideale Streben nach höchſtmöglicher ſittlicher Vollkommenheit betrachten, ſo finden wir dafür in der Volkspoeſie und der Sage die höchſte Achtung documentirt. Statt aller zahlloſen Heiligen der römiſchen Kirche will ich nur an die thüringiſche Eliſabeth erinnern. Den Guten, den Reinen geſellt die Sage Engel zu, die ſie leiten und führen. Immer noch, wie im deutſchen Alterthum das ganze Volk, legt die Sage hohen Werth auf makelloſe Jungfräulichkeit und betrauert deren Seltenheit. Mancher tiefverborgne und verzauberte (verſetzte) Schatz könnte gehoben werden mit Hülfe einer reinen Jungfrau, wenn ſolche ſich fände; wehe der unreinen Hand, die mit frevelnder Lüge ergreifen wollte, was der reinen beſchieden; nur reine Jungfrauen können das Nothhemd ſpinnen und weben.

Nur die Reinen können verwünſchte Geiſter erlöſen, und da in unſern Tagen ſich dieſe Unſchuld bei dem erwachſenen Geſchlecht nicht mehr finden will, ſo läßt ſich die Sage bis zu Kindern herab und hofft von dieſen ein Glück, das jene nicht gewähren können, wie die Jungfrau auf dem Bro-eroder Burgberg (Th. S. S. II. S. 93.), wo die Erlöſung hoffende Erſcheinung ſelbſt ſagt;

Ein Knäblein von ſieben Jahren
Mit weißen Haaren
Kann mich erretten.

Die Bedeutung der weißen Farbe und überhaupt die Bedeutung der Farben erſcheint auch in der Sagenpoeſie wichtig. So finde ich in einem alten Liede weiß als Farbe der Ausplauderei in Minneſachen bezeichnet, wo der Dichter ſagt:

Sie heißen woll leſterer
Die mit röcken laſſen ſehen
Was in guts iſt geſchehen
Von reinen ſeligen weyben
— — — —
Der gern gerecht wär
Der ſoll die ſelben mer (Mähr)
Wiſſen vnd nietmanns mee
Sein lieb ſein leyd ſein woll ſein wee
Soll er fürbas nit ſagen ꝛc.

Für erſcheinende Jungfrauen kennt die deutſche Volksſage, ſo viel mir bekannt iſt, keine andre Farbe als weiß, welche Farbe an ſich ſchon die Unſchuld, die Jungfräulichkeit andeutet.

Selbſt an heilige Namen klammert ſich die Sage und macht ſie bedeutungsvoll, vor allen andern den Namen Johannes. Auf dem Ruppberg im Thüringer Wald iſt ein Schatz damit verſetzt, daß drei Erſtgeburten, die alle Johannes heiſſen, dem Böſen zum Opfer gebracht werden müſſen, bevor er gehoben wird. Hier ſchlägt auch die Sage von den zwölf Johanneſſen ein, die ein alter Zauberkönig auf dem Glücksſchiff rund um die Welt ſandte, und wovon alle Jahre einer dem Teufel verfiel. Als die Hennebergiſche Gräfin im Niederland 364 Kinder zugleich gebar, taufte man ſie allzumal in einem Becken, das noch zu ſehen und an hoffnungtragenden Frauen Wunder thut, und nannte die Knäblein Johannes, die Mägdlein Eliſabeth. Nicht ohne hierher bezügliche Bedeutung möchte ſelbſt der Umſtand ſein, daß im Mitteldeutſchland und namentlich in Thüringen unter zehn Täuflingen ſicherlich acht neben andern Vornamen auch Johannes getauft werden, und dieſer Johannes ſtets voran ſteht. Sollte das bloß zu Ehren Johannes des Täufers geſchehen? —

So wäre noch auf vielfache Weiſe anzuführen und nachzuweiſen, wie die Volksſage lehrend, warnend und beruhigend wirkt, wie ſie Eigennutz, Geiz, Hochmuth, Faulheit, Müſſiggang, Verſchwendung ꝛc. beſtraft, Fleiß, Freigebigkeit, Sparſamkeit, Redlichkeit belohnt, immer als abſchreckende oder nachahmungswerthe Beiſpiele Kindern und Erwachſenen ihre Geſchichten vor Augen ſtellt und dabei ſogar häufig der Namen nicht ſchont, ſondern keck und geradezu, und dadurch um ſo eindringlicher, aus jüngſter Vergangenheit die Beſtraften, wie die Belohnten nennt.

Allein nicht bloß im Gebiet der Sitten- und Pflichtenlehre bewährt die Sage ihre heilſame Wirkſamkeit auf des Volkes Thun und Laſſen und auf deſſen ſittliche Charakterfortbildung, ſie erhebt ſich auch in das Gebiet der Ethikotheologie und hilft mit treuem Sinn die erhabenen Güter dem Volke ſichern, die als unſterblichewige Wahrheiten, als Glaube, Liebe und Hoffnung, als Gewähr der Fortdauer und der künftigen Seligkeit die Grundlagen der Religioſität und insbeſondre der chriſtlichen Religion bilden.

Der Glaube an Gott iſt tief im deutſchen Volke gewurzelt, von Gottesläugnern und Gottesläſterern giebt es eine Menge abſchreckende Sagen. Auch jene dämoniſchen Mittelweſen der Sage, Zwerge und Elbe, wiſſen von Gott, glauben an Gott und haben Hoffnung auf einen beſſern, ſeligen Zuſtand. „Alle guten Geiſter loben Gott den Herrn!“ heißt die allbekannte und mächtige Zauberformel, vor welcher alle Nachtdämonen entweichen müſſen, nur die Guten antworten darauf: „Wir loben ihn!“ Geiſter und Zwerge (auch Todte) halten Kirche und Gottesdienſt, ſind andächtig, ſingen religiöſe Lieder. — Dieſer ſagenhafte Glaube ragt ja bis in die Neuzeit und in die Gegenwart herein bei den magneto-dämoniſchen Erſcheinungen und läßt ſich von da ab wieder auf ein ziemliches Alter zurückführen. Iſt in jenen tauſendfachen Sagen von verwünſchten, verfluchten, gebannten Geiſtern, welche auf Erlöſung harren, deren Zuſtand nicht als ein vertrauend-hoffender angedeutet, und richtet er nicht den Blick des Aufmerkſamen darauf hin, daß Lohn und Strafe nach dieſem Leben und ewige Fortdauer kommen wird? deutet er nicht eine Sühne irdiſcher Schuld, eine Läuterung des Geiſtes von unreinen Leidenſchaftſchlacken an? Es iſt nicht etwa die haften gebliebene römiſch-katholiſche Idee des Fegfeuers, die hier mit ſtrafendem Richterſpruch den Verbrecher als flammenden Irrwiſch durch die Felder treibt, es iſt tiefer begründet und vielleicht älter als der Chriſtianismus. Dieſe Hoffnung auf endliche Erlöſung iſt auf mehrfache Art bedingt und gebunden, erſtens an den Zufall, zweitens an Menſchen, (oft an Prädeſtinirte, mindeſtens beſonders dazu geeigenſchaftete, wie die Sonntagskinder), jedoch faſt nie in die eigne Hand des Harrenden gegeben, oft auch ſoll ſich eines dieſer Bedingniſſe gleichzeitig mit einem andern vereinigen. Als zufällige Erlöſungsbedingniſſe erſcheinen in deutſchen Sagen die Raben, die um die alte Warte von Kyffhauſen fliegen ſollen, der Birnbaum, der dort und auch auf dem Walſerfeld blühen ſoll, der Kirſchkern auf einem Burggemäuer, daraus ein Baum, aus dem Baume eine Wiege werden ſoll, wo nun endlich das Kind, welches zuerſt darin geſchaukelt wird, die Fähigkeit, aber auch nur dieſe, hat, den hoffenden Geiſt vielleicht, wenn alle andern Bedingniſſe erfüllt ſind, zu erlöſen. Menſchen können durch Schweigen beim Schatzheben die Gefeſſelten befreien, auch dadurch, daß ſie, ohne unwillig zu werden, der nieſenden Erſcheinung dreimal, ſiebenmal, ja zwölfmal Gotthelf ſagen ꝛc. Hier wird von der Sage Hoffnung, Vertrauen, Glaube in Beiſpielen gepredigt und auf einen verſöhnbaren Gott, auf eine Seligkeit nach der Buße, auf ein ewiges Leben hingewieſen. Es würde für den dermaligen Zweck dieſer Abhandlung zu weit führen, noch ausführlicher darüber zu reden.

Möchte der Unbefangene aus dem Geſagten und den belegenden Beiſpielen erſehen, daß die Volksſage außer ihrem poetiſchen Reiz und Werth auch wahrhaft ethiſchen Werth hat, daß ſie dem Volk durch die Macht des Beiſpiels Lehren der Tugend, der Weisheit und der Frömmigkeit in das Herz ſtreut, es auf rechtem Weg wandeln heißt, es an treue Pflichterfüllung mahnt, die ſchützende Hand Gottes, die wachende Vorſehung erkennen lehrt, daß ſie Unſchuld, Tugend und Herzensreinheit hochſtellt und das Laſter mit ungeſchminkter Larve zeichnet, daß ſie vom Hochmuth abräth, vor Verſchwendung warnt, zufriedne Armuth und gutes Gewiſſen höher ehrt, als unzufriedenen Reichthum und beflecktes Bewußtſeyn, daß ſie immer und unaufhörlich wie ein friſcher lebendiger Waſſerſtrahl aus dem dunkeln Schacht und Felsgeklüft der Erdennacht emporſteigt und nach oben weiſt, und auch dadurch verkündet, wie ſie als Mittel dem Zweck einer höhern moraliſchen Weltordnung dient, und nicht bloß der Langeweile der Spinnſtuben und der Phantaſie der Dichter. —

Was iſt früher geſchehen für dieſen Nervenäther des deutſchen Volkslebens, welcher deſſen Körper auf das innigſte durchdringt? Man hat ihn unbeachtet gelaſſen, die Geſchichte wandte der Sage ſtolz den Rücken, die Theologie eiferte gegen ſie als Aberglauben; die Forſchung hatte zu viel zu thun mit Griechenland und Italien, mit Perſien und Hindoſtan, mit China und Japan, mit Gallien und Scandinavien. Die Maſſe verlachte die ewig waltende, ſich ſtill fortbildende und fortpflanzende Volkspoeſie der deutſchen Sage als dummes Zeug, nur etwa einen Dichter trieb es in die einſame Flur, in den rauſchenden Wald, und es ſäuſelte um ihn die wunderbare Stimme der Natur, es murmelte eine Quelle, es ſang ein Vogel, und die Sage gewährte ihm die Gunſt, in ihr jungfräuliches Antlitz zu ſchauen. Erſt wenige Würdige begannen, vom ſprachlichen, vom ethnographiſchen, vom mythologiſchen, wie vom dichteriſchen Standpunkt aus, die Sage höher zu ſtellen, möchte man deren ethiſchen Standpunkt nicht aus den Augen laſſen! Hier iſt ein Fingerzeig namentlich für Landgeiſtliche und Landſchullehrer gegeben. Sie können für Wiſſenſchaft und Kunſt unendlich viel brauchbares Material ſammeln, ſie dürfen nur fragen, hören und aufzeichnen, wo es möglich, auch in Dialekten, um zugleich der Sprache zu nützen. Niemand wird ſo bornirt ſein, zu glauben, es könne oder es ſolle ſogar dadurch der Aberglaube gefördert, die Aufklärung gehindert, der fördernde und ſtrebende Schritt der Zeit gehemmt, das reine Licht der Religion und der Wahrheit verdunkelt werden. Vor ſolchem Beſtreben behüte uns Gott! Als Gleichniß, als Parabel, als Dichtung, als Poeſieblüthe des Volkslebens neben dem Spruch und dem Lied achte man die Sage, ſo laſſe man ſie dem Volk, ſo lehre man das Volk ſie würdigen, und im Uebrigen überlaſſe man dasſelbe ſeinem geſunden Sinn.

Es ſind nur Andeutungen, die ich über den ethiſchen Werth der deutſchen Volksſage hier geben konnte, doch könnte es, um anregen zu helfen, einſtweilen genug ſein. Gewänne ich ihr auch dadurch nur einen Freund, der ſie bisher nicht kannte oder gar verkannte, erweckte ich auch nur in einem den Sinn, ihrer zu achten und ihrem leiſen Schritt mit ſorgſamen Auge, mit aufmerkſamen Blick zu folgen, ihre Waldesgeheimniſſe zu erlauſchen und gleichen Weg mit mir zu gehen, ſo wäre mir das ein willkommener und hocherfreulicher Lohn.

Sagen
aus
Thüringens Vorzeit.

Es iſt aber ſicher jedem Volke zu gönnen, und als eine edle Eigenſchaft anzurechnen, wenn der Tag ſeiner Geſchichte eine Morgen- und Abenddämmerung der Sage hat; oder wenn die, menſchlicher Augenſchwäche doch nie ganz erſehbare Gewißheit der vergangenen Dinge, ſtatt der ſchroffen, farbloſen und ſich oft verwiſchenden Mühe der Wiſſenſchaft, ſie zu erreichen, in den einfachen und klaren Bildern der Sage, wer ſagt es aus, durch welches Wunder? gebrochen, wieder ſcheinen kann. Alles, was dazwiſchen liegt, den unſchuldigen Begriff der dem Volke gemüthlichen Sage verſchmäht, zu der ſtrengen und trockenen Erforſchung der Wahrheit aber doch keinen rechten Muth faßt, das iſt der Welt jederzeit, am unnützeſten geweſen.

Brüder **Grimm**: Deutſche Sagen 2. V.

Nicht minder, wie durch Thüringens Frühzeit, ſchallte Schwertklang und Waffenlärm durch ſeine mittelalterliche Vorzeit. Ein Krieg kettete ſich an den andern, der blutigen landverwüſtenden Einzelfehden benachbarter Grafen und Ritter, der Empörungen der Bürger gegen ihre Obrigkeit in verſchiedenen Städten, und der Kämpfe dieſer Bürger gegen umwohnende Raubgeſellen hier gar nicht zu gedenken. Was von den letztern in dieſem Werke romantiſcher Färbung halber Anführung verdient, wird ſeine örtliche Stelle finden, während hier in der Kürze nur das Allgemeine berührt wird, daran das ganze Thüringer Land oder doch ein großer Theil deſſelben zu tragen hatte. Leider iſt mehr vom Weh, als vom Wohl des Landes zu verkünden, das bald der Krieg verheerte, bald frommer Wahn entvölkerte, bald der Todesengel geiſelte, bald Elementenwuth verwüſtete. Von ſolchen Ereigniſſen lebt noch vieles in der Sage des Volkes fort, ſo die Wichtlein aus der Hunnenzeit, in denen ſich der uralte Glaube an Zwerge und Elbe verjüngte, ſo der Glaube an jüdiſche Brunnenvergifter und Kindermörder. Aller Judenhaß datirt aus dem Mittelalter und iſt der ſchwache Wiederſchein der ungezügelten Mord- und Verfolgungsſucht, die von Zeit zu Zeit Volk und Land überloderte. Nicht um des Heilands Willen, ſondern um des Geldes Willen, das der Meiſten irdiſcher Heiland war, wurden die Juden verbrannt und erſchlagen. Veits- und Johannestänzer und Geiſſelfahrer durchſchwärmten auch Thüringen. Von erſtern geben Arnſtädter und Erfurter Chroniken ein ganz merkwürdiges Beiſpiel,*) letztere traten ebenfalls um Erfurt zahlreich unter dem Geſang des bekannten Geißlerliedes auf. Aus der Zeit jener verheerenden Peſten ſtammt das wimmernde Geſpenſt die *Wehklage*, das nach des Volkes Meinung in manchem Ort vor Einzelſterbefällen, noch mehr aber vor dem Ausbruch großer Krankheiten mit einem unausſprechlich jammervollen Ton in den Straßen vorahnend und unheilkündend ſich vernehmen läßt, und während Noth und Tod auf Erden oft verſchwiſtert wandelten, ſchien der Himmel in ſchreckenvollen und wunderſamen Meteoren wie ein Orakel den Zorn des Ewigen über die verderbte Welt und die ſündige Menſchheit zu verkünden. Nur in den einfachſten Umriſſen ſei dieß zum Theil im Folgenden angedeutet und gezeichnet, denn die Ausführung gehört der Geſchichte an; auch bedingt die ſich häufende Stofffülle örtlicher Sagen Raumerſparniß. Ueberall, wo das Allgemeine mehr zum Beſondern hinneigt und hindeutet, iſt das Letztere bevorzugt worden, und was hier vermißt wird, wird dort gefunden.

---

*) S. d. Sagen-Kreis von Erfurt.

1.

Herzog Tachulf.

Das Thüringer Land ſtand eine Zeitlang unter den Königen aus Karls des Großen Geſchlecht, bis dieſe ſich in Feindſeligkeit trennten, und in Bruderkriegen befehdeten, und endlich die deutſchen Lande des mächtigen Frankenreiches unter Ludwig des Deutſchen beſondre Oberherrſchaft gelangten. Während jedoch das Frankenreich von innerlichen Stürmen in Folge der Bruderkriege litt, machten ſich die von Karl dem Großen und den frühern Herzogen zurückgedrängten Slaven und Sorben aus ihren Gebieten jenſeit der Saale, an den Oſtgrenzen des Reichs und Thüringens wieder auf, und fielen raubend und verheerend in die thüringiſchen Marken. Darum ernannte König Ludwig der Deutſche einen mannlichen Heerführer mit Namen Tachulf zum Herzog, daß er vor dem Heere herziehe gegen die feindlichen Nachbarſtämme, das Land bewahre und die Grenzen ſchirme. Als nun zu dieſen Zeiten ſich im Lande Mähren der Fürſt Swantoplok mächtig erhob, ſo daß ihm auch die Böhmen und alle umwohnenden ſlaviſchen Volksſtämme zufielen und anhingen, die zuvor dem deutſchen Könige zinsbar geweſen, und Thüringen großes Unheil von dort drohte, ſo ſandte der

König den Herzog Tachulf mit einem mächtigen Heer gegen die öſtlichen Feinde. Darüber erſchrak ein großer Theil derſelben, ſchickte Geſandte an Herzog Tachulf, und ließ um Frieden bitten, indem Unterwerfung gelobt wurde. Der Herzog hatte in einem der erſten Gefechte einen Pfeilſchuß am Knie erhalten, doch wollte er ſich, wie ſehr ihm die Wunde ſchmerzte, den Abgeſandten nicht verwundet zeigen, ſondern empfing ſie, vom Kopf bis zum Fuß geharniſcht auf dem Streitroſſe ſitzend, und gab ihnen ein williges Gehör. Oft noch bezwang und bändigte der tapfere Herzog die ſtets zum Aufruhr und zu räuberiſchen Einfällen in das Thüringer Land geneigten Sorben, und hielt ſie in den Grenzen ihres Landes zurück.

2.

Von großer Hungersnoth.

Im Jahr 850 war in ganz Deutſchland eine furchtbare Hungersnoth, beſonders aber in den Rheingegenden, ſo daß viele Menſchen vor Hunger und Elend umkamen. Dazumal iſt es geſchehen, daß ein Mann aus dem Gau Grabfeld, (Etliche ſchreiben aus Grabenfeld am Rhein) mit ſeinem Weib und einem Kindlein nach Thüringen zog, wo es noch etwas wohlfeiler war. Nun kamen ſie in den großen Wald, wo ſie weit und breit weder Obdach noch Nahrung fanden, und lagen matt und faſt ohnmächtig an der Erde, und glaubten nicht wieder von dem Platze hinweg zu kommen. Da ſprach der Mann in ſeiner Verzweiflung und in der grimmigen Pein des Hungers zu ſeinem Weibe: Laß uns das Kindlein ſchlachten, ehe es umkommt, und uns davon ſättigen. Beſſer es ſtirbt eines, denn wir alle drei. Darauf ſchrie das arme Weib laut auf, und wollte den Mord ihres Kindes nicht zugeben, der Mann aber riß ihr, ſelbſt unter Thränen, den Knaben aus den Armen, und eilte in das Gebüſch, damit die Mutter den Tod des Sohnes nicht ſähe. Schon hob er dort den Arm auf und zückte das Schwert, als er auf einmal ein ſtarkes Geräuſch und Geträuſch in den Büſchen vernahm von Laub und Aeſten, und da er hinſah, erblickte er zwei Wölfe, die eine Hindin zu Boden riſſen und zerfleiſchten. Schnell ließ er den Knaben los, ſtürzte auf die Wölfe zu, verjagte ſie, und nahm alsbald das Wild für ſich als Beute mit. Laut lobten nun Mann und Weib den Helfer im Himmel, der ein Wunder an ihnen und dem Kinde gethan, und ſättigten ſich alle drei. Bald auch kamen ſie zu guten Leuten in Thüringen, die ſich ihrer hülfreich annahmen, und denen ſie die wunderbare Begebenheit erzählten. —

3.

Niederlage der Thüringer durch die Slaven.

So lange der tapfere Herzog Tachulf rüſtig und kräftig war, hielt er die feindlichen Nachbarvölker an den Oſtgrenzen und die ſtets zum Abfall geneigten Sorben gar wohl im Zaum, als dieſer aber alt und ſchwach wurde, und nicht mehr zu Felde ziehen konnte, regten ſie ſich wieder, und brachen in Thüringen ein, wiewohl ſie noch manche Niederlage erlitten. Ja König Ludwig fiel ihnen in ihr Land und verbrannte ihnen die Häuſer über dem Kopf und die Früchte auf dem Felde, und wollte ſie entweder zu Chriſten bekehren oder ganz und gar vertilgen. Keines von beiden gelang ihm, denn ſie ſammelten ſich wieder, zogen mit Macht heran, Männer, Weiber und Kinder griffen das thüringiſche Heer an, das unter viele Führer vertheilt war und eines rechten Hauptes entbehrte, und jagten es mit großer Schmach auseinander, ſo daß auf der Flucht mehr als ein Edler von den Weibern vom Roß geriſſen und mit Prügeln erſchlagen worden iſt. Ein Jahr darauf iſt Herzog Tachulf verſtorben und ward einer Namens Ratolf zu ſeinem Nachfolger geſetzt, welcher im

Januar 874 mit ſeinem Heer über die Saale ſetzte, und mit Feuer und Schwert der Feinde Land verheerte, bis ſie ſich aufs Neue unterwarfen.

4.

Zeichen am Himmel und auf Erden.

In dieſen Zeiten ſind in Thüringen viele ſeltſame Zeichen geſehen worden, welche die Menſchheit in Furcht und Schrecken ſetzten. Starke Gewitter, fallende Eisklumpen, große Hitze, daß die Flüſſe Werra und Saale vertrockneten und man Stunden lang trocknen Fußes in ihren Betten gehen konnte. Man ſah Wolkenzüge brennend und feurige Strahlen ſchießend, gegen einander ziehen. Heuſchreckenheere kamen aus Oſten, ſo dicht, daß ſie auf Meilenweite wolkengleich die Sonne verdeckten. In einer Stunde zehrten ſie das Getraide von hundert Acker Land auf; ihre Körper waren Daumens dick und ihr Hin- und Herſchwärmen hielt zwei Monate lang an, zum großen Schrecken des Volkes; Hungersnoth und geſchwindes Sterben folgten darauf, letzteres wohl zum Theil mit durch die zahlloſen Haufen der Heuſchrecken entſtanden, die gleichſam in Abtheilungen, wie geordnete Kriegsheere, gezogen ſein ſollen, ſich jedesmal des Abends um 9 Uhr niederließen und des Morgens bei Sonnenaufgang aufbrachen. Wo ſie gelagert, war das Land wie durch Hagelſchlag verwüſtet; ſie flogen des Tags fünf Meilen weit, bis der Wind die Meiſten in das britaniſche Meer trieb, wo ſie erſoffen. Aber das Meer ſpülte ſie wieder todt an die germaniſchen Küſten, thürmte die Cadaver zu Bergen am Ufer auf, wo ſie nun verfaulend die Luft weit und breit verpeſteten. Der Hungersnoth und dem Sterben folgte dann ein fürchterlicher Winter, es ſchneite 875 vom 1ſten November bis Georgii in einem fort; Wege, Wälder und Felder waren mit tiefſtem Schnee bedeckt, daß die Leute nicht einmal Holz holen konnten, und die größten Ströme froren zu. An einigen Orten regnete Blut vom Himmel, auch fiel blutfarbener Schnee. Damals ſtarb an Hunger und Seuchen in Thüringen und den Nachbarlanden das dritte Theil der Menſchen aus.

5.

Herzog Poppo.

Von Norden her waren Normannenheere in Deutſchland eingebrochen und verwüſteten die vaterländiſchen Gaue bis an den Rhein. Damals war Ludwig II. deutſcher König und ſandte den ſächſiſchen Heerbann gegen die Normannen, unter

Führung des Herzogs Bruno. Da ward auf der Lüneburger Haide bei Ebbeckesdorf eine große Schlacht geſchlagen, in welcher Bruno, der Erbauer Braunſchweigs, nebſt ſeinem Bruder Dankward, zwölf Grafen und zwei Biſchöfen (nach andern aber drei Fürſten, dreizehn Grafen und ſieben Biſchöfen) ihren Tod fanden, und das ganze Heer eine ſchreckliche Niederlage erlitt. Als dieſe in allen Landen kundbar geworden, machten ſich alsbald die Sorben, Wenden, Daleminzier, Mähren und Böhmen in großen Maſſen auf, fielen über die Sorben in der Saalfelder Gegend her, zwangen ſie zum erneuten Abfall und begannen ihre Plackereien Thüringens von Neuem. Da ſammelte aber raſch der Nachfolger Ratulfs, der ſorbiſche Markgraf Poppo, ein Heer, zog jenen ſtreitfertig entgegen und lieferte ihnen eine ſo furchtbare Vertilgungsſchlacht, daß ihrer keiner oder nur wenige entkamen. Manche meinen, dieſer Markgraf und Herzog Poppo ſei ein Graf von Henneberg geweſen, mindeſtens findet ſich, daß in dieſem Grafengeſchlecht der Name Poppo beſonders vorherrſchend aus alter Zeit durch lange Jahre geblieben.

6.

Hunneneinfälle und Hunnenſchlachten.

Arnulph, ein tapferer Herzog von Kärnthen, war durch des Volkes und der Edlen Wahl zum deutſchen König ausgerufen worden. Er zog gegen die Normannen und trieb ſie ſiegreich zurück; gegen die aufs Neu' empörten Mähren rief er den aſiatiſchen Volksſtamm der Madſcharen zu Hülfe, welche die Slaven Ungern (Fremdlinge) nannten. Nicht ohne große Verluſte bändigte er die Slaven, ſtarb zu früh für Deutſchland und hinterließ ſein Reich ſeinem fünfjährigen Sohne Ludwig, das Kind genannt. Damals war Deutſchland rings von mächtigen Feinden bedroht und durch innere Unruhen und Zwieſpalte zerriſſen; einer derſelben war die Babenberger Fehde, wo der Verrath des Mainzer Erzbiſchofs Hatto dieſem Namen ein Brandmahl aufdrückte für alle Zeiten. Das wilde und kriegeriſche Volk der Hunnen war nach dem Siege über die Slaven in ſeine Heimath zurückgekehrt, hatte dieſe von andern Raubhorden verwüſtet gefunden und gedachte nun der lachenden Fluren und fetten Weiden Deutſchlands. In ungeheuren Schaaren ſtrömten ſie bald dem Weſten wieder zu, eroberten ein Land um das andere, ſetzten ſich in dem heutigen, nach ihnen ſo genannten Ungarlande feſt und drängten immer weiter vorwärts, beſiegten die Slaviſchen Volksſtämme und brachen mit mächtigen Heerhaufen in Baiern, Franken und Thüringen zugleich ein, wo ſie mit unerhörter Grauſamkeit hauſten und wütheten. Zwar ließ der deutſche König Kriegsvolk aufbieten, ſo viel er konnte, und es ſammelten ſich die Heerbanne aus Baiern, Franken, Thüringen, Sachſen, dem Vogtland, Schwaben, Heſſen, Rheinland, dem Nordgau, Steiermark, Kärnthen und andern Gauen, und zogen gegen die Feinde, vermochten aber nichts gegen deren Schnelligkeit zu Roß, deren Gewandheit, Muth und Wuth. Der Markgraf Leupold von Oeſterreich ward mit neunzehn bayeriſchen Edeln und einer zahlloſen Menge Volks an der Ems erſchlagen, ganz Bayern wurde verwüſtet. Dann zog das wüthende Hunnenheer den Böhmer Wald herauf, brach in den Nordgau, in das Franken- und Vogtland, und auch der Frankenherzog Gebhard, der ſich ihnen entgegenſtellte, ward erſchlagen. Hierauf brauste der Hunnenſchwarm nach Thüringen, da that Herzog Burkardt zu Thüringen und Heſſen Botſchaft um Hülfe und Beiſtand zu den Herzogen zu Sachſen, Oeſtreich, Bayern, Schwaben und Franken, die kamen ihm mit aller ihrer noch übrigen Macht zu Hülfe. Und als die Ungarn in Heſſen und Buchonien einfallen wollten und gegen Fulda zogen, zog Herzog Burkardt mit den Thüringern und acht Pannern ihnen entgegen und ſtritt mit ihnen bei Eiſenach. Da wurden ihrer unmäßig viele erſchlagen, aber auch viele Tauſende der Chriſten kamen um. Und auch der Herzog, als er ritterlich für ſein Vaterland ſtritt, fiel im Kampf, viele Helden mit ihm, das vereinte Heer wurde auseinandergetrieben, und die Hunnen hausten in Thüringen, Sachſen und auf dem Harz mit ſchrecklichem Wüthen. Da fiel Furcht und Schrecken auf die Völker, und ſchon die Nennung dieſer furchtbaren Feinde machte die ſtärkſten Herzen erzittern. An einen Widerſtand war nicht mehr zu denken, nur in der Flucht lag noch eine Hoffnung auf Rettung. Frauen und Jungfrauen knüpften die Feinde mit den Zöpfen aneinander und trieben ſie vor ſich her; die Männer und alles, was wehrhaft war, erſchlugen ſie und tranken ihr Blut, ſchnitten ihnen die Herzen aus den Leibern und fraßen ſie roh an Tafeln, die ſie aus der Erſchlagenen Körpern gebildet. Kinder erwürgten ſie vorm Angeſicht der Aeltern, zerhackten ſie oder zerſchmetterten ſie an Mauern und Felſen. So überaus unmenſchlich gingen ſie mit den Leuten um, daß jedermann erſchrack, wenn man nur der wilden Heunen gedachte, und diejenigen vom Landvolk, die ihrer keine anſichtig wurden, meinten, jene Menſchenfreſſer ſeien ungeheure Rieſen. Daher verzagte Alles und die ſonſt ſo tapfern und ſtreitbaren Völker: Thüringer, Franken, Schwaben und Sachſen, die ſo oft geſiegt, waren durch Gottes Verhängniß zaghaft und kleinmüthig vor ihnen. — So kam es dahin, daß die Hunnen immer ſiegreicher und dadurch übermüthiger wurden und daß nach mancher verlornen Schlacht ſich der deutſche König zu ſchimpflichem Tribut an ſie verſtehen mußte. Und dieß that ſowohl König Ludwig, als auch ſein Nachfolger König Conrad, um nur die deutſchen Lande nicht gänzlich verheeren und verderben zu laſſen. Darnach, nach Conrads

Tode, küreten die deutſchen Fürſten den Herzog Heinrich zu Sachſen und Thüringen, den man hernach den Finkler oder Vogelſteller nannte, weil die Geſandten, die ihm die Wahl verkünden ſollten, ihn auf dem Vogelheerd antrafen, zum deutſchen Kaiſer. Dieſer ſchloß zuerſt nach einem neuen verheerenden Einfall der Hunnen einen neunjährigen Frieden mit ihnen, ſtärkte ſich dann immer mehr, baute Burgen und befeſtigte die Städte, führte gegen die Sorben und Wenden ſiegreiche Kriege, harrte des Tages, wo der Vertrag mit den Hunnen endete, und ſagte ihnen, als dieſer heran nahte, den Tribut auf. Eines neuen Einfalles gewärtig, ſchrieb er einen Reichstag aus und ermahnte Reich, Fürſten und Volk zur Eintracht und tapfern Gegenwehr, die ihm auch zugeſagt wurde. Nicht lange darauf kam eine trotzige Geſandtſchaft der Ungarn an und heiſchte neuen Tribut und deſſen Fortſetzung, außerdem ſie den Krieg gleich anzukündigen beauftragt ſei. Da ließ Kaiſer Heinrich einem alten, ausgehungerten, ſchäbigen Hund Schwanz und Ohren abhauen und ſandte ihn den Hunniſchen Legaten mit dem Beſcheid: Hier iſt euer Tribut, wollt ihr andern, ſo kommt und holt ihn. Darauf erhoben ſich die Hunnen mit der furchtbarſten Macht und rückten heran mit einem Heer von dreimalhunderttauſend Mann zu Fuß und zu Roß, gebildet aus Ungern, Scythen, Slaven, Finnen, Reußen und Preußen, Polen und Böhmen, wollten auch die Sorben und

Wenden wieder zu ihrem Beiſtand zwingen; dieſe aber kannten Heinrichs Macht, fürchteten ſeine Rache, wenn ſie abfielen, und ſandten trotzig einen fetten Hund, mit dem Entbieten, die Hunnen möchten ſich an dieſem Zins erholen, wenn der magre des Kaiſers ihnen zu gering gedeucht. Aufs Höchſte erbittert, zogen nun die Hunnenſchaaren, in zwei große Heerhaufen getheilt, heran; einer durch Thüringen bis in die güldne Aue, welcher das Schloß Jechaburg umzingelte; der andre gen Merſeburg, das er einen ganzen Tag, doch fruchtlos, beſtürmte. Da fiel auf jenen der thüringiſche Heerbann mit aller Macht und erſchlug ihrer unmaßen viel, und gegen den andern Haufen zog Kaiſer Heinrich heran, ordnete ſeine Heere, ritt durch ihre Reihen, ermahnte alles mit männlichen und frommen Worten; hoch ward das Hauptpanner mit dem Bilde St. Michaels erhoben. Hui! Hui! ſchrien die Hunnen und prallten an; Kyrie eleiſon! ſchrien die Chriſten und drangen in keilförmiger Schlachtordnung ein. Am Eichholz entbrannte die Schlacht, und es wurden in ihr vierzigtauſend Hunnen erſchlagen, die Uebrigen enteilten in wilder Flucht nach Bernburg zu, wo noch unzählig viele erſchlagen und gefangen wurden; auch fiel das ganze feindliche Lager mit unermeßlicher Beute in die Hände der Sieger, und viele Chriſten, welche die Hunnen gefangen gehalten, fanden ihre Erlöſung. Die beſten Hauptleute der Feinde fanden ihren Tod, das Volk aber, was dem Tode in der

Schlacht und der Gefangenſchaft entrann, kam theils in Sümpfen um, theils ſtarb es Hungers in Feldern und Wäldern, und ganz Deutſchland frohlockte über den Sieg, den Gott in Thüringen verliehen hatte. Niemals kamen die Hunnen wieder. Bei Merſeburg ward ſpäter aus dieſer Zeit ein heidniſch Grab mit wunderlicher Zierrath und Kriegsgeräthſchaft gefunden, darin ein Hunnenanführer beſtattet ſein ſoll, und wird im Schloßgarten dort noch heute gezeigt.

7.

Die Wichtleinshöhlen.

Damals, als die Hunnen ſo ſchrecklich und landſchädlich in Deutſchland hauſten, und alles vor ihnen floh, haben ſich an vielen Orten die Leute in Bergeshöhlen und Waldſchluchten verkrochen und verſteckt, und ſich in die Erde und in Felſen gegraben, davon findet man noch heute häufig die Spuren. In dieſe Schlupflöcher bargen und retteten ſich und ihre Habe die Landſaſſen vor den gewaltigen Hunnen, gleichſam wie Zwerglein und Wichtlein flüchtend vor unmenſchlichen Heunen und Rieſenungethümen. Solche Löcher unter den Namen Zwerglöcher und Wichtleinslöcher ſind in Thüringen unter andern bei Buffart an der Ilm, bei

Saltzmünke im Amte Friedberg, das Böhlersloch im Jonasthal bei Arnſtadt, die Felslöcher bei Angelroda, bei Meiningen am Drachenberge, und über der untern Kuhtrifft, (welche ich als Knabe oft genug durchkrochen) am Dollmar, bei Dillſtedt und Wichtshauſen, welches Dorf ihnen wohl den Namen danken dürfte, wie die Namen Huneck, Hunnkuppe, Hünenkoppe, Hüneburg an die Anweſenheit der Hunnen noch heute erinnern. Die ganz in die Felſen gehauenen Burgen Regenſtein und Anhalt am Harz wurden auch in jener Zeit als Schutzwehren erbaut. Viele und mancherlei Sagen aus frühſter Vorzeit miſchten ſich ſpäter mit den Erinnerungen der Hunniſchen Drangſale.

8.

St. Georgs Pannier.

Es war zur Zeit, als Ludwig V, Landgraf von Thüringen, genannt der Milde, und Kaiſer Friedrich Barbaroſſa mit vielen Fürſten zum zweitenmale eine Fahrt über Meer zu thun gedachten, um aus der Saracenen Hand das heilige Grab zu gewinnen, auf daß fernerhin ungehindert und ungeſchädigt durch die Heiden jeder fromme, chriſtliche Pilgrimm ſich den Stätten nahen möge, wo einſt der Heiland der Welt gelebt und gelitten.

Des Rothbarts Aufruf folgte auch Ludwig der Milde, gleich vielen andern Fürſten, und ſchaarte um ſich ſeine Lehenträger und Vaſallen. Da geſchahe es, daß ein großes Wunder ſich ereignete, denn um des edlen Fürſten Tugend und guter Werke Willen ſandte Gott vom Himmel herab das Panner des heiligen Georg, der den Drachen ertödtet, und der Schutzheilige der Kreuzritter, wie auch der Stadt Eiſenach war; unter dieſem Panner kämpfte Ludwig der Milde gegen die Ungläubigen vor dem Kaiſer vor, und ſiegte. Und als der Barbaroſſa aus dem Morgenlande nicht zurückgekehrt, und auch Ludwig auf Cypern verſchieden war, brachten heimkehrende Ritter das Panner Georgs zurück, wo es auf Schloß Wartburg bewahrt wurde. Lange Zeit nachher aber wurde dieß Pannier nach Tharant, einem Schloß in Meißen, gebracht. Und als dieſes Haus in Flammen aufging, ſahen viele Leute mitten durch die Flammen das Pannier durch ein Fenſter in die Luft auffahren, und Niemand ſah es wieder und wußte, wohin es gekommen.

9.

Thüringer Heerfahrt nach Schleſien.

Als Ludwig der Heilige, ein Nachkomme Ludwigs des Milden, Landgraf in Thüringen war, ein Vater der Armen und ein Schützer der Bedrängten, trug ſichs zu, daß eine Anzahl thüringiſche Kaufleute, welche durch Schleſien zogen, beraubt und widerrechtlich hart gefangen gehalten wurden. Davon kam zu Ludwig die Kunde, und er dachte Rache zu nehmen an dem Herzog von Polen, dem damals Schleſien eigen war. Er entbot ein großes Kriegsheer, das er in drei Haufen über die Saale ziehen ließ. Niemand wußte, wohin es gehen ſollte; bei einem Dorfe an der Elbe ſtießen die Haufen zuſammen und hatten ein großes Lager. Jetzt erſt ſagte Ludwig ſeinen Freunden und Rittern, daß er in das Land des Polenherzogs ziehen und das Schloß Luban erſtürmen wolle, darüber ſich Alle verwunderten. Auch ein Heer von Meißnern ſtieß zu den Thüringern und führte reichlichen Proviant herbei. Jetzt las Ludwig dreitauſendundvierhundert Ritter und reißige Knechte aus, die er vorausſandte, und dieſe berannten das Schloß Luban und verbrannten die darunter liegende Stadt, bis der Landgraf mit dem hellen Haufen zu ihnen ſtieß. Alles Volk in jenem Lande erſchrack, und auch der Polenherzog, der ſich gar ſehr verwunderte, daß ein thüringer Landgraf mit ſo großer Heeresmacht und aus ſo weiter Ferne her ihn überzog. Auch ſandte er Friedensboten, die Erſatz des geraubten Gutes verſprachen. Der Landgraf aber kehrte ſich nicht daran, ſondern ließ erwidern, warum der Herzog das nicht gleich gethan, da er friedlich darum angegangen worden? Jetzt ſolle der Heereszug nicht vergebens unternommen ſein; er werde nicht von dannen ziehen, ehe er das Schloß gewonnen habe, oder mit Gewalt vertrieben werde. Darauf ließ der Herzog den Seinen auf dem Schloſſe Muth einſprechen und dem Landgrafen ſagen, er möge abziehen, oder am nächſten Montag werde der Herzog ihn mit Macht aus ſeinem Lande treiben. Fröhlich empfing der Landgraf dieſe Botſchaft aus dem Munde eines Biſchofs und antwortete, er wolle noch acht Tage über jenen Montag harren. Und alsbald beſtürmte er das Schloß mit allem Belagerungswerkzeug ohne Unterlaß Stunde auf Stunde mit friſchen Mannen, bis er zum Thore kam, und die Beſatzung ſah, daß ſie ſich nicht länger halten konnte, und die Hauptleute um Frieden zu unterhandeln begannen, und ſprachen, wenn der Polenherzog ſie binnen acht Tagen nicht erlöſe, wollten ſie ohne Schwertſchlag das feſte Schloß übergeben; das war der Landgraf zufrieden, behielt aber die fünf Hauptleute, die mit ihm ſolches getheidingt, wohlbewacht als Geißeln in ſeinem Lager. Und als der zweite Montag kam, der Herzog aber nicht, empfing der Landgraf das Schloß, erlöſete ſeine armen gefangenen Unterthanen und zog ohne Schaden mit den Seinen wieder heim nach Thüringen. So war Ludwig ſeinem Lande und Leuten hülfreich, wie er auch an dem Krämer und an den Mönchen zu Reinhardsbrunn bewieſen, um derentwillen er auch Heerfahrten unternahm.*)

10.

Der Kinder-Kreuzzug.

In dieſen Zeiten geſchah es, daß unter die Kinder in ganz Deutſchland, und namentlich in Thüringen, nicht minder auch unter die in Frankreich ein wunderbarer Trieb kam, das heilige Land zu erobern, das wieder in der Heiden Gewalt war. Und wollen Manche wiſſen, es habe ein unbekannter ſchöner Knabe die thüringiſchen Gaue durchzogen, überall die Knaben zum Mitzug aufgefordert und das Kreuzfahrerlied geſungen, daraus eine Strophe lautete:

Nu wallet hin geliche
Daz wir das Himmelriche

---

*) Vergleiche Sagenkreis von Eiſenach und der Wartburg. 15. und den Sagenkr. von Reinhardsbrunn, 12.

Erwerben ſicherliche
Bei duldiglicher Zehr.
Gott will mit Heldes Handen
Dort rächen ſeinen Anden
Sieh Schaar von manigen Landen
Den heilig Geiſt behr!

Alle Knaben ſtrömten da zuſammen, und die Aeltern vermochten ſie nicht zurückzuhalten, ſie riſſen ſich los aus den Vater- und Mutterarmen, entflohen ihrer Haft und ſchaarten ſich unter die Oriflamme des unbekannten jugendlichen Führers. So zogen ſie aus Deutſchland, an der Zahl zwanzigtauſend, und aus Frankreich dreißigtauſend fort. Die deutſche Knabenſchaar kam über die Schweiz und wanderte über die Alpen. Da kamen ihrer unzählige um in den unwegſamen Gebirgen, wurden unter Lavinen begraben, oder ſtarben vor Froſt und Hunger; die andern kamen auf der Meerfahrt um, von den vielen Tauſenden, die fortgezogen, hat keiner je die Heimath wieder geſehen.

11.

Der Ketzerrichter.

Nach Thüringen kam mit des Papſtes Geleit auf ſein Geheiß und ſeine Vollmacht ein eifriger Pfaffe, Meiſter Konrad von Marburg, daß er den

Ketzern überall nachſpüre und Ketzerei ausreute, wie ein giftiges Unkraut, der hielt ein ſtrenges und unmenſchliches Gericht über Alle, welche der Ketzerei heimlich angeklagt waren, ſie mochten nun derſelben ſchuldig ſein oder nicht, und ließ verurtheilen und verbrennen ohne Gnade. So in Erfurt 4 Menſchen. Ihm folgten zwei Kloſtergeiſtliche von gleicher Sinnesart als Gehülfen und Urtelsvollſtrecker, Konrad von Tors, und Hans, einarmig und einäugig. Der herriſche Pfaffe umſtrickte ganz und gar die fromme Landgräfin Eliſabeth, machte ſie zum Werkzeug ſeines Willens, ſorgte, daß ſie ihren Wohnſitz in Marburg aufſchlug, entfernte von ihr ihre treuen Dienerinen, die ihre Jugend geſehen und mit ihr aufgewachſen, drang ihr andre auf, die ſich ihr zuwider machten und alles, was ſie that und vornahm, Konrad hinterbrachten; ja der freche Pfaffe ging ſo weit, das er Eliſabeths junges Kind, das ſie nach ihres Gemahls Tod geboren, von ihrem Herzen riß, damit es ihr an den geiſtlichen Uebungen nicht hinderlich ſei, und die Engelſeele der frommen Frau trug alles mit himmliſcher Geduld. Nicht ſo aber ertrugen Andre des Ketzerrichters Anmaßung und Gewaltthätigkeit, denn als er es kecklich gewagt, mehre hohe Grafen und Herren, darunter einen Grafen von Henneberg, einen von Sayn, einen von Solm, eine Gräfin von Loos u. a., anzuklagen, um auch ſie gern brennen zu ſehen, oder beträchtliche Ablöſungsſummen von dannen zu tragen, gewann es mit ihm ein trübſeliges, zugleich aber erfreuliches

Ende, denn er wurde auf der Heimreiſe überfallen und erſchlagen, deßgleichen Konrad von Tors; und Hanns, der zwar entrann, fand außerhalb Thüringens den Tod am Galgen. Fortan hatte es für lange in Thüringen und dem übrigen Deutſchland ein Ende mit dem Ketzergericht und der Inquiſition, wie groß Leid dieß auch den Päpſten mag geweſen ſein.

12.

Große Theurung.

Im Jahr 1271 begann in ganz Thüringen eine furchtbare Theurung, welche drei Jahre währte; ſie entſtand durch zu viele naſſe Witterung. Damals koſtete ein erfurtiſches Malter Korn vier Mark Silbers; für einen Schilling Brotes reichte nicht hin, ein einzigesmal den Hunger zu ſtillen; man buck Brot aus Haſelzäpflein, und die armen Leute lagen in den Mühlen, und leckten das Mehl von der Erde auf. Dazu kam ein großes Viehſterben, und weil die Menſchen von dem gefallenem Vieh aßen, roh und wie es kam, und ohne Brot, ſtarben ihrer viele Tauſende hin, andre verſchmachteten. Nur in Erfurt ſtarben 2110 Menſchen.

13.

Rudolph von Habsburg in Thüringen.

Das Thüringer Land war hart geplagt und gedrückt durch die Kriege des Landgraſen Albrecht und ſeiner Söhne, Friedrichs des Gebiſſenen, Diezmanns und Apitz, in die ſich viele geiſtliche und weltliche Herren miſchten, das währte Jahre lang, während Räuberei und Landplackerei an der Tagesordnung war. In der Zeit wurde Rudolph von Habsburg zum deutſchen König erwählt, ein tapferer und gerechter Schirmvogt des Reiches, der die Raubburgen am Rhein brach, und im Jahr 1289 nach Thüringen kam, wo er faſt ein ganzes Jahr verweilte. Da kamen unzählige Klagen vor ihn über die Bedrückung des Volks durch die Ritter, die auf ihren Burgen ſaßen, den Bürger und Landmann beraubten, pfändeten, brandſchatzten und plagten. Als Rudolph das vernahm, ſammelte er in Erfurt den Heerbann der Thüringiſchen Städte, zog gegen die Raubritter aus, zerſtörte ihre Burgen, und ließ die Junker, ſoviel er deren fing, henken, köpfen oder rädern, jenachdem ſie gefrevelt, und auf die Stätten der zerſtörten Burgen ſäeten die Erfurter, die am meiſten halfen, Waid, womit ſie großen Handel trieben, zum Gedächtniß dieſer Thaten; daher findet man noch dieſe Pflanze auf den Ruinen. Kaiſer Rudolph ſprach überall das beſte Recht, verglich auch den Streit zwiſchen dem Landgrafen und ſeinen Söhnen, und es ging nach ſeinem Tode lange von ihm das Sprüchwort:

Rudolph war der türeſt Mann
Der Richtersamt je gewann.

Damals wurden nicht weniger als ſechsundſechzig Burgen und ummauerte Höfe und Kemnaten in Dörfern und auf Bergen oder freiem Felde gebrochen und zerſtört, namentlich das Haus Ilmenau, Mündenberg, Gleißburg, Lichtenberg, Dornburg, Camburg, Löwenſtein, Rabſchal, Dienſtberg*), Tretenburg, Grober, Spatenberg, zwei Burgen bei Teuſtedt, Kyffhauſen, Rotenburg u. a. m.

14.

Schwere Zeit.

Thüringen litt ſchwer unter den Kriegsdrangſalen, die es durch die Fehden Albrechts und ſeiner Söhne drückten, noch mehr unter der Geiſel der Völker, die Kaiſer Adolph in das Land brachte, und die alle nur erdenkliche Greuel verübten. Unter furchtbarem Ungewitter und mit Donnern und Wetterſchlägen ſchied das dreizehnte Jahrhundert, trat das vierzehnte ein, vorahnend eine ſchwere Zeit verkündigend. Im folgenden Jahr brente fünfzehn Tage lang im Zeichen des Scorpions ein ſchrecklicher Komet, und Waſſerfluthen, glühender Steinregen, Sterben und Ungewitter fuhren in den folgenden Jahren raſch aufeinander fort, das Land zu verheeren. In Böhmen ward König Wenzel ermordet, dem freudigen Friedrich drohte in Altenburg Meuchelmord, ſein Bruder Dietrich wurde in Leipzig meuchlings erſtochen; wie die Rede ging, auf Kaiſer Albrechts von Habsburg Anſtiften, der nur ſechs Monate ſpäter durch die Hand ſeines Neffen Johannes von Schwaben und deſſen Genoſſen fiel. So folgten unerhörte Ereigniſſe raſch auf einander bis zum Jahr 1312, wo wieder ein Komet 14 Tage lang am Himmel ſtand, und ein furchtbares Sterben begann; das Sterben begleitete Theurung und Hungersnoth, die mit wachſendem Graus bis zum Jahr 1313 anhielt.

---

*) Davon im Sagenkreis von Erfurt eine örtliche Sage.

15.

CVCVLLVM.

Neues unſägliches Wehe folgte zwei Jahre ſpäter. Zwei Kometen am Himmel, Regen und Sturmfluthen den ganzen Sommer 1315 hindurch; zur ohnedieß theuern Zeit neue entſetzliche Hungersnoth, ſo daß die Menſchen das Aas gefallener Hunde und Pferde aßen, ja, daß Mordthaten verübt wurden, um ſich am Fleiſch zu ſättigen. Die Aecker lagen durch die Kriege verwüſtet, größtentheils ſeit ſieben Jahren unbeſtellt, und es fehlte ſo ſehr an Nahrungsmitteln, daß man an den Landſtraßen Menſchen todt fand, und andere vor Hunger mit dem Tode ringend. Im ganzen nördlichen Europa wüthete eine Seuche, wen ſie ergriff, der trieb es nicht länger, als einen Tag und eine Nacht, dann war er dahin. Zu Erfurt allein ſtarben 12785 Menſchen an der Seuche und 8000 Hungers. Auf die Hungersnoth ward ein Vers gedichtet, deſſen letztes Wort die römiſchen Zahlzeichen des Unglücksjahres enthielt:

Ut lateat nullum tempus famis, ecce CVCVLLVM.

das heißt:

Im Wort CVCVLLVM jeder ſehe
Enthüllt des Hungers Zeit und Wehe,

nämlich MCCLLVVV, 1315.

16.

Große Waſſerfluth.

Während das Thüringer Land im Allgemeinen ſich in etwas erholte, ward es doch da und dort durch Ritter- und Bürgerkriege erſchüttert, bald aber ſollte eine ereignißreiche und ſchwere Zeit hereinbrechen. Prophetiſche Zeichen ſah das Volk am Himmel. Im Jahr 1337 ſtand vier Monate lang ein Komet, zu dem ſich im zweiten Monat ein zweiter geſellte, der ein Vierteljahr lang geſehen wurde. In Erfurt regnete es Blut, im folgenden Jahre kamen Heuſchreckenzüge, die im Flug die Sonne verdunkelten, man mußte die Brunnen zudecken, damit ſie nicht hinein ſielen. Einem grauſam kalten Winter 1341 folgte 1342 eine faſt allgemeine Waſſersnoth. Die Saale ergoß ſich mit Ungeſtüm, und riß Häuſer, Ställe, Scheunen, Brücken, Stege, Bäume und alles mit ſich fort, unendlichen Schaden verurſachend. Die Werra ſtrömte im ſchnellen Erguß am 21. Juli durch die ganze Stadt Meiningen, daß viele alte Leute und Kinder ertranken, zerſtörte Wege und Brücken zu Bach, und ging zu Kreuzburg über die Stadtmauer; die Unſtrut überfluthete das ganze Ried, und erſäufte die Aecker; die Helme desgleichen; die Neſſe und Hörſel überſchwemmten Eiſenach, und machten alles unwegſam. Auch alle groſſen Ströme Deutſchlands ergoſſen ſich furchtbar und zerſtörten die ſtattlichſten Brücken. Wie ſich die Weſer ergoß, iſt unbeſchreiblich, zu Minden ſtieg ſie den Markt hinauf und lief in den Dom. Hausrath, Häuſertrümer, Vieh aller Art, ſelbſt menſchliche Leichname trieb das Waſſer an vielen Orten vorbei, daß es ein Anblick zum Erbarmen war, doch ſollte noch größeres Wehe nachfolgen.

17.

Erdbeben.

Am 25. Januar 1348, am Tage Pauli Bekehrung, zitterte und bebte die Erde durch ganz Europa, und die Menſchheit zagte im bangen Schreck. Ganze Städte und Dörfer verſanken, oder fielen in Trümmer, in andern ſtürzten Thürme und Kirchen ein, oder ſenkten ſich ſchräg; die Glocken fingen von ſelbſt an zu läuten, Mauern brachen, Berge ſpalteten ſich. Unglaublich waren die Verheerungen, die dadurch angerichtet wurden; die Menſchen mußten ihre Wohnſtätten verlaſſen, und auf freiem Felde bleiben. Auch ganz Thüringen ward erſchüttert; giftiger Brodem entqualmte den Riſſen und Spalten des Erdreichs, und rief eine der verderblichſten Seuchen hervor, die je die Welt heimſuchten. Die Hainlaite, ein Berg-Wald bei Sondershauſen, wurde ſo heftig erſchüttert, daß ſie von einander zu reißen drohte; noch iſt ein mächtiger Sprung und Riß auf ihr zu erſehen, der vom ſogenannten Göllner bis an das Metzenloch über Bebra geht.

18.

Der ſchwarze Tod.

Sei es in Folge des Erdbebens, wie Manche meinen, oder in Folge der verweſten Heuſchrecken, oder ſei es, daß aus dem Orient, dem Herd völkerverderblicher Seuchen, die furchtbare Peſt kam, die man mit dem Namen des großen oder des ſchwarzen Todes bezeichnete, genug, ſie brach im Jahr 1488 in ganz Europa aus, durch Schiffe, wie es verlautete, zuerſt aus dem Morgenland gebracht und verbreitet. Ueber zwanzig Millionen Opfer ſollen ihr in Aſien gefallen ſein. Vom ſüdlichſten Ende Europas, von dem heitern Sicilien bis zum eisſtarrenden Island wälzte dieſe Peſt ihren verheerenden Gang und hielt drei bis vier ſchreckliche Jahre lang an. Es ſtarben an manchen Orten ſieben Zehntel, an andern zwei Drittel der Bewohner, mehr Junge als Alte, mehr Weiber und Mädchen, als Männer und Jünglinge. Der ſchwarze Tod gab ſich durch Drüſenanſchwellungen in Eigröße kund, darauf folgten gelbe und ſchwarze Flecken an verſchiedenen Körpertheilen, und am dritten Tage hatten die Befallenen ausgelitten. Kein Mittel half, jede Kunſt der Aerzte ſcheiterte. Dreiſchneidig war des Todesengels Schwert, rothe Ruhr, Peſt und wüthendes

Feuer; jedes gleich anſteckend, ſo daß ſelbſt Thiere todt hinſanken, die nur die Kleider eines Verſtorbenen berührt. In Erfurt ſtarben 12,000 Menſchen, alle Kirchhöfe waren voll, man mußte noch außer der Stadt große Gruben machen, die Todten hineinzuwerfen. Da mußte ſich Jedermann zum Sterben anſchicken, denn auf Erden war ihm nichts ſo gewiß, als der Tod, und es meinten wohl Viele, der jüngſte Tag ſei nah, und der Welt Ende vor der Thüre. Viele ſahe man mit Freudigkeit Abſchied vom Leben nehmen, ſelbſt junge Kinder ſtarben unter Lachen und Händeklatſchen. So ſah ein zartes zwölfjähriges Mädchen, ſchon mit dem Tode ringend, mit lachenden Augen gen Himmel und frohlockte. Als nun die Eltern es befragten, worüber es ſich alſo freudig bezeuge? ſo antwortete das Kind: Ei, ſehet ihr nicht den Himmel offen ſtehen, und ſo viele unzählbare Lichter hinauffahren? Und da man weiter fragte: Was das für Lichter wären? ſagte es: Das ſind die Seelen der ſelig Sterbenden, und damit ihr ſeht, daß ich wahr rede, ſo ſage ich euch, daß ich dieſe Nacht ſterben werde, und meine liebe Mutter wird mir in drei Tagen folgen. So ſagte das Kind auch noch andern Perſonen ihre Sterbezeit richtig vorher und fuhr in Frieden und fröhlich hin. Seit den Tagen der Sündfluth mochte der Tod nicht ſo unzählige Opfer zu gleicher Zeit hinweggerafft haben. In drei Jahren ſtarben allein aus dem barfüßer Orden 124,443 Brüder. Viele Menſchen ſtarben in Sünden hin, andre thaten Buße, große Wallfahrten, kreuzigten ihr Fleiſch und geißelten ſich blutig. Viele wallten nach Rom zum großen Jubeljahr, Wenige kehrten zurück, Viele ſchloſſen ſich den Geißelfahrern an. In dieſer Zeit malte man auf Kirchhof- und Brückenmauern Todtentänze, weil alles ohne Unterſchied Alters und Geſchlechts, Ranges und Standes an den letzten Kehraus mußte; damals iſt auch Eulenſpiegel zu Möllen geſtorben.

19.

Die Judenverfolgung.

Als der ſchwarze Tod die Welt durchwüthete und verhältnißmäßig weniger Juden als Chriſten ſtarben, fiel ein entſetzlicher Verdacht auf die erſtern und brachte ihnen Weh und Noth. Bereits waren Judenverfolgungen nichts Neues. Emich, Graf von Leiningen, hatte zu Peter von Amiens Zeiten ſchon einen Kreuzzug gegen dieſes Volk gepredigt und mit ſeiner Raubſchaar gegen 900 derſelben erſchlagen und zu einer allgemeinen Wuth gegen die Juden das Zeichen gegeben. Aus dem Morgenland trugen heimkehrende Keuzfahrer die Sage nach Deutſchland, daß die Juden an jedem Charfreitage zum Gedächtniß der ihren Vorfahren gelungenen Ermordung Chriſti heimlich ein Chriſtenkind unter allen Martern der Kreuzigung ſchlachteten. Dieſe im Orient verbreitete Sage fand im Occident eben ſo willigen Glauben, als Bereitwilligkeit zu Haß und Rache. Im Jahr 1147 wurde ein fanatiſcher Mönch, Rudolph, in den Rhein- und Mainſtädten zum Organ einer Judenverfolgung, die Tauſenden derſelben das Leben koſtete. 1237 mußten die Juden mehr als ein vermißtes Kind mit Blut und Leben bezahlen, und 1298 kam ein Prophet, Namens Rindfleiſch, der halb Deutſchland in Harniſch gegen die Juden brachte, ſo daß ihrer wieder in die Tauſende verbrannt wurden, oder ſich ſelbſt verbrannten. Im Jahr 1338 erregte einer, Namens Armleder, neuen verderblichen Judentumult in Franken. Kaiſer Heinrich VII. hatte 1309 die Juden durch ein Edikt nur auf gewiſſe Freiſtädte beſchränkt, daher auch die beſten thüringiſchen Städte von ihnen wimmelten. Adel und Stadträthe ſchuldeten ihnen, ſie riſſen allen Handel an ſich und trieben unerhörten Wucher. Da entſtand auf einmal das Geſchrei, die Juden hätten die Brunnen vergiftet, daher komme die furchtbare Seuche, und wälzte ſich lavinengleich von Stadt zu Stadt. Nun wurde den Juden durch Folterqual das Geſtändniß dieſer ſchwarzen That erpreßt, worauf auch in ganz Thüringen ein Blutbad unter ihnen angerichtet wurde. In Erfurt, Gotha, Eiſenach, Creuzburg, Arnſtadt, Stadtilm, Nebra, Wiehe, Tennſtädt, Herbsleben, Thomasbrück, Frankenhauſen, Sondershauſen, Weiſſenſee u. a. O.

fiel man über ſie her, verbrannte und erſchlug Tauſende. In den Brunnen fand man auch Wahrzeichen und Säcklein mit Gift; wer dieſe hineingeworfen, wird Gott geſehen haben. In Erfurt allein kamen 9000 Juden um das Leben.*) Daſelbſt und in andern Städten geſchah es, daß die Juden, um dem Tod von Chriſtenhänden zu entgehen, ſich mit ihren Angehörigen in ihren Häuſern verrammelten, dieſe ſelbſt anzündeten und ſich mit ihren Schätzen und den Ihrigen ſelbſt verbrannten, wodurch manchen Städten großer Brandſchaden geſchah und andre ſich harte Beſtrafung von ihren Oberherren zuzogen, ſo in Erfurt, Frankfurt, Nürnberg, Speier, Straßburg.

20.

Die Geißelfahrer.

Als der ſchwarze Tod durch alle Lande wüthete, und die Juden verbrannt und erſchlagen wurden, da kam viele Leute eine Reue an, und wollten Buße thun für ihre Sünden, die thaten ſich zuſammen zu großen Genoſſenſchaften und trugen Geißeln, mit denen ſie ſich ſchlugen; deßhalb wurden ſie Geißler, Flagellanten genannt, und weil ſie auf ihrem Haupt Hüte mit rothen Kreuzen trugen und ihre Mäntel mit Kreuzen bezeichneten, nannte man ſie auch Kreuzbrüder. Sie hielten ſich in Haufen von zwei-, auch dreihundert Männern und noch mehr zuſammen, und hatten dieſe Regel: Wer in ihre Brüderſchaft treten wollte, der mußte geloben, dreißig, andre ſchreiben, vierunddvierzig Tage darin zu bleiben, und mußte ſo viel Geld zur Zehrung haben, als er in dieſer Zeit zur Nothdurft brauchte, den keiner durfte um Almoſen bitten. So zogen ſie von einer Stadt zur andern, trugen Fahnen, Kreuze und Kerzen in den Händen, und wenn ſie an eine Stadt kamen, da wurde ihnen mit allen Glocken entgegen und willkommen geläutet. Nun zogen ſie hinein, paarweiſe bis an die Kirche, jeder trug ſeine Geißel voll Knoten mit eingeflochtenen Drathſpitzen und Nägeln. Jetzt ſangen ſie allzumal und überlaut ihre Lieder, welche die Vorſänger, deren jeder Hauſe zwei oder drei hatte, anſtimmten. Sie ſangen dieſe Lieder oder Laiſen in einzelnen Geſetzen und Strophen. In den Kirchen thaten ſie ihre Mäntel ab, zogen die Schuhe aus und zeigten ſich nackt bis zum Gürtel, von dem ein leinen Tuch bis über die Schenkel hing, und begannen ſich mit ihren dreiſtriemigen Geißeln blutig zu ſchlagen. Es lautete aber das Lied, welches ſie auf der Betfahrt ſangen, da ſie wanderten, alſo:*)

---

*) Vergleiche die örtlichen Sagen im Sagenkreis von Erfurt und vom Thüringiſchen Henneberg.

---

*) Ich theile hier mit Abſicht das überall nur fragmentariſch begegnende Geißlerlied ſo vollſtändig mit, als es mir möglich iſt. B.

Iſt dieſe Betfahrt ſo here
Durch des milden Chriſtus Ehre,
Er führte zu Jeruſalem
Ein Kreuz in ſeiner Hand
Nun helfe uns der Heiland!

Nun iſt die Straße alſo breit,
Die uns zu unſer lieben Frauen treit (trägt)
In unſrer lieben Frauen Land,
Nun helfe uns der Heiland!

Nun iſt die Betfahrt alſo gut,
Hilf uns durch dein heiliges Blut,
Daß Du am Kreuze vergoſſen haſt,
Und uns in dem Elend gelaſſen haſt.

Wir ſollen die Buße an uns nehmen,
Daß wir Gott und Chriſtus baß getzemen,
(ziemen)
Das bitten wir ſunder (beſonders) alle gleich.
So bitten wir den heiligen Chriſt
Der aller Welt gnädig iſt.

In den Kirchen ſchwenkten ſie ihre ſchönen geſtickten Fahnen von Goldſtoff und Purpurſeide, und zeigten und laſen einen Brief vor, den ein Engel vom Himmel herabgebracht haben ſollte; darinne ſtand, daß Gott erzürnt ſei über die Welt, und wollte ſie untergehen laſſen; aber ſeine Mutter Maria und die Engel haben ihn um Barmherzigkeit gebeten; und noch viele andere Dinge. Wenn nun die Pfaffen fragten: Wer hat euch den Brief beſiegelt, ſo fragten die Geißler zurück: Wer hat euch die Evangelia beſiegelt? denn ſie kehrten ſich nichts an die Kleriſei, und thaten ihre Buße ohne Rath und Zuthun der Geiſtlichkeit und Kirche. Wenn ſie ſich ſo geißelten vor allem Volk, war großer Zulauf, es zu ſehen, und das Volk ſchluchzte und weinte vor Andacht und Rührung. Und wenn das Blut in Strömen auf ihre Lenden floß, ſo ſangen ſie während der Proceſſion:

Wer ſeine Seele will berathen,
Der ſoll entgelten und wiedergeben,
So wird ſeiner Seele Rath,
Dazu hilf uns lieber Herre Gott!

Nun tretet her, wer büßen welle! (will)
So fliehen wir die heiße Hölle;
Lucifer iſt ein böſer Geſelle!
Wen er hat, mit Pech er ihn labt.
Das fliehen wir, ob (wenn) wir haben Sinn!
Dazu hilf uns, Maria Königin.
Das wir Deines Kindes Huld gewinnen.

Jeſus Chriſtus ward gefangen,
An ein Kreuz ward er gehangen;
Das Kreuz ward vom Blute roth,
Wir klagen ſeine Marter und Tod

Sünder womit willſt Du mir lohnen
Drei Nägel und eine dornige Krone?
Das heilige Kreuz, ein Speer, ein Stich?
Sünder, das litt ich um Dich,
Was willſt Du nun leiden um mich?

Nun rufen wir mit lautem Tone:
Unſern Dienſt, den nimm zum Lohne!
Behüt uns vor der Hölle Noth.
Deß bitten wir Dich durch Deinen Tod!

Für Gott vergießen wir unſer Blut,
Das iſt uns zu den Sünden gut.

Maria, Mutter, Königinne,
Um Deines lieben Kindes Minne,
All unſre Noth ſei dir geklagt!
Deß hilf uns Mutter, reine Magd.

Die Erde bebet, auch klaffen die Steine,
Liebes Herze, du ſollt weinen.
Wir weinen Thränen mit den Augen,
Und haben deß ſo guten Glauben,
Mit unſern Sinnen und mit Herzen,
Um uns litt Chriſt viel manche Schmerzen.

Maria ſtand in großen Nöthen,
Da ſie ihr liebes Kind ſah tödten,
Ein Schwerdt durch ihre Seele ſchneid't;
Sünder, das laß Dir ſein Leid!

Wenn ſie nun am Schluß der Proceſſion an die Stelle kamen, wo das Lied lautete:

In kurzer Friſt
Gott zornig iſt:
Jeſus ward gelabt mit Gallen,
Deß ſollen wir an ein Kreuze fallen!

ſo knieten ſie alle nieder, und ſchlugen kreuzweis mit ausgebreiteten Armen und Händen auf die Erde, und hatten ſich beſondere Zeichen ausgedacht, daß, welcher ein Ehebrecher war, der legte ſich auf die Seite, und wer einen Mord begangen, legte ſich auf den Rücken, und wer meineidig war, der ſtreckte zwei Finger neben dem Daumen in die Höhe, wie ein Schwörender; ſo hatten ſie der

Zeichen viele für die Hauptlaſter und Sünden. Wenn ſie nun lagen, blieben ſie ſo lange liegen, als man fünf Vaterunſer ſpricht, dann kamen die zwei Meiſter, und gaben jedem einen Streich mit ihrer großen Geißel, ſprechend: Steh auf, daß Dir Gott alle Deine Sünden vergebe! dann erhoben ſie ſich zu knien, und der Vorſänger begann den Geſang:

Nun recket auf eure Hände,
Daß ſich ſolch Sterben wende!
Nun recket auf eure Arme,
Daß Gott ſich über uns erbarme!

So reckten ſie Alle ihre Arme kreuzweis empor, und ſchlugen drei oder viermal die Bruſt, ſingend:

Nun ſchlaget euch ſehre,
Durch Chriſtus Ehre!
Um Gott ſo laßt die Sünde nunmehre!
Durch Gott ſo laß die Hoffarth faren,
So will ſich Gott über uns erbarmen!

Mittlerweile erhoben ſie ſich, und hielten ferner den dreimaligen Umgang und ſangen, ſich blutig geißelnd:

Jeſus, durch deine Namen drei
Nun mach' uns hier von Sünden frei,
Jeſus, durch deine Wunden roth,
Behüt uns vor dem jähen Tod!
Damit er ſende ſeinen Geiſt,
Und uns das kärglich leiſt'!

Frau und Mann ihr Eh zerbrechen
Das will Gott ſelber an ihnen rächen,

Schwefel, Pech und auch die Galle,
Das gießet der Teufel in ſie alle:
Fürwahr; ſie ſind des Teufels Spott,
Dafür behüt uns, lieber Herre Gott!
Die Eh', die iſt ein reines Leben,
Die hat uns Gott ſelber gegeben.

Ich rath euch Frauen und Mannen,
Um Gottes Willen, ihr ſollt Hoffarth bannen:
Darum bittet euch die arme Seele,
Um Gott, laſſet Hoffarth nunmehre.

Chriſtus rief im Himmelreich
Seinen Engeln allzugleich:
Die Chriſtenheit will mir entweichen,
Darum will ich ſie auch laſſen vergehn;

Maria bat ihr Kind ſo ſehr:
Liebes Kind laß ſie dir büßen,
Das will ich ſchaffen, daß ſie müſſen
Bekehren ſich, das bitt ich Dich!

Ihr Lügner ihr Meineidſchwörer,
Beichtet rein und laſſet die Sünde euch reuen,
So will ſich Gott in euch verneuen!
O weh du armer Wucherer,
Du bringſt ein Loth auf ein Pfund,
Das ſenkt dich in der Hölle Grund!

Ihr Mörder und ihr Straßenräuber,
Ihr ſeid dem lieben Gott zuwider,
Ihr wollt euch über Niemand erbarmen,
Darum ſeid ihr ewiglich verloren.

Wär' dieſe Buße nicht geworden,
Die Chriſtenheit wäre gar verſchwunden,
Der leidige Teufel hat ſie gebunden,
Maria hat gelöſt unſre Bande.

Sünder ich ſage Dir liebe Mähr,
Sankt Peter iſt Pförtner,
Wende Dich an ihn, er läßt Dich ein,
Er bringt Dich vor die Königin.

Lieber Herr Sankt Michael,
Du biſt ein Pfleger aller Seel,
Behüt uns vor der Höllen-Noth,
Das thu durch deines Schöpfers Tod!

Wenn nun der Umgang gehalten war, ſo drängten die Reichen und die ehrbaren Bürger hinzu und luden die Geißler zu ſich, und nahm jeder auf, ſo viel er herbergen konnte, denn keiner von der Brüderſchaft durfte Herberge bitten, noch ungeladen ein Haus betreten; keiner durfte auch mit einer Frau reden, wer das brach, der kniete vor dem Meiſter und beichtete ihm, und dieſer hieb ihn mit der Geißel und ſprach:

Steh auf durch der reinen Marter Ehre,
Und hüt' dich vor der Sünden mehre.

Unter den Geißlern waren Ritter, Bürger und Prieſter, aber kein Prieſter durfte ihr Meiſter ſein. Zweimal des Tages nahmen ſie die öffentliche Geißelung vor. Wenn ſie einen Ort verließen, ſo zogen ſie in Proceſſion aus, wie ſie gekommen waren, mit Kreuzen, Fahnen und Kerzen, und geißelten ſich. Wieder wurde mit allen Glocken geläutet und die Geißler ſangen:

O Herre Vater, Jeſu Chriſt,
Wenne (welcher) Du allein ein Herre biſt!
Der uns die Sünde mag vergeben,

Nun friſch uns kehre auf beſſer Leben,
Daß wir beweinen Deinen Tod,
Wir klagen Dir, Herr, all unſre Noth.

Auch ſangen ſie unter vielen andern Liedern, die in der Geißelfahrt gedichtet wurden, und wieder verloren gegangen ſind, eins, welches begann:

Es ging (erging) ſich unſre Fraue,
Kyrieleis,
Des Morgens in dem Thaue,
Alleluja!
Gelobt ſei Maria!
Da begegnete ihr ein Junge,
Kyrieleis!
Sein Bart war ihm entſprungen,
Alleluja!
Gelobt ſei Maria! ꝛc.

Die Sektenſchaaren der Geißelfahrer mehrten ſich ſo, daß faſt jede Woche ein oder zwei gezogen kamen; ſie ſprachen, die Geißelfahrt ſolle zweiunddreißig Jahre währen, nach dem Alter des Heilands, aber ſie währte nur ein halbes Jahr. Auch in Thüringen fanden ſie großen Anhang, doch in Erfurt wurden ſie nicht eingelaſſen, da ſie angezogen kamen, dreitauſend Köpfe ſtark, und wandten ſich nach Ilversgehoſen. Bald kamen ſie in übeln Ruf, wurden der Unzucht und anderer Laſter, die im Gefolge des Wallfahrerlebens noch immer ſind, beſchuldigt, zumal zuletzt auch Weiber und Kinder mitliefen, die aber auch für ſich Geißelfahrten anſtellten, und da ſie Wunder thun, Todte erwecken wollten, da ſie den Gottesdienſt ſtörten, die Geiſtlichkeit verachteten, ſo that ſie der Papſt in den Bann, und verbot das anſtößige und öffentliche Geißeln, es jedem freiſtellend, ſich heimlich zu geißeln, ſo viel er wolle. Zuletzt wurden viele gehenkt, ehrlos gemacht, und verwieſen. Damals ſchrieb der Papſt ein groſes Jubeljahr aus, da verlief ſich das müſſige und liederliche Geſindlein, und wallte zum Theil nach Rom. Und die mit Geißeln gegangen, und die von Rom zurück kamen, waren ſchlimmer, als ſie zuvor geweſen.

Und hernach, als das Sterben, die Judenſchlächterei, Geißel- und Romfahrt ein Ende hatte, hub die Welt wieder an zu leben und fröhlich zu ſein.

21.

Die Sterner.

Während über Thüringen und Meißen die Landgrafen Friedrich der Strenge, Balthaſar und Wilhelm gemeinſchaftlich und einträchtig herrſchten, ihre Unterthanen gegen Bedrückungen ſchützten, ihr Land vertheidigten, und ihre Feinde demüthigten, erhob ſich im benachbarten Heſſenlande ein Unwille der Ritterſchaft gegen ihren Herrn, den Landgrafen Hermann, der ein ſanfter und mäßiger Mann war; er hatte ſtudirt, war Domherr im Stift Magdeburg geweſen, und hatte nicht viel ritterliche Uebung gepflogen. Als er zum Land kam, fand er in ſeinen Schlöſſern und Aemtern ſchlechten Haushalt, entſetzte viele Amtleute und Vögte ihrer Aemter, und richtete ſeinen Hofhalt ſparſam ein, um für Nothfälle wieder zu Kräften zu gelangen. Das machte ihn bei der Ritterſchaft verhaßt, und auf Anſtiften des Herzogs Otto des Quaden (böſen) von Braunſchweig that ſich ein Bund zuſammen, an welchem Fürſten, Grafen und Herren Theil nahmen und jeder wollte ſich an dem Landgrafen verſuchen, und waren wider ihn. Herzog Otto aber war ein Enkel Heinrichs des Eiſernen, Landgrafen von Heſſen, und meinte, daß ſein Aeltervater ihn billiger zum Lande gefördert haben würde, als ſeines Bruders Sohn, Landgraf Hermann. Auf des Herzogs Veranlaſſung wurde der Graf Ziegenhain Anführer des Bundes, der führte einen Stern im Wappen, und dieſer Stern ward als Bundeszeichen von allen angenommen, und an Helmen und Hüten von Gold und Silber getragen, deshalb nannten ſich die Verbündeten die Sterner, und breiteten ſich aus in dem Saſſenlande, in Weſtphalen, Buchonien, Franken, am Rhein, in der Wetterau, warben auch in Thüringen Anhang, und waren ihrer über zweitauſend, welche mehr als viertehalbhundert Burgen beſaßen. Die ſchwuren ſich alle zuſammen gegen den Heſſenfürſten, ihm Land und Leute zu verſtören, und die Oberſten waren ſchon unter ſich eins worden, was jeglichem zu Theil werden ſollte. Niemand konnte mehr ſicher vor dem Bunde wandern; ſeine Anhänger verſpotteten den frommen Fürſten, und hießen ihn den blöden Heſſen.*) So weit ſogar erſtreckte ſich der Bund, daß unter des Fürſten Hausgeſinde und Hofdienerſchaft, die täglich ſein Brod aßen, Viele heimlich den Stern trugen, um ſicher zu ſein, wenn es zu offenbarer Empörung komme. Als es nun ſo weit war, daß Landgraf Hermann auf dem Markte zu Marburg von ſeinen Rittern und Vaſallen ſagen konnte, es ſeien ihrer ſo wenige ihm treu geblieben, daß er ſie alle mit einem Brote ſpeiſen könne, nahm er die Hülfe ſeines Volkes in Anſpruch und ſuchte den Schutz ſeiner Nachbarfürſten, der Landgrafen von Thüringen. Dieſe verboten ſogleich in ganz Thüringen allen Rittern, bei Verluſt ihrer Leben, in den Sternbund zu treten, und zogen dem Heſſen zu Hülfe. Aber die Sterner zogen mit Macht in die Stadt Erfurt, und thaten dem Landgrafen großen Schaden. Darauf ſammelte der Heſſenlandgraf ſeine Hülfe, und zog mit 6000 Rittern und Knechten, Bürgern und Bauern vor die Stadt, und die Landgrafen und andre Freunde ſtießen mit Heeresmacht zu ihm, ſo daß an 30000 Mann vor Erfurt lagen. Und als ſie 14 Tage gelegen, kam Kaiſer Karl IV. und ſein Sohn Wenzel ebenfalls dem Landgrafen zu Hülfe, lagen auch vor Erfurt, und thaten der

---

*) „Blinder Heſſe" iſt noch immer volksübliches Scheltwort bei unvorſichtigem und blöden Thun.

Stadt an Feldern und Weingärten großen Schaden. Aber die Stadt hielt ſich tapfer unter den Sternern, bis nach einer ſechzehnwöchentlichen Belagerung der Kaiſer ſie mit ihren Fürſten verglich und ausſöhnte. Was von Rittern und Herren in Erfurt war, war im Dunkel der Nacht heimlich hinweggeritten. Und erſt nach drei Jahren gelang es den verbündeten Fürſten, die Bundesgenoſſen dahin zu bringen, daß ſie ſich ſchämten, den Stern zu tragen. In dieſer Zeit kamen viele Ritterbündniſſe in Thüringen und den Nachbarlanden auf. So der Bund der Sitticher, die Geſellen der alten Minne; die Geſellen von dem Horne, die Ritter von dem grimmen Löwen am Rheine, die Falkner in Weſtphalen, die Bengler oder Klopfer in Heſſen ꝛc. Alle dieſe Bündner einigten ſich entweder unter einander zu blos gegenſeitigem Schutz und Trutz und zum Druck der Bürger in den Städten, oder ſie waren gegen die Fürſten und Lehnsherrn gerichtet, wie der Bund der Sterner, und thaten Land und Leuten großen Schaden.

22.

Die Flegler.

Es war wirre und wilde Fauſtrechtzeit im ganzen deutſchen Reich. Die Ritter und Edeln hatten mehr als ein Beiſpiel landſchädlicher und aufrühreriſcher Zuſammenrottung gegeben, es war kein Wunder, wenn auch das Volk hie und da Luſt bekam, ſolchen Beiſpielen zu folgen. Da ſammelte ſich um das Jahr 1412 um einen Stegreifritter, Friedrich von Heldrungen, ein großer Haufe gemeinen Volkes, Bauern, Waldleute u. a. aus den Harzgegenden, und zogen umher mit Aexten und Dreſchflegeln, Miſtgabeln und Schürbäumen, und wollten Befreiung von allen Laſten, Gütergemeinſchaft und Herrenloſigkeit. Dieſe Rotte zog im Lande herum ſengend und brennend, plündernd und raubend, und ihr Thun war, wie es in einem alten Gedicht von ihnen heißt:

— toben als raſend Hund
„Gemein! gemein!“ ſchrien zu aller Stund.

Man nannte ſie Flegler, und ſie ſelbſt nannten ſich ſo, weil ihre Hauptwaffe ein Dreſchflegel war. Sie brachen die Feſte Hohnſtein *), fingen einen Grafen, während der andre im Hemde entfloh, und vom Abt des Kloſters Ilefeld mit Kleidern und einem Pferd verſehen wurde, der nun in Thüringen Hülfe ſuchte und fand. Uebel erging es hierauf den Fleglern; viele, die nicht im Gefecht umkamen, wurden zu Tode gegeißelt, paarweiſe noch dazu zuſammengekoppelt, wie Jagdhunde. Auch der Hauptmann dieſer unritter-

---

*) Siehe den Sagenkreis der Grafſchaften Hohnſtein, Stolberg und Kirchberg.

lichen Bande, Friedrich von Heldrungen, verlor ſein Leben in dieſer Fehde, ein Harzköhler erſchlug ihn; ſeine Güter fielen an den Grafen Heinrich von Hohnſtein, den er von ſeiner Burg vertrieben.

23.

Der Thüringer Huſſitenzüge.

In Böhmen hatte Huſſens Märtyrertod das Volk fanatiſch entflammt. Ziska führte die Schaaren der Kelchner vom Siege zu Siege. Der Böhmenkönig Wenzel ſtarb, als das Geſchrei des Aufruhrs ſeinen Palaſt umtobte, vor Furcht und Zorn, und der Kaiſer Sigismund, der ſchmählich dem Huß ſein Kaiſerwort des freien Geleits gebrochen, erbangte, als er ſah, wie blutig die Coſtnitzer Scheiterhaufenflamme über ſein Land leuchtete, und rief die Fürſten Deutſchlands zu Hülfe gegen ſein eignes Volk. Friedrich der Streitbare von Meißen und Thüringen, der mit ſtattlicher Pracht im Geleit von vielen Grafen und Edeln in Coſtnitz geweſen war, einer der tapferſten Fürſten, und ſein Bruder Wilhelm, leiſteten ihm wackern Beiſtand, und halfen Prag belagern im Jahr 1420, doch ohne ſonderlich glücklichen Ausgang. Später gelang es ihnen, bei Brixen die Huſſiten zurückzuſchlagen, daß ihrer 2000 blieben, und viel Geſchütz erobert wurde. In dieſem Kriege war es, 1423, daß der Kaiſer den Herrn des Thüringerlandes mit der Kurwürde von Sachſen belehnte, um ſeiner Redlichkeit, Feſtigkeit, Biederkeit und Vernunft Willen, und um ſeiner willigen, unverdroſſenen, nützlichen und treuen Dienſte, die er ihm und dem Reich gegen die böhmiſchen Ketzer, wie man die glaubensfreudigen Huſſiten nannte, geleiſtet. Im Jahr 1526 erhoben ſich die Huſſiten mit großer einträchtiger Heeresmacht, um das Meißner und Thüringer Volk aus ihrem Lande zu ſchlagen, zur Zeit, als gerade Kurfürſt Friedrich von Meißen und der Landgraf von Thüringen, Friedrich der Einfache auf dem Fürſtentag zu Nürnberg ſich befanden. Und hat dieſer Landgraf ein gutes Lob ob ſeiner Frömmigkeit und Einfachheit, Milde und Friedfertigkeit. Er erkaufte manchen Frieden mit räuberiſchen Nachbarn auf dem Eichsfelde und anderswo lieber mit Geld, als daß er ſein Land und ſeine Leute mit großen Heerfahrten beläſtigt hätte. Da er in kinderloſer Ehe lebte, ſo ließ er noch bei ſeinem Leben das ganze Thüringer Land den Kindern ſeines Vetters, Friedrich des Streitbaren, Erbhuldigung thun, und herrſchte über Thüringen, ſo lange er lebte, in großem Frieden.

Als nun die Nachricht aus dem Böhmerlande von der Huſſiten mächtigem Heereszug erſcholl, bot die muthige Landgräfin Anna den Thüringer und Meißner Heerbann auf, und es ſammelte ſich in

Freiberg gar eine ſtattliche Kriegsmacht von Grafen und Rittern, Bürgern und Bauern, auf 20,000 wohlgerüſtete Mannen. Der Papſt ſandte einen Cardinal, der auch mitziehen ſollte, und die Fürſtin ermunterte das Heer durch eine kräftige Rede, indem ſie ſprach: bedenket die Gefahr des Landes, und erinnert euch auf dieſen Zug, daß ihr für Gottes Sache, der Heimath Schutz, der Euren Wohlfahrt, für eurer Fürſten Ehre und des deutſchen Namens Ruhm gegen einen wilden, liſtigen und zahlreichen Feind ſtreitet; darum prüft ſtets eure Kraft, haltet guten Rath vor der That, meidet am Sonntag zu ſchlagen und duldet nicht Spieler und liederliches Geſindel unter euch, damit des Himmels Segen mit euern Waffen ſei. — Dann ſchied ſie weinend von dem Volke. Als nun das deutſche Volk aus Meißen, Thüringen, Heſſen, Buchonien, und vom Rhein in den Böhmer Wald kam, und bei Auſſig die Huſſiten in ihrer Wagenburg verſchanzt fanden, griffen ſie muthig, aber übereilt an, und es war eine Verrätherei angeſtellt, daß mitten in der Hitze des Gefechts einer Namens Buſſo Vitzthum mit ſeiner Rotte die Flucht ergriff, indem die Böhmen einen Ausfall thaten, und ſchrieen: Fliehet! fliehet! Es iſt Leib und Gut verloren! ſo wurde das ganze Heer flüchtig, und im Mordgetümmel der Schlacht erſtickten viele Mannen in ihren Panzern von großer Hitze und vom Staub, denn es war im Sommer, am St. Veitstag, den 15. des Brachmonds. Und die tapfern deutſchen Ritter, die es für ſchimpflich erachteten, zu fliehen, wurden faſt alle erſchlagen. Fünfhundert gekrönte Helme ſanken, darunter zwölf Grafen und Ritter aus Thüringen, Graf Friedrich von Beichlingen, Erwin und Ernſt von Gleichen, ein Graf von Schwarzburg, einer von Hohnſtein, einer von Heldrungen, Heinrich von Erſa, Jacob von Wangenheim, Kerſtan von Seebach, Kerſtan von Witzleben, ein Herr von Querfurt, und unzählig viele andere ehrbare Mannſchaft, und viele redliche Bürger aus den Städten in Thüringen. Vierhundert Bürger von Langenſalza lagen todt um ihr ehrenhaft vertheidigtes Banner; Hans Welzig, Bürgermeiſter der Stadt Gotha, ſank neben ſeinen Bürgern und dem Grafen von Gleichen mit ſeinem Leibſpruch: „Mit Ehren!“ Es waren 12000 Streiter gefallen, ſo daß die Mannſchaft dünne war in Dörfern und Städten, und ſich das Volk in zwanzig Jahren kaum erholen konnte. Jammer und Entſetzen kam mit der Nachricht dieſer furchtbaren Niederlage über Thüringen. An Saale, Werra, Unſtrut ꝛc. wohnte kein edles Geſchlecht, und war kein Ort, die nicht Todte zu beweinen gehabt hätten. Der Papſt ordnete Glockenpulſe an, des Morgens früh, dazu drei Ave Maria geſprochen werden ſollten, und dieſer Gebrauch des Anſchlagens hat ſich hernachmals bei den Türkeneinfällen wiederholt, und iſt bis heute noch ſelbſt in proteſtantiſchen Ländern geblieben. Zwiſchen Töplitz und Auſſig liegt ein

Dorf, Preßlitz genannt, in deſſen Nähe ſind die Gräber der gefallenen Deutſchen. Ein wilder Birnbaum ſteht dabei, der alle Jahre herrlich grünt und blüht, aber nimmer eine Frucht trägt; das iſt ein Wahrzeichen.

Die ſiegreichen Böhmen aber nahmen unerhörte Rache, verheerten das Meißner Land, und hausten wo möglich noch ärger wie die Hunnen, ſchlugen auch 1427 ein neues deutſches Heer bei Meiß aufs Haupt. Der tapfre Kurfürſt Friedrich ſtarb 1428, und im folgenden Jahr brachen die Böhmen wieder in das Land an der Elbe, heerten bis Magdeburg und ſchlugen bei Dresden den Thüringer Landgrafen, Friedrich, der Dresden zu Hülfe geeilt war, wobei wieder die edelſten Ritter fielen. Ein Jahr ſpäter brachen ſie mit 70000 Mann aus ihren Wäldern, verwüſteten das Meißner=, Oſter= und Vogtland, verbrannten die beſten Städte: Altenburg, Plauen, Hof und zwölf andre, und verheerten auf dieſem Zug, nachdem ſie auch in Bayern eingefallen, hundert Städte und Burgen, und 1500 Dörfer. Ohne Glück und ohne Sieg wurde 1431 abermals ein Huſſitenzug unternommen. Der Name des furchtbaren Prokop füllte das Heer mit Entſetzen, es floh, ehe es dem Feind ins Auge ſah, überließ ihm 8000 Wagen mit Armatur und Geſchoſſen, Pulver und Proviant, und wurde verfolgt bis an Thüringens Grenze, wo vor Naumburg der gefürchtete Huſſitenführer, der Sage nach, nur durch der unſchuldigen Kinder Flehen ſich erweichen ließ, die Stadt zu ſchonen.

Im Jahr 1438 zog Kaiſer Albrecht vor Tabor, und die Fürſten des Thüringer- und Meißnerlandes lagen mit ihm und ihrem Volk zwölf Wochen davor, mit gutem Frieden und unbeſtritten bei vieler Zufuhr aus den Städten; aber einen Sturm wagte der Kaiſer nicht, und hob die Belagerung auf, und die Fürſten wandten ſich zur Heimfahrt. Da ſie nun nahe dem Böhmerwald waren, folgte ihnen ein großes Heer Böhmen, in der Abſicht, ſie aufzureiben. Als nun die Fürſten und das Heer zagten, ſprach Graf Heinrich von Schwarzburg, ein mannlicher und weiſer Herr: Fliehen wir allzuſehr vor den Feinden, und kommen auf den Wald, ſo ſind wir verloren. Laſſet uns lieber an dieſem Bach bleiben, und ihrer harren. Das war bei dem Städtchen Dur. Bald kamen ihnen die Böhmen nach, und gedachten, mit ihrer Wagenburg auch über den Graben zu ſetzen, aber der mannliche Graf von Schwarzburg ließ fröhlich aufpoſaunen und pfeiffen, und griff mit ſeinen guten Bogenſchützen an, ſprengte mitten in die Wagenburg hinein, trieb die Feinde in die Flucht, fing und erſchlug ſie faſt alle und gewann große Beute.

24.

Hungersnoth und Sterben.

In dieſem Jahre war in Thüringen und andern Landen große Theurung, ſo, daß viele Leute Hungers ſtarben, und in Dörfern, Flecken und auf Straßen todt niederfielen, und lange Zeit unbegraben lagen. Da galt ein Biſſen Brot, wie eine welſche Nuß groß, drei Pfennig, wie noch alljährlich dieſer Theurung zum Gedächtniß in Erfurt Brot in ſolcher Größe am Markustage gebacken, und Sparsbrot, oder Markusbrot genannt wird, und war dennoch kaum zu bekommen. Am Markustage war das Korn erfroren, daher die Theurung und der Brotname. Und weil ſo viele Leichname unbegraben lagen, ſo ward die Luft vergiſtet, und es ſtarben an der peſtilenzialiſchen Krankheit darauf noch viel mehr Leute, als zuvor Hungers geſtorben waren. Die Seuche begann um die Aernte, währte bis zum heiligen Dreikönigtag, und war ſolchergeſtalt beſchaffen, daß, wen ſie befiel, drei Tage lang ſchlafen mußte, und wenn er aus dem Schlaf erwachte, rang er mit dem Tode, um auf immer einzuſchlafen. Das nannte man das große Sterben.

25.

Zigeuner und Böhmen in Thüringen.

In Thüringen erſchienen um dieſe Zeit zuerſt die Zigeuner, ein fremdes braunes Volk, herumziehend und in großen Horden das Land durchſtreifend. Sie redeten eine fremde Sprache, ſagten, daß ſie zunächſt aus Böhmen kämen, aber aus dem Lande Aegypten ſtammten. Wir müſſen die Welt durchwandern, ſprachen ſie: um unſrer und unſrer Vorfahren Sünde Willen, auf die ein Fluch gewälzt ward. Und man hat dieſes Volk darauf Jahrhunderte lang durch Thüringen abenteuerlich ziehen ſehen. Nie iſt eigentlich bekannt geworden, was für eine Religion dieſe Zigeuner gehabt, denn aller Orten gaben ſie vor, die Lehre zu bekennen, welche die herrſchende da war, wo ſie ſich aufhielten. Sie ſelbſt hielten unter ſich keinen Gottesdienſt, und hatten keine Prieſter. Sie nährten ſich von Gaukelkünſten, Wahrſagen, Segenſprechen, Traumdeuten, Betteln und Stehlen, und in manchem Thüringiſchen Ort haben ſich wunderliche Sagen von ihnen erhalten. Das Volk fürchtete ſie ſehr, und gab ihnen gern, was ſie begehrten, denn es ſchrieb ihnen übernatürliche Kräfte zu, und es war am Tage, daß ſie Zauberei trieben, weshalb ſie auch an manchen Orten hart verfolgt wurden.

Jetzt ſieht man ihrer in Thüringen nur noch wenige und ſelten.

Außer den Zigeunern, die ſich Bohemen nannten, kam auch in jenen Zeiten viel böhmiſches Volk in das Thüringerland, welches heimlich herbeigerufen worden durch Herzog Wilhelm, der mit ſeinem Bruder, Kurfürſt Friedrich dem Sanftmüthigen, ob der Theilung des Thüringer Erbes, in Krieg und Fehde begriffen war. Dieſe Böhmen zeigten ſich würdig ihrer Landsleute, die in frühern Jahren Thüringen verheerten, und übten frech die alten Gräuel in dem Lande, zu deſſen Beiſtand ſie gerufen waren. So thaten ſie in dem Gebiet der Biſchöfe von Naumburg und Merſeburg, da ſie in Weiſſenfels und den Städten des Oſterlandes ihr Standquartier hatten, und fielen auch in das Erfurtiſche, wo ſie Tonndorf beſetzten, und die Einwohner beſtahlen, ja die Fiſche aus den Teichen raubten. Der Rath zu Erfurt ſchützte ſeine Stadt mit Wallbüchſen und Kanonen, als der Zug dieſes Volkes in die Nähe kam. In der Stadt Gera erwürgten ſie über fünftauſend Menſchen und verbrannten Schloß und Stadt.

26.

Seltſame Schwärmer.

Im Jahr 1454 hat ſich in Thüringen, zumal um Sangerhauſen und in der Schwarzburgiſchen Unterherrſchaft vor dem Harze eine wunderliche Ketzerei angefangen, und die ihr anhingen, Männer und Frauen, kamen heimlich zuſammen in Kellern und dunkeln Gewölben, wo ſie, der Sage nach, den Teufel anbeteten, der in Geſtalt einer Hummel erſchien und jedem vor den Mund flog. Wenn die Andacht vorbei war, wurden die Lichter ausgethan, und Alle griffen nun um ſich, und wen jeder vom andern Geſchlecht ergriff, mit dem ward frech geſündigt, es mochte Mutter, Schweſter oder Tochter ſein.*) Ein Schmied offenbarte es dem Landesherrn und führte ihn verkappt in eine ſolche Verſammlung, daß er ſelbſt den Gräuel ſähe; darauf wurden die Meiſten dieſer Sektirer ergriffen und verbrannt, viele aber gingen freudig zum Tode.

In demſelben Jahre zog der Barfüßer Kapiſtranus durch Thüringen und predigte öffentlich vor allem Volk Buße und Sittenbeſſerung, verdammte alles Spiel, alle Welteitelkeit und Putzſucht, und verbrannte auf den Märkten Saitenſpiele, Bretſpiele, Würfel, Karten, Spieltiſche, Weiberzöpfe, ſonderlich in Erfurt, was ihm alles vom Volk willig zugetragen wurde. Er ließ auch die Juden nöthigen, ſeine Predigten zu hören.

---

*) Möchte an das moderne Engelchengreifen der Königsberger Mucker und anderer Frömmlerzunfte erinnern.

Hernach iſt es geſchehen, daß im 1475ſten Jahr vor Petri- und Pauli-Tag ſich eine Wallfahrt erhob, daß unzähliges Volk wie beſeſſen und vom Veitstanz befallen, zum heiligen Blut zur Welsnacht wallfahrte, ſo daß alle Tage bei anderthalbtauſend und mehr liefen, bis zum Winter. Und wurden die Menſchen von der Sucht des Wallens plötzlich überfallen, in Feld und Gehölz oder wo ſie ſonſt waren, im Geſchäft oder im Müſſiggang, es liefen Alte und Junge wunderbarlicher Weiſe, und Gott wußte, was es bedeuten ſollte.

27.

Böſe Zeit und neue Krankheiten.

Kometen verkündeten dem Wunder- und Zeichengläubigen Volke Thüringens 1471 und 72 ſchreckliche Dinge, und ſchwer empfand mancher Ort die ſtrafende Gotteshand. Die Rache eines beleidigten Ritters ließ Erfurt in Brand ſtecken, daß 2000 Häuſer in Flammen aufgingen, auch Naumburg brannte faſt ganz aus; und während Thüringen ſich mühſam von den Wunden erholte, die ihm der Bruderkrieg und zahlloſe Fehden geſchlagen, war es wieder eine verderbliche Seuche und die Wuth entfeſſelter Elemente, die es heimſuchten. Schrecklich wird die Seuche geſchildert, die 1472 das Land drückte, grauſam ſei ſie geweſen, wie nie eine zuvor. Alle Freundſchaft und Liebe nahm ein Ende, und die Unbarmherzigkeit nahm zu. Alle Bande des Blutes wurden nicht mehr geachtet, Brüder ließen von Brüdern, Männer von Frauen, Aeltern von Kindern, und umgekehrt; kein Nachbar ſtand dem andern bei; Prieſter und Mönche weigerten ſich, die Kranken beichten zu hören, oder ſie mit den Sacramenten zu verſehen, ja ſie weigerten die Beerdigung in gekauften oder bezahlten Begräbniſſen. An manchen Orten waren die Amtleute ſo unbarmherzig, daß, wenn ſie hörten, es liege in irgend einem Hauſe ein an der Seuche Geſtorbener oder von ihr Befallener, ſie einen Haufen rohes Volk hinſandten, die mit Ungeſtüm und Wüthen die Kranken entweder aus Gemächern und Häuſern ſtießen, oder ſie in denſelben feſt verſchloſſen, daß ihnen Niemand irgend eine Handreichung thun konnte, worüber Mancher auf das elendeſte umkam, während jene Buben allen verderblichen Frevel trieben. Dazu durchzogen Mordbrenner das Land, angehetzt von Apel Vitzthum und ſeinem Anhang, und man fing ihrer zu Gotha, Jena, Tonna, Mühlhauſen, Naumburg, Artern, Wiehe, Nebra, zu Staffelſtein bei Koburg und in vielen andern Städten und Ortſchaften. Dieſes Geſindel brachte ſolche Furcht hervor, daß man nicht wagte, in den Städten einen Jahrmarkt zu halten, ſondern, um das Einſchleichen ſchädlichen Volkes zu verhüten, Käufer und Verkäufer draußen auf dem freien Felde Markt halten ließ.

In dieſem Jahr, 1473, blüheten die Bäume in der Faſten, es regnete zwiſchen Oſtern und Michaeli kaum einmal, wodurch ein ſolcher Waſſermangel und ſo große Hitze entſtand, daß Flüſſe und Bäche gänzlich austrockneten, das Trinkwaſſer gekauft werden mußte, und der Thüringerwald, der Harzwald und der Böhmerwald ſich entzündeten. Achtzehn Wochen lang dauerten die unerhörten Waldbrände, mehr als ein Waldort ging von der Glut berührt in Flammen auf, und es mußte die ganze Bevölkerung aufgeboten werden, dem Brand zu wehren.

Im Jahr 1485 entſtand zuerſt in England eine neue und bösartige Seuche, welche ſich bald auch in Deutſchland und über Thüringen verbreitete. Die Kranken fielen in übermäßigen Schweiß, der ſie faſt gänzlich auflöſte, und Viele ſtarben in 24 Stunden hin. Man nannte dieſe Krankheit den engliſchen Schweiß; beſonders ſtark wüthete ſie 1529; viele Tauſende ſtarben, Eintauſend davon allein in Erfurt. Im folgenden Jahr erſchien auch der Scharbock (Scorbut) zuerſt in Thüringen, eine Krankheit, von welcher zuvor Niemand etwas gewußt, noch gehört.

28.

Wunderzeichen.

Im Jahr 1501 oder 1502 ereignete ſich ein ſeltſames Zeichen, es fielen aus der Luft kleine Kreuzlein nieder, auf Kleider und Hüte der Männer und auf die Schleier der Weiber, darüber ſich jedermann wunderte. Dieſe Kreuzlein waren blutroth und gelb, und Niemand vermochte ihre Natur zu erklären, doch deutete man ſie auf ein nachfolgendes Sterben, welches auch nicht ausblieb.

Nur Wenige änderten und beſſerten ihr Leben. Ein ähnliches Wunderzeichen war alten Nachrichten zufolge ſchon im Jahr 958 wahrgenommen worden und ſollen darauf viele Menſchen ausſätzig geworden ſein. Im Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts aber wimmelte Deutſchland von Leproſen, die alle Wallfahrtsorte umlagerten.

29.

Päpſtliche Mordbrenner in Thüringen.

Der ſtarke Sohn Thüringens, Doctor Martin Luther, hatte den Thron des Papſtes erſchüttert und deſſen Herrſchaft gewaltigen Eintrag gethan; das Unwetter des Bauernaufruhrs war vorbei, aber wegen des Schmalkaldiſchen und deutſchen Krieges ſchwere Zeit genug. Da ſandte, nach der gemeinen Sage, der Papſt Mordbrenner aus in die deutſchen und zumal in die Thüringiſchen und Meißniſchen Lande, und es wurde unermeßlicher Schaden durch dieſelben angerichtet. Die Feuer waren nicht zu zählen, die durch ſie aufgingen; ſo brannten ſie Eisleben, Kindelbrück, Erfurt (einigemale), Apolda, Weimar und andre Städte an, Eimbeck brannte ganz aus, und viele Menſchen kamen in dem Feuer um. Ein großer Theil von Nordhauſen ging in Flammen auf, Günthersberg deßgleichen, wo man einige der Mordbrenner fing und ſie mit glühenden Zangen zerriß. Sulza an der Ilm wurde ebenfalls faſt ganz ausgebrannt, und die ergriffenen Mordbrenner zu Jena gebraten. Im Webicht, einem Walde nahe bei Weimar, wurde einer ergriffen, der nannte ſich Jacomo Juliano und bekannte, daß ihn ein päpſtlicher Hauptmann um Geld gedungen, in dieſem Lande zu brennen, das ſei ein verdienſtliches Werk, und bringe Vergebung der Sünden. Er nannte auch noch fünf ſeiner Geſellen und ſagte, daß ſie in hölzernen und meſſingnen Büchſen weißes und ſchwarzes Giftpulver bei ſich führten. Darum ließen mehre der proteſtantiſchen Fürſten offene Schreiben im Druck ausgehen, und man nannte heimlich und laut Anſtifter und Theilnehmer dieſes Unweſens und zeichnete ſie nach Namen, Geſtalt und Kleidung. Es wurden ihrer auch in Weiberkleidung geſehen und ergriffen.

30.

Die thüringiſche Sündfluth.

Oft ſchon war in den frühern Zeiten mancher thüringiſche Ort mit großen Waſſerfluthen heimgeſucht worden, davon die Chroniken voll ſind. Nie aber vorher und nie nachher erlitt das Thüringer Land eine ſo gleichzeitige große und unerhörte Ueberſchwemmung, als im Jahr 1613, am Abend des 29. Mai. Ein ſchweres Ungewitter zog am Himmel auf und entlud ſich unter den heftigſten Blitzen und Donnerſchlägen unter ſo furchtbaren Regengüſſen und Wolkenbrüchen, daß es war, als ſolle die Welt in einer zweiten Sündfluth untergehen. Alle Elemente waren im Aufruhr und wütheten und tobten gegen einander, und nicht an einem Orte, ſondern über allen Städten und Dörfern, zwölf Meilen in die Runde und weiter, von der Saale bis zum Harz, von der Werra bis zur Elbe; und es geſchah unermeßliches Unglück, unerſetzlicher Schaden. Die Ilm erhob ſich an manchen Orten zehn bis zwölf Ellen über ihr Bett, und in ihrem Flußgebiet offenbarte ſich die größte Zerſtörung. In Weimar wurden von der gewaltigen Waſſerfluth 44 Häuſer und Scheunen weggeriſſen, es ertranken dabei 74 Menſchen, 25 Pferde, 175 Stück andres Vieh; an der Mühle am Kegelthor daſelbſt iſt noch das Wahrzeichen, wie hoch dort die Fluth gegangen. Zu Oberweimar ertranken 14 Menſchen und 22 Häuſer wurden weggeriſſen. In Mellingen wurden 36 Häuſer und 22 Menſchen ein Raub der Fluth. Dabei war eines Hirten Weib, die mit 4 Kindern ertrank. Der Vater rettete ſich und hörte noch, daß ſein jüngſtes Kind, wie das heranwogende Waſſer ſchon das kleine Lager emporhob, die Mutter fragte: Kommen wir auch in den Himmel, wenn wir ertrinken? Und als jene mit Ja die ſeufzende Antwort gab, rief das Kind: Ei ſo will ich gern mit ertrinken! Gut' Nacht, lieb Vater und Mutter. In vielen Dörfern, wie Kramsdorf, Eberſtedt u. a., blieben nur wenige Häuſer ſtehen. In Sulza kamen über 20 Menſchen um das Leben, in Leutra 10, in Mave 20, in Krautheim hinter dem Ettersberge 18, und wurden dort 40 Wohnhäuſer verwüſtet. In Großenbrembach ertranken 39 Menſchen und wurden 80 Häuſer weggeriſſen, in Kleinbrembach gingen 25 Perſonen unter. In Zimmern ertrank eine Mutter mit ihrem Kind, und wurden die Leichname über eine Stunde weit bis nach Sulza getrieben. Bei Wenigen-Lupnitz erſchlug das Wetter einen Schäfer mit dem Hund, in Jegsdorf ertranken 14 Menſchen, in Tomich 10, und 16 Häuſer verdarben. Auf dieſe Weiſe hatte faſt jeder Ort im Ilmthale und in den Nebenthälern ſchmerzliche Verluſte an Häuſern und Gebäuden zu beklagen. In Gotha zerſchlugen die Schloſſen Fenſter und Saaten; Mühlhauſen litt ebenfalls ungemein, und zu Langenſalza ſchätzte man den Schaden auf eine Tonne Goldes. Brücken und Wehre wurden eingeſtürzt, Mauern 70 und 112 Schuh lang weggeriſſen, Thore über den Haufen geworfen, Teiche zerſtört, Dämme zerbrochen, Felſen geſprengt und überhaupt ſo viel Schaden angerichtet, daß von mehr als einer Stadt Bücher davon zu füllen wären. Doch kam in Langenſalza kein Menſch um ſein Leben. Das Waſſer riß dort ein Stück Stadtmauer, die etliche Ruthen lang auf ein Felsſtück gebaut war, hinweg und trieb ein Bruchſtück dieſes Felſens, das 78 Schuh lang, 7 Schuh breit und 5 Schuh dick war, etliche Ruthen lang dem Strom entgegen. Selbſt in Orten, wie zu Tungeda u. a., die nicht an fließenden Waſſern gelegen, erhob ſich die Fluth ſo hoch, daß das Vieh in den Ställen ſchwamm und größtentheils ertrank. Es iſt nicht zu ſagen, wie viel Unglück an allen Orten Thüringens, welche von dieſer Fluth betroffen wurden, geſchah, aber der Geldſchade, den dieſes unerhört große Waſſer dem Thüringer Lande verurſachte, wurde auf mehre Millionen Thaler geſchätzt, davon auf das damalige Fürſtenthum Weimar allein 143,000 Gulden gerechnet wurden. Zwiſchen Jena und Magdeburg ſind über 2000

Perſonen um das Leben gekommen. In Sondershauſen ſtrömte das Waſſer in der Höhe eines Mannes zum Wipperthor herein, wo auch noch ein Kreuz, als Wahrzeichen eingehauen, zu ſehen iſt. Lange Zeit konnte in manchen Dörfern nicht einmal in den Kirchen Gotttesdienſt gehalten werden, weil das Waſſer hineingedrungen und zum Theil Vieles zerſtört hatte.

Dieſes verderbliche und unerhört große Waſſer nannte man die Thüringer Sündfluth, und behielt ſie lange Zeit im traurigen Andenken. Die Jahrzahl dieſes göttlichen Strafurtheils fand man enthalten in dem Worte

IVDICIVM.

Sagenkreis
der
# drei Gleichen.

Drei Schweſtern ſitzen auf Bergen;
Sie ſchauten mit fürſtlicher Pracht
Nach Oſten, Süden und Weſten:
Doch geiſterhaft blicken die Veſten
Nun in die ſchaurige Nacht.

P. H. Welker.

Die ganze Fülle der mittelalterlichen Romantik tritt uns nah, wenn wir mit dem Zauberwort Gleichen an das Grab der thüringiſchen Vorzeit klopfen. Es iſt nur eine einfache, allbekannte Sage, ſchon hundertmal ſchriftlich, und viele tauſendmal mündlich erzählt, geglaubt, bezweifelt, beſtritten, durchforſcht und durchgrübelt, wie keine zweite, welche immer dieſelbe geblieben bei allen Verwandlungen, die Phantaſie und Laune, Forſchung und Wißbegier mit ihr vornahmen, und welche ein Kleinod aller thüringiſchen Sagen bleiben wird. Das Ereigniß einer durch die abenteuerlichſten Conflickte herbeigeführten Doppel-Ehe ſtand den ſchlichten, ſittenreinen Vorfahren ſo einzig und beiſpiellos da, daß bald genug um den einfachen Kern einer halb zweifelhaften Thatſache die Kryſtallſtrahlen der Poeſie aufſchoſſen und den ſchönen Sagenſtern bildeten, aus dem uns deutſches Heldenthum, deutſche Biederkeit und Treue, glühende, aufopfernde Liebe und zarte fromme Weiblichkeit entgegenleuchten. Dazu thronen noch die Trümmern der drei Schweſterburgen mitten im Schoos einer ſo herrlichen, mit Fruchtbarkeit und Wohlſtand geſegneten Gegend, die man eine zweite güldne Aue vom Gold ihrer Saatfelder nennen könnte;

ſie thronen? nein, ſie ruhen, wie trauernde greiſe Königsbilder, und grüßen nach der fernen Wartburg und der nähern Käfernburg hinüber, die an ihre Zeit erinnern, während das jugendliche Leben der Neuzeit fröhlich aufgrünt und nur noch mit Neugier und Ausſichtluſt über die ſtaubigen Schwellen ſchreitet, darüber man die letzten Ritter zu Grabe getragen. Schöne Ausſichten wünſcht ſich die Jugend immer, in die Natur, wie in das Leben ſelbſt, und eine der ſchönſten Ausſichten bietet ſich von jedem der Gleichiſchen Schlöſſer in ein Land, das im Segen des Friedens ruht, das nicht mehr wie einſt der raubende und fehdeluſtige Ritter in Furcht und Schrecken ſetzt, in welchem nicht mehr Bürgerrache die Dörfer anzündet und die Saaten niedertritt, die im Gebiet des Feindes und als ſeine Lehensſtücke gelegen waren.

Uebrigens hallte der Grafenname Gleichen mannlich und ſtark durch das Thüringer Land; die gleichiſchen Beſitzungen waren ausgedehnt, ihre Lehen zahlreich; vor uralter Zeit waren dieſe Ritter Erb- und Schirmvögte der Stadt Erfurt, in der ſie viele Häuſer und die Gerichtsbarkeit über einen ganzen Diſtrikt von mehren Straßen hatten, ja ſie beſaßen eine eigne Kirche darin, ein eignes Thor, Mühlen, Gärten und ein Erbbegräbniß auf dem Petersberge. Bei jedem Heereszug, bei jeder Meerfahrt in das gelobte Land und überall, wo ritterlicher Ruhm zu ärnten war, geſellte ſich dem thüringiſchen Landgrafenlöwen der gleichiſche

Leopard. Mancher Graf von Gleichen blutete und ſtarb für ſein Vaterland.

Daß die Burgen Wachſenburg und Mühlberg älter ſind, als Gleichen, das ſogenannte Wandersleber Schloß, iſt bekannt und unbeſtritten, allein die anſcheinend gleiche Höhe der Nachbarberge, und deren ziemlich gleiche Entfernung von einander in einem Dreieck rechtfertigen vollkommen den volksthümlichen Sprachgebrauch in ihrer Benennung: Die drei Gleichen. Ihr Sagenkreis ſchlingt ſich in den von Ohrdruf ein und grenzt ſich gegen die Stadtgebiete von Gotha und Erfurt ab, während er Arnſtadt mit ſeinen Ortſchaften mit einſchließt und der muntern Gera eine Strecke aufwärts folgt, um ſich eines Theils dem Sagenkreis des thüringiſchen Henneberg anzunähern und ſich gegen den des Ilmthales abzumarken.

1.

Der Grafen von Gleichen Urſprung.

In uralte Zeiten hinauf legte die Geſchlechtsſage den Urſprung der Grafen von Gleichen. Erneſt, ein edler Römer, verließ mit ſeinem Bruder Italien, wegen innerlicher Unruhen daſelbſt, und kam nach Sachſen um das Jahr 455. Die Brüder wählten ſich Wohnſitze in der Gegend, wo Göttingen liegt, bauten auf zwei Bergen gleicher Höhe zwei Burgen, und wurden deßhalb, wie ihre Schlöſſer, ſelbſt die Gleichen genannt. Ihre Nachkommen aber wurden in jener Zeit, da die Sachſen die am Harz wohnenden Thüringer verdrängten*), auch mit vertrieben, und erbauten nun eine neue Burg bei Mühlberg und Wachſenburg, die ſie, den einmal angenommenen Namen beibehaltend, ebenfalls Gleichen nannten. Dieſe Niederlaſſung ſoll noch vor Karl des Großen Zeiten unter den fränkiſchen Königen geſchehen ſein, welcher dann die Beſitzer von Gleichen mit großen Gütern im Thüringer Lande belehnte. Ihnen gehörte in Thüringen außer dem, was ſie in und um Erfurt beſaßen, das Schloß Gleichen und deſſen Umgebung, die Grafſchaft Viſelbach, Schloß, Stadt und Herrſchaft

---

*) Vergleiche im 2ten Band Seite 11 und 88.

Ohrdruf, Tonna, Blankenhain, Remda, Kranichfeld, Krackendorf und Schauenforſt nebſt dem Flecken Wechmar. In Weſtphalen beſaßen ſie Pyrmont und Spiegelberg, die Grafſchaften, und außerdem waren ſie Beſitzer des ganzen Eichsfeldes mit allen ſeinen Schlöſſern und Ortſchaften.

2.

Der ſchwarze Ritter.

So lautet eine andere Kunde: Erneſt hatte einen Nachkommen, Namens Sieghart, deſſen Sohn hieß Wittekind, zubenannt der ſchwarze Ritter, und lebte zu den Zeiten Pipins, des Frankenkönigs, und Karls des Großen. Er war berühmt als ein gewaltiger Kriegsmann, ſtreng und tapfer, und diente als Feldherr dem Sachſenkönig Edelhart gegen die Franken. In einer großen Schlacht jenſeit der Weſer, nicht weit von Iburg, focht er wie ein grimmiger Löwe, erlegte manchen kühnen Franken, machte drei fremdländiſche Ritter, Thomas de Abbatia, Heribertus de Granada und Grimhold de Iberia, zu Gefangenen und ſchenkte ſie ſeinen Befreundeten als Beutepfennig. Später aber geſchah es, daß der ſchwarze Ritter von Kaiſer Karls Genoſſen gefangen, nach Frankreich geführt und fünf Jahre lang in Haft gehalten wurde, weil er ſich weigerte, das Chriſtenthum anzunehmen. Endlich aber auf das Zureden des großen Kaiſer Karl ließ er ſich taufen. Kaiſer Karl machte den tapfern Wittekind zum Feldherrn über das Heer, das er nach Spanien gegen die Saracenen ſandte, und der Ritter bat ihn, daß er ihm geſtatten möge, zuvor ſeine Söhne zu ſehen und zu ſegnen. Die kamen dann mit 200 Rittern gen Worms, und da Karolus die zwei Jünglinge von trutzigem Antlitz und Gemüth ſah, ſprach er: Es iſt wahr, daß ein Wolf kein Lamm erzeugt. Hierauf ließen ſich auch dieſe beiden, Walprecht und Wittekind, taufen, welche die Namen Ludwig und Karl empfingen, und Kaiſer Karl begnadigte ſie mit einem großen Stück Landes am Thüringer Walde, und Ludwig wurde der Ahnherr der Grafen von Gleichen in Thüringen. Dieſer baute ſeine Burg ohnweit dem Schloſſe Mühlberg in ein heitres fruchtbares Gefilde, auf einem frei aufſteigenden hohen Berg, unter dem die Landſtraße aus dem Walde nach Franken ſich hinzog.

3.

Die drei Gleichen brennen zugleich.

Im Jahr 1230 hat es ſich zugetragen, daß die drei Nachbarburgen, Gleichen, Mühlberg und Wachſenburg, in einer Nacht während eines überaus ſchrecklichen Gewitters zu gleicher Zeit entzündet wurden, daß die Thürme wie Fackeln brannten, wodurch zumal Schloß Gleichen am meiſten beſchädigt wurde, ſo daß die Beſitzer, den Schaden zu beſſern, ihr halbes Dorf Gräfenhain nebſt mehren Grundſtücken für 60 Mark Silber und ein Pferd verkaufen mußten. Von dieſem Brand ſingt ein neues Lied:

Doch ſaht ihr zu ſtolz nach dem Himmel? —
Der Himmel begann mit euch Schlacht;
Wild zogen die Wetter zuſammen,
Ihr glühtet zugleich in den Flammen,
Drei ſchreckliche Fackeln der Nacht.

4.

Die Gleichiſche Doppel-Ehe.

Es war im Jahr 1227, daß Kaiſer Friedrich der zweite eine Meerfahrt gegen die Saracenen unternahm, ihnen das heilige Grab abzugewinnen. Da entbot Landgraf Ludwig der Fromme alle ſeine Vaſallen und die Ritterſchaft des ganzen Thüringer Landes, und ließ ſich nebſt ihnen mit dem Kreuze zeichnen.*) Unter den Grafen und Herren, die ihn begleiteten, war der Beſten einer Graf **Ernſt von Gleichen**. Treulich folgte er ſeinem

---

*) Vergleiche Band I., Sage 20: Landgraf Ludwig fährt über Meer.

Lehensherrn, dem edlen Ludwig, und weinte mit an ſeinem Sterbebette zu Otranto, andre ſagen, zu Hidrunt oder Brundus, wo der Landgraf an einem hitzigen Fieber ſtarb. Der tapfre Graf von Gleichen blieb jedoch ferner im Heere des Kaiſers und ſtritt mit großer Tapferkeit und Heldenmüthigkeit gegen die Heiden, nachdem der Kaiſer glücklich zu Akkon oder Ptolemais angelangt war. Dieſer ſchloß einen Waffenſtillſtand mit dem Sultan und kehrte zurück, den Grafen mit Andern zum Schutz der befeſtigten Stadt zurücklaſſend. Nun ritt Graf Ernſt von Gleichen eines Tages mit nur zwei Dienern aus Akkon, um einen Streifzug zu machen, denn die Unthätigkeit mißhagte ihm; er entfernte ſich aber allzuweit von der ſichern Verſchanzung, ſtieß auf einen großen Haufen Araber und wurde nach tapferer Gegenwehr gefangen genommen, als Gefangener nach Alkair geſchleppt und dort an den Sultan verkauft. Grauſam hart behandelt und wie ein gemeiner Sclave gehalten, brachte er mehre Jahre in der ſchwerſten Dienſtbarkeit zu. Da geſchah es durch Gottes Fügung, daß die Tochter des Sultans, eine ſchöne, liebreizende Jungfrau, zärtliche Neigung zu dem Grafen gewann, deſſen Knechtesgeſtalt ſeine männliche Schönheit nicht ganz verhüllen konnte, und deſſen Biederkeit und Adel aus ſeinen treuen deutſchen Augen ſprach. Sie näherte ſich ihm mit freundlicher Zuſprache und ſuchte ſein hartes Loos zu mildern; ſein Diener hatte ihr ſeine Herkunft und ſeinen Stand vertraut. Die Neigung der Sultanstochter wuchs mehr und mehr und wurde ſtarke Liebe, die ſie ſo ſehr überwältigte, daß ſie ſelbſt ſich dem Grafen zum Weibe antrug und ihn frei zu machen verhieß. Wie lieb und wünſchenswerth dem Grafen nun auch die Freiheit war, ſo ſagte er der Sarazenenjungfrau doch offen und ehrlich, daß er bereits im Vaterlande eine Gattin und zwei Kinder habe, und daß ſein Glaube ihm verbiete, mehr als eine Gemahlin, und noch dazu eine Heidin, zu beſitzen. Sie erwiederte hierauf, daß ſie gern Chriſtin werden wolle, und konnte nicht begreifen, wie ein Glaube das verbieten könne, was im Orient allgemeine Sitte. Und die Liebe zur Freiheit beſiegte endlich in dem Grafen die Bedenklichkeiten; er hoffte vom Papſt Diſpenſation und von ſeiner Hausfrau Verzeihung, die ohne der Sultanstochter hülfreiches Erbieten zur Wittwe und Mutter vaterloſer Waiſen geworden wäre. Hierauf wurde durch vertraute Diener ein Schiff beſtellt, darauf entflohen die Liebenden mit großen Schätzen, kamen nach Venedig und reiſten nach Rom. Dort ward dem Papſt die Sache vorgeſtellt, die ſchöne Sarazenin empfing die heilige Taufe, und der Graf die erflehte Erlaubniß, ſich zu der einen Gemahlin in der Heimath auch noch die zweite antrauen laſſen zu dürfen. Und als dieß geſchehen war, reiſten die Glücklichen ohne Säumen nach Thüringen. Als ſie noch zwei Tagereiſen vom Schloſſe Gleichen entfernt waren, eilte Graf

Ernſt voraus, ſeine Hausfrau vorzubereiten, die ihn alſobald erkannte und auf das zärtlichſte willkommen hieß. Nun erzählte er ihr alles, ſeine Gefangennehmung, ſeine harte Sclaverei, ſeine endliche Erlöſung durch die königliche Jungfrau, die Erhalterin ſeines Lebens, die Befreierin aus neunjähriger Knechtſchaft, wie ſie ihm zu Liebe gefolgt ſei mit allen ihren Kleinodien und Schätzen, ihm zu Liebe den Chriſtenglauben angenommen, in Rom getauft worden ſei, und bewegte das Herz der edlen deutſchen Frau ſo, daß ſie gern und freudig in das willigte, was als einzigen Lohn ihrer großen Opfer die Sarazenin begehrte, wobei ſie gelobte, ihr eine dankbare Freundin zu werden. Darauf gingen Graf und Gräfin von Gleichen mit großem Pomp und Gefolge der Fremden, welche des Weges nachgezogen kam, entgegen, und Gott fügte es, daß beide Frauen einander herzinniglich liebgewannen und in größter Eintracht mit einander lebten; auch ruhten die Drei ſo traut Verbundenen in einem Bette. Die Sarazenin, wie ſchön ſie war, blieb mit Kindern ungeſegnet, liebte aber deſto mehr die Kinder der erſten Gemahlin und pflegte dieſe, wie wenn ſie ihre eigenen geweſen wären. Und wie die beiden Frauen mit ihrem Gemahl ein Bette getheilt, ſo theilten ſie auch mit ihm, als er ihnen, die vor ihm ſtarben, bald nachgefolgt, ein Grab, auf dem Petersberge zu Erfurt, dem Gleichiſchen Erbbegräbniß.

5.

Die Doppelehe, eine abweichende Sage.

Nach andern Kunden hieß jener Graf von Gleichen nicht Ernſt, ſondern Ludwig; er wurde in einem Treffen bei Ptolemais von den Sarazenen zum Gefangenen gemacht, nach Alkair gebracht und in einem wohlverwahrten Thurm eingekerkert. Dort ſah die Sultanstochter am Fenſtergitter des Thurms den ſchönen Gefangenen; ſie erfuhr ſeinen Stand, und ſchenkte ihm ihre Liebe. Darauf nahm ſie eines Freudenfeſtes wahr, warf ſich zu ihres Vaters Füßen und erflehte von ihm die Gewährung einer Bitte. Als nun ſeine Liebe ihr dieſe unbedenklich zuſagte, erbat ſie die Freiheit des Gefangenen und ſeinen Beſitz. Staunen und Beſtürzung ergriff den Sultan, aber die Thränen und Bitten ſeines geliebten Kindes ſiegten, und er hielt ſein Wort und erfüllte ihre Bitte. Mit Reichthümern und Schätzen aller Art ausgeſtattet, ſchifften ſich die Liebenden nach Venedig ein, und alles begab ſich, wie vorhin berichtet. Noch ſagen Andre, es habe die Sarazenin dem Grafen vor ihrer Ankunft in Deutſchland, da ſie lange Zeit mit ihm traulich zuſammengelebt, einen Sohn geboren, den beide in Blumenthal in Franken zurückgelaſſen. Der ſchöne Knabe ſei einem reichen und angeſehenen Mann zur Erziehung übergeben worden, der ihn zuletzt aus Liebe an Kindesſtatt angenommen. Er wurde Landwirth, verheirathete ſich ſpäter und ward Vater mehrer Kinder. Aus dieſer Familie; ſo geht die Sage, wird Einer einſt einen großen Schatz heben, wenn der rothe und gelbe Löwe aus der Mauer eines alten Schloſſes wird weggeſchafft worden ſein.

6.

Freudenthal und Türkenweg.

Unter der Ruine des Schloſſes Gleichen ſteht am Fuß des Berges ein einſames Forſthaus, zum Freudenthal genannt, und dieſen Namen führt die Stätte ſeit langen Zeiten. Es geht die allgemeine Sage unter dem Volk jener Gegend: Als nun der Graf von Gleichen ſeine Gattin daheim auf die Fremde vorbereitet und bei ihr ein williges Gemüth gefunden hatte, bereit, Jene als ſeine Befreierin aus dem Sclavenjoch mit frohem Herzen und offenen Armen aufzunehmen und ſie als Freundin zu ehren, zog er der Sarazenin entgegen, ſie heimzuholen, und die Gräfin kam aus der Burg herab, ſie zu begrüßen. Da ſtand eine alte Linde am Weg, bei dieſer begegneten ſich die beiden Frauen und ſchloſſen einander in die Arme und weinten vor Freude. Die Linde hat lange noch geſtanden und iſt als der Ort gezeigt worden, wo die ſo lange Getrennten ſich wieder vereinten. Hernach ließ der Sage nach die ſarazeniſche Gemahlin des Grafen den Burgweg vom Freudenthal bis zum Schloß herauf herſtellen und pflaſtern, weil ſie Erbarmen mit den armen Leuten hatte, die ſich in dem alten böſen und gefährlichen Hohlweg martern mußten. Von da an iſt dieſer Weg der Türkenweg genannt worden und heißt noch heute ſo.

Viele Wahrzeichen waren und ſind zum Theil noch vorhanden, welche die oft beſtrittene Sage von der Doppelehe des Grafen von Gleichen zu beſtätigen ſchienen, Sculptur und Bildwerk, Geräthe und ſonſtige Reſte. Lange hat man auf Burg Gleichen in der Junkerkammer die dreiſchläfrige Bettſponde gezeigt, mit rund gewölbtem Himmel, grün angeſtrichen, von Tannenholz, 4½ Elle lang, 4 Ellen breit; mancher Abergläubige ſchnitt Splitter davon; im Jahr 1813 iſt ſie von den Franzoſen im Bivouak verbrannt worden. Auf dem Schloſſe zu Pyrmont wurde ein gleiches Bette gezeigt, nicht minder auf dem zu Ohrdruf, und auf dem Vorwerk Wannigsrode bei Emleben. Auf dem Schloß zu Farrenrode befand oder befindet ſich noch ein Teppich, der früher auf Gleichen gehangen haben ſoll, und in welchen, in acht Felder getheilt, die Geſchichte des zweibeweibten Grafen eingewirkt war. In der Leproſarienkirche zu Ohrdruf iſt ein altes Schnitzwerk, ein Altarſtück, befindlich, das ebenfalls dieſe Geſchichte darſtellen ſoll; desgleichen ein altes Elfenbeinkäſtchen in einem Muſeum. Alter Gemälde nicht zu gedenken, deren es mehre gab. Im Archiv des gräflichgleichiſchen Hauſes Tonna zeigte man den Türkenbund der Sarazenin, und ein goldnes Kreuz, auch hat man die Sage von einem koſtbaren Ring, der an die Schenken von Varila kam, und im ehemaligen Benediktinerkloſter auf dem Petersberge zu Erfurt war ein mit Perlen und Edelſteinen reich und künſtlich verzierter Abtsornat, Geſchenk der beiden Gräfinnen. In dieſem Kloſter lag auch das Hauptdenkmal, der Leichenſtein, auf dem der Graf zwiſchen ſeinen beiden Frauen in Stein gehauen iſt. Dieſer Stein iſt nach Aufhebung des Kloſters im Dom aufgeſtellt worden, wo er noch heute zu ſehen iſt. Die letzte Gräfin von Gleichen hatte noch ein werthes Kleinod und ein kryſtallenes Kreuz, das der Papſt der Sarazenin bei der Taufe verehrt.

7.

Der Thüringer Teufel.

Es iſt eine ſagenhafte Kunde vorhanden von einem Grafen Siegmund von Gleichen, der ſei des

Zweibeweibten Sohn geweſen, und wegen ſeiner Wildheit der Thüringer Teufel genannt worden. Seine Leibesgeſtalt war rieſenmäßig. Er habe ſich mit dem Grafen von Keſernburg und Schwarzburg verbunden und einen ſchweren Krieg gegen die Stadt Erfurt geführt und das Land hart geſchädigt. Er habe aus Zorn und Wuth ſein eignes Haus und Schloß Schwabhauſen, zwiſchen Gotha und Ohrdruf gelegen, in Brand geſteckt. Endlich aber ſei der Streit vom Erzbiſchof Werner zu Mainz beigelegt worden, daß die Erfurter dem Thüringer Teufel alle Kriegskoſten erſetzen müſſen. Er war der Letzte von den Grafen von Gleichen, welcher auf den Petersberg begraben wurde.

8.

Von Wandersleben.

Vom Dorfe Wandersleben, das unter dem Schloſſe Gleichen gelegen, iſt die Rede gegangen, daß dasſelbe recht in der Mitte des Thüringer Landes gelegen, ſo daß man von ihm aus ſechs Meilen nach der öſtlichen und ſüdlichen, wie nach der nördlichen und weſtlichen Grenze zu reiſen gehabt habe. Man nannte es früher ein Städtlein, und es beſtand ſchon in alten Zeiten eine Armbruſt-Schützengeſellſchaft daſelbſt.

9.

Der Mordgarten.

Am nordöſtlichen Fuß des Burgberges Gleichen iſt ein von Bäumen umſchatteter Platz, den das Volk den **Mordgarten** nennt. Mancher Zweikampf iſt dort vorgefallen. Vor hundert Jahren liebten ein Gothaiſcher Kammerjunker von Boſe und ein Heſſiſcher Dragonerlieutenant von Buttler zugleich ein ſchönes Mädchen, das in Arnſtadt wohnte und den Erſtgenannten begünſtigte. Sein unglücklicher Nebenbuhler ſann darauf, ſich zu rächen, ſuchte Händel, fand ſie beim Spiel, und der einſame Baumgarten im Freudenthale wurde zum Kampfplatz erwählt. Piſtolen waren die Waffe; auf den erſten Schuß v. Buttlers fiel v. Boſe entſeelt nieder. Die troſtloſe Geliebte des Gefallenen, der das Freudenthal auf immer zum Jammer- und Trauerthal wurde, und welche in banger Vorahnung dem Geliebten am Morgen ſein Todtenhemd zugeſandt hatte, darin er auch beerdigt wurde, ließ ihrem gefallenen Freund ein einfaches ſteinernes Kreuz nahe beim Mordgarten ſetzen, mit der Inſchrift:

Herr
CHRISTIAN FRIEDRICH CARL v. BOSE
wurde hier getödtet den 9. Maerz A. 1717.
Mein Blut hat mich befreit
Von der Höllen Rachen,
Mein Blut hier um Rache schreit,
Gott befehl ich meine Sachen.

10.

Von Mühlberg und ſeinen Grafen.

Viele haben behauptet, Mühlberg, das Schloß, ſei von undenklich hohem Alter, ja ſchon vor Chriſti Geburt erbaut worden, und andre Geſchichtſchreiber ſagen, daß es ſchon im Jahre 313 oder 319 von Rittern erbaut ſei, deren Nachkommen ſpäter in den Grafenſtand erhoben wurden, und daß es ſeinen Namen von einer Mühle unten am Berg bekommen. Soviel iſt gewiß, daß der Name ſehr früh vorkommt, und daß öfters die Grafen von Mühlberg in der thüringiſchen Geſchichte genannt werden, namentlich mehr als ein Meinhard, die ſich durch ritterliche Tapferkeit auszeichneten.

Ein ſolcher Graf Meinhard von Mühlberg war es, der im Jahr 1232 an Erfurt die Reichsacht vollziehen ſollte, in welche die Stadt gefallen war. Er zwang mit tapfrer Hand die Erfurter zur Vereinigung mit Kaiſer und Reich; darüber kam es jedoch zwiſchen ihm und den Erfurtern zur Eigenfehde. Er ſchlich ſich am Allerheiligentag früh in die Stadt, fing einen Bürger, der zur Frühmeſſe gehen wollte, entführte ihn auf ſeine Burg, und weigerte deſſen Löſung; nun klagten die Erfurter es dem Erzbiſchof von Mainz, und dieſer belegte ihn in ganz Thüringen mit dem Bann und ruhte nicht, bis der Graf in die Reichsacht kam und aller ſeiner Güter verluſtig erklärt wurde. Es war derſelbe, den Landgraf Hermann von Thüringen 1211 nach Ungarn ſandte, in Begleitung des Schenken Walther von Varila, für ſeinen Sohn Ludwig um die Königstochter Eliſabeth zu werben; derſelbe, der 1222 mit Ludwig und Eliſabeth zum Beſuch nach Ungarn zog; derſelbe, der 1227 ſeinen Herrn auf dem Zug ins gelobte Land begleitete. Dieſer mußte in ſeinen alten Tagen gebannt und excommunicirt landflüchtig umherirren, der letzte ſeines Geſchlechtes.

11.

Die Mühlberger Fehde.

Mehr als einmal iſt Schloß Mühlberg hart belagert worden. So 1089 vom Kaiſer Heinrich, der auch Gleichen bedrängte, aber abgeſchlagen wurde, und im Jahr 1310 von den Erfurtern, die ebenfalls von der Beſatzung mit großem Verluſt in die Flucht geſchlagen wurden. Noch ereignete ſich aber in ſpäterer Zeit eine merkwürdige Nachbarfehde zwiſchen den Burgen Mühlberg und Gleichen, von der ein altes Gedicht erzählt. Auf Mühlberg ſaßen Burgmänner, Namens von Hellbach, und eine Wittwe dieſes Geſchlechts wohnte dort, die einen etwas entarteten Sohn hatte, Hans genannt, welcher nichts lieber that, als ſich müſſig in der Gegend umherzutreiben und Unheil anzurichten. Da bat nun die Wittwe ihre Freundin, die Gräfin von Gleichen, dieſen Sohn, wenn er ſich in der Nähe von Gleichen blicken laſſe, anzuhalten und gefänglich einzuziehen, welches auch ins Werk geſetzt wurde. Junker Hans ward gefangen und in eine entlegene Kammer geſteckt. Das Unglück aber wollte, daß in derſelben Nacht ein Schloßbrand entſtand, welcher zwar wieder getilgt wurde; aber in der Beſtürzung hatte Niemand an den jungen von Hellbach gedacht, und er ward, vom Dampf erſtickt, todt in ſeiner Kuſtodie gefunden. Nun war großes Herzeleid um den armen Junker; hatte er vorher nichts getaugt, ſo ſollte er nunmehr ſo viel Silber werth ſein, als er wog, und dieſes Silber verlangten die Hellbachs von den Gleichen, das dieſe weder bezahlen wollten, noch konnten. Da kam es denn zur heftigen Feindſchaft und Fehde, welche mehr als ein Jahr währte.

Im Anfang konnten die Hellbachs den mächtigern Gleichen wenig anhaben, als aber Dietrich von Hellbach, wahrſcheinlich ein Bruder des Erſtickten, zu männlichen Jahren kam, griff er oft den Grafen tapfer an und rannte mit Ungeſtüm um die Burgen. Es wurde mit wechſelndem Glück geſtritten, und mancher Hohn und Spott lief da mitunter, wie unter andern das alte Gedicht ſingt:

Wenn Helbach ſchos an Schlos zu Gleichn
Gar hönlich teten ſies abſtreichn
Mit einem Fedderwiſche bald
Und ſpotten ſein ganz manigfalt.
Einſtmal ein Koch im Fenſter ſas
Vnd trank leer aus einm langen Glas
Damit ehr Helbachs ſpotten that
Welcher ein ſtück darauf ablath
Und ſchos den den als ehr ſo trank
Das Glas fürm Maul entzwei das klang ꝛc.

Endlich bot der Graf von Gleichen, aus Furcht, die Stadt Erfurt möchte ſich in dieſe Händel miſchen, Sühne und Vergleich, und verhieß ſeinem Gegner jährlich ein Füllen aus Reinhardsbrunn, womit dieſer zufrieden war und endlich das Fohlen demſelben Kloſter zu Seelmeſſen und Vigilien für ihn und ſeine Nachkommen übermachte.

12.

Der Spring in Mühlberg.

Im Flecken Mühlberg iſt eine wunderſchöne kryſtallklare Quelle, der Spring geheißen, von wunderbarer Reinheit. Wenn man bei Sonnenſchein in ſie hineinſchaut, erglänzt alles darin, Pflanzen, Blumen und bunte Steine wie lautres Gold und heller Smaragd. Die Einwohner ſagen, daß eine Nixe in der Quelle wohne, die bisweilen in früheren Zeiten ſichtbar geworden, ſitzend am Quellenrande und ihre Haare flechtend. Der Spring hat wunderbare Eigenſchaften. Er friert bei der ſtrengſten Kälte nicht zu; er nimmt mit den Tagen des Jahres regelmäßig zu und ab; bei Sturmwind ſteigt er nicht und fällt auch nicht. Auch geht die Sage, daß der Spring vor alten Zeiten geſtockt habe, wenn dem Ort ein Unglück bevorgeſtanden. Vornehmlich blieb die Quelle im Jahr 1536 aus, wo ſie 5 Monate lang waſſerleer war; dann 1635, in welchem Jahr die ſtreifenden Kriegsvölker den Ort beträchtlich ſchädigten. Die Quelle blieb 2 volle Monden aus. Auch 1672 ſtockte der Spring zweimal, man hielt Betſtunde an der Quelle, und ſchloß ſie bis auf den heutigen Tag in das Kirchengebet ein. Doch hat ſie nachher noch oft geſtockt. Immer noch glauben manche Einwohner Mühlbergs an des Springs prophetiſche Natur, und in der That liegt die Quelle wie ein ſtilles, ſchweigendes Naturgeheimniß vor den Augen des ſinnig Schauenden.

13.

Vom Schloß Wachſenburg.

Schloß Wachſenburg war zuerſt ein Mönchskloſter, das ein Abt Meingoth von Hersfeld um 950 erbauen ließ und mit Mönchen beſetzte. Auf demſelben Berg hat aber früher ſchon ein Benedictiner-Nonnenkloſter geſtanden. In alten Zeiten hat es Waſſenburg geheißen. Es wechſelte die Gebieter oft und kam auch durch Pfandſchaft an die landſchädliche Familie Vitzthum, und als Buſſo von Vitzthum ſich darauf aufhielt, wurde die Burg von den Erfurtern belagert, nachdem er ſeiner Güter und Lehne verluſtig erklärt war. Von fünf Seiten wurde das feſte Schloß beſchoſſen, doch dauerte die Belagerung faſt vier Wochen lang. Noch ſind als Wahrzeichen dieſer Belagerung zwei ſteinerne Kugeln droben an den Gebäuden eingemauert. Vierzig Bergleute minirten einen Gang, kamen bis unter die innerſte Brücke, und es ſtürzte ein großes Stück Mauer um, und als das Schloß in der Gewalt der Belagerer war, die Beſatzung gefangen, und groſſes Gut und Geld in ihren Händen, poſaunten und pfiffen ſie die ganze Nacht. Später, 1472, wurde ihnen das bitter gedacht, als die Vitzthume Erfurt an 9 Ecken anzünden ließen, und den Läſternamen, die **Brandmeiſter**, den ſie ſchon lange im Lande führten, aufs Neue bewährten. Das Nonnenkloſter, welches ein Graf von Käfernburg in St. Walpurgis Ehre auf dem Berg der Waſſenburg hatte erbauen laſſen, iſt ſpäter von dort verlegt und auf den Walpurgisberg (Walperberg) bei Arnſtadt aufgerichtet worden.

14.

Vom Dorfe Apfelſtädt.

Den Namen des Dorfes Apfelſtädt ohnweit Gleichen haben Manche vom Apollo herleiten wollen, die gewißlich irrten, wenn auch mancher thüringiſche Ortsname auf Heidengötter unverkennbar hindeutet. Dieſe Apollo- oder Sonnenſtadt ſoll in dem nahe dabei befindlichen Hain, wie noch ein Theil des untern Dorfes genannt wird, ihren Tempel gehabt haben, an deſſen Stelle hernach die Marienkirche erbaut wurde. Sonſt wurde Apfelſtädt mit zu der ſogenannten Thüringiſchen Grafſchaft an der ſchmalen Gera gerechnet. Es hat der Ort von Alters her manche Freiheit, ſo z. B. einen Schöppenſtuhl. Von der Kirche hat ſich folgende Sage erhalten. In Apfelſtädt diente eine fromme Magd, Namens Walpurgis, welche gern ein Gott wohlgefälliges Werk ſtiften wollte. Sie wandte daher ihren ganzen Lohn und ihr ganzes Erbe daran und ließ eine kleine Kapelle erbauen. Später wurde dann ein Thurm daran gebaut und die Kapelle vergrößert. Beim Thurmbau zeigte ſich ein Einwohner alſo mild und hülfreich, daß er täglich mit 4 Pferden Steine, Holz und Kalk herbeifuhr, bis der Bau zu Stande gekommen war.

15.

Der Name Arnſtadts.

Arnſtadt ſoll vom König Merovig gegründet worden ſein, da er in Erfurts Nähe reſidirte, und den Namen vom Aar, dem edelſten Vogel, führen, wie Kranichfeld den ſeinigen vom Kranich. Dieſer Sage entſpricht der Umſtand, daß die Stadt aus alter Zeit her einen ſchwarzen Adler im goldnen Wappenſchilde führte. Auch der Arnsberg in der Stadtnähe pflanzt noch den alten Namen fort. Von dieſer Stadt rühmten alte Reime:

Das Arnſtadt iſt im Schwang
Da iſt ein Fohren-(Forellen) Fang,

Und ſchöner Vogel-Sang
Dabei auch der Weintrank
Und ſteter Flegel-Klang.

16.

Walperkirchhof.

Nachdem das Benedictiner-Nonnenkloſter von der Wachſenburg auf einen Berg in die Nähe von Arnſtadt verlegt worden war, erhob ſich dort hinauf eine große Wallfahrt, ſo daß nicht zu beſtimmen iſt, ob der Bergwald auf deſſen Rücken mehr von der heiligen Walpurgis, der das Kloſter geweiht war, oder vom Wallen den heute noch üblichen Namen des Walperholzes bekam. Im Jahr 1309 wurde dieſes Kloſter feierlich in die Stadt verlegt, und die Gebäude abgebrochen; wo es ſtand, führt noch eine öde Stätte über einer ſteilen Felſenwand den Namen des Walperkirchhofes. Es iſt dort, der Sage nach, nicht geheuer, und wandelnde Nonnen laſſen ſich auf einſamen Waldpfad blicken. Vom Walperkirchhof ſenkt ſich der Berg an der hintern Seite ziemlich abſchüſſig nach dem Hopfen-Grunde hinab, in welchem Berggärten ſich befinden, die früher mit Hopfen und Wein bebaut wurden. Dort herum iſt früher auf Bergſchätze geſucht worden, und man findet noch heute im Walde die Tellen; eine iſt gleich da, wo der Holzweg wendet und der Wald beginnt. Dort ſtand vor Alters ein Baum, mit einer 3 und einem Kreuz gezeichnet. Ein altes geſchriebenes Bergbuch berichtet, daß dort über einem Weinberg gegen Mittag ein Loch ſich befinde, dahinein 7 Stufen geführt, 7 Lachter tief, ohne Waſſer, darin ein Silbererz von 23 Procent breche. Ferner ſagt das Buch von einem andern Schacht: Von der Walperkirchen gegen Morgen in dem langen, tiefen, engen Schlüfter oder wüſten Waſſergraben zeigt ſich das Loch in demſelbigen hohlen Weg. Es iſt ellentief verſchüttet und zugemacht. Elf Stufen ſind trocken hinein, da bricht ein gediegen Silbererz in einem ſchwarzen Felsgeſtein, zwei Lachter breit, 1 Ellen dick, und 4 Lachter lang gen Morgen. Der Centner 23 Pfund reines Silber.

17.

Rieſengrab und Rieſenribbe.

Manche Benennung findet ſich um Arnſtadt, von deren örtlichem Gegenſtand faſt der letzte Farbenſtaub früher Sagen durch die Länge der Zeit verweht wurde. So liegt unter dem Walperberg ein Hügel, den man das Rieſengrab nennt, während das Volk eine ſteinerne Monſtranzniſche am Weg nach Haarhauſen ſcherzhaft den Rieſenlöffel taufte. Nahe dabei am Fuß des Arnsberges iſt der Keſſelbrunnen, ſo geheißen, weil vor Zeiten manchem Sonntagskind darin ein Keſſel voll Goldſtücke erſchienen, doch berichtet die Sage nicht, ob ie Einer den Schatz gehoben. Ein ſteiler Felſenhang vor dem Rieththor heißt der Ritterſtein, ohne daß man weiß, warum? und über Dosdorf iſt eine entlegene Stelle, welche man die Judengräber nennt. Ueber dem innern Portal der Liebfrauenkirche hängt auch noch eine gewaltige Ribbe, die Rieſenribbe geheißen.

18.

Die Böhlersmännchen.

Tief hinten im Jonasthale haben ſich vor Zeiten oft, ſo geht die allgemeine Sage, kleine Zwerglein ſehen laſſen, die das Volk Böhlersmännchen nennt; ie kamen aus dem Böhlersloch, einer engen nd ſchwer zugänglichen Bergſchluft, und waren war gutartiger Natur, ſchadeten Niemand, übten ber doch an Manchem die dem Zwergenvolk eigne Tücke. Der ganze einſame Grund, der ſich unter em Namen des Götzenthales bis Eſpenfeld zieht, ſt verrufen und wenig betreten. Manchem hat es ſich dort ſchon aufgehockt, Manchen hat es irre geführt, es iſt einmal dort nicht geheuer, ohne daß die Sage beſtimmt Geſtaltetes zu erzählen weiß.

19.

Der Jungfernſprung.

Aus dem Götzenthal gelangt man nach Arnſtadt zu in das minder enge Jonasthal. Dort gipfelt ſich eine wohl 100 Fuß hohe ſenkrechte Felſenwand empor, welche den Namen **der Jungfernſprung** führt. Einſt verfolgte ein zügelloſer Mann zu Roß ein unſchuldiges Mägdlein, um ſie zu ſeinem Willen zu zwingen. Die Jungfrau floh odemlos über das Feld, immer näher kam ihr der Verfolger, als ſie ſich mit einem Male an den furchtbar tiefen Abhang und ohne weitern rettenden Ausweg ſah. Vor ihr drohte gewiſſer Tod, hinter ihr gewiſſe Schande, und entſchloſſen wählte ſie den erſten, indem ſie ihre Seele Gott und ſeinen Engeln befahl. Sie ſprang hinab, im Augenblick, als ſchon der Verfolger die bübiſche Hand nach ſeiner Beute ausſtreckte. Als er ſah, daß ſie ſeinen Augen entſchwand, ſpornte er wild ſein ſich entſetzt bäumendes Roß und ſprengte ihr nach. Zerſchmettert ſammt ſeinem Roß hauchte er in der Thaltiefe die Seele aus; aber über der Jungfrau hatten ſchirmende Engel die rettenden Hände gehalten, ſie war unverletzt und ſanft niedergeſchwebt und kniete zitternd und dem Himmel für ihre Rettung dankend im Grunde. Den Fels nannte man bis auf den heutigen Tag den Jungfernſprung, und der Schönebrunn am Eingang des Jonasthales iſt früher der Jungfernbrunnen genannt worden.

20.

Der Kindertanz.

Im Jahr 1237, den 15. des Brachmonats, hat es ſich zugetragen, daß zu Erfurt eine Schaar von mehr denn eintauſend Kindern, Knaben und Mägdlein, von einer ſonderbaren Tanzluſt ergriffen wurden. Sie machten einen Tanz durch den Steigerwald, über Waltersleben und Eiſchleben, Ichtershauſen und Rudisleben, und tanzten bis nach Arnſtadt, vier Stunden weit, wo ſie gegen den Abend ganz ermüdet ankamen. Darüber wunderten ſich die Bürger von Arnſtadt, nahmen die Kinder bei ſich auf und gaben ihnen Herberge über Nacht, ſandten auch Botſchaft nach Erfurt, denn die Aeltern der Kinder wußten nicht, wohin ſich dieſe gewendet hatten. Am andern Tage kamen die Erfurter Bürger mit Wagen gefahren, bedankten ſich für erwieſene Gaſtfreundſchaft bei den Arnſtädtern, und führten ihre Kinder wieder heim.

21.

Der Baumeiſter der Liebfrauenkirche.

Es iſt zu Arnſtadt eine bekannte Sage, daß die ſchöne Liebfrauenkirche durch eine fromme Gräfin erbaut worden. Sie hatte aber das Werk ſo gar groß anfangen laſſen, daß es ihre Kräfte zu überſteigen drohte. Da ſoll der Baumeiſter zu ihr geſagt haben: Frau Gräfin, wenn Ihr mit Euerm Gut den Kirchenbau zum fröhlichen Ende bringt, will ich dieß und das thun. Und vermaß ſich hoch und theuer, etwas zu thun, was nicht jeder kann, und was man nicht ſagen darf. Die Gräfin hatte aber einen guten Muth und ein feſtes Gottvertrauen, und baute fort. Und wie ſie den letzten Heller ausgegeben, war auch der Kirchenbau vollendet. Da mußte der Baumeiſter thun, was er ſich verheißen, wie ſchwer es ihm auch ankam, und alſo iſt er auch noch abgebildet oben an einem Pfeiler in der Kirche zu erſehen. Die Gräfin wurde Nonne bei den Benedictinerinnen, deren Kloſter hinter die Liebfrauenkirche verlegt wurde. Die heutige Waſſerkunſt ſoll der Nonnen Sprachhaus geweſen ſein. Auch führten unterirdiſche Gänge von dem Kloſter nach dem Markt, unter die Gallerie und in die Bonifaciuskirche, wie in das Franciscanerkloſter.

22.

Meiſter und Geſelle.

Unter den mancherlei gothiſcharchitektoniſchen Verzierungen an dem ſchönſten der beiden ſogenannten Klammerthürme der Liebfrauenkirche wird ein ſich herabbiegender Mann und ein Hund erblickt, und darüber das Folgende allgemein erzählt. Als die Kirche erbaut wurde, und es namentlich an den Ausbau dieſer beiden Thürme ging, übertrug der Meiſter den Bau des vordern Thurms ſeinem Geſellen, während er ſelbſt den des andern leitete. Da fand ſich denn gar bald, daß der Thurm des Geſellen bei weitem ſchöner und zierlicher emporſtieg und mehr bewundert wurde, als der des Meiſters, worüber dieſer einen mächtigen Groll gegen den Geſellen faßte, welchen Groll er aber in ſich verſchloß, bis der Thurmbau vollendet war. Als nun dieſe Zeit gekommen, der Geſelle ſeinen Lohn begehrte, und alle Welt deſſen Thurm für den bei weitem ſchöneren erkannte, als welcher er noch heute zu ſchauen iſt, ſo ſagte der Meiſter: Dein Thurm, Geſelle, iſt zierlich wohl gerathen, aber *einen* Fehler finde ich doch an ihm, der mir ſehr ſtörend dünkt, und den ich Dir droben wohl zeigen will. Hieß demnach den Geſellen ihm folgen, und ſtiegen hinauf auf den Thurm. Der Geſelle, ſich keines Argen beſorgend, folgte getroſt, und ſein Hündlein, das er gar lieb hatte, lief auch mit nauf. Oben gebot nun der Meiſter dem Geſellen, zum Schalter hinauszuſchauen, und bedeutete ihm eine Stelle, wo der Fehler ſein ſollte, welche zu ſehen, der Geſelle ſich ſo weit hinausbog, als er nur konnte. Und wie er rief: Meiſter, ich ſehe nichts! ſo ſchrie der Meiſter: Hier haſt Du Deinen Lohn! und ſtieß ihn vollends hinaus, daß er hinunterſtürzte und ſich todt fiel. Darauf wimmerte der Hund ganz entſetzlich und ſoll ſeinem lieben Herrn nachgeſprungen ſein. Zum Gedächtniß ſieht man oben am Thurme noch eine herausragende Mannes- und Hundegeſtalt.

23.

Geiſterkirche.

Von Leuten, welche der Liebfrauenkirche nahe wohnen, iſt unterſchiedlich erzählt worden, daß ſie zu ungewohnter Nachtſtunde die Kirche hell erleuchtet geſehen, Orgelton und Geſang vernommen. Einem Diaconus an derſelben Kirche geſchah es, daß er auf ſeinem Lager erwachte, und in der Meinung, es ſei Zeit zur Frühmette, ſich in die Kirche begab. Darin fand er bereits den Gottesdienſt begonnen. Die Kerzen waren angezündet;

am Hochaltar und an den Seiten-Altären ſtanden Prieſter und Vicare, Meßner und dienende Chorknaben, die vor vielen hundert Jahren in der Kirche miniſtrirt hatten, und eine große Menge Betender füllte das Kirchenſchiff. Da ſchlug die Glocke zwölf und mit einem Male verlöſchten die faſt herabgebrannten Lichter, Prieſter und Andächtige verſchwanden, und der Diaconus fand ſich mit Grauſen allein in dem Gotteshaus. Oft und viele Jahre lang ſoll es auch darin geſpukt haben; im Jahr 1612, am Feſt Mariä Reinigung, war zweimal, frühmorgens und Mittags, ein lautes Praſſeln und Fallen in dem Fürſtlichen Erbbegräbniß hörbar. — Einem Küſter träumte, in einem der uralten Schränke der Sakriſtei finde er einen über hundert Jahre verborgenen Kelch, und in der That wurde beim Nachſuchen ein ſolcher Kelch von Silber, vergoldet und mit Edelſteinen beſetzt, gefunden, der auf 500 Thaler gewürdigt wurde. — Schatzgräber haben auch ſchon öfter nach Schätzen in der Frühkirche geſucht, aber nichts gefunden.

24.

Hans Rebel.

Es war zu Arnſtadt ein Bürgermeiſter, Hans Rebel, nach andern Bohne genannt, ſeines Gewerbes ein Schuhmacher, deſſen Geiz und Unvorſichtigkeit die Stadt in das größte Verderben ſtürzte, und ſeinem Gedächtniß einen ewigen Makel aufbürdete. Derſelbe bewohnte ein altes und ſchadhaftes Haus am Markt neben dem grünen Löwen, und hatte in den Hundstagen, am 7. Auguſt, zur Zeit des Nachmittags, den unglücklichen Einfall, ſeine morſche Dachrinne auspichen zu laſſen. Da nun derjenige, der das Werk verrichten ſollte, noch vor dem Beginn Nebel warnte, es wegen der großen Dürre nicht zu thun, ſo wurde der Bürgermeiſter zornig und rief: Gieß drauf los ins Teufels Namen! Kaum war das Wort geſprochen, ſo entzündete ſich das Pech, flog nach allen Seiten und im Nu ſtand das Dach in vollen Flammen; das Feuer lief wie Katzen über die Dächer hin, ſprang von einer Gaſſe zur andern über, rollte wie feurige Fäſſer durch die Straßen, ſo daß bald die Stadt an allen Orten und Enden zugleich brannte. Da wurden die uralte, zur Ehre des Schutzheiligen der Stadt erbaute Bonifaciuskirche, die Gallerie, Rathhaus, Pfarr- und Schulhäuſer ein Raub der Flammen, und das Herz der Stadt brannte mit 387 Häuſern binnen 3 Stunden aus. Der Urheber dieſes Unglücks entfloh nach Erfurt. Noch heute wird zum Gedächtniß dieſes großen Brandes in Arnſtadt an jedem Montag nach dem 7. Auguſt eine Brandpredigt gehalten.

25.

Die Günthers-Mühle.

Die Günthers-Mühle zu Arnſtadt iſt weit und breit berühmt, ſie führt den Namen von Günther dem Streitbaren, Grafen von Schwarzburg, der ſie von einem Schweizer mit 16 Gängen erbauen ließ, jeder nach einem Thiere genannt. Von ihr hat ein Mühlburſche den Reim gemacht:

Ach wär ich nur vom Grafen-Geſchlecht,
Eine ſolche Mühle wär mir nur ſchon recht.

Die Mühle hat dieſes Wahrzeichen, daß die Thüre in die Stube nach innen und nach außen aufgeht. Unter den 16 Gängen iſt einer, auf dem nie gemahlen wird, auf dieſem mahlt, der Sage nach, der Teufel. Außen an der Mühle hängt ein ſteinerner Kopf an einer Kette, den mußte ſonſt tragen, wer Mehl oder Frucht ſtahl.

26.

Von der Käfernburg.

Auf einem anſehnlichen Hügel, eine halbe Stunde von Arnſtadt, hat vor Zeiten das Schloß Käfernburg geſtanden, aber nur wenig iſt von der Grundmauer noch zu ſehen. Die Grafen von Käfernburg waren mit die älteſten in Thüringen, und ſehr verſchieden wird der Name ihres Stammes und ihrer Burg angegeben. Von Keve, einem Hunnenführer, leiteten Einige den Urſprung der Grafen und den Erbauer der Burg ab; andre ſagen, daß der Frankenkönig Lothar ſechs Söhne gehabt, davon einer, Gundar, in Thüringen ſich niedergelaſſen und da ein Schloß gebaut, welches er nach dem Kaſtell bei Metz in Lothringen Chevermont genannt, daraus Käfernburg geworden. Auch wollten andre behaupten, der Burgname ſei von Käfern herzuleiten, die in großer Menge ſich beim Bau gefunden. So viel iſt gewiß, daß zu den Zeiten des Bonifacius bereits die Grafen in dieſer Gegend reich begütert waren, da Herr Hug dem thüringiſchen Apoſtel Land einräumte und ſich von ihm taufen ließ.

27.

St. Aegidius in Thüringen.

Ueber Arnſtadt nach dem Walde zu liegt ein Dorf, Bittſtädt, welches früherhin Betſtätte ſoll geheißen haben, darum daß der fromme Biſchof St. Aegidius ſich dort eine Zeitlang aufgehalten

abe. Große Wallfahrten ſeien dorthin geſchehen
n einem heiligen Brunnen, noch ehe das Dorf
ich erhoben. Auch die Kirche führt noch den
Namen jenes Heiligen, und die Gemeinde bedient
ich ſeines eigenen Siegels. In der Kirche iſt
in altberühmtes Bild des Heilands, wie Lentulus
hn gemalt und dem Senat zu Rom geſandt. Der
eilige Brunnen liegt noch wohlverwahrt nahe dem
Dorf auf einer Wieſe, und die Wallfahrtsgänge
ind noch verſteint. Ein Stück Wald neben dem
Dorf heißt noch bis heute das Heidenholz.

28.

Die ſieben Kreuze.

Nahe bei dem Dorfe Goſſel ſtand vor Alters
in Nonnenkloſter, davon heutiges Tags nichts
nehr vorhanden iſt. Auch dorthin war viel Lau-
ens und Wallfahrens, davon noch ein Wahrzei-
hen auf einem Fleck Raſen, wo man es die
ieben Kreuze nennt. Denn einſtmals hatten ſich
m Wirthshauſe die frommen Wallfahrer ſo be-
echt, daß eine mörderliche Prügelei unter ihnen
ntſtand, ſie einander verfolgten, und im Freien,
twa dreihundert Schritte von der Kloſterſtätte,
ieben von ihnen erſchlagen wurden. Zum Anden-
en des Mordes ſind hernach ſo viele Kreuze an

die Stelle geſetzt worden. Daß ſie noch alle ſtehen, will ich nicht behaupten, ſo viel aber erinnere ich mich aus früheren Jahren, ſelbſt an einer Anzahl Steinkreuzen bei Goſſel öfter vorbei gekommen zu ſein.

29.

Die verſtopfte Salzquelle.

Das Städtlein Plaue in der Nähe von Arnſtadt war früher nur ein Dorf, doch hatte es einen ergiebigen Salzbrunnen, welcher mit Vortheil benutzt wurde, und ſolchen Wohlſtand hervorbrachte, daß Alles allda in Sammt und Seide ging. Ein Siedeknecht aber, der um leichtfertiger Streiche von ſeinen Obern geſtraft worden war, verſtopfte die Sohlquelle mit ſeinem ſeidenen Wams und verſetzte ſie aus Rache mit Zauberei, daß ſie aufhörte zu fließen, und hernach hat ein Unglück über das andre, und zumal mancher Brand, das Städtlein betroffen. Auch ſagen die Umwohner im Scherz, daß der jedesmalige Bürgermeiſter von Plaue als Reſt der ehemaligen Herrlichkeit noch einen ſammtnen Aermel aufbewahre, mit welchem angethan, er den einen Arm des Sonntags ſtattlich zum Fenſter herauslege und ſein Morgenpfeifchen behaglich ſchmauche; damit müſſen ſich die Plauiſchen necken laſſen.

30.

Der Spring bei Plaue.

Dicht hinter Plaue am Kellerberge bricht eine ſtarke und mächtige Quelle mit Geräuſch hervor, welche gleich gar köſtliche Forellen mit ſich führt. Dieſe Quelle heißt der Spring und hat ihren Urſprung hoch oben am Schneekopf, indem ſie der unterirdiſche Abfluß der merkwürdigen Teufelskreiſe iſt, wie alte Leute ſagen. Wenn oben Knotten oder Häckſel hineingeſchüttet werden, kommen ſie bei Plaue wieder heraus.*)

---

*) Hier ſchlingt ſich der nächſtfolgende Sagenkreis ein.

Sagenkreis
des
Schneekopfs
und des
Thüringischen Hennebergs.

— — — vor allen deinen Brüdern
Auf Thüringens Gebirg erhebſt du ſiegreich dich
Mit deinem kahlen Haupt; ich ſteige aus den niedern
Gefilden zu dir auf, und ha! ich fühle mich
Von deiner Ausſicht Reiz, gleich einem Wirbelwinde,
Im Geiſte tief bewegt, — — —
— — — — — — — — —.
Wo keine Blume blüht, in deines Schooßes Nacht
Prunkſt du, o Schneekopf, noch mit wunderſamen Dingen,
Die keine Zeit verheert, nur ſie noch ſchöner macht.
In deines Tiegels Grund und deſſen Felſenſeiten
Wölbt ſich in Kugelform der rothe Porphyrſtein.

Georg Daniel **Kommer**. 1816.

Der Schneekopf iſt der Brocken des Thüringerwaldgebirges im Bezug auf Mähr und Sage; ſeine Schluchten und Thäler wetteifern darin mit dem Gipfel, um den der romantiſche Reiz des Unheimlichen wie geheimnißvoll umhüllendes Gewölk lagert. Zwar tanzten auf ihm nicht die Hexen der Walpurgisnacht, und Herr Urian hat auf ihm keine Kanzel, dafür aber wächſt das berüchtigte Hexenkraut in Fülle droben, das nach des Volkes Glauben den Wanderer irre führt, und es hat ſich ein des Berges Unkundiger wohl vorzuſehen, daß er nicht in die verrufenen Teufelskreiſe und in das Teufelsbad gelockt werde, denn der genannte Herr hat ſein Weſen hier ſo gut, wie dort, und hält die gern feſt, die ſich in ſeine Domainen verirren. Auch vom Schneekopf, der an Höhe den Inſelberg übertrifft, dafür aber von ſeinem Nachbar, dem Beerberg, noch um etwas übertroffen wird, bietet ſich eine reizende Ausſicht auf den ſchönſten Theil des Thüringer Landes dar; hohe Berge und ſchauerliche Gründe zeigen ſich näher oder ferner von dem einſamen Gipfel; Geba und Dolmar, die Gleichberge bei Römhild mit ihren Baſaltkränzen, die Veſten Heldburg und Coburg, Petersberg und Cyriacsburg, die Ruinen der drei

Gleichen, der Ehrenburg, des Straufhain, die prangenden Schlöſſer von Gotha und Rudolſtadt, die Sternwarte Seebergen und ſo manche Orte ſind ſichtbar, nur nach Weſten hin hemmt die gigantiſche grüne Wand des Beerbergs den Blick. Am Schneekopf und in ſeiner nähern und fernern Umgebung findet ſich derſelbe Sagentypus, wie es beim Inſelberg und deſſen Umkreis der Fall iſt; das iſt wohl erklärlich, denn es iſt dieſelbe Natur wie dort, die in gleichen Räthſellauten ſich dem Volk in früher Zeit ſchon offenbarte. Es iſt Fels und Geklüft, Wald und Bach und Wieſe, an denen die Erſcheinungen haften, welche die Poeſie des Volkes verklärt, ausſchmückt und fortpflanzt; hier klingt nur Weniges geſchichtlich herein, und wo ja, wie in einigen Hennebergiſchen Städten, da iſt es Chronikenmähr, ſchon mit dem Wunderbaren und Sagenhaften verſchmolzen. Wie überall auf Waldgebirgen, iſt zunächſt um die Gipfel das Vorwalten der Bergmanns-, der Jäger- und der Hirtenſage bemerkbar, die Venetianer und Kryſtallgänger ſpielen eine Rolle; etwas tiefer liegen die Ruinenſchlöſſer mit Schätzen, die Felſen und Höhlen mit verwünſchten Jungfrauen, wo Schatzgräber und Jeſuiten ihr Weſen treiben, bis ganz tief in den Thälern und Dörfern Kloſterſage und Allerweltsſpuk ſich aufdrängt und wunderbarlich miſcht und ſondert, wie es eben kommt. Der Kreis, der für dieſe Abtheilung gezogen iſt, iſt weit und reichhaltig; es ließ ſich nicht anders thun, ſelbſt auf die Gefahr hin, Manches übergehen zu müſſen. Im Thüringiſchen Henneberg rundet ſich ein durch Sprache, Volksthümlichkeit und ſonſtige geiſtige Verwandtſchaft der Bewohner zuſammengehörendes Gebiet ab, darin politiſche Verhältniſſe die nationalen Eigenthümlichkeiten nicht ganz zu verwiſchen vermochten; das alte Landeszeichen z. B., die ſchwarze Henne auf dem grünen Berge, iſt von den Grenzpfählen und Zollſtätten weggeflogen und hat ſich behaglich in den Schilden der Wirthshäuſer niedergelaſſen, wo ſie ſich unter dem Schutz des Adlers, wie des Rautenkranzes, gleich wohl befindet. Wir ſtellen uns auch hier, wie beim Inſelberg, auf unſerer Sagenwanderung gleich auf den Gipfel, ſuchen nach den Kryſtallkugeln und Violenſteinen der Sage, ſtreifen von da bis an das zuletzt berührte Sagengebiet, durchwandeln die Ilmenauer Gegend, wenden uns dann nach Weſten gen Suhl hin, durchwallen die Thäler der Haſel und Schwarze, grüßen das Thal der Werra, verfolgen dieſes ein Stück aufwärts, und nähern uns dann der Schleuſe, entgegenziehend wieder dem höhern Gebirge. Da begegnet uns denn Manches, davon wir ſchon Aehnliches als Bekanntes und Verwandtes grüßten, und Anderes, das überraſchend neu und ſelbſtſtändig ſeine Stelle in dem großen Bereich der vaterländiſchen Sagen behauptet.

1.

Teufelsbad und Teufelskreiſe.

Auf dem Schneekopf, der gleich der Schneekoppe des Rieſengebirges ſeinen Namen von dem lange und am längſten darauf liegenbleibenden Schnee erhalten, nicht weit unter ſeinem Gipfel, ſind weit und breit verrufene Sumpfſtellen, welche die Teufelskreiſe genannt werden. Wer ſich in dieſe ſumpfigen Gebiete verirrt, vermag ſich ſchwerlich wieder herauszufinden, zumal wenn der Geiſt des Gebirgs die ganze Gegend in Nebelſchleier hüllt. Am ſchlimmſten und gefährlichſten iſt aber das ausgedehnte Moorloch, welches das Teufelsbad heißt, denn das iſt unergründlich; wer hineinfällt, kommt nie wieder an das Tageslicht. Doch hörten wir ſagen, daß in einen der Kreiſe geworfene leichte Körper in einem Brunnen zu Arnſtadt wieder erſchienen wären, und als Einige droben Blut hineingegoſſen, ſei dasſelbe zu Mäbendorf, im Thale der Haſel, aus einem Felsbrunnen wieder hervorgequollen. Wer ſich darin badet, ſagt der Name. Mancher iſt ſchon übel dort angekommen, Manchen hat es auch bloß geneckt. Vieles erzählt ſich das Volk davon, wie die Geiſter ſonſt auf dieſen waldigen und einſamen Höhen ihr Weſen getrieben. Vor Alters war auch am Schneetiegel oben ohnweit der Teufelskreiſe ein Bergwerk; es konnte aber nicht weit fortgebaut werden, ſondern mußte wegen des Geſpenſterſpuks unbebaut liegen bleiben; ſo iſt in alten Büchern davon geſchrieben.

Ein armer Bergmann ging einſt des Abends nach Hauſe, da begegnete ihm ein groſser ſtattlicher Reitersmann, in einen rothen Mantel gehüllt, und fragte ihn, ob er ihm wohl gegen ein gutes Trinkgeld den Weg auf den Schneekopf und zu den Teufelskreiſen zeigen wolle. Der Bergmann war ſehr arm, der Mond ſchien hell und klar, und ſo entſchloß ſich jener zu dem Gang. Bei den Teufelskreiſen angekommen, ließ ſich der Reiter an den größten führen, ſtieg vom Roß, gab das dem Bergmann zu halten, breitete ſeinen Mantel auf die Erde, und hieß jenen harren, bis er wiederkomme, und Acht haben, ob das Waſſer ſich nicht blutroth färbe. Geſchehe dieſes, ſo werde er nicht zurückkehren, dann ſolle er Mantel und Roß zum Lohn nehmen und nach Hauſe gehen. Und darauf ſtieg der Fremde in die Lache, welche man das Teufelsbad nennt, hinein und verſank. Der Mond ſchien ſo hell, daß der Bergmann alles genau ſehen konnte, dem ein groſses Grauen ankam. Doch das Waſſer blieb unverändert; der Fremde ſtieg wieder heraus, that ſeinen Mantel um, beſtieg ſein Roß und ließ ſich von dem Bergmann durch den Wald wieder auf die Straße füh-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50160-9
BECHSTEIN,L. FN. 0313/008

ren. Dabei befahl er ihm, ſeinen Kober*) mit dem Laub von den Büſchen zu füllen, die er am Wege finden würde, und ritt dann davon, ohne Dank und Lohn, und der Führer hatte vor mächtigem Grauen gar nicht den Muth, daran zu erinnern. Auf dem Heimweg wurde dem Bergmann bange vor der ſchmählichen Zunge ſeines Weibes, wie das ihn anlaſſen würde, wenn er ſo ſpät in der Nacht heimkomme und nichts bringe, als einen Kober voll Laub, ſchüttete daher dasſelbe verächtlich aus und empfing daheim, als er erzählt, was ihm begegnet war, richtig ſeine Strafpredigt, die er mit gewohnter Geduld ertrug. Am andern Morgen wollte die Frau ihm das Eſſen in den Kober thun, da ſich denn fand, daß jedes hängen gebliebene Blättlein Laubes ſich in ein Goldſtück verwandelt hatte. Nun merkten Beide erſt mit großem Verdruß, was es mit dem ſo unklug weggeworfenen Laub für eine Bewandtniß gehabt.

2.

Das Pferd im Teufelsbad.

Aus dem Viehhaus auf der Schmücke, dahin ſtets Pferde in die Sommerhut gegeben werden, oder aus einem tiefer liegenden Ort verlief ſich einſt ein Pferd in die Bergwaldung hinein, das einem reichen Filz gehörte. Es wurde überall geſucht und nicht gefunden, und der Eigenthümer ging ſelbſt mit, immer für ſich während dem Suchen brummend: Wo es nur der Teufel hat? Bis ſich's denn fand, wo dieſer es hatte, nehmlich in ſeinem Bad; da ſtack es drin, und es guckte nur noch der Schwanz heraus. Gern hätte der Beſitzer ſein Perd, wenn ſchon todt, herausgezogen, das war aber wegen Lebensgefahr unmöglich, ſo ſuchte er ihm wenigſtens beizukommen, und ſchnitt ihm den ſchönen langen Schweif ab, um die Haare etwa dem Förſter zu Schneißſchlingen zu verkaufen; ſo wie der Schwanz abgeſchnitten war, verſank das Pferd vollends. Aergerlich ging der Geizige heim, und wie er in den Stall kam, ſtand ſein verlornes Pferd friſch und geſund darin, außer daß ihm der Schwanz fehlte, den hatte ſein Herr in der Hand. Alſo äffte ihn der Teufel.

---

*) Leichter Deckelkorb aus Flechtwerk.

3.

Der Jägerſtein.

Eine Strecke unter den Teufelskreiſen mitten im Walde ſteht ein einfacher Denkſtein; derſelbe hat eine Inſchrift, welche ausſagt, daß am 16. Sept.

1690 an dieſer Stelle der F. S. Förſter zu Gräfenrode durch ſeinen Vetter und Schweſterſohn unverſehens erſchoſſen worden ſei, darüber im Volk Folgendes erzählt wird: Der Förſter lebte mit dem Jägerburſchen ſehr uneinig und ſuchte Urſache, ihn zu turbiren. Nun ließ ſich zum öftern ein großer Hirſch blicken, und dem Burſchen ward Auftrag, den Hirſch zu ſchießen. Allein ſo oft dieſer auch ſchoß, ſo oft fehlte er den Hirſch, darüber es denn der Förſter an Hohn und Verwürfen nicht fehlen ließ. Als nun der Jägerburſche, Johann Caspar Greiner, Einem ſein Leid klagte, wurde ihm Etwas angerathen, was er auch that; er ging nämlich hin in die Glashütte auf den Gehlberg, und ließ ſich eine gläſerne Kugel machen, welche er in ſeine Büchſe lud. Hierauf ging er an jenem Tage wieder auf den Anſtand, und es währte gar nicht lange, ſo erſchien auch der ſtattliche Hirſch. Der Jäger zielte, ſchoß — und der Hirſch ſtürzte augenblicklich zuſammen; eilig lief der Schütze hinzu, da ſah er mit Entſetzen, daß er keineswegs einen Hirſch, ſondern ſeinen Herrn erſchoſſen hatte. Die Kugel war ihm durch den Schlaf gegangen, und er zuckte nicht mehr. Selbſt das Gräfenroder Kirchenbuch ſagt aus, daß Jener erſchoſſen worden ſei: in Verblendung einer Hirſchgeſtalt.

4.

Der rechte Arm von Thüringen.

Alſo wurde das ſtattliche Schloß Elgersburg genannt, das am Thüringerwalde an der Hennebergiſchen Grenze liegt.*) Seinen Namen ſoll es haben von einem Ritter aus dem Geſchlechte Ludwig des Springers, Elger, und nach einem Mauerſtein iſt es um 1088 erbaut worden. Von ſeinen erſten Beſitzern kam es in früher Zeit an die Grafen von Käfernburg, und von dieſen an die von Henneberg. Dieſe verſetzten es an die Landgrafen von Thüringen, und die bezahlten damit eine Schuld an die Burggrafen zu Nürnberg. So ging die Burg und Beſitzung von Hand zu Hand, und hat ſich mancherlei Irrung und Zwieſpalt darüber erhoben.

5.

Der Mönchsſtein.

Im Forſt des Dorfes Manebach, das früher Am Bach hieß, ſteht ein Denkſtein mit dem Bilde eines Mönchs, von dieſem wird erzählt: Es war einem Kloſter zu Erfurt ſo viel Land und Waldung verſprochen, als ſo weit ein Mönch einen ziemlichen Stein tragen würde. Da machte ſich ein Bruder auf den Weg, und trug den Stein an einem Tag von Erfurt bis in den Manebacher Forſt und wanderte raſtlos, bis er niederſank und ſeinen Geiſt aufgab. An jener Stelle hat man hernach den Stein aufgeſtellt und den Mönch zum Gedächtniß darauf ausgehauen.

---

*) Vergleiche die Sagen aus Thüringens Frühzeit, Bd. 2. S. [illegible]

6.

Der Hechelkrämer.

Es iſt allbekannt und von glaubwürdigen Leuten beſtätigt, daß ſonſt die Wahlen oder Venetianer das Thüringiſche Gebirg nach jeder Richtung durchſtrichen haben in mancherlei Verkleidung, und ſie haben auch vom Schneekopf und ſeiner Umgebung viel hinweggetragen, zumal da, wo man es noch die goldne Brücke nennt, die jetzt ſo ſeltnen Schneekopfskugeln, die außen unſcheinbar und innen voll glänzender Kryſtalle ſind. So lag auch in dem Hammergrunde, welcher ſich nach dem Mordfleck hinaufzieht, wo einſt im Bauernkrieg ein mörderlich Scharmützel verfiel, eine Schneidemühle an der Ilm. In dieſer kehrte alljährlich ein Wahle ein, welcher Handel mit Mäuſefallen und Hecheln zu treiben vorgab; er kroch aber mehr im Walde umher, als daß er ſeinem Geſchäft nachging, und Viele haben ihn geſehen, wie er Steine ſammelte und Kies aus dem in die Ilm einfallenden Silberbach ſchöpfte. Als nun der Müller dieſen Venetianer einmal fragte: Was er denn im Gebirge immer ſuche und treibe, antwortete jener mit dem bekannten Spruch: Bei euch zu Lande wirſt mancher Hirt einen Stein nach der Kuh, der mehr als dieſe ſelbſt werth iſt. Ich ſuche mein Beſtes. — Der Müller ſchüttelte ungläubig den Kopf und ließ den Venetianer gewähren, zumal er nichts bei ihm fand, als Kieſel, Sand und unwerthes Geſtein. So kam die Zeit, wo der Wahle für immer Urlaub von ſeinem Hauswirth nahm und ſagte, daß er nimmer wiederkehren werde; doch wolle er ſeinen Namen aufſchreiben, und wenn der Schneidemüller oder ſein Sohn einmal in Unglück kämen, wolle er ihnen gern helfen. Dieſe Beiden lächelten und dachten bei ſich, daß es ſo ſchlimm nicht kommen werde, daß ſie ſich brauchten um Hülfe nach Wälſchland zu wenden. Jener ſchied, und es gingen Jahre hin, während der Zeit ſtarb der Müller; der Sohn wollte ſich verheirathen und hatte ſich ein zwar armes, aber braves Mädchen erwählt. Da brannte die Mühle ab und der junge Mann kam in große Noth, denn die, denen er ſchuldig war, wollten bezahlt ſein, und die, welche ihm ſchuldig waren, läugneten und weigerten, weil die Bücher und Papiere mit verbrannt waren. Nun war der arme junge Mann in harter Bedrängniß und konnte nicht mehr an das Heirathen denken, auch keine neue Mühle erbauen, denn es war Niemand, der ihm helfen und Geld vorſtrecken wollte. Endlich dachte er an den Venetianer, aber leider war auch deſſen Name nicht mehr vorhanden; dennoch machte er ſich auf gut Glück, nachdem er Abſchied von ſeiner Braut genommen, die ihn gar ungern ziehen ließ, auf den Weg, und kam nach langer Wanderung auch richtig in Venedig an. Dort mußte er aber ſehr lange ſuchen, denn er wußte ja nicht einmal, ob jener auch wirklich in der Inſelſtadt wohne, da man alle fremde Berg- und Kryſtallgänger Venetianer zu nennen pflegte. Endlich fand ſich ein Herr, der ſeine Klage anhörte, nachdem er durch die fremde Tracht des Thüringers aufmerkſam geworden, dem klagte er ſein Leid, und er hieß ihn folgen. Sie ſtiegen in eine Gondel und fuhren bis zu einem ſtattlichen Hauſe, wo der junge Herr den Thüringer Landsmann durch reiche Zimmer hindurch zu einem alten Herrn führte, welchem er einige Worte italieniſch zuflüſterte. Sogleich brach der Alte in einen Ruf der Freude aus, und dieſer war kein anderer, als jener Hechelkrämer nebſt ſeinem Sohn, der von dem thüringiſchen Gelde reich geworden war. Nun mußte der Thüringer mehre Wochen bei dem reichen Mann bleiben, der ihm Muth und Troſt einſprach und ihn endlich, weil die Liebe ihn nach der Heimath lockte, ſo beſchenkte, daß er ſehr gut zurückreiſen und ſeine Mühle wieder aufbauen konnte. Auch gab er ihm einen Ring mit einem köſtlichen geſchliffenen Stein darin, ſagend, daß dieſer Stein aus Thüringen ſtamme. Darauf zog Jener heim, baute die Mühle auf, heirathete, ward glücklich und erzählte jedem, der es hören wollte, vom Reichthum und der Pracht des Venetianers.

7.

Raubſchloß Ilmenau.

Als Kaiſer Rudolph von Erfurt aus den Zug gegen die thüringiſchen Raubſchlöſſer unternehmen ließ, war Ilmenau das erſte, welches unter der Hand der ſtürmenden Rächer fiel; es lag vor dem offnen Städtchen an dem hohen Berg der Sturmheide, darin das berühmte Bergwerk größtentheils befindlich. Die Erfurter Bürger waren beſonders auf die Raubritter erbittert, welche die nach ihrer Stadt über den Wald Reiſenden oft ſchädigten und ſchatzten; man fing auf Ilmenau 18 Perſonen, und der Spruch des Kaiſers verhängte ohne Gnade Rad, Schwert oder Strang über ſie. Darauf ward wieder Ruhe im Lande, daß man ſicher reiſen konnte.

Nicht weit von Ilmenau, über Kammerberg, liegt ein hoher Porphyrfels, der Hermannsſtein genannt, darauf ſtand vor Zeiten auch eine Burg dieſes Namens; eine Felſenhöhle, die als Keller diente, wird noch gezeigt, und auch von Geiſterſpuk auf der Bergſtätte hört man reden.

8.

Zigeunerkind.

Viel wird auch geſprochen von Zigeunern, die ſich in den ausgedehnten Waldungen um den Schneekopf aufgehalten. Einſt wurde auf Solche geſtreift von Jägern und Kreiſern, und ein Jäger fing ihrer etliche, dabei ein junges Kind war. Im Fortführen der Gefangenen erwiſchte das Kind ein Gewehr und ſchoß den Jäger nieder. Das that es mit einer gläſernen Kugel, die ihm in den Hals fuhr und im Kopfe ſtecken blieb. Die Zigeuner entwichen.

9.

Verſteinerter Wein.

Hinter dem Arlsberg in dieſer Gegend erhebt ſich ein Felſengipfel, die Altenburg genannt; darauf ſtand der Sage nach ein Schloß, davon kaum noch eine Spur zu erſehen iſt. Aber große Keller ſollen noch im Innern des Berges vorhanden ſein, und in den Kellern große Fäſſer voll des beſten Weines; und obgleich durch die Länge der Zeit und die Feuchtigkeit in der Tiefe das Holz längſt abgefault, ſo iſt doch der Wein noch wohl erhalten, indem der Weinſtein ſich ringsum feſt angeſetzt und immer mehr verſteinert, daß kein Tropfen entlaufen kann. Wer dieſen Steinwein fände und gewänne! Mancher tiefe Schacht iſt ſchon danach niedergetrieben worden, aber frucht- und erfolglos.

10.

Der Kirchenbau zu Schmiedefeld.

Etwas Seltſames ſoll ſich ereignet haben, als die jetzige Kirche zu Schmiedefeld gebaut werden ſollte, die für einen ganz andern Platz beſtimmt war, als für den, an welchem ſie jetzt ſteht. Das Baumaterial, welches an den frühern Bauplatz angefahren wurde, fand man des andern Tages an der Stelle, wo jetzt die Kirche ſteht; die Arbeit der Maurer, welche den Grund gruben, wurde über Nacht geſtört, Niemand wußte, von Wem? Das hat ſo lange gewährt, bis man ſich entſchloß, den jetzigen Platz auszuwählen und den alten zu verlaſſen.

11.

Vom Bergwerk in Goldlauter.

Es geht die Rede, daß die Bergwerke zu Goldlauter in früher Zeit ſehr ergiebig geweſen, da heutiges Tages die Ausbeute nur gering iſt. Unter dem Hirſchkopf, wo die Gold, das Bächlein, entſpringt, ſteht im Berge ein goldner Hirſch, der noch gefunden werden ſoll, darum heißt auch die eine der Gruben noch die Hirſchzunge. Ein thüringiſcher Fuhrmann kam nach Meklenburg, dort traf er einen Mönch, welcher ſich gar angelegentlich und eifrig nach den Bergwerken in Goldlauter erkundigte. Dem erzählte der Fuhrmann, daß dieſelben ſchon lange unbebaut lägen, und der Mönch erwiederte, er wiſſe das gar wohl, und es wundre ihn nicht, denn das Bergwerk ſei mit einem Hufeiſen verſetzt, wenn das gelöſt ſei, werde auch wohl der Hirſch gefunden werden. Der Fuhrmann fragte den Mönch nicht weiter, erzählte aber, als er nach Hauſe kam, die Sache, und was der Mönch geſprochen; da wurde ihm geſagt, er ſolle doch bei der nächſten Reiſe den Mönch wieder aufſinden und ausforſchen, wie der Bann zu löſen ſei, oder ihn ſelbſt mitbringen. Das verſprach er auch treulich auszurichten; der Fuhrmann hat aber den Mönch nicht mitgebracht, und iſt auch ſelbſt niemals wieder gekommen. Der Bann liegt noch auf dem Bergwerk, doch iſt es wieder fröhlich aufgenommen worden, und die lautre Gold, die ihren Namen ſo wenig vergebens hat, wie die Hoffnungswand, ein Abhang nach dem Dorfe hinunter, ſehen vielleicht noch reichen Bergſegen zu Tage bringen.

12.

Der Stadt Suhl Urſprung und Name.

Suhl, dieſe blühende Gewerbsſtadt, war anfänglich nur ein bloßer Hof, unter der jetzigen Pfarrkirche am Ringbach gelegen, bis ſich daſelbſt das Bergwerk anhob und man Soolquellen fand und Salz daſelbſt gewann. Von dieſen Soolen oder Sulen ſoll des Ortes Namen entſtanden ſein; doch wollen andre ihn von den fabelhaften Grafen von Henneberg ableiten, die aus Italien gekommen und ſich von der Sule (Säule) genannt. Lange hat man den nachherigen Flecken auf dem Soole geheißen, und ſpäter ſchrieb man zum Unterſchied von andern Orten gleichen Namens: Suhl unter der bloßen Loibe oder Laube, einem großen Stück des Thüringer Waldes, etwa vom Schneekopf und Beerberg an bis in die Gegend von Altenberga. Gleichwohl führte Suhl früher in ſeinem Stadtwappen eine Fußſohle. Suhl war einſt die Gewehrkammer für halb Europa, und lieferte nach Spanien, Frankreich, Preußen, Lifland, Polen, der Schweiz, der Republik Venedig, Dänemark, und für das deutſche Reich Wehr und Waffen.

13.

Der Suhlaer Fleiſchregen.

Im Jahre 1238, am 5. Mai, war ein großes Ungewitter auf dem Wald, der Loibe, und in dem Flecken Suhl, und es ereignete ſich dabei, daß große Stücke fettes Fleiſch, 10 bis 12 Pfund ſchwer, mit dem Regen vom Himmel fielen, welche von Vögeln und Hunden begierig gefreſſen wurden. Was übrig blieb, iſt gegen Abend durch die Sonnenhitze gleich wie Eis geſchmolzen worden. Davon nennt man noch bis auf den heutigen Tag eine Wieſe bei Suhl die Fleiſchwieſe; dieſelbe liegt, wenn man von Suhl aus nach der Goldlauter geht, am Wege rechter Hand, zwiſchen Suhl und Lauter. Eben dort iſt auch das Brodwieschen gelegen, von dem man ſagt, daß es im dreißigjährigen Krieg bei der großen Hungersnoth gegen einen Laib Brod ſei hingegeben worden.

14.

Die Croaten in Suhl.

Im Jahr 1634, am 15. October, brach über Suhl ein ſchreckliches Schickſal herein. Es war Gottesdienſt, als plötzlich das Geſchrei: der Feind! der Feind! laut wurde, und Alles mit Angſt erfüllte. Herzog Wilhelm von Sachſen, ſchwediſcher General-Lieutenant, ließ ſogleich Allarm blaſen und ſprengte mit ſeiner Reiterſchaar die Rückbreche hinter Suhler-Neundorf hinauf, aber dieſe wurde bald von dem anrückenden Croatenſchwarm unter Iſolani geworfen, und einem verderblichen Heuſchreckenzug gleich, nahte er mit Geſchrei und Getümmel der Stadt, in welche ſich, ihrer von den Heerſtraßen entlegenen Lage halber, viel Volk aus andern Städten und Dörfern mit Geld und Gut geflüchtet hatte, ſo daß Kutſchen, Wagen und Vieh ſogar die Straßen ſperrten. Zwar verſuchten die Bürger eine Abwehr, aber die offene Stadt konnten ſie nicht lange vertheidigen, und es begann alsbald eine regelloſe Flucht, alles durcheinander. Der Herzog mit ſeinen Reiſigen entwich eilend über die Röder*), der Amtsſchultheiß und die Geiſtlichkeit verließen die Stadt, und auf allen Wegen ringsum wimmelte es von Fliehenden, auch den Domberg hinauf kroch eine bunte Menge. Aeltern wurden von den Kindern hinweggedrängt, Kinder ſuchten ſchreiend ihre Aeltern, und des ſichern Todes gewärtig, blieben nur die Kranken, Alten und Schwachen in der Stadt zurück. Nun begann das Wüthen der Croaten in ihrer gewohnten Weiſe, 83 Perſonen wurden theils auf der Stelle erſchlagen, theils, um Geld zu erpreſſen, auf jede nur erſinnliche Weiſe zu Tode gemartert. Unzähliche wurden zu Krüppeln gehauen, auf der Flucht von den nachjagenden Feinden ergriffen und gemordet, oder in die Stadt an den Schweifen der Roſſe zurückgeſchleppt, um ihre Schätze zu offenbaren; die Croaten legten den Gefangenen Schraubſtöcke an die Glieder, reitelten ſie mit Stricken, goſſen ihnen Schwedentränke ein und wütheten mit Gräueln und Plünderung eine ganze Nacht lang. Am andern Morgen fielen einige Rathsherren dem Iſolani zu Füßen, flehentlich bittend, die Stadt mit Brand zu verſchonen, aber er hörte ſie nicht an, ſondern marſchirte weiter, ſeinen Horden überlaſſend, was ſie thun wollten. Da ſtieg um acht Uhr die Feuerſäule empor, und Nachmittags um drei Uhr lagen 769 Häuſer in Aſche, zwei Kirchen; zwei Schulen, zwei Herrſchaftshäuſer, zwei Rathhäuſer, drei Rathsmühlen, die Wohnungen der Geiſtlichen und Lehrer, vier Eiſenhämmer und Rohrſchmieden ꝛc. Menſchen und Vieh verdarben in dem Feuer und kamen elend um das Leben. Vom Kirchengut blieb wenderbarer Weiſe nichts übrig, als das umflorte Crucifix, das man bei Leichenbegängniſſen zu tragen pflegte, welches mitten in der Gluth unverſehrt an der Mauer ſtehen blieb. Es blieben etwa nur funfzig Hütten vom Feuer verſchont, welche entlegen ſtanden; mehre Einwohner waren ſogar als Gefangene mit fortgeſchleppt worden. Endlich kehrten die Entflohenen nach und nach zurück, und am 26. Mai wurde auf der Mühlwieſe unter freiem Himmel wieder die erſte Predigt gehalten. Dann wurde die Stadt allmälig wieder aufgebaut.

---

*) Berg und Weg nach Schmiedefeld.

15.

Vom Ottilienſtein.

Wenn man auf dem Suhlaer Markt ſteht, ſo ſieht man ganz ſchroff hinter der Stadt den Domberg ſich erheben und recht in der Mitte einen gewaltigen Felſen nackt aus dem grünen Laubgehölz hervortreten, das iſt der Ottilienſtein, welcher ſeinen Namen von einer ehemals darauf geſtandenen, der heiligen Ottilia geweihten Kapelle hat. Um und an dieſem Fels iſt es nicht geheuer. Eine zarte, ſchlankgebaute Jungfrau macht zu gewiſſen Zeiten die Runde um den Stein, ohne daß man weiß, warum ſie dort hinauf gebannt iſt. Auch war einmal in Suhl ein armer Kupferſchmieds-Lehrjunge, dem es bei ſeinem Lehrherrn ſehr übel erging, ſo daß er oft wünſchte, gar nicht mehr auf der Welt zu ſein. Sonſt war er ein ſtiller und frommer Menſch. Da geſchah es, daß er jeden Morgen, wenn er aufgeſtanden war, drüben am Ottilienſtein, der ſeines Lehrherrn Haus gegenüber lag, ein Lichtlein ſchimmern ſah und wußte nicht, was das ſei und zu bedeuten habe, ſagte auch Niemand etwas davon, aus Furcht, ausgeſcholten zu werden, daß er ſich um Dinge bekümmere, die ihm nichts angingen. Da er aber fort und fort die Lichterſcheinung wahrnimmt, plagt ihn zuletzt die Neugierde, zu wiſſen, was es ſei, und er entſchließt ſich, hinauf zu gehen auf den Stein, ſobald ſichs wieder zeige. An einem Sonntag Morgen erblickt er abermals das geheimnißvolle Licht, macht ſich heimlich auf und klettert am Domberg hinan. Oben fand er aber von einem Licht keine Spur und ſchickte ſich ſchon an, mißmuthig wieder heim zu gehen, da ſtand auf einmal ein Kober vor ihm, der war zu, und als der Lehrjunge dieſen aufmachte, fand er ihn voll Fröſche; zwar ärgerte ſich der Junge darüber, doch nahm er den Kober mit und ſchüttete ihn zu Hauſe aus. Aber ſtatt der Fröſche fielen eitel alte Geldſtücke aus dem Kober, ſo daß der arme Junge reich wurde.

Einmal ſaß auf dem Ottilienſtein eine alte Frau und weiſſagte. Ein Hirte hörte ihr zu, wie ſie ſagte, daß Suhl in Feuer untergehen werde.

Alles wußte ſie ganz genau, ſogar, wie viele Nägel zum Aufbau der neuen Kirche nach dem Brand, den ſie prophezeihte, gebraucht werden würden. Ueber ihre Reden ergrimmte der Hirte und ſtieß ſie herab von dem ſteilen Felſen, aber es that ihr keinen Schaden, und ſie kam unverletzt hinweg. Bald darauf geſchah es, daß Suhl abbrannte.

16.

Die Jungfrau am rothen Stein.

Rechts von der Hochſtraße nach Oberhof, ehe man nach dem ſogenannten Oberland kommt, liegt im nahen Felde am Wege ein rothfarbiger Porphyrfels, der rothe Stein genannt, darauf oben ein wilder Roſenſtrauch wächſt, und unten daneben entſpringt ein kleines Bächlein, das rothe Bächel. Davon geht die allgemeine Sage, daß in dem Felsklumpen eine Jungfrau verzaubert iſt; viele Leute wollen ſie auf den Stein haben ſitzen ſehen, Andre behaupten, ſie gehe bisweilen, etwa alle 7 Jahre, herab, überſchreite das Bächlein, oder waſche ſich darin, und gehe dann zurück. Einſt ging ein Mann des Wegs dahin, da hörte er es aus dem Stein nießen, ſah aber nichts, doch rief er: Gott helf! Das geſchah noch fünfmal hinter einander. Als es aber zum ſiebenten Mal nießte, da wurde er ungeduldig und rief ärgerlich: Ei Du verdammte Hexe laß mich in Frieden und habe ehrliche Leute nicht zum Narren! und ging davon. Da hörte er eine klagende Stimme aus dem Stein, rufend: O hätteſt Du mir doch auch das letzte Mal gewünſcht, daß Gott mir helfe, ſo hätte er mir geholfen und Du mich erlöſt, nun muß ich im Stein bleiben bis zum jüngſten Tag. — So iſt es auch geſchehen, daß eines Tages ein Hochzeitzug von dem Oberlande nach der Stadt ging, Muſik voran, jubelnd und lärmend, am Stein und rothen Bächlein vorbei, da hörte man eine Stimme aus dem Stein rufen: Heute roth, übers Jahr todt! — Und ein Jahr darauf war die junge Frau todt. Seitdem ſchweigt an jener berufenen Stelle jeder Hochzeitzug, er mag von oben nach der Stadt, oder aus der Stadt hinauf zum fröhlichen Mann, ſich dort zu vergnügen, kommen, und wandelt dort ſtill vorüber.

17.

Die Petersbatzen.

In der Lauter bei Suhl hatte eine arme Frau einen Garten; als einſt ihre Enkelin in den Garten kam, ſiehe, da ſtand ein Topf voll ſchwarzer Roßkäfer mitten im Weg, welche zum Theil heraus- und hin und wieder krochen. Das Mädchen ſammelt einige dieſer Käfer, geht auch hin und ſagt es ihrer Großmutter, was ſie geſehen und gefunden, und dieſe ſpricht: Laufe eilend hin und hole den Topf. Das Mädchen läuft, aber wie es an die Stelle kommt, iſt der Topf verſchwunden, und die Käfer, die ſie in der Hand hat, und die aus dem Topf gekrochen waren, ſind in eitel Petersbatzen*) verwandelt.

18.

Das Heidengrab.

Auf der Kuppe des Dell- oder Döllbergs ohnweit Suhl iſt ein Hügel gelegen, der heißt das Heidengrab. Vor alten Zeiten, wie Karl der Große noch lebte und die heidniſchen Sachſen zum Chriſtenthum zwang, ſoll er auch in dieſe thüringiſche Gegend ſeine Söldner geſandt haben; die Einwohner flüchteten ſich mit ihren Götzen in die tiefen Waldſchluchten, ſtellten das Bild deſſelben auf einen Felſen, auf dem Gipfel des Dellberges, auf und lagerten ſich dort. Lange ſuchten die Söldner Karls deren Spur vergebens, bis ein aufſteigender Rauch eines Abends die Lagerſtätte der Heiden verrieth. Es kam zu einem blutigen Treffen, die Heiden wurden alle erſchlagen und das Götzenbild wurde zerſtört; was für ein Götze es geweſen, oder wie er hieß, weiß man nicht, allein der Platz auf dem Döllberge, wo die Heiden verſcharrt wurden, heißt noch heute das Heidengrab. Am Dellberg war ein Bergwerk auf Eiſen, daran täglich gegen 300 Knappen anfuhren.

---

*) Auch Petermännchen, Wolkenbatzen, Cour-Trieriſche Münze mit dem Bilde des h. Peters, im Werth 5 Kr.

19.

Croaten in Heinrichs.

In der Kirche zu Heinrichs ſteht künſtlich von Stein ausgebauen ein Sacramenthäuschen mit Engel- und Heiligengeſtalten, und mit eiſernem Gitter verſchloſſen, dahinter eine Reliquienhand aufbewahrt liegt. Als die Croaten auf ihrem dem Henneberger Land ſo verderblichen Heereszug auch nach Heinrichs kamen und ſchon die Brandfackeln ſchwangen, um überall anzuzünden, und mit der Kirche den Anfang machen wollten, erblickten ſie dieſes Heiligthum, zugleich ein hölzernes Marienbild mit dem Chriſtusknaben, fielen andächtig auf die Kniee und verſchonten das Gotteshaus und den Ort. Zum dankbaren Andenken wird das kunſtreiche Sacramentshäuschen wohl erhalten, und die Mumienhand, vielleicht von St. Ulrich, dem Kirchenpatron, oder ſonſt einem wunderlichen Heiligen, darin aufbewahrt.

20.

Die drei Wildſchützen.

In dem alten Schenkkeller zu Heinrichs, welcher hinten im Hof des jetzigen Gaſthauſes zum goldnen

Hirſch gelegen iſt, ſieht man oben an der Mauerwand noch die Spur von drei Flintenkugeln nahe bei einander. Einſt kamen, ſo wird berichtet, drei Wildſchützen in den Ort und auf den Keller, wo etwa ihre Kunſt und Meiſterſchaft im Büchſenſchießen bezweifelt wurde; da brach Einer von ihnen im Hof ein Kleeblatt ab, der Zweite nahm eine Leiter und feſtigte das oben an der Mauer, und der Dritte ſchritt fort, ſo weit er in gerader Linie ſchreiten konnte, bis an die dem jetzigen Haus gegenüber ſtehenden Häuſer, und zählte dabei 90 Gänge. Darauf ſchoſſen die Schützen, Einer nach dem Andern, und wie einer ſchoß, ſchwand ein Blatt des Kleeblattes, daß es mit 3 Schüſſen gethan war; dann gingen die Wildſchützen ſchweigend aus dem Ort hinaus.

21.

Von der Steinsburg bei Heinrichs.

Auf der Steinsburg hat, der Sage nach, vor uralten Zeiten ein Schloß geſtanden; man findet aber nichts mehr davon, als große Baſaltſtücke, welche eine Art Eingang in die Tiefe wie in einen Keller zu bilden ſcheinen. Große Schätze ſollen dort im Bergesinnern noch vergraben liegen.

Ein Steinmetzmeiſter in Suhl hatte viel von dieſen Schätzen reden hören, auch mannichfach nachgeforſcht und oft geträumt, ſo daß er glaubte, beſtimmt zu ſein, ſie zu heben. Er machte ſich daher mit ſeinen ſechs Geſellen auf und begannen nachzugraben. Nach langer Arbeit kamen ſie auf eine eiſerne Thüre, als es bereits dunkelte, und verſchoben voll Hoffnung das Aufbrechen derſelben und die fernere Arbeit auf den nächſten Tag. In aller Frühe machten ſie ſich wieder auf, allein als ſie an Ort und Stelle kamen, war weder von der Thüre, noch von ihrer Arbeit eine Spur zu ſehen; alles war, wie früher. Nun machten ſie ſich wieder friſch an die Arbeit, beſchloſſen aber, die Nacht auf dem Berge zuzubringen. Und als es dunkel wurde, waren ſie wieder ſo weit, wie vorher, wieder an der eiſernen Thüre. — Der Morgen ſchien ganz hell, wie ſie aufwachten und einander ſtaunend anſahen; es war wieder alles, wie zuvor, und ſie waren allzumal von einem unwiderſtehlichen Schlaf befallen worden. Daran nahmen ſie wahr, daß ihre Arbeit vergeblich ſein möchte, und gingen nach Hauſe.

So trieb der Urgroßvater des jetzigen Hirten zu Heinrichs einſt ſeine Heerde hinauf auf den Hutraſen bei der Steinsburg. Der erblickte auf einmal eine weiße Lilie vor ſich ſtehen, die ihm gar zu wohl gefiel, darum pflückte er ſie und ſteckte ſie auf ſeinen Hut. Alsbald erſchien ihm eine weiße Geſtalt, die ihm winkte. Er folgte ihr in das Gebüſch und erblickte bald eine zuvor nie geſehene eiſerne Thüre, durch welche der Geiſt ihn in ein Gewölbe führte, darin Waffen und Schätze von Gold und Silber aufgehäuft waren. Schweigend bedeutete ihn die Erſcheinung, davon zu nehmen, ſo viel er fortbringen könne. Er that's auch, füllte die Taſchen, nahm den Hut ab, füllte auch den und ließ die Blume fallen. Als er ſich nun zum Weggang wandte, rief ihm der Geiſt mit kläglicher Geberde nach: Vergiß das Beſte nicht! — Der Hirte ſah ſich um, wußte nicht, was gemeint ſei, dachte nicht an die Lilie, und da ihm ein großes Grauen ankam, enteilte er. Krachend ſchlug die Thüre hinter ihm zu und verletzte ihn ſchwer an der Ferſe. Lange mußte er an der Wunde kuriren. Niemand hat ſeitdem wieder den Schlüſſel zu den Schätzen gefunden, der liegt im Gewölbe begraben. Die Familie des Hirten aber wurde durch jenen Fund wohlhabend.

22.

Die Beſeſſene in Albrechts.

Im Sommer des Jahres 1621 hat ſich mit des Schultheißen Tochter Oſanna zu Albrechts etwas Seltſames und Denkwürdiges begeben. Das ſechzehnjährige Mädchen machte mit ihren Aeltern und Geſchwiſtern Heu auf der Wieſe, wurde unverſehens krank und nach Hauſe geführt. Als ſie zu Bette lag, kamen ihr am dritten Tage, Mittwochs, nach dem Unfall zwei bekannte Weiber vor, die ihr einen Apfel voller Würmer und Maden boten, darüber ſie um Hülfe ſchrie und immer kränker wurde. Als ſie darauf einmal in der Schnittärnte ganz allein zu Hauſe lag, weil die Feldarbeit Aeltern und Geſchwiſter beſchäftigte, hörte ſie ein Platzen und Praſſeln, als wenn das ganze Haus brennte, und die Kammer voll Reiter wäre, dann wurde ſie bei den Beinen genommen, aus dem Bette geworfen und ihr ein Trank, der wie verbranntes Horn ſtank, eingegoſſen, ohne daß ſie Jemand ſah, der es gethan. Auch ſpäter glaubte ſie wieder Unholden und böſe Weiber zu ſehen, die ſie aus dem Bette hoben, herumwarfen, ſie zerrten und ſchlugen, daß die Umſtehenden es klatſchen hörten, ohne etwas zu gewahren; ſie wurde gewunden und gedreht, wie ein Braten am Spieß, und gezuckt, wie ein Garnſtrang. Als ſie die Weiber, die nur ſie allein ſah, nennen wollte, ſtrich eine davon ihr über das Antlitz, daß ſie verſtummen mußte und acht Wochen lang nicht reden konnte, zugleich als das Weib von unten nach oben ſtrich, erblindete Oſanna auf zehn Wochen. Das währte bis zum Chriſtabend, wo ſie wieder etwas zu lallen begann. Am zweiten Chriſttag beſuchte ſie ein Geiſtlicher aus Suhl und ſprach ihr zu, aus den 51. Pſalm zu beten: Herr, thue meinen Mund auf ꝛc.; da kam ihr die Sprache völlig wieder und bald darauf wurde ſie auch wieder ſehend. Allein jene Weiber konnte ſie doch nicht offenbaren, denn jedesmal, wenn ſie es thun wollte, wurde ihr der Kopf gewaltſam herumgedreht, daß ſie kein Wort hervorbringen konnte. Und währte des Mädchens erbärmliche Qual und Marter bis zum 28. Februar 1622. An dieſem Tage wurden in Suhl 9 Hexen gerichtet. Gleichwohl hörte das Uebel nicht gänzlich auf; Oſanna wurde noch öfters bei Tag und Nacht aus dem Bette geworfen, mit dem Haupt grimmig an die Wand geſtoßen, Abends ſtundenlang gewunden und gedreht, daß 4 Perſonen an ihr zu halten hatten; dabei erloſch von ſelbſt das Licht, kam auch einmal ſammt dem Leuchter plötzlich hinweg und wurde nirgends wieder gefunden. So ging das Unglück fort, wobei ſie wieder ein Weib zu ſehen vorgab, das ſie grauſam ſchlug und ihr die Nägel von den Fingern riß. Dieſes Weib war der Hexerei verdächtig, wurde gefangen und in Meiningen verbrannt. An demſelben Tag aber wurde Oſanna Vormittag zwiſchen 10 und 11 Uhr, während das Urtheil an jener vollzogen wurde, noch 10 Mal unter Drohungen aus dem Bette geworfen. Alle dieſe Qual ertrug Oſanna geduldig, obgleich ſie ſo erſchöpft war, daß ſie weder gehen, noch ſtehen konnte, und man ſie aus dem Bette heben und tragen mußte. Sie betete viel, las die Bibel öfters durch, und beſchäftigte ſich mit Nähen und Stricken, fertigte auch einen Umhang zum Taufſtein in die Kirche ihres Orts. Später hatte ſie öfter einen Traum, daß ſie zu Gevatter gebeten, in die Kirche getragen, heraus aber gehen würde. Und da ſie nun wirklich zu Gevatter gebeten wurde, trug ſie ein großes Verlangen, in die Kirche zu kommen, die ſie faſt in 5 Jahren nicht geſehen, und hatte die gläubige Hoffnung und Zuverſicht, es werde ihr Traum ausgehen. Und da ließen ihre Altern ſie auf einen Karren bis zur Kirche fahren, dann trug ſie ihr Vater hinein, ſetzte ſie auf einen Stuhl vor den Altar, das Kindlein wurde ihr auf die Arme gegeben, und nach dem Gebet trug man ſie auf dem Stuhl vor den Taufſtein. Als der Geiſtliche nun zur Taufe ſchritt, und die Amme ihr das Kind wieder in die Arme gab, ſtand Oſanna von ihrem Stuhl auf, hob das Kind, fiel nach vollbrachter Taufhandlung auf die Kniee, dankte Gott und ging aus der Kirche, trug auch das Pathchen ſelbſt in ihres Gevatters Haus, daß ſich Alles verwunderte. Auf Befragen ſagte ſie, es wäre ihr geweſen, als ob ihr alle Glieder knackten und eine Leichtigkeit ſie ankäme, als wenn ſich ihre Gelenke ohne Schmerzen wieder eingerichtet hätten. Da wäre ſie im ſtarken Glauben vor Freude vom Stuhl aufgefahren. Ihr hatte der Glaube geholfen.

23.

Die todten Männer.

Vom Dorfe Albrechts nordöſtlich, auf dem Weg über den ſteilen Berg, welcher der Bock genannt wird, da wo ſich die Wege von Suhl nach Mehlis und Zella und von Albrechts dorthin kreuzen, nennt man es die todten Männer. Davon geht dieſe Sage: Vor Zeiten ging die Landſtraße nach Franken über den Wald nach Zella, wendete dort, führte über den Bock nach Heinrichs, am dortigen Rathhaus vorbei und hatte ihren Zug den Kirchberg hinauf nach Themar. Nun graſſirte einmal eine ſehr heftige, peſtartige Krankheit im Thüringer Lande, zumal über dem Wald, und die Bewohner des diſſeitigen Gebirges ſchwebten in großer Angſt, daß die Krankheit eingeſchleppt werden möge, ſperrten deßhalb die Wege, und zumal dieſe Hauptſtraße, und verboten, daß ein Ausländer ſie befahre. Demohngeachtet wagten es zwei Fuhrleute, den Weg zu befahren, und dachten, den Durchgang mit Liſt zu gewinnen. Aber die Wächter entdeckten ſie und griffen ſie an der Stelle an, wo die bezeichneten Wege ſich theilen. Dort ließen ſie ihr Geſchirr im Stich und ſuchten das Weite. Und als man nun die Fracht unterſuchte, fand man auf dem Wagen zwei todte Männer, welche an der gefürchteten Krankheit geſtorben waren, und hielt dafür, daß es die Herren der Geſchirre geweſen, die von den Knechten hätten in die Heimath gebracht werden ſollen. Darauf wurden die todten Männer dort begraben, und Schiff und Geſchirr verbrannt, auch ſagen Einige, daß die Entflohenen eingeholt und zur Strafe lebendig verbrannt worden ſeien. Zum Andenken nannte man den Bezirk die todten Männer, auch wurden zwei Steine dorthin geſetzt, davon aber nur noch einer ſteht, mit verwitterter Schrift, davon nur noch ſo viel lesbar:

Leben wir, ſo leben wir dem Herrn, ſterben wir, ſo ſterben wir dem Herrn.

24.

Der Schatz auf dem Rupberg.

Auf dem Rupberg in der Nähe von Mehlis und Zella St. Blaſii hat vor Alters ein Schloß geſtanden, das wurde zerbrochen von Gebhard, Tymon von Norbecks und der verwittweten Gräfin Hildegard von Henneberg Sohn, und daraus eine Kapelle erbaut in die Ehre St. Blaſii, daher der Name Blaſienzelle den umliegenden Häuſern mit zu Theil geworden. Nun geht die Rede, daß im Grunde des ehemaligen Schloſſes ein großer Schatz verborgen liege. Davon ſagte mir unter andern ein Mann: Der Schatz auf dem Rupberg iſt verſetzt mit drei Erſtgeburten, die alle den Namen Johannes führen müſſen, wenn dieſe dem Böſen zum Opfer gebracht werden, der den Schatz als ſchwarzer Hund bewacht, ſo kann er gehoben werden. Die drei Johannes müſſen aber noch ſchuldloſe Knäblein ſein. Einmal kam ein Jeſuit, der wollte ihn heben, und ſprach davon mit einem Zellaer Mann, doch dieſer, wiewohl er ſtarke Luſt zum Schatz hatte, fragte bedenklich: Wo ſoll ich die drei Johannes herbekommen, die alle Erſtgeburten ſein müſſen? Ob ſie nun herbeigeſchafft wurden oder nicht, weiß man nicht ſo genau, genug, in einer Johannesnacht machten ſich der Jeſuiter und einige Männer aus Mehlis auf, gingen auf den Rupberg zu der alten Felsklippe, wo das Kellerloch hinunter gehen ſoll, und fingen ihre Beſchwörung an. Der Schatz rückt auch herauf in einer großen Braupfanne, ſchon guckt der Ring heraus; da erſcheint Galgen und Rad, ein Heer Soldaten ohne Köpfe, ein Fuder Heu, welches auf ſie zu fallen droht, dabei kracht und platzt es gräulich, weiße Jungfrauen umtanzen ſie und locken ſie, als einer ſchon den Ring des Keſſels gefaßt hatte. Da ſpricht ein Andrer, und ſogleich verſchwindet Alles, der Keſſel verſinkt wieder, der Ring aber bleibt zum Wahrzeichen in der Hand deſſen, der ihn hielt, und ſoll in einer Kirche noch heute hängen.

Auf gleiche Weiſe ſoll es auch Schatzgräbern aus Benshauſen mit einem Schatz auf dem wüſten Schloſſe Hutsberg ergangen ſein.

25.

Die Jungfrauen auf dem Rupberg.

Oft ſchon haben die Köhler am Rupberg bisweilen eine, bisweilen drei weiße Jungfrauen erſcheinen ſehen. Es ſind verwünſchte Fräulein aus der alten Ritterburg, die auf dem Berg ſtand; Niemand weiß, warum ſie wandeln müſſen. Einem Holzhauer iſt es begegnet, daß er, wie er von Mehlis auf den Berg an ſein Geſchäft ging, im Walde ein Fräulein erblickte, das vor ihm herging. Auf einmal nießte es, und der Holzbauer ſagte: Gott helf! aber das Fräulein drehte ſich nicht um, dankte auch nicht. Nach einer Weile nießte es abermals, und der Holzmann ſagte wieder: Gott helf Dir! Das Fräulein ſchwieg und ging weiter; bald nießte es zum dritten Mal, da lief dem Holzmann die Laus über die Leber, und er rief ärgerlich: Ei ſo helf Dir der Teufel, wenn Dir Gott nicht helfen will! Auf dieſes Wort drehte ſich das Mägdlein um, ſah den Holzhauer traurig an und ſprach mit beweglicher Stimme: Hätteſt Du noch einmal geſagt: Gott helf! ſo war ich erlöſt und Dein Glück war gemacht! Hierauf verſchwand ſie vor ſeinen Augen an einem alten Buchenſtock, der noch im Walde ſteht.

26.

Drei Viertel für ein Pfund.

Oben bei Mehlis, dem reiſſenden Stein (Reiſſigerſtein in der Volksſprache) gegenüber, iſt das ſogenannte lange Thal gelegen. Dort iſt eine Frau umgegangen mit einem Schlüſſelbund. Die erſchien den Leuten in der Mittagsſtunde und ſchrie wehklagend: Drei Viertel für ein Pfund! Drei Quärtchen für eine Kanne! Das mußte ſie thun, weil ſie bei Lebzeiten einen Kram gehabt und die Käufer betrogen hatte. Jetzt ſieht und hört ſie keiner mehr, ſie wird wohl endlich erlöſt ſein.

27.

Spukender Amtmann.

Im Häſelberg iſt es nicht geheuer. Ein Amtmann, der bei Lebzeiten die Unterthanen geſchunden, muß dort wandern. Einſtmals kamen einige

Weibsleute vom Bärmich herüber; es war gegen Abend, die Sonne ſchien aber noch an alle Berge. Da ſtand eine von den Weibern ſtill und ſagte leiſe zu der andern: Siehſt Du ihn dort unten? — Wo? fragte jene. Dort an der Eiche, am Kreuzweg! — Und da ſtand der Amtmann, wie er geleibt und gelebt hatte, und ſchien mit grimmigem Geſicht die Weiber erwarten zu wollen. Dieſe fürchteten ſich und gingen vom Weg ab durch die Büſche, um der Erſcheinung auszuweichen. Auf einmal hat keine ihren Korb mehr, und müſſen ein langes und breites danach ſuchen, ehe ſie ihre Körbe wieder finden. Das hat das Geſpenſt des Amtmanns ihnen angethan. Zur Nacht wandelt es feurig, und Viele haben es geſehen. Am Häſelberg haben auch Leute zu Zeiten ein Schloß voller Lichter geſehen, daß ſie gar nicht wußten, wo ſie waren.

Man ſagt auch von einem Amtmann, der in der Suhler Kirche umgegangen. Dort haben ſie einen Jeſuiter rufen laſſen, der ihn fing und bannte, hat ſich aber ſehr mit ihm plagen müſſen und ihn zuletzt in ein ſchwarzes Tuch gerafft und von dannen getragen; darauf ward Ruhe.

So iſt es auch im Gröhles, einem Grunde bei Benshauſen, nicht richtig. Ein Mann und ein Junge kamen von Suhl den Fußweg über Albrechts her, wo ſie Branntwein und Pfefferkuchen geholt hatten; ſie hatten auch einen Hund bei ſich, kamen in das Gröhles und ruhten dort aus. Da ſahen ſie, daß eine Laterne ſchnell hinter ihnen herkam. Sie wollten warten und mit der Laterne gehen, aber da wurde es ein mächtiger Klumpen Feuer, fuhr an ihnen vorüber, daß ſie zum Tod erſchracken, und der Hund lief fort und kam niemals wieder. Das wird wohl auch ſo ein Amtmann geweſen ſein, der feurig ſpuken muß.

28.

Von em Bergkmo.

(Von einem Bergmann.)

(Benshäuſer Dialekt.)

Bei Benzzauſe ſenn vor aue[1] Zeite ag Berglöcher gewaſt, un es ſenn Bergkleut da dehemm[2] gewaſt. Von denne[3] ging emal eyner an en Sonnabed zer Beicht, u denn Sonntig drauf wolle zum Abendmoihl gäehe. Nu weiß mer abber von jeher, daß mer niß meh ärbet ſou[4], bamme[5] gebeicht hat, ſonner me muß ſei Gedoanke dabi richt u muß dehnk, bu me gewaßt iß. Der Bergkmo wott abber ſei beßle Luch[6] nett verliehr, u fuhr doch nach der Beicht o. Abber e waer auererſt[7] in die Grube nei, aus[8] mit aimail das Log verfällt und ün begräbt, ſo daß ma von Bergklog niß meh hat geſäebe und net gewoßt hat, bus[9] gewahſt waer. — Nag honnert[1] Jaeren komme un annere Bergkleut vonnere annere Grube hergegrabe u komme ag on die, die vor honnert Jaern verfaue[2] waer, u fenne[3] en Bergkmo doe lenn[4], der en lange groſze Bart hatt un thät, es banne[5] ſchlief. Se weckenen auff, u bi he die Aage uffſchläet, ſo frägt e gleich: obs ſchu zeſammegeſchlöh hett, e möſzt zum heilige Abendmoihl gäehe. De Annern ſäche[6] zu em, es eſz kei Sonntig heut, ſonnern Werkeltagk und kei Kerche, und da gett mer nett zum Abendmoihl. — Doch! ſprecht he: nächte[7] bia ich en der Beicht gewaſt, u heut mues ig zum Abendmoihl gäehe. — Se brengenen aus der Grube u nach ſein Verlange en die Kerche un laſſe den Pfarre ho[8] un der gitten[9] das heilige Abendmoihl, u bi ers empfange haet, da ſtörzt e zeſomme u is e Häuffle Aeſche.

---

[1] alten. [2] zu Hauſe. [3] dieſen. [4] ſoll. [5] wenn man. [6] Lohn. [7] kaum. [8] als. [9] wo es.

29.

De Brout en Garte.

(Die Braut im Garten.)

In Benzzauſe waer ag eimoil e Brout, abber ſe waer net[1] glöcklich, weil ſe örn Bräutigém net gern håt, u der ir oufgedrounge waer. Als ſe nu en der Kerche gekopelirt ſou wår, låuts zum erſtemoill, u beimme zweitemoil Låute es ſe fix u fertig ohgezöh[1], flennt[2] un ſprecht: ig well ner nog e beßle naus in Garte geehe u freſche Luſt ſchöpf, u widder komm, danns[3] zeſommeſchläit; abber kå Menſch, ag ör Bräutigöm net, dorft mitter.[4] Wi ſe in Garte ohgekomme waer, ſo heult ſe förchterlich übber örr Uglöck, u da ſtett mett eimoil e fremer Mo[5] bei er, den ſe nog nie geſäie hat, un fräigt ſe öm irrn Kommer, u ſe ſåt en aues, bih's er öms Heerz waer. Da trüſt ſe der Mo u fångt o, u lobt örn Garte gar ſehr un ſprecht von dieſen und jenn, öm ner de Brout off annere Gedanke ze brenge, un ſe zeigt en aues en örn Garte. Nachdem ſäit der Mo, ſe ſoll eg eimoil mit en ſeinn Garte gåche un ſech ömſåieh; ſei Garte lag abber ganz darnabe[6] nabe örn, un doch hatten de Brout noch keimal geſåehe, wiwo[7] er gar ſehr ſchüi waer. Da waren auerhand ſchünne Blumme denn, Vögn[8], die ihr noch keimal fürgekomme waren, pfeſe denn,[9] Alee u Gartelabe[10] gabs, Sprengbrönn u Beer auerlei Aert, aues gar ſehr ſchüi u prächtig; dazu ſprach der Mo, der er den Garte wehs[11], gar ſehr freundlich u ohgenahm mit er, bis of aimoil zeſomme ſchlagt; da nehm der Mo héflich e ſei züchtig Abſchied zweſche dem un ſein Garte, un die junge Breut ging un widder ens Haus zerück, dem zer Kopelation met dem Bräutigem en de Kerche ze ziehe. Aſſe[1] abber ens Haus kam, blieb er der Verſtand ſtehn, denn da waren annere, de ganz fremme Leut zegeh[2], annerś gekleidt, un von en Bräutigem, un von Hoichzeigäſt, un von den Geſchwiſter, vo Vater un Mutter waer niß ze ſehe un ze höre. Nu forſcht mer nag, un ſo fand ſich's denn en Kerchebug, daß vor hunnert Jarn emal e Breut vor dem Zeſommeſchlän in den Garte gegange un nett widder gekomme waer.

---

[1] hundert. [2] verfallen. [3] finden. [4] liegen. [5] als wenn er. [6] ſagen. [7] geſtern. [8] holen. [9] giebt ihm.

[1] nicht.

---

[1] angezogen. [2] weint. [3] wenn es. [4] durfte mit ihr. [5] fremder Mann. [6] daneben. [7] wiewohl. [8] Vögel. [9] pfiffen darin. [10] Gartenlauben. [11] wieß (zeigte).

30.

Thiere ſpuken.

Mit vielen Sagen von Spukgeſchichten, zumal von vergrabenen Schätzen und dergl., trägt ſich in Bensheim das Volk. Selbſt Thiere ſpuken daſelbſt. So ſagt man, daß in der Pfarrgaſſe und andern ein Säule (Schweinchen) umgeht. Bei der untern Mühle ging einmal eine Frau vorbei, da ſaß ein Gückelhahn auf dem Thor, und ſie rief ihm zu: Ei du Narr, was ſitzeſt du da? Kannſt du nicht in das Hühnerhaus gehen? Da flog ihr der Gückel auf den Nacken, laſtete centnerſchwer, und ſie mußte ihn tragen, bis an ihre Stube. Der ſie da verließ, war ein langer Mann. Auch ein großes Schaf oder einen Hammel will man dort haben wandern ſehen.

---

[1] Als ſie. [2] zugegen.

31.

Von Erſcheinungen und Schätzen in Benshauſen.

Von manchem Geſpenſt, das bei vergrabenen Schätzen umgeht, iſt in Benshauſen viel die Rede. In einem Hof ging eine weiße Frau um, ſie hatte große Schätze vergraben, und darum keine Ruhe. Späterhin wurde das Haus abgeriſſen, da erſchien ſie in dem Nachbarhof und ward geſehen über den Steg wandelnd, welcher über den Bach führt; die Erſcheinung war ſehr groß. Ein Metzger, der einmal in jenem Hauſe ſchlachten ſollte, wachte im hellen Mondſchein auf, glaubte, es ſei früh, ſtand auf, nahm ſein Geräth, ging hin und wollte ſein Geſchäft beginnen, obwohl im Hauſe noch alles ſchläft. Auf einmal ſteht die weiße Frau bei ihm und ſieht ihm ſchweigend zu. Indem er ſie gewahr wird, hebt die Thurmuhr an zu ſchlagen und ſchlägt zwölf Uhr, Mitternacht.

Mit dem letzten Schlag iſt die Frau verſchwunden. — In einem andern Haus, das eines der älteſten im Ort iſt, liegt ein Schatz; vor einigen Jahren geſchah es, daß der Hausbeſitzer den Schatz gern heben wollte, der an drei Orten verſetzt war. In Königshofen*) war ein Jeſuiter, dem ließ der Mann Botſchaft ſagen, aber es kam die Antwort, er habe ſchon zu viel daran gearbeitet. In der zwölften Stunde iſt der Hauseigenthümer im Keller, da ſteigt vor ihm ein rieſengroßer Mann empor, der bis an das Gewölbe ragt, und es praſſelt, daß Alle im Hauſe denken, dieſes breche zuſammen. Und lange bleibt die Geſtalt unbeweglich ſtehen. — In Mühlhauſens Haus verführte Einer, Grünewaldens Paulus, die Magd, und ſie mordete, auf ſein Anſtiften, ihr Kind. Der hat nachher keine Ruhe gehabt, und hat geſpukt, und gebrüllt, wie ein Löwe. Da kamen die Jeſuiter, ſtiegen zum Fenſter hinein, weil der Geiſt auf der Schwelle ſtand, fingen ihn, und bannten ihn in die Kammer, die noch die ſchwarze heißt, und in die Niemand geht.

32.

Fahrſamen.

In Bernaus Haus ſagt man, ſoll ein Jäger umgehen. Dieſer hatte, als er noch lebte, Fahrſamen

---

*) Stadt im Grabfeld.

(Gefahrſamen) gewonnen. Fahrſamen zu gewinnen, iſt eine teufliſche Kunſt, wobei einer in der Mittagsſtunde, wenn die Sonne am höchſten ſteht, in die liebe Sonne ſchieſſen muß. Da fallen drei Blutstropfen herunter, die muß er aufbewahren, das iſt Fahrſamen; dann kann er ſchieſſen, wonach er will, ſo geht es ihm nimmer fehl, bis zuletzt, wenn es an ein ſeliges Sterben kommen ſoll, da fehlt es. Ehe dieſer Jäger ſtarb, ſagte er voraus, er werde einſtmals einen Brüll thun, und dann weg ſein. So geſchah es auch; der Teufel holte ihn. Man hat ihn hernach auch ſitzen ſehen auf dem Birnauer Weg in alamodiſcher Tracht, mit umgeſchlagenem dreieckigen Hut, und hatte drei Hündchen bei ſich, zu jeder Seite eins, und eins auf dem Schooß.

33.

Ebertshäuſer Schloß.

Im (jetzt unbewohnten) Edelhof zu Ebertshauſen iſt es gar nicht geheuer, ein Mann wandelt darin, Viele ſahen ihn; bisweilen ſtand er in der Thüre, und einige Knaben, die im Garten Stachelbeeren naſchten, wurden ihn gewahr, ein Licht durch den Garten tragend, über den Steg, zum Nachbarshauſe. Die Nachbarn haben auch manchmal das

Haus voller Lichter geſehen, ohne daß jemand Lebendes darin war, und ſeltſames Geräuſch vernommen. Eine Magd hörte zur Nacht die Fegmühle in der Scheuer dreimal von ſelbſt gehen, ſie fürchtete ſich, und dachte, ſchnurre nur zu. Manchmal geht es in den Stuben herum, ziſcht und rumort, ſchlägt auf die Tiſche, man will es auch beten gehört haben. Die Magd, die im Hauſe ſchlief, ſah einmal den Mann in ihre Kammer treten, fürchtete ſich ſehr, doch geſchah ihr nichts Leides; als er eine Weile da geſtanden, ward er kleiner und verſchwand. Ebertshauſen ſoll die älteſte Kirche in ganz Henneberg haben, in welche vor undenklichen Zeiten ſogar die Einwohner von Suhl eingepfarrt geweſen.

34.

Frau Holle und der treue Eckert.

In dem Flecken Schwarza iſt es geſchehen, daß an einem Weihnachtsabend Frau Holle mit ihrem wüthenden Heer durch den Ort zog. Vor dem Heere her ging der treue Eckart, und warnte die Leute, daß ſie aus dem Wege gingen. Da fügte es ſich, daß ihm zwei Knaben begegneten, die gerade aus dem nächſten Dorfe Bier geholt; dieſe gehorchten auch der Warnung des Alten, da ſie die Schatten anſichtig wurden, und verſteckten ſich in eine Ecke, das Heer vorüber zu laſſen, aber einige Furien traten zu ihnen, ergriffen ihre Kannen, und tranken das Bier aus. Als der ganze Zug und Spuk vorbei war, kamen die Knaben aus ihrem Winkel hervor und gingen nach Hauſe, waren aber ſehr bekümmert, und wußten nicht, was ſie verwenden ſollten, wenn ſie nun kein Bier mitbrächten. Wie ſie darüber ſich berathſchlagten, trat der treue Eckart zu ihnen und ſprach: Wohl habt ihr gethan, daß ihr das Bier freiwillig hergegeben, ſonſt wären euch von den wilden Weibern die Hälſe umgedreht worden. Gehet nur getroſt heim mit euern Kannen, und ſaget in dreien Tagen Keinem von dem, was ihr gehört und geſehen. Die Knaben thaten alſo, und wie ſie heim kamen, brachten ſie volle Kannen, und ſo oft daraus eingeſchenkt wurde, wurden die Kannen nimmer leer, ſo lange ſie ſchwiegen. Als ſie aber das Stillſchweigen brachen, war das Bier alle, und die Sache aus.

35.

Der Gang im Stein.

Zwiſchen Dillſtädt und Wichtshauſen im Thale der Haſel zieht ſich, wenn man aufwärts geht, links am Weg einige hundert Schritte lang eine maleriſche und vielfach zerklüftete Felswand hin, an deren Ende gegen Wichtshauſen zu man eine tief eingehende Oeffnung gewahrt. Die Wand nennen die Umwohner nur den Stein, und erzählen ſich, daß einſtmals Einer in dieſe Höhle gekrochen ſei, und habe den Eingang nicht wieder finden können, ſei daher weiter gekrochen, und endlich in einen Keller gerathen, von da hinauf ans Tageslicht, und habe ſich nicht wenig verwundert, als er erfahren, daß er im Flecken Schwarza ſei, welches von ſeinem Wohnorte eine ſtarke Strecke lag, und vom Stein wohl eine Stunde weit entfernt iſt. Andere ſagen, daß es eine Gans geweſen, die in die Höhlung, ſo nahe am Weg, gefallen, und in einem Keller zu Schwarza wieder zum Vorſchein gekommen ſei. — Sonſt ſtand auch noch nah am Stein eine alte Eiche, die hernachmals umgehauen worden iſt, an dieſer war es nicht geheuer, ein ſchwarzer Hund hatte dort ſein Weſen, in den ein alter und böſer Oberförſter verwandelt war. Der mußte dort umgehen.

36.

Der Schwertſtein.

Links am Wege, welcher von Wichtshauſen über den Kürsberg nach Ebertshauſen führt, unweit

Wichtshauſen findet ſich auf der Höhe ein Stein, in welchem ein Schwert mit breitem Griff aufrechtſtehend eingehauen iſt, den nennen die Leute den Schwertſtein, und wiſſen dieſes von ihm zu ſagen:

Es waren hier herum zwei Jägerburſche, die waren beide verliebt in ein ſchönes Mägdlein, und darum haßten beide einander auf den Tod, kamen auch an jener Stelle zuſammen, mit einander auf Tod und Leben zu kämpfen, und des Siegers ſollte die geliebte Jungfrau werden. Sie trafen ſich aber alſo hart mit ihren Mordgewehren, daß beide fielen und todt blieben, darum iſt zum Gedächtniß der Stein errichtet worden. — Später traf ſich's, daß der lange Hans zu Bendshauſen ſein Haus bauen ließ, und ließ von jenem Platz Steine hineinführen, und da führte Jacob Schneider den Schwertſtein, der vielleicht umgeſunken war, auch mit nach Bendshauſen und die Maurer verwendeten den Stein zum Bau. Aber von da an entſtand eine ſchreckliche Unruhe in dem Hauſe, Rumor und Gepolter, und Niemand wußte, was das zu bedeuten habe, bis der Verdacht auf den Stein fiel, und man ihn wieder entfernte. Da hat ihn Jacob Schneider wieder hinfahren müſſen, wo er ihn genommen hatte. Andre meinen auch, die Wichtshäuſer Gemeinde habe den Stein zurückbegehrt.

37.

Des Grafen Hofnarr.

(Wichtshäuſer Dialekt.)

Dar lebt Graf in Schleuſinge, als von den Henneberger Ländle, dar hatt en Hofnarren in Weichtshauſe, dar hieß Buch-Klas, un dar macht halt a Mal mitem Grafe in Holz rimmer[1], un der Graf woll ſei Holz beſäh. Nu hatte die ſchönſte Bäm[2] da g'ſtanne[3], un da ſätt[4] der Graf zu ſeim Hofnarr: Sich a Mal Klas, was ich fer ſchöne Bäm da ſtinne hab. Dadruf lacht aber der Klas, daß he ner gelach konn, un ſätt: Denkſt Du dann, die ſchönne Bäm wärre Dei? Däi gänn Dich nis oa; die Kromme ſenn ner Dei, un die G'rade — die ſenn Dein'n Förſtern. — Buch-Klaſe ſei Stammhaus ſteht noch in Wichtshauſe.

38.

Die Mallſcht in Dillſtht.

(Die Mahlſtätte in Dillſtedt.)

(Dillſtedter Dialekt.)

In Dillſtht dom Werthshaus grad nä[5] heſſtmes[6] die Mallſcht, bu ſuſt[7] die Brlautert drübber hin gegange ſinn, han ſe ins Werthshaus zoge. Nu ſinn ag a Moal e Poar Bräutleut über d'n Schoffſtag[1] die Malſcht nauf k'gange, un da hatt a Harcheisbeerhekke[2] naber d'n Waak[3] k'ſtann. Un bi de Bräutleut an die Hekke komme ſinn, da hatt a Stemm[4] daraus k'ſchreit:

---

[1] herum. [2] Bäume. [3] geſtanden. [4] ſagte.
[5] gegenüber. [6] nennt man es. [7] ſonſt.

Heut werrſchte[5] nauf k'klunge,
Un über's Joar[6] nauf k'ſunge.

Un bi nach das Joar ém k'waſt is, da ſinn ſe k'ſtorbe. Un von darſell[7] Zeit o genn kai Bräutleut meh da har, un bann ſe dann gréßte Dennwaak[8] nach der Kerche un nach dann Werthshaus mißte mach.

39.

Das verwünſchte Dorf.

In der Dillſtedter Flurmarkung liegt die Wüſtung Germelshauſen; dort hat ehemals ein Dorf geſtanden, von dem die allgemeine Sage geht, daß es verwünſcht worden. Dieſes Dorf iſt noch vorhanden, aber nur ſelten wird Jemand ſolches gewahr, und es iſt nicht einmal gut, es zu ſehen, oder ſeinen Bewohnern zu begegnen. Davon wäre viel zu erzählen. Es mögen achtzig Jahre her ſein, da kam einmal ein Diezhäuſer Feldſcherer durch den Grund, welcher ſich von Mariesfeld nach Rohr zieht, und ſo kam er durch ein Dorf, in welchem er die Leute in die Kirche gehen ſah; ſie trugen lauter altväteriſche graue Kotten; er wunderte ſich der Tracht, und um ſo mehr, als er in Rohr lauter bunte Kleider fand. Dort erzählte er den Leuten, was er geſehen, und befragte ſich nach dem Ort, durch den er gekommen, da fand ſich aus ſeiner Beſchreibung, daß er durch das verwünſchte Dorf gekommen war.

---

[1] Schaffſteig. [2] Stachelbeerhecke. [3] Weg. [4] Stimme. [5] hinauf. [6] Jahr. [7] denſelben. [8] Umweg.

In derſelben Zeit, um Michaelis, gerade zur Dillſtedter Kirmſe, ging Heinrich Meſſing, ein Schuhmacher und Einwohner zu Wichtshauſen, gebürtig aus Altenberga, ein einfacher und ſchlichter Mann, nach Mariesfeld zu. Er kam zum erſten Mal in dieſe Gegend und hatte nie etwas von Germelshauſen gehört, da gelangte er in die Nähe eines Dorfes, ſah es vor ſich liegen, hörte die Hunde bellen, die Hähne krähen und erblickte eine Frau vor ſich her, die dem Dorfe zueilte. Dieſer rief er nach, um ſich zu befragen, aber ſie hörte ihn nicht, oder wollte ihn nicht hören, und jemehr er ſchrie, deſto mehr lief ſie nach dem Dorfe zu, in welches er aber nicht kam. Er ſah auch einen Teich, der ganz eingeraſet war, und dachte bei ſich, warum wohl die Leute dieſen Teich alſo vernachläſſigten und unbenutzt liegen ließen? — Als er des Weges wieder zurückging, ſah er weder Dorf noch Teich, und an des letztern Stelle einen Acker. Als er in Wichtshauſen einem Mann erzählte, was er geſehen, ſo meinte dieſer, wenn Meſſing etwas von ſeinem Leibe auf den Teich geworfen, etwa ein Kleidungsſtück, würde dieſer geblieben ſein, und es hätte dieß ſein Glück, aber auch ſein Unglück ſein können. Gut aber ſei es auf jeden Fall, daß er der Frau nicht vollends nachgegangen, ſonſt würde er wohl nie wieder zurückgekehrt ſein.

Es kam auch eine Frau aus der Nähe in die Germelshäuſer Gegend, da ſah ſie eine Leinwand auf den Boden gebreitet, darauf waren Knotten an die Sonne gelegt, größer und ſchöner, als ſie jemals geſehen, die waren ſchon dem Aufſpringen nah. Sie raffte eine Hand voll ein, und als ſie ſie zu Hauſe ihrem Mann zeigen wollte, waren die Knotten zu lauter Dukaten geworden. Eilend machten ſich beide auf, mehr zu holen, aber weg waren ſie ſammt dem Tuch. In jener ganzen Gegend iſt es nicht geheuer.

10.

Die todte Frau.

Ohnweit Wichtshauſen im ſogenannten Selbach an einem Nebenwege, der von Schmeheim nach

Diezhauſen führt, iſt ein Platz, welcher die todte Frau genannt wird.' Dort iſt von einem Mann eine Zacken- (Spitzen-) Händlerin ermordet und ihres Geldes beraubt worden, die jener von Schmeheim aus begleitete. Der Mörder begrub die Getödtete, aber der Heerd-Ochſe brachte die Unthat an den Tag, als der Hirte mit der Heerde über den Platz trieb; er ſcharrte und wühlte die Erde auf, daß ein Arm der Erſchlagenen ſichtbar ward.

41.

Die aufgewühlte Glocke.

Auf der Lorenze, zwiſchen Wichtshauſen und Marisfeld, hat vor alten Zeiten eine wilde Sau eine Glocke aus der Erde gewühlt, die in die alte Lorenzikirche*) gehört hatte; um dieſe ſtritten ſich die Gemeinden Marisfeld und Schmeheim. Zuletzt haben ſie ſich dahin verglichen, die Glocke auf einen Wagen zu laden, einen blinden Gaul daran zu ſpannen, dieſen mehrmals im Kreiſe mit ſammt dem Wagen herumzuführen, und dann ſollte der Ort die Glocke haben, auf welchen das Pferd losgehen würde. So geſchah es, und das Pferd ging nach Marisfeld zu, woher es ſtammte, und die Marisfelder haben die Glocke bekommen.

---

*) Von dieſer vergleiche unten Sage 65.

42.

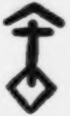
Ein Prophet in Rohr.

Im Dorfe Rohr war ein Schulmeiſter, dem war die Gabe der Weiſſagung eigen. Er ſagte unter andern den ganzen Croateneinfall in das Henneberger Land geraume Zeit voraus, allen Umſtänden nach, die Einäſcherungen und das Wüthen dieſes Volkes in den Hennebergiſchen Städten Suhl, Schmalkalden, Meiningen, Themar, Schleuſingen u. a. Die Regierung zu Meiningen zwang dieſen Mann, ſein Prophetenhandwerk einzuſtellen; gleichwohl iſt hernach alles eingetroffen, was von ihm prophezeiht worden war.

43.

Das Raſenkreuz.

Dicht am Fußweg von Meiningen nach Rohr, wenn man das zweite Wäldchen hinter ſich hat, findet ſich zur rechten Hand in den Hutraſen dieſes Wahrzeichen eingegraben:



aus dieſer Urſache: vor dreißig und einigen Jahren ging der alte Hirſchwirth von Meiningen, aus Rohr, wo er Geſchäfte hatte, nach Hauſe zurück. Wie er vor Rohr den Berg hinanſtieg, hörte er lange andauerndes Glockengeläute; einige Weibsperſonen begegneten ihm, und er ſcherzte mit ihnen, und fragte auch, was denn das lange Läuten in Rohr bedeute? — Darauf ward ihm zur Antwort: Es wird jemand aus der Gemeinde begraben. Ei das is ja ſchü[1], ſprach der Mann: dann ig dehemm ſterr[2], werd nett gelätt u nett getütt[3], möcht og ze Rohr begrabe wär.[4] — Damit ging er ſeines Weges, und wie er hundert Schritte etwa von jenen hinweg war, mit denen er geſprochen, fiel er um und war tod. Er iſt mit Sang und Klang zu Rohr begraben worden. An jener Stelle aber, wo der Tod alſo unverſehens ſeinen Wunſch erfüllen half, gruben hüthende

---

[1] ſchön. [2] daheim ſterben. [3] geläutet und getütet (trompetet). [4] werden.

Schäfer das obige Zeichen ein, das ein Gottesackerkreuz darſtellen ſoll, wie ſie in Thüringen üblich ſind, unten ein Block, der in die Erde kommt, oben darüber ein Wetterdächlein, und dieſes Raſenkreuz erneuern ſie von Jahr zu Jahr getreulich zum immerwährenden Gedächtniß, wie dort bei Heldburg das Kreuz zum Andenken eines Erſchlagenen auf dem Raſen blos von zuſammengelegten Steinen ſtets vom Volk erneuert wird, wie oft auch der Zufall es zerſtöre.

11.

Geiſt in der kalten Staude.

Zwiſchen Rohr und Meiningen iſt ein Gehölz, heißt die kalte Staude, darin iſt es nicht richtig. In der Schlundgaſſe hatte vor Zeiten ein ruheloſer Geiſt ſein Weſen, ſchreckte die Leute und war ſehr bösartiger Natur. Da wurden Popelsträger*) verſchrieben, die fingen das Geſpenſt, ſteckten es in einen Sack und trugen es in die kalte Staude, wo es in einen Baum gebannt wurde. Gleichwohl ſpukt es nun in jenem Gehölz, hockt ſich den Wanderern auf, und ertheilt nach Art ſeiner Genoſſenſchaft unſichtbare Maulſchellen.

---

*) Hochdeutſch wahrſcheinlich Popanzträger, Geiſterbanner, im thüringiſchen Volksglauben faſt jedesmal, ſo oft ſie vorkommen, Jeſuiten.

45.

Die Jungfrau des Dolmarsdorfes.

Am Fuß des hohen Dolmarberges hat ehedeſſen ein Dorf gelegen, davon keine Spur mehr vorhanden iſt, doch nennt man die Wüſtung immer noch das Dolmarsdorf, ſieht auch ſo in alten Flurbüchern, und ſie gehört jetzt zur Utendorfer Flurmarkung. Darin wohnte ein Liebespaar, aber der Geliebte wurde ſeiner Braut untreu, ging hinweg und kam nicht wieder. Das Mägdlein wartet noch immer auf ihn; alle hundert Jahre erſcheint ſie und trocknet Knotten an der Sonne, welche dem zu Gold werden, der einige davon nimmt. Leute, die im Reiſſig waren, haben ſie geſehen und auch die wunderbare Eigenſchaft der Knotten erprobt.

46.

Die Armlöcher.

Zwiſchen Helba und Utendorf, am Ende des Dolmargrabens, befinden ſich die beiden Armlöcher oder Armenlöcher, Höhlungen, aus denen ſich bisweilen ſtarke Waſſer ergießen; meiſt aber ſind ſie ganz trocken. Beſondere Quellen ſollen mit ihnen in Verbindung ſtehen, auch das Flüßchen, die Schwarza, und Knotten, in jene Quellen geworfen, kommen dort heraus. Auch ſoll es dort nicht geheuer ſein, die Leute warnen die Kinder, allein hinzugehen. Man ſpricht, daß ſich bisweilen ein Ritter zu Roß, aber beide ohne Kopf, dort ſehen laſſe und den Wanderern Entſetzen einjage.

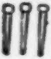
Auch ſoll auf dem Berge zwiſchen Kühndorf und Rohr eine Stelle ſein, wo man in der Tiefe das Waſſer rauſchen hört.

47.

Meiningens Urſprung und Name.

Es ſagen die alten Chronikenſchreiber, daß Meiningen anfänglich nur ein einſamer Hof an der Werra geweſen und zum Eining genannt worden ſei, daraus durch Zuſammenziehen Meiningen entſtanden, wie in dieſen Gegenden häufig der Fall, daß manche Ortsnamen durch jene ganz verändert werden, z. B. aus zum Ebenharz wurde Mäbriz, zum Albrechts Malmers ꝛc. Der Frankenherzog Genebald machte im Jahr 618 Meiningen zu einer Stadt und ließ den Grundſtein zur

Ummauerung legen. Davon iſt in einem alten Buche nachſtehender Reim gefunden worden:

D Als nach Chriſti Geburt die Jahrzahlen
Gleichnißweiß ſich ließen abmahlen
In einem Bogen=Sägen runden
C Und durch ein Hirten=Horn gewunden,
Das er zum Treiben blaſen muß,
X Auch durch einen einfachen Tiſch=Fuß,
V Durchs Häupt von einer Ofen=Gabel,

Und drei Pfähl mit geſpitztem Schnabel
Stadt Meining an der Werr berümbt,
Der Franken Pfort ihrn Anfang nimmt,
Welch vor ein wüſte Eining gar,
Und lange Zeit ein Viehhof war,
Bis daß im Sumpf die Burg zuletzt
Auf Erlen=Pfähl und Roſt geſetzt.

Dieſer Stadt Wahrzeichen iſt ein Kreuzpfennig, der auſſen am Chor der Kirche eingebauen iſt, und ihr Wappen zeigt fünf Thürme in verſchloſſener Ringmauer als Pforte des Frankenlandes.

48.

Landgraf Ludwigs und der heiligen Eliſabeth Abſchied.

Da Landgraf Ludwig mit Gefolge von 200 Rittern nach dem heiligen Lande zog, geleitete ihn ſeine treue und fromme Gemahlin Eliſabeth zwei Tagereiſen weit von Eiſenach; ſie raſteten die erſte Nacht in Schmalkalden und zogen von dort am St. Johannistage gen Meiningen, wo ſie den zärtlichſten Abſchied nahmen. Denn da es nun andem war, daß ſie beiderſeits von einander ſcheiden ſollten, umarmte der Landgraf ſeine treue Gemahlin, zeigte ihr einen Ring, in deſſen Stein ein Agnus Dei geſchnitten war, und ſprach bekümmert, unter Schluchzen und Thränen: Liebes Eliſabethlein, herzallerliebſtes Gemahl, Du mein edelſter Schatz, Du Spiegel aller Ehren und Tugend, merke das Bild dieſes Ringes; wenn ich Dir Botſchaft ſende, ſollt Du an dieſem Zeichen erkennen, ob es von mir kommt, oder nicht, und dadurch ſollt Du auch erfahren, ob ich lebendig oder todt bin. Ich ſegne Dich, allerliebſtes Gemahl, meines Herzens Luſt und Freude, und der allmächtige Gott ſegne die Frucht, die du trägſt, und behüte Dich und ſie vor allem Leid, auch unſere Verwandte und Unterthanen. — Und beide küßten ſich und wendeten ſich mit Thränen von einander ab. Und ſie haben hernach einander nicht wiedergeſehen. Zum Gedächtniß dieſes ſchmerzlichen Abſchiedes hat die heilige Eliſabeth eine Kapelle in Meiningen erbauen laſſen, zu welcher bald nach dem Tode der frommen Landgräfin eine große Wallfahrt entſtand.

49.

Die treuen Jüdinnen.

Als im Jahr 1349 die Juden faſt überall in Deutſchland hart verfolgt wurden, ſammelten ſich viele der Flüchtigen, wie die Meininger Chronik berichtet, zu den hier Wohnenden, welche von alten Jahren her große kaiſerliche und fürſtliche Privilegia und Freiheiten, auch eine eigene Synagoge hatten. Und weil ſie von männiglich und allenthalben geächtet wurden, machten ſie am Palmſonntag eine Verſchwörung, ſich die künftigen Tage zu verſtärken und am Charfreitag die Chriſten unter der Paſſionspredigt in der Pfarr- und Kloſterkirche zu überfallen, ſo viel möglich zu vertilgen und die Stadt als ein Aſyl zu behaupten. Es traf ſich aber, daß eine Chriſten-Magd ſich verſpätete und vom Oberthor her noch nach der Kirche eilte, an der Synagoge, die an dem Ort ſtand, wo man es jetzt die Kapelle nennt, vorbei kam und darin ein ſtarkes Geräuſch der mit Waffen verſammelten Juden vernahm. Sie lief daher ſchnell in die Kirche und machte Lärm. Darauf griffen die Bürger zu den Waffen, ſtürmten die Synagoge und fingen oder erſchlugen die meiſten Juden. Die Gefangenen aber mit ihrem ganzen Geſinde, Weib und Kind, und was zu ihnen gehörte, ſind hernachmals vom Biſchof Albert von Hohenlohe zu Würzburg, welchem Stift die Stadt gehörte, zum Feuer verurtheilt worden. Am Tage der Apoſteltheilung, im Juli, wurde das Urtheil auf dem untern Raſen vollſtreckt. Und es wird geſagt, daß zwei ſchöne Judenmädchen unter den Gefangenen waren, welche von zwei Bürgersſöhnen geliebt wurden, die ſie heirathen wollten, wenn ſie Chriſtinnen würden und ſich taufen ließen; allein ſie willigten nicht in dieſes Verlangen, ſondern eilten zum Feuer und ſtarben lieber mit ihren Aeltern und Freunden, als daß ſie Chriſtinnen geworden wären.

50.

Die erſten Zigeuner.

Im Jahr 1435, am 8. Februar, ſind nach Meiningen die erſten Zigeuner gekommen*) und elf

---

*) Vergleiche oben Seite [illegible].

Tage da geblieben. Sie kamen den Leuten ganz ſeltſam vor, weil ſie ſo ſchwarz und häßlich ausſahen. Auf dem Hafenmarkt tanzten ſie, Einer dem Andern auf den Schultern, und machten wunderliche Geberden. Die Rathsherren ſahen vom Rathhaus zu und verehrten ihnen anderthalb Eimer Wein, Fleiſch und Brod. Aber der Pfarrer, Namens Berthold, eiferte gegen ſie und ruhte nicht, bis ſie mit Gewalt aus der Stadt getrieben wurden.

51.

Die Teufelsſtimme.

Als im Jahr 1544 der Hennebergiſche Reformator, Doctor Johann Förſter, in der Pfarrkirche zu Meiningen die erſte evangeliſche Predigt hielt, trug ſich's zu, daß faſt mitten in der Predigt, als das Volk am andächtigſten war, eine helle Stimme überlaut gehört wurde, welche in der Kirche rief: Feuer! Feuer! Feuer zur Gans! Alles erſchrack und drängte aus der Kirche, eilte zu der Herberge, die dieſen Namen führte, und fand nichts. Der Pfarrer blieb auf der Kanzel und ermahnte das zurückkehrende Volk, ſich nicht an des Teufels Spuk und Geſpenſt zu kehren. Kaum hatte er das Wort geſprochen, ſo ſchrie dieſelbe Stimme nochmals, wie vorhin:

Feuer! Feuer zur Gans! und ward abermals ein Aufſtand und Gedränge zur Kirchthüre hinaus, daß ſogar Einer halb todt gedrückt wurde. Allein das Volk war wieder bethört und fand kein Feuer, kehrte zur Kirche zurück, und der Pfarrer that noch eine ernſthaftere Vermahnung. Da warf plötzlich ein altes Weib den Arm auf, jauchzte laut in der Kirche und mußte vom Rathsdiener hinweggeführt werden. Das Alles wurde damals für ein Werk des Teufels gehalten.

52.

Die Haßfurtjungfrau.

Nahe bei Meiningen iſt ein Bergwald, die Haßfurt, gelegen, darin findet ſich noch eine alte Burgſtätte, die Haßburg, Habsburg, neuerer Zeit auch, wiewohl unrichtig, Habichtsburg genannt; an dieſe knüpft ſich manche Sage. Es ſollen Raubritter auf der Burg gehauſt haben, welche die tief unten durch ein enges und ſchauriges Waldthal vorbeiziehende ehemalige Landſtraße nach Franken unſicher gemacht hätten, zumal in Verbindung mit der nicht weit davon liegenden zerſtörten Burg Landeswehr, jetzt Landsberg. Im Schooße dieſes Berges, wie im Innern der verborgenen Keller der Haßburg, ſollen große Schätze liegen. Dort läßt ſich nun alle hundert Jahr die ſogenannte Haßfurtjungfer ſehen, in weißer Kleidung mit einem Schlüſſelbund; ein ſchwarzer Hund folgt ihr bisweilen. Wenn die Zeit da iſt, wo ſie erſcheinen darf, iſt ihr vergönnt, ein ganzes Jahr lang zu wandeln, dann wird ſie häufig erblickt auf der alten Burgſtätte, wie in der Waldung und unten im Thale, und bemüht ſich, Menſchen zu finden, welche den Schatz heben, denn an die Hebung des Schatzes iſt ihre Erlöſung geknüpft. Vor mehr als hundert Jahren hatten einige Prinzen ein Jagen angeſtellt, und der Hofjäger war mit mehrern Burſchen voraus, das Nöthige anzuordnen. Als das geſchehen, harrten die Jäger der Herrſchaft an einer geeigneten Stelle, und zwar unter dem Berg, darauf damals noch die Trümmer der Haßburg ſtanden, da wurden die Weidgeſellen geworfen, erſt mit Erde, dann mit Mörtel und kleinen Steinen. Sie glaubten, es ſeien Kameraden von ihnen da oben verſteckt und neckten ſie; aber das Werfen hörte nicht auf, und es kamen immer größere Steine geflogen. Da ſchalt der Hofjäger und eilte den Berg hinauf, mitten durch den Steinregen. Oben aber war Niemand, und es warf nicht mehr, und war alles todtenſtill. Und wie er ſich umwandte, ſiehe, ſo ſtand ſchleierweiß die Haßfurtjungfrau vor ihm, nur einen Augenblick, und von ihrem Schlüſſelbund fiel ein Schlüſſel; ſchnell verſchwand ſie. Der Jäger ſah zur Erde, da lag der Schlüſſel wirklich und zwei ſchöne goldgelbe Blumen ſtanden da. Er hob den Schlüſſel auf, achtete aber der Blumen nicht. Unterdeß war die Herrſchaft unten im Thale angekommen, und er eilte zurück und zeigte ſeinen Fund. Stand weiter nichts dabei? fragte gleich Einer aus dem Zuge. — Ja, zwei gelbe Blumen, antwortete der Finder. Hättet Ihr dieſe gepflückt, wäret Ihr glücklich geweſen! Flugs eilte der Hofjäger wieder den Berg hinauf, die Blumen zu pflücken, ſie ſtanden aber nicht mehr da. Oft ſoll die Haßfurtjungfrau erſchienen ſein; der Schatz iſt noch ungehoben, vergebens ſucht man den Zugang zum Burgkeller. Einen fremden Schloſſergeſellen, der nie in dieſe Gegend gekommen war, träumte einſt, daß unter den Ruinen der Haßburg ein großes Gewölbe ſei voll Rüſtzeug, Waffen und Gold; er ſolle hingehen und den Schatz heben. Zum Wahrzeichen werde er ein Meſſer mit hirſchhornenem Griff finden. Er ging in den Wald, fand die Burg und das Meſſer, aber es lag auf einem Felſen, und er wußte weiter nichts damit anzufangen.

53.

Die Glücksblume.

Vom vorhin erwähnten Landsberg geht eine der vorigen ſehr ähnliche Sage. Einſt wollte der

Landesherr zur Jagd im Haßfurtwalde reiten, der bis nahe zum Fuß des Landsbergs ſich erſtreckt, die Jäger und Treiber waren ſchon voraus; da ſandte der Fürſt einen Kammerherrn, daß dieſer ſein nahes Kommen anmelde, auf daß alles in Bereitſchaft ſei. Dieſer erfüllte ſeinen Auftrag, und da er noch nichts von dem Jagdzug gewahrte, obwohl er den Weg bis zur Stadt faſt ganz überblicken konnte, ſtieg er hinauf zur Ruine, um ſie zu beſehen und die ſchöne Ausſicht zu genießen. Und oben überkam ihn eine Müdigkeit, er legte ſich auf den Raſen und entſchlief. Da träumte ihn, daß aus dem alten zerborſtenen Thurmgemäuer ein Zwerglein trete und zu ihm ſpreche: Siehſt Du die Glücksblume? Sie blüht nicht weit von Dir! — Sprachs und verſchwand. Gleich erwachte der Kammerherr, glaubte den grünen Zwerg noch vor ſich zu ſehen, als er aber recht hinblickte, gewahrte er, daß es nur ein grüner Zweig war. Und nicht weit von ihm ſtand eine große goldgelbe Schlüſſelblume; er dachte, dieſe und keine andre müſſe die Glücksblume ſein, und brach ſie. Andre ſagen, er habe ſie ſammt der Wurzel herausgezogen, und in ihren Wurzelfaſern einen alten Schlüſſel gefunden. Jetzt ſah er plötzlich im Gemäuer eine verroſtete eiſerne Thüre, ging darauf zu, und als er die Blume oder den Schlüſſel daran hielt, ſprang ſie auf und er trat in eine Höhle voll funkelnder Schätze. Eben als er zugreifen wollte, erklangen unten am Berg die Jagdhörner, die Herrſchaft war da, und er glaubte vom Landesherrn ſeinen Namen laut rufen zu hören, ſteckte den Schlüſſel ein, die Blume auf den Hut und eilte zurück. Als die Jagd vorbei und der Kammerherr des Dienſtes ledig war, ritt er eilig wieder auf den Landsberg und ſuchte die Thüre, die hinter ihm zugefallen war. Aber er fand ſie nicht wieder, und fand, daß er auch die Blume verloren habe. Keine zweite Glücksblume wuchs für ihn, und er zog traurig heim. Der alte Schlüſſel, ſagen Einige, ſoll noch vorhanden ſein und in einem Archiv liegen.

54.

Der Mönchskopf im Kloſter.

In Meiningen war ein Minoritenkloſter, von welchem man ſich viel von geheimen und unterirdiſchen Gängen erzählt, wie das faſt überall bei Klöſtern der Fall iſt; ein Gang ſoll in die Stadtkirche geführt haben, ein anderer ſogar nach dem uralten, ein und eine halbe Stunde von der Stadt entlegenen Kloſter Rohr, wo Benedictinernonnen wohnten, gegangen ſein; dieſer hätte unter Waſſer und einem ſteilen Felſenberge geführt werden müſſen. In dem obern Theil des Kloſtergebäudes, der noch ſteht, gewahrt man über dem Eingang einer Küche einen in Stein ausgehauenen Menſchenkopf. Ein Mönch des Kloſters unterhielt verbotenen Umgang mit einer Bürgersfrau, die da wohnte, wo ſpäter das herrſchaftliche Kohlenhäuschen ſtand, und beſuchte ſie zur Mitternachtzeit, wo er den Weg durch die Kloſterkirche nahm. Die Obern ſchöpften Verdacht, der Mönch wurde eingekerkert, gefoltert, bekannte und bat flehentlich um Gnade. Dieſe fand er nun nicht, ſondern er wurde in ſeiner Zelle eingemauert, und zum Gedächtniß der ſteinerne Kopf angebracht. Bisweilen ſoll er ſich noch ſpukend ſehen laſſen. Auch beim Abbruch des Kohlenhauſes wurde ein ſteinerner Kopf in der Mauer gefunden.

55.

Das Gebet der Mutter.

An dem hohen Gebaberg, auf der Seite nach Meiningen zu, nicht weit vom Dörflein Träbes, liegt ein tiefer Erdfall, insgemein das Träbeſer Loch genannt, und unten am Fuß der Geba liegt das Dorf Seba und nahe dabei ein kleiner See. Vor alten Zeiten war das Träbeſer Loch bis an den Rand voll Waſſer, und an der Stelle des Sees erblickte man die ſchönſte und fruchtbarſte Wieſe im ganzen Thal. Dieſe war Eigenthum einer reichen, hochbetagten Wittwe. Die Wittwe ward krank, und ihre beiden Söhne traten an ihr Lager, als ſie in großer Schwachheit lag, glaubten, ſie ſchlummere, und begannen ſich unter einander über ihr Erbe zu beſprechen, und wie ſie mit einander theilen wollten, wurden auch fertig mit einander, bis auf die Wieſe, die wollte jeder ganz und ungetheilt beſitzen, und von den leiſen Worten kam es zu lauten, ſo daß ſich die Brüder am Sterbebette der Mutter zankten, und daß Einer drohte, den Andern todt zu ſchlagen, worauf ſie voll Zorn die Stube verließen. Die kranke Frau hatte alles gehört, ward ſchmerzlich bewegt in ihrem Herzen und richtete ein flehentliches Gebet zu Gott, daß er verhüten möge den Bruderzwiſt, vielleicht den Brudermord, um einer Wieſe willen, und daß er doch möge die Hoffnung beider auf dieſes Erbſtück zu Waſſer werden laſſen. Und Gott erhörte das Gebet der Mutter, denn als der nächſte Morgen anbrach, ſo war von der Wieſe keine Spur mehr zu ſehen, ſondern an ihrer Stelle war ein großer Waſſerſpiegel ausgebreitet. Niemand wußte ſich zu erklären, woher auf einmal die Waſſermenge, bis Bauern aus Träbes vom Berg herunter kamen und berichteten, daß in der vergangenen Nacht ihr See verſchwunden und an deſſen Stelle ein furchtbartiefer, trichterförmiger Keſſel ſichtbar ſei. Da entſetzten ſich die Brüder und verſöhnten ſich am Lager der Mutter, welche Gott und ſie ſegnete, und ſtarb.

56.

Der grünende Pfahl.

Nahe beim Dorfe Untermaßfeld erhebt ſich der Hexenberg, ſo genannt, weil auf ihm die Hexen nicht etwa tanzten, ſondern verbrannt wurden, und zwar ſehr viele. So war auch ein armer Junge aus Leutersdorf, Namens Hans Schau, der Hexerei angeklagt, wurde im Amt zu Maßfeld torquirt und mußte, wie ſehr er auch ſeine Unſchuld betheuerte, bekennen, daß er ein ſchädlicher Hex ſei, und da kam es von Jena, daß er verbrannt werden ſollte. Der Jüngling wurde zum Dorfe hinausgeführt, über die Werrabrücke, die Hexentreppe, davon noch Rudera ſichtbar, und den Berg hinauf; viel Volk lief mit. Als der arme Sünderzug den Berg etwa halb hinauf war, kam man an eine Stelle, wo ein Bauer Pfähle einſchlug, um junge Bäume daran zu binden. Da wandte ſich bei einem dieſer Pfähle der Jüngling weinend nach dem Volk, hob ſeine gefeſſelten Hände gen Himmel und rief: So wahr ich unſchuldig zum Tode geführt werde, ſo wahr wird Gott ein Zeichen thun und geben, daß dieſer dürre Pfahl ausſchlagen und zum ſtarken Baume werden wird! — Die Richter und das Volk aber lachten ſein, und oben ward er verbrannt. Wie Alles wieder herunter kam, blieben Einige bei dem Pfahl ſtehen, und ſiehe, da ſproßten grüne Blättlein heraus und braune Zweiglein, aus denen Knospen brachen, und lebendiges Grün ſprang aus dem todten Holz. Deß wunderte ſich Jedermann und ging nachdenklich nach Hauſe. Und ſeitdem iſt keine Hexe und kein Hexenmeiſter mehr im Henneberger Land verbrannt worden. Der Pfahl aber wurde eine ſtarke Buche, die *einzige* am Hexenberg, der mit Nadelholz bewachſen iſt, und ſteht noch in Köhlers Berggarten, wo Jeder ſie ſehen kann.

57.

Vom Grimmenthal.

Wo ſich vom Dorf Einhauſen das von der Haſel durchfloſſene Thal über Ellingshauſen nach Schwarza hin zieht, nannte man es ehedem das grüne Thal, wegen ſeiner Grüne. Dort hat am Ausgang des grünen Thales in das Thal der Werra ein alter Bet- und Opferſtock mit dem Bilde der Jungfrau Maria geſtanden, unter einer mächtig großen Linde, vom Geſtripp umwachſen und faſt ganz vergeſſen. Nun trug ſich's zu, daß ein Rittersmann, Heinz Teufel, der in Obermaßfeld wohnte, auf einem Jagdritt von ſchwerer Leibesſchwachheit überfallen wurde, ſich zu dem Bilde ſchleppte und dort um Hülfe flehte. Und da ſein Gebreſt alsbald ein Ende nahm, ſchrieb er es dem Bilde zu, verkündete deſſen Wunderkraft, machte eine fromme Stiftung und baute eine Kapelle über das Holzbild. Darauf erhob ſich eine große Wallfahrt, und der Ruf des wunderthätigen Marienbildes breitete ſich nach allen Seiten aus, ſo daß die Menſchen aus allen Landen ſchaarenweiſe gezogen kamen, Lahme, Blinde, Taube, Preßhafte aller Art, davon es vielen im Traum vorgekommen war, ſie würden im Grimmenthal, wie man die Wunderſtätte im grünen Thal hernach nannte, Hülfe und Geneſung finden. Und Vielen half der feſte Glaube. Darum baute hernach der Fürſtgraf Wilhelm von Henneberg an den Ort eine prächtige Wallfahrtkirche. Viele Wunder that die Mutter Gottes im Grimmenthal, davon nur eins: Zu Meiningen ſaßen drei Gefangene in harter Verſtrickung im großen Burgthurm, die rieſen die Maria vom Grimmenthal an, und ſiehe, ſie erſchien ihnen und erledigte ſie ihres Gefängniſſes, daß ſie ohne menſchliche Hülfe frei und ledig gingen, dieſe nahmen alsbald ihren Weg nach Grimmenthal, prießen und dankten. Es ſind in Grimmenthal in einem Jahr 44,000 Waller geweſen, und es klingt wunderbar, wenn man ließt, daß 1503 zur Pfingſtzeit auch gegen 300 mohriſche Ritter, welche durch Schleſien hergezogen kamen, dort ihre Andacht verrichteten. Doctor Luther eiferte ſehr gegen dieſe Wallfahrt, ſprach und ſchrieb von ihr: Daher iſt kommen der große Betrug des Teufels mit dem Wallfahrten in das Grimmenthal, da die Leute verblendet, als wären ſie toll und thöricht, Knechte und Mägde, Hirten, Weiber, ihren Beruf ließen anſtehen und liefen dahin. Iſt recht Grimmenthal, vallis furoris. — Und bald nach der Reformation nahm die Wallfahrt ein Ende. Jetzt ſteht an der alten Wallfahrtſtätte ein ſchönes Hospital, und die Grimmenthalslinde, darunter das Muttergottesbild ſtand, grünt und blüht noch in jedem Sommer. Sie mißt 36 Fuß im Umfang.

58.

Die Hexe in Belrieth.

In dem Dorfe Belrieth im Werrathal, das ſeinen Namen vom Götzen Bel oder Bil haben ſoll, lebte einſt eine alte Hexe. Dieſe hatte eine Tochter, welche von einem jungen Jäger geliebt wurde, aber weil ſie arm, ſo ward ihr der Liebhaber treulos und freite eines reichen Bauern Tochter. Da nahm die alte Hexe aus Rache ein Erbſchloß, ging in die Kirche, als jenes Paar getraut wurde, ſchnappte das Schloß zu, als gerade der Pfarrer das Kreuz über ſie machte, und warf das Schloß in einen tiefen Brunnen. Von Stund an konnten die Neuverheiratheteten einander nicht leiden und gar nicht mehr anſehen, und war ſo großer Haß zwiſchen beiden, daß der Mann von dannen ging und böslich ſeine Frau verließ. Als nun die Sterbeſtunde der alten böſen Hexe kam, bereute ſie ihre Miſſethat und bekannte ſie. Da ging die Tochter hin zum Brunnen und ruhte nicht eher, bis ſie das ganz verroſtete Schloß herausfiſchte, fand es auch und brachte es mit vieler Mühe auf. Es war aber nahe daran, daß die Ehegatten von einander geſchieden werden ſollten; wie nun das Schloß wieder aufgethan war, that ſich auch die verſchloſſen geweſene Liebe wieder auf, der Mann kehrte zu ſeiner Frau zurück, und die Alte ſtarb getröſtet.

59.

Von der Oſterburg.

Nicht weit von dem eigenthümlichen engen Felſenpaß im Werrathal, das Nadelöhr genannt, erhebt ſich die Ruine der Oſterburg über dem Bergwald, welcher der Hain genannt wird. Noch ſieht man feſte Mauern und einen hohen Wartthurm. Von den verfallenen Kellern der Burg geht die Sage, daß darinnen noch uralte Fäſſer voll Weines lägen, deren Holz verſteinert ſei. Einſt wohnte auf der Oſterburg ein tapferer Burgmann, Dietz Kieſelin, dem ein Graf von Henneberg die Burg berannte. Er vertheidigte ſie mit ſeinem Volk gar wacker, und da es an Steinen gebrach, warfen die Reiſigen mit harten Kuhkäſen auf die Angreifer und trieben ſie von dannen. — Von der ſteilen Höhe des das Nadelöhr einſchließenden Felſenkeſſels iſt einſt ein Reiter herabgeſprengt, aber ſammt dem Pferd nicht wieder aufgeſtanden.

60.

Kirche in Themar wird verſchont.

Was ſich bei dem Croateneinfall in Heinrichs begab, trug ſich auch in Themar gleicher Weiſe zu. In der Kirche daſelbſt ſtanden noch ſchön gemalte und vergoldete Schnitzbilder der Paſſion. Schon waren die Brandwiſche bereit, als der Befehlshaber die Bilder gewahrte, und von Ehrfurcht ergriffen, gebot, die Kirche zu ſchonen. Die Stadt aber mußte brennen, und es ſind damals gegen 280 Häuſer abgebrannt und nur 69 geringe Wohnungen ſtehen geblieben. Themar hieß in alten Zeiten **Villa Dagamari**, und es ſind in deſſen Nähe römiſche Münzen gefunden worden, obwohl ſonſt in dieſen Gegenden Spuren von Römeranweſenheit faſt gar nicht vorkommen.

61.

Der eingefallene Berg.

Nahe bei der Stadt Themar am linken Ufer der Werra erblickt man einen ſchroff abſteigenden, über 100 Fuß hohen, ſenkrechten Felſenkamm, der eingefallene Berg genannt; ein beſonders iſolirt liegender Felsblock heißt die Teufelskanzel, auf welcher ohne Zweifel der Teufel gepredigt hat. Am Iltenberge lag früher ein kleines Dorf. Sei es, daß deſſen Bewohner ſich einem gottloſen Leben ergeben, oder ſei es, daß ſie auf eine andere Weiſe den Zorn des Himmels auf ſich luden, die Sage ſchweigt darüber, wenn ſie erzählt, daß mit einem Male die Erde gebebt habe und der Iltenberg geborſten ſei, deſſen Felsgipfel das Dorf mit Mann und Maus verſchüttete.

62.

Der Teufelsſtein.

In nicht geringer Weite von Themar liegt nach dem Thüringer Waldgebirge zu ein 70 Fuß hoher, an drei Seiten faſt ſenkrechter Baſaltfels, der

Teufelsſtein oder Feldſtein. Er gleicht einem dunkeln Rieſengebäu, und es iſt wunderbar, daß die hervorragenden Spitzen der regelmäßig über einander gethürmten Baſaltmaſſen bewegt werden können, ohne daß Jemand im Stande iſt, eine ſolche vom Ganzen loszureißen oder abzubrechen. Wie dieſer Fels an dieſen Ort gekommen, berichtet die Sage folgendermaßen: Auf der Steinsburg (dem kleinen Gleichberg bei Römhild) hauſte ein finſterer und menſchenfeindlicher Ritter in einer altergrauen, verfallenden Veſte. Er hatte eine Tochter, die er ſorglich hütete und dem Kloſter beſtimmte, doch verließ dieſe bisweilen im Geleit ihrer Amme, wenn der Ritter auf die Jagd gezogen war, die finſtre Hochburg, und ſo geſchah es durch des Himmels Fügung, daß ſie einen jungen und ſchönen Ritter ſah und innig lieb gewann. Dieſer ſäumte auch nicht lange, um das Edelfräulein bei ihrem Vater zu werben, welcher aber zum Unglück in ihm den Sohn ſeines Todtfeindes erkannte und ihm mit Hohn Entfernung gebot. Er rief aus: Lieber will ich dem Teufel meine Tochter geben, als Dir! — Auf dieſe Rede warf der junge Ritter ihm den Fehdehandſchuh vor die Füße und drohte, er werde morgen mit dem Früheſten mit reiſigen Mannen kommen und ihn bald eine andre Sprache lehren. Dann ging er von dannen, der alte Burgherr aber erſchrack, denn ſeine Burg war viel zu morſch und baufällig und ſchlecht bemannt, als daß ſie bei einem Sturm ihm hätte eine ſichere Schirmwehr ſein können. Und er trat im Abenddunkel hinaus in den Wald und berief den böſen Feind, welcher auch erſchien. Dieſen beſchwur er, noch in derſelben Nacht vor dem Hahnſchrei des Morgens einen dreifachen unüberſteiglichen Mauerring um die Burg zu thürmen. Dieſes verſprach der Böſe, forderte aber als Lohn für ſein nicht geringes Bemühen des Ritters Töchterlein und erhielt willige Zuſage. Alsbald begann ein wildes Treiben, ganze Legionen von Teufeln trugen Felſen und Steinblöcke herbei, und der dreifache Mauerwall thürmte ſich rund um den Berg mit erſtaunlicher Schnelligkeit empor. Die kluge Amme aber mochte den Bund behorcht haben, oder ahnen, was das alles bedeute, und ſchlich lange vor dem erſten Hahnkrat mit einem verdeckten Licht zum Hühnerſtalle, gerade als Meiſter Urian ſich mit einem entſetzlichen Felſen zum Schlußſtein durch die Luft ſchleppte und noch drei Stunden Wegs von der Burg entfernt war. Plötzlich ließ die Amme den Hahn das Licht ſehen, dieſer glaubte, es ſei Tageszeit, und krähte laut. Darob erſchrack der Teufel und warf alsbald ſeine Laſt zornig auf die Erde, zerſtörte ſodann den ganzen faſt vollendeten Bau und nahm, anſtatt der Jungfrau, den alten Ritter, den er unter die praſſelnden Steintrümmer ſchleuderte. Noch ſieht man die gigantiſchen Steinringe um den Gleichberg, und jener Fels, den der Teufel zur Erde ſchleuderte, iſt der Teufelsſtein bei Themar.

Manche ſagen, daß ein großer Schatz darunter liege, den der Neid des Böſen durch den mächtigen Fels verſchloſſen habe. Weithin iſt dieſer Stein verrufen, ja bis in das Böhmer Land, wo die Leute den Wunſch thun: Ich wollte, du wäreſt, wo der Teufel den Stein abgeladen hat. Das hat ein Soldat aus Oeſtreich geſagt, der den Stein aufſuchte und ſich freute, einmal da zu ſeyn, wohin ihn ſeine Aeltern als Kind ſo oft gewunſchen.

63.

Vom Gertles.

Zwiſchen den drei Orten Themar, Marisfeld und Oberſtadt, nahe bei Dachbach, liegt ein weites Feld, das Gertles (Gertlitz) oder Gärtles genannt, dort hat vor Alters ein Dorf geſtanden, und es iſt darauf gar nicht geheuer. Ein Reiſender wanderte über jenes Feld, da ſah er plötzlich ein ſchönes Dorf vor ſich liegen. Es war gerade Sonntag, und in dem Dorfe läutete es in die Kirche. Als er hinein kam, ſchritten die Leute auch ganz ernſt nach derſelben hin; ihre Tracht war aber auffällig alt und ſonderbar, gar nicht wie heutzutage die Mode. Der Reiſende fragte einige der Vorübergehenden nach dem Namen des Ortes, aber wen er auch fragte, der gab ihm keine Antwort, und Alle wandelten ſo ruhig und ſtill, ja lautlos, unhörbaren Trittes an ihm vorüber, als ob ſie ihn gar nicht ſäßen. Dabei ſtarrten ihre Augen ganz gläſern, und es kam dem Reiſenden ein übermächtiges Grauen an. Eilends verließ er den unheimlichen Ort, kam nach Themar und fragte gleich im Thor, was das für ein Dorf ſei, und beſchrieb es. Aber Niemand wollte es kennen. Seitdem hat es auch keiner wieder geſehen.

64.

Im Gertles zwölf ſchlagen hören.

Die Sage geht, wer es im Gertles zwölf ſchlagen hört, der kommt zu großem Glück; ein Solcher muß aber den Muth haben, jede der zwölf heiligen Nächte (vom Weihnachtsheiligabend bis zum h. Dreikönigstag) auf dem berufenen Felde zuzubringen. Ein Bauer aus Marisfeld war kühn genug zu dieſem Wagniß, er ging jede Nacht in den Zwölften auf die öde Wüſtung hinaus, und in einer derſelben geſchah, was er gewünſcht, er hörte es plötzlich dicht neben ſich zwölf ſchlagen, aber es ſchlug mit einem ſo über alle Maßen entſetzlichen Ton, daß er bei den erſten Schlägen vor Schreck und Grauen zu Boden geſchmettert wurde. Wie ein Todter blieb er in dumpfer Betäubung auf dem Felde liegen bis zum Morgen, wo er erwachte, ſich mühſam aufraffte und bis in ſein Dorf ſchleppte. Dort packte ihn ein heftiges Fieber und feſſelte ihn ein Vierteljahr lang an das Krankenbett. Endlich beſſerte ſich's mit ihm, und er fing wieder an zu arbeiten. Was er aber nun anfing, das glückte ihm und ſchlug ihm zum Nutzen aus, ſeine Scheuern füllten ſich wie von ſelbſt, ſeine Saaten blieben unverhagelt, ſeine Taſchen wurden vom Geld nimmer leer, ja er durfte Steine ſäen, und es ging der ſchönſte Waizen auf. Er wurde der reichſte Mann des Ortes, das war ſeines Muthes Lohn. Darum iſt in dieſer Gegend das Sprichwort entſtanden, wenn Einer ſchnell reich wird ohne ſichtbare Urſache: Der hat es im Gertles zwölf ſchlagen hören.

65.

Der Mönch und das ewige Licht.

Bei dem Dorfe Schmeheim liegen auf einem Berge noch die Trümmer einer dem heiligen Laurentius geweihten Kapelle; man nennt es insgemein: auf der Lorenze. In dieſer Kapelle hatten vor alten Zeiten die Mönche vom Kloſter Rohra und Veßra abwechſelnd den Dienſt zu verſehen; ſie war ſehr prächtig verziert und reich ausgeſtattet durch Stiftungen und Vermächtniſſe. Ein Solches war auch vorhanden für Erhaltung eines ewigen Lichts, davon Rohr den Genuß hatte, und ein Mönch aus dieſem Kloſter hatte die Obhut über die heilige Ampel; zu dieſem wurde ſtets ein ſorgſamer und nicht mehr junger Kloſterbruder gewählt, denn im Stiftungsbrief ſtand, daß der Genuß jenes Vermächtniſſes alsbald an das Kloſter Veßra fallen ſolle, wenn die Lampe einmal erlöſche. So war denn auch einmal ein nicht mehr junger Mönch Pfleger des ewigen Lichts, allein es hatte dieſen ſein Alter nicht vor Thorheit geſchützt, und es beſtand zwiſchen ihm und einem ſeiner hübſchen Beichtkinder aus Marisfeld ein ſehr trauliches Einverſtändniß. Das Mägdlein beſuchte regelmäßig die Laurenzikirche zum Frühgebet, und Abends ſchlich der Mönch zu ſeiner Schönen und wurde wieder jung bei ihr. Am Namenstag des Schutzheiligen hatte er ebenfalls die Ampel wohl gefüllt und war heitern Herzens den gewohnten Weg gegangen; als er zurück kam, war die Lampe erloſchen. Darüber erſchrack er ſo ſehr, daß er auf der Stelle todt niederſank. Und ſeit jener Zeit geht der Mönch um. Am Abend des heiligen Laurentiustages kommt er, umwandelt einmal den Berg und ſucht ſeine Lampe anzublaſen; dann wandelt er wieder um den Berg, kehrt wieder an die Stätte der Kapelle und bläſt, und nun brennt die Lampe. Die trägt er dann, zum dritten Mal den Berg umwandelnd. Wer Herz hat und dem Mönch nachgeht, kann reich werden, denn jeder Stein und alles, was vom Strahl des Lichtes getroffen wird, verwandelt ſich in pures Gold. Da könnte Einer einraffen! Wehe aber dem Kühnen, der noch verweilt, wenn der dritte Umgang des Mönchs verüber, denn ohne Gnade wird ihm dann der Hals gebrochen.

66.

Trompeter-Eiche.

Auch nicht weit vom Kirchberg im Wald bei Schmeheim ſteht eine alte Eiche, die Trompeter-Eiche, und es wird geſagt: im dreißigjährigen Kriege ſtanden ſich in dieſer Gegend die Schweden und die Kaiſerlichen gegenüber, eben als in beide Lager die Nachricht kam, daß Friede geſchloſſen ſei. Nun ſandte jedes Heer einen Trompeter an das andere ab, ihm die Friedensbotſchaft mitzutheilen. Beide Trompeter begegneten einander bei jener Eiche, ſtiegen alsbald beide hinauf in das grüne Gelaub und blieſen den lieben Frieden in alle Welt hinein, daß es luſtig und laut über Berg und Thal hinſchmetterte. Seitdem iſt jener Baum die Trompeter-Eiche geheißen.

67.

Kloſter Veßra.

Sehr berühmt war einſt die Prämonſtratenſer Abtei Veßra im Wieſenthale der Schleuß, nicht weit von da, wo dieſer Fluß in die Werra mündet. Jetzt dient die große Kloſterkirche mit ihren rieſigen Pfeilern und ihrem ſchönen byzantiniſchen Portal zu einer Scheuer. Lange Zeit war dort der Hennebergiſchen Grafen Erbbegräbniß; die Kirche war vortrefflich geziert mit Bildwerk und Schildereien, davon ſich jetzt nur noch einzelne Spuren erblicken laſſen. Die bekannten Kloſterſagen von Schätzen und wandelnden Mönchen, wie von unterirdiſchen Gängen fehlen auch im Kloſter Veßra nicht. In einem verfallenen Brunnen daſelbſt ſoll ein überaus großer Schatz liegen. Auch hat man zum öftern einen wandelnden Mönch geſehen, mit dem Scapulier, oder er ſaß in einem Stuhl. Auch in Knabengeſtalt hat dieſer ſich ſehen laſſen, ſogar am hellen Tage, und iſt plötzlich verſchwunden. — In den erſten Zeiten haben Mönche und Nonnen zuſammen in Veßra gewohnt, allein nach einem im Nonnengebäude ausgebrochenen Brande wurde angeordnet, daß die Nonnen nach Troſtadt kamen, und ſo wurde Stroh und Feuer in Veßra geſchieden.

68.

Die Jungfrau mit dem Zopf.

Ein Graf von Henneberg zog nach Italien und in das heilige Land. Dort lernte er die Tochter eines Königs von Arabien kennen und gewann ihre Liebe, jedoch mußte er ſie verlaſſen, ſchied ſich mit Schmerz von ihr und reiſte nach ſeiner Heimath zurück. Die arabiſche Prinzeſſin wurde darauf von der heftigſten Sehnſucht ergriffen, die ſie eine Zeitlang zu überwältigen ſuchte, allein ihre Liebe war allzu mächtig und vermochte nicht länger zu widerſtehen, zog deßhalb mit vielen Schätzen aus ihrem Vaterlande und dem Geliebten nach. Als ſie in die Gegend des Kloſters Veßra kam, hörte ſie von den beiden Thürmen der Kirche ſowohl, als auch von den umliegenden Ortſchaften lange anhaltendes feierliches Geläute. Nun forſchte ſie, was das zu bedeuten habe? Da wurde ihr zur Antwort: ſie müſſe wohl ſehr weit her kommen, daß ſie nicht wiſſe, daß heute der Landesherr ſeine Hochzeit feiere, und man nannte ihr deſſen Namen. Das war nun aber leider ihr Geliebter, die arme Prinzeſſin wurde faſt unſinnig vor Schmerz. In ihrer Verzweiflung riß ſie ſich ihren ſtarken Zopf ganz aus, dann nahm ſie den Schleier und verwandte all' ihr Geld und Gut und reichen Schatz zu frommen Werken, von dieſen nennt man noch die Kloſtermauer um Veßra, und die Brücken von Ober- und Untermaßfeld, in welchen Orten man auch dieſe Sage ganz ſo, wie um Veßra, erzählt, nur daß die Sarazenin über Henneberg gekommen ſei. Den Grafen aber rührte tief die Liebe und der Schmerz der fremdländiſchen Jungfrau, er ließ ihr Bildniß als Helmzier auf ſein Wappen ſetzen und allenthalben anbringen, daher kommt auf dem Hennebergiſchen Wappen die Jungfrau mit dem Zopf, wie es in Veßra, an der Ka-

eſſe neben der Obermaßfelder Brücke und ander-
ärts häufig noch heute zu erſehen iſt. Zu Veßra
urde die Araberin begraben, dort war ein Mo-
ument im obern Chor der Kirche, eine Jungfrau
it ſchwebenden oder zu Feld geſchlagenen Haa-
en, in Stein gehauen, auf ſechs Säulchen, wel-
e Jungfrau, wie eine alte Nachricht ausſagt, ſoll
ine Königstochter geweſen ſein und durch Her-
eszüge mit in dieſes Land gekommen. Sie hat
r Leben allda beſchloſſen, und etliche Kleinod, ſo
e bei ſich gehabt, ins Kloſter gegeben. Sie hatte
nen langen Mantel über dem untern innern
leide oder Rocke, einen ſchmalen Gürtel, ein edel
eſpang forn unter dem Halſe auf der Bruſt han-
n und einen Leidſchleier oder Binde von dem
aupt bis auf die Füße hangen. An dem Kiſſen
tter dem Haupt zu beiden Seiten zwei Engel,
dieß Kiſſen halten. Alſo war der Sarazenin
enkmal beſchaffen.

69.

Die Jungfrau mit dem Zopf, eine andere Sage.

in junger, etwas leichtfertiger Graf von Henne-
rg wurde von ſeinem Vater ſehr ſtreng gehalten,
d weil ihm das nicht in die Länge gefiel, ſo
achte er ſich auf und ging davon, und Niemand
ußte, wo er hingekommen war. Er war aber

nach Würzburg zu einem ſehr reichen Kaufmann gekommen, hatte vorgegeben, er ſei eines Bürgers Sohn, und war als ein Diener bei dem Kaufmann geblieben. Dieſer hatte eine ſehr ſchöne Tochter, und es währte gar nicht lange, ſo hatte der junge Graf mit ihr ein heimliches Liebesverſtändniß. Auf einmal erſcholl die Nachricht, daß der Graf von Henneberg, Burggraf von Würzburg, geſtorben ſei; das hörte der Sohn und weinte bitterlich. Der Kaufmann befragte ihn um die Urſache ſeines heftigen Weinens, und er ſprach: Wißt ihr denn nicht, daß der Graf von Henneberg geſtorben iſt? Dieſer iſt mein Vater geweſen! — Darüber erſchrack der Kaufmann über alle Maßen, daß er den Sohn des mächtigen Grafen und den Erben eines großen Landes wie einen Knecht gehalten und oft auch hart und ſtreng angelaſſen, fiel ihm zu Füßen und bat ihn um Verzeihung. Der junge Graf hob ihn auf und dankte ihm für alles Liebes und Gutes, das er in ſeinem Hauſe genoſſen, und da der Kaufmann in ihn drang, er möge ſich irgend etwas von ihm zum Angedenken erbitten, ſo bat der Graf um die holde Tochter zur Gemahlin. Freudig wurde dieſe ihm zugeſagt, und nach einer feſtgeſetzten Friſt ſollte ſie dem Grafen, ihrem künftigen Herrn und Gemahl, zugeſendet werden. Der Graf ſetzte ſich mit ihr und fuhr gen Henneberg, die reiche Grafſchaft in Beſitz zu nehmen. Als aber ſeine Vettern und Anverwandten in Römhild, Schwarza und anderwärts von ſeinem Verlöbniß hörten, ſagten ſie ihm, daß er eine ebenbürtige Gemahlin heimführen müſſe, außerdem er an der Grafſchaft Henneberg nichts zu ſuchen habe, und beredeten ihn dadurch, eine andre Wahl zu treffen. Zur feſtgeſetzten Friſt, oder einige Zeit danach, kam die Kaufmannstochter mit großen Schätzen, und nun erging es ihr, wie die vorhergehende Sage von der Königstochter erzählt. Sie riß ihren Zopf aus, baute die Brücken bei Untermaßfeld, Obermaßfeld und die bei Veßra über die Schleuße, und kam in ein Dorf, wo man ſie tröſtete. Dort hat ſie ein Nonnenkloſter geſtiftet und es Troſtſtatt geheißen.

70.

Noch ein Mönchsſtein.

Wenn man von Veßra das Thal aufwärts geht, findet man in der Nähe der Zollbrücke unterhalb Rappelsdorf auf einer Wieſe einen mächtig großen Stein, den heißt das Volk den Mönchsſtein, und erzählt, daß ein Veßraer Mönch ſolchen zur Buße bis an dieſe Stelle faſt eine halbe Meile Wegs auf ſeinen Achſeln getragen, wodurch zugleich das Kloſtergebiet bis zum Stein erweitert worden. Ob der Mönch daſelbſt auch, wie jener dort im Manebacher Forſte*), auf der Stelle todt geblieben, erzählt die Sage nicht.

---

*) Vergleiche Sage 5.

71.

Die Todtenlache.

Nahe bei Rappelsdorf liegt ein, der Sage nach, unergründlich tiefes, mit Waſſer gefülltes Loch, über 400 Schuh lang und gegen 100 Schuh breit, merkwürdig und verrufen beim Volk der ganzen Umgegend und die *Todtenlache* genannt. Dieſer Name rührt urſprünglich daher, daß die in Rappelsdorf Verſtorbenen, welche in Schleuſingen beerdigt werden, gewöhnlich bis an dieſe Lache mit Leichenbegleitung getragen, dann aber ohne ferneren Conduct nach der Stadt gefahren werden. Das Waſſer iſt außerordentlich hell und klar, friert niemals ganz zu, ſteht in unterirdiſcher Verbindung mit Höhlen und Klüften des nahen Berges, der die Haard genannt, beſonders mit einem Brunnen im Bärengraben, wie durch dort hineingeworfene leichte Körper, welche in der Lache zum Vorſchein gekommen, erforſcht ſein ſoll, und wird auch von Jahr zu Jahr größer. Auf dem Berge, die Rappelsdorfer Kuppe genannt, iſt auch eine Art mit Waſſer gefüllter Erdfall, das Mandeloch, welches ebenfalls mit der Todtenlache in Verbindung ſteht. Alte Leute haben erzählt, daß kurz vor dem dreißigjährigen Krieg und beſonders vor dem Croatiſchen Einfall in Schleuſingen *Waſſermenſchen* aus der Lache hervorgegangen und unterſchiedlich geſehen worden ſind.

72.

Die Nixe der Todtenlache.

Einſtmals geſchah es, daß aus der Todtenlache eine Nixe herauskam, anzuſehen, wie ein junges ſchlankes Mägdlein; um den Hals trug ſie ein ſchwarzes Nüſterband*), um den Leib ein ſchuppiges Mieder, ſo ſeegrün, wie das Waſſer der Lache, mit einem rothen Buſentuch und vorgeſteck-
tem Perlenſtrauß. Um die Lenden ſchlang ſich
in ſcharlachrother Schurz, hintennach ſchleifte ſie
ber einen häßlichen Fiſchſchwanz. Auf der Hu-
elburg, einem Wirthshaus ohnweit Rappelsdorf,
urde ſo eben ein Hochzeittanz gehalten, dorthin
lte flugs das Nixlein, ſetzte ſich hinter den Tiſch
z einem friſchen Junggeſellen, der lange Frieder
eheißen, und trieb mancherlei Kurzweil mit ihm,
er ſie bald liebgewann, tanzte auch fröhlich mit
im um die Linde. Dabei vertraute ſie ihm Man-
jes, unter andern auch, daß ſie gar zu gern ſeine
raut wäre, und herzte und küßte ihn. Darüber
am der Abend herbei und die Nacht, und nun
prach das Nixchen weinend zu ihrem Friedel:
lun muß ich mich von Dir ſcheiden und wieder
i jenes Waſſer hinuntergehen, wo ich wohne. Zu
nge bin ich ſchon hier geblieben bei Dir, mein

---

*) Nüſter heißen im Hennebergiſchen alle Granaten- und Korallen- oder dunkle Perlenhalsbänder; das Wort iſt von den Küglein der Paternoſter abzuleiten.

Geliebter, und da ich gegen meines Vaters Gebot hierher gekommen bin, werde ich wohl die hier und mit Dir genoſſene Luſt mit dem Leben büßen müſſen. Wie weh thut mir der Abſchied. Lebe wohl und gehe morgen hin zur Lache, findeſt Du ſie hell und grün, ſo lebe ich, findeſt Du ſie bleich und todtenfarb, ſo iſts vorbei mit mir. Und gab ihm einen Kuß und entwich. Am andern Morgen ging der Frieder eilend hin zu dem kleinem See, fand ihn bleich und blutig, und voll Sehnſucht und Liebesgram ſprang er hinein in die Todtenlache, um ſich durch den Tod mit der lieben Nixe zu vereinen.

Dieſe Sage hat ein begabter, aber früh geſchiedener vaterländiſcher Dichter, Deckert in Schleuſingen, in einem ſchönen Gedicht ſo ſcherz- als muſterhaft in henneberger Mundart beſungen, wie hernach folgt.

73.

Die Todtenlache.

(Gedicht in Henneberger Mundart.)

Kenner[1], gett mer net ze noah
On die Toadelache!
Bodeloas is d's Waſſer doah,
Wu die Nabel[2] rache.[3]

---

[1] Kinder. [2] Nebel. [3] rauchen.

Peewig[1] is der ganze Grund;
Mit en Zau[2] ümgabe
Sollt der Schoolze Ferch en rund
Für der Kemmer Labe.[3]

Unn wenn ich euch erſt wöllt ſäh[4],
Woas ich vo mein Häherla[5]
Wäs[6], ihr gingt allib net meeh
In die ſchwärze Beärla.[7]

Kemm Hann Oeadem[8] zu mer hir
Hann-Madläe[9] bend's Bläſsla[10]
Dert en ſelle Steckel[11] nür,
Kipp[12] ſetz dich ofs Fäßla!

D's Hehrla is kä Lügeſack;
'S rächt[13] emoal ef'm Wiesla
On en Sonntig Nachmittoak
Gerommert mit ſein Liesla.

'S woar die ganze Woche lang
Stadig Wend und Water,[14]
Of amoal ſcheint's dert en Haang
Wie a Reabelaader.[15]

D's Hehrla ſitt ſich üm, doa guckt
Aus der Toadelache
Doppes raus, as wenn es ſpukt,
Mit zwä ſchwärze Ag.[16]

---

[1] ſchwankend. [2] Zaun. [3] Leben. [4] ſagen. [5] Großvater. [6] weiß. [7] ſchwarze Beeren, Preiſelbeeren. [8] Hans Adam. [9] Johanne Magdalene. [10] Bläßchen (braune und weiße Kuh und dergl.) [11] Pfahl. [12] Kaspar. [13] es rechte, barkte. [14] Wind und Wetter. [15] Rabenleder, Rabenluder, ſo viel wie Rabenaas, ein Schimpfwort. [16] Augen.

Un a Mädle ſprengt en's Laand,
Grauß, wie d's Nickels Duberle,[1]
Dem den Hals a Nüſterbaand,
Schwärz wie unnere Mohrele.[2]

Un a ſchuppig Mieder heat's,
Mit en Perleſträusle,
Un en roathe Brieleatz,
Wie das Aechel Däusle.[3]

Daber alle Hoar zu Bärk
Unnern Leutlen ſtrabte,
Denn en Schwanz heat's lang und ſtärk,
Of dam's ſtags fortrabte.

Wie'n in des Präcepters Buach
Un in unnerer Bibel
Hoat der Fiiſch, der'n Jonas trug,
Bis en halt war übel.

Daber ſitt, jetzt of die Bäh[4]
Macht ſich's Waſſermädle,
Schmeißt fort über Kraut und Klä,
Wie a Kutſchenrädle.

Hie ſegt's mit ſim lange Schwanz,
Mit der roathe Weſte,
Of die Hadelburg zum Tanz
Mit den Hochzigzäſte.

Lätt nür o! mei Jumfer[5] Fiiſch
Ueber Triet und Schwelle,
Mir nis, dir nis hennern Tiiſch,
Zu en Jenggeſelle.

---

[1] Dorchen. [2] Mohrchen, ſo werden insgemein alle ſchwarzen Hausthiere genannt. [3] das Eicheldaus. [4] Beine. [5] Jungfer.

Un ſe wie ſe geſſe hem,[1]
Fliegt's mit Putz un Mider
Dem die alte Lenne[2] rem[3]
Mit den lange Frieder.

Un dam heat ſes evertraut,
'S wär a Nixemädle,
Ewig gern mit ihm als Braut
Zög's ins Schleuſeſtädtle.[4]

Denn der Frieder wear a Ma,[5]
Dallzig[6] of den Bänne,[7]
Känn[8] kriegt ſie derhämm a ſo,
Mocht ſe laff[9] un renne.

Mordgern hott er d's Nixle a,[10]
Trotz ihr'm Schwanz un Schwärze,
Mocht er Alles gern gegah,[11]
Gern ſe küß und härze.

Daber Dabed wörd's nunmeah,
D's Nixle muß nu enig.[12]
Lab' wohl, Frieder! ich muß geah,
In der Lache wohn' ich.

Dach[13] doas Beſsle[14] Luuſt un Freäd[15]
Koſt mich g'wieſt[16] mei Laabe!
Denn wie ich hott's lang kei Mäd[17]
Of den Erdelaabe.

Un ſie joammert wack[18] un heult,
Muß von mein Getreue!

---

[1] gegeſſen haben. [2] Linde. [3] herum. [4] Schleuſeſtädtchen, Schleuſingen. [5] Mann. [6] Allzeit. [7] Beinen. [8] Keinen. [9] laufen. [10] auch. [11] geben. [12] fort, hinweg, nach Hauſe. [13] Ach. [14] Bißchen. [15] Freude. [16] gewiß. [17] Magd, Mädchen. [18] hinweg.

Dach ich heah ze lang gengilt,
Koſt mich better[1] Reue.

Geah morn[2] zu der Lache fort!
Is ſe bläch, wie Toadte,
Heat mei Voater mich gemerckt,
Daß ich en verroathe.

In ihr Hämmet[3] gett ſe hie —
Un mei Frieder ſtapelt[4]
Handig[5] fort, gleich Manntig[6] früh,
Un ſei Herz em zapelt.

Daber bläch un roath wie Blut
Is ze früh die Lache. —
Frieder rückt ſich well[7] den Hut
Ob der blut'ge Rache.

Heaſt du mir dei Lebe g'ſchenkt,
Schenk ich dir mei Lebe.
Flugs zur liebe Nir er ſprengt
In den roathe Graabe.[8]

Drëm mei Lebdig[9] häßt mer noch,
Wa die Nabel rache,
Dort ſell[10] grauß, gewaltig Looch
När die Toadelache.

---

[1] bitter. [2] morgen. [3] Heimath. [4] etwa tappt; ſtapeln iſt ohne Umſchreibung nicht überſetzbar, bezeichnet ein raſches Fortſchreiten über Stock und Stein mit bisweiligem Stolpern, wobei der Wanderer ſich eines Stabes bedient. [5] behend. [6] Montag. [7] wild, verzweifelnd. [8] Graben. [9] Lebtag. [10] jenes, daſſelbe.

74.

Schleuſingens Urſprung und Name.

Von dem Urſprung der Stadt Schleuſingen haben wir eine Sage vernommen, die ſich an das Wahrzeichen dieſer Stadt, eine **Sirene** oder **Waſſernixe**, knüpft, welches Wahrzeichen auf einem Schild am Rathhaus noch zu ſehen iſt. Ein reicher Graf jagte in den Waldungen dieſer Gegend, lange vorher, ehe die Stadt vorhanden war, und verfolgte unabläſſig ein weiſſes Reh, ohne dieſes doch erjagen zu können. Darüber brach die Nacht herein, und der Graf, welcher von ſeinen Begleitern ganz abgekommen war, mußte die Ruhe auf bloßer Erde des Waldbodens ſuchen. Schon hatte er ſich am Fuß eines felſigen Berges niedergelegt, als er einen ungewöhnlichen Glanz gewahrte und eine funkelnde Grotte erblickte, in welcher ſich ein kryſtallenes Becken befand; drei ſilberne Quellen ergoſſen ſich hinein, und auf den lichten Wellen wiegte ſich eine reizende Waſſerfei, die um ihre Stirne ein blitzendes Band trug, darauf die Zeichen SLVS zu leſen waren. Dieſe Fei erhob einen ſüßen und erquickenden Geſang, und als ſie geendet, winkte ſie den Grafen zu ſich hin und vertraute ihm, daß jenes weiße Reh, welches er verfolgte, ihre Tochter ſei, die ein böſer

Zauberer verwandelt, der oben auf dem Berge über den Quellbrunnen in einem gewaltigen und feſten Thurm wohne. Dieſen Zauberer wolle ſie in Schlaf ſingen und der Graf ſolle ihn überwältigen und tödten. Das werde ihm durch die Kraft der Worte gelingen, die ihr Stirnband zierten, welche bedeuteten: **Sie** (nämlich die Tochter der Waſſerfei) **Liebe Vnd Siege**! — Das alles geſchah nun auch wirklich, und als der böſe Zauberer getödtet war, mußte der Graf das weiße Reh dreimal mit der Fluth des Kryſtallborns benetzen, deſſen drei Quellen die drei vereinten Bergwaſſer, die Schleuſe, die Erle und die Nahe, bedeuteten, worauf das Reh ſich in ein wunderſchönes Fräulein verwandelte. Mit dieſem vermählte ſich der Graf und nannte ſich und ſein Geſchlecht von der Brunſtätt, gründete das Schloß und die Stadt Schleuſingen, deren Name ſich aus den drei geheimnißvollen Buchſtaben **SLVS** ſich bildete, und welche zum Wahrzeichen die Sirene in ihrem Stadtwappen beibehielt. Die Waſſerfei ſoll noch im Schloßbrunnen, dem klarſten und beſten der Stadt, wohnen, das Geſchlecht derer von Brunſtätt aber artete aus, und ſoll von den Grafen von Henneberg aus dortiger Gegend vertrieben worden ſein.

75.

Wallrothsburg.

In Schleuſingen iſt noch die Spur einer alten Burgſtätte erſichtlich, die Wallrothsburg genannt. Ein Graf von Henneberg lag in Fehde mit einem ſeiner Vettern zu Aſcha, und kam im Treffen in überaus große Gefahr Leibes und Lebens. Er hatte aber einen treuen Wappner, der ſchützte mit ſeinem Leben das ſeines Herrn und ſtarb für ihn im Kampfe. Da nannte aus Dankbarkeit der Graf zum Gedächtniß den Sohn des Gefallenen, der in der wilden Schlacht ſeinen Leib für ihn zum blutigrothen Wall gemacht, Wallroth, ſchlug ihn zum Ritter, und erbaute ihm die Burg oben an der Morgenſeite der Stadt.

76.

Die Glocke vom Gottesfeld.

Am ſüdlichen Abhang des hohen Adlerberges breitet ſich eine einſame Wieſenfläche aus, das Gottesfeld genannt. Dort droben lag einſt eine Stadt, gottlos und laſterhaft, welche die Hand des Herrn von der Erde tilgte. Mit allen Bewohnern iſt ſie verſunken. Lange Zeit nachher wühlte ein wildes Schwein die Erde auf und wühlte eine Glocke an das Tageslicht. Ein Hirte fand ſie und zeigte den Fund an. Darauf wurde die Glocke vollends erhoben und nach Schleuſingen gefahren; im Thurm gab ſie beim erſtenmal Läuten einen entſetzlich ſchauerlichen Ton, und beim dritten Schlag zerſprang ſie. Hierauf wurde ſie umgegoſſen, aber ihr Schall war wieder derſelbe, und klang, als ob ſie höhnend riefe: Sau aus! Sau aus! dann zerſprang ſie wieder, und ſo dreimal, und jedesmal war der Ton gleich ſchauerlich und jedesmal zerſprang ſie, als ob ſie, die dem Schoos der Nacht entſtammte, und an der der Fluch Gottes haftete, nicht würdig ſei, ihm zur Ehre zu erklingen.

77.

Der Schlüſſelheinze Stein.

Ohnweit des Gottesfeldes über dem Thal der finſtern Erle ragt der rothe oder Schlüſſelheinze Stein, eine hohe ſenkrechte Porphyr-Felſenwand, empor; dort hütete einſt ein Hirte aus dem Dörfchen Beſſer die Pferde im Thalgrunde, als plötzlich oben auf der Höhe der Wand ein Reiter erſchien. Unten wieherte eine Stute und unaufhaltſam ſprengte der brauſende Hengſt die ſteile Wand hinab; Roß und Mann zerſchmetterten und ſollen noch dort umgehen. Viel iſt auch in dieſen Gebieten die Rede von reichem Berggeäder und goldhaltigen Waſſern, doch iſt von ſolchen Bergtraditionen das ganze Gebirg voll. Viel zumal ſteht in alten Bergbüchern vom König dieſes Gebirges, dem Schneekopf, in deſſen Schooß ein unſchätzbares Gut von Metallen und edlen Erzen noch ruhen ſoll. Viele holten dort in ſeinen Nachbarbergen ihren Reichthum, denn da wuchſen und wachſen Goldnieren und Silberblumen, Rubinen und Amethyſten, der Jaspisarten, Achate und Calzedone nicht zu gedenken, auch quellen in manchen Brunnen Gold- und Silberkörner empor.

So iſt vom Schneekopf auch das noch zu erwähnen, daß von ihm die Sage geht, ſein tiefes Innere ſei voller Waſſer, daher er auch nach allen Seiten hin die friſchen Bergquellen hervorſtrömen laſſe. Würde aber das Waſſer aus den Teufelskreiſen oben nach dem Gipfel austreten, ſo würde das ganze Land überſchwemmt werden, darum ſoll auch alljährlich einmal zu Arnſtadt für den Schneekopf ein Gebet gehalten werden.

…LIOTHECA
…ÍA…
…ACENSIS.

Die Sagen
des
Kiffhäuſers
und der
Güldenen Aue,
des
Werragrundes
und von
Liebenſtein und Altenſtein.

Herausgegeben
von
Ludwig Bechstein.

Meiningen und Hildburghauſen, 1838.
Verlag der Keſſelringſchen Hofbuchhandlung.

Der Sagenschatz

und

die Sagenkreise

des

Thüringerlandes.

Herausgegeben

von

Ludwig Bechstein.

Vierter Theil.

Meiningen und Hildburghauſen, 1838.
Verlag der Keßelringſchen Hofbuchhandlung.

Thüringen, Du holdes Land,
Wie iſt mein Herz Dir zugewandt!

Ludwig Storch.

BLIOTHECA
REGIA
CENSIS.

Vorwort.

Dieſer vierte Band meines thüringiſchen Sagenwerkes würde eines beſonderen Vorwortes gar nicht bedürfen, wenn ich nicht noch einige Erläuterungen und Andeutungen dem Leſer zu geben hätte, für welche ſich im Buche ſelbſt die paſſende Stelle nicht finden wollte.

Was ich im Vorwort zum dritten Theile verſprochen habe, wird hier erfüllt. Ich bringe den Sagenkreis des Kiffhäuſers und der güldenen Aue, den des Werragrundes von der Gegend bei Meiningen bis zu der bei Salzungen, und füge noch den des reizenden Gebietes von Liebenſtein und Altenſtein hinzu.

Der erſte dieſer Kreiſe hat natürliche Abrundung; er grenzt an die Sagengebiete des Unterharzes, der Hainleite, des Oſterlandes. Der zweite berührt erſt zur Rechten das Sagengebiet der Herrſchaft Schmalkalden, dann das des Inſelberges, und ſchließt ſich gegen jenes Gebiet Thüringens ab, welches die Werra begrenzend umfließt, und in welchem die Orte Frauenſee, Markſuhl, Berka, Gerſtungen u. ſ. w. liegen. Dieſer Landſtrich wird ſpater in einen Kreis gezogen werden, welcher bis Treffurt ſich ausdehnen, an das Eichsfeld, und an den Sagenkreis von Eiſenach und der Wartburg angrenzen ſoll.

Die linke (ſüdweſtliche) Parthie des Werragrundes liefert uns nur wenige Sagen, die noch in unſern Kreis gehören; dort beginnt fränkiſcher Grund und Boden, nach der Rhön hin deutend durch Sitten und Sprache der Bewohner, wie ſelbſt durch die Gebirgsformation eines an baſaltiſchen Hohen und Klippen reichen Bergzuges zwiſchen Rhöngebirg und Thüringerwald, deſſen iſolirte Kettenglieder ſich faſt vom Fichtelgebirge an verfolgen laſſen. Zu dieſem Bergzug gehören Staffelberg, Kloſter Banz, Hohenſtein, Koburger Veſte, Kalenberg, Heldburg, Straufhain, die Gleichberge, Henneberg, Hutsberg, Geba, Dießburg, Stoffelskuppe, Bleß, Hunnkuppe, Bayer u. ſ. w. Es ſind die Hochwarten des nördlichen Frankens *vor der Rhön*, die den alten Grabfeldgau ſchirmten und ſchützten. In meinem bereits angekündigten neuen Werke: *Der Sagenſchatz des Frankenlandes*, werde ich ihrer und ihrer mannichfaltigen und anziehenden Sagen näher zu gedenken haben, hier ſei nur bemerkt, daß durch jenes Unternehmen das vorliegende, die Sammlung *thüringiſcher* Sagen, keine Unterbrechung erleiden ſoll.

Zu den Kiffhäuſerſagen habe ich noch zu bemerken, daß wohl in keiner Sammlung deren ſo viele zuſammengeſtellt ſich finden mögen, als in dieſem Sagenkreis von mir gegeben werden, und dennoch mögen mir immer noch Manche entgangen ſein.

Ueber die Quellen werde ich mich ſpäter ausführlich zu verbreiten haben, hier nur ſo viel, daß die bekannteſten Kiffhäuſerſagen von Ottmar geſammelt, und dieſem vielfach nachgeſchrieben wurden, ſo daß, wenn man deſſen Sammlung in Händen hat, Büſching, **Gottſchalk** und **Fr. Hoffmann** (die Burgen und Bergfeſten des Harzes 1836. m. Lithogr.) über K. S. nur wenig Neues gewähren. Aus dem übrigens recht verdienſtlichen Buche des letztgenannten entnahm ich die Sage 27. (a. a. O. S. 32.) nicht ohne eine gewiſſe Bedenklichkeit, doch aber auch von der auf Erfahrung begrundeten Anſicht geleitet, daß die Tradition oft in ſehr kurzen Zeiträumen ſich verjüngt, und die Poeſie des Volkes immer geſchäftig iſt, hochragende Perſönlichkeiten mythiſch zu verklaren, und ſie in alte Zauberkreiſe hinein zu ziehen. Viele der hier mitgetheilten Sagen hörte ich mündlich, denn als ich im Sommer 1837 den Unterharz bereiſte, gab mir die Gunſt des Glücks den älteſten Mann aus Kelbra zum Geleiter auf die Rothenburg und den Kiffhäuſer, der noch mit gläubigem Gemüthe erzählte, erfreut, einen willigen Hörer zu finden.

Dem nächſten Bande gedenke ich den Sagenkreis des Unterharzes, und den der Herrſchaft Schmalkalden einzuverleiben.

Die Sagen des Werragrundes ſind faſt alle volksmündlich, die wenigſten ſind Büchern entnommen. Die aus dem Amte Altenſtein wurden mir neben manchen, die ich ſelbſt aus dem Volksmunde beſtätigen hörte, von Herrn Referendar Voigt aus Steinbach mitgetheilt, und großentheils im Dialekt dieſes Ortes niedergeſchrieben, andere aus gleichem Gebiete danke ich dem Herrn Major und

Kammerherrn, Freiherrn A. von Boineburg zu Weilar, für welche Gefälligkeit ich beiden Genannten hier öffentlich freundlichſten Dank zu ſagen nicht unterlaſſen will.

Mittheilungen ſolcher Art können nur willkommen ſein, und werden von mir, wenn ſie ächt ſind, ſtets dankbar empfangen werden.

Meiningen, im April 1838.

Ludwig Bechſtein.

Inhalt.

Seite

Vorwort. VII

Sagenkreis des Kiffhäuſers und der gülde-nen Aue. 1

1. Die Burg Kiffhauſen. 9
2. Der verlorene Kaiſer Friedrich. 12
3. Kaiſer Friedrich der Rothbart im Kiffhäuſer. 13
4. Der Schäfer. 14
5. Die Glücksblume. 16
6. Die große Heerde. 17
7. Der Kornfuhrmann aus Reblingen. 18
8. Die Flachsknotten. 19
9. Der Ring des Barbaroſſa. 21
10. Der goldne Kelch. 22
11. Das Brautpaar aus Tilleda. 23
12. Die muntern Fiedler. 25
13. Der Bergmann und der Mönch. 27
14. Der Ziegenhirte. 29

Seite. Seite.

15. Die geraubten Fräulein. 32
16. Der Ritterkeller. 33
17. Der Kegel. 36
18. Die goldnen Haare. 37
19. Die Wallfahrt. 38
20. Der falſche Rothbart. 40
21. Der Venetianer. 42
22. Die Tafel voll Namen. 43
23. Die Schatzgräber. 45
24. Der Schmied von Jüterbogk. 46
25. Geiſterbeſchwörer. 50
26. Erz im Kiffhäuſergebirge. 51
27. Der neue Kaiſer. 52
28. Von der Rothenburg. 53
29. Vom Püſterich. 54
30. Loths Höhle. 56
31. Wildſauen aus dem Berge. 57
32. Der glückliche Fuhrmann. 58
33. Der güldnen Aue Preiß. 58
34. Von Kelbra. 60
35. Der Storkauiſche Hof in Kelbra. 60
36. Kaiſerpfalz Wallhauſen. 61
37. Die Kaiſerpfalz in Tilleda. 62
38. Die wüſte Falkenburg. 64
39. Der Luftritt. 65
40. Bonifaciusburg und Pfennige. 66
41. Ein Königreich im Berg. 67
42. Der gehobene Schatz. 68
43. Die geſpenſtige Schmiede. 69
44. Der heilige Günther in Göllingen. 70
45. Frankenhauſens Urſprung und Name. . . . 73
46. Frankenhäuſer Kloſterſagen. 74
47. Der Schlachtberg und das Eulengeſchrei. . . 75
48. Vom Kloſter Oldisleben. 78

Seite.
49. Der Inquiſit. 80
50. Die rächenden Grabſteine. 80
51. Waſſerabgraben. 81
52. Die Sachſenburg. 82
53. Der heilige Jodute. 83
54. St. Ulrich wird eine Kirche gelobt. 84
55. Teufelsanbeter. 85
56. Der ſchmätzende Tod. 86
57. Vom Kloſter Sittichenbach. 87
58. Der Bauernſtein. 88
59. Die Proceſſion. 89
60. Das räthſelhafte Bild. 89
61. Die verlornen Maurer. 90
62. Kaiſerpfalz Allſtedt. 91
63. Neun Kinder auf einmal. 93
64. Die eiſernen Schuhe. 96
65. St. Bruno und die Eſelswieſe. 97
66. Die weiße Frau am Stein. 98
67. Das Nonnengeſpenſt zu Gehofen. 99
68. Zweier Kaiſer Tod in Memleben. 102
69. Das Marienbild. 104
70. Braupfanne voll Gold. 105

Sagenkreis des Werragrundes. 107
1. Das Kroatenglöcklein. 115
2. Metzels und der Klausbrunnen. 116
3. Der Stadt Waſungen Urſprung und Name. . . 118
4. Die Waſunger Streiche. 119
5. Der Galgen. 121
6. Der Ertrunkene. 121
7. Die Eſelseier. 122
8. Waſunger Jagdglück. 124
9. Der Heubaum. 125
10. Die Pantoffeln. 126

Seite.
11. Die Katze frißt Alles. 127
12. Die Schwallunger Teiche. 128
13. Reiter ohne Kopf hört beten. 129
14. Die ungetreue Brücke. 130
15. Jägerzauber. 131
16. Der Jungfernſtein. 132
17. Der Mönch und die Nonne. 134
18. Der winkende Feuermann. 135
19. Der Stein vom Himmel. 136
20. Der vergrabene Kobold. 137
21. Sibyllenweiſſagung. 139
22. Der Scheerſtieg und der feurige Mann. . . 140
23. Wer weiß, ob's wahr iſt?. 142
24. Die Jungfrau des Frankenſteins. 143
25. Der Stadt Salzungen Urſprung und Name. . 144
26. Die unüberwindliche Schnepfenburg. . . . 145
27. Nixen im Salzunger See. 147
28. Die Teufelskutte. 148
29. Die Fräulein aus dem verſunkenen Schloß. . 149
30. Die Fräulein in der Kutſche. 150

Sagenkreis von Liebenſtein und Altenſtein. 153
1. Vom alten Schloß Liebenſtein. 157
2. Die Teufelsmahten. 158
3. Die weiße Frau auf Schloß Liebenſtein. . . 159
4. Eſelsfuß und Eſelskopf. 161
5. Der Goldborn. 163
6. Die Höhle voll Schätze. 164
7. Wüſtung Atterode. 165
8. Der Eiſermannsſtein. 167
9. Der Schlüſſel. 167
10. Die Entrückten. 170
11. Die Bergmännchen. 172
12. Der goldene Hirſch. 173

Seite.
13. Die wachende Schlange. 174
14. Die Zigeuner. 175
15. Das beſprochene Feuer. 178
16. Die Freibüchſe. 180
17. Gläſerne Kutſchen. 181
18. Der Lobberg und die Hexen. 182
19. Die Kanne voll Laub. 183
20. Der Schatz auf dem Rittergut. 184
21. Das geſpenſtige Kloſter. 186
22. Die Steinrutſche. 187
23. Die Ringelſteine. 189
24. Der Berggeiſt in Glücksbrunn. 191
25. Der hohle Stein. 193
26. Der Schatz im Felde. 194
27. Die Stabsgerechtigkeit. 195
28. Bonifaciusfels. 197
29. Der verſchwindende Garten. 198
30. Die Hunde von Wenkheim. 199
31. Die vergeſſene Bibel. 201

Anhang. — Sagen im Steinbacher Dialekt. 203
32. Das vermuirt Keind. 206
33. Der Schaaz offen alle Liebeſtein. 207
34. Der Kehlersbuihrn. 209
35. Vom Schaaz in Atterod. 211
36. Der Biereſel. 213
37. Der Landgrafenacker. 214
38. Die Luitterſchbuche, der Luittterbuirn und der Luitterſchfuß. 116
39. De wiß Jaumpfer offer Wallfaihrt. 221
40. Der Schaatz offer Wallfaihrt. 224
41. Das Freiersmännche. 220
42. De wiß Jaumpfer offen Pfairracker. 220
43. Die Krohmattegrähbe. 220

Seite.
44. Der fürigt Muhn im Seeſtällche un der Beſoffe. 220
45. Der Flohsbergk. 230
46. Dri Männer im Flohshergk. 230
47. Der Haderkohpf. 230

Sagenkreis
des
Kiſſhäuſers
und der
Güldenen Aue.

Der alte Barbaroſſe,
Der Kaiſer Friederich,
Im unterirdſchen Schloſſe
Hält er verzaubert ſich.

Er hat hinabgenommen
Des Reiches Herrlichkeit,
Und wird einſt wiederkommen
Mit ihr zu ſeiner Zeit.

Friedrich Rückert.

Der Verfaſſer dieſes Buches kann und will einen ſchönen Moment aus ſeiner früheſten Kindheit nicht vergeſſen, den, in welchem er das erſte Mährchen, die erſte Sage vernahm, und dieſe erſte Sage war die vom Kaiſer Friederich im Kiffhäuſer; ſie fiel wie ein Strahl in des Kindes Herz, und öffnete unter ſüßen Schauern die klingenden Zauberpforten der Poeſie, der Phantaſie. — Wer wollte es läugnen, daß ein geiſtiges Samenkorn, in den empfänglichen Boden einer Kinderſeele geworfen, nicht ſolchergeſtalt aufkeimen könnte, daß es unter günſtigen Geſtirnen, blüthe- und fruchttragend ein ganzes Leben verſchönen und erfreuen könnte?

Um die Warte von Kiffhauſen fliegen ewig die weiſſagenden Raben, und krächzen ihr altes Lied, und der alte Kaiſer hofft vergebens auf ſeine Zeit, auf ſein Reich und ſeine Herrlichkeit; was vorüber iſt, kommt nicht wieder. Aber treu weilt bei ihm, und hält bei ihm feſt ſeine holde Tochter, die allerfreundlichſte, allerfreigebigſte Prinzeſſin, die Sage des Volkes. Der Reiz ewiger Jugendlichkeit umfließt ſie, und überſtrahlt das Kiffhäuſergebirg und die zu deſſen Füßen hingebreitete güldne Aue mit dem magiſchen Mondlicht der Romantik.

Das Kiffhäuſergebirge iſt ein vom Unterharz durch das Thal der Helme, von anderen Nachbgrbergen durch das Thal von Frankenhauſen abgeſondertes, kleines, anmuthiges, größtentheils bewaldetes Bergrevier, das bis zu einer Höhe von 1000 Fuß anſteigt, und deſſen Scheitel die Ruinen der Burg Kiffhauſen krönen. Auf der höchſten Spitze thront, weit ſichtbar, die graue Warte, mit ihrem Felsfundament, ein Wetterprophet der Gegend, nach dem Volksſpruch:

Steht Kaiſer Friedrich ohne Hut
Bleibt das Wetter ſchön und gut.
Iſt er mit dem Hut zu ſehn,
Wird das Wetter nicht beſtehn.

Neben der Rothenburg ſtreckt auch der Tannenberg ſeinen Abhang nach Kelbra hinab; die Altendorfer Höhe bildet den nordweſtlichen Grenzpunkt; das Betten- und Kelterthal neigen ſich ſüdweſtlich gegen Steinthalleben; die Falkenburg horſtet über Frankenhauſen, deſſen berühmter Schlachtberg ebenfalls an dieſem Miniaturgebirge zu ſuchen iſt. Unter den Namen des Brandberges ſetzt daſſelbe ſüdlich den Fuß bis in die Nähe von Sondershauſen; der Judenkopf und der Schneeberg ſind von Ichſtedt aus gegen Südoſt nahe zu erblicken. Auf dem Hochrücken ruht in ſanfter Vertiefung der rothe See, ein Moorſumpf, und das Rathsfeld mit einem einſamen Jagdſchloß. Wie über den Thüringerwald im Großen, ſo zieht hier im Kleinen über dieſes Gebirge hin ein Bergpfad gleichen Namens, der Rennweg, Rinneweg geheißen, eine bedeutſam begegnende Erſcheinung. Gegen Norden und Nordoſten gipfeln ſich die Gebirgswände ſteil empor, mit tiefen Buchten und Schluchten, mit kräuterreichen Triften, maleriſch, impoſant. Droben heben ſich aus grünen Büſchen die mannichfaltigen, zerſtreuten, großartigſten Umfang der Veſte andeutenden Ruinen; die in Stundenferne von ihnen niedriger liegende, den nördlichen Abhang ſchmückende Trümmer der Rothenburg ſcheint nur eine etwas weit geſtellte Vorhut, eine Kemnate der Kaiſerburg geweſen, obwohl ſie ſolche nicht war.

Die Geſchichtforſchung mag ermitteln, ob man ſprachrichtiger Kyfhauſen, Kiffhauſen, Küp-häuſer oder Kiphhäuſer ſchreiben, das Wort vom lateiniſchen Confusio, vom altdeutſchen Kif — Streit, Hader — oder von Küppe, Kuppe, (Bergkuppe) ableiten ſoll! Die Schreibart der älteſten Urkunden Cuphese, Coffessa, Gyöffhusen rechtfertigt keine der neuern Lesarten. Nicht minder mag jene nach Beweiſen ſuchen für und wider die gewöhnlichen Annahmen, die einestheils der Burg ein in die Römerzeit aufragendes Alter zueignen, anderntheils ſie erſt nach der Kaiſerpfalz in Tilleda, und zwar dieſer zum Schutz, erbauen laſſen; am Ende hat Recht, wer weder unbedingt das eine noch das andre glaubt, denn erweislich betraten die Römer dieſe Gegend nie, und bekanntlich waren die Kaiſerpfalzen Burgen, die ihren Schutz in ſich ſelbſt trugen und nicht erſt von Außen zu erwarten haben durften. Warum hätte man, um Tilleda zu ſchirmen, in Erfernung einer guten halben Stunde eine Veſte bauen ſollen, deren Umfang und Wichtigkeit allem Anſchein nach bedeutender war, als die ſpurlos verſchwundene Kaiſerpfalz? Welche Burgen ſchirmten den Allſtedt, Wallhauſen, Gelnhauſen u. a. Pfalzen? — Und an dieſe nun vereinzelten, verwitterten, altermorſchen Burgruinen, Thurm- und Mauerfragmente klammert ſich der deutſche Sagenepheu ſo unablösbar feſt? Ja ſo feſt, wie die in ſchwarzen Hornſtein verſteinerten Baumſtämme, die mitten durch den Sandſteinfels der Bergkuppe gewachſen ſind, wie nach der Sage durch den goldnen Tiſch der Bart des Barbaroſſa. Und woher nun das Entſtehen, Erwachſen und das immergrüne Fortleben der Sage von dem in den Bergesſchooß verzauberten Kaiſer, von alle den herrlichen Schätzen, von dienendem Hofgeſinde, freundlichen Zwergen, leuchtenden Wunderblumen, kurz dem ganzen bekannten Zauberapparat der Volkspoeſie, die ſich darin ſo wohl gefällt, neben neuen Stücken aus ihrer Gaukeltaſche immer auch die alten, erprobten, nie ihre Wirkung verfehlenden zum beſten zu geben? Nirgend andersher, als aus dem ureignen Elemente ihrer ſelbſt, das, eine geiſtige Potenz, nicht minder fruchtbar weiter zeugt und ſich *fortpflanzt*, (ſo kurz und ſchlagend bezeichnet die deutſche Sprache gleich richtig bildend das Weſen der Tradition) wie die phyſiſchen Organismen; wenn wir auch oft bei ihren Wundern, die geſtaltet vor unſer Ohr, vor unſer Auge treten, die Urkeime nicht wahrnehmen, und zur Annahme einer generatio aequivoca gezwungen werden. Wie wunderſam iſt nicht die Sage von dem verzauberten Kaiſer Friedrich verzweigt, wie wurzelte da und dort ihr Keim! Ich habe unter hohen Lerchen und Ahornen am Salzburger Untersberge geſtanden, und in weißen Marmorblöcken im rothen Geäder des Barbaroſſa Bart leuchten ſehen. Auch dort ſoll er verzaubert ſitzen unter faſt denſelben Bedingungen der Wiederkehr, desgleichen in Kaiſerslautern. Beim Untersberg iſt's das Walſerfeld, beim Kiffhäuſer das Rathsfeld, darauf der Birnbaum ſteht, an deſſen Aſt der Caesar redivivus ſeinen Schild hängen wird. Auch am Fuß des Kiffhäuſers ſoll ein verſteinerter Birnbaum ſtehen. Doch am Kiffhäuſer war und iſt noch immer das Walten und Weben der Sage am geſchäftigſten; ſie beginnt, wie die Frau des griechiſchen Heroen, ihr Prachtgewebe immer von Neuem, treu harrend auf die feſtgeglaubte Wiederkehr des königlichen Herrn. Sie wirkt den Stoff der Geſchichte Kaiſer Friedrich I und Friedrich II durcheinander, ohne Sonderung, und webt frühere und ſpätere Heldenbilder, wie Karl des Großen, Karl V, hinein, deren Umriſſe in den Untersbergſagen lebendig hervortreten. Wohl möglich, daß der wunderliche phantaſtiſche Pſeudobarbaroſſa, der in Kiffhauſens Trümmern im ſechszehnten Jahrhundert ſein thörigtes, bethörendes Weſen trieb, viel dazu beitrug, die alte Sage zu verjüngen, ſie neu zu beleben; er erſchien gerade in einer mannichfaltig angeregten und bewegten Zeit, und fand leicht gläubige Leichtgläubige. Im Kerker zu Heldrungen büßte er ſeine Verirrung, und Niemand hat dankbar daran gedacht, welchen Dienſt er der Poeſie geleiſtet.

Die übrigen Sagen vom Bergſegen und fremdländiſchen Metall- und Steinſuchern tragen ganz die gleiche Färbung derer in andern deutſchen Gebirgsländern; ich habe ihrer oft zu erwähnen gehabt, und werde dieſelben noch näher beleuchten in einer Abhandlung: Ueber die Venetianer und Jeſuiten in den thüringiſchen Volksſagen. Eine anſcheinend ſeltſame Zuſammenſtellung, und doch durchaus von einem tiefinnerlichen Zuſammenhang in Bezug auf das Streben und die Geiſtesrichtung einer abgeſchloſſenen Zeitperiode.

Die theils geſchichtlichen, theils romantiſchen Sagen der güldnen Aue und naher Angrenzungen, die mit aller Abſicht nach öſtlicher Richtung hin etwas weit ausgedehnt wurden, um Grenzmarken für andre ſpäter zu durchwandernde Sagenkreiſe zu gewinnen, mögen für ſich ſelbſt ſprechen. Es hätten deren leicht noch mehre gegeben werden können, wenn man überall Begegnendes und Allgemeines zum Ueberdruß hätte wiederholen wollen; ſo blieb nur das, was doch einigermaßen eigenthümliche Färbung bewahrte. Die Gehoſener Geſpenſtergeſchichte machte zu ihrer Zeit Lärm genug, um nachmals zur Volksſage zu verklingen; ſie iſt ein Seitenſtück zu ſo manchem neuerzeit vermeldeten Geiſterſpuck, dem ſie ſpottend das: Nichts Neues unter der Sonne! zurufen kann, wie die Sangerhäuſer Wolluſtandächtler vom Jahr 1454 unſern pietiſtiſchen Duckern und Muckern † † † daſſelbe. —

1.

Die Burg Kiffhauſen.

Alte Geſchichtſchreiber haben behaupten wollen, die Burg Kiffhauſen ſei von dem Römer-Feldherrn Julius Cäſar, oder doch mindeſtens vom Druſus, erbaut worden, und leiten deren Namen von dem lateiniſchen Wort confusio her. Daran glaubt heutzutage kein Menſch mehr. Uralten *deutſchen* Baues aber iſt die Burg, deren mächtige Trümmer mit einem ſtarken Thurm einen großen Theil des eigentlichen Kiffhäuſerberges bedecken. Das Schloß zerfiel in zwei verſchiedene Bauwerke, die *obere* und die *untere* Burg, zur erſtern gehört der Thurm, davon ein Theil noch ſteht, mit ſeiner ſtarken Ummauerung, ein zur Vertheidigung günſtig gelegner Hochpunkt, die höchſte Spitze des Gebirges überragend und beherrſchend; zu dieſem Theil der Veſte führte das noch ſichtbare *Erfurter-Thor*, weil man bei dieſer Trümmer Erfurt zu erblicken vermag. Die Unterburg enthielt noch umfaſſendere Gebäulichkeiten, wie deren zerfallene weitläuftige Trümmer verkünden. Von ihr geſondert, oſtwärts, lag die ſpäter erbaute Wallfahrt-Kapelle zum heiligen Kreuz mit ihrem Kirchhof, durch dicke Mauern und einen Thurm abgeſondert, geſichert. Die ganze Bergebene des Gipfels war mit Gebäuden und Mauern großen Umfanges beſetzt, und es mußte das hochthronende Kaiſerſchloß einen prächtigen Anblick gewähren. Nur wenige Mauerreſte zeugen noch von der alten Pracht. Geſchichtlich wahrſcheinlich iſt, daß Kiffhauſen erbaut wurde als eine Grenzfeſte und Schutzburg Thüringens gegen die damals in dieſer Gegend noch verbreiteten Sorben, und bald darauf von den Sachſenkaiſern in Beſitz genommen ward, die in der am Bergesfuß gelegenen villa regia Tilleda ein Palatium hatten. Ein alter Chroniken-Reim ſagt aus:

Anno Chriſti 530.
Stollberg das Schloß ward fundirt,
Wider die Thüringer aufgeführt.
Und Kiphhauſen renovirt fein,
Am Harz erbaut der Sachſenſtein.

Die Gewitter der Zeit umtoſten oft und furchtbar das hohe Schloß. Nicht immer war es in der deutſchen Könige Hand, oft in der widerſpenſtiger Vaſallen, trotzkräftiger Völker. Im Jahr 1069 ward es von Reichsſöldnern erobert, und 7 Jahr ſpäter von den vereinigten Sachſen und

Thüringern wieder genommen und behauptet. Kiffhauſen wird in alten Schriften die feſteſte Burg Thüringens genannt. Sie wurde abermals durch den Sohn des von Ludwig dem Springer ermordeten Pfalzgrafen Friedrich für den Kaiſer gewonnen. Im Jahr 1115 ward die Schlacht am Welphesholz geſchlagen; die Flüchtlinge vom Kaiſerheer ſuchten zum großen Theil Sicherheit hinter Kiffhauſens Mauern, und vertheidigten die vom Feind berannte Burg mit dem Muth der Verzweiflung. Drei Jahre lang dauerte die Belagerung, dann ward die Burg erobert, und Flamme und Schwert führten einen Vertilgungskrieg. Kiffhauſen wurde ein blutbeſpritzter Schutthaufen, auf den rauchenden Trümmern erſchollen der Sachſen und Thüringer rauſchende Siegesgeſänge. Dennoch erſtand die Burg, ein Phönix, aus ihrer Aſche, und es ſcheint unwahrſcheinlich, was vielfach behauptet wird, daß Kiffhauſen unter der Zahl der 66 Burgen geweſen ſei, die Rudolph von Habsburg zerſtören ließ, vielmehr erſcheint ein Graf von Rotenburg-Beichlingen als ein darauf von dieſem Kaiſer eingeſetzter Burggraf. Später ward Kiffhauſen Eigenthum der Grafen von Schwarzburg, hatte zu Anfang des 15ten Jahrhunderts noch ſtattlich wohlerhaltene Gebäude, wurde 1433 mit einer herrlichen neuen Kapelle geziert, und dadurch zum beſuchteſten Wallfahrtort. Mit der Reformation hörte die Wallfahrt auf, Burg und Kapelle ſtanden allmählich verlaſſen da und verfielen, dafür wurden beide von der erfinderiſch ſchaffenden Poeſie des Volkes, der lebendigen Sage, belebt und bevölkert.

2.

Der verlorne Kaiſer Friederich.

Der Kaiſer Friederich ward vom Papſt in den Bann gethan, alle Kirchen und Kapellen ſchloſſen ſich ihm, kein Prieſter las ihm Meſſe. Da ritt der edle Held kurz vor der Oſterzeit zur Jagd, darum, daß er Niemand an des Feſtes Feier hindere. Keiner ſeiner Leute wußte, was der Kaiſer ſann; er legte ein edles Gewand an, daß man ihm aus dem Lande India geſendet, nahm ein Fläſchlein mit aromatiſchem Waſſer zu ſich, und beſtieg ein edles Roß. Nur wenige Herren durften ihm folgen in den tiefen Wald. Da nahm er plötzlich ein wunderbares Fingerlein, drehte es, und verſchwand alsbald aus ihrem Geſicht. Nimmermehr ward er geſehen ſeitdem und ſo war der hochgeborne Kaiſer verloren. Alte Leute ſagen, er laſſe ſich oft unter ihnen als ein Waller ſehen, und habe es öffentlich ausgeſagt, daß er noch auf römiſcher Erde gewaltig werden, und die Pfaffen ſtören wolle, und ehnder nicht ablaſſen, bis er das heilige Land wieder in die Gewalt der Chriſten gebracht. Dann werde er „ſeines Schildes Laſt hangen an den dürren Aſt.“

3.

Kaiſer Friedrich der Rothbart im Kiffhäuſer.

Kaiſer Friedrich der Rothbart unternahm einen Kreuzzug in das heilige Land, das den Türken zu entreißen, von dannen er nicht wieder heimkehrte. Und bald darauf entſtand im Volk mancherlei Gerücht und Sage, daß er nicht, wie doch die Kunde war, geſtorben ſei, ſondern noch lebe, und wiederkommen werde. So wurde geſagt, er ſei in einen Berg verzückt und gebannt, und nennen Manche den Untersberg bei Salzburg, andre einen Felſen bei Kaiſerslautern, darin der Kaiſer verzaubert ſitzen ſoll. Am meiſten aber wird der Kiffhäuſer als ſolcher Berg genannt. Da hinein ſoll er ſich ſelbſt verflucht haben mit ſeiner Tochter und allem Hofgeſinde bis zur Zeit ſeiner Wiederkehr. Da ſitzt er nun im Bergesſchooß umgeben von ſeinen Wappnern in einer glänzenden Halle, an einem güldenen Tiſch und trägt auf dem Haupt eine alte güldne Krone. Des Kaiſers rother Bart iſt durch den Tiſch gewachſen, und reicht zweimal ſchon um den

Tiſch herum. Wenn er aber zum drittenmal herum reicht, dann wird der Kaiſer heraufkommen, das Reich wieder behaupten, das Regiment beſſern und das gelobte Land mit dem heiligen Grabe dem Türken abgewinnen. Dann wird er ſeinen Schild hängen an den dürren Aſt eines Birnbaumes, der auf dem Rathsfeld ſteht, und eine große Schlacht wird dann geſchlagen werden, der Baum aber wird grünen und blühen. Auch ſchläft der Kaiſer nicht, ſondern er nickt und zwinkert mit den Augen, wie im Halbſchlummer, und alle hundert Jahre ſendet er einen Zwerg hinauf, zu ſchauen: ob die Raben noch um die alte Burgwarte von Kiffhauſen fliegen? Wenn er nun wieder kommt und ausſagt, daß ſie noch fliegen, wird der alte Kaiſer trauriger wie zuvor, und nickt und ſchlummert wieder fort. So haben ihn ſchon Manche geſehen.

4.

Der Schäfer.

Auf dem Kiffhäuſerberge hütete einſt ein junger Schäfer, der hatte auch viel gehört von dem Kaiſer Friedrich und gedachte bei ſich, daß er ihn wohl einmal ſehen möchte, pfiff derohalb ein höfiſches Liedlein auf ſeiner Schalmeie. Mit einemmale rauſchte es nahe in den Büſchen, und über einer Felsklippe ward ein ehrwürdiges Greiſenhaupt ſichtbar, das rief mit milder Stimme: Knabe ſprich, wem Du mit Deinem Liedlein hoſieret haſt? Und der Junge beſann ſich nicht lange, ſondern antwortete: Das hat Kaiſer Friedrichen gegolten. — So komme mit mir, daß er Dir auch lohne, ſprach die Geſtalt, und der Hirte folgte ihr nicht ganz ohne Zagen. Es ging viele Stufen abwärts, bis an eine metallene Thüre, die mit hellem Krachen aufſprang, da ſah nun der Schäfer eine große mächtige Halle voller Gold, Edelſtein, Wehr und Waffen, und eine Schaar ſtattlich gerüſteter Ritter die ſich alle tief vor ſeinem Führer neigten, da merkte der Schäfer, daß der alte Rothbart ſelbſt ſein Führer geweſen war, und erſchrack. Doch der Kaiſer ſprach ihm Muth ein, und ſagte zu ſeinem Hofgeſinde: Dieſer Knabe hat uns geehrt. Zeigte ihm darauf allen Glaſt und Pracht der Halle, koſtbare Gewaffen und Truhen voll Gold; dann fragte er den Hirten: Welchen Lohn er begehre? Dieſer erwiederte: Keinen! Da brach der Kaiſer den Fuß von einem Handfaß, reichte dieſen dem Jungen dar, und ſprach: Nimm das, und gehe; ſage auch droben, daß wenn die Zeit ſich erfüllet hat, der Herr uns löſen wird aus dieſem Bann, dann ſoll das deutſche Reich frei, und das heilige Grab aus des Türken Hand erlöſt werden. Der Hirte kam hinauf und der Berg that ſich zu. Der Fuß des Handfaſſes war von lauterm Gold.

5.

Die Glücksblume.

Ein armer Hirte aus Sittendorf ſtand oben am alten Kaiſer Friedrich, *) und gedachte mit Kummer ſeiner Armuth, die ihm hinderte, ſeine Geliebte zu heirathen. Siehe, da erblickte er eine wunderſchöne blaue Blume, wie er noch nie eine geſchaut, und er pflückte die Blume und ſteckte ſie an ſeinen Hut, um ſie der Braut mitzubringen. Auf einmal wird er in einer weiten Mauerſpalte ein Zwerglein gewahr, das winkt und winkt ganz freundlich, und er faßt ſich ein Herz, ihm zu folgen. Da geht es tief, tief hinunter, und in den Gängen des Berges iſt eitel Glanz und Pracht von herrlichen Geſteinen zu ſchauen, auch ſein Fuß tritt auf ſchöne Steine, und er hebt einige davon auf, im Bücken fällt ihm die Blume vom Hut, da überkommt ihm gleich ein Grauſen, und er wendet ſich eilend um, den Ausgang zu gewinnen. Eine Stimme ſchallt hinter ihm: Vergiß das Beßte nicht! Aber er eilt unaufhaltſam von dannen. Als er nun in den Ruinen ſteht, und noch nicht recht weiß, wo er iſt, erſcheint wieder der Zwerg, dieſesmal

---

*) Der Wartthurm heißt in der ganzen Umgegend nur der Kaiſer Friedrich.

aber mit zorniger Miene, und fragt: Wo haſt Du die Blume? Ich habe ſie verloren! antwortet furchtſam der Hirte. Du Thor! zürnt da der Zwerg: Die Blume war Dir beſtimmt und mehr werth, als die Rothenburg und der Kiffhäuſer! Riefs und verſchwand. Traurig ging der Hirte heim, und erzählte am Abend ſeiner Geliebten, was ihm im Berge begegnet. Dabei fielen ihm die Steine ein, die er aufgeleſen, und er warf ſie ihr in den Schooß. Ei wie klangen ſie ſo ſchön, und waren — eitel Gold. Nun konnten ſich die Liebenden heirathen und miteinander glücklich ſeyn.

6.

Die große Heerde.

Einmal trieb auch ein Schäfer ſeine Heerde ziemlich weit herauf an das alte Kiffhäuſerſchloß und blies fröhlich auf ſeiner Schalmei, daß es weithin hallte und ſchallte. Plötzlich ſtand ein ganz kleines Männlein neben ihm, grüßt ihn artig und züchtiglich, und fragte: Möchteſt Du wohl den alten Kaiſer Friedrich ſehen, und ihm auch ſolch ein fröhliches Stücklein aufſpielen? Warum denn das nicht? erwiederte der Schäfer, und folgte dem Männlein getroſt in den Felſengang, der ſich mit einemmale vor ihnen aufgethan. Nach ziemlich langer Wanderung kamen ſie in eine weite Halle, wo der Barbaroſſa mit geneigtem Haupte und geſchloſſenen Augen zu ſchlummern ſchien. Beherzt ergriff der Schäfer nun ſeine Schalmei und blies. Da hob der alte Kaiſer ſein Haupt mit dem rothen Bart empor, der durch den Tiſch gewachſen war, und fragte: Fliegen die Raben noch um die Burg? — Sie fliegen noch! erwiederte der Schäfer. Auf dieſe Antwort ſeufzte der Kaiſer tief und ſchwer, und ſprach kummervoll: So muß ich aufs neue hundert Jahre ſchlafen! Neigte wieder ſein Haupt, und ſchien zu entſchlummern. Der Zwerg führte hierauf den Schäfer wieder an das Tageslicht, und verſchwand, ohne ihm eine Belohnung zuzuſtellen. Wie der Schäfer nach ſeiner Heerde ſah, die zuvor klein war, erſtaunte er, zählte und zählte, und fand, daß hundert Stück darüber waren. Die waren nun ſein Eigenthum, und er wurde durch ſie reich.

7.

Der Kornfuhrmann aus Reblingen.

Es war im Jahr 1669, daß ein Bauer aus dem Dorfe Reblingen im Rieth einen Wagen voll Korn nach Nordhauſen zum Verkauf zu führen Willens war. Dem begegnete ein kleines Männchen und lag ihm an, die Frucht auf den Kiffhäuſerberg zu liefern, und dafür ſo viel, aber nicht mehr Geld zu nehmen, als das Korn nach der damaligen theuern Zeit im Werth ſei. Solches that denn auch der Bauer, kam hinauf und ſah in der Bergeshalle den verzauberten Kaiſer ſitzen, aber ſtumm und unbeweglich und ſchlafend. Das Geld, welches er für ſein Getraide empfing, war uralten Gepräges, und darunter manches Stück, das auf der einen Seite ein Kaiſer-Bildniß mit der Umſchrift TIBERIVS trug, auf der andern die Aufſchrift HALBER SECEL.

8.

Die Flachsknotten.

Knaben aus Kelbra gingen in die Nüſſe auf den Kiffhäuſer. Ein großer Theil des Bergabhanges wie des Gipfels iſt mit Haſelnußſträuchen bewachſen. Sie durchkrochen Gebüſch und Ruinen, und fanden eine Wendeltreppe, die zu einem Gemach emporführte, darin achteckige rothe und blaue Fenſterſcheiben waren. Auch lag in einer Ecke dieſes Gemachs eine Spindel mit Flachs, und ein großer

Haufen Flachsknotten. Dieſe faßten die Knaben in ihre Mützen und Hüte, und warfen einander damit zur Kurzweil, ſo daß ſie die Knotten auf den ganzen Weg verzettelten. Es war ſchon Abend, als die Knaben nach Hauſe kamen, und die Aeltern des Aermſten waren eben im Tiſchgebet begriffen. Der Knabe nahm ſogleich den Hut ab, um mit zu beten, da fiel es klingend vor ihm nieder, da lag Glänzendes auf der Erde verſtreut, die Mutter bückte ſich und ſiehe, die Flachsknotten, die im Hut und Haar des Knaben hängen geblieben waren, hatten ſich in Gold verwandelt; die Prinzeſſin beſcherte das dem armen Jungen, daß er etwas dafür lernen ſollte. Bald verbreitete ſich in Kelbra die Kunde von dem Glück, Jung und Alt lief am andern Tage auf den Berg, um die Spinnſtube der Prinzeſſin zu finden, und wo möglich, ganze Malterſäcke voll Goldknotten einzuſacken — aber Wendeltreppe, Stube, bunte Scheiben, Flachs und Knotten waren verſchwunden.

Ueberhaupt wird von Flachsknotten manche ähnliche Sage erzählt. Die Frankenhäuſer Botenfrau geht einmal über den Berg, und findet am Weg einen Haufen Knotten hingebreitet, die klingen und lachen. Sie nahm drei davon, die ſich hernach in Gold verwandelten, und dieß that ſie öfter; bis die Habſucht ihr eingab, mehr zu nehmen; die verwandelten ſich in Unflath, und niemals fand ſie wieder welche. — Einmal ging ein Mann aus Kelbra im Winter nach Frankenhauſen den Rennweg, da ſah er eine Jungfrau Knotten über den Schnee zum trocknen ausbreiten, ſchaute ihr verwundert zu, und bat ſie, ihm zu erlauben, einige Knotten mitzunehmen. Die Jungfrau hieß ihn zu nehmen, ſo viel er wolle, doch fragte ſie, wozu er die Knotten haben wolle? Er erwiederte: Zum Wahrzeichen, wenn ich zu Hauſe erzähle, daß ich hier oben im Winter habe Knotten trocknen ſehen, denn ſonſt wird es mir doch Niemand glauben, Er nahm, grüßte dankend und ging. Als er zurück kam an denſelben Platz, fand er gar keine Spur mehr von der Jungfrau und den Knotten, nur ſeine eignen Fußtapfen im Schnee außer der Wegbahn nahm er wahr. Verwundert und ſchauernd eilte er hinab in ſein Dorf, erzählte was ihm begegnet, und zog ſeine Knotten hervor. — Sie waren in Goldkörner verwandelt.

9.

Der Ring des Barbaroſſa.

Einem Hirten, der am Kiffhäuſer Schweine hütete, verlief ſich ein Stück der Heerde. Er suchte es überall, und fand es nicht; endlich nach dreien Tagen ſah er die vermißte Sau aus einem Bergloch kommen, und die vorher mager war, erſchien jetzt wohl gemäſtet, dick und fett. Der Hirte erzählte das Jedem, der es hören wollte, ſo kam das Gerede davon auch zu den Ohren des Grafen in Rosla. Der wollte gern der Sache auf den Grund kommen, was in dem Berge ſei. Nun ſaß im Thurm ein Gefangener, der war zum Tode verurtheilt; dieſem wurde Leben und Freiheit verſprochen, wenn er in das Bergloch kriechen, und, herausgekommen, treu erzählen wolle, was er gehört und geſehen. Der Verurtheilte kroch in den Berg und kam auch wirklich bis in den Saal, in welchem Kaiſer Friedrich ſaß, der ſah ihn ſtarr an, und gab ihm einen goldnen Ring und ſprach: Hier iſt ein Ring für Deinen Grafen! Sage ihm, er ſolle nicht wieder ſchicken. Denn hier iſt meine Reſidenz, und Niemand hat hier etwas zu ſuchen. Darauf wurde Alles um den Abgeſchickten her unſichtbar, mit Angſt und Noth fand er den Ausgang wieder, und berichtete, was er geſehen und gehört, und übergab dem Grafen den Ring, der mit Verwunderung ihn nahm, und dem Botem ſein Wort erfüllte.

10.

Der goldne Kelch.

Eine Schaar muntrer Bauernburſche aus Tilleda war eines Sonntags hinauf auf den Kiffhäuſer gegangen, ſich luſtig zu machen. Sie hatten Bier mit auf den Berg genommen, und lagerten an kühler Stelle. Zuletzt rief Einer luſtig den Kameraden zu: Hört, habt ihr nicht noch eine Flaſche Bier? Wir wollen Kaiſer Friedrichen ſeine Geſundheit trinken! Es fand ſich auch noch ein voller Krug, und ſie tranken. Da war auf einmal ein kleiner Kellner mitten unter ihnen, der trug einen goldnen Becher und zwei Fläſchen beſondern Weines, ſchenkte ein, und hieß ſie trinken, zuletzt gab er den Goldpokal jenem Jungen, der die Geſundheit ausgebracht, und ſagte, ſie möchten jedes Jahr an dieſem Tag und um dieſe Stunde wieder heraufkommen, jedoch den Becher mitbringen. Aber die Burſche ſind nicht wieder an demſelben Tag auf den Berg gegangen, denn es graußte ſie, und der Empfänger des Kelchs ſchenkte dieſen der Kirche zu Tilleda, wo er ſich noch befinden ſoll.

11.

Das Brautpaar aus Tilleda.

In Tilleda wohnte ein armer, rechtſchaffner Taglöhner, der hatte eine Tochter, die mit einem redlichen Jungen verlobt war, eben ſo arm, wie ſie ſelbſt. Zur Hochzeit, die am nächſten Tage bevorſtand, waren einige Gäſte geladen, aber das Brautpaar nahm mit Schrecken wahr, daß die kleine Küche an Töpfen, Tellern und Schüſſeln nicht mehr enthalte, als gerade für eine Familie, und ſtand in großer Betrübniß, wußte auch keinen Rath. Der Vater aber ſprach: Wißt ihr was? Geht auf den Kiffhäuſer, und borgt von der verzauberten Prinzeſſin. Es lag in dieſen Worten eine trübe Wehmuth und ein bittrer Hohn über die drückende Armuth. Und die jungen Leutchen gingen wirklich miteinander auf den Kiffhäuſer. Oben ſtand auch ſchon die Prinzeſſin, als hätte ſie bereits gewartet, und grüßte freundlich. Nun waren ſie auch gleich im Berg, ſie wußten nicht wie, wurden geſpeißt und getränkt, und empfingen eine Menge nützlichen Hausrathes, Teller, Schüſſeln, Löffel, ſo viel ſie nur tragen konnten, ſo daß ſie ganz mühſam, als ſie nun dankend die gütige Gabenſpenderin verlaſſen hatten, wieder nach Tilleda mit ihren gefüllten Körben niederſchritten. Sie waren ſo ſehr mit ſich ſelbſt und ihrem nahen Glück beſchäftigt, daß ſie gar nicht bemerkten, wie manches um ſie her verändert war, bis ſie im Orte ſelbſt ankamen, und erſchrocken ſtanden, denn ſie kannten ihn kaum wieder. Ihres Vaters Hütte war gar nicht mehr vorhanden, ſondern an ihrer Stätte lag ein großer Ackerhof. Eine Menge Leute ſammelten ſich um das Paar, in ganz anderer Tracht, lauter unbekannte, fremde Geſichter, die es eben ſo verwundert anſtaunten, als jene ſelbſt verwundert um ſich blickten. Da ſchritt der Prediger durch die Menge, ſah die beiden Leute, und befragte ſie mit Theilnahme, wer ſie ſeien, und woher ſie kämen? Sie ſagten ihm, daß ſie ja erſt vor wenigen Stunden auf den Kiffhäuſer gegangen, und daß ſie ſich die Veränderung, die ſie rings umher wahrnähmen, nicht zu erklären wüßten. Der Paſtor nahm ſie mit in ſeine Wohnung, und ſchlug im Kirchenbuch nach, da er denn fand, daß vor zwei hundert Jahren ein Brautpaar auf den Kiffhäuſer gegangen und nicht wieder in den Ort zurückgekommen ſei. Da weinten die ſo alt Gewordenen, und ließen ſich von dem Pfarrer einſegnen, dann gingen ſie auf den Kirchhof, wo die Genoſſen ihrer Zeit begraben lagen. Mit Scheu vermied das junge Geſchlecht das greiſe Paar, und nach drei Tagen fand man auf dem Kirchhof ihre Leiber in Aſche zerfallen.

12.

Die muntern Fiedler.

In Kelbra waren luſtige Muſikanten, die beredeten ſich einmal unter einander, zum Kaiſer Friedrich hinauf zu gehen, und ihm eine Nachtmuſik zu bringen. Geſagt, gethan; ſie gehen im Mondenſchein, und langen gerade auf Kiffhauſen an, als drunten in Tilleda die Mitternachtſtunde ſchlägt. Rundum iſt es tief ſtill, und ſie laſſen ihre feierliche Muſik erklingen. Es dauert nicht lange, ſo nahet ſich tanzend die Prinzeſſin, eine Kerze in der Hand, und winkt ihnen, ihr zu folgen. Mit klingendem Spiel ziehen ſie in den aufgethanen Berg, mitten in die unterirdiſche Wunderpracht hinein. Reichlich wird ihnen Speiſe und Trank geboten, doch ſonſt keine Gabe, die ſie wohl erwarteten, und zuletzt nickt ihnen der Kaiſer gnädig den Abſchiedsgruß. Die Prinzeſſin aber reicht Jedem einen grünen Buſch zum Andenken. Als ſie wieder im Freien ſind, ſehen ſie einander halb ärgerlich, halb lachend an, und ſchelten über die gar nicht kaiſerliche Freigebigkeit, die ihnen mit lumpigen Eichenzweigen gelohnt habe; zerrupfen auch die Zweige und reißen ſie von den Hüten ab, bis auf einen, der ſeinen Zweig doch zum Andenken aufheben will. Als er nach Hauſe kommt, und ſeiner Frau den Buſch zeigt und darbietet, verwundert ſie ſich ſehr, denn der Zweig iſt nicht mehr grün und leicht, ſondern goldgelb und ſchwer, und mit Blättern und Stielen in pures Gold verwandelt. — Kaum wurde das ruchtbar, ſo liefen die andern Kameraden über Hals und Kopf auf den Berg nach ihren Zweigen, aber da war nichts mehr davon zu ſehen. Ihr Mißtrauen hatte ſie betrogen.

Ein anderes Mal, hört man ſagen, blieſen Muſikanten Kaiſer Friedrichen das Neujahr an, da kam die Prinzeſſin, und brachte Jedem eine ganze

Mulde voll Laub, welches ſich alles in Gold verwandelte, ſo daß ſie all' ihr Lebetage nichts mehr zu thun brauchten.

13.

Der Bergmann und der Mönch.

Es ging einmal ein frommer Bergmann, der ſich wenig an das Treiben der Außenwelt kehrte, am dritten Oſtertag auf den Kiffhäuſer. Als er nahe an den alten Thurm kam, fand er einen Mönch dort ſitzen, mit langem Bart, der las in einem großen Buche. Als dieſer den Bergmann gewahrte, klappte er das Buch zu und ſprach: Auf Dich habe ich lange gewartet, komm mit mir zum Kaiſer Friedrich, den ſollſt Du ſehen. Es hat mir ſchon ein Zwerg die Springwurzel gebracht. — Ueber dieſe Anrede erſchrack der Bergmann, doch der Mönch ſprach ihm Muth ein, und führte ihn auf einen Platz, der rings von Mauern umſchloſſen war, dort zog er mit ſeinem Stabe einen Kreis um ſie beide, und las aus dem großen Buche laut und lange Gebete ab, die der Bauer nicht verſtand. Endlich ſchien die Erde zu beben, unterirdiſcher Donner rollte, und ſo weit der Kreis reichte, in dem Beide ſtanden, löſte ſich das Erdreich und ſie ſanken in die Tiefe. In einem großen Gewölbe angekommen, verließen ſie den Kreis, und der Boden ſtieg wieder empor. Sie wandeln nun durch einen dunklen Gang, endlich ſchimmert ihnen das Licht einer ewigen Lampe entgegen, an dieſem entzündet der Mönch zwei Fackeln, und ſo wandeln ſie weiter, bis ſie an ein großes Thor von Erz gelangen. Es iſt verſchloſſen, aber der Mönch murmelt Gebete und hält die Springwurzel an Schlöſſer und Riegel, und dröhnend ſpringen alle auf, das Thor öffnet ſich, und nun treten die Wanderer in eine runde prachtvolle Kapelle. Alles glänzt von glattem Marmor, von der Decke hängen leuchtende Kryſtalle, der Altar iſt von gediegenem Gold, das goldne Taufbecken ruht auf ſilbernem Fuße. Der Boden iſt ſpiegelglatt wie Eis, und wer, (ſo ſagte nachher der Mönch zum Bergmann) nicht keuſch und züchtig gelebt, der brach auf ihm beide Beine, und kam nie zurück. In der Mitte dieſes prachtvollen Gewölbes hieß der Mönch den Bergmann ſtehen bleiben, ſchritt zu einer ſilbernen Thüre, und klopfte dreimal daran. Die Thür ſprang alſobald auf, und der Bergmann ſah in einer zweiten herrlichen Halle den Barbaroſſa leibhaftig ſitzen; der durch den Tiſch gewachſene Bart reichte ihm bis auf die Füße. Dem Bauer kam ein mächtiges Grauſen an. Bald darauf ſchloß ſich die ſilberne Thüre wieder; der Mönch führte nun ſeinen Begleiter zurück, das eherne Thor ſchlug mit Gepraſſel hinter ihnen zu, und als ſie den Kreuzgang durchſchritten hatten, und wieder in die vordere Höhle kamen, ſenkte ſich der kreisrunde Boden herab, den ſie betraten, worauf ſie ſanft zur Oberwelt emporgehoben wurden. Der Bergmann empfing droben von dem Mönch zwei Stangen eines unbekannten Metalles, das jener aus der Kapelle mitgebracht hatte, welche lange in deſſen Familie blieben.

14.

Der Ziegenhirt.

In Sittendorf wohnte ein Ziegenhirt, mit Namen Peter Klaus, der trieb ſeine Heerde gern recht hoch am Kiffhäuſer hinauf, und ließ ſie dann im Ruinengemäuer ruhen. Da nahm er mehrmals wahr, daß eine Ziege ſich von der Heerde verlor, und jedesmal erſt nachkam, wenn er ſchon hinweg und heimwärts trieb. Nun hatte er einmal recht genau Acht auf dieſe Ziege, und wurde gewahr, daß ſie in eine weite und dunkle Mauerſpalte ſchlüpfte. Sogleich kroch er ihr nach, und fand ſie in einer Höhlung, begierig Haferkörner verzehrend, die von der Decke herabrieſelten. Verwundert blickte er empor, und konnte ſich nicht erklären, woher doch hier friſche Haferkörner kommen möchten. Doch hörte er über ſich Wiehern und Stampfen, wie von Pferden, wobei es ihm höchſt wunderlich vorkam, daß da droben ein Stall zu ſein ſcheine. Jetzt erſchien aber ein Knappe, winkte ihm zu folgen, führte ihn mehre Stufen hinan, über einen ummauerten Hof, und an eine Vertiefung, die rings von Felswänden eingeſchloſſen war, und an die er ſich nicht erinnern konnte, ſie jemals früher geſehen zu haben. Dort erblickte er einen ebnen Boden, und zwölf Ritter bei einem Kegelſpiel, und erhielt von den Knappen den Wink, die Kegel aufzuſtellen. Peter Klaus gehorchte, nicht ohne Angſt und Grauen die langen Bärte der Ritter und ihre ſeltſamen aufgeſchlitzten Wämſer betrachtend. Doch nach und nach faßte er Muth, trank auch aus einer Kanne, die ihm hingeſtellt, und voll edeln Weines war, auch nimmer leer wurde, und ſo kam es, daß er über Aufſetzen und Trinken einſchlief, er wußte ſelbſt nicht wie. Als er gegen Abend erwachte, lag er auf ſeinem gewohnten Trümmerplatz, an dem ihm manches anders vorkam, wie kurz vorher; das Gras war lang aufgeſchoßt, und kleine Sträucher, die ſonſt wohl da geſtanden, waren zu Bäumen geworden. Klaus pfiff nach ſeinem Hunde, aber der war nicht da, auch keine Heerde. Er ſuchte ſie, fand ſie aber nicht, und dachte, ſie würden zur gewohnten Zeit hinunter nach Sittendorf ſein. Daher ging er auch hinab, und fragte die erſten Leute, die ihm begegneten, nach ſeinem

Vieh. Verwundert ſahen ſie ihn an, kannten ihn nicht, und er ſie nicht; auch wurde er plötzlich gewahr, daß er einen fußlangen Bart habe, und kam ſich vor, wie verhext. Das war doch Sittendorf, dort ſtand doch der Kiffhäuſer, und alles Uebrige, er ſich ſelbſt mit, erſchien ihm ſo vertrakt. Am Hirtenhaus lag ein fremder Hirtenknabe, und ein abgemagerter, knurrender Hund, und die Hütte war im übelſten Zuſtand. Vergeblich rief er Frau und Kinder bei Namen, Niemand antwortete, wohl aber umdrängte ihn eine Schaar Männer, Weiber und Kinder, neugierig, und fragten, wen er ſuche. Nun mochte er die Seinigen, noch weniger ſich ſelbſt nennen, nannte daher einen alten Bekannten: Kurt Steffen! Kopfſchüttelnd und ſchweigend ſahen die Leute einander an, bis endlich eine alte Frau ſagte: Der wohnt ſeit zwölf Jahren unter der Sachſenburg, dahin kommt Ihr heute nicht mehr, Alter! So nannte er einen Andern: Velten Steier! — Ach! — ſchrie ein altes Mütterchen an der Krücke: der liegt ſeit fünfzehn Jahren auf dem Gottesacker, Gott habe ihn ſelig! Peter Klaus erſchrack, und es verging ihm alle Luſt zur fernern Nachfrage. Da drängte ſich ein junges Weib mit einem Kinde auf dem Arm, und einem vierjährigen Mädchen an der Hand, durch die Menge, die alle drei Klauſens Frau auffallend ähnlich ſahen. Wie heißt Ihr? fragte er die Frau. Maria — und Euer Vater? — Peter Klaus! Gott habe ihn ſelig! Vor zwanzig

Jahren ging er auf den Kiffhäuſer, die Heerde kam ohne ihn, er ſelbſt kam niemals wieder! Tag und Nacht ſuchten wir ihn vergebens! — Ich bin es, ich bin Peter Klaus, ſprach der Hirt. Alles erſtaunte. Zwanzig Jahre hatte er auf dem Kiffhäuſer geſchlafen, und es deuchte ihm nur wenige Stunden geweſen zu ſein.

15.

Die geraubten Fräulein.

Vor Zeiten hauſten wilde Raubritter in der alten Burg Kiffhauſen. Des Tages ſchwärmten ſie in Wald und Flur umher, plagten die Umgegend und raubten Menſchen und Vieh, Gut und Geld, und des Nachts ſchwärmten und ſchwelgten ſie in und von den erbeuteten Schätzen. Sie hatten nach allen Seiten hin von der Burg aus lange und heimliche Gänge unter der Erde, ſo daß ſie bald da, bald dort unverſehens hervorbrachen, und ebenſo ſchnell wieder verſchwanden. Einſt raubten ſie am hellen Mittage in Kelbra vier junge und wunderſchöne Fräulein, die eben aus der Kirche kamen, und ſchleppten ſie auf die Burg. Auch aus andern Orten holten ſie ſich junge Dirnen. Die Fräulein ſollen nachher manchmal mit den Raubrittern auf die Jagd geritten, aber niemals wieder herunter in die güldne Aue gekommen ſein. Zuweilen in hellen Nächten ſieht man ſie noch über den Berg reiten auf ſchönen ſchneeweißen und prächtig angeſchirrten Pferden, aber es iſt nicht gut, ihnen zu begegnen.

16.

Der Ritterkeller.

Ein armer Mann in Tilleda richtete bereits die achte Kindtaufe aus; es gab nicht allzuviel zu ſchlucken, und der Vorrath von thüringer Landwein war von den Gäſten bald ausgetrunken. Dieſe verlangten mehr, und der Kindtaufsvater ſagte zu ſeiner Tochter, einem jungen Mädchen von ſechszehn Jahren: Geh mein Kind, geh in den Keller und hole Wein. Er hatte aber gar keinen Keller, und es war nur ſein Scherz. In welchem Keller denn, Vater? fragte das Mädchen, und der Vater antwortete ihr: Ei, meinetwegen in dem Ritterkeller auf dem Kiffhäuſer. Das Mädchen nahm einen kleinen Handeimer und ging in ſeiner Einfalt fort, immer den Berg hinan. Auf einmal in der Mitte des Berges, ſieht ſie vor einem verfallenen Gewölbe und eine alte Schaffnerin in wunderlicher Tracht, mit großem Schlüſſelbund, ſitzt davor, und fragt das erſtaunte Mädchen: Du willſt gewiß Wein aus dem Ritterkeller? — Die Kleine bejahte, und die Schaffnerin hieß ſie ihr folgen. Da ging es weit hinter, bis zu einer Thür, welche die Schaffnerin aufſchloß, und die zu einem großen geräumigen Keller führte, wo zu beiden Seiten die Stückfäſſer lagen. Bald war der kleine Eimer aus einem derſelben gefüllt; die Kellermeiſterin reichte ihn dem Mädchen hin und ſprach: Das bringe Deinem Vater, und habt ihr wieder ein Feſt, ſo komme wieder, doch ſage Niemand, woher der Wein, auch darf bei Leibe kein Tropfen davon verkauft werden. — Die Tochter kam glücklich nach Hauſe, man hatte ihre Abweſenheit kaum bemerkt, aber der Wein ward köſtlich befunden und höchlich belobt. — Später, wenn wieder ein Freudentag war, ſchickte der Vater das Töchterlein wieder nach dem Ritterkeller, und immer kam ſie mit gefülltem Eimer zurück; nie hatte man beſſern Wein getrunken, und nie wohlfeilern.

Der Schenkwirth hörte davon, denn Niemand wollte mehr von ſeinem ſauern oder verfälſchten Wein trinken, ging deshalb zum Nachbar, und bat ihn nur um ein Schlückchen zum Koſten, das mundete ihm baß, und er forſchte, woher der Wein bezogen werde, und rechnete ſchon, wieviel er mit einem Fäßlein ſolchen Weines geringe Sorte gut machen könnte. Allein er erfuhr nichts. Nun legte er ſich auf die Lauer, und nahm bald wahr, daß des Nachbars Töchterlein Abends zum Kiffhäuſer ging, und halbwegs oben in einem Gewölbe verſchwand, nach einer Weile aber mit vollem Eimer herauskam. Er merkte ſich die Stelle gut, und hatte am andern Abende nichts eiligeres zu thun, als mit einer großen leeren Tonne bergauf zu karren, die er im Ritterkeller zu füllen dachte. Aber wie er nun an dem Eingang des Kellers war, da wurde es rabenſchwarze Nacht um ihn her, der Sturm erhob ſich heulend aus Wald und Geklüft, packte ihn mächtig, und kollerte ihn ſammt der Tonne bergab, daß ihm Hören, Sehen und alle übrigen Sinne vergingen. Als er aus ſeiner Betäubung erwachte, ſah er ſich in einer bleich erleuchteten Todtengruft und mächtiges Grauſen durchſchauerte ihn; ängſtigende Bilder zogen vorüber, er wußte nicht, ob ſie wirklich oder Geburten ſeiner fieberhaften Phantaſie waren. Zuletzt kam ein Mönch, der trug ihn eine hohe Treppe empor und legt ihn nieder. Ohnweit von ihm ſchlug die Uhr Mitternacht. Der Mönch ſteckte ihm ein Stück Geld in die Hand, und verſchwand. Halbtod ſchleppte ſich der Schenkwirth nach Hauſe, legte ſich zu Bette, und ſtarb nach drei Tagen. Für das Geld des Mönchs wurde er begraben.

17.

Der Kegel.

Eine Sängerſchaar ſang in den Dörfern rings um den Kiffhäuſer den Leuten das Neujahr an. Es traf ſich, daß ſie am Neujahrsmorgen über den Berg wanderten, vielleicht um nach Ichſtedt oder Badra zu gehen; der Morgen war kalt, und wildes Schneegeſtöber umwirbelte die Männer. Gleichwohl trafen ſie auf dem Kiffhäuſer eine Geſellſchaft an, welche ſich mit Kegelſchieben vergnügte. Das verwunderte ſie gar ſehr, denn Jahres- wie Tageszeit, ſo wie der Ort, alles war außergewöhnlich, ſchier unglaublich. Der Jüngſte unter den wandernden Sängern, ein Bäckerburſche, nahm ſich heraus, die Geſellſchaft höflich anzureden, und zu ſagen: Das wird uns drunten Niemand glauben, daß wir heute und hier haben Kegel ſchieben ſehen. Möchtet mir wohl erlauben, einen Kegel mitzunehmen! — Das ward ihm nicht verwehrt, und ſo ergriff er den König, und ſteckte ihn in ſeinen ledernen Ranzen. Raſch ging es nun weiter fort, und im Ort, wohin die Sänger wollten, angelangt, hatten ſie nichts eiligeres zu thun, als zu erzählen, was ihnen auf dem Berge begegnet ſei. Die Zuhörer bezweifelten es, da zog der Sänger ſein Wahrzeichen hervor, den Kegel, der war aber plötzlich ſo ſchwer, daß er ihn fallen laſſen mußte, und ſiehe, er war gediegenes Gold. Der Glückliche theilte redlich mit ſeinen Kameraden, und es trug jedem ſo viel, daß keiner mehr nöthig hatte, mit Neujahrſingen ſein Brod zu ſuchen.

18.

Die goldnen Haare.

In einem Dorfe am Fuße des Kiffhäuſers waren junge Mädchen und Burſche in der Spinnſtube beiſammen, es wurde erzählt, geſungen, gelacht und geſcherzt, und endlich ſetzten die Mädchen ihre Rädchen bei Seite, um ein Pfänderſpiel zu beginnen. Eins von den Mädchen war aber nicht recht beliebt, daher wurden ihr immer die ſchwerſten Pfandauslöſungen aufgegeben, weil der Inhaber der Pfänder allemal ein verabredetes Zeichen gab, wenn ein Pfand von jener an die Reihe kam. So geſchah wieder die Frage: Was ſoll das Pfand thun, das ich in meiner Hand habe? — Antwort: Es ſoll auf das Kiffhäuſerſchloß gehen, und zum Zeichen, daß es oben war, Kaiſer Friedrichen drei Haare aus ſeinem rothen Barte rupfen, und mitbringen. Das Mädchen mochte wohl merken, daß man ſie aus der Geſellſchaft los ſein wolle, und ging; doch hatte ſie ein Pfand gegeben, das ſie nicht im Stich laſſen wollte. Niemand dachte mehr an ſie, aber als eine gute Stunde vergangen war, ſo trat ſie wieder in die Stube ein, und brachte — drei brennendrothe lange Haare. Staunend ward ſie angeblickt, die Haare waren aus des Kaiſers Bart, es war kein Zweifel. Das Mädchen hatte ihn geſehen, geſprochen, und die Haare nehmen dürfen, nur das war ihr anbefohlen worden, dieſe heilig aufzubewahren. Sie legte die Haare in ein großes Papier gewickelt in ihre Lade, und vergaß ſie. Ein Jahr danach ohngefähr fiel ihr das Papier beim Räumen in die Augen, ſie nahm es zur Hand, aber es war ſo ſchwer, daß ſie es kaum heben konnte, die drei Haare aus des Barbaroſſa Bart waren in zolldicke Goldſtangen verwandelt.

19.

Die Wallfahrt.

Im Jahr 1433 wurde eine große Wallfahrt und ſtark Zulaufen auf Kiffhauſen zu einem hölzernen Kreuz, in der Kapelle, von dem man große Zeichen und Wunder ausgab. Graf Heinrich von Schwarzburg, der dreiundzwanzigſte, dem damals die Burg gehörte, hatte die Kapelle droben prächtig erbauen laſſen, ihr Einweihetag ward zum Feſt für ganz Thüringen, und vierzigtägiger Ablaß wurde Allen Denen ertheilt, welche dorthin wallfahreten. Da ſtrömten zahlloſe Waller herbei, und mancher erkaufte mit ſchwerem Geld die Erlaubniß, ſich auf dem Kirchhof neben der Kapelle begraben laſſen zu dürfen, wenn ſein Stündlein geſchlagen. Beſonders aber war der Zulauf groß an den Einweihungstagen, Kreuzerfindung und Kreuzerhöhung, an den Feſttagen der Jungfrau Maria und am Peter- und Paulstag, welchen Apoſteln die Altäre der Kapelle geweiht waren, nicht minder am Himmelfahrtstage, wo die Erde ihren Schooß aufgethan hat, und in voller Frühlingsfriſche dem Himmel entgegenlacht. Da ſoll manches Wunder ſich begeben haben, und davon iſt überhaupt die Sage in das Volk gekommen, daß in der Himmelfahrtsnacht der Berg ſich aufthue, daß alle Herrlichkeit der Tiefe ſichtbar werde, daß die Schätze heraufrücken, die Glücksblume blühe, und jedem Glücks- und Sonntagskinde Erwünſchtes begegnen könne, wenn es nur zur rechten Stunde komme. Darum ſind noch lange nachher, als die Burg und die Kapelle noch in ihrer Pracht ſtanden, Wallfahrer auf den Berg gegangen, und als auch dieſe allmählig wegblieben, haben ihn in ſolchen heiligen Nächten Kurgänger, Schatzgräber und Venetianer vielfach beſucht, und die Ruinen durchgraben und durchkrochen. Man ſagt, daß nach Verödung der Kapelle einige ſolcher Leute daſelbſt und auf dem Kirchhofe glücklich geweſen ſein ſollen.

20.

Der falſche Rothbart.

Als Kaiſer Friedrich Barbaroſſa nicht mehr auf Erden wandelte, hat es ſich zugetragen, daß nacheinander Männer aufgetreten ſind, die ſich für ſeine Perſon ausgegeben haben, ſie haben aber Alle ein ſchlechtes Ende genommen. Der berühmteſte darunter war Tilo Kolup, der zu Neuß verbrannt wurde. Im Jahr 1546 erhob ſich in der ganzen güldnen Aue ein Geſchrei: der Rothbart ſei wiedergekommen, er werde nun das Reichspanier erheben, den Türken aus Europa treiben, und das heilige Land befreien. Da ſtrömte viel Volkes hinauf auf den Kiffhäuſer. Dort hatten Schäfer und Hirten einen alten Mann von ſtattlichem Anſehen erblickt, mit langem rothen Bart, der überraſchend aus dem Gemäuer getreten, dann wieder vor ihren Blicken hinweggeſchwunden war. Nun traten auch Leute auf, die ihn geſprochen hatten, da war des Erzählens kein Ende von dem wieder erſtandenen Kaiſer Friedrich. Und in der That war ſolcher Mann vorhanden, wohnte in den Gewölben der alten Burg, offenbarte ſich denen, die zu ihm kamen, und ſagte aus: er ſei wahrhaftig der alte Barbaroſſa, und erwarte nur noch Briefe aus Baiern und andern Landen, dann wolle er hervortreten, ſich des Reiches annehmen und lobiglich regieren. Darauf ſammelte ſich um ihn ein großer Anhang; es kamen täglich über 2000 Menſchen auf den Berg, und wurden dem kaiſerlichen Herrn Gaben in Fülle von dem Volke zugebracht. Nun war unter den umwohnenden Grafen und Herren großes Berathen, was ſie bei dieſer Sache thun, ob ſie dem aufgeſtandnen Kaiſer zufallen, oder gegen ihn kriegen ſollten? Der Landesherr aber, dem der Berg gehörte, Graf Günther von Schwarzburg, ſandte Ritter und Reiſſige bei nächtlicher Weile um die Burg, und als eines Tages das Volk wieder hinaufkam, den Kaiſer zu beſuchen, da war er hinweggeſchwunden und ward nimmer wieder geſehen. Darauf meinten die Leute, es möge wohl dem armen alten Friedrich nicht mehr gefallen haben auf der böſen und verderbten Oberwelt, und er ſich wieder hinunter verwünſcht haben in das unterirdiſche Schloß, und werde er wohl zu einer andern Zeit wiederkommen. Es hatte aber das Laufen nach dem Berge und das Walten des Kaiſers droben faſt zwei Jahre lang Beſtand gehabt, und war derſelbe nur ein wahnſinniger Schneider aus Langenſalza geweſen, der in Haft gehalten dieſer entronnen, und ſich auf den Berg in die Kapelle geflüchtet, wo er Feuer angemacht, ſich ſehen laſſen, und ſich vieler Königreiche und Kaiſerthümer gerühmt.

21.

Der Venetianer.

Es iſt allgemeine Sage unter dem Volke in der güldnen Aue, das oft Venetianer auf den Kiffhäuſergebirge umhergewandert, und noch umherwandern, deſſen verborgene Schätze auszubeuten. Mancher ſoll zu Fuße gekommen, zu Pferde hinweggeritten ſein; und mancher einem und dem andern Bewohner der Gegend die bekannte Rede anzuhören gegeben haben: Ihr lieben Deutſchen werft oft einen Stein nach einer Kuh, der mehr werth iſt, als die Kuh ſelbſt. In Sondershauſen lebte ein Müller, Namens Lau, ein großer und ſtarker Mann, der unter der Potsdammer Garde geſtanden hatte, dieſer ließ in den Brüchen auf dem Kiffhäuſer ſeine Mühlſteine brechen. Eines Tages fuhr er, wie er ſelbſt erzählt hat, mit einem Knappen auf den Berg, ließ dieſen den Rennweg fahren und ſchlug den Fußſteg ein, der ihn nahe zu dem alten Thurme führte. Auf einmal trat ihm, wie aus der Erde gezaubert, ein dicker und ſtämmiger Burſche nahe, im Bergmannshabit, und bot ihm guten Abend. Nach einem Geſpräch richtete der fremde Burſche an den Müller die Worte indem er auf eine nahe Kluft zeigte: Kriecht mit mir in dieſe

Höhle hinein, und helſt mir einen Stein losbrechen, der ſoll uns beide glücklich machen. — Solchem Verlangen Folge zu leiſten, hatte aber der Müller ganz und gar keine Luſt, und ſchlug das Begehren ab. Darauf drohte der Kleine mit Zwang, worauf der Müller ihm einen derben Schlag verſetzte. Alſobald fühlte er ſich aber auch gepackt, und mit ſolcher Heftigkeit zu Boden geworfen, daß ihm alle Rippen krachten, bald darauf wieder erhoben, und wieder niedergeworfen; bald lag der Kleine unter ihm, bald er unter dem Kleinen, der mit der Gewandheit eines Aals immer unter ihm hinwegſchlüpfte, bis endlich der Knecht des Müllers ſeinem Herrn zu Hülfe kam, und mit einem Reitelſtocke auf den Kleinen losſchlug. Da ließ dieſer ab, verſchwand in ein enges und ſchmales Bergloch hinein, und kam nicht wieder zum Vorſchein. Der Müller aber fuhr mit ſchmerzenden Gliedern und blauen Flecken nach Hauſe. Wahrſcheinlich iſt der Bergmann ein Venetianer geweſen.

22.

Die Tafel voll Namen.

Im ſiebenjährigen Krieg lag ein alter Soldat zu Sondershauſen bei einem Friſeur im Quartier, der hörte viel vom Kiffhäuſer erzählen, und wollte doch auch einmal ſein Glück verſuchen. In der Himmelfahrtsnacht ging er auf den Berg, und kam an eine Pforte, die ſich vor ihm aufthat. Er gelangte in einen matt erleuchteten Gang und endlich in ein Gewölbe, darin ſtand eine lange Tafel, an dieſer Tafel ſaß die ernſte Geſtalt eines Mannes mit langem Bart und todtbleichem Antlitz — und ſchrieb. Auf der Tafel fand er zahlloſe Namen eingeſchrieben, und die Geſtalt bedeutete ihn, er ſolle ſich in den Finger ſchneiden, und mit Blut ſeinen Namen auf die Tafel ſchreiben, dann könne er reich werden, und von den Schätzen die ringsum in Truhen und Fäſſern in Gewölben umherſtanden, nehmen, ſo viel er wolle. Allein der alte Soldat verweigerte ſtandhaft, was von ihm gefordert wurde, und plötzlich geſchah ein Donnerſchlag, es war als breche der ganze Berg zuſammen, und alles was er geſehen, verſchwand vor ſeinen Augen, die Geſtalt, die Tafel, und die Schätze. Tiefe Nacht umgab ihn. Mit Mühe und Noth fand er endlich nach langem und ängſtlichem Umhertappen in der Finſterniß eine kleine Oeffnung, durch die er ſich höchſt mühſam herausarbeitete. Mit zerriſſenen Kleidern und krank kam er wieder in Sondershauſen an.

23.

Die Schatzgräber.

In Sondershauſen lebte vor langen Jahren ein luſtiger Muſikant, Namens Sauerbier, der ging [illegible] in einer Himmelfahrtsnacht mit noch einem Kameraden auf den Kiffhäuſer. Beide wollten Schätze gewinnen, allein ſie blieben aus, und kamen nicht wieder, ſo daß ihre Weiber und Kinder großes Wehklagen erhoben. Endlich nach acht Tagen kam Sauerbier wieder an, aber er, der ſonſt immer luſtig und aufgeräumt war, und alle Geſellſchaften erheitert hatte, war wiedergekehrt in zerriſſenen Kleidern, bleich und ſtill, düſter und verſchloſſen. Die Blüthe ſeiner Wangen war einer fahlen Erdfarbe gewichen. Drei Tage ſpäter wurde auch der Gefährte Sauerbiers, auf einer Karre in Stroh gepackt und tödtlich krank, nach Sondershauſen gebracht. Niemand brachte heraus, was ihnen zugeſtoßen ſei auf dem Kiffhäuſer, doch ging bald die allgemeine Rede, daß beide den Kaiſer Friedrich geſprochen hätten, folglich im Innern des Kiffhäuſers geweſen wären. Viel Wunderliches ſollen ſie darin erlebt haben, doch ſprachen ſie nicht gern davon. Sauerbier blieb blaß und bleich, bis an ſeinen Tod, und ſein Kamerad behielt ein lahmes Bein, das ihm die mit Gewalt bei ihrem Ausgang zufallende eiſerne Thür geſchlagen. Viele Leute ſagen, daß in dem alten Mauerwerke der verfallenen Burg ſich noch eine ſolche Thüre finde, die zu unterirdiſchen Gewölben leite, jetzt aber ſchwerlich gefunden werden mag.

24.

Der Schmied von Jüterbogk.

Das Mährchen vom Jüterbogkiſchen Schmied iſt faſt allbekannt im deutſchen Volk, und obwohl Jüterbogk weit abſeit liegt von dem Kiffhäuſer, ſo reiht das Mährchen ſich doch den Sagen von dieſem Berge an. Es war dieſer Schmied erſt ein junger Burſche, der einen ſehr ſtrengen Vater hatte, aber treulich Gottes Gebote hielt. Er that große Reiſen und erlebte viele ſeltſame Abenteuer, dabei war er in ſeiner Kunſt über alle Maßen geſchickt und tüchtig. Er hatte eine Stahltinctur, die jeden Harniſch und Panzer undurchdringlich machte, der damit beſtrichen wurde, und geſellte ſich dem Heere Kaiſer Friedrichs II. zu, wo er kaiſerlicher Rüſtmeiſter wurde und den Kriegszug nach Mailand und Apulien mitmachte. Dort eroberte er den Heer- und Pannerwagen der Stadt und kehrte endlich, nachdem der Kaiſer geſtorben war, mit vielem Reichthum in ſeine Heimath zurück. Er ſah gute Tage, dann wieder böſe, und wurde über hundert Jahre alt. Einſt ſaß er in ſeinem Garten unter dem alten Birnbaum, da kam ein altes Männchen auf einem Eſel geritten, das ſich ſchon mehrmals als des Schmiedes Schutzgeiſt bewieſen hatte. Dieſes Männchen herbergte bei dem Schmied und ließ den Eſel beſchlagen, was jener gern that, ohne Lohn zu heiſchen. Darauf ſagte das Männlein zu Peter, er ſolle drei Wünſche thun, aber dabei das Beſte nicht vergeſſen. Da wünſchte der Schmied, weil die Diebe ihm oft die Birnen geſtohlen, es ſolle keiner, der auf den Baum geſtiegen, ohne ſeinen Willen wieder herunter können — und weil er auch in der Stube öfter beſtohlen worden war, ſo wünſchte er: es ſolle niemand ohne ſeine Erlaubniß in die Stube kommen können, es wäre denn durch das Schlüſſelloch. Bei jedem dieſer thörigten Wünſche warnte das Männlein: Vergiß das Beſte nicht, und da that der Schmied den dritten Wunſch, ſagend: Das Beſte iſt ein guter Schnaps, ſo wünſche ich, daß dieſe Bulle niemals leer werde! — Deine Wünſche ſind gewährt, ſprach das Männchen, ſtrich noch über einige Stangen Eiſen, die in der Schmiede lagen, mit der Hand, ſetzte ſich auf ſeinen Eſel, und ritt von dannen. Das Eiſen war in blankes Silber verwandelt. Der vorher arm gewordene Schmied war wieder reich, und lebte fort und fort bei gutem Wohlſein, denn die nieverſiegenden Magentropfen waren, ohne daß er es wußte, ein Lebenselirir. Endlich klopfte der Tod an, der ihn ſo lange vergeſſen zu haben ſchien; der Schmied war ſcheinbar auch gern bereitwillig, mit ihm zu gehen, und bat nur, ihm ein kleines Labſal zu vergönnen, und ein Paar Birnen von dem Baum zu holen, den er nicht ſelbſt mehr beſteigen könne aus großer Altersſchwäche. Der Tod ſtieg auf den Baum, und der Schmied ſprach: Bleib droben! denn er hatte Luſt noch länger zu leben. Der Tod fraß alle Birnen vom Baum, dann gingen ſeine Faſten an, und vor Hunger verzehrte er ſich ſelbſt mit Haut und Haar, daher er jetzt nur noch ſo ein ſcheußlich dürres Gerippe iſt. Auf Erden aber ſtarb Niemand mehr, weder Menſch noch Thier, darüber entſtand viel Unheil, und endlich ging der Schmied hin zu dem klappernden Tod und accordirte mit ihm, daß er ihn fürder in Ruhe laſſe, dann ließ er ihn los. Wüthend floh der Tod von dannen, und begann nun auf Erden aufzuräumen. Da er ſich an dem Schmied nicht rächen konnte ſo hetzte er ihm den Teufel auf den Hals, daß der ihn hole. Dieſer machte ſich flugs auf den Weg, aber der pfiffige Schmied roch den Schwefel voraus, ſchloß ſeine Thüre zu, hielt mit den Geſellen einen ledernen Sack an das Schlüſſelloch, und wie Herr Urian hindurchfuhr, da er anders nicht in die Schmiede konnte, wurde der Sack zugebunden, zum Ambos getragen, und nun ganz unbarmherziglich mit den ſchwerſten Hämmern auf den Teufel losgepocht, daß ihm Hören und Sehen verging, er ganz mürb wurde, und das Wiederkommen auf immer verſchwur. Nun lebte der Schmied noch gar lange Zeit in Ruhe, bis er, wie alle Freunde und Bekannte ihm abgeſtorben waren, des Erdenlebens ſatt und müde wurde. Machte ſich deshalb auf den Weg, und ging nach dem Himmel, wo er beſcheidentlich am Thore anklopfte. Da ſchaute der heilige Petrus herfür, und Peter der Schmied erkannte in ihm ſeinen Schutzpatron und Schutzgeiſt, der ihn oft aus Noth und Gefahr ſichtbarlich errettet, und ihm zuletzt die drei Wünſche gewährt hatte. Jetzt aber ſprach Petrus: Hebe dich weg, der Himmel bleibt dir verſchloſſen, du haſt das Beſte zu erbitten vergeſſen: die Seligkeit. Auf dieſen Beſcheid wandte ſich Peter, und gedachte ſein Heil in der Hölle zu verſuchen, und wanderte wieder abwärts, fand auch bald den rechten breiten und vielbegangnen Weg. Wie aber der Teufel erfuhr, daß der Schmied im Anzuge ſei, ſchlug er das Höllenthor ihm vor der Naſe zu, und ſetzte die Hölle gegen ihn in Vertheidigungsſtand. Da nun der Schmied von Jüterbogk weder im Himmel noch in der Hölle ſeine Zuflucht fand, und auf Erden es ihm nimmer gefallen wollte, ſo iſt er hinab in den Kiffhäuſer gegangen zu Kaiſer Friedrichen, dem er einſt gedient. Der alte Kaiſer freute ſich, als Peter kam, und fragte ihn gleich, ob die Raben noch um den Thurm flögen?

Und als Peter das bejahte, ſo ſeufzte der Rothbart. Der Schmied aber blieb im Berge, wo er des Kaiſers Handpferd und die Pferde der Prinzeſſin und die der reitenden Fräulein beſch'ägt, bis des Kaiſers Erlöſungsſtunde auch ihm ſchlagen wird.

25.

Geiſterbeſchwörer.

Im Jahr 1732, ſo haben glaubwürdige Männer erzählt, machten ſich drei Schatzgräber und Geiſterbeſchwörer auf den Berg, und begannen die Geiſter zu citiren, auf daß dieſe ihnen zur Erlangung der verborgenen Schätze behülflich wären. Auch gelang ihnen ihr Werk in ſoweit, daß ihnen ein Geiſt in dreifacher unterſchiedener Geſtalt erſchien, allein derſelbe ergriff einen der Beſchwörer, und führte ihn durch die Lüfte von dannen. Entſetzt entflohen die beiden Uebrigen, ließen Bücher und Geräthe im Stich, welche am folgenden Tag ganz zerriſſen und zerbrochen gefunden wurden, ſo daß überall die Stücke umher lagen. Von dem davon Geführten ward nie wieder vernommen.

26.

Erz im Kiffhäuſergebirge.

In einem alten Wahlenbuche ward nachfolgende Anweiſung aufgefunden, die lange Zeit in Abſchriften und in der Umgegend des Kiffhäuſers von Hand zu Hand ging, und vom Volke willig geglaubt wurde.

„Gehe von Kelbra nach der ſogenannten Rothenburg, den Weg nach Frankenhauſen zu, der Tannenberg genannt; linker Hand am Wege iſt ein Loch, gehe hinein, und wenn du hineinkommſt, am Ende des Ganges linker Hand iſt eine Ader, in welcher Du einen gelben Sand findeſt. Du mußt dich aber mit Licht verſehen, weil in der Gegend etwas ▽ (Waſſer) anzutreffen iſt, damit du keine Gefahr zu beſorgen habeſt. Kratze den gröbſten gelben ∴ (Sand) weg; da findeſt du braune Körner, die laſſen ſich breit ſchlagen. Du bekommſt in Erfurt bei N. N. für das ℔ 96 Thaler 18 Groſchen. So du Glück haſt, bleibe fromm und vergiß der Armen nicht.

B. C. M. J. K. M. 1761.

Ich jauchze ſchon.“

In den Wahlenbüchern iſt gar viel die Rede von gezeichneten Bäumen und Felſen, daran Mönche, Nonnen, auch ſonſtige wunderliche hieroglyphiſche

Signaturen die geheimem Stellen andeuteten, an denen edle Erze verborgen liegen ſollten.

27.

Der neue Kaiſer.

Man lieſt, daß auch noch Folgendes vom Kiffhäuſer geſprochen wird. Als vor länger denn zehn Jahren der berühmteſte Kaiſer der neuen Zeit auf einer fernen Inſel verſtorben war, und die Kunde davon nach Europa kam, wollten die Leute nicht recht an ſeinen Tod glauben, und es kam ein Geſchrei aus, daß er in der Türkei wäre erblickt worden. Zwei Männer aber haben auf dem Kiffhäuſer eine Geſtalt geſehen, im grauen Mantel, einen kleinen dreieckigen Hut auf dem Haupt, mit fahlem Geſicht und blitzenden Augen, die ſei durch die Trümmer geſchritten und verſchwunden, und darauf ſei ein gewaltiger Klang aus der Tiefe erſchollen, wie von Schwertern und hellen Erzen, daß der Berg erzittert, und ein Stück der Kapelle vollends eingeſtürzt. Seitdem ſei der Rothbart erlöſt, und an ſeiner Statt ſitze träumend und ſinnend — Napoleon.

28.

Von der Rothenburg.

Am nördlichen Abhang des Kiffhäuſergebirges, über Kelbra, liegt das wüſte Schloß, die Rothenburg. Grafen aus dem Geſchlechte derer von Beichlingen, das in der ganzen Gegend mächtig war, ſollen dieſelbe im elften Jahrhundert zum Schutz gegen die bis an den Harz ſtreifenden Wenden und Slaven erbaut, und ſich nach ihr Grafen von Rothenburg genannt haben. Der Name der Burg aber ſoll von den rothen Steinen herrühren, aus denen ſie aufgeführt. Nach der Grafen Ausſterben fiel die Veſte wieder an die von Beichlingen. Im Jahr 1212 wurde ſie zum erſtenmal zerſtört, doch bald wieder aufgebaut, und ſpäter kam ſie an die Grafen von Schwarzburg. Dieſe belehnten Burgmänner mit ihr, und nach der Hand verfiel ſie, und ward verlaſſen. Noch ſieht man anſehnliche Trümmer, hohe Mauerwände, einen Thurm und die deutlichen Spuren einer Kapelle. Wie von Kiffhauſen, geht auch von der Rothenburg manche Sage. Mit dem älteſten Mann aus Kelbra ſtieg ich zu ihr hinauf, und dann dem Kiffhäuſer zu; der Alte wußte viel zu erzählen. Auf der Rothenburg, ſprach er: hat man oft hören praſſeln und brauſen, es iſt aber alles verwünſchtes Weſen geweſen. Mamſellchen ſind mit Schlüſſeln umhergegangen; jetzt aber wird man nichts mehr gewahr, es muß wohl alles erlöſt ſein. Die jungen Leute wollen auch nicht glauben, was die Alten geſehen haben.

29.

Vom Püſterich.

Einer der letzten Burgmänner auf Rothenburg, ein Herr von Tütcherode, ließ eine unterirdiſche Kapelle von Schutt und Steinen räumen, da ward ein ſeltſames metallenes Bild gefunden, in eines dicken Knaben Geſtalt, unförmlich, welcher eine Hand auf das Haupt, die andere auf den linken Schenkel gelegt hielt, und kniete. Es war aber das linke Bein halb abgebrochen und der rechte Fuß. Auf dem Haupte und am Munde befand ſich eine kleine Oeffnung. Von dieſem Bilde ging bald die allgemeine Sage, daß es ein Götzenbild aus der Heidenzeit geweſen, und weil es die Eigenſchaft hatte, wenn entzündlicher Stoff in daſſelbe gefüllt, jede der zwei Oeffnungen verkeilt, und das Bild auf glühende Kohlen geſetzt wurde, mit Geräuſch die Pfropfe von ſich zu ſtoßen, und Rauch und Flammen gleichſam auszupuhſten, ſo wurde es Püſterich, Pühſter, genannt. Damit ſollen nun die Heidenprieſter, die auf dem Berge, wo die Rothenburg nachher erbaut wurde, einen Tempel gehabt, (man nennt noch den Weg, der von Kelbra durch den Wald empor führt, den Hainweg, und ein Stück Land, etliche Morgen groß, den Haingarten, was an heidniſche Opferſtätten erinnert) manches Gaukelwerk, das Volk zu ſchrecken und ihm zu drohen, verübt haben. Darüber iſt für und wider erſtaunlich viel geſchrieben, und ſind gar mannichfaltige, zum Theil ſehr alberne Muthmaßungen laut geworden. Man hat auch einigemale die Probe gemacht, und das Bild Feuer ſpeien laſſen, es iſt aber niemals gut abgelaufen. Einmal ließ in Abweſenheit des damaligen Grafen Anton Heinrich ein Hauptmann und Schöſſer den Püſter mit Waſſer anfüllen, und in der Hofküche über Kohlengluth ſetzen, auf daß er puhſte; dieſes that er auch, aber davon entſtand ein ſolches Feuer, daß das ganze Schloß in Gefahr kam, und welches nur mit großer Noth gelöſcht werden konnte. Im Naturalienkabinet auf dem Sondershäuſer Schloſſe iſt der Püſterich noch wohlerhalten aufgeſtellt, wie er gefunden worden, nur fehlt ein Stück des linken Armes, das ihm ein Landgraf zu Heſſencaſſel zum Behuf chemiſcher Unterſuchung des Metalls abnehmen laſſen.

30.

Loths Höhle.

Da wo jetzt die neue Straße über das Kiffhäuſergebirge zieht, am alten Rinneweg, war eine Höhle, in welcher ein berüchtigter Räuber hauſte, Namens Loth, nebſt vierundzwanzig Spießgeſellen. Nach unzähligen und unmenſchlichen Grauſamkeiten, welche dieſer Räuber verübte, wurde er endlich gefangen, und ſtarb in Sondershauſen in einem eiſernen Kerker. Oft wollte ihn der Teufel holen, aber der Gefangene war mit Hanfſtricken gebunden, darum mußte der Böſe von ihm ablaſſen, daß er chriſtlich ſtarb. Einem alten Wärter, der ihn gut hielt, ſagte Loth: Gehe auf die Rothenburg und ſtelle dich unter den mittelſten Lindenbaum, da wird Dir ein Maßholderbaum in die Augen fallen, unter dieſem grabe nach, ſo findeſt Du ein Loch, und in dieſem meinen verborgenen Schatz. Loth ſtarb, und der Alte ging hin, war aber ſo unklug, das Geheimniß an einen Pachter in Kelbra zu verplaudern; dieſer bethörte ihn mit Gelächter, ſagte, er ſollte doch kein Narr ſein, und den ſteilen Berg ſteigen, er werde doch nichts finden, oder droben von einem verſteckten Spießgeſellen ermordet werden, die den Schatz gewiß längſt gehoben hätten, und was dergleichen Reden mehr waren. Schenkte auch dem

Alten einen Thaler. Als dieſer hinweg war, ging der Pachter ſelbſt hinauf, hob den Schatz, und fand 99,000 Thaler, ohne das Gold und Geſchmeide.

31.

Wildſauen aus dem Berge.

Im Walde nahe der Rothenburg ſtand ein Jägerhaus; nun ſaßen einſtmals die Jäger Abends auf dem Anſtand und lauerten auf Wildſauen, es ließ ſich aber keine ſehen, bis unten in Kelbra die Geiſterſtunde ſchlug. Da trat aus den Ruinen der Burg ein Mägdlein, das ging durch den Wald und rief mit feiner Stimme: Komm Matz, komm Matz! wie man den Schweinen zu rufen pflegt. Darauf war es, als wenn ſich der Berg aufgethan, und Wildſauen geheckt hätte, ſo viele kamen zum Vorſchein, und alle zogen ſie dem Locken des Mädchens nach, alle zur Burg hinein. Keiner der Jäger wagte zu ſchießen, und keiner ſah und hörte nachher etwas von den Thieren.

32.

Der glückliche Fuhrmann.

Ein Fuhrmann aus Kelbra, welcher Getraide in Frankenhauſen geholt hatte, wurde am Galgenrain eine Geſtalt gewahr, die ihm winkte. Er fragte ſie, was ſie von ihm wolle? Er ſolle hinauf auf die Rothenburg fahren, gab ſie zur Antwort. Das dünkte ihm ſchier unmöglich, mit einem ſchwer beladnen Wagen den ſteilen Berg hinauf zu kommen, doch die Geſtalt ermahnte ihn heftig, und bedrohte ihn, und ſo fuhr er hinauf. Den Pferden wurde es gar nicht ſauer; was er oben geſehen, weiß man nicht, aber es wird geſagt, er ſei ſo belohnt worden, daß er in ſeinem Leben nicht nöthig gehabt, wieder zu fahren.

33.

Der güldnen Aue Preiß.

Der liebliche und ſchöne Landſtrich, welcher den Namen der goldenen Aue führt, und zu beiden Seiten des Helmefluſſes, wie am Fuß des Kiffhäuſergebirges ſich ausbreitet, war ſchon im Alterthum berühmt und hoch geprieſen. In ihr erhob ſich mehr als eine Kaiſerpfalz, und die deutſchen Kaiſer aus dem Sachſenlande weilten oft und gern in dieſen fruchtbarſten Gefilden. Bekannt iſt die oft und viel erzählte Sage, wie einſt ein edler Rittersmann, Graf Bodo von Stollberg eine Wallfahrt gethan nach Paläſtina, und dann heimgekehrt, gefragt worden ſei, wie ihm das vielgeprieſene heilige Land gefalle? Da habe er lebhaft ausgerufen: Ach, mit dem gelobten Lande! Ich nehme die güldne Aue dafür. — Man hat dieſes ergiebige Gefilde, darin Aecker liegen, die des Düngers nicht bedürfen, ein Mark und Schmeere des ganzen Deutſchlands, eine aurea Tempe, den Edelſtein im Ringe Thüringens und eine Roſenaue genannt. Urſprünglich war die güldne Aue eng begrenzt, und reichte nur von Heringen bis Brücken, dann aber dehnte man ſie weiter aus, bis zur Unſtrut, nordweſtlich bis Nordhauſen, ſüdöſtlich bis Freiburg. Und wie man das ganze Thüringerland vor Zeiten als einen Körper beſchrieb, *) ſo auch dieſe geſegnete Pflege, und nannte Heringen den Kopf, Alſtedt den linken, Memleben den rechten Arm, Kelbra das Herz, Brücken und Wallhauſen den Unterleib und die Füße.

---

*) Vergl. dieſes Werkes Band II S. 46.

34.

Von Kelbra.

Unter der Rothenburg liegt das Städtlein Kelbra; ſoll den Namen haben von guter Kälberzucht; Kälberaue, wie Roßla, ohnfern davon, ſoviel als Roßaue bedeuten ſoll. Man lieſt, das einſt in großer Theurung des Jahres 1597, unter dem hungernden Volk ein Geſchrei entſtanden, es finde ſich zwiſchen Kelbra und Auleben in einem Berge ſchönes helles und lautres Mehl; darauf war ein großes Zulaufen auf den Straßen danach, und wollte ein Jeder ſolches Mehl holen und verbacken. Aber die Meiſten ſind daran geſtorben, wenn ſie davon genoſſen. — Im Jahr 1607 brannte das Städtlein Kelbra gar aus, bis auf 18 Häuſer, und blieb das Gedächtniß dieſes Unglücksjahres für Kelbra in dem Wort

InCenDIVM.

35.

Der Storkauiſche Hof in Kelbra.

Zu Kelbra war ehemals ein Nonnenkloſter, dem heil. Georg geweiht; jetzt wird davon nur noch ein und der andre Trümmerreſt erblickt, und die Stätte, mit Guts- und Oekonomiegebäuden beſetzt, heißt der Storkauiſche Hof. Davon geht noch die Sage, daß aus den tiefen und geräumigen, noch vorhandenen Gewölben ein Gang bis hinauf in die Keller der Rothenburg geführt habe, durch welchen Proviant und Nachrichten getragen wurden. Ein Beſitzer dieſes Hofes ſoll, wie in Kelbra erzählt wird, einen Bund mit dem Teufel gemacht haben, und von dieſem nach Ablauf des Paktes geholt worden ſein, und zwar durch die Feueröſſe, daran unten am Gemäuer noch die Blutſpur zu ſehen, wo der Verdammte hin und her geſchleudert wurde.

36.

Kaiſerpfalz Wallhauſen.

In der güldnen Aue, im alten Helmgau liegt der Marktflecken Wallhauſen, ehedem eine kaiſerliche Pfalzſtadt. Soll den Namen von Wall führen, der das urſprüngliche feſte Haus umzogen, und in ſehr frühen Zeiten erbaut worden ſein, als nach dem Untergang des Thüringiſchen Königreichs die Sachſen ſich anſiedelten, und Orte und Burgen erbauten. Herzog Otto's von Sachſen großer Sohn, Heinrich I., verlobte ſich mit der reizenden Mathildis, Tochter Graf Dietrichs von Ringelheim. Da brachte des jungen Herzogs Hofmeiſter, Graf Thietmar, die Braut mit einem ſchönen reiſigen Zeuge durch unterſchiedne Städte bis nach Wallhauſen, wo gar prächtig das Beilager gehalten wurde; auch ſchenkte der Bräutigam mit Genehmigung ſeines Vaters die Stadt Wallhauſen ſammt Zubehör ſeiner Vermählten, Mathildis, und erhob nach ſeiner Wahl zum Deutſchen König den ihm lieben und günſtig gelegenen Ort zu einer Pfalzſtadt, in welcher nach ihm die Ottonen und deren Nachkommen oft und gern verweilten, wie viele und wichtige Urkunden bezeugen. In Wallhauſen war es auch, wo Kaiſer Heinrich V. bei der Heeresrüſtung den tapfern Grafen Hoyer von Mansfeld zum Führer ſeiner Schaaren gegen den Biſchoff Reinhard von Halberſtadt und die mit ihm verbündeten Sachſenfürſten beſtellte, worauf die berühmte Schlacht am Welfesholz geſchlagen ward.

37.

Die Kaiſerpfalz in Tilleda.

In Tilleda ſtand auch eine Kaiſerpfalz, welche ſo ſpurlos von der Erde hinweggeſchwunden iſt, daß nicht einmal ihre Stätte gewieſen werden kann. Sie wurde ſchon zur Zeit der fränkiſchen Kaiſer erbaut, und diente zunächſt als Grenzveſte und Trutzburg gegen die umwohnenden Sorben und Wenden. Kaiſer Heinrich der Finkler und ſeine Nachkommen, die Ottonen und Heinriche, beſaßen die Burg als kaiſerliches Palatium, und hielten ſich oft dort auf. Viele meinen deshalb, daß die Burg Kiffhauſen zum Schutz und Schirm dieſer Pfalz erbaut worden ſei. Kaiſer Otto II. ſchenkte ſeiner griechiſchen Gemahlin Theoxhania die Pfalz und den Ort Tilleda zum Leibgedinge, im Jahre 972. Im Jahr 1191 kam Kaiſer Heinrich der Sechſte nach Tilleda, des Barbaroſſa Sohn, die Unterwerfung Herzog Heinrich des Löwen von Braunſchweig zu erwarten, und ſich dann mit ihm zu verſöhnen. Ungern trat Heinrich der Löwe die Reiſe zu dem erzürnten und ſtrengen Kaiſer an, der damals in Saalfeld Hof hielt, und ihn dort erwartete. Auf der Reiſe ſtürzte der Herzog bei Bottfelden im Harzwald vom Pferde, brach das Bein, und wurde nach Kloſter Walkenried gebracht. Als dem Kaiſer die Kunde dieſes Unfalles zukam, hielt er ſie Anfangs für einen Trug, dann aber, als er erfuhr, daß dem alſo ſei, wie ihm berichtet worden, bewegte Mitleid ſein Herz, und er reiſte nun auf die Pfalz nach Tilleda. Dorthin ließ ſich der noch immer kranke Herzog bringen, bat um Gnade, und erhielt ſie. Bei dieſer Zuſammenkunft und Verſöhnung wurde zugleich Heinrich des Löwen Sohn vom Kaiſer mit der Würde eines Pfalzgrafen feierlich bekleidet. Heinrich der Sechſte aber war der letzte deutſche Kaiſer, der in Tilleda weilte, denn es findet ſich keine Nachricht, daß nach ihm ein Anderer dort Hof gehalten. Die Kaiſer wählten ſich bleibende Wohnſitze, durchreiſten nicht mehr das Reich, und die alten Pallatia gingen ein.

38.

Die wüſte Falkenburg.

Am ſüdlichen Abhang des Kiffhäuſergebirges lag über der Wipper auf nicht allzuhohem, aber ſteilen Berge, ein Raubſchloß, die Falkenburg, davon nur noch wenige Trümmer zu ſehen ſind. Dieſe Burg war ſtets übel verrufen, ſo daß noch lange nach ihrer Zerſtörung Niemand gern, zumal bei nächtlicher Weile, ſich hingetraute. Da die Räubereien und Plackereien der Umgegend unter einem der Burgherren, Hans von Falkenburg, allzu unerträglich wurden, thaten ſich die benachbarten Grafen und Städte zuſammen, und machten Anno 1458 zu Salza ein Bündniß gegen dieſen und andre Raubritter, erſchlugen oder fingen ſie, und zerſtörten ihre Burgen. Dabei wurde auch Falkenburg verheert und verbrannt. Im Felde nach Thaleben zu ſieht man noch unter dem alten verwüſteten Schloſſe viele Linien und aufgeworfene Gräben, die man immer noch die Heergraben nennt, vielleicht von der Belagerungszeit her. Im Schloſſe und ſeiner Nähe ſoll es gar nicht geheuer ſein, auch iſt viel von den Schätzen die Rede, welche die Räuber darinnen angehäuft und verborgen, und die bis jetzt noch ungehoben geblieben ſind.

39.

Der Luftritt.

Vor langen Jahren ſoll ſich's zugetragen haben, daß in die unter der wüſten Falkenburg gelegene Falkenmühle ein fremder Herr gekommen, halbtod und übel zugerichtet, welcher endlich ſo viel zu erkennen gegeben habe, daß er ein Herzog von Schleſien, und in gar kurzer Zeit durch die Luft auf einem Bocke reitend, wider Willen in dieſes Land gebracht, und auf der Falkenburg abgeſetzt worden ſei. Wie ihm geſchehen, könne er ſelbſt nicht wiſſen, doch ſei an der Wahrheit ſeines Vorgebens nicht zu zweifeln. Viele Leute haben dieß geglaubt und weiter erzählt, ſich auch auf Aktenſtücke berufen, die aber in dem großen Brande zu Frankenhauſen 1689 zu Grunde gegangen.

40.

Bonifaziusburg und Pfennige.

Dicht über dem Dorfe Seega, zwiſchen Sondershauſen und Sachſenburg liegt die Trümmer der Arnsburg, auf hohem und ſteilem Waldberge, im Gebirge der Hainleite. Den Namen führte die Raubveſte vom Aar, dem größten Raubvogel; unter ihr zog die Heerſtraße von Erfurt durch die Hainleite nach dem Harzwalde. Die Zeit ihrer Erbauung liegt im Dunkel; die Herren von Arnsburg ſtarben frühzeitig aus, die Burg kam an die Grafen von Hohnſtein, dann an die von Beichlingen, endlich an das Haus Schwarzburg, unter dem das Schloß ein Amthaus ward, welches ſpäter auch einging. Das umwohnende Landvolk nennt die Ruine nur die Bonifaziusburg, und weiß viel und mancherlei von ihr zu erzählen. Es werden auf ihr die Bonifaziuspfennige gefunden, kleine runde und flache Steinchen, darüber man dieſe Sage hört: Als vor Zeiten der heilige Bonifazius vom Eichsfelde herüber auch in dieſe Gegend Thüringens kam, die chriſtliche Lehre zu begründen und das Heidenthum auszurotten, fand er großen Widerſtand, und das Volk weit mehr Verlangen tragend nach den irdiſchen, denn nach himmliſchen Gütern. Die alten Bewohner verlangten von ihm und ſeinen Gehülfen Geld und Gut, und als ſie dieſes nicht erlangten, ſchalten ſie die Bekehrer übel und warfen ſie mit Steinen. Da verfluchte Bonifazius alles Geld im Lande, und augenblicklich ſchrumpfte jeder Pfennig zu einem kleinen Stein zuſammen. Als die Heiden dieſes Wunder ſahen, erſchraken ſie und ließen ſich taufen. Was aber zu Stein geworden war, blieb Stein, davon findet man noch bisweilen an der Arnsburg und an der ihr nahe gelegenen Sachſenburg, und nennt es Bonifaziuspfennige.

41.

Ein Königreich im Berg.

Die Leute im Wipperthale in der Nähe der Arnsburg ſagen, es liege ein Königreich in dem Berge, darauf die Arnsburg ſtand, oder ſo viel des Goldes und der Kleinodien, daß damit, wenn man dieſe Schätze hätte, billig eines Königreiches Werth erlangt würde. In zwei ſteinernen Kiſten wäre das alles wohl verwahrt. Nach dieſem großen Schatz trugen Viele ſchon Verlangen, unter andern auch eine Gräfin von Schwarzburg. Dieſe hatte einen Berghauptmann, welcher ein überaus kluger und weiſer Mann war. Er beſaß den Erdſpiegel, in welchem er alles ſah, was im Innern des Erdreichs und der Berge befindlich, edle Metalle und vergrabene Schätze; mit dieſem Erdſpiegel kam er nun auf die Arnsburg, und ſah ganz deutlich die Kiſten voll des Schatzes ſtehen, zugleich aber ſah er auch, daß der Schatz ſo verſetzt war, daß ihn zu heben, allzuviele Seelen koſtete. Deshalb ſtanden er und die fromme Gräfin von ihrem Vorhaben ab, die Seelen blieben unverloren, und das Königreich im Berg ungefunden.

42.

Der gehobene Schatz.

Manche ſagen auch, daß der Schatz in der Arnsburg gehoben worden, und erzählen Folgendes: Zu Seega lebte vor einigen achtzig Jahren ein armer Dreſcher Namens Weishaupt. Dem träumte einmal, auf der Arnsburg ſtanden zwei Kiſten voll Geld und Schätze, die wären ihm beſcheert und er ſolle ſie heben. Er war aber zu zaghaft, das allein zu thun, und erzählte dem Schulzen ſeinen Traum, und verhieß ihm, wenn er zur Schatzhebung behülflich ſein wolle, den halben Antheil. Wie der Schulze von dieſem Traum hörte, erinnerte er ſich, daß ſolche Träume manchmal eintreffen, gönnte dem

Dreſcher das beſcherte Glück nicht, und gedachte es allein zu gewinnen. Daher warnte er jenen, und ſagte ihm, daß bei jeder Schatzhebung insgemein die Geiſter ſich grimmiglich anließen, auch einem, wenn das Geringſte verſehen würde, ſicher den Hals umdrehten, und daß er für ſein Theil nicht theilnehme. Damit ſchreckte er den Dreſcher ab, daß dieſer abſtand, und in der Nacht ging der ſchlaue Schulze mit ſeinem Freund dem Papiermüller hinauf auf die Arnsburg, und hoben den Schatz faſt ohne Mühe. Dieſer lag in zwei ſteinernen Kiſten, jede faſt zwei Ellen lang, voll Gold und Edelſteine. In derſelben Nacht träumte Weishaupt abermals, daß jetzt der Schatz gehoben werde. Er aber fürchtete ſich, und mochte ſich nicht auf den Berg wagen.

Der muthige Schulze wurde reich, und der furchtſame Dreſcher blieb arm, wie er geweſen war. Man hat lange im verfallenen Burggemäuer die Stelle ſehen können, wo der eine Kaſten eingemauert geſtanden hat.

43.

Die geſpenſtige Schmiede.

Auf die Ruine der Arnsburg kam einmal ein Mädchen aus Seega, welches ämſig Heilkräuter ſuchte, um ſie in die Apotheke nach Frankenhauſen zu verkaufen. Wie ſie ſo eine Zeitlang eifrig ſich gebückt und gepflückt hatte, und ſich wieder aufrichtete, ſah ſie mit einem Male eine vollſtändige Schmiede auf den alten Mauern ſtehen, darin zwei Männer arbeiteten. Sie erſchrack heftig, that einen Schrei, ließ den Korb und alles im Stiche, und lief herunter in das Dorf, es ihrem Vater zu erzählen, was ſie geſehen und dieſer war auch ein Schmied. Nun ſtaunte der wohl über des Mädchens Rede, doch ſtieg er mit ihr wieder hinauf, zu ſehen, was da oben ſein Weſen treibe. Als aber beide hinaufkamen, war nichts mehr zu ſehen, und die Schmiede ſammt den Männern verſchwunden. — Auf der Arnsburg ſoll auch ein Brunnen von ſolcher Tiefe ſich befunden haben, daß es weniger Zeit erforderte, durch einen Eſel Waſſer aus dem Thale auf die Veſte tragen zu laſſen, als ſolches mit dem Eimer aus dem Brunnen herauf zu winden.

44.

Der heilige Günther in Göllingen.

Im Thale der Wipper zwiſchen Sondershauſen und Frankenhauſen liegen noch die Stätten zweier im Alterthum berühmten Klöſter: St. Gertrudis zu der Kapellen, insgemein Kapelle unter der Arnsburg, zwiſchen Seega und Günzerode und St. Wippert zu Göllingen im Orte gleichen Namens. Alte Nachrichten melden, daß im Jahr 1197 viele Fürſten im Kloſter Kapelle zuſammengetroffen, um die Wahl Philipps von Schwaben zum deutſchen Könige zu beſprechen. Göllingen war eines der älteſten Benediktinermönchsklöſter in Deutſchland, und es lebte dort im elften Jahrhundert eine Zeitlang der heilige Günther. Dieſer war ein reicher und angeſehener thüringiſcher Gaugrav, den ſeine Jugendſünden heftig reuten. Deshalb pilgerte er nach Hersfeld, wo der heilige Gotthard Abt war, beichtete und büßte, kroch in die Kutte, und ſchenkte dem Patron des Stiftes, St. Wippert, ſein ganzes Gebiet, wobei er ſich nur Göllingen zum Unterhalt und zur Aufnahme ausbedingte. Zwar fürchtete der heilige Gotthard, Günther möge in der Einſamkeit des in damals noch ſehr rauher Gegend und noch nicht lange begründeten Kloſters ſich wieder nach der Wolluſt ſehnen, und ſuchte ihn zurückzuhalten, allein jener beſtand auf ſeinen Sinn, und ging nach Göllingen. In jenen frühen Zeiten aber hatten die Mönche gar kein gemächliches Leben, ſondern ſie mußten ſich von ihrer Händearbeit nähren, darüber ſtand Günther erſt große Anfechtungen, und, weil er faſt Luſt bezeigte, wieder weltlich zu werden, auch große Kämpfe mit dem heil. Gotthard aus, worauf er

Göllingen verließ, ſich wieder in das Kloſter Altaha begab, und dort in der Heiligkeit ſeines Lebens zunahm. Er that ein Gelübde, kein Fleiſch zu eſſen, und als ihm einſt der König Stephanus von Ungarn, deſſen Gaſt er war, nöthigen wollte, von einem gebratenen Pfau zu eſſen, rief der fromme Mönch Gott zu Hülfe. Siehe da bekam der Pfau Federn und flog davon. Später wurde Günther Eremit in einem böhmiſchen Walde, baute eine Zelle und Kapelle und nannte ſie Rinchbach. Dort fand ihn der Böhmenherzog Brzetislav ſterbend; ſein Leichnam wurde in das Kloſter zu Braunau gebracht, dort beigeſetzt und that viele Wunder. Dann wurde der thüringiſche Mönch der Schaar der Heiligen zugeſellt. Er ſoll ein Sohn des berühmten Markgrafen Eccard I. und ein Urahnherr der Grafen von Käfernburg und Schwarzburg geweſen ſein, darum iſt auch ſein Name auf ſo Viele dieſes Geſchlechtes vererbt. Noch geht die Rede, daß die Mönche des Kloſters Göllingen mit den Nonnen zu Kapelle in überaus gutem Vernehmen und großer Vertraulichkeit geſtanden. Heimliche Gänge haben unter der Erde weg von einem Haus in das andre geführt. Am Thurme der ehemaligen Kloſterkirche zu Göllingen war früher ein merklich Wahrzeichen, ein ſteinerner Mönchskopf, der nach der auf dem Michelsberge gelegenen Kapelle blickte, er iſt aber aus Leichtfertigkeit herabgeſchoſſen worden.

45.

Frankenhauſens Urſprung und Name.

Die Stadt Frankenhauſen dankt ihren Urſprung den ergiebigen Salzquellen, die immer noch ihren Flor befördern. In den urälteſten Zeiten ſiedelten ſich vorzugsweiſe gern um ſolche Quellen Bewohner an; der Ort der erſten Anſiedelung iſt noch durch die Mittagwärts gelegene, ſogenannte Altſtadt bezeichnet, welche von geringen Häuſern zwar gebildet wird, aber von fruchtbaren Gärten rings umgeben iſt. Der Sage nach hieß dieſer Ort zuerſt Bärengau. Als aber die von den Franken zur Unterjochung der Thüringer herbeigerufenen Sachſen die Gegend überkamen, und nur dieſe Salzquellen ausgenommen wurden, weil jene in dem heutigen Halle und vielleicht auch Artern deren im Ueberfluß beſaßen, ſo erhielt der Ort auch ſeinen Namen als Frankenſitz und Eigenthum. Später entſtand die Neuſtadt, das jetzige Frankenhauſen, welches mit Schlöſſern, Mauern und Gräben gut befeſtigt wurde. Auf ſteilem Fels über der Stadt erhob ſich die ſogenannte Altenburg, das ſtarke Frankenhaus, jetzt der Hausmannsthurm genannt, als Schirmburg der Stadt, und als Grenzveſte gegen die Sachſen. Der Gau aber, in welchem die Stadt gelegen, wurde der Nabel- oder

Nebelgau genannt, und erſtreckte ſich von Wolfsgrins- (Wolfrans-) hauſen bis Ichſtedt, vier Meilen lang, an den Helmgau, den Wippergau und den Engelgau angrenzend. — In ſpätern Zeiten hat die Stadt oftmals großes Brandunglück betroffen, unter andern auch im Jahr 1454 durch die berüchtigten Mordbrenner.

46.

Frankenhauſens Kloſterſagen.

Bei Frankenhauſen war ein berühmtes Ciſterzienſer-Nonnenkloſter zu St. Georg, darin war ein Mirakelbild der heiligen Jungfrau Maria aufgeſtellt, welchem große Verehrung geſchah, und von welchem unzählige Wunder erzählt wurden. Das größte ſolcher Wunder war dieſes, daß das Bild beim Herannahen freudiger Zeiten und Ereigniſſe erröthete und in lieblicher Geſichtsfarbe ſtrahlte, wann aber trübe Zeit herannahte und vorhanden war, dann verblich die Farbe des Bildes, und wurde bleich und immer bleicher, zu der Conventualen und des Volkes großem Schreck und mächtiger Betrübniß. Jetzt iſt keine Spur mehr von den Kloſtergebäuden vorhanden, früher aber ſtand bei der Schule, gegen Morgen nach dem Vorwerk zu, ein ſolches, das man zu einem Schutthauſe gebrauchte. Darinnen war eine gewiſſe Thür, die ſich alljährlich in den Faſten zu einer beſtimmten Stunde aufthat und nicht verſchloſſen werden konnte, ſo viele Mühe man ſich auch geben mochte, bis die Zeit vorüber war, dann verſchloß ſich die Thüre von ſelbſt wieder.

47.

Der Schlachtberg und das Eulengeſchrei.

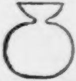
Thomas Münzer zog mit ſeiner Bauernſchaar und mit einer weißen Fahne, darauf ein Regenbogen gemalt war, gegen Frankenhauſen, nachdem er zuvor dem Grafen von Mansfeld die Bergknappen abwendig zu machen verſucht hatte; die Bauern aber erhoben ſich in der ganzen Gegend vor dem Harz, zerſtörten, plünderten und verbrannten zum Theil die Klöſter Ilefeld, Walkenrieth, Volkenrode, Kelbra, Oldisleben und viele andre. Auch die Bauern der Grafſchaft Mansfeld ſtanden auf, und wütheten vornehmlich gegen die Kirchengüter. Der Graf Albrecht von Mansfeld gab ſich alle Mühe, das Bergvolk vom Abfall abzuhalten, ja er erbot ſich ſogar brieflich zu einem Tag mit der „chriſtlichen Verſammlung zu Frankenhauſen,“ gütlich mit ihr zu handeln, aber er fand Abhaltung zu kommen. Darauf wurde er und Graf Ernſt von

Mansfeld, der auf Schloß Heldrungen Haus hielt, in Briefen ſchrecklich bedroht, in welchen der Anführer ſich unterzeichnete: Thomas Münzer mit dem Schwert Gideonis. — Mittlerweile ſchlug der eine Ritter eine Rotte, die Kloſter Sittichenbach verwüſtete, aufs Haupt, darüber kam manchem Bäuerlein Furcht und Zagen an, und wär gern davon geblieben, aber die in Frankenhauſen, die ſich von Tage zu Tage mehr häuften, ließen den Furchtſamen ernſtlich entbieten, ſie möchten kommen, oder man würde ſie holen, und ihnen gleich den Feinden mitſpielen. Da ward allen mächtig bange vor den ſchwarzen Bauern, ſo nannten ſich die Rotten, und ließen ſich noch Viele aus Furcht zum Aufruhr bewegen; Weiber und Kinder geleiteten ſie, und ſahe man auf allen Straßen nach Frankenhauſen wie ſie ſich mit einander zum Abſchied letzten, manche mit Weinen und Seufzen, manche mit Frohlocken und Jauchzen, je nach ihrer Furcht oder Hoffnung. Dort ſchlugen nun die Bauern auf dem Berg über Frankenhauſen ihr Lager auf und umſchloſſen ſich mit einer ſtarken Wagenburg. Nun zogen auch unverſehens die Fürſten heran: Churfürſt Johann und Herzog Georg zu Sachſen, Landgraf Philipp zu Heſſen, Herzog Heinrich zu Braunſchweig mit fünfzehnhundert Pferden und nur wenigem Fußvolk. Bevor es zum Schlagen kam, ſandten die Fürſten den Bauern noch einmal gütliche Botſchaft, und verhießen Gnade und Schonung, wenn ſie den falſchen Propheten Münzer ſammt ſeinem nächſten Anhang lebend überantworten wollten. Darauf hielt Thomas Münzer eine ernſte und gewaltige Heerpredigt, darin er das Thun der Fürſten und des Adels, wie der Cleriſei heftig ſchalt, zum Muth und zur Ausdauer ermunterte, bibliſche Beiſpiele von tapfern Helden anführte, die mit Wenigen über Viele geſiegt, und endlich verhieß, die feindlichen Büchſenkugeln mit ſeinem Aermel aufzufangen. — Und wie er noch redete, erſchien am Himmel ein prächtiger Regenbogen, den deutete Münzer gleich als ein Zeichen des Sieges, da im Pannerfähnlein des Bauernheeres ein Regenbogen geführt wurde. Das beſtärkte die Mehrzahl der Bauernſchaft in ihrem Trotz, und Münzer ging ſoweit, die Abgeſandten der Fürſten zu ermorden. Nun ward das Geſchütz um den Berg her gerückt, aufgeblaſen, und die Ordnung zum Angriff gemacht. Zuvor hielt der Landgraf Philipp von Heſſen eine tapfere Anrede an alles Kriegsvolk. Dann fingen die Geſchütze an auf die leichte Wagenburg zu ſpielen. Die Bauern ſangen: Nun bitten wir den heiligen Geiſt, und hofften, daß nach Münzers Verſicherung ein Wunder geſchehen werde. Es geſchah aber kein Wunder, vielmehr drangen die Kriegsvölker mit aller Macht durch die Wagenburg, trieben das faſt wehrloſe Bauernheer auseinander und ruhten nicht mit Schießen, Stechen und Einhauen, bis von dem Heere 7323 Mann erſchlagen waren. Das geſchah am Montag nach Cantate, den 15. Mai 1525. Der helle Haufen war in die Stadt geflohen, mit ihm auch Thomas Münzer, der verkroch ſich nahe am Thore in ein Haus, lief auf den Boden, entkleidete ſich, legte ſich in ein Bett, als wäre er ein Kranker; er wurde aber bald entdeckt, denn die ſiegreichen Schaaren waren auch in die Stadt gedrungen. Er ward auf einen Wagen geſchmiedet, nach Schloß Heldrungen abgeführt und dort in den Thurm geworfen. Dreihundert gefangene Bürger und Bauern wurden alsbald hingerichtet. Mit vielem Blute der Bürger und Bauern und großer Geldbuße der aufrühreriſchen Städte ward der Bauernkrieg geſühnt. Der Berg, darauf der Bauern Lagerſtatt über Frankenhauſen war, heißt heute noch der Schlachtberg, und ein Stück Wald nahe dabei nennt man das Eulengeſchrei. Dort ſtanden der Bauern Weiber, und ſahen der Schlacht zu, und als ſie wahrnahmen, wie ihre Väter, Männer und Söhne hingemetzelt wurden, erhoben ſie ein furchtbar entſetzliches Wehklagen laut durch die Luft; davon hat man die Stätte das Geheul und Geſchrei genannt, welcher Name in der Folge in Eulengeſchrei verkehrt geworden iſt.

48.

Vom Kloſter Oldisleben.

Das Benedictiner-Mönchskloſter Oldisleben wurde der Sage nach von der reuigen Pfalzgräfin Adelheit gegründet, in die Ehre St. Viti geweiht, und von der Gründerin ſowohl, als von umwohnenden Grafen und Herren reich dodirt. Es lag auf einer mäßigen Anhöhe und überſchaute einen großen Theil der güldnen Aue. Hierher begab ſich Adelheit, die Büßerin, nachdem Kloſter Reinhardsbrunn gegründet worden, in das ihr Gemahl, Graf Ludwig der Springer, als Mönch getreten war, dann verwandelte ſie Burg Scheiplitz in ein Jungfrauenkloſter, und wurde deſſen erſte Aebtiſſin. Doch ſoll ſie zu Oldisleben begraben worden ſein. Im Bauernkriege wurde dieſes Kloſter zerſtört, jetzt ſteht an dieſer Stätte ein Amthaus, und nur wenig iſt mehr von den alten Gebäuden zu ſehen. Ein tiefer Gang lief von dieſem Kloſter unter der Erde hin, und erſtreckte ſich bis in den Keller eines Collaborators, der nicht weit vom Kloſter wohnte. Als deſſen Haus vor Jahren neu gebaut wurde, und man den Füllmund abräumte, fanden ſich verſchiedene altdeutſche Todtentöpfe darin, den irdenen Fiſcherkrügen ähnlich, von dieſer Geſtalt



voll Aſche und verbrannter Gebeine. — Man lieſt auch, daß im Jahr 1136 nahe bei Oldisleben ein Stein von der Größe eines Menſchenkopfes vom Himmel gefallen, der ſeiner Zeit von den Brüdern heilig aufbewahrt worden. In den alten Kreuzgängen wollen früher Manche beſonders an hohen Feſttagen einen geſpenſtigen Mönch wandeln geſehen haben.

49.

Der Inquiſit.

In einem Gewölbe des Oldisleber Kloſtergebäudes, was als Gefängniß diente, ſaß einſt ein verwegener Inquiſit, der ſich unterſtand, Geiſter zu citiren. Auf ſeine Citation erſchienen auch deren nacheinander zwölfe, und gingen an ihm vorüber. Der Zwölfte aber warnte ihn, ihrer nicht mehr zu citiren, denn wenn der Dreizehnte käme, ſo würde ſeiner übel gewartet werden. Darauf wurde der Beſchwörer von einem großen Schrecken überfallen und ließ ab von fernerer Citation.

50.

Die rächenden Grabſteine.

Im Kloſter Oldisleben ſtanden ehedem zwei Grabſteine, der eines Grafen Johann von Beichlingen, und der eines Mönchs, die nicht litten, daß einer ſie vergewaltthätigte. Man erzählt, daß ein Menſch, welcher den Mönchsſtein aus Leichtfertigkeit beſchädigte, am hellen lichten Tag, ohne vorher etwas zu ſehen oder zu hören, eine ſo empfindliche Maulſchelle bekommen, daß ihm hören und ſehen darüber vergangen. Auch habe ſich von ſelbſt an den Steinen das Abgeſchlagene ergänzt, ſo daß ſie immer unbeſchädigt geſtanden. Dem nagenden Zahn des Alters konnten dieſe Steine allein nicht widerſtehen, und ſind allmählich in Stücken zerfallen, die Stücke aber hinweggekommen.

51.

Waſſerabgraben.

Eine dunkle Kunde aus früheſter Zeit hat ſich erhalten, daß dieſer Theil des Thüringerlandes, darin jetzt blühende Städte und Dörfer und fruchtbare Auen gelegen ſind, von der Schmücke und Finne bis nach Erfurt hin, ein großes ſchiffbares Waſſer geweſen. Endlich hätten die Rieſen oder Heunen bei der Sachſenburg (ehe noch die Burg geſtanden) den Fluthpaß gegraben, durch den jetzt die Unſtrut mit der Wipper vereinigt, hindurch ſtrömt. Die nahen Berge bezeugen durch ihre Geſtalt, daß die Waſſer ſich dort Bahn brachen und in das niedrigere Land ausſtrömten, auch erinnert mancher Ortsname dieſer Gegend an frühere größere Waſſermenge, ſo Weiſſenſee, Gebeſee, Seega, Seehauſen u. a.

52.

Die Sachſenburg.

Um das Jahr 525 nach der unglücklichen Schlacht bei Scheidungen an der Unſtrut bauten die Sachſen das hohe Schloß auf dem Gebirge die Finne, und nannten es nach ihrem Stammnamen Sachſenburg. Denn die Sachſen hatten nach der Thüringer Niederlage von den Fränkiſchen Königen den ihnen zuvor zugeſagten Theil Landes begehrt, und das große Gebiet zwiſchen Harz und Unſtrut, von Merſeburg bis Nordhauſen, auch die ganze güldene Aue, nur mit Ausnahme der Salzbrunnen des heutigen Frankenhauſens, zugetheilt erhalten. So wurde die Sachſenburg eine Grenzfeſte gegen den fränkiſchen Theil Thüringens, wie ſich im Namen der vorhin genannten Stadt der ſüdliche Stammname der Eigner erhielt. Ein tapfrer Ritter, Herr Haugk oder Hak, der ſich bei der Belagerung und Erſtürmung der Veſte Scheidungen mannlich hervorgethan, bewohnte die Sachſenburg zuerſt; ſein Geſchlecht breitete ſich aus vor dem Harze, und noch heute wird die Ruine über dem Dorfe Sachſenburg die alte Hakenburg vom Volke genannt. Manche haben geſagt, daß auf dieſer Burg Kaiſer Karl der Große den von ihm bezwungenen Sachſen, um ſie einigermaßen zu befriedigen, das Sächſiſche Landrecht oder den Sachſenſpiegel, eine Sammlung altherkömmlicher Gebräuche und Geſetze, zugetheilt habe.

53.

Der heilige Jodute.

Als in der großen Schlacht am Welfesholz Kaiſer Heinrich V von Thüringern und Sachſen geſchlagen, und der tapfere Graf Hoyer von Mansfeld durch die Hand des mannlichen und berühmten Grafen Wipprecht von Groitſch gefallen war, zerſtreute ſich das flüchtige Volk, was noch am Leben, in den Gründen nach Mansfeld, Sangerhauſen und Kiffhauſen zu. Die Sachſen aber errichteten nicht lange hernach in dieſer Gegend ein Siegeszeichen, nehmlich einen geharniſchten gewappneten Mann auf einer Säule, ſo in der Hand einen ſtattlichen Streitkolben, gleich als zum Streit gezuckt, gehalten, und auf beiden Seiten das alte Sächſiſche Wappen, nehmlich einen ſpringenden weißen Hengſt im rothen freien Felde neben ſich gehabt. Dieſes Bildniß ſollte ein Gedeute oder Gemerke ſein der Schlacht, ſo des Orts geſchehen. Die Landleute gingen fleißig zu beten hin, auch die Prieſterſchaft ehrte es als ein heiliges Bild, und nannte es Signum Adjutorii, des Helfers Dankzeichen, woraus das Volk St. Jodute machte. Kaiſer Rudolph, als er 1289 zu Erfurt Reichstag hielt, befahl, die Bildſäule hinwegzunehmen, weil man faſt Abgötterei mit ihr trieb, und eine Kapelle an die Stätte zu bauen. Aber das Volk verehrte noch einen Weidenſtock in dieſer Kapelle, von dem die Prieſter ſagten, er habe in jener Schlacht Jodute gerufen, und dadurch den Sieg zuwege gebracht.

54.

St. Ulrich wird eine Kirche gelobt.

Als Ludwig der Springer ſich durch den kühnen Sprung vom Giebichenſtein rettete,*) gelobte er, ſo die Flucht gelänge, ſeinem Schutzpatron, dem heil. Ulrich, eine Kirche, und wagte den Sprung mit den Worten: Hilf deinem Knechte, Jungfrau Maria! Das Wagſtück gelang und das treue Pferd, der weiße Schwan, trug den Entrinnenden eilend nach Sangerhauſen, wo Ludwigs Gemahlin Adelheid weilte. Nachdem der Graf von einer Bußfahrt nach Rom zurückgekehrt war, erfüllte er ſein Gelübde, ließ in St. Ulrichs Ehre eine Kirche zu Sangerhauſen erbauen, und zum Gedächtniß die obigen Worte in den Stein einbauen: Suscipe servum, virgo Maria! Die Kirche ſteht noch und iſt an ihr St. Ulrichs Bild und das des Gründers neben einander zu ſehen.

---

*) Siehe Theil 1. S. 177.

55.

Teufelsanbeter.

Zu Sangerhauſen hat ſich Anno 1454 eine Geſellſchaft gottloſer Leute zuſammengethan, welche ſich zur Vollziehung abſcheulicher Schandthaten unter dem Deckmantel frommer Religionsübungen vereinigten. Es kamen Männer und Weiber, Brüder und Schweſtern und mancherlei Leute heimlich in einem Keller zuſammen. Dort beteten ſie den Satan an, der ihnen in Geſtalt einer Hummel erſchien und jeglichen vor den Mund flog. Wer ſich nun gegen dieſe Hummel geneigt, dem ſollte viel Gutes widerfahren. Hierauf hat man die Lichter ausgelöſcht und um ſich gegriffen, welche Perſon ein jeder nun ergriff, mit der hat er geſündigt, es mochte Mutter, Schweſter oder Tochter ſeyn. Ein Schmied offenbarte es dem Grafen; dieſer wollte die Mähr nicht glauben, da führte ihn jener verkappt mit in die Verſammlung, daß er mit eigenen Augen ſehe und höre. Darauf wurde die frevelnde Rotte eingezogen und zum Feuer verurtheilt. *)

56.

Der ſchmätzende Tod.

Im Jahr 1565 ereignete es ſich zu Sangerhauſen, daß eine vornehme Matrone Todtes verblich, worauf nach ihrem Ableben ein ſo geſchwindes Sterben begann, daß es von Woche zu Woche ſich mehrte, ſo daß es von 18 Perſonen in die 30, dann in die 50, dann in die 60, 80 bis 129 ſtieg. Da entſtand ein allgemeines Gerede im Volke, es wäre der ſchmätzende Tod, herrührend von jener Matrone, die im Grabe ſchmätze und um ſich freſſe, wie man von andern Orten her wohl öfters Exempel erfahren hätte, und ſo lange ſolch Schmätzen daure, ſo lange mehre ſich das Sterben. Deshalb be-

---

*) Vergleiche Th. 3. S. 91.

gehrten Viele, man ſolle das Grab aufthun, die Schleier und Grabtücher der Todten entreiſſen, und ihr mit einem Grabſcheid den Hals abſtoßen, welche Mittel man anderwärts mit Nutzen gebraucht habe. Solchem Begehren konnte nur mit Mühe gewehrt, und dem Volke ſein Aberglauben kaum benommen werden. In 26 Wochen ſind damals 1174 Perſonen zu Sangerhauſen geſtorben, das damals 700 Häuſer zählte.

57.

Vom Kloſter Sittichenbach.

Drei Stunden von Sangerhauſen lag die ehemalige Ciſterzienſer Abtei Sittichenbach, von deren weitläuftigen Gebäuden faſt keine Spur mehr vorhanden, wohl aber iſt es den Umwohnern noch unvergeſſen. Der Name dieſes Kloſters wird hergeleitet von dem Vogel gleichen Namens, wie ein Mönch davon geſchrieben hat: aldo ins cloſter iſt ein ſchöner bron, do ſol wunderlich ein Sittich an dem refir geſeſſen. — Auch führte das Kloſter einen Sittich im Siegel, und prägte ihn auf Münzen, denn es hatte eignes Münzrecht, und es hat ſich von ſeinem beſondern Reichthum neben dem, was gewöhnlich und überall von alten Klöſtern erzählt wird, noch manche Sage erhalten. Die Kloſtergebäude ſtanden auf einer Anhöhe, welche man „uf dem Harze“ nannte, dort iſt Geld des Kloſters mit dem Gepräge eines Sittichs und dem Bildniß eines Abts Silveſter gefunden worden, und viel von dem Kloſterſchatz in der Nachbarſchaft erſchollen.

58.

Der Bauernſtein.

Das Kloſter Sittichenbach litt im Bauernkriege mit andern benachbarten ſehr viel, denn die Aufrührer haben es überfallen, ausgeplündert und ruinirt. Einige Haufen zogen ſich allhier zuſammen, nahmen das Quartier in dem zum Kloſter gehörigen Dorfe Oſterhauſen, Willens ſich mit denen in Frankenhauſen zu vereinigen. Aber der Graf von Mansfeld umringte Oſterhauſen mit 60 Reutern, und ließ in die 200 der rebelliſchen Bauern nieder hauen. Manche ſagen gar, es wären 1000 geblieben. Unter einer großen Linde beim nahen Dorfe Rothenſchirmbach wurden die Erſchlagenen eingegraben, und ein Kreuzſtein ward über den Hügeln errichtet, in welchem zum Gedächtniß die Bauernwaffen, als Senſen, Dreſchpflegel, Düngergabeln, Grabſcheite, welche die Bauerſchaft auch in ihren Siegeln zu führen pflegte, eingehauen wurden. Der Stein hat lange geſtanden.

59.

Die Prozeſſion.

Man hat mehr als einmal Anzeichen gehört und geſehen, daß in Sittichenbach große Schätze vergraben ſein müſſen. So iſt am hellen Tage zwiſchen 11 und 12 Uhr eine ganze Prozeſſion geſpenſtiger grauer Mönche mit vorhertragendem Cruzifix aus einem alten Keller kommend, erblickt worden, hat ihren Umgang gehalten, und iſt wieder in den Keller hinein geſchwunden. Auch hat man manchmal zu Mitternacht auf dem vordern Kloſterhofe geſpenſtiges Getümmel vernommen, als wenn der Hof voller Reuter wäre, ohne doch etwas zu erblicken.

60.

Das räthſelhafte Bild.

In dem ſteinernen Giebel eines Oekonomiegebäudes des ehemaligen Kloſters wurde ein ſonderbares

Bild entdeckt. Auf einer rothen eingemauerten Sandſteinquader war ein Dreieck zu ſehen, auf deſſen Spitze ſich ein Scepter zeigte. Im Dreieck lag ein Löwe, und hinter ihm kniete ein Mönch, der hielt in der Linken ein aufgeſchlagenes Buch, und die rechte Hand hielt er mit zwei aufgereckten Fingern, wie zum Schwur aufwärts. Dieſes Bild zu deuten wurde ein alter Mönch aus Erfurt berufen, der hatte das Speculum Salomonis, ging mit dieſem zu Rath, bedachte ſich wohl und ſprach: Hilf Gott! In dieſem Kloſter liegt ein mächtiger Schatz; ich habe lange davon gehört, den deutet die philoſophiſche Figur an. Der Scepter zeigt, daß er eines Königreiches werth, und das Triangulum, daß der Schatz ſo wohl verwahrt und verſetzt iſt, daß Niemand ſo leicht ihn heben wird. — Bei ſolchen und anderen Reden iſt es denn auch geblieben und der Schatz ungehoben.

61.

Die verlornen Maurer.

Bei dem Verwalter auf dem Kloſtergute zu Sittichenbach arbeitete zu Anfang des 17ten Jahrhunderts ein Kürſchner; dieſer berichtete, daß ſein Großvater ein Maurer geweſen, der hätte den

Mönchen im dortigen Kloſter mit noch einem Geſellen einen Eid ſchwören, und länger denn ein ganzes Jahr hindurch heimliche Gewölbe bauen und ausmauern müſſen. Jeden Sonnabend hätten die Mönche ihnen Beiden ſtattliche Belohnung gegeben, endlich aber wären beide Maurer verloren worden, und hätte man niemals erfahren können, wo ſie hinkommen wären. Auch hat ſich nahe dem Kloſter ein Felſenloch gefunden, im Eingang gar enge, inwendig aber ſehr weitläuftig ausgearbeitet, daß man aufrecht darin arbeiten kann. Darin ſtreicht eine Ader gelber Erde etwa zwei Finger breit durch einen harten Felſen, und iſt alljährlich viel davon hinweggetragen worden.

62.

Kaiſerpfalz Alſtedt.

In Nordthüringen lag eine der älteſten und berühmteſten Kaiſerpfalzen, **Alſtedt** früher auch Altſtedt geſchrieben, und ihren Namen vom hohen Alter ableitend. Sie wird mit andern namentlich im Sachſenſpiegel angeführt, wo es heißt: Fünf Städte ſind Pfalzen geheißen, die liegen in dem Lande zu Sachſen, da der König ſeinen rechten Hof haben ſoll, die erſtere iſt **Gruna**, die andere Werla, dieß iſt nun zu Goslar gelegen, Wallenhauſen iſt die dritte, Altſtedt die vierte, und Merſeburg die fünfte. Die ſächſiſchen Kaiſer verweilten oft auf dem hochgelegenen Palatium, und hielten hier Zuſammenkünfte mit den Reichsfürſten, auch Konrad der Salier und ſeine Nachfolger auf dem deutſchen Königsthrone weilten mehr oder minder in dieſer Pfalz und hielten Hoftage allda.

In Alſtedt war es, wo Thomas Münzer, welcher dort Prediger war, die erſte Urſache des thüringiſchen Bauernkrieges wurde. Er war ein unruhiger und ehrgeitziger Geiſt, ſchalt auf den Papſt nicht minder, wie auf Luther, und nannte Beide Boten des Antichriſts. Vor allem predigte er Freiheit von geiſtlichen und weltlichen Abgaben, und verhieß ſolche, da lief alles Volk von Eisleben, Mansfeld, Sangerhauſen, Frankenhauſen, Querfurt, Halle, Aſchersleben und allen Orten dieſer Gegend, und manche viele Meilen weit her nach Alſtedt, den trefflichen Prädicanten zu hören. Als er ſo großen Anhang merkte, griff er die berühmte Wallfahrtskirche zu Wilderbach bei Alſtedt an, ließ ſie plündern und in Brand ſtecken, machte heimliche Bündniſſe, und ward dafür von dem Churfürſten von Sachſen bedeutet, ſeinen Stab weiter zu ſetzen, was er denn auch that, und ſich darauf ein Jahr lang verborgen hielt, dann nach Nürnberg, und von da wieder nach Thüringen kam.

63.

Neun Kinder auf einmal.

Es war ein Graf zu Querfurt, Gebhard genannt, des heiligen Bruno Bruder, ein ernſter und geſtrenger Herr, und hatte ein edel Gemahl aus Sachſen bürtig. Dieſe gebar in ihres Herrn Abweſenheit neun Kindlein auf dem Hauſe zu Querfurt, darüber ſie und alle Weiber, die um ſie waren, heftig erſchracken, und nicht wußten, wie ſie ſich verhalten ſollten, zumal ihr Herr gar wunderlich war, und ſie beſorgten, daß er ſchwerlich glauben würde, daß dieſes mit rechten Dingen zugehen könne, daß ein Weib von einem Mann ſo viele Kinder auf einmal haben könne. Denn er hatte ſchon zum öftern über Weiber, welche nur zwei oder drei Kinder auf einmal zur Welt gebracht, beſchwerliche Gedanken und Reden laut werden laſſen. Daher wurden die Frauen in ihrer Furcht einig, acht dieſer jungen Kinderlein heimlich bei Seite zu ſchaffen, und nur das Neunte und Stärkſte zu behalten, und wurde einer unter ihnen befohlen, dieſe achte in einem Keſſel hinwegzutragen und in den Teich unter dem Schloſſe, über der Mühle, mit Steinen beſchwert zu verſenken. Nun war damals der heilige Bruno zu Querfurt, und ging nach ſeiner Gewohnheit am frühen Morgen in das Freie, ſein Gebet zu thun, und wandelte an einem ſchönen Quellbrunnen in frommen Betrachtungen auf und ab. Da kam das Weib, und wollte ſtracks ihres Wegs vorüber eilen, denn ſie fürchtete ſich, aber als ſie nahe bei St. Bruno kam, winſelten die Kleinen im Keſſel unter dem Mantel, und er verwunderte ſich, fragte das Weib, was es trage? Obwohl ſie nun zur Antwort gab, es wären junge Wölflein oder Hündlein, ſo dünkte ihm doch, daß die Stimmen nicht aller Dinge lauteten, wie junger Hündlein Stimme, wollte ſehen, was es Wunders ſei, rückte ihr den Mantel auf, und ſah, daß ſie acht junge kleine Kinder trage. Darüber über alle Maßen entſetzt, drang St. Bruno in das vor Schrecken ſtarre und ſtumme Weib, zu ſagen, woher ſie komme? wem die Kinder? und was ſie mit dieſen thun wolle? Darauf berichtete das Weib zitternd und zagend den ganzen Handel. So verbot nun Herr Bruno ihr ernſtlich, keinem Menſchen, auch der Mutter nicht, von dieſer Sache zu ſagen, und ſollte ſie auf dem Schloß nur ausreden, daß der Befehl vollzogen ſei. Dann nahm er die Kindlein, taufte ſie aus dem lieblichen Brunnen, nannte ſie alle Bruno, und ſorgte, daß dieſelben da und dort als verlaſſene Waiſen untergebracht und auferzogen wurden, eins in der Mühle und die andern anderswo. Denen er die Kindlein aufzuerziehen anbefahl, gab er Geld und ließ es heimlich halten. Wie aber die Zeit herankam, da er zum letztenmal aus Querfurt in das Land Preußen ziehen mußte, und dachte, daß er wohl nimmer wiederkehren möchte, da offenbarte er vernünftiglich ſeinem Bruder Gebhard, was ſich zugetragen, wie die Kinder geboren und lebendig erhalten worden, und wo ſie anzutreffen wären. Zuvor aber nahm er ihm das Gelöbniß ab, daß er, was geſchehen, ſeiner Gemahlin nicht unfreundlich entgelten zu laſſen, ſondern hierin Gottes Wunder und Gnadenwerk erkennen zu wollen. Darauf ging der heilige Mann auch zu der Gemahlin, entdeckte ihr alles, und ſtrafte ſie wegen ihrer unbedächtigen und unmütterlichen That ernſtlich, doch da ſie bereits etliche Jahre her ein bereuend und hochbetrübtes Weib durch ihr Gewiſſen geweſen war, ſo tröſtete er ſie auch. Da war beides, groß Leid und Freude bei einander, und rief nun St. Bruno die beiden Gatten zuſammen, ließ die acht Knäblein, zuvor überein gekleidet, holen, und ſtellte ſie gegen die Oſterzeit den lieben Aeltern vor. Denen wallete, als ſie die Kinder ſahen, das väterliche und mütterliche Herz, und ſie ſahen gar bald an der Kinder Geſtalt und Geberden, daß ſie des Neunten rechte Brüderlein. Das aus Kupfer bereitete Becken, darin das Weib dieſe acht Kindlein ſoll von der Burg getragen haben, und darin der Heilige ſie taufte, zeigt man, noch heutiges Tages zu Querfurt zum Gedächtniß dieſer Geſchichte in der Schloßkirche, oben vor dem Chor in dem ſteinernen Schwibbogen, mit einer eiſernen Kette angeſchmiedet. Den Teich, darin die Kinder ſollten gleich jungen Wölfen erſäuft werden, heißt man noch den Wölferteich, und der ſchöne Quellbrunnen wurde zum ewigen Gedächtniß der Brunosbrunnen genannt. Er iſt mit einer Mauer umfaßt und überbaut worden, und führt ein helles und geſundes Waſſer.

64.

Die eiſernen Schuhe.

Manche ſagen, daß Graf Gebhard dem heiligen Bruno kein Gelöbniß abgelegt, ſeiner Gemahlin die ſchändliche That an den acht Kindern zu vergeben, vielmehr habe er in ſeinem Zorne anbefohlen, ein Paar eiſerne Schuhe zu fertigen, welche ſein Weib habe an die bloßen Füße ziehen müſſen, nachdem die Schuhe im Feuer glühend gemacht worden. Auch habe die Gräfin ſelbſt das Urtheil und ſolche Strafe gerecht befunden, und ihr Vergehen abgebüßt. Zum Gedächtniß wurden dieſe Schuhe in der Schloßkirche aufbewahrt, ſie ſind ziemlich weit, und haben keine Sohlen.

65.

St. Bruno und die Eſelswieſe.

Der fromme Heidenbekehrer Bruno ritt am Donnerstag in der Oſterwoche nach geſprochenem Segen auf ſeinem Maulthier und mit wenigen Dienern von ſeinem Bruder Gebhard weg, abermals nach Preußen zu ziehen und die Heiden zu bekehren, deren zweiten Bonifacius man ihn nannte. Nun trug ſich's zu, wie er auf den grünen Anger, hart vor Querfurt kam, daß ihm ſein Eſel ſtetig wurde, und weder hinter noch vor ſich wollte, alles Antreibens mit Schlägen, Peitſchen und Spornen ungeachtet. Daraus ſchloß nun Herr Gebhard und Andere, die ihm das Geleit gaben: es wäre dieſes ein Zeichen und Offenbarung, daran zu erkennen, daß es nicht Gottes Wille ſei, dieſen Zug wiederum zu thun, und überredeten ihn, daß er wieder mit ihnen auf das Schloß zurückzog. Die Nacht bewegte Herrn Bruno die Sache mit großer Traurigkeit, er überlegte ſie hin und wieder, trug ſich noch etliche Tage mit Gedanken, konnte aber ſein Herz nicht zufrieden ſtellen, bis er ſich gänzlich darin ergab, ſeine vorgenommene Reiſe zu vollziehen. Zog in Gottes Namen nach Preußen, lehrte, predigte und bekehrte etliche, dann wurde er gefangen, grauſam gepeinigt, verſtümmelt und getödtet mit 18 Gefährten, im Jahr 1008 oder 1009 auf der Ruſſen und Lithauer Grenzen. Und auf der Stelle, wo damals das Thier ſtetig wurde, baute man hernach ein Heilthum, genannt die Kapell zu Eſelſtett, und theilte in ſpätrer Zeit, da der Ablaß aufkam, jeden Donnerstag nach Oſtern ſonderlichen Ablaß aus. Daher jährlich von allen Orten her vieles Volk dahin gelaufen, geritten und gefahren kam, und eine große Wallfahrt entſtand. Daraus wurde ein freier Markt vom Morgen zum Abend, der aber ſpäter auf 3 Tage ausgedehnt wurde. Hat alſo St. Bruno's ſtehender Eſel das ganze Volk umher gehend und laufend gemacht.

66.

Die weiße Frau am Stein.

Bei Querfurt an einem Rain ſieht man einen langen Stein liegen, der früher aufrecht ſtand, und vielleicht ein Bildſtock war. An dieſen Stein läßt ſich zu Zeiten eine weiße Frau ſehen, welche dorthin verwünſcht iſt. Sie muß ſo lange wandern, bis von dem Stein kein Stäubchen mehr vorhanden iſt. Warum ſie dieſe Strafe leiden muß, iſt unbekannt, Manchen aber hat ſie ſchon erſchreckt, und Viele ſchwören, die weiße Frau in kläglicher Gebehrde wandeln geſehen zu haben.

67.

Das Nonnengeſpenſt zu Gehofen.

Es iſt eine bekannte Geſpenſterſage, daß zu Gehofen im Jahr 1683 die Frau Philippine Agnes von Eberſtein vom Geſpenſt einer Nonne übel geplagt wurde. Das Leiden begann am 9. Oktober, und zwar damit, daß die Edelfrau an Händen und Armen ein ſchmerzhaftes Kneipen empfand, und ein Flüſtern vernahm, ſie möge Abends ſechs Uhr hinab auf den Hof gehen, und da einen großen ihr beſcherten Schatz heben. Die Dame gehorchte jedoch weder dieſer, noch mancher ſpätern Aufforderung, wodurch das Kneipen immer ärger wurde. Am 12. Oktober erblickte ſie zuerſt den Geiſt in Geſtalt einer kleinen weiß gekleideten Nonne, die mit einem rothen Kreuz auf dem Haupt gezeichnet war, ein Paternoſter in der Hand trug, und ein weißes Vorſtecktüchlein nach damals üblicher Tracht vor dem Munde hatte; dieſe Geſtalt winkte ihr. Da die durch Nachtwachen bei ihrem kranken Ehegatten erſchöpfte, und außerdem ſehr bange Dame nichts hören und ſehen wollte, ſo geſchah nun Nacht für Nacht und Tag für Tag abwechſelnd heftige Gewaltthätigkeit am Körper der Geiſterſeherin und dringendes Zureden zur Folge, um den Schatz zu heben. Der Geiſt erzählte förmlich ſeine Geſchichte, er ſei eine des Geſchlechtes von Trebra, habe auf dem Edelhofe, der früher das Trebraiſche Gut geheiſſen, in Kriegsunruhen einen Schatz vergraben, da wo jetzt die Kapelle erbaut ſei, die Dame von Eberſtein ſolle und müſſe dieſen Schatz heben, ſie möge nur ihren Beichtvater und die Hausgenoſſen dazu nehmen, dabei beten und ſingen; es ſolle ihr auch kein Leid wiederfahren, und den ſchwarzen Hund, der den Schatz hüte, wolle der Geiſt aus dem Thore führen, und nie wiederkommen. Es bedürfe nur, daß eine Schürze oder ſonſt etwas auf den Ort des Schatzes von ihr geworfen werde. Der Geiſt beſchrieb ſogar den Schatz, darunter waren drei Ringe, die dem Eberſteiniſchen Geſchlechte beſtändiges Glück bringen ſollten, ordnete auch deſſen Verwendung an, und verhieß der Tochter der geängſtigten Dame ebenfalls die Hebung eines Schatzes nach vier Jahren — alles erfolglos — die Edeldame folgte nicht, und wurde fortdauernd von dem Geiſt gepeinigt, ſo daß es nahe daran war, ihr Leben darüber zu verlaſſen. Bei einem Gang über den Hof in die Kapelle zeigte ſich das Geſpenſt mit flehendlichen Gebehrden, und deutete auf einen Schutthaufen und unter einem großen Stein die Stelle des Schatzes an, hielt ſie ſogar am Rocke feſt, und bat, etwas dorthin zu werfen, auch ſah die Dame mit einem Blick den ganzen Schatz offen. Als über alle Schmerzen die ſie erdulden, und die ſchreckenden Erſcheinungen, die ſie ſehen mußte, die Dame ganz ſchwermüthig wurde, ward ihr von dem Geiſt mit chriſtlichem Troſt zugeſprochen, doch wich dieſer wenig mehr von ihr und blieb ihr, aber auch nur ihr allein, ſichtbar, während ſie die heftigſten Convulſionen und Paroxysmen erlitt. Einmal erſchien das Geſpenſt ſehr zornig, und klagte, daß die böſen Schulknaben ſein Bildniß in der Kirche mit Ruthen geſchlagen. Das währte ſo bis in das folgende Jahr hinein, wo es ſo weit kam, daß die Edelfrau — als ſie wieder etwas ſtärker, mit ihren Anverwandten nach Bachra am 19. Januar Schlitten fuhr, und der Geiſt an der Brücke ſtand — in heller Verzweiflung zweimal mit Piſtolen nach ihm Feuer gab. Damit machte ſie nun das Uebel nur über alle Maaßen ärger, der Geiſt plagte ſie mehr und mehr, und wenn ſie dem Schmerz erlag, betete er ihr, wie höhnend, Liederverſe aus dem Geſangbuch vor. Weder geiſtlicher Zuſpruch, noch ſonſtiges Zureden vermochten die Patientin zu überzeugen, daß ſie keinen Geiſt ſehe, obwohl ſie laut und lebhaft wünſchte, es möchte dem alſo ſein. Allein ſie ſah ihn fort und fort, und ihr Töchterlein, das noch nicht reden konnte, zeigte nach der Stelle, wo er weilte. Der Geiſt ſchlug die Geplagte auf Mund und Wangen, wie auf die Bruſt, warf ſie empor, hielt ihr den Mund zu, legte ſich über ſie wie eine Centnerlaſt, und endlich da er nichts ausrichtete, nahm er nach Oſtern Abſchied, und quälte ſie fürder nicht mehr, und ſie ſah und empfand nichts mehr von ihm, wofür ſie dem

Herrn in öffentlicher Kirchenverſammlung danken ließ. — Von dieſer Geſchichte ward zu ihrer Zeit ſehr viel geſprochen und geſchrieben, heutiges Tages ſpricht man in Gehofen kaum noch davon. Das aber ſagt man, daß auf dem Edelhofe ſich eine Nonne und ein Mönch bisweilen ſehen ließen, und großes Rumoren in den Ställen und Gepolter auf den Böden verurſachten, daß oft das Vieh davon ſcheu würde.

68.

Zweier Kaiſer Tod in Memleben.

Merkwürdig iſt, daß zu Memleben zwei deutſche Kaiſer das Zeitliche mit dem Ewigen tauſchten. Der erſte derſelben war Heinrich I., der Finkler, welcher dieſe Gegend ganz beſonders liebte, in der er auch beim Vogelheerd betroffen wurde, als die Abgeſandten der deutſchen Fürſten ihm ſeine Wahl an Konrads Statt verkündeten. Der Kaiſer gedachte nach Rom zu ziehen, wurde aber zu Bodfelde, wo er der Jagd wegen mehre Tage weilte, von einem Schlaganfall betroffen. Doch erholte er ſich wieder, und wohnte in Erfurt einer Synode bei, wo die meiſten Reichsfürſten verſammelt waren, und wo er ſeinen Sohn Otto I. ihnen zu ſeinem Nachfolger vorſchlug. Von da reiſte er nach Memleben mit geringem Gefolge; dort wiederholte der Schlaganfall, und der ruhmreiche Kaiſer verſchied am ſiebenten Tag des Monats Juli 936, nach herzlichem und ſchmerzlichem Abſchied von ſeiner Gemahlin Mechtildis. Wunderliche Zeichen ſind, wie man lieſt, dieſem Todesfall vorangegangen. Die Sonne verlor bei hellem Himmel ihren Schein und ward verfinſtert, und ſchien durch die Fenſter der Häuſer mit gleichſam blutfarbigen und bleichen Strahlen. Der Berg, auf dem das Kloſter bei Quedlinburg gelegen, in dem hernach der Kaiſer beerdigt wurde, warf Flammen aus. Heinrich des Finklers Sohn, Otto der Große, fand ebenfalls in Memleben ſeinen Tod. Dieſer Kaiſer kam von Merſeburg mit ſeinem Gemahl Adelheidis und ſeinem Sohn Otto nach Memleben, Willens, von da zurück nach Quedlinburg zu gehen, dies geſchah am Dienſtag vor dem heil. Pfingſtfeſt im Jahr 973. In der nächſten Nacht verließ der fromme Fürſt das Lager nach ſeiner Gewohnheit, und wohnte dem Horaſingen und der Frühmette bei, dann ruhete er ein wenig, theilte nach dem Hochamt Almoſen unter die Armen aus, war den Tag über heiter, und wohnte auch der Vesper bei. Nach gehaltenem Abſingen des Evangeliums begann er ſich übel zu fühlen, und wollte umſinken. Da dies die umſtehenden Fürſten ſahen, führten ſie ihn zum Seſſel und ſtützten ſein Haupt. Bald darauf ward er mit den heiligen Sakramenten verſehen, und als er dieſe empfangen hatte, gab er ohne Seufzer mit großer Ruhe den Geiſt in die Hände des Schöpfers aller Kreaturen zurück. Sein Leichnam wurde aus der Kirche in den Kaiſerpallaſt herübergebracht und ſein Tod erſt ſpät am Abend dem Volke verkündigt. Sein Eingeweide wurde in der Kirche zu Memleben beigeſetzt, ſein Leichnam aber nach Magdeburg geführt und dort nahe bei dem Grabe ſeiner erſten Gemahlin, Editha, beerdigt. Kaiſer Ottos und der Editha, auch Andrer uralte Bildniſſe fanden ſich abgemalt auf den Steinpfeilern der Kloſterkirche zu Memleben, davon jetzt nur noch Weniges zu erkennen iſt. So gingen an dieſem merkwürdigen Ort zwei große deutſche Kaiſer nach thatenreichem Leben zur ewigen Ruhe ein.

69.

Das Marienbild.

Im Kloſterhofe zu Memleben ſteht im Durchgange der Oekonomiegebäude nach dem ehemaligen Kloſter ein hölzernes Marienbild, das Chriſtuskind im rechten Arm, und in der linken Hand einen Engel mit einer Krone haltend, von ſehr alter Arbeit, von dem Allerlei erzählt wird. Unter anderm trug es ſich einmal zu, daß zwei Jungen

Abends mit einander über den Hof gingen und der Eine anfing, das Bild zu höhnen. Der Andre verwieß es ihm, und ſagte, er ſolle doch dieſes Bild unbeleidigt laſſen, es könne ihm Schaden bringen. Ei! rief der Junge: Was kann mir das todte Bild thun? nahm es gleich vom Poſtament herab, trug es gegenüber zu einer offnen Feuerpfanne, wo man Waſſer für das Vieh heiß machte, und warf es in die Gluth. Aber das Bild verbrannte nicht, ſondern blieb unverſehrt. Am andern Morgen ſtand es wieder an ſeinem Ort, zu gleicher Zeit aber hörte man ein Gezeter, und nahm wahr, daß der gottloſe Junge hoch oben auf der Kirchentrümmer ſaß, in großer Noth und Angſt, und konnte nicht wieder herunterkommen, bis man ihm mit Leitern zu Hülfe kam. Auf Befragen, was er da oben geſucht und wie er hinaufgekommen, wußte er nichts zu ſagen, als daß er nicht wiſſe, wie er dort hinaufgekommen ſei.

70.

Braupfanne voll Gold.

Auf dem Trebesdorfer Berge, da, wo man in das Unſtrutthal hinabſieht, und der Fußſteig ſich abwärts zieht nach Burgſcheidungen, liegen Hünengräber, und ſteht ein alter Birnbaum. Dort unter dem Hünenhügel zunächſt dem Baum liegt ein großer Schatz, eine Braupfanne voll Geld, der kann nicht gehoben werden, obſchon Manche ſich daran verſucht; ein feuriger Hund bewacht den Hügel und unter dem Birnbaum brennt ein Licht. Beides haben die Hirten oft des Nachts geſehen. Wer den Schatz heben will, muß ganz rein und eines gottesfürchtigen Herzens ſein, außerdem hat der Handanlegende zu gewärtigen, daß ihm der Hals umgedreht werde. Das ſoll auch vor langen Zeiten Einem geſchehen ſein, den man tod fand, nachdem er nur erſt einen der in einem Kreis um den Hügel zu Tage ſtehenden großen Steine gelüftet. Andre Hügel in der Nähe ſind aufgegraben worden, aber an den, da der Schatz drunten liegt, ſoll ſich Keiner wagen dürfen.

Unter dem alten Birnbaum ſitzend, habe ich mir Solches erzählen laſſen.

Sagenkreis

des

Werragrundes.

Du grüner Strand, du heitrer Fluß, ich grüße
Euch beide, wandelnd durch des Thales Windung,
Vorbei an Stadt und Burg, an Teich und Wieſe,
Mit wanderluſtiger, fröhlicher Empfindung.

Mir zugeſellt hat ſich ein kundiges Mädchen,
Das freundlich Antwort giebt auf jede Frage;
Das mir erzählt von Dörfern, Schlöſſern, Städtchen,
Von Burgen, Klöſtern — die lebendige Sage.

Selbander wandeln wir im Abendgolde,
Ihr Gang iſt Elfentritt, iſt flüchtiges Schweben.
Bisweilen ſpricht mit tiefem Ernſt die Holde;
Doch weiß ſie Scherz auch lächelnd einzuweben.

Ich laſſe mich ſo gern von ihr begleiten,
Mich mühend, ihre Reden nachzuſammeln.
Es iſt ein harmlos heitres Weiterſchreiten
Im Feld der Poeſie, dieß Blumenſammeln.

Das Werrathal bietet ſeiner ganzen Ausdehnung nach, vornehmlich aber, ſoweit es der nächſtfolgende Sagenkreis umfaßt, von Meiningen bis Salzungen, nur 7 Stunden Weges, eine Menge landſchaftlicher Reize im angenehmſten Wechſel, und eine faſt ununterbrochene Kette geſchichtlich intereſſanter Punkte dar, darunter nur allein 7 Burgen und Burgſtätten, 4 Stätten ehemaliger Klöſter mit zum Theil noch vorhandenen Gebäuden enthalten ſind, die ſämmtlich ihren Urſprung aus einer ſehr frühen Zeit dadirten. Doch ſoll dieſer heimathlichen Gegend hier kein Panegyrikus gehalten werden, vielleicht daß mancher Reiſende ſie mit doppelter Theilnahme anblickt, wenn ſich der ſchöne jetzt vorliegende Plan, mitten durch ſie hin die raſche Pulsader lebhaften Völkerverkehrs, eine Eiſenbahn zu führen, günſtig und erfreulich verwirklicht. —

Im Vorwort zum 2ten Theil dieſes Werkes, S. **XXI**, wie in der dem 3ten Theil vorgedruckten Abhandlung, S. 22, habe ich einen Grundzug des deutſchen Volkscharakters nur flüchtig berührend erwähnt, die Neckeluſt; jetzt ſehe ich mich an einem Gebiete anlangen, wo ich derſelben vorzugsweiſe gedenken muß, um nicht mißverſtanden oder mißdeutet zu werden. Ich habe von den ſogenannten **Waſunger Streichen** zu reden. Faſt in jedem deutſchen Lande und Ländchen giebt es eine Stadt oder ein Städtchen, auf das ſich fort und fort die Witzfunken nachbarlicher Spottluſt entladen, dem alle erſinnlichen Schwaben- und Lalenſtreiche aufgebürdet und zugeſchrieben werden, und ſie müſſen es eben leiden; kein Zauberer und keine Formel hebt den, übrigens harmloſen und unſchädlichen Bann des Lächerlichen auf und nimmt dieſen von ihnen.

Das Herzogthum Sachſen Meiningen iſt ſeit dem Anfall Hildburghauſens ſo glücklich, **zwei** dieſer Städte zu beſitzen, **Waſungen** und **Ummerſtadt**, von deren Streichen die Nachbarſchaft voll iſt. Es würde ſchwierig ſein, auf dem Wege der Geſchichtforſchung bis zum Quellenurſprung ſolcher ſcherzhaften Gewohnheit zu wandern, die deutſche Spottluſt iſt nichts weniger als jung. Wir finden ſie ſchon im Mittelalter zwiſchen Volksſtämmen, (man denke an die Schwabenſtreiche, an die Spottnamen der Schweizer ꝛc.) zwiſchen Nachbargauen und Ortſchaften. Jeder Ort jedoch, der ſolches über ſich ergeben laſſen muß, hat ſich zu getröſten, daß es ihm im lieben Vaterlande nicht an Genoſſenſchaft fehlt. Darüber belehrt unter Andern ein recht leſenswerther Aufſatz Profeſſor **Maßmanns** unter der Aufſchrift: **Deutſcher Scherz**, *) darin der Verfaſſer ſagt:

---

*) **Zeitſpiegel** von C. Spindler. 1831. Sechſter Band.

„Die ſonderliche Neckluſt aber, oder wie das Volk dafür in reichlichen Ausdrücken zu ſagen pflegt, dieſes Aufziehen, Trätzen, Stimmen, Hänſeln, Hecheln, Helgen, Hienzen, Hüneln, Hetzeln, Uzen, Neckſen, Mocken, Zären, Scheren, Fözeln, Fenzcheln, Facken, Faiken, Focken, Foppen, Schoppen, Schrauben, Laichen, Hudeln, Klemmen, Tummeln, Auſiechen, Anzapfen, Anzupfen u. ſ. w. — herrſcht überall, wo deutſche Zunge ſpricht, bei den verſchiedenſten deutſchen Stämmen. ꝛc.“

„Jeder Gau Deutſchlands bewahrt in ſich und überliefert von Kind zu Kindeskind eine Menge heitern Schimpfes und Scherzes von Stadt gegen Stadt, von Ort über Ort, beſonders aber in Schwaben iſt kein Flecken, der nicht den Nachbar neckte.“ *)

---

*) Es fehlt in Thüringen auch nicht daran, man denke an das Spottlied auf Friedrichrode und andere Orte. Beſonders ſpottluſtig aber ſind, und auch hierin vor andern ſich auszeichnend, die dialektverwandten Orte Ruhla, Steinbach, Brotterode und Schmalkalden, außerdem auch Gumpelſtadt. Nicht minder zeichnet ſich Sonneberg darin aus, nach dem bekannten Reim:

Wer von Steinheid kommt, und ſpürt keinen Wind,
Und von Steinach, und ſieht kein Kind,
Und von Sonneberg ohne Spott,
Der iſt ein Geſegneter von Gott.

und:

Wer durch Barchfeld kommt ungeſchmiſſen,
Durch Witzelrode ungebiſſen,

gleich trefflicher Haltung fortſchwebend, und in dieſer Haltung mit Virtuoſität durchgeführt, was gerade bei komiſchen Werken am häufigſten fehlt. Der Witz, der durch das Werk durchſchillert, iſt köſtliche, treffende Ironie.“ ꝛc. — — „Die ſeltſame, aberwitzige Klugheit, in der die Schildbürger charakteriſirt erſcheinen, iſt durchaus reiner, höher, gediegener, als der Volkscharakter im Eulenſpiegel.“

Alles dieſes wohlbedenkend, wird die gute Stadt Waſungen es ſich nicht zum Schimpf und Leid ſein laſſen, wenn ihre Streiche, die als ſcherzhafte Sagen in aller Munde leben, hier zum Theil im Druck erſcheinen. Wenn aber ein und der andere, mit der Oertlichkeit und dieſen Lokalneckereien mehr, als mit der Volksbuchliteratur vertrauter Leſer hier die Mähren vermiſſen ſollte, „wie die Waſunger den Brunnen gegraben, deſſen Tiefe ausmeſſen wollen, Einer an den Andern ſich hängend, ſich hineingelaſſen, und der Oberſte, der alle gehalten, um beſſer halten zu können, zuvor einmal in die Hände ſpucken wollte, deßhalb losgelaſſen, und nun alle hinuntergeplumpt,“ oder „wie die Waſunger das zum Rathhausbau beſtimmte Bauholz mit großer Mühe den Berg herabgeſchafft, der letzte Trumm aber ihrer Hand entglitten, und von ſich ſelbſt hinabgefahren, da ſie denn darüber erſtaunt, den Rath gefaßt und ausgeführt, alles Holz wieder zum Berg hinauf zu ſchaffen, damit es fein von ſelbſt herunterlaufe;“ oder: „wie die Waſunger ihr Rathhaus ohne Fenſter bauten, und hernach das Licht in Säcken hineintrugen,“ oder „wie ſie einen Acker mit Salzkörnern beſäet, in Hoffnung, daß es zu reichlicher Aernte, gleich anderem Korn, aufſprieße, auch wie die vier Rathsälteſten den Flurwächter auf einer Hürde und auf ihren Schultern in den grünenden Salzacker trugen, damit er das Vieh herausjage, ohne der Saat zu ſchaden,“ oder: „wie zu Waſungen beſchloſſen ward, das Gras, ſo auf der Stadtmauer wuchs, nicht ungenützt zu laſſen, und man den Heerdochſen an einem Stricke um den Hals hinaufzog, wo die Leute, als der Ochſe nothgedrungen die Zunge weit herausreckte, riefen: „Sätt! Sätt! Hä läckt ſchu dernach!“ *) oder: „wie ein Mühlſtein gegraben wurde, den man, wie damals das Holz, den Berg hinunter laufen ließ, Einer jedoch den Kopf in der Mitte durchſtecken mußte, damit man gleich erführe, wohin der Stein gegangen,“ oder: „wie in herrannahenden bedrohlichen Kriegsläufen dort die Glocken in die (Schwallunger) Teiche verſenkt worden, und man in den Kahn an dieſer Stelle eine Kerbe machte, damit man ſie fein wiederfände;“ — ſo wiſſe dieſer Leſer, daß alle jetzt angeführten Streiche und viel andere mehr bereits im Schildbürger- oder Lalenbuch ſtehen, woraus ſie auf faſt alle oben genannten Orte übertragen worden, daher keiner derſelben ſich dieſe Spottmähren zur Präjudiz gereichen zu laſſen braucht.

---

*) Seht, ſeht, er leckt ſchon danach.

Auch andre, hier zum Theil aufgeführte, ſpäter nach- und angefabelte Lalenſtreiche gelten nicht von Waſungen allein, ſondern begegnen ebenfalls auch Anderorts, ſo die Mähr vom Galgen, darin in dem Ausſpruch des weiſen Rathes, wie ſehr zum Lachen reizend er ſcheinbar auch klingt, jeder Verſtändige den geſunden und rechtspraktiſchen Sinn heraus hören wird. Im Uebrigen gebe ich mit Abſicht nur einen Theil des bezüglich dieſer Stoffe geſammelten Materials, das gänzlich unbenutzt zu laſſen, ich Bedenken trug, weil mir als Hauptzweck dieſes Buches Erneuung und Auffriſchung der Volkspoeſie nach jeder Richtung hin und in allen ihren Eigenthümlichkeiten vorſchwebt.

1.

Das Kroatenglöckchen.

Zu Walldorf am Kirchthurm hängt außen ein kleines Glöckchen, das Kroatenglöckchen geheißen. Davon erzählen noch heute die Landleute Folgendes: Im dreiſſigjährigen Kriege ging es ſchlimm her im Werrathal, und ganz beſonders übel hauſten die Kroaten, welche das Volk ärger als den Teufel fürchtete. Als nun ein Schwarm dieſer wilden Kriegsleute ſich auch Walldorf näherte, um mit Plündern, Morden und Todtſchlagen, Sengen und Brennen dort ſein Weſen zu treiben, ſo begab es ſich, daß ein kleines Glöckchen, welches außen am Thurm hing, und nicht geläutet werden konnte, weil daſſelbe keinen Klöppel hatte, von ſelbſt anfing, zu läuten, wodurch die Gemeinde in Allarm kam, und wenigſtens ſo viel Zeit gewann, das Leben zu retten, denn die gleich darauf einfallenden Kroaten brannten das Dorf ſammt der Schule und Kirche nieder, doch blieb der Thurm mit dem Glöckchen ſtehen, und letzteres wird immer noch das Kroatenglöckchen genannt.

Die unfern von einander liegenden Dörfer Walldorf und Wallbach ſollen ihre Namen von einer ehemals häufig beſuchten Wallfahrt haben, die zu einem Heiligenbild in der Nähe geſchah, wovon noch ein Berg am rechten Werraufer der Heiligenberg heißt.

2.

Metzels und der Klausbrunnen.

Der gemeinen Sage nach hat früher das Dorf Metzels den Namen Glattenſtein geführt, und die neue Benennung von Metzeln und Morden erhalten. So oft in alten Zeiten das Kirchweihfeſt gehalten ward, kam das junge Volk von den Nachbardörfern mit Spielleuten angezogen, und da gab es in der Regel um den Tanzplatz Zank und blutige Schlägereien, ſo daß einſt auf einer ſolchen Kirchweih drei Todte auf dem Platz blieben, davon ſtehen noch heutiges Tages zum Wahrzeichen drei Steine unter der Linde. Als das ſich zugetragen hatte, wurde auf 100 Jahre das Kirchweihfeſt verboten und der Name des Dorfes verändert.

In der Kirche zu Metzels ſtand in Lebensgröße ſchön von Holz geſchnitzt und übergoldet das Bildniß des heiligen Nicolaus, noch aus katholiſchen Zeiten her, das wollten die zu Mellrichſtadt gerne haben, kauften es daher der Metzelſer Gemeinde ab, und kamen mit einem vierſpännigen Wagen, es abzuholen. Als ſie aber nun mit dem Wagen und dem Bild zu dem am Dorfe etwas ſteil anſteigenden Berge gelangten, über den die Fahrſtraße nach Meiningen führt, ſo wurde es ganz unmöglich, das Bild fortzubringen, und ſchien, als ob daſſelbe immer ſchwerer werde. Da thaten die Mellrichſtädter das Bild vom Wagen, legten es an den Weg, und fuhren leer wieder von dannen; die Metzelſer aber trugen den heil. Nicolaus, der nicht weg wollte aus ihrem Ort, wieder in die Kirche, und ſiehe, da, wo das Bild am Wege gelegen, entſprang jetzt eine friſche und geſunde Quelle, die wurde ins Dorf geleitet, und der Klausbrunnen genannt, ſo wie der Berg, an dem er ſpringt, der Klausberg, und war dieſe Quelle dem Dorfe weit nützlicher, als das Geld, das es für das Heiligenbild würde empfangen haben.

3.

Der Stadt Waſungen Urſprung und Name.

Waſungen iſt eine der älteſten hennebergiſchen Städte, deren frühester Urſprung aber im Dunkel liegt. Ihren Namen haben einige Chroniſten Vooſingen geſchrieben, auch wiſſen wollen und angenommen, die Stadt ſei von der Völkerſchaft der Foſen erbaut, allein der Name kommt Wasunga geſchrieben, ſchon in Urkunden des 9ten Jahrhunderts vor. Daß ſie den Namen vom grünen Waſen der naheliegenden ausgebreiteten Wieſen des Werrathales habe, möchte eben ſo leicht zu behaupten, als ſchwer zu beweiſen ſein. In frühern Zeiten war die Stadt größer und umfangreicher, als jetzt, davon zeugt noch ein geringer Häuſerüberreſt jenſeit der Werra, der den Namen „die alte Stadt“ führt. Zeitig war ſie hennebergiſcher Grafenſitz, und im Jahr 1308 verlieh ihr Kaiſer Albrecht, der auf ſeinem Zug gegen Friedrich den Gebiſſenen 2 Tage lang dort vom Grafen Berthold X von Henneberg bewirthet wurde, dieſelben Rechte und Freiheiten, welcher ſich Schweinfurth zu erfreuen hatte, welche Privilegien einige nachherige deutſche Könige beſtätigten, daher die Sage entſtanden iſt, Waſungen ſei in alten Zeiten Kaiſerliche freie Reichsſtadt geweſen. Das ſogenannte freie kaiſerliche Landgericht war eines dieſer Privilegien, und wurde zum erſtenmal geübt im Jahre 1309, als ein Burgmann Wolf von Landswehr genannt, von einem andern Ritter zum Kampf aufgefordert, in Waſungen angeklagt, aber gänzlich freigeſprochen wurde. Auch die ſpäteren Hennebergiſchen Grafen beſtätigten der Stadt Waſungen das freie Gericht, deſſen Schatten unter dem Namen des Petersgerichts bis in unſre Zeiten fällt.

4.

Die Waſunger Streiche.

Bereits vor mehr den hundert Jahren ſchrieb der Hiſtoriograph Juncker in ſeiner „Ehre der gefürſteten Grafſchaft Henneberg,“ da er von Waſungen ſpricht: „Im Uebrigen iſt Niemanden leicht im Hennebergiſchen unbewußt, daß allerhand poſſierliche Schwänke und Hiſtörigen von denen Bürgern zu Waſungen erzählet werden, welche eine ziemliche Verwandtſchaft mit denen in Meiſſen berühmten

Schildbürger-Geſchichten haben." — Von welcher Zeit aber der „Bann des Lächerlichen" auf dieſer wackern Stadt hafte, iſt durchaus nicht zu ermitteln. Komiſch jedoch und hierher gehörig erſcheint ſchon die Erlaubniß in einem Hutreceß vom Jahr 1578 „daß Winterszeit der Ziegenhirt mit den Ziegen den Schloßberg und die Hunnenburg (Himburg) betreiben möge," indem wahrhaftig nicht abzuſehen, was die Ziegen zur Winterszeit für Futter auf den Bergen finden möchten. — Die ſcherzhaft erzählten Streiche erben immer fort, neue werden den alten, wenn nicht von den Waſungern, doch von ihren neckeluſtigen Nachbarn hinzugethan, und auch darin beweiſen Volksſage und Volksphantaſie ihre verjüngende, ſich lebendig regenerirende Kraft. Auch der Dialekt mag ſeinen Antheil haben, manches Geſchehene und Geſchehende neben dem kleinſtädtiſchen Gebaren im lächerlichen Lichte erſcheinen zu laſſen. So trägt man ſich ſpottweiſe, um nur eine kleine Probe des Volksdialektes zu geben, mit folgendem

Landſturmcommandowort:

Z'r Aeſſel d' Bäß!
Gwärr bi d' Fäß!
Wann ich ſpräch: Schäßt!
So ſchäßt allz'glich!

d. i.

Zur Achſel die Büchſe!
Gewehre bei die Füße!
Wenn ich ſpreche: Schießt!
So ſchießt Alle zugleich!

5.

Der Galgen.

Oberhalb Waſungen ſtand auf einem Hügel ſeitwärts der Landſtraße ein alter Galgen, der gehörte der Stadt eigenthümlich. Nun wurde einmal ein fremder Dieb eingebracht, und ſollte an den Waſunger Stadtgalgen gehenkt werden. Da traten aber die Waſunger Rathsherren dagegen auf, und ſprachen: Wir haben hier einen Galgen für uns, unſere Kinder und Kindeskinder, und brauchen keine fremden armen Sünder daran. Litten alſo nicht, daß jener Dieb daran gehenkt wurde. Und da ſie nun nicht wußten, was ſie mit ihm anfangen ſollten, ſo gaben ſie ihm ein Stück Geld, und ſagten ihm, er ſolle ſich ſeiner Wege packen, und ſich hängen laſſen, wo er Luſt habe.

6.

Der Ertrunkene.

Bei Walldorf, eine Stunde oberhalb Waſungen an der Werra gelegen, fiel ein fremder Mann in den Fluß, und ertrank. Bei Waſungen wurde der

Leichnam aufgefunden. Darüber entſtand ein Streit zwiſchen den Walldorfern und Waſungern, welcher Ort die Koſten der Beerdigung tragen müſſe; jene ſagten: die Waſunger, weil der Todte dort ans Land gebracht worden ſei, dieſe ſprachen: die Walldorfer, weil der Mann bei ihrem Ort ertrunken. Das kam vor Gericht, und dieſes entſchied gegen Waſungen. Da fügte ſich zwar der Magiſtrat dem Urtheilsſpruch, doch beſtand er darauf, daß die Walldorfer einen Revers ausfertigen mußten, daß wenn einmal ſich's zutrüge, daß Jemand bei Waſungen in die Werra fiele, und oben bei Walldorf aufgefunden würde, die Walldorfer dann auch mit den Begräbnißkoſten belaſtet ſein ſollten, was dieſe auch thaten. Es hat ſich aber bei Menſchengedenken noch nicht zugetragen, daß ein Ertrunkener ſtromaufwärts nach Walldorf geführt worden wäre.

Manche ſagen auch den Waſungern nach, daß ſie einer von der Stromfluth weggeriſſenen Brücke droben bei Walldorf nachgefragt.

7.

Die Eſelseier.

Viel wird den Waſungern nachgeredet, von ſeltſamlicher Eierausbrütung. Ein Fuhrmann kam mit ſeinem Geſchirr durch die Stadt, der hatte Kürbiſſe geladen. Die Waſunger hatten dazumal noch keinen Kürbis geſehen, und hielten ſie für Eier, fragten auch gleich neugierig, was das für Eier wären? Der Fuhrmann war ein loſer Schalk, und antwortete: Das ſind Eſelseier, die ich nach Hamburg fahre; dort werden ſie ausgebrütet, und kommt aus jedem ein kleiner Eſel. Da gedachten die zu Waſungen auch eine Probe mit zu machen, und wurden auf gemeiner Stadt Unkoſten einige dieſer Eier erworben, welche die ehrſamen Bürgerinnen ausbrüten ſollten. Oben auf dem ſteilen Berge, darauf das alte Schloß, die Maienluſt ſteht, wurde das Eſelsneſt gebaut, die Eier hineingethan, und bebrütet, wobei die Weiber nach Rang und Stand einander ablöſten. Einer Bürgersfrau wurde über dem brüten die Zeit lang, ſie rutſchte hin und her auf dem Neſt, und ſiehe, da fiel eins der Eier heraus, und rollte mit Blitzesſchnelle bergab. Die Frau erhob ein Zetergeſchrei, und ein Waſunger, der in der Nähe ſich befand, und den Lärmen hörte, auch das Ei laufen und rollen ſah, ſtürzte dieſem eilend nach, und auf eine Hecke zu, in welche es eben hineinlief und ſeinen Blicken verſchwand. In dieſem Augenblick ſprang ein Haaſe aus der Hecke, und ſuchte den Berg entlang das Weite. Wie der Waſunger deſſen lange Löffel ſah, hielt er ſie für Eſelsohren, vermeinte, es ſei das junge Eſelein, das aus dem Ei geſprungen, und nun ſein Neſt ſuche, und ſchrie aus Leibeskräften: Heda, Heppele! hie erôm! da obe ihs di Moittr! *) Allein das vermeinte Eſelsfüllen ſprang über alle Berge, und wurde nicht wiedergefunden. Die übrigen Eier waren leider alle verbrütet, und hatte ſonach gemeine Stadtkaſſa ihr gutes Geld umſonſt ausgegeben.

8.

Waſunger Jagdglück.

Einſtmals kam ein ſtarkes Gewitter, und in Folge eines oberhalb Waſungen gefallenen Wolkenbruches ſchwoll die Werra mächtig an. Ein Waſunger ſtand auf ſeinem Hausboden, und ſchaute ſtromaufwärts, da kam etwas nach der Stadt geſchwommen, braun von Farbe, überkugelte ſich im Waſſer und reckte bisweilen vier Beine in die Höhe. Der Waſunger vermeinte es ſei ein Hirſch, rief die Nachbarn zuſammen, nahmen ihr Gewehr, und eilten hinaus an das Ufer; bald kam der Hirſch näher und nun ſchoſſen die Waſunger wacker darauf los. Als das Wildpret, mehrmals getroffen, näher geſchwommen kam, war es ein vierbeiniger — Waſchtiſch.

Ein andresmal ging Abends ſpät ein Waſunger nach der Stadt, der fand mitten im Weg ein ungeheuerliches Ding, ſchwarz, in ſich zuſammen

---

*) Hier herum! da droben iſt deine Mutter!

gekugelt, und drückte ſich ſcheu und ſchüchtern ſeitwärts vorbei. Im Wirthshaus angelangt, erzählte er, was er geſehen, und beſchrieb die Größe des Ungeheuers wie ein Wagenrad Alles horchte auf, und einmüthiglich wurde ein Jagdzug vor das Thor beſchloſſen, man bewaffnete ſich mit Stöcken, Stangen, Spießen, Heugabeln, und einer alten Muskete, auch Laternen wurden mitgenommen, und ſo zog das kleine Häuflein, nachdem es ſich zuvor weidlich geſtärkt, zum Thor hinaus. In der Nähe des Galgens lag immer noch ſtill und in ſich geballt wie ein Zeiſelbär das Ungethüm, rührte und regte ſich nicht. Vorſichtig wurde es eingekreist, Niemand traute ſich nahe bei, aus ſicherer Entfernung wurde ein Schuß gewagt. Dieſer fiel, das ſchwarze Ding that einen Satz, und berſtete zerſprützend. Sätt es! riefen die Nächſten: jetzt hats den Gift fahren laſſen! Nun drauf! Alles fiel nun über das Ungeheuer her, das tod war, auch nicht eben ſo groß, wie ein Wagenrad, und auch kein Ungeheuer, ſondern eine große höchſt friedliche Schlackwurſt, die ein Bauer verloren hatte.

9.

Der Heubaum.

Zu Waſungen begab ſichs, daß auf der Gemeindewieſe ein Fuder Heu aufgeladen wurde und daß die Auflader, weil die Waſunger in allen Stücken es anders zu machen gedachten, wie Andere, den Heubaum die Queere auf den Wagen banden. Wie man nun an das Thor kam, ſo ging der Wagen wegen des queeren Heubaumes nicht hinein, und war ein groß Berathens hin und her darüber, wie der Wagen wohl in die Stadt zu bringen ſei, ſo daß es darüber faſt Abend wurde, und Niemand des Weges paſſiren konnte. Wie nun Alles rathlos ſtand, ſiehe da kam ein Schwälblein geflogen, das hatte einen langen Strohhalm im Schnabel, und ſchleifte den der Länge nach durch die Luft und durch das Thor. Und da gingen den Waſungern die Augen auf, und meinten, wenn das Schwälblein den Strohhalm die Queere getragen hätte, würde es gleicherweiſe, wie der Wagen mit dem Heubaum nicht hereingelangt ſein, banden daher den Baum der Länge, und paſſierten freudiglich das Thor.

10.

Die Pantoffeln.

Einſt kehrte ein Fremder in ein Wirthshaus zu Waſungen ein, allda zu übernachten, der hatte viel gehört von den Waſunger Streichen, machte ſich luſtig beim Wirth, und ſagte ſpöttlich: Ich möchte doch auch einmal einen Waſunger Streich ſehen, könnt ihr mir keinen machen, Herr Wirth? Ei, warum denn das nicht, antwortete dieſer, das kann wohl geſchehen, harret nur. — Als dieſer Gaſt ſich's bequem machen wollte, zog er die Stiefeln aus, und begehrte, der Wirth ſolle ihm ein Paar Pantoffeln leihen, das war dieſer auch zu thun willig, nahm die Stiefeln, und ſchickte kurz darauf die verlangten Pantoffeln. Am andern Morgen, da der Gaſt weiter reiſen wollte, begehrte er ſeine Stiefeln; ſiehe da brachte der Wirth ein Paar Schäfte, von denen die Schuhe abgeſchnitten waren. Was iſt das? Was ſoll das heißen? fragte der Gaſt, und wo ſind die untern Theile? — Ei die habt Ihr an den Füßen, ſprach der Wirth; Ihr wolltet ja einen Waſunger Streich ſehen, und da habt Ihr einen. Wir haben die Schäfte abgeſchnitten, und aus dem Uebrigen Pantoffeln gemacht, die Ihr begehret. — Daran mußte ſich der Fremde genügen laſſen, und ſoll ſeitdem keinen Waſunger Streich wieder verlangt haben.

11.

Die Katze friſt Alles.

Von demſelben Wirth erzählt man noch gar viel luſtige Schnurren und Schnaken, wie denn gewöhnlich die Tradition um eine beſondre Oertlichkeit oder Perſönlichkeit ihren Stoff anhäuft, unter andern auch dieſes: Der Wirth hatte viele Mäuſe im Hauſe und Ratten, und wußte ſich gar nicht mehr zu helfen. Damals gab es aber noch keine Katzen in Waſungen. Da wurde dem Wirth angerathen, er ſolle nach Meiningen fahren, und eine Katze kaufen, ſo würde er der Plage bald los ſein, denn dieſes Thier vertilge die Mäuſe. Das ließ der Mann ſich nicht zweimal ſagen, fuhr mit ſeinem Knecht, und kaufte eine Katze um ein gutes Stück Geld. Auf dem Heimweg fiel ihm bei, daß er vergeſſen, ſich zu erkundigen, was die Katze freſſe, denn er bedachte, daß ſolch ein Thier auch leben wolle, wenn es keine Mäuſe und Ratten mehr gäbe, ſandte deshalb den Knecht zurück, anzufragen, was die Katze freſſe? und fuhr einſtweilen nach Hauſe. Wie der Knecht ankam, fragte der Herr neugierig; Nun was frißt die Katze? Alles, war die Antwort. Alles? — Ja, Alles war der wiederholte Beſcheid. — Ei behüt uns Gott für ſo einem Thier! Sprachs, und ſchickte die Katze augenblicklich wieder zurück.

Somit genug von Waſunger Streichen.

12.

Die Schwallunger Teiche.

Bei dem Dorfe Schwallungen liegen zwei Teiche, insgemein die Eralacherteiche genannt, die mußte ein Mönch graben laſſen, warum? weiß man nicht. Da ſie aber gegraben waren, ſo kam kein Waſſer hinein. Nun wurde der Teichgraber mit Verluſt ſeines Kopfes bedroht, ſo er nicht Waſſer in die Teiche ſchaffe. Traurig ging er, und ſetzte ſich über die Winde oder das Hartambergsthal, wo ohnweit davon ein Berg anhebt, auf dem in frühern Zeiten Schwallungen gelegen haben ſoll; an einem einſamen Orte ſetzte er ſich, und ſann gar lange nach, wie und von wo er Waſſer herbringen ſollte? Was ihm dort begegnet iſt, hat keiner erfahren, aber er kam wieder, leitete oberhalb dem Dorfe Waſſer aus dem Mühlgraben, führte es durch ein Gewölbe unter dem Forſthaus weg, und rettete ſein Leben, indem er die Teiche füllte.

13.

Reiter ohne Kopf hört beten.

In Schwallungen läßt ſich allnächtlich ein Reiter ohne Kopf blicken. Der älteſte Mann im Dorfe, Melcher, hat oft erzählt, daß ſein Vater an der Straße gewohnt, und den geſpenſtigen Reiter ſtets geſehen. Dieſer kam von einem Wegkreuz her, das an der Hard beim ſogenannten Oelmeßchen lag; ſobald er nun an des alten Melchers Aelternhaus kam, betete deſſen Vater laut ein Vater Unſer. So lange das währte, hielt der Reiter ſtill, dann ſetzte er ſeinen Ritt weiter fort, Niemand wußte, wohin?

14.

Die ungetreue Brücke.

Unter dem alten Schloß Todtenwart nach Schwallungen zu, führt eine Brücke über das Flüßchen die Schmalkalde, welches nahe dabei in die Werra fällt. Dort war früher ein tiefer Hohlweg und ſehr gefährlich; manches Unglück ereignete ſich dort, und man hieß ihn die ungetreue Hohle. Dort hat man zum öftern ſechs Männer geſehen, die auf einer Todtenbahre einen Sarg trugen. Dadurch wurden Menſchen und Vieh erſchreckt, ſo daß die Wandrer zurückwichen vor der Erſcheinung, die den Hohlweg und die ſchmale Brücke gänzlich ſperrte, ſo daß das Vieh ſcheu wurde und in wilder Flucht raſte. Da kam Mancher ganz vom Wege ab, und gerieth in die nahen Teiche.

15.

Jägerzauber.

In der Zillbach *) diente ein Jägerburſche, der gute Waidmannsſtücklein verſtand. Nun trug es ſich zu, daß er mit ſeinem Herrn, dem Förſter, ſich entzweite und deſſen Dienſt verließ, doch nicht ohne zuvor jenem einen argen Poſſen zu ſpielen. Er zauberte nehmlich das Wild aus dem ganzen Revier zuſammen, und belud einen Hirſch mit ſeinem Gepäck, hierauf brachte er es dahin, daß ein Kreiſer dieſen Hirſch gewahrte, und nach ihm ſchoß. Alsbald ſtob alles Wild auseinander, und ließ ſich kein Stück mehr ſehen, zum großen Verdruß und Nachtheil des Förſters. Später verheirathete ſich der Jägerburſche und fand Veranlaſſung, ſich mit ſeinem vormaligen Herrn auszuſöhnen, ja es kam dahin, daß er den Förſter ſogar zu Gevatter bat. Als dieſer die fromme Pflicht erfüllt hatte, und von ſeinem neuen Gevatter ein Stück durch den Forſt begleitet wurde, klagte er demſelben ſeine große Noth. Der Jäger lachte, und ſprach: Seid nur getroſt, Gevatter, nun ſollt Ihr auch wieder Hirſche ſchießen. Er wand darauf

---

*) Ein S. Weimar. Jagdſchloß in einem nach der Werra ausmündenden Waldthale.

von Stroh einen kranzartigen Büſchel, und hieß den Förſter hindurchſehen, da ſah er Hirſche genug, und der Zauber war gelöſt.

16.

Der Jungfernſtein.

Ueber dem Dorfe Helmers liegen auf einem ſteilen Berge die Trümmer des Schloſſes Frankenberg. Wann dieſes Schloß erbaut worden, iſt eben ſo wenig geſchichtlich zu erweiſen, als wann daſſelbe zerſtört worden. Die alten Chroniſten nennen dieſe Burg einen Sitz mehrer Frankenherzoge, und ſoll im Jahr 403 der Herzog der Oſtfranken: Markomir I. und 423 Markomir II. auf dem Frankenberge geſtorben, und jeder in der Nähe nach heidniſcher Art begraben worden ſein. Noch zeigt man den Platz, und nennt ihn: die Heidengräber. Unterhalb des Burgberges, nahe an dem ſogenannten Kutſchenweg, der von Helmers nach Breitungen führt, ſteht ein alter Stein, den man den Jungfernſtein nennt, und darüber folgende Sage erzählt. Auf dem Frankenberge hauſte ein Ritter mit einer einzigen geliebten Tochter zur Zeit, als die Hunnen in Thüringen einfielen. Bald war von ihrem verderblichen Schwarme auch der

Frankenberg bedroht; der Ritter ſammelte ſeine Mannen, ſetzte die Burg in Vertheidigungsſtand, legte ſeine beſte Rüſtung an, und ſprach zu ſeiner Tochter, ſie zärtlich umarmend: Wenn ich falle, ſo entfliehe Du durch den unterirdiſchen Gang, der in das Dickicht des Waldes führt, dort wirſt Du wohl geborgen ſein, und von den Feinden nicht entdeckt werden. Gott mit Dir! Darauf beſtieg er ſein Roß, und zog den Hunnen, die ſchon durch das Thal drangen, entgegen. Aber bald mußte er mit ſeinem Häuflein der Uebermacht weichen und ſein Roß zur Flucht ſpornen, dicht hinter ſich die wüthenden Feinde. Und als er zu ſeiner Burg kam, ließen die darin zurückgebliebenen Knechte die Zugbrücke nicht nieder, ſondern aufgezogen, weil ſie fürchteten, der Feind möchte gleich nachdringen, der Ritter aber ſpornte ſein Roß zum wilden Sprung hinüber, wodurch er in den Felſengraben ſtürzte, und elendiglich den Hals brach. Seine Tochter vernahm in ihrem Gemach das Angſtgeſchrei der Knechte und das Wuthgebrüll der Feinde, und flüchtete mit ihrer treuen Zofe durch den unterirdiſchen Gang. Es lief auch ein Hündlein mit, das nicht von der Herrin laſſen wollte. Die beiden Jungfrauen gelangten durch den dunkeln Gang in das Walddickigt, fürchteten ſich ſehr, und erſtiegen einen Baum, denn ſie vernahmen Stimmen der Feinde, die ſie ſuchten. Der Baum hätte ſie wohl geborgen, aber der Hund wurde ihr Verräther, der bellte laut, und ſah hinauf auf den Baum, und wollte hinauf. Da fielen die armen Jungfrauen in die Hände der Feinde, die nach hunniſcher Art mit ihnen verfuhren, darüber ſie das Leben laſſen mußten. An der Stelle ſoll ſpäter zum Gedächtniß der Jungferſtein geſetzt worden ſein.

17.

Der Mönch und die Nonne.

Von dem Mönchskloſter in Herrenbreitungen und von dem Nonnenkloſter in Frauenbreitungen geht die allgemeine Sage, daß von einem Kloſter zum andern unter dem Werrafluß hinweg, welcher die beiden Orte ſcheidet, ein tiefer Gang geführt habe, und noch führe. Einſt liebte ein Mönch eine der Breitunger Kloſterfrauen, und es wurde zwiſchen beiden Flucht verabredet. Der Mönch ging durch den Gang; drüben im Kloſter harrte ſeiner die geliebte Nonne, und ward von ihm entführt. Die Liebenden flohen eilend in der frühen Morgenſtunde, da es noch dämmerte, ſchifften über den See, um ihre Spur zu verbergen, und wanderten dem Walde zu. Es hatte aber ein andrer Mönch — dem es oblag, in einer kleinen Kapelle, deren Stätte man noch das Frühmeßchen nennt, allmorgentlich Meſſe zu leſen — irgendwo Kunde erhalten von jener

Beider Liebe und dieſer Flucht, liebte auch wohl ſelbſt die ſchöne Nonne. Nun ſtand dort, wo jetzt Amtskaſtners Garten iſt, ein großer Holzbirnbaum, hinter dieſem verſteckte ſich der Mönch. Als jetzt das flüchtige Paar am Baum vorbeikam, ſtürzte er voll Haß und Wuth hervor, warf ſich zwiſchen die Zwei, zuckte ein Meſſer und tödtete Beide, ſo fuhren ſie in ihren Sünden und ohne Abſolution dahin. Man ſagt, daß noch im Abtswald die Nonne umgehe, und der Mönch beim Frühmeßchen, aber die Schatten können nicht zu einander kommen, denn zwiſchen Beiden ſteht mit drohenden Gebehrden die zürnende Geſtalt ihres Mörders.

18.

Der winkende Feuermann.

Auf der Lache bei Breitungen, ohnweit Kappe Michels Haus, ſtand vor Zeiten ein kleines altes Häuschen, in dem ein armes, aber frommes Ehepaar wohnte. Jedes Jahr zur Adventzeit kam ein feuriger Mann zur Nacht an das Häuschen, der winkte mit dem Finger, aber der Finger war ſo groß, wie eines andern Mannes Arm. Die Bewohner fürchteten ſich ſehr vor dem rieſigen

Feuergeſpenſt, und hatten nicht den Muth, dem Winken Folge zu leiſten. Zuletzt faßte die Frau ein Herz, und beſchloß, der Erſcheinung zu folgen. Sie faſtete einen ganzen Tag und betete, zog ſich kreideweiß an, und als der Feuermann wieder kam und winkte, nahm ſie die Bibel und folgte ihm muthig nach. Er flakkerte ihr vor bis zum Glashüttenteich, dort vorbei, beim Steinbuch hinter, und zeigte ihr dann einen beſondern Platz. Auf dieſen Platz legte die Frau ſtillſchweigend das Bibelbuch und ging nach Hauſe. Sie war aber von dem Gang und von Angſt und Entſetzen ſo mitgenommen, daß ſie mit Noth ihr Häuslein erreichen konnte; kaum vermochte ſie, ihrem Mann zu bedeuten, wo das Buch liege, dann ſtarb ſie. Der Mann ging am Tage hin, fand den Platz und auch die Bibel, da grub er nach und hob einen überaus großen Schatz, davon er viele Aecker und Wieſen kaufte. Von dieſem Beſitzthum ſoll hernach, ſo ſagen die Breitunger, das Uttenhovenſche Gut entſtanden ſein.

19.

Der Stein vom Himmel.

In Frauenbreitungen auf dem Marktplatze liegt ein großer ſchwärzlicher Stein, der ſoll einſt vom

Himmel auf den Platz gefallen ſein, allwo er noch liegt, und Niemand konnte ihn wegbringen. Andre aber erzählen, der Stein habe weit draußen im Felde gelegen, und da ſei einſt ein ſtarker Mann im Orte geweſen, ſeines Zeichens ein Leinweber, der ſei eines großen Verbrechens angeſchuldigt worden. Um ſich von dem auf ihm laſtenden Verdacht zu reinigen, vermaß ſich der Leinweber, jenen bekannten Stein in ſeiner Schürze und in einem Gang, ohne auszuruhen, von draußen herein bis an das Gotteshaus zu tragen. Solches Vermeſſen wurde angenommen und der Mann hob den Stein im Felde auf in ſeine Schürze, und trug ihn in einem Gange bis nach Frauenbreitungen. Da er aber auf den Markt kam, riß die Schürze mitten von einander, und der Stein fiel zu Boden, und dahin, wo er noch liegt. Seitdem das geſchehen iſt, tragen alle Leinweber kurze Schürzen.

20.

Der vergrabene Kobold.

Als vor mehreren Jahren am ſogenannten ſteinernen Hauſe zu Frauenbreitungen etwas reparirt wurde, ſah während der Mittagsſtunde ein Steinhauergeſelle müßig aus einer Lucke des Hauſes in die anſtoßenden Gärten. Da gewahrte er, wie eine Frau gegangen kam, unter einem alten Birnbaum ein Loch in die Erde grub, unterm Mantel eine Schachtel hervornahm, ſie in das Loch verſcharrte, und dieſes wieder ſorgfältig mit Raſen bedeckte. Der Geſelle hätte gern gleich nach dem Weggang der Frau nachgeforſcht, was wohl dort möchte vergraben worden ſein, allein die Feierſtunde war vorbei, und die Arbeit begann wieder. Doch nahm er ſich vor, gleich am Feierabend das Heimliche zu ergründen. Dieß that er denn auch, grub nach, fand die Schachtel, und in ihr, in welcher er große Schätze zu erblicken hoffte, einen ſcheußlichen Kobold, eine halbe Elle lang, welcher kohlſchwarz war von Leibesfarbe, Bockshörner und Pferdehufe hatte, und mit ſprühenden Telleraugen den Finder anſtierte, welcher vor Schreck faſt des Todes war. Ehe nun der Geſelle ſich recht beſann, ſprang das Unding mit einem Satz aus der Schachtel, hüpfte in tollen Sprüngen um den Entſetzten herum, und fuhr dann mit widerlichem Gelächter von dannen, in der Richtung nach dem See zu, wo es verſchwand. Der Geſelle aber hatte den Tod davon, ein Fieber packte ihn an, und er ſtarb unter Phantaſien von dem däumlinggeſtaltigen ſchwarzen Teufel. Man hat nachher nie wieder etwas erblickt von dem Kobold, und auch nie erfahren können, welche Frau es geweſen, die ſolchen Incubus begraben.

21.

Sybillenweiſſagung.

Unterm Volke im Meininger Unterland geht die Sage, daß in grauen Zeiten in jener Gegend eine Sybille gelebt und geweiſſagt. Weit aus dem fernen Arabien kam ſie dahergezogen, die braune Tochter des Morgenlandes, und ſeltſam und wunderbar, wie ferner Cymbelklang in einſamer Wüſte, klingen die Töne ihrer dunkeln und räthſelhaften Prophezeihungen. Alſo lautet eine derſelben: Einſt wird der Türke mit furchtbarer Heeresmacht ſich rüſten, und aufbrechen, ganz Deutſchland mit der Schärfe des Schwerdts zu ſchlagen, zu unterjochen und zu verwüſten. Oeſterreich und Baiern erliegen der Streitmacht des ungeheuren Türkenheeres. Aerndten werden zertreten, Dörfer und Städte verbrannt und dem Erdboden gleich gemacht. Da wird das ganze übrige Deutſchland zuſammentreten im großen Heerbann, und dem Türkenſchwarm entgegenziehen zum verzweifelten Vernichtungskampfe. In der hieſigen Gegend, im Werragrund, ſollen dann beide Heere aufeinander ſtoßen, und eine furchtbare Vertilgungsſchlacht ſchlagen, aus der nur wenige der Türken entrinnen werden. Und ſelbſt von dieſen Wenigen wird keiner die deutſche Gränze überſchreiten, und die Kunde von dem Untergang ſeiner Landsleute in die ferne Heimath tragen. Der Sultan ſelbſt wird in der Schlacht mitten auf der Werrabrücke bei Barchfeld von den ergrimmten Deutſchen erſchlagen werden. Drauf wird das deutſche Heer in die Türkei einbrechen, die Sultansſtadt zerſtören, und dem Reiche des Erbfeinds der Chriſtenheit ſchnell und für immer ein Ende machen. Oeſtreichs und Baierns verwüſtete Dörfer und Städte aber werden ſchöner denn zuvor in kurzer Zeit wieder aufgebaut werden, und Deutſchlands Gauen fortan grünen und gedeihen in ewigem Frieden. So zeugte die Sybille.

22.

Der Scheerſtieg und der feurige Mann.

Der Weg von Barchfeld nach Liebenſtein führt über den Rand eines Hügels, der Urſchberg genannt. Dort iſt es nicht geheuer, und der Weg heißt vielleicht davon der Scheerſtieg, weil der harmloſe Wanderer, der ihn zur Nachtzeit betrat, vielfach geneckt, oder, wie es in der Sprachweiſe der Gegend heißt! „geſchoren“ wurde. Bald hörte der Wanderer ein klägliches Wimmern dicht vor, neben oder hinter ſich, bald tanzten Lichterchen im Felde umher, und ſuchten ihn irre zu leiten, bald begegnete ihm ein großer ſchwarzer Hund mit feurigen Augen, der knurrend bei ihm vorbeiſchnob. Wenn Fuhrleute den Weg zur Nachtzeit mit Geſchirr paſſirten, widerfuhr es ihnen nicht ſelten, daß ſie ein Rad verloren, dem ohngeachtet aber der Wagen, von unſichtbarer Hand gehalten, noch eine weite Strecke auf drei Rädern fortrollte, ehe ſie ihren Verluſt gewahr wurden, und der Wagen dann endlich umfiel. Oder es entſtand auch plötzlich ein ſonderbares Geräuſch, ſo daß die Pferde ſtutzten, die Nüſtern weit aufblieſen, unruhig und ſcheu wurden. Ehemals iſt auch lange Zeit ein feuriger Mann dort umgegangen, der that aber Niemanden etwas zu Leide, ſondern ging vor den Leuten her, und leuchtete ihnen bis ans Dorf, daß ſie des Wegs nicht fehlen konnten, und nicht über die vielen in demſelben liegenden Steine ſtolperten. Weiter aber bis an die erſten Häuſer des Dorfs ging er nicht mit; dann blieb er ſtehen, ſah den Leuten noch ein Weilchen mit trauriger Miene nach, und ging zurück, andern zu leuchten, die etwa noch kommen könnten.

Einſt kam ein armer Mann mit ſeinem Schiebkarren des Wegs gefahren, und wurde von dunkler Nacht überfallen. Da ging der feurige Mann vor ihm her und leuchtete ihm bis nach Barchfeld. Als ſie nun Barchfeld erreicht hatten, und der feurige Mann nicht weiter mitgehen konnte, rief ihm der arme Schiebekärner ſeinen Dank mit einem herzlichen „Lohns euch Gott!“ nach. Da kehrte der feurige Mann um und dankte jenem mit gerührter Stimme für dieſen herzlichen Wunſch, und ſprach: „Mehr als hundert Jahre hindurch habe ich wohl ſchon Tauſenden geleuchtet, doch hat noch keiner mir dafür ein Wort des Danks zugerufen, das allein von meiner Qual mich erlöſen und mir Ruhe geben konnte. Du biſt der erſte, der mir dankt, du haſt mich erlöſt und mir zur ewigen Ruhe verholfen durch deine Worte. Habe Dank dafür, und möge es dir ewig wohl ergehen, wie du mich ewig glücklich gemacht haſt.“

Darauf verſchwand der feurige Mann, und niemals iſt er ſeitdem wieder geſehen worden.

23.

Wer weiß, obs wahr iſt?

Beim Dörflein Ettmarshauſen wurde ein Garten ummauert. Als die Arbeit fertig war, grub der Maurermeiſter in den einen Thürpfeiler die Jahrzahl und ſeines Namens Anfangsbuchſtaben folgendermaßen:

A. D. 1584. M. A. L.
C. F.

Es hatte aber nicht der Meiſter ſondern der Geſelle die ganze Arbeit vollbracht, und verdroß ihn des Meiſters Thun. Ging alſo heimlich hin und meiſelte mit großen Buchſtaben darunter

WER. WEIS. OBS. WAR. IST.

Dieſe Schrift hat gar lange an der Thür geſtanden, bis dieſe ſelbſt ſammt der Mauer und dem Garten hinweggekommen iſt, doch weiß man noch die Stelle, wo er lag. Die Schrift aber wurde in der ganzen Gegend zum Volksſprüchwort. Wenn einer begann, Unglaubhaftes zu erzählen, ſo ſagte man: An der Ettmarshäuſer Gartenthür ſteht: Wer weiß obs wahr iſt? Oder man ſprach: Gedenke an die Gartenthür! Das iſt noch heute üblich.

24.

Die Jungfrau des Frankenſteins.

Dicht über dem Dorfe Kloſter-Allendorf lag einſt die Stammburg der Herren von Frankenſtein, mächtige Dynaſten, denen der ganze Gau und das Land weit und breit gehörte. Später verarmten ſie und ſtarben endlich aus, die Burg wurde im Bauernkriege verwüſtet, und iſt bis auf die Fundamente der Mauern, die man noch findet, verſchwunden. Auch auf dieſer Burgſtätte wandelt und erſcheint nach der Sage des Volkes alle 7 Jahre eine weißgekleidete Jungfrau, und wird bisweilen über einem

Kellergewölbe ſitzend erblickt; dann ſieht man auch das Gewölbe geöffnet, und die Jungfrau winkt, hineinzugehen. Im Jahr 1814, im Spätherbſt ſchritt ein Bewohner vom Kloſter-Allendorf vom Felde über den Burgplatz, um auf kürzeſtem Weg den Pfaffenſteig hinab, nach Hauſe zu eilen. Da ſtand plötzlich die Jungfrau vor ihm, und winkte. Unwillkührlich folgte er ihr einige Schritte nach, ſie wandelte in das Gewölbe hinein, er bleibt unſchlüſſig am Eingang ſtehen, da kehrt ſie zurück, und giebt ihm eine Handvoll Kirſchen. Er ſpricht habt Dank, und ſteckt die Kirſchen ein. Plötzlich geſchieht ein Knall, Keller und Jungfrau ſind verſchwunden, und betäubt eilt der Bauer ſeinem Hauſe zu. Dort beſieht er ſeine Kirſchen, und findet ſie in Gold- und Silberſtücke verwandelt, die er an einen barchfelder Juden verwechſelte.

25.

Der Stadt Salzungen Urſprung und Name.

In alten, auf frühen Traditionen beruhenden Nachrichten leſen wir: „Es wird geſagt, daß die deutſchen Völker Chatti an dem Ort, da jetzt die Burg in Salzungen liegt, ums Jahr der Welt 3887, alſo circa 60 Jahr vor Chriſto ein Schloß nebſt einem Hof und etlichen Häuſern gebaut.“ Wie dem auch ſei, ſo iſt wegen der zahlreichen Salzquellen der Urſprung dieſer Stadt in ſehr frühen Zeiten zu ſuchen, ſo wie ihr Name deutlich genug es anſagt, daß jene Quellen die Gründung der Stadt veranlaßten, wenn ſie auch nicht die geweſen ſein ſollten, um welche Katten und Hermunduren kämpften, wie einzelne Schriftſteller zu behaupten verſuchten. Wohl mag auch um den Schatz dieſer Gegend Streit und Fehde der Nachbarvölker entbrannt ſein. Ferner melden alte Kunden: ums Jahr 447 habe König Merovig die Gegend zwiſchen Salzungen und dem Thüringer Walde bis an Eiſenach einem vornehmen ritterlichen Helden, Namens Hermann, aus Franken bürtig, zum Lehen gereichet, welcher nicht allein das nahe Schloß Frankenſtein erbaut, ſondern auch die Stadt erweitert und beſchützt habe. Daß die Herren von Frankenſtein die Burg Mittelſtein über Eiſenach erbauten, und von dem Erbauer der Wartburg überliſtet wurden, iſt eine allbekannte Geſchichtsſage.

26.

Die unüberwindliche Schnepfenburg.

Da wo jetzt in Salzungen das Herzogliche Haus, die Burg ſteht, ſtand vor dem großen Brande

1786 gar ein ſtattlich Gebäu mit Thürmen und Zinnen, doch war auch dieſes noch jung. In uralten Zeiten hatte ſchon auf dem über dem See hängenden Sandfels eine Burg geſtanden, und war in einem Thurmknopf beim Abbrechen der alten Veſte ein Pergament gefunden worden, darauf der Name ſtand: die unüberwindliche Schnepfenburg. Doch hat ſie keineswegs den ſtolzen Namen bewährt, denn ſie wurde allein im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts zweimal erobert und zum Theil verwüſtet. Das erſtemal 1212 durch Herzog Otto von Braunſchweig, der gegen Herzog Philipp von Schwaben und deſſen Verbündeten Landgraf Hermann von Thüringen kriegte, und das andremal 1295 durch Kaiſer Adolph von Naſſau im Kriege gegen die Söhne des Thüringer Landgrafen Albrecht des Unartigen; dieſer wendete die Stadt dem Stift Fulda zu. Aus dieſer Zeit her ſtammt ein alter Reim, als Kinderliedchen immer noch üblich:

Troll troll troll,
Da kommt der Abt von Foll! (Fulda)
Da kommt der Herr von Iſenach, (der Landgraf)
Van ſe komme, bi wommei lach. *)

welcher Reim ebenſowohl auf eine Verhöhnung der Feinde, als auf eine Hoffnung der Befreiung von verhaßter Herrſchaft hindeuten könnte.

---

*) Wenn ſie kommen, wie wollen wir lachen!

27.

Nixen im Salzunger See.

Der Salzunger See, welcher die Eigenſchaft haben ſoll, mit dem Meer in unterirdiſcher Verbindung zu ſtehen, und bei einigen Erdbeben ſonderbare Anzeichen durch Strudeln und Aufwallen des Waſſers gethan, hat in ſeinem ſehr tiefen Schooße nach der Sage des Volkes, auch eine, oder einige Nixen. In früher Zeit hat man häufig geſehen, daß eine Waſſerfrau durch die See'spforte herein in die Stadt kam, zu den Fleiſchbänken trat, und feilſchte; der Saum ihres Gewandes war feucht, ihr Haar hatte eine grünliche Farbe. Man ſagt auch, daß ſie, als ſie das letzte Mal gekommen, ein Kind zurückgelaſſen habe, und dann nie wieder erblickt worden ſei. Was aber aus dem Kinde geworden, und wie es beſchaffen war, weiß Niemand zu berichten. Dicht am See liegt der Hauniſche oder Hühniſche Hof, früher eine Wohnung verſchiedener Burgmänner. Dahin ſollen aus dem Waſſer zwei Seejungfern zum Tanz gekommen ſein, die auch wunderſchön ſangen, aber vor dem Schlag der Mitternacht hinwegeilten. Einſt wurden ſie gegen ihren Willen über dieſe Stunde aufgehalten, riſſen ſich los, und ſtürzten in den See, der wurde gleich darauf blutroth, und niemals hat man ſie wieder erblickt. Allgemein ſpricht man auch, dieſer See verlange jedes Jahr einen Todten. „Der See will ſein Opfer haben.“

28.

Die Teufelskutte.

Ganz nahe bei dem Salzunger See liegt in einer erdfallähnlichen, jetzt mit Anlagen geſchmückten Felſenvertiefung ein unheimliches Waſſer, der Sage nach unergründlich. Den Felſenkeſſel, darin dieſes Waſſer liegt, nennt man die Grube, den Namen Teufelskutte aber hat man ihm deshalb gegeben, weil man hat behaupten und wahrnehmen wollen, daß der fliegende Drache ſich oft in dieſe Grube eingelaſſen, oder, wenn er darüber geflogen, vergangen und ſein Licht verloren haben ſoll. Man ſagt, daß einſt ein Kutſcher oben über der Grube hingefahren, da habe ein Geſpenſt die Roſſe geſchreckt und ſcheu gemacht, daß ſie mit ſammt der Kutſche in den tiefen Abgrund geſtürzt, und von der Kutte, deren Umfang früher viel größer war, wie jetzt, verſchlungen worden.

29.

Die Fräulein aus dem verſunkenen Schloß.

Zwiſchen Salzungen und dem Dorfe Wildprechtrode liegt der Buchenſee, vulgo Büchenſee, dicht am Weg in einem niedrigen Felſenkeſſel, mitten in der Feldflur. Dort ſtand vor Zeiten ein ſtattliches Schloß, darin es immer herging in Saus und Braus. Eines Abends kamen zwei verirrte arme Wanderer, hungrig und müde, und baten flehentlich um etwas Speiſe und Trank und ein geringes Nachtlager. Sie wurden aber mit Hohn zurückgewieſen. Da huben die Wanderer ſich eilend von dannen, und ſprachen eine ſchreckliche Verwünſchung aus, daß das Schloß ſammt Allen, die darin wären, in die Erde verſinken ſolle, und dem geſchahe alſo. Das Schloß verſank, und an ſeine Stelle trat ein kleiner aber unergründlicher See. Im Schloſſe waren drei Fräulein geweſen, die keinen Theil an jener Härte gehabt, denen ward vergönnt, alljährlich einmal, wann in Wildprechtrode Kirmſe, dort auf den Tanzplatz zu gehen, und ſich mit Tanz zu vergnügen. Sie mußten aber jedesmal vor 12 Uhr Nachts wieder von dannen eilen. Als die Burſche das merkten, die ſehr gern mit den reizenden unbekannten Fräulein tanzten, ſo ſtellten ſie die Kirchenuhr zurück, und ſo blieben die Tänzerinnen über ihre Zeit. Aber als es 12 Uhr war, wurden ſie von einer entſetzlichen Angſt überfallen, und baten nun ihre Tänzer inſtändig, ſie hinaus zu begleiten zu dem Büchenſee. Würde Blut aufſprützen, wenn ſie ſich hineinſtürzten, ſo würden ſie niemals wiederkehren. Hell ſchien der Mond durch die Herbſtnacht. Die Fräulein wurden begleitet, ſtürtzten ſich in den See, und hoch ſprützte das Blut empor. Nie wurden ſie wieder auf der Kirmſe zu Wildprechtrode erblickt.

30.

Die Fräulein in der Kutſche.

Ein Jäger im Schloß zu Wildprechtrode kehrte von der Schnepfenjagd heim, da fuhr ein ganz altmodiſcher Wagen mit vier Pferden beſpannt, deſſelben Weges, in dieſem Wagen ſaßen drei wunderſchöne Fräulein. Der Jäger verwunderte ſich ſchier über das alte Gefährts und die jungen Damen, doch da der Wagen ſeinen Weg auf Wildprechtrode zunahm, ſo dachte er, es werde wohl eine fremde Herrſchaft ſein, die ſeine Herrſchaft beſuchen wolle, und ſetzte ſich, um ſchnell mit fortzukommen, hinten auf das Kutſchbrett. Der Wagen aber fuhr gerade auf den Buchenſee zu; plötzlich hörte der Jäger ein gewaltiges Rauſchen vom Waſſer, ſprang ſchnell herab, und rettete ſich mit Mühe, denn ſchon wollte ihn das Waſſer erfaſſen. Wie er das Ufer gewann, und ſich umblickte, war der Wagen verſchwunden, die Wellen des Sees aber wogten noch bewegt. Ganz durchnäßt und zähneklappernd kam der Schnepfenjäger nach Hauſe.

Sagenkreis

von

Liebenſtein und Altenſtein.

Es ward von unſern Vätern mit Treue uns vermacht
Die Sage, wie die Väter ſie ihnen überbracht.
Wir werden unſern Kindern vererben ſie aufs neu':
Es wechſeln die Geſchlechter, die Sage bleibt ſich treu.

Chamiſſo.

In dem Gebiete, welches wir jetzt betreten, iſt das Vorwalten der Waldſage wieder ungemein bemerkbar, während die lokale Tradition um das nachbarliche Salzungen ſich minder entſchieden ausgeprägt darſtellt, und ſelbſt bei den Seeſagen dem überall Verbreiteten ſich anſchließt. Aber je romantiſcher ein Landſtrich iſt, deſto ſagenreicher iſt er; je mehr Erinnerungen, deſto längeres Fortblühen der Volkstradition, deſto dauerhafteres Feſthalten am Ueberkommenen. Es iſt in allem Ernſt der Grundſatz auszuſprechen, daß es im Gebiet der Sagenflora nicht minder phyſiſch abgegrenzte Regionen giebt, wie in dem der wirklichen Pflanzenwelt. Boden, Situation und Klima eines Landes ſcheinen ihren Einfluß auch auf die Hervorbringungen der Phantaſie zu üben. Meer und Strand haben andre Sagen, wie Haide und Flachland, Fluß- und Stromthal; Gebirg und Wald zeigen ſich in dieſer Beziehung am meiſten produktiv. Auch in dem jetzt zu durchwandelnden Sagenkreis bewährt ſich eine bereits mehrfach erprobte Wahrnehmung, die ſich beim ernſten und ſinnigen Verfolgen der Sagenſtoffe in verſchiedenen Ländern und Gegenden mir aufdrängt. Je enger nehmlich ein Ort in Gebirgsthäler eingebaut iſt, um ſo eigenthümlicher tritt neben der nationellen Sonderheit der Bevölkerung auch Aber-, Wunder- und Geiſterglaube hervor, und darin zeigt namentlich Steinbach mit Brotterode und Ruhla dieſelbe Verwandſchaft, welche es mit dieſen Orten durch Aehnlichkeit der Lage, wie des Dialekts, der Gewerbe, wie der Liebhabereien beurkundet. Aber neben dem Phantaſiebereich der Bergmanns- Hirten- und Jägerſage iſt auch manches geſchichtliche Ereigniß zur Volkstradition verklungen, wodurch dieſes Gebiet ein doppeltes Intereſſe gewinnt. Bonifazius und die ſpätere Landgrafenzeit klingen ſagengeſchichtlich herein, Luthers Anweſenheit in ſeinem Mutterlande lebt mythiſch fort, die Herren von Hund ſind noch im guten Andenken. Ueberwiegend faſt, aber abſichtlich in dieſem Buche nicht in totaler Stoffmaſſe mitgetheilt, iſt im Altenſteiner Bezirke die Hexenſage, was allerdings ebenfalls auf geſchichtlichem Fundamente beruht. Steinbach heißt noch immer Hexenſteinbach zum Unterſchied von Steinbach-Hallenberg in der Herrſchaft Schmalkalden, und ſo ſehr auch zeitgemäße Bemühungen vernünftiger Lehrer aufklärend wirkten, ganz iſt der Glaube an Hexen und was dieſen anhängt, noch nicht verſchwunden. Manches Eigenthümliche hat im Bezug auf die Sage dieſe Gegend vor andern Gegenden voraus, wie ſie nicht minder durch eine reizvolle Natur, durch herrliche Waldungen, maleriſche Felsparthieen, ernſte Burgtrümmer, dunkle

Grotten und Höhlen und die heilſame Quelle der Liebenſteiner Najade vor vielen Gegenden Deutſchlands viel voraus hat.

1.

Vom alten Schloß Liebenſtein.

Von der Burgruine, die über dem freundlichen Badeorte Liebenſtein auf einem waldbewachſenen Berge liegt, gehen gar viele und mancherlei Sagen von verwünſchten Jungfrauen und vergrabenen Schätzen. Das Schloß gehörte einer Ritterfamilie, die ſich Stein zum Liebenſtein nannte. Man ſagt, daß häufig zwei Jungfrauen geſehen worden, die haben jede am Gürtel einen großen Bund Schlüſſel hängen gehabt, und ſind des Nachts herabgegangen bis zu dem mit Tannen umpflanzten Teich an der Chauſſee, die von Liebenſtein nach Altenſtein führt, in welchem ſie ſich dann gebadet. Auch geht häufig die Rede, daß da droben ein Kind eingemauert worden ſei, um die Burg feſt und unüberwindbar zu machen. Das ſei von ſeiner Mutter um ſchnödes Gold verkauft worden, habe beim Einmauern eine Semmel gegeſſen, und gerufen: Mutter, ich ſehe Dich noch! — dann ſpäter: Mutter, ich ſehe Dich nur noch ein Wenig! und endlich, als der letzte

Stein eingefügt geweſen, Mutter! ich ſehe Dich nun nicht mehr. Die Mutter aber ſoll umgehen als ein Geiſt in dem alten Gemäuer, und weder Ruhe noch Raſt haben, und oft hat man ein Wimmern gehört in dem obern Theil des Hains (ſo heißt der Wald nahe der Burg,) das ſoll von dem ruheloſen Schatten kommen.

Eine weiße Frau ſoll auch umgegangen ſein in dem neuen Liebenſteiner Schloß, welches jetzt das Kurhaus iſt, und jedesmal ſich dann haben blicken laſſen, wenn Jemand aus der von Fiſcheriſchen Familie, denen das Haus eigenthümlich war, ſterben ſollte. Heutzutage hört man davon nichts mehr, und haben die Kurgäſte von derartigem Beſuche nichts zu fürchten.

2.

Die Teufelsmahten.

Auf dem alten Schloß Liebenſtein ſaß ein Ritter, der gar ein wilder und wüſter Geſelle war, und ſeine Seele dem Böſen verſchrieben hatte, unter dem Beding, daß dieſer ihm Zeitlebens diene, und jede Arbeit verrichte, die der Ritter ihm auferlege. Nun zieht ſich rings um den alten Liebenſtein nach Norden zu ein großes Feld, und da gebot der Ritter dem Teufel, in einer Nacht die ſämmtliche darauf ſtehende Frucht abzumähen, deren ſo viel war, daß hundert Schnitter damit kaum in drei Tagen fertig werden mochten. Dem Teufel aber war dieſe Arbeit ein Leichtes. Er machte ſich dran und mähte das ganze Getraide in wenigen Stunden in ungeheuren Mahten zuſammen. Seit jener Zeit nun wächſt alles Getraide auf dem dortigen Acker ein Theil rechts, ein Theil links — nach dem Schnitt, wie es damals der Teufel gemäht hat, ſo daß, es mag das Getraide noch ſtehen, oder blos noch die Stoppel vorhanden ſein, es bis zum heutigen Tag, von fern betrachtet, ausſieht, als läge das Getraide auf jenem Acker in ungeheuren Mahten zuſammengemäht.

3.

Die weiße Frau auf Schloß Liebenſtein.

Einem achtzehnjährigen Mädchen zu Schweina träumte vor vielen Jahren, ſie ſolle auf das alte Liebenſteiner Schloß hinauf gehen, und dort einen Geiſt erlöſen. Eine weiße Geſtalt trat vor ihr Bette, und bat ſie dringend um die Gunſt, hinauf auf das Schloß zu gehen. Und dies geſchah dreimal hintereinander. Als es bereits dem Mädchen zweimal widerfahren war, ſagte dieſes ſeinen Aeltern den Traum, und dieſe redeten ihm zu, Folge zu leiſten. Beim Drittenmale, als es noch unſchlüſſig war, fühlte es ſich von unſichtbarer Hand gefaßt, und zum alten Schloß hinauf geleitet. Aus den Ruinen tönte eine Stimme: Du Feine, Du Reine, Du Auserkorne, Jungfrau, im guten Zeichen geborne, Du kannſt mich erlöſen! Willſt Du das? — Das Mädchen antwortete: So ich es vermag, ſo will ich es. — Ich war eine große Sünderin! erklang die Stimme wieder: habe ſtets den Armen hart begegnet, und nie eines Hellers Werth in die Kirche geopfert, darum bin ich gebannt in dieſen Mauern zu wandern. Willſt Du mich erlöſen, ſo opfre für mich in den drei Kirchen zu Liebenſtein, Witzelrode und Barchfeld. Wenn du Brod backſt, ſo nimm drei Theile des Teiges, und backe davon für die Armen; das muß geſchehen zwiſchen Oſtern und Pfingſten, und haſt du das gethan, ſo komme am güldnen Sonntag wieder hier herauf, dann ſchlägt die Stunde meiner Erlöſung, und Dir oder Deinen Nachkommen iſt dann der Schatz beſchert, der im Schloſſe unter einer Steinplatte ſteht. — Als die Jungfrau das Alles gehört hatte, ging ſie zurück, und befolgte treulich, was ihr die Stimme der weißen Frau geboten. Als der güldne Sonntag da war, erhielt ſie Beſuch aus ihrer Freundſchaft, und als die Stunde der Entſcheidung naht, ſpricht ſie zur Geſellſchaft beklommenen Herzens: ich muß nun fort.

Eine der jungen Mädchen erbietet ſich zur Begleitung und die Freundinnen nahen gemeinſchaftlich den Ruinen. Da erblicken ſie oben in einer Fenſteröffnung der alten Burg eine reizende, aber bleiche Dame, ganz in weißen Gewändern; dieſe winkt heraufzukommen. Als die Mädchen durch das Eingangspförtchen ſchreiten, vernehmen ſie eine ſchöne Muſik, der ſie mit Entzücken lauſchen, ohne eines runden Platzes in der Burg wahrzunehmen, der von Schutt und Geſträuch geſäubert iſt, und auf welchem der heraufgerückte Schatz ſteht, und ohne etwas auf dieſen zu werfen. Darüber kommt ungenützt das Ende der zwölften Stunde herbei, noch einmal zeigt ſich die weiße Frau ganz nahe mit verklärtem Geſicht, ſpricht: Ich bin erlöſt! und verſchwindet. Auch die Muſik verſtummt, und unbelohnt geht die erkorene Jungfrau von dannen. Doch erging es ihr immer wohl, und unter ihren Nachkommen lebt die Sage von der Anwartſchaft auf den Schatz fort bis auf dieſen Tag.

4.

Der Eſelsfuß und Eſelskopf.

Ohnweit Liebenſtein und Baierode, da, wo das Thüringerthal ſeinen Anfang nimmt, ſind große

Felſenlager. Mitten im Waldweg aber liegt eine Steinplatte, darauf man einige Vertiefungen ſieht, wie Spuren eingedrückter Fußtapfen eines Thieres. Die Leute erzählen, daß einſt der Herr Chriſtus auf ſeinem Eſel die Felswand herabgeſprengt ſei, und der Eſel in dem Stein ſeine Fußtapfen zurückgelaſſen habe, und nennen die Platte den Eſelsfuß, oder auch den Eſelsſprung. Die bewaldete Felskuppe daneben wird der Eſelskopf genannt, und dort, wird geſagt, ſollen die Venetianer viel Gold geholt haben. Alljährlich in der Johannesnacht thut ſich am Eſelskopf eine Höhle auf, welche das ganze übrige Jahr unſichtbar bleibt, dort ſind die Venetianer hineingegangen und haben ſich Gold geholt, ſo viel ſie davon ſchleppen konnten. Gewöhnlich wohnten ſie beim Vater des alten Löſer, und einmal haben ſie ihn auch aus Dankbarkeit mit in die Höhle genommen, damit er ſich auch eine Tragt Gold hole. Löſer ging ein Stück mit hinein, und ſah Goldſtangen wie Eiszapfen darin hängen, dazwiſchen aber lag eine große Schlange, über welche man ſchreiten mußte, um zu den Goldſtangen zu gelangen. Da ſich nun der alte Löſer dieſes zu thun nicht getraute, ſo mußte er die Höhle ſo arm verlaſſen, wie er gekommen war. — Einſt hütete in der Nähe des Eſelskopfes der Liebenſteiner Hirt, der nahm einen Stein auf die Schöpfe, und wollte ihn nach einer Kuh werfen. Da trat eben ein Venetianer zu ihm, der rief: Halt! und nahm ihm den Stein von der Schöpfe, betrachtete ihn und ſprach: den Stein, den Du da nach der Kuh werfen wollteſt, iſt mehr werth, wie Deine ganze Heerde. Darauf ſchlug er ein Stück davon ab, und zeigte es ihm, ehe er den Stein einſteckte. Und der Stein, wo er abgeſchlagen war, funkelte im Glanz der Sonne, daß dem Hirten die Augen ſchmerzten und er hinwegblicken mußte.

5.

Der Goldborn.

Oberhalb Baierode befindet ſich eine Quelle, der **Goldborn** genannt; dieſe Quelle ſoll früherhin Goldkörner ausgeführt haben, welche von den Venetianern, die alljährlich in die Gegend kamen, ſehr häufig geſammelt wurden. Späterhin kamen die Bewohner der Umgegend dahinter, und ſammelten nun eifrig die Goldkörner des Goldborns, ſo daß, wenn die Venetianer wiederkamen, ſie faſt nichts mehr fanden. Darüber ergrimmt, verkeilten und verſetzten ſie den Born, ſo daß er gar keine Körner mehr ausführte, und dieſe ſich innerhalb anſammelten, welche dann alljährlich von den Wahlen herausgenommen wurden.

6.

Die Höhle voll Schätze.

Auch bei dem alten Knieling zu Steinbach hatten öfters Venetianer ihr Quartier, welche jedesmal in der Johannisnacht ausgingen, und am Morgen mit ſchweren Säcken voll brauner Erde zurückkamen, welche Erde ſie dann mit ſich fortnahmen. Einſt beſchloſſen einige Burſche, den Venetianern heimlich nachzugehen. Dieſe gingen in das Höchheimer Holz, und krochen dort in eine Höhle, aus welcher ſie erſt gegen Morgen mit gefüllten Säcken hervorkamen. Nach einigen Tagen, als die Wälſchen abgereiſt waren, krochen die Lauſcher in dieſelbe Höhle, und fanden darin Hacken, Schanzen und Grubenlichter, es überfiel ſie aber ein ſolches Grauen und ſolche Bangigkeit, daß ſie nichts anzurühren wagten, ſondern ſich eilends wieder von dannen huben. Nach Jahresfriſt kamen die Venetianer wieder, und als ſie in der Höhle geweſen waren, ſagten ſie zum alten Knieling, ihrem Wirth, der Berggeiſt habe ihnen erzählt, daß Neugierige in der Höhle geweſen wären. Ein Glück für dieſelben ſei es, daß ſie nichts angerührt, ſonſt würde der Berggeiſt zur Strafe ihnen ſicherlich den Hals umgedreht haben.

7.

Wüſtung, Atterode.

Hinter dem alten Schloß Liebenſtein liegt eine Wüſtung, Atterode genannt, von der die Umwohner überaus viel zu erzählen wiſſen, was zum Theil auch Anderorts auf ähnliche Weiſe berichtet wird, zum Theil aber auch als ſelbſtſtändige Lokalſage ſich behauptet. Es ſtand ein Dorf daſelbſt, das iſt unbeſtritten, noch erblickt man einen Brunnen, der Kellersborn genannt, noch zeigt man da, wo ſich bei einer italieniſchen Pappel der Wieſenpfad emporzieht, die Stelle, wo der Kirchhof gelegen. Das Dorf ſoll untergegangen ſein, 'andre ſagen, im dreißigjährigen Krieg ſei es zerſtört worden. Viele meinen, daß nach des Dorfes Zerſtörung die Einwohner Steinbach erbaut hätten, einige derſelben ſeien aber nach Liebenſtein, andre nach Schweina gezogen. Auf eine große Glocke, welche die Soldaten vergraben hatten, die aber nachher ein Schwein in der Wüſtung ausgrub, machten daher die drei genannten Gemeinden Anſpruch, und ſie fiel Schweina zu, weil ein blinder Gaul aus dieſem Ort, als der gewöhnlich von der Sage des Volkes in ſolchen Fällen namhaft gemachte Träger der Entſcheidung, ſeinen Schritt, als er die Glocke zog, nach Schweina lenkte. Dort ſoll die Glocke noch hängen und täglich geläutet werden; auch ſoll der jedesmalige Pfarrer noch eine Getraideaccidenz als Vikar von Atterode aus Waltershauſen beziehen.

Ueber dieſe Glocke hat es zwiſchen den Gemeinden Steinbach und Schweina gar eine lange und heftige Erbitterung gegeben, ſo daß es faſt immer, wo irgend Steinbacher und Schweinaer zuſammen kamen, die blutigſten Schläge gab; und es iſt kaum 20 Jahre her, daß ſolcher Streit und Hader aufgehört. Man hat geglaubt, die Hälfte des Glockenmetalles ſei Silber.

An der Stätte der ehemaligen Atteroder Kirche wollen Viele vor Zeiten die Geſtalt eines Mönchs geſehen haben, und einige Beherzt wagten es, dort einzuſchlagen und nach Schätzen zu ſuchen. Dieſe wurden durch ein entſetzliches Brüllen und eine Spukgeſtalt erſchreckt und auch ſpätere Schatzgräber ſind auf gleiche Weiſe geſchreckt worden, ſo daß es Niemand ſpäterhin gewagt hat, dort nachzugraben.

Um den Kellerborn haben viele Leute dort zum öftern eine weiße Jungfrau geſehen, die bald Wäſche, bald Waizen im Mondſchein trocknete. Von Wunderblumen daſelbſt giebt es vielerlei Sagen. In der Nähe im Walde iſt ein Gründchen, das Poſtgründchen geheißen, dort ſoll vor Alters, als Atterode noch ſtand, die Poſt hindurchgegangen ſein.

8.

Der Eiſermannſtein.

Im Thüringerthal ſteht rechts vom Rennſteig ein Stein, den man den Eiſermannſtein nennt. Ein Fuhrmann dieſes Namens wurde dort erſchlagen, und ihm dieſer Stein zum Gedächtniß geſetzt. Seit dem haben oft Jäger, Köhler und Hirten vernommen, daß es Nachts durch den Wald gekommen iſt, wie das Knarren eines Frachtwagens, Peitſchenklatſchen, Klingeln der Kummte, und Trampeln von ſechs Pferden, doch nie hat einer Etwas geſehen. Solches Geräuſch zieht ſich aufwärts vom Bärenloch, durch Atterode bis an den Stein. Sobald es dorthin kommt, hört man noch einen durchdringenden Todesſchrei, und dann iſt alles plötzlich tiefſtill.

9.

Der Schlüſſel.

Nach Baierode kam alljährlich gegen Johanni ein Venetianer, der hielt ſich einige Tage bei dem alten Fuchs auf und ſuchte Steine in der Gegend. Die Johannisnacht über blieb er jedesmal außer dem Hauſe, und am Morgen darauf kam er ſtets mit ſchwerem Torniſter zurück, nahm Abſchied von ſeinem Wirth, und ſchenkte allemal deſſen Tochter ein Goldſtück. Einſt als er wieder Abſchied nahm, und in ſeine Heimath zurückreiſen wollte, gab er ſeinem Wirth einen wunderbar geformten Schlüſſel und ſprach: Ich bin nun bei Jahren, und habe genug des Goldes aus Thüringen geholt, ich werde nicht wieder kommen. Ihr habt mich immer gut aufgenommen, und ich will dankbar ſein. In dieſem Schlüſſel gebe ich Euch ein Geſchenk, das Euch, wenn Ihr Muth habt und es geſchickt zu benutzen verſteht, zum reichſten Manne machen kann. Nehmt in jeder Johannisnacht dieſen Schlüſſel, und geht in die Kniebreche. Auf der Seite des Berges gen Morgen werdet Ihr ein hohes Thor erblicken, welches das ganze Jahr hindurch nicht ſichtbar iſt. Dieſes Thor bildet den Eingang zu einer tiefen Berghöhle, der Schlüſſel hier öffnet es, Ihr geht hinein. Dann werdet Ihr an ein zweites und drittes Thor kommen, welche Pforten von feuerſpeienden Ungeheuern bewacht werden, die Euch ſcheinbar zu verſchlingen drohen. Ihr geht muthig vorbei, ſteckt in jedes Thor den Schlüſſel, und alle ſpringen auf, ohne daß Euch ein Leides geſchähe. Wenn Ihr durch das dritte Thor ſeid, ſo kommt Ihr zu einer großen Braupfanne voll Gold, und davon nehmt Ihr, ſo viel als Ihr tragen könnt, und kehrt Euch an nichts, es mag hinter Euch oder neben Euch vorgehen was da will, redet nicht, ſeht Euch nicht um, und vergeßt bei Leibe nicht den Schlüſſel wieder mit heraus zu nehmen. — Darauf ſchüttelte der Venetianer dem alten Fuchs die Hand, ſchied von ihm mit dem Bergmannsgruß Glückauf, und zog ſeines Weges von dannen. Nie hat man ihn ſeitdem wieder in der Gegend geſehen. — In der nächſten Johannisnacht nahm der alte Fuchs ſeinen Schlüſſel, und ging in die Kniebreche. An der bezeichneten Stelle fand er richtig das beſchriebene, und zuvor nie gewahrte Thor. Alles begab ſich, wie der Venetianer geſagt; der Schlüſſel ſchloß. Vor dem zweiten Thor ſaßen zwei große grimmige Hunde mit Feueraugen wie Teller, ſchwarz und zottig, wie Bären, mit blutroth aus dem Rachen hängenden Zungen. Der Höhlengänger ließ ſich nichts anfechten, er probirte kühn den Schlüſſel, das Thor ging auf, die knurrenden Hunde wurden ruhig. Vor dem dritten Thor ſaß ein feuerſpeiender Drache mit armslangen Zähnen, und ſpie Feuer gegen den alten Fuchs, dem dabei doch nicht ſo ganz wohl war. Doch faßte er ſich ein Herz, erinnerte ſich der Worte ſeines Gönners, und ging nicht zurück; vielmehr ging er geradewegs auf den Drachen und das Thor los, und ſteckte den Schlüſſel in das Schlüſſelloch. Das Thor that ſich auf, und der Drache verkroch ſich mit kläglichem Gewinſel ins Geklüft. Und nun ſtand der alte Fuchs vor der Braupfanne voll gehäufter Goldſtücke, ſteckte bedächtig erſt den Schlüſſel in die Taſche ſeiner Jacke, und begann gierig einzuſacken. Plötzlich entſtand hinter ihm ein furchtbares Getöſe, als ob der Berg einſtürze, und erſchrocken ſah ſich der alte Fuchs um, was ihm doch verboten war. Da wankte und bebte die ganze Höhle, entſetzt warf Fuchs das Gold hin, lief zum Ausgang, hinter ihm her ſchnaubte der Drache, und beim zweiten Thor ſchnappten beide Hunde ihm nach den Beinen, denen er nur mit einem ungeheuern Satz entgehen, und die Ausgangspforte gewinnen konnte. Bei dieſem Satz hüpfte der Schlüſſel ihm aus der Taſche und blieb in der Höhle liegen, deren Thor krachend hinter dem alten Fuchs zuſchlug, und ſich für ewige Zeiten den Sterblichen verſchloß.

10.

Die Entrückten.

An einem goldnen Sonntag gingen einige Männer aus Steinbach ſpatzieren, und gelangten unverſehens an eine Höhle, vor welcher ein lederner Ranzen, Stöcke u. dgl. lagen, und die Männer vermutheten, daß dieſe Sachen wohl Venetianern angehören möchten, die in der Höhle ihr Weſen trieben.

Wie nun die Steinbacher überhaupt dem Schabernack zugethan ſind, ſo verſteckten jene dieſe Sachen, bargen ſich ſelbſt hinter einen Baum, und lauerten, um ſich an der Verlegenheit der Eigenthümer zu weiden, wenn dieſe aus der Höhle kommen, und ihre Sachen vermiſſen würden. Aber dieſe blieben aus, und die Steinbacher entſchliefen. Wie ſie erwachen, ſind ſie in einer wildfremden Gegend, wo ganz andre Bäume und Blumen wachſen, wo Alles ihnen verwunderlich vorkommt. Sie wandern umher, begegnen auch Menſchen, aber dieſe, angeredet, verſtehen ihre Sprache nicht. Endlich kommt doch ein Mann, der ſie verſteht, und ihnen das Land nennt, darin ſie wandelten. Allein der Name des Landes iſt ihnen dennoch fremd, und ſie hörten es noch niemals nennen. Nun erzählen ſie dem Mann, was ſie gethan, und äußern Reue darüber. Darauf erwiedert jener, es ſei gut, daß ſie ihn angetroffen, er wolle ſie wieder in ihre Heimath bringen, ſie möchten aber, was ſie verübt, nicht wieder thun. Er führt ſie zu einem Baum, und heißt ſie dort ſeiner harren. Von Müdigkeit befallen, entſchlummern ſie abermals. Wie ſie erwachen, ſo ſind ſie wieder zu Hauſe, unter dem Baum vor der Höhle, aber die Höhle iſt weg, und die Sachen desgleichen. Die Steinbacher ſind froh, wieder daheim zu ſein, aber als ſie nun ihr Dorf betreten, ſtürmt Alles mit Fragen auf ſie ein, wo ſie ſo lange ausgeweſen und geblieben, denn es waren mehre Wochen indeß vergangen. —

11.

Die Bergmännchen.

In alten Zeiten waren zu Steinbach lauter Bergleute, und rings um den Ort waren auch Bergwerke, wie man noch heutiges Tages ſieht. Ein junger Bergknappe ging eines Morgens nach ſeinem Schacht auf der Windleite. Als er noch ein Stück davon war, ſah er eine Menge kleine Bergmännchen an der Winde ſtehen und eifrig aufwinden, andre klopften ämſig Geſtein. Wie der Knappe aber näher kam, ſtürzten ſich alle die Bergmännchen in den Schacht, und krachend brach dieſer hinter ihnen zuſammen. Da grauſte es dem jungen Bergmann vor ſeinem Geſchäft, und er ging alsbald in die Ruhl, und that ſich zu einem Meſſerſchmied in die Lehre. Als er dort ausgelernt hatte, brachte er das Meſſermacherhandwerk nach Steinbach und wurde dort der erſte Meiſter. Heutiges Tages aber ſind in Steinbach Einhundert und fünfundſiebenzig Meſſermachermeiſter, und kein Bergmann mehr.

12.

Der goldne Hirſch.

Oberhalb Steinbach am Löge, geht ein goldner Hirſch, den in alten Zeiten viele Leute geſehen haben. Er erſchien plötzlich, Niemand ſah, woher er kam, und eben ſo plötzlich war er den Augen entſchwunden. Dieſer Hirſch zeigt eine ſtarke Goldader an, die vom Löge aus unter dem Lobberg ſich hinzieht. Einſtmals ließen die Herren Trier, die ehedem das Gewerk zu Glücksbrunn beſaßen, eine Grube am Löge aufmachen, und nach dem Gold graben, aber weil ſich nicht bald Ausbeute fand, ſo ließen ſie die Grube zum Erliegen kommen, und ſpäterhin, als eine große Viehſeuche nach Steinbach kam, ſtürtzte man das krepirte Vieh in dieſelbe hinein. Damals, als noch gegraben wurde, ſoll der goldne Hirſch ſich faſt alle Abend haben ſehen laſſen, und ſehr ängſtlich hin und her gelaufen ſeyn. Hätten die Herren Trier nur noch fünf Lachter tiefer graben laſſen, ſo hätten ſie die Goldader erlangt, und würden unermeßliche Ausbeute gefunden haben.

13.

Die wachende Schlange.

In Steinbach war ein Mann, der alte Schmidte Sömme (Schmieds Simon) geheißen, der war ſehr gut Freund mit den Venetianern, ſoll auch oftmals mit ihnen gegangen ſein an den Inſelsberg und aus einer Höhle Golderde mit weggetragen haben. Dieſe Höhle iſt noch vorhanden, kann aber nur mittelſt der Wünſchelruthe aufgefunden werden. Sie iſt Anfangs ganz eng, ſo daß man kaum hineinkriechen kann, innen aber erweitert ſie ſich allmählig. Iſt man ein Stück hinein, ſo kömmt man an ein breites Waſſer, und über dieſes liegt eine große Schlange herübergeſtreckt, welche beſtändig wacht, und den Schatz drüben hütet, ſie richtet ihren Kopf den Kommenden entgegen, ziſchend, und Rauch und Feuer aus ihrem Rachen ſpeiend. Es gibt kein anderes Mittel, um jenſeit des Waſſers zu gelangen, als dieſer Schlange kecklich auf den Kopf zu treten, dann verwandelt ſie ſich alsbald in eine ſchöne Brücke, über welche man bequem hinwegſchreiten kann, um von der Golderde zu nehmen ſo viel man will. Alſo hat der alte Schmidte Sömme erzählt.

Dieſer Alte war das Haupt aller Wilddiebe, deren es dort vor Zeiten nicht wenig gab. Er fürchtete ſich weder vor dem Teufel, noch vor deſſen Großmutter. Einmal des Nachts ſitzt er am Frauenberg oder Atterod, da kommt auf einmal der Teufel durch die Luft auf einem Faß geritten, und damit nach Steinbach zu. Der alte Schmidte Sömme ſchießt hinauf nach dem Teufel, und trifft ihn richtig in das Bein, daß der das Faß muß fallen laſſen, welches voll Branntwein war, aber durch den Sturz entzwei ging.

14.

Die Zigeuner.

Vordeſſen, und noch bis vor etwa zwanzig Jahren kamen alle Jahre Sommerszeiten Zigeunerbanden gezogen. Meiſtentheils, wenn ſie nach Steinbach kamen, ſchlugen ſie ihr Lager außerm Dorf auf, und kamen nur Einzelne hinein, ſagten den Leuten wahr und bettelten, mauſten aber auch, wenn ſie etwas erwiſchen konnten, wie die Katzen und ſtahlen, wie die Raben. Die Leute fürchteten ſich vor ihnen, und gaben, was ſie geben konnten, damit ſie ſie nur wieder los würden, und keine Läuſe von ihnen angemacht, oder ſonſt etwas angethan bekamen.

Einmal ſpät im Herbſt, wo ſchon alles eingeärntet war, kam auch ſo eine Ziegeunerbande gezogen. Es war wildes Wetter und grimmig kalt, ſo daß ſich nicht mehr wohl im Freien aufzuhalten war. Da kam die ganze Bande in das Dorf und baten die Leute um Gottes Willen, ſie möchten ſie doch die Nacht über in einer Scheune bleiben laſſen. Niemand wollte ſie aufnehmen, endlich erbarmte ſich aber das alte kleine Reeschen,*) das bei der Linde daheim war, und machte ihnen ſeine Scheune auf. Wie nun die Zigeuner ein Weilchen in die Scheune hinein waren, und das Reeschen wieder in die Stube gegangen war, da wurde auf einmal ein Tumult vor ſeinem Haus, und liefen die Leute aus dem ganzen Dorf zuſammen, und ſchrien, und wie das kleine Reeschen das Fenſter aufmachte, herausguckte und fragte, was es denn eigentlich gäbe? ſchrien die Leute: die Zigeuner ſteckten ſeine Scheune an, und hätten ein Feuer darin angemacht, das bis in den Bärn hinauf lodere. Da erſchrack das Reeschen, machte ſich hinaus und mit ein Paar Nachbarn in die Scheune, wo richtig die Zigeuner ſolch ein Feuer hatten, das bis hinauf ſchlug, wo alles Stroh von der ganzen Aernte lag — wuſch ſie an und ſagte, das wären ja dumme Narrenspoſſen mit ihrem Feuer, ſie könnten ja das ganze Dorf anſtecken, und gleich ſollten ſie ihr Feuer wieder ausmachen, oder ſie müßten den Augenblick zur

---

*) Andreeschen.

Scheune und zum Dorf hinaus! Ob das der Dank wäre, daß er ſich ihrer erbarmt und ſie aufgenommen hätte, daß ſie wollten ſeine Scheune mit der ganzen Aernte ihm übern Kopf anſtecken? Da ſaß ſo eine alte uralte Zigeunersmutter beim Feuer, die nahm das Wort und ſagte zu den Gekommenen: Nir Scheun, nir Haus, nir Dorf anſteck. Unſre Feuer nir anſteck, wir Gewalt hab über die Feuer. Und winkte einigen ihrer Leute und kalwatſchte *) etwas in ihrer Sprache mit ihnen. Die, wie der Blitz die Scheuerleiter hinauf, und warfen ein Paar Schütten Stroh herab, ſteckten dieſe an die Heugabel, und hielten ſie mitten in das Feuer hinein. Da erſchrack das kleine Reeschen erſt recht, und dachte, ſie wollten nun die Scheune mit Fleiß anſtecken. Aber wie die zwei Schütten Stroh ſo ein Weilchen ins Feuer gehalten worden waren, daß die Flammen hineinloderten, und man nicht anders dachte, als ſie müßten über und über brennen, da thaten die Männer ſie wieder heraus, und legten ſie vor die Steinbacher hin, und da war auch kein Hälmchen verſengt. Danach fing die alte Zigeunerin wieder an und ſagte zu dem Reeschen und den Andern, ob ſie nun geſehen hätten und glaubten, daß der Zigeuner Feuer nichts anbrenne und dieſe Gewalt darüber hätten? Sie möchten nur ganz ruhig nach Hauſe gehn, und unbeſorgt ſein. So lange die

---

*) rothwälſchte.

Zigeuner im Dorfe wären, könnte gar kein Feuer auskommen. — Da mußten jene wieder fortgehen und die Zigeuner mit ihrem Feuer gewähren laſſen; das brannte fort und loderte empor bis zum Morgen, aber es brannte nichts davon an. Und als nun am andern Morgen die Zigeuner aufbrachen weiter zu ziehen, da kam die Alte hinein zum kleinen Reeschen in die Stube, bedankte ſich für ſich und ihre Leute, und ging zu ihm, und klopfte ihn auf die Achſel und ſagte ihm: ſo lange ſein Haus und ſeine Scheuer ſtänden, könnten ſie nimmermehr abbrennen, und wenn auch rings darum das ganze Dorf abbrennte, ſie hätten es für ewige Zeiten feſtgemacht, und das wäre der Dank dafür, daß er ſich ihrer in dem wilden Wetter erbarmt, und ſie in ſeine Scheune aufgenommen hätte.

15.

Das beſprochene Feuer.

In Steinbach waren einmal zwei Brüder, beide Jäger, die hießen Fuchs mit Namen, und lagen über eine Erbſchaft miteinander im Streit. Da wurde der eine ſo wüthend auf den andern, daß er hinging, und voller Rache und Bosheit ſeines

Bruders Scheune zur Nachtzeit anzündete. Und damit das Feuer nicht gelöſcht werden könne, und auch das neben der Scheune ſtehende Haus mit abbrenne, ſo hatte der Böſewicht zuvor das Waſſer droben aus dem Schleifkothengraben auf die Wieſen geleitet, daß kein Tröpfchen mehr in das Dorf floß. Da fraß die Flamme um ſich und es brannte nach allen Seiten hin, verzehrte auch Kirche, Pfarrhaus und Schule, und der Wind trieb den brennenden Speck und brennendes Stroh über den Berg auf das Schloß Altenſtein, wodurch auch dieſes entzündet und ſammt den Amtsgebäuden in Aſche gelegt wurde. Während das Dorf in Flammen ſtand, lag der Mordbrenner oben auf dem Kirchberg und ſahe zu. Nun wird erzählt, daß damals, als ſchon mehr als die Hälfte der Häuſer, nehmlich 106 ohne Scheunen und Ställe brannten, und Niemand an Löſchen denken konnte, ein fremder, unbekannter Mann daher geritten gekommen ſei, welcher dreimal um die Häuſer ritt, die noch ſtanden. Und wie er zum drittenmale herum geritten war, da wandte ſich das Feuer gegen ihn und die vielen tauſend Flammenzungen ſchlugen nach ihm zu, und flogen ihm nach. Der Reiter gab ſeinem Gaul die Sporen und ritt im geſtreckten Galopp thalabwärts, was nur das Pferd laufen konnte, und das ganze Feuer loderte ihm nach bis hinab auf die Siegwieſe, konnte ihn aber nicht einholen. Und da erloſch das Feuer mit einemmale, und brannte nichts mehr ab. Wer aber der fremde Mann war, hat Niemand gewußt, und Niemand erfahren, und kein Menſch hat ihn wieder geſehen. — Der Mordbrenner Fuchs verdingte ſich nach der Hand nach Witzelrode bei die Herren von Butler als Jäger, und ſeine böſe That kam erſt nach ein Paar Jahren an den Tag. Da lag in Schweina ein Mann auf dem Todbette, bei dem war Fuchs oft ein- und ausgegangen, hatte ſich allerlei Drohworte gegen ſeinen Bruder geäußert, hatte auch Pechkränze bei dieſem Mann gemacht. Der bekannte nun, was er von dem Jäger Fuchs wußte, dieſer wurde in Salzungen gefangen, und ihm wegen ſeiner Brandſtiftung, auch ſonſtiger getriebener vieler Teufelskünſte der Prozeß gemacht, und er auf dem Markte zu Schweina im Jahr 1737 lebendig verbrannt.

16.

Die Freibüchſe.

Nach Steinbach kam einſt ein fremder Mann, wurde dort krank und lag lange Zeit, doch ward er gut gepflegt, und ſprach dankend zu ſeinen Wirthen, nun wolle er ihnen auch einen recht feiſten Hirſch verſchaffen, ſie möchten nur mit ihm gehen. Er führte ſie hinauf in das Birkicht, und bedeutete ſie dort, ſie möchten ſtille ſein und ſtehen bleiben, ſobald er ſeine Mütze fallen laſſe. Dieß geſchah bald darauf, er ſtand, nahm die Büchſe und ſchoß. Keiner ſah ein Wild, und da fragten ihn die Begleiter, warum er geſchoſſen habe? Er antwortete: Der Hirſch liegt! und führte ſie weit, weit in das dichteſte Gehölz, und dort lag der Hirſch, und war gut auf das Blatt getroffen. — Später hat dieſer Mann Dienſte genommen als Jägerburſche, und das war eine gute Stelle für ihn, denn er ſchoß Rehe und Hirſche, ſo weit ſie auch waren, und traf ſie noch, wenn Niemand ſie ſah. Hinter dem Wild ſprang er her, wenn er Luſt hatte, und ſchoß es im währenden Laufen. Niemals fehlte er, weil er eine Freiflinte hatte.

17.

Gläſerne Kutſchen.

Auf allerſchlechteſten Wegen, wo ſelbſt ein ganz eiſerner Wagen in Gefahr kommen könnte zu brechen, auf ſteilen Bergabhängen und wilden rauhen Rainen läßt die Sage gläſerne Kutſchen fahren. *)

---

*) Vergl. Th. II. S. 124.

Bei Steinbach in der Schäferbergshohle [*]) und am Steiger haben manche ſchon ſolche Kutſche fahren ſehen, beſpannt mit ſechs Ziegenböcken, andre ſagen mit ſechs Rappen, und zwar Rappen ohne Köpfe, gelenkt von einem Kutſcher ohne Kopf. In der Kutſche fährt eine verwünſchte Prinzeſſin ſpazieren, über welche keine beſondere Auskunft zu geben iſt. Die Kutſche kommt alljährlich in der Chriſtnacht, und fährt bis zu einem gewiſſen Punkte, d. h. bis dahin, wo der Weg anfängt, paſſierbar zu werden; ſo die Steiger-Kutſche bis an die ſogenannte Brücke, die Schäferbergskutſche bis an das Haus des Kaufmanns Reiſſig, dann lenkt ſie um, und fährt im ſauſenden Galopp wieder zurück. Wohin? weiß Niemand.

18.

Der Lobberg und die Hexen.

In der Nähe von Steinbach liegt ein Berg, der Lobberg genannt. Ein alter Mann wurde gefragt, warum wohl der Berg dieſen Namen führe? Da ſagte er: weil auf ihm zum Lobe Gottes die

---

[*]) „Die Hohle" iſt in dieſer Gegend ſtets volksmündlich für Hohlweg.

Hexen verbrannt worden wären, und auf dem Platz, der der Hexenplatz heiße, wachſe kein Gras. Andre ſagen, dort auf jenem Platze, der ganz weiß ſchimmert vom Geſtein dort brechenden Schwerſpaths, halten die Steinbacher Hexen ihre kleinen Zuſammenkünfte und Tänze. Die Schweinaer Hexen aber tanzen unter ſich im ſogenannten Hofgarten, welcher deshalb auch der Teufelsgarten heißt. Allgemeine Hexentänze und Sabbathe von Hexen aus der ganzen Umgegend, auch von Gumpelſtedt, Winterſtein, Brotterode ꝛc. werden auf dem Ketzersraſen gehalten, unter einer großen Buche, die mitten auf ihm ſteht, und von den Hexentänzen um ſie herum die Tanzbuche heißt.

19.

Die Kanne voll Laub.

Dahinten auf dem Birkig in der Nähe von Steinbach wird ein Diſtrikt das Rittergut genannt, dort ſoll ein Edelhof geſtanden haben, der aber im dreißigjährigen Krieg zerſtört wurde. Wie er aber noch ſtand, da ſollen die Edelleute einen gar großen Schatz vergraben haben, der ſoll noch bis auf den heutigen Tag ſtehen und ſich manchmal zeigen. Einmal kam Eine dort herab, die ſah mitten auf der Wieſe drei Leuchter ſtehen, die gleiſten in der Sonne wie pures Silber; da ging ſie hin, hob einen auf, beguckte ihn und ſprach: Nu! bih ſein da die Lüchter doch hergekomme? Wie ſie das Wort ſprach, hui, da waren die Leuchter hinweg, nichts war zu ſehen von den zweien, die auf der Wieſe ſtanden, und in der Hand hatte ſie, ſtatt des dritten ein Stückchen faules Holz. — Ein andermal war Eine dort im Heumachen, die fand auf der Wieſe eine hölzerne Kanne. Sie hatte dabei kein Arg, und dachte, die Mäher hätten ſich Bier mitgenommen und beim Nachhauſegehen die Kanne vergeſſen. Sie nahm dieſe deshalb mit, um ſie jenen zuzuſtellen, als ſie dieſelbe aber in ihren Korb werfen wollte, kam ihr die Kanne ſo ſchwer vor; da machte ſie den Deckel auf, und ſah daß das Gefäß gedrückt voll Laub war. Sie dachte bei ſich: Was iſt nur in aller Welt den Mähern eingefallen, daß ſie das Laub in die Kanne gethan haben? Mit dem dummen Laub willſt du dich nicht ſchleppen, ſie können froh ſein, wenn du ihnen die leere Kanne wieder bringſt. Und ſchüttete all das Laub auf die Wieſe, bis auf ein Paar Blättchen, die zufällig darinnen hängen blieben. — Unterwegs begegneten ihr die Mäher, die rief ſie an und ſagte, ſie habe ihre Kanne im Korb, das Laub aber hätte ſie ausgeſchüttet, ſie könnten ſich im Schäferberg andres holen, wenn ſie deſſen brauchten. Aber die Mäher ſahen ſie groß an, und ſagten: Mei hon kei Kann loß ſteh, un huin gair keine miht gehatt!

ban de eine geſonge haſt, ſo muſſe en Anneres hoh loß ſteh, ons es ſe net! Da verwunderte ſich Jene, wer nur die Kanne möchte haben ſtehen laſſen. Wie ſie aber heimkam und dieſe aus dem Korb that, da klapperte etwas drin, und wie ſie hineinſah, lagen gerade ſo viele Dukaten darin, als Laubblättchen hängen geblieben waren. Da lief ſie, was ſie konnte, wieder auf die Wieſe, wo ſie das Laub hingeſchüttet hatte, aber da war kein Blättchen mehr zu ſehen.

20.

Der Schatz auf dem Rittergut.

Einmal ſind ihrer Etliche aus Steinbach hinauf auf das Rittergut gegangen, und haben den Schatz heben wollen, der dort ſteht. Und wie ſie droben waren, haben ſie die Wünſchelruthe geſchlagen, und ſind auch richtig auf das rechte Fleck gekommen, und haben angefangen zu graben. Wie ſie ein Weilchen gegraben hatten, kam es ihnen auf einmal vor, als ob es in Steinbach in die Gemeinde läutete. Das fiel Allen auf, weil es zu einer ganz ungewöhnlichen Zeit war, doch kehrten ſie ſich weiter nicht daran, und fuhren fort, ſtillſchweigend zu graben. Wirklich kamen ſie auf den Keſſel, darin der Schatz lag, gruben ihn los, und wollten ihn eben in die Höhe heben, da hörten ſie auf einmal auf dem Steinbacher Weg ein Getöſe, und den Ruf: Seht ihr ſie, die Schatzgräber! Hallo! Haſcht ſie! Und wie ſie aufſchauten, ſo ſahen ſie den Vorſteher und den Stabſchulzen, und hinter dieſen die ganze Gemeinde auf ſich zukommen. Da ließen ſie den Keſſel fahren und einer ſchrie: Lauft was ihr laufen könnt! Und wie er das ſchrie, ſo that es auf einmal einen Knall hinter ihnen, wie von einer Kanone, und lachte Jemand gerade aus. Und wie ſie ſich umdrehten, war nicht das Mindeſte von dem Vorſteher und Stabſchulzen und der Gemeinde zu hören und zu ſehen, aber auch eben ſo wenig vom Keſſel mit dem Schatz, ſondern wo dieſer geſtanden hatte, war wieder grüner Raſen, als wenn im Leben nicht da wäre gegraben worden. Und mußten leer abziehen.

21.

Das geſpenſtige Kloſter.

Da wo man es in der Nähe von Altenſtein „auf der Wallfahrt“ nennt, ſoll es gar nicht geheuer ſein, und wird davon gar mancherlei erzählt. Ein Kloſter ſoll dort geſtanden haben, welches im dreißigjährigen Krieg zerſtört wurde. Häufig haben die Leute zur Nachtzeit zwei weiße Jungfrauen dort oben gehen ſehen, welche Schlüſſelbunde anhängen hatten, an den Glasbacher Brunnen gingen, und aus ihm tranken. Alle ſieben Jahre an dem Tage, wo das Kloſter zerſtört worden iſt, ſoll eine große Proceſſion dort gehalten werden. Die todten Nonnen erſtehen aus ihren Grüften, der Bau des Kloſters erhebt ſich nebelartig mitten im düſtern Walde, es läutet die Kloſterglocke, und die Nonnen ziehen Paarweiſe in die von Irrlichtſchein erhellte Nebelkirche. Viele Leute haben um Mitternacht das Glöckchen gehört, und manche haben auch das Kloſter geſehen, und die Kirche und die Nonnen, wie aus Nebel gebildet, und durchſichtig. Der Platz, überm Glasbach, wo ſolches erſchaut wird, heißt noch heutzutage „die alte Kirche.“

22.

Die Steinrutſche.

Am ſüdweſtlichen Abhang des Thüringer Waldes, zwiſchen dem hohen Winsberg und der Vogelheide, in der Nähe der Orte Schweina und Waldfiſch liegt eine Waldſchlucht, zu deren Gipfel das Geſtein treppenartig emporſteigt, und in einem hohen Granitfels endigt; dieſe düſtre, ſchaurigſchöne, mit

Moos und Flechten bedeckte Felſentreppe heißt insgemein die Steinrutſche. Einſt kam ein junges Mädchen dorthin, dürres Holz und Reiſſig zu ſammeln. Da erblickt ſie einen Jüngling in Landestracht mit einem weißen Kittel gekleidet, und hält ihn für einen Bauernburſchen. Doch in der Nähe ſieht ſie, daß Antlitz und Kleider ihm wunderbar erglänzen, und freundlich redet er ſie an: Gehe mit mir! Folge mir! Ich führe Dich an einen ſchönen Ort, wo es Dir gewiß gefallen ſoll! Schüchtern folgt das Mädchen durch die Klippenſchlucht der Steinrutſche; eine Felsplatte weicht dem ſanften Fingerdruck des Jünglings, und es öffnet ſich ein finſtrer Gang. Das Mädchen zagt, aber der Führer ſpricht mit Worten der Verheißung auf ſie ein, und ſie folgt endlich, zumal ſie ſieht, daß die Kleider des Jünglings leuchten und den dunkeln Gang erhellen. Bald ſtehen ſie an einer Thür, dieſe öffnet ſich, und der Blick in eine vom hellſten Sonnenſchein beglänzte paradiſiſche Gegend wird frei. Lichthelle Weſen, dem Begleiter des Mädchens ähnlich, beleben ſie; eine nahe, mit den allerköſtlichſten Speiſen und Getränken beſetzte Tafel winkt einladend, das Mädchen ißt und trinkt, und wandelt nun geſtärkt und froh belebt mit ihrem Führer durch die reizende Flur, wo ſie des Schönen in Fülle wahrnimmt. Nach einer Stunde etwa nahen ſie wieder jener Thüre, und dort ſpricht ſie, im Begriff, dieſe ſchöne Gegend zu verlaſſen, Worte des Dankes, und äußert, daß ſie immer hier bleiben möchte. Darauf bricht jener von den ſchönſten Blumen, bindet ſie zum Strauß, giebt ſie ihr zum Andenken, und ſpricht, ſie durch den Gang geleitend: Gehe nach Hauſe und ſchmecke den Tod, dann wirſt Du nie wieder dieſes Gefild verlaſſen. In ihr heimathliches Dorf zurückgekehrt, kam dem Mädchen alles, was ſie ſah, gar unbekannt vor, weder erkannte ſie die Leute, noch die Leute ſie, bis ſie nun ihre Geſchichte erzählte, und einige Alte ſich erinnerten, daß vor langen langen Jahren einmal ein junges Mädchen in die Steinſchlucht gegangen, und nicht wieder gekommen ſei. Ermüdet legte die Jungfrau ſich nieder, und wachte nicht wieder auf. An ihrem Buſen der Blumenſtrauß war verwandelt in goldne Blätter und Stiele, und die Blumen waren bunte Edelgeſteine.

23.

Die Ringelſteine.

Tief im Walde ſeitwärts des Ortes Waldfiſch haben zwei Burgen gelegen, Alt- und Neu-Ringelſtein genannt. Raubritter ſollen dort gehauſt haben, und manche Sage wird von dieſen Burgen erzählt. Die Weinſtraße, welche dort aus dem Thüringerwalde herüber nach Franken und nahe an dieſen Schlöſſern vorbeiführte, gab Anlaß genug, die reiſenden Nürnberger Kaufleute zu berauben. Rudolph von Habsburg ſoll beide Burgen haben zerſtören laſſen, von denen man kaum noch die Stätten gewahrt. Auch dort ſoll eine verwünſchte Jungfrau ſich ſehen laſſen. Einſt hatte der Raubritter ein Mädchen aus Salzungen lieb gewonnen, und entführt. Durch eine unterirdiſche Höhle gelangte man in die Burg, und die Räuber ſchlugen den Pferden die Hufeiſen verkehrt auf, ihre Spur zu verbergen. Dem Mädchen gefiel es nicht in der Räuberburg, obwohl ſie ſich ſo ſtellte, und es dahin brachte, daß ſie eines Tages mitgenommen wurde auf einen Ritt über den Streifling, wie noch der Weg heißt, auf dem nach der Weinſtraße zu geſtreift wurde. Da gab die Maid ihrem Pferd die Sporn, und wandte es rechts hinab, nach Salzungen zu, reitend auf Tod und Leben. Die Räuber jagten ihr nach, allen voran der Anführer. Er ritt gut, das fliehende Mädchen noch beſſer, ſie erreichte ihr Aelternhaus, ſie ritt ſpornſtreichs hinein, eben als ihr Reiter ſie eingeholt hatte; einen wüthenden Schwertſtreich führte er nach ihr, die Klinge fuhr in den Thürbalken und brach. Der Räuber ward ergriffen und hingerichtet.

24.

Der Berggeiſt in Glücksbrunn.

Bei Glücksbrunn wurde früher ſehr lebhafter Bergbau auf Kupfer und Kobalt betrieben, da hat ſich mehr als einmal den Bergleuten der Berggeiſt ſehen laſſen. Einſt arbeitete ein Häuer im Regina-Schacht, als er eine gewiſſe Bewegung neben ſich wahrnahm, und glaubte, es käme ein Steiger zu ihm gefahren. Allein es blieb ſtill, Niemand kam ihm näher, da er ſich denn auf ſeinem Sitzſtock herumdrehte, und gegen Morgen blickte. Da gewahrte er eine Erſcheinung in Geſtalt eines Menſchen, der das Geſicht ſtarr nach ihm zugewandt hielt. Dieſe Geſtalt war anzuſchauen wie ein Bergamtsoberer, trug einen ſchwarzen Hut, ein grünes Oberkleid mit Manſchetten, ſchwarze Beinkleider und Schuhe, weiße Strümpfe; in der Hand ein Grubenlicht, welches alles ringsum erhellte, wodurch der Häuer auch gewahrte, daß die Geſtalt von ſchönem Antlitz war, glänzende Augen hatte, und am Ort, das über fünf Schuh hoch war, in der Firſt anſtieß. Nachdem die Erſcheinung eine gute Weile ſtill geſtanden, wobei nichts geſprochen wurde, eines theils, weil der Geiſt wahrſcheinlich angeredet ſein wollte, der Häuer aber aus Furcht ihn anzureden nicht vermochte, ſondern nur raſcher und heftiger arbeitete, und ſich nur ſchüchtern von der Seite umſah, wandte ſich die Geſtalt gegen Morgen und fuhr in der Strecke von dannen, ohne ſich dieſem Verzagten jemals wieder zu zeigen. Hätte er ſie angeſprochen und nur den Bergmannsgruß „Glück auf!“ geſagt, ſo würde ſich ihm der reiche Stollen des Glücks gewißlich aufgethan haben.

Zu einer andern Zeit fuhren einige junge Burſche auf dem Schacht am Acker neben dem Segen Gottes ein, die wurden plötzlich einen hellen Schein gewahr, und glaubten, es käme ein Bergoffiziant die Strecke hergefahren, derſelbe war groß von Perſon, wie ſie von weitem ſahen, denn er war gebückt, daß der Rücken in der Firſt anſtrich. Als er näher kam, ward die fürchterliche Geſtalt eines ſo zu nennenden Berggeiſtes in einem Grubenkittel, Kniebügeln an den Beinen, einen ſchwarzen Schiefhut auf dem Kopf, große glänzende Augen, und ein Grubenlicht in der Hand — auf ſie zukommend geſehen, worauf die Burſche aus großer Furcht augenblicklich den Schacht wieder verließen und hinaus fuhren, da denn von dem Licht, das der Berggeiſt hielt, faſt die Hälfte des aufwärts gehenden Schachtes erleuchtet wurde.

25.

Der hohle Stein.

Ueber Glücksbrunn erhebt ſich ein ungeheurer Felsblock auf einem Berge, mit einer mächtigen natürlichen Hohlung, von dem gehen mancherlei Sagen. Der ganze Berg ſoll hohl ſein, und in ſeinem Innern eine ungeheure und unergründliche Waſſermaſſe enthalten; wer das nicht glauben will, darf nur ſein Ohr an eine der mancherlei am Berg zu Tage gehenden Felsöffnungen halten und er wird das dumpfe Rollen und Brauſen der unterirdiſchen Wogen deutlich vernehmen. Einſt wird mit Donnergetöſe der hohle Stein nebſt allen Felſen rings umher, und der ganze Berg, worauf ſie ſtehen, zuſammenbrechen und verſinken in den unterirdiſchen See der unter ihm fluthet. Dann werden die trüben Gewäſſer des letzteren brauſend ſich ergießen, die ganze umliegende Gegend überſchwemmen und in *einen* großen See verwandeln. Und alles Lebende, das nicht im Augenblick auf die höchſten Gipfel der Berge ſich zu retten vermag, wird umkommen, und von den Wogen, und den ſie belebenden Ungeheuern, verſchlungen werden. — Dieſes ſoll auch geweißagt worden ſein von der Sybille. Andere aber ſagen, daß in den älteſten Zeiten ſchon die ganze Gegend ein großer See geweſen, und nur auf den höchſten Berginſeln Menſchen gelebt, da habe der Berggeiſt die Höhlung in den Hohlenſtein geſchlagen, und da ſei alles Waſſer hineingelaufen, und habe ſich im Berge geſammelt.

Vom glaubhaften Mund ward uns verſichert, daß, als die unterm Hohlenſtein befindliche berühmte Höhle entdeckt, und am Fuß des Berges ein Stollen in dieſelbe geführt wurde, manche alte Leute zagten und bange waren, in der Meinung, es werde nun die verhaltne Fluth nach obiger Prophezeihung aus dem Berge hervorbrechen, und Glücksbrunn und Schweina unter Waſſer ſetzen.

26.

Der Schatz im Felde.

Dahinten im Felde auf einem Acker, dicht neben dem Atteröder Weg, da wo der Kreuzweg iſt, ſteht ein großer Schatz, der zeigt ſich alle ſieben Jahre als ein hellloderndes Feuer. Wer ſtillſchweigend hinzugeht, und die Kohlen an ſich nimmt, der hat den Schatz gehoben, denn die Kohlen verwandeln ſich flugs in ſeiner Hand in eitel Goldklumpen. Einſt kam der alte Wolfsbein, ein Holzhauer, ſpät Abends mit einer Welle Reiſig auf der Schulter aus dem Rennſtieg, wo ſich gerade der Schlag befand, und wollte heim gehen. Da ſah er ſchon von ferne mitten im Felde ein helles Feuer lodern. Hm! dachte er bei ſich, wer ſind denn die Narren, die da das Feuer angezündet haben? denn es war mitten im Sommer, und ſehr warm. Der Weg führte ihn ziemlich nahe an dem Feuer vorbei, und als er heran kam, gewahrte er, daß niemand bei demſelben ſich befand, und daß es mitten auf einem grün bewachſenen Acker brannte. Da wunderte der alte Wolfsbein ſich ſehr, ging aber fürbaß. Erſt als er ein Stück vorüber war, gedachte er daran, daß das Feuer der Schatz geweſen ſein möge, der dort ſtehen ſolle, und wollte umkehren, und die Kohlen an ſich nehmen. Allein als er ſich umdrehte, war das Feuer erloſchen, und jede Spur deſſelben verſchwunden. Damals haben das Feuer zugleich mit dem alten Wolfsbein auch noch mehrere Köhler geſehen, welche im Rennſtieg kohlten. Ob ſeitdem jemand den Schatz gehoben hat, oder ob er noch ſteht, iſt unbekannt.

27.

Die Stabsgerechtigkeit.

Die vier Gemeinden des Amtes Altenſtein: Schweina, Gumpelſtadt, Steinbach und Waldfiſch, haben eine ſehr eigenthümliche landesherrlich genehmigte, und zur Erhaltung der Gemeinde-Ordnung wie des Gehorſams bei Gemeinde-Beſchlüſſen dienende Einrichtung älteſten Urſprunges, die ſie ihre Stabsgerechtigkeit nennen, und welche unter mancherlei altherkömmlichen Ceremoniell mit einem weißen Stabe noch jetzt gehandhabt, und treulich aufrecht erhalten wird. Niemand darf ſich dem Stabe widerſetzen ohne großen Nachtheil, ja ſogar bei Verluſt des Nachbarrechts. *) Ueber dieſe Stabsgerechtigkeit, woher ſie ſtamme, ſcheinen alle Urkunden und Nachweiſe zu fehlen, nur die Sage weiß von ihr das Folgende zu berichten: Einem Herrn von Ringelſtein war das ganze nachherige Gericht Altenſtein unterthan, er war ein ebenſo mächtiger, als ſtrenger Herr, der ſeine Unterthanen bis auf's Blut drückte und peinigte. Deshalb waren ſie aber auch erbittert über ihn, und trachteten ihm ſogar nach dem Leben. Da begab es ſich einſtmals, daß der Herr von Ringelſtein mit einem benachbarten Ritter in harte Fehde gerieth, der vor die Burg Ringelſtein rückte, und ſie belagerte. Der Burgherr rief ſeine Unterthanen zu ſeinem Schutz auf, aber ihrer keiner gehorchte, denn ſie wünſchten ihn

---

*) Näheres über dieſen, in das Gebiet der deutſchen Rechtsalterthümer einſchlagenden Gegenſtand findet man in: Beiträge zur Geſchichte deutſchen Alterthums. Herausgegeben von dem Hennebergiſchen Alterthums forſchenden Verein durch A. Gutgeſell. 1. Lieferung. Meiningen. Keyßner 1834. S. 127. Ueber Dorfſtatuten u. ſ. w.

los zu werden, daher traten ſie vielmehr zu ſeinem Feind, und halfen ſelbſt die Burg belagern. In ſolcher Noth hoffte der Ritter verkleidet zu entrinnen, allein ein Trupp ſeiner eignen Unterthanen erkannte ihn und nahm ihn feſt. Da verſprach er fortan ein guter Herr zu werden, und ihnen die Stabsgerechtigkeit zu geben, wenn ſie ihn freilaſſen und ihm gegen ſeinen Feind beiſtehen wollten; darauf gab er ihnen ſein Ritterwort und beſchwur es auf das Evangelienbuch. Nun überfielen die Unterthanen die Feinde, erſchlugen deren eine große Zahl, und jagten die andern in die Flucht. Und der Herr von Ringelſtein hielt ſein Wort, gab die Stabsgerechtigkeit und blieb fortan gut und väterlich gegen die Unterthanen geſinnt. Anfangs iſt das Gericht mit dem Stabe auch ſtets auf dem Ringelſtein gehalten worden, wo ſich auch die Gerichtslade befand. Ja ſelbſt nach der ſpätern Zerſtörung dieſer Burg wurde das Gericht in einer Höhle daſelbſt gehalten, bis es ſammt der Lade nach Schweina verlegt wurde. Letztere befindet ſich ſtets in einem Gewölbe der Kirche aufbewahrt.

28.

Bonifaciusfels.

Es iſt eine uralte Sage, daß der Heidenbekehrer Winfried-Bonifacius, als er in den Marken Thüringens weilte, auch da, wo nachher das Schloß Markgrafenſtein erbaut wurde, an deſſen Stelle ſpäter Schloß Altenſtein trat, eine Zeitlang lebte und lehrte. Da ſoll der fromme Mann dicht an einem Felſen einſiedleriſch eine Klauſe bewohnt haben, und vom Fels herab habe er dem Volke gepredigt. Vor hundert Jahren ſah man noch an dem bis heute ſo genannten Bonifaciusfels eine hohe runde Mauer ohne Dach, als Ueberbleibſel einer Kapelle und nannte ſie Bonifaciusthurm. Später iſt an dieſe Stelle ein bedachtes kapellenähnliches Gemach erbaut worden, und die Benennung Bonifaciusthurm verſchwunden. Am Felſen aber, der ſich darüber aufgipfelt, blieb für alle Zeiten der Name des Bekehrers haften.

29.

Der verſchwindende Garten.

Nahe beim Bonifaciusfelſen bei Schloß Altenſtein hat vor Alters eine Burg geſtanden, die Nauen- oder Neuenburg, die gänzlich verſchwunden iſt; die Stätte, wo ſie ſtand, heißt jetzt der Brandgarten. Eine Quelle entſpringt dort, die ſoll aus dem verſchütteten Keller kommen, darin viele Schätze liegen, und überhaupt ſoll es dort herum nicht geheuer ſein. Vor mehrere Jahren kommt einmal eine Frau aus Steinbach dorthin, da ſieht ſie plötzlich einen herrlichen Garten voll Blumen und reifen Obſtes innerhalb einer geſchmackvollen Umzäunung, mit einem großen offnen Eingangsthor. Unverzagt tritt ſie heinein, da erblickt ſie einen Jäger im grünem Rock und altmodiſchem Hut. Laut redet ſie ihn mit der Frage an, ob ihr nicht erlaubt ſei, von dieſem Obſt etwas zu brechen? Im Augenblick ſchwinden Garten und Jäger hinweg, und ſie ſteht im Geſtrüpp der einſamen Wildniß. Einer andern Frau begegnete es, daß ſie dort auch den Garten ſah, darinnen ſchöne weiße Wäſche aufgehängt war, der aber auch alsbald verſchwand, als ſie mit einem Gelüſten danach die Hände ausſtreckte. Einſt gruben Schatzgräber dort, die ſahen ſich plötzlich von Hunderten blauer Flämmchen umſchwebt, einer der Männer fing einige ſolche Lichter, und verſchloß ſie in ein Käſtchen; als er es zu Hauſe öffnete, lag ein Haufen Katzen — gold darin.

30.

Die Hunde von Wenkheim.

Das Schloß Altenſtein war geraume Zeit in dem Beſitz einer jetzt ausgeſtorbenen adeligen Familie, welche ſich die Hund von Wenkheim ſchrieb. Darüber wird noch von den Bewohnern der Umgegend folgende Geſchlechtsſage erzählt: Es wohnte auf dem Schloß eine gar ſittenſtrenge Edelfrau und da es ſich einſt zutrug, daß ein armes Weib mit Drillingen niederkam, ſo glaubte die Dame, jenes Weib habe ſich arg vergangen, und ließ ſie wegen Ehebruchs hinrichten. Auf der Richtſtätte betheuerte das Weib noch ihre Unſchuld und ſprach den Fluch aus: Mögeſt Du, daß ich unſchuldig ſterbe, an Dir ſelbſt erfahren, und ſtatt mit Dreien, mit dreizehn Kindern auf einmal vor Deinem Richter ſtehen! — Bald darauf fühlte ſich die Gräfin geſegneten Leibes, und gebar in Abweſenheit ihres Eheherrn dreizehn Knäblein, die zwar gar klein waren, aber doch lebend und wohlgeſtaltet. Nun ſchämte und entſetzte ſich die Edelfrau, fürchtete ihres Gemahls Zorn und der Welt ſtrenges Urtheil, und gebot ihrer Dienerin, zwölfe der Kinder heimlich in das Waſſer zu tragen, und nur der Dreizehnte wurde behalten. Als nun aber die Magd das grauſame Gebot zu vollziehen ging, begegnete ihr der unverſehens heimkehrende Ritter, und fragte, was ſie trüge? Mit Beben erwiederte dieſe: Junge Hunde, der Ritter aber verlangte dieſe zu ſehen, ob nicht vielleicht eines der Hündlein zur Aufzucht tauge, und entdeckte die Unthat. Er gebot nun der Magd tiefes Schweigen und that die Kleinen zu einem Köhler, wo er ſie erziehen ließ, bis ſie das zwölfte Jahr erreicht hatten. Als nun die Edeldame den Geburtstag ihres Sohnes feſtlich zu begehen gedachte, fragte ſie der Graf: Welche Strafe verdient eine Mutter, die ihr neugebornes Knäblein gleich einem jungen Hund ins Waſſer tragen und erſäufen läßt? — Die Frau erſchrak, doch glaubte ſie nicht, daß ihre That entdeckt ſei, und antwortete: Solche Frau müßte durch das Feuer vom Leben zum Tod gebracht werden. Weib! donnerte da der Ritter, indem er die Thüre öffnete und die überein gekleideten Knaben eintreten hieß: ſo muß man Dich zwölfmal verbrennen! Sieh hier Deine jungen Hunde! Wahrlich, das ſoll hinfort ihr Name ſein! — Die Dame ſank zu den Füßen ihres Gatten, der das ſelbſtgefällte Urtheil jedoch nicht an ihr vollziehen, ſondern ſie in einem Kloſter bereuen und büßen ließ. So iſt das Geſchlecht derer von Hund entſtanden. Der dreizehnte Knabe aber, welcher den Beinamen ſeiner Brüder nicht führte, ſoll erbenlos geſtorben ſein.*)

31.

Die vergeſſene Bibel.

Ein alter Pfarrer zu Schweina war geſtorben, und man hatte vergeſſen, ſeiner Leiche, wie es doch altherkömmliche Sitte und Brauch, eine Bibel mit in den Sarg zu geben. Allnächtlich ſah man nun nach ſeiner Beerdigung ein Licht in ſeiner Studierſtube, und konnte deutlich wahrnehmen, wie der alte Pfarrer hinter ſeinem Tiſche ſaß und ſtudierte. Hierauf wurde der Jeſuiter in Dermbach geholt, dieſer mußte den Geiſt des ſpukenden Pfarrers bannen und in einer gläſernen Kutſche fortfahren. Allein ſein Bann war erfolglos, denn das Geſpenſt des Pfarrers ward abermals ſichtbar. Noch einmal wurde der Exorcismus mit dem unruhvollen Geiſt vorgenommen, allein mit gleichem Erfolg, und als dieſer zum drittenmal beſchworen wurde, ward er ſehr böſe, und forderte, man ſolle ihm die Bibel in den Sarg legen. Als dieſes gethan war, wurde Ruhe, und hat ſich der Geiſt des Pfarrers nie mehr ſehen laſſen.

---

*) Vergleiche oben die ganz ähnliche Querfurter Sage von dem neun Brunos, S. 93.

Anhang.

Sagen im Steinbacher Dialekt.

Zum nähern Verſtändniß des Steinbacher Idioms, das ſich merklich von dem anderer ſüdthüringiſcher Orte unterſcheidet, und die meiſte Aehnlichkeit mit dem Suhlaer und Broteroder Dialekt hat, diene folgende allgemeine Bemerkung. Es iſt nicht leicht, dieſen Dialekt zu ſchreiben, noch ſchwerer aber iſt es für den Nichteingebornen, denſelben richtig zu leſen. Die Steinbacher ſchlürfen. Dieß eine Wort bezeichnet vollkommen richtig ihre Sprechweiſe. Das r wird tief im Gaumen und mit einem Anſtoß der Zunge an die untere Zahnreihe ausgeſprochen, und macht ſich vor allen übrigen Konſonanten in der Rede bemerklich. Das a iſt etwas dumpf, das e häufig ſtumm, oft verſchluckt, mindeſtens ſehr kurz. Das i meiſt ſehr gedehnt, o und u desgleichen, ebenſo die Doppelvokale. Bisweilen wird in der Rede ein End-Conſonant einem Worte ganz entzogen und dem nächſtfolgenden vorgeſetzt: z. B. über un düber, e Naaſtloch für ein Aſtloch, und ſolcher wunderlichen Eigenthümlichkeiten mehr. Die hier mitgetheilten Sagen reihen ſich ſämmtlich noch den vorhergehenden ergänzend an.

32.

Das vermuiret Keind.[1]

Der all[2]) Liebeſtein der ihs[3]) feſtgemaicht, dahs e ſi Lahte[4]) net hat konnt derorbert gewehr.[5]) Bih e nemlich gebaut ihs wuirn,[6]) da hunn de Mührer,[7]) die en gebaut hunn, e Keind genumme, u hunns lebendig enihner[8]) gemuihrt. U das Keind hat gebralln, u hat miht den Füſſe geſtrampelt, u hat mit ſin Hängerche[9]) nach en geſchluihn;[10]) awwer es hat en nüſcht geholfe, ſe hunns doch enihner gemuirt.

U alle ſübbe Jaihr, da hührt me noch hüttigstaihs[11]) das Keind de Naicht brëll,[12]) das ſe dahzemahl in alle Liebeſtein ihgemuihrt hunn; u da komme de Jucheul[13]) geſloihe, u ſetze ſich off de alle Muirn, u brëlle noch derbärmlicher, ens[14]) bih das Keind brëllt, de Jucheul abber, das ſein de Mührer, die dahzemahl das Keind ihgemuihrt hunn, u die ſein nach öre Tod Jucheul gewuirn, u müſſe zur Straffe ſe lang öm das all Schlohs erëm ſlieg, ens bih noch 'e Stein davon offen annere leiht. U deswege giehts au un all den alle Schlöſſern e ſo vill Jucheul, wihl in alle Zihte all die Schlöſſer ſein feſtgemaicht, u King[1] enihn vermuihrt wuirn, die Mährer awwer ie das gethun hun, ſein nach öhren Tod zu Jucheuln gewuirn, u ſein un[2] die Schlöſſer gebannt.

---

[1]) Das vermauerte Kind [2]) alte [3]) iſt [4]) ſein Leben [5]) erobert werden [6]) worden [7]) Maurer [8]) hinein [9]) Händchen [10]) geſchlagen [11]) heutiges Tages [12]) brüllen (ſtets für weinen gebraucht) [13]) Eulen [14]) als

33.

Der Schaaz offen[3] alle Liebeſtein.

Offen alle Schloß öbern Suirbuirn[4] da ſah[5] e Schahz ſteh, den hunn ſe emah wollt he.[6] Da hunn ſe den Jeſewitter[7] geholt, der hat den Geiſt mutt[8] zitihr, u hat en mutt frehg,[9] buh miht[10] das Gehld verſazt wär? Da hat der Geiſt geſuin, es wer mit en ſchwairze Huhn verſazt; ſe ſöllen ſich awwer in Aicht nahm, daß ſe kei Huhn näme, bu au nert[11] e einzig wiſſ Federche drun wer, ſuſt bräch en der Tüſel den Hahls. Nu wair enner debei, den hieß me[12] Rakkelkappe, der ſuhk, e wöll e ſchwairz Huhn ſchaff, die ſoll kei wiſſ Federche ha. U bihs

---

[1] Kinder [2] an [3] auf dem [4] über dem Sauerbrunnen (Liebenſtein) [5] ſoll [6] den haben ſie einmal wollen heben. [7] Jeſuiten [8] muſſen [9] fragen [10] womit [11] nur [12] man

Awwed[1] wuir, da kuhm Rakkelkapp u braicht e ſchwairz Huhn, un der wair kei wiſſ Federche meh zu ſinn; awwer ſe hatt eine gehatt im Schwanz, die hatt'r Rakkelkapp nisgerauſt.

Bihs nu ellef geſchluihe hatt, da ſein ſe enuffer[2] offs all Schlohs gegange, u hunn e Lohch gegrahbe, buhs en der Jeſewitter geſuint[3] hatt. U dernach, da nummen ſe Rakkelkappe ſi Huhn, u hillens drüwwer, u numme e Meſſer, u ſtachens in de Bruſt, u ließe das Blut eniner träufel ins Loch. Bih awwer kummt[4] e Pair Trapfe Blut eningeſchprotzt wairn in das Lohch, da geſchah e Gepoller, ens[5] bamm d's gahnz Schlohs zeſummebräch, u da riefs: Allewihl wih ich erſt dem Racker den Hahls ömdreh, dee der Huhn de wiſſ Fehder niſſen Schwanz gerauft hat! — U da kuhm e Deink,[6] es bih e Geisbohk, das fuihr off ſe enihner, u ſtieß off ſe lohs, um[7] meiſte awwer off Rakkelkappe. Da derſchrahken ſe u reſſe nis, u ſtuirzte enner übern annere her, u das Hörnerdeink ſtieß ümmer off ſe lohs, bis ſe e gahnz Stöck wiht vom alle Schloſſ ewekker[8] wairn. U ſe kumme all meh tod ens lebendig heim. Um meiſte awwer wair Rakkelkapp zugericht; u drei Tai[9] druff, da wair e todt. Un au die annere die mutten ſich ins Bett leh, u wuirn krahnk, u ôhr Lahte wair kenner widder ofs all Schlohs ze brenge.

---

[1] Abend [2] hinauf [3] geſagt. [4] kaum [5] als [6] Ding
[7] am [8] hinweg [9] Tage.

34.

Der Kehlerbuirn.[1]

Dehinge im Atteroh, du ſuſt Steinig[2] geſtanne hat, da geht e wiß Jaumpfer[3] erôm. De alle Verklüht,[4] dann ſe offen Schaicht gegange ſein, die hunn ſe genung mah geſiehnt,[5] u ſe hat au als[6] Weich offen alle Kirſig[7] henge gehatt, u is debei erôm gegange, u hat en in Mundſchien[8] fräcke[9] gemaicht. Es ihs aber im driſſigjährige Kriehk e großer Schaaz dehinge bein Kehlerbuirn vergrabe wuirn, den ſah[10] ſe bewach.

Emahl da hat e Scheffer dehinge in Atteroh erôm gehutt, u bie e au bein Kehlerbuirn gekomme ihs, da hat off einma e Blumme für en geſtanne, bie e noch in ſie Lahte kei ſchönner geſiehnt hatt. Wiehl ſe ſo gair ze ſchôn wair, brach e ſe ab, u ſtackt ſe off ſin Hut. Kumt hatt e ſe abgebroche u offen Hut geſtackt, da ſtuhn e off eimal für en Thuir[11], das in a Gewelmz[12] fuihrt, u de wiſſ Jaumpfer kum, u ſuhk en: e ſöll mit enihner geh, e wer glöcklich. U da fuihrt en de wiſſ Jaumpfer enihner ins Gewelnz, u da glinzert u glizzert alles denn,[1] u ſtunne[2] e Wehde[3] Kiſte denn u Keſſel, die wairn all voll Gehld, gehüſſt[4] voll. U da ſuhk[5] en de wiß Jaumpfer: da ſöll e ſich nahm[6] davon, ſe vill ens e nert wöll, un e könn alle Tahk gekomm, u könn ſich geholl,[7] bas e nert könn derſchlepp,[8] awwer e ſöll ju d's Beſt net vergeß."

---

[1] Kellerbrunnen [2] Steinbach [3] Jungfer [4] Bergleute [5] geſehen [6] oft [7] Kirchhof [8] Mondſchein [9] trocken [10] ſoll [11] Thor [12] ein Gewölbe.

Wih nu der Scheffer vor Verwounering[9] widder zu ſich gekomme wair, da ſtackt e ſich all de Täſche voll Gehld, u thet au ſin Hut ab, u maicht en voll. Wieh e awwer ſin Hubt abthet, u maicht en voll Gehld, da verluir e die Blumme dervon, die e erſt duiſſe[10] gefonge[11] hatt. E hatt awwer kei Aicht[12] druff u ließ ſe leih.[13] Wieh e nu foirtgieng, da rieſ'd en dreima zu: „vergieß d's Beſt nett!" awwer e daicht[14] ümmer net un die Blumme, daß die gemeint wer. U bieh e un de Thür kum, da rief ſen noch emal zu: „vergiß d's Beſt net, noch es Ziht!"[15] aber e kairt ſich net drun. Wie e nu inner Thür ſtuhn, u mit enn Bein eruiſſerſchrecht,[16] da thets vff eima en Pollerer denn, ens banz[17] gahnz

---

[1] darin [2] ſtanden [3] eine Menge [4] gehäuft [5] ſagt [6] nehmen [7] holen [8] erſchleppen [9] Verwunderung [10] draußen [11] gefunden [12] keine Acht [13] liegen [14] dachte [15] Zeit [16] herausſchritt [17] einen Polder darin, als wenn das

Gewelmz zeſummebräch, u de Thür ſchluhk hinger en zu, daß's kracht, u dergruppt[1]) en noch un der Ferſche von annere Fubß, u zerſchluck ßen, daß e lange Ziht mutt krahnk dru leih u konn müſcht verdien, u mutt all das Gehld widder verdockterier, das e in dem Gewelmz gehollt hatt.

35.

Vom Schaaz in Atterod.

(Enne annere Sage.)

Zu enner annere Ziht hat au emahl e Scheffer dehinge im Atterod gehutt, u bie e mit ſeine Schaffe in de Gehnet[2]) vom Kehlerbuirn gekomme ihs, da hat e drei Blumme gefonge, die hunn doirt geſtanne, ze ſchön, bie e in ſie Lahte keine geſtehent hatt. En Scheffer, dem kömmt doch allerlei Gekrätigz u Geblümz[3]) für, aber ſo wairn en doch noch kei Blumme fürgekomme. Geairt[4]) wairn ſe ball bie Schlöſſelblumme oder Aurikkel, aber honnertma ſchönner. U wihl ſe ſo gair ze ſchön wairn da brach e eine davon ab, u wollt ſe off ſie Hut ſteck u mit heinahm. Aber bieh e ſe abgebrache hatt, da hatt e off eimal en Schlöſſel in der Hahnd, u ſtunn für en große Thuir, du e ſi Lahte müſcht davon wair gewahr gewuirn, ze villma enze au[1]) doirt eróm ſcho gehutt hatt. Hahlb inner Verwonnering ſtackt e den Schlöſſel, den e in der Hahnd hatt, ins Schlöſſelloch; u da gieng das Thuir uff, un e kuhm in e Gewelmz, da lahke ganze Hauffe Geld, u krings[2]) un den Wänge[3]) eróm, da ſtunne Kihſie, die wairn au gehüfft voll Gehld.

---

[1]) erfaßte [2]) Gegend [3]) Gekräutig und Geblüme
[4]) Geartet

Vieh aber mi Scheffer woll zugriff, u wollſen nahm, u woll ſich die Täſche voll mach, da kuhm off einma e Lairve[4]) offen eniner gefairn,[5]) u ſuhk: „Hätt'ſt de ſe all drei genumme, ſe dörfſt de alles nahm, ſo awwer kriehſt du's nert ze ſenn,[6]) u derfſt nüſcht nahm; en annerma wehrk geſcheuter." U dabei kreht's[7]) me min Scheffer, u wuirf en zuir Thür enuis, dahs e en Puirzelbaum ſchluhk, u dahs en ſchwairz fürn Augn wuir, u blehk[8]) en der Athem ball uis. Vieh e awwer widder zu ſich ſelber kuhm, da lahk e nabet dem Kehlerbuirn önger en Baum, awwer die Blumme wairn fuirt, u das Thuir u das Gewelmz au.

Dernach iß e noch vill honnert ma dehin gehutt, u hat gedaicht: e wür doch die Blumme noch einmah widder fum;[9]) da wüll e ſe gewiß awwer all drei abbrech;" awwer e hat ſe ſi Lahte net widder geſiehnt, u bis off en hüttige Tahk weis me au net, daß ſe e annerer geſiehnt, u das Gehld gehebet hätt.

---

[1]) ſo vielmal als er auch [2]) rings [3]) Wände [4]) Larve (für Geſpenſt) [5]) gefahren [6]) ſehen [7]) kriechte es [8]) blieb [9]) finden.

36.

Der Biereſel.

Hengere Wirthshuis un alle Waſſergrabe da geht der Biereſel ûm, das ihs e Pöhzdeink,1) u bann enner ze lang in Wirthshuis geblehbe2) ihs, u hat zevill getraunke, da ſprengts en offen Bockel,3) un e muhs 's trai,4) bis un ſi Huisthür. Der all Poppeg'hannander5) der ihs au emal ze lang in Werthshuis gewahſt, u bih e hein wi geh, da ihs en der Biereſel offen Bockel geſprouge, u hat en mutt trai, bis enuff in Kälberzaihl6) für ſi Huisthür, u ihs e ſo drüwwer derſchracke, daß e von der Stoun un ihs krahnk gewuirn, u ihs kuirz darnach au geſtuirbe.7)

---

1) Ein Pöhding (Buzemann, Popanz) 2) geblieben 3) Buckel (Rücken) 4) tragen 5) Poppo Johann Andreas 6) Kälberzahl (eine Gaſſe in Steinbach) 7) geſtorben.

37.

Der Landgrafenacker.

Duiſſe im Fell,[1]) glich över der Buirnwieſe,[2]) da leit e Acker, den heißt me den Landgraſeacker, wihl en de Ehdellüht odder de Graſe emahl hun mutt erümer ähr.[3])

Vör vill vill honnert Jaihrn, da is nemlich emahl e Landgraf gewahſt, dahs is gair e guter Landgraf gewahſt, u hats net geiehte, daß de Dengerthune geſchonge[4]) u geplagt würn. Awwer der Landgraf wair wiht[5]) von hie dahein, u da hunn de hieſige Ehdellüht gekleit[6]) ſe wern ſicher für en, un e derführ'ſch[7]) nett, u hunn de Dengerthune[8]) gepeinigt u geplagt, bis offs Bluht, u hunn ſe ünſtatt der Diſſe u Güll[9]) vörn Pfluhg geſpannt, u hunn geairn[10]) nicht en, bih me mit Diſſe u Gülle ärt. Das Deink das hunn ſe lang ungetrehbe, u hat's en kem[11]) Menſch konnt gewehr. Endlich awwer da ihs der Landgraf ehmal in die Gebnet[12]) gekomme, u hats derfairn,[13]) bihs de Ehdellüht mit ſinn Dengerthune maichte. Da ihs e ſpringbös gewuirn, u hat ſe all laß zeſummekomm, u hat ſe an in Phluhk geſpannt, bi de Diſſe u de Güll, u hat ſe laß den Acker erömmerähr, den ma noch hüttigstaihs[1]) den Landgrafenacker heißt. U der Landgraf ihs mit der Platzgeiſchel[2]) hinner en[3]) hergegange, u hat off ſe geplatzt, wann ſe mühd gewahſt ſein u net richtig meh hunn konnt gezieh, gerad ſo wih ſühs den Dengerthune gemaicht hatte. U wih ſe fertig ſein gewahſt, da hat en ugeſuin,[4]) daß e ſich genau wühr laß derkundige,[5]) u wann e widder derſühr, daß ſe de Dengerthune e ſo ſchönge u plagte, wih ſe's gemaicht hätte, u hätte kei Mitlihde[6]) mieht en gehatt, da wöll e widder komm, u wöll ſe widder in Pfluhk ſpann u wöll des ganz Fehld mit en erömmer ähr, u wöll off ſe platz, bis der letzt Mann ſin Geiſt uffgegahn hätt.

---

[1]) Draußen im Felde [2]) Bauernwieſe [3]) herum ackern [4]) geſchunden [5]) weit [6]) geglaubt [7]) erführe es [8]) Unterthanen [9]) Ochſen und Gäule [10]) geackert [11]) kein [12]) Gegend [13]) erfahren

U dernach hinte[7]) da hunn ſich die Ehdellüht in Aicht genumme u hunn de Dengerthune net mehe e ſo geplagt u geſchonge wi vördam. Awwer de Dengerthune, die hunn för örn gute Landgrafe gebatt[8]) öhr Lahte lang, u hätte Gut u Blut gern für en gelaſſe. U ſe hunn den Acker den Landgrafeacker geheiße, u hunn ümmer der Wahter ſinn Kenge u Kengskenge[9]) die Geſchichte von öhrn gute Landgrafe derzahlt,[10]) daß ſie Angedehnke[1]) nimmermeh ſöll öngergeh,[2]) u hat ſich an derhalle[3]) bis offen hüttige Tahk.

---

[1]) heutiges Tages [2]) Peitſche [3]) hinter ihnen [4]) angeſagt [5]) erkundigen [6]) Mitleid [7]) nachher [8]) gebetet [9]) Kindes und Kindeskindern [10]) erzählt.

38.

Die Luitterſchbuche, der Luitterbuirn, u der Luitterſchfuß.[4])

Wih,[5]) vör allewih mehe ens[6]) dreihonnert Jairn, der Docter Luitter de Refermazion uhgefange hatt, da ihs e offen Richstahk nach Woirms gecitirt wuirn, u hat ſollt ſi Laihr[7]) widderruff. Wihl[8]) e das awwer net gethunt[9]) hat, da ſein de Kairtholiſche noch mehe off en uffſtötzig[10]) gewuirn,[11]) ens[12]) ſe's derfür ſcho wairn, u hunn en nach den Lahwe geſtraht.[13]) Das hat der Kuirfürſt von Sachſe derfairn,[14]) u dermiht[15]) daß de Kairtholiſche ſin'n Docter Luitter nüſcht könne uh gehah,[16]) hat en, bih e von Woirms widder heigemaicht[17]) ihs, öngerwehs[18]) heimlich laß uffheb u in Sicherheit breng. Das ihs in der hieſige Gehnet[1]) geſchiehn.

---

[1]) Andenken [2]) untergehen [3]) erhalten [4]) Luthersbuche, Luthersbrunnen und Luthersfuß. [5]) Wie [6]) als [7]) Lehre [8]) Weil er [9]) gethan [10]) auf ihn aufſäſſig [11]) geworden [12]) als [13]) haben ihn nach dem Leben geſtrebt [14]) erfahren [15]) damit [16]) anhaben [17]) heim gereiſt (machen für reiſen iſt im ganzen Meininger-Unterlande volksüblicher Sprachgebrauch) [18]) unterwegs

Der Docter Luitter ihs nehmlich von Mühr,[2]) donge önger Gaumpelſtaadt, gebürtig gewahſt, u bih e dazemahl von Woirms gekomme ihs, da hat e ſin'n Brudder, der noch in Mühr ihs dehein gewahſt, u den e lang Ziht net geſiehn hatt, off e Pair Tai[3]) beſuicht. Dernach hinte hat e üwwern Wahld wollt witterſcht[4]) widder enihn nach Wittebehrk mach.

Bih ſe awwer emuff zwiſchen Eſelskoopf u de Mühlbehrk gekomme ſein, dohwe[5]) öbern Katzeſtein, du me's allewihl bein Luitterbuirn heißt, da ſein off eimah fönf Rütter[6]) uis en Deckicht eruis geſprengt gekomme, die ſahche uis bih Räiber, u hun den Docter Luitter uiſſer Koitſche gereſſe, off ſin'n Brudder awwer u de annere, die mieht en gemaicht wairn, u hatten en e Stöck üwwern Wahld wollt begleit, hun ſe geſchmeſſe,[7]) daß ſe uis gereſſe[8]) ſein. Da hunn ſe die laß lauf, den Docter Luitter awwer hun ſe behalle.[9])

Dadrüwwer, u wihl e net annerſch gedaicht hat, ens daß das richtige Raiber, oder au Kairtholiſche wärn, die en uns Lahwe wölle, ihs der Docter Luitter ſehr derſchracke gewahſt, u hat ſich mutt e ſteck önger e Buche, die dort geſtanne hat, ſetz, bis e ſich widder e wenk[1]) von ſien Schrecke derholt hatt. Die Buche, önger die ſich der Docter Luitter dazemahl geſatzt hat, ſteht noch bis offen hüttige Tahk, u heißt ſenner[2]) der Ziht die Luitterſchbuche.

---

[1]) Gegend [2]) Möhra [3]) Paar Tage [4]) weiter [5]) droben [6]) Reiter [7]) geſchlagen [8]) ausgeriſſen [9]) behalten.

U da hat en au der Duirſt ümwerfalle, u hat emahl uis den Buirn getraunke, der gliech önger der Buche quellt. Bill Lüht awwer ſpreche, der Buirn wår dazemahl noch net doirt gewahſt. U bih nu der Docter Luitter önger der Buche geſeſſe hätt, u wår' e ſo ſehr derſchrocke gewahſt, da hätt en e grauſamer Duirſt ümwerfalle. Da hätt e ſin'n Stecke genumme, u hätt' en in'n Erbode geſtackt, u da wår' off eimah der Buirn ernis geſpronge komme, der noch bis off de hüttig Stenn doirt ſprengt, u den me den Luitterbuirn heißt.

Bih der Docter Luitter nu önger der Buche e wenk uisgerauht[3]) hatt, u hatt emah von dem Buirn getraunke, da ſein nachhinte die Rätter witterſcht miht en gezoin,[4]) ümmer duirch den Wahld eduircher,[5]) u hat nawet[6]) den Gülle[7]) mutt hergeh, bis enuff offs Glasbich.[8]) Bih ſe doirt hi gekomme ſein, da hat e net witterſcht gekonnt, u hat en geſuin: „e könn net witterſch gegeh; ſe ſöllen en ſai, bas ſe miht en fürhätte, u bann ſen nach den Lahwe ſtrahte, odder wöllen en plönger,[1] da ſöllen ſe's allewih thu, bas ſe mit en thu wölle; awwer witterſcht gihnk[2] e net miht ån.[3] U trat offen Granitſtein, der dvirt lahk, daß ſi Fußtapſe noch bis offen hüttige Tahk in dem Stein zu ſinn ihs.

---

[1]) ein wenig [2]) ſeit [3]) ausgeruht [4]) gezogen [5]) hindurch [6]) neben [7]) Säulen [8]) Glasbach (eine Wüſtung.)

Da hunn die Rütter den Docter Luitter an off en Guil geſatzt, hunn ſich awwer noch ümmer net zu derkenne[4] gegahn, behr ſche[5] wårn, u ſein noch lang miht en in den Wall[6] ümmer de Krütz u de Qner erröm gezoin. Zeletzt hun ſe au den Gülle de Hufihſe[7] abgereſſe, u hunn ſe verkaihrt widder uffgeſchluin, daß juidweder hat mutt irr wehr, der öhr Spuihr hat wollt verfulg.

Endlich bih ſe den gahnze Tahk miht en in Wall erömgezoin wairn, hunn ſich die Rütter, die zu Raibern ſich nert verkleidt hatte, zu derkenne gegahn, her ſche wårn. Da ſeins de Retter[8] von Alleſtein[9] u vonner Wairtebuirk[10] gewahſt, u huns den Docter Luitter geſuin, daß ſen off Befehl von Kuirfürſte e ſo heimlich hätte mutt[11] uffheh,[12] wihl en de Kairtholiſche nach en Lahwe ſtrahte, u ſöllen en off de Wairtebuirk in Sicherheit breng.

Die Luitterſch-Buche ihs allewihl alt u moirſch[13] u duirch e duirch[14] hohl gewuirn,[15] u währd net lang meh ſtinn.[1]) Scho villmahl hat er[2]) der Dengergahnk[3]) gebräwt,[4]) awwer der liebe Gott hats ümmer gemaicht, daß ſe doch ſtinne[5]) bleiht. Mehe ens eimahl, zum letzte Mahl noch erſt vör e Jaihrer zahn, hunn ſe de kairtholiſche Wallfaihrter, dann ſe doirt enuff gezoin ſein, du ſuſt das all Kloſter geſtanne hat, du von me noch allewihl de Gebnet öbern Luitterbuirn de Wallfaihrt heißt, uhgeſtackt,[6]) u hunn ſe wollt abbörn.[7]) Awwer allemahl, dann ſe ſe hunn uhgeſtackt gehatt, hat der liebe Gott Lüht dehin geſnihrt, die's ſein gewaihr gewuirn, daß ſe brähnt, u hun ſe widder geläſcht. Vör uhgefähr net gahnz honnert Jairn, bih gerad der Schlahk doirt in Mühlbehrk gewahſt ihs, da eſſ ſe au emah ſcho uhgeweeſe[8]) gewahſt, u hat ſollt abgehackt u zu Hälz[9]) gemaicht wehr. Awwer da ihs e hieſchiger Muhn,[10]) gerad bih ſe der Förſter uhgeweeſe hat, derzugekomme, der hat ſe gekauft u bezahlt, das ſe getarirt wair, damit ſe nert der Förſter net dörft laß obhack. Der Muhn hat Andreas Malſch, oder bih meh hir ſprecht, Malzerſch Nees geheiße, u ihs au dazemahl öffetlich in Zihtinge[11]) drüwwer gelobt wuirn[*])[12]) daß e e Pair Thaler Geeld net hat uhgeſiehe,[13]) u hatt das

---

[1] plündern [2] ging [3] ihnen [4] erkennen [5] wer ſie [6] Wald [7] Hufeiſen [8] Ritter [9] Altenſtein [10] Wartburg [11] müſſen [12] aufheben [13] morſch [14] durch und durch [15] geworden

---

[1]) ſtehen [2]) ihr [3]) Untergang [4]) gedroht [5]) ſehen [6]) angeſteckt [7]) abbrennen [8]) angewieſen [9]) Holz [10]) Mann [11]) Zeitungen [12]) gelobt werden [13]) angeſehen.

[*]) Nationalzeitung der Deutſchen. Jahrgang 1817. 35 St.

Denhnkmahl von Docter Luitter, die all Buche, von Dengergahnk derett.[1] Si Nachkomme lahwe noch allewihl in Steinig,[2] u dena gehört au eigetlich die Luitterſchbuche, wihl ſe öhr Aellervater mit ſinn Gell derkauft u bezahlt hat.

39.

De wiß Jaumpfer offer Wallfaihrt.

Dobe; bamm me öbern Luitterbuirn enuffer geht, bu ſich der Wahld widder zeſummeſchlüßt,[3] gliech ängern Gerberſtein, da hat vör alle Zihde a Klohſter geſtanne, da ſein Nonne denn gewahſt. Suſt, bihs noch geſtanne hat, da ſein vill Wallfaihrter dehingezoin, u das Kloſter ihs ſehr rich gewahſt. Noch hütigestäis zinn[4] manchmah[5] Wallfaihrter dahin of das Fleck, u me ſieht noch recht gut, bu's geſtanne hat, u bu der Altair gewahſt is. Aber im drißigjäihrige Kriek,[*] da hun's de Saldate zerſtuirt, u de Nonne ſolln dazemahl en Schaaz vergrabe ha, den a wiß Jaumpfer bewacht. Die wiß Jaumpfer wonn vill Lüht[6] geſiehnt ha, bann ſe ſpät in de Nuhl gegange ſein oder uiſſer Nuhl gekomme ſein, awwer ſe hat kenn Menſche eppes gethunt.1) Es hun er'r2) au vill nach Schätze dobe gegrabe. Se hun aber nüſcht gefonge.3)

---

[1] errettet [2] Steinbach [3] zuſammenſchließt [4] ziehen [5] manchmal [6] Leute

[*] Die Erinnerung des Volks geht ſelten weiter in die Geſchichte zurück, als zum dreißigjährigen Krieg, welcher meiſt an dieſem haften bleibt, und von der Sage zugeſchrieben wird, was weit früher ſich ereignete.

Vör ungefähr ſüwwetzig odder aichtzig Jairne, da ſein emahl im Frührjaihr, bu kummt4) der Schnee ewekker5) gegange ihs, u noch kei Baum usgekrache6) wair, Lüht enuffer off de Wallfaihrt ins Ribſig7) gegange, die hun öhr klei Keind bei ſich gehatt, das8) erk9) fönnef oder ſaſſ Jaihr ahlt wair. Wie ſe enuffer10) gekomme ſein, da hun ſe de Kötze11) abgehockt, u hunn ſe higeſatzt, u hunn das Keind ebei geſatzt u hunn en geſuin:12) da ſölls ſetze blih, bis ſe widder käme, u Rihßig gefonge hätte, u ſöll net im Wahld erömmer13) lauf.

Bi ſe nu genunk Ribſig gefonge gehatt hun, u ſein widder bei de Kötze gegange, u hun's wollt uſhork u heingeh, da is das Keind nimmeh bei den Kötzene gewahſt; da hunn ſe geruffe, u hunns im Wahld geſuicht. Bi ſe ſo e Fleckche geſuicht u geruffe hunn, da ihs das Keind gelauffe gekomme, u hat rothe Beer gehatt, u Blumme, u Gehannesbeer u Kirſche! u hat geſuin: bi ſe wern fuirtgewahſt,14) da häts bei den Kötze geſeſſe, u bi ſe'n ze lang wern uisgeblebe, da hätt ſichs geſuirrt,15) u hätt gebralle.16) Da wär off eimah

---

1) gethan 2) ihrer 3) gefunden 4) kaum 5) hinweg 6) ausgekrochen (ausgeſchlagen) 7) Reiſſig 8) welches 9) ohngefähr erſt 10) hinauf 11) Tragkörbe 12) geſagt 13) herum 14) fort geweſen 15) gefürchtet 16) gebrüllt (geweint)

a wiß Jaumpfer gekomme, die wär gair ze ſchön gewahſt, u hätt en geſuint: es ſöll net bröll, ſe kämme widder, u hätt en Kirſche gegahn, u Gehannesbeer, u rothe Beer, u Blumme, u hätt en geſuin: es ſöll mit er geh in örn Gairte, da wöll ſern noch mehner[1]) gah.[2]) U da wärſch miht er gegange in örn Gairte, da wärſch gair ze ſchön gewahſt, un hätt Blumme gegahn, u Kirſche u rothe Beer un allerlei Beer, die wärn riff[3]) gewahſt, un es hätt ſich er mutt davon nahm, ze vill ſer ner[4]) gewollt hätt. U de wiß Jaumpfer hätt au zu en geſuin: es ſöll alle Tahk eruffer komm zu er; u bih's nu ſo e Fleck wär da gewahſt in den Gairte, da hätt de wiß Jaumpfer zu en geſuint: allewyl ſöll's widder bei de Kötze geh, ſi Modder ſüchte's[5]) u rief en. U da wärs widder daher gelauffe, u hätt gehuirt[6]) bih en ſi Modder geruffe hätt. U ſe ſölle nert emal mitgeh, u ſölle ſeh, bih ſchöns in der wiſſe Jaumpfer irn Gairte wehr. U da gihnke de Lüht au miht en mit dem King, u kummen[7]) un en Gairte, da blühte de Blumme dinn, bi mette im Summer, u de Bäum hatte Laub, u hinge Kirſche druhn u Birn, di wairn riff, u mitte dinn da ſtuhn de wiß Jaumpfer, u waunk[8]) enn, ſe ſölle erihner[9]) komm.

Awwer die Lüht fuirrten ſich, u numme ür Keind, u hockte ür Kötze un ör Nihſig uff, u ginke hein. U das Keind, das woll alle Tahk widder bei die wiß Jaumpfer. Awwer die Lüht fuirten ſich, u ließens net enuffer, da bralls u hirmelt[1]) ſichs, u wuir krank u ſtuirr.[2]) U bihs woll ſterr,[3]) da ſahß ſi Modder um ſin Bettche, u brall zu Gott in Himmel enihner, das ür Kinge ſöll ſteer, u batt.[4]) Da hob ſich das Kingge mit eimal im Bett in de Höh, u ſtrackt[5]) de Hängerche[6]) uis, u lacht mit dem ganze Geſichtche, u rief: Siſſte Modder,[7]) de wiß Jaumpfer, bi ſe me rothe Beer brengt u Gehannesbeer! U da ſtuirr'ſch.[8]) Un dornach hinte da hun villmal de Lüt nach der wiſſe Jaumpfer örn Gairte geſuicht. Awwer ſe hun en keimal net geſonge.

---

[1]) mehr [2]) geben [3]) reif [4]) nur [5]) ſuchte es [6]) gehört [7]) kommen [8]) winkte [9]) herein.

40.

Der Schaatz offer Wallfaihrt.

Vör ugefähr ſechzig Jairne, da ihs emal der all Kohlvaltines dobe öngern Gerberſtein bein Milern[9]) gewahſt, da hat off eimal de wiß Jaumpfer für en geſtanne, u hat en geſuin: he könn ſe derlös, bann e wöll, e ſöll noch e pair Männer mitnahm, u ſöll übermuirn[1]) de Naicht, das war die Gehannesnaicht, mit en eruffer off de Wallfaihrt geh, u ſölle Hackhaube[2]) u Schufel[3]) mitnahm. Bann ſe nu off de Wallfaihrt käme, bu ſuſt das all Kloſter geſtanne hätt, da ſoll enner bann ſes hürte in Steinig zwelf ſchlai, bei dem Steinhauſe, der ſuſt der Altair gewahſt wär, de Wäunſchelruthe[4]) nahm, u ſöll ſe fräg,[5]) u bu die Wäunſchelruthe hiezög, da ſölle ſie inſchlai,[6]) u ſölle nachgrah,[7]) u bann ſe e Fleck gegrabe hätte, da würr'n ſe off e iſere Töpfe mit en iſere Deckel komme, das ſölle ſe eruiſſer grah u mit heinahm;[8]) da ſtäckt e Schaaz dinn, un den wärſche gebannt u der ſoll ünn[9]) derfür, daß ſe ſü derlößt hätte, u ſe ſollen en önger ſich theil u ſolle de richſte Lüht im ganze Lann[10]) wer. Awwer ſe ſölle jedweder ſin ſchwairze Rohk uzieh, bann ſe eruffer ginge, u ſölle ju bei örn Lawe kenner e Wuirt[11]) ſchwatz, bis ſe erſt mit den Schaaz dehei wärn.

---

[1]) härmte [2]) ſtarb [3]) ſterben [4]) betete [5]) ſtreckte [6]) Händchen [7]) ſiehſt du Mutter! [8]) ſtarb es [9]) Meilern, Kohlenbrennen

In der Gehannesnaicht nuhm nu der all Rohlvaltines noch fönf Manner uis en Duirf, buvon nur drei Verklüht[12]) wairn, miht ſich, u ſe zoge ühr ſchwairz Gewand un, u numme Latern, u ginge de Naicht enuffer off de Wallfaihrt. U bi ſes nu huirte zwellef ſchlai in Steinig, da nuhm enner de Wäunſchelruthe, u ſe ginge bei den große Steinhauſe, der ſuſt der Altair gewahſt iſt, u fruhken[1]) ſe dreimal: „Ruthe, Ruthe, ich frage dich, wo ſteht der beſte Schatz?“ U bi ſe ſe zum drittemal gefrain hatte, da beigt ſe ſich, u weeß[2]) off e Fleck gliech nabet[3]) dem Steinhauſe. Da nuhme ſe ör Hackhaube un ör Schuſel, u ſchluke off den Fleck ihn, u da ſahken ſe de wiſſ Jaumpfer bein Laternſchimmer, bih ſe ſe ömſchwaht;[4]) u wair freundlich, bi ſe noch gar kei Menſch geſihnt hatt, u gair net mehn ſo trauirig, bi ſe ſuſt ümmer gewahſt wair, u ſe waunkt en, daß ſe ſich ſölle tummel.[5])

---

[1]) übermorgen [2]) Hacken, Hauen [3]) Schaufeln [4]) Wünſchelruthe [5]) Fragen [6]) einſchlagen [7]) nachgraben [8]) mit nach Hauſe nehmen [9]) ihnen [10]) Land [11]) Wort [12]) Bergleute

Bih ſe nu ſo e drei vier Schuhk tief gegrabe hatte, da kummen ſe off eimal off den Deckel vom iſere Töpſe, bu der Schaaz dinn wair, u bih ſes los gegrabe hatte, da packten ſe's bein Deckel un, u wollen's eruffer heh. Da vergahß ſich euner, daß ſe kei Wuirt ſölle ſchwatz, u wihl's e ſo ſchwehr wair, ſo hob e un, u ſuhk: allewihl heht[6]) awwer tüchtig! Bih der das Wuihrt geſuin hatt, da thets off eimal en Bollerer in der Erde enabber, u ſe hatte den Deckel in der Hand, awwer das iſere Töpſe mihten Gall[7]) verſaunk viel honnert Klafter tief. De wiſſ Jaumpfer awwer, die wimmert u bairmt[8]) u ſuhk: „un wär ſche ewig uglöcklich, nu könn ſe nämmermehe derlöhßt gewer;“ u da verſaunk ſe an ins Erdrich enab. Awwer dem alle Kohlvaltines u den Annern, den ginge de Latern uis, u ſe krehte[1]) Muiſchelle[2]) von allen Ecke u Enge[3]) her, u ſe ſtuirzte[4]) ins Geſtrüch enihuer, als bann ſe miht enanner ſölle de Häls brech. De meiſte kumme erſt bihs Tahk wuir hein, u all wuirn ſe krahnk, u der, der das Wuirt geſuint hatt, ſtuirr au in en Vierteljaihr.

---

[1]) fragten [2]) wieß [3]) neben [4]) umſchwebte [5]) eilen
[6]) hebt [7]) mit dem Geld [8]) barmte

Senner[5]) der Ziht hat kei Menſch mehe de wiſſ Jaumpſer offer Wallfaihrt widder geſient, wihl ſe miht ſammt dem Schaaz hounerttauſend Klaſter in Erdbode verſaunke is.

41.

Das Freiersmännche.

Es ihs munichma[6]) fürgekomme, dahs en Jonge[7]) de Mehge[8]) in Doirf ſein ze airm[9]) gewahſt, u ihs nach Gaumpelſtahd u off de annere Buirſchdörfer[10]) off de Freiet[11]) gegange u hat wollt e rich Buirſchmehge frei. Bann nu einer e ſo off de Buirſchdörfer off der Freiet ihs gewahſt, u ihs de Raicht heingegange, da ihs zum erſtemah e ſo e klei grah[1]) Männche mit en lange Stecke u miht en dreieckige Hut miht en gegange, u e hat moicht[2]) ſehr odder ſachte[3]) geh, da is en ümmer off der Sitte[4]) gewahſt, u bann e ſich an krings off en Fleck erömmer gedraht hat, ümmer ihs en das Männche off der Sitte, e Stöcker zwanzig Schriht von em, gewahſt. Des erſtemah da hat's en nüſcht witterſcht gethun das grah Männche, ens daß nert ümmer nabet en her gegange ihs bis uns Duirf. Bann awwer enner zum zweitemah ibs de Raicht von der Freiet heingegange, da ihs au das Männche nawet en hergegange, e hat awwer Muiſchelln gekreht, eine ſchönner ens de anner, u hat doch keinen Menſche geſiehn, der bei en ſtünn u gäb ſen, u je ſerger[5]) e gelauſe ihs, deſto ſerger hat e Muiſchelln gekreht. Bann awwer enner zum drettemah off Buirſchdörſern offer Freiet gewahſt ihs, u ibs de Raicht heingegange, da ihs miht Stecken u miht Stenne nach en gewoirffe wuirn, dahs e den Kohpf voll Löcher gekreht hat; u bann au das net gefrucht hat u e ihs doch widder off de Buirſchdörſer off de Freiet gegange u ibs de Raicht heingegange, da ihs e den annere Moirge todt öngerwehs gefonge wuirn, u das Freiersmännche hat en den Hahlz ömgedraht.[6])

---

[1]) kriechten [2]) Maulſchellen [3]) Ecken und Enden [4]) ſtürzten [5]) ſeit [6]) manchmal [7]) einem Jungen (meiſt für lediger Burſche gebraucht) [8]) Mädchen [9]) arm [10]) Bauersdörfer (Dörfer wo blos Ackerbau und Viehzucht betrieben wird, ein Gegenſatz zu den Gewerbsdörfern mit Eiſenfabrikation und dergl.) [11]) auf die Freite, Freierei

---

[1]) graues [2]) mögen [3]) ſchnell oder langſam [4]) Seite
[5]) ſchneller, eiliger [6]) Hals umgedreht.

42.

De wiſſ Jaumpfer off en Pfairracker.[1]

Donge öngern Doirſ offen Pfairräckern, da geht au e wiſſ Jaumpfer öm, die behütt de Pfairräcker, daß müſcht dru geazelt[2] würd. Emah is Eine donge in der Frücht[3] gewahſt, u hat Gras gemaicht,[4] da kömmts er off eimah für, es ob ſe bein Ruhme geruffe wür. Wih ſe uffguckt, da ſteht dobe un Schweiner Wehk e wiſſ Jaumpfer, awwer ſe ruffter net widder, u weinkt er au net, u da dehukt ſe, es wer er nert e ſo in örn Gedahnke fürgekomme, es ob ſe wer geruiffe wuirn, wihl ſe witterſcht kem Menſche geſiehnt hat, u net geklei konnt,[5] daß die frömm[6] Jaumpfer örn Ruhme wöhßt. Wih ſe widder e pair Haampfel[7] Gras geropſt hatt, da wuir ſe noch emahl geruffe. Se gieng e pair Schriet off de wiſſ Jaumpfer zu, awwer da daicht ſe widder: bas weis die frömm Frau von dei,[8] u ber weiß, bas die geſuint hat, daß de kleiſt, ſe hett dich geruffe; u maicht widder Gras. Da wuir ſche zum drettemal bei örn Ruhme geruffe. Nu gieng ſe enuſſer, u woll ſeh, bas de wiſſ Frau von er wöll. Wi ſe awwer noch e ſo e

---

[1] Pfarracker [2] azeln, necken, Schaden thun [3] im Getraide [4] Gras machen, graſen [5] nicht glauben konnte [6] fremde [7] Handvoll [8] dir

Schrieter zahn von er wair, da ſahch ſe, daß de wiſſ Jaumpfer au im Geſicht friedewiſſ wair, u un de Hänge,[1]) u wair gair kei Lahwe in er, ens wann ſe uis Stein gehauwe wehr, u rührt ſich u reht ſich net. Da überfill ſe e Graue, u draht ſich erömmer, u reeß uis. Wie ſe e Schrieter zwanzig gelauffe wair, draht ſe ſich noch emahl erömmer, u well noch emahl nach der wiſſe Jaumpfer guck. Awwer die wair verſchwonge, u wair nüſcht meh ze ſenn u ze hürn, u kei wiſſ Jaumpfer meh da offen gahuze Fell[2]) net.

43.

Die Krohwattegrähbe.[3])

Donge, hingern Alleſtein, wamm me nach Wallſiſch zu geht, da heißt me's de Krohwattegrähbe. Da hunn im driſſigjährige Kriehk bus de Kaiſerliche u de Schwede miht enanner fürhatte, kaiſerliche Völker geleihn, die hat me de Krowatte geheiße. Die hatte doirt öhr Lager uffgeſchluihn u hunn ſich au verſchahnzt gehatt, biß me noch hüttigstaihs geſeh kuhn. Da ſein au Schwede in die Gehnet gekomme, die hunn die Krohwatte ungegriffe, u hunn en doirt e Schlaicht gelievvert, da ſein viell Menſche deun geblehbe, die lein doirt begrahbe. U alle ſübbe Jair, un den Tahk, bu die Schlaicht führgefalle ihs, banns den Awwed[1]) elf ſchläht, da wache die Saldahte, die doirt begrahwe lein, widder uff, u die Tambuir fange uhn ze trommeln, u de Trompetter nahme de Trompette, u fange uhn ze blahſe, u de Rütter[2]) ſetze ſich off öhr Rüttergüll, u de Muſchketier nahme öhr Flinte n öhr Spiß, odder bas ſe dazemahl gehatt hunn. U da ſtellen ſe ſich in Schlaichtoirdning enanner genüber, u marſchiere off enanner lohs, u ſchiſſe u haue u ſteche offenanner, bis eis[3]) ſchläht, da verſeinken ſe widder all miht enanner in Erbohde,[4]) de Rüttergüll uh de Rütter, de Muſchketier u de Tambuir u de Trompetter. U dernach leihn ſe widder rauhig u friedlich nabet enanner in Erbohde, bis nach ſübbe Jaihrn un dem Tahk de Raicht widder elf ſchläht.

---

[1]) Händen [2]) Feld [3]) Kroatengräber

44.

Der fürigt Muhn[5]) im Seeſtällche u der Beſoffe!

Donge in Seeſtällche da ihs lang Ziht e fürigter Muhn öm gegange. Das wair einer, der bei ſin

---

[1]) Abend [2]) Reuter [3]) eins [4]) Erdboden [5]) Mann

Lahwe doirt eröm de Grenzſtein verrockt hatt, u bann des Awwets Lüht doirt eruff gegange kuhme, da gihnk e allemal doirt eröm, u hatt en Grenzſtein in Henge, u ſuhk: „bu ſetz ich en hin? bu ſetz ich en hin!“ — Witterſch[1]) thet e kem Menſche eppes, u de Lüht ſuirte ſich au zuletzt net meh für en, u gihnke[2]) ſtell[3]) un en verbei, u ließen en mit ſie Grenzſtein ſteh, buh e ſtuhn. Bann ſe awwer verbei wairn, da fihnke allemahl un ze wimmern. Emahl, da kuhm enner von der Grummich[4]) eruff geduppert, der hatt e wenk ze tief ins Brahntewihnsglas geguckt. U bih e doirt bein Seeſtällche verbei gewauſt[5]) kuhm, da gihnk au der fürigt Muhn miht ſin Grenzſtein doirt eröm. Wihl en gerad in Wehk wair, ze blehb der Beſoffe e Fleckche ſtinn,[6]) u ſtahlt[7]) ſich feſt off de Bein, u guckt den fürigte Muhn zu, bih der miht ſinn Grenzſtein doirt eröm gihnk, u ümmer ſuhk; „bu ſtell ich en hin? bu ſtell ich en nert[8]) hin?“ Endlich, bih e ſ'n[9]) mühd wair, da hob e in ſinner Beſoffeheit un, u ſuhk zum fürige Muhn: „du dommer Jerz![10]) banns de net weißt, bu d'en ſöllſt hieſtell, da ſtell en dach widder hie, bu's den her kreht haſt!“ Da hob der fürigt Muhn un: off das Wuirt[1]) hätt e ſcho honnert u ſo u ſo vill Jaihr gewairt't, daß's eis hätt ſollt zu en ſai. He hett' en allewihl derlohſt,[2]) u ſöll en der liebe Gott an e fröhlich Stonn[3]) derfür gah. Suhk's, u verſchwonge wair e, u ſi Lahte hat ſenner der Ziht kei Menſch den fürigte Muhn in Seeſtällche widder geſiehnt.

---

[1]) Weiter [2]) gingen [3]) ſtill [4]) Grumbach, Sauerbrunnsgrumbach, das an Liebenſtein angränzende Dorf [5]) wauſen bezeichnet den unſichern ſchlendernden und wankenden Gang eines Trunkenen [6]) ein Weilchen ſtehen [7]) ſtellt [8]) nur [9]) wie er es [10]) dummer Jerz, ſoviel als Dummerjan, ein übliches Schimpfwort.

45.

Der Flohsbergk.[4])

Dahinge in Flohsbehrk, da i's ſie Lahde net gehühr[5]) gewahßt; ümmer hats geſpühkt, u es iſt ſi Lebstag kei Menſch gern dehinge blebe, banns nert unfing u wuir dämmerig, geſchwig banns gair erſt Naicht wair. Ball krehte de Lüht Muiſchelln, ball zopftſe's un Uihr[6]) odder unner Jacke, u bann ſe ſich eröm brahte, ſahchen ſe nüſcht; ball rief ſ'es bein Nume, odder brahl bi a klei Keind, u wimmert u bairmt e Stöckche für enn, u bann ſe dernach ginge, da wairs ümmer e Stöckche für en, awwer ſe kumme mi Lebstag net drun, u es hattſe nur förn Nairrn, u fuihrt ſe irr.

---

[1]) Wort [2]) erlöſt [3]) Stunde [4]) Der Flußberg, eine maleriſche Felſenparthie aus Fluß- und Schwerſpath in der Nähe von Liebenſtein, mit tiefen Zerklüftungen. [5]) geheuer [6]) Ohr

Nach hinte hat au d's wüthig Herr ſin Sihz dehinge in Flohsberg, das kömmt übern Gerberſtein u übern Hirzbahlz dahergezoin u lät ſich im Flohsberg dernidder, u behn¹) das derwiſcht, der is verluirn, u dem drehts den Hahls erömmer. Awwer me muß ſich, bamme's hürt komm in der Luft, off en Bug²) u offs Geſicht der Läng nach off en Erdbode leh, u muß e Vateronſer baht, da zühts verüber, u kun en nüſcht gethu, wils ämmer muß in der Luft blib, u kunn net ganz erabber off den Erdbode gereich.

46.

Dri³) Männer im Flohsbergk.

Der all Gröuger⁴) Wirth, der hat ümmer de Lüht betroin. Wann ſe hunn Fleiſch bei en ge-

---

[1]) wen [2]) Bauch [3]) Drei [4]) Gründer, der Grund, eine Straße in Steinbach

hollt, u hun e Pfoind[1]) wollt hah,[2]) da hat e ze licht Gewicht genumme, daß ſe ümmer nert drei Viertel gekreht hun; u wann ſe hunn Bier gehollt, da hat e ſo e klei Maas gehatt, daß ſe für e Kann allemal nert drei Kairtel[3]) gehatt hun.

Wih e nu geſtuirbe wair, da gihuk e ömm, u wannert, u alle Naicht, da kum e ins Huis, u in de Fleiſchkommer u in Kehler, u pollert dinn eröm, u wuirf alles duirch enanner, u rief: „drei Kairtel` für e Kann! drei Viertel für e Pfoind! Wih ſe's nu endlich net mich konne nisgeball miht en, da holte ſe den Jeſewitter, u der bannt en, u ſtackt en in en Sahk, u truhk en ehenger ins Flohsloch. Nachhinte hatten ſe Rauh für en im Huis.

Nach is au e Grümmiger[4]) Möller gewahßt, der hat de Lüht beim Mahln betreihnt,[5]) u hat allemal zevill gemetzt, u hat au de Gränze verreckt. Der hat au gewannert, bih e geſtuirbe wair, u ihs in der Mölln[6]) eröm gepollert, u als füriger Muhn off ſin Aeckern u Wieſe eröm gegange. U da hunn ſe au den Jeſewitter geholt, der hat en mutt bann, u au ehinger ins Flohsloch trai.[7])

---

[1]) Pfund [2]) haben [3]) Kärtel, Quärtchen, ein halbes Maas [4]) Grumbacher [5]) betrogen [6]) Mühle [7]) tragen

Dernach is enner in Schwein gewahßt, der hat au de Grenze verrockt, u ſi Aecker ſein alle Jaihr größer gewuirn. Wih der geſturbe ihs, da hat e au gewannert, u is offer Röth öbern breite Birnbaum ball als füriger Muhn ömgegange, ball hun de Lüht, bann ſe üwwer ſin Acker gegange ſein, Muiſchelln gekreht, u hun doch kem Menſche geſiehn, ſo daß ſich kei Menſch meh getraut hat, von Schwein nach Steinig oder von Steinig nach Schwein ze ginn,[1] zeball enn's nert uſihng,[2] dämmerig ze wern. Da hunn ſe au den Jeſewitter geholt, u der hat en au gebannt, u hat en in en Sahk geſtackt, u ins Flohsloch bein[3] alle Grönger Wirth u Grümmiger Möller getrauin.

Wihl e awwer in ſin Labbe ſo gern gekairt[4] hat, u der all Grümmiger Möller u de Gröngen Wirth au, ze hat en der Jeſewitter e Kairte mitgegahnt, u nu ſetze die drei dehinge im Flohsloch, u kairte Solo; u wihl[5] ümmer enner den annere wih[6] betrieg, da wern ſe muine mah au uneins, u pommen[7] ſich e Fleck,[8] u mache en Spektahkel, ärger ens des wüthening Heer. Genung ma, bann Lüht noch ſpät durch den Flohsberk gemutt hun, u ſein bein Flohsloch verbeigekomme, da hun ſe gehuirt, bi ſe Traumpf uis[1]) geruffe hun, u hun ſich gezahnkt u geprügelt; awwer der all Gröngcr Wirth, der hat ümmer derzöſche[2]) geruffe: „drei Kairtel für e Kann, drei Viertel für e Pfoind!“

---

[1] zu gehen [2] anfing [3] bei den [4] gekartet [5] weil [6] will [7] pumpen ſich, Provinzialiſmus für prügeln, puffen [8] eine Weile

47.

Der Hahderkohpf.

Donge bei der Siegwieſe un Hahderkohpf u düwwe un Schweiner Wehk, da lätt ſich muindhma e Rütter ohne Kohpf ſeh. Mit dem hats die Bewahndniß.

Im driſſigjährige Kriehk, da ſein emahl e Abtheilung Schwede in die Gehnet gekomme, die hunn e Kriehkscaſſe bei ſich gehatt, u hunn ſich donge öngern Duirf gelagert. Da hunns die Kaiſerliche derfairn, u hunn ſe wöllt überfall, u hunn en de Kriehkscaſſe wöllt abnahm. Awwer de Schwede humm Weind[3]) dervon gekreht, u hunn geſchwind de Kriehkscaſſe gliech öngern Lengelihdeſtein unu Hahderkohpf offen Acker vergrahbe, u hunn en große Stein druff gedackt, den me hüttigestais noch kuhn geſeh. Awwer der Offezier, der ſche gekommedirt hat, der hat en Bann übber das Gehld geſproche u hats mit eppes verſatzt u feſtgemaicht, daßs mi Lahte kei Menſch widder eruiſſer kuhn gekrieg, der net weiß bu mihts verſatzt ihs.

---

[1]) „Trumpfaus!“ [2]) dazwiſchen [3]) Wind

Bih ſe kummt fertig ſein gewahſt, da ſein de Kaiſerliche unmairſchiert gekomme, u da hunn ſich de Schwede offen Hahberkohpf uffgeſtallt, u ihs de Schlaicht losgegange. Awwer de Schwede hunn ſich tüchtig gewehrt, u hunn de Kaiſerliche erabber gedrockt off de Siegwieſe, u da ſein er vill geblebe, u dernach ſein ſe nach Schwein zu uisgereſſe, u de Schwede henger en her, awwer dobe, buh wes heißt un der Röth, da hun ſich die Kaiſerliche noch emah wollt ſetz u zuir Wehr ſtell; aber de Schwede hunn er ſo vill von Gülle gehauwe, daß der Erbode von Blut ganz roth gewuirn ihs, u ihs au e ſo roth geblehbe bis offen hüttige Tahk, u heißt deswege doirt eröm: de Röth. Awwer bih nu de Schwede ſein zeröckgekomme u hunn geſiegt gehatt u hunn ör Kriehkscaſſe wollt widder uisgrab, da hat der Offezier gefehlt, der den Bann geſproche hat, u hatt ſe verſatzt gehatt, der is inner Schlaicht geblehbe, u kenner hat gewohßt, bu miht ſe verſatzt wair. Da hunn ſe ohne Kriehkscaſſe wider mutt fuirtzieh, u das Gehld ſteckt hüttigstais noch önger dem Stein, u kuhn net gehabe gewehr.

Awwer der Rütter ohne Kohpf, der ſich alſi[1] ôugern Doirf doirt lätt ſeh, das ihs der Schwediſch Offezier, der damahls in der Schlaicht geblehbe is. U alle ſübbe Jaihr un den Tahk da kômmt e de Naicht gerehte, u ſieht, ebb de Kriehkscaſſe noch un ôhre Fleck ſteht, u dernach ritte e doirt im Fell erôm, u ſücht ſinn Kohpf, den en de Kaiſerliche in der Schlaicht abgehauwe hunn.

---

[1] bisweilen

Die Reiſetage

von

Bechſtein.

Die

Reiſetage.

Aus meinem Leben;

von

Ludwig Bechſtein.

Erſter Theil.

Mannheim,
bei Heinrich Hoff.

1836.

Mk. 7. 1/6

Vorwort.

Beinahe möchte ich die nachfolgenden Reiſeſkizzen mit den Worten Lamartins einleiten, die er ſeiner Reiſe in den Orient vorangehen läßt: „Die Notizen, welche ich mich beſtimmen ließ, hier dem Leſer zu geben, gebe ich ungern, ſie taugen für nichts, als für meine Erinnerungen, ſie waren für niemand beſtimmt, als für mich ſelbſt,“ müßte ich nur nicht dann von andern wie von mir ſelbſt die Frage aufwerfen hören: warum alſo gibſt du dennoch, was für nichts, als für deine eignen Erinnerungen taugt? Und dieſe Frage wüßte ich nicht genügend zu beantworten. Nur wenige Leſer fühlen vielleicht mit mir, daß es eine *innere* Nothwendigkeit gibt, Erlebtes zu ſchildern, und mancher weiß nicht anders, als daß Autoren ihre gemachten Reiſen nur deshalb beſchreiben, damit durch das dafür erhaltene Honorar die Reiſekoſten erſetzt werden. Wer nicht anders weiß, den wollen wir bei ſeinen Glauben laſſen. Auch iſt nicht zu läugnen, daß in der Aufforderung eines Verlegers zu ſolchem Unternehmen eben ſo viel Ehre, wie Reiz liegt; dennoch kann es noch gar manchen andern Beweggrund geben, und ſchon der Wunſch der uns umgebenden Freunde, die alle gern noch einmal in Gedanken mit uns reiſen wollen, iſt billiger Berückſichtigung werth. Nur wünſche ich, daß niemand meine Reiſeſchilderung mit großen Erwartungen in die Hand nehme, damit er ſie nicht mit getäuſchten Erwartungen aus der Hand zu legen braucht. Außer der Darſtellung mancher individuellen Erſcheinungen, Anſichten und Bemerkungen, wird man nicht viel des Neuen und Pikanten finden. Die politiſchen Zuſtände Frankreichs nehmen mein Intereſſe nicht in ſo hohem Grade in Anſpruch, wie das vieler meiner Landsleute; ich finde es gleich unbequem, das Auge beſtändig auf die ſtets oscillirende Bewegung einer Wagezunge, oder auf eine glimmende Lunte zu richten, welche über einem offenen Pulverfaß hängt, auch glaube ich, daß man ein Freund liberaler

Anſichten ſein, die großen Ereigniſſe der Weltgeſchichte ruhig und richtig würdigen kann, und folglich ſich nicht in das Wurmgeſpinſt ſelbſtſüchtiger Genügſamkeit und engherziger Gleichgültigkeit einzuſargen braucht, ohne doch deshalb von Frankreich den Meſſias der Freiheit zu erwarten, der uns von da drüben herüber auch gewiß und wahrhaftig nicht kommen wird, und den Geſinnungen zu huldigen, die ſo Vielen zur Quelle des Verderbens geworden ſind.

So wenig ich daher politiſche weitläuftige Verhältniſſe berühre, eben ſo wenig werde ich mich überhaupt lange bei oft beſprochenen und beſchriebenen Gegenſtänden aufhalten, und höchſtens nur flüchtig andeuten, in welchem Licht ſich ihre Erſcheinung *mir* vergegenwärtigte, dabei wird es unvermeidlich ſein, daß ich mich in Anſicht oder Urtheil ein oder das andere Mal irre, oder wenigſtens zu irren ſcheine, in dieſem Falle nehme ich für mich die Toleranz in Anſpruch, mit welcher man die *vermeintlichen* Irrthümer Andersglaubender in civiliſirten Staaten erträgt, und wünſche wenigſtens bei Bekehrungs- und Belehrungsverſuchen den Ton der guten Geſellſchaft, und nicht den gewöhnlichen groben, des deutſchen Recenſenten-Michels zu vernehmen.

Was ich Novelliſtiſches und Lyriſches einſtreute, iſt für die, welche meinen geringen Beſtrebungen in dieſen Gebieten der Belletriſtik ihre freundliche Theilnahme zuwandten, auch in dieſen Blättern dergleichen ſuchen, aber freilich nur Unvollkommenes finden werden. Es gewährt manchem uns Befreundeten in der Ferne ein Vergnügen, aus dem Leben des Mannes, den er aus und in ſeiner Schöpfung lieb gewonnen, perſönliche Einzelnheiten zu vernehmen, die entweder die Richtigkeit des Bildes, das jenes Phantaſie ſich von ihm entwarf, beſtätigen, oder bezweifeln laſſen; ſo mögen ſolche dieſe Reiſebilder für ein „Fragment aus meinem Leben“ hinnehmen, und ſich überzeugt halten, daß wenn es ihm auch an dem leuchtenden und glänzenden Kolorit des Modeſtyls gebricht, ihm doch der beſcheidne Werth der Wahrheit und Treue nicht abgeht, die frei von allen Nebenrückſichten es liebt, ſich über gewiſſe Lebensverhältniſſe gleichfern von Anmaßung wie von Furcht, freimüthig und offen zu äußern und auszuſprechen.

Meiningen, im Auguſt 1835.

L. B.

I.

Thüringen.

„Sie müſſen reiſen,“ ſchrieb mit vielen andern herzlichen Worten ein Freund, welcher wußte, daß ein großer Schmerz in mein Leben getreten war, und es in allen Tiefen mächtig erſchüttert hatte. Ich fühlte die Wahrheit dieſer Aufforderung, fühlte, daß es mir wohl thun würde, aus der Oede und Enge, die innerlich und äußerlich mich umgaben, kräftig herauszutreten, und im Strom des Lebens zu baden. Feines Kokettiren und Schönthun habe ich nie gekannt und geliebt, ich ſchloß die blutende Hoſtie des Meinen tief in die Monſtanz der eigenen Bruſt, ohne ſie je zur Schau zu ſtellen, herzte noch einmal mein mutterloſes Kind, und fuhr von dannen. Noch am Thor meiner Heimathſtadt hatte ich einen Gruß rechts hinüber zu ſenden nach einem für mich heiligen Grabe, das in ſeinem ſtillen Schooß mein kurzes Glück verſchloſſen hielt. Es war eine dunkle Aprilnacht, die mich recht lebhaft an eine ähnliche Wegfahrt erinnerte, an ein Scheiden unter Hoffnungsträumen und Hoffnungsbildern; damals dichtete ich kleine Reimzeilen, die ich ſpäter „Nachtbilder im Reiſewagen“ überſchrieb, und die ſich alle auf einen Stern bezogen, der mir nun untergegangen für immer. Jetzt dichtete ich nichts, nur ein Lied brachte mir die Erinnerung vor die Seele, das ich auch in glücklicheren Tagen ſang, und ich ſummte es leiſe vor mich hin, um meinen ſchlafenden Reiſegefährten nicht aufzuwecken. Ich fühlte ſpäter im Verfolg meiner Reiſe, daß in dieſem Liede, wenn keine Schönheit, doch eine Wahrheit enthalten ſei, und darum mag es hier ſtehen:

Du mußt die weite Welt durchreiſen,
Sprach ein geheimnißvoller Trieb;
Durch fremde Sitten, fremde Weiſen,
Wird dir die Heimath doppelt lieb.

So bin ich pilgernd fortgegangen,
Bekämpfend männlich meinen Schmerz;
Zur Fremde zog mich mein Verlangen,
Zur Heimath zog zurück das Herz.

Allein das Herz ward überwunden,
Und regt ſich nun mit keinem Laut;
Nur daß in wehmuthvollen Stunden
Das Auge ſtille Thränen thaut.

Denn Herz und Auge ſind verſchwiſtert,
Wenn dieſes Schönes ſieht, im Nu
Wird es von Luſt erfüllt, und flüſtert
Dem Herzen gleich die Kunde zu.

Und wenn ein Weh das Herz erſchüttert,
Klagt es der Freundin ſeinen Schmerz,
Daß gleich im Aug' die Zähre zittert,
So zärtlich liebt ſich Aug' und Herz.

Als ich durch das alte Schmalkalden fuhr, den hiſtoriſch-denkwürdigen Schauplatz meiner Novelle „der Fürſtentag,“ war es bereits Tag geworden, und mein Gefährte ermunterte ſich, oder vielmehr er wurde wachgerüttelt von dem Straßenpflaſter der guten Stadt Schmalkalden. Er war ein Candidat der Theologie aus dem Bambergiſchen, hatte in Leipzig ſtudirt, und an dieſen Punkt knüpfte ſich bald der Faden eines lebhaften Geſprächs zwiſchen uns an. Wir ſprachen über das Leipziger Schriftſtellerleben und Treiben, hauptſächlich im Bezug auf die Belletriſten und Journaliſten, auch über die dortigen Journale ſelbſt, deren Inhalt ſich immermehr verflachte. Ich glaube, daß die Blüthe der belletriſtiſchen Journaliſtik überhaupt dem Welken nahe iſt, und daß es bedeutender geiſtiger Anſtrengungen bedürfen wird, aus dem halbverdorrten Stamm neue friſchgrüne Sproſſen zu locken. Eine große Anzahl der Redacteure und Verleger greift mit Haſt nach den Beiträgen, die umſonſt, oder für ein geringes Honorar geboten werden, daher die Maſſe ſchlechter und gehaltloſer Novellen und jämmerlicher Poeſieen; oder es wird mit Heißhunger nach Ueberſetzungen gehaſcht, die auch ſpott wohlfeil zu Fabrikpreiſen zu haben ſind, und die Leſewelt überfluthen.

Mein Gefährte wußte mir eine Menge Einzelnheiten aus dem Leben Einzelner zu erzählen, und es gebrach ſeinen Erzählungen durchaus nicht das Intereſſe, welches das bedeutſame Wort „Skandal“ für ſich in Anſpruch nimmt, allein ich muß ſeine Mittheilungen für mich behalten, um nicht Perſönlichkeiten aufzutiſchen; ich glaube wohlzuthun, wenn ich jetzt, wo ich bereit bin, recht viel auszuplaudern, zeige, daß ich auch verſchwiegen ſein kann. Man lernt in reifern Jahren erſt Haus zu halten, und thut wohl, es zu machen wie ein kluger Bienenvater, der etwas Honig im Stock läßt, wenn er ihn ſchneidet, zur Nahrung für die jungen Bienen — wenn man etwas zurückbehält für das eigne Innre oder für die Erinnerung.

Wir gedachten, als wir durch den düſtern Thüringerwald fuhren, des heitern Leipziger Roſenthales und ſeiner Myſterien, ſeiner ſchönen Eichen und ſeines ſtinkenden Bärenknoblauchs, ſeiner Harmoniemuſiken bei Kintſchky und ſeiner blutdürſtigen Mücken, auch bei Kintſchky und überall, und die frohen Stunden, die ich ſelbſt dort verlebt, zogen mit vielen befreundeten Geſtalten an mir vorüber. Auf dem Thüringerwald, zumal auf der Straße, die wir paſſirten, lag noch hoher Schnee; wir fuhren langſam bergan, bis wir den Punkt erreichten, wo die Straße nach Tambach zu wieder abwärts führt, welcher Berggipfel der Roſengarten genannt wird; eine ſonderbare Benennung für einen hohen Waldberg ohne Garten und ohne Roſen. So liegt einſam ein Rieth im Rhein, nahe bei Worms, der alte Roſengarten, von dem das Heldenbuch kündet. Vielleicht war in einer frühen Zeit auch hier beides, der jetzige Mangel aber mahnt uns wieder an das roſenloſe Roſenthal bei Leipzig, und bei dem Anblick der Winterlandſchaft, die uns umgab, denn die Tannen trugen noch ſo ſchwer an Schnee, daß kaum an Einzelſtellen ihr dunkles Grün ſichtbar war, fiel mir eine Geſchichte ein, die ich in Leipzig ſelbſt erlebt, und nun als wegkürzendes Wintermährchen meinem Reiſegefährten erzählte, zumal er ein beſonderes Wohlgefallen über einen hübſchgearbeiteten Haarring äußerte, den ich am Finger trug.

Die Geſchichte meines Ringes.

In den Jahren 1829 und 1830 bewohnte ich ein kleines Stübchen bei dem Herrenkleidermacher Tſcharmann im Barfüßer- vulgo Beſengäßchen zu Leipzig. Unter vielen Bekannten und Freunden ſchien ein Student, der aus Aachen gebürtigt, und ſchon über die eigentlichen Studentenjahre heraus war, ſich beſonders an mich anſchließen zu wollen. Sein Name, ſeine italieniſche Abkunft verrathend, war Pasgarini. Er hatte früher in Berlin gelebt, war Schriftſteller, und nicht ohne Wiſſen und Talent, ſprach ſchön und gewählt, verrieth Gemüth, und ſo war mir ſein näherer Umgang gar nicht mißfällig. Er beſuchte mich, ich ihn, und da er in der Sonne wohnte, dicht an der Brücke, die in das Roſenthal führt, ſo rief ich ihn gewöhnlich an heitern Nachmittagsſtunden zum Spaziergang nach Gohlis ab. Der Herbſt färbte die Waldung bunt, der belebte Weg durch das ſchöne Gehölz wurde öder und einſamer, allein uns bekümmerte das nicht, in Gohlis fanden wir, wenn auch unfreundliches Wetter uns hinübergeleitet, ſtets die wohlfeile Freundlichkeit eines geheizten Zimmers, eines guten Kaffees, eines wärmenden Grogs, und als Zugabe noch einen und den andern gemüthlichen Freund und dünne gemüthliche Butterkommen. Ein Regenſchirm und ein guter Oberrock ſchützten uns auch auf dem Heimweg durch die herbſtliche Dämmerung und die Nebel, welche die feuchten Wieſen überwogten, gegen etwaigen übeln Einfluß der Witterung, und es kürzten oft den Weg ſo heitere Unterhaltungen, daß wir in Leipzig waren, ehe wir es uns verſahen. Als der November kam, trugen wir ſchon unſere Mäntel.

An einem trüben und kühlen Nachmittag rief ich Pasgarini wieder ab; er war bereit ohne Mantel mit zu gehen. Ich fragte: „Willſt Du Deinen Mantel nicht umthun.“ „O nein“ antwortete er, der Mantel macht mir zu warm.“ Unterwegs vertraute er mir, daß er jetzt Tanzſtunde nehme. „Tanzſtunde?“ fragte ich ganz verwundert. „Du mit deinen ſechsunddreißig Jahren? Nun wahrhaftig Du mußt Dich abſonderlich ausnehmen unter den 12- bis 15jährigen Schülerinnen! Fürchten ſich dieſe nicht vor Deinem ſtarken ſchwarzen Backenbart?“ — Er widerlegte meinem Spott mit Eloquenz. Auf dem Rückweg aber bekannte er mir eine kleine momentane Geldverlegenheit, uhd ich mußte ihm einige Thaler leihen.

Um dieſe Zeit ließ ich mir bei meinem Wirth einen neuen und beſſern Mantel machen, als mein alter war, welcher nun auch meinem Freunde ganz beſonders wohl gefiel. Eines Tages kam dieſer zu mir, in einem feinen Leibrock, wie er denn überhaupt ſich, ſeit er Tanzſtunde nahm, mehr und mehr höchſt ſtutzerhaft kleidete, elegante Halsbinden und Vorhemden, zartgefältete Manſchetten, theure Glacéehandſchuhe u. ſ. w. trug, und ſein dunkles Haar mit duftenden Oelen ſalbte, und klagte mir, daß er nothgedrungen ſeinen Mantel habe verſetzen müſſen; an dieſe Klage knüpfte er die Bitte, daß ich ihm meinen Mantel leihen möge, es ſei Abends empfindlich kalt, wenn er aus der Tanzſtunde nach Hauſe gehe, und er würde ſich ſonſt leicht erkälten. Er meinte, ich habe ja den neuen, der alte ſei ohnehin unmodiſch und nicht für mich paſſend, und eben nur noch gut genug, Abends getragen zu werden. Der heilige Martinus theilte nach der Legende ſeinen einzigen Mantel mit dem Schwert, um einen Nackten zu bekleiden, ich, der ich zwei Mäntel beſaß, that noch lange nicht ſo viel wie jener Heilige, wenn ich dem Freunde einen davon lieh; ich bin auch in meinem ganzen Leben kein Heiliger geweſen. Tags darauf beſtellte Pasgarini bei meinem Wirth auch einen ſo ſchönen Mantel wie der meinige war, noch drei neue koſtbare Weſten und ein Paar Beinkleider vom feinſten Tuch. Als er ſich hinweg begeben hatte, trat Herr Tſcharrmann in meine Stube, und fragte mich mit einiger

Beſorgniß in ſeinen Mienen, ob ich Kenntniß von den Vermögensverhältniſſen des Herrn Pasgarini, meines Freundes, habe? „Nein," erwiederte ich: „ich weiß nur, daß er jetzt kein Geld hat, daß er aber welches erwartet; ſo weit ich ihn kenne, ſcheint er jedoch rechtlich und bieder. Weiter fragte mein Wirth, ob ich nicht geneigt ſei, für Herrn Pasgarini gut zu ſagen, da doch die Zeuge zu dem Mantel und den noch beſtellten Kleidungsſtücken eine bedeutende Auslage verurſachten. „Mein lieber Herr Tſcharrmann," gab ich achſelzuckend zur Antwort: „Der weiſe Salomo ſagt in ſeinen Sprüchwörtern im ſiebzehnten Kapitel, Vers achtzehn: Es iſt ein Narr, der an die Hand gelobet, und Bürge wird für ſeinen Nächſten; — verſchonen Sie mich damit, und ſehen Sie ſich vor. Mein guter Wirth aber ſah ſich nicht vor, wofür er ſpäter das Nachſehen hatte.

Wenige Tage darauf, am 24. November, fiel mein Geburtstag. Ich ſaß Vormittags ſtill auf meiner Stube, und ſchrieb am „Pedell," als es klopfte und Pasgarini zu mir eintrat. Er ſagte mir einige herzliche Worte, und überreichte mir einen goldnen Haarring in Geſtalt einer Schlange zum Angebinde. Für den Nachmittag wurde ein Spatziergang nach Gohlis verabredet; ich rief ihn wie gewöhnlich ab. Als ich auf ſeine Stube kam, befremdete mich in etwas die auffallende Leere derſelben; nur wenige Bücher ſtanden noch auf der Repoſitur, der Freund erſchien in einem dünnen Oberrock. Ei wo haſt Du denn meinen Mantel? fragte ich ſchon ahnend, welchen Weg dieſer gegangen, und ſah mich dabei in der höchſt leeren Kammer um.

„Beſter Freund!“ rief Pasgarini aus: „Sei mir um Gotteswillen nicht böſe, ich habe ihn verſetzt.“

„Das iſt ja recht löblich von Dir,“ ſprach ich. „Du machſt es noch immer nicht ſo ſchlimm wie der heilige Criſpin, der den Reichen das Leder ſtahl, wenn er den Armen Schuhe machte; Du verſetzeſt meinen Mantel, um mir einen goldenen Ring zu kaufen, auf dieſe Weiſe wirſt Du mir immer theurer!“ Weiter ſagte ich ihm nichts Böſes, denn er hatte mir heute zum Geburtstage gratulirt und mir einen goldenen Ring geſchenkt. Da ich aber mein Eigenthum nicht in den Händen chriſtlicher Pfandwucherer wiſſen wollte, ſo gab ich Pasgarini den folgenden Tag ſechs Thaler, um den Mantel auszulöſen. Vergebens wartete ich das Pfand zurück, bleich und beſtürzt erſchien am Abend mein guter Freund, und klagte, daß der Pfandverleiher mit ruhiger Miene das hingezählte Geld eingeſtrichen und geſagt, dies nehme er für den nichtswerthen Rock, und die nichtswerthen Beinkleider, die ſchon länger bei ihm Gevatter ſtänden, den Mantel wolle er noch behalten. Eine erfreuliche Nachricht für mich, aber Pasgarini ſah ſo bleich und elend aus, fühlte ſich unwohl, und bat mich, von mir ein Paar Stückchen Holz mitnehmen zu dürfen, um ſich zu Hauſe, wo er keinen Spahn mehr habe, ein wenig einheitzen zu können. Armer Freund, der in der Sonne wohnte, und frieren mußte.

Nach einiger Zeit, als Pasgarini die neuen Kleider, ich meinen alten Mantel, und der Schneider kein Geld erhalten hatte, machte ich einen Spatziergang nach Lindenau, wo ſich die elegante Welt von Leipzig auf dem Eiſe vergnügte. Es hatte ſchon im November ganz zugewintert und die Kälte ſtieg im darauf folgenden Monat zu empfindlichen Graden. Während jedermann ſich durch warme Kleidung und Mäntel gegen den Einfluß der trotz des Sonnenſcheins ſehr ſcharfen Luft zu ſchützen ſuchte, mußte mein Auge Pasgarini erblicken, wie er im bloßen Leibrock und nur Glaçéhandſchuhe anhabend, Schrittſchuhe fuhr. Er fror heftig, und war blitzblau im Geſicht; ich lud ihn ein, mit mir Kaffee im Wirthshauſe von Lindenau zu trinken, und dort präſentirte er, der zu Hauſe kein Holz, kein Brod, keinen Oberrock, keinen Mantel mehr hatte, nur — überzuckerte Maikäfer. Er hatte bereits um ſein Leben zu friſten, auch den gebergten Mantel verkauft, und war im Stande, das Geld auf eine ſo aberwitzige Weiſe zu verſchleudern. „Ich glaube, es iſt nicht richtig im Kopf mit Dir," ſagte ich zu ihm, „daß Du Maikäfer kaufſt und ißt! Ich für mein Theil danke!"

„O Du weißt nicht, was gut iſt," äußerte er: „ſie wärmen außerordentlich."

„Ich kenne recht wohl ihre Wirkung, bedarf aber, Gott ſei Lob, der Hitze nicht, die ſie erregen." Noch mehr ſagte ich ihm ernſt, warnend und freundlich ermahnend. Wir ſchieden in Verſtimmung von einander, und ich ſah ihn eine Zeitlang nicht wieder. Eines Tages erfuhr ich, daß Pasgarini plötzlich verrückt geworden ſei. Ein Donnerſchlag für meinen Wirth. Eine Sturmfluth von Gläubigern erſchien bei dem Univerſitätsgerichte, Schneider und Wirthe, Uhrmacher und Geldſchmiede, Wäſcherinnen und Nätherinnen; ihre Eingaben wurden alle ſummirt und regiſtrit, und es wurde nun in Pasgarini's Heimath, an ſeine Mutter, geſchrieben. Dieſe ſagte ſich los von ihm. Eine wohlfeile Art, eine treffliche Mutter! Er hatte ſich von ſeinen Gläubigern auch losgeſagt, und bezog, da ſeine Hauswirthin ihn ebenfalls nicht länger im Quartier behalten wollte, ein Freilogis — das Karzer. Als ich einmal an der Außenſeite des alten Paulinums vorbeiging, ſah ich das bleiche Angeſicht des Armen hinter den Gitterſtäben des Fenſters eines dieſer nun nicht mehr vorhandenen übeln Gefängnißzimmer. Er grüßte mich mit wehmüthiger Freundlichkeit; ich hatte ihm ja ſtets Wohlwollen bewieſen, und war nicht wegen ſeiner Schulden an mich klagbar gegen ihn geworden.

Aus dem Karzer kam Pasgarini in das Spital; dort beſuchte ich ihn. Es war mit ſeiner Verrücktheit nicht ſo arg, wie ich gefürchtet, viele meinten ſogar, er habe ſich nur ſo geſtellt, aber ſein Gemüth wie ſein Verſtand waren doch zerrüttet. Dabei ſchien, was mich um ſo mehr befremdete, da ich nie vorher eine Hinneigung zum Myſtizismus an ihm wahrgenommen hatte, die Gnade in ihm plötzlich zum Durchbruch gekommen. Er faltete die Hände, als er mich eintreten ſah, verdrehte die Augen, und ſprach im pietiſtiſchen Demuthton: Ach, ach, ach, ich bin ein großer Sünder, ich bin ein ſchlechter Menſch! Ich bin zum Betrüger geworden, an Dir, an ſo vielen andern, an mir ſelbſt. Ja mein Freund, ich habe geſündigt, habe euch geprellt, ihr lieben Menſchen, allein ich habe mich zu Gott geflüchtet, Gott iſt gut, Gott hat mir alles vergeben, und wenn mir Gott vergeben hat, was wollt ihr thun?“

Alſo ein frömmelnder Narr, oder ein Heuchler, oder beides zugleich! — Ich verließ ihn bald; ſeine Lage hatte mir Mitleid eingeflößt, dieſe Sprache empörte mich. Nach einiger Zeit hatte man den nicht körperlich kranken, unnützen Koſtgänger aus dem Spital entlaſſen, ich ſah ihn zum Letztenmal im Regenwetter ohne Kopfbedeckung unſtät über den Leipziger Markt gehen, und nachdem er ſich noch einige Tage ungehindert umhergetrieben hatte, verſchwand er; ſeine Bekannten glaubten, die Sicherheitsbehörde habe ihn in Verwahrung genommen, doch dem war nicht ſo; einem nach Leipzig reiſenden Freund war er zwiſchen Weiſenfels und Naumburg barhäuptig auf der Landſtraße nach letzterer Stadt zu, mehr laufend als gehend begegnet, und wir hörten ſeitdem nichts mehr von ihm.

Die Augen im Schlangenkopf meines Ringes, kleine Rubinen, funkelten unheimlich, als ich dieſe Geſchichte erzählte, und da ich ſie beendigt hatte, entdeckte ich, daß der Ring geſprungen war.

Wir fuhren durch Tambach, wo Doktor Luther einſt Häring aß und Bier trank, wodurch er von einer Krankheit genaß, an der ſich mehr als ein fürſtlicher Leibarzt zu Schanden kurirte. Die Worte die er damals aus Dankbarkeit gegen den Ort, wo ihm Erleichterung ſeiner Pein wurde, an eine Wand ſchrieb, ſollen noch lange zu leſen geweſen ſein, bis man ſie achtlos übertüncht hat. Es iſt nur gut, daß ſo manches andere Wort, das Doktor Luther ſchrieb, nicht übertüncht werden kann, wie gern auch Manche jenes unlesbar machen möchten.

Als wir das freundliche Georgenthal und mit ihm den Thüringerwald hinter uns hatten, zeigten ſich ſchon einzelne Frühlingsboten; warme Sonnenblicke, muntere Bachſtelzen und Wieſenlerchen. Oben aber am umwölkten Himmel klang das Lied der „fröhlichen Himmelsſchwinge,“ wie Herder die uns ſo befreundete, beflügelte Sängerin nennt, die durch drei lange Jahreszeiten alle die Herzen erfreut, die noch nicht taub für die mütterliche Liebesſtimme der Natur ſind.

In Gotha traf ich die mir befreundeten Dichter **Storch**, **Welcker** und **Millenet**, welche dort wohnen, auch andere Freunde und Bekannte, darunter einige Mitglieder der Hofſchauſpielergeſellſchaft, die in Coburg domizilirt ſind, und jährlich einige Monate Gotha filialweiſe mit Luſt-, Schau- und Trauerſpiel, nebſt Oper, erfreuen. Dieſer Wechſel iſt nützlich, denn er verhindert das Stagniren in der Kunſt, und es wäre ſehr zu wünſchen, daß mehrere der kleinen mitteldeutſchen Nachbarfürſten auf gemeinſchaftliche Koſten Schauſpielergeſellſchaften unterhielten, die dann nach vorhergetroffener Uebereinkunft an jeder Reſidenz einige Winter- und einige Sommermonate ſpielen, weil es einestheils den Fürſten zu ſchwer fällt, für ſich auf eigne Hand ein Theater zu erhalten, anderntheils die kleinen Reſidenzen zu klein und zu arm ſind, um blos durch den Theaterbeſuch die Koſten zu decken, wozu auch noch kömmt, daß die Anſprüche des Publikums, namentlich an die Oper, ſich immermehr ſteigern, und in kleinen Städten, wie in großen faſt dieſelben ſind. Solche Pläne ſind auch ſchon öfters angeregt worden, aber immer blos Idee geblieben, weil der rechte Mann noch nicht erſchienen iſt, der ſie mit Ueberwindung aller der zahlloſen entgegenſtehenden Hinderniſſe realiſirt hätte. Es iſt nicht leicht einen ſolchen Mann zu finden, der nichts weniger ſein darf, als ein gewöhnlicher Schauſpieldirektor, und nichts minder, als ein gewöhnlicher Intendant. Die Theaterintendantur, wenn ſie von wichtigem und nützlichem Einfluß auf die Kunſt ſein ſoll, darf weder eine Hofcharge ſein, noch mit einer Hofcharge verbunden, wie es meiſtens der Fall iſt, wo ſie ſo gleichſam eine Nebenbeſchäftigung abgiebt. Sie ſetzt voraus einen Mann voll Energie, voll Kenntniß der dramatiſchen Literatur, wie der dramatiſchen Kunſt in theoretiſcher und praktiſcher Hinſicht, voll Kenntniß des Bühnenweſens ſelbſt, der von Liebe zur Sache beſeelt, im Stande iſt, ihr ſeine ganze Zeit zu widmen. Kommt zu dieſen Eigenſchaften nun noch die Stütze der Macht, iſt die Leitung der Bühne ihm ganz übergeben, redet niemand in ſeine Anordnungen, können die Schauſpieler nicht gleich, wenn ſie ſich einbilden, von ihm nicht nach Verdienſt gewürdigt zu ſein, von Pontius zu Pilatus laufen, ihn verklagen, ihn verläumden, ihm das Leben durch Chikane verbittern, an das parteiiſche, ihr Weſen nicht durchſchauende Publikum appelliren, ſondern haben ſie die Wahl, entweder ihm unbedingt Folge zu leiſten, oder das Engagement aufzugeben, dann, und nur dann kann Gutes, kann Großes geleiſtet werden, auch mit geringen Geldmitteln. Später den Beweis zu dieſer Behauptung.

Ich hörte in Gotha über manches klagen, was mir leid that um die heitere, freundliche Stadt, namentlich über die ſocialen Verhältniſſe. Der Geiſt, der vor einigen Jahren dort ſich ſehen ließ, war ein Phantom des Aberglaubens und Aberwitzes, und von ihm war bald nicht mehr die Rede; aber den Kakodämon Coteriegeiſt, der das geſellige Leben vieler kleinen Städte, und namentlich Reſidenzen total vergiftet, und der auch dort in einzelnen Kreiſen ſpucken ſoll, vermag weder der Scharfſinn eines Eberhard, noch die lichtvolle Beredſamkeit eines Bretſchneider zu beſchwören und zu bannen, weder eine kirchliche, noch eine ſtaatskörperliche Macht. Dieſer böſe Geiſt wurzelt zu tief in manchen Gemüthern, denen es eben an wirklichem Gemüth mangelt, und indem er die Abſonderungsſucht, die Selbſtſucht, den Eigendünkel, die Klatſcherei und Klatſchſucht gebiert, erſtickt er jede Blüthe der heitern und freien Geſelligkeit im Keime. Ob und in wie weit die Klage Einzelner über das Vorwalten ſolcher trüben Elemente auch in Gotha gerecht und gegründet ſei, kann ich nicht entſcheiden, ich kann nur dankbar nachrühmen, daß mir als Fremden dort jederzeit die humanſte, freundlichſte und entgegenkommenſte Begegnung zu Theil geworden iſt, ſo oft ich auch noch dort weilte, und daß ich ſehr gern dort weile.

Auf dem Markt zu Gotha, über dem Rathhaus, dicht an der Pferdeſchwemme, ſteht wie ein Wahrzeichen aus der Erde gewachſen die Büſte eines Mannes, durch die Zeit, das Anfahren von Wagen und dergl. faſt unkenntlich gemacht. Es iſt dies der ſteinerne Kopf Wilhelms von Grumbach, des bekannten Aechters, der an dieſer Stelle geviertheilt wurde. Grumbach iſt ein hiſtoriſcher Charakter von dem höchſten Intereſſe, der vielfach falſch beurtheilt und einige Jahrhunderte lang immer wieder verdammt wurde. Seit Jahren ſammle ich Materialien zu ſeiner Geſchichte, Behufs einer hiſtoriſchen Novelle, und bin nicht nur im Beſitz aller auf ſeine merkwürdigen Händel bezughabenden, gleichzeitigen Druckſchriften, ſondern auch vieler handſchriftlichen Notizen und Aktenſtücke. Grumbachs Leben iſt oft bearbeitet worden, aber nie umfaſſend und mit voller Benutzung gleichzeitiger Quellen.

Ueber das reiche Muſeum zu Gotha, hatte ſo eben der gelehrte Secretair der Bibliothek und des Münzkabinets, Herr Rathgeber, eine ſehr inſtruktive Beſchreibung, mit Berückſichtigung des Chineſiſchen Kabinets, der Sammlung der Abgüſſe von Bildwerken, des Münzkabinets u. ſ. w. bei dem thätigen Verleger und Antiquar Müller erſcheinen laſſen, in welchem Werke eine überaus große Menge von Kunſtnotizen, Andeutungen, hiſtoriſchen Erläuterungen, angehäuft iſt, ſo daß ſie allerdings, wie auf dem Titel bemerkt iſt: „beim Studium der Geſchichte der neueren Kunſt als Leitfaden anwendbar,“ denn dieſe Beſchreibung iſt kein raiſonirender Katalog nach Zimmer, Schrank und Nummer, ſondern er folgt einer Anordnung, nicht wie ſie iſt, ſondern wie ſie ſein ſollte, ſtellt das Gleichartige und Gleichzeitige zuſammen, und giebt ſo eine bei anſcheinender Verwirrung doch klar durchdachte und genügende Ueberſicht des in der That ſehenswerthen Gothaiſchen Muſeums.

Im Theater traf ich mit meinem am Eingang dieſes Buchs erwähnten Freund und nunmehrigen Reiſegefährten zuſammen. Das Theater befindet ſich im Schloß und iſt klein, für Logen-Zuſchauer unvortheilhaft gebaut. Ein neues und würdiges Haus wäre für Gotha wohl wünſchenswerth, zudem es immer ängſtlich iſt, die Bühne im Friedenſtein zu wiſſen . . Ein unheilvoller Tag kann den ganzen Reichthum der Literatur- und Kunſtſchätze in dieſem Schloß vernichten.

Von Gotha fuhren wir nach Eiſenach zu, dicht am Fuß des ſagenreichen Hörſeelberges vorüber. Drei Berge Deutſchlands ſind es vornehmlich, welche die Volksſage mit einem magiſchen Reiz umkleidet, in deren tiefen Schoos ſie eine romantiſche Wunderfülle begräbt und in immer wechſelnder Geſtaltung wieder aufblühen und auferſtehen läßt: der Kyffhäuſer, der Untersberg bei Salzburg und der Thüringiſche Hörſeelberg, deſſen Namen man ſchon etwas von dem Schauer anhört, der aus früher Vorzeit her um ſeine Felſenſtirne weht. Wenn dort im Kyffhäuſer in der güldnen Aue Kaiſer Friedrich der Rothbart verzaubert ſitzt am ſteinernen Tiſch, durch den, und um ihn herum dreimal ſein langer Bart gewachſen, wenn dort im Untersberg derſelbe Kaiſer, oder nach andern, Karl der Große, mit vielem unterirdiſchen Hofhalt, umgeben von Glanz und Pracht, güldnen Schätzen und vier Zwerg- und Bergmännleindienerſchaft hauſ't, und beide halbträumend und halbſchlafend ihrer Zeit harren durch die langen Jahrhunderte, und Boten herausſenden, und einzelne Sterbliche, denen Wunderblumen zu bergöffnenden Zauberſchlüſſeln werden, begaben und glücklich machen, ſo birgt der Hörſeelberg im Gegenſatz zu jenen Höfen der Macht, in ſeinem Innern einen zauberiſchen Buhl- und Liebeshof, indem ſich findet, daß noch heutiges Tages umwohnendes Volk ihn Venusberg nennt, und auch von ihm faſt gleiche Sagen von glückbringenden Wunderblumen erzählt. Mehrere der Sagen, die von dieſem Berg die mündliche und Schrifttradition bewahrt, theile ich im erſten Band meines Werkes: „Der Sagenſchatz und die Sagenkreiſe des Thüringerlandes“ in ungeſchmückter Einfachheit mit.

Wir konnten, da noch kein ſproſſendes Lenzgrün den ohnehin kahlen und verwünſchten Sargberg ſchmückte, oben inmitten ſeiner Klippen, dicht unter ſeinem Zackenhorn die Felſenſpalte ſehen, aus welcher hinaus, in welche hinein in Winternächten der wilde Jäger mit der Frau Holle zieht, vor welcher der treue Eckardt warnend ſitzt, in die hinab der edle Ritter Tanhäuſer ſtieg auf Nimmerwiederkehr, da der grauſame Papſt Urban ihm die Himmelspforte der göttlichen Gnade verſchloſſen hielt, ſo daß er ſich, durch ſein Wort gebunden, dem Nachtthor des Venusberges wieder zuwenden mußte. — Das ganze Thüringerland iſt ſagenreich, aber am reichſten das Gebiet, welches wir jetzt und zunächſt durchfuhren. Recht wahrhaftig bewährt ſich bei den Sagen von Eiſenach und der Wartburg ein Wort von Maßmann, in deſſen „Bayeriſchen Sagen,“ Heft 1. S. 7.: „So lange nachbildend iſt die Sage, daß ſie, langlebig und nachhaltig, noch heute ihre Abendſtrahlen in's Volksleben wirft.“

Vor dem Nicolaithor von Eiſenach bog ich mich weit aus dem Wagen, um am Thorthurm das altergraue und verwitterte Steinbild Ludwig des Bärtigen, des Vaters von Ludwig dem Springer, des Erbauers der Stadt und der Wartburg, zu erſchauen und zu grüßen, mich freuend, daß ich es noch auf ſeiner Stelle fand.

Dieſesmal konnte ich nur von unten hinauf zur lieben und gefeierten Wartburg grüßen, der ehrwürdigen Burgwarte Deutſchlands, auf der ich oft ſo froh und ſo freudebewegt geſtanden, zu der ich oft emporgeſtiegen im Frühroth wie im Abendroth, und von ihr mit einem unbeſchreiblichen Wonnegefühl hinab auf die

Blätterwogen eines grünen Meeres, auf die rauſchenden Bergwälder geſchaut.

In Eiſenach geſellte ſich als Reiſegefährtin ein junges Mädchen aus Frankfurt zu uns, und im Verlauf der Fahrt erfuhren wir, daß ſie Braut ſey, was wir als ein günſtiges Zeichen nahmen. Eine Braut ſteht auch im Lebensmorgenroth auf dem Berggipfel der Hoffnung und Wunſcherfüllung.

Während wir hinter Eiſenach auf der romantiſchen Straße bergan fuhren, blickte von Zeit zu Zeit die Wartburg hinter den Bergen vor, als gehe ſie ein Stück Wegs mit uns Scheidenden und flüſtre im Geſäuſel des Frühlingswindes, daß wir ſie und Deutſchland nicht vergeſſen ſollten. Der Weg und die Braut im Wagen und die Wartburg erinnerten mich allzumal an die unglückliche Margaretha, die Gemahlin des thüringiſchen Landgrafen Albrechts des Unartigen. Auch ſie kam ſo glücklich wie eine Braut in das Thüringerland, auch ſie überſchaute ſeinen ſchönſten und blühendſten Theil von der Herrſcherburg, aber das Frühroth, das ihr gleich hellbrennenden Liebesroſen leuchtete, war nur die Vorbedeutung des Bluts, das vom heißen mutterſchmerzentflammten Scheidekuß aus ihres Friedrichs Wange floß. Der Weg, den wir jetzt heiter fuhren, war ſie zur Nachtzeit tiefgebeugt gewandelt, ein Flüchtling aus ihrem eignen Schloß, eine Vertriebene aus ihrem eignen Bette, eine Landgräfin ohne Land, eine Mutter, die ihre Kinder zurücklaſſen mußte, eine Herrin, die der Barmherzigkeit eines Knechts ihr Leben dankte. Der Weg war lang genug, den Gefährten die traurige Geſchichte ausführlich zu erzählen. Später kamen wir auch unter den Burgtrümmern des Schloſſes Krainberg vorüber, wo die arme Fliehende ihre erſte Zuflucht fand, von wo aus ſie nach kurzer Raſt weiter gen Hersfeld und Frankfurt zog.

Nicht weit hinter Markſuhl, wo der Weg ſich abwärts ſenkt von den letzten Thüringerwaldbergen, und die Ausſicht frei wird in das ſchöne und weite Thal der Werra, auf die hohe Rhön und in's Heſſenland, kamen wir an einem ſtill und traulich in den Wald eingebuchteten kleinen See vorüber, auf dem eine ſchwimmende Inſel ruht, gleich einer dünnen, aus Moorpflanzen gebildeten Haut, daher er auch der Hautſee genannt wird; ich erwähnte gegen meine Reiſegefährten der Sagen, die von dieſem ſtillen Weiher unter den Bewohnern der benachbarten Ortſchaften umgehen, und ward aufgefordert, ſie zu erzählen, was ich folgendermaßen that.

Die Sagen von dem Hautſee.

In dem nahen Dörfchen Dönges war fröhliche Kirmeß; da geht es in Thüringen hoch her, Tanz am Tage unter der Linde, wie Tanz des Abends und die Nacht hindurch oft bis zum hellen Morgen im Wirthshaus, und ſo drei, auch mehr Tage hintereinander. Zu ſolchen Kirchweihfeſten findet ſich immer viel Volk zuſammen, Gäſte aus allen Orten, die ſich gütlich thun und dann mit gefülltem Kuchenſack nach Hauſe wandern. Die Burſche und Dörferinnen in Dönges wunderten ſich daher nicht allzuſehr, als auf ihrem Tanzboden drei wunderſchöne Mädchen erſchienen, in ſchönen Kleidern, zart und bleich von Angeſicht, auf ihren Häuptern Kränze von Seelilien. Sie konnten vom Frauenſee herüber gekommen und Töchter oder Gäſte des neuen Amtmanns ſeyn. Bald flogen und ſchwebten ſie an der Hand flinker Tänzer durch die bunten Reihen des fröhlichen Gelags; wie ſie tanzten, ſo leicht und ſchön tanzte kein Mädchen weit und breit. Bis gegen Mitternacht blieben ſie im Ort, auf einmal aber waren ſie hinweg. Es kam der zweite Kirmeßabend, und ſiehe, auch die drei fremden Tänzerinnen ſtellten ſich ein, es mußte ihnen wohl gefallen haben. Alle jungen Burſche verliebten ſich in ſie, und die jungen Dirnen blickten ſchon neidiſch auf dieſe Nebenbuhlerinnen, die ſo gefährlich ſchienen in ihrer leichten und reizenden Tracht; meergrüne Kleider und lange weiße Schleier, recht fremdländiſch und wunderbar anzuſehen. So lange ſie tanzten, gab es keinen Staub, und eine ſanfte Kühle, wie der Hauch einer von einem Waſſerfall durchſprühten Grotte, durchwehte den Tanzſaal. Ein Bauernſohn hatte viel zu tief in die feuchtblickenden blauen Augen ſeiner Tänzerin geſehen, doch war ſein forſchendes Fragen nach ihrer Herkunft und Heimath vergebens. Um Mitternacht waren die drei Schweſtern hinweg.

Wie der dritte Abend kam, erſchienen ſie wieder, noch reizender geſchmückt, als zuvor, und von neuem begann der Feſtreigen. Heftiger wurde die Sehnſucht im Buſen des Jünglings; damit ihm nicht abermals ſeine Tänzerin ſo raſch und ohne ſeine Begleitung anzunehmen, enteilen ſollte, verbarg er mit Liſt ihre ſeidnen Handſchuhe, die ſie auch nicht ſogleich vermißte, und dann, ſie zu necken und zu belauſchen, verbarg er ſich ſelbſt. Es kam Mitternacht, bang und bänger wurde der ſchönen, fremden Jungfrau, als ſie nun ihr Handſchuhpaar nicht fand; ſie ſuchte, ſie fragte, ihre Schweſtern ſuchten und fragten weinend mit. Grauſam verbarg ſich noch immer mit ſeinem Raub der bethörte

Knabe, da ſchrie unten der Wächter mit lautem Hornſtoß die zwölfte Stunde an. Ein gellender Schrei entfuhr dem Schweſterkleeblatt zugleich, der in alle Herzen ſchnitt, und haſtig zur Thür hinaus ſtürzten die Jungfrauen. Sie flogen mehr als ſie gingen, und der Jüngling, der ihnen nun nacheilte durch die helle Mondnacht, ſah nur ihre Schleier weit vor ſich herſchweben, wie drei luftige Geiſtergeſtalten. Mitten auf dem Hautſee ſchwamm, wie ein bezauberter Elfengarten, die kleine Inſel. Dorthin ſchwebten die Jungfrauen, dort verſanken ſie, als der Unſelige weinend zum Ufer kam; auf der ſtillen blauen Fluth ſchienen noch ihre Kränze und Schleier zu ſcheinen, aber es waren nur weiße Seeroſen, geheimnißvoll heraufgeblüht aus der Tiefe, und wie ſtille Sterne der Waſſerwelt hinaufblikkend zu dem tiefen, uferloſen Meer des Himmels.

An eine graue Eiche, die ihre Zweige in die Fluth hing, lehnte ſich der arme Knabe, und blieb wie träumend ſtehen; wie der Morgen kam, war das Waſſer des See's all' blutfarbig. Bleich und ſchwermüthig kehrte der Knabe zurück, und ſtarb bald darauf aus Sehnſucht und Schwermuth.

Nie hat man wieder die Jungfrauen, öfter aber den See blutig geſehen. Was die ſchwimmende Inſel betrifft, ſo iſt dieſe, der Sage nach, eine Krieges- und

Friedensprophetin; oft iſt es wahrgenommen worden in den früheren Zeiten, daß ſie nur dann von einem Ufer zu dem andern ſchwamm, wenn ein Krieg ausbrach, oder zu Ende ging. Während der Napoleoniſchen Weltkämpfe hat ſie am öſtlichen Ufer feſt und ſtill wie vor Anker gelegen, als aber der grimmige Schlachtenlöwe dem grünen Inſelſchiff dicht vorbeikam, und zwar auf eiliger Flucht von Oſten nach Weſten, zog es die Ankertaue ſeiner Wurzelfaſern herauf, und ſchwamm, die rauſchenden Blätterſegel ſeiner Birkenmaſſen von friſchem Wind geſchwellt, dem weſtlichen Ufer zu, wo es nun ruhig und ſtill gelandet liegt, und ſeinen Hafen nie wieder verlaſſen möge.

* * *

Nun aber verließen wir, raſch auf der vortrefflich gehaltenen Chauſſee weiter rollend, ganz und gar den Bereich der thüringiſchen Sagen, das romantiſche Gebiet, in welchem ich von Jugend auf ſo gern weilte, und immer weile.

Die deutſche Volksſage iſt für mich ein blühender Roſengarten, in deſſen heitern und phantaſtiſchen Gebiet ich mich gern nach ernſteren Geſchäften ergehe, und das friſche Leben, was ihn durchpulſt und durchweht, treibt immer neue Blüthen hervor.

Wir kamen nun in die Region der Baſaltkegel in der Nähe des alterthümlichen Städtleins Bach, deſſen Wappen und Wahrzeichen, Brunnenbild und Schutzpatron nach der Volksſprache „Vittchen im Tippchen“ (Veitchen im Töpfchen), alſo St. Vitus, der Martyrer iſt.

Als ich ſpäter in der großen Oper zu Paris die „Jüdin“ ſah, ſtieg ſie am Schluß, wo ſie verbrannt wird, auch in einen ſolchen Oelkeſſel, und ſah gerade aus, wie das „Vittchen im Tippchen“ zu Bacha. —

Wie wir auf minder reizendem Weg, als der zurückgelegte war, dahinfuhren, kam die Nacht; wir wurden ſtiller, die muntre Braut nickte ein, auch uns beſchlich der Schlummergott; bald nahte, bald floh uns ſeine magiſche Gewalt, dann ſtieg der Mond herauf, und übergoß mit ſeinem bleichen Licht die Gefilde. Eine Nachtfahrt, wo man bald wacht, bald ſchläft, bald halb und bald ganz träumt, gleicht, zumal wenn heller Mondſchein die raſch durcheilte Bahn beſtrahlt, in Wahrheit ſelbſt einem mährchenhaften Traum. Wälder und Wieſen, Städte und Dörfer, Schlöſſer und Ruinen fliegen wie Laternamagicabilder vorüber, man ſieht nicht genug, aber man ahnet ihre volle Schönheit, und die geſchäftige Phantaſie belebt die ſchweigenden Gefilde. Wie ſchön und ſtattlich nahm ſich Fulda aus; die alte Biſchoffreſidenz mit ihrem herrlichen Dom, der in ſeiner ſchweigſamen Krypta die Reſte des beredten thüringiſchen Apoſtels Bonifacius birgt. Wunderlich ſtarrten die Thürme von Gelnhauſen in die Nacht hinauf, wie eine hohe Zackenkrone, die eine Spitze iſt als beſonderes Meiſterſtück abſonderlich gekrümmt; komiſch aber iſt es, in einer der beſten unſerer Geographieen leſen zu müſſen: „Die Stadt Gelnhauſen ꝛc. Kirche mit einem ſchiefen Thurme (wie in Piſa).“ Der Thurm in Piſa und dieſe ſeitwärts geſchweifte Thurmſpitze, welch' ein Vergleich! In derſelben Geographie wird auch der Kyffhäuſer als der höchſte Berg Thüringens angegeben. Dies fiel mir nur nebenbei ein, weil ich an den Barbaroſſa dachte, der im Kyffhäuſer ſchläft, und wir jetzt in einiger Entfernung die ſchöne Ruine ſeiner Kaiſerpfalz in Gelnhauſen nur in dämmernden Umriſſen erblickten. Auch dieſe Trümmer ſchlafen, wie verzaubert. Ich dachte an Tiecks:

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Mährchenwelt
Steig' auf in der alten Pracht! —

Bisweilen wurde auch die Braut an meiner Seite munter, ſie hatte öfter im Schlummer leiſe geſeufzt, und ich hatte ſorglich, damit ſie nicht friere, die Fenſter beide heraufgezogen, und damit ihr der Mond nicht auf die geſchloſſenen Augen ſcheine, was nicht gut iſt, die grünen Vorhänge zugeſchoben, ſo war es traulich dunkel im Wagen, und ſtill, nur daß zuweilen ein leiſes Regen und Flüſtern, vielleicht ein ſüßes Ach und ein mattes Seufzen hörbar wurden, wenn der Poſtwagen nicht allzuſehr raſſelte. Nicht alle Bräute ſind treu. —

Ueber einer weiten Ebene, welche nach Weſten hin die Höhen des Taunus eingrenzten, erhob ſich die Sonne groß und rein, ſpiegelte ſich in windbewegten Weihern, und ließ uns von Weitem ſchon das ſchöngebaute Hanau in herrlicher Beleuchtung erblicken. Bei guter Zeit erreichten wir Frankfurt, wo wir einige Tage zu raſten beſchloſſen hatten. Hier trennte ſich unſre Reiſegefährtin von uns. Wir wünſchten ihr viel Glück auf den Weg und eine baldige Hochzeit.

II.

Frankfurt.

„Mein erſt Geſchäft ſei Preis und Dank" ſingt ein deutſches Morgen- und Kirchenlied. Das erſte Geſchäft eines Reiſenden aber, der nach der freien Reichsſtadt Frankfurt kommt, und noch etwas weiter will, muß darin beſtehen, ſeine Paßangelegenheiten zu ordnen, und wenn er damit zu Ende iſt, wird er Preis und Dank doppelt ſein Geſchäft ſein laſſen. Wir wanderten, der Vorſchrift gemäß, perſönlich erſt auf die Polizei, dann zu dem G. H. Sächſiſchen Geſandten, dann zu dem Preußiſchen, und zweimal zu dem Franzöſiſchen, wurden überall mit der größten Höflichkeit empfangen, und mit der größten Schnelligkeit expedirt, und dennoch fiel uns nur ſo nebenbei ein, daß es gar nicht übel wäre, wenn ſich in Frankfurt *eine* große vereinigte Geſandtſchaftskanzelei befände, allwo zu beſtimmten Stunden das ganze Paßviſirungsweſen abgemacht, und ſo den Fremden vielfältiges Fragen, beſchwerliche Gänge und manigfacher Zeitverluſt erſpart würden.

Wem ſollte es nicht in Frankfurt gefallen, dieſer Stadt des Reichthums, des Glanzes, des Handels und der Diplomatik? Auch wir befanden uns dort einige Tage trefflich wohl, und bewegten uns in einem befreundeten Kreiſe von jungen Schriftſtellern und Buchhändlern. Der Buchhandel gewinnt in Frankfurt immer mehr Aufſchwung, und es ſteht nichts im Wege dieſe Stadt auch in literariſcher Hinſicht wieder zu der Bedeutſamkeit zu erheben, die ſie in frühern Zeiten, bevor Leipzig der Stapelplatz des deutſchen Buchhandels wurde, ruhmvoll behauptete. Ohnedies war und iſt bereits Frankfurt für die Rheinſtaaten und die Schweiz das, was Leipzig für das nördliche und mittlere Deutſchland iſt. Der literäriſche, und literäriſch-artiſtiſche Verkehr eben ſo, wie der kaufmänniſche iſt äußerſt lebhaft, der Sinn für jede ſchöne Kunſt ſo angeregt, geiſtiger und materieller Genuß ſo mannigfaltig dargeboten, daß ſich dort gewiß bei nur einigen Mitteln angenehm, heiter und zufrieden leben läßt. Die Kunſtinſtitute Frankfurts ſind berühmt und bekannt genug. Unſere Freunde führten uns gleich am Tag unſrer Ankunft zu einer großen Production im Muſeum, die keinen Fehler hatte, als daß des Guten und Schönen ein wenig zu viel nach einander gebeten wurde. Kapellmeiſter Guhr dirigirte eine Symphonie mit ſeiner anerkannten Wiſſenſchaft; er ſchwang den Zauberſtab, und die Töne rauſchten und flutheten wie ein klingendes Meer durch den Saal, ſeinem Wirken allein gehorſam. Das Orcheſter war trefflich beſetzt, und wirkte großartig. Eine junge dramatiſche Künſtlerin, Fräulein von Zahlhas, die zu ſchönen Erwartungen berechtigt, und ſich nach guten Muſtern gebildet zu haben ſcheint, ſprach mit Gefühl und einem ſehr wohllautenden Organ die Canzone „Taſſo“ aus „Zedlitz Todtenkränzen“ u. a. Ihr Vater iſt Verfaſſer mehrer mit Beifall aufgenommenen Theaterſtücke. Dr. Gutzkow las eine geiſtvolle Humoreske vor: „Ueber die kleinen Freuden des Lebens: Pudel, Jokeis und Nachtigallen,“ bei allen dieſen und andern Vorträgen verhielt ſich das Publikum, was ſehr zahlreich verſammelt war, ziemlich paſſiv. Es war zum Erdrücken voll, und furchtbar heiß. Im Vorgemach des Saales waren aus dem Schatz des Muſeums gute Kupfer und Radirungen aufgeſtellt, an welchem ſich die ergötzen mochten, denen es im Saal allzuwarm war. Bei Betrachtung dieſer Kunſtſachen erzählte mir mein Reiſegefährte, welcher die ergötzlichſten Anekdoten wußte, die folgende:

Eine vornehme Dame betrachtete in ähnlicher Ausſtellung eine engliſche Landſchaft mit der Unterſchrift Morning. Der Künſtler hatte zur Staffage einen Flecken gewählt, aus welchem Landleute zu den Beſchäftigungen des Morgens traten, Vieh ausgetrieben wurde, und den die aufgehende Sonne mit freundlichem Licht anſtrahlte. Hin und her beſann ſich die Dame, ob ſie nicht den Ort, der ihr die Hauptſache der Darſtellung ſchien, bereits kenne; und wandte ſich endlich mit der Frage an den Erzähler: „Wo liegt dieſes Morning? Mir iſt es noch ganz unbekannt.“ Schnell war jener mit der Antwort zur Hand, und ſprach, um ſie nicht in beſchämende Verlegenheit zu ſetzen: „In England, meine Gnädige, und iſt durch ſeine Cronik ſehr berühmt.“ —

In Frankfurt wohnte ich vor fünf Jahren der Feier eines ſchönen Tages bei. Es war im Herbſt des Jahres 1830. Der Odem der Freiheit überwehte die Länder, daß ſie in ſüßem Schauer ſtanden, wie Blumen nach Frühlingsgewitter. In dem alten Römer ſtand ich, und ließ Deutſchlands Vorzeit an mir vorübergehen, betrachtete die Kaiſerreihe, und ließ mir ſagen, daß die Reihe nun voll ſei, und daß kein Raum mehr für einen deutſchen Kaiſer, den es ja auch in Wahrheit nicht mehr gebe. Mir kam es damals vor, als ſei noch Raum für viele Bilder in dem Saal, und jenes nur eine leere Sage. Sinnend trat ich zum hohen Fenſter, ſah herab auf den Römerberg, und wünſchte ſtill, ihn belebt zu ſehen von einer wimmelnden Volksmenge, wie einſt, und die alte Pracht feſtlicher Kaiſerkrönungsaufzüge erneut. Dann las ich auch über der Thüre des Gerichtsſaales den alten deutſchen Kernſpruch:

Eines Mannes Rede iſt keine Rede,
man ſoll ſie hören beede,

und ließ mir die κατ' ἐξοχὴν ſogenannte goldne Bulle zeigen, dieſe Relique der deutſchen Kaiſerzeit, das Reichs-Grundgeſetz, von dem nur das Wenigſte noch Geltung hat. Es iſt doch mehr als gut, daß wir nicht mehr an den Spruch des Goldſiegels: Roma caput mundi regit orbis frena rotundi — glauben müſſen.

Am Abend dieſes Tages, es war am 17. Oktober, beſtieg ich den Pfarrthurm. Die Sonne ſchien goldflammend in den Rhein ſinken zu wollen, dem der Main, hell wie Silber, zueilte. Das Taunusgebirge ſchwamm in dem zarteſten herbſtlichen Duft, den reinen Aether trübte auch nicht eine Wolke. Es ſchlug ſechs Uhr, und drüben bei Sachſenhauſen von einem freien Uferplatz donnerte ein Kanonenſchuß. Er donnerte der Freiheit. Und unter mir im Domthurm begann es zu klingen und zu dröhnen ſtark und mächtig, daß es mir alle Nerven erſchütterte, und die Glocken allzumal ſangen wie im Jubelchor mit lauten Zungen ein Halleluja, ſie ſangen es der Freiheit. Unten donnerten die Schüſſe fort und fort, oben klangen die Glocken fort und fort, und mir zog eine ſelige Luſt ins Herz. Ich mochte aufjauchzen in den Feierklang, und wieder ganz ſtill ſein, und beten, und weinen. Jene Andacht kehrte wieder, mit der ich einſt, ein Knabe noch, den erſten Jahrestag der Leipziger Völkerſchlacht mitgefeiert, aber jetzt geſellte ſich eine Wehmuth zu ihr, deren Urſache ich nicht anzudeuten brauche; dieſer heilige Schmerz galt Deutſchland.

In der Frühe des andern Tages erklangen abermals die Glocken, donnerten abermals die Geſchütze, und die Straßen belebten ſich früher als gewöhnlich, alles deutete auf Feſtesglanz, auf frohe Bewegung hin. Geſchmückte Kinderſchaaren zogen paarweiſe durch die Straßen, in die Kirchen, die ſich mit Andächtigen wie mit Schauluſtigen füllten. Alle Confeſſionen dankten dem Herrn für das wiedererlangte Gut der Freiheit. Nicht aber etwa einer Freiheit der Julitage, oder einer Freiheit, wie exaltirte Gemüther ſie wünſchten und damals zu erſtreben ſuchten, ſondern für die 1813 wiedererhaltene Freiheit der Stadt, die aufgehört hatte, Freiſtadt zu ſeyn.

Es war ein Feſt des Dankes, das ein ſelbſtzufriedener Patriotismus alljährlich erneut.

Und nach dem Gottesdienſt erfüllte ſich mein geſtriger Wunſch; zum Römerberge wogte das Volk in Haſt, und jenem Brunnen nahe, dem öfter Wein entſprudelt, fand auch ich unter ſo viel tauſend Schauluſtigen Halt- und Standpunkt.

Die Stufen zum Römer waren mit Scharlachtuch belegt, die grauen Hallen des Eingangs damit umkleidet. Und wie nun alles Volk ſo erwartungsvoll ſtand, aus allen Fenſtern ſchöne Frauen und holde Mädchen ſahen, ſelbſt Dachlucken und gothiſche Thürmchen und Giebel heitre Schauluſt beſetzt hielt, die Senatoren im Feſtſchmuck am Portal des Römers ſtanden, da fehlte nur noch der Zug des Kaiſers. Rauſchende Muſik erſcholl von fern, und kam immer näher, und in wohlgeordneten Reihen zog die Heeresmacht der freien Stadt Frankfurt über den Römerberg. Linientruppen, Bürgergarden zu Fuß und zu Roß, dann die Artillerie mit den Geſchützen, neben denen die Kanoniere mit brennenden Lunten gingen. Kein Kaiſer zwar, aber doch ein erfreulicher und erhebender Anblick, dieſe Waffenmacht zu ſehen, ſo wie es immer erhebend iſt, wahrzunehmen, daß eine Stadt oder ein Land frei iſt, und ſtark durch ſich ſelbſt.

An jenem Tage ging ich auch auf der Promenade ſpatzieren, und begegnete einem alten Mann von ſcharfen Geſichtszügen, der mit einem jüngern lebhaft ſprach. Er trug einen feinen, langen, zugeknöpften Rock und die Hände in deſſen Taſchen. Ein Freund, der mich begleitete, ſagte mir, wer er ſei, und ich freute mich, dieſen Mann zu ſehen. Jetzt ging ich mit meinem Begleiter und einem Frankfurter Literaten durch dieſelbe Promenade, und ſiehe, es begegnete uns derſelbe Mann, und es kam das bekannte Witzwort zur Sprache, wodurch ſich dieſer Mann von Chriſtus unterſcheide, nehmlich daß Chriſtus geweſen ſei der König der Juden, und dieſer Mann der Jude der Könige. Ich weiß nicht mehr, ob er wieder die Hände in der Taſche hatte, wie damals, ich weiß nur, daß er ganze Länder im Sack hat. — Damals und heute führte mich der Weg an der Bockenheimer Warte vorbei zur Ariadne.

Mein geiſtreicher Reiſegefährte improviſirte über dieſe Worte ein artiges Gedicht, das aber leider meinem Gedächtniß entfallen iſt, und das ich gerne mittheilen möchte, daher ich verſuchen will, es ſeinem ungefähren Inhalt nach zu improviſiren:

Du Bockenheimer Warte
Biſt recht ein alter Narr,
Dich freut nicht Lenz, nicht Sommer
Stehſt immer kalt und ſtarr.

Die ſchönen „Frankforter Mädcher“
Gehn lachend an Dir vorbei,
Was kümmert ſie Dein Winter?
Sie denken an ihren Mai.

Sie lachen, ſchäkern, plaudern,
Stehn dann und wann auch ſtill,
Ob wohl der Herzgeliebte
Nicht bald nachkommen will.

Hinüber nach Sachſenhauſen
Blickſt Du voll Sehnſuchtsgram,
Weil die Sachſenhäuſer Warte
Nié zu Dir herunter kam.

Du ängelſt ſtill hinüber,
Dein Freund ſteht einſam dort.
Nur auf des Sturmwinds Flügel
Legt ihr beide Gruß und Wort.

Einſtmals, kurz vor der Welt Ende,
Wird ein großes Wunder geſchehn,
Es werden die beiden Warten
Auf der Zeil ſpazieren gehn.

Wann dieſes ſich zu wird tragen,
Wird hier noch ein Wunder geſchehn:
Heirathen dürfen alle Juden,
Und nicht blos fünf und zehn. –

Die Ariadne auf dem königlichen Thier, das ſie trägt, iſt und bleibt ein hohes Kunſtwunder. Vorüber iſt der Schmerz um den treuloſen Mann, dem ſie alles geopfert; eine Siegerin, durch die Liebe des Dionyſos zur Göttin erhoben, ruht ſie hier, und ihrer Macht ſich bewußt, ihre Hoheit fühlend, feiert die glückliche liebende Königstochter einen Moment des höchſten Triumpfes. — Wir beſuchten auch das ſchöne Städelſche Kunſtinſtitut; es iſt bekannt und beſchrieben genug; mich zog beſonders ein neues Bild an, das Portrait des berühmten Frankfurter Naturforſchers und Reiſenden Dr. E. Rüppel, gemalt von Binder, der ſeinen dauernden Aufenthalt jetzt dort genommen hat. In dieſem Portrait iſt Wahrheit und Leben; man ſieht, es muß wohl getroffen ſeyn, auch wenn man den nicht perſönlich kennt, den es darſtellt.

So ſahen wir noch viel des Schönen, das Frankfurt in ſeinem reichen Schooſe birgt, ich zumal lief tüchtig herum, doch drängte ſich mir dabei die Bemerkung auf, daß es zu verwundern, ja daß es ein Mangel an Erleichterung des Verkehrs ſei, in Frankfurt keine Lohnkutſcher mitten in der Stadt zu finden, wie in vielen Städten, z. B. in München der Fall iſt. Leichte und wohlfeile Kabriolets würden Tauſenden von Fremden willkommen ſein, und von ihnen benutzt werden. Hierin ſind die Pariſer und Wiener Einrichtungen unübertrefflich!

Endlich gebot uns die Zeit Trennung von dem heitern Frankfurt und dem Kreiſe junger Literaten.

Wir fuhren abermals in die Mondnacht hinaus, aber ſo ſchön, wie von Vacha nach Hanau war dieſe Fahrt nicht. Es hatte ſtark geregnet und war kalt. Wir waren bis 11 Uhr in froher Geſellſchaft geweſen, hatten nur eine Stunde, und die nicht recht, geruht, und waren zu an- und aufgeregt, um wieder ſchlafen zu können.

„Erzähl' etwas," ſprach ich zu meinem Reiſegefährten. „Was willſt Du denn hören?" fragte er. „Was Du willſt" erwiederte ich: Etwas luſtiges oder düſteres, mährchen- oder novellenartig, neu und mundrecht, daß ſich etwa eine Novelle daraus machen läßt." Nach einigem Nachdenken erzählte mein gefälliger Freund die

Geſchichte vom zweiten Geſicht.

Als ich in Kiel ſtudierte, lernte ich einen jungen Schottländer kennen, an den mich zuerſt ein eigennütziges Intereſſe feſſelte, nämlich das, mich in ſeiner Landesſprache zu vervollkommnen. Da ich des Engliſchen ganz mächtig war, ſo wurde mir es mit Mac Andreas Hülfe und durch den Umgang mit ihm ſehr leicht, auch im Schottiſchen große Fortſchritte zu machen. Bald aber war es nicht mehr die Sprache allein, die mich ſeinen Umgang ſuchen ließ, ſondern ſein Herz, das vor mir aufgedeckt lag, wie ein offnes Buch, und das von der reinſten Liebe zu allem Guten erfüllt war. Ich war ſo glücklich, ihm das, was ich ihm dankte, vergelten zu können, und gab ihm Liebe für Liebe. So verfloß uns bei eifrigen Studien und im freundlichſten Umgang raſch ein Jahr. Oft und viel hatte mir Mac Andreas von ſeinem Vaterlande erzählt. Damals hatte Walter Scott kaum erſt begonnen, die Reize der Hochlande, die melancholiſchen Thalgründe, die ſchweigenden Seen und die elfenbevölkerten Haiden Schottlands zu ſchildern, aber mein Freund ſprach mir von allen dieſen mit nicht minderer Begeiſterung. Wenn wir zuſammen den Oſſian laſen, wie erheiterte ſich da ſein Blick, und wie wurde er wieder tiefernſt! Wie Wolkenſchatten über eine blühende Alpentrift fliegen, ſo überflog ſein offenes Antlitz denn ein leiſer Zug von Schwermuth, ein Ahnen jener magiſchen Sehnſucht, die wir Heimweh nennen. Höchſt lebendig verſtand Mac Andreas zu ſchildern, und eine ganze Wunderwelt umwebte und umwogte mich, wenn er mir die herrliche Melodiehöhle Fingals auf Staffa, die Pracht ihrer Baſaltſäulen, das Dunkel der Meeresfluth, die ſie erfüllt, beſchrieb, oder durch die anziehende Beſchreibung des Kompaßfelſens auf Cannay an die alte Sage vom Magnetberg erinnerte. Als er einmal wieder darauf zu ſprechen kam, las ich ihm aus Matthiſon's Gedicht „die Kinderjahre“ die Strophe vor:

Da glaubt' ich grüne Zwerge
Mit diamantnem Speer,
Und vom Magnetenberge
Die ſchauerliche Mähr'.

Lebhaft rief er aus: Grüne Zwerge? Ei vortrefflich! Wußte euer deutſcher Dichter ſchon, daß unſer Landvolk die Elfen grün gekleidet ſchildert? In grünen ſonnigen Hügeln wohnen ſie, in grünen Gewanden, mit grünen Mänteln bedeckt durchgehen, durchreiten ſie das Land, auf grünen Tiſchen ſtehen ihre Speiſen, und grün iſt ſogar die Zauberſalbe, mit welcher ſie bisweilen den Sterblichen die Gabe des zweiten Geſichts ertheilen.

„Glaubſt Du an dieſe wunderbare Gabe?“ fragte ich Mac Andreas. „Ja, mein Freund,“ erwiederte er mit einem halbunterdrückten Seufzer: „ich glaube nicht nur daran, ſondern ſie iſt mir ſelbſt zu Theil geworden, ein unwillkommenes Geſchenk unbekannter Mächte, im Stande, unglücklich zu machen, wie alles, was uns nicht aus den reinen Höhen des ewigen Lichtes wird.“

„So glaubſt Du am Ende auch ſelbſt an euer ſtilles

Hügelvolk, und theilſt den Wahn des gemeinen Mannes?“ forſchte ich weiter.

„Was iſt Wahn, was iſt Glaube?“ erwiederte Mac Andreas: „Kannſt Du mir die Grenze ſagen, wo der Glaube an den Wahn ſtreift, oder wo das Irlicht Wahn zur Pharusfackel Glaube wird? — Unſere Familie iſt ſehr alt, und hat, wie ſo viele andere, einen Brownie, den bekannten elfenartigen braunen Haus- und Schutzgeiſt, den Du ja auch in den deutſchen Volksſagen als Hauskobold, Hinze- und Heinzelmann wieder findeſt. Mir wenigſtens wurde in der Wiege und auf dem Ammenſchoos ſchon vom Brownie geſagt und geſungen; ich ward belehrt, zu thun, was ihm wohl gefiel, und zu unterlaſſen, was ihn erzürnen könnte, denn an ſeine Gunſt, ſo lautete die heimatliche Tradition, war das Glück des Hauſes geknüpft, und man unterließ nicht, mir warnend die Geſchichten vom verlornen Glück zu Edin-Hall, wie von dem zu Lirthin-Hall ſo wiederholt zu erzählen, bis ſie meinem kindlichen Gedächtniß feſt eingeprägt waren. Nächſtdem hörte ich über hundert Sagen von den grünen Elfen, die ganz in der Nähe unſers Stammſitzes ihren Aufenthalt haben ſollten, wie die dunkelgrünen Ringe auf den von braunem Riethgras überräucherten Triften bezeugten, darauf die Elfen ihre nächtlichen Mondſcheintänze halten. Mir iſt mindeſtens nicht bekannt, daß die Naturforſcher eine andre und genügende Erklärung dieſer Raſenringe gegeben hätten.“

Ich hörte dieſen Reden mit geſpannter Aufmerkſamkeit zu, einigermaßen befremdeten ſie mich an meinem verſtändigen Freund', und anderntheils zogen ſie mich lebhaft an, da ich dem Volksaberglauben, dieſer unerſchöpflichen Quelle und Fundgrube für Poeſie, immer großen Antheil und mannigfaltige Studien gewidmet hatte; ich wollte daher ſehen, was endlich herauskommen werde, und ließ Mac Andreas ruhig ſprechen, der von der Erinnerung an ſeine Kinderjahre ergriffen, mit ſchwärmeriſchen Blicken fortfuhr zu erzählen:

Ich war ein Kind; meine Phantaſie war genährt und erfüllt mit dem Glauben an eine Wunderwelt, an Weſen, die mir gleich waren an Kleinheit, und den Kindern hold und günſtig. Daher war es kein Wunder, wenn ich die Elfen ſah oder zu ſehen glaubte in den kleinen Staubwirbeln auf den Wegen, in flücken grünen Eidechſen, im fliegenden Sommer, im Nebel, der Abends über die Haiden wogte, und des Morgens den grünen Hügeln entſtieg. Dies ſah ich wachend, das übrige thaten meine Träume hinzu. Aber noch heute iſt mir, als hätte ich wachend erlebt, was doch wohl nur der phantaſtiſche Traum einer Sommernacht geweſen iſt. Ich war ſchon ſieben Jahre alt, hatte unſern Brownie noch nie geſehen, wohl aber oft gehört, denn jedes unheimliche Geräuſch, wenn das Holz platzte, wenn die Katzen auf den Böden und die Ratten in den Ställen ihr Weſen trieben, mußte der Brownie verurſacht haben. Genug, als ich am Abend meines ſiebenten Geburtstages noch im Garten ſpielte, war mir, als ſähe ich den Brownie, ohne alle Furcht, ohne alles Grauen. Nie werde ich dieſen Abend vergeſſen. Milder Mondſchein umwob unſre ſchöne Flur; der Mond ſelbſt ſtand wie ein König auf der fernen Bergkette; nur das Geplätſcher eines Baches und ein leiſes Rauſchen, das durch das roth blühende Gezweig der Haide zog, welche die nahen Hügel überwucherte, unterbrach die Stille der Nacht; hochgeſtengelt überragte voll träumender Purpurblüthenglocken der rothe Fingerhut das niedere Geſträuch. Ich mag wohl eingeſchlafen geweſen ſeyn und geträumt haben, denn woher ſollte der braune Knabe gekommen ſeyn, der ſich plötzlich zu mir fand, mir bunte Schmetterlinge zeigte und Käfer von ſeltener Pracht und Schönheit, auch Korallen aus dem Meeresgrund und mancherlei funkelndes Geſtein. Nachdem wir eine Zeitlang mit einander vertraulich geſpielt, lange genug, daß ich bemerken konnte, wie mein Spielgeſell, was das Geſicht betraf, nicht zu den hübſcheſten Knaden gehöre, daß er ein abgetragenes braunes Röcklein trug, und es in Rückſicht der Beinkleider mit den Bergſchotten hielt, pflückte er zwei Fingerhutblüthen, ſetzte mir eine und ſich eine auf das Haupt, und wunderbar, dieſe rothen Hütchen paßten uns, trotz ihrer Kleinheit; darauf ſprach er: Wollen wir reiten? Freudig bejahte ich, und da hatte er gleich zwei Hanfſtengel zur Hand, das ſollten unſre Pferde ſeyn; raſch, wie nur Träume verwandeln können, verwandelten ſich nun dieſe Hanfſtengel in wirkliche Pferdchen, auf denen wir die ganze Seligkeit jener Träume genoſſen, die dem jugendlichen Alter eigen ſind, in denen uns iſt, als flögen wir. Wir flogen ſanft und ſchnell, und im Fliegen ſtrich mein Gefährte mir einmal im Scherz über die Augen. Da ſah ich, daß wir nicht allein waren. Wie Nebel zog es über Hügel und Bäche, wie Flaum und Flöckchen ſank es nieder von den Berggipfeln, wie fliegender Sommer ſchwebte es um Buſch und Baum, und nahm Geſtalt an, leicht und ätheriſch, Menſchen ähnlich, aber klein, o ſo klein, daß ich mich ein Rieſe däuchte unter dieſem Volk, das nur ſo groß war, wie die Püppchen, mit denen meine Schweſter ſpielte, an die ich gleich dachte, und hoffte, ihr einige dieſer lebendigen Püppchen mit nach Hauſe zu bringen. Das war das gute Volk der Hügel.

Nun hörte ich auch ein helles Klingen, das durch die Luft ſummte, wie ferner Harmonikaklang. Es ſchien von den kleinen Glockenblumen zu kommen, die aus Felſenſpalten hervorblühten, und durch der Eichen dunkles Laubgrün ſäuſelte wunderbares Getön. Eine zauberiſche Pracht ergoß ſich über die friedlich ruhende Sommerflur, die Baumblätter glänzten wie Smaragd, wie Chryſolith und Chryſopras das Gras, und die Nelken, die vom Felſen nickten, erglühten wie feurige Rubinen. Hellſaphirblau ſchimmerten die Vergißmeinnicht, und perlengleich ruhten auf ihnen die Silbertröpfchen des Abendthaues. Um einen kleinen Hügel zog ſich ein dunkler Elfenkringel, darauf tanzte eine ganze Schaar von Elfen, während andre ſich auf Scabieſenblüthen wiegten, und auf dem ſchwankenden Gezweig des Farrenkrauts ſchaukelten. Manche Elfen weckten ſchlummernde Libellen auf, und ſetzten ſich reitend zwiſchen ihre Flügel, oder ſie ſchwangen ſich auf dunkle Phalänen, und umſurrten die tanzenden Freunde; auch führten ſie ſcherzhafte Kriege. Die Glöckchen vom Fingerhut waren ihre Helme, Blätter vom Huflattig ihre Schilde, Nadeln der Kiefer ihre Pfeile. Auf dem Hügel aber thronte, glanzumgeben, wie ſie die Sagen ſchildern, die Elfenkönigin. Nie ſah ich ſolchen Reiz, und nichts ſah ich, als dieſen Reiz. Nur zu kurz währte meine Traumfreude, mein Begleiter, der bei aller Freundlichkeit doch ſchadenfrohe Brownie hieb mein Pferdchen mit einer Streitkolbe, dem ſtachlichen Samenſtengel der Igelknoſpe, die er ſich raſch gepflückt auf dem ſumpfigen Rieth, und plötzlich blieb hinter mir alle die magiſche Herrlichkeit. Unverſehens war ich wieder in unſerm Garten, mein Gefährte riß mir das Fingerhutmützchen vom Kopf, und war hinweg, ich wußte nicht wie. Ich hörte laut meinen Namen rufen, und bald kam ein alter Diener unſrer Familie, den die Mutter, ängſtlich über mein Außenbleiben, in den Garten geſandt, und der mich in das Haus führte. Von dieſem Augenblick an hatte ich die Gabe des zweiten Geſichts."

„Wie offenbarte ſich dies?" fragte ich geſpannt den Erzähler, dem es gefallen hatte, ſtatt mir Aufſchluß über ein räthſelhaftes Geheimniß zu geben, ein Elfenmährchen zu erzählen. „Du ſollſt es gleich hören," fuhr Mac Andreas fort. „Ich war kaum in das Zimmer getreten, in welchem ich meine Mutter, meine Schweſter und meinen ältern Bruder fand, als ich zufällig in das Geſicht des alten Dieners blickte, und mit Entſetzen es ganz verwandelt fand, einem Todtenhaupt weit ähnlicher, als dem eines Lebendigen. Zugleich ſprach eine unerklärbare Stimme zu mir: Dein wird in einem Monat ſterben. Ich ſchwieg beſtürzt, meine Mutter machte mir ſanfte Vorwürfe, daß ich ſo ſpät in dem Garten verweilt, wo Tom mich ſchlafend und halb betäubt gefunden zu haben vorgab. Tief ergriffen barg ich meinen Kopf in den Schoos der Mutter, neben der ich kniete, und brach in einen Strom von Thränen aus, die weniger ihrer Strafrede, als vielmehr dem, was ich erblickt, und was mit Centnerſchwere auf mein Gemüth drückte. Als ich nun auch am folgenden Tage tief in mich gekehrt umher ging, öfter weinte, und nicht im Stande war, mich der Mutter zu verbergen, drang ſie in mich, ihr zu ſagen, was mir ſey, und was mir begegnet. Ich erzählte alles, und eine Wolke von Kummer lagerte ſich auf das reine Antlitz dieſer herrlichen Frau. Nach vier Wochen ſtarb der alte treue Tom. Später habe ich noch öfter dieſe beunruhigende tief niederdrückende Erſcheinung gehabt, es den Menſchen anzuſehen, wann ihre letzte Stunde nahte, doch meiſt nur bei ſolchen, die zu unſerer Familie gehörten, oder in engen Beziehungen zu ihnen ſtanden, am häufigſten war das der Fall in meinem vierzehnten Jahr, juſt ſieben Jahre nach jenem Kindestraum, der doch am Ende mehr als Traum war, mindeſtens unerklärbarer Einfluß einer Macht, die unſern Augen ſich verborgen hält.“

Ich hörte das mit einer ungläubigen Verwunderung und lächelnd an, und brachte das Geſpräch, da ich ſah, wie unangenehm es meinen lieben Freund berührte, auf einen andern, und auch ſpäter niemals wieder auf dieſen ſeltſamen Gegenſtand. Wir ſetzten eifrig und harmlos unſre Studien fort, und Mac Andreas wurde mir immer lieber. Noch oft erzählte er mir von ſeinem Vaterlande, und ſprach wiederholt die Bitte aus, daß ich ihn, da ſein Abgang von der Univerſität Kiel bevorſtand, dorthin begleiten möchte. Lebensfroh, jung, unabhängig und bemittelt, wie ich war, ſtand nichts im Wege, das mich hätte hindern können, den Freund zu begleiten, und die Reize ſeiner an großartigen Naturſchönheiten reichen Heimath zu ſchauen. Seine Freude, da ich einwilligte, war unbegrenzt und unbeſchreiblich. Bald war alles geordnet; wir überſchifften fröhlich die Nordſee, und nach glücklicher Fahrt nahm uns der Hafen von Leith auf, den wir raſch verließen und uns in die bewege Lebensſtromfluth des herrlichen und großen Midlothian ſtürzten.

Nach einigen in Edinburg höchſt glücklich verlebten Tagen eilten wir der Heimath meines Freundes zu. In einer ſehr romantiſchen Gegend, nahe bei Kinnardine erhob ſich ſein altergrünes, väterliches Schloß. Der heimkehrende Sohn und der Freund, von dem er ſo oft geſchrieben, und den er in dieſen Briefen vielleicht über die Gebühr geprieſen, wurden mit einer unbegrenzten Freude aufgenommen. Die Familie war höchſt liebenswürdig, ſie beſtand aus dem Vater, einem noch ſehr kräftigen Mann, der Mutter, dem jüngern Bruder meines Freundes, und ſeiner Schweſter Dorthula, einem Mädchen in den ſchönſten Jahren der jungfräulichen Blüthe. Reich und angeſehen, gebildet und von den edelſten Grundſätzen beſeelt, hätte dieſe Familie die glücklichſte in Perthſhire genannt werden können, wenn nicht auch über ihre Glücksſonne die trübe Schickſalswolke gezogen wäre, die ach, faſt auf jedes Leben, ſey es an ſeinem friſchen Morgen, an ſeinem heißen Mittag, oder ſeinem ſtillen Abend ihren nächtlichen Schatten wirft; der jüngere Bruder war kränklich; ein unheilbares Siegthum verzehrte ihn innerlich, und die Familie mußte den ungeheuren Schmerz tragen, dieſen geliebten und liebevollen Jüngling rettungslos dem Tode zuwanken und zuwelken zu ſehen. Ich tröſtete mit Hoffnungen, ich beſchäftigte mich freundlich mit dem Kranken, er unterhielt ſich gerne mit mir, und in Kurzem beſaß ich das ungetheile Wohlwollen aller Mitglieder dieſer trefflichen Familie. Jung und feurig, wie ich war, konnte ich nicht lange unempfindlich gegen die ſüßen Reize der holden Dorthula bleiben, und mit

Entzücken nahm ich wahr, daß auch ihre freundliche Zuneigung zu mir ſich in volle glühende Liebe verwandelte. Ich entdeckte mich Mac Andreas, ich ſprach mit der Mutter, mit dem Vater, und dieſe edeln Menſchen hatten nichts gegen eine Liebe, die, wie ſie hofften, das dauernde Glück ihres Kindes begründen ſollte. Ich ſollte nur ein Jahr lang noch warten, daheim meine künftigen Lebensverhältniſſe feſtſtellen, und dann nach Schottland zurück kehren, mir die liebende Braut zu holen. Welcher Himmel in meinen Ausſichten! Doch die Nebelſchleier des Unglücks trüben oft die klarſten Fernen.

Es kam der einundzwanzigſte Geburtstag meines Freundes, der als frohes Familienfeſt, und zugleich als der Tag meiner ſtiller Verlobung mit Dorthula begangen werden ſollte, und begangen wurde. Es war der glücklichſte Tag meines Lebens. Am Abend, der einer der ſchönſten des Jahres war, mondhell, warm und lind, durchwandelten wir, Dorthula, Mac Andreas und ich, den umfangreichen Park. Der jüngere Bruder hatte bereits das Zimmer ſuchen müſſen, er durfte ſich der Abendluft nicht ausſetzen. Ich führte Dorthula und wir ſchufen uns die reizendſten Bilder der Zukunft, ſchimmernde Luftpaläſte, hineingebaut in den Himmel unſers Glücks. An einer ſchattigen Stelle erblickten wir ſchon von weitem einen hellen, wunderbaren Schimmer, ſo daß wir unſern Schritt unwillkührlich nach ihm hinlenkten. Nahe hinzugekommen, entdeckten wir einen Kreis von fünf Glühwürmern, die im thaufeuchten Graſe lagen, und hell leuchteten. Sie ſchienen mit Abſicht ſo gelegt, in dem Mittelpunkt dieſes Kreiſes ſchien etwas Lebendiges zu ſitzen, allein wir mochten uns, obgleich wir es zugleich erblickt, doch getäuſcht haben, denn als wir nahe hinzugingen, war nichts zu ſehen, als der leuchtende Sternenkranz im Graſe. Schon bückte ich mich, dieſe Prachtdemanten der Natur aufzuſammeln, ich wollte mit dieſem Glanz das dunkle Haar meiner Verlobten ſchmücken, aber Mac Andreas hielt mich davon zurück, indem er mit bewegter Stimme ſprach: „Bruder, thue das nicht. Dieſe Larven des Glühwurms ſollen die Haut ätzen; laßt uns gehen, es iſt hier ohnedies ein unheimlicher Ort, hier war es auch, wo ich den wunderlichen Elfentraum träumte, — heute, wahrhaftig, heute ſind es juſt zweimal ſieben Jahre. Gott ſchütze meine Augen. Dorthula ſchauerte, ich drückte ihren vollen Arm feſter an mein Herz, wir gingen nach dem Hauſe.

Am andern Tag ſah ich Mac Andreas auffallend ernſt, ja traurig ſogar, doch ſchob ich dieſe anſcheinende Verſtimmung auf Rechnung ſeiner Liebe zu mir, der ich nun Anſtalten meiner Abreiſe treffen mußte. Doch ſeine kummervollen Mienen dauerten fort. Wie wir ihn fragten, fand er einen natürlichen Grund dafür in der Krankheit ſeines Bruders, mir lag es aber unendlich ſchwer auf dem Herzen, ihn ſo einem verzehrenden Leiden hingegeben zu ſehen, und nahe von meiner Abreiſe ſprach ich zu ihm, als wir allein waren: Bei unſrer Liebe, Freund und Bruder, ſage mir, was Dir fehlt, was Dich bekümmert! Es iſt nicht Deines Bruders Krankheit allein, ich bitte Dich:

Es iſt nicht Deinen Bruders Leid
Andreas, Andreas!
Es iſt nicht Deines Bruders Leid
Dich drückt ein andrer Schmerz.

Eingehend in den traurigen Ton der altſchottiſchen Ballade, den ich angeſchlagen, antwortete er mir nun mit einem tiefen Seufzer:

Ich hab' geſehen mein'n Vater todt,
Bernhard, Bernhard!
Ich hab' geſehen meine Mutter todt,
Und das, das quält mein Herz.

Stumm und erſchüttert ſtand ich, und blickte ihn zweifelhaft an. Er ſank in meine Arme, ein Thränenſtrom entquoll ſeinen treuen Augen, krampfhaft hielt er mich umfaßt, und flüſterte: Freund, Du ſcheideſt von uns auf Nimmerwiederſehen. Du haſt — ſey ſtark, ich beſchwöre Dich! Du haſt einen grauſamen, grauſenhaften Nebenbuhler — den Tod. Ehe zwei Jahre vorübergehen, iſt der Name meiner Familie hinweggetilgt aus dem Buche der Lebendigen.“ „Wie?“ zitterte es aus mir heraus: „auch Dorthula? — Beſinne Dich doch, lieber Andreas, bedenke doch, welche Laſt von Kummer Du auf mein Herz wälzeſt!“ „Trage ſie männlich,“ erwiederte er: „und gelobe ein Schweigen bei Gott und allem was Dir heilig iſt, gelobe mir, keines von den Meinen ahnen zu laſſen, daß ich mein ſchreckliches prophetiſches Ahnen Dir vertraut.

Ich reichte ihm ſtill die Hand, mein Gemüth war von tauſend Zweifeln zerriſſen. Stets hatte in mir ein klarer Verſtand geſprochen und gewaltet; ich liebte in allen Dingen das Gewiſſe und Beſtimmte, und jetzt zog der Freund mich in einen Zauberkreis von Ideen und Anſchauungen hinein, die ſo ganz der Nachtſeite des Lebens angehörten, der ich mich immer abgewendet. Tag, Licht, Vernunftglaube waren die Pole, um die ſich mein Denken und ſelbſtſtändiges Handeln drehte, und ſollte ich mich unbedingt dem Wahn gefangen geben? das vermochte ich nicht. Ich äußerte dieß gegen Mac Andreas; er aber entgegnete ernſt darauf: „Höre, harre und urtheile dann. Ich will Dir noch ein Zeichen ſagen. Unſern traurigen Todesreigen eröffnet mein Bruder, ihm folgt, o mein armer Freund! ihm folgt Dorthula. Dann ſtirbt mein Vater, er wird ihr *Nekropompe, er trägt ihr die Fackel nach, dann trifft mich die Reihe, und die gute fromme, herrliche Mutter ſchließt.

Wie Eis überlief mich dieſe furchtbare Prophezeihung, mir ſchwindelte. Vergebens ſuchte ich tauſend Gründe der geſunden Vernunft auf, ihm wie mir ſelbſt den Glauben an dieſe Ahnung auszureden. Mein Abſchied war ſehr ſchmerzlich, ich ſchied von allen mit blutendem Herzen. Mac Andreas ſah ſeine Schweſter mit einem unbeſchreiblich wehmüthigen Lächeln an, als ſie weinend an meinem Halſe hing, und mich beſchwur, ihr treu zu bleiben, und bald, recht bald wiederzukommen.

Und ich kann nun kurz ſein. Das zweite Geſicht, die unerklärbare und unſelige Gabe einer gewiß noch weit unſeligern Macht, behauptete ihr altes Recht. Ehe ein Monat vergangen war, empfing ich die Nachricht von dem Tode des jüngern Bruders, doch dieſer war ja vorauszuſehen geweſen. Einen Brief voll Liebe, voll Hoffnung, voll Troſt ſchrieb ich an Dorthula. Sie iſt mir aber darauf die Antwort ſchuldig geblieben, ſie ſtarb dem Bruder nach, und ich weinte auf den Trümmern meiner holden Glücksträume. Zwei Tage darauf ſchon, ehe ſie noch begraben war, ſtarb ihr Vater. Ein halbes Jahr darauf zeigte mir die bis in den Tod betrübte Mutter das Verſcheiden ihres Andreas an, dann habe ich nichts mehr gehört. Gewiß iſt auch ſie ihren Lieben gefolgt, und hat über ihren tiefen Schmerz vergeſſen anzuordnen, daß ihr Tod mir gemeldet werde. Lange, lange haben dieſe Ereigniſſe ſtörend auf die Ruhe und den Frieden meines Lebens gewirkt, bis ich auch dieſes Schmerzes Herr wurde. Iſt doch manches Leben nichts anders, als ein dauernder Kampf mit dem Schmerz.

Der Freund ſchwieg, auch ich verſank in tiefnachdenkendes Schweigen, aus dem mich nur erſt das plötzliche Anhalten des Wagens aufſtörte. „Was iſts?“ riefen wir.

„Wir ſind an der Grenze!“ ſcholl des Kutſchers Antwort, und indem er dem Zollviſitator den Kutſchenſchlag öffnete, öffnete er uns zugleich die unerfreuliche Ausſicht einer langweiligen Durchſuchung. Doch zu unſrer großen Freude durften wir alsbald weiterfahren, nachdem wir mündlich verſichert, daß wir nichts Zollbares bei uns führten, und nun ging es raſch weiter in den grauenden Morgen hinein.

„Die Schläge einer dumfen Domglocke kündeten uns die Nähe von Mainz an, aber ſehen konnten wir noch nichts davon, der Weg krümmte ſich ſeltſam, und auf einmal wandte zu meiner großen Verwunderung der Kutſcher wieder um. Die Pferde waren warm und das Thor von Kaſtel, dem wir uns bis an die Brücke genähert, war noch verſchloſſen, daher wir noch ein wenig warten mußten, und ein wenig ſpatzieren gefahren wurden. Auch auf der Zugbrücke mußten wir noch lange harren, bis die beſtimmte Stunde ſchlug. Unterdeß ſammelten ſich eine Menge Landleute, die zur Stadt wollten, Milchbäuerinnen und Gemüſefrauen. Was eigentlich die Maaßregel, mitten im tiefen Frieden dieſe Thore bis an den lichten Tag geſperrt zu halten, und die Reiſenden zu zwingen, im Wind und Wetter auf der Brücke auszuharren bis zu einer gewiſſen Zeit, bezwecken ſoll, weiß Gott, und wahrſcheinlich auch die Commandantſchaft, uns bleibt es ein Myſterium. Unſre Schuld wäre es nicht geweſen, wenn wir das Dampfſchiff verſäumt hätten, deſſen helle Glocke ſchon durch die friſche Morgenluft ſchallte, als wir über die ſchöne Rheinbrücke fuhren. Wie freudig grüßte ich wieder den majeſtätiſchen Strom, den ich zu einer Zeit geſehen, wo der jugendliche Baum meiner Lebenshoffnung noch voller Frühlingsblüthen ſtand.

III.

Die Rheinfahrt.

Das Dampfſchiff: die Stadt Coblenz nahm uns auf, und rauſchte bald dem alterthümlichen Mainz vorüber. Gern hätte ich dieſesmal wieder den Dom beſucht, den Grabſtein des Sängers Frauenlob, den der Faſtrada, Karl des Großen zweiter Gemahlin beſehen, und den eines luſtigen Rathes, der, wenn ich nicht irre, im Domkreuzgang dicht bei jenen ſteht. Wie Narr und Tod auf alten Bildern traulich mitſammen gehn, ebenſo geſellte auch das Mittelalter in ſeiner wunderlichen Laune Narren und Dichter, bis beide gar in eine, halb komiſche, halb wehmüthige, Figur zuſammenſchmolzen. Auch jenes ſchöne Grabmahl des Biſchoffs Berthold von Henneberg hätte mich in mehr als einer Beziehung angezogen, da dieſes hochverdienten Kirchenfürſten Marmorbüſte ſogar zu einer Mitzier der Wallhalla erkoren iſt, doch — Mainz war nun einmal nicht das

Ziel meiner Reiſe, und ich mußte mich an die Erinnerungen halten, die auch mächtig genug beim Anblick der ſchön am Ufer hingelagerten Stadt in mir ſprachen. Ich konnte Niemand fragen, ob wohl der alte merkwürdige Thürmer auf dem Stephansthurm noch am Leben ſey, ein Mann, der den ſchönſten Greiſenbart hat oder hatte, den ich je geſehen, eine ächte Prophetengeſtalt, und wie ich hörte ein Liebling des Dichters Wilhelm Müller, der auch ſein Bild gezeichnet und dem Alten zurückgelaſſen. Vom Stephansthurm zu Mainz überſchaut man eine entzückende Gegend und nicht ernſt und düſter, ſondern freundlich wie faſt nie, tritt der Geiſt des klaſſiſchen Alterthums in die ſonnenhelle Gegenwart. Die Trümmer des Aquädukts liegen maleriſch in der grünen Flur, die weißen Legionenſteine leuchten wie Grabmonumente eines modernen Kirchhofs herüber, und nur der Eichelſtein, ein faſt formloſer grauer Thurmzwerg, ſieht ernſt und nachdenklich den gleich Stromeswogen vorüberdrängenden Zeitmetamorphoſen zu.

Die Waſſerflügel des Dampfſchiffs ſchlagen die brauſende Stromfluth zu ſprützendem Schaum; wie vom Bogen geſchnellt, unaufhaltſam ſchießt der Pfeil des Schiffs dahin, und majeſtätiſch zieht das oft geprieſene romantiſche Land des Rheingaues uns mit allen ſeinen Schlöſſern, Dörfern, Städten, Kloſter- und Bergtrümmern, Felſenwänden und Waldbergen entgegen. Wie der goldne Schlüſſel zu dieſer Zauberpforte, die ſich bei Nieder-Walluf öffnete, prangt gleich das prächtige Schloß von Bieberich, das aus einem ſchönen Feentraum in die Wirklichkeit herausgetreten ſcheint. Manchem umbuſchten Rieth fliegen wir vorüber, und vom Verdeck des reinlichen Dampfſchiffs ſehen wir hoffend und freudig den kommenden Reizen der Landſchaft entgegen; wie rauſchend ſchnell das Schiff auch fährt, unſre Blicke ſegeln ihm weit voran, überſpähen die Fülle der Anſichten, und bleiben dann an einem ſchönen Punkt haften, wie der Schmetterling an einer Blume, und auch nicht länger wie ein Schmetterling an einer Blume. Jene langgeſtreckten Riethe, Inſeln im Rhein, führen den Namen Auen und an der Petersaue und Ingelheimeraue fahren wir nahe vorbei, ehe wir noch Bieberich erreichen. Und jetzt thut ſich das Eldorado der ſchönſten Ausſicht auf. Wie ein großer See, den die hohen fernen Berge amphitheatraliſch eingrenzen, ruht der Spiegel des Rheins. Schierſtein mit ſeinen Obſtwäldern, darüber die Bergruine Frauenſtein, Walluf mit dem heitern Uferſchlößchen der Grafen von Stadion, fliegen raſch vorbei, und ſchon zieht näher und immer näher Ellfeld heran, der Hauptort des Rheingaus, die alta villa der Römer. Graues Gewölk hing über dieſen Hochberg und verhieß uns keine lachende Fahrt. Ueberhaupt ſahen wir den Rhein nicht in jener warmen ſommerlichen Färbung, die ſo oft geſchildert wird, ſondern vielmehr in einem recht düſtern und melancholiſchen Kolorit, das gut zu den Trümmern paßte, die wie Grabſteine auf den Hühnenhügeln ſtehn, darunter das Mittelalter ſchläft. Es iſt mir recht lieb, den Rhein und die Rheingegend ſo geſehen zu haben; er hat meinem Auge auch ſo unendliche Reize entfaltet. Die Rebenberge waren noch nackt, wie das erſte Menſchenpaar, noch nicht verhüllt von dem Feigenblatt des einförmigen Weinlaubgrüns, alle Blätter- und Blüthenfülle ſchlief noch träumend in den lenztriebgeſchwellten Knospen, und die Natur lag noch in dem Morgenſchlummer ſeliger Frühlingshoffnungen. Die Zeit, in der auch wir dem Lenz entgegenſehen und entgegenharren, iſt eigentlich die ſchönſte, eben weil wir dann noch hoffende Kinder ſind, die ſich auf Sonnenblicke und Blumen freun. Wenn ſie mitten in der Sommerherrlichkeit und Blumenfülle ſtehen, wiſſen ſie kaum was ſie anfangen ſollen mit all dem Reichthum, werden ſeiner überdrüſſig, zerzupfen ſelbſt ihre ſchönſten Kränze und denken nun ſchon an den Herbſt, der ihnen Beeren und Früchte bringt.

Einige große Auen ſchmälern das Strombett: es ſind die Rhein-Langwarther und Sandauen, und ſo ſind wir genöthigt, unſern Blick nur auf das rechte Ufer zu werfen, wo ſo eben ſchöne Landhäuſer und Villen, Kedrich, unter der Ruine Scharfenſtein, der Draiſerhof, der Erbacherhof und das freundliche Dörfchen Erbach ſelbſt wie Phantasmagorienbilder raſch vorbeiziehen. Der Strahlenberg iſt ſchon werth, daß wir ihm einen grüßenden Blick zuwerfen, denn ſeinem Schooß entquillt der Markebrunn, und ſeinem Schooß entkeimen die Reben, deren flüſſiges Traubengold von jener Quelle den weit berühmten Namen leiht. Hattenheim zeigt ſich nahe, und ich mußte unwillkührlich beim Namen dieſes lieblichen Orts an jenen Profeſſor denken, der ſeinen Zuhörern mit vier apodyktiſchen Worten bewieß, daß die heutigen Heſſen von den alten Katten herſtammten, indem er alſo etymologiſirte: Katten — Hatten — Hetten — Heſſen. Dieſer hätte jedenfalls Hattenheim von einer Kattenkolonie gründen und erbauen laſſen. Wie wir uns auf der flüchtigen Stromfahrt nun dem von lachenden Landhäuſern umgebenen Flecken Oeſtrich nähern, wird das jenſeitige Ufer zwiſchen grasreichen Auen wieder ſichtbar, und wir erblicken ein Flüßchen das bei Freiweinheim in den Rhein mündet, die Selz, welche der alten Stadt Niederingelheim vorbeifließt. Dort ſoll Karl der Große geboren worden ſeyn; ob erwieſen, fragt ſich, wenn auch Karls Bauten dort Zeugniß ſeiner einſtigen Anweſenheit ablegen. Auch Achen, Paris und Lüttich rühmen ſich dieſer Ehre. Karl der Groſze iſt zum ſchönſten mythiſchen Heldenbild geworden. Wie reizend erhebt nicht die Sage jenes einſame Mühlthal in der Nähe des Staremberger Sees in Bayern, in welchem ſie ebenfalls auf einſamem Mühlhaus den Herren der fränkiſchen Geſchichte geboren werden läſzt! Das iſt eben der wunderbare poetiſche Zauber, der ſolche Geſtalten verklärend umflieſzt, daſz keiner die Stätte weiſz, wo ſie auf Erden erſchienen, ſondern daſz ſie göttergleich, wie von den Sternen herabgeſtiegen, auf Erden wandeln, ebenſo, wie der Schöpfungsmythus uns die erſten Menſchen nicht als Neugeborne, ſondern als vollkommen ausgebildete, in der Blüthe der Jahre und Lebensfülle ſtehende Weſen vorführt. Der Ort, wo einer geboren wird, iſt ſo zufällig, wie die Geburt und die Abſtammung ſelbſt; nur was einer gilt, das iſt er, und was einer thut, danach gilt er. An ihren Werken ſollt ihr ſie erkennen.

In Ingelheim wurde Taſſilo zum Kloſterleben verurtheilt; König Ludwig, Karl des Groſzen Sohn ſtarb auf der Ingelheimeraue, auch iſt es der Geburtsort des Kosmographen Sebaſtian Münſter.

An Lange-Winkel, oder Weinzell, dem Vini cella der Römer, denen die Rheinberge die köſtlichen

Rebenpflanzungen danken, vorüber, nähern wir uns nun ſchon dem Schloſſe Johannesberg, einſt eine Probſtei, daher auch wohl Biſchoffberg genannt, das ſo ſtolz auf ſeiner rundum mit Reben umpflanzten Höhe ruht, wie das goldne Kreuz oben auf einer Königskrone. Der Johannesberg, dieſes Reichskleinodium des Dyonyſes, die Perle im Kronſchatz des König Rheins war auch einſt einem wirklichen Reichsſchatzmeiſter verpfändet, doch ſtand damals noch nicht das jetzige prangende Schloß, vielmehr ward das alte geiſtliche Haus vom Schwerdt des Kriegs vertilgt. Im Beſitz eines Fürſt-Abtes von Fulda erhob ſich im neuen Glanze ein wahrer Fürſtenbau, der nun, wie bekannt, dem Fürſten Metternich gehört. Nicht weit davon ſteht auch das Mummſche Haus, wie ein eleganter Hofherr in einer beſcheidenen Entfernung von ſeinem hohen Monarchen.

Die berühmte Weinſtadt Geiſſenheim iſt bald erreicht, und eben ſo bald vorübergeflogen. Von Zeit zu Zeit erſchallt die Glocke auf dem Dampfſchiff, Bote ſtoßen vom Strande, bald zur Rechten, bald zur Linken, Reiſende ſteigen aus, ſteigen ein, immer wechſelndes Leben, die Räderflügel hemmen auf Momente ihren raſtloſen Umſchwung. Fahre wohl! Dort flattert noch ein Tuch, wird noch ein Hut geſchwungen, ſchallt noch ein Abſchiedruf — weiter rauſcht das gewaltige Boot, und zum Punkt verkleinert die ſtets wachſende Entfernung die Scheidenden. Wieder ſchien ſich der Strom nach allen Seiten hin zum See zu breiten, und zwar diesmal zum ſtürmiſchen See. Die Wellen ſchlugen hoch am Schiff empor, aber das ſchoß ſtolz hindurch und nahm die feuchten Küſſe der bewegten Fluth wie eine ſchmeichelnde Huldigung auf. Von tiefgrauem Gewölk war der Himmel überhangen, Regenſtreifen verſchleierten die Fernen, die Berghäupter des Niederwaldes, der dem mächtigen Strom zur einengenden Feſſel zu werden ſcheint, waren von Wolken überzogen, und am ganzen Himmel kein Stückchen freundliches Blau mehr ſichtbar. Aber rein und weiß, wie eine Taube die unter Wetterwolken hinſchwebt, zeigt ſich hoch oben die St. Rochuskapelle, auf dem gleichnamigen Berge. Uhlands ſchönes Lied fiel mir ein: „Droben ſtehet die Kapelle,“ und ich weiß nicht, war es ein innerlicher Schmerz, oder die feuchtkalte Luft auf dem Verdeck, was mich plötzlich durchſchauerte, ich ſprach mir leiſe das kleine Gedicht vor:

Hirtenknabe, Hirtenknabe
Dir auch ſingt man dort einmal. —

Jetzt nahten wir Rüdesheim; dieſer hellfreundliche Ort iſt mit ſeinen ſchmucken Häuſern ganz nahe an das Rheinufer getreten, vermuthlich um ſich am ſonnigen Tagen recht bequem im Silberſpiegel des Stroms beſchauen zu können, oder gaſtlich zu ſeinem weltberühmten Traubennektar einzuladen. Ich wünſche ihm, daß nie der Rhein die tolle Laune bekomme, einen Beſuch in ſeinen Kellern abzuſtatten. Die alte Brömſerburg ſteht ſo ehrenfeſt wie ein Geharniſchter unter den Bergterraſſen; die Niederburg, eine alte Kaiſerpfalz, auch Ingelsheim genannt, auch nahe am Ufer, ſoll noch aus Karls des Großen, wo nicht den Römerzeiten herſtammen. Wohlthätig und ſegensreich für eine lange Folgezeit war Karl des Großen Wellen und Wirken in dem von ihm geliebten Rheingau. An die ſonnigen Berge von Rüdesheim pflanzte er Reben aus Burgund und Orleans, das enge Bett des Stromes, der ſich brauſend und ungeduldig durch die ſchmale Felsſchlucht zwängte und preßte, ließ er erweitern, überall war ſeine helfende und ſegnende Hand.

Immer düſterer färbte ſich der Himmel und der Strom. Die kleinen Kähne, die hier und dort rheinherüber und hinüber gleiten, ſuchen die ſchützenden Ufer zu gewinnen, größere Fahrzeuge ſcheinen mit Eile ſtromaufwärts zu ſteuern, aber ihre Eile iſt nur ſcheinbar, wir ſind es, die ſo raſch dahin fahren, wie der fliegende Holländer durch eine Sturmnacht. Drüben links liegt Bingen, am Ausfluß der Nahe, Rüdesheim faſt gerade gegenüber, und auch über dieſer netten Stadt hebt ſich maleriſch eine Ruine, die Kloppe. Von allen Handelsartikeln des blühenden Bingens wäre uns ein Fäßlein edlen Scharlachbergers ſtets der preiswürdigſte. Ein Blick zurück, o da klärt ſich ja der Himmel wieder ein Wenig auf, immer noch ſehen wir die Rochuskapelle, die wie ein die Gegend ſchützendes Gnadenbild auf ihrem Berge ſteht. Und vor uns ſteigt Hattos graues Thurmgeſpenſt aus dem Strom. Doch unſre Blicke weilen noch auf der alten Druſusbrücke, welche über die Nahe führt, und umſpähen die Kloſtertrümmer auf dem Ruppertsberg, die ein ſo gedeihlicher Boden für prophetiſche Schwärmereien waren. Wußten die fromme Hildegar und der myſtiſche Holzhauſen auch, wann das Haus, in dem ſie lebten, zu einer Ruine werden würde?

Wer kennt nicht die ſchaurige Sage von dem Mäuſethurm? Man hat verſucht, ſie zu zerſtören, allein meines Erachtens nach, iſt hier die hiſtoriſche Kritik ſehr am unrechten Ort angewandt. Die Sage wird ewig im Volke fortleben, deßhalb wird ſie kein Vernünftiger für ein Evangelium halten. Daß der Thurm von auf ihm gepflanzten Kanonen, Mousserie genannt, den Namen Mouſenthurm, daraus Mäuſethurm geworden, erhalten habe, klingt doch gar zu ſchal und abgeſchmackt. Wurden vielleicht auf dem Mäuſethurm, den der verbrecheriſche Polenkönig Popiel in den Goploſee baute, und deſſen Ende, ſammt dem ſeiner ganzen Familie, die Tradition ganz dem Ende des Biſchoffs Hatto gleich erzählt, auch Mouſſerie gepflanzt? Man laſſe doch immer die Ordalien beſtehen, welche die Poeſie des Volkes, dieſer ſtillwaltende Gott, erſchafft, ſie wirken mehr Gutes durch den Spiegel der Warnung, als manche Predigt. An dem Namen Hatto haften nun einmal böſe Erinnerungen. Man denke an jenen Biſchoff Hatto von Mainz, der den Grafen Albrecht von Babenberg auf ſchändliche Weiſe betrog und verrieth.

Von dem Bingerloch wurden wir nichts gewahr, meine Blicke hatte ich vom Mäuſethurm ab, und auf die ihm ganz nahe zur rechten kühn auf den Felſen hingebauten Ruinen des Schloſſes Ehrenfels gerichtet. Ein Sonnenſtrahl blitzte durch die grauen Wolken und ſiel gerade auf das Burggemäuer, daß es in höchſt maleriſcher Beleuchtung ſtand. Um die wohlerhaltene Mauerkrone des einen Thurms flogen krächzende Raben. Als ich den Steuermann nach dem Bingerloche fragte, hatten wir es ſchon weit hinter uns, man konnte Asmannshauſen liegen ſehen, und ſich am Anblick der zahlreichen Burgtrümmer erfreuen, die das linke Rheinufer zieren. Das ſtattliche Pfalzberg, jetzt Friedrichsberg genannt, den ſchön erneuten Rheinſtein oder Königsſtein, die wolkenhoch aufragende Falkenburg und in weiter Ferne das auf zackigen Fels kühn hingeſtellte, in günſtiger Beleuchtung weit ſichtbare Trümerſchloß Sonneck. Es war eine ſtarke Kette von Raubritterſchlöſſern, die den Rhein ſperrte und das Land drückte, und es mögen wohl trauer- wie freudenreiche Tage geweſen ſein, als am Ende des dreizehnten Jahrhunderts die Bürgerhämmer des herrlichen Städtebundes der Hanſa an die Burgmauern klopften, und in wenigen glorreichen Siegestagen dieſe Kette brachen, daß der Klang der zerſpringenden ſchrillend durch den ganzen Rheingau fuhr.

Schon ſind wir an Asmannshauſen vorbeigeeilt. Das Dorf Trechlingshauſen oder Dreieckshauſen tritt neugierig mit ſeiner Landzunge in den Rhein, wie Couliſſen eines Rieſentheaters ſchieben ſich die Berge bald aus- bald ineinander, ein reicher Sonnenwechſel, und wir gewahren um Lorch oder Lorrich, den Grenzflecken des Rheingaus, der auf der unterſten Sproſſe der Teufelsleiter ſteht, einer ſich ſteil, faſt ſenkrecht emporgipfelnden Bergeswand, zu der hinauf einſt zu Jedermanns Entſetzen, der Sage nach, ein kecker Ritter, wo nicht Meiſter Urian ſelbſt, geritten iſt. Bei Lorch mündet auch das Wisperthal nach dem Rheingau zu, von welchem Thal manche Sage geht; immer und immer ſoll es darinnen unheimlich flüſtern, necken und ſpotten. In Dörings: „Sonnenberg" iſt in Bezug darauf eine höchſt anziehende Epiſode eingewebt. Die Ruinen Heimburg, Hollingen, Fürſtenberg, Gutenfels und Stahleck tauchen nach einander auf, und ſcheinen einen heitern Landſee zu begrenzen, an deſſen geſegneten Ufern nun ſeit den Römerzeiten her dem Freudengeber Bachus geopfert wurde. Daher ſteht auch die alte Bacchiara, Bacharach, nicht nur als Bachusaltar, ſondern als Bachustempelſtadt, ob ihrer Weine hochgeehrt und berühmt, in unaustilgbarem Anſehn, und behauptet den Ruhm des alten Weinſpruchs:

Zu Bacharach am Rhein ꝛc.
Da wächſt der beſte Wein.

Bacharach gewährt mit ſeinen vielen Thürmen, ſeinen die Berge umfaſſenden Mauerarmen, die bis hinauf zu der maleriſchen Ruine Stahleck reichen, und vor allen mit der impoſanten Trümmer ſeiner St. Wernerskirche einen äußerſt ſchönen Anblick, der Himmel lächle nun oder ziehe ſeine Stirn in Wolkenfalten, wie es auf meiner Fahrt der Fall war. Wer wollte läugnen, daß Grau in Grau nicht auch wunderbare Effekte hervorbringt? Die ſchweigende Erhabenheit und die großartige Ruhe einer Landſchaft tritt um ſo mehr hervor, je weniger ein buntes Farbenſpiel den Eindruck ſtört, der denn auch ein ganz anderer, tieferer iſt. Jene merkwürdige Kirchenruine ſteht ſo herrlich da, leicht und kühn in die Luft gebaut, reich und edel, in dem reinſten gothiſchen Styl, welch ein Gebäude muß das in ſeiner Vollendung geweſen ſein, und wie Schade, daß es jetzt nur noch durch ſeine Trümmer erfreut und erhebt! Ob Bacharach, wie behauptet wird, in Bau und Lage Aehnlichkeit mit Jeruſalem hat, laſſe ich an ſeinen Ort geſtellt ſein; wäre es, nun ſo iſt auch ſein Zion, und ſein Tempelbau zerbrochen, wie dort. Den eigentlichen Bachusaltar, einen Fels im Rhein, der nur zuweilen bei niedrigem Waſſerſtand ſichtbar, und dann zum Weinſegen verheißenden Propheten wird, ſah ich nicht, ſo wenig ich von dem wilden Gefährt etwas gewahr wurde. Die Aengſte, die daſſelbe ſonſt manchem Schiffer bereitete, beunruhigte den Steuermann des Dampfſchiffes nicht.

Es gilt einen raſchen und umfaſſenden Blick, um die tauſendfachen Reize der Rheinufer in ſich aufzunehmen, die ſich in dieſem Theil des Stromgebietes drängen und häufen, wenn man mit dem Dampfſchiffe vorübereilend genießen will. Es ſind nur flüchtige Küſſe des Augenblicks, keine geſättigte und überſättigende

Umarmung, dafür hauchen ſie uns aber Begeiſterung in die Seele für dieſe ſchöne und großartige Natur, und dieſer Geliebten reines Bild lebt dann in unſerm Innern mit blühendem Zauber geſchmückt, dauernd fort. Leuchtend auf dem dunkeln Hintergrund der Berge ſteigt ein gethürmtes Schloß aus der unwilligen Fluth und ſchwimmt uns entgegen, eine Waſſerveſte, die den Strom bewachen und hüten zu wollen ſcheint. Es iſt die Pfalz, dies berühmte Schloß mit ſeinem Pfalzgräfinnenwochenbett, ſeinem wunderbaren tiefen, nicht im Rhein entſpringenden Brunnen und einigen Alterthümern; drüben am Rhein ſteht wie eine reinliche Wärterin das Städtchen Caub neben dieſer ſtromumrauſchten Felſenwiege. Burg Gutenfels blickt noch immer ſtattlich von ihrer Höhe, wie viel auch Zerſtörungswuth und Gewinnſucht ihrer Größe im rechten Wortſinn Abbruch gethan.

Wir rauſchen an den reichen Schieferbrüchen der Gegend, an dem ehemals reichsfreien alterthümlichen Oberweſel und ſeiner ſchönen gothiſchen Marienkirche, die einſam am Ufer ſteht, vorbei. Ob noch auf dem Markt dieſer Stadt die Fußtapfen des Pferdes vom heiligen Hubertus gezeigt werden, konnten wir nicht erfahren. Die alte Schönburg thront auf hohem Fels über der Stadt und dem Strom, und träumt von den Tagen Karls des Großen. Seufzer des Sturms umſchauern wie Erinnerungen ihre Zinnen. Hoch ſteil und grau erheben ſich die Berge, der Rhein entzieht ſich wieder den Blicken, die hintern Berge ſchleierte tiefer Nebel ein, als unſer Schiff dem geheimnißvollen Gebiet der Rheinfei Lurlei nahte. Die Felſenberge preſſen den Strom zuſammen, er rauſcht dumpf und gewaltig, und die Gegend hat, zumal in der düſtern Beleuchtung, in welcher wir ſie ſahen, und noch ohne den heitern Laubſchmuck des Frühlings, den Charakter einer erhabenen Einſamkeit, welche ſo ganz geeignet iſt, melancholiſche Empfindungen zu erwecken. Hier war es, wo der heilige Einſiedler Goar einſt den Fiſchern predigte, und an dieſe ſchroffen Felswände legte die deutſche Sage ihr Zauberſchiff vor Anker. Wie das wunderſame Echo der Lurlei hallt fort und fort die trauliche Mährchenſtimme weiter. Wer kennt ſie nicht, die ſchöne Sage von der Lurlei und ihren grauſamen Schweſtern, die nun ob ihrer felſenharten Herzen zu Felſen geworden, am Rhein ſitzen? Karl Geib, Schreiber, und in neuer Zeit Fräulein Stiftsdame Adelheit von Stolterfoth haben ſich des Rheinſagengebietes mit Glück bemächtigt, ſie herrſchen darin frei und ſo froh wie ich in meinem Thüringen, daher will ich ihr Recht ehren und ſo lieben Nachbarn nicht räuberiſch in das Land fallen. Es iſt etwas unendlich Süßes und Reizendes um das Heimiſchſein in einem gewiſſen beſtimmt gezogenen Kreis, in dieſen zieht ſich der Dichter, obwohl die weite Welt ſein eigen iſt, mit ſeinem ganzen Herzen, ſeinem innerſten Sinn zurück, wie in ein liebtrauliches Luſtſchlößchen oder eine von linden Abendlüften durchfächelte, von Phalänen und Leuchtkäfern umſchwebte Blüthenlaube.

Während ſolcher Betrachtung ſind wir über einige gefährliche und klippenvolle Stellen geſchifft, und der Rhein, ſo eng von hohen Bergen eingeſchloſſen, die mit nackten Füßen in den Strom getreten ſind, erinnerte mich hier lebhaft an den Königsſee bei Berchtesgaden, nur daß dort die ſenkrechten Berge noch höher ſind, und außer dem heitern Bartholomäusſchlößchen kein freundliches Haus einladend wirkt. St. Goar zur einen, St. Goarshauſen zur andern Seite, welchem letztern Orte die Katze über die Achſeln ſieht, und nach der Maus ſchielt, ſchon gewahrend, fahren wir aus der ſchauerlichen Felſenenge wieder in ein offenes und lachendes Gebiet. Die Wolkenmäntel, die ſich auf die Häupter und die Schultern der ſieben Jungfrauen gelegt hatten, blieben hinter uns, das ſtattliche Schloß Rheinfels zeigt in vortheilhafter Beleuchtung ſeine rieſige Trümmer, deren grandioſe Räume einen ungemein herrlichen Prachtbau errathen laſſen. Später hat es als Feſtung gedient, die eben ſo wacker vertheidigt, als mit Heftigkeit belagert und beſtürmt worden iſt. Wir dürfen unſere Blicke nicht allzulange auf dieſen mächtigen Ruinen weilen laſſen, denn ſchon zeigen ſich in einiger Entfernung die berühmten Brüderberge zu Liebenſtein und Sternberg, um deren hohen Reſte die Sage auch einen ihrer ewig grünen Kränze geſchlungen hat. Höchſt maleriſch liegen die trauernden Reſte dieſer Burgen auf ihren hohen Sitzen; ein herrlicher See ſcheint der Rhein den Fuß der Berge zu umſpielen, an deſſen Ende Bornhofen mit ſeiner ſtattlichen Kirche ruht. Jetzt, wenn wir in ihre Nähe kommen, wendet der Strom mit ſtarker Einbiegung zur Linken und wir gewahren das ernſte Boppart mit ſeiner doppeltgethürmten Kirche, welche im reinſten byzantiniſchen Styl erbauet iſt. Sie führt den Namen Ottosburg. Wieder, da wir auch an dieſen Ort unaufhaltſam vorüberfliegen, biegt der Strom nach rechts und von Weitem ſteigt die Marburg mit hohen Mauern empor. Iſt es doch, als wolle immer ſchöner und ſchöner der Strom ſich mit den tauſend Reizen ſeiner Ufer ſchmücken. Die unendliche Mannigfaltigkeit ſcheint unerſchöpflich, und es muß ein Göttergenuß ſein, in Frühlingstagen oder in den reichen Tagen des Herbſtes nicht auf dem Pfeil des Dampfſchiffes, ſondern am heitern Wanderſtab von Ort zu Ort, von Ruine zu Ruine zu ziehen, bald pilgernd, bald fahrend, bald im Schiff, oder im leichten Nachen, um die ganze Reizfülle dieſer gottgeſegneten Natur in ſich aufzunehmen. Mich überkam eine tiefe Wehmuth, daß ich jetzt ſo einſam genoß, mit einem verödeten Herzen, alles Schmuckes der Freude ſo bar, wie rings noch die Fluren und Felſen und Berge des Lenzſchmuckes, und die trübe Witterung, der wolkenüberflorte Himmel, die Regenſtreifen und Nebelſchauer paßten gut zu der getrübten Stimmung meines Innern. Doch die ſchlummernde Natur harrt des neuen Frühlings, darf ich nicht auch auf einen neuen Seelenlenz harren? Poeſie und Frühling ſind die Genien, die mit dem Flügelſchlag ihrer Zauberſchwingen erneutes Leben, erneutes Lieben wecken. Ich war ſo glücklich! —

Als Sänger drängt es mich zur Minne,
Und Minne trägt mich zum Geſang;
Zum Liede wird, was ich nur ſinne,
Zur Liebe wird mein Lebensgang.

O ſel'ges Loos, das zu beneiden,
Das ich erwählt, das mich beglückt.

Das lächelnd ſelbſt bei Weh und Leiden
Mir ſchöne Wunderblumen pflückt.

Denn Leiden ſind des Lebens Nächte,
Ein rauſchender Orakelhain;
Da walten heil'ge Göttermächte,
Und nur der Prieſter darf hinein.

Der Prieſter aber iſt die Treue,
Erhaben über Hohn und Spott,
Der allen Duldenden aufs Neue
Verkündet den verſöhnten Gott.

Vergebens ſuchten meine Augen bei Rhenſe den alten Königsſtuhl; wohl ſah ich die Stätte, wo er geſtanden, aber von ihm ſelbſt nichts mehr. Die Franzoſen haben im Revolutionskriege ihre Heldenkraft an dieſem, ſchon damals dem Verfall nahen, rohen Bauwerk aus deutſcher Vorzeit erprobt, und ihn ganz zerſtört. Wahrſcheinlich meinten ſie, weil ſie ihren König geſchlachtet, ſolle es auch keinen Königsſtuhl mehr geben; die armen Franzoſen! Ihr Königsſtuhl ſteht dennoch und kommt ihnen fort und fort theuer genug zu ſtehen.

Rhenſe gegenüber liegt Niederlahnſtein mit ſeiner ſchönen, auch byzantiniſchen St. Johanniskirche.

Nicht lange währt es, und wir müſſen unſre Blicke auf die hochgethürmte Bergruine Stolzenfels richten, die in düſterm Schweigen emporragt. Zur rechten vermählt ſich die Lahn mit dem Rhein, und die weit in den Strom vorſpringende Uferecke bei der Lahnmündung iſt kaum umſchifft, als die ſtattliche Feſtung Ehrenbreitſtein auf der einen, das ſchöne Coblenz auf der andern Seite uns entgegentreten. Dieſe Mauer und Wälle — für eine jahrtauſendlange Dauer ſcheinen ſie zu Trutz und Schutz als feſte Wehr aufgeführt, und doch wird auch Ehrenbreitſtein dereinſt das Loos fallen, als großartige Ruine, wie Rheinfels, das herrliche Stromthal zu zieren. Es wird eine Zeit kommen, in welcher die modernen Zwingburgen mit dem alten in die gleiche Reihe des Ueberflüſſigſeins treten.

Heftiger Regen trieb endlich mich vom Verdeck in die Kajüte, wo ſich jetzt die auch nicht ganz unerfreuliche Ausſicht auf einen guten Mittagstiſch darbot, der um ſo weniger zu verſchmähen war, als es ſtets nöthig erſcheinen will, auch bei den Genüſſen, die unſerm Geiſt durch Anſchauungen, Erinnerungen, Gefühlsregungen u. ſ. w. geboten werden, die materiellen Anforderungen unſers körperlichen Ichs zu befriedigen. Ich habe bisher noch kein Wort über das Dampfſchiff ſelbſt ſagen können, auf dem ich fuhr, und ich will und kann auch nur kurz darüber hinweggehen; die höchſte Reinlichkeit, Ordnung, Güte und wahrlich nicht übertheuere Preiſe der Speiſen und Getränke auf den Dampfſchiffen ſind nur zu loben. Das Leben auf dieſen Schiffen hat Johanna Schopenhauer in ihrer Reiſe nach Belgien und Holland mit ächt weiblichem Scharfblick und aller ihr ſo ſehr zu Gebote ſtehenden Gewandtheit der Schilderung beſchrieben. Die Geſellſchaft in der zweiten Kajüte war gut, doch bemerkte ich keine Individuen von beſonderm Intereſſe. Die dritte Kajüte war gemiſcht, wie gewöhnlich, dort durfte geraucht werden, weshalb ſich auch mehrere Männer aus der erſten in die zweite Kajüte zogen, um nach Herzensluſt zu qualmen. In der erſten Kajüte, die nur von ganz vornehmen Perſonen gewählt wird, ſaß ein unſichtbarer Prinz; unſichtbar, weil er ſich nicht ſehen ließ, ich glaube es war Don Miguel. Allzulange hielt ſich auch vor Coblenz unſer Schiff nicht auf. Noch einige Abſchiedblicke auf die freundliche, zum Theil elegante Stadt, und auf die Feſtung, auf deren Berg unſre modernen Giganten, wie die Alten den Pelion auf den Oſſa, einen ganzen Berg von Steinen gethürmt haben, — und ſchon haben wir die ganze Herrlichkeit hinter uns.

Der Gußregen hatte nachgelaſſen, der Himmel hellte ſich auf, die Sonne trat mit wärmendem Strahl hervor, und der Mittag war nicht ſo empfindlich kühl, wie der Vormittag geweſen war. Um ſo befriedigender für die Schauluſt. Doch mit den wildromantiſchen Partheien iſt es nun vorbei, die Gegend ebnet ſich mehr und mehr, eilend an vielen Inſeln und freundlichen Orten, die ich nicht alle herzählen möchte, tragen uns die raſchen Wellen, fördern uns die raſtloſen Räder vorbei, auch die Burgen werden ſeltner, deſto mehr zeigen ſich Kirchen und Kapellen, doch ſchaut auch manche alterthümliche Stadt, manche mächtige Ruine ernſt uns Vorübereilende an. So Andernach mit ſeinen ſtarken altgothiſchen Thürmen, Hammerſtein, Rheineck, Argenfels und viele andere. Die Landſchaft iſt nicht minder maleriſch, wie früher, verſchönt durch die herrlichen Kirchen, durch prangende Schlöſſer, Klöſter und Abteien, die zum Theil jetzt ganz andern Zwecken, wie früher, geweiht ſind. Höchſt merkwürdig ſind die Säulenbaſaltbrüche in der Nähe des Städtchens Unkel. Der Baſalt, dieſer wunderbare, feuergeborne und im Werden in regelmäßige Kryſtall-Formen erſtarrte Sohn der Elemente wird noch lange in ſofern ein Räthſel für die Geologen bleiben, als ſeine Entſtehung zu erklären, eine höchſt ſchwierige Aufgabe iſt. Wie? wenn in früher Urzeit, als die Erde noch ein über und über von Fluth umrauſchtes Chaos war, andere Himmelskörper, kleine, im Aether ſchwebende, dunkle Sterne, deren Kern und Maſſe die ſchöpferiſche Hand der Allmacht nach dieſen regelmäßigen Normen gebildet, ſich angezogen von der Erde, unter tobenden Elementenkämpfen, mit ihr vereinigt hätten? Die Baſaltſäulenbildung findet nichts in der irdiſchen Natur, was ſich mit ihr vergleichen ließe, auch der rohe Baſalt, jene Wacken, aus denen ganze hohe Berge, aber meiſt nur einzelne koniſche, beſtehen, iſt ein ureigenthümliches Geſtein. Die Kegelform der meiſten Baſaltberge könnte wohl die Idee bekräftigen, ſie als Acclomerate des Erdenkörpers vor der Zeit, in welcher er mit lebendem Weſen bevölkert wurde, anzunehmen, wohin auch die in den meiſten Fällen vorkommende Zertrümmerung zu deuten ſcheint. Wäre der Baſalt, wie man annimmt, ein vulkaniſches Produkt, alſo kryſtalliſirte Lava, ſo würden wir mehr als nur eine Fingals-Höhle haben, in welcher die Säulenwunder zum Erſtaunen hinreißen. Der Umſtand, daß Lavabildungen und Bimsſteine ſich auch unter den Baſalten finden, kann unmöglich einen Beweis für die Meinung abgeben, daß jeder Baſaltberg ein Vulkan geweſen, oder doch durch vulkaniſche Eruptionen emporgehoben worden ſey, denn wo bleibt denn dieſer Beweis da, wo auf ungeheuern Baſaltkuppen ſich von jenen Feuerbergſchlacken nicht eine Spur vorfindet? Daß bei den erſchütternden Geburtswehen der Natur jedes Element erregt und mächtig thätig war, iſt ohnehin begreiflich. Man nehme übrigens dieſe Anſicht nicht für eine Meinung, die ich zu verfechten geſonnen wäre.

Schon ragen von ferne die Bergeshäupter des Siebengebirges empor; zur Wolkenhöhe faſt der rieſige Drachenfels mit ſeiner Ruine gleichen Namens. Die Inſel mit dem ehemaligen Nonnenwörth ruht ganz friedlich, wie ein frommes Kind, im Strom. Nach den Fenſtern da drunten blickt die Ruine Rolandseck, nur ſchade, daß dieſe von weitem wie ein Galgen ausſieht, obgleich dieſer ihr Haupttheil aus einem noch wohl erhaltenen gothiſchen Bogen beſteht. Die ſchöne Sage von Ritter Roland und Hildegard oder Hildegund kennt jedermann. Schiller, ſo meinen manche, hat ſie in ſeinem Ritter Toggenburg verewigt, und nur mit Unrecht an einen andern Ort verlegt. Es iſt ſehr die Frage, ob Schiller dieſe rheiniſche Sage kannte, ob ſie der Gegenſtand ſeines Gedichtes war. Götzinger weiſ't nach, oder behauptet vielmehr, ohne es nachzuweiſen, es ſey eine tyroliſche Sage, die Schiller zum Vorwurf ſeines ſo ſchönes Gedichtes gemacht habe. Warum ſollte der Dichter beim Vorhandenſein eines ſo romantiſchen Heldennamens wie Roland, einen andern, weit weniger bekannten, gewählt haben? —

Das Siebengebirge liegt uns nun ganz nahe, und erweckt lebhaft den Wunſch, ſeine mäßigen Höhen erſteigen, ſeine gewiß romantiſchen Thalgründe durchirren zu können. Die Drachenfelsruine iſt eine Geſpielin der Blitze, ſo hochragend und ſchroff ſtand und ſteht kein andres rheiniſches Schloß. Hier war es, wo der Nibelungenheld Siegfried den Drachen tödtete und verbrannte, worauf er ſich mit dem Fette des Ungeheuers hörnte. Wie lieblich mag die Sommerluft in dieſem kleinen Waldgebirge wehen, wie traulich im Schatten ſeiner Thäler die Sage flüſtern! Uns treibt es weiter. Nahe dem Drachenfels liegt die Wolkenburg in der Wolkennähe, und der Domberg, ein ungeheurer Steinbruch. Dort war früher noch ein Berg, der nicht mehr an ſeiner Stelle iſt. Er iſt den Rhein hinunter gefahren, wer ihn ſehen und ſuchen will, muß nach Cöln gehn, dort wird er ihn finden.

Wir ſehen die vielbeſuchte Ruine Godesberg, und bald darauf das heitre Bonn, deſſen heiterſte Seite mir jedoch nicht gegen den Rhein zu gekehrt ſchien, vielmehr geben die hohen und unnöthigen Stadtmauern dem Aeußern des Ortes ein altväteriſch düſtres Anſehen. Ueberhaupt war die Ungunſt des Himmels daran Schuld, daß dieſe Schöne mir ihre Reize neidiſch verhüllte; ich fand die Straßen ſchmutzig und nirgends die gerühmte Anmuth der Stadt. Die Gegend iſt ein Paradies.

Wir kamen Nachmittags gegen 5 Uhr in Bonn an, und ich beſah an dieſem und am andern Tag einige der intereſſanten und viel beſchriebenen Merkwürdigkeiten, und unter ihnen zuerſt den Münſter. Seine Bauart iſt die ſpäter byzantiniſche. Er wurde, der Sage nach, von der Kreuzerfinderin Helena, Conſtantins des Großen Mutter, gegründet, doch weit ſpäter neu erbaut. Der Bauſtyl im Innern iſt bei vieler regelmäßigen Schönheit, nicht ganz byzantiniſch, vielmehr mit dem gothiſchen gemiſcht. Die geringen Glasmalereien ſind aus der Zeit, wo die Kunſt verfiel. Nächſt einem modernen Marmordenkmal der Stifterin, und einigen anderen mit Wappen und Allegorien aus der ſpätern Zeit, ſind auch noch einige mittelalterliche ſteinerne Epitaphien vorhanden. Das Univerſitätsgebäude, das ehemalige Kurfürſtliche Palais, iſt wirklich ſehenswerth, und nur wenige deutſche Univerſitäten werden dieſe Räumlichkeit verbunden mit freundlicher Ausſchmückung ohne Pracht, wie ſie dem Ernſt der Wiſſenſchaften ziemt, aufzuweiſen haben. Die Bibliothek, obgleich noch jung, ſteht im kräftigen Wachsthum, und hat in zwei großen Sälen und einem geräumigen Leſezimmer ein angemeſſenes, ſehr zweckmäßig eingerichtetes Lokal. In der Aula, einem nicht allzugroßen Salon, ſind drei wandhohe ſinnvoll allegoriſche Fresken fertig, welche die Theologie, Jurisprudenz und Philoſophie vorſtellen; die vierte Fakultät, die Medizin, iſt noch nicht begonnen. Dieſe Gemälde ſind mit Fleiß angelegt und ausgeführt, namentlich hat man ſich beſtrebt, viele der darauf vorgeſtellten hiſtoriſch denkwürdigen Männer aus den verſchiedenen Schulen durch Portraitähnlichkeit kenntlich zu machen, manchmal iſt dieſe auch mißglückt. Es iſt damit eine eigne Sache, und laufen zu viele Menſchlichkeiten mit unter; ſo ſah ich einſt in einer ſüddeutſchen Stadt ein durchaus allegoriſches Kirchenbild von einem übrigens äußerſt liebenswürdigen und achtungswerthen Künſtler, wo unten die Seligen und die Verdammten zu ſchauen waren, unter den erſten befand ſich der König von Baiern, und beſcheidentlich auch der Künſtler und ſein Bruder, unter den letztern aber Doktor Luther. Sancta Simplicitas lebt immer noch, eine wunderliche Heilige. Ich ſollte meinen, die neuere Kunſt müſſe die Allegorie verſchmähen, und ich weiß nicht, iſt es die Aſſonanz der Worte, oder die Zeit, in welche beide am meiſten fallen, ich kann nie an Allegorie denken, ohne auch an Allongeperücken denken zu müſſen. Vielleicht ſchwindet ſie dann, wenn einmal auch das ſtarrfeſtgehaltene Fakultätsweſen endet, und das Gebiet der Wiſſenſchaften durch keinerlei Mauer und Kordon mehr abgegrenzt wird.

Ein Spaziergang nach Poppelsdorf belohnte ſich mir köſtlich. Die Einrichtung des dortigen naturhiſtoriſchen Muſeums iſt höchſt bewunderungs- und achtungswerth, und außer dem Grottenzimmer nichts daſelbſt, was an die Zopfzeit erinnern könnte. Die Anordnung und Aufſtellung iſt ganz ausgezeichnet zu nennen, da ſteckt nichts in Käſten hinter Schloß und Riegel, alles ſteht und liegt in ſchöner Folge, in ſyſtematiſcher Ordnung dem Auge zur Schau offen in Schränken und auf Tafeltiſchen da, und darunter viel Seltnes und Koſtbares. Das reichhaltigſte Kabinet macht keinen angenehmen Eindruck, wenn der Raum, den es einnimmt, allzu beſchränkt iſt, und wenn die Seele des Ganzen, wenn Ordnung fehlt. Die Suiten der rheiniſchen Gebirgsarten in dem Grottenzimmer ſind ſehr belehrend, und die Modelle, welche das Berg- und Hüttenweſen in ſeinem ganzen Umfang vorbilden, nicht minder ſehenswerth. In dem Saal der Skelette und Indeſtinalien ſind auch Geweihe von ausgezeichneter Schönheit. Auch der flüchtige Beſchauer findet unter den ſchöngeordneten Conchylien, Moorgewächſen, Mollusken, Inſekten und Cruſtazeen manches Seltene; Fiſche und

Amphibien nehmen einen Saal für ſich ein, die Vögel desgleichen. Daß unter den Säugethieren ſich noch Lücken finden, darf nicht befremden. Ich ſah auf derſelben Reiſe das nicht minder anſehnliche Muſeum zu Brüſſel, allein ich gebe dem zu Bonn unbedenklich den Vorzug. Schon die erwähnten, mit Fleiß geſammelten Suiten rheiniſcher Mineralien zeichnen letzteres vortheilhaft aus.

So kurz mein Aufenthalt in Bonn war, ſo war er dennoch lang genug, um die Klage zu vernehmen, daß der dortige Geiſt nicht der beſte, auch Collegialität nicht die Cardinaltugend der Profeſſoren ſey, und daß viel myſtiſches und katholiziſirendes Unweſen dort ſpuke, deſſen Choragen nicht weit zu ſuchen ſind. Auch die Chronike ſcandaleuſe iſt in Bonn nicht unthätig, ſo berichtete ſie mir eine kurioſe Geſchichte von 31 kurz- und langhaarigen Perücken, ſo lächerlich und abgeſchmackt daß ich ſie nicht wiederholen mag. Vom Muſeum der rheiniſchen Alterthümer wurde mir geſagt, als ich den Wunſch äußerte, es zu ſehen, es ſey nicht der Mühe werth, hinzugehen; ein paar alte Steine, ein paar alte Töpfe, das ſey der ganze Schatz. Ich weiß aber ſchon, wie gering von manchen Perſonen das Alterthum und derartiger Sammlungen aus Unverſtand geſchätzt werden, und ließ Herrn Profeſſor W. Schlegel dennoch um eine Karte erſuchen, erhielt ſie, und fand jene Rederei unwahr. Das rheiniſche Antiquarium iſt in ſeiner Anlage ſowohl, was die Lokalität betrifft, als auch dem nach, was es enthält, ſchön und reich. Es war verdienſtlich, es anzulegen, da die Umgegend von Bonn wie das ganze Rheingebiet ſo auſſerordentlich viele römiſche Alterthümer darbieten, deren immer mehr aufgefunden werden, und diejenigen, die ſich der Alterthumswiſſenſchaft widmen wollen, hier durch Selbſtanſchauung mehr in einem Tage lernen können, als in einer Woche aus Büchern. Ein ſchöner Altar, der einſt in Bonn, dem alten Ara Ubiorum, auf dem römiſchen Platze über Baſaltſäulen ſtand, die Inſchrift „Deae victoriae Sacrum" trägt, und vielleicht jener Altar ſelbſt war, nach welchem man die Stadt nannte, ziert das Muſeum; nicht minder ein vortrefflich erhaltener beflügelter Kopf des Merkur, ein koloſſaler reſtaurirter Jupiterskopf, deſſen Haupthaar von antiker Bronze beſondre Aufmerkſamkeit verdient, wohlerhaltne Votivtafeln und vieles andre, auch einige Reliefs und Säulenkapitäler aus der ſpätern chriſtlichen Zeit. Die Sammlung der Vaſen, Urnen und Lampen iſt reichhaltig, auch von ſonſtigen Hausgeräthen der Römer viel, ſehr viel da und alles wohlgeordnet. Warum das Manchen nicht genügen will, ſehe ich wahrhaftig nicht ein; freilich giebt es reichere Muſeen, das kann jedoch für eine noch junge Anſtalt kein Vorwurf ſeyn. Ich mag die Niladmirari-Männer nicht, die da glauben, ſie vergeben ihrer Würde etwas, oder man würde ſie für weniger kenntnißreich und gebildet halten, wenn ſie über irgend ein Einzelnes oder Geſammtes eine menſchliche Freude und billige Anerkennung äußerten. Viel geſehen zu haben, iſt kein Verdienſt, es iſt kaum das eins, viel gelernt zu haben, denn alle dieſe Dinge hängen von Geburt, Erziehung, natürlichen Anlagen, und günſtigen Lebensverhältniſſen ab. Daher ſtört mich im Genuß das ſo oft vorkommende: Das iſt alles nichts gegen das in N. N. das habe ich dort und dort, viel ſchöner, viel reichhaltiger geſehen ꝛc. Man iſt am Ende recht übel daran, mit ſolch einem gelehrten Ungeheuer, dem nichts auf der Welt mehr neu iſt, und das Ungeheuer ſelbſt muß noch übler daran ſeyn. Auch kommt man in große Verlegenheit, wenn man aufgefordert und genöthigt iſt, einem Solchen ſelbſt etwas zu zeigen. W. Schlegel verdient für die Aufſtellung und Anordnung dieſes Muſeums allen Dank, und ich wünſchte ihm gerne dafür, daß frühere und vergeſſene Privatverhältniſſe von ihm, von Heine nicht ſo unbarmherzig und ſchonungslos aufgedeckt werden wären, wenn die Erzählung jener Scandala rückgängig zu machen wäre.

Während ich ſo die mich gerade intereſſirenden Merkwürdigkeiten Bonns ſah, machte mein Reiſegefährte andere Beſuche, und führte mich ſpäter bei der geſchätzten und berühmten Schriftſtellerin Frau Johanna Schopenhauer ein, die noch in ihrem Greiſenalter geiſtes- und lebensthätig iſt. Ihre Reiſeſchilderungen ſind ſo anziehend daß ſie noch lange als Muſter dienen können, und ihre durchdachten Kunſturtheile erſcheinen ſo anſpruchlos, daß immer der zartfühlende Genius der Frau hindurchblickt. Ich habe vor Kunſturtheilen und Urtheilern ſonſt eine heilige Scheu. Das ganze Weſen derſelben iſt ſehr oft eine anmaßliche Hohlrederei, entweder auf ſehr allgemeine, oder ſehr individuelle Anſichten baſirt, und auf eine Anzahl Phraſen reduzirbar, die der witzige Advokat in Detmold auf eine köſtliche Weiſe zum Beſten giebt. Doch fruchtet bei dem Volke der eingefleiſchten Kunſtkenner auch die geiſtreichſte Satyre nichts, und das ermüdende Geſchwätz von Farbentinten und Tönen, Wärme und Lichtern, Säften und Düften, ſpinnt ſich in die Unendlichkeit fort. Solch ein kunſtgeſchwätziger Kerl kann einem bei Betrachtung eines Gemäldes den ſchönſten Genuß verleiden, er ſtiehlt, ein

Farbenanatomiker, die Seele aus dem Himmel, um ſie zu zergliedern. Ich werde daher, ſo viel ich auch auf meiner Reiſe Bilder, und herrliche Bilder ſah, nur von ſehr wenigen reden, erſtlich, weil ich ein ächtes und rechtes Kunſturtheil fällen zu können, mir gar nicht anmaßen will, denn mir fehlt, wie ſo vielen, die dennoch urtheilen, die Kenntniß der Technik der Malerei, und zweitens weil Beſchreibungen von Bildern, wenn ſie nicht recht prägnant aus einer ſehr geübten Feder fließen, wie bei jener Dame, den Leſer langweilen müſſen, ſtatt ihn zu unterhalten. Zudem ſind die guten Bilder, die ich ſah, faſt alle ſchon beſchrieben, ſelbſt die der Expoſition in Paris lang und breit, wozu alſo das Papier mit Wiederholungen füllen? Es geht den Bildern wie den Büchern, dem einen gefällt, dem andern mißfällt das eine oder das andere, und jeder wird, befragt, triſſtige Gründe für ſein Urtheil auszuführen wiſſen.

Nachdem ich noch in Bonn die ſchätzbare Bekanntſchaft einer geiſtreichen Dame, Alterthumskennerin und Sammlerin, gemacht, die mir mehrere der in dortiger Gegend ausgegrabenen römiſchen Antikaglien zum Geſchenke machte, fuhr ich mit der Poſt, da mein Gefährte noch Geſchäfte in Bonn hatte, und am andern Tage erſt nachkam, allein nach Cöln. Ich überblickte noch mit Luſt die reizvolle Gegend, die in ſanfter Abendbeleuchtung lag, allmählich aber hüllten ſich dieſe Reize in den Schleier der Dämmerung, und die weite Fläche hörte auf, dem Auge angenehmen Ruhepunkte zu bieten. Dafür machte mir der gefällige Schirrmeiſter Spaß. Er war aus Mansfeld, und wollte, ich weiß nicht mehr, unter wie viel Kaiſern und Königen gedient haben; auch Gensd'arme war er geweſen, und gab manches Abentheuer zum Beſten; auch ſchien er die Tour zwiſchen Bonn und Cöln ſchon ſehr oft gemacht zu haben, denn er kannte, es kannte ihn jedermann.

In dieſer Gegend fangen ſchon die bequemen Blouſen an, die in ganz Belgien üblich ſind, leinwandne blaue Staubkittel, wie die thüringiſche Fuhrleute ſie tragen, die vielleicht dieſe Tracht aus den Niederlanden entlehnten. Auch die wohlhabendſten Leute bedienen ſich derſelben wenn ſie über Land fahren oder gehen, und jeder Blouſe, die vorüberging, ſprach mein Schirrmeiſter zu. Auf halbem Wege hielt die Poſt an. „Hier“ ſprach der Conducteur: „bekommt der Poſtillion ein Tröpfchen, und wir finden ein Speciälchen. Was unter dem Tröpfchen zu verſtehen ſey, konnte ich mir allenfalls denken, doch wurde meine Phantaſie von der Wirklichkeit überflügelt, denn ſolch ein großes Glas Branntwein, wie der Schwager verſchluckte, hätte ich nimmermehr ein Tröpfchen genannt; wer mäßig trinkt, begnügt ſich hier mit einem halben Tröpfchen, und hat auch daran genug. Nun war ich in der That auf das Speciälchen neugierig, entweder, dachte ich, iſt's ein kleiner luſtiger Freund, den der Vielgediente noch in den Wagen ſchmuggelt, oder ein ihm ganz ſpeciell vertraulich zugethanes Femininum. Weitgefehlt, das Speciälchen war ein Schöppchen Wein. Was es doch für ſonderbare Provinzialismen giebt! Später fand ich, daß man in ganz Cöln ein Glas Wein nicht anders fordert, und hatte mich dieſer Ausdruck anfangs befremdet, ſo fand ich ihn nachher ganz natürlich. Ein Alterthumsforſcher müßte ſich, ihn erklärend, alſo vernehmen laſſen: Sehen Sie, mein verehrter unwiſſender Freund und Fremdling, die alte Colonia Agrippina war eine von Römern erbaute und bewohnte Stadt, und vielleicht iſt Ihnen erinnerlich, daß die Römer lateiniſch zu ſprechen beliebten. Wenn ſie nun in eine Taberne kamen, und nicht gleich eine ganze Amphora voll Wein austrinken wollten, ſo pflegten ſie wohl, wie wir noch heut zu Tage zu thun pflegen, wenn wir nicht geſonnen ſind, eine ganze oder halbe Flaſche zu trinken, auch einen Schoppen zu ſtechen, wie wir Cölner thun, und forderten daher ein poculum speciale, einen einzelnen, beſondern Becher, ein apartes Maaß, welcher Sprachgebrauch noch bis heute üblich. Wenn Sie nun nicht ganz vernagelt ſind, werden Sie mich begriffen haben.

Unter des Conducteurs Unterhaltung ſchlief ich ein, und erwachte erſt, als wir zu Cöln einfuhren.

IV.

Cöln.

Ganz anders, als ich es fand, hatte bisher das alte „heilige Cöln“ in meiner Phantaſie gelebt. Grau in grau war das Bild, das ich mir entworfen, gemalt: ein Meer von uralten, ganz gothiſch-gebauten Häuſern mit Thürmchen und Erkern, auf dem majeſtätiſch noch dunkler, wie die Wellen, die es trugen, das heilige Dampfſchiff ſchwamm. Ich fand die Stadt weniger alterthümlich ausſehend, doch zwiſchen neuen Häuſern manches Haus von mittelalterlicher Bauart, die Kirchen ſind meiſt byzantiniſch oder gothiſch aufgeführt. Man wird nicht jederzeit an das Alter der Stadt erinnert; wenn einem dann plötzlich eine Mauer entgegentritt aus der Römerzeit, ein Thurm, den römiſche Baukunſt mit Moſaikzierrath ſchmückte, dann erblickt man den grauen Geiſt der Vergangenheit, und die Ehrwürde des Alterthums macht ſich wieder geltend. Zu den hohen

Häuſern mit hohen Fenſtern in den meiſten Straßen Cölns ſind letztere etwas eng, und daher ſchmutzig, weil Luft und Sonne ſie nicht ſchnell austrocknen können.

Bevor mein Freund und Begleiter ankam, beſuchte ich einige Antiquare, deren es in Cöln viele giebt, es iſt ihnen aber beinahe nichts abzukaufen, wenn man nicht mit engliſchen Geldſäcken kommt. Die Engländer, die hier äußerſt häufig zuſprechen und durchreiſen, verderben die Preiſe. Die Herren Spener und Haberle haben unter ihren Verräthen manches Gute und Seltne, allein ihre Forderungen erſchienen mir allzuwillkührlich, und nicht nach den auch für Gegenſtände ihres Handels üblichen Normen angenommen, wie wir ſie z. B. in den Kunſtkatalogen des Herrn R. Weigel in Leipzig finden. Bei Herrn Scheibner-Ritzgen fand ich eine ungeheure Menge von Alterthümern, römiſchen und deutſchen, nicht minder japaniſchen und chineſiſchen, aufgehäuft Hier waren mehr Tongefäße zuſammen, wie im rheiniſchen Muſeum zu Bonn; Antikaglien aller Art, Münzen, Brakteaten, Soliden, Glasmalereien, Holzſchnitzereien, Pergamentmanuſcripte mit köſtlichen Miniaturen ꝛc. aber wie geſagt, die Forderungen meiſt weit über den herkömmlichen Werth, der bei Gegenſtänden dieſer Art ohnedies immer imaginär iſt. Jedem aber, der kaufen will, und eher kaufen kann, als ich, will ich das Antiquitätenlager des genannten Herrn ſeiner Reichhaltigkeit wegen, empfohlen haben. Es iſt in frühern Zeiten mit manchen litterariſchen Schätzen Cölns, wie ich mit Verwunderung hörte, auf eine unverantwortliche und gottloſe Weiſe verfahren worden. Man hat die Ueberfülle der in den verſchiedenen reichen Kloſterbibliotheken vorhandnen Pergamentmanuſcripte, große Miſſalen, Antiphonalen, Breviarien, Pſalmen, Bibeln ꝛc. die meiſtens mit den köſtlichſten Malereien, mit den künſtlichſten Gold- und Farbenverzierungen ausgeſchmückt waren, verkauft, verſchleudert, zerſchnitten, man hat aus Werken, von denen manches Einzelne den Fleiß eines ganzen Menſchenalters in Anſpruch nahm, incredibile dictu, Leim geſotten. Nur weniges hat die Sammelluſt einzelner Privaten dem Verderben entriſſen. Dieſe Sammelluſt iſt in Cöln häufig, und iſt gut und ſchädlich zugleich. Gut, indem ſie manches dem Untergang entreißt, erhält und ſichert, ſchädlich indem ſie häufig manch Ganzes zerſtört und zerſtückt, um die Theile aufzubewahren, die gerade vorzugsweiſe den einzelnen Sammler intereſſiren, z. B. Miniaturen, Holzſchnitte, u. dergl., die von unverſtändigen Alterthumsliebhabern oft unbarmherzig aus Büchern geſchnitten werden. Ein Buchbinder in Cöln, der auch mit alten Büchern handelte, war ſo gefällig, als ich bei ihm nach ähnlichen Sachen fragte, mich zu einem Beamten zu führen, welcher aus Liebhaberei eine Sammlung von Pergamentminiaturen aus allen Zeiten zuſammengebracht hat, die mich erſtaunen machten. Wahre Prachtbilder, mit einem Fleiß gemalt, und in einer Farbenfülle und einer Lieblichkeit prangend, die alles, was ich noch bisher in dieſer Art Malerei geſehen, hinter ſich ließ. Und alle dieſe ſchönen und ſchätzbaren Kunſtarten ſind aus koſtbaren Manuſcripten von Pergament geſchnitten, das man entweder zu feinem Leim verſott, oder ſtatt der Blaſe brauchte, die Eau de Colognegläſer luftdicht zu verwahren. Was iſt dieſer Vandaliſmus gegen die Barbarei des Mittelalters. Wie manches unſchätzbare Werk, wie manches einzige Gedicht mag auf dieſe leichtſinnige Weiſe verloren gegangen ſeyn! —

Ich ging auf die Rheinbrücke bis nach Deutz hinüber, gab willig meinen Brückenzoll und vertiefte mich in Anſchaun der zahlreichen Schiffe, die bei Cöln vor Anker lagen, des majeſtätiſchen Stroms, und des rieſigen Halbmondes der uralten Stadt, die ihre Arme um den Strom ſchlingt, und ihn freundlich an ihrem Buſen ruhen läßt. Wo ſind die Wogen hin, die nun ſeit Jahrtauſenden der Rhein zum Ocean trug, wohin die Schiffe, und alle die Pilger aus allen Landen, die nach der heiligen Stadt Deutſchlands wallfahrten gingen?

Es war lebhaſt genug auf der Brücke, am Thor, auf dem Schiffladeplatz, aber was war das alles gegen jene mächtige Zeit! Cöln hat große Erinnerungen.

Auf dem Paradeplatz Neumarkt, hörte ich die treffliche Muſik des achtundzwanzigſten K. Pr. Linienregiments; die frohen rauſchenden Klänge ſtimmten mich heiter, ja ſie regten mich auf. Es iſt doch etwas herrliches um ſchöne Muſik, ſie iſt eine Weltſprache, die man nicht zu ſprechen braucht und doch verſteht, die man nicht, in artiſtiſchem Sinn, zu verſtehen braucht, und doch tief in die Seele hinein fühlt. Daß die Alten die Engel ſo häufig muſicirend bildeten, belächeln wir, wenn es uns auf Bildern oder an Sculpturen begegnet, und dennoch liegt dem die poetiſche Idee zum Grunde, daß Muſik die Sprache der Himmliſchen ſey. Ich begreiſe die Tapferkeit der Krieger, die getragen von dem rauſchenden Marſchtakt, ſich durch Schwerterblitze, Kugelregen und Kanonendonner dem Tod entgegen ſtürzen, ich begreiſe den Siegerjubel, wenn das Te Deum zum Himmel aufjauchzt. In der Muſik ruht immer noch die Zauberkraft, die aus Orpheus Leyer tönte. Nächſtens werde ich einen biographiſchen Roman ſchreiben, Fahrten eines Muſikanten, dann wollen wir, Du, lieber Leſer, und ich, dieſes Thema weiter variiren!

Einen ſehr ſchönen Anblick gewährt an dem Neumarkt die Kirche zu den Apoſteln, im byzantiniſchen Bauſtyl. An einer noch römiſchen Mauer, welche dieſen Anblick zum Theil hemmte, und überdies mit einem modernen Luſthäuschen geziert war, wurde ſo eben abgetragen. —

Es war Mittag, ich fand im Kaiſerlichen Hof, wo ich logirte, meinen indeß nachgekommenen Reiſegefährten, und einen guten Tiſch, nach welchem wir nun gemeinſchaftliche Ausflüge machten. Zuerſt in die berühmte Wallraffſche Sammlung. Sie iſt bekannt und beſchrieben genug, daher ich nur Einzelnes erwähnen will. Man findet in ihr Bilder aus allen Schulen, darunter ſehr anziehende, ſehr wohlerhaltene. Ein Pfeifer und ein Trommler, von Albrecht Dürer, auf einem Stück, ſind voller Wahrheit und Leben. Höchſt originell iſt ein jüngſtes Gericht von Mechter, auf dem eine Menge groteſker Teufelsgeſtalten ſtark an Callots Blatt „die Verſuchung des h. Antonius“ erinnern, und in grasgrünen Eidechſenfarben ſpielen. Einen unheimlichen Eindruck macht ein Spanier, der mit einem Feuerblick nach dem Beſchauer mit der Flinte zielt, von der man nichts ſieht als das Schloß und die drohende Mündung. Dieſes Bild iſt mit vieler Kunſt gemalt, in jeden Winkel des Zimmers verfolgt einen der unheimliche zielende

Schütze. So ſteht der Tod und zielt uns beſtändig nach dem Leben. Qui vive? ruft immerdar dieſer gefährliche Wachtpoſten, und wenn uns die Parole entfallen, iſt's um uns gethan. Recht ſpaßhaft iſt ein niederländiſches Katzenkonzert, anzuſehen. Mehre Kater ſingen kläglich einen in Noten geſetzten Kanon: De Katers sollen de Katten huylen! Maun, maun! Wenn jemand Luſt dazu hat, mag er dieſen Kanon componiren.

In den Zimmern der Wallraffſchen Gemäldegallerie befinden ſich auch noch mehre intereſſante alte Möbeln, Tiſche, Stühle und Schränke, nebſt einer großen Menge mittelalterlicher Trinkkrüge und Gefäße, mit mannigfacher Zierrath. Jetzt hält es ſchwer, derartige Geräthe in ſolcher Anzahl zuſammen zu bringen.

In dem Kabinet der Antiken ſind Stücke von ausgezeichneter Schönheit, namentlich eine Jupiterbüſte, eine Merkurbüſte und mehre Imperatoren. Vor allen aber ausgezeichnet und von grauenhafter Schönheit iſt der Kopf einer koloſſalen Meduſa, der einem beim Eintritt, von der gegenüberſtehenden Wand entgegenſtarrt. Ein furchtbarernſtes Bild. Einer geiſtreichen Dame, die uns in die Sammlung begleitete, und deren Verbindung wir den Genuß verdankten, dieſelbe zu ſehen, da ſie ſonſt nicht zu jeder Zeit gezeigt wird, verſprach ich ein Gedicht auf dieſe herrliche Meduſa. Hier iſt es, obwohl es ſonſt nicht meine Gewohnheit und Weiſe iſt, über das zu ſingen und zu reden, was mich am tiefſten ergreift.

Die Meduſa in der Wallraff'ſchen Sammlung zu Cöln.

Du Haupt voll tiefen Grimmes,
Du ſtarres Haupt von Stein,
Wie kündeſt du ſo Schlimmes,
Tritt einer zu Dir ein.

Der nicht zu Stein geworden
Vor Deiner Allgewalt,
Dich durfte Perſeus morden
Du herrliche Geſtalt?

Du Haupt voll Götterhoheit
Wo ſchliefſt Du tief verſteckt?
Verworfen von der Rohheit
Und hoch vom Schutt bedeckt?

So lagſt Du ſtill begraben,
Bis unter Trümmern mehr
Sie Dich gefunden haben
Du Antlitz ſtolz und hehr.

Schien nicht die Welt verkleinert
Die einſt ſo groß, ſo weit?
Und hat nicht Dich verſteinert
Der ſtrenge Blick der Zeit?

Noch immer zeugt ſie Meduſen,
Oft reizend wunderbar:
Sie tragen Nattern im Buſen,
Und nicht, gleich Dir, im Haar. —

Aus dem Zimmer der Büſten traten, wir in das, welches die eigentlichen Antikaglien enthält. Welch eine Fülle des Reichthums! Hier Einzelnes beſchreiben zu wollen, wäre allzuvermeſſen. Mit welchem Fleiß, Aufwand, Eifer, und Glück iſt hier geſammelt worden! denn Glück muß Anlagen von Sammlungen ſolcher Art begünſtigen. Die Zeiten, wo ein Privatmann ſo viel zuſammenbringen konnte, kehren nicht wieder, und wir wollen auch nicht wünſchen, daß ſie wiederkehren, denn ſie waren von Zerſtörung, Zertrümmerung, Raub und Plünderung begleitet, und für Spottgeld wurde oft das Werthvollſte erworben. Wir haben oben ein Beiſpiel an den Büchern. Dieſe Sammlung iſt bunt, aus der Römerzeit wie aus dem Mittelalter; orientaliſches und byzantiniſches iſt hier zu finden. Herrliche Cameen und Gemmen, Ringe aller Art, Schrifttafeln mit dem Griffel in ſchwarzes Wachs geſchrieben, Geräthe, Lampen, Trinkgefäße, Elfenbeinarbeiten, Bernſteinſachen, Crucifixe, u. ſ. w. das Zimmer könnte für die Menge der hier aufgehäuften antiquariſchen Schätze noch dreimal ſo groß ſeyn. Nachdem wir hier uns ſatt geſehen, wurden wir in ein Zimmer geführt, das eine mäßige Harniſch- und Waffenſammlung enthielt; in dieſem Zimmer überraſchte und erfreute mich etwas, was ich hier nicht zu finden erwartet, und was mich, trotz meiner Vorliebe für alte Waffen und Rüſtungen, dieſesmal mehr anzog, als jene. Es war das vielbeſprochene Bild von Bendemann: „An den Waſſern zu Babel ſaßen wir, und weinten, wenn wir an Zion dachten. Unſre Harfen hingen wir an die Weiden,“ welches Bild man kurzweg „Trauernde Juden, oder gefangene Juden in Babylon“ nennt. Es iſt ein ſchönes tiefergreifendes Bild, voll kummervollen Ernſtes. In den Geſichtern der kleinen Gruppe, die ein Greis, ſeine Tochter und zwei Enkelinnen bilden, ruht der ganze große Schmerz eines in den Staub getretenen Volks. Die Harfe ihrer Freude hat allen Klang verloren, und es iſt, als hörte man die leiſe Klage: Daſelbſt hießen uns ſingen, die uns gefangen hielten, und in unſerm Heulen fröhlich ſeyn. Lieber, ſinget uns ein Lied von Zion. Das Bild iſt eine gemalte Nenie. —

Am Abend beſuchte ich das Theater. Wäre ich nur zwei Abende früher da geweſen, ſo hätte ich Herrn Jerrmann auspfeifen hören. Jedermann erzählte noch davon, die Gebildeten mit Unwillen. Es ſoll ein derber Spektakel geweſen ſeyn, ein Franzoſe, der ſich im Publikum erhob, zu ihm zu Jermanns Gunſten zu ſprechen, wurde auf der Stelle hinaustransportirt. Binde nur einer mit einem aufgeregten Publikum an. Herr Jermann hat die Cölner in einer geiſtvollen Broſchüre befehdet, und die Anläſſe zu dieſen Theaterſcandalen aufgetiſcht und aufgedeckt, nun mögen ſich die Cölner wehren. Das Haus iſt im Aeuſſern und Innern ſchön gebaut, liegt aber unangenehm verſteckt in einer engen Straße. Wenn die Häuſerreihe, die es von dem Platz trennt, auf dem das Juſtizgebäude ſteht, weggeräumt werden könnte, denn das Frontiſpitz des Theaters guckt über ihre Dächer, ſo würde es einen ſchönen Anblick gewähren, und der ganze Platz gewinnen.

Man gab den „Muſikus von Augsburg,“ von Bauernfeld, und das Stück fiel mit großem Eclat durch. Ein ſolch anhaltendes und lautes Pfeifen hatte ich lange nicht gehört. Es mochte wohl daher kommen, daß das Publikum noch vom vorigenmal gereizt war. Die meiſten der Schauſpieler thaten ihre Schuldigkeit, aber das zum erſtenmal dort gegebene Stück leidet an argen Längen, und wird anderorts auch nicht befriedigen.

Am andern Morgen durchfuhren und durchwanderten wir Cöln, und wandten uns zunächſt der Peterskirche zu, in der ſich das oft beſprochene und berühmte Bild, die Kreuzigung des heil. Petrus, von Rubens, deſſen Geburtsſtadt zu ſeyn Cöln ſich die Ehre zueignet, befindet. Ich habe nicht über dieſes Bild in Begeiſterung gerathen können, denn es iſt graß, und indem es auf dieſe Weiſe erſchütternd wirkt, bringt es keine äſthetiſch befriedigende Wirkung hervor. Sein Gegenſtand, wie ſein Anblick, peinigt. Daß das ächte Bild auf einer umdrehbaren Altartafel befeſtigt iſt, auf deren Gegenſeite eine gute Kopie deſſelben gezeigt wird, die für gewöhnlich ſichtbar iſt, und daß dieſe Kopie ſtatt des als Raub nach Paris geſchleppten Originals eine Zeitlang dienen mußte, iſt bekannt.

Der Bau der Peterskirche iſt in allen Verhältniſſen rein und edel, die würdevolle Einfachheit der gothiſchen Formen erfreut und erhebt. Die Glasmalereien ſind von vollendeter Schönheit, und wie es ſcheint, älter als die Kirche ſelbſt, welche erſt am Beginn des ſechzehnten Jahrhunderts an die Stelle eines ältern und verfallenden Gotteshauſes trat.

Von da wandten wir uns zur St. Gereonskirche, die mit ihrer einfach ſchönen Vorhalle, dem hohen zehneckigen Kuppelthurm, und den beiden andern ſpäter erbauten Thürmen am Ende des Schiffs ein impoſantes Aeuſſere zeigt. Nie in meinem ganzen Leben aber hat ein Kircheninneres einen ſo wunderbaren Eindruck auf mich gemacht, wie das zu St. Gereon. Aus der hellen, mit römiſchen Alterthümern, hauptſächlich Denkſteinen, verzierten Vorhalle traten wir in das mit mächtigen, ſeltſam gewundenen Säulen gezierte Gotteshaus; es war voll von Andächtigen. Die überreichen Verzierungen erſchienen mir, ich kann keinen andern Ausdruck dafür finden, phantaſtiſch, ich ſah eine ſo ſeltſame Miſchung wunderbarer Ornamente, daß ich gar nicht in einer chriſtlichen Kirche zu ſeyn glaubte, ſondern in einer mauriſchen Moſchee, und dann erinnerten wieder die zwiſchen goldnen Arabesken übereinander gereihten Schädel der Martyrer, St. Gereons, St. Georgs und ihrer 678 Soldaten, die unter Maximilian und Diocletian in Cöln dienten, und ſich weigerten, dem Chriſtenthum zu entſagen, und deshalb ermordet wurden, — lebhaft an jene altmexikaniſchen Götzentempel, die mit den Schädelreihen der Geopferten prangten. Aus der eigentlichen Kirche ſtieg man auf vielen Stufen zum Chor hinauf, wo zu beiden Seiten die Martyrerſchädel hängen, und zu beiden Seiten waren grünende Orangen-, Lorbeer-, Granat- und Oleanderbäume aufgeſtellt, ein Garten in der Kirche. Feierlich erklang die Orgel, ſüßer Weihrauch durchwallte das Gotteshaus; ich wurde durch alles das in eine Stimmung verſetzt, die ich nicht beſchreiben kann. Nie fühlte ich ſo lebhaft als hier den Eindruck, den der katholiſche Cult und der Kirchenprunk deſſelden auf die Sinne zu machen im Stande iſt, und wie leicht es iſt, ſolche Erregbare, die gern in frommen und myſtiſchreligiöſen Gefühlen ſchwelgen, dadurch zu reizen und zu gewinnen. Eine tiefe Rührung und Wehmuth nahm übermannend all mein Denken gefangen, und der gewaltſam niedergerungene Schmerz meines Lebens bäumte ſich gegen mein Herz, wie der Drache Georgs gegen ſeinen Sieger. Ich hatte Mühe, meinem Begleiter die Zeugen meiner Schwäche zu verbergen, die ſich mir in die Augen drängten, und meine Blicke ganz umflorten. — Wir beſahen die Sakriſtei mit ihren herrlichen brennenden Glasmalereien, und ſtiegen dann hinunter in die Krypta; ich betrat ſchweigend und ernſt das Haus der Gräber. Uralte römiſche Moſaiken liegen da am Boden düſtrer Kapellen, Steine, auf die vielleicht das Blut der treugläubigen Martyrer floß. Am Ende ſteht ein bildwerkgeſchmückter Altar, und auch hier unten längs dem Gang waren wieder künſtliche Blumenbette, ſtanden Treibhauspflanzen, grünende Myrthen und Eriken, bereit gehalten für feſtlichen Tempelſchmuck an heiligen Weihetagen. Unten am Ende ruht, wie der Todtenkopf am Fuß der Cruzifixe, der Steinſarkophag St. Gereons. Als ich nun ſo ſinnend, tiefernſt und tiefergriffen an dem Marmorſarge ſtand, drangen bis in dieſe Grabestiefe die Klänge der Orgel. Aber wie? Hörte ich auch recht, oder hatte der überſpannende Eindruck droben und hier unten ganz meine Sinne verwirrt? Es klang nichts weniger als feierlich, vielmehr recht luſtig herab zu Gereons Sarg und mir, ein oft gehörter franzöſiſcher Militairmarſch, heiter und anregend wie die revolutionaire Pariſienne. Ich konnte mir dieſes Räthſel nicht erklären, ſtieg raſch hinauf, allein es war wie es war, der Organiſt ſpielte ganz vortrefflich; die Leute gingen auch ſehr vergnügt aus der Kirche, Mägdlein und Knaben paarweiſe, und manchem unſchuldigen Kinde hob der luſtige Takt den Fuß, wie zum Tanz. Ich mußte recht herzlich über das alles, auch über mich und meine feierliche Stimmung von vorhin, lachen. Doch werde ich die Kirche zu St. Gereon mit ihrem orientaliſchen Typus nie vergeſſen.

Von da aus wandten wir uns zu der Kirche Maria zum oder im Kapitol. Dies iſt vielleicht der ſchönſte rein byzantiniſche Bau in ganz Deutſchland. Das alte Kapitel, von dem jetzt außer Fundamentalmauern wohl keine Spur mehr erſichtlich iſt, wurde von Plectrudis, der verſtoßenen Gemahlin des fränkiſchen Major Domus, Pipin von Heriſtal, in ein Jungfrauenſtift umgewandelt. Noch iſt das altergraue Steinbild der Stifterin an der äußern Oſtſeite des Chors zu ſchauen, wie im

Innern deren erneuertes Denkmal. Nach den allmählichen Verheerungen, welche die alte Zeit, und nach den ſtürmiſchen, welche die kirchenräuberiſche und kirchenſchänderiſche Franzoſenherrſchaft in dieſer Kirche angerichtet haben, hat Maria im Kapitol ſehr verſtändig angeordnete und zweckmäßige Verſchönerungen unter der Leitung des Herrn Kirchenmeiſters Dr. Noel erhalten. Uralte Nonnenſarkophage mit höchſt einfacher Verzierung oder Zeichnung, zum Theil in Moſaikarbeit, wurden aufrecht in und an einer Vorhalle unter dem Chor angebracht, ebenſo oben am Chor eine Ueberfülle früher halbzerſtörter plaſtiſcher Bildwerke reſtaurirt wieder aufgeſtellt, und ebenſo die Monumente der Plectrudis und der erſten Aebtiſſin des von ihr begründeten Benedictinernonnenſtifts, Ida, im edeln modernen Styl wieder einander gegenüber errichtet. Einzelne Fenſter haben noch ſehr ſchöne alte Glasmalerei, der auf andern, die ſie entbehrten, zu Hülfe zu kommen, die verſtändigen Reſtauratoren ſich dennoch eines nicht zu billigenden Mißgriffs ſchuldig gemacht haben, nämlich des, die ächte Glasmalerei durch ſchnöde Firnißfarben erſetzen zu wollen. Der Grund, dadurch Harmonie in das Ganze zu bringen, iſt ſo wenig haltbar, wie der, dadurch eine freundliche Täuſchung zu bewirken, und den alterthümlichen Bau durch die bunten Scheiben jene erhebende und myſteriöſe Färbung zu verleihen, die ſo begeiſternd und andachterweckend iſt. Ich kann dieſes Anmalen der Kirchenfenſter nur für eine jämmerliche Profanirung halten; es ſieht zu abſcheulich aus, und wenn es ja neu einige Zeitlang beſtechend blendet, ſo ſind wenige Jahre hinreichend, die Mineralfarben zu zerſetzen, ſie verſchießen, die Sonnenhitze blättert den Firniß ab, der Regen wäſcht ihn ab, und die Fenſter bieten einen bedauernswerthen Anblick dar. So hat Pereira in Erfurt den Dom verunſtaltet, und durch Ausnehmen manches noch guten ächten Fenſters unverantwortlichen Schaden angerichtet. Ich war damals dort, die Fenſter lagen, eine Menge ſchöner bizantiniſcher Bilder ſtanden auſſen auf den Vorſälen des Gaſthauſes zum Thüringer Hof, nahe dem Dom, und ich möchte nicht zu erſetzen haben, was damals verdorben, zerbrochen und verſchleppt worden iſt. Ich habe auch damals eine neu bemalte Scheibe zum Andenken mitgenommen, zum Vergleich mit ächten Scheiben, und man kann nur erſtaunen über die Befangenheit, die ſolches unkünſtleriſches Treiben, wie Pereira's Fenſtermalen und Bildreſtauriren an einem ſo ehrwürdigen Gebäude, wie der Erfurter Dom, war, nicht nur dulden, ſondern auch theuer honoriren konnte.

Eben ſo ſchädlich hat ſich in Nürnberg an einigen

Kirchen die Firnißfenſtermalerei bewieſen, und zu gar luſtigen und lächerlichen Auftritten und Hiſtörchen Anlaß gegeben, die ich hier nicht weiter erörtern will. Es muß aber den Unbefangenen höchlich befremden, wie Männer von manchem Talent und guter Bildung, die auf den Namen Künſtler Anſpruch machen, ſich von einer Liebhaberei alſo hinreißen laſſen können, ſolche Fenſtermalerei nicht nur gut zu heißen, ſondern ſogar ſchön zu finden, und — für gut, ächt und haltbar auszugeben. In einer Seitenkapelle der Kirche ſind noch uralte wohlerhaltene Fresken, auch wird ein ſchönes Bild von Albrecht Dürer gezeigt. Höchſt intereſſant ſind die äußerſt wohlerhaltenen und kunſtreichen Schnitzereien an den Chorſtühlen. Nirgend mehr als an dieſen übte in der alten Zeit die Laune der Künſtler ihr oft phantaſtiſches, oft ſymboliſches und bedeutſames Spiel, wie man faſt in allen byzantiniſchen und gothiſchen Kirchenbauten findet. Hier iſt ein offnes Feld für die, welche faſt allenthalben Spuren templeriſcher und gnoſtiſcher Myſterien ſuchen und finden. Drachen, Affen, Teufel, Löwen und andere Thiergeſtalten ſind häufig angebracht, ein Mönch geiſelt eine nackte Nonne, der Baphomet verſchlingt den Templer, u. ſ. w. Man weiß nicht, ob man es der Sitteneinfalt, oder der fauniſch lüſternen Verdorbenheit der alten Chorherrn zurechnen ſoll, daß ſie an ihren Stühlen im Gotteshaus ſehr oft lascive und obſcöne Bildnerei duldeten, könnte aber doch leicht verſucht ſeyn, dieſe Duldung in der letztern begründet, anzunehmen. Aus ganz alter Zeit herſtammend iſt auch noch in Maria im Kapitol ein ſchwarzes, faſt ſceletartiges Kruzifix, vielleicht das älteſte in Cöln. —

St. Urſula ſahen wir nicht; die Schädel und Knochen dieſer Heiligen und ihrer eilftauſend Jungfrauen, die aber nach glaubhaften Zeugniſſen eines Anatomikers, der, weil er die Wahrheit ſagte, aus der Stadt gewieſen wurde, nicht lauter Jungfrauenknochen ſind, unter denen ſich vielmehr auch einige Hundeknöchlein befinden, — ſind gleich denen der Martyrer in St. Gereon, in Glaskäſten mit mancherlei Zierrath eingeſchloſſen, und erfüllen faſt den ganzen innern Raum der ſchönen gothiſchen Kirche; ich wollte aber nicht noch einmal an den mexikaniſchen Huitzilopochtli erinnert ſeyn. Um alle Merkwürdigkeiten Cölns zu ſehen, bedarf es eines langen Aufenthaltes und mannigfacher Wanderungen. Wir ſahen noch das ganz im griechiſchen Styl aufgeführte Rathhaus, und das Haus Gürzenich, mit ſeinem großen Saal, wo die heiterſte Feſtluſt zur Carnevalzeit ihren Sitz aufſchlägt und ihre Harlekinspratſche ſchwingt. Der ganze Saal iſt mit heiteren Bildern dekorirt, die Pfeiler die ihn ſtützen, ſind wie rieſige Champagnergläſer geſtaltet, aus deren überquellendem Schaum oben an der Decke eine Fülle abentheuerlicher Figuren tritt. Humor und Satyre auf Zeit und Leben machen ſich da in mancher tollen Karrikatur geltend, und bezeugen den phantaſievollen und kecken Sinn der Maler. Hier mit Kunſtkennereien eintreten und richten zu wollen, wäre lächerlich. Wir verlaſſen den Thronſaal der vanitatum vanitas, und wenden uns nach dem Erhabenſten, was Cöln, was Deutſchland bietet, denn wo wäre noch ein Bauwerk von ſolcher Rieſenhaftigkeit troß der Unvollendung, wie der Cölner Dom?

Ich kann Dich nicht beſchreiben, Du unbeſchreibliches Wunder. Ein Zwerg tret ich in Deine Rieſenhallen, in den Wald Deiner Säulen, und verliere mich ſelbſt darin.

Wohin zuerſt blicken und mit durſtigen Augen die Strahlen Deiner erhabenen Schönheit trinken? Zur rechten und zur linken glühen Deine hohen Fenſter mit tauſendfarbigen Flammen wie ewige Feuer.

Welch Geräuſch, welch Getöſe in dieſem weiten Tempelraum, darin ich nichts zu finden glaubte, als die tiefſchwelgende Ruhe Deiner Größe, und eine Trauer, wie ſie das Coloſſeum umſchattet? Es hämmert und pocht und meiſelt überlaut, drüben jenſeit dieſer Bretterwand, die Dein langes Schiff in zwei Hälften theilt.

Siehe, da trete ich wie in ein vergangenes Jahrhundert. Ich ſehe eine ganze große Schaar fleißiger Steinmetzen; ſo iſt wohl hier eine Bauhütte? Wüßte ich nur gleich den rechten Begrüßungsſpruch. Gott grüß' euch, Meiſter und Geſellen! Iſt Reinhold von Montalban noch unter euch? Es verſteht mich keiner, jeder wartet ſeiner Arbeit. Sie ſehen auf ihre Schablonen, ſie hauen ſchönverzierte Kragſteine aus, cannelirte Pfeiler, rieſige Bogenſtücke mit kunſtvoll durchbrochener Arbeit. Sie bauen fromm an dem Kölner Dom.

Dieſe neue Kunſt und dieſe neue Sculptur, wie ſchön und achtungswerth iſt ſie! Sie ſteht nicht etwa der alten nach, wie manche meinen, ſondern wenn ſie ſie nicht im Einzelnen übertrifft, ſtellt ſie ſich ihr doch würdig zur Seite.

So haut und baut nur immer frohen Muthes fort, ihr Meiſter und Geſellen! Wenn ihr auch nicht erlebt die Vollendung des Doms, wie wir alle nicht, ſo habt ihr doch das Eure redlich gethan. Auch der Baum des Lebens ſtreckt ſeine Zweige in die Unendlichkeit aus, wir ſeine Blätter, leben und regen uns, flüſtern und rauſchen, vom Frühlingsſäuſeln, vom Sturm bewegt, und endlich fallen wir ab. Du biſt ein Bild von Deutſchland, Kölner Dom! So groß und ernſt, und ach, ſo unvollendet, in ſich kein Ganzes, iſt unſer herrliches Vaterland. Doch nur Vertrauen! Auch an ihm, wie an Dir, bauen redliche und fleißige Meiſter und Geſellen. Mögen ſich immer offne Hände finden, dieſen heiligen Dombau zu fördern!

Sinnend durchwandle ich das lange Rieſenſchiff, kaum daß mein Auge loskommen kann von der Farbenpracht der mit unendlicher Mühe gereinigten Fenſter der rechten Seite. Die Jahrhunderte oxydiren allmählig jene auf die äußere Seite eingebrannte Pigmente, wodurch ſie dunkler werden, manche ſich ganz verwandeln. Vorſichtiges, langſames Abſchaben des Oxyds läßt die Scheiben wieder im vollen Zauberglanze leuchten. Sie haben wie freudige Wächter ein taghelles Auge aufgeſchlagen, während die drüben noch im Halbſchlummer einer ſüßen Mondnacht träumen.

Hochrieſig ragt ein Chriſtophbild im Dom empor, von ausgezeichneter Kräftigkeit der Arbeit; ſchade, daß die blöde Neuerungsſucht es mit Farben überpinſelt hat.

Weiter hinter nach dem Schiff des Chors trägt mich der Fuß zu alten kunſtvollen Kenotaphien. Es iſt Gottesdienſt, Hunderte knieen in gläubiger Andacht. Hier erklingt das **Gloria** und **Sanctus**, und dort arbeiten unabläſſig die Steinmetzen fort, das Picken der Hämmer lautet von fern wie das helle Gezwitſcher lauter Vögel, und unterbricht nicht mehr wie ſolches die Feierſtille der Verſammlung. So groß iſt der Dom!

Vor dem berühmten Dombild habe ich bewundernd geſtanden. Es iſt mir wie ein verklärt leuchtendes reines Jungfrauenantlitz erſchienen. Die Geſtalten der heil. Urſula und ihrer Begleiterinnen ſind ſo zart Licht in Licht gemalt, daß man nicht weiß, ob der kunſtvolle Meiſter die Farben von dem Himmel oder von der Erde lieh. Wer ſagt uns ſeinen Namen? Engel voll Lieblichkeit und Huld müſſen ihm im Traum erſchienen ſeyn, und unſichtbar ſeinen Pinſel geführt haben.

Der Sakriſtan zündet ein Licht an, er will uns den wundervollen Sarg der heiligen drei Könige zeigen, indeß betrachten wir noch einige ſchöne Sarkophage, vornehmlich den jenes Biſchofs, der wie eine Mauer mit Zacken und Thürmchen geſtaltet iſt, weil der Sage nach, dieſer Mann entweder Köln mit Mauern umgab, oder der Ummauerung der Stadt widerſtrebte, beides wird erzählt, und ſo hätte entweder Dankbarkeit oder Verhöhnung ihm dieſe Tumba geweiht.

Nun treten wir ein in das geheimnißvoll verſchloſſene Magiergrab, und alle Wunder werden wach. Hier iſt der Ort, wo der Nichtkatholik im Stande ſeyn könnte, den ſtreng gläubigen Katholiken um dieſen unerſchütterlichen Glauben faſt zu beneiden, der für gewiß und wahrhaftig annimmt, daß dieſe unſichtbaren Leiber, dieſe ſichtbaren Schädel wirklich die jener drei Weiſen des Morgenlandes ſeyen, von denen uns der Evangeliſt Matthäus erzählt.

Wie blendet dieſe Gold- und Silberfülle, wie entzückt dieſe kunſtvolle Arbeit, wie reißt der Reichthum an edlen Steinen, an den herrlichſten Cameen und Gemmen verſchwenderiſch an der Sargüberkleidung angebracht, zur Bewunderung hin! Die drei heiligen Häupter tragen neue Perlenkronen, und ihre Namen blitzen uns in ſilbergefaßten Rubinen von den Kranien entgegen. Ich glaube, ſo lange ich vor dieſem ſo ſorglich gehüteten, überreich geſchmückten, hochverehrten Särgen ſtehe, daß die Weiſen des Orients in ihnen ſchlummern. Doch die Zeit mahnt, ich muß mich losreißen vom Anblick dieſer vielfachen Kunſtwunder, der Sakriſtan will uns die Schatzkammer des Doms zeigen.

Auch hier, wie viel des überaus Herrlichen! Schwerter, Scepter, Kirchenfahnen, Monſtranzen, Reliquienbehälter, alles ſtrotzend von Gold, Silber und Juwelen, Elfenbeinarbeiten von der höchſten Vortrefflichkeit. Das Auge mußte zuletzt ermüden bei der Betrachtung ſo vieler, ſo reicher Schätze, und das Herz ſehnte ſich wieder aus dem dumpfen Gewölbe und dem Wachsgeruch, aus der beengenden Sphäre ſo vieler Heiligthümer nach der friſchen Gottesluft und des Himmels ewigem Blau.

Wir gehen mit dem jungen Architekten, der uns mit freundlicher Gefälligkeit leitet, hinauf zu dem Kirchendach, wir betreten die Baugerüſte. Von Treppe zu Treppe, immer höher hinan, zu den Segeln dieſes Wunderſchiffs, zu den kühn geſchwungenen Bogen, zu den Säulenmaſten, den kunſtreich verzierten Wimpeln, der himmelaufwärts ſtrebenden ſteinernen Andachtflamme. Wir ſehen und ſtaunen, wie neben den verwitterten alten Ornamenten die neuen ſo ſcharf und feſt und gediegen ſtehen, wie Erzguß. Viel Altes muß ganz hinweggebrochen werden, zu ſehr haben fünfhundert Jahre an dem Geſtein des Siebengebirgs, das nicht das dauerhafteſte iſt, genagt. Alle neuern Sculpturen werden aus ſehr feſtem dichtem Kalkſtein gefertigt.

Vergebens ſuche ich nach Worten, den Eindruck zu ſchildern, den das Wunderwerk gothiſcher Baukunſt, der Kölner Dom auf mich machte, aber ich gab mich ihm hin mit voller Seele. Die Ausſicht auf die zu unſern Füßen liegende Stadt, auf den ſo weit ſichtbaren, hell vom Sonnengold durchflammten Rhein, die zwar flache, aber doch ſchöne und fruchtbare Gegend, die fernen Berge, dann wieder die meiſt ſo herrlich aufgeführten Kirchen Kölns, die doch nur alle den Dom umſtehen, wie Miniſtranten den Prieſter, alles dieſes vereinigt ſich zu einem ſo zaubriſch ſchönen Bilde, daß es nur geſehen und empfunden, nicht beſchrieben werden kann.

Auf dem unvollendeten Domthurm iſt immer noch der Krahn, den man ſchon auf ganz alten Abbildungen Kölns erblickt, wenn es auch nicht mehr der alte iſt, zu ſehen. Hoffentlich kommt noch die Zeit, wo man ihn braucht. Wie viel mehr könnte für dieſes wahrhaft würdige und heilige Haus noch außerdem, was die Munifizenz des Königs von Preußen dafür thut, und was ſonſt durch Beiträge eingeht, gethan werden und geſchehen, wenn man einen Theil des gänzlich entbehrlichen todten, den Unglücksfällen der Zeit nicht verfallbaren Domſchatzes, dieſer Maſſen von Edelſteinen, Geld, Silber und Kunſtwerken, gute Gelegenheiten zum Verkauf benutzend, zu Geld machte, und zum Ausbau des Doms verwendete. Der Wille der frommen Stifter dieſer ſo koſtbaren Kleinodien würde dadurch nicht hintangeſetzt und mißachtet, und eigentliche Heiligthümer, wie Reliquien, könnte die Kirche immer behalten.

Wie entzückt ſtand ich oben auf den mächtigen Baugerüſten! Wenn einſt in ſchöner Vollendung ſteht, was jetzt mit unermüdlichem Fleiß und Eifer theils neu gebaut, theils verbeſſert wird, wenn dieſe Gerüſte gefallen ſind, wird vielleicht durch Jahrhunderte lang niemand wieder dieſen Standpunkt einnehmen. Als ich lange genug des himmliſchen Vergnügens genoſſen, von der ſchwindelnden Höhe Stadt und Land überſchaut und die Einzeltheile des gigantiſchen Baues nahe betrachtet zu haben, umwandelte ich noch die Balluſtrade, welche rings um das hohe Dach des Chors führt, dann ſtiegen wir hinab in das Innere, wo ein kunſtreich verzierter Gang hinab auf die Schmuck- und Bilderfülle freien Blick erlaubt. Magiſch in Farben gebrochen, fielen die Sonnenſtrahlen durch die bunten Scheiben herein, und umwoben ſanft verklärend manch altes Bild.

Als wir wieder hinunter kamen, ward uns auch noch die romantiſche Sage von der Quelle im Münſter und dem Wettſtreit zweier Architekten erzählt, und die Stelle gezeigt, wo die Quelle im Schoos der Tiefe ruhen ſoll. Dieſe Sage hat ein deutſcher Dichter in einem ſehr anſprechenden Gedicht behandelt, das ich meinen Leſern in der Ueberzeugung mittheilen will, daß es nicht vor die Augen vieler gekommen iſt, wie es ſo oft mit den in die ſchnell vorüber gewehten Zeitblätter geworfenen Perlen der Poeſie zu geſchehen pflegt.

Wir beſuchten auch noch einen jungen Maler Kölns, Herrn Haſenpflug, auf welchen man uns aufmerkſam machte, und ſahen dort ein namentlich in architektoniſcher Beziehung höchſt anziehendes und vollendetes Bild des Doms von dieſem Künſtler, das mit großem Fleiß gezeichnet und ausgeführt war. Wie uns dieſes Bild noch einen Ueberblick des großen Ganzen, das wir nun in ſo mancher Einzelnheit überſchaut und betrachtet hatten, gewährte, ſo gebe ich hier auch als Rück- und Ueberblick die Volksſage von dem

Kölner Dom.

„Bevor zum Dom ihr Steine findet,
Bevor das Fundament verſchwindet
Euch, Schmäher, rühm' ich's ins Geſicht:
Soll mir ein Bach die Stadt begießen,
Gefaßt im Marmelſteine ſchießen.“
Nun höret, was der Andre ſpricht:

„Bevor Ihr finden mögt die Quelle,
Bevor ihr leiten mögt die Welle
Die Straßen hin, in Stein gefaßt:
Soll ſtehn vollendet, was ich baue,
Soll ſchwimmen in des Himmels-Blaue
Des Domes Schiff mit Doppelmaſt.“

„Erſt dann, wie unter Moſis-Stabe,
Wird Euch des reichſten Quelles Labe

Entſpringen aus dem Münſterflur;
Der Quell entſtrömet nur den Händen
So dieſen Gottesdom vollenden;
Ihr kennt den Meiſter, hört den Schwur!" —

Auf ſeinem Steine ſteht der Meiſter,
Die Seinen ruft er, ſtellt und weiſt er,
Das Pergament in feſter Hand;
Auf ſpringt der Erde Felſenkammer,
Der Meiſel klingt, es tönt der Hammer,
Lebendig wird das weite Land.

Er ſenkt das Kreuz im Grunde nieder,
Als Säulenwald erſteht es wieder,
Das lebenreiche Samenkorn.
Das Kleeblatt quillt aus ſeinem Schooſe,
Die Lilie ſteigt, es flammt die Roſe
Aus ſeinem unerſchöpften Born.

Die Säulenäſt' im Dach verwoben,
Wie eine Bruſt im Schmerz gehoben,
Gen Himmel athmend, ſteigt der Chor;
Wie mit Geſang hinangeſchwungen,
Wie im Gebet erſtarrte Zungen,
Stehn tauſend Blumenthürm' empor.

Schon blicken durch des Domes Bäume
Des Himmels lichtgemalte Räume,
Die ew'ge Morgenröthe ſchon;
Du darfſt die Königin der Frauen

Im Seraphinenkranze ſchauen,
An ihrer Bruſt den großen Sohn.

Derweil zergrämt der andre Meiſter
Vergebens forſchend, ſeine Geiſter,
Die Stirne drückt der ſchwarze Wahn;
Er pocht am Hügel, in den Tiefen,
Doch alle Nixe, Alfe ſchliefen,
Drum hebe mit dem Höchſten an.

Und endlich ſprengt des Hauſes Jammer,
Des Stolzes lang gehaltne Klammer:
„Geh hin, o Weib, ich beuge mich.“
Sie wirft, der Schweſter Knie umſchlingend
Im bleichen Gram die Hände ringend
Zu der Beglückten Füßen ſich:

„Ich weiß, Dir hält er nichts verborgen,
In ſeinen höchſten, tiefſten Sorgen
Hat Dich der Meiſter eingeweiht;
Sein Name tönt im Pſalmenruhme,
Er baut ihn auf im Heiligthume;
Nun, Schweſter, übt Barmherzigkeit!“

Sie ſprach: „Mein Glück will Glück nur ſehen,
Geſchehe, was nur mag geſchehen!
Heb' Schweſter Knie und Augen ſchnell:
Der Stein, auf dem er einſt geſtanden,
Das Pergament in ſeinen Handen,
Im Flur des Thurmes, deckt der Quell.“ —

Und kaum hat Jener Kund empfangen,
So kommt er ſtolz zum Dom gegangen:
„Heran! Hier iſt der Zauberſtab!“
Er ſchwingt den Hammer, bricht die Schwelle,
Und jubelnd ſpringt die reiche Quelle
Hervor aus ihrem Marmelgrab. —

Des Domes Meiſter naht im Grimme,
Er ſingt mit feierlicher Stimme,
Das Pergament in ſeiner Hand:
„Ich leg' euch, Thürm' in Zauberbande!
Hinunter Quell! verdürſt im Sande!“
So ſang der Meiſter, und verſchwand. —

Erloſchen ſind des Himmels Kerzen,
Es ſtarren zwei gebrochne Herzen,
Die Thürme noch vom Kölnerdom:
Doch möcht ihr Nachts geruhig lauſchen,
So hört ihr dumpf die Tiefe rauſchen,
Und Geiſter hadern in dem Strom.

Herſa. (Follen.)

V.

Düſſeldorf. — Aachen.

Ein kalter, aber reiner und ſchöner Morgen grüßte uns, glückliche Fahrt verheißend, als der Wagen aus unſerm kaiſerlichen Hof uns auf die Rheinbrücke brachte, von der aus wir das große niederländiſche Dampfſchiff Stadt Nymwegen betraten. Noch einmal zeigte ſich in ſeiner ganzen Größe und ſeinem erloſchenen alterthümlichen Glanze das einſt ſo mächtige Köln; majeſtätiſch wogte der Rhein und überhüllte die verblühten Reize ſeiner beſten Stadt mit zarten Duftſchleiern, wie Weihrauchduft um manch altergraues Heiligenbild ſchwebt. Ein Feuerball erhob ſich die Sonne, und ſchmückte bei ihrem Aufglühn den gewaltigen Strom mit magiſchen Farben. Die Stadt Nymwegen rauſchte ſtolz dahin. Wunderbar groß, brennend in dem milden Roſenlicht der Morgenſonne, ſtand der Dom. Wie die Stadt in die weite Ebene verſank, ein hohes Haus, ein Thurm nach dem andern ſich den Blicken entzog, immer ſtand des Domthurms ungeheure Steinmaſſe, des hohen Chores wunderſamer Rieſenbau noch ſichtbar, weit, weithin, bis endlich andere Orte dazwiſchen traten.

Das Dampfſchiff Ludwig kam den Rhein herauf; als beide Schiffe in ziemlicher Entfernung einander vorbeifuhren, wurde mit den Flaggen ſalutirt, und die Paſſagiere winkten und riefen einander vom Verdeck einen guten Morgen zu. Die Länge des Rheins von Köln bis Düſſeldorf beträgt 14 Stunden, der Landweg 8, welche die Poſt in 4 Stunden macht; das Dampfſchiff aber macht die 14 Stunden lange Fahrt in drei Stunden. Die innere Einrichtung und Reinlichkeit der niederländiſchen Dampfſchiffe ſteht den rheiniſchen nicht nach, wir befanden uns in der wohl durchheizten geräumigen Kajüte äußerſt behaglich. Wird es wohl einmal dahin kommen, daß Landreiſen eben ſo bequem ausgeführt werden können, daß man in großen Wagezimmern ohne Stoß und Erſchütterung geruhig eſſen, trinken, leſen, ſchreiben, umhergehen, und nach Belieben auch ſchlafen kann? Es wäre ſo übel nicht. Es muß eigentlich dem, der nicht eignen Wagen und Pferde hat, grauen, wenn er an das Einſchachtelungsſyſtem unſrer Poſtwagen denkt, deren verbeſſerte Einrichtung doch wieder ſo ſehr vieles vor der voraus hat, wie ſie noch vor einigen Jahrzehnten beſtand. Unſer Schiff maß in die Länge 53 Schritte.

Auf dem Schiff hörte man ſchon viel Niederländiſch, das gut zu der flachen einförmigen Gegend paßte; die Zeit wurde uns jedoch durchaus nicht lang. Bald war die große Rheinkrümmung bei Neuß erreicht, und der ſchon längſt zur Rechten erblickte hohe Thurm von Düſſeldorf trat uns nun entgegen, der Maſtenwald bedeutend großer Frucht- und Kohlenſchiffe ragte vom Hafen empor, das Schiff hielt an, die abermalige kurze Rheinfahrt war beendet. Düſſeldorf gewährt, wie Bonn, gegen den Rhein hin wegen allzu hoher Mauern keinen freundlichen Anblick.

Wir logirten uns am Markt ein, den mit mehrern öffentlichen lauter freundliche Häuſer umgeben. Es war gerade Wochenmarkt, und nicht unintereſſant in dieſer Jahreszeit die Menge des hier zum Verkauf ausgelegten ſchönen Gemüſes, des Obſtes, ſo friſch und einladend, als ſey es ſo eben vom Baum abgebrochen. Das Innere der Stadt hat einen äußerſt heitern und reinlichen Charakter. Wir richteten unſern Weg zuerſt nach der Akademie, beſahen die Gemälde-Gallerie und begriffen wohl, wie ſchmerzlich für Düſſeldorf die Entbehrung der von dort nach München gewanderten Kunſtſchätze ſeyn muß. In der dortigen neuen Kunſtſchule regte ſich ein, wie bekannt iſt, ſehr thätiges und lebenvolles Streben, die Namen der Düſſeldorfer Künſtler durchklingen ehrenvoll ganz Deutſchland, und manche andre Stadt blickt nicht ohne Neid auf die glückliche Entfaltung jener Blüthe, die ſich ſchon einen dauernden Ruf gründete.

Ich hatte die Freude, Herrn Direktor Schadow und die jungen Künſtler Rethel und Steinbrück perſönlich kennen zu lernen. Schadow hatte eben ein Bild „Die Wanderung der Jünger nach Emaus“ vollendet, das noch auf der Staffelei ſtand. Herr Rethel zeigte einen heiligen Bonifacius, wie er die Donnereiche, welche bekanntlich in der Nähe von Hofgeismar ſtand, gefällt hat, umgeben von heidniſchem Volk, Frauen, Jungfrauen, Kriegern und Prieſtern; einige blicken mit Antheil, andre mit Grauen, noch andre mit Trotz und wildem Haß auf den Mann, der ſo unerſchrocken die dem Heſus geweihte Eiche zu Boden ſchlagen ließ. Der Künſtler läßt den ſchon oft dargeſtellten Hauptmoment der Handlung vorüber ſeyn; die Eiche iſt hinweg, man ſieht ſie nicht, nur den Strunk, dicht an der Erde abgehauen, und es ſcheint, als ſey der dargeſtellte Augenblick eine Berathung; was nun? während die fanatiſchen Heidenprieſter immer noch voll Ingrimm das rächende Zornfeuer ihres Götzen erwarten. Hätte ich, als Maler, dieſen Vorwurf zu behandeln gehabt, ſo würde ich, ſtatt eines, hier nicht am Ort befindlichen landſchaftlichen Hintergrundes in der Tiefe den ungeheuern Stamm der Eiche ſichtbar gezeigt haben, und daneben einige Männer aus den Begleitern des deutſchen Apoſtels, beſchäftigt, jenen zu bearbeiten, um das Gerüſt zu der dem heil. Petrus geweihten Kapelle zu zimmern, die nach der Legende aus der Donnereiche aufgerichtet wurde. Maler Steinbrück zeigte uns eine wohlgelungene Genofeva. Herrn Leſſings Bekanntſchaft konnte ich leider nicht machen.

Noch ſahen wir ein großes Bild von Bendemann: *Jeremias auf den Trümmern von Jeruſalem*, ſeines Gegenſtandes, wie ſeiner Tendenz nach dem ſchon oben erwähnten nah verwandt.

Die Rieſengeſtalt des im düſtern Sinnen verſunkenen Propheten ſitzt großartig ſchweigend auf einem noch dampfenden Ruinenhaufen. Die hohe Salem iſt nicht mehr, und der früher ſo zürnende, jetzt erſchütterte Seher ſcheint dem ſchwermuthvollen Klagegeſang nachzuſinnen: „Euch ſage ich allen, die ihr vorübergeht: Schauet doch, und ſehet, ob irgend ein Schmerz ſey, wie mein Schmerz, der mich getroffen hat. Denn der Herr hat mich voll Jammer gemacht am Tage ſeines grimmigen Zorns.“ Eine Gruppe von Töchtern Zions, jener auf dem oben erwähnten Bild ähnlich, füllt zunächſt den Vorgrund, es ſind auch Frauen darunter, leidende, ſchmerzgedrückte Frauen, Mütter, deren Kinder vielleicht unter den Trümmern verbluteten — — Bendemann iſt ſelbſt ein klagender Jeremias, der ſeines Volkes großen und ewigen Schmerz in hohen und herrlich vollendeten Bildern beſingt und — beweint.

Von der blühenden Malerakademie komme ich auf ein zweites Kunſtinſtitut, deſſen Düſſeldorf ſich erfreut, zu ſprechen. Es iſt das Theater unter Immermanns höchſt umſichtvoller, kräftiger und darum auch gedeihlicher Leitung. Wären die Bühnen überall unter ſolcher, wie hier, ſo würde die dramatiſche Kunſt in Deutſchland einen höchſt würdigen Standpunkt behaupten, und die vielſeitigen Klagen über ihren Verfall verſtummen. Der K. Pr. Landgerichtsrath Immermann, ein Mann voll Energie, imponirender Würde, voll Feuereifer für die Kunſt, vertraut mit allen künſtleriſchen poetiſchen ſowohl als techniſchen Erforderniſſen einer Bühnendirektion, jedoch den Namen eines Theaterdirektors ſtreng ablehnend, hat ſeine Stelle interimiſtiſch niedergelegt, um ſich ganz der Leitung der Bühne in Düſſeldorf zu widmen. Da der Zufall wollte, daß ich viele der dort eben engagirten Mitglieder des Theaters perſönlich kannte, und manche davon mir von früher her befreundet waren, ſo wurde es mir nicht ſchwer, trotz meines kurzen Aufenthaltes in Düſſeldorf, einen Blick in die innern Verhältniſſe des dortigen Bühnenweſens zu thun. Das Theater, als Kunſtanſtalt, war früher, bevor Immermann deſſen Leitung übernahm, auch in Düſſeldorf, wie faſt überall, wo nicht kaiſerliche, königliche oder fürſtliche Bühnen dauernd beſtehen, vielfachem Wechſel in jeder Hinſicht unterworfen. Sieht es doch um die beſtehenden Bühnen ſelbſt bisweilen traurig genug aus. Immermanns höchſt ſchwierige Aufgabe war nun bei Uebernahme der Bühnenleitung, mit zwar anſtändiger, aber keineswegs außerordentlicher Unterſtützung fürſtlicher Munifizenz, die auf den in unſern Tagen von dem Publikum erwarteten und geforderten Dekorationsprunk und die nicht minder beliebte Opernpracht wenig oder keine Rückſicht zu nehmen geſtattet, mit einem Perſonal, das nicht durchaus aus Künſtlern erſten Ranges und von großem Ruf beſtand, mehr und beſſeres zu leiſten, als früher dort geleiſtet worden war, ja die Düſſeldorfer Bühne auf einen ſolchen künſtleriſchen Glanzpunkt zu erheben, wie ſich die Weimar'ſche in den Tagen ihrer höchſten Blüthe erfreut haben mag. Es mußte in dem Schauſpieler-Perſonal der beſte Wille, der regſte Eifer geweckt werden, unabläſſig dieſem hohen Ziele nachzuſtreben, und endlich mußte auch im Publikum der Geſchmack an Darſtellungen aus dem Gebiet der höhern Kunſtſphäre wieder rege gemacht werden, den das Opern- und Vaudevilleunweſen, die Melodramenſucht und Seuche ganz und gar faſt überall verdrängt und verderben hat.

Das Publikum, nicht das Düſſeldorfer, ſondern im Allgemeinen, das für ſein der Bühne zugewendetes Geld doch Achtung und Berückſichtigung der Intendanten verdient, weiß ſelten was es eigentlich will. Es lacht bei Trauerſpielen, und gähnt bei Luſtſpielen; es jubelt ſich heiſer bei Poſſen, und ſchimpft am andern Tag auf den Unſinn dieſer Poſſen, und ärgert ſich, daß es ſich heiſer gejubelt hat. Wenn nun auch der umſichtigſte Dramaturg ein Publikum vorfindet, deſſen Mehrzahl ſein redliches Streben mißkennt, das ſich, wie es oft geſchieht, von Schauſpielern, ſeinen verwöhnten Lieblingen, bald gegen jenen einnehmen und zur Partheinahme hinreißen läßt, bald mit Lob und Tadel gleich unverdient verſchiedene Individuen überhäuft, ſo iſt es nicht zu verwundern, daß ſo wenige Männer bei uns gefunden werden, die Muth, Luſt und Kraft in ſich fühlen, nicht für den eignen Vortheil, ſondern für die Kunſt Steine zum Babelthurmbau der heutigen Schaubühne zu tragen. Dazu kommt noch, daß der Kampf gegen die Kabalen und die niedrigen Geſinnungen ſo vieler Schauſpieler faſt nie endet. Jener bekannte Ausſpruch: Zu allen Zeiten, wo die Kunſt verfiel, iſt ſie durch die Künſtler gefallen, der ſo oft angeführt und als Autorität geltend gemacht wird, iſt durchaus falſch. Nie kann die Kunſt durch die Künſtler fallen, dieſe werden ſie immer heben und tragen, denn ohne Künſtler kann es keine Kunſt geben, wohl aber fällt ſie und wird in den Staub geworfen von jenen Stümpern und Miethlingen, deren es ſo viele gibt, die ſich frech des Künſtlernamens anmaßen, und an denen jeder Zoll ein Comödiant iſt.

Um ſo größeres Verdienſt hat ſich Immermann erworben, daß er mit feſter Beharrlichkeit Hinderniſſe aus dem Weg geräumt, die andre abgeſchreckt hätten. Es iſt höchſt erfreulich, zu ſehen, wie alles ſo geregelten Gang geht, den Widerſpruch von Seiten des Perſonals nie hemmen kann und darf. Der Dichter lieſ't der Geſellſchaft jedes nur einigermaßen ſchwierige Stück erſt vor, erläuternd, erklärend, und wohnt dann jeder Probe bei, in welcher Aufmerkſamkeit, Anſtand und Stille herrſchen. Sein Anſehen, ſein Wiſſen und die Machtvollkommenheit nach ſeiner beſten Einſicht zu handeln, unterſtützen ſein Wirken, und krönen es mit glücklichen Erfolgen. Und auch der Theil des Publikums, der von der Bühne weiter nichts verlangt, als daß ſie ihn amüſire, der keine Kunſtanſprüche macht, bleibt nicht unbedacht und unbefriedigt. Als das Unternehmen Immermann anvertraut wurde, ward nachfolgende „Ueberſicht des Repertoirs für die beiden erſten Monate, welches durch die Vorübungen des Oktobers begründet werden ſollte,“ an die Schauſpieler ausgegeben, und es ſind auch mit wenigen Ausnahmen die darauf verzeichneten Stücke und Opern in raſcher Aufeinanderfolge zur Aufführung gekommen.

I. Trauerſpiele und romantiſche Schauſpiele: 1. Der Prinz von Homburg. 2. Hamlet, nach Schlegel, eingerichtet von Immermann. 3. Macbeth. 4. Struenſee. 5. Emilia Galotti. 6. Maria Tudor. 7. Stella. 8. Boccaccio, (von Deinhardſtein). 9. Rafaele.

II. Große Oper: 1. Don Juan. 2. Hans Heiling. 3. Die Entführung aus dem Serail. 4. Fidelio. 5. Oberon. 6. Cortez. 7. Die Stumme von Portici. 8. Fra Diavolo. 9. Die Italiener in Algier.

III. Größere Converſationsſtücke und Luſtſpiele: 1. Die Schule der Alten. 2. Minna von Barnhelm. 3. Der beſte Ton. 4. Die Stimme der Natur. 5. Das Epigramm. 6. Die vier Sterne.

IV. Kleinere Converſationsſtücke und Luſtſpiele: 1. Die Geſchwiſter. 2. Die ſchelmiſche Gräfin. 3. Der Juriſt und der Bauer. 4. Die unterbrochene

Whiſtparthie. 5. Die beiden Britten. 6. Maske für Maske, (neue Bearbeitung). 7. Die Brüder Philibert. 8. Der Mann meiner Frau. 9. Das Taſchenbuch. 10. Die Schleichhändler. 11. Die Zeichen der Ehe.

V. Vaudevilles und Liederſpiele: 1. Die beiden Turenne. 2. Die Nachtwandlerin. 3. Bär und Baſſa. 4. Jery und Beteli. 5. Gänſerich und Gänschen. 6. Das Ochſenmenuett.

Von den hier verzeichneten Stücken wurde uns das wahre Vergnügen, Stella von Goethe, und die beiden Turenne von C. Blum zu ſehen, nach welchen es uns möglich ward, die beſten Kräfte der Düſſeldorfer Bühne natürlich mit Ausnahme der großen Oper, zu beurtheilen. Daß ſich für ein Stück, wie Stella, welches alles ſceniſchen Schmucks entbehrt, deſſen Handlung in mancher Beziehung ſogar widrig erſcheinen kann, *) und das für dieſe Mängel nur durch die Schönheit der Sprache und die lodernde Flamme der Leidenſchaft, die es durchweht, entſchädigt — daß ſich dafür ein Publikum ſand, und bei einer wiederholten Darſtellung dennoch ein zahlreiches Publikum, ſpricht eben ſo ſehr zu Gunſten dieſes Publikums, als es eine Bürgſchaft der Zufriedenheit mit dem leitenden Direktorium, wie mit den Darſtellern ſelbſt beurkundet.

---

*) Um hier nicht mißverſtanden zu werden, muß ich bemerken, daß Stella nicht als Schauſpiel in 5 Acten gegeben wurde, wie es in der Tübinger Ausgabe von Goethe's Werken, 1807. im fünften Bande ſteht, wo die Sage von dem Grafen von Gleichen vermittelnd eingreift, und Cecilie und Stella den

Es würde mich allzuweit von dem vorgeſteckten Ziele dieſer Reiſeſkizzen ablenken, wollte ich hier auch noch eine kritiſche Zergliederung der Aufführung geben. Nur ſo viel bemerke ich, daß die drei Hauptparthieen Stella, Cecilie und Fernando durch die Damen Lauber-Verſing, Limbach und Herrn Schenk auf eine höchſt achtungswerthe Weiſe repräſentirt wurden. Jene Scene im Kabinet beim Beginn des fünften Akts gab Mad. Lauber-Verſing mit großartiger Meiſterſchaft, und ihr „Komm!“ ſchauerte markerſchütternd durch das tiefſchweigende Haus.

Nach dem Theater brachten wir den Reſt des Abends in Immermann's und Grabbe's, auch einiger anderer Literatoren Geſellſchaft, zu. Grabbe iſt auch in ſeiner äußern Erſcheinung eine phantaſtiſche Groteske. Immer-

---

Beſitz des geliebten Fernando theilen, ſondern als Trauerſpiel in 3 Aufzügen, in welchem der ſchwache Fernando ſich erſchießt und Stella ſtirbt.

mann hat deſſen Perſönlichkeit in dem Reiſejournal ſo treffend mit wenigen kräftigen Zügen gezeichnet, daß ich Aehnliches gar nicht zu verſuchen wagen will. Wenn man die koloſſalen, oft genialen und ſhakeſpeariſch-rohen Dramen von Grabbe geleſen hat, und nun deren Schöpfer ſieht, ſo meint man nicht, daß es größere Kontraſte geben könne. Dieſer glühende feurige Poet iſt ſo ängſtlich beſcheiden, daß er gar nicht von ſeinen Werken reden hören mag, und öfter bittet, das Geſpräch doch lieber auf „andres dummes Zeug" zu bringen. Ich bin feſt überzeugt, daß ſein Charakter höchſt achtungswerth und liebenswürdig iſt, und daß ſich keiner an das Launenhafteckige, ſcheinbar Unbeholfene, Aengſtliche und doch Schroffe in ſeinem Aeußern ſtoßen ſoll. Kommt er im Geſpräch in Feuer, ſo ſprühen die genialen Gedanken wie Schwärmer umher.

Wie verſtändig und wacker nun Immermann wirkt, wie ſehr ihm die Dankbarkeit eines gebildeten Publikums lohnt, wie anerkennungswerth ſein Streben iſt, die Bühne empor zu bringen, ſo tritt auch ihm jene Anmaßung bisweilen in den Weg, Hemmungen verſuchend, und Störungen erregend. Seine Strenge, die nirgend nöthiger erſcheint, als beim Bühnenweſen, erweckt das nachtheilige Urtheil und das übelwollende Raiſonnement derer, die dieſe Strenge verdient empfinden, dann wird die Klage laut, man werde gleich einer Maſchine behandelt, man könne nie genügen, ꝛc. Wer aber nichts weiter leiſten kann, als was Maſchinen mechaniſch thun, verdient auch nur als ſolche verwendet zu werden. Wenn ein Direktor oder nur, wie hier, ein Dramaturg, Einreden, Anſichten, Vor- und Rathſchläge jedes einzelnen Darſtellers über jede Einzelparthie anhören, und wie daraus folgt, auch danach handeln ſollte, was würde dabei herauskommen? Wer verſtändiger und einſichtsvoller Anordnung ſich nicht fügen, beſtehenden Geſetzen ſich nicht pünktlich unterwerfen, Vorſchriften, die das Beſte der Anſtalt, ihre Erhaltung, wie ihren Ruhm bezwecken, nicht nachleben, vielmehr den eignen Eingebungen ſeiner nicht ausgebildeten Beurtheilungskraft folgen will, der verlaſſe Bühnen wie die zu Düſſeldorf, wandere etwa nach München in die Vorſtadt Au, und ſetze dort zweimal täglich, Nachmittags und Abends auf dem Lipperl die Couliſſen in eine ſchaukelnde Bewegung. —

— —

Am andern Mittage reiſeten wir nach Aachen weiter. Es war ein ſchöner, lenzheiterer und lenzwarmer Tag, das langſame Erwachen der Natur ward überall ſichtbar.

Wir fuhren eine ganze Station bis wir an die Ueberfahrt über den Rhein ohnweit Neuß kamen; wir hatten unſere Sitze vorn im Cabriolet, und ſahen vergnügt hinaus auf die zwar ebenen aber fruchtbaren Fluren, die im Kurzem im vollen Feſtſchmuck des Frühlings zu ſtehen hofften. Düſſeldorf hatte uns guten Stoff zur Unterhaltung geboten, und das iſt eben das Köſtliche beim Zuſammenreiſen befreundeter Männer, daß in guter Stunde das Erlebte und bisweilen ſchnell an uns Vorübergegangene wieder herbeigezaubert wird durch die Macht der Erinnerung, und das, was wir vielleicht früher nur zerſtückt, als Anamorphoſe ſahen, nun durch das Polyedron der ruhigen Betrachtung erblickt, ſich zu einem harmoniſchen Ganzen ordnet. Da werden Anſichten berichtigt, ihre Verſchiedenheiten ausgeglichen, und ſo verrinnt die Zeit angenehm auch dann, wenn nicht noch andere Reiſegeſellſchaft, die uns zuſagt, zu heiterer Stundenkürzung das ihre beiträgt. Unſre Reiſe hatte bis jetzt nur einer fröhlichen Spatzierfahrt geglichen, und immer auch hat ein ſchützender Genius über uns geſchwebt.

In Neuß hielt die Poſt ſo lange an, daß wir einen flüchtigen Blick in die dem heil. Quirin geweihte, große und herrliche, ganz mauriſch-byzantiniſch aufgeführte Kirche werfen konnten. Auch hier fanden wir wieder an den Chorſtühlen merkwürdige Schnitzereien, und ich habe für mich die Bemerkung gemacht, daß dieſe Schnitzbilder immer um ſo phantaſtiſcher und grotesker ſind, je mehr der Bauſtil der Kirche ſich dem ganz ächten und unvermiſchten byzantiniſchen näherte, was vielleicht auf etwas mehr, als bloße Gewohnheit und Phantaſieſpiele der Holzſchnitzer hindeuten möchte. Es giebt eine Menge Kirchen, welche außen ganz die byzantiniſchen Rundbögen, Säulchen am obern Theil des Chors ꝛc. haben, und im Innern doch ſchon gothiſche Conſtruction, in dieſen Kirchen von ſo gemiſchter Bauart iſt meiſt jener ſymboliſchſchaffende, auch durch Kleines durch allerlei Schnitz- und Bilderwerk ſich deutſam offenbarende Geiſt einer Geheimlehre, in die wir nur ahnend, nicht ſchauend blicken, von der Hand der alles umgeſtaltenden Zeit faſt verwiſcht. Das Vorkommen feſter Typen da und dort und überall an dem Schnitzwerk der Chorſtühle kann unmöglich ganz von der Willkühr der Arbeiter abgehangen haben, denn es leiteten ja die verſtändigen Baumeiſter, damals faſt immer Geiſtliche, den Bau, und jedenfalls mußten die mechaniſchen Arbeiter nach ihrer Angabe ſchaffen, oder man wäre genöthigt, anzunehmen, daß jene in die ſymboliſchen Baugeheimniſſe ſelbſt eingeweiht geweſen ſeien. Feſtſtehende Typen ſind aber an ſolchen Chorſtuhlſchnitzwerken: Drache, Teufel, Affe, Hund, Schlange, Vogel, Trauben, Aepfel, Mönche u. dergl., und niemals, oder doch höchſt ſelten Chriſtus, der heilige Geiſt, Apoſtel, Märtyrer u. dergl., deren Bilder doch außerdem ſo zahlreich vorkommen. Den angeführten geſellt ſich auch noch ein wunderlicher Kopf zu, der in hundertfacher Weiſe aus Schnörkeln, aus Blättern, aus Arabesken uns anſtarrt, der wie zufällig, und doch abſichtlich aus den Ornamenten tritt, und meiſt wie der Kopf einer Katze, aber bisweilen auch noch ungeheuerlicher geſtaltet iſt. Wenn wir nun wiſſen, daß bei den Alten alles mythiſche Bedeutung hatte, man denke an Lamm und Taube, Einhorn und Schlange, Adler und Löwe, an die mährchenhafte Feuerbeſtändigkeit des Salamanders, den todbringenden Blick des Baſilisken, die Verjüngungsflamme des Phönix, die myſtiſche Blutſpeiſung der Jungen des Pelicans, die Wachſamkeit der Schätze hütenden Drachen, die Heuchelthränen des Krokodils, die Sage vom ſchwimmenden Neſt des Eisvogels, von der Schnelligkeit des Greifs, vom Todesgeſang des Schwans u. ſ. w. — und uns erinnern, daß unter einem Löwen oder Bock oft der Teufel, unter einem Panther ein Sünder, unter Einhörnern, Hirſchen und Hindinnen Heilige, unter Wölfen und Füchſen Ketzer verſtanden und vorgebildet, unter Tiegern vermeſſene

Frauen, unter Waldeſeln Einſiedler, unter Haſen Frauen, unter Kamelen Reiche, unter Pferden, Maulen und Eſeln Thoren, unter Schweinen Sünder, unter dem Bilde des Adlers ein Heiliger, des Pelican der leidende Chriſtus, der Taube der heil. Geiſt, der Turteltaube eine frommgläubige Seele, und ſo fort gedacht wurden, ſo iſt Fingerzeig genug gegeben, auch in dieſen Schnitzbildern Bedeutung zu ſuchen und herauszufinden, ſelbſt dann, wenn ſie bisweilen nichts weniger als heilig erſcheinen. Vieles dieſer weitverzweigten Symbolik ging aus der Heidenzeit in das Chriſtenthum über, die aus Thiererſcheinung und Vogelflug Vorbedeutung und Weiſſagung ſchöpfte; der Schwan war Schiffern günſtig, der Adler würde ein Siegesbote des Krieges. Ein Phönix deutete Konſtantinopels Gründung vor; der Reiher Ereigniſſe und Thaten von hoher Wichtigkeit, ein Storch kündete Eintracht, ein Hahn war Bild der Hoffnung, jetzt iſt er zum Bild der Freiheit erkoren worden, weil auch die Neuzeit nicht unterlaſſen kann, ſich der Symbole zu bedienen. Dieſer Bilderdienſt iſt unaustilgbar, und ſein Studium anziehend, es iſt ein knorriger Wurzelauslaufer von dem Baume des Mythos, der ſich an den Fels der Geſchichte klammert, und mit fabelhaften Blättern und Blumen und Ranken aufſtrebend ſich auch in die Naturgeſchichte tief verzweigt und verflicht. —

Zwiſchen weiten Wieſenſtrecken, auf guter Chauſſee rollten wir dahin, überall zeigte ſich nun in Städten und Dörfern die holländiſche Bauart vorherrſchend, Häuſer durchaus von rothgebrannten Ziegelſteinen, deren Fugen mit weißem Mörtel beſtrichen ſind, was ſehr hübſch und freundlich ausſieht, und das Bewerfen mit Lehm, wie den Farbenanſtrich erſpart.

Die Production der Backſteine iſt in jenen Ländern auch weit einfacher, als bei uns, wo man genöthigt iſt, ſeine Steine und Ziegeln von einer oft weitentlegenen Ziegelei mittelſt koſtſpieligen Transports kommen zu laſſen, und ſie theuer bezahlen muß. Der Landmann, der ſich ein Haus bauen will, baut ſich auf ſeinen Acker, wenn abgeredet iſt, einen Ofen von Lehm, von einfacher Structur, aber practiſch eingerichtet, macht ſich ſeine Lehmſteine, ſetzt ſie ein, und zündet das Feuer an, dann wird der Ofen zugeſetzt und ruhig abgewartet, bis ein Brand vorbei. Solche Oefen habe ich eine Menge geſehen.

In einem Dorfe wurde Mittag gemacht, und in

Jülich tranken wir Kaffee. Im weitern Verfolg unſers Wegs zeigte mir der freundliche und gefällige Conducteur bei Hänchen ein Gehölz, in deſſen Nähe im März 1793 die Schlacht zwiſchen Oeſterreichern und Franzoſen geliefert wurde, in welcher Prinz Coburg den franzöſiſchen Feldherrn Dumouriez ſchlug. Das ganze Terrain dieſer Gegend iſt ſehr zu Schlachten geeignet, weite Ebenen zum Aufrollen der Heeresmaſſen, kleine Gebüſche für Verſtecke und Ueberfälle, mäßige Hügel für Batterien; Gräben und Flüſſe zur Abhaltung des anſtürmenden oder verfolgenden Feindes. Berge ſieht man nur in der Ferne, und darunter ſehr weit den Paß, durch den man fährt, wenn man ſich von Aachen aus der belgiſchen Grenze nähert. Die Dämmerung ſenkte ſich bereits auf die Erde herab, als wir jenes Schlachtfeld hinter uns ließen; der Abendhimmel war rein und heiter, und einige dunkle Wolken ſchwammen in ſeinem Gold, und ruhten auf dem Horizont, wie die Wächter am Grabe, in das der Weltmeſſias, die Sonne, hinabgeſtiegen. Die eine dieſer Wolken ſah genau ſo aus, wie eine Sphinx, und mahnte mich, dem Räthſel des Lebens nachzuſinnen. Auch die Sphinxe lagen in Aegypten vor oder über Gräbern. Dem Trauererfüllten wird leicht ein Wolkenbild zur Erinnerungs- oder zur Prophetenſtimme und die Dämmerungsphaläne-

Phantaſie umſchwirrt gern bisweilen die ſteinernen Kenotaphien und die ſchweigenden Cypreſſen, die auf dem Friedhof unſers Herzens ſtehen, deren Sokkeln und Wurzeln bis hinab in die ſtillen Särge unſrer Liebe reichen.

Solche Gedanken erinnerten mich an ein Buch, das ich ſchon als Knabe las, und dann vergaß, wie andere es wohl auch längſt vergeſſen haben, ich meine Kotzebue's: „Meine Flucht nach Paris.“ Sonderbar, das Loos, welches mir gefallen, fiel auch ihm: den Weg, Zerſtreuung zu finden, den er wählte, wählte auch ich, und er wählt auch in dem genannten Werk, auf das ich noch einmal zurückkommen werde, weil ich es wieder hervorgeſucht habe, der Bilder der Wolken, weiter aber wünſche ich die Parallele zwiſchen ihm und mir, zwiſchen ſeiner Reiſeſchilderung und der meinen nicht gezogen. Er zeigt dem Leſer ein weiches, nicht zerriſſenes, ſondern aufgelöſtes Herz, er war ſo unendlich feig, daß er es über ſich vermochte, vom Lager ſeiner ſterbenden Gattin zu gehen, die er über alles geliebt zu haben verſichert, daß er ſie nicht im Tode ſah, ſie nicht einſenken ſah in den mütterlichen Schooß der Erde, ſondern im Augenblick vielleicht, wo ſie ihren letzten Seufzer aushauchte, Pferde beſtellte, und hurtig nach Paris fuhr. Dies mag ſehr gefühlvoll ſein, männlich war es nicht, ich möchte es eine männliche Hyſterie nennen. Wie ſchön wenn auch nicht immer wahr, ſagt unſer vortrefflicher Schäfer in ſeiner Novelle Künſtlerruhe: Alles was unſer iſt, iſt das Beſte für uns, denn wir wählen vielleicht unſer Loos; aber was wir gewählt, darin gehen wir wie in ſtählernen Mauern bis an unſer Ende — und Fremdes, ſo viel beſſer es uns erſcheint, können wir doch nimmermehr erlangen, noch uns aneignen, weil wir ſchon Eigenthum geworden ſind. Darum aushalten, treu ſein! —

In dem ſehr langen Dorfe Haaren, eine Stunde von Aachen, welches ſogar Straßenbeleuchtung hat, die noch mancher deutſchen Stadt fehlt, beginnt gepflaſterte Chauſſee; dieſe gepflaſterten Landſtraßen ſind geeignet, jedwedem Phantaſten alle poetiſchen Gedanken aus dem Gehirn zu rütteln, und ſind zugleich ein ſo vortreffliches Antihypochondriacum, daß ich als Arzt, einen Kranken von melancholiſchen Anlagen ſtatt in ein Bad, etlichemal von Brüſſel nach Paris und zurückfahren ließe, er würde gewiß geneſen, wenn er nicht aus Desperation aus der Haut führe.

Die Nacht ſank nieder, die Schwertblume des Sternenhimmels, der ſchimmernde Orion, glühte über uns auf. Wir fuhren in Aachen ein.

So war ich denn nun in der berühmten Stadt, dahin ich ſo oft mich gewünſcht, um in Gedanken an Karls des Großen verklungener Herrlichkeit zu ſchwelgen. Welcher Ort wäre ſo ſagenreich, wie dieſe Wiege, dieſer Sarg des großen Kaiſers! Welch ein zauberhafter Mährchenkranz ſchmückt dieſe Gefilde! Die Geſchichte ſelbſt mit ihrer ernſten Wahrheit hat hier ihr Gewand mit Fabel- und Phantaſieblumen geſtickt und mit dem geheimnißvollen Reiz des Wunderbaren ſich umgürtet. Eine Fülle von Ereigniſſen machen Aachen zu einer der geſchichtlich merkwürdigſten Städte, eine Fülle von Mythen ſchmücken ſie mit der leuchtenden Goldkrone der Poeſie. Römerzeit, Julius Cäſar, Aachen Königsſitz der Merowinger, Geburt Karls, Erbauung der prachtvollen Kaiſerpfalz auf dem Markt, wo nun nichts weiter ſteht, als Karls ernſtes Bild, auf dem Brunnen, blickend nach dem Münſter, den er erbaute. Karls hohe Schule, ſein Wirken für deutſches Liederthum, ſein Münſterbau, zu dem er Granit- und Porphyrſäulen aus Rom, Ravenna und aus Köln von St. Gereans-Kirche kommen ließ. Als der Münſter geweiht wurde, ſollten 365 Biſchöfe die Feier durch ihre Anweſenheit verherrlichen, es kamen aber nur 363 zuſammen. Da ſtiegen zwei Geſtorbene aus ihren Gräbern hervor, und legten ſich nach beendigter Feier wieder zum langen Schlummer hin. Karls Helden, ſeine Schlachten, ſeine Siege! Aus Perſien kommen mit orientaliſcher Pracht die Geſandten des mächtigen Kalifen Harun al Raſchid nach Aachen, aus Griechenland ſendet Irene, die Byzantinerkaiſerin, ihre Boten hierher. Wie ein Blüthentraum von Liebe und Treue miſchen ſich die Namen von Eginhard und Emma in die Ereignißfülle. Faſtradas Tod und Liebeszauber, der See unter der Ruine des Schloſſes Frankenberg, in welchem der Biſchof Turpin den Zauberring verſenkte, und Karls gefangene Sinne entfeſſelte. Karls Tod erfolgt nach großen vorbedeutenden Wunderzeichen, und er wird in der Münſterkirche beigeſetzt, aufrecht ſitzend auf ſeinem weißen rohen Marmorſtuhl, mit der Majeſtät umkleidet, die im Leben ihn umgab. Reichstage und Normanneneinfälle ehren und heeren die alte Stadt, die Krönungsſtadt der deutſchen Könige und Kaiſer, von denen unſer Rückert ſingt:

Alle dort gekrönten Kaiſer
Bis auf Franz den Zweiten nur
Haben dort ſeitdem geſeſſen
Auf des großen Ahnherrn Stuhl.
Alle dort gekrönten Kaiſer
Haben abgelegt den Schwur
Alle, bis auf Franz den Zweiten,
Auf das Evangelienbuch.

Doch war ſchon **Ferdinand I.** der letzte in Aachen 1531 gekrönte Kaiſer,

In der Nacht von dem Flammentodestag der letzten Templer zu Paris verſank, wie durch einen Zauberfluch, die Ordenskapelle dieſer Ritter zu Aachen, und eine Quelle ſprang da, wo ſie verſunken war. Ich war ihr nahe an einem ſonnigen Märztage, und habe fern und leiſe die verſunkenen Glocken aus der Tiefe läuten hören.

Das Rathhaus erhebt ſich, und der Münſterchor, auch der Handel Aachens erhebt ſein blühendes Haupt; Krieg und Frieden wechſelt, der erſte Verkünder der Lehre Luthers ſtirbt den Märtyrertod, der Fanatismus ſchwingt ſein feuriges Schwert, und die Stadt fällt in die Reichsacht. Jeſuiten und Reformirte im Streit, Kloſterplünderung. — Zwei ſchreckliche Tage verzehren fünftauſend Häuſer und morden den Flor der Stadt. Die Neuzeit bedarf hier keiner Erwähnung. Es ſind der großen Erinnerungen genug.

Am frühen Morgen ging ich zum Thor hinaus und erſtieg den Berg, auf dem die Salvator-Kapelle ruht. Neben ihm erhebt ſich noch höher der Lausberg, Laus-

oder Luisberg mit Gartenanlagen, Reſtauration und Obeliſk, den der Sage nach, der Teufel hierher trug, um die Stadt, in der er merkwürdig um eine Seele geprellt worden war, damit zu überſchütten, und den er hier, durch ein altes loſes Weib getäuſcht, fallen ließ. Ich weidete meine Augen an der aus den Frühnebeln auftauchender Gegend, der nur ein Strom fehlt, um ſie zu einer der reizendſten zu machen, doch auch ohne dieſen iſt ſie ſchon genug. Wie wohl that es meinem an Berge gewöhnten Auge und Herzen, hier wieder Berge und Wälder zu ſehen. Die Salvator-Kapelle datirt ihr Alter aus Karls des Großen Zeiten.

Feierlich erklangen die Glocken der Stadt im Frühgeläute, es war ein Sonntag. Solcher Klang erhebt oft mein Gemüth mehr zur wahren und innigen Andacht, wie kirchlicher Dienſt. Das kleine Kirchlein glühte wie ein Opferbrand auf dem Altar des Berges, manch verwittertes, graues Stationenbild war an den Pfad geſtellt, auch dieſe Steine ſtanden mild angeſtrahlt von dem rothen Sonnenſchild, was über die Berge flammte. Vor einem kniete ein eifriger Beter, ich ſah nur von hinten ſeine Geſtalt, er war ſehr ärmlich angethan, ich ſtörte ihn nicht. Nach einer Weile, als meine Blicke ihn wieder ſuchten, kniete er vor einer andern Station. Ich hatte meine Betrachtung alſo über ihn, die ſelbſt ein halbes Gebet wurde:

Wer iſt Dir lieber doch, o Vater, jener Beter,
Der vor dem Marterkreuz des frommen Heilands kniet,
Wie, oder ich, der zwar kein frecher Uebelthäter,
Doch auch nicht ſündenfrei nach Deinem Himmel fleht? —
Sein Herz iſt Dir vielleicht ſo brünſtig, wie das meine,
In Lieb', Ergebung und in Demuth zugewandt;
Ich ſtehe fromm durchglüht, er kniet auf kaltem Steine,
Er iſt ein Katholik, ich bin ein Proteſtant.

Indem ich mich höher wandte, fügte es der Zufall, daß ich des Mannes Angeſicht ſah — umſchattet von einem vergrauten Backenbart, noch nicht alt und doch furchenreich, ſein Ausdruck war dumpf, faſt leblos, ſtupid. Ich kannte dieſen Blick, dieſen Mann, ja, ich erkannte ihn, ich irrte mich nicht — es war Pasgarini. Als er ſein Gebet geendigt, trat ich ihm näher, bot ihm „guten Morgen," aber das war nicht der rechte Gruß, dieſer Gruß verrieth den Ketzer, er hörte mich nicht, ſah mich nicht an, ich aber ſah, daß ich mich nicht irrte. Sein beklagenswerther, anſcheinend höchſt dürftiger Zuſtand erregte mein tiefſtes Mitleid; ich ſuchte ſeinen zerbrochenen Ring hervor, den ich eingewickelt bei mir trug, mir konnte dieſer nichts mehr gelten, ihm aber noch eine heitere Stunde ſchaffen, ich reichte ihm das Papier. Er nahm es, ohne zu danken, und ich entfernte mich eilig. So kann des Menſchen leichter Geiſt gebrochen werden, wenn er abirrt vom Pfade des Lichts und des Rechts; der Leſer weiß nun, warum ich ihn am Eingange dieſes Buchs mit der „Geſchichte meines Ringes“ gelangweilt habe.

Wir beſuchten das reichaſſortirte und geſchmackvolle Etabliſſement des Herrn Buchhändler Mayer, deſſen Freundlichkeit uns ſpäter manches Sehenswerthe zeigte und zeigen ließ. Auch die berühmten engliſchen Reiſenden: Mißtreß Trollope und nach ihr Bulwer, waren bei ihm geweſen, die Mißtreß zumal mit dem ganzen Stolz ihres Englands und dem großartigen Selbſtbewußtſein ihrer weiblichen Autorſchaft. In einer heitern Taverne vor dem Thore nach Burtſcheid trafen wir auch den talentvollen Schriftſteller Louis Lax, Verfaſſer der Memoiren eines Schornſteinfegers ꝛc., und tranken Maitrank mit ihm. Maitrank! welch ein anziehendes Wort: es iſt ein ſehr heilſamer geſunder Trank, ein Wein der verſetzt iſt mit dem Aroma köſtlicher Frühlingskräuter, von denen ich vornehmlich Krauſemünze, Meliſſen und Abrotaume herauszuſchmecken glaubte.

Schon früher hatte ich dieſen Trank ſehr rühmen hören, er entſprach aber meiner von ihm gehegten Erwartung ganz und gar nicht; ich lobe mir den Wein ohne Kräuter, und mag die Apotheke nicht im Weine ſchmecken. Wir gingen nun zuſammen nach dem freundlichen Burtſcheid, Aachens Vorſtadt, und beſahen die Quellen und Bäder. In der Trinkquelle, ohnweit des warmen Baches fand ich einen kleinen Salamander, fing ihn mit der Hand, und that ihn in ein Glas, um ihn als Reiſetalisman mit mir zu führen, neugierig, ſeine Wunderkräfte zu erproben. Es iſt ein artiges Thierchen, denn beiläufig ſei es geſagt, er lebt noch, und leiſtet meinen Laubfröſchen Geſellſchaft; er iſt mit ſchönen goldgelben Streifen und Punkten ſehr regelmäßig gezeichnet; iſt mäßig und friedfertig, und wird nur dann zuweilen etwas ärgerlich, wenn ihm die Fröſche alle Fliegen wegſchnappen. —

Ueber die Bäder Burtſcheids und Aachens ſchweige ich, ſie ſind bekannt genug und Medizinal-Aſſeſſor Dr. Monheim hat in ſeinem Werke über dieſe Heilquellen auf jede Weiſe erſchöpfend und belehrend das Seine zu ihrer Empfehlung beigetragen und geſagt. Höchſt merkwürdig iſt aber die in den Aachner und Burtſcheider Schwefelquellen vorkommende und in Monheims Werk ausführlich beſprochene animaliſch-organiſche Subſtanz, die derjenigen ganz analog iſt, welche Lemonnier bereits 1747 in den Schwefelwaſſern von Barèges fand. Auch ſpätere franzöſiſche Chemiker haben ſie in andern Waſſern gefunden, und darüber ausführlich berichtet, welche Subſtanz von ſchleimig-gallertartiger Maſſe, grauweiß, in Waſſer gekocht, dieſem, ſo lange es noch heiß iſt, einen Fleiſchbrühgeſchmack mittheilt. Sie iſt fäulnißwidrig, und gehört nach den Forſchungen neuerer Naturhiſtoriker jenem wunderbaren Zwiſchenreich an, das die Mitte zwiſchen der Thier- und Pflanzenwelt hält; Bory de Saint Vincent ordnet dieſe Subſtanz der Familie der Arthrodiées unter, dem Stamm Oscillariées, dem Geſchlechte Anabaine. So weit Monheim.

Die frühern Forſcher haben den Fehler begangen, auf das animaliſche dieſer Subſtanz zu wenig Rückſicht zu nehmen, und haben, ſtatt das thieriſche Leben derſelben, deſſen Entwickelung und Aeußerung mit Ruhe und langer großer Aufmerkſamkeit zu betrachten, es durch hunderterlei Reagentien zerſtört, wodurch ſie ſich ſelbſt den Weg verſperrten, genügende Reſultate zu erlangen.

Wie wunderbar aber die Natur im Erzeugen gewiſſer Stoffe wirkt, und wie ſie fort und fort der Forſchung werthe Gegenſtände darbietet, ſie, die allmächtige Mutter, deren geheimnißvoller Schooß noch in ſo mancher Beziehung ein tiefverſchloſſenes Räthſel für uns iſt, davon giebt unter andern ein Beiſpiel der in meiner Nähe befindliche Salzunger See, bekannt geworden durch einen vermutheten, noch problematiſchen, und mit wiſſenſchaftlicher Evidenz noch nicht nachgewieſenen Zuſammenhang mit dem Meere; ein Beiſpiel, deſſen ich hier erwähne, da ich gerade auf einen, wie mir ſcheint verwandten Gegenſtand zu ſprechen gekommen bin.

In dem Salzunger See erzeugt ſich alljährlich in größerer oder in geringerer Menge, je nachdem die Witterung günſtig, d. h. warm iſt, während der Sommermonate eine bis jetzt noch durchaus wiſſenſchaftlich nicht unterſuchte Subſtanz von grüner Farbe, die mit den bekannten vegetabiliſchen Stoffen, welche oft ſtehende Gewäſſer überziehen, keine Aehnlichkeit hat; ſie iſt weder ein Mucor noch ein Byssus, weder ein Fucus noch eine Conferon. Hier und da aufgeſtellte Meinungen, daß dieſe Subſtanz ſei 1. Samenſtaub aus Waldungen, von Wind auf den See geführt, oder 2. Erzeugniß von Phanärogamen, die um den See wachſen, oder 3. Eiweißſtoff des in den See gegen den Herbſt zum Röſten gelegten Flachſes, oder 4. Conferva, Priſtley'ſche

Materie u. dergl. zerfallen in nichts, denn 1. ſind Waldungen nicht ſo nah, und den gelben, nicht grünen, Blüthenſtaub der Nadelhölzer entführt der Wind nur im Verfrühling, zu einer Zeit, wo dieſe Subſtanz ſich nie auf dem See zeigt; 2. umwachſen den See blühende Pflanzen nicht in ſolcher Menge, daß ihr Blüthen- oder Samenſtaub ihn überziehen könnte, auch hat die Seeſubſtanz weder die runde, noch die elyptiſche Form ſolchen Staubes. 3. Zeigt ſich die Subſtanz oft ſchon früher, bevor Flachs eingelegt wird, deſſen Albumen, wie überhaupt der Pflanzen Eiweißeſtoff ſowohl als Satzmehl ebenfalls eine andere Form haben, als dieſer Stoff, auch wird Flachs in ſo viele Teiche und Seen gelegt, dieſe Subſtanz aber findet ſich, ſoviel mir bekannt, nur in dem Salzunger See, und endlich 4. iſt ſie, wie mikroſkopiſche Beobachtungen mich hinlänglich überzeugten, keine Conferen, es wäre denn eine neue, eigenthümliche, keine Priſtley'ſche Materie, Lepra infusionum u. dergl.

Wenn dieſe Subſtanz ſich zuerſt zu zeigen beginnt, überzieht ſie den See wie ein zarter, zuſammenhängender aber gleichmäßig verbreiteter grasgrüner Rahm, der kaum liniendick auf der ganzen Fläche ſchwimmt, und ſo bei ruhigem Wetter und milder Temperatur oft einige Tage darauf ſtehen bleibt, während die grüne Maſſe ſich vermehrt. Später häuft ſie ſich zu Stücken von dicklicher Conſiſtenz, und wird vom Wind dem Ufer zugeführt. Nach einigen Tagen verlieren dieſe Stücke die ſchöne grüne Farbe, bekommen ein gelbes, braunröthliches, ſchleimiges Anſehen, ohne aber durch übeln Geruch beſchwerlich zu fallen, und endlich geht alles wieder in die Elemente über, ohne eine Spur ſeines Daſeins zurückzulaſſen.

Ich muß fürchten, zu weitläuftig über dieſen nur nebenbei erwähnten, aber intereſſanten Gegenſtand zu werden, den vielleicht in einer beſondern Broſchüre abzuhandeln und durch Abbildungen anſchaulich zu machen, ich verſuchen werde, wenn ſein Weſen erſt noch näher auf wiſſenſchaftlichem Wege unterſucht und erforſcht iſt, und begnüge mich hier nur eine kurze, jedoch genaue Beſchreibung ſeiner äußeren Erſcheinung zu geben. Die Subſtanz färbt das Waſſer im Anfang ſcheinbar grünſpangrün, und geht, konzentrirt, in eine ſchöne dunkelgrüne Farbe über; ſie iſt leichter wie das Waſſer, auf deſſen Oberfläche ſie ſchimmert. Sie erſcheint dem bloßen Auge als vegetabiliſche Staubatome, ohne Zuſammenhang, durch gute Vergrößerung werden wahrgenommen: 1. Rundliche Bläschen, nur Haut mit dunklem Rand, durchſichtig, ähnlich dem Gonium. 2. Charakteriſtiſche Formen, die ſich ſchwer beſchreiben laſſen, zuſammenhängende Atome bilden, ohne daß man das Bindemittel gewahrt, Kugeln, Hufeiſen, Keulen, Kreiſe mit durchſichtigem Mittelpunkt, endlich 3. monadenähnliche ganz helle und durchſichtige, rundliche und ovale Körperchen, ohne ſichtbare Spur animaliſchen Lebens. Friſch aus dem See geſchöpft, zeigen ſich durchaus keine Infuſorien, Geruch wie Albumen, kein Geſchmack. Leicht bedeckt und der Sonne ausgeſetzt, wurde die Farbe blaſſer und die Materie etwas ſchaumig. In einem verſchloſſenen Glas verſandt, entwickelte ſich beim Oeffnen ein ſtarker Geruch nach Schwefelwaſſerſtoffgas, das von den im See befindlichen Salzquellen herrührt.

Säuren verwandeln die Farbe der Maſſe in ochergelb, ohne doch die irregulären Formen zu ändern. Nach mehreren Tagen bildeten ſich Infuſorien, zuerſt Monaden, die ſchöne ſtahlgrüne Farbe ging in ein gewöhnliches Grün über, das Ganze roch faulich und die Infuſorienbildung nahm zu. Als ein Theil davon in ein Glas mit reinem Waſſer gethan wurde, verlor ſich gleich der unangenehme Geruch, und die Subſtanz nahm den obern Theil des Glaſes ein. Am 12. Tag war jeder Tropfen eine wimmelnde Welt von Milen, in dem Glas mit friſchem Waſſer unter den kleinern Infuſorien viele Vorticellen; noch ſpäter ſchienen die mannichfaltigen Figuren ſich zum Theil zu löſen, ſie wurden blaſſer, die Formen unbeſtimmter und durchſichtiger. Ich fühle, daß ohne gute Abbildung jede Beſchreibung unzureichend iſt.

Nach mehrern Monaten war die leichtverkorkte Flüſſigkeit immer noch ſchmutzig dunkelgrün und bildete an der Oberfläche eine dünne, feuchte, grüne Haut, die mit Waſſer verdünnt, lebende Vibrionen, den Eſſigaalen ähnlich, zeigte, eine Menge derſelben hatte ſich nun auch in der Flüſſigkeit erzeugt, das Waſſer unten war hell, gelbgefärbt, und noch faulig. Die im Waſſer ſelbſt zu einer dicklichen Haut gewordene Maſſe zeigte noch, aufgelöſt, die beſtimmten Figuren; ganz alte, auf Papier getrocknete, ebenfalls aufgelöſt, keine mehr, aber die auf Papier getrocknete Maſſe behält jahrelang ihre ſchöne grüne Farbe, die beſtimmte Geſtaltung; aufgeweicht, quillt ſie von neuem wie die Tremellen, und koagulirt ſich zu Klümpchen.

Die oben unter 1. erwähnten rundlichen und oblongen Bläschen erſcheinen wie Eier oder Früchte, oft auch zur Hälfte oder zum kleinern Theil nur braun, und das übrige ganz hell und durchſcheinend, aber immer ſcharf begrenzt, dabei jedoch im Verhältniß zur Maſſe ſelten und einzeln. Durch ein gutes Solarmikroſkop geſehen, erſchien ihr Größenverhältniß zu den Einzelfiguren der grünen Subſtanz, an denen ſie bisweilen feſtſaßen, wie das, wenn eine Haſelnuß an einem Zweig des Cycopodium clavatum ſäße.

Woher nun, möchte man fragen, dieſe Erſcheinung bloß auf dieſem See? denn mir iſt ſie noch auf keinem andern vorgekommen, woher die Menge, woher ihr Vorkommen, und zu einer gewiſſen, und zwar zur heißen Jahreszeit? Animaliſch möchte ich ſie auf keinen Fall nennen, noch dafür halten, auch glaube ich, daß bei jener obenerwähnten, in den Schwefelwaſſern vorkommenden Subſtanz die Benennung animaliſch nicht gut gewählt iſt, denn der Fleiſchbrühegeſchmack zeigt noch nicht thieriſchen Organismus an, ſonſt müßte das Cestrum Parqui, deſſen Blätter auf das täuſchendſte nach Kalbsbraten riechen, auch animaliſch organiſirt ſein.

Doch ich breche hier ab, um nicht allzuweitläuftig über dieſen Gegenſtand zu werden, der gewiß noch nähere Unterſuchung verdient. Sollte ich noch im Stande ſein, mich in guten Stunden mit Hülfe befreundeter Chemiker dieſer zu unterziehen, ſo werde ich nicht verfehlen das gewonnene Reſultat dann bekannt zu machen, und, ſtatt einer fertigen Abbildung dieſes noch räthſelhaften Stoffes, von ihm ſelbſt eine kleine Portion auf das Papier tragen, wo dann auch in trocknem Zuſtande manches von ſeiner Eigenthümlichkeit durch mäßig vergrößernde Linſengläſer wahrgenommen werden kann.

Nur das bemerke ich noch, daß, da der Salzunger See in ſeinem Grunde neben andern auch Soolquellen hat, die Hydrothiongas ausſtrömen, während der Schwefel in den reichhaltig ſalzigen Badewaſſern Aachens und Burtſcheids prädominirt, ſo kann recht wohl ein chemiſcher Proceß die Grundurſache ſolcher animaliſchvegetativen Entwicklung ſein, und beide Subſtanzen verwandt, nur daß jene durch die Südhitze des Waſſers entfärbt wird, während dieſe mit der Hauptfarbe des vegetabliſchen Lebens prangt. —

Wir wandten uns dem ehrwürdigen Münſter zu, der ſchon im Aeußern die verſchiedenen Zeiten ſeiner Entſtehung und Wiederherſtellungen beurkundet. Der eine vordere Anbau iſt ganz aus der ſpätern Zeit, wo der italieniſche Bauſtil dominirte. Wir ſahen an dem einen Portal die römiſche Wölfin und die Pinie, aus denen die Volksſage ein erbauliches Teufelsmährlein ſchuf. Auch der Rieſenbau des Aachner Doms ward, wie ähnliche, dem Teufel zugeſchrieben, den der Architekt um die Seele, die er ihm für den Bau verſprochen, dadurch prellte, daß er zuerſt einen Wolf in das Heiligthum jagte, welchem Herr Urian zornig den Hals umdrehte, und die Bronzethüre ſprengend, voll Wuth von dannen fuhr. Die überaus hohe Kuppel überwölbt ein herrliches Octogon, in deſſen Mitte hängt an langer ſtarker Kette ein rieſiger Leuchter nieder, den der Barbaroſſa ſchenkte, als er hier an heiliger Stätte gekrönt ward. Von unten führen ſteinerne Stufen zum Hochmünſter, den einſt die Granitſäulen zierten; ſieben geſchloſſene ehrne Gitter, je zwei und zwei von verſchiedener künſtlicher Arbeit, bezeichneten, durch Bogen und Säulen geſondert, die Thronſitze der ſieben Kurfürſten, hinter dem achten offenen, zu dem die Treppe führt, ſteht erhöht der einfache Marmorſtuhl Karl des Großen, ſo einfach wie ein Sarg; hier ſind ſechsunddreißig deutſche Könige und elf Königinnen gekrönt worden. Die ſchlafen nun alle, und haben wohl zum Theil ſehr prächtige Kenothaphien. Unten aber im Münſter zu Aachen liegt ein viereckiger einfacher Stein, und auf dem Steine ſtehen zwei einfache Worte, die mehr umfaſſen und ſagen, als alle pomphaften Inſchriften: Carolo magno.

Es iſt im Aachener Münſter viel zu ſehen, auch für den, der nicht bloß in den Erinnerungen an die gigantiſche Vorzeit ſich ergehen will. Wir ſahen dem Dienſt der Meſſe aus dem höchſten Chor herab zu, und ich machte die Bemerkung, daß Ceremonien und Kleidertracht der Miniſtranten, Diakonen ꝛc., die ich, ſo wie ich ſie hier ſah, noch nie geſehn, mich lebhaft an indiſchen Cult und Bramadienſt mahnten, (welch abſchweifende Einbildung!) aber die zwei mit Spießen Parade-Wache haltenden Trabanten im Koſtüme der Pariſer Schweizergarden zur Wirklichkeit zurückführten. Wir ſahen die mit uralten Elfenbeinarbeiten und Edelſteinen reich und herrlich dekorirte Evangelienkanzel, ein Geſchenk Kaiſer Heinrichs II.; einige im gothiſchen Styl erbaute Seitenkapellen, deren eine eine kleine Gemäldegallerie von Bildern, meiſt aus der altdeutſchen Schule enthält, auch eins von Rubens; dann die Granitſäulen, welche Karl der Große zum Tempelbau kommen ließ, welche die Raubſucht Napoleons nach Paris entführte und die nun ſeit 1826 wieder unbenutzt und faſt auch unbeachtet in einem Kreuzgang liegen. Vier davon aber ſtehen vor dem Altar der Kreuzkapelle. Aeußerſt ſehenswerth iſt der wohl erhaltene pariſche Marmor-Sarkophag, der auch in einer Nebenkapelle, die mehrere Epitaphien enthält, ſteht, auf welchem der Raub der Proſerpina im Hautrelief abgebildet iſt. In dieſem Sarkophag ſtand Karls Stuhl, und auf dem Stuhl ſaß er todt in der weiten Gruft, doch nicht volle 200 Jahre ungeſtört. Die kleinen Reliquien wurden uns auch gezeigt, und es mag ſich niemand dadurch, daß die großen Reliquien nicht gezeigt worden, abhalten laſſen, die kleinern zu ſehen, denn jene, die nur alle 7 Jahre der Verehrung blos, und außerdem nur ausnahmsweiſe hohen Potentaten, vor Augen geſtellt werden, beſtehen: 1) aus einem weißbaumwollenen Kleid der Maria, 2) aus Chriſti Windeln, von einem unbekannten Stoff, 3) aus dem Leintuche, worauf St. Johannes enthauptet wurde, und 4) aus dem Tuche, das der gekreuzigte Chriſtus um ſeine Lenden hatte, welche Reliquien, in verſchiedenfarbigen Seidenſtoffen aufbewahrt, Geſchenke Karls des Großen ſind, der ſie von Johann, dem Patriarchen von Jeruſalem erhielt, und die ihr Epitheton groß nur ihrer Maſſe danken. In dem Sanctuarium, worin die Reliquien aufbewahrt werden, befindet ſich eine Fülle von Sehenswürdigkeiten. Alte ſchöne Bilder von Dürer, und andre goldne und ſilberne Sarkophage von der künſtlichſten Arbeit und mit Gemmen von unſchätzbarem Werth beſetzt, wundervolle Gefäße, welche die kleinen Reliquien, die ich nicht aufzählen kann, da mich Ketzer nur die kunſtvolle Arbeit und die Pracht ihrer Hüllen anſprechen konnte, enthalten. Ein Armknochen Karls des Großen von erſtaunlicher Länge, ſein ehrwürdiges Haupt, rieſengroß und wie ſteinern, ſo daß man gegründete Zweifel an der Aechtheit hier nicht erheben kann. Und der

Todtenkopf, von dem man jedoch nur das Kranium ſieht, trägt noch — o grauſame Ironie der Zeit, o Spott auf alles irdiſche König- und Kaiſerthum — eine ſchwere goldne Reichskrone!

Auch ein, ich glaube ſilberner und ſtark vergoldeter Arm mit der Hand wird als Modell von Karls Hand und Arm gezeigt, ſo groß, daß, wenn man dieſes Modell nur als metallenen Handſchuh betrachten wollte, immer noch eine Rieſenhand dazu gehören würde, ihn auszufüllen. Für Wort- und Sprachgrübler merkwürdig iſt nächſt dem Schwert der Schwertgurt Karls des Großen, darauf ſich in alter Schrift zweifelhafte Buchſtabenzeichen befinden, welche ſchon viele Deutungen erfahren haben, und wie narürlich auch zulaſſen. Es wurde erzählt, dieſer Gürtel ſey ein Geſchenk einer der Gemahlinnen Karls an ihren erhabenen Gatten. Wäre ich einer jener Schriftdeutler, die das einfachſte weit ſuchen, ſo würde ich ſagen, die Worte ſind 1) abbrevirt, 2) deutſch geſchrieben, aber griechiſch, 3) lauten ſie urſprünglich: ἐσιν (φ) σὺν (ἡ), und heißen 4) In der Noth eine Gefährtin, welches gar ein paſſender Wahlſpruch für Schwert und Schwertgut wäre. Ich weiß nicht, ob ſchon jemand auf dieſe Deutung gefallen iſt, mir aber könnte ſie des Sinnes wegen gefallen. Ich habe auch die Kuppel erſtiegen, die Balluſtrade umwandelt, und mich des Anblicks der in ſonniger Beleuchtung unter mir liegenden großen und ſchönen Stadt erfreut; es iſt jedem Reiſenden anzurathen, daß er ſolche Höhenpunkte zu gewinnen ſucht, ſie nützen unendlich, könnte man ſie nur immer auf der Reiſe durchs Leben finden. Oben während dem Gang um das Dach hörte ich auch eine ganz neue Sage, und fand dadurch wieder eine Erfahrung beſtätigt, die ich auf meinen Wanderungen ſchon öfter machte, nämlich, daß immer noch im Volk der ewig ſchaffende Geiſt der Poeſie fortlebt und fortbildet, und auf ſo geheimnißvolle Weiſe jüngſt geſchehenes mit mährchenhaftem Gewand umkleidet, wie die Quelle zu Karlsbad Blumen und Vogelneſter in ſcheinbare Verſteinerung hüllt, nur daß die Incruſtate der Ereigniſſe, welche der im Geheim wirkenden Quelle der Dichtung ihr Daſein danken, in Jugendfriſche und Farbenzauber fortblühen, während jener Quell alles Leben und alle Blüthe einſargt.

Die Sage aber lautet: Als die Franzoſen Deutſchland in Feſſeln ſchlugen, führten ſie auch aus Aachen die vom Volk ſo gläubig verehrten Heiligthümer und Reliquien fort. Da ſank alles in tiefe Trauer, ſelbſt das ſtarre Erdreich. Es wuchs kein Gras mehr auf den Feldern, es gedieh keine Frucht, es reifte keine

Aehre; das währte drei Jahre lang. Endlich hallten die Siegesdonner und die Siegesjubel über das befreite Deutſchland, man gab wieder dem Kaiſer, was des Kaiſers war, und Gotte, was Gottes war, und Aachen ſeine Heiligthümer. Wie dieſe zurückkehrten, da läuteten von ſelbſt die Glocken, und die Erde that in vollem Segen ihre Freude kund. —

Aachen iſt nun einmal eine Stadt der Wunder und Geſchichten, das zweite Rom, des alten Wahlſpruchs ſeiner römiſchen Königsmünzen:

Urbs Aquensis, urbs regalis,
regni sedes principalis,
prima regum curia.

noch immer werth und würdig, daher es auch in der neuern Zeit der Ehre einer erfolgreichen Monarchenzuſammenkunft ſich erfreuen durfte.

Im Hofe des Regierungsgebäudes ſah ich den merkwürdigen Aerolithen oder die gediegene Eiſenmaſſe, welche im Jahre 1762 entdeckt, und im November 1814 ausgegraben wurde. Dieſer unförmliche Klumpen wiegt mehr als 7400 Pfund Gewicht.

Es iſt beinahe unmöglich, einen andern Urſprung dieſer Maſſe anzunehmen, als daß ſie, gleich andern Meteorſteinen, vom Himmel gefallen ſey, obgleich die gelehrten Unterſucher und Beſchreiber derſelben dieſe

Meinung zu äußern vermieden haben, da die chemiſchen Beſtandtheile derſelben mit denen andrer gediegenen Meteormaſſen, welche zwar nickelhaltiges Eiſen, Eiſenoxyd, Kieſelerde, Talkerde, Schwefel ꝛc., aber keinen Arſenik enthalten, nicht gänzlich übereinſtimmen. Allein auf welchem Wege ſollte dieſer ungeheure Klumpen nach Aachen gekommen ſeyn, das auch in den frühſten Zeiten keine Schmelzwerke hatte, und in ſeiner Umgebung kein Arſeniklager enthält? Sicher ſchleuderte die gebährende Weltkraft ihn auf die Erde, der er auf ihrer Bahn begegnete, vielleicht wurde die polariſche Maſſe mächtig angezogen von dem magnetiſchen Strom, der von den Polen ausgeht, und das, was Kern eines Wandelſternes werden konnte, fand durch einige Jahrtauſende ein dunkles Grab im Schoos der Erde, bis ein Zufall und der Menſchen Forſchergeiſt es an das Licht hob. Die Maſſe iſt erſtaunlich feſt, und nur mit Mühe gelang es mir, ſelbſt von der ſich leichter abblätternden oxydirten Rinde einige kleine Stückchen zu erhalten; dieſe ſind leberfarben, im Bruch von mattem Metallglanz, wie Brauneiſenſtein, werden durch den Strich der Feile heller glänzend, wie Blei, und vom Magnet angezogen, ohne ſelbſt magnetiſche Anziehungskraft zu beſitzen. Obgleich leicht gebrechlich und bröckelnd, widerſtehen ſie der Feile doch mehr als gewöhnliches Eiſen. Mir war es intereſſant, dieſen muthmaßlichen Aërolithen zu ſehen, und ich dachte bei der räthſelhaften Maſſe an die Maſſe des Räthſelhaften in der Natur, das unſer Blick noch nicht durchdrungen, unſere Weisheit noch nicht ergründet hat, und wo wir uns oft nur mit dem Ausruf der Moslemin begnügen und beſcheiden müſſen: **Masch Allah**! Gott iſt groß!

VI.

Belgiſche Reiſe.

Wir fuhren die Anhöhe nach Eupen zu hinauf, und grüßten noch einmal die Stadt, die in herrlicher Sonnemorgenbeleuchtung mit ihren Paläſten, prächtigen Brunnen- und Badehäuſern, hochragenden Maſchinenſchornſteinen, weit hinausgreifenden Mauern, und freundlichen Landhäuſern unter uns lag. Lousberg und Salvatorkapelle erheben ſich maleriſch unſerm Weg gegenüber; doch ſie entſchwanden mit der ganzen Herrlichkeit von Aachen bald den Blicken. Es fehlte unſrer Bahn nicht an angenehmer Mannichfaltigkeit: bald ging es an heitern Landſitzen, an ſorglich eingefriedeten Wieſen vorüber, bald durch Waldung, oder durch hübſche Dörfer, und ſo wurde Eupen erreicht, ehe wir es dachten. Dieſe lebhafte Fabrikſtadt von 10,000 Einwohnern liegt wunderſchön mitten in unüberſehbaren Wieſen, und erinnerte mich ſehr an die gewerbfleißigen und reinlichen

Ortſchaften Schleſiens, wie Wahnsdorf u. a. Auf einer Anhöhe über der Stadt, wo die Straße hinzieht, fanden wir in dem eleganten Berliner Hof die nöthige Leibſtärkung des Frühſtücks, reizende ſittſame Töchter des Hauſes, und konnten die ferne Bergkette der Vogeſen erblicken, auf denen hin und wieder noch Schnee ſichtbar war; auch wehte, ungeachtet des Sonnenſcheins, ein ſcharfer und kalter Wind vom Gebirge herüber. Nun währte es nicht lange, und die belgiſche Grenze war erreicht. An der Zollſtation, wo faſt alles im franzöſiſch-walloniſchen Dialekt ſprach, ein ſeltſames Kauderwälſch, in das man ſich aber finden lernt, kamen wir mit leichter Viſitation durch. Ueberhaupt halten ſich die Herren Viſitatoren mit einem pauvre homme de lettres, wie unſer einer, nicht auf, und thun wohl daran; wenn ſie im Koffer, Mantel- und Reiſeſack Bücher ſehen, wiſſen ſie ſchon, daß man nicht reiſ't, um Kontrebande einzuſchwärzen; daß es auch geiſtig Kontrebande gibt, wiſſen ſie größtentheils nicht, und dann beſteht auch für ſolche der kosmopolitiſche Zollverein der Gedankenfreiheit.

Eigentlich zieht von Aachen nach Lüttich noch eine nähere Straße, als die, welche wir fuhren, aber die von uns gewählte iſt bei weitem intereſſanter; ſie führte uns in das freundliche Thal der Wesdre oder Veſter, das reich an Mannigfaltigkeit und ſogar an romantiſchen Reizen iſt, wiewohl dieſer Theil des jugendlich auferſtandnen Belgiens, der mir wie ein verjüngter Phönix vorgekommen iſt, durchaus nichts von der mittelalterlichen Färbung hat, die wir mit dem Ausdruck romantiſch bezeichnen. Höchſt maleriſch erhebt ſich das Städtchen Limburg auf einer felſigen Anhöhe, von welcher die Trümmer einer, wie es ſchien, noch nicht allzulang abgebrannten Kirche wehmüthig in das Thal herabſahen. Die bisweilen ſehr reiſſende Veſter folgt, murmelnd über glattes Geſtein hinrollend, eine geſchwätzige Begleiterin, dem Lauf der Kunſtſtraße ſo anmuthig wie ein Thüringer Waldbach, und manche Parthie dieſes Thales hat mich an ähnliche in meiner Heimath erinnert. Eine blühende Fabrik nach der andern zeigte ſich, wenn die Straße eine neue Biegung machte, überall Spuren des Wohlſtandes, der Thätigkeit, welche die Beglücker der Länder ſind. Aus dem knoſpenden Wald heraus lugten ſchelmiſch die Frühlingserſtgebornen, Veilchen und goldne Ranunkelaugen, und die Lenzaurore Daphne erhob gleich jungen Freiheitsfahnen ihr purpurrothes Gezweig. Je mehr wir uns Verviers nahten, deſto angebauter erſchien die Gegend. Verviers iſt die Mittagsſtation der Poſt, und ſie hält hier mehrere Stunden an. Dieſe Zeit benutzte ich, während mein Gefährte einen Bekannten aufzuſuchen ging, die nicht unwichtige Fabrikſtadt von ohngefähr 20,000 Einwohnern*) ein wenig zu beſehen, und die Bergwand, an der eine freundliche Promenade angelegt iſt, bot zu einer Totalüberſicht die erwünſchteſte Gelegenheit. Ein Wald von Dampfmaſchienenſchornſteinen ragte wie ſo viele Obelisken empor, und beurkundet die Regſamkeit der vielen Tuch-, Soda-, Scheidewaſſer- und Vitriolſäurefakriken. Ich verließ die grünenden baumbepflanzten Steine des Bergabhangs, und durchpilgerte die Straßen, von denen die, welche nach dem ſchöngebauten, mit einer Esplanade verſehenen Markt zuführten, äußerſt belebt waren. Vorzüglich fiel mir ein beträchtlicher Handel mit Holzwaaren auf, die zierlich und elegant gearbeitet ſind. Mitten auf dem Markte ſteht das ſchöne Theater, mit einem Säulenportal; ich gieng hinein, es war gerade Probe zu: De deux nuits und Juliette. Da ich zufällig auf die Bühne gelangt war, wo mein Eintreten ſtörend und unwillkommen hätte ſeyn können, ſo entſchuldigte ich meine Neugier mit der Ausflucht, daß ich ein teutſcher Schauſpieler ſey, nnd nur einen Augenblick das Haus beſehen wolle, was mit großer Artigkeit gewährt wurde.

---

*) Stein gibt nur 10.431 an.

Das Auditorium bildet einen Halbzirkel und hat 3 Logenreihen übereinander. Die Bühne hat hinſichtlich ihrer Größe und der nicht mehr neuen Dekorationen viel Aehnliches mit der zu Düſſeldorf, ſie iſt nicht groß.

Das Theater wird durch eine Aktiengeſellſchaft unterhalten, und hier war es, wo ein bigotter Pfaffe den Aktionairs wegen ihres Theaterbeſuchs das heilige Abendmahl und die Abſolution in der Beichte verweigert hat. Wenn man übrigens dieſen Theil Belgiens durchreiſt, wird man wenig davon gewahr, daß man ſich in einem katholiſchen Lande befindet, nur ſelten ſieht man ein neues, geſchmackvolles und freundliches Chriſtus- oder Heiligenbild, alte gar nicht. Zwei Revolutionen haben hier den alten Sauerteig hinweggefegt, ich möchte ſagen, ſogar die Erinnerungen zum Lande hinausgekehrt. Und doch konnte ſich die Pfaffheit erfrechen, ſo intolerant dem Vergnügen eines Kunſtgenuſſes entgegenzutreten. Tempi passati!

Nach der Mittagstafel, die gut und ſchon ganz im franzöſiſchen Geiſt, wenn ich ſo ſagen darf, war, ging es nun, und zwar auf franzöſiſcher Poſt weiter. Zwanzig Perſonen waren wenigſtens auf der ungeheuern Diligence; ich fürchtete in dem innern Raume zu erſticken und ſtieg auf das Verdeck dieſes Landſchiffs zu einer

Geſellſchaft junger Kaufleute hinauf, wo man zwar nicht bequem ſaß, aber doch friſche freie Luft athmete, zudem war es ein ſonniger Tag, die Jünger Merkurs waren luſtig und aufgeräumt, lauter Deutſche aus vieler Herren Ländern, und ſo erprobte ich getroſt zum erſtenmal die Luftfahrt oben auf dem Raume einer Poſtkutſche, von der ich ſonſt eine ſehr ängſtliche und bängliche Vorſtellung hatte. Es ging ganz prächtig. Statt des deutſchen Poſthorns, in welchem ſo viel poetiſcher, ächt deutſcher Zauber liegt, ſchmetterten hier laute Waldhorn-Signale aus D dur durch Stadt und Flur, und die Diligence ſauſte mit der Schnelle eines Dampfſchiffs über Berg und Thal. Ach, wenn unſre deutſche Poſtpferde ſo laufen ſollten! Galopp bergauf, Galopp bergab, ſelten nur eingehemmt, daß einem oft Hören und Sehen vergeht! Ich zog meinen kleinen Salamander hervor, und ſprach zu ihm: „Jetzt, Dämonuncule, habe Acht!“ und er hob, wie beſtätigend das dünne rechte Vorderbein, auf deſſen Achſel ein breiter gelber Fleck wie eine Epaulette ſitzt, langſam in die Höhe.

Unſere Fahrt ging völlig ohne Unfall von Statten; der Reſt des ſchönen Nachmittags verging unter Geſpräch und Geſang. Auch im Ausland klingt gut und ſtimmt uns froh ein deutſches Lied. Das Thal, deſſen Flüßchen immer breiter wird, behält ſeinen idylliſchen

Typus; bald ziert es ein ſtattliches Fabrikgebäude, bald ein ſchmuckes Thalſchlößchen mit geſchmackvoll angelegtem Luſtgarten, oder eine Berganlage, oder eine heitere Ville, und der Charakter, der überall hervortritt, iſt Wohlhabenheit. So neu und nett, ſo allenthalben verſteckt, mit dieſem Anſtrich von Reinlichkeit und Beherzlichkeit denke ich mir die Anſiedlungen Amerikas in den glücklichen Landſtrichen, die lebhafter Verkehr begünſtigt. Alle Häuſer ſind von Stein.

Wir nahten, als die Sonne rothglühend unterging, und ſich noch einmal die in dem breiten Fluthſpiegel einiger vereinten, der Maas zuſtrömenden Flüſſe beſchaute, dem alten Lüttich. Das erſte, was uns aus der ſehr langen Vorſtadt entgegenkam, war ein Leichenzug. Sie wollten den Todten im Abendroth beſtatten, da die lange Schlummernacht für ihn ſchon angebrochen war. Es iſt ein ſchöner Gebrauch der Katholiken, für einen Entſchlafenen, auch wenn wir ihn nicht kannten, ein Ave oder ein Vaterunſer zu ſprechen, und ich glaube, ich habe letzteres für dieſen Todten gethan.

Es war, da wir über die ſteile Maasbrücke und zu Lüttich einfuhren, als ob die 47,000 Einwohner dieſer Stadt auf den Beinen wären und die ganze Bevölkerung die Straßen belebte, ſo wimmelte und zog es menſchenvoll, wohin man ſah, und darunter waren außerordentlich viele hübſche Mädchen. Im Zickzack ging unſer Wagen durch enge Gaſſen, und endlich machte unſer Wagenlenker ein Kunſtſtück, bei dem einem angſt und bange werden konnte; er lenkte nämlich äußerſt geſchickt in das Thor des Poſthofs ein, der in einer ſo engen Straße liegt, daß kaum neben dem Wagen noch ein Menſch gehen kann. Nur ein leichtes Verfehlen des rechten Gleiſes, und die Diligence läuft Gefahr — zwar nicht umzufallen, was nicht wohl möglich iſt, aber doch ihre Vorderpaſſagiere nicht in den Poſthof, ſondern in die erſte oder zweite Etage des Nachbarhauſes durch die Fenſter abzuſetzen, und für einen ſolchen Waaren Abſatz würden wohl ſogar meine merkantiliſchen Begleiter gedankt haben.

In dem Poſt- zugleich Gaſthauſe zu Laibach war ein unſägliches Durcheinanderrennen, Laufen und Schreien. Drei bis vier Diligencen waren von verſchiedenen Seiten her faſt zugleich eingetroffen; eine ſah an, wie die andere, Paſſagiere, die ſo eben abfahren wollten, kamen aus allen Ecken und Enden des winkelvollen Hauſes, und das rief, ſchrie und wälſchte nun in der Dämmerung durcheinander, franzöſiſch, deutſch, flamländiſch, walleniſch, engliſch u. ſ. f., daß es eine Luſt war. Die Wirthin, eine dicke freundliche Madame, wurde hundertfach beſtürmt; einige wollten bezahlen, andere eſſen, andere Zimmer, noch andere vermißten etwas ꝛc. ꝛc. Das kleine mit Steinen geplattete Stübchen, das uns zu Theil ward, räumte ſo eben ein ältlicher, wohlbeleibter Herr, und wir mußten froh ſeyn, daß wir es erhielten; es war eben geräumig genug, ſich einmal umzudrehen, 2 Schritte breit, und 6 Schritte lang. Zwei Betten, ein Tiſch, ein Stuhl, eine Kommode, ein weit vorſpringender Kamin und wir, füllten es völlig aus. Da wir auch noch in das Theater wollten, ſo hatten wir Eile nöthig, doch ich verließ mich auf die Hülfe meines Salamanders; es währte ziemlich lange, ehe unſre Reiſegeſellſchaft ſich wieder aus dem Wirrſal in dem Speiſeſaal zuſammenfand, dann brachen wir auf und gelangten durch einige winkliche Gaſſen bald auf einen mit ſchönen Gebäuden verzierten großen Platz, den das ſtattliche Theatèr zierte, wir traten ein, und — Dank dir, mein Dämon — die Ouvertüre begann. Es wurde Guſtav oder der Maskenball gegeben. Die Darſtellung ging gut, die Dekorationen waren ſchön, das Arrangement des Maskenballs, wenn auch etwas einförmig, doch durch zahlreiche Grotesken amüſant. Eine neue Allemande und der große Gallopp wurden gut ausgeführt. Auditorium iſt ſehr geſchmackvoll dekorirt.

An ganz einfache Theaterzettel, wie ſie bei uns üblich ſind, gewöhnt, fielen mir die vielen Bemerkungen auf, die auf dem franzöſiſchen Zettel dem Verzeichniß des Perſonals vorhergingen. Er war die neunte Vorſtellung außer dem Abonnement, und bemerkt: daß die Adminiſtration nichts verſäumt habe, dieſe Oper mit dem größten Glanz in Scene zu ſetzen, daß zwei neue Dekorationen von Mr. Philipp Riquier gemalt ſeyen und die Maſchienerie von Mr. Felix Haquin geleitet werde. Daß die Dekoration im dritten Akt das Hochgericht in der Nähe der Stadt Stockholm, im Mondſchein, und die im fünften Akt einen Ballſaal im Palais von Stockholm darſtellen werde. Daß die Direktion 100 Koſtüme für die Grotesken aus Paris nach dem Muſter der dortigen großen Oper habe kommen, und ſich durch kein Opfer zurückſchrecken laſſen, um dieſes Werk mit allem Glanze zu geben, mit welchem es verdiene, geſchmückt zu ſeyn. Im fünften Akt werde Herr Marius und die Damen Jannin und Franciſque eine neue Allemande tanzen, worauf der von Mr. Lemaire d. ält. angeordnete General-Gallopp von achtzig Perſonen, alle in den neuſten und verſchiedenartigſten Koſtümen, folgen würde.

Dieſer fünfactigen großen Oper, woran ein deutſches Publikum gewiß zur Genüge hat, war bereits vor unſerm Kommen ein zweiaktiges Vaudeville: **La Lectrice, ou une Folie de Jeune Homme** vorhergegangen, und ich ſegnete meinen Stern, nicht früher gekommen zu ſeyn.

Von Lüttich nach Brüſſel, wohin wir zu reiſen beabſichtigten, hätten wir den geraden Weg über Löwen zu fahren gehabt, allein da wir uns von unſrer Reiſegeſellſchaft hatten bereden laſſen, in dem Poſthaus zu übernachten, was auch allerdings anſcheinend das bequemſte war, ſo geſchah es, daß wir über Namur transportirt wurden, weil der über Löwen fahrende Wagen beſetzt war. Wir konnten freilich nicht wiſſen, daß einige Schritte von dem Hauſe, das uns beherbergte, ein anſtändigeres Gaſthaus ſey, daß auf einer andern Meſſagerie wir ohne Weiteres auf geraden Weg gefördert worden wären, allein der Eigennutz des Proprietairs, dem wir nun einmal anheimgefallen, vermied, uns dieß zu ſagen. Uns wurde dadurch außer einer kleinen Mehrausgabe, die der Reiz der Gegend, welche wir durchfuhren, hundertfach aufwog, kein Nachtheil verurſacht, und ſo tröſteten wir uns gern über die erſte Unredlichkeit, die uns in Belgien begegnete.

Mit Tagesanbruch fuhren wir aus, und weideten unſre Augen an dem reizenden Anblick der Stadt und der Vorſtädte, die zum Theil langgeſtreckt und in amphitheatraliſchen Bogen die breite Maas umarmen. Das Stromthal der Maas, wenigſtens der Theil, den wir paſſirten, iſt eines der ſchönſten, das ich je geſehen. Wir fuhren wie in einem immerwährenden Garten, und an einer Menge Fabrikgebäuden mit Dampfmaſchinen vorüber, aus deren Schornſteinen bald kohlenſchwarzer Rauch in dichten Maſſen quoll, bald eine feurige Lohe weit ſichtbar hervorſchlug. Zur Linken zeigte ſich das ſchöne Schloß des Mechanikers Coqueril mit ſeinen Nebengebäuden. Als die belgiſche Revolution ausbrach, als ſich der Krondiamant des Königreichs der Niederlande ſelbſt aus ſeiner Einfaſſung löſte, um für ſich zu ſtrahlen, fanden ſich auch Pöbelhaufen, die den Maſchienen den Untergang drohten, wie denn der Pöbel in jeder Aufregung ein Mittel ſieht, ſein Müthlein zu kühlen, und ſeine ſelbſtſüchtigen Zwecke durch Zerſtörung und Raub zu verfolgen. Da verſammelte der reiche Maſchinenbauer ſeine zahlreichen Fabrikarbeiter, und fragte ſie, ob ſie treulich zu ihm halten, ihn ſchützen, helfen, und ferner ihr gewiſſes Brod verdienen wollten, oder ihre Entlaſſung nehmen? Da jene treu zu bleiben verſprachen, ſo ließ Coqueril Kanonen gießen, ſetzte ſein Haus in Vertheidigungsſtand, und bewaffnete ſeine Leute, wodurch er Herr einer ſo furchtbaren Macht wurde, daß jene gar nicht wagen durften, ihn zu bedrohen.

Unter hohen, faſt ſenkrecht emporgegipfelten Felſen zieht ſich der Weg hin, und mit den Felſen wechſeln

Weinberge, in denen ſchon Arbeiter thätig waren. Manches Haus iſt dicht an die Felſwände an-, oder ganz in ſie hineingebaut, und von oben herab ſteigt in dichter Laubfülle rankender Epheu, in deſſen grünes Gewand ſich die Nacktheit des Geſteins züchtig verhüllt. Sanft gewölbte Anhöhen ſind gegenüber ſichtbar, und dazwiſchen liegt ein breites Wieſenthal, das die Maas ruhig durchſtrömt, voller Schlöſſer, Dörfer und Fabrikgebäude. Von einem der Felſen zur Rechten erhebt ſich majeſtätiſch ein neues ſtattliches Bergſchloß; von alten Schlöſſern und Ruinen, die anderswo anmuthigen Stromthälern zur Zierde gereichen, iſt in dieſem verjüngten Lande keine Spur. Hier ſieht man nicht, daß es je ein Mittelalter gegeben, ausgetilgt iſt Alles, was an Ritter- und Junkerthum erinnern könnte, und wenn das belgiſche Volk fragend anſieht, was es gemacht hat, wird es ſich mit den Worten des letzten Verſes im erſten Kapitel des Pentateuch antworten können.

Wunderſchön iſt die Ausſicht auf Huy, das mit ſeiner Citadelle und ſeiner Rieſenkathedrale dem Blick des Reiſenden ſtolz und prangend entgegentritt. Dieſe hat zwei unausgebaute Thürme, von denen jedoch der eine ſchon bis zu ſtattlicher Höhe aufgeführt iſt. Die ſchönen Portale enthalten ſehr alte Sculpturen, und das Innere des Schiffs bildet einen Säulenwald von impoſanter

Wirkung. Hoch auf ſenkrechtem Fels erhebt ſich ſtolz und ſtark gemauert der Feſtungbau, der von unten eher einem antiken Göttertempel, als einer Citadelle ähnlich ſieht. Die Häuſer der Stadt haben faſt ohne Ausnahme ein alterthümliches Anſehen, und ſtehen mit ihren hohen Giebelwänden gegen die Straßen. Mir fiel der merkwürdige Wechſel in der Bergformation auf, der bei Huy plötzlich eintritt. Erſt hat man ununterbrochen ſteile Felſen zur Rechten; von Huy aus, wo nach Namur zu die Chauſſee auf dem entgegengeſetzten Ufer der Maas hinzieht, treten die Felſenberge plötzlich auf die linke Seite, und die Anhöhen rechts nehmen einen weit ſanftern Charakter an. Es folgt nun beinahe bis nach Namur ein Weg von unbeſchreiblicher Schönheit und reizender Mannigfaltigkeit. Während zur Rechten im Thale eine Fabrik nach der andern uns begegnet, Kohlenſchiffe und Böte mit mancherlei Reiſenden die Maas beleben, die Straße ſelbſt nie leer wird von Wagen, Reitern und Fußgängern aller Art, bilden die ſchönſten und romantiſchſten Felſengruppen zur Linken einen entzückenden Scenenwechſel. Eine Parthie beſonders hat mit einer alten Burgruine die täuſchendſte Aehnlichkeit; hoch, ſtolz, frei und kühn ſtehen in luftiger Höhe die Felſenthurmrieſen, und laſſen uns vor der gewaltigen Kraft der Natur erſtaunen, die ihre Umgebung in Trümmer warf, und ſie iſolirt als mächtige Wahrzeichen jener Fluthungen hinſtellte, die vor Jahrtauſenden donnernd und brauſend ſich dieſes Strombette auswählten. Nur im Elbthal, unterhalb der Baſtei und bei Alt- und Neu-Rathen, und im Otterwalder Grund ſah ich Aehnliches, auch im Bodethale, und mit dem majeſtätiſchen Prebiſehkegel kann ſich doch keine dieſer ſchlanken Felſenſäulen meſſen. Eins aber fehlt der herrlichen Natur hier zum vollen Reiz: deutſche Wälder. Was ich von Waldung auf dieſem ganzen Weg ſah, verdient kaum den Namen, auch die Gehölze im Weſterthale mit inbegriffen. Entweder liegt es an der Eigenthumlichkeit des Bodens, oder an deſſen ſchlechter Forſtkultur; doch bei der außerordentlichen Ergiebigkeit der Kohlengruben in dieſen Gegenden, und bei dem Umſtand, daß hier alles von Stein gebaut wird, auch die kleinſte Bauernhütte, mag der Mangel an gutem Holz wohl weniger fühlbar werden. Hier, wie in Frankreich, ſo weit ich es ſah, iſt jede Tiſchplatte, jede Komodenplatte ſogar, nicht von Holz, ſondern ſie beſteht aus einer glattgeſchliffenen Marmortafel. Wir fuhren an großen Steinbrüchen vorüber, wenn man nicht annehmen will, daß der Fuß der ganzen Felſenkette *ein* großer Steinbruch iſt. Faſt eben ſo ſtolz und in mancher Beziehung noch maleriſcher zeigte ſich Namur mit ſeinen ſtarken Feſtungswerken meinem Blick, und die bedeutende Krümmung, welche die Fahrſtraße machte, gab zugleich erwünſchte Gelegenheit, den Proſpekt dieſer lebhaften und volkreichen Stadt mit ihren Environs mit Muße zu betrachten, Aufenthalt konnte, wenn wir heute noch Brüſſel erreichen wollten, nicht beliebt werden, daher blieb die erſt 1750 in dem, mir ohnedies nicht zuſagenden modernitalieniſchen Styl erbaute Kathedrale Namurs von mir unbeſehen, und ich beſchränkte mich, einen Blick auf die herrlichen Eiſen- und Stahlarbeiten zu werfen, die nebſt köſtlichen Gewehren aller Art, überall aushingen. Im Poſthofe wurden uns ſehr niedliche Federmeſſer mit ſechs Klingen, in Form eines Karabiners, 3 Franken das Stück, zum Kauf angeboten, und ich bin überzeugt, daß für 1 fl. 28 — 30 kr. bei uns keine Fabrik dergleichen von gleicher Güte liefert.

Wir waren nun abermals auf einem Poſtbüreau, und erfuhren abermals die Wirkung des Nachtheils, den die Privatpoſten auf die Reiſenden ausüben, oder vielmehr eher der Willkühr derſelben; denn von Nachtheil war, ſtreng genommen, keine Rede. Wir hätten nämlich den geraden Weg von Namur über Gemappe nach Brüſſel fahren müſſen, allein dies geſchah nicht; da zufällig abermals der direkt gehende Wagen bereits vollbeſetzt war, ſo wurden wir einem andern einverleibt, der über Löwen gieng, wodurch wir den ganzen Weg von Löwen nach Brüſſel umfuhren. Denn dort zu Lande iſt von Beichaiſen keine Rede, man muß ſich alſo entweder fügen, oder warten. Wir zogen es vor, den Kürzern zu ziehen, d. h. den längern Weg zu wählen, um nicht warten zu müſſen. Ich tröſtete mich zumal mit einem bei mir landesüblichen Sprichwort, das im Hennebergiſchen Idiom ſo lautet: Eine gute Krömm gett nis öm.*) Ich ſah nun zwar nicht Belle Alliance, Mont St. Jean und Waterloo, dafür aber das Rathhaus von Löwen, das mich mehr als jene Schlachtfelder-Monumente anzog. Wir ſaßen ſehr bequem zu Dreien in dem ſchönen Wagen, und unſer Gefährte, ein belgiſcher Offizier, gewährte uns vielen Genuß. Mit Geiſt ſetzte er uns die Kulturzuſtände des Landes, das wir eben durchreisten, auseinander, beklagte die große Sittenverderbniß und verſicherte uns, daß man in den Gaſthöfen zu Lüttich wohl gefragt werden könnte: **Voulez vous une fille?** Aber in Namur ſogar: **Voulez vous une fille ou un g.....n?** — Später kam er auf ſeine Reiſen zu ſprechen. Der Mann war in Amerika und Indien nicht einmal, ſondern einigemal geweſen. Er hatte in den prachtvollen Naturtempeln der Andesthäler unter freien Peruanern dem feierlichen Sonnendienſt beigewohnt, und prieß die einfache Erhabenheit einer ſolchen Morgenfeier, und den tiefen Eindruck, den es auf das Gemüth mache, in ſo weiter Abgeſchiedenheit von der Civiliſation, von der Verehrung des ewigen Weltgeiſtes unter dem Bilde der allnährenden, allſegnenden Sonne Zeuge zu ſeyn. Er hatte im Waſſer der heiligen Ganga gebadet, war mit Tauſenden frommer Pilger durch das mächtige Stromthal aufwärts bis Gangotri gezogen, und hatte mit allen Schreckniſſen der furchtbaren Wildniſſe Hindoſtans gekämpft. Lebhaft ſchilderte er die peinigenden Selbſtqualen fanatiſcher Fakirs, und die Stumpfheit jener düſtern Büßer, die wie Gutzkows „Maha Guru“ oder wie Satjawratas als ihm Wiſchnu in Fiſchgeſtaltung erſchien, ſtarr und ſtill, einſam auf ſturmumtobten Bergesgipfeln ſtehen, einen Fuß und einen Arm erhoben, vom Regen erkältet, von Hunger abgezehrt, oder wie Schreckgeſtalten den Bhagiratha-Tempel umwandeln. Viele Beiſpiele von blinder fanatiſcher Selbſtaufopferung hatte er wahrgenommen, und die Brachmanen in unthätiger tiefſinnender Selbſtbeſchauung ſitzen ſehen. Unter den Schrecken von Erdſtößen, donnernden Waſſerſtürzen, im Anblick der ſchneeglänzenden Himalayagipfel, an deren Fuß die heilige Ganga von dem Haare Mahadros herabträuft, um Hindostan mit Segen zu überſchütten, — mitten in einer ſo unermeßlich erhabenen Natur ſucht der Menſch in ſeinem dunklen Drange ſich vom Leben zu trennen, um einer Gottheit zu gefallen, die er nur aus tauſend fratzenhaften Zerrbildern kennt, während auf einer andern Hemiſphäre die Ahnung des Urewigen noch im Wiegenbett der Sonnenanbetung ſchlummert. — Und um unſre modernen europäiſchen Zuſtände! Welche Kontraſte auf dieſer Erde, dieſem Punkt im Ocean des Univerſums! —

---

*) Eine gute Krümme geht nichts um.

Unter ſolchen Geſprächen und Erzählungen kamen wir nach Löwen, das ſich uns in vortheilhafter Nachmittagsbeleuchtung mit ſeinen vielen Thürmen und Kirchen zeigte. Ich eilte ſogleich nach dem Stadthaus, es iſt ein Wunder der gothiſchen Baukunſt; Mitteldeutſchland bietet nichts Aehnliches. Vier zierliche Thürme mit dreifachen Gallerien erheben ſich an den vier Ecken, von denen die zwei vordern mit gothiſchen Bogenfenſtern, wie das ganze Haus, geſchmückt ſind, dann ragen noch zwei erkerähnlich vom Beginn des Dachſtuhls aufſteigende Thürme an den beiden Giebelſeiten hoch und ſchlank empor. Dieſe verſteinerte Blumenkrone vom alten Flor der Stadt erhob ſich in ihrer bewundernswerthen hinreißenden Pracht von 1448 — 1463; wahrlich ein kurzer Zeitraum, wenn man die Sculpturenfülle überblickt und überdenkt, die hier verſchwenderiſch angebracht iſt. Zeitſtürme hatten auch hier beſchädigt, aber durch verſtändliche Reſtaurationen war alles wieder im alten tüchtigen Geiſt erneuert. Ich geſtehe aufrichtig, der Anblick dieſes Gebäudes war mir lieber, als Waterloo und ſeine Schlachtfelder.

Unſer Konducteur, welcher recht wohl wußte, daß wir einen Umweg von 7 Stunden machten, befeuerte den Poſtillion bei der Abfahrt mit den Worten: Ménez à la mort! Fahr auf Tod und Leben. Und es geſchah alſo.

Ein komiſcher Umſtand, ich weiß nicht, ob aus Zufall, oder aus Abſicht, ereignete ſich bei mir im Wagen. Ich hatte im Gaſthaus ein Franzbrödchen mitgenommen, und brach es unterwegs, um davon zu eſſen, da fühlte ich einen Zettel, der ohnſtreitig hineingebacken war. Was iſt das? Gewiß war dieſes Brot für Jemand anders beſtimmt, für einen armen Gefangenen, für eine Geliebte, für einen Freund, und der Zufall brachte es in meine Hände. Was mag dieſer Zettel enthalten? Hundert romantiſche Möglichkeiten erwog ich, bevor ich das ſo geheimnißvoll erhaltene Papier entfaltete. Es enthielt nicht mehr und nicht weniger, als dieſe Worte: „A. Wahlen. Clarenplatz No. 18. nahe dem Zeughaus.“ Alſo eine Adreſſe, auf eigne Manier angebracht, eine deutſche Adreſſe; lachend bedauerte ich, daß es nicht mehr in meiner Wahl ſtand, Herrn, Madame oder Demoiſelle A. Wahlen auf dem Clarenplatz, wo? aufzuſuchen.

Hell leuchteten die ewigen Sterne, als wir in das prächtige Brüſſel einfuhren.

Von Lüttich nach Namür ſind 16, von da nach Löwen 16½, von Löwen nach Brüſſel 6½, zuſammen 39 niederländiſche Poſtſtunden, die dem deutſchen ziemlich gleich ſind; dieſe hatten wir auf einer Spatzierfahrt in einem Tag zurückgelegt. — Die Poſtillione waren à la mort gefahren.

Wir wohnten zu Brüſſel im **Hôtel du Pavillon de la Régence**. In dem Zimmer, welches man uns anwies, war über dem Kamin ein groſſer Spiegel angebracht, in den mittenhinein eine Kugel gefahren, wodurch er ſo geſprungen war, daß es ausſah, als ruhe ein ſtarkvergrößertes und unvollendetes Spinngewebe darauf. Das war das erſte Wahrzeichen von der belgiſchen Revolution, welches wir ſahen. An einem heiſſen Tage war die Musketenkugel ſchräg von dem Platze herauf durch ein Fenſter und gerade in den Spiegel gefahren, der nun hängen bleiben ſoll zum immerwährenden Gedächtniß.

Mein erſter Spatziergang war in den Park, obgleich der jetzt beſtändig wehende Nordoſt, dem wir das erfreulichgute Reiſewetter dankten, die Fortſchritte des jungen nahen Lenzes hemmte, und wenig oder nichts von Laubgrün und Wieſenblüthe zu ſehen war; deſto mehr waren Spuren von Kanonen- und Flintenkugeln zu ſehen; ich ſtand auf dem Hauptplatz der denkwürdigen Ereigniſſe. Der Park iſt ſteif, die ſchönen Statuen, die ihn zieren, ſind zum Theil arg verſtümmelt durch den unermeßlichen Kugelregen, der ſich über dieſe Räume ergoß. Sie waren noch in Stroh gehüllt, auch die Reſte der zuſammengeſchoſſenen. Ein trauriger Anblick!

Brüſſel verdient mit Recht den Namen Klein-Paris, wiewohl es nicht klein iſt. Derſelbe Reichthum, dieſelbe Eleganz der Läden, und in dem ſchöneren Theil der Stadt weite reinlichgehaltene Straßen zeichnen es aus. Ich habe die Bildergallerie und das naturhiſtoriſche Muſeum beſehen. Daß die Gemäldegallerie ausgezeichnete Stücke, zumal aus der niederländiſchen Schule, enthält, iſt bekannt, und vorauszuſetzen; das Naturalienkabinet iſt reich, aber bei weitem nicht mit der Sorgſalt geordnet, wie das zu Bonn, daher auch minder belehrend. Das Stadthaus, zwar weniger prachtvoll in ſeiner äußeren Architektur und auch etwas kleiner, wie das zu Löwen, zeichnet ſich dagegen durch ſeinen hohen Thurm aus, den zu erſteigen ich mir nicht verſagen konnte, aus Gründen, die ich oben ſchon einmal anführte. Es dürfte Manchem, der ſeinen Beinen weniger zumuthet, dies Beſteigen der Thürme lächerlich und handwerksburſchenmäßig vorkommen, allein, wenn man nicht reiſt, um blos die verſchiedenen Poſtcourſe und Aubergen kennen zu lernen, oder ſich nur in Kabinetten und Muſeen herumzutreiben, oder wenn man nicht ſo viele Zeit und Mittel hat, lange in einer Stadt und Gegend zu verweilen, ſo bieten die Panoramen von Thürmen einen vortrefflichen Erſatz dar, und ſchreiben in das Album der Erinnerung manches unerlöſchliche Bild. Die Thurmausſicht über Brüſſel iſt höchſt befriedigend, und es wird keinen dahin Reiſenden reuen, ſich dieſelbe verſchaft zu haben, wenn ihn, wie mich ein heiterer Himmel begünſtigt. Wir beſahen am Nachmittag die berühmte Kirche von St. Michel et Gudule, die einen impoſanten Anblick gewährt, und deren Bau im deutſchen Styl bereits im 11. Jahrhundert begonnen wurde. Die vortrefflichen Glasmalereien ſchienen mir aus ſpäterer, aber aus guter

Zeit; weit jünger wie die in dem Dom zu Köln. Die Kanzel iſt ein Meiſterſtück der Schnitzkunſt, und ſtellt die Austreibung aus dem Paradieſe dar, freilich in dem derben Geſchmack einer ſpätern Zeit und in ächt niederländiſchem Geiſt. Auch die Beichtſtühle haben hübſche Schnitzereien. Noch ſteht in der Kapelle zum heiligen Sakrament in goldner Monſtranz die Hoſtie, welche geblutet haben ſoll, als die Juden, die ſie von einem Prieſter erkauft hatten, ſie mit Meſſern durchſtachen; darauf wie natürlich, und das war wohl des Mirakels Kern und Antrieb, ein Judenbrand folgte, deſſen Andenken man, irre ich nicht, noch in gewiſſen Zeiträumen durch eine kirchliche Feierlichkeit erneut. Manches iſt in der l'Eglise St. Gudule moderniſirt, und ſie entſprach meiner Erwartung vielleicht deshalb weniger, weil ich allzuviel Rühmens von ihr gehört.

Die Kirche des Grand Béguinage, die uns ebenfalls gerühmt worden war, iſt aus einem ſpätern Zeitraume, doch im Innern rein und harmoniſch, nicht durch Schmuck überladen. Kanzel- und Beichtſtuhlſchnitzereien von demſelben Meiſter, der die in St. Gudula fertigte. Wir fanden in ihr außerordentlich viele Beguten, die einem auch in ihrer einfachen Nonnentracht in allen Straßen begegnen. Schon in Aachen ſieht man ſolche, dann durch Belgien immer mehrere, es ſcheint ſogar die Beguinenkleidung unter dem Landvolk eine allgemein übliche Tracht. Das häufige Vorhandenſein dieſer frommen Schweſtern ſteigert ſich, bis es in Gent ſeinen Höhenpunkt erreicht. Sie ſind durch ihren ſittlichen Lebenswandel und durch Ausübung von Werken der Barmherzigkeit achtungswerth, unter welchen letztern die Krankenpflege obenan ſteht. Früher waren ſie über ganz Deutſchland verbreitet, jetzt haben ſie hauptſächlich nur noch in den Niederlanden und angrenzenden Gebieten Ordensſtatuten und Wohnhäuſer. In manchen Städten und namentlich in Gent liegen ihre kleinen Wohnungen, die Beguinagia beiſammen und ſind abgegrenzt, ſo daß ſie eine Stadt mit mehreren Straßen in der Stadt bilden, ähnlich der bekannten Fuggerei zu Augsburg. Es iſt auffallend, daß in dem ſonſt recht gründlich ausgearbeiteten Artikel Beguinen in der Erſch- und Gruberſchen Encyklopädie von dem Beſtehen dieſes halbgeiſtlichen halbweltlichen Frauenordens immer nur in der vergangenen Zeit geſprochen, und geſagt wird, die niederländiſchen Beguinen hätten ſich bis in das achtzehnte Jahrhundert erhalten, in welchem auch zu Amſterdam noch eine Beguinerei beſtanden habe, da ſie doch noch bis auf den heutigen Tag und in einer Anzahl beſtehen, die kaum geringer ſein wird, als die der frühern Jahrhunderte.

So freundlich der Eindruck war, den die Beguinen auf mich machten, und ſo ehrenwerth mir ihre nur rein menſchlichen und wohlthätigen Zwecken geweihte Verſchwiſterung erſchien, ſo widerwärtig war mir eine Anzahl Kleriker, die ſcheinbar demüthig, und doch mit pfäffiſchem Stolz durch die Straße wandelten, und blinde Knaben führten. Dies Leiten der armen Blinden könnte unter andern Verhältniſſen rührend ſcheinen, ich aber nahm es als eine ſymboliſche Handlung. Dieſe modernen Jeſuiten, gleich den alten, wohlbekannten, möchten immerhin die Blinden führen, aber dabei laſſen ſie es nicht bewenden, ſie wollen die ganze Menſchheit blind machen, und gängeln gleich einem Unmündigen. So lange die Völkerpeſt des Jeſuitismus exiſtirt, unter was für Namen, Trug und Scheinheiligkeit immer verſteckt, ſo lange iſt anzunehmen, daß der Teufel lebendig unter den Menſchen wandelt, und alles Unheil, was durch ſie entſteht, mögen vor dem Richterſtuhl des Allmächtigen dereinſt jene Herrſcher vertreten, die, ſtatt die ſchleichend vergiftenden Scorpionen zu vertilgen, ſie hegen und pflegen, und ſie zu Gärtnern für ihrer Länder junge Blüthe erküren.

Belgien iſt ohnedies lange genug ein Land des craſſeſten Obſcurantismus geweſen, durch die unzähligen Mirakel in ſeinen Städten und Kirchen, ſo wie durch ſeine tolle phantaſtiſchen Kirchenfeſte, wie das Eſelsfeſt, Narrenfeſt, Unſchuldige Kinderfeſt, u. a. Immer noch tanzt zu Echternach die ſpringende Proceſſion nach der rührend ſchönen Melodie:

Adam hatte ſieben Söhn', ſieben Söhn' hat Adu,
Sieben Töchter muß' er han, wenn er ſie will beſtattn.*)

Zehntauſend Menſchen, je drei zu drei aneinander gereiht, tanzen, hüpfen, ſpringen drei Schritte vor, dann zwei zurück, ſo immer weiter, unaufhaltſam, ſchlechte Muſik voran, die monoton jene Melodie, und immer nur dieſelbe Melodie aufſpielt, ableiert, abkrazt, ſie ſchreihen, rollen die Augen, ächzen, beten und ſinken endlich, wenn der tolle viele Stunden lang dauernde hüpfende Umzug vorüber, erſchöpft und todtesmatt auf den Raſen — omne ad majorem Dei gloriam.

Löwen hat noch ſeine religiöſen St. Chriſtophs-, Brüſſel ſeine Simſons- und Goliathspoſſen, Mons ſeine St. Georgs Aufzüge, ja in der dortigen Bibliothek wird noch der Schädel des berühmten Drachen gezeigt. Huy hält Bußfahrten im bloßen Hemde, Brügge, Courtrai, Tillemont, u. a. haben Kirchenfeſte, deren Unweſen und Unſinn an das Fabelhafte grenzt. —

---

*) S. Erbauungsſtunden. Herausg. von Ed. Duller. 1834. Heft 18.

Nicht weit von dem, eben nicht ſonderlich ausgezeichneten **Grand Béguinage**, fanden wir einen kleinen Bücherkram, in welchem wir lange verweilten: es gab niederländiſche Volkslieder, denen mein gelehrter Freund nachſtrebte, und ich freute mich, Volksbücher zu finden, wie **De Historie van de Vier Vrome Ridders genaemd de vier Hems-Kinderen** — **Een schoone Historie van der Ridder Malegys**, welche beide mich beſonders anſprechen, da ich früher dieſe Stoffe mit Vorliebe behandelt. Der ſehr anziehende Malegys iſt, ſo viel ich weiß, gar nicht deutſches Volksbuch geworden, und es wäre vielleicht nicht übel, ihn jener fliegenden Schaar zuzugeſellen, die auf unſern Jahrmärkten immer noch für wenige Kreuzer zu haben iſt, wie z. B. Hammonskinder, Genofeva, Meluſina, Eulenſpiegel, Herzog Ernſt und ſo viele andre. Auch den Fortunat mit ſeiner **Borze en zyn Wensch-Hoedeken**, und **Reinaert den Voss** fand ich dort in neuen Auflagen, und von Abrahams a Sta. Clara's Todtenſpiegel eine Holzſchnittgezierte Ueberſetzung. Vor allem aber zog mich an eine franzöſiſche Bearbeitung des deutſchen Volksbuch's vom Doktor Fauſt. **Historie prodigieuse et lamentable de Jean Fauste, grand Magicien, avec son testament et sa vie epouvantable. A Cologne chez les Héritiers de Pierre Mattean M. D. C. C. XII.**, die Görres in ſeinen Volksbüchern, wo er über die Fauſtſage ſo viel Geiſtreiches ausſpricht, nicht anführt und erwähnt. Daß ſich das deutſche Volksbuch im Franzöſiſchen höchſt merkwürdig geſtaltet ausnimmt, iſt natürlich. Die Zauberthaten und Abentheuer ſind beibehalten, und noch vermehrt. Auch die Helena fehlt nicht, eben ſo wenig Wagner. Sehr leidenſchaftlich ſind die Lamentationen Fauſts geſchrieben, und komiſch iſt der Troſt des Mephiſtopheles an den Verzweifelnden, der im Deutſchen zwar auch, aber weniger kräftig ſteht: — — néanmoins tu mouriras à la fin, quand même tu vivrois cent ans: les Turcs, les Juifs, et les autres Empereurs, qui ne sont pas Chrétiens, mouriront aussi, et pourront être en pareille damnation etc. Beladen mit dieſen literariſchen Herrlichkeiten durchwanderten wir die Stadt, beſahen den Quai, in deſſen Nähe der Fiſchmarkt die argloſen Bewohner des Meeres zu Schau und Kauf ausbietet, beſuchten Kaufläden und Kunſthandlungen, und raſteten in dem prächtigen Café des mille Colonnes, deſſen an allen Wänden ringsum angebrachte Spiegel allerdings die ſchönen Säulen, welche zwiſchen den Spiegeln ſtehen, vertauſendfältigen. Es war ſo eben die Nachricht von dem Frieden mit Holland eingetroffen, die viel Stoff zu Geſprächen gab. Unſre Hoffnung, eine glänzende Militärparade in Brüſſel zu ſehen, blieb unerfüllt. Das belgiſche Linien-Militär iſt gut equipirt, und ſieht größtentheils ſehr ſtattlich aus; wir bemerkten eine große Mannichfaltigkeit in den Uniformen und Montaren. Die Nationalgarden, zumal in den von der Reſidenz fernern Provinzen, ſind minder muſterhaft, oft ſogar zerlumpt, und decken mit der Blouſe alle ihre Blöſe zu.

Ich wollte Brüſſel nicht verlaſſen, ohne ſein berühmtes Wahrzeichen, ſein Schooßkind und ſein Spielwerk, das Mannequin pisse zu ſehen. Dieſer kleine Schalk von Bronze iſt nur zwei Fuß hoch, und ſteht in einer Brunnenniſche, wo er durch unaufhaltſame Ergüſſe viele unſrer wäſſrigen Poeten repräſentirt. Die Brüſſeler haben viel Spaß mit ihm, ſie kleiden ihn bisweilen in das alte niederländiſche Koſtüm eines Hochmögenden, oder auch in die Uniform eines die Freiheitfarben zur Schau-tragenden Nationalgardiſten, und halten ihn wie einen Schutzgott. Unzählige Abbildungen ſtellen ihn in ſeinen verſchiedenen Koſtümen dar, wo er ſich abſonderlich ausnimmt, weil er das Waſſer nicht halten kann. Es giebt ein dickes Buch, in welchem er ſeine Geſchichte ſelbſt erzählt. Ein Franzoſe litt an Diabetes, und ſuchte vergebens nach Worten, um dem Arzt ſeinen Zuſtand zu ſchildern, endlich brach er in die Worte aus: **Enfin! Je rassemble au petit Mannequin à Bruxelles.**

In dem ſehr ſchönen **Theater**, das ich ſchon ganz reiſefertig beſuchte, und das ich endlich in vieler Hinſicht dem Münchner ähnlich fand, ſah ich die vier erſten Akte von **Robert le Diable**, verließ es dann, und begab mich ſogleich nach der **Grand Messagerie Royale de Lafitte.** Und ſo fuhren wir denn um 10 Uhr in die Nacht hinaus, dem endlichen Ziel unſrer Reiſe zu.

Die Chauſſee iſt nun bis **Paris** immer gepflaſtert, wodurch eine Erſchütterung des **Wagens**, wie des Körpers verurſacht wird, die einem zuletzt, wenn man lange fährt, alle Glieder lähmt, die das Gepäck durchrüttelt, und alles, was nicht feſt zuſammengepackt iſt, zu Staub malmt. Auf dieſer Nachtfahrt war es uns nicht um Erzählung von Geſchichten zu thun, wir führten vielmehr ein rührendes Duo mit Seufzen und Aechzen auf. Endlich raſſelte mich der Wagen doch in Schlaf, denn zu ſagen, daß mich der Traumgott in Schlummer gewiegt, wäre eine zu ſtarke Hyperbel. Früh zwiſchen 5 und 6 Uhr tranken wir Caffee, in einem Dorfe oder

Flecken, in einem kalten Hauſe, wo wir uns am lodernden Kaminfeuer nothdürftig wärmen konnten. Der Kaffee wurde dort von uns zum erſtenmal in kleinen Suppenterinen mit Eßlöffeln geſpeißt; ländlich, ſittlich!

Als der Tag völlig angebrochen war, durchfuhren wir die Feſtung Mons, (Bergen) und erreichten bald darauf bei Quievrain die belgiſche und franzöſiſche Grenze, wo wir uns einer langweiligen Viſitation unterwerfen mußten. In einem geräumigen, ſchmutzigen, zugigen Schoppen iſt das Büreau aufgeſchlagen, in dem ſich nun ein Menſchenhaufen zwiſchen mehrere Haufen unordentlich übereinander geworfenen Effektenkäſten und Waarenballen umher drängt; eine Schaar zerlumpter Bettler regt hundert Gelenke zugleich, und ein als Mann verkleidetes Weib küßt uns mit zudringlicher Freundlichkeit Hand und Rockärmel. Die aufgeſchlagenen Kiſten krachen, die Weiber kreiſchen um Schonung, entlarvte Schmuggler heulen und jammern, die Douaniers ſchelten und fluchen, niemand hörte auf uns, und dabei mußten wir auf der eiskalten Tenne bei unſern Sachen ſtehen bleiben. Genug, wir ſind in Frankreich, dem Lande der Freiheit! Eine deutſchſprechende Flamänderin, die das Amt eines Viſitators mit üben half, war endlich, nachdem ich lange geharrt, ſo geneigt, einen forſchenden Blick in meinen Reiſekoffer zu werfen. Beim endlichen Wiedereinſteigen ſtreckten ſich eine Menge Hände, der Ab- und Auflader ſo wie der Bettler, nach Geld aus; wir waren glücklich, als wir wieder in unſerm, übrigens nichts weniger als bequemen Coupon ſaßen, in Geſellſchaft eines Herrn mit einer Dame, die trotz der Viſitation, nicht wenig geſchmuggelt hatten; auſſer dieſen hatten noch ein Herr und eine Frau mit einem kleinen Kinde Platz finden müſſen. Die letztere war erſt am Morgen nach dem Kaffee eingeſtiegen. In Valenciennes wurde Mittag gemacht; ſchlechtes und doch theures Eſſen! Wir mußten uns in Perſon nach dem Hotel de ville verfügen, wo unſre Päſſe umgetauſcht wurden, wofür man jedem nur zwei Franken abnahm. Es war luſtig anzuſehen, wie der Herr Maire ſich plagte, unſre Päſſe zu leſen, und unſre Namen auszuſprechen. Bäsch - stäh - ihn! Man rechnet es den Franzoſen zu einer ſo großen Tugend an, daß ſie nicht bei den Fehlern, die wir in ihrer Sprache machen, zu lachen pflegen, dies iſt eine Höflichkeit, die zu erwiedern wir tauſendfache Gelegenheit haben. Es iſt mir nie eingefallen, geradezu zu lachen, wenn ein Franzoſe ſich in unſrer Sprache komiſch ausdrückte, innerlich lächelt wohl immer eine Nation über die andre.

Wie wir von der Mairie zurückkamen, weinte und jammerte die Frau mit dem Kinde zum Erbarmen; ihr Geld reichte nicht aus zur Weiterfahrt, kreditiren konnte die Poſt nicht, und nun ſollte ſie den noch ſo weiten Weg zu Fuß machen. Ohngeachtet ihrer Verſicherung, daß ſie das Geld in Paris ſogleich zurückerſtatten würde, wenn es ihr jemand bis dahin vorſtrecken wolle, hörten ihre mitreiſenden Landsleute doch ihre thränenvollen Klagen mit der theilnahmloſen Ruhe an, mit welcher ſie die bettelnden Krüppel anhörten, die ſich an allen Orten, wo die Poſt hielt, um den Wagen drängten. Wir verſtändigten uns, für dieſe Frau das Geld auf gut Glück zu bezahlen, um zu ſehen ob es wohl auf eine Täuſchung abgeſehen ſey. Sie erhielt oder wählte einen andern Sitz, und ſtatt ihrer ſchob ſich ein Weib herein, dick wie eine wandelnde bairiſche Biertonne, wodurch wir noch mehr zuſammengepreßt wurden.

Die Fahrt wurde immer fatiganter; keine ſchöne Gegend, keine erfreuende Fernſicht, nichts entſchädigte für die Mühen der Reiſe. Die Dörfer ſind einförmig, wie die Gegend, die ſteinernen Bauernhäuſer entbehren der bunten Freundlichkeit der deutſchen, meiſt beſtehen ſie aus einer Stube, an welche gleich der Stall angebaut iſt. Man thut am beſten die Zeit im Wagen ſchlaſend hinzubringen. Gegen Abend mußten wir lange an einer Schmiede halten, weil etwas am Wagen entzwei war, und zuſehen, wie wir uns auf dem Hühnerhof amüſirten. Seltſame Enten watſchelten darauf umher, auf dem Miſt äzte eine alte Katze ihr Junges, blieb als ich ihr nahte in philoſophiſcher Ruhe ſitzen, und ſah mich groß an, als wollte ſie fragen: Was willſt du kühner Fremdling hier? Zehn Menſchen aus dem Dorfe umſtanden den Wagen, und keiner wußte recht Hand anzulegen, die Bettler nicht mitgezählt. Nach langem Verzug ging es wieder weiter durch das flache, reizloſe Land. Es kam der Abend, die Nacht, der andre Morgen, wir dämmerten ſo hin. In Senlis wurde Kaffee getrunken. Senlis! ſeufzte mein Reiſegefährte. Ja wohl, sans lit! ſeufzte ich ihm nach.

Der Gedanke, nun bald das Ziel erreicht zu haben, hob die geſunkenen Kräfte; je mehr wir uns der Weltſtadt näherten, je größer und pomphafter wurden in Städten und Dörfern die Aushängſchilde, und das Epitheton le grand prangte über manchem Schild eines ärmlichen Brandweinladens. Wir kamen durch ein niedres Gehölz, aber es zeigte ſich darin noch faſt keine Spur vom nahenden Lenz, und der Nordoſt ſtrich kalt über die Ebenen hin.

Endlich erhob ſich in der Ferne der erſehnte Montmartre, und der Blick auf die weite Ebene, in welcher St. Denis ruht, wurde frei. Sanfte Hügelreihen, zwiſchen denen le Bourget anmuthig liegt, ſchmücken einigermaßen die Gegend, und die hohen Domthürme von Notre Dame de vertus oder Aubervilliers grüßen ſtolz herüber.

Bald laſſen ſich die bekannten Windmühlen auf dem Montmartre unterſcheiden, von Paris jedoch gewahrt man, wie mancher den Wald vor Bäumen nicht ſieht, vor Häuſern nichts, aus dem natürlichen Grunde, weil die Häuſerreichen Environs nach dieſer Seite höher liegen, als die Stadt ſelbſt. Wir paſſiren la Vilette, durchfahren deſſen faſt ſtundenlange Häuſerzeile, und halten an der Barriere de la Vilette ſo lange, bis unſre ſämmtlichen Päſſe von der Thorwache beaugenſcheinigt ſind. Dann geht es in die Faubourg St. Martin, ſchräg über manchen häuſerleeren wüſten Platz, den hohen Marterberg mit ſeinem Telegraphenthurm im Geſicht. Fenſterloſe Wände, hochragende, zur Hälfte abgebrochene Schornſteine ſtarren ſchaurig und düſter hier und dort empor, ein unerfreulicher Anblick, und der Weg iſt öde und Menſchenleer. Iſt das das lebenvolle reizende Paris? Geduld, die Scene ändert ſich. Wir

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50160-9
BECHSTEIN,L. FN. 03114/009

kommen wieder in volkwimmelnde, ſchönere Straßen, endlich über den Boulevard St. Denis, voll Leben und Glanz, fahren nur noch eine kurze Strecke und ſind im Poſthof, wo ſchon der Mann jener Frau mit dem Kinde ihrer harrt, und uns mit herzlicher Dankbarkeit die gemachte Auslage vergütet.

Inhalt.

Seite.

I. Thüringen .... 1.

II. Frankfurt .... 34.

III. Die Rheinfahrt .... 65.

IV. Cöln .... 102.

V. Düſſeldorf — Aachen .... 133.

VI. Belgiſche Reiſe .... 178.

Berichtigungen.

Theils durch undeutliche Handſchrift des Verfaſſers, theils durch Flüchtigkeit des Setzers haben ſich leider ſehr viele Druckfehler eingeſchlichen, weshalb beide die Leſer ernſtlich um Verzeihung bitten, wie um geneigtes [illegible] des Unangezeigten.

Erſter Theil.

Gleich auf der erſten Seite muß es heißen: Kokettiren und Schaukeln mit dem Schmerz, weil ſonſt die folgende Zeile unverſtändlich wird.

Seite 1. Zeile 7. v. u. iſt zu leſen: Monſtranz.
— 23. — 3. v. o. — vieler ſtatt vier.
— 27. — 2. v. o. — Meiſterſchaft ſt. Wiſſenſchaft.
— 70. — 7. v. o. — Heroen ſt. Herren.
— 76. — 8. v. u. — Scenenwechſel.
— 97. — 8. v. u. — der Advokat Detmold ſt. d. A. in Detmold.
— 102. — 7. v. u. — Domſchiff ſt. Dampfſchiff.
— 106. — 5. v. u. — Kunſtarbeiten ſt. Kunſtſorten.
— 125. — 9. v. o. — Cameen.
— 127. — 9. v. u. — leicht ſt. nicht.
— 129. — 12. v. u. — Schwäber ſt. Schnäber.
— 130. — 2. v. o. — Fromme ſt. Frauen.
— 151. — 3. v. o. — Künſtlerehe ſt. Künſtlerruhe.
— 157. — 1. v. u. — Los- ſt. Laub-
— 167. — 10. v. u. — roch ſt. noch.
— 168. — 2. v. o. — Lycopodium.
— — — 5. v. u. — farbigen ſt. fertigen.
— 169. — 8. v. u. — Siedhitze.
— 184. — 6. v. o. — Behaglichkeit.
— 196. — 2. v. o. — Makabeos.
— 197. — 5. v. o. — verſtändige.
— 206. — 5. u. 6. v. o. Ab'n — beſtatt'n.
— 208. — 1. u. 2. v. o. ressemble à ſt. rassemble en.

Die Reiſetage

von

Bechſtein.

Zweiter Theil.

Die

Reiſetage.

Aus meinem Leben;

von

Ludwig Bechſtein.

Zweiter Theil.

Mannheim,
bei Heinrich Hoff.

1836.

w16170 : 15

Paris.

I.

Wir trafen den Löwen ſchlafend. Heitre Tage ſchwebten über der Weltſtadt, und über dem ſtarren Meer der Häuſer lachte friedlich ein blauer Himmel. Paris ruhte noch von den wilden Orgien und den tollen Schwärmereien der Micarême, auf Gaſſen und Straßen hatten Studenten, Luſtdirnen und Geſindel unzüchtige Tänze noch Nachts zuvor getanzt, und die Polizei hatte ein Auge zugedrückt, und mit dem andern hatte ſie zugeſehen. Die Polizei erlaubt nicht nur ſich, ſondern auch dem Volke bisweilen kleine Freiheiten, um dieſes damit glauben zu machen, es habe die Freiheit.

Wir gingen vom Haupt-Poſtbüreau über den herrlichen Börſenplatz, durchſchnitten die R. Vivienne, und gelangten in die R. Richelieu, in welcher wir uns im Hotel des Princes et de l'Europe, das für den Fremden eine der angenehmſten und günſtigſten Lagen hat, fröhlich einquartirten. Leicht und ſchnell waren die Beſchwerlichkeiten der langen Fahrt von Brüſſel bis Paris vergeſſen, und mit der Freude, die ein Fiſch empfinden muß, der aus den engen Maſchen des Netzes wieder in die wohlige Fluth geworfen wird, begannen wir bald, Paris zu durchrudern, und ich kann ſagen, daß ich mich in keinem fremden Elemente fühlte.

Was war mir nicht alles erzählt worden von den Gaunerkniffen der Pariſer Induſtrieritter, die auf den Fremden lauern, auf alle Weiſe ihn locken und betrügen ſollten! Uns bot niemand einen anſcheinend ſo eben gefundenen Demantring zum Verkauf, niemand erzählte uns eine höchſt rührende Geſchichte, auf unſer unerfahrenes Mitleid und unſre deutſche Gutmüthigkeit ſpeculirend; ich kann nicht einſtimmen in die Klagen ſo vieler, die betrogen wurden, die aber in Berlin, ja in Leipzig eben ſo gut betrogen werden, wenn ſie ſo einfältig ſind, ſich anführen laſſen. Aber freilich, meine Klugheit war, wie ſo manche hochgeprieſene Tugendhaftigkeit, ohne Verſuchung, ich darf mir nichts darauf einbilden. Wie vieles fand ich falſch dargeſtellt, was ich über Paris gehört und geleſen, aber doch glaube ich gern, daß der zaubergewaltige Proteus des geſelligen Lebens dort dem Auge jedes Individuums in andrer Form und Geſtaltung erſcheint, und das iſt eben der magiſche Reiz, der uns vor dem Wunderſpiegel ſeiner Metamorphoſen bannt und feſthält. Oder ſchützte mich vor ſo mancher Klippe dieſes ewigbrandenden Meeres mein Salamander? Er befand ſich wenigſtens wohl und munter in ſeinem Glaſe.

Ich hatte bald Gelegenheit für mich die Bemerkung zu machen, daß der Pariſer Bürger ehrlich ſey. Man gab mir nie zu wenig zurück, obgleich man mir immer den Nichtfranzoſen anmerken konnte, man ließ mit ſich handeln, wo nicht feſte Preiſe ſtatt fanden, man ließ mir Uhr und Börſe, und keine Hand verirrte ſich in meine Taſche, um Operngucker oder Sacktuch daraus zu entfernen. Da Andre in dieſen Dingen ſo viel unangenehmere Erfahrungen machten, bin ich ſehr geneigt, dieſes Glück dem ſchützenden Genius zuzuſchreiben, den ich aus dem Schwefel- und Glauberſalzbade zu Burtſcheid erlöſte und mit mir nahm. Einmal ließ ich auf dem Trottoir in der Nähe des Palais Royal unverſehens einen Handſchuh fallen, und war vielleicht ſchon acht bis zehn Schritte weiter gegangen, als ich laut rufen hörte, und mich umdrehend, auf der andern Seite der Straße einen elegant gekleideten Herrn gewahrte, der ſo artig war, mich darauf aufmerkſam zu machen. Wer ohne Aerger, Verdruß und Schaden ſich in den Straßen von Paris herumtreiben will, muß raſch auf den

Beinen ſein, und die Augen aufthun, die Straßen ſind keine Philoſophengänge. Dann hüte er ſich, aus allzuängſtlichen ökonomiſchen Rückſichten ſich in irgend das erſte beſte Haus einer Straße bringen zu laſſen, in welcher der Schmutz nicht trocknet, ſelbſt wenn es wochenlang nicht regnet, und wo er nichts weniger, als den Duft vom Parfüm de mille fleurs einathmet. Doch gemach, ich will nichts weniger, als meinen Landsleuten Regeln geben, ſie dürften dieß ſehr übel vermerken. Nirgend beſſer, als auf den Aufenthalt in Paris paßt Göthes:

Eines ſchickt ſich nicht für alle,
Sehe jeder, wie er's treibe,
Sehe jeder, wo er bleibe,
Und wer ſteht, daß er nicht falle.

Auf dem Börſenplatz ſah ich die köſtlichen Gypskarrikaturen, die ganze königliche Familie, die Miniſter und ſonſtige Notabilitäten waren hier auf eine Weiſe konterfeit, die nur in Paris ſo vorkommen kann, als Ausſtrahl einer Freiheit, die in vielen Dingen zügellos ſeyn darf, während ſie wieder in vielen andern Dingen im ſpaniſche Stiefeln eingeſchnürt iſt. Der König der

Franzoſen war als Chiffonier, als Kehrichtſammler dargeſtellt, wie ſie in Paris an allen Straßenecken die Unrathhaufen durchwühlen, und mit einem ſpitzen Stab alles, was irgend noch nutz- und brauchbar dünkt, mit großer Schnelligkeit in den Korb, den ſie auf dem Rücken tragen, einwerfen. Der König wühlte ſo eben ein Miniſterportefeuille aus dem Haufen. — Sehr ergötzlich waren die Karrikaturen über den Dichter Balzac. Sein bekannter dicker und koſtbarer Stock hatte dem Karrikaturiſten einen willkommenen Vorwurf abgegeben. Man ſah dieſen Stock, Balzac ſelbſt war der Stock, ſein Geſicht prangte als Gemme oder Medaillon daran, Embleme ſeiner Dichtungen umgaben ihn. Auf einer zweiten Karrikatur war der Dichter perſönlich mit dem ungeheuern Stock dargeſtellt, und eine luſtige Anekdote hatte den Stoff geliefert. Balzac trug langes Haar, und hielt darauf, wie einſt Simſon auf das ſeine. Ein Freund oder eine Delila ſchnitten es ihm zur Hälfte ab, dieweil er ſchlief, nun ſah man auf dem Gypsmännchen die Hälfte des Schädels kahl, die andre noch vom Löwenmähnen gelockt umwallt, ein poſſierlicher Anblick, noch erhöht durch des Dichters ſtattlich-korpulente Figur. Die Franzoſen ſchonen nichts, warum ſollten ſie einen beliebten Dichter ſchonen?

Nicht immer iſt es wohl gethan, einen Stock zu tragen, und doch iſt es für ſo manchen eine ſchwer ablegbare Gewohnheit. Auf dem Börſenplatz iſt das Theater der Opera comique, ich folgte dem Zuge hinein; unter andern war Robin des bois, de Weber, arrangé par Castil-Blaze (der Freiſchütz) angekündigt, und ich fand leider nur zu ſehr beſtätigt, was ich ſchon gehört hatte, daß dieſer Waldrobert, ein wahrer Robert von Holz ſey, und mit unſerm herrlichen Freiſchütz nichts gemein habe, als einige geſtohlne, und übel zugerichtete Lieder und Arien; die Franzoſen können deutſche Muſik nicht ſingen. Nach meiner Gewohnheit trug ich denn auch einen Stock, und ward im Veſtibüle bedeutet, ihn gegen eine Marke abzugeben. „Warum?“ — „Es iſt königliche Verordnung. Niemand darf einen Stock mit in das Theater nehmen.“ Ach, das iſt ein Stück der hochgerühmten franzöſiſchen Freiheit! ich gab meinen Stock ab, und dachte darüber nach, in wie vielen königlichen und fürſtlichen Theatern Deutſchlands ich ſchon geweſen, und immer mit dem Stock, und daß es niemals einer Polizeibehörde eingefallen, das tragen eines Stocks im Theater zu verwehren, der NB. mit Geld aufgelöſt werden muß. Wehe dem Fremden, in deſſen Stock zufälligerweiſe noch ein Degen oder ein Stilet ſteckt. Denn jeder Stock wird, während ſein Beſitzer ſich den Freuden der dramatiſchen Muſe hingiebt, genau unterſucht. Ein Bekannter von mir, deſſen zarter Stab die oben erwähnte Eigenſchaft hatte, mußte ſich mit 40 Franken löſen, und froh ſeyn, daß man ihn nicht auf der Stelle arretirte; den Stock — ſah er niemals wieder. Das Haus der Opera comique iſt klein und nett, drei Logenreihen, eine Gallerie und Parterrelogen. Es war ſehr leer. Was vom deutſchen Freiſchütz geblieben, zeigt in der Kürze das Perſonenverzeichniß: **Reinolt, Tony, Richard, Dik, Robin, Anna, Nanny.** Auffallend erſcheint dem Fremden, der zum erſtenmal in ein Pariſer Theater tritt, das ſchmetternde Geſchrei der Ausrufe. Knaben und Männer wandeln zwiſchen und auf den Bänken des Parterre und ſchreien Theaterzeitungen und ſonſtige Unterhaltungsblätter aus. Läng-Dräck, Läng-Dräck! klang es immerfort, ich wußte nicht, was dies myſtiſche Wort bedeute, bis ich mich durch Ankauf eines ſolchen, für drei Sous dargebotenen Blattes überzeugte, daß es l'Entre-acte hieß, ein Blatt, welches ſtatt der in Paris nicht üblichen Theaterzettel Novellen, Anekdoten, biographiſche Skizzen, und nächſtdem ein Verzeichniß der ſämmtlichen in ganz Paris an demſelben Abend ſtattfindenden theatraliſchen und andern Kunſtproductionen enthält, eine vortreffliche Einrichtung, weil man dadurch gleichſam einen Univerſalzettel von Paris erhält, und mit ihm in jedes andre

Spektakel gehen kann, denn einen ganzen Abend in einem einzigen auszuhalten, iſt für uns Deutſche langweilig, es wäre denn eine Production der großen oder der italieniſchen Oper. Das Blatt, der l'Entre-acte enthält nächſt dem auch noch andre hübſche Annoncen, ſo z. B. ſtand auf einem derſelben gleich hinter dem Programme des Spectacles: Seul établissement consacré à négocier les Mariages sans aucun honoraire pour les dames, et sans débours préliminaires pour les hommes. — Wer Luſt hat! —

Am andern Morgen beſuchte ich zum erſtenmal die königliche Bibliothek. Unſer geſchätzter Landsmann, der erſte Bibliothekar über das Departement der Manuſcripte, Haſe ſaß über der Entzifferung intereſſanter Papyrusblätter, und empfing mich mit der ihm eignen Freundlichkeit. Mit vollem Recht nennen ſchon frühere Reiſende Herrn Haſe „die Stütze aller Deutſchen auf der Bibliothek." Die Franzoſen hören es aber höchſt ungern, wenn in jenen heiligen Hallen Laute der deutſchen Zunge erklingen. Wer deutſch ſprechen will, muß mit dem geſchätzten Landsmann leiſe reden; dieſe Vorliebe für die Landesſprache, und der Haß gegen die fremden, mit deren Kultur in den neuſten Zeiten es in Paris lange nicht ſo weit iſt, als uns die Zeitblätter glauben machen wollen, und deren Studium nur in den höhern und höchſten Zirkeln eifrig betrieben werden mag — iſt ſo weit gegangen, daß ein öffentliches Blatt ſich unverholen geäuſſert hat: man könne mit Mr. Haſe auf der Bibliothek alle Sprachen ſprechen, nur kein franzöſiſch.

Die Bibliothek, ihre unendlichen Schätze, ihr geräumiges und doch kaum zureichendes Lokal im ehemaligen Hotel de Nevers R. Richelieu, das von auſſen keineswegs angenehm in das Auge fällt, ſind allzumal oft beſchrieben und bekannt genug. Von den 1832 aus ihr geraubten Goldmedaillen und Antiken iſt nicht, wie man verſichert hat, der gröſte Theil wieder erlangt worden, ſondern der mindeſte, und nie wird der Verluſt zu erſetzen ſeyn, den das Münzen- und Medaillenkabinet dadurch erlitt. Ich habe keine der hervorgehobenen Seltenheiten unbeſehen gelaſſen, die als ſogenannte Paradepferde den beſuchenden Fremden gezeigt werden, ſo jene allerdings anziehenden Fac ſimiles von Agnes Sorel, Maria Stuart, Eliſabeth von England, Chriſtine von Schweden, Corneille, Boileau, Racine, Moliere, Voltaire u. a., Coronelli's koloſſale Globen, den Parnasse Français von Titon du Tillet in Bronze, deſſen kleine

Figuren der franzöſiſchen Gelehrten wirkliche Portraitähnlichkeit haben, und das ſchöne Relief von Ghizé, Plan der Pyramiden mit ihrer Umgegend, nach einem richtigen Maaßſtab u. a. Nicht minder merkwürdig und höchſt ſehenswerth ſind die erſten Mainzer Drucke, Fauſt- und Schöffers Pſalterium und die Mazarin-Bibel von 1457. Am liebſten und am längſten ſaß ich bei meinen wiederholten Beſuchen der Bibliothèque nationale über dem Maneſſiſchen Codex, und ich geſtehe, daß es mir weh that, dieſe eine und einzige Handſchrift Deutſchland entriſſen zu ſehen. Sie iſt nach Schrift, Bilderſchmuck und Inhalt ein ſo treuer Spiegel ihrer Zeit, und des ächten Minneliederthums, nicht nur Lieder- ſondern auch Trachtenbuch, und nun für Deutſchland auf immer verloren. Bodmer war es, der ihr zuerſt und mit vollem Recht den Namen der Maneſſiſchen Sammlung beilegte; ihre Geſchichte, wie ihr Inhalt, iſt den Freunden der deutſchen poetiſchen Literatur hinlänglich bekannt. Der einzige Codex, der dem Maneſſe gleichzeitig und in einiger Hinſicht mit ihm übereinſtimmend iſt, namentlich in dem Wartburgkrieg, iſt er zu Jena, welcher aber ein weit größeres Format, und durch ſeine Sangweiſen vieler Minne und Meiſterlieder einen Vorzug vor jenem hat, aber dafür der übrigen Bilderzier der M. S. ganz entbehrt. —

Nicht minder freundlichen Empfang, als bei Bibliothekar Haſe, fand ich bei Legationsrath Weyland, dem Großherzogl. S. Weimari'ſchen, S. Gothai'ſchen und Meklenburg-Strelitzi'ſchen Geſandten, der ſich ſeiner deutſchen Landsleute mit wahrer Humanität annimmt, und bei dem mir zugleich das Vergnügen wurde, ſeinen Bruder, Herrn Doktor Weyland, Herausgeber der empfehlungswerthen „Gallerie der ausgezeichnetſten Aerzte aller Jahrhunderte, ihre Portraits und Biographien,“ davon ſchon mehre Lieferungen erſchienen ſind, kennen zu lernen.

Von der Rue de Caumartin wo der Geſandte wohnte, ſchlenderte ich gemächlich weiter. Das Leben der Boulevards kann einen aufmerkſamen Beobachter Tage lang unterhalten. Die Fülle der hier ausgeſtellten Luxusgegenſtände iſt unermeßlich, und die Preiſe derſelben ſind in vieler Beziehung äußerſt billig gegen die, welche wir in Deutſchland für ähnliche Sachen zu zahlen gewohnt ſind. Nächſt dem anziehenden artiſtiſchen, kann der Straßenwandler in Paris auf die bequemſte Weiſe nicht minder anziehende naturhiſtoriſche Studien machen. In den ſchönſten Exemplaren ſtehen oder liegen, lebend oder todt die Geſchlechter der Krebſe und Krabben, alle Arten von Vögeln, Muſcheln und Seeſpinnen hier zur Schau, der Fiſche nicht zu gedenken, deren Namen die beredten und berühmten Damen der Halle den Fragenden gewiß zu ſeiner Zufriedenheit erklären werden. Es wundert mich, daß noch kein Schlaukopf ein „Paris, wie es ißt und trinkt,“ geſchrieben, an Stoff dazu fehlt es in keiner Hinſicht.

Paris nimmt täglich an Verſchönerung zu. Von Vielen hörte ich, daß zehn Jahre in manchen Quartieren, wie nicht minder auf den Boulevards, Veränderungen hervorbrächten, die jene dem unkenntlich machten, der ſie nach einem ſolchen Zeitraum wiederſähe. Dieß glaubt und begreift ſich, man werfe nur einen Blick auf die Veränderungen, die drei Jahrhunderte in Paris hervorgebracht haben. Ich beſitze einen alten Plan dieſer Stadt, aus dem 16ten Jahrhundert. Da iſt noch ein Theil der Inſel Notre-Dame, jener große Garten, den Childebert I. anlegte. Nur drei Brücken auf denen kleine Häuſer ſtehen, verbinden ſie mit der nördlichen und zwei mit der ſüdlichen Hälfte der Stadt. Man ſieht darauf ganz am Ende der damals bewohnten Stadt das Hotel de Nesle, mit ſeinem berüchtigten Thurm, deſſen ſchauerliche Berühmtheit Dumas Muſe erneute, dem alten Louvre gegenüber, in der Gegend des Pont des Arts; vom Hotel de Nesle zieht ſich eine hohe und ſtarkgethürmte Mauer um die ehemalige Vorſtadt St. Jacob, und das Collegium regum, (die jetzige

Sorbonne, das Quartier latin) mit Wällen, Gräben, Brücken und Thoren bis wieder an die Seine, deren Inſeln bis auf die eine genannte, gänzlich unbebaut ſind. Gegenüber der noch durch einen Canal der Seine getheilten Inſel St. Louis iſt eine ſtarke Schanze und die Mauer läuft in der Richtung der innern Boulevards um den andern größern Stadttheil herum, bis wieder zum Thurm des Louvre, den ehemaligen Bibliothekthurm. Abwärts der Seine ſetzen ſich Mauern und Thürme fort, und umziehen Vorſtädte St. Denis und St. Martin, bis in die Gegend der heutigen Barrieren, ſchließen viel Kirchen und Klöſter ein, und auch eine Arx valida, die Baſtille dicht an dem Thore St. Antoine. In jener Gegend nun, weit über den Inſeln St. Louis und Louvier, etwa da, wo jetzt der Pont d'Auſterlitz über den Strom führt, ſtößt dieſe Mauer wieder an das Ufer, ohne gegenüber eine Fortſetzung zu finden. Felder und Gärten, Landhäuſer und Meiereien liegen zerſtreut in dem großen Gebiete des Weichbildes der Seineſtadt, nur nach Grand Gentilly zu ziehen ſich Häuſerreihen, die Vorſtadt St. Jacques ſetzt ſich noch in einer Straßenzeile fort, einſam liegt die Karthauſe, und von dem ariſtokratiſchen ſtolzen St. Germain iſt nur erſt ein ſehr beſcheidner Umfang, die alte Abtei und eine Anzahl Häuſer, außerhalb der

Ringmauern vorhanden. Und ſchon damals war Paris für ſeine Zeit eine der größten und berühmteſten Städte, ſeine Univerſität zog die Wißbegierigen aller Länder an, und in Paris ſtudiert haben, galt damals für eine größere Ehre, als jetzt, — das Studium auf irgend einer andern Hochſchule. Der Mont-Martre der ſeinen Namen von einem darauf befindlich geweſenen Marstempel führen ſoll, war damals nebſt dem in weiterer Entfernung liegenden Mont Calvaire, ein ſtark beſuchter Wallfahrtort.

Es hat mir ein unbeſchreiblich angenehmes Gefühl gewährt, die Straßen von Paris nach allen Richtungen zu durchwandern, oder, wenn ich wandernsmüde war, im leichten Kabriolet zu durchfahren, ich wollte mehr ſehen, als erleben, mich mehr zerſtreuen, als binden, und richtete daher meine volle Aufmerkſamkeit dem Objectiven zu; harmlos, frei und ſicher bewegte ich mich durch die bewegte Menſchenwelt, ein Punkt in dem Ocean, der viele in Prachtfarben ſchillernde Nautilen zeigte, und ohne ſtreng ein Ziel, einen Zweck zu verfolgen, erreichte ich doch den eben angedeuteten vollkommen, und kann ſagen, daß ich von Paris entzückt, von Paris befriedigt heimgekehrt bin. Manches habe ich nicht geſucht, nicht geſehen, was meine Landsleute mir nicht vergeben können, ich habe z. B. den franzöſiſchen Dichtern bei aller Anerkennung ihres Wollens und Wirkens mein Compliment und meine Aufwartung nicht gemacht, und dadurch den Vortheil gewonnen, nicht ungünſtig über ihr Weſen reden zu müſſen; ich habe keiner Sitzung in der Deputirtenkammer beigewohnt, weil es nicht leicht war, Billet's zu erhalten, allein wenn meine Leſer geneigt ſind, mir in der Erinnerung meiner Spaziergänge durch und um Paris zu folgen, wird noch Stoff genug zu Schilderungen übrig bleiben, die in Manchem den Wunſch erregen, das auch zu ſehen, was ich ſah. Dieſe gehen hin, und thuen deßgleichen!

Der deutſche Kleinſtädter, und bekanntlich bin ich ein ſolcher, wird, ehe er Paris gewohnt wird, auf den ſchönen Boulevards der Kapuziner, der Italiener, der Panoramen ꝛc. ꝛc. nicht leicht ſechs Schritte gehen, ohne einmal ſtehen zu bleiben und ſich ein oder das andere Anlockende zu beſehen, und iſt er nun vollends Bücherfreund und Alterthümler, ſo kommt er noch ſchwerer von der Stelle, denn hier iſt in Fülle vorhanden, was man bei uns in ganzen Städten vergebens ſucht. Dennoch iſt mir bei den Pariſer Antiquaren der Mangel an deutſchen Büchern aufgefallen, während Franzöſiſche bei uns ſo häufig ſind; dies zeugt abermals von dem Egoismus der franzöſiſchen Nation; nur wenige achten uns, unſre Sprache, Geſchichte und Literatur, von dieſen wenigen machen unſre Journaliſten viel Rühmens und Preiſens; es iſt nichts dahinter. In einer Soirée, die ein angeſehener Deutſcher gab, wobei zwölf bis fünfzehn Perſonen von Stande ſpeiſten, ſprach nur eine Dame Deutſch, die nicht ſeine Frau war. —

Wenn nun ein lieber Landsmann ſo mit offenen Augen und bisweilen ſelbſt mit offenem Munde in Paris umhergeht, ſeine Schauluſt befriedigt, und ſich im Entſagen übt, denn Paris iſt die Stadt, wo man entſagen lernt, wie nirgendwo, ſo wird er jene menſchliche Regung empfinden, die wir Hunger nennen, und dieſen zu befriedigen, giebt es allerlei Etabliſſements, es kommt nur auf ſeinen Geſchmack an, ob er verwöhnt iſt, oder nicht, ob er viel Geld auszugeben hat, oder nicht, und ob er ſich der Pariſer Einrichtung, um 5 oder 6 Uhr Abends zu Mittag zu eſſen, fügen will, oder nicht. Es iſt ſchwer, andern zu rathen; ich für mein Theil habe mich an gar keine Stunde gebunden, ſondern gegeſſen und getrunken, wenn ich eben Appetit hatte. Früh Kaffee im Caffé Richelieu, zum Früſtück ein oder einige Dutzend Auſtern und eine halbe Flaſche Chablis bei einem reinlichen Marchand de Vin, denn es giebt auch ſehr unreinliche, und dann nach 12 oder 1 Uhr, nach deutſcher Art und Weiſe, ein gutes Mittagseſſen mit Bouillon oder Suppe nach der Karte, in einem Caffé, oder bei einem guten Reſtaurant. Die ſogenannten Eſtaminets, wo es bisweilen gar zu deutſch mit Rauchen ſchlechten Tabacks und Trinken ſchlechten Biers hergeht, habe ich aus mancherlei Gründen vermieden, man ſoll zwar dort viele Landsleute finden, allein ich will hier nur andeuten, daß ein Deutſcher in Paris nächſt den Spielern und den Boulevarddirnen nichts ſo ſehr zu meiden hat, als ſeine Landsleute, welche Abends die Eſtaminets bevölkern, mit wenigen Ausnahmen. —

In das franzöſiſche Geld lernt man ſich leicht finden. Man nehme nicht etwa alte Sechsliverſtücke, ſogenannte Laubthaler, aus Deutſchland mit nach Belgien oder Frankreich; ſie gelten nicht mehr. Wer ein Fünfrankenſtück oder einige wechſeln läßt, bekömmt ſo viel Kupfer und Glockenſpeiſe zurück, daß er ſich eine kleine Kanone daraus gießen laſſen kann. In Sachen des Münzweſens iſt das franzöſiſche Gouvernement äußerſt liberal, und das Land befindet ſich beſſer dabei, als Deutſchland bei ſeinen hunderterlei Kurſen und unzähligen Münzſorten. Die Kupfermünzen des ancien regime gelten noch, auf manchem Fünfcentimenſtücke erblickt man des unglücklichen Louis XVI. Bruſtbild, friedlich ruht es bei einem andern, darauf über den Liktorenfaſces die Jacobinermütze der Freiheit ſchwebt.

Was die Sprache anbetrifft, ſo reicht für das gewöhnliche Leben einige, wenn auch mangelhafte Kenntniß aus. Höhere Converſation iſt nicht leicht, und viele, die da meinen, recht gut franzöſiſch zu ſprechen, machen ſich demungeachtet ſehr lächerlich. Wer ſich nicht recht ſicher weiß, thut am beſten, gleich zu ſagen: ich ſpreche nicht. Die von Philoſophen und Sprachforſchern ſo lange geſuchte Univerſalſchrift iſt weder eine Keilſchrift, noch ein ſchweres Sanscrit, noch ein Telegraphenalphabet; ihre Lettern ſind runde Metalltypen. Das Geld iſt der beſte Dolmetſch und Fürſprecher.

Meine Vorliebe für gothiſche Bauwerke ließ mich vor vielen andern Merkwürdigkeiten von Paris die berühmte Kathedrale Notre-Dame zuerſt aufſuchen. Es war Sonntag, zugleich ein Sonnentag, unbewölkt ſpannte ſich der Saphirbogen des Himmels über der ſtillen Erde aus, die noch immer der Frühlingsankunft harrte. Der Weg war weit von meiner Wohnung in der R. Richelieu bis zur Inſel der Cité, allein ich machte ihn größtentheils zu Fuß, um einmal recht das äußerliche Leben und Treiben in dem volkreichſten Stadttheil zu betrachten. Durch die nicht ſehr breite R. Vivienne gelangte ich in die breite Rue neuve des petits Champs, welche mich auf den **Place des Victoires** führte. Dort fällt natürlich der **Blick des Fremden** ſogleich auf die Bronzeſtatue **Ludwigs XIV.**, von Beſia, doch mag ein ächt deutſches Herz nicht lange dabei verweilen. In prahlenden Reliefs umgeben das Poſtament der Statue die Bilder deutſcher Niederlagen und Demüthigungen, ein bleibender Hohn, den 1813 und 1815 nicht vertilgen konnten, weil damals das neue Monument noch nicht ſtand.

Dem ſchrägen Lauf der R. Coquillère folgend, durch immer lebhafter werdendes Gedränge wandernd und dann rechts in eine ſchmalere Gaſſe einbiegend, gelangte ich bald zu der großen runden Fruchthalle (**Halle au blé**), deren koloſſales Eiſenkuppeldach bewundrungswerth iſt. Immer weiter durch Gaſſen und Gäßchen, deren Schmutz niemals trocknet, weil die Strahlen der Sonne vergebens den Boden ſuchen, und deren Atmoſphäre im Winter unangenehm iſt, im Sommer unerträglich für den ſein ſoll, der ihrer nicht gewohnt, kam ich auf den **Marché des Innocents.** Hier war vor Zeiten ein großer Kirchhof; ein uralter Todtentanz ſchmückte in düſtern Reliefs das Portal der Kirche, *) und abenteuerliche Sagen von ſchauerlichen Todtenreigen, die ein gewiſſer Macarius (Macabre, Macaire), angeführt haben ſoll, erzählten ſich die Bewohner des alten Paris. Das iſt all verwiſcht und vergeſſen, und das Leben tummelt ſich auf dem einſtigen Tumulus von Tauſenden. So voll Gewühl war der Markt, daß ich kaum den berühmten Brunnen ſah, der in der That ſehenswerth iſt. Das wogende Gedränge und der Lärm auf dieſem Marktplatz iſt unbeſchreiblich. Hier iſt der Mittelpunkt der Conſumtion aller Art, Obſt, Gemüſe, Wurzeln, kurz, alles nur Erdenkbare, was zur Lebensnahrung und zu tauſendmal mehr als zur bloßen Nothdurft gehört, iſt in ſolchen Maſſen aufgehäuft und zum Verkauf ausgeſtellt, daß man kaum begreift, wo nur alles hergekommen, und wo es täglich hinkömmt.

---

*) Bis unſers gelehrten Maßmanns gründliches und ausführliches Werk über die Todtentänze alle

---

Zeiten und Länder erſcheint, findet ſich das Wiſſenswertheſte über dieſen Gegenſtand in dem engliſchen Werke: The Dance of Death, exhibited in elegant engravings on wood with a dissertation on the several representations of that subject but more particularly on those ascribed to Macaber and Holbein, by Francis Douce Esq. F. A. S. London, William Pickering 1833, wenn auch mit manchem Irrthümlichen vergeſellſchaftet, das im erwähnten deutſchen Werke ſeine Berichtigung finden wird. Das engliſche Werk enthält einen vortrefflichen Holznachſtich des Holbein'ſchen T. T.

Hier ſitzen auch unter rieſenmäßigen Regenſchirmen von Wachstaffet, die zugleich Parasols ſind, jene tapfern und beredſamen Hüterinnen der Bewohner der Meere, und der Seefiſchgeruch erfüllt in weitem Umkreis den ganzen Markt. Trödler mit Kleidungsſtücken halten in großer Anzahl in offnen Hallen feil, und anmuthige Griſetten, Köchinnen von allen Altersſtufen plaudern, lachen, feilſchen und ſchwirren durcheinander, während die Fiſchweiber, manche einen fetten Mops auf dem Schooß, keineswegs in beſchaulicher Stille beharren. Alle Schleuſen des Geſprächs ſind aufgezogen, und oft ergießt ſich auch in das fröhliche merkantiliſche Treiben ein Platzregen von Schimpfworten, die ſicherlich nicht alle im Dictionaire der Akademie ſtehen.

Nun wurde ein Theil der unendlich langen Straßenzeile von St. Denis in einem der bequemen Omnibus oder einem Tricicle zurückgelegt, wo ſich's herrlich ausruht, wenn man ein wenig oder ſehr ermüdet iſt, und dieſer brachte mich auf den heitern und belebten Quai de Gèvres; eine unermeßliche und köſtliche Ausſicht that ſich auf, ich ſah die Seine, die Inſel und die ſüdliche Hälfte der Stadt, die Paläſte im Frühſtrahl ſchimmernd, den Strom von einem leichten bläulichen Morgennebel überwogt; nie werde ich dieſes ſchönen Anblicks vergeſſen, jetzt erſt wurde mir es recht froh bewußt, daß ich in Paris war, denn bisher hatte ich noch nichts bemerkt, was nicht eine andere große deutſche oder belgiſche Stadt auch hätte darbieten können. Durch den zarten Nebelſchleier zeigte ſich mir, noch immer in ziemlicher Ferne das Ziel meiner Wanderung, die ehrwürdige Notre-Dame. Da ich in den Stadttheil, den ich ſo eben verließ, nicht gleich wieder zurückkehren wollte, ſo ging ich erſt noch den Q. Pelletier entlang, beſah die unzähligen Läden der Silberarbeiter, die dort mit einer Pracht prangen, welche man nur im Palais royal wiederfindet, und gelangte nach kurzer Wanderung auf den Grèveplatz, der ſo viel Blut der Söhne Frankreichs trank. Hier ſteht das alte, oft erneute und moderniſirte Stadthaus, an welches ſo große Erinnerungen geknüpft ſind, Erinnerungen, die durch die ungeheuern Räume des Hauſes ſchweben, wie Banko's Geiſt. Das Hôtel de ville war ein Schauſpiel aller Gräuel, eine Bühne furchtbarer Erregungen, und wieder ein Tummelplatz der Freude — und wer weiß, was dieſes alte Haus noch ſehen wird!

Es war eine zeitlang königliche Reſidenz, bis es 1357 die Stadt ankaufte; unter Heinrich II. ſank die uralte byzantiniſche Herrlichkeit ſeines Bauſtils, und Domenic Boccatora aus Crotona, dem Paris ſo viele ſeiner Paläſte verdankt, baute es neu und gab ihm ſeine jetzige Geſtalt; 1801 wurden zwei daranſtoßende Kirchen und ein Hoſpital mit dem Hauptgebäude vereinigt, um Räume zu gewinnen, und in der That, es erhielt dadurch die großer und prachtvollen Säle, durch welche der Ruhm Frankreichs in feſtlichen Triumphzügen ſchritt. Hier begeiſterte ſich der Patriotismus zum Terrorismus, und die Revolution hing hier ihre Blutfahne aus. Das Rauſchen dieſer Fahne ward gehört durch ganz Europa. Am 27. Juli 1794 wurde das Haus geſtürmt, um Robespierre gefangen zu nehmen, und am 28. Juli 1830 wurde es geſtürmt, um der neu proclamirten Freiheit den Sieg zu gewinnen. Als Napoleon ſeine Vermählung mit Maria Louiſe feierte, gab ihm die Stadt einen glänzenden Ball im Stadthauſe, an welchem der ganze Hof Theil nahm, und Louis Philipp empfing dort keine geringern Huldigungen; im Stadthaus wurde er ein König der Franzoſen, Lafayette ſtand neben ihm und reichte ihm die Krone.

Wenn Bildwerke die Geſchichte des Hauſes im Hauſe erzählen ſollten, es wäre am Ende weniger Raum in den großen Räumen, als im Frankfurter Römer Raum für künftige deutſche Kaiſerbilder, denn es müßten die Kämpfe der Ligue und der Fronde, die Todesreigen der Bartholomäusnacht, die Septembriſaden und die Laternenexecutionen, die unermüdliche Guillotine und das Wüthen Robespierres hinein, Napoleons großer Schatten, und der Bourbonen Schattengröße, die heißen Julitage und die prahlende Souveränität des Volks, die ſchwankende Macht der Männer von Orleans, und alles, was die Zeit noch bringen wird. Vieles davon iſt auch im wunderlichen unerfreulichen Durcheinander im Stadthaus gemalt und gemeißelt. Ich ſetzte nach ſolchen Anſchauungen und Betrachtungen meinen Fuß weiter, ging über den Pont N. Dame und betrat die Inſelſtadt, die, nur ein kleiner Theil von Paris, dennoch ſo viel des Herrlichen und Sehenswerthen in ſich ſchließt, abgeſehen von dem geſchichtlichen Intereſſe, das ſie dadurch gewährt, daß ſie, die einſtige grüne Wiege im Wogenbette der Seine, die rieſig Weltſtadt gebar, welche tauſendgliederig fortwachſend und fortwuchernd, nun an fünf und dreißig Millionen Quadrat-Metres Landes bedeckt.

Von einem Schauplatz des Todes kommend, und in ſo ernſter Stimmung, wie der Grèveplatz ſie in der Bruſt eines jeden Fühlenden hervorrufen muß, und meinen Weg in gerader Richtung verfolgend, ſtieß ich bald wieder — auch auf einen Schauplatz des Todes, die Morgue, ein niedriges Gebäude von Stein, wie ein

Mauſoleum, wo man die unbekannten Todten, die im Gebiete der Stadt gefunden werden, ausſtellt, damit ihre Angehörigen, wenn ſie ſolche haben, ſie erkennen, wenn ſie dieſes wollen. Manch' zärtlich liebendes Herz hat ſchon ſein Liebſtes in der Morgue gefunden; ſie iſt faſt nie leer, Hunger und Verzweiflung, Laſter und Liebe, liefern dem Tod ſtets neue Opfer, die ſtill beerdigt werden, wenn Niemand ſie anerkennt, und ihre Beſtattung übernimmt. Ein trauriger Ort, an dem ich ſtill vorüberging, ohne das Innere zu betreten; ich hatte ja hier keine geliebten Todten zu ſuchen.

Endlich ſtand ich vor dem impoſanten und großartigen Ziel meiner Morgenwanderung, die hohe Kathedrale mit ihren gleichen unausgebauten Thürmen, mit ihren reichen Sculpturen, ihren drei ſtolzen Portalen ſtellte ſich meinen Blicken nahe dar. Die Herrſcherin der Cité erhebt ſtolz ihre Steinkronen, ſie kann ſtolz ſeyn auf ihre Größe, auf ihre Vergangenheit, wie auf das, was ſie verloren. Victor Hugo hat ihren Namen in einem romantiſchen Gemälde gefeiert, doch wage ich nicht zu ſagen, daß ſie auch darauf ſtolz ſeyn könne; er hat ihn gefeiert voll einſeitiger Vorliebe für die gothiſche Baukunſt, er hat ihn gefeiert auf Koſten anderer Bauwerke, die theils nützlich, theils bewunderungswerth ſind, wie die Halle au blé und das Pantheon. Jede Architektur treibt als Blüthe aus dem Baum ihrer Zeit, und der Geiſt dieſer Zeiten iſt's, der ihre Stigmen befruchtet. Anders war es, als Sclavenvölker Pyramiden aufthürmten, anders als in Griechenland und Latium ſich Göttertempel erhoben, anders als frommer Wahn viele Tauſende antrieb, zum Bau der gothiſchen Dome beizuſteuern und ſelbſt Hand anzulegen; in tauſend Thürmen und Thürmchen ſtieg die Andacht himmelan, ſie zuckte empor, eine lodernde Flamme, und erſtarrte dann, auf daß ſie ſpätern Zeiten noch Zeugniß gebe von ihrer Gluth, aber nur langſam reifte dieſe Blüthe und ward übereilt von der Zeit, daher ſtehen die Dome faſt alle unvollendet da, auch Notre-Dame von Paris. Und anders war es, als Jeſuitenkirchen und Prachtſchlöſſer erſtanden, wie das Louvre, die Tuilerien, die Schlöſſer von Verſailles und Fontainebleau; und anders iſt es nun, wo ſich dem Verkehr und dem Nutzen des Volks [illegible] als ein rieſiges Kuppeldach wölbt, und wo man dem Andenken großer Todten hier in Paris ein Pantheon, dort in Deutſchland eine Walhalla weiht und baut.

Wohl kann und darf die gothiſche Architektur einen Dichter begeiſtern, und wohl darf er von dem überwiechen Baum der Poeſie des Mittelalters ſich volle Sträuße brechen, aber es iſt nicht edel, vom Domthurm herab auf die andern Häuſer zu ſchmähen, daß ſie nicht auch Domthürme ſind. So addirt mancher die Höhe, auf die er getreten iſt, der Größe ſeines Ich's, und hält alle übrige Welt unter ſich für Zwerge. —

III.

Gewiß hemmt der grandioſe Anblick der drei Portale, an denen der moderne Bilderſturm der Revolution nur leiſe berührend und nur einzelnes von den Piedeſtalen ſtürzend, vorüberging, während er alle Königsbilder in der Colonnade über dieſen Portalen zertrümmerte, den Fuß eines jeden, der nur einigen Sinn für Sculptur hat, bevor dieſer in das Innere eintritt, und er mißt noch einmal mit einem Blick die Höhe der Thürme, die rieſige Roſe in der Mitte, den ganzen gewaltigen Bau, ſo viel ihm davon außer der Hauptfaçade ſichtbar wird, und mit nicht geringen Erwartungen wird das innere Heiligthum, ſofern in Paris eine Kirche noch ein Heiligthum genannt werden mag, betreten. Zum öftern habe ich geleſen, das Innere dieſer prachtvollen Kathedrale ſei dunkel; ich habe gefunden, daß ihre 113 Fenſter, und ihre drei lichten

Roſen, deren jede 40 Fuß im Durchmeſſer hält, ohngeachtet der ſchönen Glasmalereien, Licht genug einlaſſen: die Glasmalerei dieſer Roſen brennt in milden Farben, ſie ſchien mir der neueren Zeit anzugehören, es iſt darin ein auffallendes Vorherrſchen von blau und roth zu bemerken, und unter den Verzierungen wiederholt ſich das myſtiſche Pentagramm auffallend oft. Hier hat aber der Drudenfuß den Mephiſto nicht bannen können, der ſich am 10. November 1793 als Vernunft auf den Altar der Gottheit ſetzte, und ſich anbeten ließ. Zwar hat die Vernunft dem alten Glauben wieder weichen müſſen, aber neuerdings ſcheint ein anderes Phantom dort ſeine Stelle zu behaupten, der Indifferentismus. Zwar umdrängte eine dichte Menſchenmaſſe die Kanzel, zumal Frauen und Mädchen, zwar ſprach der Prediger, ich vergaß ſeinen Namen, und hoffe, daß mein Reiſegefährte ihn nennt, gut und geiſtvoll, aber ein Mann, mit dem ich mich über das Weſen des heutigen Kultus unterhielt, flüſterte mir ins Ohr, daß der Prediger ein Schurke ſei. „Ich bin ſelbſt Katholik,“ ſprach er: „aber dieſe Pfaffen muß man verachten. Man ſieht ihnen ſo recht an, wie ſie alle Gebräuche ihres Dienſtes mechaniſch thun, ohne daß nur ihre Gedanken dabei ſind, geſchweige, daß ihr Herz dabei wäre. Sie plärren die lateiniſchen Hymnen tenlos her, ich glaube kaum, daß ſie wiſſen, was ſie ſingen!“ Und in der That, einer der Geiſtlichen der da mit vor dem Hochaltar kniete, zog ruhig während des Hochamts ſein Sacktuch aus der Taſche, putzte damit erſt die Brille, die er trug, dann die Naſe, und murmelte dabei immer fort. Die ſchönen altlateiniſchen Kirchenhymnen und Pſalmodien franzöſiſch ſingen zu hören, macht auf ein deutſches Ohr einen ſchrecklichen Eindruck.

Schusto florebit-eng domo Domenegi plangtata
Godeamus-et essultemus-eng eschô sacra solangnitate.

ſo lauten die ſchönen Worte des Pſalms:

Justus florebit in domo Domini plantatus.
Gaudeamus et exultemus in ejus sacra solemnitate.

Ich wandte mich bald von alle dieſem ab, und ſtiller und ernſter Betrachtung des ſchönen Tempels zu. Eine fünffache Säulenreihe, in allem 297 Säulen und 120 Pfeiler durchzieht das majeſtätiſche Kirchenſchiff; ein hohes Eiſengitter mit Thüren ſondert den Chor ab, den ein ſchöner Hochaltar ziert, um welchen treffliche Gemälde franzöſiſcher Meiſter, wie Genuten, Coypel, Jouvenet und Laſoſſe hängen. Sehr merkwürdig und von hohem Werth iſt eine Reihe Hautreliefs an der rechten Außenſeite des hohen Chors, Darſtellungen aus dem Leben Chriſti, und nur wenig verſtümmelt. Ob eine der beiden Kanzeln im Chor, für den Erzbiſchoff und Biſchoff, oder eine andere im Schiff der Kirche noch die iſt, von welcher der Patriarch von Jeruſalem, Heraclius, im Jahr 1181 den erſten Kreuzzug predigte, weiß ich nicht, auch wußte mir niemand es zu ſagen. Das Chor iſt neu, und der Geſchmack zu vieler Jahrhunderte hat im Innern von Notre-Dame allzuſehr geändert, als daß man ihren innern Bau anders als gemiſcht nennen könnte, während der äußere die gothiſche Form in ihrer Reinheit und Erhabenheit behalten hat.

Ich ſtieg zu dem einen Thurm hinauf, auf dem andern, der verſchloſſen bleibt, wehte, wie überall in Paris von allen öffentlichen Gebäuden, in allen Theatern, bis zu den Ombres chinois, die dreifarbige Flagge. Es war eine ſchöne, heitre Mittagsſtunde, die Sonne ſchien hell von dem reinen Himmel, nur über dem Montmartre hing leichtes Gewölk. Da lag es nun unter mir, das ungeheure Paris, die Wiege ſo vieles Großen, der Schoos ſo vieler Gräuel. Ein friſcher Luftſtrom bewegte den bläulichen Duftſchleier, der immer an heitern Tagen die Stadt überwegt, und ließ von Thürmen und Paläſten die Freiheitsfahnen munter flattern.

Die Quais und die Brücken wimmelten von einer bewegten Menſchenmenge, das Geſchrei der Verkäufer aller Art ſchallt vernehmlich herauf, obgleich die Thürme 204 F. hoch ſind, goldhell leuchten unten um die Kirche herum die Tiſche und Karren voll der ſchönſten Aprikoſen, die man äußerſt billig kauft. Ich dachte an meinen Salamander, und wünſchte: wer doch nur ein gutes Fernrohr hätte, um bei dieſem hellen Himmel und bei dieſer ſonnigen Beleuchtung nach dem Erkennlichen des Totalüberblicks auch hervorgehenden Einzelheiten heitre Betrachtung widmen zu können. Und ſiehe, die magiſche Kraft meines Salamanders ſchien ſich abermals zu bewähren, denn aus dem niedrigen Treppenhäuschen trat ein Mann mit einem ſechsfüßigen Teleskop, ſtellte es auf das Bleidach des lieben Thurmes von Notre-Dame, zeigte mir von der Zinne des Tempels, zwar nicht die Reiche, doch die Stadt der Welt, und war ſo beſcheiden, weiter nichts zu verſprechen noch dafür von mir zu verlangen, als 10 Sous.

Ich hatte hinab geſehen in die laute Stadt des wogenden rollenden bewegten Lebens, der Mann lenkte meinen Blick durch ſein Rohr zu der ſtillen Stätte des ruhigen Schlummers, des ſtarren Todes, hinüber über das Häuſermeer nach dem Hafen, der, ein friedlicher Hügel über den letzten Häuſern der Stadt ſich erhebt, und durch ſeine ſtolzen und großartigen, oft dicht aneinander ſtehenden weißen Monumente, die weit leuchten, ſelbſt von weitem das Anſehen einer mauriſchen Stadt gewinnt; es iſt der berühmte Kirchhof Père Lachaise. Dem düſtern Grün ſeines Waldes von Lebensbäumen und Cypreſſen verſprach ich in Gedanken einen baldigen Beſuch, wandte das Rohr nach links, ſah die fernen Straßenzüge, woher ich gekommen, ſah in die Gegend von St. Denis und Montmorency, und ſtreifte dann nach dem Montmartre hinüber, deſſen Telegraph eilige Geſchäfte hatte, und im lebhaften Geſtikuliren begriffen war. Von da ab ſuchte ich das bekannte Bois de Boulogne, und nahm den Arc de l'Etoile, der ſich in weiter Ferne rieſig emporhebt, zum leitenden Stern. Dorthinwärts liegt St. Cloud und Verſailles, ohne doch erblickt werden zu können. Das Hotel der Invaliden, die Deputirtenkammer, das Obſervatoire, St. Sulpice, und das hochragende Pantheon ſind eben ſo viele Höhenpunkte, auf denen der Blick gern weilt, ehe er näher gelegene Kirchen, Paläſte und Häuſer ſucht und ſieht. Es iſt ſchwer, den Totalanblick von Paris, vom Notre-Dame-Thurm zu ſchildern, ja es iſt unmöglich dies einzige Panorama in den engen Rahmen einer Beſchreibung zu ziehen; das Auge ſchweift taumelnd umher, bald da, bald dort ſucht und findet es Ruhepunkte, um ſie nach Momenten wieder zu verlaſſen, da, dort, überall ſteht und winkt Impoſantes und Schönes, und der flatternde Schmetterling unſerer Schauluſt weiß auf der Blumenaue der Ausſicht nicht mehr, wohin er ſich ſtürzen ſoll.

Ganz nahe an Notre-Dame liegt das Hôtel Dieu, ein Gotteshaus neben dem andern, das älteſte Hoſpital von Paris und eines der beſuchteſten; es hat 23 Säle, und in dieſen über dreizehnhundert Betten. Seine wohlthätige Wirkſamkeit für Paris iſt allbekannt. Die Kirche Ste. Chapelle am Palais de Justice, jetzt zu einem Archiv eingerichtet, lenkt durch ihre auch noch rein gothiſche Architectur, und ihr ſchönes wohlerhaltenes Portal die Blicke auf jenes merkwürdige Gebäude ſelbſt, oder vielmehr jene Maſſe von Gebäuden und Höfen, wo ſchon in den Römerzeiten ein Prätor Recht ſprach, wo dann die fränkiſchen Könige und die Hausmeier wohnten. Dort ſah das alte Paris die erſten Hoffeſte, und die erſten Schauſpiele, Myſterien, dort ertönte die Glocke Tocsin du Palais, die in der Bartholomäusnacht das ſchauderhafte Signal zum Blutbade gab. Sie iſt nicht mehr, dieſe Glocke, man ſchmolz ſie 1792 ein, und es war die Frage, ob nicht ein alter Sous in meiner Taſche Beſtandtheile dieſer Glocke enthielt? Nun iſt das alte, vorzugsweiſe ſo genannte Palais, vergrößert und verſchönert durch Hinzuziehung naher Gebäude und Abtragung läſtiger Gefängnißthürme, Sitz aller Gerichte von Paris, enthält die Präfektur der Polizei, den Rechnungshof, den Kaſſationshof, und die Conciergerie, wo die arme Marie Antoinette ſchmachtete, ſechsundſiebenzig lange Tage und Nächte, getrennt von ihren Lieben, bis ſie aus der dunkeln Pforte trat und den Tag der ewigen Freiheit grüßte. Ihre Celle iſt zu einer Kapelle umgewandelt worden, deren Altar da ſteht, wo ihr Bett ſtand, und die mit Gemälden und einer Marmortafel dekorirt iſt. Bilder und Marmortafeln vermögen aber nicht, die Blutflecken zu bedecken, mit denen Frankreich ſich damals beſudelt hat. —

Ich blieb lange auf dem Thurm, ich konnte mich nicht trennen von der reizenden Ausſicht, und wenn ich mich auf die Mauerbrüſtung ſtützte, und die Augen ſchloß, kam mir alles vor, wie ein räthſelhafter Traum, und ein Flug auf Fauſt's Mantel. Lebhaft dachte ich der Heimath, und beklagte in Gedanken, daß jener Hutmacher, der das Fortunatushütlein fertigte, von ſeiner raren Waare weder in Auerbachs Keller zu Leipzig noch im Palais Royal einen Laden etablirt habe, ſondern muthmaßlich ſein ſchönes Geheimniß mit in das Grab genommen; wie gern wäre ich einmal zu Hauſe geweſen, und wie der Blitz wieder in Paris. Doch wie ich das dachte, hörte ich den Salamander im Waſſer plätſchern, und es war als flüſtre die Stimme des Dämons: Sey zufrieden, wünſchender Thor, und denke, daß des Menſchen Gedanken eben ſein Fauſtmantel und Fortunatushut iſt, ſeine Flügel nütze wie ſein Flügelroß, für die es weder Zeit noch Raum giebt, und mit denen er Himmel und Erde im Nu durchmißt. — Ich habe mich bei dieſer Sentenz beruhigt, und bin vom Thurm herabgeſtiegen.

Nachdem ich noch einmal die Kathedrale umwandelt, hinter welcher eine Art von Lumpenmarktes gehalten wird, und die Sculpturen am Portal in der R. de Cloitre de N. D. bewundert hatte, die, namentlich die kleinen zierenden Thürmchen, von ſolcher Reinheit und Schärfe ſind, daß man ſie für aus Bronze gegoſſen halten möchte, wenn nicht mehre Verletzungen den Stein zeigten, ging ich den Q. des Orfèvres. (der Goldſchmiede) entlang, und kam ſo auf den ſtolzen Pont neuf, die belebteſte und ſchönſte Brücke von Paris, und ſomit auch zu der Bronze-Statue Heinrich IV., bereits nun der dritten dieſes Königs, welche die Brücke ziert. Hier wurde in der Nacht vom 24. Auguſt 1787 das unwürdige Spiel wiederholt, das Geßler mit ſeinem Hute einſt trieb; das Parlament jener Zeit ließ die Vorübergehenden durch ſeine Partheigänger zwingen, den Hut vor der Statue abzunehmen. Doch fünf Jahre ſpäter, auch im Auguſt, nahm das Volk die Statue des Königs ſelbſt ab, und ließ die Lärmglocke der Pompe la Samaritaine Paris durchheulen. Dann ließ die Pietät Ludwigs XVIII. 1814 eine Gypsſtatue aufrichten, mit der Unterſchrift: Ludovico reduce Henrico redivivo, welche von den Künſtlern Lamot und Piggiani in Bronze nachgebildet, und am 28. Oct. 1817 aufgeſtellt wurde; dies iſt die jetzige Statue, welche 14 F. hoch iſt, und 337,860 Fr koſtet.

Der Standpunkt auf der Mitte des Pont-neuf iſt einer der ſchönſten in Paris, zumal wenn man den Blick weſtwärts richtet. Die beiden Arme der Seine bilden hier vereint ein breites Bette, auf welchem, einer ſchwimmenden Inſel, und einem Palaſt gleich, dicht an der Brücke, ein Badehaus auf Kähnen, mit Gartenanlagen ruht, das höchſt elegant eingerichtet iſt. Seine Weiden und Lerchenbäume trieben friſchſproſſendes Grün hervor, ein erfreulicher Anblick. Man ſteigt eine hohe Treppe hinab zu dieſen ſchwimmenden Bains, deren es noch mehre auf der Seine giebt.

Tauſend und abertauſenderlei Kram und Quark iſt längs dem Inſelquais, auf dem Quai der Auguſtiner, (an der ſüdlichen Stadtſeite) und auf der Brücke ſelbſt feil, Dinge, die man nicht aufhebt, wenn man ſie im Wege findet, und man begreift nicht, wie ſie etwas noch ſeine Käufer findet, nachdem es ſeine Sammler gefunden, und wie es Quelle des Erwerbes werden kann.

Einiger Ruhe und Reſtauration bedürftig, begab ich mich zu einem Weinhändler ganz nahe am Pont-neuf, ſetzte mich hinauf in ſein nettes Zimmerchen, ließ mir den Tiſch an ein Fenſter tragen, deſſen beide Flügel ich öffnete, und ſah nun ruhig und behaglich auf den Strom des Lebens, der die Brücke herüber und hinüber, und zu meinen Füßen vorbeiwogte, auf das klingende, ſingende, klirrende und ſchwirrende Treiben unter mir; mein Fenſter bildete gewiſſermaßen den Rahmen eines Gemäldes, deſſen Figuren in unaufhörlicher Bewegung und immerwährendem Wechſel ihm einen unendlichen Reiz verliehen; wer das aber nicht an Ort und Stelle ſieht, dem iſt es nicht zu beſchreiben, weil allzuviele Erſcheinungen vorüberziehen und verſchwinden, die weder das Auge noch die Erinnerung feſthalten kann. Man geht, man reitet, man fährt in Equipagen, Fiakers, Kabriolets, Citadines, Deltas, Omnibus, Dames blanches, Latignolaiſes, Orleanaiſes, und dergl. Poſten bringen im eilenden Laufe neue Ankömmlinge, entführen andre wieder dem reizvollen lockenden Paris mit erleichterter Börſe und oft ſchwer erkauften Erfahrungen, Leichenwagen ziehen langſam heran, zum Père Lachaiſe, ſie haben keine Eile. Auf Karren fahren ambulante Kramläden vorüber, fort und fort klingt das Glöckchen der Limonade- und Süßholzwaſſerverkäuferinnen und Verkäufer, die mit blanken Zinnbechern umherwandeln, oder mit einem bunten chineſiſchen Holzthürmchen, in phantaſtiſcher Tracht irgendwo ſtille ſtehn, und die armen Durſtigen laben, die Süßholzwaſſer für eine Leckerei halten. Bänkelſänger ohne Zahl ſingen und ſchreien ihre Chanſons, und jeder findet ſein Publikum. Waſſerfäſſer werden langſam vorbeigefahren, die Straßen zu beſprengen, daß der Staub nicht überhand nehme, ꝛc.

Alle Läden ſind offen, halb auf der Gaſſe ſitzen die Arbeiter, nirgends und an nichts ſieht man, daß Sonntag iſt. Nicht auf den belebteſten Boulevards, nicht am und im Palais-Royal, vielleicht an keinem Orte der Welt, etwa Peckin ausgenommen, mag ein ſolches Drängen und Durcheinandertreiben am friedlichſten Tag ſein, und dabei eine Ruhe, eine Ordnung, die wunderbar iſt, man ſtößt ſich nicht, tritt ſich nicht plump auf die Füße, ohrfeigt und prügelt ſich nicht, man hört kein Schimpfwort, und ſieht keine Polizei. Die Pariſer Polizei ſtrebt ihres Orts nach Gottes Eigenſchaften, unſichtbar und allgegenwärtig iſt ſie bereits, aber ich zweifle ſehr, daß ſie je allweiſe werden wird.

So viele lebende und lachende Bilder fielen herein in die Camera clara meines Frühſtückzimmers und viel warmer Sonnenſchein und blauer Himmel. Die friſcheſten Auſtern, die man in Paris köſtlich und billig iſt, lachten mich auch an, und ich empfand lebhaft die Wahrheit deſſen, was andre vor mir geſagt, daß Auſtern ein eigentliches Dichtermahl ſind, wiewohl ſie gar ſelten an die armen deutſchen Dichter kommen. Ich betrachtete, ich genoß ſie mit Andacht, und meine Gedanken ordneten ſich von ſelbſt zu dieſem kleinen Gedicht:

An die Auſter.

Auſter! Sinnende Betrachtung,
Ernſte Forſchung weih' ich Dir,
Voll von tiefgefühlter Achtung
Vor dem Weltgeiſt über mir.

Wie ein Ohr mit Schneckengängen
Liegſt Du vor mir, wunderbar.
Horchteſt Du den Sturmgeſängen
Und dem Schrei der Mövenſchaar?

Wie ein Herz mit zarten Röhren
Auſter, biſt Du angetrieben,
Daher *fühlen* nur, und *hören*,
Dir die Weiſen zugeſchrieben.

Nicht als ſchnöden Leckerbiſſen
Schlürf' ich lüſtern Dich in mich.
Nein, mit einem höhern Weſen
Ahnungsvoll betracht' ich Dich.

Wie in einem Tabernakel
Zur Verehrung ausgeſtellt,
Ruht Dein göttliches Mirakel
Schweigend vor mir, Wurm und Welt.

O ich könnte Bücher füllen
Mit den Wundern, die Du zeigſt,
Doch ich will dieß Drängen ſtillen
Und will ſchweigen, wie Du ſchweigſt.

Meerſtern, der aus weiter Ferne
Herzog, ſey gebenedeit!
Stern, mit Tropfen aus dem Sterne
Der Citrone ſey geweiht!

Wenn ein Neger ſeinen Fetiſch
Erſt verehret und dann verzehret,
Wär' es minder denn poetiſch
Daß Dir Gleiches wiederfähret?

Heiter und geſättigt mit Wohlgefallen ſetzte ich meine Promenade fort durch das Gewühl, bald dieß, bald jenes mir beſehend. Savoyardenknaben ließen Murmelthiere tanzen, faule Chiffoniers ſchliefen zwiſchen den Winkeln der Buden des Quai de l'Ecole, furchtbare, maleriſche Geſichter, gebräunt von der Sonne, geſchwärzt vom Staub, ich glaube, das ſind die Männer, die Emeuten machen, ſie haben nichts zu verlieren. Eine Frau that auf offner Straße einem häßlichen bucklichen Klein-Zaches, was die Fee Roſabelwerde jenem gethan, und noch mehr, ein Berliner würde geſagt haben, ſie ſey ſehr knickerig geweſen, aber ſie war keine Fee Roſabelwerde.

Die Pariſer ſind ein neugieriges und ſchauluſtiges Volk. Der deutſche Großſtädter geht ruhig ſeines Wegs durch ſeine Stadt, und kümmert ſich um wenig oder nichts, was auf den Straßen vorgeht, und meint, es anderswo eben ſo machen zu müſſen, und mancher Kleinſtädter macht es dem Großſtädter nach, und redet ſich ein, es ſey unanſtändig, auf der Straße ſtehen zu bleiben, und etwa mit andern Leuten in einen Guckkaſten zu ſehen, oder die ſchlagenden Witze eines Polichinelltheaters zu hören. In Paris mag ſich produciren, was da will, es findet ein Auditorium auf offner Straße, und zumal am Sonntag ſind dieſe Gruppen unzählich. Dort ſtehen ſie um einen Tiſch, wo eine alte Frau die Karten ſchlägt, dort verſammeln ſie ſich um eine andere, welche Orakel ertheilt, die mit ſympathetiſcher Tinte geſchieden ſind, dort nehmen alle an einem Spiele Theil, hier ſpielt einer für alle. Ein Krüppel, dem beide Beine fehlten, ſaß mitten auf der Straße, und bließ unaufhörlich auf der Clarinette, ein Teller ſtand neben ihm, wohinein die Vorübergehenden, wenn ſie die Regung des Mitleids über einen ſo hülfloſen Zuſtand empfanden, ihr Scherflein warfen, und wer ſollte nicht Gott für ſeine geſunden Beine danken, und gern etwas geben, wenn er einen Armen ſieht, der keine Beine hat? Man darf nur in Paris an ſolchen Tagen und an ſolchen Plätzen etwas lange und aufmerkſam betrachten, und zu betrachten ſcheinen, ſo dauert es nicht lange, und es iſt eine Gruppe beiſammen, die den Gegenſtand ſolcher aufmerkſamen Betrachtung ſucht.

Doch am Ende wird man müde vom Schauen und Stehen und Gehen; ich beſchloß, dieſen intereſſanten Platz noch öfter zu beſuchen, ſtieg in einen Omnibus, und fuhr in mein Logis.

Der Anblick des Père Lachaiſe vom Notre-Dame-Thurm hatte in mir eine lebhafte Sehnſucht erweckt, dieſen Kirchhof zu beſuchen, und der heitere Himmel verſprach eine ſchöne Ausſicht. Ich fuhr mit meinem Freungefährten in einem Kabriolet hin. Kontraſte ſind ſtets auf das Gemüth von eigenthümlicher Wirkung, und es iſt wohlgethan, nach Freudengenüſſen freiwillig vom Becher einer reinen Wehmuth zu koſten, weit beſſer als ſich nach wüſten Orgien von einem ſogenannten moraliſchen Katzenjammer übermannen zu laſſen. Es iſt ein langer Weg zum großen Todtenhof von Paris, und wechſelvoll, wie das Leben; aber er wird immer ſtiller, immer öder, auch das Leben wird, je mehr unſre irdiſche Hülle dem Grabe zureift, öder, ſtiller, einſamer und farbloſer, und nur die Hoffnung auf Unſterblichkeit übergrünt mit ewigfriſchen Lebensfarben das oft gehoffte, öfter noch gefürchtete Ziel.

Wir fuhren an zwei neuen Gefängnißpaläſten vorüber, welche als Muſter innerer zweckgemäßer Einrichtung für eintauſend Individuen männlichen und weiblichen Geſchlechts, die nicht Muſter ihres Geſchlechtes ſind, Raum bieten. Paris bedarf viel, ſehr viel Raum für ſeine Eingekerkerten, und da Ste. Pelagie, die Conciergerie, das Schuldnergefängniß in der R. de Clichy, das Gefängniß la Force, in der du roi de Sicile, wo der Pöbel die ſchöne Prinzeſſin de Lamballe auf ſchändliche Weiſe mordete, da ferner das Galeerenſclavengefängniß im Bicêtre, und die Frauen- und Mädchenkerker St. Lazare, R. du Faubourg St. Denis, les Madelottes, R. de Fontaines aux Marais und andre, nicht mehr ausreichten, ſo mußte es zwei neue in die Nähe des Père Lachaiſe bauen. So viele Kerker in dem Schooß, der ſich rühmt, die Freiheit geboren zu haben!

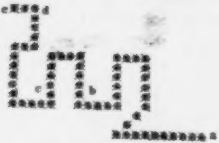
Je näher man dem Friedhof kommt, deſto häufiger werden die Wohnungen der Steinmetzen, welche vom Verfertigen der Grabmonumente leben, und in der letzten Straße, die auf die Pforte ſtößt, ſind in offnen Hallen zahlloſe Denkmäler zum Verkauf ausgeſtellt, die bis auf die Schrift fertig ſind. Man muß den Pariſern zugeſtehen, daß ſie in ihren Epitaphien einen ſehr reinen Geſchmack zeigen, und auch in den Auf- und Inſchriften einer edlen Einfachheit huldigen. In dieſer Straße wohnen die Verkäuferinnen von Todtenkränzen, natürlichen und künſtlichen, die letztern von Draht, der mit weißem Papier überſponnen, und mit weißen oder blauen Blumen von Papier und Seide verziert iſt. Dieſe Kränze ſind billig, und ſo iſt es ſogar der trauernden Liebe bequem gemacht, ihre ſtillen Opfer den Gräbern zu weihen.

Wir betraten die Stadt des Todes, wo die Hüllen ſo manches raſt- und ruheloſen Lebens ihre Ruhe fanden und finden, und ſtiegen durch einen Wald von Thujabäumen empor zu der heitern und ſchönen Kapelle, die inmitten des Friedhofs wie ein Herrſcherſchloß über die

Gräberſtadt emporragt. Es war keine Zeit mehr, umherzuwandeln, und Einzelnes zu betrachten, der Friedhof wurde geſchloſſen, nur noch von einem ſchönen Punkt zur Linken einen Blick auf das unten liegende Paris; es lag da im Sonnenuntergang, und hüllte ſeine jungen, wie ſeine verblühten Reize in den Schleier des Abenddufts. Die Sonne hing wie erſterben, eine große ſtrahlenloſe Kugel, am fernen Horizont, und rieſig ragten die gewaltigen Thürme von Notre-Dame, St. Sulpice, und die ſtolze Domkuppel der St. Genieve, (des Pantheon) in die abendgolddurchflammte Luft empor, während die unendliche Häuſerzahl, in denen allen noch der Lärm des Lebens walten mochte, ſo ſchweigend zu ruhen ſchien, wie die Todten und ihre Stein-Sarkophage, die niedern Hügel und die prangenden Kenotaphien rings um uns her. Wird wohl dieſem ungeheuren Babylon dort auch ſeine Todesſtunde ſchlagen? Wird es wohl einſt, und wäre es nach Jahrtauſenden, öde ſtehen, und menſchenleer, eine Geiſterſtadt der Wüſte, und den Bewohnern der Erde ſo fabelhaft, wie Ninive, Perſepolis und andre? — —

Wir verließen den Kirchhof, der den Namen des berüchtigten Beichtvaters Ludwig XIV. der Nachwelt überliefert, und der ſeines Gleichen auf Erden nicht hat an Schönheit. Ich nahm mir feſt vor, ihn noch einmal in heitrer Morgenſtunde zu beſuchen, allein, nur in Geſellſchaft ſchmerzlicher Erinnerungen, und im Schattendunkel dieſer Cypreſſen, fern von der Heimath und ihren Entſchlafenen, vorangegangener Lieben mit treuer Wehmuth zu gedenken.

Es war angekündigt, daß die italieniſche Oper geſchloſſen werde, das Perſonal nach London gehe, und die heutige Vorſtellung I Puritani die vorletzte ſey. Erfolglos hatten wir uns ſchon früh 10 Uhr um Logenbillets bemüht, es war alles, alles vergeben und vergebens, kein Platz mehr frei, als das Parterre, deſſen Eröffnung zu erwarten war. Eine leiſe Hoffnung, doch noch den Eintritt zu gewinnen, bewog mich, nach Heines Ausdruck, ein Mann zu werden, der ruhig Queue macht. Da ich von unſerm Logis gar nicht weit in die Straße hatte, darin das italieniſche Opernhaus ſteht, ſo eilte ich ſchnell hin, und ſchloß mich der dunkeln Schlange an, die ſich langſam in das Innere zu ringeln beabſichtigte, und dachte, daß ich auch hinkommen werde, wo alle dieſe Männer hinkämen, wie denn auch geſchah. Sieh Dir, lieber Leſer, nachſtehende Figur an, und wenn Du ſchon ſelbſt dieſe labyrinthiſche Linie in einem der großen Theatre in Paris paſſirt biſt, wo zwar keine Matroſentaufe, aber doch eine Preſſe ſtatt ſindet, und die Hitze des Aequators empfunden wird, ſo rathe, was ſie vorſtellt, bevor Du weiter lieſeſt:



Dies iſt die Queue zur italieniſchen Oper, bei a tritt man an, und verharrt in einer gedrückten Stellung in den Schranken, die vor dem Haus, unter dem Dach, neben einem ſo breiten Trottoir geſchlagen ſind, daß drei Menſchen eng gepreßt neben einander ſtehen können. Schlag 6 Uhr wird die Kaſſe bei d geöffnet, und nun rückt allmählich die Maſſe vor; lange dauert es, ehe die Letzten in den dunklen Raum des Hauſes eintreten, endlich ſchieben die Nachrückenden ihre Vordermänner einige Stufen hinauf, und man befindet ſich innerhalb der hölzernen Barrieren, die man aber vor der Menge der Hüte und Köpfe, kaum gewahrt. Als ich mitten in dieſem Chaos bis zur Stelle b geſchoben worden war, und ſelbſt wieder andre geſchoben hatte, fragte ein Mann bei c, ob ich ſeinen Platz wolle? Ich glaubte, er werde mich für den dafür geforderten Franken zwar nicht in das Paradies, aber doch in das Parterre fördern, verſtand mich, weil es in dem erſtickenden Gedräng kaum auszuhalten war, zu der Abgabe, und ſah mich augenblicklich mit kräftigen Händen empor und über die Barriere gehoben, daß ich beinah einen Rockſchooß einbüßte, und unter Allarm und Geſchrei bei c wieder niedergeſetzt.

Dieſe Volte hatte mich dreißig Menſchen ungefähr überflügeln laſſen, ich gelangte nun eher zum Ziel als dieſe dreißig, hatte aber außerdem nichts erreicht, als in Geduld des fernern allmählichen Vorrückens und Verdrückens harren zu müſſen. Endlich ward wieder Luft, es ging weiter, noch manche Pauſe, dann war die Kaſſe erreicht, mit ihr der Ausgang aus der Queue, ein Gensdarme ſorgte dafür, daß nur eine Hand auf einmal ihr Geld aufzählte — aber o Schrecken, man ſchob das Geld zurück, man rief rien! rien! In der That, es war nichts; die fünfzig vor mir, die dreißig, die ich ſo kühn und ſo glücklich überhüpft, die Hundert vielleicht, die nach dieſen kamen, ſahen allzumal — nichts; das Haus war voll, und der Hauptausgang bei c brachte uns alle wieder auf den Platz vor dem Hauſe, in die friſche Luft.

Ich will dieſer ſcherzhaften Erzählung eine Nutzanwendung hinzufügen, im Bezug auf die deutſchen Theater. Die Ein- und Errichtung der Queue durch ſtarke hölzerne leicht aufſtellbare Barriere iſt gut, obgleich ſie drückend iſt. Es wird dadurch der unſinnige Zudrang und Tumult vermindert, der an manchen Orten bei uns üblich iſt, wo man bisweilen förmlich Haus und Kaſſe mit Sturm nimmt; dort tritt das Parterrepublikum ruhig an, und lieſt den Figaro oder die Programmes des spectacles, und dann iſt es eine lobenswerthe Einrichtung das Haus zu ſchließen, wenn das Auditorium gefüllt iſt, während bei uns in Deutſchland häufig, wenn auch nicht überall, Intendanzen und Direktionen Entrées nehmen, ſo lange nur jemand geben will, unbekümmert ob und wo die Leute Raum finden, etwas zu ſehen; ein ſolches Verfahren iſt freilich lukrativ, aber nicht nobel.

Und wenn alle 30 — 40 Theater in Paris an einem Abend geſchloſſen wären, ein Fremder findet Unterhaltung genug, ein einziger Abendſpaziergang auf den Boulevards bietet ihm die wechſelvollſten Scenen für Auge und Ohr. Nur wähle er die belebteſten: Boulevards des Italiens, de la Ch. d'Antin, des Panoramas etc. Die Läden ſtrahlen von Glanz, das

Gaslicht leuchtet zauberiſch, oft lodern die Flammen armdick frei in die Luft empor, ruhig wandeln die Spaziergänger an einander hin, drüben fahren die Caroſſen und Wagen, an ihren farbigen Laternen ſind ſchon von weitem die Omnibus zu erkennen. Alles in Paris muß eine Farbe haben. Es iſt lauter Leben und Bewegung, außer in den Reſtaurationen, Kaffeehäuſern und Leſekabinets, in welche man durch wandhohe Spiegelglasfenſter und Thüren hineinſieht, dieſe ſind voll ſitzender Menſchen. Zwiſchen ſo viel Auf- und Abgehenden ſchlüpfen auch, mehr oder minder geſchmückt, luſtwandelnd, die Boulevardgracien hin. Seit die Polizei in Paris moraliſch geworden, haben ſie einen ſchweren Stand. Sonſt war im Palais-Royal ihr Eldorado, aber der König als Herzog von Orleans und Beſitzer des Palais duldete dieſe ultraliberalen Damen nicht mehr in ſeinem Palaſt; nicht einmal betreten dürfen ſie dieſen, eben ſo wenig die glanzreichen Paſſagen, und ſo ſehen ſich denn die ſo mannigfach eingeſchränkten Ausgelaſſenen nur auf den Fang beſchränkt, den ihnen die Straßen und die Promenaden zuführen. Es iſt erſtaunlich, welche Anſprache man da findet, doch ſind ſie bei weitem weniger frech, unartig und zudringlich, als ihre Mitprieſterinnen im Dienſt der Kotys in den größeren Städten Deutſchlands. Sie dürfen nicht einmal ſtehen bleiben, um eine Anrede zu wagen, und nur dann, wenn ein Herr ſie fixirend ſtehen bleibt, flüſtert eine ſchüchterne Frage: cherchez vous moi? Voulez vous entrer à ma maison? von ſchmachtenden Blicken begleitet, über ihre Lippen. Den Vorhang ihrer tiefern Myſterien zu lüften, will ich keinem meiner lieben Landsleute rathen. Sie fragen immer gleich, ob Monsieur ein Engländer ſei, dieſe ſcheinen ihnen lieber als wir Deutſchen, was uns in vieler Hinſicht ſchmeicheln muß. Ich habe die Naturgeſchichte der Nachtſchmetterlinge nicht ſtudirt, wie anziehend ihr Studium auch für viele iſt. Es mag ſich, wer will, in Paris die Atlas-, Hermelin- und Seidenfalter, die ſchönen Eulen, die Spinner und Spanner, die Lichtmücken- und Feuervögelein, die Blattwickler, Schaben und Federmotten beſehen, und wohl ihm, wenn es ihm nicht ergeht, wie gewöhnlich den letztern ſelbſt, wenn ſie die Lichter umflattern. —

Zur Nachtzeit klopft in Paris der Puls des regſten Lebens, und das an ſo viel Glanz nicht gewöhnte Auge eines Deutſchen, wähnt ſich wenigſtens in den belebten Stadttheilen, immer in einem optiſchen Zauberkaſten, der magiſchen Laterne, Camera clara und lucida, die Phantasmagorie und Kaleidoscop zugleich iſt. Wahrhaftig ein Kaleidoscop zumal, in dem unaufhörlich die bunten in

Transparentfarben brennenden Kryſtallbilder wechſeln, und Kronen und Ketten, Ordensſterne und Todtenkreuze, Scepter, Fahnen und Bajonette, und Gott weiß, was alles, durch= und übereinander ſtürzen und wirren, und alles doch, wie es zur Anſchauung ſich darſtellt, oder gebracht wird, in ſymetriſchen Formen kryſtalliſirt.

Bis zwölf Uhr dauern die Theater, dann beginnen, wenn nicht gerade Faſtenzeit, (Carême) iſt, beiläufig geſagt, die deutſche Bezeichnung dieſer Zeit wird immer lächerlicher, die Bälle. Jetzt füllen ſich die Reſtaurationen, die Kaffee= und Speiſe= und Spielhäuſer, und unaufhörlich, ab und auf, durchfluthet ein Menſchenſtrom Straßen, Paſſagen und Boulevards. Es iſt der Abend, die Nacht, die goldne Zeit des Verdienſtes, der Kaufmann, der Speiſewirth verkauft mehr, als am Tage, der Glücksritter und Gauner erbeutet mehr, Cypris und Fortuna halten ihre reichen Fiſchzüge, und der Deutſche, der ſich um 11 oder 12, nach ſeiner Meinung recht ſpät, niedergelegt hat, hofft vergebens, wenn er an der Straße wohnt, und nicht recht ermüdet iſt, einſchlafen zu können, denn bis zum Grauen des Morgens durchrollt der Wagen endloſes Geräuſch die Stadt, deren Bewohner zwar nicht ſingen, aber doch ſingen könnten:

Ein freies Leben führen wir,
Das Gas iſt unſre Sonne.

III.

Wenn das Palais Royal in Paris und die Glyptothek in München beide einzig und allein da ſtänden, wo ſie ſtehen, ohne daß eine Stadt darum und daran hinge, ſo wären beide werth und würdig, daß man eine weite Reiſe zu ihnen nicht ſcheute, ſo viel bietet einerſeits das erſte, ſchon in ſeiner Eigenſchaft als prächtiger Bazar, als Markt des Luxus, und der Schätze der Gegenwart, die zweite in ihrer Eigenſchaft als würdiger Kunſttempel für die Schätze der Vergangenheit, Sehens- wie Bewunderungswerthes dar. Das Palais Royal beſchreiben zu wollen in einer fragmentariſchen Reiſeſchilderung, hieße aus der Maus einen Berg gebähren laſſen, denn dieſer mächtige Palaſt bietet Stoff genug, um einen Folianten zu füllen. Es iſt genug, ſagen zu können, ich war darin, und zwar oft. Das Palais Royal hat auch ſeine großen hiſtoriſchen Erinnerungen, aber wer denkt an die Vergangenheit, wer an die Geſchichte, wenn er in Mitten dieſer Prachträume, dieſer Gallerien, dieſer Gartenhöfe wandelt? Und dennoch iſt es nicht unintereſſant, ſich zu unterrichten, wie allmählich dieſer Palaſt das wurde, was er jetzt iſt. Hier rauſchte im ſechsten Jahrhundert noch ein Forſt, als die alte Lutetia, damals noch ein Kind, ſich in ihrer Inſelwiege ſchaukelte; im ſiebenten legte Dagobert in dieſer Waldung Häuſer an für ſeine Jäger, und Ställe für ſeine Hunde; im achten ward ein Dorf aus den Häuſern, und im neunten oder ſpäter eine Vorſtadt. Dann hob Paris immer höher ſein königliches Haupt, und ſtolze Paläſte erhoben ihre Mauern; die mächtige St. Honoré prangte mit ſolchen Paläſten, unter denen die Hôtels d'Armagnac, Mercoeur und Rambouiller nicht die geringſten waren. Richelieu, der noch mächtiger war, als alle Straßen und alle Einwohner von Paris, ſeinen König mitgerechnet, kaufte die genannten Paläſte, baute hier, ließ dort niederreiſſen, und ſo ging nach zwölf Jahren die ſchönſte Reſidenz des klügſten Pfaffen hervor, bis dieſer ſtarb, und ſie, wenigſtens billig denkend, dem als Geſchenk vermachte, der das Geld dazu gegeben, Louis XIII. So wurde aus dem Palais du Cardinal das Palais Royal. Der König hatte weder Zeit noch Luſt, da fortzubauen, wo ein

Günſtling und Miniſter aufgehört, und Ludwig XIV. ſchenkte den Rieſenbau 1692 dem Herzog Philipp von Orleans, ſeinem Bruder, und ſeitdem iſt es immer bei der Familie geblieben, das ſchönſte und einträglichſte Chatullgut, und iſt immer ſchöner geworden; aber was es geſehen und erlebt, als es noch weniger ſchön und glänzend, als es häßlich war, wird es nicht wieder erleben und ſehen, ſo lange Paris, ſo lange die Welt ſteht. Oft hat es ſeine Namen gewechſelt. Nach der erwähnten Schenkung hieß es le palais Orléans, auch le palais du Régent. Wie die Republik ihre Jacobinermütze erhob, taufte der Vater Louis Philipps es um, und nannte es nach ſeinen republikaniſchen Namen: Palais-Egalité. Unter Napoleon (1802), hieß es Palais d. Tribunat, bis die Lilie der Bourbonen wieder aufblühte, und der alte Name wieder aufkam. Es hat nun neue Flügel bekommen, ſchwebende Gärten auf den Zinnen eines Dachs, eine Gallerie von Glas, wo ſonſt eine hölzerne war; es hat noch gewonnen an Pracht, Eleganz und Reichthum; Gasbeleuchtung iſt an die Stelle der Lampen getreten; ſchöner, großartiger können die Magazine, die Läden, die Cafees, die Leſekabinete und Bibliotheken nicht geweſen ſeyn! Doch manches exiſtirt nicht mehr, was früher anlockend und abſchreckend, wie man will, erſcheinen konnte. Früher wimmelten die Manſarden von

Bewohnerinnen, deren Zudringlichkeit alles überſtiegen haben ſoll; die Miethe, die ſie zahlten war ein gutes Revenü, das ſo ſchmutzig erworbene Geld ſtank ſo wenig, wie das jenes Römerkaiſers, für eine gewiſſe Abgabe entrichtete, aber der brave Louis Philipp wollte nicht, daß ſein Haus die Sittſamkeit ſeiner Stadt demoraliſire, und jetzt iſt die Luft im Palais geſäubert; das viel berüchtigte Cafee der Blinden iſt metamorphoſirt, ſein Blinden-Orcheſter verſtummt, ſeine Orgien ſind verrauſcht, ſelbſt die ſchöne Limonadière im Café des Mille Colonnes auf ihrem Thron, den früher Joſeph Bonaparte beſeſſen, iſt ſammt Cafee und Thron nicht mehr vorhanden. Sic transit gloria! Dafür iſt doch noch Gelegenheit in Fülle vorhanden, ſein Geld los zu werden; der Name Perigord, einer der erſten Reſtaurateurs im Palais fliegt über Europa, wie ein Sieger; der Engländer ſchwört bei Very, daß es dort very beautiful ſey; der deutſche Geiſterſeher vergißt ſeine Seherin von Prevorſt über dem Leiblichherrlichen bei Prevoſt; der Südländer ſchwelgt bei den Brüdern Provençaux; der Nordländer ſpeiſt Eis bei Berthelemont in der Gallerie Montanſier. Man kann ſich leichter ſatt eſſen und trinken, als ſatt ſehen. Hier iſt alles zu haben, fix und fertig, meiſt auch nach fixen Preiſen. Theater und Taſchenſpieler, auch außerdem Spieler genug, die auf den Inhalt unſrer Taſchen ſpekuliren, Portraits und Cravonbilder, Kinnladen und Zähne, wunderſchön gearbeitet, und in Prachtexemplaren zur Schau gehängt; die berühmteſten Dentiſten, Deſirabode, Audribon und Auſſandron haben ihre Ateliers im Palais. Man findet gute und ſchlechte Lektüre in einer Ueberfülle, ſogar das Leipziger Tageblatt, und den Berliner Geſellſchafter. Für 6 Franken monatlich kann einer dort leſen und ſchreiben ſo lang und ſo viel er will. Im Salle Montansier zahlt man für jeden Beſuch 4 Sous, und findet alle Blätter. Alle Arten von Kaufleuten, Künſtlern und Handwerkern haben ihre prangenden gasbeleuchteten Läden hier, mancher dieſer Läden koſtet jährlich zehn- und mancher vierzigtauſend Franken. Nach dieſen enormen Miethen richten ſich auch die Waaren-Preiſe, man kauft im Palais immer am theuerſten, doch habe ich auch einige Läden angetroffen, in denen eine Auswahl recht geſchmackvoll gearbeiteter Bijouterie- und andrer Sachen zu gleichen Preiſen für das Stück ſo billig zu erhalten war, wie irgend in Deutſchland. Die Magazine der Kleider-Künſtler ſind ſehenswerth. Mack iſt der Name ihres zauberhaften Königs. Seine Schlafröcke übertreffen die kühnſte Phantaſie; er hat Miniſter und Generäle, Akademiker und Muskadins fertig. Robin heißt der zweite große Mann, der weiß, wo die Leute der Schuh drückt, doch ſeine Schuhe drücken nie, ſie beflügeln. Beider Läden ſind in der Gallerie Nemours. Colmant würde ſelbſt nicht in Verlegenheit kommen, den geſtiefelten Kater zu bedienen, wenn dieſer neue Stiefeln brauchte, nur Siebenmeilenſtiefeln hat er nicht. Mitten unter ſo vielen tauſend Gegenſtänden leiblichen Bedürfens macht auch das geiſtige ſich geltend und zu Geld. Die Buchhändler Barba, Delaunay und Duvernois ſorgen dafür, der Muſikhändler Savareſſe vertritt das Reich der Töne. Dii minorum gentium in dieſem Gebiet und Antiquare kleben wie Schwalbenneſter noch da und dort beſcheiden an in den ungeheuern Räumen dieſes herrlichen Palaſtes. Wer ſchöne Uhren ſehen will, komme hierher, wer Edelſteine kennen lernen will, komme hierher! Ganze Reihen von Läden unter den hundert korinthiſchen Pilaſtern der galeries de pierre blitzen und funkeln von ihnen, und von Gold und Silber. Gaulu und Tirier haben das ſchönſte an Schmuck, was Menſchenhände nur zu fertigen vermögen, Le Page, hat Waffen, die von Brillanten ſtrahlen, Calleue hat ein ganzes Firmament von Ordensſternen ausgehängt. Dabei ſind die franzöſiſchen Kaufleute nicht ſo betrügeriſche Schufte, wie manche chriſtliche und jüdiſche Bijouteriehändler bei uns, daß ſie ſchlechtes Gold für feines, und Semilor für Gold verkauften, ſondern es wird zu allen Schmuckſachen von Werth das feinſte Gold genommen, und wer mit nachgeahmten Waaren dieſer Art handelt, kündigt es offen und ehrlich durch die Ueberſchrift **Plaque** an. Daß für die Bedürfniſſe des ſchönen Geſchlechts nicht minder geſorgt iſt, verſteht ſich. Die herrlichſten Putzſachen, ſtets nach den neuſten Geſetzen der Mode haben die Damen Melzion und Morigny, Porzellan und Kryſtallwaaren die Herren Boin und Darte, und die ſchöne Irländerin bietet die reichſte Auswahl jener geſchmackvollen Kleinigkeiten an Schnallen, Nadeln, Börſen und dergl. im Stahl gearbeitet dar, die ſo ſehr geeignet ſind, das zarte Weiß der Damenfinger zu heben, und das Auge wohlgefällig auf dieſe zu lenken.

Nach einem heitern Diner bei dem S. Weimariſchen Geſandten, Legationsrath Weyland, war es zu ſpät, noch in ein Theater zu gehen, daher wandte ich mich mit meinem Reiſegefährten wieder dem Palais Royal zu. Wir durchirrten nach allen Seiten hinſchauend, das glänzende und lockende Labyrinth ſeiner Gänge und Gallerien, und verirrten uns auch mit Abſicht in einige der berüchtigten Salons, die geduldet und verderblicher ſind, als jenes nicht mehr im Palais geduldete Freicorps im Dienſt der Venus Pandemos, in einige Spielhäuſer. Sie liegen im erſten Stockwerk, man giebt Hut und Stock gegen eine Marke ab, und tritt ſtill in die mit dicker, beengender Luſt erfüllten Zimmer ein. Spielzimmer ſehen ſich in der Regel alle gleich, mehr oder minder Eleganz kommt nicht in Betracht, ſie ſind oft genug und grell genug geſchildert, ſo daß man zuletzt etwas mehr Grimm, verbißne Wuth, Hohn und Verzweiflung erwartet, als man in der That findet. Wer Thor genug iſt, ſich von den aufgeſchichteten Goldhaufen blenden zu laſſen, und zu hoffen, er könne etwas gewinnen, probire ſein Glück, er wird erleichtert von dannen gehn; nur ein Spieler von Profeſſion, der anhaltend ſpielt, und das Spiel kennt, kann allenfalls gewinnen, und ein ſolcher trägt in der Regel doch alles wieder der Bank zu. Auſſer dem Pharao, dem Rouge et noire und der Roulette werden auch noch andre Spiele geſpielt, die ich weder kannte, noch begriff. Damen dürfen die Spielhäuſer des Palais nicht betreten, aus angedeuteten ſtrengen Gründen, weil unter ihnen, zwar nicht libri, doch liberi prohibiti ſeyn könnten. Wer Scylla und Charybdis vereint ſehen will, gehe zu Fraskati, wir gingen hin zu dieſem unſerm Nachbar, der in der R. Richelieu wohnt. Da pointiren auch Damen, die uns jedoch nicht das flüchtigſte Wohlgefallen abgewannen. Ein am Pharotiſch ſitzendes und ſchwitzendes Weib iſt mir ein Gräul, und hätte ſie von Anadiomene den Gürrei der Schönheit geliehen. Die Schönheit wohnt übrigens auch nie bei der Spielſucht, und der Ausdruck dieſer Leidenſchaft iſt der Dolch, der die ſittliche Grazie mordet. Die Spielhäuſer tragen der Regierung 6 Millionen Francs Blutgeld ein, daher haben Einheimiſche und Fremde die Freiheit, ſich zu Grunde richten zu dürfen.

Wir machten dem Palais Luxembourg einen Beſuch. Es hatte noch nicht die doppelt erhöhte Bedeutſamkeit, die es kurze Zeit nach meiner Abreiſe durch den Ungeheuerprozeß erlangte; früher lag es an der Stadtgrenze, war ein Luſthaus, gehörte einem reichen Privatmanne, Robert Harlay, gelangte 1583 an den Herzog Epinay von Luxembourg, und wechſelte die Namen oft, wie ſo vieles in Paris, bis es doch wieder den alten annahm. Das impoſante Schloß in ſeiner jetzigen Geſtalt ſtellte 1612 Maria von Medicis her, wählte es zu ihrer Reſidenz, und ſchmückte es mit herrlichen Statuen und Gemälden; die Gallerie Medicis iſt nicht mehr darin, dafür die der neuern und lebenden Künſtler, die zu ſehen, meine Hauptabſicht war. Dieſes Palais hat das ſchönſte Treppenhaus in Paris, welches zur Pairskammer führt. Die Pairs von Frankreich ſitzen da, wo die

Männer des Direktoriums von 1795, des Conſulats von 1800 und des Senat conservateur noch ſpäter auch ſaßen, in einem herrlichen Amphitheater von 77 Fuß Durchmeſſer, geziert mit den Bildſäulen von Männern des Alterthums, deren jeder einzelne berühmter iſt, als die heutigen Pairs von Frankreich alle zuſammen.

Was die Gemäldegallerie im Luxembourg betrifft, ſo möchte ich weder den Katalog ausſchreiben, noch meine Leſer mit Urtheilen ermüden, die ihnen anderen Orts oft ſo häufig und gleich unwillkommen aufgedrungen werden. Die Maler der neuen Schule Frankreichs ſtreben nach Großartigkeit in der Auffaſſung ihrer oft gigantiſchen Tableaux, fallen aber in der Ausführung häufig in eine unleidliche Manier, und der beabſichtigte Effekt, den der Maler durch kühne Zeichnung und grelle Farbengebung erreicht glaubt, geht in der Seele des denkenden Beſchauers verloren. Von ergreifender Wirkung ſind unter andern: die berühmte Mameluken-Schlacht von Horace Vernet, wo die Figur des Mohamed-Ali-Paſcha im Vordergrund beſonders anzieht; ein Schlachtgemälde von Eugen de Lacroix voll grauſigen Lebens. Ein Kind weint an der todten Mutter, das Roß des Türken bäumt ſich wild empor, es wird zerſtampfen, was nicht vom Schwert fiel, an des Roſſes Schweif iſt ein Jüngling gebunden, der mit der Verzweiflung letzter

Kraft die Bande zu ſprengen ſucht, die ihn feſſeln. Im Mittelgrunde wirrt ſich der Schlachtenknäuel wüthend durcheinander, im Hintergrunde flammt eine Stadt zum Himmel auf, und tief in der Ferne ruht, ein ſchöner Kontraſt, groß und ſchweigend das unendliche Meer.

Blondels tiefempfundene Zenobia, Gros' koloſſale Schlacht von Eilau, Davids Sabinen haben meinen Blick lange gefeſſelt; vieles habe ich gar nicht geſehen, vieles nur flüchtig betrachtet; es iſt beſſer die Seele voll von einem Bilde aus einer Gallerie zu gehen, als ein Geſtaltenchaos mit ſich hinwegzutragen, das die nächſte Stunde von der Tafel des Gedächtniſſes wiſcht.

Ein Marius auf den Trümmern von Karthago gehört zu dem Schönſten, was dieſes Muſeum bietet. Auch hier iſt dem Charakter des Ganzen eine erhabene ſtolze Ruhe aufgeprägt. Marius ſcheint dem Gemurmel zu lauſchen, das die Wogen des nahen Meeres an ſein Ohr tragen. Die Trümmer liegen tiefſtill, geheimnißvoll wogt der Ocean, und über ihm verglüht die letzte Abendröthe. Der fragende Soldat ſteht ruhig vor dem Helden.

Groß gedacht, nur etwas zu grell in der Ausführung, iſt ein Kain von Guerin. Kains Weib ſitzt mit angſtvollem Ausdruck und ſträubendem Haar, ſie heiſcht Hülfe von dem, der nicht weiß, wohin er ſich wenden ſoll vor dem Zorn des Herrn, der hinter ihm aufflammt, ein Himmel voll Gluth und Feuer. Der Fluch iſt zum Samum geworden, der mit verſengendem Flügel ihm nachfolgt.

Die Gefangennehmung der Charlotte Corday iſt nicht minder ſchön; die Heldin geht bleich und ernſt ihren Gang. Es iſt kein Blut an ihrer Hand; ſonſt thun es die Franzöſinnen nicht leicht ohne Blut. Im Hintergrunde liegt der gemordete Wütherich.

Von dem vielen Mittelmäßigen und Schlechten, was man des Aufbewahrens in dieſer Gallerie würdig erachtet hat, führe ich nur ein Bild an: Bürgers Lenore. Fratzenhaftunſinnigeres iſt mir noch nie vorgekommen. Man würde über das Bild lachen müſſen, hinge es anderswo, hier aber erregt es Bedauern, denn es beurkundet den Geiſt und Geſchmack, mit welchem für dieſe Gallerie geſammelt wird, und die Richtung, welche die neue Malerſchule Frankreichs nimmt. Der Himmel gebe nur, daß dieſe nicht ſolche Nachahmung bei uns findet, wie die Richtung in der belletriſtiſchen Literatur, die uns mehr als einen Becher voll unſaubern Schlammes, voll Gift und Geifer zuzuführen droht.

Zurückgekehrt von dieſem Ausflug, beſchloß ich, da nun die Italiener an dieſem Tag zum allerletztenmal zu ſingen verſprochen, nachdem das vorletzte- und letztemal bereits verſäumt, wobei ich nicht umhin konnte, an ähnliche wiederholte Ankündigungen in Deutſchland zu denken — und weil abermals Billets nicht zu erhalten waren, noch einmal Courtoiſie machen, dießmal aber früher angekommen. Eben als ich das Zimmer verlaſſen wollte, trat ein Mann mittleren Alters, mittelgroß, blond, von friſcher Geſichtsfarbe, und ſchlicht einfach gekleidet, zu uns ein, den mein Freund und Geleiter mir als Herrn Heinrich Heine vorſtellte. Ich habe mich in der That gefreut, Heine kennen zu lernen; ſeine Perſönlichkeit iſt einnehmend, und der deutſche Ernſt auf ſeinem Geſichte ſteht ihm gut. Wir ſprachen von Deutſchland; ich fragte ihn, ob er nicht wieder dahin zurückkehren wolle? Er lächelte wehmüthig, und antwortete: „Schwerlich. Ich bin der Tannhäuſer, der im Venusberg gefangen ſitzt; die Zauberin gibt mich nicht los.“ „Freilich,“ erwiderte ich: „und der deutſche Bund wird Ihnen nie vergeben.“ Heine hat ein tiefes Gemüth, und es iſt ihm nicht gleichgültig, ob man ihn in Deutſchland haſſe oder liebe. Vielleicht käme er gern zurück, vergäbe ihm der deutſche Bund. Deutſchland iſt eine großmüthige Mutter, ſie wird ihm vielleicht die Wunden vergeben, die ihr dieſer Sohn geſchlagen. Was Heine ſeinem Vaterland zu Leid und zu Liebe gethan iſt nicht ſo ſchlimm, als das Unheil, das durch ſeine Nachahmer über daſſelbe herbeigeführt zu werden droht, ſeine Nachahmer ſind unverzeihliche Fehler, die ihm zu Schulden kommen; die ſich ſeine Freunde nennen, ſchadeten und ſchaden ihm mehr als ſeine Gegner, deren plumper Haß oft ſo einſeitig, wie partheiiſch, ſo lächerlich, wie ohnmächtig iſt. Man kennt ja genugſam unſre deutſchen Lobaſſecuranzen, man kennt die Blätter, die des Lobes der Werke ihres Verlegers voll ſind, und deren beſoldete und kritiſche Tagelöhner über jeden Schriftſteller den Stab brechen müſſen, der ein Publikum für ſich hat, oder von dem zu fürchten ſteht, er werde ein Publikum gewinnen, welches dann vielleicht die Werke dieſer Schriftſteller lieber lieſt und kauft, als die dickleibigen Fabrikate der Schnellpreſſen des Brodherren jener bewaffneten Buſchklepper, gegen die man wehrlos ſteht, weil man den Gaſſenbuben nicht kennt, der den Stein nach einem ſchleudert. Doch, es wird auch eine Zeit kommen, die dem ſchleichenden namenloſen kritiſchen Jeſuitismus die Larve vom Geſicht zieht, und ihn in ſeiner namenloſen Erbärmlichkeit, Schaam- und Ehrloſigkeit zeigt, die dem Recenſirgewerbe ein Ende macht, und die Kunſtgriffe enthüllt, mittelſt welcher die afterkritiſche Hohlheit im Stande war, ſich ſo lange Zeit, zur Schande der deutſchen Litteratur, zu behaupten. Wie es denn Leute gibt, die ſich zu allem hergeben, was man von ihnen verlangt, wenn nur Geldgewinn dabei für ſie abfällt, wovon wir an ſo vielen von unſern britiſchen Crocheurs und deren Helfershelfern ein Beiſpiel haben, ſo finden ſich auch in Paris Commiſſionairs für das harmloſe Geſchäft, für einen andern Queue zu machen, ja dieſe machen daraus ein, im wahren Wortſinne ſtehendes, Gewerbe. Sie treten vorn an, bis jemand kommt, der gegen eine Abgabe, die nach der Zeit und der Nähe der Kaſſe, ſteigt, eintritt, und verlaſſen dann den Platz, den ſie behaupteten. Dabei wird ſtreng auf Ordnung geſehen. Einen ſolchen Mann hatte ich ſchon Vormittags bedeutet, fand ihn pünktlich auf ſeinem Poſten meiner harrend, und entließ ihn nun in der ſichern Hoffnung, diesmal nicht blos bis zur Kaſſe zu gelangen.

Der Commiſſionair war zufällig ein Deutſcher, er kam nach einer Weile noch einmal zu meinem Stand, und verſicherte, daß ich einen guten Platz erhalten werde. Ein ſchlichtgekleideter Mann neben mir wurde nun auch in deutſcher Zunge laut; ein Geſpräch knüpfte ſich an, und ich hatte die Freude, in ihm die Bekanntſchaft des Herrn Profeſſor Schwarz von Karlsfeld aus Wien zu machen, welcher auf einer größern Reiſe begriffen, ſchon längere Zeit in Paris weilte. Er ging unter mancher freundlichen Mittheilung die Zeit, welche wir noch harren mußten, uns beiden ſchnell und angenehm hin, und dann nahm uns das ſchöne Auditorium des italieniſchen Opernhauſes auf. Dieſes iſt nicht groß, aber ſehr geſchmackvoll; das Parterre hat keine Sitzplätze, und ſo ſollte es überall ſeyn. Die Sitzplätze haben faſt an jedem Ort gleiche Preiſe mit den offenen Bänken, wodurch die zufällig ſpäter Kommenden verkürzt werden, nächſtdem daß ſie oft im Gedräng gepreßt werden und immer nur theilweiſe ſehen. So iſt dieſes Parterre in doppelter Hinſicht angenehm und vorzuziehen, da die Logen unverhältnißmäßig theuer ſind. Man gab wieder: I Puritani e i Cavallieri, von Pepoli, Muſik von Bellini. Dieſe Italiener ſingen zu hören, iſt ein wahrhaft hoher Genuß; ich darf indeß die Ausdrücke meines Entzückens ſparen, und nur die Namen Lablache, Rubini, Tamburini und Griſi nennen, deren außerordentliche Talente ſich mit andern, minder ruhmvoll genannten, vereinigten, die Hörer alle auf den Zauberwellen der Töne in ein elaſtiſch bewegtes Feuermeer zu tragen. Und welches Spiel! Hätten doch unſre Sänger und Sängerinnen nur einen Theil des Feuers, das dieſe Künſtler und Künſtlerinnen verſchwenden, jene lodernde Flamme der Südlichen, die, wenn auch bisweilen übertrieben, doch unſrer Seele zittern macht, und ſie ganz hinnimmt für den Moment, ſeine Schrecken, ſeine Pein und ſeine Wonnen. Der Beifall war ungeheuer, das Haus zitterte von Bravorufen, die Bühne ward mit Kränzen bedeckt. Und dieſer allerliebſten Vorſtellung folgte noch eine; tout comme chez nous. Es hieß, die Künſtler könnten noch nicht nach London reiſen, wie ſie beabſichtigt, es fehle an Geld — auch tout comme chez nous. Zuletzt gaben ſie noch Concerte im Opernhaus, darunter ein Concert historique.

Es war in der Mittagsſtunde des 1. April ſchon recht ſommerwarm auf dem Platze Louis XV, der bald der Obeliskenplatz heißen wird. Ich ging die heitern Boulevards entlang, bis hinab zu der herrlichen Madeleine, einem Bauwerk, das jedem Zeitalter zur Ehre gereichen würde. Wäre es nur vollendet! Nicht vollendet zu werden, ſcheint das Schickſal dieſes antiken Tempels, deſſen erhabenes Vorbild man nur in Rom ſuchen muß. Er iſt der äußern Geſtalt nach eine Copie des Tempels des Jupiter Capitolinus; den Grundſtein legte Louis XV. 1763; der Sturm der Revolution hinderte den nur langſam fortſchreitenden Weiterbau; 1808 faßte Napoleon den Entſchluß, das angefangene Werk in einen Tempel des Ruhmes umgewandelt, zu vollenden, und der Architekt Vignon führte es herrlich weiter, da kam das verhängnißvolle Jahr 1813, und das ſtolze Paris ſollte keinen Tempel des Ruhms erhalten. Die Bourbonen gaben Gott die Ehre, Ludwig XVIII. befahl 1816 die Vollendung des Tempels im chriſtkatholiſchen Sinn, beſtimmte ihn für das Andenken der gemordeten Familie ſeines königlichen Vorgängers, gleichwohl glich 1821 das neue der heiligen Magdalene zugedachte Gotteshaus immer noch einer klaſſiſchen Ruine. So ſchritt der Bau bis 1830 fort; die Julitage hemmten die Ausführung von Monumenten für die Glieder der vorigen Dynaſtie; nun ſteht er da, von außen in würdiger Vollendung; achtzehn 72 Fuß hohe Säulen korinthiſcher Ordnung auf den Längenſeiten, 8 in der Fronte, die gegen den Obeliskenplatz gerichtet iſt, tragen das Dach, durch welches das Licht in den innern Raum fällt; dieſer aber — harrt noch der Vollendung, und wer weiß, welchen Zwecken er noch dienen muß, und ob die heilige Magdalene dieß ſchöne Haus behält? —

Durch die R. Royale wandte ich mich dem umfangreichen Platz zu, der auch ſeinen Namen öfter wechſeln muß. Mitten auf ihm fiel Louis XVI. Haupt; man hatte zum ſchauderhafteſten Verbrechen, zum Mord eines Königs, den ſchönſten Raum erwählt, den Paris darbot. Von der Madeleine kommend, deren herrliche mit einem Relief gezierte Façade im Rücken, hat man auf der Mitte des Platzes zur Linken den Tuilerien-Garten, vor ſich die ſtatuengezierte Brücke Louis XVI. hinter welcher ſich ſtolzprangend das Palais du Corps, die Deputiertenkammer mit ihrer hohen Treppe, ihren Bildſäulen und ihrer Freiheitsfahne erhebt. Zur Rechten aber ladet der künſtliche Wald, der den elyſäiſchen Feldern erquickenden Schatten giebt, in ſeine Friſche und zu den Erfriſchungen ſeiner zahlreichen Speiſehäuſer. In der Ferne hebt ſich, den Horizont begrenzend, auf ſeinem Berg der Triumphbogen des Sterns. — Hier ſind in tiefer liegenden von Mauern eingeſchloſſenen Räumen noch Spuren alter Wallgräben erſichtlich, kleine Gärtchen und Häuſerchen liegen darin ganz traulich, ihre Mandel-, Pfirſich- und Kirſchbäume ſtanden in voller junger Blüthenpracht; eine kleine Menagerie lockte zahlreiche müſſige Jugend herbei, die am Anblick der mancherlei da verkäuflichen Thiere ſich ergötzte. Die Bäume der elyſäiſchen Felder grünten zwar noch nicht, aber ſie knospeten doch, und verhießen den guten Pariſern zu ihren drei Farben noch eine vierte, friedliche, das holde Grün, wiewohl ſie auch dieſes ſchon einmal als Aufruhrfarbe auf ihre Hüte und Mützen geſteckt, und zwar damals, als Camille Desmoulins, der feurige Advokat, ſie im Palais Royal enthuſiasmirte. Wie geſagt, die Bäume grünten noch nicht, aber freundlich einladende Lauben nahe bei Cafés und Reſtaurationen ſtanden ſchon im friſchen maigrünen Laubſchmuck, obgleich erſt der erſte April war; ich nahm zur beſchaulichen Betrachtung meinen Sitz in einer dieſer Lauben ein, und ließ einige der großen Epiſoden aus der Geſchichte der Weltſtadt an meinem Geiſt flüchtig vorüberziehen. Dieſe Felder lagen einſt fern von der Stadt, Gärten und Landhäuſer bedeckten den weiten Raum, den ſie einnehmen. Maria von Medicis begann zuerſt hier größere Anlagen, indem ſie mehre der vereinzelten Grundſtücke erwarb und vereinigte, und am Seineufer hin den ſchönen Cours de la Reine anlegte. In der Nähe lag das Palais de l'Eliſée Bourbon, nicht mit dem P. Bourbon, der jetzigen Deputirtenkammer zu verwechſeln; damals war noch keine Brücke über die Seine hier vorhanden, und der Platz Louis XV. hieß Place du pont Tournant. Jenes Palais gab an die Felder ſeinen elyſäiſchen Namen ab, als es ein Eigenthum der Frau von Pompadour wurde, die den größten Theil der Bäume pflanzen und die Kaffeehäuſer und Schenken erbauen ließ. Hier promenirte nun lange Zeit, wie jetzt nur zur Zeit der Wallfahrt nach der Abtei

Longchamp, (zu welcher ich leider zu früh gekommen,) ausſchließlich die vornehme Welt, und beluſtigte ſich auf jegliche Weiſe, jetzt ſind die Felder nur der Volksfreudentummelplatz an Sommerſonntagen, und das ſind ſie erſt durch Napoleon geworden; durch ihn, der mit der äußern Vorſtellung eines Römerkaiſers auch den Geiſt der alten Imperatoren verband.[*] Er ordnete Soldaten-, ordnete Volksfeſte in den elyſ. Feldern an, und die Freude jeglicher Art ſchlug dort ihre Tempel, ihre Arenen, ihre Zelte auf. Indeß auch dieß währte nicht lange; es kam eine Zeit, wo ganz andere Völker, die von keinem Elyſium wußten, in den elyſäiſchen Feldern hauſten, Männer vom Don und Ural, langbärtig, hungrig, durſtig; ſie verbrannten Büſche und Bäume in Wachtfeuern, befeuerten ſich ſelbſt durch Frankreichs edle Weine, und nahmen überhaupt, gutmüthige Sieger, für lieb alles was ſie fanden. Und wieder kam eine Zeit, wo viele Goddams durch dieſe Baumhallen ſchallten. Engländer und Preußen bivouakirten und paradirten in dieſen Feldern. Nun iſt das alles überſtanden und vorbei. Die Wirthe ziehen friedlich ihren Gewinn, ungeſtört wandelt die Polichinellbude mit ihrem ſchwirrenden Gekreiſch und derben Spaß, vom Schweif jauchzender Jugend gefolgt, umher, und wählt bald da bald dort den Stand, und die Charaoche zieht zur Longchampspromenade den ganzen endloſen Schweif der eleganten Welt hindurch, einen Kometen — ohne Kern.

Ich ging bis hinauf zum Arc de l'Etoile; er ſteht noch im Baugerüſten, und um ihn zu beſteigen, bedarf man einer Erlaubnißkarte vom Miniſterium des Innern. Dieſer mächtige und ſchöne Triumphbogen liegt an der Barrière von Neuilly, wurde 1808 von der Stadt Paris als Andenken an die glorreichen Siege über Rußland und Oeſtreich begonnen, und — zeigt, wie mißlich es iſt, die Vollendung von Bauwerken, die Siegeserinnerungen geweiht ſind, allzulange zu verzögern. Die Ausſicht von der Höhe des Sternbogens iſt reizend. Man ſieht Paris ausgebreitet vor ſich liegen, und rings ein, mit unzähligen Ortſchaften geſchmücktes, Panorama.

Zurückgekehrt bis in die Nähe des Pont Louis XVI. erkundigte ich mich nach einem Gegenſtand, den zu ſehen, ich das größte Verlangen trug, nach dem Obelisken von Luxor. Ich ſah ihn nicht. Der Monolith aus der Zeit der Pharaonen mit ſeinen Hieroglyphen und Hundsaffenbildern, den Napoleon fand und für Paris erkor, den nach des Kaiſers Sturz erſt Frankreich, Europa, erwarb, deſſen Herbeiſchaffung ſo unendliche Mühe wie unendliche Koſten verurſacht hatte, lag, nahe der Brücke, am Quai, in einem über ihn gebauten Bretterhaus, ohne Thür, ſo daß niemand ihn ſehen konnte, auch nicht für Geld, und die Rede ging, man ſei doch noch nicht recht einig, wohin man ihn ſtellen ſollte. Komiſch iſt es, in einem Buch über Paris zu leſen: „Der Obelisk hat nun die Beſtimmung erhalten, die ein Trauerdenkmal zu Ehren Ludwigs XVI. erhalten ſollte. Er wurde auf der Stelle errichtet, wo der unglückliche König fiel ꝛc.“ Während der Obelisk noch ruhig und unſichtbar, wer weiß wie lange, in ſeinem Brettergehäuſe liegt.

Von da wandte ich mich über die Brücke Louis XVI. auch P. de la Concorde, die mit den 12 koloſſalen Statuen von Suffren, Tourville, Colbert, Suger, Bayard und Turenne zur Rechten, und Condé, Duguesclin, Richelieu, Duquesne, Duguay und Trouin zur Linken geziert, und aus den Steinen der Baſtille erbaut iſt, und beſah das grandioſe Gebäude der Chambre des Députés.

Viel Schmuck und Bildwerk iſt an dieſem Palaſt angebracht, es iſt unſtreitig eines der ſchönſten und imposanteſten von Frankreichs Hauptſtadt. Die Säulenreihe, die Napoleon 1804 von Poyet errichten ließ, iſt hundert Fuß breit, und correſpondirt mit der herrlichen Façade der Madeleine. Vom alten Palais Bourbon, das jetzt nur ein Nebengebäude des Hauſes der

Deputirtenkammer iſt, gewahrt man nichts wenn man vor der mit den koloſſalen Bildſäulen geſchmückten Treppe ſteht. Im Giebelfeld der Hauptfaçade iſt ein gutgedachtes Relief von Chaudet angebracht. Merkur, die Gerechtigkeit, der Friede, Herkules und der Ueberfluß huldigen dem Geſetz. Zu beiden Seiten der Treppe ſtehen Themis und Minerva. Der in Zeitblättern oft beſchriebene halbrunde und amphitheatraliſche Saal faßt 500 Deputirte und nicht weniger Zuſchauer; es zieren ihn die Statuen der Themis und Libertas, wie die Büſte des jetzigen Königs.

Mitten auf der Brücke ſaß die Geſtalt einer Frau; ſie war in einen Mantel von lichtbrauner Farbe gehüllt; auf dem Schooß lag ihr ſchräg bis zum Hals eine Tafel mit einer bittenden Inſchrift, dieſe verdeckte ihren ganzen Oberkörper bis zum Haupt. Ueber dieſes hing ein ſchwarzer Schleier, und über dem ein Tuch von gleicher Farbe; ihr Geſicht zu ſehen, war unmöglich. Ein kleiner Hund an einem Schnürchen, der aber ausſah, wie eine junge ausgehungerte Hyäne, lag ſtumm neben ihr. Ein Gefäß, die Spenden der Vorübergehenden aufzunehmen, befand ſich noch auf ihrem Schooß.

Regungslos ſaß ſie, auch Füße und Hände ſah man nicht. Und von dieſer unheimlichen, ſeltſamen Geſtalt wunderbar und erſchüttert ergriffen, richtete ich eine Frage an ſie. Da ging ein Zittern über alle Hüllen ihres Leibes, eine leiſe Bewegung, und es ſprach unter dem Hut, dem Schleier und dem ſchwarzen Tuch ein Mund, den ich nicht ſah, eine achklagende Stimme: „Gebt ein Almoſen, gebt ein Almoſen der Aermſten aller Armen!“

„Meinen Vater und Großvater habe ich unter der Guillotine bluten ſehen, mein Gott, mein Gott, und ich lebe noch!“

„Meine Mutter iſt in der Salpetrière in Ketten geſtorben! Ich aber lebe noch.“

„Meinen Bruder habe ich im Bicêtre an die Galeerenſklavenkette ſchließen ſehen; ich ſah ihn davon führen — und lebe noch.“

„Gebt ein Almoſen, gebt ein Almoſen der Aermſten aller Armen!“

„Ich war ſchön wie ein Engel, viele begehrten mich, einen liebte ich, dieſer eine betrog mich, ich weiß, daß er ſeinen Lohn gefunden hat. Er iſt todt und ich lebe noch.“

„Einen Sohn habe ich geboren; ich liebte ihn, um ſeines Vaters Willen, und haßte ihn, um ſeines Vaters Willen, und da er aufwuchs, war keine Liebe zwiſchen uns, ſondern nur Haß. Haß bis zum Verfluchen! Und ich habe ihn verflucht, und er hat mich verflucht, und darauf hat er ſich hier, hier von dieſer Brücke, wo ich ſitze, in den Strom geſtürzt. Er fand in den Wellen den geſuchten Tod, mein Gott, mein Gott, und ich lebe noch!“

„Ich habe mein Angeſicht verhüllt, weil mir die Welt zu ſchwarz war, ja vor den Augen wurde es mir immer ſchwärzer — ich ſehe Niemand mehr, ich habe Niemand mehr, aber mein Gott, ich lebe noch!“

„Ich habe nicht den Ort, mein Haupt zur Ruhe zu legen; ich ſchlafe in einem Schiff, oder ſpreche zur Nacht mit dem Geſpenſt meines todten Sohnes; er hat mich verflucht, und ich lebe noch!“

„Gebt ein Almoſen, gebt ein Almoſen der Aermſten aller Armen!“

„Ich bin eine Tochter ohne Aeltern, eine Schweſter ohne Bruder, eine Frau ohne Gatten, eine Mutter ohne Kind, eine Bürgerin ohne Wohnung; ich wandle ohne Augen, ich rede und weiß nicht was, ich rede viel und verſchweige noch mehr, ich ſchweige oft den ganzen Tag, und es vergeht mancher ganze Tag, ohne daß jemand mir ein Almoſen gibt, und ich lebe noch, mein Gott, o mein Gott, ich lebe noch!“

„Ein Hund iſt mein Führer, ein Hund iſt mein Wächter, ein Hund iſt meine Habe, er wird bald Hungers ſterben, der kleine häßliche Jolie, ich aber lebe noch!“

„Gebt ein Almoſen, gebt ein Almoſen der Aermſten aller Armen!“

Ich gab, und ging. —

Am Ende des Quai der Tuillerien iſt ein ſchöner Standpunkt, man ſieht den Strom hinauf zum Pont Royal, über dem ſich in weiter Ferne, den Horizont abgrenzend, die Notre-Dame-Thürme erheben, man überblickt einen Theil des Tuillerien-Gartens, neben dem zur Rechten die palaſtreiche Rue Rivoli hinläuft, den Quai d'Orſai und Q. de Voltaire am jenſeitigen Ufer zieren Häuſer von alter und neuer Form, Voltaires Haus lenkt ſchon des Namens wegen, den es führt, die Blicke auf ſich. Hier ſind viele Schiffe auf dem Strom, die zu Waſch- und auch zugleich zu Trockenplätzen dienen.

Der Garten der Tuillerien war nur erſt von einzelnen Spaziergängern belebt, und die Stuhlvermiether machten noch keine glänzenden Geſchäfte. Hier iſt der

Sammelplatz der Kinderwelt, hierher bringen Ammen, Bonnen und Griſetten die fröhlichen Kleinen, die da harmlos ſpielen können, ohne Gefahr zu laufen, überritten und überfahren zu werden. Das Spiel des Seilſchwingens, indem ein um den Körper im Takt geſchwungenes Seil bei jedem Umſchwung überhüpft wird, ſchien bei der kleinen Jugend ſehr beliebt. Ich habe ihnen lange zugeſehen; ein wehmüthiges Gefühl überwallte mich jedesmal, ſo oft ich auf meiner Reiſe Kinder ſah; das Lächeln der Unſchuld zaubert auch in verödete Herzen junge Frühlinge.

Wie das Palais Royal als Bazar ein immerwährender Sammelplatz der vornehmen Welt iſt, ſo der Tuileriengarten als nächſtgelegner Naturgenuß, wo man ſpatzieren geht und ſitzt, die Zeitungen aller Welt lieſt und ſieht und geſehen wird, doch ſah er auch Zeiten ernſterer Art. In der äußern Anlage hat er im Lauf zweier Jahrhunderte manche zeitgemäße Umformung erlitten, und ſich von einem Tummelplatz der Gemeinheit der er nach der Revolution geworden, und von einem Verſammlungsort aller Politiker in der ſturmvollen Revolutionszeit, zu einer äußerſt geſchmackvollen Anlage erhoben, in welcher jetzt der Ton der feinen Geſellſchaft herrſcht; kein Mirabeau und kein Maury donnern jetzt im Volksgedräng ihre feurigen Reden für oder gegen das Königthum, die überraſche Julirevolution berührte den Garten gar nicht, und er prangt ruhig mit ſeinen von der beau monde bevölkerten Allées des Feuillades et des Oranges im Sonnenſchein des milden Juste milieu.

Der kunſtliebende Spatziergänger verſäume nicht über dem Anblick des mächtig großen, aber äußerlich nicht ſchönen Schloſſes der Tuillerien und ſeiner Umgebung, den Statuen von Bronze und Marmor die im Garten ſtehen, ſeine Aufmerkſamkeit zu würdigen. Es ſind Kunſtwerke darunter, die jedem Muſeum zur Zierde gereichen würden. Das Palais der Tuillerien, das ſeinen Namen von einer großen Ziegelbrennerei herleitet, die früher an ſeiner Stelle ſich befand, und dieſen Namen merkwürdigerweiſe unter allen Dynaſtien beibehielt, während ſo viele Namen in Paris wechſelten, habe ich im Innern nicht geſehen; nicht den Saal, wo die hundert Schweizer treue Wache hielten, nicht den Saal der Marſchälle Napoleons, nicht den Saal des Friedens mit der ſilbernen Bildſäule dieſer völkerbeglückenden Göttin. Ebenſo ließ ich unbeſehen die Appartements der Frau Herzogin von Berry im Pavillon Marſan, die Karl X. im Pavillon Flore, den einſt auch der Papſt Pius bewohnte, und die übrigen zahlloſen Säle, Zimmer und Kabinete. Dergleichen ermüdet meiſt, ohne zu befriedigen, die Verſchwendung aller möglichen Luxuspracht, wie blendend ſie auch ſtrahle, kann den Gedanken nicht unterdrücken, daß ſie vergänglich iſt, und daß immer in Paris der Tag und die Nacht kommen kann, wo wieder das Volk in den goldnen Sälen der Bourbonen in goldner Freiheit ſchwelgt, und vielleicht das jüngſte Bild des jüngſten Herrſchers zum Fenſter hinauswirft, und Gott weiß was vielleicht hintendrein.

An die Tuillerien iſt die lange Gallerie des Louvre, welche die Gemäldeſammlung enthält, angebaut. Von allen den herrlichen Gemälden daſelbſt ſah ich keins, denn es war die Zeit der Expoſition, während welcher man die alten Gemälde von Rafael und andern beſten Meiſtern mit Bretern zuſchlägt, und auf dieſe Breter die neuen zur Ausſtellung gegebenen Bilder hängt. Es kommt einem ganz befremdlich vor, daß Paris keinen andern Raum hat zu einer Ausſtellung der Künſtler Frankreichs, und daß eine Maaßregel ergriffen werden muß zu Gunſten der neuen Bilder, die auf die alten und ihre Rahmen durch Staub und Erſchütterung nur verderblich wirken muß. Ich komme ſpäter auf die Ausſtellung zu ſprechen.

Dem beiden großen Paläſten, den Tuillerien und dem Louvre mangelt noch, ohngeachtet ihr Totalanblick impoſant iſt, jene Harmonie der Architektonik, die allein wohlgefällig wirkt, doch wurde in neuern Zeiten ſchon erſtaunlich viel gewonnen und verbreitert, ſo daß einſt, wenn Paris Ruhe und Frieden behält, alles ſich zu einem ſchönen und großartigen Ganzen ordnen kann. Auf alten Planen ſieht man noch in der Nähe und dicht am Louvre ganze Quartiere und Straßen, die jetzt verſchwunden ſind, *) nur hier und da ſtehen noch, ein unerfreulicher Anblick, Häuſer, an denen andere weggebrochen wurden, da ſieht man nun kahle Wände mit Schornſteinzügen hoch in die Luft emporſtarren, bis zum Giebel ohne Fenſter, voller Ecken und Unregelmäßigkeiten, denn bei den franzöſiſchen Privatbauten richtet man mehr Augenmerk auf den praktiſchen Nutzen, als auf das äußerlich Schöne und Gefällige, ohne, wie bei uns, beide Zwecke zu vereinen zu ſuchen. Braucht der Bürger eine Kammer mehr, ſo ſieht er, wo er ſie irgend noch anbringt, ſollte ſie auch in die Luft hinausragen, und als Dachnaſe an die des Nachbars anſtoßen.

Napoleon und die ſpätern Herrſcher haben Zeit,

---

*) Einen Theil der ehemaligen R. Nicaiſe zerſtörte die Höllenmaſchiene im Jahr 1800.

Geld und Geduld erſchöpft, Harmonie in die Verbindung der Tuillerien mit dem Louvre durch lange Seitenflügel zu bringen, es iſt ihnen allen noch nicht ganz gelungen, kaum daß der Karrouſelplatz rein, ſauber und eben erſcheint, um die Militärparaden mit Anſtand halten zu können.

IV.

Rechts von der Mitte des Tuilleriengartens aus blickt man in die R. Caſtiglione, wo ſich die Vendomeſäule dem Auge darſtellt. Der Platz, auf dem ſie ſteht, ein Quadrat mit eingeſchobenen Ecken, iſt groß und geräumig, und ſeine Häuſer bilden eine würdige Umgebung des herrlichen Monuments. Früher ſtand eine Bronzeſtatue Louis XIV. im griechiſchen Koſtüm, und in einer franzöſiſchen Perrücke, dort, der man eines Tages einen Bettlerſack über die Schulter hing. Am 10. Aug. 1792 zerſtörte das Volk die Bildſäule, und errichtete einen Freiheitsbaum an ihrer Stelle. Napoleon, in ſeinem ſtolzen Römerſinn, errichtete 1806 die jetzige Säule nach dem Vorbild der Trajansſäule zu Rom; ſie hält 12 Fuß im Durchmeſſer, und 135 Fuß Höhe; Bronzereliefs, die Schlachten und Siegesbilder darſtellen, winden ſich ſpiralförmig aufwärts. 1200 eroberten Kanonen wurden dazu verwendet. Man ſteigt gegen eine geringe Abgabe mit einer Laterne in der Säule empor, und gelangt auf eine ſchmale Gallerie, auf welcher man zu den Füßen der Bildſäule Napoleons ſteht.

Einſt ſtand Napoleon im Imperatorenſchmuck auf der Colonne, wie es zur Säule paßte; dieß Standbild wurde im Jubel über die Siege der Alliirten und die Wiedereinſetzung der Bourbonen mit Stricken herabgeriſſen, empfing vom nichtsnutzigen Pöbel Ohrfeigen und wurde durch eine unſchuldfarbige Fahne erſetzt. Die Säule ließ man glücklicherweiſe ſtehen; man wollte nicht die Erinnerung an die Siege tilgen, nur die an den, der ſie erfochten hatte. Es war damals etwas kindiſches um den Jubel der Pariſer, doch im Jahr 1830 ſprachen ſie ſich mündig, und die weiße Fahne wurde in eine dreifarbige umgewandelt. Ein neues Standbild Napoleons, im gewöhnlichen Ueberrock, den bekannten Hut auf dem Haupt, eine Hand in der Weſte, das Fernrohr in der nachläſſig herabgeſunkenen Rechten, ſteht er ruhig, nachdenkend oben, und überſchaut ſein Paris.

Niemand wird ohne Gefühle des tiefſten Ernſtes dort oben ſtehen, und das Bild des Mannes betrachten. Die Zeiten einſeitiger Bewunderung und blöden

Haſſes Napoleons ſind vorüber, der Held unſers Jahrhunderts gehört der Geſchichte an, er wird Frankreichs Heiliger bleiben im Geiſt der neuen Zeit, er lebte für Frankreich und litt ſein Martyrum um Frankreich. Wir Deutſche haben nicht Urſache, ihn zu lieben, er gab uns keine dazu, ein ſchmerzliches Bewundern werden wir ihm nie verſagen können. Er unterdrückte uns, er rollte mit dem Donner ſeines Siegeswagens über unſer Land und unſre Leiber, wir waren Frankreichs Knechte geworden, er fand ſein Ziel, ſein Frankreich verrieth ihn, es verläugnete und tödtete ſeinen Gott, und hoffte dann deſſen Auferſtehung. Napoleon war kein Meſſias. Der alte Gott, der im Himmel und auf Erden lebt, und die Schickſale der Völker in ſeiner Hand hält, der den Fürſten den Muth nimmt und ſchrecklich iſt unter den Königen auf Erden — der alte ewige Gott gebe, daß wir nie wieder Frankreichs Knechte, und daß wir nie wieder Frankreichs Affen werden. —

Die Ausſicht von der Gallerie der Colonne auf die Stadt iſt nicht minder reizend, als von verſchiedenen andern erhabenen Standpunkten, und hat ihre beſondere eigenthümliche Schönheit. Die R. de la Paix und R. de la Jaix de Castiglione durchſchneiden in gerader Linie den Platz, und bilden eine directe Verbindung des Tuillerienpoſtens mit dem Boulevard der Capuziner. Nach Norden liegt groß und nahe der Montmartre, nordöſtlich erblickt man den Père Lachaiſe, im Oſten ruht die altergraue Herrlichkeit der Notre-Dame. Gen Süden blickt man über die Tuillerieen und ihre Umgebung hin, auch etwas freies Feld wird im Südweſt und im Weſten ſichtbar. Herrlich, wie der Minerventempel auf der Akropolis zu Athen, ragt die Madeleine empor, und wer könnte alle die impoſanten Einzelgebäude anführen, die das unüberſehbare Häuſermeer überragen, und die man von dieſer ſchwindelerregenden Höhe überſehen kann?

Still ſtieg ich herab, und dachte in dem dunkeln Schneckentreppengang an den Mann da droben, der auch von der ſchwindelnden Höhe ſeines Glückes ſtill herabzuſteigen gezwungen ward.

Auch das Fußgeſtell der Colonne iſt mit Basreliefs geziert, Katapulten, Widder und ähnliche Belagerungsmaſchienen der Alten darſtellend, an jeder Ecke ſitzt ein 500 Pfund ſchwerer Adler. Die Vorderſeite des Poſtaments trägt die Aufſchrift:

Neapolio. Imp. Aug.
Monumentum belli germanici
Anno MDCCCV.

Die Säule erhielt ſo eben ein neues Fußgeſtell, beſtehend aus Granit aus der Wiege des Schlachtentitanen aus Corſica.

Vergebens wäre es, das Andenken an Napoleon tilgen zu wollen: Geſchehenes iſt nicht vergeſſen zu machen, ſo wenig wie ungeſchehen. In allen Läden ſind auf tauſendfache Weiſe Erinnerungen an den Mann auf- und ausgeſtellt. Bilder in Oel, Stahl-, Kupfer- und Steinſtich, in Bronze und Eiſen, von Glas, Elfenbein, Porzellain, Gips, Stein ꝛc., ſtellen ihn dar in allen Verhältniſſen ſeines Lebens, in allen Größen. Namentlich hat eine Bronzehandlung in der R. Richelieu das Ausgezeichnetſte dieſer Art, ſo Napoleons Todtenmaske, ſo eine ganz treue Copie der Colonne einige Fuß hoch. Napoleons Apotheoſe erneut ſich täglich, der große Sohn der Zeit wird in tauſend Bilderwerken wiedergeboren, und vergebens würde der junoniſche Zorn der Royaliſten ein Ilithyia ſuchen, dieſe Geburt des Herakles zu hindern. Napoleon hat ſich ein tauſendjähriges Reich gegründet, das fortbeſteht und fortlebt in dem begeiſterten Andenken an ihn, er iſt ſchon jetzt ein mythiſcher Heros geworden, und das, was er für Frankreich, für Paris gethan, abgeſehen von ſeinem Kriegergeiſt, ſeiner Welteroberungsſucht, ſichert ihm dieſes Andenken Unſterblichkeit. Fürwahr, Frankreich hat ihm ſchlecht gedankt, ſchlecht gelohnt dafür, daß er es auf den Gipfel aller Größe zu erheben ſtrebte, und in ſeiner Hauptſtadt den geraubten Kunſtreichthum von halb Europa zuſammenhäufte.

Jetzt ſcheint es — zu ſpät — die verſäumte Liebe und Dankbarkeit nachholen zu wollen, aber ſie kann ſich nun zu nichts weiter, als zu einem Bilderdienſt erheben, der todte Gott wird zum Götzen, zum Fetiſch — und um das eherne Bild auf der Colonne klirrt die Wage der ewigen Gerechtigkeit.

Mit einem biedern Landsmanne, den unverdient erlittene Kränkungen und Zurückſetzungen genöthigt hatten, aus dem Heer eines deutſchen Bundesſtaates, dem er zwanzig Jahre treu gedient, für den er gefochten und geblutet, zu ſcheiden, und der nun in Paris wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen obliegt, ging ich, um Dr. Spazier aufzuſuchen, den ich einmal in Leipzig ſprach, hauptſächlich, um zu ſehen, wie ein deutſcher

Journaliſt in Paris lebt, denn wie die deutſchen Journaliſten leben, kenne ich zur Genüge. Wir trafen den talentreichen Geſchichtſchreiber der polniſchen Revolution nicht zu Hauſe, und ich dachte nicht weiter an dieſen verfehlten Gang. Am andern Tage erfuhr ich, daß bereits auf diplomatiſchem Weg die Nachricht, daß ich mit meinem als unzufrieden bezeichneten Landsmann, den Redakteur der Revue du Nord, habe beſuchen wollen, nach einer berühmten deutſchen Hauptſtadt abgeſandt ſey. Obwohl ich noch heute geneigt bin, dieſe Kunde für die ſcherzhafte Erfindung eines Freundes zu halten, ſo gibt die Erinnerung daran mir doch Gelegenheit, hier der Pariſer Polizei zu gedenken.

Dieſes Inſtitut — womit iſt es zu vergleichen? Es iſt ein unſichtbares dichtes Spinngewebe, mit vielen tauſend Anknüpfungspunkten, das über ganz Paris gezogen iſt; man kann ruhig unter ihm wandeln, man ſieht es nicht, ahnet es nicht, aber ein verdächtiger, zumal politiſch verdächtiger Gang, und am Spinnfaden über dem Haupt hängt das Schwert. Die Polizei zu Paris beſoldet 4000 Spione; dieſe haben ihre Augen, ihre Ohren, ihre Spürnaſen überall; eumenidengleich heften ſie ſich an die Ferſen des Verdächtigen, leiſe umgarnen ſie ihn, und ehe er ſich's verſieht, ſteht er vor dem Tribunal. Es iſt anzunehmen, daß jeder Commiſſionair, jeder Portier ein, von der Polizei, beſoldeter Mouchard iſt, denn dieſe Menſchen ſind am geeignetſten zu ſolchem Gewerbe. Der Portier weiß, wer im Hauſe wohnt, weiß wer ein- und ausgeht, welche Beſuche Monſieur N. N. erhält, weiß, welche Journale er bekommt, welche Briefe er empfängt, und woher? Alles geht durch ſeine Hände, denn in Paris haben die Briefträger keine Zeit, wie bei den deutſchen Privaten, den Empfänger perſönlich aufzuſuchen. Der Commiſſionair aber beſorgt Briefe, Einladungen u. dgl.; und niemand wehrt ihm, nachzuſchleichen und zu ſehen, welche Häuſer Monſieur N. N. beſucht. Weiter braucht er nichts zu wiſſen, denn in den Häuſern finden ſich dann ſchon die nöthigen Mouchards, die den Faden da aufnehmen, wo er ihn fallen läßt.

Darum hat man ſich, wenn man nicht in unangenehme Beziehungen zur Polizei kommen will, zu hüten, irgend an einem öffentlichen Ort Meinungen zu äußern, oder viel mit Verdächtigen zu verkehren. Verdächtige ſind ein für allemal: Flüchtlinge, die in Paris Schutz ſuchen; Menſchen, deren Einkommen nicht beſtimmt und erwieſen iſt; Schriftſteller, die für Journale liefern; Perſonen, die häufig Klubbs beſuchen und Umgang haben mit den Häuptern der politiſchen Partheien.

Die würdigen Glieder, deren ſich die Pariſer Polizei zur Erreichung ihrer menſchenfreundlichen Zwecke bedient, ſind größtentheils ehemalige Galeerenſklaven, Räuber und Mörder, alte Soldaten, kurz Menſchen, die, weil ſie auf keinerlei Weiſe befähigt ſind, der Menſchheit zu nützen, zweckmäßig beſchäftigt werden, ihr zu ſchaden, und ſie zu verderben. Denn was gewinnt durch das verabſcheuungswürdige Spionierſyſtem die Stadt, der Staat, die Geſellſchaft? Mindert es etwa die ſchauderhaften Verbrechen, die in Paris faſt täglich begangen werden, hindert es ſolche? Man denke an Roncier, an Fieschi! Sollte man nicht meinen, die Polizei, da ſie doch für allwiſſend gilt, warte ruhig die Schandthaten ab, und ſetze ihren Triumph nur darein, der Schuldigen habhaft zu werden, nicht Verbrechen zu verhüten und zu verhindern! Dadurch aber, daß ſie dieſe große Aufgabe nicht erfüllt, den Staat ſo wenig ſchützt wie den Einzelnen, daß ſie Gauner und Verbrecher in ihrem Dienſte hat, und durch das Spionenweſen Tauſende demoraliſirt und auf die verächtlichſte Stufe des Erwerbs ſtellt, wird ſie ſelbſt zur Höllenmaſchine, die feindlich und heimlich gegen die Menſchheit gerichtet iſt.

Einigemal, wenn man es nicht täglich will und kann, muß man bei nur kurzem Aufenthalt in Paris in einem der berühmteſten Speiſehäuſer eſſen. Wir thaten es eines Tages im Rocher de Cancal bei Berrel. Wäre ich ein Gourmand, ſo würde ich hier Gelegenheit haben, in der Erinnerung gehabter Genüſſe zu ſchwelgen, aber ich finde, daß ich alles vergeſſen, was ich damals gegeſſen habe, mit Ausnahme zarter grüner Auſtern von ganz beſonderer Güte. Nur der Speiſezettel, in Imperialfolio, bildet ein Blatt im Album der Reminiszenz. Er enthält in vier langen Kolumnen an 400 verſchiedne Artikel, Auſtern, Suppen, Beieſſen, Rindfleiſch auf allerlei Weiſe, Kälbernes, wie man in Bayern ſagt, Hammelfleiſch, Geflügel, Wildpret, Fiſche, warm und kalt, Krabben und Krebſe, Braten aller Art, Zwiſchengerichte und Deſerts. Der Weine und Liqueurs nicht zu gedenken. Da ſtehen Gerichte, von denen unſre deutſchen Wirthe und ihre Köche keine Ahnung haben, und eine ſolche Speiſekarte erfordert in Wahrheit ein beſonderes Studium, und manche Vorkenntniß, um verſtanden zu werden.

Nach dem Diner gingen wir in das Theater Français im Palais Royal. Es war „Ludwig XI.“ von Delavigne angekündigt, und mich verlangte ſehr, ein Stück eines neuern franzöſiſchen Dichters von Ruf zu ſehen.

Ein kleines unbedeutendes Stück: „Mari et l'amant“ war ſchon vorüber, als wir eintraten in das geräumige Haus, welches das Publikum des regime ancien, das klaſſiſche, beſetzt hielt. Mit großer Achtung und großer Erwartung geſellte ich mich zu dieſem Publikum; ich war dem Thron der tragiſchen Muſe nahe, hier trat der dramatiſche Ruhm Frankreichs an das Licht der Welt. Molliere verließ ſeine Bude, auf der er mit einer Bande 10 Jahre lang geſpielt, und dieſe war glücklich, ſich „königliche Truppe“ nennen zu dürfen; heutzutage vermerken es unſre ambulanten Künſtlervereine gewaltig übel, und halten ſich für beſchimpft, wenn man von ihnen als einer Truppe ſpricht. Zu den Zeiten des Dichters vom Tartuffe wurden die Damenrollen noch von Männern geſpielt, aber das Theater Français war gegründet und in ihm blühten nun und blühen noch die Stücke von Corneille, Molliere, Racine und Voltaire unſterblich fort. Die größten dramatiſchen Künſtler und Künſtlerinnen, ein Lekain, ein Talma, eine Demoiſelle Klairon, Duchesnoi und Mars erndteten unſterblichen Ruhm, und die letzte ſteht noch, von den Göttern mit ewiger Jugend geſegnet, eine Zeugin vergangener Herrlichkeit, von wohlverdienten Lorbeern bekränzt, vor der nicht mehr klaſſiſchen Gegenwart. Die Zeit ſchreitet unaufhaltſam fort, auch das Theater

Français wird ſich, wenn auch allmählig, ihren Anforderungen fügen, und vielleicht am erſten dazu beitragen, die beiden feindlichen Partheien, die klaſſiſche und die romantiſche, zu vereinen. Dahin deutete ſchon die Ankündigung eines Stückes von Delavigne; aber die alten Penaten des Hauſes zürnten der Neuerung, eine Hauptdarſtellerin erkrankte, und als das ernſte Publikum lange genug auf das Aufſteigen des Verhangs gewartet, wurde ihm dieſes Ereigniß und zugleich als Erſatz der Brittanikus von Racine verkündet. Es währte furchtbar lange, bevor das Arrangement getroffen war, und das Stück begann. Das Publikum harrte geduldig, und pfiff nur wenig. Ich hielt nur einige Scenen des Brittanikus aus, das hohle Pathos der Darſteller, die langſam geſprochenen ſchrecklichen Alexandriner, die tödtende Monotonie des klaſſiſchen Stücks trieben mich von dannen. Es war mir lieb, die ſo berühmte Bühne geſehen zu haben, die erſte in Paris, der Zeit, wie dem Range nach, auf der Talma glänzte, auf der ſich die Kunſt in der Wiege ſchaukelte, auf der ſie zum Heros erwuchs. Schwerlich werden jemals wieder die Logen des Theater Français den Glanz ſo berühmter Namen vereinen, als in der Kaiſerzeit.

Ich hielt mich diesmal im Palais Royal nicht weiter auf, ſondern ging geruhig meine mir nun ſchon wohlbekannte R. Richelieu entlang nach Hauſe, und dachte über das franzöſiſche Bühnenweſen wie es in Paris an der Tagesordnung iſt, nach, das ſich von dem deutſchen ſo himmelweit unterſcheidet. Wie auf der Welt-, ſo iſt auch auf der Breterbühne zu Paris ein ſtürmiſcher Wechſel, es entſtehen und verſchwinden Theater, man kämpft und ringt, man opfert ſich auf, man ſpart und verſchwendet, man diplomatiſirt und intriguirt, und es iſt wahrhaftig nicht ohne Belehrung, einen Blick auf die Geſchichte der Bühne zu werfen, iſt doch dieſe letztere ein treuer Spiegel des beengten Lebens, ſagt man doch von ihren Bretern, daß ſie die Welt bedeuten. Schon im 13. Jahrhundert führte man in Paris Myſterien auf, ja weit früher, bereits unter Karl dem Großen, gab es ſceniſche Darſteller, denen das Tragen geiſtlicher Gewänder verboten wurde. Im Jahre 1380 bildete ſich in Paris die Confrerie de la Passion für Darſtellung religiöſer, aber auch weltlicher Dramen; 1450 kamen die ſogenannten Moralitäten auf, dieſen untermiſchten ſich die Farçen und Sottiſen, von sot oder prince de sot, dem derben wahrheitliebenden Luſtigmacher, bis der Dichter Jodelle durch ſeinen Eugene, ou la Rencontre den verderbenen Geſchmack veredelte, und durch Mairets Sophonisbe die tragiſche Muſe zuerſt würdigen Haltpunkt gewann. Von nun an ging ein Stern nach dem andern am dramatiſchen Himmel auf, Scarron, Corneille und die andern bekannten Klaſſiker. Die geſangkundigen Italiener wanderten ein, man theilte die Stücke in allerlei unnöthige Klaſſen, wie Commedie d'Intrigues, de Caracteres, Haut-comique, Bas-comique, Commedie heroiques, pastorale, Larmoyante, Ballet etc. etc. Es gab Drames und Demidrames, wie es Franks und Demifranks gibt u. ſ. f. Man könnte ein großes Buch davon ſchreiben. Ein Theater nach dem andern erhob ſich, ſie rivaliſirten mit einander im Großen, wie ihre Helden und Heldinnen, Sänger und Sängerinnen im Kleinen, oft flüchtete die arme hülfloſe Kunſt von einem Haus, von einem Saale zum andern, nur wenige blieben, wie das Theater Français und die königl. Akademie der Muſik, in ernſter und würdiger Haltung und auf der Stufe der Achtung des feinern Publikums, denn die italieniſche Oper, die den würdigſten unbedingt zuzuzählen iſt, beſteht in ihrer jetzigen glanzvollen Einrichtung erſt ſeit dem Jahre 1825. Sie hat auch, was allen andern Bühnen ohne Ausnahme fehlt, ein gutes Repertoir, denn die andern ſind gewohnt, wenn ſie ein neues Stück haben, dieſes Abend für Abend zu geben, bis kein Menſch es mehr anſehen mag, oder bis der für dieſe Bühne engagirte Autor wieder ein neues

Stück fertig hat. Daher erleben die Stücke in Paris ſo viele Darſtellungen, und daher werden die dramatiſchen Schriftſteller dort reich.

Dem großen Bibliothekgebäude gegenüber lag ein geräumiger Platz ganz mit Quaderſteinen, Bauſchutt und Trümmern bedeckt; ich ſtand lange ſchweigend und ſinnend dort; auch dort war einſt ein Tempel der Freude, der Kunſt, der Muſen: das Theatre Louvois, oder Theatre des Arts. Dort fiel am 13. Februar 1820 der Herzog von Berry. Das Haus wurde demolirt, eine Kapelle erſtand aus ſeinen Trümmern zum Andenken des Ermordeten. Die Juli-Revolution warf die Kapelle wieder in Trümmern — und nun? — Ich habe nicht erfahren können, was aus der Ruine, die den ganzen Platz bedeckt, werden ſoll.

Weiter die R. Richelieu hinauf, da, wo man durch eine ſchöne breite Straße gerade auf das Börſengebäude ſieht, lag früher der berühmte Salle Feydeau, die alte Opera comique, dort war der Schauplatz von Opern, die uns noch heute entzücken, dort feierten Gretry, Mehül, Boyeldieu und Auber ihre erſten Triumphe; vorbei — vorbei! Keine Spur mehr von dem Haus und ſeinen Umgebungen, wer dort noch vor drei Jahren die Dame blanche ſah, findet jetzt nur eine Rue blanche.

weiter nichts, und die komiſche Oper ſchlug auf dem Börſenplatz ihr wanderndes Nomadenzelt auf.

Durch Gefälligkeit eines Banquierhauſes erhielt ich eine Erlaubnißkarte zugeſandt, der Prüfung der Taubſtummen beizuwohnen, die jeden Monat einmal öffentlich ſtattfindet. Der Saal war gedrängt voll; der Lehrer legte je drei Schülern Fragen vor, deren Beantwortung dieſe an große ſchwarze Tafeln ſchrieben. Die Prüfung an ſich iſt ein Schauſpiel, deſſen Acteurs ſtumm und taub ſind, aber jeder Akt ſolcher und ähnlicher Ausſtellung lockt in Paris zahlreiche Zuſchauer an.

Die jungen Schüler, alle gut gekleidet und von geſundem Ausſehen, verkaufen allerlei gedrechſelte Waaren, angeblich Werke ihrer Hände, und ein kleines Heftchen, das die Bildniſſe des Abbés de l'Epée, des Abbés Sicard, und der berühmten Taubſtummen Maſſieu und le Clerc enthält, dann den Unterſchied zwiſchen den beiden erſtgenannten, dem Erfinder des methodiſchen Taubſtummen-Unterrichts und ſeinem erſten Nachfolger; eine verneinende Beantwortung der Frage: ob die Taubſtummen ſich unglücklich fühlen? und eine Anweiſung zu Erlernung der Fingerſprache, wie ſie in der Pariſer Ecole des Sourds-Muets gelehrt und geübt wird, die durch Abbildungen erläutert iſt. Dieſes königliche Inſtitut in ſeinem Aeußern und Innern zu ſehen, iſt wichtiger und anziehender, als der Anblick einer Prüfung; ſolche rühmliche Sorgfalt für einen Theil der leidenden und hülfloſen Menſchheit flößt Achtung und Bewunderung ein, und man kann, von dieſer durchdrungen, dem Direktorium ſchon etwas Oſtentation zu Gute halten, die einmal das unveräußerliche Erbtheil der Franzoſen, zumal der Pariſer, iſt.

Von der **Ecole des Sourds-Muets** brauchte ich nur die R. St. Jacques entlang zu gehen, um auf den ſchönen Platz des Pantheon zu gelangen, das nicht unbeſehen bleiben durfte.

Das Pantheon hat in vierzig Jahren viermal ſeine Beſtimmung gewechſelt. Unter Louis XV. begonnen, und zum Tempel der heiligen Genovefa, der Patronin von Paris, beſtimmt, und zwar auf dem Hügel, auf welchen St. Deys die erſte Chriſtenkirche in Frankreich baute, war das impoſante und wahrhaft würdige Gebäude noch nicht zur Vollendung gediehen, als die Revolution es Pantheon nannte, und zu einem Grabdenkmal der größten Männer Frankreichs beſtimmte. „Aux grands hommes, la patrie reconnaisante,“ ſo lautete die Ueberſchrift des Portals, und das Gewölb nahm die Aſche Marats und Pelletiers auf, ebenſo die Voltaires und Rouſſeaus, wie die des Architekten Suffſlot, Erbauers des Pantheon. Nach der Reſtauration wollten die frommen Bourbonen nichts wiſſen von heidniſchen Namen und großen Männern, und die neue Inſchrift hieß: D. O. M. sub invoc. S. Genovevae Ludov. XV. dicavit, Ludov. XVIII. restituit. Dann kam die Revolution, entſetzte die Heilige, ſtellte eine hölzerne Freiheitsgöttin auf die Kugel der Kuppel, die der Wind 1832 herunterwarf, und nun wurde die Genovefenkirche wieder Pantheon.

Ich habe es mit Bewunderung geſehen. Der majeſtätiſche Bau, im Allgemeinen der Peterskirche zu Rom nachgeahmt, nur kleiner und einfacher wie dieſe, iſt einer der Herrlichſten neuerer Zeit. Dieſe Rieſenkuppel überragt ganz Paris, ſie ruht auf freiſtehenden korinthiſchen Säulen, das Innere bildet ein 340 Fuß langes griechiſches Kreuz. In der Mitte erhebt ſich zu einer Höhe von 170 Fuß das Kuppelgewölbe. Bronzene Tafeln tragen die Namen der in den Julitagen Gefallenen. Ich ſtieg zur Kuppel hinauf; ſie trägt ein Bild von Gros, das ſchon allein hinreichend iſt, dieſem Maler dauernden Ruhm zu ſichern. Ein Frescobild, das 3256 Quadratfuß umfaßt. Man ſieht darauf die heilige Genovefa und den heiligen Ludwig, Clodwig und Carl den Großen, Ludwig den XVI. und Ludwig den XVIII., wobei man an die Frage denken muß: Wie kommt Saul unter die Propheten? Dieſer berühmte Maler Gros hat ſich ſelbſt entleibt, er iſt ein Opfer jener Schmähſucht geworden, die ſeinen wohlerworbenen alten Ruhm mit Füßen trat und dem Volke ſeine neuen Mängel zeigte. Er fühlte, und es wurde ihm zu oft und zu frech geſagt, daß er ſeinen Ruhm überlebe, und das wollte er nicht, und ſtarb.

Oben in der Laterne über der Kuppel hat man die Seine 500 Fuß tief unter ſich, und eine Ausſicht, die der in dieſen Blättern von andern Höhenpunkten aus geſchilderten in nichts nachſteht, ja manche dadurch übertrifft, daß man vom Pantheon aus heitere Hinabſichten in das ausgedehnte Gebiet des Gartens vom Luxembourg und in den Jardin des Plantes hat, wie man überhaupt einen rechten Begriff von der Größe der Stadt erſt dann bekommt, wenn man vom Notre-Dame-Thurm als dem Mittelpunkt aus das Pantheon in weiter Ferne ragen ſah und nun von da aus Notre-Dame in dem Häuſermeer verſchwimmen, und ſich immer noch in Mitten unendlicher Häußermaſſen ſieht, und hinabblickt in Straßenzeilen die kein Ende nehmen.

Von der Höhe der Kuppel ſtieg ich tief hinab in die Souterrains. Dort ſtehen in abgeſonderten Räumen eingemauerte Sarkophage, mit Inſchriften, welche die Namen derer nennen, deren Aſche hier beigeſetzt iſt, oder ſein ſoll. Bei manchem Sarkophag mag nichts darhinter ſein. Man hat die Aſche vieler Männer hinein- und auch wieder heraus gebracht, je nachdem die Begriffe von Größe ſchwankten; dieß kann ſich noch oft wiederholen. An einer Stelle der Gewölbe pflegt der Kaſtellan mit einem Rohrſtock an ſeinen Stiefel zu ſchlagen, worauf ein donnerähnliches Echo im Kanonenſchall antwortet. Wollte der kunſtreiche Architekt, der dieß Echo ſchuf, vielleicht andeuten, daß Frankreich noch oft vom Kanonendonner wiederhallen werde? Uebrigens iſt in den geräumigen, 18 Fuß hohen Souterrains noch viel Raum für große Männer, manche ruhen da, die der Ehrenſtelle kaum würdig ſind, andre, die ihrer würdig wären, verſchmähten ſie, wie Lafayette, oder man weigert ſie ihnen. Und wo ſchläft Frankreichs größter Mann? —

Am Abend beſuchte ich das Théâtre des Variétés auf dem Boulevard Montmartre. Man gab: 1) Deux de

Moins; 2) La fille de Robert Macaire; 3) Une femme est un Diable; 4) Le bal des Variétés. Wer glaubt daß dieſes für einen Abend faſt zu viel ſey, wolle in Erwägung ziehen, daß an demſelben Abend im **Théâtre Français** **Cinna** war, Tragödie in 5 Akten von Corneille, und der Barbier von Sevilla, Oper in 4 Akten von Beaumarchais. Das erwähnte Theater iſt ohngefähr ſo groß, wie das der Italieniſchen Oper, aber bei weitem nicht ſo hübſch. Der Leuchter iſt alt und unmodiſch, und die Bänke im Parterre, für die man 2 Franken zahlt, ſind ſehr ſchlecht, ſchmutzig, hart und ohne Lehnen. Es iſt viel Stoff zum Lachen in den Stücken oder Fragmenten, die hier aufgeführt werden. Ich blieb nicht lange darin, ſondern durchwandelte die ſchöne und glänzende Paſſage Panorama die ſich in der Nähe dieſes Theaters öffnet, und bis in die Gegend des Börſenplatzes hinzieht. Die Paſſagen in Paris ſind nicht nur wie in Leipzig u. a. O. Durchgänge durch Häuſer und enge Höfe, ſondern viele ſind oben mit Glasdächern bedeckte Bazars, in denen Laden an Laden ſchimmert, wo man trocken auf geplattetem Fußboden geht, und die ſich oft nach mehreren Richtungen hin verzweigen. Meiſt waren es ehemals enge Straßen, deren Bewohner ſich vereinigten, eine Einrichtung zu treffen, die für das Publikum, wie für ſie ſelbſt, von groſſem Vortheil iſt.

Einmal auf einem Abendſpaziergang begriffen, und nicht Luſt habend, noch ein zweites Theater zu beſuchen, obgleich mir auf dem Börſenplatze vor dem Haus der komiſchen Oper, in der man das beliebte Cheval de Bronçe gab, Billets zu Dutzenden angeboten wurden, ging ich ſtoiſch vorbei, in die R. Vivienne, und aus dieſer in die prachtvolle Paſſage Colbert, die ſchönſte in Paris. Dort fand ich, was ich mir zu ſuchen und zu ſehen ſchon daheim vorgenommen; in der Rotonde prangte das rieſige Bild eines Flohs, und anderer Ungethüme; hier war zu ſehen das berühmt gewordne Microscope a Gàz, von dem die Zeitungen ſo viel Lärm gemacht, und ſo Unglaubliches berichtet. Von allem dem Unglaublichen bringe ich nur den Umſtand in Erinnerung, daß den gläubigen Leſern aufgebunden wurde, man zeige in Paris mittelſt dieſes in England erfundenen Mikroskops Infuſorien aus verſchiedenen Flüſſen, die ſich, ſobald die Waſſertropfen zuſammen rännen, furchtbar befehdeten und gegenſeitig auffräßen. Man benutzte den alten Wahn, jeder Tropfen Quell- oder Flußwaſſers wimmle von häßlichem unſichtbarem Gewürm, und wollte die Leute glauben machen, die Seine erzeuge andre Thiergeſchlechte wie der Ourcq-Kanal oder die Marne. Man machte eine nützliche Erfindung zum Schattenſpielwerke, und überredete die Menge, das Gasmikroskop vergrößere mehr, und leiſte mehr als das Sonnenmikroskop.

Ich habe mich ſchon damals gewundert, wie in von einſichtsvollen Männern redigirten Journalen ſo abgeſchmackte und lügenhafte Berichte Aufnahme finden konnten, die nur dazu beitragen, die Anſichten des größern Publikums über dieſe wunderbare Welt noch mehr zu verwirren, denn mit einem Wort, mit dem ich den Kundigen nichts Neues ſage:

Bewegtes Flußwaſſer, friſch aus dem Strome geſchöpft, enthält keine Infuſorien. Folglich enthalten

Der l'Ourcq-Canal, die Seine und andere Flüſſe, ſo lange ihr Waſſer nicht ſtagnirt, ebenfalls keine. Folglich kann

nicht die Rede von einem Bekämpfen der verſchiedenen Gattungen unter dem Mikroskop vor den Augen der Zuſchauer ſeyn. Es iſt jedoch möglich, daß, nicht bedingt, ſondern zufällig, im Waſſer aus verſchiedenen Flüſſen, zumal wenn ihm lange Zeit gelaſſen wurde, durch den Prozeß der Fäulniß belebte Organismen zu entwickeln, Infuſorien verſchiedener Art entſtehen; wie z. B. im Heuaufguß erſt Monaden, dann Colpoden, dann Vorticellen u. a. nach und nach erzeugt werden.

Um das (ſcheinbare) Bekämpfen und Auffreſſen derſelben zu ſehen, bedarf es nicht des Waſſers verſchiedener Bäche, noch verſchiedener Aufgüſſe, jeder Tropfen aus einem Aufguß, der, wie es meiſt der Fall iſt, mehre Arten enthält, bietet ein ſolches Schauſpiel dar, die Größern verſchlingen die Kleinern, der Nahrungsprozeß geht unaufhörlich vor ſich, die Vorticellen, die Schröpfköpfen ähnlich ſehen, öffnen ihren Glockenmund, dann ſchnellen ſie plötzlich, zur Kugelgeſtalt verwandelt, zurück, um augenblicklich wieder auf Beute auszugehen, die Radträger wirbeln durch den unbegreiflich ſchnellen Umſprung ihrer Räder eine immerwährende Strömung nach ihrem Mund, einen kreiſelnden Trichter, in den ſich alles ſtürzen muß; die Colpoden heften ſich oft zu zwei feſt aneinander, daß man nicht weiß, ob man hier Kampf oder Begattung vermuthen ſoll, u. ſ. f. Jenes Thier, das die Geſtalt eines Knochenmanns haben und ſein Herz auf dem Rücken tragen ſollte, war vielleicht ein Proteus oder eine Bazillaria, wahrſcheinlicher noch eine zufällige Anhäufung verſchiedener vegetabiliſcher Subſtanzen mit ſcheinbarer Bewegung, von den wirklichen Infuſorien verurſacht, die dem Auge unkundiger Beobachter als ein abentheuerliches Thier erſchien.

Zu meiner Freude fand ich nun bei den Beſitzern des Gasmikroſkops nichts von jener lügenhaften Aufſchneiderei, die ſich wiſſentliche Täuſchung des Publikums erlaubt, und ſtatt die ſchöne Gelegenheit zu benutzen, zumal der Jugend richtige Begriffe über ſo manches in der Naturgeſchichte beizubringen, abſichtlichen Irrthum verbreitet.

Es wurde für den geringen Eintrittspreis von 1 Fr. 50 Centimes alles gezeigt, was die Annonce verſprach, auf der es heißt:

„Dieſes Mikroskop, welches nicht nur das übertrifft, welches man in Paris gezeigt hat, ſondern auch alle diejenigen, welche die Bewunderung des Londoner Publikums erregt haben, iſt ſo eingerichtet, daß 30 Zuſchauer zugleich den Flügel einer Mücke, den vollſtändigen Körper eines Flohs und anderer bekannten Thiere in rieſenhafter Vergrößerung ſehen können. :c :c."

Die ganze mechaniſche und optiſche Einrichtung iſt die bei der Sonnenmikroskope übliche und gewöhnliche; das künſtliche Gaslicht aber macht dieſes Mikroskop doppelt ſehenswerth und intereſſant. Die Herren Beſitzer waren ſo gütig, mir auf mein Bitten den Apparat zu zeigen. In einem kleinen Laboratorium wird auf bekanntem Weg Sauerſtoffgas und Waſſerſtoffgas erzeugt, und in Röhren nach den Apartement geleitet, in welcher die optiſche Verrichtung im Rücken der Zuſchauer befindlich iſt. Nachdem die Gasarten ſich in eine Röhre vereinigt haben, läßt ſie der Optiker auf eine kleine Stange von karbonſauern Kalk ſtrömen, welche die Stärke eines Federkiels hat, dieſe befindet ſich hinter der Linſe und brennt mit einem Lichte von ſolchem Glanze, daß es das Auge nicht zu ertragen vermag; es geht durch die Linſe und wirft auf die gegenüber ſtehende weiße Wand einen taghellen Schein, in welchem ſich nun die auf dem Objektenſchieber befindlichen Gegenſtände in angemeſſener Vergrößerung zeigen. Die ſtarke Vergrößerung iſt's, die gewöhnlich die Unkundigen in Staunen ſetzt, welche nicht wiſſen, daß durch ganz einfache Linſengläſer dieſe Vergrößerung immer noch geſteigert werden kann, daß man aber bei ſolchen Experimenten lieber ſchwächere Linſen nimmt, da dieſe mehr Licht durchlaſſen, und die größte Deutlichkeit gewähren. Am Ende der Darſtellung, in der ich nichts ſah, was ich nicht an jedem ſonnigen Tag zu Hauſe mit meinem Solarmikroſkop auch ſehen kann, und nur das herrliche Licht bewunderte, das den Vortheil gewährt, nicht von trüben Tagen und umwölktem Himmel abhängig zu ſeyn, zeigten die Beſitzer noch ein ſchönes Experiment; ſie brachten einen Eiſendraht in die Flamme des im Gaslicht brennenden Kalkſtückchens, und alsbald ſprühte der Drath in Millionen glänzenden Funken umher, wie es der Fall iſt, wenn Drath mittelſt eines Stückchen Schwammes unter der mit Sauerſtoff gefüllten Glocke entzündet wird. Die Lichtentwicklung kann ich nur mit der vergleichen, die ſtatt findet, wenn Phoſphor unter gleichen Bedingungen im Sauerſtoffgas brennt. Vollkommen befriedigt verließ ich das Zimmer und wünſchte nur, es möge eine Weiſe erfunden werden, die es auch dem Privatmann möglich macht, ohne koſtſpieligen Apparat mit ſolchem Licht zu operiren, da die bisher wohl verſuchte Erleuchtung durch Lampenlicht viel zu ungenügend iſt. Die dankenswerthen Forſchungen Ehrenbergs in dieſem intereſſanten Gebiete der Naturkunde werden uns immer weiter leiten, wir werden die Welt der Infuſorien immer näher und beſſer kennen lernen, und uns nicht durch das Geſchrei ausländiſcher Charlatanerie ferner blenden und naturhiſtoriſche Mährchen aufheften laſſen.

In der R. Vivienne wohnt der deutſche Buchhändler Heideloff, Firma: „Heideloff und Campe"; ich habe die Handlung oft beſucht und manches da gelernt. Es werden in Paris viele deutſche Bücher gekauft, und trotz der antihiſtoriſchen Richtung der franzöſiſchen Neuzeit waltet doch ein lebhafter Sinn für archäologiſche und geſchichtliche Studien vor, und Werke ſolcher Tenden; verkaufen ſich leicht und ſchnell. Dieß ſollten die deutſchen Verleger berückſichtigen, die oft aus allzugroßer Aengſtlichkeit größere Unternehmungen dieſer Art von ſich weiſen.

Dort lernte ich auch einen der Unternehmer der in Paris herauszugebenden Bibliothek der Deutſchen Claſſiker kennen, und empfing den gutgeſchriebenen Proſpekt. Die Liſte der in die Sammlung aufzunehmenden Claſſiker iſt etwas bunt gerathen, und ihr zu Folge ſcheint es ziemlich wohlfeil, der Ehre dieſes Namens theilhaft zu werden. Der Ausdruck: „Deutſcher Claſſiker“ hat ſich überhaupt überlebt; die Regeneration unſrer Literatur hat begonnen, die alten Autoritäten haben ihren Klang verloren, den Nimbus um ſo manches Haupt bließ der Sturm jugendlicherer Begeiſterung aus, und die anerkannten Beſtrebungen der als Claſſiker genannten Autoren werden zwar immer achtbar bleiben, aber nicht Muſter; mit dem Begriff wird auch das Wort erlöſchen.

Die deutſchen Regierungen haben den Vertrieb dieſer Bibliothek als Nachdruck verboten, eine Maßregel, die gerecht iſt, aber kaum nöthig ſchien, da ſich kein einziger Buchhändler in Deutſchland bereit erklärt hatte, das Werk zu verbreiten. Wenn das Unternehmen durchgeführt, wenn es wacker geleitet wird, kann es unſrer Literatur groſſen Nutzen im Ausland gewähren; obgleich ich ſehr bezweiſle, daß Franzoſen und Engländer bei der Ueberfluthung des modernen Literaturſtroms den Poeſien eines Hölty, Kleiſt, Klopſtock, Stollberg u. a., und der Proſa Apels, Klingers, Muſäus, Rabeners u. ſ. w. noch groſſen Geſchmack abgewinnen, ihrer Lektüre viele Zeit widmen werden. Auch wird die Idee von deutſcher Claſſicität ſich in den Köpfen dieſer Ausländer etwas wunderlich ausbilden, wenn ihnen, nach dem Proſpektus, Börne, Fouqué, Heine, Hoffmann, Müller, Oehlenſchläger, Raupach u. a. in der Bibliothek zu Handen kommen, und da die Ankündigung nicht nur die Werke, ſondern auch die Biographien der Autoren, die Commentare und die über die Werke erſchienenen Kritiken verheißt, ſo wird das Ausland zugleich das Vergnügen haben, zu ſehen, wie die deutſchen Recenſenten mit eben genannten Klaſſikern umgeſprungen ſind, und nur an wenigen ein gutes Haar gelaſſen haben.

Ich beſuchte mit den freundlichen Buchhändlern ein deutſches Eſtaminet, gelegen in der R. Mühlhouse. deren Name uns ſchon vaterländiſch anklingt, und deren Reichthum unermeßlich ſeyn ſoll. Es wurde dort ſtark geraucht und ſtark Billard geſpielt; man trank gutes Straßburger Bier, aß Schweitzerkäſe, und konnte ganz bequem vergeſſen, daß man in Paris war. Ich fand die ganze Gemüthlichkeit des deutſchen Wirthshauslebens, wie es in Städten mittlern Ranges bei uns üblich iſt. Dorthin kam auch ein origineller und gelehrter Antiquar aus Hamburg, der kein Wort Franzöſiſch können wollte, und doch gute Geſchäfte in Paris machte.

Der Alterthumsfreund und Sammler kann in Paris viel für ſeine Zwecke thun, und manches zu Preiſen erwerben, für die es ihm in Deutſchland nicht geboten wird. Nur wenige Händler haben eine auf allgemeine Annahmen baſirte Kenntniß des merkantilen Werthes ihrer Sachen. Ich habe für wenige Franks einige ſeltene Holzſchnitte von Kranach, (die Venus 1506 und St. Georg auch 1506) in ſehr guten Abdrücken, ein Blatt von Dürer, badende und muſicirende Männer, ein ſchönes Blatt von C. Jegher; ſpielende Kinder, nach Rubens, u. a. auf dem Quai des Muſeums gekauft. Ein Bilderhändler überließ mir ein großes Blatt von Dürer billig, weil er das Monogramm überſah, während er für einige ſchlecht gedruckte Blätter aus der kleinen Paſſion, die er kannte, einen lächerlichen Preiß forderte.

Eigen erging es mir auf der K. Bibliothek, im Departement der Kupferſtichſammlung. Ich wollte gern Holzſchnitte aus der Incunabelzeit ſehen, von jenem uralten einfachen Typus, der eine ſo wunderbare Wirkung auf das Gemüth des kunſtſinnigen Beſchauers hervorbringt, Holzſchnitte von denen auf der Münchner Bibliothek ein wahrer Schatz aufbewahrt wird. Haſe hatte die Güte gehabt, mich einzuführen und vorzuſtellen und auf mein Bitten, mir einige der älteſten **Graveurs en bois** zu zeigen, wurde mir ein Foliant vorgelegt. Was war darin? Holzſchnitte von Joſt Ammon, Burgmaier, Schäuflein, Grün und andern in ziemlich buntem Durcheinander auf beiden Seiten der Blätter aufgepappt. Mit dem Anſchauen dieſer Herrlichkeiten, von denen ich vieles in vollzähliger Folge oder in beſſer gehaltenen Einzelblättern ſelbſt beſitze, wollte ich die Zeit nicht verderben, und bat um die ältern, um die älteſten Holzſchnitte. Abermals erhielt ich einen andern Folianten, in welchem ſich einige Cranachs, Dürer, Wohlgemuths und manche von unbekannten Meiſtern befanden, auch Kupferſtiche und Holzſchnitte durcheinander, was meine Sehnſucht eben ſo wenig befriedigte. Da ich vorausſetzen mußte, daß man nicht geneigt ſey, mir die ganz ſeltenen altfranzöſiſchen Sachen zu zeigen, ſo bat ich ferner um Holzſchnitte von H. Holbein. Der Foliant mit der Aufſchrift **H. Holbein** wurde gebracht, er enthielt Kopien holbeiniſcher Gemälde in Kupferſtichen, eine ſchlechte und bekannte Kopie des Todtentanzes, und keinen einzigen holbeiniſchen Holzſchnitt, nichts von dem herrlichen und ſeltenen kleinen Todtentanzalphabet, nichts von den Bauern- und Kindertänzen, nichts von den bekannten Bibelbildern Holbeins — und ich ging unbefriedigt von dannen.

Eines Morgens fuhren wir nach Verſailles; ich ſaß auf dem Dach der Gondele, um die Reize der Gegend zu genießen, aber es war gewaltig kalt. Der Monat kam mir vor, wie die zögernde Zeit ſelbſt, es wollte noch immer nicht Frühling werden. Der Lenz verzieht gern, damit die Hoffnung auf ihn deſto länger daure. Er läßt auf ſich warten, wie eine Geliebte, die endlich, wenn ſie naht, durch ihre holde Gegenwart alle Ungeduld des Harrens, und alle Entbehrung vergeſſen macht.

Wenn man die Elyſäiſchen Felder hinter ſich hat, glaubt man immer noch in Paris zu ſeyn, man kommt faſt nicht aus den Häuſern. An die Hauptſtadt grenzt Chaillet, an dieſes reiht ſich Paſſy, deſſen Gartenmauern an die von Auteuil reichen, dann erſt wird

Ackerland ſichtbar. Man überblickt auf dieſem Weg bei Paſſy recht bequem das Marsfeld, mit ſeiner imponirenden Kaſerne, der ehemaligen berühmten Militairſchule. Das Feld iſt ein ungeheurer Raum, den zu ebenen, 60,000 Perſonen mehre Tage arbeiteten. Es war ſo öde da ich vorbeifuhr, als ſey der Kriegsgott geſtorben. Die Brücke von Jena, jetzt Brücke der Invaliden, führt vom Marsfeld aus über die Seine, Frankreichs Kriegsgott baute ſie. Dem Feld gegenüber, dieſſeits der Seine, erhebt ſich der Hügel von Trocader, auf dieſem ſollte ſich ein ſtolzer Königsbau erheben, und groß herabſchauen auf das Marsfeld, ſeine Revuen, und ſeine Siegesfeierlichkeiten. Napoleon gründete den Palaſt für ſeinen Sohn, den König von Rom. Armer König von Rom, arme Frühlingshoffnung! —

So ſchön ſich auch die gekrümmte Seine, die Anhöhe des Gehölzes von Boulogne, die freundliche Schönheit des nahen St. Cloud und die waldigen Höhen ſeines Parks und der Nachbarberge ausnahmen, ich mußte Schutz in dem Wagen ſuchen, wenn ich mich nicht einer furchtbaren Erkältung ausſetzen wollte, und that es in Sevres, deſſen berühmte Porcellanfabrik dieſesmal keiner Beſchauung gewidmet werden konnte. Die Einrichtung der Gondolen iſt ganz die der franzöſiſchen

Eilwagen. Nach einer raſchen Fahrt von wenigen Stunden breitete ſich der majeſtätiſche Proſpekt der Palaſtmaſſen aus, die das berühmte Schloß von Verſailles bilden.

Im Schloß wurde gebaut, deshalb war der Eintritt jedermann unterſagt. Wir mußten uns damit begnügen, die öde Pracht des Aeußern zu beſehen, den Garten mit ſeinen Statüen und Baſſins, ſeinen Lauben und Gängen, ſeinen Alleen und wunderlich zugeſchnittenen Buxus- und Taxusbäumen. Der Buxus und die Vina blühten, einzelne Grasmücken und Pyrole flöteten, die Sonne blickte durch Gewölk mit trüber Freundlichkeit, aber die Waſſerkünſte ſchlummerten alle noch ihren Winterſchlaf, und träumten von der alten verblühten Herrlichkeit. Obgleich es Frühling werden wollte und ſollte, konnte ich im Garten zu Verſailles den Gedanken gar nicht los werden, daß es Herbſt, recht ſpäter Herbſt ſey, und die ſchweigende Ruhe ringsum, die Einſamkeit des menſchenleeren Gartens erſchien mir wie ein Zauberbann, ein ausgeſprochener Fluch, der das alles, was einer vergangenen Zeit angehörte, in ſo ſtarrer Form und ohne Leben erhalten habe. Ich weiß von der Gegenwart des Verſailler Schloſſes nichts zu ſagen; ſeine Parks ſind oft genug geſchildert und beſchrieben, ich will einen Blick in ſeine Vergangenheit werfen.

Ein Abend in Verſailles.

Es war im Juli 1668, als Ludwig XIV. eben ſo ſieges- als friedensfreudig mit dem Schwarm ſeiner Maitreſſen, Schranzen, Kleinmeiſter, Köche, Architekten, Feuerwerker, mit dem ungeheuern Gefolge ſeiner Speichellecker Verſailles bevölkerte, und es mit dem ſtolzen Geräuſch übermäßigen Feſtgepränges erfüllte. Alle ſchönen Künſte zogen mit hinaus nach den reizenden Schlöſſern, und die Muſen und Grazien huldigten im Reifrock dem Monarchen, der an Macht und Glanz, an Geiſt und Würde der erſte König Europas ſein wollte.

Die Schweizergarden mit ihren breiten Hüten und Schärpen, ihren Goldtreſſen und Bänderepaulettes, ihren langen Degen und kurzen Flinten rückten zahlreich ein, um überall dem Volk mit Gewalt zu wehren, wenn dieſes ſich gelüſten ließ, ſehen zu wollen, wie ſein König ſich amüſire. Ein Heer von Schauſpielern, Sängern und Tänzern ſchloß ſich an, darunter die berühmteſten ihrer Zeit, und Männer, deren Namen theils ſpurlos verklungen ſind, theils in ewiger

Achtung der Nachwelt fortleben, wurden zu Feſtordnern ihres königlichen Herrn ernannt. Dem Herzog von Crequi wurde die höchſte Leitung des Schauſpiels, dem Marſchall von Bellefond die Beſorgung der Tafelfreuden, und Herrn Colbert die Leitung der übrigen königlichen Ergötzlichkeiten, hauptſächlich der Feuerwerke übertragen; dem erſten war zunächſt Vigarani, dem andern Giſſey, dem dritten Le Vau, der erſte Architekt des Königs, untergeordnet.

Am 18. Juli, einem Mittwoch, brach der König mit der Königin, dem Dauphin und dem ganzen Hofſtaat von St. Germain auf, und begab ſich um 6 Uhr Abends in den Garten, um die erfriſchende Kühle der Laubengänge einzuathmen, und ſich mit ſeinem ganzen Gefolge in dem Labyrinth der ſchattenreichen Alleen zu vergnügen. Dort zeigte ſich mitten in einem Stern, den fünf zuſammenſtoßende Alleen bildeten, ein Pentagon, deſſen architektoniſche Einfriedung von grünem Laubwerk reich verziert war, und hohe Blumenvaſen trug. In der Mitte ragte ein künſtlicher Fels empor, von dem aus ſich 5 Tiſche zwiſchen jungen Orangenbäumen breiteten, beſetzt mit auserwählten Köſtlichkeiten; aus dem Gipfel des Felſens ſtieg ein Waſſerſtrahl, wie eine kriſtallne Säule hoch über die Wipfel der Bäume, deſſen melodiſcher Fall das klingende Geſtein ertönen machte. Die Tiſche des Buffets wurden von alabaſternen Kariatiden getragen, die auf Marmorböden ſtanden. Der ſchöne Platz wimmelte von dem ganzen Glanz des Hofs; die Fächer rauſchten, die Gewänder ſtrahlten, die Wangen glühten, und die in ſchlichten Locken auf den Schultern wallenden Friſuren der männlichen Höflinge wetteiferten mit der duftenden Süßigkeit der Kinder Floras.

Als hier eine Erfriſchung eingenommen, und die Fülle der köſtlichſten Confituren mehr betrachtet, als genoſſen worden war, entfernte ſich der Hof, der König gab den Reichthum des Buffets, die Schlöſſer von Marzipan und die Berge von Confituren der Menge Preiß, ſich an der Haſt ergötzend, und an der Verwirrung mit der dieſe die Tiſche leerte und beſtürmte. Der Hof fuhr in das Theater.

In der Nähe der königlichen Allee hatte Vigarani das Theater errichten laſſen, es reichte in eine Nebenallee 10 Toiſen weit hinein, der Saal war 13 Toiſen lang und 9 breit. Die Proſceniumswände waren mit den köſtlichſten neuen Gobelins und Tapeten behangen, das vornehme Auditorium beſtand aus circa 1200 Perſonen, ohne was ſich vom Volk herzudrängte. Die Oeffnung der Bühne, 36 Fuß hoch und breit, war mit Säulen von Stein und Bronze geſchmückt, die vergoldetes Laubwerk in Feſtons verband, und es war dabei der joniſche Styl beobachtet. Zwiſchen den Säulen ſtanden die koloſſalen Statüen des Friedens und des Sieges. Wie der Vorhang aufging, glaubte alles, in einen Feenſaal zu ſchauen, in einen himmliſchen Luſtgarten, mit einer Götterburg; in glänzend hellem Laubwerk ſaß ſo breit wie die Seitenwände waren, ein verſtreutes Orcheſter von Faunen und Panen auf ſchwankenden Aeſten, und die lieblichſte Muſik ertönte. Die Akteurs und Aktrizen ſprachen und ſangen mit hinreiſſendem Affekt, und rührten die ganze Verſammlung; ſie führten ein Schäferſpiel auf, in deſſen Tänze ſich jubelnde Bachanten und Bachantinnen miſchten, die bei dem Schall der baskiſchen Tremmel ihre Tyrſusſtäbe ſchwangen; zum Beſchluß betraten mehr als hundert Sänger die Bühne, und endigten mit einem herrlichen Conzert. Der Verfaſſer des Stücks, das in eben ſo hohem Grade erfreute, als es befriedigte, war Cully.

Als das Schauſpiel geendigt hatte, begab ſich der Hof nach der Wieſenallee, wo ſich abermals ein neuaufgeführtes Gebäude in Form eines Octogons, mit einer Domkuppel 50 Fuß hoch erhob. Dieſen mit Laubwerk bedeckten und glänzend erleuchteten Tempel zierten am Geſims 64 transparente Vaſen, und innen ſtiegen Fontainen empor, deren Fall anzuſehen war, wie durchſichtige feurige Glocken. Das Gebäude hatte acht Thüren, an denen vier Wächter, goldne Faunen, und Jahres- und Tageszeiten ſtanden. Oft erblickte man das L. und die königlichen Lilien, hell wie brennendes Metall. Die ſtrahlende Kuppel prangte mit ſinnreichen Basreliefs und Trophäen; große grüne Kugeln hingen zwiſchen flammenden Girandolen, und bunten Guirlanden nieder. In der Mitte des Gebäudes erhob ſich ein künſtlicher, durchbrochener, lichtſchimmernder Fels, aus dem ſich murmelnde Springquellen ergoſſen, in jedem Waſſertropfen zitterte die Glanzfülle des Lichtmeeres rings umher. Auf dem Fels, der den Parnaß darſtellte, ſtand der ſpringende Pegaſus. Rund um den Berg ging eine Tafel, mit köſtlichen Speiſen beſetzt; hinter ihm, dem Eingang gegenüber, ſtieg ein mit Schönheit und Reichthum ausgeſtattetes Buffet empor, zu dem Stufen einer Eſtrade führten. Vier und zwanzig Silberbecken, von der vortrefflichſten Arbeit, ſchmückten es unter andern, und ſpiegelten den Glanz der Flambeaus zurück. Rings um das Octogon waren in prächtigen Salons ähnliche Buffets. Die Königin ſpeißte mit der Kronprinzeſſin und den übrigen Prinzeſſinen, unter einem Zelt. Die Damen, darunter Namen, wie Broglio, Elbeuf, Briſand, Lafayette, Nemours, Richelieu nahmen ihren Platz in einem beſondern Salon; der Dauphin war unwohl, und ſpeißte im Schloß. Die Geſandten ſpeißten in der Grotte, in der Nähe des Schloſſes. Auch im Freien waren noch an verſchiedenen Orten Tafeln aufgeſtellt, für die Menge des Gefolges, die zahlreiche Dienerſchaft.

Zweihundert Schritte von dem Octogon war der Ballſaal, und nach aufgehobener Tafel ſchritt der König, gefolgt von dem ganzen Hofſtaat, in die Allee, die nach dem Schloſſe zuführt. Da man das Schloß nicht ſah, wußte Niemand recht, wo man ſich eigentlich befand, die Allee war wenig beleuchtet, und ſchien von einer hohen Laubwand geſchloſſen. Plötzlich theilt ſich dieſe nach beiden Seiten zurückweichend, und abermals ſtand ein 10 Toiſen hohes Octogon glänzend erleuchtet vor den Augen der Erſtaunten, ein 16 Fuß breites und 32 Fuß hohes Portal führte hinein. An 6 Seiten war der Saal offen, Reihen von Satyrtermen ſtanden an dieſen Eingängen; oben bildeten offene Bogen grüne Logen, jede zu 12 Stühlen; auf der rechten Seite des mittlern Bogens war eine Muſchelgrotte angebracht, in ihr Arion von Delphinen getragen, Tritonen und Nereiden zur Seite, dort war unſichtbar, das Orcheſter. Gegenüber befand ſich eine ähnliche Grotte, in ihr

Orpheus auf einem Felſen, von laufenden Nymphen umgeben. In der Tiefe der Logenbogen rauſchte aus den Rachen verſchiedener Meerungeheuer Waſſer, das ſich unmerklich wieder verlor. Ueberall ſprangen Cascaden, auf die mannigfaltigſte Weiſe angebracht, und Herr Joly, der kunſtreiche Anordner derſelben, erwarb ſich verdienten Ruhm.

Noch war den Feſtordnern des Königs alle dieſer Glanz, dieſe an ein Paar Stunden verſchwendete Pracht nicht glanzreich genug; Herr Giſſey hatte eine Illumination des Schloſſes und Parks angeordnet. Als der König nach dem Ball den Saal verließ, ſchien das Schloß in Feuer zu ſtehen, und ein großes feueriges Hufeiſen, gebildet von 200 vier Fuß hohen Vaſen, umſchloß den großen Raum des Raſenparterres. An den Füßen der Treppen ſtanden vier koloſſale Flußgottheiten und an den obern Enden die 4 Weltgegenden; im Hufeiſen ſelbſt ſtreuten zwiſchen die Vaſen 38 ſechs Fuß hohe Candelabers einen Strom von Licht umher. Alle Welt erſtaunte. Am Schloß prangten 45 Transparents, im Portal ſtand Janus, in 40 Fenſtern leuchteten Kriegstrophäen, 15 Tugenden zeigten ſich, und 15mal in veränderter Stellung wurde Apoll erblickt, alles im Brillantlicht, wie durchſcheinendes Gold und Silber. Auf gleiche Weiſe, wie die Teraſſen, war die Baluſtrade erleuchtet. Wie nun der ganze Hof im Anſchauen dieſes Lichtmeers entzückt ſtand, erhob ſich ein Geräuſch in der großen Allee, Alles wandte ſich nach dieſer Seite, Blitze flammten von einem Ende des Parks bis zum andern; auf einmal wurden 72 Termen ſichtbar, durchſichtig leuchtend, und mit einemmale flogen aus ihnen allen Raketen empor, die eine Feuerpalliſade zwiſchen Erde und Himmel zu bilden ſchienen; weit hin breitete ſich ihre glanzvolle Erſcheinung und ſpiegelte ſich wunderbar ſchön in dem Waſſer des großen Baſſins, das in ein Feuermeer verwandelt ſchien. Mehr als 500 Kanonenſchläge ſchienen das Echo der in der Luft fallenden Raketen bilden zu ſollen, und im Bezirk des erleuchteten Hufeiſens flammten nun plötzlich 3 Lichtquellen auf, aus dem Waſſer ſprudelten tauſend Feuer; alle die bronzenen Salamander, Schlangen, Schildkröten, Fröſche, und Krokodille verwandelten ihre feuchten Strahlen in feurige und beſchoſſen ſich gegenſeitig mit flammenden Sternen. Alles Waſſer ſchien in Feuer verwandelt, und wie brennende Waſſerfälle ſtürzten aus der Wolkenhöhe die rauſchenden Raketen. So drohend ſchien dieſer Flammen- und Funkenregen, daß Niemand wußte, wohin ſich flüchten; viele Zuſchauer verbargen ſich im Gebüſche, manche fielen zur Erde, erſchreckt von dem allgewaltigen Donner. Man eilte in die Nähe des Schloſſes, die mehr Sicherheit zu bieten ſchien, da ſah man nach der Seite des großen Teichs plötzlich den Himmel leuchten, ein Sturmſtoß brauſte vorbei; die Erde zitterte, und aus dem Brunnenthurm flog eine unzählbare Menge von Raketen in die Luft; zu welcher Höhe ſie auch ſtiegen, ſo blieb doch ihr Schweif feurig am Thurm haften, bis ſie droben eine unendliche Saat von Leuchtſternen ausgeſtreut. Der ganze Thurm ſchien lichterloh zu brennen, von Moment zu Moment warf er ſeine Feuergarben aus, bald hoch hinauf zum Zenith, bald niedriger in Schlangenlinien und ſpiralen Windungen, und hoch am Himmel leuchtete dazwiſchen die Namenschiffer des Königs. Zuletzt drang ein ſolcher Feuergarbenſtrom aus dem Thurm, daß man nie etwas Aehnliches ſah — und dann verlöſchten alle Lichter — es war vorbei; im Oſten graute der Morgen. Der König war zufrieden und zog mit dem Hof wieder fort nach St. Germain, nur der Dauphin blieb einſam im Schloß zurück.

Dieß war nur ein Abend in Verſailles. In einer ganz kurzen Zeit waren alle die Bauwerke für Erfriſchungen, Comödienſaal, Ballſaal mit ihren tauſendfachen Dekorationen, ihrer Beleuchtung, ihren Waſſerkünſten angeordnet und ausgeführt worden. Als ſie dem Vergnügen einiger Stunden gedient hatten, verſchwanden ſie ſpurlos. Wie viele Millionen Franks dieſe kurze Pracht gekoſtet hat, verſchweigt Folibien, dem ich nacherzählte, vielleicht weiß es Frankreich noch.

Mit dem Freund wanderte ich durch den unermeßlichen Park dem Schloß Groß-Trianon zu, es birgt viele große, ſüße und ſchmerzliche Erinnerungen; ſeine Geſchichte iſt halb unter Küſſen, und halb unter Thränen geboren worden. Das zierliche Haus iſt ganz von kaltem Marmor, aber warm und feurig ſchlugen die Herzen in ihm. Ich fand in ſeiner Nähe die erſten Veilchen, pflückte mir einige, und dachte mir dabei des le père la violette. Wir ſahen im Park das einſame Dörfchen, wo der alte Hof, unter Ludwig XVI., idylliſch ſpielte, und Prinzen vom Geblüte Müller, Bäcker, Pachtmeier u. ſ. w. waren. Maria Antoinette war die Edelfrau, Epheu umrankt ihr Haus noch bis zum Giebel. Ein trauriges Memento, wie zur Warnung erhalten, ſteht dieſes Dörfchen da, aber der Bach iſt verſiegt, der die Mühle trieb, und die niedlichen Bauernhäuschen ſind menſchenleer. Wie bitter wurden ihnen, die dort ſpielten, die ſchuldloſen Freuden vergällt, wie theuer zahlten und büßten ſie ihre harmloſe Luſt!

Wir verließen dieſe Orte der Luſt und der Qual, der Liebesabentheuer und der Hofintriguen, den freudloſen Sitz der Einſamkeit. Bis Sevres erſtreckt ſich der Park von St. Cloud; dorthin fuhr ich an einem andern Tage mit Bibliothekar Haſe. Es liegt freundlich und reizend auf ſeiner Höhe, und ſpiegelt ſich in der Seine, und blickt nach Paris hinüber, von dem ein Theil nur ſichtbar iſt, der andere deckt das bois de Boulogne, der reizende Ort der Rendezvous, des Haſſes wie der Liebe. Es iſt eingefriedet, wie ein Thiergarten, und enthält jetzt viel Niederholz. Die alten Bäume zehrten 1814 die Wachtfeuer der Alliirten auf.

V.

Nach meiner Rückkehr von Verſailles war es noch Zeit genug, einen Beſuch im Bibliothekgebäude abzuſtatten, und ich wählte dieſesmal den Saal des berühmten Thierkreiſes von Tentyra zum Gegenſtand der Anſchauung. Niemand, der ſich für Alterthümer intereſſirt, verſäume dieſen Saal, im Hofe, dem Haupteingang gegenüber, am paſſenden Tag zu beſuchen. Er enthält auſſer dem Zodiakus noch eine ganze Sammlung von Stelen, Kanopen, Reliefs, ſchwarzen und bunten Mumienſarkophagen, beſonders fiel mir auch ein defektes hölzernes Prieſterbild auf, deſſen Erhaltung, da es aus ſo leicht vergänglichem Stoff beſteht, mir merkwürdiger erſchien, als die ſo vieler ſteinernen Götter-, Prieſter- und Sphinxbilder, welche im Louvre ihre Stelle fanden. Was den Thierkreis ſelbſt betrifft, ſo ſtellt er ein von 4 ſtehenden Prieſter- und 4 Paar einander gegenüberknieenden Oſirisbildern gehaltenen Schild vor, den ein Rand von Hieroglyphen umgiebt; ebenſo läuft in die 4 Ecken Hieroglyphenſchrift aus. Die Mitte der Planiſphäre umzieht wieder ein Kreis von Göttergeſtalten, Hieroglyphenbildern und Sternen, dann kommen untermiſcht mit fremdartigen Bildern von Göttern und Thieren, (von der Rechten zur Linken gezählt,) die bekannten Bilder des Thierkreiſes: Der Löwe auf einer Schlange ſtehend, die Jungfrau als Iſis mit dem Lotosblatt, die Wage, auf welcher ſtatt Balkens ein Kreis mit einer ſitzenden Figur ſich befindet, der Scorpion, der Schütz, der Steinbock, mit kurzen geraden Gazellenhörnern, in einem Fiſchleib endend, der Waſſermann, ein Prieſter, der zwei Waſſergefäße über einen Fiſch ausgießt, die Fiſche, der Widder, der Stier, die Zwillinge und der Krebs, als Krabbe dargeſtellt. Dieſes uralte Denkmal ägyptiſcher Zeitrechnung und ägyptiſcher Wiſſenſchaft überhaupt hat bereits viele Federn in Bewegung geſetzt, und wird immer, wenn es aufhören ſollte, ein Gegenſtand der Forſchung zu ſeyn, ein Gegenſtand der Bewunderung bleiben. Das Rad der Zeit rollt ewig, und der leuchtende Kreis der Geſtirne zieht immer noch ſo über die Länder und Meere der Erde dahin, wie ihn vor Jahrtauſenden die alten Aegyptier ſahen, bildeten und mythiſche Bedeutung gaben.

Von dem Tempelheiligthum Aegyptens und den Reſten, von denen manche an Hermes Trosmegiſtos erinnert, ging ich zu dem Tempel des jüngern Hermes, zur Börſe. Ihre 65 imponirenden korinthiſchen Säulen mit herrlichen Kapitälern machen auch ſie, gleich der Madelaine, einem antiken Tempel ähnlich, aber die Letztere iſt würdiger und wirkt imposanter durch den mächtigen Unterbau. Der Börſenſaal mit ſeinen Gallerien für Zuſchauer, ſeinen Grau in Grau bemalten Allegorien der Welttheile und berühmter Handelsſtädte von Pujol und Meunier iſt einzig ſchön und großartig, noch großartiger aber das Leben in ihm; während der Transactionen wimmelt unten ein dunkler Schwarm, ſummend, murmelnd, ſchreiend durcheinander, und Minuten entſcheiden hier oft über Wohl und Wehe ganzer Familien, die Börſe iſt das größte Spielhaus von Paris. Ihr Bau koſtet 25 Millionen Francs.

Am Abend ging ich in die große Oper, **Academie royale de Musique**, in der Straße Levelletier, ganz nah dem Boulevard der Italiener. Das Innere des Hauſes iſt ſehr ſchön, vier Logenreihen, doppelte Proſceniumslogen; das Parterre ſteigt bis zur erſten Logenreihe empor. Man gab die Jüdin, von Scribe und Halevy. Die Pracht, mit welcher dieſe Oper in Scene geſetzt iſt, vermag ich nicht zu beſchreiben. Oeffentliche Blätter haben längſt vom Buch, von der Muſik und dem verdienten Beifall derſelben berichtet, ich erzählte gern auch davon, aber ich müßte allzuweitläuftig werden. Wir werden dieſe Oper auch auf deutſchen Bühnen ſehen, aber von der Befangenheit im Bezug auf kirchlichen Cult gewiß verſtümmelt und verballhornt, und ſchwerlich auf vielen einen Zug, wie der im erſten Akt: Drei Trompeter zu Pferde, eine Schaar von Reiſigen, Armbruſtſchützen und Bannerträgern der Stadt Conſtanz, die Gewerke- und Brüderſchaften, Gerichtsſchöffen, kaiſerliche Schützen, Herolde, Trompeter des Cardinals Brogni, deſſen Hellebardierer und Bannerträger, wie die des Ketzergerichts; dann das Concilium, vier Cardinäle, zwei Diakonen, acht Kirchenfahnen, den Großkardinal zu Pferde, hinter ihm acht Pagen, drei Geiſtliche, Biſchofsmützen auf Kiſſen tragend, zehn Kruzifixträger, und eine ganze Schaar Mönche verſchiedener Orden. Hierauf ſechs Trompeter, kaiſerliche Reiſige, Wappenherolde mit ſo vielen Fahnen, daß ſie nicht im Vorüberziehen zu zählen waren, dann ſechs Ritter, dann der Kaiſer Sigismund zu Roß in ganz goldner Rüſtung, dem noch ſechs — acht Fürſten in völliger Turnierrüſtung folgten:

treu den alten Bildern gingen die goldnen, ſilbernen und brokatnen Wappen-Decken den Pferden über den ganzen Leib und hingen bis zur Erde nieder. Unzählige Reiſige folgten nach. Nicht mindere Pracht entwickelte das eingelegte Banket mit Ballet im 3. Akt, und die furchtbare Schlußſcene.

Die Leidenſchaftlichkeit des Spieles und Geſanges überſtieg alle Grenzen, und ein wahrhaft wüthender Applaus lohnte den künſtleriſchen Anſtrengungen der Herren Nourrit, (Eleazar) Lafond, (Leopold) und der Damen Dorus und Falcon, (Eudoxie und Rahel.)

In dieſen Tagen war die Nachricht über den freiwilligen Tod des Malers Leopold Robert nach Paris gekommen, und erregte vielfache Theilnahme. Im Entre-Akt ſtand ein Aufſatz über dieſen verdienſtvollen Künſtler, in lauter exaltirten Aphorismen, z. B.

Mit Rieſenſchritten ſchreitet durch unſre Kunſtſphäre der Tod!
Zweikampf und Selbſtmord wetteiſern mit einander.
Aus Leibeskräften mähen ſie unter den Großen.
Auch eine Garbe ſahen wir geſchnitten unter dieſer Bluternte.

Leopold Robert iſt gefallen unter dem Ennui des Lebens.
Der poetiſche Maler, der Fiſcher des Adriatiſchen Meeres iſt nicht mehr!
Seht, das iſt die Geſchichte der heutigen Malerei!
Seht, das iſt das wahre Symbol des Ruhmes und des Glückes der Maler! ꝛc.

Ehrt man mit ſolchen Exclamationen einen achtungswerthen Todten? Es ging die Rede, der Künſtler habe ſich aus Schmerz entleibt, weil ſein Bild, eben die Fiſcher am Adriatiſchen Meer, bei Chioccia, keinen Raum mehr in der Expoſition im Louvre gefunden habe, was aber als unwahr beſtritten wurde.

Der Selbſtmord iſt in der Nachtſeite des Menſchenlebens die Geiſterſtunde mit ihren ewig unenträthſelten Schauern. Wir ſollen da weder richten noch rechten, deuteln und urtheln, ſondern ſtill der Bitte eingedenk ſeyn: Führe uns nicht in Verſuchung.

Früher ſchon hatte ich in München die Bekanntſchaft der Dichterin Helmina von Chezy gemacht, in Paris fand ich dieſe geiſtreiche, gemüthvolle Frau wieder; ſie war beſchäftigt, nachgelaſſene Papiere ihres Mannes zu ordnen, der bekanntlich ein großer Orientaliſt und bei der königl. Bibliothek angeſtellt war. Sie ſchenkte mir die von ihr herausgegebene franzöſiſch geſchriebene „Nachricht über das Leben und die Werke ihres Gatten.“ Der Nachlaß der noch nicht herausgegebenen iſt zahlreich, und ich glaube, daß deren Erſcheinen, wiewohl manche derſelben bereits bekannt ſind, den Orientaliſten und Dichtern nicht unwillkommen ſeyn wird. Darunter befinden ſich: Ein Wörterbuch, prakrit, ſanskrit und franzöſiſch; eine Prakrit-Gramatik; eine Sanskrit-Gramatik; eine Analyſe des großen indiſchen Epos **Râmâyana**: **Ekâschara Koscha**, eine Erklärung von Namenszeichen, nach einem alten indiſchen Manuſcript. **Tschaura Pantschasica**, ein erotiſches Gedicht, Text und Commentar; **Gida Govinda**, ein lyriſches Gedicht von Djayadeva, Text und Commentar; **Ghafa Karpara**, Text und Ueberſetzung; ein Auszug aus **Mahâbhârata**, **Amrita Mathanam**; **Tsando Mandjari**, ein Werk über Verskunſt von **Kalidasa**, und vieles andre aus der indiſchen und perſiſchen Literatur; ein reicher Schatz, dem zu wünſchen iſt, daß er allmählig an das Licht und in das Leben trete! Auch die **Théorie du Sloka**, jenes ſtelzen Metrums des indiſchen Heldengedichts, das einherzieht wie ein König, der auf dem weißen Elephanten reitet, und welches die Franzoſen wohl niemals werden nachbilden können, von Chezy und Apudy's **Anthologie érotique d'Amarou**, Sanskrittext und Ueberſetzung gab mir die freundliche Frau, ſo wie noch ihres Gatten franzöſiſche

Ueberſetzung der Sacountala. Ich ſchied von ihr mit Dank und der Hoffnung, ihr irgend einmal im deutſchen Vaterland zu begegnen, das allen ächten Deutſchen doch immer höher ſteht als Paris.

Mit einem biedern Landsmann, der als Dirigent Königlicher und Kaiſerlicher Muſiken unter drei Dynaſtien ehrenvoll gedient hat, und nun in beſcheidner Zurückgezogenheit der Ruhe eines heitern und friedlichen Alters genießt, fuhr ich nach der königl. Manufactur der Gobelins R. Mouffetard. Dieſe prachtvollen Tapetenwebereien ſind äußerſt ſehenswürdig; manche Stücke ſind rieſengroß, und die Gluth der Farben reißt eben ſo ſehr, wie die Treue der Zeichnung zur Bewunderung hin. Es wird natürlich nur nach Vorbildern ausgezeichneter Maler gearbeitet, nach Raphael, Gros und andern; in Arbeit waren eben: Phocion, der Tod des Meleager, die Vermählung der Maria von Medizis, die heilige Clothilde, die Heilung der Gelähmten, Heinrich IV. empfängt das Bild Maria's von Medizis, u. a. Fertig ſahen wir Afrika, Peter d. Große, Don Sancho ſchlägt die Mohren, nach Bertholemi, General Bonaparte nach Gros, u. a. Das Gemälde, nach welchem gearbeitet wird, liegt hinter dem Arbeiter ſo, daß die Schattenparthien nach unten gerichtet ſind. Jener hat den Einſchlag von Wolle vor ſich, die Farben ſind von

Seide, und auf kleine Stäbchen gewickelt, jede Schattirung, die feinſte Nuance wird auf das Genauſte beobachtet, jede einzelne dieſer Tapetenwebereien iſt ein Meiſterſtück. An einem Tableaux mäßiger Größe dauert die Arbeit fünf Jahre. Welche Geduld und welcher Fleiß mußte dazu gehören, nur die zu fertigen, die ich in der Manufaktur ſelbſt ſah, geſchweige die, welche ſeit Colberts Zeiten die königlichen Schlöſſer zieren! Unter dieſem Mann wurden die Gobelins Muſterzeuge für ganz Europa.

So eilte ich von Sehenswürdigkeit zu Sehenswürdigkeit in dem reichen Paris, und weil ich zu ſo vielen kam, kam ich wenig zu mir ſelbſt. Für die innere Einkehr iſt Paris kein Ort für den, der ſeinen Aufenthalt dort nach Tagen berechnen muß, und jetzt wundre ich mich nicht weniger über die Menge deſſen, was ich in Paris geſehen, als ich mich darüber freue.

Ich hatte eine Einladung zur Soirée beim **Duc de Broglie**, dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, erhalten, und ging um 9 Uhr hin; es war ſehr voll. Der Herzog iſt ein bejahrter ſchmächtiger Mann, die Herzogin eine ſchöne geiſtreiche Dame, die Tochter der berühmten Staël. Die royaliſtiſchen Notabilitäten waren verſammelt, ſelbſt die Herzoge von Nemours und Orleans anweſend, liebenswürdige und anſpruchloſe Erſcheinungen. Thiers ſah ich auch und hörte ihn lebhaft ſprechen. Er iſt ein Jüngling mit ergrautem Haar, ſeine Augen haben ungewöhnlichen Glanz. Ich glaube nicht, daß irgend eine Geſandtſchaft in dieſen glänzenden Salons fehlte, in denen man ſich heiter und ohne Zwang bewegte. Die päpſtlichen Nunzien, die ich mir früher immer im violetten Pallium gedacht, gingen gekleidet, wie andre Menſchenkinder, ich hätte ſie höchſtens für proteſtantiſche Geiſtliche gehalten. Die türkiſche Geſandtſchaft mißfiel mir ſehr. Die Neuerungsſucht des Sultans hat ihr das ſchöne Ideale Nationalkoſtüm genommen, ohne ſie doch ganz zu moderniſiren, nun ſehen ſie aus, wie Bedienten eines Koſakenhetmanns; ſie trugen graue Militärröcke, Säbel und ruſſiſche Mützen, die ſie auf behielten, wodurch ſie ſich auf keine gefällige Weiſe auszeichneten; Kaftan und Turban würde ſie weniger auffallend gekleidet haben.

Unter heitern Geſprächen meiſt mit Landsleuten verrauſchten die Stunden ſchnell und angenehm; die Buffets ſpendeten das Köſtlichſte an Weinen und Leckereien, was Paris darbieten kann; die Apartements waren auf das Geſchmackvollſte möblirt und dekorirt, das Büffetzimmer ſchien ein blühender Garten; in einem andern Zimmer ſtand ein Billard. Die ganze Pracht der Einrichtung iſt königlich, ſie gehört aber auch dem König, und wenn der Miniſter heute das Portefeuille verliert, ſchwindet die ganze Herrlichkeit wie ein Schemen, und der neue Miniſter nimmt Beſitz von ihr.

Hier wäre vor vielen der Ort geweſen, den Glanz der Moden zu beobachten, allein ſolcher machte ſich ſehr wenig bemerkbar. Die Damen als die treuſten Vaſallen jener Tyrannin hatten ſich natürlich reitzend geſchmückt, in der Tracht der Herren aber bemerkte ich eine große Einfachheit, und nichts von jenem lächerlichen Modegeckenthum, das noch vor kurzem, auf Bällen, zumal die Frauenwelt in ein bezauberndes Erſtaunen zu verſetzen ſtrebte. Alle Herren, die nicht in Uniform waren, trugen Pantalons und Schuhe oder Stiefel. Die meiſten Modenbilder, die wir erhalten, ſind Schneiderphantaſien; man kann in Paris in jeder Geſellſchaft mit Anſtand erſcheinen, wenn man einfach, reinlich, und nicht auffallend gekleidet geht, und braucht nicht, wenn man nicht will, und nicht geradezu abgeriſſen ankommt, ſein Geld an die theuern Pariſer Kleiderkünſtler zu verſchleudern.

Mehr als einmal war ich auf der Ausſtellung im Louvre, und mehr als einmal fühlte ich während dem Niederſchreiben meiner Reiſeerinnerungen mich verſucht, ihrer zu gedenken. Allein meinem Grundſatz treu, ausführliche Raiſonnements über die 2530 Gemälde, Sculpturen, Holzſchnitte, Kupferſtiche und Lithographien lebender Künſtler, die in den herrlichen Sälen aufgeſtellt waren, andern zu überlaſſen, kann ich nur wenig darüber ſagen, zumal haben wir bereits ein Langes und ein Breites in unſern Journalen bereits geleſen und wieder vergeſſen. Daher bleibt mir nur, an einiges wiederholt zu erinnern.

Unter mehrern Bildern der Johanna d'Arc war auch eins von Schnorr von Karelsfeld, aus Wien, deſſen angenehme Bekanntſchaft ich in dem gegen die rohen Kraftäußerungen der Kunſtbefliſſenen erbauten Pferch an der ital. Oper machte. Dieſes Bild war zu einfach, zu ſchmucklos, mit einem Wort zu deutſch gehalten, als daß es nicht durch andre verdunkelt hätte werden müſſen. Der ſtrenge Ernſt in den Zügen dieſer Johanna, wie das ganze Bild wird da befriedigen, wo es allein hängt, oder doch nicht unter ſo vielen. Herr Schnorr von Karelsfeld hat auch ein ſehr treues Bild des Königs von Rom, deſſen treffliches Herz ſich ihm mit Auszeichnung zuneigte gezeichnet, und in Paris lithographiren laſſen. Es iſt das beſte aus den letzten Lebensjahren des jungen Napoleon. — Gleich im Saal in den man zuerſt aus dem Vorzimmer tritt, zog Vinchons 25 F. langes und 10 F. hohes Tableaux, eine republikaniſche Schreckensſcene, die Blicke auf ſich. Boiſſy d'Anglas, die Hauptfigur thront wie ein ſtarrer Fels im Nationalconvent, der von Sanscülotten und Damen der Halle wimmelt; einer der erſtgenannten hält ihm das blutende Haupt des ermordeten Deputirten Furaud vor, andre bedräuen ihn mit Waffen, und Aſpaſia Migelli, die Mörderin Furauds, eine ſchöne Furie, beſteigt die Rednerbühne. Es iſt gut, daß unſre Maler aus der Geſchichte des deutſchen Vaterlandes ſolche Scenen nicht zu verewigen haben. Baron Gros, der berühmte und nun verewigte, hatte mythologiſche Bilder ausgeſtellt: Hercules, der den Diomedes, deſſen eignen Roſſen vorwirft, und Acis und Galathee. Dieſe Bilder haben dem Maler der Schlachten von Abukir und Auſterlitz, und des Peſtſpitals zu Java eine ſchonungsloſe Kritik und lebenmordenden Kummer zugezogen; warum war man ſo hart, daß der fünfundſechzigjährige Mann noch einmal in die Götter-, in die Jugendzeit zurückging, und vergaß, daß die Zeit der mythologiſchen Darſtellungen vorüber iſt? —

Ary Scheffers hochgerühmtes Bild Dante und

Virgil in der Unterwelt, welche den Schatten der Franceſka und des Paolo di Rimini begegnen, hing in demſelben Saal, und zog viele Beſchauer an. Es hat mich nicht in ſo hohem Grade befriedigt, wie Andre, die zu Lobrednern deſſelben geworden ſind.

Ein Chriſtus im Grabe von Signol zeichnete ſich unter den umgebenden Gemälden durch die Eigenthümlichkeit aus, daß er ganz im Geiſt der byzantiniſchen Schule gemalt war, ſteif, marmorkalt, in einem harten und ſtrengen Styl; das Bild blickte wie der Ernſt des zwölften Jahrhunderts in die neumodiſche Zeit.

Unter den vielen Portraits zog mich keines mehr an, als das des bekannten Journaliſten Jules Janin von Madame de Schopin, von der auch mehre hiſtoriſche Tableaux die Ausſtellung zierten, unter andern ein beifallwerthes, die letzten Augenblicke der Familie Cenci. In jenem Portrait ſpiegelt ſich ganz das heitre Phlegma eines Mannes, der ſein Schäfchen in's Trockne gebracht. Behaglich ſitzt J. Janin auf einem Lehnſtuhl; er ſteckt beide Hände in die Hoſentaſchen, und man könnte ihn für einen deutſchen Philiſter halten. Der Blick iſt etwas übernächtig, und der ganze Ausdruck überaus ſelbſtgefällig und behaglich. Glückliche Schriftſteller Frankreichs, ihr wißt nicht, daß ſolch' ein Lehnſtuhl, wie hier J. Janin auf einem ſitzt, in unſerer

Sprache ein Sorgenſtuhl heißt. Nomen et omen! Gar manches Bild habe ich mir dort im Katalog bezeichnet, das ich zu erwähnen gedachte, aber die Bilderfülle war zu groß, ich habe die meiſten wieder vergeſſen, und nur einige ſtehen unvergänglich vor meiner Erinnerung; ſo eine Madonna mit dem Jeſuskind von Demoiſelle Ellenrieder, ganz in altdeutſcher Manier; ein ſcherzhaftes Bild von Eſtienne sen. ein Chorknabe trinkt hinter dem Rücken der Geiſtlichkeit übriggelaſſenen Abendmalswein aus; von Goſſe: der Biſchof von Liſieux ſchirmt das Leben der Proteſtanten ſeines Sprengels, ſehr brav und charakteriſtiſch. Legendre's Bilder; Salvator Roſa und der Prophet Jeſaias, namentlich das letztere ungemein großartig in der Auffaſſung. Tief ergreifend iſt der Rückzug der großen Armee aus Rußland, von Malbranche, nach Segurs Memoiren. Man ſieht den traurigen ſchrecklichen Zug bis in die tiefſte Ferne. Sterbende, Erfrierende und Erfrorne liegen im Schnee; Raben umflattern das zertrümmerte Heer, im Mittelpunkte geht der Mann, von dem der Herr alle die Seelen, und all dieß Blut fordert, er geht mit ſeinen Soldaten. So viel weiß ich, wäre ich ein Maler, und wäre ich ein Franzoſe, ich hätte dieſes Bild nicht gemalt.

Nun will ich noch von einem Gemälde ſprechen, das vielfache Tadler fand; den Namen ſeines Meiſters brauche ich nicht zu nennen, es iſt derſelbe, der das Feſt Belſazar und den Auszug Iſraels nach ſeiner eigenthümlichen großartigen Weiſe malte, und das Gemälde heißt die **Sündfluth**. Die Kunſtverſtändigen und die Maler haben viel an ihm auszuſetzen. Hauptſächlich daß er nicht malt, wie ſie. Mir ſteht des Künſtlers Gedanke immer höher, als ſeine Technik, und furchtbarer ward wohl noch von keinem die letzte furchtbare Kataſtrophe des Erdplaneten aufgefaßt, die einzige, von der wir eine ſchriftliche Ueberlieferung beſitzen. Das Bild, von weitem geſehen, glich einer Tafel von gebräuntem Holz mit vielen Maſern, und einigen hellen Flecken. Näher beſehen entwickelte ſich eine zahlloſe Menge von Geſtalten, faſt ſo, wie eine aufgeregte Phantaſie dergleichen im polirten Kirſchbaumholz, oder auf braunem Marmorpapier erblicken kann. Niemand betrachtete das Bild. Ich trat wieder einige Schritte davon hinweg, bis zur Mitte des Saales, und beſah nun lange unverwandt durch mein Theater-Perſpektiv das gemalte Epos. Da vergrößerte ſich alles, alles trat in richtigen Verhältniſſen hervor, in die ungeheuern Schattenmaſſen fiel Licht, und ließ erkennen, was ſich in ſie barg. Am Himmel voll ſchwarzen Gewölks ſteht die Sonne, blutroth, im lichterlohen Brande, ein Komet unter ihr glüht im düſtern Feuer. Dann ſteht auch noch der Mond nicht fern, der Satellit der Erde, und ſcheint mit ihr zu leiden, er iſt ganz bleich, ſein reines Angeſicht hat die Farbe eines Todten. Unendliche Ströme gießen vom Himmel nieder, ſie verſchlingen alles Land, ſie reißen im Donnertoſen Menſchen, Thiere, Bäume mit ſich fort. Ein Wetterſtrahl zuckt herab, ein Berg ſtürzt ein, und begräbt Tauſende; andere drängen ſich auf den Gipfel eines Berges, und ſtoßen einander, da es ihnen an Raum mangelt, in den Abgrund. Greiſe und ſchöne Weiber liegen auf den Knieen, ſie breiten ihre Arme aus; ſie flehen wohl zu dem unbekannten Gott? was die Erde in ſolchen Todesnöthen rang, fragt vielleicht die verzagende Menſchheit nach Gott, aber Gott fragt nicht nach ihr, kein „Adam, wo biſt du?“ ward da gehört. Man ſieht den Tod mit ſeinen furchtbaren Schreckniſſen, viele Leichname liegen da und dort; in der Ferne erblickt man noch Inſeln aus dem Meere, aus der ſteigenden Fluth; ſie ſind voll lebendigen Gewimmels; Elephantenheerden ſtehen in dumpfer Ruhe, und heben nur ihre Rüſſel hoch empor, vereinzelte Gazellen und Kameele wollen mit ſchnellen Sprüngen dem nachbrauſenden Tod entgehen. Hier iſt keine Rettung, keine Arche ſchwimmt als Verheißung eines ſchönern Erdentages ſicher über den ſtrömenden Waſſern. —

Als ich abließ von meiner langen und ernſten Beſchauung des tiefernſten Bildes, hatte ſich ein ganzer Kreis von Perſonen um mich gehäuft, die alle der Richtung meines Glaſes folgten, und nun auch das eigenthümliche Gemälde anſtaunten.

Aus den Sälen der Expoſition gelangte ich in die der Kunſt- und Alterthümerſammlung, das Musée Charles X., in welcher eine erſtaunenswerthe Fülle von Seltenheiten und Koſtbarkeiten aufbewahrt wird.

Zunächſt Geräthe des Mittelalters, Arbeiten von Benvenuto Cellini, köſtliche, prachtvolle, künſtliche Gefäße aller Art von Gold, Silber, Bronze, Glas, Porzellän, Fayance, Majolikas, dann pompejaniſche Alterthümer, dann in vielen Sälen die ägyptiſchen, deren Betrachtung in das häusliche Leben jener Nationen tiefe Blicke thun läßt. Man ſieht Schmuck und Waffen, Kleidungsreſte und Muſikinſtrumente, Farbekäſten, mit welchen die Hieroglyphen und die Mumienſarkophage gemalt wurden, deren Lebhaftigkeit zwei Jahrtauſende nicht zerſtören konnten, Nadeln und Kinderſpielzeug, Becken und Schalen aller Art ꝛc. ꝛc. Wie alt iſt doch die Welt. Die Deckengemälde dieſer Säle allein ſchon machen ſich ſehenswerth, und ſo iſt dem Auge faſt zu viel geboten. Die berühmteſten lebenden franzöſiſchen Maler ſtifteten ſich hier herrliche Denkmale.

Die großen Antiken, Statuen u. dgl. befinden ſich in mehrern Sälen des Erdgeſchoſſes. Durch die Expedition nach Egypten wurde mit einer Menge Kunſtalterthümer aus dieſem Lande das Muſeum bereichert; an äußerm Schmuck der Wand-, Fußboden- und Decken-Dekorationen übertrifft jedoch die Glyptothek in München das alte Muſeum im Louvre, ſo wie in der Anordnung und Eintheilung der aufgeſtellten Bildſäulen, und ſonſtigen Reſte des klaſſiſchen Alterthums, deſſen Geiſt dort heiterer und freier den Beſchauer umweht, wo alles harmoniſchen Einklang athmet, während hier bald eine allegoriſche Malerei, bald eine überladene Dekoration im unſeligen Geſchmack der Perückenzeit ſtört und ablenkt. Indeß da große Künſtler und gute Meiſter die Schöpfer dieſes Schmuckes waren, der ihrer Zeit als Muſter des ausgebildetſten Geſchmackes galt, läßt ſich eben ſo wenig hierüber ein tadelndes Urtheil fällen, als es leicht iſt, in ſo ausgedehnten Räumen im Geiſt der jetzigen Zeit geſchmackvoll umzuwandeln.

Eines Sonntags, als ich auch in der Ausſtellung der Gemälde weilte, ertönte rauſchende Muſik auf dem Platz, und ich hörte, es ſey große Militärparade. Da am Sonntag ohnedieß der Beſchauer zu viele ſich durch die Säle drängen, ſo koſtete es mir kein Opfer, den Kunſtgenuß für dieſesmal aufzugeben. Ich eilte hinab, fand aber bereits die lange Mauer, auf welcher das hohe Eiſengitter ruht, welches den Platz zwiſchen dem Louvre und den Tuillerien theilt und abſperrt, ganz mit Menſchen beſetzt. Es galt, den König der Franzoſen zu ſehen, der von ſeinen Prinzen und ſeinem Generalſtabe begleitet, einige neuangekommene Regimenter muſterte, daher ich wahrhaftig dieſesmal dem ſchönen Triumphbogen des Karrouſelplatzes die gebührende Aufmerkſamkeit nicht ſchenken konnte. Dieſer iſt 45 Fuß hoch, 20 breit, 60 lang, und oben darauf ſteht, wie auf dem Brandenburger Thore zu Berlin, die Göttin des Sieges, und ſieht ſich nach den 4 Pferden um, die einſt auch darauf ſtanden, und wieder dahin zurückkehrten, woher ſie kamen, nach Venedig.

Als ich ſah, daß ich hier den König nicht, wenigſtens nicht gehörig ſehen werde, verließ ich den Platz, ging in die R. St. Honore, und folgte einigen Herren, die das Ordensband der Ehrenlegion trugen auf dem Fuße nach, als dieſe eine Thorfahrt zur Linken durchſchritten, an welcher die Schildwache jedermann der herein wollte, zurückwieß. Die Keckheit glückte, ich paſſirte ungehindert, und konnte dem Defilée der Truppen eben ſo nah und bequem zuſehen, als ich volle Gelegenheit hatte, den König in Ruhe, wie in Bewegung zu erblicken. Louis Philipp iſt ein Mann von recht würdevollem Aeußeren, und ich weiß gar nicht, was die Franzoſen mit ihrer Birnfigur wollen. Ein kluger Mann iſt er auch, ſonſt hätte er ſich nicht ſo lange auf dem Throne zu erhalten gewußt, und was ſeinen Geiz betrifft, ſo mag dieſer wohl tiefer liegende Gründe haben. Nicht um die Welt möchte ich König der Franzoſen ſeyn; wahrlich Louis Philipp iſt nicht beneidenswerth um die Herrſchaft über dem Krater eines Vulkans, um die gegen ihn gerichteten Attentate, und um das Vergnügen eine ſolche Muſterung zu halten, wie die war, der ich eben beiwohnte. Nachdem er die langen Reihen der Regimenter auf und abgeritten, hielt er feſt auf einer Stelle, und jene defilirten nun in einzelnen Abtheilungen an ihm vorüber. Unaufhörlich erklang dabei eine Militairmuſik, die ich beinah noch nicht ſchlechter gehört zu haben mich erinnere. So wie eine Abtheilung an dem König vorbeikam, ſchrie ſie auf Commando vive le roi! worauf der König jedesmal dankend den Hut abnahm. Dieß Schreien, Hutabnehmen und Muſiciren dauerte gegen eine Stunde. Die Haltung des franzöſiſchen Militairs iſt im Allgemeinen, wenigſtens ſoviel ich deſſen ſah, nachläſſig, und die blutrothen Hoſen der Infanterie ſehen abſcheulich aus. Gleichwohl ſind es gute Soldaten.

Am Nachmittage dieſes Tages beſuchte und beſah ich das Hotel der Invaliden, dieſen berühmten, ſehenswerthen und herrlichen Bau, der für ſolchen edlen Zweck wohl ſeines Gleichen nicht hat. Hier ſind noch Trümmer jener Armee, welche den europäiſchen Continent erſchüttert, und bis nach Afrika ihre Fahnen trug, ein trauriger Ueberreſt; in dieſem Hauſe ſchlummern große Schmerzen, große Erinnerungen. Frage die ergrauten einarmigen, einbeinigen Männer, frage den Korporal, dem beide Füße hinweggeſchoſſen wurden, und der auf ſeinen Stock geſtützt, kerzengrade geht, wo ſie ihre Wunden holten, und wo ſie Invalid wurden? Sie werden dir Vieles erzählen können. In den eroberten Kanonen vor dem Hauſe liegt ein Stück Weltgeſchichte, und wie Blattzeichen ihres großen Buches hängen viele hunderte von Fahnen in der Kirche. Ich war in den Refektorien, in den Küchen, im Dom, und habe von der Höhe der Manſarden das nahe Marsfeld überſchaut, wo in der ehemaligen Militairſchule ein Theil der Helden ſich ausbildeten, der jetzt im Invalidenhoſpital das Ende des Kreislaufes ſeines Lebens fand. In den Krankenſälen, die ſo reinlich ſo hell, ſo freundlich ſind, und jede Bequemlichkeit darbieten, überfiel mich ein tiefer Schmerz, den ich unfähig bin zu ſchildern; es war mir, als habe ich, der Fremdling, hier einen nahen, theuern Freund zu ſuchen, und zu beweinen. Die Krankenſäle bilden ein Kreuz in deſſen Mitte ein Altar ſteht.

Bei dieſer alten, ſich dem Grabe zuneigenden Generation muß ich einer neuen aufblühenden erwähnen, der politechniſchen Schüler; dieſe lebhaften jungen Leute ſind alle uniform gekleidet, tragen Bonaparte-Hüte, und ſo oft ich einen derſelben ſah, mußte ich an Napoleon denken. Wer weiß, ob nicht einer, der jetzt noch als Schüler der königl. école polytechnique in Paris umherwandelt, einſt Frankreich erſchüttert, und ihm Geſetze ſchreibt? Denn dort iſt alles möglich.

Im Dom der Invaliden wurden Bellinis Exequien gehalten, da der Erzbiſchof die Kirchen ſeines Sprengels dazu verweigerte. Wie unfrei iſt man noch im Lande der Freiheit, wenn man die bigotte Dummheit und ſolche Kirchenfeſſel erträgt! —

Je mehr ich Paris kennen lernte, jemehr ich ſah und hörte, deſto mehr ſah ich ein, wie vieles zu ſehen, zu hören ſei, und daß ein jahrlanger Aufenthalt nicht ausreichend, alles erſchöpfend zu genießen, da jeder Tag faſt etwas Neues bringt. Mit Schreck nahm ich die Eile der Zeit wahr, und hatte doch noch ſo vieles zu betrachten. Schon zu Hauſe hatte ich mir vorgenommen, den Phyſionotypen zu ſehen, dieſe einzige Erfindung des Herrn Sauvage, mittelſt deſſen es ſo leicht wird, Büſten und Reliefsportraits in ganz kurzer Zeit ohne langweiliges Modelliren darzuſtellen. Aus den Beſchreibungen hatte ich mir keine rechte Vorſtellung machen können; und ſo betrat ich denn erwartungsvoll das Musée Contemporain, R. Vivienne, Nr. 8. hinten im Hofe. Mehre kleine Säle hingen und ſtanden voll Portraits und Büſten, und allen ſah man an, daß ſie gewiß ähnlich ſein mußten, ſo viel Leben und Ausdruck zeigten ſie. Niemand ſtörte mich im ſtillen Betrachten, kein Aufſeher, kein Thürſteher war zu ſehen, und ſo kam ich in das Attelier, wo hinter einer Schirmwand gearbeitet wurde. Mit großer Artigkeit ward mir auf mein Bitten das räthſelhafte Inſtrument gezeigt, das nunmehr auch in unſern Pfenning- und andern Magazinen beſchrieben und abgebildet iſt. Es iſt eine runde Scheibe voll unzähliger dünner

Drahtſtifte von der Stärke eines Pferdehaares, die durch ein Blech gehen. Es ſieht aus wie eine große Bürſte, und fühlt ſich ſo an, weich und warm, die Empfindung, wenn es auf das Geſicht gelegt wird, wobei natürlich die Augen geſchloſſen werden, iſt angenehm, und dann ſteht augenblicklich die Maske in das nachgiebige Inſtrument eingetieft; durch einen Mechanismus, der nicht gezeigt wird, werden die Stifte fixirt, und der Künſtler hat nun ſein Modell in Händen, und arbeitet bei dem Guß bloß die Augen, die Haare und das Koſtüm aus. Wahrſcheinlich, ſo denke ich mir die Sache, bilden die zurückweichenden Nadeln auf der verborgenen Gegenſeite wieder die Maske erhaben, und drücken ſie in eine eigends dazu erfundne, geheim gehaltene Maſſe ab, und die Form iſt fertig. Dieſe Erfindung iſt ſehr wichtig und kann ſehr nützlich werden, ohne doch der wahren Kunſt des Bildhauers wie manche glauben, Eintrag zu thun, wenn ſie erſt allgemein wird; um Todtenmasken abzuformen, bedarf es dann nicht mehr des unkünſtleriſchen Uebergießens mit Gips, das ohnedieß die Züge drückt und aus ihrer Lage bringt, und Lebenden wird die Zeit des Sitzens erſpart; ein leiſer Druck mit dem Apparat, der nicht koſtſpielig ſein kann, und der Künſtler hat ſein Modell.

Einmal auf der harmloſen Jagd nach Sehenswürdigkeiten bitte ich den Leſer, mich in das merkwürdige anatomiſche Wachskabinet des Herrn Dupont zu begleiten, wo man in meiſterhafter Arbeit die Schrecken des furchtbarſten menſchlichen Elends ſieht. In der Wirklichkeit befindet ſich hier nebſt vielen andern Gegenſtänden der Naturgeſchichte die Mumie des Negers, die einſt in einer Baumwollenkiſte verpackt, wohlbehalten nach Europa kam, und an den Sklaven im Weinfaß erinnert, der in Morvells Paſcha vorkommt. Wer ſich ſcheut die Präparate in den Kabinets der Ecole de medicine zu ſehen, findet dergleichen hier in überraſchend täuſchender Wahrheit nachgebildet. Hier iſt ein grauenhafter Spiegel für Wüſtlinge, eine Warnungstafel wider Geſchlechtsſünden, die erſchütternder wirkt, als alle Donner um den Sinai; hierher ſollten Väter ihre Söhne führen, und ihnen das Meno tekel zeigen. Was man hier ſieht, und wie man es ſieht, kann ich nicht beſchreiben, es ſind alle Foltergrade des Laſters, alle Eiterbeulen der Sünde, es iſt ein Schrecken aller Schrecken, ein Scheuſal aller Scheuſale, und ich wende mich ſchaudernd davon ab. Aber mancher iſt ſchon zu Herrn Dupont gekommen, hat geſehen, hat gezittert, und iſt hingegangen noch am ſelben Tage in irgend eine Laſterhöhle, und iſt geworden wie dieſe hier. Ecce Homo!

Einen Abend und alle Abend ſteht in einer der Gallerien des Palais-Royal ein kleiner, komiſch ausſehender Mann, welcher in ein Mäntelchen gehüllt, vor einer Eingangsthüre umherſteht und von Zeit zu Zeit eine einladende Stimme ertönen läßt. Dieſer kleine Mann iſt allen bekannt, die das Palais oft beſuchen, er iſt, ſo zu ſagen, eine ſtehende Figur geworden, und gehört zum Theatre-Séraphin, oder den Ombres chinois. Ich habe mich nicht im mindeſten geſchämt, auch dieſe kleine heitre Kinderbühne zu beſuchen; ſteckt doch im hölzernen Hanswurſt oft mehr natürlicher Humor und ächter Volkswitz, als in manchem Komiker, über deſſen Späße man weinen möchte. Ich wartete unter Bonnen, hübſchen Kindern, Soldaten und andern gemüthlichen Leuten geduldig, bis die erſte Vorſtellung aus war, denn es wird den ganzen Abend durchgeſpielt (die Akteurs eſſen nicht, und werden nicht müde) und nahm dann im stalle (den Sperrſitzen) meinen Platz. Das Lokal iſt ganz niedlich, es war zu meiner Freude kein Orcheſter vorhanden, denn die Muſik der Entreakts iſt in den meiſten Pariſer Theatern, ſelbſt im Theater-Français, unter aller Kritik. Das ganze glich einer kleinen deutſchen Liebhaberbühne, aber die Tricolore fehlte nicht. Sechs Oellampen machten die Beleuchtung aus, und ehe die Vorſtellung begann, ſetzte ſich ein junges Mädchen an ein kleines, ſeitwärts ſtehendes Tafelinſtrument, und ſpielte einige Walzer. Das mechaniſche Ballet, mit ſchönem Mohrentanz, das nun folgte war vortrefflich, das chineſiſche Schattenſpiel hübſch. Das Publikum unterhielt ſich dabei laut und luſtig, und conſumirte viele Apfelſinen und vielen Gerſtenzucker. Es war ſo harmlos und zufrieden, wie die Mehrzahl der Abonnenten einer deutſchen Leihbibliothek, die ſich den Gukuk um die Kritiker, die literariſchen Fehden, und das Geklatſch der Tagesblätter kümmert.

Nächſt dem beſuchte ich das kleine Theater du Palais-Royal, blieb aber nicht lange darin, die Luft in demſelben war mir zu drückend, die Poſſen zu fad. In einer der groſſen Durchgangshallen fiel mein Auge auf eine pomphafte Inſchrift: Café des Aveugles! Alſo doch vorhanden das berüchtigte Café! Und man hatte mir geſagt, es beſtehe nicht mehr. Es war das, was von der Nymphe Echo übrig blieb. Die Inſchrift verhieß nun wie folgt: Freier Eintritt! Unterhaltende Abendgeſellſchaft. Aufführung von den neueſten Ouvertüren. Solos von Flöten und Violine, Kunſtſtücke des Wilden, und der Bauchredekunſt durch M. Blondelet. Geſänge. Komiſche und bourleske Scenen und Tableaux aus dem Volksleben, mit Liedern verwebt durch M. Frederic ꝛc. So viel Herrlichkeiten gegen freien Eintritt, wer ſollte da widerſtehen? Ich ſtieg die Treppe hinab und fand in dem geräumigen Souterrain eine zahlreiche, aber ganz anſtändige Geſellſchaft, die dem anrühmenden Aushängeſchild nicht entſprach. Es waren hier Bürger mit ihren Frauen und Töchtern, viele hundert Perſonen, ſie ſprachen und lachten, und tranken Thee, Limonade oder Bier. Das Bier war nicht ſchlecht, ſondern von der Art, wie man es in Leipzig unter allerlei Namen in den Kuchengärten um die Stadt empfängt, mit Natrum- oder Kaligehalt. Kein einziger dieſer vielen Männer rauchte Taback, nicht einmal eine Zigarre. Ein eigner Gebrauch herrſcht in Paris, daß man zu Bier, auch in den vornehmſten Kaffeehäuſern, ſtets einige Schnitte hartgebackenen Mantelbrotes bekommt, an welchem man ſich füglich die Zähne ausbeißen kann. Die Unterhaltungen beſtanden nun darin, daß ein kleines Virtuoſenchor ſchlechte Muſik machte, ein als Wilder gekleideter Menſch ſeine Geſchicklichkeit als Paukenſchläger producirte, und ein zahmer Menſch eine Scene ſpielte und ſang, die kein Ende nahm, und deren Lokalbeziehung ich nicht verſtand. Daher ließ ich die etwa noch übrigen Genüſſe dieſes reichlich gefüllten unterirdiſchen Paradieſes, und ſuchte wieder die freie Luft der Oberwelt.

Ein Abendeſſen bei Perigord entſchädigt für alle ſchlechten Comödien; ſeine Speiſekarte iſt ein Buch mit Holzſchnitten, ein Geſellſchafter für Geiſt und Magen; die Holzſchnitte ſind ſo fein wie die Gubitziſchen. Bei der heitern Ungebundenheit, mit welcher ich Paris nach allen Richtungen durchſtrich und durchſtrebte, und Vieles zu notiren vergaß, weiß ich bei weitem nicht mehr alle Namen der Orte, wo ich geweilt, und mich geiſtig oder leiblich vergnügt und erſättigt. Ich habe bei Galignani geleſen, und im Italie mir wahrſagen laſſen; habe die Julitrophäen am Louvre mit ſtillem Antheil betrachtet, und das älteſte Haus von Paris, das Hôtel Chuney, beſehen; habe den Büchervorrath des Antiquar Techner gemuſtert, und auf dem Quai beim Pont des Arts, leichtfertige Chansons gekauft, ſcherzhafte Couplets, die auf dem kleinen Theater eingelegt werden, und dann von Mund zu Mund gehen, ſchöne Arien für Nähterinnen und gefühlvolle Schneider, leichte Satiren u. dgl. Um dieſe fliegenden Blätter ſcheint ſich die Polizei wenig oder gar nicht zu kümmern; es ſind viele preiſende Lieder auf Napoleon dabei, und die Volksſtimme ergießt ſich bald in ſentimentale Klagen, bald jubelt ſie freudig und neckeluſtig durch den Wald des Geſanges. Wen ſollte folgende Strophe, nur der Anfang eines längern Liedes, nicht rühren?

Dernières paroles du fils de Napoléon à la France.

Adieu moments d'ivresse!
Rêves de ma jeunesse,
La mort dejà m'oppresse,
Et vient glacer mon coeur.
Proscrit dans ma misere,
Pleurant toujour mon pere,
En vain mon ame espere
Un terme à sa douleur.
Adieu France chérie!
Que n'ai-je pu t'offrir mon bras!
O ma belle patrie,
Je pleure mon trépas etc. etc.

VI.

An einem ſchönern Tage, als der war, der mich nach Verſailles brachte, fuhr ich nach St. Denis, und erreichte bald dieſe Stadt mit ihrer ehrwürdigen Abtei. Der Weg dorthin gleicht einem Spaziergang. Man blickt auf unzählige Villen und Ortſchaften; der Montmartre liegt imponirend da, und der ſtolze Notre-Dame des Vertus winkt einladend zu einem Beſuch in der nächſten Nähe herüber. Ich bereue jetzt, daß ich den kleinen Umweg über dieſen Ort nicht gemacht habe. Die berühmte Cathedrale von St. Denis tritt von weitem nicht ſo auffallend hervor, und enthüllt ihre Schönheiten erſt dem nahenden Freund und Bewunderer. Die Vorderſeite zeigt drei prachtvolle Portale nebeneinander, der ganze Bauſtyl iſt byzantiniſch, und die reichen Sculpturen athmen jenen wunderlichen Geiſt des Alterthums, an dem ſich unſre Forſcher oft ſchon gedeutelt haben, und von dem man noch immer nicht recht weiß, ob er das Spiel der Phantaſie der Baumeiſter und Steinmetzen, oder eine Hieroglyphe ſeiner Zeit, vielfacher Deutung fähig, oder eine mythiſche Symboliſirung aſtrologiſcher, geſchichtlicher, mauriſcher, häufig ſehr bizarr ausgeſprochener Ideen ſein ſoll. Leider haben viele Figuren der äuſſern Bildwerke das Loos des heil. Dionyſius erlitten, die Köpfe ſind ihnen abgeſchlagen worden, und kein Wunder hat ſie ergänzt. Je länger ich mich in das Anſchauen der Portalfiguren vertiefte, je mehr fühlte ich, wie nur ein langer Aufenthalt befähigen könne, hier in Einzelheiten einzudringen. Die Sculpturen haben mich lebhaft an jene erinnert, die am Dom zu Worms noch übrig ſind. Faſt alle Geſtalten am Mittelportal halten Muſikinſtrumente in den Händen, von ſeltſamer alterthümlicher Form, ſchon in dieſer einen Beziehung ſind ſie äußerſt merkwürdig, ich glaube, daß wir bei weitem die Mehrzahl der in der Frühzeit üblichen Klangwerkzeuge nicht kennen, ihre Namen nicht wiſſen. Athenoſ. Kircher hat lange nicht alle, und es wäre verdienſtlich, ein Werk mit Abbildungen über dergleichen herauszugeben, ähnlich dem Trachtenbuch des Mittelalters.

Die Figuren des linken Portals zeigen den Thierkreis; zur linken Seite der Thüre oben ſitzt ein ſchlafender Mann, abwärts folgen Stier, Widder, Waſſermann, Fiſche, zur rechten die Zwillinge, Jungfrau und Waage vereint, ſtatt des Scorpions eine achtfüßige Kröte; Schütze und Steinbock, Löwe und Krebs fehlen.

Am rechten Portal ſind kleine Rundbilder der Monate angebracht, auch über dieſen, rechts und links, ruhende Menſchengeſtalten. Der Anfang iſt unten, rechts. Ein Janus ſteht zwiſchen zwei Thürmen, aus der Pforte des einen führt er ein Kind, wie deutſam! Was in der andern ſteht, iſt nicht mehr zu erkennen. Den Februar bezeichnen zwei ſitzende Geſtalten, eine ſchürt ein Feuer an; den März deuten zwei Männer an, welche Bäume ausputzen. April hält zwei Blumenſträuße, Mai zeigt einen Mann, der ein Saumthier führt. Wanderzeit. Den Juni vertritt ein Mann, welcher Gras mäht, Heumonat; den Juli ein Kind, das Korn ſchneidet. Das Auguſtbild iſt ſehr verſtümmelt, ein Mann in halbgebückter Stellung, er ſcheint baden zu wollen. September zeigt einen Faßreiter, der mit einem Gefährten einen großen Becher hält. Im Oktober pflückt einer Obſt, und füttert Schweine. November zeigt das Schwein geſchlachtet; das Decemberbild läßt zwei Männer am Tiſch ſitzend, erblicken. Der Jahreskreis iſt geſchloſſen, ſie halten Raſt, vielleicht auch Rath. So erblickt man hier die Urtypen der noch heute üblichen Kalenderbildchen.

Wie am Kölner Dom und Straßburger Münſter, ſo wird auch hier im Geiſt des Alterthums erneut und ergänzt, und es iſt bereits ſehr vieles wieder hergeſtellt.

Wunderbar, einfach und ſchön ſtehen an dem Portal der nördlichen Seite die zum Theil reſtaurirten Bilder der alten Könige Frankreichs: Ludwig Capet, Robert, Heinrich, Philipp, Ludwig VI. und Ludwig VII.; alle ſtehen ſie auf gekrümmten Menſchengeſtalten, Capet auf einem Centaur. Ueber ihnen wölbt ſich ein Bogen, der 32 Königsbilder trägt, und die Mitte des Portals über der Thür ſtellt das Martyrium des h. Dionys dar.

Das Innere der ſchönen Kathedrale, in welcher auch gebaut und gemeiſelt wurde, bietet viel Sehenswerthes an Epitaphien und Bildwerk dar; ihr merkwürdigſtes jedoch iſt die unterirdiſche Halle, welche die Königsgräber enthält, und von dieſen ſind es wieder die ganz alten Grabmonumente, auf denen nur in einfachen Linien auf Moſaikgrund die Heldengeſtalten gezeichnet ſind, die mir jene Nonnengrabſteine in der Maria zum Kapitol in Köln ins Gedächtniß zurückriefen. Hier ruhen die Gebeine Clovis I., Clotars, Chilbrichs, Childeberts, der Fredegund, Dageberts I., des Gründers der Abtei St. Denys, und ſo vieler andern Herrſcher und Herrſcherinnen Frankreichs, die oft beunruhigte Aſche hofft jetzt auf langen Frieden. Die Marmormonumente der ſpäter Heimgegangenen ſind gleichzeitig, ſchön, aber modern; die Leiber der todten Könige ſind faſt nackend in offnen Sarkophagen liegend, abgebildet. Friede ſey mit St. Denys und ſeiner Königsgruft! —

Wie vom Erhabenen zum Lächerlichen oft nur ein Schritt iſt, ſo führten mich Weg und Zufall, die den Fremden in Paris allenthalben auf Neues und Ueberraſchendes leiten, als ich an dem Triumphbogen der Port St. Denys vom Wagen ſtieg, von der ſinnigen Betrachtung jener ernſten Denkmäler, zur Beſchauung einer mikrologiſchen Künſtelei, die ſchon in mancher Stadt vieles Aufſehen machte, in Paris aber zu dem Alltäglichen gehört. Ich ging dem Boulevard Mont-Martre entlang, als ich auf einer Leinwand wieder rieſengroße Flöhe angemalt ſah, und las, daß hier die berühmten abgerichteten Flöhe zu ſehen ſeyen, welche Kanonen ziehen, ſich duelliren, ꝛc. Ich zahlte meinen Franc und ſah die Künſte, ſah aber auch, daß es mit dem vorgeſpiegelten Abrichten der Flöhe nichts ſey, als eine lächerliche Täuſchung. Allerdings ziehen dieſe kräftigen Thiere kleine goldne Kanonen, Wagen, einen Elephanten ſogar, und einer ſetzte ein Karrouſel in Bewegung, allein wer ſich einbildet, ſie thäten das durch Dreſſur, der irrt, ſie thun es, weil ſie nicht anders können, und nur ihr Streben, ſich aus den Feſſeln zu befreien, iſt das Triebrad ihrer Bewegung. Bewundernswerth iſt die Feinheit der kleinen Kunſtwerke, Kettchen, Schiffe, Kutſchen ꝛc.; bewundernswerth die Geduld und Kunſt, dem Thier die Feſſel anzulegen, iſt dies geſchehen, ſo iſt auch alles gethan, der Floh läuft vorwärts, das leichte Räderwerk folgt; er geht im Kreis, und treibt das Karrouſel, weil eine goldne Stange an ſeinem Rücken ihn nöthigt, im Kreis zu gehen. Mit dem Duell iſt auch nichts, das kann jedermann nachmachen. Zwei Flöhe werden mit feinen Pinzetten gepackt, feſt- und einander gegenüber gehalten, jeder bekommt eine Faſer von der Fahne einer Feder in die zappelnden Beine, dieſe ſtellt das Schwert vor, die Faſer hackt ſich mit ihren feinen Zacken in die mikroskopiſchen Haare der Flohbeine, und bewegt ſich hin und her, ſo iſt das Duell fertig. Wer Luſt und Zeit und einen kleinen Apparat zu ſolchen Spielereien hat, kann ſie nachmachen und ſeine Freunde überreden, wenn ſie ſo dumm ſind es zu glauben, man könne Flöhe dreſſiren, wie Hunde und Kanarienvögel.

Die beiden Triumphbögen an der Porte St. Martin und an der Porte St. Denis ſind ſehenswerth und wurden unter Louis XIV. errichtet; früher waren beide Stadtthore, jetzt ſtehen ſie iſolirt da, Wälle und Schanzen ſind verſchwunden, die Stadt iſt weit hinausgerückt, und hat die alten Thore hinter ſich zurückgelaſſen.

Ich beſuchte, einmal in dieſem Stadttheil, das Theater der Porte St. Martin. Daſſelbe iſt wichtig für die Geſchichte der neuern franzöſiſchen Bühne. Hier erblühte die Schule der Romantiker, hier bildete ſich mehr und mehr eine kräftige Oppoſition gegen das ſtarre Feſthalten am alten klaſſiſchen Styl und den alten ſtrengen Regeln, hier pflückte Hugos und Dumas Muſe ihre erſten friſchen Lorbeern. Man ſchilt auf die Boulevard-Theater und ihr ebenſo benanntes Publikum, allein wo irgend ſich eine Kunſt, eine Idee, eine Ueberzeugung losringt aus alten Feſſeln, wird geſcholten, und ſie darf nicht darauf achten, wenn es ihr Ernſt iſt, ſich zu behaupten. Damit will ich jedoch keineswegs dem Geſchmack das Wort reden, der das Repertoir dieſer Bühne leitet, denn ſie iſt es, von der uns, leider, jene monſtreuſen Melodramen, jene unſinnigen Tragödien zukommen, die der lauernde Heißhunger unſrer Ueberſetzer nicht ſchnell genug als Zugſtücke unſern Bühnen überliefern kann, wie denn nichts leichter zu uns Weg und Steg, Nachahmung und Bewunderung der Maſſe findet, als das, was der gute Geſchmack in Frankreich ſelbſt nicht achtet und von ſich abwehrt. Immer will Frankreich uns ſeinen Abwurf als Schnepfendreck auftiſchen. Das Haus iſt ſehr geräumig, es hat drei Logenreihen, Parterre und eine Gallerie. Die Beleuchtung könnte beſſer ſeyn, der Malerei merkt man das Alter an. Ich ſah das fameuſe Stück: Dreißig Jahre, oder drei Tage aus dem Leben eines Spielers; es wurde gut gegeben, und ganz im alten Koſtüm, was überhaupt auf den franzöſiſchen Theatern ſehr üblich iſt. Hierauf folgte: **La Nonne Sanglante**, die blutige Nonne, ein Spektakelſtück, das wir ja wohl bald erhalten werden. Schon im erſten Akt ſieht man die Katacomben mit zahlloſen Gerippen, die Heldin wird hineingeführt, allein gelaſſen, ein Fels ſtürzt ein und verſperrt ihr den Ausgang, ihre Lampe erlöſcht — eine Situation, die ſich wie ein preſſender Incubus auf die Bruſt des Zuſchauers legt. Mehr will ich nicht verrathen.

Während meines ganzen Aufenthaltes in Paris regnete es nur einmal an einem Vormittag zwei Stunden lang, gerade lang genug, um zu zeigen, welch ein Schmutz die Gaſſen der Weltſtadt bei ſchlechtem Wetter füllt und deckt. Die Tage wurden immer ſonniger und wärmer, und an einem ſolchen unternahm ich eine große Wanderung; ich fuhr gleich früh hinüber in das lateiniſche Viertel und in die Rue St. Jacques, wo mein oben erwähnter Landsmann nahe dem Pantheon wohnte. Im Pantheon ſoll auch ein Eingang in die Katacomben ſeyn, doch ſah ich dieſe nicht, man ſagte mir, ſie würden gänzlich verſchloſſen gehalten, um Unglücksfälle zu verhüten. Wir gingen durch viele Straßen, und es fielen mir in dieſem Stadttheil die häufigen Ankündigungen auf, welche Hülfe gegen die Maladies secrets, meiſt durch Kräuter, ohne Merkur, bei dieſem oder jenem Doktor verhießen, der ſich anheiſchig machte, mit Saſſafras und Saſſaparille den Teufel auszutreiben. Die Homöopathie hatte in Paris, als ich da war, noch wenig Fortſchritte gemacht, und ein Mann ſagte mir ganz ernſthaft, und derb deutſch: „Sie müſſen nicht glauben, weil die Deutſchen den Franzoſen alles nachmachen, daß wir hier auch die deutſchen Schwindeleien und Windbeuteleien nachäffen.“ Jetzt ſoll es anders ſein, allein ich glaube, die Homöopathie wird der Gunſt einiger Vornehmen ungeachtet, in Paris nicht durchdringen, denn Quackſalberei iſt dort an der

Tagesordnung, das Medizinalweſen ſteht auf einer weit geringern Stufe, wie bei uns, und Aerzte und Apotheker wetteifern mit einander an Charlatanerie. In den Apotheken ſtehen wie zu Paracelſus Zeiten, Schlangen, Mißgeburten und andres Zeug in Spiritus oder ausgeſtopft zur Schau, tauſenderlei Paſten, Pillen, Plätzchen, Küglein, gegen alle möglichen Krankheiten, tauſenderlei Arcane ſind ausgeſtellt, und große Flaſchen mit farbigen Waſſern ſtrahlen, ächte Blendwerke, Abends einen magiſchen Schein auf die Straße hinaus. Alles iſt geldlockend angelegt, vieles wird unentgeldlich verheißen, was am Ende doch ſchweres Geld koſtet.

Wir kamen auf unſrer Wanderung an der ſchönen im griechiſchen Styl erbauten Kirche St. Sulpice vorbei. Am Ort einer alten Kapelle des heiligen Sulpicius legte Anna von Oeſtreich den Grundſtein zu dem ſtattlichen Gotteshaus, das ſich aber erſt ſpät der Vollendung erfreute. Ihr Inneres iſt erhaben und prächtig, vornehmlich zeichnet ſich die hinter dem Hochaltar befindliche Kapelle der Jungfrau aus, deren hohe Kuppel von Lemoine gemalt wurde, und die durch ein von unten nicht zu ſehendes Fenſter beleuchtet wird. Sehenswerth ſind unter andern die Fresken von Guillemont, 1525 gemalt: Vinzent von Paula bei dem ſterbenden Louis XIII., und derſelbe ſpricht zu den barmherzigen Schweſtern zu Gunſten der Findelkinder.

In St. Sulpice erklangen düſtre Reſponſorien. In der Mitte der Kirche ſtand ein hoher Katafalk, grüne Flammen loderten aus rieſigen Kandelabern um das ſchwarz behangne Caſtrum Doloris. Wem gelten dieſe Exequien? O das iſt eine traurige Geſchichte. In der R. d'Enfer, in der Höllenſtraße, wohnte Herr Vivant, reich, jung, ein Mann der recht gut das Wörtchen von vor ſeinen Namen ſetzen konnte, nämlich im beſten Sinn. Er liebte mit der Leidenſchaft der Jugend eine junge Modiſtin, er wollte ſie heirathen. Sein Vater wollte dieſe Ehe nicht, es ward ein Stück Kabale und Liebe geſpielt. Dem Liebhaber ward vorgelogen, ſeine Marion beſuche ein verdächtiges Haus, ſie wurde ihm als ein Scheuſal von Verworfenheit dargeſtellt, während man ihr die Verbindung ihres Geliebten mit einer Genoſſin ahnen ließ, eine Verbindung, wie ſie in Paris üblich ſind, wo man wohl die Freudenkelche des Eheglüks leeren, aber die Dornenbahn des Lebens nicht bis zum Ende mit einander gemeinſchaftlich tragend, durchwandeln will, wo man die Liebe und die Wolluſt emanzipirt, und die Ehe desavouirt. Die beiden Liebenden kamen zur Erkenntniß des ihnen geſpielten Betrugs, und ſtarben in Marions Zimmer, man fand beide in ihrem Blute ſchwimmend, tod. Bänkelſänger ſangen auf den Straßen ihre Geſchichte, und für einen Sous kaufte man ein großes fliegendes Blatt, deſſen obere Hälfte ein greller Holzſchnitt füllte, der den Doppelſelbſtmord darſtellte.

Wir gingen durch den Garten des Luxembourg; er war voll fröhlicher Kinder, die im Strahl der Frühlingsſonne wie Mücken tanzten, ſonſt war er wenig beſucht; wir durchwandelten die lange Allee, und kamen in den ödeſten Stadttheil, hier ſind Straßen, die wie ausgeſtorben ſcheinen, hier rollt kein Cabriolet, fährt kein Fiakre, kein Omnibus erſtreckt bis zu dieſer Ferne ſeinen Cours; wenige Menſchen begegnen, es iſt eine andre Stadt, eine andre Welt; die Häuſer ſind durch Gärten getrennt, deren hohe Mauern mit Stacheln und Scherben von Glasbouteillen gegen das Ueberſteigen geſichert ſind. Es geht allmählig bergan, und ein unermeßlicher Horizont wird frei. Hier liegt das Obſervatoire, die Sternwarte, paſſend und ſchön. Wir gelangten auf den Boulevard St. Jacques, eine nicht ſehr breite Allee, mit Trottoirs, zwiſchen freundlichen Villen wird bisweilen der Blick auf die tiefer liegende Stadt frei, deren Geräuſch nicht bis herauf zu dieſer ländlichen Stille dringt. Es war ein ſchöner, heiterer Spaziergang, und ich drücke im Geiſt meinem Landsmann noch heute für ſeine Begleitung dankbar die Hand. Die Boulevards de la Sante, de la Glaciere, (wo man den kleinen Bach der Gobelins ſich durch Wieſen winden und in Gärten verlieren ſieht) und B. du Midi wurden zurückgelegt, und im Geſpräch nicht nur der ſchönen Landſchaft, die ſich vor den Blicken aufthat, die gebührende Aufmerkſamkeit geſchenkt, ſondern auch freundlich der Heimath, der fernen Freunde gedacht, mancher Treue auch wohl herbeigewünſcht, den Genuß zu theilen.

Wo die Straße beim Boulevard d'Italie einen Winkel bildet, beginnt der lange Boulevard de l'Hopital, und ſenkt ſich wieder abwärts. Wie ein großer Fürſtenbau liegt unten die Salpetriere, und der Blick von dieſem Punkt auf die Seine, die ſanften Anhöhen die mit unzähligen Landhäuſern geſchmückt ſind, iſt göttlich ſchön. Man erblickt den Park von Vincennes, ſieht die Orte Charenton und Conſtans, und überſchaut fruchtbare Aecker und Ländereien. Es kam mir ganz fremd und ungewohnt vor, als ich ſo nahe bei Paris durch ein Kleefeld ging, um einen kleinen Erdhügel zu gewinnen, von dem aus wir die Ausſicht in der ganzen Fülle ihrer Schönheit genießen konnten. In ſo heiterer

Stimmung, wie ſie nur immer im Gemüth der reine und frohe Naturgenuß erzeugt, trug ich kein Verlangen, das menſchliche Elend, überhüllt von den tiefſten Schatten, zu ſehen; wir gingen der Salpetriere, dieſem größten Hoſpital von Paris, das mit ſeinen Höfen und Gärten eine Fläche von 34,320 Quadrat-Toiſen Landes bedeckt, vorüber, und ſahen nur an dem wohlbewachten Thor einige alte wahnſinnige Weiber.

Wir nahmen in einem Caffe auf dem heitern Platz des General Valhubert, der vielleicht jetzt einen andern Namen hat, gegenüber der Auſterlitz-Brücke eine Erfriſchung ein, und gingen dann in den herrlichen auf dieſen Platz ſtoßenden Jardin des Plantes, den man nicht oft genug beſuchen kann. Hier grünte und blühte der Frühling, und die muſterhaften Anlagen entwickelten alle ihr jugendliches Grün, ihre friſche Lebensfarbe und Blumenfülle.

Wie intereſſant, wie belehrend iſt das Verweilen bei den königlichen Menagerien! Das Thierleben bietet ungemein reichen Stoff zu ſinniger Betrachtung. Es war die Stunde des Mittags, die ſatten Hyänen ſchliefen und ſtreckten die Füße aus dem Gitter ihres Käfigs, die Löwinnen waren wach, und lagen wie ruhende Sphynxe; auch der Königstieger ſchlummerte, und athmete in langen Pauſen, unruhig blinzelte er mit den

Augen, wenn eine ſpielende Mücke ſich auf ſeine dunkeln Wimpern ſetzte. Der ſchwarze langhaarige Bär ſchlief mit offnem Rachen, in einen Knäuel zuſammengeballt, und wackelte mit den Pfoten. Ein Zuſchauer warf etwas in den Käfig, da wachte er auf, und rutſchte mit unwilligem Gemurr in den Hintergrund. Wir ſehen in unſern Menagerien die Thiere meiſt in Bewegung und bei der Fütterung, ihre Sieſta iſt aber nicht minder beachtenswerth. Nur halbſchlafend, mit offnen Augen und ruhig lag der junge Panther aus der Barbarei in ſeiner Ecke, und der kleine bengaliſche Panther ſaß wie eine Hauskatze, wenn ſie ſich im behaglichen Zuſtande fühlt. Unermüdlich gingen die ſchönen Jaguare umher.

Auf grünen Matten ruhten in ihrem umzäunten Bezirk die Hirſche von Louiſiana, und dachten vielleicht an ihre heimathlichen Wälder; auch die Thiere haben Erinnerung.

Den Rennthieren war es ſchon zu warm, ſie blieben in ihrer kühlen Hütte, aber die Strauße rannten umher, und wälzten ſich auf der Erde. O Afrika, wo iſt dein heißer Sand? —

Dort ſtand die Giraffe, ſie wandelt wie ein ägyptiſches Wunderbild. Ihre Geſellſchaft ſind zwei kleine Büffel, aber es erſcheint neben ihr alles klein, ſelbſt die Elephanten. Sie wedelt ſich die Mücken mit dem

Schweif weg, und blickt mit den großen, klugen und unruhigen Augen nach allen Seiten. Ihr Schritt iſt bedächtig, knickend, wie beim Elenn. Es iſt ein herrliches Thier! Was iſt alles Beſehen der Kabinette und Muſeen? Eine Todtenſchau, ein todtes Schauen. Das Leben, das Leben allein giebt wahrhafte Belehrung, ein fremdes Thier in ſeinen Bewegungen, ſeinen Gebehrden zu beobachten, an Bau und Weſen ſeine Naturgeſchichte zu ſtudieren, iſt außerordentlich reitzend, daher halte ich es für wohlgethan, heranwachſende Jugend recht frühzeitig und ſo oft es möglich iſt, Menagerien ſehen zu laſſen.

Dort ſaß der Kondor, der ſtolze Königsgeier, er wühlte mit dem krummen Schnabel in ſeinem rabenſchwarzen Gefieder, und ſein rother Kamm ſchwell an. Jetzt! Jetzt breitet er die ungeheuren Schwingen aus, ſtolz erhebt er den nackten Hals, er bläht den Flammenkragen, doch ach, er kann ja nicht fort. Er fliegt nur von dem Ständer auf den Boden, und wieder hinauf. Armer königlicher Gefangner! Einſam wie Du, ſaß der Adler Frankreichs auf Helena. Die Adler aber ſitzen ſtumm, der ägyptiſche Geier ſehnt ſich nach Aas, und die Reiher ſtehen dumpf und ſtumpf, wie ausgeſtopft.

Ich ſah die ſtarke Zeder vom Libanon, die Juſſieu

1735 pflanzte, und die mächtigen Wallfiſchſkelette, ich ſah das ganze überreiche Muſeum, es hat nicht ſeines Gleichen. Vor allem ſind es die Reſte der Urwelt, die Schädel, Zähne und Knochen der Rieſenthiere, welche die Erde nicht mehr trägt, die unſre höchſte Bewunderung in Anſpruch nehmen. Bald werden die merkwürdigen Thierfährten, die man in meiner Nähe, bei Hildburghauſen auffindet, auch ihre Stelle unter den räthſelhaften Wundern der vorzeitlichen Schöpfung einnehmen, und die franzöſiſchen Forſcher beſchäftigen. Ich brachte die erſte Ankündigung derſelben mit nach Paris, und es ward ihrer in der 6. Nummer der Revue du Nord ausführlich gedacht.

Wir verließen in jeder Hinſicht reich befriedigt, die Muſeen und den Garten, zahlten unſern Brückenzoll an der Pont d'Auſterlitz und wanderten, nachdem wir noch einen Blick den Strom entlang hinab und hinauf geworfen, über den Boulevard Bourdon zu dem Platz, auf dem einſt die berüchtigte Baſtille ſtand. Dort ſteht noch das Modell des koloſſalen Elephanten, den Napoleon zum Andenken an die Revolution von Bronze errichten laſſen wollte. Paris ſelbſt war der Elephant, und die Baſtille der Thurm auf ſeinem Rücken, den er abwarf, als er ihm unerträglich wurde. Neben dem Elephanten, der bald in ſich ſelbſt zuſammenfallen wird, baute man am neuen Julimonument, das eine Säule ähnlich der Vendomſäule werden ſoll; was darauf kommen ſoll, wird die Zeit lehren, die es vielleicht auch übernimmt, etwas darauf zu ſtellen, an das jetzt noch kein Menſch denkt, denn der Wechſel iſt Frankreichs Uſurpator und Gott.

Von da nahmen wir ein Cabriolet, und fuhren die Boulevards entlang um den vierten Theil der Stadt Paris, zur äußerſten Barriere der Vorſtadt St. Denys hinaus und auf den Montmartre. Die kleine Stadt, die auf dem Berge liegt, hat nichts ausgezeichnetes und nichts feſtungsähnliches. Durch die düſtre verfallende Halle der ehemaligen berühmten Wallfahrtkirche dieſes Calvariberges gelangt man zur Treppe des Telegraphenthurms, von deſſen Gallerie man einer unbeſchreiblich ſchönen Ausſicht genießt. Um den Berg her liegt viel ödes unbebautes Land; außerdem ſieht man über unermeßliche grüne Saatfelder. Unten liegt die ungeheure Stadt; aus dem duftüberwogten Häuſermeer tauchen Kirchen und Paläſte wie Schiffe auf. Die ganze Landſchaft iſt, ſo weit das Auge reicht, mit Ortſchaften, Häuſern und weißen Gartenmauern überſäet. Wer ſich, wie ich, den Montmartre nahe bei Paris gedacht hat, wie er auch zu liegen ſcheint, erſtaunt über den Zwiſchenraum von Land und Feld, der die Bergſtadt von der Weltſtadt trennt.

Noch einmal ſah ich Paris im Sonnenuntergang, und rief ihm ein Lebewohl zu; es war nur noch ein Tag mein, dann trug mich die Poſt wieder hinweg aus dem lauten Lärm in die ſtille Heimath, der ich tauſend Grüße zuſandte. Geſehen hatte ich unendlich viel, erlebt nur wenig, dieß war bei ſo kurzem Aufenthalt auch nicht wohl möglich, doch glaube ich die vergönnten Stunden gut benutzt, und die heitre, durch keinen Unfall, durch keine Reue getrübte Rückerinnerung an Paris nicht zu theuer erkauft zu haben. Der Salamander hatte mich gut geleitet, und ich pflege dankbar den zu mir in ſo geheimnißvolle Beziehung getretenen Dämunculus. — Am Abend beſuchte ich noch den Cirque Olympique, auf dem Boulevard du Temple, ein ſchönes Haus, das von unten bis oben ganz im mauriſchen Geſchmack gemalt und decorirt iſt, ich ſah hier ein Melodram in 5 Tableaux, und das non plus ultra der Reitkunſt von Franconi und ſeiner Geſellſchaft. Nach der equilibriſtiſchen Vorſtellung folgte die theatraliſche, mit leichter Mühe wurde das Orcheſter mitten in den Zirkus geſchoben, die Bühne erweitert, verändert, und für die Darſtellung praktikabel gemacht. Man kann ſich's in dieſem Theater bequem machen, und während der Vorſtellung Bier trinken. Mein Krug wurde mir entführt, da ich eben ein wenig ſchlummerte.

Noch einen Gang zum Père la Chaiſe, wie ich mir ſelbſt gelobt; ich wollte einen Todtenkranz kaufen, und mit nach Hauſe nehmen. Ich ſah das gothiſche Grabmal von Heloiſe und Abälard und alle die andern, die prunkenden und die einfachen, aber ich verabſchiedete den Cicerone bald, der ſich mir beim Eingang aufdrang, gab ihm ſein Geld, und blieb allein. Es war ein wunderſchöner Morgen, der Kirchhof zumal nach der weniger bebauten Seite hin, ganz ein grünender Garten, und ich bildete mir ein, es ſey der Tag ein Oſterſonntag, da ringsum die Natur das Auferſtehungsfeſt beging. Es giebt Stunden in unſerm Leben, die wir gleich ſtillen Feiertagen heiligen ſollen, Stunden, in denen das Ewige und Hohe, die Ueberzeugung von einem künftigen Sein und einem Wiederſehen in einem andern Leben uns nahe treten, wie Boten des Herrn, wo die Seele Flügel gewinnt und Schwingen anſetzt zum Traumflug in das Jenſeits, und alle Erdenlaſten, Bedrückungen und Erbärmlichkeiten von ihr fallen wie Puppenhüllen, die freie Schmetterlinge abſtreifen. Wenn wir ſolche Stunden heiligen, ſo heiligen ſie uns, und laſſen lange im Gemüth die verklärenden Strahlen von dem Licht zurück, das vom Ewigen ſtammt.

Auf dem Kirchhof dachte ich wieder des armen Kotzebue, auf deſſen Reiſebuch: „Meine Flucht nach Paris" ich noch einmal zurückzukommen verſprach. Ich war nahe daran, Paris zu verlaſſen, und nun fielen mir ſeine Klagen, ſeine Lamento's ein; wie viel befriedigter, als er, konnte ich aus dieſer Stadt ſcheiden. In ſeiner damaligen Stimmung, den gerechten Schmerz über einen großen Verluſt ganz abgerechnet, ſoll keiner nur einen Tag weit reiſen. Er klagt, daß er nie vor halb 9 Uhr im Kaffeehaus habe Frühſtück erhalten können, ich habe in der Regel um 7 oder halb 8 Uhr Kaffee getrunken; daß der Kamin die Zimmer nicht durchheize und nur von vorn wärme; in unſerm Zimmer war es recht behaglich warm, wenn wir für nöthig fanden, heizen zu laſſen. Daß man erſt gegen Abend ſpeiße; man kann dieſes ganz nach Belieben halten, und findet immer einen gedeckten Tiſch. Daß Wein und Eſſen ſchlecht und theuer ſey; auch davon habe ich das Gegentheil erfahren; ſollte ſich denn Paris ſo ſehr verändert haben? Er klagt über harte und kalte Betten;

ich habe ſo gut geſchlafen, wie zu Hauſe; wer den Myſantropen in ſich ſelbſt wohin bringt, der wird ſich nirgends frey und leicht fühlen. Er hat es unleidlich gefunden, auf der Straße nicht ſeinen „Grillen nachhängen“ zu können, vielmehr die Augen aufthun zu müſſen, um nicht geſtoßen, gerädert und von Verkäufern angeſprochen zu werden! Er klagt, wenn man ſich eines Fuhrwerks bediene, hinge man mit hundert Wagen unverſehens zuſammen. Die Cabrioletführer ſind die beſten Kutſcher der Welt; ich bin vielleicht 50mal gefahren, auch durch ganz enge Straßen, und bin nie angeſtoßen, nie hängen gelieben. Er hat ſich mit den Fiakres gezankt, ich mich nie mit einem. Die Luft, der Nebel und der Rauch haben ihn inkommodirt, dazu konnte er freilich ſo wenig, als ich zu dem Glück, immer heitern Himmel in Paris zu haben; endlich aber bricht er in Klagen aus über den Egoismus der Menſchen, und die Prellerei allenthalben. Ich bezweifle ſehr, daß die Handel- und Gewerbetreibende Klaſſe in unſern großen Städten weniger auf ihren Vortheil bedacht iſt, wie der Pariſer Bürger; man hat ihm eine gemalte Hündin verkauft, die braun war und dann weiß wurde. Armer Kotzebue! Wer die Zauberformel des Lebens nicht vorwärts und rückwärts ſprechen kann, darf keinen ſeiner Freudengeiſter beſchwören.

Der letzte Tag unſers Aufenthaltes brach an. Ich ſah an ihm noch das Diorama in der Nähe des Waſſerſchlößchens (ſo heißt eine der ſchönſten Fontainen in Paris) es war der Hafen von Gent aufgeſtellt, und eine Meſſe um Mitternacht. Ich hatte bereits Dioramen von Gropius geſehen, deren künſtleriſche Vollendung nichts zu wünſchen übrig läßt, doch blieben jene, die verſchiedenen Beleuchtungen und Lichtreflexe abgerechnet, unverändert, unbelebt. Bei der Meſſe um Mitternacht blickt man in das Innere einer im Jeſuitenſtyl erbauten großen Kirche, ſie iſt faſt ganz ſchmucklos, und leer. In der Tiefe gegen den Hochaltar hin ſtehen, wie das in Frankreich und Belgien üblich iſt, viele Strohſtühle. Es wird dunkel, und immer dunkler, endlich ganz Nacht. In der tiefſten Tiefe blitzt ein Licht auf, die Kerzen am Altar entzünden ſich, es wird lichthell, und der Hintergrund iſt voll andächtiger Beter; am Altar ſteht der Prieſter, auf den Stühlen ſitzen, vor ihnen knieen Andächtige jeden Geſchlechts, die Orgel ertönt feierlich; es wird wieder dunkel, dann wieder hell, die Kirche iſt leer, wie vorher. Der Eindruck, den dieß ſtille zauberhafte Kommen und Verſchwinden der Menſchengeſtalten macht, iſt unbeſchreiblich.

Solcher optiſchen Ergötzlichkeiten bietet Paris unzählige, man kann nicht alle ſehen, da ſind Panoramen, Georamen, Neoramen, Cosmoramen, u. ſ. w. Was für Befriedigung der Schauluſt in Paris ausgegeben wird, ſteigt in's Unglaubliche. Einige Abſchiedsbeſuche, einige Wanderungen um mancherlei einzukaufen, füllten den Reſt des Tages leicht aus. Da ſah ich im Vorbeigehen auch das Theatre Nautique, das bereits geſchloſſen war, ehe wir kamen; die Speculation auf das Waſſer war den Unternehmern ſelbſt zu Waſſer geworden. Das Haus iſt das der Opera comique, das von Carl X. erbaut wurde. Die Naumachie litt Schiffbruch, ſie ſcheiterte mit all ihren Nymphen und Waſſergöttern; ihr wiederfuhr, was man ihr prophezeite. Das Perſonal war bereit, in's Waſſer zu gehen, aber die Pariſer gingen nicht hinein.

Nicht beſſern Schlußſtein glaubte ich der Befriedigung meiner Schauluſt hinzufügen zu können, als noch einmal eine große Oper zu beſuchen. Hier ſah ich den 4. Akt der Tentation, (die Verſuchung des heiligen Antonius, von Halevy) den 3. des Moſes, von Roſſini, in welchem die Schweſtern Elsler tanzten. Die Grazien haben dieſe lieblichen Erſcheinungen geküßt, als Terpſichore ſie beflügelte. Den Beſchluß machte ein neues pantomimiſches Amazonenballet: Brezila, deſſen Hauptparthie die Taglioni tanzte, deren Vater es erfand, zu welchem der Graf von Gallenberg die Muſik ſchrieb. Die Taglioni, diva Taglioni nennt ſie ein franzöſiſches Blatt, macht Greiſe jung und zaubert Entzücken in die Seelen aller Zuſchauer. Sie und die Elslers zu ſehen, kann für vieles Entbehrte entſchädigen. Das Theater war aus, es war Mitternacht, die Karoſſen rollten, der Lärm toſte fort.

Adieu Paris! Ob wohl die alte Babel ſo reich und ſo reitzend war, wie die neue? Du ſingende lockende Weltſirene, habe Dank für Deine Lieder, ſie klangen ſüß und ſchön, ich aber lobe mir mein ſtilles Ithaka. Das Leben durchpulſt feurig, raſch, geſchäftig Deine Adern, Deine Straßen, alle die Lebendigen in Dir treibt Unruhe raſtlos umher, das Schickſal ſchwebt über Dir auf den Flügeln der Nacht, und ſchüttelt die Looſe der Sterblichen, ſchüttelt Throne und Armeſünderbänke, Portefeuilles und Anklageacten, Ordenskreuze und Galeerenketten durch einander, und auf dem Thurm des Calvariberges Montmartre ſteht der Tod, blickt herab auf die Stadt und ſignaliſirt mit Flammenſchrift in die räthſelhafte Nacht hinaus: Omnibus!

Und wir fuhren im heitern Morgenſtrahl von dannen. Was auf der Heimfahrt mich noch angeregt und angeſprochen, erzähle ich wohl ein andermal am paſſenden Ort. Rückblickend gewahre ich, daß ich mehr für die eigne Erinnerung, wie für die fremde Unterhaltung geſchrieben habe; ein großer Fehler, den ich werde büßen müſſen. Sey es darum, ein Leſer der mich liebt, grollt wohl nicht, die Haſſenden aber ſehen zu allem ſcheel, auch zu dem Guten und Beſten, was wir bieten können. Nicht beſſer glaube ich ſchließen zu können, als mit einigen Strophen, die ich auf der Reiſe ſchrieb, als mein lieber Freund und Gefährte, der Welt und Leben noch beſſer kennt, als ich, dem beide mehr Erfahrungen gewaltſam aufgedrungen, mich mit gutem Rath bedachte:

Es ſprach der Freund: „Du mußt auf Reiſen
Ganz treten aus Dir ſelbſt heraus,
In weite aus den engen Kreiſen,
Aus Deinem in ein fremdes Haus.“

„Was Du bisher der Welt gegeben,
War immer nur Dein eignes Ich;
Jetzt ſpiegle ſich das äußre Leben
In Deinem Innern wunderlich.“

So predigt leicht man den Gelehrten,
Mir ſchlug des Freundes Rath nicht an.
Das iſt der Spruch des Heimgekehrten:
Was ich gekonnt, hab' ich gethan.

Berichtigungen.

Zweiter Theil.

Seite 19. Zeile 2. v. u. iſt zu leſen: Anfang ſt. Umfang.
— 28. — 10. v. u. — Geiſter.
— — — 9. v. u. — Schauplatz ſt. Schauſpiel.
— 34. — 5. v. o. — Collonade.
— 38. — 13. v. o. — linken ſt. lieben.
— 42. — 2. v. o. — Gedanke.
— 43. — 3. v. o. — Flügelmütze.
— 45. — 13. v. o. — Läden ſt. Bäder.
— 54. — 1. v. u. — wenn Du nicht ſchon.
— 80. — 1. v. u. — Charwoche.
— 84. — 7. v. o. — wehklagende.
— 88. 9. u. 10. v. o. — die Statuen — ſeiner Aufmerkſamkeit zu würdigen.
— 95. — 1. v. o. — Tuilleriengartens ſt. —poſtens.
— 96. — 3. v. o. — Titanen.
— 104. — 11. v. o. — bewegten ſt. beengten.
— 105. — 6. v. u. — St. Denys.
— 115. — 12. v. o. — Umſchwung ſt. Umſprung.
— 125. — 11. v. o. — Vinca.
— 129. — 7. v. u. — Lully ſt. Tully.
— 145. — 2. v. o. — Felibien.
— 153. — 13. v. u. — als ſt. was.
— — — 12. u. 11. v. u. fragte.
— 162. — 9. v. o. — Marquais ſt. Morvens.
— 163. — 4. v. o. — umherragt ſt. —ſteht.
— 168. — 6. v. o. — die ſtolze Kathedrale.

Fahrten
eines
Musikanten.

Herausgegeben
von
Ludwig Bechstein.

Erſter Theil.

Schleuſingen.
Verlag von Conrad Glaſer.
1837.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Was aber durchaus in einem höhern Sinne beſchwichtigend, tröſtend, beruhigend wird, iſt, daß die Perſonen, die ſo viel erduldet, den Untergang mehr wie einmal vor Augen geſehen, doch am Ende noch ſelbſt erzählen, was überſtanden, und wie ſie aus dem unerträglichſten Elend zuletzt gerettet worden.

Aber nicht ſo wohl gerettet worden, ſondern ſich ſelbſt gerettet. Ein höherer Einfluß begünſtigt die Standhaften, die Thätigen, die Verſtändigen, die Geregelten und Regelnden, die Menſchlichen, die Frommen. Und hier erſcheint die moraliſche Weltordnung in ihrer ſchönſten Offenbarung, da wo ſie dem guten, dem wackern Leidenden mittelbar zu Hülfe kommt.

Göthe.

Erſter Theil.

Der Student.

Vorwort.

Das Buch, welches wir hier der Leſewelt übergeben, enthält weder Kreisleriana in Hoffmanns, noch Fahrten eines reiſenden Bratſchiſten in Weisflogs Manier, überhaupt hoffentlich nichts Manirirtes; es iſt der Roman eines Jugendlebens, der zwar manches Seitenſtück finden dürfte, aber das Eigenthümliche vor vielen andern Schilderungen ähnlicher Art voraus hat, daß auch der romantiſche Theil ſeines Inhaltes nur Wahres, wirklich Erlebtes darbietet, ſo daß keinerlei Erdichtung weder von Seiten des Herausgebers, noch des Verfaſſers nöthig war, die Fülle des vorhandnen Stoffes zu mehren. Wie ſehr aber das Wahre und wirklich Erlebte oder Geſchehene vor den Schilderungen der Imagination von der Mehrzahl gebildeter Leſer bevorzugt wird, bewieß vor wenigen Jahren die allgemeine Theilnahme, mit welcher das Publikum ſich dem hiſtoriſchen Roman zuwandte, weil die geſchichtlichen Intereſſen das Intereſſe der Leſer ſo mächtig erregten und in Anſpruch nahmen — bis dieſen in noch neuerer Zeit die Fluth der Memoiren zu verdrangen verſuchte, und zum Theil auch wirklich verdrängte.

Keineswegés jedoch, um modefröhnend unſer Wirken momentanen Geſchmacksrichtungen in der Belletriſtik unterzuordnen, unternahmen wir die Herausgabe dieſes Buches, ſondern in der reinen Ueberzeugung, daß das bewegte Leben eines Mannes, wie unſers Helden, den ſein Loos auf manchen Abweg, durch manches Lebenslabyrinth führte, Vielen anziehend ſein, Einigen, und namentlich Jünglingen, die ſchwankend am Scheidewege ſtehen, und nicht wiſſen, ob ſie dem Ernſt des Lebens und der Wiſſenſchaft, oder dem verlockenden Hang zu Tändeleien und nichtigen Zerſtreuungen folgen ſollen — als Spiegel der Warnung dienen werde; ſodann um zu zeigen, wie auch über Irrenden und Verirrten eine ewige Vorſicht wacht und waltet, die durch Leid und Prüfung dennoch zum Ziele zu führen weiß; wie eine freundliche Kunſt zu ſolcher führenden Gotteshand werden kann; und wie endlich treue Liebe als Ueberwinderin aller Hemmungen, Stürme, Schmerzen und Peinen die Fahnen ihres Triumphes ſchwingt, wenn es in Gottes Rath beſchloſſen war, daß ſie ſiege.

Wir ſchrieben dieſes Buch nach Tagebüchern und ſonſtigen mündlichen und ſchriftlichen Mittheilungen des Freundes, der alles, was wir beſchreibend ſchildern, wie ſchon geſagt, wirklich erlebte, und geben es ohne die mindeſte Prätenſion. Was von zeitgeſchichtlichen Begebenheiten einflußreich in das Leben unſers Helden eingriff, webten wir überſichtlich und freimüthig, doch uns jeder Offenbarung einer Partheimeinung gewiſſenhaft enthaltend, ein, und mancher Leſer wird gern als aufgefriſchte Erinnerungsbilder das betrachten, was einſt lebend an ſeinem eignen Leben vorüberging. Das Menſchenleben iſt ja der ewige Impuls aller Geſchichte, und wie bei ihrem Studium wir es mit großen Geſammtheiten zu thun haben, ſo kann auch die Individualitat in hohem Grade unſre Theilnahme erwecken, und nicht nur dann, wenn ſie einflußreich und mächtig zum Träger und Lenker der Geſchicke wird, ſondern auch dann, wenn ſie auf minder hohe Stufen geſtellt, aber ein ruhriges Kind ihrer Zeit, mit voller Seelenkraft ihren Antheil an dem bethätigt, was ganze Nationen entflammt, begeiſtert, glorreich erhebt, oder in den Staub tritt und vernichtet. Die Antheilnahme Vieler iſt es, und wird es ewig bleiben, welche in Geſchichte, Politik, Literatur und Kunſt Ton und Richtung angiebt, ohne daß es immer der von Einzelnen gegebenen Anregungen bedürfte, und welche günſtige Urtheile feſtſtellt. Möge ſie auch unſerm Buche nicht fehlen!

Meiningen, im Herbſt 1836.

Ludwig Bechſtein.

1.

Die Kinderjahre.

Der Thüringerwald umrauſchte meine Wiege, und der Tact eines Eiſenhammers ſang mich in den Schlaf, aus dem mich die melodienreichen Kehlen von Amſeln und Zipdroſſeln, Grasmücken und Finken wieder wach ſchmetterten. Der Hammer, deſſen Mitbeſitzer mein Vater war, liegt ohnweit eines Fleckens in der preußiſchen Grafſchaft Henneberg, am Fuß einer waldigen Anhöhe, in einer lachenden Gegend. Meine Aeltern waren biedere Menſchen, der Vater war ernſt und ſtreng, die Mutter eine lebhafte fröhliche Frau. Zur Zeit des heiterſten und ſchönſten aller thüringiſchen Feſte war ich geboren worden, zur Kirchweihzeit, und als willkommnen Kirmſengaſt hatte die zahlreiche Verwandtſchaft mich begrüßt. Am Haupttag der Kirmſe empfing ich, ſo wollte es meine Mutter, die Taufe; dieſe ſoll tumultuariſchluſtig geweſen ſein, an meinem Tauftag tanzte faſt die ganze Bevölkerung des Ortes. Daraus zogen und ſtellten die ſchnatternden Baſen das Prognoſtikon, es müſſe aus mir einſt ein Ausbund von Luſtigkeit werden. Und das prophetiſche Ahnen, das ſo oft unbewußt im Gemüth der Frauen erwacht, ſchien, ſo wie es ausgeſprochen worden, an mir in Erfüllung zu gehen; denn kaum reifte das jugendliche Leben in mir zum Selbſtbewußtſein, als ſchon ein Fidelklang mich hell aufjauchzen machte, und zum Singen und Springen mich begeiſterte.

Heiter und ungetrübt, wie die klaren Forellenbäche meiner waldigen Heimath, glitten die erſten Jahre meiner Kindheit dahin; ich war von Aeltern und Geſchwiſtern, Verwandten und Freunden der luſtige Liebling. Die Erinnerung an meine Kinderjahre liegt hinter mir, der roſige Morgenhimmel meines Lebens ſtrahlt aber immer noch bisweilen, wenn ich auf den Bergen der Heimath ſtehe, und in das Abendroth blicke, das die Kirchhofkreuze verklärt, einen Abglanz jener Seligkeit zurück.

Im fünften Jahre führte man mich zur Schule, ich empfand die Süßigkeit des wichtigen Tages, als mir der Kantor nach altem Brauch eine große Zuckerdüte verehrte. Am Nachmittag heftete ich den Hahn vom Deckel meines Abcbuchs auf den Rücken meines Nebenſchülers, und empfing die erſten Prügel. So früh ſchon beginnen die großen Gegenſätze des Erdenlebens: Luſt und Leid, ihre mächtige Wirkung. — Frühzeitig ſollte ſich mein künftiger Beruf entſcheiden, ſo wollte es der Vater und die Verwandtſchaft, noch frühzeitiger aber entſchied derſelbe ſich in mir, ſo wollt es das unerforſchliche Walten über uns. Ich that was Kinder öfter thun, ich predigte von Bänken un Stühlen, und ahmte dabei dem einzigen Vorbild, da ich hatte, nach, unſern Herrn Pfarrer, ſeine Sprache wie ſeine Geſten. Unſelige Knabenluſt, wie viel bitteres Weh haſt Du meiner Jugend bereitet! Dieſ Predigen, das ich einmal auch in dem Kreiſe unſre zahlreichen Verwandten übte, gefiel beſonders meinen Pathen, dem Amtsrichter, der früher Mädchenſchullehre geweſen war, und deßhalb noch immer als eine halbgeiſtliche Perſon angeſehen wurde. Man gab vie auf ſein Urtheil, und als er, entzückt von meine unſchuldigen declamatoriſchen Künſten, ausrief: „De Junge muß ein Pfarrer werden!“ erklang es ring im Kreiſe der Sippſchaft: „Ja wahrhaftig, de Junge muß ein Pfarrer werden!“ Damals war es daß auch mein Vater bei ſich ſelbſt den ſtillen un feſten Entſchluß faßte: Mein Daniel muß ein Pfarrer werden. Jetzt begann eine Zeit der Ermahnungen, von allen Seiten predigte man nun auf und i mich hinein von Sittſamkeit und Anſtand und Fleiß man wollte mir, dem Knaben, ſchon einen gravitätiſchen Ernſt anerziehen, der Kindern ſo übel zu Geſicht ſteht. Die mir innewohnende wilde und kräftige Natur ſchlug ſiegreich alle pädagogiſchen Künſt ſtücke aus dem Felde. Jene weit ausſehenden Plane der Aeltern, der Freunde, was kümmerten ſie mich? Wenn im Wirthshaus getanzt wurde, vergaß ich Alles, Alles! Muſik war der feurige Puls meines Lebens! Muſik, die mir das erſte Lächeln auf die Wange gelockt, Muſik, die in die Seele des ſeiner ſelbſt noch unbewußten Säuglings gedrungen, war meine zweite Seele geworden, und ein Muſikant zu werden, ſchien dem Knaben das Wünſchenswertheſte der Welt. Ich, der immer laut war, ſtand mit offenem Munde, mit lauſchendem Ohr, ſtill und ſtumm neben der Tafel, an der im Wirthshaus die Dorfmuſikanten ſaßen, und die Füße der tanzfrohen Jugend des Fleckens beflügelten. An dieſe Stelle war ich wie feſtgebannt, und wenn es bisweilen geſchah, daß plötzlich in die Harmonien, die ich damals zu hören glaubte, der Herr Kantor mit dem Stock wie eine ſchrillende Diſſonanz eintrat, mich beim Arm nahm und hinwegfuchtelte, ſprang ich ſchreiend aus dem Hauſe, huſchte um die Ecke, und ſtahl mich durch die Hinterthüre wieder hinein in den gedrängt vollen Tanzſaal, ja ich verkroch mich unter die Tafel und genoß wohlgeborgen und ungeſehen mein Glück.

Als mein verſtändiger Vater meine überwiegende Neigung zur Muſik wahrnahm, ließ er mir mit meinem ältern Bruder Klavierſtunden vom Kantor geben. Bald ſpielte ich alle Tänze, welche dieſer uns vorlegte und vorſpielte, nach dem Gehör nach, wie jeden andern Tanz, ſo viel ihrer die Feſtfreude unſerer Kirchweihtage erhöhten. Mein Vater unterſagte mir oft das Nachſpielen dieſer Walzer und Dreher, mich auf ernſtere Sachen verweiſend, doch ohne Erfolg. Das Verbot überzuckert immer die ohnedieß ſüße Frucht unſers Verlangens. Meines kindiſchen Beſtrebens Ziel war der Kirmestanz, war ich doch, wie man mir oft genug geſagt, ein geborner Kirmesburſch. Die Luſt an der Tanzmuſik befreundete mich allmählig dem Wirthshausleben, und die Geſellſchaft älterer Knaben verleitete mich auch zu loſen Streichen. Wir durchtobten manchmal mit Geſchrei und Halloh das ganze Haus, kämpften und rangen, nähten die faltenreichen Röcke der Tänzerinnen an einander, und ſtreuten auf den Tanzboden ſpaniſchen Pfeffer, der brennend ſtäubte, und die Flammen des Zorns gegen die unbekannten verruchten Thäter entzündete. Meine Aeltern ſahen an mir die Wahrheit des Spruchs, daß Jugend nicht Tugend hat, ich fing an, unbändig zu werden, und ſo beſchloß mein Vater, um mich zu beſſern, mich dem verderblichen Umgang meiner Schulkameraden zu entziehen, und mich für das Gymnaſium vorbereiten zu laſſen, mich ſeinem Freund, dem Kantor Bornemann in der nahen Berg- und Fabrikſtadt zur Leitung und Erziehung anzuvertrauen.

Um dieſe Zeit verlor ich meine gute Mutter durch den Tod. Es wurde ſehr ſtill in unſerm Hauſe, da nun ihr lebendiges Schaffen und Walten fehlte, mein Vater war ernſter und verſchloſſener, wie je, aber mein Leichtſinn hüpfte bald über den Schmerz dieſer Trennung hin, ich wußte noch nicht, was es heißt: mutterlos ſein. Auch iſt es nicht allen Müttern gegeben, ihren Kindern alles zu ſein, und nicht allen Kindern iſt es gegeben, die Mutter als Höchſtes zu verehren und nach ihrem frommen Auge wie nach einem ſtrahlenden Lebensleitſtern zu blicken.

Ich blickte ſehnend und hoffnungsvoll in die nahe Zukunft; ich war noch halb ein Kind, darum ward mir ſo kinderleicht die Trennung vom Vaterhaus und Heimatort. Erſt wenn wir von beiden fern ſind, umfängt uns der ſüße Zauber heimatlicher Erinnerungen mit mächtiger Allgewalt. In die Stadt ſollte ich, wo größere und ſchönere Häuſer ſtanden, mehr Menſchen wohnten, wie bei uns, in unſerm Flecken. Es regten ſich ſchon eitle Wünſche und Gedanken in mir von einſtigem Wiederkommen, wo ich groß ſein würde, und der Erinnerung meiner Genoſſen entwachſen. Die Sehnſuchtmagie, die das Menſchenherz ewig zur Ferne lockt und zieht, ſtumpfte die ernſten Ermahnungen meines Vaters bei mir ab und ſchwächten den Eindruck, den nach ſeinen Wünſchen der Abſchied und der Beginn eines neuen Lebensabſchnittes auf mich machen ſollte, und auch unterwegs, als wir gemeinſchaftlich der Stadt zuwanderten, lieh ich ihm nur ein halbes Ohr. Meine Gedanken flatterten über alle Berge, die ſo ſtolz und erhaben in das romantiſche Waldthal blickten, das wir durchpilgerten.

Endlich lag ſie vor mir die heitre reinliche Stadt mit ihren bunten Häuſern, ihrem regelmäßigen Markt, auf den eine Bergwand mit mächtigem Felsblock ſo zutraulich niederblickt, wie ein Nachbar in den Hof des andern, wo er dem Freund bei der Arbeit zuſchauen und guten Morgen bieten kann. Auch hier toſten und ſprühten die Eiſenhämmer, die den Thüringerwald durchpulſen, wie feurige Herzen, und aus Schleif- und Poliermühlen ſchwirrte und ſchrillte heller Klang von werdenden Geſchoſſen.

Der Freund des Vaters, der Kantor, wohnte in der Schule; wir traten zu ihm ein. Nie werde ich den Eindruck ſeines erſten Anblicks vergeſſen. Hager und mager und langgegliedert ſtand ein lebendiges Knochengerüſt vor uns, deſſen ernſtes Haupt eine feingepuderte Perücke bedeckte. Das Geſicht ſchien marmorſtarr, die Naſe war ſcharf und ſpitzig, am etwas kurzen Rockärmeln ragten bedenklich große Hände mit Fingern hervor, die vielgeübt ſchienen. Ich ſtand betreten, unheimlich überraſcht vor meinem künftigen Despoten.

„Hier bringe ich Dir meinen Jungen,“ begann mein Vater nach der erſten Begrüßung. „Nun mache mir einen ordentlichen Menſchen aus ihm, halte ihn ſtreng, denn zu Hauſe wollte es nicht mehr gut thun. Er ſoll etwas, nein — er muß viel lernen, ſonſt darf er mir nicht wieder über meine Schwelle.“

Der Kantor warf einen eiskalten durchbohrenden Blick auf mich, verzog ſeltſamlich die Unterlippe, um ein Lächeln zu unterdrücken, und antwortete mit ſeiner Baßſtimme: „Wird ſich alles geben, wenn ich ihn unter meiner Fuchtel habe.“

Das Wort Fuchtel fuhr mir durch die Glieder wie ein elektriſcher Schlag, der Gedanke an körperliche Mißhandlung war mir unerträglich, er und ein Blick auf die große, ſchwere Hand des Kantors, mit welcher dieſer eine leiſe bedeutungsvolle Bewegung von der Rechten zur Linken gemacht hatte, brach allen meinen Muth, und wie mit Rieſengewalt ſtürmte mit einemmale ein ungeheurer Schmerz auf mich ein, das erträumte lichte Roſenthor meiner Zukunft ſchien in eine mitternachtdunkle, dornenvolle Grabespforte verwandelt, und dieſer Schmerz übermannte mich ſo ganz, daß ich überlaut weinte. So wenig Herr über ſich war der ſonſt ſo zügelloſe Knabe, daß er den Vater flehentlich bat, ihn wieder mit nach Hauſe zurückzunehmen. Doch da fühlte ich mich von warmer Hand gefaßt, von ſanften Troſtesſtimmen angeſprochen; des Kantors Töchter, zwei hübſche Mädchen im Konfirmationsalter, umfingen mich liebkoſend, während die Männer ſich heimlich beſprachen; ſie trockneten meine Thränen, ſtreichelten meine Wangen, ihre zarten Finger durchſtrählten mein Lockenhaar, zum erſten Mal übte holde Weiblichkeit ihren Zauber auf mich; ich wurde ruhiger; der ſchnell gefaßte Entſchluß, bei der erſten Gelegenheit auf und davon zu gehen, wenn ich zum Bleiben gezwungen würde, verſchwand, ich blieb, und nach einer langen Reihe guter Lehren trat mein Vater den Rückweg an.

Meine wenigen Vorkenntniſſe ordneten mich in die dritte Klaſſe der Bürgerſchule ein, die ſich auf die harmloſen Studien des Rechnens, Schreibens und des Katechismus beſchränkte. Bald war ich in ihr der beſte Schüler, aber was die Sprachen betraf, in denen ich Privatunterricht erhielt, da wollte es nicht mit mir fort, und ich begriff nicht, was ich mit dem Sprachenerlernen ſollte, wie leider die Jugend oft nicht begreift, was ſie ſoll, und was ihr nützt und frommt. Nie werde ich nach Griechenland kommen, dachte ich, nie zu den Lateinern, und mag mit den Franzoſen nichts zu thun haben. Wenn die Lehrer über mich klagten, blickte mich der Kantor furchtbar ernſt an, drohte mit den ſtrengſten Strafen und rief: „Daniel! Ohne lateiniſch und griechiſch, wozu ſpäter noch hebräiſch, chaldäiſch und ſyriſch kommt, kein Pfarrer! Das merke und lerne, ſonſt —!“

Einmal, als ich es müde war, meine Jugend ſo mit dem Sprachſtudium hingequält zu ſehen, dem ich keinen Reiz abzugewinnen vermochte, weil die Lehrer meiner Zeit es nur ſelten verſtanden, und die meinen gar nicht, ſeine Reize dem Schüler ahnen zu laſſen, rief ich weinend und heftig aus: „Ich will ja kein Pfarrer werden!“

„Und was ſonſt, Range?“ donnerte Bornemann zornvoll.

„Ein — Muſikant!“ ſtammelte ich heraus. Ein Muſikant! War es doch, als ſei Oel auf die Wogen ſeines Zorns gegoſſen; ich ſah ihn zum erſtenmal lächeln. Unter der ſtarren und rauhen Hülle flammte dieſem Mann ein für Muſik heißglühendes Herz. Er fragte mich nun niemals wieder um mein lateiniſch und griechiſch, er ſchien meines Vaters Wunſch ganz vergeſſen zu haben. Er gab mir Singſtunde.

Ein Himmel that ſich der Seele des Knaben auf, den aber, ach, nur zu bald jene Wolken dunkelten, die ſo manches heitre Jugendleben trübten und noch trüben. Ich ſang mit des Kantors Töchtern, deren Stimmen ſchon recht ausgebildet waren, und mein heller Diskant vermählte ſich anmuthig mit ihrem reinen Alt. Bald war ich des Kantors beſter Diskantiſt, lernte vom Blatt ſingen, ehe ich und ſelbſt mein Lehrer es erwartete und glaubte; er rühmte ſich ſeines gelehrigen Schülers, wenn Freunde, benachbarte Kantoren und Dorfſchulmeiſter bei ihm einſprachen; ich mußte oft Proben meines Talentes ablegen, und wenn ich in der Kirche solo zu ſingen hatte, riß meine reine und weiche Stimme voll außerordentlicher Höhe und Kraft Alles zum freudigen Erſtaunen hin. Nicht minder groß, wie im Geſang, waren meine Fortſchritte im Klavierſpiel; eine neue Welt erſchloß ſich mir, und mein ganzes muſikaliſches Streben gewann eine edlere und beſſere Richtung. Dennoch hätte des Kantors allzugroßer Eifer faſt alles wieder verdorben. Er legte mir allzuſchwierige Sachen, Menuetten, Sonaten u. dergl. vor, und da er ein Mann von ſchlechter Geduld war, ſo ſauſten, wenn ich nicht ſchnell begriff und richtig ſpielte, die Windmühlenflügel ſeiner Hände arg um meine Ohren. Der Kantor ſann mir an, was meine Kraft überſtieg und meinen guten Willen lähmte. Hatte ich über einem Stück einen betäubenden Schlag erhalten, ſo ſchlug mich Bornemann mit einem ſtarken Eiſendraht, deſſen er ſich zum Einziehen der Saiten bediente, auf die Finger, daß ſie blutend aufſprangen, und wenn ich dann vor Schmerz und Angſt nicht mehr wagte, eine Taſte zu berühren, ſo folgte Züchtigung mit dem Stock als drittes Weh nach.

Einigemal hielt ich dieß aus, dann ward es mir zu arg; ich haßte den tyranniſchen Lehrer, ich verfluchte die Muſik, deren Märtyrer ich werden ſollte, und erklärte dem Kantor rund heraus: „Ich ſpiele nicht mehr Klavier.“ Er gebehrdete ſich wüthend, ſchlug mich, ſperrte mich ein, lies mich hungern; mit der Feuertaufe heißer Thränen mußte ich den Kunſttrieb weihen, der ſo mächtig in mir erwacht war, und der nun mich ſo elend machte. Wahrlich, Gedanken an Selbſtmord traten in die Seele des neunjährigen Knaben, Gedanken grimmiger Rache, Bilder von des Kantors Verzweiflung, wenn ich ein freiwilliges Opfer des Todes geworden, und mein Leben nun von ihm gefordert werden würde. In jeder Nacht weinte ich im bittern Gefühl meiner Hülfloſigkeit, meines namenloſen Unglücks, mein Kopfkiſſen naß. Wer ſie nicht aus eigner Erfahrung kennt, dieſe qualvollen Schmerzen in einem Knabenbuſen, deſſen Gefühle ſich losringen wollen aus dem unklaren Traum der Kindheit, o der kann ſie niemals nachempfinden! Wohl denen, deren heitre Kinder- und Jugendjahre kein Tyrannendruck vergiftete! Solcher Druck übt den nachtheiligſten Einfluß auf die Characterentwickelung der ſpätern Jahre und mordet der Seele beſſere Kräfte. Verkehrte Erziehungsmaßregeln, grauſame Strenge, und das leider nur zu oft vorkommende Verkennen der Befähigung und der Neigung der Individuen, gewaltſames Unterdrücken einer hervorbrechenden Geiſtesrichtung, die nicht in das Prokruſtesbett der Pädagogen paßt, haben die Staaten ſchon um manchen guten Bürger gebracht und dagegen die Zuchthäuſer bevölkern helfen.

Ein und ein halbes Jahr war vergangen, und ich kannte die Stadt noch nicht, in der ich lebte; nie kam ich aus dem Hauſe, außer wenn ich beauftragt wurde, Waſſer zu holen, denn nicht nur der Schüler war ich, auch der Rüpel mußte ich ſein. Ich wurde düſter, zerſtreut, gleichgültig gegen alles, keiner Aufgabe genügte ich mehr; über meinen Unfleiß, wie über meine Ungeſchicklichkeit war nur eine Klage, und die Mißhandlungen mehrten ſich deßhalb. Bei einer ſolchen barbariſchen Execution ſchlug mich der Kantor, daß ich faſt beſinnungslos hinterrücks vom Stuhl ſtürzte; jetzt war die Geduld meines mißhandelten

2.

Muſikaliſche Leiden und Freuden.

Mein Vater erſchrak über meinen Anblick, er hörte mit größerer Theilnahme, als ich glaubte erwarten zu dürfen, meine Klage, aber er belächelte meine kindiſche Erklärung, daß ich lieber Eiſenſteine für die Hammerwerke klopfen wolle, als wieder zu dem Kantor zurückkehren. Ich fühlte mich froh, wie ein König im Aſyl des Vaterhauſes, und träumte von jugendlicher Freiheit einen kurzen Traum. Am andern Morgen ſchon erſchien ein Bote von Bornemann, der meinem Vater einen Brief übergab. Nie habe ich den Inhalt dieſes Briefs erfahren, konnte ihn jedoch leicht errathen, denn mein Vater befahl mir, mit dem Boten, einem meiner Schulkammeraden, alſobald nach der Bergſtadt zurückzukehren. Ich war ſo unglücklich, meinem Vater den kindlichen Gehorſam weigern zu müſſen, und mit einem Starrſinn, den er nicht erwartet hatte, ſagte ich ihm, er möge mich lieber augenblicklich umbringen, ich ginge nicht zu dem Kantor zurück. Mein Vater war verſtändig genug, einzuſehen, daß jede Strenge ihre Grenze hat, er ſandte den Boten zurück — ohne mich.

Acht Tage reichten hin, durch vernünftige Vorſtellungen und weiſe Strenge meinen Entſchluß umzuwandeln, ich trat zum zweitenmal mit dem Vater die Wanderung zu dem Kantor an. Als wir ankamen, fehlte es nicht an heftigen Vorwürfen, ich trug ſie ſtumm und trotzig, mit dem feſten Vorſatz, bei der erſten erneuten Mißhandlung in die weite Welt zu entfliehen und das Klavier nie wieder zu berühren.

Mein Vater mochte ſich wohl die Auslaſſung der pädagogiſchen Berſerkerwuth ſeines Freundes an mir ernſtlich verbeten haben, denn das Betragen des Kantors war ſehr verändert. Er war zwar nicht freundlicher, aber doch menſchlicher; von Schlägen war keine Rede mehr, und die in meinem Gemüth erſtickte natürliche Fröhlichkeit ſproßte wie junges Lenzgrün wieder auf. Mit der Heiterkeit, die mir zurückkehrte, kam auch die Luſt zum Lernen, ich wurde fleißig, holte nach und wagte mich auch bisweilen, wenn der Kantor und ſeine Töchter abweſend waren, an das Klavier. Ein namenloſes Entzücken, ein geheimnißvoller, aus Luſt und Grauen gemiſchter Schmerz durchdrang mich, als ich die erſten Töne wieder anſchlug, allein, in der Abenddämmerung, ſchüchtern, wie ein Liebender, und bebend, wie ein Verbrecher. Das Inſtrument rauſchte mir Frieden und Beruhigung in das Herz, es öffnete mir die Thore meines verlornen Paradieſes wieder, und wie in verſchwiegener Heimlichkeit getauſchte Flammenküſſe der Liebe durchglühte die Aetherflamme jugendlicher Begeiſterung mein ganzes Herz.

Eines Tages eröffnete mir der Kantor, daß ich nach dem Willen meines Vaters die Klavierſtunden wieder beginnen müſſe. Dieß erſchreckte mich, denn ich fürchtete die Rückkehr der früher erlittenen Qualen. Doch meine Angſt beſchwichtete die troſtreiche Verheißung, daß ich für jede gut einſtudirte Sonate von einem berühmten Meiſter, die ich fertig vom Blatt ſpielen würde, ein Geſchenk von vier Groſchen empfangen ſolle, welches Geld ich ganz nach eigenem Belieben verwenden dürfe; dabei legte mir Bornemann gleich eine Sonate von Emanuel Bach vor, dieſem tiefen Geiſt, deſſen muſikaliſchem Gedankenflug zu folgen ich noch lange nicht reif war. Abends, als der Kantor hinweg war, ſenkte ich mich in den Himmel der Töne, freundlich ermunterten die Töchter, in einer Stunde ſpielte ich das Muſikſtück vom Blatt. Doch beſchloß ich, die Aufforderung, es dem ſtrengen Lehrer vorzuſpielen, erſt abzuwarten, und als dieſe bald genug erfolgte, ſpielte ich mit Zittern und Z gen die ſchwierige Muſik, und beging manchen Fehler. Schon ſah ich den alten Grimm ſich wie eine Gewitterwolke über das ſtarre Angeſicht des Kantors lagern und in den funkelnden Augen aufblitzen, ſchon fürchtete ich, er würde den Eiſendraht auf meinen Fingern tanzen laſſen, aber er ſprach mit einem böſen Blick: „Du kannſt das Stück noch nicht, Junge, mußt es beſſer lernen!“ Wie froh war ich, ſo glimpflich davon zu kommen; der Geldpreis, obgleich für mich eine königliche Belohnung, lockte mich nicht, das Bewußtſeyn, die ſchwere Sonate zu können, galt mir mehr. Endlich überwand ich meine Zaghaftigkeit, und ſpielte, wie bisher im Geheim, nun auch in der peinlichen Gegenwart des Kantors die Sonate fehlerfrei. Mit der verheißenen Belohnung empfing ich ein zweites, noch ſchwereres Muſikſtück, und ſo ſtieg ich auf der Stufenleiter vom Leichten zum Schweren, die mir zur Himmelsleiter wurde, in den Himmel der Töne, engelſelig und überglücklich. Auf dieſe Weiſe ſchwand ein halbes Jahr, flüchtig wie ein Traum; jene Zeit war es, welche die muſikaliſche Richtung meines Geiſtes und Gemüthes für alle Folgezeit in mir feſtbildete, die mich wie ein heiliger Troſtesſtern in allen Wüſten leitete, durch welche das Leben mich führte, die mir in Noth und Entbehrung jeglicher Art treu blieb, aus Kerker und

Gefangenſchaft mich rettete, und aus einem entlegenen Welttheil mir den Weg zum theuern Vaterland wieder bahnte.

Mein Kantor verſtand es, mich zu benutzen; in allen Kirchenmuſiken mußte ich ſingen, und die Partituren derſelben, oft dreißig bis vierzig Bogen ſtark, mußte ich abſchreiben und alle Einzelſtimmen ausſchreiben. Wehe mir, wenn ſich darin ein von mir verſchuldeter Fehler fand, unaufhaltſam ergoß ſich dann das Ungewitter von Bernemanns Heftigkeit, und ich ſtand beſchämt vor allen Muſikern da. Durch dieſe Strafe und Uebung erlangte ich eine außerordentliche Fertigkeit im Leſen der Partituren, und manche Kirchenmuſik prägte ſich ſo ganz meinem Gedächtniß ein, daß ich mir traute, die Partitur wieder aus dem Kopf niederzuſchreiben, und daß ich früher die Fehler Einzelner bei den Aufführungen bemerkte, wie Bernemann ſelbſt. Bisweilen, doch ſelten, lobte mich auch der Kantor: „Junge, aus Dir könnte einmal ein tüchtiger Muſikus werden, wenn Du nicht zu leichtſinnig wärſt!“ Die Muſik hob und hemmte mich zugleich. Von ihrem Reiz umſtrickt, vernachläßigte ich die Sprachen, und der Gedanke, ein Pfarrer werden zu ſollen und zu müſſen, ließ mich nicht allen Fleiß auf das muſikaliſche Studium richten. Die böſen Nomina und Pronomina konnte ich nicht leicht überwinden, während ich die Schwierigkeiten in der Muſik leicht beſiegte; meine Bildung blieb unvollkommen, ich wandelte den Weg der Stümper. Da trat eine neue Anregung in mein Daſein, der erſte Strahl jener allmachtgleichen Himmelsgewalt, die dem Leben die roſigſten und zugleich dornenvollſten Kränze windet, glühte im Frühroth meiner Jugend auf, eine reine unentweihte Aurora.

Ein liebliches zwölfjähriges Mädchen hatte in den ſpätern Nachmittagsſtunden Klavierunterricht bei dem Kantor; ſie war aus einer angeſehenen Familie, und der Mann von wenig Geduld, wie ich ihn ſchon bezeichnet habe, mußte Käthchen ſchonen; er fühlte ſelbſt, wie wenig die rauhe Durtonart ſeiner Unterrichtsmethode für dieß zartorganiſirte Kind paßte. Daher ward ich befehligt, Käthchen zu unterrichten; ich that es gern, bald that ich nichts auf der Welt ſo gern. Die ſchlummernde Poeſie des Lebens, die ſüßträumende Schwärmerei zärtlicher Gefühle ſchlug die Augen auf; ich der ſonſt wilde und heftige Knabe wurde mild und ſanft, wie ſie, und bald ſchmiegten ſich unſere Seelen in ſo herzlicher unſchuldiger Zuneigung an einander, wie die Körper während des Unterrichts. Der kalte Kantor hatte keine Ahnung von der Flamme, die ſich im Stillen in uns entzündete, und die ſo gefährlich werden konnte. Beim

Weggehen leuchtete ich Käthchen, ſtellte unten das Licht aus der Hand, wir flüſterten freundlich und zärtlich, ſie umſchlang mich mit ihrem kleinen Mantel, unſere Wangen brannten an einander, unſere Lippen vereinten ſich zu ſüßen Küſſen. War es unſere Schuld, daß Gefühle ſo früh erwachten, die noch hätten ſchlummern ſollen? Und überhaupt war es Schuld? Der raſch und fieberhaft klopfende Puls der Liebe im Menſchenleben, iſt er etwas anders, als der Frühling, der die ſchlummernde Triebkraft der Erde weckt? und giebt es nicht frühe Lenze? — iſt er etwas anders, als das unbewußte Regen, das die eine Blume treibt, ihren Kelch dem Kuß des Morgens zu öffnen, während andere bis zum Mittag ſchlummern? Hier ſoll keiner verdammen. Honny soit, qui mal y pense!

Liebe, Poeſie und Muſik wurden nun der ſchöne Dreiklang meines ganzen verklärten Daſeins. Sehnſucht und Qual, und himmelaufjauchzende Wonne erfüllten alle meine Gedanken. Ich ſuchte mir Lieder, die mit meinen Gefühlen harmoniſchen Einklang hielten und ſang ſie des Nachts mit liebeglühender Seele, und träumte mich zu meiner jugendlichen Auserwählten hin. Auch Käthchen empfing dieſe Lieder, wir ſangen ſie vereint am Klavier; ich gab ihr bisweilen in Gegenwart ihrer Aeltern Stunde, in ihrer eignen Wohnung. Niemand errieth unſere innig in einander ſchmelzenden Gefühle, man hielt uns ja für Kinder, und glaubte, daß in elf- und zwölfjährigen Kinderſeelen noch kein Raum ſei für die mächtigſte Leidenſchaft. Wie tief beſchämt ſtand ich bisweilen, wenn der Segelkahn meiner Gedanken mich an Käthchens Seite auf den melodiſchen Wellen der Töne zur unbekannten Atlantis unſers Glücks getragen, und nun die Mutter des Mädchens mit einem großen Butterfladen zu mir trat und mich aus meinem Hesperien riß. Ein Butterfladen der Lohn meines Strebens! Ich ſollte ein Kind ſein! Doch die Geliebte theilte mit mir das Unvermeidliche, und ſo verklärte ſich uns auch dieſer Genuß.

Jene Paradieſeszeit ſchuldloſer, reiner und zärtlicher Liebe liegt weit hinter mir, wie tief im Ocean eine einſame glückliche Inſel. Das Leben trieb mich lange und ſtürmiſch umher, doch immer blicke ich noch nach dem Morgentraum meines erſten Jugendglücks. Wie ein Stern ſank es vom Himmel in mein Herz, wie ein Stern ſteht es wieder droben im ewigen Glanz, und meine Erinnerung ſieht und zieht ihm nach.

Die Jugendliebe kräftigte mehr und mehr meine Neigung zur Muſik, ich nahm die zarten Lieder Hölty's und verſuchte, ſie zu komponiren, ich verſtrömte in dieſe Melodien alle Poeſie, die mich erfüllte, und die ich nicht in Worte, nur in Töne zu kleiden vermochte. Mit an Käthchen gerichteten Gedanken ſang ich die Lieder unzähligemal, dann wurden ſie der Geliebten eingehändigt, und auch von ihr geſungen.

Oft, wenn die Menſchen allzuſorglos nahe Gefahr nicht ahnen und achten, übernehmen Zufall, Schickſal oder Vorſehung die Rettung. So ward auch unſern noch unbefleckten Seelen verderblicher Fall erſpart. Mein Lehrer fühlte, daß ich bei ihm nichts mehr lernen könne, und ſchlug meinem Vater vor, mich nach Freiberg in Sachſen auf das Gymnaſium zu bringen, wo ihm ein Freund lebte, der auch Kantor war, unter deſſen Aufſicht ich meine Studien fortſetzen ſollte. Als ich von dieſen Beſchlüſſen in Kenntniß geſetzt wurde, erſchrak ich heftig und wagte die beſcheidene Einwendung, ob ich nicht auf dem nahen Hennebergiſchen Gymnaſium eben ſoviel lernen könne, als in dem fernen Freiberg, erhielt aber den Beſcheid, daß ich das nicht verſtehe. Wohl tröſtete ich mich: Freiberg liegt nicht aus der Welt. Und doch lag es für meine Wünſche zu weit.

Die Freunde wechſelten Briefe. Der Freiberger Kantor ſchrieb, daß er beſtens für mich Sorge tragen wolle, nur in Koſt und Wohnung könne er mich nicht nehmen, indem ſeine Frau ſtets kränklich ſei. Schon daß ich nicht beim Kantor dort wohnen ſollte, entlockte mir ein Gedanken-Victoria! Ich ſollte bei einer geſitteten Wittwe Koſt und Wohnung finden und träumte mir ein Herrenleben, denn der lange Druck hatte den glühenden Wunſch nach einiger Selbſtſtändigkeit in mir rege gemacht.

Die Abſchiedsſtunde von Käthchen ſchlug. Wir miſchten unſere Thränen, tröſteten uns mit baldigem Wiederſehen, gelobten einander zu ſchreiben, ich verhieß Lieder zu ſenden. Der reine verklärte Mond meiner Jugendliebe verſank, der Morgen eines neuen Lebenstages voll Freiheit und Ungebundenheit brach mir an. Die Jugend hofft immer dem anbrechenden Tag entgegen, das Alter blickt immer mit Wehmuth in das Verglühen des ſcheidenden. Mein Herz war weich geſtimmt durch Muſik und durch Liebe, und ich weinte ſchmerzlich, als ich von meinem Kantor Abſchied nahm. Er hatte mich in der letzten Zeit ſehr human behandelt, ich kann ſagen, mit Achtung, er erblickte mehr in mir, er hoffte mehr von mir, als ich ſelbſt glaubte, und ſeine Schuld iſt es nicht, daß unerfüllt ſein Hoffen blieb. Ich verehrte ihn, wie meinen Vater, und küßte die Hand, die mich ſo oft gezüchtigt. Von den Töchtern des Kantors nahm ich mit leichterm Herzen Abſchied, ſie ſtanden in den eckigen Jahren, in welchen das Gefühl der Jungfräulichkeit mit dem kindiſchen Weſen eben ſo geiſtig kämpft, wie die körperliche Entwickelung mit den Formen; Jahre, in welchen junge Mädchen verächtlich auf den noch jüngern Knaben blicken und die Roſenknoſpe ihrer Jugend ganz und gar in die Stacheln einer halb anziehenden, halb abſtoßenden Sprödigkeit hüllen. Doch waren ſie nie unfreundlich gegen mich, und ſo ſchieden wir als Freunde von einander.

Zum zweitenmale kehrte ich in das Vaterhaus zurück, mit weniger bangen Gefühlen, wie das erſtemal, doch nachdenklich genug, und ſchon neugierig auf die Löſung des Räthſels meiner nächſten Zukunft.

3.

Die erſte Reiſe.

Oſtern war da, und der warme Hauch des beginnenden Lenzes zog fächelnd über die waldigen Berge meines Heimathlandes. Reiſefertig ſtand in unſerm Ort eine Karavane von Frachtfuhrleuten mit reicher Ladung von Rhein- und Frankenweinen, auch Barchent und andern Erzeugniſſen Thüringens, beſtimmt nach Sachſen abzugeben. Reiſefertig ſtand auch ich, einem der Fuhrleute zur Obhut übergeben.

Es war Nacht; wie wandelnde Schneehügel erſchienen beim Laternenſchein die mit weißen Tüchern überſpannten hochbeladenen Frachtwagen; melodiſch, faſt wie das wohltönende Geläute der Heerdenglocken in unſern Waldthälern, erklangen Glöckchen und Schellen an den reich verzierten Kummten der ſtarken Zugpferde, und der antreibende Ruf, das laute Geſpräch der Männer unterbrach mit dem Geklingel und dem Stöhnen der Achſen die melancholiſche Stille des Thales, das wir durchzogen. Der Föhrenwald ruhte noch im tiefen Schweigen. Auch ich ging ſchweigend neben dem Wagenzuge her, mein Herz war beklommen.

Allmählich erwachten die Stimmen des Waldes, die Amſel flötete erſt ganz einſam ihr Lied, gleich dem Imam, der zum Gebet die Gläubigen ruft, und dann ſtimmte die ganze beflügelte Gemeinde ein in den jubelnden Morgenhymnus, und der Tag brach an. Wer da weiß, wie im Jahre 1809 noch die Wege über den Thüringerwald beſchaffen waren, der weiß, wie langſam ſich damals ein Frachtwagenzug bewegen konnte, dennoch hatten wir ſchon Zella St. Blaſii hinter uns, als die Sonne über den hohen Beerberg emporflammte. An einer lichten Stelle des ſteilen Bergwegs hielten wir, den Pferden einige Raſt zu gönnen, und ich ſandte wehmüthig meiner ſchönen Heimath einen von Thränen getrübten Scheideblick. Tannenwaldung und Felſenwände ſtanden in glühender Morgenſonnebeleuchtung, die Thalwieſen grünten in jugendfriſcher Smaragdfarbe, und da und dort brachen aus dem feuchten Erdreich muntre Quellen hervor, die ſich mit brauſender Luſt in die Arme des Thalbachs ſtürzten. Es war rings ſo ſtill und heilig, wie ein Feiertag, und ſo ſchön, ſo ſchön erſchien mir mein Heimathland, von dem ich nun ſcheiden ſollte! Nie hatte meine Seele ſo ſeinen ganzen Reiz gefühlt. Immer erſcheint das, was wir miſſen und meiden ſollen, im Zauberlicht der Verklärung, und die Sehnſucht in uns regt polypengleich tauſend Gedankenarme, um zu faſſen, um zu halten, was Zeit und Schickſal uns ohne Schonung entreißt. Die heimathſehnſüchtige Stimmung in mir verſcheuchte bald die Spottluſt meiner Gefährten; rohe Naturen können Thränen kaum ohne Lachen ſehen, und der Stolz meiner Knabenſeele glaubte ſich ermannen zu müſſen. Ich wandte dem ſchönen Thal, das ich noch einmal überſchaut, den Rücken und folgte mit erzwungener Heiterkeit den Landsleuten. Hoch und immer höher, als ſolle es in den Himmel hinein gehen, zog ſich der Weg. Zur Linken blieb uns der Hochwald, zur Rechten ſenkte ſich der Berg tief, tief hinab, und drüben ſtarrten ſteile Wände ſchwarz herüber; an wunderlichen Felsbildungen kamen wir vorbei, endlich ward die Hochebene erreicht, als ſchon recht warm die Mittagsſonne drückte. Dort wurde ausgeruht, und die Vorſpannpferde wurden zurückgeſandt. Bald langten wir in Oberhof an, einem der höchſten Dörfer des Thüringer Waldes, und aus der Heimath ſchweifte mein Blick ſchon in die Ferne. Weit hinein, unermeßlich dehnte ſich ihr duftiges

Blau, und ich athmete tief auf und dachte: Wie groß iſt die Welt! Die heitre reizvolle Ausſicht zerſtreute meine trüben Gedanken, ſie begannen, ſich in die Zukunft zu richten. In Crawinkel, einem großen Dorf am Ende des Waldes, deſſen ominöſer Namensklang bedenklich ſcheinen möchte, wurde das erſte Nachtlager, auf der Streu, gehalten. Der nächſte Ort, den wir am andern Morgen erreichten, war Goſſel, einſam auf der Spitze eines hügeligen Bergplatteaus gelegen, der Ort, welcher den Thüringer Wald mit Südfrüchten verſieht, von Fuhrleuten, Kräuterſammlern und Wurzelgräbern bewohnt. Hinter mir lag nun die waldige Heimath, und frei wurde, je mehr wir uns Arnſtadt näherten, der Blick auf die geſegneten Fluren des thüringiſchen Flachlandes. Die drei Gleichen ragten in der Ferne empor, die Mährchenberge, von mythiſchem Duft alter Erinnerungen umſchleiert.

Neun volle Tage lang dauerte unter abwechſelnder Witterung die Reiſe, bald lang-, bald kurzweilig, und ich weiß nicht, habe ich auf ihr mehr Fuhrmannsſcherze, oder mehr Fuhrmannsflüche gehört. Meine Phantaſie gewann volle Zeit, ein ſchönes Leben auszumalen; ich ging oft allein und wanderte fröhlich dem Wagenzuge weit voraus; das reiche Erzgebirge winkte wie eine zweite Heimath, ich überſchaute mit Luſt von mancher Höhe, wo ich die langſam nachziehenden Wagen erwartete, die ſchöne Erde, die ſich in den Schmuck des Frühlings kleidete. Am Morgen des zehnten Tages lag Freiberg vor uns, um neun Uhr hielt ich meinen Einzug in die alte Stadt.

4.

Schülerleben.

Nicht ohne Wehmuth im Blick und im Gemüth nahm ich Abſchied von meinem Führer und Leiter und den übrigen Landsleuten, als ich den Fuhrmannsgaſthof verließ, wo ich mich zuvor, ſo gut es ging, nach meinen Begriffen jedoch gar ſtattlich, herausgeputzt und ging mit dem Hausknecht, der mein Gepäck trug, meine Ausweiſebriefe in der Hand, der Wohnung des Kantors Schiffer zu. In der finſtern Kirchgaſſe ſchellte mein Begleiter an einem Haus, die Thüre öffnete ſich, wir betraten eine nachtdunkle, feuchte Hausflur und ſtiegen die Treppe hinan. Oben öffnete ſich eine Stubenthüre, aus der eine alte, magre und häßliche Frau ſah, wunderlich in Tücher eingemummt, und ohne zu fragen, wer wir ſeien und was wir wollten, ſchrie ſie uns keifend an: „Mein Mann iſt nicht zu Hauſe! Kommt wieder!“ und ſchmetterte die Thüre zu. Ich ſtand verdutzt, rathlos, wir blieben ſtehen, ſannen, endlich ſagte der Hausknecht: „Ich habe Ihn nun an Ort und Stelle gebracht, ſehe Er zu, wo er weiter hinkommt!“ entledigte ſich des Gepäckes und verſchwand. Ich ging nach der Küche, nach andern Thüren, alle waren zu, und als ich eben doch noch eine offen fand, erſchien abermals die Frau und überfluthete mich, in dem Wahn, ich wolle ſtehlen, mit einer Unzahl von Schimpfwörtern und Verwünſchungen. Vergebens ſuchte ich zu Wort zu kommen, vergebens hielt ich ihr meine Briefe hin, ſie glaubte, es ſeien Bettelbriefe, und demonſtrirte mich die Treppe hinunter. Als ich im Begriff war, das Haus zu verlaſſen, kam ein großer ſtattlicher Mann mit einer Habichtsnaſe und ſtrengem Blick, und fragte mich, zu wem ich in dem Haus gewollt habe. Es war der Kantor, er nahm meine Briefe, hieß mich ihm folgen und führte mich in ſein Familienzimmer, wo er, mich ſeiner Frau vorſtellend, das Räthſel meines Beſuches löſte. Die Frau ſprach kein Wort, ſie nahm mit einiger Heftigkeit zwei Priſen Taback hintereinander, dann einen Löffel Arznei, von welcher die ganze Stube durchduftet war, und der Kantor hieß mich ihm folgen. Gern verließ ich das unheimliche Wohnhaus.

Auf dem Naſchmarkt ſtand ein kleines Haus, auch nicht von beſonders einladendem Anſehen; unten wohnte ein Seiler, oben Madame Koſel, meine künftige Hauswirthin. Sie war groß gewachſen, ſehr hager, und empfing mich mit einer angenommenen Vornehmheit, die mir durch mein ganzes Leben unausſtehlich geblieben iſt. Nichts iſt lächerlicher, als dieſes im Stande der Halbgebildeten ſo oft vorkommende Beſtreben, ſich ein Anſehen geben und hinter einer erborgten Scheinwürde die innere Hohlheit und Gemeinheit verbergen zu wollen.

„Madame Koſel, hier bringe ich Ihnen Ihren neuen Zögling, der ſo eben ankam,“ redete der Kantor ſie an, und ſie ſprach mit Affektation: „Sei willkommen, mein Sohn! Wenn Du Dich gut gegen mich und meine Demoiſelles Töchter beträgſt, ſo wirſt Du an mir ſtets eine mütterliche Freundin finden. Hier dieſes ſind meine Demoiſelles Töchter.“ Dabei zeigte ſie auf zwei am Tiſch ſitzende Mädchen, die verbuttet ſchienen, ſie waren klein, und doch nicht jugendlich, ſie waren jung und doch bereits verblüht. Ein Bretterverſchlag auf dem Vorſaal, der drei Betten enthielt, nahm meine Effekten auf und ein viertes Bette, wo ich mit noch drei Kameraden ſchlafen ſollte.

Meine Empfindung in jener Stunde ſteht heute noch vor meiner Seele. Sie war keine heitre, keine ſchöne. Die Umgebung, in der ich nun leben ſollte, bedrückte mich. Ich fühlte mich ſchmerzlich allein in dieſem fremden Menſchenkreis, losgeriſſen von allem, was bisher meiner Jugend lieb geweſen, fern von der geliebten Heimath, ohne Rath und wohlwollende Leitung mir ſelbſt überlaſſen. Solchen Gedanken nachhängend, ſaß ich auf einem der Betten, und war dem Weinen wahrlich näher, als dem Lachen. Da polterte es die Treppe herauf, lärmte über den Saal und riß die Thüre auf. Es waren die künftigen Kameraden, die aus der Schule kamen, denen Dame Koſel mich vorſtellte.

„Ein Bauernjunge!“ platzte es aus dem Munde der Gymnaſiaſten. „Schuhe — kurze Höschen — ein merkwürdiger Schnitt an ſeinem Frack!“ ſpotteten ſie, doch als dieſe Prüfung überwunden war und ich ſie, ohne Empfindlichkeit blicken zu laſſen, ertrug, befreundeten wir uns bald.

Am folgenden Tag wurde ich vom Kantor zu dem alten Rektor des Gymnaſiums, Magiſter Hecht geführt und von ihm nach einer kleinen Prüfung in die dritte Klaſſe geſetzt, wobei ich die Weiſung bekam, daß ich nach meines Vaters Willen die Muſik fleißig fortſetzen ſollte und mich daher viermal wöchentlich in Prima zur Singſtunde einzufinden habe; da nun eben eine ſolche Stunde begann, ſo verfügte ich mich mit dem Kantor in dieſe Klaſſe, wo ich abermals der Gegenſtand des Spottes aller Schüler wegen meiner thüringiſchen Kleidertracht wurde. Zu jener Zeit trug man ſich mit nur geringer Abänderung, in meinem Ort, wie noch jetzt in vielen Dörfern, nach dem ächt deutſchnationalen Typus, wie er auf den einfachen Bildblättern der deutſchen Spielkarte fortlebt. Der Kantor beſchwichtete die Ausbrüche der Spottluſt, und um zu ſehen, was ich im Geſang leiſte, ließ er mich in einer Kirchenmuſik, die er eben einſtudirte, einige Solo's ſingen. Jetzt bewährte ſich auf das glänzendſte mein muſikaliſches Talent; mit meiner reinen, kräftigen und hohen Stimme ſang ich faſt ohne Anſtoß die Solo's vom Blatt. Das verſchaffte mir bei meiner muſikaliſchen Kameradſchaft großes Anſehen, und als ich vollends auf der kleinen Orgel in Prima einen fugirten Satz mit Fertigkeit ausführte, vergaßen die Knaben und Jünglinge die allzulangen Schöße meines zeiſiggrünen Fracks, die kurzen hirſchledernen Inexpreſſibles, die blauen Strümpfe mit rothen Zwickeln, und die ſtarken rindsledernen Schnallenſchuhe. Der Kantor meinte, wie ſein Amtsbruder Bornemann, es könne etwas aus mir werden, und ordnete mich in das Chor der Kurrendaner ein.

Ich habe, wie einſt Doctor Luther in Eiſenach, zu Freiberg mit der Kurrende von Haus zu Haus geſungen und Geld und Brod dafür empfangen.

Mein Schülerleben, das ich mir ſo herrlich geträumt, bot abermals der Dornen mehr, als der Roſen. Ich machte bald an mir eine ſehr betrübende Entdeckung, Mangel an Talent für ernſte Studien, namentlich für das Erlernen der alten, wie der neuen Sprachen; ich blieb zurück. Oft arbeitete ich mit dem angeſtrengteſten Fleiß tagelang über Aufgaben, die Andern nur Stunden koſteten, und wenn ich glaubte, das beſte Lob zu gewinnen, ärntete ich vor der ganzen Klaſſe Tadel und Beſchämung von meinen Lehrern ein, die für Nachläſſigkeit und Unfleiß anſahen, was nur Mangel an Fähigkeit war. Dieſe für mich ſehr bittern Erfahrungen hat wohl ſchon mancher werdende Jüngling gemacht. Oft tritt in den Jahren der Entwickelung ein Talent wunderſam hervor, berechtigt Aeltern und Lehrer zu ſchönen und großen Hoffnungen, und geht dann wieder unter, einem ſchönem Sterne gleich, der ein Räthſel für die Aſtronomen, plötzlich erſcheint, leuchtet und dann in die unerforſchlichen Räume des Himmels verſchwindet. Oft entwickelt ſich erſt ſpät die geiſtige Kraft, und aus dem Knaben, der verſtockt, träumeriſch, dumm erſchien, den Mitſchülern ein Spott, den Lehrern ein hemmender Sündenbock, wird ein Mann, deſſen Ruf ſeine damaligen Lehrer und Mitſchüler weit überſtrahlt. Die Gaben und Anlagen der verſchiedenen

Individuen richtig aufzufaſſen und zu würdigen, keine zu mißkennen, keine zu überſchätzen, iſt, meines Erachtens nach, die ſchwerſte Aufgabe für Lehrer und Erzieher, die aber, richtig gelöſt, das hochwichtige Amt derſelben dann leicht macht.

Ich brachte ein großes Opfer, um nicht hinter den Mitſchülern zurück zu bleiben. Zum zweitenmale ward ich der Muſik, der Seele meines Herzens, untreu; ich ſpielte nicht mehr, ſang nicht mehr und trat aus der Kurrende, nicht ohne heftigen Kampf mit dem Kantor, der gleiche Tyrannei an mir übte, wie ſein Kollege in meiner Heimath. Dennoch erſtrebte all mein Fleiß nur eine kühle Zufriedenheit; es Andern zuvor zu thun, einer der Beſten zu ſein, gelang mir nicht, es überſtieg meine Kräfte.

Dazu kam neues Unheil; ich war in die Flegeljahre getreten. Mein unruhiges Temperament verleitete mich zu hundert loſen Streichen, die harte Strafen nach ſich zogen, wodurch wieder Leben und Lernen mir verbittert wurden. Der Gedanke, das Gymnaſium zu verlaſſen und gar nicht zu ſtudieren, kam mir oft, und die Flagge meiner Sehnſucht richtete ſich nordweſtwärts; in Halberſtadt lebte mir ein Oheim, der Gärtner war; ſein harmloſes Geſchäft unter Blumen, Gemüßen und Zwiebeln ſchien mir beſſere Tage zu verheißen; ich ſchrieb deshalb dringend an den Vater. Aber ach, in der Antwort ſtand: Du ſollſt und mußt ein Pfarrer werden!

Ich ſaß nun in Obertertia und nahm, um meinen kindiſchen Gram zu zerſtreuen, Unterricht auf der Guitarre. Die Muſik war der Magnetberg, der immer wieder meine Seele anzog, und in ihrer Zauberſphäre ward mir ſelig wohl, ſie lullte, wie ein ſüßes Wiegenlied das Kind, jeden Schmerz meiner Bruſt in Schlummer ein. Mein Lehrer war ein Primaner, noch denke ich ſeiner mit dankbarer Liebe, er ſchloß mir eine neue Welt der Freude auf. In acht Guitarreſtunden war ich ſo weit, mich mit Geſang begleiten zu können, bald fähig, andere zu unterrichten; ich komponirte Lieder zu dem mir lieb gewordenen Inſtrument, die ich dem Kantor Schiffer zur Prüfung vorlegte, doch ſchüttelte dieſer ſtets unwillig den Kopf und ſprach: „Das ſind Allotria! Lerne Syntax!“ — Ich habe nie Syntax gelernt.

Vielleicht erinnert ſich einer oder der andere meiner Leſer im Erzgebirge noch der Schlackenbadanſtalt auf dem Hüttenwerk bei Freiberg. Dorthin kam im Sommer aus Nähe und Ferne mancher Gaſt, und die Freude ſchlug inmitten einer mit maleriſchen Reizen geſchmückten Gegend, einer heitern und großartigen Bergnatur, ihre Zelte auf. Sang und Klang durchtönten die Räume vor dem Badehaus, auch wir

Schüler gingen oft dorthin. Mich feſſelte vor allen andern ein Chor von Bergknappen, die dort muntre Tänze ſpielten, und alle Erinnerungen meiner Kinderjahre ſtiegen lebendig in mir auf. Die grüne Bergwelt ringsum mahnte mich an meine heimathlichen Wälder; ich drängte mich an die Bergknappen, lauſchte ihrem Spiel und den Geſängen, die ſie zwiſchen den Tänzen ſangen, und die ſo einfachſchön und fromm zum Herzen ſprachen. Zu Hauſe ſuchte ich die Tänze hervor, die ich zum Klavier komponirt und ſetzte ſie, ſo gut ich konnte, für Inſtrumentalbegleitung; dann brachte ich ſie den Bergmuſikanten, mit der beſcheidenen Verſicherung, daß ich ſie von einem großen und weltberühmten Komponiſten erhalten habe. Auf dieſe Verſicherung wurden ſie geſpielt, gefielen, ich mußte mehre herbeiſchaffen und that es mit Luſt; ich war glücklich. Der Zauberberg der Muſika hielt mich feſt wie Frau Venus den Ritter Danhäuſer, und vergebens ſtreckte Frau Theologie die Arme nach mir aus. Die Folge waren ſchlechte Schularbeiten, harte Vorwürfe, harte Strafen; aber waren die Stunden aus, ſo pilgerte der junge Komponiſt hinaus zum Schlackenbad, lauſchte mit Wonnegefühlen den eignen Melodien ſeiner Luſtreigen, und dünkte ſich mehr als Kantor und Rektor zu ſein. Es iſt und bleibt der ſeligſten Freuden eine, die von Dichtern und Tonſetzern am vollſten und reinſten empfunden wird, das von außen erklingen zu hören, was unter Schmerz und Luſt in der eignen Bruſt erklang und unter Freudenthränen an das Licht geboren wurde.

Aber wie oft immer dem Menſchenleben Freude und Leid auf ſchwankender Wage wechſelnd zugewogen werden, ſo auch meinem Jugendleben. Mehr als die Erwachſenen glauben, beobachtet ſie mit ſcharfem Blick das jugendliche Alter, und wird entweder zum Verräther oder zum Nachahmer der erſpähten Thorheiten oder Laſter, wie es kommt. Ich ſahe, daß im Hauſe meiner geſitteten Wittwe, der Dame Koſel, nicht alles ſo war, wie es ſein ſollte. Der Mann war als Stadtſecretär geſtorben, die Familie nährte ſich durch weibliche Arbeiten und das Logis- und Koſtgeld der Schüler, über welche die Frau mit imponirendem Weſen herrſchte, ſo daß kaum einer wagen durfte, ohne ihre Erlaubniß auszugehen. Als Tertianer hatte ich mir ihre Bemutterung gefallen laſſen, als Sekundaner drückte ſie mich, erbitterte mich, und ich fing nun an, im Stillen Betrachtungen anzuſtellen, was doch wohl ſo oft gewiſſe Beſuche zu bedeuten hätten, welche Dame Koſel von verſchiedenen Perſonen, und ſtets unter vier Augen empfing? Es kam ſehr oft der Kantor Schiffer, der eine kränkliche, und ein Doktor, der gar keine

Frau hatte, ingleichen ein ebenfalls lediger Tanzmeiſter; ich wußte nicht, daß eine Wittwe, die es verſteht, verblühende Reize aufzufriſchen, viele Hausfreunde haben kann. Ich paßte ein wenig auf, man glaubte ſich unbeobachtet, und mein noch unbeflecktes Herz wandte ſich mit Scham und Abſcheu von den gemachten Entdeckungen ab. Mir graute vor dieſer geſitteten Wittwe, ich verachtete ſie, und ließ ihr das fühlen und merken. Ihre Verweiſe, die ſie mir gab, hörte ich lachend an, ſie klagte es dem Kantor, ihrem Freund, dieſer ſchrieb meinem Vater, daß ich ein Unband und Taugenichts ſei; von allen Seiten kamen Scheltworte, Strafen und drohende zornige Briefe; meine ganze Umgebung ward mir in tiefſter Seele verhaßt, und durch die Unfreundlichkeit derſelben, durch ihren Druck keimte in meinem Charakter eine Bitterkeit auf, ein ſtarrer Trotz, der endlich Rohheit zu Hülfe nahm, um kräftigen Gegendruck zu üben.

Eines Tages ſaß ich über einer Schularbeit in der Wohnſtube. Dame Koſel war in übler Laune, ſie fing von freien Stücken an, mich zu turbiren. „Ei, der Musje thut ja ſo fleißig, es iſt gewiß vor der Welt Ende. Wenn nur jeder junge Taugenichts, aus dem doch nichts wird, auf ſeinem Dorfe bliebe, bei dem Vieh, unter dem er aufgewachſen iſt.“ Ich zitterte vor Wuth, mein Herz ſchlug laut, ich ſah, die Frau wollte mich reizen, ihre Blicke flogen ſcharf nach mir hin, wie vergiftete Pfeile. „Madame!“ ſagte ich: „laſſen Sie mich ruhig bei meiner Präparation, ich bin nicht aufgelegt zu einem Wortwechſel.“

„Ei ſeht doch!“ fuhr ſie nun auf: „Zuletzt wird man den ungerathenen Buben um Erlaubniß fragen müſſen, ihm ſeine Sünden vorhalten zu dürfen.“

„Wie ſo Sünden?“ fragte ich ſcharf. „Die Sünden pflegen ſich gewöhnlich in Winkel zu verſtecken, wie es deren einige in Ihrem Hauſe giebt.“

Auf dieſes Wort wurde ſie kreideweiß, der Schreck ſchlug ihr alle Glieder mit der Ruthe des böſen Gewiſſens. Wie eine Furie ſprang ſie vom Stuhl auf und auf mich zu: „Was ſoll das heißen, infamer Bube?“ — Ich ſchwieg. „Ich will wiſſen, was Du mit dieſen Worten haſt ſagen wollen?“ Ich ſchwieg. „Werde ich Antwort bekommen?“ kreiſchte ſie überlaut. „Laſſen Sie mich, erlaſſen Sie mir jede Erklärung,“ ſprach ich ruhig. „Ich will es, ich will es!“ rief ſie und ſtampfte den Boden, daß die Scheiben klirrten.

„Sie thun beſſer, mich zu keiner Erläuterung zu zwingen, veranlaſſen Sie lieber den Herrn Kantor, mich je eher, je lieber aus Ihrem Hauſe ziehen zu laſſen.“

Die wüthende Frau kannte ſich nicht mehr, ſie ſtürzte auf mich ein, ſie ſchlug nach mir, ich aber ergriff Schellers groſes Lexikon und warf es ihr an den Kopf; es war die alte Ausgabe in einem Band. Dame Koſel knickte mit einem Schrei zuſammen, die eine Tochter erfaßte eine Elle, die zweite ein Bügeleiſen, und wollten mir zu Leib, ich ſetzte über alle drei hinweg und lief aus dem Hauſe. Es war mir nicht wohl bei der Sache. Die Frau lag bleich, in Ohnmacht, am Boden; zwar hoffte ich, ihr Doktor werde ſeine ganze Kunſt aufbieten, ſie zu erwecken, aber für mich war der Vorgang doch äußerſt bedenklich. Ich ging zum Konrektor und erzählte ihm alles, auch das, was ich bemerkt und erlauſcht hatte. Dieß zog mir einen ſcharfen Verweis zu und die Weiſung, augenblicklich nach Hauſe zu gehen und Dame Koſel um Verzeihung zu bitten. Ich ging beſtürzt, und wußte nicht mehr, was Recht und was Unrecht ſei. Daheim fand ich die Frau im Bette, den Kantor als Tröſter bei ihr, und auf dem Tiſch einen derben Haſelſtock — jedenfalls für mich. Mein Ehrgefühl war erwacht, im fünfzehnten Jahre ſprechen Stockſchläge nicht gut an. Der Kantor hielt eine ernſte Vermahnung an mich, mit größerer Mäßigung, als ich erwartet, doch ſchloß ſie mit der Nutzanwendung, daß mein Vergehen die härteſte

Züchtigung verdiene, und dabei ergriff er mit einer Hand den Stock, mit der andern mich, um ſein ſo eben geſprochenes Urtheil zu vollſtrecken. Ich ſagte raſch zu ihm: „Herr Kantor, ſchlagen Sie mich nicht! Geben Sie mir Arreſt! Was Sie wollen, aber ich laſſe mich nicht prügeln, wie ein Quintaner!“ Er hörte mich nicht, er ſchlug, ich wehrte mich verzweifelt, ich bekam einen Schlag auf den Kopf, erfaßte eine Stuhllehne, ſtieß meinen Peiniger damit gegen den Unterleib, daß er zurück und gegen einen Tiſch taumelte — und entſprang.

Meine Lage war bedenklicher, als je; ich hatte mich thätig gegen einen Lehrer vergangen, was mir drohte, konnte ich leicht ermeſſen. Mein Herz ſchlug ängſtlich in der Nachmittagsſtunde in Sekunda. Sie hatte kaum begonnen, als der Kantor in die Klaſſe trat; ich wurde bleich und roth, er eröffnete dem Konrektor alles. Die beiden Lehrer hielten über meine Beſtrafung Rath, und da in jener Zeit das Büttelweſen auf Schulen und Gymnaſien noch ſo ziemlich allgemein war, da Maulſchellen geben, in den Haaren raufen, Stockſchläge austheilen und dergleichen eben ſo ſehr zu den Amuſements vieler Lehrer gehörte, als in früherer Zeit den Jüngern der Themis die Ausübung der Carolina eine wollüſtiggrauſame Freude machte, — ſo wurde wieder für Stockprügel entſchieden. Ich war auf das Aeußerſte gebracht; mit mehr Muth, als je mich beſeelt, trat ich auf und ſagte: „Meine Herren Lehrer, ich bitte um Relegation, ehe ich mich auf ſo entehrende Weiſe ſchlagen laſſe.“ Ein Beifallgemurmel erhob ſich unter den Schülern, ſie ſahen mich ihr Recht vertreten. Der Kantor tobte, der Konrektor mahnte zur Ruhe, die Schläge unterblieben, aber der Famulus führte mich in das Karzer, ein dumpfes Mauerloch am Ende des Kreuzganges, in dem vielleicht, als das Gymnaſium noch Kloſter war, ſchon mancher Mönch gebüßt. Kaum war ich eine Viertelſtunde lang darin, ſtoiſch und ruhig duldend, als durch die einzige Oeffnung, die gerade ſo viel Licht in die Keuche ließ, um ihre Scheuslichkeit erkennen zu können, Aepfel, Birnen und Brot geflogen kamen, eine Gabe der Freundſchaft und Dankbarkeit meiner Mitſchüler. Während der Nacht ward ich entlaſſen, doch vier volle Tage dauerte meine Strafe, die nicht geeignet war, mich zu beſſern. Der Kantor ſagte ſich von ſeiner Pflegevaterſchaft über mich los, Dame Keſel kündigte mir die Wohnung, und der Rektor drohte mit ſchimpflicher Wegweiſung vom Gymnaſium, wenn ähnliche Vergehungen von meiner Seite vorfielen. Ich zog mit einem ältern Schüler zuſammen, der mit mir die gleiche Neigung zur Muſik theilte; wir komponirten Tänze, ſangen und ſpielten, und die holde Kunſt der Töne verſcheuchte mit ihrer ſanften Magie all das kleinliche und peinliche Erdenleid, das ja auch verrauſcht, wie ein dumpfer Ton.

5.

Neue Wirren und Kämpfe.

Mein Vater war höchſt unzufrieden darüber, daß ich die Wohnung gewechſelt und mich der **väterlichen** Aufſicht des Kantors unwürdig gemacht und entzogen hatte, ich aber glaubte groß genug zu ſeyn, um ohne Führer den Weg meines Schülerlebens zu wandeln. Ein Jahr ging ſchnell dahin, ich war daran, nach Prima vorzurücken. Wer ſelbſt Schüler war, kennt der Jugend Drang und Sehnſucht, groß zu werden und weiter zu kommen. Welch Donnerwort für mich, als der Konrektor erklärte, ich ſei weder alt, noch befähigt genug für die erſte Klaſſe. Alle meine Kameraden, die alten Sekundaner, die Geſcheidten und die Dummen, die Fleißigen und die Faulen, ſollten translocirt werden, ich allein nicht. Ich hatte mir viele Mühe auch in den Sprachen gegeben, und es drängte ſich mir die bittre Ueberzeugung auf, daß ich aus Abneigung und Haß der Lehrer, nicht weil ich es verdiene, zurückgeſetzt werde. Weder meine Thränen, noch mein Groll halfen mir, ich mußte in Sekunda bleiben. Dieſe Zurückſetzung übte den nachtheiligſten Einfluß auf mein Leben, denn ich vernachläſſigte mich nun ſelbſt, glaubte zu wiſſen, was ich als Sekundaner wiſſen müſſe, wurde gleichgültig gegen alles Lernen und Weiterſtreben, und kam nun wirklich zurück. Ein Fingerzeig für Lehrer! Wäre ich auch weniger befähigt nach Prima übergegangen, ſo würde der Ehrgeiz, der Stolz, Primaner zu ſein, mich zum Fleiß, zum Nachholen angeſpornt haben, ſo aber kam es dahin, daß ich, der Oberſte in Sekunda, noch weiter herabgeſetzt wurde. Mir ſelbſt überlaſſen, von kräftigem Bau und blühender Geſundheit, bei einem reizbaren Temperament und einem durch die Muſik für alle zarten Gefühle höchſt empfänglich geſtimmten Gemüth konnte es nicht fehlen, daß ich dem ſinnlichen Hang und Drang aufblühender Jugendkraft nachgab. Ich begann der Schönheit zu huldigen, wo ich ſie fand, ich war eben ſo zärtlich, als tapfer, und einer der gefürchtetſten Raufer des Gymnaſiums. Ein merkwürdiger Vorfall war geeignet, die lodernden Gefühle der ſüßeſten und verderblichſten Leidenſchaft in mir zum vollen Ausbruch zu bringen. Die ältere Tochter unſers Hauswirths, ein bildſchönes Mädchen von neunzehn Jahren, hatte mit einem Schüler ein heimliches Liebesverſtändniß, aber ihr Geliebter wurde ihr treulos; ich wußte nichts davon; plötzlich in der Nacht hören wir, mein Stubenburſche und ich, über uns, wo ſie ſchlief, einen heftigen Schlag, Tritte, Geſchrei, Hülferuf, die Stimme des Hauswirths. Wir ſpringen aus dem Bette, kaum halb bekleidet, und finden oben den Vater mit der Tochter ringend, die in einem Zuſtande ſchrecklicher Aufregung und Sinnenverwirrung war. Sie war plötzlich aus dem Bette geſprungen, zum Fenſter geeilt, hatte es ſchon aufgeriſſen und wollte ſich drei Stockwerke tief auf die Straße ſtürzen, als der Vater ſie ſchnell erfaßte; ihr Anfall von Tobſucht war grauſenhaft, ſie ſchlug um ſich wie toll, biß, kratzte, heulte, wir ſtanden dem Vater bei, wir umfaßten den herrlichen Leib, die jungfräuliche Schönheitsfülle, brachten ſie mit Gewalt ins Bette, ja wir mußten die Unglückſelige binden, die kräftigen Lilienarme mit Tüchern feſſeln, und ſahen ſo, was wir in unſern Jahren noch nicht hätten ſehen ſollen, einen von Verzweiflung der Liebe ſtürmiſch wogenden Mädchenbuſen halb entblößt, eine von der Gluth der Scham und des Zorns mit Purpur übergoſſene, von den ſiedenden Feuerwellen der ſtürmiſcheſten Leidenſchaft durchfluthete Jungfrau, deren größtes Unglück war, keine Mutter mehr zu haben. Der Vater, ein unkräftiger und unkluger Mann, wußte ſeiner Angſt keinen Rath, rannte jammernd hin und her, endlich zum Hauſe hinaus, nach einem Arzt, und ließ uns am Bette des fiebernden, liebekranken Mädchens unbeſorgt eine Feuerprobe beſtehen. Wir wachten am Bette der in wilden und zärtlichen Phantaſien, deren Thema Liebe und nur immer Liebe war, ſchwärmenden Kranken die ganze Nacht und hüteten ſie ſorgſam, in aller Unſchuld, noch mehre Tage lang. Es kam wahrhaſtig kein unreiner Gedanke in unſere Seelen, kein entweihendes Wort über unſere Lippen, erſt unſern gütigen Lehrern dankten wir es, daß uns die Wiſſenſchaft kam, den Spruch zu verſtehen: Eritis sicut Deus scientes bonum et malum. Die Krankengeſchichte wurde ſammt der Schülernachtwache bald ſtadtkundig, und die treuen Wächter wurden vor den Rektor citirt. Scharfes Examen, peinliche Frage, offenes Geſtändniß des ganzen Hergangs, von uns mit großer Unbefangenheit abgelegt. Welch eine entſetzliche Strafpredigt hielt uns darauf der Rektor! Himmelſchreiend ſei es, daß wir junge Menſchen ſo alles Schamgefühl hätten verläugnen, alle Moral verletzen können, bei nächtlicher Weile einem Mädchen, noch dazu einer Liebekranken, zu nahen, ſie ſogar zu berühren, noch mehr, ſie zu umfaſſen, noch mehr, ſie zu binden, zu Bette zu bringen, und bei ihr zu wachen, wo wir ſo vieles hätten erblicken und wahrnehmen müſſen, was für Schüler=, zumal für Sekundanerjungen nicht tauge, ſchädlich und ſchändlich ſei. Solche Ruchloſigkeit und Entweihung aller Sitte erheiſche eine Lehrerkonferenz, er allein wolle es nicht auf ſich nehmen, und ſo weiter.

Es mochte dem guten pedantiſchen Zeloten Ernſt ſein mit ſeiner Philippika, unſere ſittliche Verderbniß that ihm weh, er blickte uns mit Mitleid an, einem Richter gleich, den es ſchmerzt, verdammen zu müſſen, über deſſen menſchliche Regung aber doch das fiat justitia et pereat mundus triumphirt. Wir waren uns keiner Schuld bewußt. Ich lachte heimlich über den Rektor und dachte: Du haſt durch Deine ſchnelle Hülfleiſtung ein Menſchenleben retten helfen, gleichviel, ob es ein Mädchen oder ein Mann war; daß Du noch jung biſt, dazu kannſt Du nicht, daß Du noch in Sekunda ſitzeſt, iſt des böſen Konrektors Schuld, und viel lieber ſäßeſt Du in Prima. Daß das Mädchen liebekrank, macht um ſo mehr die Theilnahme rege, und ſoll ein junges Herz, wie das meine, nicht empfinden?

Mit ſolchen Reflexionen tröſtete ich mich und meinen bei weitem ängſtlicheren Kameraden, und ſo ſahen wir der drohenden Konferenz entgegen. Der Sonnabend kam, die Einladung erfolgte, wir ſtellten uns ein. Der Rektor hatte wieder Gelegenheit, ſein

Rednertalent zu üben; in einem langem Salm und mit einer Miene, als ſei Freiberg und ſeine jugendliche Bevölkerung bedroht, in Liebesflammen aufzugehen, ſprach er davon, wie unerfahrne Knaben ſich zu Dienſtleiſtungen hergegeben hätten, die alle Scham, Zucht und Delikateſſe beleidigt hätten. Die Rede dauerte meinem leichten Sinn in der That zu lang, ich hörte auf, auf ſie zu hören, und meine Gedanken ſenkten ſich tief in ein muſikaliſches Lieblingsthema aus der damals neuen „Schweizerfamilie“ von Weigel, das ſchöne Lied Emelinens: „Wer hörte wohl jemals mich klagen?“ Ich variirte es auf alle Weiſe, webte den Kuhreihen ein und vergaß gänzlich, wo ich ſtand, merkte auch nicht, daß der Rektor endete, der Konrektor das Wort nahm und den Sermon fortſetzte. Aufathmend ſah der Rektor meine Gedankenabweſenheit bei dieſer ſo wichtigen Verhandlung, ſtürzte auf mich zu und weckte mich mit einer derben Ohrfeige aus dem Melodientraume, der mein Denken gefangen hielt. Dieß beſchleunigte den Gang der Verhandlung, die Lehrer ſprachen alle ſieben zugleich, wir Schuldigbefundenen mußten abtreten. Nach einer Weile wurden wir wieder vor das Tribunal gefordert und uns angedeutet, wir, die frechen Verletzer der Zucht und des Anſtands, hätten ſofort aus dem verruchten Haus zu ziehen, ſobald wir die uns mißte zuerkannte vierundzwanzigſtündige Karzerſtrafe ausgeſtanden haben würden, nota bene, ohne alle Nahrung. Ich aber, der durch ſeine Gleichgültigkeit bei der ſo wichtigen Verhandlung mich beſonders ſtrafbar gemacht habe, ſei um eine Klaſſenſtufe degradirt und werde aus einem Oberſekundaner ein Unterſekundaner. Es ging demnach mit meinem Fortkommen recht eigentlich den Krebsgang, und wahrhaftig, ich würde alle dieſe Schulgeſchichten, die vielen Leſern kleinlich erſcheinen müſſen, ganz unerwähnt laſſen, wenn nicht meine Abſicht wäre, auf die pädagogiſchen Verkehrtheiten hinzudeuten, die ſo mancher geiſtigen Entwickelung hemmend in den Weg treten. Vergebens bat und flehte ich, mir lieber die Karzerſtrafe zu verdoppeln, aber mich nur nicht noch tiefer herabzuſetzen. Es blieb bei dem Beſchluß. Wahrlich, wenn ein Böſewicht und Taugenichts aus mir geworden wäre, ich würde den größten Theil der Schuld auf die unüberlegte Grauſamkeit meiner damaligen Lehrer wälzen, denn Strafen, die das Ehrgefühl in der jugendlichen Bruſt morden, die den Schüler in den Augen ſeiner Mitſchüler herabſetzen, ihn auf dem Gang der geiſtigen Entwickelung hemmen, ihm Jahre des Lebens **ſtehlen**, indem ſie ihn in einer Klaſſe feſtbannen, deren einförmigen Lehrkurſus er bereits durchlaufen hat, werden, indem ſie ingendliche Verirrungen ahnden, zum Verbrechen am Jugendleben ſelbſt.

Meine retrograde Translokation erfolgte als feierlicher Schul-Aktus öffentlich, und ich wundre mich noch heute, daß nicht, wie bei Abſchiedsreden u. ſ. w., die Stadtmuſikanten dabei aufſpielen mußten. Wir ſaßen an unſern Plätzen, ich als Oberſter in Oberſekunda; Prima, Sekunda und Tertia waren verſammelt, und alle Lehrer. Nach einer Rede, in denen den Schülern eingeſchärft wurde, ein Beiſpiel an meiner Strafe zu nehmen, gebot mir der Rektor aufzuſtehen, faßte mich mit väterlicher Ermahnung an der Hand und ſetzte mich auf die Bank neben dem unterſten Unterſekundaner. Voll kochender Gefühle des Ingrimms der Scham und Verzweiflung kam ich nach Hauſe, mein Entſchluß war gefaßt.

Kriegeriſch erklangen die Hornfanfaren des freiwilligen Jägerkorps, das mit klingendem Spiel in Freiberg einzog. Ein freundlicher junger Mann ward bei meinem Wirth einquartirt, ihm entdeckte ich mich, er ging mit mir zum Hauptmann, ich ward Rekrut. Nachmittags ward ich zum Rektor beſchieden, der mich wieder grob und beleidigend anfuhr, das Gefühl meiner neuerrungenen Würde löſte mir das Band der Zunge, ich erklärte ihm feſt, daß ich weggehen würde, ich könne die mir angethane Schmach nicht ertragen, noch vergeſſen, ich ſtehe hülflos da, ohne Aeltern und Freunde. Der Rektor winkte dem Famulus, und der Famulus winkte zwei nervigen Holzhauern, die mich packten und in die Nacht des Karzers warfen. Bis in dieſen dumpfen Kerker drangen am andern Morgen die Hornklänge der abmarſchirenden Jäger, mir war, als ſuchten, als riefen ſie mich, mir blutete das Herz, ich knirrſchte vor Wuth mit den Zähnen und wünſchte mir tauſendmal den Tod. Das alles half nichts, aber lange nachher und immer noch hörte und höre ich jener Hörner Klang.

Nach überſtandener Karzerſtrafe wurde mir inkonſequent genug angedeutet, ich ſolle einſtweilen und verſuchsweiſe meinen alten Platz wieder einnehmen. Ich zog in ein andres Haus, zum Quintus, und ſo ging auch dieſes Wehe vorüber.

6.

Weh der Zeit.

Im Hauſe des Quintus genoß ich von ihm und ſeiner jungen Frau einer humanen Behandlung; dieſer Mann verſtand es beſſer, als die ergrauten Pedanten, meinem Geiſt eine edlere Richtung zu geben, er verſöhnte mich mit meinem Schickſal und brachte mir wieder Luſt am Lernen bei. Ein Mann, den viele kennen, der mit ſeinem ſchönen Talent viele erfreute, der Deklamator Solbrig kam nach Freiberg und nahm ſeine Wohnung auch bei dem Quintus; Solbrig beſchäftigte ſich viel mit mir, er glaubte deklamatoriſche Anlagen in mir zu entdecken, ermunterte mich, ſie auszubilden, von ihm geleitet, ſprach ich einigemal öffentlich und ärntete Beifall; da ich ihm meine gänzliche Abneigung vor dem Studieren kund gab, redete er mir zu, Schauſpieler zu werden, es werde mir bei meinem muſikaliſchen Talent und bei meiner Stimme gewiß nicht fehlen. Lebhaft ergriff ich dieſen Gedanken, übte Geſang und Muſik fort, ſtudierte mit allem Ernſt Generalbaß und ſah mich ſchon im Geiſt als Opernſänger glänzen. Mein Schickſal, das mir ſo manchen Kelch bittrer Schmerzen reichte, mich ſo merkwürdig durch die Länder der Erde führte, entzog mir den Leidenskelch des Mimen und erſparte mir das glänzende Elend.

Schwer und gewaltig hing das Donnergewölk einer verhängnißvollen Zeit, die ich noch nicht zu begreifen gelernt hatte, über Europa. Immer nur wie ferne Wundermährchen, denen mein leichter, an Krieg und Politik antheilloſer Sinn kaum mit halbem Ohr gelauſcht, hatte ich vernommen, was man ſich von großen Schlachten, großen Siegen heimlich und verſtohlen erſt zuflüſterte, dann zujauchzte, bis mit einemmale gewaltige Heeresmaſſen auch die Gegend um Freiberg überflutheten.

Eines Morgens fanden wir die Schule, das ganze Kloſter, die Höfe, den Kreuzgang, alles von ruſſiſchem Militär beſetzt, und Pulk auf Pulk der Männer vom Don und Ural zog ſingend, mit Popen und Heiligenfahnen voran, durch die Straßen, ein neuer, wunderbarer, unerhörter Anblick. Wir bekamen auf vier Wochen Ferien angeſagt; freudig zog von den Schülern jeder der Auswärtigen heim nach ſeinen Häuſern, nur ich, der dreißig Meilen weit von ſeiner Heimath entfernt war, mußte zurück bleiben, was mich in große Trauer, und meinen Koſtherrn, den Quintus, in große Verlegenheit ſetzte, denn er wohnte im Kloſter ſelbſt, das von Soldaten wimmelte, die ſtahlen und förmlich plünderten. Der Quintus flüchtete ſeine Frau und ſein Kind auf ein benachbartes Dorf im Gebirge, wohin die Heerzüge nicht kamen, und blieb mit mir und einer Magd zurück. Bald aber erhielt er die Nachricht, daß ſeine Frau erkrankt ſei, und eilte von dannen.

Arg- und ſorglos, oder doch in ſeiner Beſorgniß keine für mich empfindend, ließ er mich, den ſiebzehnjährigen, feurigen, lebhaften Jüngling bei der vollkräftigen neunzehnjährigen Dirne. Was Wunder, daß ich ein zärtliches Freundſchaftsbündniß mit ihr ſchloß, in dieſem Alter wählt man nicht bedenklich und giebt ſein Herz hin, das, ſelbſt weggeworfen, doch immer wiederkehrt und dem Beſitzer bleibt, wie das Galgenmännlein der Volksſage.

Mein Quintus machte mir eine einſtweilige Penſion auf dem Dorfe aus, bis das Kriegsgetümmel vorüber ſein werde, und beſchied auch die Dienerin dorthin. Wir verwahrten das Haus und zogen fröhlich mit einander von dannen. In einem ſchönem Thale lag eine Meile lang geſtreckt mitten in Feldern und Gärten unſer Aſyl; meine

Wohnung erhielt ich bei dem Schulzen, einem wohlhabenden Bauer. Magnetiſch feſſelte in deſſen Wohnſtube ein ſchönes Fortepiano meinen Blick, und der Schulze äußerte ſich erfreut über mein Spiel, mit dem ich nicht zögerte, mich hören zu laſſen, und bemerkte, daß dieß auch ſeine Tochter freuen werde, die er in dieſen Tagen aus einer Penſion zurück erwarte, und welche auch ziemlich fertig ſpiele. Mit geſpannter Erwartung ſah ich der Ankunft des Mädchens entgegen, meine Phantaſie ſtattete ſie freigebig mit allen erwünſchten Reizen aus, und ſchmeichelte mir ſelbſt mit Gewinnung ihrer Neigung durch gemeinſchaftlichen Muſikgenuß am Klavier, wobei die zarte Neigung meiner Knabenjahre zu dem unſchuldsvollen Käthchen in meiner Erinnerung auftauchte, wie ein Silberſchwan aus dem reinen Spiegel eines ſtillen Waldſees. Agnes kam, und ich ward bald enttäuſcht, da war kein heitrer unbefangener Mädchenſinn voll harmloſer Fröhlichkeit, voll natürlichen Witzes und jener unbefangenen Schalkhaftigkeit, der junge Landmädchen ſo gut kleidet. Vielleicht war Agnes ſo geweſen, als ſie das Aelternhaus verließ, aber wie ganz verwandelt kam ſie zurück! Ueber ihrer weißen Stirn lag eine Wolke voll tiefer Schwermuth, ein melancholiſcher Ernſt; ſelten zuckte ein ſchmerzliches Lächeln über die Wangen, deren Roſen abgebleicht waren. Die Augen lagen tief und ſchienen von einer Leidenſchaft zu lodern, deren Richtung ein Geheimniß blieb. Sie ſprach nur wenig und ſchien jedes Wort vorher wohl abzuwägen, ehe ſie es ausſprach. Drang nach geſelliger Unterhaltung hatte ſie nicht, die Menſchen liebte ſie nicht, am liebſten war ſie allein, und mich rührte tief der kummervolle Blick ihrer Aeltern, deren ſorgliche Liebe ihr einziges Kind, eine Blume des Feldes, in die Penſion gethan, damit es ſich bilde, und die eine kränkelnde, lichtſcheue Treibhauspflanze, ein Probſtück pädagogiſcher Seelen-Verkrüppelung zurück erhielten. O thörichtes Streben, wenn der ſchlichte Landmann mit Gewalt das fremdartige Reis ſtädtiſcher Bildung in ſeinen beſcheidnen Hausgarten pflanzen will! Selten finden ſich wieder in alte Gleiſe und alte Kreiſe die hinein, die man in eine fremde Welt treten ließ, welche an ihren Zauberkreis ſie bannt und feſthält.

Das Frühgewitter des Kriegs hatte ſich in etwas von Freiberg verzogen, aber die grau geballten Wolken lagerten noch rings am Horizont der bewegten Zeit. Wir zogen wieder nach Freiberg, doch konnte noch keine Schule gehalten werden. Zu einer Art Müſſiggang, der ja nach altem deutſchen Sprichwort des Teufels Ruhebank und aller Laſter Anfang iſt, durch dieſe Ferien gezwungen, ſetzte ich die Liebelei mit der Dienerin fort, bis die Frau des Quintus es wahrnahm, und ein neues Ungewitter über mich losbrach. Das Mädchen mußte aus dem Dienſt, ich aus dem Hauſe.

Ich zog zu einem Schneider, einem gar luſtigen alten Kumpan, dem die Seele, wie mir ſelbſt, voll Sanges und Klanges war. Als ich ſpäter öfter Friebergs komiſches Singſpiel: „Der Sänger und der Schneider“ ſah, war mir immer, als müſſe mein alter Hoſpes Lebrecht das Originalbild zum Meiſter Stracks geliefert haben. Manche Abenddämmerſtunde wurde von uns a duo ſingend hingebracht, ich accompagnirte mit der Guitarre, und es war kein fröhliches oder trauriges Handwerksburſchenlied, das Meiſter Lebrecht nicht ſang. Die Lieder auf die ehrſame Schneiderzunft machten ihm beſondere Freude, und ihre Satyre konnte ihn nie verletzen. Er hätte mit ſeinem Liederſchatz „des Knaben Wunderhorn“ bereichern können. Beſonders fällt mir eins dieſer alten Lieder immer noch bei, das dort zwar Band 2. Seite 374 ſteht, aber bei weitem nicht ſo nationell und ächt, wie meine Variante, ein Prototyp für alle; das wurde mit überaus kläglicher und beweglicher Melodei geſungen und lautete:

Es waren auch ſiebenundſiebenzig Schneider,
Die hatten ſich mit einander zuſammen verſchworen,
Nach den Niederland'n wollten ſie zu. :|:

Sie ließen ſich machen ein'n papiernen Wagen,
Der ſiebenundſiebenzig Schneider ſollt' tragen,
Und ſatzten ſich Alle darauf.:|:

Und als ſie kamen den halben Weg,
Da ſtand ein Ziegenbock an dem Steg,
Der ſchauet ſie trutziglich an.:|:

„Hilf lieber Chriſt vom Himmel!
„Hilf lieber Chriſt vom Himmel!
„Wie greifen wir den Ziegenbock an?“:|:

Darunter war ein tapferer Held,
Der zog ſeinen eiſernen Handſchuh an,
Satzt auf ſeinen eiſernen Hut.:|:

Dann zog er aus ſeinen ſchwediſchen Säbel,
Ja dann zog er aus ſeinen ſchwediſchen Säbel,
Stach den Ziegenbock — neben dem Fuß.:|:

Der Ziegenbock ſchüttelte ſeinen Kragen,
Er warf die Schneider alle vom Wagen,
Dort lagen ſie alle für todt.:|:

„Hilf lieber Chriſt vom Himmel!
„Hilf lieber Chriſt vom Himmel!
„Wir ſtecken in großer Noth!“:|:

Der Ziegenbock ſchüttelte ſeine Hörner,
Er jug die Schneider durch Diſteln und Dörner,
Dort liefen ſie alle davon. :|:

Wem fiele nicht bei dieſem, mit ächt deutſcher Neckeluſt geſchriebenen Liede die berühmte Heldenthat der ſieben Schwaben ein, wenn er ſie kennt? — Doch auch dieſe harmloſe Freude des Geſanges ſollte nicht lange dauern. Es kam ein Brief von meinem Vater; alles was ich Unrechtes gethan hatte und gethan haben ſollte, war ihm treulich und untreulich berichtet worden, daher enthielt der Brief die heftigſten Vorwürfe und ſchloß mit der beliebten Nutzanwendung, daß der Sohn, der den Aeltern nicht folgen wolle, dem Kalbfell folgen müſſe. Ich ſtellte Reflexionen an, ob es ein Unglück ſei, dem Kalbfell zu folgen; die Zeit hatte mich oft unter Soldaten jeden Ranges gebracht, ihr Leben, das ſchroffe, feſte, ſichere Weſen gefiel mir, ich ſelbſt fühlte mich ſtark und kräftig, perſönlicher Muth hatte mich ſtets beſeelt, ich ſchien mir zum Soldaten ganz gemacht. Mein Vater that mir leid, ich ſollte — ich wollte alle ſeine großen Hoffnungen, die er auf mich geſetzt, mit einemmale vernichten. Ich gab mehren Offizieren, die in Freiberg lagen, Guitarreſtunden, bis mit einemmale die Wetterſchläge des Kriegs dieſe friedlichen Klänge übertäubten.

Die Schlacht bei Lützen war geſchlagen, und der blutige Rückzug wälzte ſich über Freiberg hin. Wer die Schreckensſcenen einer Retirade nicht mit Augen geſehen hat, kann ſie nicht faſſen, noch weniger ſchildern. Ein halb desorganiſirtes aufgelöſtes Heer, die langen Wagenzüge voll wimmernder und ächzender Verwundeter und Sterbender, die Angſt auf allen Geſichtern vor dem verfolgenden Feind, die Rathloſigkeit der Führer, das iſt ein ſchauderhaftes Memento und ein Anblick, der einem Wünſche und Luſt, „Soldat zu ſein,“ wohl verleiten kann. Doch in mir weckte dieſer Anblick tiefe Trauer um mein unglückliches, an tauſend Wunden blutendes Vaterland, und glühenden Franzoſenhaß. Ach, es waren ja Deutſche, meine Brüder, die dort gefochten hatten, geſchlagen worden waren und hier litten oder ſtarben. Ein namenloſes Gefühl von Schmerz erfüllte mich, und das Gefühl der Vaterlandsliebe loderte wie ein Opferbrand in meinem Herzen auf.

Der Koloß des franzöſiſchen Heeres ſchritt mit ehernem Fußtritt über die geſegneten Gefilde des Sachſenlandes, und ich ſah den Löwen der Schlachten: Napoleon. Er fuhr in einer leichten offenen Jagdkaleſche mit dem König von Sachſen an mir vorüber. Und ſollte dieſer Mann mit dem ſtarren Bronzegeſicht nicht zu beſiegen ſein? dachte ich bei mir ſelbſt. Der Titane ward beſiegt; doch Greiſe werden noch ihren Enkeln erzählen: Ich habe Napoleon geſehen. Und wer einmal ihn ſah, wird ſein Geſicht nie vergeſſen. Und Enkel werden wieder ihren Kindeskindern es ſagen, daß ſie einen Großvater gehabt, welcher Napoleon geſehen.

Die franzöſiſche Reiterei erfüllte alle Straßen und Plätze in Freiberg, alle Häuſer waren voll Soldaten, alle bürgerliche Ordnung war aufgelöſt, die Stadt glich einem Feldlager und ſeufzte unter kaum erſchwinglichen Brandſchatzungen; während der Sachſenkönig in theuer erkaufter Freundſchaft mit dem Kaiſer ſtand, verwüſtete des Kaiſers Heer das Land, und benahm ſich mit der ganzen rohen Grauſamkeit, die Deutſchland ſo ſchwer und bitter empfunden hat, wie im Gebiet eines Feindes. Die wilden Illyrier und Croaten mordeten Nachts in den Straßen, und ſo erneuten namentlich die letztern das ſcheusliche Andenken an ihre Brüder im dreißigjährigen Krieg. Das gute Freiberg wird an jene Tage lange denken.

Während Dresden belagert wurde, wehten die Panner Oeſtreichs über den waldbewachſenen Berghöhen des Erzgebirges, und angeſchwellenen Sturzbächen gleich ergoſſen ſich die gewaltigen Heeresmaſſen der kaiſerlicher Armee in der Richtung nach Freiberg hin vom Gebirg herab.

Ein Lager wurde aufgeſchlagen, in der Nähe der Stadt, hier ſammelten ſich die noch vereinzelten Streitkräfte, dann wogte das Heer fort, Dresden zu entſetzen. Dumpf donnerten ſchwer und lange die Kanonen, angſtvoll, hoffend und zagend lauſchte Freiberg, von der Exploſion der Elbbrücke bebte das Land, da kam, es war am vierten Tag nach des Heeres Abmarſch, die Armee ſelbſt entſetzt zurück, in wilder regelloſer Flucht, und wie der Todesengel mit dem Feuerſchwert jagte mit ſeinen Schaaren der ſchreckliche **Davouſt** ihr nach. Die Stadt litt furchtbar in jenen Tagen der Völkernoth, bis das Schwert der ſtrafenden und rächenden Nemeſis auch die Würger Deutſchlands ereilte, und zum dritten Mal die Schreckensſcenen eines Rückzugs durch Freiberg ſandte.

7.

Heimreiſe.

Von Schule und Schülern war nun nicht mehr die Rede, Preußens Aufruf an die kampffähige deutſche Jugend erſcholl, mehre meiner Kameraden waren den Pannern der Freiwilligen zugeeilt, nur mir, der ich glühte, mich gleichfalls unter ihre Reihen zu ſtellen, fehlten alle Mittel, unter ein Freikorps zu kommen. Der Nothruf Deutſchlands flog von Berg zu Thal, von Thal zu Berg, und Lützows wilde Jagd und die ſächſiſchen Banner ſtürzten todtesmuthig auf den Feind. — Aller Poſtenlauf war inzwiſchen gehemmt, ich konnte von meinem Vater kaum ein Antwortſchreiben auf meinen Brief, in dem ich ſeine Einwilligung nachſuchte, unter die Freiwilligen zu gehen, noch weniger Geld erwarten, und entſchloß mich daher kurz, nicht länger müſſig in Freiberg zu bleiben, ſondern nach Hauſe zu gehen und mich dort zu meinen Landsleuten zu geſellen. Schnell war mein

Bündel gepackt, am leichten Wanderſtab, mit leichtem Herzen und leichtem Beutel, deſſen ganzer Inhalt 1 Thlr. 8 Gr. betrug, zog der fahrende Schüler von dannen, in der ohngefähren Richtung, wo ſeine Heimath liegen mochte, die Landſtraße entlang. Dieſe war mit Soldaten überfüllt, verwundert ſahen ſie auf den friedlichen unbefangenen Wanderer, der im Geiſt ſelbſt ſchon Soldat, Manchen vertraulich grüßte. In Oederan ſtanden die letzten Oeſtreicher, ich kehrte dort in einer Schenke ein, um nach kurzer Raſt weiter zu gehen. Ruhig ſaß ich noch bei meinem frugalen Mahl, als plötzlich der Generalmarſch durch die Straßen des Städtchens wirbelte, in Haſt ſammelte ſich die Soldatesca, ich fragte, wohin es gehe, die Marſchroute war auch mein Weg, raſch brach ich auf und zog mit den Oeſtreichern zum Thor hinaus. Nach einem kaum halbſtündigen Marſch erblickten wir ein Lager der Franzoſen, dieſe ſtellten ſich in Maſſen auf, einen Angriff erwartend, das Regiment machte Halt, bald knallten einzelne Schüſſe, man plänkelte; es kam zu einem kurzen Gefecht, worauf die Franzoſen ihre Stellung veränderten und ſich zurückzogen, die Oeſtreicher aber rückten vor. Die Soldaten, denen ich mich zunächſt angeſchloſſen hatte, riethen mir, bei ihnen zu bleiben, da ich ſonſt allein ſchwerlich durch die Franzoſen kommen werde, und es blieb mir keine andere Wahl. Zum erſtenmal in meinem Leben ſchlief ich im Lager, und mir gefiel das eigenthümliche Leben darin. Die Ruhe war nur kurz, ſchon früh um drei Uhr hörten wir von Neuem Schüſſe, die immer näher fielen. Das Regiment ſtellte ſich auf, franzöſiſche Kavallerie ſprengte gegen dasſelbe an, der Muth der neugeworbenen Söhne Oeſtreichs war dem oft erprobten der franzöſiſchen Krieger nicht gewachſen, das Regiment hielt nicht Stand, es ward geworfen und eilte in wilder Flucht zurück. Die Reiter verfolgten, einige Kompagnien wurden gefangen genommen, unter dieſen auch ich. Wir wurden nach Chemnitz transportirt, und uns dort alles abgenommen, was wir bei uns trugen; mir nahm man ſehr wenig ab, denn ich konnte in Wahrheit mit Fallſtaff ſagen: „Ich habe nur zwei Hemden mitgenommen und denke nicht allzu ſehr zu ſchwitzen, Gott halte mir Blei aus dem Leibe.“ Ich nahm all' mein franzöſiſch zuſammen und ſagte meinen Siegern, daß ich ein Schüler ſei, und kein Soldat, die Schulen ſeien durch den Krieg geſchloſſen, und ich wolle nach Hauſe reiſen. Dieß wirkte ſo viel, daß ich nicht nur alles, was man mir abgenommen, zurück erhielt, ſondern daß mir auch angetragen wurde, Dienſte zu nehmen; ich hatte aber keine Luſt, die Waffen gegen mein unterdrücktes, ſich eben aus den Feſſeln losringendes deutſches Vaterland zu führen, und lehnte beſcheiden den Antrag ab. Ich wurde einem Offizier zugetheilt, der mich mit in ſein Quartier nahm, wo ich gut verpflegt ward. Wir rückten am andern Tag bis in die Nähe von Gera, erreichten dieſe Stadt unangefochten und verweilten mehre Tage dort. In dieſen Tagen lernte ich mehr franzöſiſch, als in dem Rochlitziſchen Inſtitut zu Freiberg innerhalb eines Jahres. Mein günſtiger Stern führte mich der Heimath immer näher, denn ich durfte mich einer Kompagnie zugeſellen, die nach Neuſtadt an der Orla zog, und mein Herz ſchlug freudebewegt, als ich den Gebirgszug des Thüringer Waldes in der Gegend von Saalfeld emporſteigen ſah. Ich war ja nun ſchon in Thüringen. Voller Hoffnung kam ich nach Stadtilm, von dort hoffte ich mich leicht nach Ilmenau zu finden, ich durfte ja nur, und wenn gar kein Weg vorhanden geweſen wäre, dem Laufe der muntern Ilm folgen, und bat daher um Entlaſſung, indem ich ſagte, ich ſei nun nicht mehr weit von meiner Heimath. Aber wie groß war mein Schreck, als mir die Antwort ward, beim geringſten Verſuch meines Weggangs werde ich ſogleich erſchoſſen werden, ich müſſe, wie ich bisher gethan, als Dollmetſcher beim Regiment bleiben. Der unfreiwillige Dragoman ergab ſich ſcheinbar in ſein Schickſal, aber heimlich entdeckte ich mich dem Hausknecht, dieſer verſchaffte mir einen ſichern Boten, praktizirte mein kleines Gepäck fort, und brachte mich unbemerkt durch den Hausgarten ins Freie, wo der Bote harrte. Gott lohne dem Burſchen, wenn er noch lebt, den Liebesdienſt! Auf ſtillen Fußpfaden ſchritten wir rüſtig durch die Nacht, vermieden die Thalſtraße, gingen über Singen, überwanderten den Dönfelder Berg, wandten uns in der Nähe der Nachbarorte Angſtädt und Gräfinau rechts in ein kleines Thal, das ein Bach durchſchlängelte, und ſtießen hier auf den Fahrweg. Er war ſtill und leer, das Schweigen der Nacht umfing die Gefilde, in den Häuſern der nahen Orte brannten noch Lichter, wir vermieden dieſe, gingen den kleinen Fuß entlang, bis wir einen Steg fanden, dann ſuchten wir den Pfad nach dem einſam im Walde gelegenen Dorf Buchzloh, von wo nach dem Marſch von einer guten Stunde das freundliche Ilmenau, das noch im Schooße der Nacht ruhte, erreicht wurde. Dankbar gab ich dem Boten, was ich an Geld bei mir trug, und behielt nur ſo viel, um unterwegs noch einmal einkehren zu können. Hier in dieſem ſchönen, von den Armen des Gebirgs liebevoll umfangenen Ort raſtete ich von meiner Flucht einige Stunden, dann brach ich auf mit dem Tag und ſtieg den Kamm des Berges hinauf bis zu ſeinem höchſten Haus, der Schmücke. Wie freundlich grüßend umrauſchten mich die vaterländiſchen Wälder. Je näher ich dem Heimathflecken kam, deſto weniger eilte ich. Ich hatte ſo viel Stoff zum Nachdenken; ſo viele Erinnerungen an gute und böſe Stunden kreuzten ſich in mir und wechſelten ab mit den Hoffnungen und Plänen für die nächſte Zukunft.

Abermals brach die Abenddämmerung ein, als ich nach ſo langer Abweſenheit den Heimathort wieder ſah, und ſo trat ich überraſchend bei meinem Vater und meinen Geſchwiſtern ein.

Nach den erſten Begrüßungen, Fragen und Antworten ſprach ich meinen langgehegten Wunſch aus, mich der Sache der Freiheit widmen, mich einem Freicorps gegen die Franzoſen anſchließen zu dürfen. Da ſtand mein Vater, ein ſechzigjähriger Greis, von ſeinem gebräunten Lehnſtuhl auf und ſprach mit Nachdruck die mir ewig denkwürdigen Worte: „Du junger und unerfahrner Menſch, glaubſt Du, ich habe ſo viel Geld an Dich gewendet, um einen Soldaten aus Dir werden zu ſehen? Glaubſt Du, daß Dein Vaterland Dir einſt Blut und Opfer lohnen werde? Glaubſt Du, daß eine beſſere Zeit eintritt, wann dieſe vorüber? Ich glaube dieß alles nicht. Willſt

Du auf guten Rath nicht hören, willſt Du vielleicht die wenigen Tage, die mir Gott noch zu leben vergönnt, mir verkümmern und verkürzen, die Laſt meiner Sorgen namentlich um Dich vermehren, woblan, ſo thue, was Du nicht laſſen kannſt, wohlan, ſo ziehe hin! Aber mein Sohn biſt Du nicht mehr, vor meine Augen kommſt Du nicht mehr."

Ein Donnerſchlag für mich! O deutſche Freiheit, ich habe auf Deinem Opferaltar mein Blut nicht verſprützen dürfen, nur das Blut der leidenden Seele, ohnmächtige Thränen, weihte und weinte ich Dir! Von Scham bis in das Innerſte meines Lebens vernichtet, dem Gefühl der Schande erliegend, brachte ich meine Tage hin, ein ſchnöder Müſſiggänger, der zu Hauſe blieb, während Knaben von funfzehn Jahren mit ihren Namen die Liſten der Freiwilligen, die zu den Fahnen des Vaterlandes ſtrömten, füllen halfen. Einigemal war ich im Begriff, heimlich davon zu gehen; aber ich wollte doch den Fluch meines Vaters, der mein heiliges Gefühl nicht theilte, nicht auf mich laden. Was wußte und verſtand er, der Greis, der die brauſenden und ſtürmiſchen Gefühle des feurigen Jünglingsalters ſo weit hinter ſich hatte, und ſeine Lebensanſichten von der Erfahrung abſtrahirte, von der Erregung einer großen Zeit, von der Begeiſterung der Jugend! Mein Schickſal ſparte mich für eine andere, nicht minder würdige Sache der Freiheit auf, und gab mir ſpäter Gelegenheit, zu beweiſen, daß es nicht Feigheit war, die mich jetzt an den Herd des Vaterhauſes feſſelte.

8.

Röschen.

Es war eine Hochzeit auf meinem Dorfe, der ich als Gaſt beiwohnte. Unter den eingeladenen Frauen und Jungfrauen aus dem Ort und der Umgegend war auch ein höchſt liebenswürdiges, noch ſehr junges Mädchen, die Tochter eines reichen Kaufmanns. Sie vor Allen feſſelte durch ihre holderblühte Jungfrauenſchöne erſt meine Blicke, dann mein Herz. Wie eine magiſche Erſcheinung ſtand ſie vor mir, wie ein Bote aus der beſſern Welt, und die allmächtige Liebe zu dieſem Mädchen durchloderte wie eine Läuterungsflamme mein Inneres. Oft ſchon hatte ich geglaubt, zu lieben, jetzt fühlte ich aber zum erſtenmal die ganze Himmelsgewalt eines reinen ſeligen Liebeerwachens. Meine Augen ſuchten und ſahen nur ſie, ihr Lächeln beglückte mich, ihre ſüße Rede verwirrte mich, und machte mich ihr gegenüber blöde und ſtumm. Sie ſcherzte in aller Unbefangenheit ihres Blüthenalters, (ſie zählte bei vollkommen entwickelten Formen erſt fünfzehn Jahre) und ich vergaß alle die ſonſt nie verſchmähten Hochzeitgaſtgenüſſe über ſie. Ihr Wohl trank ich heimlich mit jedem Tropfen Weines, das reiche Mahl — ich weiß heute noch nicht, was ich davon genoß. O wer kennt ſie nicht, die jugendliche Schwärmerei der Liebe, von der das Herz ſo voll iſt, die es auf ſchwankender Wage bald zum Himmel emporflügelt, unter Engel und ſelige Geiſter, unter Träume von ewigem Glück, bald es wieder tief hinab in das brandende Meer des Schmerzes, der Zweifel, der kummervollen Melancholie taucht, um es dann abermals zu beſeligen und abermals zu übereiſen. Wer Liebe kennt und fühlt, kennt alle dieſe Entzückungen, alle dieſe Pein, und wer hohe Liebe nicht kennt und nicht empfand, verſteht auch die Schilderungen von ihrer Zaubergewalt nicht, und wenn der begabteſte und begeiſtertſte Dichter ſie mit Engelzungen ihm predigte, mit Himmelsfarben ihm malte.

Als ich nun ſo im Hangen und Bangen befangen war, mich am Duft der lieblichſten Jungfrauenroſe berauſchte, deren ſanfte Blicke mich bezauberten, da war es wieder Deine ewige Magie, Muſik, die mich der Angebeteten näher brachte. Im Tanz entfaltet jugendliche Liebe raſche Schwingen; ihr feuriger Pulsſchlag klopft an den Pforten des Herzens, daß es ſich dem allmächtigen Eros öffne, und mit warmen Liebesodem ſäuſeln und ſchmeicheln Geſtändniſſe herüber, hinüber, wie Mailufthauch von getrennten Pflanzengeſchlechtern befruchtenden Blumenſtaub auf erſchloßne Stigmen weht und trägt. Wir fanden uns; der in männlicher Kraft erblühte Jüngling fand das Ideal ſeiner Sehnſucht, ſeiner Träume, und Liebe legte ſich nun mit als Feſſel um ſeinen ohnedieß gehemmten Freiheitsdrang. Es war ein wonniger Frühlingsabend. Der Lenz hatte alle ſeine Blumenſchätze auf unſere Flur geſchüttet, und ich trug alle Himmelsgefühle, die er weckte, in meiner Seele, in meinem Herzen. Nur an Röschen denkend, dieß war ihr Name, nur von einer goldhellen Zukunft an ihrer Seite träumend, hatte ich eine Anhöhe beſtiegen, von der ſich eine höchſt reizende und maleriſche Ausſicht darbietet. Zu meinen Füßen lag, zwar damals weniger ſtattlich, wie jetzt, doch einem kleinen Städtchen ähnlich, mein Geburtsort. Zur Linken thalabwärts am Bergeshang meines Vaters Hammer. Ueber grüne Wieſen ſchweifte der Blick, bebaute Aecker begrenzten ſie, und darüber waldige Anhöhen, in der Ferne zeigte ſich ein freundliches Dorf mit uralter Kirche, und hochragende Waldberge ſchloſſen die Ausſicht. Zur Rechten breitete ſich eben ſo wie zur Linken hinter Gärten das friſche Grün der Wieſen, von Fußpfaden durchſchnitten und von dem klaren

Bach in mannichfacher Krümmung durchfloſſen, bis dann eine Biegung des Wegs dem Blick das dunkelgrüne Waldthal verbirgt, das ich einſt durchzog; ich gedachte jenes Frühlingsmorgens jetzt, am ſchönſten Frühlingsabend, und was ich bisher durchlebt, ſchien mir wie ein langer Prüfungstag von wechſelnder Himmelsfärbung bald erhellt, bald getrübt, vorübergegangen zu ſein. Auch der Zukunft gedachte ich, und was es wohl mit mir werden ſolle, und was ich erringen, was ich noch lernen müſſe, um den ſüßeſten Traum meines Herzens verwirklicht zu ſehen. In recht tiefem Sinnen gelangte ich, heimwärts gehend, als ſchon die Dämmerung ihr Schattennetz über die Fluren warf, an den großen Garten, den am Fuß der Anhöhe, auf der ich luſtwandelte, der Vater des guten Röschens beſaß, blickte auf, und ſahe darin die Geliebte. Sie grüßte mich mit der herzgewinnenden Freundlichkeit, die ihr eigen war, und ich ſchwang mich raſch über den Zaun, ſie reichte mir die Hand, ihr Auge ſtrahlte mir Glück! Wir betraten das nahe Gartenhäuschen, und nun geſtanden Worte, was die Blicke ſchon längſt verrathen. Mit dem Auge voll reiner Unſchuld, voll zärtlicher Gluth ſah ſie mich unausſprechlich an, und eine innige Umarmung ſchloß und heiligte unſern Bund. Die Natur, dieſe ewige Prieſterin der Liebe, weihte ihn ſegnend. Tiefes Schweigen durchſchauerte ihren Tempel, und uns Glücklichen war es, als ſtänden wir im Allerheiligſten. Wir gingen auf den Söller des Gartenhauſes, wir riefen die Nacht, wir riefen oben am Himmel die leuchtenden Sterne, unten im Garten die ſchlummernden Blumen, wir riefen den würzigen Hauch des Abends, der unſre glühenden Wangen fächelte, Bäume und Berge, Quellen und Bäche zu ſtillen Zeugen unſers ſtillen Glücks, und als ſolle uns ein heilverkündendes Zeichen werden, ſo begann plötzlich mit einemmale uns ganz nahe auf einem mit Blüthenbüſchen über und über voll bedeckten Kirſchbaum eine Nachtigall ihren flötenden Geſang. Nie habe ich vorher, nie wieder nachher in meinem Heimathort eine Nachtigall gehört.

Wir ſahen uns nun allabendlich; der blühende Garten war Zeuge unſers heimlichen Liebesglücks, und wenn ich dann und wann noch den Wunſch laut werden ließ, Soldat zu werden, und im Stillen noch über den Vater grollte, ſo ſchloſſen mir die heißen Küſſe meines Röschens den Mund, und ihr ſchmeichelnd bittendes Liebeswort legte allen meinen hochfahrenden Gedanken und Planen Zügel an. Ich war himmelſelig im Beſitz der reinen Liebe dieſes guten und ſchönen Mädchens, das ſo voll Vertrauen, Unſchuld und Zärtlichkeit in mir ihr Alles ſah und fand. Das Bewußtſein, *ein* Herz mit Liebe ganz zu erfüllen, ſtellt den Bettler einem Kröſus gleich; das Bewußtſein, zu *lieben*, iſt nur eine irdiſche ſchwankende Flamme im irdiſchen Paradies; das Bewußtſein, *geliebt zu werden*, ſtrahlt wie ein Firſtern am Himmel unſerer Seligkeit. In dem Aſyl, das der Garten und ſein trauliches Häuschen unſrer Liebe bot, ſtörte uns kein Verdacht, belauſchte uns kein Späherauge, kein Horcherohr. Bisweilen mußte ich lange harren, wenn die Geliebte abgehalten war, zu kommen, aber meine Geduld lohnte immer ihr Erſcheinen, und ſo traf uns bisweilen noch die Geiſterſtunde im Gekoſe an. Liebe und Gegenliebe haben einander ſo unendlich viel zu ſagen, und haben keine Zeit der Zeit zu achten. Nur die Schwüre erinnern an die Zukunft, ſonſt gehören die Liebenden allein dem Glück der Gegenwart.

Mein Vater war froh, daß ich die Soldatengedanken vergeſſen zu haben ſchien, er ahnete nicht im Entfernteſten das Band, das mich hielt, die Urſache meiner Sinnesänderung. Ach, ich lebte meines Daſeins ſchönſten Frühling, die Poeſie der jungen Liebe trug mich auf Begeiſterungsſchwingen durch alle Himmel, ich ſtand auf der Sonnenhöhe des Lebens, und wie drei ſüße Stunden ſchwanden uns drei Monate hin.

Dieſem langen Müſſiggang glaubte mein Vater ein Ende machen zu müſſen; ich ſollte wieder auf eine Schule, und konnte nichts gegen dieſen vernünftigen Gedanken einwenden, denn ſo viel ſah ich ein, daß ich, um Röschen einſt mein nennen zu können, ihrer werth und würdig zu ſein, noch viel lernen und eine feſte Stellung in der Welt erringen müſſe. Nur gegen Freiberg erklärte ich mich mit Beſtimmtheit, und ſo wurde beſchloſſen, daß ich das nahe Gymnaſium einer Hennebergiſchen Stadt beſuchen ſolle.

Schmerzlich war der Abſchied von der ſo innig Geliebten; ich fand keine Worte, ihr zu ſagen, was ich fühlte. Sie ſchlang mir ein koſtbares ſeidnes Tuch um den Hals und ſprach unter Thränen: „Ich gebe Dir keinen Ring, wie Liebende ſo gern thun, ein Ring iſt Symbol der Vereinigung, und dieſe iſt uns leider, noch allzufern. Da wo ich mich ſo glücklich gefühlt habe, da wo ich ſchlummernd geruht und wachend geträumt, an Deinem Hals, an Deiner Bruſt, mein einzig und ewig Geliebter, trage dieſes Tuch, und es erinnere Dich ſtets an mich!“

„Das ſoll es, mein theures Röschen“ erwiederte ich: „immer werde ich es tragen, und immer, mit ihm und ohne daſſelbe wird dein Andenken in meinem Herzen leben; bleibe mir nur gut und treu! Bald ſehen wir uns wieder.“

„Ich werde Dir einen Boten ſenden und Dir ſchreiben, durch dieſen und nur auf dieſem Wege ſchreibſt Du mir wieder. Vergiß mein nicht,“ ſprach ſie in heftiger Bewegung.

Wir ſchieden unter Küſſen und Thränen, und den Verſicherungen und Schwüren einer unwandelbaren Liebe. Meinen Schmerz, meine reine Neigung und Röschens Bild im Herzen tragend, trug ich ſchwer genug an Glück und Leid.

9.

Pennalismus.

Mein Vater war bei dieſem dritten Auszug auf eine Schule, wieder, wie bei dem erſten, mein Begleiter. Das Gymnaſium ſtand in höchſter Blüthe. Der Director, zwar ſchon ein bejahrter Greis, aber allgemein geſchätzt, ein vollendeter Schulmann, deſſen Andenken im dauernden Segen lebt, examinirte mich und hielt mich für *Prima* befähigt; dieß ſchmeichelte und erfreute meinen Vater, und er zog zufrieden heim. Das Schülerleben auf dieſem Gymnaſium hatte ſich eigenthümlich geſtaltet und ſprach mich mit einem ganz andern Geiſt an, wie das zu Freiberg. Es iſt nicht unwichtig, wie der Geiſt der Anſtalten beſchaffen iſt, auf denen die jungen Blüthen und Hoffnungen des Vaterlandes ihre erſte geiſtige Entfaltung, ihre Entwickelung und ihre Bildung erhalten, es iſt nicht unwichtig, auf ein ſolches Geſammtjugendleben hinzublicken. Wir haben aus mancher dieſer Anſtalten Genien mit Adlerflügeln hervortreten, und aus andern blöde Krüppel hervorſchleichen ſehen, beides in Folge verſchiedener Leitung und Beaufſichtigung. Es giebt für einen Lehrer etwas, das mehr werth iſt, als griechiſch, hebräiſch, ſyriſch und lateiniſch, mehr werth, als die Maſſe gelehrten Wiſſens, und wem es, nebſt der Humanität, welche die erwärmende Sonne alles Lehrens und Lernens ſein ſoll, abgeht, der wird nie Menſchen bilden, wenn es ihm auch gelingen ſollte, gelehrte Monſtra der Welt zu überliefern, und dieſes eine heißt richtiger Tact. Ihn beſaß der alte würdige Director jenes hennebergiſchen Gymnaſiums in vollem Maaße; voll Kraft und Energie lenkte er das Steuer der Schule und kannte die Mittel, alle Schüler durch Liebe an ſich zu feſſeln, wie Keiner. Wie ſehr auch ſeine äußre Erſcheinung, ſein Alter und die demſelben anhängenden Eigenheiten in Gewohnheit und Kleidung mit der Neuzeit kontraſtirten, nie fiel es einem Schüler ein, ſich die mindeſte Unſchicklichkeit gegen den ehrwürdigen und geliebten Lehrer zu Schulden kommen zu laſſen, während man Andre anderwärts hat zum Geſpötte der Klaſſen werden ſehen. Neben der zweckmäßigen Strenge aber und dem Fleiß der Schüler hatte ſich wunderlicher Weiſe ein Geſpenſt der Vorzeit auf dem Gymnaſium erhalten, das die Lehrer entweder nicht bannen wollten oder nicht bannen konnten, ein ſtarrer und grauſamer Pennalismus, der namentlich auf deutſchen Fürſten- und

Kloſterſchulen (auch die in Rede ſtehende war aus einem Kloſter entſtanden) ſich feſtgeſetzt hatte. Die Gymnaſiaſten lebten übrigens außer den Schulſtunden in völliger Ungebundenheit, wie Studenten, der Ton war akademiſch. Es beſtand ein Comment, gegen den keiner fehlen durfte, es wurden große Commerce gehalten, und ſogar Duelle kamen vor; man ſah wohl zu gewiſſen Zeiten mehr Schüler mit Rappieren und Schlägern, als mit Büchern über den Markt gehen. Trotz dieſer akademiſchen Freiheit übten die obern Klaſſen auf die untern einen wahrhaft tyranniſchen Druck. Der Sekundaner wurde von dem Primaner ganz wie ein Untergebener behandelt, und eben ſo drückte der Sekundaner auf den Tertianer herab, das ging durch alle Klaſſen. Der Sekundaner mußte für den Primaner Backwerk holen, während er zu ſtolz war, dieß für ſich ſelbſt zu thun; ihm holte es der Tertianer. Wo Schüler verſchiedener Klaſſen in einem Hauſe zuſammenwohnten, war es gewiß, daß der Untere dem Obern die Stiefeln putzen mußte. Wehe dem Sekundaner, der ſo keck war, ſich den Befehlen eines Primaners zu widerſetzen, die harte Strafe, auf der Bibel geprellt zu werden, wartete dann ſeiner auf jeden Fall. Ich war kaum einige Tage auf dem Gymnaſium, als ich ſchon Gelegenheit hatte, eine ſolche ſeltſame Exekution mit anzuſehen. Ein Sekundaner, etwas reich und etwas hochmüthig, hatte einem armen, aber in Anſehen ſtehenden Primaner den erheiſchten Dienſt verweigert, und dieſem Vergehen folgte die Strafe auf dem Fuße. In Prima ſtand eine Säule, an dieſer war ein großer Leſepult befeſtigt, worauf eine alte Nürnberger Bibel im größten Folioformat lag, aus welcher jeden Morgen bei Eröffnung der Stunde ein Kapitel vorgeleſen wurde. Zwiſchen zwölf und ein Uhr füllte ſich die Klaſſe erwartungsvoll. Der Verbrecher mochte ſich, vor der Strafe zitternd und bangend, verbergen und verkriechen, wohin er wollte, er wurde ausgeſpürt und abgefaßt, ſo geſchah es auch jetzt, der Sekundaner wurde gebracht. Vier der ſtärkſten Primaner ſtanden ſchon harrend an der Thüre, ſie empfingen ihn aus den Händen der Transportatoren, packten ihn und legten ihn das Geſicht nach unten queer über die Bibel, hielten ihn, daß er ſich nicht regen konnte, und zogen die Beinkleider ſtraff an. Nun ſchlug jeder der Anweſenden mit Büchern auf den der Strafe dargebotenen Theil des armen Sünders, Plätzer auf Plätzer erfolgte, bis jeder ſein Müthchen gekühlt hatte. Der Beſtrafte war wüthend, als er endlich losgelaſſen wurde, er verweigerte das Verſprechen, ſeinen Dienſt beſſer zu leiſten, das ihm jetzt feierlich abgenommen werden ſollte, und brachte dadurch ganz Prima gegen ſich in Harniſch. Vergebens wollte er aus der Klaſſe, man ließ ihn nicht. „Gebt ihm den Gaak! den Gaak!“ ſchrien alle, und ſchon zog jeder ſein Taſchentuch hervor, drehte es feſt zuſammen zum Plumpſack, und hieb dann aus allen Leibeskräften auf den ſtörriſchen Burſchen ſo lange, bis ſein Gemüth ſich erweichte, und er alles Verlangte verſprach und beſchwur. Der Eintritt des Lehrers machte dann dem furchtbaren Lärm, der dabei entſtand, ein ſchnelles Ende, und durch die Wolken vom Staub ſuchte jeder ſeinen Platz.

In ſolchen Rohheiten gefiel ſich die damalige Jugend auf vielen Schulen, ſie waren noch ein Reſt des ſpätern Mittelalters, das ſich in die klöſterlichen Winkel vieler Gymnaſien verkrochen hatte, und ſich nur ungern daraus vertreiben ließ. Die Schüler waren die Matadores bei allen Prügeleien, keine Kirmſe der Umgegend blieb unbeſucht, und keine lief ohne Schlägerei mit Handwerksburſchen und jungen Bürgern ab. Bei einer ſolchen widerfuhr es mir einmal, daß ich trotz meiner Kraft und Größe von der ſiegenden Gegenparthei gepackt und in das nahe vorbeifließende Waſſer geworfen wurde. Und dennoch — bei allen dieſen Verirrungen der ſich ſelbſt überlaſſenen Jugend, erwuchs in ihr ein kräftiges und wiſſenſchaftlich gebildetes Geſchlecht. Nicht der beſte

Schläger oder der beſte Säuſer ſtand im hohen Anſehen der Klaſſe, ſondern der Fleißigſte, der Kenntnißreichſte. Unfleiß, Faulheit und Dummheit waren ganz verachtet. Der Faule bekam die meiſten Prügel, der Dumme wurde mit Hohn geſtachelt, dem aber, der am meiſten wußte, und der damit zugleich einen kräftigen Körperbau, Muth und Tapferkeit verband, wurde von allen unbedingt Folge geleiſtet, er war der Gebieter, der Leitſtern, auf den mit Achtung und Stolz die andern ſahen. Hier wurde ich fleißig, Beiſpiel und Ehrgeiz ſpornten mich an, und zwiſchen ernſten und eifrigen Studien und ausgelaſſenen tollen Schülerſchwänken und dem treuen heiliggehaltenen Andenken an die Geliebte daheim, und dem zärtlichſten Briefwechſel mit ihr war jetzt mein Leben getheilt. Ich nahm bei dem Kantor, einem in theoretiſcher und praktiſcher Hinſicht ausgezeichneten Generalbaſſiſten ſeiner Zeit, Unterricht im Generalbaß, und komponirte liebebeſeelt manches Lied und manchen Tanz, die Anſprache fanden; es war für mich eine glückliche, frohe Zeit. Nicht Allen wird es vom Schickſal vergönnt, den Traum ſeliger Jugendliebe lange zu träumen, mancher wird früh geweckt, und unſanft dazu, Hunderte umarmen eine Wolke, ehe nur einem Glücklichen eine Göttin ſich gewährt. Wenn die Ferienzeit kam, pilgerte ich wohlgemuth die wenigen

Stunden nach meiner Heimath zu, Röschens Bild in dem hoffnungsreichen Herzen. Du grünes einſames Waldthal, durch welches die Straße zieht, du haſt meine Lieder gehört, die ich aus voller Seele ſang; du Echo im überhangenden Fels haſt ſie mir nachgeſungen, du murmelnder Waldbach biſt mein Begleiter geweſen und haſt mir für meine ſüße Geliebte die Vergißmeinnichtfülle deiner grünen Ufer zum Geſchenk geboten. Wie unausſprechlich lohnte ſie mir für deine, für meine Gabe, wie überglücklich machte ſie mich! Die Erinnerung an dieſen Himmel der Gefühle ſteht mit der Farbe der Treue tief und feſt in mir, himmelblau, wie ein Vergißmeinnicht. Röschen war mein höchſtes Lebensglück, alle edeln Regungen, alle guten Vorſätze und Entſchließungen, die ich faßte, dankte ich ihr, ſie war die begeiſternde Muſe meines ganzen Strebens und Seins.

Nachdem ich noch ein und ein halbes Jahr jenes Gymnaſium mit Nutzen beſucht, dabei aber auch noch manchen loſen Streich geſpielt, manchen Rebellen gegen den hergebrachten Pennalismus auf der Bibel prellen und mit dem Gaak mürb machen und zur Einſicht bringen helfen, machte ich ohne Schwierigkeit das Abiturienten-Examen und verließ die Schule, um die Univerſität Leipzig zu beziehen.

10.

Der Liebe Leid.

Mit frohen Hoffnungen in die Zukunft hatte ich die alte hennebergiſche Grafenreſidenz hinter mir gelaſſen; ich wollte bis zur Abreiſe nach Leipzig für eine längere Trennung nun noch recht im Vollgenuß meines Glückes ſchwelgen, mich im Voraus für den Schmerz der Entfernung entſchädigen, und eiliger als je, förderte ich meine Schritte nach der Heimath zu. O wie verflogen und zerſtoben dort meine Glücksträume, vom Wundergefäß meiner Liebesſeligkeit lagen, wie in der Idylle vom zerbrochenen Krug, traurig die Scherben umher.

Verrath war eingebrochen in das ſtille Heiligthum der Liebe. Entweder war der Bote treulos geweſen, oder unvorſichtig, meine Briefe waren bei Röschen gefunden worden, und das heftigſte Ungewitter der Vorwürfe über das Haupt des armen Kindes geſtürmt. Der reiche Kaufmann hatte ganz andre Pläne mit ſeiner Tochter vor, als eine Liebelei mit einem Schüler und angehenden Studenten zu dulden; es wiederholte ſich auch in dieſer Liebe, was ſchon tauſendmal ſich begab, man kündigte ihr Trennung an, man verdammte ſie, ohne die Partheien zu vernehmen; das arme Röschen wurde eingeſperrt, ſtreng bewacht, nie ohne Begleitung aus dem Hauſe gelaſſen, ſie mußte bitter dulden, um meiner, um ihrer Liebe willen, doch die allmächtige Liebe, die alles trägt, die alles duldet, lehrte auch Röschen tragen, und lehrte ſie ſtandhaft ſein.

Das waren die Nachrichten, die ich im Vaterhauſe, nicht ohne kränkende Vorwürfe als Zugabe, empfing, nächſt ihnen auf indirektem Weg vom Vater meiner Geliebten die ernſte Weiſung, ich ſolle mich ja nicht unterſtehen, an irgend eine fernere Verbindung mit ſeiner Tochter zu denken, die für einen ganz andern Mann, als ich zu werden verſpreche, beſtimmt ſei, und man werde Mittel und Wege finden, ſich meiner auf eine mir ſehr mißfällige Art zu entledigen, wenn ich ja Gelegenheit zu einer Annäherung ſuchen wolle.

Ich ſtand beſtürzt, beſchämt, vernichtet, dann faßte mich eine namenloſe Wuth, nur ſchade, oder nur gut, daß ſie ohnmächtig war. Als ich zu ruhiger Beſinnung kam, verwünſchte ich meinen Unſtern, und dachte auf Mittel, die Angebetete aller Wächter und Verbote ungeachtet, doch noch einmal zu ſehen. Ich wollte und konnte nicht von dannen, ohne aus ihrem eignen Munde das Verdammungsurtheil ewiger Trennung oder die ſüße Beſtätigung ewiger Treue zu hören. Ich ſtrömte alle heißen und ſtürmenden Gefühle, die mein Inneres bewegten, in einen Brief an Röschen nieder, gewann eine Gemüſefrau, barg den Brief in einen Strauß, und ließ dieſen durch die unverdächtige Botin der Geliebten überreichen. Ich hatte Röschen um nur noch eine Zuſammenkunft, noch eine Unterredung gebeten und beſchworen, ich wollte ſie heute am Fenſter im Hofe treffen, dort wollte ich eine Leiter anlegen, und wo möglich, wenn ſie ſo viel Liebe zu mir habe, ſie ſelbſt heruntergeleiten. Eine kühne Zumuthung allerdings, allein ich vertraute auf die Stärke ihrer Liebe. Der Brief ging ab, Antwort konnte ich nicht hoffen, in peinigender Unruhe verbrachte ich den Tag, rüſtete mich, um mich zu zerſtreuen, zur Reiſe nach Leipzig und zählte die Viertelſtunden bis zur Mitternacht. Um elf Uhr ſtieg ich über den Gartenzaun. Die Nacht war dunkel, der Himmel hing voll ſchwarzer Wolken, durch die kein Mond-, kein Sternenſtrahl brach. Ich lauſchte, ehe ich mich den Gebäuden näherte, aufmerkſam und mit klopfendem Herzen in die Nachtſtille hinaus. Es war alles ruhig, unten dicht am Garten rauſchte der

Wieſenbach murmelnd über die glatten Steine; die Häuſer der Dorfes lagen umdunkelt, kaum in einem, wo etwa ein Kranker lag, brannte ein Licht. Am Ende des Ortes bellte ein Hund, vielleicht zog ein verſpäteter Wandrer noch einſam des Wegs. Langſam ſchlich ich den Hintergebäuden näher, die aus Scheuer und Stallungen beſtanden. Das hintere Hofthor, durch das man über die Scheunentenne in den eigentlichen Hof gelangte, war verſchloſſen. Mit Lebensgefahr kletterte ich vom Garten aus erſt auf einen Baum, dann durch ein Bodenloch in die Scheuer, tappte mich durch das Dunkel oben fort und ſtieg an der innern Seite hinab in den Hof. Mein Herz klopfte hörbar; zum Glück wußte ich Beſcheid, ich wußte, wo die Aeltern meiner Angebeteten ſchliefen, wußte, wo Röschens Schlafgemach war. Alles war ſtill. Am Pferdeſtall lehnte die Leiter, ich legte ſie ohne Geräuſch an, und ſtieg an dem hohen Haus zum obern Stock empor, zu Röschens Fenſter. Röschen wachte und hatte mich mit unbeſchreiblicher Angſt erwartet, dieſe Angſt ſteigerte ſich zum Entſetzen, als ich nun wirklich kam. Sie beſchwur mich, augenblicklich wieder umzukehren, und verhieß, ſie wolle durch das Hinterhaus in den Garten kommen. Ich gehorchte, ich kehrte auf dem Weg zurück, den ich gekommen war, und als ich aus meinem Scheunenſchalter niederglitt, umfaßten mich Röschens warme weiche Arme ſanft und zärtlich, und weinend und erbangend, liebeſelig und zitternd legte das ſchuldloſe Geſchöpf ſich an mein Herz. Halb führte, halb trug ich mein Röschen nach dem am Ende des Gartens ſtehenden Häuschen, das ſo oft unſre Küſſe geſehen, unſre Schwüre gehört hatte, und ſie erneuten ſich in der leidvollen, freudvollen Umarmung. Ich erfuhr nun alles, was vergangen, aber Röschen ſchwur mir Treue, die nur der Tod löſen ſollte, und meine Gegenſchwüre beſiegelten die ihrigen. So ging unter Küſſen und Thränen, heiligen Verſicherungen und ſchönen Hoffnungsträumen eine Stunde hin. Vor Gott ſind tauſend Jahre wie ein Tag, wenn Liebe ſeine Menſchen mit göttlichen Gefühlen erfüllt, ſind auch ihnen tauſend Stunden wie eine, eben, weil Gott ſelbſt die Liebe iſt.

Endlich trennten wir uns, von den ſchmerzlichen Empfindungen des Scheidens überwältigt, doch begleitete ich Röschen bis in das Haus; die Hinterthüre, durch die ſie gekommen war, führte durch einen obern Theil der Scheuer, dann durch einen ſchmalen, unheimlichen und winklichen Gang an mehreren Stuben vorbei, in denen die Vorältern meiner Geliebten gewohnt, ehe ſie reich wurden und das große Vorderhaus erbauen konnten, dann gelangte man, einige Stufen hinabwärtsgehend, wieder in einen ſchmalen Gang, der mit der Hausflur des Hauptgebäudes zuſammenſtieß. Dort ſchieden wir nach einer nochmaligen langen, langen Umarmung. Betäubt vom Schmerz ging ich zurück, langſam, wehmüthig, und trat aus der Hinterthüre in den Garten. In dieſem Augenblick trifft mich ein gewaltiger Schlag auf die Schulter, der wahrſcheinlich meinem Kopf gegolten hatte, ſo daß ich vorwärts zur Thüre hinaustaumele, ein zweiter Schlag folgt dem erſten, ich raffe mich wüthend auf und gewahre meinen Feind hinter dem Thürpfoſten, ſtürze mich auf ihn, ziehe ihn ins Freie des Gartens, und ringe mit ihm in der dunkeln Nacht, wie der Erzvater Jacob mit dem Mann, den er nicht kannte. Ich war ihm an Kraft überlegen, ich entriß ihm den Knüttel und maß ihm mit dem Maaß, damit er mir gemeſſen. Dieß alles ging in größter Wuth und Erbitterung und in größter Stille ab, endlich warf ich den unbekannten Gegner zu Boden, riß mein Halstuch ab, kniete auf ihn, band ihm mit dem Tuch die Hände auf den Rücken und ließ ihn ächzend und wuthknirſchend liegen. Wer es geweſen, habe ich nie erfahren.

11.

Der neue Student.

Leipzig war vom Gewühl der Meſſe durchwogt, als ich dort ankam; mit voller Börſe, guten Vorſätzen und frohen Hoffnungen betrat ich die weltberühmte Handels- und Univerſitätſtadt; jugendfroh ſtürzte ich mich in den bunten Menſchenſtrom, ſah, was mir zu ſehen war, und ergötzte mich beſonders an den Trachten und ausgezeichneten Phyſionomien der zahlreich anweſenden Orientalen, der Griechen, Armenier, Türken und Perſer. Ich ahnete nicht, daß mir noch ſattſame Gelegenheit werden würde, alle dieſe Nationen in größerer Anzahl und in ihren heimathlichen Bazars und Märkten zu ſehen.

Ich hatte im Brühl eine Wohnung gemiethet; ein Kaufmann, der mich, den Fußgänger, von Weiſſenfels in ſeinen Wagen mitgenommen, wohnte dort, und verſchaffte mir in dem nämlichen Hauſe ein Quartier. Am Abend ſtellte er mich einem Hausgenoſſen, dem Dr. Wenk vor, der als akademiſcher

Bürger in Leipzig lebte, der mir ſehr wohl gefiel, und an den ich, der Unerfahrne, mich gleich mit jenem offnen Wohlwollen, jener zutraulichen Hingebung anſchloß, die einen Grundzug meines Charakters bilden, die mir zwar oft ſchon recht herbe Früchte am Baum der Erfahrung trugen, die ich aber doch weder verläugnen kann, noch miſſen möchte. Nicht um alle Schätze der ſogenannten Lebensklugheit möchte ich mein Vertrauen auf die Menſchheit vertauſchen. Und Gott ſei Dank, ich habe nie die Diogeneslaterne gebraucht, um Menſchen, um Freunde zu finden. Doktor Wenk war überall hin mein Begleiter und Geleiter; ich folgte ihm willig von Zerſtreuung zu Zerſtreuung, und genoß reichlich von dieſem Freudenbecher, mir ſelbſt gelobend, wenn die Meſſe vorüber, wenn die Kollegia angegangen, dann mich mit allem Eifer dem Studium der Theologie in die Arme zu werfen. Wie leicht beſchwichtigt im Rauſch der Sinnenfreuden unſer Vergnügenshang die warnende innere Stimme; wie ganz anders geſtaltet ſich auf der Lebenswandrung das Leben ſelbſt, wenn wir einen Pfad einſchlagen, der vom richtigen Weg ablenkt, und vielleicht nie wieder auf ihn zurückführt! Der neue Freund ſorgte für meine angenehme Unterhaltung nur allzutreulich, und ich ſorgte dafür dankbarlich für die ſeinige — aus meiner

Börſe. Er hielt mich in ſeinem Netz gefangen, und ich — hielt ihn frei. —

Zum erſten Mal in meinem Leben ſtand ich mit meinem Führer durch das Labyrinth der Luſt, mit dem Führer, welcher nichts weniger als die Geſtalt Mentors hatte, und nichts weniger als Pallas Athene war — in Claſſigs Kaffeehaus am Pharotiſch, ein bieder Neuling, der noch nie geſpielt. „Setze, ſetze einen Species,“ flüſterte Wenk. „Wo denkſt Du hin? So viel Geld?“ redete ich zurück. „Setze, ſetze!“ drängte der Verführer, ich ſetzte, und gewann; Wenk bog für mich ein Paroli, ich gewann; die blanken Speciesthaler flogen mir zu über das grüne, glänzende Tuch. Mir war als träume ich, meine Taſchen füllten ſich mit ſchwerem Silber, ich begriff bald das einfache Spiel, und war fortwährend im Glück; kaum wußte ich, wo meinen Reichthum unterzubringen? Den Spielern ward bange, es war nahe daran, daß ich die Bank ſprengte. Endlich ſchlugen mir zwei Sätze fehl, und mit der Naivität eines Neulings, der vom Spieltiſch geht, wenn er gewonnen hat, ging auch ich von dannen. Ich habe in meinem Leben Vielen, ſehr Vielen Revange gegeben, einem privilegirten Spieler nie.

Im Billardzimmer ſammelte mein Doktor, was von Studenten anweſend war, um einen Tiſch und um mich, die blinde Glückshenne, die eine Perle gefunden; ich gab eine Terrine Punſch nach der andern zum Beſten, und flott und burſchikos wurde die Nacht verlebt und das Geld verjubelt. Bei dieſer Gelegenheit ward ich in Manches eingeweiht, was mir noch ein tiefes Myſterium geweſen. So war mir jeder Student als Student gleich lieb; meine ländliche Einfalt war der Meinung, es ſei ſchön und herrlich, wenn alle die Jünglinge, welche eine Univerſitätsſtadt zu dem hochwichtigen Zweck, ſich für Wiſſenſchaft und Kunſt und tüchtige Lebenswirkſamkeit zu bilden, vereinigte, ein gemeinſames Band gegenſeitiger Liebe, Freundſchaft und Hochachtung umſchlinge, hier aber ward ich eines andern belehrt, nämlich daß es Landsmannsſchaften gebe, Studentenbündniſſe, welche die Obliegenheit hätten, andern ähnlichen Bündniſſen in ſchroffer Feindſeligkeit immer ſchlagfertig, ſtreit- und händelſüchtig gegenüber zu ſtehen, einander mit Verachtung zu begegnen, ſich gegenſeitig die Vergnügungen zu ſtören, und nach allen Kräften das Leben zu verbittern, auch wo möglich in vorkommenden Fällen zur Ehre der Landsmannſchaft ſich die Hälſe zu brechen. Meinem unbefangnen Sinn erſchien dieß alles ſehr lächerlich, aber meine neuen Commilitonen machten ſo ernſte Mienen zu ihren Erörterungen, daß ich weiter nichts einwarf; ich glaube auch, ich wäre ſchon für meine beſcheidnen Einwendungen gefordert worden, wäre ich nicht der gütige Gaſtgeber geweſen. Der Tag brach an, als wir das Kaffeehaus verließen, und ich kam müde und nicht ohne Verſtimmung nach Hauſe. Der Schlaf fand mich nicht ſogleich; trübe Phantaſiebilder gaukelten durch mein fieberndes Gehirn. Bald ſah ich meinen Vater mit drohend gehobenem Finger ſtehen, bald erſchien mein inniggeliebtes ſüßes Röschen, und weinte um mich, wie um einen Verlornen.

Aus wüſten und unwillkommnen Träumen weckte mich, als eben die Uhr auf dem Nikolaikirchthurme acht ſchlug, ein Klopfen an meine Thüre, und auf mein ſchläfriges Herein! trat der Doktor Wenk ein, der mich mit Glückwünſchen über meinen geſtrigen Treffer begrüßte und überhäufte. „Du biſt ein Glückskind, Bruder, wie mir noch keines vorgekommen. Höre Junge, Du mußt jeden Abend ſpielen, wir wollen Kompagnie machen, das ſoll ein Götterleben werden.“

„Ich ſpiele nicht mehr“ — erwiederte ich ruhig und feſt, indem ich mich ankleidete. Wenk ſah mich mit ſprachloſem Erſtaunen an, zog eine ſpöttiſche Miene und ſprach: „Aha, der moraliſche Katzenjammer, ich kenne das, ein andermal davon. Wie viel hatteſt Du denn eigentlich gewonnen, Brüderchen?"

Wir zählten, es fanden ſich noch einhundert und achtzig Speciesthaler vor. „Hoho vivat fraterna sanitas!" rief und ſang Wenk. „Genug und übergenug zu einem flotten Tag! Laß uns frühſtücken gehen, fratercule! Warſt Du ſchon in Auerbachs Keller? Nein! Wohlan denn, dorthin gehn wir, dort hat Doktor Fauſt gezecht und iſt ſo froh geworden, daß er auf einem Weinfaß zur Treppe hinauf ritt, dort werden auch Dir die Grillen vergehen, wir wollen ſie in der Lethe verſenken, die aus Champagnerflaſchen ſtrömt, in den ſüßen Wogen der Vergeſſenheit!"

„Meinetwegen, einmal noch gehe ich mit," ſprach ich zu dem ausgelaſſenen Wenk. „Achtzig Speciesthaler wollen wir noch durchbringen, die hundert lege ich für meine Einrichtung, für Bücher und dgl. zurück."

„Wie Du willſt, Herr Bruder, alles nach Deinem Belieben," erwiederte er, ich ſteckte eine Hand voll Thaler ein, und Arm in Arm gingen wir nach dem berühmten Keller hin.

An unſerm Ziele trafen wir bereits einige aus der Geſellſchaft von voriger Nacht, bemooſte Häupter, die bereits ſechs Jahre in Leipzig ſtudirten, Reſtanten gleichſam, denen die Inſcription harmloſen Aufenthalt ſicherte, Jäger auf junges Wild, die von Füchſen lebten. Das Frühſtück, das wir einnahmen, war auserleſen fein, der Champagner, den der Italiener auftrug, mundete ſo herrlich, daß wir bereits bei der neunten Flaſche waren, bei der ominöſen Muſenzahl, als Wenk den Vorſchlag that, um die Zeche zu würfeln. Alle waren es zufrieden, ich durfte zwiſchen mein ego non dissentio kein Komma ſchreiben, und hatte als Neuling, der nie im Ernſt gewürfelt, die Ehre, die Rechnung zu bezahlen. Sie war bedeutend, meine Kaſſe reichte nicht aus, aber bereitwillig wurden mir einige Friedrichsd'or vorgeſchoſſen, und ich befriedigte den Kellerwirth. Vor der Thüre oben ſtand eine Kutſche, von meinen Freunden zu einer Spatzierfahrt bereits beſtellt; vergebens ſtellte ich vor, daß ich erſt nach Hauſe müſſe, um Geld zu holen, großmüthig wurde mir fernerer Kredit zugeſichert, was mir ungemein ſchmeichelhaft erſchien. Wir ſtiegen ein, und fort ging die Fahrt nach den drei Mohren, einem Wirthshaus in der Nähe der Stadt, wo wir Kaffee tranken, Kuchen aßen, und dann hinauf in den Tanzſaal gingen.

Als wir in den Saal traten, ſtrömte eine Schaar frecher Dirnen auf uns zu. Schamlos ergriff mich eine derſelben beim Arm, um mich zum Tanz aufzuziehen, und begrüßte mich ohne Weiteres mit Du.

Jetzt ſah ich, in welchen Abgrund meine angeblichen Freunde mich geführt; ich ſtieß die Dirne unſanft zurück und donnerte: „Ich verbitte mir das Du, und alle Gemeinſchaft!“ Hohngelächter wie von wüthenden Dämonen ſchallte rings durch den ganzen Saal und ein Schwarm dieſer Verworfenen umringte mich. Meine Freunde lachten, ich riß mich mit Mühe los, und enteilte ſchamglühend in die untere Stube, wo das Billard ſtand. Wenk und die andern kamen mir nach, und der Erſtere begütigte: „Sei doch kein Narr, Du kennſt das Studentenleben noch nicht, komm doch mit herauf und tanze.“

„Nimmermehr,“ erwiederte ich feſt. „Das kann kein Studentenleben ſein, das iſt eine Geſellſchaft, in die ich nicht paſſe, die mir zu ſchlecht iſt.“

„Donnerwetter!“ ſchrie jetzt einer der Studenten, ein baumlanger Menſch mit einem Sappeurbart: „Fuchs, Du wirſt nicht beſſer ſein wollen, wie wir!“ Es war der, welcher mir vorhin geborgt hatte. „Gleichviel,“ entgegnete ich: „die Herren können ſein, wie ſie wollen, ich thue, was ich will, und bleibe hier unten.“ „„Dann bezahle mich Fuchs!““ ſchrie jener grimmig: „und packe Dich fort!“

Niedergedonnert ſtand ich, beſchämt vor allen Gäſten; der Wirth kam, Alle bezahlten, ich hatte keinen Groſchen mehr bei mir. Wenk, an den ich mich bittend wandte, verſicherte, auch nichts weiter bei ſich zu tragen, und ein Polizeiſoldat trat auf mich zu, mich höflich ermahnend, den Wirth zu befriedigen und Unannehmlichkeiten zu vermeiden. Durch Verpfändung meiner Uhr entging ich der Verhaftung, und verließ unter ſchallendem Hohngelächter der nichtswürdigen Anweſenden das verruchte Haus.

Auf dem Weg nach der Stadt zu, den ich eilig einſchlug, ſtand nur ein Gedanke vor meiner Seele: fechten lernen, und meine Frage an den Stadtſoldaten am Grimmaiſchen Thore war: „Wo wohnt ein Fechtmeiſter?“ Dieſer beſchied mich in den Zwinger, ich eilte hin, fand ein altes, hagres Männlein, das ſich mir als Fechtmeiſter vorſtellte, und ich belegte täglich, Vor- und Nachmittags, eine Fechtſtunde. Empört, im Innerſten verletzt, kam ich nach Hauſe, verriegelte die Thüre, und legte mich nieder. Eine Weile mochte ich, ermüdet von der durchwachten Nacht, angegriffen von den Schwärmereien des Tags und dem erlittenen Schimpf, geſchlafen haben, als Wenks Tritt mich weckte, und er an die Thüre klopfend, meinen Namen rief. Ich blieb ſtill, dieſer Freund und Cicerone kam mir zu theuer.

Als ich mich wieder erholt, ging ich noch an dieſem Abend nach Claſſigs Kaffeehaus. Dort fand ich meine ſaubern Bekannten, und ward von ihnen mit höhniſchen Stichelreden empfangen. Wenk nahte ſich mir, ich behandelte ihn kühl, denn ich verachtete ihn; ich äußerte mich unverholen über das erbärmliche Benehmen der Akademiker gegen mich, er bat mich um Gotteswillen, ruhig zu ſein, und Skandal zu vermeiden, denn ich ſei auf keine Weiſe jenen alten Haudegen gewachſen. Ohne auf ſein Zureden zu achten, trat ich, als ich neue Hohnworte vernahm, zu dem Tiſch der alten Studenten und ſprach: „Meine Herren, es ſcheint, daß Sie in ſechs Studienjahren noch keine Lebensart gelernt haben, und nichts weiter, als Leute zu beleidigen, die nicht in Ihren rüden Ton einſtimmen.“

„Donner und Doria!“ erklang es im Chorus: „das iſt Tuſch! Dummer Junge! Satisfaktion!“

„Die ſteht zu Dienſt, ſobald ich fechten kann, morgen beginne ich die Stunden!“ war meine Antwort, mit der ich ihnen den Rücken kehrte, ohne mich an ihre Flüche zu kehren. Ohne Wenk eines Grußes zu würdigen, nahm ich Stock und Mütze, und verließ die Geſellſchaft.

Am andern Morgen kam nach dem Leipziger Comment ein Student, mit Hut und Stock, kontrahirte den Skandal und verlangte Zeitbeſtimmung. Er brachte auch eine Rechnung von achtzig Speciesthalern mit, die man für mich in Auerbachs Keller ausgelegt haben wollte. Ich ſah die neue Prellerei jener ſaubern Kumpane, doch zahlte ich, und ſchwieg. Meine tägliche Beſchäftigung war nun der Fechtunterricht; ich kaufte Rappiere, Pfeifen, theologiſche Handbücher, eine Guitarre, ſchöne Kleider, bis das im Spiel gewonnene Geld, das mich in dieſes Wirrſal gebracht, zu Ende war.

12.

„Fortitudo virtutis comes.“

Die Zeit nahte heran, in welcher die Kollegia begannen, allmählig kehrten die Studierenden von ihren Ferien zurück, auch mancher Landsmann von mir, und ich war im Bekanntſchaftmachen nun doch glücklicher, wie bisher; ich fand, daß es auch gebildete und geſittete Jünglinge unter den Studenten gebe, aber ſehr häufig war *damals* ihre Zahl in Leipzig nicht. In der blauen Mütze, die ich oft beſuchte, wo es meiner Meinung nach ſehr anſtändig herging, und wo ich auch nach dem Beiſpiel andrer, mich unter die Tanzenden miſchte, hatte ich das Unglück, einen hagern, gräulich ausſehenden Studenten der Theologie auf den Fuß zu treten, und auch dieſer ſtürzte mir alsbald einen dummen Jungen. So hatte ich drei Skandale ſitzen, bevor ich noch ein einziges Kollegium ein einzigesmal beſucht hatte. Doch mein Fechtunterricht ging raſch vorwärts, ich machte gute

Fortſchritte, meine Landsleute freuten ſich über mich; an ihnen, es waren ſehr wackere Burſche dabei, fand ich Rath, Troſt, Stütze, ihnen ſchloß ich mich an, ich ward in die Landsmannſchaft Frankonia aufgenommen, deren Wahlſpruch ich mir tief in das Herz prägte: Fortitudo virtutis comes!

Jetzt erhielt ich einen ganz andern Begriff von dem Weſen der Landsmannſchaften; ich fand es billig und recht, daß die Söhne eines Ländergebietes ſich aneinander anſchlöſſen, ich fand, daß jene allgemeine Eintracht und Einheit ein chimäriſcher Traum ſei. War doch Deutſchland zerſtückelt und geſpalten, warum ſollten ſeine Söhne nicht auch ſich abſondern nach Gauen und Diſtrikten, warum ſollte der Franke den Weſtphalen, den Preußen, den Sachſen, den Heſſen, den Schwaben lieben? — Mich entzückte, mich begeiſterte die brüderliche Liebe, welche die Mitglieder des Frankonenbundes beſeelte, und ſo ward wieder durch dieſe Verbindung ein goldner Apfel des Hippomenes in meine Laufbahn geworfen, der mich vom ernſten Ziel meiner Studien abhielt und abzog.

An einem Sonntag, den wir Studenten der Theologie auf keine beßre Art zu heiligen wußten, gingen wir, der auf den Fuß getretene Theologe und ich, bevor ich noch mit jenen zwei bemoosten Häuptern anband, mit einander in der Katharinenſtraße, Düſſords Haus, im fünften Stock auf der Stube los. Das Herz ſchlug mir doch ein wenig banger, als gewöhnlich, da ich die vielen und feierlichen Anſtalten zum Duell ſah, doch muthvoll und heftig drang ich auf meinen Gegner ein. Er war mir völlig gewachſen, parirte alle meine Hiebe, und hieb im dritten Gang, als meine Unvorſichtigkeit mir eine Blöße gab, vor, ſo daß augenblicklich mein Geſicht in zwei Hälften geſpalten war, und ein Blutſtrom die Stube färbte. Der Skandal war beendigt; die Hoffnungen meines Vaters und meiner Verwandten auf mich als künftigen Pfarrer vernichtete dieſer eine Moment. Jahrelang hatte ich mich mit dem Gedanken gequält, Theologie ſtudieren zu müſſen, ſo viele Ermahnungen hatte ich angehört, jetzt war das alles vergeblich, meine rechte Wange war durch einen fürchterlichen Hieb geſpalten, und mit einer tiefen fingerlangen Narbe konnte ich die Kanzel nicht betreten, das ſahe ich, das ſahen meine Landsleute ein. Als ich vom Wundfieber wieder frei war, ſchrieb ich einen de- und wehmüthigen Brief an meinen Vater, ſchilderte ihm meinen Zuſtand, als herbeigeführt durch die unvermeidlichen Verhältniſſe des akademiſchen Lebens, ſchrieb ihm, daß ich nothwendig gezwungen ſei, ein andres Studium ſtatt des theologiſchen zu ergreifen, und ſtellte endlich vor, welch eine treffliche

Gelegenheit ich in dem muſikliebenden Leipzig habe, mit allem Glück und mit allem Eifer Muſik, zu der mich Talent und Neigung mit allmächtiger Hand hinzögen, förmlich zu ſtudieren. — Nicht unter den angenehmſten Hoffnungen verſtrich die Zeit, bis die Antwort ankam. — Mein Vater ſchrieb: Du biſt ein ungerathner Sohn! Alle meine wohlgemeinten Plane und Abſichten mit Dir zerſtörſt Du mit frevelhaftem Leichtſinn. Meinen Sorgen für Dein Wohl bürdeſt Du immer neue Sorgen auf, trübſt meine Tage, und machſt mir immer drückender und ſchwerer die Bürde meines Greiſenalters. Du haſt meine Ermahnungen, wie Dein Verſprechen eines geſitteten Lebens, vergeſſen, es wäre wohl thörigt von mir, wollte ich die Hoffnung hegen, daß Du je etwas Tüchtiges lernen würdeſt, daß je ein brauchbarer Mann aus Dir werden würde. Was Du mir von Muſikſtudieren vorſchwatzeſt, durchſchaue ich; Du willſt faul und müſſiggängeriſch die edle Zeit, die Gott uns zur Thätigkeit ſchenkt, mit Geklimper und Geſang vergeuten; Muſik ſtudiert man nicht auf Univerſitäten, man lieſt keine Kollegia darüber, und ich will nicht ja zu Deinen Thorheiten ſagen. Ueberhaupt will ich gar nichts mehr, weder von Dir hören, noch wiſſen, noch Dir einen Lebensweg vorzeichnen, denn es wird doch nichts aus Dir. Darum frage mich nichts mehr, thue was Du willſt, wie Du bisher gethan. Am beſten für Dich halte ich es jetzt ſelbſt, Du wirſt Soldat; Du haſt ja Deinen Hang zu Klopffechtereien ſchon bewährt, und ich wünſche weiter nichts, als daß der Denkzettel, den Du künftig auf Deinem Geſicht leſen wirſt, ſo oft Du nur in den Spiegel ſiehſt, Dir ſagen möge, wie ſehr Du gebeugt, und wie tief Du betrübt den, deſſen Du ſo ganz unwürdig biſt, Deinen armen," alten Vater.

Meine Lage und Stimmung waren nach Empfang dieſes Briefes ſehr peinlich. Was ſollte ich jetzt als Soldat? Es war nicht mehr Krieg, meine damalige Begeiſterung, mein damaliger Wunſch hatten der Sache des Vaterlandes mehr gegolten, als dem Soldatenſtand, ich ſehnte mich nicht, das freie fröhliche Studentenleben gegen die Feſſel der Subordination zu vertauſchen. Mein Entſchluß war daher bald gefaßt, ich wollte Muſik ſtudieren, und meldete dieſes meinem Vater, indem ich ihm die Gründe eben ſo weitläufig aus einander ſetzte, die mich dazu bewogen, als den ſtrengen Plan, den ich bei dieſem Studium mit allem Eifer befolgen wollte. Mein Vater ſchrieb wieder: Was Dein Muſikſtudium betrifft, ſo muß ich mich nur über den Eigendünkel wundern, mit dem Du auf Dein Bischen muſikaliſches Talent einen viel zu hohen und überſpannten Werth legſt; ich habe ſolches enorme Talent bei Dir nicht wahrgenommen, ich kann mich nicht überzeugen, daß dieſes Studium ein andres als ein brodloſes ſei, wenigſtens für Leute Deines Sinnes und Geiſtes, und daß Du wirklich ſo muſikaliſch begabt ſeiſt, um den Forderungen unſrer Zeit an einen tüchtigen Muſiker zu entſprechen, und einigen Ruf, denn von Ruhm will ich gar nicht reden, zu erlangen. Ein Muſikant wirſt Du werden! Aber ich will mein Geld nicht ausgegeben haben, nicht ferner ausgeben, um auf einer theuren Univerſität einen Muſikanten bilden zu laſſen. Das iſt mein letztes Wort, wähle: ſtudire Jura oder Medizin, werde ordentlich, ſei fleißig, oder wage es nicht, mir je wieder vor die Augen zu kommen.

Die beßre Stimme meines Innern gebot mir, mich des Vaters Willen zu fügen, mit Wehmuth gab ich nun auf die Dauer meines ganzen Lebens die Hoffnung auf, dieſes Leben der holden Tröſterin im Leid, der jubelnden Freudengöttin, der Muſik, zu widmen. Muſik iſt der Cherubsflügel, der unſre Seele unter Wonneſchauern verhüllt dem Thron des Allerheiligſten nahe ſtellt; ſie iſt ein freundlicher Stern in den dunkeln Mitternächten des Erdenlebens; ſie iſt die Stimme des Weltengeiſtes ſelbſt, die durch die Natur ſäuſelt, durch die Himmelsräume donnert, durch den Aether den millionenſtimmigen Sphärenklang, ſterblichen Ohren unvernehmbar, in den Raum der Unendlichkeit hinaustönt. Mein Herz blutete; ich ſtudierte Medizin. —

Noch zwei Duelle warteten auf mich, meine Meſſegeſchenke. Erneute Fechtſtunden hemmten abermals den Beſuch meiner Kollegia. Es war ein herrlicher Sonntagsmorgen; die Nachtigallen ſchmetterten im Roſenthal, das Wehen des Friedens ſäuſelte durch die Wipfel der alten Eichen; ich ging mit blanker mordgeſchärfter Waffe durch die ſchöne, lenzgeſchmückte Natur, mein Gedanke war nicht bei ihr, nicht daheim bei der fernen treuen Geliebten, nicht bei dem beſorgten um mich bekümmerten Vater, mein Gedanke war: Fortitudo virtutis comes. Meine Gegner fanden ſich mit ihrer Parthei am beſtimmten Platz, tief in dem Walde, ein, die Sekundanten ordneten; meine Freunde ermuthigten mich, ſie mahnten an die Ehre der Frankonia, und von Kampfbegeiſterung durchglüht, legte ich mich aus. Zwei Gänge, und ich war Sieger. Der Fuchs hieb dem bemooſten Haupte eine Schmarre, ähnlich der, welche meine Wange zierte. Dem zweiten Gegner ſchlug ich beim erſten Gang die Waffe aus der Hand. Die Freunde überhäuften mich mit Lobſprüchen, nannten mich den

Stolz der Landsmannſchaft, und mein eigner Stolz war ihr Beifall. Mein Ehrgefühl war geſchmeichelt, das Herz in der Bruſt wuchs mir groß, da ich mich als eine Stütze unſers Bruderbundes betrachten durfte, und betrachtet ſah. — O ſcheltet ſie nicht, dieſe ſo erhebende Begeiſterung, dieſes thatkräftige Gefühl des Mannſinnes in der Bruſt des Jünglings, dem noch die Ideale blühen, die Phantaſieblumen des Jugendglücks. Dieſe Begeiſterung iſt die wunderſame Nenuphar, welche tief aus der Fluth heraufblüht, ihr ſehnſüchtiges Lotosauge zu dem Himmel, zu den Geſtirnen aufſchlägt, ſich am Lichte ſonnt, ſich im Mondſtrahl befruchtet, und dann auf immer, auf immer wieder verſinkt. Dieſes Glühen für edlere Freundſchaft, dieſe Bruderliebe durchflammte mein Herz mit den edelſten Gefühlen, unſer Bund war meine Welt; in ihm lebte, in ihm ſtrebte ich, für ihn wagte ich Blut und Leben; dafür galt ich viel, galt ich alles bei den Freunden. Meine Klinge war eben ſo berühmt, als gefürchtet, dafür vernachläſſigte ich mein Studium, ich war der Held der öffentlichen Plätze, der Held der Skandale. Von Zeit zu Zeit ging ich in mich, wurde wieder fleißiger, aber mein Fleiß hatte weniger Dauer, wie meine Freundſchaft, mein Muth, mein akademiſcher Heldenſinn. Ich hatte bereits eine Charge bei unſrer Landsmannſchaft. Wie verderblich wurde mir, gleich vielen Andern, ſolche Jugendbegeiſterung, ſolche Kampfluſt, ſolche Ehre.

Der Geiſt und die Richtung der gegenwärtigen Zeit verdrängen mehr und mehr jene Weiſe des akademiſchen Lebens, wie ſie noch vor, und mehrere Jahre nach den Befreiungskriegen, beſtand. Das deutſche Studentenleben war eine wichtige, beachtungswerthe Zeiterſcheinung, auf welche die Nachwelt einſt blicken wird, wie auf ein zweites Mittelalter, deſſen Ritterlichkeit es eben ſo zu bewahren ſuchte, wie deſſen Rohheiten. Wir haben es verſinken ſehen, und nun ſammelt man in Bücher, was nur von ſeinen Sitten, Gewohnheiten und üblichen Bräuchen übrig blieb, zur Kunde für die ſpätere Nachwelt. So war es immer, wenn eine Periode in ihrer Glanzerſcheinung unterging, und eine neue, ganz veränderte, an ihre Stelle trat. Als die Sagen von Troja im Volk erſtarben, weckten und bewahrten die Homeriden ſie in unſterblichen Liedern; als die Bardenlieder verklungen waren, ſammelte ſie Karl der Große, aber er ſammelte zu ſpät, und als einzelner Mann, darum gingen ſie uns verloren. Wie der Minnegeſang nicht mehr von Mund zu Munde ging, begann der Meiſtergeſang jene freien und frohen Weiſen niederzuſchreiben und nachzuahmen. Als die

Schwertlilie des Mittelalters verblühte, nahm man ihre ſinkenden und welkenden Blätter, und ſchrieb Chroniken darauf. Jetzt, wo im Volk mehr und mehr die ſonſt ſo beredſame vielplaudernde Sage ſcheu und ſchüchtern verſtummen will, weil die freundliche Alte glaubt, der unverſtändige Kinderſpott der Neuzeit verlache ſie, (und ſie hat nicht ganz Unrecht,) flüchten und retten wir des volksthümlichen Poeſieſchatzes ſo viel als möglich in geſicherte Bücher hinein, und legen dieſe dann wie merkzeichnende Tulipanenblätter in das große Buch der Zeit. — Aus ſolchen Gründen erwähne ich hier ausführlicher, als es ſonſt wohl zu rechtfertigen wäre, mein Studentenleben, zumal da es mitten in den Sonnenuntergang der akademiſchen Freiheit, um nicht Ungebundenheit zu ſagen, hinein fiel. Ich weiß nicht gewiß, aber ich glaube, und Viele hoffen es, daß die nächſte große Geſammtinſtitution, welche den Forderungen der kommenden Zeit wird weichen, und von ihrer gebieteriſchen Macht ſich wird umgeſtalten laſſen müſſen, die Militärgewalt mit ihrer Abgeſondertheit, ihrem harten Zwang, ihren ſtarren Formen, ihrer koſtſpieligen Pracht — ſein werde. —

Zu meiner Zeit beſtanden in Leipzig vier Landsmannſchaften: die Frankonia, Saxonia, Lusatia und Montania. Je zwei und zwei hielten meiſt zuſammen, und rieben ſich an den andern. Vor allen waren die Frankonen ſtets ſchlagfertig, obgleich ihre Landsmannſchaft die Aermſte war, ſo daß ihre Kaſſe kaum hinreichte, die Ausgaben für Schläger und das Schleifen derſelben zu decken. Unſre Hauptgegner waren die Montanen, und keine Woche verging, in der man ſich nicht in blutigen Duellen befehdete. Unſre Verbündeten hingegen waren die Saxonen, aber ihre Tapferkeit hielt mit der unſrigen keinen Schritt, ſie vermieden ſo viel als möglich thätige Beweiſe ihres Muthes gegen die Lauſitzer. Täglich aber ſtieg im Allgemeinen die gegenſeitige Erbitterung der Landsmannſchaften, die Händel nahmen kein Ende, die Jünger der Wiſſenſchaft, die ſich mit ſo vieler Anmaßung Söhne der Muſen nannten, ſchienen der Drachenzähneſaat des Kadmos entſproßt, denn ſie fielen einander mit wahrer Vertilgungsluſt an. In einem ſtürmiſchen Seniorenkonvent, den meine überwiegende Meinung leitete, wurde ein allgemeiner Skandal pro patria beſchloſſen. In einem ſolchen mußte ſich Mann für Mann von beiden Partheien ſchlagen. Zwar ſollten die Saxonen zuerſt mit den Lauſitzern losgehen, allein der Frankonen ſtürmiſcher Thatentrieb wartete den Beginn jener Kämpfe nicht ab, ſondern begann nach kurzer Friſt mit den Montanen, die gänzlich beſiegt wurden; dafür ſiegten aber die Luſaten über die Saxonen, und es fielen ſehr bedeutende Verwundungen vor, alles pro patria.

Unſer Leben war ganz kriegeriſch, und daß darüber von den Meiſten, die zur Fahne einer Landsmannſchaft geſchworen hatten, die Studien auf unverzeihliche Weiſe vernachläſſigt wurden, leuchtet ein. Vor allem war mein Element der Kampf, mein Paradieß der Duellplatz. Wohl mußte ich mir ſagen, daß ich zurückblieb, doch blieb mir, wie Tauſenden, die thaten und dachten, wie ich, noch die Hoffnung auf das letzte Semeſter meines Trienniums, dann pflegte der hoffnungsvolle deutſche Student ſich in die Stille der Studierſtube zurückzuziehen, nach deſſen Verlauf ſein Bischen Kenntniß und Wiſſen, mühſam nachgeholt, und ſchlecht im Kopf geordnet, wie in einen Bündel gepackt, nach Hauſe zu tragen; dort wurde hernach noch aus gedruckten und ungedruckten Heften repetirt, was gar nicht gehört worden war; an guten Zeugniſſen fehlte es nicht, die ſchaffte der Famulus eines jeden Profeſſors für acht gute Groſchen, oder mehr, und dann wurde ein Examen gemacht, aus welchem der Candidat oder Doktor, (welcher letztere Würde nicht allzuſchwer, außer mit ſchweren Geldkaſten, erlangt hatte) glorreich hervorging, wenn er nur einigermaßen in der letzten Zeit fleißig geweſen, und nicht ganz an Kopf und Geiſt vernachläſſigt war. — Dieß war mein Troſt, nebſt dem Spruch Fortitudo virtutis comes.

13.

„Thuringia ſeis Panier!“

So war der Geiſt und die Lebensweiſe eines ſehr großen Theils der in Leipzig ſtudirenden Jugend zu meiner Zeit beſchaffen, und Leipzig galt immer für die geſittetſte der deutſchen Univerſitäten. Wir ſahen mit ſtolzen verächtlichen Blicken herab auf die Anzahl jener größtentheils armen und fleißigen Studenten, welche täglich die Höfe und Hörſäle des alten Paulinums füllten; meiſt waren es Theologen, eine Saat künftiger Magiſter; ſie ſahen aus wie Tinte, und rochen wie Tinte. Die Mehrzahl von ihnen trug dauerhafte und wohlfeile Mützen von ſchwarzem Leder, im Sommer magre ſchwarze Leibröcke, und im Winter graue abgeſchabte Mäntel über den magern Leibröcken. Ihr Hörſaal und ihr Speiſeſaal waren nicht weit von einander, die meiſten wurden im Konvikt geſättigt, und ihre Schwelgerei, wenn ſie ſich eine ſolche erlauben konnten und durften, war in Gohlis oder in der Funkenburg ein

Glas Weißbier und eine Butterbemme, oder, wenn ſie recht üppig wurden, ein Stück dicker trockner Kuchen und eine Taſſe dünner naſſer Kaffee. Das waren unſre Leute nicht; wir prunkten an ihnen vorüber mit klirrendem Sporntritt, wir trugen Kanonenſtiefeln und Huſarendolmans; wir gingen auf den breiten Steinen der Straßen, wer uns nicht auswich, wurde geſchuppt, gerempelt, d. h. geſtoßen, und hatte Skandal mit uns. Eine traurige Verirrung, ein lächerlicher Dünkel. O wie fad und ſchaal erſcheint mir jetzt dieſer Theil meines faſt nutzlos vergeuteten akademiſchen Lebens, dieſe taube Blüthe am Baum meiner Jugend. Und doch iſt auch die taube Blüthe mir damals ſchön erſchienen; wer wollte von jeder Blume eine Frucht hoffen und verlangen? Armer alter Vater! Ich lernte den Dichter Hinckel kennen, er war Sarone; als ich zum erſtenmal in unſerm Bruderkreiſe ſein Lied ertönen hörte:

Herz voll Muth, Blick voll Gluth
Arm im Streite brav und gut!
Kühn entflammt, alleſammt
Wer von Herrmann ſtammt!
So im lauten Saus und Braus
Brüder ſchwärmen wir hinaus;
Stark und frei, gut und treu,
Unſre Loſung ſei!

da ward mir das Herz warm, da fühlte ich mit mächtiger Liebe mich zu ihm hingezogen, das war mein Mann, wir wurden innige Freunde. Hinckel hatte ganz das hochherzige und feurige Gemüth, das in ſeinen Liedern ausſtrömte; er kannte keine Mäßigung, er berauſchte ſich in vollen Zügen aus des Lebens ſüßeſten Freudenkelchen, bis dieſe als Todeswogen ſich über ihn ergoſſen, und als Lethe über ihm rauſchten. Er iſt untergegangen und vergeſſen, wie ſo viele Dichter vor und nach ihm, die gleich ſinkenden Sternen vom vollen Blüthenbaum der deutſchen Poeſie herabſanken und erloſchen. Nur in der Erinnerung ſeiner Jugendfreunde lebt er, nur in Kommersbüchern leben ſeine Lieder fort. Ich liebte ihn treu, und danke ihm viel, er war ein ganzer tüchtiger Menſch, und ſpornte mich auch wieder zu erneutem Fleiße an, nur war dieſer nie dauernd und anhaltend bei mir.

Die meiſten meiner ältern Landsleute waren abgegangen; um mich und die mir Zunächſtſtehenden ſammelte ſich der junge Anflug, um von uns zu lernen, was uns die Vorgänger gelehrt. Wenige von denen, die ſich zur Frankonia hielten, waren aus dem eigentlichen Franken, es waren meiſt Thüringer, wir beriethen uns, und wandelten die Landsmannſchaft Frankonia in eine Thuringia um. Ich der bisherige Subſenior bei den Frankonen, wurde einſtimmig zum Senior der Thuringia gewählt, und mein Stolz feierte einen längſterſehnten glänzenden Triumph. Süß, wie Melodienfülle klang mir der Name meines ſchönen geliebten Vaterlandes, ich war ſein freudigſter Sohn, nun erſt war ich mit voller Seele Landsmannſchafter, nun erſt fühlte ich mit aller Macht die wunderſame Magie, die den Namen Vaterland ſo hehr und heilig umſtrahlt. Als die Thuringia ihr erſtes Bundesmahl feierte, als Hinckel, der auch zu uns getreten war, ſein ſchönes Lied erklingen ließ:

Vor Lieb und Wein muß Gram und Sorge weichen!
Es flammt Geſang im deutſchen Wein.
Der Jugend Blüthenzeit wird nicht erbleichen,
So lang uns Lieder noch erfreun.
Frei wie der Himmel iſt unſer Panier,
Feſt wie die Eichen im Sturme ſtehn wir!

und der donnernde Chorus die Schlußverſe wiederholte, da erklang es jauchzend aus aller Mund: Thuringia ſeis Panier! Vaterland hoch!! Und ich flog an des ſchönen Dichterjünglings Bruſt und weinte eine Thräne der hochherzigſten Freude. —

Damals wurde in Leipzig das neue Theater gebaut, und in dem nahen Dorfe Stetteritz ſpielte eine kleine Geſellſchaft. Nach dieſem Dorfe ſtrömten die

Studenten in Schaaren, aber auch die Handwerksburſche hielten ihr Luſtgelage dort; es konnte nicht fehlen, daß es Händel gab. Auf offnem Tanzplatz nahmen einige meiner Landsleute die Mädchen aus den Armen der Handwerker, und zogen ſie zum Tanz, es gab Schimpfreden, Püffe und Knüffe, endlich Ohrfeigen, und nun entbrannte ein furchtbarer Kampf. Das Gaſthaus erbebte von den donnernden Fußtritten der Kämpfenden, von ihrem überlauten Geſchrei. Ich, der Senior, ſtand beim erſten Lärm an der Spitze meiner Kameraden. Wir mußten der Ueberzahl weichen, wir wurden aus dem Hauſe gedrängt. Dieſer Schimpf war zu groß, um ertragen werden zu können; ein Steinregen praſſelte durch die Scheiben, wir ſtürmten wieder an, ein Hagel von Gläſern und Bierflaſchen fiel auf uns. Doch wir gewannen wieder das Haus; unbeſchreiblich war der Lärm, die Verwirrung, wüthend waren die Handwerker, und zum zweitenmale wurden wir zurückgeworfen. Da kam ein Trupp Studenten von einem benachbarten Ort als Verſtärkung an, und mit erneuerter Wuth wurde der Angriff begonnen. Jetzt war kein Widerſtand mehr, es floß Blut. Den größten Theil der Handwerker trieben wir durch die Fenſter des untern Saales, die andern flüchteten hinauf in den obern, und mit laut donnerndem Halloh, ſtürmten wir nach. Es waren ihrer nur wenige, verzweifelt wehrten ſie ſich, ein wilder Student ſchrie: „zum Fenſter hinaus!“ und — in wenigen Minuten, ſo raſend war unſer Beginnen, hatten wir mit ihnen gethan, was einſt die Prager auf dem Hratſchin mit den Kaiſerlichen Kommiſſarien thaten. Jene That war der Beginn des dreißigjährigen Krieges, die unſrige endete ſchnell den Kampf. Die zwei Stockwerke tief Herabgeſtürzten lagen leblos, ein kalter Schreck ergriff uns, und trieb uns in wilder Flucht von dannen, mit Mühe entgingen wir den Polizeiſoldaten, die von der Schlägerei benachrichtigt, ſchnell nach Stetteritz anrückten. In der Nacht ward Lärm, es klopfte an meine Thüre, Wache trat ein, eine halbe Stunde ſpäter ſaß ich im Kriminalkarzer. Im Verhör machte ſich der Richter in meinen Augen ſehr lächerlich. Er begann mit moraliſchen Reflexionen, und ich ärgerte ihn durch ruhige und beſtimmte Antworten, die ihn aus aller Faſſung brachten. Meine Theilnahme geſtand ich unverholen ein, aber ich nannte keinen meiner Kommilitonen, wie ſehr er ſich auch in Drohreden erſchöpfte. Vierwöchentlicher Arreſt im Kriminalkarzer, dabei vierzehn Tage bei Waſſer und Brod, war meine Strafe. Als ich los kam, unterſchrieb ich das Consilium abeundi.

Daß dieſe Strafe mich nicht beſſerte, vielmehr mich wirklich zurückbrachte, begreift ſich. Ich ſank immer tiefer, ich wurde immer roher und rüder, ich ſage und geſtehe dieß nicht ohne Schaam; möge jungen Leuten, die dieß leſen, mein akademiſches Leben ein Warnungsſpiegel ſein. Heil ſei der Zeitbeſtrebung, die ſich auch auf Univerſitäten der Geſittung, der Humanität, der Wiſſenſchaftlichkeit zuwendet, und die Reſte mittelalterlicher Rohheiten da, wo ſie nicht freiwillig abſterben wollen, gewaltſam ausſcheidet.

Meine Luſt, meine Freude, waren Duelle. Mein Leben war eine Kette von Schlägereien; um den kecken und kräftigen Thüringerſenior ſammelte ſich alles, was Muth und Kraft hatte, und ich machte ſtolz und freudig das Anſehen geltend, das meine Tapferkeit, verbunden mit einer ſtattlichen Geſtalt, einem blühenden Aeußern, mir nicht nur in Leipzig, ſondern auch in dem nahen Halle verſchaffte; mein Ruf als Raufer flog bereits auf alle deutſche Univerſitäten. —

Eines Tages war ich mit einem Theil meiner Verbündeten auf dem Poſthorn, einem nahen Gaſthaus, wir hatten ſo ziemlich unſer Geld verthan, außerdem hatten wir auch Luſt, die von uns ſtets gehänſelten und verachteten Stadtſoldaten, wegen ihrer lächerlicher Montur Meiſen genannt, zu ärgern. Es war ſpät, als wir heimkehrten; in einer langen Reihe gingen wir durch das Pförtchen, und ſagten zu dem den Thorgroſchen fordernden Wächter: „Der Letzte bezahlt.“ Wie der lauernde Teufel den Studenten von Salamanka in Körners Gedicht, packt nun der Soldat den Letzten an, der aber weder für ſich noch für Alle zahlen kann und will; der Soldat ſchlägt ihn, er ruft Hülfe, und das Signal zum furchtbarſten Aufſtand war gegeben. Wir kehren um, ſtürzen uns auf die Thorwache, entwaffnen ſie, befreien den Studenten, und ziehen laut und lärmend durch die Petersſtraße in die Stadt. Eine Patrouille von Polizeiſoldaten attaquirt uns mit Bajonetten. Da erſcholl der donnernde Ruf: Burſche heraus! und ſein Echo durchrollte bald tauſendfach ganz Leipzig. Nicht ohne Mühe hielten wir den Angriff der Polizeiwache ab, ſie zog ſich zurück, wir folgten, die Straßen füllten ſich, nach dem Rathhaus hin wälzte ſich die Aufruhrwoge. Ein Student eilte über den Polizeiplatz, die ins Gewehr gerufenen Soldaten fielen ihn an, riſſen ihn nieder, und mißhandelten ihn ſo mit Pflaſterſteinen, daß er in ſeinem Blute liegen blieb. Der Leipziger Polizeiſoldat war ein Löwe, der Blut ſehen mußte, wenn er losgelaſſen wurde. Es war ein Schergenſyſtem in dieſer Stadt, welches man fluchwürdig nennen konnte. Erſt das Jahr 1830 war der Wundarzt, der dieſes Geſchwür ausſchnitt und ausbrannte; Gott gebe für immer!

Tauſend Studenten waren auf dem Markt verſammelt, drängten ſich vor dem Rathhaus, jetzt galt es einen Zweck, jetzt waltete ein Wille, bei Vorfällen dieſer Art wurde nicht mehr gefragt, bei welcher Landsmannſchaft einer ſei, hier vertrat die Geſammtheit ihre Rechte und ihre akademiſche Freiheit. Der Polizeidirektor erſchien auf dem Balkone des Rathhauſes, er wollte beruhigen, er gab ſein Ehrenwort, daß kein Student von den Soldaten angegriffen werden ſollte; da ſchrie überlaut eine gewaltige Stimme: „Auf dem Naſchmarkt (dem Polizeiplatz) liegt ein Student erſchlagen!“ — Nun hörte man ihn nicht mehr, den kleinen Polizeipräfekten, „Rache! Rache!“ brüllten viele hundert Stimmen, „Burſche heraus mit Schlägern!“ und alles ſtrömte dem Naſchmarkt zu, wo der ſchwer Verwundete faſt ohne Leben, ohne Beſinnung gefunden wurde. Die Aufregung war furchtbar und nahm den ernſthafteſten Charakter an. Trommeln wirbelten, und vom Haupt bis zum Fuß geharniſcht raſſelte die furchtbare Schaarwacht mit ihren verderblichen Springſtangen aus ihrer Höhle, die in Zachariäs Renommiſt ſo trefflich geſchildert iſt, dieſe Fratze aus dem Mittelalter, dieſe verkappte Nachteule voll Mordgier, dieſe abenteuerliche Erſcheinung. Die innern Stadtthore wurden nun in aller Eile geſchloſſen, damit die in den Vorſtädten wohnenden Studenten nicht zur Hülfe ihrer Brüder herbeieilen ſollten, doch uns kümmerte das nicht. Mit Pflaſterſteinen warfen wir die Fenſter im Polizeibureau ein, dann ward es geſtürmt und genommen. Der Platz war dicht voll Menſchen, viele Tauſende von Neugierigen drängten ſich herbei, die Häſcher erprobten ihren Muth, ſie warfen ihre Stangen, die erſte traf einen armen unſchuldigen Handwerksburſchen, ſie ſchlug ihm das Bruſtbein entzwei und er ſtürzte entſeelt nieder.

Die Erbitterung ſtieg zur Raſerei. An der Spitze meiner Landsmannſchaft donnerte ich meinen Landsleuten zu: „Thuringia ſeis Panier!“ Alles ſchaarte ſich um mich. Eine zweite Wurfſtange wurde gegen mich geſchleudert, ich wich ihr aus, und wie ſie lag, ſtürzte ich mit Gewalt darauf, hielt ſie feſt, zog daran, die andern packten an und zogen mit, die Stange war an des Häſchers Leib befeſtigt, er mußte der Gewalt nachgeben, und taumelte unbeholfen zu uns herüber; wir hätten ihn ohnfehlbar erſchlagen, aber ein Pikett Soldaten drang mit gefälltem Bajonett auf uns ein, wir zogen uns in den Durchgang des Rathhauſes zurück, und entwichen aus dieſem auf den Markt. Dort entſpann ſich der heftigſte Kampf; wir ließen die nachdrängende Wache nicht aus dem Rathhaus, ſie blieb eingekeilt in dem engen Gang, ſchon eilte eine Abtheilung Studenten um das Rathhaus herum, ſie auch von jener Seite anzugreifen, dieſe fand aber auf dem Naſchmarkt ſtarken Widerſtand. Da fiel ein Schuß. Nun war die Wuth der Studenten zügellos und entfeſſelt. Die ganze Maſſe ſtürzt ſich auf die Soldaten, viele von ihnen ſinken verwundet, andre werden im Getümmel halb zerquetſcht, ſie müſſen weichen, alle Gaſſen werden von ihnen geſäubert, und das Rachegeſchrei um den gemißhandelten Studenten umtoſt verderbendrohend den Polizeidirektor. Er gab noch einmal ſein Ehrenwort, daß die Frevler unter ſeinen Leuten, welche den Studenten geſteinigt, zur ſtrengſten Strafe gezogen werden ſollten, er bat im Namen des Königs um Ruhe und Mäßigung — und es ward Ruhe.

Als der Tag graute, verlief ſich allmählig der brauſende Menſchenſtrom. Welche nichtswürdige Veranlaſſung, ein geneckter Stadtſoldat, ein Paar verweigerte Thorgroſchen, um einen Tumult zu erwecken, der einigen Menſchen das Leben koſtete, das Leben von andern Menſchen höchſtgefährlich bedrohte, und mehrern Studenten die Relegation zuzog, ſie mithin in eine ganz andre Sphäre ſchleuderte, ſie vielleicht auf ihrem künftigen Lebensweg hemmte, oder ihr Lebensglück untergrub. Möchte doch die akademiſche Jugend bei den Ausbrüchen ihrer ungebundenen Fröhlichkeit recht genau erwägen, was ſie thut, bevor ſie es thut. An meinem Haupte ging der drohende Sturm dießmal vorüber, ich kam gar nicht in Unterſuchung.

Leipzig hat ſpäter Auftritte und Aufregungen ähnlicher und noch bedenklicherer Art mehr geſehen; die Forderungen der Zeit, eben ſo tief empfunden, als ernſt und nachdrücklich ausgeſprochen, haben viel an den dortigen ſtädtiſchen Einrichtungen verändert, verbeſſert. Es iſt immer nachtheilig für die Geſittung einer Stadt, wenn Korporationen, die für die Aufrechthaltung derſelben, wie für die öffentliche Sicherheit wachen ſollen, im Auge des Volks lächerlich oder verächtlich erſcheinen, das erſte war bei den Stadt-, das andre bei den damaligen Polizeiſoldaten der Fall. Beide — requiescant in pace.

Ich aber ſchwang triumphirend das ſtolzfreudige Panier meiner geliebten, von den Feinden gefürchteten Thuringia, bis die alles umgeſtaltende Zeit auch meine Geſinnung einer neuen, mir noch poetiſch-herrlicher erſcheinenden Richtung zulenkte.

14.

Das Wartburgfeſt.

Von Jena ſtieg ein flammender Stern zum Himmel auf, ſein Name war „Begeiſterung.“ Begeiſterung der akademiſchen Jugend für die Freiheit, für das Vaterland und jede ſchöne Tugend in dem Mannesherzen. Das Wartburgfeſt bereitete ſich vor. Jenenſer trafen in Leipzig ein, die dortigen Studenten zur Antheilnahme aufzufordern; ein Seniorenkonvent trat zuſammen, und ich war der Glückliche, Auserwählte, dem die Ehre zufiel, als Deputirter von Leipzig jener Feier beizuwohnen, die, ach für Viele, von ſo betrübenden Folgen war. Reichlich mit Reiſegeld von meiner Landsmannſchaft verſehen, langte ich in Jena an. Ich fand die Stadt von Studirenden faſt leer; alles war ſchon aufgebrochen, alles ſchon gen Eiſenach gewandert und gepilgert, der von den ſchönſten Sagen umkränzten Stadt Thüringens, die der Himmel auserkoren hat, von Zeit zu Zeit Zeugin und Schauplatz großer Begebenheiten zu werden. Aus der mythiſchen Zeit ragt ſchon die großartige düſtre Geſtalt Attilas in den eiſenachiſchen Sagenkreis, und es ſchwirrt ein Ton von der Nibelungenharfe über die Gefilde, welche Hörſel und Neſſe durchfließen. Alte halbverklungene Mähren laſſen in Eiſenach den König Günther Hof halten, mit dem ſich Attila, ſeine Tochter Chrimhild freiend, verſchwägert. Und wen könnte ſolcher Ton befremden, der da weiß, daß der muthmaßliche Dichter des Nibelungenliedes, Heinrich von Oſterdingen, ein Eiſenacher Bürger war? — Bei Eiſenach wurde eine der erfolgreichſten und denkwürdigſten Hunnenſchlachten geſchlagen, im Jahr 909. Die Wartburg erhob ſich, und um die thüringiſche Landgrafenwiege flocht die Geſchichte Kranz auf Kranz der Erinnerungen. Wem wären ſie unbekannt? Gebeugter Vaſallenübermuth zittert vor dem Klirren eines Mannesſchrittes, und um die Ohren der Volksquäler pfeift, wie um den Zugſtier, die Peitſche in eines Fürſten Hand; aus edlen Thaten weben ſich goldne Heiligenſcheine. Harter und heller Schwertklang umdrohet Burg und Stadt, als die männliche Sophia ihr Recht verficht, und ein Treuer durch die Luft geſchleudert noch mit dem letzten Athemzuge ihres Kindes

Recht betheuert. Wer kennt nicht Margaretha's Glü und Leid? Wer hat nicht gehört von Friedrich de Gebiſſenen, dem Mannlichen, dem Freudigen? — Und ein Knabe geht mit der Kurrende ſingend i der Stadt von Haus zu Haus, der einſt wieder ka als freiſamer Rittersmann, ein zweiter Ritter Görg ein ſtarker Siegurt, Drachentödter, der ſchwere Kämpf glorreich beſtand, und oben auf der feſten Bur wohnte. Und IHM zu Ehren und zum Gedächtni ſollte nun Wartburg erkoren ſein, daß ſich auf ih deutſche Jugend an ſeinem Licht erlabe, an ſeinen Sieg erfreue, an ſeinem Thun erkräftige und ſtärk für Vaterlandsliebe, für Freiheit, für Eintracht, fü alles Hohe, Edle und Schöne. Zu ihr hin wallte freudiglich die vielen Hunderte, ohne Arg, ohne Tru und Falſchheit, um ſich vereint über die helle Siegeslohe, die ſeit dreihundert Jahren wie ein ewige Licht fortbrennt, zu erfreuen, und an ihr jene Freudenfeuer aufs Neue zu entzünden, die deutſcher Siegesjubel über zerſprengte fremde Ketten erſt ſeit wenigen Jahren angefacht.

Wohl jeder zog, großer Gedanken voll, den ſchönen Ziele zu. Nie vielleicht hat deutſcher Ernſ ſo innig mit deutſchem Gemüth verſchwiſtert, ein Geſammtheit durchglüht.

Meinen Weg nahm ich über meine Heimath; ich wollte die Roſe des Wiederſehens pflücken, ich wollte mein Röschen wiederſehen. In den Heimathort trat ich ein, ein verwandelter Mann. Wangen und Kinn waren von ſtarkem Bart umkraußt, meine Augen flammten feurig, über das gebräunte Geſicht lief, ſchon von Weitem erkennbar, die rothe Narbe, der Denkzettel, wie mein Vater ſich auszudrücken beliebt hatte; ich ſtand in der Fülle der Kraft im Kreiſe meiner Angehörigen. Manche davon ſtaunten mich ſcheu an, mein Vater äußerte ſich weder belobend noch tadelnd; in einer ſeligen ſtillen Stunde ſah ich die Geliebte wieder. Auch ſie war entwickelter, voller erblüht, und erſchien mir ſchöner als je. Sie küßte mir hundertmal die Narbe, ſie ſprach: „So biſt Du mir nun noch tauſendmal lieber, und ich laſſe nicht ab von Dir! Nur der Tod ſoll uns trennen! Ich hoffe alles, das Beſte, zuverſichtlich für uns. Wenn Du noch die anderthalb Jahre ſtudirt haſt, kehrſt Du heim, und dem Doktor wird mein Vater nicht verſagen, was er freilich dem Schüler, dem Studenten nicht gewähren, nicht verheißen konnte. O mein Geliebter, wie glücklich werden wir Beide mit einander ſein, glücklicher als kaum ein Liebespaar auf dem ganzen Erdenrund!“ — So glaubt, ſo hofft faſt jedes Liebespaar, wenn es in ſüßen Plaudereien verloren durch den hoffnunggrünen Gedankengarten wandelt, und die Rieſen-Teleſcope ſeiner Liebe nach dem Sternenhimmel der Zukunft richtet, an dem es ſich ſelbſt als Doppelſtern im ſeligſten Lichte glänzend erblickt und findet. Mir fielen Röschens Worte ſchwer auf das Herz; ich fühlte, daß ich des herrlichen Mädchens gar nicht werth ſei, fühlte, daß ich mit unnützen Dingen die Zeit vergeutet, daß ich wenig gelernt hatte, und faßte aufs Neue gute Vorſätze. Nach dem Wartburgfeſt wollte ich mich ganz zurückziehen, mich blos auf mein Studium beſchränken.

Vier glückliche Tage verlebte ich im Schooße meiner Heimath, dann kamen abrufende Freunde, und wir brachen nach Eiſenach auf. Im heitern Kreiſe der Studenten vergaß ich bald die ernſte und nachdenkliche Stimmung, in die mich ein nach innen gekehrter Blick auf meine Zukunft verſetzt hatte, und ſingend und jubelnd, die Zigenhainer ſchwingend, Eichenblätter auf den ſchwarzen Baretts, in leichter Turnertracht, zogen wir fröhlich die Straßen entlang durch Stadt und Dorf. Der Dichter Kurowsky-Eichen, ein preußiſcher Offizier, dem unſre harmloſe poetiſche Wallfahrt gefiel, ſchloß ſich uns bis Eiſenach an, und als ich zuerſt von weitem die graue Wartburg erblickte, jauchzte ich laut vor Freude:

„Thuringia hoch!" Hoch vom Thurme der Burg wehte flatternd die ſchwarzrothgoldne Fahne.

Alle Straßen Eiſenachs waren von Studenten erfüllt und belebt. Aus allen Gegenden, von zwölf deutſchen Univerſitäten, waren ihrer über fünfhundert herbeigekommen; Gaſthäuſer und Schenken waren voll, aus allen ertönten Freiheits- und Kommerslieder aller Art und aller Weiſen, im Gaſthaus zum Rautenkranz war ein Anmelde- und Einquartirungsbureau errichtet, dorthin wandten wir uns zuerſt; ich wurde als Deputirter von Leipzig mit Achtung und Auszeichnung empfangen, und erhielt ein Wohnungbillet bei einem Bürger, der mich mit aller der Freude aufnahm, in welcher in jenen ſchönen Tagen die gaſtfreien Bewohner Eiſenachs wetteiferten. Kaum hatte ich mich des Reiſeſtaubes entledigt, als meine Ungeduld mich hinaus auf den Markt trieb, Freunde zu ſuchen, und neue Bekanntſchaften anzuknüpfen. Ein wunderſamer Geiſt umfing mich dort, ein neues Leben, wie ich es noch nie gekannt, nicht einmal geahnet. Ich muß darüber reden.

Die Burſchenſchaft, eng und innig verſchwiſtert mit dem volksthümlichen Weſen der Turnerei beſtand in Jena bereits ſeit zwei Jahren; da aber dieſelbe zu dem Prinzip des Landsmannſchaftweſens im ſtrikten Gegenſatz ſtand, ſo hatte ich, als eifriger

Landsmannſchafter, ſpäter ſogar als Senior einer von mir begründeten Landsmannſchaft ihrer nicht geachtet, mich um ihre innere Einrichtung nicht bekümmert, und noch viel weniger in ihr Tendenzen erblickt, die von exaltirten Köpfen erweckt und in ſie übertragen, der herrſchenden politiſchen Partei bedenklich ſcheinen mußten, und den Untergang dieſer in ihrem Urquell ſo reinen, ſchönen und edlen Verbindung herbeiführten, ja durch den blindwüthenden Fanatismus Einzelner gewaltſam beſchleunigten. Das hehre Wort Freiheit war mir immer in ſeiner reinſten Bedeutung erſchienen, nie hatte ich gedacht, daß es Deutſchlands Jugend als Feldgeſchrei im Sinne Frankreichs zur Revolutionszeit erheben, und es mit dem Worte Mord, ja Fürſtenmord, eine Bluthochzeit würde halten laſſen wollen. Das Wartburgfeſt ſollte ein Feſt Deutſchlands werden, der Kern deutſcher Jugend wollte das Vaterland repräſentiren; dieſe Jugend wollte Mißbräuche abſtellen, die das Univerſitätsleben entwürdigten, wollte vaterländiſchen Gemeingeiſt wecken, und zog in Begleitung mehrer akademiſcher Lehrer zur Wartburg, nicht heimlich und verſtohlen, ſondern „friſch, frei, fröhlich, fromm," nicht gegen den Willen, ſondern mit Erlaubniß der Landesregierung. Und welche gravirende Deutung wurde hernach dem Wartburgfeſt gegeben, das an ſich doch nur ein Freudenfeſt über die nach ſchweren Kämpfen errungene religiöſe Freiheit, wie über die gleichfalls nach ſchweren Kämpfen errungene politiſche Freiheit des deutſchen Volkes war!

Welcher Geiſt die akademiſche junge Männerwelt beſeelte, erfuhr ich gleich, als ich mich unter die Menge miſchte. „Wir müſſen zuſammenhalten,“ erklang es hier: „damit nicht zum zweitenmale die Franzoſen uns unterjochen!“ „Alle Univerſitäten,“ ſprach dort ein Begeiſterter: „müſſen durch ein gemeinſames Band ſich vereinigen, aller Haß, aller Hader, aller Zwieſpalt muß fallen; deutſche Jugend muß ſich auf dieſen Bildungsanſtalten die höchſte Blüthe der Einſicht und Humanität zu eigen machen, um ſie dann wieder ſegensreich über das ganze Vaterland auszuſtrömen.“

Ein Dritter rief: „Pereat dem Kaſtengeiſt für immer und ewiglich! Pereat die Zerſtückelung, Vereinzelung und Abſonderung! Es darf, es muß nur eine Verbindung geben! Pereant die Landsmannſchaften!“ Und das Wort fand ein hundertſtimmiges Echo.

Es ward mir jetzt nicht gleich möglich, mich von der ſchöngeträumten Idee der Landsmannſchaft loszuſagen. In ihr hatte ich treue, liebe, biedre Freunde gefunden, ſie hatte mich gehoben, meine Thuringia war meine Schöpfung, mein Stolz, meine Freude. Stark und mächtig mußte der Eindruck ſein, der mich beſtimmen konnte, ſie gegen eine allgemeine Verbrüderung hinzugeben, die ich nur erſt vom Hörenſagen kannte.

Das Feſt begann; im langen feierlichen Zuge wallte die Pilgerſchaar den Berg hinan, und manche Liederſtrophe erklang zum Lobe Doktor Luthers und des Proteſtantismus. War das Demagogie? — Und als es ertönte:

Das dritte Hoch! wir rufens frei
Dir Herzog! hier zu Lande,
Der Du Dein Wort gelöſet treu,
Wie Du es gabſt zum Pfande.
Verfaſſung heißt das eine Wort
Des Volkes wie des Thrones Hort!
Herzog Auguſt ſoll leben!

war das Demagogie?

Und droben waren wir Alle. Den alten Ritterſaal erſchütterte das Lutherslied: Ein' feſte Burg iſt unſer Gott, und Andacht durchſchauerte die ganze Verſammlung. Ein Redner nach dem andern betrat die Rednerbühne, einer nach dem andern ſprach Flammenworte der Begeiſterung; die Meiſten dieſer Sprecher, wo nicht Alle, hatten den Freiheitskampf mitgefochten, ihre Bruſt war mit kriegeriſchen Ehrenzeichen geſchmückt; damals, 1813, war das Wort Freiheit ein heiliger, gern gehörter Klang. Und viele von denen, die nicht ſprachen, die nur freudigbewegte Hörer der Begeiſterungsworte waren, hatten ſich gleicher Siegesehren theilhaftig gemacht. Ich ſchämte mich vor jedem eiſernen Kreuz. In manchem Männerauge glänzten ſchöne Zähren, ſie galten der Erinnerung an gefallene Brüder, an gefallene Helden. Die ganze reiche Erinnerungsfülle alter Zeit, alten Heldenſinnes, alter Manneskraft überſtürmte die Herzen, und in ihnen entzündete ſich die edle Flamme des Gemeingeiſtes, des Tugendſinnes, der Wiſſenſchaftlichkeit. Es war, als wandelten Heldengeiſter unſichtbar durch die Verſammlung, es war, als ſpräche der ſelige Luther ſelbſt hier mit ſeiner Donnerſprache ſeine Kraftworte. So mächtigen Eindrücken konnte ich nicht widerſtehen, das Gefühl der großen Vaterlandsliebe ergriff mich mit Himmelsgewalt, und ich gelobte mich dem, was Alle gemeinſam erſtreben und begründen wollten, zum eifrigſten Jünger. Gebet und ein kirchlicher Lobgeſang beſchloß die tiefernſte Feier, und nun im heitern Tafelkreiſe wurden Freundſchaften geſchloſſen, mit Küſſen und Schwüren beſiegelt, und Bündniſſe geknüpft, die dauern ſollten bis an das Ende der Tage. Da ward Vieles beredet und beſprochen, was geſchehen ſollte zur Ehre und zum Ruhm der deutſchen Nation; die Schlachtgefährten, Profeſſoren und Studenten, die gemeinſam mit einander zum Befreiungskriege gezogen waren, wodurch manche frühere Scheidewand gefallen, ſaßen als Brüder und Kameraden neben einander, und es war eine Hochherzigkeit, eine Gluth, eine Flamme, die aber zuletzt, Feuer durch Feuer genährt, zur Excentrizität ausſchlug, und von fanatiſchen Geiſtern geſchürt, nach innen und außen verderbliche Richtung nehmen mußte.

Der Abend kam, und von dem der Wartburg gegenüberliegenden Wartenberge ſchlug eine große helle Lohe empor, und leuchtete weit in das Thüringer- und Heſſenland hinein, ein Freuden- und Siegesfeuer, um das wir Alle uns reihten, um das wir manchen feierlichen Nachtgeſang ertönen ließen, zu Ehren Deutſchlands, Herrmanns, Luthers und aller Kriegsheroen der jüngſtvergangnen Zeit. Nie ſchlug wieder für Viele aus unſerm Kreiſe eine ſo ſchöne Weiheſtunde.

Der ſtarke Luther hatte in Wittenberg des Papſtes Bannbulle gegen ihn, und auch mehre Bücher öffentlich, von Studenten und Volk umgeben, verbrannt. An jenem Feuer entzündete ſich der Gedanke zu einem ähnlichen Auto da Fé, Maßmann ſprach ihn aus, er wurde ſchnell verwirklicht, und acht und zwanzig Bücher, die uns gegen den Geiſt der Zeit gerichtet ſchienen, gegen den Hochſinn, der uns begeiſterte, gegen die Freiheit, die ein großer Theil für uns mit Opfern, mit Blut und Wunden erringen halfen, flogen in die Flammen, jedes von einem donnernden Pereat begleitet, ihnen folgten Zopf, Schnürleib und Korporalſtock. — Wie übel iſt hernachmals dieſe ſymboliſche Handlung gedeutet worden, wie übel iſt ſie den deutſchen Univerſitäten, wie übel manchem Einzelnen bekommen! Die junge Zeit entäußerte ſich der Feſſeln der alten; die fröhliche Schlange warf den alten welken Balg ab, der Phönix verjüngte ſich in heiligen Gluthen; das war es alles, keiner von uns dachte an Aufruhr und Empörung gegen die angeſtammten geliebten Fürſten, bei dem höchſten Gott! Erſt ſpäter entwickelte ſich jener republikaniſche Sinn zum vollen Bewußtſein, der jetzt nur kaum aus ſchlummernden Keimen erwacht war, erzeugt durch die Idee der Freiheit, durch den Kampf für die Freiheit, durch die Freude über die errungene Freiheit, und von den Fürſten und Regierungen ſelbſt erweckt, gebilligt, getheilt und geachtet. Dieſe Feier, dieſes Feuer waren gänzlich frei von politiſcher Abſicht, von demagogiſcher Tendenz. Die Exaltation der auf Wartburg verſammelten Männer und Jünglinge galt nur dem Ideal eines glücklichen und freien

Vaterlandes, ſie war der Nachhall jenes Sturmrufs und Nothſchrei's, der Deutſchlands kräftige Jugend zum Freiheitkampfe rief; die damals beſchwornen Geiſter, die kühn und gigantiſch durch den brauſenden Eichenwald Germaniens zogen, wieder zu bannen, war noch keine Formel gefunden.

15.

Die Burſchenſchaft.

Nach Tagen der höchſten Begeiſterung verließ ich Eiſenach, und zwar mit dem feſten Vorſatz, in Leipzig eine Burſchenſchaft zu gründen. Noch einmal kehrte ich in meinen Geburtsort zurück, aber neben die Gedanken meiner Liebe traten immer die großen und ſchwärmeriſchen Ideen, die manches Geſpräch mit den Choragen der Jenenſiſchen Burſchenſchaft entzündet und genährt hatte. Ich will die Männer nicht nennen, die auch mich zu entflammen und hinzureiſſen wußten; ſie wurden öfter, als ihnen lieb und erſprießlich war, genannt; manche büßten ſchwer, manche ſind todt — und es wäre grauſam, die vernarbten Wunden eines Invaliden aufzureißen. Es iſt nicht wohlgethan, an jene Zeit zu erinnern, die auf der einen Seite ſo voll Glutheifer, ja Fanatismus, auf der andern ſo voll Verdacht und Argwohn war.

Als ich in Leipzig anlangte, hatten wegen der Herbſtmeſſe die Kollegia noch nicht begonnen; ich zog nach Gohlis in ein Bauernhaus, um ganz ungeſtört zu ſein, und dort entwarf ich nun Plan auf Plan für die zu begründende Leipziger Burſchenſchaft, und vertiefte mich ſo ſehr in meinen für hochwichtig gehaltenen Thatendrang, daß ich den Anfang der Kollegia gar nicht beachtete, und keins beſuchte. Raſtlos warb ich unter den Studenten für meine Abſicht, doch ging es nicht ſo raſch, wie ich geglaubt hatte; die Landsmannſchaften hielten treulich zu ihren Fahnen, nur einzelne Studenten ſagten ſich mir zu, und ich ſah mich größtentheils auf meine eigne Landsmannſchaft, die Thuringia, beſchränkt und hingewieſen. So verſammelte ich denn eines Tages dieſe, und eröffnete ihr Wunſch und Plan, uns als Burſchenſchaft aufzuthun. Mein Vorſchlag fand Beifall, um ſo mehr, da die von mir aus den andern Landsmannſchaften heimlich Angeworbenen tüchtige und reſpektirte Schläger waren, und ſo wurde denn unſre Farbe gegen das ſchwarzrothgoldne Band vertauſcht, und der Burſchenwahlſpruch: Gott, Freiheit, Ehre, Vaterland! freudiglich angenommen. Es war nicht ſo leicht, als es dem in die akademiſchen Verhältniſſe jener Zeit nicht eingeweihten Leſer ſcheinen möchte, eine neue Verbindung zu gründen, und eine ſolche, dem ſtudentiſchen Sprachgebrauch nach, aufzuthun, denn es beſtand der Comment, daß ſich die Verbindung mit allen übrigen bereits beſtehenden, erſt ſchlagen mußte, und ich hatte die Ausſicht auf drei Duelle mit den drei Senioren der übrigen Verbindungen. Doch man kannte mich, die Sache wurde beigelegt, und ich reiſte mit noch drei Freunden nach Jena ab, um von dort die Statuten der Burſchenſchaft zu holen. Wir wurden mit groſſem Jubel empfangen, trefflich bewirthet, und in alles Wiſſensnöthige eingeweiht. In Jena war im Bezug auf Geiſt und Geſinnung der Studirenden nach dem Wartburgfeſt Manches anders geworden, als vor dieſem der Fall war. Die Flamme dort hatte tief in manchem Herzen gezündet, und andere Flammen geweckt, die drohend und verderblich loderten. Die ſchöne Richtung des Gemeingeiſtes, des Biederſinnes, der hohen Sittlichkeit, des wackern Strebens nach Redlichkeit und Charaktergediegenheit, hob ſich in der Burſchenſchaft immer mehr und mehr hervor, aber ſie ging auch bei vielen Individuen ganz unter in dem Weſen der Deutſchthümelei, und ſolche ſuchten das Heil der Burſchenſchaft nicht in dem innern Leben, in einer kräftigen kernhaften Geſinnung, ſondern in der unweſentlichen äußern Erſcheinung des langen Haares, bloſen Halſes und kurzen Rockes, was zu unendlichen Verkehrtheiten führte, und ſelbſt in politiſcher Beziehung höchſt ſchädlich gewirkt hat. Das Bewußtſein der angedeuteten moraliſchen Kraft, Sittlichkeit, Geradheit und deutſchen Redlichkeit führte nebenbei ſehr Viele zum allzugroßen Selbſtvertrauen, erweckte allzuſanguiniſche Hoffnungen, und ließ ſie den Abgrund nicht gewahren, in den ſelbſt Engel nach der Mythe ſtürzten, als der Ahriman des Hochmuthes ſie zur Empörung führte. Mein Sinn war noch immer unbefangen; ich dachte nicht an Politik und Staatenreformen, die deutſche Burſchenſchaft war mein reines Ideal; ich ſah dieſen Stern ohne den trüben Nimbus der Demagogie, der ihn umflorte, und der ſpäter zur nachtdunkeln Wolke wurde, die ihn bedeckte.

Von Jena reiſten ſechs Studenten mit uns nach Leipzig, um die Statuten dort gemeinſchaftlich ausarbeiten zu helfen. Wir arbeiteten, als gelte es das Wohl der Welt, mindeſtens wollte unſer redlicher Wille das Wohl des Vaterlandes. Die allgemeinen Grundſätze der Burſchenſchaft, die wir auch für Leipzig zur Norm nahmen, ſind bekannt. Ehrenhaftigkeit des Deutſchen, des Chriſten, ſtand unter dieſen oben an. Volksthümliche Ausbildung für das Vaterland, Aufrechthaltung und Förderung der Gerechtigkeit, Sittlichkeit und Ordnung unter uns ſelbſt, wie in allen Verhältniſſen zum Staat — das war es, was die Burſchenſchaft in ihrer urthümlichen Reinheit zu erſtreben ſuchte. Mit ſteter Rückſicht auf dieſe Grundſätze wurde die Verfaſſung und der Comment der neuen und großen Verbindung gegründet. Dem unnützen und verderblichen Duellſyſtem entgegen zu arbeiten, wurden neben dem Vorſtand auch die Vermittler gewählt, und überhaupt war es Hauptpflicht eines jeden Mitgliedes, eigne und fremde Ehre zu achten, Eintracht und Bruderſinn zu fördern. Aus letzterm Grunde fielen alle die lächerlichen Rückſichten auf eingebildeten Vorzug der Geburt, des älterlichen Standes, wie auf Vermögen hinweg, und die zur Erhaltung des Ganzen nöthigen Abgaben waren nach richtigem Verhältniß beſtimmt, ſo daß viel gab, wer über viel gebieten konnte; wer jährlich über weniger als hundert Thaler zu gebieten hatte, zahlte nichts. Die Burſchenſchaft hatte nie die Abſicht, ſich über Deutſchland hinaus verbreiten zu wollen, noch weniger mit ausländiſchen Vereinen irgend einer Tendenz, Verbindung einzugehen, wohl aber erſtrebte ſie eine gemeinſame Verbindung aller deutſchen Univerſitäten, um mit Recht und Wahrheit ſich die deutſche Burſchenſchaft nennen zu können; daher mußte ſie ſich gegen alle Landsmannſchaften in Oppoſition ſtellen, durfte keine Verbindung, deren

Zweck eben nur Abſonderung von den Uebrigen war anerkennen, und konnte folglich nicht dulden, da ihre Mitglieder und Anhänger an einer ſpeciellen Verbindung Antheil n[illegible]men. Wenn ſie ſich nach dieſe einen Seite hin ſchroff abſchloß, ſo öffnete ſie ſic dafür auf der andern gegen den deutſchen Bürgerſtand, und es war Geſetz, Abſonderung gegen dieſe zu vermeiden, Achtung und Vertrauen gegen ihn allſeitig zu erhalten zu ſuchen. Die Geſetze der Burſchenſchaft im Punkt der Ehre, der Beleidigung un des Zweikampfes, der ſo viel als möglich vermiede werden ſollte, jedoch nicht aus Feigheit, waren gewiſſenhaft durchdacht, und erprobten ſich tauſendfac als gut und zweckmäßig. Ehrenordnung und Kampfordnung wurden mit Berückſichtigung der Würd eines freien Mannes und den Forderungen der Menſchlichkeit eingeſetzt. Groß, ja größer als Manch glauben und glaubten, war die moraliſche Macht de Burſchenthums; es ſandte von Jena aus ſeine erwärmenden Strahlen in die Herzen der ganzen deutſchen Jugend; ſchon auf Gymnaſien und Lyceen gewann es ſich Anhänger und künftige ehrenhafte Träger ſeiner Grundſätze, auf Forſt- und andern Akademien, unter Künſtlern, die nur irgend in Korporationen zuſammen lebten, erwachte ihr Geiſt; di Maler in allen thüringiſchen Fabriken z. B. truge die altdeutſche Tracht, die ſchwarzrothgoldne Farbe. Auch die Herzen vieler deutſchen Jungfrauen ſchlugen warm für eine Verbindung, in der ſie ſo viele ihrer Brüder, Verwandten und Geliebten ſahen, und webten und ſtickten die ſymboliſchen Farben in manches liebe Andenken ein. — Bei der Ausarbeitung der Statuten in Gemeinſchaft mit den Jenenſern gab es jedoch ſchon unwillkommene Debatten zwiſchen dieſen und uns, die ſich oft bis zur Heftigkeit ſteigerten. Jene wollten Paragraphen einſchalten, die auf unſre akademiſchen Verhältniſſe in Leipzig durchaus nicht paßten. So verlangten ſie unbedingt die ſogenannte altdeutſche Tracht, durch dieſe ſollte der wahre Burſche offen und vor aller Welt bekennen, daß er zur Burſchenſchaft gehöre. Ich war dawider, denn nicht die Tracht war es, die mich für dieſe Verbindung ſo entſchieden beſtimmt hatte, ſondern ihr Geiſt, daher erklärte ich, man ſolle doch ſich jeden kleiden laſſen, wie er wolle, wie es Brauch und Anſtand in Leipzig namentlich erheiſche, und ſolle nicht in auffallender Tracht, ſondern durch That und Wandel ſich als einen ächten Burſchen bewähren. Aber gegen meine vernünftigen Einwendungen ſiegte die Autorität und die Beredſamkeit der Jenenſer; ich wurde überſtimmt. Eben ſo gingen noch andre altdeutſchthümliche Einrichtungen, die von der Eraltation derer zeugten, die ſie in Vorſchlag brachten, durch, und ich ſah mit Schmerz, wie durch das redneriſche Talent ſowohl, als das geiſtige Uebergewicht der Fremdlinge mein Anſehen ſchwand. Nur meine gefürchtete Klinge hielt offenbare Beleidigungen zurück.

Doch die Leipziger Burſchenſchaft war begründet, und in großer vollzähliger Verſammlung erſcholl Geſang und feiernde Rede. Manch ſchönes Lied nach altem Brauch und alter Weiſe, mancher neue herrliche Hymnus ertönte. Wem hat nicht Arnds Lied: „Sind wir vereint zur guten Stunde“ Flammen in die Seele gegoſſen? Habt ihr den Chorgeſang von Hunderten donnergleich und ſo erhaben wie der Donner am hohen Gewölbe des Himmels, erbrauſen hören:

Wem ſoll der zweite Wunſch ertönen?
Des Vaterlandes Majeſtät!
Verderben Allen, die es höhnen,
Heil dem, der mit ihm fällt und ſteht!
Es geh durch Tugenden bewundert,
Geliebt durch Redlichkeit und Recht,
Stolz von Jahrhundert zu Jahrhundert,
An Kraft und Ehren ungeſchwächt!

habt ihr des ſtarrſinnigen, feurigen Follens „brauſe Du Freiheitsſang!“ vernommen? — O wer kein Kind jener Zeit war, die aus einer Bruſt Blut und aus der andern olympiſchen Nektar reichte, der urtheile nicht über jenen Jugendmuth ab, denn er kann ihn nicht faſſen, und er hüte ſich, mit vorlautem und unbedachtem Mund ein Schuldig über jene heilige Begeiſterung auszuſprechen.

Auch der talentreiche Hinckel ſaß in unſerm frohen Kreiſe, er hatte ein ſchönes Lied gedichtet, ich die Melodie dazu geſchrieben; der Geſang überwältigte die Verſtimmung, die ſich meines Innern bemächtigt hatte, deren Quell wahrlich nicht in verletzter Eigenliebe lag, ſondern im Gefühl, das wahrhaft Gute für uns ohne Abzeichnung und Aufſehen gewollt zu haben, und verkannt worden zu ſein. Ich ſang von ganzem Herzen froh die Soloſtimme in Hinckels Liede:

Wie Flammen golden ſei der Brüder Zeichen,
Roth, wie die Liebe, die im Herzen glüht;
Und daß wir nie, im Tode ſelbſt nicht, weichen,
Sei ſchwarz das Band, das unſre Bruſt umzieht.

Und donnernd fiel der Chor ein:

Ob Fels und Eichen ſplittern,
Wir werden nicht erzittern,
Den Jüngling reißt es fort in Sturmesweh'n,
Für Lieb und Ruhm in Kampf und Tod zu gehn.

Als ich die Strophe vorſang:

Und du mein Liebchen, die in ſüßen Stunden
Den Freund beſeelt mit manchem Blick und Wort,
Dir ſchlägt das Herz wohl über Grab und Wunden;
Doch ewig lebt die treue Liebe fort!

fiel eine Thräne wehmuthvoller Erinnerung in meinen gehobnen Becher, ſie galt meinem Röschen; wie eine Prophetenſtimme erbrauſte um mich der Chor, und eine innere Stimme ſagte mir, es werde mir wohl beſchieden ſein, in Sturmeswehen fortgeriſſen zu werden, und in wilden Kämpfen mein Blut zu verſprützen. — Mehr und mehr wurde aber nach dieſem ſchönen und feierlichen Stiftungstag mein Eifer für die Burſchenſchaft abgekühlt, als ich vernahm, wie wenige der Verbündeten den Kern des Weſens der Burſchenſchaft erfaßten, und wie viele am Goldflitter der Schale ſich ergötzten. Das Regierungsjubiläum des Königs von Sachſen ſollte mit großen Feſtlichkeiten auch von Seite der Studirenden begangen werden, und es kam der abenteuerliche Vorſchlag zur Sprache, die geſammte Burſchenſchaft ſolle im alten Ritterkoſtüm einen feierlichen Aufzug halten, Geharniſchte ſollten in vollen Rüſtungen aufreiten, und was dergleichen mittelalterliche Pläne mehr waren. Ich ſprach dagegen, und ſagte: „Ein Aufzug zu Ehren des Landesherrn von Seite der Studirenden darf keine Maskerade ſein, noch an ſolche erinnern, abgeſehen von den großen Koſten, die dem unbemittelten Einzelnen dadurch erwachſen und drückend werden.“ Damit traf ich es nicht gut bei meinen deutſchthümelnden Verbündeten, denen das Mittelalter durch alle Gehirnkammern ſpukte, und die nicht einſehen wollten, daß juſt das Mittelalter, jene Zeit des Pfaffentrugs, der Adelsherrſchaft, der Leibeigenſchaft, der Willkühr und der Volksunterdrückung das am allerſchlechteſten gewählte Vorbild für deutſche Freiheit, deutſches Bürgerthum, deutſchvaterländiſchen Gemeinſinn ſei. Es kam ſo weit, daß einer der exaltirteſten Altdeutſchen aufſprang, auf mich eindrang, und ausrief: „Du biſt kein Burſchenſchafter! Denn Dein ganzes Streben iſt, gegen Brauch und Recht und Sitte zu reden und zu ſtimmen!“

„Daß ich ein Burſchenſchafter bin, ſoll Dir meine Klinge beweiſen!“ war meine ganze Antwort; ich ſchlug mich noch denſelben Tag mit ihm, und brachte ihm eine bedeutende Wunde am Kopf bei. Ich denke, wenn er noch lebt, wird er mich nicht vergeſſen haben.

Unter ſolchen Verhältniſſen fing die Burſchenſchaft an, mir widerwärtig zu werden, ich bedauerte, ihr meine Thuringia geopfert zu haben, und ſehnte mich in jenen kleinen, engen, aber traulichen Verein, doch er war nicht mehr. Das Nachdenken über mein Verhältniß zur Burſchenſchaft führte mich zum Nachdenken über mich ſelbſt, und es kamen wieder Ermahnungen meines erwachenden Gewiſſens, ich wollte wieder fleißiger ſein. Leipzig, das fühlte ich lebhaft, war nicht der Ort, wo die Burſchenſchaft gedeihlichen Boden finden konnte. Die früher beſtandnen Landsmannſchaften waren zu zahlreich, als daß ſie uns nicht die Spitze hätten bieten können; ſie zählten die reichſten und vornehmſten Studenten unter ihre Mitglieder, die den Ton angaben, die Stutzer und ſehr oft und in vielen Familien die Hausfreunde ſpielten. Hätte man nicht gegen meine Anſicht auf dem Beibehalten der altteutſchen Tracht beſtanden, ſo würden wir eine ungleich größere Anzahl Anhänger dort gefunden haben. Ich entſchloß mich raſch, und erklärte dem Vorſtand, daß die jetzigen Geſinnungen und Einrichtungen der Burſchenſchaft ſich mit meinen Anſichten von ihrem wahren und idealen Weſen nicht vertrügen, und bat, mich aus der Verbindung zu entlaſſen. Viele, ich ſage es mit Stolz und Freude, ſahen mich ungern ſcheiden, und verſuchten mich andern Sinnes zu machen, doch vergebens. Ich blieb feſt, und trat aus. Wie ich geſchieden war, traten eine Menge Andrer ein, die ich geradezu für unwürdig hielt; ich mußte dabei mit Wehmuth an einen alten Roman von Ehren-Spieß denken, den ich als Gymnaſiaſt geleſen, an die „Löwenritter,“ heldenmüthigen und vierbändigen Andenkens, dort ging auch der Bund zu Grunde durch eine Anzahl Neuaufgenommener, die kein Herz für die Sache mitbrachten, der ſie ſich weihten. Die Burſchenſchaft beſtand weder in Jena, noch in Leipzig, noch in Halle, wo auch eine ſich aufgethan, in der ſpätern Zeit aus der Elite der Studirenden, ſie zählte meiſt Mediciner und Theologen, unter letztern beſonders ſehr viele Arme, die nichts zahlten, daher ihr Zudrang, während faſt alle Juriſten ſich zu den Landsmannſchaften hielten. Als mehr und mehr in ihr die antimonarchiſche Richtung ſich entwickelte, ſank ſie noch tiefer, die Ariſtokratiſche Parthei liebte ſie ohnedieß nicht, weil ſie den Standesunterſchied nicht ſanctionirte, und in den Augen des Adelsſtandes als plebeje Verbrüderung erſchien. Die Landsmannſchafter waren reich, beliebt und angeſehen, trotz mancher groben Verirrung und Ausſchweifung Einzelner, die Burſchenſchafter waren meiſtens arm, vielfach überſpannt, manche ganz in Rohheit verſunken, denn die guten Geſetze und Einrichtungen der Verbindungen vermochten nicht, jeder Beſtialität Einhalt zu thun. Am beſten vergleiche ich die Mehrzahl der damaligen Landsmannſchafter mit Epikuräern, die der Burſchenſchafter mit Cynikern, und nicht ohne tiefen Schmerz ſah ich auch dieſen Roſenſtrauch, den meine Begeiſterung pflanzen half, verwelken.

16.

„Citatur ad Magnificum!“

Mit Ernſt und Eiſer ergriff ich nun das bisher gänzlich vernachläßigte Studium der Medizin, ſtudirte ämſig, und ging nur ſelten aus. Redlicher Fleiß und wackres Streben nach einem ernſten Lebensziel gewähren uns ſtets eine beglückende, innere Zufriedenheit; dieſe beſeligte auch mich, ich war auf dem beſten Wege, und wäre ich darauf geblieben, ſo würde mein ganzes ſpäteres Schickſal ſich anders geſtaltet haben, ich würde nie verſucht und gezwungen worden ſein, als Abenteurer durch die Welt zu pilgern, und raſtlos wie Ahasver die Ruhe zu ſuchen. Aber wie ſoll ich die dunkle Macht nennen, die mich ſtets aufs Neu' umgarnte, die ſich an meine Ferſen heftete, eumenidengleich, die mir den ſichern Frieden des Gewiſſens, der ſtillen Thätigkeit und Pflichterfüllung nicht gönnte? Wo iſt der Forſcher, der das Räthſel enthüllt hat, ob Dämonen außer uns, oder in uns, uns leiten und treiben? Zeichnet blinder Zufall oder göttliche Weisheit uns die verworrenen Dornenpfade vor, auf denen wir ſo oft ſtraucheln und fallen? Es gehört ein ſtarkes und inniges Durchdrungenſein von dem Glauben an einen allweiſen Weltenlenker dazu, um nicht auf ſchmach- und leidvoller Pilgerbahn, im dumpfen Kerker, im Sturm der Meere, im Donner der Schlacht, neben hundert Verzweifelnden, Jammernden, Hingewürgten zum *Zweifler* zu werden.

Zwei Freunde nur waren es, auf die ſich mein Umgang beſchränkte. Mit ihnen machte ich einen Ausflug nach dem Städtchen Grimma zum Vogelſchießen, das mit ſeinen freundlichbunten Häuſern, ſeiner alten Fürſtenſchule — die mich lebhaft an die klöſterlichen Schulgebäude erinnerte, in denen ich mein Schülerleben lebte — in dem anmuthigen Thal der Mulde liegt. In ſanften Krümmungen ſchlängelt ſich der muntre Fluß durch Wald- und Felſenberge voll romantiſcher Parthien, und nicht weit von Grimma iſt noch die Kloſterſtätte von Nimptſchen, aus welchem einſt Katharinä von Bora, Luthers nachherige Gattin mit noch acht andern Nonnen, heimlich entfloh. Sie verlor auf dieſer eiligen Flucht, der Sage nach, einen Pantoffel, der uns noch dort gezeigt wurde.

Auf dem Vogelſchießplatz, ohnweit der überbauten Muldebrücke, auf welcher abgeſchmackter und lächerlicherweiſe auch von Fußgängern herüber, wie hinüber, ein Dreier Brückenzoll erhoben wurde, war alle die kleinſtädtiſche Fröhlichkeit lebendig, die Feſte dieſer Art karakteriſirt; wir miſchten uns harmlos in den Schwarm und waren fröhlich mit den Fröhlichen. Abends war Ball, die ſtädtiſchen und ländlichen Schönen erſchienen in großer Zahl. Wer kennt nicht die heißen drangvollen Vogelſchießbälle der ſächſiſchen und thüringiſchen Lande? „Die Thale dampfen, die Höhen glühn!“ Es wimmelt. Tänzerinnen und Tänzern perlen Schweißtropfen über Geſicht und Nacken, die Locken löſen ſich auf und hangen traurig nieder, wie Zweige des Baumes von Babylon. Mühſam brechen die Paare ſich Bahn, lange harren ſie in dichten Reihen, dicht umdrängt von der Schaar der Zuſchauer, endlich entſteht ein kleiner Raum, mit der Kraft eines Mauerbrechers ſtürmen ſie jetzt kühn heran, wirbeln, drehen, treten, werden getreten, wanken, ſchwanken, fallen auch wohl und eine aufwirbelnde Staubwolke entzieht ſie den Augen der ſchadenfreudigen Zuſchauer. So verhüllten mitleidvoll die Götter die homeriſchen Helden. — Studenten und Soldaten waren in großer Anzahl auf dem Ball; es liegt in Grimma gewöhnlich ſächſiſches Militär;

damals waren es Huſaren, und die Herren Officiere machten ſich gewaltig breit. Unglücklicherweiſe gerieth einer meiner Freunde mit einem derſelben in Wortwechſel, ſie hatten einander zufällig, was in dem Gedräng ſo leicht war, geſtoſſen, es kam zum Zank endlich zur Herausforderung.

Der Officier, ein Herr von Kleiſt, reiſte mit uns zugleich ab, und nach Leipzig, wo der Zweikampf vor ſich ging. Ich ſekundirte, wie natürlich, meinem Freunde, und die alte Raufluſt war wieder ganz Flamme in mir. Die beiden Duellanten waren ſehr eifrige, aber nichts weniger als ſchulgerechte Fechter, das Duell wurde zur Metzelei, die Gegner waren nicht von einander zu bringen; mit Gefahr, von ihren Degen durchbohrt zu werden, warf ich mich endlich zwiſchen beide, und verhinderte dadurch offenbaren Mord. Der Officier blutete ſchon aus vier Wunden, und wer beſchreibt mein Entſetzen, als ich entdeckte, daß meinem Freund die Pulsader des rechten Arms durchhauen war. Beide Gegner ſtürzten in ihr Blut, das den Saal überſtrömte. Während der anweſende Mediciner den Officier verband, unterband ich mit meinem Halstuch die geöffnete Arterie meines Freundes, und fuhr ihn ſo raſch als möglich nach Gohlis in mein Logis; leblos ward er hineingetragen. In der ſchrecklichſten Angſt verwünſchte ich dieſe Duellmanie in den Abgrund der Hölle, und faßte den feſten Vorſatz, mich gänzlich und noch mehr, als ich bisher ſchon gethan, von allen öffentlichen Orten zurückzuziehen. Meinen armen Freund pflegte ich acht Wochen lang, er kam davon, und trug einen ſteifen Arm durch das Leben, dafür, daß er auf dem Grimmaiſchen Vogelſchießballe mit einem ſächſiſchen Huſaren-Officier in Berührung gekommen war. Glücklicherweiſe ging alles noch gut, und ſo heimlich ab, daß die Polizei nichts davon erfuhr, ſonſt wäre ich ohne Gnade relegirt worden.

Mittlerweile ereignete ſich in Leipzig Manches, was mich faſt wieder gegen meine feſtgefaßten Grundſätze in den Strudel wüſten Studententreibens gezogen hätte. Die Leipziger Burſchenſchaft, nur darauf bedacht, durch die Maſſe zu wirken, der es nur um zahlreiche Mitglieder zu thun war, hatte ſich mit ſo viel, ich muß es gerade heraus ſagen, unſaubern Geſellen überladen, daß ſie von Tage zu Tage tiefer ſank. Es kam dahin, daß ſie den Landsmannſchaften die Satisfaction verweigerte; hierauf trat der allgemeine Verruf ein und durch dieſen eine ſo furchtbare Erbitterung, daß die Studenten ſich in Leipzigs Straßen mit Knütteln ſchlugen. Als es ſo weit gekommen war, kamen einige der Beſſergeſinnten als Deputirte zu mir in mein friedliches Aſyl nach Gohlis, und ſannen mir an, wieder an die Spitze der Burſchenſchaft zu treten, um den Zuſtand heilloſer Gemeinheit zu enden. Ich wies ſie ab, und ſagte: „Daß es ſo und nicht anders kommen würde, habe ich vorausgeſehen, deßhalb ſchied ich mich aus. Mein ganzes Beſtreben war dahingerichtet, den edlen und ſittlichen Zweck der urſprünglichen Gründung der Burſchenſchaft im Auge zu behalten, keinen Fingerbreit von jener Ehrenhaftigkeit zu weichen, die wir uns ſelbſt zum Geſetz gemacht; ſeht nun hin auf eure Verbindung, ſeht wohin euch die Altdeutſchthümelei geführt hat! Ihr habt Leute aufgenommen, die glauben, ſie dürften ſich weder Geſicht noch Hände waſchen, um rechte ächte Deutſche zu ſein, Leute, deren Leibwäſche ausſieht, wie verwitterte Leinwand aus einem alten Jagdzeughaus, Leute, die ſich alle mögliche Mühe geben, durch ihre äußere Erſcheinung zu dokumentiren, daß ſie in gute Geſellſchaft nicht gehören; ich beklage die Burſchenſchaft, ich beklage mich ſelbſt, der ſie voll reiner Begeiſterung hier zunächſt begründete, und der das Kind ſeiner Liebe ſo gräulich entartet ſieht, daß er nicht weiß, ob Indignation oder Eckel mehr Antheil an der Verachtung haben, die er ihm jetzt zollen muß.“

Unwillig gingen die Abgeſandten hinweg; in der Stadt dauerten die abſcheulichſten Exceſſe fort; die fürchterliche Erbitterung der Studenten wuchs von Tage zu Tage, und ſchien in einen gegenſeitigen Vertilgungskrieg ausarten zu wollen. Zur Nachtzeit durchtobte wilder Lärm die Stadt; öfter ſchlug man ſich Stundenlang auf dem Brühl mit Knütteln, die Polizei konnte nicht durchgreifen. Am Tage trug jeder Student einen ſtarken Stock neben ſeiner Mappe, und nahm ihn mit in die Kollegia. Sobald auf der Straße einer den andern berührte, ſchlugen ſie auf einander los. Ich kümmerte mich um nichts, ſtudirte ruhig weiter, und beſuchte nur bisweilen das Theater. Dennoch brachte mich mein trüber Unſtern wieder in die widrigſten Konflikte. Eines Abends gehe ich ruhig aus dem Theater nach dem Roſenthale, meinem gewöhnlichen Weg, nach Hauſe, und zwar gänzlich unbewaffnet, als mir plötzlich zwei Studenten entgegentreten, Knüttel in der Fauſt, und mit den Worten: „Das für deine Burſchenſchaft!“ auf mich losſchlagen. Raſch und wüthend packe ich den einen um den Leib, werfe ihn zu Boden, entreiſſe ihm den Stock, mein Kopf blutet von mehrern Schlägen, und raſch mich dem andern Gegner zuwendend, ſchlage ich ihn aufs Haupt, daß er augenblicklich zuſammenſtürzt. Unterdeß hat ſich der andre aufgerafft, und das Haſenpanier ergriffen, ich ſetze ihm im vollen Lauf und in voller Wuth nach, erreiche ihn kurz vor der Barriere, die zwiſchen dem Weg und der vorbeifließenden Pleiße errichtet iſt, faſſe ihn, und ein Stoß, ſo liegt er in dem trübgelben Fluß.

Gott, was habe ich gethan! ſprach ich in dieſem Augenblick zu mir ſelbſt, doch mein Schreckgedanke entfloh bald, als ich meinen Gegner am jenſeitigen Ufer wieder aus dem Waſſer kriechen, und nach dem Garten der blauen Mütze hinflüchten ſah. Muthig ging ich zurück, auch mein zweiter Gegner hatte ſich aus ſeiner Niedergeſchlagenheit erhoben, und war verſchwunden. Ich war hart geſchlagen worden, doch folgte noch ein härteres Wehe dem böslichen Attentat nach. Am nächſten Tag ſchon ſtand an meiner Stubenthür das bedrohliche: „Citatur ad Magnificum."

Als ich mich zum Rektor verfügt hatte, ſprach er mit ernſter Strenge in Wort und Miene: „Es ſind bedeutende nächtliche Störungen vorgefallen, als deren Urheber man Sie beſchuldigt." Ich erzählte offen den vorgeſtrigen Anfall, und betheuerte, wie ich auch in Wahrheit betheuern konnte, daß ich an keiner Schlägerei in der Stadt auch nur den entfernteſten Antheil gehabt. Es wurde mir nicht geglaubt; meine Kopfwunden, die ich den meuchleriſchen Hieben zweier Schurken dankte, zeugten gegen mich;

ich wurde zu Arreſt gebracht, acht Tage lang verhört, und darauf relegirt, doch wurde, wie man ehedem aus ganz beſondern Gnaden einen armen Sünder nicht durch Feuer und Schwert, ſondern blos durchs Schwert hinrichtete, das Relegat auch bei mir aus ganz beſondern Gnaden in das Consilium abeundi, d. h. den Rath und den Beſchluß, mich ehemöglichſt von der Univerſität zu entfernen, gemildert.

So ſtand ich denn an der Grenzmarke meiner Univerſitätsjahre, zu einer Zeit, wo ich eben angefangen hatte, mich mit wirklichem Ernſt meinen Studien zu widmen, wo ich den feſten Vorſatz gefaßt, mich zu einem brauchbaren Mann zu bilden, ſo ſtand ich nun da, ein Geächteter, ein Verwieſener, nicht durch meine Schuld, ſondern durch die elende Angeberei einiger Sykophanten, die zu feig waren, mir perſönlich nahe zu treten, und durch die Ungerechtigkeit meiner Richter, die glaubten, ein Beiſpiel geben zu müſſen, und deren perſönlichem Haß ich ein willkommenes Opfer wurde. Ich kam in einen Zuſtand willenloſer Betäubung in Gohlis an, als ich mein Urtheil empfangen hatte; ich wußte durchaus nicht, was ich beginnen ſollte, und blieb in unthätiges Hinbrüten verſunken, ohne Anſtalt zum Weggange zu machen, denn ich wußte in der That nicht, wohin? O wie ſehr habe ich damals die Verirrungen, zu denen ich mich hinreiſſen ließ, bereut, wie ſchmerzlich habe ich gelitten! Wer ähnliche Seelenkämpfe durchlebte und durchlitt, wird mich verſtehen.

Die Polizei, dieſe gütige Gewalt, die ſchon ſo Manchen aus dem bangen Zweifel, wohin er ſich zu wenden habe, riß, die mit väterlicher Ermahnung dem Unerfahrnen die Wege wieß, die er einzuſchlagen habe, half auch mir aus allen Scrupeln, als ich nach vier Tagen noch immer rathlos in Gohlis ſaß, und deutete mir mit Freundlichkeit an, ich möge Stadt und Dorf und Grenze heute noch verlaſſen, wo nicht, würde ich in unlieber Begleitung über letztere gebracht werden. — Mit wenigem Geld, zwei magern Atteſten und einer Laſt voll Sorgen erhob ich mich, ließ meine Sachen zu Gohlis in Verwahrung, und pilgerte nach Jena zu.

Als ich das traurige Flachland, die Ebenen Leipzigs hinter mir hatte, als die Bergkronen des gottgeliebten Thüringerlandes ſich am fernen Horizont erhoben, wurde mir froher und leichter zu Muth. Wie Grüſſe und Küſſe auf leichten Schwingen tragend, umrauſchte mich die Luft, wie Odem der Freiheit, und meine Seele ermannte ſich wieder. Heiter zog ich dahin, und mir war, als habe ich

Kerkerketten abgeſtreift. Mit frohem Geſang kürzte ich mir den Weg; ich hatte Bücher und Hefte zurückgelaſſen, aber meine Liederkompoſitionen trug ich im leichten Ränzel, und zur Seite die Guitarre. So zog ich munter fürbaß, ein fahrender Sänger, reich in meiner Armuth, gutes Muthes in meiner Bedrängniß. Die Lerchen ſangen über den Aeckern und Wieſen, rings ſproßte der Frühling auf, und das hoffnungsfreudige Lenzgefühl erhob auch mich, daß ich ſorgenlos, wie die Lerche, ſang. Ich habe eine Zeitlang geſchwiegen von meiner verſchwiegenen, und doch oft ſo jubelvoll lautwerdenden Freundin, der holden Muſik, vergeſſen aber hatte ich ſie nicht, ſondern ſie ſtets fromm geliebt und treu geübt. Sie wird immer der Leitſtern meines Lebens bleiben, wie ſie mit Glanz und holdem Schimmer die Wolken ſäumte, die trübe und düſter oft meine Jugendlaufbahn überſchatteten.

In Jena kam ich im März 1818 an. Dort hatte der Geiſt der Burſchenſchaft ſich edler und reiner erhalten, als in Leipzig zu meiner Zeit, denn ich will durchaus nicht in Abrede ſtellen, daß nicht ſpäter dort, ſo wie in Halle, recht viele wackre Jünglinge ihr wieder Achtung verſchafften, und ihre Zierden waren, gleichwohl hatte dafür die Jenaiſche Burſchenſchaft jenen gefährlichen, unbedingt politiſchbedrohlichen Charakter angenommen, der ihr Verbot und ihre Unterdrückung nach ſich zog. Mein Austritt war längſt kundig geworden, und mein Empfang daher bei weitem nicht der freudige, wie früher. Die Burſchenſchaft war dort die herrſchende, wenigſtens die überwiegende Parthei, ſie erblickte in mir einen Abtrünnigen, und jeder der heftigen Unbedingten kehrte mir den Rücken. Es war mir dies jedoch einerlei; ich beſchloß, ſtill und fleißig fortzuſtudiren, unbekümmert, ob ſie mich mit dem Ehrentitel eines ochſigen Finken belegen würden, oder nicht. Nicht ohne einige Schwierigkeiten, doch zu meiner unausſprechlichen Freude empfing ich die Matrikel.

Die Oſterferien nahten heran, ich reiſte mit meinen Landsleuten nach Hauſe. Meinem Vater ſagte ich nichts von dem, was mir in Leipzig begegnet war, ich überzeugte ihn mit einem Aufwand vieler Worte von der Nothwendigkeit, meine mediciniſchen Studien in Jena fortſetzen zu müſſen, er aber ſprach: „Mein lieber Sohn Daniel, Dein Studiren kann meine Kaſſe auf die Länge nicht aushalten, Du koſteſt mich ohnehin weit mehr, als Deine Brüder, aus denen ich zwar keine gelehrte und ſtudirte, aber doch nützliche Menſchen werden ſehe, aus

Dir aber will mir nicht einmal die letzte Hoffnung blühen. Du haſt nun bereits zwölfhundert Thaler verſtudirt; wenn Du als Doktor promovirſt, was ich ſehr wünſche, daß es bald geſchehe, komme ich, das ſehe ich vorher, unter zweihundert Thalern auch nicht los, daher iſt es mir lieb, daß Du nun Jena wählſt, wo man nur halb ſo theuer lebt und ſtudirt, als in Leipzig, weil ich Dir jetzt nicht mehr als fünfzig Thaler vierteljährig geben kann und will. Es iſt auch das noch eine Summe, die mich drückt, und wenn ſie Dir zu gering ſcheint, ſo bedenke, daß mancher brauchbare und wackre, ja hochberühmte Mann lebt, der mit fünfhundert Thalern drei Jahre lang auf der Akademie ſich friſtete."

Das war nun freilich eine unerfreuliche Ausſicht, eine untröſtliche Sprache, doch ſuchte ich mich zu faſſen. Im Arm der Liebe, von meinem mir immer theurer werdenden Röschen umſchlungen, ward ich wieder froh. Unter erneuten Schwüren und Betheurungen unvergänglicher Liebe bauten wir an den Luſtpaläſten fort, zu denen wir längſt den Grund auf den unſichern Sandboden meiner einſtigen Rückkehr gelegt. Wir ſahen uns glücklich im Haſen; ich ſtudirte noch ein Jahr, promovirte, kehrte mit dem Doktorhut heim, wurde eben ſo geſchickt, als beliebt; die reichen Verwandten zahlten gut, von nah und ſern wurde meine Hülfe verlangt, und ich heirathete mein treugeliebtes Röschen. Es iſt ſehr ſchade um dieſe ſchönen Träume. Manchen Verdruß, manche Kränkung, die ich, die unſre Liebe zu Hauſe erfahren und erdulden mußte, übergehe ich. Es iſt ja keine Liebe ohne Leid; die Liebe iſt meiſt eine dornenvolle Roſe, die den ſchmerzlich verwundet, der ſie in Haſt zu pflücken vermeint.

17.

Das Herzogthum Lichtenhain und der Freiſtaat Columbia.

Nach höchſtverdrüßlichen Vorgängen und Auftritten mit meinem Vater, deſſen Herz ſich mir immermehr abwandte, und nach einem neuen ſchmerzlichen Abſchied von Röschen, dem letzten, wie wir beide hofften, ging ich nach Jena zurück, und lebte dort ſtill, eingezogen und fleißig. Es hätte noch alles gut werden können, wenn nicht die dunkle Macht, die über mir feindſelig zu walten ſchien, mich in neue Strudel geworfen hätte. Zerſtreuung und Ruhe nach der Arbeit mußte ich doch auch haben, und friſche Luft genießen, ich ſuchte mir daher einen Ort, wo ich meine wenigen Muſſeſtunden angenehm zubringen konnte, und fand ihn bald.

Vergebens ſucht der geographiſche Forſcher in allen Ländern der ſouverainen wie der mediatiſirten Fürſten das Herzogthum Lichtenhain, gleichwohl beſtand es, und ich weiß nicht, ob es nicht noch beſteht.

Zu meiner Zeit reſidirte daſelbſt der Herzog Tus VIII. mit ſeinem Hofhalt und Hofſtaat. Man hat nie gehört, daß weder dieſer Souverain, noch ſeine Vorfahren und Nachfolger, Jemand hingerichtet hätten, außer allenfalls ſich ſelbſt. Reſidenz, Land und Reich dieſes myſtiſchen Potentaten befand ſich im Wirthshauſe des nahe bei Jena liegenden Dorfes Lichtenhain, und alles war eine lange durchgeführte, auf unmenſchlichen Durſt und großen Trinkergabe baſirte Spielerei der Studenten, die aber nur allzuſehr in das Große getrieben wurde, ſo daß ich ſchon manchen Herzog und manchen Ritter ſeiner wackern Tafelrunde habe zu Grunde gehen ſehen.

Es iſt zwar unwichtig, aber doch nicht gänzlich unintereſſant, zu erfahren, auf welche witzige Weiſe ein großer Theil der Jenaiſchen akademiſchen Jugend ihre Feierſtunden verbrachte, und ihren Durſt löſchte. Als ich das erſtemal nach Lichtenhain kam, thronte in dem niedern Zimmer der unanſehnlichen Schenke auf einem alten Großvaterſtuhl der regierende Fürſt Tus VIII., und vor ihm an der halbzerbrochenen Tafel, in welche über tauſend Namen eingeſchnitten waren, ſaßen die appanagirten Prinzen, die Reichsverweſer, der Erzkanzler, die Ritter und Mannen des Hofes, darunter der Hofpoet und Zeitungsſchreiber, die Hofbauern, bis herab zum Scharfrichter, Bluthund von Galgenbach. Der Herold des Reichs gab ein Zeichen mit der Staabstrompete, einem alten Clarinettenſtück, und rief unter großer Stille der Verſammlung ein Manifeſt aus, das ſeinem Hauptinhalt nach ohngefähr alſo lautete:

Wir Tus der Achte, aus eignem Willen und Verdienſt Herzog von Lichtenhain, gefürſteter Graf von Ziegenhain, Erbherr auf Kunitz, der Lande Ober- und Unterwöllnitz *) Protektor, Chef des goldnen Fließes und ſo weiter, und ſo weiter, haben erfahren, daß in unſern Landen ſich ein großer Durſt gezeigt hat, was wir mit Wohlgefallen zu vernehmen allergnädigſt geruhten. Maßen wir aber ſtets, immerdar und allezeit mit landesväterlicher Fürſorge darauf bedacht ſind, die vorhandnen Kräfte unſrer vielgetreuen Unterthanen nicht nur zu benutzen, ſondern auch fernerweit auszubilden, Nothleidende zu unterſtützen, und Durſtigen zu Hülfe zu kommen, haben wir mit unſern weiſen Räthen und mit Zuſtimmung unſrer getreuen Landſtände beſchloſſen, und verordnet, beſchließen und verordnen, wie folgt: Es haben ſich ſämmtliche, unſre getreuen Unterthanen mit allen unſern Hofrittern und Mannen in unſrer hohen Feſte und Reſidenz zu Lichtenhain am Tage der Publikation

---

*) Lauter Namen umliegender vielbeſuchter Dörfer.

dieſes Manifeſtes zu verſammeln, um auf dieſem Reichstag nach Kräften zum Wohl des Landes beizutragen, auch einem rittermäßigen Turnier und Lanzenſtechen beizuwohnen. Gegeben auf unſrer Reſidenz zu Lichtenhain. Eigenhändig und mit unſerm Handſiegel

Tus der Achte.

Als nun die Tafel vollzählig beſetzt war, erhob ſich der Herzog und trank auf das Wohl ſeines durſtigen Landes ein volles Stübchen des ſtarken Lichtenhainer Bieres aus, ohne abzuſetzen, worauf er ſprach: „Es beginne das Kampfſpiel!“ Und der Herold rief: „Die Schranken ſind geöffnet!“ Vor jedem Ritter ſtand eine Lanze, ein kleines ausgepichtes, mit Reifen umlegtes Trinkgefäß von Lindenholz in Form eines niedrigen abgeſtumpften Kegels. Jeder wählte ſich nun einen Gegner, beide kürten einen Kampfrichter und einen Kriegswärtel, die Lanzen wurden vollgeſchenkt, (ſie faßten nur die Hälfte eines Stübchens) und als nun von den Erwählten die Waffen gleich befunden worden, ertönte der Kommandoruf des Wärtels: „Ergreift die Lanzen!“ — Es geſchah. „Legt euch aus!“ — Die Kämpfer ſetzten die Trinkgefäße an den Mund. „Stoßt aus!“ — und in einem Nu war das Bier den Schlund hinabgeſchüttet, und augenblicklich die Lanze wieder auf den Tiſch geſtampft. Wer auch nur eine Sekunde ſpäter als der Gegner dieß that, war in den Sand geſtreckt, wer einen Tropfen verſchüttete, hatte geblutet, und mußte ſich gefallen laſſen, von neuem gefordert zu werden. Das Haus ertönte vom Geräuſch des Lanzenbrechens; mancher leerte auf dieſe Weiſe an einem Abend unzählige Lanzen, und dieß waren die Heldenthaten der Inſaſſen des Herzogthums Lichtenhain. Alles war froh und gemüthlich geſtimmt, und es wäre nichts verderbliches bei dem harmloſen Jugendſcherz geweſen, wenn nicht viele mit unendlichem Trinken die Geſundheit ihrer ſpätern Jahre untergraben, Manche ſich dadurch frühen Tod mitten in der Blüthe ihres Lebens geholt und zugezogen hätten.

Ich machte in Kurzem dieſe fidelen Suiten mit. Meine unverwüſtlich kräftige Natur hielt mich aufrecht, wenn rechts und links um mich die gewaltigen Trinkhelden nicht nur figürlich, ſondern wirklich in den Sand geſtreckt lagen; und ich wurde innig befreundet mit Tus dem Achten, einem biedern Mann, der auch Medicin ſtudirte. Doch auch er ward in der Blüthe ſeiner Jahre dahin gerafft, dieß mögen jugendliche Leſer als eine ernſte Warnung beherzigen. Vielleicht wäre ich ſelbſt noch regierender Herzog von Lichtenhain geworden, wenn nicht Zeitverhältniſſe andre Looſe über mich verhängt hätten.

Die trübe Entzweiung mit meinem Vater dauerte fort; ich hatte eine kümmerliche Exiſtenz, die mich doppelt drückte, weil ich ſie nicht gewohnt war und gerade jetzt nicht verdient zu haben glaubte. Sein Zürnen, das mich faſt hülflos ließ, und das mir jetzt nur zur Quelle des Mangels wurde, iſt mir ſpäter zur Quelle der ſchmerzlichſten Lebenserfahrungen geworden, wieviel auch mein eigner Hang zu jugendlichem Leichtſinn Antheil an Letzteren haben mag. Mein Vater weigerte mir zuletzt das Geld zu meiner Promotion.

Ich war bisher meinem Grundſatz treu geblieben, ich hatte kein Kollegium verſäumt, namentlich fleißig Chirurgie gehört, hatte die in Jena immer noch ſchöner und reiner als in Leipzig fortblühende Burſchenſchaft gemieden, hatte mich beholfen wie ich konnte, als ein armer Student, und immer gehofft, es werde noch alles gut gehen. Aber das Gebäude meiner Hoffnung ſank in Trümmer, als mir die Nachricht kam, mein Vater könne und wolle mir gar nichts mehr geben. Doch der Baum der Hoffnung treibt immer neue Sproſſen und Zweige, ich dachte an mein Röschen; für ſie wollte ich leben und ſterben, für ſie dulden und entbehren, und ſo hoch verſtieg ſich der kühne Schritt meiner Wünſche, daß ich von ihrem Vater zu erlangen hoffte, was mir der eigne mit Härte verweigerte. Er war ja reich und liebte ſein Kind; und das gute Röschen ermuthigte mich mit gläubigem Vertrauen auf dieſe Liebe, einen Schritt zu thun, an dem, wie an einem einzigen Anker, das Schiff unſrer Hoffnung allein noch hing. Ich ſchrieb an den reichen Mann, warb um das Kleinod meines Herzens und meiner heißen Liebe, und bat, mir das Geld zur Promotion vorzuſchießen.

O eitler Traum! O bibliſches Gleichniß von Kameel und Nadelöhr! Mammon! Mammon! — Die Antwort folgte raſch, und enthielt in den beleidigendſten Ausdrücken die ſtarre Verneinung aller meiner Bitten. Es ſtehe mir frei, um ſeine Tochter anzuhalten, wenn ich Geld habe, und geſicherte Exiſtenz, als armer Schlucker würde ich ja wohl begreifen, wie lächerlich und unüberlegt ich handle, um ſeine Tochter zu werben, item von ihm, der nicht die mindeſte Verpflichtung gegen mich, wohl aber um meiner Liebelei mit ſeiner Tochter willen, Urſache genug habe, mich zu allen Teufeln zu wünſchen, Geld auf Nimmerwiedergeben, wie ſich von ſelbſt verſtehe und einſehen laſſe, erborgen zu wollen.

Geld und Geldſtolz hieß der Dämon, welcher mehre Reichen meines Heimathortes ganz und gar beſeſſen hielt. O ich könnte davon Geſchichten erzählen, daß

Hörern und Leſern die Haut ſchaudern und das Haar ſich zu Berge ſträuben ſollte, Geſchichten, um die, würden ſie laut, die verſteinerten Herzen der Todten unter den Gräbern vor Entſetzen aufs Neue pochen müßten, daß die ſtolzprangenden preiſenden Monumente des Kirchhofs davon beben und wanken würden. Es war in dieſem kleinen Winkel des Thüringerwaldes von früher her ſo viel Herzenshärte gebannt, man ſieht den ſchönen freundlichen Häuſern von heute und geſtern es ſo gar nicht an, welche Seelenkämpfe ſonſt an ihren Stätten Statt gehabt, aber die alten Eingebornen wiſſen es wohl. Doch ich, der viel dort Gekränkte, der dort viel Verkannte, will Niemand kränken, und Niemand wehe thun.

Jene Antwort gab meinem beſſern Ich, das ſich ſo ſtark und ſiegreich wieder erhoben hatte und gerettet glaubte, einen friſchen Todesſtoß. Die dumpfe Verzweiflung, die ſich meiner bemächtigt, machte mich eine Zeitlang fühllos und ſtumpf, und dann wurde ſie zur Gleichgültigkeit gegen jede Hoffnung. Mir kamen die Worte aus Göthes Fauſt gar nicht aus dem Sinn:

Fluch ſei der Hoffnung! Fluch dem Glauben!
Und Fluch vor allem der Geduld!

Auf die Abſpannung folgte aber bald wieder die Regung der phyſiſchen Kraft, und meine Wehmuth wich einem ſtarrſinnigen Trotz. Die Zeitrichtung des Jahres 1818, wie ſie ſich in Jena kund gab, erfaßte auch mich; ohne der Burſchenſchaft anzugehören, theilte ich im Stillen ihre nunmehr immer offener hervortretende Tendenz. Immer mit reger Begeiſterung für Poeſie erglühend, zumal wenn dieſe ſich in muſikaliſchen Rythmen ausſprach, entflammte mich das „große Lied,“ das, wie ich vernahm, heimlich in meiner Heimath gedruckt worden, und in ſechstauſend Exemplaren verbreitet wurde.

Um dieſe Zeit lernte ich einen ſehr wiſſenſchaftlichgebildeten Mann kennen, der ſchon über die Jahre der frühen Jugend hinaus war; ſeine Heimath war Mannheim, und ich will ihn Roſe nennen. Er war Dichter, hatte eine glühende, lebhafte Phantaſie, und in ſeiner Rede ſtets einen poetiſchen Schwung, der hinreiſſend auf mein Inneres einwirkte. Dieſer Mann wurde eine lange Zeit hindurch erſt mein Abgott, dann mein Dämon, der mich an ſich zu fetten wußte auf eine Weiſe, die mich ſpäter oft ängſtigte und bedrängte. Für zärtliche Sympathien hatte er kein Herz, ſein Gemüth wurde nur von den ſtürmiſchen Leidenſchaften eines ungebändigten Freiheitsdranges, und eines Ankämpfenwollens gegen jeden

Zwang bewegt. Als ich ihm das Leid meiner Liebe klagte, ſprach er mit kaltem Hohn: „Suche Dir eine andre Geliebte!“ — Er meinte die Freiheit.

Während in Jena das Wartburgfeuer heimlich unter der Aſche fortglimmte, fortwährend erhalten durch freiſinnige Zeitſchriften aller Art, protegirt von einem hochherrlichen deutſchen Fürſten, der keinen Grund hatte für ſeine Perſon und ſein Land von einer liberalen Parthei zu fürchten, während jedoch es dieſer aus Profeſſoren und Studenten beſtehenden Parthei durchaus nicht einfiel, liberale Ideen in revolutionaire umzuwandeln, kam von auswärts her die Anregung, ein freies Deutſchland zu begründen, und ihm durchaus eine republikaniſche Staatseinrichtung zu geben. Es lag in der Zeit ſelbſt, daß bei Männern und Jünglingen dieſe Idee nicht ohne einigen Anklang bleiben konnte, welche theils durch Verdacht und andre unliebe Maßregeln perſönlich gekränkt worden waren, theils diejenigen, an denen ſie mit Verehrung, Liebe und voller Hingebung hingen, ihrer Meinung nach ſchuldlos durch die Staatsgewalt gekränkt ſahen. Von denen, welche jene Gluth wieder zum hellen Brande zu ſchüren ſuchten, wird es genügen, Follen zu nennen, mit dem eine ſpätere Zeit mich erſt befreundete. Wäre ich ein Anhänger der Burſchenſchaft geblieben, ſo wäre ich jedenfalls in alle nachherigen Unterſuchungen über dieſelbe verwickelt werden, denn ich trug ihre beßre Tendenz immer noch im Herzen. Damals richtete ſich, während ſtiller Gährung im deutſchen Vaterlande, der Blick der Welt erwartungsvoll nach Süd-Amerika. Dort ſchüttelte ein Volk dreihundertjährige Sclavenketten ab; Bolivars Name ſtrahlte wie ein Stern erſter Größe am Himmel Columbia's. Der verzweiflungsvolle Kampf der Indepententen gegen die qualvolle Tyrannei Spaniens erinnerte Europa an das, was einſt die Niederlande gethan, und mit Antheil und Beifall ſah es eine Nation die Rechte der Menſchheit zurückfordern, die ſie als ihre von Gott verliehene, verlangen durfte. Immer und ewig fanden ſich, und werden ſich finden hülfreiche Arme, wo es gilt, ein Joch abzuſchütteln, das durch despotiſche Härte unerträglich wird, und ſtets hat der Nothſchrei der Völker offne Ohren und offne Herzen gefunden, wenn ſie nicht eine zügelloſe, ſondern eine vernunftgemäße Freiheit forderten und fordern. Daher ſtrömten auch aus allen Landen Männer nach den Seehäfen, ſich nach Süd-Amerika einſchiffen zu laſſen, und dort für die Freiheit mitzukämpfen. Sie waren hochwillkommen.

Oft war Süd-Amerika und der Freiheitskampf Columbia's der Gegenſtand der Unterhaltung zwiſchen

Roſe und mir, und ſeine feurigen Deklamationen über denſelben riſſen mich hin; es kam uns die Idee, ob nicht dort auch für uns Lorbeer und Lohn, Ruhm und Ehre erblühen könne? Aber der Gedanke an das eigne Vaterland, das einer politiſchen Kriſis entgegen zu kranken ſchien, ließ uns unentſchieden beharren; wir glaubten, es nicht verlaſſen zu dürfen, da es vielleicht ſelbſt unſrer bedürfen könne.

Mit einemmale geſchah eine That, die Deutſchland mit Beſtürzung erfüllte, und ſeinem reinen Namen einen dunklen Makel zuzog. Der öffentliche Meuchelmord war bisher in den deutſchen Gauen unerhört, Sand verübte ihn mit kaltem Blute. Nun war aller bisher zum Theil noch geheim genährte Argwohn ſcheinbar gerechtfertigt, nun mußten für die That eines einzelnen Studenten die Hochſchulen büßen; der heilige Gottesfriede, der bisher gewaltet, war freventlich gebrochen. Wer, der ein deutſches Herz hat, möchte Kotzebue entſchuldigen? Ein Mann, der einer fremden Macht als Spion und Berichterſtatter gegen ſein Vaterland dient, gegen ein Vaterland, das ihn nicht etwa undankbar behandelt, oder verſtoßen hat, ſondern ihn ob ſeiner glücklichen Gaben und Talente achtete, ehrte, ja feierte, iſt des Todes ſchuldig, iſt einem Muttermörder gleich.

Seiner vaterlandgefährlichen Wirkſamkeit nach erſchien er als ein Ahriman, ein Verderber, des eignen Verderbens mehr als werth.

Uns aber, Roſe und mir, erſchien durch Sands That die nächſte Zukunft für Jena ſo bedrohlich, daß wir dafür hielten, unſers Bleibens dürfe dort nicht länger ſein. „Nach Süd-Amerika!“ riefen wir vereint. „Dort wollen wir Ehre, Ruhm und Lorbeer erkämpfen, dort wollen wir für die Freiheit leben und ſtreiten, bluten und ſterben, wenn es ſein muß!“ Und raſch begannen wir die Ausführung unſers abenteuerlichen rieſigen Planes, aber ohne Vorbereitung, ohne Geld. Unſre gemeinſchaftliche Kaſſe umfaßte nur fünfzehn Louisd'or, und wir wußten nicht, wo mehr hernehmen?

Es war am zweiten April des Jahres 1819, als wir ſchüchtern und verſtohlen bei Nacht und Nebel aus dem Thore von Jena ſchlichen. Nur wenige ganz vertraute Freunde gaben uns das Geleit, ein trauriger Comitat. So hatte ich mir meinen Weggang nicht gedacht, als ich früher ſo manchen ſtattlichen Wegzug zu Roß und Wagen geſehen. Still und trüb lag die Nacht voll feuchtkalten Nebels über dem Thal, das die hohen ſteilen Bergwände einſchließen. Kein Lied erklang, kein: „Bemooſter Burſche zieh ich aus! Ade!“ unterbrach die Nachtſtille, und als wir unter Küſſen und Umarmungen von den begleitenden Freunden ſchieden, goß ein Regenſtrom vom Himmel, der uns arme Auswanderer in wenigen Minuten bis auf die Haut durchnäßte.

18.

Die beiden Abenteurer.

Vom Weh des Abſchieds erſchüttert, von Froſt geſchüttelt, den trübſten Gefühlen zum Raub dahingegeben, daran denkend, wie wir dem Mangel, der Entbehrung, dem ungewiſſeſten Schickſal entgegengingen und folglich wortkarg, ſchritten wir neben einander her. Unſre Flausröcke trieſten, und der Aprilmorgen verwandelte die abfallenden Regentropfen in Eisperlen. Ein Gaſthaus am Weg, in dem wir uns zu trocknen und zu erwärmen hofften, blieb unſerm Klopfen, unſerm Rufen verſchloſſen; es war, als habe der vaterländiſche Himmel keinen Sonnenblick, und kein Deutſcher mehr ein Ohr für uns Meineidige, die wir unſre Jugendkraft Deutſchland entziehen, und auf dem Altar eines fremden Volksthums zum Opfer bringen wollten, und tief verſtimmt, ſchritten wir weiter. Vielleicht dachte ſchon hier jeder von uns den Gedanken an Umkehr, aber jeder ſchämte ſich, ihn vor dem Gefährten auszuſprechen.

Endlich nach mühſeliger Wanderung wurde Oberweimar erreicht; dort in der beliebten Studentenkneipe lebten wir wieder auf, trockneten am feuerſprühenden Ofen unſere Kleider, labten uns an dem guten und in jener Gegend berühmten Bier, und zogen heiter und wohlgemuther von dannen, als wir gekommen waren. Wir weilten weder in Weimar, noch ſonſt in einer Stadt, und kamen nach einigen Tagen in meiner Heimath an, um dort zu raſten. Ich wollte zuvor noch den Kelch der bitterſten Schmerzen leeren, Abſchied nehmen von der theuern Geliebten, und dann getroſt dem ungewiſſen Loos meiner Zukunft entgegen gehen. Als ich meinem Vater meinen Entſchluß kund gethan, ſprach er ruhig: „Daran thuſt Du wohl! Ein junger Menſch muß ſich in der Welt etwas verſuchen.“ Kein Wort der Abmahnung, keins der Warnung, keins des Vorwurfs. Ich ſah mit tiefem Schmerz, daß mein Vater mich aufgab, daß er mich für einen Taugenichts hielt, und froh war, mich auf dieſe Weiſe los zu werden. So iſt noch in neueſter Zeit die Abreiſe und Auswanderung vieler Individuen nach Amerika bewilligt und gebilligt worden.

Weinend aber, und ganz aufgelöſt von Schmerz und Weh lag Röschen in meinen Armen, und bat und flehte, doch zurückzubleiben, einer beſſern Zeit und Zukunft zu vertrauen, ihr treuliebendes Herz nicht der langſamen Marter der bangſten Sorgenqual um mich Preiß zu geben, ſie nicht der Verzweiflung zum Raub zu laſſen.

Hätte ich doch Gehör gegeben jener Stimme wahrer Liebe, die ſo ſanft und rührend zu meinem Herzen ſprach, hätte ich doch jene Bitten erhört, ich würde vielleicht eine dornenloſere Bahn durchlaufen haben. Betrachte ich jetzt ſo Manche, die auf Univerſitäten auch nichts oder doch ſehr wenig lernten, neben und über die ich mich nach Fähigkeiten, Kopf und Kenntniſſen getroſt ſtellen konnte, und denen doch Glück, Zufall, Gunſt u. ſ. w. ebenſo ehrenvolle, als einträgliche Stellen verſchafften, ſo denke ich, daß ich auch nicht verdorben wäre, wenn ich dem Spruch gefolgt: Bleibe im Lande und nähre dich redlich. Ich ſehe Mediziner, die nicht Doktoren ſind und doch Praxis haben, Juriſten, die kein Examen machten, und doch Stellen begleiten, und dgl. mehr, ich aber wollte, weil ich kein Geld zur Promotion erhielt, und weil ich einige überſpannte Hoffnungen nicht erfüllt ſah, ſtracks nach Columbia, und zwar ſo raſch als möglich.

Indeß lebte ich noch vierzehn ſelige Tage in meinem Heimathort, und als wir endlich von dannen zogen, feſſelte uns wieder auf einige Zeit die benachbarte Reſidenzſtadt, wo ich viele in das Philiſterium übergetretene akademiſche Freunde antraf, und wo Gaſtlichkeit, Zuvorkommenheit und Freundſchaft uns glückliche Stunden ſchufen.

Der Frühling zog wieder ein in das Land, ein längſterwarteter Meſſias, Liebe lehrend und predigend und alle Herzen mit Hochgefühlen erfüllend. Von der Stadt M. aus bin ich einigemal des Nachts verſtohlen über die Berge geeilt, habe in traulicher Einſamkeit mein Röschen geſehen, geſprochen, geküßt; es fiel mir ſo ſchwer, mich loszureißen von meinem Glück, und nie werde ich jene dämmerdüſtern Liebesnächte vergeſſen, wo wir uns mit der Ambroſia der Hoffnung nährten, und am Nektarkelch der ſüßeſten Liebe berauſchten. Ihr Garten hat unſre Schwüre gehört. Die Laube ſteht noch und grünt noch fort, in der wir uns vor dem kühlen Wehen der Mitternachtſtunde bargen, die Bäume grünen und blühen noch, unter denen wir wandelten. Herz am Herzen ſchlagend, Mund an Mund gepreßt haben wir die Schwüre unveränderlicher Liebe wiederholt, und auf ein Wiederſehen gehofft, das ſo fern lag, das aber das Sehrohr unſrer Phantaſie uns nahe genug vor die Augen zauberte. Endlich küßte ich ihr den letzten Kuß, und wanderte im aufglühenden Frühroth betäubt, tiefſchmerzlich ergriffen, den drei Stunden langen Weg nach der Stadt zurück. Ich ſtand auf den Bergen, ich rief unter Thränen meiner Heimath, meiner Liebe, meiner dahingeſchwundenen Jugend ein Lebewohl zu.

Noch eine herzliche Abſchiedsſtunde von den Freunden in M., dann durchpilgerte ich reiſegerüſtet mit Roſe den Wieſengrund des Werrathales, an einem alten Trümmerſchloß vorüber. Wir bauten an der Zauberburg unſrer Hoffnungen, und ſchmückten ſie mit roſigen Zukunftbildern; wir ſahen uns ſelbſt als die Helden, die ruhmgekrönt und mit Orden geziert, durch ihre Hallen ſchritten. Es waren Phantome, die Fata Morgana des Meeres oder der Wüſte, doch was wäre der Menſch ohne die freundliche Wandergefährtin Hoffnung? Dem Aermſten, Verlaſſenſten machen doch mindeſtens bisweilen Träume reich.

Der Leſer, der meinen geringen Erlebniſſen freundliche Theilnahme weiht, ſoll nicht mit der Schilderung einer Fußreiſe zweier Erſtudenten von M. nach Kaſſel ermüdet werden. Nachdem wir uns in dieſer ſchönen Stadt drei Tage verweilt hatten, durchwanderten wir jene ſchrecklichen Sandebenen Weſtphalens, pilgerten von Paderborn nach Münſter und trafen erſt in dem heitern Rheina ohnweit der hannöverſchen Grenze eine fruchtbare und angenehme Gegend. Wir raſteten dort einen Tag und fanden bei den Einwohnern einen offnen harmlosfröhlichen und geſelligen

Sinn. Mehre der dort Angeſtellten hatten in Göttingen ſtudirt, und es that uns wohl, ſchon ſo fern von der Heimath ächt und friſch die Anklänge des akademiſchen Lebens zu vernehmen, das in das Leben ſo Vieler fort und fort einen Abglanz ſeiner jugendlichen Morgenſtrahlen wirft.

Doch unaufhaltſam glaubten wir das uns vorgeſteckte große Ziel verfolgen zu müſſen, wir ſchieden von allen Orten, wo es uns wohl erging, um einem trüben Loos und unſaglichen Leiden entgegen zu gehen. Bis nach Nordhorn fanden wir eine Fahrgelegenheit, dann ging es wieder zu Fuße weiter; durch den ſchrecklichſten Sand, über die öde Haide führte unſer trauriger Weg. Fünf Stunden lang, fünf lange Stunden waren wir gewandert, ohne daß eine menſchliche Seele uns begegnet wäre, ohne daß wir eine Ferne erblickt, nicht Berggipfel, nicht Baum, nicht Dach, nicht Hütte; lautlos lag das Land, kein Vogel ſang, kein Blatt rauſchte; das braune Haidekraut lag einförmig da, ein Wald für Zwerge, kaum daß da und dort ein verkrüppelter Birkenbuſch ſeine maigrünen Zweige wie einzelne Standarten ein wenig erhob. Da gedachten wir mit Wehmuth unſrer ſchönen Heimath; Roſe pries und ſchilderte mir die lachenden Fluren um Mannheim, den herrlichwogenden Rheinſtrom, die blüthenreiche heitre Bergſtraße, den an Reizen der Natur wie an Erinnerungen der Poeſie und Geſchichte reichen Odenwald, und ich ſprach dazwiſchen von der Naturpracht des Thüringerwaldes, ſeinen Bergwerken und Eiſenhämmern, ſeinen Glashütten und Porzellanfabriken, von der Schönheit ſeiner Fernſichten und der Lieblichkeit und Traulichkeit ſeiner einſamen Thäler. Wir mußten uns in Erinnerungen ergehen, denn unſre Hoffnung hatte die Schwingen traurig geſenkt, und es war mir nicht zu verargen, daß ich eine einzige Quadratmeile Landes in der ehemaligen Grafſchaft Henneberg mit ihren reizenden Fluren, ihren Flüſſen und Bächen und ihren ſchattigen Waldbergen höher hielt und ſchätzte, als die ganze Grafſchaft Bentheim, die wir jetzt durchwanderten und — verwünſchten.

Endlich, als wir, im höchſten Grad ermüdet, ſchon glaubten, die Nacht werde uns auch noch auf dem einſamen traurigen Weg finden, und wir würden genöthigt ſein, uns auf Haidekraut zu betten, rief Roſe, der ſehnſüchtig in die Ferne geblickt hatte, freudenvoll aus: „Land! Land! Im Meer von Sand!“ Baumwipfel ragten empor, Dächer wurden ſichtbar, zwei nach holländiſcher Art von rothen Backſteinen freundlich gebaute Häuſer mit mehrern Oeconomiegebäuden zeigten ſich, und wir begrüßten ſie mit den Gefühlen des ermatteten Karavanenzuges, dem in Afrikas Wüſten die grüne Oaſis winkt. Wir waren an Deutſchlands Grenze, in Bennebrügge, und betraten todtmüde das Gaſthaus.

Als wir raſtend am Tiſche ſaßen und Roſe in ſtarken Zügen den ſtarken Genever, der uns aufgetragen wurde, verſuchte, und von der ſinkenden Sonne ein verklärendes Licht auf dieſen ſtillen Punkt fiel, der ſo fern von bewohnten Orten, ſo fern vom Geräuſch der Welt, und ſo friedlich dalag, erklang mit einem Male ein ſüßer Laut, wie Himmelsmelodie, der melancholiſche Klang einer Flöte. „Ha Muſik! Memnonbild, das in der Wüſte tönt! Erklingt auch hier in öder Steppe dein göttlicher Akkord!“ Ich ſprang auf und lauſchte achtſam, Roſe lachte über meinen Enthuſiasmus und trank ruhig fort. Mein Auge ſuchte den Virtuoſen, ich entdeckte ihn unter einer Gruppe von Bäumen, es war ein junger Mann von gefälligem Aeußern; ich ſchlug, als er pauſirte, einige Akkorde auf der Guitarre an; auch er horchte ſtaunend hin, der ungewohnte Klang machte ihn neugierig, er ſchritt auf das Gaſthaus zu, und trat gleich darauf mit ſeiner Flöte bei uns ein. „Sind Sie Studenten?“ war nach dem Gruß ſeine erſte Frage, und als wir dieſe mit ja beantworteten, hieß er uns mit der größten Herzlichkeit willkommen. Er war der Steuerbeamte dieſes Grenzortes, und ohnweit Göttingen gebürtig; die Muſik ſchlang alſobald ihr Zauberband um ihn und mich, und er lud uns beide ein, einige Tage bei ihm zu verweilen und uns von den Anſtrengungen unſrer mühſeligen Wanderſchaft zu erholen; ein Anerbieten, das von uns mit dem freudigſten Dank angenommen wurde. Stipp, ſo hieß unſer Gaſtfreund, war ſelbſt vor Freuden außer ſich, in ſeiner Einſamkeit Jemand zu haben, mit dem er muſiciren konnte, und während der zwei Tage, die wir vergnügt und fröhlich bei ihm zubrachten, füllte Guitarre- und Flötenklang mit muntern Geſängen, in die Roſe ebenfalls freudig einſtimmte, jede der Freiſtunden des muſikaliſchen Freundes aus. Muſik macht die Wüſteneien zum Paradieß.

Unter dem zärtlichſten Abſchied, und mit der feſten Verſicherung, Stipp dereinſt bei unſrer Rückkehr zu beſuchen, ſchieden wir von ihm, und fuhren auf ſeine Koſten mit der Poſt nach Zwolle. Unſre Rückkehr! Wie fern glaubten wir ſie, wie weit gedachten wir ſelbſt uns zu entfernen von den kleinen unbedeutenden Gehöften Bennebrügges; über Länder und Ozeane trug uns das Luftſchiff unſrer Wünſche und Hoffnungen, kaum denkbar war es, daß unſre Rückreiſe wieder über die kleine Inſel im grünen Meer der unermeßlichen Haide uns führen werde.

In Zwolle blieben die Leute zu Hunderten ſtehen, als ſie unſrer anſichtig wurden. Unſre Studententracht fiel ihnen auf, die kleinen Mützen mit den eng an der Stirne anliegenden Schilden, die wollenen bequemen Flausröcke, die ſehr weiten Beinkleider von ungebleichtem Linnen, die ſtarken Stöcke mit Hornknopf und ohne Zwinge, ächt aus der Cornelkirſchenwaldung Ziegenhains gewonnen, lichtbraun und mit dunkeln Flecken gebeitzt, dazu unſre von der Sonne ſtark gebräunten Geſichter, alles erſchien dort fremdartig, ſeltſam, abenteuerlich, und wir wurden für die gehalten, die wir ſuchten, für ſüdamerikaniſche Werber. Solchen war aber ihr Geſchäft ſtreng verpönt, daher erſchienen wir verdächtig und mußten uns auf die Polizei verfügen, wo jedoch unſre Päſſe jeden Verdacht löſten. Wir fuhren nun von Zwolle auf einer Dreckſchuite, welche Pferde zogen, die längs des neueröffneten Kanals Willemsvaart am Ufer gingen, in die Yſſel. Kaum waren wir eine Stunde auf dem Strom gefahren, während welcher mit jeder Minute meine Sehnſucht und Freude wuchs, das Meer zu ſchauen, als ſich die Nähe der Zuiderſee durch eine überraſchende Wirkung äußerte: es wehte nämlich ein heftiger Sturm vom Meere her, und die Yſſel ſchwoll ſo ſehr an, daß die Schifzer genöthigt waren, Anker zu werfen, bis der Sturm ſich legte und das Waſſer fiel.

Am dritten Tag erſt, ſeit wir Vennebrügge und unſern neuen gaſtlichen Freund dort verlaſſen hatten, begrüßten wir, nachdem wir die Hafenſtadt Kampen oder Campen paſſirt waren, vom Verdeck eines Transportſchiffes das Meer, deſſen unruhige Bewegung uns Unerfahrnen höchſt bedenklich ſchien, während die Schiffer unſre Aengſtlichkeit belächelten.

Das Schiff nahm die gewohnte gerade Richtung nach Edam zu, und fuhr dann, nachdem es einige Böte voll dorthin beſtimmter Handelsgüter abgeladen, an dieſer Stadt vorüber, worauf nach kurzer und glücklicher Fahrt der majeſtätiſche Anblick von Amſterdam, und vor allem der ungeheure Maſtenwald des Hafens uns überraſchte und entzückte.

Die Pallaſtſtadt ſo nah am Meere übertraf meine kühnſte Erwartung, und ich wußte nicht, wohin die Blicke wenden, als wir uns hatten überfahren und an das Ufer bringen laſſen. Das Volksgewimmel der Nationen aller Welttheile nahm uns auf, wie der Ozean zwei Regentropfen aufnimmt, die aus einer Wolke fallen. Wir beſahen uns die Stadt und ihre vielen Merkwürdigkeiten, ſo weit dieß ohne Schädigung unſrer ſehr zuſammengeſchmolznen Reiſekaſſe möglich war. Doch fühlten wir bald die Nothwendigkeit, ernſtlich an Förderung unſers Planes zu denken. Wie ſo viele unbedachtſame Auswanderer, waren auch wir aus der Heimath gegangen, gänzlich unbekannt mit den Verhältniſſen des werdenden Freiſtaates in Südamerika und ſeiner noch nicht feſtbegründeten politiſchen Stellung gegen die Staaten Europas. Noch war der Staat nicht anerkannt, noch waren Venezuela und Neu-Granada nicht unter dem Namen der Republik Columbia vereinigt. Um uns nun ſichern Rathes zu erholen, da Niemand uns gewiſſe Auskunft geben konnte, gingen wir zu einem der amerikaniſchen Conſuln. Dort ward uns das Schreckenswort: „Alle Werber für die im Aufruhr gegen ihr Mutterland begriffenen ſüdamerikaniſchen Provinzen haben ſich in Folge eines ſtrengen königlichen Befehls wieder einſchiffen müſſen; es iſt nachdrücklich unterſagt, Freiwillige für die Sache der Inſurgenten zur Ueberfahrt anzunehmen, und ſchon die Abſicht, die Sie laut werden laſſen, ihren Arm und ihre Kräfte dem Aufruhr zu leihen, kann Ihnen hier ſchädlich und höchſt nachtheilig werden."

In der ungeheuern Stadt nur auf uns verwieſen, fremd, unbekannt, am Ziel, das mit ſo vieler Anſtrengung und Mühe, mit ſo vieler Hoffnung und Zuverſicht von uns begrüßt und erreicht war, ſtanden wir nun niedergedonnert und rathlos bei einander.

Die Kaſſe, die Roſe geführt hatte, war ſo weit erſchöpft, daß wir mit Noth noch zwei Tage in Amſterdam bleiben konnten, dann waren wir Bettler. Er hatte mir nicht geſagt, daß es ſo ſehr ſchlimm um unſre Baarſchaft ſtehe, und was hätte ſein Geſtändniß auch gefrommt?

Wir mußten ſchnell einen Entſchluß faſſen, um nicht in die gräßlichſte und drückendſte Verlegenheit zu gerathen; der einzige Ausweg ſchien: Dienſte nehmen, es ſei wo es ſei. Schrecklicher Gedanke! Wir, die Söhne, die eifrigen Jünger der Freiheit, die wir das glückliche Vaterland verließen, weil wir wähnten, es ſei allzuſehr gefeſſelt, wir, die wir einer Nation die Freiheit erkämpfen helfen wollten, hatten nun die Wahl, uns als Sklaven irgend einer despotiſchen Macht zu verkaufen, oder als Vagabunden verwieſen zu werden, oder zu verhungern. Schaudernd ſahen wir uns am Rand des Abgrunds; die Wage der Nemeſis klirrte über unſerm Haupt, die Vergeltung dafür, daß wir uns treulos dem Vaterland entzogen, rauſchte auf dunkeln Fittigen heran.

Wie hatten wir in Jena die wachſende Erbitterung gegen Rußland getheilt, die eine Frucht langer Ahnung und Befürchtung für Deutſchland war, dem von jener Großmacht aus Unterdrückung drohen ſollte, jetzt — ich ſchreibe es mit tiefer Schaam, hofften wir Unterkunft bei einem ruſſiſchen Regimente, das in Amſterdam lag. Doch wir fanden ſie nicht, der Obriſt war bereits nach Petersburg abgereiſt. Wir ſuchten Dienſte bei Holland, aber voll und überzählich ſogar waren alle Regimenter, man brauchte keine deutſchen Abenteurer. Endlich erſchien uns ein Hoffnungsſtern. Ein Mann, der uns im Gaſthof traf, dem wir unſre Noth klagten, verhieß uns doch noch bei einem Regiment als Unteroffiziere Anſtellung zu verſchaffen, ſchon gingen wir mit gläubigem Hoffen, um von der uns von dem Unbekannten gegebenen Adreſſe Gebrauch zu machen, als wir mit Entſetzen wahrnahmen, daß es die Marine ſei, bei der uns Dienſte angetragen werden, wo ein ſchreckliches Loos uns nur zu gewiß bevorſtand. Wir wandten eilig unſre Schritte zurück, verkauften alles Entbehrliche, tilgten unſre Rechnung, und pilgerten, einen Gulden und einige Stüber in der Taſche, aus Amſterdam, feſt entſchloſſen, unſern Plan nach Südamerika nicht aufzugeben, das Aeußerſte zu wagen, und den Muth nicht ſinken zu laſſen. Ach, es war der Muth der Verzweiflung. Nur er vermochte uns vorwärts zu treiben, immer weiter von der Heimath, immer näher dem Verderben. Wir wollten nach Rotterdam; dort, hatte man uns verſichert, würden wir unfehlbar Gelegenheit nach Amerika, mindeſtens nach England finden, und da wir nicht ſo viel Geld hatten, zu Schiff nach jener Stadt zu fahren, gingen wir zu Fuße. Der Weg war ſchön, die Maiſonne lachte freundlich vom wolkenloſen Himmel; herrliche Alleen ſchatteten unſern Pfad; die netteſten und freundlichſten Gartenanlagen mit zierlichen Landhäuſern waren rechts und links zu erblicken; die prangenden Tulipanenbeete, die ſeltenſten und ſchönſten Hyazinthen, Jonquillen und Narziſſen ſtanden in bunter Pracht, und die Ranunkeln glühten wie goldne und purpurne Sterne in ihrer Blüthenfülle. Alles athmete Luſt und Frühlingsfreude. Kinder ſpielten in den Gärten, ſchöne Mädchen ſchäkerten unter Taxuslauben und die Fontainen trieben goldne Kugeln hoch empor, die tanzend auf die Netze fielen, um alsbald ſich wieder auf dem ſilbernen Strahl zu wiegen und zu ſchaukeln. Ueppige Waſſerkünſte ſpielten aus abenteuerlichen und grotesken Figuren und Statuen, überall war frohes Leben, nur wir vermochten nicht, es zu theilen. Die Sonne ſank, ernſt und ſchweigend und beklommen ſtanden wir, und ſahen ſie ſanft am Horizont entſchwinden. „So wird auch unſre Sonne niedergehen, wer weiß wie bald!" ſprach ich nach dem feierlichen Schweigen, und mein Gefährte ſtimmte mit einem halb wehmüthigen, halb ſpöttiſchen Seufzer meiner Emphaſe bei.

Hell und freundlich war der Tag geweſen, der Abend ſchauerte kühl; den zahlreichen Kanälen, den vielen Wieſen und Gärten, entſtiegen bald nach Sonnenuntergang feuchte Nebel, und wir Arme hatten keine andre Ausſicht, als die Nacht im Freien hinzubringen. Der Mond beleuchtete unſern Weg, der ſtets in ſchnurgerader Linie ſich in unendlicher Ausdehnung fortzog, und ſo gelangten wir, ermüdet, hungrig und durſtig an einen Park, der wie ein Feengarten magiſchprachtvoll, blühend und duftend am Weg ſich hinbreitete. Hätte irdiſches Bedürfen uns nicht allzuſehr herabgeſtimmt, wir hätten nicht ohne Begeiſterung uns den Reizen des wundervollen Eindrucks hingegeben. Wir hörten die Fontainen rauſchen, ſahen im Mondſtrahl ihre Silbergarben flimmern, athmeten die balſamiſchen Wohlgerüche des Jasmin und der Hyazinthen, und ſandten dem grünen Dickigt der Laubengänge, das die Mauer überragte, verlangende Blicke zu. Endlich faßten wir, ſo ſehr der Ruhe bedürftig, einen raſchen Entſchluß, überkletterten die Mauer, ſprangen herab in den ſchönen Garten, fanden bald eine Laube mit zwei hölzernen Ruhebänken, und in ihr den ſüßen Schlaf, den Lindrer des Kummers, den Freund der

Armen, der unſre Noth uns vergeſſen machte, und Heimathbilder uns im Zauberſpiegel ſchöner Träume zeigte. So kam der Morgen heran, wir ſchliefen noch feſt, als wir plötzlich von einer ſcheltenden Stimme wach geſchrien wurden, die uns fragte, warum wir in den Garten eingebrochen ſeien? „Um zu ſchlafen!“ war unſre mit Lachen gegebene Antwort. Der grobe Holländer erhob die Haue, und wollte die Rolle jenes Cherubs ſpielen, der Adam und Eva aus dem Paradieſe trieb, doch flößten ihm unſre Ziegenhainer ſo viel Reſpekt ein, daß er ſie wieder ſinken ließ. Gleichwohl mußten wir nun wieder hinaus und unſern Weg fortſetzen. An einem Haus am Weg ward uns auf vieles Bitten ein Stück Brod verkauft, an einem andern, wo wir um einen Trunk Waſſer baten, wurde uns gedroht, die Hunde auf uns zu hetzen, wenn wir uns nicht augenblicklich entfernten. So ging es uns bei mehrern, die Sonne ſtieg höher und höher, die Hitze wurde immer drückender, unſer Durſt immer peinigender, in dem Lande des Waſſers ließ uns die Ungaſtlichkeit der Bewohner verſchmachten, denn das Waſſer der Kanäle war nicht zu trinken. Es kam dahin, daß wir das Aeußerſte wagten, und in einer Baracke nahe bei einer Windmühle uns einen Trunk Waſſer mit Gewalt erzwangen.

Endlich ſahen wir zu unſrer großen Freude die Thürme von Rotterdam emporragen, dort ſollte alle unſre Noth enden, dorthin hatte mein Freund Roſe Geldſendungen angewieſen, die er poste restante vorzufinden gewiß war. Man hatte uns auch in Amſterdam einige Adreſſen gegeben, und es gelang uns gleich im Hafen einen der bezeichneten Schiffskapitains zu finden; ſegelfertig lag ſein Schiff, er war bereit, uns nach England mitzunehmen, aber — nur gegen Vorausbezahlung der Ueberfahrt. Voll Hoffnung eilten wir zur Poſt, und Roſe fragte, ob Briefe für ihn da ſeien? Wohl war ein Brief da, aber leicht und leer, nur inhaltreich an Klagen, und ich nahm nun mit Schreck wahr, daß ich von Roſe, der mich für den Abenteurerzug begeiſtert und gewonnen, der mich mit dem Feuer ſeiner Rede, mit Verheißung allen Beiſtandes und der Verſicherung, es könne uns nicht übel ergehen, von der freundlichen Heimath fortgelockt, nichts zu hoffen habe. Nun war keine Hoffnung auf die Ueberfahrt, keine Ausſicht auf Ruhe, Stärkung, Erholung, wir gönnten uns kaum die nöthigſte Raſt, und wanderten wieder aus Rotterdam — ohne zu wiſſen, wohin? —

Wieder waren wir drei Stunden in dem von unzähligen Kanälen durchſchnittenen Sumpflande fortgewandert, wieder kam der Abend, als wir nicht weiter zu gehen vermochten, Hunger und Ermüdung warfen uns zu Boden. Zu ſtolz um zu betteln, zu ſtolz auch nur einen dieſer ungaſtlichen und hartherzigen Holländer um irgend eine Gabe anzuſprechen, trat der Gedanke an den Tod uns ſehr nahe. Hingelagert an einen Kanal, der mit Seewaſſer angefüllt war, ohne einen Biſſen Brod, ohne einen Tropfen trinkbaren Waſſers erneute ſich das Elend von geſtern, endlich aber ſchliefen wir vor Ermattung ein. Doch nicht ſo lange wie in der vorigen Nacht, dauerte dieſer Schlummer, ich erwachte von einem empfindlichen Schmerz am Fuß, und entdeckte eine große Waſſerratte, die mir den Stiefel durchgebiſſen hatte, und an meinen Zehen nagte. Auch mein Gefährte erwachte, und wollte ſich todt lachen, als er mich mit dem biſſigen Thier kämpfen ſah, das ich endlich mit dem Ziegenhainer erſchlug, ehe es den Kanal erreichte. „Da hätten wir ja einen Braten! was wollen wir mehr?“ ſprach er mit lächelndem Hohn auf unſer trauriges Geſchick. Wir gingen weiter; nach einer halben Stunde erblickten wir ein Dorf. „Hier müſſen wir uns etwas verſchaffen, ſonſt kommen wir um,“ ſprach Roſe. „Es ſei,“ erwiederte ich: „Noth bricht Eiſen, laß uns das Terrain recognoſciren, und dann einen Ueberfall wagen.“ Wir rückten bedächtig an.

19.

Gaſtfreundſchaft in Holland.

Einſam, von den übrigen eine gute Strecke abgeſondert, lag ein Haus, in welchem noch Licht ſchimmerte. Viele der holländiſchen Bauernhöfe liegen ſo iſolirt, von Kanälen ringsum, wie von einem Burggraben umſchloſſen, und ein langes Bret dient dann als Zugbrücke; wird es hinüber gezogen, ſo iſt jede Kommunikation abgeſchnitten. Wir entdeckten zu unſrer großen Freude, daß der Eigenthümer vergeſſen hatte, das Bret an ſein Ufer zu ziehen; dieß erleichterte uns den Angriff, außerdem machen die in der Regel tiefen und ſchlammigen Kanäle jede dieſer kleinen Inſeln unzugänglich. Roſe ward nun als Wachtpoſten, und meinen Rückzug decken ſollende Reſerve an dieſe ſchwankende Brücke poſtirt, und ich — gerüſtet mit dem verwegnen Muth eines Menſchen, der faſt nichts mehr zu verlieren hat, mit meinem Ziegenhainerſtock und einiger Kenntniß der holländiſchen Sprache, ſo viel um mich nothdürftig verſtändlich zu machen — betrat die ſaubre Küche des Bauernhauſes ohne Weiteres. Der Bauer, dick wie eine Viertonne, eine Zipfelmütze auf dem Kopf, einen ſchwarzgerauchten Pfeifenſtummel im Mund, riß nebſt ſeiner Frau, die eine Henne rupfend, auf einer umgekehrten Gelte ſaß, die Augen ſehr weit auf. „Wollen Sie nicht die Barmherzigkeit haben,“ redete ich dieſe Leute an: „und einem Paar armen Reiſenden, die kein Geld haben, um in ein Wirthshaus gehen zu können, erlauben, in der nebenſtehenden Hütte die Nacht zuzubringen? Es iſt zu rauh und zu kalt im Freien, wir haben heute faſt noch nichts gegeſſen, und können nicht weiter.“ Die Augen der Frau funkelten gräulicher, wie die eines ſchwarzen Katers, der gemächlich auf dem Heerde ſaß, und ſein glänzendes Fell wärmte, der Mann aber veränderte ſeine Stellung nicht, in welcher er ſich mit auf die Ellenbogen geſtütztem Kopf auf den Tiſch bog, er ſah mich ganz verächtlich an, und antwortete grob in ſeiner ohnedieß groben Sprache: „Ihr mögt ein ſchönes Geſindel ſein! Packt euch gleich über die Schwelle, oder ich ſchlage euch mit jenem Knüttel den Schädel ein. Hier iſt keine Herberge; in der Scheune ſchlafen, hm, ja doch, und in der

Nacht Feuer anlegen und ſtehlen, das ſind ſo eure Manöverchens.“

„Teufel!“ donnerte ich, empört von dieſer niederträchtigen Meinung von uns: „Haltet ihr uns für Diebe und Mordbrenner, ſo fürchtet dafür ſolche in uns! Jetzt gebt uns Eſſen, was da iſt, einen Krug Genever dazu, oder wir ſtecken das Haus und alle Baracken darum herum in Brand!“

Der Bauer ſchwieg tückiſch, machte aber eine Bewegung nach der Thüre, wahrſcheinlich um Hülfe zu rufen, ich ſchrie daher Roſe zu: Ziehe das Bret herüber! „Mache Dich fertig!“ und eilte die äußere Thüre zu verſchließen. Unterdeſſen hatte ſich der Bauer jenes Stockes, mit dem er mir gedroht, bemächtigt, und ich empfing einen fürchterlichen Schlag. Wüthend ſtürzte ich mich auf meinen Gegner, warf ihn zu Boden, und ſchlug mit dem Ziegenhainer auf ihn los, hatte aber Mühe, mich der kreiſchenden Frau zu erwehren, die mich mit jenen Waffen bekämpfte, welche Anakreon in ſeinem bekannten Liedchen an die Frauen: *Φύσις κέρατα ταύροις* etc. aus dichteriſcher Galanterie anzuführen unterließ. Dieſer nächtliche Kampf in dem Gehöft des Bauers wurde nicht ſo ſtill gekämpft, wie jener im Garten meines Röschens; das Geſchrei und der Lärm drangen bis zu den Wohnungen der nächſten Nachbarn, und dieſe eilten eben zur ungünſtigſten Zeit herbei, als wir, die endlichen Sieger, die ungaſtliche Familie dahin vermochten, uns Speiſen und Getränke aufzutiſchen. Wir hörten die Hülfstruppen am jenſeitigen Ufer rufen, und unſre Lage drohte äußerſt kritiſch zu werden. Zum Glück diente der breite Kanal nun uns ſelbſt zum Schutz. Es galt raſchen Entſchluß; wir rafften die Speiſen ohne Wahl in unſre Taſchen, und eilten an den Damm, um unterm Mantel des Nachtdunkels zu entfliehen. Ein Steinregen begrüßte uns vom jenſeitigen Ufer, den wir nach Kräften erwiederten, doch mußten wir uns von jener Stelle zurückziehen; Roſe war ſo klug, ſich des Bretes, das allein uns noch retten konnte, zu bemächtigen, während ich in den Wirth drang, uns freien Abzug zu verſchaffen, und ihm drohte, daß wir unſer Leben daran ſetzen, ja ein Blutbad in ſeinem Hauſe anrichten würden, wenn er nicht ſelbſt uns forthelfe. Während dieſe raſche Unterhandlung noch im Gange war, brachte man ein andres Bret aus dem Dorfe, und die Helfer mehrten ſich. Das Bret wurde übergeworfen, wir aber, wieder am Ufer, warfen uns zur Erde, und packten es mit aller Kraft, ein Riß, und das Bret war in unſern Händen, und zwei von den Feinden ſtürzten in den Kanal. Geſchrei und Verwirrung ſtieg dadurch; wir benutzten den günſtigen Moment, in welchem die Gegner ſich bemühten, ihre Gefährten aus dem Waſſer zu ziehen, eilten mit unſerm Bret nach der entgegengeſetzten Seite der kleinen Inſel, warfen es dort über, und nahmen in raſcher Flucht den Weg aufs Geradewohl in das Feld hinein. Lange noch hörten wir hinter uns Tumult und Geſchrei; Lichter ſtreiften über den Hof, und es ward uns ſehr bange, daß man uns am Ende mit Hunden nachſetzen werde. Nachdem wir wohl eine Stunde lang ohne Verfolgung gegangen waren, kamen wir auf eine Landſtraße, und aus einigen Merkzeichen, die mir vom geſtrigen Marſch zufällig im Gedächtniß geblieben waren, nahm ich wahr, daß es die Straße von Rotterdam nach Amſterdam ſei. Hier gönnten wir uns Raſt, hier hielten die Kämpfer für die Freiheit Columbias, nach ihrer erſten Heldenthat einen Schmaus von der Beute, die ſie einem friedlichen Einwohner gewaltſam, wie Straßenräuber, abgenommen. Auf einem Raſenplätzchen unter einem Baum, der von Dornenhecken umgeben war, wurde das Siegesmahl gehalten. Es beſtand aus einem ſchon vor uns ziemlich in Anſpruch genommenen Schinkenbein, einem Stück Eidamer Käſes, einem kleinen Brod und einem Krug Genever.

Welche Lage wäre geeigneter geweſen zu Reflexionen über den bittern Hohn unſers Schickſals? Zu welchem Schritt hatte der Hunger uns gezwungen? Welche Bahn hatten wir betreten? Welcher Zukunft ſahen wir entgegen? — Unſer phyſiſches Bedürfniß überwältigte jedoch alle moraliſchen Betrachtungen; wir verſchlangen mit Heißhunger unſer Mahl, und der Genever goß neues Feuer in unſre Adern. Wie neugeboren erhoben wir uns, und Roſe rief die Worte aus Göthes Fauſt:

„Ich fühle Muth, mich in die Welt zu wagen,"
„Mit Stürmen mich herumzuſchlagen!"

jauchzend in die Nachtſtille hinaus. Ich mußte herzlich lachen über unſre Bravour, unſre Abenteurerfahrt und ſtimmte im luſtigen Uebermuth jenes Liedlein meines ehrlichen Wirths, des Schneiders Lebrecht zu Freiberg an:

„Es waren auch ſieben und ſiebenzig Schneider ꝛc.
Nach den Niederland'n wollten ſie zu!"

Auch wir waren in den Niederlanden und hätten noch vor kurzem triftigen Grund genug gehabt, gleich jenen tapfern Rittern von Scheere und Biegeleiſen zu ſingen: „Hilf lieber Chriſt vom Himmel!
Wir ſtecken in großer Noth!"

Wie oft hatte ich als Schüler und Student die ehrlichen deutſchen Handwerksburſche verächtlich behandelt und prügeln heißen; jetzt kam ich mir ſelbſt als Solcher vor, fröhlich und wohlgemuth mit leichtem Ränzel und leichtem Knotenſtock durch die Welt ziehend, ohne Geld, der Gunſt des Augenblicks vertrauend, mit einem heitern Lied die trüben Stunden kürzend und die trüben Gedanken verſcheuchend. Der Jugendmuth muß ſich darin gefallen, den Lebensſtürmen zu trotzen, und ſo trotzten wir.

Als der Tag anbrach, beleuchteten die roſigen Morgenſtrahlen eine nahe vor uns liegende Stadt, es war Gouda. Ganz zufällig begegnete uns ein deutſcher Jude, der uns fragte, ob wir nichts zu handeln hätten? Wir ſahen einander halb lächelnd, halb ſchmerzlich an; wir Arme hatten bereits ſehr übel gehandelt, und mußten unſre Firma einziehen. Endlich, da wir ſo ganz von Geld entblößt waren, fiel uns bei, daß jeder von uns wohl noch einige Hemden entbehren könne, und ſo wanderten wir denn nach dem Hauſe des Juden, der den Handel mit uns abſchloß, und deſſen Frau uns gaſtlich wohlthätig mit Kaffee erquickte. Wir ruhten nun aus, verzehrten bei einem guten Mittagsmahl das Geld für die Hemden, und pilgerten am Nachmittag, ärmer als wir gekommen waren, aus Gouda fort.

Es war nun wirklich an der Zeit, recht ernſtlich Rath zu halten, was wir beginnen wollten und ſollten, denn lange konnte dieſe Landſtreicherei nicht dauern. Zurück nach Deutſchland! war ohnſtreitig der beſte Rath, den wir einander gegenſeitig ertheilen konnten, aber woher das Geld zu der weiten Reiſe nehmen? „Wie wäre es," ſchlug ich vor: „wenn wir zunächſt wieder nach Bennebrügge zu dem guten Stipp gingen? Dieſer nähme uns gewiß gern wieder auf, und wir könnten von dort aus in die Heimath ſchreiben, Geld requiriren, und dann den Rückweg antreten, um künftig auf irgend eine Weiſe uns dort redlich zu nähren —"

„Und Erzphiliſter zu werden," fiel Roſe giftig ein. „Bis Bennebrügge will ich Dich begleiten," fuhr er fort: „will dort Geld erwarten, und dann gehe ich allein in die weite Welt. Zu Hauſe ſieht mich Niemand wieder." Er zog ſeine Reiſekarte hervor, der Boden wurde zum Tiſch, und Roſe rechnete: Nach Utrecht noch 6 Stunden, nach Amersfoort 4, nach Appeldoorn 9, nach Deventer 3½, nach Almelo wieder 9, dann ohngefähr noch 5½, wenn wir den geradeſten Weg einſchlagen, alſo 27 Stunden, die wir recht gut in zwei Tagereiſen machen können, wenn wir keine Veranlaſſung finden, uns in Utrecht aufzuhalten."

„In Gottes Namen denn, nach Bennebrügge!" rief ich, ſprang auf, hing mein Ränzel auf den

Rücken, und ſang ein fröhliches Wanderlied. Gern hätte ich es mit der Guitarre begleitet, aber ich hatte die traute Freundin unſerm Stipp als Andenken zurückgelaſſen; der fahrende Muſikant war ohne Inſtrument.

Zwiſchen dem kleinen holländiſchen Städtchen Oudewater und Montfoort geruhten wir abermals auf einer eingefriedeten Wieſe unſer Nachtlager aufzuſchlagen; das Wetter war heiter und angenehm, die Sterne glänzten hell; wir geſellten uns einer dort zur Weide eingepferchten Rinderheerde zu, und ſtillten unſern Hunger und Durſt dadurch, daß wir heimlich und leiſe die Kühe molken, und die aus den ſtrotzenden Eutern ſtrömende Milch in unſre Feldflaſchen auffingen.

Wie der Tag erwachte, wie die Vögel mit munterm Geſang den Morgen grüßten, erhoben wir uns fröhlich und geſtärkt, und es währte nicht lange, ſo erreichten wir das ſchöne Utrecht.

Uns zog dort in unſrer damaligen Lage weder der alterthümliche Dom an, noch die Erinnerung an die daſelbſt ſtattgefundene Vereinigung der ſieben Provinzen, ſondern blos der Gedanke, daß Utrecht eine Univerſitätsſtadt ſei, und wir waren in der That geſpannt darauf, zwiſchen holländiſchen und deutſchen Univerſitätsleben eine Parallele ziehen zu können.

Wir hofften etwas von der Gaſtfreundſchaft der Utrechter Studenten, wenn auch nicht allzuviel. Dieſe Hoffnung verringerte ſich aber merklich, als wir vernahmen, daß in der großen Stadt von nahe an 35000 Einwohnern nur ohngefähr 200 Studenten lebten. Mit unſerm halb kecken, halb gutmüthigen deutſchen Burſchenweſen gingen wir, nachdem wir uns ein wenig herausgeputzt und in einem Gaſthaus erholt hatten, geradewegs zum Prorektor der Univerſität, Monſieur Royas, und lagen ihm mit der naiven Bitte an, uns zu unſrer Reiſe aus der Fremde in die Heimath einige Louisd'or vorzuſtrecken. Monſieur Royas ſah uns Unvermögende mit dem Blick an, mit welchem, wie ich mir denke, ein Hochmögender auf dem Cap der guten Hoffnung einen armen Hottentoten anſieht; wahrhaftig, er ſchien uns für Buſchmänner zu halten, und alle unſre gute Hoffnung ſcheiterte an ſeinem Geiz. Während er unſer Anſuchen noch beharrlich verweigerte, trat plötzlich, ein gottgeſandter Helfer, ſein Sohn herein, ein junger Mann von angenehmen Aeußern, der in Göttingen ſtudirt hatte, das deutſche Studentenweſen kannte, und ſich jetzt lebhaft bei ſeinem Vater für uns verwendete. Der Prorektor der Univerſität Utrecht, Monſieur Royas, fühlte ein menſchliches Rühren, und lieh uns, gegen

Verpfändung unſers Ehrenwortes und unſrer Matrikel, wie gegen einen Handſchein — zwei Louisd'or.

Mit dem ganzen Uebermuth eines Bettlers, der plötzlich reich wird, ſchritten wir ſtolz und ſeelenvergnügt durch die Stadt; wir gehörten ſchon zu jenen ſorgloſen Kindern des Augenblicks, deren Erwerb von der Hand in den Mund geht, die des vergangnen Moments nicht gedenken, nach dem kommenden nicht fragen. Und günſtiger Solchen, als den ängſtlich Sorgenden iſt meiſt der Himmel, eben weil ſie ihn ſo gern und ſo ganz allein ſorgen laſſen.

In der Stube unſers Gaſthauſes trafen wir zwei junge Leute, deren knabenhaftes Ausſehen etwas von dem Weſen der Tertianer in unſern deutſchen Bürgerſchulen an ſich trug. Sie waren Deutſche, und gaben ſich uns als Landsleute und als Studenten kund. Welche Freude! Wir nahmen alsbald gegen ſie das imponirende Weſen bemooſter Häupter an, und ſie lauſchten unſern Erzählungen mit Ehrfurcht, während wir auf ihre Koſten, wie ſich das von ſelbſt verſtand, tranken. Bald war Ungemach, Mangel, mühſelige Wanderung, ſelbſt Lennebrügge und die Zukunft vergeſſen. Unſre jungen Freunde holten noch mehre Studenten herbei, meiſt Pfälzer, und es wurde ſogleich ausgemacht, daß wir einige Tage bei ihnen bleiben und ausruhen ſollten. Noch an demſelben Abend hielten wir einen Commers, deutſche Lieder erſchallten laut, und der ehrwürdige Landesvater, den jene Studenten noch gar nicht kannten, riß ſie zu ſtaunender Bewunderung hin. Von Hand zu Hand wandelte im Kreis der frohgeſtimmten Trinker der Schläger; manchem Mutterſöhnchen that es weh, daß in den ſchönen Hut ein Loch geſtochen wurde, und wir gaben uns mit voller und froher Seele dem Genuß der Erinnerung an das gemüthvolle deutſche Studentenleben hin, das ſich nun auch ſo matt und farblos geſtalten zu wollen ſcheint, oder geſtalten zu müſſen ſcheint, wie das, welches wir in dem flachen Holland fanden. Das Gebirge voll ſtolzrauſchender Wälder, brauſender Bäche, blumenbeſäter Wieſen wird in eine von Kanälen und Eiſenbahnen durchſchnittene, von Dampfmaſchinen und Fabriken belebte Provinz verwandelt.

An den zwei andern Tagen durchſchwärmten wir ſingend und lachend im Gefolge unſrer neuen Brüder und Jünger die Straßen, die Promenaden Utrechts. Die Menge des Volkes ſah uns verwundert nach, unſre Tracht, unſre Bärte, alles fiel hier auf; wäre Roſe allein geweſen, ich glaube, man hätte ihn für den ewigen Juden gehalten. „Es ſind deutſche Studenten!“ hörten wir oft laut und leiſe hinter und neben uns. Wir machten Aufſehen, und gefielen uns darin. Phantaſtiſche Jugend liebt das, und bedenkt nicht, daß Aufſehen machen und lächerlich werden oft in eins zuſammen fallen. Wir wurden noch ſechs Stunden weit bis auf das Gut eines holländiſchen Studenten begleitet, der unſrer Geſellſchaft ſich angeſchloſſen hatte, dort wurde ein ſolenner Abſchiedkommers gehalten, und dann traten wir wohlgemuth die Weiterreiſe an.

20.

Vennebrügge.

Wir ſchlugen nun einen kürzern Weg ein, als den, welchen wir vor einigen Tagen berechnet hatten, ſegneten dankbar die Gaſtfreundſchaft der deutſchen Studenten, und verfluchten die Kargheit der Holländer, zumal als uns, da wir das Städtchen Ommen paſſirten, um einen Stüber Brückenzolles, den wir zu geben für ganz überflüſſig hielten, der Einnehmer faſt eine Viertelſtunde weit nachlief. Wir hatten einen furchtbar beſchwerlichen Weg in öden Ebenen durch tiefen Sand, endlich erreichten wir das Städtchen Hardenberg, von wo wir noch zwei Stunden bis zur deutſchen Grenze hatten; wir ſtärkten uns mit Bier, und wanderten dann wieder weiter. Nach einer Stunde brach die Nacht ein, die unermeßliche Ebene war menſchenleer; wir ſahen kaum noch den Weg, auf dem uns keine Seele begegnete, ja wir glaubten uns ſchon verirrt, zweifelten ſchon, unſer

Ziel zu erreichen, als plötzlich groß und dunkel, wie Nachtgeſpenſter, die Schattenmaſſen einiger Häuſer uns entgegentraten; es war Bennebrügge, unſer erſehnter Ruheport, und beſtäubt, ermattet, ja gänzlich abgeſpannt traten wir in die Stube unſers braven Stipp.

Stipp wunderte ſich freilich über unſre ſo ſchnelle und noch nicht ſo bald gehoffte Wiederkehr; er glaubte, wir durchſegelten bereits den Ozean, und ſteuerten der Küſte Südamerikas zu. Mit offnen Armen und offnem Herzen nahm er uns auf, und unterſtützte uns auf jede freundliche Weiſe mit Rath und That.

Die erſte Zeit der Raſt in Bennebrügge verfloß heiter und angenehm, wir würzten ſie mit Muſik und frohem Geſang; Roſe dichtete Lieder, ich komponirte ſie mit Guitarre und Flöte, und die ſtille Haideſchenke hallte wieder von Sang und Klang. Oder wir bauten Luftſchlöſſer und ergingen uns in Gedankenträumen von künftigem Glück. Die Erfahrung, die wir bei unſerm erſten Ausflug gemacht, war noch nicht lehrreich genug geweſen, wir hatten die Abenteuerluſt noch nicht ganz verloren. Beſonders war es Roſe, der, wenn meine Hoffnung ſank, immer mit friſchem Muth bald tröſtend, bald verheißend, bald bittend, bald zürnend, zu mir redete.

Seiner Verſicherung nach ſtanden ihm zu Hauſe bedeutende Geldmittel zu Gebote, um die er ſchrieb, und nach ſeinen Angaben war es gar keinem Zweifel unterworfen, daß in kurzer Zeit eine Summe anlangen mußte, hinreichend uns beide ſicher zu ſtellen, ſo daß wir entweder die Fahrt nach Amerika verſuchen, oder in die Heimath zurückreiſen konnten.

Auch ich ſchrieb eiligſt nach Hauſe, an Röschen und an einen meiner Brüder, denn an meinen Vater durfte ich nicht ſchreiben, von ihm hatte ich nichts zu erwarten. Während wir nun beiderſeits auf Antwort hofften, brachten wir die Tage mit Stipp, den Amtsgeſchäfte nicht allzuſehr in Anſpruch nahmen, mit Lektüre und Muſik zu, und machten gewöhnlich gegen Abend einen Spatziergang über die Haide. Welche Gegend wäre geeigneter geweſen, als die, wo mir jetzt lebten, uns lebhaft in die Schilderungen zu verſetzen, die Walter Scott in ſo manchem ſeiner Romane auf das anziehendſte beſchreibt? Dieſe Haideſtrecken, unterbrochen von Moorboden und Marſchland, ſind eben ſo geeignet, als Tummelplätze aller Elfen und Feen und Kobolde zu dienen, wie als ergiebige Reviere für rüſtige Jäger. Da uns der Sinn für die angenehmen Schauer der Spinnſtubenerzählungen abging, ſo beluſtigten wir uns deſto mehr mit dem Vergnügen der Jagd, und beſuchten die Nachbarorte, wo wir aber nur Kaufleute, Gewürzkrämer und Käſehändler kennen lernten, alle voll niedriger Gewinnſucht, eingeſchneit in die engherzigen Begriffe ihres einförmigen Lebens, die keine andern Intereſſen kannten, als die ihrer Kapitalien. Am gemüthlichſten befanden wir uns, wenn blos wir drei beiſammen waren.

So vergingen vier Wochen, und noch waren keine Briefe aus der Heimath angelangt; ich fing an beſorgt zu werden. Die Verheißungen meines Freundes Roſe erſchienen mir jetzt ſehr zweideutig, ich hatte ihn für reich gehalten, hatte geglaubt, er würde ſich und mich aus jeder Noth und Verlegenheit retten können, allein es ſchien mir mehr und mehr meine Hoffnung auf ihn ein Luftſchloß.

Endlich riß mich aus der peinlichen Ungewißheit ein Brief meines Bruders, dem einer von Röschen beigeſchloſſen war. Ich drückte den letztern freudetrunken an die Lippen, er enthielt die zärtlichſten Vorwürfe über mein langes Schweigen, und die dringendſte Bitte, zurückzukehren. O wie mächtig erwachte da die Sehnſucht nach meiner Heimath, meinen Bergen, meinen traulichen Thälern! Zurückkehren an das Herz meiner Geliebten, das geliebte

Herz! Im Drange meiner Heimſehnſucht, meiner Freude, theilte ich mich Roſe mit.

„Und was willſt Du zu Hauſe?“ fragte er mich mit eiskaltem Blick. „Willſt Du herumgehen wie ein Tagedieb, zum Kummer deines Vaters, willſt Du hinterm Pflugſtier hergehen, und verbauern? Oder willſt Du den Bauern der Schenke zum Tanz aufſpielen? Wie? Ich will Dir einen Rath geben, gehe heim, und gieb Dich bei einem Faßbinder in die Lehre, da kannſt Du Deine reichen Vettern beim Weingeſchäft unterſtützen! Was gehe ich Dich an? Was kümmert Dich unſer Plan, unſre Freundſchaft und was die Freiheit?“ —

So ſtachelte er mich mit den empfindlichſten Reden, und wenn ich unwillig darüber aufbraußte, wußte er mich wieder zu beſänftigen, und mit lokkender Verheißung mir Tage des Glücks vorzumalen, die ich nie, nie verwirklicht geſehen habe. Ihm ſelbſt blieben jedoch alle Briefe aus. Wohin es am Ende mit uns kommen werde, wußten wir durchaus nicht, und der Gedanke, den guten, ſich in Freundſchaft gegen uns ſtets gleich bleibenden Stipp durch allzulange Annahme ſeiner Gaſtlichkeit zu mißbrauchen, fiel uns drückend auf das Herz. Schon hielten wir, Roſe und ich, bisweilen, wenn wir allein waren, Rath mit einander, was endlich zu thun ſei, als ein Ereigniß die Einförmigkeit unſers Lebens in der ſtillen Einöde Vennebrügges plötzlich unterbrach.

Müde von den Anſtrengungen der Jagd kehrten wir eines Abends in Stipps Begleitung nach unſerm friedlichen Aſyl zurück, als wir zu unſrer großen Verwunderung mehre Landdragoner erblickten, eine ſeltne Erſcheinung in der einſamen Gegend. Sie übernachteten in Vennebrügge, und wir verbrachten den Abend in ihrer Geſellſchaft in der Gaſtſtube noch recht vergnügt. Weniger angenehm war es uns; als wir augenblicklich aus Mangel an Raum, uns gefallen laſſen mußten, unſre Schlafſtube mit dieſen Leuten zu theilen, deren Geſchäft als Strickreiter uns ihre Stubenkameradſchaft nicht lieb machte.

Es war noch ſehr früh, als unſer Stipp mich weckte, und mich mit Roſe in ſeine Stube beſchied. Es lag ein ungewöhnlicher Ernſt in ſeinen Mienen, wie ein ſtummer Schmerz; die Soldaten waren nicht mehr im Zimmer. Wir fanden dieſe jedoch, als wir in die Stube unſers Freundes traten, völlig gerüſtet, und mit allen Attributen ihres Häſcherhandwerks verſehen.

„Meine Herren!“ redete der eine uns an: „ich bedaure ſehr, Ihnen ankündigen zu müſſen, daß Sie unſre Arreſtanten ſind. Wir haben auf Befehl eines

Königlich Großbritaniſch-Hannöveriſchen Landgerichtes Sie aufzuheben, und zu einer Vernehmung nach Neuhaus zu transportiren."

Neuhaus liegt vier Stunden von Bennebrügge, und wir fanden dieſe Maaßregel eben ſo grauſam als lächerlich, da wir uns keines Vergehens gegen die Geſetze bewußt waren, und fragten natürlich nach der Urſache unſrer Verhaftung. Das ſchweigende Achſelzucken, das ſchon ſo oft derartigen Fragen als Antwort dienen mußte, ward auch uns, erbitterte uns aber ſo, daß wir geradezu erklärten, wir würden nicht folgen.

„Ohne daß wir wiſſen, weswegen man uns arretirt, und ohne alles Schuldbewußtſein haben wir nicht Luſt, einen Weg von vier Stunden in dieſer Sandwüſte zu machen; wir werden uns mit Blut und Leben vertheidigen, und es fehlt uns nicht an Waffen, dieſen Entſchluß auszuführen." Dieß war unſre feſte Erklärung.

Die Scene drohte heftig zu werden; die Strickreiter blickten einander bedenklich an, ihrer waren nur zwei, ſie ſahen, daß ſie zwei kräftigen entſchloßnen Männern gegenüber ſtanden. Stipp war in tödtlicher Verlegenheit.

„Hindern Sie uns nicht gewalthätig an der Ausübung unſrer Pflicht, meine Herren," ſprach begütigend der zweite Dragoner. „Nie nehmen ſich die Gerichte die Mühe, uns und Unſersgleichen die Beweggründe und Urſachen anzudeuten, weshalb jemand von uns in Verhaft genommen werden ſoll.“ Und Stipp redete uns freundlich zu: „Thut mir den einzigen Gefallen, Freunde, und bleibt ruhig! Es kann ja keine Sache von Bedeutung ſein, und ihr ſollt ja nicht nach Neuhaus gehen, ſondern dorthin und hoffentlich auch zurück, fahren.“ — Um den Gaſtfreund nicht in Ungelegenheiten zu verwickeln, willigten wir ein und fuhren in der unlieben Begleitung der Gensd'armen nach Neuhaus.

In dieſem Städtchen ſammelte ſich die halbe Bevölkerung um uns; es entſtand ein Geſchrei, als ſei Feuer. Unſre Flausröcke, unſre Bärte, unſre ſonnenbraunen finſtern Geſichter ſetzten die Einwohnerſchaft in Schreck; wir wurden für ungemein furchtbare Verbrecher gehalten, und mit einer mit Grauen vermiſchter Verwunderung angeſtaunt.

Nie werde ich das Verhör im Städtlein Neuhaus vergeſſen, das der Oberälteſte, Bürgermeiſter, Landrichter oder was er ſonſt für eine Titulatur haben mochte, mit uns anſtellte. Er ſaß auf einem erhöhten Seſſel, mit einer angenommenen richterlichen Würde, die uns lachen machte. Er zwang ſich zu einem ſtrengen Blick, der nichtsſagend war, und richtete die folgenden Worte an uns, wobei er mehr als einmal die Farbe wechſelte, und die oft von Stocken unterbrochen wurden: „Meine Herren — Studioſen! Ich habe mich von der hochpreißlichen Regierung zu Bentheim — Bentheim wird Ihnen bekannt ſein, meine Herren Studioſen — bewogen gefunden — Sie arretiren zu laſſen, woraus Sie — entnehmen können, daß ich unſchuldig bin. Sintemalen Sie — angeblich — Jenaiſche Studenten ſind, folglich — Mitſchuldige des ſcheuslichen Mörders von Kotzebue. Sie haben ſich mit Ihren Päſſen — nicht legitim erklärt, folglich iſt der Verdacht — ganz auf Ihrer Seite.“

Wir ſchlugen ein helles Gelächter ob dieſer komiſchen Vernehmung auf, welches das Männlein gänzlich conſternirte. „Sind alle Studenten aus Jena Kotzebues Mörder?“ fragten wir. „Haben Sie ſelbſt ſtudirt?“ — „Nein, o nein, nicht ſo, was man eigentlich ſtudiren nennt,“ war des Richters Gegenrede. „Dann, o weiſer Daniel, lernen Sie vor allen Dingen ein wenig Logik, wenn Sie als Richter fungiren wollen. Unterſuchen Sie unſre Päſſe, und verſchonen Sie uns mit allen Weitläufigkeiten,“ riethen wir ihm mit ernſtem Blick und Ton, und eingeſchüchtert, furchtſam und befangen, nahm er dieſe Arbeit vor, und ſprach, indem er die Päſſe uns zurückgab: „Ich finde in Ihren Päſſen, meine verehrten Herren Studioſen, nicht die mindeſte Bedenklichkeit — auch keinen Ausſatz — und bitte Sie irrthümlicher Weiſe um Verzeihung — wegen unhöflichen Entgegenkommens — womit meine Pflicht mich drückt. Mit wohlzulebenwünſchender Empfehlung bitte um ſtets geneigte Rückerinnerung, meine Herren! Ihr Diener.“

Wir ſchieden von dem kauderwälſchen Themispraktikanten mit der in ſeiner Weiſe ausgeſprochenen Verſicherung: Nie wird Vergeſſenheit Ihrer Behandlungs- auch Redeweiſe, Ihr ſchätzbares Andenken — verwiſchen laſſen, vielmehr ſoll deren rühmender Anerkennung bei der Heimkehr in unſer Vaterland nichts entgegenſtehen, verehrter Herr! Ihre Diener!“ — und fuhren heiter nach unſerm ſtillen Bennebrügge zurück.

Aber immer drückender wurde nach dieſem uns noch lange nachher beluſtigenden Intermezzo das Gefühl unſerer gänzlichen Verlaſſenheit. Noch einmal ſandte Roſe Briefe in ſeine Heimath, noch einmal überließen wir uns der Erwartung der Hoffnung, aber nicht mit frohen Gefühlen. So muß dem Schiffer zu Muth ſein, den eine lange Windſtille mitten in dem unendlichen Ozean beinah an einer Meeresſtelle feſthält. Rings das tiefſchweigende, friegelglatte Meer, über ihn das tiefblaue Gewölbe des Himmels, an dieſem die ſengende Sonne; kein Wölkchen, kein Luſthauch, der nur im mindeſten die glatte Fluth kräuſelt. — Wir kamen uns vor, wie Todte, Verſchollene; ob wir hier lebten, oder auf einem öden ungekannten Eiland, ſchien einerlei; Aeltern, Geſchwiſter, Freunde, alle hatten, ſo ſchien es, uns aufgegeben und vergeſſen.

Die Melancholie unſrer Stimmung, verbunden mit den Gefühlen, welche die traurige Haidefläche ohnehin in der Bruſt des Sohnes der Berge erzeugte, hätte mich faſt zum elegiſchen Dichter gemacht. Ich ſetzte mich auf einen mit Raſen überpolſterten Sandhügel ohnfern der Wohnhäuſer, auf dem einige ſchlanke Birken ſtanden, und ſtarrte in die Haide hinaus, nach der Richtung meiner Heimath zu. Da ſchrieb ich das folgende Diſtichenpaar auf die Rinde einer der Birken, in die ich Röschens und meinen Namenzug vereinigt geſchnitten hatte:

Einſam im fremden Gebiet, von Freundin und Vater vergeſſen,
Schwindet mir traurig der Lenz, fliehet die Jugend dahin.
Du nur bleibſt dem verlaſſenen Sänger, o treue Guitarre,
Komm an die trauernde Bruſt, tön' und begeiſtre mein Lied!

Ach, auch die geliebte Muſik vermochte bald nicht mehr, meinen Kummer zu zerſtreuen, und einförmig wie die Fläche, die uns umgab, ſchlichen die Tage des Frühlings, des Sommers, vorüber. Wir ſahen keinen Blüthenbaum, hörten keine Nachtigall, und wenn bisweilen in der Ferne aufwirbelnder Staub Reiſende oder Poſten mit erfreulichen Briefen für uns anzukündigen ſchien, ſo war es eine Schaafheerde, die langſam durch den Sand der Haide dahinzog.

Stipps edle aufopfernde Freundſchaft erbot ſich, uns noch einhundert Gulden vorzuſtrecken, die wir abtragen ſollten, ſobald unſre Verhältniſſe es geſtatten würden. Welche Geſinnung gegen Fremde, die er blos dem Namen nach kannte! Wir konnten, wir wollten ihm nicht länger läſtig fallen, und nahmen ſein Erbieten an, nur waren meine und Roſe's Anſichten getheilt, wie wir das Geld am beſten verwenden ſollten, ich wollte zurück, Roſe beharrte auf Ausführung des frühern Vorſatzes. Auch bei dieſem Zwieſpalt bewies ſich Stipps treffliches Herz, er bat mich, bei ihm zu bleiben, und Roſe allein ziehen zu laſſen; ich war nahe daran, dieß zu thun, aber Roſe hatte auf mein Weſen eine ſo überwältigende Macht, daß er immer feſter die Bande zog, die mich an ihn feſſelten. Der Tag unſrer gemeinſchaftlichen Abreiſe wurde feſtgeſetzt. — Es war als riefe mir das Schickſal ſelbſt warnend zu, nicht weiter zu gehen; in Hardenberg, wohin wir einigemal fuhren, lernte ich noch in der letzten Zeit eine Stipp befreundete brave Familie kennen, und gewahrte bald, daß die Tochter des Hauſes zärtliche Gefühle für mich nährte. Anna war ein liebenswürdiges Kind, eine der vielen jugendlichen Schwärmerinnen, die durch häufiges Romanenleſen ſich in ihrem Buſen eine Welt der Ideale aufbauen, welche meiſt von der rauhen Wirklichkeit zertrümmert wird. Meine Heiterkeit, mein Geſang und Spiel machten ſie mir geneigt, ſie wünſchte heimlich mich zum Genoſſen ihrer Spatziergänge im Mondſchein, ſie wünſchte von mir die Frühlingsträume gedeutet, die Sehnſucht nach Liebe, und zärtliches Verlangen in ihrem Innern zum Bewußtſein riefen. — Ich dachte an mein gutes Röschen, und widerſtand, obgleich ich meine Zukunft durch eine Verbindung mit Anna hätte ſichern können.

Die Stunde des Abſchieds nahte. Wehmüthig ſuchte ich noch einmal mein Lieblingsplätzchen, den Birkenhügel auf, rief der Heimath zum zweitenmal ein Lebewohl, und ſandte **ihr**, der theuren Geliebten, wiewohl ich von ihr vergeſſen ſchien, einen thränenumflorten Scheideblick. Da erklang ein milder Geſang mit Guitarrebegleitung, es war Stipp, und er ſang ein Lied, das ich ſelbſt componirt und ihm gelehrt hatte, von dem einzelne Strophen mich wunderbar ergriffen, es paßte ſo ganz auf mich, ein Entfernter pries das Glück ſeiner Heimath.

„Eltern hab' ich dort verlaſſen,
Treulos, ſtatt ihr Troſt zu ſein!
Fernhin trieb mich wilde Pein,
Ruhm und Ehre zu erfaſſen —
Trug und Schein!“
„Von des fremden Hauſes Stufen
Tritt der Heimath ſüßes Glück
Lebend her vor meinen Blick,
Und es iſt, als hört ich rufen:
Komm zurück!“

Laut weinend ſtürzte ich an die Bruſt des Freundes, und noch einmal erſchöpfte dieſer alle Beredſamkeit, mich zum Dableiben zu bewegen; ſelbſt wenn ich jahrlang bei ihm bliebe, wolle er alles aufbieten, mir den Aufenthalt hier angenehm zu machen. — Gott ſegne Dich, edler Mann! Ich gab Dir kein Gehör, mein böſer Dämon hielt mich an unauflöslichen Banden, und führte mich aus der Hand der Freundſchaft auf der Bahn eines Abenteurers in mein Unglück.

Es war bereits der zwanzigſte Auguſt 1819, als wir zum zweitenmal unſer friedliches Aſyl, wo wir ſo viel Gutes, ſo viele Gaſtfreundſchaft genoſſen hatten, verließen, und einem ungewiſſen Schickſal entgegengingen. Stipp geleitete uns, aber wir gingen ſchweigend, wehmüthiger Gefühle voll, neben einander her. In Hardenberg nahmen wir noch herzlichen Abſchied von der erwähnten Familie; mit thränenvollem Blick ſah mich Anna ſchmachtend an, und duldete mit weicher Hingebung einen langen Scheidekuß. — Wir nahmen dort einen Wagen und fuhren nach Zwolle, wo wir abermals ein Gegenſtand der Volksaufmerkſamkeit wurden, denn alles lief zuſammen und ſchrie, uns halb zum Verdruß, halb zur Beluſtigung: „Amerikaners! Amerikaniſche Werber!“ — Stipp hatte Bekanntſchaften in der Hafenſtadt Zwolle und führte uns auch dort in eine ſehr liebenswürdige junge Familie, Namens Becker, ein. Der Mann war ein Deutſcher, der das Herz auf dem rechten Fleck hatte, und bald wurden wir ſehr intim. Er mißbilligte jedoch ganz und gar unſer Vorhaben im Betreff Südamerikas, und ſuchte Roſes ſtarres Feſthalten an dieſem Plan, denn ich ſchwankte ſchon lange, mit allen Gründen, die Vernunft und Erfahrung darboten, zu erſchüttern, allein vergebens. Da Becker wahrnahm, daß mit Roſe nichts anzufangen ſei, ſtellte er mir noch beſonders vor, daß ich der mißlichſten Lage entgegengehe, daß ich unverantwortlich gegen mich ſelbſt, gegen meine Zukunft handle, die ſich in Europa noch recht günſtig und erfreulich geſtalten könne. „Sie verſtehen ſchon recht gut die Sprache dieſes Landes" ſagte er zu mir: „Sie ſprechen ziemlich geläufig franzöſiſch, und ſind muſikaliſch. Bleiben Sie als Hofmeiſter in meinem Hauſe. Sie haben blos meiner zwölfjährigen Schwägerin Unterricht in den Gegenſtänden zu geben, deren Kenntniß Ihnen geläufig iſt, nebenbei können Sie auf meinem Comptoir arbeiten, und ſich ſo in der kaufmänniſchen Geſchäftsführung ausbilden, daß Sie, wenn Ihnen Land und Leute hier gefallen, vielleicht bald ein kleines Geſchäft zu beginnen im Stande ſind, wobei ich ſelbſt Sie nach Kräften unterſtützen würde."

Freundſchaftlicher konnte mir wahrhaftig kein Antrag geſtellt werden; ich berieth mich mit Stipp darüber, der ganz den Entſchluß zu bleiben billigte, welchen ich gefaßt hatte, aber Roſe, der mich ſchwanken ſah, gratulirte mir zum holländiſchen Käſehändler. „Du kannſt nun Deiner Sippſchaft daheim alle Jahre zur Zeit, wenn es junge Bohnen giebt, ein Faß neue holländiſche Vollheringe ſchicken, auf daß ſie ſich durſtig eſſen, und in ihrem guten Wein

Deine Geſundheit trinken!“ höhnte er. „Ja ich ſehe ſchon, wenn ich dereinſt mit Ruhm und Narben geſchmückt, aus dem Kampfe für eine große und heilige Sache heimkehre, eine neue Firma in Zwolle, die Deinige. Du ſitzeſt hinter Zuckerhüten und rauchſt Tabak eigner Fabrik: Columbia-Kanaſter, oder Bolivar-Portorico, und haſt Dir ein kugelrundes niederländiſches Meisjen genommen! Hahaha! Dann werde ich auch bei Dir einſprechen, und Dir etwas von Angoſtura, und von den Helden Roscio, Zea, Urbaneja, Urdaneta, Torres und Palacio erzählen. Dieß wird ſich bei einer Taſſe Mokkakaffees und einer Pipe Tabaks Deiner Fabrik zwiſchen Theekiſten und Baumwollenfäſſern ſehr angenehm und behaglich hören laſſen.“

Ich war ſo ſchwach, den Hohn eines eigennützigen Freundes nicht ertragen zu können, und ſtieß mein Glück von mir; die Reiſe blieb beſchloſſen.

21.

Ein Sturm auf der Zuider-See.

Der redliche Becker gab uns mehre Rekommandationsſchreiben nach Amſterdam, nach England, ja nach Amerika mit, und ich nahm mit tiefgefühltem Schmerz Abſchied von ihm und dem biedern Stipp. Die Wahrheit war mir recht lebendig klar geworden, daß es unter allen Zonen, in allen Ländern gute Menſchen giebt, und daß eine unſichtbare höhere Macht auch in ſolchen Stunden uns nahe iſt, in denen wir uns ganz verlaſſen wähnen. Die Herzen unſrer Angehörigen in der Heimath hatten ſich uns verſchloſſen, doch fremde waren uns aufgethan. Daran iſt ſchon manches ſtarke Lebensſchiff geſcheitert, daß der nächſten Anverwandten ſtarrer Wille ſein Steuer eigenmächtig und eigenſüchtig lenken wollte, und manches Herz iſt an den Wunden verblutet, die Verkennung ihm geſchlagen. Mein Bewußtſein ſprach mich nicht frei von aller Schuld. Ich hatte einen großen Theil meiner Jugendzeit nutzlos vergeutet, ich hatte mich hinreiſſen laſſen vom Feuer meiner Jugend und fremde Begeiſterung zu meiner eigenen gemacht aber was ſind das auch für Männer, die nie für ein große Idee, ſei ſie nun ächt, oder nur ächt geglaubt, entflammt werden können? Ich war noch i den Jahren der vollen Kraft, ich konnte noch nützlich werden und wirken, aber man wollte, ſo ſchien es, nichts mehr von mir wiſſen, und war froh, de Müſſiggänger los zu ſein.

Mit ſolchen wehmüthigen und bittern Empfindungen betrat ich, als ich mich aus der letzten Umarmung des guten Stipp losgeriſſen hatte, das Schiff das uns nach Amſterdam tragen ſollte, und winkt dem Freund noch ſcheidend vom Verdeck unter Thränen, die unwillkührlich meinen Augen entſtürzten Dank und Segen und Abſchiedgrüße mit jenem heiligbewahrten Tuche meines Röschens zu. — Ic habe Stipp nie wiedergeſehen.

Heiter und angenehm war das Wetter, ein günſtiger Wind ſchwellte die Segel, die Zuider-Se war ruhig wie ein ſchlummerndes Kind, und es wa ein köſtlicher Anblick, die zahlloſen Schiffe, die au dem Wellenſpiegel kreuzten, zu ſehen. Flaggen alle Länder wehten hier, die Schiffe ſalutirten im Vorüberfahren. Von weitentfernten ſah man nur di Dampfwolke des Schuſſes, ohne den Knall zu hören und im Frühſtrahl des 23. Auguſt 1819 ſtiegen wir abermals im Hafen von Amſterdam an das Land.

Wir ſuchten alsbald Myn Herrn Slieumer in der Wermuthſtraat auf, an den uns Becker empfohlen hatte, und fanden bei dieſem die freundlichſte Aufnahme. Auch dort erprobte ſich mein muſikaliſches Talent als der Segensſtern, der meinen Irrfahrten dauernd und immer heilbringend leuchtete, und wir brachten, eingeführt in ſehr angeſehene Zirkel, einige Abende recht vergnügt zu. Es war als wenn das Schickſal uns noch einmal alle freundlichen Reize und Banden des Feſtlandes und der alten Welt zeigen wollte, da Gaſtfreundſchaft und Vergnügen und jeder erlaubte Genuß jugendlicher Jahre uns noch kurz vor dem Scheiden geboten wurde. Auch Myn Herr Slieumer rieth uns ab, nach Amerika zu gehen, mindeſtens, meinte er, ſollten wir uns in Holland, ſelbſt wenn Gelegenheit dazu wäre, nicht anwerben laſſen, ſondern lieber in England, wo uns alles leichter gemacht werden würde.

Da Myn Herr Slieumer, ein ſehr wohlhabender Kaufmann, unſern feſten Willen ſah, allen Abrathens ungeachtet, den einmal gefaßten Entſchluß auszuführen, ſo verwandte er ſich ſehr thätig für uns, und gab uns manches Papier, das uns nützlich werden konnte. Er hatte Comptoire in Nord- und Süd-

Amerika und zugleich die Gewehrlieferungen für die Inſurgenten, daher konnten wir durch ihn die beſten Adreſſen erhalten. Er war auch ſo gütig, für unſre Ueberfahrt mit einem engliſchen Schiffskapitain zu accordiren.

Am letzten Tage vor der Abreiſe nach England traten unvermuthet zwei junge Männer ein, die ſich als Deutſche zu erkennen gaben, und nach uns fragten. Sie hatten von uns gehört, und vertrauten uns, daß ſie gleichen Zweck, wie wir, hätten, und uns daher den Antrag machen wollten, die Reiſe gemeinſchaftlich zu machen. Dieſe beiden Glücksritter waren Kaufmannsdiener aus Berlin und Magdeburg, die auf irgend eine Weiſe beſſere Verhältniſſe zu finden hofften, als in ihrem Vaterlande.

Es war ein heitrer Tag, als die engliſche Brigg the King-fisher (der Eisvogel) Kapitain Lowther, die Anker lichtete und den Hafen von Amſterdam verließ. Der Wind war ſchwach, die Fahrt ging langſam von Statten. Wir vier Deutſche ſtanden auf dem Verdeck, ſahen die ſüdliche Küſte ſchwinden, und ſangen variirt die Anfangsſtrophe des herzergreifenden Liedes von Schubart:

„Auf, auf, ihr Brüder und ſeid ſtark!
Der Abſchiedtag iſt da! —

Schwer liegt er auf der Seele, ſchwer,
Wir müſſen über Land und Meer,
Fort nach Amerika!“

Wie viele unſrer Landsleute mögen in der neuern auswanderungsſüchtigen Zeit ſo geſungen, ach, wenigſtens ſo gefühlt haben, wie wir!

Doch Schmerz und Luſt haben ihre Zeit, und waren wir leichten Sinnes genug, nach ſo mancher drückenden Erfahrung unſern Vorſatz zu verfolgen, ſo waren wir es auch, die reinen Gefühle der einſt in uns ſo glühenden Vaterlandsliebe zu unterdrücken. Wir ſetzten uns zu einander, und erzählten gegenſeitig erlebte Abenteuer, unter frohem ſchallendem Gelächter.

So mochten wir den Breitengrad von Uitdam erreicht haben, keinen Unfall ahnend, als mit einemmal ein heftiger Stoß die Brigg erſchütterte, und uns theilweiſe von den Sitzen warf. Tumult und Geſchrei füllte den ganzen Raum, das Schiff bewegte ſich nicht mehr, ſondern ſaß, durch die Unerfahrenheit des Lootſen ſchlecht geleitet, auf dem Sand. Alle Arbeit und alle Verſuche, den Kingfiſher flott zu machen, waren fruchtlos, und wir mußten die Fluth abwarten. Gegen Abend verfinſterte ſich der Himmel, der Wind erhob ſich und klapperte im Takelwerke, die Wellen wuchſen und erſchütterten mit jedem Schlage das hülfloſe Schiff; die Matroſen fluchten, der Kapitän ging mit finſterm Geſicht umher, und gab ſeine Befehle, und uns wurde bei dem Stand der Dinge gar nicht wohl zu Muthe. Graue und weiße Wolken hingen ſehr tief auf die unruhige See, und es währte nicht lange, ſo vergoſſen ſie ſich in Strömen, und trieben uns Zagende ſchnell vom Verdeck in die Kajüte. Der Wind wurde zum Sturm; die empörten Wogen ſprützten ihren Schaum gegen die geſchloſſenen Kajütenfenſter, das Schiff zitterte von ihren Schlägen und Stößen, und plötzlich wurde mit einem gewaltigen Ruck der Eisvogel flott. Obgleich alle Segel eingezogen waren, ſo ſchoß doch die arme Brigg, ein Spiel der Wellen, durch die empörte Fluth. Zu unſerm Glück war ſie nicht leck, ſonſt wären wir verloren geweſen. Plötzlich ſprang der Wind um, und wuchs mit der einbrechenden Nacht zum Orkan. Mitten im fürchterlichen Donner der Wogen, unter der Regenfluth, die vom Himmel ſtrömte, unter grellen Blitzen und praſſelnden Donnerſchlägen wuchs von Minute zu Minute unſre Noth und Gefahr, der Sturm trieb uns der ſüdlichen Küſte wieder zu, und zu ſcheitern oder zu ſtranden war unſer gewiſſes, ſchreckliches Loos. Sechs Stunden lang blieb das Toben der Elemente ſich gleich, und wir mußten jeden Augenblick fürchten, auf eine der gefährlichen Sandbänke zu beiden Seiten des Pampus zu laufen. Da ließ der Kapitain Anker werfen. Noch drei entſetzliche Stunden ſchwebten wir nun auf einer Stelle in Todesangſt und Todesgefahr, der Orkan ſteigerte ſich zu einer Wuth, die alle Begriffe überſtieg; und alles, was ich je von Seeſtürmen geleſen, wurde zum Nichts gegen die ſchreckliche, unausſprechlich grauenvolle Wahrheit, die ich hier erleben mußte. Die brüllende Stimme des Meeres übertäubte die des Himmels, und die zürnend entfeſſelten Elemente ſchienen in ihrer unermeßlichen Erhabenheit dem Menſchengewürm in der ſchwankenden zitternden Nußſchaale Vernichtung zu drohen. Bleiche Todesfurcht und Farbe lag, da der Sturm gar nicht enden wollte, auf allen Geſichtern, aber ſie wurde zur Verzweiflung, als mit einem ungeheuern Krachen, das durch alle Räume ſchütterte, durch die Gewalt des Orkans das Ankertau riß, und der Eisvogel mit der Schnelligkeit ſeiner buntfarbigen Namensverwandten in das offne Meer flog. Das Schiff hatte bereits viel gelitten; durch die Wogenfluth, durch die Regengüſſe war es voll Waſſer, kam nicht bald Rettung, ſo mußte es ſinken. Die Schnelligkeit, mit der es, als das Band zerriſſen war, das es an eine Stelle feſſelte, davon ſchoß, hörte bald auf, ſchwer und ſchwankend, von einer Wand auf die andre ſich beugend, ward es fortgetrieben, bald gehoben, bald von ſpringenden Wogen übergoſſen. Nothſignale wurden gegeben, allein wer ſollte ſie hören bei dieſem Wolken- und Wellendonner, wer ſollte hier rettend nahen? Der Tod war vor Augen, das Verderben gewiß. Die Ladung der Brigg beſtand aus holländiſchem Genever, ſie mußte über Bord, um das Schiff leichter zu machen; und nun ſtellte ſich uns das Schrecklichſte dar, was ich bis jetzt erlebt, mitten im entfeſſelten wilden Schrecken des Elements die entfeſſelte Zügelloſigkeit raſender Menſchen. Die Matroſen, des Todes gewärtig, ſchlugen die Böden der Fäſſer ein, und berauſchten ſich, um betrunken zu ſterben. Als die Gefahr ſich gleich blieb, als trotz der Erleichterung die Brigg immer mehr zu ſinken drohte, ſtürzten ſie in die Kajüte des Kapitäns, bemächtigten ſich der Rumfäſſer, ſoffen ſich toll und voll, und drohten den Kapitän, der ſich ihrem raſenden Beginnen widerſetzte, über Bord zu werfen. Offne Rebellion brach aus, obgleich man dieß bei ſolcher Gefahr, in ſolcher Lage kaum für möglich halten ſollte; die Wüthenden ſchleppten ſchon Stricke herbei, ihren Kapitän an den Maſt zu binden. Wir wußten in unſrer Kajüte, wo wir auf den Knien liegend, jeden Augenblick den Tod erwarteten, noch nichts von dem Ueberfall des Kapitäns, als ſein Sohn, ein Jüngling von achtzehn Jahren, mit todtbleichem Geſicht zu uns hereinſtürzte, und uns flehend beſchwor, ſeinem Vater zu Hülfe zu eilen, den die Matroſen zu ermorden drohten. Wir ſprangen auf, ergriffen einige Säbel, die uns zunächſt lagen, und eilten, von ihm geleitet, nach der Kajüte des Kapitäns. Einige andre Schiffsleute, die ihm anhingen, geſellten ſich zu uns, wir hieben muthig auf die Matroſen ein, und ihre Trunkenheit verhinderte ſie, ſolchen Widerſtand zu leiſten, als ſie wohl außerdem unſern ungeübten Kräften entgegenzuſetzen vermocht hätten, denn die Bewegung des Schiffs erlaubte uns kaum, feſt ſtehen zu bleiben. Die Aufrührer flüchteten auf das hintere Verdeck und verkrochen ſich in ihre Kajüten. Die Gefährlichkeit unſerer Lage ſteigerte ſich, der Sturm, der zwar etwas von ſeiner Heftigkeit nachgelaſſen hatte, tobte immer noch fort; die meiſten Matroſen lagen berauſcht, zum Dienſt, der nie nöthiger war, als jetzt, untauglich; was ſtand uns und der ganzen übrigen Mannſchaft bevor, wenn ſie am Tage ſich ſammelten, ſich bewaffneten, und offne Meuterei erneuerten? Es galt raſches Handeln. Der Kapitain ſammelte ſeine Treuen um ſich, er bedrohte die, die noch nüchtern genug waren, zu murren, mit augenblicklichem Tode, ließ die Trunkenen in Feſſeln legen, verſicherte ſich Aller, die ſich empört hatten, und als dieſe Noth und Angſt beſchwichtigt war, legte ſich auch, mit dem anbrechenden Morgen, der Sturm. Die nun in uns erwachende Hoffnung gab uns neue Kräfte, wir halfen das eingedrungene Waſſer aus den Räumen pumpen, und Kompas und Seekarten wurden befragt, wohin uns der Orkan eigentlich verſchlagen habe? Zu unſerm Glück waren wir gleich fern von jedem Ufer in die Mitte der Zuider-See getrieben worden, und nahmen nun die Richtung nordwärts. Ein Wunder hatte uns behütet und erhalten, daß wir nicht an einer der zahlreichen Inſeln und Sandbänke der Zuider-See aufgelaufen waren, wo unvermeidlicher Untergang unſer Loos geweſen wäre. Indeß verfloß der Tag keineswegs auf angenehme Weiſe; die See ging immer noch hoch, wir nahmen bei der Inſel Wieringen einen neuen Lootſen an Bord, und gelangten endlich nach einer Fahrt von noch vier und zwanzig Stunden in das Mars-Diep, wo vor unſern Blicken die Nordſee ſich zeigte. Nach dem, was wir erlebt, war es kein Wunder, daß wir ſie mit Grauen begrüßten.

Nicht weit von Texel ließ der Kapitain Anker werfen; wir fuhren mit ihm in dem Boot nach dem berühmten Hafen, und Mr. Lowther requirirte ein

Detachement von 60 Soldaten, die mit nach dem Eisvogel fuhren, und die rebelliſchen Matroſen in die Eiſen ſchlugen.

Der arme King-fisher hatte ſo ſehr gelitten, daß über acht Tage nöthig waren, ihn auszubeſſern, und als dieſe verfloſſen waren, wehte der Wind noch acht Tage ſo kontrair, daß an Auslaufen nicht zu denken war. Die Zeit ward uns in Texel nicht wenig lang, und nur Muſik und Geſang halfen ſie uns kürzen; daß wir aber in der Stimmung, die durch die Hemmung unſrer Pläne, durch die Einförmigkeit unſers Lebens erregt wurde, nicht immer die luſtigſten Lieder wählten, begreift ſich. Unſre beiden Reiſegefährten, die Jünger Merkurs, waren, wie wir ſchon auf der Zuider-See wahrnahmen, Leute ſehr gewöhnlichen Schlages, und ihre Unterhaltung trug daher nichts dazu bei, uns heiter zu ſtimmen.

Endlich änderte ſich der Wind; wir lichteten die Anker, und paſſirten das Mars-Diep. Die Fahrt auf der Nordſee ging zwar langſam von ſtatten, aber doch glücklich. Als wir am zwölften September erwachten, waren wir freudig überraſcht, durch die Fenſter der Kajüte Land zu erblicken, es war die Kreidefelſenküſte Britaniens. Wir liefen in die Themſe ein; hoffnungs- und erwartungsvoll ſchlug uns aufs Neue das Herz, als wir im Hafen von Graveſand uns ausſchifften, und ringsum an Häuſern und Gärten die heitre Prachtfülle des reichen Englands gewahrten.

22.

Hoffen und Harren.

Das gut befeſtigte Graveſand gewährt mit dem gegenüberliegenden Tilbury einen ſehr ſchönen Anblick; das Leben im Hafen, die breite Themſe, ſo vieles Neue, was uns hier überraſchend entgegentrat, ließ uns gutes Muthes unſerm fernern Schickſal, deſſen Entſcheidung ja nach unſrer Meinung nicht mehr fern ſein konnte, entgegenſehen. Wir beſorgten unſre Paßangelegenheiten, und gingen dann wieder zum Hafen, um mit einem Dampfboot nach London zu fahren. Aber der Andrang von Fremden war ſo groß, daß wir bis ſpät Nachmittags aufgehalten wurden, und uns endlich entſchloſſen, die Reiſe nach London zu Fuß anzutreten. Unſre Reiſegefährten, die Kaufleute, verloren ſich von uns im Volksgetümmel, wahrſcheinlich behagte ihnen unſer Entſchluß nicht, und wir verloren nichts an ihnen. Getroſt, wie wir als deutſche Studenten ſo oft gethan, zogen wir auf der herrlichen Landſtraße gen London zu, wir gingen immer wie in einem unendlichen Park, gegen deſſen Pracht das, was wir von Gartenanlagen in der Nähe Amſterdams geſehen, nichts war. Eine Landkutſche nach der andern, voll und übervoll mit Menſchen beladen, rollte vorüber, und ſo wie ein Wagen an uns vorbei fuhr, ertönte von ihm ein ſchallendes Gelächter. Wir wunderten uns, die Einwohner Old-Englands allzumal ſo fröhlich zu finden, bis wir wahrnahmen, daß wir die Urſache des Lachens ſeien, daß die Leute ſich darüber luſtig machten, uns gehen zu ſehen, während Jedermann ritt und fuhr. Wir übernachteten in einem kleinen Gaſthaus am Weg, und erreichten am andern Morgen um acht Uhr London.

Die Unermeßlichkeit der Weltſtadt, das Wogen und Treiben des unruhig in ihr fluthenden Menſchenmeeres konnte ich wohl betrachten und empfinden, aber ich vermag es nicht, ſie zu ſchildern. Ich würde zu kurz ſein müſſen für die, welche Schilderungen ſolcher Art lieben, oder ausführlicher werden müſſen, als der Raum, der mir zur Darſtellung meiner Erlebniſſe vergönnt iſt, geſtatten will.

Wir bezogen das Deutſche Schiffahrtshaus, und ließen es uns darin wohl ſein, obgleich wir noch nicht wußten, wovon wir den Wirth bezahlen ſollten, denn unſer Kaſſenvorrath neigte ſich ſchon wieder zum Ende. Doch die Hoffnung auf das Engagement nach Amerika, das ja nun ſo nahe war, ließ uns nicht bange ſein. Wir trafen eine Menge deutſche Schiffskapitains, in deren Geſellſchaft wir uns äußerſt wohl befanden. In der Erzählung ihrer Abenteuer und den weitläutigen Biographien ihrer Schiffe hätten Eugen Sue und ſeine Nachtreter auf dem naſſen Gebiet des Marine-Romans den reichlichſten Stoff zu vielen Bänden gefunden. Auch der Wirth ſorgte zweckmäßig für die Unterhaltung ſeiner Gäſte; die Reinlichkeit und Eleganz ſeines Hotels übertraf alles, was ich bisher in Solchen geſehen. Für Spiele aller Art waren eigne Zimmer eingerichtet, und nicht minder ſtanden faſt alle Muſikinſtrumente zur Dispoſition der Gäſte. Doch nur ſelten wurden jene berührt; ich aber freute mich wie ein Kind, ein vortreffliches Fortepiano zu finden, und unterhielt oft die ganze Geſellſchaft. Ein ſchottiſcher Kapitain, Namens Patrick, war ganz entzückt von meinem Spiel, und ſeine Freude daran ſteigerte ſich, als ich ihm ſchottiſche Lieder vorſpielte, deren charakteriſtiſche Rythmen und Melodien mit allmächtiger Magie das Heimweh auch in dem Herzen des ſtarken Mannes erregten, der gewohnt war, der Heimath fern zu ſein. Es liegt in jedem Lied, in jeder Melodie ein Zauber, wie die Perle in einer

Muſchel, erklingen beide aber in einem fernen Lande einem Ohr, als trauter Heimathgruß, dann wird die Perle frei, und glänzt in ihrem vollen magiſchen Silberlicht.

Durch mein geringes Talent gewannen wir uns Freunde, freien Tiſch und Unterſtützung.

Wir waren nun darauf bedacht, den Inſurgentengeneral Macirone aufzuſuchen, um unſerm Ziele näher zu kommen, doch waren unſre Bemühungen zwei Tage lang fruchtlos, bis wir durch einen Kaufmann, an den uns Slienmers Güte adreſſirt hatte, das Bureau des Generals und ſeiner Agenten erfuhren. Dieſer Agent hieß Mendes, war von Geburt ein Spanier, trug aber kein Bedenken, die Sache der Inſurgenten gegen ſeine Regierung und gegen ſeine Landsleute führen und fördern zu helfen. An ihn wandten wir uns mit unſerm Geſuch, und er erwiederte: „Wenn Sie früher gekommen wären, meine Herren, ſo wäre es mir ſowohl möglich, als angenehm geweſen, Ihre Wünſche zu erfüllen; früher habe ich viele Officiere nach Südamerika befördert. Jetzt iſt mir dieß von Seiten Spaniens unmöglich gemacht; ich kann nichts für Sie thun als Sie an den General Devereux adreſſiren; vielleicht daß dieſer Sie engagirt.“

Noch ſtanden wir beſtürzt über dieſen Beſcheid im Sprechzimmer des Agenten, als ein vornehm gekleideter junger Mann eintrat, uns anſah, gehen ließ, und uns dann auf dem Fuße folgte. „Meine Herren,“ redete er uns draußen mit elegantem Franzöſiſch an: „Sie ſuchen Südamerikaniſche Dienſte! Was Sie thun, thun Sie mit äußerſter Vorſicht; die Spaniſche Regierung ſteht im beſten Vernehmen mit der Großbritaniſchen, es iſt auf das ſtrengſte unterſagt, für Südamerika zu werben. Viele Männer ſind in London, die gleiche Zwecke, wie Sie, haben, ich gehöre ſelbſt zu dieſen. Wir warten nur auf Nachricht vom General Macirone. Gedulden Sie ſich, ich werde Ihnen Nachricht ertheilen, und“ (er ſah unſre Verlegenheit) „ſollten Sie nicht im Stande ſein, Ihre Exiſtenz in London bis dahin geſichert zu friſten, auch eine kleine Unterſtützung.“

Eh wir noch denken konnten, war er unſern Augen entſchwunden. Wir gingen gedankenvoll nach dem deutſchen Schiffahrtshauſe zurück.

Am folgenden Morgen lagen wir noch auf unſern Matrazzen, als es an unſere Thüre klopfte, und ein ſehr kleiner und ſchmächtiger Menſch hereintrat, der unſre Namen mit dem Wunſch nannte, uns zu ſprechen. Er ſagte uns, daß der Chevalier, mit dem wir geſtern geſprochen, ihn ſchicke, und uns wiſſen ließe, die Sachen ſtänden gut; auch ſollten wir den folgenden Tag Geld erhalten. Wir möchten nur Geduld haben, und uns gegen Niemand weiter etwas von unſerm Vorhaben merken laſſen. — Wir mußten ihm unſre Namen, Vaterland, Heimath und Ort aufſchreiben, worauf er uns mit den Worten: „Es wird Sie nicht gereuen, den, der mich ſchickt, kennen gelernt zu haben,“ verließ. Wir lebten nun in der beſten Hoffnung.

Die uns vergönnte Zeit wandten wir dazu an, Londons Merkwürdigkeiten zu beſehen, und machten den Anfang mit der St. Paulskirche, vor deren herrlichen Denkmälern wir lange weilten. Wir ſahen hier, wie England ſeine großen Männer, ſeine Helden und ſeine Vertheidiger zu ehren weiß. Noch ſtanden wir vor jenen prangenden Monumenten im tiefen Ernſt, als plötzlich der kleine Mann, der uns am frühen Morgen aufgeſucht hatte, zu uns trat und fragte, ob dieſe Denkmäler uns gefielen? Als wir ſeine Frage bejahten, nahm er eine gravitätiſche Stellung an und ſprach mit einem Pathos, über das ich heimlich lachen mußte: „Solche Denkmale wird und muß einſt die Republik Amerika ihren Befreiern errichten!“ worauf er ſich wieder verlor.

Aus der Kirche und zu einer Gruppe Volkes getreten, die in dichten Kreiſen zwei Boxer umgab, welche wüthend auf einander losſchlugen, hörte ich plötzlich eine deutſche, mir ſehr bekannte Stimme, ſah mich nach dem Sprecher um, und gewahrte einen meiner liebſten Freunde, Namens Röder, der bereits in der Nähe meines Heimathortes eine geſicherte Stellung hatte; ſeine Freude, mich ſo unerwartet in London wiederzuſehen, gab der meinigen nichts nach. Wir ſahen uns einige Augenblicke fragend an, dann ſanken wir einander mit frohem Ausruf in die Arme, in dem Moment, als das laute Geſchrei des Volkes verkündete, daß einer der beiden Boxer für tod niedergeſunken ſei. In einer nahen Reſtauration ſaßen wir nun, Röder, Roſe und ich, ein deutſches Kleeblatt, beiſammen, und meine aufwallende Freundſchaft lauſchte dem ſo unerwartet Gefundenen jedes Wort vom Munde, indem er uns ſein Schickſal erzählte.

Dieſes Schickſal war merkwürdig und ereignißreich genug, doch fühle ich mich nicht berufen und berechtigt, es hier mitzutheilen. Genug, Verhältniſſe hatten den Freund bewogen, ſeine Heimath zu verlaſſen, wie wir, in der Ferne eine zweite Heimath zu ſuchen, wie wir, und ein glücklicher Zufall ließ mich ihn in London treffen. Dieſer Freund hat mir auf ſturmvoller Pilgerbahn traulich zur Seite geſtanden, während das Vertrauen, das ich in Roſe ſetzte, mir ſehr ſchlecht gelohnt wurde.

Mit Entzücken vernahmen wir, daß auch Röder dorthin zu gehen gedachte, wohin wir wollten. Er war in gleicher Abſicht, wie wir, über Hamburg nach London geeilt, erſt vor wenigen Stunden angekommen, und eröffnete uns, daß er eine ſichre Gelegenheit ſuche, nach Südamerika zu gehen.

„„Nach Südamerika!““ jauchzten Roſe und ich freudig auf: „Bruder! Bruder! Du mit uns, wir mit Dir! Wir ſind ſo gut als engagirt! Vivat die Republik Columbia!“

Es tippte mich mitten in dieſen freudigen Exclamationen Jemand auf die Schulter, ich ſah mich um, der kleine Mann ſtand hinter mir, er hob ſich auf die Zehen, raunte mir ins Ohr: „Vorſicht!“ und ging hinweg. Dieſer Ueberall und Nirgends fing an mir unheimlich zu werden.

Wir nahmen nun auch den alten Freund mit in unſer Gaſthaus, und brachten den Reſt des Tages und einen Theil der Nacht mit Muſik und heitern Geſprächen hin.

Abermals erſchien am folgenden Morgen der räthſelhafte kleine Mann, er brachte uns Geld, das uns der Chevalier ſandte, fortwährend aber that er äußerſt ängſtlich und geheimnißvoll, und vergebens drangen wir in ihn, uns zu ſagen, wie der Unbekannte heiße, der uns ſo großmüthig unterſtütze, und wo wir ihn finden könnten? Stets wußte der Kleine auf eine feine Art unſern Fragen auszuweichen, und ſich uns, ſobald wir dringend wurden, ganz zu entziehen.

Endlich ging, unſrer Meinung nach, die Glücksſonne glorienhell uns auf, als er nach einigen Tagen, langen Hoffens, in denen er ſich nicht ſehen ließ, zu uns trat, und uns eröffnete, daß Roſe als Kapitain, Röder als Lieutenant, und ich als Batallionsarzt für den Dienſt des jungen Freiſtaates angeſtellt ſeien, und daß wir ſofort in Sold träten, uns aber auch bereit halten müßten, jede Minute das Signal zur ſchnellen Abreiſe zu erhalten.

Welche Freude erfüllte uns nach ſo langem und ſehnſuchtvollem Hoffen! Nun waren wir ja aller Sorgen überhoben, und konnten die letzten Stunden, die uns in Europa vergönnt waren, froh und harmlos genießen. Der ſchottiſche Kapitain Patrick nahm Theil an unſrer Freude, und lud uns zu einem Feſtmahl, das zugleich als Abſchiedsfête gelten ſollte, auf ſein ſtattliches Schiff, welches in der Nähe des Towers vor Anker lag. Als wir an das Ufer kamen, und den Nachen beſtiegen, der uns auf das Schiff bringen ſollte, erſtaunten wir nicht wenig, am Bord des Fingal, dieß war der Name von Patricks Schiff, den kleinen Mann zu erblicken, der uns freundlich und freudig zuwinkte. Auf dem Schiff konnte er uns nicht entfliehen, wir drangen vereint in ihm, uns nun zu ſagen, wer der Chevalier ſei, und nicht länger den romanhaften Geheimnißvollen zu ſpielen. Nach unzähligen Ausflüchten geſtand er uns, jener Herr ſei der Chevalier de Ronceveaux, früher Kommandeur einer ruſſiſch-deutſchen Legion, er ſelbſt, der Kleine, ſei Lieutenant, früher in preußiſchen Dienſten geweſen, und jetzt Vertrauter und Geſchäftsführer des Chevaliers.

Die Freuden der Tafel nahmen uns ganz in Anſpruch; manche Flaſche Wein und manche Powle Punſch wurde geleert auf das Andenken der fernen Lieben, wie auf die Gunſt der neuen Sterne, an deren freundlichem Verheißungsſtrahle unſre Blicke hoffend gingen. Spät verließen wir des gaſtlichen Fingals Bord, ſchieden mit Rührung von dem gemüthvollen Patrick, und glaubten, als wir uns zur

Ruhe begaben, die letzte Nacht in London zuzubringen, denn der Kleine hatte uns angedeutet, daß die Entſcheidung ganz nahe ſei, daß am nächſten Tag durch einen Kurier beſtimmte Nachricht und Weiſung vom General Macirone aus Paris eintreffen müſſe.

Der Tag kam und verging, wir verließen unſre Wohnung nicht, um ja keinen Augenblick zu verſäumen; ſchon brach die trübe Nebeldämmerung Londons an, ſchon begann man, die Lampen und zahlloſen Laternen zu entzünden, als uns ein Billet überſandt wurde, deſſen Inhalt uns faſt vernichtete:

„Meine Herren! Der General Macirone in Paris hat den mit Zuverſicht erwarteten und gehofften Vorſchuß nicht erhalten. An dieſer Läſſigkeit ſcheitert die ganze Expedition, und ich bin in Verzweiflung, Ihnen nicht Wort halten zu können, mich ſelbſt trifft der härteſte Verluſt. General Devereux iſt abgereiſt, und ſomit für uns alle in London im Bezug auf Amerika nichts mehr zu hoffen. Vielleicht in Paris! Meine Herren! Ich wünſche Ihnen gutes Glück! Ronceveaux.“

Wir ſahen, daß unſer Schickſal beſchloſſen zu haben ſchien, uns mit eiſernen Ketten an Europa zu feſſeln, wir lohnten ihm dafür mit Verwünſchung. Vergebens boten wir alſobald alle Mittel auf, den Chevalier ſelbſt zu ſprechen; wir ſahen ihn nicht wieder, auch der Kleine war verſchwunden, und Niemand, wo und wie wir auch fragten, konnte uns Auskunft geben, Niemand erinnerte ſich, je einen Chevalier Roncevaux nennen gehört zu haben.

Wir hatten, als wir ſo trotzig und unbedacht die Heimath verließen, unſer Schickſal in die Schranken gefordert, ihm den Handſchuh hingeworfen; es nahm die Herausforderung an.

23.

Nicht nach Süd-Amerika.

So waren wir denn wieder ganz in ein Meer troſtloſer Ausſichten geſchleudert, und unſerm Ziele ferner, als je. In der ſichern Hoffnung auf unſern Gehalt hatten wir es uns wohl ſein laſſen. Ale und Porter, Wein und Punſch, Auſtern und Kaviar, auch was ſonſt der Gaſtgeber des deutſchen Schifffahrtshauſes in London ſeinen Gäſten vorſetzte, hatte uns ſo trefflich gemundet, wie dem Dichter der Apokalypſe das verſchlungene Büchlein, gleich ihm drohten nun auch uns die Nachwehen. Der Wirth mußte bezahlt werden, wenn wir nicht die Bekanntſchaften der Schließer in Kingsbench oder Fleet machen wollten. — Wir hielten Rath, was zu thun ſei, und boten unſre Dienſte zunächſt England an. Es wurde uns aber gleich von engliſchen Officieren bemerklich gemacht, daß ſelbſt für den Dienſt in Weſtindien und auf den Inſeln keine Ausländer angenommen würden. Zwar wurde mir ein Engagement als

Arzt nach Weſtindien auf fünf Jahre mit etwa 600 Thaler Gehalt geboten, allein eines theils ſchien mir dieß zu wenig, andern theils wollte ich mich, da ich es in Holland nicht gethan, nun noch weniger von meinen Gefährten trennen, weil Röder, den ich inniger liebte, als Roſe, ſich uns zugeſellt hatte.

„Vielleicht in Paris!“ hatte der myſtiſche Chevalier geſchrieben. Dieſe drei Worte waren der Strohhalm, an den unſre ſinkende Hoffnung ſich klammerte. Aber wie und wovon dieſe abermalige, weite Reiſe beſtreiten? Das Gefühl, immer und immer fremde Hülfe und fremde Wohlthätigkeit in Anſpruch zu nehmen, drückte ſchwer auf meiner Seele, und doch mußte es ſein. Ich eilte zu Patrick und ſtellte ihm die troſtloſe Lage vor, in der wir uns befanden. Dieſer edle Mann gab mir zwölf Pfund Sterling, ein andrer Kapitän aus Roſtock ſechs; auch die übrigen deutſchen Kapitains unterſtützten uns, die wir ihnen manche frohe und vergnügte Stunde geſchaffen, mit Geld und Kleidern, und wohlgerüſtet, reicher, wie wir angekommen waren, verließen wir das Gewimmel, die Pracht und das tiefe Elend der rieſigen Weltſtadt. Eine Landkutſche brachte uns raſch nach Dover; ohne Anſtand und Aufenthalt wurden auf dem Polizeibureau unſre Päſſe regulirt, wir flogen auf das Poſtſchiff. Die See ging hoch, wir ſahen es nicht ohne Zagen, wir dachten an die Zuider-See, aber glücklich durch Wind und Wellen ging die Fahrt, und nach drei Stunden landeten wir in Calais. Dieß geſchah am 7. Oktober 1819.

Hätte ich mir je träumen laſſen, daß ich, der für Deutſchland und ſeine Freiheit begeiſterte Schwärmer, der mit Haß gegen Frankreich und die Franzoſen erfüllt war, abenteuernd den Boden dieſes Landes betreten würde, um in ihm mein Fortkommen zu ſuchen? War es Hohn des Schickſals oder war es Vergeltung? — Doch ich ſollte noch viel tiefer gedemüthigt werden, als mich die Bettlerfahrt in Holland, der lungernde Müſſiggang in Vennebrügge, die neuen Verlegenheiten in London gebeugt und niedergedrückt hatten.

Die Douaniers viſitirten uns ſtreng, wir belächelten ihre Mühe, die bei uns höchſt überflüſſig war, und blieben in Calais über Nacht. Wir beſahen die Denkſäule im Hafen, welche die Rückkehr des Königs Louis XVIII. nach Frankreich, am 24. April 1814 verewigen ſoll, und den Abdruck des königlichen Fußes oder vielmehr Stiefels in Erz. Erz und Stein ſind geduldig. Warum hat Frankreich nicht, als Pendant zu dieſem Fußſtapfenbild da ein zweites hinſtellen laſſen, wo Karl X. ſeinen Boden zum letztenmal betrat? Es wäre dieß eine neue Art von Geſchichtsdenkmälern, und vielleicht enträthſelte in der Folge ein tiefſinniger Forſcher aus der Sohlenbildung die Vorbildung von Eigenſchaften und Schickſalen! Solchen Weiſen würde ich einen Podo- oder Pelmatomanten nennen.

Wir eilten, die Reiſe nach Paris anzutreten, genoſſen von der Straße nach Boulogne noch eine Zeitlang den großartigen Anblick des Meeres, und träumten uns in die Hoffnung hinein, daß wir noch das Weltmeer befahren würden. Die Magnetnadel unſrer Pläne zeigte nach Martinique, für dieſe Inſel hofften wir in Paris Dienſte zu bekommen, und von ihr aus, glaubten wir, werde es uns minder ſchwer werden, den Kontinent Südamerikas zu erreichen. Ganz anders aber, als wir dachten, hofften und träumten, drehte ſich der Zeiger unſrer Schickſalsuhr.

Von Boulogne, der reizenden Hafenſtadt, wo wir wieder eine Säule der Bourbonen ſahen, während dieſe Familie in Frankreich ſelbſt auf ſehr ſchwachen Füßen ſtand, eilten wir, jede Gelegenheit benutzend, ſo raſch als möglich über Abbeville und Beauvais nach Paris. Freudig ſchlug uns das Herz, als wir noch weit hinter St. Denis ſchon den Montmartre ſich großartig erheben ſahen, als wir mehr und mehr der Hauptſtadt Frankreichs uns nahten, und heitre Häuſer, Alleen, lebenvolles Treiben uns für die traurige Einförmigkeit des Wegs und unſre Ungeduld zu entſchädigen begann. Maleriſch ſcheint der Montmartre die Stadt Paris zu beherrſchen, wenn man ihr von St. Denis naht, in der Nähe gewährt dieſer Berg jedoch weder einen großartigen noch einen romantiſchen Anblick, aber Paris, das große, ungeheure menſchenwimmelnde Paris läßt auch den Fremden, der es zum erſtenmal betritt, alle ſeine Umgebungen, ja ganz Frankreich vergeſſen. Dieſe Schöne weiß alle ihre Reize ſo günſtig zu zeigen, und ihre Beſchauer ſo zu feſſeln, daß dieſelben lange und gern in jener wundervollen Magie befangen und gefangen bleiben. Wie oft auch ſind jene Reize geſchildert worden, und doch nie erſchöpfend, eben weil ſie nie überſättigen, und weil wir ſie mit den achttauſend Facetten des Auges einer Fliege betrachten können, die nach der Naturforſcher Meinung mit jeder ihrer achttauſend Facetten eines Auges etwas Andres ſieht.

Wir machten bei unſerm beſcheidenen Einzug in dieſe zweite europäiſche Weltſtadt ganz unerwartet eine Erfahrung eigner Art. Man iſt überhaupt im Bezug auf Paris und London ſehr freigebig mit dem Wort und Ausdruck Weltſtadt. Was iſt eine

Weltſtadt? Eine große Stadtwelt, wo ſich alle Welt, tout le monde, beiſammen findet, und durch einander treibt, das Wort Welt iſt ein Modeartikel geworden, es iſt der auf das Kleinſte angewandte größte Begriff. Wir wurden in Paris nicht weniger angegafft, als anderswo, und das Weſen der Großſtadt verhindert nicht, daß in vieler Hinſicht jede Straße in ihr ein kleines Krähwinkel iſt. Man ſchmäht die Klatſchſucht kleiner Städte, ihre Fraubaſereien, ihre engherzigen Coterien, ihre abgeſonderten und abſondernden Klubbs, wer aber meint, es werde in großen Städten nicht mediſirt, nicht geklatſcht, es gebe keine Fraubaſen da, keine Coterien und abgeſchloſſene Klubbs, der kennt große Städte nicht.

Wir wurden für gefangene Ruſſen gehalten, und dieß trug nichts dazu bei, uns zu empfehlen; wir hörten manches bittre Wort des Hohns, und nahmen es nicht übel, denn wir konnten den Franzoſen, die nun in ihrer Art ruhig geworden waren, nicht zumuthen, die Ruſſen zu lieben, wie lebhaft immer der Enthuſiasmus war, mit dem die Pariſer die Heere der Verbündeten noch vor wenigen Jahren empfingen. Wir hielten uns an Paris, und kümmerten uns wenig um die Pariſer, ſchlugen unſern Wohnſitz im Hotel d'Esprit ein, und von dieſem Hafen aus durchſteuerten wir nun die Stadt nach jeder Richtung.

Das Palais Royal, dieſes Herz von Paris, wurde zunächſt, und dann immer wieder von uns beſucht; vergebens aber würde ich mich mühen, ſein Wogen und Drängen, ſeinen ungeſtümen Pulsſchlag zu ſchildern. Man muß es geſehen haben mit ſeinen herrlichen Bazars, ſeiner Pracht und Luxusfülle, ſeinen Künſtlern und Technikern, ſeinen Muſen und Grazien, ſeinen Kaffé's und Reſtaurants, ſeinen Spielbanken und Schattenſpielen, ſeinen Theatern und Metamorphoſen. Man muß es geſehen, muß gebadet haben in der Meeresfluth dieſer Charybdis, und Gott danken, von ihren Wellenſtrudeln unverſchlungen geblieben zu ſein. —

Wir machten im Palais Royal die Bekanntſchaft eines ſächſiſchen Kurirs, der aus Spanien, wohin er an die Königin geſandt war, zurückkehrte. Er war ſchon oft in Paris geweſen, und diente uns als freundlicher Cicerone. Mit ihm beſuchten wir das berühmteſte Kaffé des Palais, das Café des Mille Colonnes; rieſige Spiegel bildeten die Treppenwand, und als wir das Innere betraten, glaubten wir, der Freund habe uns in den Thronſaal einer Königin geführt. Wirklich ſaß auf einem Throne eine Dame im ſtrahlenden Putz, und der Thron war ein Königsthron, auf dem einſt ein Bruder Napoleons geſeſſen, und die Dame war die

„ſchöne Limonadiere," von den Elegants gleich Schmetterlingen wie eine Blume umflattert, obgleich die ſchöne Limonadiere über dreiſſig Jahre zählen mochte, und ihre Schönheit nur mäßig war. Das Amt, die ſchöne Limonadiere zu ſein, trug dieſer Dame, wie uns geſagt wurde, jährlich 30,000 Franks ein. Auch hier hörten wir leiſe und laut um uns flüſtern: Ces sont des Russes!

Mit Herrn von Tharand, dem ſächſiſchen Kurir, der überall Connexionen hatte, ſahen wir die Pracht der Tuillerien, die Kunſtſchätze des Louvre, die Menagerien, Sammlungen und Gewächshäuſer des Jardin des plantes, das Hotel der Invaliden, u. ſ. w. und endlich dachten wir auch daran, uns nach dem Bureau der Expedition nach St. Martinique zu erkundigen; als wir dieß thaten, erfuhren wir, daß es bereits vor einigen Tagen geſchloſſen worden, und ſo war auch dieſe Ausſicht für uns auf immer verſchloſſen.

Rathlos ſtanden wir nun alle Drei, und wußten nicht, was beginnen? wie es ſchon ſo oft der Fall mit uns geweſen war, wie wir ſchon gewohnt waren, und ſo ſahen wir ein, daß troſtloſes Jammern uns nicht frommen werde. Wir waren auf gut Abenteurerglück wie Robinſon bei Campe ein bischen nach London gefahren, ein bischen nach Paris gegangen, und da es uns nicht beſchieden ſchien, gleich jenem auf eine wüſte Inſel im Ozean verſchlagen zu werden, auch das Schickſal unſre Arme für die Sache der ſüd-amerikaniſchen Inſurgenten nicht begehrte, ſo faßten wir den einmüthigen Entſchluß, nun doch wieder nach Hauſe zurückzukehren. Wie und mit welchen Mitteln? wußten wir nicht. Da aber bisher das Schickſal ſtets anders gewollt, wie wir, ſo wollte es nun auch nicht, daß wir nach Hauſe zurückkehrten.

Roſe und Röder waren eines Tages ohne mich ausgegangen, da ich mich etwas unwohl fühlte, als es an unſre Stubenthür klopfte; ich rief Entrez! und herein trat die Dame des Hauſes, die noch nicht wußte, wie unſer Geld ausſah.

„Mein Herr, Sie und Ihre Compagnons ſind nun eine Woche hier, ich bitte höflichſt, dieſe Rechnung zu berichtigen."

„„Madame, ich bedaure ſehr, dieß iſt für den Augenblick unmöglich; jedoch ſein Sie außer Sorgen, wir erwarten Briefe und Wechſel, die morgen oder übermorgen eintreffen müſſen."

„O nein, mein Herr! Sie ſind, bis Ihre Gefährten kommen, und bezahlen, mein Arreſtant!"

„„Madame, Sie machen ſich lächerlich!""

„Vous êtes un insolent!"

Zornroth warf ſie, aus meinem Zimmer tretend, die Thür in das Schloß, und zog den Schlüſſel ab; ich war ein Gefangner. Unnützen Lärm mochte ich nicht machen, und vertrieb mir die Zeit mit Nachdenken, und der Hoffnung, daß Roſe und Röder bald zurückkehren, und mich befreien würden. Allein es verging eine Stunde, und ſie kamen nicht. Ich nahm mein Tagebuch vor, trug ein, was ich geſehen, blätterte darin, und fand auf jeder Seite die Lehre, daß ich mich muthwillig in Mangel und Verlegenheiten geſtürzt habe. Es verging abermals eine Stunde, und niemand erſchien, mich zu erlöſen. Sehnſüchtig wandten ſich alle meine Gedanken der Heimath zu, das Bild meines Röschens trat lebendig hell vor meine Seele; meine ganze Vergangenheit ſtieg vor mir auf wie eine räthſelhafte Traumerſcheinung. Ob wohl mein Vater noch lebte, ob wohl der Kummer um den mißrathenen Sohn ihn nicht in die Grube gebettet? Ob wohl mein Röschen noch meiner liebend gedachte, mir treu war? Und konnte ich Treue verlangen? Was hatte ich ihr zu bieten, wo reifte für mich eine Glücksfrucht am verfluchten Feigenbaum meines verfehlten Lebens? Tiefer und tiefer umſpann mich mit ihrem Schattennetz die Melancholie. Es verrann noch eine Stunde, alles blieb ſtill. Immer dunkler wurden meine Gedankenbilder; meinen Gefährten ſchien ein Unglück begegnet, vielleicht hielt irgendwo ein böslicher Zufall ſie gefangen, wie mich. Und wenn ich nun unterginge und ſtürbe in dieſem Paris, wer wüßte es? Niemand daheim weiß, daß ich hier bin; wenn man mich todt fände und in die Morgue brächte, niemand würde mich kennen, niemand meinen Leichnam zur Beſtattung fordern, und die Polizei ſich nicht die Mühe nehmen, die Tauſende von Päſſen der hier anweſenden Fremden mit dem unbekannten Leichnam eines Todgefundenen zu vergleichen. Hier, und juſt hier mitten im Wogen aller Lebensfülle iſt die beſte Gelegenheit, ein ſpurlos Verſchollener zu werden, hier wo man täglich Todte findet, die Niemand kennt, Niemand beweint, und die nur die Nothwendigkeit zu beſtatten gebietet. Das geräuſchvolle Paris iſt ein Ort, wo man ſo gut, wie irgendwo, zu ſtiller tiefſinnender Gedankeneinkehr bei ſich ſelbſt, genügende Veranlaſſung finden mag.

Es waren bereits vier Stunden vergangen, ohne daß ich meines Arreſtes entlaſſen wurde, und ich dachte eben daran, daß es nun doch allgemach Zeit werde, die Thüre in Stücke zu treten, als ſich Tritte vernehmen ließen, und nahende Stimmen laut wurden. Es war die Dame des Hauſes, die mit geläufiger franzöſiſcher Zunge demonſtrirte, und die

Herr von Tharand zu beſchwichtigen und zu begütigen ſuchte, was ihm auch endlich gelang. Durch Verpfändung meiner Brieftaſche und meiner jenaiſchen Matrikel, die Leipziger bewahrte noch der ehrenwerthe Prorektor der Univerſität Utrecht auf, erlangte ich die Erlaubniß auszugehen, und eilte mit Kurirſchritt mit Herrn von Tharand nach dem Palais-Royal, wo ich meine Gefährten unter einem chineſiſchen Zelte fand, in deutſchen Zeitungen leſend, unbekümmert um mich und noch weniger um die Forderung unſrer Wirthin, wegen der ich bereis ein Martyrium erlitten hatte.

Meine Nachricht war nicht geeignet, die Freunde angenehm zu überraſchen, ſie war ſogar geeignet, die ſo beliebte Gazette de Dorf,, wie die Franzoſen die deutſche Dorfzeitung überſetzten, mit ihren damals noch unverpönten kräftigen Holzſchnitten, Dukatenmännerchen und dgl. vergeſſen zu machen. Wir beſchloſſen, da wir bei weitem nicht ſo viel Geld hatten, die Rechnung für unſre Chambre garnis zu tilgen, und auch durchaus keine Ausſicht, welches zu bekommen, nicht wieder nach jenem Hauſe mit dem geiſtreichen Namen zurückzukehren, wiewohl uns dieß ſchmerzlich genug fiel, indem wir noch Kleidungsſtücke dort hatten. Mehr als deren Einbuße ſchmerzte mich der Verluſt meiner in der letzten Zeit zu Jena mit Fleiß und

Eifer nachgeſchriebenen chirurgiſchen Hefte, die ich mit ängſtlicher Sorgfalt bisher mit mir herumgetragen hatte. Herr von Tharand verlor ſich unbemerkt von uns, wie Erſcheinungen ſolcher Art ſo oft auf Momente in unſer Leben treten, und dann ſpurlos verſchwinden, nachdem ſie, kometengleich, einmal die Bahn, die wir wandeln, durchkreuzt.

Das Kleeblatt der deutſchen Abenteurer wandelte nun im Dunkel des Abends planlos durch Paris, ohne zu wiſſen, wo es ſein Haupt niederlegen ſollte. Wohl gedachten wir, uns ein anderes Haus zu wählen, doch der wonnevoll ſchöne Oktoberabend lockte uns, noch im Freien zu bleiben. Es war der Abend des achtzehnten Oktobers. Vor zwei Jahren um dieſe Zeit loderte das Sieges- und Freudenfeuer auf dem Wartenberge, ſchallten unſre patriotiſchen Geſänge, ſchwuren wir dem deutſchen Vaterland Treue, Anhänglichkeit und Liebe, und Haß dieſem Frankreich, das jenes unterjocht, und das nun gedemüthigt zu den Füßen ſeiner Sieger lag. Und das war alles längſt vorüber. Wer fragte in Paris danach, daß heute der achtzehnte Oktober ſei, daß heute noch auf den Bergen Deutſchlands die Siegesfeuer loderten, die ſo ſehr bald antiquirt wurden? Und in der Hauptſtadt dieſes verhaßten Frankreichs ſtreiften wir, der Heimath, der Vergangenheit denkend, umher. Wir kamen nach den Tuillerien und wurden dort von einer Patrouille angehalten: „Qui vive? Que cherchez-vous sur la place?“

„Wir ſind Fremde, die ihr Hotel ſuchen, und die Richtung verloren!“ war unſre Antwort, und die Patrouille wieß uns zum entgegengeſetzten Thore des ungeheuern Tuillerienplatzes hinaus. Wir ſchritten der palaſtreichen, prachtvoll beleuchteten Rue Rivoli entlang, zur linken den grünen, friſchen anmuthigen Garten der Tuillerien, in deſſen Boskets und Laubengängen ſchäkernde Nymphen flüſterten. Immer weiter ſchlendernd über den Platz Louis XV. ließen wir die elyſeiſchen Felder zur Rechten, und gingen, der dunkel unter uns dahinrauſchenden Seine entlang, über den Quai de la Conferance. Endlich die Seine überſchreitend, kamen wir in die ſchöne Esplanade der Invaliden, zu der das groß und dunkel zum ſternhellen Nachthimmel aufragende Invalidenhotel mit ſeiner mächtigen Kuppel den Hintergrund bildete. In jenem rieſigen Militärhoſpital mochte doch wohl Manchem beifallen, welches Datum heute im Kalender ſtand!

Es war ſtill auf dieſem großen Platz, hier verſtummte das Geräuſch der Stadt, nur die Fontaine plätſcherte, nur ſinkendes Laub, das leiſe von den Bäumen der fünffachen Alleereihen abfiel, ward hörbar, und ein fernes dumpfes Getoſe, von dem wir nicht wußten, von wannen es kam. Wir waren müde, und ſo fern von den bewohnten Stadttheilen gedachten wir nicht, noch weiter zu wandern, ſondern nach Art der Lazzaroni im Freien zu übernachten. Wir ſetzten uns auf die Stufen der Fontaine der Invaliden, drückten uns an einander, um ein wenig gegen die Kühle der Nacht geſichert zu ſein, und entſchlummerten, um von beſſern Tagen zu träumen.

24.

Gemeine Soldaten.

Kaum eine halbe Stunde mochten wir geſchlafen haben, als rauhe Stimmen uns weckten, und wir uns von einer Militärpatrouille umringt ſahen, die uns arretirte und uns auf die nächſte Wachtſtube brachte. Dieſe hatte einen großen Kamin, und in ihm brannte ein großes luſtiges Feuer. Das Feuer wirkte wohlthätig auf uns, und mit ſtoiſchem Gleichmuth legten wir uns auf die harte Pritſche, und ſchliefen bis zum Morgen. Der wachhabende Officier ſchrieb einen Bericht über unſre Verhaftung, fragte nach Namen und Päſſen, erhielt Beſcheid, und ſandte uns mit 6 Mann Begleitung zum Platzcommandanten. Wir waren nicht wenig erſtaunt, ja wir trauten kaum unſern Ohren, aus deſſen Munde die folgende Rede zu vernehmen:

„Sie ſind oder waren, zu Folge Ihrer Päſſe, Jenaiſche Studenten, und der Zweck Ihres Aufenthaltes in Paris läßt ſich leicht errathen. Ihr öfteres Erſcheinen auf dem Tuillerienplatz iſt dem ſcharfſichtigen Auge unſrer Polizei nicht entgangen, es mußte Verdacht erregen. Wir kennen die deutſchen Studenten, ihre phantaſtiſchen Freiheitsträume, und die Verſchwörung, die durch alle Länder verzweigt, das Beſtehende umwälzen, und durch Verrath und Mord die legitimen Herrſcher von den Thronen ſtürzen will. Hier in Paris, meine Herren Demagogen, iſt kein Ort ihrer Wirkſamkeit, keine Bruſt für Ihre Dolche, unſer König iſt unerreichbar und unverletzlich, denn ganz Frankreich iſt ſein Schild. Ich freue mich, Sie entwaffnen zu können!“

Der Platzcommandant deklamirte wie ein Schauſpieler auf dem klaſſiſchen Theatre français in einem Stück von Racine, und wir mußten lächeln über den wahnbefangnen Acteur. Allein ohne uns zu hören, und ehe wir ein Wort zu unſrer Vertheidigung ſagen konnten, wurden wir von ſechs Gensd'armes gepackt, gebunden, und dann mit einer Wache von 40 Mann in ein Gefängniß geführt, wo wie in einen Kloak die verbrecheriſche Canaille von ganz Paris zuſammenzufließen ſchien. Es war die Conciergerie.

Der ruhige Gleichmuth, den wir bisher behauptet hatten, drohte zu wanken, als der Schließer uns ſagte, daß wir in dieſem Saale, der mit weit über hundert Perſonen laſterhaften Geſindels aller Art bereits faſt überfüllt war, vier bis fünf Tage würden bleiben müſſen. Und dieſe Vagabunden, in deren ſchändlichen Dunſtkreis wir traten, wollten auch alſobald Bekanntſchaft mit uns machen, ſahen uns als ihres Gleichen an. Verdienten wir es anders und beſſer?

„Furchtbar ſtrafſt Du mich, rächende Gottheit der Vergeltung, allwaltende Nemeſis!“ redete ich dumpf in mich hinein. „Furchtbar ſtrafſt Du den Leichtſinn meiner Jugend, und die Unbeſonnenheit, mit der ich in alle dieſe Wirrſale muthwillig mich ſtürzte. Wo iſt nun Rettung aus dieſem Labyrinth, wo iſt der Faden der Ariadne? Zum Auswurf der Menſchheit geſellſt Du mich und meine Gefährten, von denen einer vorwurfsvoll ſpricht: ich wollte, ich hätte euch in London nicht gefunden, und der andre allen ſeinen Kaltſinn und ſeinen Hohn zuſammenrafft, um nicht ſchwach und reuig zu erſcheinen! O daß ich jemals Phantomen folgte, und vom Zaubertrank der Illuſion mich berauſchen ließ! War ich nicht frei, war meine Lage nicht ziemlich ſorgenlos, und ſtatt ſie zu verbeſſern zu ſuchen durch vernunftgemäße Thätigkeit, mit der ich das Ziel, nach dem mein Herz ſich ſehnt, vielleicht errungen hätte, eile ich fernen

Welttheilen zu, ihre Freiheit erkämpfen zu helfen, und werde — ein Gefangener Frankreichs.“

So tief gebeugt und gedemüthigt fand mich neben meinen, nicht minder ernſt und trüb geſtimmten Freunden der Gefängnißwärter, als er kam, uns zum Verhör zu rufen; wider Vermuthen ſchnell war dieß angeordnet, man ſchien neugierig zu ſein, ſich Licht über uns und unſre vermutheten Mordplane zu verſchaffen.

Wir wurden ſtreng viſitirt, jedes kleinſte Inſtrument, Federmeſſer, Pfeifenräumer, Stecknadeln ſogar, mußten wir ablegen und wiederholt die Frage verneinen, ob wir keine Dolche bei uns trügen? Jeden von uns auf das Genaueſte zu unterſuchen, waren vier Mann beordert, dann wurde jeder einzeln vor das Tribunal geführt. Wir ſagten einmüthig die Wahrheit aus, und da keine weitre Anklage gegen uns vorlag, als unſer Mangel, ſo eröffnete uns nach dem Ende des Verhörs der Präfekt Folgendes:

„Sie ſind, Ihrer Ausſage nach, nach Frankreich
gekommen, um Militärdienſte zu ſuchen; Sie haben
icht die Mittel, länger in Paris Ihre Subſiſtenz
u friſten; Sie haben Verdacht erregt durch Ihre
uffallende Kleidung, und haben durch Ihr angeb-
ches Uebernachtenwollen an der Invaliden-Fontaine
h gegen die Geſetze der Sicherheitspolizei vergan-
n. Wir ſtellen Ihnen nun folgende Alternative:

Nehmen Sie franzöſiſche Dienſte, widerlegen Sie dadurch, daß Sie unſerm Könige dienen, den Verdacht, der auf Ihnen als Jenaiſchen Studenten ruht. Wir kennen dieſes Jena nicht blos vom Jahr Achtzehnhundert ſechs! oder, wenn Sie dieß nicht wollen, müſſen Sie ſich gefallen laſſen, unter Gensd'armerie-Bedeckung bis zur Grenze Frankreichs transportirt, und dort an die nächſte Polizeibehörde eines deutſchen Bundesſtaates zur Weitertransportation in Ihre Heimath überliefert zu werden.“

Es bedurfte von Seite unſrer keiner langen Ueberlegung. Keiner von uns hatte Luſt, auf dem Schub in ſeiner Heimath anzukommen. Wir erklärten uns bereit, Dienſte zu nehmen, und wurden nach einem Militär-Büreau gebracht.

Der Kommandant muſterte uns, ſchlug einige Bücher nach, trug ein, und ſagte uns: „Meine Herren, Sie ſind nach Ihrem Wunſch in der Legion de Hohenlohe als Rekruten eingetragen.“

„Wie, Herr Kommandant!“ riefen wir erſchrocken aus: „Als Rekruten? Dieß iſt nicht nach unſerm Wunſch!“

„Meine Herren, beruhigen Sie ſich,“ redete der Kommandant freundlich zurück. „Sie haben noch nicht gedient, Sie müſſen das Exercitium lernen, die Form verlangt ſtrenge Befolgung, indeß ſein Sie nicht bange; man pflegt ſtets Rückſicht auf Männer Ihres Standes zu nehmen; das baldige Avencement kann und ſoll Ihnen, wenn Sie ſich brav benehmen, nicht lange entgehen.“ Wir glaubten ihm, wir wußten nichts Näheres über die Legion de Hohenlohe.

Das Depot, zu dem dieſe Legion gehörte, ſtand am ſüdlichſten Ende Frankreichs, in Toulon, und unſer Wandertrieb erhielt eine höchſt befriedigende Ausſicht, die, den größten Theil von Frankreich zu Fuße zu durchpilgern, und dereinſt in der Erinnerung zu ſchwelgen, es in der Richtung von der Nordſee bis zum mittelländiſchen Meer durchſchnitten u haben. Zu Begleitung eines Sergeanten und nehrer Soldaten brachen wir auf, um unſrer Be- timmung zugeführt zu werden. Immer ſüdwärts, mmer weiter von der freundlichen Heimath ging un- r Marſch. Wir lernten im vollen Maaße fühlen, as es heißt, ein gemeiner Soldat zu ſein. ine willenloſe Maſchine, wenig mehr als ein gthier, das zur Arbeit vom Willen ſeines Herrn trieben wird. Wahrlich wir büßten ſchwer, die ien Deutſchen, die aufbrauſenden Jünglinge, ſie ren Frankreichs Sklaven geworden, und athmeten t den Staub der Chauſſeen des Departements der ine. Gemeine Soldaten! Gab es denn kein res Mittel, dieß erbärmliche Stück Leben zu riſten? — Genug, der Würfel unſers Geſchicks war auf eine Trommel gefallen, und in meine Ohren dröhnte wie ein Donnerſchlag der Nachhall jener Worte, die mein Vater einſt mir ſchrieb: Ein Sohn, der ſeinen Aeltern nicht folgen will, muß dem Kalbfell folgen. Mir geſchahe alſo.

In Corbeil wurden wir zum erſtenmal einquartirt, und ſchon hier ſah ich, daß in Frankreich ſo gut wie in meinem Vaterlande der arme Soldat wie eine Landplage betrachtet wird, ungern geſehen, ungern verpflegt; nur der glänzende Rock des Officiers beſticht und gewinnt überall leicht beſiegbare Herzen. Das Städtchen unſrer erſten Raſt iſt von der Seine durchſchnitten und liegt in einem freundlichen Thale zwiſchen lauter Weinbergen.

Am andern Tag erreichten wir unter fürchterlichen Regengüſſen Melün, wo uns jedoch eine etwas beſſere Pflege, als in Corbeil wurde. Daß die Lage, in welcher wir uns befanden, das Loos, dem wir entgegengingen, uns nicht heiter ſtimmte, uns nicht froh machte, wird jeder Fühlende begreifen, gleichwohl trugen Röder und ich männlich, was nun einmal unvermeidlich war, aber Roſe, der ſonſt immer verneinend gegen alle Anwandlungen von Weichmuth ſich geäußert, und ſtets mit dem Stachel des Hohns ſich gegen das Schickſal gewehrt hatte, begann ſich in den unwilligſten und vorwurfsvollſten Aeußerungen gegen Röder und mich, zu ergieſſen, er, der doch eigentlich die Hauptſchuld an unſerm gemeinſchaftlichen Leiden trug. Er war es, der mich verlockt und immer aufs Neue beredet hatte, ihm zu folgen, da mir günſtige und freundliche Anerbietungen gemacht worden waren. Wer aber ſeine Freunde recht kennen lernen will, der reiſe mit ihnen und trage Beſchwerden mit ihnen. Nirgend im Leben leichter als auf Reiſen macht ſich Egoismus, Herrſchſucht und jener kleinliche und peinliche Eigenwille geltend, der alles nach ſeinen Wünſchen verlangt, und eben ſo läſtig als unausſteblich werden kann.

Röder und ich ſchloſſen uns nun um ſo inniger an einander, ließen uns zuſammen einquartiren, und ihn allein, ſchützten uns dadurch gegen ſeine Launen, und wechſelten am Tage wenige Worte mit ihm. Wie ſehr aber ſolche Spannung unter Freunden, die ſich innig liebten, die ein Herz und eine Seele waren, drückt, wird jedes ſelbſt für Freundſchaft warm ſchlagende Herz empfinden.

In Montereaux, unſrer dritten Station, verließen wir das breite Stromthal der Seine, und gingen ſüdlich dem Lauf der Yonne entgegen, die uns nach Sens führte, deſſen Kirche die älteſte in ganz Frankreich ſein ſoll. Ueber Joigny und am

Abhang ſeiner Kreideberge vorüber gelangten wir am ſechsten Tag unſers beſchwerlichen Marſches nach Auxerre. Hier ward uns vergönnt, einen Tag zu raſten, unſre Füße waren wund gegangen, und einige Erholung wurde dringend nöthig. Ein Glück für uns, daß wir überall Wein erhielten, ſo viel wir deſſen trinken wollten, und es war das erſte Gefühl von Freude, das wir auf dieſem ermüdenden Marſch empfanden, als wir bei Vermanton die Rebenberge Burgunds begrüßten, deren Nektar uns ächt und alt in Avallon vorgeſetzt wurde und befeuerte. Die ſchöne gebirgige Gegend dieſes Landſtrichs mit dem angenehmen Thal des Voiſin, in das viele Rebenthäler münden, konnten wir nicht genießen, denn ſtromweiſe ſtürzte den ganzen Marſchtag der Regen vom Himmel, und ſeine Stürme verfolgten uns über Saulieu bis nach Arnay ſur Arraux, unſerm zehnten Raſtort. Zu unſerm Glück und Troſt bekamen wir hier ein gutes Quartier, hatten auch das Vergnügen, uns die Einquartierungsbillets auf der Mairie ſelbſt zu ſchreiben, weil die edle Schreibekunſt dem Herrn Maire nicht von der Hand ging. Das Land wurde immer gebirgiger, je weiter wir gingen, der Weinbau hörte auf, und wir überſtiegen hohe und ſteile Berge, über welche jedoch gut erhaltene Straßen führen. Die Bauernhäuſer im Departement Saône und Loire ſind aus rohen Feldſteinen aufgeführt, zu denen der kalkige Schmutz der Chauſſeen als Mörtel dient. Ueber Chagni, ein freundliches und volkreiches Städtchen am Abhang eines waldigen Hügels gelangten wir nach dem reizenden Chalons ſur Saône, von wo aus die beiden weit von einander ſtrömenden Flüſſe, nach denen das Departement genannt iſt, durch den berühmten Centrekanal verbunden werden. Hier ſahen wir Römer-Denkmäler, Legionenſteine und dergleichen, und dachten, daß vor uns ſeit faſt zweitauſend Jahren auch ſchon arme Soldaten gelitten haben mochten, obſchon das solamen miseris, socios habuisse malorum uns nicht ſonderlich erbauen konnte.

Nun wurde unſre Marſchruthe wieder ſehr freundlich und angenehm. Südfrankreich lag vor uns mit allen Reizen eines reichen Herbſtes, und oft erquickte uns die Traubenfülle der Reben des Jahres 1819. Ueberall war Leben, Thätigkeit und Freude ſichtbar, und wir würden uns an den herrlichen Ufern der Saône, an der vor und hinter Tournus lange unſre Straße uns hinführte, götterfroh gefühlt haben, hätte unſer Schickſal uns nicht ebenſo gebieteriſch vom Tiſch der Freude, an dem wir gern weilen wollten, fortgetrieben, als es uns auf rauher und wüſter Bahn nicht raſten ließ. Die ziemlich ſteil anſteigende

Straſſe wand ſich eine Zeitlang zwiſchen Bergwänden hin, die jede Ausſicht ſperrten, bis mit einemmale eine weitgedehnte Fläche ſich oben vor unſern Blicken aufthat, und wir in ein reizvolles irdiſches Paradieß hinabſchauten. Weit hin konnten wir dem Lauf der Saône mit den Augen folgen, die wie ein Silberband die Auen durchſchlängelte, die Bergkette von Charolais ſchloß amphitheatraliſch als blauer Rahmen das farbenreiche Landſchaftbild ein. Auf einer Anhöhe zum Theil und zum Theil ſich nach dem Fluß hinabſenkend, liegt Tournus, das uns heiter zur Raſt winkte, in der warmen Sonnenbeleuchtung eines Herbſtabends, und der Himmel hing in zauberiſchen Farbentinten glühend, über dem ſchönen Land. Mir war es, als ſchaue ich in ein befreundetes Heimath- ben, und ich ſtand entzückt vom Anblick des Jura- ebirges und der fernen Alpen. In Tournus bernachteten wir, und ſetzten am andern Tag unſern Marſch bis Macon fort, der Hauptſtadt des De- rtements. Von da aus gingen wir immer am ltern Ufer der Saône hin, die oft wie ein ſtiller ee die Bilder des Himmels und der herrlichen ndſchaft abſpiegelte, über Ville-Franche nach n düſtern, nur in der Ferne prächtigen Lion. ir erreichten dieſe Stadt todtmüde, ſo daß der iz ihrer zahlreichen Schönheiten und Sehenswürdigkeiten für uns, die wir am Geiſt und Körper abgeſpannt waren, verloren ging. Das war eben unſer Fluch, daß wir auf einer Reiſe uns befanden, die jeden Andern und auch uns ſelbſt beglückt haben würde, wenn ſie unter günſtigen Verhältniſſen angetreten und ausgeführt worden wäre; ſo aber mußten wir nach kurzer Raſt immer wieder aufbrechen, immer weiter und weiter, durch blühende Auen und über ſteile Berghöhen, oft von Stürmen gepeitſcht, vom Regen bis auf die Haut durchnäßt, dann wieder von der ſengenden Sonne, deren Strahlen das Blut der Trauben von 1819 zu flüſſigem Feuer kochten, gebrannt und gebräunt, unſers Weges ziehen.

Wer ſollte glauben, daß ich in ſo mißlicher Lage ein kleines zärtliches Abenteuer erleben würde, und doch war es ſo.

Wie in Paris, ſo auch in Lion üben meiſt Kloſterfrauen die Krankenpflege aus. Ich hatte durch die anſtrengende Reiſe eine ſchmerzhafte Wunde am Fuß, die mir das Gehen äußerſt beſchwerlich machte, und fragte zunächſt nach einem Militairarzt. Man wieß mich in ein Nonnenkloſter. Dort angekommen, und die Urſache meines Erſcheinens kund gebend, erſchien ein ganz ſchwarzgekleideter Mediciner. Schon glaubte ich, meinen Mann gefunden zu haben, glaubte von ihm unterſucht und verbunden zu werden, aber er brachte mich in eine Stube, und ging hinweg. Eine verſchleierte Geſtalt von jugendlichen Formen und edler Haltung trat ein, und fragte mit einer Stimme voll zarter Innigkeit nach meinem Uebel. Ich zeigte ihr meinen wunden Fuß, und die reinſten und zarteſten Finger, die ich je geſehen, unternahmen das Geſchäft der Barmherzigkeit, meine Wunde zu reinigen und ſie zu verbinden. Ich ergoß mich in Dankſagungen, ſie erwiederte mit leiſer und zitternder Stimme: „Es iſt meine Pflicht.“ Ich wagte die Bitte, daß es meiner gütigen Wohlthäterin gefallen möge, den Schleier zu lüften, und mich ihr Antlitz ſehen zu laſſen, damit ich um ſo beſſer mich hrer dankbar erinnern könne, aber meine Bitte fand ein Gehör: „Ich darf es nicht,“ war ihre ganze ntwort.

„Wählten Sie freiwillig das Kloſterleben, ehr- ürdige Schweſter?“ begann ich weiter zu forſchen, nd ſie ſprach mit einer Stimme, durch die ein ehmuthvoller Schmerz zitterte: „Ich bin eine Waiſe; eine Aeltern verlor ich früh, Niemand blieb mir, ls ein theurer, unvergeßlicher Bruder, der nur für ich lebte, und für meinen Unterhalt ſorgte. Das rauſame Schickſal entriß ihn mir, er zog mit nach ußland, und fand dort ſeinen Tod. Ich wählte s Kloſter, und gelobte mich dem Dienſt des Herrn und der Pflege der leidenden Menſchheit. Ach, jeder arme Soldat ruft mir die Erinnerung an meinen Bruder zurück, er — wird keine Hand gefunden haben in dem Lande der Barbaren, die ihn verband, kein Herz, das mitleidvoll für ſein Leiden ſchlug.“

Die junge Nonne ſchluchzte leiſe, und trocknete mit dem Schleier ihre Thränen; ihr Kummer rührte mich tief, ich vermochte kaum, ihr etwas Tröſtendes zu ſagen. „Darf ich noch einmal kommen, noch einmal bitten, die Wunde zu verbinden, und würden Sie morgen wieder die große Güte haben, dieß Geſchäft zu übernehmen?“ fragte ich nach einer Pauſe, und freundlich erwiederte ſie: „O gern, nur kommen Sie früher wie heute, kommen Sie frühmorgens, vielleicht iſt mir dann mehr Zeit vergönnt, mit Ihnen zu plaudern. Schon ruft die Glocke zum Gebet, gute Beſſerung, mein Herr! A Dieu!“

Ich wagte es, ihre Hand zu küſſen, die ſie mir ſchnell entzog, und eilig entſchwebte ſie, dem Klang einer Glocke folgend, die das Kloſtergebäude durchſchallte. Wunderbar von dem Zauber bewegt, den die Stimme, die Geſtalt, die unendliche Milde dieſes Mädchens ausübte, verließ ich das geiſtliche Haus. Der Schmerz meiner Fußwunde ſchien nach dem Herzen zu ziehen.

Als ich in unſer Quartier zurückkehrte, kam mir Röder mit der Nachricht entgegen, daß wir in der Frühe des andern Morgens mit einem Kornſchiff nach Avignon fahren würden. Dieß war mir ſehr unlieb, denn ich konnte den Wunſch nicht unterdrücken, noch einmal die liebliche Erſcheinung zu ſehen, die ſo mild und gütig in mein Leben getreten war; daher ſagte ich meinem Sergeanten, meine Wunde mache einen nochmaligen Verband durchaus nöthig, und wenn man nicht auf mich warten wolle, ſo würde ich nachkommen. Als die beſtimmte Morgenſtunde ſchlug, die ich ſehnſüchtig herbeigehofft, ging ich mit klopfendem Herzen nach dem Kloſter hin. Auf dem Wege begegnete mir eine Laienſchweſter des Kloſters, und fragte: „Sind Sie, mein Herr, der Deutſche, der geſtern im Kloſter war?“ Ich bejahte. „Fragen Sie nach Schweſter Clara!“ lispelte ſie, und verſchwand im Menſchengedränge der volkreichen Stadt. Ich verſtand dieſen Wink, und eilte zum Ziele. Die Pförtnerin fragte mich nach dem Namen der Schweſter, die geſtern mich verbunden habe, und ich nannte Clara. Ich wurde nicht in das geſtrige Zimmer geführt, ſondern in eine freundliche Zelle, die von Arom durchduftet war, und in der ich den ſüßen Zauber frommer Jungfräulichkeit zu athmen glaubte. Viele Gebetbücher ſchmückten eine Repoſitur, und an der Wand hing, ein freundlicher Anblick meinen Augen, eine Guitarre. Schweſter Clara erwiederte ſtumm meinen ehrerbietigen Gruß, und die Pförtnerin entfernte ſich.

„Noch einmal flehe ich meine edle Helferin um den Dienſt der Barmherzigkeit; ich hatte die Nacht über große Schmerzen, und muß ſchon morgen, wo nicht noch heute, abreiſen!“ redete ich Clara an.

„Sie müſſen reiſen?“ fragte ſie, und es war, als liege eine Beſtürzung in ihrem Ton, der ich eine günſtige Deutung für mich geben durfte.

„Ja, ich muß!“ erwiederte ich, und begann, meine Wunde vom Verband zu befreien. Clara ſtand im tiefen Sinnen, wie in einen Traum verſunken, bis ſie mit einemmale aufſeufzend ſich den Gedanken zu entreiſſen ſchien, die ſie überwältigt hatten, und nach ihrem Verbandetui griff. Sie begann ihr Geſchäft lautlos; auch ich ſchwieg, und ſeufzte nur leiſe, und wenn ich es that, ſo war mir, als blitze der unendlich zärtliche Blick eines dunkeln Auges durch den Schleier, während ihre ſanfte Berührung mich wie mit elektriſchem Feuer durchloderte. Endlich war der Verband umgelegt, ich konnte gehen, aber es feſſelte mich mit magiſcher Gewalt an das holde Kind.

„Sie haben dort eine Guitarre!“ begann ich ein Geſpräch. „Lange ward mir nicht die Freude, dieß Inſtrument zu ſpielen! Erlauben Sie wohl?“

„Sie ſpielen, mein Herr? Sie ſingen wohl auch?“ rief ſie mit jugendlicher Lebhaftigkeit, und eilte, mir das Inſtrument zu bringen. Ich begann in einer wahrhaft ſeligen Stimmung mein Spiel; ich fühlte mich wie von Engelflügeln getragen, der Welt entrückt, vergeſſen war all mein langes Leid. In der Zelle einer Nonne, die mit Entzücken lauſchte, erklang, gewiß zum erſtenmal, Boildieus ſchöne Arie:

„Der Troubadour
Stolz auf der Liebe Bande,
Folgt einer Spur,
Irrend vom Land zu Lande ꝛc.“

In das Herz der Kloſterjungfrau zog mit dieſen Tönen die Weltluſt mit all ihrem verlockenden Reiz. Sie kannte ja blos Cantaten und Hymnen, ihr Spiel hatte wohl nur das O santissima begleitet:

„Ein Küßchen nur!
Dem Troubadour!“

ward zärtlich die Stimme des Sängers, der feurig ihre Hand ergriff, und flehend bat, den Schleier zu lüften. Clara ſträubte ſich, und ließ es doch geſchehen und ein engelſchönes Angeſicht, im Purpur der Schaam und vielleicht auch heimlichen Verlangens glühend, enthüllte ſich mir. Schon glaubte ich, an ihr Herz ſinken zu dürfen, als plötzlich eine kreiſchende Stimme „Clara!“ rief. Der Schleier fiel, ich ſank auf den Seſſel und wickelte ächzend meinen Verband wieder ab. Die Priorin trat ein, ſah Clara mit der frommen Pflichtübung beſchäftigt, und ich küßte mit ehrerbietiger Reverenz die Runzelhand der Alten, die ſich bald wieder entfernte. Die neue Verbandarbeit war bald geendigt; noch einmal hob ich den neidiſchen Schleier, liſpelte Worte der Schmeichelei, und drückte auf die roſigfriſchen Lippen einen Flammenkuß, preßte die bebende Geſtalt feurig an mein Herz. Es war eine Sekunde, die Tage des Schmerzes aufwog, ach, aber auch nur eine Sekunde, denn die Priorin hatte gelauſcht, und trat wie der Flammencherub des Gotteszornes in die paradieſiſche Zelle. Mit dem Feuerſchwert ihrer Zunge flügelte ſie mich hinaus, und ich war weit übler daran, wie unſer Stammvater Adam, denn ich mußte allein gehen, und empfing die Verheißung zeitlicher und ewiger Verdammniß, ehe ich noch gefallen war. Armes Clärchen!

Als ich in das Quartier kam, fand ich meine Gefährten noch, und erzählte ihnen mein kleines Abenteuer. Roſe lachte darüber, aber der ſtrenge

Röder verwies mir mit deutſchem Ernſt meine Untreue gegen Röschen. Ich hatte gefehlt, ich hatte einen Augenblick Deiner vergeſſen können, Du reiner Stern der Heimath, doch die beſte Entſchuldigung meines Vergehens wird wohl die ſein, es nicht entſchuldigen zu wollen.

25.

Die Legion.

Wir verließen das in jeder Hinſicht ſo merkwürdige Lyon, und fuhren zwiſchen den prangenden Kais, an den mit Prachtbauten weithin geſchmückten Ufern der Rhone vorüber. Majeſtätiſch wogte der Strom, und die hohen Reize ſeiner Ufer entſchädigten uns dafür, daß uns nicht vergönnt war, uns in Lyon lange umzuſehen. Die Rhone iſt ein wilder männlicher Strom, der aus dem Kryſtallſchloß im Schooß des St. Gotthards hervorbraußt, man hätte ſeinen Römernamen Rhodanus beibehalten, und ihn ſprachlich nicht in ein Femininum verwandeln ſollen. Sanfte Gebirghöhen, maleriſch mit Landhäuſern geſchmückt, ſcheinen ſowohl am öſtlichen, als am weſtlichen Ufer den Zug des Stroms zu begleiten, jene ſind die letzten, ſich in die zauberiſche Landſchaft der Provence herabſenkenden Vorberge des Juragebirgs.

Maleriſch liegt das Städtchen Vienne, dem wir vorbeifuhren, am breiten Stromſpiegel, mit Ruinenſchlöſſern und Römertempelreſten, und manche Erinnerung an den Rhein drängt ſich auf, ohne daß gerade ein Vergleich beider Ströme anders ausfallen könnte, als einer zwiſchen zwei Dichtergenien, die beide gleich reich begabt, gleich erhaben, dennoch verſchiedene Bahnen ziehen, und die äußere Erſcheinung der Welt und des Lebens in ihrem Innern auf verſchiedne Weiſe abſpiegeln. Wir ſahen den alten von der Volksſage umklungenen Thurm des Pilatus ohnfern des Kai's, im Vorüberfahren, ſo wie den gigantesken Obelisken l'Aiguille auf einem hohen durchbrochenen Poſtament. Impoſant erhob ſich über der Stadt die ſehr ſchöne, im reinſten gothiſchen Styl erbaute Kathedrale, und hoch über ihr, einem antiken Tempel ähnlich, das Fort Pipet. Wir mußten dem allen vorüber. Zur Rechten erhob nun der hohe Mont Pila ſeinen weitſichtbaren Gipfel, zur Linken ſtreckten die Berge der Dauphiné, ſpäter die Alpen Savoyens ihre fernragenden Häupter empor, unter ihnen der doppeltgehörnte Mont-Ventour. Kurz vor Valence mündet die liebliche Iſere in die Rhone, ein Alpenfluß, wie ihre Namensſchweſter, die baierſche Iſar. Die Landſchaft rings umher erſchien ſo idylliſch lieblich, ſo ruhig und friedlich, und wir Arme ſtanden oder ſaßen auf dem Verdeck und ſahen wehmuthvoll die ſchönen Uferbilder, gleich wehmüthig freundlichen Erinnerungen vorüberziehen. Auch hier war gut wohnen, wir aber hatten keine Heimath mehr! — Reiſſender fluthete der Strom, und trug uns raſch an dem berühmten Weinort St. Peraye vorbei. Das Thal verengert ſich gegen Montelimart, das von Rebenbergen heiter umgrünt iſt. Unaufhaltſam an Städten, Schlöſſern, Villen, Inſeln und Dörfern vorbei ging unſre Stromfahrt. Furchtbar ſteile Felſen ſtarren dicht am rechten Ufer der Rhone empor, während die Höhen des Linken weiter zurücktreten, und bisweilen die fernen Alpen durch ihre Spalten erblicken laſſen. Das Land nimmt einen düſtern Charakter an; graue Lavabildungen und Baſaltmaſſen tragen maleriſche Burgruinen; von wunderbarer und überraſchender Wirkung ſind die bizarren Gruppen des Säulenbaſaltes, wie nicht leicht ein Stromthal ähnliche bietet, und deren man im Vorüberfahren unzählige gewahrt.

Immer ſüdlicher wurde jedoch die Vegetation, jemehr wir uns dem Städtchen Orange näherten, das eine Viertelmeile vom Strom auf dem linken Ufer liegt. Eine unendliche Fernſicht that ſich prachtvoll auf, der Berg Ventour begrenzte ſie maleriſch. Immer mehr Monumente aus der Römerzeit, immer mehr Maulbeerbäume, endlich Cypreſſen, Lorbeer-Oliven und Feigenpflanzungen, und darüber der tiefblaue Herbſthimmel; ich glaubte, in Italien zu ſein. Endlich, nach langer, unterhaltender Stromfahrt, ward Avignon am 6. November erreicht.

Das durch ſo zahlreiche und große geſchichtliche Erinnerungen berühmte Avignon, das Römerkolonie, Albigenſer- und Blutopferherd, Papſt und Gegenpapſtreſidenz war, „das occidentaliſche Babylon," wie Petrarca die Stadt, den päpſtlichen Wolluſtſitz nannte, bot uns Armen, halb Gefangenen, keinen freundlichen Empfang. Wir fanden beim Ausſchiffen ein rohes, heimtückiſches und malitiöſes Volk. In dem Quartier, das uns angewieſen ward, erhielten wir weder Feuer noch Licht, und als wir nach der Schlafſtätte fragten, wieß man uns in den Stall, in dem bereits eine Eſelsheerde der Ruhe pflegte. Nie waren wir in ſo ſchlechter Geſellſchaft, wie hier! Selbſt nicht, als wir, Roſe und ich, in Holland zwiſchen Oudewater und Montfoort unter dem Rindvieh ſchliefen. Dennoch verſuchten wir, ob nicht Oechslein und Eſelein uns neben ſich dulden würden, allein wir lagen keine Viertelſtunde auf dem Stroh, als die ſüdlichen Vampyre, die dem Reiſebeſchreiber Italiens, G. Nicolai, eben ſo viel Zorn, als kritiſchen Sturm erregten, uns nöthigten, ſchleunig und fluchend die allzubevölkerte Stallreſidenz zu verlaſſen. Wir ſtäubten und ſchüttelten unſre Kleider ab wie die Juden ihr Feiergewand beim Abendgebet im Vollmondſchein, und drangen darauf, uns für unſer Geld Betten zu geben.

Nur einen Tag war uns vergönnt, in Avignon zu raſten; wir benutzten ihn, uns in der alten und merkwürdigen Stadt ein wenig umzuſehen. Wir erſtiegen zuerſt den Fels, darauf die alte Burg, wie eine Papſtkrone noch in halben Ruinen horſtet, und die Kathedrale Notre-Dame de Dons prangt, und erlabten uns an der wonnevollen, über alle Beſchreibung ſchönen Ausſicht. Die Stadt mit ihren zahlloſen luſtigen durchbrochenen Glockenthürmen, davon ſie ſonſt die tönende hieß, lag in alterthümlicher Pracht unter uns, von der ſchönſten und zierlichſten Mauer im gothiſchen Styl umgürtet. Oeſtlich ragt weitſichtbar der Mont-Ventour empor, und die Felſenbergkette der Vauclüſe erinnerte uns an den Sänger der Liebe und an Laura, die ſo innig ſein, und doch nicht ſein war. In blauer Ferne begrenzten die Cevennen den ſüdlichen Horizont. Durch die tiefgrüne hügelreiche Stromebene, die ſich unermeßlich weit in die Ferne zog, ſo daß es ſchien, als küſſe das Meer ihren Uferſaum, rauſchte ruhig und ſtolz der lichtgrüne Alpenſohn, der mächtige Rhodanus hin, von Schiffen und Flößen, Böten und Kähnen belebt, und zu beiden Seiten mit ſtattlichen Landſitzen geſchmückt. Mit breiten Armen umſchlingt er die frühlingsgrüne gartengeſchmückte Inſel Bratelaſſe, und ſcheint die alte Trümmerbrücke zum nachbarlichen Villeneuve im brauſenden Uebermuth zur Ruine gemacht zu haben, nachdem ein frommer Schäfer Kraft einer Viſion ihren Bau begründet; dieß war St. Benezet. Freundlich und lieblich liegt die Nachbarſtadt Villeneuve les Avignon mit den Ruinen eines Karthäuſerkloſters auf einer Anhöhe.

In der Stadt beſahen wir das große Hotel der Invaliden mit ſeinem ſchönen Garten, in dem ſich die alten Kameraden nach Luſt vergnügen können; das Haus faßt ihrer ſechzehnhundert, darunter auch viele Deutſche. Wir trafen und ſprachen einen alten Huſaren aus Cöln, den Neſtor dieſer vortrefflichen Anſtalt, er zählte 105 Jahre, und 85 Jahre Dienſtzeit, dabei ſah er aus, wie ein Sechziger, und hatte keine Klage, als die, daß man ihn zu früh quiescirt habe. Frankreich ſorgt auf beiſpiellos muſterhafte Weiſe für ſeine ausgedienten Krieger.

In Avignon wurde Röder durch einen böſen Fuß zurückgehalten, was uns beiden ſehr leid that; mein Bitten, bei ihm bis zur Wiederherſtellung bleiben zu dürfen, war fruchtlos, ich mußte mit Roſe die Reiſe weiter ſetzen, und noch dazu zu Lande.

Röder ſollte in Aix wieder zu uns treffen. Wir gingen durch die ſchöne Provence, durch das Land der Liebe und der Geſänge, der Troubadours, der Mauleſel und der Kieſelſteinflächen, aus denen zwar Lavendel und Thymian aufſproſſen, und die Luft mit Arom ſchwängern, die aber doch arme Fußreiſende in Verzweiflung bringen können, und nahten uns dem Gebirgszug der Alpinen. Ueber das unanſehnliche und ſchmuzige Städtchen Orgon und über Lambeſe ging unſer Weg durch dieſes ſteinige Arabien nach Aix.

Eine komiſche Ueberraſchung ward uns zu Theil, als wir dort an der erſten beſten Fontaine unſern Durſt ſtillen wollten, und warmes Waſſer in den Mund bekamen. Vergebens warteten wir auf Röder, er kam nicht nach, und ohne ihn mußten wir weiter reiſen. Durch eine romantiſche Landſchaft wandernd, kamen wir nach dem Städtchen Auriol, das etwas ſeitwärts von der Straße ganz heimlich zwiſchen Bergen verſteckt lag. Wohl nicht oft mochte ſich's treffen, daß Fremde hier einſprachen, oder ſehr abſchreckend mußte unſer Anblick ſein, denn als wir Quartier ſuchten, flohen die Kinder ſchreiend davon, und ſuchten das Haus zu verſchließen; auch ſpäter nahten ſie uns furchtſam und ſcheu, nicht ohne über ſich zum Schutz gegen alle teufliſche oder ketzeriſche Anfechtung manches Kreuz zu ſchlagen.

Steil hoben ſich die Alpinen empor, beſchwerlicher wurde wieder unſer Marſch, und entfernter wurden unſre Etappenorte. Himmelhohe Bergwände ſtarrten empor, verbargen uns die Windungen der Straße, und machten uns den Weg lang, da ſie jede Ausſicht hemmten. So kamen wir durch das arme Städtchen Bouſſet, und immer weiter zwiſchen kahlen Felsbergen hin, welche die ſchmale, doch gut erhaltene Straße ganz einengten. Rauh und wild war die Gegend, kaum war irgendwo eine Schlucht mit lebenvollem Grün geſchmückt; endlich, auf dem höchſten Punkt der Straße, gelangten wir zu einem kleinen Plateau, von dem uns der Blick auf das mittelländiſche Meer frei ward. Wir ſahen hinab in ein ſchönes reizendes Gefilde, in Gärten, Weinberge, Wieſen und Felder; hoch über uns gipfelte ſich noch ein ſteiler Berg empor, und am Ende der Fernſicht, da, wo das Meer an Frankreichs ſüdlichſtes Ufer ſchlug, lag das reizende, wohlgeſicherte Toulon.

In Toulon wurden wir von einem Haufen roh ausſehenden Geſindels begrüßt, das ſich uns als Kameraden vorſtellte, und in einen Jubel über unſre Ankunft ausbrach, den wir weder begreifen, noch erwiedern konnten. Mir ſchauderte vor der Legion. — Unſer erſter Gang war zum Major von Ulſen, einem Deutſchen, der uns mit einem Geſicht voll finſtrer Strenge empfing, und mit Barſchheit fragte, wie er zu uns, wir zu ihm kämen? Wir erzählten ihm alles, und der ſtrenge Mann fühlte Mitleid mit uns. „Ich bedaure euch aufrichtig,“ ſprach er. „Klagt euern Leichtſinn, klagt euer Schickſal an, wenn ihr Leiden ertragen müßt, die euch unerträglich ſcheinen, und die ihr, wie ich zu eurer Ehre glauben will, nicht verdient. Ich möchte Thränen vergießen, wenn ich junge Männer eures Standes und eurer Bildung in dieſe Legion gezwungen eintreten ſehe, die ich zu kommandiren, das Unglück habe. Jeder gute Keim wird unter dieſen wilden Geſellen erſtickt, der Auswurf aller Nationen iſt hier vereinigt. Wißt ihr, was in Deutſchland Strafkompagnien ſind? Die Legion Hohenlohe iſt für Frankreich eine ſolche Anſtalt im Großen, und zugleich ein Zufluchtsort für verbrecheriſche Flüchtlinge des Auslandes. Die meiſten ſind roh, wie das Vieh, und die härteſten Strafen beſſern ſie nicht.“

Das waren unſre Ausſichten im Dienſte Frankreichs, das waren die Menſchen, in deren Genoſſenſchaft wir Lorbeern erwerben ſollten. Jetzt erſt wurden wir militäriſch eingekleidet, und mein treuer

Flaus wurde von mir auf immer abgelegt. Es traten mir Thränen in die Augen, als ich ihm folgende Standrede hielt:

Fahre wohl, mein Flaus! Fahre wohl, mein Freund! Du trauter Gefährte in dem frohen akademiſchen Leben, Du letztes Blatt der Erinnerung an ſchöne Stunden, fahre wohl! Auf Nimmerwiederſehen! Du haſt an des guten Tus VIII. luſtiger Herzogstafel mitgeſeſſen, und haſt den Staub, den die Helden des Fechtbodens erregten, in Deine Faſern aufgenommen! Du haſt mich bedeckt, wenn ich auszog, für Burſchenwohl den Hieber zu ziehen, Du haſt mich bedeckt, wenn ich, der Präſes bei feſtlichen Commerſen, deutſche Kernlieder anſtimmte. An Dir hat mein Liebchen geruht, wenn ich ſie feurig an meinen Buſen drückte, o ich möchte noch einmal die Stelle küſſen, an der ihre blühende Wange lag. Das iſt die rechte Herzſtelle, mir mehr werth als die Herzſtellen in allen Wappen aller Potentaten. In Dir fühlte ich mich frei, war ich frei. Fahre wohl mein Flaus, fahre wohl mein Freund! Reiſegefährte im Gefild der Trübſal, Begleiter im Wogendonner der Zuiderſee, in der Sonnengluth auf dem Bergweg der Sevennen, im rauhen Sturmgebraus des aus Alpenſchluchten hervorwehenden Miſtrals. Fahre wohl! So gewiß das Glück und Leid meiner Jugend vorüber iſt, ſo gewiß ſcheide ich jetzt auf immer von

Dir. O könnte ich mit Dir die Erinnerungen von mir ſtreifen, und mit dem neuen Kleid, das mich ſtets ſo an meine Knechtſchaft erinnern wird, wie Du mich an meine Freiheit erinnert haſt, andre Gedanken anziehn. Fahre wohl, treuer, lieber alter Gottfried! Möge ein freier Mann Dich vollends abtragen, kein Sklave, das iſt mein Vaterſegen für Dich! Du biſt zu abgeſchabt und durchſichtig, um noch Aufſehen zu machen, ein lockrer Burſche trug Dich, bis Dein Gewebe ſich auflockerte. Eigentlich gönne ich Dich keinem, und wünſchte Dich in Papier verwandelt zu ſehen, um meine Geſchichte darauf ſchreiben zu können! Der Friede Gottes ſei mit Dir, mein Gottfried!“

„Wird die Tirade kein Ende nehmen?““ fragte Roſe bitter, ich küßte, ohne ihn zu beachten, meinen alten Flausrock und riß mir einen Knopf zum Andenken ab. Als man mir die Montur anlegte, war es mir, als lege man mir, gleich einem Galeerenſklaven, Ketten an. Einſam und trauernd wandelte dann der neue Rekrut am Strand des Meeres; ſehnend hoffte ich den Freund wiederzuſehen, deſſen Ausbleiben mich beängſtigte, und eine Meereswelle verſchlang zwei grimmige Thränen, als ich mich nach einer glänzenden Muſchel bückte.

26.

Miserere!

Nicht in Toulon, wie wir geglaubt und gehofft hatten, nicht in dieſer ſchönen Hafenſtadt mit der herrlichen Rehde und dem rieſigen Arſenal, die mitten im Schoos einer verſchwenderiſch freigebigen Natur, einer üppigen Vegetation ſich ausbreitet, war uns zu bleiben vergönnt, wir erfuhren, daß wir nach Corſica beſtimmt wären. Es wurden bereits von dort die Schiffe erwartet, die uns hinbringen ſollten.

Röder kam, und mit ihm wieder ein Schimmer von Freude in mein Herz. Ein treuer Freund iſt ein Troſtesſtern in der Nacht des Leids, wie ſchmerzlich es auch der liebenden Seele iſt, den Freund gleichen Leides theilhaftig zu wiſſen. Am Ende konnte es uns ja einerlei ſein, wohin wir geſchleudert wurden, wir hatten ja noch viel weiter gewollt, und ſprachen oft: Kämen wir nur recht weit vom europäiſchen Feſtland! Daß Niemand je erführe, wo wir ſind, daß Niemand unſer tiefes Elend ahne! —

Am Morgen des 15. November wurde eine Anzahl von uns verleſen, und erhielt Befehl, in das Arſenal zur Muſterung zu gehen. Röder war nicht unter den Verleſenen, wohl aber Roſe, der, ſo ſchien es, immer tiefer ſank. Es kam mir nicht wahrſcheinlich vor, daß die Schiffe ſchon da ſeien, und unſre Abfahrt beſtimmt, denn das Detachement war noch nicht einmal vollſtändig gekleidet.

Wir kamen in das Arſenal, und erſchracken nicht wenig, als wir gewahrten, daß der Ausgang mit ſtarker Wache beſetzt wurde. Wir trafen ein Bataillon von der Legion Lero an, das gleiches Schickſal mit uns theilen ſollte. Ohne Abſchied von meinem treuen Röder, ohne Scheidekuß, ohne ein Troſteswort, ohne Lebewohl mußte ich von dannen.

In einem Boot wurden wir nach dem Schiff übergeſetzt, das weit im Meere vor Anker lag; wir hatten eine weite Fahrt bis dorthin, und ein Froſtſchauer nach dem andern überlief mich; es war ein rauher Tag, meine Kleidung aber war leicht und ungenügend, an einen Mantel, wie der gemeine deutſche Soldat ihn trägt, war nicht zu denken.

Unſer Depot beſtand aus 59 Mann, und auf der Brigg von 10 Kanonen, die uns erwartete, fanden wir noch 200 Mann von der Legion Lero. Der Wind war entgegen und trübe Nebel bedeckten die See, ein unaufhörlicher ſeiner Regen drang erkältend auf uns ein. Die Nacht kam, und noch wußten wir nicht, wo wir auf dem übervollen Schiff ſchlafen ſollten; da waren weder Hangematten noch Stroh; wer ſchlafen wollte, hatte die Wahl zwiſchen dem Verdeck und dem untern Schiffsraum, in dieſem hatten kaum hundert Menſchen Platz, und über dreihundert befanden ſich auf der Brigg; auf dem Verdeck die Nacht zuzubringen, machten Regen und Kälte unmöglich. Die ſechzig Matroſen zeigten nicht die geringſte Luſt von dem ihnen angewieſenen Raum etwas entbehren zu wollen, und es wurden Hader und Streit ſchon in der erſten Nacht laut genug. In der zweiten kündigte ein dumpfes Murren die allgemeine Unzufriedenheit an; ein Glück, daß man die Vorſicht gebraucht hatte, uns zu entwaffnen, ſobald wir das Schiff betraten. Lautes Gezänk, donnernde Flüche, ſchallende Schläge wurden gehört. Kapitän und Officiers erwachten von dem Gebrüll, dem Lärm, der das Schiff durchtobte, und verſuchten, mit gewaffneter Hand die ausbrechende Rebellion zu dämpfen. Es war vergebens, mehrere Matroſen flogen ins Waſſer, und ein Theil der Soldaten erſtürmte die Kajüte und bemächtigte ſich der Gewehre. Drohend und tumultuariſch ſchrien hundert Stimmen durcheinander: „Anker gelichtet! nach Toulon zurück!

Das kleine Schiff kann unſre Menge nicht faſſen! Es iſt Mord, uns ſo der Kälte, der Näſſe, der Todesgefahr auszuſetzen!“ Statt aller Antwort ließ der Kapitän zwei Kanonen auf das hintere Verdeck bringen, gegen die Aufrührer richten, und ſtellte einen Feuerwerker mit brennender Lunte dazu, der nur des Kommandowortes harrte, um Tod und Verderben auf die wüthende Menge hinüber zu donnern. Da ward es allmählig ruhig. Eine furchtbare Ruhe, eine ſchreckliche Stimmung, eine troſtloſe Lage. Acht Tage lang wehte kontrairer Wind, wir entbehrten faſt jede Nacht des Schlafes, jeder Bequemlichkeit, und unſre Koſt war ächtſpartaniſch, Tag für Tag Saubohnen, es war kein Wunder, daß Krankheit auf dem überfüllten Schiff ausbrach. Ein ſchleichendes Fieber, das äußerſt anſteckend war, befiel einen nach dem andern, es dauerte 48 Stunden, dann kam der Tod, und erlöſte die armen Leidenden, muthwillig Geopferten, von aller Qual. Der Kapitain ſandte nach Toulon an die Behörde, und bat, die Kranken an das Land ſchaffen zu dürfen; dieß Geſuch wurde nicht genehmigt, und ſo unterlagen täglich ſechs, ſieben, auch acht, und wurden gleichgültig in das Meer verſenkt. So wurde Raum in der Brigg auch ohne Rebellion und Kanonen. Wie gern wäre auch ich geſtorben; meine Lage war wirklich nicht geeignet, Lebensluſt und Lebenshoffnung zu nähren. Ich ſcheute den Tod nicht, machte mir um die Kranken zu ſchaffen, ſtand ihnen redlich bei, und freute mich, daß ich dieß vermochte, aber meine kräftige Natur widerſtand unbeugſam der Gefahr; das erſehnte Loos ward mir nicht zu Theil, auf einſamer Meeresſtelle unbekannt, unbetrauert und heimathlos zu ſterben.

So vergingen fünfzehn peinlichlange Tage und Nächte, da ſprang mit einemmale der Wind um, und neues Leben kehrte auf die Brigg zurück, die ſchon auszuſterben drohte. Da auch viele Matroſen von der Krankheit hinweggerafft worden, ſo mußten wir Soldaten auch noch Matroſendienſte thun helfen. Schwellend blähten ſich die Segel der beiden Maſten unſerer Brigg, vom günſtigſten Wind getrieben rauſchte ſie durch das mittelländiſche Meer. Frankreichs Küſten und die lavendelduftenden hyeriſchen Inſeln ſchwanden; am fernen Horizonte ſtiegen zwei Berggipfel, die hoch in die Wolken ragten, empor, es waren die Rieſenſäulen Corſicas, der Monte rotonde und der Monte d'Oro; näher und näher ſchwamm das gebirgige Eiland heran; nach einer Fahrt von 23 Stunden landeten wir im Hafen von Corſica's Hauptſtadt Ajaccio. Dieſe Stadt iſt klein und ſchlecht gebaut, obgleich ſie für die beſte Stadt der Departements beider Küſten gilt. Ich beſuchte das Haus, in welchem Napoleon geboren wurde, ſo wie auch ſeine Brüder Lucian, Joſeph, Ludwig und Hieronymus, mit denen er dort ſeine Kindheit verlebte. Eine Inſel war die Wiege dieſes Weltheroen, eine andre Inſel ſein Kerker, eine dritte Inſel ſein Sarg, aber das Kind Korſica's, der Mann Europa's erſchütterte den Kontinent, jenem Typhon gleich, auf den die zürnenden Götter eine Inſel wälzten, die immer noch ſein ſtöhnender feuriger Odemzug durchzuckt und vulkaniſch bewegt. —

Von unſerm Depot waren noch 25 Mann übrig, die andern 34 waren auf der Brigg geſtorben. Dem traurigen Reſt war es nach ſo viel Entbehrung, Mühſal und Entkräftung unmöglich, ſogleich weiter zu gehen, und erſt am vierten Tag nach unſrer Ankunft brachen wir nach Baſtia auf. Wie wir Frankreich von einem Meer zum andern durchzogen hatten, ſo mußten wir nun die Felſeninſel Corſica nach zwei Drittheilen ihrer Länge durchpilgern. Der Weg von Ajaccio ging eine Strecke lang ganz gut, bald aber braußte uns ein Waldſtrom, der Gizavone, entgegen, den die Regengüſſe des Spätherbſtes furchtbar angeſchwellt hatten, während im hohen Sommer wir ihn vielleicht trocknen Fußes überſchritten hätten. Wir mußten hindurch, und waren weder ſo glücklich wie die Kinder Iſraels im rothen Meer, noch wie das geprüfte Paar in der Zauberflöte. Von allen Seiten ſtürzten wildrauſchende Bäche von den Bergen, und jetzt wurde der Pfad ſo beſchwerlich, daß bald da, bald dort einer von uns erſchöpft zurückblieb, und der Lieutnant, der das kleine Detachement armer Soldaten führte, öfter Halt machen mußte, um uns zu ſammeln. Fünf Stunden lang ging der mühſame Marſch durch das waldige Thal, ohne daß wir einen Menſchen, oder eine menſchliche Wohnung erblickt hätten, großartig und düſter lag die ſchweigende Waldeinſamkeit um uns her. Immer höher und höher zog ſich der kaum betretene Pfad, rauh und kalt wehte vom hohen Monte d'Oro der Wind durch die Thalſchlucht. Endlich langten wir bei einem Gensd'armerieposten an, wo wir eine Stunde raſteten, und das ſchwarze Commisbrod mit dem Naß der kalten Bergquellen feuchteten. Das war unſer ganzes Mahl, und dann brachen wir wieder auf. Frühzeitig umſchleierte abendliches Dunkel die felſigen Höhen, und erkältend durchſchauerte der Nachtfroſt meine Glieder. Wo war das geprieſene milde Klima Corſicas? Bis unter die Arme naß von dem öftern Durchbaden des Waldbachs, war es kein Wunder, daß Fieberkälte mich ſchüttelte, ich fühlte meine Kräfte ſchwinden, ich fühlte, daß ich nicht weit mehr kommen würde. Schon war es ſtockfinſter um uns her, und lauter rauſchten die Waſſer, die Kaſtanienwälder, und langſam ſchritten wir alle vorwärts durch die Nacht, immer bergempor. Da fielen nicht allzuweit einzelne Schüſſe. „Halt!“ kommandirte der Officier, und gebot uns zu laden. Eine hülferufende Stimme erſcholl, ein Mann kam athemlos uns entgegen, und ſprach verwirrte Worte von Räubern. Wir feuerten, um dieſe zu ſchrecken, unſre Gewehre ab, und der Wiederhall der Schüſſe rollte wie Donner an den Porphyrwänden des Gebirgs hin. Es wurde alles ſtill, wir ſchritten behutſam weiter; ich vermochte kaum mehr zu gehen. Jetzt ergoß ſich ein furchtbarer Regen; immer mehr blieb ich zurück, meine Kameraden waren voraus, ich rief, ich ſchrie, keiner hörte mich. So war ich denn allein in der finſterſten Nacht, in einem wilden unwegſamen Lande, unter einem zürnenden Himmel, verlaſſen, keines Pfades kundig, kaum noch einer Bewegung mächtig, denn meine Glieder ſtarrten und zitterten vom Froſt. Es ſchien mit mir am Ende zu ſein, mein Ziel nahe. Die Gedanken verwirrten ſich, das Bewußtſein ſchwand, mit einem dumpfen Seufzer, der meiner Heimath galt und meinem Röschen, ſank ich zu Boden, und war von allen Erdenſorgen befreit.

Doch das Schickſal war noch nicht geneigt, die Tragödie meines Lebens ſchon enden zu laſſen. In einer kleinen Stube ſchlug ich die Augen auf, fand mich über und über mit Schnee bedeckt, und erkannte meine Kameraden, die mir lachend guten Morgen wünſchten, was mich mit tiefer Erbitterung erfüllte. Die Vorwürfe, die Roſe mir machte, daß ich zurückgeblieben, gehörten auch nicht in die Klaſſe der zärtlichen; doch erwiederte ich nichts, und am Leben lag mir nichts. Man zog mich aus, und trocknete meine Kleider am Feuer des Kamins, in die Stube aber trat bald darauf ein bärtiger Mann von gigantiſcher Geſtalt, zwei Dolche und zwei Piſtolen im Gürtel im braunen Rock von grober Wolle, eine hohe ſpitze Mütze auf dem Kopf, und fragte: „Wie geht es mit ihm?“ Dieſer Mann, der mir der König der corſiſchen Räuber ſchien, war nur ein einfacher Bauer, und mein Retter; er hatte mich gefunden und hierher getragen. Ich wußte nicht, ob ich ihm danken ſollte. Alle corſiſchen Bauern, die ich ſpäter ſah, gingen auf gleiche Weiſe, wie dieſer kräftige Emacksſohn gekleidet und bewaffnet. Nachdem meine Kleider getrocknet waren, und ich zur Nahrung einige Kaſtanien erhalten hatte, brachen wir wieder auf. Die Berge, die wir nun hinanſtiegen, waren tief mit Schnee bedeckt und bahnlos, wir näherten uns dem Monte d'Oro immer mehr. Bald ſchüttelte mich Fieberfroſt, bald brannte mich Fieberhitze.

Mehr als alles dieß aber ſchmerzte mich die rohe Gleichgültigkeit Roſes gegen mein Leiden; wie bitter hatte die Freundſchaft, wie bitter mein eignes ſich offen hingebendes Herz getäuſcht! — Durch mein Inneres zitterte die Reminiszenz an jenes Thema, das ich als Freiberger Schüler variirt, als der Rektor ſeinen Strafſermon hielt, jenes Lied Emmelinens in Weigels Schweizerfamilie, wo das zagende, bange, heimwehkranke, Frohſinn heuchelnde Herz all ſein Weh in den Seufzer aushaucht: es bleibt mir zu wünſchen nichts mehr — als der Tod. — Wir machten in dem armſeligen Dörfchen Rocagnano Halt; vergebens bat ich dort in meinem Quartier um ein Bette; ein ſchmutziges Tuch war alles, was ich erhielt, auf dieſem lag ich hülflos, krank, im Körper- und Seelenweh vergehend. Da glühte der Gedanke an Selbſtmord wie Höllenflamme in mir auf, da dachte ich und flüſterte zu mir ſelbſt: „Dein Gewehr iſt geladen; ein Druck, und zerſprengt iſt die Kette und der Sklave iſt frei! Männlich trugſt Du bisher Dein ſchweres Leid, doch wo iſt Dein Ende, wo iſt Dein Ziel? Lebe wohl, mein Röschen, vergiß mich nicht, oder noch beſſer, vergiß mich, und ſei glücklich! Und Du mein Gott, der mich ſo dunkle Wege führt, erbarme Dich! Herr, Herr! Erbarme Dich meiner!“

In wilder Fiebergluth ſprang ich auf, ergriff mein Gewehr, ſpannte den Hahn, hielt mir das Rohr in den Mund, und hob den Fuß, um mit dieſem abzudrücken.

Ende des erſten Theiles.

Inhalt
des erſten Theiles.

Vorwort. Seite.
1. Die Kinderjahre 1
2. Muſikaliſche Leiden und Freuden 15
3. Die erſte Reiſe 26
4. Schulerleben 31
5. Neue Wirren und Kämpfe 47
6. Weh der Zeit 56
7. Heimreiſe 67
8. Roschen 75
9. Pennalismus 83
10. Der Liebe Leid 90
11. Der neue Student 96
12. „Fortitudo virtutis comes.“ 107
13. „Thuringia ſei's Panier!“ 119
14. Das Wartburgfeſt 131
15. Die Burſchenſchaft 145
16. „Citatur ad Magnificum!“ 158
17. Das Herzogthum Lichtenhain und der Freiſtaat Columbia 172
18. Die beiden Abenteurer 186
19. Gaſtfreundſchaft in Holland 205
20. Bennebrugge 218
21. Ein Sturm auf der Zuider-See 235
22. Hoffen und Harren 247
23. Nicht nach Süd-Amerika 259
24. Gemeine Soldaten 274
25. Die Legion 295
26. Miserere! 304

Fahrten eines Musikanten.

Herausgegeben
von
Ludwig Bechstein.

Zweiter Theil.

Schleuſingen.
Verlag von Conrad Glaſer.
1837.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Zweiter Theil.

Der Philhellene.

KÖNIGLICHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Ec
Ha
un
we
Fo
nic
rec
Leb

de
sol
we
ſch
lie
hie

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

I.

Baſtia und Rogliano.

s lebt ein Gott! Es wacht ein Gott! der alle
aare zählt auf unſerm Haupt, der den Wurm kennt,
nd der Monade ihren Antheil am Glück ſchenkt, der
eiter ſieht, als unſer blödes Auge, unſer armſeliges
orſchen und Wiſſen bringt. Und dieſer Gott will
cht des verirrten Sünders Tod, ſondern weiß zu
chter Zeit und Stunde ſeine Todes- wie ſeine
bensengel zu ſenden.

Vier kräftige Arme riſſen mich zu Boden, ehe
r Schuß erfolgte, der mein Haupt zerſchmettern
llte. Ich hatte nicht bemerkt, daß ich nicht allein
ar; der Lieutenant ward geholt, der zürnend er-
hien, und mir Hände und Füße in Eiſen ſchlagen
eß. Ein hülfloſer Gefangener entſchlief ich, und
elt nun mein Loos auch keines Seufzers, keiner

Thräne mehr werth. Der beſchneite Gipfel des Monte d'Oro glühte im Frühſtrahl der Herbſtſonne; ich wurde gefeſſelt auf einen Eſel geladen, und weiter ging es über die ſteilen, zerklüfteten Höhen des wildromantiſchen Eilandes; der höchſte Bergpaß der Inſel wurde überſchritten, wobei der Schneegipfel des Monte d'Oro uns zur Linken blieb, und zur Rechten der Blick auf unzählige Felſengrate frei ward. Dann ging es wieder, wie es aufwärts gegangen war, tief hinab in enge und rauhe Thäler, durch öde Waldſtrecken, zwölf Stunden weit ohne einen Ort zu berühren, bis zur Stadt Corte, wo das zweite Bataillon unſrer Legion lag, und das Hoſpital mich aufnahm. Mein Fieber brach immer heftiger aus und peinigte mich mit den wildeſten Phantaſien drei Tage und drei ewige Nächte lang, bis endlich dennoch meine kräftige Natur den Sieg über die heftigen Angriffe der Krankheit gewann.

Nach ſieben Tagen zog ich als geneſen, aber noch todſchwach, auf einem Eſel, in Begleitung eines Bauern dem Detachement nach. Auf eben ſo beſchwerlichen Bergpfaden, kaum einen Schuh breit, wie wir ſie bereits paſſirt, zieht ſich der Weg abwärts nach Baſtia zu, durch enge Schluchten und Klüfte, ſchaurig und ſchön; ich aber war nicht in der Lage. Corſicas Naturſchönheiten bewundern und mich ihrer erfreuen zu können. Tief im Waldesdunkel lag am Ufer des le Golo ein Haus, das eine Ruheſtätte bot; dann ritten wir immer an den Bergen hin, dicht am Fuß des Monte Giuſello vorüber, bis zum Hof Ponte nuova, wo ich wieder auf der Erde übernachtete. Trotz dem enormen Holzreichthum dieſer Gegend erhielt ich nicht einmal ein wenig Feuer, um mich erwärmen zu können. Auf einem friſchen Eſel ging am dritten Morgen ſeit dem Wegzug von Ajaccio die Reiſe weiter. Die nahen Berggipfel des Monte Aſto ragten zur Wolkenhöhe, lange hemmten hohe Felswände meine ſehnſüchtigen Blicke nach dem endlichen Ziele dieſer leidenvollen Fahrt, bis endlich nach ſechsſtündigem Eſelritt wir in das Flußthal des Bivinco hinabſtiegen, und mit einemmale im hellen Sonnenſchein eine herbſtlich heitre ſchmale Ebene, und das weit ſichtbare Meer überraſchend hervortraten, aus dem mir gerade gegenüber die Inſel Pianoſa, ſüdöſtlich Monte Chriſto, und nordöſtlich das bergige Elba von blauem Duft umſchleiert, ein großartig herrlicher Anblick, emporragten. Nun wurde die Straße eben und breit; das lachende Ufer des mit dem Meer verbundnen Landſees Stagno die Biguglia zur Rechten, den Ort Biguglia zur Linken, dann am Meeresufer hin über Mobaglione und Venſerato wurde in kurzem die zweite

Hauptſtadt Corſicas, Baſtia erreicht, deren weiße Häuſer uns ſchon von weitem hell entgegenleuchteten.

So war nun endlich der Ort erreicht, wo der müde heimathloſe Pilger Raſt und Ruhe zu finden hoffte, den das Geſchick ſo grauſam um jede Lebenshoffnung betrog. Aber von Ruhe war keine Rede; nachdem ich zur völligen Wiederherſtellung noch einige Tage im Hoſpital zugebracht hatte, ward ich in der zweiten Kompagnie des erſten Bataillons einrangirt, und der Dienſt begann. Ich mußte täglich 8 Stunden exerziren, und 4 Stunden mit harten und beſchwerlichen Arbeiten, darunter das Putzen meiner Waffen die angreifendſte war, zubringen. Roſe war bereits im Dienſt, und ich ſah mit Kummer, daß es mit ihm als Menſchen immer rückwärts ging, daß er immer tiefer ſank, immer ſtreit- und händelſüchtiger wurde, und daß ſeine frühere poetiſche Richtung ganz verſchwand, und ſeine Neigung zu Sarkasmen und Ausdrücken beiſſenden Hohns ſich in rohe Gemeinheit verwandelte; daher hielt ich mich ihm möglichſt fern, und doch that mir es unendlich weh, ihn nicht mehr achten, und ihn, den frühern Freund, den langen Leidensgefährten, der allein in dieſem Lande mich kannte, und hätte tröſten und erheitern können, meiden zu müſſen. Mit Wehmuth dachte ich des biedern Röder, und wünſchte ihn, bekümmert über ſein Schickſal, zu mir her.

Roſe und ich wurden dem Oberſten vorgeſtellt, der uns Muth einſprach, und Hoffnung auf Avancement machte, ach eine täuſchende Hoffnung, denn es waren in Frankreich 1600 Officiere auf halbem Sold, die alle erſt befördert werden mußten, ehe es an uns kam. Glücklich konnte ſich ſchätzen, wer ſich bis zum Sergeanten oder Sergeantmajor emporſchwang. Eiferſucht, Haß und Tücke, die wir durch nichts verſchuldet hatten, ward uns von unſern Kameraden in vollem Maaß bewieſen, weil wir keine Franzoſen waren, und ich habe Beleidigungen ertragen müſſen, die ich als Student blutig gerächt haben würde. Das Unglück machte mich unempfindlich und ſtumpfte jenes ſonſt ſo ſchnell auflodernde Ehrgefühl ab, das den deutſchen Burſchen wie den deutſchen Kriegern ein moraliſcher Hebel iſt, recht zu handeln, und männlichen Sinn, wie männliche Thatkraft zu erproben.

Gern aber, auch in Unglück und Trübſal, flüchtet ſich das gebeugte Menſchenherz zur Natur, und findet oft in ihr Troſt und neue Stärke, verjüngten Lebensmuth. Dieſe milde Mutter weiß mit ſanfter und liebender Hand tiefe Seelenwunden zu verbinden und zu heilen. Die romantiſche Gegend um Baſtia zog mich an und erfreute mich; es war mir überraſchend neu, in wenigen freien Stunden des Sonntags noch im Monat December durch grüne Olivenhaine und Orangengärten wandeln zu können. Ein ganz beſonders ſchöner Anblick bot ſich mir von der Gartenterraſſe des über der Stadt gelegenen Mönchskloſters dar, wo man ganz Baſtia überſehen, und nach der Inſel Elba hinüberblicken konnte. Dort drüben ſtand ja auch einſt ein gefangener Soldat, überſpähte mit einem großen tiefſinnenden Blick das Meer, und wenn er je gebetet hat, ſo glaube ich, er wird dort um Freiheit gebetet haben, wie ich. Die Mönche des Kloſters ſahen mich gern kommen; ich unterhielt mich mit ihnen in lateiniſcher Sprache, dieß erfreute ſie, und gaſtlich ward mir mancher Labetrunk gereicht. Die Koſt, die wir Soldaten empfingen, war ſchlecht; Maccaroni in Waſſer gekocht, ohne eine kräftige Brühe, ohne Fleiſch, ohne andern Zuſatz war unſre tägliche Nahrung.

Nach ſechs Wochen eines traurig einförmigen Lebens zuckte zum erſtenmal ein Lebenspulsſchlag der Freude durch mein bekümmertes Herz. Es lief ein Schiff in den Hafen ein, welches unſer ganzes Depot mitbrachte, und Röder war unter der Mannſchaft. Unbeſchreiblich war die Freude des Wiederſehens, obgleich ſie dadurch getrübt wurde, daß der

Freund zu einer andern Kompagnie kam. Wie äußerſt ſelten iſt ein Glück gänzlich rein! Wir ſahen und ſprachen uns, ſo oft wir konnten, und ſprachen oft von der Heimath, oft von den Geliebten in ihr, und auch von einer kommenden beſſern Zeit. Dieſe konnte für uns aber nur außer Korſica erſcheinen, und ſchon fingen wir an, leiſe Plan und Hoffnung unſrer Befreiung zu nähren, zu beſprechen, als mit einemmale eine neue ſchmerzliche Trennung uns bereitet wurde.

Am vierten Januar 1820 kam jener Lieutenant, welcher uns von Ajaccio nach Baſtia geführt, und jetzt ein Detachement im Capo Corſo kommandirte, nach unſerm Standquartier, um für den ſehr beſchwerlichen Dienſt in den Gebirgen noch einige Mannſchaft zu requiriren; ſeine Wahl fiel unter andern auf mich, und aus welchem Grunde? — ich ſollte ihn mit der Guittarre auf der Flöte begleiten. Es war das erſtemal, daß ich Veranlaſſung fand, auch die geliebte Muſik zu verwünſchen, denn ſie trennte mich von dem Freund, ſie feſſelte mich an einen Mann, der mir gleichgültig war, ſie drohte mich in eine rauhe Gegend zu bringen, und wahrlich, es war mir in meiner Lage nicht wie Muſik. Statt dem holdſeligen Lautenklang hörte ich eine Kette klirren, die Kette hieß Subordination. Vergebens ſchützte ich Kränklichkeit vor, vergebens bat ich, mich in Baſtia zu laſſen, ich mußte Abſchied von meinem einzigen Vertrauten nehmen, und dem Flötenbläſer folgen, um ſeiner Laune als Muſikant zu dienen.

Durch Olivenwaldungen und Weinberge führte mich mein Weg nordwärts, und drei Stunden lang immer am Meere hin, dann aber wurde die Gegend wüſt und öde; ich mußte die Straße, die durch viele kleine, heiter an den hohen Strand gebaute Dörfer führte, verlaſſen, und mich nach der ſteilen Bergkette ſchlagen, die, eine fortlaufende Felſenrippe, ſich bis Cap Corſe erſtreckt und dort in das Meer hinabſteigt. Mein Weg, den ich ganz allein, bepackt mit Gewehr, Torniſter, Patrontaſchen und Kartouche über Sisco zurücklegte, war kaum weniger beſchwerlich, als jener nach Baſtia, und erſt am zweiten Tag gelangte ich in die heitre Gegend von Rogliano; drei Stunden von ihr beginnt wieder kärglicher Weinbau. Dieſe kleine Hauptſtadt des Cap breitet ſich maleriſch am Fuß eines Berges, den ein verfallenes Fort wie eine Mauerkrone ſchmückt, gegen das Meer blickend aus, rings von ſchönen Kaſtanien- und Oelbaumwäldern umgeben; auf einer andern nahen Bergſpitze thront ein Kloſter, und Rogliano gegenüber zeigt ſich in ſtattlicher Höhe das maleriſche

Dorf Tomino. Mitten am Berg ſteht ein altes Thurmgemäuer, halb zertrümmert, dorthin flüchteten ſich ſonſt die Einwohner der Umgegend vor den menſchenräuberiſchen Einfällen der Corſaren, dieß diente uns als Kaſerne. Rogliano beſteht aus mehren Einzelparthien kleiner Häuſer, Petolazzi, Campiano, petit Paris mit großer Ironie genannt, Magna ſottana und Magna ſoprana. Vom höchſten Theil der Stadt kann man bei heiterm Himmel einen großen Theil des mittelländiſchen Meeres überſchauen, die Inſeln Elba, Capraja und Gorgona liegen ſehen, und mit bewaffnetem Auge die italieniſche Küſte ziemlich deutlich erblicken.

Vom Regen durchnäßt und kraftlos kam ich an, und ward abermals acht Tage lang fieberkrank und bettlägerig.

Mit dumpfem Groll gegen mein Geſchick, und eigentlich neugierig, wie lange meine Jugendkraft noch widerſtehen, und wie lange ich noch am Kelch der Leiden trinken werde, der ſich wie Oberons Zauberbecher immer wieder friſch zu füllen ſchien, ſah ich ſtill und reſignirt die Tage ſchwinden; oft mußte ich laut darüber hohnlachen, daß ich, der arme kranke franzöſiſche Soldat eigentlich in Rogliano liege, um Guitarre zu ſpielen. Aerger konnte mein Loos die Neigung nicht verhöhnen, die ernſten Studien mich abgewandt, und mich auf dieſe dornenvolle Bahn geſchleudert hatte, und dennoch mußte ich mir ſelbſt ſagen: Dir geſchieht, wie Du geglaubt haſt. Jetzt, indem ich aus der Fülle ſo ſchmerzlicher Erinnerungen dieſes niederſchreibe, fallen mir Schillers Worte aus dem Taucher ein:

„Gleich faßt mich der Strudel mit raſendem Toben,
Doch es war mir zum Heil, er riß mich nach oben!“

Auch mich hatte der Wogenwirbel tief gefaßt, in ſchreckliche Einſamkeit, in furchtbare Todesnoth gebracht, ſchon ließ ich den umklammerten Korallenzweig meiner letzten Lebenshoffnung los, doch ich konnte nicht tiefer ſinken, ich ſollte im Bodenloſen nicht untergehen, es riß mich nach oben!

Ich habe in Rogliano auf Corſica die alte Wahrheit aufs Neue beſtätigt gefunden, daß nichts ſo anſcheinend geringfügig iſt, deſſen ſich die Vorſehung nicht als eines Mittels bedienen könnte, uns auf ihren dunkeln und verhüllten Wegen durch Nacht zum Licht zu führen.

Mein höchſt fader franzöſiſcher Lieutenant, Windbeutel und Flötenbläſer glaubte an mir ein dienendes Factotum gefunden zu haben, Laufburſchen, Stiefelputzer, und nebenbei Kammermuſikus, wenn es ihm beliebte, die Ohren der Einwohner mit ſeinen Flötentönen zu tyranniſiren. Es kam aber anders. Kaum hatte der Platzkommandant von einem muſikaliſchen

Soldaten gehört, der etwas unerhörtes in Rogliano war, als ich vor ihm mich auf der Guitarre hören laſſen mußte. Ein Freund des Hauſes, und ſelbſt einer der vornehmſten Familien angehörend, Abbé Lucchetti, ein junger Mann von einem edlen und feurigen Herzen war zugegen, der mir gleich mit innigem Wohlwollen entgegen kam. Er brachte mich des Abends von einem Haus der reichen Einwohner in das andere, überall mußte ich ſpielen, überall fand ich Beifall, und war ich gleich von einem vagirenden Bettelmuſikanten in nichts unterſchieden, ſo hob doch der lang entbehrte Saitenklang und der freundlich gezollte Beifall meine Stimmung, und es war dein Zauber und dein Segen, holde Muſik, die mich mir ſelbſt und neuer Regſamkeit wiedergaben.

Zu Rogliano war eine alte Kirche, und in dieſer befand ſich eine Orgel, die aber ſeit Menſchengedenken nicht geſpielt worden war. Ein Heiligentag nahte heran, ich reinigte ein wenig Pfeifen, Pedal und Claviatur, und das Gerücht, daß zum Feſte des Santo Vencentio die Orgel geſpielt werden würde, machte die Kirche übervoll. Als der Gottesdienſt zu Ende war, leuchtete Freude aus allen Geſichtern, die Menge umgab mich ſtaunend, belobend, und ſchlug mein Verdienſt weit höher an, als es werth war; ich ſelbſt hatte an Freude und Rührung während meines Spiels den reichſten Lohn dahin. Die meiſten dieſer Leute waren nie aus ihren Bergen gekommen, hatten nie einen vollen Orgelaccord gehört. Ich wurde zum Maire beſchieden, der mir die Stelle eines Organiſten antrug, die ich freudenvoll annahm. Man ſicherte mir Tiſch und Logis frei, und ſechzig Franken nebſt Wein, ſo viel ich nur brauche. Es wurden auch Unterſchriften zu einer Adreſſe an das Kriegs-Miniſterium geſammelt, die meinen Abſchied als Soldat erbitten ſollte, während ich, zwar noch im Dienſt, doch gern für den Gottesdienſt davon befreit, meine Stelle antrat, und dabei ſo glücklich war, als ich es in meiner Lage nur ſein konnte. Die Antwort des Kriegs-Miniſteriums kam aus Paris an, lautete aber abſchläglich. Ich könne immerhin der Organiſt der guten Stadt Rogliano ſein, müſſe aber meine Capitulation ausdienen. Als dieſe Hoffnung fehlgeſchlagen war, ſandten die biedern Corſen auf Antrieb Lucchettis eine Deputation an den Colonel nach Baſtia um einen temporären Urlaubsſchein und um Dienſtbefreiung meiner, welche denn zur Freude aller, erwirkt wurde. Ich war der Stadtmuſikus Rogliano's, der Organiſt in der Kirche, der Sänger beim heitern Gaſtmahl, der Aufſpielende beim Tanze, im geſelligen Zirkel, und in den übrigen Stunden der Muſiklehrer von einer großen Anzahl

Schüler. Die Einwohner von Rogliano lernte ich als die beſten Corſen kennen, alle übrigen entſprechen nach Karakter und Handlungsweiſe den ungünſtigen Schilderungen, die ſo oft von ihnen gemacht wurden. Oft beſuchte ich im Geleite meiner Schüler nun die einſamen wildſchönen Bergpartbien, an denen Capo Corſo ſo reich iſt, und auch die nördlichſte Spitze der Inſel, eine Stunde von der Stadt. In einem ſeitwärts gelegenen romantiſchen Thalgrund lag eine von Citronen- und Olivenbäumen umgrünte Kapelle, abgeſchieden vom Geräuſch der Welt, wie ein betender Einſiedler. Dorthin wandelte ich meiſt allein, ſah das Thal, durch welches ein Bergbach ſich ſchlängelte, entlang, hinaus auf das Meer, auf den Thurm der Inſel Giraglia und den Thurm de Tolare, und verſank in Träumereien über mein Geſchick. In ſo weltabgeſchiedener Einſamkeit trat verklärt das Bild der Heimath mir nach, und ich ſehnte mich mächtig nach ihr hin. Ich möchte doch in Deutſchland ſterben! Nicht für immer an dieſe Inſel gefeſſelt ſein! Das Meer, das Meer! Welche tiefergreifende Sehnſucht regt es an! Wie geheimnißvoll rauſchen die Wogen, wie lockend leuchtet der Fluthenſpiegel! — Es kam der Frühling, und ich ſah Kranichzüge heimathwärts hoch über den ruhigen ſanftgekräuſelten Wellen ſchweben. Oft dachte ich an der einſamen Stelle über mein Leben, meine Vergangenheit, und Schillers Worte fielen mir bei:

„Weit in nebelgrauer Ferne
Liegt mir das vergangne Glück,
Nur an einem ſchönen Sterne
Hängt mit Liebe noch der Blick,
Aber, wie des Sternes Pracht,
Iſt es nur ein Schein der Nacht.“ —

Meine Lage in Rogliano verbeſſerte ſich immer mehr, die beſten Geſellſchaften ſtanden mir offen, und ich erfreute mich des freundlichſten Zutrauens der Einwohner. Dieß erregte aber die Eiferſucht meines Lieutenants, welcher bald genug bemerkte, daß ich mehr galt als er, und als ich vollends das Glück hatte, einer jungen Dame Unterricht auf der Guitarre geben zu dürfen, die er anbetete, mußte ich von ihm in Geſellſchaft manche tiefkränkende Demüthigung erleiden. Zwar ward ich gegen offenbare Beleidigungen in Schutz genommen, aber wie tauſendfach lehrt nicht Erfahrung, daß es einem Obern leicht wird, den Untergebenen, wenn er einmal will, auf eine Art zu drücken, gegen die jener nichts ausrichten kann. Lucchetti vor allem war es, der im wahren Sinn des Wortes mir Freund wurde, und als endlich die Zeit herbei kam, wo unſer Detachement in Rogliano abgelöſt und durch ein andres erſetzt ward, mir die beſten Empfehlungen nach Baſtia mitgab, nachdem alle Verſuche und Bitten, mich in Rogliano zu laſſen, am eiferſüchtigen Eigenſinn des Lieutenants geſcheitert waren. Der Tag der Abreiſe kam; ein großer Theil der Einwohner verſammelte ſich vor der Kaſerne, und jeder ſuchte mir noch eine Freundlichkeit zu erzeigen, Lucchetti ließ mich und mein Gepäck durch ſeine Mauleſel nach Baſtia bringen. Ungern ſah Rogliano ſeinen Organiſten ſcheiden. — Bei meiner Ankunft in der Hauptſtadt vernahm ich mit Schreck und Kummer, daß mein Röder auf den Tod krank im Lazareth liege, und eilte zunächſt zu ihm. Man hatte mir keine Unwahrheit geſagt. Thätig nahm ich mich ſeiner an, ſorgte auf jede Weiſe durch zweckmäßige Pflege, Arzneien und Nahrungsmittel für ihn, und hatte die unausſprechliche Freude, ihn bald auf den Weg der Beſſerung zu bringen.

Von Rogliano war indeß auf Lucchettis Antrieb eine Deputation nach Baſtia gekommen, die ſich bei dem Oberſten mit meinem beſten Lobe für mich verwandte, und bat, mich wieder dorthin zurückkehren zu laſſen. Der Oberſt ließ mich rufen, äußerte mir ſein Wohlgefallen, und ſagte, daß er gern in den Wunſch der Einwohner jener Stadt willige.

Wer war froher als ich? Freudig eilte ich zu Röder, nahm Abſchied, verabredete ſteten Briefwechſel und reiſte nach Rogliano zurück. Roſe war unterdeß in Baſtia Fourir geworden.

Mein neuer Lieutenant war ein Spanier, Namens Carasco de la Torre, der ſich achtungsvoll und human gegen mich benahm. Mein Leben war nun ganz der Muſik geweiht, und Muſik machte mich wieder glücklich. Ich wohnte wieder in einem kleinen Haus an der Kirche, war mit Schülern und Stundengeben überhäuft, und was mich beſonders erfreute, auch die geiſtlichen Herren kamen zu mir, um in der Muſik zu profitiren. Ich wandte die günſtige Zeit gut an, und begann bald, an neuen Zukunftplänen zu bauen.

2.

Der Thurm des Seneca.

Die Abbé's Lucchetti, Benigni, Emanuelli und Negroni begleiteten mich öfter auf kleinen Streifzügen nach dem Gebirge, oder an den Strand, ſo lernte ich allmählig das Land kennen, und gewann auch in Conturi und Luri neue Freunde. In letzterm Dorfe wohnte eine amerikaniſche Familie, Namens Giuſeppi, die mich mit Achtung und Auszeichnung behandelte. Obgleich faſt nichts mehr mich daran erinnerte, daß ich Soldat, ein Söldner Frankreichs, und an meine Legion gefeſſelt ſei, ſo erwachte mit der zurückkehrenden Lebensluſt auch der Trieb nach Freiheit wieder mächtig in mir; ich erzählte den Freunden viel von Deutſchland, und hatte dabei Gelegenheit genug, ihre Unwiſſenheit und Unkunde in der Geographie öfter heimlich zu belächeln. Der immer herrlicher aufblühende Frühling nährte nur meine Freiheitſehnſucht, und die Freunde, die wohl fühlten und ſahen, was mich drückte und beengte, ſprachen ſich in troſtvoller

Verheißung aus. Es kam nur noch auf das Wie? an, einen Gedanken auszuführen, über den wir Alle einverſtanden waren. Eifrig correſpondirte ich mit Röder, und lud ihn ein mich zum Pfingſtfeſt zu beſuchen. Er kam, und er wurde mit der freundſchaftlichſten Zuvorkommenheit empfangen, und es wurde ein ſo glänzendes Feſt, als es in der kleinen Stadt möglich war, veranſtaltet, uns zu ehren und zu erfreuen. Auf dieſem erſchien auch eine Dame aus Baſtia, Fabrizi, welche einige Wochen in Rogliano blieb, und ebenſo ſehr durch ihre Reize, wie durch ihren Verſtand zu feſſeln vermochte. Manche angenehme Stunde verbrachte ich in ihrer Geſellſchaft, und ſie verhieß bei ihrer Rückkehr, alles anzuwenden, um unſre Entlaſſung zu bewirken; ich hatte aber nur geringen Glauben an den Erfolg ihrer freundlichen Bemühung. Während Röder bei mir war, beredeten wir mit einander einen Plan zur Flucht. Er hatte vom Hauſe 150 Franken erhalten, ich hatte den größten Theil meines Verdienſtes zurückgelegt und mehre Hundert erübrigt; jetzt galt es nur, einen Schiffer zu gewinnen, der uns nach Italien überführe. Ein ſolcher fand ſich bald, forderte aber die ſtarke Summe von 200 Franken, und die Hälfte voraus, um das Schiff in Stand ſetzen zu können. Willig gab ich ihm das Geld, es war ja Freiheit, die wir erkauften. O wenn Freiheit immer käuflich wäre! Mancher Crösus würde, ſie zu erlangen, gern zum Bettler werden!

Ich ſchrieb an Röder, er ſolle entweder Urlaub zu erhalten ſuchen, oder deſertiren, und ſogleich einen Weg einſchlagen, auf dem er keinen Ort berührte, wo mithin, wenn er verfolgt würde, nicht leicht denkbar ſei, daß man ihn einhole. Als Ort unſeres Zuſammentreffens bezeichnete ich ihm den Thurm des Seneca. Bekanntlich lebte dieſer berühmte Weltweiſe und Dichter des Alterthums, durch Kabalen vom Hofe des Kaiſers Claudius verbannt, acht Jahre lang im Exil auf Corſica, und ein alter Thurm trägt noch ſeinen Namen. Heimlich und ſtill bereitete ich meine Flucht vor, und entfernte mich in Begleitung Lucchetti's und Benigni's, eine Vergnügungsexcurſion vorſchützend, nach Luri, das mitten in den Bergen des Capo Corſo liegt. Röder deſertirte im Dunkel der Nacht, er ſchlug den oft betretenen Bergweg nach Ronza ein, verließ ihn aber oben auf dem Gebirgskamm, und blieb auf dem Pfad, der auf ihn hinläuft, wie der Rennſteig über den Kamm des Thüringer Waldes.

Wir gingen auf ſteilen Pfaden von Luri aus, und ſahen nach dem beſchwerlichen Marſch einer Stunde auf hohem Felſengipfel den alten Thurm ragen; ſchon von unſerm Standpunkt aus war die Ausſicht prachtvoll und entzückend, doch nichts gegen die, welche ſich ſpäter vor unſern Blicken aufthat. Es dauerte lange, ehe wir nur bis zum Fuß des eigentlichen Berges, auf dem der Thurm ſtand, gelangten; nicht ohne Lebensgefahr erklommen wir die ſteilen Spitzen und Felſenklippen, und die Sonne neigte ſich ſchon dem Mittelmeere zu, als wir endlich auf dem hohen Plateau anlangten, auf welchem der altergraue Thurm ſtand. Wir raſteten an ſeinem Fuße, tranken von dem Wein, den Benignis gute Mutter uns mitgegeben, und ſpähten erwartend nach den wildzerklüfteten Thalgründen der Südſeite, von woher Röder kommen mußte. Mir wurde bange um ihn, wie leicht konnte er ſich verirren, wenn er nicht ganz genau den ſchmalen Sattel fand, der den Thurmberg in der Nähe des Dörfchens Pietra Corbara mit dem gegenüberliegenden Berge verband. Aber der Flüchtling kam, und wir grüßten ihn mit Entzücken. Magiſch prachtvoll war von dieſem hohen Standpunkt die Ausſicht, der wir uns nun ungeſtört hingaben. Wenn der Philoſoph wirklich hier oben gewohnt hatte, ſo war er in ſeinem Exil zu beneiden. Wir ſahen zu beiden Seiten das Meer, das die Gluthen des Abendhimmels in Zauberfarben abſpiegelte, gegen Oſten die Inſel Elba, die übrigen

Inſeln und die Weſtküſte Italiens. Im fernen Süden ragten die ſchnee- und eisbedeckten Rieſengipfel des Monte Rotondo hoch empor, und es ward der Blick in eine Bergwelt frei, die in Erſtaunen ſetzte. Lang und vielgegliedert ſtreckten ſich die Gebirgskämme des Monte Boglia Orba und des Monte Giuſello über das Land, oben mit kahlen Felſengipfeln und Adlerklippen, unten mit herrlichen Wäldern, die im vollen Feſtſchmuck des Frühlings grünten. Wir ſahen auf der Weſtſeite der Inſel bis zum Capo Rivellato, ſahen Calvi mit ſeinem Golf, und konnten Iſola Roſſa erblicken. Als die Sonne flammend in das Meer geſunken war, und es allmählig dunkel wurde, ſchimmerte der Sternenglanz der Leuchtthürme von Genua und Livorno über das ſchweigende Meer, im Aether entzündeten ſich unſerm Auge die ewigen Sonnen, und meteoriſche Flammen zuckten am Himmel in der Richtung der Baleariſchen Inſeln. Wir verbrachten am Thurme Senecas die warme Mondnacht, in der alle Duftfriſche, alle Magie des italiſchen Himmels uns erquickte und umfing, in der wir ſchon mit der von Orangen- und Citronenblüthen geſchwängerten Luft den warmen Lebenshauch der Freiheit zu athmen glaubten. Unter Plänen, Hoffnungsträumen und kurzem Schlummer entſchwand die Nacht, wir erwarteten den Tag nicht auf dieſer herrlichen Höhe, ſondern ſtiegen mit dem erſten frühen Erglühen der Aurora, während noch nächtliches ſchlummervolles Dunkel das Weſtmeer deckte, den ſteilen Felſenberg hinab.

An ſeinem Fuße lag in reizendem Thalfrieden ein Capuzinerkloſter; einige Mönche waren mir bekannt, wir traten ein, und empfingen ein Frühſtück, ſo gut die frommen Väter es hatten, und die frommen Väter hatten es wirklich gut. Dann nahm uns ein paradieſiſches Oliventhal auf, das ſich bis nach Luri, und von da noch weiter erſtreckte. In Luri kamen wir am Haus Giuſeppi's vorüber, der Hausherr ſah uns, rief uns hinein, und zeigte die größte Freude, mich wiederzuſehen. Bei einem heitern Mittagsmahl ließen wir es uns noch einmal recht wohl ſein, nach dieſem wurde ein kleines Conzert auf dem Piano veranſtaltet, und dann erfolgte, als die Stunde zum Aufbruch mahnte, ein eben ſo herzlicher, als ſchmerzlicher Abſchied. Von froher Hoffnung belebt, um bald unſre Ketten abwerfen zu können, gingen wir eilig dem Bach entlang, der das Thal von Luri durchrollt, und ſich in die ſchmale Bucht Marine de Luri ergießt. Wir konnten ihm jedoch nicht bis zum Meere folgen, ſondern mußten noch einige Berge überſteigen, um in das Thal von Paſtino zu gelangen, wo wieder ein Bach in die Bucht Marine de

Maria ausmündet. Die Nacht war hereingebrochen, als wir anlangten; ſtill und verſchwiegen lag dieſe Bucht, ſie war ſo ſchmal, daß kaum ein großer Fiſchernachen hereinfahren konnte, wir riefen, erſt leiſe, dann lauter, wir ſpähten mit klopfendem Herzen hinaus auf das Meer, ein Schiff zu entdecken, vergebens — der Schiffer war nicht da, und wir ſtanden in der größten, unſäglichſten Beſtürzung. Was war zu thun? In der peinlichſten Stimmung, in der folterndſten Ungewißheit ſtanden wir, und harrten bis zur Mitternacht, immer noch glaubend, der Retter werde uns erſcheinen. Vergebens!

Wir gingen den Waldbach entlang zurück Der einzige Rath, den ich Röder geben konnte, war der, eilends wieder nach Baſtia zurückzukehren, ſich der Strafe, die ihn erwartete, zu unterwerfen, und nachdem er für den Reſt der Nacht ein Obdach in einer Waldmühle, einſam im Gebirge gelegen, gefunden hatte, ſchied ich von ihm mit tiefem Schmerz, und mit bitterm Groll gegen das Schickſal, das nicht müde wurde, uns feindſelig zu verfolgen. Ich eilte nach Rogliano zurück, und mein erſter Gang war nach der Hütte des Schiffers, den ich antraf, und mit den heftigſten Vorwürfen überhäufte. Hier fand ich nun einen Zug von der bodenloſen Charakter-Schlechtigkeit der gemeinen Corſen. Hohnlachend und zornflammend ſagte mir der Mann: „Ich führe keine Deſerteurs über! Sagt noch ein Wort, ſo zeige ich an, daß Ihr entwiſchen wolltet. Wer ſagt, daß Ihr mir hundert Franken gegeben? Gehet doch hin, und verklagt mich, gebt an, wozu das Geld beſtimmt war, und büßt in Ketten Euern Vorwitz. Ich verſprach Euch nichts, ich empfing von Euch nichts, ich kenne Euch nicht! Verlaßt mein Haus, oder ihr verlaßt es nicht lebendig!“ In ohnmächtiger Wuth entfernte ich mich, und kehrte in meine Wohnung zurück, ſeine Treuloſigkeit und meine Leichtgläubigkeit verfluchend.

3.

Ein Conzert in Corſica.

Bald genug erfuhr ich, daß Röder auf vierzehn Tage ſtrengen Arreſt hatte; von meinem Vorhaben war Niemand unterrichtet, ich verſchaffte mir Urlaub und beſuchte den Freund. Zu meiner Freude fand ich ihn ſchon wieder frei, aber ſeine Gemüthsſtimmung erregte mir den größten Schmerz. Er war tief in ſich gekehrt, ſprach Stundenlang kein Wort, und überließ ſich einem melancholiſchen Hinbrüten, das ſeine beſſern Seelenkräfte zu verzehren drohte. Eines Tages, als ich ihn beſuchen wollte, hörte ich mit tödtlichem Schreck, daß er eine Hand verloren habe, und im Hoſpital ſei; ſogleich eilte ich zu ihm. Er hatte noch beide Hände, aber ein losgeriſſenes Felſenſtück hatte ihm beim Baden, wie er ſagte, zwei Finger faſt abgeſchlagen; dieſe Verletzung machte ihn zum fernern Dienſt untauglich. Er hatte die Hoffnung auf endliche Freiheit und dieſe ſelbſt durch den Schmerz nicht zu theuer erkauft. Es war am 6. September 1820, als ich einen Brief erhielt, worin Röder mir ſchrieb, daß er ſeinen Abſchied erhalten habe, und binnen drei Tagen abreiſe. Ich eilte hin, um ihm Lebewohl zu ſagen, und ihm Grüße in die Heimath mitzugeben. Kummervoll ſah ich ihn ſcheiden, doch gönnte ich ihm ſein Glück. —

Auf meinem Heimweg trat mir lebhaft der Gedanke vor die Seele, daß ich nun ſo ganz allein ſei, daß alle Freundlichkeit der Einwohner Roglianos mir den theuern Landsmann nicht erſetzen konnte, und ich ſpann auf meiner Wanderung neue Fluchtplane aus. In Luri, über das ich den Weg nahm, entdeckte ich mich Giuſeppi, und empfing zehn Louis-d'or von ihm, nebſt den beſten Segenswünſchen zu meinem Vorhaben. Ich ſelbſt nahm all mein wieder zuſammengeſchmolzenes Geld zuſammen, und ging an die Ausführung meines zweiten Fluchtplanes. Von einem Neapolitaniſchen Schiffer, mit dem ich mich bekannt machte, hoffte ich mehr Redlichkeit wie von dem Corſen, und beſtimmte mit ihm eine Nacht, in der ich als Matroſe verkleidet, ſein Schiff beſteigen, und entfliehen wollte. Am Abend des 16. October verließ ich meine Garniſon, ging verkleidet zum Haſen, fand auch den Schiffer, aber der Wind war entgegen. Wie hätte ich Armer, zum dauernden Unglück Erkorener auch Erlöſung hoffen ſollen! Der Mann tröſtete mich, er ſagte, daß der Wind ſich um Mitternacht drehen werde; ich harrte in peinlicher Angſt; die Mitternacht kam heran, der Wind wurde noch entgegengeſetzter, und mit martervollen Gefühlen ging ich, da ich mich in meiner Kleidung nicht erblicken laſſen durfte, weil jedermann in dem kleinen Regliano mich kannte, ſeitwärts nach den Bergen, um vom Schiffer ein Zeichen zu erwarten. Ohne einen Biſſen Brodes verbrachte ich in meinem Verſteck den ganzen Tag, ſehnſüchtig herabblickend nach der Marine von Madinagio, und behielt den Port und das Schiff im Auge. Gegen Abend bemerkte ich, daß der Wind plötzlich umgeſetzt hatte, da mußte ich ſehen, daß der treuloſe Fiſcher aus dem Hafen lief und die See gewann. Zum zweiten Mal war ich ein Opfer der ſchändlichſten Täuſchung. Ich blieb die Nacht über, wo ich war, dem qualvollſten Hunger und Durſt Preiß gegeben, und hatte Zeit genug, darüber nachzudenken, wie ich vor einem Jahr in Paris und vor zwei Jahren auf der Wartburg den 18. October verlebt. Ich eilte mit dem Frühroth nach dem Hafen hinab, um mir Nahrungsmittel zu verſchaffen. Noch hatte ich das Ziel nicht erreicht, als mir zwei Gensd'armen entgegen kamen, die mich nicht ſobald erblickten, als ſie riefen: „Arreſtant!“ Ich befand mich auf einem ſchroffen Klippenabhang, dicht über dem Meere, und raſch entſchloſſen wandte ich mich zur Flucht, ſchleuderte die Schuhe von den Füßen, warf Matroſenhut und Jacke ab, und ſprang vor den Augen der Verfolgenden in das Meer. Schwimmend ſuchte ich eine Klippe zu erreichen, die etwa hundert Schritte vom Strand, in der Nähe der Inſel Finochiarola aus den Wellen ragte, hinter mir knallte es zweimal, und zwei Kugeln ſauſten dicht an mir vorbei und ziſchten in das Waſſer. Unverſehrt erreichte ich den Fels, erklomm ihn und ſtand nun dort, ein wehr- und hülfloſer Mann, im Angeſicht meiner Verfolger. Ich ſah, daß ich höchſt unſinnig gehandelt, mich in das Meer zu werfen; weit eher hätte ich zu Lande entrinnen können. Einer meiner Verfolger eilte nach dem Hafen, wahrſcheinlich um einen Kahn und Succurs zu holen, der andre blieb ſtehen, um mich zu beobachten. „Nun denn,“ rief ich mit dem Muth der Verzweiflung aus: „ſo fahre hin, mein Leben! So will ich doch tauſendmal lieber ſterben, als neue, noch ſchwerere Feſſeln tragen!“ Mit dieſen Worten ſtürzte ich mich in die See. Aber kaum umflutheten mich die warmen belebenden Waſſer, als auch der Trieb der Selbſterhaltung mächtig in mir erwachte, und mich nicht ſinken ließ. Ich ſchwamm dem Strande zu, erſpähte eine Stelle, wo ich das Ufer gewinnen konnte, und bereitete mich zu einem Kampf auf Tod und Leben. Drohend ſtand der Gensd'arme am Ufer, die Büchſe angelegt, die dunkle Mündung auf mich gerichtet, ſcharf zielend, doch zögernd, mir den ſichern Tod zu geben. Jeden Augenblick konnte das tödtliche Blei mein Haupt zerſchmettern. Doch es folgte kein Schuß — der Soldat hatte keine Munition mehr, um nach dem erſten wieder laden zu können. So wie ich das Land ſchwimmend und die letzte Kraft anſtrengend, gewann, ſchmetterte mich die Kolbe ſeines Gewehres faſt nieder; der furchtbare Schlag ſollte mein Haupt treffen, traf aber nur die Schulter, und wüthend packte ich nun den Feind, warf ihn zu Boden, trat ihn mit Füßen, entriß ihm die Flinte und ſtieß ohne Schonung auf ihn los. Er ſchrie fürchterlich, und ſchon kehrte ſein Gefährte eilenden Laufes zurück. Mit dem Gewehr des bewußtlos am Boden liegenden Gensd'armen ſtürzte ich mit der größten Schnelligkeit in die Gebüſche, umging Rogliano, gewann einen mir wohlbekannten, ſelten betretenen Pfad, und ſchlug auf ihm in eilender Flucht am Meerſtrand hin den Weg nach Erba Lunga ein, das ich in einer halben Stunde erreichte, während ein gewöhnlicher Fußgänger von Rogliano aus bei weitem längere Zeit braucht. In dieſem Ort kannte ich den Maire, von dem ich Schutz hoffte. Die Flinte des Gensd'armen ſchleuderte ich ins Meer.

Staunend erhob ſich der Maire von ſeinem Seſſel, als er mich im bloßen Hemde, ohne Hut, ohne Schuhe und ganz durchnäßt, eintreten ſah; ich erzählte ihm mein Unglück, und bat ihn um Kleider, damit ich nach Rogliano zurückkehren, und ſelbſt um Milderung meiner Strafe einkommen könne.

Willig bot er mir ſeine Hülfe, und erſchloß die ganzen Schätze ſeiner Garderobe. Zunächſt empfing ich kurze ſchwarze Manſcheſter-Modeſten mit Stahlſchnallen, blaue Strümpfe mit rothen Zwickeln, die mich an meine Heimath und an meine Knabenjahre erinnerten, einen langen Roquelor, mit breiten bordirten Taſchenklappen, deſſen Schöße faſt bis zur Erde reichten, Stiefeln mit gelben Stolpen, und einen dreieckigen Hut von ganz bedeutender Größe; dazu eine Weſte, deren Ende mir um die Lenden ſchlotterte; es fehlte nur noch Zopf und Rohrſtock mit dickem Silberknopf, und der Kavalier des erſten Viertels des achtzehnten Jahrhunderts war fertig. Mit innigem Dank ſchied ich in der weislich zum Ausmarſch gewählten Dämmerung von dem gefälligen Maire, und mußte meine Maske belächeln, ſo wenig meine Lage zum Lachen war. Zuerſt begab ich mich in Rogliano zu einem der angeſehendſten Geiſtlichen, denn ich wußte, welchen Einfluß dieſer auf den ſtrenggläubigen ſpaniſchen Ritter, meinen Lieutenant, ausübte, und nicht vergebens hatte ich deſſen Fürſprache erfleht. Gleichwohl bekam ich von Don Carasco de la Torre kein freundliches Geſicht, und empfing die Schreckensnachricht, daß der Bericht meiner Deſertion bereits gemacht und nach Baſtia geſandt ſei.

Mein friedliches Glück in Rogliano war verſcherzt, und aufs Neue zeigte mir mein Geſchick eine trübgerunzelte drohende Stirne. Der 18. October brachte mir zum zweitenmal Feſſeln.

In Begleitung von vier Mann Wache wanderte ich nach Baſtia, und in das Gefängniß. Vergebens wandte ich mich bittend an den Oberſten; nach drei Tagen ward ich zwar befreit, kam aber zur Kompagnie, mußte Dienſte thun, und war wieder der gemeine, mit Arbeit geplagte Soldat, der ich früher geweſen. Hier fand ich denn auch Roſe wieder, welcher ebenfalls den Trieb nach Freiheit empfunden hatte, deſertirt, eingefangen und vom Fourir wieder zum Gemeinen degradirt worden war. Das gemeinſam getragene Unglück ſtimmt die Herzen mild, und macht ſie geneigt zur Verſöhnung, das Unglück iſt auch eher geeignet, die Menſchen zu beſſern, als das Glück, und ernſte Blicke nach innen richten zu laſſen. Wir ſprachen uns gegen einander aus, Roſe bereute aufrichtig ſein Betragen gegen Röder und mich, und ich war viel zu verſöhnlichen Gemüthes, als daß ich ihm die empfangenen Kränkungen hätte nachtragen können. Gemeinſam nährten wir die Hoffnung auf endliche Befreiung immer noch fort. In einer de- und wehmüthigen Bittſchrift an den Oberſten baten wir gemeinſchaftlich um Verzeihung, gelobten heilig Beſſerung, und es gelang uns, ſein Herz zu rühren. Nach einem nochmaligen derben Verweiß über unſre Deſertirverſuche wurde Roſe wieder Fourir, und ich kam ob meines muſikaliſchen Talentes zur Regimentsmuſik; ich ſollte alle Stadien durchlaufen. Mein Bitten, nach Rogliano zurückkehren zu dürfen, war und blieb erfolglos, ebenſo das Bemühen meiner dortigen Freunde. Durch Muſikunterricht erwarb ich mir einiges Geld, doch bei weitem nicht ſo viel als in Rogliano, daher ich bedacht war, etwas zu unternehmen, was einträglich werden konnte, und worauf ich, als auf einen ſoliden Grund, die Hoffnung meiner Freiheit baute.

Die Muſik wurde abermals in meiner Hand zum Moſisſtab, womit ich dem Fels meines Mißgeſchicks wohlthätige Fluth entlockte; ich beſchloß, ein großes Concert in Baſtia zu geben.

Nachdem ich mich des guten Fortepianos eines reichen Privatmannes verſichert hatte, der ſich eine große Ehre daraus machte, ſein Inſtrument in einem Conzert glänzen zu ſehen, ging ich zu allen Officieren, und ſammelte Subſcribenten auf dieſen dort ſo ſeltnen Genuß, und keiner ſchloß ſich aus. Meine Kameraden, die Regimentsmuſiker, denen ich ihren beſcheidnen Antheil am Gewinn verhieß, waren bereit, mich zu unterſtützen. Roſe ſchrieb Zettel und klebte ſie an alle Straßenecken, das Theater wurde mir eingeräumt, und ein überaus zahlreiches Publikum verſammelte ſich; Roſe ſaß an der Kaſſe, und ich ſtand mit klopfendem Herzen hinter den Couliſſen, denn ich hatte alles zum Concert, nur keine — Muſikalien.

Die Introduktion der Regimentsmuſik verſtummte, und ich trat heraus, verbeugte mich, und ſetzte mich an das Inſtrument. Der Anfang wurde mit einer Phantaſie gemacht, in die ich andre Phantaſien einwebte. Es war in der That eine phantaſtiſche Muſik. Die muſikaliſchen Gedanken ſchwirrten in meinem Kopf wild durcheinander, ſie klommen beflügelt an der Tonleiter auf und ab, wie die Engel auf der Himmelsleiter im Traum des Erzvaters, meine Empfindung riß mich begeiſtert fort und trug mich empor; ſelbſt ein Engel, führte ſie mich, wie Gabriel den Propheten der Moslim, durch alle Himmel hindurch. Rauſchender Beifall lohnte mein kühn extemporirtes Spiel.

Hierauf trug ich mit Pianofortebegleitung ein franzöſiſches Lied vor, und als auch dieſes vorüber war, ſchloß ich die erſte Abtheilung mit der Ouverture von Boildieu's Califen von Bagdad, die ich ſo ziemlich auswendig wußte.

Mein dankbares Publikum applaudirte mit Ungeſtüm; erleichterten Herzens zog ich mich wieder hinter die Couliſſen zurück, und die Regimentsmuſik ſpielte einen Entr'act.

Die zweite Abtheilung hatte einen höchſt brillanten Vorwurf, den Brand von Moskau, wie der Zettel mit großen Buchſtaben verkündigt hatte. Alles ſpannte und brannte auf den Brand, ich jedoch um ſo weniger, denn ich hatte den größten Theil dieſer grandioſen Compoſition nur noch dunkel im Gedächtniß. Indeß ich begann, das Vorſpiel gieng gut, und die muſikaliſche Brunſt flammte auf. Fürchterlich wüthete ich auf den Taſten, als der Brand entbrannt war; der Particulier, dem das Inſtrument gehörte, ſchwitzte Todesſchweiß, bleiche Angſt lagerte ſich auf die Geſichter der Einwohner von Baſtia. Endlich ließ die wilde Flamme nach, man hörte nur das dumpfe Rollen der Kanonen und Sprützen, die Signale der Hörner, die zum Rückzug riefen, das Aechzen und Wimmern der Verwundeten, welches mit herrlichem Largo ausgeführt wurde, und die

Zuhörer athmeten auf. Da brach plötzlich die wilde Wuth der Flammen noch einmal los, mit Gekrach ſtürzte der Kreml ein, und koſtete nur vier bis fünf Saiten des geduldigen Inſtruments. Allmählig nahm das Feuer ab, ein großartiger Siegesmarſch folgte, und ein tanzartiges Koſackenlied mit Variationen machte den Beſchluß dieſes koloſſalen Tonſtücks, das mich nicht minder angegriffen hatte, als meine Zuhörer. Die Regimentsmuſik begann auf mein Erſuchen noch ein Stück, und ich ging vom Applaus begleitet, mich für die dritte Abtheilung zu ſtärken. Wie ein Verwundeter vom Schlachtfeld, wurde das gute Inſtrument hinweggetragen, dem ich am folgenden Tag neue Saiten ſtatt der geſprungnen aufzog.

Zum dritten Male erſchien der Virtuoſe Baſtias auf der Bühne, dieſesmal mit der befreundeten Guitarre; der Vortrag wurde mit Variationen eröffnet, denen ein deutſches Lied folgte. Es gefiel ſo ſehr, daß da Capo gerufen wurde. Ich wiederholte die vaterländiſchen Klänge, und ließ Beethovens Adelaide darauf folgen. Als ich endete, ſchrie alles aus einem Mund: Encore! encore! Jetzt begann ich ein komiſches Liedchen, was ebenfalls höchſt beifällig aufgenommen wurde, und ſchloß endlich mit einem zwölfmal variirten ſteiriſchen Schnoadahupferl, in dem ſich Bergfreude, Heimathliebe und Schmerz der Sehnſucht auf eine ſo innige ſüße Weiſe gemiſcht offenbarten, daß während die Wangen lächelte, manches Auge voll milder Zähren ſtand.

Mein Publikum war zufrieden, ich war es auch, denn Roſe brachte mir die Kaſſe mit vierhundert Franken gefüllt; bei einem trefflichen Abendeſſen belachten wir den kecken Einfall, ein Conzert zu geben, ohne im Beſitz eines einzigen gedruckten oder geſchriebenen Muſikſtücks zu ſein. Erwartungsvoll aber ſah ich dem künftigen Erfolg entgegen, denn heiße Wünſche und rege Freiheitshoffnungen hatte ich darauf baſirt.

Schon am andern Tage ging ein Theil meiner Wünſche in Erfüllung; ich erhielt ſo viel Einladungen in Familien, daß ich nicht wußte, wo den Anfang machen? nur die Einladung, die ich zu allernächſt erſehnte, kam noch nicht. Am zweiten Tag ließ mich der Oberſt rufen, empfing mich huldreich und belobend, und bat mich, ſeiner Frau, der mein Spiel ebenfalls ſehr gefallen, Muſikunterricht zu geben. Wie freudig ich dieſen Antrag annahm, kann ich nicht ſagen, der trübe Himmel meines Lebens ſchien ſich mit einemmale roſig aufzuhellen, und mein bleicher Unſtern hinwegzuſchwinden. Die Obriſtin war eine angenehme und talentreiche Frau, mit der ich nicht nöthig hatte, die Anfangsgründe durchzugehen, und war, was mich beſonders freute, eine Deutſche, aus Mainz, die ihrem Mann aus Liebe auf dem romantiſchen Weg der Entführung gefolgt war. Durch ſie hoffte ich mein Ziel zu erreichen; in den Lectionsſtunden nahm ich ein ſtilles, halbmelancholiſches Weſen an, und ſparte die halbunterdrückten Seufzer nicht, die deutlich offenbarten, daß ich ein geheimes Leiden ſchwer auf dem Herzen trage. Frauen haben in ihrem Innern großen Raum für zarte Sympathien. Das ſchöne Mitleid iſt eine der edelſten Perlen im Diadem der Frauentugenden, und wer wollte es Neugier ſchelten, wenn das Mitleid nach der Urſache des Kummers eines Leidenden forſcht? Das iſt eine ſehr achtungswerthe Neugier, und die Frau Obriſtin forſchte. — Nach einer Lektion fragte ſie mich, nachdem ſie lange genug die Regung jenes auf Wiſſen gerichteten Wunſches unterdrückt: „Sagen Sie mir nur, was Ihnen fehlt? Kann ich Ihnen helfen und womit? Frei heraus mit der Sprache! Als deutſche Landsmännin, als Ihre Schülerin und Freundin habe ich Anſprüche auf ihr Vertrauen, reden Sie!“

„Gnädige Frau,“ entgegnete ich düſter: „werfen Sie einen Blick auf meinen Rock, und Sie haben die allergenügendſte Antwort. Mein Rock iſt eine ſchlagende Antwort auf die Frage nach der Urſache meiner Niedergeſchlagenheit.“

„Ach, ich verſtehe!“ rief ſie aus. „Armer Mann! Sein Sie geduldig und hoffen Sie das Beſte; ich werde für Sie handeln. Nichts Unbedachtes unternommen, mein muſikaliſcher Freund! Hören Sie? Ja nicht wieder deſertiren wollen! Vertrauen Sie mir, mit Gottes Hülfe löſe ich die Kette, die Sie ſo ſchmerzlich drückt. Für heute — leben Sie wohl!“

Mit Feuer preßte ich die Hand der gütigen und verſtändigen Frau an meine Lippen, und ging hinweg, ſo reich an Hoffnung, wie ich ſeit lange nicht geweſen. Die Obriſtin hielt redlich Wort, und wieder war es die Muſik, die freundlichſte aller Lebenskünſte, die zum ſicherleitenden Kompas aus den Syrten meines Lebens mir wurde. Zunächſt empfahl ſie mich dem Doktor-Major des Regiments, einem Deutſchen, Namens Beltly, der mich äußerſt wohlwollend aufnahm, ſich lange mit mir über mediziniſche Gegenſtände beſprach, und mich als Amanuenſis annahm. Schon dadurch ward meine Lage, wie meine Ausſicht, merklich gebeſſert, und ich unterließ kein Mittel, um zu meinem Zweck zu gelangen. Die Obriſtin liebte vor allen muſikaliſchen Compoſitionen mit Leidenſchaft die Polonaiſen; ich nahm zu meinen Freiſtunden die Nächte zu Hülfe, componirte mehrere, und ſchrieb ſie, weil an eine Notendruckerei in Baſtia nicht zu denken war, fein und zierlich ab, ließ ſie in einen Prachtband mit gedrucktem Titel und ſchmeichelhafter Dedication einbinden, und ſandte ihr das Werk durch einen befreundeten Kapitän und Landsmann von ihr zu einer Stunde, wo eben alle weiblichen Nobilitäten von Bahia bei ihr in einer Theegeſellſchaft verſammelt waren, und folglich ein in Bahia ſo ſeltnes Geſchenk nicht verfehlte, den höchſten und ſchmeichelhafteſten Eclat zu machen.

Die gütige Frau ließ mich rufen, ſtattete mir den freundlichſten Dank ab, und verſicherte mir wiederholt, meiner eingedenk ſein zu wollen, nur müſſe ein günſtiger Zeitpunkt eintreten, damit die Sache wie von ungefähr ſich machend, nicht abgeredet und abgekartet ſcheine.

Mit dem Doktor-Major ſtand ich auf gutem Fuß, er ſtand auf ſolchem mit der Obriſtin, und ſo durfte ich auf ihr Fürwort rechnen, als ich ihn erſuchte, bei der bevorſtehenden General-Inſpektion der Truppen es mit der Unterſuchung des Uebels, womit ich zu dieſer Zeit befallen ſein würde, nicht ängſtlich genau zu nehmen. Er lachte herzlich und verhieß mir ſeinen Beiſtand.

Allmählig bekam ich ſogar Kinder in Unterricht, und zwar die des Gouverneurs wie des Oberſtlieutenants, und es hätte nur meines eignen Wunſches bedurft, ſo könnte ich vielleicht heute noch als Vorſteher eines deutſchen Erziehungsinſtituts in Baſtia ſein, aber durch mein ganzes Leben iſt mir das methodiſche Inſtitutweſen fatal geblieben; ich hatte weder Ruhe, noch Geduld, noch überhaupt innern Beruf zum Erzieher, und mochte es nicht machen, wie ſo Viele, die ſich dazu berufen glauben, die aber eben ſo wenig auserwählt ſind, als ich es war.

Von Tag zu Tag ſtieg ich nun in der Gunſt meiner Obern, auch Roſe arbeitete ſich empor, und brachte es ſogar bis zum Secretair des Oberſten, jeder von uns hatte über ein eignes Zimmer zu disponiren, und ſo kam immer näher die Sonne, der ſich die Strahlenblume meiner Hoffnung ſehnſuchtvoll zuwandte. Mittlerweile forderte mich der Doktor-Major auf, mit ihm eine kleine Luſtfahrt an die italieniſche Küſte zu machen, er verſchaffte mir eine Urlaubskarte, und wir fuhren heiter und fröhlich aus dem Hafen von Baſtia. Freiheitgedanken zitterten durch meine Seele, als ich im Hafen von Livorno den Kontinent betrat, und das Menſchengetümmel uns umwogte. Ein kühner Sprung in eine Seitengaſſe, und ich hatte aufgehört, ein Söldner Frankreichs zu ſein. Wohl mochte Doktor Beltly meine Gedanken aus der ſichtbaren Bewegung meines Innern leſen, denn er ſah mich forſchend an, und ſprach zu mir: „Vergeſſen Sie nicht, daß ich für Ihre Perſon verantwortlich bin, daß ich für Sie haften muß, und daß ich Sie in der Ueberzeugung mit auf dieſe Reiſe nahm, daß ich es mit einem Manne von Ehre zu thun habe.“ Es war genug, und ich dachte nicht mehr daran, mich zu befreien. Geduldig und ergeben trug ich die Feſſeln fort, die mich jetzt minder drückten.

Von Livorno fuhren wir nach dem prächtigen Genua, wo wir mehre Tage verweilten und dann die Inſeln des tusciſchen Meeres beſuchten. Zuerſt die kleine holzreiche Gorgona, mit ihren vielen Fiſcherhütten und Sardellenfängern, dann Capraja, dieſe erſtarrte Feuergeburt des Meeres, immer noch mit den wilden Ziegen bevölkert, nach denen ſchon das klaſſiſche Alterthum die Inſel nannte. Dann ſteuerten wir nach Elba, wo wir einen Tag im Porto Ferrajo verweilten, dem prachtvoll gelegenen Exil Napoleons. Bis zu dieſer Inſel war das Reich des Mannes zuſammengeſchrumpft, auf dieſer Inſel ſollte er als Souverain herrſchen, er, dem ein Erdtheil zu klein war, auf einem Diſtrikt von ſieben Quadratmeilen! So grauſam höhnte dieſen hochſtrebenden Geiſt ſein Unſtern, war es ein Wunder, daß er dem Schickſal keck die Stirne bot, und kein Jahr auf dem Eiland weilte, da Frankreich auf ihn, wie auf einen Heiland hoffte? Und der Cäſar kam noch einmal, ſah noch einmal, ſiegte noch einmal — aber ein Heiland wurde er nicht. Wir fuhren bis zur Nordküſte Sardiniens, paſſirten die Strada Bonifacio, und landeten in der Stadt Bonifacio, über welcher über alle Beſchreibung rieſenhaft und drohend das Fort auf wild zerklüfteten Felſen ſtarrt, der auf einer Seite oben weit nach der See überhängt. An dem Felſengeſtade des ſüdlichen Theils der Inſel, am Golf von Porto Vecchia, den Diamantenberg im Auge, dann längs der ſchmalen Uferebene der Oſtſeite Corſikas hinfahrend, auf der ſich die Ortſchaften aneinander reihen, wie Perlen an einer Paternoſterſchnur, langten wir bald wieder in Baſtia an.

Roſe ſah mich mit Erſtaunen wiederkehren, er glaubte mich entflohen und gerettet, ich hatte aber das beſſre Theil erwählt, und hoffte, mich durch redlichen Mannesſinn und Ehrenhaftigkeit der Freiheit werth zu zeigen.

Auf der Poſt waren Briefe für mich angekommen; ich flog hin, nicht wiſſend, von wem ſie kamen; es war — meines Vaters Hand, er lebte, er liebte mich noch! —

4.

Freiheit und Vaterland.

„Sei mir gegrüßt, Vaterlands-Erde! Vaterlands-Himmel! Vaterlands-Sonne, und Fluren und Hügel, und Ströme und Wälder! Seid alle, alle mir herzlich gegrüßt! — Wie ſo köſtlich wehet die Luft von meinen Heimath-Gebirgen! wie ſtrömt balſamiſche Wonne aus euch, dem armen Flüchtling entgegen!“

So jubelt lyriſcher Begeiſterung voll, in Schillers Trauerſpiel der Räuber Moor, ſo hoffte auch ich, der verlorne Sohn, in ſeliger Freude zu jubeln.

Es war des Jahres 1820 letzter Tag; ſonnig und ſchön lachte er herab auf die Inſel; nicht wie bei uns um dieſe Zeit von Reif und Schnee erſtarrt ſchlummern die Fluren an den grünen Geſtaden, auf den felſigen Inſeln des Mittelmeeres; wie ein milder Herbſt voll Farbenzauber und verjüngter Friſche, ewig jung und ewig grün erſcheint die Jahreszeit dort, und dennoch ſehnte ich mich heimathwärts. Ich fuhr, zwar noch nicht frei, aber doch voll fröhlicher Freiheithoffnung, dem waldigen Geſtade des Capo Corſo entlang, mit Urlaub nach Rogliano, die Freunde wieder zu ſehen. Drei kurze Stunden nur dauerte die heitre Fahrt, da war die Marine erreicht, da flog mein Bote den Berg hinan zur Magna ſottana, zu Benigni's und Lugetti's und Emanuelli's Haus, zum frohen Wiederſehen zu laden. Sie kamen herab und jubelten laut, und ſtürzten in meine Umarmung. Im Hafen lag eine kleine Brigg, Benigni's Eigenthum, die beſtiegen wir, und ſaßen im frohen Kreis um den flaſchenvollen Tiſch, und ich mußte erzählen. Da der Verkehr zwiſchen Baſtia und Rogliano nicht allzulebhaft iſt, ſo hatten die Freunde gar nichts Näheres und Zuverläſſiges über mein Ergehen gehört, manche glaubten mich in Eiſen, andre glaubten, daß ich erſchoſſen worden ſei. Als der Abend kam, erſchien auch Benignis Mutter, eine herzensgute alte Frau, und weinte Freudenthränen, den Freund ihres Sohnes wiederzuſehen; der Poſtmeiſter und mehre andre meiner ehemaligen Schüler begleiteten ſie, da ſaßen wir denn, fröhliche, glückliche Menſchen, auf dem offnen Verdeck, und ſchmausten, und tranken und ſangen. Das Meer lag ruhig und ſpiegelklar, und der tiefblaue Himmel ſah wie ein ſchöner, tiefſinnig ſehnſüchtiger Narciß ſein eignes ſtilles Antlitz in der ſtillen Fluth. Lau wie in einer deutſchen Juninacht, wann Leuchtkäfer um Roſenbuſche brennend ſchweben, webten die Lüfte Italiens, die über ſchweigende Limonenwälder gezogen waren. Wir feierten reine Götterſtunden der ungetrübteſten Freude, deren Sterne mir wieder zu leuchten begannen, ſo wie oben am Himmel ſich Stern um Stern funkelnd entzündete, und Klarheit durch die ſchattendunkeln Räume des Univerſums goß.

Begeiſtert griff ich zur Guitarre, die wundervolle Zaubernacht, der liebevolle Freundeskreis, der mich umgab, der an mir ſich erfreute, der feurige Sirakuſer, und mein volles Herz machten mich zum Improviſator, ich ſang und ſpielte, der augenblicklichen Eingebung folgend, die Blicke zu den Sternen gerichtet:

„Sterne! Sterne!
Seht ihr mein Heimathland?
Dort in der Ferne,
Sehnend euch zugewandt,
Weiß ich ein Auge blicken,
Dem hätt' ich, ach ſo gerne
Der Treu und Liebe Gruß geſandt,
Doch der Bote fehlt, ihn zu ſchicken“

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50160-9
BECHSTEIN,L. FN. 03115/010

„Sterne! Sterne!
Euch trag' ich auf den Gruß
Zur Heimathferne;
Bringt ihr den Liebeskuß,
Uns beide zu beglücken,
Auf daß mein Liebchen lerne,
Daß Treu noch lebt, mein Genius,
Und nicht unterlag den Geſchicken.“

Da ſchlug es, als ich endete, und die Freunde um mich noch ſtill dem Nachhall meines Spiels lauſchten, und den Sinn des deutſchen Liedes fühlten, wenn ſie auch die Worte nicht verſtanden, auf dem Thurm des hochgelegenen Dorfes Tomino dreiviertel auf zwölf Uhr, und das feierliche Schweigen wurde nicht mehr unterbrochen. Die Flaggen wurden aufgezogen, die Kanonen auf das Vorderdeck gebracht und nach Italien gerichtet, und wie der erſte Schlag der Mitternachtſtunde vom Ufer herüberflog, da zitterte die Brigg wie ein erſchrecknes Kind vom Donnergekrach der Geſchütze, und drüben in Rogliano brach ein Knallen los, daß man hätte meinen ſollen, die Mauer des Hafens ſtürze zuſammen. Von Baſtia herauf rollte kriegeriſcher Gruß und das Echo der korſiſchen Bergkette hatte nicht Stimmen genug, die Fülle des Schalles weiter zu tragen, die an ihre Felſenwände anprallte. Von Elba zuckte das blitzende leuchten, ſchlug dumpfer Donner herüber, und bald überzog ein ſolcher Pulverdampf ringsum unſre Brigg, daß wir uns wie in Wetterwolken befanden, die von elektriſchen Flammen durchlodert ſind.

Wir umarmten uns mit herzlicher Liebe, Glück wünſchend, und die liebevollen Freunde ſprachen zu mir: „Vergiß, wenn Du in Dein Vaterland zurückgekehrt biſt, die nicht, die es hier ſo treu und aufrichtig mit Dir gemeint haben!“ „Nie werde ich das! Das ſei euch heilig geſchworen in dieſer feierlichen Stunde!“ rief ich bewegt aus: „In dieſer Stunde, die mit tauſend Wonne- und Schmerzgefühlen mein Inneres durchſtürmt und erſchüttert. O Achtzehnhundert und ein und zwanzig! Sei mir gegrüßt! Bringe mich in mein ſtilles Heimathparadieß zurück, führe mich wieder ein in den Frieden meiner Jugendträume! Entſchädige mich für die Leiden der trüben Zeit, die hinter mir liegt, lohne denen mit der Fülle des Glücks, die meine Feſſeln leicht machten, und mitten in einem fremden Lande, in einem drückenden Stande mir frohe Stunden ſchufen. Jahr Achtzehnhundert und einundzwanzig, kann Deine erſte Stunde mir keine Frage löſen? Liebt mich mein Röschen noch? Denkt ſie noch mit Zärtlichkeit und Treue mein? Oder ſchwelgt ein andrer Mann in dem Eden meiner Seligkeit? Ich halte Du meine

Schwöre, mein Röschen, treu Dir bis zum Grabe! Der Flüchtling wird zurückkommen, er wird in Deine Arme ſinken, an Dein Herz, und vergeſſen ſoll dann alles Leid ſein, alle Qual der bangen Trennung. Nimm mich nur freundlich wieder auf, mein Vaterland!“ —

Am frühen Morgen des erſten Januar verließen wir die Brigg und eilten zur Magna ſottana hinauf, wo das Begrüßen, Umarmen und Glückwünſchen bei den übrigen Gliedern der befreundeten Familien von Neuem begann. Der Tag wurde vergnügt hingebracht, und mit einem ſolennen Ball beſchloſſen, der frequent und unterhaltend war; das Orcheſter beſtand aus einem Virtuoſen, der die Violine ſpielte, dem Einzigen, den Rogliano beſaß. Dennoch ließ dieſer Eine der Freude Flügel fehlen. Auf dieſem Ball ſprach ich auch den Lieutenant Carasco de la Torre wieder, der mir früher ſo viele Freundlichkeit erwieſen hatte.

Nach einigen glücklichen Tagen kehrte ich über Luri nach Baſtia zurück. Die Familie Giuſeppi traute ihren Augen kaum, als ſie mich wieder ſah, ſie glaubte mich längſt in Deutſchland. Ich erſchien wie Kaſems Pantoffel, der immer wiederkam, mir ſelbſt jedoch war dieß leid genug.

In Baſtia begann ich mit Eifer meine Beſchäftigungen als Doktor, als Hauslehrer, Muſikmeiſter und Sänger, lebte im geduldigen Hoffen, auch mit Roſe wieder im guten Vernehmen, und ſo kam der Monat Februar, mit ihm die Generalinſpektion herbei, der ich ſehnend entgegen ſah, deren Ausgang ich mit klopfendem Herzen erwartete. Ich fürchtete nicht, daß der Himmel der Täuſchung zürnen werde, daß ich durch ein unſchuldiges Mittel mir Huſten erregte, daß der Doktor Major mich als hektiſchen Kranken aufführte, welcher Angabe mein Ausſehen freilich nicht entſprach, weshalb auch der inſpicirende General den ungläubigen Thomas ſpielte. Indeß ſprach nun auch der Oberſt, durch ſeine Gattin geſtimmt, ein Wort für mich, welches auf guten Boden fiel, alle Hoſpitalärzte, durch den Doktor Major und mich ſelbſt geſtimmt, ſtimmten dem Krankheitszeugniß bei — ein Federzug, und ich hatte aufgehört, Soldat zu ſein. —

Außer mir vor Freude ſtürmte ich aus dem Hauſe, ich hätte jeden, der mir auf der Straße begegnete, fröhlich umarmen mögen; ich flog zu Roſe mit meiner Jubelbotſchaft: „Freiheit! Freiheit! Ich bin frei!“ Er war wie vom Donner gerührt, er erblaßte — und weinte. Ob dieſe Thränen der Freude und dem Schmerz der nahen Trennung galten, oder ob der

Gram ſie erpreßte, nun allein zurückbleiben zu müſſen, weiß ich nicht. Nun war meines Bleibens nicht länger, ich eilte zuerſt zur Obriſtin, ich ſtammelte ihr meinen warmen Dank; herzlich freute ſie ſich darüber, daß ihr Plan gelungen war. Alle Stunden gab ich auf, nahm überall Abſchied, und nachdem ich meinen eignen in aller Form als Hämophthiſicus ſchriftlich ausgefertigt, und dazu eine Marſchroute durch Frankreich als Sergeant erhalten hatte, ſollte meines Bleibens nun nicht länger auf Corſica ſein. Dennoch aber ward ich noch aufgehalten bis zum Monat Mai, und ich empfand die Pein des an den Fels geſchmiedeten Prometheus. Es war, als ſolle ich nicht in die ſo heiß geliebte Heimath, es war, als binde mich mein Loos mit Ketten an Corſica. Doch die Abſchiedsſtunde ſchlug, Roſe lag zerknirſcht an meinem Herzen; er händigte mir ein Erinnerungsblatt ein, ein Gedicht, das ich noch immer bewahre, eine Strophe davon lautete:

Wir haben Freud', wir haben Leid erfahren,
Und auch noch jetzt bleibt uns die Zukunft Nacht;
Doch werden wir im Buſen treu bewahren
Der Freundſchaft hohe, hehre Himmelsmacht.
Ich ahne, daß ein frohes Wiederſehen
Uns blüht im Lande, wo die Eichen wehen.

Aber ſein Ahnen hat ihn getäuſcht. Später erfuhr ich, daß er ſich bis zum Souslieutenant empor gearbeitet, wegen eines Vergehens wieder zum Gemeinen degradirt worden, dann nochmals einen bedeutenden militäriſchen Rang errungen habe, und dann iſt er ſpurlos verſchwunden. Nie habe ich ihn wiedergeſehen. Durch die Verbindung mit ihm begann ein ſehr trüber Abſchnitt im Buche meines Lebens, der mit dem Abſchied von ihm ſich ſchloß; neuen Freuden, neuen Leiden, neuen Schickſalen ging ich nun entgegen. Von den beſten Wünſchen aller Freunde in Baſtia begleitet, fuhr ich mit dem Poſtſchiff ab, und winkte ihnen und der Küſte Corſica's ein Lebewohl zu.

Die Fahrt ging langſam, der Wind hatte ſich gedreht, und war kontrair; ich legte mich in die Kajüte des Kapitains, und wollte ſchlafend, wie der irrende Odyſſeus an Ithaka, am Geſtade des Kontinents ankommen. Aber das Geſchick trieb ſeinen Spott mit mir. Als der Tag angebrochen war, erwachte ich, das Schiff ſtand, ich ſtieg auf das Verdeck, ſah ein waldiges Land, und erkannte zu meiner großen Verwunderung den Hafen von — Rogliano. Das Schiff hatte ſich in ihn geflüchtet, weil es auf hohem Meer den Wind nicht halten konnte, und fürchten mußte, weit in das mittelländiſche Meer verſchlagen zu werden. Ich ſandte einen Boten hinauf zur Stadt, an meine Freunde, eilend kamen ſie zum Strand, konnten aber nur Lebewohl rufen und winken, denn ſchon lief das Poſtſchiff wieder aus dem Hafen. Es hätte immerhin darin verharren ſollen, wir hatten eine höchſt unglückliche und langweilige Fahrt, wurden nach hartem Kampf mit Wind und Wellen nach Livorno verſchlagen, ſegelten dann längs der Küſte lavirend nach Genua, und langten erſt nach einer Fahrt von acht Tagen in Toulon an. Dort ſchrieb ich an meinen Vater, bat ihn, mir Reiſegeld nach Straßburg zu ſchicken, und brach auf, um in Eilmärſchen meine Heimath zu erreichen. Ueber Marſeille ging ich nach Avignon, von da nach Lyon, mit welchen frohen Gefühlen! Frei und ſorgenlos ſah ich die Orte, die Straßen wieder, die ich vor zwei Jahren mühſelig durchwanderte. Ich kam nach Lyon, ich ſuchte jenes Kloſter der barmherzigen Schweſter auf, ich mußte nach Schweſter Clara fragen. Schweſter Clara war geſtorben. —

Von Lyon ging ich über Bourg nach der Franche Comté, durchwandelte die rauhen und wildſchönen Bergalpenthäler des Juragebirges mit ihren zahlreichen Verſteinerungen, ihren wunderbaren ſtarren Reſten der organiſchen Vorwelt, und ſtieg in die waldige Thaltiefe des romantiſchgelegenen Beſançon nieder, das die auf Felſen thronende Citadelle beherrſcht. Es hielt mich nicht lang in dieſer aſchgrauen melancholiſchen Stadt, und ich widmete der ſchönen Natur rings um ſie her mehr Aufmerkſamkeit, wie ihren alterthümlichen Giebeldächern und hochragenden Schornſteinen. Der ſanftfließende breite Doubs führte mich ein heitres Thal hinauf, das der Gewerbfleiß mit Stahl- und Eiſenhämmern, Gießereien und Glashütten eben ſo fleißig bedacht hatte, wie manches meiner heimathlichen Thäler. Zu den lautertönenden Tactſchlägen der Hämmer jubelten in den bebuſchten Abhängen der Berge Finken und Nachtigallen, und von hoch ſtarrenden wildromantiſchen Felſenthürmen und Steinzinnen ſchien der Geiſt der mittelalterlichen Vorzeit zu wehen, wie in Beſançon der des klaſſiſchen Römeralterthums aus unzähligen Reſten ſich kund giebt. Das Thal des Doubs iſt eins der ſchönſten Flußthäler. Von einer Seite ſteigen die Vorberge des Juragebirges, von der andern die der Vogeſen in daſſelbe nieder, ohngefähr, wie ſich, nur in weniger kühngegipfelten und geſtreckten Maſſen und im kleinern Maaßſtabe, Rhön- und Thüringerwaldgebirg im Thal der Werra berühren. Aus der ehemaligen Franche Comté betrat ich, nachdem ich das ſchöne Doubsthal verlaſſen, bei Belfort das Departement des Oberrheins, und mein Herz ſchlug doch vor Freude, daß ich nun ſchon halb und halb auf deutſcher Erde ſtehe. Der rauhe Jargon des Elſaß, in den ſich die Laute deutſcher Zunge mit denen der franzöſiſchen zum komiſchen Kauderwälſch miſchen, klang mir angenehm in die Ohren, und ich zog fröhlich weiter, eine breite Fläche, die ſich nach dem Rhein dehnte, zur Rechten, und die maleriſch abwechſelnde Bergkette der Vogeſen zur Linken, über Thann und Sulz nach Colmar, von wo aus ich einen Abſtecher nach Freiburg machte. Es zog mich wieder nach einer deutſchen Univerſität. In Colmar verſah ich mich mit andern Kleidern, dann ging ich mit ihnen zum Ufer des Rheins, ſuchte mir eine einſame Stelle, entkleidete mich, und machte aus meinen Soldatenkleidern einen ſchweren Bündel, in den ich einige Steine hineinpackte; dann zog ich die Civilkleider an, und ſprach mit fürchterlichem Ernſt: „Sei verflucht, Soldatenrock, Sclavenkette! Sei verflucht, Franzoſendienſt, wie Franzoſenthum! Ich ſenke Dich in den Rhein, in den deutſchen herrlichen Strom, und bin wieder frei. Nimmer möchte ich wieder tragen ſolch ein Kleid! — Freiheit! Freiheit! Ziehe mir dieſen Rock nicht wieder an! Und ſollte ich vogelfrei ſterben, ſo ſtürbe ich doch frei. — Und nun hinüber, hinüber an Deine Ufer, mein Vaterland. Deinen heiligen Boden will ich küſſend begrüßen, auf deiner heiligen Erde will ich mich niederwerfen, und Dir aufs Neue Treue ſchwören!“

Ich rief es, und that es, und eilte hinüber, und grüßte jubelnd das deutſche Land. —

Zu Freiburg hatte ich gehofft, wieder frohes Studentenleben zu finden, fand aber nur einen Schatten von dem, wie ich es gekannt, und reiſte nach Kehl, von da nach Straßburg, wo ich jedoch keinen Brief und kein Geld vorfand. Ohne Säumen fuhr ich nach Kehl zurück, und eilte auf der heitern Bergſtraße nach Heidelberg. Dort hoffte ich Röder zu finden, der eine Zeitlang nach ſeiner Rückkehr von Corſica ſich daſelbſt aufgehalten hatte, allein meine Hoffnung täuſchte mich, er war nicht mehr dort, eben ſo wenig ein andrer Freund oder Bekannter, der mir aus der neuen Geldverlegenheit hätte helfen können. Mit dem Wenigen, was ich noch hatte, mußte ich ſehr ſparſam umgehen, und mußte wieder, wie ein armer Student oder ein deutſcher Handwerksburſche, zu Fuße meine Straße ziehen. Gleichwohl änderte das meine freudige Stimmung nicht, getroſt und im Innern glücklich, hoffnungsfröhlich und erwartungsvoll durchwanderte ich Odenwald und Speſſart, und träumte mich dabei in meinen Thüringerwald hinein. So durchzog ich das geſegnete Frankenland, und ging über Würzburg, wo mir der Studeutenten wieder beſſer gefiel. Schon in Heidelberg hatte ich geſehen, daß der deutſche akademiſche Geiſt noch nicht erſtorben ſei, wie ich in Freiburg zu glauben mich verſucht fühlte. Endlich ward mein altes Hennebergerland erreicht, und das Rhöngebirge zur Linken, grüßte ich auf der Hochebene nahe bei Poppenhauſen in blauer Ferne die Thüringerwaldhöhen. Als ich die befreundete Reſidenz erreichte, wo ich vor meinem Abgang ſo ſchöne Tage erlebt, beſaß ich noch vier Kreuzer, und war dennoch unendlich reich. Es war dunkel, ich ſuchte die mir ſo liebe Familie auf, überraſchend trat ich ein; man ſtaunte, man freute ſich, ich hörte von der Tochter des Hauſes, daß mein Röschen mir treu geblieben, daß mein Vater mit mir nicht mehr zürne, ich brachte die Nacht und den folgenden Tag in M. zu, weinte Thränen der Freude in Röders Armen, der in glücklicher Thätigkeit wirkte, und ging gegen Abend über die Berge, um am Herzen des Vaters und Röschens Vergebung für gemachten Kummer, Erholung für das erduldete Leid zu finden.

In den Frieden des Paradieſes glaubte ich getreten zu ſein, verſetzt in eine beßre Welt, auf einen ſchönern Stern, entrückt allem irdiſchen Leid, als ich wieder in den Armen und am Herzen meiner treuen Geliebten lag.

5.

Dunkle Schatten.

Wiederſehen! Du heilender Balſam auf die Wunden, die das Schickſal, die lange Trennung ſchlug! Du biſt ein Sternenſtrahl in der Nacht des Leids, Du biſt die Pharusleuchte, nach welcher heißend der von Stürmen umſauſt auf nachtdunkeln Meereswogen umgetriebene Schiffer blickt. O wie wohl ward auch mir nach ſo langer Trennung am Vater-, am Bruder-, am Freundesherzen, und wie überwog ihr Liebeskuß dennoch alle jene Wonnen! Ein Blick in ihr treues Auge, und die ſelige Ueberzeugung, noch geliebt zu ſein, vergalt mir jedes Mühſal, jede Entbehrung, und nie wiegte ich mich ſo ganz in Hoffnungsträume, in Pläne geſicherten Wirkens, in Vertrauen auf unfehlbares künftiges Glück ein, als in jenen Göttertagen, da mir vergönnt war, im Hafen der Heimath, am Herzen der Heißgeliebten zu ruhen und zu raſten.

Vater und Brüder waren freundlich und liebevoll gegen mich, ſeit ich aus Corſica zurückgekehrt, alle trüben Verhältniſſe waren beſeitigt, ausgeglichen alle Irrungen, ich nährte die Hoffnung, daß auch Röschens Aeltern ihre Geſinnung gegen mich ändern würden, und ſah im Strahlenglanze meines Glückes die dunkle Wolke nicht, welche die Glorie umzog. Neue Plane wurden entworfen, hin und her wurde beredet und beſonnen, was ich thun ſollte, und der beſte Ausweg ſchien der, daß ich noch ein halbes Jahr das mediziniſche Studium auf einer Univerſität fortſetzen ſolle, dann könnten und würden ſich jene ſchon früher genährten Hoffnungen verwirklichen. Ich veranlaßte mein Röschen, noch einmal mit ihren Aeltern zu reden. —

Von trüben und ahnungsvollen Gefühlen bewegt, harrte ich in dem Garten, der ſo oft ſchon ein Zeuge unſrer Zärtlichkeit geweſen war, auf die Geliebte. Es war ein wonnevoller Juliabend, die Roſen blühten und dufteten, und leuchtend und liebend zogen Johanniskäfer durch der Büſche dunkles Grün, durch der Bäume zephyrbewegte Wipfel. Ich lehnte mich an einen Baum, und hing Erinnerungen nach; da ſtand ich ja wieder an der alten, lieben, trauten, bekannten Stelle, wo ich als Schüler hangend und bangend geſeufzt und geträumt hatte, voll wonneſeliger Gefühle der erſten wahren und reinen Liebe; hier tauſchten wir die erſten Küſſe, hier ſchwuren wir uns ewige Treue, hier preßte uns der erſte Abſchiedsſchmerz Thränen aus. Hier ſtand ich mit Röschen als Student, immer hoffnungsvoller und hoffnungsfreudiger, Schwüre der Liebe erneuend, und hier ſchied ich von ihr auf eine lange, lange und ungewiſſe Zeit. Und Jahre waren verrauſcht; ich war wieder da, die Treue war heilig gehalten, die Gefühle waren noch jugendlichfriſch, mir kam es wie ein Traum vor, daß ich in Holland, in England geweſen, daß ich Frankreich durchreiſt, daß ich in Corſica gemeiner Soldat und Organiſt zugleich war. Ein Menſch kann in kurzer Zeit erſtaunlich viel erleben, wenn ſein Loos ihn dazu auserſieht. Wo war nun mein Lohn? wo mein gehofftes Glück?

Röschen kam; nicht wie ſonſt eilte ſie mit der Schnelle eines jungen Rehes lächelnd und freudig in meine Arme; langſam und ernſt war ihr Gang, und lautweinend ſank ſie an mein Herz.

„O mein Geliebter! Schrecklich wird unſer Glück zerſtört! Vergebens iſt Bitten und Hoffen! Wir werden getrennt, für immer und ewig getrennt! Ach, ich ertrage es nicht!“ —

Ich hielt die heftigſchluchzende zitternde Geſtalt an mein Herz gepreßt, und ſtand vom ſtummen bittern Wehgefühl übermannt. Was ſollte ich nun ſagen? Womit ſollte ich nun tröſten? Ha! die wenigen glücklich im Schooß der Heimath verlebten Tage waren mir nun vergällt, das Lächeln meines Geſchicks war ein Hohnlächeln über den Thoren geweſen, der wähnen konnte, er ſei genug geprüft, der wähnen konnte, ihm ſei ein Glück beſchieden!

„Was wollen wir thun? Was ſinneſt, was beſchließeſt Du?“ drängte das bange in Thränen aufgelöſte Mädchenherz. „Ich bin Dein, ich bleibe Dein! Laß uns entfliehen, ich will mit Dir gehen, wohin Du willſt, ich will mit Dir theilen Kummer und Noth; ich bleibe nicht länger ohne Dich!“

„„O Röschen, Röschen! wie rührt und quält Deine Liebe mich! Ich darf Dich nicht ziehn in den Kreis meines dunkeln feindſeligen Geſchicks. Du darfſt nicht fliehen; denk' an der Aeltern Fluch, denk' an meine Armuth! Wohin, o wohin ſollte ich mit Dir? Allein will ich leiden und tragen der Trennung Schmerz, allein will ich weinen, und untergehen, fern von Dir!““

„So wenig alſo liebſt Du mich, daß Du mir mißgönnſt den traurigen Troſt, vereint mit Dir auch im Unglück zu ſein? O nicht ſo, nicht ſo, mein beſter Freund! Nimm mich mit Dir fort, denn neue Trennung überlebe ich nicht.“

„„O der Menſch kann viel ertragen, und muß ſich gewöhnen, viel überleben zu lernen, mein treues Röschen; am meiſten aber das Scheiden. Das Liebſte und die Liebſten werden von uns hinweggelockt oder hinweggeriſſen durch den unerbittlichen Tod; wir müſſen es tragen und dulden, wir müſſen ausharren, bis uns vergönnt iſt, ihnen nachzuziehn, wenn nicht das ſchnell gebrochene Herz eilend ihre Spur verfolgt. Harre aus mein Kind, tröſte Du Dich mit Hoffnung, da ich ſelbſt Dich nicht mit Hoffnung tröſten kann, denn ich glaube nicht mehr an dieſe täuſchende Sirene. Selbſt Deine Treue, mir das Wertheſte auf dieſer Welt, gebe ich Dir zurück, wie Liebende, die ihr Bündniß löſen, ſich gegenſeitig werthvolle Gaben aus der Zeit ihres Glücks zurückerſtatten, ein trauriger Austauſch, der nie ſtatt finden ſollte; ja, ſei frei und nicht mehr gebunden an mich!““

„O mein lieber Freund! Kannſt Du auch grauſam ſein? Was ſinnſt Du einen Austauſch mir an, der, wie Du ſagſt, und wie ich fühle, nicht ſtatt finden ſollte? Ich nehme nicht an, was Du mir bieteſt, und ob Du Dich ſelbſt von mir ſcheideſt, ſo gebe ich mein heiliges Recht auf Deine Liebe nicht auf, das ich theuer erwarb durch langes Dulden, durch bittern Weh's Ertragung und zahlloſe Zähren.“

So ſchmerzgequält und in die Nacht der Zukunft ſorgenvoll blickend, ſprachen wir, und das Ende unſrer Unterredung war der Entſchluß, nicht vereint zu entfliehen, und mancher erneute Treuſchwur.

Es wurde im Rath der Verwandten beſprochen und beſchloſſen, daß ich in Würzburg meine Studien als Mediziner repetiren und beenden ſolle, und ich nahm mir feſt vor, und gelobte es auch der Geliebten mit heiligen Eiden, ſtreng fleißig zu ſein, allen Streit, alle Studentenhändel zu meiden, mich nach der Promotion irgendwo als praktiſcher Arzt niederzulaſſen, dann aber alles daran zu ſetzen, den Beſitz meines Röschens zu erlangen. So lief dann mein Lebensſchiff befrachtet mit den beſten Vorſätzen, geſegnet von vielfacher Liebe, die Segel geſchwellt vom luſtigen Hauch der Hoffnung, wieder aus dem ſichern Heimathhafen, wie es ſchien, zu einer kurzen Reiſe. Es wurde jedoch abermals eine lange, ſturmvolle Fahrt.

Ich kam in Würzburg an, und lebte harmlos und ruhig eine Zeitlang dort, blos meinen Studien mich hingebend, beſchränkt auf den Umgang eines lieben Freundes, Namens Moring, in deſſen Geſellſchaft ich meine Freiſtunden entweder mit Spaziergängen in Würzburgs ſchöner, rings mit Reben bekränzter Umgegend, oder mit Muſik ausfüllte; dabei nährte ich, wie ein heiliges Veſtafeuer, die Opferflamme meiner ſtillen Liebe, und ſah getroſt der Zeit entgegen, in der ich den Lohn für meinen Fleiß und mein ganzes, ihr und dem Wohl der Menſchheit geweihtes Streben zu finden hoffte.

Aber furchtbar bewahrheitete ſich an mir der Ausſpruch Göthes:

Es kann der Beſte nicht im Frieden leben,
Wenn es dem böſen Nachbar nicht gefällt.

Mit meinem Freund Mering vom Spaziergang zurückkehrend, waren wir im Geſpräch zufällig auf eine Würzburger Anekdote gekommen, die mir noch unbekannt war, und die jener erzählte: Ein Student begegnet einem neuangekommenen Studenten der Medizin auf der Brücke. Der Fuchs trägt eine ungeheure Blechkapſel, und jener fragt: „Wo geweſen Fuchs?“ „„Auf dem Stein.““ „Was gemacht da droben?“ „„Botaniſirt.““ „Was geſucht?“ „„Flores Zinci““ (Zinkblumen) — worüber ich herzlich lachen mußte, und ſo traten wir lachend in ein Kaffeehaus, um auszuruhen. Ein junger Student, den wir gar nicht kannten, trat eben aus der Thüre des anſtoßenden Zimmers; er ſieht und hört mich laut lachen, und tritt mir ſogleich mit jener renommiſtiſchen Barſchheit entgegen, die überall Händel und Scandal ſuchend, leider ſo viele der Würzburger Studenten meiner Zeit angenommen hatten, und fragt: „Was veranlaßt Sie über mich zu lachen?“

„„Ich lache nicht über Sie, es fällt mir nicht ein; Sie ſehen ja, daß wir im Geſpräch ſind.““

„Allerdings haben Sie gelacht, über mich gelacht, dumm gelacht! Verſtehen Sie mich? Ich ſage dumm gelacht, wie ein dummer Junge.“

Auf dieſe laute und heftig ausgeſtoßene Rede traten noch mehre Studenten aus dem Nebenzimmer, wo ſie Billard geſpielt hatten, und vergebens war mein nochmaliges Betheuern, wie das meines Freundes, nicht über jenen flegelhaften Geſellen gelacht zu haben; die Studenten miſchten ſich in den Streit, ſchimpften, und drohten uns mit Hinauswerfen, ja mit Schlägen.

„Großer Gott!“ knirſchte ich wild und ingrimmig in mich hinein: „wenn mir das in Leipzig, in Jena geboten worden wäre!“ Aber ich hatte dulden gelernt; ich hatte feierlich mir ſelbſt gelobt, mich nicht zu ſchlagen; ich trug es, und ſchwieg, und ging mit dem Freund von dannen. Meine Anſichten über die burſchikoſe Ehre hatten ſich geändert, ich ſah tiefer; ich hatte auch Gelegenheit genug gehabt, wahrzunehmen, welch ein mißliches Ding es ſelbſt um die militäriſche Ehre ſei; denn, dachte ich: wie kann der Officier von Ehre reden und auf Ehre zechen, dem es erlaubt iſt, oder der ſich ſo weit vergißt und vergebt, einen gemeinen Soldaten zu ſchlagen? Der gemeine Soldat kann auch ein Officier, ja ein General werden, und hat dann Schläge bekommen, wie reimt ſich das? Steckt im Soldatenrock die Ehre? wo iſt die Grenze? Und dennoch iſt in vielen Heeren das Büttelweſen noch nicht abgeſchafft. — Ein andrer Stern als der jener vermeinten Studenten-Ehre leuchtete jetzt mir, und leitete mich. Am andern Tag ſehr früh polterte es auf meiner Treppe, pochte es heftig an meine Thüre, und auf mein Herein! traten drei der renommiſtiſchſten Poltrone zu mir ein, und kündigten mir mit ungeſtümen und trotzigen Worten an, ich müſſe Satisfaction nehmen.

„Und wenn ich nun keine verlange?“ — fragte ich.

„Sie müſſen und ſollen ſie verlangen, oder Sie haben als ein Feiger und Duckmäuſer öffentliche Beſchimpfung zu erwarten!“ erwiederten jene. „Gott, gieb mir Geduld!“ ſprach ich für mich, und zu den Studenten: „Meine Herren, ich ſtand vielleicht öfter auf der Menſur, wie Sie Alle miteinander; allein mein Grundſatz iſt nun einmal der; ich ſchlage mich nicht, ein für alle Mal nicht. Begnügen Sie ſich mit dieſer Erklärung, und laſſen Sie einen Mann im Frieden, der die Ruhe, die er jetzt zu behaupten gedenkt, ſchwer und theuer erkauft hat.“

„Ausflüchte der Feigheit! Sie ſind im Verruf! Man wird Sie öffentlich holzen! Verſtehen Sie? holzen, wie feigen Schuften zukommt!“ tobten die Rennomiſten. Faſt brach mein Herz unter der Laſt dieſer ſchweren Prüfung.

„Gott, ſtärke mich! Gieb mir Faſſung!“ ſeufzte ich innerlich, und erwiederte ſo ruhig, als mir möglich war: „Ich verachte Ihren Verruf, und gegen thätliche Angriffe werde ich eine geladene Piſtole bei mir tragen, und den erſten, der ſich an mir zu vergreifen wagen will, auf der Stelle niederſchießen.“

Die Peiniger gingen drohend fort; nach einer Stunde kam Mering zu mir, und berichtete, daß auf jenem Kaffeehaus mein Name als ehrlos angeſchlagen ſtehe.

„Gott! Das iſt zu viel,“ ſprach ich, und lud meine Piſtolen; dann ging ich in das Kaffeehaus, wo ich die ganze Klike meiner Gegner fand, und riß jenen Zettel ab. Alles erhob ſich, und wollte auf mich eindringen, die Ziegenhainer wurden geſchwungen. Ich ſtellte mich mit dem Rücken gegen die Wand, und zog meine Waffen. Ich hatte gute Doppelterzerole, vier Hähne knackten auf einmal; die Ausſicht in vier Mündungen war meinen Feinden eröffnet; die Terzerole hatten kurze Läufe, man konnte die Kugeln ſehen.

So ſtanden wir, meine Gegner und ich, einander regungslos gegenüber. Ein fürchterlicher Kampf tobte in meinem Innern; ich ſah, daß alles verloren war, meine Liebe, meine Hoffnung, wie die der Meinigen auf mich; an ein unſchuldiges Lachen knüpfte das tückiſche Verhängniß den dunkeln Faden, an dem es mich dem Abgrund zuzog. So muß es denn ſein, dachte ich, fahre hin, Scheinglück, Gott verläßt mich, und ich will mich ſchlagen — auf Tod und Leben.

„Meine Herren!“ ſagte ich: „Ich wünſche mit dem Senior Ihrer Landsmannſchaft einige Worte zu ſprechen.“ Der Senior trat vor; wir gingen in ein andres Zimmer, dort verſuchte ich das Letzte, ein Duell abzuwenden, vor dem mir in innerſter Seele grauſte, denn ich ſah in ihm die Flammenhand des Geſchicks, die mir mein Mene Tekel ſchrieb. Ich ſagte dem Senior Alles, meine Verhältniſſe, meine Gründe der Weigerung, und fügte hinzu: „Will ſich mein Gegner, der ja mich zuerſt beleidigte, ich nicht ihn, nicht beruhigen und zufrieden ſtellen laſſen, ſo bleibt nur ein Zweikampf auf Leben und Tod, mit einer geladenen und einer ungeladenen Piſtole, gegenſeitig auf die Bruſt geſetzt.“ —

Mein Vorſchlag ward verworfen; man drang ſo lang in mich, bis ich einwilligte, mich mit Huſarenſäbeln, ohne Hut und Binde, zu ſchlagen. Ich ging nach Hauſe, ordnete meine Sachen, und ich ſchäme mich nicht, es zu ſagen, daß ich meinem zerſtörten, abermals zertrümmerten Glück, der Trennung von meiner Liebe, nun gewiß auf immer und ewig, Thränen zollte. Wird Jemand ſolchen tiefen Mannesſchmerz einem Mann als unmännlich auslegen, der ſo eben bereit iſt, in den Tod zu gehen? — Im Garten der Aumühle bei Würzburg war der Ort, wo mein Gegner mich mit ſeinem Secundanten und Freunden erwartete. Es war der achtzehnte October 1821. Verhängnißvoller Tag! Deine erſten Siegesdonner und Siegesjubel fanden ein Echo in meinen jugendlichen Wünſchen und Beſtrebungen! Deine Freudenfeuer entzündeten die heilige Vaterlandsliebe in mir! Deine Wartburgflamme warf glühende Funken in mein Herz; an Deiner Sonne entbrannte ein Komet, mein Unſtern. Wartburg — Paris — Corſica — und heute — in Würzburg — Sonnenwendepunkt, Polarnacht voller blutiger Nordſcheine. Ich trat mit der ſcharfgeſchliffenen Waffe auf die Menſur.

Der Kampf raſ'te; mein Gegner war wüthend, ich ihm überlegen; ich ſuchte zu ſchonen, er nicht.

Mordgier ſein Blick, Wuth ſein keuchender Odem, Kampfesfreude in mir; ein Zuck, ein Schwertblitz und zu meinen Füßen lag der Narr der Ehre, und aus der durchhauenen Arteria temporalis ſprang hoch die Fontaine ſeines Blutes!

Todbleich ſtanden ſie nun, die Prahler und Schreier, die den Kampf ertrotzt und erzwungen, die ihren Freund und mich um ein Phantom in namenloſes Unglück ſtürzten. Der Mediziner ſprang dem faſt Lebloſen zu Hülfe, ich warf meinen blutigen krummen Säbel über den Gefällten, und ſprach ingrimmig zu den rüden Landsmannſchaftern: „Dieſer wird nicht wieder auf eine infame Weiſe Händel mit Leuten ſuchen, denen nicht einfiel, ihn zu beleidigen. Sie, meine Herren, hüten Sie ſich, von Feigheit zu reden, und einen ruhigen Ehrenmann für ehrlos zu erklären, denn dazu mangelt Ihnen alles, alles! Verflucht ſei Ihr niederträchtiges Benehmen gegen mich, das zu dieſer That mich trieb, und mich jetzt in die weite Welt jagt, über Sie komme dieſes Blut! Wollen Sie für dieſe Beleidigung Satisfaction? Ich bin bereit, ich fühle noch Kraft, ich nehme die Waffe wieder auf, jetzt, oder nie kann ich Ihnen Satisfaction geben.“

„Sie reden wie ein Raſender, und handeln gegen allen Comment!“ fuhr einer mich an.

„Verflucht ſei euer Comment in den Abgrund der Hölle, und eure wahnſinnige Ehre dazu, die zum Mörder mich macht!" donnerte ich ihnen zu. Ein Mörder um ein Lachen! Es wäre lächerlich, wenn es nicht beweinenswerth wäre!"

Ich ſtürzte außer mir nach Hauſe, der Freund erwartete mich; ich entfloh nach Biſchoffsheim. Kaum graute der Morgen, als Moring mir nachkam, mit Nachrichten von dem Verwundeten und mit Empfehlungen nach Heidelberg. Der Gefällte lag auf den Tod, die Behörde wußte alles, ich mußte eilig von dannen, und pilgerte wieder die Straße entlang, die ich vor kurzem ſo leicht, ſo fröhlich heimwärts gezogen war, ach, mit welchen Gefühlen; ich will — ich kann ſie nicht beſchreiben. Mein Herz ſchien, meine Kraft war gebrochen. Mühſam ſchleppte ich mich weiter, die Füße verſagten mir den Dienſt. Ein zweirädriger Karren holte mich ein, ich bat den Mann, mich ein Stück Wegs mitzunehmen. Befremdet blickte er mich an, und erfüllte meinen Wunſch; kopfſchüttelnd ſahen die begegnenden Landleute zu mir hinauf, ſie hatten ſo noch keinen Studenten fahren ſehen. Als ich abſtieg, und dem gefälligen Mann dankte, lächelte er verlegen, und lehnte allen Dank ab. „Wer mit mir fährt," ſprach er: „der dankt mir nicht.“ Ich wußte nun, wie arme Sünder fahren.

In Heidelberg fand ich Unterkommen, Zufluchtort und Unterſtützung, aber die innere Ruhe fehlte mir. Lebensüberdruß bemächtigte ſich meiner, ich verzichtete auf jede Freude, auf jedes Glück. In den Briefen, die ich nach Hauſe ſandte, ſchilderte ich mein Unglück, und nahm auf immer Abſchied. Nie wollte ich die Heimath wiederſehen. Lange blieb ich nicht in Heidelberg; ich ward verfolgt, obgleich mein Gegner an ſeiner fürchterlichen Kopfwunde nicht geſtorben war. In einer Nacht wurde ich geweckt; Moring war da, er warnte und rettete, eine Stunde ſpäter wäre ich verhaftet worden. An der Thüre ſtand eine Chaiſe; ſtumm kleidete ich mich an, und warf mich hinein, Moring folgte. Wie der Morgen graute, waren wir in Mannheim.

6.

Die Griechenvereine.

Beim Frühſtück in Mannheim ſaß ich, ohne zu wiſſen, was ich beginnen, und wohin ich mich wenden ſollte; dieß war mir in meinem Leben ſchon öfter widerfahren. Mechaniſch griff ich nach einem Zeitungsblatt. Da ſtand ein glühend geſchriebener Aufruf an deutſche Freiwillige, Griechenlands Wiedergeburt erringen zu helfen, ſich an General Normann anzuſchließen, und den heiligen Kreuzzug gegen den Islam mitzumachen. Dieſer Aufruf zuckte durch mein Inneres, wie ein elektriſcher Schlag, ich ſah den zeigenden Finger des Schickſals ſichtbar; es wollte meinen Arm für die Sache der Freiheit, das war mir ſchon als Schüler klar geworden, das hatte ſchon längſt ahnungsvoll mein Herz bewegt, darum der Drang und die mächtige Sehnſucht in mir nach Kampf und Schlachtgetümmel, aber nicht nach dem Weſten — nach dem Oſten deutete jener leitende Finger hin. Wie Schuppen fiel es von meinen Augen, und ich ſah nun in allem, was mir geſchehen war und was ich durchlebt hatte, bedeutungsvolle Gottesführung. Nicht vergebens hatte ich mich zum kräftigen und gewandten Fechter gebildet, nicht vergebens war mein mediziniſches Studium, nicht vergebens hatte ich als gemeiner Soldat alle Beſchwerden des Marſches und des Dienſtes ertragen gelernt. Es war nur eine Schule, die ich durchlaufen, aber ich hatte den Curſus nicht ohne Nutzen gemacht. Ich war zu früh in den Hafen eingeſegelt, darum mußte ich wieder hinaus aus dem ſichern Port. Dort winkte ehrenvoller Kampf für eine gerechte Sache, vielleicht ehrlicher Tod auf dem Schlachtfeld, dann war jede Schuld geſühnt, und mein Vaterland konnte mich leicht miſſen. „Nach Griechenland!“ rief ich jetzt mit derſelben Begeiſterung meinem treuen Begleiter zu, mit der ich einſt gerufen hatte: „Nach Süd-Amerika!“

Moring lebte in unabhängigen Verhältniſſen; er war ein ſtiller, treuer Menſch, einer jener ruhigen Charaktere, die ſelten oder nie leidenſchaftlich aufgeregt werden, die mit Verſtand das für und wider einer Handlung abwägen, ehe ſie dieſelbe begehen, die aber das einmal Erfaßte feſt halten, und auf deren Wort man Felſen bauen kann. Meine Idee, mich dem Zug nach Griechenland anzuſchließen, gefiel Moring, und er ſprach zu mir: „Ich will noch bis Ludwigsburg oder Stuttgart Dich begleiten, und dort ſehen, wie ſich dieſe Angelegenheit ordnet. Vielleicht entſchließe ich mich, auch mit in den griechiſchen Freiheitskampf zu gehen.“

Erfreut über dieſen Entſchluß fuhr ich in ſeiner Begleitung nach Ludwigsburg. Dort kannte Moring mehre Officiere, welche Mitglieder eines Griechenvereins waren.

Die Griechenvereine waren zunächſt hervorgegangen aus jenen hohen Tugenden des Mitleids und der Barmherzigkeit, die der deutſchen Nation ſo eigen ſind. Immer hat fremder Völkerſchmerz, fremde Völkerklage in der Deutſchen Bruſt dieß ſchöne Echo gefunden. Als ein gottverfluchter, wahnſinniger Fanatismus die Proteſtanten aus Oeſtreich vertrieb, fanden die armen Emigranten in Deutſchland Mitleid, gaſtliche Aufnahme, herzliche wehmuthvolle Theilnahme, freundliche und friedliche Aſyle, davon ſind in alten Büchern viel rührende Geſchichten zu leſen. Als der flammende Vulkan der Revolution Frankreich erſchütterte, ganz Europa wie ein Erdbeben durchzuckte, über ſeinen Feuerherd ſtatt Lavaſtröme Blutſtröme ergoß, und vor ſeinem Wüthen Tauſende entweichen mußten, da war es wieder Deutſchland, wo die meiſten der Emigrirten Hülfe, Zuflucht, geſicherten Wohnort gewannen; ſie durften ſich anſiedeln, ſie durften Städte gründen, durften Kirchen erbauen und in ihrer Sprache ihren Kult üben, davon zeugt mehr als eine Neuſtadt in Deutſchland. So war es auch, als griechiſche Freiheitſehnſucht an der türkiſchen Sklavenkette rüttelte und darüber noch mehr unermeßliches Elend über ein geknechtetes Volk hereinbrach, als es ohnedieß trug, über ein Volk, deſſen Vätern Europa einen ſo großen Theil ſeiner Geſittung, Bildung und Wiſſenſchaft dankte. Nach dem aufglühenden Morgenſtern der Freiheit Griechenlands richtete ſich der Blick Deutſchlands, ja Europa's aufmerkſam, und es horchte ſtaunend den unerhörten Kunden, die vom fernen Oſten erklangen, von neuen Heroenthaten, wie vom Opfertod gotterwählter Blutzeugen; es war, als trete die alte Zeit aus dem Marmorſarkophage der Vergangenheit wieder verjüngt hervor, erwecke die Dreihundert des Leonidas, und winde Martyrkronen um die Schläfe der unerſchütterlichtreuen Bekenner des jungen Chriſtenthums. Daher war es bald mehr als bloßes Mitleid, was die Menſchlichkeit für Griechenlands Wiedergeburt erheiſchte, ſie forderte gebieteriſch Mithülfe, Mitthat, und ſie erweckte Begeiſterung. Profeſſor Krug wurde zuerſt ihr ehrenwerthes Organ. Alle Stände in Deutſchland reichten ſich brüderlich die Hand, und bildeten bei jenem glühenden Brand Griechenlands eine helfende Kette.

Der Stand der Geiſtlichen betrachtete Griechenlands Aufregung vom religiöſen Geſichtspunkt aus; er ſah das Kreuz ſich gegen den Halbmond erheben; das Kreuz war lange begraben geweſen, jetzt erhob es keine Helena, ſondern das Volk der Hellenen bereitete ſich zum großen Kreuzerhöhungsfeſt vor. Der Gelehrtenſtand ſah die ſchöne Blüthe altgriechiſcher Literatur und Kunſt wieder ihren duftreichen Kelch zum Lichte tragen, er hoffte dem verjüngten Aufblühen jener idealen Schönheit in Sprache, Dichtkunſt, Plaſtik und Architectur entgegen, die in Hellas Vorzeit lebendig war und Muſter für alle Zeiten blieb. Die jungen Dichter träumten von alten Göttern, und die alten Philologen von unedirten Handſchriften. Der Wehrſtand fühlte in die Zeit des Friedens plötzlich wieder einen mächtigen Impuls ſchlagen, der Ausſicht auf Krieg und Sieg, auf Lorbeer und Orden, auf Beförderung und Ruhm eröffnete; der Wehrſtand nahm den lebhafteſten Antheil an der neuen Freiheitſache. Der Handelsſtand ſah ein neues Feld ſeiner Spekulation eröffnet, er ſah ſeine Schiffe frei durch den Bosporus ſegeln, und im Aegäiſchen Meer von Inſel zu Inſel ziehn, er ſah unberechenbaren Vortheil, das machte auch ihn dieſer großen Sache geneigt. Der Nährſtand, der Bürger und Bauer, der keine eigenſüchtigen Intereſſen am Freiwerden eines ihm fernen Volkes hatte, der ruhig und beſchaulich bei ſeinem Bierkrug die Erzählung hört:

„ — von Krieg und Kriegsgeſchrei,
Wenn hinten, weit, in der Türkei
Die Völker auf einander ſchlagen“ —

wie Göthe ſo treffend im Fauſt ſagt — wurde durch die edelſte Regung, eben durch die des Menſchengefühls, des Mitleids, zur wärmſten Theilnahme angeregt, und gab mit vollen Händen.

Die ſtudirende Jugend, die ſo gern durch Thatenklang den eignen Thatendrang erwecken läßt, die den Geiſt des klaſſiſchen Alterthums in ſich aufgenommen und genährt hatte, mußte ſich für Griechenland mehr begeiſtern, als für irgend ein andres Land, und endlich blieb auch die deutſche Frauenwelt, die in der Zeit der Vaterlandsnoth und Vaterlandsbefreiung ſo überaus Großes gethan, nicht zurück, da es fremder Volksnoth galt, denn der fremde Kettendruck war in Deutſchland noch gar wohl erinnerlich, und wird es auch noch lange bleiben, wie gern ihn auch Viele aus abſonderlichen Gründen gänzlich zu ignoriren, abzuleugnen und uns wegzudemonſtriren ſich bemühen möchten. — Nur die

Politik ſchwieg bei Griechenlands Noth, die Diplomatie ſchlief, und die politiſche Eiferſucht blickte ſcharf und klug, wie eine wachſame Schlange, nach dem auflodernden Phönixneſt. — Daher die wenige Begünſtigung öffentlicher Hülfsvereine, mit rühmlicher Ausnahme von Würtemberg, wo Stuttgart als Muſter dauernd vorleuchtete, doch fehlte es nicht an heimlichen und Privatvereinen, die werkthätig zu helfen bemüht waren. Gleichwohl mangelte es ihrem Wirken eben ſo wenig an Gegnern, als an jener Gebrechlichkeit, die leider oft dem beſten und redlichſten Streben der Staubgebornen anhangt, und die meiſt aus beſchränkten, widerſtreitenden Anſichten, allzuſanguiniſchen Hoffnungen und verkehrten Maaßregeln entſpringt. —

Im Griechenverein zu Ludwigsburg, in den wir bereitwillig eingeführt wurden, fanden wir meiſt Militärperſonen; es fehlte nicht an vielen und ſchönen Reden über Griechenland, die alle eine wackre Geſinnung offenbarten, mir aber erſchienen alle dieſe Reden unnöthig, denn ich hörte nichts als Declamationen, die ich mit andern Worten bereits geleſen, und die ſich jeder Mann von Gefühl und lebhafter Phantaſie ſelbſt ſagen konnte. Ich war nicht gekommen, allgemeine Phraſen über das, was Noth thue, zu hören, ich wollte Rath und That für mich,

ich wollte wiſſen, wie ich es anfangen ſolle, nach Griechenland zu gelangen?

Wenn ich jetzt, nachdem ich bei der griechiſchen Angelegenheit ſo innig betheiligt war, mit ruhigem Blick das überſchaue, was damals die Griechenvereine Deutſchlands, Frankreichs und der Schweiz eigentlich wirken wollten, und was ſie in der That bewirkten, ſo muß ich bekennen, daß das Meiſte davon verfehlt und zwecklos, den Bedürfniſſen Griechenlands entgegen war und zum wahren Heil deſſelben nicht half und nicht diente. Dieß ſoll durchaus kein Vorwurf jener redlichhülfreichen Beſtrebungen ſein, in denen ein großer Theil des deutſchen Volks ſeine angeerbte Tugend und Pietät erprobte, es ging aus Unkenntniß der wahren Lage und der politiſchen Verhältniſſe des griechiſchen Volks, wie ſeines Charakters hervor.

Nach langem Hin- und Herreden bat ich im Verein um das Wort, und ſprach es aus, daß ich geſonnen ſei, meine ganze Kraft, mein Wiſſen und mein Leben der Sache Griechenlands zu weihen, daß trübe Verhältniſſe mich von meinem Vaterlande zum zweiten Male losriſſen, und daß ich nur zwei Dinge brauche, um dorthin zu gelangen, nämlich Geld und einen Paß.

Mein Entſchluß ward belobt, geprieſen, und es wurden mir ſogleich die beſten Empfehlungen nach Stuttgart ausgefertigt, wohin denn nun Moring und ich am andern Morgen aufbrachen. Dort war die Central-Comité der deutſchen Griechenvereine. Von Stuttgart aus mußten wir, denn auch Moring entſchloß ſich, dieſe Expedition mitzumachen, angewieſen werden, wohin wir ferner uns wenden, und als was wir in Griechenland auftreten, in welcher Eigenſchaft wir dort nützlich werden ſollten, auch hofften wir nähere Nachricht über General Normann.

Der erſte Empfehlungsbrief, den ich abgab, war an eine gelehrte Frau. Mein bisheriges Leben hatte mich mit gebildeten, geiſtig hochſtehenden Frauen nicht allzuhäufig in Berührung gebracht, doch aber mit Vielen, deren anmuthige und holde Weiblichkeit Geiſt und Herz anziehen, gewinnen und feſſeln konnte, deren kunſtloſe natürliche Bildung ſie ſtets auf dem Wege der ſittlichen Gracie hielt, und die den Ausſpruch alter Weiſen beſtätigen konnten, daß das Weib, in der harmoniſchen Vollendung ſeines Geiſtes und Körpers, der Schöpfung Zier und Meiſterſtück ſei. Dieſe Frau aber machte mich mit Gelehrſamkeit und reichlich ausgekramter Vielwiſſerei nicht nur ſtill, ſondern faſt todt. Sie affektirte eine Theilnahme für Griechenland, die ſie in ihrem

Innern ſchwerlich fühlte; aber es war Mode, ſich für das Leiden jedes Volkes zu intereſſiren. Leider, leider muß ich es bekennen, bei aller Hochachtung gegen deutſche Frauen bekennen, daß die meiſten weiblichen Griechenvereine im deutſchen Süden weder die Bedürfniſſe des Landes kannten, dem ſie galten, noch eine erfolgreiche Wirkſamkeit probehaltig bewährten. Redlich und eifrig wurden Geld, Zeit und Mühe geopfert, man genügte dem dunkeln Drang nach Wohlthun, und tappte dabei im Finſtern. Die Mehrzahl der Männer, welche leitend an der Spitze der Vereine ſtanden, richtete den Blick auch mehr in die klaſſiſche Vorzeit, träumte von Verjüngung des Alterthums, und kannte und beachtete weniger die trübe Gegenwart. Ein oft beſangener Enthuſiasmus verleitete zu Leichtgläubigkeit und Verſchwendung von Wohlthaten an Unwürdige, die auf das Mitleid ſpekulirend, als angeblich griechiſche Flüchtlinge Deutſchland durchzogen. Da fehlte es nicht an liederlichen Abenteurern, welche die ſinnloſeſten und lügenhafteſten Berichte ausſprengten, die man willig glaubte. So reiſte, um das Geſagte nicht ganz ohne bewahrheitendes Beiſpiel zu laſſen, ein Uhrmachergeſelle aus Weiſſenburg als taubſtummer griechiſcher Prinz, und ging mit Gold, Silber und Edelſteinen reichlich beſchenkt und beladen nach Griechenland, wo er ſich metamorphoſirte. Ein Grieche, Kephalos, früher Landwehrlieutenant in einem der Sächſiſchen Herzogthümer, zog als griechiſcher Senator und General durch Deutſchland, empfing Ehrenbezeugungen, reichliche Unterſtützung, kehrte nach Hellas zurück, und täuſchte dort jede auf ihn geſetzte Hoffnung. Seine Larve fiel, und es fehlte wenig, ſo wäre er zu Tode geſteinigt worden.

Als ich die gelehrte Dame verlaſſen hatte, leuchtete mir ein beſſerer Stern, ein zweiter Empfehlungsbrief wies mich an den freiſinnigen und ehrenfeſten Procurator Schott. Dieſer freundliche Mann mit der Adlernaſe und den großen geiſtvollen Augen, dieſer Mann, dem für Menſchenwohl, für Menſchenfreiheit und für Menſchenrechte ſtets das Herz feurig ſchlägt, machte die rühmlichſte Ausnahme von Andern, die das Vorſteheramt der Griechenvereine mit ihm theilten. Bereit, Griechenland mit allem zu helfen, was ihm nur zu Gebote ſtand, ſah ſein klarer Blick, daß wichtiger als Geld, Geldeswerth und Soldatenarme es ſei, dieſem Lande Männer zuzuführen, die es durch Unterricht und Lehre auf den Stand europäiſcher Bildung und Kultur emporheben könnten. Der Advokat Schott ſtellte den Satz auf, daß es zunächſt nöthig ſei, in Griechenland eine

Commiſſion niederzuſetzen, die alle Unterſtützungen in Empfang nähme, gewiſſenhaft vertheile, und in ſteter Correſpondenz mit den europäiſchen Vereinen bleibe, und die über alle Vorgänge berichte. Dieſe ſo nützliche Idee iſt nie verwirklicht worden; warum nicht? weiß ich nicht; nur ſo viel weiß und glaube ich, daß viele Tauſende, von Theilnahme und Mitleid zuſammengeſchoſſen, zerronnen ſind, ohne Griechenland weſentlichen Nutzen verſchafft zu haben.

Wenn irgend damals ich ſelbſt in meinen Anſichten über Griechenland noch nicht ganz klar war, und nur mein Unglück mich, den ganz Verſinkenden, nach einem Halme greifen ließ, ſo gelang es Schotts ſiegender Beredſamkeit ſehr bald, mein wirkliches Intereſſe am Schickſal jenes Landes zu ſteigern, und mich zur Begeiſterung dafür zu entflammen. Vor allem ging ſeine Meinung dahin, daß ich als Arzt dort auftreten müſſe, weil Aerzte dem unglücklichen Lande faſt gänzlich fehlten, und er hatte die Ueberzeugung, daß ich dort große Vortheile erlangen werde.

Wir erhielten in Stuttgart Unterſtützung, Päſſe und Anweiſungen nach Marſeille. Nach mehrtägigem Aufenthalt reiſten wir von Stuttgart nach Tübingen, feierten dort noch einmal in einem traulichen Studentenkreiſe frohe Stunden, ſagten dem deutſchen Vaterlande, ich nun zum drittenmal, Lebewohl, und eilten über Hechingen an die Schweizergrenze und nach Schaffhauſen.

7.

Die Philhellenen in Marſeille.

Der Herbſt falbte die Baumblätter, und ſchmückte mit ſeiner mannichfaltigen Farbenpracht Auen und Wälder. Ich ſtand am donnernden Katarakt des Rheins, und ließ die Bilder meiner Vergangenheit an meinem innern Auge vorüberziehen. Helle und trübe Erſcheinungen ſtellte der Erinnerung zauberiſche Phantasmagorie vor meinen Blick. Die reizvolle Herbſtlandſchaft um mich her wollte Wehmuth wecken, wie der Herbſt ſo gern thut, aber der brauſende Stromſturz erweckte in mir das überwiegende Gefühl männlicher Kraft. Was geſchehen war, war geſchehen, ich weihte meinem Schickſal keine Klage mehr. Valet!

Der Abend dämmerte, dunkel rauſchte neben uns ſtillen Wanderern der deutſche Strom; ich mußte daran denken, wie ich zwiſchen Colmar und Freiburg den franzöſiſchen Soldatenrock in ihn verſenkt, damals dachte ich nicht, daß ich ſo bald, daß ich je wieder den Boden Frankreichs betreten würde. Aber ich ſollte den Rhein mehrmal noch überſchreiten, und betrachtete ihn jetzt als nächtlichen Fluß des Erebus, über den die Schatten der Abgeſchiedenen Charon fährt. Auch ich war ein Abgeſchiedener, ich ſchied mich ſelbſt von meinem Vaterland ab, und unterdrückte gewaltſam jede Abſchiedsthräne.

Lange hörten wir noch hinter uns die hallenden Donner des Rheinfalls. — Von Schaffhauſen fuhren wir mit der Poſt nach Zürich, raſteten dort einige Tage, befuhren den ſchönen mit Dörfern und Landhäuſern geſchmückten See, und blickten nach dem hohen Alpenland von Bern und Luzern ſehnſüchtig hin. An der Spitze des Züricher Griechenvereines ſtand Profeſſor Orelli; er wirkte in dem redlichen wackern Sinne Schotts, doch blickte bei ihm ſchon ſtärker die Hinneigung für das altklaſſiſche Griechenland hervor. Wir erhielten bereitwillig fernere Unterſtützung und Empfehlungen, und reiſten über Aarau nach Bern. In dieſer reizenden Stadt ſahen wir uns nun recht im Schooße der Schweiz, und ließen weder den großen Chriſtoph, noch die Bären, noch ſonſt eine Merkwürdigkeit unbeſehen, vor allem aber die herrliche Ausſicht auf die nahen bewaldeten Höhen und den Kranz ſchneeglänzender Gletſcher. Still und einſam ragte die Jungfrau im Purpurſchein der Abendröthe empor, die ſchönſte Alpenroſe am Buſen Europas.

In Bern verweigerte der franzöſiſche Geſandte die Viſa unſrer Päſſe nach Frankreich, ohne daß wir einen Grund dieſer Weigerung erfahren konnten, obgleich es bekannt war, daß Frankreich die damaligen Expeditionen nach Griechenland beförderte. Indeſſen war auch für den Fall ſolcher Weigerung bereits Sorge getragen. Der Griechenverein in Genf hatte ſich reichlich mit franzöſiſchen Päſſen verſorgt, und ertheilte ſolche den Philhellenen, denen in Bern Schwierigkeiten gemacht wurden. Daher reiſten wir ſchon am zweiten Tage nach unſrer Ankunft in Bern von dort ab, und gingen zu Fuße bis nach Lauſanne, von wo aus ein Schiff uns über den Genfer See nach Genf trug. Die herrliche Natur der Schweiz heiterte uns auf, und der ſtille Kummer, deſſen ich nicht ganz Herr werden konnte, wich allmählig aus meinem Herzen, ſo daß ich ruhig und gefaßt meinem fernern Schickſal entgegen ging.

In Genf traf ich zu meiner unausſprechlichen Freude einen alten Univerſitätsfreund von Jena her, einen Grafen Briar, welcher ebenfalls im Begriff war, wie ich, nach Griechenland zu gehen. Seine

Lebensgeſchichte hatte mit der meinen manche Aehnlichkeit. Ein bürgerliches Mädchen, die das Glück ſeiner Seele ausmachte, mit aller Leidenſchaft liebend, hatten ſeine Verwandten ihn ſo lange verfolgt und gepeinigt, bis er ſich entſchloß, ein Land zu fliehen, wo Glück und Frieden für ihn auf immer verloren ſchien. Er bangte, daß das Herz ſeiner Geliebten gebrochen ſei, und ich dachte mit inniger Wehmuth bei ſeiner Erzählung an mein Röschen. Es war nun mit unſern Glücksträumen beiderſeits vorbei. — Noch hielten ſich damals in Genf mehre Flüchtlinge auf, die ich in Jena geſehen und zum Theil kennen gelernt, ohne in nähern Beziehungen zu ihnen geſtanden zu haben, unter ihnen der bekannte Witt, genannt von Dörring, dem es noch immer gefiel, den Demagogen zu ſpielen, obgleich ihm ziemlich laut nachgeſagt wurde, er diene einer, liberalen Ideen höchſt abgeneigten Macht als Spion. Während ich mich mit inniger Liebe an meinen alten Freund, den Grafen anſchloß, ſchien meinen bisherigen lieben Begleiter Mering der Schritt zu gereuen, den er thun wollte, er verſchwand mit einem Male, und ich mußte glauben, daß er nach Hauſe zurückgekehrt ſei.

Graf Briar wartete noch auf Briefe, und blieb in Genf zurück; er verhieß, bald nachzukommen, in Marſeille wollten wir uns wieder treffen. Trüb geſtimmt beſtieg ich die Diligence, in der ich eine bunt gemiſchte Reiſegeſellſchaft traf. Es wurde mir zu eng in dem dumpfen Innern, ich verlangte einen Platz auf dem Bock, und theilte blos mit dem Kutſcher die Rippenſtöße, welche der felſige Weg bei jedem erneuten Anzuge der Pferde den Reiſenden bis zur franzöſiſchen Grenze brachte. Dort angekommen, umſchwärmten uns Gensd'armen, Douaniers, Spione, Bettler und Vagabunden wie ein Wespenheer, bis endlich nach ewiglangem Viſitiren und Examiniren die Reiſe weiter ging. Am folgenden Tag langten wir in Lyon an.

Unvermuthet traf ich dort Moring, den eine Grille herausgetrieben hatte, und freute mich, ihn wieder zum Gefährten zu haben.

So ſah ich denn zum drittenmale die ſchönſte Stadt Südfrankreichs, und dieſesmal mit mehr Muße, wie früher. Jetzt erſt nahm ich mir Zeit, die impoſante Größe Lyons kennen zu lernen, und einen großen Theil ihrer zahlreichen Merkwürdigkeiten zu ſehen; ich genoß mit Ruhe die ſchönen Ausſichten, und machte auf dem Silberſpiegel der freundlichen Saône mehr als eine Luſtfahrt. Ich murrte nicht mehr gegen mein Schickſal, ich trug es mit männlicher Reſignation, beſſer war denn doch meine jetzige Lage, als damals, wo ich mit der Ehrencharge eines franzöſiſchen Sergeanten von Corſica aus Lyon durchreiſte, nur war ſie weniger hoffnungsreich als damals.

Auch in Lyon war ſo eben ein Griechenverein durch Antrieb eines Doktor Gilbert im Entſtehen und disponirte bereits über anſehnliche Fonds. Gilbert bewohnte eines der reizendſten Landhäuſer auf den gartenreichen Anhöhen in der Nähe der Stadt, und war ſo gütig, mich zu ſich einzuladen. Er hatte dort einen deutſchen Turnplatz angelegt, und übte ſich ſelbſt im Turnen. Als ich bei ihm weilte, traf ein Agent des Marſeiller Vereins ein, der uns vieles von den dort bereits verſammelten Philhellenen erzählte, keineswegs aber war ſeine Schilderung einladend. Er ſagte uns, daß der dortige Verein ſich bereits in zwei Partheien zerfällt habe, deren jede für ſich handle, und rieth mir, mich zu der Parthei von Lasky zu halten. Ich erwiederte ihm, daß ich an Ort und Stelle ſelbſt prüfen wolle, und ſchiffte mich nach herzlichem Abſchied von Gilbert auf dem Rhone, wie die Franzoſen richtig ſagen, ein. Noch einmal genoß ich auf dem vielfach gekrümmten Strom die mannichfaltigen Reize ſeiner Ufer, bald zwiſchen hohen Felſen eingeſchloſſen, bald weitgedehnte Ebenen überſchauend, welche die fernen Gebirge der Dauphiné begrenzen, bald hochgethürmte Ruinenſchlöſſer, die einſt trotzig auf das Stromthal herabgeblickt, bewundernd. Unter dieſen iſt beſonders Mornas über der Stadt St. Eſprit impoſant. So kam ich denn wieder nach Avignon, machte noch einmal den mir wohlbekannten Weg nach Aix, nur dieſesmal zu Wagen, und von da führte uns die Straße durch eine heitre, immer wechſelnde maleriſche Anſichten bietende Landſchaft ſanft empor, bis auf der Höhe bei dem Dorfe les Baumes der Blick auf das mittelländiſche Meer frei wurde, und eine ähnliche Fernſicht mir aufthat, wie ich ſie vor zwei Jahren auf dem Wege von Aix nach Toulon genoſſen, nur daß dieſe freundlicher war, als jene, denn die Campagne von Marſeille ſah lachend zu uns Reiſenden herauf, wie ein großer unermeßlicher Garten, den nach einer Seite hin das Meer, nach der andern die hohe Bergmauer der Meeralpen begrenzte.

Am Thore von Marſeille ſchon wurden wir, Mering und ich, gefragt, ob wir nach Griechenland zu gehen beabſichtigten? und auf unſer Ja nannte man uns das Haus Sieveking Tanden und Compagnie als Agenten der griechiſchen Sache. Wir ließen uns möglichſt bald nach dieſem ſo menſchenfreundlichen Handelshauſe führen, das unentgeltlich alle Geſchäfte in dieſer Sache beſorgte und trafen dort einen deutſchen Buchführer, Herrn Koch, der uns manche Freundlichkeit erwieß, wie wir denn überhaupt in der Agentur mit Auszeichnung empfangen und behandelt wurden. Allein auch hier wurden uns niederſchlagende und betrübende Nachrichten zu Theil. Normann war kurz zuvor mit einer großen Anzahl Philhellenen abgereiſt, und unter den vorläufig Zurückgebliebenen und Neuangekommenen herrſchte Uneinigkeit und lächerlicher Rangneid. Es war ſehr, ſehr viel franzöſiſches Weſen, Etourderie und Windbeutelei mit dem Streben, Griechenland beizuſtehen, vergeſellſchaftet. Da mir Lasky noch von Jena her perſönlich bekannt war, ſo ſuchte ich dieſen zunächſt auf, um zu ſehen, ob ich ſeiner Parthei mich würde anſchließen können, oder nicht. In Jena hatte er den überſpannten Altdeutſchen geſpielt, ich war geſpannt darauf, zu ſehen, wie er ſich als Protektor der Philhellenen in Marſeille ausnehmen werde, und ging mit Mering zu ihm. — Es iſt nicht unwichtig, einen Blick auf den Ton zu richten, mit welchem die griechiſche Sache von den Philhellenen in Marſeille betrieben wurde.

Lasky trat mir in einem abenteuerlichen Koſtüm, das griechiſch ſein ſollte, entgegen, nachdem ich feierlichſt angemeldet worden; er wollte jetzt durch die Tracht von Hellas ebenſo imponiren, wie einſt durch die altdeutſche. In ſeiner Einbildung war er bereits durch einen Senatsbeſchluß des griechiſchen Volkes zum General ernannt, wo nicht zum Generaliſſimus, und ſo empfing er uns mit einer Würde, mit welcher die Erinnerung an Jena ihn einige Huld verſchmelzen ließ.

„Ihre Ankunft, meine Herren,“ begann er die Anrede: „iſt mir bereits von den Vereinen Süddeutſchlands gemeldet worden; ich erſuche Sie, mir Ihre Papiere zu geben, um Sie Ihrem Rang und Stande gemäß in die Liſte der freiwilligen Streiter für die große Sache der Hellenen eintragen zu können.“

„Außer meinem Paß,“ antwortete ich: „habe ich keine Papiere, und glaube deren auch nicht zu bedürfen. Ich gehe aus freiem Antrieb nach Griechenland, wünſche als Arzt dort nützlich zu werden, und überhaupt dem Volk und Lande meine Kräfte zu widmen. Ich bin nach Marſeille gekommen, weil ich hörte, daß von hier aus in Geſellſchaft Vieler die Ueberfahrt am leichteſten geſchehen könne und werde; finde ich hier die erwünſchte Gelegenheit nicht, ſo muß ich mir eine andre ſuchen, finde es aber ſeltſam, hier ſchon Rang und Stand und Würde ertheilt zu ſehen, die doch wohl erſt in Griechenland durch Tapferkeit und bewährte Thatkraft für die Freiheit verdient werden müßten.“

Laſky's Mienen düſterten ſich. „Sie ſcheinen meine Protection nicht zu wünſchen,“ erwiederte er: „ja wohl gar dieſelbe abzulehnen. Ob Sie daran wohl thun, wird die Zeit lehren. Es müſſen Hebel vorhanden ſein, wodurch auf die Gemüther gewirkt wird; wir haben noch keine Geſchichte der Bravour, ſchriebe Jemand eine ſolche, ſo würde er ein reiches Feld der Machinationen finden, die auf Imaginationen baſirt ſind. Frankreichs und Deutſchlands neuere Geſchichte liefert dazu hinlängliche Belege. Ein längerer Aufenthalt unter uns, und ein ſcharfes Beobachten der Freunde Griechenlands wird Sie bald andre Anſichten gewinnen laſſen.“

Ein Klopfen an die Thür unterbrach den Sprecher, und hereintrat ein junger Mann in prachtvoller Uniform, der uns mit freundlicher Herablaſſung grüßte.

„Herr Dijonnier,*) Adjutant des Grafen Jourdain de Manipuello, griechiſchen Generals!“ ſtellte Lasky den Eingetretenen vor; wir verneigten uns tief vor dem Adjutanten.

Herr Dijonnier war vor kurzem noch Lieutenant in badiſchen Dienſten, und in Marſeille war er avancirt. — Lasky erzählte ihm meine bedenkliche Aeußerung.

„Mein Gott!“ rief Dijonnier aus: „welche Scrupel dieſes Herrn? Sie wollen eine Ausnahme machen? Sie wollen ſich uns nicht anſchließen? Sie wollen ohne Rang und Charge nach Griechenland? Sie werden Ihr ganzes Glück verſcherzen, denn nur unſre Expedition wird den Ausſchlag geben, wir werden es ſein, die Griechenland befreien, für uns grünen die Lorbeerbäume des Berges Olympos, und uns wird ein tapfres Volk als ſeine Befreier umjauchzen. Im Triumph werden wir durch das Land ziehen!“

---

*) Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß manche Namen mit Abſicht verändert wurden. d. H.

Dieſe Exclamationen unterbrach ein neuer Beſuch. Ein kleiner Mann mit großem Schnauzbart trat ein. „Ah bon jour Monsieur Colonel!“ riefen Lasky und Dijonnier, und herzten die kleine Rummelpaffsgeſtalt zärtlich ab, die mit einer Stimme, der man die chroniſche Heiſerkeit anhörte, ihren Gruß erwiederte. „Oberſt Perrin!“ präſentirte Lasky. „Neuangekommene Philhellenen aus Deutſchland,“ ſtellte er Mering und mich vor.

Dieſer friſchbackne Colonel im griechiſchen Dienſt, von deſſen Exiſtenz in Griechenland keine Seele die entfernteſte Ahnung hatte, war Hauptmann bei der Infanterie in Italien geweſen, und ſeit Napoleons Sturz auf halbem Sold. Marſeille war der Ort neuer und unerhörter Avancements. Jetzt fingen die drei Männer ſo lebhaft und alle zugleich zu ſprechen an, daß wir bisweilen kaum noch ein Wort verſtanden. Sie erzählten einander von ihren Pferden, ihren Landparthien, ihren Amouren, ſie vergaßen ganz im Feuer ihrer Unterhaltung unſre Anweſenheit, deckten Skandaloſa ihrer Kameraden auf, und ich glaube, es wäre Griechenlands gar nicht mehr gedacht werden, wenn nicht abermals die Thüre ſich aufgethan, und ein Mann hereingetreten wäre, deſſen bekannte Phyſionomie mich überraſchte.

„Iſt's möglich? Weiland!“ rief ich aus.

„Du hier? Tauſendmal willkommen!“ rief er in meinen Armen. Es war ein lieber Freund von mir, aus Würzburg, wo er die Stelle eines Referendairs bekleidete, dieſe niederlegte, und nach Marſeille ging, um nach Griechenland zu ſegeln. „Die Herren kennen ſich,“ bemerkte Lasky, und wandte ſich gegen die Franzoſen: „Ich habe die Freude, Ihnen Herrn Weiland, Major im griechiſchen Dienſt, zu präſentiren.“

„Du biſt Major, Referendair?“ fragte ich ganz verwundert. Er nickte lachend, und ich biß mich in den Finger, einmal um meine Lachluſt zu verbeißen, und dann um zu erfahren, ob ich wache, oder ob ich von einem Tollhaus träume?

Ein Referendair, ein Aktenmann, war hier aus heiler Haut Major geworden.

Noch ſann ich der Löſung aller dieſer Räthſel nach, als es ſchon wieder klopfte, und ein kleines

Männchen hereintrat, deſſen Haare ſich bereits grau färbten. Dieſe neue Erſcheinung war Herr Schöll, griechiſcher Kommandant der Artillerie, vormals Lieutenant beim Kontingent eines kleinen deutſchen Bundesſtaates.

Nun wurden Stühle in einen Kreis geſtellt, es kamen immer mehr Herren, theils in Uniform, theils in Civilkleidern, welche alle ſehr hohe Chargen in Griechenland bekleideten, lauter Biſchöfe in partibus infidelium.

Uns Neuangekommenen wurde von Lasky höflich angedeutet, daß jetzt eine Seſſion des großen Griechenvereins beginnen werde, welcher wir als noch nicht in die Liſte Inſcribirte, nicht beiwohnen könnten, daher wir uns empfahlen, und, Mering verſtimmt, ich aber lachend, in unſer Hotel zurückgingen.

Wir richteten uns eben in einem kleinen Dachſtübchen ein, und ich ſchickte mich an, einen Brief nach Hauſe zu ſchreiben, als ſtark an unſre Thüre geklopft wurde. Ein ſchlankgewachſener, ſehr hübſcher junger Mann trat auf unſer Herein! zu uns, und redete uns in deutſcher Sprache an: „Ich habe am Thore erfahren, daß Sie nach Griechenland zu gehen gedenken, und beeile mich, Ihnen zu ſagen, daß der beſte Mann, Sie dorthin zu befördern, Herr von Chevalier iſt, welcher mich zu Ihnen ſendet, und

…SCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK

Sie einladet, ihn mit Ihrem Beſuch zu beehren." Chevalier? Dieſer Name erinnerte mich an den ominöſen Chevalier de Nouceraux in London, und es kam mir der Gedanke, ob ich nicht wieder auserſehen ſein ſollte, von myſtiſchen Abenteurern hingehalten und um meine Hoffnungen betrogen zu werden; dennoch bedachte ich mich nicht lange, ſondern beſchloß, auch dieſes Partheihaupt kennen zu lernen, und folgte ohne Weigerung dem jungen Mann.

Ein äußerſt feiner Mann mit einer Gutmüthigkeit verrathenden Phyſiognomie empfing mich wohlwollend mit den Worten: „Sie wollen in griechiſche Dienſte treten, mein Herr? Ja? Nun, dann müſſen Sie ſich an mich anſchließen. Ich bin von den Griechenvereinen des nördlichen Deutſchlands beauftragt, die Expedition dorthin zu befördern."

„Herr von Chevalier," erwiederte ich: „mir liegt alles daran, je eher, je lieber nach Griechenland zu kommen, und ganz gleich iſt es mir, durch Wen ich dorthin befördert werde."

„Höchſtwahrſcheinlich geht ſchon in nächſter Woche eine Expedition ab," verhieß er: „und wenn es Ihnen angenehm iſt, ſo trage ich Sie in die Liſte der zunächſt zu expedirenden Philhellenen ein."

„Thun Sie das, wenn ich bitten darf!" war meine Antwort. — Mein Geſchäft war beendigt, ich wollte mich empfehlen, froh, einen Mann gefunden zu haben, der mit weniger Anmaßung, Schwindelei und Großthuerei zu Werke ging, wie Laſky und deſſen Parthei, allein Chevalier bat mich auf das Freundlichſte, bei ihm zum Thee zu bleiben. „Sie werden,“ ſagte er: „die Freunde kennen lernen, die gleiche Begeiſterung für die heilige Sache der Griechen hier vereint.“

Bald darauf traten nach einander mehre Herren mit militäriſcher Haltung ein, von welchen Allen Chevalier Generallieutenant titulirt wurde, die er hingegen Oberſt, Oberſtlieutenant, Major u. ſ. w. anredete, und als Männer vorſtellte, welche dieſe Chargen beſäßen. Es war um kein Haar anders, als bei Laſky, und ich ſah bald hell genug, um die Stellung dieſer beiden Partheihäupter richtig zu beurtheilen.

Laſky war Beauftragter der ſüddeutſchen, Chevalier der norddeutſchen Griechenvereine; Letzterer war ehemals Major der Hanſeatiſchen Legion in Hamburg geweſen. Statt zum Wohle Griechenlands gemeinſchaftliche Sache zu machen, waren beide Männer durch Eiferſucht, Eigennutz, Stolz und Ruhmſucht getrennt, jeder wirkte und warb für ſich, jeder träumte ſich als Anführer einer Philhellenenſchaar hoch willkommen und glaubte, die höchſten Ehrenſtellen warteten ſchon als Lohn für das Zuführen von Hülfe in Griechenland auf ihn. Von bedauerlicher Hoffahrt ganz verblendet ſchuf ſich jeder eigenmächtig einen Generalſtab, und theilte freigebig militäriſche Würden aus.

Zu dieſem Wirrwar trug nicht wenig der Marineadmiral Jourdain de Manixuello bei; dieſer Mann ſtand über beiden Partheien, verdarb es mit keiner und trat als Großprotector der Philhellenen auf. Mit geheimnißvollen Mienen eröffnete er bald dem einen, bald dem andern die glänzendſten Ausſichten, und wußte jeden, der ihm nahte, zu überzeugen, daß er direkt vom griechiſchen Senat die wichtigſten Aufträge habe.

Gleichwohl wurde über allen Ernennungen, Plänen und Declamationen das Embarquement höchſt nachläſſig betrieben, und immer mehr hingezögert. Das Haus Sieveking Tanden und Comp. hatte vollauf mit Beſchwichtigung der hundertfachen Anforderungen an daſſelbe zu thun, und es wurden große Summen, welche deutſche und franzöſiſche Mildthätigkeit dem Wohle Griechenlands zugedacht, in Marſeille verausgabt, um die Expedition zu erhalten.

Dieſe Mißverhältniſſe, die von vernünftig Denkenden vergebens auszugleichen geſucht wurden, wuchſen zu offenbarer Feindſeligkeit, als Chevalier die in

Händen habenden Fonds herauszugeben weigerte, und es kam zwiſchen ihm und ſeinem Gegner zu perſönlicher Beleidigung, die mit einer Ausforderung auf Tod und Leben endete.

Der Zweikampf begann, Chevalier hatte den erſten Schuß, und ſeine Kugel riß Lasky ein Stück Hirnſchale vom Kopf. Er ſank für todt nieder, Chevalier ergriff die Flucht, und nun war kein ganzes Partheihaupt der Philhellenen mehr in Marſeille. Der Himmel ließ jedoch ein Wunder geſchehen; Lasky wurde trepanirt, verlor ein wenig von ſeinem Gehirn, und erhielt eine ſilberne Platte ſtatt des weggeſchoſſenen Stückes Hirnſchale, wurde nur noch exaltirter und phantaſtiſcher, als er vorher geweſen, und dabei von ſeiner Parthei halb vergöttert, denn er, der Beſiegte, blieb als Sieger und Märtyrer Hahn im Korb; der Gegner hatte das Feld geräumt. Als ſeine Heilung mit großem Aufwand chirurgiſcher Kunſt vollendet war, betrieb das Haus Sieveking eifrig die Abfahrt.

8.

La bonne mère.

Zu Ende war ſchon das Jahr 1821, das Jahr, das ich mit ſo großen Hoffnungen und Erwartungen begrüßt, damals, als ich in der Neujahrsnacht auf dem mittelländiſchen Meer mit lieben Freunden glücklich war, und ein neues Jahr hatte begonnen; ich hütete mich wohl, es wie das Verfloſſene, mit Träumen von Glück zu begrüßen. Für dreitauſend Franken war ein kleiner Kauffahrer, der den Namen la bonne mère, die gute Mutter, führte, zur Ueberfahrt nach Griechenland gemiethet und reichlich mit Lebensmitteln und ſonſtigen Bedürfniſſen verſehen; ich ſelbſt verſorgte mich mit einer kleinen Feldapotheke.

Zum letzten Mal ſtand ich auf der Höhe des Fort de notre Dame de la Garde und erblickte die Stadt, den ſchiffreichen Hafen, die Campagne von Marſeille, mit den Tauſenden ihrer blendenden Villen (Bastides), das weite uferloſe Meer; ein unſäglich ſchöner Standpunkt, von dem ich mich trennen mußte, und ſchwer trennte, um die Abfahrt nicht zu verſäumen.

Die Philhellenenſchaar zog aus, ein bunter abenteuerlicher Haufe von ſechs und dreißig Perſonen, an ihrer Spitze Jourdain de Manipuello und Lasko, General und Generallieutenant, als Führer; ihnen folgten Lieutenant Schöll, Kommandant der griechiſchen Artillerie, dermalen aber einſtweilen Aufſeher über den Proviant und die Flaſchenbatterien, und Adjutant Dijonnier. Die Uebrigen waren Deutſche, Franzoſen, Italiener und Spanier, auch folgte, um der Sache einen ächt romantiſchen Anſtrich zu geben, eine abenteuernde Spanierinn, Donna Toricelli, in männlicher Kleidung. — Wir gingen in den ſtinkenden Hafen Marſeilles, fuhren auf Gondeln nach der Rhede, beſtiegen unſre „gute Mutter,“ und fuhren mit günſtigem Wind in das hohe Meer hinaus. Die Fahrt ging raſch und fröhlich von ſtatten; wir paſſirten bald die Straße von Bonifacio zwiſchen Corſica und Sardinien.

Unſer Schiff hatte Lebensmittel auf ſechs Wochen an Bord, gleichwohl wurden die Rationen für die Mannſchaft ſehr kärglich zugeſchnitten, was bald genug Unzufriedenheit erregte. Die Seeluft vermehrt den Appetit, und als vollends naßkalte Witterung eintrat, ſo fürchteten der Kapitain und wir

Aerzte den Ausbruch von Krankheiten, da ohnedieß der Raum des Schiffes beengt war, und riethen zur Verabreichung von etwas Rum und Branntwein. Blieb günſtiger Wind, ſo war die Reiſe in weniger als vierzehn Tagen gemacht, aber unſer Proviantmeiſter, auch Artillerie-Kommandant in Hoffnung, der zum erſtenmal die See befuhr, ſtellte ſich eine ſehr lange Fahrt vor, und ließ es bei der kargen Koſt bewenden. Seiner Sparſamkeit kam bald die Seekrankheit zu Hülfe, welche faſt die ganze Mannſchaft ſo heftig ergriff, daß alle Eßluſt verſchwand, auch Schéll wurde von ihr ergriffen, und kaum lag er danieder, als die von der Krankheit noch Verſchonten die Vorrathskammern ſtürmten, und ſich nach Herzensluſt gütlich thaten. Dieß hatte natürlich offnen Zwiſt zur Folge, und die „gute Mutter“ ſah ihre Pflegeſöhne gegen einander in Zorn und Streit entbrennen. Franzoſen und Deutſche ſchieden ſich von einander; alter Haß und friſche Erinnerungen hatten noch immer heimlich das glimmende Feuer genährt, das nun in Flammen ausbrach. Unter donnernden Flüchen und Toben begann mitten auf offenbarer See ein Schwertkampf im Schiffsraum, der in eine Menterei und Metzelei auszuarten drohte. Ich hielt mich natürlich zu meinen Landsleuten und war entſchloſſen, mich gegen die Erbfeinde deutſcher Nation pro patria zu ſchlagen.

Der Kapitain der „bonne mère“ war ein reſoluter Mann. Er trat zwiſchen die Streitenden, und drohte, daß, wenn ſie nicht augenblicklich die Waffen niederlegten, er ſogleich das Schiff drehen laſſen, und nach Frankreich zurückſegeln werde, um ſie in dem erſten beſten Hafen ſämmtlich der Polizei zu überliefern, und drang ſogar gebieteriſch auf Auslieferung aller unſrer Waffen. Murrend und fluchend und unter mancher Weigerung wurde ihm Folge geleiſtet, dennoch ward manche Waffe heimlich zurückbehalten, und mehr als eine Herausforderung gegeben und angenommen. Selbſt mein ſtiller und beſonnener Gefährte und Freund Moring gerieth mit einem Franzoſen, Namens d'André ſo heftig zuſammen, daß jeder ſchwur, dem Andern beim ans Land Steigen den Hals zu brechen.

In der obwaltenden feindlichen Stimmung zweier Partheien war der Aufenthalt auf der kleinen „guten Mutter,“ die ſo unartige Kinder trug, wahrhaftig nicht angenehm. Man ſonderte ſich ab und vermied ſich. Lasky und ſeine nächſten Freunde gefielen ſich in abenteuerlichen Poſſen, und etablirten ſogar in der Kajüte des Kapitains eine Freimaurerloge, in die ſie mit ächt franzöſiſchem Leichtſinn ohne ernſte Prüfung jeden aufnahmen, der Luſt hatte, ſich ihnen zuzugeſellen.

Ich ſelbſt hielt mich ſtill und abgeſchloſſen, und ſchloß ſelbſt mit dem Leben ab. Meine Vergangenheit, mein Leid, mein Glück, meine Liebe, alles lag hinter mir wie ein wechſelvoller Traum, es war alles vorbei. Die Langeweile einer mehrwöchentlichen Seefahrt iſt ganz geeignet, trübe Reflexionen hervorzurufen, und Stimmungen zu erzeugen, die für den Menſchen nicht gut ſind; leicht wird das Toſen und Brüllen der ſchäumenden Meereswogen dann zum verlockenden Sirenengeſang und „hinunter, hinunter!“ drängt der Nachtdämon in uns, während die Engel des Lebens und der Liebe nach oben deuten, und das verzagende, verſinkende Herz emporziehn.

Oft fanden Moring und Weiland, die Freunde, die den Schmerz meiner Seele kannten, mich im ſtillen Hinbrüten verſunken an einen Maſt gelehnt, auf dem Verdeck ſitzend, wo ich es nicht achtete, daß der Schaum der hochgehenden Wogen mich überſprützte, ſie weckten dann eine beßre Stimmung in mir durch freundliche Rede und männliche Tröſtung.

Das Menſchenherz iſt ſelbſt ein ſchwankendes Schiff auf dem Meer des Lebens und der Leidenſchaft; iſt die Fluth ruhig, dann ſegelt es ſo heiter mit friſchem Wind dahin, als könne es gar nicht anders ſein; naht aber ein Sturm, dann zieht es alle Flaggen und alle Segel ſeiner Hoffnung und Freude ein, und zittert und zagt, ſeufzt und ſtöhnt, und wähnt, es müſſe untergehen, es werde der Sturm nicht enden. Manches geht auch unter. Ueber das Tyrrheniſche Meer ſchallte zu Guitarrenſaitenklang von Moring, Weiland und mir geſungen manches fröhliche deutſche Lied, ſo daß manchmal die Franzoſen verwundert horchten. Manchem mochte beim: „Du Schwert an meiner Linken,“ „Schlacht du brichſt an,“ oder bei dem feierlichen: „Vater ich rufe Dich!“ eine Erinnerung durch das Herz zittern.

Eines Tages begegnete uns ein engliſches Schiff, der Leopard, Kapitän Baſion, und theilte uns die Nachricht mit, daß die türkiſche Flotte in Navarin gelandet und Truppen ausgeſchifft habe. Gern hätten wir den Lauf unſrer „guten Mutter“ beflügelt, allein dieſe ehrwürdige Dame ſegelte bedächtig, und eintretende Windſtille hemmte ſogar ihren Gang und hielt uns mehre Tage noch im Tyrrheniſchen Meer zurück. Wir ſahen die blaue Küſte Afrika's, die tuneſiſchen Ufer, die Hügel Carthago's, und die grünen Berge Siciliens; wir fuhren nahe an Gozzo, Comino und Malta vorüber, und genoſſen den ganz eigenthümlichen Anblick dieſer Felſeninſel, mit ihren gigantiſchen Forts und ihrer impoſanten Hauptſtadt Valetta. Wie gern hätte ich den bevölkertſten Punkt, die Wiege ſo großer Thaten, das Feld ſo reicher Erinnerungen betreten und beſucht, aber die „gute Mutter" zog vorbei.

Einmal erhob ſich ein Sturm, der unſre nicht mehr junge Bombarde heftig erſchütterte, und ſie dergeſtalt mit Seewaſſer taufte, daß mancher unſrer Philhellenen, der zum erſtenmal Schiffsthran roch, ihr Zittern theilte. Von Neuem brach bei der unruhigen Bewegung die Seekrankheit aus, und am meiſten unterlag ihr Donna Torizelli und ihr Mann, der ſich als ihr Mann kaum bemerklich machte, und dem ſie, männlich in all ihrem Thun, ſtets in den Schranken reſpektvoller Ehrfurcht hielt.

Endlich riefen die Matroſen Land, und jubelnd grüßte die Mannſchaft die Küſte von Morea. Feuriger ſchlugen der Philhellenen Herzen, als ſie nun das Land vor ſich ſahen, dem ſie Kopf und Arme, Blut und Leben zu weihen feſt entſchloſſen waren.

Nicht alle Leſer haben vielleicht den Blick ihrer Aufmerkſamkeit auf Griechenlands Wiedergeburt und deren Anfänge gerichtet, und Vielen ging ſie wohl als flüchtige Zeiterſcheinung vorüber, ohne länger beachtet zu werden, als es währte, bis neue Ereigniſſe in der politiſchen Welt jene hochherzige Erregung, jene mit tauſendfachen Blutopfern erkaufte Freiheit und Unabhängigkeit Griechenlands in den Hintergrund ſtellten. Es iſt nöthig, den welthiſtoriſchen Freiheitkampf des griechiſchen Volkes nach ſeinen Hauptmomenten in gedrängter Kürze bis zu dem Zeitpunkt anzudeuten, in welchem es mir ſelbſt vergönnt war, mich nach Kräften mithandelnd ihm zuzugeſellen.

Der Kettendruck der türkiſchen Deſpotie war dem griechiſchen Volke ſchon lange furchtbar und unerträglich fühlbar geworden, und es ſeufzte im Stillen, wie einſt das Volk der Juden, dem befreienden Meſſias entgegen, der die vierhundertjährigen Feſſeln brechen ſollte. Die moraliſche Kraft des Volkes war durch die lange Sklaverei gebrochen, ja faſt vernichtet, nur merkantile Intereſſen bewegten es noch; die einzige Stütze in ſolcher allgemeinen Noth, die Religion, konnte ihr ſegensreiches Wirken nicht entfalten, denn ihre Ausübung war im Allgemeinen verpönt und unterſagt, mindeſtens gehäſſig erſchwert, und eine Unterdrückung, die in der Geſchichte kein ähnliches Beiſpiel findet, laſtete über Griechenland und auf einem Volke, deſſen gebeugten Scheitel die Glorie zweitauſendjährigen Väterruhmes umſtrahlte.

Dieſes Volk wollte frei werden.

Lange und geheimnißvoll bereiteten feurige Geiſter das große Werk vor; der Graf Capo d'Iſtria und der Erzbiſchoff Ignatius begründeten ſchon im Jahr 1814 den heiligen Bruderbund, Ἑταιρεία φιλομούσων, der bald eine politiſche Richtung nahm, und nach vielen Seiten hin ſeine Altarflammen lodern ließ. Sieben Jahre lang wurde die Gluth ſtill genährt, und im Fanal zu Iſtambul ihr Herd gehütet und gewahrt, da ward in der Wallachei ein Befreiungsverſuch als Beiſpiel gegeben, und Alexander Ypſilanti ſprach das Zauberwort, auf welches die Heldengeiſter der Vorzeit die jungen Söhne von Hellas mit Muth und Todesverachtung beſeelten. In der Moldau wehte die Oriflamme des Kreuzes, und Religion und Freiheit wurden zum Kampfgeſchrei, das den ohnedieß ringsum feindlich bedrohten, züngelnden Tiger des muſelmaniſchen Fanatismus aus ſeiner trägen Ruhe aufſchreckte. — Die Schlacht von Dragaſchan ſchloß das erſte Buch der Geſchichte des griechiſchen Freiheitkampfes mit einem blutigen Bilde. Der bluthungrige Tiger würgte die heilige Schaar, die junge Heldenblüthe Griechenlands ſank, und endloſe Grauſamkeit wüthete in der türkiſchen Hauptſtadt. Es erhob ſich das Volk von Morea und auf den griechiſchen Inſeln, durch Demetrius Ypſilanti angeregt, und vertrieb oder tödtete die Unterdrücker, Athen erhielt einen Senat, die Thermopylen wurden beſetzt, die Inſeln bewaffnet. Griechenland ſchuf ſich aus Kauffartheiſchiffen eine Kriegsflotte. Zorn und Rache wetteiferten indeß in Konſtantinopel; manche Familie aus uraltem Fürſtenſtamm wurde ganz vertilgt und Griechenlands höchſter Prieſter, der Patriarch Gregorius am Auferſtehungsfeſte des Heilands aufgehenkt, und ſein empörend gemißhandelter Leichnam den Juden überantwortet, anderer unmenſchlichen Gräuelſcenen nicht zu gedenken.

Ein Martyrium reihte ſich dem andern an, wie ein bleicher Stern ſchimmerte der Name Jordaki; er ſtarb den Heldentod, aber andre Sonnen ſteigen empor. Erzbiſchof Germanos trägt des Kreuzesbanner voran; ein kühner und tapfrer Mönch, Gregoras, bemächtigt ſich Korinths; die Mainotten, die heldenmüthigen Abkömmlinge der alten Spartaner tragen ihre Waffen von den unbeſiegten Berghöhen des Taygetes in die Ebenen des Eurotas, und im Archipel kreuzen Hydrioten, Ipſarioten, Spezzioten, während die tapfern Klephtenhäuptlinge mit ihren kriegeriſchen Horden in Gebirgen und Ebenen gegen die Osmanen kämpfen. In Aufruhrflammen lodert bald das ganze Land, und Namen und Thaten, die an alte Heldenzeit mahnen, ertönen mit hellem Klang. Eine Feſte nach der andern fällt in der ſiegreichen Griechen Hand, und die Thermopylen ſehen das Andenken an Leonidas blutig erneut und aufgefriſcht. —

Ein Vertilgungskrieg hatte faſt durch ganz Morea gewüthet, das wir nun betraten, nachdem wir nahe an der heitern Inſel Cerigo, dem alten Kythere, das der Liebesgöttin Wiege war, vorbeigeſchifft. Wir legten an einer der äußerſten Spitzen von Morea, am Cap St. Angelo an, und gingen eine Strecke der Küſte entlang, auf der wir nichts als die Ruinen einiger Klöſter fanden. Auf das Schiff zurückgekehrt, fuhren wir nördlich, an verödeten und zerſtörten Dörfern vorbei, und gewahrten bald die hoch auf Felſen gethürmten Feſtungswerke von Napoli di Malvaſia, die einem Trümmerhaufen ähnlich ſahen. Ein Kanonenſchuß von unſrer Seite blieb unerwiedert, kein menſchliches Weſen ließ ſich blicken; die ganze Gegend um Stadt und Burg ſchien ausgeſtorben, und es hatte nicht das Anſehen, als ob uns irgend eine freundliche Hand zum Willkomm einen Becher Malvaſierwein entgegen tragen wolle; wir wußten nicht einmal, ob Griechen oder Türken die Stadt und Feſtung beſetzt hielten?

Jetzt erhob ſich neuer Streit mit dem Kapitain „der guten Mutter;“ die Mehrzahl der Philhellenen am Bord verlangte in Hydra ausgeſetzt zu werden, der Kapitain aber erklärte mit Beſtimmtheit, ſein Vertrag laute nach Morea und nicht nach Hydra, die „gute Mutter“ ſei zu klug, um ſich von Türken kapern zu laſſen. Nach langem unangenehmen Disput wurde eine Schaluppe ausgeſetzt, und eine kleine Anzahl fuhr vom Schiff ans Land, um zu recognosciren. Als dieſes geſchehen war, krachten endlich einige Kanonenſchüſſe auf der Feſtung, und wir ſchickten uns freudig zum Ausbarkiren an. Ehe dieß jedoch geſchah, kamen die nach der Stadt gegangenen Kameraden in Begleitung eines griechiſchen Kapitains, des Kommandanten der Feſtung Malvaſia, an Bord. Dieſer Kapitain rieth uns weiter hinauf zu ſchiffen, indem Malvaſia faſt menſchenleer und proviantlos ſey. Niemand aber, und am wenigſten unſer Schiffskapitain, hatte Luſt, dieſen Rath zu befolgen; „an das Land! an das Land!“ war die allgemeine Looſung, jeder raffte ſein Gepäck zuſammen, ſagte der „guten Mutter“ Valet und drängte ſich zur Ausſchiffung, die mit ſolcher Eilfertigkeit betrieben wurde, daß unſerm Proviantmeiſter zu ſpät einfiel, die großen noch vorhandenen Vorräthe an Lebensmitteln und Getränken, die der Verein angekauft hatte, zu requiriren. Zwar eilte der nunmehrige Kommandant der Artillerie, Schöll, auf einem Nachen zurück, nach der „bonne mère,“ allein ihr Kapitain wieß ihn höhnend und ſchnöde ab, wandte ſein Schiff und ſegelte von dannen. Wie gern hätte Schöll ihn und die treuloſe Mutter in den Grund gebohrt, hätte er nur eine einzige Kanone zu befehligen gehabt. Ohne Proviant und auch ohne Troſt kehrte er zu uns Harrenden zurück.

Wir wandelten nun auf griechiſchem Boden, wir gingen nun unſerm Ziele zu, unſerm Schickſal entgegen, wir zogen in Napoli di Malvaſia ein. Dieſer Einzug wird mir unvergeßlich bleiben. Faſt jeder von uns trug eine Uniform, wie ſeine Phantaſie ihm ſolche eingegeben, daher glich unſer Aufzug einem Maskenzug. Es war ungemein komiſch, zu ſehen, wie die Franzoſen ſich in die Bruſt warfen, wie ſie zu imponiren, wie ſie Alle militäriſche Haltung zu behaupten ſuchten, als wir nun ohne Muſik durch enge Straßen marſchirten, die mit Unrath aller Art bedeckt waren. Da erſchien kein liebreizendes Frauenbild auf den Balkonen, um die Helden, die Befreier mit Anmuth zu begrüßen, und im Voraus zu bekränzen, es waren nicht einmal Ballone vorhanden.

Auf einem etwas freien, aber mit Häuſertrümmern überſäten Platz kauerten zwei ſchmutzige Weiber, die uns hohläugig durch eine Oeffnung ihrer Schleier anſtierten, und um Nahrung zu flehen ſchienen.

Dem uns begleitenden Kommandanten geſellten ſich nun mehre Griechen zu; ſie ſahen ſehr unreinlich aus, waren aber vielfach bewaffnet, und grüßten uns durch Uebereinanderſchlagen der Arme auf der Bruſt. Es wurde uns ſodann ein Haus als Quartier überwieſen, das Raum genug für uns alle darbot — im Uebrigen war es leer, wie die Taſche eines Bettlers, der am Morgen ausgeht, ſeine Runde zu machen.

9.

Nauplia und Argos.

Der Kapitain von Napoli di Malvaſia war ein menſchenfreundlicher Mann, er dachte zuerſt daran, daß wir Hunger haben würden, und entfernte ſich, uns zu verſorgen. Nach einer ziemlichen Weile kam er zurück, und brachte eine zum Erbarmen dürre Ziege, ſie fiel als erſtes Opfer für uns, für ſechs und dreiſſig Perſonen. Wir mußten ſie ſelbſt ſchlachten, aushäuten, ausweiden und braten. Da wurden die Prachtuniformen ausgezogen, um ſie nicht mit Ziegenblut zu beſudeln, und mit ihnen wurde manche Hoffnung abgeſtreift. Der Braten ward gewiſſenhaft vertheilt, und als das frugale Mal gehalten, begannen trotz der Enttäuſchung, trotz der Aermlichkeit der Umgebung, wieder neue Unterredungen und Verhandlungen darüber, wie nunmehr auf dem Kriegsſchauplatz aufzutreten ſei, bei denen, die gekommen waren, ſich mit Marſchallsſtäben und Heroentiteln belehnen und belohnen zu laſſen. Ja der Graf Jourdain ſammelte ſeine intimen Anhänger um ſich, und ging mit ihnen an einen abgeſonderten Platz, wo ſie ſich vertraulich beriethen, und den Entſchluß faßten, die rangloſen und weniger equipirten Philhellenen vorauszuſenden, ſich auf dieſe Weiſe von ihnen abzuſondern, dann aber nachzukommen, und durch ihr glanzvolles Auftreten den Griechen auf das Aeußerſte zu imponiren.

Ich beſtieg unterdeſſen mit Moring und Weiland die Felſenklippe, auf der die Feſtung hängt. Wir ſtanden lange ſchweigend droben, und überblickten bewundernd Land und Meer. Das war nun Hellas, dein klaſſiſcher Boden, das war der Peloponneſos, der Schooß ſo vieler und ſchöner Mythen. Der Abendhimmel hing voll trüben Gewölkes, und warf düſtre melancholiſche Schatten auf Land und Meer, doch blickte durch die wunderlich geballten Wolkenmaſſen an einzelnen Stellen tiefblauer Aether, und im Weſten ſank die Sonne groß und bluthroth hinter dem Taygetes nieder, und in ihrem Wiederſtrahl erglühten die weißen Mauern der Stadt und Feſte, wie die unfernen Trümmer der altgriechiſchen Stadt Epidaurus Limera. Alles war ſtill, das Land ſchien im tiefſten Frieden zu ruhen.

„Laßt uns treu beiſammen ſtehn, meine Freunde,“ ſprach ich zu Mering und Weiland. „Laßt uns feſt zuſammenhalten! Wir werden Vieles anders finden, als wir es dachten und träumten; wir müſſen uns, wenn wir nicht untergehen wollen, mit aller Mannheit rüſten, um nicht durch den Neid und die Kabale der Franzoſen zu fallen, und nicht ein Opfer der Treuloſigkeit der Griechen zu werden. Dieſe Franzoſen meinen es nicht ehrlich mit uns. Wir wollen zuſammenhalten als Deutſche, als Freunde, als Brüder; wir wollen thun, was in unſern Kräften ſteht für dieſes ſchöne und herrliche Land; es iſt das alte Lakonien, das wir jetzt zum Theil überblicken, das Land der Tapferkeit, des Ruhmes.“

Wir wechſelten männliche Worte, wir ſchlugen den Bund der Treue beſchwörend, die Hände in einander, wie jene drei Schweizer, umarmten uns brüderlich, und ſtiegen wieder in die dunkle Stadt herab. Still und friedlich und ſpiegelglatt lag im dämmernden Mondſchein das Meer, auf welchem hin und her in weiter Ferne einzelne Fiſchernachen zogen. In der Stadt fanden wir den Grafen Jourdain mit ſeinem Anhang; er beſprach ſo eben mit dem griechiſchen Kapitain die Abfahrt nach Nauplia, und bezeichnete aus unſerer Schaar diejenigen, welche nach ſeinem Plane zurück einſchiffen ſollten. Mir war die

Ehre zugedacht, in ſeiner und ſeiner Anhänger Geſellſchaft zu verweilen, gleichwohl proteſtirte ich gegen dieſen Act von Willkühr, und nahm das Wort: „Herr Graf! Wie kommt es doch, daß Sie ſich gleichſam als Gouverneur geriren? Daß Sie eigenmächtig über unſre Perſonen verfügen? Sie ſcheinen ganz zu vergeſſen, daß wir freie Männer ſind, und daß keiner von uns Ihnen eine Gewalt über ſich eingeräumt hat. Iſt es, wegen Mangel an Schiffen, und eine andre Urſache kann ich, will ich mir nicht denken, durchaus nöthig, daß unſre Expedition ſich theile, ſo können weder Sie, Herr Graf, noch ſonſt Jemand, beſtimmen, wer zuerſt, wer ſpäter abfahren ſoll, ſondern das Loos muß entſcheiden, und unter uns kann nicht von Befehlen, nicht von Gehorchen die Rede ſein.“ Heftig opponirten ſich gegen dieſe bündig ausgeſprochene Anſicht die Anhänger des Grafen. Mit Pathos zitirte Lasky einen Vers Homers, der die Nothwendigkeit ausſpricht, daß „Einer gebiete,“ Einer müſſe als Oberbefehlshaber gewählt werden, der die Expedition nach Argos oder Nauplia bringe, und dem griechiſchen Gouvernement zur weitern Verwendung übergebe — und erklärte, daß die Wahl der Mehrzahl zum Anführer auf den Grafen gefallen ſei.

„Mit Nichten!“ bekämpfte ich wieder keck ſeine Rede: „Wir bleiben jetzt ohne Befehlshaber, und ordnen uns nur unter die griechiſche Regierung.“ „Er hat Recht! er hat Recht! So ſei es, kein Kommandeur!“ rief beiſtimmend die Mehrzahl der Philhellenen, auch Donna Toricelli ließ ihre Stimme hell zu Gunſten meiner Meinung ertönen.

Vergebens verſchwendeten die Franzoſen Höflichkeit und Ueberredungskunſt, ſie begriffen mich und meinen Starrſinn nicht. Bisher hatte mancher Schmerz mich ſtumm gemacht, jetzt machte ein anderer Schmerz mich laut und halsſtarrig, der: daß Menſchen nur ihrem Ehrgeiz alles zum Opfer zu bringen im Stande ſind, denen alle Wege gleich ſind, auf denen ſie ihr Ziel zu erreichen hoffen; Menſchen, die ihre Brüder nur als mechaniſche Mittel zur Erlangung ihrer eigenſüchtigen Zwecke betrachten, wie es mir bei dieſen Franzoſen der Fall zu ſein ſchien. Wohl ſah ich ein, daß es in Revolutionskriegen gelte, ſich geltend zu machen, doch wollte ich dieß nicht auf Koſten Anderer; mein Herz brannte und dürſtete nach Kampf und Schlacht, feurig war meine Rede und mein Widerſpruch, die Menge pflichtete mir bei, und die ſogenannten Chargirten mußten von dem Vorhaben abſtehen, die übrigen zu bevormunden. Das Loos entſchied und in den zwei verdächtigen Böten fuhren die erſte Abtheilung, zu der nun mehre der Franzoſen und ich dennoch kamen, längs dem Strande des alten Lakonikä aufwärts nach Nauplia zu, das von den Türken beſetzt war.

Der Himmel hatte ſich ganz aufgeklärt, und klarer Mondſchein ſchwamm über dem Argoliſchen Meerbuſen; ſchon von ferne blitzte uns von Zeit zu Zeit der Leuchtthurm von Nauplia entgegen, und bald ſahen wir auf hoher Felſenkrone die Feſte Palamidi rieſig emporſtarren; ein wunderſchöner Anblick, dicht unter ihr zur Seite auf hervorſpringender Landzunge die Stadt, Hauptfeſte und Haupthafen des Peloponnes. Ueberaus maleriſch und imposant nahmen ſich im hellen Mondlicht die ſtarken cyklopiſchen Mauern der Befeſtigungswerke aus, und in der Ferne ragte ſchwarz die Akropolis von Argos in den Nachthimmel empor. Große griechiſche Kriegsſchiffe blokirten und bewachten den Hafen, und wie wir uns näherten, blitzte es auf der hohen Feſtung Palamidi, ein dumpfer Knall folgte nach einigen Secunden, und eine große Kanonenkugel ſauſte weit vor uns in das Meer, in deſſen Silberſpiegel der volle Mond ſein helles Antlitz beſah.

Von einem der Kriegsſchiffe ſteuerte ein Boot auf uns zu, man hatte im Mondſtrahl unſre Waffen glänzen ſehen. Wir riefen ihm zu: Philhellenen!

es fuhr zurück, und von den Schiffen donnerte kriegeriſcher Gruß unſrer Ankunft entgegen. Wir legten bei den Mühlen an, Nauplia gegenüber; dieſe Mühlen liegen in einer engen Bucht des Golfs, in paradieſiſcher Gegend, von Orangen- und Citronengärten umgeben, im Angeſicht von Argos, nur durch eine ſmaragdgrüne Ebene von dieſer Stadt getrennt, die mit Oliven- und Cypreſſenbäumen in einzelnen Gruppen bewachſen war. Das war die heitre Landſchaft Argolis mit der ſchimmernden Stadt des mythiſchen Phoroneus, nur daß die alte Herrlichkeit verblüht war. Noch thronte dort Agamemnons Schloß, und alles, was Lehrerernſt und Jünglingsphantaſie auf Schulen mir vorgemalt, hier war es nahe, war wirklich, und viel des Schönen und Herrlichen ſollte ich ſpäter aus einer ſchönen und herrlichen Vorzeit ſchauen. Die Mitternacht traf mich noch wach und im gedankenvollen Anſchauen verſunken. „Wie glücklich iſt ein Reiſender, der in friedlicher Zeit das alles bewundernd ſieht! Mir — wird es auch hier gehen, wie in Südfrankreich. Auch im „durſtenden“ Argolis wird mir, wie dem dürſtenden Tantalos, der Kelch der Freude, der Ruhe und Befriedigung nur gezeigt — nie gereicht!“ —

Meine Gedanken ſchweiften weiter, als meine Blicke reichten, ſie flogen der Heimath zu. Der ruheloſe Paradiesvogel meiner Liebe fand keinen Schlummer. Die Nacht umſchauerte mich kalt, ich ſuchte endlich einen Raſtort und fand ihn im Winkel eines halbzerſtörten Magazins, wo meine Kameraden bereits ruhten. Heimathbilder nahten und wollten mir freundliche Traumblüthen in die Saffrankrone des Schlummers weben, da ſchreckte lauter Kanonendonner von der Seite der Stadt her, uns auf. Die Griechen, welche bei uns waren, ſagten uns auf unſre dringenden Fragen, was dieſe Kanonade bedeute, ziemlich gleichgültig, daß heute Napoli di Romania angegriffen werde, weshalb die Kriegsboote näher an die Stadt rückten, und in der That ſahen wir durch die Lücken des Pulverdampfs mit dem anbrechenden Morgen griechiſche Flaggen die äußerſte Bucht des Golfs durchflattern. Wir erfuhren, daß von Argos aus der Hauptangriff geſchehen ſolle, und beſchloſſen einmüthig, den Marſch dorthin anzutreten. Eilends packten unſre Franzoſen, die Marſchälle und Generäle, Admiräle und Generallieutenants in Hoffnung, die Phantaſieuniformen wieder aus, um in Argos mit Pomp aufzutreten. Durch eine mit reicher Vegetation von Blumen und Geſträuchen aller Art geſegnete Ebene ging nun unſer Marſch, durch Olivenhaine und Weingärten näherten wir uns Argos, das nur eine und eine halbe Stunde von den Mühlen entlegen war. Stolz beherrſchte die alte Pelaſgerfeſte, die Akropolis Lariſſa, von ihrem Hügel die unter ihr liegende Stadt, und die liebliche fruchtbare Gegend. Wir betraten die Vorſtadt der einſt ſo berühmten Herrſcherin des Peloponnes, und erblickten allenthalben noch großartige Trümmerreſte ihres alten nun erloſchenen Glanzes. Koloſſale Säulen, ganz oder in Fragmenten, lagen zerſtreut in den engen, kaum gangbaren Straßen; der Schutt eines Jahrtauſends war hier nicht hinweggeräumt. Aus einem Kranze hoher Cypreſſen, dieſes trauernden Baumes der Gräber, ragten herrliche Tempelruinen, und der Blick auf eine Welt von Trümmern, auf zerſtörte Weinberge und Gärten, auf die ſchneidenden Kontraſte zwiſchen dem Sonſt und Jetzt weckte die wehmuthvollſten Gefühle. Doch es war weder zu ſentimentalen Betrachtungen über die Vergänglichkeit der Dinge, noch zu archäologiſchen Forſchungen über die Reſte antiker Kunſtſchöpfungen Zeit, ſondern die Gegenwart, die Neuzeit mit ihrer gewaltigen Erregung forderte gebieteriſch Muth und Thatkraft. Es wurde lebhaft um uns her; ſchöne griechiſche Männer in albaneſiſcher Tracht, furchtbar bewaffnet, kamen mit ſtolzen Blicken an uns vorbei, betrachteten neugierig die Uniformen unſerer militäriſchen Männer, und belächelten ſie. Frauen, die vorüber gingen, verhüllten züchtig und eilend vor unſern Blicken Geſicht und Hände, während ihre ärmliche Kleidung, meiſt nur aus Tüchern beſtehend, die mannichfach um den Leib geſchlungen wurden, ſie kaum bedeckte, und manche traurige Blöße zeigte.

Wir wurden von unſern begleitenden Griechen in ein Art Kanzleibüreau geführt, wo es tumultuariſch herging. Viele ſchwer, ja bis zur Lächerlichkeit bewaffnete Griechen liefen laut rufend und ängſtlich umher, zeigten nach Nauplia hinunter und bedeuteten uns, daß die Türken einen Ausfall in die Ebene gemacht hätten, und Argos bedrohen würden, und wir ſagten ihnen, daß wir auf der Stelle bereit ſeien, ihren Feinden und Unterdrückern auf offenem Feld zu begegnen. Im Hof des Hauſes ſtellte ſich ein Haufe Griechen auf, wir empfingen Munition, doch leider ſehr dürftig, und darunter eine Art Kugeln, die eine europäiſche civiliſirte Macht ſchwerlich gegen den Feind anwenden würde, Kugeln, je zwei mit Draht aneinander befeſtigt, und ſo in das Rohr geladen und verſchoſſen. Schrecklich und grauſam mußte die Wunde ſein, die ſolche Doppelkugel verurſachte, und wir ſahen hier ſchon eine Probe der bis zur empörenden Barbarei geſteigerten Erbitterung des Vertilgungskampfs.

Heftig donnerte von Nauplia her die Kanonade; wir durchzogen nun mit den Griechen ohne Ordnung und Marſchart einen kleinen Theil der Stadt, wo zerlumpte Weiber und Kinder furchtbar ſchreiend uns umgaben und begleiteten, und mit wunderlichen Geſten Segensformeln über uns ausſprachen. Auch die Griechen ſchrien laut und heftig, und ſo gelangten wir durch einige Haine auf die Ebene, wo der Blick nach Nauplia frei war. In der Ferne zeigten ſich türkiſche Reiter, ſie attakirten eine niedrige Verſchanzung des Oppoſitionslagers der Griechen. Der Kommandant von Argos lief als Anführer unſerm Zug voran, und ſchwang ſeinen türkiſchen Säbel muthvoll im Kreiſe durch die Luft, und von Neuem ſtießen unſre Griechen ein unartikulirtes, in den höchſten Tönen gehaltenes Geſchrei aus, ſo daß ich mich unter eine Karaibenherde verſetzt wähnte. Wir erreichten das Lager, es beſtand aus leichten Zelten, und ſchlechten Verſchanzungen, die von der türkiſchen Kavallerie, wie von Wespen umſchwärmt waren. Mir brannte das Herz voll Muth, als ich die ſtattlichen türkiſchen Reiter ſah, wie ſie ſo leicht, ſo gewandt und geſchickt auf ihren flügelſchnellen Araberroſſen dahin flogen, oft ganz nahe herankamen, aber nicht angriffen; mit Lächeln machte ich Weiland und Nering auf die angſtgerötheten Leichengeſichter unſrer

Uniformirten aufmerkſam. Endlich hoffte ich nun Wunder der Tapferkeit zu ſehen, und ſolche ſelbſt üben zu können, als eine Maſſe Griechen, und wir mit ihnen aus der Verſchanzung in die Ebene ſtürmten, jene wieder mit lautem Geſchrei, wir beſonnen. Sobald die Griechen die türkiſchen Reiter von Weitem erblickten, feuerten ſie blind darauf los, ohne zu bedenken, daß keine einzige Kugel wegen der großen Entfernung treffen konnte. Es traf auch wirklich keine, die Türken zogen ſich nach ihrem Napoli zurück, wir rückten auf einem engen gepflaſterten Wege nach, auf den uns und unſre unbekannten Uniformen ſehr bald mehre aus der Stadt geworfene dreipfündige Kanonenkugeln begrüßten. Nicht ohne große Gefahr erreichten wir die letzte Verſchanzung, ziemlich nahe an der Stadt, die voller Griechen war, und blos aus einem tiefen Graben und hohem Erdaufwurf beſtand. Dorthin zielten und ſpielten die Batterîen von Palamidi, allein die ungeſchickten türkiſchen Artilleriſten fügten den Griechen keinen Schaden zu, entweder flogen ihre Kugeln weit über die Verſchanzung hinweg, oder ſie erreichten ſie nicht. So oft nun eine Batterie ſchwieg, ſprangen viele Griechen auf den Aufwurf mit Geſchrei und Jubel, und zeigten den Türken denſelben Spiegel, den einſt die Weiber von Fritzlar dem thüringiſchen Landgrafen

Konrad gewieſen. Vor den Mauern der Stadt und unter den Kanonen der Feſtung hielt indeß ruhig die türkiſche Kavallerie, und es ſchien weder auf einer, noch auf der andern Seite ſo viel Muth vorhanden, um dem Feind Mann gegen Mann zu begegnen. Und was war der ganzen Spielerei eigentlicher Zweck? Die Türken hatten in ihrer Stadt weder Futter noch Weide für ihr Vieh. So oft dieſes ausgetrieben wurde, ward ein leichter Kavallerieausfall gemacht; die Reiter ſchwärmten und plänkelten um die Verſchanzungen der Griechen, dieſe ließen das türkiſche Vieh ruhig weiden, und Nachmittags zog die Heerde geſättigt heim, das Thor wurde geöffnet, hinter der Heerde folgten die Reiter, dann ſchloß ſich das Thor und dann war „Schlafenszeit und alles war vorbei.“ So auch heute. Siegfröhlich zogen unſre Griechen nach Argos zurück, wir mit ihnen, und das war nun unſer erſter Zug. In Argos angekommen, fanden wir den Reſt der Expedition mit dem Grafen Jourdain. Der Graf ſprach ſein Bedauern gegen ſeine Freunde unter uns aus, daß er nicht an dieſer ihrer erſten Waffenthat habe Antheil nehmen können, und die Freunde bedauerten ihrerſeits im Stillen, daß auf die prangenden Uniformen auch nicht ein Tröpflein Türkenblutes gefallen war, doch lag ein Troſt für ſie in dem Umſtand, daß mehr als eine türkiſche Kanonenkugel hart an ihnen vorbeigepfiffen.

Die Sorge des Kapitains von Argos, früher wohlbeſtallten Barbiers in dieſer Stadt, war bemüht geweſen, in einem halbdemolirten Türkenhauſe uns alle unterzubringen. Vandalen ſchienen hier gewüthet zu haben, im Hof und Haus waren der Boden und die Wände bis zur Decke hinan mit Blut überſpritzt. Wir lagerten in den Zimmern auf der Diele, und im Hof auf dem Steinpflaſter, und zahlreiche Griechenhaufen ſtrömten herzu, die neuen Bundesgenoſſen zu ſehen, und ſie mit dem Mißtrauen zu betrachten, das der Nation eigen, und nach manchen trüben neuern Erfahrungen an den Philhellenen ihr auch nicht zu verargen war. Zum Imbiß erhielten wir abermals eine Ziege und etwas Reiß, was Mehre ſchon zu Aeußerungen des Mißmuths veranlaßte.

Der Herr Graf verließ mit ſeinem Anhang abermals das Haus, und hielt wieder Berathſchlagung. Spät am Abend verfügte er ſich dann zum Kommandanten der Stadt, und kehrte ſpät zurück, um die Nacht mit uns zu verſchlafen.

Als ich auf meiner harten Lagerſtätte erwachte, war ſchon um mich her rege Thätigkeit. Alles klopfte, putzte, rieb an Waffen und Kleidern, Jourdains Günſtlinge und Bedienung vor allen waren beſonders thätig mit Herſtellung des Waffenſchmucks, und es war ein Treiben, wie bei uns in Corſica, wenn große Militärinſpektion angeſagt war. Nicht wenig erſtaunt war ich, als der Graf mich erſuchen ließ, zu ihm zu kommen.

„Was hat das zu bedeuten?“ flüſterten verwundert Weiland und Moring. „Laß Dich nicht irre machen, nicht verlocken!“ warnten die Freunde.

„Seid ohne Sorge!“ tröſtete ich. „Ihr habt mein Wort, nichts ohne euch!“ ich ging.

Mit der den höhern Ständen meiſt eignen, theils angebornen, theils angebildeten Freundlichkeit, die immer zu Gebote ſteht, auch wenn das Herz nichts davon weiß, dieſer perfiden Falſchheit, die immer als gute Lebensart einen Freipaß durch alle conventionellen Labyrinthe der Geſellſchaft hat, empfing mich der Graf, und ſprach zu mir nach der erſten Begrüßung verbindlich: „Ich habe mit Vergnügen wahrgenommen, daß Sie ein Mann von energiſchem Geiſt ſind, obgleich dieſe Energie mir, vielleicht am unrechten Ort, feindlich gegenüber trat; Ihre perſönlichen Eigenſchaften werden und müſſen in dieſem Lande Anerkennung finden, gleichwohl machte hier noch ſelten Jemand ohne Protektion ſein Glück. Ich kann Ihnen die Ausſicht auf eine höchſt glänzende Carriere eröffnen, und will Ihnen im Vertrauen mittheilen, daß der griechiſche Senat zu Korinth mich zum General ernannt“ und mich beauftragt hat, die mit mir gekommene Expedition ihm dorthin zuzuführen. Gleichwohl habe ich andre Pläne, die mich noch abhalten, mich ſogleich und unbedingt für dieſe Regierung zu erklären; noch ſind die Verhältniſſe des Landes zu ſchwankend, unſicher und ungeordnet, als daß es nicht wohlgethan wäre, ſich — uns — einige Selbſtſtändigkeit zu bewahren. Stimmen Sie hierin mit mir überein, ſo ſchließen Sie ſich an mich an, Sie ſind Arzt, als ſolcher werden Sie auch mir nützlich und willkommen ſein, und wenn ich auf Sie rechnen darf, werde ich in einer Stunde meine Erklärung durch den Kommandanten von Argos dem Senat von Korinth zukommen laſſen, und Ihnen das Nähere mittheilen.“

Auf dieſe Rede erwiederte ich höflich: „Welche Vortheile, Herr Graf, Ihre Pläne mir auch bieten und bringen könnten, ſo kann ich in Ihre Vorſchläge dennoch nicht eingehen. Ich bin nach Griechenland mit dem redlichen Willen gekommen, dieſem unglücklichen Volke meine Hülfe, meine beſten Kräfte zu weihen, eben ſo meine deutſchen Gefährten; dieß kann nach unſrer Meinung nur auf offnen Wegen geſchehen. Jede Iſolirung, jedes Partheiweſen kann hier nur ſchaden; wir wollen uns der griechiſchen Behörde zur Verfügung ſtellen, und dann vereint und kräftig wirken. Da in Korinth jetzt das griechiſche Gouvernement reſidirt, ſo wollen wir nicht erſt abenteuerlichen Planen nachhängen und dieſe verfolgen, ſondern geradezu dorthin gehn, und uns mit den übrigen Philhellenen vereinigen.“

Der Herr Graf wandte ſich mit vornehmer Kälte von mir ab, und zu ſeinen Anhängern, mit denen er ſich zum Kommandanten begab; ich ging in unſer Quartier zurück; dort fand ich Mering mit zerſchoſſenem Arm. Er hatte den Streit vom Schiffe her mit dem Franzoſen d'André abgemacht, und für ſeine rapieriſche Tapferkeit die traurige Lage, in Argos ohne Freund, ohne Rath, ohne Troſt auf dem Schmerzenslager zurückbleiben zu müſſen.

Jetzt kam vom Kommandanten unſrer Expedition der Befehl zu, uns zur Abfahrt nach Hydra bereit zu halten. Während nun alle bereitwillig, außer mir und Weiland, ſich dazu rüſteten, ging ich ſelbſt zum Kommandanten. Der weiland *Κοργοῖς* von Argos ſaß tändelnd zu den Füßen einer ſchönen gefangenen Türkin, daher ich nicht ſo ganz gelegen kam, doch hörte er mich gnädig an, und da er fertig italieniſch ſprach, konnten wir uns leicht verſtändigen. Ich ſagte ihm, daß ich und ein Kamerad nicht Luſt hätten, nach Hydra zu ſchiffen, vielmehr wollten wir nach Korinth. In Korinth war General Normann, zu dieſem hatte ich Vertrauen, an ihn hatte ich Empfehlungen, was ſollte ich bei den falſchen Franzoſen! Der Kommandant hatte nichts gegen dieſen Entſchluß einzuwenden, und als ich fragte, ob es nicht einer ſchriftlichen Empfehlung von ihm dorthin bedürfe, meinte er, daß ein Bote, den er uns mitgeben wolle, genüge. Als er hörte, daß ich Arzt ſei, klärte ſich ſein Geſicht auf, und er nannte mich mit ſchmeichelhafter Herablaſſung ſeinen Kollegen.

Nach dieſer Audienz ſchnürte ich mein Bündel. Weiland ließ ſeine verheißne Majorſtelle unter Jourdein im Stich und ſchloß ſich an mich an, wir wählten den nächſten Tag zu unſerm Abmarſch, und ſahen einen Theil der glorreichen Expedition, viele phantaſtiſche Uniformen, ſammt der männlichen Donna Toricelli und ihrem Lamm von Mann ruhig dem Hafen zueilen; als ſie unſern Augen entſchwanden, beſahen wir Argos und ſein öffentliches Leben.

In der breiten, aber ungepflaſterten Hauptſtraße war Kaffeehaus an Kaffeehaus, und jedes wimmelte von Griechen, die bei Kaffee und Tabak ſpannenden Hörern von erſtaunlichen Heldenthaten erzählten, darunter die des vorigen Tages nicht die geringſte war. Wir gingen von einem dieſer Häuſer zum andern, erquickten uns mit herrlichen Melonen und

Drangen, und wurden plötzlich durch ein Zetergeſchrei aufgeſchreckt. Ein Grieche, blutend am Kopf und Körper, ſtürzte wie ein gehetztes Wild die Straße herauf, bald fallend, bald ſich wieder aufraffend; ein raſender Pöbelhaufe verfolgte ihn mit Geſchrei und mit Steinwürfen; Weiber und Kinder brüllten frohlockend, als der Unglückliche an der Ecke eines Hauſes niederſank, und nun ein ganzer Hagel von Steinen ſeinen Leichnam begrub. Entſetzt wandten wir uns von dieſem über alle Maaßen ſchrecklichen Schauſpiel ab, und fragten unſre Umgebung: „Was hat dieſer Mann verbrochen?“

„Er hat ſich betrunken!“ war die ruhige Antwort eines Griechen. — Wir ſchauderten vor dieſer nationellen Uebung moraliſcher Volksjuſtiz, und bedauerten laut den Armen, da fragten die Griechen uns, ob in unſerm Lande das Laſter der Trunkenheit nicht auch ſo geſtraft werde? — Wir blieben ihnen die Antwort ſchuldig, und gingen tief ergriffen und ſchweigend nach unſerm Quartier.

10.

Korinth.

Der Morgen goß ſein mildes Licht auf die lachenden Gefilde des alten Argolis, als Weiland, ich, und ein griechiſcher Bote mit einem Mauleſel, der unſer Gepäck trug, aufbrachen, um nach der Hauptſtadt des alten Achaia zu gelangen. Wir überſchritten den Inachus; wir wandelten auf der einſtigen Heerſtraße, die jetzt ein ſchmaler Fußpfad war, über die Stätte des einſt ſo blühenden Mykenä, an ſeinen wenigen noch übrigen Trümmern vorbei, nachdem wir die rohen Mauerreſte der Cyklopenbauten des weitberühmten Heräum angeſtaunt. In einem engen Thal zeigte und nannte uns der Führer Agamemnons Grab. Ein einfacher Stein mit verwitterten Inſchriften in einſamer Thalſchlucht war es, der an den großen und unglücklichen Helden erinnerte, und uns jetzt zur Ruhebank diente. Welche Erinnerungen war dieſer ſchattige Platz zu wecken, geeignet! —

Wir gingen weiter; das Thal verengte ſich immer mehr, Rosmarinſträuche ſtanden hoch aufgeſchoßt üppigen Wuchſes am Weg, Lavendel und keltiſche Narden durchdufteten den friſchen Morgen, und einem murmelnden Waldbach entlang, der uns entgegenplätſcherte, kamen wir in einen herrlichen Granatenhain. Die Straße führte immer bergan, ſie war hie und da gepflaſtert, doch ſtets nur 3 bis 4 Schuh breit. Seltſame Thiere und Vögel, die wir noch nie geſehen, liefen uns über den Weg, oder flatterten und kreiſchten im Gebüſch; Eidechſen von auffallender Größe lugten grün und farbenſchillernd durch die Grashalme; vergeblich mühte unſer Führer ſich, eine zu erhaſchen. Wir mochten etwa eine Stunde lang ſanft bergan geſtiegen ſein, als wir in eine freie Gegend kamen, die viele Maisfelder, von Wieſenfluren unterbrochen, enthielt. In einer Ferne zeigte ſich, kaum bemerkbar, ein kleines Dörfchen. An einer mit türkiſchem Geſchmack eingefaßten eiskalten Quelle machten wir Halt und nahmen ein Frühſtück ein; der Führer ſättigte ſich mit Oliven und rohem Maisbrod, ſein Eſel weidete das ſaftreiche Cypergras ab, und wir labten uns an griechiſchem Wein aus einer Kürbisflaſche; es war ein frugales Mahl, und wir kamen uns vor, wie Reiſende auf einer einſamen Inſel. Sahen wir doch in der Nähe nicht

Hütte, nicht Haus; kein Rauch ſtieg auf, keine Heerde weidete, kein Wanderer zog deſſelben Wegs; wie ausgeſtorben erſchien dieſes ſchöne fruchtbare, einſt von den Göttern geliebte Land.

Nach einer Stunde Raſt brachen wir auf; ein Wald von duftendem Gebüſch wurde durchſchritten, in dem wir eine Menge herrlich gezeichneter Landſchildkröten erblickten. Noch eine Anhöhe ward erſtiegen, und wir ſahen nun auf hohem und ſteilen Felſenthrone eine weiße Mauerkrone, die Akropolis von Korinth. Da fielen mir Schillers Worte bei:

Schon winkt auf hohem Bergesrücken
Akrokorinth des Wandrers Blicken —

und ich hemmte ſtaunend und bewundernd meinen Schritt. Unter dem Felſen lag klein, wie ein Gedankenſtrich, ein Theil der Stadt mit ihren niedrigen grauen Hütten, die einſt fünf Stunden im Umfang hielt, die in mehr als einer Beziehung für Griechenland war, was Paris für Frankreich heute iſt. Aber aus den niedrigen Häuſern ragten weiß und ſchlank ewige Säulen, wie einſame Wächter, die noch keine Barbarenhand ſtürzte, wie Fingerzeige nach jenen großen Zeitepochen, in denen dieſe Stadt einſt glänzte, wo der Jubel der Iſthmiſchen Spiele ihre Fluren erfüllte, und an ihren nahen Häfen Kenchreä, Schönus und Lechäum die Schiffe dreier Erdtheile landeten. Die wenig fruchtbaren korinthiſchen Felder breiteten ſich, vom niedern Geſtrüpp durchzogen, längs des nach der Stadt genannten Meerbuſens aus, und wir überblickten von unſerm günſtigen Standpunkt den Iſthmus, die Landzunge von Morea, und beide Meere, die Golfe von Lepanto und Egina, und über dem, den Golf zur Linken begrenzenden Land von Negroponte ragten blau zur Wolkenhöhe die fernen Gipfel des Helikon und Parnaſſos.

Staunend, ſinnend, im Anſchaun und in Erinnerungen an die Heldenvorzeit Griechenlands verloren, ſtanden wir lange. „Ja dieſes Land verdient, frei zu ſein!“ rief ich begeiſtert aus. Hier ſoll, hier darf keine Despotenhand laſten! Bevölkern müſſen ſich wieder, wie einſt, dieſe öden Strecken, und genießen muß wieder des Landmanns Fleiß den Segen ſeiner Aernten, im Schooß der Ruhe und der Zufriedenheit!“

Weiland ſtimmte mir bei; wehmüthig dachten wir an den armen Moring, der die Freude dieſes reinen Naturgenuſſes nun nicht mit uns theilen konnte, und wir würden uns nicht ſo bald von dem ſchönen Punkt, der himmliſchen Ausſicht, getrennt haben, hätte der Führer nicht ernſtlich zum Aufbruch gemahnt, der den Weg noch zurück machen wollte. Wir ſtiegen in die Ebene herab, und erreichten Korinth.

Zuerſt durch enge Straßen, aus kleinen unregelmäßigen Häuſern und Baracken beſtehend, aus deren düſtern Fenſterlöchern nur hie und da ein feuriges Auge blitzte, leitete unſer Führer uns zum Polizeibureau, wo unſre Papiere und Päſſe durchgeſehen wurden. Man wieß uns an den General Normann, und ein Grieche brachte uns zu ihm. In der Stadt, auf den Hauptſtraßen, war es ziemlich lebhaft; wir ſahen viele Europäer, deren Tracht eine wunderliche Miſchung von fränkiſcher, griechiſcher und türkiſcher Kleidung war, einige begleiteten uns zum General Normann.

Karl Friedrich Lebrecht, Graf von Normann-Ehrenfels, war aus Stuttgart gebürtig, machte nach bewegtem Kriegerleben den ruſſiſchen Feldzug als General und Brigadier mit, und machte ſpäter manche ſehr bittre Erfahrung. Nach beendigtem Krieg, nach verlornen Würden, doch nicht nach verlorner Würde als Mann und als Soldat lebte er ruhig und eingezogen, nur ſeiner Familie, als ſchlichter Landwirth. Da ſchlug an ſein thatendürſtendes Herz der Nothruf Griechenlands, und er faßte den heldenmüthigen Entſchluß, ſein Leben der Sache der Hellenen zu weihen. Er trennte ſich von Weib und Kindern, er wurde einer der eifrigſten Vorkämpfer der jungen Freiheit; mit dem Heldenſinn, der die alten Normanen, deren Volksnamen er trug, beſeelte, bewährte er in allen Verhältniſſen die deutſche Ehrenhaftigkeit, ein Fels der Ehren lebte und ſtarb er, in Griechenland unvergeſſen und von griechiſchen Liedern noch gefeiert. Oefter wird ſeiner in dieſen Blättern gedacht werden, und er hat es verdient, mit Achtung und Anerkennung unter denen genannt zu werden, die mit großen Anſtrengungen und Opfern, zuletzt mit dem Opfer ihres Lebens, die heilige Sache der Freiheit Griechenlands vertraten.

Freundlich kam uns der Graf entgegen, und hieß uns mit deutſchem Biederſinn willkommen; ich gab die Empfehlungen aus Stuttgart und Marſeille an ihn ab, und er begleitete uns ſelbſt zu dem Kriegsminiſter Koletti. Dieſer, ein ſtattlicher, herkuliſch gebauter Mann, wohnte im ſogenannten Miniſterialgebäude, dem ehemaligen Hauſe eines Türken. Er empfing uns offen und freundlich, fragte uns über unſre Reiſe, und wunderte ſich über den Entſchluß des Grafen Jourdain, eigne Pläne zu verfolgen.

„Würden Sie ſich wohl entſchließen," fragte er mich: „ſogleich wieder nach Argos zu dieſem Grafen zurückzugehen, und verſehen mit Briefen von mir, denſelben zu bewegen zu ſuchen, nach Korinth zu kommen?"

„Meine Kräfte ſind Griechenland geweiht,“ erwiederte ich: „ich freue mich, von heute an Ihren Befehlen als denen eines Vorgeſetzten gehorchen zu dürfen.“ Dieſe Antwort ſchien Koletti zu gefallen; er lächelte, und ließ uns in ein andres Zimmer treten; hier ſah ich zum erſtenmal Proben des orientaliſchen Luxus. Rings an den Wänden hin zogen ſich türkiſche Seidenpolſter, koſtbare Teppiche deckten den Boden, wir wurden zum Sitzen genöthigt, und ſchwarze Diener trugen die herrlichſten Südfrüchte auf; jedem Gaſt wurde ein nicht großes irdenes Gefäß vorgeſetzt, aus dem der Wein von Chios duftete.

Das Geſpräch wurde lebhaft, der Kriegsminiſter, dem die franzöſiſche Sprache ſehr geläufig war, erkundigte ſich angelegentlichſt nach der Stimmung des übrigen Europa über Griechenland, und insbeſondere der der großen Mächte. Es iſt geſchichtlich bekannt, daß wir ihm über Letztere damals keine erwünſchte Antwort geben konnten. General Normann freute ſich herzlich über uns, und überließ ſich den Hoffnungen ſeines edlen Herzens über die durch Deutſche für Griechenland zu übenden Großthaten.

Koletti verabſchiedete uns mit Zeichen des Wohlwollens, und beſtellte mich am Abend wieder zu ſich, um die Schriften für Jourdain abzuholen. Normann nahm ſich ſelbſt die Mühe, mit uns durch Korinth zu geben, um ein Haus zu ſuchen, wo wir übernachten konnten. Es ſtanden nach der Vertreibung der Türken viele Häuſer in Korinth gänzlich leer, und die bewohnten waren meiſt von griechiſchen Soldaten und Philhellenen beſetzt, oder von Mitgliedern der Regierung bewohnt, oder es waren Kaffeehäuſer, während Akrokorinth noch mit zahlreicher türkiſcher Beſatzung bemannt war; auf dieſes ſichere Felſenhorn hatten ſich bei dem Ueberfall des Gregoras die Einwohner mit Frauen, Kindern und Schätzen geflüchtet, und wie ein im undurchdringlichen Dickicht eingekreiſtes Thier der Wildniß horſtete oben der Kamill-Bei, ſicher, und doch auch zagend, denn lange konnte er ſich nicht mehr halten.

Ein Landsmann nahm uns in ſeine Wohnung auf; wir fanden in ihr ein Lager auf bloßer Erde, und ſo viel nothdürftige Breter, um uns einen Tiſch und eine Bank zuſammen nageln zu können.

Am andern Morgen ging ich mit Briefen und Aufträgen nach Argos zurück. Der Graf empfing mich natürlich kalt; er las die Depeſchen, und ſprach: „Wir werden uns die Sache überlegen.“

„Dieſe Ueberlegung bitte ich höflichſt zu beſchleunigen, der Kriegsminiſter erwartet mich morgen mit Nachricht von dem Herrn Grafen zurück,“ gab ich zur Antwort, empfahl mich, und ſuchte meinen armen

Moring auf, deſſen leidender Zuſtand mich mit dem größten Schmerz erfüllte, doch gab ich ihm gute Hoffnung.

Am andern Morgen hatte ich das Vergnügen, dem Grafen und ſeiner glänzenden Suite als Wegweiſer nach Korinth zu dienen. Dort wurde militairiſch eingezogen, Lasky führte das Kommando, ich leitete den Zug nach dem Miniſterialgebäude, und ein Schwarm von Neugierigen umgab die phantaſtiſch herausgeputzten Ankömmlinge. Donnernd wurde Halt! kommandirt, Koletti erſchien mit freundlich muſterndem Blick, und nickte Willkommen, worauf ſich der Graf und ſeine Auserwählten dem Miniſter auf dem Zimmer perſönlich darſtellten. Dort nahm der Graf Jourdain das Wort, und ſprach mit poetiſchem Feuer von der Begeiſterung, die ihn und die Expedition nach Griechenland geführt, und daß er im Beſitz einer höchſt wichtigen Entdeckung ſei, welche zur Zerſtörung der türkiſchen Schiffe anwendbar wäre. Freudig hörten das alle anweſenden Griechen, und drückten ihr Wohlgefallen und ihre Verwunderung darüber aus. Jourdain ſprach weiter: „Will nun die griechiſche Regierung mich in der Eigenſchaft eines Generals in Begleitung der Officiere, die ich mir auswählen werde, nach Hydra oder Spezzia ſenden, ſo bin ich erbötig, dort eine Werkſtätte zu errichten, in welcher wir jenes zerſtörende Material in der gehörigen Menge zubereiten werden.

Koletti zuckte die Achſeln. „Wir organiſiren jetzt,“ erwiederte er: „eine Landarmee, bei welcher die europäiſchen Officiere uns die weſentlichſten Dienſte leiſten können, daher ich die mit Ihnen, Herr Graf, gekommenen Herren Officiere gern hier behielte, doch ſoll es Ihnen nicht an geſchickten und thätigen Gehülfen fehlen.“

Zu meiner großen Verwunderung, und zu nicht geringer unangenehmer Ueberraſchung ſeiner Anhänger nahm der Graf dieſen Vorſchlag an. Enttäuſcht ſtanden die Protegé's, wo blieben ſeine Verſprechungen, wo ihre Hoffnungen? Wo, ohne ihn, die Ausſichten auf die großen Avencements? — Vergebens war ihr Murren, vergebens ihr Mißvergnügen. Der Graf reiſte ſchon am folgenden Morgen mit drei Artillerie-Officieren nach Hydra ab, um dort für ſeine Wunderkugeln eine Werkſtätte zu errichten.

Jene blieben mit mir und Weiland in Korinth zurück, um Zeuge von Gräueln zu ſein, bei deren Erinnerung mir das Blut ſtarrt, und die Feder aus der Hand ſinkt. —

Jn Korinth waren außer den Philhellenen noch gegen 1500 Griechen befindlich, beſtehend aus einzelnen Haufen jener zerſtreut herumziehenden Kapitanerien, die ſich und ihre Dienſte der Regierung zur Verfügung geſtellt hatten, weil es eben in der Nähe nichts mehr zu rauben und zu erbeuten gab. Sie hofften dort allzumal auf die Uebergabe von Akrokorinth, die nicht lange mehr zögern konnte. Die Ziſterne der Akropolis war vertrocknet, die Beſatzung konnte ſich nicht länger halten, die Kapitulation erfolgte. Freier Abzug der Türken ohne Waffen, aber mit Beibehaltung ihrer Effekten, ohne jegliche Schädigung und Beleidigung waren die zugeſtandenen Hauptpunkte der Uebergabsbedingungen.

Der Bey ließ die Thore der Feſte öffnen, bereit mit ſeinem Harem und allen Bewohnern abzuziehen, da ſtürzten Schaaren beutehungriger, nach den angeblichen großen Schätzen des Beys lüſterner Griechen ſich auf die Verrathenen, mordeten ohne Schonung Männer, Weiber und Kinder, wer ſich immer ihrer Wuth darbot, und von der hohen Felſenburg gellte das Geheul der wehrlos Hingeopferten zum hohen Himmel. Mit entſetzlichem Wehgeſchrei und wüthenden Verwünſchungen flohen die, denen es möglich war, nach der Stadt herab und nach dem Meere zu, aber auch da noch wurden ſie von ihren blutdürſtigen

Henkern verfolgt, gefangen, die waffenbaren Männer mit Dolchen niedergeſtoßen, und die türkiſchen Frauen und Jungfrauen auf einen freien Platz zuſammen getrieben, wo ein Theil der griechiſchen Ungeheuer ſich mit viehiſcher Luſtgier auf ſie ſtürzte, ein andrer mit Piſtolen auf ſie feuerte, und die ergriffenen Kinder an den Mauern der Häuſer zerſchmetterte. Das wimmernde Geheul der Gequälten und Sterbenden ward vom Triumphesjauchzen der Griechen überſchallt, welche die türkiſche Grauſamkeit und Treuloſigkeit mit ihrer eignen an Unſchuldigen vergalten. Schaudernd ſahen wir, welcher Art der Krieg war, den man in dieſem Lande führte, welcher Art das Volk, dem beizuſtehen wir gekommen waren. —

Durch Gaſſen und Straßen wirbelten die Trommeln Generalmarſch, die Schaaren der Philhellenen ſtrömten bewaffnet zum Sammelplatz, dem Schauplatz der unerhörteſten Gräuel, alle, von einem Gefühl beſeelt, reihten ſich ohne Unterſchied des Ranges nun ein, alle blickten auf Normann, der wie ein zornflammender Cherub ſtand und als Führer an unſre Spitze trat. Die Griechen glaubten, wir würden mit ihnen gemeinſchaftliche Sache machen, ſchon wollten ſie ihre Schlachtopfer auf einen andern Platz treiben, da donnerte General Normanns Kommandoruf „Feuer!“ eine Salve der Philhellenen krachte, und ein Griechenhaufe wälzte ſich verwundet und ſterbend in Blut. Kaum ſahen die feigen Mörder der Wehrloſen, daß der Strahl der Rache auf ſie und ihre Unthaten niederſchmetterte, ſo flohen ſie mit Geheul, und auf unſre Seite retteten ſich die noch verſchonten türkiſchen Frauen und Mädchen, die wir zum Theil noch Mann gegen Mann erkämpfen mußten. Die Griechen begannen erbittert aus den Häuſern auf uns zu feuern, wir aber nahmen jedes einzelne Haus mit Sturm, fingen die Widerſetzlichen, entwaffneten ſie, und nur ein kleiner Reſt entwich, und zog ſich längs der Küſte gegen Patras hin, um zu Kolokotroni zu ſtoßen. Die türkiſchen Frauen wurden nun vertheilt, ich ſelbſt erhielt ihrer zwei, die ich mit perſönlichem Muth unmittelbar bei jener grauſenvollen Attake gerettet, doch ſetzte mich dieſer Lohn der Tapferkeit in nicht geringe Verlegenheit, da ich ihnen in meiner Lage weder Wohnung noch Unterhalt ſichern konnte, ich ließ ihnen daher andeuten, daß ſie frei ſeien, und ſich hinwenden könnten, wohin ſie wollten. Vergebens wurde die Akropolis nach den angeblichen Schätzen des Camill-Bey durchwühlt, ſie waren hinweg; die Steinhaufen und Trümmer der Feſte bargen nur Leichname, keine Beute mehr.

Durch unſer blutiges Einſchreiten in ihre grauſame Kriegsweiſe war die Mehrzahl der Griechen mit Erbitterung, Haß und Mißtrauen gegen uns Fremdlinge erfüllt; es konnte nicht anders ſein; ſie kannten weder Schonung noch Gnade, ſie glaubten ſich durch der Türken unerhörte Grauſamkeiten gegen das ganze Volk zu den furchtbaren Repreſſalien berechtigt, und Gott ließ es geſchehen, daß in dieſem unſeligen Vertilgungskampfe Menſchen auf tauſendfache Weiſe zu Tiegern und Hyänen wurden.

12.

Die Klephten.

Die Regierung in Korinth organiſirte ſich langſam; ſie hatte keinen leichten Stand in einem Lande, wo bisher nur roher und blinder Despotismus geherrſcht, und in ſtarrer Widerſetzlichkeit und einem immerwährenden Ringen nach Behauptung der Unabhängigkeit von ihm ſeinen ſchroffen Gegenſatz gefunden hatte. Dieſe Verhältniſſe ſind in vielen Schriften näher entwickelt, und vom völkerhiſtoriſchen, philoſophiſchen und ſtaatsrechtlichen Standpunkt aus erwogen und erörtert worden, ſo daß ich ſie unberührt laſſen kann. Auch die Kapitanis, die trotzig und eigenmächtig auf eigne Hand den Krieg gegen die Türken führten, ließ die Regierung auffordern, ihr den Eid der Treue zu leiſten, doch nur wenige thaten es, und namentlich weigerte ſich der Kommandant Theſſaliens, Odyſſeus, obwohl er in freundlichem Benehmen mit der Regierung blieb, und dieſelbe um europäiſche Officiere und Aerzte, während meiner Anweſenheit, erſuchte. Koletti verſammelte alle fremden Aerzte, da ich gerade auf einem Jagdgang war, und trug ihnen an, daß mehre ſich entſchließen möchten, nach den Thermopylen zu gehen, aber keiner bezeigte Luſt dazu, die meiſten verſprachen ſich in Korinth bei der neuen Organiſation hohe Chargen.

Es fehlte auch nicht an andern lockenden Verſuchungen. So kam der mächtige und reiche Kolokotroni von Patras nach Korinth, und trug mir an, ihn als Arzt zu ſeinem Heer zu begleiten, in welchem ſich peſtartige Anfälle gezeigt hatten. Ich trat vor den finſtern, herriſchen Mann. Er bot mir 300 Piaſter monatlichen Sold und verhieß gute Behandlung, nur ſolle ich mich griechiſch kleiden, und ihn allein als Herrn anerkennen. — Schon wollte ich den Antrag annehmen, um dem Müſſiggang in Korinth zu entgehen, doch fragte ich vorher Normann um Rath; dieſer warnte mich wohlwollend, und entwarf mir ein ſchauderhaftes Bild von Kolokotronis roher und übermüthiger Willkühr. Hatte dieſer Klephtenhäuptling doch einen Abgeſandten der griechiſchen Regierung, nachdem derſelbe ſich ſeines Auftrags entledigt, mit einer Ohrfeige als Antwort abgefertigt.

Von der Jagd zurückgekehrt, erfuhr ich Kolettis Antrag, verfügte mich zu dem Kriegsminiſter, und erbot mich, zu Odyſſeus zu gehen. Er freute ſich über meinen Entſchluß, händigte mir Papiere und Geld ein, ſchenkte mir ein ſchönes arabiſches Pferd, beorderte ein Detachement von fünfundzwanzig Griechen unter einem Kapitan zur Mitreiſe, und ſo trat ich, nachdem ich meine Medicamente eingepackt, alles Nöthige geordnet, und von Normann und Weiland herzlichen Abſchied genommen, mit meinen Begleitern den Abmarſch an.

Wir ſchifften uns im Golf von Korinth ein, überfuhren den heitern Meerbuſen, landeten am Fuß des altberühmten Phöbusberges, des wald- und quellenreichen Helikon, deſſen iſolirthochragende Gipfel uns zur Rechten blieben, als wir einen Theil ſeiner dunkeln Höhe überſtiegen. Wo war nun euer Hain, jungfräuliche Muſen? wo eure Grotte, Leibethridiſche Nymphen? wo dein ſpiegelnder Quell, Narciſſus? Rieſelte im kleinen Waldbach neben unſerm Pfad der Hippokrene oder der Aganippe Fluth? Da war Niemand, der auf ſolche Fragen Antwort zu geben vermocht hätte.

Noch vor dem Abend erreichten wir Livadia, wo uns die Ephoren zwar gaſtlich aufnahmen, aber mißtrauiſch beobachteten; Mißtrauen war im hohen Grade ein Grundzug im Charakter des Volkes, von dem ein großer Theil ein wildes Räuberleben führte, und die Geſtade des Golfs von Lepanto, wie die ganze Landſchaft von Negroponte unſicher machte. Man erzählte ſich für gewiß, daß Odyſſeus ein Kind des Waldes, in einer Höhle Livadiens geboren, und verſteckt aufgewachſen ſei, bis er mit einemmale ſo tapfer, mächtig und angeſehen hervorgetreten.

Nach kurzer Raſt brachen wir ſehr früh wieder auf, und marſchirten auf ſchmalen Fußpfaden durch rauhe und unwegſame Gegenden und dichte Wälder. Hie und da öffnete ſich eine Schlucht, die den Blick auf die Spiegelglätte des fernen Meeres frei ließ. Sengend brannte die Sonne, dicht im Wald wurde Mittagsruhe an einer Quelle gehalten; es war mir peinlich, mich mit meinen Begleitern nicht unterhalten zu können, ſie ſprachen nur griechiſch, bedienten mich aber mit großer Aufmerkſamkeit. Ermüdet und gelangweilt, entſchlummerte ich. Als ich erwachte, fand ich mich allein, mein Pferd graſte noch neben mir, aber Medizinkaſten und Gepäck, alles war fort; mit Schrecken fürchtete ich eine Probe griechiſcher Raubluſt, doch da trat einer meiner Begleiter aus dem Gebüſch, und gab mir zu verſtehen, daß die Uebrigen eine Strecke voraus ſeien. Wir näherten uns immer mehr dem Parnaß, der grau und düſter, wie eine Gewitterwolke, über dem alten Phokis ſeine Rieſenmaſſe und ſeine beſchneiten Gipfel erhob, doch allmählich, wie wir uns abwärts wandten, erweiterte ſich die Ausſicht und unſer Weg, und wir blickten in freundlichere Gefilde hinab. Ein kleines Dörfchen lag traulich am Bergesabhang, wir gingen darauf zu, höchſt maleriſch blickten die ärmlichen niedern Hütten aus der grünen Umhüllung hoher Feigen-, Maulbeer- und Orangenbäume; einige Kinder ſchlüpften ſchnell, als ſie uns erblickten, in das Innere der Wohnungen, und heraus lugten ängſtliche Frauenaugen. Als wir dort, gaffend von neugierigen Bewohnern umſtanden, in einer Art ärmlichen Kaffeehauſes raſteten, erſchien ein Greis vom ehrwürdigſten Aeußern, vornehmer gekleidet, als die übrigen Einwohner, und ſprach mit meinen Begleitern über mich, der ihm als Arzt (*ἰατρός*) bezeichnet wurde. Als er ſich hinwegbegeben, bedeuteten mich die Griechen, ich ſolle dieſem Manne, dem Primaten des Ortes, folgen. Sein Haus war bald erreicht, es war ummauert, und über die Mauer ragten herrliche Palmen und Cypreſſen; ich trat in den Vorhof, ein heitres einſtöckiges Haus mit laubbekleideten offenen Arkaden winkte gaſtlich; es enthielt noch einige Nebengebäude, in denen ſich meine Gefährten vertheilten. Einige fliegende Gewänder verriethen, daß Frauen im Hauſe walten mochten, denen Sitte oder Befehl verbot, beim erſten Eintritt eines Fremden gegenwärtig zu ſein. Der Greis erhob ſich bei meinem Erſcheinen von einer Ottomanne, und hieß mich in italieniſcher Sprache willkommen.

„Lege deine Waffen ab, Philhellene!" ſprach er dann weiter, und ich ſtellte die Büchſe, die ich trug, in einen Winkel: „Du kannſt auch Piſtolen und Dolche ablegen," fuhr er fort, und als ich erwiederte: „Seine Waffen dürfen dem Soldaten nie zu ſchwer oder zu läſtig ſein," ſprach er ruhig: „Wie Du willſt, Franke," und bat mich, mich auf der Ottomanne niederzulaſſen, wo der mich begleitende Kapitan ſchon Platz genommen hatte.

Die Thüre des Nebengemaches öffnete ſich, und herein trat ein junges Mädchen, ſchön, wie der Himmel ihres Vaterlandes, ſtrahlend, wie die Morgenſonne, wenn ſie in ihrem wonnigen Glanze aufglüht. Am friſchen Purpur ihrer jungfräulichen Lippen hing das glänzende Gold — zweier Bernſteinſpitzen, die Schöne hielt zwei brennende Pfeifen, neigte ſich tief, und reichte mir die eine der Pfeifen dar, dem Kapitan die zweite, worauf ſie wieder mit tiefer Verbeugung abtrat. Ganz erſtaunt über den Anblick dieſes Ideals von Schönheit und Liebreiz ſaß ich gedankenvoll, bis der Wirth begann manche aushorchende Frage an mich zu richten, über die Regierung in Korinth, ob ſie wohl von langem Beſtand ſein werde, welche Beſchlüſſe zunächſt von ihr ausgeben würden? und ſolche Fragen mehr, auf die ich nur unbeſtimmt und ausweichend antworten konnte. Endlich fragte er mich, welcher Nation ich angehöre, und als ich ihm die deutſche nannte, verfinſterte ſich ſein Geſicht, er ſtand auf, und verließ uns eine geraume Zeit. Bewegt kam er zurück, und fragte, ob ich Oeſterreicher ſey?

„Nein, Preuße!“ war meine Antwort, die ihn zu beruhigen ſchien, aber wie ſehr erſtaunte ich, als er im reinen Deutſch das Wort nahm und die Unterhaltung fortſetzte: „Ich bin in Ihrem Vaterland geweſen, und der Unglücklichſten einer geworden, die damals die Erde trug. Ich habe von einem Deutſchen für treue und redliche Dienſte den ſchwärzeſten Undank erlitten, habe jahrelange Quaal, ſchreckliches Elend, Kerker und Schmach getragen und geduldet, und habe, mit unverdienter Schande beladen, der Heimath entfliehen und mir ein zweites Vaterland da ſuchen müſſen, wo Niemand mich, mein Leid und meinen Jammer kannte.“

Höchſt geſpannt durch dieſe Rede fragte ich theilnehmend, ob es ihm nicht gefallen wolle, mir ausführlich ſein Schickſal mitzutheilen, und er erwiederte: „Hier iſt jetzt weder Ort noch Zeit. Bei den Thermopylen ſehen wir uns bald wieder, dann vielleicht — wenn ich Sie meines Vertrauens würdig finde.“

Wieder unterbrach das ſchöne Mädchen durch ihr Erſcheinen ſeine Rede, zwei ältere Frauen folgten ihr; ſie brachten Feigen, Mandeln, Nüſſe und eine Okka Wein. Meine Blicke hefteten ſich auf die Engelgeſtalt der jungen Griechin, deren Reize die ideale Tracht ihres Landes ungemein erhöhte; ſie warf nur einen ſcheuen Blick auf mich, und ſenkte dann ſittig die langen Wimpern, worauf ſie wieder mit ihren Frauen verſchwand. „Ihre Tochter?“ fragte ich den Primas. „Die Einzige, Theophani,“ erwiederte er: „ein Sohn fiel an den Thermopylen, ein zweiter kämpſt noch dort unter dem tapfern Nikitas; Sie werden ihn kennen und ſchätzen lernen.“

Die Nacht brach ein, der Greis bedeutete mich, in dem Zimmer, wo wir uns befanden, der Ruhe zu pflegen, er, der Kapitan und einige der Begleiter, die nach und nach eingetreten waren, entfernten ſich.

Trotz meiner Müdigkeit floh mich der Schlummer. Vor dem Hauſe rauſchte es im Laub der Platanen, ſäuſelte es durch die Cypreſſen, Citronen- und Lavendelduft würzte den Hauch der Nacht, der durch die Holzgitter meiner Fenſter drang. Wie die Zaubergeſtalt einer holden Jungfrau in den Gebirgsſagen meiner Heimath ſtand Theophani vor meiner Phantaſie, ja ſie war an Schönheit eine Theophancia, eine Göttererſcheinung. Nie hatte ich eine vollendetere Wunderfülle aller Schönheitformen, verſchmolzen mit dem reinen Hauch und Duft jungfräulicher Unſchuld erblickt. Wahrlich, es ruht in wahrer Jungfrauenſchöne etwas Hohes und Heiliges, es ruhen in ihr alle Keime des Göttlichen in der Menſchennatur, und edlere Gefühle erweckt ſie, als die begehrliche Sinnenregung gemeiner Seelen; ich ſah immer das ſüße Wunderbild vor mir ſtehen, und dachte dabei der Heimath, dachte an mein armes, trauerndes, verlaßnes Röschen. Statt einer, webten ſich jetzt zwei Huldinnen in meine fieberhaften Träume, und ich ſah ſie einen Streit um mein Herz beginnen, wie einſt Göttinnen um den Apfel der Eris, um ein Herz — das nicht mehr mein war.

Sehr früh erwachte ich, raffte mich auf, und trat aus dem Hauſe. Auf der Schwelle des Zimmers und in dem Laubengang ſchliefen noch der Kapitan und ſeine Griechen, ich wollte ſie nicht wecken, und blieb ſtehen, ſtaunend die verſchwendriſchen Reize mit den Augen trinkend, in welche die freigebige Natur dieß Land gekleidet. Das Haus lag auf einer kleinen Anhöhe, mitten in dem hügeligen Dorfe. In großartiger Majeſtät lag gerade vor mir der Parnaſſos, um deſſen Fuß üppige Weingärten grünten, die grasreichſten Ebenen ſich hinbreiteten, die zu einer

Zeit mit der fruchtbarſten Vegetation prangten, in welcher man in meiner nordiſchen Heimath Schlitten fuhr. „O Griechenland, wie ſchön iſt Dein Himmel und Deine Erde, auf der ich einſam ſtehe, ein unbekannter Fremdling! Werde ich Raſt und Ruhe finden unter Deinen Platanusbäumen? Werden Deine ſchlanken Cypreſſen vielleicht mein Grab beſchatten? Das Paradieß der Heimath hat Menſchenhärte mir verſchloſſen, giebt es kein Eden mehr? Wir hoffen ja Fortdauer auch nach dieſem Leben, und eine ſchönere Heimath drüben, ſollte nicht ein andres Land auch ſchon hienieden ein neues Leben, ein neues Glück uns aufthun können? O hier auf dieſem wonniggrünen Hügel, oder dort unten, wo der Mavro Potamo, der Kephiſſos der Alten, dem See Topolias ſeine Wellen zurollt, eine Hütte, und ein geliebtes Weib, ſo götterſchön, wie — “

Wie leicht philoſophirt der Menſch, der Mann, ſich über die Treue hinweg, wenn er die Hoffnung auf eigenſüchtiger Wünſche Befriedigung nährt, und um ſo leichter dann, wenn Verhältniſſe ſcheinbar zwangen, Bande zu löſen, für die keine Hoffnung mehr blüht. Und wo ſind die Wenigen, die Starken, die in keiner Verſuchung wanken, die jeder Lockung widerſtehen? Brüſten ſie ſich doch ſchon mit Tugend, wenn ſie im geſicherten Beſitz ihres errungenen Glücks dieſem Glück nicht treulos werden, macht doch bloße Pflichterfüllung ſie ſchon ſtolz. Und wie viele heucheln ſelbſt dieſe blos, und ſündigen frech, wenn die Ferne ſie ſicher macht. Das Menſchenherz iſt oft ein Abgrund, in welchen kein Sonnenſtrahl fällt, und ſeine ſchaurigen Tiefen beleuchtet. Als hinter dem Parnaß die Sonne flammend hervorbrach, und ich einen Blick in die eigne Bruſt warf, erſchrack ich. —

Die ſchlafenden Griechen erwachten, und verließen ihre Lagerſtätte; ich konnte aus dem Hauſe gehen, und mir eine beßre Stelle für meine Naturanſchauung ſuchen, und ſtand anbetend in den Strahlen der Morgenſonne, in Entzücken ſchwelgend, in Gedanken verloren an Heimath, Geliebte und an den Wechſel im irdiſchen Leben, den ich ſchon ſo oft und ſo ſchmerzlich erfahren.

Ein Grieche nahte, und beſchied mich zu dem Primas, der mich freundlich empfing und zum Frühſtück einlud, das aus Ziegenmilch, Feigen und Datteln beſtand. Wie ein leuchtender Stern umwandelte uns Theophani bedienend, während die Griechen ſich zum Aufbruch rüſteten. Theophanis züchtiger Blick weilte mit ſeelenvollem Ausdruck auf mir, als ich von ihrem Vater Abſchied nahm, der das Verſprechen des Wiederſehens an den Thermopylen erneuerte, und erröthend, vom Flammenſtrahl meiner Augen getroffen, neigte ſich die wunderholde Geſtalt mit gekreuzten Armen.

Ich beſtieg mein Pferd, ſandte noch einen Abſchiedsblick zurück, aber ſie war verſchwunden. Der kleine Zug bewegte ſich den Hügel hinab, zu dem umbuſchten Bette des Mavro Potamo, an deſſen freundlichem Ufer wir eine Strecke hinzogen, bis wir ihn überſchritten, und uns dem Oeta und ſeinem öſtlichen Ende, dem Kallidromos, näherten. An einem kleinen Landſee raſteten wir eine Stunde, und kamen auf ſchmalen gepflaſterten Wegen durch eine Sumpfgegend, worauf in ein enges, grasreiches Gebirgsthal eingelenkt wurde. Bald erblickten wir ein Dörfchen, rings von hoher Waldung umgeben, und eine Menge griechiſcher Soldaten. Als wir es betraten, kamen viele der Letztern auf uns zu; neugierig fragten ſie meine Begleiter über meine Perſon, und dieſe bedeuteten jene, daß die griechiſche Regierung mich als Arzt zu Odyſſeus ſende. Alle die kleinen Häuſer und Hütten des Orts wimmelten von Soldaten, und auf einem freien Platz war ein großes Zelt aufgeſchlagen. Erwartungsvoll ſtand ich davor; da trat nach einer Weile mit dem Kapitan, der mich begleitet hatte, ein Mann heraus, der koſtbaren Waffenſchmuck trug, und von deſſen Bruſt ein ſilberner

Panzer ſtrahlte. Das Geſicht dieſes Mannes trug den Ausdruck offner Treuherzigkeit, wie man ihn nur ſelten in Griechenland findet. Vor meinen Augen ſtand Nikitas, der Turkophage, und wahrlich, in ſeinem Antlitz war nichts von Mordluſt oder Grauſamkeit zu leſen, was ihm den furchtbaren Namen Türkenfreſſer hätte verſchaffen können. Nikitas begrüßte mich in italieniſcher Sprache, führte mich in ſein Zelt; Soldaten breiteten goldgeſtickte Teppiche auf den Boden, und der Held ſprach, indem er mich niederſitzen hieß, ſeine Freude über mein Kommen aus. Es wurden köſtliche Früchte und darunter Melonen von ungeheurer Größe aufgetragen, und gutmüthig lächelnd ſprach mein Wirth: „Ich weiß, die Deutſchen lieben guten Wein,“ indem er mir die thönerne Okka gefüllt reichte, und brachte mit jovialer Miene die deutſchen Worte: „Zur Geſundheit!“ gebrochen heraus, indem er ſelbſt einen guten Zug that. Als er ſah, daß ich ihm gebührend Beſcheid that, ſprang er mit der wohlwollendſten Cordialität auf, umarmte und küßte mich, als habe er einen lieben Freund gefunden, und, einmal heiter geſtimmt, griff er nach einer zur Hand liegenden Zither, die nach Art unſrer gewöhnlichen Zithern mit Stahlſaiten bezogen war, begann darauf zu klimpern, und ſtimmte einen entſetzlichen Geſang an. Kaum waren die erſten Akkorde angeſchlagen, als das ganze Lager aufmerkſam und rege wurde, und in den höchſten Tönen erſcholl ohrenzerreißend durch Dorf und Wald der Refrain zu des Vorſängers Lied. Jetzt ging Nikitas in ein raſcheres Tempo über, und ſiehe, vor dem Zelte bewegten ſich tanzende Krieger in höchſt wunderlichen Stellungen und Wendungen des Körpers; ich ſtaunte und lachte, und freute mich, an dem griechiſchen Soldatenleben dieſe heitre Seite wahrzunehmen, die mir wie ein Stern des Troſtes ſo unerwartet erſchien. „Kannſt Du Muſik?“ fragte Nikitas. „Spielſt Du das Inſtrument?“ und hielt mir die Zither hin. Die Zither fand man ſonſt in meiner Heimath faſt in jeder Bauernſtube, ich ergriff ſie, und ſpielte mit fröhlicher Leichtigkeit mehre Stückchen. Der Türkenfreſſer ſaß mit verklärtem Angeſicht, er ſtrahlte vor Freude, und umarmte mich von Neuem. Dicht um das weit offne Zelt gedrängt ſtanden und lagen die Griechen, aufmerkſam lauſchend, eine maleriſche Gruppe, deren Hintergrund der nahe rauſchende Platanenwald bildete. Die feurigen dunkeln Augen der Männer und Jünglinge waren alle auf mich gerichtet, die Waffen blitzten im Schein der Mittagsſonne, die hellen bunten Farben der Gewänder ſtachen anmuthig ab gegen das Grün der Waldung; ich wünſchte meine Guitarre hier zu haben, die noch in Korinth lag. Das hatte ich nicht gehofft, nicht geträumt, daß ich unter einem der gefürchtetſten Klephtenführer, in einem ſo ernſten und wilden Kriege Gelegenheit und Veranlaſſung finden würde, mein Muſiktalent auszuüben.

Als ich des Spielens müde war, und endete, verhieß Nikitas, mein Inſtrument, von dem ich ihm geſagt, durch einen Boten holen zu laſſen, damit ich ihm auf deutſche Weiſe vorſpielen und vorſingen könne; es wurde nun Bilau von Reis und Ziegenfleiſch aufgetragen und heiter getafelt. Ich ſah, daß Ziegenbraten in meinen griechiſchen Mahlzeiten eine ſo dauernde Rolle ſpielte, wie in den öſtreichiſchen und baieriſchen Gaſthäuſern die beliebten Hahndl und Hähnerl.

Nikitas ließ mein Pferd zu den ſeinigen ſtellen, ſagte mir, daß ſeine ſämmtlichen Pferde mir zu Gebot ſtänden, ernannte ſogleich einen jungen Griechen zu meiner Bedienung, mich ſelbſt aber zum Genoſſen ſeines Zeltes, und beorderte in der That einen Boten nach Korinth, wegen meiner Guitarre.

Da ich nun aber nicht nach Griechenland gekommen war, um zu muſiciren, ſo ſehr mir auch die Kunſt der Töne werth und theuer war, ſo fragte ich nach Odyſſeus, und nach dem Stand der Dinge überhaupt. Bald ſollte ich alles kennen lernen.

Nach einiger Raſt erhob ſich Nikitas, ich folgte ihm, wir verließen in Begleitung einiger Griechen das Lager, und ritten nach den Thermopylen zu. Dieſer berühmte Engpaß, der ſich ohngefähr drei bis vier Stunden lang an den ſteilſten Felſen und Abhänge des öſtlichen Ende des Oeta, des Kallidromos, hinzieht, und an die ſumpfigen Ufer des maliakiſchen Meerbuſens führt, iſt mit aufrechtſtehenden Steinen größtentheils gepflaſtert, und nur auf dieſem engen Wege iſt von Lokris und Phokis aus der Eingang nach Theſſalien möglich. Nahe bei dieſem ſchwer zu paſſirenden Gebirgspaß, in einem engen Thale, das rings von hohen Waldbergen umſchloſſen war, lagerte Odyſſeus. Die ganze zur Bewachung der Thermopylen und des befreiten Landes aufgebrachte und in dieſer Gegend verſammelte Macht mochte gegen 3000 Mann betragen, von denen Odyſſeus ſelbſt die Vorhut, Nikitas aber Centrum und Hinterhut befehligte; die Soldaten waren in Kohorten getheilt, deren jede unter einem Kapitan ſtand. Odyſſeus aber führte den Oberbefehl, und nannte ſich rechtmäßigen Herrn und Beſitzer Theſſaliens durch Sieg und Umſtände.

Mit einer Anzahl Kapitanis, die Nikitas ehrerbietig begrüßten, nahten wir der Wohnung des Feldherrn, die aus einer Hütte von ziemlich ſtarken

Baumſtämmen, mit friſchem Laubwerk ausgeſchmückt, beſtand, welche größer, als die übrigen auf gleiche Weiſe zugerichteten Hütten dieſes Lagers war. Eben als wir abſtiegen, trat ein rieſiggroßer, aber hagrer Mann uns nahe, und Nikitas ſtellte mich ihm vor. Ich ſtand vor Odyſſeus.

Der Feldherr zeigte ein ernſtes Geſicht mit beſtimmt und ſcharf ausgeprägten Zügen, in denen ſich Tapferkeit, Sicherheit, Gefühl der Macht und der Ueberzeugung, Herr eines Landes zu ſein, mit dem nationellen Mißtrauen eigenthümlich vermiſchte.

Dieſer unerſchrockne Klephtenführer hatte in den Gebirgen Theſſaliens ſeine Macht ſo feſt und ſicher behauptet, wie Kolokotroni die ſeine in Albanien und auf Morea; von früher Jugend an im kleinen Krieg gegen die Türken begriffen, immer ſeine Unabhängigkeit bewahrend, nie Frieden ſchließend, nie auf Verträge eingehend, war er ſtets ihr Schreck, ihr Todfeind. Aber die Treuloſigkeit ſeiner Landsleute kennend, war er mißtrauiſch im hohen Grade gegen alles, was ihn umgab.

Sein Empfang meiner war ganz dem des Nikitas entgegengeſetzt, ernſt, ruhig und kalt. Er hieß mich in ſein Zelt gehen, und auf einer türkiſchen Decke am Boden Platz nehmen, bald erſchien ein

Grieche, welcher in Wien gelebt hatte und deutſch ſprach, als Dolmetſcher, und Odyſſeus ſprach: „Du biſt mir als Arzt willkommen. Die Witterung der rauhern Jahreszeit und öfterer Getraidemangel haben gaſtriſche Fieber unter der Mannſchaft erzeugt; unſre Geiſtlichen kuriren mit Gebet und Sympathie, beides ſind Arzneien, die nicht mehr anſchlagen. Vor allen Dingen aber, Philhellene, fordre ich von Dir, wenn Du bei mir bleiben willſt, Treue gegen meine Perſon und unbedingten Gehorſam gegen mich als Feldherrn. Es ſoll Dir an nichts fehlen, was ich ſelbſt habe; ich beſolde Dich, wie jeden meiner Kapitanis. Jede Verbindung durch Botſchaft oder Briefwechſel mit der Regierung zu Korinth giebſt Du auf, denn ſie haßt mich, und ihre Glieder betrachten mich als einen Feind. Dieß alles gelobſt Du mir in meine Hand auf Ehre und Manneswort.“

„Feldherr!“ redete ich zurück: „So viel ich hörte, und namentlich von dem Kriegsminiſter Koletti, ſo ſpricht man in Korinth nur mit der größten Achtung von Deiner Perſon und Deiner Tapferkeit; wäre man Dir feindlich geſinnt, ſo hätte man mich Dir wohl nicht zugeſandt.“

Odyſſeus erwiederte darauf keine Silbe, ſondern nahm wieder das Wort: „Du gelobſt mir, was ich begehrt habe,“ und ich gelobte.

Hierauf ſprach Nikitas mit dem Feldherrn, und bat ihn, daß ich in ſeinem Zelt bleiben dürfe, wogegen Odyſſeus nichts einwandte, doch beorderte er ſogleich zwei Griechen zu meiner Bedienung, die uns nachkamen, als wir ſein Zelt verlaſſen hatten. Was ſollte ich mit drei Dienern? Ich bedurfte kaum des einen, den Nikitas mir untergeben, und ſandte jene beiden zurück; allein ſie kehrten in der Frühe des andern Tages mit dem beſtimmten Befehl wieder, bei mir zu bleiben. Es war das Mißtrauen, das ſie mir aufdrang.

Ich erfüllte nun meine Pflichten als Arzt gewiſſenhaft, und war ſo glücklich, die meiſten Kranken durch zweckmäßige Mittel und Diät herzuſtellen, wodurch ich bald zu einigem Anſehen bei den Soldaten gelangte, die ich im Allgemeinen bei Krankheiten ſehr furchtſam und zaghaft fand. Sie ſtanden unter ſtrenger Mannszucht, doch blickte immer die Falſchheit und Treuloſigkeit ihres Charakters durch all ihr Thun und Weſen. Um ſo offner und innigliebvoller ſchloß ſich Nikitas an mich an, und dieſe gemüthvolle Zutraulichkeit erfreute mich innig. Die Guitarre langte aus Korinth an, ich mußte deutſche, franzöſiſche und italieniſche Lieder ſingen, und mit meinem Spiel begleiten; der tapfre Klephtenhäuptling weinte vor Freude, die Kriegerſchaaren waren horchend gelagert, und lauſchten Stunden lang; eingelullt von der heitern Friedensſtimme der Muſik ſchien der wilde Krieg entſchlummert. Auch die Griechen ſangen; ich hoffte altnationelle Volkslieder erlauſchen zu können, aber ihr Geſang beſtand mehr aus heftigem Ausrufen einzelner Worte, als aus zuſammenhängenden Strophen.

Eines Morgens ſtand mein Pferd geſattelt vor der Thüre, der junge Grieche dabei, nebſt einem andern Diener des Nikitas, und dieſer ſelbſt lud mich zu einem Spazierritt ein, auf welchem die Guitarre mitgenommen werden mußte.

11.

Ein Kampf bei den Thermopylen.

Wir ritten auf Waldpfaden unter heitern Geſprächen, im Schatten hoher Platanen und Balanien *), unter dem Frühlingsjubel ſchmetternder Sänger. Von fremden, mir unbekannten Blumen durchduftete ſüßer Geruch den friſchen Morgen, und auf ſchlanken und zarten Gräſern glänzte die Diamantenſaat des Thaues. Nach einigen Stunden erblickten wir das heitre Dörfchen, wo der Primas wohnte, der mich ſo gaſtlich aufgenommen hatte; wir ſtiegen vor ſeiner Wohnung ab, und ich erſtaunte nicht wenig, als er heraustrat, uns freundlich begrüßte und mit herzlicher Liebe den jungen Griechen in ſeine Arme ſchloß, den Nikitas mir zur Bedienung zugeſellt, dieſer war des Primas Sohn. Auch die reizende Theophani erſchien und grüßte mit ſchüchternem Erröthen, ich nahte ihr mit offner Unbefangenheit, erfreut, ſie wiederzuſehen, und faßte ihre Hand; es war als ob ein Schauer die jung-

---

*) Quercus Aegilops.

fräuliche Senſitiva durchzucke, ſie entzog langſam ihre Hand der meinen, ich ſah ihr in das große ſchwarze Augenpaar, und ſein ſchnelles Niederſchlagen ſchien mir ein Gefühl zu verrathen, das mehr als mädchenhafte Befangenheit war.

Wir traten in das Haus, der Primas hieß mich in deutſcher Sprache willkommen, die Nikitas auf poſſirliche Weiſe nachzuahmen verſuchte, der übrigens gar nicht überraſcht ſchien, daß ich den Primas ſchon kannte. Die beiden Männer ſprachen nun griechiſch mit einander, ich trat aus dem Zimmer und fand vor dem Hauſe unter einer hohen Palme das Ziel meiner Gedanken, die herrliche griechiſche Jungfrau. Ich redete ſie italieniſch an, allein Theophani blieb ſtumm; ſie verſtand nur die Sprache ihres Volkes; ich nannte ihren Namen, ſie lächelte; ich deutete zum Himmel und ſagte: „Theo“ dann auf mich, und vollendete: „phani;“ ſie verſtand, was ich ihr ſagen wollte: daß ſie mir wie eine Himmliſche erſchienen ſei. Sie ſeufzte und verſank in ſtilles Nachdenken. Ich ſchämte mich meiner Unkenntniß der Sprache. Es war doch dumm, daß ich als Knabe gedacht: nie werde ich nach Griechenland kommen, und zu wenig dem Sprachſtudium obgelegen hatte. Noch ſtand ich verlegen neben der leiſe zitternden Jungfrau, als ihr Bruder zu mir trat, und mir andeutete, ich möge in das

Haus geben. Nikitas ſprach noch bei dem Primas, und dieſer redete mich an: „Kennen Sie die griechiſche Sitte? Wollen Sie dieſelbe kennen lernen?“

Nicht ohne Verlegenheit bejahte ich, und der Greis fuhr fort: „Nun ſo ehren Sie vor allem die Unſchuld. Streben Sie nicht, mit meiner Tochter eine Bekanntſchaft anzuknüpfen, die ſie unglücklich machen würde. Ich kenne die flatterhafte gefährliche Liebenswürdigkeit der Franken — es iſt ihnen nichts heilig; wir aber ſtrafen den Leichtſinn unnachſichtlich.“ Dieſe Rede war denn doch für einen Händedruck und eine unbeantwortet gebliebene Anrede nach meiner Anſicht ein wenig zu ſtark, und ich erwiederte: „Mein Herr, ich bin nicht nach Griechenland gekommen, Ihre Tochter zu verführen. Iſt die Landesſitte ſo ſtreng, daß ſchon eine Anrede an ein Mädchen Verdacht erweckt, ſo wundre ich mich, warum nicht auch die Griechen ihre Frauen und Töchter in Harems einſperren. Der deutſche Mann darf nicht erſt von einem Griechen lernen, was Zucht und Sitte erheiſcht.“

Nikitas ſah mir an, daß ich verletzt war, er ſprach griechiſch zu dem Primas, dieſer ließ unſer Geſpräch fallen, einen Imbiß auftragen, und als wir dieſen eingenommen, wurde wieder aufgebrochen; ich ſah Theophani nicht wieder. Um die muſikaliſche

Unterhaltung, die Nikitas beabſichtigt, und weshalb die Guitarre mitgenommen wurde, war es geſchehen.

Schon einen Monat war ich im Lager, treulich meinen Pflichten nachkommend, täglich mit einem Dolmetſcher das Lager durchreitend, und die Kranken beſuchend — ohne die mindeſte Kunde aus Korinth. Wie mochte es Moring in Argos ergehen? Wie meinem Weiland? Wo war unſer Verſprechen auf der Feſte von Momembaſia (Napoli di Malvaſia)? wir waren ſchnell getrennt. So dauernd ſind, ſo lange halten Bündniſſe, der Macht des Geſchickes iſt alles unterworfen; wir ſollten immer, täglich, ſtündlich, der Bitte im Vater Unſer eingedenk ſein: Dein Wille geſchehe!

Eines Abends ſprach Nikitas im Zelte zu mir: „Die Regierung zu Korinth verlangt wiederholt von Odyſſeus den Eid der Treue, er aber weigert ihn, weil er ſich für den Herrn von Theſſalien hält, und ſeine Macht nicht aus den Händen geben will. Was gedenkſt Du zu thun, o Freund, wenn der Feldherr ſich gänzlich mit der Regierung entzweit? Wirſt Du dann bei Odyſſeus bleiben, oder nach Korinth zurückgehen?“

„Meine Ueberzeugung iſt die,“ erwiederte ich: daß Griechenland nur durch Eintracht frei werden kann, daß alle Spaltung in Partheien der Sache der Freiheit ſchädlich iſt, und daß die Verwaltung des

Landes nicht von der Militärgewalt getrennt ſein darf. Es leuchtet ein, daß die Regierung das Steuer führen muß, nicht ein einzelner Anführer und Häuptling.“

„Sehr wahr und gut geſprochen,“ nahm Nikitas das Wort: „aber ich ſage Dir, Odyſſeus wird ſich nie unter den Oberbefehl irgend Jemandes ſtellen, eben ſo wenig, als er ſich je den Türken gefügt hat, die ihm die größten Ehrenſtellen angeboten haben, und die ihn zum Fürſten Theſſaliens wirklich ernennen wollten, wenn er die Thermopylen öffne. Nun wiſſe, daß binnen wenigen Tagen eine Schlacht hier geſchlagen wird; die Türken rüſten ſich furchtbar, wie uns unſre Kundſchafter berichten. Siegt Odyſſeus, wie ſich erwarten läßt, ſo wird er um ſo weniger der ohnmächtigen Regierung nachgeben, es werden ernſtliche Mißhelligkeiten eintreten, und dann — werden wir der Regierung zeigen, wer den Schlüſſel zu Griechenland und das Heft der Macht in Händen hat, wir oder ſie. Wir verlaſſen dann dieſe Gegend, laſſen die Thermopylen frei und ſo iſt den Türken der Weg nach Morea geöffnet. Auf jeden Fall iſt unſer Wunſch, daß Du bei uns bleibeſt.“

Ich erſchrack vor den vaterlandsgefährlichen Anſichten, die der Klephtenhäuptling mir mit großer Kaltblütigkeit entwickelte, und überdachte, daß ich in eine üble Lage kommen könne, wenn ich mich von der griechiſchen Regierung auf ſolche Art unabhängig mache, und dadurch auch ganz außer den Bereich ihres Schutzes und ihrer Unterſtützung ſtelle. Die beiden Häuptlinge liebten mich; Odyſſeus, weil ich ihm als Arzt nützte, Nikitas, weil er leidenſchaftlicher Muſik- und Geſangfreund war, und ich ihm jede freie Stunde mit ſeinem Lieblingsvergnügen verkürzen half. Ich ſagte zu Letzterm: „noch habe ich keine Urſache, euch zu verlaſſen, hoffe auch keine zu finden, doch möchte ich mich nicht gern durch mein Wort für immer feſſeln.“ Dabei blieb es vor der Hand.

Es war eine helle Mondnacht im März, als der Befehl zum Aufbruch unſers Lagers gegeben wurde. Alles rüſtete und ordnete ſich, und auf blanken Waffen blitzte vertauſendfacht das Bild der friedlichen Selene.

Nikitas trat bewaffnet vor mich hin, und ſprach: „Der Kampf beginnt; entweder nun halte Dich zu mir, oder ſuche einſtweilige Zuflucht im Hauſe des uns befreundeten Primas, und ſuche mich nach dem Treffen wieder auf.“

„Ich bin nicht gekommen,“ erwiederte ich: als ein Feiger hinter Gebirgs- und Häuſermauern mich zu verſtecken, ſondern mein Leben für Dein Land zu wagen; ich theile Kampf und Gefahr mit euch!“

Herzlich ſchloß Nikitas mich in ſeine Arme, dann ſaßen wir auf, und ritten ſtill durch die Nacht, auf ſteilen und beſchwerlichen Pfaden, immer bergan; eine große Abtheilung griechiſcher Soldaten folgte. Auf einer Anhöhe hielten wir die ſchnaubenden Roſſe an. Es war die klarſte, ſchönſte Mondſcheinnacht, ihr warmes Frühlingsſäuſeln umſchmeichelte uns Bruſt und Wangen wie der Odem eines ſüßen Mädchens. Von unſerm Berggipfel blickten und lauſchten wir nach der unermeßlichen Ferne hin. Unter uns lag die Ebene, und der Eingang zu den Thermopylen, dunkel theils, theils an Einzelſtellen wie geſchmolzenes Silber blitzend, ruhte das Meer, der Golf von Negroponte, der Canal von Talanti, und dunkel die langgeſtreckte Inſel. Wir ſtanden nicht lange, ſo begann der Oſten ſeine Purpurfahne zu ſchwingen, um Himmel und Meer in Auroragluthen zu kleiden; tief unten im Thalweg war es lebendig; die Heeresmaſſen der Türken zogen ſtill und vorſichtig, tückiſch und mordgierig in den Bergpaß. Die Platanushaine ruhten noch im Morgenſchlummer, Thauperlen ſammelten ſich in den Kelchen des blauen Polemonium, und in hochgeſtengelten Glockenblumen, die in reicher Menge den Bergſcheitel ſchmückten. Erwartungsvoll, zitternd vor Kampfluſt, ſtanden wir, und ſahen, wie die zahlloſe Türkenmenge in die Thalenge verſchwand — da krachten plötzlich einzelne Schüſſe, da hallte von Berg zu Berg donnernd entſetzliches Kampfgeſchrei; von den Bergen wogten Odyſſeus Schaaren in den Engpaß; wir hielten uns noch ruhig, unten entbrannte die mörderiſche Schlacht, gegen Broja zu, eine kleine griechiſche Feſtung nahe am Meere, warfen ſich die Türken mit aller Macht, jetzt hob Nikitas ſeine Flinte hoch empor, wirbelte ſie im Kreis über dem Haupt, ſtieß einen lauten Schrei aus und unaufhaltſam wie der Pfeil, der von der Senne abſchwirrt, raſ'ten wir den Berg hinunter und fielen den Türken in den Rücken. Da war kein Erbarmen, kein Schonen, Mann für Mann ſank unter Schwertſtreichen und den Meſſerſtichen der Griechen. Was im Thal eingeſchloſſen war von Türken, ſah den Ausweg nicht wieder. Mit großer Tapferkeit, mit verzweiflungsvoller Gegenwehr erkämpfte ſich nur ein kleiner Theil des Nachtrabs den Rückzug, ein Theil ward in die Sümpfe getrieben, und dort zuſammengeſchoſſen. Nikitas kämpfte wie ein gereizter Löwe; wie der Engel des Todes zeichnete er mit jedem Schwerthieb Vernichtung; wen er traf, der erſtand nicht wieder. Nach einer Stunde heißer Blutarbeit war ein vollſtändiger Sieg errungen, die grüne Ebene, wie der

Engpaß, waren mit Leichen bedeckt. Die Griechen zählten nur wenige Tode, aber ſehr viel Verwundete, was ſich jedoch noch regen konnte, warf ſich auf die todten Türken, plünderte ſie und ſchnitt ihnen, nach ächt türkiſcher Weiſe, die Köpfe, oder mindeſtens Naſen und Ohren ab, bis Odyſſeus Befehl gab, die Leichname in eine tiefe Höhle ohnweit des Sumpfes zu werfen.

Zum erſtenmal ſah ich den Feldherrn heiter und freundlich; er war mit Blut über und über beſpritzt, und lächelte, als ich mich ihm nahte, und ihn bat, die Verwundeten nach dem nächſten Obdach ſchaffen zu laſſen, damit ich ſie verbinden könne.

„Du biſt brav und tapfer, Philhellene, und meinſt es gut mit uns; nicht alle Deine Gefährten denken ſo,“ ſprach er, und ſchenkte mir einen prachtvollen Säbel, den er mit eigner Hand einem Aga abgenommen. „Dein Wunſch ſoll erfüllt werden,“ fuhr er fort: „was Du anordneſt zum Beſten der Kranken, ſoll geſchehen.“ Junge Platanen wurden gefällt, Tragebahren gebildet, und die Verwundeten auf meine Anordnung nach dem Dorfe gebracht, wo der oft erwähnte Primas wohnte. Sein Sohn hatte an unſrer Seite heldenmüthig mitgefochten, mit einem Brief von mir in deutſcher Sprache und einem

Befehl von Odyſſeus und Nikitas wurde der junge Grieche ſeinem Vater, den Verwundeten voraus, zugeſandt. Ich ſelbſt folgte dem Zuge erſt, als Alle die nöthigſte Hülfe erhalten hatten, und wir erreichten auf einem Gebirgsweg nach nicht allzulangem Ritt das Dorf. Es gab in den Häuſern, in welche die Verwundeten gebracht worden waren, der Arbeit genug für mich. An Betten war nicht zu denken, doch lagen auf Säcken, mit trocknem Laub gefüllt, die Kranken weich und gut. Den ganzen erſten Tag ſah ich den Primas nicht, noch weniger Theophani, ebenſo keine der ältlichen Frauen; nur der Sohn des Primas, Ottonis, der ſich zutraulich an mich anſchloß, ſtand mir ab- und zugehend eifrig bei. Endlich hatte ich die Freude, alle meine Bleſſirten gut verbunden zu ſehen, ihre Wartung und Pflege wurde zwei Griechen auf das Schärfſte anbefohlen, und ich folgte der Einladung des Primas, ihn zu beſuchen. Ich traf ihn allein, eine Wolke tiefen Ernſtes lag auf ſeiner Stirne, die Erfriſchungen, welche ſonſt die Frauen gereicht, ſtanden ſchon auf einem niedern Tiſch. Der Greis hieß mich ſitzen, er erkundigte ſich mit Theilnahme nach dem Hergang des Gefechts, und als ich ſeines Sohnes lobend gedachte, mochte er wohl in meinen unſtät umherblickenden Augen leſen, was ich ſuche.

„Ihre Blicke irren durch das Gemach, wie das leuchtende Kolophation durch eine dunkle Sommernacht,“ nahm er das Wort. „Sie ſuchen Theophani. Sie werden Theophani ſchwerlich wiederſehen; ſchon iſt durch Ihre Nähe, durch Ihre Blicke in dem bisher ſo friedlichen Herzen dieſes ſtillen Mädchens, das wie eine einſame Blume des Gebirgs aufwuchs, ein Gefühl erwacht, von dem ich gern geſehen hätte, daß es noch geſchlummert hätte. Meine Tochter zählt erſt dreizehn Jahre, aber dieſer ſüdöſtliche Himmel reift ſchneller als in Ihrem Vaterlande, wie er heißer, als dort, das Blut der Trauben kocht. Theophanis kindliche Unbefangenheit iſt, ſeit ſie Sie geſehen, einer jungfräulichen Verwirrung gewichen, die ſich die Ahnungen noch nicht zu deuten vermag, welche durch den jungen Buſen zittern. Ich würde mich glücklich fühlen, gäbe einſt meine Tochter ihre Hand einem muthbeſeelten Vertheidiger unſers Vaterlandes, ihn belohnend mit der Fülle ihrer Liebe, ihrer ſanften und tugendhaften Weiblichkeit, allein Sie werden nicht in Griechenland bleiben, und käme die Neigung zu Ihnen durch unbedacht fortgeſetzten Umgang zum vollen Bewußtſein, ſo würde Ihr Weggang meiner Tochter das Herz brechen, ſie iſt nur für Griechenland geboren.“

Auf dieſe lange Rede des Primas erwiederte ich: „Verehrter Mann, Ihre vielſeitige Erfahrung hindert

Sie nicht, ungerecht zu ſein, und an das Verhältniß, deſſen Entſtehen Sie nur erſt fürchten, einen Maßſtab übertriebener Beſorgniſſe zu legen. Geſetzt ihre Tochter liebte und feſſelte mich, glauben Sie nicht, daß ich im Stande ſein würde, aus Liebe mein Vaterland zu meiden? Iſt es doch unglückliche Liebe, die mich daraus vertrieb, ebenſo könnte glückliche mich davon fern halten. Unſeliger Mammon war es, der zwiſchen der Geliebten und mir eine tiefe Kluft ſpaltete und mich in Kampf und Tod in Ihre Heimath trieb!“

„Wie?“ rief erſtaunt der Primas aus. „Auch Sie leiden an einem Leid, das mein Leben Jahre lang mir zur Pein werden ließ? Auch Ihrer Liebe wurde keine Gewährung? O ich bitte Sie, erzählen Sie mir das, Niemand kann wärmern Antheil an ſolchem Schickſal nehmen, als ich, der Aehnliches erleiden mußte!“ Lange hatte ich meinen Gram in verſchwiegner Bruſt getragen, ich theilte ihn dem Greiſe mit, ich erzählte ihm mein ganzes Leben ſo, wie ich es offen und ohne beſchönigenden Trug in dieſen Blättern erzählt, und das Intereſſe des aufmerkſam Zuhörenden ſteigerte ſich immer mehr. Thränen rollten endlich über ſeine Wangen, über den grauen Bart, er umarmte mich und rief aus: „Noch ſo jung, und ſchon ſo viel erfahren! Nun ſo wiſſen

Sie, daß daſſelbe Schickſal, das Sie prüfte, auch mich heimſuchte, nur ſchrecklicher, martervoller; daß die allmächtige Flamme der Liebe, dieſes Pulſes des Lebens, mich glühend durchlodert hat, und mich eine lange Zeit namenlos unglücklich machte. Ich verſprach Ihnen die Erzählung meiner Schickſale, ich will jetzt Wort halten. Wenn Sie mich zu Ende gehört haben, werden Sie fühlen, warum ich das Herz meiner geliebten, einzigen Tochter gegen ſo ſchmerzliche Erfahrungen ſichern möchte."

Der Primas ſchwieg, er nöthigte mich, von den Früchten zu nehmen, füllte die Okka, und bot mir eine Pfeiſe an, dann ſetzte er ſich mir gegenüber und theilte mir ſeine Geſchichte mit.

13.

Die Liebesgeſchichte.

„In Trieſt,“ begann mein Gaſtfreund ſeine Erzählung: „wurde ich geboren; meine Aeltern waren Griechen, und hatten ein kleines Kommiſſions- und Speditionsgeſchäft nach der Levante und den Inſeln des griechiſchen Archipelagus. Sie beſtimmten auch mich für den Kaufmannsſtand, ich verbrachte meine Lehrjahre in Trieſt ſelbſt, und erhielt in meinem achtzehnten Jahre auf dem Comptoir eines bedeutenden Banquierhauſes in Wien eine Kondition. Mit vollem Gefühle jugendlicher Freude begrüßte ich die neue, mir noch unbekannte Welt der heitern Kaiſerſtadt, und trat mit frohem Lebensmuthe meine Stelle an. Sie kennen die Freuden der jungen Männerwelt des Kaufmannſtandes; die beſtimmten Stunden werden auf dem Comptoir zugebracht; die übrige Zeit, ſobald dieſes geſchloſſen iſt, gehören der Zerſtreuung, dem Vergnügen, und wie viele Variationen des ewigen Themas, Luſt, bietet nicht Wien! Schon ein Jahr war ich dort, ohne daß ein beſonderes Ereigniß in mein Leben getreten wäre, als ein Spaziergang mich eines Morgens einem neuen und unerhörten Geſchick entgegenführte. Ich luſtwandelte auf dem Glacis, in Gedanken an meine Aeltern vertieft, als eine junge Dame ohne Begleitung an mir vorüberging, die den Blick erröthend ſenkte, als ich plötzlich die Augen zu ihr aufſchlug; ſie mochte mich wohl ſchon länger betrachtet haben. Es war eine Seraphgeſtalt, ein Himmel voll Freundlichkeit lag in ihrem Blick, doch ſie ſchwand vorüber. Wunderbar von ihrem Anſchaun ergriffen, wandte ich nach wenigen Schritten, die ich gethan, mich nach ihr um, und auch ſie — hatte den Schritt gehemmt, ſie blickte nach mir. Eine Unruhe eigner Art erfaßte mich, an einer Ecke des Glacis angelangt, kehrte ich um und — auch ſie war umgekehrt, ſie kam mir entgegen, wir mußten uns noch einmal begegnen. Freude und Bangen durchzitterte mein Herz. Sollte dieſe Reinheit, dieſes Antlitz voll himmliſcher Unſchuld lügen, und ſie nichts weiter ſein, als eine der tauſend Buhlerinnen Wiens, die auf ephemere Eroberungen ausgehen? Mit Abſcheu verwarf und verneinte ich dieſe Gedankenfrage, mit der meine Kenntniß des Wiener Lebens den Engel befleckte; wir trafen auf einander, ich knüpfte ein Geſpräch an, und bald war ich hingeriſſen von ihrer Unterhaltung. Süß wie Honig vom Hymettos floß die Rede von ihrem Mund, geiſtreich und liebevoll blickte ihr Auge, jungfräulichzart war Haltung und Gebehrde, nie war eine Grazie ſchöner. Wer ſie nun auch ſein mochte, es galt mir gleich, ich bat nur um ein Wiederſehen am andern Morgen, ſie ſagte es zu, und von Seligkeit durchglüht, kam ich auf dem Comptoir an. Zum erſtenmal ward mir die Arbeit ſchwer, denn zwiſchen den Zeilen ſchwebte und lächelte ihr Bild, jeder runde Zug wurde zur Contur ihres Engelköpfchens."

„Am andern Morgen ſahen wir uns wieder, kaum konnte meine Sehnſucht es erwarten, bis das Geſpann des Helios emporgeſtiegen war; ich liebte, ja ich liebte mit aller Jünglingsgluth, mit der überwältigenden Flamme der erſten reinen und unentweihten Leidenſchaft, und träumte mich in alle Seligkeit einer Vereinigung mit ihr. Sie kam, mit ihr mein Glück; wie vom Olymp ſank es nieder, mich mit allen Himmelswonnegefühlen erfüllend. So ſank Zeus in den Schoos der Danae."

„Auch ich wurde geliebt, o ſie geſtand es mir, mein erſter Anblick hatte mit zauberhafter Magie ſie gefeſſelt, wir waren für einander beſtimmt vom Geſchick, ſie kannte mich nicht, ich kannte ſie nicht, und unſre Seligkeit fragte nicht darnach. Sie hieß **Maria**, ſie führte den Namen der Himmelskönigin, ob ſie noch einen andern irdiſchen Namen trage, kümmerte meine Liebe nicht. So dauerte unſer Verhältniß, das geheimnißvolle Sehen bald da, bald dort, an beſtimmten, entlegenen und traulichen Orten, einige Monate fort; wir waren uns ſelig genug, ein Blick, Auge in Auge, Seele in Seele ſich ſenkend, ein Händedruck, ein Kuß, dieß genügte noch der Engelreinheit unſrer Neigung; endlich kam doch das trauliche Geſpräch auf unſre gegenſeitigen Verhältniſſe, denn unſre Wünſche bekamen Flügel und wollten uns in das Kanaan der Vereinigung tragen. Ich eröffnete Marien meine ganze Lage, ſagte ihr, daß ich wenig bemittelt ſei, ſie lächelte dazu, ſagte ihr, daß ich Grieche von Geburt ſei, ſie lächelte, ſagte ihr, daß ich gegenwärtig in Wien auf dem Comptoir des reichen Banquier Gerard arbeite, und Maria lächelte, und ſagte mir: Der Banquier Gerard iſt mein Vater. — "

Wie niedergedonnert von Schreck ſtand ich vor ihr, anfangs ſprachlos, bis ein tiefer Seufzer der gepreßten Bruſt ſich entwand. O Maria! Du zertrümmerſt mit einem Wort unſer ganzes Glück!

Nie werde ich Deine Hand erlangen, nie darf ich ſo hoch meine Augen erheben!“ —

Maria hatte mehr Muth als ich, ſie machte mir Hoffnung, ſie tauchte den Pinſel in das Morgenroth ihrer Liebe und entwarf mir die reizendſten Zukunftbilder. Ich aber fürchtete alles, denn ich kannte den Geldſtolz meines Principals, ſeine Verachtung derer, die nicht, gleich ihm, Plutus mit Gold überſchüttet hatte, und ſeinen unbegrenzten Ehrgeiz in Bezug auf ſeine Familienverhältniſſe. Nie betrat einer ſeiner Diener ſeine Wohnung, nie erfolgte, wie es wohl in andern Häuſern der Fall iſt, bisweilen eine Einladung zu einem fröhlichen Mahl, oder einer gemeinſchaftlichen Landparthie, daher kam es, daß ich von Marien früher nie gehört hatte. Ich ſah keinen andern Ausweg aus dem Labyrinth als Entſagung, ich mußte, ſo gebot es das Pflichtgefühl, als Verirrung betrachten, was mir einen Himmel auf die Erde gezaubert, was von der Erde mich auf Flügeln der Cherubim zum Himmel getragen hatte. Nicht ſo Maria, ihre Liebe war ein Titane, der meine zagenden Bedenklichkeiten niederwarf, und den Himmel ſtürmen wollte, wenn er nicht freiwillig ihr aufgethan wurde. Vergebens weigerte ich ihr das nächſte Wiederſehen, ſie weinte, ſie jammerte, erhob Zweifel an meiner Liebe, ich war in der martervollſten Lage. Wir trennten uns endlich, ſie ließ nicht ab von mir, ſie erwartete mich mit Zuverſicht, ich ging verzagend von ihr, und war zu ſehr überzeugt von der Unmöglichkeit der Einwilligung ihres Vaters in eine Verbindung ſeiner Tochter mit mir, als daß die Rieſengewalt und die Heftigkeit von Mariens grenzenloſer Liebe mich hätte erheben können.“

„Zwei Tage waren mir qualvoll vergangen; ich hatte Maria nicht wieder geſehen, da ward mir ein Billet gebracht, auf das die leidenſchaftlichſte Zärtlichkeit Flammenworte geſtrömt; Maria bat, flehte, beſchwur mich, am Abend in ein Haus, das ſie mir bezeichnete, zu kommen, nur noch einmal wolle ſie mich ſehen, noch einmal an meinem Herzen ruhen, und dann Abſchied nehmen und ſcheiden auf immer. Ich hätte ein empfindungloſer Fels ſein, ich hätte ſie nicht über alle Maaßen lieben müſſen, wenn ich unerbittlich hätte bleiben wollen. In der Abenddämmerung eilte ich nach dem Häuschen in der Vorſtadt, wo Mariens alte Amme wohnte. Leidenſchaftlich ſtürzte Maria mir in die Arme, Vorwürfe voll Zärtlichkeit, Klagen voll rührender Liebe, Thränen, Küſſe ohne Zahl. Die alte Frau ließ uns allein. Wir bebten in langer ſeliger Umarmung, wir hielten uns umſchlungen, als wollten wir uns nie mehr trennen.

Feurige Liebe iſt eine Rieſenſchlange, die ihr Opfer nicht wieder aus ihren Ringen läßt; der Paradieſesſtrom unſ'rer Liebe überſchwoll luſtrauſchend ſeine Uferborden, ach — er tränkte das Land mit überreichem Segen. — "

„Wir ſahen uns nun noch öfter; Plan auf Plan erſinnend, wie wir unſer Glück begründen wollten, Maria war immer voll Hoffnung, voll Zuverſicht, bis die Gewißheit einer Hoffnung uns beide mit ahnungsvollem Schreck erfüllte. Nun war es Zeit zu handeln, nun wurden die Zukunftbilder nachtſchwarz, nun floſſen Thränen der Angſt, wo nur Freudenthränen geglänzt hatten."

„Auf dem gewohnten Spaziergang harrte ich wieder ihrer ſchmerzreichen und doch ſo beglückenden Erſcheinung; es dunkelte bereits, Maria kam nicht, ſonſt hatte ſie nie auf ſich harren laſſen, die bangſte Befürchtung ergriff mich. Mit einemmale trat mir ein Mann nahe, und ſprach: Mein Herr, folgen Sie mir, Sie ſind Arreſtant! — Warum? Wie ſo? Ich habe nichts verbrochen, Sie irren ſich in der Perſon. — Statt der Antwort ſah ich mich mit kräftigen Fäuſten von hinten gepackt, wehrlos gemacht und fortgeſchleppt. In einem ſcheuslichen Behälter fand ich Zeit zum Nachdenken über das, was mir widerfuhr; ich durchwachte die Nacht auf der

Folter meiner Gedanken, endlich brach der Morgenſtrahl durch die vergitterte einzige Oeffnung meines Kerkers, und ich ſandte ein heißes Gebet um Freiheit zum Himmel empor. Noch ahnete ich nicht, daß ich jetzt nur das erſte Glied einer Kette namenloſer Leiden trage.“

„Ein Mann brachte mir Brod und Waſſer; auf meine dringlichen Fragen an ihn hatte er keine Antwort, als: Ich weiß nicht, das geht mich nichts an. Dabei blieb es, Tag auf Tag verging, ich betete, heulte, wüthete, jammerte, eines half ſo viel, wie das andere, ich ſah, daß ich, wenn auch nicht ganz ſchuldlos, doch in ſo furchtbarem Grade nicht ſtrafbar, das Opfer einer wahrhaft teufliſchen Rache war. Ich ſaß vier Wochen in dieſem Kerker.“

„Eines Abends trat zu ungewöhnlicher Stunde mein Wärter und Wächter in meine dumpfe Einſamkeit, und winkte mir, ihm zu folgen. Ein Strahl von Hoffnung, von Rettung, von Freiheit durchzuckte mich; ein Wagen hielt vor der Thüre des Hauſes, ich wußte nicht, in welchem Stadttheil ich mich befand, ein Mann nöthigt mich, in den Wagen zu ſteigen, raſch entſchloſſen, ſchleudre ich mit einem Tritt den hinter mir ſtehenden Wärter zu Boden, mit einem zweiten den Mann zurück, und entſpringe, eile im angeſtrengteſten Laufe durch einige Gaſſen, ſchöpfe Odem, orientire mich, und ſuche das Häuschen der Amme auf, zu der ich entſtellt und überraſchend eintrete. Die Alte erſchrack, ich ſah einem Bettler, oder vielmehr einem Räuber ähnlich. Nur dieſe Nacht verbirg mich um Gottes Willen! rief ich ihr zu, da ward es laut auf der Straße, ich glaubte, meine Verfolger zu hören. Das Licht ward verlöſcht, das Häuschen verriegelt, ich barg mich im hinterſten Winkel einer Kammer. Es wurde wieder ſtill, ich wagte, nach Maria zu fragen. Heulend und jammernd erzählte die Alte, daß Maria ſpurlos verſchwunden ſei. Drei Tage nach unſrer letzten Zuſammenkunft in dem Häuschen ſei ſie mit einem Diener und einer dritten Perſon weggefahren, ohne daß Jemand wiſſe, wohin? Meine Lage war ſchrecklich, bald genug ſollte ich jedoch der Ungewißheit, die mich folterte, entriſſen werden. Kurz nach Mitternacht klopfte es leiſe an das Haus; die Alte öffnete nicht, angſtvoll horchten wir. Sie wurde gerufen, man gebot im Namen der Polizei zu öffnen. Dieſes Wort iſt der Schlüſſel, der alle Thüren öffnet, die Alte mußte gehorchen, ich fand keinen Zufluchtort, nach wenigen Augenblicken ſtand der alte Gerard, von Bewaffneten begleitet, vor mir, und donnerte zornig in italieniſcher Sprache: Familienſchänder! Du entgehſt uns nicht! Du haſt mein Haus entehrt, und durch deinen Frevel zwingſt Du mich, um meiner Tochter Schande zu verheimlichen, zum Aeußerſten. Folge uns gleich, ſtill und ohne Widerſetzlichkeit, ſonſt — ich ſchwör es Dir, iſt es um Dein — um Maria's Leben geſchehen! — Vergebens flehte ich, mich in Freiheit zu ſetzen, vergebens verhieß ich, Wien verlaſſen, nie dahin zurückkehren zu wollen; da ich nicht gutwillig folgen wollte, wurde ich mit Gewalt ergriffen, in einen Wagen geſchleudert, und auf unbekannten Wegen von dannen gefahren, von denen auf das Strengſte bewacht, deren rohe Kraft mich überwältigt hatte."

„An einer einſamen Waldſchenke wurde gehalten, man brachte mich aus dem Wagen, verſchloß und bewachte mich den Tag über, und Nachts ging es wieder weiter; ich war in der hülfloſeſten traurigſten Lage. Mehre Nächte lang reiſten wir, bis endlich im Roth des Morgens auf hohem Felſenberg eine Feſtung uns entgegenſtarrte, bei deren Anblick ſchreckliche Ahnungen mich durchſchauerten. Wir hielten am Thor, es that ſich auf, und ſchlug knarrend hinter mir zu; hierauf wurde ich in ein unterirdiſches Gefängniß geſchleppt, zu ſcheuslichen Verbrechern, in eine Höhle, wo die tiefſte menſchliche Verworfenheit ihre Vertreter gehäuft. Der Kerkermeiſter riß mir die Kleider vom Leib und kleidete mich in die Tracht der Sträflinge. Ich hatte nichts mehr auf dieſer Welt zu hoffen. Losgeriſſen von allen theuern Herzen, von Aeltern, Freunden, von der Geliebten, die mein Unglück war, wie ich vielleicht das ihre, trug ich mit dumpfer Hingebung mein entſetzliches Loos. Das Einzige, was ich vor den verbrecheriſchen Mitgefangenen voraus hatte, war, daß ich nicht, gleich ihnen, große eiſerne Kugeln ſchleppen mußte, die ihnen an die Füße gekettet waren, und daß ich ſtatt der harten Arbeit, zum Schreiben benutzt wurde. Nie aber durfte ich ſelbſt an Jemand ſchreiben, nie erfuhr ich von dem, was außerhalb der Feſtung vorging, ein Wort, ich war für die Welt todt, ein lebendig Begrabener, oft der Verzweiflung verfallen. Doch nicht ewig grollten die zürnenden Götter, ſo ſchwer wie ich hatte wohl noch kaum ein Sterblicher für das Vergehen leidenſchaftlicher Liebe gebüßt; drei Jahre, die mir zu Ewigkeiten wurden, verſeufzte ich als Gefangener auf Munkatſch.“

In einer dunkeln ſtürmiſchen Nacht erweckten mich Geſchrei, wilder Lärm, Geheul, krachende Schläge, ich ſpringe vom Lager, kleide mich eilend an, klopfe rufend an die verſchloßne Thüre meines abgeſonderten Kerkergemaches, Ketten klirren, Tritte nahen, Beilhiebe donnern an die Thüre, auf die klingenden Eiſenriegel, dieſe fallen, die Thüre ſpringt auf. Heraus, Kamerad! brüllen rauhe Stimmen, und toben weiter mit wildem zügelloſen Geſchrei; ich ſtürze die Gänge entlang in den Hof, Schüſſe knallen, wildes Gefecht, überall liegen erſchlagene Wächter und Soldaten und wälzen ſich in Blut. Die Gefangenen haben ihre Ketten geſprengt, auf Tod und Leben wüthet der Kampf mit der Beſatzung, die das Thor vertheidigt. Von meinem Fenſter aus hatte ich längſt ein kleines Ausgangpförtchen bemerkt, das nach einem Brunnen führte, im Getümmel eile ich dieſem zu, erreiche es, ſchlage mit einem raſch aufgerafften Gewehr auf das Schloß, es ſpringt auf, ich entkomme, ſetze mit Lebensgefahr über Mauern, Baſtionen, Felſen, Klippen und ſteile Abhänge, während oben der Kampf noch tobt, und die Allarmkanonen und leuchtende Feuerſignale dem Lande die Noth der Feſtung verkünden. Das Dickicht eines Waldes nahm mich auf, ich fand ein Haus, und dachte zuerſt daran, mir um jeden Preis andere Kleider zu verſchaffen. Als ich das Haus betrat, kam mir ein rieſenhafter Mann entgegen und fragte in ungariſcher Sprache, was ich begehre. Da die Feſtung, auf der ich gefangen gehalten wurde, tief in Ungarn nah der Galiziſchen Grenze liegt, ſo hatte ich Gelegenheit gehabt, die Sprache in etwas zu verſtehen, und konnte mich nothdürftig verſtändlich machen. Ich ſagte ihm, daß ich von der Feſtung entſprungen ſei, und bat um eine Freiſtatt. Er führte mich in ſeine niedrige Stube, grüßte mich als einen Leidensgefährten, und holte aus einer Lade ungariſche Bauernkleider für mich, denn ich trug ja die leicht kennbare Kleidung der Gefangenen. Dann fragte er mich, was ich beginnen wolle?“

„Ich will nach Trieſt, erwiederte ich, meine Aeltern ſehen, und Genugthuung für den an mir verübten unmenſchlichen Frevel fordern.“

„Poſſen, verſetzte darauf der Waldbewohner. Du bleibſt bei mir, führſt ein freies Leben und rächſt Dich mit unſrer Hülfe an Deinen Feinden.“

„Mit einem Wort, mein gaſtlicher Wirth war der Hauptmann einer furchtbaren Räuberbande, dieſe ſammelte ſich um ihn, ich ſah wohl ein, daß ich jetzt von meinem Weggang nicht reden durfte, ſondern ich mußte eine günſtige Gelegenheit abwarten, zu entkommen. Ein Gutsbeſitzer in der Nähe ſollte überfallen und beraubt werden, bei ihm ſollte ich mein Probeſtück machen; die nächſte Nacht war zur Ausführung des Planes beſtimmt. Mit dem feſten Vorſatz, mich ſobald als möglich den Räubern zu entziehen, folgte ich meinen Gefährten. Am Ende des Waldes lag in freundlicher Umgebung das Gut; mir wurde der Auftrag, nebſt noch zwei andern Räudern die Pforte zu bewachen, daß Niemand entrinne, während die Bande einbrach. Bald hörten wir Geheul und Geſchrei, Lärm und Drohungen im Innern des Hauſes, einige der Räuber ſchleppten den Eigenthümer, deſſen Frau und zwei Knaben gebunden und geknebelt heraus, und ſtürzten wieder hinein, um ſich mit den Habſeligkeiten der Familie zu beladen. Gierig blickten die beiden Schurken neben mir ihren Geſellen nach. Hab' Acht! rief ich dem Hausbeſitzer zu, und ſchlug mit zwei raſchen und gutgeführten Kolbenſchlägen die Räuber nieder, trennte ſchnell die Bande der Gefangenen, und eilte ihnen in ſchleunigſter Flucht voran. Wir erreichten ein nahes Dorf, wo wir Anzeige von dem Ueberfall machten. Dort entdeckte ich mich dem Gutsbeſitzer, deſſen Retter ich geworden war, und kehrte mit ihm auf ſeine ausgeplünderte Beſitzung zurück, während die Räuber verfolgt wurden. Dankbar verheimlichte mich der Edelmann; als aber in Steckbriefen eine Beſchreibung meiner Perſon veröffentlicht wurde, in denen es hieß, ein ſchwerer Verbrecher ſei aus Munkatſch entſprungen, (jene, die ſich befreien wollten, waren von den Soldaten überwältigt worden) ſah mein gaſtlicher Wirth mich bedenklich an, und rieth mir, ſobald als möglich dieſe Gegend und das Land zu verlaſſen. Ein Preis von hundert Dukaten war auf meinen

Kopf geſetzt. Welcher ſchändlichen Machinationen mochte es bedurft haben, ſelbſt die Regierung, die Behörden über meine Perſon zu täuſchen! Mit Geld, Kleidern und einem Wanderbuche verſehen, reiſte ich als Knecht nach Trieſt, das heißt, ich ſtahl mich auf Umwegen nach jener Stadt, betrat ſie des Nachts, und ſuchte mit klopfendem Herzen das Haus meiner Aeltern auf. Alles war verſchloſſen, das Haus ſchien ausgeſtorben. Endlich lenkte ich meine Schritte nach dem Hauſe eines Bekannten, traf ihn, er erkannte mich und brach in Wehklagen aus. Was ich erfuhr, warf mich zu Boden. Gerards Rache hatte ſich nicht damit begnügt, mir Freiheit und Jugend zu ſtehlen, er hatte auch meine armen Aeltern mit Haß verfolgt, und ihren Bankerot durch ſeine mächtigen Verbindungen herbeigeführt. Mein Vater war aus Gram geſtorben, meine Mutter lebte noch in Trieſt — in drückender Armuth, überzeugt von meiner Unſchuld trotz aller Lügen über mich, die man ihr vorgeſpiegelt.“

„Der Freund ſah meinen grenzenloſen Kummer, meine Verzweiflung. Mich verfluchend und meine Haare ausraufend, wälzte ich mich heulend am Boden. Meine Liebe, mein Fehltritt, war meines Vaters Mörder, brachte meine Mutter an den Bettelſtab, ſtempelte mich zu einem Verbrecher, den man mit Steckbriefen zu verfolgen kein Bedenken trug! Wer hat ſo Unerhörtes erlitten um einer ſeligen Minute Willen? Und wo war Hülfe, wo Rettung, wo Rechtfertigung? Wie ſollte der verleumdete nackte Bettler gegen den einflußreichen Kröſus klagbar werden?“

„Wieder ruhiger geworden, als der erſte wüthende Schmerz über meiner guten Aeltern Unglück ausgetobt, erzählte ich dem Freund die Urſache meiner Leiden, meiner Verfolgung, und beſchwur ihn, nicht zu glauben, daß ich ein ſchändlicher Verbrecher ſei, indem, was ich gethan, mein Fehltritt mit der Tochter meines Principals, Maria, ſolche furchtbare rachſüchtige Strafe nicht verdiene.“

„Wie? rief der Freund aus: Maria Gerard war Deine Geliebte! Dein iſt ihr Kind? Nun ſo wiſſe denn, daß Maria hier iſt, hier in Trieſt, verheirathet an einen reichen Kaufmann, den ſie zu wählen gezwungen ward, und daß Dein Kind, ein Sohn, in einem Findelhauſe untergebracht wurde, daß es die Mutter von ſich laſſen mußte, weil dieß die Bedingung war, an der ihres zürnenden Vaters Verzeihung hing.“

„Ich ſtand wie vernichtet. Mein Vater ehrlos und todt, meine Mutter in drückender Armuth, ich ein verfehmter Bettler, meine Geliebte treulos, eines andern Mannes Weib, mein Kind der Zögling eines

Findelhauſes! Die ſchönſten Jahre meiner Jugend waren mir bübiſch geſtohlen, mein Glück auf ewig gemordet — dieß war die bittere Koloquintenfrucht vom überreichen Blüthenbaume meiner Liebe. Ohne meine Mutter zu ſehen, meinem Geſchick fluchend und auf Glück verzichtend, floh ich, wie ein Wahnſinniger, Verzweifelter, ſchiffte mich nach Smyrna ein, nahm unter fremdem Namen eine Stelle an, war ſtillthätig, und wurde bald von meinem Hauſe nach Athen geſchickt, um dort ein Oelgeſchäft einzurichten.

Jahre vergingen, ich war Theilhaber dieſes blühenden Geſchäfts geworden, eine Reiſe nach Trieſt wurde dringend nöthig, bange trat ich ſie an, eifrig und eilig betrieb ich dort meine Handelsangelegenheiten; meine Mutter hatte ich nach Athen kommen laſſen. Eines Tages ſaß ich arbeitend auf dem Comptoir, als mein Feind und Peiniger Gerard zu mir eintrat. Grenzenloſe Wuth erfaßte mich; er kannte mich nicht mehr, er verhandelte Geſchäftsſachen; ich bezwang mich, und ſchwieg. Ein geſchickter Juriſt mußte ihn vor Gericht ziehen, während ich mein Schiff ſegelfertig hielt. Der Proceß nahm einen langſamen Gang, das Anſehen und die Macht Gerards entkräfteten meine Anklage, die mit nichts bewieſen werden konnte, ich hütete mich wohl, ſelbſt zu erſcheinen. Eines Tages kam eine verſchleierte Dame an Bord mit einem ſchönen Knaben; Maria war es, freudejubelnd und weinend hielten wir einander umſchlungen. Maria! Wie kommſt Du hierher, rief ich aus. Ich bin frei, bin Dein, mein Gregor, rief ſie aus. Der mir aufgedrungene Gatte iſt geſtorben, dieß iſt der Lohn unſrer Liebe, außer ihm und Dir habe ich nichts mehr auf der Welt, mein Vater iſt ein Unmenſch, den ich verabſcheue!“ —

„Gott vergebe ihm, was er Uebels an uns gethan! Uns trennt fortan nur der Tod“! — So rief ich aus, und gab Befehl, die Anker zu lichten. In Athen ward Maria durch den Segen der Kirche mein Weib, wir waren glücklich. Bald aber hatte Gerards Rache den Aufenthaltort ſeiner Tochter ausgekundſchaftet, und verfolgte uns bis in unſer Aſyl. Seine Verbindungen reichten bis nach Iſtambul, bis zum Thron des Sultans. Wie groß auch mein Anſehen als Kaufmann bei den Türken war, dennoch erſchien ein Bote mit einem Firman, der meine Aufhebung befahl. Zeitig gewarnt, floh ich mit Weib und Kind nach Theben, und endlich in dieſes Gebirge, das die Klephten ſchon damals ſchirmten. Unter Odyſſeus Schutz bewohnte ich mein Haus; hier lebte ich noch zwanzig Jahre in einer glücklichen Ehe, Maria gebar mir den Sohn und die Tochter, die Sie kennen, der älteſte fiel, wie ich Ihnen ſchon früher ſagte, bei den Thermopylen. Meine Maria ſtarb vor ſechs Jahren, ſie ruht unter jenen Cypreſſen — neben ihrem Vater. Sie ſtaunen? Ja, die Nemeſis erreichte ihn, er fallirte, er ward bettelarm, ich fand ihn auf dem Markt zu Korinth, wohin ich verkleidet ging, und nahm ihn mit mir, und theilte meine geringe Habe mit ihm."

„So habe ich gelebt, gelitten, geliebt. Verargen Sie es mir, wenn ich Theophani vor einer Liebe bewahre und warne, die zu ſolch ſchmerzbringender Leidenſchaft werden kann? Mit meiner Geſchichte bin ich zu Ende; beſuchen Sie mein Haus, ſo oft Sie wollen, betrachten Sie mich als Gaſtfreund, aber laſſen Sie mir, laſſen Sie meiner Tochter den ſtillen Frieden, der trotz kriegeriſcher Aufregung rings um uns her die Palme über die letzten Tage eines Greiſes und über den Morgentraum eines unſchuldvollen Kindes hält." —

Der Primas ſchwieg. „Ihr Loos war ſchrecklich, Sie erduldeten viel," ſprach ich bewegt: „und dennoch wurden Sie noch glücklich, vereinigt, freuen ſich eines heitern Alters und trinken mit Behaglichkeit den ſüßen Scherbet der Ruhe. Was blüht mir für ein Glück? was erwartet mich? was hat meine Liebe zu hoffen?" Der Primas erhob ſich, trat groß vor mich hin, mit Ernſt und Würde, wie ein Seher,

wie ein Prophet, und ſprach: „Auch Ihnen kann nach Jahren voll Leides und Trennungwehes die Stunde der Vereinigung ſchlagen, wie mir, darum harren Sie aus, und bleiben Sie treu, und halten Sie feſt, was Euripides ſagt:
Οὐκ ἔστιν οὐδὲν χωρὶς ἀνθρώποις θεοῦ. *)

---

*) Nicht ohne Gott geſchieht Etwas den Sterblichen.

14.

Trübe Spaltungen.

Mehr und mehr ſteigerten ſich die Mißhelligkeiten zwiſchen der griechiſchen Regierung und Odyſſeus. Der Unabhängigkeit gewohnte und an Unabhängigkeit ſein Leben ſetzende Klephtenführer wurde immer mißtrauiſcher, immer abgeſchloſſener. Ueberall hatte er Späher und Beobachter, alles, was beſchloſſen wurde, alles, was vorging, erfuhr er, keine Maaßregel der Regierung blieb ihm verborgen.

Ein Siegesfeſt im Lager der Thermopylen über die gewonnene Schlacht und die Niederlage der Türken wurde gefeiert. Alles war in heitrer und froher Stimmung; der helleniſche Wein, für einen Ausländer anfangs kaum trinkbar, weil er auffallend mit Terpentin verſetzt wird, floß reichlich aus Fäſſern und Schläuchen; rauhe Geſänge weckten das Echo, das einſt den Schlachtruf der Streiter des Leonidas widerhallt hatte; ich ſpielte Guitarre im Zelte der befreundeten Feldherrn, als ein Ereigniß plötzlich alle Freudenklänge verſtummen machte. Odyſſeus wurde aus dem Zelte gerufen, als er hinaus trat, trat ein Soldat ein, und überreichte mir ein Schreiben. Es war ein Regierungsbefehl aus Korinth, von Maurokordato und Kormann unterzeichnet, er enthielt meine Zurückberufung, und war von einer Geſandtſchaft an Odyſſeus mitgebracht worden. Ich theilte Nikitas den Brief und zugleich meinen Entſchluß mit, dem Befehl Folge zu leiſten; es überraſchte ihn, doch ſprach er ruhig: „Dein Abſchied ſchmerzt mich, aber ich ehre Deinen Gehorſam.“

Odyſſeus trat wieder in das Zelt; ſeine Stirn lag voll Falten, wie ein Horizont voll Gewitter, ſeine Augenbraunen hingen tief herab, wie ſchwere Donnerwolken; auf ſeinen Wangen glühte die Röthe des Zornes. Er ſprach kein Wort.

Die Regierung hatte zwei Kapitani geſandt, und Odyſſeus hatte durch ſeine Späher erfahren, daß jene beauftragt ſeien, ihn durch Gewalt nach Korinth zu bringen, wohin er ſchon ſo oft vergebens geladen war, wenn er nicht in Güte ſich den Befehlen fügen wolle. Dieß kochte in der Bruſt des unabhängigen Feldherrn; Odyſſeus lud die beiden Kapitani zum Eſſen ein, auch lud er ſorgfältig ſeine Piſtolen.

Das Mahl begann, wir ſaßen, oder lagen nach dem Brauch des Morgenlandes an einer niedrigen Tafel, Odyſſeus gegenüber die Kapitani.

Mit jedem Trunke Wein ſteigerte ſich die verhaltene Wuth des Klephtenhäuptlings; ich beobachtete ihn unbemerkt, jeder Biſſen quoll mir im Munde, es ging ſehr ſtill her bei dieſem Siegesfeſt, es war ſchwüle Gewitterſtille. Den Kapitanis ſchien es auch nicht recht ſchmecken zu wollen, ſie ſaßen an ihrem Henkermahl.

Odyſſeus erhob ſich, ganz zornvolle Flamme. „Die Regierung“ — keuchte er aus tiefer arbeitender Bruſt: „Die Regierung — zu Korinth — will mich lebendig — oder todt“ — er riß beide Piſtolen aus ſeinem Gürtel — „in ihrer Gewalt haben!“ Er ſpannte die Hähne, er ſchrie überlaut: „Dieß meine Antwort!“ Er ſchoß beide Kapitani nieder.

Das ganze Lager gerieth in Aufruhr; Alle, die an der Tafel ſaßen, erhoben ſich, und flohen beſtürzt, nur Nikitas und ich blieben. Kalt und ſtarr ſtand Odyſſeus, und blickte ſtolz und ruhig umher und auf die Gerichteten. Erwartungsvoll ſammelten ſich die Kohorten ſeiner Streiter wieder um ihn, auf manchem Geſicht lag noch die weiße Tünche des Schrecks.

Da durchrollten die Augen des Feldherrn den gedrängten zahlreichen Männerkreis, und mit einer

Donnerſtimme rief er aus: „Ich bin ein Grieche, ein freier Grieche! Nie ſchloß ich Frieden mit den Türken; meine Tapferkeit hat mich zum Herrn dieſes Landes gemacht, jetzt will die Regierung in Korinth mich zu ihrem Sklaven machen. Sie ſtellt mir nach, ſie trachtet nach meinem Leben. Für mich giebt es keine Regierung! Meine Waffenbrüder, Mitſtreiter, Mitſieger, wer von euch will nach Korinth? Wer fällt ab von mir? Wer verräth mich, wer liefert mich aus?“ — „Keiner, keiner!“ ertönte es ringsum: „Wir halten zu Dir, wir bleiben bei Dir!“ Und die Schaaren drängten ſich näher heran, mit gekreuzten Armen ſanken ſie auf ihre Kniee nieder, als wandle das Sakrament vorüber, knieend brachten ſie ihm eine königliche Huldigung, er ſtand ſtolz und groß mitten unter ihnen, wie ein Heros des Alterthums, wie ein helleniſcher Gott. —

Die Leichname der unſchuldigen Boten waren hinweggeſchafft, allmählig legte ſich die Aufregung, die alle Gemüther ergriffen hatte, und Odyſſeus trat zu mir. Er reichte mir die Hand und ſprach: „Ich weiß, Doktor, Du willſt der Regierung gehorchen, die Dich zu mir ſandte, die Dich jetzt wieder abruft; reiſe mit Gott! Mein Sekretär-Kapitain ſoll Dir Deinen rückſtändigen Sold auszahlen, ein Detaſchement von fünfundzwanzig Mann ſoll Dich bis Megara begleiten; kehre zurück, und vergiß uns nicht. Nikitas iſt über Deine Abreiſe tief betrübt, gleichwohl muß in den gegenwärtigen Verhältniſſen jeder wiſſen, was er zu thun hat.“

Am Abend empfing ich zwanzig goldne Mahmuds, und ein Paar köſtliche türkiſche Piſtolen als Beuteantheil. Ich nahm von Nikitas herzlichen Abſchied; die Frühe des andern Morgens führte mich zum Hauſe des Primas Gregor. Auch dort feierte ich noch eine glückliche Stunde; meine Kranken waren faſt alle geheilt. Schon wollte ich ſcheiden, als Gregor winkte, und herein trat Theophani im vollen Glanze ihrer hohen Schönheit. Es war, als nahe mit ſeligem Lächeln die Oreade dieſer Berge, mich mit ihrem milden Gruß zu beglücken.

„Dieſer Mann hat für Dein Vaterland gefochten, meine Tochter,“ redete der Primas ſie an: „er hat die Wunden unſrer Brüder geheilt, und folgt jetzt zu anderweiter Beſtimmung dem Ruf der Regierung. Ich erlaube Dir, ihm einen Kuß zum Abſchied zu geben.“ Erglühend ſtand die hehre Jungfrau, verſchämt, und doch nicht bange. Sie lächelte wie ein vertrauungsvolles Kind, als ich ihr nahte, und ich umfing ſie mit dem reinen Gefühl, das ihr eignes Weſen über mich ausſtrömte, und küßte die keuſchen Lippen, die ein leiſes Lebewohl flüſterten.

Ohne Abenteuer gelangte ich mit meiner Begleitung nach dem kleinen geſunkenen Megara, von da aus blieben mir nur die zwei Griechen, die mit den ermordeten Kapitanis gekommen waren, und nun die Schreckensbotſchaft von der ſtarren Widerſetzlichkeit und der grauſamen Willkühr des trotzigen Odyſſeus der Regierung in Korinth überbrachten. —

Der Kriegsminiſter war außer ſich bei der unerhörten Kunde. Mein Gehorſam im Augenblick, da ein ſo furchtbares Beiſpiel von Willkühr und Widerſetzlichkeit gegeben worden, ſtellte mich doch in ſeiner Achtung. Er betrachtete meine Rückkehr als beſte Bürgſchaft für meine redliche Geſinnung gegen das Land, und ſie war es auch. Koletti verſprach mir, mich auf das Beſte zu berückſichtigen, auch hielt er Wort.

Ich ſah Weiland nicht wieder, er und Moring mit ſeinem ſteifen Arm hatten Griechenland wieder verlaſſen. Korinth wimmelte von Philhellenen aller Länder; die Regierung war in Verlegenheit, die Verhältniſſe waren bunt in und durch einander gewirrt, die Spaltung der verſchiedenen Partheien entzweite die Nation, der Egoismus ſiegte über den Patriotismus, es drohte dem jungen, kaum gebornen Staat, ging es ſo fort, ein klägliches Ende.

Viele der griechiſchen Kapitani weigerten, wie Odyſſeus, hartnäckig der Regierung, welche ein Heer nach europäiſchem Fuß mit Hülfe der gedienten und erfahrenen ausländiſchen Officiere organiſiren wollte, Gehorſam und Beitritt, und die Regierung hatte keine Mittel, ſie zur Unterwürfigkeit zu zwingen. Die Art und Weiſe, Krieg zu führen, deren die Kapitanis gewohnt waren, war allzuſehr verſchieden von der der übrigen civiliſirten Völker Europas, die letztere erſchien mit ihrer Subordination, Taktik und Strategik unbequem und unausführbar, und die Regierung mußte die Ausländer, die gekommen waren, Griechenland zu helfen, deren Hülfe ſo nothwendig, deren Kenntniſſe ſo nützlich geweſen wären, mit leeren Hoffnungen tröſten, und mit Ausflüchten hinhalten, während die Flamme des empörendſten Vertilgungskrieges ungehemmt fortloderte, und viele Tauſende fraß. Da war es kein Wunder, daß unzufriedenes Murren allgemein wurde, und Verdruß an die Stelle der Begeiſterung trat. Die wenigſten der Philhellenen waren reich, es mußte für den Unterhalt der Meiſten geſorgt werden, geſorgt bei den unzureichendſten Mitteln; daher ſchlechte Koſt, ſchlechte Verpflegung, Lumpen ſtatt der Kleider, und ſtatt feuriger freiwilliger Streiter für die heilige Sache Griechenlands füllte ein Heer abgekühlter unfreiwilliger Müſſiggänger die Straßen Korinths. Der Mißmuth unter den Philhellenen wurde ſo allgemein, daß eine große Zahl derer, die zureichende Mittel zur Rückreiſe noch beſaßen, dieſe antraten, und in Folge ihrer bitter getäuſchten Hoffnungen ſo viele nachtheilige Schilderungen über den dortigen Stand der Dinge in Deutſchland, Frankreich und der Schweiz verbreiteten, daß die Milde und das Erbarmen irre wurden, und der Wohlthätigkeitsſinn bedenklich ſtutzte. Unter dieſen wieder Weggeſchifften waren auch Weiland und Moring, meine Freunde.

Man ging mit dem Gedanken um, unter dem Namen eines Philhellenencorps ein meiſt aus Ausländern beſtehendes Bataillon zu errichten, warb für dasſelbe eifrig, und benutzte die günſtige Gelegenheit, daß der Reſt des Bataillons Tarella, welches einen Feldzug auf Candia gemacht, und ſich bei dem Sturm auf Napoli di Romania rühmlich hervorgethan hatte, nach Korinth kam, die zuerſt gekommenen fremden Officiere einzureihen, und das erſte Infanterie-Regiment unter dem genannten Namen zu formiren. Formirt war es bald, aber uniformirt keineswegs, ebenſo wenig auch nur mit dem Nothwendigſten verſehen, um in das Feld rücken zu können. Müſſig lag und lungerte es auf dem Akrokorinth, der Feſte, die jetzt kaum einer Beſatzung bedurfte, und harrte auf Befriedigung des Kriegsbedarfs, während Klagen und Forderungen an die Regierung immer ungeſtümer und zuletzt drohend wurden. Dieſe wußte ſich kaum zu retten; eine Kommiſſion unter Maurokordatos und Kolettis Vorſitz wurde aus den fremden Officieren jeder Nation ernannt, die nun ſchnell die Organiſation der geſammten in Korinth anweſenden Mannſchaft vornehmen ſollte. Aber auch hier thaten die unreinen Leidenſchaften der Ehrſucht, des Rangneides und der Mißgunſt der guten Sache Abbruch, die Franzoſen, der Zahl nach den Uebrigen überlegen, ſpielten die Meiſter, mancher wackre Officier erfuhr gar nichts von dem Regierungsbeſchluß, es wurde alles heimlich und übereilt betrieben, und das Reſultat war nur vermehrte Unzufriedenheit in Folge der bitterſten Enttäuſchung.

Es war am 18. Mai 1822, als der Generalmarſch durch die Straßen Korinths wirbelte. Alles ſammelte ſich vor Maurocordatos Wohnung, das Bataillon ward organiſirt, die Bedingungen wurden laut vorgeleſen. Alles lauſchte in tiefer Stille.

„Alle in Korinth anweſenden Philhellenen vereinigen ſich in ein Corps, um in wichtigen Unternehmungen hülfreich zu ſein.“

„Jeder gemeine Soldat bezieht Lieutenantsſold. Von dieſem Sold wird ein Drittel baar, zwei

Drittel werden in Staatspapieren der griechiſchen Regierung bezahlt.“

„Das Corps bildet die erſte Garde Griechenlands; aus ihm werden in der Folge alle Officiere für die neuzuerrichtenden Regimenter erwählt.“ Soweit klang alles annehmlich, blieb alles ruhig. Jetzt begann die Vorleſung der Chargen, das war die Klippe, an welcher das Schiff der Eintracht ſcheiterte, jetzt wurde das Vorwalten des franzöſiſchen Elements fühlbar. Die höchſten Ehrenſtellen bekleideten Franzoſen, verdienſtvolle deutſche und andre Officiere wurden zurückgeſetzt, und ſelbſt bei weitem die Mehrzahl der Franzoſen erhielt die Chargen nicht, die ſie gehofft und auf die ſie gerechnet. Das Bataillon leiſtete an dieſem Tage noch nicht den Fahneneid, vielmehr erklärten eine Menge Philhellenen den Austritt, darunter viele Ehrenhafte, die unter dem Befehl notoriſch ſchlechter Subjekte nicht dienen wollten, aber auch viele Abenteurer, die den Vorwand der Zurückſetzung begierig ergriffen, um auf eigne Hand ihr gewohntes diſſolutes Leben fortzuſetzen, oder der Heimath wieder zuzuſteuern, die beßre Ausſichten für ſie darbot, als das unglückliche, zerrüttete, geldarme Griechenland.

Am folgenden Tage ward das Bataillon abermals verſammelt, um auf die Fahne zu ſchwören und wieder erklärten drei deutſche, allgemein geachtete Officiere den Austritt, wegen ſchnöder Zurückſetzung, und weil ſie in der ihnen zugedachten Stellung nicht nach dem Umfang ihrer Kenntniſſe nützlich werden konnten. Die Deutſchen verſtanden es weniger, ſich bei der Regierung beliebt zu machen; das Bewußtſein ihres Werthes, die Geradheit ihres Charakters hielt ſie ab, die Schweifwedelei der Franzoſen um die Machthaber herum zu theilen, daher war der Einfluß der Letztern ſo überwiegend.

Feierlich wurde endlich die Fahne eingeſegnet. Das Perſonal der Regierung, mehre Kapitanis mit ihren Corps, und faſt die Einwohnerſchaft von ganz Korinth wohnten der Ceremonie bei. Das Bataillon ſchwur den Fahneneid und ſchrie unter Trommelwirbeln Hurrah! Das laute Schreien war auch hier recht gut und zweckmäßig angebracht, es übertäubte die Stimmen des Mißmuths.

15.

Das Bataillon der Philhellenen. *)

Von der hohen Felſenfeſte Akrokorinth ſchallte jubelnder Geſang und Becherklang; dem neuorganiſirten Bataillon war ein Drittheil des Soldes ausgezahlt worden, und die einhundert und achtzig Mann, aus denen es beſtand, vereinte ein Abſchiedmahl mit vielen der zurückbleibenden Freunde und frühern Waffengefährten; während unten in der Stadt eifrige Zurüſtung zum Abmarſch viele Hände und Füße in Bewegung ſetzte.

---

*) Unter dieſem Titel exiſtirt ein vergriffenes Buch. Sollte Jemand in deſſen Inhalt einen mehr als allgemeinzeitgeſchichtlichen Zuſammenhang mit Dem erblicken, was dieſe Blätter bis Ende des zweiten Theiles enthalten — ein Zuſammenhang, den die Kundigen natürlich finden müſſen — ſo glaube er an deſſen unbedingte Nothwendigkeit, ohne uns eines Plagiats zu zeihen. d. H.

Noch einmal überblickte ich von der höchſten Zinne der ſtolzragenden Akropolis Stadt und Land, das ſchöne herrliche, klaſſiſche Griechenland. Zu mächtig und laut ſprachen die Erinnerungen an eine große Vorzeit, als daß der kriegeriſche Lärm des Jetzt die ernſte Stimme hätte übertäuben können. In unermeßlich großartiger Herrlichkeit lagen die Länder, die Meere unter mir, im Sonnenglanze eines wolkenloſen Maitages. Den ſüdlichen Horizont begrenzten die waldigen Höhen, welche ich, von Argos kommend überſtiegen hatte, aus denen die Gipfel des Treton und Apeſos emporragten; die Bergkette Arachnäon zog ſich wie die Mauer eines Amphitheaters in ſüdöſtlicher Richtung hin und ſtieg ſanft hinab in den ſaroniſchen Meerbuſen, der mit ſeinen Inſeln und Inſelchen heraufleuchtete. Jenſeit des Iſthmus zeigten ſich die Oneiiſchen Berggipfel, und weiter nordwärts die ſchneebedeckten Spitzen des Helikon und Parnaſſos, wie die Höhe des Kirphis. Von dieſem Höhenzuge zurückgekehrt, flatterte die Möve meiner Schauluſt über den Meerbuſen von Korinth, und ließ ſich zunächſt auf der Landzunge des Olmiſchen Vorgebirges nieder. Von da ohne lange Raſt flog das Auge nach der Stätte des alten Sikyon, wo das kleine Schiffer-Dörfchen Baſilica liegt, von da auf die Gipfel des Chelmos, der mit ſeinen Nachbarbergen die Ausſicht nach Weſten begrenzt, und kehrte über das hochragende Voſtitza und Vlegoka zurück.

Trommelſignale mahnten zum Aufbruch. Die Philhellenen traten unter ihre Waffen. Ich nenne die Namen des Stabes und der hauptſächlichſten Chargirten des in zwei Kompagnien getheilten Bataillons. Maurokordato, der Generaliſſimus, war zugleich Obriſt der Philhellenen. General Normann-Ehrenfels Obriſtlieutenant, Dannia Kommandant, Raybaud Adjutant-Major, Huißmann Quartiermeiſter, Mizewsky Kapitain der erſten Kompagnie, und Chevalier, der ſich mittlerweile ebenfalls in Griechenland eingefunden, Kapitain der zweiten; ſein Generallieutenantstraum in Marſeille war in Luſt zerronnen, gleichwohl war er glücklicher, als ſein Nebenbuhler Lasky, der ſich ſeines Ortes mit einer Unterofficierſtelle begnügen mußte. Unter Maurokordato ſtanden die leitenden Adjutanten Rhodias, Daniel, Graillard, von Rheinecke. Normann kommandirte den Generalſtab, ſein Adjutant hieß Feldhann. Zum Kommandanten der Artillerie, die aber noch nicht errichtet und vorhanden war, wurde Major von Stitz ernannt. Ich ſelbſt war in der Liſte des Bataillons als Staabsarzt und Doktor-Major eingetragen, und hatte an einem Doktor Johannſen einen Amanuenſis. Es war der 19. Mai, und die Sonne eilte ſchon ſinkend den weſtlichen Gipfeln des Chelmos und Trikara zu, als das Bataillon aus dem Akrokorinthos und herunter nach der Stadt zog. Zwölf Trommler füllten die Straßen mit niegehörtem Lärm, ſchaarenweiſe eilten Einwohner und Soldaten herzu, neugierig ſchauend und lauſchend, ſie mochten wohl die große türkiſche Trommel kennen, aber die, welche jetzt gerührt wurde, war ihnen unbekannt. Schon die Trommler boten einen eigenthümlichen bunten Anblick dar; ſie trugen hellblaue ruſſiſche Mützen, im Uebrigen war der Anzug eines jeden ſo beſtellt, wie Zufall und guter Wille ihn verſchafft, griechiſch, türkiſch, fränkiſch, griechiſch-fränkiſch, türkiſch-fränkiſch, türkiſch-griechiſch u. ſ. w. Die Leute nahmen ſich pfauenbunt aus, dafür durfte man ihnen, wie den Pfauen, nicht auf die Füße ſehen. So war es auch beim Regiment ſelbſt. Torniſter fehlten gänzlich, wer noch etwas von Wäſche und ähnlichem Gepäck übrig hatte, der trug es, mit Bindfäden oder Stricken zuſammengeſchnürt, in einem Bündel auf dem Rücken, zigeunerähnlich. Bei dieſem ärmlichen Aeußern des Regimentes, wie des Philhellenen-Bataillons, waren aber bei dem Letztern doch zwei gute Dinge, daher es auch in der That guter Dinge war, nämlich ein froher heitrer Muth, und tüchtige erprobte Waffen. Indeß war noch immer nicht entſchieden, wohin das Regiment marſchieren ſollte, und wir kampirten die Nacht über in der Nähe des Golfs von Korinth.

Am Nachmittag des 20. Mai wurde Generalmarſch geſchlagen, wir rüſteten erfreut und ſchleunig uns zum erſehnten Abmarſch. Maurokordato verkündete ihn auf den Abend, und die Felſenwand der Akropolis hallte den freudigen donnernden Hurrahruf der Philhellenenſchaar wieder. Es wurden einige Schwenkungen geübt, und der Abmarſch begann. Freunde ſchieden mit ſchmerzlichen Umarmungen, denen vielleicht ein ahnungsvolles Vorgefühl ſagte, daß ſie nie einander wiederſehen würden. Mit Wehmuth blickte mancher der Zurückbleibenden und der Ausgetretenen unſerm Zuge nach. Es war dieſelbe Stelle, wo nach der Uebergabe der Akropolis griechiſche Grauſamkeit uns ein ſo empörendes Schauſpiel und Beiſpiel gegeben, der Platz, wo die Menſchlichkeit uns aufgefordert hatte, für die Türken gegen die Griechen zu kämpfen. Den blutgedüngten Platz überwucherte jetzt hohes Gras.

Mit warmen Gefühlen ächter Menſchenliebe gelobten wir uns unter einander, ſtets und in allen Verhältniſſen das Recht der Menſchheit zu ehren und zu ſchirmen, auch gegen den beſiegten und gefangenen Feind nicht grauſam zu ſein, und uns ſtets der

Nationen würdig zu zeigen, denen wir angehörten. Eine ernſte Stimmung bemächtigte ſich in der feierlichen Abendſtunde des ganzen Regimentes, endlich ſchieden wir. Das Regiment bewegte ſich durch die Ebene nach dem Meere zu, um auf dem Landweg nach Voſtitza zu gelangen, welche Straße auch Maurokordato mit ſeinem Stabe wählte, während die zwei Kompagnien des Philhellenen-Bataillons von Dannia angeführt, den ſandigen Hafenweg einſchlugen. Lau und ſächelnd ſtrich der Wind vom Meere her uns entgegen, und ſchwellte unſre hellblaue Fahne mit dem weißen Kreuze, die den uns von den Mauern Korinths nachblickenden Freunden und Einwohnern noch lange leuchtete. Am Meeresufer ſchlugen wir unter kleinen Barracken, Fiſcherhütten und Waarenniederlagen unſer Lager auf, um am andern Morgen auf Böten nach Voſtitza zu ſchiffen.

Nur wenige fanden in dieſer Nacht den Schlaf; wir waren alle wunderbar aufgeregt, und unterhielten uns lebhaft von Vergangenheit und Zukunft, bis die Sonne aus dem Golf von Aegina aufzuflammen ſchien, den Iſthmus mit Glanz übergoß und mit ihren erſten Strahlen die Gipfel des Helicon und Parnaſſos küßte, dieſe ewigtönenden Memnonsſäulen des helleniſchen Alterthums.

Reges Leben erwachte im Lager, mit ihm aber zugleich eine hemmende Beſorgniß, die bald zu lautausgeſprochenen Fragen wurde: Sollen wir zu Felde ziehen, ohne die uns verſprochenen griechiſchen Staatspapiere erhalten zu haben? Iſt es wohlgethan, den Sold, den wir verdienen, bei der ſchwankenden und unzuverläßigen griechiſchen Regierung ſtehen zu laſſen? Sollen wir ziehen ohne die Patente unſrer Chargen, die uns noch nicht ausgefertigt und zugeſtellt wurden? Welche Bürgſchaft haben wir für die Verſprechungen einer Regierung, die ſo ohnmächtig und arm iſt, daß ſie die trotzigen Klephtenhäuptlinge nicht bändigen, und ihre Truppen nicht uniform kleiden kann? —

Der Wille des Bataillons, durch die Mehrzahl vertreten, ſprach ſich, alle dieſe Fragen verneinend, dahin aus, daß es wohlgethan ſei, nicht eher von dannen zu gehen, bis die Beſorgniſſe gehoben, und die Verſprechungen erfüllt ſeien, und trug dieſen Beſchluß dem Führer Dania vor. Vergebens deutete dieſer darauf hin, daß durch die Weigerung des Einſchiffens großer unangenehmer Verzug entſtehen würde; es konnte, da vier Monate lang verzogen, auch der Verzug eines Tages nun nicht in Betracht kommen. Der Kommandant mußte eine Deputation an die Regierung ſenden, und dieſe, wenn auch unerfreut, um nur endlich die Ausländer mit ihren dringlichen Forderungen los zu werden, that alles, was in ihren Kräften ſtand, um die Wünſche des Bataillons zu befriedigen. Die Patente wurden ausgefertigt und der Kriegsminiſter Koletti begab ſich mit dem Regierungsſecretair Metara, einem Zanteoten, ſelbſt nach dem Hafen, theilte die Patente aus, erklärte aber entſchieden, daß die verlangten Staatspapiere jetzt weder vorhanden ſeien, noch rechtmäßig gefordert werden könnten, daß dieſelben aber ohnfehlbar in Miſſolunghi eintreffen und ausgezahlt werden würden. Jene Patente und dieß Verſprechen beruhigten die Bedenklichen und Beſorgten, und man ſchiffte ſich ein; ich ſprach noch einmal mit Koletti, und zeigte ihm meinen Medikamentenvorrath, den ich theils von Marſeille mitgebracht, theils nicht ohne Mühe in Korinth erhalten hatte.

Unſre Schiffe ſchwammen im Golf, aber der Wind war nicht günſtig, und wir kreuzten an den Ufern des Iſthmus. Einen herrlichen Anblick bot von hier aus geſehen, Korinth mit ſeiner mächtigen Akropolis. Noch im Abendſchein ſahen wir die einſt ſo berühmte umfangreiche Stadt, die jetzt meiſt nur aus ärmlichen Hütten beſtand. Wie die Scheideſtrahlen der ſinkenden Sonne die mächtigen Ruinen des Amphitheaters umfloſſen, wie die Säulentrümmer im Abendgolde flammten, wie das ganze Land ſo im todten Frieden der Zerſtörung lag, da mußte ich daran denken, wie der Heiland im Abendglühen Jeruſalem und ſeine Zukunft ſah, und über Zion göttliche Thränen weinte.

Erſt gegen Mitternacht erhob ſich ein friſcher Oſtwind, der das Schiff, auf welchem ich mich befand, raſch vorwärts trieb, während wir die andern Fahrzeuge faſt ganz aus den Augen verloren. Die Fahrt gieng mehre Stunden gut, da trat Windſtille ein, und wir kamen nur langſam weiter. Die Zeit auf dem Schiff wurde indeß angenehm vertrieben. Unſer Kommandant, der greiſe Dannia, der in Korinth einer ſchweren Krankheit faſt erlegen war, lebte mit Jugendmuth und Jünglingsfeuer wieder auf; er bat uns, zu ſingen und zu ſpielen; ich nahm die Guitarre zur Hand, Huißmann beſaß ein Liederbuch, bald ſchallte lauter Chorgeſang über das glatte Meer, und Freiheit- und Schlachtlieder erklangen im Angeſicht der hohen Muſenberge Griechenlands. Das eine der Schiffe mit einem Theil der Mannſchaft der zweiten Kompagnie näherte ſich uns, bis auf geringe Entfernung, und bald antwortete ein lauter vollſtändiger Chorus unſern Geſängen.

Ein Geiſt der Eintracht ſenkte ſich beſeligend auf die Philhellenenſchaar. Die langweilige Reiſe der Expeditionen von Marſeille und andern Orten aus nach Griechenland, der lang andauernde Müſſiggang von Korinth hatten bisher manche Spaltung erzeugt und genährt, der Nationalhaß namentlich zwiſchen Deutſchen und Franzoſen war mit aller Schroffheit hervorgetreten, und hatte manches Duell, manchen Exceß veranlaßt. Jetzt — für einen Zweck vereint, einem gemeinſchaftlichen Feind entgegenziehend — wich jener trübe Dämon der Entzweiung, und in friedlicher Verſtändigung gingen wir vereint dem fernern Schickſal entgegen.

Der alte Dannia erzählte, als die Geſänge verſtummten, die Geſchichte ſeiner frühern Tage, er hatte vielen Schlachten beigewohnt, manchen harten Strauß ſiegreich beſtanden, ſeiner Jahre waren viele, eisgrau war ſein Haupt, aber ungebeugt, und ſein Blick glänzte vom Feuer anregender Erinnerung, die immer als roſige Abendröthe den ſinkenden Tag des Alters verklären hilft. Ihm geſellte ſich der auch ergraute Hauptmann Mizewsky zu, und erzählte von Schickſalen und Abenteuern, die ihn durch ſein ganzes Leben mannichfach geprüft und umhergeſchleudert hatten. So verging uns heiter der ganze Tag, und Abends badeten ich und die Meiſten von uns luſtig und fröhlich in dem warmen Meere, über deſſen Spiegelglätte kein Lüftchen ſtrich, umſchwammen das ruhig gleitende Schiff und ließen uns weite Strecken nur ſanft rudernd auf dem Rücken liegend von dem flachen Fluthenſpiegel dahin tragen, bis der Apell uns aus dem Golf wieder an Bord rief.

Wieder um Mitternacht ſtellte günſtiger Wind ſich ein, und als der Morgen graute, erblickten wir hoch oben auf einer in das Meer hervorſpringenden Felſenſpitze das Dorf Voſtitza, deſſen rothe Dächer aus dichtem grünen Gebüſch ragten. Unter der Anhöhe, auf welcher das Dorf liegt, zieht ſich der Landweg nach Korinth, und auf der entgegengeſetzten Seite der nach Patras dicht am Meeresufer hin; Obſtbäume und Platanen überſchatten die kleine Ebene, und zahlreiche Maulbeerpflanzungen zeugten von dem Seidenbau einer friedlichen Zeit. Aus der Mitte des Dorfes erhob ſich, weit ſichtbar, ein rieſiger Platanus, der weitſchattend die hundert ſtarken Arme ſeiner Aeſte und die tauſend breiten Hände ſeiner Blätter ausſtreckte.

Am Nachmittag landeten wir; ein geräumiger und ſchöner Platz empfieng uns, über den die ungeheure Platane ſich wölbte; Maurokordato mit ſeinem Stabe hatte bereits hier Poſto gefaßt, und ſich in den Schatten des Baumes begeben. Sechszehn türkiſche Fontainen, zierlich gefaßt, ſprudelten eiskalte

Fluth, und ergoſſen ſich in kleine Decken. Dort wählten auch wir unſre Lagerſtätte.

Der Ort war ziemlich einwohnerlos. Die türkiſchen Gebäude, wenigſtens die ſchönern, hatte die Wuth der Griechen, mit Ausnahme der Kaffeehäuſer, zerſtört; wenige Griechen ließen ſich ſehen, alte Weiber ſchlichen in Lumpen durch die Gaſſen, und ſchmutzige Kinder. Die Soldaten des Regimentes belebten faſt allein den Ort. Ein freier Platz bei den Kaffeehäuſern gewährt eine reizende Ausſicht nach Korinth. Einige Bekannte unter dem Regiment, die ich aufſuchte, luden mich auf einen Willkommenbecher in ein Wirthshaus, deſſen kellerartiges Gemach Gaſt-, Schenk-, Barbierſtube und Küche in ſich vereinigte. In traulicher Eintracht hingen die Gefäße des eben, als wir eintraten, mit Schröpfen beſchäftigten Baders neben denen des Kochs, und viele Soldaten erfüllten das Gewölbe, ſich in dem reichlich fließenden terpentinduftenden Wein gütlich thuend. Oben in einem Verſchlag, zu dem eine Leiter führte, ächzte eine ſterbende Frau.

Gott weiß, woher es auf einmal laut geworden, daß ich Arzt ſei; mit einemmale ſah ich mich dicht umdrängt von Kranken aller Art, die alle zugleich in mehr als einer Sprache mir ihre Gebrechen klagten und zuſchrien, und Hülfe von mir verlangten.

Viele litten an gaſtriſchen Fiebern, andre hatten ganz unbedeutende Uebel. Als ich nun dem einen dieß, dem andern jenes Mittel rieth, waren die Wenigſten damit zufrieden, vielmehr ſchrien und drängten ſie, ich ſolle ihnen wahrſagen. Prieſter, Arzt, Zauberer und Wahrſager galt dem ungebildeten Theil des griechiſchen Volkes meiſt als gleichbedeutend, und in einer Perſon vereinbar, was nicht befremden darf, wenn wir, den Prieſtertrug aller Zeiten erwägend, einen Blick in die Vorzeit werfen, und einen Augenblick nur darüber nachdenken wollen, wie lange nachhaltig ſelbſt bei der wiſſenſchaftlich am höchſten ſtehenden Nation, bei der deutſchen, im gemeinen Volksleben ſich Glaube, Brauch und Sitten aus heidniſchem Alterthum erhalten haben.

Leider beſaß ich die Gabe der Weiſſagung nicht, ſonſt wäre Manches in meinem Leben anders geworden, und mußte, ſo gut ich konnte, durch Ausflüchte mich von der hülfsbedürftigen und ſchickſalerforſchungsluſtigen Zudringlichkeit zu befreien ſuchen.

Am untern, etwas in Düſterniß gehüllten Theile des Tiſches ließ ſich bald darauf in Lauten der hispaniſchen Zunge eine hellgellende Stimme vernehmen, die einem Knaben angehörte, welcher im Kreiſe griechiſcher Soldaten zechte und ratotirte. Der Kopf dieſes jungen Helden, der mit nichts als heroiſchen

Kriegsthaten angefüllt ſchien, war mit einer polniſchen Mütze bedeckt, im Gürtel des kurzen Rockes ſtacken zwei Piſtolen, über die ſchmalen Schultern lief ein breiter Riemen, an dem ein krummer Türkenſäbel ohne beſtimmte Richtung ſchwankte. Das renommiſtiſche Geſchwätz dieſes unbärtigen Eiſenfreſſers, der alles, was er ſprach, mit der lebhafteſten Geſtikulation begleitete, ärgerte mich; mir war, als kenne ich dieſe Stimme, als habe ich ſie ſchon anderwärts gehört; um die negativanziehende Perſönlichkeit kennen zu lernen, trat ich an den Tiſch heran und fragte den kleinen Snabrenneur: „Sind Ihre großen Piſtolen geladen, mein Herr?"

Gleich folgte in erzwungen barſchem, eigentlich aber frauenzimmerlich ſchnippiſchem Ton die Antwort: „Allerdings, Herr Doktor! Beliebt es, ſo probire ich die Piſtolen ſogleich an Ihnen, Herr Doktor!"

„Dieſer Beweis wäre allzuſchlagend," erwiederte ich: „ich hoffe Gelegenheit zu finden, mich ohne ihn von der Wahrheit Ihrer Ausſage zu überzeugen. Uebrigens bin ich verwundert, daß Sie mich zu kennen ſcheinen, kann ich mich doch nicht entſinnen, die Ehre gehabt zu haben." —

„Sie hatten ſie, Herr Doktor," war die raſche Antwort: „auf dem Schiff, das uns beide von Marſeille nach Griechenland führte."

Jetzt ging mir ein Licht auf, der junge Raufdegen war Dame Toricelli, und mit geläufiger Zunge erzählte ſie nun, man habe beim Abmarſch der Philhellenen ſie genöthigt, in Korinth zurückzubleiben, allein dieß ſei ihr unmöglich geweſen, ſie wolle mit ihrem Mann leben und ſterben, und an ſeiner Seite fechten. „Ich glühe für die Freiheit!“ rief ſie lebhaft und mit deklamatoriſchem Pathos aus: „In mir rollt andaluſiſches Blut, ich kaufte mir Waffen und einen Mauleſel, der mich geſtern ſicher hierher nach Voſtitza trug.“

Kaum hatte ſie dieſe Worte geſprochen, als ſie auf- und über den Tiſch ſprang, und, ſich mir vertraulich nähernd, fragte: „Iſt mein Mann im Lager, ſahen Sie ihn? Wird der Kommandant Dannia mir nicht erlauben, den Feldzug mitzumachen? Möchten Sie nicht ihn bitten, mir dieſe Erlaubniß zu ertheilen?“

„Gern,“ erwiederte ich: „doch glaube ich, wenn Sie ſelbſt mit ihm reden, Madame, daß er dann um ſo eher einwilligen wird, wenn er ſich von ihrem beharrlichen Muth und ihrer Heldenhaftigkeit überzeugt.“

„Spotten Sie?“ fragte ſie beleidigt, und hatte ſchon die Hand am Säbel, da trat Dannia ein, ich verließ die Amazone, bot ihm die Olla zum Trank, und ſetzte ihn von den Wünſchen der Dame in Kenntniß. Erſt zweifelte er, doch als ich ihm nun das männliche Weib vorſtellte, ſo lächelte er und ſtrich ſich den ſchneeweißen Schnurrbart, dann brach er in ein unauslöſchliches Gelächter aus. Bald kehrte der Kommandant von ihr begleitet in das Lager zurück, und auch ich folgte, um meiner Pflicht zu genügen und das Lager ärztlich zu viſitiren.

Der Rieſenſtamm der berühmten Platane Voſtitzas, den in der neueſten Zeit die griechiſche Regierung mit einer Mauer umgeben ließ, war rings umlagert, er war ſo groß und weitſchattend, daß das ganze Bataillon unter ſeinem mächtigen Gezweig Schirm und Obdach fand. An der vordern Seite des Baumes lagerte Maurokordato, umgeben von ſeinem Generalſtab; Landkarten waren vor ihm ausgebreitet, und eifrig forſchend ſchien er mit den Häuptlingen die beſten Straßen, Päſſe und Plätze für unſre Bewegungen auswählen zu wollen; es war eine höchſt maleriſche Gruppe. Ein Wall von Gepäck ſchied uns von dem Generaliſſimus und ſeiner Umgebung; auch wir bildeten eine Scene voll maleriſchen Effektes. In unſrer Mitte thronte auf einem türkiſchen Teppich Donna Toricelli, ihr zur Rechten ſaß der alte Dannia, der ſich's nicht nehmen ließ, galant zu ſein, ich ihr zur Linken, der ihre Okka fleißig füllte, und ſie wußte mit Anſtand und Grace die Huldigungen als gebührende hinzunehmen, die ihrer Schönheit ſo laut gebracht wurden, daß auch von Zeit zu Zeit Maurokordato einen Blick nach unſern Schäfereien herüberſandte. Der Quartiermeiſter Huißmann und Adjutant Raybaud bildeten die beiden Flügel dieſes lebenvollen Centrums, und zu den Füßen der Dame lag gemächlich ſeinen Cigarro ſchmauchend, der Philhellenenkorporal, ihr Mann.

Um uns herum ſich breitend lagerten die übrigen Philhellenen, heiter zwiſchen den Pyramiden der Gewehre gruppirt, und Scherze, Gelächter und lautes Geſpräch flogen herüber und hinüber, während die ernſten Männer des Stabes ſich nicht im Mindeſten ſtören ließen. Donna Toricelli malte uns mit Lebhaftigkeit aus, wie ſie ſich benehmen werde, wenn ſie das Unglück haben ſolle, in türkiſche Gefangenſchaft zu gerathen; mit offenem Mund und ganz verwundert, hörte ihr Mann ihr zu; ſein Cigarro war ihm längſt ausgegangen. Als wir ſo guter Dinge und fröhlichen Muthes waren, verſtärkte ſich noch das kleine Heer. Eine Schaar Mainotten mit ihrem Kapitanis zog heran und ſtellte ſich auf, um ſich unter Maurokordatos Oberbefehl zu begeben; kräftige wilde Geſtalten in ihrer eigenthümlichen Tracht;

der Abend ſtreute durch die Aeſte des Rieſenplatanus runde Sonnengoldſtücke auf unſer Gepäck und unſre Kleider, lodernde Wachtfeuer wurden entzündet, Geſang ertönte, und die thönerne Okka kreiſ'te immer aufs Neue gefüllt von Hand zu Hand.

16.

An den kleinen Dardanellen.

Am ſpäten Nachmittage des 24. Mai war das kleine Lager bei uns in Voſtitza ſehr lebendig, und rüſtete zum Aufbruch. Die zwei Kanonen, über welche dieſes Heer gebot, wurden auf Kähnen transportirt, und dem Golf von Lepanto entlang ſetzte ſich der Marſchzug in Bewegung. Voran die griechiſchen Kapitanerien, dann das Regiment mit dem Stabe, zuletzt das Philhellenen-Bataillon. Es war ein eigenthümlicher Zug und Anblick. Zur Rechten hatten wir den Golf, auf deſſen hohen Felſenufer wir hinſchritten und ritten. Der Golf gewährte das Bild eines ungeheuren Sees; ſchwarz in ſchwarze Wolken aufragend, zeigte ſich drüben der Parnaſſos, an den ſich der Gebirgszug des Pindos anreihte. Zur Linken hatten wir eine ununterbrochene ſchroff abſteigende Bergkette, die von ſchaurigtiefen Schluchten durchſchnitten war, aus denen ſich brauſende Waldſtröme dem Golf zuwälzten, die wir auf einem brückenloſen, ſteinigen, durch das oft wiederholte Auf- und Abſteigen höchſt beſchwerlichem Weg überſchreiten mußten. Das Meer fieng an, ſich mit weißem Schaum zu bedecken, die Wolken über dem Parnaß zogen raſch auf, und breiteten ſich am ganzen Horizont aus, hell ſtachen gegen das Dunkel des Himmels der weiße Giſcht des Meeres und die kreidigen Uferfelſen ab, die drüben den Fuß des erhabenen Berges Apollons bildeten. Die Stimme der Delphiſchen Pythia war längſt verſtummt, aber wie einſt das Heer der Juden um den Scheitel des Sinai, ſo ſahen wir jetzt um die wolkenüberhangene Bergkrone drüben Blitze zucken und hörten die Donnerorakelſtimme fern herüberwettern. Auch über die Berge zur Linken hing ſchwergeballtes gewitterſchwangres Gewölk; über unſern Weg fiel ein gelbes Streiflicht von der niedergehenden Sonne, und beleuchtete magiſch auf wenige Momente unſern Zug und die wildſchöne zerriſſene Gegend. Hoch im Wind flatterte die weißbekreuzte blaue Fahne, hoch flogen die farbigen Mäntel und Shwals der griechiſchen Soldaten; unten grollte das Meer dumpf toſend, die Wellen wuchſen, ſchon klatſchten ſie laut an die Felſen und zerſprützten in einem Regen von Giſcht und Schaum. Wir waren bereits vier Stunden marſchirt, es war die höchſte Zeit, einen Raſtort zu ſuchen, welcher einigen Schutz gegen den Sturm gewähren konnte, der fürchterlich zu werden drohte. Auf einer kleinen Anhöhe, die ſich in eine Einbuchtung der Berge barg, machte das Regiment Halt; als wir nachkamen, wirbelte ſchon der dicke Rauch der angezündeten Wachtfeuer im raſenden Winde fort. Kaum hatten auch wir nicht ohne Mühe unſer Gepäck zuſammengelegt und einige Feuer entzündet, als es war, als ob Aeolus alle Schläuche geöffnet, und die tollſten Winde entfeſſelt habe. Der Himmel ſah fahl, faſt roſtfarben aus, nach Patras hin leuchtete es wie ein Weltbrand. Mein ſcheuendes Pferd warf mich beinahe ab. Unter Blitzen und Donnerſchlägen und ſchaurigem Heulen brach aus allen Schluchten der Sturm, warf unſer Gepäck auseinander, durcheinander, führte die brennenden Baumſtämme der Feuer in die Luft und wirbelte ſie um und um, während er die funkenſtäubende Aſche über uns goß, wie einen vulkaniſchen Feuerregen. Nicht Hütte, nicht Haus war in der Nähe, eng aneinander gedrückt, mußten wir aushalten. Endlich wurde es ganz nachtdunkel, wir ſahen nichts mehr von der Gegend, als den weißen Schaum des donnernden, wallenden, empörten Meers, von deſſen Wellenſchlag die Küſte zitterte, das ſeine ungebändigten Wogen über das Ufer warf und bis zur Hälfte der Anhöhe hinan rollte, auf die wir uns geflüchtet hatten. Wären wir jetzt noch auf jenem Weg geweſen, ſo wären wir hinweggeſpühlt worden, wie leichter Kieß. Strahl auf Strahl ſchoß nieder von hallenden Wetterſchlägen begleitet, es blitzte am Himmel und auf der Erde, zuletzt ſtürzte ein furchtbarer Platzregen nieder und in ſeinem feuchten Dunſt ſchlängelten ſich die Blitze am Boden hin. Uns allen zitterte das Herz in der Bruſt; nie hatte einer von uns ein ſo grauſenvolles Phänomen erlebt, und wir erwarteten ſein — wenn es Gott wollte — auch unſer Ende in dumpfer Stille. Der alte Dannia lag auf der Erde, einen dichten Schaafpelz über ſich, und ſchlief; neben ihm und an ihn angedrückt lag ohne Lebenszeichen ein Klumpen, der einem Packballen ähnlicher ſah als einem Menſchen, es war Donna Toricelli, nur beim grellen Schein der wiederholten Blitze ſah ich einen Theil ihres Geſichts, es ſchien ohne Leben. Der Regen machte uns alle ſtarr, und wir ſtanden zähneklappernd unter den Waſſerſtrömen, die vom Himmel auf uns nieder goſſen, und von der Anhöhe herab ſchoſſen. — Endlich ließen Sturm und Regen nach; aber das Meer brüllte und grollte noch fort, als zürne es mit dem Sturm, der den empörten Sclaven gepeitſcht hatte. Als wir uns wieder von der Stelle zu bewegen wagen durften, ſuchten wir vor allen Dingen ein Feuer anzuzünden, und bald ſchlug eine praſſelnde Lohe hoch empor. Es war ein Feuer, daß faſt das ganze Bataillon ſich wärmend es umſtehen konnte, und ſeine Gluth trocknete ſchnell die naſſen Baumſtämme, mit denen wir ſie nährten. Weithin leuchtete die ungeheure Flammenſäule und ergoß rothen Schein über das Land, den Himmel und das Meer. Ruhig ſchlief noch der alte Dannia, aber die Donna hatte ſich aufgerafft und kam zitternd wie ein gebadetes Huhn zum Feuer, ein tragikomiſcher Anblick. „Der Blitz hat mich getroffen!“ jammerte ſie: „Ich muß am ganzen Körper blau ſein. Der Wind hat mich umgeworfen! Wo iſt mein Mann? Toricelli! Wo biſt Du, Ai! Ai!“ Ich wußte nicht, rief ſie das griechiſche Wehe, das Apollon auf die Blätter des Delphinium Ajacis ſchrieb, als er ſeinen Liebling Hyakinthos mit dem Discus getödtet hatte, oder rief ſie ihren Mann mit dem naturhiſtoriſchen Ehrentitel des Faulthiers. Er duſelte herbei, der alte müde Korporal, und ward von ſeiner ſtürmiſchen Hälfte an das Herz gedrückt.

Als der frühe Morgen heraufdämmerte, brachen wir auf, denn unſre Lagerſtätte winkte einladend zur Raſt. Der Weg war ſchrecklich, ſchlüpfrich, abſchüſſig, voll Waſſer, und ſo eng, daß ein Mann hinter dem andern gehen mußte; das Gebüſch, an dem wir vorüberſtreiften, überſchüttete uns mit Regentropfen, und nach einer halben Stunde erreichten wir einen Waldbach, der ſich reiſſend und brauſend über unſern Weg nach dem Meere ſtürzte, und den wir ohne Wahl durchwaden mußten. Das Waſſer gieng uns über die Hüften, um nicht umgeriſſen zu werden, bildeten wir mit den Händen und Gewehren eine Kette, und ich erinnerte mich ähnlicher Paſſagen in Corſica. In Lappen und Tücher gehüllt, einer Zigeuner Altmutter ſehr ähnlich, ritt Donna Toricelli auf ihrem Mauleſel durch den Strom. Bald genug trocknete ſengende Sommergluth die durchnäßte Mannſchaft wieder. Gegen neun Uhr wurde eine Felſenbucht erreicht, dorthin fanden wir die beiden Kanonen und ihre Bedienung gerettet, die wir im Sturm untergegangen glaubten. Zu ihrer Fortſchaffung lieh ich mein Pferd her, das ich ohnedieß oft an der Hand hatte führen müſſen, und machte den übrigen, beſchwerlichen, aber mannichfache ſtets wechſelnde pittoreske Gegenden darbietenden Weg zu Fuße mit.

Gegen Mittag kamen wir in die Nähe von Drepano, das eine Stunde weit von den kleinen Dardanellen entfernt liegt, und lagerten uns in hohes weiches Gras an einer friſchen Quelle in den Schoos einer romantiſchen Gegend. Patrouillen und Späher wurden ausgeſandt, während wir drei Stunden der

Ruhe pflegten, da kehrte die ausgeſandte Diviſion mit der Nachricht zurück, daß ſie auf eine Abtheilung türkiſcher Kavallerie geſtoßen, die ſich aber, als ſie die Griechen erblickt, ſogleich nach der Citadelle von Morea zurückgezogen habe. Ein allgemeiner Freudenruf belebte unſer Bataillon, alles ſetzte ſich in Bewegung, um ſich bald möglichſt mit dem Feind zu meſſen, die Philhellenen baten, ihm zuerſt begegnen zu dürfen; ich revidirte mein Bindzeug und ſchloß mich dem Zuge an, der ſich ſanft aufwärts bis zum Gipfel einer Anhöhe bewegte, von welcher ſich wieder eine herrliche Ausſicht darbot. Zur Rechten lag jetzt friedlich in ſeinem Bette der beruhigte Golf, am jenſeitigen Ufer ſchmückten ihn das Mauerquadrat des Städtchen Lepanto, mehre unzerſtörte Dörfer, und das Dardanellenſchloß Rumelia, hinter dem ſich die Bergkette des Arkynthus in der Richtung nach Miſſolunghi hinzog. Zwei ſich nahe gegenüberliegende Kaſtelle mit Mauern, die bis zum Meere und in das Meer hinabſteigen, beherrſchen und bewachen die enge Felſenpforte der kleinen Dardanellen, durch welche der Golf von Patras mit dem von Korinth verbunden iſt, die beide am nördlichen Ende des Pelopones das Platanenblatt Moreas bilden helfen. Die Ebene war unbebaut, aber reich von Blumen, mannichfachem Geſträuch und kleinen Olivenwäldchen bewachſen. Vor uns hatten wir nun den Anblick beider von den Türken bewachten Dardanellenſchlöſſer: Morea und Rumelia; im Sonnenſchein ſahen wir das blanke Metall der Kanonen flimmern. Ein Bergzug hemmte die weitere Ausſicht, wo er niedriger wurde, blitzten die Gewäſſer des Golf von Patras ſonnebeglänzt und ſilberblinkend auf.

Es galt jetzt Vorſicht, wir mußten einen Angriff aus der Feſtung erwarten, und hielten uns ſchlachtfertig. Wir zogen uns lauernd an der linken Seite des Berges hin, und gaben Raum für das Regiment, um eine große Schlachtlinie zu bilden. Als wir dem Fort gegenüber waren, wählten wir einen Engpaß als Hinterhalt, um einen Angriff abzuwarten, allein dieſer erfolgte nicht, obſchon wir bemerkt worden waren, vielmehr fürchteten die Türken von unſrer Seite den Angriff, daher ſahen wir, wie die Baſtionen ſich füllten. Als alles ruhig blieb, rückten wir mit Vorſicht den Abhang des Berges hinauf, indem wir uns ſtets zum Angriff bereit hielten, in der Meinung, daß der Berg von Türken beſetzt ſei; ſo kamen wir dem Kaſtell gerade gegenüber und in deſſen Schußlinie. Plötzlich bemerkten die Kanonen auf der Feſtung, daß trotz unſers Muthes ein jäher Schreck uns durchzuckte, und ohnweit von uns ſchlugen drei achtundvierzigpfündige Kugeln in den Boden, Staub und

Steine aufwühlend, deren Regen uns überſchüttete. Eine Bombe folgte nach, ebenfalls ohne uns zu erreichen, und verpuffte ihr feuriges Leben im Sande. Wir eilten über den Gipfel dieſer gefährlichen Anhöhe und gelangten in ein enges zerklüftetes Thal, das in Folge des nächtlichen Gewitters einem See glich. Als wir auch dieſes durchwandert, ſank ſchon die Sonne, ohne uns Lorbeern gebracht zu haben, wir machten bei einigen Weingärten und Raſenplätzen Halt, und löſchten an kühlen Quellen unſern brennenden Durſt. Das Regiment, einen ſehr langen Zug bildend, da die Pfade nur ſchmal waren, auch unſre beiden Kanonen zerſtückt von Thieren getragen wurden, zog an uns vorüber und ließ uns zurück. Kein Türke zeigte ſich in der menſchenleeren, ſtillen und öden Gebirgsgegend. Wir wollten nach Patras, und wußten keinen Weg. Man hatte geſagt, es liege von unſerm letzten Nachtlager, wenn es ein Lager zu nennen war, ſechs Stunden entfernt; wir waren bereits zehn marſchirt, ohne Patras erreicht zu haben. Hitze und Durſt hatten uns abgemattet, dennoch wurde friſcher Muth gefaßt, Trommeln und Hörner thaten das ihre dazu, uns zu beleben, ein kräftiges Lied half auffriſchen, und wir giengen noch zwei Stunden, Hügel auf, Hügel ab. Von Patras keine Spur, auch keine vom Regiment.

Die Nacht brach ein, immer noch irrte unſer kleines Corps in den unwirthbaren Bergen, hungrig, durſtig, müde, ruhelos. Schon war es zehn Uhr, als uns in weiter Ferne, wie Pharusflammen, Wachtfeuer entgegen leuchteten, auf die wir zueilten. Die Berge hatten wir hinter uns, da hemmte wieder ein Sumpf unſre Schritte, auch dieſer wurde umgegangen, noch eine Anhöhe erſtiegen, und wir ſahen uns, nicht ohne Grauen — dicht hinter der Cidatelle von Morea. Wir hatten uns verirrt, den Weg verfehlt, und konnten verloren ſein, wenn die Türken wachſamer geweſen wären. Still zogen wir uns zurück, und erblickten nun die Ebene von Patras, die im Umkreiſe von zwei Stunden mit Wachtfeuern wie beſäet war, ein herrlicher Anblick! Unangefochten erreichten wir die griechiſchen Vorpoſten, fröhlichen Herzens. Mit Trommelſchlag und lautem Hornſchall ſetzten wir das Lager in Allarm, neugierig ſtrömten die griechiſchen Soldaten in Schaaren herbei, ſchon ſahen ſie beim Schein der Flammen das unheimliche Blitzen unſrer Bajonette, und unſre für ſie räthſelhafte Erſcheinung. Niemand fragte uns: wohin? woher? Sie wußten nicht, war es Freund oder Feind, der ſo kühn und ungeſcheut bis zur Mitte des Lagers vordrang. Endlich fragten wir: „Wo finden wir das Regiment Tannia?“ Da wurde zurückgefragt: „Wie heißt eure Kapitanerie?“ — Die Antwort ſcholl: „Philhelleni!“ und ein Freudentumult brach los durch das ganze Lager; Philhelleni! flog das Geſchrei von Kapitanerie zu Kapitanerie. Alles beeilte ſich, uns gaſtlich zu empfangen; man brachte uns zu unſerm Regiment, das ſchon der Ruhe pflegte. Auch wir umlagerten bald den Hügel unſers Gepäckes; der Feldherr Maurokerdato kam zu uns, und entſchuldigte unſern weiten Marſch damit, daß man ihn ſelbſt wegen der Länge des Wegs falſch berichtet. Herrlicher Wein, der uns dargereicht wurde, friſchte bald die geſunkenen Lebensgeiſter wieder auf, iſt doch der Wein ſelbſt ein ewiger, feuriger, in irdiſche Hülle gebannter Lebensgeiſt. Ueberraſchend ſtieß zu uns auf Haide und Gepäck Hingelagerten unſre Heroine Torizelli, hinkend und in einem etwas derangirten Anzug. Die polniſche Mütze fehlte, dafür ſchmückte ihr Haupt eine griechiſche rothe Mütze, unter der ihr langes ſchwarzes Haar aufgelöſt herabfloß. Sie ſchrie mit dem ganzen lebhaften Ungeſtüm ihres Weſens nach mir, dem Doktor. Ihr Eſel hatte ſie abgeworfen, und ihr dadurch, wie ſie ſich ausdrückte, einen Beinbruch und eine Verſtandeserſchütterung, was Gehirnerſchütterung heißen ſollte, verurſacht. Ihr Geſchrei ſtörte ſelbſt den eiſernen Schlaf des alten Dannia.

Sie zankte mit mir und aller Welt, und es währte lange, ehe die friedliche Ruhe des Schlafes über uns kam, die ohnedieß oft durch das Anrufen der Patrouillen geſtört wurde.

Wir lagen noch alle im Schlafe, als ſchon in der Morgenfrühe die Trommeln des Regiments Reveille ſchlugen, und die Kompagnien zu Waffenübungen riefen. Ich ſprang auf, und grüßte mit freudigem Gefühl den herrlichen Morgen. Der Himmel lag tiefblau über dem ſilbernen Meere, über der grünen fruchtreichen Ebene und den friſchen in allen Abſtufungen des Grün prangenden Bergen. Aber mitten aus der Freundlichkeit der Natur ragten die Zeugen von der Feindlichkeit der Menſchen; zerſtörte Gärten, zertrümmerte Häuſer, ſtarre Baſtionen und Schanzen von Felsblöcken, rohen Steinhaufen nicht unähnlich, beſetzt mit verwildert und räuberiſch ausſehendem Volk.

In einem Kranze von Bergen, die wie ein Amphitheater bis zum Meere hin die grasreiche Ebene einſchloſſen, war unſer Lager. Weingärten zogen ſich an den Bergen hin, klare Bäche rauſchten und rieſelten herab, und ſchlängelten ſich, wie Silberfäden über einen grünſammtnen Teppich, über die Flur. Ich ſah das Gebirge von Chalkis, deſſen Fuß die Wellen des Golfs von Patras küßten und den hohen Arakynthus. Wie graue Nebelmaſſen ſchwammen fern über dem Meere am äußerſten Horizont Zante und Kephalonia, und die ſumpfigen Ebenen Miſſolounghi's ſchleierte zarter Duft ein.

Patras lag da, eine Stadt voll Trümmer, rings umgeben von den Schanzen des 4000 Mann ſtarken Belagerungsheeres, das in Einzelhaufen von 15 bis 20 Soldaten, welche theils die eben erwähnten Steinverſchanzungen, theils zerſtörte Landhäuſer beſetzt hielt, die Stadt bewachte, den Feind befehdete, und wenn es angieng, den Freund und Landsmann beraubte. Es war ein unrühmlicher und langweiliger Krieg, der hier geführt wurde. Die ganze Kriegskunſt beſtand in gegenſeitigen raſchen Ueberfällen, wenn man den Feind unvorbereitet glaubte; hitzigen, aber kurzen Gefechten mit einem Aufwand aller Lungenflügel, wobei es bald der einen, bald der andern Parthei, je nachdem die Umſtände günſtig waren, gelang, die Feinde in Verwirrung und zu raſcher Flucht zu bringen, und ſo viel zu plündern und wegzuführen, als nur möglich war.

Der würdige Chef dieſes Belagerungsheeres, dem wir uns nun zugeſellt hatten, war Kolokotroni, der reichſte und mächtigſte der Klephtenhäuptlinge, ein Mann von trotzig unbeugſamen, hab- und herrſchſüchtigen Character, aber dabei von dem Heldenmuthe beſeelt, in dem allein die mächtigen Partheihäupter des griechiſchen Freiheitskampfes übereinſtimmten. Im Angeſicht der Feſtung, und in einiger Entfernung von Patras lagerte er im Kreiſe ſeiner Kapitanis, ſeiner tapfern Palikaren, und ſetzte mit wechſelndem Glück und geringen Erfolgen in Einzelkämpfen die lange und nutzloſe Blokade fort. Ich erfuhr mit Schreck und Staunen, daß ſeine Soldaten von Zeit zu Zeit den in Patras eingeſchloſſenen Türken Vieh und andre Waarenvorräthe für große Summen verkauften; dieſer vaterlandsverrätheriſche Handel wurde vornehmlich durch die äußerſten Vorpoſten des Nachts betrieben. Griechiſche Treue!

Wehe freilich dem, der verrathen wurde. Die rückſichtloſe und barbariſche Strenge Kolokotronis kannte keine Grenzen und keine Schonung.

Ich machte meine Runde durch unſer Lager; trotz des geſtrigen ermüdenden Marſches war alles wohl auf, Niemand krank, nur Dame Torizelli hatte ihren verſtauchten Fuß noch in Tüchern und Binden eingehüllt, und erzählte mit einem Aufwand vieler Worte die tragiſche Geſchichte, wie ihr Eſel Luſt bekommen, ſich in einem Waldbach zu baden, ſeine Reiterin abgeworfen, und wie ſie ſich dabei mit dem Sporn den Fuß blutig geritzt habe.

Die Heerführer traten zur Muſterung zuſammen, das Regiment ſtellte ſich auf, das Bataillon erhob ſeine Fahne. Das Regiment zog dem Ufer des Meeres zu, das Bataillon näherte ſich dem Lager Kolokotronis, bei dem unſer Generalſtab ſich einquartirte. Eine Viertelſtunde von ſeinem Sitz campirten wir; bald vereinte ein fröhliches Frühſtück den alten Dannia, Mizewsky, Donna Toricelli, ihren Mann, einige Officiers und mich, und der Becher kreiste von Hand zu Hand.

Zu unſerm Mahl trat mit Maurokordato Arm in Arm ein Mann, deſſen entſchiedne Häßlichkeit des Geſichtes mir ſchon bekannt war. Unter hervorſtehenden Backenknochen blitzten kleine Augen aus tiefen Höhlen unheimlich, trotzig und lauernd hervor, die Farbe der Haut war tiefgelb, ein großer Zahn ragte aus der untern Kinnlade, und klemmte ſich in die Oberlippe ein; ſeine Tracht war grob und ſchmutzig, die Farbe ſeines Albaneſiſchen Hemdes war von ihrem natürlichen weiß in grau übergegangen, an den nackten Füßen hingen grobwollene Gamaſchen auf rothe Schuhe herab; über die Schultern hing ein weißer Mantel von rohem Wollenzeug, deſſen Ränder abgefaſerte Fäden umfranzten. Aber unter dem Mantel ſchimmerte eine goldne Panzerweſte leuchtend in der Morgenſonne.

Dieſer Mann war Kolokotroni. Der Generalſtab folgte den beiden Feldherren. Wir traten ins Gewehr, die Philhellenen ſammelten ſich, Maurokordato gebot einige Uebungen. Kolokotroni ſah ſie kalt, ohne eine Muskel ſeines ſtarren fahlen Geſichts zu verziehen; Maurokordato blickte mit Theilnahme auf uns, General Normann ſtand mit tiefem Ernſt, und ſein Blick überflog wie prüfend die beiden griechiſchen Heerführer. — Kolokotroni haßte ſo glühend, wie Odyſſeus, die griechiſche Regierung.

Viele griechiſche Soldaten aus den Schaaren Kolokotronis beſuchten unſer Lager, ſie waren außerordentlich freundlich, betrachteten neugierig unſer Geräth, und hatten eine kindliche Freude an unſern ſchönen Waffen. So kindlich ließen ſich die Einwohner der Diebsinſeln auf den europäiſchen Schiffen an; von der griechiſchen Freundlichkeit ſollte ich bald eine Probe erfahren.

17.

Griechiſche Land- und Seeſoldaten.

Die Sonne ſank hinter Zante's dämmergrauem Eiland, und lieh der fernen Inſel die Farbe einer Purpurwolke; wir hatten den Reſt des Nachmittags geruht, an einem Baumſtamm lag mein Sattel mit dem Piſtolenhalſter, mein Säbel, Odyſſeus werthvolles Geſchenk, lehnte daneben; auch von Dannia und Mizewsky noch einige Sachen. Ich ſelbſt lag ruhig, und träumte mich unter Türkenkämpfe, und feindliche Schanzen, dazwiſchen lachte und leuchtete aus dichtem Pulverdampf das Geſicht meines Röschens liebevoll und zärtlich, aber ſehnſuchtbleich. Als die Trommel mich weckte, eilte ich nach meinen Sachen und Waffen. Hinweg waren die Piſtolen, hinweg war der Säbel. Ruhig weidete noch an der Seite des Lagers mein Pferd. Mein Verdacht fiel ſogleich auf einen Soldaten Kolokotronis, der ſich lange in meiner Nähe aufgehalten hatte, ich ſchwang mich auf das Pferd, und wollte anklagend zu Kolo-

Kotroni reiten, allein ich fand ihn nirgends, das Bataillon marſchirte indeß ab, und nur aus der Ferne noch hörte ich ſeine Trommelwirbel- und Hornklänge. Ohne Waffen mußte ich ihm nacheilen, und gewärtig ſein, unterwegs auch noch des Pferdes und der Kleider beraubt zu werden. Im Hohlweg eines Olivengehölzes holte ich, im ſcharfen Trab reitend, einen Griechen ein, den ich nach dem Weg des Bataillons fragte, das ich aus den Augen verloren. Scheu wand und drehte ſich der Mann, mir auszuweichen und mich vorbei zu laſſen; mit einemmale entdeckte ich, daß er den Säbel des Odyſſeus trug. Wie der Blitz war ich vom Pferde, ſtürze mich auf den Dieb, packe ihn bei der Bruſt, ſchleudre ihn zu Boden, reiße ihm die Piſtolen aus dem Gürtel, die jedoch nicht die meinen waren, und den Säbel von der Seite, und frage ihn, den Säbel auf ſeine Bruſt geſetzt: „Woher haſt Du dieſen Säbel?“ Zitternd geſteht er: „Aus dem Lager der Philhellenen.“ — „Wo ſind meine Piſtolen, Dieb?“ Er ſchlug ein Kreuz, zum Zeichen, daß er ſie nicht habe. Nachdem ich ihn ganz entwaffnet, ſchwang ich mich wieder auf meinen im Gebüſch weidenden Fuchs, feuerte ſeine Piſtolen ab, und warf ſie ihm großmüthig wieder zu, nachdem er mit frommer Miene gelobt, nicht nach mir zu ſchießen, und ſprengte im Galopp davon.

Kaum hatte der Grieche ſeine Piſtolen wieder aufgerafft, als er wüthend hinter mir herlief, im Laufen lud, und nach mir feuerte, dicht am Ohr hin hörte ich ſeine Kugel pfeifen. — Freudig hielt ich meinen wiedergewonnenen Säbel feſt, und erreichte mit dem Einbruch der Nacht die Marine, wo ſo eben der alte Kommandant, über mein Ausbleiben beſorgt, eine Patrouille nach mir abſenden wollte. Das Bataillon der Philhellenen ſchiffte ſich bereits ein. Eben als ich mein Abenteuer erzählte, und die Zuhörer ſich über deſſen glücklichen Ausgang freuten, kam der Bagage-Officier der franzöſiſchen Kompagnie, d'André, derſelbe, der meinem Freund Moring den Arm zerſchoſſen, und erzählte ein Seitenſtück zu meiner Erfahrung über die Schlechtigkeit der griechiſchen Soldaten. Er hatte mit den ihm anvertrauten Effekten in Begleitung eines andern Officiers und einer griechiſchen Schutzwache aus kolokotroniſchen Soldaten ebenfalls ohnweit des Meeres einen Wald paſſirt, als ein großer Haufe Griechen ihn anfiel, den Wagen erſtieg und zu plündern begann. Als er und ſein Begleiter ſich zur Wehre ſetzten, und ihre Wache zur Vertheidigung aufforderten, ſo trat dieſe auf die Seite ihrer Landsleute, und half ſelbſt die Koffer aufſchlagen und ausleeren. Einer dieſer Koffer hatte eine bedeutende Geldſumme, das ganze Eigenthum eines in Deutſchland ſtudirenden Griechen enthalten, der ſeinem Vaterlande zu Hülfe eilend, ſich den Philhellenen zugeſellt hatte. Der junge Mann ward durch dieſen Raub ein Bettler. Mit Noth hatten die Offiziers ihr Leben und einen Theil des Gepäckes gerettet.

D'Andrè's Erzählung beunruhigte auch mich nicht wenig; auf dem Bagagewagen hatte ſich mein Arzneikaſten befunden, und beſorgt fragte ich darnach. Auch er war aufgebrochen worden, doch mit Ausnahme einiger Flaſchen Rum ungeplündert geblieben. So war das Volk beſchaffen, dem Hunderte Vermögen, Glück und Leben opferten, dem Europa Theilnahme ſchenkte, das unſre Dichter in begeiſterungsvollen Liedern prieſen. —

Auf ſechs Kriegsſchiffen, die weit im Meere lagen, ſollte unſre Ueberfahrt nach Miſſolounghi vor ſich gehen. Der Etat-Major und ich waren die Letzten, welche ſich einſchifften. Jeder auf dem Rücken eines Matroſen reitend, wurden wir eine lange Strecke durch das ſeichte Waſſer getragen, bis eine Schaluppe uns aufnahm, während mit Mühe die Pferde in einem breiten und flachen Kahn gebracht wurden, und nun ruderten wir den Schiffen zu, deren Lichter durch die helle Mondnacht flimmerten, und von deren Bord fröhlicher Lärm, Hörner und Trommelſchall uns entgegen toste.

So wie das ganze Bataillon eingeſchifft war, lichteten die Schiffe, auf denen ſich das Regiment und der Generalſtab befand, die Anker, und gingen unter Segel, Miſſolunghi zuſteuernd; das Philhellenenſchiff folgte nach und ſo zogen wir auf dem ſtillen Meeresſpiegel des Golfs, lange noch die mondbeglänzten Ufer von Patras im Geſichte.

Die griechiſchen Kriegsſchiffe waren meiſt lange Briggs und gute Segler, aus frühern Kauffahrteiſchiffen gebildet, und in der Regel ſehr mangelhaft ausgerüſtet. Höchſtens hatte eins ſechszehn Kanonen verſchiedenen Kalibers am Bord, die meiſten vier bis acht, manche nur zwei. Die Bemannung eines jeden hing von dem Patriotismus und der Wohlhabenheit der Eigenthümer ab, welche Matroſen und Soldaten beſoldeten, und ebenfalls Kapitains genannt wurden. Die Bewaffnung der Mannſchaft war der auf dem Lande gleich, mannichfaltig und willkührlich. In der Art, den Krieg zu führen, war noch kein Syſtem; entweder kriegte und raubte jeder auf eigne Hand, und vertheilte, für ſich das Beſte auswählend, die Beute nach dem Rang; oder es vereinten ſich mehre in kleine Flotten, wenn die Flotte des Kapudan Paſcha ſich zeigte, und übten jene Wunder

der Tapferkeit, die den Türken ſo unendlich viele Verluſte brachten. Bald brachen ſie aus einer Bucht hervor, hinter der ſie wie gierige Stoßvögel auf die Beute lauerten, nahmen die kleinern Schiffe der Feinde, hingen Brander an die größern, wagten ſich tollkühn mitten in die türkiſche Flotte, entzündeten ihre Brander und entkamen glücklich, ehe das Verderben ſich flammend entlud, und Tod und Verwirrung rings umher verbreitete. —

Als ich mit dem Perſonal des Etat-Major an Bord kam, fanden wir ſchon die vor uns angelangten Philhellenen im vollen Schmaus, und wollten uns eben ihnen zugeſellen, da ließ uns der Kapitain höflich einladen, in ſeine Kajüte zu kommen, wo für uns aufgetiſcht war. Dieſer freundlichen Einladung wurde willig Folge geleiſtet; die Kajüte war äußerſt reinlich und ſchön. An den Wänden liefen orientaliſche Ottomannen hin, über welche koſtbare Shawls gebreitet waren. Bunte türkiſche Teppiche bedeckten den Fußboden; an der vordern Wand ſtanden Glasſchränke voll herrlicher Kryſtallwaaren und guter Service, eine Ecke des Zimmers bildete ein Sanctuarium, wo ein niſchenförmiger Wandſchrank unter Glas griechiſche Heiligenbilder barg, vor welchen Lichter brannten. Vom Heiligthum hinweg fiel mein profaner Blick auf die erleuchtete und wohlbeſtellte Tafel, deren Mitte der Kapitain beſetzte; ihm zur Seite ſaß ein junger Grieche, der Sohn des Mainottenfürſten Pietro-Bey, der den epirotiſchen Feldzug mitmachen wollte. Wir ließen es uns trefflich wohl ſchmecken, zur ſtillen Verwunderung der äußerſt mäßigen Griechen. Am meiſten gab der alte Dannia unſerm gaſtlichen Wirth und ſeiner Umgebung Stoff zum Erſtaunen. Er leiſtete auch im Trinken etwas Tüchtiges, und der Wein von Mytilene und Samos feuerte jegliche Begeiſterung in uns allen an. Merkwürdig bleiben mir die Reden des tapfern Escadron-Chefs Mizewsky, der ſeinem Vaterlande, Polen, eine flammende Lobrede hielt. Das Geſpräch war auf die verſchiedenen europäiſchen Sprachen gekommen, und er pries die polniſche vor allen.

„Verſtände man die Sprache meines Vaterlandes mehr im Ausland,“ ſagte er, „und machte dieſelbe zum Gegenſtand eifrigen Studiums, ſo würde man einſehen, daß ſie die ſchönſte iſt, man würde den Charakter und Werth meines Volkes mehr und beſſer würdigen, denn aus ſeiner Sprache erkennt man eines Volkes Geiſt und Sinnesart. In Polen herrſcht ein feuriger Geiſt; ein Sinn für Unabhängigkeit lebt tiefgewurzelt in ihm fort, und wird nie untergehen, nie ausgerottet werden können. Polen, das unterjochte Polen, iſt das Land der Freiheit! Wie kein andres Land wird es einſt ſich glorreich erheben, wenn ſeine rechte Stunde ſchlägt. Ich habe das Joch nicht ertragen, darunter Rußland Polens Nacken beugte, ich habe mich der ſächſiſchen Herrſchaft entzogen, und die franzöſiſche verwünſcht. In Frankreich focht ich unter den Stürmen der Revolution als Uhlane; ich ward bald Officier, ja Adjutant. Napoleon, deſſen Perſon ich oft nahe war, war mein Abgott. Er brach Polen ſein Wort und ich fiel ab von ihm. Die Revolution in Piemont endete allzukläglich, als daß ich in ihr hätte Lorbeeren erfechten können; ich ging nach Südamerika, und kämpfte unter Bolivar. Auch dort fand ich nicht das Freiheitideal, dem ich nachſtrebte; Griechenlands Erregung rief mich in die alte Welt zurück. Ich bin alt über meinem Suchen nach der Freiheit geworden, und werde ſie wohl nur erſt im Tod umarmen, der alle Ketten löſt. Möchte nur mein Vaterland ſie nicht auf dieſe Art finden. Eins tröſtet mich: ich habe von meinen Jünglingstagen an bis jetzt in mein Alter immer da geſtritten, wo ich glaubte, die höchſten Rechte der Menſchheit zu vertheidigen; dieß will ich auch hier in Griechenland, will mir hier entweder ein ehrliches Soldatengrab erkämpfen, oder dieſes geheiligte Land als ſein greiſer Bürger zu neuer ſchöner Freiheit aufblühen ſehen.“

Der alte Krieger ſprach es mit feuchten Augen. Die Bilder der Erinnerung und mancher getäuſchten Hoffnung zogen durch ſeine kahle Stirne. Er ſprach prophetiſche ahnungsvolle Worte; damals dachte noch Niemand an die jüngſte polniſche Revolution. Auch in ihr hatte Polens Stunde noch nicht geſchlagen. Es ſcheint im Rathe des Ewigen beſchloſſen, daß ein Jahrhundert dem andern zurufen ſoll: Finis Poloniae!

Staunend hatten die Griechen der Rede des Greiſes zugehört; mit gekreuzten Armen neigten ſie ſich vor ihm, als er ſchwieg. Dannia drückte ihm die Hand und ſprach ermuthigende Worte; tiefer Ernſt erfüllte uns Alle. In Mizewskys unerfülltem Loos las ich das meine. Wir finden auf Erden nie ganz, was wir ſuchen. Manches Gute, manches Glück faſſen und finden wir, immer aber wandeln wir dem Sterne der Verheißung nach; er erſcheint, damit uns eine Hoffnung für den Himmel bleibe.

Dannia brachte dem Schiffskapitain und ſeiner Flagge ein Vivat aus, in das Alle einſtimmten, und kaum war es verhallt, ſo vernahmen wir ganz in der Nähe der Kajüte Guitarrenklänge. Neugierig öffnete ich die Thüre, welche auf die einer gegenüberliegenden Kajüte ſah, und erblickte in dieſer Donna Toricelli auf einem Pack ſitzend und ſpielend, ihr

Mann war bei ihr und lauſchte, wie es ſchien, entzückt ihrem Spiel. Sie hatte die Gunſt unſers alten Dannia durch übermüthiges Benehmen verſcherzt, und dieſer kümmerte ſich nicht um ſie, allein auch ihr war dieß gleichgültig, denn ſie fand neue Protektoren. Der Prinz Pietro-Bey ging zu ihr, ſetzte ſich neben ſie, bewirthete ſie, und bald umſtand ein Matroſen- und Soldatenkreis neugierig die ſpaniſche Amazone; die Griechen glaubten ganz unbefangen, ſo männlich, wie die Donna, trügen nicht nur, ſondern betrügen ſich alle fränkiſchen Weiber. Die Donna war unermüdet im Singen ihrer Seguidillas und Boleros, ſo daß ſie zuletzt die Ruhe der Philhellenen ſtörte, die auf dem Raum zwiſchen beiden Kajüten ſchlafen wollten. Als die Bitte um Schweigen keinen Anklang fand, erklang plötzlich im ſchallenden Chorus, in den einzuſtimmen ich nicht verſäumte:

„Es fuhren drei Studenten wohl über den Rhein,
Sie kehrten bei einer Frau Wirthin ein!“ ꝛc.

und der deutſche vollkräftige Männergeſang machte bald das ſpaniſche Guitarrengeklimper und die heißre Stimme der Donna verſtummen, und hallte ſchön und harmoniſch über den mondbeglänzten Meeresſpiegel des Golfs.

Am folgenden Tage, den 27. Mai, trat völlige Windſtille ein, das Schiff ſtand. Wir hatten ruhige

Gelegenheit, das Leben und die Gewohnheiten der griechiſchen Seeſoldaten und Matroſen zu betrachten. Ihre Tracht gab ihnen ein leichtes, gewandtes Ausſehen, und kleidete ſie gut. Ueber eine eng an den Leib liegende geſtickte Weſte von feinerm Tuch trugen ſie eine eben ſo kurze Jacke mit ausgeſchweiſten ſpitzen Enden, dann kurze weite Beinkleider, die ohne zu ſchließen, bis an die Knie giengen, und von der faltigen Fustanella bedeckt waren; die Beine waren nackt, oder mit weißen ſtrickereigezierten Strümpfen bekleidet, über denen ſie rothe Schuhe trugen. Die glänzend ſchwarzen Haare ließen ſie in Locken herabfallen, die ſie über die Ohren ſtrichen, und bedeckten den Kopf mit dem Fesi, einem runden kleinen Käppchen von rothem Zeug mit grüner Quaſte, wodurch ſie ſich von den Landſoldaten unterſchieden, welche blaue Quaſten auf dem Fesi tragen. Um den Hals wurde nachläſſig ein ſchwarzes Tuch gewunden, und deſſen Enden in die Seitentaſchen der Weſten verborgen. Wir bewunderten die geregelte Mannszucht auf den griechiſchen Schiffen, und die Stille darauf, die auffallend gegen den Lärm auf den Kauffarthei- und Kriegsſchiffen andrer Nationen abſticht, und die ſelten der Ruf des Steuermanns oder Schiffs-Lieutenants unterbricht. Auch dieſer Ruf iſt freundlich, und man hört nicht die rohen und polternden Flüche, wie auf andern Schifſen. Die Matroſen ſind gewandt wie Gaukler; ſie klettern und hängen mit ängſtigender Verwegenheit im Takelwerk. Eine Strickleiter herabzuſteigen, iſt ihnen ſchon zu langweilig, am erſten beſten herabhängenden Tau ſchnurren ſie nieder. Auf unſerm Schiff mußte ein Seitenſegel aufgehißt werden, mehre von uns ſahen zu. Als der Matroſe die Arbeit vollbracht, tanzte er auf dem äußerſten Ende der Segelſtange, die weit über Bord in das Meer ragte, ohne ſich an irgend etwas anzuhalten, mit tollkühner Laune herum. „Er wird fallen! Er muß fallen!“ ſchrieen wir, und winkten ihm, herabzuſteigen. Unſre angſtvolle Prophezeihung ging auch augenblicklich in Erfüllung, der Matroſe ſtürzte von der Rahe kopfüber in das Meer. Ein Schrei des Schrecks und Mitleids entfuhr uns, wir ſpähten nach ihm, hoffend wenn er wieder auftauche, ihn noch retten zu können, da ſtand er lachend hinter uns auf dem Verdeck. Um uns zu necken, hatte er ſich abſichtlich in das Meer fallen laſſen, war unter dem Waſſer bis an das Hintertheil des Schiffes geſchwommen, und dort herauf geklettert.

Höchſt intereſſant war für mich der griechiſche Nationalgeſang. Er hat mir oft die Ohren zerſchnitten, und ich habe darüber nachgedacht, daß es aus ganz natürlichen Gefühlen entſpringen mag, wenn der Hund ſein Wauwau für melodiſch, eine Katze ihre zärtlichen Mainachtſeufzer für unwiderſtehlich hält, und beide von unſrer Concertmuſik toll werden möchten. Ich bildete mir nicht wenig auf meine gute Stimme ein, und veranlaßte oft die deutſchen Philhellenen zu vierſtimmigen Geſängen, und die Griechen hörten auch eine Zeitlang geduldig zu, endlich aber verzogen ſie das Geſicht, und wurden unruhig, unſre Stimmen ſchienen ihren Nerven weh zu thun. Sobald wir nun geendigt hatten, ſtimmten ſie ihre Lieder an. Dieß geſchah, indem ein Vorſänger den Geſang mit einem langgehaltenen und tremulirenden Ton eröffnete, dann fielen die andern in denſelben Ton anſchlagend ein, und gingen mit kurzen Vorſchlägen aus den höhern Tönen in die Tiefe, während der Vorſänger bei vielen Tönen dieſe Vorſchläge wiederholte, und in einer nicht vollkommen enharmoniſchen Scala eine Oktave und darüber bis zu außerordentlicher Höhe aufwärts ſtieg. Wenn er die höchſte Sproſſe ſeiner Tonleiter erreicht, holte er ſchnell Athem und hielt nun den Ton mit Vorſchlägen und Tremulationen ſo lange aus, bis er roth und blau im Geſicht wurde, und erſt dann nach der höchſten Anſtrengung ſeiner Lungen ließ er die Stärke des Tones ſinken und ging wieder die diatoniſche Tonleiter hinunter bis zu dem Punkt, wo er begonnen hatte, ſpielte mit Trillern und Appogiaturen an dem

Grundton, und der Chor begleitete ihn, ſich bisweilen einen unerwarteten Sprung in die Höhe erlaubend. Nach dieſer immer wiederkehrenden Grundform modulirten ſich alle Geſänge der griechiſchen Land- und Seeſoldaten, wenn auch mancherlei Modificationen der Liedertexte bedingt waren, von denen ich jedoch nie ein Wort vernahm, denn in dem langen tremulirenden Aushalten und dem Chaos der enharmoniſchen Scala gingen alle Worte ſo ganz unter, daß es mir ſchien, als würde nur manchmal zur Abwechslung der Vokal verändert. Allein dennoch waren alle ihre Geſänge Schlacht- und Kriegslieder, in denen die gefallenen Brüder und Vorfahren geprieſen wurden, und jedes derſelben dauerte in der Regel ſehr lange.

Muſterhaft war das Benehmen der Griechen auf dem Schiff gegen uns. Sie fielen uns nicht mit Zudringlichkeit auf, ja ſie beobachteten eher eine ſchüchterne Zurückhaltung, waren ſie aber einmal bei uns, ſo waren ſie freundlich und zuthunlich, doch nie vertraulich. Ein gewiſſer Adel und Stolz in ihrer Haltung, ja in jeder Bewegung ſtand den kräftigen und ſchlanken Männergeſtalten ſehr gut an.

Nicht minder eigenthümlich, wie die Nationalgeſänge der Griechen war auch ihr Zitherſpiel. Die griechiſche Zither iſt klein und hat nur drei ſtählerne, in der Quart und Sexte geſtimmte Saiten; das Spiel geſchieht mit einem Federkiel und unregelmäßigem Auf- und Niederfahren der Finger auf dem Griffbret. Von einer Melodie, wie wir ſie gewohnt ſind, war gar keine Rede, aber ſie ſelbſt waren entzückt, ja exaltirt von ihrer Kunſt, in der vielleicht dennoch Spuren althelleniſcher Muſik zu finden ſind. Später fand ich auf andern Inſeln des Archipels, namentlich auf Naxos und Tinos ähnliche Ton- und Muſikweiſen, und dort verband ſich mit ihrer nationellen Eigenthümlichkeit mehr Melodie und Rhythmus. Auch waren mir dort die Worte verſtändlich, obgleich auch jene Sänger durch übermäßiges Schreien ihren Geſang entſtellten.

Eintracht und Freude herrſchte auf den Schiffen, wenn auch die Anſichten über muſikaliſche Schönheit zwiſchen Griechen und Franken ganz verſchieden und getheilt waren.

18.

Miſſolunghi.

Am Morgen des 28. Mai erhob ſich der Wind, und wir ſahen uns bald auf der Rhede Miſſolunghi. Die Mannſchaft des Regimentes wurde bereits ausgeſchifft, als wir Anker warfen, und mit Kanonendonner die Stadt und die Küſte grüßten. Die Böte wurden ausgeſetzt, und auch unſre Ausſchiffung begann, und zwar, wegen des äußerſt ſeichten Waſſers in einer Entfernung von mehr als zwei Stunden von der Stadt, ſo daß wir dieſelbe noch gar nicht deutlich erkennen konnten. Die erſten Böte, welche in Begleitung von zwölf Mann der unſern zunächſt die Effekten an das Land gebracht hatten, kehrten erſt um Mittag zurück und brachten eine Anzahl griechiſche Barken mit, in die wir nun ſprangen, und in einer langen Reihe von Kähnen, einer hinter dem andern, dem Lande zuruderten. Ich befand mich mit dem Etat-Major in dem letzten derſelben, und nach einer mühſamen Fahrt gelangten wir an eine kleine nackte Inſel, die immer noch zwei Stunden von Miſſolunghi entfernt lag, und ein kleines Fort mit zwei Kanonen bildete. An der vordern Seite der Mauern lag ein geſtrandetes Fahrzeug, neben ihm hatte ein Italiener mit einer Ladung Wein angelegt, und ein Zelttuch über ſein Verdeck aufgeſpannt, um einigen Schatten zu gewähren, denn auf der Inſel wuchs nicht Baum noch Strauch. Wir machten hier Halt, um uns und die Ruderer zu erquicken, und ich erfreute mich neben der vollen Flaſche an der weiten Ausſicht, die ſich hier darbot. Man erblickte Zante, wo der Berg Zeri ſich emporhob, die epirotiſchen Gebirge und einen Theil von der Inſel Kephalonia. Als wir uns erfriſcht, gab Dannia den Befehl zum Aufbruch, vom Schiff des Italieners ſprangen wir wieder in unſern Kahn, und fuhren durch das ganz ſeichte Waſſer in einer Furche, welche die einzige Fahrſtraße bildete, während das mit Seegras bedeckte Meer zu beiden Seiten nur einen ein bis zwei Fuß tiefen Waſſerſtand hatte, nach der Stadt. Ein auf Pfählen erbauter Weg ſtreckte ſich wie eine lange Zunge heraus in die Lagunen, wir mußten die Kähne verlaſſen und ihn wandeln, während ein anhaltender Regen uns durchnäßte und uns am Genuß der landſchaftlichen Schönheit hinderte, die Miſſolunghi mit ſeinen halb orientaliſchen, halb fränkiſchen Häuſern und Villen mit laubumrankten Arkaden, und der mit Fahrzeugen überfüllte Hafen darbot. Zu Miſſolunghi erneuerte ſich der Auftritt eines abenteuerlichen Einzugs, den ich ſchon mehrmal erlebt. Trommel- und Hörnerſchall, ein Zug durch ſchmutzige und enge Straßen, in Begleitung unzähliger Neugierigen, die aus den Häuſern ſtürzten, die ſeltſamen Fremdlinge anzuſtaunen und verwundert zu begleiten. Natürlich fielen der fränkiſche Kleiderſchnitt, die fremden Uniformen, die deutſchen und franzöſiſchen Civilkleider und die rothen türkiſchen Binden um den Leib, in denen wir Piſtolen und Dolche trugen, auf, denn wir hatten noch nicht die von der Regierung verſprochene Uniform von hellblauem Tuch und dunkelblauen Aufſchlägen, die wir auch nie erhielten.

Schon ſtob das Volk auseinander, als wir im Geſchwindſchritt auf dem großen Platz der Kaffeehäuſer ankamen, und uns dort aufſtellten. Maurokordato erſchien mit ſeinen Adjutanten, und muſterte uns. Er ging einigemal die Fronte entlang, und hob den Kopf hoch, uns durch die Brille, die er trug, anſtierend, blies die Naſenlöcher auf, und lächelte. Als er ſich mit ſeinem Gefolge entfernt hatte, zog unſer Bataillon in das Schloß von Miſſolunghi, ein großes geräumiges Haus im türkiſchen

Geſchmack erbaut, Maurokordato's Eigenthum. Es war auf einer Seite von einem geräumigen Hof umſchloſſen, der einen reinen und geſunden Brunnen enthielt, und in den ein feſtes Thor führte, an welchem ſich gemauerte Kerkerlöcher mit ſchweren Ketten befanden, an welche die Grauſamkeit der Türken ihre Gefangenen legte. Das Regiment war vor unſrer Ankunft nach Anatoliko, zwei Stunden von Miſſolunghi, gezogen, und das Bataillon quartirte ſich in den freundlichen Zimmern ein, während Maurokordato mit ſeinen Adjutanten ein Haus am Meere bezog, und General Normann mit Major Stietz (jetzt Obriſtlieutenant) und Feldhann, ein andres Quartier, dem Haus des Feldherrn gegenüber, einnahm.

Ich muß jetzt einen betrachtenden Blick auf die innern Angelegenheiten der Führung unſers Feldzugs und auf die Verhältniſſe werfen, die hemmend und ſpaltend Unfrieden und Unzufriedenheit ſäten, obgleich Einträchtigkeit und Friede die Philhellenen auf der Fahrt von Korinth nach Voſtitza zu beſeelen ſchien, und zum Theil auch wirklich beſeelte. Maurokordato war ein eifriger Freund der Franzoſen, welche ſich auf alle Weiſe geltend zu machen und ein Uebergewicht über die Deutſchen zu erlangen ſuchten, indem ſie ſich auf des Feldherrn bevorzugende Gunſt ſtützten. Die Elemente zu Letzterer lagen ſchon in der

Behandlung der Regierung zu Korinth, und traten ſpäter immer deutlicher hervor, und wider Willen mußten die Deutſchen die Ueberzeugung gewinnen, daß Griechenland ſich nicht ſo dankbar gegen die Griechenvereine und die von dieſen unterſtützten Philhellenen und deren guten Willen benehme, als letztere verlangen und hoffen zu dürfen geglaubt hatten.

Ein nicht mehr junger, erfahrener und geiſtreicher Franzoſe, Namens Boutier, Schiffs-Aſpirant, traf ein, dieſen ſtellte Maurokordato ſogleich als Obriſt-Lieutenant beim Generalſtabe an, anderer nicht zu gedenken, die befördert wurden, ſo wie ſie kamen, ſo zwei junge Griechen, die in Göttingen ſtudiert hatten, und die der Oberfeldherr alsbald zu ſeinen Secretairen ernannte. Er liebte, ſich mit glänzendem und zahlreichem Gefolge zu umgeben, auch mehre Archipapas und Papas waren unter dieſen, und es konnte nicht fehlen, daß dieſe Ueberzahl unbeſchäftigter Menſchen im Hauptquartier läſtig und nachtheilig wurde. Graf Normann verfehlte nicht, Maurokordato darauf aufmerkſam zu machen, und ihn zu warnen, ſo unbedacht zu befördern, ehe noch die Begünſtigten durch irgend eine Waffenthat die Auszeichnung verdient hätten, die nur Lohn für geleiſteten Nutzen, und Sporn zu Thaten ſein dürfe. Um ſo mehr ſeien die vielen Beförderungen und die Ernennung zu hohen Chargen bedenklich, da es an Geld fehle, ſelbſt den rückſtändigen Sold auszuzahlen. Durch die vielen neu angenommenen Officiere würden die ältern zurückgeſetzt und in ihrer Thätigkeit gehemmt, und es ſey dringend nöthig, den Generalſtab eher zu verkleinern, als zu vergrößern, mindeſtens ihn als geſchloſſen fortan zu betrachten.

Durch dieſe vernunftgemäßen, von den Verhältniſſen gebotenen Rathſchläge verſcherzte ſich der edle Normann Maurokordatos Vertrauen; wir alle nahmen dieß bald wahr, und ich hörte es aus ſeinem eignen Munde.

Der Oberfeldherr fuhr fort, die Franzoſen zu begünſtigen, ſchloß ſich unbedingt an Voutier an, und vernachläſſigte auffallend die deutſchen Philhellenen, ſowohl die im Stabe, als die beim Regiment und beim Bataillon. Eines Tages, als im Kreiſe mehrer unſrer deutſchen Waffengenoſſen in Gegenwart Normanns Klagen über die von uns ſchwer gefühlte Zurückſetzung laut wurden, und wir einſtimmig in Normann drangen, uns und unſre Rechte kräftiger zu vertreten, ſprach er mit trauervollem Ernſt: „Meine Brüder, ich bin ein Deutſcher, wie ihr, und ich leide mit euch! Meine Vorſtellungen beim Präſidenten der Regierung ſind erfolglos, und er achtet nicht auf meinen Rath. Laßt uns ſtill alles ertragen, bis tion und Proviant für den Bedarf eines Feldzuges von Kolokotroni und der Regierung zu erwarten, welche die beſtimmte Verheißung gab, dieß alles binnen dieſer Zeit nachzuſenden.

Während dieſer vierzehn Tagen fehlte es nicht an Reibungen und Oppoſitionen zwiſchen Deutſchen und Franzoſen, die zu Duellen und Exceſſen führten, wodurch meiner chirurgiſchen Kunſt reichliche Beſchäftigung wurde.

Noch wußten wir nicht einmal, wo der Feind ſtand, gegen den wir fechten ſollten und wollten. Es verlautete, daß bei der Nachricht von unſerer Ankunft in Miſſolunghi die türkiſche Hauptmacht im Epirus ſich nach Arta gezogen habe, um dieſe Stadt und den nach ihr genannten Golf, den Schlüſſel von Epirus und Albanien, zu ſchirmen, und daß die tapfern Sulioten von Omer Brione hart bedrängt ſeien, und an allem Kriegsbedarf Mangel litten.

Miſſolunghi, die Grabſtätte ſo vieler Helden, bot damals den Anblick eines kriegeriſch bewegten Lebens dar. Jeden Tag langten Truppenzüge an, die ſich mit unſerm Heere vereinigten; Janny Kolokotroni kam mit 600 Mainotten, Jatroko führte ebenfalls mehre hundert Mann zu, und der tapfre Marko Bozzaris zog mit 200 Sulioten heran; es wurde lebhaft gerüſtet, und die Armee war bis zu

4000 Mann angewachſen; ein Theil derſelben, hauptſächlich die griechiſchen Kapitanerien rückten in die Umgegend aus, wir blieben in Miſſolunghi und das Regiment Tarella garniſonirte in Anatoliko.

Während der nöthigen Zurüſtungen aller Art, von Seiten der Behörden verſäumte auch ich nicht, Sorge zu tragen, meinen Medicamentenvorrath, der ganz erſchöpft war, wieder zu erneuen; die Gelegenheit dazu war glücklicherweiſe geboten, da ein Herr Meyer aus Zürich eine wohl eingerichtete Apotheke in Miſſolunghi etablirt hatte. Doch meine mehrmaligen Gänge in dieſer Angelegenheit zu Maurokordato waren ſtets vergeblich, immer war er mit wichtigern Dingen beſchäftigt, als die ſo nöthige Beſorgung eines Arzneivorrathes, immer wurde ich abgewieſen, bis ich mir die Freiheit nahm, unangemeldet zu ihm einzutreten, und ohne mich an ſein Erſtaunen über meine Zudringlichkeit und ſeine finſtern Blicke zu kehren, ihm die Wichtigkeit meiner Forderung an das Herz zu legen. Nachdem er mich ruhig angehört, wies er mich an Boutier, und dieſer — ließ mich unverrichteter Sache wieder gehen. Ich kann nicht beſchreiben, wie niederſchlagend dieſes Benehmen auf mein Gemüth wirkte. Es waren mehre Soldaten krank, einige litten am Nervenfieber, ſelbſt mein

Kollege Doktor Johannſen lag krank danieder, auch Herr Chevalier; ich hätte alle hülflos laſſen müſſen, wenn nicht der Apotheker Doktor Meyer mir die nothwendigſten Medikamente für meine Kranken kredidirt hätte.

Mit der größten Mühe und nur dadurch, daß ich mich Maurokordato, als eben General Normann bei ihm war, der mein Geſuch auf das kräftigſte unterſtützte, nochmals auf das Zudringlichſte perſönlich näherte, erhielt ich endlich den gewünſchten Arzneivorrath am Tage vor dem Abmarſch, richtete hierauf ein kleines Hoſpital ein, ließ in dieſem die Kranken und auch den kränklichen Doktor Johannſen, damit dieſer in Verbindung mit Meyer jene ärztlich verpflege, und ſchickte mich an, dem Heere zu folgen.

Am Abend des 14. Juni zog das Philhellenen-Bataillon und der Reſt des Heeres aus Miſſolunghi und nahm ſeinen Marſch am olivenbewaldeten Abhang des Arakynthus hin, der ſich nach der ſumpfigen Ebene Miſſolunghis herabſenkt, bis wir aus dem tiefen Einſchnitt des Golfs auf flacher Felſeninſel das freundliche Städtchen Anatoliko liegen ſahen. Die Sonne war längſt untergegangen, Duftſchleier überwogten die Flur und das ſchilfige Meer, deſſen

Wellen an die Mauern der äußern Häuſer der kleinen Inſelſtadt ſchlugen, kühle Schauer der Nacht durchwehten den Olivenhain, Wachtfeuer erhellten unſern Pfad von Zeit zu Zeit; bald war das Lager des Regiments erreicht.

19.

Am Aspropotamo.

Wir blieben einen Tag im Lager bei Anatoliko, an welchem auch acht Aegypter eintrafen, die in unſer Bataillon einrangirt wurden. Ein Bote rief mich zum Oberfeldherrn. Er war unwohl, und ließ ſich herab, meinen Rath zu begehren, zugleich ſtellte er mir zwei Italiener als Aerzte vor und ſprach: „Dieſe Herren wünſchen den Feldzug mitzumachen, wollen Sie wohl dieſelben als Gehülfen annehmen?“ Ich äußerte mich verbindlich und erfreut, das Erſcheinen der beiden Jünger Aeskulaps war mir in der That erwünſcht, denn es gab ſehr viel zu thun. Johannſen wurde zum Hoſpitalarzt in Miſſolunghi ernannt, und die beiden Ankömmlinge kamen als Unterärzte zum Bataillon. An die Stelle des kranken Chevalier kam Bott, ein Holländer, und an deſſen Stelle als Fähndrich der preußiſche Hauptmann Teichmann.

Anatoliko wimmelte von Soldaten, die zahlreichen Kaffeehäuſer und Weinſchenken waren von einer bunten Menge belebt, alles überließ ſich der Freude des Momentes, dem flüchtigen Genuß der Stunde, die eben günſtig war; wußte doch keiner, ob er des morgenden Tages Sonne ſinken ſah. Der Wein war gut und feurig, aber ſo mit Terpentingeruch geſchwängert, daß lange Gewöhnung dazu gehörte, ihn ſchmackhaft zu finden. Am Morgen des folgenden Tages rief uns die Trommel zum Aufbruch; wir ordneten uns und ſtanden brennend vor Ungeduld, zu erfahren, was die Führer beſchloſſen, und wenn endlich die Stunde ſchlagen werde, die uns dem Feind entgegenführte. Da ſprengten Maurokordato, Marko Bozzaris, der Suliotenfürſt, und der ganze Generalſtab vor die Fronte, und Tannia las den Truppen ein feuriges Manifeſt vor, wie folgt:

„Philhellenen! Soldaten!

„Der Feind bedrängt Suli auf das härteſte! Es iſt verloren, wenn ihm nicht Hülfe kommt! Zu euch hat die Regierung das beſte Vertrauen, euch gönnt ſie die Ehre, eure Mitchriſten, eure Brüder zu entſetzen. Der Kampf iſt gefahrvoll, der Ruhm des Sieges ewig! Auf nach Suli!

Und vom Geſchrei des Enthuſiasmus: „Nach Suli! nach Suli!“ hallte der Olivenwald wieder; das

Regiment zog voran, dann folgte der Stab, dann das Bataillon. Im Augenblick, als ich mein Pferd beſteigen wollte, kam odemlos eine Frau, und bat mich flehendlich, ſie in die Stadt zu begleiten, und einer Kranken ärztliche Hülfe zu leiſten. Vergebens bedeutete ich ihr, daß ich dem Zug des Heeres folgen müßte, ſie weinte, ſie warf ſich neben meinem Pferde nieder, und umklammerte meine Kniee. Der Quartiermeiſter Huißmann war nebſt meinem alten griechiſchen Bedienten allein noch bei mir, und der Erſtere erbot ſich, mich zu begleiten. Den Bedienten ſandte ich mit dem Pferde dem Bataillon nach, und trug ihm auf, mein Ausbleiben zu entſchuldigen, dann harrten wir des Anlandens der Fähre, die regelmäßig von Anatoliko an das Feſtland ſtößt. Das genſeitige Ufer wimmelte von einer unruhigen Menge; wir ſtiegen ein, und je mehr wir uns der Stadt näherten, deſto lautern Lärm vernahmen wir. Beim Ausſteigen wurden wir dicht umdrängt, und hundert Stimmen riefen nach dem Arzt. Ich durfte ſie nicht hören, ſondern bahnte mir kräftig den Weg durch die Menge und folgte der Frau, die mich gerufen, ſtets der Meinung, daß Huißmann mir nachkomme. Plötzlich ſah ich mich in einer öden Gaſſe vor einem elenden Hauſe mit der Frau allein, mein Begleiter fehlte. Ich ſuchte der Frau begreiflich zu machen, daß ich nicht allein weiter gehen wolle, ſondern erſt den Gefährten erwarten oder ſuchen müſſe, aber mit Ungeſtüm drängte ſie mich in das Haus, durch einen Vorhof, eine kleine Treppe hinauf, und in ein Gemach, aus dem, als es geöffnet wurde, mir der Geruch eines verpeſteten Kloaks entgegendrang, und ein dumpfes Klagegeſtöhne. Noch ſchaudre ich, denke ich daran, was ich ſah. In der jedem Lichtſtrahl verſchloßnen Keuche ſaß das namenloſeſte Unglück; ich konnte ausrufen mit Fauſt: „Der Menſchheit ganzer Jammer packt mich an!“

Haſtig, um nur Licht und Luft zu gewinnen, ſtieß ich den einzigen Laden auf, durch den Helle in das ekle Gemach dringen konnte, und erblickte das grauſenhafteſte Bild des unermeßlichſten tiefſten Elends.

Zwei Weiber, zu Gerippen abgezehrt, mit Wunden über und über bedeckt, ſtreckten mir, um Hülfe wimmernd, die fleiſchloſen Hände entgegen, neben ihnen lag der Leichnam eines Kindes, das ſchon mehre Tage tod war, und ein Mann in Agonie, deſſen Fußſohlen mit Meſſern durchſchnitten waren. Ich ſah noch mehr, was ich verſchweige.

Wie hätte ich hier helfen ſollen? Ich gab, was ich geben konnte, enteilte der Peſtgrube, und zwang die Frau, die mich hergebracht, mich zum Primas zu führen. Dort fand ich einen nach türkiſchem Geſchmack weichlich gekleideten, wohlgenährten Mann, dem mein Erſcheinen befremdlich vorzukommen ſchien. Er erhob ſich von ſeiner Ottomanne, und fragte verlegen, was ich begehre? Ich redete ihn italieniſch an, und fragte ihn, ob er der Primas von Anatoliko ſey? und als er bejahte, ſchilderte ich ihm das erbarmenswerthe Loos der Familie, die ich ſo eben verlaſſen, beſchrieb ihm, ſo gut ich konnte, den Stadttheil, wo ich ſie gefunden, und beſchwur ihn, ſich der Unglücklichen hülfreich anzunehmen; mein Gefühl wallte über, ich ließ Worte der Unzufriedenheit fallen, daß man Menſchen ſolchem Elend überlaſſen könne. Der Primas von Anatoliko lächelte zu meinem menſchenfreundlichen Eifer, er ließ mich ruhig ausreden, und dann ſprach er: „Sie waren, Signore Dottore, in einem türkiſchen Hundeſtall. Dieß Volk iſt nicht werth, daß es lebt; daß es verwun- und verſtümmelt iſt, iſt ſeine Schuld, warum hat es ſich gewehrt, als wir das Joch der Türken abſchüttelten? Es ſind Gefangene, ſie erhalten täglich Brod und Waſſer, ſterben ſie, ſo iſt es gut.“

„Warum tödtet ihr ſie nicht lieber auf der Stelle? Warum gebt ihr ſie der Marter des langſamen Todes, der Pein ihrer Schmerzen Preis?“ rief ich entrüſtet aus.

„Sie zu tödten, erlaubt mir mein Gewiſſen nicht, auch darf ich dieß ohne Zuſtimmung der übrigen Ephoren nicht thun,“ erwiederte ruhig der Behagliche, und ich verließ mit Abſcheu ſein Haus. Eine Menge Griechen umgab mich, ihre dunkeln Augen blitzten ſcharf auf mich, meine Aeußerungen über ihre Unmenſchlichkeit ſchienen ihnen nicht gefallen zu haben, ſie legten die Hände an ihre Meſſer. Ich war ſo aufgebracht, daß ich im Stande geweſen wäre, es unbedacht mit der ganzen Menge aufzunehmen, und riß meine Piſtole aus dem Gürtel, bereit, den Erſten niederzuſchießen, der es wagen würde, mich anzutaſten; da lächelten ſie begütigend, denn ſie waren gewohnt, dieſe Griechen, arg- und hinterliſtig gegen den Feind zu verfahren, wenn dieſer nur irgend Blößen gab, aber der Entſchloſſenheit und dem perſönlichen Muth eines Mannes heuchleriſche Demuth und Unterwürfigkeit entgegen zu ſetzen, die Folge des langen Drucks und der gewohnten Sclaverei. Ich fand glücklich den Weg nach St. Angelo, und fand dort verwundert meinen Quartiermeiſter. Er ſtand auf einem Stein, umringt von einem Schwarm gaffender Einwohner, und ſchien zu predigen. So ſtanden einſt die chriſtlichen Apoſtel unter Epheſern und Korinthern, umgeben von ſtaunenden Hörern. Als ich am Landungsplatz mich dem Gewühl entzogen hatte, war Huißmann, da das Volk dort bei jedem Franken mediziniſche Kenntniſſe vorausſetzt, für den Arzt gehalten und gezwungen werden, Ausſprüche ärztlicher Weisheit zu ertheilen. Glücklicherweiſe konnte er ſich ſchon ziemlich verſtändlich in neugriechiſcher Sprache ausdrücken, und da ſtand er nun, der unfreiwillige wohlbeleibte Aeſculap und rief ärztliche Gemeinplätze aus: „Theriak iſt gut gegen alle Uebel, frühmorgens eine Meſſerſpitze voll! Laudanum vertreibt das Zahnweh und macht guten Schlaf, bringt auch angenehme Träume! Bernſtein, gepulvert und auf Kohlen geſtreut, vertreibt peſtilenzialiſche Dünſte! Myrrhen ſind heilſam gegen Krämpfe und Magenſchmerzen! Aloe hilft gegen Verſtopfung! Am Montag iſt gut Aderlaſſen!“ und ſo weiter. Alles horchte mit offnem Mund und glaubte an das mediziniſche Evangelium. So ernſt geſtimmt und ingrimmig in Folge des eben Erlebten ich auch war, dennoch konnte ich mich des Lachens beim Anblick des Marktſchreiers wider Willen nicht enthalten. Nachdem ich ihm eine Weile zugehört, rief ich ihm zu, daß es Zeit ſei, ſich hinwegzubegeben. Wir eilten raſch vorwärts und erreichten vom Geſchrei der Einwohner, die mit uns liefen, umtoſt, die Fähre. Da die Zahl der Ueberzuſetzenden noch nicht voll war, weigerten ſich die Fahrleute, abzuſtoßen. Weder

Bitten noch Drohen half, die wachſende Menge des Volks, welches das Ufer füllte, ſchien uns ſelbſt bedrohlich, und raſch erhob ich eine Ruderſtange; die Maſſe, in der Meinung, ich wollte auf ſie losſchlagen, wich flüchtend zurück, ich ſtieß vom Lande, und nothgedrungen ſetzte nun auch der dicke Quartiermeiſter ſeine ganze Kraft in Thätigkeit.

Wir gelangten unangefochten an das Ufer, und bald zum Lager, von wo unſre Kameraden ausmarſchirt waren, und dort lag ächzend und ſtöhnend mein Bedienter in einem Graben, laut jammernd, daß mein Pferd ihn abgeworfen, er beide Beine gebrochen, und nun über eine Stunde lang hülflos hier gelegen habe. Erſchrocken eilte ich ihm zu Hülfe, zog ihn herauf, ſtellte ihn kerzengerade auf die Beine, er ſtand, und ſchrie dennoch in einem fort, die Beine ſeien ihm zerbrochen, und er wolle und könne nicht weiter mit. Wir fingen das Pferd, ſetzten ihn ohne Umſtände darauf, und zogen dem Bataillon nach.

Unſer Weg führte eine Zeitlang am waldbewachſenen Ufer hin, bis wir uns den nächſten Anhöhen zuwandten, die mit Feigenbäumen bepflanzt waren. Oben lag ein kleines Dörfchen, wir ſahen es inmitten freundlicher Waldgrüne und umgeben von Aeckern und Maisfeldern liegen, und erblickten unſre Schaaren. Plötzlich knallten Flintenſchüſſe vom Dorfe her, ſchon glaubten wir, die Türken hätten dort ſich feſtgeſetzt, allein es waren nur militäriſche Grüße geweſen, die unnütz die Munition vergeuten halfen. Das Regiment und das Bataillon hatte in einem wahrhaft paradieſiſchen Thale Halt gemacht, ſeine Höhen waren mit Feigenbaumgruppen bedeckt, und durch üppiggrüne Wieſen ſchlängelte der Aspropotamo ſeine Silberfluth. Die weiße Schlange des Flußes kroch bisweilen ſtill und tief unter die Platanen und Erlenbüſche ſeiner Ufer, kühlte ſich im melancholiſchen Schatten, ſonnte ſich dann wieder im Wieſenbette, oder ſchoß pfeilſchnell über das glatte Geſtein. Es war der Acheloos der Alten, der heilende Strom, der mythenreiche, der Vater der Syrenen, der Gäatide, der mit Herakles als Drache und Stier um Dejanira kämpfte, wobei ihm ſein Sieger ein Horn abbrach, das die Nymphen zum Füllhorn weihten. Als die Nymphen den Göttern Stiere an ſeinen Ufern opferten und des Flußgottes nicht gedachten, ſchwoll er zürnend an, riß das Ufer vom Strande und führte es ſammt den Opfernden hinaus in das Meer, ſie dann in Inſeln verwandelnd. So ließ die Mythe die Echinaden entſtehen.

O es iſt ſchön und reizend, durch die klaſſiſchen Gebiete des Alterthums zu wandeln, die von Sagen, Mythen und Erinnerungen bekränzt und geheiligt ſind! Die Echoſtimme der Vergangenheit wird ewig in Hellas Gefilden um das Glück ſeiner Blüthenzeit und um ihren ſchönen Liebling klagen.

Oft theilte ſich der Strom in breite Arme, und umfieng mit ihnen den reizenden Teppich der Thalwieſen, einen idylliſch freundlichen Anblick gewährend. Oben an den öſtlichen Rändern des Arakynthos lagen zerſtreute Dörfer von ganz antikem Bau, und einſame Tempeltrümmer ragten unter Palmen hoch empor, und glänzten maleriſchſchön im Abendſonnengolde. Wir ſahen von unſerm Standpunkt aus, als wir lange genug in dem reinen Entzücken geſchwelgt hatten, welches uns das ſchöne Landſchaftbild gewährte, unten im Thale das Regiment und das Bataillon auf den ſchmalen Fußwegen durch die Felder und Uferbüſche Mann für Mann ziehen, und folgten ihnen hinab zu dem hohen Stromufer des Aſpro. Eine Fähre ſetzte dort die Truppen über die ziemlich reiſſende Strömung, und mein Begleiter und ich drängten uns jetzt zu Pferde vor, um nicht abermals die Letzten zu ſein. Kaum hielten wir auf dem hohen Uferabhang mit andern, als der Boden zu weichen begann und ſich um mehre Schuh ſenkte, während große Stücken Erde und Steingerölle in den an jener Stelle tiefen Strom rollten. Schrecken ergriff uns Alle, jede Minute Verzug, wenn zumal die unruhigen Pferde auf dem abſchüſſigen Ufer blieben, drohte uns den Tod, und mit einem raſchen Satze ſprengte ich auf die Fähre. Ein Schaumregen übergoß uns, und auf dem übermäßigbeladenen, dem Sinken nahen Floß, ſetzten wir über. Es war bereits dunkel geworden, ſchwarze Gewitterwolken bedeckten den Himmel, die Fähre hielt an einer ſeichten Stelle, wir konnten nicht an das Land gelangen, mit Mühe trieben wir die Pferde in das Waſſer, uns ſelbſt trugen die Griechen huckepack einzeln ans Ufer.

Am Geſtade des Aſpropotamo wiederholte ſich das gewohnte Leben des Feldlagers; lodernde Feuer, bratende Ziegen, deren Fleiſch leidlich wohl ſchmeckt, nur daß wir es ohne Brod verzehren mußten, und daß uns dießmal nichts zu trinken zu Gebote ſtand, als das warme und trübe Waſſer des klaſſiſchen Stromes. Ich hatte noch einigen Wein in meiner Feldflaſche, und theilte dieſen mit Dannia und meinem Bedienten, der ſich ſehr ſchwach und angegriffen fühlte. Wir hatten Befehl, um drei Uhr Morgens aufzubrechen, legten uns daher zum Schlummer nieder, der in der gewitterſchwülen Nacht die Meiſten von uns umfing.

Auch mein Bedienter ſchlief. Als in der Frühe zum Ausmarſch getrommelt wurde, rief ihn der Lärm nicht wach; als ich ihn wecken wollte, fand ich, daß er über Nacht geſtorben war.

Der arme Alte hatte mir redlich gedient; mir blieb nicht einmal Zeit, ihn beerdigen zu laſſen.

Längs den üppiggrünen Ufern des Aspropotamo ſetzte ſich der Marſch fort; durch die mit dem bunteſten Blumenflor geſchmückten Wieſen, zwiſchen hohem Gras ſchlängelten ſich die engen Wege, und unter langen Reihen ſchattiger Platanen zog friedlich bald, bald ſtolz und rauſchend, der Strom uns entgegen. Schaaren von Schildkröten ſchwammen an ſeinen ſeichtern Stellen, tauchten raſch unter, wenn ſie die Annäherung eines Menſchen merkten, und erſchienen bald wieder auf der Oberfläche, um vom Stamm eines Baumes oder von ſtarken Schilfſtengeln nach Libellen zu ſchnappen, die in allen ſchönen Farben wunderprächtig ſchillernd, die Ufer umſchwebten. Heiß, ja brennend flogen die Strahlenpfeile des Helios auf uns Müde herab; erſt nach einem anſtrengenden Marſch von ſechs Stunden gelangten wir an einen ausgetrockneten Arm des Fluſſes, der ganz von Platanen überſchattet war, dort warfen wir uns ruhebedürftig nieder. Wir ſollten bald im vollen Maße die Beſchwerden des Kriegers fühlen, der unwirthbare Gegenden durchziehen muß. Es war kaum etwas zu unſerer Sättigung vorhanden, das mitgenommene Ziegenfleiſch hatte bereits den Hautgout, den die Jäger am Wilde lieben, im höchſten Grade; es lebte. Quellen fanden wir nicht, der brennende Durſt mußte aus dem Strom gelöſcht werden, deſſen trübes und von der Sonne erwärmtes Waſſer bei den Meiſten von uns die Wirkung erregte, die warmes Waſſer hervorbringt. Die einzige Wohlthat, die wir uns anthun konnten, war, ſich im Fluß zu baden, und die Zeit der Raſt in der Umarmung der lauen Wellen zu verbringen. Nachdem wir wieder aufgebrochen waren, verfolgte der Zug noch einige Stunden lang dem Fluß, dann aber verließen wir ſein heitres Thal, und gelangten links auf eine ausgedehnte moorige Haideſtrecke voll hohen Geſträuchs und Geſtrippes; lechzende Eidechſen ſchoſſen über das von der Sonne geſengte Gras, bunte Schlangen ringelten ſich unter dem Strauchwerke, und ſchnellten beiſſend empor, wenn ein unvorſichtiger Fuß ſie trat. Anderthalb Stunden dauerte der höchſt anſtrengende Marſch durch dieſe Haide, während welchem mehre Philhellenen entkräftet niederſanken. Allmählig hörte die Einförmigkeit der traurigen Einöde wieder auf, wir ſahen auf einigen Hügeln klaſſiſche Ruinen, aber ach, wir waren Alle ſo ermattet von der Sonnengluth und dem Brand unſrer heißen Sohlen, daß uns die Luſt ganz verging, ihnen näheres Anſchaun zu widmen. Endlich ward eine ſtarke Quelle gefunden, und alles warf ſich an ſie und den Bach, den ſie bildete; ſeit Stunden hatten wir den fürchterlichſten Durſt gelitten. In der Nähe lag auch eine Mühle, und ohnweit derſelben ein Wald. Als dieſer erreicht war, wollte Niemand weiter gehen. Wir ließen den General Normann erſuchen, hier das Lager ſchlagen zu laſſen, erhielten aber den Beſcheid, daß nur zwei Stunden weiter eine herrliche Quelle bei einem Landſee liege, an welchem uns zwei Raſttage vergönnt werden ſollten. Wir möchten nach einiger Ruhe unſre Kräfte noch anſtrengen, dorthin zu gelangen.

Wir lagerten noch auf dem Moosteppich in der erfriſchenden Waldkühle, da zog der Wagenmeiſter d'André mit vier beladenen Eſeln heran, ſein Geſicht erglänzte von Freude, und jubelnd rief er: „Heuräka! Ich habe gefunden den ächten Mithridat, der Lahme gehen und Todte auferſtehn macht! Ich habe in der Mühle dort recognoscirt, keinen Menſchen darin, aber einen trefflichen Keller gefunden, die Schläuche gefüllt, und ſie den Müllerthieren aufgeladen!“ Ein Hoſianna empfing den Bringer dieſer Labe. Unſer

Kommandant Dannia machte zwar ein böſes Geſicht zu dem Raube, trank aber hernach doch wacker mit, und der edle Trank wurde redlich vertheilt; er belebte unſre geſunkene Kraft, und neu geſtärkt zogen wir weiter.

20.

Der Marſch nach Komboti.

Es war ein reiner herrlicher Sommerabend, als wir endlich, nachdem wir mehre Anhöhen überſtiegen, in das gekrümmte Thal von Laspi hinabſahen; hohe Berge und Platanenwälder umgürten es zu beiden Seiten, und eine ſchroff abſchießende Felſenwand ſenkt ſich als Schlußſtein in den maleriſchen See gleiches Namens, den herrliche Wieſen und blühendes Geſträuch umgaben. Unſer Weg führte uns eine Zeitlang durch einen Wald, es rauſchte in dieſem wie ein Waſſerfall, und bald fanden wir die verheißne ſtarke Quelle, die aus einem umbuſchten Felſen eiskalte Fluth ſprudelte, und die ganze Grotte mit Kälte füllte. Im Walde öffnete ſich ein großer viereckiger Platz, der zur Lagerſtätte erkoren wurde, eine grüne, ſanft gegen das Thal ſich hinabſenkende

Matte, von vier Seiten mit Bäumen und Geſträuch eingegrenzt, das natürliche Lauben bildete, und uns allen ein freundliches Obdach gewährte. Auf dem Raum längs des Waldſaumes ſtanden die Pyramiden der Gewehre, die linke Seite nahm das Regiment Tarella, die rechte das Bataillon der Philhellenen ein; Maurokordato und der Generalſtab lagerte unten nahe am See unter einem großen Zelte, der Etat-Major unter dichtem Gebüſch verborgen, nahe an dem rauſchenden Brunnen, und ein mit dünnen Stämmen bewachſener Platz wurde gelichtet, um auch für unſre Pferde und Eſel eine paſſende Lagerſtätte abzugeben. Für Ruhe und die Stillung unſers Durſtes hatte die Natur gütig in dieſer ſchönen Waldung geſorgt, allein Lebensmittel fehlten faſt gänzlich, dieſe ſollten am nächſten Tage aus Miſſolunghi nachkommen. Wir theilten redlich, was wir hatten, altes Maisbrod und den Reſt des erbeuteten Weines, und ſchliefen ruhig ein, dem kommenden Ruhetag entgegen.

Allein der 18. Juni, der Jahrestag einer der welthiſtoriſch-denkwürdigſten Schlachten, war für uns, ob wir gleich raſteten, kein Tag der Ruhe. Mitten im patriarchaliſchen Naturfrieden, im grünen Rauſchen der ſchattigen Waldung, beim Geſang der Vögel, beim Plätſchern des Quells und beim Anblick des lachenden leuchtenden Sees bewährte ſich auch bei uns der Ausſpruch Schillers:

> Die Welt iſt vollkommen überall,
> Wo der Menſch nicht hinkommt mit ſeiner Qual.

Ich habe ſchon oben flüchtig auf die ſocialen Mißverhältniſſe hingedeutet, die zwiſchen den Deutſchen und Franzoſen eine betrübende Spannung erzeugten und nährten. Maurokordato blieb den Deutſchen fremd und abhold geſinnt, nur ſein deutſcher Adjutant, Lieutenant von Rheinecke, erhielt ſich in ſeiner dauernden Gunſt. General Normann verkehrte blos in dienſtlichen Angelegenheiten mit dem Oberfeldherrn, und hielt ſich treulich zu ſeinen deutſchen Landsleuten, die ihn faſt ohne Ausnahme Alle verehrten und liebten. Sein der Freundſchaft bedürftiges, biederes und offenes Gemüth gab ſich ſo gern der gemeinſamen Freude hin, wie er ausharrend die gemeinſame Noth und ſeine eigne, oft drückende Lage trug. — Die feindſelige Stimmung zwiſchen Franzoſen und Deutſchen wuchs immer mehr, und kam endlich bei folgender Veranlaſſung zum vollen Ausbruch.

Der preußiſche Oberlieutenant Uſchner, Korporal beim Bataillon, hatte den Wachdienſt bei Maurokordato, und beging einen Dienſtfehler. Der Wachkommandant Mignac, franzöſiſcher und Philhellenenlieutenant rapportirte deshalb an Dannia, und dieſer ließ Uſchner auf die große Wache im Lager ſchicken. Der tückiſche und bösartige Franzoſe, von Haß gegen die Deutſchen erfüllt, und von dieſen gemieden, weil er anrüchig wegen früherer Vergehungen war, gab ſich mit dieſer Strafe Uſchners nicht zufrieden, ſondern vergaß ſich ſo weit, ſelbſt ſeinen Poſten zu verlaſſen, kam, als eben eine Gruppe von uns Deutſchen in der Nähe der Wache im Geſpräch ſtand, zornig herbei, und befahl Uſchnern in den roheſten Ausdrücken, ſich auf die untere Wache zu verfügen. Dieſer erwiederte, daß ſein Kommandant ihn hieher geſetzt, doch gehorchte er. Mignac aber ſtürzte wüthend nach ſeinem Aufenthalt, und kam mit einem großen Strick zurück, mit dem er dem Arreſtanten nacheilte, ſei es um ihn zu binden, ſei es um ihn zu ſchlagen. Da riß über das empörende Benehmen die Geduld der Deutſchen. Ein Schrei: „Zu den Waffen!“ und alles ſtürzte nach den Gewehren. „Nieder mit dem Schurken!“ und von Bajonetten war die Bruſt des Franzoſen umblitzt. Dieſer aber ſtand mit imponirender Haltung ruhig und feſt, ſein Auge flammte, ſein Kommando donnerte: „Portez armes!“ Schon ſenkten ſich einige Gewehre, aber von Neuem riefen Mehre aus: „Nieder mit dem Schurken! Er iſt infam, und infam will er uns behandeln!“ Mignac zuckte zuſammen, knirſchte mit den Zähnen, und rollte wild die Augen, feſten Blickes den Todesſtoß erwartend. Dannia eilte in dieſem Augenblick außer ſich herbei, überblickte raſch Urſache und Wirkung dieſes Exceſſes, und riß Mignac den Strick aus der Hand, den er in die Gebüſche ſchleuderte; ſein ernſtes Wort begütigte die aufgebrachten Deutſchen, ſie begnügten ſich, eine Deputation an Maurokordato zu ſchicken, und Satisfaction für die unwürdige Behandlung ihres Kameraden zu verlangen. Mit ſpöttiſchen Blicken und Geberden hörten die Franzoſen, die im Zelte des Oberfeldherrn anweſend waren, das Anbringen, und Maurokordato zeigte ſich nicht als ein Mann, ſondern als das ſchwankende Rohr, das der Wille der Franzoſen beliebig lenkte. Seine Antwort war unentſchieden und ausweichend, er verſprach, die Sache zu unterſuchen, und Genugthuung zu verſchaffen, wohl ohne ernſtlich daran zu denken, Wort zu halten.

Abends, als das Bataillon verleſen wurde, brachte der Kommandant eine laxe und lächerliche ſchriftliche Erklärung Mignac's, in der dieſer ſagte: er habe den Strick nicht herbeigeholt, um Uſchner zu binden, ſondern zu einem andern Zweck. Damit ſollten wir zufrieden ſein, waren es aber nicht, ſondern drangen auf unpartheiiſche Unterſuchung und Beſtrafung der franzöſiſchen Anmaßung. Dannia lächelte und ſagte: „Macht was ihr wollt, ich kann der Sache keinen Ausſchlag geben, und mich nicht darum bekümmern! Haltet euch nur brav vor dem Feind.“ Er nahm mich bei Seite, und verſuchte, mich zu beſtimmen, daß ich mit meinen Landsleuten rede und ſie milder ſtimme, allein ich lehnte dieſen Antrag geradezu und entſchieden ab, und ſagte ihm, obgleich es ihn mißvergnügt machte, er möge doch ja die Parthei des Bataillons nehmen, das er befehlige, deſſen Liebe und Anhänglichkeit er beſitze, und wo ihm mehr ehrenvolle Anerkennung zu Theil werde, als am Hofe des Prinzen Maurokordato. Er ließ mich ruhig ausreden, dann ſprach er ernſt, nachdem er mich lange und feſt angeblickt: „Ihr jugendlicher Eifer ſteht Ihnen wohl an, Sie ſind ein werdender, ich aber bin ein alternder Mann. Sollte Ihr Geſchick Sie jemals in eine Stellung bringen, in der Sie, ſei es im Staate oder in irgend einer Korporation, eine nicht geringe Geltung haben, ſo werden Sie vielleicht, gleich mir jetzt, eben ſo indifferent ſein, oder doch ſcheinen, wenn es ihnen nöthig dünkt. Jeder legt zu ſeinem Glück oder Unglück meiſt durch ſeine Handlungen den Grund. Sollten Sie dieß nie erfahren und bewährt gefunden haben? Sprechen wir nicht mehr darüber! Sie haben mir wehe gethan, der Greis verzeiht jedoch gern dem Ungeſtüm des Jünglings. Vielleicht liegen wir Beide morgen ſchon entſeelt auf dem Schlachtfeld, darum laſſen Sie uns Eintracht bewahren, nur dieſe macht uns ſtark, gegen den Koloß zu fechten, Eintracht ſei die Davidsſchleuder, die den Goliath des Osmannenreiches niederwirft!“

Dannias herzliche Rede ſtimmte mich weich. Wir umarmten einander brüderlich, und ich ging von ihm. Soviel ſah ich, daß noch in des alten Mannes Bruſt der Ehrgeiz andere beſſere Gefühle überfluthete. Der Ausſicht auf hohe Stellen ordnete er den Antheil an uns und ſein Rechtlichkeitsgefühl unter.

Eine zweite Sendung an Maurokordato wegen Mignacs Beſtraſung fruchtete ſo wenig, wie die erſte; doch wurde derſelbe, und auch Uſchner, arretirt; ein Kriegsgericht ſollte am folgenden Tag über ihre Sache entſcheiden; einſtweilen erklärten wir Deutſche die Franzoſen für infam, und Maurokordato erklärten wir, daß wir mit jenem Ehrloſen, der in Marſeille betrogen und in Korinth geſtohlen hatte, nicht ferner dienen wollten, würden und könnten. —

Am Nachmittag des 19. Juni brachen wir auf, zogen uns an der rechten Seite des Sees entlang durch dichtes Gehölz, und gelangten auf angenehmen Weg zu einer von Bergen eingeſchloßnen ziemlich großen Haide, auf der ein einzelnes Haus ſtand.

Ein kleines Dorf ſchmückte den Abhang des Berges zur Linken, und vor uns in der Mitte des Thales erhob ſich eine Anhöhe, derer Gipfel eine griechiſche Kapelle zierte. Dieſer Berg, um den ſich die Truppen in einer Thalſchlucht herumzogen, verbarg uns die Ausſicht auf den Golf von Arta, und während das kleine Heer ihn umging, ſtiegen Huißmann, ich und einige andere Freunde auf einem ſteilen Fußpfad zur Kapelle hinauf, nicht ohne Beſchwerde, da mit jedem Fußtritt ſich Felsbrocken und Gerölle lösten und den Nachkommenden entgegenrollten. Als wir oben ſtanden, lohnte uns des Steigens Mühe ein herrlicher Anblick. Die Sonne ſank eben goldflammend in das ferne Meer, der ganze Golf von Arta lag mit ſeinen reizenden Ufern vor und dicht unter uns; wir ſahen die Straße ſich längs ſeiner nordöſtlichen Ufer durch blühende reizende Gefilde nach Arta und Janina hinziehn, ſahen deutlich die Baſtionen von Preveſa, welche die Einfahrt in den Golf bewachen und ſchützen, und ſtanden verklärt vom goldnen Abendſchein über der verklärten Gegend, die ein Duftſchleier, aus Sonnengold gewebt, ſanft umflorte. Wie die Sonne ganz hinab war in das Meer, und nur der flammende Wiederſchein ihrer letzten Strahlen über den unermeßlichen Spiegel des Meeres zuckte, ergoß ſich wunderbare Gluth über

Himmel und Land. O warum war dieſes ſchöne Land unter dieſem paradieſiſchen Himmel nicht frei und nicht glücklich?

Als das Abendroth allmählig verglühte, widmeten wir dem Ort, wo wir uns befanden, nähere Betrachtung. Die Kapelle war unbedeutend, aber an der rechten Seite des Berges zog ſich eine cyklopiſche Mauer hinab, die aus länglichviereckigen, acht Schuh langen und breiten Felsſtücken aufgethürmt war, welche die Kunſt der Erbauer ſo feſt in einander gefügt hatte, daß man an vielen Stellen kaum die Fugen gewahrte. Nur die oberſten Blöcke waren theilweiſe verſchoben oder herabgeſtürzt. Am Abhang des Berges erblickten wir eine kleine Oeffnung, als ehemaligen Eingang, dort waren die Felsſtücke noch koloſſaler, als oben. Wer thürmte dieſen Mauerkoloß, mit welchen Kräften überhaupt gelang es den Ureinwohnern, ſolche Steinmaſſen zu bewältigen? Beim Anblick derſelben und bei der Erinnerung an noch weit erhabenere Reſte des Alterthumes in Aegypten, Nubien, Perſien, Indien ꝛc. drängt ſich der Gedanke gewaltſam auf, daß die Traditionen aller Völker von einem Rieſengeſchlecht der Vorzeit am Ende doch mehr ſein mögen, als leere Sagen, daß vor der deukalioniſchen und andern Weltfluthen den Erdenbewohnern gewaltigere Kräfte dienten, als jetzt. Man denke an Babylon, an Perſepolis, Heliopolis, Palmyra, Theben und andere große Ruinenſtädte, wo unſre Kleinheit verzagend und ſtaunend vor den mächtigen zertrümmerten Kunſtbauten der Vorwelt ſteht. Die faſt überall wohlerhaltene Mauer zog ſich durch dicht verwachſenes Gebüſch bis hinab zum Golf; am Ufer war ſie zerſtört, wild über einander gethürmt lagen da die Blöcke, wohl eher von Elementarkraft, als von Menſchenhand überwältigt und durch einander geworfen. Es waren noch Treppenſtufen ſichtbar, die in das Waſſer hinabführten, und aus dieſen ragte ein Mauerfragment hervor, das in rechtwinkliger Richtung ſich nach der vom Berg herabſteigenden Mauer zog. Alles deutete darauf hin, daß hier eine bedeutende Hafenſtelle geweſen war. Ich weiß nicht gewiß, ob das, was wir ſahen, ein Theil der Trümmer der alten Stadt Argos Amphilochicum, die das heutige Ambrakia ſein ſoll, war? Es dämmerte bereits, und wir kletterten längs der Mauer hinab zum Golf, wo das Regiment und unſer Bataillon bereits das Lager aufſchlugen.

Die Beſchwerden des Marſches, die ſengende Hitze des Tages, das unvorſichtige Stillen des Durſtes durch kaltes Waſſer, und die ſchlechten Nahrungsmittel, Ziegenfleiſch ohne Brod, verurſachten, daß abermals ſechs Philhellenen erkrankten, die meine ganze Sorgfalt in Anſpruch nahmen; denn meine beiden Unterärzte leiſteten mir wenig Hülfe, ſie erwarteten in allen Stücken Rath von mir. Ich ſelbſt litt wüthenden Hunger, und hätte gern um ein Stück Schwarzbrod mein Doktor-Majorpatent hingegeben.

Ein berüchtigter Korſe, Namens Paſſano, hatte mit Kühnheit und Tapferkeit und wenigen kleinen Schiffen ſich des Golfs von Arta bemächtigt, und vertheidigte ihn fortwährend gegen die größeren türkiſchen Schiffe, wobei er den Türken nicht geringen Schaden zufügte; am Tage barg er ſich in die vielen und tiefen Buchten des Golfs, Nachts ging er unter Segel und kaperte, was ſich nur von türkiſchen Fahrzeugen blicken ließ. Dieſer Paſſano ſollte uns Lebensmittel über den Golf zuführen, und dagegen unſre Kranken und unſre Kanonen an Bord nehmen, da beſonders der Transport der letztern erſtaunlich beſchwerlich war, und ſie in die Nähe von Komboti überfahren. Im Betreff der Kranken erhielt ich Befehl, als am andern Morgen das Bataillon aufbrach, einen Mediciner bei jenen zurückzulaſſen, allein dieſer weigerte ſich, ohne Lebensmittel da zu bleiben, die Kranken baten mich flehentlich, ſie nicht zu verlaſſen, und ſo blieb ich denn in Gottes Namen, und ſandte den Italiener dem Bataillon nach.

Da war ich nun mit meinen armen Kranken und den Artilleriſten in öder menſchenleerer Gegend, ohne Nahrungsmittel, an einem glühendheißen Sommertag unter ſüdlichem Himmel, und Paſſano mit ſeinen Fahrzeugen, der früh ſchon kommen ſollte, blieb aus. Wahrlich, in der reizendſten Gegend keine reizende und neidenswerthe Situation. Es mußte Rath geſchafft werden, ich nahm den Lieutenant Werndly, einen Schweizer, Kommandant der Kanonen, auf einen Fouragierſtreifzug mit mir, wir irrten umher, ermüdeten und ermatteten uns, und kehrten am Mittag mit leerer Hand und hungriger als je zuvor, zurück. Paſſano war noch nicht da. Wieder wurde ausgegangen, ein Berg zur Linken erſtiegen, und als wir ihn zur Hälfte erklettert hatten, und ausruhend ſtanden, ſehnſüchtige Blicke über den Golf werfend, ſiehe da wehten in weiter Ferne blaue Flaggen, ſchimmerten weiße Segel, Paſſano kam, erwartet wie ein Meſſias. Er kam, und brachte — keine Lebensmittel, kaum ein wenig Maismehl. Doch auch dieſes wurde nicht verſchmäht, auf einem Steine über Feuer geröſtet, und als Leckerbiſſen verzehrt, dann ſchifften wir uns ein, und betraten nach zweiſtündiger Fahrt — nicht die epirotiſche Küſte, ſondern das ſeichte Meer, durch welches wir eine Viertelſtunde lang waden mußten, um endlich an das Land zu gelangen. Ein großes ſteinernes Haus von kloſterähnlichem Bau zeigte ſich neben elenden Strohhütten. Hier mußte nun durchaus Rath oder vielmehr Eſſen geſchafft werden, wenn wir nicht verhungern ſollten. Ich dachte an Den, der die jungen Raben ſpeißt, und den Daniel in der Löwengrube ſättigen ließ, nicht minder an meinen Löwenhunger damals, als ich zwiſchen Amſterdam und Gouda einen dicken Holländer zur Gaſtfreundlichkeit nöthigte. Mit martialiſchem Blick und nach griechiſcher Art furchtbar bewaffnet betrat ich das große Haus, ſeine Bewohner entflohen ſchreiend durch eine Hinterthüre, ich fand die Stube leer, alles leer, plötzlich höre ich eine Bewegung, und ſiehe, ein zartes weibliches Weſen ſieht mich ſchüchtern, wie bittend an, und ſchmiegt ſich mit Zutraulichkeit an mich; ein unſchuldvolles Geſchöpf, ein Ideal von Schönheit, deſſen freundliche Blicke ich eben ſo freundlich erwiederte. Noch nie, ſo lange ich in Griechenland war, hatte ich ein ſolches Weſen erblickt, ſein Anblick entzückte mich. Es war ein zahmes Reh. Welche Gedanken erwachten in mir? — „Ach! ein Reh! Glückliches Land, wo es Rehe und ſonſtiges angenehmes Wildpret giebt. Glückliche, gemüthliche Familien, die ihr Rehe zähmt, während eure Helfer verhungern! Armes, ſchönes, glattes, wohlgenährtes Reh! Sieh mich nicht ſo bittend an, nicht ſo unſchuldvoll! Dulce et decorum est, pro patria mori! Stirb für das Deine, und ſättige ſeine Befreier!“ Und da hatte ich ganz leiſe den Säbel gezogen, und mit halb hinweggewandtem Geſicht, wie ein Opferprieſter, den Mordſtahl in die Bruſt des ſchönen Rehes geſenkt, dahin ſank es in ſein ſtrömendes Blut, ich aber raffte es auf, und trug es zu meinen Kameraden, die mir mit Dankbarkeit und Freude entgegenjubelten. Mit dem Sektionsmeſſer zog ich die Beute ab, die Kameraden entzündeten ein loderndes Feuer, und bald verbreitete ſich der Bratengeruch, der nach der Meinung der alten weiſen Griechen ſelbſt den Göttern angenehm war.

Der Menſch kann erſtaunlich viel erdulden und ertragen, aber in ſeinen Wünſchen iſt er unerſättlich, wir hatten kaum Braten, ſo wollten wir auch Wein haben; ich eröffnete einen zweiten Feldzug gegen das Haus, allein es war dießmal verſchloſſen. Vergebens rief, bat und flehte ich, bot Geld und himmliſchen Segen für eine Okka Weines, allein der Schmerz über das geraubte Reh ſchien die Bewohner zu ſehr übermannt zu haben, als daß ſie mich hören konnten und wollten. Ich zog mich nun zurück, umging in einem weiten Halbkreis das Haus, eilte raſch auf die Hinterthüre zu, fand dieſe unverſchloſſen und ſtand mitten plötzlich in der Familie, die aus dem Mann, der Frau und einigen halberwachſenen Kindern beſtand. — „Ἰεσου Χριστο!“ ſchrieen Alle zumal. „Habt ihr Wein?“ fragte ich barſch. „Οὐχ οὐχ!“ antwortete der Hausherr mit quergezogenem Maul, das er bekreuzte. Ich zeigte hierauf eine Hand voll Para's, und bot ſie dar; dieſelbe verneinende Geſte. Jetzt fuhr der Säbel aus der Scheide, mit einem Kanibalenblick und einem Fußtritt, daß das Haus ſchütterte, rief ich noch einmal: „Wein!“ — und nun erklang es: „Si, si Signore!“ und ich empfieng ein großes Gefäß voll guten Weines, ließ das gebotene Geld dafür zurück, und eilte damit zu meinen Landsleuten, nicht ohne vorher mit ärztlicher Gewiſſenhaftigkeit den edlen Trank wiederholt zu prüfen.

Ich habe in London im deutſchen Schiffahrtshauſe und in Paris im Palays-Royal das Auserleſenſte geſpeiſt, ich wüßte aber nicht, was je auf der Welt mir beſſer geſchmeckt hätte, als der Rehbraten und der Wein nach ſo langer Entbehrung hier am Ufer des Golf von Arta. Nur wer ſelbſt im Felde allen Mangel und alle Noth des Soldaten ertrug, wird begreifen und wird entſchuldigen, daß ich noch in der Einnerung dieſes Mahles ſchwelgen kann.

Das Bataillon war mittlerweile bis zum ausgetrockneten Flußbette des Aba, in der Ebene von Ariada vorgedrungen, und hatte vereinigt mit mehren griechiſchen Kapitanerien, nebſt dem Regiment ein Lager bezogen. Der Platz, wo wir angelandet waren, lag nur eine Stunde davon entfernt, und da kein Befehl anlangte, wohin wir uns ferner wenden ſollten, ſo machte ich mich in der Nacht wohlbewaffnet auf den Weg, und folgte als ſichern Leiter dem Bette des Fluſſes. Schon nach einer halben Stunde leuchteten mir durch dieſes Gebüſch die Wachtfeuer entgegen, ich kam zu den griechiſchen Vorpoſten, die mich argwöhniſch umſchwärmten und begleiteten, und hielt mich mit gezogenem Säbel ſtets ſchlagfertig, bis ich an eine andre Kapitanerie gelangte, die mich kannte, und ungehindert das Lager der Philhellenen erreichen ließ.

Dannia und Huißmann ſaßen beim verglimmenden Feuer, und ſpielten Karten. Der Alte war wohlgemuth und prieß ſein Leben. „Holla! Willkommen Doktor! Hier iſt gut ſein! Alles vollauf, Wein und Fleiſch. Eßt und trinkt, denn Ihr werdet ausgehungert ſein, wie ein Wolf in der Wüſte!“ rief er luſtig aus.

Ich dankte und erzählte mein Abenteuer mit dem Reh, ſetzte mich zu den Freunden, und ließ mir erzählen, wie die Sache mit Mignac abgelaufen ſei. Man hatte die Partheien getrennt, und zwei Kompagnien errichtet, die Deutſche und die Franzöſiſche. In der Deutſchen befanden ſich blos Deutſche und Polen, in jener Franzoſen, Italiener, Griechen und Aegypter; ſie war die ſtärkere. Mignac war keineswegs entfernt, ſondern vielmehr zum Oberlieutenant avancirt, und ich ſah voraus, daß durch die Trennung der Partheien noch keineswegs die Ruhe hergeſtellt, vielmehr daß noch manches betrübende Ereigniß zu fürchten ſei, wie denn auch eintraf. Die Deutſchen wählten nun den alten, auf Feldzügen ergrauten Mizewsky zu ihrem Hauptmann, er fühlte ſich dadurch ſehr geehrt, trat vor die Fronte der deutſchen Kompagnie, und redete die Deutſchen und die Polen feierlich an:

„Deutſche und Landsleute! Wir ſtehen als Krieger hier auf einem Grund und Boden! Will ſagen: klaſſiſchem Boden! Das heißt: Nehmt keinen Pardon, gebt keinen Pardon! Was euch von Türken vor die Klinge kommt, haut in Granatſtücke zuſammen, in Grund und Boden! Dixi!“

Ein jubelvoller Hurrahruf jauchzte dem unbeholfenen lakoniſchen Redner Beifall zu, dann ging er als Sprecher ſeiner Kompagnie zu Maurokordato, dankte ihm in ihrem Namen für die Trennung, eröffnete ihm aber auch zugleich, daß ſie mit Mignac nicht mehr dienen wollten. Auch die Adjutanten Feldbaum und v. Rheinecke traten und ſtimmten dieſer Erklärung bei, allein der Oberfeldherr konnte es nicht über ſich gewinnen, der deutſchen Ehre zum Nachtheil ſeiner lieben Franzoſen gerecht zu werden. Alle Vorſtellungen waren und blieben fruchtlos. Mignac wußte gar wohl, worauf er ſich ſtützen konnte; er verachtete uns und nahm die ruhige und ſtolze Haltung eines Mannes an, der erhaben über den kleinlichen Anfechtungen ärgerlicher und ohnmächtiger Gegner ſteht. So trat er frech an demſelben Morgen zu dem Oberlieutenant des Regimentes, von Hobe, mit dem ich gerade ſprach, und zu mir heran, und fragte mit giftigem Blick: „Nun meine Herren, bleiben Sie immer noch der Meinung, daß ich ein Schurke ſei?“

„Allerdings,“ war unſre feſte Antwort.

„Nun denn,“ knirſchte er ingrimmig: „Sie werden mir den Beweiß mit den Waffen in der Hand liefern.“

„Wir ſtehen ſtündlich zu Dienſt,“ gegenredeten wir: „ſobald der Herr Oberlieutenant ſich von dem Makel gereinigt haben wird, der ihm anhängt.“

„Ihr Blut wird mich rein waſchen, das ſchwöre ich!“ rief er wüthend aus! Möge Ihr Muth Sie dann nicht reuen!“ Mit einer Miene, die des Teufels würdig war, verließ er uns.

Am Nachmittage dieſes Tages war es, wo Maurokordato zeigte, daß ihm alle Begriffe von ſoldatiſcher Ehre, wie ſie doch einmal in der civiliſirten Welt feſt ſtehen, und weder durch Raiſonnements noch durch Geſetze umgeſtoßen werden können, gänzlich mangelten; nachdem immer vergeblich auf ein Kriegsgericht gedrungen worden war, kam endlich um 4 Uhr Normanns Adjutant, Feldhann, mit folgender Erklärung zu der deutſchen Kompagnie, die er ihr, da ſie ſchon zum Abmarſch bereit, in Reih und Glied ſtand, vorlas:

„Die Deutſchen ſollen und müſſen mit der ſchriftlichen Erklärung des Oberlieutenants Mignac zufrieden ſein. Der Oberlieutenant Mignac bleibt im activen Dienſt! Wenn es gegen die Ehre der Deutſchen ſtreitet, ferner mit ihm zu dienen, ſo mögen ſie dahin zurückkehren, woher ſie gekommen ſind, ich ſtelle es jedem derſelben frei, zu bleiben oder ſeinen Abſchied zu nehmen.

Gezeichnet Maurokordato.“

Ein jäher Schreck durchzuckte uns; konnte es eine empörendere Aeußerung geben? Um eines Mannes Willen, den wir verachten mußten, wollte der Feldherr uns Alle miſſen, wollte ſeinem bedrängten Vaterland unſern Arm entzogen ſehen! Welche Zukunft that ſich unſern Blicken auf?

General Normann ſtand tiefſchweigend, erſchüttert vor der Fronte, wir Alle ſahen einander mit unausſprechlich ſchmerzlichen Blicken an, da trat Mizewsky vor, und rief laut mit gewaltiger Stimme: „Kameraden! Laßt euern Muth nicht ſinken! Laßt uns über die Undankbarkeit Maurokordatos nicht den heiligen Zweck vergeſſen, der uns in dieſes Land führt! Laßt uns brav ſein und brav bleiben! Wir ziehen nicht von dannen, und es wird der Tag kommen, der Griechenland zeigen wird, wo die Ehre ficht.“ —

Der Abmarſch erfolgte. Da auch beim Regiment mehre Kranke waren, ſo führte der Arzt des Regimentes Tarella, Doktor Treiber, dieſelben an das Geſtade zu den meinigen, denen ich den Italiener ſandte, und ging mit Paſſano unter Segel.

Ueber die Ebene vorrückend erreichten wir bald den Fuß des Bergrückens Jdomäus, deſſen linke Seite ſich ſteil und felſig in den Golf ſenkt; wir zogen hinauf, und auf einem vier Stunden langen Bergpaß über unwegſamen Abgründen und Felſenklippen hin. Von oben herabſchauend überblickten wir die fruchtreiche Ebene des alten Moloſſis; ſie war wüſt und öde, nur wenige zerſtreute Hütten und Häuſer; einzelne wilde Pferde, verwilderte vielmehr, von geflüchteten Einwohnern zurückgelaſſen, weideten auf dem Grün der Wieſen. — Mühſam war unſer Marſch, bald ſtieg, bald fiel der Weg, mit äußerſter Vorſicht mußten wir uns oft an ſchroffen jähen Abgründen vorbeiziehen. In kühler Schlucht ſprudelte eine Quelle, darüber ragte maleriſch ein Kloſter auf hohem Felſen, es war verwüſtet. Von da aus wurde der Weg breit, aber höchſt gefährlich; er beſtand aus glattem Schiefer, der ſich bergab zog, wer ausglitt, vermochte kaum ſich zu halten. Hier wollten die Griechen den Paß gegen Bacho-Bey vertheidigt haben, es waren noch kleine Schanzen ſichtbar, und auf dieſem Terrain konnte ſich im eigentlichen Wortſinn wenn es zum Gefecht kam, kein Feind halten. Die Sommerſonne ſchoß den ganzen Tag faſt ſenkrechte Strahlen auf den glatten Stein und machte ihn feuerheiß; heraufwärts war er kaum zu erſteigen. Vorſichtig und glücklich gelangte der Zug hinab, und erreichte eine feuchte milderfriſchende Wieſe am Ufer des Golfs und einen kühlen Wald. Die Nacht brach ein und wurde ſo tiefdunkel, daß Hornſignale immerwährend gegeben werden mußten, damit keiner ſich verliere. Dennoch verfehlte die letzte Abtheilung, bei der ich mich befand, die Straße, und hielt ſich zu weit links. Ununterbrochen ging es durch Gebüſche aufwärts, plötzlich ſahen wir uns auf einem hohen Felſengipfel, der weit in das Meer hinausragte; unten lag furchtbar und nachtſchwarz das Meer im Bette des Golfs und toste unheimlich, der Himmel hing voll ſchwarzen und grauen Gewölks, der Blick erreichte überall nur dunkle unbeſtimmte Maſſen, es war, als irre das Auge im weſenloſen Chaos umher. Voll Grauſen ſuchten wir uns zu ſichern, und ſuchten, uns ängſtlich an Gebüſchen haltend, den Rückweg. Wir ſchrien und riefen ſo laut wir konnten. Kein Menſch antwortete; endlich drang aus weiter Ferne Hörnerſchall. Mühſam bahnten wir uns mit den Säbeln Weg, erreichten ermattet endlich die Ebene, durchſchritten ihr hohes Gras und langten um Mitternacht beim Bataillon an, welches Komboti noch hatte erreichen wollen, aber zu ſehr von dem angeſtrengten Marſch ermüdet, an paſſender Stelle Lager geſchlagen hatte.

Ich warf mich, todmüde, wie ich war, auf den Boden hin; Diſteln waren mein Lager, Dornen meine Decke, der Schlaf überhob mich aller Reflexionen über meine Lage, mein Loos, mein Schickſal.

21.

Treffen und Wetter bel Komboti.

Ein heitrer Morgen erweckte uns; zum Aufbruch mahnten Trommeln und Hörner, und bald bewegte ſich der kleine Heereszug durch eine angenehme mit Weinbergen geſchmückte Gegend und das Thal von Komboti. Maleriſch über den Abhang eines Berges gebreitet ſahen wir dieſes Dorf liegen, auf deſſen felſengekrönten Gipfel eine Kapelle es gleich einer Burg zu beherrſchen ſchien. Die Häuſer waren größtentheils noch unzerſtört, aber von den Einwohnern verlaſſen, die der Angriff des vorhin genannten Bacho-Bey vertrieb. Dennoch war es belebt genug. Einen Theil des Ortes hatten die Kapitanerien des Janny Kolokotroni und Jatroko beſetzt, einen andern die Suliotenſchaar unter Marko Bozzaris, Maurokordato mit ſeinem Gefolge ſetzte ſich zu Häupten, auf den Gipfel des Berges. Wir aber, die Philhellenen und das Regiment Tarella rückten vorwärts in das Thal, auf die Wieſe, die am Saum eines Waldbaches zwiſchen Weinbergen und tiefen, von abſtürzenden Bergwaſſern geriſſenen und ausgeflutheten Gräben lag, nahe dem Wege, der über das Gebirge nach Miſſolunghi führte. Dem alten Dannia war unſre Stellung nicht recht, er war der Meinung und befahl: wir ſollten, gleichſam als Leibwache oder Garde des Oberfeldherrn das Hauptquartier beziehen, aber General Normann ſprach zu ihm: „Nicht die Gipfel der Berge, um ſich mit Bequemlichkeit von oben herab zu vertheidigen, ſollen die Philhellenen aufſuchen, ſondern an den wichtigſten und gefahrvollſten Poſten ſtehen, und keine Gelegenheit verſäumen, ſich mit dem Feinde zu meſſen. Sie, Colonel, werden ſich meiner Ordre fügen!“

Es ſollte nicht lange dauern, durch die That den Ernſt dieſer Worte zu bewahrheiten. Die Pyramiden der Gewehre glänzten im Schein der Sonne, das Heer begann, ſich zu lagern, mit Ausnahme der erſten Kompagnie des Regimentes, die der Hauptmann von Staël-Holſtein befehligte. Mit dieſer rückte General Normann aus, um die Gegend zwiſchen Arta und dem Golf zu recognosciren. In der Entfernung einer halben Stunde von unſerm Lager kam der General zu einem Hügel, auf dem ein Dorf lag.

Dieſer, da kein Weg hinauf führte, mußte umgangen werden. Plötzlich werden oben Soldaten ſichtbar, ihre Tracht ähnelt der griechiſchen, aber die Griechen beim Regiment riefen dem General zu, daß es Türken ſeien. Dieſer noch halb zweifelnd, ſchreit hinauf: „*Ἐλευθερία!*“ (Freiheit!) und alsbald antwortet von oben ein Kugelregen, worauf die Soldaten oben verſchwinden; im ſelben Augenblick ſprengt eine Anzahl türkiſcher Reiter hinter dem Hügel hervor und ſucht der Kompagnie den Rückzug abzuſchneiden. Normann giebt ſogleich Befehl zum Rückzug, der türkiſchen Reiter ſind noch zu wenige, um einen Angriff zu wagen, glücklich gelangt die Kompagnie in die Nähe des Lagers, die Hörner ſchmettern Allarm, alles eilt zu den Waffen, und ſtrömt herbei.

Raſch entwarf der General den Operationsplan, und theilte ihn den Führern mit, raſch wurden ſeine Anordnungen vollzogen. Das Regiment zog am Fuß des Berges hin auf die Straße nach Arta, und deckte ſo die vordere Seite von Komboti, deſſen äußerſtes Ende, das faſt nur aus zerſtörten Häuſern beſtand, die Sulioten ſchirmten. Das Regiment und die Sulioten bildeten ſonach den rechten Flügel, Normann blieb an der Spitze der erſten Kompagnie, mit dieſer den linken Flügel formirend, die Philhellenen traten in das Centrum. Vom linken Flügel her drohte der Angriff zunächſt; General Normann nahm die Flinte und Patrontaſche eines griechiſchen Soldaten, übergab dieſem ſein Pferd, und führte zu Fuß die Kompagnie im Sturmſchritt einen Hügel hinan, der den Weg beherrſchte, welchen die türkiſche Reiterei kommen mußte. Ich hatte im Drang des Augenblickes keine beſondre Ordre erhalten, aber auch nicht Luſt, einen müſſigen Zuſchauer abzugeben; ich verließ daher meinen Poſten, und eilte dem General nach. Kaum erreichte ich die Spitze des Hügels, ſo drang rauſchende türkiſche Muſik in mein Ohr, und der laute Ruf Allah! Allah! und eng geſchloſſen, im raſchen Trabe, rückte die türkiſche Kavallerie zahlreich an; eine Gewehrſalve donnerte ihr entgegen, eine zweite, eine dritte, aber mit Todesverachtung ſprengten die kühnen Reiter den Hügel hinan, wie ſehr auch jeder Schritt ihnen erſchwert wurde. Furchtbar wüthete der Kampf, Mann auf Mann ſank vom Roß, aber die fanatiſche Kampfwuth ließ ſie nicht weichen, mitten unter dem heftigſten Kugelregen durchbrachen ſie endlich die Reihen der Kompagnie, und ſtürmten etwa 600 Mann ſtark, gerade auf das Centrum zu. Ruhig ſtanden dort im feſtgeſchloſſenen Quarré die Philhellenen. „Peloton! Feuer!“ kommandirte Dannia, und die Vordermänner der Türken ſtürzen in ihr Blut, oder werden von ihren verwundeten Thieren abgeworfen, geſchleift und zertreten. Aber die Nachfolger ſetzen den Angriff fort, als wollten ſie das kleine Häuflein in Grund und Boden reiten, bis plötzlich die Bajonette ihren heftigen Chor mit Glück abwehren und ſie in Unordnung bringen. Sie weichen, ſie ſammeln ſich wieder, ſie verſuchen einen neuen Angriff gegen die vordere Seite des Dorfes, dort empfängt ſie Tarella mit beſonnenem Muth, mit geregelter Tapferkeit. Während dort der Kampf wogte, eilte ich wieder den Hügel herab in die Ebene zu meinem Bataillon und erreichte es nicht ohne Gefahr. Der General Normann war überall thätig, er feuerte mit Wort und Beiſpiel an, und es wurde mit Luſt geſtritten, als ſei es nur ein Manneuvre; jeder Befehl wurde mit ſicherer Ruhe, Pünktlichkeit und Kaltblütigkeit vollzogen; eben als ich zum Bataillon kam, führte es Dannia und Mizewsky gegen die Türken, und mehre derſelben ſanken von unſern Kugeln durchbohrt. In einer Flanke von den Philhellenen bedroht und bedrängt, die erſte Kompagnie auf der andern, vor ſich Tarella, ſahen die Türken bald ein, daß ſie einen Feind gegen ſich hatten, den ſie hier nicht zu finden vermutheten, und jetzt ſchell es von der Anhöhe: Kerata! Kerata! und die Sulioten ſtürzten ſich, Verderben drohend, in das Thal herab. Schon hatten die Philhellenen des Feindes rechte Seite umflügelt, ihnen den Rückzug abzuſchneiden, als die Türken noch einmal ſich ſammelten, und das Gefährliche ihrer Lage einſehend unter dem Feuer der Griechen und Philhellenen auf der Straße nach Arta durchbrachen, ehe es den Sulioten nach Wunſch gelang, ihnen dieſe abzuſchneiden. Bis unter die Thore von Arta wurde der fliehende Feind verfolgt, ohne daß er Halt machte, und wir kehrten zufrieden, aber ermüdet in das Lager zurück.

Auf dem Schlachtfeld waren die Griechen unter Janny Kolokotroni und Jatroko nach ihrer Weiſe in voller Thätigkeit. Sie ſchoſſen ihre Piſtolen auf die Leichname der getödteten Türken und ſchnitten dieſen Naſen und Ohren, auch beliebig die Köpfe ab, nachdem ſie dieſelben rein ausgeplündert. Unter den Todten befand ſich auch der Bey und ſein Sohn. Das Regiment hatte nur einen Todten, und, wie auch die Sulioten, mehre Verwundete. Die Philhellenen kehrten ſiegreich und ohne Verluſt, aus dem Gefecht. Maurokordato vernahm mit Freude die Kunde des glücklichen Ausganges, und erließ eine belobende Proklamation. General Normann ritt mit Staub und Pulverdampf bedeckt in das Lager, und wurde von Allen mit jauchzendem Vivatruf empfangen. Sein erſtes Geſchäft war, mich in Arreſt zu ſchicken, weil ich meinen Poſten verlaſſen hatte.

Nach dieſem glücklichen und für uns ehrenvollen Treffen wurde nun, da wir jetzt dem Feind ſo nahe waren, das Lager dauernd eingerichtet; die Gluth der Sonne nöthigte, Baracken zu erbauen, die über die tiefen Fluthgräben von Holz, Reiſſig und Platanenzweigen aufgeführt wurden; in der Mitte dieſer grünen Erdhütten fanden auf einem Wieſenplatz die Pferde reichlichere Nahrung, als wir. Vergebens waren Maurokordatos Verheißungen, daß für den ganzen Feldzug es nicht an Munition und Lebensmitteln fehlen ſolle. Wir erhielten kaum ein Wenig Maismehl, das wir zu einem Teich rühren und auf glühenden Steinen röſten mußten. Waſſer war das Getränk dazu; wir hatten kein Salz, kein Fleiſch, bald mehrten ſich die Kranken. Dem Oberfeldherrn fiel es nie ein, ſich zu uns herab zu bemühen, und zu ſehen, wie es uns ergieng, nur bisweilen kam von Rheinecke, aber auch ohne Hülfe, ohne Troſt. Dafür hielt ſich Normann ganz zu uns, und leuchtete uns in Muth, Geduld und Ausdauer als Bild eines vollkommenen Kriegers voran. Wenn alle Hoffnung ſank, ſo tröſtete er mit dem baldigen Sturm auf Arta, wo wir entweder das Ende aller unſrer Leiden, oder Ueberfluß an allen Dem finden würden, was uns mangelte. Maurokordatos unkluges Zögern und ſeine Unerfahrenheit verurſachten, daß dieſer Sturm nicht erfolgte, der Vieles beſſer gemacht haben würde. Der General theilte mit mir eine und dieſelbe Baracke, die mein neuer Bedienter, ein junger Italiener und Zimmermann, ſo nett und freundlich hergerichtet hatte, als es ſich bei der Lage der Dinge in einem Fluthgraben thun ließ. Meine Medizinkiſte war Bank und Tiſch; der Graben, mit Laub gefüllt, war unſer Bette, und ein dichtes Laubdach ſchützte uns vor dem Brand der Sonne des griechiſchen Himmels, den wir noch beſſer kennen lernen ſollten.

Es kam der Abend des 24. Juni; der Tag war unerträglich ſchwül geweſen, und nun hüllte ſich der Himmel in gewitterſchwangre Finſterniß. Vom Meere herauf pfiff, brauſte und brüllte es, und meteoriſche Feuermaſſen fielen am fernen Horizonte nieder in das Bett des empörten Golfs. Die Luft wurde drückend heiß, rundum zuckten flammende Blitze, und es war, als woge ein bläulich elektriſches Meer über der verfinſterten Gegend. Nie endender Donner hallte von Berg zu Berg, und nachdem dieß Leuchten der Blitze und dieß hoch in den Lüften ſchmetternde Donnern eine Stunde lang gedauert haben mochte, und alles in banger Erwartung zitterte, ſenkten ſich die ſchweren Wolken tief herab in unſer Thal, und preßten die Luft zuſammen, daß man kaum athmen konnte.

„Laſſen Sie uns in unſern Graben legen, und das Wetter verſchlafen!“ ſchlug Normann mir vor; ich folgte dem Rath, wir krochen in unſre Hütte, der Graf warf ſich auf ſeine Pferdedecke, ich mich auf meinen Mantel, und ſo lagen wir, ruhig und geſichert, das toſende Wetter über uns, und ſprachen Mancherlei mit einander, während das Gewitter immer heftiger tobte und ausbrach.

Plötzlich war es, als erſchüttere ein Erdſtoß das Land, die Windsbraut fegte darüber hin; Bäume krachten, Aeſte ſplitterten, entwurzelte Stämme ſchlugen donnernd auf den Boden, Geſchrei ward laut, Baracken ſtürzten ein — ein Schlag und über den Häuptern praſſelte auch die unſre zuſammen, Holz und Reiſſig überdeckten uns, wir vermochten nicht, uns durch daſſelbe emporzuarbeiten, wir waren lebendig begraben, durch offene Lücken leuchtete grauſig der in unaufhörlichem Feuer der Blitze blau und roſenroth brennende Himmel. Wir hörten, wie in Komboti Häuſer einſtürzten, und wie Weltuntergang brach das Verderben über uns herein, die Wolken entluden ſich, ein Wolkenbruch ſtürzte vom Himmel, und verwandelte binnen fünf Minuten unter den entſetzlichſten Wetterſchlägen den untern Theil des

Thales in einen See. Der Waldbach wurde zum reiſſenden Strom, er ſpühlte das Gepäck unſers Lagers fort; der Graben, in welchem der General und ich lagen, wurde nicht minder zum ſtrömenden Bach, unſre Lage war entſetzlich. Während von oben das Holz der Decke auf uns drückte, drohte das wilde Waſſer uns unten fortzureißen, oder mit Felsſtücken, die es mit ſich von den Bergen rollte, zu zerſchmettern. Wir mußten uns ſchwebend mit Armen und Füßen ſo hoch anſtemmen, als es gehen wollte, alle Verſuche, uns durch das dichte Geſtrippe und Gewirre der Reiſſigdecke durchzuarbeiten, waren vergeblich. Und in unaufhörlich ſtrömenden Regen verwandelte ſich der Wolkenbruch; immer mehr wuchs das Waſſer, immer mehr nahm unſre Kraft ab, wir kämpften in Todesangſt gegen den Untergang. Das Waſſer ſchwoll, die Hölzer wichen nicht, die ſchweren durchnäßten Kleider zogen uns nieder, Fieberfroſt ſchüttelte uns; wenn nicht bald Hülfe kam, waren wir beide verloren. Allmählig wurde die Luft ruhig, der Regen ließ nach. Ich hörte Stimmen in der Nähe; laut ließ ich nun die eigne ſchallen: „Philhellenen! Hülfe! Wir ertrinken!“ Antwort erſcholl, aber lange dauerte es, ehe die Helfer ſich zu uns fanden, es war alles unwegſam. Endlich wurden wir entdeckt, es war der deutſche Bediente des

General, Hans Görg, ein ehrlicher Schwabe, der ſeinen Herrn ſuchte, und froh, ihn lebendig wieder gefunden zu haben, mit den Begleitern die Hölzer bei Seite räumte.

Den anbrechenden Morgen beleuchtete ein grauſenvolles Bild der Zerſtörung; faſt alle Bäume waren entwurzelt, alle Hütten des Lagers eingeriſſen, die Pferde ſtanden in Rudeln, und ſteckten die Köpfe zuſammen, und unſre Bagage mußten wir ſuchen, wo ſie das Waſſer hingeführt hatte. Das Bataillon ſammelte ſich zur Verleſung, es fehlte zum Glück kein Mann.

Der Tag war da, aber nichts zu eſſen, und es wurde ernſtliches Murren laut. Eine Anzahl Polen gieng auf einen Fouragierſtreifzug aus, und kehrte um Mittag mit einer Beute von zwölf Schafen zurück, eben als ein neues Gewitter, das ſchon den ganzen Morgen gedroht und den Horizont überthürmt hatte, losbrach. Ich wurde zu einem kranken Präter und Kapitain der Griechen gerufen, und mußte mit Gefahr den angeſchwollenen Fluß durchreiten, um zu der Kirche zu gelangen, in welcher der Kranke lag. Als mein Beſuch geendigt war, laſtete grauſige Düſterniß auf der Erde, und der Himmel war nachtſchwarz; mein Pferd ſcheute und wollte nicht weiter, ich flüchtete mich in ein nahes Haus, das Adjutant Feldhann bewohnte; kaum hatte ich den Hof betreten, ſo ſchlug ein Blitzſtrahl in die Kirche nieder und ſtreute unter entſetzlichem Donnergekrach weit die Steine der Kuppel umher. Ein Orkan, dem der vorigen Nacht ganz ähnlich, wüthete und zerſtörte vollends, was der vorige übrig gelaſſen. Mitten im gräulichſten Unwetter langte im Hauſe des Adjutanten auch Graf Normann mit einer Abtheilung Freiwilliger an, die ihn auf einem Streifzug nach Arta hin, um zu recognosciren, begleitet hatten. Sie waren ſo erſchöpft, daß mehre wie entſeelt zur Erde ſtürzten.

Solche furchtbare Phänomene, die Anſtrengung der Märſche und der Mangel paſſender und zweckmäßig zubereiteter Nahrungsmittel mehrten zuſehends die Anzahl der Kranken. Ich mußte für ein augenblickliches Hoſpital Sorge tragen, ohne dieſes ſahen ſie dem gewiſſen Tod entgegen, und wandte mich deshalb wieder an den Oberfeldherrn. Aber alles, was ich von ihm erhielt, waren wiederholt leere Verſprechungen, wie man es von ihm gewohnt war; daher beſchloß ich, auf eigne Fauſt und Verantwortung zu handeln. Nahe am Gipfel des Berges fand ich ein ziemlich guterhaltenes Haus, das mir für meinen Zweck geeignet und wohl gelegen ſchien, es war von griechiſchen Soldaten beſetzt, dieſe mußten mit Liſt heraus, und meine Kranken hineingeſchafft werden. Ich ſammelte dieſe um mich, zum Glück konnten ſie alle noch gehen, zur Noth auch Gebrauch von ihren Waffen machen, und ſtellte ſie in der Nähe unter einer gewiſſen Verabredung auf. Ich trat in das Haus, fand nur zwei Griechen darin, und ſagte ihnen barſch: „Der Oberfeldherr begehrt euch zu ſprechen, er will euch ein andres Quartier anweiſen, dieß Haus wird zum Hoſpital eingerichtet.“ Während ſie verduzt und verwundert nach Maurokordatos Zelte gingen, holte ich meine Kranken, ordnete ihre Plätze, ließ ſie die Gewehre aus den Fenſterlöchern legen, und erwartete ſelbſt bewaffnet und ſchußfertig die rückkehrenden Griechen in der Hauptthüre, nachdem ich alle andern Zugänge verrammelt. Jene ließen nicht lange auf ſich warten, ſcheltend kamen ſie, und riefen, Maurokordato wiſſe nichts von einem Befehl, wie ich ihn erlogen habe. Ich ſagte ihnen, den erſten, der die Schwelle betreten würde, würden wir niederſchießen. Sie zogen ſich murrend zurück, und ich ging nun ſelbſt zu Maurokordato, ſagte ihm, was ich nothgedrungen gethan, und bat noch dazu um eine Wache für die Kranken, die ich auch, damit er mich nur los würde, erhielt. Dannia, der mich wie ſeinen Sohn liebte, gab mir zwei Wärter, ich empfieng einen Antheil Reis, der angelangt war, am andern Tag ſandten die

Philhellenen ihren kranken Brüdern auch ein großes Stück Rindfleiſch, und ich kehrte mit dem lohnenden Bewußtſein, nach Kräften Gutes durch die Einrichtung des Hoſpitals gewirkt zu haben, in das Lager zu dem Bataillon zurück.

Das Rindfleiſch hatten die Philhellenen bei einem nächtlichen Streifzug nach Lebensmitteln den Türken abgebeutet, denen ſie mehre Stücke Vieh aus einem nahen Dorfe hinweggeführt. Tags darauf erſchien ein Befehl von Maurokordato, der von dem Fleiſch gehört hatte, und glaubte, es ſei Griechen geraubt worden, worin bei Todesſtrafe verboten wurde, die Gegend zu durchziehen und Vieh wegzunehmen. Dieſer Tagesbefehl erregte, als der Oberſtlieutenant Voutier ihn brachte, laute Unzufriedenheit. Der Oberfeldherr hatte einen Feldzug begonnen, ohne auf genugſame Vorräthe bedacht zu ſein, und ohne zu überlegen, wie wenig der Landſtrich, den wir berührten, zur Abhülfe des Mangels beitragen konnte. Doch was half uns nun unſer Murren? Wir und namentlich ich, ſollten noch empfindlicher für die Begeiſterung büßen, die uns in ein fernes verwildertes, zerrüttetes und in ſich zerfallenes Land geführt hatte, dieſem Freiheit, Unabhängigkeit und Civiliſation erkämpfen zu helfen. Andern als uns wird es vergönnt ſein, da zu ärnten, wo wir Blut und Thränen ſäten.

Endlich wurde auch das ſo lange verſchobene Kriegsgericht über Mignac gehalten, damit ſeine Ehrenſache beendigt werden könne. Es beſtand unter Maurokordatos Vorſitz aus dem alten Kommandanten Tannia, dem Obriſtlieutenant des Regimentes, Gubernatis, und mehrern franzöſiſchen Kapitains, und entſchied ſo, wie wir es von Maurokordatos Einfluß vorausſetzen konnten; der Entſcheid lautete:

„Der Oberlieutenant der erſten Kompagnie der Philhellenen, Mignac, iſt als ſolcher beſtätigt, und als ein Mann von Ehre anerkannt und dafür erklärt.“

Wie dieſe Erklärung gegeben war, traten Mignac und von Hobe mit geladenen Piſtolen auf den Kampfplatz.

22.

Deutſche und griechiſche Treue.

Die beiden Duellanten hatten ausgemacht, ſich über Barrière zu ſchießen; das Kommandowort „Marſch!“ der Sekundanten ertönte, Mignac und von Hobe waren noch dreißig Schritte von einander, ſie avancirten, Mignac zielt, und — ſchießt. Hobe ſtürzt zur Erde, mit ruhigem Hohnlächeln ſtand Mignac ſtarr und kalt, wie eine Marmorſäule, den Schuß des Gegners erwartend; Hobe erhob ſich mit gebrochener Kraft, zielte, ſchoß und ſank in ſein Blut. Er hatte gefehlt. Mignac trat jetzt zu dem Getroffenen, zu üblicher Verſöhnung die Hand zu bieten, aber mit matter Bewegung wehrte der Schwerverwundete ſie ab, und ächzte: „Verſöhnung nur mit einem Ehrenmann! Sie — ſind und bleiben — ein Schurke!“

Hobe wurde in ein Haus nach Komboti gebracht, er litt fürchterlich; die Kugel war in den Unterleib gegangen; grenzenlos war mein Schmerz, als er mich in ſeinen letzten Augenblicken umarmte, und nur auf einige Minuten Linderung flehte; ich that, was ich konnte, ihm ſolche zu verſchaffen, vergebens. Er ſtarb am 29. Juni unter gräßlichen Schmerzen am Brand. Doktor Treiber und ich nahmen die Sektion vor, die Kugel hatte den Unterleib fürchterlich zerriſſen; nur der infamſte Meuchelmörder konnte ſich einer ſolchen Kugel bedienen; der halbe Hals derſelben war noch daran, und endete in eine ſcharfe Spitze, dabei hatte ſie Einſchnitte, die ſcharfe Ränder bildeten. Ich habe dieſe Kugel aufbewahrt, zur Erinnerung an die niederträchtige Geſinnung des Verräthers. Auch die Sekundanten trifft ein Theil des laſtenden Vorwurfs.

Der Adjutant von Rheinecke traf uns noch trauervoll bei dem Leichnam, und wurde vom heftigſten Schmerz ergriffen; auch er hatte den biedern Hobe geliebt. Er eilte zu Maurokordato, und meldete ihm den Tod des Freundes, indem er ihm ſagte, daß Hobe das Opfer ſeiner Ungerechtigkeit ſei. Auch Feldhann kam und ſprach: „Prinz, es wäre beruhigender für Sie, wenn Hobe noch lebte!“ Doch Klagen erwecken keinen Todten. Der Unterlieutenant von Hobe's Kompagnie, Nagel, ſein Landsmann, noch andre Philhellenen und ich flochten nun eine

Bahre aus Platanusſtämmchen, hüllten den Verblichenen in ein weißes Tuch, und trugen ihn im feierlichen Zuge nach dem Kirchhof von Komboti. Hinter uns folgte ſeine Kompagnie, die er kommandirt hatte, die dritte des Regimentes, mit geſenkten Gewehren. General Normann, ſein Adjutant und Rheinecke ſchloſſen ſich an, dann folgten die übrigen Philhellenen, auch Franzoſen, Italiener und viele Griechen. Wir legten den theuern Todten in die halb zerſtörte Kirche nieder, und der Präter ſeines Regimentes las eine Meſſe. Auf dem Kirchhof ſtand ein uralter Olivenbaum, der einzige des Kirchhofs, halb vom Blitz zerſchlagen und ausgebrannt. Dort war ſein Grab bereitet, dort hinein ſenkten wir ihn, und beteten ein ſtilles Vaterunſer. Dann gaben die Philhellenen und ſeine Kompagnie eine dreimalige Salve in ſein Grab, die Griechen thaten es nach, und da dieſe Art militäriſcher Ehrenbeſtattung ihnen neu war, ſchoſſen ſie mit geladenen Gewehren und Piſtolen. Auf den Grabhügel ſteckten wir ein weißes Kreuz, und ich ſchnitt in den Stamm der alten Olive die Buchſtaben A. v. H. und dachte dabei: Fahre wohl! Laß den Geiſt Deiner Liebe, laß Deinen deutſchen geraden Sinn unter uns bleiben, ſo lange Deine Freunde noch auf dieſem Boden ringen und dulden, bis der Tod uns mit Dir vereinigt. Ruhe im Frieden!

Kummervollen Gefühlen hingegeben, ſaß ich mit Normann am Abend in meinem Zelt, als Mignac eintrat und mich anredete: „Ich höre, Doktor, daß Sie mit der Klinge gut umzugehen wiſſen, wohlan denn, ich wünſchte nicht, daß Sie Hobe's Schickſal theilten, iſt es Ihnen genehm, morgen, auf dem bewußten Platz, wo Hobe — fiel, auf krumme Säbel. Ich nickte gewährend, und hoffte der Stunde der Rache entgegen; der General entfernte ſich, ich ſchlief faſt gar nicht vor Erwartung, endlich kam der Morgen, ſchon wollte ich gehen, um Mignac abzuholen, als mir — wie ihm — ſtrenger Arreſt angekündigt wurde. Als ich mich voller Unmuth darüber bei Tannia beſchwerte, gab er mir zur Antwort, es ſei nahe daran, daß der Feind Komboti angreife, wir müßten unſre Ehrenſache verſchieben, bis nach der Schlacht, die bevorſtehe, und entließ mich, damit ich meine Patienten beſuchen könne, unter Abnahme meines Ehrenwortes, mich ruhig zu verhalten.

Ich eilte nach meinem Hoſpitale, und fand neuen Schmerz, neue Urſache zu gerechter Klage. Die griechiſchen Aufwärter waren davongelaufen, die Wache hatte ihren Poſten verlaſſen, und ſeit ſechs und dreißig Stunden hatten die Kranken weder Waſſer noch Lebensmittel, denn die von mir mit größter Mühe dem Hoſpital verſchafften und dort aufbewahrten

Vorräthe waren ſämmtlich geſtohlen. Ein Hanoveraner, Friedrich Bohn, lag todt unter den andern, die zu ſchwach waren, den Leichnam zu entfernen. Rings um das Haus war alles, wie ausgeſtorben, ich ſorgte zunächſt für Waſſer, dann ſpähte ich weiter umher, entdeckte an der Thüre eines kleinen Häuschens eine Ziegenkeule ohnweit dem Zelte Maurokordatos, und ſtürzte mich darauf wie der Geier auf ſeinen Raub. Vergebens ſchrien die Griechen, die es ſahen, ich brachte die Beute meinen Kranken und fand — einen zweiten Todten, der ſich in ſeiner Fiebergluth des Waſſerkruges bemächtigt, ihn bis auf den letzten Tropfen geleert, und ſchnelle Erlöſung gefunden hatte.

Als ich das erbeutete Fleiſch geröſtet und zweckmäßig vertheilt hatte, ging ich zu Maurokordato, ſtellte ihm die Noth der Kranken vor, und bat, ſie nach Miſſolunghi ſchaffen zu laſſen; er willigte ein, und ich wurde dadurch einer großen Sorge entledigt.

Auf die Nachricht der Annäherung der Türken wurde das Lager aufgehoben und weiter dorthin gerückt, wo die griechiſchen Kapitanerien geſtanden hatten, die jetzt die äußerſte Spitze des Berges beſetzt hielten. Das Terrain war günſtig, eine breite Anhöhe, die mit einer Mauer umſchloſſen war; den Flügel deckten die zwei Geſchütze. Ein großer Theil der Griechen hatte ſich übrigens, da er keinen Sold erhielt, hinwegbegeben, die übrigen waren in dem obern Theil von Komboti geblieben, wo auch Maurokordato mit dem Generalſtabe noch reſidirte. Man konnte die Straße nach Arta zum Theil überſehen, und auch nach Peta hinblicken, und gewahrte bisweilen türkiſche Heerhaufen, die recognoscirend das Gefilde durchzogen, aber keinen entſchiednen Angriff wagten. Maurokordato ſtand im Verkehr mit einem ehemaligen Albaneſer Räuberhäuptling, welcher mit ſeiner Schaar Peta beſetzt hielt, ein Menſch, der durch ſeine Verrätherei eine Fülle von Blut und Verwünſchungen auf ſeine Seele lud, deſſen Namen ſein durch ihn verrathenes und verkauftes Vaterland brandmarken ſollte, wie den des Epialtes, dieſer hieß Gogo. Er diente den Türken, wie den Griechen, je nachdem er dabei ſeinen Vortheil erſah, mit gleicher Bereitwilligkeit und mit gleicher Untreue. Während er mit den Türken Unterhandlung pflog, log er Maurokordato vor, er thue es, um durch Liſt Lebensmittel für die Griechen zu erhalten.

Unterdeß dauerten im Lager Noth und Mangel fort, anſteckende Fieber ergriffen einen großen Theil des Heeres, ich war nicht mehr im Stande, hülfreich zu ſein, meine eigne Geſundheit wankte. Mehre Nächte hatte ich des Schlafes entbehrt, um die Ueberzahl der Kranken nur einigermaßen zu beſorgen; eines Tages, als ich nach ſaurer Arbeit das Lager betrat, ſtürzte ich unter Convulſionen zu Boden. Treulich nahm ſich zwar ein Freund aus Conſtanz, Namens **Gießler**, meiner an, auch der Regimentsarzt **Treiber** leiſtete mir redlich ärztliche Hülfe, ich ward nach Komboti zurück und in ein Haus gebracht, wo Gießler mich mit treuer Liebe pflegte. Ihm, ſeiner Sorgfalt danke ich meine Lebenserhaltung. Im heftigſten Fieber lag ich zu Bette, als plötzlich der Regiments-Major in das Zimmer ſtürzte und rief: „Die Türken rücken gegen Komboti an!“ — Ich war ſo elend und ſchwach, daß ich kaum ſagen konnte: „Meinetwegen!“ Es war mir ganz gleich, ob ich heute durch einen Türkenſäbel, oder morgen durch das Fieber ſtürbe, nur die Ruhe, die Ruhe nach ſo vielen Stürmen, Strapatzen und Gemüthsbewegungen that mir wohl, und war mir erwünſcht.

Als aber zum Zweitenmal der Major wieder kam und rief, es ſei kein Augenblick zu verlieren, da bot der treue Gießler alle Kraft auf, mich dennoch fortzuſchaffen. Ein glücklicher Zufall ließ ihn einen Mauleſel finden, er packte mich ohne Weiteres darauf, und dieſer lief nun raſch mit mir den Berg hinauf, dem Lager des Oberfeldherrn zu. In der Nähe deſſelben warf er mich ab, und zwar ſo heftig, daß mir Hören und Sehen und auch das Fieber vergieng. Vergebens aber war jeder Verſuch, mich zu erheben und aufzuraffen. Indem brach die Wache Maurokordatos auf, und da ich zufällig auf ihrem Pfade lag, ſo ſcheuten dieſe Griechen ſich nicht, ihren Weg über meinen Körper zu nehmen; ein Pferd würde mich geſchont haben, aber dieſe mehr als thieriſchen Barbaren traten mich mit Füßen, ſtießen mich mit ihren zweizackigen Gewehrkolben, und darunter war Mancher, dem ich ärztliche Hülfe geleiſtet, mit dem ich auf dem Marſche brüderlich getheilt, was ich hatte; da hieß es recht: der mein Brod gegeſſen hat, tritt mich mit Füßen.

Vom wüthenden Durſt der Fieberhitze gepeinigt, flehte ich um einen Trunk Waſſer, oder um den Tod, und einer dieſer Unmenſchen war in der That geneigt, meiner letzten Bitte zu willfahren, er zog den Handſchear, mir den Hals abzuſchneiden. Ich raffte meine ganze letzte Kraft zuſammen, und ſchrie mit drohender Gebehrde um Hülfe. Scheu entfloh der Grieche, ich aber ſank im Innerſten empört, zerriſſen, vernichtet, in wohlthätige Ohnmacht. So fand mich der treue Gießler, brachte mich mit Mühe in ein kleines Haus, eilte zu Maurokordato, der im Aufbruch begriffen war, und ertrotzte zwei Maulthiere, die er nebſt meinem Pferde, das er eingefangen, herbeibrachte.

Regiment und Bataillon brachen nach Peta auf, die Kranken wurden nach Komboti geſchafft, Gießler hatte das Kommando des Krankentransports übernommen, bald hörten wir ein kleines Gewehrfeuer, und zogen uns in das hintere Thal, wieder auf die Straße nach Miſſolunghi zurück, die Kranken, die in den untern Häuſern von Komboti geblieben waren, ſielen den Türken als Schlachtopfer anheim.

Mit mir gieng es etwas beſſer, meine kräftige Natur rang mit der Krankheit und überwältigte ſie faſt. Die Maulthiere trabten wacker darauf los, am Abend erreichten wir den Fuß und den Engpaß des Idomäus, überſtiegen ihn, und kamen an dem Kloſter bei dem Brunnen an, wo wir übernachteten. Griechiſche Bauern, die ſich ſchon in Komboti uns zugeſellt, und uns bis hierher begleitet hatten, ſtahlen uns in der Nacht unſre Maulthiere und mein Pferd.

Matt und müde ſetzten wir unſern Marſch am folgenden Morgen zu Fuße fort, und erreichten, von Hunger, Durſt und Hitze gleich ſehr geplagt, den See von Laspi. Ich lag erſchöpft auf dem grünen Gras ſeines Ufers, Gießler durchſtreifte das Gebüſch, fand eine Heerde kleiner Schweine und erlegte zwei davon. Die Art dieſer Schweine iſt von ganz unanſehnlichem Wuchs, doch ſehr ſchmackhaft. Die Beſitzer laſſen ſie im Gehölz herumlaufen, wo ſie fa verwildern. Beim Bedarf werden ſie dann erlegt.

Wir ſchlachteten und zerſtückten, plötzlich wirft mich ein heftiger Schlag zu Boden, Gießler wird von ſechs Griechen gepackt und niedergeworfen, und gleich den übrigen Kranken, ſchändlich gemißhandelt. Sechs und zwanzig griechiſche Räuber, die plündernd das Land durchzogen, gaben ſich jetzt den Schein, das Recht an uns auszuüben, weil wir die Schweinchen geſchoſſen. Der Kapitano ſetzte ſich auf einen Stein, ſeine Raubgeſellen traten um ihn und um uns herum, er ließ die Schweine vor ſich niederlegen, und erklärte nun: „Ihr ſeid meine Gefangenen, ihr werdet euch mit hundert Piaſtern löſen, oder ihr werdet auf der Stelle erſchoſſen!“ Vergebens erwiederten wir: „Wir ſind eure Bundesgenoſſen, ſind Kranke, kommen von Maurokordatos Armee, wo man uns Mangel an Allem leiden ließ. Willſt Du, daß wir, herbeigeeilt, Dein Vaterland befreien zu helfen, Hungers ſterben ſollen?“ Der Grieche lächelte, und erwiederte: „Mir einerlei, wer ihr ſeid, was aus euch wird! Ich führe Krieg auf meine Hand, und halte jeden gleich, ſei er Grieche, Türke, Jude oder Franke, jeder iſt mein Feind; brauche ich ihn, mein Freund. Gebt mir hundert Piaſter und zieht eures Wegs, wo nicht, ſo erfahrt, welche furchtbare Rache ich an euch nehmen werde.“ Dabei ſchienen ſeine Begleiter nur des Winkes gewärtig, um auf uns loszuſtürzen.

Wir waren augenſcheinlich verloren, denn alles Geld, was wir Unſelige zuſammenbringen konnten, überſtieg nicht die Summe von — vier Piaſter; dieſe reichten wir hin. Der Räuber ſteckte ſie ruhig und hohnlächelnd ein, gab uns unſre Gewehre wieder, ließ uns die Schweine, und verlor ſich im Nu mit ſeiner ganzen Bande in die Gebüſche.

Am folgenden Morgen erreichten wir das Flußthal des Aspropotamo und jene Mühle, in welcher André den Wein requirirte, ſie war wieder von ihren Bewohnern aufgeſucht worden. Von der Hitze faſt aufgelöſt, traten wir ein und baten um eine Okka Wein und ein wenig Brod, und da wir kein Geld zu bieten hatten, reichte ich mein Halstuch hin, allein es wurde nicht angenommen, ſondern nachdem wir geſtärkt worden waren, ſagten die Leute: „Ziehet in Gottes Namen weiter!“ Dieß war eine ſeltne, ja faſt einzige Erfahrung von gaſtlicher und menſchenfreundlicher Geſinnung in Griechenland. Eine Strecke weiter an der Fährſtelle mußten wir, um übergeſetzt zu werden, da wir nichts zu bieten hatten, zu Lug und Trug unſre Zuflucht nehmen, dann erbeuteten wir an den Strohhütten einiger Geflüchteten ein

Huhn, um uns zu ſättigen. Der gebieteriſche Drang in uns, ſo lange wie möglich das armſelige Leben zu friſten, ließ uns nicht mehr nach Recht oder Unrecht fragen, an uns bewährte ſich das Sprüchwort in ſeiner ganzen kläglichen Wahrheit: Noth bricht Eiſen.

So kamen wir denn wieder in die Gegend von Anatoliko und Miſſolunghi. An der herrlichen Quelle, Anatoliko gegenüber, ruhten wir aus und erfriſchten uns. Ringsum weideten fette Rinderheerden, während das Heer in Komboti den bitterſten Mangel litt, und alle Nachrichten von Miſſolunghi dorthin lauteten, die ganze Gegend ſei ausgeplündert, und an Lebensmitteln nichts aufzutreiben.

In Anatoliko wimmelte es von müſſiggängeriſchen griechiſchen Soldaten; alle Weinſtuben, Kaffeehäuſer und Kramläden waren voll von ihnen, und ein Ueberfluß von Victualien aller Art wurde in den Straßen feil geboten. Wir ſchritten auf den Platz St. Angelo und gingen zu dem Primas, den kürzlich mein Mitleid mit den türkiſchen Gefangenen ſo ſehr beleidigt hatte. Zum Glück kannte er mich nicht, ſonſt wären uns nicht einmal die wenigen Paras verächtlich vor die Füße geworfen worden, um die wir baten. In den Schenken gieng es hoch her, da war Sang und Klang, Spiel und Geplauder lebendig, großartige Lügner ſchnitten auf, was ſie nur erſinnen konnten. So von den Griechen, die das Lager bei Komboti verlaſſen hatten, rühmten ſich Manche, ein Heer von 30000 Türken vernichtet zu haben. Wir ſchwiegen, labten uns an eingekauften Früchten und ließen uns ſtill nach Miſſolunghi auf einem Kahn überführen.

Miſſolunghi glich einer Stadt, in welcher eine belebte Meſſe gehalten wird. Man mußte ſich durch die Maſſen drängen, welche die Straßen füllten. Es war intereſſant, hier in Menge alle griechiſchen Völkerſtämme repräſentirt und in ihren eigenthümlichen Trachten durch einander wandeln zu ſehen. Ein lebenvolles Gemälde; ein reizvoller Anblick für den, der in ſorgenfreier Lage und glücklicher Stimmung dieſe heitern Bilder an ſich vorüberwandeln ſehen konnte. Moreoten, Epiroten, Sulioten, Mainotten, die Inſelgriechen, Scioten, Zantioten und ſo viele Andre ſpazierten in mannichfacher Gewänder- und Waffenpracht ſtolz umher, grüßten ſich gegenſeitig mit dem höfiſchen Feſtceremoniel des Orients, belogen einander mit Komplimenten und Erzählungen, und thaten ſich bei Kaffee, Wein und Tabak gütlich, ohne einen Gedanken der Sorge um die Noth ihres Vaterlandes blicken zu laſſen. Auf Straßen und Plätzen ſprangen in Baſſins von lackirtem Blech dienliche Fontainen, die hochſprützenden Waſſerſtrahlen derſelben fielen auf kleine Rädchen mit Schellen, drehten dieſe und verurſachten ein lieblich klingendes Getön. Die Baſſins waren mit Blumen bekränzt, und mit Südfrüchten aller Art beſteckt und belegt; die Springfluth ſelbſt beſtand aus köſtlicher Limonade, die von dem neben ſtehenden Verkäufer laut ausgeſchrien wurde. Es war, als ſei eine Zeit des Friedens- und der Freudenfeſte, es war dieſelbe Zeit, in welcher der Vertilgungskampf in andern Theilen des Landes noch fortwüthete, dieſelbe, in welcher der kühne Georg auf der Rhede von Chios das Schiff des Kapudan Paſcha in die Luft ſprengte, die Wuth der Türken die Maſtirdörfer vertilgte, und Mord und Grauſamkeit in Konſtantinopel heimlich und öffentlich gegen die Chioten raſte, dieſelbe Zeit auch, wo der Proëdros Maurokordato mit ſeinem Heer, mit Normann und den Philhellenen, mit Marko Bozzaris und ſeinen Sulioten gegen den Paſcha von Janina Ali, gegen den von Arta, Ruſchid, gegen Omer Brione und den Seraskier Churſchid zu Felde zogen. Wer hätte jetzt wagen wollen, beim Anblick dieſer lachenden marktfröhlichen Heiterkeit, Miſſolunghis trauervollen blutigen Fall vorherzuſagen? —

Doktor Meyer hatte das von mir begründete Lazareth im guten Stand erhalten und noch bedeu-

vervollkommnet; die Kranken, die ich zurückge-
hatte, waren alle faſt ganz wieder hergeſtellt,
der arme Doktor Johannſen lag am Nerven-
danieder, das ihn auch hinraffte. Ich bezog
aſſelbe Spital, das ich eingerichtet, und wurde
t verpflegt, als es, bei kärglichen Mitteln,
h war, wobei ich Gießlers Treue nicht genug
n kann.

ine Kapitanerie nach der andern zog ſich von
iechiſchen Armee und nach Miſſolunghi zurück;
Stadt wurde die Reſidenz griechiſcher Treu-
t und Lüge. Jene verließen das Regiment
as Bataillon, und rühmten ſich der unerhör-
Großthaten. Janny Kolokotroni kam uner-
an, und ſchiffte nach Patras zu ſeinem Vater;
s, den ſeine Landsleute ſelbſt Μεγαλοῤῥή-
(Großſprecher) nannten, erzählte Wunderdinge
aten, hatte aber doch, aus eigenſüchtigen Ab-
den Rückweg angetreten. Die alten Zwiſtig-
nd Spaltungen zwiſchen den Klephtenführern
r Regierung dauerten fort und kamen immer
m Ausbruche. Odyſſeus öffnete, die Regie-
ſchrecken, die Thermopylen, wie er oft ge-
ieß ein Heer von 25000 Türken, meiſt Ka-
hindurch, und zog ſich nach Athen zurück;
eer verwüſtete ganz Livadien und nahm Ko-

rinth ein; die Regierung flüchtete nach Argos, dort verjagte ſie Kolokotroni und erklärte ſich zum Diktator. Dieſe kühnen Männer ſpielten mit der Gefahr, ſie vernichteten das eingedrungene türkiſche Heer, aber das Land verblutete dabei an den Wunden, die ihm ſeine Söhne ſchlugen.

Ich ſchickte mich an, ſobald ich geneſen war, wieder in das Lager der Philhellenen zu reiſen. Was ich auch erlebt und erlitten, ich wollte wieder hin zu meinen treuen Deutſchen, zu Normann und mit ihnen theilen, was das Schickſal über uns verhängen würde, Sieg oder Untergang.

23.

Vor der Schlacht von Peta.

In das fröhliche harmloſe Schenken- und Straßenleben Miſſolunghi's ſchnitten plötzlich die Angſttöne trüber Ahnungen und ſchrecklicher Nachrichten. Ein alter Sulioten-Prieſter trat in den Straßen auf, wie ein klagender Jeremias, und rief Wehe aus über die Unthätigkeit des Volkes und der Krieger. Wohl umſtand ihn in dichten Kreiſen die Menge, wohl hörten ſie aufmerkſam zu, wie er zur Buße ermahnte, wie er die Noth des Vaterlandes mit grellen Farben ſchilderte, die Gefahr malte, in welcher Religion und Freiheit ſchwebten, und die Heldengeiſter der Vorzeit heraufbeſchwur, an die Tage des alten Glanzes mahnend, und zu Thaten aufrief, der Väter würdig — aber er fand nur müſſige Hörer, keine Thäter ſeines Prophetenwortes, und man lachte über ihn. Als er Müſſiggänger allzuviele wurden, und Exceſſe begingen, ließen die Ephoren die Schenken ſchließen, aber die Schaar frivoler Zechbrüder brach ſie wieder auf, und überließ ſich allen Lüſten.

Zwiſchen Geſang und Saitenklang und Gelächter trat eines Tages ein ernſter Leichenzug, der des tapfern Mainotten Kyriako Jatrani; er war an der Spitze ſeiner Schaar am Ufer des Acheron gefallen, und ſeine Treuen hatten mit Löwenmuth gegen eine Ueberzahl von Feinden ſeinen Leichnam erkämpft. Dieſes kleine Häuflein brachte ihn im feierlichen Zuge, und die Weiber füllten die Luft mit leidenſchaftlichem Schmerzgeheul. Da rannte auch der alte Prieſter herbei und ſchrie: „Rache! Rache! dem Helden des Vaterlandes! Dem Vertheidiger der Freiheit! Während ihr im verfluchten Müſſiggang euch umhertreibt, in Völlerei und in Sünden, fallen die Beſten des Landes von der Uebermacht des Feindes! Die Helden gehen ein zu Gott und den Heiligen, euch Verworfene aber empfängt das hölliſche Feuer und die ewige Verdammniß! Der Herr wird ſeine Flammen und ſeine Donner auf Miſſolunghi ſchleudern! Sein Zorn wird euch treffen, ſein Feuer wird euch freſſen, auf daß ihr den eifrigen Gott erkennt, den ihr verläugnet!“

Der alte Mann warf ſich weinend auf den Leichnam, preßte das Tuch, in das jener gehüllt war, an ſeine Lippen, hob den Blick mit unausſprechlichem

Ausdruck gen Himmel, und heulte in langgezogenen Tönen ein ſo ſchauriges dreimaliges „Wehe! Wehe! Wehe!“ gen Himmel, daß ſich ſelbſt die frivolen Griechen entſetzten, und eine ſchaudervolle Stille eintrat. Doch nicht lange, ſo war der Eindruck verwiſcht, und man verlachte wieder den Unglückspropheten, ja einige riefen: „Der Alte iſt wahnſinnig! Hinweg mit ihm!“

Aber der Prieſter trat hoch und ſtolz unter ſie, und ſchrie: „Tödtet, zerfleiſcht mich, weil meine Worte euch nicht gefallen, weil das Schwert meiner Wahrheit euch durch die ſündenvolle Bruſt fährt! Bei dem allmächtigen Gott! Euer Würfel iſt geworfen, und euer Loos iſt gefallen! Ihr ſeid wie die Rotte Kora, und müßt hinweggetilgt werden von der Erde! Ihr müßt ſterben in der Wüſte, in der ihr wandelt, und erſt eure Kinder und Kindeskinder dürfen eingehen in das Kanaan einer beſſern Zeit!“

Er ſchwieg, und ein helles Gelächter ſcholl rings als Antwort. Nur ein altes Weib nahte ſich ehrfurchtsvoll dem Eiferer, küßte ſein Kleid und führte ihn hinweg.

Chevalier, Wolf und Zſchucka waren wieder hergeſtellt, mit ihnen wollte ich abreiſen, als ich noch zu einem Krankenbeſuch aufgefordert wurde; in einem weit von der Stadt, dicht am Meere gelegenen Häuschen fand ich eine weibliche Kranke, zum Skelett abgemagert, die Augen eingeſunken, die Blicke ſtarr; Kleidung und Umgebung verriethen tiefes Elend; ſie war ſo ſchwach, daß ſie nicht mehr ſprechen konnte, doch ſah ſie mich unverwandt an, und ſtreckte mühſam die Hand nach mir aus. Sie ſchien viel von mir wiſſen zu wollen. Ich verlor vor Grauſen über ihren Anblick die Sprache, ich konnte ihr gar nichts ſagen, kaum erkannte ich ſie, es war Donna Toricelli, welche der Prinz Pietro-Bey hatte zur Frau nehmen wollen. Am andern Tage ſtarb ſie.

Ich kam nach Komboti zurück; dort ſtand immer noch müſſig das Regiment und das Bataillon. Da Maurokordato den günſtigen Zeitpunkt verſäumt hatte, ſich Arta's zu bemächtigen, ſo hatten die Türken es mit Albaneſen wohl bemannt und mit Proviant gut verſehen, während das griechiſche Heer bittern Mangel litt, weshalb auch faſt alle Kapitanerien abzogen. Wenige blieben, darunter Marko-Bozzaris mit ſeinen Sulioten, ja, dieſer tapfre Mann drang, des unthätigen Zögerns überdrüſſig, tollkühn über die Arta, und verbreitete mit ſeinen Schaaren Tod und Schrecken unter den Türken, die ſich ſeinen Ueberfall da, wo er erſchien, durchaus nicht vermuthet hatten. Der Kapitain Gogo hielt Peta noch immer beſetzt, und da er wohl ahnen mochte, daß ſein verrätheriſches Verhältniß zu dem Feind nicht unbekannt geblieben ſein möge, ſo wußte er auf die ſchlauſte Weiſe patriotiſche Geſinnungen dadurch an den Tag zu legen, daß er unaufgefordert, weil er wußte, daß man ihn ungern im Beſitz von Peta ſah, Maurokordato das Anerbieten machte, dieſes Dorf durch die Philhellenen beſetzen zu laſſen; ebenſo wußte er den Major Stietz, welcher die dortige Gegend aufnahm, einzunehmen.

Es wurde Kriegsrath gehalten, ob Gogos Erbieten anzunehmen ſei, oder nicht? Maurokordato war dafür, er äußerte, daß Peta ſeiner günſtigen Lage halber ein wichtiger Punkt ſei, den ſchon früher einige hundert Griechen gegen Tauſende von Feinden vertheidigt hätten. Dannia rief aus: „Haben Griechen das vermocht, ſo werden wir es nicht minder!“ Normann ſah die Erfüllung unſers dunkeln Looſes voraus, und ſprach mit dem Ernſt der Reſignation: „Nur immer vorwärts, wie es auch komme, wir wiſſen zu kämpfen und zu ſterben.“

Am fünften Juli beſetzten wir Peta unter Normanns Führung. Maurokordato verlegte ſein Hauptquartier nach Languada, ſechs Stunden ſeitwärts von Peta, dort bewachte er — die Päſſe des Makrinoros.

Das kleine Dorf Peta liegt am Abhang einer Bergebene, in einer wilden Gegend. Nach Arta zu deckte links den Ort zur Hälfte ein dichter und düſtrer Olivenwald; zur rechten ſtürzt ſich die Arta brauſend und raſchen Laufs nach dem Meere, theilt ſich in zwei Arme, und bildet eine Inſel, auf der ein befeſtigtes Kaſtell mit den Feſtungswerken von Arta in Verbindung ſteht. Im Hintergrund erheben ſich die gewaltigen Bergmaſſen des Peranthes, von denen ſich einzelne Vorberge in die Ebene herabziehn.

Gogo ließ es uns in Peta an nichts fehlen; wir wurden reichlich mit Lebensmitteln verſorgt, das Vertrauen zu ihm mußte ſich ſteigern.

Marko Bozzaris hatte den Paß der fünf Brunnen beſetzt, einen Punkt, von dem aus er die Verbindung zwiſchen Arta, Janina und Preveſa hemmen und ſperren konnte, daher ihn die Türken mit 2000 Mann hart bedrängten. Sein Kampf beſtand in den landesüblichen, in raſchen und glücklichen Ueberfällen und ſchnellen Rückzügen; er hoffte auf Hülfe von ſeinen Landsleuten, ſein Munitionsvorrath ſchmolz zuſammen; er konnte ſchon nicht mehr ſo entſcheidende Gefechte liefern, wie vorher. Die Türken durchſtreiften die ganze Gegend, neckten auch uns unaufhörlich, ohne mit Ernſt anzugreifen. Der alte Dannia drängte, daß wir Marko Bozzaris zu Hülfe eilen ſollten, um ſo mehr, da aufs Neue 800 Mann Türken gegen ihn geſchickt wurden, um alle Kommunikation zwiſchen ihm und Languado abzuſchneiden. Unſer kleines Heer verſtärkte ſich durch 60 Kephalonier, muthbeſeelte Männer, die Spiro Pano, ein junger herrlich geſtalteter Grieche, anführte, der ſeine Bildung im Abendlande erlangt hatte, eine kraftvolle feurige Heldengeſtalt.

Am achten Juli zogen wir, das Bataillon der Philhellenen und die Kephalonier dem tapfern Marko-Bozzaris zu Hülfe, das Regiment blieb als Beſatzung von Peta zurück. Mühſam ſetzten wir über die Arta, dann ging der Marſch durch einen dichten Olivenwald in unwegſame Gebirge, durch Wälder und Büſche, über Felſen und Abhänge, durch verwüſtete Dörfer, bis die Nacht hereinbrach. In rauher und unwirthbarer Gegend lagerten wir, die Wachtfeuer loderten, die Sterne des Himmels leuchteten auf uns nieder; wir waren ernſt, aber muthvoll geſtimmt, der Becher kreiſte, und feierlich ſchloß die Philhellenenſchaar mit Spiro und den Seinen den Bund treuer Kampfgenoſſenſchaft.

Am andern Morgen ging es auf gleiche beſchwerliche Weiſe weiter, von hohen Bergkämmen blieb uns nur der Blick auf zerſtörte Ortſchaften; höher, immer höher ſtiegen wir, und blickten von freien, ſteilragenden Felſenzacken weit über das rauhe, zerklüftete Land. Wolken ſchwebten zu unſern Füßen, durch die Riſſe ihrer Schleier lag in zaubervoller Beleuchtung Epirus und Akarnanien unter uns, und in tiefer Ferne das uferloſe Joniſche Meer.

Wir ſahen die Straße nach Janina, wir waren ihr nahe, folglich auf dem Fünfbrunnen, und faßten auf dem hochgelegenen günſtigen Punkt Poſto. Die Gegend wurde durchſtreift, und was ſich von Türken ſehen ließ, fiel unter dem Schwert. Am Abend traf eine Abtheilung Philhellenen auf eine Albaneſiſche; raſch entwickelte ſich ein heftiger Kampf, die meiſten der Albaneſen fielen, nur drei wurden gefangen. Von dieſen erfuhren wir, daß die Türken vor einigen Tagen einen Franken gefangen hätten, der die Anzahl der Feinde in Peta und Komboti verrathen habe. Er war enthauptet, und ſein Kopf auf die Mauern von Arta gepflanzt worden.

Unter immerwährenden Streifzügen, Gefechten und Ueberfällen verſtrichen mehre Tage, ohne daß wir etwas von Marko Bozzaris geſehen oder erfahren hätten, die Lebensmittel gingen uns aus und Gogo ſandte uns keine neuen. Der Adjutant Major Raybaud faßte daher den Entſchluß, mit einigen Philhellenen nach Peta und Languada zurück zu gehen, und Proviantſendungen für uns zu betreiben. Dieſe

Unternehmung war gefahrvoll genug, dennoch beſtand er ſie glücklich, umging die türkiſchen Poſten und kam in das Lager des Oberfeldherrn, wo er ebenfalls nichts von Vorrath, ſondern nur die alte Klage fand, daß die Sendungen von Miſſolunghi ausblieben. Es war eine Regierung und eine Fürſorge für das Heer zum Erbarmen. Raybaud ging ſelbſt nach Miſſolunghi, um die läſſigen Ephoren zu befeuern.

Vergebens harrten wir indeß in unſerer einſamen Bergwüſtenei auf Nachricht und Proviant von Gogo, plötzlich erſchien eines Abends ein Bote Gogos mitten unter uns, und brachte zwar nichts zu eſſen, wohl aber doch die erfreuliche Nachricht mit, daß 3000 Türken gegen unſer Häuflein im Anzug ſeien; bis zum Morgen würden ſie die Verbindungslinie zwiſchen Vrontza, das wir paſſirt hatten, und Peta abſchneiden.

Wollten wir gewiſſem Tod durch Schwert oder Hunger entgehen, ſo mußten wir auf der Stelle aufbrechen, und bei Nacht einen Weg machen, der ſchon bei Tag lebensgefährlich war. Dannia gab Befehl zum Aufbruch; und eine lange Nacht hindurch dauerte der mühſamſte und gefahrvollſte Marſch, den ich je gemacht, bis der Morgen uns am Ufer der reiſſenden Arta fand. Nach der Raſt einiger Stunden wiederholte ſich der ſchwierige Uebergang über den Strom, und um Mittag rückten wir wieder im Lager zu Peta ein.

Freudig empfing und grüßte uns Gogo, und nahm gütig den Dank an, der ihm als unſern Retter aus ſo großer Gefahr durch zeitige Benachrichtigung gebührte. Wir ſahen ſelbſt aus unſern ſichern Verſchanzungen, wie dichte Türkenmaſſen den Weg zogen, den wir gekommen waren; wo wir unſer Frühlager gehabt, pflanzten ſie ihren Halbmond als Siegeszeichen auf.

Wir hatten bald einem blutigen Entſcheidungstage entgegen zu ſehen. Wie die Hörner des Mondes gegen den Vollmond hin ſich füllen, ſo mehrten ſich rings um Peta die türkiſchen Heeresmaſſen, und auch dieſe harrten nur der Vollmondzeit, um unter dem günſtigen Geſtirn uns ganz zu vernichten. Beſonnen wurde alles angeordnet, um nicht unvorbereitet und ungerächt zu ſterben. An einen Rückzug dachten wir nicht mehr. An der rechten Seite von Peta und dem Berge ſtellten ſich die Philhellenen in kleinen Abtheilungen von acht bis zehn Mann auf, und verſchanzten ſich nach Art der Griechen hinter halbrunden Mauern aus rohen Felsſtücken, deren Unregelmäßigkeiten natürliche Lucken und Schießſcharten bildeten. Dieſe kleinen Schanzen bedeckten die ganze vordere Seite des Berges. Auf einer Felſenhöhe lag Dannia mit dem Reſt des Bataillons; das Dorf und die linke Seite des Berges beſetzte das Regiment. Die Schlucht, welche den Zugang zu Peta bildete, hatte die Schaar Gogos zu vertheidigen, die umliegenden entferntern Anhöhen der Reſt der bei uns gebliebenen griechiſchen Kapitanerien, die Kephalonier u. a.

Am 15. Juli kehrte auch Marko Bozzaris zu uns zurück, nicht ohne große Gefahr war es ihm gelungen, ſich über die Berge von Plava durchzuſchlagen; er wurde mit Frohlocken empfangen. Mißtrauiſch gegen Gogo, ſchloß er, um dieſen zu beobachten, ſich mit den Seinen deſſen Truppen im Engpaß an. Dieſen noch mehr zu ſchützen, waren unſre Kanonen auf dem linken Flügel des Regimentes aufgeſtellt, befehligt von Werndly aus Zürich, und bedient von den Deutſchen Süßmilch, Deiß und mehreren Franzoſen.

Alle dieſe ſtrategiſchen Anordnungen und Maßregeln gingen vom General Normann aus, der das Ganze leitete. Viel, ſehr viel kam auf den Ausgang des bevorſtehenden Kampfes an; wir hatten vielen Muth, aber wenig Hoffnung. In Morea richtete der Feind verheerende Niederlagen an, Kyriakos, der Tapfre, war tod, aufgerieben ſeine Schaar. Paſſano war ſammt ſeiner Mannſchaft gefangen, ſeine Schiffe waren verbrannt. Wir ſtanden auf uns ſelbſt zurückgewieſen, und Sieg oder Tod war unſre Looſung. Der Abend ſank nieder. Ernſte Stille herrſchte im Lager, noch einmal viſitirte der General alle Poſten, dann nahm er Theil an einem gemeinſamen Mahl, das die Philhellenen hielten. Es glich einer Agape, es war eine. Jeder perſönliche Streit, jeder Groll hatte ein Ende. Feinde verſöhnten ſich, Freunde drückten einander ſtumm die Hand, Bruderliebe nahm Alle unter ihre heiligen Flügel. Es wurde wenig getrunken, wenig geſprochen; ein Gutenachtkuß noch, dann legten wir uns nieder — Mancher — zu ſeinem letzten Lebensſchlaf.

In der Nacht füllte ſich der Mond.

24.

Untergang.

Die Philhellenen ſchliefen ruhig und ſüß. Die Nacht ſtreute auf ſilbernen Mondesſtrahlen himmliſchen Frieden auf die Länder herab. Unten lag weit gedehnt die dämmernde Ebene; die Wachtfeuer waren zu glühenden Kohlenhaufen zuſammen gebrannt, ſchweigend ſchritten die Wachen auf und ab, oder ſtanden ſtumm, auf die Gewehre gelehnt. Der erſten einer, der ſich erhoben, war der General. Er ſtand auf der Bergeshöhe und ſpähte nach Arta hinüber. Dort öffneten ſich die Thore und aus ihnen heraus quollen und wimmelten die weißen Schaaren der türkiſchen Albaneſen. Normann gab das erweckende Zeichen; bald ſtand alles des Feindes gewärtig. Noch wenige herzliche Worte der Ermuthigung richtete er an die Philhellenen, dann beſtieg er ſein Roß und hielt den

Umritt zu allen Poſten. Die Feinde zogen ſich auf die Straße von Komboti, andere zogen den Ufern der Arta entlang. Als der frühe Morgen aufdämmerte, konnten wir ſchon entdecken, welche furchtbare Heeresmaſſen uns zu erdrücken drohten. Wir ſtanden gefaßt. Als die Sonne aufgieng, blitzte ihr Bild im tauſendfachen Metallſpiegel der Waffen. Noch war alles ſtill. Zu einem rieſigen Halbmond rollte ſich die Maſſe des feindlichen Heeres auf, rückte langſam und ſicher gegen unſern Hügel heran, und ſchlug die weit ausgreifenden gewaltigen Arme um Peta.

Es war vier Uhr, als ein Theil des türkiſchen Fußvolkes bis auf 600 Schritte ſich unſerm Vorpoſten genähert hatte; Allah! Allah! ſchell ſein Kriegsgeſchrei und ſeine Kugeln regneten gegen den Fuß des Berges. Dieſer erfolgloſe Gruß blieb unerwiedert, denn ſo weit trugen die Karabiner der Philhellenen nicht. Der Feind ſtutzte, dann drang er mit gräßlichem Geſchrei näher heran; er glaubte, weil er keine Mannſchaft gewahrte, und die Schanzen auf dem felſigen Berg nicht ſah, der untere Theil ſei unbeſetzt. So näherte ſich der Stellung der Philhellenen die größere Streitkraft der Türken. Jetzt nahten ſie dem Fuß des Berges, jetzt betraten ſie ihn, jetzt krachte aus allen Verſchanzungen ein ſo mörderiſches Kreuzfeuer, daß bald Hunderte ſanken, und ihre Reihen in ſchreckliche Verwirrung geriethen. Bald aber verſtärkt, wurde nun der Angriff auf den Berg mit zwei- bis dreitauſend Mann wüthend erneut. Der Oberlieutenant Schmidt, der die erſte Diviſion in der vorderſten Schanze befehligte, wurde von einer Kugel durchbohrt; ſeine Diviſion vereinigte ſich aber ſogleich unter einem andern Anführer. Die dichtgedrängten Türkenhaufen boten den Kugeln der Philhellenen ein nie zu fehlendes Ziel; der ſchlechteſte Schütze mußte treffen, ohne Vortheil zu erringen, ſanken ſie ſchaarenweiſe nieder. Jede Handbreit Raum auf dem immer ſteiler anſteigenden Felſenberge wurde mit unendlichen Verluſten von Seite der Türken erkauft. Schon lag ein Wall von Todten um den Fuß des Berges, ohne daß dieſer heftige Angriff von Erfolg geweſen wäre. Auf der Seite des Berges hielt Chauvaſſaigne, Adjutant Sous-Officier, ein zwanzigjähriger Jüngling mit ſeiner Diviſion eine Felſenſpitze beſetzt, gegen dieſe wandte ſich die Wuth der Feinde, und nach Art der Türken ſpringt der Fahnenträger den Angreifenden mehr denn hundert Schritte voraus und ſtößt den Halbmond in den Boden; kaum iſt dieß geſchehen, als den Fahnenträger eine ſichre Kugel niederſtreckt, und Chauvaſſaigne tollkühn vom Felſen herabſpringt, den Halbmond ergreiſt, und damit in ſeine Schanze zurückeilt und klettert, ehe noch der Feind ſich von ſeinem Erſtaunen über dieß unerhörte Wagſtück erholt. Dann aber griff er mit einem wahrhaft kanibaliſchem Geheul an, und ſtürzte wie toll und raſend gegen den Felſen; umſonſt, der Angriff wird zurückgeſchlagen. Zum zweitenmal erneuert ſich der Angriff, aus den Leichen der Gefallenen werden Stufen gebildet, aber mit verdoppelter Tapferkeit zwingen Kugeln und Bajonette der Philhellenen die Türken zum Weichen. Doch ſie laſſen nicht ab, ſie wachſen an in vermehrter Zahl, wie dem Boden entſproßt, und Chauvaiſſagne ſteht, in der linken Hand die eroberte Fahne, in der rechten den Säbel und ficht, wie ein Raſender. Jeder Philhellene um ihn bereitet ſich aus gefallenen Feinden eine Sterbeſtätte, Mancher ſinkt, endlich auch der jugendliche Held, mit der Fahne ſelbſt noch um ſich ſchlagend, bis ein Handſchearſchnitt ihm die Sehnen des Arms lähmt, ein Säbelhieb ihm den Kopf ſpaltet, und er vorwärts ſinkend noch mit dem Leib den eroberten Halbmond deckt.

So wurde, mit gleicher Tapferkeit, in allen Verſchanzungen geſtritten. Auch Spiro kämpfte in Gemeinſchaft mit den Philhellenen, bis er endlich der Uebermacht weichen mußte. Jetzt griff das Regiment mit Vorſicht, aber mit unerſchrocknem Muthe an, und die Kartätſchen aus unſern Geſchützen ſchleuderten Tod und Verderben von Neuem auf den Feind, und rißen ganze Reihen nieder und auseinander. Mit der Sonne ſtieg die Wuth des Kampfes, das Regiment und die Philhellenen thaten Wunder der Tapferkeit, der linke Flügel der Türken wankte, wir ſahen es, Siegesfreude flammte in jeder Bruſt, die noch athmete, empor, ja, wir waren die Sieger, wir griffen jetzt an, ſchon brachen die Philhellenen mit Bajonetten in den linken Flügel der Türken ein, da — rückten 2000 Mann Kavallerie gegen den Engpaß, und der Verräther Gogo, der nur darauf gelauert hatte, dem ein Sündenſold von 50,000 türkiſchen Piaſtern verheißen war, wenn er den Untergang der Philhellenen herbeiführte, gab den Seinen das Zeichen zur Flucht. Schreck und Verwirrung wurden allgemein, als dieſe erfolgte; vergebens widerſetzt ſich dem feigen Beginnen Marko Bozzaris und läßt die Seinen auf die fliehenden Griechen ſchießen, um ſie zum Stehen zu bringen, Gogo führt ſeine Schaar einen Hügel hinan, und läßt auf ſeine eignen Landsleute feuern. Marko verſuchte zwar, den Paß allein zu vertheidigen, aber zu ſpät, die Kavallerie war eingedrungen und überſtürmte die kleine Schaar der Sulioten, brach aus dem Hohlweg, ſchnitt uns von dem Regiment, von den Kanonen, von den Griechen ab, und wir waren, ehe wir es uns verſahen, während wir uns Sieger wähnten und muthig am Fuß des Berges fortſtritten, rund umzingelt und im Rücken angegriffen. Wir wandten uns muthig gegen den neuen Feind, während Tarella, deſſen Regiment ſchon große Verluſte an Officieren erlitten hatte, einen Bajonettangriff auf die Türken machte, um ſich mit uns wieder zu vereinigen. Er wird zurück geworfen, erneuert den Angriff, die Seinen befeuernd, und ſinkt, eine Kugel in der Bruſt, tod nieder. Das Regiment, ſeines Führers beraubt, zieht ſich zurück.

General Normann, der nach allen Richtungen hin das Schlachtfeld durchflog, erſchien hoch zu Roß, wie der Kriegsgott, ſtellte ſich ſelbſt an die Spitze des Regimentes, und rief: „Mir nach, tapfre Soldaten! Mir nach zur Rettung der Philhellenen! Sieg oder Tod!“ Freudig folgen ihm die Krieger, ſchon weicht der erſte Türkenhaufe ihrem Andrang, da trifft eine Kugel die Bruſt des edlen Grafen, beſinnungslos fällt er vom Roß; treue Hände tragen ihn zurück, beſtürzt ſteht das Regiment, da auch ſein zweiter Führer ſank, und der Feind benutzt die momentane Verwirrung und treibt es in die Flucht.

Wir hatten uns mittlerweile einen Weg bis zum Dorfe gebahnt, um uns darin feſtzuſetzen, fanden es aber von Türken bereits beſetzt, und nun entbrannte ein furchtbarer Kampf. Jedes Haus wurde zur Feſtung, die Straßen füllten ſich mit Leichen und Blutbächen, endlich mußten die Türken weichen, da Werndly unermüdlich aus ſeinen Kanonen ihnen Kartätſchen in Rücken und Flanke regnen ließ. Wüthend ſtürmten ſie jetzt den Berg, auf dem die Geſchütze ſtanden, und eben als es geſchah, ſtürzte Werndly, der ſchon vor der Schlacht krank war, von der unerhörten Anſtrengung erſchöpft, leblos neben ſein Geſchütz. Lieutenant von Lubtow eilte mit der dritten Kompagnie des Regiments zur Hülfe herbei, und hielt eine Zeitlang den Sturm der Feinde ab, vermochte es aber nicht lange, und mußte die Geſchütze ihrem Schickſal überlaſſen. Die Artilleriſten waren gefallen, bis auf zwei. Einer der noch lebenden war der junge ſiebenzehnjährige Weimeraner Deiß, der mit bewunderungswerther Ausdauer kämpfte. Mit Hülfe des einzigen Kameraden ladete er immer aufs Neue, und ſchmetterte ſeine Kartätſchenſaat vernichtend auf die andringenden Feinde, bis auch dieſer Kamerad durch eine Kugel fiel; mit unerhörter Raſchheit vernagelte nun Deiß die Kanonen, und ſtürzte ſie den Feinden entgegen, die ſteile Anhöhe hinab, und gequetſcht, zerriſſen, gerädert rollt ein wirrer Menſchenknäul unaufhaltſam Bahn brechend und die

Reihen trennend, in das Thal. Deiß ergreift indeß raſch die Flucht und gelangt unverſehrt zu dem Regiment.

Unterdeß wurden wir im Dorfe mit ſo unerhörter Ueberzahl angegriffen, daß wir es räumen mußten. Von der ganzen Schaar waren noch 70 Mann übrig; dieſe zogen ſich auf einen Felsgipfel, von dem herab wir ſahen, daß wir rings umzingelt waren, daß unvermeidlicher Tod unſer aller Loos war, oder ein Wunder uns retten mußte. Es geſchah aber kein Wunder, außer dem, welches die Tapferkeit that. Es waren kaum einige Augenblicke auf jener Höhe vergönnt, Athem zu ſchöpfen, nicht ſo viele Zeit, die vielen ſtrömenden Wunden zu verbinden. Der Kampf ſtand ſo, daß jeder Einzelne mit einem Haufen Feinde zu kämpfen hatte. Der Tod feierte ſeinen großen Verſöhnungstag; Chevalier ſank und würgte noch fallend unter ſeinen Feinden; Lasky fiel, und thürmte einen Leichenwall um ſich her, ſo faſt jeder. Es war ein Kampf der Verzweiflung, und wie geſchlagene Hunde heulten und winſelten unſre feigen Sieger ihr Jammergeſchrei zum Himmel hinauf. Staub, Pulverdampf und Blut malten alle Geſichter furienähnlich. Immer noch hielt unſer Fahnenträger Teichmann die Fahne des Bataillons muthig aufrecht, und abgeſchnitten von uns, von unzähligen Feinden umringt, kämpfte er für ſie. Sein Blut rann ſchon aus vielen Wunden, die Fahne hing in Fetzen, die Waffen waren ihm entriſſen, da ſchlug er noch mit dem Stabe des Banners einen Schädel nach dem andern ein, bis er in Stücke zerhauen zu Boden ſank.

Glorreich löſchte Mignac durch wahrhaften Heldentod den Makel ſeines Namens; fünfzehn Türken griffen ihn zugleich an, er ſtand an einen Baum gelehnt, und fällte einen nach dem andern; als er den vierzehnten niederhieb, zerſprang ſein Säbel und tückiſch ſchlug ihm in dieſem Augenblick der Fünfzehnte das Haupt vom Rumpfe.

Unſer Kreis war jetzt ſehr klein geworden.

Dannia und Mizowsky, die ergrauten Schlachtgefährten, eilten zu uns, der erſte ſammelte uns um ſich her, und rief, während ſchon wieder eine Türkenſchaar den Berg heraufkeuchte: Kampfgenoſſen! Brüder im Leben wie im Tode! Gogo hat uns verrathen, uns bleibt kein Weg mehr offen, als der zum Himmel! Denkt an Leonidas! Wir ſterben für Freiheit und Chriſtenthum! Sieg oder Tod!" Er rief es mit donnergewaltiger Stimme, wir riefen's ihm nach, zwei Augenblicke darauf zerriß eine Doppelkugel die Bruſt, die in mancher Schlacht dem Tode Trotz geboten, und ſein Leben ſtrömte hin. Mizewsky rief ſeinen Polen: „Mir nach, Landsleute, tapfre

Polen, in Sieg oder Tod!“ Sechszehn folgen ihm und greifen nochmals das Dorf an, ſich blutige Bahn brechend, und dringen bis zur Kirche vor; ſie nehmen ſie und ſchießen aus den Fenſtern ſo lange, bis ſie keine Munition mehr haben. Wir ſetzen unſere Vertheidigung auf dem Berggipfel noch unermüdlich und unerſchrocken fort. Die Polen unter Mizewsky müſſen ſich, immer mehr bedrängt, auf das Dach der Kirche flüchten, und von da ſchleudern ſie Ziegeln, Kalk, Steine, Sparren, Balken auf die Andrängenden nieder; vergebens verſuchen dieſe, die Kirche in Brand zu ſtecken, endlich ſteigen ſie in zahlloſer Menge hinauf auf den Dachboden und nun wogt oben Mann gegen Mann wilder, verzweiflungsvoller, entſetzlicher Kampf mit Bajonetten, Säbeln, Dolchen, Fäuſten, Nägeln, Zähnen; theurer ward nie ein Leben verkauft, wie das dieſer tapfern Polen. Mizewsky fällt, noch am Boden liegend vertheidigt er ſich, er erhebt ſich wieder, donnerndes Toben erfüllt den Boden, da kracht es, als fahre ein Wetterſtrahl in das Gebäude, eine Staubwolke fliegt auf, ein Schmerzensſchrei ſchlägt gen Himmel, die Kirche ſtürzt praſſelnd ein und begräbt unter ihren Trümmern die Helden und ihre wüthenden Feinde.

Von unſrer Höhe erblickten wir eine ganz ſchroffe felſige Seite des Abhanges, die noch nicht von Türken beſetzt war, wenn wir dieſe erreichten, war noch Hoffnung uns mit dem Regiment, was im vollen Rückzug begriffen war, zu vereinigen, wir ſtürmten daher mit gefällten Bajonetten zwei Mann hoch raſch gegen den Haufen, der uns am nächſten war, die Reihen öffnen ſich, wir kommen hindurch unter einem Kugelregen. Unſerer waren noch vierzig, jeder neue Schritt faſt koſtete jetzt einen Kameraden. Wir erreichen den Fuß jener Anhöhe, die von Griechen beſetzt war, dringen hinan, und werden von oben vom heftigſten Feuer begrüßt. Es war die verruchte Schaar des Verräthers Gogo, die uns alſo lohnte, daß wir für Griechenland ſtritten und bluteten. Wir ſchlugen uns weiter; es waren unſrer nur noch fünf und zwanzig. Noch war ein Berg zu erklettern, noch erreichten uns die Kugeln der Feinde, und Mancher noch ſank durchbohrt und ſein Körper rollte ſchweren Falles in das Thal zurück.

Mit Blut und Wunden ganz bedeckt, hatten wir endlich den Weg nach Languada erreicht, und machten Halt. Es war eine Stelle, wo wir das Feld unſrer Ehre und das Grab unſrer Brüder überblicken konnten, wo immer noch der Kampf wüthete und wogte; wir ſahen, wie die Türken mit großen Hunden die Wälder und Schluchten nach einzelnen Verſprengten durchſuchten. Die zahlloſen Haufen ihrer

Toden gaben uns ein traurigrühmliches Zeugniß. Artas Geſchütze donnerten von den Wällen der Feſte die Kunde des Sieges durch das Land. Wir eilten erſchüttert weiter. Nach mühvollem Marſch erreichten wir das Lager Maurokordato's. Er hatte ſich weislich vom Schlachtfeld fern gehalten. Wir marſchirten dumpfſchweigend in einer Fronte vor ihm auf, das ganze Bataillon, achtzehn Mann ſtark. Der Oberfeldherr ſah uns lange an, er mochte in unſern düſtern Blicken wohl den ſtillen und gerechten Vorwurf für die griechiſche Treue leſen, die wir in ſo vollem Maße erfahren, und Maurokordato weinte.

Normann hatte nur einen Prellſchuß empfangen, und ſich ſchnell erholt, ſeiner Umſicht und Tapferkeit dankte das Regiment die Rettung eines großen Theils ſeiner Leute; er focht in den letzten Reihen des Rückzugs, und wie nach dem Treffen von Komboti, ſo war er auch dießmal der Letzte, der im Lager anlangte. Sein Pferd ſank faſt unter ihm zuſammen. „Prinz!“ rief er aus, als er Maurokordato erblickte: „Prinz! Wir haben alles verloren, nur unſre Ehre nicht!“

Wieder vermochte Maurokordato nur mit Thränen zu antworten. Von unſerm noch übrigen Häuflein war keiner unverwundet. Mein treuer Gießler lebte noch. Wir hatten unſern Bannerſtab wieder erobert, den Teichmann ſo treulich vertheidigt. Die blaue mit weißem Kreuz gezierte Fahne flatterte nicht mehr freudig, wie einſt, daran; ein ſchwarzer Trauerflor wallte nieder an der blutbeſprützten Stange.

Das war die Schlacht von Peta; das war der Untergang des Philhellenen-Bataillons.

Ende des zweiten Theils.

Berichtigung.

Im erſten Theile dieſes Werkes Seite 66 iſt ſtatt Davouſt — Vandamme zu leſen.

Im zweiten ſteht irrthümlich über dem 11. Kapitel die Zahl 12. und über dem 12. die Zahl 11.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Inhalt
des zweiten Theiles.

Seite.
1. Baſtia und Rogliano 1
2. Der Thurm des Seneca 17
3. Ein Conzert in Corſika 25
4. Freiheit und Vaterland 43
5. Dunkle Schatten 57
6. Die Griechenvereine 72
7. Die Philhellenen in Marſeille 85
8. La bonne mère 102
9. Nauplia und Argos 117
10. Korinth 135
11. Die Klephten 149
12. Ein Kampf bei den Thermopylen 169
13. Die Liebesgeſchichte 182
14. Trübe Spaltungen 202
15. Das Bataillon der Philhellenen 213
16. An den kleinen Dardanellen 231
17. Griechiſche Land- und Seeſoldaten 247
18. Miſſolunghi 262
19. Am Aspropotamo 273
20. Der Marſch nach Komboti 288
21. Treffen und Wetter bei Komboti 310
22. Deutſche und griechiſche Treue 325
23. Vor der Schlacht von Peta 341
24. Untergang 353

Fahrten
eines
Muſikanten.

Herausgegeben
von
Ludwig Bechstein.

Dritter Theil.

Schleuſingen.
Verlag von Conrad Glaſer.
1837.

P. o. germ. 73 ᵘᵐ (3

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Dritter Theil.

Der Musikus.

1.

Blätter aus Röschens Tagebuche.

Erſtes Blatt.

Den 1. October 1821.

O ihr ſüßen Träume von Glück und Liebe, wie ſo flüchtig ſeid ihr, wie unaufhaltſam entflieht ihr den glücklich Schlummernden, welche die Wirklichkeit rauh und gewaltſam aufweckt! Wie innig hoffend und treu liebend habe ich durch Jahre des Freundes geharrt, und wie ſelten erſchien er! Wie befriedigt ſchlug aber, wenn er da war, mein Herz an ſeinem Herzen! Ihn nahe zu wiſſen, war mein ganzes Glück. Ich kenne kein andres Glück, ich kenne keine Seligkeit außer ihm. Und abermals iſt er in eine weite Ferne fortgezogen, und ich ſah mich getäuſcht — nicht in ſeiner Liebe, aber in meinen Hoffnungen; das Leben giebt mir immer neue Räthſel auf, ſie drücken ſchwer das arme Mädchenherz, ihre Löſung ſuche ich vergebens. Warum hänge ich mit ſo felſenfeſter Liebe an dieſem einen Jüngling, wäre er mir nicht vom Schickſal, von Gott beſtimmt? Wir ſind nur eins, getrennt ſind wir blos zwei Hälften einer friſchen Lebensfrucht. Unſre Herzen würden einander ſuchen, wenn Erd- und Sonnenfernen ſie trennten. Ach, warum bin ich ſo allein mit dem Uebermaß meiner Liebe? Und doch beſeligt mich dieſer ſtille geheime Reichthum meines Herzens, der unermeßliche Schatz innig zärtlicher Gefühle, die ich ihm, nur ihm heilig aufbewahre. Eine Freundin, der ich vertrauen könnte, habe ich nicht, mag auch die Gluth meiner Empfindungen nicht an kalte Herzen verſchleudern. Die wiſſen alle nicht, wie ſie mein Weſen deuten ſollen, ſie rechnen, wo ich anbete. Tauſend Grüße Dir, tauſend Küſſe Dir, mein ferner Freund! Bei Nacht und Tag, ſchlummernd und wachend, nah und fern, nur Dein, und ewig Dein! Und Hoffnung! Hoffnung! —

Zweites Blatt.

Den 4. October 1821.

Ich bin ſehr traurig; der Nachſommer umſchmeichelt noch mit Liebkoſungen die Flur, die Gärten, die Laube, in der ich dieß ſchreibe, in der ich zuerſt, und nachher ſo oft, engelſelig am Herzen des Geliebten lag. Einige Kirſchbäume ſtehen wieder im vollen Blüthenflor, und Vögel flattern ſingend und liebend durch das Gezweig. Mir hat dieſer ſonnige Herbſt nur eine Blume mitgebracht, ſie heißt Wehmuth. Die heilige Sabbathſtille der Natur, die ſo in feiernder Pracht rings um mich her gebreitet liegt, macht auch mich ſtill und tiefnachdenklich. Das Gefühl der Einſamkeit drückt doppelt, wenn Lieb' und Vereinigung das Herz der Natur durchpulſen. Ob wohl in allen Mädchenherzen der Herbſt ſolche Sehnſuchtgefühle weckt, wie in dem meinen? Iſt mir doch, als blühe der Liebesgarten meines Innern auch wieder friſch und lebendig auf, die Blumenaugen ſind aufgethan, aber ſie blicken traurig; ſie ſuchen den Gärtner, daß er ſich ihrer freue, und er iſt fern. Die grünen Rebenranken ſproſſen in das Weite hinaus, ſie finden den Baum nicht, den ſie kräftig und zärtlich umſchlingen können, und nun ſinken ſie, und kriechen traurig am Boden. — Ich ſchwärme das war doch ſonſt nicht meine Schwäche; aber verlaſſene, einſam harrende Liebe ſinnt allerlei aus, und durchwebt mit bunten Farben das feſte Band ihrer Treue. . . .

Ach, daß ich nicht einmal Jemand habe, mit Dem ich von ihm reden kann. Die Aeltern ſind ihm feindlich geſinnt, ſie ſchelten auf ihn, ſchelten mich, und daß ich ihn liebe. Er habe — doch wozu niederſchreiben, was ich ſo oft hören muß, ich will den Dolch nicht ſchärfen, der mir in das Herz geſtoßen wird. Daß er nicht reich iſt! O wie kindiſch-thöricht! Wann hat je wahre Liebe nach dem Mammon gefragt? Sie ſehen alles mit andern Augen an als ich; ich habe junge friſche Augen, mit denen ich in das frühlingsfröhliche Hoffnungsgrün der Zukunft blicke; grün iſt eine ſchöne Farbe, und ſoll ſehr heilſam für die Augen ſein.

Drittes Blatt.

Den 12. October 1821.

Dank Dir, Allvater! Er lebt, er iſt geſund und heiter, er ſchrieb, und liebt mich noch treu. Ich bin ſo glücklich, Engel können nicht ſeliger ſein. Worin wohl eigentlich die Seligkeit der Engel beſtehen mag? Wenn nicht Gefühl der Liebe ihr ganzes Weſen durchflammt, Gottesliebe, Weltenliebe, Seelenliebe, ſo weiß ich es nicht; aber ich glaube, daß es ſo iſt. Auch die Menſchen ſind bisweilen Engel, das läßt Gott deshalb geſchehen, damit das Drüben, wo ſeine Liebe unendlich und ewig alles Sein durchfluthet, ihnen nach dieſem Leben nicht fremd erſcheine, ſondern von ihnen als etwas ſchon ſüß Empfundenes, liebend Gekanntes, innig Verwandtes begrüßt und empfangen werde. Solche Engelgefühle in der Menſchenſeele erwecken die Natur, das Wohlthun, die Freundſchaft, und vor allem die glückliche Liebe. Etwas höheres kann ich mir auch für das Jenſeits nicht denken. — Geſtern war mir recht bange zu Muthe; es gieng Etwas vor. Aeltern und Verwandte ſchienen aufmerkſamer, als gewöhnlich auf mich zu blicken; Einige neckten mich mit dem jungen Kaufmann, der mir ſo viele Artigkeiten bei Tiſche ſagte, ſo verbindlich zu mir ſprach, faſt auffallend, daß es mich beinah ängſtigte und bedrängte. Die Aeltern waren ſehr freundlich gegen ihn. Er ſoll reich ſein; ich möchte wiſſen, ob Reichthum auch Sympathie erwecken kann, wie gleiche Neigungen und Anſichten es thun? faſt glaube ich es, ja ich fieng geſtern an, es im Bezug auf mich zu fürchten, daß zwiſchen meinen Aeltern und jenem Manne Sympathie ſich bilde. Heute aber lache ich über mein ängſtliches und befangenes Geſtern. Das Herz eines Mädchens iſt bisweilen wie ein ſchwankendes Blatt am Espenbaum, aber ich fühle, das Herz eines Mädchens kann auch ſtark ſein und feſt haften, wie ein Anker im Meere, der das Schiff hält. Ich will ein Anker ſein und feſt das Schiff meiner Liebe halten. Andre Schiffe, wären ſie *noch* ſo *reich* befrachtet, kümmern mich gar nichts.

Viertes Blatt.

Den 18. October 1821.

O meine Ahnung! Allgütiger Gott, ich ſoll heirathen! Losgeriſſen ſoll ich werden von dem Freund meiner erſten Jugend, der alle meine Gedanken füllt, und hingegeben werden dem jungen Kaufmann, der mich erſt *einmal* ſah, und nun um mich geworben hat, und das alles, ohne daß man mein Herz fragt? Und weshalb? weshalb? Wenn ich das nur wüßte! Bin ich denn eine Laſt im Hauſe? Bin ich denn eine Waare, die man gegen Tauſch hingiebt? Was wird denn eingetauſcht gegen meine Hingabe? Mein Jammer, meine Verzweiflung! Der Mann kennt mich ja kaum; was redet er denn von Liebe? Ich kann mir denken, was er liebt. Keine Rückſicht auf *meine* Liebe, auf *meine* Schwüre, auf *mein* Herz! Ich ſoll ein Opfer ſein. Mir ſchwindelt, die Gedanken vergehen mir, und die Augen ſtehen mir ſo voll Thränen, daß ich die Worte, die den Schmerz meiner Seele ſchildern, verzerrt und vergrößert ſehe; ja, zur Rieſengröße wird mein Schmerz wachſen, wenn von mir nicht abgelaſſen wird.

Es iſt mir heute ſehr bange, als ſtehe mir Entſetzliches bevor. — Ach, ich wollte es ruhiger tragen, ruhiger verneinen, denn zwingen laſſe ich mich doch nicht, komme es auch zum Aeußerſten, wenn nur dabei, daß ich mit dem Antrag gemartert werde, nicht auf den Freund meiner Seele eine ſolche Laſt von Schmähung geworfen würde. Sie wiſſen nicht, wie ſchwarz ſie ihn ſchildern ſollen, als wenn mich das wankend machen könnte; meine Liebe wäſcht ihn rein von allen Flecken. Mag er doch ſeine Schatten haben, wer hat ſie nicht! Mag er doch im Irrgarten jugendlicher Thorheiten ſich ergangen haben, meine Liebe entſchuldigt ihn. Meine Liebe verzeiht alle ſeine Fehler, weil ſeine Liebe zu mir ſie aufwiegt. Je mehr ſie ihn ſchmähen, um ſo theurer wird er mir, und je mehr ſie den Fremden in das Licht ihrer ſchlauen Calcüls ſtellen, je dunkler kommt dieſer mir vor, gerade wie der Mond, der ſich rabenſchwarz bei einer Sonnenfinſterniß zwiſchen Sonne und Erde drängt. Zum Glück dauert keine Sonnenfinſterniß lange, und ich, als Erde, blicke dorthin, woher ich das Licht meiner Tage empfange, nach der Sonne meiner Liebe.

Fünftes Blatt.

Den 28. October 1821.

Ich bin verloren! Aus dem Gewitterhimmel, der ſich in dieſen Tagen um mein Daſein aufthürmte, fiel ein Schlag, der mich vernichtet. Mein Schiff hat das Ankertau gekappt, und flattert in Sturm und Noth auf unbekanntem Meere; ich blieb in der Tiefe der ſalzigen Fluth zurück, und werde nun wohl nimmer emporgezogen. Schrecklich, ſchrecklich! Und dieſe Nachrichten, die mich zerſchmettern, die mir wie glühende Dolche im Buſen wühlen, werden mir mit einer Art von Frohlocken mitgetheilt. Mein Geliebter — ein Mörder!! Landflüchtig — verfolgt, vielleicht ſchon — eingeholt, in Ketten, verurtheilt, gerichtet! Gott, ich ertrage es nicht!

O warum haſt Du mir das gethan? Haſt alle Deine Schwüre vergeſſen! O mein theurer Freund, Du gelobteſt mir zu Liebe, Deine Heftigkeit zu zügeln, Deinen Stolz zu vergeſſen, und das alles brachſt Du, und brachſt mein Herz dadurch. Aber vielleicht zwangen ſie Dich, es galt vielleicht Deine Ehre, vielleicht die Deines Mädchens! Tauſend Vorwürfe höre ich über Dich ausſprechen von Verwandten und Nichtverwandten, ja die Dir am nächſten ſtehen, verdammen Dich am meiſten, während ich tauſend Gründe hervorſuchen möchte, Dich zu entſchuldigen! Und bei dieſer Kummerlaſt, die mir mein Schickſal aufbürdet, der ich faſt erliege, reden ſie mir immer vom Heirathen vor, und freuen ſich über meines Freundes Unglück, und meinen, nun müſſe ich ihn doch verachten, nun müſſe ich doch ſein Bild aus meinem Herzen reiſſen, weil er meiner nicht gedacht und nicht geſchont, und in die weite Welt gegangen ſei! Nun und nimmer! Unglücklich kann der Menſch ſein, unwürdig iſt er deshalb noch nicht. Vergebens ſetzt ihr die Scorpionen eurer Läſterungen an mein Herz, ich brauche ein Gegengift, das iſt meine treue Liebe; auf die Schlangenbiſſe eurer Verläumdung ſtreue ich das Natterſalz meiner ſtarken Liebe, und ſie bleiben unwirkſam, wie ſehr ſie mich auch ſchmerzen. Ich bin ein armes hülfloſes Mädchen, ſchwer und hart bedrängt, ich leide unermeßlich; aus der Tiefe meines Jammers rufe ich, Herr, zu Dir! Herr! Höre meine Stimme!

Sechstes Blatt.

Den 13. November 1821.

Ja es iſt nur allzuwahr! Da liegt ſein Brief, ſein letzter, letzter Brief. Kalt, wie Todesgrauen, ſchauert mich das Wort der Trennung an, das er hier ausſpricht; wie aus dem Grabe herauf wimmert in dieſen Zeilen ſein Lebewohl. Es iſt nicht anders — er konnte nicht anders, und ſo iſt er freigeſprochen von meiner Liebe — auch iſt er ja nicht, wie die erſten Nachrichten mir hämiſch und tückiſch vorlogen, ein Mörder. Nein, mein ewig geliebter Freund, Du biſt kein Mörder, und meine Liebe ſpricht Dich frei, aber ſie giebt Dich nicht frei. Wie Du dem Arm des Herrn nicht entgehen und entrinnen kannſt, ſelbſt wenn Du auf den Flügeln der Morgenröthe flögeſt, ſo auch kannſt Du meiner Liebe nicht entfliehn und entfliegen. Gott hat mir wunderbare Beruhigung in das Herz gegoſſen; eine andre meines Geſchlechts würde vielleicht über dieſen Brief verzweifeln, in dem der Freund mir ſagt: „Gieb mich auf und alle Hoffnung auf mich! Ich fliehe mein Vaterland, wo das grauſamſte Verhängniß mich unabläſſig verfolgt, auf immer und ewig. Nie kann ich der Deine ſein, nie Du die Meine, uns trennt ein zürnender Gott!“ —

O Du Kleingläubiger, wie weit reicht denn Dein Nie? Zwei Seelen, die ſo ſich fanden, wie die unſrigen, ſo ſich liebten, ſo in einander zu einer Seele zuſammenſchmolzen, in und durch einander nur lebten, müſſen ſich finden, weil Gott ſie für einander ſchuf, und gegen Gottes Willen wirſt Du doch nichts einwenden wollen? Möglich, daß wir uns auf Erden nicht wieder finden und unauflöslich binden, auch ſo gefunden und gebunden könnte ja früher Tod uns trennen, aber wozu wäre denn ein Jenſeits, wenn es nicht dazu wäre, daß dort erfüllt würde, was hier verheißen, dort vollendet, was hier begonnen worden? Ich bin nur ein einfach Mädchen vom Lande, aber ſo viel glaube ich doch in meinem Religionsunterricht gefaßt zu haben, und finde es ganz natürlich und folgerecht, daß wir hier durch irdiſche reine Liebe uns nur vorbereiten auf die noch reinere himmliſche, in der uns das Anſchaun Gottes verheißen iſt.

Tief, tief erſchüttert mich Dein Scheidebrief, aber ich verzweifle nicht, ich gelobe mich Dir, wie eine Himmelsbraut ſich ihrem unſichtbaren Bräutigam, dem Heiland. Ich bin Dein im Geiſt, bin Dein im Herzen, der Andre — kein Gedanke an ihn!

Siebentes Blatt.

Den 20. Januar 1822.

Der fremde Mann hat nun auch an *mich* geſchrieben; er macht mir Vorwürfe über meinen Kaltſinn! Guter Gott, was berechtigt ihn dazu? Wäre ich anders, müßte ich mir ja ſelbſt Vorwürfe machen, mich ſelbſt anklagen. Wo das nur hinaus will? ich weiß es nicht. Und von dem Freund keine, keine Nachricht, als die eine, die mir ſein Bruder auf alle Fragen wiederholt: „Er iſt nach Griechenland.“ Seitdem bin ich eine eifrige Zeitungsleſerin geworden. — Was kümmerten mich ſonſt die Zeitungen? Ich las ſie nie. Jetzt klopft mir das Herz, wenn der Poſtbote ſie bringt, und meine Blicke hüpfen ſuchend, wie unſtäte Irrlichter über den Spalten, um die Artikel zu finden, welche: „Aus der Türkei,“ oder: „vom griechiſchen Kriegsſchauplatze“ überſchrieben ſind, ich ſuche nur ihn, aber ich finde ihn nimmer. Wenn ich in den Spiegel blicke, erſchrecke ich, meine Geſtalt hat ſich verwandelt, und das iſt ſo lange her, als ich die Zeitungen leſe. Ich ſehe, daß das, was meine Seele mit Kraft zu tragen wähnte, meinem Körper eine allzugroße Laſt iſt, unter der er erliegen muß. Ich ſchwinde hin, wie die Nymphe Echo, von der das alte Fabelbuch erzählte, aus dem uns jungen Mädchen der Herr Candidat, der uns Stunden gab, verlas, wenn wir recht fleißig geweſen waren. Sie liebte einen gewiſſen Narciſſus, der in eine Narciſſe verwandelt wurde. Immer habe ich an dieſe Geſchichte denken müſſen, wenn im Frühling in unſerm Grasgarten die wilden Narciſſen aufſchoſſen. Mein Narciſſus iſt verwandelt, meine Frühlingsliebe iſt abgeblüht, und ich bin die Herbſtzeitloſe, die unter Schauern einſam auf kalter Wieſe ſteht. — —

Ich ſoll lieben! Ich ſoll lieben? Ich ſoll lieben? Ich ſoll lieben? — Räthſel!

Achtes Blatt.

Den 9. Mai 1822.

Ich wollte, daß ich geſtorben wäre! Das Drängen dauert fort, ich daure Niemand. Bald ergehen Scheltworte über mich, bald ſchmeicheln Bitten. Seine Briefe an die Aeltern klopfen ſtürmiſch an, wie Boten des heimlichen Gerichts in den alten Ritterromanen. Ich merke wohl, ich bin verſprochen. Hat die Sprache ein Wort, das ſchwerer wiegt? Was das ſonſt für eine Freude iſt in einem Mädchenherzen, wenn es mit dem Gedanken hüpfen kann: Ich bin verſprochen! Wie das um ſie her jubelt und lacht und die Verſprochene beglückwünſcht! Ich aber bin heimlich verſprochen, und daß ich mich ſelbſt anderweit verſprach, danach fragen ſie nicht. Es iſt ein trübſeliger Zuſtand. Und von dem fernen Freund höre ich nichts mehr. Er hat ſich losgeriſſen, er hat mir ja den Abſagebrief geſchrieben. Wenn ich in den Brief ſehe, muß ich alle Hoffnung fallen laſſen, aber wenn ich zum Himmel ſehe, und an ſein Herz und ſeine Liebe denke, und an meine Liebe, dann ſammle ich all' meine Hoffnung wieder, und raffe ſie zuſammen, und bewahre ſie ängſtlich, denn es iſt nur noch ein kleiner Vorrath. Manches Mal iſt mir, er werde nie wiederkehren, aber dann kehrt er zurück in meinen Träumen; o gewiß, er denkt an mich, und liebt mich noch.

Meine Mutter iſt krank, gefährlich krank, ich pflege ſie mit treuer Tochterliebe; es iſt meine heilige Pflicht, ich übe ſie gern, dennoch blickt ſie mich bald vorwurfs- bald kummervoll an. Ihr ſtummer Schmerz ſchneidet in mein Inneres; halb irr iſt ihr Blick; o machte ſie mir doch lieber laute Vorwürfe. Auch der Vater drängt alle frühere gewohnte Freundlichkeit gegen ſein Kind zurück. Es iſt ſchrecklich, wenn die Aeltern ihr Kind nicht mehr lieben. Lange kann ich dieſen Zuſtand nicht ertragen, er bringt mich um, oder um den Verſtand. Meine Liebe macht mir vieles Leiden; mir ſcheint, als gehe es mir wie dem königlichen Pſalmenſänger, mit dem ich ſagen muß: „Ich bin zu Leiden geboren.“

Neuntes Blatt.

Den 19. Juni 1822.

Es iſt ſchrecklich! Mit der Mutter wird es immer ſchlimmer, und dabei quält ſie mich unſaglich. Schreck auf Schreck erſchüttert mich durch die Art ihres Krankſeins; o ich liebe ſie ſo zärtlich, ſo treuinnig, aber ſie erkennt meine Liebe nicht, ſie will nur das eine, was zu denken mir eine Welt voll Marter iſt. O, es wird mit vieler Grauſamkeit gegen mich verfahren; die Mutter ſagt, daß ich ſchuld an ihrer Krankheit ſei! Ich ſoll es vor Gott zu vertreten haben, wenn das Aergſte ſich ereigne. Dabei dauern die Läſterungen auf ihn immer fort. Er wird leichtſinnig genannt, treulos; neulich brachten ſie gar ein Geſchwätz auf, er habe in Griechenland geheirathet. Das war eine recht blödſinnige plumpe Lüge, die ſie aus einer Komödie gelernt haben. Damit werdet ihr mich nicht wankend machen. Eure Mährlein müßt ihr den Unmündigen erzählen, ich bin kein Kind mehr.

Gott, gieb mir Kraft, Muth und Troſt, daß ich mich zurechtfinde in dem Labyrinth meiner Prüfungen! Am Sonntag will ich zum Tiſch des Herrn gehen, und recht brünſtig beten. Gott wird mir einen Weg zeigen, den ich wandeln ſoll. Er mache meine Steige richtig!

Zehntes Blatt.

Ohne Datum.

Ich bin tief erſchüttert. Während der ganzen Predigt habe ich weinen müſſen; was nur die Leute gedacht haben? Sie werden glauben, ich habe um meine Mutter geweint, und es ſei recht ſchlecht mit ihr. Doch mit ihr beſſert ſich's, Gott ſei Lob, aber mit mir wird es immer ſchlimmer. Dieſesmal haben meine Thränen mich ſelbſt betroffen. O mein armes, blutendes Herz! Der Geiſtliche predigte über die Pflichten. Seine Worte und Ermahnungen drangen tief in mein Inneres. Gewiß hat er mir in das Gewiſſen reden wollen, als er ſprach: „Und auch für euch Kinder, Erwachſene und Unerwachſene, enthält das Buch des Lebens goldne Sprüche; ich will ſie euch ſagen; achtet ihrer, und bewahrt ſie wohl auf in euerm Gedächtniß! Ihr habt nur eine Pflicht, die heißt Gehorſam. So ſteht geſchrieben: Mein Kind, gehorche der Zucht deines Vaters; der Herr will den Vater von den Kindern geehrt haben; beſſer ein frommes Kind, denn tauſend gottloſe Kinder. Das höchſte Gebot nannte der Mittler die Liebe; für euch giebt es nur eine Liebe, die kindliche zu Gott und den Menſchen, vor allem zu euern Aeltern. Könntet ihr je des vierten Gebotes vergeſſen? Wie ſchmerzlich wäre es für mich, euern

Lehrer, euern väterlichen Freund, den Freund eurer Aeltern, wenn ich hören müßte, daß eines unter euch wäre, welches der Aeltern Liebe mit Starrſinn und Ungehorſam vergälte, welches ſich ſtörrig auflehnte gegen ihren Willen, welches ſeinem ſündlichen Hang, ſeinen Lüſten folgte, und die liebevolle Führerhand älterlicher Fürſorge von ſich ſtieße! Dieſe trübe Erfahrung möchte ich von keinem Einzigen von euch machen. Nicht die Strafen gottloſer Kinder will ich euch vor Augen ſtellen; ihr ſollt nicht ſagen: wenn wir in die Kirche gehen, hören wir nur Strafpredigten, nein, den Lohn, den gute Kinder von Gott empfangen, will ich euch ſchildern. Dieſer Lohn quillt euch in der eignen Bruſt, eine lebendige Freudenquelle; aus dem treuen freundlichen Vater- und Mutterauge lächelt euch die Zufriedenheit mit euch an; der Vater wandelt mit frohen Gefühlen an eurer Seite, die Mutter verkündet freudig euer Lob. Mit dem Bewußtſein, euern Aeltern Freude zu machen, legt ihr euch Abends nieder; mit dem Vorſatz, ihrer Liebe immer würdiger zu werden, begrüßt ihr den neuen Tag. In Zufriedenheit und treuer Pflichterfüllung erwächſt euch eine Fülle von Glück."

„Und auch dann, meine lieben Kinder, wenn euch die Pflichterfüllung ſchwer ankommt, wenn euer Wille ganz dem Willen eurer, ſtets für euer Wohl beſorgten Aeltern entgegen wäre, ſo bekämpft eure Neigung, denkt, daß Gottes Wille und ſeine Führung ſich euch kund geben durch eurer Aeltern Mund, ſeid durch Gehorſam, Ergebung, treue Pflichterfüllung ächte und wahre Kinder eures Vaters im Himmel. Ja, Gehorſam heißt eure ganze Pflicht, darum gehorchet und ehret Vater und Mutter, auf daß es euch wohl gehe, und ihr lange lebet auf Erden!"

So hat der Geiſtliche geſprochen, und jedes ſeiner Worte iſt auf die Wunde meines Herzens gefallen, nicht wie ein Balſam- ſondern wie ein Feuertropfen. Und wenn ich nun kämpfe den ungeheuren Kampf zwiſchen Pflicht und Liebe, und ſiege in ihrem Sinne, wenn ich treulos meiner Liebe und meiner Hoffnung werde, wer beantwortet mir wahrhaftig die ſchwere Frage: Wird der Preiß des Kampfes werth ſein? Soll ich ringen auf Tod und Leben, um, wenn ich ſiege, an eine Kette gelegt zu werden? — Das gemeine Sprüchwort ſagt: Wer die Wahl hat, hat die Qual. Wahl laſſen ſie mir nicht; aber daß meine Qual unermeßlich iſt, iſt Gott bekannt.

Elftes Blatt.

Den 1. Auguſt 1822.

Ich ſoll eine Zeitlang von hier weg, und zum Beſuch bei meiner verheiratheten Schweſter, auf deren freundlichem Gut würde ich mehr Zerſtreuung haben, und meine Grillen vergeſſen. Grillen nennt man die Treue, Grillen die Liebe, Grillen die Hoffnung; eine wunderliche Naturgeſchichte! Gott weiß, was ſie mit mir vorhaben. Seit einiger Zeit bekomme ich keine Zeitung mehr in die Hand. Und dort — ja dort bin ich der Stadt, wo mein Bewerber wohnt, viel näher, man geht in drei Stunden hin. Ob das nicht ein angelegter Plan iſt? Ich laſſe alles über mich ergehen, ich gehorche, mein Vorſatz ſteht feſt, ich will nicht die Ungehorſame ſein, auf die der Bibelſpruch anwendbar: „Ein Auge, das den Vater verſpottet, und verachtet, der Mutter zu gehorchen, das müſſen die Raben am Bach aushacken.“ Wie ich es trage — weiß ich noch nicht. Er hat abermals geſchrieben, der mir noch ſo fremde junge Mann. O käme doch ſtatt aller ſeiner vielen Briefe, von ihm, dem fernen Freund nur eine Zeile, ein Wort, eine Silbe, nur ein Gruß! Die Nachricht, daß er lebe, würde mich neu beleben. Was auch komme, was auch geſchehe, ich werde ihn ewig lieben, ihn nie vergeſſen, bei dem höchſten Gott! Das iſt ein heiliger Schwur. Ich fühle jetzt lebendig, daß es eine Liebe giebt, die Zeit und Grab überdauert, die irdiſcher Banden ſpottet, die mächtiger iſt, als die Bande, in welche wir uns von der

Kirche müſſen legen laſſen; ihr Zauberruf umſpannt die Geiſterwelt, während das ſymboliſche Kettenglied des Traurings nur einen Finger, nur eine Lebensſpanne umſchließt. Die Liebe, die ich meine, iſt nicht irdiſcher Art, ſie iſt ſo rein und heilig, wie das Andenken an die theuren Todten. Im Augenblick, wo wir uns einem Andern geloben, geloben müſſen, ſtirbt uns der liebende Geliebte, ſind auch wir todt für ihn, aber die ſo geſchiednen, abgeſchiednen Seelen dürfen einander noch fortlieben, ſo leben ſie auch noch in und für einander fort, hier und drüben. So wollen wir es halten, mein Einziger! —

Zwölftes Blatt.

Den 18. October 1822 in L.

Ueber zwei Monate bin ich nun hier in dem freundlichen Thale der Gera, und unter den vielfachen ländlichen Beſchäftigungen, an denen ich Theil nahm, iſt mir die Zeit ſehr ſchnell vergangen. Mein Schmerz iſt ſtiller geworden, und nicht ungefaßt ſehe ich der Entſcheidung meines Schickſals entgegen.

Geſtern war der Mann hier, der ſo eifrig um meine Liebe und um meine Hand wirbt, und deſſen Werbung Aeltern und Geſchwiſter nicht minder eifrig unterſtützen. Es iſt ein achtungswerther Mann, ſo weit ich ihn kenne. Ich habe mir Bedenkzeit bis Weihnachten erbeten; ich will ruhig prüfen, ruhig handeln. Seit man weniger in mich dringt, ſeit ich weniger gequält werde, und freier athme, iſt auch eine ſtille Beſonnenheit in mein Gemüth eingekehrt. Von dem Freund meiner Seele höre ich nichts mehr; eine innere Stimme ſagt mir, daß ich ihn als einen Todten beweinen ſoll. Ewig theuer wird mir ſein Andenken ſein; Wenige wurden ſo geliebt, wie er, und wie ich ihn geliebt habe, kann ich Keinen wieder lieben. Gegen die gluthhelle Sonne der erſten Jugendliebe wird jede ſpätere Liebe zum dunkeln Trabanten, deſſen Licht nur als erborgter Abglanz aus dem frühern Himmel auf ihn fällt. Das wird ſich Jener wohl gefallen laſſen müſſen.

Dreizehntes Blatt.

Den 3. November 1822 in L.

Geſtern war ich auf der Triglis-Mühle zur Kirmſe, und tanzte viel. Es geht da immer ſehr fröhlich und doch anſtändig her; die nahen Städter kommen zahlreich hin, ich habe liebe und angenehme Bekanntſchaften gemacht. A. iſt eine der freundlichſten und heiterſten thüringiſchen Städte; ich möchte wohl dort wohnen; das Stadtleben hat doch ſo manchen Vorzug vor dem Landleben, und die reizenden Umgebungen dieſes Ortes, der harmloſe geſellige Umgang, und die Nähe meiner lieben Geſchwiſter könnten mich beſtechen. War es doch, als wenn Alle ſich verabredet hätten, mir den dauernden Aufenthalt dort als ein Elyſium anzupreiſen! Der junge Mann und alle ſeine Verwandten und Freunde haben mir viele Aufmerkſamkeit erwieſen, mehr als ich verdiente und mir lieb war; es wurden ſchönere Mädchen, als ich, um meinetwillen vernachläſſigt; ich habe verſprechen müſſen, heute wieder hinzufahren; heute ſoll es noch ſchöner ſein. Ich habe mich recht erholt, ſeit ich bei der Schweſter bin, alle rühmen mein gutes Ausſehen. Wenn ich heute noch hinfahre, muß ich eilen, meine Toilette zu ordnen.

Vierzehntes Blatt.

Den 12. November 1822 in L.

Mein Loos kommt zur nächſten entſcheidenden Ziehung. Es iſt für mich kein vernünftiger Grund der Weigerung mehr vorhanden. **Mein theurer Freund iſt nicht mehr!** Eine große Schlacht iſt in Griechenland geſchlagen worden, und alle die Fremden, die dieſem unglücklichen Land zu Hülfe eilten, ſind umgekommen. Alle Zeitungen ſind voll davon, und man hat ſich ſehr beeilt, mir dieſelben mitzutheilen; mein Herz wird nicht geſchont. Mich übermannt ein tiefer Schmerz. So fahre denn hin, Hoffnung, die immer noch mein Herz belebte! Der letzte Flügelſchlag dieſes ſchönen bunten Schmetterlings zuckt am Boden, und aller Farbenſtaub fällt ab. Was nun kommen wird, weiß ich — oh — ich kann nicht ſchreiben — ich will hinauf auf den Ruinenhügel gehn, und mich einſam ſatt weinen.

Fünfzehntes Blatt.

Den 25. December 1822 in L.

Ich habe endlich heute mein Wort gegeben, und Gott wird mir Kraft und Stärke verleihen, es zu halten, und im vollen Umfang meine Pflicht zu thun. Meine Gefühle kann ich nicht beſchreiben; was ich empfinde, ſieht unbeſchreiblichem Schmerz weit ähnlicher, als unbeſchreiblicher Freude. Morgen reiſe ich in das älterliche Haus zurück; ich werde ja nun freundlich empfangen werden, ich habe es ja nun recht gemacht, bin eine gute, gehorſame Tochter. Sie werden mich etwas ſtiller und ernſter wiederſehen, als ich früher war. Es giebt Zeiten im

Leben, wo man raſch altert, wenn nicht körperlich, doch geiſtig. Der vergangene Herbſt hat bei mir viel zur Reiſe gebracht: mein Entſchluß iſt gereift, Winterreif deckt das Grab meiner frühen Liebe, und um meinen Finger legt ſich der Verlobungsreif — ich weiß gar nicht, wie ich dazu komme, daß ich mit Worten ſpiele; iſt mir doch gar nicht, wie Spiel zu Muthe! Vorige Nacht träumte mir von zerbrochenen Ringen und Ketten.

Sechzehntes Blatt.

Den 20. März 1823.

Ich zittre; nach M. ſoll ein Philhellene geſchrieben haben, daß mein Ewiggeliebter noch lebe! Labyrinth meines Schickſals! —

Mein Bräutigam iſt nicht mit mir zufrieden. In ſeinem heutigen Brief beſchuldigt er mich ſchon wieder des Kaltſinns und der Vernachläſſigung ſeiner Perſon. Gütiger Himmel, ſoll ich denn mit aller Gewalt eine Heuchlerin werden? Er ſcheint durchaus keine Ahnung davon zu haben, wie ein Herz fühlt, deſſen Hoffnungsſterne ſanken. Wäre er Kaufmann in einer Seeſtadt, ſo würde er vielleicht gelernt haben, wie denen zu Muthe iſt, deren Schiffe mit voller Ladung untergingen. Von großen Verluſten, die das Gemüth in ſeinen tiefſten Tiefen erſchüttern, ja die wahnſinnig machen können, wiſſen dieſe ruhigen Landkrämer nichts. Nach Pfund und Elle und Eimer wiegen und meſſen ſie alles ab.

Ich ſoll bedenken, ſchreibt er: daß er Jahrelang um meine Perſon geworben; und daß er, wenn ich nichts von mir hören laſſe, wie ein Fiſch auf trocknem Sande liege, der nach Waſſer ſchnappe. Ich werde den Fiſch wäſſern. — Seine Liebe kenne keine Grenzen, und er ſei dem Tode Preiß gegeben, wenn ich meine Geſinnung gegen ihn jetzt ändre. Ich wünſchte, er ſchriebe mir weniger, ich wollte ihn dafür um etwas lieber haben. Nicht jeder gute Menſch iſt ein guter Briefſteller.

Siebzehntes Blatt.

Den 27. Mai 1823.

Geſtern war mein Hochzeittag. Gott hat mir Kraft gegeben, den Gäſten das Bild einer frohen und glücklichen Braut vor Augen zu ſtellen. Auch bin ich glücklich; es wäre Undank gegen Gott, wenn ich anders ſagen wollte. Mein Mann iſt brav und gut, und liebt mich überzärtlich. Gewiß, ich will ihn treu lieben, und jede meiner Pflichten erfüllen; er ſoll nicht über mich klagen. Es iſt nun einmal meine Beſtimmung ſo. Meine Geſchwiſter haben mir ein artiges Hochzeitgedicht überreicht, welches bei Tafel fröhlich unter vollem Becherklang abgeſungen wurde, und zwar nach der Melodie: „Kommt ein ſchlanker Burſch gegangen,“ aber wunderbar! heute früh fand ich auf meinem Toilettentiſch daſſelbe Gedicht, und darauf manche Strophen ganz verändert, beziehungsreich, ahnungsvoll, ja faſt prophetiſch. So zum Beiſpiel, ſtatt der Worte:

Seelen willſt du (der Tag der Hochzeit) feſt vereinen,
Die ſich immer nahe ſind,
Wenn des Glückes Sterne ſcheinen,
Wenn des Schmerzes Zähre rinnt.

hat der unbekannte räthſelhafte Aenderer geſetzt:

Seelen ſollſt Du heute trennen
Die, entfernt, ſich nah doch ſind.
Hören heut ein Ja bekennen,
Wo mit Nein die Zähre rinnt.

Und ſtatt der Strophe:

Schau getroſt auf den Getreuen,
Seine Liebe täuſcht Dich nicht.
Sieh, die Luſt Dich zu erfreuen,
Wie verklärt ſie ſein Geſicht!

ſtehen die Worte:

Schau zurück auf den Getreuen,
Er vergißt Dich ewig nicht!
Röschen wird ihn noch erfreuen
Eh' ſein Auge ſterbend bricht.

Was das wohl zu bedeuten hat? Es könnte mich ſehr nachdenklich machen, und Thränen treten mir in die Augen. So hat der ferne unvergeßliche Freund doch auch hier noch Freunde, treue Freunde! doch hätten ſie mir dieſen Schmerz erſparen ſollen. Es iſt nicht gut für meine Ruhe, daß man mein harmloſes Hochzeitlied ſo ernſt parodirt hat, und daß man mit Erinnerungen ſo ſtürmiſch an mein Herz anklopft, in welchem dieſe unruhigen weinenden Kinder ohnedieß ſo ſchwer, ſo ſchwer, zum Schlummer zu bringen ſind. — Es iſt vollbracht!

2.

Nach der Schlacht von Peta.

Noch rauchte der Felſen von Peta von dem Blute der tapfer gefallenen Philhellenen, als Gogo mit ſeiner Schaar Platz von dem Hügel nahm, auf welchem das von den Türken in Brand geſteckte Dorf aufloderte, und auf welchem unſer heldenmüthiges Corps für die junge Freiheit Griechenlands durch griechiſche Treue geopfert worden war — Friede mit dem Feinde ſchloß, und ſich auf der blutigen Wahlſtadt den Sold für ſeinen Vaterlandsverrath auszahlen ließ. Auch das ſchöne Komboti wurde nun in einen Steinhaufen verwandelt, um jeden Anhalt für die etwaige Rückkehr der Armee im Epirus zu verhindern. — Der Reſt der Armee mit den übrig gebliebenen Suliotten unter Anführung von Marko Bozzaris retirirte nach Brachori, wo man hoffte, von Miſſolunghi aus Verſtärkung und Munition zu erhalten, und ſich wo möglich zu verſchanzen. Brachori liegt äußerſt günſtig auf einer ziemlich ſteilen Anhöhe über dem Aspropotamo. Es iſt ein nicht leicht einzunehmender Ort, von welchem aus ſich gangbare Straßen über den Arkynthus nach Miſſolunghi, und über Salona nach Athen zogen. War die Armee ſo glücklich, ſich hier nur eine Weile zu halten, ſo wurde es ihr ſehr leicht, den Feind an dieſem Platz in ſeinem Weg zu hemmen und jedenfalls Verſtärkung auch von Athen aus zu bekommen. Allein nicht ſobald hatten die müßigen Griechen in Miſſolunghi von der Niederlage des Regiments und der Philhellenen gehört, als ſie ſchaarenweiſe aufpackten und nach Morea entflohen, um ſich an Kolokotroni anzuſchließen, welcher unterdeſſen die Regierung in Korinth verjagt und ſich als Dictator von Griechenland erklärt hatte. Nur zu ſpät lernte die Regierung einſehen, wie unklug ſie gehandelt, die Philhellenen als überflüſſig nach dem Epirus zu ſchicken. In dumpfer Furcht blieb noch ein Theil der Albaneſiſchen Krieger in Miſſolunghi zurück, als Marko Bozzaris mit dem Reſt der Sulioten dort erſchien, und die vollſtändige Niederlage der Philhellenen, durch die Treuloſigkeit der Griechen herbeigeführt, mit Verwünſchungen ſeiner eigenen Landsleute bekannt machte.

Schrecken erfüllte alles; wer fliehen konnte, floh aus Miſſolunghi, und nur die Ephoren der Stadt blieben mit dem tapfern und unerſchrocknen Marko Bozzaris zurück. In dieſer Zeit langte eine neue Expedition Philhellenen von Argos aus in Miſſolunghi an, um ſich mit dem Bataillon, welches ſie auf dem Wege des Siegs glaubte, zu vereinigen, denn nach Morea war die Kunde von Wundern der Tapferkeit, durch das Bataillon verrichtet, gedrungen, und ſie kam mit nicht minder überſpannten Entwürfen und Erwartungen, wie die unſrer Expedition im Anfang geweſen waren. Wie ein fabelhaftes Wunder führte dieſe Schaar einen ſtummen griechiſchen Prinzen in ihrer Mitte, um welchen ſich alles wie Strahlen um einen Stern konzentrirte. Jeder, dem es gelang, ſich der nächſten Umgebung ſeiner Hoheit anzureihen, ſchmeichelte ſich mit großen Hoffnungen hoher Ehrenſtellen in Griechenland. Allein wie ſehr wurden ſie überraſcht, als ſie bei ihrer Landung in Miſſolunghi in eine faſt entvölkerte Stadt traten, denn das kleine Venedig, das kurz vorher ſo lebenvolle Miſſolunghi, glich jetzt einem Grabe; alle Kaufläden, Kaffehäuſer ꝛc. waren geſchloſſen, und die vermögenden noch nicht abgereiſten Einwohner waren emſig beſchäftigt, ſich mit ihren Habſeligkeiten und Familien nach den joniſchen Inſeln zu flüchten. Gänzlich und ſchmerzlich fand ſich daher die neue Expedition in ihren Erwartungen als Krieger betrogen, allein noch mehr dadurch, daß der angeblich taubſtumme griechiſche Prinz, der in Deutſchland verſchwenderiſch mit Geſchenken, beſonders von deutſchen Frauen überhäuft worden war, ſeiner Entpuppung hier entgegen ging, die Sprache auf einmal wieder erhielt, und ſich's entdeckte, daß er ein Uhrmachergeſelle aus Weiſſenburg im Würtembergiſchen war. Die Raupe war ſchöner geweſen, als der Schmetterling *). — Die Officiers, welche dieſen Abenteurer als Aufſeher und Freunde begleitet, und nicht geringe Hoffnungen auf zukünftige Chargen gehegt hatten, waren empfindlich getäuſcht, und ſuchten Rache an ihm zu nehmen; er entging indeſſen ſchlau genug ihrer Wuth, ſchlug ganz allein den Weg nach Athen ein, gerieth an ein feindliches Corps, und ward nicht mehr in Griechenland geſehen.

Mit dem Reſt unſers beinahe gänzlich aufgeriebenen Heeres erreichte auch ich Brachoni, wo wir einige Verſchanzungen mit Hülfe der wenigen noch zurück gebliebenen Einwohner aufwarfen, um wo möglich von hier aus den Feind, der ſich noch nicht von ſeiner Siegestrunkenheit erholt hatte, und ſehr

---

*) Vergl. Th. II. S. 81.

nachläſſig und unordentlich folgte, auf dem Weg nach Miſſolunghi aufzuhalten. Der von Maurokordato abgeſchickte Officier, Adjutant Raybaud war mit den zu requirirenden Lebensmitteln und der gehofften Munition nebſt Truppen noch nicht zurückgekehrt, und ſollte in Brachori erwartet werden. Er kam, und brachte nichts als einige von den neuangekommenen Philhellenen mit, deren größerer Theil aber war, da ſie noch einige Mittel gehabt hatten, ſogleich wieder nach Hauſe zurückgekehrt, abgeſchreckt von der grenzenloſen Zerrüttung und Willkühr, die in Griechenland walteten.

Der tapfre Normann, ein wahrhafter Ritter ohne Furcht und Tadel, beſchloß nicht zu weichen, ſondern treulich auszuharren.

Raybaud brachte mir von Miſſolunghi die Nachricht, es ſei vor allen Dingen nöthig, daß ich von Brachoni ſelbſt dorthin gehe, um das kürzlich von mir und Dr. Mayer eingerichtete Hospital zu beſuchen, indem dort die Unordnung ſo groß ſei, daß ſchwerlich dieſe ſo nöthige Anſtalt fortbeſtehen werde. Normann gab mir daher Urlaub, der mir ſehr willkommen war, denn ich befand mich in einem grenzenlos elenden Zuſtande. Seit mehrern Wochen hatte mich das dreitägige Fieber nicht verlaſſen, das meine Kräfte faſt gänzlich aufzehrte; zu dem war mir nach der Schlacht von Peta nichts weiter geblieben, als was ich auf dem Leibe trug, und auch dieſes in Fetzen. Mich wo möglich wieder herzuſtellen und beſſer zu bekleiden, trat ich die Reiſe nach Miſſolunghi an. Ich reiſte allein; bald hatte ich den Wald von Anatolico erreicht, wo die Spuren unſers erſten Lagers noch ſichtbar waren. Ich warf mich unter einen alten Olivenſtamm, und ließ die kurze thatenreiche jüngſt erlebte Zeit an meiner Erinnerung vorüber gehn. Thränen der Wehmuth floßen über meine Wangen, ſie galten den vielen hingeopferten Freunden, und mir war, als ob ihre Schatten ſich freundlich zu mir geſellten. Welchen Phantomen von Freiheit jagten wir nach? — Verdiente dieſes Volk wohl jemals, daß wir unſer Herzblut für daſſelbe verſprützen und verſprützten? Und wird Griechenland jemals, wenn es frei werden ſollte, einſehen, was wir Ausländer für daſſelbe gethan? und endlich, warum warſt du nicht unter jenen, die Kugeln und Schwerter hinwürgten? Nun von Allen verlaſſen, von Allen getrennt, die dir theuer waren, ſtehſt du allein noch da, aufgeſpart vielleicht zu einem noch grauſenhafteren Geſchick! — Dieſes waren meine Selbſtfragen, und unter den traurigſten wehmüthigſten Gefühlen überraſchte mich der Schlaf; jedoch kaum eingeſchlafen, werde ich durch die Unruhe meines an den Olivenſtamm angebundenen Pferdes geweckt, ich blicke auf, und ein Grieche iſt eben bereit, ſich auf daſſelbe zu ſchwingen; raſch ſpringe ich auf, faſſe den Zügel, der Grieche zieht die Piſtole, ich ergreife dieſelbe, und reiſſe ihn im Nu vom Pferd; er liegt am Boden, das Pferd läuft fort, der Grieche hat unterdeſſen ſeinen Handſchear gezogen und haut nach meinem Kniegelenk, der Schnitt kommt tiefer und nur meine hohen Stiefeln halten von mir die Verwundung ab. Jetzt ziehe ich meinen Säbel, blitzſchnell ſauſt die Klinge, aus ſeiner blutſtrömenden Hand ſinkt der Handſchear, und eben wüthend ausholend dem Räuber den Kopf zu ſpalten, erkenne ich in ihm jenen Räuberkapitain vom See zu Laspi, der damals uns alles abnahm, und von deſſen Mißhandlungen zwei Philhellenen ſtarben. — „Kennſt du mich?“ war meine zürnende Frage auf italieniſch. „Ja! Allein um meiner Religion willen bitte ich dich, ſchenke mir das Leben, Signor Frankos!“ winſelte der Schurke. „Es kann nicht in deinem Edelmuthe liegen, einen wehrloſen Mann zu tödten!“ — Der Bube dauerte mich, ich zog ihm mehre flache Säbelhiebe über die Schultern, und er entſprang, um mein unzeitiges Mitleid mich ſpäter bitter bereuen zu laſſen.

Ich ſetzte nun meinen Weg längs der Küſte fort, und gelangte nach Miſſolunghi, allein welche Veränderung ſeit kurzer Zeit! Alle Häuſer waren verſchloſſen, ja verrammelt, und ich ging bis in das Schloß, ohne einem Menſchen begegnet zu ſein. Ich trat in den Schloßhof, und ein Wimmern, wie von einem wilden Thiere ſchallte mir aus einer Ecke des Hofes, wo früher Gefängniſſe geweſen waren, entgegen. Ich ſpähe umher, und endlich erblicke ich eine gefangene Türkin, die mir mit ſcheuen Blicken entgegen kommt, mit übergeſchlagenen Armen tiefgebückt, mir Zeichen des Erbarmens macht und ſcheu nach einem Winkel zeigt, wo die Wehklage herkam. Sogleich gehe ich dorthin, ſtoße die Thüre ein und — entſetzlich! — Der Philhellene Prupbacher, ein Schweizer, liegt an einer langen Kette als Verrückter angeſchloſſen, ohne Nahrung, außer der, welche das Mitleid der türkiſchen Bettlerin ihm verabreicht hatte. Mit vieler Mühe gelang es mir, ihn zu entfeſſeln. Ich brachte ihn nach dem Hospital, wo mich neues Elend, neuer Jammer erwarteten. Denn dort lag mein theurer Freund Weiland, den ich längſt nicht mehr in Griechenland glaubte, da ich beſtimmte Nachricht erhalten, daß er und Moring nach Hauſe zurückgekehrt ſeien, und kämpfte mit dem Tode; er lag auf bloßer Erde, umwimmelt von einer ſcheußlichen Art Wanzen, die ihn vor ſeiner Auflöſung aufzufreſſen drohten. Dort lag ferner mein Lebensretter Gießler im heftigſten Fieber, ohne Sprache — und ich Armer konnte keinem von Beiden hülfreich ſein. Bald, ſo fühlte ich, mußte ich ſelbſt im gleichen Elend vergehen, denn kaum konnte ich mich noch auf den Füßen erhalten, ſo furchtbar durchtobte mich das Fieber. Mit Mühe wurden endlich zwei türkiſche gefangene Weiber genöthigt, die Stube ſo gut als möglich zu reinigen. Ich wankte zum Dr. Meyer, der mich liebevoll aufnahm, und mir ſogleich eine Lagerſtelle in ſeinem Haus einräumte. Er auch war es, durch deſſen Fürſorge bald die Kranken in dem Hospital Strohſäcke bekamen und ſo war es denn gut, daß ich nach Miſſolunghi gekommen.

Ruhe, und die Mittel, welche ich aus Meyers Apotheke bekam, brachten mich bald auf den Weg der Beſſerung, und mein erſter Ausgang war wieder nach dem Hospital. Ich kam eben recht, um meinen theuern Freund Weiland noch ein ehrliches Begräbniß in fremder Erde zu ſichern. Gießler war beſſer, Pruppacher war in ſeiner Raſerei geſtorben, und ſo löſte der Tod ein Band und ein Räthſel des Lebens nach dem andern, ganz anders, als Mancher hoffte und glaubte.

Als ich traurig nach meiner Wohnung zurückkehrte, nahm ich wahr, daß ein furchtbarer Auflauf, ein Jammergeſchrei, die Straßen von Miſſolunghi erfüllte; die wenigen noch zurückgebliebenen Weiber, Männer und Kinder rannten weinend und wehklagend durch die Stadt. Auf den Geſichtern der Männer war die größte Angſt zu leſen, und alles flüchtete ſich in die Kirche, wo man ſich auf die Knie warf, betete, heulte und verzweiflungsvoll ſich die Haare ausriß. Alles, was nun jetzt noch flüchten konnte, eilte den Gebirgen zu — die Urſache dieſer entſetzlichen Verwirrung war die türkiſche Flotte, die auf einmal 80 Segel ſtark auf der Rhede vor Miſſolunghi angekommen war, einen Abgeordneten nach der Stadt geſandt, und ſie zur Uebergabe aufgefordert hatte. Noch hatten die Ephoren ſo viel Geiſtesgegenwart, die Aufforderung abzuſchlagen, da wegen der Seichtigkeit des Meeres, welches ſtundenweit vom Strande hinaus ganz flach iſt, weder Schiffe noch Kanonierſchaluppen ſich der Stadt nähern konnten. Miſſolunghi wurde in Blokadeſtand erklärt. Marco Bozzaris blieb mit dem Reſt Suliotten, und außer dieſen waren mit den Philhellenen 380 Mann Soldaten die einzigen Vertheidiger der Stadt gegen eine Heeresmacht von 12000 Türken, die ſpäter zu Land und zur See unter Omer Vrione und Rutſchid Paſcha die Stadt allmählig einſchloſſen. In der äußerſten Bucht des Hafens war eine tiefe Stelle, wo es ſehr leicht möglich war, eine Landung zu bewerkſtelligen. Dorthin mußte Bedeckung geſchickt werden, und Marco entſchloß ſich, ſeine Leute zu theilen und dieſen Poſten zu vertheidigen. Mit vieler Mühe wurde eine Kanone dort aufgepflanzt, und 50 Mann etwa in Allem, beſetzten den Punkt. Das kleine Fort Vaſiladi — Miſſolunghi gegenüber, am Eingang ſeiner Lagunen im Meere gelegen — wurde unbeſetzt gelaſſen, da keine Mannſchaft vorhanden war, dasſelbe zu vertheidigen; auch lag es der türkiſchen Flotte zu nahe. Von dieſer geſchah indeſſen kein Angriff, da dieſelbe wahrſcheinlich erſt die Landarmee abwarten wollte, um Miſſolunghi anzugreifen. Die türkiſche Kavallerie und mit ihr die Albaneſiſchen Türken hatten Brachori berannt und der Reſt des griechiſchen Heeres, von allen Hülfsmitteln entblößt, mußte es räumen, und ſich nach Miſſolunghi zurückziehen. Das Regiment Tarella warf ſich nach Anatoliko und der Reſt der Philhellenen, mit den Neuangekommenen wieder bis auf 30 Mann angewachſen, ging mit Maurokordato und Normann nach Miſſolunghi; Adjutant Raybaud wurde zum Oberſten ernannt, und erhielt das Kommando über die Philhellenen, welche nun auf kleinen Kähnen längs der Küſte hin nach Anatoliko geſchifft wurden, um dem Regiment beizuſtehen, wenn es angegriffen würde.

Die türkiſche Landarmee folgte indeſſen ſehr langſam; erſt nach dem dritten Tag ließ ſich ein Corps türkiſcher Kavallerie, Anatoliko gegenüber, erblicken, das zur Uebergabe aufforderte. Die Antwort war eine Artillerieſalve, worauf ſich die Türken begnügten, die Gegend auszuplündern, und wieder nach Vrachori zurück gingen.

Während all dieſer Vorgänge ereignete ſich für uns eine höchſt wichtige Kataſtrophe, die alle Verhältniſſe der ältern Philhellenen mit Maurokordato gänzlich auflöſte, und für mich eine Zeit herbeiführte, an die ich noch jetzt mit Schaudern denke. Das Regiment Tarella und die Philhellenen ſtanden als Beſatzung in Anatoliko, beide von einander unabhängig und ohne unter das Kommando eines einzelnen Befehlshaber geſtellt zu ſein. Es war bereits ſeit zwei Monaten kein Sold ausgezahlt worden, daher die größte Noth unter den Soldaten vorhanden, daher ſtetes Murren und Unzufriedenſein, welches immer bedrohlicher wurde. Gouvernatis, jetziger Oberſt von dem Regimente, war derjenige, der durch ſein Anſehen die Soldaten, die übrigens den ſchlechteſten Bettlern glichen, noch in Ordnung erhielt, allein jetzt, eingeſchoſſen vom Feind, in der ſchwierigſten Lage, verlangte die Mannſchaft dringender als je ihre Bezahlung, und die Flamme des Aufruhrs und der Empörung glimmte mächtig unter ihr fort. Gouvernatis ſah ſeine mißliche Stellung und nahm zu Gewaltſtreichen ſeine Zuflucht, um ſeine Krieger zu befriedigen, welche ſchon unter ſich verabredet hatten, die Stadt zu plündern, in der noch guter Wohlſtand herrſchte, da ſie durch ihre günſtige Lage geſichert, noch von keinem Feind betreten worden war. Am Tag vor der Ausführung dieſes nicht verhehlt gebliebenen Vorhabens ließ Gouvernatis Generalmarſch ſchlagen, ſtellte ſein Regiment auf, ließ ſcharf laden, verlangte die Ephoren der Stadt zu ſprechen, und brandſchatzte die Stadt, als dieſe zitternd erſchienen, mit 4000 Piaſtern, die er unter ſeine Soldaten vertheilte. Kaum gewahrten dieſes die Philhellenen, als Raybaud zu ähnlichen Erpreſſungen für ſie Anſtalten machte; allein das befriedigte Regiment erklärte ſich gegen dieſelben, es kam zu Händeln in mehren Kaffeehäuſern, Verwundungen fielen vor, endlich nächtlicher Mord und nachdem die Philhellenen nicht zum Ziel kamen, beſchloſſen einige Unſinnige, die Stadt in Brand zu ſtecken. Die Soldaten des Regiments bemerkten dieſes Vorhaben, beſetzten die Straßen, die Häuſer, und trieben die Philhellenen aus allen ihren Stellungen, die mit ihren 30 Mann natürlich nichts ausrichten konnten. An der Spitze der Stadt wurden endlich Kähne weggenommen, und wir barkirten uns dort vorläufig ein.

Raybaud ſchlug nun vor, nach Miſſolunghi zu rudern, und dort mit Gewalt den rückſtändigen Sold von Maurokordato zu erpreſſen. Wir nahten dem Strand, allein ſchon hatte ſich die Nachricht von der Meuterei nach Miſſolunghi verbreitet, und Schüſſe der dort herumſtreifenden Griechen empfingen uns, die unſre Landung im Angeſicht der türkiſchen Flotte zu verhindern drohten.

Jetzt feuerten wir und erzwangen die Landung. Wohlgeordnet marſchirten wir der Wohnung Maurokordatos und Normanns zu. Raybaud verfügte ſich zu dem Oberfeldherrn, und verlangte den rückſtändigen Sold, außerdem er die ſchon bereits in die höchſte Verzweiflung gebrachten Philhellenen nicht mehr beſänftigen könne und für nichts ſtehe.

Wären Griechen genug in der Stadt geweſen, ſo würde es Maurokordato ſehr leicht möglich geworden ſein, die Philhellenen ſammt und ſonders feſtzunehmen und ſie zu entwaffnen, aber er ſtand allein und die Philhellenen waren ſeine letzte Stütze. Zudem waren die ältern Philhellenen Leute, die auf ihr Leben verzichten gelernt hatten, und mit dem Trotz der Verzweiflung das Aeußerſte zu wagen entſchloſſen waren. Es iſt kein Wunder, wenn ſolche Schickſale, Enttäuſchungen, Entbehrungen, wie wir ſie erlebten und ertrugen, den Krieger zuletzt den Menſchen vergeſſen, und Rohheit und Unbändigkeit an die Stelle beſſerer Empfindungen treten ließen. Wir ſprachen es laut und öffentlich aus, daß doch auch von Allem, was wir in Griechenland und von demſelben gehofft im Geringſten Nichts in Erfüllung gegangen war. Wir ſahen ein, daß wir unſer Leben aus dieſem Lande voll Untreue und Schlechtigkeit nicht in geſicherte Stellung retten würden, deshalb die gewaltſame Weiſe des Auftretens in allem, was wir für unſer Recht hielten. Maurokordato drohte und bat, vergebens, er mußte Rath ſchaffen, und zahlte einen kleinen Theil des Gehaltes an die aus der Schlacht von Peta übrig gebliebenen Philhellenen aus, allein mit Ungeſtüm verlangten nun die Neuangekommenen ebenfalls Sold, und drohten von ihrer Seite, Raybaud als Kommandanten umzubringen, wenn derſelbe nicht auch Rath für ſie ſchaffe; damit nicht genug, auch die von den Philhellenen ſchon früher deſertirten Griechen fanden ſich mit einemmale wieder ein, und verlangten von Raybaud Bezahlung. Dieſer konnte dieſelbe nicht leiſten und verwies ſie auf Maurokordato, und dieſer die Dringlichen wieder auf Raybaud, und ſo ſchwankte die Sache mehre Tage, als der Paſcha von Janina, Omer Brione mit ſeinen Albaneſen heranzog, und die Stadt einſchloß. Miſſolunghi ſelbſt konnte nur von einer Seite zu Land angegriffen werden, da die hintere Stadt durch tiefe Sümpfe gedeckt iſt, allein jener Theil der Angriffslinie war nur ſehr ſchlecht mit einer Mauer von Lehm und einer Kirche dicht an dieſer Lehmmauer verſehen, woraus nur zur Noth ſich zu vertheidigen war. Außerhalb der Lehmmauer hatte man einen ziemlich tiefen Graben gezogen, über welchen eine Zugbrücke führte, und das Meer mit dem Sumpfe am hintern Theil der Stadt in Verbindung geſetzt. An dem Graben begann ein dichter Olivenwald, der ſich unterhalb des Bergrückens an der Ebene und am Fuße des Arkynthus bis nach Anatoliko hinzog. Hier an dieſer einzigen Stelle, wo es möglich war, hatten die Türken Poſto gefaßt. Zwar wurden nun die ernſten Streitigkeiten zwiſchen Maurokordato und den Philhellenen, ſo wie die der Philhellenen unter einander ſelbſt, durch die Belagerung von der Land- und Seeſeite momentan beſchwichtigt, allein kaum hatte man ſich an den Anblick der Türken gewöhnt, als der Hader zwiſchen den Griechen und Philhellenen ſich wieder erneute. Die neuangekommenen Philhellenen trennten ſich von den alten, und wir waren feſt entſchloſſen, alles für unſer Recht und zu unſrer Vertheidigung zu wagen. Jene vereinigten ſich mit den Griechen, die früher dem Philhellenenchor zugeſellt geweſen waren, während wir feſt gegen ſie zuſammenhielten, und ſtets auf der Hut waren. Indeſſen trieben jene ſich den ganzen Tag in Kaffeehäuſern und Schenken umher. Der brave Normann ſuchte uns wieder zu vereinigen; allein ſeine menſchenfreundliche Abſicht gelang ihm nicht; ſeine frühere Energie war gelähmt, die Strapatzen der Feldzüge, Kummer und Entbehrung hatten ſeine Kräfte aufgezehrt, und in dieſer Zeit der Noth und des Zwieſpaltes war es, daß er ſeinem Siechthum erlag, und ein thatenreiches und vielfachbewegtes Leben ſchloß.

3.

„Ein freies Leben führen wir.“

Zwieſpalt, Haß und Feindſeligkeit tobten in Miſſolunghi unter denen fort, die gekommen waren, Griechenlands Freiheit erkämpfen zu helfen. Bald ſchrie es hier: zu den Waffen! bald dort; ein blutiger Exceß folgte dem andern, und mitten in der vom Feind bedrängten und belagerten Stadt ſtürzten Philhellenen von Philhellenenkugeln getroffen, dicht vor dem Quartier des Generaliſſimus Maurokordato in ihr Blut. Vergebens bot Normann alles auf, zu einigen und zu ſchlichten, das Feuer ſeines Heroengeiſtes glimmte nur noch matt, er war ein kranker Mann, und vermochte nichts gegen die entzügelte Schaar. Da zog Marko Bozzaris mit ſeinen Suliotten auf, bat und gebot Friede, und ihm, dem Tapfern, Geachteten, ward Gehör, das heißt, man hörte, um ſich bald darauf von

Neuem Tod und Verderben zu ſchwören. Marko Bozzaris ſprach: „Wahnſinnig handelt ihr, Philhellenen, in einer Stadt, die ſich ohnedieß kaum noch halten kann, da es ihr an allem gebricht, euch zu verwunden und zu morden! Seid ihr, Freunde Griechenlands, hieher gekommen, um euch wegen eines Stück Geldes einander ſelbſt die Hälſe zu brechen?“ — „Wir ſtreiten für Griechenland,“ ſcholl unſre Antwort: „unſre Brüder ſind für ſeine Freiheit gefallen, ſei Du unſer Führer, und wir ſind Dein, allein Mißhandlungen ertragen wir nicht, und werden jede Treuloſigkeit, komme ſie von Griechen oder einer andern Nation, blutig rächen. Wir haben männlich gefochten und unſagliches Elend für Griechenland ausgeſtanden, uns gebührt, daß wir verpflegt werden und unſer Sold uns ausbezahlt werde!“ „Alles wird geſchehen,“ begütigte Marko: „nur ſeid ruhig und laßt die Waffen ruhn!“ — Beide Theile verſprachen Friede zu halten und entfernten ſich in ihre Quartiere. Es war ein peinlicher Zuſtand in der Stadt, außen der Feind, innen die Feindſeligkeit, jeder wünſchte, daß dieſelbe bald ende, wenn auch blutig, denn dieſe Ungewißheit lag wie ein Alp drückend auf den Gemüthern. In der Nacht wurden mehre Brandraketen von der Landſeite in die Stadt geworfen, allein ohne Schaden zu thun, welchen die Wachſamkeit von uns ſowohl, als von den Suliotten verhütete. Die Türken vor Miſſolunghi verhielten ſich in ihrem Olivenhain ruhig, weil ſie wußten, daß die Stadt ſich nicht mehr lange würde halten können, da ſie von allen Lebensmitteln entblößt war, und die kleine Beſatzung, die Philhellenen mit gerechnet, kaum 400 Mann zählte; doch letztere brannten vor Kampfluſt, die Türken anzugreifen.

Es war ein neblichter Herbſttag, an welchem ſich ein die Luft faſt verpeſtender Geſtank aus den Lagunen über die ganze Erdzunge verbreitete, als Maurokordato Marko Bozzaris mit dem Geheiß zu uns ſchickte, uns in der Nacht fertig zu halten, um einen Ausfall zu machen, da am Abend das Beyramfeſt der Türken eintrete, an welchem ſie gewöhnlich ſorg- und arglos der Ruhe pflegten.

Jetzt hatten alle Streitigkeiten ein Ende; alles bewaffnete ſich auf das Beſte, und drängte ſich nach der Kirche hin, von wo aus der Ueberfall geſchehen ſollte. Die Mitternacht war bereits eine Stunde vorüber, das Thor öffnete ſich, eine Kanone donnerte Allarm, und mit furchtbarem Geſchrei wurde das türkiſche Lager von allen Seiten angegriffen. Ein entſetzliches Blutbad entſtand, die Türken flohen in wilder Flucht, das Lager brannte, die Flammen der Zelte entzündeten den nahen Olivenwald, und bald ſtrömte ein wogendes Feuermeer blutigen furchtbaren Gluthſchein über Himmel und Land. Den tapfern General Normann an der Spitze, ſetzten wir den Türken auf dem Fuß nach, und jagten ſie bis nach Brachori zurück, und entſetzten dadurch von der Landſeite Anatoliko. Reiche Beute, Pferde und Geld fiel in die Hände der Griechen. Als wir in die Stadt zurückkehrten, hatten die zurückgebliebenen Griechen ſämmtliche gefangene Türken gemordet, und warfen ihre Leichname und abgehauenen Köpfe in den Straßen umher.

Die türkiſche Flotte bewegte ſich indeß nicht vom Platze, ja ſie ließ ſogar mehre Fiſcherboote bemannen, um näher an die Stadt zu kommen. Nach dieſem glänzenden Sieg wurde jedem Philhellenen Sold ausgezahlt, und man hätte glauben ſollen, Streit und Mißvergnügen würden nun dadurch geendigt ſein, allein dem war nicht ſo. Die Erbitterung zwiſchen den Partheien loderte immer wieder von Neuem auf.

Jener Ausfall war des tapfern Normann letzte Waffenthat. Ein Nervenfieber warf ihn nieder, das er ſich durch Erkältung zugezogen hatte, und er, der in ſo vielen blutigen Schlachten nicht gezittert, erlag der Gewalt der Krankheit am 23. November 1822. An dieſem Tage erhielt Miſſolunghi durch griechiſche Schiffe, welche ſich durch die türkiſche Flotte ſchlugen, einige Verſtärkung.

Normanns Tod erſchütterte tief das Häuflein ſeiner treuen Waffengefährten; es war uns, als ob uns ein Vater geſtorben ſei; ſein Scheiden ſchlug uns Allen eine tiefe Wunde, und riß das letzte lockre Band der Einigung, das ſein Anſehen und die Liebe Aller zu ihm noch zuſammen gehalten hatte, entzwei. Der alte Haß entbrannte wieder, und gedieh ſo weit, daß man auf der Straße ſtets mit gezücktem Schwerte gehen mußte, um ſich gegen augenblickliche Angriffe zu vertheidigen. Unterdeſſen war der Paſcha von Janina mit Verſtärkung zurückgekehrt und hatte Miſſolunghi wieder eingeſchloſſen, während die Flotte es fortwährend von der Seeſeite blockirte. Das Anſehen der Philhellenen ſchwand nach Normanns Tod immer mehr und mehr, denn obgleich wir, der alte Reſt, uns gänzlich zurückgezogen, und nur dem Dienſt lebten, ſo traf man die ſpäter Angekommenen dafür in allen Schenken und Kaffeehäuſern, wo ſie öfters betrunken heraus kamen und Exceſſe aller Art auf Straßen und in ihren Quartieren begingen. Wir beriethen uns daher, was in dieſer kritiſchen Lage zu thun ſei, denn es konnte nicht fehlen, und wir hatten bereits geheime Nachricht darüber, daß unſre Entwaffnung bei erſter Gelegenheit vor ſich gehen ſollte. Wir beſchloſſen, uns mehrer Fiſcherkähne in der Nähe von Miſſolunghi zu bemächtigen, damit von dannen zu fahren, an der Spitze des Epirus, Kephalonia gegenüber, zu landen, ſo bald als möglich nach Zante über zu ſchiffen, und auf gut Glück wieder nach Europa zurückzukehren. Wir ſahen ein, daß wir Griechenland nichts mehr nützen konnten, in Morea hatte ſich die Regierung aufgelöſt, Maurokordato traute uns nicht mehr, die Griechen fingen an, ſich über unſre kleine Zahl zu erheben und wir mußten daher über kurz oder lang das Loos der Ermordung befürchten, da wir zumal durch die unſelige Partheienwuth zu ſchwach waren, dem Haß, dem Mißtrauen und dem Undank gegenüber Stand zu halten.

Um jedoch nicht hinterliſtig und eidbrüchig zu erſcheinen, gingen Raybaud und ich zu Maurokordato, und fragten ihn, ob er uns fernerhin verwenden könne und wolle, da unſre ſechsmonatliche Verpflichtung nun aufgehört habe. Fürſt Maurokordato, unſchlüſſig und ſchwankend, wie immer, entließ uns ohne beſtimmten Beſcheid, und es blieb bei unſerm gefaßten Beſchluß. Nahe an der Stadt lagen mehre größere Fiſcherboote, die leicht wegzunehmen waren, ein Engländer, Hoiſtin, der als Seeofficier früher gedient hatte, kannte das Fahrwaſſer, wir mietheten noch einen Griechen dazu, trieben in der Stadt eine engliſche Flagge auf, und in der nächſten Nacht, in welcher die ganze Gegend mit dem kalten Nebel, der in Griechenland ſo häufig iſt, bedeckt war, ſchritten wir leiſe zu dem Strand, bemächtigten uns eines der unbewachten Böte, überließen Hoiſtin und dem Griechen die Sorge der Fahrt und — waren keine Philhellenen mehr.

Das war das Ende unſrer Thaten für Griechenland, das war der Lohn für unſer Blut und unſre Opfer, das war die Strafe für unſern ungeregelten Thaten- und Abenteuertrieb, der uns dem Vaterland und nützlicher geregelter Thätigkeit in ihm entzog.

Unſre Fahrt durch die Lagunen war nicht ohne Gefahr. Der Kahn blieb mehr als einmal auf dem ſeichten Boden des Meeres ſitzen, endlich hatten wir Tiefe, allein wer beſchreibt unſre Angſt, als wir uns plötzlich zwiſchen zwei türkiſchen Schiffen ſahen, die ſogleich uns anriefen. „Peſtkranke am Bord!“ ſchrie ſchnell gefaßt der ſchlaue Grieche — und wir fuhren durch, allein dennoch ſetzten die Türken ein Boot aus, um uns zu beobachten. Nun ruderten wir alle aus Leibeskräften und erreichten mit Tagesanbruch eine Bucht, Anatoliko gegenüber, wo unter dichter Olivenwaldung eine Mühle verſteckt lag, die von Menſchen gänzlich verlaſſen ſchien. Wir ſtiegen ans Land, näherten uns dem Hauſe, brachen hinein, und ſahen, daß der innern Einrichtung zufolge die Bewohner nur erſt kurz vorher ihren Aufenthalt geändert hatten. Wir durchſuchten das ganze Haus, fanden indeſſen nichts, was uns hätte dienen können, außer vor dem Hauſe auf grüner Ebene mehre Mauleſel, deren wir uns ſogleich bemächtigten, um unſer Gepäck und unſre Munition, mit welcher wir uns noch in Miſſolunghi für unſer eigenes Geld reichlich verſehen hatten, beſſer fortzubringen. Wir beabſichtigten nun vor allen Dingen an die Mündung des Aspropotamo zu kommen, um dort Kontrebantiers zu treffen, mit denen wir nach Zante über zu fahren gedachten. Nachdem wir auf unſern Specialkarten die Gegend genau erkundet hatten, ſetzten wir uns ſogleich in Marſch. — Durch die üppigſten Fluren und Weinberge zogen wir einem vor uns in einiger Entfernung liegenden Walde zu, verſahen uns reichlich mit Melonen, Weintrauben, Gurken und ſchoſſen auch mehre Seevögel, die ſich an das Land gewagt hatten. Die Sonne ſendete brennende Gluthen auf uns nieder, bevor wir den Platanenwald erreichten, der uns in den erfriſchenden Schatten ſeiner Zweige aufnahm. Auf der jenſeitigen Seite des Waldes ſollte nach der Ausſage des Griechen das Dorf Niakari liegen, dorthin wollten wir vor allen Dingen unſern Marſch lenken, und von da aus nach der Mündung des Aspropotamo ſteuern. Die Revolution hatte an dieſem Punkt ſich noch nicht verbreitet, und die Gegend war menſchenleer, weshalb ſich auch die räuberiſchen Klephten-Kapitanis mit ihren Horden noch nicht dorthin verirrt hatten; da wir indeſſen glaubten, daß es dennoch rathſam ſei, nicht mit der Nacht in das Dorf zu gelangen, ſo beſchloſſen wir, den Wald in der Richtung des Dörfes zu durchwandern, über Nacht darin zu bleiben und mit dem Tag uns dorthin zu begeben. — Nach mehrſtündiger Ruhe brachen wir auf, und als die untergehende Sonne mit ihren Strahlen die hohen Wipfel der Bäume küßte, lichtete ſich der Wald, und eine herrliche Ausſicht that ſich unſern Blicken auf. Vor uns breitete ſich das weite Meer, zur Linken der Maſtenwald der türkiſchen Flotte, vor Miſſolunghi, und dieſe Stadt ſelbſt trauernd und umwimmelt von türkiſchen Heeresmaſſen. Unter uns lag das kleine Dörfchen Riakari, in Wein- und Olivengärten halb verſteckt. Wie wohl that uns der friedliche Anblick des idylliſchen Dörfchens, wie wurde unſerm Herzen der Gedanke ſo beruhigend: hier hat die Verwüſtung des Krieges noch nicht gewüthet, den wir gegen einander ausſprachen, aber nur zu bald ſollte ſich der deutſche Aberglaube dem Scheine nach bewähren, welcher verbietet, Etwas zu berufen. Wir beriefen den Frieden von Riakari, und es war um ihn geſchehen.

Wir hatten uns in der Waldung zum frugalen Mahle hingelagert, und ſprachen von der Heimath. Jeder pries ſein Land. Es war ganz der Ort und die Stimmung, über Schickſale und Verhältniſſe ernſtes Geſpräch zu führen, und mit ſtiller Sehnſucht rückwärts in ein verlaßnes Heimatheden zu blicken. Raybaud, der feurige Franzoſe, prieß die lachende Heiterkeit ſeines ſchönen Frankreichs; Bellini, ein Corſe, ſehnte ſich in ſeine Waldungen und nach dem Traubennektar von Algaiola zurück; Negrini, ein Italiener, ſeufzte nach ſeinen Limonenhainen und dem Klang ſeiner Mandoline, und wir Deutſche dachten unſrer Liebe. Die Situation war höchſt eigenthümlich. Aus Deutſchland, Frankreich, Corſika, Italien, Polen und Griechenland lag hier ein kleines Häufchen Männer beiſammen, vereint zu Schutz und Trutz, nur auf ſich ſelbſt gewieſen, auf die eigne Kraft, den eignen Muth, die eigne That, nahe daran, aus Noth ein Räuberleben führen zu müſſen. Welche Erfahrungen, Erlebniſſe und Ereigniſſe hatte jeder von uns nicht auf ſeiner Lebenslaufbahn durchgemacht, und was ſtand noch zu erleben bevor? Wie ſehr machen Zeit und Schickſale manches Daſein ereignißreich und bewegt, während ſich das Leben Tauſender gemächlich abſpinnt, die fremde Noth nicht kümmert, fremde Sorge nicht drückt, die kaum zum Fenſter ihrer ſpießbürgerlichen Einſiedelei einmal hinausſehn, und ſorgſam den Kopf zurückziehen, wenn es draußen regnet. Juſt dieſe ſind aber die Geneigteſten, einſeitige Verdammungsurtheile über die auszuſprechen, welche von Verhältniſſen und Schickſalen umgetrieben und geſchult worden, und dann ſich der herkömmlichen Einſeitigkeit nach Schnur und Winkelmaß nicht gleich fügen können.

Die Sonne war hinter Kephalonia in das Meer getaucht; die Nacht ſpann düſtre Schattenhüllen um unſer Lager, wir ſchliefen ein, nur Griſſoni, ein andrer Corſe, ging Wache haltend, unter den Platanenſtämmen auf und nieder. — Mitternacht mochte vorüber ſein, als einzelne Schüſſe vom Meere her uns weckten. Wir ſprangen auf, die Schüſſe kamen näher und geſchahen bald in dem Dorfe Niakari ſelbſt. Sogleich machten wir uns marſchfertig, eilten in der Dunkelheit den Hügel hinunter und befanden uns dicht am Dorfe, von Türken umgeben, die eine Landung auf dieſer Seite gemacht und Niakari angegriffen hatten. Raybaud kommandirte ſogleich zurück, da jedoch die Türken ganz beſtürzt über unſern Anblick zu ſein ſchienen, ſo gingen wir mit gefälltem Bajonett auf die kleine Abtheilung türkiſcher Seeſoldaten los, ſie retirirten, aber die Entfernung, in welcher der Hafen lag, hinderte die raſche Flucht, und viele ſanken von Bajonettſtößen durchbohrt; andre warfen ſich in das Dorf und nicht lange, ſo ſchlug an einer Ecke lichterlohe Gluth empor. Immer hatten wir Mann an Mann gehalten, niemals uns getrennt und jeden Schritt mit Tapferkeit errungen, als wir uns plötzlich von Steinen und Stöcken im Rücken angegriffen fühlten. Es waren die Einwohner, Männer, Weiber und Kinder, die mit einem Zetergeſchrei gegen uns andrangen; nun von zwei Seiten gedrängt, geriethen wir, uns zu decken ſuchend, tiefer in das brennende Dorf, wo die Flamme luſtig von Dach zu Dach ſprang, Hütte um Hütte ergriff, und ſchauderhaft ſchön den nächtlichen Kampf beleuchtete. Schon fehlten mehre der Unſrigen, mit dem Bajonett dringen wir gegen die Einwohner, jagen dieſelben aus dem Dorfe und verfolgen eine kleine Abtheilung türkiſche Seeſoldaten, die in ſchnellſter Flucht nach dem Meere zueilten, um ſich eilig wieder einzuſchiffen. Dort ſtanden wir nun, und ruhten einen Augenblick, hinſchauend nach dem jetzt ganz in Flammen ſtehenden Dorfe, wo das in ſchaurig ſchöner Erhabenheit leuchtende und ſprühende Element mit entfeſſeltem Wüthen bis an unſre Stelle taghellen Glanz ſandte.

Von uns fehlten drei; Bollini, der Corſe, Daminsky, ein Pole, und der Italiener Negrini; auch unſer Grieche war nicht mehr bei uns. Nachdem wir eine Weile geruht, begannen wir von Neuem unſern Marſch nach dem brennenden Dorf, hier ſtürzte uns eine Menge Vieh entgegen, Ochſen und Ziegen, von welchen wir ſogleich einige Stücke erlegten. Der Morgen brach an, und wir gewahrten nun, daß die meiſten Einwohner mit ihrer Habe dem Walde, aus welchem wir gekommen waren, zueilten. Schon waren die niedrigen Hütten meiſt niedergebrannt und ſtinkender Rauch überzog die ganze Gegend, als wir genauere Nachforſchungen anſtellten, ob ſich nichts Brauchbares mehr für uns finde. Wir entdeckten noch einige Weinvorräthe in kellerartigen Gewölben, an welchem Wein wir uns, obgleich derſelbe etwas matt war, dennoch gütlich thaten, dann ſuchten wir mehre Häuſer, die noch verſchont waren, auf, um dort nachzuſehen, ob nichts für uns übrig geblieben ſei, welches wir als gute Priſe für uns erklärten, da die Einwohner für unſre Hülfe ſich als unſre Feinde erklärt hatten. In dem Dorfe ſelbſt auf dem öffentlichen Platze lag Bollini mit vielen Meſſerſtichen durchbohrt, unter Griechen und Türken, nicht weit von ihm Daminsky von einer Kugel niedergeſtreckt, und Negrini war mit unſerm Griechen nicht zu finden. Nachdem wir alles, was wir brauchen konnten, ohne daß es uns zur Laſt fiel, aufgepackt, zogen wir wieder der Gegend des Ausfluſſes des Aspropotamo zu. Nicht lange dauerte unſer Marſch, als der Grieche mit den zwei Maulthieren im Galopp herangeſprengt kam, hinter ihm drein jagten Einwohner von Niakari mit Steinwürfen und Flintenſchüſſen. Bald hatte derſelbe uns erreicht und wir wollten uns eben kampffertig machen, als die Einwohner bei unſerm Anblick ſogleich wieder umkehrten und das Dickicht des Waldes ſuchten. — Wir ſetzten unſern Marſch fort, und erreichten gegen Mittag wieder ein kleines Dorf, in welches wir den Griechen ſchickten und fragen ließen, ob die Einwohner uns Geld, Munition und Lebensmittel geben könnten?

Der Primas, ein Greis mit langem Barte, einem Papas ähnlich, kam zu uns heraus und lud uns ein, in den Ort zu kommen, wo uns willfahrt werden würde. Wir trugen jedoch Bedenken, dieſe Einladung anzunehmen, und beſtanden auf unſrer Forderung, worauf wir friedlich abgefunden wurden, und weiter marſchirten.

So weit waren wir nun in Griechenland gekommen, daß wir ſeine Fluren räubergleich durchzogen. Mit vollem Recht hätten wir Schillers Lied anſtimmen können: „Ein freies Leben führen wir!“ aber bei dem höchſten Gott! „ein Leben voller Wonne“ war es nicht.

4.

Kleiner Krieg auf eigne Hand.

Die Gegend, durch welche wir nun kamen, war bergig und felſig, und am Abend nahm eine Schlucht dicht am Meere uns für die kommende Nacht auf. Schauerlich hohl brauſte das Meer tief unter uns; ich hatte die Wache, und erkletterte ein kleines Felſenſtück, von wo aus ich die Gegend überblicken konnte. Nicht fern von uns, nach der Richtung des Dorfes zu, welches wir früh berührt hatten, erblickte ich bald eine ziemliche Anzahl bewaffneter Griechen, deren albaneſiſche Hemden durch die Dunkelheit leuchteten; ſie nahmen ihre Richtung nach uns zu. Leiſe erweckte ich meine Gefährten, wir erklimmen einen ſteilen Felſen, legen uns dort nieder, und erwarten die nahenden Feinde, denn Feinde waren uns jetzt die Griechen; die Philhelleni hatten ſich in Mishelleni verwandeln müſſen. Bald waren ſie uns ſo nahe gekommen, daß wir ſie mit unſern Büchſen erreichen konnten, doch erwarteten wir den Angriff. Sie kamen ganz nahe heran, allein bemerkten uns nicht, wahrſcheinlich waren es die Bewohner jenes Dorfes, welches wir gebrandſchatzt hatten. Nachdem ſie die ganze Gegend ausgeſucht, ohne uns zu entdecken, kehrten ſie zurück, und wir ſtiegen wieder in unſre Bucht herunter. Schon um zwei Uhr früh brachen wir auf, die Gegend wurde immer öder und felſigter und kaum waren wir im Stande, vor Schmerzen an den Füßen weiter zu gehen, als wir nicht weit vor uns die Ufer des Aspropotamo erblickten.

Eine alte Platane, die ſich in einer faſt verbrannten Steppe kränkelnd in der Stromebene erhob, nahm uns in ihren dürftigen Schatten auf, hier ruhten wir, und ſtärkten uns. Hier wollten wir den Nachmittag und die mindere Gluth der Sonne erwarten, um die erſehnten Ufer zu erreichen. Sorglos lagen wir hingeſtreckt, als wir zwiſchen den Büſchen am Stromufer bewaffnete Griechen erblickten, die uns zu bemerken und zu beobachten ſchienen. — Wir blieben ruhig, ſetzten jedoch unſre Waffen in den Stand; rathſam war es auf keinen Fall, mit einbrechender Dunkelheit, nach dem Ufer zu gehen, da wir befürchten mußten, daß die Einwohner von Riakari und dem zweiten Orte ſich vielleicht zu unſrer Verfolgung zuſammen gefunden hatten. — Raybaud ſchlug vor, den Baum als Warte zu benutzen, um genauere Kundſchaft einzuziehen; einer ſtieg hinauf, und entdeckte von dieſem einfachen Lug ins Land hinter den Gebüſchen eine Anzahl Griechen, die vom jenſeitigen Ufer gekommen waren, und deren Kahn noch am dieſſeitigen befeſtigt lag. Sie ſaßen zuſammen wie ein Knäul und ſchienen Rath zu halten. Soviel der Späher entdecken konnte, waren es gegen zwanzig. — Wir beſchloſſen nun, dennoch auf die Gegend los zu marſchiren und jedenfalls ſie anzugreifen, ſobald ſie ſich feindlich gegen uns benehmen würden. Der Marſch begann geregelt und wir erlangten bald das Gebüſch auf Schußweite. Da fällt der erſte Schuß auf uns aus dem Gebüſche, wir fällen das Bajonett und ſtürmen auf die Gegner los. Allein es erfolgte nichts weiter; wir erreichten das dieſſeitige Ufer, und erblicken die Griechen ſchon am jenſeitigen, uns verlachend. Mit Wuth miſchte ſich mein Erſtaunen, als ich abermals in einem der Albaneſen drüben den Räuberchef vom See Laspi erkannte, der dort uns plünderte, dem ich noch vor kurzem im Walde von Anatoliko das Leben ſchenkte, ja, er war es mit ſeiner Bande. Ich erzählte ſchnell und gedrängt meinen Gefährten meine Abenteuer mit dieſem Kapitani, und es wurde einmüthig beſchloſſen, uns ſeiner wo möglich zu bemächtigen. Die Räuber zogen ihren Kahn weiter aufwärts im Strom, und nachdem ſie eine dichte buſchige Stelle erreicht hatten, ſahen wir dieſelben in den nahen Bergen verſchwinden. Wir wählten nun die Hecken am Fluſſe zu unſerm Nachtlager, verzehrten, was wir noch hatten, und erwarteten den Morgen.

Die Kohlen unſers Wachtfeuers glimmten nur noch matt, dem Verlöſchen nah, als ein ſchwaches Geräuſch, welches ſich von Zeit zu Zeit wiederholte, die Aufmerkſamkeit mehrer von uns auf ſich zog. Griſſoni, der Corſe, warf ſich ſogleich zur Erde, legte das Ohr auf den Boden, und ſagte uns leiſe, daß er Fußtritte vernehme. Wir hielten uns ſchußfertig, die Hähne wurden geſpannt, und mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit horchten wir nach allen Seiten hin. Das Geräuſch in den Hecken kam näher, wir erblickten durch die dichten Blätter weiße Streifen, albaneſer Hemden, und bange ſchlug uns das Herz! Raybaud kommandirte „Feuer!“ und in die Gebüſche rauſchten unſre Kugeln; wehklagend hörten wir Menſchen fallen und zu gleicher Zeit andre fliehen. „Auf! auf!“ wir eilten vorwärts, ſuchten aber die freie Gegend, um beſſer fortzukommen, und bald bemerkten wir drei Albaneſer, die wir einzukreiſen ſuchten; mehre Schüſſe fielen von ihrer Seite nach uns, und dann verſchwanden ſie vor unſern Augen. Als wir weiter in die Gebüſche vordrangen, waren ſie ſchon wieder auf der Mitte des Flußes und gewannen bald das jenſeitige Ufer. Wir durchſuchten das Gebüſch genauer, und fanden einen ſtark bleſſirten Griechen, der eben im Verſcheiden war. Er wurde an unſer Feuer getragen und wir erfuhren nur noch von ihm, daß die Mannſchaft unter einem Kapitani ſtehe, der ſchon längere Zeit an dem Ufer des Aspropotamo Krieg führe. Der Albaneſe verſchied, der Tag brach an.

Wir wandelten am Ufer des Stromes ſpähend weiter, und fanden in dem obern Gebüſche einen gut gehaltenen Kahn, in deſſen Nähe wir unſer Lager aufſchlugen, in der Abſicht, den Räuberkapitain noch genauer kennen zu lernen. Eine Menge Waſſervögel flogen bei dem Durchſuchen der Hecken auf, und wir ſchoſſen eine ziemliche Anzahl davon; ſie ſchmeckten vortrefflich. Auf **Raybauds** Vorſchlag wurde gegen Abend ein Feuer angezündet, und viere von uns ſetzten in dem Kahn über den Strom. Das Feuer ſollte den Räuber anlocken, und derſelbe dann von zwei Seiten angegriffen werden.

Ich befand mich mit am dieſſeitigen Ufer, die Dämmerung kam, wir verließen unſer Feuer und rückten vorſichtig in den Büſchen abwärts, nach je vier Schritten blieben wir horchend und ſpähend ſtehen. Bald bemerkten wir die Annäherung von Feinden, und als ſie uns ſchußgerecht waren, gaben wir Feuer. Einige fielen, und es war wieder, wie ich ſo oft in Griechenland zu bemerken Gelegenheit hatte, der Angreifende Sieger. Die Albaneſen ergriffen die Flucht, bald hörten wir auf dem Strom den ſchallenden Schlag ihrer Ruder; wir feuerten ihnen nach, und zu gleicher Zeit knallten vom jenſeitigen Ufer die Schüſſe unſrer Kameraden. Die Fliehenden ließen ihr Boot ſchnell abwärts treiben, und wir verloren ſie bald aus dem Geſicht. Unſre Kameraden am jenſeitigen Ufer kamen herüber, und brachten einen gefangenen Albaneſen mit, der uns denn, nachdem wir ihm drohten, ihn ſogleich niederzuſtoßen, wenn er die Wahrheit nicht ſage, entdeckte, daß es allerdings eine Räuberkapitanerie ſei, die früher am See zu Laspi gehaußt habe, allein jetzt, da jene Gegend von Türken beſetzt ſei, habe ſich der Kapitani ſtromabwärts gezogen. — „Victoria!“ rief ich: „es iſt mein Mann, mit dem ich noch abzurechnen hoffe.“

Der gefangene Grieche ſchwur uns Treue, wenn wir ihm das Leben ſchenken wollten; wir hatten nicht Luſt, zwecklos zu morden, daher erfüllten wir ſeine Bitte, um ſpäter abermals eine Probe von der griechiſchen Treue zu erhalten. Vor allen Dingen mußte uns der Grieche Mittel und Wege angeben, uns Victualien zu verſchaffen, welches er auch bereitwillig einging, indem er uns ein, eine Stunde von da entferntes Magazin verrieth, wo ſein Kapitani Lebensmittel verſteckt habe. Wir gaben ihm zwei Mann und einen Mauleſel, und ſchon nach einigen Stunden kehrten ſie mit Ochſen- und Ziegenfleiſch, ſo wie mit Maisbrod und Wein zurück. Wir ſchmausten fröhlich, freie Kinder des Glücks und des Augenblicks, die aus der Hand ihres Geſchickes bald Gaben im Ueberfluß, bald Dornenkränze des Mangels und der Entbehrung empfingen. In das klaſſiſche Land trugen wir eine eigenthümliche Romantik, und unſre ganze Situation war ſo, daß ſie Stoff zu einem deutſchen Räuberroman auf dem Boden von Hellas hätte liefern können. Wir brachen auf und erreichten ohne Hinderniſſe den Ausfluß des Aspropotamo. Hinter ſteilen Felſen gewahrten wir eine ſchöne grüne Ebene mit Baraken, mit Stroh und Reiſig bedeckt, und es ſchien hier eine Kolonie verſchlagener Schiffbrüchiger ſich angeſiedelt zu haben. Weiter nach dem Meere zu gipfelten ſich die höchſten, ſteilſten Kalkfelſen empor, auf denen weder ein Strauch noch ein Gräschen zu ſehen war; kühn trat eine hochragende Felſenſpitze wie ein Leuchtthurm in das Meer, und dicht unter ihr breitete ſich das Bett des Fluſſes weit aus, und bildete kleine Sandbänke und Untiefen. — Noch waren wir unentſchloſſen, ob wir uns ſorglos den Hütten nähern ſollten, oder ob es beſſer ſei, erſt zu unterſuchen, welche Leute dort wohnten? Indeſſen unſer gefangener Grieche gab an, es ſeien Kontrebantiers, Leute ohne Falſch, die ſich nur um ihre Schiffe, die hier eingingen, bekümmerten. Der andre Grieche aber, welcher aus Miſſolunghi uns gefolgt war, war andrer Meinung, und machte warnende Zeichen. Demohngeachtet ſchlug der Wagehals Griffoni vor, ſich vorſichtig den Baraken zu nähern. Sein Vorſchlag ging durch, wir rückten an, als plötzlich, wie wir ganz nahe gekommen waren, ein heulendes Geſchrei ertönte, und aus den Hütten eine Schaar Albaneſen hervorſtürzte, die uns weit überlegen war. Wir feuerten unſre Gewehre auf ſie ab, und ergriffen die Flucht, auf welcher wir mit Noth die Gebüſche des Ufers erreichten, und wobei zwei unſrer Gefährten ſtark verwundet wurden. Als wir uns ſammelten, fehlte Griffoni; endlich langte dieſer keuchend und bluttriefend an. Er hatte den gefangenen Griechen, der uns verrieth, erſt niedergehauen.

Unſre Lage war mißlich, wir beſchloſſen aber, uns auf Tod und Leben zu vertheidigen, und den Kampf mit dieſen Räubern fortzuſetzen. Ein offener Angriff jener Baraken war nicht rathſam, da uns die Ebene, obwohl ſie theilweiſe mit Schilf und

Rosmarinſträuchen bewachſen war, nicht gut verbarg. Wir gingen daher zu unſerm Kahn zurück, fuhren, am hohen Felſenufer des Aspro ohne Geräuſch hin, und gelangten in der Morgenfrühe in die Nähe jener Hütten, während deren Bewohner uns von der entgegenſetzten Seite erwarteten. Die Hütten ſelbſt deckten uns jetzt, wir warfen einige Schwärmer in eine derſelben, und bald flammte ſie auf, den Kampf beleuchtend, der ſich nun entſpann. Die Griechen ſtürzten mit gezückten Meſſern auf uns ein, wir empfingen ſie mit Bajonetten, und bald floh, was noch fliehen konnte, mit Geheul nach dem Strome zu; wir waren die Sieger. Mehre der Hütten brannten ab; wir ſuchten das Feuer zu tilgen, bemächtigten uns der Beute, und ſetzten uns an dem Orte feſt, wie der Fuchs, der den Dachs aus dem Bau trieb. Wir fühlten uns kräftig und ſtark, und wünſchten nur auch an Anzahl ſtärker zu ſein, um vielleicht noch glänzendere Eroberungen zu machen. In der Mitte des kleinen Platzes ſtand eine dürftige Palme, von dort konnte man die Mündung des Aspropotamo überblicken, dort lagerten wir, und einige ließen frevelhaft aus vollem Okkas im erbeuteten Wein die erſchlagenen Albaneſen leben.

Nachdem wir die Leichname beſeitigt, ruhten wir von unſern Strapatzen, dann aber berietfen wir uns, wie wohl unſre eroberte Kolonie am beſten zu decken ſei, da ſie ganz blos auf der Ebene liege? Steine gab es genug, wir gingen daher ſogleich ans Werk, und bauten ein geöffnetes Dreieck von Steinen, welches täglich mehr erhöht werden ſollte, bis wir es zur Manneshöhe gebracht hätten, hinter welchem man ſich leicht durch die natürlichen Oeffnungen vertheidigen könnte. Schon mehrmals hatte ich dieſes in Griechenland beobachtet und die Vorrichtung war den dortigen Verhältniſſen ganz angemeſſen. Nicht weit von unſerer Kolonie war ein Landungsplatz auch für größere Schiffe, und der Platz ſelbſt gab kund, daß hier ſchon ſehr viel Verkehr getrieben worden war. Die überflüſſigen Baraken wurden ſogleich abgeriſſen und nur zwei, welche das Dreieck einſchloß, blieben ſtehen und wurden verbeſſert. Lebensmittel aller Art hatten wir vorläufig, und brauchten deshalb nicht zu ſorgen, nur uns im Beſitz der Lokalität zu behaupten, mußte unſre höchſte Sorge ſein, denn daß wir ſtets von den Albaneſen bedrängt und beunruhigt werden würden, erlitt keinen Zweifel, doch überließen wir Alles dem Zufall.

Zwei Tage waren vergangen und nichts hatte ſich ereignet, als am dritten ein Schiff in die Mündung des Fluſſes ging und an dem ſchon erwähnten Landungsplatz anlegte. Man ſah ſich ſcheu um, und ſchien mißtrauiſch die abgebrochenen und abgebrannten Baraken zu betrachten; endlich bemerkten wir, daß der Schiffer eine blauweiße Flagge auf den Maſt aufzog, eine ähnliche hatten wir gefunden, banden ſie an eine Stange, und ließen ſie wehen. Jetzt barkirte man aus — und brachte zugleich eine Anzahl Kiſten und Ballen an den Strand. Wir brachen eilig aus unſrer Feſtung heraus und die Matroſen konnten nur zum Theil in die Kähne kommen, ein andrer Theil blieb zurück, der Kapitain feuerte ſogleich eine Kanone nach uns ab, allein wir machten die Matroſen zu Gefangenen und erklärten dem Kapitain auf italieniſch, daß wir nicht feindlich geſinnt ſeien, inſofern er uns ein Verſprechen leiſten werde. Er ging ſogleich in unſer Anerbieten ein, und fragte, was wir verlangten? Wir verlangten nach Kephalonien übergeſetzt zu ſein, und dann ſei ſein Wort gelöſt. „Wer ſeid ihr?“ fragte er. „Franken aus dem epirotiſchen Feldzuge!“ war unſere Antwort. „Welche Garantie leiſtet ihr mir für eure Treue?“ — „„Wir ſind keine Griechen!““ drohten wir ihm. — Allein er traute uns nicht, ließ die vier gefangenen Matroſen im Stich und ging ſchleunig wieder unter Segel. Wir ſprachen nun mit den vier Männern, welche vorgaben, Kephalonier zu ſein; und verhießen ihnen die Freiheit, wenn ſie mit uns gemeinſchaftliche Sache machen würden. Sie waren froh, das zu können, denn ihnen blieb keine andere und beſſere Wahl. Es wurde beſchloſſen, mit ihrer Hülfe bei erſter Gelegenheit ein Schiff zu nehmen, denn hier konnten wir nicht bleiben, unſer Loos mußte ſich entſcheiden. Die Matroſen gaben Hoffnung, daß in den nächſten Tagen ein Kauffahrer einlaufen werde, der hier Mais und Wein ausladen würde. Dieſen erwartend, verhielten wir uns ruhig in unſerm Lager. Am Abend nahmen wir, immer auf der Hut, mehre Albaneſen am jenſeitigen Ufer wahr und erkannten ſobald unſern Räuberkapitain, der wahrſcheinlich von dort aus eine Landung bei uns zu machen gedachte. Bald kamen einige Kähne den Fluß abwärts, wir konnten ſchon ſechs zählen, und noch ſchienen nicht alle beiſammen zu ſein. Wir legten uns Alle platt nieder und ſahen, wie eine ziemliche Menge in die Kähne ſprang und in die Fluth ſtieß. Sie nahe heran zu laſſen, war nicht rathſam, daher gaben wir, als ſie mitten im Fluß fuhren, Feuer auf ſie. Ein Kahn ſchlug um, mehre wurden vom Strome erfaßt und dem Meere zugetrieben; ſchon glaubten wir Sieger zu ſein, als ein Geſchrei hinter uns entſtand und wir uns im Rücken angegriffen ſahen. Mit gefälltem Bajonett und mit furchbarem Muth drangen wir auf die Angreifenden ein, ſie flohen, allein von der Waſſerſeite ſtürmten nun ihre Verbündeten gegen uns an, und der Kampf wurde ſehr ernſt und bedenklich. Wir können uns in der Verſchanzung nicht halten, die Feinde dringen ein, ſchon bluten mehre von uns und es bleibt uns keine Hoffnung des Sieges. Da erſchallt Raybauds Stimme: „Sieg oder Tod in dieſem gottverfluchten Lande!“ und wie ein flammender Cherub erhebt er ſeinen Säbel und wir ſtürzen verzweiflungsvoll auf die Feinde. Jetzt entſpinnt ſich der heftigſte Kampf während die Nacht einbricht, Mann ficht gegen Mann. Ich hatte einen, mir an Größe überlegenen Gegner, der muthig Stand hält, er ſchießt ſeine Piſtolen auf mich ab; ich ſtürze, raffe mich wieder auf, packe ihn bei der Bruſt, werfe ihn im Ringkampf zu Boden und — erkenne meinen geſchwornen Feind, den Kapitani. Wir kämpfen mit Nägeln und Zähnen, er ſchreit, er brüllt, da betäubt mich plötzlich ein Schlag auf den Kopf, daß ich den Gegner los laſſe, und bewußtlos auf meinen gewürgten Feind hinſinke.

Lautes Rufen erweckte mich aus der Betäubung, kaum konnte ich die Augen vor Schmerzen am Kopfe aufſchlagen, und Raybaud ſteht vor mir. „Was machſt Du? — Du lebſt und das iſt uns genug, noch ſind wir frei! — frei wie jene Seemöve, die ſich über unſerm Haupte dahinſchwingt.“ Mühſam beſann ich mich auf das Vorgefallene. „Wo iſt der Kapitani?“ war meine erſte Frage. „Er hat ſich durchgeſchlagen, allein er wird an Dich denken,“ erwiederte Raybaud. „Hier ſind Deine Waffen! — Wir haben alles wiedergefunden, mache Dich auf, und verbinde uns.“ Die Meiſten von uns waren von Meſſerſtichen und Schnitten verwundet. Die vier Kephalonier hatten ſich tapfer gehalten, und wurden nun als wirkliche Glieder unſerer würdigen Geſellſchaft betrachtet.

Den Tag darauf langte der erwartete Kauffahrer an und warf vor dem Landungsplatze Anker. Wir rüſteten alles, und erwarteten die Nacht, um ſogleich Jagd auf das Schiff zu machen; zu dem Ende erboten ſich die Kephalonier, von der Waſſerſeite an das Schiff zu ſchwimmen und es ſo nahe ans Land zu bringen, als möglich. Die Ausbarkirung der Waaren geſchah noch bei Tage, allein ſchon als die Dämmerung einbrach, ſtürzten die Kephalonier ſich in den Strom und wir brachen hervor. Bald waren wir am Landungsplatze, die Kephalonier ſchon am Schiff, und in einem Nu darauf; die Matroſen waren wie von Schreck gelähmt, ſogleich warfen unſre Helfer ein Brett herüber und wir kamen ohne Schwertſtreich zum Ziel. Der Kapitain ergab ſich ſogleich ohne Gegenwehr, und redete auch ſeinen

Matroſen zu, ruhig zu ſein. Jetzt bedeuteten wir ihn, daß er von uns nichts zu befürchten habe, indem wir weder zu rauben, noch zu morden kämen, ſondern daß unſer einziges, aber unverläßliches, und im Weigerungsfalle mit Gewalt zu erzwingendes Begehren ſei, nach Kephalonia übergeführt zu werden, dann könne er fahren, wohin es ihm beliebe und nichts ſolle ihm von ſeiner Ladung geſchmälert werden. Er war alles zufrieden, wir brachten unſre Habſeligkeiten auf das Schiff — und blieben ſobald darauf, um in jedem Fall ſicher zu ſein.

5.

Abenteuernde Seefahrer.

Auf dem Schiff wiegten wir uns in ſüße Hoffnungsträume und ſahen der Zeit entgegen, wo dieſes Leben eine andere und beſſere Wendung nehmen werde. Wir gedachten nach **Argostoli**, und freuten uns darauf.

Vom Schiff aus ſahen wir wieder eine Griechenſchaar nach den Baraken ſtürzen, allein wir waren geborgen. Da unſer Kapitain Geſchäfte mit ihnen hatte, ſo ließen wir ihn ruhig an das Land, und ſeine Handelsangelegenheiten vollbringen; wir waren auf unſrer Hut, er kehrte zurück, ging unter Segel und ſo erreichten wir bald das offene Meer. Unſer Kapitain erzählte uns, daß er unter Kolokotroni auch einige Zeit den Feldzug mitgemacht habe, und daher wohl wiſſe, wie es im Krieg herzugehen pflege; — wir wurden recht vertraut mit ihm.

Ohne alle Schwierigkeiten fuhren wir am folgenden Tag früh 9 Uhr in die Bucht von Argoſtoli, der Hauptſtadt Kephalonia's. Schön gebaute Häuſer zieren an einer Seite das Ufer, das andere ſchmücken ein anſteigender Wald und prangende Weinberge. Wir ſtanden auf dem Verdeck als wir in den Hafen einfuhren, den Einwohnern eine ſeltſame Erſcheinung. Alles ſtrömte zum Ufer und verwunderte ſich über uns. Man denke ſich eine Schaar ganz verwildert ausſehender, langbärtiger Männer, durch Sonnenhitze dunkel gebräunt, halb fränkiſch, halb griechiſch gekleidet und wie Banditen bewaffnet, ſo zogen wir auf, und es war kein Wunder, daß unſer Erſcheinen auffallen mußte. Der Hafenkapitain flog durch die Reihen der neugierig gaffenden Menge, und ſchien ganz erſchreckt durch unſer Erſcheinen, aber ruhig warf unſer Kapitain Anker und zog die Segel ein. Jetzt nahte ſich der Hafenkapitain bis auf fünfzig Schritte, und fragte durch ein Sprachrohr: „Wer ſeid ihr?“ „„Der letzte Reſt der Philhellenen von der Schlacht von Peta!““ antwortete Hoiſtin auf engliſch. Wir alle ſahen, daß der Hafenkapitain zuſammenfuhr, als ſchrecke ihn eine Geiſterſtimme, worauf er ſich eilend entfernte.

Nach einer Weile kam der Kommandant ſelbſt an das Ufer, und fragte, ob wir wirklich die von der Schlacht von Peta übrig gebliebenen Philhellenen ſeien, und da wir ſeine Frage bejaht hatten, geſchah kurz darauf von der Baſtion ein Kanonenſchuß. Wir glaubten uns angegriffen, allein dem war nicht ſo, der Kommandant von Kephalonia, ſelbſt Krieger, ließ 10 Kanonenſchüſſe, uns zu ehren, löſen; eine Menge Officiere kamen an den Hafen, die mit uns ſprachen und uns über den Kriegsſchauplatz fragten, Alle aber durften nur bis auf fünfzig Schritte nahen, denn in Kephalonia herrſchte der Glaube, im Epirus ſei die Peſt ausgebrochen, was uns in neue Verlegenheit brachte. Endlich wurde ein Platz eingegrenzt, Stühle und Tiſche hineingebracht, und eine Tafel ſerviert; hierauf bedeutete man uns, auszuſteigen und mit einem frugalen Frühſtück vorlieb zu nehmen. Freudig ſprangen wir ans Land, das Volk drängte ſich neugierig um uns herum, und ſah uns eſſen.

Faſt zwei Jahre lang war nun für mich und meine Gefährten die mütterliche Erde der Speiſetiſch geweſen, wie wohl that es uns, endlich einmal wieder nach Art und Weiſe civiliſirter Völker zu tafeln. Zur Seite ſtanden die engliſchen Officiers und brachten einen Toaſt nach dem andern aus: „Dem Reſt der Philhellenen!“ „Den Kämpfern von Peta!“

„Dem Markſtein griechiſcher Freiheit!“ „Der muſterhaft vorleuchtenden Tapferkeit!“ und andere.

Es war mir im Stillen ſehr lieb, daß die Herren Officiers von den letzten Beweiſen unſrer Bravour nichts wußten, und ich ließ manches erwiedernde Hoch ertönen. Auch unſer Kapitain wurde eingeladen, an unſrer herrlich beſtellten Tafel mit zu ſpeiſen, und es kam ihm ganz ſeltſam vor, Männer hier ſo geehrt und bewirthet zu ſehen, die wie Räuber ſich ſeines Schiffes bemächtigt hatten.

Auf die Frage nun nach unſeren fernern Plänen, ſprachen wir den Wunſch aus, in die Quarantäne zu treten, dort unſre Wunden zu heilen, uns zu erholen und dann wo möglich nach Europa zurückzuſegeln, allein der Kommandant bedauerte, uns nicht in die Quarantäne aufnehmen zu können, da ein ſpecieller Befehl von dem Gouverneur in Zante an ihn ergangen ſei, Kraft deſſen er niemand aufnehmen dürfe, der aus dem Epirus komme. Er ſchlug uns vor, ſelbſt nach dem nahen Zante zu ſegeln, dorthin wollte er uns Briefe mitgeben und dort ſei es unfehlbar, daß wir aufgenommen würden. Indeſſen möchten wir fordern, was wir wünſchten, alles ſolle zu unſerm Dienſte ſein.

Wir hatten es mit Kriegern zu thun, und vertrauten dem Gefühl der Officiers, deshalb baten wir, es dem Drang der Umſtände zuzuſchreiben, wenn wir den, freilich unbeſcheidnen Wunſch ausſprächen, uns mit Wäſche, Kleidern und Lebensmitteln und wo möglich auch mit etwas Geld zu verſehen, denn es mangle uns Alles, Alles!

Und mit der größten Bereitwilligkeit wurden uns neun engliſche Leibröcke, drei Dutzend Hemden, Taſchentücher aller Art, Beinkleider, Stiefeln, Schuhe, Hüte, Mützen und dergl. und für jeden von uns eine Guinee an Geld verabreicht. Ein großes Faß voll Wein ward herbeigewälzt, und dieſes, ſo wie Melonen und andere Früchte, Käſe, Fleiſch, Fiſche ꝛc. wurden freundlich und liebevoll zu unſrer Verfügung geſtellt. Wer hätte bei ſolcher Gaſtlichkeit ungerührt bleiben können? Dankbar ſchieden wir von unſern Wohlthätern und unſer Kapitain prieß ſich glücklich, Männer an Bord zu führen, denen ſo viele Aufmerkſamkeit erwieſen wurde. Wir gingen nun nach herzlichem Dank und Lebewohl unter Segel und erreichten gegen Abend eine Bucht außer dem Hafen, wo wir Anker warfen, da der Kapitain ſich nicht aufs offene Meer getraute, indem er befürchtete, in die Hände der kreuzenden türkiſchen Kanonierſchaluppen zu fallen. Bei Tagesanbruch wollten wir nach Zante ſchiffen und bogen um die Spitze der Inſel, als die Sonne über den Bergen hinter Lepanto aufglühte.

Da ſahen wir aber zu unſerm Schreck auf offener See zwei türkiſche Kriegsſchiffe kreuzen, daher wir das Schiff drehten und wieder in unſere Bucht vor Anker gingen. Die Kriegsſchiffe hatten uns bemerkt, ſie kamen näher, konnten aber wegen den Klippen nicht nahe heran; zudem zogen wir unſre engliſche Flagge auf. Die Schiffe kreuzten dieſen ganzen Tag in den kephaloniſchen Gewäſſern, und wir konnten nichts weiter thun, als an der Küſte auf die Jagd zu gehen, um uns die Zeit zu vertreiben. Gegen Abend verloren ſie ſich aus unſern Augen in dem Joniſchen Meer nach Miſſolunghi hin, und wir hoben unſere Anker und gingen unter Segel. Nun war aber der Wind nicht günſtig und ſo hatten wir kaum einige Meilen bis nach Mitternacht zurückgelegt, dazu war die Nacht ſehr dunkel. Plötzlich hörten wir ganz nahe Geſpräch und das Plätſchern von Rudern und erhielten nur zu bald die bange Gewißheit, daß wir an ein türkiſches Schiff, welches von der Gegend, von Trigardone zu kommen ſchien, gerathen waren.

„Freunde!“ rief unſer Kapitain: „Wir ſind verloren, wenn wir nicht das Aeußerſte wagen, denn uns nahet eine türkiſche Kanonierſchaluppe!“ Jetzt ging es an ein Rudern, wer nur konnte, half emſig, um das offene Meer zu gewinnen, doch nur langſam ging dieſes bei der eingetretenen gänzlichen Windſtille von ſtatten, und bald hörten wir näher und näher die Ruderſchläge der Schaluppe, die ſchon Jagd auf uns machte. Als wir merkten, daß wir ſchwerlich entrinnen würden, ſtellten wir uns ſchlagfertig und kampfluſtig auf dem Verdeck auf, begierig, auch einmal einen Strauß auf der See zu beſtehen. Bald rief man in türkiſcher Sprache durch das Rohr an: „Wer ſeid ihr?“ „„Kephalonier!““ antwortete der Kapitain. — „Welcher Flagge?“ „„Engliſche!““ — „Keine Griechen am Bord?“ — „„Nein!““ — „Keine Philhellenen?“ — „„Nein!““ — und es erfolgte kein Angriff. Jetzt erſt bemerkten wir, daß die Attake von Riacari die Aufmerkſamkeit der Türken rege gemacht haben mußte. — Wir glaubten uns bereits aus aller Gefahr, allein dem war nicht ſo.

Kühl und ſtark wehte der Oſt, und trieb unſer Schiff abermals nach Kephalonia zurück, und aller Anſtrengung unerachtet mußten wir zum zweitenmale in eine der ſichern Buchten dieſer Inſel einlaufen. Die türkiſche Schaluppe verfolgte uns in einer Weite von zwei Meilen noch immer. Eine zweite kam hinter dieſer her und ruderte gerade nach der Bucht zu, wo wir eben Anker geworfen hatten. Der Kapitain wurde ängſtlich; er gab uns zu verſtehen, daß wir verrathen ſeien, und ſich gegen die beiden ſtark bemannten Schaluppen zu vertheidigen, ſei er mit ſeiner einzigen Kanone zu ſchwach. Er rieth uns daher, uns ſogleich unter das Verdeck zu begeben, um alles Aufſehen zu vermeiden — und wir folgten ſeinem Rath. Die Schaluppen kamen immer näher, der Kapitain zog die engliſche Flagge wieder auf, und nachdem die Fahrzeuge an den Eingang der Bucht gekommen, wurde ein genaues Examen angeſtellt. Der Kapitain ſprach gut türkiſch, und erklärte, daß er mehre Kranke von Zante bei ſich habe, die er im Auftrag des Gouverneurs von Kephalonia dorthin bringen ſolle. Wiederum ging die Schaluppe zurück und nahm die Richtung nach Miſſolunghi, wir krochen aus unſerm Verſteck, und benutzten den ſich einſtellenden günſtigen Wind, unter Segel zu gehen. Bald ſahen wir Zante vor uns liegen, allein da der Wind ſich abermals drehte, konnten wir nicht in den Hafen kommen; ſondern mußten auf gut Glück im offenen Meere kreuzen, was eben ſo ängſtlich, als langweilig war. In der Abenddämmerung waren wir wieder ganz nahe an dem Kap von Miſſolunghi, entdeckten beide Kanonierſchaluppen in einer Bucht, und ſie leider auch uns. Wir drehten unſer Schiff, allein eine Kanonenkugel flog über unſern Häuptern hin, und wir konnten nun nicht mehr darüber im Zweifel ſein, was geſchehen würde. Die eine Schaluppe folgte ſchnell und that einen zweiten Schuß, der unſer Schiff an der Seite des Vordertheils ſehr beſchädigte. Hoiſtin rief uns zu: „Gemach, Freunde! ich verſtehe es, laßt mich an das Steuer!“ Er wandte das Schiff, aber ohne Erfolg, eine zweite Salve krachte, es mußte zum Handgemenge kommen. Eine Kugel nach der andern ſchlug in die Flanken unſers Schiffes, es zitterte, es bebte, in ſeine lecken Seiten ſtrömte rauſchend die Fluth, es begann zu ſinken. Da — im Augenblick der höchſten Noth — legte ſich die Schaluppe an uns an, wir ſprangen über Bord zu dem Feinde hinüber, und Alles fiel drüben unter unſern Schwertern. Während hier der Kampf toſte, eilte das zweite türkiſche Schiff näher und ſchoß, doch unſre Arbeit auf dem erſten war glücklich beendigt, wir hingen das eroberte Fahrzeug an unſres, und zogen alle Segel auf. Unſer Schiff war zwar am Bauche ſtark beſchädigt, wir legten jedoch drei Pumpen an und erſchöpften unſre Kraft, bis es uns gelang, es wieder ganz flott zu machen. Unter den links und rechts in das Waſſer ſchlagenden feindlichen Kugeln fuhren wir von dannen; ein Gott hielt ſeine ſchützende Hand über uns, daß wir endlich die äußerſte Spitze von Zante erreichten. Unſer Schiff war im Sinken. Nur einige Fiſcherhütten waren an dem Ufer, wir thaten einen Nothſchuß, die Fiſcher banden ihre Kähne los und brachten uns glücklich bis ans Land. Froh begrüßten wir den Tag unſrer Rettung! — Wir hatten ſechs Kanonen erbeutet, ihre Bedienung lag im tiefen Meeresgrunde verſenkt. —

Unſer Schiff wurde mit Hülfe der Fiſcher, ſo weit als es möglich war, ans Land gezogen, wir gaben den Zantioten einen Theil unſrer Beute, und ſie ſchafften Material herbei, um das Fahrzeug zu repariren. Während nun die Ausbeſſerung des Schiffes den in ſolcher Arbeit ſehr geſchickten Einwohnern überlaſſen wurde, hielten wir uns ſechs Tage lang müſſig am Strande auf, machten Jagd auf Fiſche und Seevögel, und grüßten freudig die Stunde, als unſer Schiff ſo weit war, in den Hafen von Zante einlaufen zu können, denn wir waren dieß gefahrvolle abenteuerliche Leben ohne ächten und ernſten Zweck größtentheils ſehr überdrüſſig. Aber unſer Kapitain war mit uns jetzt ſo vertraut, daß ihm dieſes Leben beſſer gefiel, als Kauffahrerei, daher er uns zu beſtimmen ſuchte, noch eine Expedition nach Korfu mitzumachen, wo er ſein Schiff aufs Neue befrachten wolle. Einige von uns ſtimmten auch wirklich dafür, allein die Mehrzahl und auch ich entſchieden für die Quarantäne in Zante.

Mit günſtigem Wind gingen wir unter Segel; nachdem wir die Inſel umkreuzt, und die Nacht eingebrochen war, leuchtete uns das Signallicht von dem

Eingang des Hafens der Hauptſtadt entgegen; wir erreichten ihn, warfen Anker und ſtreckten uns auf das Verdeck, um den Tag zu erwarten.

Wie in Kephalonia, ſo auch hier, erregten wir großes Aufſehen; der Hafenkapitain fragte nach unſerm Stand und es wurde ihm die Antwort, wie dort. Der Gouverneur kam ſelbſt bis auf Diſtançe an unſer Schiff gefahren und wir überreichten ihm unſre Briefe von Kephalonia; ſogleich nach Leſung derſelben gab er einer Schaluppe Befehl, uns auszubarkiren und in die Quarantäne zu bringen. Der Gedanke an die Langeweile derſelben erfüllte mich mit Schauder, und — ſie wurde von mir nicht betreten, denn ehe wir noch den Fuß in die Schaluppe ſetzten, erhob ſich Raybaud, der eine ganze Zeit tief nachdenkend geſeſſen hatte, und ſprach: „Freunde! haben wir darum ſo viel Ungemach und Strapatzen erduldet, um nun auf ärmlichen Strohſäcken die Zeit der Rückkehr in unſer Vaterland abzuwarten? Haben wir darum ſo unendlich viel erduldet, ſolche Kämpfe durchgeſtritten, um von der Gnade der engliſchen Quarantäne zu leben? Nein! ich habe einen Entſchluß gefaßt und ſchlage euch vor, wir gehen nicht hinein, ſegeln wieder ab, landen zum zweitenmale in Morea, eilen auf den Kriegsſchauplatz zu neuen Thaten, denn nach ſichern Nachrichten ſind die Türken 40,000 Mann ſtark durch die geöffneten Thermopylen nach Korinth vorgedrungen, und obgleich wir von Griechenland für unſre Tapferkeit noch keinen Lohn oder Dank empfangen haben, ſo muß uns als Krieger das Bewußtſein erheben, das Leben für die Freiheit in die Schanze geſchlagen zu haben. Ich trete nicht in die Quarantäne, ich kehre nach Morea zurück! Wer iſt mit mir?“ —

Konnte ein Vorſchlag abenteuerlicher, ja unſinniger klingen? Vom ſichern Port ſollten wir uns aufs Neue und noch dazu freiwillig in die Charybdis der Gefahr ſtürzen — dennoch rief ich mit ſchnell entſchloßner Antwort: „Ich!“ „Und Ich!“ rief ein Zweiter, Namens Gollmann, mir nach, aber die Andern ſchwiegen. Die Schaluppe legte ſich an unſern Bord, ein kurzer herzlicher Abſchied, Dank und Gegendank — und wir waren getrennt.

Raybaud, Gollmann und ich blieben auf dem Schiff, das vollends raſch ausgebeſſert wurde, wir durften das Land und die Stadt nicht betreten, und hatten blos den Genuß ihres maleriſchen Anblicks, welcher gekrönt wurde durch einen bewaldeten, hinter Zante ſich ſteil erhebenden Berg, deſſen Gipfel ein Hochgericht mit ſechs daran baumelnden Leichnamen zierte, wobei wir uns unſrer Sterblichkeit erinnerten. Es waren Griechen, welche betrogen hatten.

Aus der nahe am Ufer liegenden Quarantäne winkten die Freunde noch ein wehmüthiges Lebewohl, die Segel blähten ſich, und wir fuhren getroſt aus dem Hafen, neuen unbekannten Schickſalen entgegen. Nach ſechs- bis achtſtündiger Fahrt erreichten wir die Küſte von Morea in der Nähe von Gaſtuni.

Der Kapitain behielt alles, was wir erbeutet hatten, und nicht brauchen konnten, und zahlte bereitwillig an jeden von uns noch 500 fränkiſche Piaſter aus. Wir beſchenkten ihn noch mit kleinen Andenken, und nachdem er uns und unſer Gepäck an das Land geſetzt, fuhr er nach Korfu von dannen.

6.

Wanderungen in Morea.

Einſam ſtanden wir drei nun am Strande Moreas. Nach der Hafenſtadt Gaſtuni war faſt noch eine Stunde Wegs. Das Rathſamſte ſchien, nach Tripolitza zu gehen, wo jetzt das Hauptquartier war, und Kolokotroni unſre Dienſte anzubieten, obgleich wir recht gut wußten, daß er keine Vorliebe gegen Ausländer hegte. Um uns genau vom jetzigen Stand der Verhältniſſe zu unterrichten, ſchlugen wir zunächſt den Weg nach Gaſtuni ein. Was uns von unſerm Gepäck zu ſchwer war, hatten wir einſtweilen unter Gebüſch am Meere verſteckt. Wir erreichten bald die faſt einwohnerloſe Stadt; türkiſche Reiter hatten die große, herrliche und fruchtbare Ebene jener Küſte plündernd verheert und verödet. Ein einziges Kaffeehaus auf dem Markte war offen; wir ſchritten hinein, neugierig und mißtrauiſch von den wenigen Bewohnern betrachtet. Bald zeigte ſich die aufgeblaſen einherſtolzirende Figur eines Griechen, der uns zu unſerm Erſtaunen italieniſch als Philhellenen begrüßte. Ich erkannte denſelben ſogleich, es war ein italieniſcher Arzt, der mit dem Fürſten Ypſilanti nach Griechenland gekommen und längere Zeit als Leibarzt bei deſſen Suite geweſen war. „Wie kommen Sie hieher?“ war meine neugieriege Frage. „Ich bin ſeit einem Jahre von Korinth hieher verſetzt und bin jetzt gegenwärtig hier Kommandant,“ antwortete er und beſtätigte die Nachrichten bedeutender Siege; dabei zeigte er ſich als ganz nationaliſirt, indem er alſo log, daß er das Sprüchwort wahr machte: Kein Grieche ſagt eine Lüge, die ein andrer Grieche nicht beſtätigt. Wir erfuhren, daß 300 Pferde, 400 Kameele und 3000 Mann Türken bei Korinth in die Hände der Griechen gefallen, und das Hauptquartier jetzt allerdings in Tripolitza befindlich ſei.

Nachdem wir einen Mauleſel gekauft und einen Griechen als Bedienten angenommen, welcher der Wege kundig zu ſein vorgab, zogen wir wieder an das Ufer des Meeres, packten unſre Sachen auf, gelangten noch am Abend über Kartana und Pyrgos zum

Ausfluß des Ruſia, der übrigens faſt vertrocknet war, hielten hier wieder auf Morea unſer erſtes Nachtlager und folgten am andern Morgen dem Bette des Flußes aufwärts.

Die Wanderung durch die ehemalige Landſchaft Elis, entlang dem Bette des alten mythiſchen Stroms Alpheios gab Anlaß, an die Vergangenheit dieſes Landes zu denken. Der Strom war verſiegt, vielleicht irrte er im unterirdiſchen Geäder der Erde fort, immer noch ſeine geliebte Arethuſa ſuchend. Welchen Erinnerungen alter Zeit konnten wir nachhängen, als wir am dritten Tage unſers Marſches die trauernde Ruinenſtätte des einſt ſo hochberühmten Olympia betraten, und eine Nacht dort raſteten! Wo war der Tempel des Zeus Olympios? Wo Phidias Meiſterwerk? Wo war der Hippodromos, wo das Stadion, wo alle die heiligen Tempel- und Altarſtellen? Trümmer, Trümmer! Und manches nicht einmal Trümmer mehr, ſondern ſpurlos vom Boden hinweggetilgt. Das Licht des Mondes glänzte magiſch auf unſer Nachtlager, und mir war, als ſchliefen wir in einer Geiſterſtadt. Noch grünte der Olivenwald, aus dem man die Kränze für die Sieger in den Olympiſchen Spielen brach, und rauſchte im Weben der Nacht, alles andre Geräuſch, das hier ertönte, ſchlief ſchon ſeit lange. Das ganze helleniſche

Leben, Mythos, Zeitrechnung, Prieſterthum, Kunſt, Wiſſenſchaft, Sitte und Gymnaſtik floßen in Olympia wie Strahlen in einen Brennpunkt zuſammen, und dann wieder nach jeder Richtung heilbringend auseinander. Olympia mit ſeinen Spielen war das Herz, das den Quell griechiſchen Volkslebens durch alle Adern des Landes pulſte. Wie denkwürdig war dieſer Ort! Welche Hoffnungen waren hier in ſo langen Jahrhunderten lebendig, welche Jubel erſchallten, welche Thränen floßen! Wettläufer, Wettreiter, Wagenkämpfer, Ringer, Fauſtkämpfer, Pankratiaſten, Diskuswerfer, Pantathleten, Redner, Rhapſoden, Sänger und Muſiker rangen hier wetteifernd um den Siegespreis. Aber auch welch ein Lohn? Das Beifalljauchzen eines ganzen Volkes, hoher Ruhm, dauernde Verehrung, halbe, ja bisweilen ganze Vergötterung. Und das alles *war*, *war* an dieſer Stätte, wo wir einſam ruhten, ohne ein Obdach, unſer Gepäck als Kopfkiſſen unter uns, wo über die ſchweigende Oede der Nachthauch flüſterte.

Als wir am andern Morgen erwachten, hatte der Nachkömmling jenes einſt ſo großen Volkes, der Grieche, den wir als Diener gemiethet, unſern Mauleſel geſtohlen, und war mit ihm auf und davon gegangen.

Mit unſerm ſchweren Gepäck, auf dem wir vorſichtig geruht, ſonſt hätte jener Dieb es auch entführt, belaſtet, brachen wir auf, ſchleppten uns mühſam weiter, und verirrten uns bald, indem wir zu weit links geriethen, da von einem eigentlichen Weg keine Spur vorhanden war. Wir befanden uns in einer faſt wilden Gegend; kein Haus, keine Seele war zu ſehen, endlich kamen wir in einen hohen Platanen- und Kaſtanienwald, in welchem eine Menge Schildkröten von allen Farben und mit den ſchönſten Zeichnungen auf ihren Schalen, langſam und träge hinkrochen; der Wald war hin und wieder ſumpfig und lag in einer Thaltiefe, nahe dem ſeichten Flußufer. Wir mußten öfter ausruhen und erreichten nicht ſo bald das Ende des Waldes. Endlich führte ein Weg ſteil aufwärts und ein kleiner Bergbach plätſcherte uns von oben entgegen, welcher mit murmelndem Geräuſch über Felſen und Steine rollend, ſich in den Rufia ſtürzte.

Nach unſrer Karte mußte ein Dorf in der Nähe ſein. Mühſam ſtiegen wir aufwärts, unter der Laſt unſers Gepäckes faſt erliegend, jetzt ebnete ſich der Felſenberg, wir erreichten eine ziemliche Anhöhe und erblickten überraſcht ein prangendes Alpenland. Eine ſtundenweite Hochebene mit dem herrlichſten Smaragdgrün geſchmückt, breitete ſich vor uns aus, und in

Mitten derſelben von Mandeln- und Feigenbäumen umgeben, lag ein kleines Dörfchen nach orientaliſchem Geſchmack und faſt noch ganz neu erbaut. Hier wohnte tiefer Friede; nicht weit vom Orte weideten Pferde, Mauleſel und Ziegen. Wir warfen uns auf den grünſammtnen Raſenteppich, und jauchzten: „Arkadia!“ Eine himmliſche Natur umgab uns; von hohen Bergen, deren Spitzen mit Wolken überlagert waren, war die reizvolle Landſchaft wie von einem Rahmen eingeſchloſſen.

Hier war das Land, wo dem großen Pan und dem Freudengeber Dionyſos einſt Opferaltäre flammten; es war eine Götterwiege, das reizende Arkadien, und die Sagen des Alterthums heiligten jeden Fluß, jeden Bach, jede Berghöhe. Von Arkadien ging über Griechenland der tönende Memnonſtrahl der Muſik aus. Wie lange hatte nun ihre holde Stimme mir geſchwiegen! Mußte auch von dieſer Geliebten ich ſcheiden? Eine tiefe Sehnſucht ergriff mein Herz, als ich neben meinen eingeſchlummerten ermüdeten Gefährten meinen Gedanken nachhing. Ich ſehnte mich nach Klängen. Die Heerden, die dort am Dorfe weideten, hatten keine Glocken, wie die in der Schweiz und auf meinen thüringiſchen Waldwieſen; es war gut, ſonſt hätten ſie mich noch ſchmerzlicher mit Heimwehſtimmen umklungen. Gewaltſam drängte ſich mir die Frage auf: Wie wird ſich deine nahe, deine ferne Zukunft geſtalten? Wird eine Zeit kommen, wo du wieder der eignen Neigung folgend, das heitre Gebiet der Tonkunſt betreten wirſt? Viel Anſchein hat hat es nicht dazu. — Mächtig überſtürmten mich die Erinnerungen an die Heimath, an mein Röschen, von dem ich nicht wußte, ob es noch mein war; keine Kunde konnte aus den Thälern des Thüringerwaldes in die nahen Bergſchluchten des Erymanthus dringen. Ich dachte Manches, und unter andern auch, daß es mich etwas viel gekoſtet, einſt ſagen zu können: Auch ich war in Arkadien.

Nach unſrer Raſt wanderten wir nach dem Orte zu, doch als wir ihm nahten, und die Hirten uns erblickten, eilten ſie in haſtiger Flucht davon. Wir kamen endlich an die erſten Häuſer, und gewahrten ängſtliche Geſichter an den halb offenen Rohrfenſtern. Ein Grieche, den wir anriefen, barg ſich ſcheu in ein Haus, und es ſchien nicht möglich, jemand von den Einwohnern zu Geſicht zu bekommen. Endlich, in der Mitte des Dorfes, erſchien ein griechiſcher Geiſtlicher und fragte uns in ſeiner Landesſprache, wer wir wären, und woher wir kämen? — Als wir italieniſch antworteten, verſtand der Mann uns ſehr gut, und wir erzählten, daß wir Philhellenen wären, die aus dem Feldzuge im Epirus kämen und nun nach Tripolitza gedächten. „Seid ihr die Philhellenen, die bei Peta gefochten und deren Brüder ſo viele fielen für Griechenland?“ fragte er ſtaunend. „Ja wir ſind die Letzten!“ war unſre Antwort. Da kreuzte der Alte ſeine Arme über die Bruſt und küßte den Saum unſrer Kleider, ſprach den Segen über uns, und hieß uns demüthig willkommen. —

Nun kamen mehre Griechen herbei, bis beinahe der ganze Ort uns umringte. Man brachte uns Wein und Früchte, es wurde ſogleich eine Ziege geſchlachtet und gebraten. — Ich kann keine vaterländiſche Ziegenheerde ſehen, ohne an Griechenland zu denken, und habe den Ziegenbraten verredet. Noch hatte man uns nicht in irgend ein Haus eingeladen, und es ſchien auch Niemand Anſtalt dazu machen zu wollen, daher baten wir den Präter, uns dieſe Nacht zu beherbergen, indem wir müde ſeien, und nicht weiter könnten. Er entfernte ſich darauf, kam jedoch bald mit einigen Griechen zurück, und führte uns in eines der beſten Häuſer, die, wie alle andern griechiſchen Landwohnungen, Küche, Keller und Wohnſtube in einen Raum vereinigten. Eilend flohen bei unſerm Eintritt die griechiſchen Frauen zur Thüre hinaus, guckten aber neugierig durch die Spalten, um uns zu betrachten. Wir ließen's uns wohl ſein.

Seit dem Hauſe des Primas an den Thermopylen hatten wir nicht ſo friedlich gegeſſen, wie heute. Wir waren erſchöpft und bald nahmen wir auf den Polſtern umher unſre Lager, und ſchliefen ruhig ein.

Von unerträglicher Hitze gequält wachten wir alle Drei bald wieder auf; ferner Donner und ein pfeifendes Toſen ließen uns hören, daß ein mächtiges Gewitter im Anzug ſei. Noch ſchliefen die Griechen ruhig, allein bald klopfte man von Auſſen an, und alles ermunterte ſich. Das Gewitter zog näher und an den höhern Gebirgen hin, die uns einſchloſſen; endlich trat der Sirocco mit der Gluth des Samums ein, alle ſuchten ſich vor dieſem gluthheißen Winde zu bergen. Er dauerte mehre Stunden unter dem heftigſten Blitzen und Donnerſchlägen, dann entlud ſich der Himmel unter einem furchtbaren Regen, der den Ort, obgleich er auf der Höhe lag, faſt unter Waſſer ſetzte. Man bedeutete uns, daß nun der Winter oder die kalte Jahreszeit eintreten werde.

Der Tag brach an und der Regen dauerte unaufhaltſam fort. Wir konnten nicht weiter, und da wir ſo gut hier aufgenommen waren, ſo blieben wir einige Tage. Zu einer rechten Zutraulichkeit wollte es indeſſen dennoch nicht zwiſchen uns und unſerm Wirthe kommen, indeß wir erzählten ihnen von unſern Feldzügen und ſie horchten hoch auf und fragten jedesmal nach den Türken, von denen ſie in ihrem bergumſchloſſenen Gebiet noch keine geſehen hatten. Die Glücklichen! Krieg, Grauſamkeit und Empörung durchtobten Griechenland von einem Ende zum andern, und hier führte ein harmloſes Hirtenvolk ſein heitres arkadiſches Leben im ungeſtörten Patriarchenfrieden fort.

Wir kauften zum zweitenmal einen Mauleſel; der Präter entließ uns ſegnend, auch die Einwohner waren freundlich beim Abſchied und wir zogen weiter. Eine Stunde ging die Reiſe auf der grünen Hochebene fort, neben uns öffnete ſich hie und da eine tiefe Schlucht, über welche kleine, ſchmale und zerbrechliche Brücken führten. Jetzt erreichten wir ein höheres Gebirge, unſer Pfad zog ſteil empor, und ein rauhes und unwegſames Gebiet umgab uns. Obgleich die Sonne bisweilen aus den dichten Wolken vorbrach, fühlten wir dennoch ſolche Kühle, daß die Temperatur auf dieſen Gebirgen faſt Froſt genannt werden konnte. Dieſer durchſchauerte uns fieberhaft und es that uns wohl, wenn die Sonne aus ihrer Hülle trat und uns wieder erwärmte. Gegen Mittag gelangten wir an eine ſchattige gefaßte Quelle, die aus drei Röhren emporſprang und welche hohe Rosmarinſträuche und Mandelbäme umſtanden. Ich habe keine einzige Quelle in ganz Griechenland gefunden, die nicht gefaßt und zur Erquickung der Wanderer eingerichtet geweſen wäre, eine Kultur und ein Sinn, der ſehr vielen Straßen ſelbſt in dem hochkultivirten Deutſchland noch zu wünſchen wäre. Unſer griechiſcher Begleiter brachte eine Kürbisflaſche hervor, und bot uns ſeinen Wein an, was wir dankbar annahmen, dann ſpendete er auch Feigen, Mandeln, Maisbrod und ein Stück Ziegenkäſe. Alles ſchmeckte uns trefflich. Die Quelle war eiskalt und die kühle Atmosphäre um ſie her hatte das Gras mit weißem Reif überzogen. Wir labten uns und brachen dann nach kurzer Raſt wieder auf, um die Spitze des Gebirges zu erreichen. Nach einigen Stunden, in denen wir immer bergan ſtiegen, wurde die Luft ſo dünn, daß wir ernſtlich froren; auch lag hie und da etwas Schnee. Welcher ſchnelle Wechſel! Im vollen Sommer wandelten wir noch vor wenigen Stunden; jetzt im Winter, auf einem kahlen Gebirge, wo weder Strauch noch Baum wuchs! Man nennt Arkadien die griechiſche Schweiz, wie man denn mit dem Wort Schweiz auf lächerliche Weiſe freigebig iſt. Dieſes griechiſche Bergland iſt aber ſo ganz eigenthümlich beſchaffen, und trägt einen ſo individuellen Charakter, daß auch hier der Vergleich, der überall bedenklich iſt, ſehr beträchtlich hinkt. Wir waren auf der Höhe, unter uns ballten ſich weiße

Wolken, die um das Gebirge herumzogen, in dichte Maſſen; unſer Grieche that ſeinen weißen Büffelmantel um, ſo kalt wurde es, und wir kamen um jede gehoffte Ausſicht, und ſahen nichts als Nebel.

Jetzt ging der Weg wieder abwärts und ſehr gefahrvoll, ſo daß der Grieche uns warnend ermahnte, vorſichtig zu gehen, da uns zur Seite eine tiefe Kluft hinzog. Unſer Maulthier gieng am ſicherſten. Die Knie drohten uns faſt zu brechen, allein immer weiter ging es im dichten Nebel hin, bis wir an eine Brücke gelangten, die von dem einen Rand der Schlucht bis zum andern führte. Wie ſehr erſtaunten wir, als wir die ſehr niedliche Brücke paſſirt waren, in einem ausgehauenen Felſen, auf dem ſie ruhte, eine griechiſche Kapelle zu erblicken. Steinerne Bänke umgaben dieſelbe, wir ſetzten uns ausruhend darauf, und ein frommes Gefühl überwalte mich unbewußt, ſo daß ich ſtill an dieſem einſamen, der Andacht geweihten Ort, ein Vaterunſer betete. Nach der Heimath, in meine Dorfkirche flog mein Gedanke, ich hörte die Gemeinde ſingen, ich ſah die Verſammlung der Andächtigen, und ſuchte unter ihrer Schaar eine liebe Geſtalt, die ich aber nicht darunter fand. Aus meinen Träumereien wurde ich durch den Ruf zum Abmarſch von meinen Gefährten geweckt. Unſer Weg gieng jetzt zwar eben, aber ſehr ſteinigt und ſchmal fort. Der Abend brach herein und der Führer bezeichnete ein Dorf, das mit ſeinen weißen Häuſern von Kalkſtein uns entgegen leuchtete, und abhängig auf einer kleinen Anhöhe lag. Bald hatten wir die untern Häuſer erreicht, und traten in eine Art Kaffeehaus. Alles ſchickte ſich ſogleich wieder zur Flucht aus dem Hauſe an, indeſſen da unſer Führer mehre begütigend anrief, ſo fanden ſie ſich bald wieder herbei, und umgaben uns neugierig. Der Beſitzer des Hauſes fragte uns endlich, ob wir etwas zu eſſen begehrten, nachdem wir mehre Okkas Wein getrunken und das zähe Maisbrod dazu gegeſſen hatten. Wir bejahten natürlich, und nach einiger Zeit trug derſelbe eine mächtige Schüſſel kohlſchwarzer Suppe auf, die ganz geeignet war, uns an die Spartaniſche zu mahnen. Wir widmeten ihr eine nähere Unterſuchung, und fanden eine Art großer dunkler Linſen oder Wicken, eine Delikateſſe jener Gegend, für die wir ſie auch nahmen, ſie uns wohlſchmecken ließen und uns deutſches Schweinefleiſch dazu dachten. Wir tranken ſodann noch einige Okkas Wein und entſchliefen dieſesmal auf der Erde, auf griechiſchen Decken. Der Grieche, unſer Führer, lagerte ſich zu unſern Füßen.

In ſtarken Güſſen ſtrömte wieder Regen auch dieſe Nacht hindurch herab, und wir dachten beſorgt an unſern morgenden Weg. Der Tag brach an, allein es war keine Möglichkeit hinauszukommen, von allen Bergen rann das Waſſer ſtrömend und reiſſend in die Schluchten. Wir ſahen uns abermals genöthigt, zu bleiben, wo wir waren, obgleich unſer Führer uns ſagte, daß es nach der großen Stadt Dimitzana nur eine halbe Tagreiſe ſei. Der Regen ließ am Mittag nach und wir reiſten ab. Jetzt führte der Weg wieder aufwärts und wir erreichten die Höhe gegen fünf Uhr. Das Wetter hatte ſich ganz aufgeheitert und es zeigte ſich uns dicht gegenüber ein mauer- und häuſergekrönter Berg, die Stadt Dimitzana. Unter uns dehnte ſich eine tiefe Bergſpalte aus. Vorſichtig ſtiegen wir den Pfad an der Seite der Spalte nieder und gelangten weiter unten an eine ähnliche Brücke, wie die geſtrige, die uns über die Kluft hinüber führte. Wir mußten um einen hohen Felſen herumbiegen und gewahrten Verſchanzungen an der Seite, wo Dimitzana lag, ein Zeichen, daß wir uns dem Kriegsſchauplatz wieder näherten. Bald füllte ſich die niedrige Mauer, mit welcher der Ort umgeben war, mit Neugierigen, die uns betrachteten. Als wir uns dem Eingang näherten, kam eine Art Patrouille bewaffneter Griechen uns entgegen und gebot uns, da, wo wir waren, zu halten. Sie kamen vorſichtig näher, allein unſer

Grieche rief ihnen zu: „Philhelleni!“ — Man winkte uns näher zu kommen. Wir hatten die Anhöhe erſtiegen und beſtanden an einer Art von engem Thore ein abermaliges Examen nach Woher und Wohin? worauf wir zu warten bedeutet wurden, und die Patrouille ſich entfernte.

Eben ging die Sonne unter und warf den düſtern Schatten des Berges auf uns, als die Griechen, an ihrer Spitze ein hoher junger Mann, deſſen reiche Kleidung mit Goldſtickereien überdeckt war, wieder erſchienen, und uns freundlich willkommen hießen. Der vornehme Grieche ſchlug wiederum die Arme über die Bruſt und küßte unſre Rockzipfel. Wir traten in die äußerſt engen Straßen der Stadt und man brachte uns in einen Hof, der ganz nach türkiſcher Sitte mit einer hohen Mauer umgeben war, in deren Mitte ein Haus mit vielen Arkaden und Gitterfenſtern lag. — Hier lud nun unſer Führer das Gepäcke ab, und legte es in den Vorhof. Die Griechen waren verſchwunden, wir traten in die orientaliſch reich verzierten Zimmer ein und öffneten eine Thüre, wo wir ſprechen hörten. Mit Entſetzen ſahen wir da einige ſich darin befindende Frauen ihr Geſicht verhüllen; dieſes Entſetzen war jedoch nicht auf unſrer Seite. Zwar traten wir, mit griechiſcher Sitte ſchon vertraut, ſogleich zurück, allein der vornehme Grieche, welcher ſich in jenem Gemach mit befand, ſchoß Flammenblicke des Zorns auf uns, und wir ſahen uns in einer peinlich unangenehmen Situation. Es blieb nichts übrig als um Verzeihung zu bitten, daß wir das Gynäceum betreten, da wir deſſen Nähe nicht geahnet, und mit unſrer minder ſtrengen Landesſitte uns zu entſchuldigen; aber unſer Gaſtfreund blieb dennoch mißtrauiſcher gegen uns, als es ohne dieß in ſeinem Nationalcharakter lag. Er war der Primas von Dimitzana. Wir labten uns abermals an ſchwarzer Linſenſuppe, gutem Weine und herrlichen Südfrüchten, beſonders ſehr ſüßen Zuckermelonen von ungeheurer Größe, auch Honig ſchmückte die niedrige Tafel, um die wir lagerten. Der Mann ſprach gut italieniſch und wir unterhielten uns vortrefflich. Von ihm hörten wir nun die Nachricht ausführlich beſtätigen, daß Kolokotroni ſich mit ſeiner ganzen Macht in Tripolitza aufhalte, und daß allerdings bei Korinth ein vollſtändiger Sieg über die Türken erfochten worden ſei.

Dankbar ſchieden wir am andern Morgen von unſerm Wirth, der uns noch zwei Mauleſel mitgab, damit wir unterwegs reiten könnten, da die Straße nach Tripolitza noch gebirgiger ſei, als die von Olympia nach Dimitzana. Ein drei Fuß breiter gepflaſterter Weg führte von letztgenannter Stadt noch höher und wir erreichten gegen 10 Uhr Morgens den Gipfel eines Berges, von dem ſich eine unermeßliche Ausſicht eröffnete. Ein Theil von Tripolitza mit ſeinem zerſtörten Serail nebſt großen Prachtgebäuden aus den Zeiten der Türkenherrſchaft leuchtete uns aus weiter Ferne entgegen. Eine Burg erhob ſich über der Stadt, die auch wenig mehr als ein Trümmerhaufe dem fernhin ſchauenden Auge erſchien. Seitwärts erblickten wir das Meer mit Zante und die Südküſte von Kephalonia, ſo wie die Weſtküſte mit einem großen Theil Arkadiens mit ſeinen ſchattigen Wäldern und Bergen. Noch ragten hie und da Säulen- und Tempeltrümmer aus alter Zeit grandios in der reizvollen Landſchaft hervor. Der Weg ging bequemer abwärts; links und rechts Weinberge, Feigenbäume, Mandelbäume, die aufs Neue wieder zu blühen begannen. Es war, obſchon Winterzeit, und obgleich das Laub von manchen Bäumen fiel, doch wie heitrer Herbſt, und der Himmel lächelte rein und ſonnig auf uns herab. Kleine Dörfer ſchmückten die felſigen Anhöhen; bald paſſirten wir einen Engpaß, wo kaum die Gipfel ſeiner hohen und ſteilen Felſenwände zu erſehen waren, dann öffnete ſich eine breite von Bergen umſchloſſene Ebene und Tripolitza lag unter uns.

7.

Tripolitza.

Der nähere Anblick der Hauptſtadt des ehemaligen Sandſchak Tripolitza, auf der Stätte des alten Megalopolis, mit ihren Moſcheen und Minarets, den Kuppeln der ſechs griechiſchen Kirchen und dem halbzertrümmerten großartigen Serail war in der That impoſant. Wir ritten raſch darauf zu, und paſſirten wohl eine halbe Stunde lang an einer Unzahl Steinſchanzen aus der Zeit der Belagerung vorüber; auf den Wegen und in Gräben umher lagen noch türkiſche und griechiſche Leichname in modernden Lumpen zerſtreut und unbeerdigt, und es war der Luſt und der Sonne überlaſſen, ſie auszudörren, den Hunden und Geiern, ſie aufzuzehren. Die ſchönen Felder, die ſich bis an den Rand des Gebirgs erſtreckten, waren mit Haidegras überwuchert, und keine Spur von Kultur vorhanden; nur die Weinberge zur

Seite grünten und boten ihre ergiebige Traubenfülle der pflückenden Hand. Ich wünſchte wohl, jetzt jenen Zwei und zwanziger zu verſuchen.

Wir blickten in die Hauptſtraßen von Tripolitza, und betraten ſie. Ein buntes bewegtes Menſchenmeer in türkiſchen und albaneſiſchen Trachten wogte darin auf und ab. Geiſtliche in ſchwarzen Kutten durchkreuzten wie dunkle Punkte das rothe und weiße Gewimmel. Jubel, Geſchrei und Geſang, welcher auch wenig mehr als Geſchrei war, ſchallte uns entgegen; alle Kaffeehäuſer waren voll Trinker und Sänger, ja jedes einzelne Haus war zu einer Trinkſtube oder Kaffeeſchenke eingerichtet. Auf den Straßen klingelten von Strecke zu Strecke jene künſtlichen Fontainen, die ich ſchon in Miſſolunghi ſah, an welchen Ausrufer der gaffenden Menge ihren Meth anprieſen. Juden mit Waffen, türkiſchen Kleidern und koſtbaren Teppichen zogen durch die Straßen, und boten zum Verkauf an; man glaubte ſich auf eine der größten Meſſen verſetzt. Stolzierend, groß und wichtig thuend, reich verziert an Gewändern und Armaturen, gingen Arm in Arm griechiſche Soldaten, und blickten Jedem höhnend über die Achſeln. Kapitanis, angethan mit ſilbernen Schuppenpanzern, drängten ſich mit diplomatiſcher Eile durch die Menge. An größern Kaffeehäuſern ſaßen vor der Thüre auf den geöffneten Läden rauchende Großthuer und tranken Kaffee mit hochwichtigen Mienen. Alle Arten Muſik, meiſtens begleitet mit grotesken Sprüngen und Verrenkungen, zerriß die Ohren und zog, von Tänzern und Poſſenreiſſern begleitet, durch Gaſſen und Straßen, überall ſtehen bleibend, neugierige Augen auf brodloſe Kunſt zu lenken. Unſer Erſcheinen fiel kaum auf, wir verloren uns leicht im Gewühl, und die Griechen unter Kolokotroni hatten ſchon öfter Franken geſehen, die ſie nur dann reſpektirten, wenn die Macht derſelben ihnen entgegen trat. Wir fragten, nachdem wir uns müde geſchaut, endlich nach der Ephorie, die uns denn auch gezeigt wurde. — Ein großer Vorhof mit einer bedeutenden Wache empfing uns, die Wache fragte nach unſerm Stand: — „Philhellenen!“ — wir durften uns wohl mit Recht wieder ſo nennen. Wir wurden gemeldet und eingelaſſen.

Ein griechiſcher Papas im Ornat mit langem Barte empfing uns, wie es ſchien, wohlwollend. — Er fragte, wo wir herkämen? Wir erzählten ihm unſre Reiſeroute, mehre Griechen vornehmen Ranges traten dazu, und wir ſtaunten nicht wenig, als man uns, nachdem man uns angehört, ſehr ungnädig anließ, daß wir unter Maurokordato gedient, ſeiner Parthei uns angeſchloſſen hätten; Maurokordato ſei ein Schurke, der die Griechen um ihre Freiheit betröge, und kurz, ein Schwall von Schimpfwörtern in griechiſcher und italieniſcher Sprache ergoß ſich wie ein Strom über unſern geweſenen Oberfeldherrn von ſeinen Landsleuten. Wir wußten nicht, was wir darauf antworten ſollten, endlich nahm Raybaud das Wort und ſagte: „Wir ſind nach Griechenland gekommen, ihm beizuſtehen, gleichviel unter welchem Kommando, wenn es nur ein griechiſches, aus gleicher Abſicht ſind wir auch wieder hier und bieten unſre Dienſte an.“ — „Der Dictator Kolokotroni,“ klang die Antwort: „wird ſchwerlich Gebrauch von euerm Dienſte machen können, außer vielleicht von denen eines Arztes!“ Jetzt trat ich vor und ſagte: „Ich bin bereit, euch zu dienen, jedoch nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß wir drei zuſammen bleiben.“ Es wurde hierauf erwiedert, der Dictator komme heute noch an, und wir möchten ſelbſt mit ihm ſprechen. — Als wir um einen Platz baten, wo wir bleiben könnten, Einquartierungsbillets oder dergleichen, ſo ſprach ein Kapitani: „Dieſe können wir euch nicht geben, es ſtehen genug Häuſer hier leer, ſucht euch eines aus, in dem ihr bleibt.“

So ſchnöde abgewieſen gingen wir; einmal hatten wir nun unſer Loos ſelbſt erwählt, daher ſchritten wir lachend über den aufgeblaſenen, uns ſchon hinlänglich bekannten griechiſchen Ton hinweg. Ein Unglück konnte über Nacht dieſen hochfahrenden Stolz in knechtiſche Demuth umwandeln.

Bald fanden wir ein Haus, wo wir uns einquartierten; es lag, zwar nur vier Zimmer enthaltend, nahe an der Hauptſtraße, dicht an einer faſt verfallenen Kirche, und wir richteten uns vor der Hand darin ſo gut es gehen wollte ein, um Kolokotroni zu erwarten. Hier erhielten wir endlich vollen Aufſchluß über alle Begebenheiten der neuern Zeit. Das Gouvernement war durch Kolokotronis Trotz und Macht geſtürzt; er wollte ſich keinem Geſetze fügen, außer etwa dem, das er ſelbſt gab.

Nachdem die fränkiſchen Ausländer nach dem Epirus abgegangen waren, ſann Kolokotroni, der noch Patras belagerte, darauf, die läſtigen Feſſeln, einer Regierung untergeordnet zu ſein, abzuwerfen und dieſe Regierung unwirkſam zu machen; hatte ſie doch ihre Macht aus den Händen gegeben. Das Gouvernement hatte Befehle nach Patras an den trotzigen Häuptling erlaſſen, die ihn, ob mit Recht oder Unrecht? aufbrachten, und ſiehe — er hob die Belagerung von Patras plötzlich auf, gieng mit einem Heer nach Argos, verjagte das Gouvernement, und erklärte ſich als einzigen Befehlshaber von Morea. Die Mitglieder der Regierung flohen nach Kaſtri, einem kleinen Orte, Hydra gegenüber, wo ſie in den drückenſten Verhältniſſen lebten. Zu gleicher Zeit hatte Odyſſeus, der ſich mit Kolokotroni entzweit, die Thermopylen geöffnet und es war, wie ſchon früher angedeutet, der Seraskier Dram Ali Paſcha mit mehr als 30000 Mann Türken hereingedrungen und über die Landzunge nach Korinth vorgerückt. Kolokotroni ſchickte ſogleich den Kapitani Sekkeri mit Soldaten dorthin, allein derſelbe wurde gänzlich geſchlagen, und nach Argos zurückgeworfen. Jetzt wollten die Türken mit einer Anzahl Kameele durch die Engpäſſe von Korinth nach Napoli die Romania durchbrechen, allein Kolokotroni griff ſie an, und trieb ſie nach Korinth zurück, wo aus Mangel an Lebensmitteln, Krankheit und Peſt unter dem türkiſchen Heere ausbrach, welche den Reſt der Armee, den Kolokotroni übrig gelaſſen hatte, vollends aufrieb. Reiche Beute war Kolokotroni in die Hände gefallen und dieſes wirkte natürlich mit auf ſeine Umgebung, deshalb der großartige Jubel in Tripolitza! —

Viele von den griechiſchen Soldaten unter Kolokotronis Heer kannten mich, und ich hatte ſchon in den erſten Tagen meines Aufenthaltes in Tripolitza bedeutende Praxis. Kolokotroni hielt mit einer Schaar berittner Griechen ſeinen Einzug und wir beſchloſſen nun ſogleich zu ihm zu gehen und unſre Dienſte anzubieten. Wir thaten es, aber es geſchah, wie uns vorher geſagt worden war, er wieß uns ſchnöde ab, weil wir unter Maurokordato gedient hatten. Abermals blieb uns nichts übrig, als uns auf Glück und die eigne Fauſt zu verlaſſen. Wir beſchloſſen, uns nach Napoli die Romania zu begeben, welches noch immer belagert wurde. Tags darauf, als ich eben bei Kolokotronis Pallaſt vorbei gieng, ließ mich der Dictator durch einen Griechen hinein rufen.

Als ich eingetreten war, wieß mir Kolokotroni einen Platz neben ſich auf dem Polſter an; ſeine Kapitanis ſtanden in Unterwürfigkeit mehr nach der Thüre zu. — „Wie hat Ihnen das Kommando von Maurokordato gefallen?“ fragte er lauernd und liſtig. — „Wir haben uns für das Wohl Ihres Vaterlandes geſchlagen, das Kommando kam dabei nicht in Betracht!“ war meine Antwort. „Ihr ſeid tapfer, ſehr tapfer geweſen!“ — ſetzte er die Rede fort: „aber warum blieben Sie nicht bei mir als Arzt, als ich Sie darum erſuchen ließ und Sie ſo nothwendig brauchte?“ — Ich erwiederte: „Meine damalige Stellung gegen das Gouvernement, gänzliche Unkenntniß der innern griechiſchen Verhältniße und die Gewohnheit, ſich an die beſtehenden Geſetze, die von der Regierung ausgehen, zu halten, ließen mich von Ihnen hoffen, daß Sie mich entſchuldigten." — „Wollen Sie jetzt in meine Dienſte treten?" fragte Kolokotroni weiter. „Ich würde es für ein Glück anſehen;" bejahte ich: „denn ich kam, um für Griechenland meine Kraft und mein Wiſſen zum Opfer zu bringen." — Kolokotroni gab mir ſeine Pfeife zum Fortrauchen, die höchſte Gunſt, die wohl je einem Franken von ihm erwieſen worden iſt, ließ mir eine Taſſe Kaffee bringen und lud mich ein, Bilau mit ihm zu eſſen. Wir unterhielten uns nun längere Zeit über den gegenwärtigen Krieg und über Das, was Griechenland Noth thue, dann entließ er mich und beſtellte mich auf den morgenden Tag. — Meine Kameraden waren ganz erſtaunt, als ich ihnen erzählte, wie gnädig Kolokotroni gegen mich geweſen ſei. Am andern Tag früh 9 Uhr begab ich mich wieder in den Pallaſt; als ich in den Hof trete, wo Kolokotronis Pferde, die ſchönſten, die ich je geſehen, angebunden ſtanden, kam er mir entgegen und begrüßte mich flüchtig. — „Kommen Sie morgen wieder!" rief er: „heute habe ich Geſchäfte auf der Ephorie." — Ich gieng und kam wieder. Kolokotroni war nicht mehr für mich zu ſprechen, und doch wurde ich immer wieder beſtellt. Ich ließ es jedoch bleiben, ferner den Supplikanten zu ſpielen. Er reiſte ab und wir blieben in Tripolitza. In dieſer Stadt waren wir Zeugen ſchauderhafter Beiſpiele der Entartung des griechiſchen Volkes. Ein reicher Grieche, Kaufmann in Tripolitza, hatte die Frau eines ärmern Griechen zur Untreue verleitet. Dieſer ertappt ihn auf der That, zwingt ihm erſt eine Summe Geldes ab, und dann geht er und zeigt ihn an. Mit Geſchrei und Jubel wurde der Verbrecher aus ſeinem Hauſe mehr geriſſen als geführt. Alles ſtrömte zuſammen und nachdem derſelbe ſchon beinahe halbtodt auf einem freien Platz unterhalb der Stadt gebracht war, wurde er mit Händen und Füßen an einen dicken Baumſtamm angebunden und zwei ſtarke Griechen ſchlugen nun ſo lange auf ihn, bis er kaum noch ein Zeichen des Lebens von ſich gab. Dann wurde er abgebunden, ganz entkleidet, und in dieſem Zuſtand durch die Straßen von Tripolitza gejagt, indem die zwei Marterknechte hinter ihm herrannten, und ihn mit dem Stock ſtets zum Weiterlauf antrieben. Wunderbar war es, zu keiner Zeit und an keinem Ort ſah man eine griechiſche Frau auf der Straße, aber bei dieſer ſchmutzigen, alle Scham beleidigenden Execution waren alle Weiber von Tripolitza zugegen.

Ein gefangener Türke, der als Sclave einem Griechen diente, hatte das Gewehr ſeines Herrn geſtohlen, und war entflohen. Allein bald darauf wurde er ergriffen und nach Tripolitza zurückgebracht. Auf demſelben Platz, wo der griechiſche Ehebrecher ſeine Strafe empfangen hatte, wurden dem Türken mit einem ſpitzigen Holz die Augen ausgeſtochen, und nach dieſer grauſamen Operation, welcher die umſtehende Menge mit Jubel zuſah, wurde der Gemarterte an den Baum gehenkt, und ihm ein großes Papier auf die nackte Bruſt genagelt, worauf zu leſen war, was er verbrochen. Solchen Einfluß hatte der türkiſche Despotismus auf die Nation geübt.

Ich ſetzte ruhig meine Praxis als Arzt, die ſich täglich vermehrte, fort, und wurde ſogar eines Tages durch einen kolokotroniſchen Kapitain zu dem älteſten Sohn des Paſcha von Tripolitza gebracht, der mit ſeinem jüngern Bruder und ſeinen ſämmtlichen Weibern von Kolokotroni gefangen gehalten wurde, bis das reiche Löſegeld von Konſtantinopel eintraf. Ein acuter Hautausſchlag hatte die ganze Familie befallen, welche übrigens in einen Hof und ein Haus eingeſperrt war, in deſſen Gemächern vierzig Frauen und Kinder hauſten, kein Wunder, wenn hier auch Krankheiten einheimiſch wurden. Bei dieſer Gelegenheit ſah ich das Innere eines türkiſchen Serails. Mit neugierigen und zum Theil mit verlangenden Feuerblicken betrachteten mich, den Fremdling, die ſchönen Frauen. Es war eine große Gunſt, daß ich ſie unverſchleiert ſehen durfte, allein die Gefangenſchaft hob die türkiſche Etikette auf. Der Sohn des Paſcha und Herr dieſer Weiber ſprach ſehr gut franzöſiſch, und ich fand an ihm wider alles Erwarten einen recht liebenswürdigen jungen Mann, von nur erſt drei und zwanzig Jahren. Bald ſchloß er ſich mit inniger Freundſchaft an mich an, und gab mir manchen Beweis des höchſten Vertrauens, nur bat er ſelbſt mich mehr als einmal, meine Beſuche nicht zu oft zu wiederholen, da Kolokotronis Späher und Aufpaſſer bald Verdacht ſchöpfen und einen Grund auffinden würden, mir gänzlich den Zutritt zu ihm zu verbieten. — Kolokotroni kehrte von ſeinem Streifzug abermals zurück; da ich nicht wieder zu ihm ging, ließ er mich aufſuchen. Bei meinem Erſcheinen in ſeinem Audienzzimmer blickte er mich mit aller Liſt und Verſchlagenheit, die ihm eigen war, an, und begann: „Sie haben auch den älteſten Sohn des Paſcha in ärztlicher Behandlung: wie gefällt er Ihnen?“ — „Ein ſehr kenntnißreicher, angenehmer Menſch,“ erwiederte ich. „Seine Weiber ſind ſchön,“ fuhr der Dictator fort. „Wie die meiſten Frauen des Orients,“ gab ich zur Antwort. „Iſt die Krankheit unter der Familie verſchwunden?“ ging das Ausfragen fort. „Bald!“ war meine unbefangen gegebene Antwort. Ich merkte wohl das Mißtrauen

Kolokotronis, und nahm mich zuſammen. Er begann nach einer Pauſe des Nachſinnens: „Ich werde Sie für die Folge beſchäftigen und Sie nach Argos zu der dortigen Armee ſchicken, die nothwendig einen Arzt braucht, nur muß ich Ihnen ſogleich eine Bedingung ſtellen, nämlich, daß Sie die Tracht meiner Landsleute anlegen, damit Sie unſrer Nationalität dem Aeußern nach ſich nähern.“ „So bald ich in Ihre Dienſte trete, werde ich Ihren Wunſch erfüllen,“ gelobte ich. „Vor der Hand bleiben Sie hier in Tripolitza, ich werde Ihnen fernere Ordre durch einen meiner Kapitanis zuſchicken.“ Mit dieſem Beſcheid war ich entlaſſen, aber die Prüfungen meiner Treue waren bei dieſem jedem Menſchen wißtrauenden Häuptling noch nicht vorbei. Meine Beſuche bei dem Sohn des Paſcha dauerten fort, und bald ſchien der junge Mann etwas Beſonderes mir vertrauen zu wollen, wovon er immer durch Dazukommen eines aufwartenden Griechen verhindert wurde. Eines Mittags trat ich in den Hof, und der junge Muſelmann eilte mir entgegen. „Wir ſind allein,“ begann er leiſe: „ich möchte Sie für Ihr freundſchaftliches Benehmen gegen mich belohnen, allein man hat wir nichts gelaſſen, indeſſen kann ich Ihnen ein Mittel ſagen, Sie vielleicht reich zu machen. Schon lange hatte ich mir vorgenommen, Ihnen dieſes Geheimniß anzuvertrauen.“ — Ich horchte mit größter Erwartung auf das, was kommen würde. — „Kennen Sie die Ruinen des Serails?“ fragte er; ich bejahte. „Waren Sie ſchon darinnen?“ — „Ja!“ — „Nun ſo werden Sie gleich beim Eingange eine nicht allzuhohe Treppe gefunden haben, wenn Sie dieſe erſtiegen, kommen ſie in Gemächer, die mit viereckigen Backſteinen gepflaſtert ſind; in dem zweiten dieſer Zimmer rechts in einer Ecke räumen ſie den Schutt hinweg, erheben die Steine und Sie werden nicht ſehr tief einen ledernen Beutel finden, in welchem koſtbares Geſchmeide und ſo viel Gold enthalten iſt, daß es Ihnen auf eine geraume Zeit ſorgenfreie Tage ſichern könnte. Für mich iſt dieſer Schatz einmal und für immer verloren, ſo wünſchte ich, daß der Mann ihn beſitze, der mir mit ſo vieler Liebe als Freund und Helfer entgegen kam.“ — Ich war erſtaunt und ſah ihn fragend an. „Gehen Sie jetzt,“ fuhr er fort: „damit Sie nicht entdeckt werden, und vor allem bitte ich: — klug, ſehr klug! — Denn es iſt ſchwer, die Griechen mit Liſt zu hintergehen.“

Die Laſt dieſes unerwartet mir aufgebürdeten Geheimniſſes lag mir ſchwer auf dem Herzen, ich fühlte die Beklommenheit eines Geiſterbanners, der in der Stunde der Mitternacht Geiſter beſchwören, Schätze heben, und dabei den Hals riskiren ſoll. Indeſſen ich ging; auf Umwegen wandelte ich durch einen faſt menſchenleeren Stadttheil. Schon brach die Dämmerung ein, als ich das alte Serail erreichte. Ich betrat nicht ohne geheimes Grauen den weiten Hofraum, den noch eine hohe Mauer umgab, und in ſeiner Mitte lag, in Grabesſchweigen gehüllt, das große, öde, verwüſtete Haus. Die Treppe, welche ich ſuchte, fand ich halb unter Schutt; ſchaurig hallte von den Wänden mein eigner Schritt. Hinangeſtiegen fand auch ich das bezeichnete Zimmer, aber dort ſtand ich nun, dem Zauberer gleich, der die Formel vergeſſen. Meine Formel wäre eine tüchtige Hacke und kecker Muth, gleich zuzugreifen, geweſen. Die erſtere fehlte mir, und ſo ging ich, nachdem ich mir die Stelle betrachtet, zurück, um gelegentlich wieder zu kommen. Aber, das iſt ja eine bekannte Sage, wem ein Schatz ſich anzeigt, der muß ihn gleich heben, ſonſt wird er ihm auf immer entrückt. Ich verſchaffte mir ein paſſendes Inſtrument, und ging an einem Mittag, wo gewöhnlich die Griechen in ihren ſchattigen Lauben ruhen, nach dem öden und ſtillen Ort, räumte den Schutt hinweg, fand den Fußboden; die Steine waren nur locker aufgelegt, ich hob ſie mit leichter Mühe, und ſchon war ich im Begriff, die Erde aufzugraben, als ich plötzlich Stimmen im Hof hörte.

Ich ließ mich anfänglich nicht blicken, warf meine Hacke unter die Steine, und lauſchte. Einige Griechen giengen im Geſpräch durch den Hof, ſie hatten ein Geräuſch gehört, ſie betraten die Treppe und ich trat ſcheinbar unbefangen ihnen entgegen. Verwundert und mißtrauiſch blickten ſie mich an, und mochten wohl ahnen, daß ich etwas Beſonderes vorhat. —

Ich verließ das Serail, um gegen Abend zurückzukehren. Kaum konnte ich die Dämmerung erwarten, ich betrat den Ort, aber nur um den Vogel ausgeflogen zu finden, der mir nicht beſchert war; das Loch war vorhanden, die Telle, wo der Beutel gelegen, noch ſichtbar, meine Hacke lag dabei — und der Schatz war gehoben, jedenfalls von den Griechen, die mich ſahen, die Hacke fanden, und meine Arbeit mit dem glücklichſten Erfolg beendigten. Vergebens weckte das unwillige Stampfen des Fußes auf dem Eſtrich, und das „verdammt!“ welches ich ausrief, das leere Echo des Gemäuers.

Den Tag darauf wollte ich wieder zu dem Sohne des Paſcha gehen, mein Leid ihm klagen, und fragen, ob er nicht etwa irgendwo noch einen Schatz vergraben habe? allein der wachehabende Grieche ſagte, ich möchte erſt die Erlaubniß, den Gefangenen zu beſuchen, bei Kolokotroni holen, und warf mir mit ironiſchem Lächeln die Thüre vor der Naſe zu, woraus ich wohl merkte, daß alles verrathen war. Daß ich unter dieſen Umſtänden nicht zu dem Dictator gieng, begreift ſich, vielmehr ſuchte ich in einem abgelegenen Stadttheil eine Türkin auf, welche Dienerin im Serail geweſen war, und in geheimer Verbindung mit dem Sohne des Paſcha ſtand, wie ich von ihm ſelbſt erfahren hatte; auch hatte ich ihr einigemale Aufträge ihres ehemaligen Herrn aus Gefälligkeit überbracht. Von ihr erfuhr ich denn ſogleich, daß Kolokotroni um alles wiſſe, daß wahrſcheinlich das mir mitgetheilte Geheimniß erlauſcht worden ſei, und daß ſie mir dringend den Rath gebe, ſobald als möglich die Stadt zu verlaſſen, wenn ich nicht gewärtigen wolle, unter Meuchelmörderhänden zu fallen.

Von ſolchen Ausſichten keineswegs angelockt, begab ich mich zu meinen Gefährten, ſetzte ihnen den Stand der Dinge auseinander, und wir beſchloſſen, noch in dieſer Nacht Tripolitza zu verlaſſen. Nahe an unſerer Wohnung war ein Kirchhof, auf welchem wir unſern Mauleſel die Zeit unſers Aufenthaltes über hatten weiden laſſen. Wir fanden ihn kräftig und wohlgenährt, packten ihm unſre Sachen auf, nahmen den Griechen, der uns bisher bedient hatte, mit, und ſchlugen in der Nacht um ein Uhr den Weg nach Argos ein.

8.

Kämpfe und Liebe im Archipelagus.

Die Nacht umſchauerte uns kalt auf der Ebene, die wir eine Strecke lang durchzogen. Mit Tagesanbruch erreichten wir eine Art Meierhof, wo wir Halt machten, um Kräfte zu ſammeln, denn vor uns lag wieder ein zu überſteigender hoher Berg. Oben auf der Höhe, erfuhren wir, ſtehe ein griechiſches Pikett, um den dortigen Engpaß zu bewachen. Wir erreichten die Höhe bald, und überſahen von oben vom lichten Morgenglanz beleuchtet noch einmal das paradieſiſche Land um Tripolitza in ſeiner ganzen Schönheit. Eine Menge hoher Steinſchanzen waren von der Höhe aus an der Seite des Engpaſſes aufgethürmt, zwiſchen denen und einer tiefen Schlucht der ſchmale Weg ſich hinzog. Das Pikett fragte uns nicht weiter, und da wir hier eine kleine Abtheilung griechiſcher Soldaten von Kolokotronis Heere trafen, die nach Argos marſchirte, ſo gingen wir mit dieſer weiter. Die Gegend wurde bald öde, waldig und theilweiſe ſumpfig; es ging bald bergab, bald bergauf, bis wir endlich eine Höhe erreicht hatten, von wo aus wir Napoli di Romania, Argos und einen großen Theil von Argolis überſehen konnten, und hinab in den ſpiegelnden Golf von Nauplia blickten. Natürlich mußte die Erinnerung in uns erwachen, wie wir jene Gefilde zuerſt betreten und durchzogen, und unwillkührlich knüpfte ſich an ſie manche bittre Reflexion.

Die Griechen hielten ſich hier nicht gleich uns, mit Betrachtung der höchſt impoſanten und maleriſchen öſtlichen Landſchaft auf, ſondern eilten vor uns weg. Wir ſtiegen nun den Berg hinunter, die Gegend wurde wieder kultivirter, der ſchöne Orangenhain bei Milos grünte uns entgegen. Wir betraten jetzt eine Thalenge, in welcher die Luft ganz verpeſtet war; die Griechen hatten hieher alle erſchlagenen Türken von den Gefechten bei Argos und Milos geſchleppt, und ließen ſie unbeerdigt verweſen. — Bald hatten wir die Ebene um Milos erreicht. Hier bot ſich uns ein neues, aber unerfreuliches Schauſpiel dar. Der Kapudan Paſcha hatte bekanntlich Chios angegriffen und furchtbar verheert und verwüſtet. Einem Theil der Bevölkerung gelang es, dem Tode durch die Flucht, und nach Morea zu entkommen. Dieſe

Unglücklichen landeten bei Milos, ſchlugen dort ein Lager auf, und ſiedelten ſich an. Das erbarmungswürdige Volk lag auf bloßer Erde, unter freiem Himmel, bei den kühlen Nächten, und ernährte ſich vom Betteln in dem benachbarten Argos. Ein ſchmerzlicher Anblick war es für uns; halbnackte Weiber und Kinder fielen bei unſerem Erſcheinen uns gleichſam gewaltſam an, Gaben erflehend. Ja es ſchienen ſich hier alle Bettler Griechenlands eingefunden zu haben, das ganze Lager glich einer unüberſehbaren Bettlerbande, es erſtreckte ſich bis nach Argos. Aber mitten unter den unglückſeligen Heimathloſen ſtolzirten ſchmutzige mainottiſche Soldaten, die Urheber des jetzigen grenzenloſen Elendes der Chiotten. Dieſe lagen mit mancher geretteten Habe ruhig in ihren Zelten, bis einmal plötzlich Nachts die ohnweit des Lagers nach Napoli zu lagernden Mainotten mit Geheul und Geſchrei in das Lager der Chiotten ſtürzten, und: „Türken! Türken!“ ſchrien. Die aufgeſchreckten Hülfloſen brachen eilend auf, flüchteten nach den Bergen, und die Mainotten plünderten nun das ganze Lager aus.

Nach einigem Verzug, während deſſen wir alle Mühe hatten, unſer eignes Gepäck gegen die Raubluſt der Mainotten zu ſichern, trafen wir ein Fahrzeug, mit dem wir uns nach der Inſel Spezzia einſchifften. Mit Tagesanbruch erreichten wir die Küſte dieſer Inſel und waren eben ans Land geſtiegen, als ein Steinregen aus den nächſten Häuſern uns empfieng, welcher uns nöthigte, ſchleunigſt das Schiff wieder zu ſuchen. Ein Haufe bewaffneter Spezzioten, Männer und Weiber, zeigte ſich, und drohte, uns tod zu ſchlagen, wenn wir wagen würden, das Land zu betreten. So hatte ſich der Haß der Griechen gegen die Franken geſteigert. — Wir fuhren nun auf gut Glück nach Hydra zu, um zu verſuchen, ob uns dort eine Landung beſſer glücken werde. In ſechs Stunden hatten wir den Hafen dieſer Inſel erreicht, und traten ans Land. Ein Polizeicommiſſair empfing uns höflich, und fragte nach Stand und Namen, worauf er uns in das unten am Hafen liegende Kloſter zu gehen bedeutete, wo uns ein Zimmer angewieſen wurde. Bald darauf wurden wir zu Miaulis beſchieden. Das Haus des Primaten und Oberadmirals der griechiſchen Flotte lag auf einer ſteilen Terraſſe, an der Seite der Hafenbucht, von wo aus man einen Theil der Küſte von Morea und des Golfs von Nauplia überſehen konnte.

Miaulis empfieng uns höchſt wohlwollend; er war ſehr geſpannt, nähere Auskunft über den epirotiſchen Feldzug zu vernehmen, welche wir ihm denn auch ausführlich gaben. Als er uns fragte, was wir nun zu beginnen geſonnen wären, und welches das Ziel unſrer Wünſche ſei? ſagten wir ihm, daß wir nach unſrer Heimath zurückzukehren gedächten, indem wir weder im Epirus ferner hätten nützen können und ſollen, noch auch Kolokotroni unſre Dienſte angenommen habe. Miaulis hörte uns mit großer Theilnahme, und beſtimmte uns, vor der Hand in Hydra zu bleiben. Hier traf ich den Grafen Jourdain di Manipucllo noch an, indeſſen ſeine pyrotechniſchen Geheimniſſe, ſeine Feuerkugeln und Brandraketen hatten weder die erwünſchten Erfolge, noch die gehoffte Theilnahme gefunden; das Laboratorium war zwar noch vorhanden, aber leer. Doch hatte der Graf dadurch, daß er den Hafen ſehr gut mit Batterien befeſtigte, die jedem Schiffe den Eingang verwehren konnten, viel genützt. Er reiſte ſpäter mit dem Grafen Metara nach Verona ab.

Die türkiſche Flotte hatte die fruchtloſe Blokade in Miſſolunghi aufheben müſſen, auf ihren Schiffen war die Peſt, und am Tage nach unſrer Ankunft zeigte ſie ſich, einhundert und zwölf Segel ſtark, in der Nähe der Inſel; ſie kam, um in den Golf von Nauplia einzudringen, und dieſe Stadt zu verproviantiren. Sogleich begannen unter Miaulis wackrer Führung die bei Hydra und Spezzia liegenden griechiſchen Schiffe gegen die Türken zu kreuzen, und es kam zu manchem Einzelgefecht, ſo daß wir die Kanonade in Hydra deutlich vernahmen. Ich ſaß eben in einem Kaffeehaus am Hafen, als eine griechiſche Brigg einlief, welche ſogleich ein Boot ans Land ſetzte und einen Mediziner an Bord verlangte. Damals war nur ein alter griechiſcher Arzt in Hydra, welcher ſich nicht entſchließen konnte, zu Waſſer und noch dazu in einer ſo kritiſchen Periode, zu gehen. Sogleich bot ich mich an, froh wieder Ausſicht auf nützliche Thätigkeit zu finden, fuhr mit dem Boot nach der Brigg, und mit dieſer nach Spezzia. Einem griechiſchen Schiffskapitain war durch eine Kanonenkugel der Arm zerſchmettert worden. Ich amputirte denſelben glücklich und blieb auf dem Schiff des Kapitains. Es währte nicht lange, ſo ward ein Theil der türkiſchen Flotte wieder ſichtbar, und alles bereitete ſich auf eine Seeſchlacht vor. Die griechiſchen Schiffe ordneten ſich, und bald begrüßten die gegenſeitigen Feinde einander mit ſcharfen Kanonenſalven, daß alles bebte und krachte. Mitten unter dem Feuer und Kugelregen wurde bemerkt, daß eine türkiſche Fregatte in der Nähe von Hydra auf eine Sandbank gerieth, und alsbald wurde ein Brander nach derſelben hingerudert. Schrecken bemeiſterte ſich der Türken auf dem feſtſitzenden Schiff, verzweiflungsvoll war ihre Gegenwehr, allein im Nu hing der Brander an der Fregatte, ein furchtbarer Knall, daß die Wellen ſchäumend aufflogen und ſich mit der aufſteigenden ſchwarzen, alles verfinſternden Wolke miſchten, dann ward es hell — aber von Brander und Fregatte und türkiſcher Mannſchaft war keine Spur mehr zu ſehen. Dieſes Ereigniß lähmte die Heftigkeit des Angriffs der übrigen türkiſchen Schiffe auf die griechiſchen in etwas, doch dauerten die Gefechte und Angriffe von beiden Seiten drei Tage lang fort; die Türken vermochten nicht, in den Golf zu dringen, und nachdem ſie eine nicht geringe Anzahl Schiffe und Mannſchaft verloren hatten, ſuchten ſie die freieren Gewäſſer des Archipel, verfolgt von den griechiſchen Schiffen, die ſie zum Theil bis in den Golf von Smyrna jagten.

Hierauf kehrte ein Theil der griechiſchen Flotte nach Hydra zurück, und ich betrat wieder dieſe Inſel, wo ich nun, da ich mit vielen Hydrioten bekannt geworden war, bald Praxis erhielt, denn dem alten hydriotiſchen Arzt wollte es nicht mehr gelingen, mit religiöſen und abergläubigen Ceremonien, mit Zauberſprüchen und Amuletten Wunderkuren zu verrichten, weil an alle dieſe der Glaube wankte, und die Talismane zerſchoßne Knochen nicht heilten. Ueberall wurde ich hingehohlt und meine Umſtände verbeſſerten ſich ſehr erfreulich; beſonders war ich faſt täglicher Gaſt bei Miaulis, in deſſen Familie ich bisweilen vergeſſen lernte, daß ich in Griechenland war. Miaulis hatte viele Seereiſen gemacht, manches Wageſtück an der ſpaniſchen und franzöſiſchen Küſte beſtanden, er hatte gewagt, gewonnen und verloren, und dennoch dadurch wieder ein bedeutendes Vermögen erworben. Eine zweite Familie, in welcher ich gleichſam als Mitglied betrachtet wurde, und bei der ich ſogar auf wiederholtes Bitten meine Wohnung nehmen mußte, war die von Apotre-Steffanidy. Dieſer Mann war in Frankreich erzogen, hatte in Smyrna die Kaufmannſchaft erlernt und ſich dort verheirathet. Seine Frau, erſt dreizehn Jahre alt, war eine reizende Orientalin, blühend ſchön, und feurig, wie die Töchter ihrer Heimath. Sie würde als ein wahres Ideal von Frauenſchönheit erſchienen ſein, wären ihre Reize nicht durch die ihrer erſt zwölfjährigen Schweſter Aglaja in Schatten geſtellt worden. Dieſes herrliche Mädchen, in entfalteter Jungfrauenblüthe prangend, erſchien jenen Ueberirdiſchen gleich, die zur Erde herabgeſtiegen waren und im Rauſche ſüßer Liebesglut das kabbaliſtiſche Wort vergeſſen, das ſie zum Himmel wieder emporflügeln konnte, oder vielmehr, ſie ſchien geſchaffen, ſelbſt einen Seraph dem Himmel entrücken und ihm die Seligkeit vergeſſen machen zu können. Die Familie lebte faſt ganz auf fränkiſche Weiſe, daher genoſſen die Frauen mehr Freiheit, als dieſelben überhaupt außerdem in Griechenland genießen, und es währte nicht lange, ſo merkte ich an den oft dauernd auf mich gehefteten Blicken Aglajas, an ihrem Erröthen, ihrem oft befangenen Weſen und Unruhe verrathendem Zittern, daß ich mehr Eindruck auf ihr Herz gemacht, als mir in meiner Lage lieb ſein konnte. Ich ſelbſt hätte einen Marmorſtein ſtatt des Herzens im Buſen tragen müſſen, wenn ich gegen das halbe Entgegenkommen eines ſolchen zum wonnevollſten Genuß geſchaffenen, nur Gluth der Liebe athmenden Mädchens mich mit Unempfindlichkeit hätte waffnen wollen und waffnen können. Die reizende Smyrniotin mied keineswegs die Gelegenheit, die ſich bisweilen darbot, mit mir allein zu ſein, und es begann zwiſchen uns, ohne daß ich es eigentlich wollte, unvermerkt ein zärtlich trauliches Einverſtändniß, das, anfangs ein Roſenband, doch am Ende, wenn ich ſelbſt es angeknüpft, zur Kette werden konnte, die mich für immer an Hydra feſſelte.

Es fiel in mein unruhiges und bewegtes Leben wieder ein heller Sonnenblick; es ging mir wohl und wurde mir wohl unter den guten Menſchen, zu denen mein wechſelvolles Loos mich geführt. Nicht ſobald fühlte ich mich heimiſch, als ich auch wieder meine geliebte Kunſt übte, der ich ſo lange untreu ſein mußte. Welche Gefühle durchbebten mich, wenn ich auf dem Dach des Hauſes, den Blick der amphitheatraliſch um den Hafen aufſteigenden, leicht und zierlich gebauten Stadt zugekehrt, die Saiten ertönen ließ, und deutſche Lieder ſang! Aglaja ließ ihre dunkeln Augen mit ſchwärmeriſchem Ausdruck auf mir ruhen, ſie verſtand nicht, was ich ſang, aber ſie errieth den Inhalt der Lieder aus Ton und Klang, und ſeufzte bisweilen unbewußt zu dem ſchmachtenden Geſäuſel der Saiten.

Aber mit den deutſchen Liedern ſang ich mir ſelbſt wieder das Heimweh und die Unruhe in die Seele.

Steffanidy fand mit den Seinen ſo viel Wohlgefallen an mir, daß er mich auf alle Weiſe zu feſſeln ſuchte, und ſich alle Mühe gab, mir den Aufenthalt in Hydra angenehm zu machen. Er rollte hellfarbige Hoffnungsbilder vor mir auf, ja ſein Wohlwollen und Vertrauen ging ſo weit, daß er allen Ernſtes daran dachte, mich mit ſeiner jungen und ſchönen Schwägerin zu verbinden. Die Orientalinnen, dieſe Kinder einer glühenden Sonne, verſtehen nicht ſo, wie die weniger Leidenſchaft fühlenden Nordländerinnen, die Gluth ihrer Empfindungen zu bemeiſtern oder doch zu verbergen, daher mochte wohl bald mein Gaſtfreund wiſſen, wie er mit Aglaja daran war, und noch früher als er, konnte ſeine Gattin durchſchauen, welche Wünſche und Hoffnungen im Bezug auf mich das ganze Sein ihrer Schweſter erfüllten.

Ich ſelbſt ſann oft lange nach, was ich beginnen ſollte. Hatte ich in der Heimath noch zu hoffen? und was? Sollte ich noch länger als Abenteurer die Welt durchziehen? mich faſt geſchäftlos umhertreiben? — Jetzt, wo ich meine Zeit bald auf den Schiffen, bald auf der Inſel zubrachte, und hülfreich wirkte, fühlte ich lebhaft, wie wichtig und nützlich ein beſtimmter Beruf für das Leben des Mannes iſt, und ſo reiſte allmählig der Entſchluß halb und halb in mir, in Hydra zu bleiben, und ein Glück, das ſich ganz ungeſucht und in der lockendſten und reizendſten Geſtalt mir bot, nicht von mir zu weiſen.

Es kam dahin, daß ich ſolche Entſchlüſſe meinen beiden Gefährten Raybaud und Gellmann, die zur Abreiſe von Hydra drängten, eröffnete. Ich ſetzte ihnen auseinander, wie günſtig die Umſtände ſich gegenwärtig für mich geſtalteten, wir nahmen mit naſſen Augen Abſchied, und ſie ſchifften ſich nach Athen ein.

Aglaja war meine Schülerin im Geſang und auf der Laute geworden; nichts iſt geeigneter, als die Muſik, die zärtlichſten Gefühle zu entzünden. Muſik iſt ein Sieger, der bekränzt durch die offnen Thore der Herzen zieht, und dem die Affekten ein ſtürmiſches Hoſiannah jauchzen.

Eines Tages überraſchte mich Steffanidy mit der vertraulichen und ſehr offnen Frage: ob ich wohl ſeiner Schwägerin meine Hand geben würde, wenn die Familie es zufrieden wäre? — Dieſe Frage veranlaßte mich, dem wohlwollenden Freund meine Schickſale zu erzählen, bevor ich ſie entſchieden beantwortete. Dieß that ich, nicht ohne Unterbrechung, an mehrern Tagen. Als ich geendet hatte, umarmte er mich, und ſprach: „Nachdem, was Sie gethan und gelitten, ſind Ihre Schwüre gelöſt! Wie können Sie noch hoffen und glauben, daß für Sie unter den erzählten Verhältniſſen ſich jemals Ihr Geſchick im Vaterland zum Beſſern wende werde? Hoffen Sie nicht darauf, hier ſind Sie ſchon im Beſitz, dort ringen ſie erſt darnach. Und wie? hier, in einem Ihrer Heimath ſo fernen Lande, wie ungewiß iſt Ihre Hoffnung, Ihr Vaterland wieder zu ſehen, wie noch viel ungewiſſer, dort zu finden und zu erringen, was Sie nicht erringen konnten, als Sie gegenwärtig waren!“

Es fiel mir ſchwer, ſeinen freundlichen Anträgen ausweichend zu antworten, und dennoch ſagte mir eine innere Stimme: „Bleibe nicht, wandre!“ Und ich fühlte ſtärker als je den Magnetenzauber der Heimath und der alten Liebe. — Ich ſagte Steffanidy, daß ich an mein ungewiſſes Loos ſeine liebreizende Schwägerin zu feſſeln, für Unrecht halte, daß er doch die Sache noch einige Zeit anſtehen laſſen möge, bis ich die Ueberzeugung gewonnen habe, daß in Hydra meine Exiſtenz feſt ſtehe. — Er ſchien etwas empfindlich, daß ich ſeinen Antrag nicht unbedingt und freudig, wie er erwartet haben mochte, annahm, zumal da er nur mein Glück zu begründen wünſchte. Ich that einen ſelbſtprüfenden Blick in mein Inneres und da gewahrte ich, daß ich mir Vorwürfe zu machen hatte; ich hatte durch vielleicht zu große Freundlichkeit Aglajas Herz aus ſeiner ſchuldloſen Unbefangenheit geriſſen, obgleich mein eignes Herz dabei litt, denn der Beſitz eines eignen Heerdes, durch den einer ſo ſchönen und anmuthvoller Frau gegründet und geſichert, war ein Glück, das tauſend Andre freudig ergriffen hätten, allein Griechenland war nicht der Boden, in welchem ich, nach meinen Erfahrungen darin, die Hoffnung meiner Zukunft bauen konnte und wollte. Es blieb mir nichts, als zu entſagen, und meinem Verhängniß zu folgen, das aus dem ſichern Hafen der Inſel Hydra mich in die tobenden Wellen meines Lebensmeeres zurückſchleuderte, und an mancher Brandung noch vorüberführte.

Mein Entſchluß und deſſen Ausführung wurden mir nicht allzuleicht, und gingen nicht ab ohne Kampf. Die feurige Smyrniotin erkannte nicht ſobald aus meinem Benehmen, daß ich zwar immer noch die Rolle eines ihr liebevoll zugethanen Freundes fortzuſpielen ſchien, aber doch nicht Erwiederung ihrer glühenden Neigung bieten, und in ein immer engeres Verhältniß mit ihr treten wolle, als zunächſt Eiferſucht es war, welche auf das Heftigſte in ihr erwachte. Aglaja glaubte ſich von mir auf das Innigſte geliebt, und fürchtete eine Nebenbuhlerin. Es fehlte nicht an Vorwürfen, an Zorn und an Thränen, ja es kam zu der Drohung, ſich von einem Felſen in das Meer zu ſtürzen. Mir wurde bei dieſen Triumphen, die meine Eitelkeit hätte feiern können, nicht wohl zu Muthe; dieſe feſſelloſe Flamme hatte ich in ſolcher ungeſchwächten Jugendgluth weder erwartet, noch überhaupt je erlebt; dieſes bis zum Wahnſinn verliebte Kind, das freilich kein Kind mehr war, ſetzte mich in die fürchterlichſte Verlegenheit, und der Ausbruch ſolch ungebändigter Gluth mußte mich um ſo mehr in meinem Vorſatz beſtärken, denn ſelbſt unter den günſtigſten Verhältniſſen konnte aus der Verbindung mit einem alſo lodernden Leidenſchaftvulkan kein Heil abzuſehen ſein. Ich beſchloß heimliche Flucht, und ſchaffte nach und nach meine Sachen aus dem Hauſe Steffanidy's.

Als Aglaja wahr nahm, daß ich kälter gegen die Offenbarung ihrer verzehrenden Neigung blieb, wurde ſie ſtill. Die Purpurblüthe ihrer Wangen wandelte ſich in die Farbe des pariſchen Marmors, und ich mußte einen doppelten Kampf gegen mein Herz und gegen mein Mitleid beſtehen, ſo daß mein Entſchluß aufs Neue wankte. Ich mußte das ſüße Mädchen täuſchen, ich durfte ihr nicht alle Hoffnung rauben. Verdamme mich, wer da will und kann, daß ich Aglaja wie Theſeus ſeine Ariadne auf Naxos tröſtete, und meinem eignen Glück aus den Armen floh.

Ich hatte Thränen im Auge, als in ſtiller Mondnacht ein ſchnelles Fahrzeug mich nach Egina trug.

Wunderſam leuchtete der ſternenbeſäte Himmel in die Gewäſſer des Archipels. Spiegelglatt war das Meer, in dunkler Ferne hoben ſich wie nachtgraues Gewölk die Berge, die den Eginetiſchem Golf umgürten. Ich fuhr ſchweigend, wie auf Acherontiſcher Welle, und richtete zum Himmel die ſeufzende Frage: „Wäre mir nicht beſſer, ich läge unten in dieſem kriſtallenen Bette, wo es am tiefſten iſt?“ —

In Sorgen und Kümmerniſſen entſchlief ich endlich auf dem leichten Nachen, und erwachte erſt, als der Goldſchimmer des Oſtens ſich im Wunderſpiegel des Aegäiſchen Meeres tauſendfarbig brach, und ſeine Roſen auf die Inſelberge der Cykladen ſtreute. Ich fuhr ſchon oberhalb der Bucht von Mathama, längs der Küſte von Morea hin. Der friſche Hauch des Morgens webte ſüßen Orangenblüthenduft über die ganze Meeresfläche. Ein dunkles Gehölz von großen Orangen- und Zitronenbäumen zog ſich ſanft einen Hügel hinan. Alle Bäume ſtanden in der Blüthe und betäubend wirkte der würzige Geruch auf meine Sinne. Egina lag uns gegenüber und um neun Uhr war, wegen gänzlicher Windſtille, die Inſel durch Rudern erreicht. Ich ſtieg aus, und erkundigte mich, ob nicht Schiffgelegenheit nach Athen da ſei, um wo möglich meine beiden Reiſegefährten wieder zu finden, allein dieſe fehlte; nur Fiſcherkähne lagen am Strande, an welchem eine Anzahl gut gebauter Häuſer ſtand; weiter hin zog ſich der Ort mit Kaufmannsläden und Boutiken. Ich fand keinen Grund, auf Egina zu verweilen, ſondern miethete einen Fiſcher nach dem Golf von Athen, fuhr am Abend weg, und langte in der Nacht am Porto Leone an.

9.

Athen.

Der erſte Strahl der Morgenſonne zeigte mir, daß ich klaſſiſchen Boden betreten. Die Treppen und Mauern rings um den Hafen, die Säulenreſte und Marmorblöcke, alles deutete auf eine reiche und große Vergangenheit hin. Gigantiſch erhob ſich in einiger Entfernung die mauergekrönte Felſenburg, Land und Meer überragend und weithin überblickend. Ohne Verzug miethete ich einen Griechen mit ſeinem Mauleſel, um mir als Wegweiſer und Gepäckträger zu dienen, und verließ die verſandete und ſeichte Hafenſtätte des alten Munychia.

Der Weg führte durch einen dichten Olivenwald, durch welchen hin und wieder Ruinen einer bedeutenden Waſſerleitung ſich zogen. Als wir aus ſeinem Schatten traten, nachdem ſich der Weg eine Stunde in ihm fortgezogen hatte, erblickten wir das heutige Athen; klein und armſelig lag die Stadt, die einſt

60 Stadien, faſt drei deutſche Stunden, im Umfang hatte, um die hohe Akropolis, überragt aber von den mächtigen Trümmern jener erhabenen Kunſtbauten, die eine Bewunderung aller Zeiten ſind. Ich ſah von Weitem die Tempelſäulen des dem Zeus Olympius geweihten, rieſigen und umfangreichen Heiligthums, die Säulenreſte des Theſeustempels, des Parthenon, das Denkmal des Philopappus; das Odeum des Herodes Attikus mit ſeinen hohen Fenſtergewölben ragte noch majeſtätiſch über die Stadt empor, deren kleine Häuſerchen einen ſonderbaren Kontraſt zu den Rieſenreſten alter Zeit bilden. Die ganze architektoniſche und nun zerſtörte Prachtfülle der Perikleiſchen Herrlichkeit that ſich vor meinen ſtaunenden Augen auf, ohne daß ich wußte, wohin ich zuerſt blicken ſollte, und was ich erblickte. Doch ich betrat die ehemalige Hauptſtadt der civiliſirten Welt, und glaubte mich in das elendeſte Dorf verſetzt. Häuſer von einem Stock, niedrig und vom Lehm gebaut, bildeten die Straßen, die durch ſehr üble Gerüche verpeſtet waren. Auf einem kleinen Platz in dem Innern der Stadt angelangt, welcher einen Markt zu bilden ſchien, ſah ich enge ſchmutzige krumme Straßen rechts und links auslaufen und nur hie und da ein ordentliches Haus. Ich lenkte meine Schritte nach der Wohnung des öſtreichiſchen Conſuls Gropius,

von dem ich ſehr vortheilhaft hatte reden hören. Sein Haus glich einem großen Serail, denn in demſelben hielten ſich 200 gefangene Türkinnen auf, die der Conſul damals, als die Feſtung übergeben wurde, gegen die Wuth der Griechen in Schutz nahm, und welche nun täglich ihre Erlöſung hofften.

Neugierig und mit verliebten Blicken umſchwärmten mich die zum Theil reizenden Türkinnen, als ich die obern Gemächer betrat, und ſie ſahen gar nicht aus, als ob ihnen viel daran gelegen ſei, aus ihrer Gefangenſchaft befreit zu werden, da ſie hier von allem türkiſchen Zwang befreit, ganz frei herumgehen und ſich ungenirt mit allen Männern unterhalten konnten. Ich legte meine Gepäcke in dem Conſulate ab. Gropius empfing mich als deutſcher Landsmann mit aufrichtiger Geſinnung; bedauerte mich, daß ich nach Griechenland gekommen ſei, und lud mich ein, mich in ſeinem Hauſe zu behelfen, was ich unbedingt gern annahm, obgleich ich noch nicht ſah, wohin ich mich hin placiren ſollte, da alle Zimmer von Weibern beſetzt ſchienen. Bei dem Conſul fand ich auch den Profeſſor Stäbli, einen Schweizer, den ich früher ſchon in Korinth geſehen; er bekleidete den Poſten eines Sekretairs. Mit ihm durchwanderte ich die Stadt. Einige Kapitanerien von Odyſſeus lagen in Athen, die Akropolis ſelbſt hatte ein gewiſſer Gouras inne. Dieſer Gouras hatte, als Schäfer verkleidet, mit hundert Anhängern die Beſatzung des Odyſſeus auf der Akropolis überrumpelt und vertrieben, und die Nachricht davon mit dem Schlüſſel der Burg ſelbſt an den Feldherrn geſchickt. Odyſſeus verzieh ihm dieſe Keckheit und traute dem Falſchen; er ließ ihm das Kommando der Akropolis, dafür ſtürzte der Undankbare den Gebieter einige Jahre ſpäter von der Felſenhöhe herab, und entledigte ſich ſo der Feſſeln, die der Feldherr für ſeinen Uebermuth ihm anzulegen gedachte.

Der Reiz des klaſſiſchen Alterthums feſſelte meine Aufmerkſamkeit, und wir lenkten daher unſre Schritte zunächſt nach dem Theſeustempel. Auf der Plattform deſſelben angelangt, wo man die Stadt überſehen konnte, in welcher allenthalben wunderlich antike Gebäude aus den elenden Hütten hervorſahen, erblickten wir einen Mann im Nachdenken verſunken unter den vordern Säulen des Tempels auf den Treppenſtufen ſitzen. Wir kommen ihm näher, er blickt auf und mit dem Ausrufe der höchſten Freude liegen wir einander in den Armen. Es war Phillas, einer meiner intimſten Univerſitätsfreunde und Hausburſche in Jena. Täglich waren wir dort zuſammen und oft ſprach er davon, daß ich in ſeiner Vaterſtadt Athen ihn dereinſt beſuchen ſolle. Unſre Freude war groß. Sogleich ſchlug mir derſelbe vor, bei ihm zu bleiben, was ich denn ſogleich annahm. — Wir ſtiegen nun die alte Stadt hinauf und kamen unten am Fuße der Akropolis zu dem Rednerſtuhle des Demosthenes, nah demſelben, gegenüber, zeigte mir Stoli eine Höhle des Pan. Von da gingen wir nach der Feſtung ſelbſt, wo wir das erſte Thor paſſirten, rechts war eine kleine Pforte, durch welche wir zu dem Theater des Herodes Attikus kamen. Von dieſem Alterthum ſteht noch die ganze vordere Mauer mit koloſſalen Bogenfenſtern. Dem Theater gegenüber geht man nach dem Denkmale des Philepappus, welches noch ganz erhalten iſt und der Zeit getrotzt hat. Von da aus fingen die Ruinen der Stadtmauer des alten Athen wieder an. Im Abſteigen des Hügels findet man auch an der Mauer den Kerker des Socrates, welcher eine kegelförmige Geſtalt hat und nur von oben durch ein kleines Loch geöffnet war, durch welches die Opfer des Todes gebracht wurden. Allein jetzt ſind zwei Thüren vorhanden, wo man eintreten kann. Nah an dem Kerker befinden ſich noch zwei ſtubenähnliche Räume, die wahrſcheinlich noch dazu gehörten, in welchen ſich eine aus Stein gebauene Badewanne vorfand. Weiter links iſt noch ein altes Begräbniß. In der Stadt ſind noch Mauerreſte von koloſſaler Größe erhalten, ſo das ſogenannte Kaufmannsthor, ein ungeheurer Bogen, durch welchen jetzt zwei ſchmutzige Straßen ziehen. Den Tempel des Aeolus hatten die Türken zur Moſchee, und dieſe die Griechen zur Ruine gemacht. Wir betraten die Propyläen, dieſes ſtolze Alterthum, und die Akropolis, einſt eine wahrhafte Götter- und Tempelſtadt für ſich. Beim Eintritt in deren Inneres ſahen wir eine Maſſe der elendeſten Häuſerchen, Lumpen aller Art waren auf den Straßen zerſtreut. Weiter hinter dieſen kloakähnlichen Gaſſen hob ſich der Minerventempel, der hehre Parthenon, ein Prachtgebäude einzig in ſeiner Art. Die Marmorſäulen ſtehen noch in großer Anzahl und tragen den vordern Giebel. Der hintere Theil des Tempels und eine große Anzahl Säulen ſind durch das Auffliegen eines Pulvermagazins der Türken eingeſtürzt und liegen in Trümmern umher.

Es würde vermeſſen ſein, wollte ich die Reſte des helleniſchen Alterthums in Athen zu ſchildern verſuchen; um ſie zu würdigen und zu beſchreiben, fehlen mir eben ſo ſehr die Vorkenntniſſe, als mir bei meinem Aufenthalt in Athen Zeit und Gelegenheit mangelten, ſie genau kennen zu lernen. Es würde Eulen nach Athen tragen heißen, wenn ein Laie wagen wollte, was ſelbſt für gelehrte Archäologen keine leichte Aufgabe iſt. Ich kann nur ſagen, daß der Anblick dieſer zahlreichen und zum Theil herrlichen Trümmer den Eindruck auf mein Gemüth nicht verfehlte, den ſie auf jeden denkenden und fühlenden Menſchen machen müſſen.

Nach unſrer Wanderung zog ich zu meinem Freund Phillas, der zwar eines der größten Häuſer in Athen beſaß, allein in welchem auch nichts zu finden war, als eine Decke, worauf er ſchlief. „Du ſiehſt, Freund!“ ſprach er: „wie bald man im Kriege arm werden kann; es könnte ſich Dir zwar der Gedanke aufdrängen, als hätte ich dieſe Armuth in meiner Umgebung ſelbſt herbeigeführt, allein dem iſt nicht ſo. Alles, was ich vom Vermögen beſaß, habe ich zur Befreiung meines Vaterlandes hergegeben. Ich bekleidete früher hier einen angeſehenen Poſten, allein ich zog mir Feinde deshalb zu, weil ich meine Landsleute civiliſirter machen wollte, die mit entmenſchter Grauſamkeit im Anfange des Krieges wütheten. Man ſchrie mich für einen Türkenfreund aus, man verfolgte mich, ſchwur mir den Tod, und ich mußte im Augenblick meinen Lieblingsgedanken entſagen, etwas zur Kultur meines Vaterlandes beizutragen.“

Ich ſuchte ſeine Verlegenheit, mich anſtändig zu bewirthen, die aus ſeiner Armuth entſprang, dadurch zu verſcheuchen, daß ich die Hoffnung ausſprach, durch meine Kunſt meinen Unterhalt zu verdienen, und daß ich in dieſer Beziehung ihm nicht zur Laſt fallen wolle, und blieb bei ihm.

Zu dieſer Zeit langte auch das Regiment Gouvernatis an, welches über Salona nach Athen ſich durchgeſchlagen hatte, aber in dem erbärmlichſten Zuſtand war. Mit dem Regimente kamen die noch übrig gebliebenen Philhellenen, die uns, als wir von Miſſolunghi weggingen, den Tod geſchworen hatten. Wie waren ſie demüthig geworden! — Mit beiſpielloſer Freude ſahen ſie mich und wunderten ſich, daß ich anſtändig gekleidet einher ging, zwar in griechiſcher Tracht, allein in keinem Vergleich mit ihnen, die zerriſſen und zerlumpt kaum ihre Blößen zu decken vermochten. Viele vom Regimente und den letzten Philhellenen waren durch Elend und Krankheiten aller Art hingeſtorben, und den noch Lebenden ſah der Hunger aus den Augen. Das Regiment ſetzte ſich nach einem Tag Ruhe ſogleich wieder nach Megara in Bewegung, wo es den Engpaß beſetzen ſollte. — Ich rieth den Philhellenen, im Fall ſie nicht mehr ins Feld rücken möchten, ſich an Conſul Gropius zu wenden. Sie folgten meinem Rath, und er ließ ſie auf die Inſel Zea einſchiffen.

Täglich beſuchten Phillas und ich den Conſul Gropius, für deſſen freundliche Aufnahme ich ihm nie genug Dank darbringen kann.

Eines Tags fand ſich mit einemmale eine Menge Griechen in Athen ein, welche die Nachricht verbreiteten, Odyſſeus komme mit ſeinen Kapitanis in die Stadt. Dieſer trotzige Heerführer traf in der That ein, und hielt ſeinen Einzug auf die ſonderbare Weiſe, daß er zu Fuße ſo ſchnell laufend, daß kaum die Pferde ſeiner Kapitanis ihm nachkommen konnten, daher gerannt kam. Sogleich beſchloß ich, mich bei Odyſſeus zu melden, und ihm meine Dienſte von Neuem anzubieten.

Am andern Tag ging ich hin. Ich fragte zuerſt nach Nikitas, dieſer wurde herbei gerufen; er kannte mich nicht ſobald in meiner griechiſchen Tracht, bald aber umarmte er mich herzlich und überhäufte mich mit theilnehmenden Fragen, daran er die: „Wie iſt es Ihnen ergangen? gleich ſelbſt leicht ſeufzend mit: ſchlecht, ſehr ſchlecht!“ beantwortete. Er lud mich ein, ihm in ſeine Zimmer zu folgen und ſprach: „Kommen Sie herein, ich habe meine Zither mit! — ſpielen Sie, wir ſind noch immer eifrige Zuhörer!“ „Mein verehrter Freund!“ erwiederte ich ihm: „nach ſo langer Zeit, und nachdem was ich in Ihrem Land erlebt, und vielleicht noch erleben werde, iſt mir das

Zitherſpielen faſt ganz vergangen, die Würfel fallen hier eiſern, und ich glaube, daß dieſer Klang alles Saitenſpiel übertönt.“ „Närriſches Zeug!“ antwortete leichthin ſcherzend der Turkophage, der unterdeß, ſeit ich ihn nicht geſehen, immer mehr zum Schrecken der Türken geworden war, und ganze Heeresmaſſen derſelben mit ſeinen Schaaren vernichtet hatte: „immer Muſik, die belebt erſt das Leben, und wenn es noch ſo ſchlecht wäre!“ — Wir traten vor Odyſſeus, er ſaß auf einem Polſter, neben ihm ſeine beiden Lieblinge — zwei ganz junge und ſchöne Knaben. — Er erkannte mich ſehr bald wieder und gönnte mir einen Platz auf ſeiner Ottomanne. — Ich brachte mein Anliegen vor, erzählte ihm kurz meine gehabten Schickſale, und bat um Beſchäftigung entweder unter ſeiner Armee, oder in Athen. — „Franke!“ ſagte er: „Du warſt treuer, als einer Deiner Landsleute; ich werde Dich brauchen können, bleibe hier, ſpäter das Nähere.“ Nikitas, der, nachdem er mich vorgeſtellt, das Zimmer verlaſſen hatte, ſtürzte wieder auf mich zu, umarmte mich, und wir gingen Arm in Arm in die Stadt, ſuchten Phillas und mit ihm eine gute Reſtauration auf. Nikitas merkte bald, daß es mit unſern Kaſſen ſchlecht beſchaffen war, und hatte ſeine Spötteleien darüber, dann aber ſprach er zu mir: „Ich war einſt glücklich und zufrieden in Deiner Nähe; dadurch haſt Du ein Recht auf meine Freundſchaft und Liebe. Das Gouvernement, welchem Du damals ſo treu anhingſt, hat Dir Deine Mühe nicht bezahlt, es iſt Dein Schuldner noch, und dafür mußt Du jetzt leiden, ich aber theile mit Dir!“ — und ſomit griff er in ſeinen Buſen, brachte eine ſchwere Börſe heraus und drückte ſie mir in die Hand. „Ich war Dein Schuldner, nimm und erwähne nie, was ich Dir gab.“ — Ich nahm den Beutel an, und umarmte ſtill meinen griechiſchen Freund, der als ein Phänomen von Güte in jener Zeit mir erſchien. Bis tief in die Nacht ſaßen wir; die Zither war da und ich mußte, ſo ſchwer es mir wurde, ſpielen und ſingen. Nikitas vergoß wieder Thränen der Freude, ſeine Soldaten fanden ſich ein und tanzten wie früher bei den Thermopylen. —

Am andern Tage verfügte ich mich wieder zu Odyſſeus, um zu hören, wie er mich zu verwenden gedenke. Alles trat ab, ich nahm Platz an ſeiner Seite, er begann: „Du ſollſt bei mir Dienſte haben, allein Du bekommſt eine ſehr gefahrvolle Stellung, merke auf und falle mir nicht in die Rede. Gouras hat meinen Griechen die Akropolis weggenommen; ich konnte damals ihm dieſelbe nicht wieder abnehmen, weil er großen Anhang in Theſſalien hatte und leicht Meutereien gegen mich entſtehen konnten. Ich glaube nicht, daß Gouras ſo treu iſt, als ich es von einem meiner Kapitanis verlange; (wie wahr ahnete er!) Ich ſtelle Dich auf der Akropolis als Arzt an, attachire Dich unmittelbar an ſeine Seite. Gegen Dich hat er kein Mißtrauen, und Du wirſt mir von ſeinen Bewegungen ſowohl, als überhaupt von ſeinem Benehmen fleißige Nachricht geben. In dieſem Hauſe, wo wir uns befinden, ſind ſtets ſechs Soldaten zu Deinem Befehl bereit, benutze ſie, wie Du immer für nöthig hälſt, ich ſtelle ſie Dir zur Verfügung! Treue belohne ich, Untreue beſtrafe ich mit dem Tod!" — Er ſtand auf und ging, ohne meine Antwort gehört zu haben, und wie es ſchien, ohne ſie hören zu wollen. Was ſollte ich thun? zum Spion fühlte ich weder Luſt noch Talent in mir; von jeher war mir ein Aufpaſſer in Grund der Seele verhaßt geweſen, daher beſchloß ich, lieber eine ſolche Verſorgung zu miſſen, als dieſe unehrenhafte und gefahrvolle Bahn zu betreten.

Odyſſeus war für mich nicht mehr zu ſprechen, als ich ihn wieder beſuchen wollte. Einer ſeiner Kapitaine brachte mir einige griechiſche Zeilen an Gouras und ſagte mir, er habe Befehl, mir Geld zu geben, ſobald und ſoviel ich deſſen verlange. Allein ich ging nicht von dannen, ſondern verlangte nur auf einige Minuten Gehör. Vergebens! — Meine Situation war kritiſch, vertraute ich mich jemand an, ſelbſt Nikitas, ſo mußte ich fürchten, ſchon die von mir begehrte und erwartete Treue gebrochen zu haben, dennoch beſchloß ich feſt, gegen Odyſſeus Befehl zu handeln und nicht auf die Akropolis zu gehen. Es verſtrichen drei Tage, und ich war noch bei Phillas, als eine Wache von Odyſſeus mich abholte und mich zu demſelben brachte. „Franke, Du haſt nicht gethan, was ich von Dir verlangte!“ redete er mich finſter an. „Nein!“ war meine ruhige und feſte Antwort. „Iſt Dir mein Vertrauen ſo wenig werth, warum ſprachſt Du mich um Dienſte an?“ fragte er weiter und ich erwiederte: „Weil ich Dir treu, aber nicht als Spion dienen will! — Dies widerſtreitet meinem Charakter als Deutſcher und meinen Grundſätzen als Menſch, ſelbſt auf die Gefahr hin, Deinen Zorn zu erregen. Als Arzt will ich auf die Burg von Athen gehen, allein erwarte nicht, daß ich Dir als Aufpaſſer diene!“ Er wurde nachdenklich, ſprach nichts mehr und entließ mich kalt. — Ich hatte nun die Hoffnung aufgegeben, irgend wieder placirt zu werden, und beſchloß, ſobald ich könne, nach Frankreich oder Italien zurück zu kehren. Phillas beſtärkte mich in dieſem Vorſatz, und wir gingen zu den Conſuln der verſchiednen fränkiſchen Staaten, vielleicht eine Gelegenheit zu erkunden. Es fand ſich nicht ſogleich eine, und bald darauf kam Nikitas zu mir und befahl mir im Namen Odyſſeus, mich als Arzt auf die Akropolis zu verfügen, die früher geſtellten Bedingniſſe ſeien mir erlaſſen, Odyſſeus wolle mir wohl.

Ich folgte dieſem Geheiß, das ich nun nicht ablehnen konnte, und traf den Kommandanten Gouras in ſeiner Wohnung, ſitzend auf einer reichen türkiſchen Decke, neben ſich zwei türkiſche gefangene Mädchen, ſo ſchön wie junge aufgeblühte Roſen. Er erhob ſich, ich gab ihm den Befehl von Odyſſeus, er las, und ich ſah, daß ſeine ſtark behaarten Augenwimpern ſich wie Gewitterwolken tiefer ſenkten; dieſes Zeichen ſchien mir nicht viel Gutes zu bedeuten. Er rief einen Griechen, durch den er mir ein Zimmer anweiſen ließ, welches von dem, das Gouras inne hatte, als ich ihn traf, durch zwei andre Zimmer geſchieden war.

Phillas hatte mich begleitet, und ich fragte dieſen: „was denkſt Du zu meiner jetzigen Stellung?“ er gab mir die Hand und meinte: „Nicht viel Gutes, rechne jedoch in allen Stücken auf mich, und ſo wie Du merkſt, daß nicht alles ſo ſteht, wie es ſtehen ſoll, ſo flüchte Dich eilig zu mir, denn Gouras iſt ein grauſamer und rachſüchtiger Mann, und es iſt ihm nicht lieb, daß Odyſſeus Leute bei ihm anſtellt, und noch dazu Ausländer." — Wir ſchieden unter herzlichen Händedrücken.

Mehre Tage vergingen, und Gouras ſchien ſich mit mir ausſöhnen zu wollen, da er weniger finſter ſeine Blicke auf mir ruhen ließ, als früher, allein bald ereignete ſich ein Umſtand, der mir dieſen Griechen in der Gräßlichkeit eines entfeſſelten Tigers vor Augen ſtellte, und mir den Aufenthalt bei ihm ganz und gar verleidete. Mit dem Auge der Eiferſucht beobachtete er die beiden jungen Türkinnen, und ließ jeden ihrer Schritte bewachen, ich vermied daher ſo viel als möglich abſichtlich jedes Alleinſein mit denſelben. Nicht ſo aber die Türkinnen mit mir; gewohnt, ſich als Sclavinnen behandelt und betrachtet zu ſehen, verwechſeln ſie Freiheit, wenn ſie dieſelbe erlangen, mit Schrankenloſigkeit, und folgen ihren Neigungen unbedingt.

Eines Tages ſaß ich ganz ruhig in meinem Zimmer, als das eine der Mädchen zu mir hereintrat, ſie war im Schmuck ihrer vollendeten Schönheit eine ſo ſinnlich reizende Erſcheinung, daß ſie einen Stoiker entflammt hätte. Ich war nie ein Stoiker. Plötzlich aber ſtürzte Gouras, der ihr auf dem Fuße gefolgt war, mit blinkendem Türkenſäbel und wüthend herein, die Klinge ziſchte und ein Blutſtrahl ſprühte zur Decke hinan; vor meine Füße rollte das

Haupt des engelſchönen Mädchens. — Entſetzlich! Schon glaube ich an Mienen und Bewegung des Tyrannen zu bemerken, daß ſein nächſtes Opfer ich ſein ſollte, und greife nach einer Piſtole. Er ſtürzte zur Thüre hinaus, ich mit, um dem Anblick dieſes niederträchtigen Henkerkunſtſtücks zu entgehen. Bald darauf ſuchte Gouras mich auf, that freundlich gegen mich, und ſagte: Ich habe wichtige Nachrichten an Odyſſeus zu ſenden, und da derſelbe verlangt hat, daß ich Ihnen ſtets ſolche Nachrichten übergebe, und Sie ihm dieſelbe überbringen ſollen, ſo muß ich Sie beauftragen, noch heute die Reiſe zu Odyſſeus anzutreten, um dieſe Nachrichten zu überbringen!“ — Eine wohlberechnete Hinterliſt lag in ſeinen Blicken. Ich zeigte mich ſogleich dienſtbereit, ließ mir von ihm 10 Mahmuds auszahlen, die er mir bereitwilwilligſt gab; er ſtellte ein Pferd von den ſeinigen zu meiner Verfügung und überreichte mir die Depeſchen. Ich nahm alles, was ich auf der Feſtung beſaß, mit, und dankte meinem Schöpfer inbrünſtig, als ich die Akropolis hinter mir hatte. Ehe ich Athen verließ, verfügte ich mich erſt zu Phillas, dem ich den ſchauderhaften Mord erzählte und zugleich die Sendung an Odyſſeus. „Und wirſt Du reiſen?“ fragte mein griechiſcher Freund. — „Ja,“ war meine Antwort! — „Reiſe nicht, Du biſt verloren, denn ſchon lauert Dein Mörder!“ warnte Phillas. „Gleichviel, ich reiſe und ſterbe dann in Erfüllung meiner Pflicht!“ — „So begleite ich Dich,“ ſprach jener raſch entſchloſſen. Wir ſetzten nun alle unſre Waffen in gehörigen Stand, damit wir es allenfalls mit Einigen aufnehmen konnten, Phillas trieb noch ein Pferd auf, und der nächſte Morgen traf uns nicht mehr in Athen.

10.

Tiefſte Noth auf fremder Erde.

Unſer Weg ging mehre Stunden in der Ebene von Athen zwiſchen Feldern fort, und es war zu bedauern, daß dieſe herrlichen Weingärten und Felder ſo ganz unbebaut lagen. Heere waren über ſie hinweggegangen und der Boden war von den Hufen der Pferde zertreten. Wir gelangten an die wilden Ufer des Kephiſſus, längs deren wir in Gebüſchen eine Zeitlang fortritten. Am Rand einer kleinen Anhöhe hinreitend, wo der Weg ſehr eng und ſteinigt und von Gebüſchen oft ganz verſteckt war, knallte plötzlich ein Schuß, mein Pferd that einen mächtigen Sprung, ſetzte mit mir über eine Hecke und ſtürzte wild ſchnaubend zuſammen. Noch fühlte ich mich unverletzt, allein ich hatte Mühe, daß ich unter der Laſt des Roſſes vorkam, Phillas ſprang mir gleich zu Hülfe und rief: „Der Schuß galt Dir, doch er fehlte! Laß uns zuſammen auf mein Pferd aufſitzen, und ſchnell zurückreiten!“ Ich ſtand wieder auf den Beinen und ſah mich ſchüchtern um, nahm auch ſogleich meine Büchſe und machte mich ſchußfertig. Nirgends war etwas zu entdecken, doch horch! — da kniſterte es in den Zweigen — ein weißes Albaneſerhemd ſchimmerte in nicht allzuweiter Entfernung durch das Gebüſch, der Feind ſchleicht vorſichtig immer näher. Wir ſtanden ſo, daß er uns nicht gleich gewahren konnte, jetzt erblicke ich ſeinen Kopf, ſein Geſicht, und ſiehe, es iſt der verruchte Räuber, der Kapitani vom See Laspi, vom Ufer des Aspro, den das Schickſal auserſehen hatte, mich auf den Tod zu verfolgen. Ja, mein Tod lauerte im Rohr ſeiner Büchſe, aber der ſeine lag in meiner, und weil ich nicht Luſt hatte, zu ſterben, ſo legte ich geſchwind an, und ſchoß den meuchelmörderiſchen Schurken nieder. Meine Kugel fuhr ihm mitten in die Bruſt, und der Tod ließ ihn nur noch ſo viel Zeit, ſein Gewehr gegen mich abzufeuern, daß die Kugel mir dicht am Kopf vorbeiflog und mit einem Fluch auf Gouras und mich röchelte er den letzten Athem aus. Mit Mühe brachte ich mein Pferd wieder auf die Beine, aber es war in den Rücken geſchoſſen und total gelähmt, untüchtig, mich weiter zu tragen. Ich nahm Sattel und Zeug ab, packte es auf Phillas Pferd, und nun traten wir die Rückreiſe an. Ich war in einer gefährlichen Lage, erfuhr man, daß ich den Griechen erſchoſſen, ſo war ich keine Stunde mehr in Athen ſicher, daher rieth mir Phillas, mich ſogleich an den Hafen zu begeben, eine Fiſcherbarke zu miethen und nach einer der Inſeln des Archipels zu ſegeln. — Wir kamen gegen Abend nach Athen zurück; packten unſre Sachen ſchnell zuſammen, und enteilten nach dem Hafen. Phillas blieb noch einige Stunden bei mir, dann nahmen wir Abſchied für dieſes Leben, ich dankte ihm gerührt für ſeine Freundestreue, und dann fuhr ich in der Nacht ganz allein mit einem Fiſcher nach der Inſel Zea. Mit dem Morgenroth grüßten wir dort den Hafen. Die Stadt Zea iſt amphitheatraliſch gebaut. Ich beſchloß, mich alsbald an den franzöſiſchen Conſul zu wenden, aber eben, als ich ausſtieg und in die Stadt gehen wollte, kam mir Monſieur Vitalis, neapolitaniſcher Conſul von Athen entgegen, welcher im Begriffe war, mit einer Bombarde nach Syra unter Segel zu gehen. Da ich hoffen durfte, durch ihn eine Gelegenheit zur Fahrt nach Italien eher zu erhalten, als durch den franzöſiſchen Conſul, ſo wendete ich mich an ihn, und er erlaubte mir, ihn zu begleiten. Unſre Fahrt ging aber ſchlecht, indem wir wegen kontrairen Windes beinahe mehr rückwärts als vorwärts kamen, bis ſich ein Sturm erhob, von welchem wir faſt in den Golf von Athen zurückgeſchleudert wurden, wo wir wegen den hochgehenden Wellen Anker in einem Hafen werfen mußten. Hier erblickte ich Soldaten von Gouras am Strande, und eine innere Ahnung ſagte mir, daß vielleicht dieſelben nach mir ſuchten, daher ich wohlweislich unter dem Verdeck blieb. Nach ſechsſtündigem Harren änderte ſich der Wind, es wurde ruhig und wir landeten den Tag darauf in der Hafenbucht von Syra. Hier lagen eine Menge fränkiſcher Kauffahrer und ich beſchloß, ſogleich wo möglich mit einem zu akkordiren, und nach Italien oder Frankreich zurück zu kehren. Aber mir war, gleich dem Helden der Odyſſee, das Loos gefallen, raſtlos umherzuirren, das ſturmbewegte ſchwankende Schiff meiner Heimathſehnſucht fand keinen Hafen.

Ich barkirte mit dem Conſul aus; die an dem Hafen gelegenen Häuſer bildeten außer der Wohnung des franzöſiſchen Schiffsbureau und eines Gaſthauſes, lauter Magazine und kellerartige Gewölbe. Die Inſel ſteht unter franzöſiſchem Schutz und in der bis zur höchſten Spitze des Berges ſich ziehenden Stadt Asprana, in welcher die Straßen wegen ihrer ſteilen Bauart kaum zu erklettern ſind, reſidirte der berühmte franzöſiſche Archäologe Conſul Fobel.

Der Weg nach der Stadt zieht ſich ohngefähr 1½ Stunden ſteil zwiſchen Weinbergen, die mit niedrigen Mauern umgeben ſind, in die Höhe. Auf der öſtlichen Seite der Inſel liegt noch ein Hafen, ſonſt iſt außer der Stadt keine Wohnung auf dieſer Inſel zu finden.

Ich kehrte hier mit dem Conſul Vitalis in dem nicht allzuſchlechten Gaſthofe, nach europäiſcher Art aus Rückſicht auf die hier häufig anlandenden fränkiſchen Schiffe eingerichtet, ein. Wir ließen es uns eben wohl ſchmecken, als zwei Männer, welche kaum dürftig ihre Blöße bedecken konnten, an die Thüre traten, und uns um eine milde Gabe anſprachen. Wie erſchrack und erſtaunte ich, als ich in ihnen zwei deutſche ehemalige Philhellenen erkannte, deren Namen ich jedoch verſchweige. Sogleich lud ich ſie an unſre Tafel mit ein, der Conſul aber ſcheute ſich, mit Bettlern zu ſpeiſen, und ging hinweg. Welches Elend hatten dieſe Männer ertragen müſſen! leider aber zum Theil auch aus eignem Verſchulden. Noch erinnerte ich mich lebhaft, wie gerade ſie in der kritiſchen Lage in Miſſolunghi diejenigen waren, die in ihrem Uebermuthe und in der feſten Ueberzeugung ihrer ſchnellen Carriere in Griechenland uns alle beleidigten. Wie war die Zeit des Elends hinreichend geweſen, den hochfahrenden Sinn herabzuſtimmen!

Nie ſah ich das traurige: Solamen miseris socios habuisse malorum, mir ſo nah vor Augen geſtellt. Nicht dieſe beiden allein, wie viele Andre trugen das gleiche Leid. Wie viele wurden auf einſamen Wegen von den Griechen erſchlagen! Wie viele der Philhellenen trieb nicht das grenzenloſe Elend zum Selbſtmord? — Was war jetzt mit dieſen Beiden zu thun? Ich hatte noch etwas Geld aus Athen gerettet, und wollte gern theilen, allein es reichte nicht, für drei die Ueberfahrt nach Italien zu beſtreiten. Vertrauend auf die allgemein bekannte Güte des Conſul Fobel ſtieg ich den Berg hinan, betrat die Stadt, und fragte die ſcheuen mir begegneten Griechen, wo der Conſul wohne? — Eine enge, mit ganz unebnen großen Steinen gepflaſterte Straße zog ſich bis auf die höchſte Höhe des Berges, dort lag gleich einem Adlersneſt ſeine Wohnung. Von dem Vorhofe des Hauſes konnte man einen großen Theil des Aegäiſchen Meeres mit ſeinen unzähligen Inſeln und Inſelchen überſehen. — Ich blieb einen Augenblick Odem ſchöpfend ſtehen, und ſah hinaus in dieſe weite unermeßliche Ferne; ach! meine Blicke ſuchten ein anderes Land, wo all' mein Glück und mein Hoffen ſich einſt vereinigte, das mir für immer entſchwunden ſchien. Drüben lag Dili, die Wiege Apolls und ſeiner keuſchen Schweſter; auf Delos war es, wo Latona den Gott der Ton- und der Arzneikunſt gebar; und ich, ſein ärmſter Jünger, unvollendet in beiden Künſten, niedergedrückt von Kummer und Sorgen, ſetzte mich auf eine ſteinerne Bank, die unter einem Feigenbaume vor dem Hauſe ſtand, und vielleicht der Lieblingsplatz des Alterthumskenners Fobel war — und ſtarrte hinaus in die Ferne. In einem grauen Nebelſtreifen, der in unermeßlicher Weite am Horizonte ſich hinzog, glaubte ich, die Küſte von Aſien zu erblicken. Und es war mir, als ziehe ein Klang vom Morgenlande herüber zu mir, und trage mich auf melodiſchen Schwingen weiter und immer weiter ohne Ziel und Haltpunkt fort. Aus dem Sinnen, in welches ich verſunken war, ſtörte mich ein hoher, hagrer Mann in fränkiſcher Kleidung, es war der Conſul. — Ich hatte meine griechiſche Tracht wieder mit meiner zerſchoßnen Philhellenenuniform vertauſcht, und Fobel redete mich an: „Sie ſind nicht aus dieſem Lande, wen ſuchen Sie hier?“ — „Den Conſul Fobel!“ — „Der bin ich! Treten Sie ein.“ — Wir gingen zuſammen in das Haus. „Was bringt Sie zu mir!“ — „Ihre allbekannte Menſchenfreundlichkeit läßt mich hoffen, daß ſie einem Bettler für Andere nicht mißdeuten werden, wenn er ihnen läſtig fällt!“ — Ich erzählte nun die Schickſale der beiden Philhellenen am Hafen und bat, dieſelben doch wo möglich nach Italien oder Frankreich durch ſeine Vermittlung bringen zu laſſen. „Alles, was ich thun kann, werde ich thun,“ verhieß der Conſul: „allein wollen Sie nicht auch mit?“ — „Wo möglich! doch habe ich noch einige Mittel für die Ueberfahrt, und will gern jedes Opfer für meine Landsleute bringen.“ Der Conſul verſprach noch am ſelbigen Tage an den Hafen zu kommen und einen Kapitain zur Ueberfahrt zu veranlaſſen. Mit gutem Troſt ſchied ich von ihm. Allein welche Schreckensſcene erwartete mich bei der Zurückkunſt an den Hafen! — Matroſen von öſtreichiſchen und franzöſiſchen Schiffen hatten ſich in den nahe gelegenen Weinkellern veruneinigt, es war zur offenen Balgerei am Ufer gekommen, zuerſt mit Knitteln, dann mit Waffen, die Inſulaner ſchlugen ſich auf die Seite der Franzoſen, und die beiden Philhellenen waren auf die Seite der Oeſtreicher getreten, mit denen ſie gekommen waren. Als ich dazu kam, lagen ſchon mehre der Kämpfer im Waſſer, und ich gerieth gerade unter die franzöſiſchen Matroſen; da dieſe wahrnahmen, daß ich ein Deutſcher ſei, ſo kehrte ſich die ganze Wuth derſelben gegen mich. Es blieb mir nichts übrig, als den Säbel zu ziehen, um mich verzweiflungsvoll zu wehren; allein bald war ich überwältigt; ich wurde niedergeworfen, man riß mir die Kleider halb vom Leib, band mich und warf mich in ein Magazin neben dem franzöſiſchen Bureau. Aus mehrern Wunden floß mein Blut. Dem dazu gekommenen Conſul Fobel, der mir zum Glück gleich gefolgt war, gelang es endlich, beide Partheien auf die Schiffe zurück zu bringen. Ich lag noch gebunden in dem ſchmerzhafteſten Zuſtand auf dem feuchten Boden im Magazin, als ein Diener von dem franzöſiſchen Bureau den Conſul dorthin führte. Jetzt wurde ich entfeſſelt, Fobel wollte mir Vorwürfe machen, allein der franzöſiſche Bureau-Chef nahm meine Vertheidigung über ſich. Die beiden Philhellenen waren mit den öſtreichiſchen Matroſen auf ihr Schiff geeilt und konnten nicht wieder ans Land, ohne zu wagen, tod geſchlagen zu werden. Fobels Verwendung für ſie war durch dieſen Vorfall unnöthig gemacht, allein ich hoffte ſie für mich. Jetzt griff ich nach meiner Baarſchaft und fand meine Taſchen faſt abgeriſſen; alles, was ich bei mir trug, war mir geraubt. Da ſtand ich, ganz blos, nicht ſo viel hatte ich behalten, daß ich mir hätte ein Stück Brod kaufen können. Alles verloren! Ich klagte mein Unglück dem Conſul Fobel, er bedauerte mich und gab mir einiges Geld, mit dem ich nach Tine fahren ſollte, um dort einen franzöſiſchen Kapitain aufzuſuchen, der nach Marſeille zurückſegle.

Ein Kauffahrer von Mitylene nahm mich an Bord, brachte mich hinüber nach Tine, ſetzte mich aus, und ich trug meinen Empfehlungsbrief von Fobel auf das Bureau des franzöſiſchen Conſuls daſelbſt. Weil aber das Geſchick nicht müde wurde, mich zu verfolgen, ſo war jener Kapitain nur erſt vor einigen Stunden unter Segel gegangen, und abermals ſtand ich hülflos und verlaſſen auf des Eilandes fremder Erde, ohne Freund, ohne Rath, ohne Troſt, ohne Hülfe und bettelarm. Ich hatte nicht einmal eine Waffe mehr, um dieſem Jammerleben ein ſchnelles Ende zu machen. Von Hunger auf das Aeußerſte gequält, irrte ich durch die gut gehaltnen Straßen der Stadt, wo noch Reichthum und Wohlhabenheit ſich zeigten. So kam ich am Laden eines Silberſchmiedes vorbei, und blieb ſtehen, lange ſchwankend, ob ich ihn betreten ſollte, um das letzte Andenken, was von meinem theuern Röschen mir geblieben war, einen kleinen goldnen Ring zu verkaufen. Er konnte, er mußte mich vom Hungertode retten! Mein Herz blutete; ich hatte dieſen Ring in ſo vielen Schlachten und Gefahren getragen, er hatte mich ſo oft an ſie erinnert, ich küßte — und verkaufte ihn. Was ich dafür empfing, reichte gerade hin, daß ich mich einmal ſatt eſſen konnte. Damals fielen bittre Zähren auf mein Eſſen, und Göthes Worte fielen mir ein:

Wer nie ſein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf ſeinem Bette weinend ſaß,
Der kennt euch nicht, ihr himmliſchen Mächte.

Mir war es beſchieden, ſie kennen zu lernen.

11.

Troſt von Oben.

In tiefſter Troſtloſigkeit irrte ich an der Küſte der Inſel Tine, zerfallen mit dem Leben, mit dem Geſchick und mit mir ſelbſt. Hohe Felſen gipfelten ſich nahe der Stadt empor, in die Einſamkeit ihrer Klüfte wollte ich mich bergen, es war eine ganz geeignete Stätte, um verſchollen zu werden. Ich war matt und müde, und wahrhaft lebensſatt; es ſchien mir beſtimmt, hier auf dieſer Grenzinſel, dem Feſtland von Aſien eben ſo nah, als dem Europa's, ein heimathfernes, unbekanntes Grab zu finden. Halb ſaß ich, halb lag ich auf einem Felsblock, der von einigen wilden Birnbäumen überſchattet war, jenem dumpfen Hinbrüten mich überlaſſen, das der Seele ſo gefährlich iſt, in welchem oft Wahnſinn oder Verzweiflung auf ſie lauern; ich glaubte mich nun, wie ich ſo ganz verlaſſen mich befand, auch von Gott verlaſſen. Um mich war es ſtill und öde, nur das Brauſen des Meeres drang aus geringer Entfernung zu mir her, die Wellen zerſchlugen ſich mit Geräuſch an der Felſenküſte.

Es waren, ſeit ich den Ring verkauft, vier und zwanzig Stunden vergangen, ich hatte die Nacht im Freien zugebracht; ich ſchämte mich zu betteln, das Bild der beiden Philhellenen ſtand mir allzu lebhaft vor Augen.

Als ich nun ſo einſam mich befand, und vergehen mochte in meinem tiefen Elend, und zu vergehen glaubte — traf mein Ohr ein Klang, hoch oben, wie aus Himmelshöhen niedertönend, ein reiner, voller, harmoniſcher Akkord.

Da glaubte ich, jetzt verwirrten ſich meine Sinne, und das, was ich höre, töne in mir als Schwanengeſang, und es ſei Phantaſie des nahenden Todes, und ich dachte bei mir, wenn das das Sterben iſt, ſo iſt es nicht ſchwer, und von dieſen Tönen getragen, mag ſich's leicht entſchlummern. Klang es doch ſo vertraut, ſo heimathlich, ſo innig und erhaben zugleich zu mir nieder. Der Klang ſchwieg und begann wieder, und ich merkte, daß ich nicht ſtarb, und hob mein müdes Haupt nach oben, und lauſchte, und es ergriff mich, daß ich beten mußte, es war kein anderer Gedanke in mir, als Gott.

Als ich mich nun aufraffte und höher ſtieg, ſo ſah ich oben auf dem Fels ein Kloſter und eine Kapelle, und es war Orgelton, der daraus ſo melodiſch erklungen. Mir war, als rieſen, als lockten mich die Klänge nach oben. Mit ſchwachen Kräften kroch ich den Berg hinan, erreichte die Höhe und ſtand lauſchend an der Pforte der Kirche, aus welcher immer noch einzelne Akkorde klangen. Ich pochte endlich an die Thüre, allein nur leeren Schall tönten die Mauern wieder, und kein Menſch öffnete mir. Ich kam mir vor wie ausgeſtoßen aus der Welt; ſetzte mich auf eine Steinbank, und ſchlief ein. Ein Kapuziner im ſchwarzen bärenen Gewand mit dem Roſenkranz am Gürtel erweckte mich, und fragte nach meinem Begehr. „Ehrwürdiger Vater!“ redete ich ihn italieniſch an: „ich bin ein armer Muſikus, und möchte gern die Orgel in Ihrer Kirche ſpielen.“ Ungläubig blickte er auf meine traurige Geſtalt und lud mich ein, ihm in das Kloſter zu folgen! In dem langen gewölbten Kreuzgang, wo kalte, feuchte Todenluft mich anſchauerte, mußte ich lange harren, endlich erſchien ein wohlbeleibter Mann in Begleitung des Mönchs, der mich eingeführt hatte. „Wer ſind Sie?“ begann der Prior fragend: „Ich habe,“ erwiederte ich: „den Krieg im Epirus mitgemacht, bin unglücklich geworden, und bitte mir vor meinem Ende, was nicht fern mehr zu ſein ſcheint, die Gunſt aus, mich noch einmal Töne einer Orgel hören zu laſſen; ich ſpiele ſie, und weiter verlange ich nichts von Euch!" — „Sind Sie katholiſch?" fragte mich der kalte Mönch. „Ich bin ein Chriſt!" war meine feſte Antwort. — Die Väter ſahen mich bedenklich an, doch merkten ſie an meinem unſichern Gang, daß ich wohl ſehr matt und krank ſei. Der Prior brachte mich in das Speiſezimmer, und ließ eine Okka Wein holen und Brod. Gierig verſchlang ich beides, und betäubt, meiner Sinne nicht mehr mächtig, fiel ich auf die Bank und entſchlief. — Der Abend nahte indeß, und die ſcheidende Sonne brach feurig durch die ſtark vergitterten kleinen Fenſter des Refektoriums, ich erwachte geſtärkt. Der Prior trat ein und fragte theilnehmend, ob mir nun beſſer ſei? da erzählte ich ihm denn nun meinen Unfall auf Syra und die Unglücksfälle in Tinos. Er ſchien gerührt, und fragte weiter, ob ich noch Orgel zu ſpielen wünſche, und ob ich es auch noch könne? — „Die Begeiſterung für die Muſik wird mich ſpielen laſſen!" gab ich zur Antwort, und wir gingen in die bereits dunkel gewordene Kapelle.

Die Orgel war klein, allein paſſend zu dem Kirchlein, das mich an eine beßre Zeit, an die Tage in Rogliano erinnerte. Und dieſe Erinnerung goß mir himmliſchen Troſt in die Seele, denn auch damals mußte ich leiden, und Gottes Hand führte mich wunderbar aus der Nacht zur Helle.

Von einem wahrhaft frommen Gefühl überwallt, begann ich mein Spiel ſogleich mit dem Choral: Ein' feſte Burg iſt unſer Gott! Zum Himmel trug mich der Gedanke des Liedes, meine Seelenruhe kehrte wieder und ein freudiger Moment, gleich wenn ein heller Sonnenſtrahl eine von gewitterſchwangeren Wolken bedeckte Gegend erleuchtet, durchblitzte das Dunkel meines Innern. Wohl mochten die Mönche dieſes große Lied mit ſeiner feierlichen Melodie nicht kennen, allein wie ſteinern ſtand der Prior in ſeiner ſchwarzen Kutte neben mir, und horchte und verlor ſich mit mir in den Akkorden. Ich konnte nicht wieder aufhören; in klagenden Tönen drückte ich vor dem Prior, meinem einzigen Zuhörer, es aus, wie ſchmerzvoll mich die Welt berührt hatte. In Akkorden ſuchte ich Troſt für meine troſtloſe Lage und ſuchte alles Glück meiner ſo bald gedrückten und getrübten Jugendfreude wieder herauf zu beſchwören. Es war einer der ſeligſten Momente meines Lebens, und wie unſichtbare Geiſter rief es mir mit einer innern Stimme zu: Nur im Reich der Töne wohnt dein Glück, nur Muſik iſt die Himmelsleiter deines Seins, ſie lebt in dir und du in ihr, unzertrennlich!

Einerlei, ob das die Welt erkenne, einerlei, ob ſie es je erfahre! Wie den wahren Dichter die Poeſie ganz erfüllt, nicht von ihm läßt, und er von ihr nicht laſſen kann, ſo iſt die Muſik des Muſikers Muſe, Göttinn und Geliebte zugleich. Beide ſind ſie Söhne des Helios, des geiſtigen Strahles, der ſie durchglüht, und ſie nach immer höherer Vollkommenheit unabläßig ſtreben läßt; denn nur im Streben wohnt beider Glück; die Vollendung deutet ſchon als Wort und Begriff ſeine wie jede Endſchaft an. — Ich hörte auf, der Prior faßte mich bei der Hand und fragte: „War das, was Sie ſpielten, Ihre Compoſition?" — „Ich weiß es nicht," war meine Antwort. — „Sie ſind wahrhaftig ein Künſtler!" fuhr jener fort: „Wenn Sie Troſt und Beruhigung auf Ihrem bewegten Lebenspfad finden wollen, ſo kann Ihnen nur der ſtille Aufenthalt eines Kloſters beides gewähren. Bleiben Sie bei uns, und werden Sie unſer Ordensbruder und Ihre Leiden ſind mit einemmale geendigt." — Die Verheißung klang ſüß, allein ich war Proteſtant und zu ſehr Weltkind, ich wollte noch länger leiden, und mein Wollen ward im reichen Maaß erfüllt.

Wir hatten das Refektorium wieder erreicht. Der Prior ließ Früchte und Wein auftragen, ich ſtärkte mich, noch mehre Brüder fanden ſich ein und ich blieb dieſe Nacht in dem Kloſter. Wie köſtlich ſchlief ich, wie ein Fürſt, auf dem Strohſack und dachte, wie bald ſind die Bedürfniſſe der Menſchen nach überſtandenem Elend befriedigt! meine Zelle war kaum 4½ Schritt lang und 1 breit. Ein Kruzifix hing über einem kleinen Betaltar und die Mutter Gottes daneben. Nachdem ich früh die Hora in der Kirche mitgeſungen und wahrhaft gottesfürchtig geweſen war, ſchied ich aus dem gaſtlichen Kloſter mit dem Verſprechen, bald wieder zu kommen. Es war wieder Friede in meiner Seele, die Muſik hatte mit ihrem himmliſchen Strahl mich im Innern wieder aufgeklärt, durch ſie geſtärkt und erhoben, betrat ich getröſtet aufs Neue meine dornenvolle Pilgerbahn.

12.

Nach Kleinaſien.

Tino war bis jetzt noch frei von allen Kriegsbewegungen geblieben, und weder Türken noch griechiſche Soldaten waren von den Einwohnern an das Land gelaßen worden, daher war dort noch alles im Wohlſtand. Mit dieſem verband ſich aber auch ein unermeßlicher Stolz der begüterten Tinioten. Man ſah ſie von Sclaven begleitet einhergehen, kaum daß ſie die Erde mit einem Blick berührten. Prahlend ſaßen ſie auf den Kaffeehäuſern am Meeresſtrande, und rühmten ſich ihrer Handelsverbindungen, nannten die Schiffe, die ihnen ſchon untergegangen und wiederum die ihnen reiche Ladung gebracht hatten. Zu dieſen geſellten ſich dann Chioten, die von Chios geflüchtet und ihr Vermögen nach Tinos gerettet hatten, auch arabiſche Kaufleute waren zu ſehen und was die Griechen an Prahlerei fehlen ließen, erſetzten die Chioten und Araber. Am Nachmittag, als ich das gaſtliche Kloſter verlaſſen hatte, wandelte ich ruhig durch die Stadt, als plötzlich heftiger Streit zwiſchen den Griechen und Aſiaten ausbrach; man zog die Meſſer, mehre Verwundungen erfolgten, man trieb ſich in den Straßen herum, alle Läden wurden geſchloſſen. — Unglücklicherweiſe werde ich mit einem Haufen Einwohner fortgeriſſen, man forderte mich zur Vertheidigung für die Griechen auf; ich ſuchte zu entwiſchen, und der Pöbel wirft ſeine ganze Wuth auf mich. Alles ſchlägt auf mich ein, ich wehre mich nach meinen ſchwachen Kräften, allein bald werde ich niedergeworfen, mit Füßen getreten, geſteinigt, ſo daß ich faſt leblos am Ufer des Meeres liegen blieb, unvermögend ein Glied zu regen. Viele Griechen gingen an mir vorüber, die mich verhöhnten und hin und wieder noch einen Stein nach mir warfen. Ich verfluchte dieſes Volk bis zum tiefſten Höllenabgrund. Der franzöſiſche Conſul war es auch hier, der mich aufheben, in ſein Haus ſchaffen ließ, und mich dem Tode durch Griechenhand entriß. — Ich verfiel in ein hitziges Fieber. Was mit mir vorging, weiß ich nicht, dunkel nur erinnere ich mich, daß ich fortgeſchafft wurde nach dem

Meere zu, und daß ich feſt glaubte, ich würde als Peſtkranker oder Ausſätziger ins Meer geworfen werden. Man packte mich auf ein Kanot und fuhr mich auf ein Schiff, welches an der Inſel kreuzte. Es war ein franzöſiſcher Kauffahrer, der mich empfing und mich in eine Hängematte bringen ließ. In dieſer ſchwebte ich lange, von den furchtbarſten Fieberphantaſien gemartert. Bald ahnete mir, daß ich als Sclave nach Algier verkauft werden ſollte, bald glaubte ich, bereits verkauft zu ſein, allein noch immer hielt die Vorſehung ihre Hand über mir. Das Schiff fuhr mehre Tage, und landete an Metelino, (Mitylene) nahm Fracht ein und ſteuerte nach Smyrna zu. Es kreuzte einige Tage an der Bai von Smyrna herum, während welcher ich mich einigermaßen erholte, und endlich wurde im Hafen von Smyrna angelandet. Wir ſchifften mitten durch den Maſtenwald von ausländiſchen Kauffahrteiſchiffen. Das Schiff, auf welchem ich am Bord war, wurde von der türkiſchen Douane viſitirt und nachdem alles ausgeladen war, brachte man mich in eine Barke. Zwei Männer ruderten mich ans Land, geboten mir auszuſteigen, ich gehorchte, und die Barke ſtieß ſogleich wieder ab. — Da ſtand ich denn auf *aſiatiſchem* Boden, ohne zu wiſſen, wohin ich meinen Fuß ſetzen ſollte, arm und elend, krank, ja halb tod, von heſtigem Fieberfroſt geſchüttelt. Eine Unzahl von grauen Hunden, die in den Schmutzhaufen am Meere lagerten, und zum Theil Junge hatten, umgaben mich murrend und ſchnüffelnd. Daß ich in meiner Lage kein Auge hatte für die Reize der Golfs und der berühmten orientaliſchen Handelsſtadt iſt wohl begreiflich. Ich bewegte endlich meine Schritte längs der Küſte hin, die mit Paläſten und Kaufmannshäuſern, Waarenlagern und dergl. ganz erfüllt war, bis ich an eine Bank gelangte, welche an dem hintern Theil eines Conſulats ſich befand. Dort ſetzte ich mich erſchöpft nieder. Tauſende von Menſchen aus allen Nationen gingen an mir vorüber, mich bemerkte Keiner, der Theil an meinem Schickſal genommen oder mir einen Trunk Waſſer geboten hätte. Hier beſchloß ich nun, zu erwarten, was da kommen würde, mir war alles ſo ziemlich einerlei.

Noch nicht lange hatte ich geſeſſen, als ein Franke, der ſeinen Arm in der Binde trug, an mir vorüber ging, ſtehen blieb und mich anſah. — Mit einem Ruf wehmüthiger Freude ſtürzte derſelbe in meine Arme. — „Mein theuerſter Freund, in welchem Elend ſeh ich Dich wieder? — Wo kommſt Du her?“ — Ich vermochte vor Freude und Thränen nicht zu antworten, es war mein Reiſegefährte aus Deutſchland nach Griechenland, es war mein Freund

Moring, der mir in den Armen lag. „Du biſt wohl ſehr elend mein Freund?“ — „Sehr, ſehr!“ war meine Antwort. Er geleitete mich in ein franzöſiſches Traiteurhaus und erzählte mir vor allem, daß er, nachdem ſein zerſchoſſener Arm in dem Lande des Elends nicht hätte heilen wollen, die erſte Gelegenheit von Athen aus benutzt habe, um nach Smyrna zu kommen. Hier angelangt, habe er einen Landsmann getroffen, der in einem Handelshauſe hier geweſen ſei, welches mit ſeinem Onkel in Frankfurt in genauer Verbindung ſtand. Dieſes Haus hätte ihn wohlwollend aufgenommen, und nun erharre er nur Gelegenheit nach Frankreich oder Italien, um ganz nach Deutſchland und in den Schooß ſeiner Familie zurück zu kehren, die ihn mit Sehnſucht erwartete.

Bei dieſem Schluß ſeiner Erzählung preßte ſich ein Seufzer aus meiner Bruſt; auch ich hatte eine Familie, allein ward ich erwartet? und mit welchen Gefühlen ſollte ich zurückkehren? — Doch ich freute mich nur über Morings wohlthuende Gegenwart und Freundſchaft, und da er meine elende Lage nicht augenblicklich unterſtützen konnte, ſo ſchlug mir derſelbe vor, mit zum franzöſiſchen General-Conſul David zu gehen und deſſen bekannte Menſchenfreundlichkeit anzuſprechen.

An der Spitze des Hafens auf einer Landzunge lag die Villa des franzöſiſchen General-Conſuls, bewacht von Janitſcharen und von Dragomanen umgeben. Wir traten in die Halle, ein Dragoman fragte nach unſerm Begehr, und wir ließen uns als Deutſche melden. Alſobald öffnete ſich die Thüre, ein ziemlich korpulenter Mann von mittlerer Größe empfing uns äußerſt freundlich und wohlwollend. Moring nahm das Wort, ſchilderte meine Lage und der Conſul war ſehr ergriffen von meinem Schickſal. Seine Gedanken ſchienen einer trüben Vergangenheit nachzuhängen. „Beruhigen Sie ſich, mein Freund!“ ſprach der würdige Mann: „In der Lage, in der Sie jetzt ſind, war ich in Rußland auch! — und hoffen Sie getroſt auf die Vorſehung. Gott iſt überall! Ich nehme Sie in das franzöſiſche Hospital auf, Sie werden dort als Offizier verpflegt, dort erholen Sie ſich vor allen Dingen und dann werden wir Mittel finden, Sie wieder nach Europa zurück zu bringen.“ — Mein Dank hatte keine Worte, ich entfernte mich und der Dragoman bekam Befehl, mich in das Hospital zu bringen.

Dieſes lag in einer engen Straße, und es empfing mich ein alter grämlicher Mann mit einer nicht minder grämlichen Frau. Dieſe wießen mir eine Stube mit einem von Meergras gemachten Bette an und ließen mich allein. Moring beſuchte mich bald und verſchaffte mir Leibwäſche, die ich am Nöthigſten brauchte.

In dieſem Hoſpitale ging mir es gut, und ich erholte mich ziemlich, obgleich das Fieber mich noch nicht ganz verließ. Während meine Herſtellung langſam erfolgte, reiſte Moring, der mich fleißig beſucht hatte, zu meinem großen Schmerz durch Vermittlung ſeiner Freunde nach Europa, und ich blieb wieder einſam, nur auf mich ſelbſt verwieſen, ohne Freund und ohne Geld in Smyrna zurück.

13.

Bei dem Conſul David.

Der Geburtstag meines Wohlthäters, des Conſuls David kam heran; ich erfuhr es durch meine Wärter und der größere Theil der Bewohner der Frankenſtadt, ſo wie alle andern Conſuls beeilten ſich, dem allgemein geachteten Mann zu gratuliren. Was konnte ihm an meinem Glückwunſch liegen? Doch hielt ich es für meine Schuldigkeit, auch hin zu gehen und ſolchen abzuſtatten. Alles wimmelte in den Vorzimmern und Zimmern. Die franzöſiſchen Offiziere der Flotille waren zugegen, man fragte mich, wer ich ſei? welche Frage zweifelsohne meine ärmliche Kleidung, in der ich einen ſo abſcheulichen Kontraſt mit den reich verzierten Uniformen machte, veranlaßte. „Ein armer Philhellene," war meine Antwort: „der dem Conſul ſein Leben verdankt, und ſich über dieſen wichtigen Tag mit den andern freuen will." — Eine Parthie um die andere wurde nun eingelaſſen, und ſo kam auch die Reihe an mich. „Excellenz!" ſprach ich: „ich weiß, daß meine Gratulation Ihnen läſtig fallen muß, allein nichts iſt verächtlicher als Undank, nehmen Sie meine innigſten, herzlichſten Glückwünſche für Ihr Wohl, und meinen wärmſten Dank für das, was Sie an mir gethan!" Liebevoll nahm mich der Conſul auf, und verlangte, daß ich nebſt den Offizierskorps zur Tafel erſcheine. Vergebens entſchuldigte ich mich mit meinem ſchlechten An- und Aufzug; David erwiederte: „Sagte ich Ihnen nicht ſchon, daß ich einſt in der nämlichen Verlegenheit war, wie Sie jetzt, und daß ich nicht auf Kleider ſehe? Sie ſind Offizier, Doktor-Major, Sie ſind wie jeder andere Gaſt an meiner Tafel mir willkommen, und ich hoffe, daß ich keine Fehlbitte bei Ihnen thue, ich erwarte Sie unfehlbar!" Ich mußte kommen, das Schickſal wollte es, und es war mein Glück. An reich beſetzter Tafel ſaß ich unter einer Menge von fränkiſchen Kaufleuten, Offizieren und türkiſchen Beamten, ich arm Gekleideter, faſt möchte ich ſagen Bettler! Es waren anweſend der Chargé d'affaires von Konſtantinopel, Graf Beaurepaire, ein Kommandant und ſechs Seeoffiziere einer franzöſiſchen Fregatte, endlich eine Menge Damen von franzöſiſchen und engliſchen Kaufleuten, dann eine hochgefeierte Sängerin, Madame Combeau mit ihrem Mann, der als Klavierſpieler viel Aufſehen in Smyrna erregte, und viele andere Gäſte. Wohl mochte meine Gegenwart auffallen, allein da ich dem Conſul gegenüber ſaß und dieſer ſich viel mit mir über Deutſchland und diejenigen deutſchen Länder, durch welche er im ruſſiſchen Kriege paſſirt war, unterhielt, ſo mochte man ſich wohl über den Gaſt beruhigen, dem ein hochzeitliches Kleid mangelte. „Apropos! mein Freund!“ fragte auf einmal der Conſul: „Sie ſind ja aus einer ehemals ſächſiſchen Provinz, man ſagt, daß in Sachſen die Muſik zu Hauſe ſei, iſt dies wirklich der Fall?“ — „O ja!“ war meine Antwort: „man hält ſchon bei dem Unterricht und in der Erziehung der Kinder auf Muſik, und es haben namentlich die Thüringer-Wäldler viel Muſiktalent.“ — „Sie ſind aus Thüringen?“ — „Ja!“ — „Nun? Und verſtehen Sie keine Muſik?“ — Mir zitterte das Herz. — „Ja — ich ſpiele Klavier, auch Guitarre, etwas Flöte und Violine“ — war meine Antwort.

Alles horchte auf. „Das iſt ſchön,“ meinte der Conſul: „Wir werden heute viel Unterhaltung haben, ich habe zwei treffliche Künſtler an meinem Tiſche, Herrn und Madame Combeau, die in großem muſikaliſchen Anſehen hier ſtehen. Sie werden zuſammen etwas Vierhändiges ſpielen, und Madame Combeau wird ſingen.“

Die Tafel wurde aufgehoben, man verfügte ſich in einen andern Saal, wo ſich Herr Combeau ſogleich unaufgefordert zum Pianoforte ſetzte, und eine Ouverture ſpielte. Er ſpielte ſo ſchlecht, daß er in der That den Beifall nicht verdiente, der ihm zu Theil wurde. Darauf ſang der Conſul David ſelbſt und zwar eine deutſche Arie von Joſeph Haydn, aus deſſen Schöpfung, mit franzöſiſchem Texte. Madame Combeau begleitete den Conſul auf dem Pianoforte. Als ſie geendet hatten, und der Beifallſturm der Höflichkeit verrauſcht war, näherte ich mich dem Conſul, ihn erſuchend, die Arie noch einmal zu ſingen, und mich ſie begleiten zu laſſen. Alles reihte ſich um uns; ſelbſt die Damen trugen Stühle und Sitze zuſammen, um jetzt noch einmal zu hören.

Ich bildete mir ein, Joſeph Haydn beſſer verſtanden zu haben, als Madame Combeau. Mit Feuer trug jetzt der Conſul die Arie vor, meine Begleitung hob ſeinen Geſang, wir endigten brillant. Alles umringte mich, und der Conſul reichte mir die Hand, indem er ſagte: „Ich merke wohl, daß Sie Ihre Componiſten verſtehen! — Jetzt bitte ich, noch eine freie Phantaſie nach Ihrer Art!“ — Alles wurde ruhig; ich begann — man ſtand auf, um mich herum, ich ſpielte, ich ſchwamm frohbegeiſtert in meinem Element der Tonwellen, und alles hörte mit höchſter Spannung. — Als ich geendigt hatte, war der Conſul der erſte, der mir Glück wünſchte mit den höchſt freundlichen und erfreulichen Worten: „Mein Freund, Sie ſind reicher als ich, denn wer ſo die Muſik in der Gewalt hat, wie Sie, dem kann es nicht fehlen. Was klagen Sie? Sie ſind für immer in meinem Haus engagirt.“ — Madame und Herr Combeau waren während meines Spiels verſchwunden.

Mit inniger Theilnahme, mit inniger Liebe begrüßten mich die franzöſiſchen Offiziers, manche Dame blickte mich huldvoll an, und ſagte mir dieſes und jenes, was ich für Glück aufnehmen konnte. Allein das Entzücken und die Freude wurde allgemein, als mich die Geſellſchaft aufforderte, einige Tänze zu ſpielen, damit die Damen ein wenig tanzen könnten. Sogleich erklangen öſtreichiſche Dreher, franzöſiſche Contratänze, Eccoſſaiſen ꝛc. und alles wirbelte voll Luſt dahin. Ein beſonderer Diener war für mich beſtellt, der mir die feinſten Getränke auf Befehl der Conſulin überreichen mußte. Ich war glücklich und machte glücklich. Der Tag brach an, als die heitere Geſellſchaft auseinander ging. Alles lud mich ein, vorzüglich mußte ich es den franzöſiſchen Offiziers verſprechen, die nächſten Tage ein Déjeûner a la fourchette bei ihnen einzunehmen, der Conſul ſagte mir noch, daß er mich ſchon früh um 10 Uhr bei ſich erwarte.

So wechſelvoll ſtanden bald ſchlecht, bald gut meine Schickſalswürfel. Abermals ſah ich mit tiefgefühltem Dank gegen Gott, daß es die Muſik, und nur die Muſik war, die mich vom Untergang rettete, dieſe holde Kunſt war meine Ariadne, die durch das Labyrinth meines Abenteurerlebens mich ſicher leitete. Ob ich in ihr ein Meiſter war oder nicht, das galt hier gleich, und galt überall gleich, wo ſie mich rettete; genug, daß ſie dem von ihr Erfüllten und Begeiſterten auf Dädalusfittigen über die ſtürmiſche Meeresfluth des Lebens mehr als einmal trug, und mehr als einmal an ſichre Ufer barg.

Um 10 Uhr war ich beim Conſul, er eröffnete mir ſogleich, daß ich in Smyrna durch meine Muſik für Lebenszeit geborgen ſein könne, nur eine Metamorphoſe meiner Equipirung ſei nöthig; deshalb wolle er mir 500 Piaſter geben, die ich ihm dann wieder bezahlen ſolle, wenn ich es im Stande ſei. Das Weitere ſolle ich ſpäter von ihm erfahren. Ein Janitſchar wartete an der Thüre, der mit mir zu einem franzöſiſchen Kleiderladen ging. Dort fand ich alles vor, was ich brauchte und bald war die

Summe von 500 türkiſchen Piaſtern an Mann gebracht, dann gingen wir in ein türkiſches Bad, ich packte meine frühern Lumpen, worunter freilich meine griechiſche Piqueſche war, die manches Kugelloch aufzuweiſen hatte, zuſammen und verſenkte ſie ins Meer, nicht ohne an jene ähnliche Procedur am Rhein zu denken, wo ich meine franzöſiſche Militärkleidung den Stromwellen übergab. Damals dachte ich freilich nicht, als ich hoffnungsvoll der Heimath zueilte, daß ich in Kleinaſien ein Gleiches thun werde. Daß ich von der Philhellenentracht nicht mit einem Segen, wie von meinem Studentenflaus Abſchied nahm, wird der geneigte Leſer ſich wohl denken.

Vielleicht dürfte für manche Leſer die Beſchreibung eines orientaliſchen Bades nicht ohne Intereſſe ſein, obgleich ich damit den Orientirten nichts Neues ſagen kann und will.

Ich trat in eine hohe Säulenhalle, in der rechts und links Baldachine und darunter türkiſche Polſter und erhöhte Betten ſich befanden. An der hintern Seite der Halle war die Reſtauration, wo außer Kaffee und dem feinſten Gebäck auch die leckerſten Liqueure und ſonſtige künſtliche Getränke zu haben waren. Dieſe Halle iſt nur für Badende. Sobald ich ſie betreten hatte, erſchienen zwei junge Türken, entkleideten mich bis auf die Ueberkleider, und zogen mir feine goldgeſtickte, flanellgefütterte Schuhe an. Dann brachten ſie mich in das Vorzimmer der Badeſtube, hießen mich auf einen großen Stuhl ſitzen, und blieben gegenwärtig. Eine äußerſt angenehme Wärme verbreitete ſich mittelſt erhitzter Luft rings im Gemach. Bald gerieth ich in Transpiration, von Zeit zu Zeit berührten die Türken meine Stirne, um den Zeitpunkt wahrzunehmen, der zum Bad ſelbſt der geignetſte war. Jetzt ſchloßen ſie alle Läden, zogen mich nackt aus, und trugen mich auf dem Stuhl in eine Art von kleinen Tempel, in welchen das Licht von oben fiel, und den Rundbau ſanft erhellte. Vier mit orientaliſcher Pracht verzierte Fontainen und einige marmorne Badewannen waren darinnen enthalten. Aus der einen Fontaine ſprang heißes, aus der zweiten warmes, aus der dritten lauwarmes und aus der vierten kaltes Waſſer. Ein gewärmter karariſcher Marmorſtein in Altarform ſtand als niedrer Seſſel an der Seite, und ich wurde bedeutet, mich auf ihn zu ſetzen. Jetzt entfernten ſich die beiden Diener, und zwei ganz nackte Knaben ſprangen herbei, welche feinen Filz in den Händen hielten, und frottirten mich ſanft vom Scheitel bis zur Zehe. Die angenehmſten Gefühle durchſtrömten meinen ganzen Körper. Nachdem die Tour mit dem feinen Filz einmal geendigt war, wurde ein über meinem Haupte befindlicher Hahn geöffnet und ein Staubregen von warmem Waſſer überrieſelte mich. Dann wurde die Quelle verſchloſſen, und es begannen die Knaben ein abermaliges Frottiren mit dem Filze. Noch einmal überſprudelte die Quelle heißern Waſſers den Kopf und Leib, dann wurde mit Hanffäden ein dichter wohlriechender Seifenſchaum von den Knaben geſchlagen und der ganze Körper bis auf die kleinſte Theile abgewaſchen, dann mußte ich in die Marmorwanne ſteigen, laues Waſſer ſprudelte, und ich wurde nochmals mit feinen Tüchern gerieben. Nach dieſer Operation deckten ſie gewärmte Tücher über mich, und führten mich in ein erwärmtes dunkles Nebenzimmer. Dort erſchienen die erſten Diener, trockneten mich, legten mir die Unterkleider wieder an, brachten mich wieder auf jenen Stuhl hinaus in die Halle. Dort durfte ich mich in ein ſaubres Bett mit goldgeſtickten Decken legen. Die Diener brachten mir ein Gläschen Liqueur, balſamirten mir den Kopf mit Roſenöl und brachten dann Kaffee und eine Pfeife Tabak. In dieſer Situation konnte ich beſchaulich an die Schlacht von Peta, an das Leben in Miſſolunghi und am Aspropotamo, an meine Fahrten in Morea und im Archipel, und endlich an den nahen Hungertod auf Tino zurückdenken.

14.

Muſikaliſches Leben in Smyrna.

Auf den freundlichen Rath des Conſul David machte ich nun, förmlich zum Elegant metomorphoſirt, den übrigen Conſuln der europäiſchen Mächte in Smyrna meine Aufwartung, und legte beſcheidentlich die Subſcription zu einem Conzert vor. Mit Schnelligkeit wuchs dieſe, und nach ohngefähr acht Tagen waren 3000 Piaſter unterzeichnet. Nun war nur die kleine Frage, *wie* ich das Conzert arrangiren ſollte, da ſich zu Smyrna nur ein einziger Violinſpieler, Herr Greitner aus Würtemberg befand; doch war dieſer ſogleich bereit, mich zu unterſtützen. Woher nun aber ein Orcheſter nehmen? Auch dazu fand ſich Rath. Es waren böhmiſche Glashändler in Smyrna, die dort Niederlagen hatten, dieſe Männer waren faſt alle muſikaliſch, und hatten unter ſich ſchon ein Quatuor gebildet. Zu dieſen gingen wir, und ſie übernahmen gefällig das Quartett, auch war ein junger Mann unter ihnen, welcher ziemlich gut Klavier ſpielte und einen kleinen Notenvorrath hatte. Die Auſpicien waren demnach weit beſſer, als damals in Baſtia. Das Conzert wurde, nachdem alles vorbereitet war, angekündigt, das Lokal war auf dem Caſino, und ich bemerkte auf meinem Zettel, daß der Conzertgeber nach Beendigung des Conzertes noch einige *deutſche* Originallieder zur Guitarre vortragen werde. Dieſes wirkte trefflich, man war auf die Lieder neugieriger als auf das Conzert, und ob ich gleich durch Krankheit und Strapatzen jetzt nicht viel Geſangſtimme mehr beſaß, ſo wagte ich doch, zu ſingen. Ein europäiſches Conzert an der aſiatiſchen Küſte war keine Sache, die man alle Tage hörte, und zahlreiche Zuhörer fanden ſich ein; unter dieſen fiel mir gleich ein kleiner, ganz ſchwarzgekleideter Mann beſonders auf, der auf einem der vorderſten Stühle ſaß und keinen Blick von mir verwandte. Das Conzert begann, Herr Greitner ſpielte nach der Ouvertüre, und zwar ſo gut, daß er mit Beifall überhäuft wurde. Hierauf trug ich eine freie Phantaſie auf dem trefflichen Pianoforte des Conſul David vor, und das kleine Männchen ſtand auf, kam mir näher und näher und — betrachtete aufmerkſam mein Fingerſpiel. — Ich endigte, der Unbekannte ſprach im gebrochenen Deutſch ganz leiſe zu mir: „Ihre Töne rollen wie die Donner Gottes!“ — und entfernte ſich darauf. — Ich wußte nicht, ſollte ich dieſes für Lob oder Spott nehmen? Nun trat der Conſul David auf, und trug die deutſche Arie vor, die ich ihm begleiten mußte. Daher war es an ſich kein Wunder, daß das Conzert zur höchſten Zufriedenheit der höflichen Zuhörer ausfallen mußte.

Meine zuletzt vorgetragenen deutſchen Lieder, von denen ich die meiſten ſelbſt in Holland noch componirt hatte, ſetzten, wie ich gehofft, dem Ganzen die Krone auf. Man umarmte mich, man gratulirte mir, und als nun wir ſammt und ſonders gebeten wurden, einige Tanzreihen aufzuſpielen, um den anweſenden Damen noch eine Unterhaltung zu verſchaffen, ſpielte ich wieder öſtreichiſche Tänze, welche die Böhmen vortrefflich begleiteten, die dabei wohl auch ihrer fernen Heimath denken mochten. Bald rief mich der Conſul David bei Seite, und redete mir zu, noch zwei Conzerte zu veranſtalten. Die Subſcription auf dieſelben wurde ſogleich eröffnet und binnen kurzer Zeit hatte ich eine ſehr zahlreiche Unterzeichnung. Einer von des Conſuls Dragomanen hatte die Kaſſe geführt und zeigte mir an, daß über 3000 Piaſter zu meiner Verfügung ſtänden. — Mit welchem Dankgefühl zahlte ich meinem wohlthätigen Freund, dem Conſul, die vorgeſchoſſene Summe wieder zurück, der mir nun wohlwollend rieth, mich einzurichten, eine anſtändige Wohnung zu miethen, und hinzufügte: „Vergeſſen Sie in Ihren Angelegenheiten nicht mein Haus und beſuchen Sie mich oft, Sie ſind ſtets als Familienglied betrachtet! Auch unternehmen Sie nichts hier, worüber Sie nicht erſt mit mir geſprochen haben, Sie kennen die Verhältniſſe hier nicht ſo genau, wie ich! — Immer werde ich Ihnen als Ihr Freund beiſtehen!“ — Stets denke ich dieſes trefflichen Mannes mit Gefühlen des Dankes und verehrungsvoller Liebe.

Nun mußte ich meinen ſchon längſt verſprochenen Beſuch auf dem franzöſiſchen Kriegsſchiffe abſtatten. Ich nahm daher eine Barke und fuhr eines Morgens dorthin. Herzlich empfingen mich der Kommandant und die Offiziers.

Faſt die meiſten Offiziere der Gazelle, ſo hieß das franzöſiſche Kriegsſchiff, waren etwas muſikaliſch; auch fand ich darauf einen Dichter, Herrn D'Orſait. Die ausgeſuchteſten Speiſen, von denen ich nicht einmal die Namen kannte, faſt aus allen Welttheilen, wurden aufgetragen, und mit dieſen verſchiedenartigſten Speiſen befanden ſich in aller Uebereinſtimmung die aufgetragenen Weine. Bordeaux eröffnete als franzöſiſcher Landsmann den Gang, dann folgte ein ſüdamerikaniſcher weißer Wein, der glühend durch die Adern floß, und nur gleichſam als Liqueur getrunken werden konnte, dann kehrten wir nach dem Archipel zurück und ein feuriger Mitylenier trieb die engliſchen Auſtern an Aſiens Küſten. Ihm folgten Weine von Samos und Naros, und den Beſchluß machte der ſüße Cyper-Wein, der uns indeſſen nicht zuſagte, da ſeine Honigſüße mehr für Damen paßt. Ich hatte ſchon an mancher Prachttafel auf meinen Fahrten geſeſſen, allein dieſe Tafel auf dem Kriegsſchiff übertraf Alles, was ich von lukulliſcher Schwelgerei je gekannt. Das Feuer der verſchiednen Weine ſtrömte durch unſre Adern, und da in der Kajüte des Kommandanten ein Pianoforte ſtand, ſo ſtimmten wir gleich einen von D'Orſait gedichteten Geſang an, den ich nach einer franzöſiſchen Melodie nur mit dem Klavier begleiten konnte. Bald refrainte die Schiffsmannſchaft im mittlern und hintern Raum, und zuletzt war der ganze Bauch des Schiffes ein Geſang. Ein Offizier ſpielte die Violine und D'Orſait die Flöte, ſogleich arrangirte ich ein kleines Trio zu den vorgelegten Geſängen und unſre Unterhaltung wurde von Minute zu Minute heitrer. Darauf wurde ich im Schiff herumgeführt, und deſſen ganze Einrichtung mir gezeigt. Freudig begrüßten mich die Matroſen, als einen Orpheus, der Leben in ihr einförmiges Leben gebracht hatte. Ich blieb zwei ganze Tage auf dem Schiffe und ſehnte mich nicht weg, allein da daſſelbe einen Abſtecher nach dem Archipel machen wollte, und ich keine Sehnſucht nach dem Archipel empfand, ſo ging ich aus Land, mein zweites Conzert vorzubereiten.

In meiner Wohnung fand ich eine Einladungskarte von dem Sohne des ehemaligen General-Consuls von Oeſtreich, von Kramer, vor. Ich verfügte mich ſogleich zu ihm und war höchſt erſtaunt, als mich der junge Mann in deutſcher Sprache anredete. Mit Wohlgefallen und faſt glücklich, wieder Deutſch zu hören, verſtändigten wir uns bald, und wurden innige Freunde. Derſelbe bewohnte mit ſeiner Mutter und ſeinem Bruder einen Pallaſt am Hafen, und er beſchäftigte ſich viel mit ſchönen Wiſſenſchaften, beſonders war aber ſein Lieblingsſtudium deutſche Sprache und Literatur, die er in Wien mehre Jahre ſtudirt hatte. Er bot mir ein Logis in ſeinem Hauſe an, und ich nahm es unter der Uebereinkunft, daß wir uns gegenſeitig nicht nach einander geniren wollten.

Meine Einrichtung war wahrhaft fürſtlich und ich wurde faſt ängſtlich, wenn ich dieſe prachtvolle Umgebung betrachtete, und an meine Dürftigkeit noch vor wenigen Wochen dachte. Ich bewohnte zwei Zimmer nach dem Hafen, und hatte nun Gelegenheit und Muße, mich ganz dem Genuß der Betrachtung von Smyrnas herrlicher Lage hinzugeben.

Vom Dach meiner Wohnung überſchaute ich einen Theil des fünfzehn Stunden langen Golfs und das reizvolle Hafenbecken, über welchem die Flaggen aller Handel treibenden Völker wehten, und in welchem bei ruhiger See die herrlichen Ufer mit ihren grünen Wäldern, ihren ſanften Höhen voll bunter Landſitze und maleriſcher Kiosks ſich ſpiegeln. Die Cidatelle hebt ſich mit weißen Mauern wie ein Ritterſchloß am Geſtade und am Fuß eines dunkelgrünen Bergwaldes empor.

Zur rechten hatte ich den Meerbuſen Burnabat, der von einer grünenden und häuſerbeſäten Ebene umſchloſſen war, und an welchem der Maſtenwald der Rhede lag; zur linken ſah ich das vorhin erwähnte ſtattliche Schloß, und die Ufer des Golfs, die weit in das Meer hinaus ziehen. Hinter mir hob ſich die Stadt am Abhang eines Berges, darauf die Ruine eines durchſchoſſenen alten Kaſtells thronte, unter dieſem die Cypreſſenhaine der Gottesäcker, dann die zahlloſen orientaliſchen Häuſer des ſtolzen Ismir, das ſich einſt die erſte Hauptſtadt Aſiens nennen durfte, wenigſtens nannte. Aus dem Meer der türkiſchen Häuſer ragen die Minarettthürme, und Kuppeln von zwei und zwanzig Moſcheen, und weiter zum Ufer und Hafen herab zieht ſich die Frankenſtadt weithin auf dem Grat einer Landzunge, die in das Meer hinaus ſich erſtreckt.

Stundenlang habe ich geſtanden und hinab geſchaut und hinab gehorcht auf das Gewühl der Kaufleute, habe den Stimmenlärm der Handelswelt und das Geheul der Hunde vernommen, und als beides verhallt war, wenn Stadt und Land und Meer endlich im Schweigen lag, wenn die farbigen Lampen von den Moſcheen verglühten, mich der erhabenen Ruhe der Sternennächte des Orients erfreut.

Ich war in eine neue und wunderbare Welt getreten, und fand in der berühmteſten und größten Handelsſtadt der Levante ein eigenthümliches Gemiſch des europäiſchen und morgenländiſchen Lebens. Ganz fabelhaft kam mir in den erſten Tagen das bunte Allerlei der Trachten vor; wie ſeltſam nahmen ſich die glänzenden Uniformen der Marineoffiziers und die farbigen Leibröcke der modernen Stutzer unter den fränkiſchen Kaufmannsjünglingen, die ihren Typus behalten, und wenn ſie bis an das Ende der Welt verſchlagen würden, neben den durcheinander wimmelnden Nationen Aſiens, Afrikas, wie des nordöſtlichen Europas aus! Armeniſche und Georgiſche

Kaufleute, Servier und Arnauten, Bewohner der Krimm und Tataren, Kalmücken und Kirgieſen, Türken und Griechen, Perſer und Araber, Aegypter und Einwohner des ungeheuern Birmanenreiches tummelten ſich umher in dem Weltbazar Ismirs, und es erklangen die Laute aller Zungen, wie beim Rieſenthurmbau in Babylon; hierher müßte ein ſprachenkundiger Sammler, um „Stimmen der Völker in Liedern“ zu vernehmen.

Mein Aufenthalt in Smyrna gewährte mir reichen Erſatz für die in Griechenland ausgeſtandenen Leiden und Unglücksfälle, denn in ſehr viele fränkiſche Familien wurde ich eingeladen, und wirklich erweckte ich durch meine Thätigkeit mehr muſikaliſches Leben, als wohl je dort geherrſcht hatte. Vorzüglich ſuchte ich die Böhmen in ihrem Quartett zu vervollkommnen, daher wir täglich, ehe die Geſchäfte begannen, eine ſtundenlange Uebung hielten. Ich verwendete alle Zeit dazu, das, was ich von neuerer Opernmuſik habhaft werden konnte, für uns zu arrangiren. Auch ſchrieb ich ein Rondo für das Pianoforte mit Begleitung des Quartetts, ebenſo eins für Herrn Greitner für die Violine, allein meinen eignen heißen Drang nach mehr muſikaliſch-theoretiſcher Ausbildung konnte ich nicht befriedigen, indem auf dieſer Küſte keine Gelegenheit dieſer Art vorhanden war, und ich mußte daher vor der Hand mich aus mir ſelbſt muſikaliſch fortzubilden ſuchen. Selbſt Madame Combeau, eine gewöhnliche Muſikantin, bat mich um Unterricht; ich gab ihr dieſen gern, und nicht ohne Eigennutz, denn ob ſie gleich nur mittelmäßig ſang, ſo ſang ſie doch, und war die Prima Donna des Geſanges in Smyrna. Meine vielen Unterrichtsſtunden wurden faſt übermäßig bezahlt.

Beinahe keine Fehde, keine Geſellſchaft wurde mehr gegeben, war es unter Engländern, war es unter Franzoſen, oder italieniſchen Kaufleuten, ich mußte derjenige ſein, der die muſikliche Unterhaltung leitete, dabei verdiente ich vieles Geld und hätte ſparen können und ſollen. Aber wann lernen Künſtler Sparſamkeit? Es wird ihrer wenige geben, die mit mehr oder minderm Muſiktalent begabt, auch das Spartalent eines Paganini empfingen. Mein zweites Conzert war ſo anſtändig arrangirt, daß es allenfalls auch in Europa ſich hätte hören laſſen können. So bald die Gazelle zurückkehrte, ließ ich die Einladung ergehen. Es fiel mit Hülfe der ſchon genannten Virtuoſen über alle Erwartung und für alle Theile, Muſiker und Zuhörer, befriedigend aus. Die Tanzmuſik ſtand in Smyrna auf nicht minder niedriger Stufe als die Conzertmuſik, aber nur bei einem etwas gemiſchten, faſt blos merkantiliſch gebildeten und größtentheils jugendlichem Publikum, welches die tanzluſtigen jungen Marineoffiziers noch vermehrten, zugleich höher angeſchrieben. Wollte ich nicht unklug handeln, ſo mußte ich nach dem Conzert auch Tänze aufſpielen laſſen; bisher hatten bisweilen zwei Armenier, mit einer Violine und einem uralten Cello die höhern Kreiſe mit Tanzmuſik zugleich vergnügt, und in Verzweiflung gebracht. Ich hatte Tänze für die Böhmiſchen Glashändler geſetzt, und nachdem das Conzert geendigt war, führten wir nun die Tanzmuſik auf, wofür uns allgemeines Lob und mir noch beſonders ſehr honette Bezahlung wurde. Conſul David rief mich bei Seite und ſagte zu mir, daß ſich bereits ein Theil Kaufleute erboten hätten, eine jährliche Revenue für mich feſtzuſtellen, um mich für immer für Smyrna zu engagiren. Mir konnte dieſer Antrag nur lieb ſein, denn nach dem Vaterland zog es mich minder ſtark, wie zuvor; zudem hatte ich, ſeitdem ich nach Griechenland abgereiſt, keine Nachricht mehr von dort, und die Erinnerung an mein Röschen trat mir nur in Begleitung ſtiller Wehmuth nah; ich betrachtete ſie als eine Dahingeſchiedene, mir durch den Tod Entriſſene, die als Engel mich auf fremder Erde umſchwebe, und auf mein Kommen drüben harre. Ich mußte ſie mir verloren glauben, und ohne ſie konnte ich leicht mein

Vaterland miſſen, nur in ihrem Herzen war meine Heimath. Was ſoll ich dort? fragte ich mich ſelbſt. Die erſte Frage würde doch wieder die ſein: „Nun Herr Vetter, wovon wollen Sie leben? Haben Sie nunmehr etwas gelernt?“ Denn ohne dieſes thut es nun einmal der deutſche Philiſterismus nicht.

15.

Ein muſikaliſcher Sonderling.

Mein neuer Freund Kramer liebte leidenſchaftlich die Muſik, er verſchaffte mir ein Querfortepiano, und wir brachten an dieſem ſehr glückliche Stunden zu. Eines Tages ſagte er zu mir: „Ich muß Sie nur näher mit meinem Onkel bekannt machen, ein eigenthümlicher und ſeltſamer, aber dabei ſehr kluger und — ſehr reicher Mann. Kommen Sie!"

Ich folgte willig, und wir betraten bald den Hof eines ungeheuern Hauſes, in welchem ſich die Waarenballen zu Bergen thürmten, auch ſchienen alle Räume der untern Etage nur mit Vorräthen von Handelsartikeln angefüllt. In einer düſtern Ecke des Hofraumes lag ein kleines Stübchen, ähnlich den nach Oel und Häring riechenden Ladenſtuben deutſcher Kleinkrämer, in denen der Dampf der Bureaulampe Wände und Decke ſchwarz geräuchert hat, und in denen nie geweißt oder tapezirt wird; jenes Stübchen war wenig über zwölf Fuß lang und breit, ein Fenſter ſah heraus nach dem nahen Hafen, ein andres in den Hof. In dieſem Stübchen waren die Wände ganz mit Muſikinſtrumenten und der Boden ganz mit Büchern und Muſikalien bedeckt, nicht minder befand ſich darin ein niedriges Bett mit zerſetztem Ueberzug. Ich glaubte zu träumen, als ich dieſes Chaos ſeltſamer und größtentheils veralteter, meiſt morgenländiſchen Inſtrumente, die ich nie geſehen, erblickte. Und mitten in dieſer Antiquitätenkammer ſaß vor einem großen Hauptbuch jener kleine ſchwarze Mann, der mich im Conzert angeſprochen hatte, und dann verſchwunden war; Herr Lionel, ein Engländer, einer der reichſten Kaufleute Smyrna's war von Kramers Onkel, und der größte Muſikenthuſiaſt, namentlich für Streichinſtrumente.

Er ſchien erfreut über unſern Beſuch, ſagte mir mit der geläufigen Freundlichkeit des Weltmannes viel Verbindliches, und führte uns hinauf in die obern Etagen. Nie ſah ich größere Pracht in einem Privathaus. Welcher Abſtich gegen die Spelunke, die der muſikaliſche Kyniker im Hofe inne hatte! Ein ſüßer Geruch von Moſchus und Ambra und Roſenöl und von allen duftenden Balſamen des Orients verbreitete ſich oben durch alle Räume; golddurchwebte Teppiche deckten die Fußböden, ſchwellende Polſter reihten ſich an den Wänden, die mit perſiſchen Geweben bekleidet waren. Jene zierlichen und glänzenden Möbeln aus China und Japan, und die hundertfachen künſtlichen Arbeiten und Spielereien dieſer Völker ſchmückten den Salon. In dieſem empfing Herr Lionel ſeine orientaliſche Handelsfreunde, und machte Geſchäfte mit ihnen.

Eine Treppe höher, und — man war in Europa, in England, in London. Alles in dem modernſten fränkiſchen Geſchmack. Spiegel und Bilder, Kryſtallleuchter und koſtbare Tapeten, prachtvolle Möbeln aus Paris; ein Tanzſaal, ein Conzertſaal, mehr als ein herrliches Flügelinſtrument, ich glaubte mich in einem Opiumrauſch, und vom Mährchenflügel des Orients in Scheherazadens Wunderwelt entrückt. In den engliſchen Zimmern wohnte Lionels Familie, ſeine Frau, ſeine beiden Töchter, denen er mich vorſtellte; die Jüngere war noch im zarten Jugendalter; die Aeltere, Viola, eine gereifte Schönheit mit ſprechendem Ernſt in ihren regelmäßigen und feinen Zügen.

Wir wurden auf den morgenden Abend eingeladen, und kürzten unſern Beſuch ab. Auf dem Rückwege erzählte mir Kramer viel von ſeines Onkels originellen Seltſamkeiten, und machte mich auf deſſen nähere Bekanntſchaft äußerſt begierig.

Als wir am Abend uns eingefunden hatten, erſchien Lionel im höchſt feinen glänzenden, aber durchaus ſchwarzen Anzug, und ein Bedienter in reicher Livree trug ihm einen ziemlich großen Violinkaſten nach, den er mit Sorgfalt auf einen Mahagonitiſch ſetzte. Der junge Kramer führte mich ſeinem Onkel nochmals präſentirend vor, und Lionel ſprach zu ſeinem Neveu: „Dieſen Herrn kenne ich länger als Du, und er ſteht mir näher, als Du, denn ich glaube, daß ſeine Seele und die meine als ein Akkord aus dem Klangreiche der Geiſterwelt hervorgingen.“ Dann wandte er ſich zu mir, und fuhr auf gleiche Weiſe fort: „Ich glaube an eine Harmonie des Geiſtigen, die ſich uns im Ton, in Duft, Farbe, in Empfindung und Neigung, im Blühen und Welken, in Ruhe und Bewegung tauſendfach offenbart. Sie iſt es, die Sympathien erweckt, und Gleiches zu Gleichem geſellt, ſelbſt wenn es nur in einer Einzelrichtung das Gleiche iſt, und in jeder andern wieder in andrer Geſtaltung ausblüht und weiter ſtrebt.“

„Ich hörte neulich Ihre Phantaſieen; nach Sturm und Gebraus, nach Schlacht und Sieg wurden ſie wieder ruhig, und der Engel des Friedens ſchwebte über der Verwüſtung. Das einfache Thema eines kleinen bekannten Liedes, welches Sie nach einer muſikaliſchen Ertaſe, die alle Zuhörer in die Feſſeln peinlicher Angſt ſchlug, begannen, lächelte gleich einem Frühlingsmorgen; das Thema wurde lebendiger, ich hörte die Lerche ſingen, ich ſah die Bäume aufgrünen und liebliche Blumen ſproßten mit der immer mehr ſteigenden Bewegung hervor. Wie mannichfaltig Sie das Thema auch variirten, dennoch erkannte und hörte ich immer nur die urſprüngliche Melodie und den Ausdruck der Fröhlichkeit über das Wiedererwachen des alle Weſen erfreuenden Frühlingstages.“

Ich erwiederte einiges von unverdientem Lob und Beifall, ganz verwundert über das Feuer, mit welchem dieſer Mann ſprach, der ſich noch weiter über ſeinen Lieblingsgegenſtand ausließ. „Ich kann mir kaum,“ fuhr er fort: „die Auferſtehung zu einer andern Zeit,“ als an einem blühend friſchen Lenzmorgen unter erhaben feierlicher Muſik denken, und es ſcheint ſolche Ahnung tief begründet zu ſein, da wir ſie bereits in der bibliſchen Mythe von poſaunenden Engeln finden.“

Es hatte ſich mittlerweile noch mehr Geſellſchaft eingefunden, ich wurde erſucht, etwas auf dem Fortepiano vorzutragen und leiſtete ſogleich Folge. Lionel blieb neben mir ſtehen und verfolgte erſt den Gang meiner Finger, wie es ſchien, dann aber entfernte er ſich und ließ ſich ruhig und nachdenkend in der Ecke des Saales nieder. Ich hatte lange geendigt, als der kleine ſchwarze Mann aufſprang, mich umarmte und ausrief: „Mein Freund! Sie ſtehen mir ſehr nahe, denn das, was ich heute wieder phantaſierend hörte, hat ſchon ſeit langer Zeit mein Innres erfüllt, und mich überall hin begleitet. Es iſt in meinem Innern ein Zwieſpalt, in meiner Begeiſterung kann ich die Ruhe nicht finden, die zur ſchaffenden That ſo nöthig, und in meiner Ruhe flieht die Begeiſterung von dannen. Ich werde Ihnen nun etwas von meiner Compoſition vortragen, die ich Ihrer gefälligen Beurtheilung unterwerfe.“ Er nahm aus ſeinem Kaſten eine der größern Violen heraus, ſtimmte ſie, und übergab mir ein Notenblatt. Es waren darauf nur einzelne Akkorde angegeben, und er bemerkte mir, daß ich ihm nach dieſen Akkorden zu begleiten habe, er ſelbſt würde das, was er ſpiele, aus dem Kopfe vortragen — was mir ein wenig befremdlich vorkam.

Lionel begann mit einem Adagio-Satz, der höchſt eigenthümlicher Art war, noch dazu durch die Wahl des Inſtrumentes, der zum Solovortrag wenig gebrauchten Viola, ſo daß ich im Augenblick mit meiner Begleitung zurückblieb und nur erwartete, wie er dieſe ſonderbare Muſik, die er faſt ohne Tact, bald affectirt aufbrauſend, bald affectirt ſchmelzend in Doppelgriffen ausführte, enden würde. Es war mir in der That ſonderbar zu Muthe; hier ſcheiterte meine ganze Begleitungskunſt, nie hatte ich ſo fremde Figuren in der Muſik gehört. Aus raſchen und wechſelvollen Tempis ging Lionel zu einem ruhigeren Thema über, und ich hörte die mir minder fremde Muſik altſchottiſcher Nationallieder. Jetzt ging es mit der Begleitung beſſer, doch nicht lange, denn er variirte ohne Rückſicht auf mich ſein Thema ad libitum-ritardando, und begann endlich das Finale als Rondo, in welchem er bei ſehr raſchem Spiel von $\frac{3}{4}$ in $\frac{1}{4}$ Tact überſprang, und mit dieſem den $\frac{6}{8}$ Tact zu verbinden ſuchte. Es war ein Chaos von verſchiedenen Tactarten und ein Chaos von muſikaliſchen Gedanken, die ſich nur hie und da zu einer Regelmäßigkeit erhoben, ſo daß ſich aus der Urwelt von Tönen hie und da nur ein geordneter Satz blicken ließ. Er endigte und ſank erſchöpft auf den ihm ſogleich und ſchnell herbeigeſchafften Stuhl. Man nahm ihm die Viole ab. Ich wollte ihn ſogleich anreden, allein Kramer hielt mich zurück, und gab mir Zeichen, ihn in dieſem Krampf der Entzückung ungeſtört zu laſſen, bis er ſich ſelbſt erhole. Alles war ſtill in der Geſellſchaft, jetzt ſprang Lionel auf, verneigte ſich, wurde applaudirt, und die Unterhaltung kam wieder in lebhaften Gang.

Man war laut und vergnügt, ich ſprach mit der Frau und den Töchtern des Hauſes, Viola ſprach mich ſehr an. Mit meiner Begleitung ſchien Lionel übrigens nicht recht zufrieden, was wohl natürlich war, allein wie erſchrack ich, als er mitten in der lebhafteſten Unterhaltung mich zum zweitenmale aufforderte, das ſchon einmal Vorgetragene zur nähern Würdigung noch einmal zu begleiten. Dazu hatte ich nun gar keine Luſt, indeſſen faßte ich mich und tröſtete mich damit, daß die Geſellſchaft jedenfalls nicht die Ruhe beobachten würde, die er verlangte. Der kleine Mann ſtand aber in zu großem Anſehn; ſo wie er ſeine Viole ergriff, war die Sprachunterhaltung wie abgeſchnitten. Wie mancher große Künſtler unſrer Zeit würde ſich **glücklich** ſchätzen, wenn er es bei ſeinen Zuhörern ſo weit gebracht hätte! Ich hielt das muſikaliſche Martyrium aus, und es ging über Erwarten gut mit meiner Begleitung. Die Tochter des wunderlichen Virtuoſen, die den Namen ſeines Lieblingsinſtrumentes führte, ſagte mir: „Sie haben meinem Vater und dadurch auch uns, den Seinen, eine ſehr heitre Stunde bereiten helfen, wofür wir Ihnen alle ſehr dankbar ſein müſſen. Haben Sie Geduld — mein Vater hat manche Schwäche, doch nicht den Fehler der Undankbarkeit.“

Spät ging die Geſellſchaft auseinander und Lionel lud mich ſogleich auf Morgen Abend 10 Uhr zu ſich ein; mir fiel das auf, und ich fragte Kramer, ob die Geſellſchaft bei ſeinem Oheim um 10 Uhr Abends erſt angehe? „Es iſt keine Geſellſchaft, ſondern Sie haben es morgen mit meinem Onkel allein zu thun,“ war ſeine Antwort.

Höchſt geſpannt betrat ich am nächſten Abend den Hof und die klöſterliche Zelle des reichen Sonderlings. Er erhob ſich grüßend und ſprach: „Willkommen, mein Freund! Sie werden es ſonderbar finden, daß ich Sie zur ungewöhnlichen Zeit zu mir bat, allein ich ſage Ihnen“ (nun ſprach er leiſer und heimlicher) „nur die Nacht iſt nach meinen Begriffen, die Zeit, wo der geiſtige Menſch, wenn rings um ihn die irdiſchen Naturen ruhen, ſich erheben kann und ſoll. Der Tag iſt für das Geſchäft, die Nacht bringt meinem Gemüth Ruhe mit, und in ihrem heiligen Dunkel ſammle ich mich, ſammle für mich, und arbeite für meine Freude, für meinen Genuß. Setzen Sie ſich nieder! Ich habe Ihnen geſtern ſchon angeſehen, daß Sie über meine Vorliebe für die Viole verwundert waren — ſagen Sie mir nichts — ich weiß alles, was Sie ſagen wollen und können. Es giebt kein Inſtrument der Welt, welches ſich mit der Viole meſſen kann.

Ihr Klang iſt reiner Alt; Alt aber iſt die Roſe der Töne, Alt iſt in der Muſik das, was die Liebe im Leben iſt, Alt iſt Jugend und Frühling, Alt iſt Blüthe. Wenn ich mir Engel ſingend denke, und ich denke ſie mir ſingend, ohne ſo materiellgläubig zu ſein, daß ich an ein ewiges Muſiciren und Singen droben dabei dächte, denn es wird auch im Himmel hoffentlich etwas Solides zu thun geben, ſo kann ich mir nur im Alt ihre Geſangſtimme denken, die über die andern wie der beſeelende und der beſeligende Geiſt ſchwebt. Von allen Inſtrumenten ſuchte ich nun das, welches der menſchlichen Altſtimme am nächſten kommt, und das iſt meine ſingende Freundin, die Viole. Wunderbar iſt der Zauber dieſer Vox Humana, geiſterhaft iſt die Stimme des Menſchen in die Viole gebannt, geiſterhaft tönt ſie aus ihr heraus, ahnungsvoll, ſeufzend, wimmernd, ſchmelzend, flehend, jubelnd, jauchzend, aber — merken Sie wohl auf — nicht am Tage, nur in der ſtillen Nacht, der lauſchenden, der verſchwiegenen.“

„Ich bin ein muſikaliſcher Einſiedler; Jahre lang habe ich ſo einſam hingelebt, Niemand fand ich, der mich verſtehen wollte und konnte; oft wollte ich aus England oder Deutſchland mir einen Muſikus kommen laſſen, aber wenn er nun kam, würde er meine Neigung, meine Liebe theilen, eingehen in meine Anſichten, und mich begleiten können? Nach Begleitung ſehnt ſich glühend meine Seele, ohne ſie fehlt mir zum Ausflug der zweite Flügel, zum Blick in den Himmel der Töne das zweite Auge. Es iſt nicht gut, daß ein Menſch allein ſei, aber es iſt auch nicht gut, daß ein Inſtrument allein ſei! — Nun ſind Sie gekommen — ich hörte Ihre Phantaſien, in Ihren Tönen ruht der Schlüſſel zu den Geheimniſſen und Wunderſchätzen meiner Muſik. In ihrer Stimme fand ich meine Viole wieder, und nun — hören Sie mich zu Ende. Wollen Sie mir Ihre Unterſtützung in der Begleitung meiner muſikaliſchen Sätze nicht abſchlagen, aber auch die Zeit wählen, die mich beſonders anſpricht zur Ausführung dieſer meiner Muſik? — Ich biete Ihnen keinen Lohn, der wahre Künſtler fragt nicht nach ihm, allein ich werde zu vergelten wiſſen auf eine Art, die Sie nicht drücken ſoll.“

Staunend hatte ich der langen Rede gelauſcht, mein Entſchluß brauchte mindre Zeit, als der Antrag. „Gern will ich bleiben,“ erwiederte ich: „gern verſuchen, ob ich befähigt bin, in Ihre Ideen einzugehen; ich kann von Ihnen lernen, ſchon das iſt mir, der für Muſik mit ganzer Seele glüht, ein hinreichender Lohn. Machen wir, wenn es Ihnen gefällig iſt, gleich eine Probe.“

„Noch nicht,“ ſprach Lionel, indem er ſanft ſeine Hand auf die meine legte: „noch nicht — es iſt noch nicht die rechte Stunde. Warten wir — und dann eine Bitte — dann nicht ſprechen, nicht fragen — nur ſpielen und in dem Himmel der Töne ſchwelgen!“

Ich fügte mich ſeinen Wünſchen.

16.

Viola.

Der Vollmond ſpiegelte ſein reines Antlitz in der Bai von Smyrna, die Wellen des Golfs murmelten träumend, das Getöſe der Handelsſtadt war entſchlafen. Obgleich es Winterzeit war, das Jahr 1823 hatte bereits begonnen, ſo fächelte doch ein warmer Hauch über dieſen ſüdlichen Breiten, und keine Wolke trübte den ſternenbeſäten Nachthimmel, der wie ein großes Naturgeheimniß das räthſelhafte Morgenland und das wunderbar rauſchende Meer umfing.

In einem heitern Kiosk, auf dem flachen Dach des Hauſes luftig und leicht aufgezimmert, und mit bunten Farben bemalt, ſtrahlte eine milde Helle, das ſanfte Licht einer weißen Ampel, und darin ſang Lionels Viola wie eine zaubervolle Mährchenſtimme wunderſüße himmliſche Klänge. Und wäre ich der größte muſikaliſche Vielwiſſer geweſen, ein tonkünſtleriſcher Philadelphia, vergebens wäre es geweſen, den ſeltſamen Virtuoſen zu begleiten; reden ſollte und durfte ich nicht, ſo blieb mir nichts übrig, als zu hören und zu ſchweigen.

Süßhinſchmelzende Liebesklage, wehmuthvolles Geſeufze, ſehnſüchtiger Ruf, der wie Heimweh das Herz in allen Tiefen bewegte, klang und zitterte aus Lionels Violenſaiten, und immer wunderbarer rollten die Töne; ſie glitten wie Perlen am Roſenkranz eines Bramanen nieder, ſie flogen wie klingende Kugeln eines indiſchen Gauklers blendend empor, zogen glänzende leuchtende Kreiſe, klangen wie Glöckchen an Pagodenthürmen Chinas, rieſelten wie die Waldbäche meiner Heimath, rauſchten wie Flügel des Sturmes, donnerten wie die Katarakte der Schweiz. Ich hörte ſtaunend, hingeriſſen, ganz Ohr — da hörte ich ganz nahe einen leiſen Seufzer.

Durch das Fenſter, das nach dem Dache ging, ſah ich eine zarte weibliche Geſtalt, ſie kniete lauſchend draußen, ſie zitterte, ſie ſah nicht, daß mein Blick ſie traf, der Mond übergoß ihr Geſicht mit ſeinem bleichen Licht, und malte ihre rothen Wangenroſen weiß; ihre dunkeln Locken floßen in Ringeln wie ſchwarzes Gewölk um den Silbermond ihrer Schönheit, und die dunkeln Augenſterne glühten feſt nach mir und nach dem Spielenden hin. Es war **Viola**, die Tochter Lionels.

Da ſchlug es Eins. Mit dem Schlag endete Lionel ſein Spiel, und klingelte; draußen klang wie ein klagendes Echo noch ein Seufzer, Viola glitt wie ein Schatten über die Plattform des Daches, und entſchwand. Ein Diener erſchien, und brachte Thee. Wir tranken und ſprachen noch eine Stunde lang mit einander. Ich ſagte dem wunderlichen Virtuoſen, daß es mir ganz unmöglich ſei, ihn zu begleiten, ohne daß ich Noten vor mir habe. Er entdeckte mir, daß er ſich ſchon oft vergebens bemüht, ſeine Compoſitionen niederzuſchreiben, ſeine muſikaliſchen Gedanken flögen auf Adlerfittigen und die ſchreibende Hand kröche wie eine Schnecke nach. Hierauf erwiederte ich ihm, daß ich im raſchen Notenſchreiben mir früher eine ſehr große Fertigkeit erworben habe, und den Verſuch wagen wolle, ſeine Sätze nachzuſchreiben. Darüber freute ſich denn der Mann ganz außerordentlich, und ſo ſchieden wir, nachdem ich heilig hatte verſprechen müſſen, am folgenden Abend wieder zu kommen.

Am Tage fragte mich Kramer, wie mir ſein muſikaliſcher Onkel gefalle? ich ſprach mich gegen ihn aus und äußerte, daß ich ihn ſchätzen gelernt, und daß ich alles anwenden würde, mich ſeinen muſikaliſchen Sonderlingsgaben zu fügen. Der Freund beſtätigte mich belobend in dieſem Vorſatz, indem er ſagte: „Geben Sie meinen Onkel nicht auf; er iſt verſchwenderiſch in dankbarer Anerkennung des Verdienſtes, und wird alles aufbieten, Sie in Smyrna zu feſſeln.

Wieder begann ein nächtliches Conzert, das nur vom monotonen geheimnißvollen Getön der Wellen begleitet wurde, die im Hafenbecken plätſcherten und an die Flanken der Schiffe ſchlugen. Satz für Satz ſchrieb ich nun nach, dann ſpielten wir beide, Lionel Viole, ich Violine, dieſe Sätze durch, aber mein Virtuoſe machte mir manche Schwierigkeit, und fuhr immer zwiſchen die Harmonie mit merkwürdigen muſikaliſchen Capriolen und mit Capriccios, die ſo ſchnell zu notiren unmöglich war, doch diente, was ich davon habhaft werden konnte, zu ſchönen und oft ſehr geiſtreichen und überraſchenden Variationen.

Bis Schlag Eins ſpielte Lionel, dann brachte der Diener Thee und Rum, und wir tranken und ſprachen mit einander.

So ging es vier Wochen lang fort. Oft erblickte ich die lauſchende Geſtalt der ernſten Viola, und wenn ich ſie bisweilen, doch ſelten am Tage ſah, bemerkte ich, wie ihr Auge ſinnend auf mir ruhte, wie ſie mit Antheil mich zu bemerken ſchien. Doch kam keine Ahnung in meine Seele von der Blüthe, die am Baum meines Glückes ſich zu mir neigte; die Lotosblume der Liebe ſchwamm als Nektarkelch auf der Woge meines Geſchicks, und ich ſollte glücklicher ſein, als Tantalus.

In dieſer Zeit bereitete ich mein drittes Conzert in Smyrna vor, ſchrieb die Compoſitionen Lionels ſauber ab, ſetzte ſeinen Namen als Componiſten auf das Titelblatt, und überreichte ihm den Prachtband, den er mit der höchſten Freude aufnahm. In meinem Conzert ſollte Einiges davon aufgeführt werden.

In Griechenland war indeſſen jene bekannte wohlausgeſtattete und zahlreiche neue Philhellenenexpedition unter der Leitung des betrügeriſchen Kephalos angekommen, die größtentheils gleich mir alle Stadien von Ungemach, Widerwärtigkeit und Elend durchmachen mußte, und bitter enttäuſcht, ohne Griechenland genützt zu haben, theils zurückkehrte, theils unterging. Ein Theil dieſer franzöſiſchen und deutſchen Philhellenen kam nach Smyrna geflüchtet, aber ſo grauſam verfolgte ſie ein feindliches Geſchick, daß es ihr Schiff Nachts an der Türkenſtadt landen ließ. Es ward Lärm, die Türken erfuhren, daß die gelandeten Franken Philhellenen waren, fielen über ſie her, und ehe der Morgen graute, lagen ſchon mehre ermordet, und die Uebrigen entkamen mit Noth in die Frankenſtadt und in den Hof eines Conſulatgebäudes. Sie wandten ſich Hülfe ſuchend an die

Conſuln Oeſtreichs und Preußens, allein dieſe hatten von ihren Regierungen die gemeſſendſten und ſtrengſten Befehle, ſich aller Einmiſchung in die Differenzen des jungen Griechenlands mit der Pforte zu enthalten. Der Pelikan Griechenland mußte ſeine Söhne erſt mit dem eignen Blut überſtrömen und ſättigen, bis die Bluttaufe ihn ſelbſt in einen purpurbeſchwingten Phönix verwandelte.

Auch ſelbſt der Generalconſul Frankreichs hatte ſtrengere Ordre, und durfte nicht mehr den armen Flüchtlingen, wie ſonſt, hülfreich ſein, und ſo mußten ſie bei der Stimmung der Türken ihrem Verderben entgegenzagen. Sie hatten ſich, da das Land ſie ausſtieß, auf eine Barke gelagert, und hatten, rathlos und verlaſſen, wie vor nicht allzulanger Zeit auch ich, eine der reizendſten Gegenden des Orients und in ihr die Stadt des Ueberfluſſes vor ſich, ohne daß jene Pracht ſie erfreute, dieſer Reichthum ſie ſättigte. Da ließ es Gottes Wille geſchehen, daß ich am Ufer hinwandelte, jene Unglücklichen ſah, und deutſche Laute vernahm.

Möge das nun Folgende mir nicht als eitle Ruhmredigkeit ausgelegt werden; wie die Vorſehung ſich oft merkwürdiger Veranlaſſungen bedient hatte, mir auf meinem Lebenswege fortzuhelfen, der ich vertraue, daß ſie mir auch ferner eine gnädige Führerin ſein wird, ſo bediente ſie ſich dieſesmal meiner als ſchwachen Werkzeuges, jenen Unglücklichen nützlich zu werden. Ich erkannte bald Leidensbrüder, Philhellenen, und redete ſie an. Die Freude war groß, einen alten Philhellenen zu finden, und da ſie mir ihre Noth entdeckten, ſo ſchlug mein Herz vor Freude, im Augenblick im Stande zu ſein, ihnen helfen zu können. Bald hatte ich in den entlegenſten Theilen der Frankenſtadt ein einzelſtehendes Haus gemiethet, wo ich dieſelben hinbrachte und ſie der Abwartung einer alten Franzöſin übergab. Dann begab ich mich ſogleich zu den Conſuln der verſchiedenen Mächte ſelbſt, allein alle Unterſtützung wurde mir dort rund abgeſchlagen, ſo ſehr man bedauerte, mir nicht willfahren zu können.

Der Drang, wo möglich zu helfen, ließ mich einen Brief an die Miniſter von Ottenfels und von Miltitz aufſetzen, in dem ich alle Beredſamkeit aufbot, für die gleichſam ausgeſtoßenen Franken mildre Maßregeln zu erflehn. Ich ſandte den Brief nach Konſtantinopel, allein die Antwort darauf blieb aus. Indeſſen ließ mich doch ein Conſul und zwar der Oeſtreichiſche, wieder rufen, und verſprach mir eine kleine Summe Beitrag, um jene Hülfloſen nach einem europäiſchen Hafen zurückführen zu laſſen, auch wollte er die Päſſe viſiren. Ich ſprach mit einem Kapitain, der in Smyrna auf Ladung wartete, aber dieſer Mann verlangte für Ueberfahrt und Verköſtigung bis nach Trieſt die große Summe von 8000 Piaſtern, die ich bis auf 6000 herabhandelte. Nun wurde ich nicht müde, die Runde zu machen, wandte alle Connexionen an, ſpannte alle Segel auf, allein nur vom Generalconſul David, von Lionel und Kramer erhielt ich mäßige Summen, dieſe reichten noch lange nicht. Ich hatte bei Lionels Familie von der bedrängten Lage meiner europäiſchen Landsleute geſprochen; am Abend erhielt ich ein Päckchen Banknoten im Werthe zu tauſend Piaſter mit der Bezeichnung: „Für die Hülfsbedürftigen unſers muſikaliſchen Freundes,“ die von zarter Frauenhand geſchrieben war, ich konnte wohl ahnen, daß nur Viola die freundliche Geberin ſei. Noch reichten aber alle dieſe Gaben nicht, die nöthige Summe voll zu machen, doch vergaß ich nicht, daß ich ſelbſt ein reicher Mann war, ich hatte mehr als dreitauſend Piaſter erſpart, ich gab ſie her, ich ließ die Expedition unter Segel gehen. Einem würtembergiſchen Philhellenen, der krank war, ſchenkte ich eine koſtbare golddurchwebte türkiſche Decke. Es war eine recht rührende Abſchiedsſcene, Thränen des Dankes und der Freude floſſen, man ſchwur mir ewige Dankbarkeit, ſtete Erinnerung, und fuhr von dannen.

Ich habe nie erfahren können, ob einer der durch mich und mein Bemühen Geretteten meiner jemals wieder gedacht hat.

Meine Kaſſe war leer, allein ich gab mit Glück das dritte Conzert. Der Winter mit ſeinen Regentagen half jene wieder füllen; Lionel legte 40 Mahmuds ein, aus Freude ſeine Compoſitionen zu hören, und ich mußte zu ihm in ſein Haus ziehen. Was frommt aber aller Gelderwerb, wenn der Menſch darüber nicht froh wird? Wohl verſtand ich und glaube noch zu verſtehen, die Kunſt froh zu ſein, aber meine Geſundheit begann zu ſchwanken. Das Klima Smyrnas war mir ſchädlich, ich wurde ſchon im Winter das Tertianfieber nicht viel los.

Freundlich und liebevoll wurde ich von Lionels Familie verpflegt, er ſelbſt war tief bekümmert, daß ſein treuer Accompagnon ihn nicht mehr ſo, wie ſonſt, begleiten konnte. Viola umwaltete mich achtſam und ſorgſam, doch verſagte der Ernſt ihrer äußern Erſcheinung jeden leiſen Verſuch einer traulichen Annäherung. Dennoch kochte unter dieſem jungfräulichen britiſchen Eis die ſiedende Feuerwelle der Leidenſchaft. In der Sphäre ihrer Anmuth und Sitte genaß ich wieder auf eine kurze Zeit.

Ein großes Feſtin, das Kaufmann Lionel den Conſuln und ſeinen fränkiſchen und orientaliſchen

Handelsfreunden gab, bereitete ſich vor. Der Wunſch des reichen Mannes war darauf gerichtet, mit dieſem Feſt auch muſikaliſchen Genuß zu verbinden; ja er ſelbſt wollte Etwas vortragen, und überließ mir die Anordnung des Ganzen. Als ich ihm dieſe zur Begutachtung vorlegte, war er vollkommen damit zufrieden und gebot dem Ceremonienmeiſter, meinen Anordnungen Folge zu leiſten. Dieſes Verhältniß brachte mich in noch nähere Berührung mit Lionels Gemahlin und Viola, und veranlaßte zwiſchen uns manchen Scherz, bis der große Tag des Feſtins herannahte.

Repräſentanten faſt aller Nationen wogten durch Lionels Prachtſalons, in denen der Reichthum aller Länder ſich zeigte. Es begann das Concert; Lionel ſpielte, und Türken und Chriſten ſtaunten und bewunderten ihn. Er war glücklich, und gerieth wieder in jene ſeltſame extatiſche Verzückung, in der ich ihn nun ſchon öfter zu ſehen gewohnt worden war. Auch ich durfte mich vor Europäern, Aſiaten und Afrikanern hören laſſen, und es war gewiß ein merkwürdiges Zuſammentreffen der Verhältniſſe, welches mir, dem ungenannten und ungekannten Muſikdilettanten ein Auditorium verſchaffte, deſſen mancher Künſtler von europäiſchem Ruf ſich ſchwerlich wird rühmen können; auch Madame Combeau ſang und Herr Greitner ſpielte Violine.

Bei der Tafel fand ich meinen Platz neben Viola, und als ich ihr über dieſes Glück und dieſe Auszeichnung etwas Freundliches ſagte, und bemerkte, ob ihr Vater nicht zürnen werde, daß mir dieſe Ehrenſtelle zugedacht worden, erwiederte ſie lakoniſch: „Mein Vater liebt, Nachts mit Ihnen Viole zu ſpielen, und Viola liebt, bei Tage ſich mit Ihnen zu unterhalten.“

Ich hätte aus dieſen Worten mir wohl etwas abnehmen können. Lionel kam freundlich zu mir und ſagte: „Meine Tochter wünſcht neben Ihnen zu ſitzen, Sie werden für ihre Unterhaltung Sorge tragen!“ Ganz erſtaunt ſah ich ihm nach, wie er ſich im Gewühl der Gäſte verlor. Bald darauf ward das Zeichen gegeben, und das Mahl begann. Der feurige Wein regte mich auf, auch meine Nachbarin verlor immer mehr von dem Ernſt, der ihr eigen zu ſein ſchien; die Fröhlichkeit verjüngte ſie, ſie ſcherzte und klang endlich mit mir an, indem ſie ſprach, und dabei über den Becher hinweg feſt und lange und bedeutſam den Blick auf mir ruhen ließ: „Auf unſer beiderſeitiges Glück!“

Schon ſtrahlte von koloſſalen bronzenen und kryſtallenen Kronleuchtern heller Glanz durch alle Säle; die Tafel wurde aufgehoben, die Geſellſchaft erhob ſich, und ging in einen andern Saal, den Kaffee einzunehmen. Meine Blicke ſuchten meine Tiſchnachdarin, die mir ein feuriges liebeglühendes Herz enthüllt hatte, und mich an jene Smyrniotin Aglaja denken ließ; Viola war verſchwunden. Ein Diener winkte mir.

Ich ging aus dem Speiſeſaal; draußen gab mir eine ſchwarze Sclavin ein Zeichen, ihr zu folgen. Ich folgte, von eignen Ahnungen durchzittert, neugierig, wohin das führen ſolle? Es führte über einen dunklen Gang, in ein dunkles Zimmer, in zwei warme Arme, an ein heißes Herz. Auf unſer beiderſeitiges Glück! hieß die Parole. — Im Ballſaal rauſchte die Tanzmuſik, von mir arrangirt. Auch Viola erſchien in ihrem Ballanzuge, reizend ſchön; ſie war Juno, die den Gürtel der Liebesgöttin geliehen. Auf ihren Wangen loderte hohe Gluth; ihr Auge ſchimmerte matt, wie der Abendſtern durch eine Silberwolke. Aus dem feuchten Glanze ſtrahlte Schaam, Verlangen und ſtille Beſeligung.

Ich tanzte mit Viola, ſie ſprach durch Seufzer, ich durch Händedrücke. Wir hatten nur ein Wort, das war der Dragoman aller unſrer Flammengefühle, es hieß Wiederſehen.

Der alte Lionel hatte ſich mit mehren großen Kaufleuten zuſammengeſetzt; ſie ſprachen über ihre Speculationen. Mitternacht war vorüber, man trug Thee und Erfriſchungen aller Art in den Nebenzimmern auf. Meine Augen ſuchten Viola, und fanden ſie nicht — da irrten ſie weiter, und fanden ſie.

Es giebt ein altes Inſtrument von ſehr lieblichem Ton, die Viole d'Amour, an das ich nicht denken kann, ohne an mein Glück in Smyrna zu denken. Die Liebesviole wurde obſolet, die Liebe wird es nie.

Und eine Blume giebt es, welche zarte Seelen zum Symbol der Freundſchaft weihten, ſie blüht in der Farbe der Treue. Auch die Freundſchaftviole, die ich in Smyrna brach, wollte ſich an befriedigter Liebe nicht genügen laſſen; ſie wollte Treue, Treue von einem zum Treubruch Verleiteten! So iſt das weibliche Herz, und der Fall, daß die, ſo ſelbſt treulos ſind, und Urſache ſind, daß andre es werden, dennoch Treue fordern, mag oft vorkommen. Wir verlangen immer von Andern die Tugenden, die wir ſelbſt nicht beſitzen.

Es kam zu ſchmerzlichen Erklärungen und Bekenntniſſen, zu Thränen und Schwüren, zu Hintanſetzung aller kindlichen Rückſichten, ja zu Fluchtplänen — ich floh beſtürzt in den Ballſaal zurück. Lionel kam auf mich zu; er durchbohrte mich mit ſeinen Blicken, und fragte mich: „Wo iſt meine Tochter?“ „Ich weiß nicht — doch wohl — in ihrem Zimmer!“

war meine ängſtliche Antwort. Ich fühlte, das Geſchick ſchüttelte in ſeiner Hand aufs Neue meine Würfel. Lionel eilte den dunklen Gang entlang, und trat, ſo viel ich erkennen konnte, in das Zimmer ſeiner Tochter.

17.

Abſchied vom Orient.

Selten ſchläft gut, wer Uebles that. Lange fand ich den Schlummer nicht; Bilder einer ſorgenvollen Zukunft umſchwebten mein Lager, und aus wirren Träumen weckte mich frühzeitig ein lautes Pochen. Ein Diener brachte ein Billet von Viola. Haſtig erbrach ich es und las: „Ich habe dem Vater meine Liebe zu Dir geſtanden, noch habe ich keine Gewißheit über ſeine Entſchließungen, allein er wird mit Dir ſprechen. Ewig die Deinige

Viola.“

Wie aus den Wolken gefallen ſtand ich da, gab dem Bedienten ein Trinkgeld und ließ zurückſagen, daß ich ſpäter antworten würde. Ich ſchwamm in einem Meere — nicht eben von Wonne, dieſe Fluth war der Ebbe gewichen, ſondern von Verlegenheiten, indeß wollte ich Gewißheit haben, und beſchloß, ſogleich zu Lionel zu gehen. Gleich einem, der zum Tode geführt wird, wankte ich die Treppe hinan, und wurde gemeldet. Ich mußte eintreten, der kleine ſchwarze Mann ſaß mit ſtrengem Geſicht auf einem Stuhl und ſollte jetzt mein Richter ſein. Er heftete ſeine blitzenden Augen auf mich, ſeine Blicke funkelten wie Dolchſpitzen, und mit gewichtigem Ton ſprach er das engliſche Wort: „Violator!“ Dieſes Wortſpiel mußte ihm der Teufel eingegeben haben. Ich ſchwieg, auf noch andre ähnliche Ehrentitel gefaßt, doch er fuhr kalt fort: „Sie ſind in Verhältniſſe in meinem Haus getreten, die mich, wären ſie offener gekommen, vielleicht gefreut hätten, allein ſo darf ich ſie nicht wünſchen. Geſetzt aber, ich würde über Alles hinwegſehen, ich würde meine Einwilligung ſogar zu einer Verbindung Violas mit Ihnen geben, was können Sie für die großen Opfer, die Ihnen meine Tochter zu bringen Willens iſt, ihr bieten?“

„Nichts, gar nichts!“ war meine feſte Antwort. „Ich bin arm und bin als Bettler an dies Geſtade geworfen worden, man nahm mich wohlwollend auf, ich arbeitete mich durch die freundſchaftlichen Unterſtützungen Mehrer aus meiner Armuth und was ich nun beſitze, trage ich mit mir, mein Talent — und den guten Willen, immer ehrenhaft in der Welt zu ſtehen. — „Das wäre etwas, was bei mir als Münze gilt,“ fuhr Lionel fort: „allein — wollen Sie ſich an Smyrna binden? Ich bin noch auf lange hier durch meine Handelsverbindungen gefeſſelt, meine Tochter muß in meinem Geſichtskreis bleiben, und Sie verlaſſen das Land mir ihr nicht, bis wir zuſammen gehen!“ Hierauf erwiederte ich: „Meine Verhältniſſe hier ſind von der Art, daß mir ohne beſondern Anlaß ſchwerlich einfallen wird, von hier wegzugehen, allein noch verſtehe ich Sie nicht ganz; Ihre Einwilligung wollen Sie zu einer Verbindung mit mir und Ihrer Tochter geben?“ „Ja,“ war ſeine Antwort: „unter der geſtellten Bedingung!“ — „O thun Sie es nicht,“ ſprach ich: „denn nur Unglück kann aus einer ſolchen Heirath hervorgehen! Ihre Tochter ſteht zu hoch an Rang und Anſehen. Solche Mißverhältniſſe enden ſelten gut. Ich bin arm, ſollte ich eine untergeordnete Rolle gegen meine Frau ſpielen? Von einer ſolchen fordere ich unbedingten Gehorſam und dauernde Liebe. Wohl mag Viola jetzt mich zu lieben glauben, ich ſelbſt glaube es, daß ſie mich leidenſchaftlich liebt, allein die Dauer — wenn mir je fühlbar gemacht würde, daß ich erhoben worden — ich ertrüge es nicht!“ Lionel zitterte vor Wuth und Erſtaunen. „Was?“ rief er:

„Was iſt das? — Soll ich Ihnen meine Tochter an den Hals werfen, die ſich ſelbſt an Sie wegwarf? Nein, junger Menſch! Sie haben zu viel bei mir gegolten, allein Ihr Stolz — wiſſen Sie, was dieſer iſt? Ich ſage es Ihnen: Bettelſtolz!" — Damit ſtand er auf, ging heftig die Stube durch, und verſchwand.

Ich beſchloß, auf der Stelle das Verhältniß zu löſen, ich ging zu Viola. Mit welch andern Gefühlen betrat ich daſſelbe Gemach, wie geſtern, und fand Viola in Thränen. Ihren Schmerz ſchildre ich dem Leſer nicht, aber ihr ſchilderte ich meine ganze Lage, enthüllte ihr mein ganzes Schickſal. Wahrheit war ich dem Mädchen ſchuldig, das ſich ſelbſt täuſchte, und dem Herbſt näher als dem Frühling, mit eigner Hand nach einer ſpäten Liebesroſe griff. Konnte ich dafür, daß die Dornen ſie verwundeten?

Viola kämpfte einen ſchmerzlichen Seelenkampf, während ich mit beredter Zunge ihr alle Freuden und Leiden meines Lebens, meine Liebe in der Heimath, kurz alles offenbarte. Sie weinte heftig, und endlich ſprach ſie weich: „Kehren Sie nach Deutſchland zurück, ſein Sie glücklich; allein vergeſſen Sie die arme Viola, die Ihnen mehr als ihr Herz, ja ihr Leben gegeben hätte."

Ich ſank zu ihren Füßen, und konnte mich ſchmerzlicher Thränen über die wunderbare Verkettung meines Schickſals nicht erwehren. Hierauf verließ ich ſie in Thränen und gelobte mir, das Haus für immer zu meiden. Sogleich ſetzte ich mich und ſchrieb voller Unruhe nach Hauſe, um Nachricht von dort zu erhalten. Ich wollte wiſſen, ob ich frei ſei, oder ob heilige Bande der Liebe mich noch an Thüringen feſſelten? Nicht jedes Glück, nicht jede Ausſicht auf Ruhe wollte ich von mir ſtoßen und verſcherzen. Ich wollte wiſſen, ob Röschen noch treuliebend, wie ſie mir zugeſchworen hatte, meiner harre. Den Brief ſandte ich über Konſtantinopel an meinen Vater, und gab Adreſſen in Marſeille an, von wo ich die Antwort an meine franzöſiſchen Freunde in Smyrna beigeſchloſſen erhalten konnte.

Von Lionels zog ich wieder zu Kramer, und hörte bald nachher, daß der muſikaliſche Sonderling mich bei ſeinen Uebungen ſchmerzlich vermiſſe, allein — ich mußte entſagen und gab ruhig meine Stunden fort. Leider befand ich mich aber körperlich durchaus nicht wohl, das Klima auf der Küſte von Klein-Aſien ſowohl als auch die Nachwehen des Feldzugs in Griechenland hatten eine Neigung zu Fiebern bei mir erzeugt, welche im Innern heimlich fortglimmte. Mit dem Eintritt der wärmern Jahreszeit, bereits ſchon im Februar, flohen alle Familien der Franken auf ihre nahe bei Smyrna gelegenen Landgüter. Auch von Kramer ging ſchon im Februar dahin ab und übergab mir in Smyrna die Verwaltung ſeines Hauſes. Allein meine Krankheit warf mich auf einmal hart aufs Lager, und da gerade die Gazelle ſich im Hafen befand, ſo ſchickte man den dortigen Arzt herüber, der mich mit Medikamenten verſah; derſelbe rieth mir, ſogleich die Stadt zu meiden, da der Aufenthalt darin mich unfehlbar hinraffen würde. Mein veränderter Aufenthalt würde mir auch wieder Geſundheit bringen, da er dieſe Fieber ſchon kenne und als klimatiſche Krankheit betrachte. Kramers waren auf ihrem Landgute Haggilar, ich ſandte hin, und ſtellte dem Freund vor, daß die Gazelle auf 14 Tage auf die Rhede von Smyrna ſtationirt ſei, und ich mich einige Wochen auf ſie flüchten wolle. Wie früher, ſo nahmen mich auch dieſesmal die herrlichen Menſchen auf dem Schiff, denen ich nie verdanken kann, was ſie an mir thaten, freudig auf. Sobald ich die Stadt verlaſſen, beſſerte ſich mein Zuſtand, und es ging ſo gut, daß ich mich nach wenigen Tagen völlig geſund fühlte. Kramer beſuchte mich, und lud mich, wenn das Schiff abſegeln würde, nach Haggilar auf ſein Landgut ein, welches 4 Stunden von Smyrna in einer freien

Gegend an der Straße nach Magneſia zu lag. Dorthin wurde ich von Kramers Pferden abgeholt, mich begleiteten zwei Janitſcharen, da die Straße von Magneſia durch die Kameeltreiber der kleinen Handelskaravanen, die aus dem Innern Aſiens nach Smyrna kommen, unſicher iſt. Wir paſſirten an den Ufern des Hafens von Smyrna weiter aufwärts und erreichten Bonaparte, ein freundliches Oertchen, das faſt blos aus Landſitzen der fränkiſchen Kaufleute beſteht. Von da kamen wir über herrliche Wieſengründe, deren durch Zäune abgegränzte Räume mit Feigenbäumen und großen Platanen beſchattet waren, kamen hernach durch mehre türkiſche Dörfer, und endlich in eine Art Thalkeſſel, rings von mäßigen Anhöhen umſchloſſen, darin ein anmuthiges Dorf lag. Wir ritten hinein, und gelangten an eine Art Meierei, die mit einer ungeheuer hohen Mauer umgeben war, ſo daß kaum die Spitzen einiger ſchlanken Palmen darüber hinwegragten. Die Janitſcharen klopften an die Pforte, es wurde geöffnet. Rechts und links erblickten wir einſtöckige Häuſerchen, an die ſich ein herrlicher Garten anſchloß, in deſſen Mitte ein ſtattliches im italieniſchen Geſchmack gebautes Haus ſtand. Fontainen ſprangen und plätſcherten in den dunklen Gebüſchen von Orangenbäumen und tropiſchen Strauchwerk. In dieſem Hauſe befand ſich eine große

Durchgangshalle, zu beiden Seiten waren luſtige Arkaden, und unter dieſen die Zimmereingänge und Treppen. Kühler Lufthauch fächelte durch die Halle, die mit Leinwandvorhängen geſchloſſen werden konnte. Hier wohnte die Familie von Kramer. Mein Freund kam mir entgegen, führte mich ein, und wieß mir ſogleich ein fürſtliches Zimmer im obern Stocke an, wo ich weiter nichts erblicken konnte, als die kleinen Gebäude und den Garten, da die hohe Mauer alles Aeußere verſteckte. Früher hatte dieſe Beſitzung wahrſcheinlich einem vornehmen Türken gehört, welcher eine Art Serail darin hielt.

Da es nun mit dem Stundengeben in Smyrna ſowohl wegen meiner Geſundheit, als auch weil die meiſten Familien ſich auf das Land geflüchtet hatten, vor der Hand ein Ende hatte, ſo blieb ich auf dem Landgute von Kramers bis Mitte Mai, und benutzte dieſe Zeit der Ruhe und Muße, mein Tagebuch über Griechenland, welches ich in der Schlacht von Peta verloren hatte, wieder nachzuholen. Auch componirte ich einige Rondo's für Flöte und Guitarre für meinen Freund d'Orſait auf der Gazelle.

Im Mai mußte endlich Kramer in Geſchäften einige Wochen nach Smyrna zurück, und da ich nicht allein in Haggilar bleiben wollte und mochte, ſo ritt ich mit ihm über Bonaparte, wo Lionel ein Landgut beſaß, nach Smyrna. Wir kehrten dort ein, beide Töchter Lionels waren zugegen; ich ſah Viola; es war ein trauriges Wiederſehen. Viola war ſehr bleich, und kummer- und ſtillvorwurfsvoll ihr Blick. Mir blutete das Herz. Ach! hätte ich Nachricht über das Meer her gehabt! Lionel ſelbſt befand ſich in Smyrna und kam nur ſelten nach Bonaparte. Kramer ahnete wohl das Verhältniß zwiſchen Viola und mir, ſchwieg aber darüber, und wir kamen in Smyrna an. Ich verfügte mich ſogleich zu Lionel; derſelbe ſchien allen Groll vergeſſen zu haben; er ſprach den Wunſch aus, daß ich noch einmal nur ihn begleiten möchte. Dieſes Anſinnen kam mir bedenklich vor; es wäre undankbar geweſen, es ihm abzuſchlagen, aber es war gewagt, darein zu willigen. Gleichwohl that ich's.

Noch einmal klagte und ſang von mir begleitet Lionels Viola ihre ſüßeſten und weichſten Accorde, noch einmal zitterte der Geſang der Schwermuth, der Sterbeſeufzer eines gebrochenen Herzens melodiſch aus den Saiten, Lionel ſank in Verzückung auf ſeinen Seſſel — ich ſchlich mich leiſe von dannen.

In meiner alten Wohnung bei Kramer angelangt, fühlte ich ſchon in der Nacht, daß das Fieber mich mehr, denn jemals packte; ich wurde zum Tod krank und war genöthigt, noch das Haus zu wecken. Kramer war außer ſich, es wurde nach einem franzöſiſchen Arzt in Smyrna geſchickt, dieſer erklärte die Sache gefährlich und verſchrieb Mittel. Seit dieſer Zeit lag ich acht Tage in einem Zuſtande der Bewußtloſigkeit, während ich beſtändig phantaſirte. Die Gazelle war indeſſen wieder angelangt und der Arzt auf derſelben rettete mich nur dadurch, daß er mich ſogleich an Bord ſchaffen ließ; mein Bewußtſein kehrte zurück und ich wurde von Tag zu Tag wieder wohler. Jetzt lernte ich einſehen, daß ich für dieſes Land nicht geboren war und mit der Rückkehr meiner Geſundheit kam auch die unüberwindliche Sehnſucht nach Europa, wo möglich nach meinem Vaterlande, zurück. Ich blieb am Bord der Gazelle, der Arzt bat mich inſtändigſt, ſobald als möglich zurückzukehren, denn er hege die Ueberzeugung, daß meine Geſundheit, da ſich mein Organismus ſo entſchieden gegen das hieſige Klima äußere, bald untergraben ſein werde, und wäre dieſelbe auch noch ſo feſt. — Ich ſah dieſes ebenfalls ein, entdeckte mich den Offizieren, und ſie verſprachen mir, mich am Bord zu behalten, bis ſie vielleicht nach Frankreich zurückkehrten. Meine Geſundheit hatte bedeutend gelitten und nur langſam erholte ich mich, als eines Tages eine Barke an das Schiff anfuhr, und Kramer und Lionel herausſtiegen. Wie erfreuten ſie ſich, mich wieder zu ſehen. Sogleich gab ich ihnen meinen Entſchluß kund, daß ich mit erſter Gelegenheit zurückkehren müſſe, wenn ich nicht der Raub des Klimas werden ſollte.

Mit Bedauern hörten es die beiden Freunde, doch vergebens war ihr Mühen, meinen Vorſatz zu ändern.

Noch in dieſem Monat bekam die Gazelle Befehl, einer Flotille franzöſiſcher Kauffahrer zur Heimreiſe als Convoi zu dienen, und nun zögerte ich nicht, mit dieſer Gelegenheit und in ſo angenehmer Geſellſchaft abzufahren. Noch einmal ging ich an das Land, nahm Abſchied von den lieben und trefflichen Menſchen, die mir ſo viele Wohlthaten und Beweiße ihrer Freundſchaft erzeigt hatten, an Kramers Bruſt weinte ich Zähren des Abſchieds, Lionel ſprach beim letzten Scheiden: „Ich werde Sie nie vergeſſen!“ und händigte mir ein Paquet ein, „für gehabte Mühe.“ Es enthielt 100 Mahmuds. — Ich nahm ſie, denn ich konnte ſie auf meiner weiten Reiſe gebrauchen. Er fuhr fort: „Sollten Sie noch einmal in Verlegenheit kommen, ſo wiſſen Sie, wo Ihre Freunde wohnen. Sie haben reiche Leute — ohne Herz und Mitgefühl — kennen gelernt; lernen Sie auch ſolche kennen, die ihren größten Werth in das Mitgefühl für anderer Menſchen Unglück ſetzen, und welche Talente zu achten wiſſen. Sie konnten hier glücklich ſein! — Doch das Schickſal, Ihr Schickſal oder Ihr Wille? wollte es nicht! — reiſen Sie mit Gott!“ Mit zerriſſenem Herzen nahm ich Abſchied. Die Familie David überhäufte mich mit Wohlwollen, ach! es war für mich eben ſo herzzerreißend als bei Lionel und nachdem ich dieſe Edlen verlaſſen, lenkten ſich unwillkührlich meine Schritte dem Hafen entlang nach dem nahen Bonaparte. Ich wollte mindeſtens Viola noch einmal ſehen, mit widerſtreitenden Gefühlen kämpfend, gelangte ich an die Pforte, klopfte daran, allein ſie blieb mir verſchloſſen; ein Bedienter meldete, daß beide junge Damen nach Haggilar abgereiſt ſeien. War es wirklich oder wollte Viola ſich neuen Schmerz erſparen, da der alte noch nicht geſtillt war, genug, ich mußte ohne Abſchied von Der gehen, die ſo grenzenlos mich geliebt hatte. Trauernd ſchlich ich nach der Stadt zurück, packte meine Sachen und barkirte mich auf die Gazelle ein.

Es war der Morgen des 20. Juni 1823, als die Gazelle die Anker lichtete, und unter Kanonendonner, Hurraruf und Flaggenſalutiren aus dem Hafen Smyrna's ſegelte. Wir fuhren bis zur Inſel Durlak, wo die Kauffahrer ſich ſammeln ſollten. Hier blieben wir drei Tage vor Anker. Am 24. fuhren wir an dem unglücklichen Chios vorbei, und langten dann nach ziemlich langſamer Fahrt mit ſchwachem Winde im Porto Milo auf der Inſel gleiches Namens an, wo uns der franzöſiſche Conſul, Herr Brest, einen Beſuch abſtattete, nach welchem wir die kleine Stadt ſelbſt beſuchten. Sie enthält, wie faſt alle griechiſchen Städte, faſt nichts als Baraken, unter welchen ſich nur wenige anſehnliche Häuſer befinden. Die Reſte des antiken Marmortheaters und die Bäder ſind ſehenswerth. Unſer Verweilen auf dieſem heimlichen Vulkan, in ſeiner ſchwefelgeſchwängerten Atmosphäre, war von kurzer Dauer; die Reiſe ging unter abwechſelnder Witterung fort. Wir ſegelten ohnweit von Moreas Küſten vorüber, manchen ernſten Blick ſandte ich noch auf Griechenlands Gefilde, und wünſchte dem Lande Gutes, vor allem Civiliſation. Zum Nachdenken hatte ich reichen Stoff.

In der einſamen Waſſerwüſte des Joniſchen Meeres erinnerte ich mich im heitern Kreiſe der Freunde meiner Herfahrt, und erzählte ihnen von der la bonne mère und den Hoffnungen, mit denen ſie befrachtet war.

Am 9. Juli erblickten wir die äußerſte Spitze von Calabrien, und ſteuerten in der Nacht gerade auf Sicilien los. Rieſig hob ſich die ſchwarze Bergſäule des Aetna wie ein Meergeſpenſt aus der Fluth; ein Wetter lagerte um ſeinen Fuß, deſſen Wolken und Nebelmaſſen Meer und Ufer überhüllten. Wie eine ſenkrechte abgeſchnittene Wand trat der Berg auf dem Meere uns entgegen; die ſchwarze Wolkenmaſſe unter dem Gipfel wurde mit falben Blitzen durchzuckt, und ferner Donner rollte über Sicilien. Wir nahten uns immer mehr dem Gewölk, das Meer begann zu braußen, die Wellen wuchſen, und wir ſteuerten ſeitwärts nach Norden. Jetzt brach der Donner ſtärker los, während wir nur einzelne ſtechende Windſtöße bekamen und wir ſahen ein Gewitter in ſeinem Grauſen wüthen, während dem wir ruhig auf dem Meere lagen. Mehre Stunden dauerte dieſes erhabene Schauſpiel, bis der Morgen anbrach, und die Wolken ſich erhoben, um ſich auf den Scheitel des Aetna zu lagern. Wir erblickten im ſchönſten Sonnenſchein den Garten Italiens, die prangenden Inſelufer in ihrer Pracht und ihren Schönheiten. In den Faro di Messina einzubringen, war indeſſen unmöglich, indem ein ſtarker Wind uns, als wir ihm nahten, einigemal zurückwarf.

Am folgenden Tage erſt langten wir in Meſſina an. Wir ſtiegen ans Land, allein wurden nicht in die Stadt gelaſſen, da wir aus einem Lande kamen, wo keine Quarantainen waren. Wir mußten uns begnügen, den reizenden Umgebungen Meſſinas flüchtige Betrachtung zu weihen, und nachdem wir unſre Proviantvorräthe ergänzt hatten, fuhren wir aus dem

Hafen, paſſirten noch am nämlichen Abend die Meerenge von Calabrien, und grüßten das Tyrhenische Meer und die Lipariſchen Inſeln. Es war Nacht, als wir am Stromboli vorbei kamen. Der Berg dampfte, und warf unter dumpfen Donnern und Brauſen röthliche Aſche aus. Um die dunkle rieſige Bergkrone glühte ein flammenrother Nimbus, ein ſchaurig erhabener Anblick. Eingetretene Windſtille nöthigte uns, an der Seite des Berges zu halten. Gegen Mitternacht flogen einzelne Feuerballen aus dem Krater des Vulkans; der Dampf wurde dichter, und überzog die ganze Meeresfluth, einen unangenehmen Schwefelgeruch verbreitend. Dieß dauerte wohl eine Stunde lang fort, bis plötzlich mit lautkrachendem Donnertoſen der ganze obere Theil des Berges ſich in Feuer zu verwandeln ſchien und eine ziſchende Feuergarbe zum Himmel auftrieb. Doch währte dieſe Eruption nur ganz kurze Zeit, dann grollte ſein heißer Zorn wieder dumpf im gluthſchwangern Bergesinnern fort. Eine Menge Aſche flog herab, überzog unſer Schiff und bedeckte Verdeck und Segel. Am Morgen fanden wir die Aſchenmaſſe ſchwarzgraulich, ſie konnte nur mit vieler Mühe vom Verdeck weggebracht werden, indem ſie ſich fettig anhing, und fleckte.

Unſre Fahrt ging nun im Angeſicht der Küſte von Italien einige Zeit fort, dann ſteuerten wir in die Nähe von Sardinien, bald auch hatten wir Corſika erreicht, und ſegelten der Küſte entlang nach Frankreich zu. Tauſend wehmüthige und traurige Erinnerungen bewegten mein Inneres, als ich der vor wenigen Jahren erlittenen Schmach in Corſika, doch auch meiner lieben Freunde dort gedachte. Wir fuhren an Baſtia vorüber; ich konnte faſt jeden Gegenſtand der Uferſtadt mit bloßem Auge erkennen. Da war kein Baum, keine verfallene Hütte und kein Berg, wo ich nicht in die Lüfte mein Leid, meine Klagen und meine Seufzer geſchickt hatte. Alles, alles erinnerte mich mit den lebhafteſten Eindrücken an jene Zeit. Bald ſahen wir auch Rogliano an uns vorüber ſchweben, raſch, wie ein Wolkenbild, das über die Mondſcheibe hinfliegt. Ich grüßte hinüber, ich erinnerte mich der Neujahrsnacht Achtzehnhundert und einundzwanzig. Sandte ich damals nicht Fragen zu dem Sternenhimmel? „Liebt mich mein Röschen noch? Denkt ſie noch mit Zärtlichkeit und Treue mein? Oder ſchwelgt ein andrer Mann in dem Eden meiner Seligkeit?“ — Es war der Sommer von 1823, und ich hatte immer noch dieſelben Fragen, und heute ſo wenig Antwort darauf, als in jener glücklichen Nacht, wo ich die Sterne bat, meine Heimath und meine Liebe dort zu grüßen.

Wir umſchifften das Capo Corſo, und erblickten am 20. Juni Frankreichs Küſte. In Toulon nahmen wir das Poſtſchiff mit, ſtanden noch einen kleinen Sturm aus, mit welchem die See uns Lebewohl zu ſagen ſchien, und grüßten freudig die Rhede von Marſeille.

Die Abſchiedsſtunde von meinen mir ſehr lieb gewordenen Reiſegenoſſen, den franzöſiſchen Offiziers, war da, mit dankbarer Rührung lag ich in ihren Armen, dann beſtieg ich den Kahn, der mich an das Ufer und direkt in die Quarantaine brachte.

18.

Quarantaine in Marſeille.

Das Wort Quarantaine ſpricht ſich leicht aus, ſo leicht und ſo gleichgültig, wie tauſend andre Wörter, und wie Viele, die es nennen, denken an ſeine Bedeutung! Vierzig, ſage vierzig lange Tage und Nächte eingeſperrt und abgeſondert von der Außenwelt in einem beſchränkten Raum leben zu müſſen, nach einer langen Seefahrt am Ufer zu bleiben, und nicht weiter eilen zu können, in die Heimath fliegen zu mögen, und an die Scholle gefeſſelt zu ſein, das iſt eine martervolle Prometheusqual.

Außerhalb der Stadt, in der Nähe des Ufers, nahm ein mit hohen Mauern umſchloſſener und mit feſten Pforten verwahrter Platz uns auf, in welchen ſich Niederlagen (Enclos) aller Art befanden, für die Waaren beſtimmt, welche hier gleichfalls ihre

Quarantaine halten mußten. Ein langes, dem Anſchein nach verfallendes Gebäude mit langem Arkadengang und mit ganz düſtern, melancholiſchen Zimmern war zum Aufenthalt der Reiſenden beſtimmt. Wir wurden ſogleich nach unſerm Eintritt in den Hof dorthin egführt und Jedem ward ein Zimmer angewieſen, welches trotz ſeiner Schlechtigkeit theuer bezahlt werden mußte. Auch Betten, Stühle und Tiſche waren zu bekommen, allein alles erſt dann, wenn die Börſe ſich weit geöffnet hatte, und ich fand ein complettes Prellſyſtem etablirt, wie trefflich auch außerdem im Bezug auf Sanitätsmaßregeln das berühmte Marſeiller Lazareth und die mit demſelben verbundne Quarantaine ſein mögen, und zum Heil des europäiſchen Kontinents auch wirklich ſind.

Ein abgeſperrtes Zimmer verwahrte jeden Quarantainier, den ein Garde bediente, welcher am Tage faſt nie, und Nachts gar nicht von ihm wich; alle Communication, jeder Beſuch, jede Annäherung war ſtreng unterſagt; der Eintritt in das kleine Zimmer begann mit einer Räucherung von wohlriechenden Kräutern, Quendel und Lavendel, Doſten und Dorant, womit die thüringiſchen Bauern ihre Ställe ausräuchern, auf daß keine Hexe hineinkomme. Wer ja, vom Ueberdruß dieſer läſtigen Gefangenſchaft oder von Langeweile furchtbar gequält, es wagte, ſein Zimmer zu verlaſſen und in die Nähe eines andern Zimmers oder deſſen Bewohners kam, hatte zu gewärtigen, daß alsbald derjenige von Beiden, der noch die kürzeſte Zeit Quarantaine zu halten hatte, dieſelbe nun mit dem, der noch am Meiſten hatte, aushalten mußte. Die Lebensmittel müſſen gekauft werden und zwar ſo theuer, daß wer nicht gehörige Mittel beſitzt, ſchon von ſelbſt auf Peſtkranken-Diät geſetzt wird.

Wer durchaus nicht mit einer Krankheit behaftet iſt, erhält eine Patente netta, d. i. einen Erlaubnißſchein, ſein Zimmer verlaſſen zu dürfen, hat ſich aber obigen Maaßregeln zu unterwerfen, und ſich daher vor jeder Annäherung an andre Quarantainiers zu hüten; er iſt auf eine Promenade in einem gewiſſen Bezirk beſchränkt, auf dem er die Freiheit hat, ſich zu ergehen; eine Freiheit zum Verzweifeln! Jeder Schritt wird von den alten Garden, ehemaligen Matroſen und Seeſoldaten, bewacht. Die Tage werden zu Ewigkeiten in dieſem ſchrecklichen dauernden Einerlei, und es war jenem Orientalen nicht zu verargen, daß er an die Wand ſeines Zimmers den arabiſchen Ausruf ſchrieb: Unſer Leben iſt nur die Quarantaine für das Paradies.

Mit mir zugleich und in der Nähe meines Zimmers hielt ein Kaufmann von Marſeille Quarantaine, Herr Blaquet, ein gebildeter und liebenswürdiger Mann, welcher mit einem der Kauffahrteiſchiffe gekommen war. Dieſer Mann hatte Handelsgeſchäfte in den wichtigſten Schellen der Levante: Smyrna und Konſtantinopel; hatte ſich in letzterer Stadt mit einer ſchönen und reichen Fanariotin verbunden, und ſeine Gattin nebſt deren Mutter und Schweſtern noch zu rechter Zeit geflüchtet, als die Wuth der Türken ſo furchtbar dort losbrach, und allen Griechen den grauſamſten Tod drohte, auch an Hunderten dieſe Drohung auf das Schauderhafteſte verwirklichte.

Da wir Beide zu gleicher Zeit in der Quarantaine angelangt waren, und gleich geſund befunden wurden, ſo durften wir einander beſuchen. Blaquet liebte wie ich die Muſik; wir verſchafften uns eine Guitarre durch unſern Aufwärter aus einer Leihanſtalt, und muſicirten. Bald componirte ich einige Lieder, die Blaquet recitirte und ſo hatten wir nun doch mindeſtens einen Troſt und eine Unterhaltung an der Muſik.

Oft aber wurde unſer Muſiciren durch ein lautes und unleidliches Schellen auf den Gängen und Gallerien unterbrochen, von dem ich lange nicht erfuhr, was es zu bedeuten habe, bis eines Tages ganz nahe dem Zimmer Blaquets ſechs laute Glockenſchläge erſchollen, worauf er freudig aufſprang und ſagte: „Ich werde zum Parloir gerufen!“ Dieſes iſt der lange und ſchmale Raum, dem Haupteingang der großartigen Anſtalt zur Rechten, auf welchem die mit einer Patente nette verſehenen Quarantainiers diejenigen ſprechen dürfen, die mit ihnen zu reden haben, von welchem Verlangen ſie durch ſo viele Glockenſignale in Kenntniß geſetzt werden, als die Nummer ihres Zimmers nöthig macht. Blaquet bewohnte Nummer ſechs, und ich folgte ihm der Veränderung halber zum Parloir, welches durch ein ſtarkes Gitter und einen Graben von denen geſchieden iſt, die auf der entgegeſetzten Seite auf dem Sprachplätz erſcheinen.

Ich erblickte, indem ich mit Blaquet dem Gitter nahte, zwei vornehme verſchleierte Damen, ganz in ſchwarzer Kleidung, und als wir ihnen nahten, ſchlugen ſie die Schleier zurück. Himmel! Welch eine Ueberraſchung! Mein Röschen ſtand vor mir! Die Freude brachte mich einer Ohnmacht nah. Schade, daß dieſes Röschen nicht mein Röschen, ſondern die Schweſter der Gemahlin meines muſikaliſchen Freundes Blaquet war, derſelben aber ſo überraſchend, ſo frappant ähnlich, daß ich nicht nur einen unwillkührlichen Freudenausruf nicht unterdrückte, ſondern auch die Arme hob, um, des Gitters und Grabens uneingedenk, an die Bruſt der doch nur allein und ewig heiß Geliebten zu ſtürzen. Einen Moment ſpäter ſtand ich da mit der befangenen Unbeholfenheit, welche diejenigen zu ergreifen pflegt, die auf ähnliche Weiſe ſich getäuſcht ſehend, nicht weltklug genug ſind, ihre Bewegung im Augenblick zu unterdrücken, und ihre Gefühle nicht zu bemeiſtern vermögen. Dame Blaquet und ihre Schweſter blickten ſchonend über meine irrige Exaltation hinweg, und ich hing Erinnerungen und ſehnſüchtigen Gedanken nach. Meine ganze Vergangenheit ging beim Anblick dieſes ſüßen Mädchens wie eine magiſche Bilderreihe an mir vorüber, und ich mag wohl ſehr träumeriſch und beſtürzt erſchienen ſein. Die Damen waren ſo artig, Blaquet zu bitten, mich mit in ſeine Wohnung zu bringen, ſobald wir die Quarantaine verlaſſen hätten.

„Aber mein Freund,“ fragte Blaquet, als wir auf unſre Zimmer zurück gingen: „worüber erſchracken Sie denn ſo heftig, als meine Schwägerin Irene ſich Ihnen entſchleiert zeigte?“ „Ach!“ antwortete ich: „Sie kennen die wunderbare Verkettung meiner Schickſale nicht; ich entdeckte in den Zügen Ihrer Schwägerin eine Aehnlichkeit mit einem deutſchen Mädchen, deſſen Liebe mich einſt beſeligte, deſſen Bild unter allen Himmelsſtrichen in meinem Herzen lebendig blieb, auf das ich hoffte, um welches ich duldete, und das mir dennoch wohl für immer verloren iſt!“ — „Dieſe Geſchichte eignet ſich zur Erzählung in unſrer Gefangenſchaft!“ erwiederte Blaquet: „erzählen Sie mir, ich bitte, mich intereſſirt ſolches Leiden ſehr, auch ich habe geliebt und gelitten. Und welche Liebe wäre ohne Leiden?“ —

Wir waren in unſre Zimmer, die nebeneinander lagen, angekommen, und ich erzählte Blaquet in kurzen Umriſſen meine Lebensgeſchichte, öfters umarmte er mich mit Thränen im Auge und bedauerte mich, und nachdem ich geendigt, fragte er mich haſtig: „Und haben Sie gar keine Nachricht von Ihrem Vaterlande, von Ihren Verwandten und Ihrer Geliebten ſelbſt?“ — „Ich habe keine, ich ſchrieb von Smyrna aus nach Hauſe, doch hoffe ich kaum auf Antwort, und ich ſchreibe auch nicht wieder. In der Heimath bin ich nun vergeſſen, und ich muß Ihnen geſtehen, daß es ſogar ein gewiſſer Troſt für mich iſt, dort vergeſſen zu ſein.“ — „Nein, mein Freund!“ rief Blaquet mit dem Feuer und der Lebhaftigkeit des Franzoſen: „Heute noch ſchreiben Sie an Ihre Verwandten, Sie geben den Brief mir, ich ſchicke ihn an meine Familie, die ihn treulich und rekommandirt nach Ihrer Heimath beſorgt. Ihr Brief von Smyrna, wie leicht kann dieſer verloren gegangen ſein! Nein! Wir müſſen Nachricht haben, wie es mit der Sache ſteht, mir ſagt es mein Genius, ihr Mädchen iſt treu geblieben, harret mit

Sehnſucht auf Sie, und Sie Verzagter wollen, weil nicht alles nach Ihrem Sinne ging, das treue liebende Mädchen aufgeben?“ — Lange perorirte der Franzoſe in ſeinem gutmüthigen Eifer fort, ſein Briefpapier und ſein Reiſeſchreibezeug hervorſuchend. Alles Material war endlich beiſammen. — „Hierher, mein Freund! — geſchrieben! geſchrieben!“ —

Ich wußte in der That nicht, was ich eigentlich ſchreiben ſollte, denn ich glaubte abgeſchloſſen zu haben mit meinem Glück und mit meiner Liebe. Das farbloſe Lebenseinerlei der Quarantaine, welches ſo ſehr gegen meinen unruhigen Sinn und mein bisheriges Sein kontraſtirte, hatte angefangen, mich melancholiſch zu machen. Ich wußte ſelbſt nicht mehr, ob ich noch auf Liebe hoffen und liebend Hoffnung hegen ſollte?

Indeſſen der zudringliche Blaquet ließ mir keine Ruhe, und ich ſchrieb. Mein Vater war ſehr alt, das überlegte ich zuerſt, er konnte in der Zeit meiner Abweſenheit geſtorben ſein; ich beſchloß daher, an meinen ältern Bruder zu ſchreiben, und mein Verhältniß zu Röschen gar nicht zu erwähnen, ſondern ihm nur anzuzeigen, daß ich wieder in Europa angekommen ſei. Einige Nachrichten über meinen letzten Aufenthalt webte ich ein, und der Brief war fertig. — Blaquet ſiegelte ihn und trug ihn gleich

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50160-9
BECHSTEIN,L. FN. 03116/011

ſelbſt zur Beſorgung ans Thor, um ihn, nachdem er unter den üblichen Formalitäten durchſtochen und geräuchert worden war, durch ſeine Verwandten zur Poſt befördern zu laſſen. Noch mehrmals ſah ich während der Quarantaine jenes ſchwarzgekleidete Mädchen am Gitter mit Blaquet, und bei ihrem Anblick ſtürmten die Gefühle der mächtigſten Sehnſucht nach Röschen auf mich ein; ich hätte die junge Griechin aus Liebe zu Röschen lieben können.

Unermeßlich langſam, zu Ewigkeiten werdend ſchlichen die Tage hin; es kam ſo weit in dieſer troſtloſen Einförmigkeit des Lebens, daß uns auch ſogar die Muſik langweilte, und wir ihrer überdrüſſig zu werden begannen. Wir fielen daher auf einen andern Zeitvertreib, welcher uns Stoff zu vielem Lachen gab.

Ich hatte in Smyrna einen türkiſchen Tabakshändler zum Freund gehabt, der mir bei meinem Abſchied eine bedeutende Menge türkiſchen Rauchtabak verehrte, dieſen brachte ich mit in die Quarantaine. Ebenſo hatte ich mir einen türkiſchen Shawl gekauft und mit hieher gebracht. Blaquet ſagte mir wiederholt, daß alle dieſe Sachen bei dem Douanenpoſten nicht paſſiren würden, und machte mich aufmerkſam, Mittel zu ſuchen, die Douane zu täuſchen und den theuern Shawl ſowohl, als auch den edeln

Rauchtabak in das gottgeliebte Frankreich einzuſchmuggeln. So kamen wir nach mancherlei Rathſchlägen auf den Gedanken, die noch übrige Zeit der Quarantaine dazu anzuwenden, mit dieſem Tabak meine Kleider zu füttern, die ich am Leib trug. Blaquet half treulich und wir begannen unſre Schneiderkunſt, wobei mir einige Handgriffe wohl zu ſtatten kamen, die ich meinem geſangluſtigen Meiſter Lebrecht in Freiburg abgeſehen. Zuerſt wurde eine gefütterte Reithoſe aufgetrennt, das Futter herausgenommen, und dann vorſichtig und gleichmäßig der Tabak hineingefüllt und durchnäht. Der Shawl barg ſich ebenfalls im Innern eines Gewandes, täglich wurde ein Stück Arbeit vorgenommen, und ſo nahte mit der Beendigung derſelben auch das Ende unſerer vierzigtägigen Quarantaine heran. Das Herz klopfte mir gleichwohl ein wenig, als ich die verhängniß- und tabakvollen Beinkleider anzog, und nun mich anſchickte, den Aufenthalt zu verlaſſen, den nur Blaquets liebevolle Freundſchaft mir erträglich hatte machen können.

Wir wurden zunächſt in das Räucherzimmer geführt, ein Ort, den Dante's Muſe nicht kannte, ſonſt hätte ſie ihn im Inferno, mindeſtens im Purgatorio verherrlicht; in der That ein Purgatorium, an das ich ewig denken werde, und in welchem ich glaube vergangene, gegenwärtige und zukünftige Sünden abgebüßt zu haben. Aus den Mauerquatern ragten ſtarke eiſerne Haken, und ich fürchtete faſt, ich ſelbſt ſolle dort aufgehenkt werden gleich einem Schinken, doch geſchah dieß blos mit meinen Effekten; als es geſchehen war, wurde auf einem in dieſer Satansküche, welche bereits mit dem abſcheulichſten Geſtank erfüllt war, befindlichen Heerd, ein Haufen trockner Hexenkräuter angezündet; dicker grauer Qualm ſtieg empor, ſuchte vergebens einen Ausweg, ſank von der Decke wieder herab, und lagerte ſich um uns her, unſre Lungen feindlich bedrohend. Als die Kräuter zu Aſche und Kohlen gebrannt waren, und ich kaum zu Odem kommen konnte, trat mein Wärter wieder in die Hexenküche, und ſtreute ein Räucherpulver auf die Kohlengluth, das den leibhaften Satan zum Erfinder haben mußte. Die edlen Specereien dieſes Parfüms beſtanden aus alten Schuhſohlen, kleingehackten Schiffstauen, Salpeter und Soda, naſſem Stroh und trocknem Miſt, Horn von Pferdehufen, Haaren und andern ſtinkenden Unannehmlichkeiten. Mein Wärter wiſchte behend zur Thüre hinaus, verſchloß ſie, während ein wahrhaft infernaliſcher Brodem aufqualmte, und ließ uns in dieſer Purge ſechs bis acht ewige Minuten zappeln, ſtöhnen, ächzen, huſten, pruſten und verzweifeln. Als wir endlich erlöſt wurden, verſicherte der Wärter, die Hand nach einem Trinkgeld ausſtreckend, freundlich grinſend, daß dieſe Räucherung ſehr geſund ſei. Mittlerweile waren unſre Papiere durch auf Kohlen entwickelte Schwefelſäure und Chlordämpfe ebenfalls purifizirt worden. Hierauf brachte man uns in das Seſſionszimmer der Adminiſtration. Dort ſaßen der Kapitain, der Lieutenant, der Arzt und der Chirurg, und bezeugten uns, denen nicht das Mindeſte gefehlt hatte, einmüthiglich und ſchriftlich, daß wir geneſen entlaſſen würden.

Wie erweiterte ſich das Herz, als wir die Stadt betraten. Doch nun kamen wir an die Douanen, Blaquet präſentirte ſich als Franzoſen und mich als Philhellenen, die Beide nichts mauthbares bei ſich hätten, drückte jedem der zwei Chargirten einen fünf Frankenthaler in die Hand, und ging unviſirt vorüber; alſobald ahmte ich ſein Manöver nach und kam, da ich nur meinen Koffer öffnen mußte, glücklich durch.

Hinterdrein erfuhr ich, daß der ertappte und überwieſene Kontrebandier in Marſeille ohne Gnade erſchoſſen wird, weil nur durch Kontrebande 1720 die Peſt nach Arles und Toulon gekommen war.

19.

Sänger und Muſiker.

Da war ich nun wieder in dem prächtigen und volkreichen Marſeille und erinnerte mich meines zweimaligen Beſuchs dieſer Stadt und des Philhellenenweſens daſelbſt. Das war nun abgethan. Ich wollte zuvörderſt in einem Gaſthof einkehren, allein Blaquet gab es nicht zu. Ich mußte mit zu ſeiner Familie. In einem der auf den Anhöhen um Marſeille reizend gelegenen Landhäuſer, von welchen aus man den Hafen und einen Theil der Stadt überſehen konnte, wohnte Blaquet. Das Haus war nicht groß, aber ſehr anſtändig, jedoch ohne alle Pracht; die innere Einrichtung war für das beſcheidne Bedürfen hinlänglich, ohne Luxus und Ueberfluß.

Blaquets Gattin, deſſen Schwiegermutter und deren zwei noch unverheirathete Töchter, Aegle und

Irene empfingen uns. Irene war diejenige, welche meiner Geliebten ſo ſprechend ähnlich ſah. Die Familie war früher ſehr wohlhabend geweſen, allein ſie hatte in der Schreckensperiode zu Konſtantinopel alles verloren, und lebte jetzt nur noch von einem kleinen Kapital, was ſie nach Marſeille gerettet hatte, und durch die Unterſtützung des wackern Blaquet. Mir wurde ein Zimmer eingeräumt, in welchem die beiden liebenswürdigen Mädchen alles aufs Beſte geordnet hatten. Da ich vom General-Conſul David ſowohl, als von Kramers und andern bedeutenden Häuſern in Smyrna eindringliche Rekommandationen an ihre Geſchäftshäuſer nach Marſeille erhalten hatte, ſo wurde mir ſchon durch dieſe die mit Liebe begonnene muſikaliſche Laufbahn geſichert. Nachdem wir uns erholt hatten, ſuchte ich die Stadt auf, um meine Empfehlungen abzugeben; überall wurde ich eingeladen, und wie es ſo oft zu geſchehen pflegt, daß der Ruf mittelmäßige Talente hochſtellt, ſo geſchah es auch mir. Ich ſpielte Fortepiano und Guitarre, mußte mir ſelbſt ſagen, daß mir noch ſehr Vieles fehle, um auf den Namen eines vollendeten Tonkünſtlers Anſpruch machen zu können, genug aber, man freute ſich, mich zu hören, und man zeichnete mich mehr aus, als ich verdiente. Beſonders aber waren Blaquets Damen erfreut, mich im Hauſe zu haben, da beide junge Mädchen muſikaliſch waren. Irene war eine hohe, ſchöne Geſtalt, Haltung, Profil und Teint ächt griechiſch; ſie ſchien ſich ſehr gern mit mir zu unterhalten, und da ich dieſer Familie für ihre freundſchaftliche Aufnahme vielen Dank wußte, ſo gab ich beiden Mädchen Muſikunterricht, bei welchem wir einander gegenſeitig die größten Aufmerkſamkeiten erwieſen. Ich gewann die freundliche Irene immer lieber, Vergangenheit und Gegenwart verſchmolzen in ihr zu einem lieben Bilde, mein Herz ſchwankte, ich fing ſchon an zu überlegen, ob ich Annäherungen verſuchen ſollte, die ſicher nicht ohne Erwiederung geblieben wären, als die Zeit Blaquets Abreiſe wieder gebot. Da es nicht wohl ſchicklich geweſen wäre, wenn ich allein bei der Familie wohnen blieb, ſo nahm ich mit wahrhafter Gemüthsbewegung Abſchied, zumal von Irene, die mir von Tage zu Tage lieber geworden, und ſelbſt mir mit holder Zutraulichkeit näher gekommen war. Durch ihre Geſichtsähnlichkeit mit Röschen hatte ſie mich in ſchöne Träume verſetzt, und eine Fülle ſüßer und ſchmerzlicher Empfindungen in mir erweckt.

Ich zog in den Gaſthof Le Prince, am lebhaften Hafen von Marſeille gelegen, denn ich dachte keineswegs ſo bald abzureiſen, da meine Kaſſe ſich noch in leidlichem Zuſtande befand. Am erſten Abend ſchon lernte ich an der Tafel einen Mann kennen, der ſich königlicher Sänger von Paris nannte, und von den Anweſenden faſt göttlich verehrt wurde. Die Geſellſchaft war zahlreich, ſie vermochte den Sänger, etwas vorzutragen. Er willfahrete gern, und trat mit ungemeiner Prätenſion auf, indem er ſich im Gefühl ſeiner Würde und ſeiner Kunſt nicht wenig in die Bruſt warf; er wußte, wie man Franzoſen imponirt. Monſieur Greillard trat auf, ſich mit einer Guitarre begleitend. Alles war ſtill; die Achtung, die man durch ſolche Stille dem Künſtler zollte, bewies, wie ſehr die ſonſt ſo unruhigen Franzoſen das Talent zu ehren verſtanden. Ein einfaches Lied, die Schönheit preiſend, mit dem Refrain, wie der Franzoſe die beauté verehrt, brachte die Geſellſchaft in eine Verzückung, die mehr als Enthuſiasmus war. Hierauf wurden Siegeslieder aus der Napoleoniſchen Zeit angeſtimmt, einer Zeit, die noch nach Jahrhunderten in der Erinnerung Frankreichs als mythiſches Heroenthum zu Geſängen wie zu Thaten entflammen wird; der Sänger ſprang im Feuer ſeiner Exaltation auf die Tafel und donnernd brauſte durch den hallenden Saal die Marſeillaiſe. Bisher war ich nur Mittrinker, nur Mithörer geweſen, jetzt zuckte Geſangesfreude durch alle meine Nerven, ergriffen von Begeiſterung ſetzte ich mich zum Flügel und begleitete mit rollenden Tönen die feurige Freiheitshymne.

Man wurde ruhig, man hörte; „wer iſt er?“ ging es von Mund zu Mund. Man reihte ſich um mich herum, Greillard war zuerſt derjenige, der mich mit Feuer anredete: „Mein Herr, wie heißen Sie?“ — „Ich bin ein deutſcher Muſiker und komme von Smyrna!“ — Tumultuariſch machte ſich die muſikaliſche Freude Luft. Die Marſeillaiſe wurde von Neuem angeſtimmt, ich begleitete dieſelbe, dann trug ich eine frei Phantaſie auf dem Fortepiano über daſſelbe Thema vor und Alles lauſchte mit geſpannter Aufmerkſamkeit. Greillard umarmte und beſtürmte mich, ſein nächſtes hier beabſichtigtes Concert zu unterſtützen. Ich ſagte freudig Ja! War ich doch auch von wohlwollenden und hülfreichen Menſchen unterſtützt worden. Noch einige Lieder wurden geſungen, dann aber dampfte Punſch, und glühten alle hitzige Getränke der Südländer auf dem Tiſch. Spät, mit Tagesanbruch, ging die Geſellſchaft auseinander. Greillard zog ſogleich aus und in das Zimmer neben mir. Es brauchte nicht lange Zeit, ſo hatten wir uns muſikaliſch vollkommen verſtanden, der franzöſiſche Sänger liebte mich mit Enthuſiasmus, was ſo oft die Folge ſchnell entſtandener Bekanntſchaft iſt, die freudig auf uns einwirkt, und die Gemüther ſo raſch verſtändigt, daß ihnen iſt, als hätten ſie ſich längſt gekannt oder ſich vermißt. Das warme Gefühl der Freundſchaft eilt dann, verſäumte Jahre nachzuholen.

Bald wurde ich in Marſeille bekannt; durch die Abendgeſellſchaft in dem Gaſthof zum Prinzen war man auch im Publikum aufmerkſam geworden, dazu kamen meine Rekommandationen von Smyrna und nachdem ich nun in Greillards Conzert mit Beifall aufgetreten war, beſchloß ich ſogleich ein Conzert für mich nachfolgen zu laſſen, in welchem der Sänger mich mit nicht minderer Bereitwilligkeit, wie ich ihn, unterſtützte. Mit glänzendem Erfolg geſchah dieſes ſechs Tage ſpäter, und die Freundſchaft zwiſchen mir und Greillard wurde dadurch aufs Höchſte befeſtigt, ſo daß wir beſchloßen, beieinander zu bleiben und Kunſtreiſen durch Frankreich zu unternehmen.

Schon ſechs Wochen waren mir in Marſeille vergnügt dahin gegangen, als mir eines Tages der Briefträger ein großes Paquet Briefe einhändigte. — Es war aus meiner Heimath.

Zitternd erbrach ich das Paquet; ich ſchloß mein Zimmer ab, um ungeſtört zu leſen. Der erſte Brief war von meinem alten Vater, er klagte über mein Fernſein, er hatte gehofft, in meiner Nähe einſt froh ſeine Tage zu beſchließen, freudig und mit gerechtem

Stolz auf den ſtudirten Sohn in ſeinem Alter blicken zu können, auf den er ſo viel gewandt; das ſei nun vorüber, und er könne nicht hoffen, mich wieder zu ſehen. Doch wolle er ſein Gebet zu dem, der über Sternen throne, richten, daß es mir ſo weit von ihm wohl ergehen möge. Kein Wort von ihr, nach der all mein Sehnen rang, meine Ungeduld fragte, alle meine Pulſe ſchlugen. Eine Thräne aus dem innerſten Herzen geweint, fiel auf des Vaters Brief.

Ein zweiter Brief; er war von meinem Bruder. Viele Neuigkeiten und manchen wohlgemeinten brüderlichen Rath, nur Schade, daß ich ihn nicht befolgen konnte. Unter andern rieth der Bruder, da ich jetzt mit der Levante in Verbindung getreten, ſo möchte ich doch einen Roſinenhandel anfangen; der Barbier des Ortes habe gemeint, man könne dabei ein reicher Mann werden. Roſinen! Und kein Wort von ihr, von meinem Röschen!

Jetzt noch ein Brief — ein Papier darin, und zwar ein gedrucktes. Mächtige Angſt klemmte mir die Bruſt zuſammen. Der Brief war von einem alten Freund, einem biederen Forſtmann. Der ſchrieb: „Du junger Freund! — Dein Röschen lebt nicht mehr für Dich! — Am 26. Mai 1823 wurde ſie die Gattin eines Andern. Anbei das Hochzeitkarmen.

Gott tröſte Dich!“ Da ſchlug ich den Brief ſtill zuſammen, und die Hände vor mein Geſicht.

Pah! So war die ſchöne farbenſchillernde Seifenblaſe meiner immer noch heimlich und ſtill fortgenährten Hoffnung mit einemmale, im Nu zerplatzt. Das war der ſtarke, bergeverſetzende Glaube der Liebe, das war die Liebe über Tod und Grab hinaus, das waren die tauſend Schwüre der Treue, die der Himmel gehört, bei denen Sonne und Sterne, Blumen und Bäume, Elemente und Geiſter der verſchwiegenen Mitternacht zu heiligenden Zeugen angerufen wurden, das war ein Menſchenherz, ein Mädchenherz!

Es war doch ſchön, als der Vater Theophanis am Maurepotamo ſeine ſalbungsvolle Verheißung mir vorpredigte: Auch Ihnen kann nach Jahren voll Leides und Trennungwehes die Stunde der Vereinigung ſchlagen! Harren Sie aus, und bleiben Sie treu! Es war doch wohlgethan, daß ich ein in Liebe zu mir vergehendes Mädchenherz in Hydra brach, und jene glühende Ariadne verließ; nicht minder, daß ich in Smyrna die entgegenkommendſte Liebe Violas täuſchte, mir Hoffnungen vorlog, und meinem ſüßeſten Glück, der Ausſicht auf Wohlſtand und Anſehen ſo recht eigentlich aus den Armen floh, um mit Eigenſinn als treuer Seladon zu beharren. Ja, und ein Angeſicht mußte ich finden, ſo lieb, ſo hold, ein wunderſames Echo der ſchöpferiſchen Natur, das mit Zaubergewalt mich an die mahnte, nach welcher die Magnetnadel meiner ſehnſüchtigſten Wünſche unverrückt hinzitterte; ich mußte Seelenkämpfe beſtehen, um nicht im Gemüth zu wanken, und treu zu bleiben. Denn im Gemüth wurzelt die wahre Treue, ein flüchtiges Behagen und Wohlgefallen, ein ſinnliches Verweilen auf andern Reizen untergräbt und bricht ſie noch nicht, ſonſt wären wohl Tauſende ſchuldig und treulos, die es nicht ſind. Und jetzt? Und nun? Als ich: „Treue! Treue!“ mit von Thränen überſtrömenden Augen ausrief, war mir, als ſpotte ein höhnendes Echo: „Reue! Reue!“ nach.

Ich verſank in einen dumpfen Zuſtand, aus dem mich Graillard weckte. O Gott! Mittheilung that mir Noth; ich erzählte ihm meinen Verluſt, ich enthüllte ihm alles, und war außer mir. Theilnehmend hörte mich der Franzoſe, er weinte mit mir, er klagte, er verwünſchte das weibliche Geſchlecht, dann aber rief er mir mit Pathos zu: „Wie? Iſt es auch werth, daß Du einer Ungetreuen als Mann von Deinen Anlagen, Deinem Talent ſo viel Thränen zollſt? Laß fortan die Kunſt Deine Geliebte, Deine Braut ſein! Wie Du hier begonnen, ſo kannſt Du auch ferner Lorbeern pflücken! Laß uns zuſammen bleiben und die Welt durchziehen und vergeſſen, daß ein Mädchen Dich betrogen. Das iſt wahrhaftig nichts Neues! Ergo — ſei ein Mann!"

„Wohl wahr!" gab ich ſeufzend Recht. „Wenn nur nicht dennoch etwas in meinem Herzen für ſie ſpräche, das die Ungetreue gänzlich entſchuldigen will; o Gott! Ich liebe ſie noch, ich kann ihr nicht fluchen! Ich kann ſie nie, nie vergeſſen! Man hat ſie ſicherlich gezwungen!" „Wohl möglich!" tröſtete Graillard: „Freund! ſei meiner ſteten Theilnahme gewiß und meiner Freundſchaft! Faſſe Dich! Morgen geben wir unſer Conzert, dann noch eins, dann treten wir unſre Reiſe an. Du gehſt mit mir nach Paris, und ich ſorge für Deine ſpätere Exiſtenz, laß mich nur machen!"

Unmöglich war es, den Franzoſen zurückzuweiſen, ſein leichter Sinn half mir über den rauhen Fels meines übermannenden Schmerzes. An der äußerſten Bucht des Hafens lag das Häuschen eines Marchand de Vin, dorthin führte mich Graillard, dort fanden wir die luſtigſte Geſellſchaft und die friſcheſten Auſtern. Ich aß und trank, allein öfters mußte ich meinem ſtillen Schmerze Luft machen und das Freie ſuchen, und immer grauſender tönte der Ruf in meinem Innern: ſie iſt für Dich verloren. — Nie fühlte ich im Herzen ſolche Oede, nie fühlte ich mich ſo verlaſſen! —

Mehre Tage war ich nicht zu Blaquets Verwandten gekommen, ich ſuchte die liebenswürdigen Damen auf, verkündete den Inhalt meiner Hiobsposten, und fand ganz die Theilnahme bei den zarten weiblichen Gemüthern der Frauen. Wie wohl thut ſolcher Troſt, aber wie ſchmerzlich iſt es, des Troſtes ſo bedürftig zu ſein, wie ich es war. Mit dem Blick auf Irene erneuerte ſich mein Schmerz, denn ihre Geſichtsähnlichkeit führte mir die Geſtalt der Verlornen immer wieder vor Augen. Doch ich raffte meine ganze Kraft zuſammen, mich zu ermannen, und das Unabänderliche mit Feſtigkeit zu tragen. So trug ich's.

Graillard und ich hatten bereits das dritte Conzert in Marſeille gegeben, und wir beſchloſſen, nach einigen Tagen nach der Mitte Frankreichs abzureiſen, als wir durch unſre gewöhnliche Geſellſchaft von jungen Leuten veranlaßt wurden, ein ländliches Feſt an der Küſte von Toulon mitzumachen, wozu ſie bereits Anſtalten getroffen hatten. Wir gingen zu Fuße, in der Abſicht, den Rückweg nach Marſeille zu Schiff zu machen. Durch Schluchten, Engpäſſe und ſchmale Thäler erreichten wir die kleine Stadt Ciotat an der Küſte, dicht am Meere, welche faſt nur von Fiſchern bewohnt zu ſein ſchien, wo aber die Freude ihren lärmendſten Thron aufgeſchlagen hatte.

Der Haupttheil des dortigen ländlichen Feſtes beſtand aus einer geiſtlichen Prozeſſion, dann ſtellten ſich mehre Muſikanten, nämlich ein Violiniſt, ein Clarinettiſt und ein Violoncellſpieler auf ein Faß und ſpielten die Weiſe des nationalen Farandoulo.

Bald tanzte das Landvolk um ſie herum in bunter Menge, indem ſich die Tänzer bei den Händen faßten, lange Ketten bildeten, in Reihen zogen, und wieder in Einzelparthien geſondert um Maienbäume wirbelnde Kreiſe ſchwangen. Bald ſchallte da und dort Muſik, hier genügte einer luſtigen Schaar das Tambourin, dort kreiſchte das ländliche Gaboulet mit Schalmeientönen, und lockte zum Tanze. Uns ganz nahe ſchmetterte jetzt plötzlich eine Trompete, und ein Mann mit einer großen Mütze, faſt wie die der alten Garde, rief aus dem niedrigen Stock eines Hauſes heraus: „Hier iſt zu ſehen die berühmte Rieſin Celugas! Dieſe iſt eine Abkömmlingin von dem Rieſen Fierebras! Sie iſt größer, wie der größte Mann! Sieben und einen halben Fuß hoch! Sie iſt erſt vierzehn Jahre alt! Sehr ſchön und wohlproportionirt!“ In dieſem Ton ging es weiter, dann gellte wieder die Trompete und eine Zuſchauerſchaar ſtrömte herbei, um dieſes Wunder zu ſchauen; ſie riß auch uns in ihrem Wirbel mit fort.

In einem niedrigen Saal ſtand hinter Vorhängen, etwas erhöht der Gegenſtand der Bewunderung. Der Vorhang wurde weggezogen und es zeigte ſich eine unglaublich hohe Geſtalt, weiblichen Geſchlechtes, vor welcher ihr Führer im ſchlechten Franzöſiſch perorirte: „Schauen Sie, meine Damen und Herren! Dieſe junge Rieſin ſtammt aus den Urwäldern von Amerika, in welchen ihre Eltern lebten! Durch beſondere Umſtände wurde dieſes Kind geraubt!“ — Die Perſon blieb immer unbeweglich ſtehen, ſie ſchien hoch in die Zwanzig zu ſein, obgleich ſie getroſt für ein vierzehnjähriges Kind ausgegeben wurde.

Nachdem unter einigen ſarkaſtiſchen Bemerkungen die Geſtalt beſehen war, verlangten Mehre auch wenigſtens die Füße zu ſehen, um das Verhältniß derſelben mit dem Körper zu ermitteln. Allein dieſes verweigerte der Beſitzer geradezu. Gleichwohl drängten junge kecke Leute ſich näher an den Vorhang, um das mit Gewalt zu erzwingen, was ihnen verweigert wurde; da rief die Rieſin plötzlich in deutſcher Sprache ihrem Gebieter zu: „Herr Jemine! Siehſt Du nicht, daß es ein ſchlechtes Ende nimmt! Laufe! hole die Polizei, ich will durch die hintere Thüre zu entkommen ſuchen!“

Der Vorhang fiel raſch, und ich ſchwieg, um der koloſſalen Landsmännin die Strafe für den Betung zu erſparen, die vielleicht allzuhart ausgefallen wäre, denn das Volk iſt überall ein entſetzlicher Richter und Urtheilsvollſtrecker. Die franzöſiſchen Jünglinge lüfteten jetzt den Vorhang, um der Rieſin Füße zu beſehen, allein ſie und ihr Begleiter waren verſchwunden, an deren Statt traten Gensd'armes ein, und geboten Ruhe. Ich war doch neugierig, wer die deutſche Rieſin ſei, und ſuchte bald mit Hülfe des Wirths dieſelbe auf. Nachdem ich ihr in deutſcher Sprache Muth eingeſprochen hatte, erzählte ſie mir mit etwas Aengſtlichkeit, daß ſie aus Magdeburg gebürtig, und aus Liebe einem Schauſpieler gefolgt ſei, für welche Liebe ſie jetzt bitter büßen müſſe, indem ſie jetzt in Frankreich ſich als Rieſin zeige, welches ſie dadurch bewerkſtellige, daß ſie für ihre große Figur noch eines kleinen Poſtaments ſich bediene. Sie ſei nun faſt ganz Frankreich mit ihrem Entführer durchzogen, habe aber dieſes Leben auf das Aeußerſte ſatt, indem ihr Liebhaber ſie ſehr ſchlecht behandle und zur Sclavin gemacht habe. Was war natürlicher, als daß dieſelbe mich ſogleich als Landsmann zu ihrem Retter erkor, und mich naiv aufforderte, ihr zur Flucht zu verhelfen, und ſie wieder nach Deutſchland zurückzubringen. Allein obwohl es mir nie an Menſchenfreundlichkeit und Luſt gefehlt hat, bedrängten Frauenzimmern ritterlich beizuſtehen, ſo hatte ich doch nicht die mindeſte Luſt, die Rieſin Celugas zu befreien und mich mit dem Geſchlecht Fierebras zu alliiren. Vielmehr tröſtete ich dieſelbe mit Geduld und Hoffnung auf günſtigere Gelegenheit. Bald kehrten wir zu Schiff nach Marſeille zurück.

Schon nach wenigen Tagen war die amerikaniſche Rieſin Celugas an dem Hafen aufgeſtellt und alle Nationen, die vor Anker lagen, bewunderten das grandioſe Monſtrum auf einem Piedeſtal mit künſtlichen Füßen.

20.

Künſtlerfahrt in Südfrankreich.

Graillard betrieb eifrig unſre Abreiſe, und ſchlug vor, daß wir uns vor allem Andern nach Toulon wendeten, um dort ein Conzert zu geben, um ſo mehr, da man ihn dort erwarte. Mir klopfte beſangen das Herz bei dem Gedanken, wieder nach Toulon zu kommen, wo ich vor Jahren als gemeiner Soldat eingekleidet worden war. Indeſſen mir war es jetzt ſo ziemlich einerlei, wo ich von meinem Verhängniß hingeſchleudert wurde, konnte ich doch keinen größeren Verluſt erleiden, als der war, den ich erlitten. Reſignirt willigte ich ein, und ſagte mir oft, wenn ich den Schmerz der Erinnerung nicht überwältigen konnte:

Du haſt gehofft, Dein Lohn iſt abgetragen
Dein Glaube war Dein zugewognes Glück!

Wir hatten viel verdient, deshalb reiſten wir anſtändig und vornehm. Graillard war ein herzlich gutmüthiger und ausgelaſſen fröhlicher Menſch, die Künſtlernatur in ihm miſchte ſich auf das innigſte mit dem leichtſinnigen Franzoſenblut; oft riß er mich in die Wirbel ſeiner Lebhaftigkeit, und unſre Theorie des Lebens ſtimmte dahin überein, daß ſo lange der Champagner der Jugend noch brauſe, derſelbe bis auf den Tropfen geleert werden müſſe.

Mit Extrapoſtpferden kamen wir nach Toulon, kehrten im erſten Gaſthof ein, und ließen es uns wohl ſein. Ein Concert war bald arrangirt. Eine Art Muſikdirektor machte ſchon am andern Tag uns ſeine Aufwartung und nahm einen ſo devoten Ton an, daß ich heimlich darüber lachen mußte. Graillard aber nahm dieſe Huldigung als wohlverdiente auf; er, im vertrauten Umgang höchſt liebenswürdig, beſaß doch das Talent vieler Hiſtrionen und Nicht-Hiſtrionen, durch Arroganz diejenigen zu verblüffen, und durch Etourderie die zu blenden, die ihr Weſen nicht zu durchſchauen im Stande ſind. Zu gleicher Zeit präſentirte ein narrenhaft angeputzter Bedienter eine Charte von Madame Fleury, erſter Sängerin von Toulon und maitresse de la Musique etc. daſelbſt. Alle dieſe muſikaliſchen Leute wurden von uns im hohen Tone behandelt, beſonders wußte ſich

Graillard eine Haltung gegen das übrige Künſtlervolk zu geben, welche dieſem imponirte und deſſen eigne nicht geringe Anmaßung überwog und zu Boden ſchlug. Ich lernte hier, und nirgend lernt man das beſſer als in Frankreich, wie Klappern zum Handwerk gehört. Am nämlichen Abend ſchon wurden wir zum Kommandanten von Toulon eingeladen, es war derſelbe, den ich ſchon vor Jahren geſehen hatte.

In ſeinem Zirkel gaben wir beide eine kleine Soiree musicale, wofür wir eine anſtändige Belohnung annahmen, und wodurch wir uns die Bahn brachen, ferner zu reuſſiren. Ich hatte mir in Marſeille einige Conzerte von Meiſtern verſchafft, mir Variationen mit Orcheſterbegleitung ſelbſt geſchrieben, außerdem beſtand meine Hauptleiſtung in der freien Phantaſie, welche bei den Franzoſen faſt niemals ihre Wirkung verfehlte. Unſer Unternehmen wurde mit glänzendem Erfolg gekrönt. Mit gefüllter Kaſſe, reiſten wir mit 4 Pferden nach Aix, welche paradieſiſch gelegene Stadt von Badegäſten wimmelte. In einem der erſten Gaſthäuſer auf den prächtigen l'Orbitelle, den vierfache herrliche Baumreihen zieren und gegen die Gluth der ſüdlichen Sonne ſchirmen, nahmen wir unſre Wohnung. Dort ſpringen die warmen Fontainen, dort ſaßen wir unter dem Laubdach der ſchattigen Esplanade und tranken Kaffee, und beſahen die in bunter Menge vorüberwandelnden Spaziergänger, als mir plötzlich drei ſchwarzgekleidete Frauenzimmer auffielen, die auf uns herüber ſahen. Ich erkannte ſie; es waren die Griechinnen aus Marſeille, und ich eilte zu ihnen hinüber. Ja, Irene mit ihrer Schweſter und ihrer Mutter war es, und meine Freude, ſie nach ſo kurzer Zeit wieder zu ſehen, grenzenlos. Die Damen folgten mir in unſer Hotel, und was mußte ich erblicken! Gleich einem Wahnſinnigen ſprang Graillard auf, ſtieß einen jauchzenden Laut der Freude aus, ſtürzte auf Aegle zu und umarmte ſie, außer ſich vor Freude. Ich ſtand erſtaunt und regungslos bei dieſer überraſchenden Scene. Nicht minder erſtaunt, ja erſchrocken, waren die Mutter und Irene, bis das liebende Paar ſo gütig war, uns zu erklären, daß Graillard Aegle in Paris habe kennen lernen, ſie angebetet, in einem Salon ihr ſeine Gefühle geſtanden, Erwiederung gefunden und bald darauf die Geliebte verloren habe, indem Aegle mit einemmale verſchwunden ſei. Eine ſchnelle Abreiſe, weil Blaquet ſeine Ankunft aus der Levante gemeldet, war die Urſache dieſer Eile, und das verſchämte Mädchen hatte nicht gewagt, ſich der Mutter zu entdecken. Graillard betrauerte ſeine verlorne Geliebte, die mit ihm in einer Stadt gelebt, ohne daß er es wußte, während er über meinen Verluſt mich ſtets zu tröſten wußte. Die Mutter war erſtaunt über alles dieſes, und konnte ſich noch nicht erholen, als Graillard mit Aegle zu ihren Füßen ſank, und um ihre Einwilligung und ihren Segen bat. Thränen der Freude vergoß ich über die Scene, ach! ſie erinnerte mich mehr als je an meinen Verluſt. Irene ſenkte verſchämt ihre Blicke, der Strahl ihrer dunkeln Augen fiel glühend in mein Herz, auch ich hätte vor der Mutter Füßen mit Irene knien, und die mein nennen mögen, die Röschen ſo ähnlich ſah! — Graillard war glücklich. Die Mutter willigte ein und er verſprach, ſobald er ſeine Kunſtreiſe geendigt, ſeine Aegle nach Paris abzuholen. Irene ſah mich fragend, freundlich lächelnd an, ich drückte ihr ſtumm die Hand. Es lag ein Vielleicht in dieſem Händedruck.

Nach Tagen der Wonne für Graillard und Tagen des Schmerzes für mich, reiſten wir mit wohlgefüllter Kaſſe nach Nimes, unſre Damen aber nach Marſeille zurück. — In der Stadt, welche unter allen Städten Frankreichs die meiſten, die ſchönſten Römeralterthümer hat, ſahen wir den Tempel der Diana und ſeine unübertrefflich ſchönen architektoniſchen Ornamentenreſte, die von vandaliſcher Verwüſtung zeugten. Säulen und Statuen; Basreliefs und Inſchriften, alles zerſchlagen, und wild übereinander geworfen, und in ſo reicher Zahl, daß ſie allein ein beträchtliches Antiquarium bilden würden. Wir ſtanden in dem Mauerkoloß des Amphitheaters, eines der größten, die es giebt, Zwerge in einem Gigantenbau, und ſtaunten die erhabenen Reſte einer großen und kräftigen Vorzeit an; nicht minder das Thor von Rom, den zierlichen Tempel Maiſon carree, den Tourmagne und andre merkwürdige Trümmer und an einem Gaſthaus mittlern Ranges gewahrten wir, noch voll ernſter Gedanken an die Antiken, das ſehr moderne Bildniß der Rieſin Celugas, welche an unſre Schritte gefeſſelt ſchien. Das Bild flatterte, auf ſchwarzer Wachsleinwand in übernatürlicher Größe gemalt über der Thüre des Hauſes, und Graillard, dem ich die Eigenſchaft ihrer Füße entdeckt, machte mich zuerſt auf das Bildniß aufmerkſam, indem er lachend rief: „Voila! Votre la grande compatriote!“ —

Der Ruf von unſern Leiſtungen war uns vorausgeeilt, und es fiel daher nicht ſchwer, ein Conzert zu veranſtalten, allein die Stadt Nimes mit ihren krummen ſchmutzigen und finſtern Gaſſen, in welcher nur ein Archäolog oder Antiquar volle Befriedigung finden kann, gefiel uns nicht, auch ſchien Graillard nach dem Wiederſehen in Air an Sehnſucht zu leiden, und hatte er früher durch ſein heitres Temperament mir hin und wieder die Grillen verſcheucht, ſo mußte ich mir jetzt alle Mühe geben, ihm Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und dem liebeſchmachtenden Freund aufzuheitern. Wir eilten nun den heitern und oft geprieſenen Ufern des Rhone aufwärts und paſſirten das Städtchen Privas, kamen nach Journai und ließen uns an der Quelle des berühmten Hermitageweins wohl ſein.

In Vienne, wohin wir zunächſt, immer dem Lauf des Stromes aufwärts folgend, kamen, hatte Graillard ſeine Eltern, die wir beſuchten. Sein Vater war dort Aufſeher eines klöſterlichen Hoſpitals und trieb das Handwerk eines Wagners dabei.

Wie liebevoll wurde der Sohn, der früher zum geiſtlichen Stande beſtimmt war, empfangen! Welch ein Bild trat vor meine Seele! Graillard aber war verſtimmt, und alle mein Zureden half ſo wenig, wie die kleinen Freuden, welche die erfreuten Eltern dem beſuchenden Sohn zu bereiten ſich beeiferten. Nach kurzer Raſt brachen wir von Vienne auf und reiſten nach Lyon. Auch dort wurden Conzerte gegeben und gute Geſchäfte gemacht, und das heitre harmloſe und freie Künſtlerleben ſprach und zog mich unendlich an. Dem Künſtler gehört die Welt, er weilt und raſtet auf ſeinem Wanderzuge, wo Land und Menſchen ihm gefallen, und richtet die freien Schwingen weiter, wo es ihm nicht gefällt. Er pflückt die Roſen des Beifalls, vom Baum der Gegenwart ſchüttelt und pflückt er die goldne Frucht ſeines Lohnes. Ich ließ den Gedanken, wieder eine andre Laufbahn als die begonnene, je einzuſchlagen und einſchlagen zu müſſen, gar nicht in mir aufkommen, und glaubte lange genug gelitten, und genug vom Wermuthtrank der Schmerzen genoſſen zu haben und nun auch aus dem Quell der Freude neuen Muth, neuen Frohſinn, neue Lebenshoffnung ſchöpfen zu dürfen.

Ich ſuchte in Lyon meinen alten Bekannten, den Dr. Gilbert auf, der mich mit Auszeichnung empfing. Leider nahm Graillards Verſtimmung zu, ſeine Geſänge waren ſchmachtend und ſchwärmeriſch, er ſehnte ſich, ſeiner Aegle, nach dem Gegenſtand ſeiner erſten myſterieuſen Liebe. Fruchtlos erinnerte ich ihn an ſeine Entwürfe in Marſeille, umſonſt zeigte ich ihm das lockende Ziel unſrer Reiſe, bewegt fiel er mir um den Hals und rief weinend: „Ich lachte Dich ob Deiner Thränen über die verlorne Geliebte aus, ach! wie ſchwer fühle ich jetzt die Trennung von ihr, die mehr als mein Leben mir werth iſt! Glaube mir, mein Freund, ich vergehe vor Sehnſucht und meine Bruſt hat nur einen einzigen Ton; es iſt der Ton der Liebe! — Nichts vermag ich gegen dieſe Zaubergewalt, und ſehe ich die innigſt Geliebte nicht bald wieder, ſo wird es mein Tod ſein! Allein mein Wort habe ich Dir gegeben, ich habe Dich veranlaßt, mit mir zu reiſen und Wort muß ein franzöſiſcher Ehrenmann halten!“ Wo dieſe Klage hinaus wollte, merkte ich wohl, und wollte weder ſo grauſam ſein, Herzen zu trennen, wenn Graillards Sehnſuchtflammen wirklich ſo heftig loderten, noch ſo wenig ſtolz, ihn zu feſſeln, wenn er ungern ferner mit mir reiſte, daher ſagte ich ohne Bedenken zu dem ſchwermüthigen Gefährten: „Ich, mein Theuerſter, entbinde Dich herzlich gern Deines Verſprechens; eile zurück nach Marſeille in die Arme Deiner Geliebten, und ſage der holden Irene, daß ich ſie nie vergeſſen würde. Und Du ſelbſt, behalte auch in der Ferne lieb Deinen treuen Freund!“ Ein Thränenſtrom benetzte unſre Wangen, als wir einander in den Armen lagen. „Reiſe Du glücklich!“ fuhr ich fort: „ich ſchlage nun den Weg nach der Schweiz ein, um dort einen feſten Standpunkt wo möglich zu erringen, denn mein Vaterland, bin ich entſchloſſen, für immer zu vermeiden. Wenn ich einmal nach Paris kommen ſollte, ſo hoffe ich, Dich glücklich in den Armen Deiner Aegle zu ſehen.“

Bewegt und ſchluchzend rief Graillard: „Ja mein theurer Freund, nur Du kannſt wahrhaft fühlen, was es heißt, lieben und geliebt werden, und nur Du wirſt mir verzeihen, wenn ich nach Marſeille zurückkehre!“ Ich gab ihm meine Hand darauf, und nun war er ganz der muntre Franzoſe wieder, ſang und ſprang und tanzte, bis wir uns nach zwei Tagen trennten und jeder ſeine Straße fuhr.

21.

Deutſcher Volksgeſang.

Auf der Eilpoſt langte ich in Genf an. Graillards praktiſch-muſikaliſches Benehmen fehlte mir, und ich wußte nicht, wie ich es anfangen wollte, in Genf ein Conzert zu veranſtalten. Als ich deshalb mit einem dortigen Muſikdirektor ſprach, machte mir derſelbe wenig Hoffnung; ich war unbefangen genug, einzuſehen, daß ich weder in Baſtia noch in Smyrna mich befand. Ich reiſte daher bald wieder von Genf ab und kam nach Bern. Dort war meine Ankunft kaum bekannt geworden, ſo ließ mich der Präſident von dem Griechenverein rufen, um zu erfahren, wie ich zurückgekommen ſei, und um überhaupt Nachrichten über Griechenland einzuziehen. Diejenigen, welche ich geben konnte, waren wenig tröſtlicher Art, und meine Anſichten, auf welche Art Griechenland durch die Vereine geholfen werden könne, halfen Griechenland nicht.

Nach einigen Tagen ging ich nach Baſel, wo es mir glückte, ein beſuchtes Conzert zu geben. Dort wurde mir angedeutet, daß es noch an einem Muſiklehrer, namentlich für Klavier mangle, und da mir jetzt vor allem darum zu thun war, eine feſte Stellung zu erringen, um endlich einmal einen eigenen Heerd zu begründen, da meine Heimathſehnſucht, die mich aus Aſien wieder nach Europa gelockt, ihr Ende in einem Hochzeitkarmen gefunden, und ich nun an eine Heimkehr nur mit Widerwillen dachte, ſo glaubte ich jetzt darthun zu müſſen, daß ich auch im fremden Lande mir Achtung verſchaffen, und auf eignen Füßen ſtehen könne. Deshalb blieb ich in Baſel und begann eine nicht glänzende, aber gern betretene Laufbahn als Muſiklehrer, mit täglich zwei Unterrichtsſtunden, die mir nicht gut, doch auch nicht ſchlecht bezahlt wurden. Mein Leben gewann einen Anſtrich von Philiſterium, doch that mir dieſe behagliche und heitre Ruhe nach ſo vielen Stürmen wohl. Ich bewohnte eine kleine Dachſtube, mit der Ausſicht auf den Rhein, war fleißig und dachte nicht daran, auch nur eine Zeile wieder nach Hauſe zu ſchreiben. Ich wollte verſchollen und vergeſſen ſein, nichts mehr von Roſinen hören.

So vergingen vierzehn Tage, als es an meine Thüre klopfte. Ein kleiner Mann trat ein, nannte mich bei meinem Namen und fragte mich, ob ich wohl eine feſte Stelle als Lehrer in einem Inſtitute annehmen wolle? Da ich mich dazu allerdings bereit erklärte, ſo erfuhr ich die nähern Bedingungen, fand ſie annehmbar, und ſchon nach zwei Tagen fand ich mich auf der Reiſe durch das Frickthal nach dem Kanton Aargau.

Auf einem hohen Berge lag gleich einem Adlersneſte das Inſtitut, der Ort meiner Beſtimmung, thronend wie ein Herrenſchloß, umgeben von den lachendſten Gefilden, welche von den friſcheſten Bergquellen bewäſſert wurden. Das Inſtitut war kaum erſt gegründet, ich war einer der erſten Lehrer, welche daran angeſtellt wurden. So war der erſte Fundamentſtein zu einer dauernd geregelten Exiſtenz für mich, wie ich glaubte, gelegt. An Erfahrung hatte ich einen kleinen Schatz geſammelt, guter Wille fehlte mir nicht; meine Vergangenheit ſuchte ich in Lethes Strom zu verſenken, und dachte jetzt nur daran, alles das, was mir an Kenntniſſen noch abging, nachholend mir zu eigen zu machen. Muſik ſollte nun einmal Lebensleitſtern, Anker und Erwerbsquelle für mich werden, es galt daher, allen Ernſtes auf Vervollkommnung im Theoretiſchen bedacht zu ſein. Zu dieſem Behuf verſchaffte ich mir Bücher und ſtudierte fleißig, obgleich mein Direktor mich mit 42 Stunden Unterricht wöchentlich verſorgt hatte. Allein nichts wäre im Stande geweſen, meinen Muth, nunmehro als ſelbſtſtändiger Mann in der Welt zu leben, zu beugen. Das Inſtitutsleben bot in freundſchaftlicher Hinſicht für mich ſehr viel, weil wir Lehrer in demſelben ſehr einig und zufrieden lebten, obgleich der Direktor, der immer ſein Anſehen geſchmälert fühlte, wenn er ſah, daß die Zöglinge ſich auch zu den übrigen Lehrern hinneigten, uns etwas ſchroff gegenüber ſtand.

Unſer Direktor war ein Lehrerzögling des Fellenbergiſchen Inſtituts geweſen und hatte dort die beſondere Beaufſichtigung über die Zöglinge gehabt. Eine Reihe von Jahren ſeines Inſtitutslebens waren Urſache, daß derſelbe die oft despotiſche Behandlung ſeines Direktors verwünſchen mußte. Dieſe kleinen diplomatiſchen Reiche gaben und geben zu Intriguen oft Anlaß, auf die man nicht gefaßt iſt, allein jener hatte ſich Umſtänden fügen gelernt, und nachdem er ſich Erfahrung genug zum Regieren eines Inſtituts geſammelt hatte, gründete derſelbe ſelbſt ein Solches, mit dem feſten Vorſatze, jene kleinlichen Inſtitutskrämereien und Verfolgungen zu entfernen. Allein kaum war derſelbe in dem Beſitze ſeiner Würde, als auch ſchon jenes Regieren und auf keinen Glauben und Recht begründetes Benehmen des Direktors gegen ſeine Lehrer ſich geltend machte, und war das Innere des Inſtituts bei ſeiner Gründung ein Muſter von einer Erziehungsanſtalt, ſo war das freundſchaftliche Benehmen zwiſchen Direktorium und Pädagogium bald verſchwunden, und an deſſen Stelle das kalte, diplomatiſche Benehmen getreten, welches die Schattenſeite unſrer Stellung war.

Indeß behielt ich feſt mein Ziel im Auge, ſah nicht links und nicht rechts, ſondern ging getroſt meinen gewohnten geraden Gang.

Meine muſikaliſche Neigung lenkte ſich vorzüglich auf Geſang. War es, weil mir derſelbe ſchon früher lieb geworden, oder war es meine Umgebung ſelbſt, oder war es die Anregung der Zeit und Gegenwart, die mich dazu mächtig hinzog. — Es wurde mir die Freude zu Theil, Nägeli kennen zu lernen, den Patriarchen des Geſanges in der Schweiz; ſeine feurige Rede über Volksgeſang begeiſterte mich, wenn auch meine Urtheile über denſelben bisweilen verſchieden von den ſeinen waren. Nägeli verwarf unbedingt alles, was nicht aus ſeiner und ſeines Freundes Pfeifer Erziehungsanſichten hervorgegangen war.

Auf wunderbare Weiſe fühlte ich mich oft nicht minder abgeſtoßen, wie angezogen, durch die Urtheile des erfahrnen und großen Muſikus Nägeli, und verſäumte keine Gelegenheit, ihm nahe zu ſein, und von ihm zu lernen. Mehre meiner Compoſitionen, die ich ihm beſcheiden und ſchüchtern zur Beurtheilung übergab, verwarf er mit ſchweizeriſcher Rauheit kurzweg, und mit den Worten: „Ihre Muſik riecht nach Oper! Ihr neuen jungen Tonkünſtler ſeid auf dem Holzweg; dem Gehör ſchmeichelt ihr, das Herz bleibt leer. Die Oper iſt der Mord des ächten Geſanges, ſie verdirbt die Sänger, die Hörer, das ganze Volk. Um witz- und reizloſe Poeſie wird der Bettlermantel geräuſchvollen Klingklangs geworfen, der das Ohr betäubt, und die Sinne verwirrt. Wolluſtweckende Sirenentöne werden angeſchlagen, die das Herz der deutſchen Jugend vergiften, und die Gemüther mit unreinen Bildern erfüllen. Der blendende Glanz, der ephemere Beifall verlockt nun die jungen Talente, nach dem leicht erringbaren Kranze zu ſtreben, und der edlen und wahren Muſik geht ein Sohn nach dem andern verloren.“

In ſolcher Weiſe konnte der eifrige Mann ſtundenlang fortſprechen, und in ſeiner Rede lag manche tiefe Wahrheit.

Ich ſehe ihn immer noch, wie er unabläßig die Sache des Volksgeſanges führte, die ihm über alles am Herzen lag, und über welche er geläuterte Anſichten offenbarte.

„Mit unſerm öffentlichen Kunſtleben,“ ſprach er einmal: „verhält es ſich ſo, daß wir im Gebiete der Vokalmuſik zunächſt nur Bekanntes und Anerkanntes weiter zu verbreiten haben, um die Kunſt zur allgemeinern und höhern Volkswohlthat zu erheben. — Beim Inſtrumentalweſen und beſonders in Conzerten glaubt man ſich unter türkiſche Regimenter verſetzt, weil alle unſre Orcheſter jetzt von barbariſchem Lärm wiederhallen. Im Gebiete der Vokalmuſik iſt unter den ſich darbietenden Bildungsmitteln gerade das allerwichtigſte auch das ausführbarſte. Man darf nur da, wo ſchon Singvereine beſtehen, dieſen diejenige volksthümliche Richtung geben, welche an ſich Moral und die Menſchenliebe gebieten, welche das Chriſtenthum aufs Nachdrücklichſte fordert. Man wähle Lieder ſittlicher Freude, Lieder der Andacht, Lieder der Freundſchaft, der Liebe, des Patriotismus, alle dahin bezügliche alte Volkslieder, und gute Neue, nur keine aus Opernbüchlein, und dieſe ſo nahe liegenden Hebel werden ihre Wirkung nicht verfehlen!“

Bei ſolchen Anläßen brach der große Mann oft in Begeiſterung aus, legte ſeine beiden Hände auf meine Schultern und rief: „Laßt uns den moraliſchen Volksgeſang befördern! Geſang iſt das ewige Thema der Menſchenliebe! Volksgeſang befördert die Humanität, er einigt, er kräftigt, ſchlingt Bande der Liebe und Freundſchaft, regt edle Empfindungen an, bildet, beſſert und führt Tauſende vom Weg der Thorheit und des Laſters in die Arme der Tugend!“

So ſprach, ſo lebte und webte dieſer Mann in ſeiner Ueberzeugung, begeiſtert gleich einem Luther für ſeine Geſanglehre, welche er zunächſt für den deutſchen Volksgeſang nach Peſtalozziſchen Grundſätzen geſchrieben, um das Geſangorgan als Bildungsmittel in das Volk, zunächſt in ſein vaterländiſches zu verweben. Und der Same, den er ausſtreute, ſchlug Wurzel und trug Frucht; allenthalben bildeten ſich Geſangvereine und Geſanginſtitute, namentlich hatte Pfeifer eines an dem Orte, wo ich lebte, und Nägeli eines in Zürch. Beide Inſtitute zeigten, daß ihre Gründer Das verſtanden hatten, was ſie wollten, die beiden Geſanginſtitute waren in ihren Leiſtungen ausgezeichnet.

So vergingen mir wieder zwei Jahre in angeſtrengter Thätigkeit und ich konnte mir freudig das Zeugniß geben, daß ich meine Zeit wohl angewendet, und nunmehr in der Muſik Etwas gelernt habe. Mit meiner Familie und meiner Heimath hatte ich ganz und gar keinen Verkehr, von Marſeille aus ſchrieb ich nicht wieder. Alles war vorbei. Es war mir ſogar ein Troſt, zu denken, daß ich dort nach und nach vergeſſen und aus dem Gedächtniſſe aller derer, die einſt Antheil an mir genommen, entſchwinden werde.

In dieſer Zeit erledigte ſich an der Schule einer Schweizerſtadt eine Profeſſorſtelle. Dieſelbe wurde nach dortiger Einrichtung öffentlich ausgeſchrieben, die Bewerber hatten dann eine ebenfalls öffentliche Prüfung zu beſtehen. Ich fühlte mich veranlaßt, mich zu dieſer Stelle zu melden, und da bei derſelben Muſikkenntniß ganz beſonders verlangt wurde, weil die Einrichtung eines ſtädtiſchen Geſanginſtituts beabſichtigt wurde, und man überhaupt den Geſang in der Schule befördert ſehen wollte, ſo meldete ich mich zum Examen. Obgleich die Stadt katholiſch war und ich als Proteſtant bei den damaligen Verhältniſſen nicht wohl hoffen konnte, die Stelle zu bekommen, wollte ich es gleichwohl wagen, mit meinen Kenntniſſen in die Schranken zu treten. Es waren zwölf Aſpiranten gegenwärtig, und da man namentlich in den muſikaliſchen Fächern ganz ſicher gehen wollte, hatte man Nägeli und Pfeifer zu Examinatoren beſtellt. Ich machte das Examen und Nägeli gratulirte mir zur Stelle. Er war zufrieden mit meinen Leiſtungen geweſen; vierzehn Tage darauf wurde ich definitiv angeſtellt, trotz dem, daß ich Proteſtant war. Ich fühlte mich zum erſtenmal mit einer gewiſſen Würde angethan, der Beruf eines Lehrers war mir ſtets ſehr ehrenhaft erſchienen — dennoch empfand ich kein Gefühl freudiger Zufriedenheit, immer blieb ein Gedanke in mir rege, der mich verſtimmte, es war meine Einſamkeit, mein Alleinſtehen. Ich hatte gezeigt, daß ich allenfalls etwas zu leiſten vermöge, und grollte nun auf das Schickſal, das mich um alle die Freuden betrogen, die mich hätten glücklich machen können.

Mit denſelben ernſten Vorſätzen, mit welchen ich meine erſte Stelle angetreten, trat ich auch die zweite an. Meine Aufgabe, die ich mir geſtellt hatte, war, den Volksgeſang im Sinne Nägelis zu heben und zu befördern, und wo möglich das gebrechliche Inſtrumentalweſen durch ächten Geſang ganz zu verdrängen. Im Bereich meines Wirkungskreiſes fand ich jedoch einen höchſt bedauerlichen Inſtrumentaldilettantismus, der eine Fülle Stoff zu Krähwinkliaden liefern könnte. Alles klimperte und ſtümperte, ſtrich und kratzte, blies und quinkelirte. Ich glaubte alles für meine Geſangszwecke auf das Beſte vorbereitet, und ſiehe, ich fand Widerſpruch ſtatt Theilnahme, namentlich unter den Vornehmern, wo eben die Dilettanterei in höchſter Blüthe ſtand. Doch kein Sieg ohne Kampf, ich begann dieſen gottgetroſt und geſangesfreudig. Bald blühte zum Trotz und Aerger der inſtrumentaliſchen Notenfreſſer das von mir eingerichtete Geſanginſtitut empor, nebenbei bildete ich ein Männerchor aus Bürgern der Stadt und Landleuten der Umgegend, welches in ſeinen Kreiſen nicht minder Epoche machte, als die großen Chöre am Zürcherſee. Bald erkannte meine Umgebung meinen Eifer und mein Beſtreben, und wenn ich gehaßt war von dilettantiſchen Muſikkrüppeln, ſo war ich von der Bürgerſchaft geliebt und geehrt und mancher Dank wurde mir in den Familien für die Leitung und Führung der Kinder gezollt. Ich hatte meine Gegner und Feinde beſiegt, mich in Ausübung meiner Pflicht als Lehrer und Mitbürger feſt geſetzt und ſtand geachtet in meiner Stellung.

Auch dem geſellſchaftlichen Ton gab der Männerchorgeſang eine andere Richtung; wir etablirten eine Liedertafel, die in jeder Woche einmal abgehalten wurde und an der Stelle früherer Langeweile und ſteifen Perückenſtyls in der geſelligen Unterhaltung trugen Frohſinn und Freude ihre feſtlichen Kränze. In dem Männerchor ſah man alle Stände vereinigt, es waltete ein ächt republikaniſcher Geiſt und der Geſang übte ſeinen einigenden und bindenden Zauber auf alle Gemüther aus. An jedem Himmelfahrtstage verſammelten ſich die Chöre in Maſſen zu öffentlichen Produktionen. Dieſe Aufführungen wurden zu Volksfeſten von der allgemeinen Theilnahme erhoben, von der ganzen Bevölkerung der Umgegend mitgefeiert, und es kam dahin, daß in jedem Jahr eine andre Stadt gewählt wurde, wo ſie ſtatt fanden.

Wo die Sänger einzogen, bemühten ſich nicht nur die Bürger, ihnen jegliche Ehre anzuthun, ſondern auch die Magiſtrate verfügten ſich an den Ort, wo dieſelben ihre frugalen Mahlzeiten hielten, und brachten im vaterländiſchen Wein ein Lebehoch den Sängervereinen der Schweiz aus. Nicht ſelten wurden dieſe Vereine vaterländiſche Zuſammenkünfte, um die wichtigen Intereſſen der Zeit zu beſprechen; mit jedem Jahr wuchs die Anzahl derſelben; ſie verbreiteten ſich über die ganze Schweiz. Wir ſahen am Stoß einen Sängerverein von 1000 und mehr Männern zuſammentreten, der als ein Vorbild vokalmuſikaliſchen Strebens ſeine feierlichen und vollen Liedestöne mitten in einer wonneherrlichen Natur auf freien Höhen über das freie Vaterland erſchallen ließ. Die ſchweizeriſchen Schützenkompagnien ſchloſſen ſich freudig den Männerchören an, für welche Nägeli, Helder, Fröhlig und ich unermüdet thätig waren, ſo daß Sang und Liedesklang durch den ganzen Aargau hallte. Wir ſahen früher dieſe Kompagnien mit entfeſtlicher Muſik durch Dörfer und Städte marſchieren, jetzt aber, als der Volksgeſang auf ſo hohe Stufe erhoben war, hörten wir ſie Freiheit- und Kriegslieder ſingend, mit vollen vierſtimmigen Chören, durch die Orte ziehn. Aus den Bergen und Thälern der Schweiz zog und hallte der Geſang über die ſchwäbiſche Alp in das Würtembergiſche Land, regte zu größern oder kleinern Geſangvereinen an, aber er fand hier nicht die Stütze von oben, wie in der freien Schweiz, folglich keinen Anhalt und das Volk verlor dadurch eines der erſten und unſchuldigſten Bildungsmittel. Wenn auch von Sachverſtändigen eingeſehen wurde, daß durch dieſe Volksinſtitute die Moralität und das Volk ſelbſt auf eine höhere geiſtige Stufe gehoben werden konnte, ſo fürchtete die beſorgliche Politik dieſe unſchuldigen Sänger als Korporationen, überall Aufruhr und Verrath witternd, und uneingedenk der Liederzeilen:

Wo man ſingt, da laßt euch ruhig nieder,
Böſe Menſchen haben keine Lieder.

Mein reger Antheil an den Schweizergeſangvereinen wird denen noch in der Erinnerung ſein, die mit mir gleichzeitig für die ſchöne Sache des deutſchen Volksgeſanges wirkten, den Freunden, denen ich herrliche Stunden danke, die ich mit Herzlichkeit und Liebe aus der Ferne grüße. Später habe ich meines

Theils den Männerchorgeſang nach Deutſchland getragen und habe die große Freude gehabt, in einer kleinen Umgebung und in einem kleinen Lande durch meinen Fleiß und Eifer bald ein Chor von mehr als 600 Männern bilden zu helfen, von deſſen Kraft Großes und Anerkanntes im Geſang geleiſtet wurde. Nie werde ich aufhören, den Volkgeſang zu empfehlen, und in ihm einen der erſten und mächtigſten Hebel ſittlicher Volksbildung zu erkennen.

22.

Die blinde Dichterin.

In meinem muſikaliſchen Wirkungskreiſe machte mir vor allem ein Unterricht hohe Freude, auf den ich ſtolz ſein werde, ſo lang ich lebe. In meinem Wohnort lebte ein Mädchen, welches die Natur mit den ſchönſten geiſtigen Fähigkeiten ausgeſtattet, aber ihr das Augenlicht verſagt hatte. Der Zufall wollte, daß ich in ihrem väterlichen Hauſe und mit ihr bekannt ward, und bald entdeckte ich in ihrer Unterhaltung ſo viel Poeſie, ſo viel richtiges Urtheil über Muſik, und eine ſanfte wahrhafte Engelſeele, wie ſie nur immer in einem reinen weiblichen Herzen die Gefühle, Empfindungen und die Eindrücke der Außenwelt zur Poeſie erklären kann. Beſonders liebte Louiſe den Geſang, allein ſie ſang nicht, in der Meinung, keine Stimme zu haben. Dennoch ſchien es mir, daß ſich ihre Stimme zur vollkommenen Altſtimme werde ausbilden laſſen, und ſo machte ich den Verſuch, mit ihr zu ſingen. Erſt zitterten ihre Töne nur ganz ſchüchtern aus der Bruſt, die der

Liedergott mit tönendem Finger beſeelt hatte, Louiſe hatte nicht nur Stimme, ſondern auch Anlage zum Geſang. Welche Freude für mich, welche Freude für das unglückliche lichtloſe Mädchen, das nun die ſüße Hoffnung hegen durfte, den eignen Liedern Töne zu geben, und im Geſang, Ruhe, Frieden, ja den Himmel zu finden, den ihr alle Erdengüter, mit denen ſie vom Glück reichlich bedacht war, nicht zu geben vermochten. Ich war es, der erkoren war, Louiſen dieſe ſelige Befriedigung zu geben, und ich gab ſie ihr. Wohl mußte ich mir eine eigne Methode des Unterrichtes bilden, lange dachte ich darüber nach, wie ich ihr den Muſikunterricht ohne ſichtbare Notenzeichen ſo leicht als möglich machen könne, doch ihre Anlagen kamen mir zu Hülfe. Mit unglaublicher Faſſungsgabe begriff ſie alles und entwickelte in der Zeit eines Jahres ſo viel Geſchick im Klavierſpielen, daß ſie Bewunderung erregte. Es war hinreißend, Louiſe ſingen zu hören. Man vernahm in ihrem Geſange nicht Töne aus dieſer, ſondern aus einer andern Welt. Ihre eignen Liederdichtungen begabte ſie mit Tönen und ſchwebte auf den Engelflügeln des Geſanges in ſeligen Gefühlen nach jenſeits hinüber, und dabei umfloß himmliſche Verklärung ihr liebes, holdes, reines Angeſicht. Wie oft drängte ſich dieſes Mädchen im Gefühl ihres

Glücks an meine Seite, drückte mir mit Entzücken die Hand, um ihren unendlichen Dank mir auszudrücken, und fühlte ſich im Beſitz der Lieder, die ſie ſang, glücklich und zufrieden, gern vergeſſend, daß grauſam die Natur ihr das Licht der Augen verſagt hatte.

Das reizend ſtille Familienleben in der Sphäre dieſes irdiſchen Engels gewährte mir die zufriedenſten, ſeligſten Stunden; ich fühlte mich wohl und heimiſch, und flüchtete gern zu dieſem Aſyle, wenn mich zuweilen kleinliche Verhältniſſe, Philiſterei und Brodneid rauh und unſanft in meinem freudigen muſikaliſchen Wirken ſtörten, Louiſens Geſang und Spiel war die Davidsharfe, die Zorn und Unmuth beſeitigen und beſänftigen konnte. Doch dieſe Dämonen bedrängten mich ſelten; war auch Manches anders, als es hätte ſein können, ſo geſtehe ich doch gern, daß kein Land und keine Verhältniſſe mir jemals beſſer gefallen, mich individuell mehr angeſprochen haben, als die Schweiz und die ſchweizeriſchen, abgeſehen von den Naturreizen, mit denen jene Gegenden von der Allmacht bevorzugt wurden. Hier fand ich eine zweite, eine ſchönere Heimath, und ſehnte mich nicht, ſie zu verlaſſen. Ueberall war reges Leben, Antheil an allem, was Land und Volk und Verfaſſung betraf, freie Rede, freie Rüge, freie Vertheidigung.

So hatte ich denn die Ruhe und den Frieden gefunden, nach ſo mancher Irrfahrt, nach manchem Schmerz, nach mancher trüben Erfahrung. Ich ſtand am Ziele. Hatte ich doch einen ſtets erſehnten, willkommenen Wirkungskreis, eine nützliche Thätigkeit, ein mit Erfolg und Beifall gekröntes Streben; nicht minder lebten mir in meiner neuen Heimath achtbare und treue Freunde, es fehlte mir nichts mehr, als der eigne Heerd. Manchmal, wenn ich mit innigem Wohlgefallen Louiſens ſeelenvollen Liedern lauſchte, kam mir der Gedanke, ob ich nicht dieſes engelreine Herz mir noch inniger gewinnen ſolle? Meine Verhältniſſe, meine Schickſale hatte ich in ſtilltraulichen Stunden ihr längſt enthüllt, ſie hatte mit mir geweint, ſich für mich geängſtet, für mich gebebt und wohl aus innerſter Seele für mich gebetet. Sie faßte alles poetiſch auf, jede Erſcheinung verkörperte ſie in einem Gedicht, und ihre Lyrik war meiſt ſangbar. Vieles componirte ich, ſang und ſpielte es Louiſen auf dem Clavier vor, und durch dieß wiederholte, für beide Theile troſtvolle, das Gemüth befriedigende Beiſammenſein ſchlang ſich das Band der innigſten Zuneigung um unſre Herzen und Seelen feſt. Alle Verhältniſſe der liebenswürdigen Dichterin waren ſo geſtellt, daß im Bezug auf Aeußerliches der Mangel des Geſichts mich nicht hätte abhalten dürfen, um ihre Hand zu werben. Meinem in die Ferne ſo oft und gern ſchweifenden Sinn fehlte gerade eine Feſſel, die mich mit freundlicher Gewalt an die Gegenwart und an einmal Ergriffenen hielt. Lange ſann ich hin und her, lange prüfend, lange überlegend, lange wählend. Es blühten an meinem damaligen Lebensweg viele Alpenroſen. Man hegt Vorurtheile gegen Dichterinnen; wären alle wie jene Louiſe, ſo müßte man ſie gleich Heiligen verehren. Aber freilich, die Blinde in ihrer Abgeſchiedenheit, und von blutsverwandter Liebe auf den Händen getragen, kannte nicht die Eitelkeit, nicht die Ruhmſucht, auch nicht die Schattenſeiten des literariſchen Wirkens. Sie blühte wie eine einſame Blume des Gebirgs, und ſang wie eine geblendete Nachtigall wonne- und wunderſam. Daß ſie nichts erfuhr von kritiſcher Erbärmlichkeit, und nichts erlitt vom äſthetiſchen Pöbel, dieß machte ſie ſehr glücklich. Die ſchamloſe Natürlichkeit, die ſelbſtſüchtige Koketterie, das Wohlgefallen am Tagestreiben und an der Tageslüge, das poſſierliche Haſchen nach literariſchem Eclat, das Verläugnen jeder zarten Weiblichkeit, welches alles von einigen modernen Dichterinnen und Schriftſtellerinnen aufgeboten worden iſt, um einen zweideutigen und ephemeren Beifall der Gleichgeſinnten und Verbündeten zu erhaſchen, war ihr völlig fremd. Sie war rein, ächt weiblich, ſinnig gemüthvoll, gottergeben. Unſer Verhältniß nahm ganz den Charakter eines geſchwiſterlichen an, dennoch übte ihr anziehendes ſeelenvolles Weſen auf mich den größten Zauber aus, ich fühlte mich ſelbſt reiner und beſſer in ihrer beſeligenden Nähe, hätte oft zu ihren Füßen, oft an ihre Bruſt ſinken mögen, immer aber hielt mich der Genius ihrer würdevollen Jungfräulichkeit von jeder Unzartheit zurück. Oft auch hatte ich ein Wort auf der Lippe, das entſcheidend für meine ganze Zukunft geworden wäre, wenn ich es ausſprach.

Mit ganz beſonderer Vorliebe ſang Louiſe ein von mir componirtes Lied, deſſen Anfang hier ſtehe:

Irgend und irgend im Wald
Blühet ein Röſelein,
Lieblich von Farb' und Geſtalt,
Heimlich, allein.
Wenn ich das Röslein ſeh,
Singet mein Herz Juchhe!
Heiſe! Halloh!
Heiſa! Juchhe!

Ich hatte den Glauben ganz aufgegeben, daß ein Röslein für mich blühe.

23.

Fragmente aus Röschens Tagebuch.

Oft habe ich darüber nachgedacht, was Glück ſei, oft ſchon mich ſelbſt gefragt: *was iſt Glück?* Nie, nie finde ich darauf die treffende und richtige Antwort. Einſt *war* ich glücklich, das war in einer Zeit, wo ich nicht daran dachte, mir Fragen vorzulegen; ach damals wußte ich nicht, *wie* glücklich ich war! —

Jüngſt fand ich in einer für Stammbücher beſtimmten Sentenzenſammlung, welche Gedanken unſrer beſten Dichter enthält, eine Stelle, und zwar aus Göthes Taſſo, den ich nicht kenne, welche verdiente, in Marmor gehauen zu werden, und meinem Glück als Grabſchrift zu dienen. Wie muß dieſer Dichter das menſchliche Leben und das menſchliche Herz kennen!

Jene Stelle heißt:

So ſelten iſt es, daß die Menſchen finden,
Was ihnen doch beſtimmt geweſen ſchien;
So ſelten, daß ſie das erhalten, was
Auch einmal die beglückte Hand ergriff!
Es reißt ſich los, was erſt ſich uns ergab,
Wir laſſen los, was wir begierig faßten.
Es giebt ein Glück, allein wir kennen's nicht,
Wir kennen's wohl, und wiſſen's nicht zu ſchätzen.

Ja wohl iſt es ſelten, „daß die Menſchen finden, was ihnen doch beſtimmt geweſen ſchien!“ Man kann nichts Wahreres ſagen. Dieß Seltenheit hat ſchon viele Thränen gekoſtet. Man könnte einem wahrhaftig ein Räthſel aufgeben, wenn man fragte, welches die am häufigſten vorkommende Seltenheit ſei? „So ſelten, daß ſie das erhalten, was auch einmal die beglückte Hand ergriff.“ In dem Wort erhalten liegt ein Doppelſinn, wer ſagt mir, was der Dichter meinte? ob bekommen, empfangen, oder ob dauernd ſichern? Beides iſt wahr, man mag das Wort nehmen, wie man will. Viel, o viel, könnte ich darüber ſchreiben und ſagen!

„Es reißt ſich los, was erſt ſich uns ergab!“
Nicht immer, mein hoher Dichter, nicht immer, Du haſt nicht an das Losgeriſſenwerden gedacht. Ich

habe ein Mädchen gekannt, welches einſt Dich hätte meiſtern können, Meiſter!

„Wir laſſen los, was wir begierig faßten!" Ach ja, wenn den Sinkenden die Kraft verläßt, läßt er den Balken los, an den er ſich feſt hielt; wenn Gewalt uns überwältigt, laſſen wir los, weil wir müſſen, ſo laſſen wir ja ſelbſt vom Leben, an das wir uns mit aller Macht klammern. Wir werden eben gezwungen, und es wird uns oft nicht einmal Zeit zum Bedenken und zum Abſchied gelaſſen. „Es giebt ein Glück, allein wir kennen's nicht!" — Richtig, dann kennen wir es nicht, wenn es wirklich uns vorhanden iſt; — wenn wir es aber erhoffen und erſehnen, wenn wir es erſt vermiſſen, darüber nachdenken — dann iſt die Verzichtsurkunde ſchon unterzeichnet. So lange wir im Beſitz des Glückes ſind, ſo lange geht es uns damit, wie mit dem Genuß der vollkommnſten Geſundheit. Das Leben rinnt und rollt jugendfriſch durch unſre Adern, es bewegt uns, es lehrt uns rührig und thätig ſein, und wir haben viel mehr zu ſchaffen, als uns mit bekümmernden und ſpitzfindigen Fragen über Geſundheit und Krankheit abzuſorgen. Unglück iſt eine böſe, oft inkurable Krankheit.

„Wir kennen's wohl, und wiſſen's nicht zu ſchätzen." So iſt es; unſre Kenntniß kommt nicht zum klaren

Selbſtbewußtſein, wir irren in dunkeln Gefühlen, halten oft für Glück, was uns nicht frommt, und wehren uns aus Leibeskräften, wenn das Glück mit ſeltner Roſenlaune uns einmal zulächelt. In jenem „auch einmal!“ der Gedichtſtrophe liegen tauſend Seufzer begraben, jenes auch einmal iſt der Gegenſatz zum Lethe, jeder Tropfen aus dem Strom dieſes „auch einmal“ iſt ein Meer von Erinnerungen für mich.

Was wohl die Bekannten ſagen würden, ſähen ſie mich ſo ſpät noch ſchreiben und grübeln? Es gab eine Zeit, wo ich hundert Bücher voll ſolcher Themas für einen Kuß hingegeben hätte.

Wie verſchieden die Anſichten der Menge über das Glück ſind, das könnte ich alle Tage erfahren, wenn ich nicht an dieſer Erfahrung ſchon einen recht ſchweren Schatz geſammelt hätte, ſo ſchwer, daß ich mich ſchon oft im Stillen darüber gewundert, daß ich nicht darunter erlegen bin, wie der arme Maler Correggio unter ſeinem Geldſack — voll Kupfer. Vom Geldſack könnte ich ein Lied ſingen, wenn mir nicht die Singeluſt längſt vergangen wäre. Das iſt das einzige, was ich mit den Nachtigallen gemein habe, daß ich ſchweige, wie ſie, wenn ſie ihr Neſt gebaut, und Junge haben. Es giebt Orte, wo viel gerechnet wird; Geld zu Geld, macht Geld — das iſt die einfachſte Regeldetri. Hintennach kommt der Kettenſatz, man ſitzt in Ketten, ſollten ſie auch von Geld ſein.

Sorgenlos, das heißt nahrungsſorgenlos leben zu können, das iſt ſchon ein großes Glück, und die es aus Gottes Hand empfingen, ſollen ihm billig dankbar dafür ſein. Allein lebt der Menſch allein vom Brod? Oder lebt er allein vom Wohlleben? — Wenn reicher Leute Kinder zuſammengekoppelt werden, ſo ſind Aeltern und Vormünder völlig beruhigt, wenn Vermögen zu Vermögen kommt, daß der Abwurf hinreicht, um anſtändig leben zu können; iſt aber vollends noch ein tüchtiges Geſchäft dabei im ſchwunghaften Betrieb, ſo wird das Glück, welches ſolche Kinder machen, enorm genannt. Das heißt aus aller Norm, alſo außerordentlich, ganz außergewöhnlich; ſo daß einem der Verſtand darüber ſtehen bleiben könnte — mindeſtens der Mund offen. Von Liebe iſt dabei keine Rede, ſo wenig wie vom häuslichen Glück; das alles meint man, wird nachkommen, eine bedenkliche Nachkommenſchaft, deren Hoffnungsflaggen und Rechnungsanſätze häufig geſtrichen werden.

Es wird nicht überflüſſig ſein, hier zu bemerken, daß ich nicht von mir ſelbſt, ſondern daß ich im Allgemeinen rede. Mir ſelbſt fehlt alle Luſt, dem Schatten meines Lebens ein Schriftdenkmal zu ſetzen.

Wie manches arme und gute Mädchen wird hart getadelt, wenn es ein Herz hat. Er hat Herz, ſagt man von einem muthigen und tapfern Mann. Sie hat Herz, von einem weichmüthigen, gefühlvollen, weiblichen Weſen. Welche Dunkelheit in unſrer ſonſt ſo reichen und herrlichen Mutterſprache! Doch hat das vielleicht eine tiefe Bedeutung, an die noch kein Sprachkundiger dachte, das Heroenthum der Liebe iſt oft ſchwerer zu erringen, als das des Muthes, und weibliche Standhaftigkeit möchte oft über männliche Herzhaftigkeit geben. Ich habe mich bis zur Standhaftigkeit durchgekämpft, und die Ruhe errungen, die für ein geprüftes Herz erſprießlich iſt. Mein Leben iſt geſichert, ich darf nicht bange in die Zukunft ſehen, und kann ohne Selbſtanklage zurückblicken in mein Jugendland, in den Garten meiner Frühlingsliebe. Das iſt ſchon etwas werth, wenn man ein reines Gewiſſen hat. Kein ſtrafbarer Gedanke iſt mir ſeit ich verheirathet bin, in den Sinn gekommen; ich kann jeden Tag vor den ewigen Richter treten. Daß ich bisweilen in ſtillen Stunden des einſtigen einzigen Freundes freundlich gedenke, wer könnte mir das verargen? Es giebt kein irdiſches Machtgebot, welches Unvergeßliches vergeſſen machen könnte. Wie der Menſchheit eine dunkle Erinnerung an das Paradieß blieb, wie wir oft von Gegenden träumen, und wiederholt träumen, die wir in der Wirklichkeit nie ſahen, und im Traume doch immer wieder erkennen, und als Längſtbekannte grüßen, ſo auch iſt es beſchaffen mit dem Paradießestraum der Jugendliebe. Die Erinnerung an ſein Eden folgt uns in das Alter nach, und webt in den oft dunkeln Lebenstraum die hellſten und ſonnigſten Bilder. Und am meiſten Denen, die Herz haben.

Viele Aeltern tragen ſelbſt die Schuld, wenn die Herzen ihrer Kinder ſich von ihnen abwenden, bei Manchen möchte man wahrhaftig verſucht ſein, zu glauben, daß ſie das Krebsbüchlein ſtudirt, nicht um ſich nach ſeinen lehrreichen Exempeln zu achten, ſondern ſie ſchnurſtracks und blindlings nachzuahmen. Das Auge ſieht nicht, das verblendet iſt, und das Ohr hört nicht, das betäubt iſt. Geld hat einen ſchönen und leiſen Klang, aber es muß etwas betäubendes darin liegen, wie im Duft gewiſſer Blumen. Gold iſt eine Blume unterirdiſchen Geſteins, ſein Klang iſt das, was bei der Blume Duft iſt. Der Klang iſt ein großes Naturgeheimniß. Wohin ſoll ſich nun das Vertrauen eines bedrängten Herzens wenden, wenn ihm die Zugänge verſchloſſen ſind, durch die hinein es ſich in ein verwandtes Herz rettend bergen könnte? Da muß ſich's wohl in ſich ſelbſt zurückziehn, wie das Schaalthier ſich in ſein Gehäus, muß die Seufzer der eignen Bruſt wieder einathmen, gleich Gefangnen, und dann iſt es kein Wunder, wenn es ſich freiheitsſehnſüchtig eine geheimnißvolle Chiffreſchrift ausſinnt, deren Bilder und Charaktere alle aus der Vergangenheit genommen ſind, und die alle zu Liebeshieroglyphen werden, nur denen verſtändlich, die den Schlüſſel dazu im Herzen und im Gedächtniß haben.

Es giebt ein Heimweh nach dem Vaterland, nach der Heimath; dieß kann ſogar zu einer lebensgefährlichen Krankheit werden. Dieſes Heimweh iſt gewiß ſchon hin und her beſchrieben worden. Aber es giebt ein Heimweh nach den Herzen, in denen wir glücklich waren, ja in denen wir geiſtig empfangen und ebenſo geboren wurden. Für dieſe Stimmung des

Gemüthes finde ich kein Wort, denn Sehnſucht umfaßt es nicht, Verlangen drückt es viel zu allgemein und unbeſtimmt aus. Wir ſollten ein Wort dafür haben. Aus dieſem Heimweh nach Herzen entſpringt erſt das andre nach Ländern, denn nach einer Einöde ſehnt ſich wohl ſelten Jemand. Die befreundete Seele iſt der magnetiſche Strom und Zug, die uns gewiſſe Gefilde ſo reizend erſcheinen laſſen kann, und ſie iſt uns eine Bürgſchaft mehr für das Wiederſehen drüben, denn die Seelen ſtreben zu einander, ich glaube, um ſich in jenem Leben zu einigen, und in das Weſen Gottes zurück zu fließen. So rinnen am angelaufenen Stubenfenſter Tropfen zu Tropfen, bis alles abträuft, ſo rinnen Quellen zu Bächen, Bäche zu Flüſſen, Flüſſe zu Strömen zuſammen, bis Meere ſie einen. Einigungsdrang beſeelt die höhere Geiſterwelt gewiß nicht minder, wie ſie das irdiſche Leben beſeelt und fortpflanzt. Vielleicht ſollte ich über ſolche Dinge nicht denken, vielleicht verſtehe ich ſie nicht, doch auch irrend ſollen wir ſuchen, uns ſelbſt bis zu den zarteſten Falten unſrer Seele immer klarer zu werden.

Das Seelenheimweh, deſſen ich oben gedacht, kann nicht minder mächtig werden, als das Länderheimweh. Es durchläuft alle Variationen des Schmerzes, nd das herzzerbrechende Thema heißt: Verlornes Glück! An dieſer Wunde iſt ſchon manch liebendes Herz verblutet. In ſolchen bedenklichen Zuſtänden giebt es auf der weiten Welt nur einen Arzt und Helfer, der heißt Gott. Und ſelbſt dieſer große nd mächtige Heilkundige hat gegen den Ernſt dieſer Krankheit nur zwei bewährte Mittel, die immer tillen; das eine iſt Befreiung der Gefeſſelten, und wieder zu einander Führen der Getrennten, oder ein kalter Umſchlag von Erde auf das warme Herz. Letzteres Mittel wird wohl mein Remedium werden, bis dahin walte Gott, und mein Wahlſpruch ſei: Mutterliebe und Pflichttreue!

24.

Treuer Liebe Lohn.

Eines Tages, als eben Louiſe mit ihrer ſeelenvollen Stimme das Lied von Röslein im Walde geſungen hatte, trat ich aus ihrem Hauſe, tief gedankenvoll — als ich von weitem den Briefträger auf mich zuſteuern ſah, und ich hielt den Schritt zögernd an. Es ſpielt beim Anblick eines Briefträgers immer mindeſtens eine Hoffnungsmücke um die Flamme unſers Bewußtſeins, wir denken an vieles, was für uns kommen kann. Vom Hauſe konnte ich eigentlich keine Nachricht erwarten, denn es waren nun vier Jahre vergangen, ſeit ich in meiner lieben und nützlichen Wirkſamkeit in der Schweiz lebte; Jahre und Erfahrung hatten mich zum Mann gereift. Nach Hauſe hatte ich nach jenen erſchütternden Nachrichten nicht wieder geſchrieben, die Meinigen konnten nicht wiſſen, wo ich war. Allein ich hatte, auf Zureden von Freunden, Auszüge aus meinem Leben in Griechenland in das Stuttgarter Morgenblatt einrücken laſſen; ohne daß ich es wußte und wollte, war mein Name genannt worden, und nun war es nicht ſchwer, meinen Aufenthalt, mein Aſyl, konnte ich ſagen, zu erkunden. — Der Poſtbote brachte mir ein ſtarkes Briefpaquet, es war ſchwarz geſiegelt; bange Ahnung ergriff mich, eilend kehrte ich um; es war ein großer Wendepunkt meines Lebens.

Auf das ſchwarz geſiegelte Paquet fielen meine Thränen; der erſte Brief, der in meine Hand fiel, enthielt die Nachricht vom Tode meines alten Vaters. So hatte ich nicht am Sterbebette des Greiſes gekniet, nicht ſeinen Segen empfangen, kalt und gefühllos und trotzig hatte ich mich von der Heimath geſchieden, die mir früher ſo lieb, o ſo unendlich lieb! Doch was war das? Noch ein Brief, in der Bewegung meines Herzens erſt ganz überſehen, war aus den Schriften, welche die Brüder ſchickten, gefallen. Eine bekannte Hand — Himmel! Röschens Hand. Es flirrte mir vor den Augen, mein Herz pochte ungeſtüm, und ich zitterte. Auch ihr altes Siegel, ein kleiner Amor, bemüht, einen ſteilen Berg abzutragen, mit der Deviſe: Avec le tems! — Ich erbrach — und las:

V. d. ..... 18..

„Gewiß, mein Theurer! wird Dich der Tod Deines Vaters ſehr ſchmerzlich berührt haben. Ach, Dein Vater war gut, und Du ließeſt ihn ſo lange ohne Nachricht. „Wo nur der Daniel bleibt! Warum nur mein Sohn nicht ſchreibt? Den Daniel werde ich wohl nicht wieder ſehen!“ hat er oft geſeufzt. Er ruhe in Frieden, der müde Greis!“ —

„Wunderſt Du Dich nicht, aus dem Ortsnamen zu ſehen, daß ich wieder in meiner, in Deiner Heimath bin? Ich habe dieſe Sonne in einem kleinen Kreis umwandelt, Du irrender Komet kehrſt wohl nie zu ihr zurück? Mir iſt viel Trauriges wiederfahren, ich habe die Aeltern, ich habe den Gatten verloren. Seit dreiviertel Jahren bin ich Wittwe. Ich wohne nun wieder da, wo ich früher wohnte, im Hauſe meiner Aeltern, das nun mein Haus iſt; mein Garten giebt mir oft Gelegenheit, an Dich zu denken. Ach, die Erinnerungen an mein Jugendleben, an meine Jugendliebe ſtürmen oft ſo gewaltig gegen mein Herz, daß es ſich mit zahlloſen Thränen vertheidigen muß. Ach, mein Jugendfreund! wie viel drängte ſich doch zwiſchen uns und unſre Liebe! Wie ſehr iſt ein liebendes Herz gequält! Ich habe Dich nie vergeſſen können, auch dann nicht, als ich ſelbſt ſo grauſam gegen mich war, mir das liebende Andenken an Dich zur Sünde zu rechnen. Vielleicht war es keine Sünde — und wenn — ſo möge Gott ſie dem Herzen vergeben, das ſeine Gluthgefühle, ſeine Flammentriebe von ihm empfing. Es ſteht ja geſchrieben, daß wir nichts ohne ihn, daß wir nur in ihm und durch ihn ſind.“

„Du haſt Dich weit abgeſondert, haſt Dich recht fern gehalten. Es war wohl Schickung! Man ſagte Dich mehr als einmal tod — und meine ſtillen Thränen floſſen Dir in das Jenſeits nach. Dein Grabmal ſtand in meinem Herzen. — Viel habe ich um Dich, um Deinetwillen gelitten, das weißt Du, und mehr, als Du weißt. Nicht blos, weil Du mir verloren warſt, mußte ich leiden — nein — auch weil ſie nicht müde wurden, Dich zu verunglimpfen. Man ſtellte mir ſtets Dein Bild als ſchwarzen Schattenriß vor Augen, deutete drauf und ſprach: hic niger est! Was das heißt, fand ich kürzlich in einem Buche, und fand, daß es auf damals paſſe. Aber mein Glaube an Dich blieb ſtets unerſchüttert, und ich finde darin jetzt eine frohe Beruhigung, daß ich mich nicht irre machen ließ.“

„Vielleicht kommſt Du doch einmal wieder, ſei es auch nur auf Beſuch, in unſre Berge. Es ſuchen ja die Vögel, die viel weiter ziehen, als Du gereiſt biſt, auch ihre alte Heimath wieder. Verachte die Deine nicht, und wirf keinen Groll auf ſie, weil Dir Weh und Leid in ihr geſchehen. Die Menſchen allein ſind es, die aus Paradieſen Wüſten, und aus der Steppe ein Eden machen können; beides, wenn ſie wollen. Kommſt Du, ſo ſehe ich Dich wieder. Du wirſt mich aber nicht mehr kennen! Dein Röschen findeſt Du nicht wieder, doch hoffe ich, wird dieſer Verluſt für Dich nicht unerſetzlich ſein. Unſre Liebe iſt durch die Läuterungsflammen unſaglicher Trübſal gegangen; hoffe ich recht, ſo ſind die Leidenſchaftſchlacken ausgeſchieden, und das lautre Gold einer höhern Freundſchaft iſt gewonnen worden. Und das wäre ein köſtlicher Gewinn. Schiller ſagt in der Glocke:

O daß ſie ewig grünen bliebe,
Die ſüße Zeit der jungen Liebe!

allein dieſer fruchtloſe Wunſch begehrt Unmögliches; nur in dem heitern Freundſchaftfrühling baut die ewige Jugend des Herzens ihre Hütten und ihre Altäre.“

„Und ſo lebe wohl, mein Jugendfreund, ich grüße Dich, wie eine liebende Schweſter den lange fernen Bruder grüßt.

Deine R.

Da ſtand ich, und hielt den Brief in der bebenden Hand, und preßte einen heißen Kuß auf den geliebten Namen. Es war mir, als trete ich aus langer Kerkerhaft an die ſonnige Herrlichkeit eines Sommertages, und meine Augen ſchmerze das plötzliche Licht. Sie floſſen von Thränen über. Oft noch las ich den Brief; ſeine Zeilen waren ein Roſengarten, den ich träumend durchirrte. Vom blühenden Guliſtan meiner Liebe klang tiefſehnſüchtig das Lied Bülbüls.

Ich hatte nicht Flügel der Morgenröthe, aber ich wünſchte mir ſie. Heimathwärts flogen einſtweilen meine Gedanken. Was ich that, meine bindenden Verhältniſſe zu löſen, übergehe ich. Von manchem Freund that mir der Abſchied ſchmerzlich weh, am wehſten von Louiſen. Doch der Segen dieſes Engels begleitete mich; ich weiß auch, daß ich in ihrem Andenken fortlebte. Sie iſt früh abgerufen worden. In einer Nacht hörte ich dreimal ganz deutlich meinen Namen rufen, acht Tage darauf kam die Nachricht ihres Todes in derſelben Nacht, die ich aufgezeichnet hatte. Mein Name war ihr letzter Seufzer geweſen.

Ich flog zur Heimath. Je näher ich ihr kam, je lieber wurde ſie mir wieder; die weite Reiſe hatte ich Muße genug, mein Leben zu überdenken. Könnte es mir verargt werden, wenn ich neue Hoffnungen hegte?

Mein Herz jauchzte vor Freude, als ich durch M. fuhr, als nur noch drei Stunden vom Heimathort mich trennten. Auch dieſe wurden zurückgelegt. Auf der Anhöhe am Fuß eines die Gegend weit überſchauenden Baſaltberges ließ ich einige Augenblicke anhalten, um mein Vaterland mit einem Freudenblick und mit einem ſtillen Gebet zu grüßen. Da lag der grüne Thüringerwald vor mir, hinter mir die fränkiſche Bergkette der hohen Rhön. Ein altes Hennebergiſches Grafenſchloß hob ſich maleriſch über die niedrigeren Häuſer eines Dorfes, ein kleines Kirchlein grüßte traulich herüber. Auf den Wieſen der Waldthäler, die ich ſpäter durchfuhr, läuteten Heerdenglocken dem Heimkehrenden freundlichen Willkomm!

Und ich kam an. In meines Bruders Hauſe war große Freude; von da aus konnte ich Röschens Garten ſehen, und das erhöhte Häuschen, das unſre Schwüre, unſre Seufzer gehört, unſer Lächeln und unſre Thränen geſehen. Was hinter mir lag, war vergeſſen; nur der Gegenwart pochte mein Herz, und dem Wiederſehen hüpfte es entgegen. Mein erſter Blick fiel dorthin und ich glaubte, ſie zu ſehen, in der jetzt all mein Denken lebte.

Der Herbſttag lachte wonnevoll heiter herab auf das Waldgebirg, auf die Thäler und Triſten, auf die mit Zeitloſen überſäten Wieſen. Wahre Liebe iſt die Zeitloſe des Lebens. Sie bedarf keiner Zeit, weiß von keiner Zeit, achtet keiner Zeit; ſie ſchmückt noch mit ſommerlicher Roſenfarbe den Spätherbſt, und blüht ruhig unter den Aequinoctium-Stürmen der ſpäten Sonnenwende. Ich ging hinauf zum Garten, wo Röschen an der Thüre mich erwartete, denn die Kunde meiner Ankunft war bald von Haus zu Haus geflogen. Wir ſahen uns ſprachlos, kein Laut, kein Wort kam über unſre Lippen. Sie reichte mir die Hand, ſie hielt meine Hand, ſie führte mich zu dem Gartenhäuschen hinauf in das kleine Zimmer. Hier ſchwuren wir einander vor dreizehn Jahren unerbrüchliche Liebe und Treue, hier ſanken wir einander an das Herz. Es gab für uns keine Vergangenheit mehr, und in dieſem ſeligen Moment auch keine Zukunft. „Dein auf ewig!“ Und Röschen war mein.

Daß ich ihren vollen Beſitz nicht errang, ohne noch einige Kämpfe zu beſtehen, mußte im Geiſt der Verhältniſſe und der Geſinnung unſrer Umgebung liegen. Röschen beſeligte mich und ich ſtand hoch im Göttergenuß meines endlichen Glückes über der Feindſeligkeit und Erbärmlichkeit und Beſchränktheit, triumphirend wie ein gekrönter Sieger. Der alte Primas an den Thermopylen mit ſeinem Ausſpruch des Euripedes hatte doch Recht! —

Ich bin glücklich geworden! Die Vaterhand des Ewigen führte mich wohlbehalten in den Heimathhafen. Den reizenden Garten, den ich unterhalb des Gartens, wo ich das Samenkorn meines Zukunftglückes in Röschens Herz ſenkte, aus Sumpf und Wieſe anlegte, ziert ein Pavillon im neugriechiſchen Styl mit buntfarbigen Scheiben. Freundeshand malte in die heitre Halle die Büſten der neugriechiſchen Helden, das Hauptfeld ſchmückt ein Fresco-Tableaux der Schlacht von Peta. In dieſem Hauſe habe ich meine Fahrten geſchrieben, in dieſem Hauſe huldige ich vor allen andern ſchönen Künſten meiner treuſten Freundin und Lebensführerin, der Muſik.

Sollte ich dieſem Gartenſalon noch eine bezeichnende Inſchrift geben, ſollte ich mit einer Sentenz dieſes Buch ſchließen, die bezeichnend und inhaltſchwer für mein ganzes Sein und Streben wäre, die auch meiner Zukunft immer als leitender Wahlſpruch vorſchweben wird, und die ein billiges Urtheil über mich einleiten könnte, fürwahr ich wüßte keinen beſſern Ausſpruch, als den des Terenz:

Homo sum: humani nihil a me alienum puto.

In meiner Erinnerung ruht eine Glücksfülle, wie eine Fülle von Schmerz. Um wahrheittreu zu ſchließen, kann ich nicht fröhlich ſchließen. Einſt ſprach Gott: Es werde Licht! und es ward Licht. Gott ſprach zu mir: Es werde Nacht! und es ward Nacht um mich her, lange, tiefe Nacht. Die rothen Roſen meines Gartens blühen alle weiß, und mein Röschen ſchläft drüben auf dem ſtillen Friedhof, wo ihre, wo meine Aeltern ſchlafen. Hinüber nach jenem Gräber-Garten blickt mein ſtilles Gartenhaus mit dem Schlachtgemälde. Hätte mich doch damals die Kugel oder der Haudſchear des Paſcha zum Tode getroffen! Aber ich ward aufgeſpart, um, noch ſehr jung, den Ausſpruch jenes alten Weiſen auch an mir beſtätigt zu finden: **Vor dem Tode iſt Niemand glücklich zu preiſen!** und um wie Cröſus auszurufen: **O Solon! Solon!**

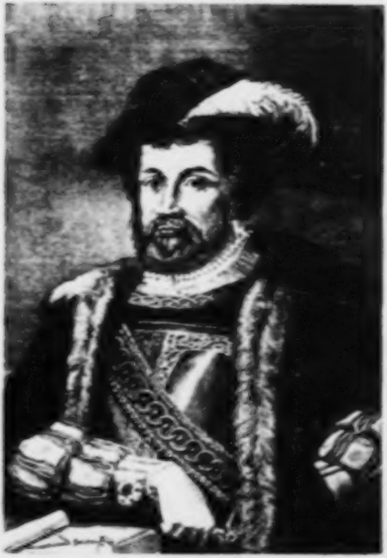
Ende des dritten und letzten Theils.

Inhalt
des dritten Theiles.

Seite.

1. Blätter aus Röschens Tagebuche 5
2. Nach der Schlacht von Peta 32
3. „Ein freies Leben führen wir“ 49
4. Kleiner Krieg auf eigne Hand 63
5. Abenteuernde Seefahrer 78
6. Wanderungen in Morea 91
7. Tripolitza 108
8. Kämpfe und Liebe im Archipelagus 124
9. Athen 140
10. Tiefſte Noth auf fremder Erde 157
11. Troſt von Oben 168
12. Nach Klein-Aſien 175
13. Beim Conſul David 182
14. Muſikaliſches Leben in Smyrna 191
15. Ein muſikaliſcher Sonderling 203
16. Viola 215
17. Abſchied vom Orient 229
18. Quarantaine in Marſeille 246
19. Sänger und Muſiker 258
20. Künſtlerfahrt in Südfrankreich 272
21. Deutſcher Volksgeſang 282
22. Die blinde Dichterin 296
23. Fragmente aus Röschens Tagebuche 302
24. Treuer Liebe Lohn 312

Grumbach.



Wilhelm von Grumbach.

Grumbach.

Von

Ludwig Bechſtein.

Erſter Theil.

Der Ritter und ſein Recht.

Hildburghauſen und Meiningen,
Verlag der Keſſelringiſchen Hofbuchhandlung.
1839.

Erſter Theil.

Der Ritter und ſein Recht.

Erſtes Buch.

1541 bis 1545.

Mit Luſt ſo will ich heben an
Wie ich's im Grund erfahren han,
Die ſieben Reimen zwingen.
Von einem Edelmann im Frankenland,
Ich acht', er ſei euch wohl bekannt,
Ein neues Lied zu ſingen.
Wilhelm von Grumbach heißt der Mann,
Ein Held ſträflicher Thaten;
Zu trachten fieng er zeitlich an
Mit Unruh frühe und ſpathen
Nach hohem Pracht und großem Gut;
Gott geb, wie er gleich das bekam,
Darnach ſtund ihm Herz, Sinn und Muth.
(Würzburgiſche Chronik.)

Erſtes Kapitel.

Es war die Zeit der fröhlichen Weinleſe. Im geſegneten Frankenlande und zumal im Mainthale ab und auf regte ſich muntres, geſchäftiges Leben von Winzern und Winzerinnen, deren Luſtjauchzen das Echo der grünen, rebenreichen Höhen zu beiden Seiten des herrlichen Stromes erweckte. Bilder ſorglos heitern Lebensgenuſſes boten ſich in Fülle dar, und vornehme wie geringe Leute ſchienen in traulicher Annäherung ſich gemeinſam dem gleichen Gefühl der ungetrübten Fröhlichkeit hinzugeben, die ein voller Herbſt hervorrief. Dieſer ſchüttete aus ſeinem unerſchöpflichen Füllhorn alle Feſtfreude deutſcher Saturnalien, während der Zeitgott tiefernſten Antlitzes, mit ehern klingender Senſe über Germanien ſchritt.

Das Jahr kleidete ſich in die bunten Farben des Herbſtes, aber die politiſche Welt Europas und vornehmlich Deutſchlands ward von Frühlingsſtürmen bewegt; donnernd borſt die Eisdecke, welche den ewigen Strom religiöſer Denkfreiheit in Feſſeln hielt; ein junger Glaube grünte auf; ein kräftiges Drängen und Sproſſen wurde allerorts lebendig, und alte und junge Zeit ſtanden geharniſcht im ritterlichen Zweikampf einander gegenüber. Mehr denn zwanzig Jahre dauerte bereits der Kampf, erſt mit Wort und Feder, dann mit Schwert und Feuer geführt. Ueber Frankens friedliche Fluren war der Bauernkrieg mit unſäglichem Wüthen und furchtbaren Schreckniſſen gezogen; er hatte nur allein im Bisthum Würzburg einhundert und dreiundneunzig Fürſten-, Ritter- und Herrenſitze, nebſt ſechsundzwanzig Klöſtern geplündert, verheert, verbrannt und verwüſtet. Der ſogenannte Heſſenkrieg hatte bald darauf die Hochſtifte Würzburg und Bamberg hart bedroht, doch waren ſie mit dem Schreck und einer Entſchädigungsſumme von ſechzigtauſend Gulden davon gekommen, und jetzt — gedachte unter des Fürſtbiſchof Konrad IV von Würzburg mildem Scepter kaum noch Jemand mit rechtem Ernſt des Vergangenen. Man kümmerte ſich nicht allzuviel um die Meinungskämpfe und mächtigen Bewegungen im deutſchen Norden, und beging ſorgloſen Sinnes die mit der Weinleſe verbundenen Freudenfeſte.

Der Fürſtbiſchof ſelbſt hatte mit einem anſehnlichen Gefolge ſeiner ritterlichen Domherren und anderer Edeln in Schweinfurt geweilt und neben den Luſtbarkeiten auch einer für das Bisthum hochwichtigen Verhandlung obgelegen, die noch nicht ganz erledigt war. Auf der Rückreiſe begriffen, raſtete er in Werneck, und ſtand mit ſeiner Umgebung in dem Hofe eines Trümmerſchloſſes, aus deſſen öden, halbverbrannten Gemächern ſeit fünfzehnhundertfünfundzwanzig das grauſige Memento des Bauernkrieges ſchaute. Nur ein Theil des ehemals prangenden Gebäudes war bis jetzt nothdürftig wiederhergeſtellt, um dem Landesherrn zur kurzen Raſt und Einkehr zu dienen. Mit wehmüthigen Empfindungen blickten faſt alle die verſammelten Männer auf den zerſtörten Bau, deſſen Anblick die Erinnerungen eigner, ſehr fühlbarer Verluſte hervorrief. „Bei Gott, Herr Ohm!“ nahm ein kräftiger, im blühendſten Mannesalter ſtehender Ritter raſch das Wort: „Euer Vorfahr, Konrad von Thüngen, that nicht zu viel, daß er auch hier in Werneck Zwölfen aus der mordbrenneriſchen Bauernrotte die Köpfe abſchlagen ließ. Er hätte ſie ſollen lebendig verbrennen laſſen!“ Der Biſchof ſchlug ein Kreuz und erwiederte mit Salbung: „Unſer in Gott ruhender Vorfahr hat den Spruch der Schrift: Die Rache iſt mein und ich will vergelten, nicht erfüllen können: er hat das Schwert der Gerechtigkeit eifrig gehandhabt, mein Wilhelm. Bedenke, daß er auf ſeinem Strafzuge durch das Bisthum bei Einnahme der neuen Huldigung zweihundertfünfundneunzig Männer enthaupten ließ.“ — Mit einem feindſeligen Blick auf den Mann, der zuerſt geſprochen, flüſterte ziemlich laut ein Anderer, ehe der Biſchof noch ausgeredet, zu dem ihm am nächſten ſtehenden Domſcholaſter Martin von Uiſſigheim: „Der Rath und Amtmann, Herr Wilhelm von Grumbach, würde ſicherlich minder rachſüchtige Gedanken über das arme wahnbethörte Bauernvolk äußern, wenn es mit den Grumbachiſchen Schlöſſern und Häuſern ſäuberlicher verfahren, als mit andern, wie gewiſſe Verbindungen den edlen Rath hoffen ließen.“ Dieſe Rede ſchlug an des leiſe hörenden Grumbach Ohr, und er wandte ſich mit einem Zornblick an den Sprecher: „Domdechant! Euch konnten die Bauern freilich nur ein Haus verwüſten, nachdem es ihnen lange genug zur Schau- und Trutzburg gedient, Euer armſeliges Giebelſtadt, Herr Melchior Zobel von Guttenberg!“

„Gemach meine Brüder! Pax vobiscum!“ rief Biſchof Konrad von Bibra, bittern Wortſtreit vorzubeugen zwiſchen zwei Männern, die einander haßten. Sein Friedenswort legte zwar die rauhe Rede in Feſſeln, aber nicht den Groll, er ſelbſt ſprach weiter: „Welcher fränkiſche Edelmann müßte nicht beim Anblick dieſes zerſtörten Baues an die Aernte denken, die ihm und den Seinen aus der wittenbergiſchen Unheilsſaat, deren Frucht der unſelige Bauernaufruhr war, geworden! Faſt die Familien von uns Allen, wie wir hier ſtehen, litten unter dieſer Zornesgeißel in der Hand des Herrn; die Eure, Hofmeiſter Heinz Truchſeß von Wetzhauſen, die Eure, Amtmann Baſtian von Lichtenſtein, die meine, welcher die Schlöſſer Bibra, Irmelshauſen und andre zerſtört wurden. Laßt uns vergeſſen, was geſchehen, und laßt uns einträchtig beiſammenſtehn; Zwietracht iſt Land und Leuten der allerſchädlichſte Feind, Gott und ſeine Heiligen ſchirmen uns für ihn. Haltet feſt am Vaterlande, feſt am Glauben, feſt an unſrer heiligen Kirche. Als würdiges Beiſpiel redlicher Treue leuchtet uns unſer Bruder und Nachbar, des Fürſtgrafen Wilhelm von Henneberg Liebden vor, mit dem wir ſo eben noch wegen dem Austauſch und Kauf ſeines Schloſſes und Amtes Mainberg gegen die gute Stadt Meiningen in, freilich halb und halb abgebrochener Unterhandlung ſtehen.“

„Ja wohl,“ nahm Grumbach lachend das Wort: „Der Geldſack dieſes gar durchlauchtigen Fürſten iſt dermaßen durchleuchtet und durchlöchert, daß zu jeder Nath ein Dutzend Gläubiger hineinſpähen, woher ihnen Pfand und Zahlung werden ſoll? Ich rathe Euch Ohm, laßt das ſchöne, nah und günſtig an des Hochſtifts Grenzen gelegene Amt mit ſeinem ſtattlichen neuerbauten Schloß, mit ſeinen zahlreichen Ortſchaften, herrlichen Fruchtfeldern, ergiebigen Weinbergen nicht fahren. Was habt Ihr an dem fern gelegenen, in eine Thalenge zwiſchen kahle, nur ſauern Wein tragende Berge eingebauten Städtlein Meiningen? Dieſes liegt mitten in den Beſitzungen der Henneberger, die Unterthanen ſind der neuen, Euch verhaßten Lehre zugethan und dem Hochſtift abhold, nie wird dieſem ein gleich günſtiger Tauſch geboten werden.“

Der Biſchof lächelte wohlgefällig; er klopfte den Ritter freundlich auf die Schulter, und ſprach: „Ich habe an Dir, ich erhalte von Dir ſtets einen guten Rath, das weiß ich, mein wackerer Wilhelm. Hätte ich Dich allein walten laſſen, ſo wäre der Kauf neulich am Mittwoch nach Galli bereits abgeſchloſſen worden, aber ich ſandte außer Dir noch Sieben gen Schweinfurt, und die böſe Zahl verdarb den Handel.“

„Nur getroſt, Herr Biſchof!“ nahm der Domdechant Melchior von Zobel, ärgerlich über deſſen Rede und die dem Feind ertheilten Lobſprüche, das Wort: „Die Henneberger kommen Euch ſchon noch, und trügt mich mein Auge nicht, ſo trägt jener Reiterzug, den ich dort von Schweinfurt herannahen ſehe, hennebergiſche Farben. Auch ſehe ich goldne Helme und Harniſche blitzen; ja, ja, die wackern Grafen haben ihre Luſt am Glaſt, und tragen gern das Metall zur Schau, auf dem ihre ſchwarze Henne gemalt iſt; beſſer, ſie ſparten und legten es in ihre Truhen.“

Die Herren verließen den Hof des zerſtörten Baues, und wandten ſich dem Hauſe zu, darin des Biſchofs Loſament war, da trat ihnen grüßend ein Allen wohlbekannter freundlicher Mann in hennebergiſcher Hoftracht entgegen, Ritter Endres von der Kere, welcher dem Biſchof meldete, daß der junge Fürſtgraf Georg Ernſt von Henneberg ſo eben auf dem Ritt nach Würzburg begriffen ſei, um einige Lehen zu empfangen, und daß er, der Ritter, von ſeinem Herrn, dem Fürſten Wilhelm, Auftrag habe, bei dem Durchlauchtigſten Herzoge zu Franken, dem Fürſtbiſchof, eine geheime Audienz im Betreff nochmaliger Beſprechung über den Tauſchhandel zu erbitten. Der Biſchof gewährte ſogleich, ſandte dem Grafen Georg Ernſt den Hofmeiſter Heinz Truchſeß von Wetzhauſen und den jungen Edelknecht Philipp Truchſeß von Pommersfelden zu gebührlichem Empfang entgegen, winkte den Amtmännern Grumbach und Lichtenſtein, nebſt dem Doktor Johann Brief, ihm zur Berathung zu folgen, und überließ den Domdechanten nebſt den beiden Domkapitularen, Landrichter Jörg von Maßbach und Scholaſter Martin von Uſſigheim ihrem eignen Rath, was ſie mittlerweile beginnen wollten. Kaum aber war hinter dem Herrn und ſeinen Begleitern eine Thüre zugefallen, als Zobels Zorn in heftigen Worten ausbrach: „Beim Märtyrerthum des heiligen Kilian! Iſt das eine ehrliche, ritterliche, einem Kirchenfürſten ziemende Behandlung? Da geht der heimtückiſche Heuchler ſtolzirenden Schrittes mit ſeinem gnädigſten Herrn, der ſich von ihm, von ihm zur höchſten Würde verhelfen laſſen, ſtracklich zur Berathung, und dem Domkapitel, das wir drei hier Anweſende vertreten, wird die Thüre vor der Naſe zugeſchlagen! Nun, aller Tage Abend iſt noch nicht, die Biſchofsmütze deckt nur zwei Augen. Ich will verdammt ſein, nein — ich will mein Leben laſſen, wenn ich nicht dieſen Heuchler Grumbach entlarve, demüthige, vernichte! Wäre es nach Rang und Recht gegangen, ſo würde ich Biſchof, nicht jener Konrad, aber der liſtige Ritter wußte deſſen Wahl ſchlau zu karten, wußte ſich ſchlau in Gunſt zu ſetzen bei ſeinem Herrn — Gevatter, unter andern heirathete er Konrads Nichte. Hahaha! ein recht nichtiger Grund, Günſtling zu werden. Der Biſchof muß ja wohl dankbar ſein!“

Noch länger würde der Dechant, der nach Konrads von Thüngen Ableben feſt darauf gerechnet hatte, daß das Domkapitel ihn zum Nachfolger auf dem Würzburgiſchen Biſchofsſitz und den alten Thron der Herzoge von Franken erwählen würde, ſeinen Unmuth durch ſchmähende Aeußerungen Luft gemacht haben, wären nicht die Reiſenden jetzt in Werneck eingeritten und vor dem Quartier des Biſchofs abgeſeſſen. So begrüßte er mit den beiden Kapitularen den jungen Grafen mit zierlich höflicher Bewillkommnungsanrede, und geleitete denſelben nebſt ſeinem ritterlichen Gefolge in ein Zimmer. —

Eine Stunde ſpäter ſputeten ſich die biſchöflichen, wie die gräflichen Knechte und Stalljungen, die mit Prachtzeug angethanen Roſſe aus den Ställen zur Tränke und wohlgeſchirrt den Herren vorzuführen. Der freundlich milde Georg Ernſt ſaß ſchon zu Roß, um im Geleit ſeines geiſtlichen Nachbars die Reiſe nach Würzburg fortzuſetzen, Endres von der Kere beurlaubte ſich von ihm, und ritt im ſcharfen Trab Schweinfurt wieder zu, um den auf der Mainburg weilenden alten Fürſtgrafen Wilhelm von der nach Wunſch aufs Neue wieder angeknüpften Verhandlung Kunde zu bringen, die ritterlichen Domherren beſiegen mit einiger Bequemlichkeit ihre ſanften Thiere; die Hofjunker, die Edelknaben, reiſige Knechte, Köche, Mundſchenken, Jäger und alle ſonſtigen Perſonen des zahlreichen Troſſes, der ſelbſt von der friedlichſten Reiſe eines Fürſten jener Zeit unzertrennlich war, wühlten durcheinander. Der Zug ordnete ſich, die ſchweren Rüſtwagen wurden mit ſtarken, hochrückigen und dickbeinigen Pferden beſpannt; die ganze Bauernſchaft des Dorfes Werneck lief zuſammen, den Biſchof zu ſehen, und ſeinen Segen zum Abſchied zu empfangen, doch ſäumte Konrad von Bibra, ſeinen ungeduldig ſtampfenden und ſcharrenden Zelter zu beſteigen.

Er weilte noch mit Grumbach und Lichtenſtein im ernſten Geſpräch, ertheilte Aufträge, Inſtruktionen, übergab ihnen Papiere, Pergamente, auch die detaillirten Anſchläge des Werthes der Aemter Mainberg und Meiningen nebſt ihren Orten und Markungen, und rief nach genommenem Abſchied Grumbach noch einmal in das Kabinet zurück. „Wilhelm,“ ſprach er: „Ich lege in Deine treue Hand dieſen hochwichtigen Handel. Wahre den Vortheil des Stifts! Die Henneberger ſind in großer Gläubigerbedrängniß, ſie müſſen Geld haben, ſie müſſen verkaufen, ergo — ſind ſie gegen uns im doppelten Nachtheil. Du wirſt es ſchon machen, mein Sohn. Komme bald nach, Dein Weib, Deine Kinder will ich von Dir grüßen und küſſen. Der junge Truchſeß von Pommersfelden ſoll Dir und dem Lichtenſtein das Ehrengeleit geben, und die Domherren ſollen aus dem Spiel bleiben, weil Du das ſo für gut hältſt. Grüße des Fürſten Liebden von uns — und — daß des Handels vortheilhafter Abſchluß Dein und der Deinen Schade nicht ſein ſoll, kannſt Du verſichert ſein, mein lieber — Rath. Pancratius von Thüngen, des Stiftes und Herzogſtuhles Marſchall, iſt kürzlich, Du weißt es, ſeliglich verblichen, ſeine Stelle iſt erledigt; nach Deiner Heimkunſt möchte ich Dir laut den Ehrentitel geben, den mein Herz und Dein Verdienſt um mich, und Deine Liebe zu mir Dir längſt im Stillen gab, mein geheimer Rath, und des Hochſtifts Würzburg Marſchall. Du ſollſt nicht Amtmann zu Dettelbach bleiben.

Eine hohe Röthe ſtieg in Folge freudigen Schrecks über Grumbachs männlich ſchöne Züge; er neigte ſich dankbar und faßte nach des Biſchofs väterlicher Hand, doch dieſer erhob die Rechte zum Segenszeichen, und würdigte dann, von einer tiefſinnigen Gemüthsbewegung überwältigt, den Ritter einer herzlichen Umarmung. Er hatte keinen weitern Zeugen dieſer menſchlich ſchönen Regung.

Bald war Werneck mit ſeinem halberneuten, halb noch in Trümmern liegenden Sommerſchloß ſo einſam, wie zuvor, und friedliche Stille nahm den gewohnten Sitz wieder ein in dieſer ebenen, nur da und dort ein wenig wellenförmig gehügelten Getraide- und Wieſenflur, durch die in Schlangenwindungen unter Erlen, Ulmen, Weiden und Bachkräutergebüſchen das Flüßchen Werrn ſich leiſe hinſchleicht. Eine ſich immer weiter entfernende große

Staubwolke bezeichnete den biſchöflichen Zug gen Würzburg hin. Grumbach Lichtenſtein, Pommersfelden, und zwei Diener galoppirten munter über die Wieſen voll Zeitloſen, und über Stoppeläcker voll bunter Herbſtfäden dem Main zu, und ließen dann deſſen dort flachen Ufern entlang ihre Pferde ruhigen Schritt gehen. Bald zeigte ſich nah und näher das ſtarkummauerte, alterthümliche Schweinfurt am Fuße ſonnebeglänzter Rebenberge, und in Stundenferne von der Stadt ragte der ſtolze Neubau des herrlich gelegenen Schloſſes Mainburg mit drei hohen Giebeldächern und einem viereckigen Thurme empor, und ſpiegelte ſeine jugendliche Schönheit in der breiten Stromfläche, deren ſanftgekräuſelte Wellen den Fuß des Burgberges netzten, und dem Dörfchen Mainberg, das ſich an dieſer friedlichen Stelle angeſiedelt, den Raum zu mißgönnen ſchienen.

Jener Hochſitz mit ſeinem ergiebig fruchtbaren Gebiete war die Urſache des gegenwärtigen Rittes, und auf die Burg hinblickend, ſie erſchauend im rothen Golde der ſinkenden Herbſtſonne mußte das Geſpräch der Männer ihr gelten.

„Ich würde dieſes ſchöne Haus nicht hergeben, wenn ich Graf von Henneberg wäre,“ nahm der Truchſeß von Pommersfelden das Wort: „und ſollte ich noch ſo viel gewinnen oder noch ſo viel verlieren. Wie reizend iſt es gelegen, wie weit überſchaut es das Land, das Mainthal, wie könnte es der Stadt Schweinfurt als Schutz- oder auch als Zwingburg dienen, den Strom ſich zinsbar machen!“

„Unſer junger Geleitsmann," nahm Grumbach mit einem lächelnden Seitenblick auf Philipp das Wort zu Lichtenſtein: „hat noch nicht erfahren, wie der Menſch ſo gar oft ſich gezwungen ſieht, ſein Schönſtes, ſein Beſtes, von ſich zu ſtoßen, zu opfern. Und ohne Entgelt, ja ohne Dank! ſonſt urtelte er wohl anders über dieſes Geſchäft, bei welchem es ſich nur von Vortheilen für den Henneberger handelt. Die bäueriſchen Unruhen haben faſt alle ſeine Schlöſſer zerſtört; ſein mit den Bauern eingegangenes Bündniß, einerlei, ob erzwungen, oder nicht, hat ihn den mächtigeren Fürſten verdächtigt; ſeines Vaters übergroße Frömmigkeit hat dieſen zu den unbedachteſten, wahrhaft verſchwenderiſchen Schenkungen an Klöſter und fromme Brüderſchaften verleitet, und er hat Hab und Gut, Land und Leute verpfändet. Er ſchlägt ſein Mainberg mit Zubehör wahrhaftig hoch genug an, nicht geringer als dreimalhundert und viertauſend, auch einunddreißig Gulden, davon allein auf den vorhin erwähnten Zoll zu Waſſer und zu Land nebſt der Fiſchweide zweiundvierzigtauſend Gulden kommen, und das Schloß zu ſechzigtauſend Gulden angeſchlagen iſt." — „Ich erſtaune," ſprach der junge Edelknecht: „und was bietet ihm Würzburg?"

„Dieſes bietet," antwortete Lichtenſtein: „eine Stadt, die über fünfhundert Jahre beim Hochſtift geweſen, eine wohlbefeſtigte, mit allem Nöthigen, auch mit anſehnlichem bürgerlichen Weſen gut verſehene Stadt, in welcher oft ſchon Kaiſer und Könige von Zeit zu Zeit Hof hielten, die ſich trefflich zu einer Fürſtenſtadt eignet, und ohne ihr Amt auf zweimalhunderttauſend Gulden veranſchlagt iſt.“

„Da nun,“ fuhr Grumbach fort, den jungen Gefährten zu belehren: „der Anſchlag des Stifts den hennebergiſchen um Vieles überſteigt, der Fürſtgraf aber Geld, und zwar viel Geld heraus haben will, ſo konnte aus der neulichen Zuſammenkunft keine Einigung erwachſen. Doch hoffe ich, daß wir nun zu Stande bringen, was die Bedenklichkeit der vorſichtigen Abgeſandten, bei denen ich mich zwar befand, aber ohne Macht und Wirkſamkeit, verhinderte. Das Stift muß das Geld nicht anſehen, ſondern die Lage Mainbergs, und die Gelegenheit, durch die Burg das unruhige Schweinfurt im Zaum zu halten. Eine Veſte mehr an der Nordgrenze Frankens iſt in dieſen ſchwierigen Zeiten von unberechenbarem Nutzen, für das Land, für die geiſtlichen Stifter, für unſre eigenen Beſitzungen, und es leuchtet doch wohl ein, daß mit dem, was hier geopfert wird, ein vom Grund aus neues Schloß, wie Mainberg, nicht erbaut werden mag. War dieſes Mainberg bemannt und geſpeiſt, hätte der Henneberger als Würzburgiſcher Lehensmann dem Stift ſeine Pflicht erfüllt, und wäre er ihm, wie er verheißen, mit Mannſchaft zu Hülfe gezogen, dann wäre das ſtattliche Schloß nicht im Feuer aufgegangen; die Bauernrotte, die das Henneberger Land verwüſtete, wäre nicht in das Stift eingedrungen, mindeſtens hier nicht, und —“

„Und“ — ergänzte unterbrechend und faſt ſeufzend, Lichtenſtein: „Eure Burgen und Häuſer: Grumbach, Rimpar und Bleichfelden wären vielleicht ſo wenig zerſtört werden, wie unſre uralte, herrliche Stammburg.“

Ein feines Hohnlächeln ſpielte um Grumbachs Mund, als er wahrnahm, daß ſein Gefährte ihm etwas ganz andres in den Mund und in die Gedanken legte, als er hatte ausſprechen wollen, und ein ſo ſelbſtſüchtig-eigennütziges Bedauern äußerte, doch kniff er nach ſeiner Gewohnheit, wenn er wahrnahm, daß Andre ſich Blößen gaben, die Lippen auf einander und ſchwieg.

Die Reiter ritten mit dem letzten Glühen des Abendrothes in das lebenerfüllte Schweinfurt ein; in den Bergen entzündeten ſich ſchon allenthalben lodernde Feuer, es wurden Donnerbüchſen losgeknallt, geſchmückte Nachen und erleuchtete Schiffe ſchaukelten ſich auf dem breiten Rücken des Stromes; Geſang und Saitenklang ward laut, dazwiſchen ſchallte bachantiſcher Jubel weintrunkener Zecher.

Jene Herren blickten mit vornehmer Ernſthaftigkeit auf die Volksluſt und ſuchten in der Krone ihre Herberge, wo ſie ſich mit den ebenfalls dort abgeſtiegenen hennebergiſchen Beamten begrüßten, und bald unterhielt man ſich im traulichen Kreiſe bei vollen Bechern und Kannen von der Welt Lauf und von neuer Zeitung, alles Geſchäft der Verhandlung dem morgenden Tage aufſparend.

Der für zwei Nachbarländer und für eine ſpäter freundlich aufblühende Stadt ſo äußerſt denkwürdige Austauſch und Kaufhandel war als Präliminarvergleich mit mancherlei Reſervirungen und Bedingniſſen in der Vogtei zu Schweinfurt abgeſchloſſen worden. Das Hochſtift übernahm für den Fürſten von Henneberg die Tilgung einer Schuldenlaſt von einmalhunderttauſend Gulden, und verpflichtete ſich zu einer Baarzahlung von noch ſiebenzigtauſend Gulden in zwei Friſten. Fürſt Wilhelm hatte die beiderſeitigen Abgeordneten gaſtlich zu ſich nach Mainberg entboten, denn er fühlte ſein Herz erleichtert, ſein Gemüth erheitert, das gar manche Sorge der Zeit, wie der Häuslichkeit bedrückte. Es war der Sonntag nach Allerheiligen, ein wunderſchöner Herbſtmorgen, an welchem Grumbach und Pommersfelden gen Mainberg zu ritten. Der Amtmann Lichtenſtein war bereits nach Würzburg abgegangen. Ein leichter Nebel deckte den Thalweg und den Strom, und ſchlug ſich perlend nieder an dem bunten Laub des nahen Hains, an dem vom leichten Nachtfroſt geſalbten Laub der Rebengelände, an den Millionen von Spinnegeweben, um beim erſten darauf falfallenden Sonnenblick gleich farbenblitzenden Edelſteinen zu glänzen. Die hennebergiſchen Beamten, welche die Unterhandlung mit geleitet hatten, Endres von der Kere, Hanns von Zufraß, Amtmann zu Waſungen, Carl von Redwitz, Amtmann auf Mainberg, Doktor Johann Gemel, Vogt zu Mainberg, und der

Sekretarius Johann Jeger befanden ſich bereits auf dem Schloſſe bei ihrem Herrn.

„Ich wünſche Euch Glück zu dem doch zumeiſt durch Euch mit ſo vieler Einſicht vollbrachtem Geſchäft!“ ſprach unterwegs der junge Pommersfelden zu Grumbach, um ein Geſpräch mit dieſem zu beginnen, der eine Weile ſchweigend und in tiefen Gedanken verſunken, neben ihm ritt. „Ihr habt Euch Anſprüche auf die Huld und Gnade beider Betheiligten erworben.“

Der Ritter lächelte ironiſch und erwiederte: „Lobt doch nicht allzufrüh den Tag, lieber Philipp. Noch fehlt ja dem ganzen Handel die Beſtätigung Kaiſerlicher und Königlicher Majeſtät, und ich ſehe Irrung und Zwieſpalt genug zwiſchen Würzburg und Henneberg aus dieſem Tauſch hervorkeimen, indeß — wir thaten unſre Schuldigkeit, und Pflichterfüllung darf Huld und Gnade nicht anſprechen.“

„Von Euch iſt viel zu lernen, werther Rath,“ fuhr der junge Edle fort, der ſichtbar das Beſtreben, ſich anſchmeichelnd freundlich zu erzeigen, an den Tag legte. „Ihr ſeht mit klarem Blick in alle Verhältniſſe, Ihr beſitzt das Vertrauen unſers hochwürdigſten Biſchofs, ſeid geſchätzt von Hoch und Gering, ich wünſchte, Ihr würdigtet mich Eurer Freundſchaft, wie ich mich der Eures Sohnes bereits rühmen darf.“

„Mein Herz und mein Haus ſind Euch unverſchloſſen,“ erwiederte Grumbach verbindlich, indem ſein Blick nicht ohne heimliches Wohlgefallen die Geſtalt des jungen, erſt zwanzigjährigen Begleiters überglitt. „Allerdings bedürft Ihr“ fuhr der Ritter fort: „einer ſichern Stütze, da Euer wackrer Vater Wolf Chriſtoph im Unheilsjahre fünfundzwanzig ſtarb, und ich rathe Euch, ſchließt Euch nicht an Allzuviele an.“

„Nur an Euch und Euer Haus, wenn Ihr es vergönnt!“ rief Philipp raſch und freudig, und bot Grumbach die Hand, in welche dieſer gern einſchlug. „Wo fände meine Jugend beſſern Halt? Eure Familie iſt mit den edelſten des Frankenlandes verbunden, verſchwägert; auch das Laub unſers Ahnenbaumes ſchmücken der Grumbache würdige Namen, welche ruhmreich durch Vorzeit und Gegenwart klingen. Meine drei Ohme, die ehemaligen Domherren Bruno, Albert und Martin, hatten die Tochter Eures Grosvaters Materns von Grumbach, Amalia, zur Mutter, Eure Muhme. Euer älteſter Uhran, Ernſt, war der erſte Turniervoigt des Frankenlandes, und zwei Eurer Vorfahren zierten dieſes Landes herzoglichen Stuhl als Biſchöfe Würzburgs.“

Nicht ohne Wohlgefallen nahm Grumbach wahr, wie bewandert in der Familiengeſchichte ſein Begleiter war, doch unterbrach ſich bald das Geſpräch, denn der friſche Oſtwind packte kräftig eine verdichtete Nebelſchicht, warf ſie gegen den feucht bethauten Hain, der ſich am linken Mainufer hinſtreckte, und enthüllte plötzlich den Anblick des Schloſſes, das wie eine bräutliche Roſe im Morgenſonnenkuß erglühend, ganz nahe auf ſeinem Berge ſich erhob.

Die Reiter hielten und ſchwangen ſich aus den Sätteln. Die in einiger Entfernung folgenden Diener ſprengten heran, die Roſſe in Empfang zu nehmen, Grumbach ſtreichelte ſeinen Fuchs, und ſprach, indem er den Zügel in des Dieners Hand gleiten ließ: „Stelle ihn hier unten ein, Valentin, ich mag das Thier nicht den ſteinigen Weg hinanſtolpern laſſen.“ Der Reitknecht, ein junger, flinker Burſche, gehorchte, und die beiden Gäſte ſtiegen gemächlich den Treppenpfad zur Burg empor, wo ihre Ankunft bald genug laut wurde.

Fürſtliche Kämmerlinge traten mit Reverenz entgegen, durch den äußern Hof in den Innern, und von dieſen emporgeleitend in die Gemächer ihres Herrn, der Grumbachs bereits harrte. Pommersfelden wurde der Halle zugeführt, wo die hennebergiſchen Ritter ſchon beim Morgenimbis ſaßen.

Der alte Fürſtgraf trat mit Freundlichkeit dem biſchöflichen Rath entgegen, und bot ihm die Hand zum Willkommen. Er war ſehr einfach gekleidet, ein weiter, ſchwarzer Sammttalar ohne Aermel, aus deſſen Schlitzen die Arme bequem geſteckt wurden, überdeckte das Sammtwamms, und reichte bis an die Knie. Eine von brabanter Spitzen fein gefaltete Krauſe umgab den Hals; ein Schwert unter dem Mantel, und eine ſtarke goldne Kette, deren Schlußglied ein kleines Herz, von einem Pfeil durchbohrt bildete, über der Schaube, waren ſein ganzer Schmuck. Das Geſicht Wilhelms des Sechſten war noch friſch und blühend, aber die nur ſparſam den

Scheitel deckenden Silberlocken zeugten minder von den Jahren, als von den Sorgen, die über dieſes ehrwürdige Haupt geſtürmt. Eine große Laſt, die dringender und drückender Gläubiger, war von ihm genommen, daher thronte Heiterkeit auf ſeiner Stirne, und er begrüßte mit aufrichtigdankenden Worten den Gaſt. „Seid hochwillkommen Edler von Grumbach, dem wir dieſes Kaufes glücklichen Abſchluß danken, und ſagt, wie belohnen wir Euch für die gehabte Mühe?“ Der Fürſt machte eine Bewegung, ſeine Goldkette abzunehmen, Grumbach bemerkte ſeine Abſicht und hinderte ſie mit ehrfurchtsvoller Ablehnung. „Nicht alſo, mein gnädigſter Fürſt,“ nahm er das Wort: „vermeinen Eure fürſtlichen Gnaden, daß mein Kopf Euch und den Euern einen Dienſt geleiſtet, ſo iſt deſſen willige Anerkennung mir der beſte Ehrendank; jeden andern müßte ich anzunehmen weigern; auch fürchte ich ſehr, daß ich mir, indem ich für Euch vortheilhaft mit Euern Räthen abſchloß, den Dank des Biſchofs, meines gnädigen Herrn, und ſeines Kapitels, ſchlecht verdient, vielleicht gar Ungnade erwirkte. Nichts Neues unter der Sonne.“

„Ich verſtehe Euch wohl,“ entgegnete der Fürſt mit Lächeln: „Ihr gebt uns zu verſtehen, daß Wir Euch nichts anbieten ſollen und dürfen, Ihr haltet uns für zu arm, Euch zu belohnen.“

„Was redet Ihr doch ſolches, um mich zu beſchämen?“ fragte der Ritter beſcheiden zurück, doch Jener fuhr raſch in ſeiner Rede fort: „Meint Ihr, mir ſei der altfränkiſche Reimſpruch unbekannt:

Seinsheimer die Aeltſten,
Einheimer die Stölzſten,
Seckendorfer die Meiſten,
Grumbacher die Reichſten! —?

Die Reichſten! mein wackrer Rath, da habt Ihrs, und das haltet feſt. Geld iſt der beſte Freund! Ueber die Ungnade des Stifts werdet Ihr Euch kein graues Haar wachſen laſſen, dazu ſcheint Ihr mir nicht der Mann, und können oder ſollen wir Euch jetzt auch nicht werkthätig danken, ſo ſollt Ihr doch immerdar an mir und meinem Sohn gnädige Herren haben, da habt Ihr mein fürſtlich Wort zum Pfande.“

Grumbach verneigte ſich tief, in die dargebotene Rechte einſchlagend und verſetzte: „Ich danke Euch, mein hoher Fürſt, doch wünſchte ich nicht, Euch an dieſes gegebene Wort jemals mahnen zu müſſen. Erhaltet mir Eure Gunſt und Gnade, mehr verlange ich nicht.“

Nach noch mehreren freundlichen Worten beendigte der Fürſt dieſe Audienz, und verfügte ſich zum Gebet in die Schloßkapelle, nachdem er zuvor dem Mainberger Amtmann Auftrag ertheilt, den edlen Rath das ganze Haus zu zeigen. —

Grumbach ſtand allein auf dem höchſten Thurme der Mainburg, und hing ſeinen Gedanken nach; er hatte den Begleiter erſucht, ihn hier verweilen zu laſſen, um mit Muße der Ausſicht zu genießen, die in aller Pracht eines ſonnengoldnen Herbſttages ſich dem ringsumherſchweifenden Auge gewährte.

Wohin der Schauende ſich wenden mochte, überall lachte und leuchtete ihm der Reiz gottgeſegneter Fluren entgegen; unten wand ſich in großer, maleriſch-ſchöner Krümmung der belebte Strom, zwiſchen Wieſen und Weinbergen, Gehölzen und Ortſchaften hin; weſtlich ragten die Dächer und Thürme Schweinfurts empor, ſüdlich zeigte ſich in größerer Ferne von blauem Duft überflort, das Städtchen Gerolzhofen, hinter welchem der ſanfte Höhenzug des Steigerwaldes die Ausſicht ſchließt. In einem Umkreiſe von zwanzig Stunden umherſchauend, war es nicht ſchwer, an fünfzig Orte, Kapellen und Burgen zu gewahren. Der Zabelſtein, Burg Gaibach, und vor allen die mächtige Veſte Hohen-Landsberg ragten empor. Auf dieſer blieb Grumbachs Blick lange haften, und er redete im leiſen Selbſtgeſpräch: „Dieſes Mainberg ſollte mein ſein, und jenes Hohen-Landsberg! Wäre das wohl den Schwarzenbergern nicht abzudingen — abzudringen? Mein Kunz könnte dort wohnen, ich hier auf dieſer wonnigen freien Höhe! Man gäbe ſich dann bei nöthigen Fällen Feuerzeichen. Die Mainburg wäre werth, Burg eines Herzogs von Franken zu ſein. Wie ſprach vorhin der Mann, der dieſe Perle verkaufen mußte? Grumbacher die Reichſten! Das wäre etwas, aber noch lange nicht genug, der alte Spruch iſt ein wenig abgetragen, wie ein alter Rock, man ſieht die Nähte zu ſehr.“ Der in Gedanken verſunkene Mann begann die Amtsdörfer zu überzählen, von denen er eine große Anzahl ſehen konnte: Mainberg, Schonungen, Forſt, Gochsheim, Sennfeld, Hauſen und viele Andre, und das Herz lachte ihm bei dem Bewußtſein, daß dieſes ganze ſchöne, fruchtreiche und ergiebig zinsbare Gebiet nun dem Hochſtift gehöre. — „Kann ich mich doch,“ ging ſein Selbſtgeſpräch weiter: „des Gedankens an das Evangelium gar nicht erwehren, in welchem der Verſucher dem Heiland auf der Tempelzinne nahe tritt, und auf alles Land zu Füßen deutend, eine lockende Verheißung ausſpricht. Hier oben wohnen! — Dieſen Wunſch erfüllte mir wohl des Oheims Güte, ein Wort, und ich werde zum Amtmann auf Mainberg ernannt, aber — ich möchte mehr — mehr — mehr — ich möchte nicht Dienſtmann des Stifts ſein, iſt mir doch ſchon, des Stifts Lehensmann zu ſein, drückende Feſſel. Die Domherren, mit wenigen Ausnahmen, haſſen mich, ich bin ihnen ein giftiger Dorn im Auge, weil der Ohm meinen Rath höher achtet, als den ihrigen. Zobel zumal ſchürt das heimliche Feuer des Haſſes, wo er kann, macht mir von Freunden abwendig, Wen er kann. Freilich hetzte ich dieſen Zobel und zog ihn den Hermelinbalg ab für einen Andern, darum iſt er ſo biſſig. Dennoch müſſen ſie mich fürchten, wenn auch zähneknirſchend, und noch ſtehe ich nicht ohne Stützen!“ Hochfliegende Gedanken künftigen Glücks, künftiger Größe und Macht, trugen den in voller Manneskraft blühenden, thatkräftige Wirkſamkeit erſehnenden Ritter zu einer weit ſchwindelnderen Höhe empor, als die ſeines gegenwärtigen Standpunktes war. Die Zeit gebot ihm, herabzuſteigen.

Am ſolgenden Tage ritt Grumbach mit ſeinem jungen Freund und den Dienern auf der Würzburger Straße. An einem alten Betſtock in Unterbleichfeld hielt der Ritter ſein Roß an, und ſprach zum Begleiter: „Gehabt Euch wohl, lieber Philipp! Hier trennen ſich unſre Wege; ich will einmal hinüber auf meine Burgen und ſehen, wie die Vögte hauſen. Reitet einſtweilen voraus nach Würzburg mit Euerm Knecht, und kommt ihr an meinem Hofe vorbei, ſo ruft oder tragt einen Gruß an die Meinen hinein!“

„Ich werde mit Eurer Erlaubniß das Letztere thun, reitet mit Gott!“ rief Pommersfelden, und gab in freudiger Bewegung dem Roß die Sporen, daß es in Galopp die Heerſtraße entlang ſprengte. Mit Antheil ſah der Ritter dem Entſchwindenden nach; er hatte ſeine Freude an des Jünglings offnem Sinn, und deſſen Annäherung that ihm wohl. Iſt's auch nicht Liebe zu mir, dachte er: was ihn ſo zu mir zieht, iſt's vielleicht ein eigennütziger Grund, ich ſchelte ihn darum nicht. Eigennutz iſt das mächtigſte Triebrad menſchlicher Handlungen; der Spruch: Jeder iſt ſich ſelbſt der Nächſte, wenn er auch abgegriffen, wie ein alter Groſchen, hat doch noch Geltung, und wird ſie immer haben. Der Vortheil bewegt die Welt, und ſelbſt die Tugend iſt eigennützig, den ſie harret des Lohnes, der ihr verheißen wird. Der Großmüthige und Freigebige will Dank ärnten, der Tapfre Ruhm, der Buhler böſelt um Gegenliebe, und die Kirche reicht wahrhaftig ihr Himmelsmanna nicht umſonſt. Uneigennützig iſt nur Gott, Selbſtaufopferung halte ich für eine ſchöne Fabel. — Mit ironiſchem Lächeln ritt er weiter und erblickte bald ſeine ſtattliche Stammburg, von welcher ſein Geſchlecht den Namen trug, die grau und ſteinern, aber mit neuer Dachung und im Innern neu gebaut, die Häuſer eines nicht unbedeutenden Pfarrdorfes überragte. Ehrerbietig grüßten die Bauern ihren Herrn, und freundlich ſeinen Knecht, der aus Grumbach gebürtig war. Aus dem Hauſe entgegen traten der Kaſtellan und ein rothwangiger Bube von etwa zehn Jahren, welcher mit kindlicher Fröhlichkeit auf den Ritter zuſprang. „Wie geht Dir's Moritz?" rief der Ritter freundlich dem Knaben zu, indem er abſtieg. „Ganz wohl Herr, und auch Vater und Mutter!" rief der Kleine. „Bringt Ihr mir etwas mit, Herr?"

„Ei freilich Leckermaul!" erwiederte Grumbach, das Kind an ſich ziehend und herzlich küſſend; „wir ſind den ganzen Weg Schritt geritten, damit die Trauben für Dich, welche Valtin im Korb hinter ſich auf dem Pferde hat, nicht zu Moſt gerüttelt werden ſollten. Wende Dich dorthin und laß Dir die Hände füllen." Der Knabe folgte jubelnd der Weiſung, während Grumbach ſich zum Vogt wandte: „Wie hält es Chriſtoph? Wo iſt Kunz, warum grüßt mich mein Aelteſter nicht?"

„Ihr müßt dermalen mit der Begrüßung jenes Jüngſten für Lieb nehmen," antwortete Chriſtoph Kretzer betonend. „Der gnädige Junkherr iſt mit ſeinem Pflegebruder zur Wildhetze in den Gramſchatzer Wald geritten.

„Verhaßter Klang!“ murmelte Grumbach und ſeine Stirne runzelte ſich. „Nenne mir den Gramſchatzer Wald nicht mehr, Chriſtoph!“ ſprach er ernſt: „Du weißt, daß es mir übel in den Ohren klingt, Du weißt, welche Wildhetze wir dort hielten, eine wilde Jagd, eine böſe Jagd, ich denke ungern daran!“

„Eine Geierbaitze vielmehr war es, hoher Herr,“ verſetzte Kretzer: „Der Stoßvogel wehrte ſich gut, ich ſtieß ihn nieder.“

„Uebereilt, der Teufel danke Dir's, ich nicht, und nun kein Wort mehr davon!“ fuhr Grumbach zornig heraus, und der Diener ſchwieg verſchüchtert, bereuend, durch eine unliebe Erinnerung den Mißmuth ſeines Herrn erregt zu haben. Der Ritter ging mit heftigen Schritten in die Kemnate. Dort that er einige, das Hausweſen betreffende Fragen, gab mehrere Aufträge, und ſagte dann: „Der Kunz ſoll wieder zu mir in die Stadt; hier außen hetzt mir der Junker Hunde und Pferde tod und verdirbt den Wildſtand. Hab' wohl acht auf unſern lieben Moritz! lernt der Knabe gut? Verſäume nicht, ihn täglich zum Pfarrer zu ſchicken, daß er die Feder wacker führen lerne, ich denke, dereinſt für ihn zu ſorgen.“

Der Kaſtellan lobte den Knaben nach Gebühr und zeigte ſich auf alle Weiſe demüthigdienſtbereit. Sein Auge ruhte feſt und aufmerkſam auf dem

Antlitz des Gebieters, ſo lange dieſer ſprach, und mit Hurtigkeit ſuchte er, was von deſſen Willen im Moment zu vollſtrecken war, auszuführen.

Als die Pferde ein wenig abgefüttert waren, ſaßen Herr und Diener wieder auf, Moritz hielt des Ritters Steigbügel, Kretzer gab ehrerbietig bis zum Hofthor und über die Zugbrücke das Geleite. „Grüße den Junker und führe gute Zucht!“ ermahnte der Gebieter zum Abſchied den Hausvogt, raſch davon reitend. Bald nahm ihn eine Waldzunge auf, die ſich zur Bleichfelde hinabſenkte. Bis an dieſen Bach zog ſich damals niedres Vorholz des ausgedehnten Gramſchatzer Waldes, der gute Wildbahn gewährte, und zum Theil Grumbachiſches Gebiet war, wie einzelne Grenz-Steine bezeugten, die das Familien-Wappen und das Wappen des Stifts trugen. Grumbach hielt bei jedem Einzelnen dieſer einfachen Grenzſteine an, beſichtigte genau ihre Stellung, wie die Richtung des Wappens, ob keiner derſelben anders gekehrt oder verrückt worden, denn er gedachte einer gar großen Irrung über dieſe Jagdgrenze, die ſein Geſchlecht mit dem Hochſtift gehabt, und wurde in ſeiner nachdenklichen Betrachtung durch lauten Jagdlärm geſtört, der ſich erſt tief im Walde, nach Thüngen zu, erhob, aber mit Rüdengebell, Hallo und Huſſah immer näher zog. Einzelne Hifthornſtöße wurden gellend laut, es knallten Peitſchen, und aus dem Vorholz brach in eiligſter Flucht ein kleines Rudel Wildes, darunter ein ſtattlicher Hirſch, ſcheue Rehe folgten keuchend mit heraushängender

Junge; auch einige Häslein ſetzten mit dicht auf den Rücken gedrückten Löffeln vorbei, und ein Fuchspaar ſtrich hurtig und ängſtlich über den Weg. Eine ganze Hetze Hunde jagte theils ſtill, theils laut kläffend, hinterdrein, und ihr auf dem Fuße folgte eine Geſellſchaft junger Jäger, alle warm geritten, und die ſchäumenden Roſſe auf Tod und Leben anſpornend, Waidknechte und Troß mit mehreren Bauern zu Fuße kamen laufend nach.

Je mehr Grumbach von dieſem Weſen ſah, je finſterer runzelte er die Stirne, je mehr rollte er ſeine Augen umher, und heftig ſchrie er einen der Jäger an: „Hat Dich Hans Jagenteufel beſeſſen? Reitet Dich die wilde Bertha, oder der Satan, daß Du mit Deinen Geſellen mir alles Wild aus dem Gehege jagſt?“ Der Angerufene hemmte ſein Roß mitten im Lauf, ließ die zum Hieb auf einen armen Lampe erhobene Peitſche ſinken, und ſtammelte, über und über roth vom Ritt und von der Ueberraſchung: „Ihr mein Vater! — O nehmt's nicht für ungut; wir jungen Geſellen haben uns zuſammengethan, drüben der Vetter Karl von Eſtenfeld, die beiden Thüngen, und da iſt auch noch der Philipp von Pommersfelden vor einer Stunde zu uns geſtoßen, wie wir herüberritten.“ —

Der kaum ſiebzehnjährige Jüngling in ſeiner Verlegenheit und ſeinem Mühen, dem Vater Entſchuldigendes zu ſagen, entwaffnete durch ſeine jugendlichkräftige Geſtalt jeden Unwillen; das Vaterherz wallte dem Ritter über und er begnügte ſich mit einer leichten Warnung, der Wildbahn nicht allzugroßen Schaden zu thun, und auch dem Vater etwas Jagdbares übrig zu laſſen; indeſſen hatten die adeligen Junker alle ihr Vergnügen unterbrochen, und bildeten eine anziehende Gruppe um den noch ſelbſt ſo jugendlichkräftigen Mann. Es waren außer Kunz und Georg von Lichtenſtein, Grumbachs Pflegeſohn: Karl von Grumbach zu Eſtenfeld, Friedrich von Thüngen, der Verlobte von des eben Genannten Schweſter Maria, einer Bruderstochter Wilhelms; Kaspar von Thüngen, der junge Gatte Beza's von Grumbach, welche wieder eine Schweſtertochter von Wilhelm Grumbachs Hausfrau war; dann Martin Sützel von Mergentheim, der bei den Brüdern zu Thüngen gaſtete, und endlich der junge Truchſeß von Pommersfelden, den Jagdliebe und Ueberredung verleitet hatten, ſeinen Ritt nach Würzburg zu unterbrechen.

Grumbachs Blick muſterte prüfend dieſe Genoſſenſchaft, von der mehrere Mitglieder ſeiner Familie bereits blutsverwandt waren, andre es werden konnten, und ſprach ſie Alle mit freundlicher Rede an, wieß Entſchuldigungen, daß man in ſeinem Gebiete gejagt, lächelnd ab, und bat, ſich nicht ſtören zu laſſen, vielmehr im Hauſe zu Rimpar einzuſprechen, wo ein Mahl für die Jagdgenoſſen beſtellt werden und ihrer harren ſolle. Solcher Vorſchlag ward nicht verworfen, und man trennte ſich bald darauf heitern Muthes.

„Ich muß mir junge Herzen werben,“ ſprach im Weiterreiten nach Rimpar zu, Grumbach zu ſich ſelbſt. „Die Jugend fühlt ſich geehrt und gehoben, wenn der gereiftere, erfahrnere Mann ſie freundlich und vertrauungsvoll an ſich zieht. Eine junge Schulter trägt leichter eine ſchwere Laſt, als eine bejahrte, und je feſter ein Mann zu ſtehen glaubt, um ſo klüger wird er handeln, ſich Anhang zu machen. Ich habe nur den einen Sohn, Gott kann mir ihn nehmen, und mißlich wäre es, auf eine Stütze zu bauen. Wer ſteht mir dafür, daß ſein Herz mir nicht entfremdet wird? Nichts Neues unter der Sonne. Meine Töchter wachſen heran, meine holden Mädchen; ſie werden wackere Freier finden, und dieſe erwählen nach meinem Willen; Gott verhüte, daß ich auf keine die Laſt ſolchen Wehes lade, wie ich gebürdet auf meiner Schweſter Haupt. Ha, dieſer Geier! In dieſem Walde geſchah die Miſſethat! Er frißt mir, der Geier, am Herzen; ich bin jener Prometheus der heidniſchen Götterfabel, an den Fels der Erinnerung angekettet!“

Wild ſpornte der düſter ſinnende Reiter ſein Roß, als wolle er der Erinnerung entfliehen, als jage ihn ein Geſpenſt. Auch im ſtattlichen Haupthauſe zu Rimpar, darin er geboren worden, weilte der Ritter nicht länger, als nöthig war, bei dem Vogt für jene Jagdgenoſſen das verſprochene Abendmahl zu beſtellen, und erreichte, nun immer dem geſchlängelten Lauf des Baches folgend, im raſchen Ritt die vielgethürmte Biſchofſtadt. Die hochprangende Reſidenz Marienburg auf dem Frauenberge blitzte aus ſpiegelnden Fenſtern das Abendgold zurück, und ſafranfarbiger Schein wob ſich wie ein Nimbus um die Mauerkrone der jungfräulichen Veſte. Von den zahlloſen Kirchen- und Kloſterthürmen läuteten die Glocken zum Ave und ſchlugen zum Türkengebet an.

In der Franziskanergaſſe zu Würzburg liegt der wohlgebaute adelige Freihof Grumbach. Immer noch blickt über der einfachen gothiſchen Spitzbogenthüre, an welche das weite Thor ſtößt, das ſteinerne Wappenſchild des alten und reichen Geſchlechtes aus der Vergangenheit in die Gegenwart: der ſchwarze Mann, der im goldnen Felde drei Roſen trägt, und auf dem, mit einem ſilbernen herzoghutgekrönten Helm, das halb ſilberne, halb ſchwarze Flügelpaar.

Weit auf wurde das Thor von den harrenden Dienern geriſſen, als der Hufſchlag von Grumbachs Roß die einſame Straße durchſchallte, der Ritter ſtieg raſch ab und trat grüßend und mit Herzlichkeit begrüßt in den Kreis ſeiner Familie, wo ihn ſeine Hausfrau Anna, mit drei lieblich aufblühenden Töchtern empfing.

„Du biſt lange ausgeblieben, Wilhelm!“ begann nach der erſten Begrüßung Grumbachs Wirthin: „der fürſtliche Ohm ſandte ſchon einigemale vom Hofe Rödelſee herüber; vielleicht wäre es wohlgethan, wenn Du ihn heute noch Aufwartung machteſt.„

„Wenn es nicht anders ſein kann, Anna, ſo will ich's thun,“ antwortete der Ritter lächelnd, indem er ſein jüngſtes Töchterchen küſſend zu ſich emporhob.

„Wo warſt Du Vater?“ fragte das ſechsjährige Kind. „In Mainberg, Sophie,“ ward ihr zur Antwort. „Iſt es ſchön in Mainberg?“ ging das Ausfragen weiter. „Sehr ſchön, mein Kind, ein Paradieß.“ — „Ei, da wollen wir hin!“ rief die Kleine und ſprang händeklatſchend in der Stube umher, ſo daß ihr die älteſte Tochter, Margaretha, freundlich wehren mußte, während mit geſchäftigen Händen die vierzehnjährige Amalie ſchneeweißes Tafelzeug über den Familientiſch breitete und einen Abendimbiß auftrug. Grumbach erzählte: „das ſchöne Mainberg iſt nun des Stifts, der Handel ward abgeſchloſſen unter Bedingungen, die erſt in der Folge ihre große Vortheilhaftigkeit für daſſelbe entwickeln und bewähren müſſen. Das Geldopfer, das Würzburg bringt, iſt anſcheinend groß, aber wenn es gebracht und verſchmerzt iſt, wird es den Nachfolgern zu Gute kommen. Man muß nicht blos für die Gegenwart ſäen und pflanzen. Und ich ſage Dir, gute Anne, noch niemals habe ich mit ſolchen Augen, wie jetzt, Schloß und Gebiet mir angeſchaut, ich bin förmlich in Minne entbrannt gegen die Mainburg und ihre Umgebung, ich möchte dort wohnen, thronen, und hätte daſſelbe lieber für uns gekauft, als für das Hochſtift, denn daß dieſes, wenn der gute Ohm heute die Augen zuthäte, mir meine Mühe nicht dankt, geſchweige lohnt, das will ich jeden Augenblick verbriefen und beſiegeln.“

„Der Ohm wird dankbar ſein, mein Wilhelm,“ beruhigte Anna den Gatten und bot ihm den von der

Tochter Hand gefüllten Willkommenbecher, indem ſie mit holdſeliger Freundlichkeit ihm den ſammetüberzogenen Polſterſeſſel nahe rückte. Die Familie ſtand um den Tiſch, Amalie ſprach ein Gebet, Alle ſetzten ſich; ein Platz blieb noch frei, jetzt öffnete ſich die Nebenthüre und es trat eine Dame herein, deren Erſcheinung jeden, der ihrer ungewohnt, überraſcht, ja erſchreckt hätte. Von ſchmächtigem, aber hohen Wuchs, nonnenartig ganz in ein graues Gewand gehüllt, marmorweiß im Geſicht, die Augen glanzlos, und doch im bleichen regelmäßigen Antlitz noch hohe Schönheit, das Haar in langen Goldlocken frei über die Schultern wallen laſſend, ſo war ſie, Anna, Wilhelm von Grumbachs unglückliche, von tiefem Seelenleid geiſtigzerrüttete Schweſter. Der Ritter ſetzte den Becher von den Lippen ab, als er ihrer anſichtig ward, ſie aber ſah ihn gar nicht an, als ſie den für ſie leergebliebenen Sitz einnahm; ſie legte die weißen, magern Hände zum ſtillen Gebet aneinander und dann aß ſie, doch nur wenig. Ihre Gegenwart feſſelte, ſo ſchien es wenigſtens, das Tiſchgeſpräch; Grumbach und ſein Weib verſtummten, die Kinder flüſterten nur leiſe mit einander und man ſah ihnen an, daß ſie Furcht hatten vor der bleichen Baſe. Mittlerweile war die Zeit gekommen, in welcher die Dämmerung in völlige Nacht übergeht, und es wurde lauter als gewöhnlich in der ſonſt ſtillen und einſamen Straße von Gehenden und Redenden, zugleich ward ein eigenthümlicher ganz ſeltſamer Ruf in gewiſſen Pauſen vernommen, wie von einer

Menſchenſtimme, ein hell gellendes, raſch ausgeſtoßenes und langgezogenes Huhuhu! Dabei wurde das Gehen, Rennen und Laufen vom Volk draußen immer lebhafter, ſo daß Grumbach vom Tiſch aufſprang mit der haſtigen Frage: „Was giebts, was bedeutet der Lärm auf der Gaſſe?“

Auf dieſe Frage erhob ſich die irre Anna, öffnete ihren Mund und antwortete, ohne aber den Bruder anzublicken: „Der Todtenvogel iſt's, hört ihr, hört ihr? Er hat ſein Neſt im Walde Gramſchatz verlaſſen und iſt in die Stadt geflogen, Unglück zu verkünden. Mir bringt er Grüße mit vom Hügel Florians; im Walde Gramſchatz ſchläft mein Schatz, aber mein Gram wacht ohn' Ende hier!“ Und bei dem hier deutete ſie kummervoll auf die Stelle ihres Herzens und ging ſo leiſe aus dem Zimmer, wie ſie gekommen war. Die jüngern Töchter konnten einen Ausruf des Schrecks nicht unterdrücken, und klammerten ſich an die Mutter; aus dem Buſen der jungfräulichen Margarethe ſtahl ſich ein Seufzer des Mitgefühls; Grumbach unterdrückte um der Kinder Willen eine Verwünſchung, während ſeine Seele zitterte.

„Dieſe Eule iſt mir ſchrecklicher als jene, die draußen den Pöbel in Furcht ſetzt,“ ſprach er halblaut zu ſeiner Gattin: „Du dauerſt mich, armes Weib, denn ihre Nähe muß Dich peinigen.“

„Ich trüge es gern,“ redete Anna zurück, indem ſie ihren Töchtern winkte, das Zimmer zu verlaſſen: „wenn nur ihre bängliche Gegenwart und ihre halbirren Reden nicht der Mädchen Unbefangenheit verderblich wären. Wer ſteht mir dafür, daß ſie in meiner Abweſenheit den Kindern nicht Dinge ſagt, die ſie nicht hören dürfen? Wäre doch nur irgendwo ihres Bleibens, es ſollte ihr ja an keiner Pflege fehlen!“

„Ich bin gegen ihren Willen machtlos, wie ein Kind,“ ſprach Grumbach dumpf. „Sie will in keinem Kloſter bleiben, auf keiner Burg, in keiner Kemnate, ſie hängt an Dir. Ein Anderer würde ſie ohne Weiteres einſperren, aber ich kann es nicht, ich kann nicht grauſam gegen ſie ſein, ach, ich war es ja nur allzuſehr.“

„Denke nicht daran, gehe hinüber zum Ohm,“ bat Anna: „Er wird ſich freuen, Dich noch zu ſprechen, ich weiß, er harret Deiner, er hat uns auch Deine Grüße gebracht, o er iſt ſo gut, ſo mild; gehe hin, ſeine väterliche Rede wird Dich aufheitern.“

Zwei Diener mit Windlichtern traten dem Rath des Biſchofs vor; das in der Straße ſich drängende Volk gab ehrerbietig Raum, ſeine Gruppen erfüllten den Platz am Brauhof und hinterm Dom; Alle blickten nach der rieſigen Eule, die bald auf dieſes, bald auf jenes Gebäude flog, und ihren unheimlichen, gellenden Ruf ertönen ließ. Stimmen der Angſt und des Aberglaubens wurden laut. „Was wird das bedeuten? — Hört ihr, es iſt die Wehklage, es iſt gar kein natürlicher Vogel! Hei, jetzt fliegt ſie auf den Hof Rödelſee! Das deutet auf Krieg und Peſtilenz, Gott ſei uns gnädig! Hilf, allerheiligſte Jungfrau Maria! bitte für uns, St. Kilian!“ Alſo rief das erſchreckte Volk durcheinander in ſeinem blöden Aberglauben, bis es ſich allmählig verlief, um in Wein- und Bierſtuben die Eule noch lange zum Gegenſtand des Geſpräches zu machen.

Als Grumbach, vom Biſchof zurückkommend, wieder durch die ganz einſame Straße nach ſeiner Behauſung ſchritt, ſaß gerade die Eule auf dem Giebel ſeines Daches und ſchrie ihm ſo laut und hell entgegen, daß die leuchtenden Diener ſich entſetzt bekreuzten. Der Rath ging ruhig in ſein Gemach und ſprach zu ſeiner Hausfrau: „Wünſche mir Glück, Anna, ich bin geheimer Rath und Marſchall. Aber Schade, zum Weihnachtsfeſt werde ich nicht bei Euch ſein, der Ohm ſendet mich gen Prag, wegen des Mainberger Kaufs die kaiſerliche Beſtätigung einzuholen. Neue Würden, neue Bürden; Weltlauf.“ —

Zweites Kapitel.

Ein heißer Sommertag lag ſengend über den Fluren Würzburgs; die Reben blühten und weinten, und in den Fäſſern trübte ſich geheimnißvoll ſingend und ſchäumend der junge Wein. — In der prächtigen Domkirche ſaßen in den kunſtvoll gearbeiteteten, mit mannichfaltigem Bildwerk phantaſtiſch ausgeſchnitzten Chorſtühlen die Kapitelherren, und ſangen die Vesper; bevor dieſe zu Ende war, wandelte in dem kühlen ſchattigen Kreuzgange der Marſchall von Grumbach ernſt und gedankenvoll auf und ab. Aus der Domkirche klang melodiſch und erbaulich der pſalmirende Chorgeſang; in dem Gartenviereck, um welches der Kreuzgang lief, trieb eine Waſſerkunſt ihr plätſcherndes Spiel mit hochſpritzenden Strahlen und auf und ab tanzenden goldnen Kugeln, welche noch hoch genug flogen, um in dem Schein der ſchon hinter dem hohen Gebäude ſich bergenden Sonne flammend aufzutauchen; dazu ſangen allerlei bunte Vögel, die in großen Bauern da und dort in dem kleinen wohlgepflegten Gärtchen ſtanden, und vom Domſcholaſter Martin von Uſſigheim zu ſeiner und der jungen Domicellaren Luſt gehalten wurden. Roſenhecken waren an den Kreuzgangpfeilern wild und ſchlank emporgeſchoßt, und aus den zahlreichen Knospen blickte ſchon das jungfräuliche Roth manches Rösleins, während an einzelnen Kirſchbäumen des ſchattenreichen Orts noch ſpäte Blüthen hingen. Auch Weinlaub rankte an den ſtarken Mauerpfeilern empor, und üppichfreche Schößlinge krochen durch die kunſtreich durchbrochenen gothiſchen Spitzbogen, und umklammerten mit ihren friſchen Lebensfäden die ſtarren grauen Wappenſchilder, die hoch oben von den Wänden und den Schlußſteinen der Kreuzgewölbe niederſahen. Ueber Grabſteinen, welche dicht aneinander gereiht, den Boden bedeckten, hallte des Marſchalls kräftiger Schritt, und Epitaphia in Metall und Stein zierten die Seitenwände, die Pfeiler. Die am Boden lagen, waren die älteſten Denkſteine der Domherren, aus einer Zeit, wo es noch keine Geſchlechtsnamen gab; auf dieſen bildete meiſt eine in den einfachſten, aber kräftigen Umriſſen gezeichnete, oft moſaikartig mit farbigen Steinen ausgelegte Mannsgeſtalt in geiſtlicher Tracht den Verſtorbenen ab, und reinliche lateiniſche, noch nicht mönchiſch verzogene Schrift gab ſeinen Namen an; auf ſpäteren Steinen fanden ſich bereits Geſchlechtsnamen, aber augenſcheinlich alle nur als Bezeichnung der Beſitzungen, und die Miniſterialen waren noch ohne Zunamen. Zu dieſem geſellten ſich auch Wappen, und oft vertrat bereits das Wappenſchild das Bild des Todten, dem es zum Denkmal aufgeſtellt oder aufgehangen war.

Auf gar manchem dieſer Steine gewahrte Grumbach auch das Wappen ſeines Geſchlechts, und manche trübe Erinnerung mußte ſich ſeiner bemächtigen. Weit ernſter, ſtrenger und ſorgenvoller waren jetzt ſchon ſeine Züge, als drei Jahre früher, wo er für ſeinen Herrn und das Stift freudig thätig war; es lag auf ſeinen Schultern die Bürde, die ſein Mannesmuth erſehnt, und er fühlte ſie. Was ihm Luſt geſchienen: zu herrſchen, zu gebieten — Hunderte, ja Tauſende dem eignen Willen gehorſamen zu wiſſen, die Zügel der Regierung eines Landes in kräftiger Hand zu halten, ſtraff und feſt zu halten, er hatte es errungen, aber aus der Luſt war Laſt geworden; das holde Jugendantlitz, das ihm als Hoffnung gelächelt, gehörte einem Januskopf, und kehrte ihm ein trübſeliges Greiſengeſicht zu.

Es trat ein Mann in den Kreuzgang, welcher den alten, zum Theil halb verwitterten Denkmälern noch weit ernſtere, und wie es ſchien, abſichtlichere Betrachtung widmete, wie der Geheimerath des Biſchofs, doch ſich tief beugte, als er mit dieſem begegnend zuſammentraf. „Grüß Euch Gott, Secretarius!“ redete Grumbach ihn an: „Ihr wollt gewiß in dieſer Steinchronik nachleſen, was Euch dienen kann für Euer löbliches Werk, daran Ihr ſchon lange arbeitet, und welches Euch, wie dem ganzen Hochſtift zu immerwährendem Ruhm gereichen wird?“ Dankend und verbindlich verneigte ſich der Gekommene, Lorenz Frieſe von Mergentheim, und antwortete: „Eure Weisheit verräth den Zweck meines Suchens, Herr Marſchall. Beſſer als Pergamene lehren dieſe Zeugen hier; an jedes einzelne Denkmal knüpfen ſich Erinnerungen ruhmreicher Thaten, gottſeliger Frömmigkeit, mildeſter Freigebigkeit, und aufgeſchlagen liegt vor unſern Blicken in dieſen Wappen das Geſchlechterbuch der edelſten Familien des Frankenlandes. Von Allen werde ich in meinem Chronikbuche berichten, von Vielen einen von mir ſelbſt, oder durch unſerm reimſeligen Hofpoeten Johannes Episcopius gedichteten Kundſpruch beibringen, und vor Allen auch Eures uralten Geſchlechts, Herr Geheimerath, pflichtmäßig im Beſten eingedenk ſein.“

„Schreibt nur Wahrheit, lautere Wahrheit, Frieſe!“ ermahnte Grumbach den Gelehrten: „Ihr nennt Euch einen Poeten, laßt die Frau Hiſtoria der Jungfrau Poeſis vorantreten, laßt Eure Feder ja nicht durch Gunſt beſtechen! Zu gelegener Zeit möchtet Ihr mir wohl einen Blick in Euer Buch vergönnen, ich finde darin wohl manchen meiner Altvordern genannt!?“

„Von Marquardus und ſeinen Söhnen an, welche Laici waren unter dem dreißigſten Biſchof

Heroldus, nenne ich die ganze Reihe der Edlen von Grumbach, welche Capitularen, ja ſogar Biſchöfe geweſen, bis auf unſere Tage. Darf ich Euch den, auf den neunundfünfzigſten Biſchof, Johannes den Dritten von Grumbach gedichteten Kundſpruch vorſagen?“

„Ein andres Mal, ſo es Euch gefällt, verbat der Marſchall: „die Vesper iſt beendigt, die Domherren kommen, ich erwarte Michel von Lichtenſtein, mit dem ich zu reden habe. Wollet mir doch in meiner Behauſung die Freude Eurer Gegenwart gönnen!“

Frieſe ſchied unter ehrfurchtsvollen Verbeugungen, und verlor ſich unter die dicht an den Kreuzgang ſtoßende geräumige Begräbnißhalle des Kapitelhauſes, wo vier lange Steinreihen am Boden neben einander die Ruheſtätten der Domherren bezeichneten und dem Forſcherſinn des Geſchichtſchreibers manchen Stoff darboten. In dieſem ſtillen Raum hörte Niemand ſein unzufriedenes Gemurmel über den unerträglichen Stolz des Marſchalls, welcher es verſchmäht hatte, ſeinem für vortrefflich erachteten Kundſpruch ein günſtig Ohr zu leihen.

Viele der Domherren pflegten, bevor ſie nach ihren verſtreut liegenden Höfen gingen, an günſtigen Tagen nach beendigter Vesper in dem ſchönen Kreuzgang auf und ab zu wandeln, theils ſinnend und meditirend, mehr noch aber traulich Zwiegeſpräch pflegend mit Befreundeten über neue Zeitungen und Weltläufte, und das Nahe, wie das entfernt ſich Ereignende mit Theilnahme zu beſprechen. Es war unter ihnen kein mönchiſch-frömmelnder, kopfhängeriſcher oder ſchwärmeriſcher Geiſt, ſondern ein lebendig ritterlicher, freigeſinnter, freiſtrebender. Den edelſten Geſchlechtern von unmittelbarem Reichsadel entſtammt, jeden Augenblick befugt und befähigt, dem geiſtlichen Stand zu entſagen, auf die Pfründe zu reſigniren und dem Weltleben wieder anzugehören, war es ganz natürlich, daß ihre Zeit ſie bewegte, Parteimeinungen erzeugte, und ihnen oft genug Anlaß zu ſo lauten Reden gab, daß die metallenen Denkmale ihrer Vorgänger dröhnten, und man eher, wenn man ſie hörte, eine Verſammlung Geharniſchter zu vernehmen glaubte, als Männer mit dem friedlichen Chorrock bekleidet. Und ihre Zeit gab ihnen in religiöſer ſowohl, als politiſcher Beziehung hinlänglichen Stoff der Rede, da Politik und Glaube wechſelſeitig ſich berührten und in einander verſchmolzen.

Der junge Domherr Michel von Lichtenſtein trat zu dem Marſchall, der ihn erwartete, und brüderlich die Hand ihm entgegen bot.

„Ich habe Dich erharrt, Michael“ begann Grumbach leiſe, denn es gingen noch mehre der Kapitularen an ihnen vorüber: „um Dir zu ſagen, daß Dein Bruder Georg die Chorherren-Pfründe in Sankt Burkhard erhält, um die ich für ihn angehalten habe. Er kommt in dieſen Tagen mit meinem Sohn von der hohen Schule zu Paris zurück, und ich hoffe, daß beide dem Studium mit Fleiß und Eifer obgelegen; liebe ich doch den Georg wie meinen eignen Sohn."

„Möge er ſo wenig vergeſſen, als ich jemals vergeſſen werde, was Ihr an ihm, an mir, an uns allen gethan, theurer Ohm!" ſprach Lichtenſtein. „Segen müſſe auf Euch ruhen, und Heil Eure Pfade ebnen! Unſer Dank müſſe nur mit unſerm Leben enden. Mir habt Ihr zu dieſer Pfründe verholfen, habt mich, als ich ſie verſcherzt, mit meinen Feinden, mit meinem Vater und mit dem Stift verſöhnt, daß ich abermals aufgeſchworen wurde, habt meinen Bruder Wilhelm ebenfalls in das Domſtift gebracht, und —"

„Ich bin nicht gekommen, Michael," fiel Grumbach ein: „Dich an Dank zu mahnen, noch weniger das Regiſter deſſen anzuhören, was ich für euch gethan. Dein Vater und ich waren zweier leiblichen Schweſtern Kinder; wir liebten uns brüderlich, er ſtarb arm, ich habe mich eurer als Vater angenommen, an euch gethan, wie ein rechtſchaffener Ritter, damit gut. Wegen ganz andrer Dinge muß ich mit Dir ſprechen; komm!"

Grumbach ging mit dem Domherrn in die von ſieben Steinſäulen getragene Halle, welche Lorenz Frieſe wieder verlaſſen hatte. Der ernſte Ort war von einem milden Licht erhellt. Durch die Reihe der ſieben Spitzbogenfenſter fiel Sonnenſchein, und ſtreute, ſich brechend in den prachtvollen Glasmalereien, mit denen dieſe ganz und gar ausgefüllt waren, farbige Lichter auf die am Boden liegenden

Epitaphien, und auf die ſieben geſchmückten Altäre, die in den Niſchen der Fenſter errichtet waren.

„Ich muß Dir vertrauen, lieber Michael,“ begann Grumbach dort zu ſeinem Verwandten: „daß der Geſundheitsſtand meines hochwürdigſten Ohms mir bange macht. Er hat üble Anfälle, die nicht oft wiederkommen dürfen, und ich habe Gedanken — die ich vorerſt nicht laut werden laſſen will. Sollte es der Himmel fügen, daß Konrad von Bibra uns Allen zu früh und zu bald von dieſem Leben ſcheiden müßte, dann hilf mir und Dir ſelbſt zu Liebe alles aufbieten, daß die Wahl des Kapitels ſich auf einen beſſern Mann lenke, als auf den, der ſchon wähnt, die Inful auf dem Haupt zu haben, auf den hochmüthigen Zobel. — Siehſt Du? dort ſchleicht er mit Friedrich von Wirsberg durch den Kreuzgang, im eifrigen Geſpräch. Ich wünſchte, daß Du damals, als Du zu Heidelberg den Mann erſchlagen, Deine Präbende einem Andern, als den Wirsberg reſignirt hätteſt, denn dieſer hat ſich von Zobel ganz und gar umſtricken laſſen, und iſt deſſen Kreatur geworden. Nichts Neues unter der Sonne!“

„Das darf Euch doch wohl nicht kümmern?“ fragte Michael, ſchlau betonend. „Wer wie Ihr, mein gnädiger Oheim, ſtark in ſich ſelbſt, und durch ſich ſelbſt iſt, hat Feinde und Haſſer nicht zu fürchten. Auf mich, wenn Ihr Werth legt auf einen ſo geringen Mann, könnt Ihr jederzeit ſicher zählen, auch auf Wilhelm von Lichtenſtein, der Euch gleich mir, die Domherrenpfründe zu verdanken hat.“ —

Während Grumbach hier ſich herabließ, da, wo er Dank und innigſte Ergebenheit mit vollem Recht vorausſetzen und erwarten konnte, in vertraulicher Mittheilung ahnen zu laſſen, daß er befürchtende Blicke in die Zukunft richte, war er ebenſo der Gegenſtand des Geſpräches ſeines Feindes mit Friedrich von Wirsberg, wie der Erſtere von Grumbach ſelbſt erwähnt worden war, ja dieſes Geſpräch betraf ſogar denſelben Gegenſtand, den Tod des Biſchofs Konrad, nur daß dieſer von Zobel mit Worten der Hoffnung angedeutet wurde.

„Er wird und kann es nicht lange mehr machen, der Hochwürdigſte,“ flüſterte Melchior zu Friedrich mit ſchneidendem Hohn: „und die Zeit der Rache iſt nahe. Der Tag, an welchem ich die Inful auf meinem Haupte fühle, giebt Dir die Würde des Domdechanten, darauf baue feſt; unſer Dompropſt, der hochwürdigſte Biſchof von Eichſtädt, hat in ſeinem Stift ſo viel zu thun, daß er das hieſige Kapitel gern gewähren läßt. Die Kapitelherren ſind meiſt für mich, und dann — dann will ich dem übermüthigen Marſchall den Fuß auf den Nacken ſetzen. Was mag er dort drinnen ſo Heimliches mit Michel von Lichtenſtein zu plaudern haben? Suche es doch zu erforſchen! Die Lichtenſteine müſſen es ihm angethan haben, daß er ihnen ſo gewaltige Protection ſchenkt. Zweien hat er Domherrenpfründen verſchafft, der junge Georg wird Chorherr in Sankt Burkhard, Erharten hat er Empfehlungsbriefe an auswärtige Fürſten gegeben, und Hanſen zum Markgrafen Albrecht von Brandenburg in deſſen Dienſtbeſtallung geſandt. Allenthalben hat dieſer Grumbach Anhang; Alles ſucht ſeine Gunſt, ſeine Dienſte. Tag und Nacht reiten ſeine Boten umher, vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend regen die Schreiber in ſeiner Kanzlei ihre Federn."

„Dafür vertrocknen in des Biſchofs Kanzlei die Tintenfäſſer," ſpöttelte Wirsberg: „Grumbach regiert, der Biſchof pflegt ſeinen Leichnam und läßt ſich von Grumbachs Frau verpflegen. Hab' ich doch aus ſichrer Quelle vernommen, daß aus des Grumbachs Haus ein heimlich Thürlein oben in der Mauer in den Hof Rödelſee führe, da man ungeſehen herüber und hinüber gelangen kann."

„Solche Liebesdienſte müſſen freilich belohnt werden auf alle Weiſe," grollte Zobel: „mögen auch die Mittel aus dem Schatz des Stifts genommen, von den Gütern und Einkünften des Stifts beſtritten werden. Nach Konrads Hinſcheiden werden wir den faulen Fleck an dieſem Adamsapfel ſchon finden."

Andreas von Thüngen, der Kapitular und Propſt zu Sankt Burkhard unterbrach, zu den Sprechenden tretend, die fernere Rede des Domdechanten mit dem Domherrn. Mit unmännlicher Geſchwätzigkeit wurde auch ihm die ſo eben ausgeſprochene Nachricht von der heimlichen Thüre mitgetheilt, um ihn, den ſtrengſittlichen Mann, gegen den Biſchof ebenſo einzunehmen, wie gegen Grumbach. Dieſer verließ ſo eben die Begräbnißhalle, und Friedrich von Wirsberg ſchritt mit einſchmeichelnder Heuchelmiene auf Lichtenſtein zu, deſſen Geſinnung ſowohl, als auch wo möglich das zu erforſchen, was er mit Grumbach, und was dieſer zu ihm, geredet.

Wie es ſchon oft, ja faſt jedesmal bei Biſchofswahlen der Fall war, daß ſchon vor dem Ableben des Kirchenfürſten, wenn dieſes nur nahe erſchien, Leidenſchaften aller Art die Gemüther der Kapitularen bewegten, die nicht ſelten ſich zur Wahl eines Biſchofs aus ihrer Mitte nicht vereinigten und aus auswärtigen Erz- oder Hochſtiften einen Prälaten erkoren, ſo auch jetzt, da Konrads Beſorgniſſe erregendes Krankſein in mancher Bruſt ſchlummernde Hoffnungen erweckte, den Ehrgeitz ſtachelte, die Herrſchſucht anſpornte. Man beſprach ſich heimlich, man warb, überredete, verhieß und beſtach, ſuchte Parteimänner und Anhang zu gewinnen; die Ausſicht auf einen Thron war nun einmal, und iſt es immer noch, magiſch-verlockend; der Kronenreif iſt ein Zaubergürtel. Hier in Würzburg zumal war die höchſte Würde doppelt wünſchenswerth, denn der Erwählte, Glückliche bekam in die eine Hand den Hirtenſtab, in die andre das Schwert der weltlichen Macht, und richtete unbeſchränkt, unabhängig ſelbſt von des deutſchen Kaiſers Majeſtät, als Herzog der freien Franken, nach dem alten Spruch: Herbipolis sola judicat ense stola.

Konrad von Bibra wohnte nicht in der hochgelegenen Biſchofreſidenz Marienburg, ſondern er lag in ſeinem Hofe Rödelſee, ein kranker Mann. Die Fenſter ſeines Kloſets waren von grünſeidnen Vorhängen verhüllt, ein rothgepolſtertes Lotterbette gegenüber einem tragbaren Hausaltar diente ihm zur Lagerſtatt; das ſilberne Leidensbild des Erlöſers am Kreuze von Ebenholz war dem Leidenden zugekehrt. Ein Taburet ſtand neben dem Bette und einige Seſſel, auf einem Pfeilertiſchchen ſtanden Medicamente, lagen Kempis Buch von der Nachahmung Chriſti, und verſchiedene Dokumente; in des Biſchofs Händen perlte ein Roſenkranz von Agtſtein. Es herrſchte tiefe Stille, die nur bisweilen ein Seufzer des Kranken unterbrach; in den Vorzimmern ſchlichen die Kämmerlinge mit beſorgnißvollen Mienen, leiſe auftretend, umher, leiſe flüſternd wurden Fragen und Antworten getauſcht, Befehle vernommen; die Trabanten vor dem Hofe und in dem äußerſten Vorzimmer durften nicht wie ſonſt klirrenden Schrittes auf- und abſchreiten, ihre blitzenden Hellebarden nicht laut aufſtoßen. Ein innigvertrauter Kämmerling bewachte jeden Odemzug des Ruhenden.

Mit ſeinem gewohnten ſichern Schritt trat der Marſchall in den Hof Rödelſee. Die Trabanten pflanzten ſich kerzengerade zu beiden Seiten der Palaſtpforte, als er nahte, die Dienerſchaft gab ihm ehrerbietig Raum, ungehemmt ſchritt er den innern Gemächern zu. „Wie geht es, Kurt?“ fragte er halblaut den dienſthabenden Kämmerling. „Hochfürſtliche Gnaden ſind ruhig, und erwarten Euch, Herr Marſchall." Hierauf betrat der geheime Rath des Kranken Kloſet. Der Biſchof richtete ſich nicht ohne Schmerzensäußerung auf ſeinem Lager halb empor, und Grumbach ſprach ihn mit theilnehmenden Fragen an: „Wie befindet Ihr Euch heute, Hochwürdigſter? Spürt Ihr keine Erleichterung? Was ſagt der Doktor Sinapius?"

„Etwas beſſer fühle ich mich, doch ſehr matt," antwortete der Biſchof, und ſeine Stimme, wie ſeine Züge beſtätigten die Wahrheit des Geſprochenen. „Meine Kraft iſt gebrochen, mein Leben gelähmt, der Anfall war allzuſtark und unerklärlich, der Doktor redet nur mit Kopfſchütteln. Setze Dich Wilhelm; was bringſt Du für neue Zeitung?" — Der Marſchall zog ein Schriftenpaket aus dem Buſen, und löſte den Faden, der es verſchloß. Es waren lauter zuſammengebrochene einzelne Blätter, meiſt aus einem oder zwei Bogen beſtehend, jeder mit einer beſondern Aufſchrift: Zeitung aus Frankreich; dann: Zeitung aus Frankreich von dem Itzigen kriegsweſen daſelbſt; Zeitung aus Ungarn; Zeitung aus Schwyz und dergleichen, verſehen, wie ſolche zeitüblich waren, und durch beſtellte Botſchafter in den verſchiedenen Ländern an alle deutſchen Fürſtenhöfe verſchickt wurden. Der Marſchall ermüdete keineswegs ſeinen kranken Herrn durch Vorleſung dieſer im breiteſten Ton gehaltenen Neuigkeitsberichte aus der politiſchen Welt, ſondern er that ihm daraus nur kurzen, gedrängten Vortrag: „In Frankreich währt der Krieg zwiſchen dem römiſchen Kaiſer und Franz noch fort; der Kaiſer rückt mit ſeinem Heer auf Paris los; in Ungarn wüthet der Türke nach wie vor, und droht mit großer Heeresmacht herauszufallen; die ſchweizeriſche Eidgenoſſenſchaft ſtellt zahlreiche Söldner unter Karls Fahnen, außerdem kämpft ſie hart unter ſich um Meinungen. Calvins und Zwinglis Lehren breiten ſich immer weiter aus, doch hält man im Ländlein Schwyz, wie hier geſchrieben wird, noch feſt am alten Glauben. Im deutſchen Reiche iſt es etwas ſtiller, wie vordem; kaiſerliche Majeſtät und König Ferdinandus haben die mit dem Kurfürſten zu Sachſen aufgerichtete Vergleichung confirmirt, wonach ſie ihre Irrungen vertragen, und dem jungen Sachſenherzog Johann Friedrich die Prinzeſſin Eleonore, des Königs achtjährige Tochter, verlobt.“

„Genug!“ winkte der Biſchof: „Sage mir, wie ſteht es im theuern Frankenlande, haſt Du Heil oder Unheil zu verkünden?“

„Wie Ihr es nun nehmen wollt, Oheim,“ erwiederte Grumbach: „Wir leben in einer Zeit, wo viele Tauſende das als Heil und als heilbringend verkünden, was andre Tauſende als Unheil vermaledeien. Im Hennebergerlande wird die neue Lehre binnen hier und dem Jahresende allgemeinen Eingang gefunden haben. Der alte Fürſtgraf neigt ſich endlich auch der Lehre Luthers zu, ſein Sohn Georg, ſeine übrigen Kinder gehören ihr längſt ſchon an!“

„Endlich auch?“ wiederholte Konrad von Bibra mit einem halblauten Seufzer: „ſo fällt der alte Mann noch ab vom wahren Glauben, ſchon einen Fuß im Grabe, und Dein endlich auch ſcheint ſein Thun gut zu heißen, Wilhelm?“ — Der Biſchof holte tief Odem, ſchwieg eine Weile, dann ſprach er unter frommen Händefalten: „Wie Gott will! Er muß am beſten wiſſen, die Völker zu führen; nur geſchehe es ohne Blutvergießen, ohne Scheiterhaufen. Du haſt mir oft geſagt, daß wir zu ſchwach ſind, den Strom der neuen Lehre zu dämmen, ihn zu hemmen, und ich ſehe ein, daß Du Wahrheit ſpracheſt. Der Herr ſei geprieſen für den Frieden, den er dem Hochſtift ſchenkt, und erhalte ihn lange Jahre. In vielen Stücken hatte der Wittenberger Profeſſor Recht; die Geiſtlichkeit liegt im Argen, nach Beiſpielen dazu brauchen wir nicht weit umzuſehen. Schlugen ſich nicht im vorigen Jahr zwei Domherren, der Graf Philipp von Hohenlohe im Augsburgerhof und Graf von Henneberg im Katzenwicker, daß der erſtere Todes verblich, um eines elenden Haſen Willen? Mordete nicht der Kapitular Kilian Fuchs den Domherrn Wolf Dietrich von Schaumberg, die mit einander die beſten Freunde waren, um eines Pferdes Willen? Erſchlug nicht der Henneberger Chriſtoph, Domherr, einen friedlichen Scharwächter, der Weib und Kinder hinterließ, aus bloßem Frevelmuth? Das ſind geiſtliche Thaten, von Männern geübt, welche Anſprüche haben auf die höchſte Würde des Frankenlandes! Und bewegen nicht Haß und Neid, Groll und Mißgunſt die Kapitularen nun und immerdar? O es iſt eine böſe Zeit, und um der Zeit Willen möchte ich wohl gern von hinnen fahren, böte das Leben nicht auch Freuden dar, und Freunde, um derentwillen ich gern noch länger lebte; Du, mein Sohn, und Deine, meine Anna.“

„Sorgt Euch nicht ab um die Zeit; ihre Flügel bindet kein Sterblicher,“ tröſtete Grumbach. „Das Hochſtift hat Ruhe und ruhige Nachbarſchaft.“

„Ich weiß, ich weiß,“ beſtätigte der Biſchof: „und Vieles habe ich, hat das Stift Dir zu danken. Weißt Du noch, wie vor zwei Jahren das große Sterben hieher kam, welches die Eule verkündigt hatte, die gegen Weihnachten des ein und vierzigſten Jahres die Straßen der Stadt mit ihrem Weheruf erfüllte, wie alles aus der Stadt wich, was weichen konnte, auch ich ſammt dem Domkapitel, da bliebſt Du ſtatt des furchtſamen Fürſten hier, boteſt unerſchrocken dem Schwert der Seuche Deine Bruſt und führteſt ein löblich Regiment in meinem Namen! — An mir iſt es, Deine Dienſte zu belohnen, weil ich es noch kann, es möchte nach mir ein Andrer kommen, der Dir ſchlimmen Lohn für treue That böte.“ Der Sprechende griff nach den auf dem nahen Tiſche liegenden Papieren und Pergamenten, eines nach dem andern darreichend: „Hier die Urkunde, welche Deinem Pflegling die Pfründe in Sankt Burkard beſtätigt. Du thuſt viel für dieſe Lichtenſteine, wenn es Dir nur zu Dank ausſchlägt; trau ſchau wem? iſt ein bewährter Spruch. Hier die endliche Erledigung

Deiner Wildbahnangelegenheit, der gütliche Vertrag mit dem Stift. Was Du dieſem um des lieben Friedens Willen nachgelaſſen, komme Dir auf andre Weiſe zu Gute. Der Vertrag iſt von mir und dem Domkapitel unterzeichnet. Der Dechant wollte Allerlei daran mäkeln, doch hat er ſich fügen müſſen. Es wird Dir nur beſtätigt, was Dein iſt. Dann nimm dieſes Dokument, es iſt eine Verſchreibung über zehntauſend Gulden in Gold, welche Landgraf Philipp von Heſſen mir ſchuldet. Ich ſchenke ſie Dir, ſiehe zu, daß der Schuldner ſie einlöſt, was ich hoffe und wünſche."

„Eure Huld iſt überſchwenglich! Wie ſoll, wie kann ich Euch danken!" rief Grumbach bewegt aus; dieſe wahrhaft fürſtliche Freigebigkeit überraſchte ihn.

„Du haſt treu an mir gehangen, als ich noch Domherr war, haſt meiner, von mir über alles geliebten — Nichte Deine Hand gereicht, haſt mich zum Pathen Deines Erſtgebornen erkoren, haſt mich geehrt als einen Vater, darum, ſo danke mir nicht. Nimm das Geld, wenn du es erhältſt, als ein Erbſtück, betrachte es als Andenken, ich kann Dir ſonſt nichts hinterlaſſen. Nur dieſen Rubinring hier an meinem Finger wirſt Du noch erben. Doch nicht vom Sterben laß uns reden, vom Leben und von den Lebenden. Wie geht es Deiner Schweſter Anna?"

„Ihr wäre beſſer, ſie wäre nicht unter denen, die da leben," antwortete Grumbach dumpf. „Sie bleibt ſich gleich, eine unheilbare Kranke, eine Lebendigtodte, eine furchtbare Mahnerin, ein verkörperter

Gewiſſensbiß. Ihre wirren Reden machen das Mark erſtarren, die Gebeine erzittern, ſie entmannen. Und doch erfüllt ihr Schickſal mit dem tiefſten Mitleid, ſie iſt allzuunglücklich, als daß man ihr zürnen könnte, daß ich ihr zürnen dürfte. Mit Engelgeduld trägt nun ſchon die langen Jahre her meine Hausfrau ihre quälende Nähe.“

Der Biſchof lenkte das Geſpräch auf andre Gegenſtände, da er wahrnahm, wie unlieb gerade dieſe Frage ſeinen Günſtling berührte, deſſen Nähe erheiternd auf ihn einwirkte, ſo daß er mehr und mehr ſeiner Schwäche zu vergeſſen ſchien. Es kamen Geſchäftsſachen zur Sprache, der geheime Rath legte Bittſchriften vor, und der Fürſt genehmigte, wo das mächtige Fürwort des Günſtlings dem Bittenden zur Seite ſtand; es wurden Aemter und Würden ertheilt, Anſtellungen beſprochen. Eine der wichtigſten Regierungs- und Kammerfragen war die Rückgabe der Stadt Meckmühlen an Würtemberg. Einer der Vorgänger, Biſchof Lorenz von Bibra, hatte aus dem Vermögen des Hochſtifts dem Herzog Ulrich zwanzigtauſend Gulden darauf vorgeſchoſſen; mittlerweile erfolgte des Herzogs Vertreibung, der ſchwäbiſche Bund nahm die gleiche Summe nochmals auf jene Stadt auf, und Biſchof Konrad von Thüngen gewährte ſie. Jetzt hatte, nach ſeiner Wiedereinſetzung ſchon lange Zeit der Herzog von Würtemberg ſeine Stadt einzulöſen verlangt, erbötig, das ihm dargeliehene Geld dem Hochſtift zurückzuzahlen, aber keineswegs geſonnen, auch das abzutragen, was Würzburg dem ſchwäbiſchen Bunde vorgeſchoſſen. Der Bund war nicht mehr vorhanden, eben ſo wenig das Geld. Wollte der Biſchof mit dem fehdeluſtigen Ulrich nicht in Kriegshändel gerathen, ſo mußte die dargebotene Rückzahlung angenommen werden. Auch hier rieth Grumbach nach ſeiner Ueberzeugung zu dem magern Vergleich, denn an der Stadt Meckmühlen konnte das Hochſtift ſich nicht erholen, und zwanzigtauſend Gulden, die in den Seckel des Hochſtifts zurückfloſſen, waren beſſer, als ein langjähriger Proceß vor dem Reichskammergericht, oder eine den Landfrieden brechende, koſtſpielige Fehde ohne Ausſicht auf Gewinn. Konrad von Bibra machte gut, was ſein Vorgänger durch unbedachten Vorſchuß übel gemacht hatte, er ratificirte die desfallſigen Verträge, einſehend, wie ſehr dem Frieden dienend, und des Hochſtifts Nutzen fördernd, der Rath ſeines Marſchalls war, der den ſich wieder merklich beſſer fühlenden Kranken mit guten Hoffnungen verließ.

Mehrere Stunden ſpäter, als dem heißen Tage eine klare Sternennacht gefolgt war, ſtand Grumbach in einem hochgelegenen Gemach ſeines Hauſes, von welchem eine Thür heraus führte auf einen freien geebneten Raum über mehreren Dächern, welcher Raum von der Straße aus nicht gewahrt werden konnte. Alles war ſtill, nur der Schritt der Wächter hallte durch die menſchenleeren Straßen der Stadt, die im Arm des Friedens entſchlummert war, und die Sterne des Himmels ſpiegelten ſich in der breiten Fläche des ruhig fließenden Stroms.

In Grumbachs Gemach brannten zwei Kerzen und beleuchteten Bücher und mancherlei Geräth, welches andeutete, daß der Bewohner dem Studium der Sternkunde ergeben. Metallene Spiegel, rieſiglange Fernröhre, Aſtrolabien, Erd- und Himmelsgloben ſtanden und lagen umher; auf dem Tiſch war ein Würzburgiſch Kalendarium ausgebreitet, ein langes, farbiges Folioblatt, nur auf einer Seite bedruckt, mit der Ueberſchrift Ordo Divinorum. Den obern Rand bildeten drei neben einander ſtehende Wappen, im mittelſten waren die Wappen des Herzogthums Franken und des Stifts, mit dem Familienſchild des regierenden Biſchofs, dem ſchwarzen Biber im goldnen Felde, vereinigt; zur Linken ſtand das Wappen des Dechanten, zur Rechten das des Dompropſtes, und zu beiden Seiten liefen, eine farbige Einfaſſung bildend, die Wappen aller Domherren herab, ſich am Schluß des Blattes vereinigend; unten waren die Eclipſen abgebildet, und deren Eintritt und Verlauf nach Stunden und Minuten in lateiniſcher Sprache beſchrieben. Grumbach warf einen Blick auf dieſen Kalender, das Himmelszeichen, welches regierte, nachzuſehen, und trat dann heraus, die Sterne zu betrachten, und forſchenden Geiſtes in dem goldnen Buche des Himmels zu leſen. — Es war die Nacht des Sommerſolſtitiums, die Sterne ergoſſen ungetrübt ihr Licht durch den klaren Aether und die zarte Dämmerhülle, die im Nordweſten noch wie ein verbleichendes Meteor hing, um bald darauf im Südoſten emporzuſteigen. Hinausſchauend zu dem blauen Gewölbe des Firmamentes ſuchten Grumbachs Augen das Sternbild des Löwen, und in dieſem ſeinen Stern; tief zum Saum des nordweſtlichen Horizontes ſich neigend, ſtand der flammende Regulus, das Herz des Löwen, und hoch am Himmel leuchteten die Planetenſterne Saturn, Jupiter und Mars im feindſeligen Gegenſchein. „Das iſt ein Troſt,“ ſprach Grumbach für ſich: „daß ſinkende Geſtirne nicht für immer ſinken, ſondern die Hand der Allmacht ſie wieder emporführt, und daß die Wandelſterne, wenn ſie auch in feindliche Conſtellation treten, dieſe Stellung wieder löſen und ſich glückverheißend am hohen Himmel begegnen. Auf und nieder wandelt die Sonne ihre Bahn der Ecliptik, emporſteigend bis zum Solſtitium, um im ungünſtigen Zeichen des Krebſes wieder rückwärts zum Aequinoctium zu gehn, bis ſie ganz zur Winterſonnenwende hinabſinkt, und dann wieder fröhlich aufwärts in den himmliſchen Zirkel ſteigt. Wäre jetzt das Sommerſolſtitium meiner Lebenslaufbahn? Wäre es bedeutungsvoll, daß mein Stern dort niedertauchen will? — Möge mein Stern verſinken, mein Herz ſchlägt ruhig; es komme, was da mag, mich ſoll es finden, wie einen geharniſchten Wappner auf der Wacht, und wachſam wie die treuen Wächter, von denen alte Minneliedlein ſingen und ſagen.“

Eben wie der Einſame dieſer Lieder gedachte, hörte er eine ſchmelzende Frauenſtimme vernehmlich eine alte Tagweiſe ſingend beginnen:

„Lieg ſtill meines Herzens traut Geſpill,
Denn es iſt noch nicht Morgen!
Der Wächter uns betrügen will,
Der Mond hat ſich verborgen.
Man ſieht noch viel der Sterne Glaſt
Her durch die Wolken dringen.
Lieg ſtill bei mir ein' Weil und raſt',
Und laß den Wächter ſingen!“

Es war die unglückliche Schweſter; die blutig niedergeſunkene Sonne ihrer einſtigen Liebesſeligkeit ging ihr in Träumen holden Wahnſinns als ein ſchöner bleicher Stern wieder auf. In ſolchen halbwachen Träumen ſchlummerte ihr Bewußtſein der Gegenwart, und die Erinnerung eines ſchönen Sonſt umſpann ſie mit einem magiſchen Netz. Ein Schauer durchzitterte des ſtarken Mannes Bruſt, als die Thür ſeines Gemaches ſich aufthat, und Anna bleich wie eine geknickte Lilie ſchlafwandelnd zu ihm heraustrat, und mit geſchloſſenen Augen an ihm vorüberging. Sie ſtellte ſich an die Brüſtung, und ſang, dem Ideengang der begonnenen alten Tagweiſe folgend, mit klarer Stimme hinaus in die Nacht:

„Ich treuer Wächter tret' daher,
Zu warnen nach der Minne Lehr,
Die mir ſo hoch empfohlen iſt bei Eide.
Der Morgenſtern hat ſein Gezelt
Hoch aufgeſchlagen über all dieſ' Welt;
Ihr Herzen lieb bewahret euch nur vor Leide!
Fruh auf! Früh auf! Es iſt an der Zeit!
Des Tages Heer uns nahe leit,
Die Vögelein ſingen Widerſtreit
Gar wohlgemuth mitten im Hage.

Damit thu ich Dir Leides kund,
Ich erſchelle ein Horn an meinem Mund
Zu dieſer Stund!
Wohlauf, wohlauf! es nahet gen Tage!"

Grumbach betrachtete ſtill und ohne ſie zu ſtören, die melancholiſch Singende, warf dann noch einen Blick nach den Sternen und ſchlich ſich leiſe hinweg. Der Stern Regulus war indeß untergegangen.

Der Marſchall weilte heiter im Schooße ſeiner Familie. Der einzige Sohn und der Pflegeſohn waren von Paris zurückgekehrt, bereichert mit guten Kenntniſſen, gereifter, männlicher — und ihrer Rückkehr zu Ehren vergnügte ein Gaſtmahl einen nicht kleinen Kreis von Befreundeten. Es waren die Brüder Georgs von Lichtenſtein geladen, die Domherren Michel und Wilhelm, auch war der junge Truchſeß von Pommersfelden, der junge Vetter Karl von Grumbach, deſſen Freund Martin Sützel, anweſend. Von ältern Herren der Domherr Hans von Bibra, und zwei auswärtige, eben zu Würzburg anweſende Freunde Grumbachs, der Ritter Michael von Velberg und der Markgräfl. Brandenburgiſche Hauptmann Wilhelm von Stein. Der Erſtgenannte hatte ſeine Tochter Salome, den Töchtern Grumbachs eine liebe Jugendgeſpielin, von ſeinem Landſitz mit hereingebracht, und die ſüße Jungfrau dem heimgekehrten Kunz bereits das Herz verwundet. Grumbachs Hausfrau ſchmückte mit ihren beiden erwachſenen Töchtern das belebte Freudenmahl und hörte mit mütterlichem Antheil den Berichten des heimgekehrten Sohnes zu, während die übrigen Junker ſittig höflich mit den Jungfrauen näher liegende Dinge beſprachen, als die Kriegszüge Kaiſer Karls des Fünften und Franz des Erſten von Frankreich, denen der volle Antheil der Männer galt. Dabei wurde nicht verſäumt, dem Wein eifrig zuzuſprechen, der aus den vaterländiſchen Reben des berühmten Berges gekeltert war. Als die Geſellſchaft begann, ſehr weinfröhlich zu werden, entfernte ſich Anna von Grumbach mit Salome und den Töchtern, und der holden Margarethe folgten ſehnſüchtige Blicke Pommersfeldens, die dem Scharfblick Georgs von Lichtenſtein nicht entgingen. Trinkſprüche kamen nun an die Reihe, einer heitrer als der andre; Chriſtoph Kretzer, der jetzt im Hofe Grumbach das Amt eines Hausmeiſters und Kellners bekleidete, trug eine Kanne duftenden Weines nach der andern auf den Tiſch. Eben erhob der Herr des Hauſes einen vollen Pokal, ſich gegen ſeinen liebſten Gaſt verneigend, und ſprach den Spruch:

„Beſter Gevatter mein,
Wilhelm Stein zum Altenſtein,
Auf die Geſundheit Dein
Trink ich den Wein vom alten Stein!“ —

als Kurt, der Kammerknecht des Biſchofs, die Thüre aufriß und halbodemlos in das Zimmer hineinſchrie: „Herr Marſchall! Des Biſchofs hochfürſtliche Gnaden — liegen — im Sterben! Ihr ſollt ſogleich in den Rödelſeer Hof kommen,“ worauf er, ohne Antwort abzuwarten, enteilte. Jäher Schreck jagte die Anweſenden von ihren Sitzen und ſprengte ſie auseinander, die Domherren eilten zum Theil mit Grumbach nach dem Biſchofshofe, Andre gingen nach dem nahen Kapitelhauſe; die Junker blieben unſchlüſſig, zögernd noch eine kleine Weile, dann empfahlen ſie ſich, um neugierig in der Nähe des Hofes Rödelſee zu gaſſiren, damit ſie Kunde des Weitern auf erſtem Wege empfangen möchten. Stein und Velberg begaben ſich zu Grumbachs Hausfrau, welche, als Kretzer ihr die Nachricht hinterbracht, eine Ohnmacht anſtieß, und von ihren hülfreichen, weinenden Töchtern umgeben war. Die ſchlimme Botſchaft hatte einen Zuſtand allgemeiner Verwirrung im Grumbachiſchen Hauſe herbeigeführt, doch bei Weitem größer mußte dieſe im Hofe Rödelſee ſelbſt ſein. Ein heftiger, ängſtigender Krankheitsanfall, weit ſtärker, wie der vor mehreren Wochen, von welchem er faſt ganz ſich erholt, hatte den Biſchof aufs Neue niedergeworfen, und war unter den bedenklichſten Umſtänden erfolgt. Alles rannte und ſchrie durcheinander, Köche und Kellner, Lakaien und Hofdiener, Laien und Kleriker. Grumbachs Gegenwart wirkte energiſch auf die Umgebung, es wurde Ruhe; der ſchleunigſt herbeigerufene Sinapius und einige andre

Aerzte konnten auf zweckmäßige Mittel ſinnen; der Marſchall beſchwur ſie mit hohen Verheiſſungen, das entfliehende Leben des Kranken zu feſſeln, und ihr Bemühen war nicht ohne Erfolg; der erſte Schreckensſturm verwehte, der Biſchof wurde ruhiger. Argwöhniſch forſchte Grumbach nach der Urſache dieſes neuen Anfalles, böſer Verdacht ſtieg in ihm auf; er examinirte ſtreng den Koch, was der Herr geſpeiſt habe, doch war nichts zu ermitteln, das einer Vermuthung feſten Halt hätte geben, eine laute Beſchuldigung rechtfertigen können. Der kleine Kaspar, dieß war der Name des biſchöflichen Mundkochs, vermaß ſich hoch und theuer, daß der kranke Herr nichts genoſſen, als ſein gewohntes Morgenſüpplein, welches der Koch ſelbſt bereitet, gleichwohl fand Grumbach in einem Behälter der Küche ein Gefäß mit Gift, und ließ den Koch alſobald verſtricken. Den Würzburger Aerzten überhaupt, und dem gelehrten Sinapius insbeſondere nicht trauend, ſandte der Marſchall einen eilenden Boten nach Nürnberg, von dort den berühmteſten Arzt herbeizuholen, und ordnete unermüdlich thätig alles an, was nöthig zur leiblichen Pflege des ſchwer Erkrankten, während der Dechant das Domkapitel zuſammenberief, um mit ſcheinheiliger Andacht für Konrad von Bibra zu beten, Gelübde zu thun und für ſein Wiederaufkommen eine Meſſe zu leſen. Auch er ſandte einen Eilboten ab an das Ehrenoberhaupt des Kapitels, den Domprobſt, den würdigen Biſchof von Eichſtedt, um dieſem alles Nöthige kund zu thun. Der Arzt von

Nürnberg traf am andern Tage ein, brachte Arzneien in Fülle mit, allein ſie fruchteten wenig, der ſchwache Lebensfaden des Biſchofs drohte ſtündlich zu reißen. Fühlend, wie nahe dem Erlöſchen die Flamme ſeines Geiſtes, gedachte der Kranke ſein Haus zu beſtellen und ſich würdig vorzubereiten auf einen ruhigen Heimgang.

Wieder war es ſtill um ihn her, ſtill im ganzen Hauſe; Jedermann war der Zutritt gewehrt, der Arzt lag, einiger Ruhe bedürftig, in einem Vorzimmer, nur Grumbach war bei dem Kranken in traurigtrüber, mit ſchwerer Beklommenheit die Seele belaſtender Abendſtunde, und ſchrieb des Biſchofs letzten Willen nieder, welchen das Domkapitel am andern Tage beſtätigen ſollte. Mit matter Stimme deutete Konrad die Hauptpunkte des Teſtamentes an und unterſchrieb, als die Arbeit vollbracht war, mit zitternder Hand.

Eine verborgene Wandthüre öffnete ſich, es trat eine verhüllte Frauengeſtalt ein, eine Handlaterne unter der Verhüllung bergend, die ſie jetzt ablegte. Schluchzend ſank die Frau am Lager des Biſchofs nieder, küßte unter Zähren die Hand des Kranken, der mit ſchmerzlicher Freude ſie gewähren ließ. Es war Anna, Grumbachs Hausfrau.

Mit Mühe richtete ſich der Biſchof empor auf dem weichen Lager, ſein Wink bedeutete den Marſchall, im Vorzimmer nachzuſehen, ob kein Horcher lauſche, und als Grumbach beruhigend zurückkam, mußte er ſich ganz nahe zum Biſchof ſetzen, der des

Marſchalls und ſeiner Gattin Hände faßte, ſie zärtlich drückte, und leiſe ſprach, von Zeit zu Zeit innehaltend, und neue Kräfte ſammelnd: „O meine Kinder, die Scheideſtunde wird bald ſchlagen, euer väterlicher Freund muß von euch gehen. — In ſolcher ernſten Stunde, wenn die Schleier fallen, die uns das Jenſeits verhüllen, wenn der Tempelvorhang reißt, und wir in das Allerheiligſte zu blicken wagen dürfen, da fallen auch von uns die Hüllen irdiſcher Gebrechlichkeit, irdiſcher Vergehen, da werden tiefe Geheimniſſe offenbar, der Vorhang reißt, wir blicken in das Tempelheiligthum der Wahrheit. — Was ich euch beiden zu ſagen habe — meine Lippe zögert, es auszuſprechen, ihr habt es ja wohl längſt geahnet, es iſt kein Verbrechen, meine Kinder, ich fürchte drüben keine Strafe für das, was hier auf Erden ſo ſchonungslos gerichtet wird.“ —

Anna von Grumbach zitterte, von namenloſen Gefühlen überwältigt, auch dem ſtarken Mann ſchlug das Herz ſchneller als ſonſt. Konrad ſprach fort: „Das Domkapitel hat mich, wie es üblich iſt, ermächtigt, zu teſtiren, da ich dem Stift viel Gutes zugewandt; ich würde noch mehr gethan haben, hätte der Herr meiner droben nicht ſo bald begehrt, und ſo habe ich theure Herzen nicht vergeſſen!“ —

Der Kranke ſchöpfte Odem, er rang aber mehr nach Worten, wie nach Luft, endlich ſprach er: „Ich muß kurz ſein, zu langer Rede fehlen Kraft und Zeit, hört mich ruhig an, meine lieben Kinder. Es war — doch wozu Jahreszahlen? es war eine Zeit, wo dieß bald ſtockende Herz in feuriger Liebe glühte, ehe die Prieſterweihe es von der Erde ſüßeſten Freuden trennte. Das Mädchen war am Stande mir gleich; aber der Aeltern Will' war entgegen, ich ſollte, ich mußte geiſtlich werden; wir erlagen dem Schmerz und der Liebe, die Stunde unſers Glückes blieb nicht ohne Folgen, und meine Petriſana — die Kunde ihres Geſchlechtsnamens ſoll mit mir zu Grabe gehen, zahlte mit dem Tode ihre Liebe. Sie war Deine Mutter, Anna von Grumbach!“

Im innerſten erſchüttert, warf ſich Anna mit unverhaltner Leidenſchaft über den Kranken, bedeckte ihn mit Küſſen, überſtrömte ſein Antlitz mit Thränen, die ſich mit den ſeinigen miſchten, und ſtöhnte leiſe: „Mein Vater, o mein Vater! Ja, mein Herz hat es geahnet, hat Dir immer dieſen Namen gegeben, o lebe! lebe! bleibe bei uns!“

„Hier iſt Deine Stütze, Dein Vater, Dein Mann!“ ſprach der Biſchof: „Wilhelm, der ſich Kindesrecht an mir verdient! — Doch hört weiter, mein Geheimniß muß euch ganz klar werden. Meiner Schweſter, Urſula von Hutten und ihrem Mann vertraute ich mich an; eine dritte Vertraute war die Mutter der Kordula Kretzer, ſie war Deine Amme. Meine verklärte Geliebte verbarg ihren Zuſtand, ihr Geheimniß blieb den Ihrigen verſchleiert, ſie wurde als Gaſt im Hauſe meines Schwagers aufgenommen, und — verließ es lebend nicht wieder. Außer den Dreien, die ich nannte, erfuhr Niemand von der

Geburt des Kindes, die ihr das Leben koſtete, und Du galteſt als Kind des Huttenſchen Hauſes. Mit zärtlichſter Liebe hat Dich mein Blick durch Deine Jugend begleitet, und als Wilhelm Dein Herz gewann, träufte unſichtbar wie Thau von Hermon, mein Vaterſegen auf eure Häupter. Nie habe ich brünſtiger gebetet, als da mein Gebet Glück auf euch vom Vater der Liebe herabflehte. Ich habe Dich bedacht in meinem Teſtament, und auch ein Legat ausgeſetzt für die Tochter Deiner Amme, Deine Milchſchweſter, Kordula Kretzer; jener konnte ich nicht mehr vergelten — ſie iſt tod; aber ich gelobte, ihr Kind zu bedenken. Nun weißt Du, mein Sohn, die Antwort auf Dein fragendes Warum? bei dieſem Punkt des Teſtamentes. Fragen Andre, ſo erſinne einen paſſenden Beſcheid, der ſie weit ablenkt von der Erkenntniß einer, ihnen zu Nichts dienenden Wahrheit. Und nun — meine Kinder — denkt nicht gering von mir, bleibt feſt in treuer Liebe an einander hangen, ich ſcheide von euch — mein Segen bleibt euch, ihr — deß bin ich gewiß, werdet meiner nicht vergeſſen!“ — Der Kranke ſchwieg erſchöpft, Anna war an ſeinem Lager niedergeſunken, und preßte ſeine rechte Hand an ihre Lippen, die Linke hatte Grumbach erfaßt, und ſprach gerührt: „Ihr laßt, ſolltet Ihr ſcheiden Vater, Eure Tochter in guten Händen, und ſo nehmt noch meinen ſpäten, heiligen Dank für dieß anvertraute Gut, das ich, ohne es zu wiſſen, von Euch empfing.“

Ein mildes zufriedenes Lächeln umſpielte Konrads Züge, und er entſchlief. Sein Herz ſchlug beruhigter; Vaterfreude hielt noch des Todtesengels Schwert in der Scheide.

Drittes Kapitel.

Im Krankenzimmer des Biſchofs Konrad von Bibra war am ſechsten des Auguſtmonats 1544 eine Deputation der Kapitelherren des hohen Domſtifts anweſend, beſtehend aus dem Dechanten Melchior von Zobel, dem Scholaſtikus Martin von Uſſigheim und dem Landrichter Jörg von Maßbach, um die letzte Willenserklärung des Biſchofs zu vernehmen, und ſie im Namen des Kapitels zu beſtätigen. Außer dieſen dreien war noch der Hofmeiſter Heinz Truchſes, Rath Martin von Rotenhan und der Marſchall von Grumbach zugegen. Der Letztere las mit aller nöthigen Formalität das Teſtament ab, der Kranke beſtätigte Artikel für Artikel deſſen Richtigkeit, bekannte ſich zur Unterſchrift, und ernannte den Dechanten, Grumbach, den Hofmeiſter und Rotenhan ſeierlich zu den Erekutoren. Mehr als ein Artikel war nicht nach Zobels Sinn, allein er wagte keine Einrede, wie er wohl hätte im Namen des Kapitels thun können; höhere Gedanken beſchäftigten ſeine Phantaſie, viel zu frohe und zu ſtolze Hoffnungen, als daß er mit einem Sterbenden hätte hadern mögen wegen Teſtirung einiger tauſend Gulden mehr oder minder, welche ohnedieß im Voraus gewährt waren, und ſo gab er mit den übrigen Ernannten die feierliche Zuſage in des Biſchofs Hand, dieſen letzten Willen zu vollziehen, und ihn unumſtößlich aufrecht zu erhalten, er unterſchrieb im Namen des Kapitels als erſter Kapitular und als Zeuge das Teſtament, und drückte in das Wachs ſein Siegel. Nach dieſer Handlung traten die Anweſenden ab, Zobel und Grumbach blieben auf Konrads Wink im Zimmer, und dieſer ſprach zu beiden: „Noch ein irdiſches Geſchäft habe ich auf Erden, bevor ich von Deiner Hand, Melchior, den heiligen Leib empfange und die letzte Oelung; denn nach Empfang der Sterbeſakramente ſoll alle mein Denken nach Oben gerichtet ſein. Melchior, Wilhelm! Ihr liebt Euch gegenſeitig nicht, doch iſt Jeder ein ehrenfeſter Mann, erfüllt mir eine Bitte, mir, einem Sterbenden: verſöhnt, vertragt euch — thut es, ich bitte euch, mir zu Liebe, jetzt vor meinen Augen. Dich, Melchior, wird das Kapitel zu meinem Nachfolger wählen, hindre Du nicht dieſe Wahl, Wilhelm, durch Deinen Einfluß. Dafür, Melchior, ſchenke auch Du dieſem Manne Dein Vertrauen, der es wohl meint mit dem

Stift, deſſen Lehensmann er iſt, ſei ihm ein ſtets gnädiger Lehensherr, laß ihn den erſten ſein an den Stufen des fränkiſchen Herzogthrones. Vergeßt, was euch ſcheidet, was Einer dem Andern wiſſentlich oder unwiſſentlich entgegen gehandelt, vergebt und vergeßt es.“

„Ich verkenne es nicht, was der Marſchall von Grumbach dem Stifte Nützliches geleiſtet, ich hege keinen Groll gegen ihn, ich vergebe ihm, was er mir entgegen gethan, als Chriſt, und ſollte ich, was doch noch lange ferne ſei, die Würde erlangen, die Ihr mir verheißt, Herr Biſchof, ſo will ich ihm und den Seinen ein gnädiger Herr ſein, ſo er das um mich verdient!“ ſprach der Domdechant.

„So laſſe auch ich allen Groll fahren,“ nahm Grumbach das Wort: „alle gegenſeitige Unbill ſei vergeſſen, ich verſehe mich zu meinem künftigen Lehensherrn, wer er auch ſei, daß er mich in meinen Rechten ſchützt, und getröſte mich das gern zu Euch, Herr Dechant, ſo Ihr Biſchof würdet.“

„Ferne ſei von euch Beiden,“ bat Konrad: fortan Argwohn und Verdacht, handelt einträchtig, friedlich, gemeinſam, zum Wohle Würzburgs und des ganzen Landes. Gebt euch die Hände, daß meine Augen es ſehen.“

Der Wille des Kranken geſchah, die Gegner reichten ſich die Hände; der wohlmeinende Biſchof konnte freilich nicht in ihr Inneres ſchauen, nicht gewahren, welchen Antheil ihr Herz an dieſer Verſöhnung nahm, doch ſprach er: „daß ihr Beide euch geeiniget, achte ich für den beſten Partikel meines letzten Willens, viel Gutes kann daraus entſpringen. Und nun gehe Melchior, und kehre mit dem hochwürdigſten Gut zu mir zurück, denn mehr und mehr fühle ich meine Kräfte ſchwinden!“

Der Domdechant entfernte ſich, und der Biſchof wandte ſich, ſo ſchwach er auch ſich fühlte, ſo ſehr innerliche Schmerzen ihn quälten, zu dem Marſchall: „Mein Sohn, noch eine Bitte, die allerletzte: gieb Deinem häßlichen Verdacht keinen fernern Spielraum, ich ſage Dir, er iſt unbegründet; laß den armen unſchuldigen Menſchen, meinen Mundkoch, aus der Haft, in welche Du ihn verſtricken laſſen; meine tödliche Schwachheit hat andern Grund, es ſoll kein Schuldloſer um meinetwillen leiden.“

„Ihr habt zu befehlen Ohm,“ antwortete Grumbach mit widerſtreitenden Gefühlen. „Habe ich mich geirrt, ſo ſoll es mir lieb ſein, um einiger Gewiſſen Willen, um das Gewiſſen Einiger.“ — Der eintretende Arzt unterbrach, bald darauf ſchritt auch der Dechant im höchſten Kirchen-Ornat, begleitet von den Domherren, von Miniſtranten und Domicellaren aus der Domkirche, die von Gold und Edelſteinen funkelnde Monſtranz tragend, nach dem Biſchofhofe, und unter frommen Gebeten empfing der Biſchof die heiligen Sakramente mit Faſſung und Ruhe und inniger Ergebung in den Willen des Herrn.

Würzburg beging eine Gedächtnißfeier und mehr als die halbe Bevölkerung war am Tage des heiligen Cyriak, am 8. Auguſt, einem Freitag, in muntrer Bewegung. Die Glocken erklangen feierlich von der Domkirche, vom Stift Neumünſter und dem hohen gothiſchen Thurm der Ritterkapelle. Im Dome ward das rieſige uralte Stiftspannier enthüllt, mit dem grotesken Bilde St. Kilians, und der Jahrzahl 1266, und nach einer Predigt in der von Gläubigen übervollen Kirche ging eine zahlreiche Proceſſion hervor mit Fahnen und Kreuzen, Bildern und Kerzen und dem Hochwürdigſten, das unter purpurenem Baldachin der Domdechant trug. Es war ein Feſttag des ganzen Frankenlandes, der aber ſeinen höchſten Glanz in der Hauptſtadt erreichte, daher eine Menge benachbarter Edler nicht minder zur Stadt kam, als zahlreiches Landvolk. Die Proceſſion, der ſich alle Orden und Brüderſchaften neben einer ungeheuern Volksmenge anſchloſſen, wandelte unter Gebeten durch die Domſtraße dem Mainthor zu, wandte ſich zur Rechten, und ſchritt dem Stromufer entlang, am Holzpförtchen und Rothenthor vorüber, ging durch das äußere Bleichacherthor, und ſetzte langſam ihren Weg fort, um der Vorſchrift gemäß, die ganze Stadt zu umſchreiten.

Zwiſchen dem Bleichacherthor und dem damals ſogenannten, mit hohem Thurm überbauten Eulenthor, gerade im Nordpunkt der Stadt, lag ein freundliches Weingelände neben einem heitern Ziergarten, insgemein der Seegarten genannt, den ein ſtattliches

Luſthaus mit ſechs Erkerthürmchen ſchmückte. Beides gehörte zum Biſchofhofe, und es weilten jetzt dort, um den Umgang und das wogende Volk zu ſehen, Grumbachs Kinder und Gaſtfreunde. Die Sorge, die auf den Herzen der beiden Gatten über den ſtündlich zu erwartenden Tod des väterlichen Freundes lag, ſollte die Kinder nicht betrüben, und ſo waren Alle hinausgegangen, ſich des ſchönen Feſttages zu erfreuen. In einer dicht umrankten Rebenlaube über der Gartenmauer, von der man gegen die altergraue, vielgethürmte Stadtmauer und den an ihr vorüberziehenden Weg überſehen konnte, den die Proceſſion kommen mußte, ſaßen Kunz und Georg, Salome und Margarethe, während die jüngern Geſchwiſter ſich im Garten verbreiteten, Obſt naſchten und Schmetterlingen nachſprangen. „Sagt mir doch Junker“ nahm Salome mit ſinnigem Ernſt zu Kunz das Wort, als noch ganz von Weitem man die Fahnen am Main ſchwanken, und die begleitende Menge aus dem äußerſten Thore der Vorſtadt quellen ſah: „welcher Begebenheit zu Ehren dieſer Umgang gehalten wird? Ich habe es wohl ſchon einmal flüchtig vernommen, aber da war ich noch ein Kind, und habe es vergeſſen. Ihr werdet’s wohl wiſſen!“

„Zu alten Zeiten, meine liebe Jungfer,“ antwortete Kunz: „iſt im großen deutſchen Reich und in ſeinen kleinen Reichen, wie auch unſer Hochſtift ein ſolches iſt, viel Hader und Streit geweſen. Und wie die Reichsfürſten manchmal uneins waren, und ſtatt eines, zwei deutſche Könige wählten, ſo trug ſich's auch hier zu Lande vor Alters zu, daß nach Abſterben eines Biſchofs, Namens Eiring, das Kapitel unter ſich uneins wurde, und ſtatt eines, zwei Biſchöfe wählte. Der eine war ein Henneberger, Berthold, Domherr allhier und zu Mainz, der zweite war einer von Trimberg, Konrad, beide gute Freunde. Aber mit der Biſchofwahl Beider zerriß das Band ihrer Freundſchaft. Der Henneberger zog von dannen nach Mainz, ſich vom dortigen Erzbiſchof beſtätigen zu laſſen, und Konrad von Trimberg fuhr gen Rom, dieſe Beſtätigung vom Papſt einzuholen, unterdeß verwaltete, wie gewöhnlich, wenn der Biſchof fern, oder krank, oder arm an Geiſt iſt, der Domdechant das biſchöfliche Amt."

Die jungen Mädchen hörten aufmerkſam zu, es war für ſie etwas Neues, einen Blick in die frühere Geſchichte Würzburgs zu thun. Kunz fuhr fort: „Der Henneberger war natürlich eher beſtätigt, wie Trimberg; er kehrte heim, das Regiment anzutreten, aber das Kapitel weigerte ihm ſolches, und wollte erſt hören, was der heilige Vater geſagt. Da zog Berthold grollend von dannen, rief ſeinen Bruder Hermann zu Hülfe, und fiel bald darauf mit großer Heeresmacht in das Stift, Willens, dieſe gute Stadt mit Sturm einzunehmen."

„Großer Gott, wenn ſo Etwas heutzutage geſchähe!" rief mädchenhaft angſtvoll Kunzens Schweſter aus.

„O dergleichen kann ſich alle Tage zutragen, Margareth," fiel Georg Lichtenſtein ein. „Nicht immer laufen die Biſchofswahlen ſo friedlich und einträchtig ab, wie bei Euerm Großohm.“

Die Glocken der Pfarrkirche Bleichach ſchwiegen jetzt und im Stift Hauk grüßten dafür nun alle Glocken die herankommende Proceſſion, deren Nähe die ſchmuckloſe Erzählung ihrer Urſache unterbrach. Mit vollſtem Kirchenpomp ging ſie vorüber. Voran die Domicellaren, dann die Dom- und Kapitelherren mit dem Stiftspanner, dann der Dechant unter dem Baldachin. Dieſem folgten die Chorherren des Stifts Neumünſter, dieſen die Benediktiner von St. Stephan, die Carmeliter, die Auguſtiner, die Karthäuſer, die Predigermönche, alle ihre Aebte voran; die Minoriten von der Regel des heiligen Franciskus endigten den Zug der Geiſtlichkeit, aber noch gar viele Laienbrüderſchaften ſchloſſen ſich an. Jeder Orden trug das Bild ſeines Patrons. Rechts und links neben dem Zuge ſchritten in gemeſſener Entfernung ehrſame Bürger in blanker Wehr, mit funkelnden Bruſtharniſchen angethan, die Häupter blitzend behelmt, um jenen vor ungeſtümen Andrang zu ſchirmen. Am Stift Hauk traten auch die Chorherren dieſes Stifts mit ihrem Schutzheiligen zu der Proceſſion.

„Nun bitte ich Euch, weiter zu ſprechen!“ begann Salome wieder, als ſie ſich ſatt geſchaut an dem das Auge endlich ermüdenden Zuge, der kein Ende nehmen zu wollen ſchien, und mit einem freundlichen Blick in ihre ſchönen ſchwarzen Augen willfahrte der Junker.

„Der Stellvertreter des Biſchofs und Pfleger des Stiſts, Berthold von Sternberg, war ein ritterlich geſinnter, tüchtiger Mann, der das Schwert zu führen verſtand. Er erfuhr nicht ſobald ſeines Namensvetters, des Hennebergers Berthold Vorhaben, als er eiligſt die Ritter des Stifts, alle Lebensleute und Vaſallen, und die Bürger der Stadt aufbot und das Panner des Stifts tragend, dem feindlichen Kriegsheere ſtracklich entgegen zog. Bei Kiſſingen ſtießen ſie auf einander, und das ſind heute gerade zweihundert und achtundſiebenzig Jahre, ſeit es geſchah, und gab ein hartes Schlagen, dabei mit einem Verluſt von mehr als ſiebenhundert Todten und Gefangenen der Henneberger mit ſeinem Anhang das Feld räumen mußte, doch ſind auch über zehn Domherren dabei umgekommen. St. Kilian war das Feldgeſchrei, der Landespatron half treulich, und es ward zum Dank von dem Pfleger und Kapitel dieſer Umgang angeordnet, und wird noch deshalb zum Gedächtniß am heutigen Tag ein Feſt begangen, und das alte Stiftspanier acht Tage lang im Dom ausgehängt.“

Der Erzähler empfing den Dank ſeiner Zuhörerinnen; Alle verließen den Sitz in der Laube, und bald darauf, nachdem Margarethe ihre jüngern Schweſtern zu ſich gerufen, auch den Garten — und luſtwandelten, des ſchönen Sommertages und heiterer Geſpräche froh, zwiſchen den Stadtmauern und grünenden Weingärten hin, deren Früchte ſchon mächtig geſchwellt waren, und ſich weich anzufühlen begannen.

Nur Georg Lichtenſtein war nicht ganz zufrieden mit ſich, mit der Welt, obwohl er ſich mühte, ſeine Gefühle zu verhehlen. Margarethe kam ihm verändert vor, befangener; ſie wich auch ſichtlich ſeinem Begegnen, ſeinem Berühren aus, und ſchien mit Mißfallen ſein Beſtreben aufzunehmen, ihr minnigliche Huldigungen darzubringen. Er vergaß, daß die, ſeit er ſie nicht geſehen, völlig entfaltete Mädchenroſe in ihm nur den Bruder zu ſehen gewohnt war, und daß es ihr nicht einfiel, ihm in ihrem Herzen Rechte des Geliebten einzuräumen. Das Bild eines Andern erfüllte bereits ganz dieſes Herz, und brannte in ihm in aller jugendlichen Farbenhelle. Glücklicher war Kunz von Grumbach bei Salome von Bellberg, ohne noch lautes Geſtändniß zu geben und entgegen zu nehmen, war in beider Herzen ungezwungen ein ſchönes Verſtändniß erblüht. Nicht weit vom Stift Hauk und dem gewaltigdicken Neuthurme, der äußerſten Trutzwehr der damaligen Stadtbefeſtigung, war ein lieblicher, von Bäumen und Büſchen umgrünter Platz, wo aus einer rundgemauerten Brunnenſtube ein ſtarker Bach, der Feſſelbrunnen genannt, hervorquoll. Dort ließen die Spaziergänger ſich noch ein wenig nieder, bevor ſie die Stadt wieder betraten, und ſcherzten hin und her über den Namen dieſer Quelle, ſich neckend fragend, ob ein Trank aus ihr Herzen an einander feſſle? oder ob er Minnefeſſeln löſe? und dergleichen. Da erhob ſich bei dem lauten Geſpräch ein Mann, der ſeitwärts von Keinem bemerkt unter einem Hollunderbaum ſchreibend geſeſſen, ziemlichen Unwillen im Geſicht über die Störung, ſchritt raſch hinweg und murmelte: „Daß euch Faſelhänſe der Belial die Gänſeſchnäbel feßle! Wie könnte ich bei ſolchem Geſchnatter einen Kundſpruch dichten?“ — Ganz verwundert ſahen die jungen Leute ihm nach, und fragten ſich: „war das nicht Johannes Episcopius, der Hofpoet?“

„Jawohl, der Reimeſchmied, der Leichenſteindichter,“ beantwortete Kunz und lachte dem Enteilenden nach. Während mit lauten Roſenkranzgebeten die Proceſſion um die Stadt wallte, während Episcopius bedacht war, auf das Ableben des noch nicht verſtorbenen Biſchofs eine Reimerei im Voraus zu erſinnen, um mit deren ſchneller Vollendung die zu überraſchen, die ſie für eine raſchgelungene Dichtung hielten, und während Grumbachs und ſeiner Anna Kinder ſich in der Sonnenhelle des ſchönen Vormittages ergingen, ihre Herzen mit Luſt und Liebe aufblühten, ihre Augenſterne heiter in das Leben leuchteten, ſchloß in den Armen Grumbachs und Annas, unter dem Gebet eines befreundeten Geiſtlichen, ſich ſanft des Biſchofs Auge, flog ſeine Seele zu ſchönern Sternen, ſtand ein Herz ſtill, das hienieden voller Liebe war.

Schnell verbreitete ſich in Würzburg die Kunde vom Tode des Biſchofs, viele Gemüther mannichfach bewegend, viele Freudenſtunden ſtörend, und die Freudenklänge der Glocken mußten alſobald verſtummen, dafür dröhnte mit wimmerndem Schall das Sterbeglöckchen, welches man das Heulchen (Heule) nannte, drei Tage lang faſt ununterbrochen von einem der Domthürme. Grumbach entfernte ſeine tieftrauernde Hausfrau von dem Leichnam des Entſeelten, und redete ihr liebreich zu, ihren Schmerz mit Standhaftigkeit zu ertragen. Er ſelbſt handelte, wie es dem beſonnenen Manne ziemt, mit Ruhe und Feſtigkeit, und that alles zunächſt Nöthige. Der Arzt aus Nürnberg mußte noch vor ſeiner Abreiſe den Geſtorbenen ſeciren, und das Herz beſonders bewahren. Ob die Obduction Grumbachs Verdacht beſtätigte oder widerlegte, hat man nicht erfahren. Unterdeß erſchien, nach beendigtem Umgang, der Domdechant, die Obſequien anzuordnen und die ganze Hinterlaſſenſchaft für das Stift in Beſchlag zu nehmen. Er verfuhr dabei mit einer unzarten Haſt, die gar wenig Achtung gegen den Verſtorbenen ausdrückte, und über welche Grumbach ihm in ſeinem Herzen grollen mußte. Er würde laut mit dem Dechanten gerechtet haben, hätte er es über ſich vermocht, den heiligen Gottesfrieden, der um die Todten ſchattet, zu entweihen.

Der balſamirte Leichnam Konrads wurde noch an demſelben Tage auf einen Stuhl geſetzt, wie es der Gebrauch war, und der Stuhl auf eine Bahre, und ſo wurde er aus dem Hofe Rödelſee unter dem lauten Weinen der Dienerſchaft heraus und in die

Kapelle Annunciatae Mariae getragen. Nicht mit dem biſchöflichen Ornate war er angethan; nur die Prieſteralbe und das Manipel mit einer Chorkappe von güldnem Stuck bekleidete ihn; ein ſchwarzes Baret bedeckte ſein Haupt, in die Hände war ihm ein Stab und Schwert gegeben. Vor ihm auf der Bahre ſtand auf einem niedrigen Taburet die Biſchofmütze. Zu der benannten Kapelle wurde der todte Biſchof hingeſtellt, und blieb über Nacht darin ſtehen, ſo wie den größten Theil des darauf folgenden Tages. Am Samſtag durchflogen ſchon Eilboten mit dem Ausſchreiben des Kapitels an die Landſchaft und an die benachbarten Fürſten- und Biſchofhöfe das ganze Land Franken, auch wurden alle vom Stift abweſende Kapitelherren zur neuen Biſchofwahl zitirt. Der Abt der berühmten Benediktinerabtei Neuſtadt am Main, welcher gerade zu Würzburg anweſend war, ſang das Amt in der Kapelle, und nach der Veſper wurde der Leichnam feierlich heraus, durch die Plattnersgaſſe, die Graden herauf und in den Dom getragen, wo man ihm Abends die Vigilien las, und die Nacht über wieder ſtehen ließ. Der folgende Sonntag war der Tag der Beerdigung. Der Leichnam ward in eine Truhe mit ſchwarzer Leinwand überzogen gelegt, eine ſchlechte Inſul deckte ſein Haupt, ein gewöhnliches Schwert und dergleichen Stab kam mit in den Sarg; dieſen trugen vierzehn junge Edle, ſchwarz gekleidet, darunter auch Kunz von Grumbach und Georg von Lichtenſtein. Der Marſchall Grumbach ſchritt vor dem Sarge der, in einem verkitteten Glaskäſtlein, darüber ein Futteral von Purpurſeide hing, das Herz des Biſchofs tragend. Die Aebte der Benediktiner, der Abt von St. Burkhard, der Abt des Schottenkloſters zu St. Jacob und Andre miniſtrirten bei dem Hochamt zu Ehren des Verſtorbenen, welcher aus dem Dom herüber in die Stiftskirche zu Neumünſter, von da wieder in den Dom getragen wurde; alle Glocken erklangen, das Volk weinte und betete und empfing an den Kirchenthüren durch die Seckelmeiſter des Kapitels die üblichen Präſente, zwei Schillinge die Perſon, und endlich wurde nach langen Ceremonien, wie die Würde des Verſtorbenen ſie erheiſchte, und nach allen Metten, Vigilien und Seel-Meſſen der Sarg mit Weihwaſſer aſpergirt und in der Nähe des Altars Unſrer Frauen in die Gruft gelaſſen. Als dieſes geſchehen, ſchritt der Marſchall, gefolgt von zwei Kapitularen, und zwei Räthen aus dem Dom und nach dem Hofe Ebrach; dort hielt ein mit ſchwarzer Tapezerei ausgeſchlagener Wagen mit vier Trauerpferden beſpannt, und neben ihm der Hauptmann der biſchöflichen Reiter mit ſeiner Schaar; Alle trugen ſchwarze Hüte mit ſchwarzen Federn, ſchwarze Binden und Flöre um die Degengefäße. Einige Abgeordnete der Ciſterzienſer Abtei Ebrach empfingen unter feierlicher Ceremonie das Gefäß mit dem Herzen des Biſchofs, und fuhren mit demſelben unter Bedeckung der Reiterſchaar von dannen, auf daß nach altem Herkommen das Herz im Tempel zu Ebrach beigeſetzt werde. Grumbach und ſein Sohn, ſo wie der Domherr

Hans von Bibra fuhren als die nächſten anweſenden Verwandten mit, und als ſie Würzburg im Rücken hatten, brach der Marſchall das trübe Schweigen, indem er ſich über ſo manches Vorgefallene äußerte, und zwar in nichts weniger als milden Worten: „Nun werdet ihr Kapitelherren ja wohl den ſehr edlen Domdechanten zu Euerm Biſchof wählen, mindeſtens hat er alſo gethan, als wäre er bereits inſulirt. Ich wünſche Glück dazu, und bin nur vor allem auf die Teſtamentsvollſtreckung begierig. Wißt, daß Herr Melchior, ehe mein ſeliger Ohm noch erkaltet war, alle Habe Konrads unter Siegel gelegt hat, folglich auch alle Barſchaft, Kleinodien, Silbergeſchirr, Hausrath und dergleichen, was des hochſeligen Mannes Eigenthum, und nicht des Stiftes war, dafür er die Sorge billig ſeinen nächſten Anverwandten überlaſſen mußte. Wahrlich, hätte mein Ohm mir dieſen Rubinring nicht noch vor ſeinem Ende an den Finger geſteckt, ich würde ihn wohl bald an einem andern Finger erblickt haben. Keinem der alten Diener, nicht einmal dem treuen Kurt, ward eine Verehrung gegeben. Pfui über die Habſucht, wenn ſie zumal in einem Prieſterherzen ihren Sitz hat. Als Biſchof Konrad von Thüngen ſtarb, wie feierlich war nicht ſein Begräbniß! wie weit herrlicher waren ſeine Funeralien! Im vollen Biſchofsornat trug man ihn vom Frauenberg in das Schottenkloſter, von da in den Dom, von da in die Neumünſterkirche und wieder in den Dom, und bei jedem Eingang wurde Geld ausgetheilt unter Hohe und Niedre. Damals war der Dechant Zobel noch kein Filz, er hoffte freilich ſchon auf die Inful, und es war ihm bittrer Aerger, daß das Kapitel den Propſt zum Neuenmünſter erkor, und nicht ihn, jetzt aber iſt er vom Teufel des Geizes ganz und gar beſeſſen. Man darf nur ſeine ſpitze Naſe und ſein hohles Auge betrachten; in ſeinem Geſicht halten Frau Invidia und Frau Avaritia ſtets gute Nachbarſchaft. Was verbrach mein Ohm gegen das Stift, daß man weniger glänzend ihn beſtattete, als Konrad von Thüngen? Gott habe dieſen Biſchof ſelig, ich will ihm im Tode nicht ſchelten, aber mit dem Lebenden werde ich noch genug abzurechnen bekommen."

Aus dieſen Reden ging hervor, daß die Verſöhnung an Konrads Sterbebette keine ganz aufrichtige geweſen, und daß das Unkraut alten Grolles nicht ſo leicht aus dem Herzen zu tilgen iſt. Den neuen Groll aber über die nach Grumbachs Ueberzeugung nicht mit hinlänglich genugſamem Pomp vollzogene Beerdigung des verſtorbenen Biſchofs tilgte der höchſtfeierliche Aktus der Beiſetzung des Herzens ſeines geliebten Ohms im Kloſter Ebrach.

Der Wagen konnte an demſelben Tage das Kloſter nicht erreichen; in allen Flecken und Dörfern, durch welche er mit dem Reiterconduct zog, läuteten die Glocken, kamen Schulen und Geiſtlichkeit in Proceſſion entgegen, wodurch große Verzögerungen entſtanden. Doch fuhr man auch die Nacht hindurch, die Reiter trugen Fackeln und ſo bewegte ſich weiter und weiter der Zug durch den Steigerwald, ein ſchaurig ſchöner Anblick, das Gemüth mächtig erſchütternd. In allen Dörfern und Klöſtern das feierliche Geläute, die Pſalmodien der Begleitenden, die weißen Chorhemden der Prieſter, der Knaben und Miniſtranten, dazu der grüne, düſtre Laubwald, alles das bald im grellen Licht des Fackelſcheines hellbeleuchtet hervortretend, bald wieder in Dunkel ſchwindend, gewährte einen ganz eigenthümlich wunderbaren Anblick. Entfernten, die nach jener Richtung blickten, ſchien ein ſeltſames Meteor langſam über den Steigerwald hinzuziehen, denn der Qualm der Fackeln färbte den nächtlichen Himmel mit glühendem Feuerſchein.

Der aufſtrahlende Morgen übergoß mit ſeinem Gold das friedliche Thal, in welchem das vormals ſo prangende Kloſter mit ſeinen zahlreichen Gebäuden und ſeinen umfangreichen gethürmten Mauern, die ihm das Anſehen einer kleinen Stadt verleihen, geſtanden; jetzt zeigte es Spuren der ſchrecklichen Verwüſtungen des unheilvollen Bauernkriegs noch überall, obgleich eifrig fort und fort erneut wurde, und röthete eine kleine Betkapelle auf dem Gipfel der zunächſt liegenden Höhe, da rief zu ungewöhnlicher Zeit die große Kloſterglocke die Konventualen zur Verſammlung, und in allen Häuſern trat unruhige Bewegung an die Stelle der gewohnten gottſeligen Ruhe, der klöſterlichen Einſamkeit. Auch belebten ſich gar bald alle Pfade mit Wandrern aus den benachbarten Ortſchaften, die ſich erwartungsvoll vor der weſtlichen Kloſterpforte ſchaarten. Ein Reiter kam von Breitach her im Galopp geſprengt; er verkündete, daß der Zug herannahe, und alſobald ſetzte ſich die Geiſtlichkeit in Bewegung, und feierlich harmoniſches Glockengeläute begann. Der Abt Konrad Hartmann, angethan mit der Albe, dem Pluviale und einer Stole von ſchwarzer Farbe, eine weiße Inful auf dem Haupt trat begleitet vom Diacon und Subdiacon, in Alben und ſchwarzen Dalmatiken vor die Tempelthüre. Alle Konventualen und regulirten Ordensgeiſtliche ſchritten nun in Proceſſion dem Kloſterthore zu. Voran der Subdiacon mit dem Weihwedel, neben ihm ein junger Cleriker, das Gefäß mit dem benedeiten Waſſer tragend. Ihnen folgten zwei andre Cleriker, einer mit dem Thuribulum, der zweite mit dem Weihrauchſchiffchen. Hierauf kam der Diacon mit dem Kreuze, zu beiden Seiten ſchritten ihm zwei Kerzenträger; es folgte der Abt in Pontificalibus, ein aſſiſtirender Prieſter, zwei Kirchendiener, Stab und Inful tragend, die älteſten Kloſtergeiſtlichen, die jüngeren, die Laienbrüder. Als die Proceſſion an der Pforte anlangte, theilten die Brüder ſich in zwei Chöre. Der Wagen fuhr in das Thor, die Reiter blieben in ernſter Haltung davor, und wehrten durch ihre Gegenwart den Andrang der Menge ab. Das Herz wurde vom Wagen gehoben, der Abt beſprengte das Gefäß mit Weihwaſſer, hielt es über die Weihrauchwolke, und intonirte mit vernehmlicher Stimme das Pater noster, reſponſirend ſtimmten die Chöre ein, daß der Geſang erhebend durch den jungen Morgen ſchallte. Als die übliche Gebetsformel geſungen war, empfing der aſſiſtirende Prieſter das Herz, und die Proceſſion bewegte ſich unter Geſang nach der herrlichen Kirche. Dort wurde das Gefäß mit dem Herzen auf eine Bahre in Mitten des Tempels geſetzt, die Brüder traten in zwei Reihen, der Diacon mit dem Kreuze ſtellte ſich zwiſchen die Bahre und den Altar, der Abt und die Miniſtranten aber ſtanden gegen die Bahre und den Altar gekehrt. Die vorige Ceremonie mit Beſprengung, Räucherung und Reſponſoriengeſang wurde wiederholt, und ihr folgten die üblichen Vespern. Die Beſtattung des Herzens unter großer Kirchenfeierlichkeit wurde dem folgenden Tage aufgeſpart, an welchem daſſelbe in ſeiner mit Eiſendraht umſponnenen Urne in den Schrein beigeſetzt wurde, der bereits eine große Anzahl der Herzen Würzburgiſcher Biſchöfe in ſich ſchloß. — Gaſtlicher Sitte gemäß, wurden die Begleiter im Kloſter bewirthet, und nach der Tafel ſah man den Abt mit Grumbach in tiefen Geſprächen durch die Ziergärten hin und her wandeln. Dieſe Geſpräche betrafen keinen andern Gegenſtand, als das Lob des Dahingeſchiedenen und die neue Biſchofwahl. Grumbach kannte und ſchätzte den Abt Hartmann von früher her, es war dieſer ein eifrigthätiger und gelehrter Mann von erprobter Charakterſtärke. Ihm vertraute der Marſchall, was er dem ſterbenden Ohm geloben müſſen, ihm vertraute er, daß mehrere Domherren, unter ihnen ſelbſt Michael von Lichtenſtein bereits ihm dringend mit Bitten angelegen, nicht abermals Schritte gegen Melchior von Zobel zu thun, da dieſelben fruchtlos und nur zum Schaden ſeiner ſelbſt gereichen würden, indem Zobel die Mehrzahl der Kapitularen bereits auf ſeine Seite gebracht und günſtig für ſich zu ſtimmen gewußt habe. Der Marſchall ſchloß mit den Worten: „Einen bitterböſen Brauch hat bei der Wahl Konrads von Thüngen der Mainzer Domdechant und Würzburger Domherr Lorenz Truchſeß aufgebracht, als er im Kapitel ſcherzend ſprach: Zu Mainz, ihr Herren, iſt gut Biſchofwählen, da ſchenkt der Neuerwählte doch jedem Kapitelsherren hundert Gulden! denn Konrad von Thüngen war klug genug, dieſen groben Wink mit dem Zaunpfahl zu verſtehen, und ſchenkte nun auch; mein ſeliger Ohm ſchenkte, und ich glaube, Herr Zobel hat bereits geſchenkt, ſo geizig er ſonſt iſt — und nun iſts zum Jammer offenbar, daß die Inful eine Waare geworden für den Meiſtgebenden.“

„O wehe, mein armes Ebrach!“ rief der Abt unheilahnend aus, und unter mancher Befürchtung für die nächſte Zukunft ſchieden beide Männer von einander.

Acht Tage ſpäter, am neunzehnten Auguſt in den Vormittagsſtunden erklang mit einemmale, aber nur wenige Sekunden lang, die biſchöfliche Todtenglocke, das Heule, worauf alſobald alle Glocken des Stifts und ganz Würzburgs zugleich angezogen wurden, um der Stadt die erfolgte neue Biſchofswahl zu verkünden.

Grumbachs Hausfrau weilte von ihren Töchtern umgeben, in der Familienſtube, mit weiblicher Arbeit beſchäftigt; Anna war in tiefer Trauerkleidung, aber noch tieferer Schmerz lag auf ihren ernſten Zügen. Der Aufſchluß, den der ſcheidende Biſchof ihr gegeben, hatte ihr Inneres erſchüttert, und bewegte noch fort und fort ihr Gemüth. Der Glockenſchall machte, daß ſie in lautes Weinen ausbrach. Vor den Kindern mußte ſie ihr Geheimniß verbergen, und an der Bruſt des einzigen Vertrauten, des Gatten ſich auszuweinen, dazu fanden ſich nur ſelten die günſtigen Momente, denn ihn, den Mann des Staates, beſchäftigten dauernd Pläne, Hoffnungen, und es war, zumal ſeit Konrads Tode, ein ſteter Kampf leidenſchaftlicher Empfindungen in ihm. Er war gar wenig zu Hauſe; verkehrte viel mit Fremden, arbeitete äuſſerſt thätig mit den übrigen Räthen in der biſchöflichen Kanzlei, deren alterthümliches Gebäude mit ſeinem hochragenden Treppengiebel immer noch zunächſt dem Dom in der Domſtraße Würzburgs den Blick des Alterthumsforſchers auf ſich zieht; war er aber zu Hauſe, dann dictirte er ſeinem ununterbrochen beſchäftigten Schreiber Briefe, fertigte Boten ab, empfing Botſchaften, ſchrieb ſelbſt, und brachte die Stunden ſeiner Erholung in dem aſtronomiſchen Zimmer zu, ſo daß er den Freuden des Familienglücks mehr und mehr entfremdet ſchien. Mit Jünglingsmuth an Zukunftplänen bauend, wurde der Mann oft verſtimmt, wenn dieſe Pläne ſcheiterten, wenn die Andrer ſie feindſelig durchkreuzten.

„Dort kommt der Vater!“ rief Sophia aus, welche durch das Fenſter in die Straße geblickt hatte, und allerdings kam in der Richtung des nahen Domſtifts her mit raſchen Schritten der Marſchall gegangen. Er trat in die Stube, und es erging ſeiner Gattin keinen Augenblick, daß er aufgeregter war, als gewöhnlich. Schon die Art, wie er den Federhut abnahm und auf einen Seſſel warf, zeigte dieß an, doch zwang er ſich, ruhig zu ſcheinen, und überhüllte ſeinen innern Grimm mit dem Schellengewand des ſpottenden Humors: „Es iſt vollbracht!“ begann er: „Neunzehn Kapitelherren, mehr ſind dermalen nicht aufzutreiben, haben unter Vorſitz des würdigſten Dompropſtes, Moritz von Hutten, Deines verehrten Oheims, Anna, Herrn Melchior von Zobel zum Biſchof erwählt, per viam inspirationis — auf dem Wege der Eingebung, der Einblaſung; alle haben in ein Horn geblaſen. Sie haben ihn aus der Kapitelſtube herab in das Chor geführt, hüben und drüben ſtanden unſere Pfahlbürger in gleiſſenden Harniſchen, haben ihn auf den Hochaltar erhoben, ihm eine Albe angezogen und das Tedeum geſungen. Er hat nach dem Brauch, ſich ſeiner Sterblichkeit erinnern, und dreimal am Glockenſtrang des Heule ziehen müſſen, und jetzt eben wird er umhergeführt nach dem Herkommen, dann reitet er zu

Hofe und zum Schmauße, an dem auch ich Theil nehmen muß, um eſſend und trinkend meine Freude über dieſe ſo vortreffliche Wahl an den Tag zu legen." Der Marſchall beſchloß ſeine Rede mit einem ſchallenden Gelächter.

„Nicht alſo, Wilhelm!" ſprach mit liebreichem Ernſt Frau Anna zu dem Gatten: „Es kann ja alles gut werden. Haſt Du Dich doch verſöhnt mit dem lebenden Biſchof vor den Augen des Sterbenden. Gewiß wird Zobel Dir nicht zu nahe treten, denn er hat Dich zu fürchten, aber hüte auch Du Dich, ihn zu reizen."

„Und was wird mir denn die Ratte thun, wenn ich ſie reize?" höhnte Grumbach halb laut, doch fuhr er tröſtend fort: „Beunruhige Dich nicht, gutes Weib; ich breche keinen Hader vom Zaun, ich will es abwarten, bis zu mir die Kränkung tritt, und traun, hab Acht! ich werde nicht lange zu harren haben. Willſt Du mir das Feſtkleid bringen?"

Hausfrau und Töchter beeilten ſich, dem Ritter zu dienen, und bald ſtand er im hohen Glanze ſeiner Würde, eine ſtattliche Geſtalt in der Fülle der ſchönſten Mannesjahre, im reichſten Gewand, eine ſchwere Goldkette über dem blitzenden Bruſtharniſch. Den Marſchallsſtab in der Hand beſtieg er ſein Roß und ritt mit ſeinem Sohne und Georg, gefolgt von mehrern Dienern, nach der Kanzlei, wo ſich die Edelleute und Kapitelsherren zum Mahle vereinigten, wo Melchior die Glückwünſche der Ritterſchaft, des Stadtrathes und der Bürgerſchaft in Empfang nahm.

Nach beendigtem Ceremoniell ordnete ſich ein Feſtzug vor dem Hauſe, und Kopf an Kopf, Leib an Leib drängte ſich in der Domſtraße das Gewühl des Volks, durch welches mühſam der Reiterhauptmann ſich mit ſeinem Fähnlein Bahn brach. Die Bürger mit ihrer Wehre bildeten zu beiden Seiten eine freie Gaſſe, und im glänzenden Gefolge ſeiner ritterlichen Domherren, des Marſchalls, der Räthe,* der fremden und einheimiſchen Edelleute, voran Trompeter und Pauker, zog Biſchof Melchior Zobel von Giebelſtadt unter lautem Volksjubel die Domſtraße entlang. Als der Biſchof aus dem Brückenthore ritt, grüßte von der Marienburg Karthaunendonner den neuen Herrn, während von dem alten Graf Eckardsthurme am Rathhaus, wo des neuen Biſchofs Wappen prangte, lärmender Tuſch des Stadtpfeifers und ſeiner Geſellen jubilirend nachſchallte. Mehr als ein buntbewimpeltes Schiff lag auf dem Strom, deſſen Silberſpiegel bis hinauf nach dem Städtlein Heidingsfeld und bis weit hinab unter grünen Rebengeländen und ſonnigen Höhen dem Auge maleriſchherrlich ſich darbeut, und allenthalben jauchzte Luſt und Fröhlichkeit. Alle Trinkſtuben wimmelten von Zechgäſten, beſonders war der Rebſtock im Stadtviertel St. Burkhart jenſeit des Mains, an welchem der Zug hart vorbei mußte, ganz überfüllt. Vom gegenſeitigen Ende der Brücke an bildeten die Bürger der Pfarrei St. Burkhart Spalier bis hinauf an das äußerſte Thor der Burg, deren weitläuftige, kaſtellartige Ummauerung ſich in maleriſchen Terraſſen trotzend über den friedlichen Rebenpflanzungen der Leiſte erhoben. In feuriger Umarmung des Sonnengottes glühte der Boden und trieb ſeine Gluth durch das zarte Geäder der Reben in die ſchwellende Traubenfülle.

„Hopp hopp, Pferdchen! ſtolpre nicht!“ ſprach ein junger Kerl, der mit breitem Geſicht in einem der vollbeſetzten Erkerfenſter des Rebſtocks lag, als des Biſchofs Zelter von ohngefähr im Vorbeireiten ein wenig ſtolperte, und gleich darauf einen ſcheuen Seitenſprung machte, wiewohl ſein Reiter ihn mit Kraft und Gewandtheit corrigirte. Der Burſche ſprach ſeine Worte ſo laut, daß Grumbach ſie vernahm, der ſich nicht enthielt, einen Blick nach dem Sprecher zu werfen, da gewahrte ſein Auge neben dieſem auch das wohlbekannte Geſicht ſeines Dieners Kretzer, der mit ſeinem Weibe in jenes Haus gegangen war, ſich einen guten Tag zu machen. Gar höflich grüßten, ſoweit es die drängende Umgebung erlaubte, dieſe beiden ihren Herrn, und Michel Fäuſtlein, der Sprecher, empfing von Kretzer einen Rippenſtoß als freundſchaftliche Andeutung, ſeine fränkiſche Bauernmütze fein höflich abzunehmen. Grumbach blickte gleich wieder von dem Volke weg, ein halbunterdrücktes ſchadenfrohes Lächeln glitt über ſein ernſtes Geſicht, und er ließ, als ahme er dem Biſchof nach, ſeinen Fuchs ebenfalls ein Wenig curbettiren.

Der Zug bewegte ſich langſam am Deutſchherrenhofe vorbei den in Zickzack anſteigenden Weg zur Burg hinauf, deren Haupthaus damals vier hochragende Treppengiebel mit zwei großen, weitvorſpringenden Prachterkern der Stadt zukehrte. Ueber der Kapelle, alter Tradition zufolge ein römiſcher Dianentempel, wölbte ſich eine mächtige byzantiniſche Kuppel, und über den Giebeldächern der übrigen weitläufigen Gebäude erhoben ſich zwei Thürme, deren einer von beſondrer Dicke wie ein rieſiger Hochwächter ſchirmend vor dem Tempel Unſrer Frau ſtand.

Als der Reiterzug vorüber war, that das gemeine Volk ſich bei vollem Becher gütlich und ſchwatzte und jubelte laut in den Schenken durcheinander. Die großen holzgetäfelten aber niedrigen Zimmer des Rebſtocks, noch mehr aber ſeine kühlen Hallen waren ſo voll Menſchen und ſo durchſchallt, als werde ein Jahrmarkt darin gehalten. Lebhaftes Geſpräch erfüllte auch den Tiſch, an welchem Chriſtoph Kretzer mit ſeinem Weibe, und Michel Fäuſtlein, ein Dienſtmann des Oberſten Wilhelm von Stein, neben andern Zechgeſellen und deren Angehörigen Platz genommen. Da war unter andern ein muntrer reiſiger Knecht, Kretzers Vetter, Jacob Heck aus Berlichingen, genannt Jecklein Odenwälder, ein andrer Reiſiger, Dietrich Picht, der dicke Peter genannt, ein dritter, Beheim, und ein luſtiger fahrender Geſell mit einer Zither, mit Namen Jörg Wetzel. Was die Zeit bewegte, lebte auch im Mund, in den Geſprächen und in den Liedern der geringen Leute, und Einer wußte dieß, der Andre das zu erzählen. Von Thaten und Zeichen der Mordbrenner, welche in Schaaren durch das Reich zogen unter allerlei Verkappung, zumeiſt als Keßler und Spengler, faſt alle wälſchen Stammes, mitunter auch zigeuneriſcher Art und Abkunft; von den Verhandlungen des Reichstages, der zu Speier im vollen Gange war; von Händeln und Verträgen der deutſchen Fürſten; von Ausbreitung der neuen Lehre, der ſchon mancher der Anweſenden zugethan. Endlich begann Jörg auf ſeiner Zither zu klimpern, und ein Lied anzuſtimmen, das er gedichtet. Er war nicht mehr ganz jung, der fahrende Sänger, aber ein geſundes, heiter in die Welt hinein lachendes Antlitz hatte er in das reifere Alter gerettet, und eine bewegliche Phyſiognomie, die allem, was er ſang, den lebendigſten Ausdruck verlieh. Man mußte ſein Geſicht ſehen und deſſen proteusartige Mimik, um mit voller Geduld und regem Antheil den nicht ſelten ſehr lang geſponnenen Liedern bis zum Ende zuhören zu können. Das Lied, welches er eben begonnen hatte, behandelte die ganze Geſchichte der Schweinfurter Reformation, und ironiſch genug in der Singweiſe eines gleichzeitigen Marienliedes: Zuerſt ſo wollen wir loben, Maria die reine Magd ꝛc. Und ob gleich der Dichter und Sänger auf eine nichts weniger als höfliche oder poetiſche Weiſe in ſeinem Liede der Pfaffen gedachte, ſo blieb doch die Ruhe des allmählig dicht um ihn ſich ſchaarenden Zuhörerkreiſes dieſelbe, kein Murren, kein Drohen, keine Fauſt erhob ſich gegen ihn, wohl aber lohnte mancher Stelle Beifall und er konnte, als er mit der Strophe geendigt:

„Das Lied hab ich gemachet
Auf Sankt Mathäus Tag.
Der Pfaffen Tiſch iſt geſchwachet,
Deß haben's große Klag.
Werden's noch länger treiben
Mit ſagen und mit ſchreiben,
Doch können ſie nicht bleiben,
Laß fahren nur dahin!
Dieß Lied ſchenk ich auch ihn'n —“

ruhig ſeine angeſtrengte Lunge mit einem ſtarken Zuge aus dem vollen Steinkrug mit blankem Zinndeckel aufriſchen, um bald darauf, auf allgemeines Verlangen, ſein Lied vom Bauernkrieg anzuſtimmen, welches der Strophen noch mehr zählte, als das erſtgeſungene. Trotz der durch das dichte Volksgedränge vermehrten Hitze des Auguſttages blieb Alles um ihn her in horchender Stellung geſchaart, und manche Erinnerung wurde wach in einzelnen Zuhörern bei der ſtrafenden Stelle:

„Würzburg, du magſt wohl trauern
Daß Du haſt genommen für
Verbündniß mit den Bauern,
Deß haſt Du gar kein Ehr!
Du wollteſt hier vertreiben
Den frommen Herren Dein;
Nun mußt ihn laſſen bleiben,
Ihm unterthenig ſein.“

Und als der Sänger endigte:

„Der uns das Neue thut ſingen,
Uns hat gemacht dieß Lied,

Thut ſich Jorg Wetzell nennen,
Geboren von Schüſſenried;
Der will das Liedlein ſchenken,
Beiben, Frauen und auch Mann.
Daß Jeder ſoll gedenken,
Was er vor hab gethan —"

da flogen blanke Silberpfennige genug in des Volksdichters leichten dargehaltenen Hut, daran eine dünne, lang mitgegangene Feder ſchwankte. Als der Sänger ſeinen Platz verlaſſen und ſich im Gewühl verloren hatte, auch das Geſpräch da und dort ſich den verſchiedenſten Gegenſtänden wieder zuwandte, begann Kretzer halblaut zu ſeinem Vetter Jacob, der ihn gefragt hatte, was es ſonſt Neues gebe: „ich kann den kleinen Kaspar gar nicht aus den Gedanken bringen." — „Nun?" fragten Jacob und Peter Picht, der auch zuhörte: „Wer iſt der kleine Kaspar? Was iſt's mit ihm?" — worauf Kretzer antwortete: „Nichts iſt er mehr, aus iſt's mit ihm. Er war des hochſeligen Herrn Mund- und Leibkoch, und ſollte ſeiner Geſchicklichkeit halber auch jetzt wieder zu Hofe angenommen werden, that geſtern deshalb gebührende Aufwartung bei dem, der heute Biſchof worden, und iſt hernach plötzlich, mir nichts, dir nichts, umgefallen; war ein guter Tropf, Schade um ihn!" — „Alſo ſtieß ihm die Apoplexie das Herz ab?" fragte Jacob, und Kretzer ſprach mit hämiſchem Lächeln: „Freilich wohl, die muß es geweſen ſein; mich aber will bedünken, der kleine Kaspar habe etwa ein Tränklein bekommen, von Wem?

darf man wohl vermuthen, aber nicht ſagen, ſonſt könnte unſer einer, gleich dieſem Koch, in des Teufels Küche kommen, ich ſchweige darum, und ſage nur, Schade um ihn. Mit großen Herren iſt ſchlecht Kirſchen eſſen.“

„Hüt' Dich, hüt' Dich! Singe nicht ſolche Liedlein, Vetter!“ warnte Jacob: „Denke an den Hans, der dem Biſchof Johannes von Grumbach diente, und manches ausſang und ausſagte, was er nicht beweiſen konnte, dafür ihm nach ſeines Herren Tod das Hofgeſinde ein Seelenbad im Main bereitete, darin er das Leben laſſen mußte; denke an das Sprichwort:

„Lieber Kittel reiß nicht,
Herren Dienſte erben nicht.“

Kraft dieſer wohlgemeinten Warnung unterdrückte Kretzer, was ihm noch auf der Zunge ſchwebte, und was in ſo bunter Geſellſchaft auszuſprechen, allerdings nicht wohlgethan geweſen wäre.

Auf dem Frauenberge ging es herrlich her; die edlen Herren, Geiſtliche und Weltliche, bankettirten zur Ehre und auf das Wohl des Biſchofs weidlich; in Strömen floß edler Wein, nachdem die feierliche Uebergabe der Marienburg an den neuen Herrn mit allen üblichen Formalitäten erfolgt war.

Zu Grumbach, deſſen Gemüthsſtimmung ihm innern Antheil an der lauten Freude verſagte, und der mit Michel von Lichtenſtein in einer Fenſterniſche des Ritterſaales im Geſpräch ſtand, trat in nagelneuer Hoftracht der Hoſpoet Johannes Epiſcopius, ein ſauber beſchriebenes Pergamentblatt in der Hand, und ſprach: „Hier überreiche ich Euch, Herr Marſchall, die Kopei der Aufſchrift des Epitaphii für den in Gott ſeligen Biſchof, Euern Ohm, und verſehe mich geneigter Annahme und Beifalls. Zugleich habe ich das Vielen unverſtändliche Latein auf gedoppelte Weiſe in die deutſche Sprache nach Art zierlicher Kunſtſprüche reimweiſe vertiret, wie folgt!“

Grumbach mochte wohl oder übel wollen, er mußte die gereimte Uebertragung hören. „Seht“ fuhr der Sprecher erläuternd fort: „das nennen wir Gelehrte ein Akroſtichon, wenn die Anfangsbuchſtaben eines Gedichtes oder einer Stropha Namen oder ſonſt ſinnreiche Worte ausdrücken, wie hier, wenn ihr die Buchſtaben vorn abwärts leſet: KVNRADVS A BIBRA erſichtlich iſt.“

Grumbach nahm das Blatt mit ſehr lauem Dank, rollte es zuſammen und ſchob es in die Taſche, ſprechend: „Ich verſtehe mich nicht viel auf das, was Ihr Gelehrſamkeit nennt, Herr Poeta, doch hab ich Euch kein Hehl, daß Eure lateiniſchen Diſticha mir beſſer gefallen, als Eure deutſchen Reime, die nach der Handwerksſchule ſchmecken. Kunſtreich mag das Ding wohl ſein, aber friſch iſt's nicht. Haltet das mir zu Gute, ich bin ein Kriegsmann, und lobe mir ein luſtiges Reiterſtücklein; bin kein Freund von Epitaphiis und Leichencarminibus, danke Euch jedoch allerſchönſtens für die Kopei.“

Der vornehme Dichter wurde vor Aerger ſcharlachroth im Geſicht; er drehte ſich raſch um, und murmelte im Weggehen die Endzeilen ſeines von ihm ſelbſt für unübertrefflich gehaltenen Akroſtichons, die letzte abſonderlich betonend:

„— — Eines jedoch
„Ich dich hie mahn, wollſt ſehen an
„Bedächtlich wohl, daß kürzlich ſoll
„Richten der Recht' Herren und Knecht',
„Ein'm Jeden wird, was ihm gebührt.“

Viertes Kapitel.

An einem Märztage des Jahres 1545 ritt Wilhelm von Grumbach mit ſeinem Sohne Kunz von Würzburg nach Rimpar. Es war die Zeit, in welcher die Natur unter ſtürmiſchen Wehen die Geburt ihres holdeſten Kindes, des Frühlings, ankündigt; der Himmel war trüb, da und dort lagen noch auf den ſchwarzen Feldern weiße Schneeſtreifen, das Grün der feuchten Wieſen lachte noch nicht in der verjüngten Farbe des Lenzes, kein Baum war noch ausgeſchlagen, auf fernen Waldbergen laſteten Nebelſchleier und tiefherabhängende Regenwolken; die Wege waren grundlos. Sehr verſchieden zeigte ſich die Stimmung der beiden Reiter. Grumbachs Stirne war verdüſtert, wie der Himmel über ihm, trübe Gedanken erfüllten ſeine Seele, Groll und Unmuth;

ungern gedachte er der Zukunft, denn es lag für ihn keine Glückshoffnung hinter ihren Schleiern. Sein Sohn war gedankenſelig; er baute ämſig an den Zauberſchlöſſern der Hoffnung. Die Liebe der guten Salome von Bellberg war ihm gewiß; die eignen, wie Salome's Aeltern billigten ſeine Neigung, und ſeine Wünſche ſelbſt nahmen einen ſo beſcheidnen Flug, daß er deren Erfüllung unbeſorgt entgegen ſehen konnte. Ein Haus, einige Diener, einige tüchtige Pferde, blanke Waffen, und einen möglichſt großen Jagddiſtrikt, um in demſelben auf alle Weiſe des edlen Waidwerkes zu pflegen, das ſeine größte Leidenſchaft war — wenn er dieſes hatte, war er ſchon zufrieden; kam dazu ein ſchönes biederherziges Weib, etwa auch noch ein gut verſorgter Weinkeller, ſo war er auf dem Gipfel ſeiner Wünſche. Er hatte das ſanfte, ruhige Herz ſeiner Mutter, ſehnte ſich nicht nach Herrendienſt, nicht nach Ehrenſtellen, nicht nach Fürſtengunſt. Daß dieſe nicht in ſo hohem Grade beglückten, und noch weniger auf die Dauer, ſah er ja an ſeinem Vater, deſſen ſtolze Seele ſie erſtrebt, den der Glanz der Macht umgeben, welcher aber jetzt ſchon merklich im abnehmenden Lichte war. Grumbach wußte ſelbſt gar wohl, daß dieſer Stern ſank, und blickte unruhvoll nach andern aufgehenden Geſtirnen umher. Sein ſtrebender Geiſt fühlte, daß die Bande gelöſt werden müßten, die nur noch locker ihn am Biſchofhofe hielten; er war nicht gewohnt, untergeordnete Rollen zu ſpielen, geringgeachtete Stellung einzunehmen, und er ſah dem unvermeidlichen Bruch gefaßt entgegen; auch ſollte nicht unvorbereitet oder überraſchend ihn die Dienſtentlaſſung finden, der er ſich zu Zobel verſah, da er über deſſen Geſinnung nicht in Zweifel war.

„Mein Sohn,“ ſprach der Marſchall zu Kunz, als ſchon das ſtolze Haus Rimpar vor ihren Augen lag: „es wird ſich in Kurzem eine Veränderung begeben. Nach allem, was ich gehört und entnehmen können, denkt Herr Zobel darauf, mir, Deiner Mutter, und Kretzer zu weigern, was der ſelige Ohm uns aus willigfreundlichem Herzen zugedacht. Unter dem ſcheinheiligen Vorwand, für des Stiftes Beſtes Sorge zu tragen, verſchlingt ſeine Habſucht unſre Legate; mögen ſie ihm nur nicht im Halſe ſtecken bleiben, wie dem Wolf in der Fabel der Knochenſplitter, er möchte keinen gutmüthigen Kranich finden, der ihm dieſen aus dem Schlunde zieht. Fügt es Gott, daß ich mein Brot in fremden Herrendienſten ſuchen muß, wiewohl ich lieber daheim unter meinen Kindern mit meiner braven Hausfrau ein ſorglos geruhiges Leben führte, im Frieden mit aller Welt, dann wirſt Du, bis zu Deiner Verheirathung, die nach des alten Bellberg Willen noch einige Jahre anſtehen ſoll, weil Deine Braut noch allzujung, ein treuer Verweſer meiner Güter ſein, und hier in Rimpar wohnen. Die Mutter mit den Töchtern kann im Hofe Grumbach in der Stadt bleiben, Du biſt als Schutzvogt über die Frauen ihnen nahe genug.“

„Alles nach Deinem Gutbefinden, Vater,“ antwortete Kunz, und dachte dabei der Nähe der ſchönen Jagd im Gramſchatzer Walde. Grumbach ſprach weiter: „Es hat mich viele Briefe und Schreiben an den Heſſenfürſten Philipp gekoſtet, bevor ſeine Gnaden ihr Herz zur Auszahlung der mir vom ſeligen Ohm gegebenen zehntauſend Goldgülden bewegen laſſen, doch nun iſt das Geld da. Der Heſſiſche Rath Hermann von der Malsburg hat mir unlängſt auf Philipps Befehl brieflich angezeigt, daß die Erlegung dieſer Summe von ſeinem Herrn mir zu Gnaden geſchehe, außerdem noch zur Zeit der Landgraf zur Zahlung nicht bedacht geweſen; da ſiehſt Du, daß ich auch bei auswärtigen Reichsfürſten noch etwas gelte, daß ich dieſen Biſchof nicht brauche. Ich darf heute des Kaiſers Majeſtät meine Dienſte anbieten, und die höchſten Stellen in der Reichsarmee ſind mir gewiß; am Brandenburger Hofe werde ich mit offnen Armen aufgenommen, ja ich darf nur die Werbetrommel rühren laſſen und ein Fähnlein aushängen, ſo ſtrömen Reiſige, Einſpänniger und Lanzknechte mir zu von allen Orten und Enden her. Aber um euertwillen zog ich den friedlichen Dienſt dem kriegeriſchen vor, und dem ſeligen Ohm zu Liebe, der mich bat, der meiner bedurfte, wie wäre ich ſonſt dazu gekommen, ein Pfaffenknecht zu werden? Wiſſe, Kunz, daß meine Jugend bewegter, kriegeriſcher war, wie die Deinige. Unter ſteter Beſchäftigung mit den Waffen wuchs ich auf am Hofe des Markgrafen Kaſimir von Culmbach, dahin mein Vater mich frühzeitig gethan, daß ich das Kriegshandwerk erlerne. Ich ward Führer eines Fähnleins im Heere des erneuerten ſchwäbiſchen Bundes, und half die Raubneſter zerſtören, von denen alle Lande voll. Die alten Chroniken machen viel Weſens von der Zerſtörung der Raubſchlöſſer unter Kaiſer Rudolph von Habsburg; ich glaube, wir haben deren in Schwaben, Franken und den Anſpachiſchen Landen mehr zerſtört, als jener im ganzen Reich. Es waren luſtige Feuerwerke. Als der Bauernkrieg losbrach, zitterte der Biſchof, und rief ſeine waffenfähigen Lehensmänner, ſeine ganze Ritterſchaft und die Nachbarſchaft zu Hülfe. Es war eine Verwirrung ſonder Gleichen und guter Rath theuer, denn auch die Stadt war in Aufruhr. Damals war Markgraf Friedrich von Brandenburg Dompropſt von Würzburg, mit ihm zog ich dem Hochſtift zu, er und der tapfere Sebaſtian Rotenhahn retteten die Burg, ich aber war es, der der Hyder das größte Haupt abhieb; ich wüthete aus Treue für mein Vaterland gegen mein eignes Fleiſch und vollbrachte aus Treue eine treuloſe That, die mich ewig reuen wird. Der Biſchof — als ſich die Verhandlung mit der Landſchaft in der Stadt zerſchlug, der Landtag ohne Erfolg ſich auflöſte, die hellen Haufen der Bauern rings umher ſchon alle Schlöſſer und Klöſter verwüſteten, auch Götz von Berlichingen mit der eiſernen Hand ſeine Lehen aufſchrieb, im Anmarſch war, und alle Ermahnungen an die Bürger fruchtlos blieben — der Biſchof ſahe feig die Marienburg mit dem Rücken an, er entfloh mit einigen Räthen und Dienern, darunter auch der Mergentheimer Reimeſchmied, und die Beſatzung ſchwur dem Dompropſt Treue und Ausharren bis auf den Tod. Da ſchwur auch mancher Grumbach mit, aber ich nicht; ich ritt mit des Markgrafen Vorwiſſen hinweg, um außerhalb der Burgmauern wirkſam und thätig zu ſein. Und ich war es, o ich war es, mein Sohn; ich ſchrieb mit Blut ein Blatt in meiner Lebenschronik, und dieſes Blatt zeichnet mir und ſchlägt mir fort und fort meine Schweſter, Deine Baſe, auf, die jetzt zu Rimpar wohnt, weil ihre Nähe Deinen jungen Schweſtern nicht taugt. Ich mag davon nicht reden, denke nicht gern daran, und muß doch immer und immer daran denken, kein Bimsſtein, keine Säure löſcht von dem ſonſt unbefleckten Pergamen meines Lebensbuches dieſen blutigen Makel.

„Du meinſt den Florian,“ nahm Kunz das Wort: „der Baſe Geliebten oder Verlobten. Hab ihn noch von Niemand loben hören, obgleich man den Todten nur Gutes nachſagen ſoll; das geht doch traun nicht immer an. Kretzer hat mir einmal, da ich mit Fragen in ihm drang, den ganzen Handel erzählt, der Florian Geier von Giebelſtadt hatte ſich zu dem Bauernvolk geſchlagen — ſchon das machte ihn, den fränkiſchen Edelmann, ſtraffällig. Er war der Erſten einer, die ihr Fähnlein in die Stadt führten, und bald waren die adeligen Höfe, der Katzenwicker, die Lobdeburg, der Weinsberg, der Kaulenberg, der Rödelſee voll Geſindel. Herr

Florian aber nahm mit ſeinem ſchwarzen Haufen ſein Quartier in unſerm Hofe, bedrängte die Frauen, und liebängelte mit der Baſe, die einen Narren an ihm fraß. Er war der wildeſte, trotzigſte der bäuriſchen Hauptleute. Sprach er nicht laut im grünen Baum, als die Bauernſchaft mit den Abgeordneten von der Burg zu Rathe ſaß, dabei auch Götz von Berlichingen war und Jacob Koel: Die Zeit iſt da, und die Bauernart iſt gelegt an die Wurzel der Stammbäume; der Tanz hat begonnen, und man wird jedem Fürſten pfeifen vor ſeiner Thüre, auf daß Keiner zum Andern kommen kann?“

„So war er, ſo that er“ beſtätigte Grumbach: „er war mir als aufgedrungener Schwager nicht weniger zuwider, wie als Bauernhauptmann, der von Rothenburg her genugſam übel berüchtigt; er ſchändete unſer adeliges Wappen, er verführte meine Schweſter, und ſo ward er gefällt, und mit ihm fiel ein Pfeiler des Bauernheeres, ſo daß der ganze Bau ins Wanken kam, denn war Florian noch bei der Berennung des Schloſſes, ſo wäre der Sturm ſchwerlich abgeſchlagen worden, und Alles hätte eine andre Wendung genommen. Doch genug davon; als Würzburg befreit war, that ich mich wieder zu meinem Herrn, dem Markgrafen, und folgte dieſem auf ſeinem Strafzuge durch das rebelliſche Land. Wir rückten mit dem Bundesheere gen Bamberg, und nahmen die Stadt ein, ohne auf des Biſchof Weigand Fürbitte zu achten. Dieſer Biſchof hat deshalb auch noch einen Zahn auf mich. Dann führten wir das Heer gen Rothenburg, und züchtigten die Stadt, die an jene Tage denken wird, ſo lange ſie ſteht. Von da ging es, immer mit dem ſtrafenden Schwert des Würgengels in der Fauſt, auf Kulmbach und Baireuth los und wurde das Oberland gefegt und geſäubert.“

„Du haſt viel erlebt und mit durchgemacht, mein Vater; eine böſe Zeit!“ bemerkte Kunz, und Grumbach erwiederte: „Viel habe ich erlebt, viel kann ich noch erleben. Allenthalben iſt Kriegesgährung, und wohlgethan iſt's, Waffen und Wehr in dieſer Zeit blank zu halten. Darum kommt mir auch jetzt das heſſiſche Geld zu baß, man kann nicht wiſſen, ob ich es nicht bald brauche.“

Die Reiter langten im ſtattlichen Schloſſe zu Rimpar an, dort wartete bereits des Landgrafen Philipp von Heſſen Pfennigmeiſter, der mit einem Wagen und etlichen Reitern zu deſſen Bedeckung gekommen war, und baar und blank die zehntauſend Goldgülden auszahlte, wogegen er den Schuldbrief ſeines Herrn von Grumbach ausgehändigt erhielt und nebenbei von dem dankbaren Ritter eine ſtattliche Verehrung in Empfang nahm. Neue Pläne erwachten beim Anblick des vielen Geldes in Grumbach; die Freude des Beſitzes hob ſeinen Muth, er hatte lange darauf geharrt, und beſchloß nun feſter noch und entſchiedener, als bisher gegen den Biſchof aufzutreten, und wo möglich recht bald den Dienſt eines ſo wenig geliebten Herrn zu quittiren. Noch an dieſem Tag ſprach er zu ſeinem Sohne halb ſcherzend, bald verweiſend: „ich reite zurück, ich habe keinen Tag mehr Ruhe; baue Du Deine Vogelherde, ſtelle Deine Netze aus, fange Droſſeln und Finken; ſperre ſie in Käfige, daß ſie Dir etwas vorſingen, und verſchieße Deine Bolzen und Schroten nach den ſtreichenden Schnepfen. Ich habe einen Vogel pfeifen hören, auf den will ich baitzen, und ihm ein Stücklein vorleiern, das er ungern nachzwitſchern wird. Gehabe Dich wohl, mein ruhiger Junker!“ —

Wenige Tage ſpäter ritt der Marſchall mit Chriſtoph Kretzer auf den Frauenberg, nachdem er lange mit ſeiner Hausfrau ernſtes und heimliches Geſpräch gepflogen. Er hatte den feſten Vorſatz gehabt, auch zum Biſchof ein ernſtes Wort zu reden, doch bevor er den Vorſatz ausführte, traf ihn eine Vorladung, vor dem Herrn zu erſcheinen, um in einer gewiſſen Sache Auskunft zu ertheilen. In dem geheimen Seſſionszimmer auf dem Frauenberg waren der Domdechant, der Rath Rotenhahn und der Hofmeiſter Heinz Truchſeß anweſend; Grumbach trat ein, die Herren erwiederten ſeinen Gruß mit verlegenen Mienen, Kretzer war im Vorzimmer zurückgeblieben; kaum war Grumbach eingetreten, ſo erſchien auch mit ſtrengem Geſicht der Biſchof, und bedeutete mit einem Handwink die Anweſenden, Platz zu nehmen. Als dieß geſchehen, begann Zobel: „Marſchall von Grumbach, wir haben in Sachen des Hochſtifts und Kapitels eine Frage an Euch zu richten. Des hochſeligen Biſchofs Liebden haben in Eure Hände eine Schuldverſchreibung des Landgrafen Philipp von Heſſen niedergelegt, im Betrag von zehntauſend Goldgülden, und das Geld iſt an Euch bezahlt worden; iſt dem alſo?“

„Es iſt alſo, wie Ihr ſagt!“ erwiederte Grumbach, über dieſen ganz unerwarteten Eingang betroffen, und neugierig, wo das hinaus wolle.

„Nun denn,“ fuhr Zobel fort: „wann wird Euch belieben, dieſe Summe an den Seckelmeiſter des Kapitels auszuliefern?“

„Niemals!“ ſprach Grumbach, der nun ſchon ſeinen Mann durchſchaute, lakoniſch und feſt.

„Wie? Niemals?“ fragte der Biſchof. „Gedenkt Ihr das Stift zu ſpoliiren?“

„Ich möchte bitten, Eure Ausdrücke ziemender zu wählen, Herr Biſchof,“ ſprach Grumbach mit dem ganzen Ernſt, der ihm zu Gebote ſtand, und einem zermalmenden Blick: „mein ſeliger Ohm ſchenkte mir dieſes Geld zum Lohn meiner treuen Dienſte, er gab es mir als ein Vermächtniß; es war ſein und iſt nun mein.“

„Der gute, ſelige, freigebige Mann!“ höhnte Zobel: „Er ruhe im Frieden! Ihr mögt beſſer wiſſen, Grumbach, als ich und das Domkapitel, wie viel und wie vielerlei Vermächtniſſe der in Gott Ruhende hinterließ, auch ſeid Ihr ein kluger, aller Rechte wohl kundiger Mann, daher werdet Ihr wiſſen, erſtlich, dem Kapitel die Schenkungsurkunde vor Augen zu legen, die über eine ſo große Summe, über zehntauſend Gulden in Geld, der Hochſelige Euch ebenfalls zuzuſtellen, gewiß nicht vergaß, außerdem ihr ihn wohl daran erinnert haben werdet; zweitens, daß es ganz undenkbar von einem Biſchof, der noch ſeine Beſinnung hat, eine ſolche Summe hinzuſchenken, ohne Beirath und Zuſtimmung des Kapitels, wenn — drittens — die Verſchreibung auf das Kapitel, und nicht auf den Privatſeckel des Verſchenkers lautet, daher Ihr — viertens — eine vidimirte Kopie der Verſchreibung, deren Original Ihr aus den Händen gegeben, ebenfalls aufweiſen werdet. Dieſes fordre ich von Euch im Namen des Kapitels und als Euer Dienſtherr, zu Eurem eignen Wohl, zu Eurer Rechtfertigung, ſonſt könnte ja ein böslicher Verdacht auf Euch haften, und ſolchen wollen wir an unſern Hofdienern nicht dulden. Ich berufe mich dabei auf Eure eigne Einſicht, Euern Verſtand; nicht in böslicher, in beſter Abſicht rede ich dieß zu Euch. Ihr kennt zu gut alle Rechte und Pflichten eines Biſchofs, als daß Ihr uns darum grollen könntet, werdet auch auf Eurer Frauen Mutterbruder nicht den Makel haften wiſſen wollen, er habe ſeinem Eid zuwider gehandelt, und das Stiftsvermögen verſchenkt. Man fährt nicht aus einem Himmel in den Andern!“

Grumbach zitterte vor Wuth, und hielt mit Mühe an ſich. „Ich habe keine Schenkungsurkunde!“ antwortete er: „und bedarf einer ſolchen nicht, denn das Geld iſt nicht des Kapitels, darauf will ich einen körperlichen Eid leiſten, auch die Kopie der Verſchreibung darlegen, darin kein Jota ſteht, daß das Geld Stiftsvermögen. Ei das würde dem Stift gut ſchmecken, wenn ich ihm die zehntauſend Goldgülden zum Verſchlingen in den Rachen würfe! Nichts Neues unter der Sonne!“

„Bleibt bei der Sache, Marſchall,“ ermahnte Zobel mit ernſter Ruhe, und ſpart Eure beſtialiſchen Metaphern. „Ihr liefert vollgültige Beweiſe, daß das Geld Eures Ohms Privateigenthum, woran wir billig zweifeln, da wir ſeinen Reichthum genugſam kennen, oder Ihr zahlt in kürzeſter Friſt das Geld baar oder in ſichern Verſchreibungen, oder — das Kapitel verklagt Euch, und ich laſſe Euch, ſo leid es mir thut, bis nach ausgetragener Sache in ritterlicher Haft halten.“

Die Räthe und der Domdechant nickten dieſem Ausſpruche Beifall; über Grumbachs Züge glitt ein Lächeln, und er nahm wieder das Wort:

„Nun wohl, dieſe Sache gehe ihren Gang; ich fordre den Gegenbeweis, daß jenes Geld Stiftsvermögen; wird mir dieſer vollgültig dargethan, dann ſoll es das Stift haben bei Heller und Pfennig, denn ich verlange nichts vom Stift, nichts von Euch. Nun erlaubt mir auch ein Anbringen, geſtrenge Herren. Ihr, wie Ihr hier ſeid, mit Ausnahme des

Domdechanten, wurdet zu Executoren des Teſtamentes meines verblichenen Ohms ernannt; iſt dem ſo?“ — Die Räthe bejahten. „Auch unterſchriebt Ihr mit dem Domſcholaſter und dem Landrichter Jörg von Maßbach beſtätigend die letzte Willenserklärung des Teſtamentars, nicht?“ Auch dieſe Frage konnte nicht verneint werden, daher Grumbach mit ſteigender Stimme fortfuhr: „Nun frage ich weiter, aus welchen Gründen werden die Legate nicht ausgezahlt, zu denen das Kapitel doch das Geld verwilligte, das obnedieß ſich ſämmtlicher Hinterlaſſenſchaft bemächtigt hat, ohne die nächſten Verwandten zu begrüßen, ohne arme Diener zu bedenken?“

„Darauf will ich Euch dienen, Herr Marſchall,“ nahm jetzt der Biſchof das Wort. „Ihr wißt recht gut, daß der Diener der Kirche keine Verwandten hat und kein Vermögen, die Präbende iſt das Vermögen der Domherren, und das, was Landſchaft und Kapitel dem Biſchof zur Hofhaltung bewilligt, iſt deſſen Einkommen. Er darf nicht ſorgen und ſammeln, wie ein weltlicher Edelmann, er darf wohl treuen Dienern Etwas ausſetzen, aber mit Recht beſtreiten wir Legate, von denen wir auch gar keinen Grund ſehen. Bedenkt doch ſelbſt, Grumbach, das Urtheil der Welt! Konrad von Bibra teſtirte Eurer Hausfrau achttauſend Gulden; es ſteht alſo geſchrieben, aber wird ſie, könnt Ihr dieſes Geld wirklich in Anſpruch nehmen? Ihr, ein reicher, begüterter Mann, das Vermögen des Hochſtifts, welches noch an den Wunden blutet, die ihm der Bauernkrieg ſchlug, dem die leidigen Packiſchen Händel hunderttauſend Gulden koſteten? Als Freund rathe ich euch, als Biſchof bitte ich Euch, ſteht von dieſer Forderung ab.“

„Ich glaube, Herr Biſchof —“ fuhr Grumbach heraus: „Ihr haltet mich für einen blödſinnigen Narren! Erſt ſoll ich die zehntauſend Gulden fahren laſſen, jetzt auch noch die achttauſend, die von Gott und Rechtswegen mein und den Meinigen gehören! Was kümmert's mich, wenn das Kapitel bettelarm wäre? Noch hat es damit keine Noth, ich ſehe keinen Mangel, und die Feſte zu Ehren Eurer Wahlen, Herr Biſchof und Herr Domdechant, ließen nichts von Armuth ſpüren. Heraus mit dem Legat, ſonſt weiß auch ich den Ort, allwo ich Biſchof und Kapitel verklage!“

„Nur nicht alſo anzüglich geſprochen!“ fiel Friedrich von Wirsberg ein, aber Grumbach fuhr heftig fort, ohne ihn zu hören: „Auch meines Dieners Chriſtoph Kretzer muß ich hier gedenken, Ihr Herren; ich habe ihn mitgebracht, falls Ihr ihn ſelbſt fragen wollt, ob er auch ſein Recht fahren laſſen will, wie mir angeſonnen wird! Auch ſeiner Hausfrau vermachte der vorige Biſchof ein Legat, auch dieſes iſt bis jetzt unter allerlei nichtigem Vorwand, worunter Mangel an Geld der allernichtigſte, verweigert worden, und ich frage nun nochmals in meinem und ſeinem Namen: Wann wird es dem Kapitel oder dem Biſchof belieben, unſre Legate auszuzahlen, oder anzuweiſen?“

„Ich werde ſogleich dieſen Termin beſtimmen,“ erwiederte Zobel mit Tücke: „Ihr pflichtet mir aber darin doch gewiß bei, Herr Marſchall, und auch ihr Herren Räthe und Domkapitularen, daß uns bei dieſen ganz abſonderlich verwunderlichen Legaten eine Frage an die Aſpektoren zuſtehe, die Ihr uns, Herr Marſchall, ſonder Zweifel im Namen Eures Weibes und auch der Kordula Kretzer, werdet löſen können! Wir geben Euch auf Euer ſo gebieteriſch fragendes Wann? ein demüthig bereitwilliges Dann! und antworten: dann wird Stift und Domkapitel vielerwähnte Legate auszahlen, wann ihm die wahre Urſache unverhohlen kund gethan wird, womit die Frau des Edelmannes, ſo wie die Frau des Knechts ſolche reichliche Schenkung von dem hochſeligen Mann, unſern in Gott ruhenden Vorgänger verdient haben?“

Grumbachs Blick hatte lauernd wie der eines Tigers am Mund des Sprechers gehangen, ſein Blut kochte, ſein Herz pochte laut, und er fuhr mit ungeſtümer Heftigkeit vom Seſſel, als Zobel ausgeſprochen, und ſchlug eine helle wüthende Lache auf, welche die Männer und ſelbſt den Biſchof erſchreckte. „Wohlgeſprochen Biſchof!“ keuchte er dann hervor: „jetzt wird mir ja vollgültiger Lohn für alles, was durch mich dem Stift zu Gute kam. Dein Schmachwort taſtet an die Ehre und die unbefleckte Keuſchheit meiner tugendhaften Gemahlin, Konrads Blutsverwandte, taſtet an die Ehre eines Weibes, die nie über Konrads Schwelle ſchritt, ſo wie er nie über die ihre, taſtet an Deinen Vorfahr, den beſten, frömmſten, reinſten Mann, und nimmt den ſchändlichſten Verdacht zum Vorwand einer Beraubung! Vor die Füße werfe ich Dir Deinen Marſchallsſtab, und ſchreie zu dem allmächtigen Gott, daß Er mir zu meinem Rechte verhelfe! Ganz liegt es vor mir, Dein neidiſches, undankbares Gemüth! Alſo darum, daß mir Solches widerfahren mußte, ward ich beſchwatzt, Deiner Wahl nicht entgegen zu wirken. Du wollteſt mir und den Meinen auch ſtets ein recht gnädiger Herr ſein! Da möchte ich viel lieber den Teufel zum Herrn haben, denn ſolch einen treuloſen Mann!“ —

„Soll ich nach dem Profoß ſenden, Grumbach! oder wirſt Du ſchweigen?“ herrſchte der Biſchof im höchſten Grad gereizt, dem Ritter zu. „Was ſoll das Gezänk, was ſollen die Läſterreden? Deines Dienſtes ſagen wir Dich willig los, und geben Dir Urlaub, zu dem zu gehen oder zu fahren, den Du genannt; bevor Du aber dieſes thuſt, haben wir noch weiter mit Dir zu rechten als Dein Lehensherr. Du haſt Dir von Konrad von Bibra Verträge erſchlichen, die ich null und nichtig mache! Du haſt Deine Wildbahn falſch verſteinen laſſen, das alles ſoll ſtreng und genau mit Vergleichung der Steinregiſter aus den Archiven unterſucht werden, demnach fordre ich Dir das Gelöbniß ab, das Gebiet des Stifts nicht zu verlaſſen, bis nach ausgetragener Sache, und bis wir Dir in Bezug auf Deine Dienſte quitt geworden, und Du dem Stift.“

„Ihr könnt ſagen, was Ihr wollt, machen, was Ihr wollt!“ antwortete Grumbach dumpf, mit gebrochener Kraft. „Ihr häuft eine Schädigung meiner Ehre auf die andre, und ich muß daſtehen, wie ein geſcholtener Schulbube, weil Euch der Burgfriede ſchützt und der Hermelin; ich will Euch die Freude nicht machen, jenen zu brechen, dieſen anzutaſten, mich Euerm Haß ganz in die Hände zu liefern. Gott ſei Richter zwiſchen mir und Euch! Dieſer Stunde wollen wir Beide noch oft gedenken.“

„Ihr ſeid mithin entlaſſen!“ ſprach ruhig der Biſchof mit einem Handwink, und Grumbach ſchritt heftig aus dem Gemach.

„Das war freilich viel auf Einmal“ ſagte hohnlächelnd und ſich vergnügt die Hände reibend, der neue Domdechant, aber Rotenhahn und Truchſeß ſchwiegen und ſchauten bedenklich drein.

Grumbach ließ ſich ſein Pferd vorführen; er ſprach zu Kretzer kein Wort; daraus merkte dieſer gleich Unheil, und folgte ſchweigend ſeinem Herrn. Erſt als Beide die Stadt am Bergesfuß erreicht hatten, hielt unten am Rebſtock Grumbach an, und ſprach zu ſeinem Diener: „Reite an die Schenke dort, und fordre einen Becher alten Weines, es ſchmeckt mir im Mund wie bittre Galle.“

„Hier wollt Ihr trinken, Herr, auf offner Straße, vor der gemeinen Herberge, Ihr, der Marſchall?“ fragte Kretzer bedenklich.

„Bin nicht Marſchall mehr,“ antwortete Grumbach leichthin. „Bin, der ich erſt war, ein freier

Mann; denke, ich wäre wieder Führer einer Reiterſchaar, da hab ich vor mancher Herberge gehalten, und einen guten Trunk zu Roß gethan. Kann auch kommen, daß ich noch oft ſo thue.“

„Dacht's gleich, daß der Teufel ein Ei gelegt,“ murrte Kretzer, an den Rebſtock reitend, aus dem ſchon mit demüthigem Geſicht der Wirth ihm entgegen rannte.

War das nicht die Stelle, fragte Grumbach ſich ſelbſt, wo vorigen Sommer beim Einritt Zobels Zelter ſtrauchelte? Dazumal kam mir ein ahnungsvoller Gedanke, ein Reiteraberglaube. Dieſer Mann ſtrauchelt auf dem Wege des Rechts, Treu' und Glauben ſtraucheln bei ihm, möge er ſich wohl vor dem Falle hüten!

Kretzer ritt wieder nahe heran, der Wirth mit voller Flaſche und reinem Becher folgte. „Alſo nichts, Herr? Keine Hoffnung auf das Geld?“ fragte der Diener.

„Keine, Kretzer, Du kannſt Dich mit Kor hinter'm Ohre kratzen,“ erwiederte der Ritter und trank: „Gutes Wohlſein!“ wünſchte der Wirth. „Danke! Kann's brauchen!“ lachte Grumbach und warf dem Wirth ein Stück Geld hin, den Becher aber zur Erde, daß er in Scherben ging. „Zerſchelle wie dieß Glas, Glück von Giebelſtadt, und werde zu Scherben Hoffarth, wie heute Dankbarkeit, adeliger Sinn und Fürſtenwort zu Scherben und zu Schanden ward!“ rief er, und jagte von dannen, Kretzer folgte in Haſt nach, und im Hofe Grumbach fehlte es bald darauf nicht an Thränen und Verwünſchungen.

Ueber der noch öden Flur lachte ein wolkenloſer Himmel, hauchte Lebenswärme ein erweckender Frühlingswind. Die Lerchen wiegten ſich ſingend im reinen Aether, die Wieſen begannen zu grünen, die Bäume zu knoſpen; unter Zäunen der Berggärten blühte die grüne Nießwurz, und in den Laubwäldern glänzte das Schneetröpſchen weiß und grün. Die jungen Birken, wo ſie dicht ſtanden, ſchimmerten roth und erſchienen, wenn die Sonne ſie beſtrahlte, wie feurige Büſche. Abermals ritt Grumbach von Würzburg nach Rimpar, von Kretzer begleitet, und ſich nichts kümmernd um das in der Feldflur ſich kund gebende neu erwachende Naturleben. Dennoch übte auch auf ihn die beginnende ſchönere Jahreszeit ihre Macht, ſie richtete ſein Gemüth auf, und erfüllte es mit Hoffnungen. Darin iſt der Frühling ein Zauberer. Mit ſeinem Erwachen befängt das fühlende Menſchenherz, das jugendliche, wie das greiſe, jene magiſche Gewalt, der man keinen rechten Namen zu geben weiß, das frohmachende Lenzgefühl, eine Verſchmelzung von Sehnſucht und Freude. Und dieſer erhöhte Pulsſchlag der Natur geht durch die ganze

Kette der Weſen nach einem großen Geſetz. Es iſt der ewige Nachhall des ſchöpferiſchen Werde. Leider geht am Ohr der meiſten Menſchen dieſer urheilige Schall vorüber, und ſie tragen auch in die ſtillen Naturtempel ſtatt eines Liebesopfers nur ihren Haß und ihre Erbitterungen.

So war es an dieſem Tage Grumbach nicht allein, der nach Rimpar, und von da nach dem Gramſchatzer Wald ritt, ſondern auch der Biſchof Zobel mit Gefolge. Der Biſchof von Würzburg, der Herzog von Franken ließ ſich herab, in eigner hoher Perſon der von ihm anbefohlenen neuen Verſteinung der Wildbahn eines Lehensmannes beizuwohnen, und man wußte nicht, ſollte die Herablaſſung eine Gnade ſein, oder ein Zeichen recht tiefen Grolles, gemeiner Leidenſchaftlichkeit. Grumbach war mit ſich keinen Augenblick im Zweifel, wofür er jene zu halten habe.

Es war ziemlich lebhaft in dem Walde. In Gruppen vertheilt ſtanden da und dort, der Herren harrend, mit Winkelmaßen, Senklothen und Richtſchnuren die geſchwornen Merker und Steinſetzer von den Ortſchaften Gramſchatz, Buttbach, Rieden, Hauſen, Erbshauſen, Burggrumbach, Rimpar und noch gar viele andere der zahlreichen, umliegenden Dörfer; auch waren dieſen Männern eine Menge Fröhner zugeſellt, mit Steinhauen und Brecheiſen, um nöthigenfalls die Grenzſteine auszuheben, ihnen andre Richtung zu geben, oder ſie an ganz andern Stellen einzuſetzen. Wildmeiſter und Forſtknechte zu Roß und zu Fuß waren nicht minder im Walde mit

Viſirtiſchen und Meßketten thätig, da und dort loderten Feuer und waren Zelte aufgeſchlagen, um darunter den im Walde Beſchäftigten leibliche Erquickung darzubieten. Auch fehlte es nicht an neugierigem, müſſiggaffendem Volk, dem das Begehen der Grumbachiſchen Jagdgrenze von Seiten des Biſchofs als ein Schauſpiel galt; ſah es doch bei dieſer Gelegenheit ſeinen neuen Herrn, deſſen Schlauheit ſeinem jetzigen Vorhaben das Anſehen eines Aktes der Gerechtigkeit zu geben wußte. Dieſer konnte nicht beginnen, ohne daß der Lehensherr den betheiligten Lehensmann hörte, daher ritt jetzt Grumbach, von ſeinem Sohn begleitet, in den Ring, den um den Biſchof die Abgeordneten des Kapitels, biſchöfliche Räthe und das Gefolge der Edelknechte bildete. In ſeiner Hand hielt er ein langes und ſchmales Pergamentbuch, in der Weiſe geſtaltet, wie die Steuer- und Zinsregiſter aus jener Zeit, von denen alle Archive voll ſind, und begann nach der Begrüßung: „Hier lege ich mein Steinregiſter vor Augen, wie es der vorige Biſchof mit dem Kapitel confirmirt, unterſchrieben und unterſiegelt hat, darinnen von Wort zu Wort ſteht, wie bereits vor Jahren die Grumbachiſche Jagdgrenze vom Kapitel und Stift beſichtigt, abgeritten, verraint und verſteint, bewilligt und zugeſagt worden iſt, in Beiſein der hier abermals mit anweſenden Herren: Martin von Uſſigheim und Heinz Truchſeß, dem Rentmeiſter Gullmann, dem Förſter des Waldes Gramſchatz, Kunz Schirmer, neben meinem Forſtbedienten Jörg Rehberger und Jobſt Trautmann. Ich bitte daher, hier auf der Stelle meine Urkunde mit der gleichlautenden aus dem biſchöflichen Archiv genau zu vergleichen, damit kund werde, daß die Steine recht und richtig geſetzt ſind.“

„Man geht nicht aus einem Himmel in den andern! Geſchäfte der Kanzlei gehören nicht in Wald und Feld, Feſter von Grumbach,“ nahm ſogleich der Biſchof das Wort. „Wer zweifelt denn am Gleichlauten der Urkunden, die unter Eurer unmittelbaren Aufſicht geſchrieben wurden? Hofmeiſter! leſet doch einmal den Eingang!“

Heinz Truchſeß ſchlug ſogleich das Duplicat aus dem biſchöflichen Archiv auf, und begann: „Wir Konrad von Gottes Gnaden, Erwählter und Beſtätigter zum Biſchof zu Würzburg und Herzog zu Franken ꝛc. Nachdem wir uns hievor mit Rath, Wiſſen und Bewilligung der Ehrwürdigen und Würdigen unſern lieben Andächtigen, Dechant und Kapitels unſers Domſtifts mit dem feſten, der Zeit unſern Amtmann zu Dettelbach, Rath und lieben Getreuen, Wilhelm von Grumbach zu Rimpar von Jagniß und andrer mehr ſtreitigen Gebrechen wegen in der Güte vertragen haben —“

„Halt, genug!“ rief Zobel aus. „In der Güte vertragen haben! Habt Ihr es Alle vernommen? Mit dem Hochſeligen mochtet Ihr wohl der Güte pflegen, und er mit Euch und den Euren, warum denn nicht? Nicht allen Biſchöfen ging das Wohl des Stifts über Alles, nicht alle opferten dem Vortheil des Stifts den eignen und die Anſprüche ihrer Verwandten und Dienſtleute auf, wir aber wollen nicht der Güte pflegen, ſondern des Rechts, wir annulliren Kraft unſres Amtes ſolche Privat- und Separatverträge, die das Stift ſchädigen; wir ſtellen die Grenze wieder her, wie ſie früher war, und wenn zehn neue Steinregiſter vorhanden wären, denn auch noch die alten ſind vorhanden, und an dieſe halten wir uns!“

„So brecht Ihr einen Vertrag, den Ihr ſelbſt unterſchrieben und beſtätigt!“ zürnte Grumbach.

„Ich unterſchrieb der Form gemäß, nicht aus Ueberzeugung,“ verſetzte Zobel. „Den neuen Brief unterſchreibt nun mein Dechant; Ihr thut, als wüßtet Ihr kein Wort vom kanzleimäßigen Geſchäftsgang.“

„Ich ſehe wohl, es iſt auf mein Verderben abgeſehen,“ ſprach Grumbach: „und Ihr beginnt damit, wo die frühern Biſchöfe es gelaſſen haben. Was gilt nun noch Siegel, Verbriefung und Vertrag, wenn der Nachfolger auf dem Biſchofſtuhle die Macht hat, nach eigner Gunſt oder Ungunſt zu handeln, obgleich in der Urkunde am Ende ausdrücklich ſteht: Wir verordnen für uns und unſre Nachkommen!“

„Thät Euer Ohm etwa anders, Grumbach?“ fragte der Biſchof ſcharf. „Wozu des Streits, es kommt auf der Nachkommen Einſicht an, ob ſie landſchädliche Verträge halten wollen, oder nicht. Genug der Worte, und raſch ans Werk, ſonſt halten wir noch am Abend auf einem Fleck.“

„Ich proteſtire aber feierlich gegen das Andersſetzen auch nur eines Steins!“ rief Grumbach laut aus. „Ich proteſtire gegen dieſe vor Zeugen ausgeſprochene Blasphemie, daß ein Nachfolger die Verträge der Vorfahren nicht halten müſſe. Ich beſtehe darauf, daß mein Vertrag vom Anfang bis zum Ende laut vor allen Verſammelten geleſen und gehört werde, oder ich klage den Biſchof von Würzburg der Rechtsverletzung, der Vervortheilung, des Grenzfrevels an bei Kaiſer und Reich!“

Der Biſchof wollte aufbrauſen, aber ſeine eignen Räthe ermahnten ihn, ruhig zu bleiben, und Grumbachs nicht unbilligem Begehren zu willfahren. So wurde denn der ſonnenklare, bare und bündige Vertrag verleſen, und allen Zuhörern mußte einleuchten, daß auf des Ritters Seite das Recht war, aber während des Leſens verſtockte ſich Zobels Gemüth, weil er ſein eignes Unrecht einſah, zum letzten Nothbehelf, zum frechen Trotz, und er fuhr dem Ritter mit geballter Fauſt unter die Naſe, ſchreiend: „Ich will doch ſehen, ob ich die Steine ſetzen muß, wie Ihr wollt! Wer mich zwingt, den will ich ſehen!“

„Ihr habt nicht Urſach, mir ſo ungeſchickt zu begegnen!“ entgegnete Grumbach mit Würde. „Nicht wie ich will, ſollt Ihr die Steine ſetzen, ſondern an die Stätte, wohin der Vertrag ſie ordnet, das heißt, ſie ſtehen laſſen, wie ſie geſtellt ſind!“

„Ihr habt gehört, und ich ſage es Euch noch einmal und noch zehnmal,“ ſchrie Zobel: „daß ich nicht thun muß, was Ihr wollt!“

„Wohlan denn,“ rief Grumbach: „ſo iſt auch meine Gelegenheit nicht, dabei zu ſein und zuzuſehen, wie mir Unrecht geſchieht. Setzt Ihr doch Steine, ſo lange und ſo viel Ihr wollt, aber Zeter über Euch, geſchieht es mir zum Schaden und Nachtheil!“

Der Biſchof war des Redens müde; er riß ohne weitere Antwort ſein Pferd herum, ritt eine Strecke weiter in den Gramſchatzer Wald hinein, gefolgt von den Seinen, bis er an die ſogenannte Thierwieſe kam, einen umzäunten biſchöflichen Wildgarten, darin nach der Fürſtenluſt jener Zeit mancherlei fremdländiſches Gethier theils frei herumlief, theils im beſondern Palliſadengehege gehalten wurde. Wilde Pferde mit ungeheuern Mähnen, ein Auerochſe, ein Elenn, Dam- und Edelhirſche mit ausgezeichneten oder ſeltſamen Geweihen, weiße Rehe, Bären u. ſ. w. waren darin zu erblicken, die ein dazu beſtellter Wärter, der in einem beſondern Häuschen dicht dabei wohnte, zu verpflegen und zu beaufſichtigen hatte. Dort hielt der Biſchof an einem der Grenzſteine, bei dem bereits die Gramſchatzer Geſchwornen harrten; es war auf einer Seite des Steins das Grumbachiſche Wappen eingehauen, und dem Thiergarten zugekehrt, auf der andern das des Stifts, das nach dem ſogenannten alten Walde zeigte. Zobel gebot den Maurern, den Stein auszuheben, und an eine andre Stelle zu ſetzen, und ſie waren in voller Arheit, als jetzt Grumbach mit ſeinem Sohn und ſeinen Dienern heranſprengte, und ausrief: „Gewalt! Gewalt! Gewalt für Recht! Hand ab, ihr Männer, wer Grumbachiſch iſt!“ Es war aber kein Grumbachiſcher Unterthan unter den Arbeitern, daher ſich dieſe nicht ſtören ließen, auch that der Biſchof gar nicht, als höre und ſehe er den erbitterten Mann. Dieſer rief weiter, daß es laut durch den Wald ſchallte: „Ich proteſtire! proteſtire! proteſtire! gegen Rechtsverbruch und Gewalt!“ und ſprengte ohne weitere Antwort abzuwarten, mit den Seinigen von dannen.

„Reite hin, Proteſtant! Ketzer! Rebell!“ rief Zobel, der ſeiner Wuth nicht mehr Meiſter war, dem Enteilenden höhniſch nach, doch merkten die Anweſenden bald, daß Grumbachs Ausruf ihm dennoch in die Glieder geſchlagen, denn als der eine Stein verrückt war, gebot er den Fröhnern die Arbeit nicht ferner fortzuſetzen, ſondern ſich nach Hauſe zu begeben, und verließ ebenfalls gleich darauf mit ſeinem Gefolge den Gramſchatzer Wald. Das gemeine Volk ſah ſich gegenſeitig bedenklich an, und raffte ſeine Geräthſchaften zuſammen, der Grumbachiſche Forſtknecht Trautmann aber ſammelte einen Kreis dieſer Leute um ſich her, ſchrie Ach und Zeter über den Biſchof, und berief ſich auf das Zeugniß derer, die vor etlichen Jahren der Verſteinung der Wildbahn beigewohnt, und die Bauern murrten unter einander: „Wenn der Biſchof ſelbſt gegen Recht und Briefe die Grenzſteine verrückt, wie will er dann einen gemeinen Mann ſtrafen, der das Nehmliche thut? Fürchtet er ſich nicht der Sünde? Und muß er nicht nach dem Tode lichterloh brennen und als feuriger Irrwiſch umgehen? Gott erbarm' es! Das iſt ja noch niemals erhört worden!" —

Grumbach ſpornte wüthend ſein Roß durch den Wald, in der furchtbarſten Aufregung, bald verloren ihn ſein Sohn und Kretzer aus dem Geſicht, es war unmöglich ihm zu folgen, er ſtachelte ſein keuchendes Thier zur wildeſten Carriere ohne Ziel und Plan über Stock und Stein, bis endlich der treue Fuchs, blutend von den Sporenſtichen ſeines verzweifelnden Reiters und aus andern Wunden, die abgehauene Aeſte und Baumſtümpfe ihm geriſſen, odemlos zuſammenknickte, daß der Reiter aus dem Sattel und über des Pferdes Kopf hinweg flog. Kein Laut, kein Fluch entrang ſich Grumbachs Lippen, er krallte knirrſchend die Fäuſte in die Erde des Raſenhügels, auf den er gefallen war, dann ſprang er auf, riß ſein Schwert aus der Scheide und ſtieß es durch des Thieres Hals, daß ein kochender Blutſtrahl gen Himmel ſpritzte und ſchäumend den Hügel überquoll. Der Ritter blickte ſtarr auf das rinnende Blut, es ſchien die Wallung ſeines eignen zu beſänftigen — er ſah ſich jetzt erſt um, wo er ſich befinde — und — da entſank ſeiner Hand das triefende Schwert, er fuhr mit der Linken gegen die mit kalten Tropfen bedeckte Stirne und fragte ſich halb leiſe: „Du biſt doch nicht wahnſinnig? Siehſt doch keine Geiſter?" — Schleierweiß, wie die Sage des Volkes geſpenſtige Jungfrauen in alten Schlöſſern und Waldeinöden ſchildert, ſtand in gar geringer Entfernung von ihm eine geiſterhafte Geſtalt unbeweglich, und man hätte ſie für ein Steinbild halten können, hätte nicht der Hauch der Luft ihr Gewand bewegt, hätte nicht ein Kranz in ihrer Hand gezittert, aus Märzglocken, Anemonen, Epheu und Haſelwurzblättern gewunden. Ein unſägliches Grauen überrieſelte den ſo äußerſt aufgeregten Mann, und minder hätte es ihm im Innerſten gepackt und erſchüttert, hätte er in der That eine geſpenſtiſche Viſion gehabt, und ſich nicht ſagen müſſen, daß er ſeine leibliche Schweſter Anna vor ſich ſehe, und daß es Florian Geiers Grab ſei, auf das er niedergeſtürzt, das er mit dem Blut ſeines Roſſes getränkt.

„Biſt Du es Anna? Was führt Dich hierher? Was ſuchſt Du hier?“ fragte er, viel milder, als er irgend Jemand auf der Welt jetzt angeredet haben würde. Die Gefragte trat einige Schritte näher zu ihm heran, ſah ihn feſt an, und er ſtreckte unwillkührlich ſeine Hand wie abwehrend ihr entgegen, daß ſie ihm nicht allzunahe komme. Sie aber ſprach eintönig: „Dir ſtehe ich nicht Rede, Du führſt mich nicht hierher, Dich ſuche ich nicht!“ Plötzlich begann ſie zu ſingen:

„Hatt' mir mein Gärtlein bauet
Von Veil und grünem Klee;
Iſt mir zu früh erfroren,
Thut meinem Herzen weh.

Iſt mir erfroren bei Sonnenſchein
Ein Kranz Je länger je lieber,
Ein Blümlein Vergiß nicht mein.“

Ihre wimmernde Stimme, ihre tiefſchmerzliche Bewegung, ihr verzweiflungsvolles Händeringen waren herzzerſchneidend. „Unglückſelige, Wahnbethörte, von einem Böſewicht ins Verderben gelockte, was klagſt Du Deinen Bruder an, und welcher böſe Geiſt mußte uns hier, gerade hier zuſammen führen, und gerade heute? Ich werde die Wärterin zu Rimpar züchtigen laſſen, die Dich ſo ſchlecht beaufſichtigt! Was beginne ich nun mit ihr?“

Anna fuhr fort:

„Mit Blut haſt Du bethauet
Des Waldes grünes Gras,
Dann ward das Grab des Freundes
Von meinen Thränen naß;
Ward naß von Thränen der Todtenkranz
Den ich dem Liebſten gewunden,
Ward mein Herz gebrochen ganz.“

„Ha, die Furien machen ſich auf aus dem Tartarus, und ſchütteln über meinem Haupt ihre blutigen Fackeln, dort Haß und Neid, hier Schuld und Rache!“ rief Grumbach dumpf in ſich ſelbſt hinein. „Sie jagen mich von meines Hauſes Schwelle, ſie peitſchen mich vom Altar, ſie treiben mich wieder in das Getümmel des Kriegs! Hinaus! Hinaus! dort wird mir beſſer werden! Dich, Unglückliche, ſchütze und tröſte Gott.“

Anna warf ſich mit einem Schrei über das Grab ihres Verführers, dann hob ſie eine Hand empor, und kreiſchte: „Blut! Blut! Blut! Wer Blut ſäet, wird Blut ärnten!“

Grumbach vermochte nicht, ihr noch länger gegenüber zu ſtehen. Er raffte ſein Schwert vom Boden, und Anna, die es ſah, wähnte, er wolle ſie ermorden, bot ihm ihre Bruſt dar, und ſtöhnte:

„Stoße zu, ſtoße zu!
Meine Bruſt iſt bloß.
Gabſt längſt ihr ſchon
Den Todesſtoß!“

Er aber wandte ſich ab, und that auf einer Jagdpfeife von Hirſchhorn, die an einer Schnur um ſeinen Hals hing, einen gellenden Pfiff, der weithin den Wald durchſchallte. Nach einer Weile tönte in tiefer Ferne ein ähnliches Zeichen; er wiederholte ſein Signal, und nach einer für ihn höchſt peinlichen Pauſe, während welcher Anna mit dem Geplapper des Irrſinnes ihre letzten Worte immer und immer wiederholte, ward Hufſchlag auf dem Raſen vernommen, und Kunz mit Kretzer ſprengten heran. In ihren Mienen malten ſich Schreck und Staunen über die Gruppe, die ſie erblickten, doch erwarteten beide ohne Frage Grumbachs Anrede. Er hatte ſich ermannt und ſprach ruhig: „Ich habe den Fuchs genicken müſſen, wie einen Edelhirſch, weil er fiel. Mit mir muß auch ein Pferd ſich an Aushalten gewöhnen. Gieb mir Deinen Gaul, mein Sohn, ich will mit Kretzer zur Stadt reiten. Du geleiteſt Deine Baſe nach Rimpar hinüber, von wo ſie der Aufſicht entſprungen iſt, und ſchärfſt der Frau des Vogts beſſeres Achthaben auf die Irre ein. Dann kommſt Du hinein nach Würzburg, ich habe Wichtiges mit Dir zu reden, und will mein Haus beſtellen, denn hier iſt nicht mehr meines Bleibens. Lieber in der Hölle, als in der Nähe eines ſolchen gottverdammten, treuloſen und ſiegelbrüchigen Biſchofs.“

Grumbach beſtieg ſeines Sohnes Pferd und ritt mit Kretzer von dannen. Kunzens freundlichem Zureden folgte Anna ohne Widerſtand, und ließ ſich von ihm leiten, wie ein Kind. Den Kranz ließ ſie auf dem Hügel, und unterwegs bat ſie nur: „Nicht wahr, Kunz, das thuſt Du Deiner Baſe zu Liebe, und läßt das todte Pferd dort wegſchaffen, läßt es dort nicht liegen, zum Fraß der Raben und Geier? Bitte, bitte ſchön!“ — Kunz verſprach ihrer Bitte Gewährung und hielt Wort.

* * *

Grumbachs Entſchluß war gefaßt, ſeine Eilboten zogen auf den Wegen hin und her, und eines Tages lud er eine kleine Anzahl Männer zu ſich ein, deren Herzen er ſich eigen glaubte, die er ſich noch näher zu verbinden hoffte. Ehe ſeine Gäſte eintrafen, hatte er mit ſeiner Hausfrau ein langes Zwiegeſpräch, das er mit den Worten zu endigen ſuchte: „Du ſiehſt, gutes Weib, daß mir nichts anders zu thun übrig bleibt, will ich anders mich nicht ſelbſt verachten. Ich habe alles, wie es werden ſoll, wohl und reiflich überlegt. Unſeres Hofes hier ſoll der alte treue Kurt, den wir in unſern Dienſt genommen, weil Zobels Geiz ihn nicht verſorgt, warten; Du ziehſt nach Rimpar, und nimmſt Deine Töchter mit Dir. Unſre Margareth habe ich mit Deiner Einwilligung dem jungen Pommersfelden zugeſagt; er iſt ein wackerer Edelmann, und wird treulich zu uns halten, doch ſparen wir die Hochzeit billig einer beſſern Zeit auf, als die jetzige iſt. Margareth liebt ihn abgöttiſch, möge ſie glücklich werden! Um Amalien wirbt Martin Sützel von Mergentheim zu Dorzbach und Ambishagen. Ich glaube, daß er ihrer nicht unwerth iſt, doch mögen wir uns noch Zeit gönnen; indeſſen ſchadet es nicht, wenn der junge Edelknecht unſerm Hauſe geneigt iſt. Von Sophia ſchweige ich, ſie iſt noch halb Kind, doch ſcheint ihr unſer Vetter Karl von Grumbach zugethan. Das mag die Zukunft entfalten. Kunz ſoll in Grumbach wohnen, damit er Dir nahe ſei, wenn Unbill und Rechtsverletzung auch Dir droht, denn alles Schlechte, Erbärmliche und Widerwärtige haben wir uns von dieſem Biſchof zu verſehen.“

„O darum reize ihn nicht fürder, denn die Gewalt iſt in ſeiner Hand!“ bat Anna.

„Du ſiehſt ja, daß ich dem biſſigen Nagethier aus dem Wege gehe, um fernern Hader zuvorzukommen,“ entgegnete der Ritter.

„Was wird mit Georg?“ fragte Anna. „Ich glaube, er hatte Margarethe ſehr lieb, und hoffte ihre Hand von uns, obwohl das Mädchen ihn als Buhlen nicht mochte.“

„Er wird ſich getröſten und ſeiner Zeit eine Andre freien, oder ein Chorherrr bleiben, erwiederte Grumbach. „Ich kann nichts mehr für ihn thun, er ſuche nun ſelbſt ſein Fortkommen. Michel, ſein älterer Bruder, der Domherr, ſteht ſich beſſer mit dem Dechant, als mir lieb, der mag dem Georg eine Hofſtelle verſchaffen. Wir haben ihn erzogen und ſtudieren laſſen, macht er ſein Glück, ſo kann er vielleicht es an Dir oder unſern Kindern vergelten, wenn ich — fern bin. In Deiner Pflege laſſe ich die arme Anne, meine Schweſter; Moritz nehme ich mit mir, und denke mich nie von ihm zu trennen. Er ſoll nie erfahren, Wem er ſein Daſein dankt, und ich will ſuchen, den feindlichen Einfluß des Geſtirnes, das über ſeiner Geburt leuchtete, abzuwenden, wo ich kann, um an ihm gut zu machen, was ich an ſeinen Aeltern verbrach. — Was Kretzer betrifft, ſo ſoll er mit Kor fort von hier, ich habe ihm eine Hausvogtſtelle auf Burg Schauenberg in Lothringen ausgemacht. Sein Grimm über das vom Biſchof auch ihm verweigerte Geld macht ihn toll und thörigt, er beginnt überall Händel mit dem biſchöflichen Geſinde, und des Feindes Bosheit ſieht mich als Triebfeder ſeines Thuns an. Iſt's doch ſchon Schmach genug, Schmach über Schmach, daß dieſer inſulirte Teufel die Freiin von Grumbach auf eine Stufe mit der Frau des geringen Dienſtmannes ſtellt, und ich wundre mich immer noch über mich ſelbſt, daß ich damals gelaſſen blieb, und ihm nicht gleich das Schwert durch die Gurgel rannte. Der Gevatter Stein hat mir ſeinen Dienſtknecht Fäuſtlein anempfohlen, ich habe ihn angenommen und er und Hill ſollen mit mir reiten."

Anna fiel mit Thränen in den Augen an die Bruſt des Gatten. Nie hatte noch ein bevorſtehender Abſchied ſie mit ſo trüben Ahnungen erfüllt, ſo ſchmerzlich ſie ergriffen. Er küßte ſie mild auf die Stirne, und ſprach: „Weine nicht, theures, theures Weib, ich werde nicht allzulange fern ſein; zöge es mich nicht nach Dir und den Kindern mit der Magnetenkraft der Liebe, dann ſchüttelte ich auf ewig den Staub dieſes Hochſtifts von meinen Füßen, ſchriebe meine Leben auf, und wandelte eine glänzendere Bahn. Doch die Feſſel, die hier mich hält, iſt ſüß, und ſie zu zerreißen, wäre Verrath am Heiligſten, darum baue auf mich, es gehe wie es gehe."

Von Gefühlen bewegt, aber ſie niederkämpfend, trat der Ritter aus dem Kloſet ſeiner Hausfrau in die Trinkſtube, wo die Geladenen, von Kunz empfangen und einſtweilen unterhalten, ſeiner bereits harrten. Er grüßte ſie heiter mit Wort und Handſchlag, hieß ſie Alle um den runden Tiſch ſitzen, und geſellte ſich zu ihnen. Der edelſte, für eine beſonders feſtliche Gelegenheit aufgeſparte Wein perlte in die künſtlich geſchliffenen, mit eingeſchmolzenen Wappen und Bildern gezierten Pokale. Es waren außer Kunz und Georg anweſend: die Domherren Michel von Lichtenſtein und Hans von Bibra, Pommersfelden, Sützel von Mergentheim und der alte Vellberg. Zu dieſem kleinen Kreiſe ſprach der Ritter: „Ich habe Euch berufen laſſen, edle Herren und lieben Freunde, mit Euch vor meinem Abſcheiden Sankt Johannes und Gertrudens Minne zu trinken, wie es vor Alters ein löblicher Brauch war unter Befreundeten. Ihr kennt die Legende, wie Sankt Johannes ein vergifteter Trank gereicht ward, aber dieſer hatte keine Macht über den heiligen Mann, daher trinken Scheidende den Johannesſegen mit einander, glaubend und wünſchend, daß der geheiligte Abſchiedwein alles Gift, das etwa unterwegs geboten werden könnte, entkräfte. Auch mir iſt ein gallenbittrer Gifttrank gereicht worden, doch hoffe ich, er ſoll mir nicht ſchaden, obſchon ich kein Heiliger bin. Klingt an! Sankt Johannes und Sankt Gertrud geſegnen uns dieſen Becher!“

„Sie geſegnen ihn Dir!“ riefen Alle anſtoßend, und trinkend.

„Ihr Alle wißt,“ nahm darauf Grumbach das Wort: „wie es mir ergeht, wie es um mich ſteht. Der Biſchof tritt in die Fußſtapfen derer von ſeinen Vorfahren im Amte, die es auf das Verderben des Grumbachiſchen Geſchlechts bereits vor alten Zeiten abgeſehen. Nichts Neues unter der Sonne.

Schon lange vor dem Regiment des Biſchof Lorenz, als unſre Vorfahren ſich noch die Freien von Grumbach ſchrieben und nannten, die daſſelbe Wappen führten, damit ich noch heute ſiegle, und keinen andern Lehensherren erkannten, als Gott und den Kaiſer, hat unſres Geſchlechtes Anſehen der Biſchöfe Haß und Neid erregt, und ſie haben nicht geruht, bis ſie meine Voraltern vom Schilde und Helm faſt gedrängt, und ſie dem Stift lehenspflichtig gemacht. Und wie es dieſen ergangen, alſo erging es andern von Adel nicht minder, wie denn ganz offenbar iſt, daß alle Fürſten ſich in dieſer Zeit unter einander verſchworen, des Adels Macht und Stärke zu zerbrechen und ihm den Fuß auf den Nacken zu ſetzen. Iſt das nun kaum zu ertragen von gebornen Fürſten, ſo iſt es noch weit unerträglicher von einem Biſchof, der aus der Mitte des Adels auf den Thron gehoben wird, und nun dennoch alsbald gegen den Adel wüthet, wie Zobels Beiſpiel an mir deutlich beweiſt. Lorenz Frieſe hat ein Chronikbuch geſchrieben, darin alle die alten Vergänge verzeichnet ſtehen, das ſollte der Biſchof ediren und im Druck auflegen, da würde manche Heimlichkeit und Schlechtigkeit der Biſchöfe an den Tag kommen, die jetzt in Vergeſſenheit und im Archivſtaub begraben liegt, aber ich denke, er wird es unterlaſſen müſſen. Da würde man die wahre Urſache leſen, warum Konrad der Erſte vor dem Brüderhofe niedergeſtoßen wurde; ſo müſſe es Allen ergehen, die ihre Macht mißbrauchen, und ihre Lehensmannen ſchädigen. Einer meiner Alvordern und ſein Bruder, um Euch, Ihr Herren, nur ein Beiſpiel, ſtatt vieler, zu ſagen, waren noch unmündige Kinder, als der damalige Biſchof Gottfried von der Kehre ihnen ihre ererbten väterlichen Güter abzudringen ſuchte, und ſie dermaßen bedrängte, daß ihr Ohm, der Domherr von Grumbach ſich ihrer annahm, wofür er ſeiner Pfründe verluſtig gehen mußte. Da wurde er des Stiftes Feind, und Gott der Allmächtige gab ihm in ſeiner gerechten Sache ſolches Gedeihen in die Hand, daß er die Gegner ſo in die Enge trieb, daß ſie vor Angſt nicht wußten, wo aus noch ein. Da nun Gottfried mit Tod abging, wählten ſie meinen Großohm Johann an ſeine Stelle, und der nahm ſich des bedrängten Stiftes an, brachte es wieder in Aufnahme und Würde, und erzeigte ihm ſo hohe Gutthaten, wie nur wenige Biſchöfe, was aber davon das Grumbachiſche Geſchlecht zu genießen hat, das lehrt jetzt der Augenſchein. Johannes blieb der Vormund der unmündigen Waiſen ſeines Bruders, hatte Kraft der Vormundſchaft alle ihre Barſchaft, ihre Kleinodien und Schulddokumente in Händen, und als er ſtarb, ſo behielt die Raubrotte der Domherren alles an ſich, obgleich er auf dem Todbette im Beiſein mehrerer unter ihnen dieſes Vermögen in ſeiner jungen Vettern Hände überantwortet. Nichts Neues unter der Sonne. Das Stift hat jenen Raub noch immer in den Klauen, vergebens haben meine Voraltern unter den Biſchöfen Sternberg und Lorenz von Bibra ſich darum bemüht, vergebens erhielt ſogar mein ſeliger Vater von Kaiſer

Maximilian den Rath Wilhelm von Wolfſtein in dieſer Sache zum Beiſtand. Der Pfaff giebt, wie das Sprüchwort ſagt, kein Opfer wieder, und es giebt nichts Neues unter der Sonne.“

„Warum ich Euch nun das alte Lied ſinge?“ fragte der Sprechende, nachdem er ſich mit einem Trunk erfriſcht. „Ihr ſollt hören, wie es mir ergeht, und mir, wenn ich fern bin, mein Haus und mein Recht ſchützen. Das bitte ich von Euch, ſonſt nichts. Die zehntauſend Goldgülden, die der ſelige Ohm mir geſchenkt, drückt und trotzt mir der jetzige Biſchof mit Gewalt ab, und hat gedroht, wenn ich ſie dem Stift nicht wieder herausgäbe, Konrad von Bibra noch im Grabe zu beſchimpfen, mich in Haft zu verſtricken, und in meine Häuſer und Höfe Executionstruppen zu legen. Da ich nun die Meinen und meine Habe unbeſchädigt laſſen will, ſo habe ich ihm dreihundert Goldgülden ausbezahlt und über ſiebenhundert eine Schuldverſchreibung gegeben. Ich habe dem Baal geopfert, und ihm, wie Daniel dem Drachen der Babylonier, gelbe Küglein in den Rachen geworfen, die er wohl verſchlungen hat, doch will ich noch mein Leben daran ſetzen, daß der Götze an dem Geld erplatzen ſoll und alles wieder auswerfen. Jetzt reite ich von dannen; es rüſtet ſich ein großer Krieg, ich werde mich unter des Kaiſers Fahnen ſtellen, der mich von früher her gut kennt; war ich doch in Gent faſt täglich um ſeine durchlauchtigſte Perſon. Meinen Sohn laſſe ich hier, ſeid ihm treue Beiſtände, liebe Freunde, wenn ihm

Schlimmes droht. Du Michel von Lichtenſtein wirſt Dich Georgs, Deines Bruders annehmen, da ich nun nichts mehr für ihn thun kann. Auch befehle ich neben meinem Sohne Deiner Freundestreue meine Hausfrau. Sei ihr Rath und Beiſtand in allen ſchicklichen Dingen; ich habe ſie an Dich gewieſen. Du kannſt es, denn Du giltſt viel im Kapitel, und wer weiß, welche Erhöhung die Zeit Dir aufſpart. Du, wackrer Bellberg, wirſt der Schwiegervater meines Sohnes, ich kenne Dich, und verlaſſe mich auf Dich. Ihr, Pommersfelden und Stützel, werbt um meine zwei älteſten Töchter; ich gewähre, was ihr wünſcht, und hoffe, es ſoll Euch niemals reuen, Euch mit dem Grumbach verbunden zu haben.“

Georg von Lichtenſtein biß ſich in die Lippen, und wandte ſein erglühendes Geſicht abwärts. Grumbachs Rede ſchnitt ihn durch das Herz, und gab der kindlichen Dankbarkeit darin den Todesſtoß. Er, der ſo viel empfangen hatte, wollte noch mehr, und ſah mit bitterm Neid die Dankesäußerungen der erfreuten Genoſſen eines Glücks, das er für ſich gehofft. Auch Michel von Lichtenſtein fühlte ſich merklich erkaltet; er kannte ſeines Bruders Hoffnungen, billigte ſie, und war unangenehm überraſcht, doch verbarg er hinter dem Becher ſeine verdüſterte Miene, und als er getrunken hatte, lachte wieder ſein volles rundes und wohlgenährt blühendes Domherrengeſicht die Verſammlung an.

„Ich bin wie einer, der auf Nimmerwiederkommen ſcheidet,“ fuhr Grumbach fort: „darum beſtelle ich mein Haus. Trinkt Freunde! Trinket Hans von Bibra. Ihr ſeid uns der nächſte Verwandte, ich würde ſagen: wenn ich etwa einen ehrlichen Reitertod finden ſollte, ſo ſollt Ihr Vormund meines Weibes werden — aber ich ſage das nicht, damit nicht ohne Eure Schuld ſich erneue, was ich vorhin erzählt. Lieber den Henker zum Vormund, als einen Domherrn, denn das Kapitel iſt der unerſättliche Balmund, der Wittwen- und Waiſengut verſchlingt, ohne daß der redliche Einzelne es zu hindern vermag. Greift zum Becher, edle Herren und Freunde! Valet! Valet! Ich trinke Euer Wohl, ich trinke das Wohl des lieben Vaterlandes! Ich trinke auf das Wohl der fränkiſchen Ritterſchaft, und trinke auf das Wohl von Recht und Gerechtigkeit, die hier zu Lande jetzt ſchwer krank darnieder liegen; auf baldiges fröhliches Aufkommen! Und auf das Verderben des Bel zu Babel, des Drachen zu Babel! Amen!“ —

Der folgende Morgen fand Grumbach zum Scheiden gerüſtet, in den Armen des treuen Weibes, der weinenden Töchter. Er ſchied auf lange, und Dunkel ſchattete über den Weg, den er zu wandeln begann. Kunz und die Schwiegerſöhne gaben ihm das Geleite bis Dettelbach. Dann einſam, weit voran den begleitenden Knechten, damit weder ihr Geſpräch, noch ihrer Roſſe Hufſchlag ihn ſtöre, ritt er gedankenvoll, neuen Entwürfen nachſinnend, auf friſchen Hoffnungsſchwingen ſich wiegend. In Kloſter Ebrach ſprach er bei dem Abt ein.

Konrad Hartmann empfing den Ritter mit lauten Klagen über den Biſchof Zobel, und händigte ihm eine lange und bittre Klageſchrift des Kloſters an den Kaiſer zur Beſorgung ein. Sie konnte, was die Beſorgung betraf, nicht in beſſere Hände gelegt werden.

Zweites Buch.

1546 bis 1552.

Grumbach der hat viel Gut und Land
Das b'hielt ein Stift gern in ſeiner Hand.
Daher entſpringt der große Neid
Der gemacht hat ſo manchen Streit.
Markgraf Albrecht, der ſtreitbar Mann
Den Biſchof von Würzburg wollt greifen an.
Grumbach Markgräfiſcher Diener war
Wie ihm vergannt die Pfaffen-Schaar.
Der Biſchof traut ihm nit im Streit
Begehrte Fried und Einigkeit.
Hie thete Grumbach ein große Treu
Dem Stift Würzburg und ganz Gebäu,
Richtet auf Fried und Einigkeit
Macht, daß geſchah dem Stift kein Leid.
Verhindert ſelbſt den Ueberfall,
Leihet ihm Geld ein große Zahl,
Viel Treu hat Grumbach mehr gethan
Am Stift Würzburg, der ehrlich Mann.
(Nachtigal.)

Erſtes Kapitel.

Heller Waffenklang durchhallte Deutſchland und die Nachbarlande vom Aufgang bis zum Niedergang, und der Todesengel flog über die Länder, in der einen Hand die Blutfahne des Krieges, in der andern die Geißel des Fanatismus. Der mächtigſte Herrſcher **Europas**, **Karl V**, war nicht mächtig genug, Deutſchland Frieden zu geben, nicht mächtig genug, dem römiſchen Stuhle das angelobte Wort zu halten und Luthers Lehre gänzlich zu unterdrücken und auszurotten. Vergebens floß in den Niederlanden das Blut von fünfzigtauſend Märtyrern durch Schwert und Feuer, vergebens begann das Concilium zu Trient ſeine erfolgloſen Berathungen, vergebens jubelten mit unanſtändiger Freude die Gegner über Luthers am achtzehnten Februar 1546 erfolgten Tod; vergebens ſandte ſpäter Papſt Paul III ſeine allgemeine Ablaßbulle für jeden Krieger, der gegen die Ketzer kämpfe, und verhieß ſeine Goldkronen und ſeine italieniſchen Kriegsvölker; vergebens endlich heuchelte Karl V, Duldung und Glaubensfreiheit gewähren zu wollen, und wandte vor, daß er nicht zu einem Religionskriege ſich rüſte, ſondern die proteſtirenden Fürſten nur wegen Ungehorſam und Friedensbruch zu züchtigen gedenke, um Recht und Billigkeit und des deutſchen Reiches Hoheit zu erhalten. Die Blut- und Feuertaufe Albas und der Inquiſition weihte dem jungen Glauben Tauſende neuer Bekenner; das Concilium beurkundete die Ohnmacht derer, die es angeordnet, da ſie die nicht zur Annahme und zum Beſuch deſſelben zwingen konnten, die beides verweigerten. Die Papſtbulle ging, von Nikolaus Amsdorf gloſſirt und ausgelegt, von Hand zu Hand, und Kurfürſt Johann Friedrich zu Sachſen proteſtirte mit Landgraf Philipp von Heſſen in öffentlich ausgehender Druckſchrift laut gegen die Ungehorſamsanſchuldigung des römiſchen Kaiſers. Indeſſen wurde die Kriegsrüſtung deſſelben nicht wenig bedrohlich, und ängſtlich hingen am Himmel der Zukunft die Blicke der Proteſtanten, denen es an Eintracht fehlte, trotz der Wiedererneuung des Schmalkaldiſchen Bundes, und dadurch auch an Feſtigkeit, raſch und entſchieden zu handeln. Das Religionsgeſpräch zu Regensburg war ſo, wie es Luther in einem Brief an den Kurfürſten von Sachſen vorahnend bezeichnet, nichtig und vergeblich geweſen, keiner Parthei erſprießlich oder auch nur erfreulich, und es hatte der Biſchof von Eichſtedt, Moritz von Hutten, zum Präſidenten dieſes Colloquiums vom Kaiſer ernannt, aufrichtig und offen dieſelbe Anſicht, nur mit andern Worten ausgeſprochen. Bange Gerüchte gingen wie das Sauſen des Sturmes einem aufſteigenden Wetter, dem Donnerrollen des Kriegsgewitters vorher; dieſe lauteten: Der Kaiſer läßt allenthalben Krieger werben, der Kurfürſt von Köln ſoll von den Niederlanden aus durch die wieder in geordnete Schaaren vereinigte zahlreiche Soldatesca, die jenes Land freibeuteriſch durchſchwärmt hatte — überfallen, Sachſen von Böhmen aus furchtbar überzogen werden und in Süddeutſchland werden die päpſtlichen Truppen, fanatiſche Kroaten und Illyrier, einbrechen. Zum Reichstag nach Regensburg wird der Kaiſer an der Spitze eines Heeres von zehntauſend Mann Fußvolk, und zahlreichen Reitergeſchwadern ziehen. Waren dieß alles nur halbverbürgte Gerüchte, ſo wurde das Volk in den Staaten der Bundesfürſten fort und fort in Schrecken gehalten durch die Brandfackeln der päpſtlichen Mordbrenner und Brunnenvergifter, die unter allerlei Verkappung, zum Theil mit deutſchem Geſündel im Bunde, Städte und Dörfer heimlich anzündeten, ſo daß eine Menge Ortſchaften in Thüringen und Meiſſen ganz oder theilweiſe eingeäſchert wurden. Andrerſeits ging die Rede, der Papſt habe ein Bündniß mit den deutſchen Biſchöfen zum Schutz des katholiſchen Glaubens abgeſchloſſen, und wolle von Frankreich unterſtützt, dem Kaiſer ſelbſt, der ſich ihm viel zu lau im Verfolgen der Ketzer zeige, ein Heer von achtzigtauſend Mann entgegenſtellen, ihn ſchlagen, ihn entthronen, und die lutheriſche Ketzerei mit Stumpf und Stiel ausrotten. Es war nicht nöthig, die Macht der deutſchen Biſchöfe aufzubieten, Karl V ſelbſt bot dem Papſte die Hand zum Vertilgungskrieg gegen die Proteſtanten, während er ſo lange als möglich den Schein zu behaupten ſuchte, als hege er im Bezug auf den Glauben durchaus keine feindliche Abſicht. Dabei mußte es ihm als willkommener Vorwand dienen, daß drei deutſche Fürſten, Verwandte des Schmalkaldiſchen Bundes und der Augsburgiſchen Confeſſion in ſeine Dienſte getreten ſeien, die Markgrafen von Brandenburg-Baireuth, Brandenburg-Cüſtrin und Herzog Moritz von Sachſen, alle aus dem Grunde, weil der Kaiſer ihnen verſprochen, die proteſtantiſche Lehre nicht zu beſchränken und nicht zu gefährden. —

Es war der achte Tag des Wonnemonats 1546, als auf der äußerſt belebten Heerſtraße ein ſtattlicher Reiterzug ſich der Reichsſtadt Regensburg näherte, die in ſtolzer alterthümlicher Schönheit vor den Blicken der Nahenden ſich ausbreitete. Die zahlloſe Menge der Thürme und Thürmchen wurden von der gigantiſchen Steinmaſſe des Doms, welcher den Nahenden die architektoniſche Herrlichkeit ſeiner Façade zukehrte, überragt.

Die vorderſten Reiter hielten an einem hohen Rain in der Nähe von Unterwintzen über der ruhig und majeſtätiſch hinſtrömenden Donau, auf welcher es nicht minder lebhaft war, wie auf den Heerſtraßen. Ganze Flotten von Transportſchiffen und breiten Flößen führten Proviantvorräthe aller Art herbei, trugen daneben zahlloſe Mengen fahrenden Volkes, das Gewinn hoffte von der Soldatesca und dem Fürſtengefolge, ſo daß ſich den Schauenden im Vorgrund ein überaus bunter, lebensvoller Anblick mannichfaltigen Gewimmels darbot, während den Hintergrund die langgeſtreckte vielgethürmte Ratisbona bildete, ein dunkler Denkſtein geſchichtlicher Erinnerungen, ganz eingerahmt vom Grün des aufknospenden Frühlings, mitten im Felde einer bewegten und verhängnißſchwangern Gegenwart.

Der ſtattlichſte und vornehmſte der Reiter, eine noch jugendliche ſchlanke Geſtalt, deſſen ohnedieß hagres Geſicht, durch einen langen wohlgepflegten, bis auf die Bruſtmitte herabwallenden Bart noch ſchmaler erſchien, ließ den Regenmantel, der ſeine leichte übergoldete Rüſtung deckte, auf den Sattel niedergleiten, wandte das flammende Auge ſeinem neben ihm haltenden rechten Lieutenant zu, und befahl: „Reite hin, Grumbach, zu unſern Begleitern, ich laſſe ſie erſuchen, ſich zum ſtattlichen Einritt mir zuzugeſellen. Wir müſſen dem Brauch nach doch auch unſern Staat ſehen laſſen, als Kaiſerlicher Majeſtät Obriſter und baldigſt Führer einer Schaar von zweitauſend Mann ſchwerer Kavallerie. Laß die Trompeter Signal blaſen, wir wollen uns hier ſammeln.“

Der Marſchall von Grumbach hob ſoldatiſch grüßend die Hand zu dem ganz mit wallenden Federn überſchatteten Reiterhut und ſprengte von dannen, während ſein neuer Gebieter, der vierundzwanzigjährige Markgraf Albrecht von Brandenburg ſeinen zweiten Lieutenant, den Marſchall Rocho von Streitberg heranwinkte, und ihm ebenfalls Befehle ertheilte. Auch dieſer ſpornte zum Galopp ſein Roß. Bald erfüllte den Plan ein äußerſt lebhaftes kriegeriſches Getümmel, aus deſſen chaotiſchem Gewirre und ſcheinbarem wilden Durcheinander ſich mehr und mehr die Ordnung einer glänzenden Parade entfaltete, wobei freilich die junge friſchgrüne Saat des nahen Feldes nicht geſchont werden konnte. Zwei Fürſten, die in einiger Entfernung von dem Markgrafen des Weges geritten waren, galoppirten, von Grumbach gerufen, heran; Friedrich, Pfalzgraf und Herzog zu Simmern, und Chriſtoph, Landgraf zu Leuchtenburg. Jetzt ſchmetterten Trompeten, es raſſelten die Harniſche, die Fähnlein und Standarten flatterten, das große Panner mit dem Markgräflichen Wappen rauſchte in den Lüften, und wie goldne und ſilberne Brennſpiegel blitzten blendend im Sonnenſchein des ſchönen Maitages die Rüſtungen von hundert Gewappneten. Der Markgraf Albrecht hielt in der Rechten einen goldnen Feldherrnſtab, und blickte mit ungemeinem Ernſt und mit muſterndem Auge überall umher. Er trug einen leichten hohen Hut mit ſchmaler

Krempe, ohne Federn, um den nur eine Schnur mit nach hinten abfallender Quaſte lief. Ueber den enganſchließenden Panzerkragen hob ſich eine weiße geringelte Halskrauſe. Eine ſtarke goldne Kette lief als Wehrgehenk über den Bruſtharniſch zum breiten Schwert hinab; die rechte Seite ſchmückte ein Dolch mit kunſtvollem Griff. Der Herold war bereits mit einem Trompeter nach der Stadt vorausgeritten, dort üblicher Maaßen den Einritt anzumelden und Einlaß zu erbitten. Stadt am Hof war nicht minder gut befeſtigt als verbollwerkt, wie Regensburg ſelbſt, doch öffneten ſich dem Einzug des kaiſerlichen Kriegsoberſten mit ſeinem Gefolge die Thore, glänzend bewegten ſich die Reihen der Krieger über die herrliche Brücke, und dann in die vom Volk wimmelnde enge Straße hinein, um auf dem freien Markt den Augen des Kaiſers vorbeigeführt zu werden, der ſein Loſament in einem Hauſe hatte, welches jetzt ein vielbeſuchter Gaſthof iſt.

Karl V war am 10. April in Regensburg mit zahlreichem Gefolge eingetroffen. Seit dem vorjährigen Reichstage zu Worms, der ſo wenigen Erfolg gehabt, und ſo wenig beſucht war, und ſeit ſeinem Sommeraufenthalt in Brüſſel war der Kaiſer über ſechs Monate lang faſt beſtändig auf der Reiſe. Einen Monat weilte die Majeſtät bereits in der freien Reichsſtadt, und der Markgraf von Brandenburg war der erſte Reichsfürſt, der von den vielen Berufenen endlich eintraf. Es ſchien, als ob die katholiſchen Fürſten nicht Luſt hätten, ſich zu übereilen, nur der Kardinal und Biſchof Otto von Augsburg war eingetroffen, und ſchürte, ein wilder Fanatiker, im Verein mit des Kaiſers Beichtiger die Flamme des Zorns gegen die Evangeliſchen. Dem Gaſthauſe vorüber ging der Markgräfliche Prachtzug, und mit Neugier bald, bald mit Hohn betrachteten ſich gegenſeitig die deutſchen Krieger und die Hiſpanier, oben aber am offnen Fenſter ſtand der Kaiſer, umgeben von ſeinen hohen Räthen, dem Reichskanzler und Großſiegelbewahrer Nicolo Permotti, Herr zu Granvella, mit ſeinem Sohn Antonio, Präſident des Kaiſerlichen Rathes, Biſchof zu Utrecht; dem Regens generalis von Spanien, Neapel und Sicilien Don Juan Figuerra, und noch einer großen Anzahl Granden und Herren aus den edelſten hiſpaniſchen und italiſchen Geſchlechtern.

Alle Fenſter des Palaſts waren voll Zuſchauer, die Frauen der Kaiſerlichen Räthe und Kammerherren mit ihrer zahlreichen weiblichen Dienerſchaft ſchmückten ſie gleich leuchtenden Blumenſträußen, und es bot ſich eine Ueberfülle ſchöner und herrlicher Frauen- und Männergeſtalten dem Auge dar. Tief neigten ſich Albrecht und ſeine Begleiter im Vorbeiziehen vor dem kaiſerlichen Herrn, das Panner ward geſchwenkt, der Kaiſer nickte gnädig, und Grumbach wollte es bedünken, als habe der Kaiſer ihn erkannt, und ihm beſonders auszeichnend zugewinkt. Leicht möglich, daß dem ſo war, denn der Ritter hatte, ehe ſein verſtorbener Ohm zu Würzburg den Thron beſtieg, geraume Zeit zu Gent in des Kaiſers Nähe verweilt, und oft Gelegenheit gehabt, gnädige Worte aus Karl V Munde zu vernehmen.

Als der Zug vorüber, wurde die Reiterſchaar wieder aus der Stadt geführt, ihre Quartiere waren in Stadt am Hof angewieſen. Grumbach blieb unausgeſetzt in der Nähe ſeines fürſtlichen Herrn, deſſen Jugend er aufblühen ſah, den er liebte, dem er Freund und unentbehrlicher Rathgeber war. Daher war er es auch, der den Fürſten zur Audienz bei dem Kaiſer begleiten durfte.

Der Glanz, welcher den Kaiſerhof umgab, iſt nicht zu ſchildern. Es waren zwar noch nicht alle Glieder deſſelben eingetroffen, noch wurden die Erzherzoge zu Oeſterreich, Maximilian und Ferdinand, mit ihrem Gefolge erwartet, allein es mehrten bereits eine große Anzahl ſpaniſcher und italieniſcher Herzoge und Fürſten jenen Glanz, und außer den hohen Räthen, Gubernatoren, Marſchällen und Oberrichtern und zahlreichen Kammerherren, genoſſen über hundert edle Spanier, Italiener, Niederländer, Deutſche und Burgunder täglich die Ehre des kaiſerlichen Tiſches, waren neben dieſen noch eine gleiche Zahl zu Hofe zugelaſſen. Alle Könige Europas, der Freiſtaat Venedig, die italieniſchen Herzoge und die Städte Mailand, Lucca, Genua und Andre hatten Geſandte und Oratoren abgeordnet, welche alle mit mehr oder minder glänzendem Gefolge auftraten.

Mit Antheil ſah Grumbach die ſchöne kaiſerliche Leibgarde der berittenen Bogenſchützen wieder, die er von Gent her ſchon kannte. Obgleich der Gebrauch des Feuergewehrs längſt Bogen und Armbruſt verdrängt hatte, ſo daß ein gleichzeitiges Kriegsbuch in die laute Klage ausbricht: „Es wird ſchier kein Mann oder Tapferkeit in Kriegsſachen mehr gebraucht, dieweil aller Liſt, Betrug, Verrätherei, ſammt dem gräulichen Geſchütze ſo gar überhand genommen ꝛc. — ſo behielt man zu jener Zeit noch gern zum Staat Geſchmuck und Gewaffen der Vorzeit bei, wie denn ſelbſt noch in der Gegenwart, faſt dreihundert Jahre ſpäter, deutſche und außerdeutſche Fürſtenhöfe an Gallatagen altväteriſche Pracht und Tracht in Hof- und Trabantenkleidungen an den Tag zu legen lieben. Auch die deutſche Leibgarde, mit Spießen bewehrt, nahm ſich ſtattlich genug aus. Durch Trabanten und Garden, durch Schaaren von Hauptleuten, Leibdienern, Kämmerlingen und Kammerherren gelangten die zur Audienz Kommenden endlich in das zur Aufwartung beſtimmte Zimmer. Bald nach der Anmeldung trat der Kaiſer ein. Seiner ſchlanken Geſtalt hatten die Jahre bereits die ſtraffe Haltung genommen, ſeine Stirne war nicht mehr faltenfrei. Sechsundzwanzig Regierungsjahre bei faſt ununterbrochnen Strapazen, waren ſchon über ſeinem Haupt dahin gezogen, und hatten als Spur den Reif des Alters und der Sorgen darauf zurückgelaſſen. Der Enkel Maximilians, des letzten Ritters, war der erſte Krieger Europas, unter ihm entwickelte ſich aus dem abblühenden Ritterweſen die neuere Strategie nach Kunſt und Regeln. Noch blitzten ſeine Augen lebhaft und ſcharf über der Adlernaſe, die den Ausdruck der Majeſtät und Würde, dem bärtigen Antlitz aufgeprägt, mächtig hob. Das kurzgeſchnittene, glattanliegende Haar war von einem höchſt einfachen Sammtbarett mit einer einzigen kleinen Feder, bedeckt. Der weiße Hemdkragen war über den Kragen des einfarbigen gelben Tuchrocks geſchlagen, der mit einer Reihe Knöpfe bis zum Gürtel geſchloſſen war. Die enganliegenden Strumpfbeinkleider von ſchwarzer Farbe zeigten vom Fuß bis zu den Knieen lilienähnliche Goldſtickerei, welche ſich auch über die Schuhe von gleicher Farbe und gleichem Stoff fortſetzte. Ein offener weiter Rock mit Pelzverbrämung von einem ſtarken Stoff mit großblättrichem Arabeskengewebe mit eigenthümlichem Schnitt der Achſeltheile, aber kaum bis zu den Knieen reichend, vollendete den Anzug, ein ziemlich langer Stoßdegen diente als Zierwaffe, und kein andrer Schmuck war ſichtbar, als die über den breiten Pelzkragen und die Bruſt hängende Ordenskette des goldnen Vließes.

Nachdem die Fürſten und die Wenigen ihres Gefolges, welche das Glück hatten, das Angeſicht der Majeſtät ſo nahe zu ſehen, nach üblicher Formalität vorgeſtellt waren, nahm der Kaiſer mit einer Miene, die aus Ernſt und Freundlichkeit gemiſcht war, zum Markgrafen das Wort: „Wir grüßen Euch als den Erſten der erwarteten Reichsſtände. Viele ſind berufen, Wenige erwählt. Wir werden, trotz unſrer anſtrengenden Sorge für des Reiches Wohlfahrt, und trotz dem, daß wir eine hochbeſchwerliche Reiſe hierher gemacht, das Nichterſcheinen der meiſten Reichsfürſten zu beklagen haben. Das iſt Undank und Verſtockung, Trotz und Verachtung. Was ſagt Ihr?“ —

„Nennen es kaiſerliche Majeſtät vielmehr Furcht und Bangigkeit,“ begann Albrecht mit freiſinnigem Muthe: „Es iſt Furcht und Schrecken über die Völker gefallen, nachdem aus Italien die gedruckte Zeitung des Bündniſſes Kaiſerlicher Majeſtät mit dem heiligen Vater in alle Hände gekommen.“

„Trug, Lüge, Verleumdung!“ entgegnete der Kaiſer raſch und ſcharf; ein Schatten des Verdruſſes über des Papſtes große Unvorſichtigkeit, die Artikel jenes Bündniſſes mit ihm voreilig im Druck ausgeben zu laſſen, überflog ſein Geſicht, und er wandte ſich den übrigen Begleitern alſobald mit Fragen zu, die nichts Politiſches berührten, über Truppen und Märſche. Des Kaiſers Auge flog nach den nicht fürſtlichen Begleitern, die in beſcheidner Entfernung zurück ſtanden, und Grumbach entdeckend, winkte er ihm gnädig, näher zu treten, zumal da er gewahrte, daß dieſer ein Schreiben in der Hand hielt.

„Der Werbeoberſt Grumbach“ ſprach Karl: „Wir erkannten Dich ſchon beim Eintritt; wo haſt Du Deine Reiter?“

„Sie harren am Rhein auf kaiſerlicher Majeſtät höchſte Ordre,“ erwiederte mit tiefſter Reverenz Grumbach.

„Wie Viele?“ fragte Karl.

„Nahe an Zweitauſend,“ war die Antwort.

„Brav, ſehr brav,“ nahm der Kaiſer gnädig das Wort. „Wir werden dankbar ſein, Dir nach Gebühr vergelten. Haſt Du eine Gnade zu erbitten?“

Grumbach beugte ein Knie und ſprach: „Nicht für meine Perſon, großmächtigſter Kaiſer. Ein armes hartbedrängtes Kloſter, Ebrach, im Frankenlande, ſchreit laut um Gerechtigkeit gegen ſeinen Schutzherrn, den Biſchof Melchior von Würzburg, der es gewaltſam unterdrückt und ſeine althergebrachten Freiheiten ſchädigt. Der Abt gab mir das Schreiben zu eigner Beſorgung, fürchtend, daß ſolches in ſo geſchäftreicher Zeit nicht in Euer Majeſtät Hände gelange.“

„Steh auf!“ befahl Karl und winkte einem Kammerherrn, das Schreiben anzunehmen. „Alles gelangt zu jeder Zeit in unſre Hände, Alles! Aber nur zu viel geringfügiger Klagen werden, ſtatt an das dazu beſtellte Reichskammergericht, an unſre Perſon geſandt, es thäte Noth, das Geſchick der von Gott uns anvertrauten großen und herrlichen Reiche in einer Zeit zu vergeſſen, wo der Blick von Millionen darauf hingerichtet iſt, um Streitigkeiten zwiſchen Lehensherren und Vaſallen, Biſchöfen und Aebten durch Machtſprüche zu Gunſten der Kläger zu ſchlichten. Euer Ebrach machte uns ſchon zum Oeſtern zu ſchaffen!“

„Vergönne kaiſerliche Majeſtät Ihrem unterthänigſten Knecht nur noch das eine Wort,“ flehte

Grumbach: „der Biſchof iſt ein ungerechter Mann, ein treuloſer Lehensherr, das kann ich vor Gott beſchwören. Unter dem Vorwand des Rechtes der von Euer Majeſtät dem Biſchofſtuhle zu Würzburg im Jahr einundzwanzig und noch zweimal im Jahr vierunddreißig allergnädigſt verliehenen Schutzherrſchaft über Ebrach hat er des Kloſters Immunität und Exemption anzutaſten und zu vernichten gewagt. Noch im Jahre vierundvierzig geruhten kaiſerliche Majeſtät auf des Abtes Klage ein höchſtes Reſcript zu erlaſſen, welches den Biſchof bedeutete, Kloſter Ebrach bei ſeinen alten Rechten und Verleihungen unbeſchwert zu laſſen, da das Recht des Schutzes und der Advocatie darüber eigentlich Niemanden als dem Römiſchen König oder Kaiſer zuſtehe, oder Wen ſonſt das Kloſter ſich ſelbſt wählen wolle. Und als auch dieſes Mandat nur wenig beachtet wurde, ſo ſollte ein im vorigen Jahre abermals erlaſſenes beſſere Aufrechthaltung des höchſten Willens durchſetzen — dennoch fruchtlos. Die Animoſität des Biſchofs, ſeine Bedrückungen, und ſeine neuen vorher niemals erhörten Verſuche, mit ſchleichender Schlangenliſt allmählig zu Tage kriechend, das Kloſter zu verderben, ſchreien zu Gott im Himmel und zu ſeinem Stellvertreter auf Erden, zu Eurer kaiſerlichen Majeſtät, um Rache und Beſtrafung."

„Werbeoberſt, willſt Du Kloſterſchirmvogt werden? Advocat der Pfaffen? — Klagen, wohin Wir treten! Das Gericht ſoll entſcheiden!" ſprach der Kaiſer. „Dieſe Mönche ſind unruhig, kümmern ſich mehr um irdiſche, denn um himmliſche Dinge. Wir ſind mit der deutſchen Geiſtlichkeit unzufrieden. Deutſchland macht uns große Sorge. Pfaffen, Reichsritter, Bürger, Bauern, alles will Rechte haben, und mit Gewalt durchſetzen, was gütliche Handlung nicht zu gewähren vermag. — Laſſe Gutes von Dir hören, Marſchall!“

Der Kaiſer beendigte dieſe Audienz, und Grumbach ging mit der Hoffnung im Herzen von dannen, daß das, was er über Melchior geäußert, nicht auf ein unfruchtbares Land gefallen.

Faſt kein Tag verging nun, an welchem nicht in der volkbelebten Reichsſtadt fürſtliche Perſonen hohen und höchſten Ranges eingetroffen wären. Der nächſte nach dem Markgrafen war Herzog Erich der Jüngere zu Braunſchweig, dieſem folgte der Markgraf Hans zu Brandenburg, Bruder des Kurfürſten; es ſtellten ſich die Biſchöfe von Paſſau, von Bamberg, von Hildesheim von Toul und Andere ein. Der Kardinal von Trient erſchien mit großem Gefolge, feſtlich eingeholt von dem zu Augsburg.

Grumbach hielt auf der Regensburger Brücke mit dem Schreiber Moritz und ſeinen Leibknechten. Er ſprach belehrend zu dem jungen Gefährten: „Siehe Dir dieſe Brücke recht an; man nennt ſie neben der

Prager und Dresdner die ſchönſte und feſteſte in Deutſchland. Du magſt Dir auch die Wahrzeichen in das Gedächtniß prägen, die man hier zeigt, ſie helfen die Erinnerung friſch erhalten, und lehren uns den Sinn der Vorfahren in Ernſt und Scherz erkennen. Sehen und Geſehenes behalten, iſt Lernen! Siehſt Du hier den ſteinernen Hund ohne Kopf? Der Baumeiſter verhieß dem Teufel, deſſen Hülfe er in Anſpruch nahm, um den Bau raſch zu vollenden, die Seele des Erſten, der über die Brücke gehen würde, und jagte dann, als ſie fertig, einen Hund darüber, dem der Teufel alsbald, wüthend über den Schwank, den Kopf abbiß.“

Die Blicke des Sprechers ſchweiften von dem kaum berührten Gegenſtand ab, er ſahe auf dem Weg, den er ſelbſt gekommen, Staub aufwirbeln, ſah eine Fahne wehen, und unterbrach ſich plötzlich mit einem Gelächter, indem er ausrief: „Seht doch dorthin! Seht, dort erſcheint mir das Wahrzeichen meines Teufels! Auf und ihm entgegen! Dem Erſten, der ihm auf dieſer Brücke begegnet, ſoll er den Kopf wohl unabgebiſſen laſſen, wenn er ihn auch behandelt hat, wie einen Hund. Mein Anblick ſoll ihm mindeſtens den Appetit verderben, den böſen Brocken findet er ſchon ſpäter.“

Das Panner des Hochſtifts Würzburg war es, was der Marſchall erblickt hatte, es zog in das Thor der Stadt am Hof, und Grumbach ritt bis zum Ende der Brücke hart an den Wachtthurm vor. Bald kam der Biſchof durch dieſen geritten, und ſein Blick mußte auf Grumbach fallen, der kerzengerade im Sattel ſaß und ſich die Feldbinde mit den Markgräflichen Farben ſo breit als möglich über die Bruſt gelegt hatte. Der Ritter verweigerte keineswegs ſeinem Lehensherrn die Begrüßung; Biſchof Melchior ſah ihn überraſcht und unerfreut, doch ſchien er des zwiſchen ihnen obwaltenden Grolles nicht gedenken zu wollen, vielmehr erwiederte er den Gruß und fragte: „Ihr hier, Feſter von Grumbach? Und in Markgräflichen Dienſten?"

„Mit Euer fürſtlichen Gnaden Erlaubniß! Euch zu dienen!" verſetzte der Ritter mit leiſem Hohn. „Bin wieder Marſchall und meines gnädigen Herrn Markgrafen Albrecht von Brandenburg rechter Lieutenant!"

„Wünſche Glück, Marſchall! und deſſen lange Dauer!" rief Melchior ebenſo, und ritt mit dem Gefolge ſeines Weges. Grumbach murrte: „Ein Glückwunſch aus Deinem Munde gegen mich iſt gerade ſo, als wenn der Teufel zu einem Nieſenden Proſit ſagt. Wir wollen ſehen, weſſen Glück am längſten dauert!" —

In dieſen Tagen traf auch Herzog Moritz von Sachſen in Regensburg ein, mit ſeinem gegen die nächſten Blutsverwandten ſo feindlichen, von der Sache der Proteſtanten ſo abtrünnigem Herzen, während er ihrem Glaubensbekenntniß unerſchütterlich anhing. Schon war die Zeit nahe, wo ſeine eigenſüchtigen Pläne ſich allmählig entwickelten, deren Erfolge nur Unglück und Verwirrung über das Sachſenland brachten. Seinem Einzug folgte bald der des römiſchen Königs, Ferdinand, des Herzogs Wilhelm von Baiern, welcher ſeine Gemahlin und ſeinen Sohn mitbrachte, des Deutſchordensmeiſters Wolfgang von Milchling und des Sohnes des gefangenen Herzogs von Braunſchweig, welcher kam, um unter den verſammelten Ständen Herzen und Arme zur Befreiung ſeines Vaters aus der Haft, in der Philipp von Heſſen ihn hielt, zu gewinnen.

Der fünfte Juni war der Tag, an dem der glänzende Zug der Reichsverſammlung dem ehrwürdigen Dome nahte, um vom Herrn der Heerſchaaren zum vorhabenden wichtigen Werke Beiſtand und Gnade zu erflehen. Der Kardinal von Augsburg las die Meſſe, und nach beendigtem feierlichen Hochamt gingen die Stände nach dem ſtattlichen Rathhaus, um den Reichstag zu beginnen. Die Geſchichte hat deſſen Anfang, Verlauf und Ende in ihre Annalen eingetragen. Kaiſer Karl der fünfte hielt eine künſtlich angelegte, wohlüberdachte Rede. Er begann ſie damit, ſeine treue Vorſorge für des deutſchen Reiches Wohlfahrt zu rühmen, ſo wie ſeine Uneigennützigkeit, mit der er andrer hochwichtiger Geſchäfte ſich entſchlagen, und andre ſeiner von Gott ihm anvertrauten Länder weniger begünſtigend berückſichtige, um nur dem geliebten Deutſchland Ruhe und Ordnung zu verſchaffen. Er äußerte ſich klagend und bedauernd über den geringen Antheil ſo vieler der vornehmſten Reichsſtände, die es nicht der Mühe werth geachtet, ſeinem aufopfernden Beiſpiel zu folgen, und zu erſcheinen, und berührte mit väterlicher Schmerzensäußerung die religiöſe Spaltung, über deren Beſeitigung er ſich hoffend ausſprach, auf frühere Eintracht hinweiſend, die er mit dem Rath und Beiſtand der verſammelten Stände wieder herzuſtellen ſuchen wolle.

Auf dieſe Rede erfolgte von Seiten der katholiſchen Stände die Vorſtellung, durch kaiſerlichen Machtſpruch den Anſprüchen des Tridentiniſchen Conciliums unbedingte Unterwerfung aller Parteien zu ſichern, während die proteſtantiſchen Stände in ihrer Eingabe wiederholt eine ſolche Unterwerfung ablehnten, und ein allgemeines freies Concilium in Deutſchland, oder eine Nationalſynode forderten. Sie beriefen ſich auf mehrere Reichstagsabſchiede, darin ihnen ſolche Hoffnungen gemacht worden, und flehten den Kaiſer um Abwendung jedes, das Vaterland nur mit Schmach und Elend bedrohenden Gewiſſenszwanges. Mit demſelben Lächeln des Hohns hörte Karl V dieſe Erklärung an, das vor ſechzehn Jahren über ſeine Züge flog, als die Proteſtanten zu Augsburg ſprachen: Selbſt nicht die Pforten der Hölle werden unſre Lehre überwältigen.

Die Propoſitionen wurden abgeleſen, und den Ständen übergeben, der Kaiſer nahm ſeine Maasregeln. Bald ſollten die Würfel fallen. —

Im Juli war Regensburg von Freuden und Hochzeitfeſten belebt, und an einem Bankett, welches der Kaiſer den Reichsſtänden gab, traf es ſich, daß die Markgrafen Albrecht und Johann von Brandenburg beiſammen im Geſpräch ſtanden. Der Kaiſer war umringt von geiſtlichen Herren, und Albrecht flüſterte mit Spott zu ſeinem Vetter: „Seht nur, die Majeſtät ſteckt unter dem römiſchen Wespenſchwarm wie eine große Horniſſe und kann ſich kaum erwehren. Jetzt ſpricht Karolus mit meinem Nachbar, dem Biſchof von Würzburg, und wie es ſcheint, ſehr ernſt, und gar nicht ſonderlich gnädig. Schade, daß man es nicht vernehmen kann. Wird ihn muthmaslich ein Wenig kapiteln. Wiſſet Vetter, daß böſe Dinge vorgehen, und daß die Majeſtät ganz und gar nicht zu halten geſonnen iſt, was ſie bei Eide zugeſagt hat, Denkfreiheit und Duldung der Augsburgiſchen Confeſſion. Die vielen Pfaffen, die wir hier ſehen, deutſche, römiſche und ſpaniſche, ſchüren das Feuer und möchten uns alle lebendig darin braten ſehen.“

Der Kaiſer trat vom Würzburger Biſchof hinweg, und dieſer begegnete gleich darauf ſeinem Nachbar, dem von Eichſtedt, den er bei Seite zog und ihm ſagte: „Ich bin verklatſcht und verleumdet, verrathen und verkauft an dieſem Kaiſerhofe, mein hochwürdigſter Confrater. Ich mag nicht wieder ſagen, was des Kaiſers Majeſtät zu mir ſprach, aber ſo viel merke ich aus allem was vorgeht, daß der Kaiſer es mit der römiſchen Kirche nicht ſo redlich meint, als er uns vorzuſpiegeln ſucht, ſonſt würde er nicht gottverdammten Ketzern und landläuferiſchen Buben Gehör geben, wenn ſie auf einen Diener der Kirche Läſterlügen ausreden. Daß Ihr es wißt, Biſchof Moritz von Hutten: Eures Vaters Schweſter, Anna von Grumbach, hat in des leibhaften Teufels Sippe hineingefreit. Der Grumbach hat mir hier ein Bein geſtellt, hat mir den Sonnenſchein kaiſerlicher Huld und Gnade entzogen, darin ich vollbeſtrahlt ſtand. Ha, dieſer Verläumder iſt durch und durch ſo ſchwarz, wie der Teufel, und mit Recht führt er in ſeinem Schilde einen ſchwarzen Mann, mit Fingern müſſe man auf ihn deuten, und ausrufen: Hic niger est! Morgen reiſe ich ab, meines Bleibens iſt hier nicht länger, doch hoffe ich, es kommt die Zeit, wo ich gerechtfertigt ſtehe und den rebelliſchen Lehensmann zum Schemel meiner Füße mache."

Den beiden Brandenburgiſchen Markgrafen hatte ſich der Sohn des Braunſchweiger Herzogs zugeſellt, die er als Freunde ſeines Vaters kannte, und deren Mitwirkung zur Befreiung deſſelben er wiederholt und lebhaft anſprach. Albrecht erwiederte ihm: „Geduldet Euch nur eine kleine Weile, bald wird es Zeit, ein Wort mit unſerm Vetter Philipp zu reden." Er würde noch weiter geſprochen haben, als ihnen der Kaiſer nahe trat. Deſſen Scharfblick mochte ihre Gedanken errathen und er ließ die Worte fallen: „Nun wird es bald an der Zeit ſein, die Wünſche dieſes jungen Herrn wahr zu machen. Berufe Deine übrigen Völker, Brandenburg, laſſe die Reiter zuführen, die Dein Grumbach geworben, wir werden wohl bald ſchlagfertige Arme brauchen." —

Während Luſtklänge und Feſtlichkeiten aller Art zwei bald nach einander folgende fürſtliche Beilager in Regensburg verherrlichten, indem zwei Brudertöchter des Kaiſers dort vermählt wurden: die Erzherzogin Anna mit Herzog Wilhelm von Baiern und die Erzherzogin Maria mit Herzog Wilhelm zu Kleve, waren die entgegengeſetzten religiös-politiſchen Parteien in äußerſter Spannung und Thätigkeit, in beſorglicher und unruhvoller Bewegung. Von Ab- und Zureiſenden waren beſtändig alle Wege belebt; von den Erſteren war Melchior von Zobel der Allererſte. Der Kardinal von Trient war bereits nach Rom gereiſt, um das Bündniß mit dem Papſt vollends abzuſchließen, um päpſtliches Geld und 27,000 italieniſche Söldner zu Roß und zu Fuße herbeizuholen. Von Grumbach zugeführt, ſtellten ſich fünfhundert deutſche Reiter unter Albrechts von Brandenburg Fahnen. Gleichzeitig zogen zwölf Fähnlein Spanier aus Ungarn heran, und bald nach ihnen trafen ſechshundert böhmiſche Schanzgräber ein. Auf ſchweren Laſtſchiffen wurden die Donau herauf von Wien her Geſchütze aller Art und jeglicher Kriegsbedarf an Geräth, Kugeln, Pulver u. ſ. w. verladen, und der Monat Auguſt ſchien immer unheildrohender die ganze Gegend von Regensburg, Landshut und weiter in einen Kriegsſchauplatz zu verwandeln. Das Gewitter brach los, der erzürnte Kaiſer hatte den Blitz der Reichsacht und Oberacht gegen die wackern Verbündeten, den Kurfürſten von Sachſen und den Landgrafen von Heſſen, und Alle, die zu ihnen hielten, ohne die Reichsverſammlung verfaſſungsmäßig um ihre Zuſtimmung zu fragen, geſchleudert; dieſer Strahl hatte in den Herzen der Verbündeten kriegeriſches Feuer entzündet, und die Heeresmaſſen begannen, gegen einander zu wogen.

Es war in der Frühe des dritten Auguſt, als deutſche und italieniſche Trommeln mit dem bekannten eintönigen Fünfſchlag nach der Wortweiſe: Friſch Kamm'rad ins Feld — oder: Hauptmann gieb uns Geld — durch die Straßen Regensburgs raſſelten, und die Truppen zum Aufbruch riefen, welche der Kaiſer in ſeiner Nähe hatte. Dazwiſchen ſchmetterten kriegeriſche Trompetenſignale, und bald war im langen Zuge der Heerweg nach Landshut zu mit Soldaten und der Suite des Kaiſerhofes bedeckt. Die vier Fähnlein deutſches Fußvolk und die zwölf Fähnlein Spanier zogen voraus. Vor dem Oſterthore muſterten noch einmal Albrecht von Brandenburg und Wolfgang von Milchling ihre vereinigten Reiterſchaaren; auf und ab durch die Reihen jagten die beiden Marſchälle, Grumbach und Streitberg. Zwei Keſſelpauker und ſechzehn Trompeter erfüllten mit lärmender Muſik die Luft, das Panner ward aufgerollt, die Rittmeiſter ſtellten ihre Schwadronen, Stab und Suite ordneten ſich zum Zug. Indeſſen fuhr Wagen auf Wagen des Weges entlang, ritten und wandelten in endloſen Reihen die Schaaren, welche zum Hofhalt gehörten. Die Geiſtlichkeit und die kaiſerliche große und kleine Hofkapelle, ein zahlreiches Perſonal, meiſtens Spanier, viele davon aus den edelſten Geſchlechtern; die Marſchälle, Räthe und Sekretarien, Alcalden und Alguaſiles, die Kammerherren, die Aerzte, Chirurgen und Pharmaceuten, die Hofmeiſter mit den Kammergehülfen; die Fouriere und Poſentatores, die ganze Schaar der Kammerknechte, Köche, Kellner, und des niedern männlichen und weiblichen Troſſes. Es folgte der Marſtall, Schmiede- und Waffenknechte, es kamen die bewaffneten Escaderos mit ihren beladenen Mauleſeln, und erſt als dieſe Alle voraus waren, begann der Auszug des Kaiſers mit dem ſtattlichen Komitat der Fürſten und Edlen, der Edelknaben, der Oratoren, der Leibgarden zu Roß und zu Fuß. Die Damen zogen in Sänften von geſchmückten Roſſen getragen vorüber. Herrlich, bunt, prachtvoll, phantaſtiſch war das alles anzuſchauen, im Sonnenſchein des klaren Sommertages; das ſchien gar nicht wie ein Auszug in den Kampf gegen einen mächtig gerüſteten Feind, gar nicht wie die Vorbereitung zu einem Religionskrieg. Wehende Panner und Federbüſche, klingende Schellen und Cymbeln, Muſik, Gelächter, heitres Geſpräch, alles das ſchien mehr einem großartigen Volksfeſte anzugehören, nur das dumpfe Rollen der kaiſerlichen Geſchütze, in Begleitung der finſtern Arkeleiknechte, ſtach dagegen ab, und auch in den Mienen der Bürgerſchaft Regensburgs malte ſich keine Freude, denn ſie wußte, wem es entgegenging; die Mehrzahl derſelben war bereits der proteſtantiſchen Lehre zugethan.

Mit gnädigem Wohlgefallen ſah Karl V im Vorbeifahren auf die Markgräflichen Reiter, und belobte den Fürſten, der es vorzog, mit ſeiner Schaar zu ziehen und ſie ſelbſt zu führen, und welcher ſich nun mit ihr wohlgemuth der kaiſerlichen Leibgarde anſchloß.

Faſt in der Wegesmitte zwiſchen Regensburg und Landshut lag mitten in der dem Auge unerquicklichen Ebene ein Dorf, Neufers, jetzt Neufahren, dieſes wurde zum Raſtort für die Nacht, und zugleich zum Sammelplatz des kaiſerlichen Heeres erkoren. Ehe der Zug daſſelbe erreichte, ſah man in der Ferne eine Staubwolke näher und näher ziehen. Sie barg mehrere Kompagnien Fußvolk, geführt von dem Markgrafen von Marignano, die zur Soldatesca des Kaiſers ſtießen. Ein großes Lager ward aufgeſchlagen auf den Wieſen und Feldern, welche das Flüßchen Klein-Laber durchzieht; am andern Morgen rückte der Kaiſer bis Landshut vor. Weiter aber, und immer weiter dehnten die Zeltreihen des Lagers bei Neufahren ſich aus. Faſt jeder Tag brachte friſche Heeresmaſſen. Der General Ottavio Farneſe, Herzog zu Camerino, ein Enkel des Papſtes, hatte ſechshundert Reiter und eilftauſend Fußknechte aus Italien zugeführt; zehn Fähnlein Spanier hatten ihre Beſatzung, Neapel, verlaſſen müſſen, und trafen hier ein, vierzehn Fähnlein Spanier kamen aus der Lombardei; dreihundert leichte Reiter ſandte der Herzog von Ferrara, zweihundert der Herzog von Florenz. Bernhard von Schwanenburg, ein kaiſerlicher Werbeoberſt, führte zehn Fähnlein deutſcher Fußknechte heran; ein anderer, Georg von Regensburg, deren fünfe.

Indeſſen ſuchten auch die Gegner, ihre Kriegsvölker zu entwickeln, nur ging dieß mit einer ſolchen Langſamkeit, daß die bedeutendſten Vortheile aus den Händen gelaſſen wurden. Hätte der tapfre und hochherzige Heſſenfürſt damals allein handeln können, hätte er nicht an dem Kurfürſten zu Sachſen einen zwar glaubenseifrigen, perſönlich muthigen, aber im Entſchluß bedenklichen und körperlich den Strapatzen des Krieges nicht gewachſenen Verbündeten gehabt, ſo konnte der Kaiſer mit ſeiner wenigen Bedeckung in Regensburg an demſelben Tage Philipps Gefangener werden, wo er die Acht gegen dieſen ausſprach.

Schertlins ſiegreiche Hand hatte bereits die Ehrenberger Klauſe erobert; wurden dieſem, ſtatt ihm mit dem Ulmer Hauptmann Schankwitz vom Felde des Sieges abzurufen, noch einige Hülfsvölker geſandt, ſo war der Kaiſer von ſeinen aus Italien kommenden Hülfstruppen abgeſchnitten. Und wäre es zeitig zu einer entſcheidenden Schlacht gekommen, die der Kaiſer weislich vermied, ſo wurde vielleicht Deutſchland ein langer blutiger Krieg erſpart, denn die proteſtantiſchen Bundesgenoſſen zogen mit einer Heeresmacht von ſiebenundvierzigtauſend Mann heran, und waren der vollen Macht des Kaiſers um elftauſend Mann überlegen. — Der Baiernherzog hatte ſich neutral erklärt, der Kaiſer hatte ſein Heer in deſſen Land geführt, die Verbundenen zögerten, in das neutrale Land einzufallen, und gingen ſo einer günſtigen Gelegenheit nach der andern, ſich des Siegs zu verſichern, verluſtig.

In dem groſſen Kriegsgezelte Alberts von Brandenburg ſaßen an einem mit Karten, Plänen, Zeitungen und Druckſchriften bedeckten Tiſch, auf dem auch Flaſchen und Becher nicht fehlten, die Befreundeten des Markgrafen, der junge Braunſchweiger Herzog, Herzog Moritz von Sachſen und ihre Vertrauteſten im lebhaften Geſpräch.

„Wahrhaftig, wenn man all das gedruckte Zeug anſieht, was da vor uns liegt, und in einer Zeit von etwa ſechs Wochen ausgegangen iſt, und wenn man es leſen müßte, bliebe keine Zeit übrig, einen Schwertſchlag zu thun!“ rief Moritz von Sachſen aus.

„Es iſt wahr, ſeit die Buchdruckerkunſt erfunden wurde, iſt noch nicht ſo viel zuſammengedruckt worden, als jetzt; wo will das nur hinaus?“ beſtätigte Hans von Brandenburg, mehrere Blätter vom Tiſch aufnehmend: „Da iſt gleich ein kurioſes Werk: Kurzer Bericht aller ergangenen Handlungen auf dem Reichstag. Hahaha, ihr Herren, da drinnen wird Karolo nicht geſchmeichelt. Schon zu Ende des Heumonds, wo dieſes Ding gedruckt iſt, haben die Bündiſchen Kunde gehabt von der heimlichen Werbung, wie denn auch damals bereits die Anfragen kamen, was ſie bedeuten ſolle? Da ſteht es klar und bar, was wahr iſt, und was wir Alle wiſſen. Faſt alles iſt eingetroffen, was hier geſchrieben ſteht; nicht eingetroffen aber iſt, was die hier angedruckten kaiſerlichen Ausſchreiben verheiſſen.“

„Geht es über des Kaiſers Majeſtät her, ſo geht es uns nicht beſſer,“ lachte Albrecht, eine andre Druckſchrift ergreifend: „Siehe Vetter Hans, hier kannſt Du ſchon von Wort zu Wort gedruckt leſen, was Johann Friedrich und Philipp Dir vor wenigen Wochen geſchrieben wegen der Einlaſſung in den Schmalkaldiſchen Bund, wegen dem Eid im Betreff der Erbeinung, und dem guten Rath, Deine Beſtallung fallen zu laſſen, mit der Drohung, Dich außerdem als ſiegelbrüchig und eidbrüchig öffentlich darzuſtellen. Auch Deine Antwort folgt daneben, und nun geht es auch mit über mich und meine Reiterwerbung her. Endlich lieber Hans, folgt nach manchem bittern Wort und ſcharfer Klage über Dich auch der bewegliche Brief Deiner Frau Mutter Liebden!“

Albrecht begleitete ſeine Rede mit einem widerlichen Gelächter; Hans wurde roth vor Scham und Zorn.

„Schaut nur nicht ſo finſter drein,“ ſuchte Moritz von Sachſen dieſen zu beſänftigen. „Seht, hier hat man auch eure beiderſeitige Verantwortung von Wort zu Wort gebracht, wonach ihr Beide vor jedem Biedermann gerechtfertigt ſeid. Des Wortgezänkes wird kein Ende, ſo lange der Tanz nicht los geht, doch iſt mir die Beſchuldigung der Bündiſchen leid und unlieb, daß wir glaubenstreulos geworden; da ſei Gott für! Wir fechten im Dienſt unſers Kaiſers, und berufen uns auf ſein Wort.“

„Das er bricht, wann es ihm beliebt!“ fuhr Albert frei heraus. „Schweigt mir ſtill mit dem ewigen Reden vom wahren Glauben, reiner Lehre, Evangelium und dergleichen. Lutheriſch oder katholiſch, mir gilt es gleich, und glaubt mir, auch Karolus fragt nicht viel danach. Er will ſeine Macht behaupten, die Faction untergräbt dieſe Macht; er ſucht die Faction zu überwältigen, wo möglich zu vernichten, da habt ihr ſeine Politik in einer Nuß, und wäre ich Kaiſer, thäte ich wie er.“

Der ſtrenggläubige Proteſtant Moritz wollte ein ſtrafendes Wort über dieſe ſo wenig religiöſe Aeußerung antworten, als der Marſchall von Grumbach in das Zelt trat; er kam von Landshut, wo der Kaiſer weilte.

„Ha da kommt unſer Grumbach aus dem Hoflager!“ rief Hans: „was bringt Ihr für Zeitung?“

„Allerlei, meine gnädigen Herren!“ erwiederte mit einem leiſen Hohnlächeln der Ankommende. „Die Bündiſchen ſchießen, ſtatt mit Kanonen, mit Papier. Hier iſt eine Kopei ihres Fehde- und Abſagebriefes, der heute durch einen Trompeter überſandt, und zugleich heimlich im ganzen Lager verbreitet wurde: An Karln von Gent, der ſich Kaiſer nennt.“

„Nahm der Kaiſer den Brief an?“ fragte Albert haſtig. „Mit Nichten, mein Fürſt!“ erwiederte Grumbach: „man gab ihn wegen der durch den Mangel des Reſpekts beleidigten Majeſtät dem Boten ohne Antwort zurück. Morgen bricht Karl in Landshut auf und zieht wieder nach Regensburg, dann ſoll es, wie verlautet, auf Ingolſtadt losgehen; eine Schlacht ſoll nicht angenommen werden, obgleich die Feinde uns bald ſo nahe rücken, daß wir ihr Weißes im Auge ſehen. Mich langweilt's.“

„Ich werde Dir zu thun geben, Grumbach,“ ſprach Albert bedeutungsvoll. „Du ſollſt von dannen reiten, und uns noch mehr Volk werben.“ Der Marſchall empfing mit Freude dieſe Nachricht. Den Fürſten, außer Albrecht, war es im Herzen lieb, daß eine Schlacht vermieden wurde; ihr Gewiſſen warnte ſie, gegen ihre Glaubensgenoſſen in der Glaubensſache zu fechten.

Grumbach durchritt, bevor er hinwegzog, mit ſeinem Moritz das Lager, um dem und jenen Bekannten Valet zu ſagen; auch wollte er, daß der Jüngling alles kennen lerne, was in überraſchend mannichfaltigen Erſcheinungen die Gegenwart darbot, und daß nichts Bemerkenswerthes im Leben ihm fremd bliebe.

„Du haſt in Regensburg“ ſprach er zu ihm: „den Glanz und die großentheils unnütze Pracht eines kaiſerlichen Hofhaltes geſehen; das Heer von Schranzen und Lungerern, Pfaffen und Müſſiggängern neben andern Männern von der höchſten Bedeutung. Du haſt das Gepränge einer zahlreichen Fürſten-Verſammlung, eines Reichstages erblickt, der leider ſo zwecklos und erfolglos war, wie viele vor ihm. Nichts Neues unter der Sonne, mein Sohn. Jetzt beſchaue Dir das Lager, es bietet des Sehenswerthen noch mehr dar, als ein Reichstag.“

In der That ſtellten ſich dem aufmerkſamen Blick eines Beobachters die lebendigſten Gegenſätze ſteifen Ceremoniells, höfiſcher Förmlichkeit, deutſchen Ernſtes und ſpaniſcher Grandezza in dem tumultuariſchen, buntmannichfaltigen Leben des Feldlagers vor Augen, eines Feldlagers, deſſen Soldatesca aus vier ſcharf geſonderten Nationen beſtand, deren ſchroffe Eigenthümlichkeit deutlich genug hervortrat.

Der Kaiſer war von Landshut zurückgekehrt, und hatte Befehl gegeben, daß der Koloß des Heeres ſich zum Zuge nach Regensburg am folgenden Tage fertig machen ſollte. Alles war in voller Thätigkeit. Von ſeinem glänzenden Stabe umgeben, durchritt der kaiſerliche Generalliſſimus Fernando Alvarez de Toleto, Duca de Alba die Zeltreihen. Sein langer Bart erhöhte den finſtern blutdürſtigen Ausdruck ſeines Geſichts; zwiſchen den Augenbraunen war eine dicke Falte gelagert; ſein Blick war ſtreng und ſcharf, ſeine Naſe ſtark gebogen. Er trug eine koſtbar mit eingravirten Arabesken verzierte Rüſtung, doch keinen Helm, den überhaupt zu jener Zeit die ſpaniſchen Hüte faſt ganz verdrängten. An einem Bande, nicht an der gewöhnlichen Goldkette, hing das Ordenszeichen des goldnen Bließes, ein kleiner Widder. Der Reitergeneral und der General-Quartiermeiſter Giovanni Battiſta Caſtaldo, der General der Fußtruppen Giovanni Giacomo di Medicis, der Feldmarſchall Reinhard von Solms, der Herzog von Savoien, General der kaiſerlichen Adelsgarden und mehrere andre Generale begleiteten den Herzog Alba. Wohin er ritt, traten die Truppen ins Gewehr, wurde das Spiel gerührt, und Rittmeiſter und Hauptleute, Muſterherren, Wacht-, Quartier- und Proviantmeiſter waren gewärtig, Befehle zu empfangen. Bewundernswerth war die Mannszucht im kaiſerlichen Lager, aufrechterhalten durch die Gegenwart des Kaiſers und ſo vieler Fürſten, wie der erfahrenſten Feldherren jener Zeit.

Grumbach unterließ nicht, als Alba vorüber war, ſeinen Begleiter auf die Verſchiedenheit der Truppen nach Waffengattung und Vaterland aufmerkſam zu machen. „Vor den Zeiten Maximilians“ ſprach er: „wußte man in Deutſchland nicht allzuviel vom Gebrauch ſolcher Fußvölker, wie wir ſie zu Tauſenden hier zuſammengeführt erblicken. Auch war es ganz ungewöhnlich, ausländiſches Volk anzuwerben, wie jetzt ſo häufig der Fall iſt. Was wir ſchwere Kavallerie nennen, ſchlug damals faſt alle Schlachten; Geharniſchte vom Kopf bis zu den Füßen; das Geſicht vom Viſir geſchützt, feſt gegen Hieb und Stich, ungelenk, plump, zum Krieg ſchlecht tauglich. War ſo ein Gepanzerter von ſeinem ebenfalls ſchwer gepanzerten Pferde gerannt, ſo vermochte er kaum, ſich emporzurichten. Das, was von jener ritterlichen Zeit übrig blieb, ſiehſt Du in unſerem Reiſigen Zeug oder Küriſſern, ſie allein tragen noch Turnierhelme, reiten mit Rüſtzeug verdeckte Hengſte, und führen Lanzen, die ſie im Zug auf der Fußſpitze oder auf dem Sattel aufſtellen. Die leichten Reiter tragen zwar auch noch Helme, aber ohne Viſir, und die Rüſtungen der Führer dienen mehr zum Geſchmuck, als zur Abwehr eines gut geführten Schwerthiebes. Das Fußvolk des vorigen Jahrhunderts bildeten größtentheils die zügelloſen Schaaren der Landsknechte, jene immer fluchenden und läſternden, immer betrunkenen, immer räuberiſchen Rotten, deren letzte Reſte noch jetzt ein Verderb ehrlicher Truppen, und ſo ſchwer im Zaum zu halten ſind, daß Profoſen und Steckenknechte ihnen beſtändig auf dem Nacken ſitzen, und daß ſelten ein Tag vorbeigeht, wo nicht einer oder einige durch die Spieße gejagt werden müſſen."

„Siehe Dir die Hispanier an," fuhr der Sprecher fort: „ein ſchlechtes Fußvolk, dieſe Soldatos, ungeübt, marſchiren ſchlecht, ermüden leicht, beißen aber wacker an im Sturm. Sie tragen niedrige Hüte mit ganz runden breiten Krämpen, den italieniſchen ähnlich, rundum mit Federbeſatz, haben die braunen Hälſe blos und offen, und ihre Wämſer und Hoſen ſind auf wunderliche Weiſe in die Quere geſtreift und geſchlitzt, oft an einem Bein anders, als an dem andern. Ihre Büchſen ſind ſchmal geſchäftet, die Kolben gerade, ihre Schwerter ſind kurz, nach altrömiſcher Art, ſo wie Du in den Rüſtungen ihrer Cavalleria immer noch eine von den Deutſchen verſchiedene Eigenthümlichkeit wahrnehmen kannſt, die an das Heidenthum erinnert."

Grumbach hatte an Moritz einen aufmerkſamen Zuhörer, obwohl die Herzensneigung des jungen Mannes nicht auf kriegeriſches Treiben gerichtet war.

Mit dem lebendigen Antheil, den die Jugend ſo gern den Gegenſtänden der Außenwelt weiht, ließ er ſich belehren, ohne den mit Vergnügen Sprechenden durch Fragen zu unterbrechen. Beide nahten den deutſchen Lagern, die mehr Mannichfaltigkeit darboten, als die Ausländer, denn auch die niederdeutſchen Völker waren meiſt nach ſpaniſcher Art gekleidet, und ahmten, halb gezwungen, ſpaniſche Haltung und Sitte nach. Die deutſchen Truppen aber boten ein Gemiſch mannichfaltigſter Trachten und Waffen dar. Von einer Uebereinſtimmung, wie eine ſpätere Zeit ſie aufbrachte und für immer feſtſtellte, war noch keine Rede; für merkwürdig und ausgezeichnet galt es ſchon, wenn ein und das andre Fähnlein, das in der Regel aus vierhundert Mann beſtand, im Allgemeinen hierin harmonirte. Die Kopfbedeckung war am verſchiedenſten; da war kein Unterſchied zwiſchen dem Reiter. Hatte der Fußknecht einen Helm erbeutet, ſo trug er ihn; bekam er eine Feder irgendwoher, ſo ſchmückte er ſeinen Hut oder ſeine Blechkappe damit, die nichts war, als eine eiſerne Mütze mit vorſpringenden Schirmen gegen den Sonnenſchein und Regen, gegen Hiebe im Geſicht und Nacken. In der Regel aber war eine hohe glatte oder rauhe Filz- oder Fellmütze des Hauptes Schutz und Zier, wo möglich mit Federn; doch wem ſolche nicht zu Theil ward, begnügte ſich mit dem Barett. Regel war es, am hintern Theile beider Kopfbedeckungen die Federn zu befeſtigen, weil dieß auch bei den Helmen geſchehen mußte. Nie hat eine frühere Zeit, wie eine ſpätere ſo überaus phantaſtiſche Trachten zur Mode werden laſſen. Enganliegende Wämſer von bunten Tuchſtreifen, welche zum Theil wieder geſchlitzt und mit Tuch von andrer Farbe ausgenäht waren, Aermel, wieder anders, und aufs verſchiedenartigſte gemuſtert, theils mit Achſelpuffen und ſonſt enganliegend, theils auch übermäßig bauſchend; bisweilen ein ganz kurzer Mantelkragen darüber, kurze Beinkleider am Knie gebunden, anliegend, aber durch eine Menge Streifen bedeckt, oft auch bis zum Lächerlichen weit gepludert, ſo daß die Ueberfülle unnützen Staates von den Knien noch faſt bis zu den ebenfalls geſchlitzten Schuhen über die einfachen Tuch- oder Wollenſtrümpfe herabhing, ſo war der Anzug des deutſchen Soldaten zur Zeit des deutſchen Kriegs, aus der frühern Einfachheit umgemodelt durch den Einfluß fremder Nationen, und ſo ganz verſchieden von dem Typus, den der ſpätere dreißigjährige Krieg den Truppen aufprägte. Nicht weniger mannichfaltig, als die Tracht, waren die Waffen. Die Mehrzahl des gemeinen Fußvolkes führte Spieße einfachſter Art, lange Stangen mit Eiſenſpitzen; Waibel und andre Unterbefehlshaber führten mächtige Partiſanen und Hellebarten. Die Arquebuſire trugen ſchwere und ſchwerfällige breit- und geſchweiftkolbige Luntenflinten mit dem Zündſtrick umwickelt, deren Patronen am ſchmalen Lederriemen um den Hals dieſer Hakenſchützen hingen. Eine andere Truppengattung führte mannslange zweihändige Schwerter und Flammberge, die wie Gewehre auf der Achſel getragen wurden, aber auch noch außerdem kürzere Schwerter an der Seite. Das kurze Schwert trug in der Regel jeder Kriegsmann. Ob übrigens der Soldat Schwert, Gewehr, Spieß oder Partiſane auf der rechten oder linken Achſel trug, danach fragte Niemand. Die Feldmuſik war höchſt einfach; für Reiterei Keſſelpauker und Trompeter, für das Fußvolk Trommler und Querpfeifer, aber die Trommeln ſehr groß, und die Pfeifen ſehr lang.

Den Reitenden ſchallte im deutſchen Lager ſchon von weitem die Stimme eines Sängers entgegen, den näher kommend, Grumbachs Diener bald erkannten. Es war derſelbe luſtige und wohlgemuthe Geſell, der damals im Rebſtock ſang, als Biſchof Melchior ſeinen Einzug auf dem Frauenberg hielt. Er hatte ſich wieder anwerben laſſen, und ſang deſſen Lied und Lob, deſſen Brod er aß. Aus den Landsknechten gingen eine Menge ſolcher Volksdichter hervor, deren Namen größtentheils vergeſſen ſind, und von deren Liedern verhältnißmäßig nur wenige ſich erhielten. Aus ihrem Mund lernte das gemeine Volk die Geſchichte ſeiner Zeit. — Ein dichter Haufe Volkes war um den Schüſſenrieder geſchaart, der auf Verlangen vieler neu Hinzugetretenen ſein Lied wiederholen mußte, das des Kaiſers Klage über den Zwieſpalt im Reich, der Bündiſchen Ungehorſam, die Rechtmäßigkeit der Kaiſerwahl, die Verläumdungen der Feinde, den Undank der Nation gegen Karls V gnädige Geſinnung, ſo wie die fruchtloſe Mühe verſuchter Vergleichung in Religionsſachen in nicht weniger als neunzehn Strophen ſchilderte und mit frommen Wünſchen ſchloß. Ein Chorus wiederholte, wie immer üblich, den letzten oder mehrere Schlußverſe jeder Strophe. Das Lied begann:

„Ich ſtund an einem Morgen
Heimlich an einem Ort,
Da hatt' ich mich verborgen,
Ich hörte kläglich Wort
Von Kaiſer Karln hochgeboren;
Er ſprach: Mich will vertreiben
Der Fürſten Grimm und Zorn.“

Mitten im eifrigen Singen blinzte Jörg Wetzell vertraulich Michel Fäuſtlein zu, der unter der Reiterſchaube nach ihm ſchielte, und mit einer verſtändlichen Handbewegung andeutete, daß er mit ſeinem Herrn und Valtin Hill das Lager verlaſſe. Hier ſchallte Luſt und Geſang, an einer andern Stelle Bechergeklirr und raſſelnde Würfel, und wieder an einer andern bildeten bewaffnete Schaaren einen Ring, in dem Hauptleute und Führer, Rottmeiſter und Schultheißen zu Rath ſaßen über einen verſtrickten Mann, auf den der Nachrichter bereits harrte.

Grumbach beurlaubte ſich von ſeinen Befreundeten, überwieß ſeine vierundzwanzig Reiter, die er auf eigne Fauſt dem Markgrafen zugeführt, einem andern Befehlshaber, hatte noch manches Geſpräch mit ſeinem Herrn, und verließ dann mit Moritz das Lager, um fern von demſelben für Albrecht zu walten und zu wirken.

Zweites Kapitel.

In dem ſtolzen Schloſſe zu Rimpar war im Januar 1547 der Engel des Lebens in ſchmerzenreicher Stunde zur Hausfrau des Burgherrn getreten; vom leiſen, ſorglichen Walten ihrer erwachſenen Töchter umgeben, lag Anna von Grumbach ſchlummernd, im Traume den fernen Gatten umarmend, und neben ihr das wenige Wochen alte Kind, ein Töchterchen. Die Dämmerung eines trübwinterlichen Tages brach ein, im geräumigen Hofe ward Hufſchlag vernommen; zwei Reiter, in Mäntel gehüllt, ſaßen ab, die aufgeſchreckt durch das Fenſter hinabblickenden Jungfrauen vermochten ſchon nicht mehr, ſie deutlich zu ſehen. „Großer Gott, wer kommt?“ flüſterte Margarethe bang ihrer Schweſter Amalie zu. „Wie kommt es, daß die Diener den Hof nicht ſchloſſen?“

„Vielleicht Freunde des Bruders, welche die Nacht übereilt! Sei doch nicht ſo ängſtlich, Mädchen!“ tröſtete Amalie, und rief der eintretenden Sophie zu: „Rufe doch den Bruder herbei, Schweſter, es kommen Fremde. Hier darf Niemand herein!“

Sophie kehrte in der Thür um, dem Auftrag nachzukommen, aber Kunz ſprang ſchon eilig die Treppe herab, und ſtürzte mit dem frohen Ausruf: „Vater!“ in die Arme des einen ſtattlichern der Männer. Kaum hielt die Sorge für die Ruhe der Mutter Grumbachs Töchter ab, in lauter Freude auszubrechen, denn unerwartet, überraſchend war ſein Kommen, ſie wußten nicht, ob der Bote mit der Nachricht, daß er von neuem Vater geworden, ihn getroffen habe, und fröhlich von den Kindern umringt, wurde er in die Wochenſtube geführt. Sein Begleiter ſtand im Dunkel der Flur, unbeachtet, vergeſſen, und er ſeufzte leiſe: „Raſtlos von Land zu Land, nimmer Ruhe, überall Waffen, nirgends ein Herz! Warum zwingt mich dieſer Mann, ſein Schatten zu ſeyn? Ich ſoll ihn Vater nennen, ſo will er, und der ſüße Name will nicht über die Lippen der älternloſen Weiſe; ich nenne ihn lieber Herr, denn er beherrſcht mich ganz und gar.“

Plötzlich unterbrach jener ſein Selbſtgeſpräch, indem er leiſe zuſammenſchauderte; war's doch als huſche ein Schatten heran, wie herbeigezaubert, es rauſchten Gewande, und Anna, die Schweſter, ſtand neben dem Gekommenen, ſie legte ihre Hand auf die Seine und fragte: „Wer biſt Du, Mann?“

„Ich bins, der Moritz, Fräulein Anna von Grumbach,“ antwortete der Gefragte mild.

„Ach, mein kleiner guter Moritz, biſt Du's und wieder hier? Da iſt ja auch wohl jener nicht weit, der ſchreckliche Mann?“ rief Anna aus.

„Ihr meint meinen Herrn — meinen Vater?“ fragte Moritz zurück.

„Deinen Vater, mein Junge? O ſüßes Herz, ſprich nicht ſo! Die Welt hat ſich verkehrt, die Wölfe wandeln im Kleid des Lammes, und die Lilien tragen Dornen!“ plauderte die Halbirre. „Komm mit mir, Moritz, erzähle mir was! Wo warſt Du ſo lange? Komm und ſprich, denn mit mir wird nicht viel geſprochen, mir wird nichts erzählt. Sie wiſſen auch nichts, die Frau und die Mädchen, aber ich, ich weiß zu erzählen! Aber Moritz, es ſind traurige Geſchichten, traurige, ſag' ich Dir. Es kommen Ottern drin vor und Wehrwölfe. Komm, es wird gar zu finſter! Ich fürchte mich!“

Wie er gewohnt worden zu thun in den frühern Jahren als Hausgenoſſe, ſo that auch heute der Jüngling nach dem Willen der Armen, denn Widerſpruch brachte ſie auf; fand ſie Theilnahme, ſo war ſie in ihrem rührenden Unglück engelgut. Sie faßte ſeine Hand, ſie zog ihn über einen langen Korridor, an vielen Thüren vorbei, in ein trauliches Zimmerchen, in einem der vier Eckthürme des ſtattlichen Baues. —

Grumbach ſaß am Lager ſeiner Frau und ſchaukelte ſein jüngſtes Töchterchen. Anna, die bald erwacht war, und ſich der Gegenwart ihres Mannes unausſprechlich freute, ſprach freundlich bedauernd: „Es iſt eben wieder ein Mädchen, Wilhelm!“

„Gottes Gabe, und unſer Kind!“ erwiederte er. „Wir leben in einer Zeit, wo viele tauſend Mütter beweinen werden, daß ſie Söhne geboren, und Väter, daß ſie Söhne groß gezogen. Du wirſt die größern Töchter von Dir geben, ſiehe, da legt der Himmel Dir einen Erſatz an das Herz, und eine Beſchäftigung in den einſamen Tagen meines Fernſeins.“

„Wirſt Du niemals kommen und ſagen: nun bleibe ich?“ fragte ſanft das Weib, das ſchon gewohnt war, ſich faſt immer als eine Halbverwittwete zu betrachten.

„Ich fürchte es, liebe Anna!“ war ſeine Antwort. „Und ſage ſelbſt, was ſoll ich hier ſo müſſig ſitzen? Soll ich mich ärgern über des Zobels kleinliches und ſchlechtes Gemüth, mich von dem Erzpfaffen und ſeinem Kapitel hudeln laſſen? Nein, jetzt iſt Krieg die Loſung, Bellona fährt im Sturm daher! — Es iſt ja genug, daß der Kunz daheim ſitzt. Hätte der Junge nur einen Tropfen Bluts von mir, ſo zöge er mit, doch iſt's wieder gut, daß er iſt, wie er iſt, ſo habt ihr doch einen Schutz. Sein Stern bindet ihn an die Scholle, er iſt im Zeichen des Widders geboren, ich in dem des Löwen. Sein Planet iſt der Mond, meiner der rothe Mars. Jeder folgt nach unabänderlichen Geſchicken ſeinen Sternen. Wann iſt das Kindlein geboren, Anna? In welcher Stunde des Tages oder der Nacht?

Sage es mir, ich will es niederſchreiben, damit ihm jederzeit das Horoſcop geſtellt werden könne."

Anna ſagte dem Gatten, was er wiſſen wollte, und fügte hinzu: „Es freut mich nur, daß Du nun da biſt, und der Taufe beiwohnſt. Ich gedachte ſie ganz ſtill zu feiern, wenn Du nicht anders gebieteſt."

„Dann muß die heilige Handlung morgen ſein," erwiederte der Ritter, „und viele Pathen und Gäſte bitten wir nicht, am liebſten — keine; ich muß morgen ſchon wieder fort von hier. Ich ſelbſt will das Mägdlein aus der Taufe heben."

„O Gott!" ſeufzte Anna, und die Kinder blickten beſorgt den Vater an.

„Es muß ſo ſein, daß ich bald wieder ſcheide, meine Lieben," fuhr dieſer, ihren Schmerz würdigend, fort. „Es iſt mir nicht anders vergönnt von meinem Geſtirn. Welchen Namen willſt Du für die Kleine?"

„Ich gedachte," erwiederte Anna, „in dankbarer Erinnerung deſſen, was meine — Mutter, Urſala von Hutten, an mir gethan, ihren Namen dem Kinde beilegen zu laſſen."

„Wohlgethan, ich billige Deinen Beſchluß." ſprach Grumbach: „Es iſt eine ſchöne Sitte, in den Namen der Kinder die Erinnerung des Geſchehenen gleichſam zu feſſeln und ſtets lebendig zu erhalten. Wir leſen ſie dann mit unſerm Gedächtniß gleich einer Geheimſchrift, dazu nur wir den Schlüſſel haben, während Andre die Hieroglyphe gar nicht ahnen."

„Erzähle, wie erging es Dir, woher kommſt Du? wohin ziehſt Du?“ bat und fragte Anna, und die Töchter ſtimmten in den ausgeſprochenen Wunſch ein. Die Stube ward erhellt, ein Imbiß aufgetragen; auch an Moritz wurde gedacht. Kunz trat ein, und bald hingen die Blicke der Kinder an des Vaters Mund; die Wöchnerin hörte ruhig und aufmerkſam, zugleich die ſüßeſte Mutterpflicht übend, geſchirmt vor dem grellen Strahl der aufgeſtellten Kerzen. Grumbach erzählte: „Was ſich im Feldlager begab, habe ich euch geſchrieben. Daß der Kaiſer dem Herzog Moritz zu Sachſen die Kurwürde zugeſagt hat, iſt landkundig, und es wird euch ebenfalls nicht unbekannt geblieben ſein, daß der Herzog in das Sachſenland eingefallen iſt, um den Kurfürſten Johann Friederich zu nöthigen, ſich von ſeinem Verbündeten, dem Heſſen, zu trennen und ſeinem bedrängten Land zu Hülfe zu kommen. Von Karl eine äußerſt kluge Maaßregel, denn der Kurfürſt hat auch nicht geſäumt, als treuer Landesvater zu handeln, und entreißt dem Herzog eine von ihm eroberte Stadt nach der andern wieder. Darüber geht freilich das arme Sachſenland zu Grunde. Damit nun der Herzog eine Hülfe habe, ſo zieht ihm auf des Kaiſers Geheiß mein Margraf mit allem ſeinen Volk zu; ich habe zu den zweitauſend Reitern, die wir im Feldlager im Baierlande bereits hatten, noch fünftauſend Mann Fußknechte, meiſt in Böhmen, angeworben, und der Zug geht über Hof und Plauen gerade auf Chemnitz los. Da ich ſo nahe war, und nicht weiß, wann ich wieder ſo nahe komme, ſo bat ich Urlaub von meinem Herrn und ritt von Rothenburg hieher, euch zu ſehen.“

„Du dienſt einer böſen Sache, Vater,“ nahm Kunz das Wort, als der Ritter ſchwieg. — „Wer ſagt Dir das?“ fragte Grumbach. — „Ei, mein Innerſtes,“ erwiederte Kunz freimüthig. „Wie ſo mein Sohn? Seit wann biſt Du ſo weiſe? ſeit wann geliebt Dir, mich zu hofmeiſtern?“ ſprach ſpottend, doch im ruhigſten Tone der Ritter, und erſchrocken ſahen Mutter und Schweſtern Kunz an. „Nicht dich hofmeiſtern will ich, Vater; das ſei ferne!“ vertheidigte ſich der Sohn. „Ich meine nur, Du ſollteſt Dich nicht brauchen laſſen von den Feinden der neuen Lehre, die Du ſelbſt bekennſt, nicht brauchen laſſen zum Verderben des Sachſenlandes, und Dein Dienſtherr, der Markgraf, der ſich ruhmredig Alcibiades nennen läßt, ſollte das noch viel weniger thun.“

Grumbach lächelte ironiſch, und ſprach: „Lieber Sohn, rede um des Himmels Willen nicht etwa irgend einmal vor dem Ohre eines andern Kriegsmannes, als vor dem Deines nachſichtigen Vaters, von Politik und Welthändeln, ſonſt widerfährt Dir der Schimpf, ausgelacht zu werden. Wie magſt Du ſo ganz im Allgemeinen ſagen: Du ſollteſt das oder jenes nicht thun, das oder jenes ſollte nicht ſein? So ſpricht kein erfahrner Mann, der die Welt und das Leben kennt, ſondern ein Solcher ſieht überall den innern Zuſammenhang der Dinge und Thaten und ihre Nothwendigkeit, und iſt ſtets im Klaren mit ſich, warum er dieß oder jenes thut, warum dieß oder jenes geſchieht. Jede Partei hält ihre Sache für die Gute, jede zählt Männer und Bekenner, die bereit ſind, für dieſelbe Blut und Leben zu opfern. Ich diene keiner Glaubensſache, ich vertheidige keine, bekämpfe keine. Der Lehre Luthers bin ich darum, und mit Ueberzeugung zugethan, weil ſie der Papſtherrſchaft in Deutſchland einen hoffentlich unzerbrechlichen Damm entgegenbaut, weil ſie die Herrſchaft und Anmaßung der Pfaffen, daran wir in Würzburg Beiſpiele zur Genüge haben, in ihre Schranken weiſt, weil ſie den Weg zur einfachſten Gottesverehrung bahnt; allein um ihre eigenen Streitigkeiten, Spitzfindigkeiten und Klügeleien kümmere ich mich eben ſo wenig, als ich, indem ich lutheriſch bin, den Katholiſchen haſſe, weil er feſt an ſeiner Kirche hängt und hält. Unſre viel zu viel eifernden Prediger nennen das Lauheit. Meinetwegen! Ich bin ein gerader Mann, und halte mich in allen Dingen an das Recht, wenn mir auch dabei das Menſchliche begegnen ſollte, nicht immer das Rechte zu treffen. Ich laſſe gern Andern das Wort, und lobe mir die That.“ Grumbach führte den Becher zum Munde, und trank, und da kein Glied ſeiner Familie erwiedernd das Wort nahm, ſprach er in ruhiger Mittheilung ſeiner Anſichten weiter. „An des Markgrafen Banner bindet mich nun einmal mein Geſchick. Wäre ich Johann Friderichs Diener, oder des Philipp, die ich beide für gar wackere und ehrenwerthe Fürſten halte, obgleich ſie des Kaiſers Feinde ſind, ſo würde ich mit gleicher Treue, mit gleichem Eifer für ſie thätig ſein, wie ich für Alcibiades es bin. Mein Vater ließ mich an Kaſimirs Hofe erziehen, ſpäter durfte ich, als Hofmeiſter gleichſam, den jungen Albrecht an den Kaiſerhof begleiten, mußte immer um ihn ſein, und er ſchenkte mir ſein Vertrauen, das er mir erhalten, bis dieſe Stunde. Ich hoffe, er ſoll es jederzeit gerechtfertigt finden. Seinem Dienſt habe ich mich geweiht, und wurde der ſelige Ohm nicht Biſchof, ſo wär' ich wohl niemals aus Albrechts Dienſt getreten. Ob er für oder gegen den Kaiſer Schaaren wirbt und durch mich werben läßt, gilt mir gleich, wiewohl der Kaiſer mir bis jetzt zu allen Zeiten gnädig geſinnt war. Solche Geſinnungen können ſich ändern, meinen Spruch bewährend: Nichts Neues unter der Sonne! Die heute für ihn ſind, können morgen wider ihn ſein. Karl iſt ein mächtiger Herrſcher, ein großer Politiker, ein gewaltiger Kriegsfürſt und Held, aber ſeit er über das arme deutſche Vaterland ſeine fremden Völker geführt, ſeine Hispanier, Niederländer, Wallonen, Burgunder und die italieniſchen Spitzbuben, zuckt dem deutſchen Lande nicht minder gichteriſches Reißen in allen Gliedern, wie ihm, dem Kaiſer ſelbſt, und kein Wunder wäre, wenn es in jetziger Zeit ganz und für immer auseinanderriſſe. Scheint doch der Anfang dazu bereits gemacht, und am Willen Vieler möchte es nicht fehlen. Was übrigens dieſen Zug meines Herrn nach Sachſen betrifft, ſo hoffe ich allerdings nicht viel Gutes für meinen Markgrafen, denn ich habe in ſeinem ſideriſchen Hauſe ein bedrohlich Zeichen aufſteigen ſehen, und glaubte bei Deiner Frage vorhin, Du mein Sohn hätteſt Dein Augenmerk auch gleich mir dorthin gerichtet, von wannen uns die ewigen Sterne Aufſchluß und Belehrung geben über manche irdiſche Verkettung der Schickſale und Begebenheiten, doch —" hier unterbrach Grumbach ſeine Rede mit einem bedauernden Lächeln, das wie Ausdruck des Mitleids über ſeine ernſten Züge glitt — „wie könnte ich Hang zu ſolcher Wiſſenſchaft bei Dir vorausſetzen, der Du mit allen Sinnen nur am Irdiſchen und vermeintlich allein Weſentlichen hafteſt."

„Es thut mir leid, daß ich nicht nach Deinem Sinn bin," ſprach darauf Kunz: „doch tröſtet mich Dein Wort, was Du ſo eben ausgeſprochen, wenn es nehmlich wahr iſt, daß alles irdiſche Thun, Wollen und Sollen in dem Sternenbuche des Himmels vorgezeichnet iſt; dann iſt das Leben eines Jeglichen gerechtfertigt und entſchuldigt, wie es auch ſei, gut oder böſe."

„Ich für mein Theil glaube wenigſtens ſo, und ſchelte Dich nicht," erwiederte Grumbach. „Hätte ich nicht Dein friedliches Geſtirn gleich nach Deiner Geburt erkannt, ſo hätte ich Deine Lebensbahn anders gelenkt, denn was hielt mich ab, dich nicht ſo zu erziehen oder erziehen zu laſſen, wie ich erzogen ward? Danke das meiner vorſorgenden Liebe, mein Sohn. Du biſt und bleibſt dadurch ein freier Edelmann, der ruhig und ungehudelt auf ſeinem väter lichen Erbe ſitzt, während ich mein Leben in Entbehrungen und Strapazen endloſer Feldzüge hinbringe, und eigentlich doch nichts bin, als ein vornehmer Söldner, aber ich kann nicht anders.“

„Ungehudelt, Vater?“ rief Kunz aus, und ein Zug von bitterm Groll ſprach ſich aus in den ſonſt friedfertigen und heitern Zügen des jungen Mannes. „Der Biſchof von Würzburg hat mir durch ſeine Forſtknechte die Wildbahn verderben laſſen, hat meine Vogelgeſtelle zerhauen, die Umzäunungen zerbrochen, ja das Edelwild im Gramſchatzer Wald mörderiſch und grauſam ausgerottet zu unjagdbarer Zeit, und mich frech und lügneriſch des Einbruchs in ſein Gehege beſchuldigt.“

„Der Teufel ſoll dem Biſchof das Licht halten!“ brauſte Grumbach auf, als er dieſe Klage vernahm. „Er wird nicht eher ruhen, bis ich ſelbſt ihn hetze, er wird mich noch durch ſeine frevlen Gewaltthaten zum Aeußerſten bringen! Was hielt mich ab, meine Reiter, mein Fußvolk herein zu führen in das Hochſtift? Als ich die Reiter am Rhein ſtehen hatte, und im Ab- und Zureiten durch Würzburg kam, da war ich ihm gut genug, daß er mich beſchickte, ja endlich perſönlich zu mir kam, und mit hohem Erbieten aller Huld und Gnade bat, ich möchte Schaden abwenden von ihm und dem Stift, daß es von Durchzügen verſchont bleibe, denn es hatte ſich eingelaſſen mit den Bündiſchen, und verſah ſich zu nichts Gutem von den kaiſerlich Geſinnten. Und ich gedachte nicht der alten Schuld, ich ſchirmte das

Stift vor Schaden, ich empfing ſeine Dankſchreiben und nun dennoch ſo zu handeln! — Ja noch vor kurzem, es iſt teufliſch, hat er mich abermals aufgeſucht in Rotenburg an der Tauber, als Rothbelſer mich angeſprochen, mich zum Mittler vermocht zwiſchen ihm und meinem Herrn, daß dieſer dem Stift Schutz und Hülfe zugeſagt, und Bündniß mit ihm geſchloſſen, davon auch dem Kaiſer Kunde zugeſendet wurde. Gleichwohl iſt er ſeinen Verſprechungen nicht in alle Weiſe nachgekommen, und ſchon begann ſich Irrung zu erheben zwiſchen meinem Herrn und ihm, die des gnädigen Markgrafen Kanzler, Chriſtoph Straß, ein tüchtiger Mann, und ich, ungern kommen ſahen, ſie jedoch, weil wir Weitläufigkeiten fürchteten, bald und gütlich beilegten, ſo daß der Biſchof dem Markgrafen für Schutz und Hülfe nur zwölftauſend Goldgülden geben mußte. Mit dieſem Gelde habe ich die Knechte geworben, mit denen Alcibiades jetzt nach Sachſen zieht. Aber wehe Dir Biſchof! So wahr ein Gott lebt, Du ſollſt noch zittern, wenn der Grumbach ſpricht!"

„Beruhige Dich!" bat Anna mild. „Was frommt es uns, und was ſchadet es dem Biſchof, wenn Dein Kriegsvolk das Land verheerte? Er würde vielleicht an ſeinen Einkünften etwas geſchmälert, die das Stift durch neue Steuern bald genug würde erſetzen müſſen."

„Sonach, liebes Weib," ſprach der Ritter, ſeinen Zorn bekämpfend, doch halb ironiſch: „dürfte gar kein Krieg mehr ſein, denn die Länder müſſen es allemal entgelten, wenn ihre Herrſcher uneins ſind. Es blieben dann nur diejenigen Kriege rechtmäßig, wenn ein Volk ſeine Ketten abſchüttelt, und einen Tyrannen verjagt, wie nach der neueſten Zeitung Genua hat thun wollen, nur ſchade, daß der Plan mißglückte und der edle Fiesco, Graf von Lavagna, verunglückte, dem ein ſchwarzer Stern ſchien. Was glaubt ihr wohl, wäre dieſer Zobel nicht auch aus Würzburg und aus dem Lande zu hetzen?"

„Du ſprichſt immer von den Sternen, mein Gemahl," nahm Anna, ſtatt dieſe Frage zu beantworten, ein neues Geſpräch auf: „ſage uns doch, wie es nur möglich ſein kann, aus ihrem Stand der Menſchen Schickſale im Voraus zu erfahren? Und iſt ſie nicht eine gottloſe Kunſt, die Aſtrologia, wie Du ſie nennſt?"

„Gott ſelbſt ſchrieb auf die blaue Tafel des Firmaments die Geheimſchrift der Sterne," erwiederte Grumbach: „daher kann es keine gottloſe Kunſt ſein, wenn der auch von Gott gegebene Verſtand des Menſchen dieſe Schrift zu enträthſeln und zu deuten verſucht. Daß dieſe Kunſt aber wahr, ächt, heilig und untrüglich, darüber ſind alle Gelehrten unſrer Zeit einig. Tauſend Exempel bewahrheiten ſie und ſo lange ich in ihre Geheimniſſe gedrungen bin, habe ich an mir ſelbſt erfahren, daß die Aſpekten nicht trügen."

„Möchteſt Du uns nicht ein ſolches Beiſpiel ſagen?" bat eine der Töchter, und der Vater erwiederte: „Ich will euch ein Beiſpiel ſagen, das ihr faſſen und behalten könnt. Der Sternenſtand beſtimmt, ſolches lehren alle Planetenbücher, den Einfluß der Elemente auf jegliche Geſchöpfe; er bedingt die Witterung zu Land und Meer, in Höhen und Tiefen, wirkt ein auf Belebtes und Unbelebtes, auf Geiſter und Leiber, auf Glieder, Sinne und Säfte, auf Sitten und Unſitten, Verſtand und Gemüth. Der Sternenſtand deutet die Aemter und Würden an, die dem Menſchen werden, ſein Glück, wie ſein Unglück, ſeine Jugend und ſein Alter, ſeinen Haß und ſeine Liebe, ſeine Geſundheit und ſein Krankſein, ſeine Geburt und ſeinen Tod. Je nachdem die Conjuction ſeinen Planeten gütig oder ungütig beſtrahlet, wird der Menſch glückſelig oder unglückſelig, beliebt oder verhaßt, hoch oder niedrig geſtellt. Mein Planet iſt Mars, der in der Stunde meiner Geburt mit Jupiter im Gegenſchein ſtand; ſie wurden angeſtrahlt von dem Sterne, den man das Herz des Löwen nennt, doch ſtand dieſen gütigen Geſtirnen der Stachel des Scorpion feinſelig zugekehrt; die Sonne weilte im Sternbild der Zwillinge. Dieſe Zeichen deuten mir ein martialiſches Leben; kriegeriſchen Sinn, ein Herz, das Muth, Tapferkeit und Unerſchrockenheit erfüllen. Glück in kriegeriſchen, Unglück in bürgerlichen Händeln, ſie verheißen mir Gunſt, Gnade und Freundſchaft von Fürſten und hohen Helden, Kriegs-Aemter und Würden, aber auch ein Leben voll Gefahr, Kämpfe, Belagerungen, Rechtshändel, Güterverluſte, Plünderungen, Nachſtellungen, ſchwere Fährlichkeiten. Nun ſagt, meine

Lieben, iſt bis jetzt nicht alles eingetroffen? Hat mein Leben nicht dem Kriegsgewerbe faſt ausſchließlich angehört? Bringt nicht Bellona mir Glück, Ehren und Würden? Hatte ich nicht Unglück und Spahn in dem friedlichen Amt eines Marſchalls am Biſchofhof, als Konrad von Bibra kaum die Augen zugethan? Nennt nicht ſelbſt der deutſche Kaiſer mich einen wackern Werbeoberſten, mein eifriges Thun belobend anerkennend? Aber es fehlte auch nicht an der dauernd fortwirkenden feindſeligen Influenz. Mein Leben iſt unſtät und unruhvoll, und Gott mag wiſſen, wann und ob ich je vor dem Tode die Stunde ſehe, zu der ich ſagen kann: Geſegnet ſei, die da den Frieden bringt. Mein Recht muß ich verfechten, Beraubung habe ich erlitten, der Plünderung durch den Erbfeind des Grumbachiſchen Geſchlechtes muß ich fort und fort gewärtig ſein. Und blicke ich an das Ende meiner Tage, ſchaue ich fragend in den Spiegel meines Horoscops, da tröſtet kein friedliches Sterbelager mit ſanftem Ende, da lauert der Schütze mit geſpanntem Bogen, da lauert — ein gewaltſamer Tod, vielleicht — durch die Hand des Henkers."

Entſetzt ſchrieen die Frauen auf bei dieſem unerwarteten Ende der Rede Grumbachs, er aber ſah ſie mit heiterm Lächeln an, und ſprach: „Was erſchreckt ihr? Mir iſt nicht bange; was kommen ſoll, das kommt. Euch aber, ihr zagenden Gemüther, will ich einen Troſtſpruch ſagen, den prägt tief in euer Gemüth, bewahrt ihn wohl, haltet euch feſt daran. Er lautet: den Menſchen lenken die Sterne, aber die Sterne werden von Gott gelenkt.“

Als der Ritter zu den Seinen dieß Troſtwort geſprochen hatte, erhob er ſich und ſuchte die Ruhe.

Markgraf Albrecht war dem Sachſenherzog Moritz zu Hülfe geeilt, hatte mit dieſem in Chemnitz Verabredung getroffen, und bald darauf die Stadt Rochlitz überrumpelt und in ſeine Macht bekommen. Dort hatte die Wittwe Herzog Johanns, eine Schweſter Philipps zu Heſſen, ihren Hofhalt, und begegnete gar unterthänigſt freundlich dem rauhen Sieger und ſeinem Gefährten Chriſtoph von Leuchtenberg; in ihrem Herzen aber grollte ſie dem Bundesgenoſſen ihres verhaßten Schwagers, der das ſchöne Sachſenland, das zu beherrſchen er trachtete, verwüſten ließ, und ihre Seele ſann darauf, an ihrem Theil etwas zum Heile dieſes Landes zu thun und zu wagen. Ueber Truppen und Geſchütze, den Feind zu vertreiben, gebot freilich die Fürſtin nicht, daher griff ihre Liebe zu dem Lande, das ihre zweite Heimath geworden, zur Waffe weiblicher Liſt. Die Sieger ließen ſich's wohl ſein in der eroberten Stadt und bankettirten auf Koſten der Fürſtin, die unterdeß durch ihre Getreuen erſpähen ließ, wo und wie die Wachtpoſten beſtellt waren. Eilboten ritten, von ihr entſendet, heimlich nach Altenburg, wo der Kurfürſt Johann Friedrich weilte. Dieſer ſandte unverzüglich einige ſeiner Freunde und Bundesgenoſſen voraus, Rochlitz zu entſetzen. Vierhundert Reiter und vierhundert Fußknechte zogen unter dem Dunkel der Nacht und auf kürzeſten Wegen über die geſegneten Fluren, die ſanften Höhen, durch die entlaubten Wälder dem romantiſchen Thale der Mulde zu, ritten und ſchritten, von treuen Boten geleitet, durch die Waldung des hochragenden und weit ſichtbaren Rochlitzer Berges, nahten mit Vorſicht den Wachen, und gewannen faſt ohne Schwertſchlag den obern Theil der Stadt, während der Kurfürſt ſelbſt mit dem Heere und dem Geſchütze nachrückte.

Erſt mit dem Grauen des Morgens durchſchallte lauter Allarmruf die Stadt, und wilde Verwirrung bemächtigte ſich ihrer Ueberwinder und Gewalthaber. Bald ſaß der Markgraf gerüſtet zu Roß, neben ihm der Landgraf von Leuchtenberg. Die Führer ſchaarten ſich um dieſe Beiden her. Ein Theil der zuſammengerafften Söldner ſuchte in raſcheſter Flucht ſein Heil über die Muldebrücke und durch den Fluß, ein andrer focht unter des Markgrafen Augen an den innern Thoren, welche die immer mehr anwachſenden Heeresmaſſen der Gegner beſtürmten. Von allen Seiten drangen dieſe in die Stadt; die Bürger ſchoſſen von den Böden und aus den Fenſtern auf die verhaßten Gäſte, die kurfürſtlichen Geſchütze donnerten auf dem Berge, und ſandten einen Kugelregen hinab, die Vorſtadt brannte. Vergebens und nach der tapferſten Gegenwehr verſuchten die Grafen endlich die Flucht; ein ſächſiſcher Reiterhaufe hielt ſie auf und ſchrie Beide an, ſich zu ergeben, was ſie denn auch nothgedrungen thaten. Dieß geſchah am zweiten März 1547. Die beiden Gefangenen wurden nach Gotha auf Schloß Grimmenſtein gebracht, und nicht eher wieder frei, bis die ſo berühmte und für Johann Friedrich ſo unglückliche Schlacht bei Mühlberg geſchlagen war, die dem Kurfürſten ſelbſt das traurige Loos bittrer Gefangenſchaft zuzog, und den Kurhut auf Moritzens Haupt ſetzte. Des Kaiſers Perfidie legte bald darauf durch eine unerhörte Fälſchung auch den hochherzigen Philipp zu Heſſen in die Feſſel einer langen ſchmählichen Haft, und ſo gelang vollſtändig der unrühmlichſte Sieg über den ſchmalkaldiſchen Bund, welcher nun aufhörte, zu ſein. Die großen und weltgeſchichtlichen Bewegungen des deutſchen Krieges gingen ihren genugſam bekannten Gang, und Markgraf Albrecht Alcibiades ſuchte, ſtets das Schwert in der Hand und über eine eigne, tapfre und gefürchtete Heeresmacht gebietend, ſie mit blutigen Zügen verewigen zu helfen, ein treuer Anhänger des Kaiſers, welcher, als Albrecht zu ihm nach Halle kam, und mit einem Fußfall für ſeine Befreiung dankte, die ſchmeichelhaften Worte öffentlich ſprach: „Iſt uns doch in dieſem Kriege noch nichts Willkommeneres und Lieberes widerfahren, als dieſen Fürſten wieder zu ſehen!“ —

Während aller dieſer Vorgänge war Grumbach unermüdlich thätig für ſeinen Herrn, zog ab und zu, warb fortwährend Truppen, und ſtieg immer höher in deſſen Gunſt. Gar manchen heimlichen und beſchwerlichen Ritt mußte er thun, manche wohlverſchloſſene Botſchaft tragen zu dieſem und zu jenem Fürſten, und es war ihm ſehr bald kein Geheimniß mehr, daß ſich etwas Heimliches vorbereite, welches in kurzer Zeit öffentlich werden ſollte und mußte. Der Ehrgeiz des neuen Kurfürſten von Sachſen hatte das Ziel erreicht, wonach er als Herzog getrachtet, er ſaß auf dem Throne ſeines Vetters, dem er die größte Demüthigung zugezogen, als dieſer bei des Herzogs überaus feſtlicher Belehnung mit der Kur Sachſen in Augsburg Augenzeuge ſein mußte; der alternde Mann war unſchädlich, jetzt dauerte ihn deſſen lange Haft, wie die durch ſchändliche Wortverdrehung bewirkte des eignen Schwiegervaters nicht minder. Es ergingen in Bezug auf die Befreiung beider Reichsfürſten von ſehr vielen Seiten die dringendſten Aufforderungen und Bitten an den Kaiſer, allein dieſer betrachtete die Fürſten als Unterpfänder, als Geiſeln, und weigerte ihre Freigebung mit Hartnäckigkeit. Das Interim regte zu gleicher Zeit alle Parteien, alle Gemüther auf das Heftigſte auf, Katholiken und Proteſtanten eiferten gleich ſehr gegen dieſen Verſuch einer Religionseinigung für eine Zeitlang, deren Syſtem eben ſo unklug entworfen war, als deren Annahme ungeſetzmäßig anbefohlen. Auch der fürſtliche Dulder, Johann Friedrich, weigerte ſtandhaft dieſe Annahme, obgleich ſie ihm die Freiheit verſchafft hätte, und bewährte dadurch, wie durch die Ruhe und Seelengröße, mit welcher er ſein Unglück ertrug, die edle Feſtigkeit ſeines Charakters. —

Wieder ſollte ſich ein Concilium zu Trient verſammeln, wieder wurde ein Reichstag ausgeſchrieben, und zwar in jener altberühmten Stadt, die ſchon ſo oft die zahlreichſten Fürſtenverſammlungen geſehen, deren Name für die Bekenner der proteſtantiſchen Lehre ewig denkwürdig bleibt, in Augsburg. Der Kaiſer zog dahin mit der Pracht ſeines Hofes, mit ſeinem Sohne Philipp von Spanien und mit weit beträchtlicherer Begleitung von Garden und ſpaniſchem Kriegsvolk, als er zum Reichstag in Regensburg mit ſich geführt. Vielleicht ſollte dieſes Heer einen Plan unterſtützen, den Karl im Herzen nährte, und der leicht im Gemüthe eines Mannes entſtehen konnte, welcher, berauſcht von ſeinem Glück, begann, aus einem Herrſcher ein Tyrann zu werden. Karl beabſichtigte nichts Geringeres, als die Kaiſerkrone in ſeinem Hauſe erblich zu machen, ſeinem Bruder Ferdinand, dem römiſchen König, die Anwartſchaft zu entreißen, und ſie ſeinem geliebten Sohne, dem hochmüthigen, herrſchſüchtigen und ſtolzen Philipp aufs Haupt zu ſetzen, welches Bemühen jedoch gänzlich ſcheiterte. —

Unter den auf dem Reichstag erſchienenen wenigen Fürſten befanden ſich auch der Biſchof von Würzburg und Markgraf Albrecht von Brandenburg, der Letztere in Begleitung ſeines Marſchalls und ſeines Kanzlers. Zu Wilhelm von Grumbach geſellte ſich bald ein Ausſchuß der fränkiſchen Ritterſchaft. Ihn erwählten ſie zum Sprecher ihrer wichtigen Angelegenheit, er der Federgewandte, gab ihrem Anbringen die paſſende Form, die gewählteſten Worte. Es war nichts Geringes, was die Ritterſchaft begehrte, es war Unabhängigkeit von jeden Fürſtengewalt, außer der des Kaiſers, jene trotzige Reichs-Unmittelbarkeit, deren Geſpenſt noch lange genug ſpuken ging, nachdem ſie ſelbſt den letzten Athem ſeufzend ausgehaucht. — Während die großen politiſchen Intereſſen jeden Theilnehmenden aufs Aeußerſte geſpannt erhielten — fehlte es wieder nicht an mancher kleinen und kleinlichen Reibung. Der Markgraf hatte Urſache, mit dem Biſchofe von Würzburg unzufrieden zu ſein, der Biſchof und Grumbach behielten einander ſtets lauernd im Auge, wie zwei Tigerkatzen, von denen jede den günſtigen Augenblick erſpäht, mit einem Satze der andern in den Nacken zu fahren, nur daß Jeder von den beiden Männern ſeinen Groll unter höfiſcher Maske zu verbergen ſuchte; Liſt und Kabale waren in jeder Beziehung an der Tagesordnung. Mehr als je verkehrten Albrecht und Kurfürſt Moritz mit einander, immer enger flocht ſich um ihre Herzen das Band der Freundſchaft, des Vertrauens. Ueberall hin richtete der Kurfürſt ſein Augenmerk, mancherlei Pläne durchkreuzten ſich in ihm, er bedurfte Verbindungen, die ihn mit Nachdruck unterſtützen konnten.

Ueber Magdeburg war wegen ſtandhafter Verweigerung des Interims die Acht des Reichs ausgeſprochen; die tapfer vertheidigte Stadt wurde von dem jungen Herzoge von Meklenburg, Georg, belagert, deſſen wachſende Kriegsmacht Moritz mit Argwohn ſah. Die hartnäckige Verweigerung der mehrmals von ihm erbetenen Freilaſſung ſeiner nächſten Verwandten, die heftigſten Vorwürfe, die dringendſten Forderungen ihrer und ſeiner Angehörigen beſchämten und demüthigten ihn, und ließen ihn auf Mittel denken, die Schmach abzuwälzen, die auf ſeinen Namen ruhte, ohne doch den Kaiſer argwöhniſch zu machen. Eine ſchwierige Aufgabe, denn es galt, ſich das verſcherzte Vertrauen aller Proteſtanten wieder zu gewinnen, und den Verdacht zu entfernen, daß er es ſei, der ſeinen Vetter und ſeinen Schwiegervater gefliſſentlich in Haft halte. Scheinbar dem Kaiſer gehorſam, nahm er das erſt auch von ihm verweigerte Interim an; ſcheinbar dienſteifrig, übernahm er das Kommando über die Belagerung Magdeburgs, welches die eingeſchüchterten Reichsſtände ihm beſtätigten, und empfing die größten Lobſprüche über dieſen Entſchluß, der ihm abermals den Haß und die Verachtung ſeiner Glaubensgenoſſen zuzog, vom Kaiſer ſelbſt. Er rüſtete ſich zum Abzug, Albrecht von Brandenburg ſollte vorausziehen, und darauf bedacht ſein, neue Truppen anzuwerben. — Ein Bote des Biſchofs Melchior trat zu Albrechts Marſchall, und brachte ihm freundlichen Gruß ſeines Lehensherrn, der ihn zu einer Unterredung zu ſich entbieten ließ.

„Was wird er wieder wollen?“ fragte ſich Grumbach murrend. „Sicher hat er wieder Tücke geſonnen, und ſein gift- und gallevolles Herz will überlaufen. Ich will hingehen zu dieſem würdigen Lehensherrn, gewappnet mit Muth wie mit Liſt. Wenn ich merke, daß die Otter nach mir beißen will, ſo will ich ihr mit einer Gabel den Kopf niederdrücken, und ſie in Stücken hauen.“

Melchior von Zobel empfing ſeinen Feind würdig höflich; weder ein Trabant war in der Nähe, der Furcht hätte erregen, oder ſolche anzeigen können, noch hatte ſich der Biſchof, wie er ſonſt liebte, mit Vertrauten in glänzendem Hofprunk umgeben. Außer einem dienenden Edelknaben war Niemand um den geiſtlichen Herrn. Der Marſchall mußte ſich niederlaſſen, auch der Biſchof nahm Platz, und begann vertrauliche Unterredung mit dem Mann, der ihm in tiefſter Seele verhaßt war.

„Laſſet uns ein friedſam Zwiegeſpräch halten, Grumbach,“ nahm er das Wort: „und laſſet uns jetzt nicht gedenken früherer Uneinigkeit, denn der Streit iſt des Herrn, wie die Schrift ſagt, und Streit hat ſeine Zeit, ſpricht der weiſe Salomo. Ich habe ernſtlich darüber nachgedacht, wie wir allen Zwieſpaltes uns fürder entſchlagen können; ich habe eingeſehen, wie treu und aufrichtig Ihr es mit dem Hochſtift, als ein redlicher Lehensmann meint, wie aber Eure Lehenspflicht und Eure Dienſtpflicht ſich doch nicht wohl ganz vereinbaren laſſen, wie eine der andern Eintrag thun, und durch ſolchen Eintrag immer wieder aufs Neue die bittre Wurzel des Unfriedens zwiſchen uns erwachſen könnte.“

„Wollt Ihr mich meiner Lehenspflicht loszählen, oder geliebt Euch vielleicht, meine Lehen einzuziehen und Euern Freunden zuzuwenden?“ fragte mit raſchaufloderndem Unmuth der Marſchall, doch der Biſchof erwiederte mit Würde: „Ihr denkt immer gering — von mir, was ich wahrlich nicht verdiene; nein, ich wollte Euch vielmehr ein Zeichen geben, daß ich keinerlei Groll gegen Euch hege, und ſpreche Euch hiermit frei von jeder perſönlichen Leiſtung, die Ihr als Vaſall des Stifts mir, Euerm Landesherrn, zu leiſten hättet, wenn ich ſie fordern wollte; denn ich bin des Spruches eingedenk: Niemand kann zweien Herren dienen. Da Euch nun Euer Gemüth an des Markgrafen von Brandenburg Liebden zieht und feſthält, was von Euch zweifelsohne aus löblicher Dankbarkeit geſchieht, weil Ihr von ſeinem Vater viele Gunſt empfingt, ſo beurlaube ich Euch aus freiem und gutem Willen von allen Euern Dienſten.“

„Für Euern guten Willen bedanke ich mich unterthänig,“ ſprach Grumbach mit einem Hohnlächeln, das dem Doppelſinn ſeiner Worte die wahre Deutung gab: „doch erlaubt mir zu bemerken, daß in meiner Abweſenheit mein nunmehr mündiger Sohn Kunz als Lehenträger des Stifts meine Stelle vertritt, auch ich noch durch keinerlei Weigerung, da mir noch keinerlei Aufforderung zukam, Anlaß zu ſolcher Aburlaubung gegeben, wohl aber habe ich bisher, mit Verſchmerzung gar manches mir zugefügten bittern Unrechts, des Stiftes Wohl im Auge gehabt, und das Unten nicht entgelten laſſen, was mir von dem Oben Unliebes begegnet, wie Ihr ſelbſt bezeugen müßt."

„Ihr müßt die Enturlaubung nicht als ein Zeichen meiner Ungnade anſehen," fuhr der Biſchof fort, ohne auf die Andeutung Grumbachs näher einzugehen: „Es ſoll in Euerm Lehensverhältniß zum Biſchofhofe dadurch nichts vermindert werden; ſo oft Ihr nach Würzburg kommt, ſo erwarte ich, daß Ihr mit Euern Dienern und Pferden Mahl und Futter zu Hofe einnehmt, wie bisher, und ich werde Euch auch ohne das ſtets ein gnädiger Herr ſein."

„Ich danke unterthänigſt, mein gnädiger Herr!" erwiederte Grumbach, lauernd, was nun folgen werde, denn daß ſein Lehensverhältniß nur der Vorwand war, irgend etwas Anderes zu erforſchen oder zu bewirken, konnte der kluge Mann ſich denken.

„Ihr reitet mit Euerm Herrn von dannen, wie mir geſagt ward?" fragte Zobel.

„Ja, des morgenden Tages, Herr Biſchof," erwiederte Grumbach: „Hättet Ihr etwas nach Würzburg oder in das Land Preußen zu beſtellen?"

„Nach Preußen zieht Ihr? Ja, ja — ich hörte, Ihr zöget vor das hartnäckige und widerſpenſtige Magdeburg?" forſchte neugierig der Biſchof, und Grumbach lächelte ſchlau, ſprechend: „Freilich wohl, die Magd verſagt dem Kaiſer den Tanz, Herr Biſchof, und hält ſich an das gäng und gäbe Sprüchlein: Das Interim hat den Schalk hinter ihm. Wir ziehen gen Preußen, wie ich Euch nicht anders zu berichten weiß. Wißt Ihr auch, daß zu Magdeburg viel Merkwürdiges zu ſehen iſt?"

„Und was denn?" fragte Zobel, „Ihr ſeid ein Mann, der ſich — der weit herum kommt, und wenig nach Hauſe, Ihr müßt viel zu berichten wiſſen!"

„Zu Hauſe wird mir in der Regel nicht viel Gutes berichtet, wie es auch das Letztemal der Fall war, wo ich im Bezug auf unſer Jagdrevier bittre Klagen anzuhören bekam," warf Grumbach ein: „und darum iſt es beſſer, ich treibe mich weit vom Hochſtift herum, wie Ihr zu ſagen belieben wolltet. Doch wieder auf Magdeburg zu kommen, ſo zeigt man dort im Dom einen runden Marmorſtein mit dem Blute eines gottloſen Biſchofs, welcher wegen ſeiner Uebelthaten geköpft wurde, und nennt ihn in dem Verslein:

Cessa de ludo, lusisti satis Udo! *)

„Ja, ich entſinne mich," erwiederte der Biſchof: „es ſind dort auch viele heilige Reliquien, unter andern ein Stück von der Laterne des Verräthers Judas Iſcharioth" —

„Und Tezels Ablaßkaſten," fiel ihm Grumbach ins Wort, das giftige Schrauben fortſetzend: „auch

---

*) Udo, bleibe vom Spiele, du ſpielteſt der Spiele viele.

iſt daſelbſt ein ſteinern Bild, darſtellend, wie ein verbuhlter Mönch eine Nonne in ſein Kloſter trägt, dem der Teufel als Bruder Pförtner öffnet.“

Zobel blieb ſeinem Widerſacher nichts ſchuldig, er erwiederte raſch: „Auch ſieht man dort in Stein gehauen zwei thüringiſche Ritter in Ketten und Eiſen, welche die Hand freventlich und landſchädlich erhoben gegen die Kirche und deren Diener, denen aber ihr Recht wiederfahren, Andern zum Exempel.“

„Und die Fahne des heiligen Mauritius, die vom Himmel gefallen,“ fuhr Grumbach in ſpottendem Tone fort: „die den Magdeburgern allezeit Sieg verleiht; jetzt wird ſich zeigen, wie ſie ſich gegen die vielen Moritzfahnen halten wird, welche der Kurfürſt um die Stadt wird wehen laſſen.“

„Gott erleuchte die Stadt!“ ſprach Zobel mit frommem Seufzer und ſuchte das Geſpräch anders zu wenden. „Ich habe noch zwei Bitten an Euch zu thun, Marſchall von Grumbach, deren Erfüllung ich mich gewißlich zu Euch verſehe, und wofür ich und das Kapitel Euch ſtets dankbar ſein werden. Seid ferner dem Stifte hülfreich, wendet Schaden von ihm ab, denkt, daß es Euer Vaterland iſt, und daß Ihr mit leidet, wenn ihm Wehe geſchieht; dann die zweite Bitte: miſcht Euch nicht ohne Noth und ungedrungen in des Stifts Angelegenheiten mit Klöſtern und Geiſtlichen; die Ebracher Sache wäre längſt vertragen, hättet Ihr nicht den Abt in ſeiner Widerſpenſtigkeit beſtärkt, die ihm doch nichts fruchtet. Ich bitte Euch darum.“

Ueber Grumbachs Geſicht zuckte eine ſchmerzliche Erinnerung, er ſprach mit Ruhe: „Ich werde dem Stift ſicher nie das Böſe entgelten laſſen, das mir von Leuten des Stifts zugefügt wird, ſie ſeien wer ſie wollen, und ich wünſche nur, daß Jeder es ſo treu mit ſeinem Vaterlande meinte, wie ich. Was das arme Ebrach betrifft und ſeinen redlichen gelehrten Abt Konrad Hartmann, der mein Freund iſt, ſo kann ich wahrlich nichts dafür, daß durch Euch die ohnehin ſo hart mitgenommene Abtei in einen langwierigen Reichskammergerichtsprozeß verwickelt worden iſt. Ich habe dem Abt zugeſchworen, ſeinem Kloſter hülfreich zu ſein, ich, der Ketzer, der Proteſtant, ohne Eigennutz, während ſeine katholiſchen Pfleger es berauben; dem Abt, der Euch nicht mehr ſchaden wird, denn, hört es und freut Euch darüber, Biſchof von Würzburg, ich habe heute ein Schreiben erhalten, daß Konrad von Gram und Verdruß, wenn nicht durch eine andre Nachhülfe, auf das Krankenlager geworfen, am Tode liegt, ja daß er vielleicht, indem wir von ihm reden, aus der Welt des Haders in das Reich des Friedens eingeht.“

Zobel erblaßte und ſuchte erwiedernde Worte, zu denen Grumbach ihn nicht kommen ließ, der gewichtig fortfuhr: „Glaubt darum Euern Prozeß noch nicht gewonnen! Kloſter Ebrach hat der tüchtigen Männer, wie Konrad, noch mehr, und es iſt bereits der gewählt, der an des Vorgängers Stelle, gleich ihm, des Kloſters Rechte vertreten wird. Recht muß endlich Recht bleiben!“

„Bin ich es, der mit dem Kloſter Ebrach rechtet?“ fragte der Biſchof empfindlich. „Ich vertrete die höhern Rechte des Hochſtifts gegen die Anmaßungen einer Abtei, die einen Staat im Staate bilden will, und ſage Euch mit Euern eignen Worten: Recht muß Recht bleiben. Wißt Ihr, da Ihr von ſo vielen Dingen ſo äußerſt genau unterrichtet ſeid, mir nicht noch mehr neue Zeitung anzuſagen, Grumbach?“

„Ich glaube Euch genug geſagt zu haben, Herr Biſchof,“ erwiederte mit Beziehung der Marſchall. „Habt Ihr noch etwas zu befehlen?“

„Ich danke Euch; geht mit Gott!“ entließ Zobel.

„Ihr ſcherzt!“ flüſterte halblaut unter einer tiefen Verbeugung der Abgehende, und kaum hatte er die Thüre hinter ſich zugezogen, als die Wildheit Zobels in die Worte ausbrach: „Was ich immer ſage, der verkörperte Satan! Ha warte, warte nur! Ich will mir den gottloſen Biſchof, den verbuhlten Mönch, die andere Nachhülfe, und alle Deine giftigen Stachelreden gewißlich hinter’s Ohr ſchreiben. Das alles fällt wie böſe Saat auf ein wuchernd Land, und die hochgeſchoßten Aehren ſollen Dir über dem Kopfe zuſammenrauſchen, heilloſer Mann!“ —

„Dich kenne ich,“ ſprach Grumbach im Weggehen aus des Biſchofs Wohnung zu ſich ſelbſt: „Du wirſt nicht ſäumen, Dein rachgieriges Gemüth gegen mich und die Meinen ſehen zu laſſen, aber der Jäger wird wachſam lauern auf den biſſigen Ratz, und ihm einen Schlagbaum an den Weg ſtellen, der ihn zerquetſche.“ —

Der blutige Mars beſtrahlte feindlich die Stadt, deren Ureinwohner in Heidenzeiten nach dunkler Tradition ihn verehrt haben ſollten, und der Zeitgott Saturn zog auf trägen Schwingen, mit zögernden Greiſenſchritten ſeine Bahn, während das bedrängte Magdeburg weinte und betete, kämpfte und blutete. Glaubenseifrig und glaubensfreudig fochten die Magdeburger für ihre Religion und ihre bürgerlichen Rechte unter wackern Führern, und ihre Prediger fochten mit dem Schwert des Wortes gegen den Kurfürſten, den ſie einen Abtrünnigen, einen Feind der Lehre Luthers nannten, gegen den ſie zornige Schmähſchriften ſchleuderten. Kühne Ausfälle brachten den Belagerern manchen Vortheil, es gelang ihnen ſogar, in einem ſolchen des Herzogs von Mecklenburg habhaft zu werden, der das Stadtgebiet verheert und verwüſtet hatte, da er der Stadt ſelbſt nichts anzuhaben vermochte.

Mit ruhigem Takt, wohlerwogener Kriegskunſt, aber keineswegs mit ſtürmiſcher Eile leitete Moritz die Belagerung, welche dem Kaiſer allerdings ungebührlich lange währte, da ſie ſich über ein Jahr verzog. Man wußte nicht, ſollte dieſe lange Verzögerung der Einnahme der Tapferkeit, der Ausdauer und dem Kriegsglück der Beſatzung allein, oder einer abſichtvollen Saumſeligkeit des Obergenerals zugeſchrieben werden? Indeſſen fehlte es nicht an heftigen Scharmützeln, donnernden Kanonaden, ſo daß allein gegen den Thurm von St. Jacob nicht weniger als ſiebenzehnhundert Stückſchüſſe geſchahen, bis er endlich zuſammenbrach. Die Jungfrauenſtadt behauptete ſich als jungfräuliche unüberwindliche Feſte, wie ſehr ſie auch mit Feinden aller Art zu kämpfen hatte, denn nicht nur in der Beſatzung erhob ſich aufrühreriſcher Lärm wegen mangelnden Soldes; auch die Elemente kämpften wider die Stadt. Vom Schnee und Regen ſchwoll der Elbſtrom gewaltig an, und fluthete die Schiffmühlen hinweg, der Eisgang unterwühlte die Wälle, daß ſie einfielen, und bedrohlich ſah man am Himmel ſeltſame Zeichen glühen, drei Sonnen in Farbenringen am Tage, drei blutrothe Monde bei Nacht. Indeſſen erlahmte der Muth der Belagerten nicht, und die Blokade währte auch noch den ganzen Sommer über. Auch im Lager der Kaiſerlichen brach einmal wegen rückſtändiger Soldzahlung Empörung aus, die jedoch nicht minder bald gedämpft wurde, als die frühere in der Stadt. Als der Kurfürſt in ſeinen eignen Angelegenheiten das Lager für eine Zeitlang verlaſſen mußte, und nach Pirna reiſte, übertrug er ſeinem Freund und Bundesgenoſſen, dem Markgrafen Albrecht Alcibiades, an ſeiner Stelle das Oberkommando. Während dieſer Zeit kam eine Geſandtſchaft aus der Stadt, die der Markgraf freundlich empfing und unter ſicherm Geleit nach Pirna ſandte, um friedlichen Vergleiches mit dem Kurfürſten zu pflegen. Dieſer gab den Geſandten die Friedensbedingungen an, welche nicht leicht waren, doch verabredete er im Vertrauen noch Manches, was nicht offenbar werden durfte.

Unterdeſſen thaten neue Ausfälle und Scharmützel dem Kriegsvolk Albrechts in Sonderheit ſolchen Schaden, daß deſſen Unmuth darüber ſo weit ging, durch einen Herold gegen alle Friedenstraktate proteſtiren zu laſſen und für ſeine Perſon auf Fortſetzung der Belagerung zu bringen, wodurch er ſoviel bewirkte, daß es erſt im Spätherbſt 1547 nach langen und vielfältigen Unterhandlungen zur Kapitulation kam. Als die Bedingungen von der Stadt eingegangen waren: dem Kaiſer durch üblichen Fußfall Abbitte zu thun, nie gegen Oeſterreich Waffen zu tragen, oder ſich gegen dieſes kaiſerliche Haus in ein Bündniß einzulaſſen, die Ausſprüche des Reichskammergerichts anzuerkennen, die neuangelegten Feſtungswerke zu ſchleifen, eine Geldbuße von fünfzigtauſend Gulden zu entrichten, dem Kaiſer zwölf große Geſchütze auszuliefern, den gefangenen Herzog von Meklenburg nebſt allen übrigen Gefangenen, deren Zahl nicht gering war, ohne Löſegeld frei zu geben u. ſ. w., erfolgte die Auszahlung und Entlaſſung der Truppen bis auf eine geringe Beſatzung, und der feierliche Einzug des Kurfürſten, deſſen ſchlaue Politik es verſtand, ſich durch dieſe Uebergabe einer äußerſt hartnäckig vertheidigten Stadt und eine ſcheinbar harte Kapitulation ſo in den Augen des Kaiſers aufs Neue in Gunſt zu ſetzen, daß dieſer willig die Achtserklärung aufhob, und nicht ahnete, daß ganz andre Pläne als ihm zu dienen und ſeine Zwecke zu fördern, in des Kurfürſten Seele reiſten. —

Aus einer geheimen Fürſtenberathung, der er beigewohnt, kam Albrecht Alcibiades in ſein Loſament, wo er im Vorzimmer ſeiner harrend die vertrauten Diener, den Marſchall von Grumbach und den Kanzler Straß antraf. Aus dem Auge des Markgrafen leuchtete kriegeriſches Feuer, es flammte Siegeshoffnung darauf auf, wie Blitze aus Vulkanen ſein Geſicht glühte ungewöhnlich.

„Was mag den Herrn alſo aufregen? Dieſes Feuer ſcheint mir nicht blos genoſſener Wein zu entflammen!" flüſterte der Kanzler, während ein Leibdiener den Fürſten der beengenden Panzerſtücke entledigte.

„Täuſche ich mich nicht," erwiederte Grumbach eben ſo leiſe: „ſo wird nun endlich beſprochen und ausgeſprochen ſein, was Ihr ſo lange erharret, und die Freude darüber leuchtet aus unſers Herrn Antlitz, wie der helle Lucifer im Oſten."

Der Markgraf ließ ſeine Diener in das innerſte Gemach entbieten, und gebot die Thüren zu ſchließen, dort ſprach er zu Beiden vertraulich: „Endlich wird es etwas Beſſeres zu thun geben, als einen Winter und Sommer lang in Blockhäuſern zu liegen, und mit Spießbürgern ſich herumzuſchlagen, wir werden jetzt ſelbſt den Spieß umkehren. Der Kurfürſt iſt zum Burggrafen dieſer Stadt ernannt, was einſt auch ſeine Vorfahren waren, und wird nun umjubelt und faſt angebetet von denen, die ihn vorher verflucht und verwünſcht und in Spottliedern und Bildern verhöhnt. Sie ſehen nun, daß wir ihre Religion nicht unterdrücken wollen, wie ſie gefürchtet, und dieß wirkt erſtaunlich bei dem großen Haufen. Die Feſtungswerke werden nicht geſchleift, die Kriegsvölker nur zum Schein entlaſſen. Nur die Sachſen ſchickt der Kurfürſt nach Hauſe, ſie ſind bald wieder zu den Waffen gerufen. Auch meine Reiter und Fußknechte danke ab, Grumbach!"

„Ihr befehlt?" fragte Grumbach mit zweifelndem Blick.

„Es iſt ſchon Sorge getragen, daß ſie wieder in Sold kommen," begegnete Albrecht der Frage. „Herzog Georg von Meklenburg nimmt ſie an; wenn wir ſie brauchen, haben wir ſie wieder und noch beiſammen; bekommen auch wohl der Neuen in Menge dazu."

„Um Gott, auf was ſinnet Ihr, Herr?" fragte Straß, wohl merkend, daß etwas Außerordentliches den Fürſten bewege.

„Wenn Du es nicht ausplaudern willſt?" erwiederte Albrecht, indem er die Lippen höhniſch verzog: „ſo ſinnen Wir, die Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg, die Herzoge von Braunſchweig und Mecklenburg, die Grafen von Mansfeld und Andere, auch ich, ernſtlich darauf, wie wir das in den Staub getretene Deutſchland erretten und befreien von der Kette des Gewiſſenszwanges, der Geiſel kaiſerlicher Tyrannei, der Peſt der Papſtherrſchaft, von den Heuſchreckenſchaaren ſpaniſcher, niederländiſcher und wälſcher Blutſauger, und haben uns darauf das Wort gegeben mit Hand und Mund, das zu vollbringen.“

„Eine Liga gegen des Kaiſers Majeſtät!“ nahm Grumbach das Wort, als der Markgraf ſchwieg, und mit blitzenden Augen ſeine Vertrauten anſah, um in ihren Zügen zu leſen, welchen Eindruck ſeine Rede auf ſie gemacht. „Ich rathe Euch ab! Herr! Solches Beginnen könnte übel ausſchlagen, ich möchte die Hand nicht dazu bieten.“

„So bedenklich Wilhelm?“ fragte Albrecht ſcharf, und ſprach: „Sollen Johann Friederich und Philipp zur Schande aller Reichsfürſten und insbeſondere zur doppelt und dreifachen Schande des Kurfürſten lebenslänglich in Haft gehalten werden? Sollen dieſe gefräßigen, räuberiſchen Ausländer ewig im Reiche bleiben? Soll ein koſtſpieliger Reichstag nach dem andern die Reichsſtände bettelarm machen? Sollen ferner die höchſten Stellen, Aemter und Reichswürden an Fremdlinge vergeben werden, die nicht einmal der deutſchen Sprache kundig und mächtig ſind? Sollen ferner unter kaiſerlichem Schutz und Privilegium die läſterlichſten Schmähſchriften gegen die geſammte deutſche Nation ausgehen, die Freiheit der Meinung und Lehre unterdrückt werden? Nein und abermals nein! Karl mißbraucht ſeine Macht, er vergißt, daß er über Freie herrſcht, nicht über Sclaven. Deutſchland iſt kein Mohrenreich, kein Algier, kein Tunis."

„Alles wahr und vortrefflich, mein gnädigſter Fürſt," nahm Grumbach das Wort: „doch wollet bedenken —"

„Wir wollen nichts bedenken, nichts!" fiel Albrecht entflammt ein. „Es iſt ſchon alles bedacht, reiflich bedacht! Noch einmal ſoll der Weg der Güte mit Karolo verſucht, noch einmal wird dringend gebeten werden, die gefangenen Reichsfürſten frei zu geben; wir legen darin dem Kaiſer ein blankes Meſſer vor zum Sortilegium, er wähle — Rücken oder Schneide, und bedenke, daß ſein Glück ihm den Rücken kehren kann, und daß mancher Tyrann nicht als Regent geſtorben iſt."

„Recht ſo! mein Fürſt!" bekräftigte mit einem frohlockenden Geſicht Albrechts ſchmiegſamer Kanzler, aber Grumbach nahm wieder das Wort und ſprach: „Wohl erwägt, ja, aber doch gewagt, viel gewagt! Wo iſt Geld, wo ſind genugſame Völker? Mit dem Heere, das Magdeburg zwölf Monate lang belagerte und dem, das die Stadt vertheidigte, zwingen wir das katholiſche Deutſchland, Spanien und Wälſchland nicht."

„Klug bemerkt, Marſchall,“ gegenredete der Markgraf: „doch hatte der ſchmalkaldiſche Bund hunderttauſend Soldaten auf den Füßen, und der Kaiſer hätte zittern müſſen zuſammt ſeinen Ausländern, wenn der Bund zu rechter Zeit losſchlug. Gegen Spanien lege ich Dir Frankreich in die Wagſchaale, gegen Wälſchland — England.“

„Ha, ich errathe! Bündniſſe mit dieſen mächtigen Reichen!“ rief Straß.

„So iſts!“ beſtätigte Albrecht. „Bündniſſe, und wenn es ſein muß, mit dem Türken, mit dem Teufel. Schlimmer kann's keiner von beiden machen und meinen mit dem deutſchen Vaterlande, als ſein dermaliger Herrſcher. Sind die Huſſaren, mit denen König Ferdinand in das Sachſenland eingefallen, beſſer, als Türken und Tataren? Hauſen ſie etwann menſchlicher? Iſt nicht der Duca di Alba und Conſorten ein ſchlimmerer Wütherich, als der Teufel nur irgend ſelber ſein kann? — Wozu der Worte; es ſoll — es wird. Ihr habt zu ſchweigen und zu handeln. Habt ihr andre Meinung, wohlan, deshalb grolle ich euch nicht, mir liegt an eurer Meinung nichts, aber alles an eurer Treue!“

„Die wird Euch bleiben immerdar,“ rief Grumbach raſch. „Sollte ich hierin rathen, ſo widerrathe ich nach meiner Ueberzeugung, ſoll ich aber wieder auf Werbung ausziehen, ſo laſſe ich mein Spiel rühren, und werbe, und frage nicht Wen, und wozu, und wohin? Euch ergeben für immer und ewig!“

„Ich aber ordne in allem der hohen Einſicht meines gnädigſten Herrn die eigne Meinung unter, und ſehe fernern Befehlen entgegen," ſprach Straß devot.

„Ich werde ſelbſt zum König nach Frankreich gehen," ſprach Albrecht weiter, incognito, unter falſchem Namen; Hauptmann Schertlein geht mit mir. Du Grumbach, laß immerhin im Reiche Deine Werbetrommel rühren; es ſollen Dir Briefe zugeſtellt werden. Du wirbſt für den König von England, doch iſt nicht einmal nöthig, daß Du in Perſon es thuſt; ſende Deine Officiere auf Werbung; es thut Noth, uns um unſer Land zu bekümmern, Du biſt von heute an mein Statthalter zu Kulmbach; dort kannſt Du ruhig wirken und walten, und in Deinem Gewiſſen unbeſchwert bleiben, wenn dieſes Dich abmahnt, gegen den Kaiſer das Schwert zu ziehen. Für Deine Schuldforderung an mich, die ſich nun auf dreißigtauſend Gulden erſtrecken mag, ſollen Dir genügende Verſchreibungen werden. Für Dich, Chriſtoph, wird es in unſrer geheimen Kanzlei hinlänglich zu thun geben."

Grumbach verneigte ſich unter Dankesworten; Erwünſchteres hätte ihm nicht begegnen können, wie mit einem Zauberſchlage eröffnete ſeines Fürſten huldvollgnädiges Wort ihm die Ausſicht auf Ruhe und Erholung nach den Strapazen eines ganzen im Feldlager oder ſtets unterwegs zugebrachten Jahres, nach welcher Ruhe er, der Unruhgewohnte, ſich doch auch zu ſehnen begonnen; es brachte die neue Würde ihn der Heimath nahe, er konnte ſeine Beſitzungen aus der Nachbarſchaft überwachen, den Seinen ein Beiſtand ſein, dem Biſchof nah, und doch deſſen Arm unerreichbar. Ein neues Hoffnungsgefild breitete ſich wie lichtgrüne Saaten vor ihm aus, und ſeine Gedanken ſchweiften triumphirend darüber hin.

Der Markgraf endete die Audienz, der Marſchall berief ſeine Diener und Knechte, gab raſche Befehle, während der Kanzler ihm die neue Dienſtbeſtallung ausfertigte. Ein Theil des Markgräflichen Kriegsvolkes ward nach Thüringen geſandt, mit dem Bedeuten, ſich zu zerſtreuen, doch auf das erſte Aufgebot ſich wieder zu ſammeln; die Grumbachiſchen Werbehauptleute zerſtreuten ſich im deutſchen Norden; ſie führten das Wappen Englands in ihrem Banner. Er ſelbſt zog wieder dem Frankenlande zu.

Drittes Kapitel.

„Dort iſt unſer Ziel!“ ſprach Wilhelm von Grumbach zu Moritz, dem Schreiber, als Beide neben einander reitend, von Stadt Hof über Kupferberg herkommend, ſich Kulmbach näherten, und deutete auf den hochaufragenden Felsberg, der wie ein Wächter vor das nahe Fichtelgebirge hingeſtellt, als Mauerkrone die trotzende Plaſſenburg trug. „Dort wird uns Beiden, und vornehmlich Dir, mein Sohn, wohler ſein, als in dem Feldlager, wo Du mich oft gedauert haſt, wenn ich ſah, wie ſehr zuwider Dir das ſoldatiſche Treiben war, doch muß man alles ertragen lernen, alles, nur nicht Unrecht.“

„Dennoch pflegt man zu ſagen: beſſer Unrecht leiden, als Unrecht thun,“ entgegnete Moritz, worauf der Statthalter heftig ausrief: „Ein alberner Spruch, ein Spruch, den ein Weib erfand, der für Weiber nur paßt. Das Leiden iſt des Weibes, das Thun des Mannes, immer! Ich ſage nicht, daß man Unrecht thun ſoll, aber es leiden ſoll man nie, das iſt meine Meinung, mein Grundſatz.“

„Aber hat er Euch ſtets gefrommt, Herr? Habt Ihr nie in Etwas nachgegeben, nachgeben müſſen, was Euch unlieb oder zuwider war? Iſt Euch nicht ſchon Dieß und Jenes angeſonnen worden zu thun, was Ihr thatet gegen Eure Ueberzeugung, nur um des lieben Friedens Willen?“ fragte der Schreiber, der nach ſo langem vertrauten Beiſammenleben mit dem Ritter, jetzt wohl wagen konnte, alſo zu ihm zu ſprechen, und Grumbach entgegnete nicht ohne Verlegenheit: „Freilich wohl, Moritz; ich that's, ich gab oft mehr nach, als ich geſollt, und es reut mich auch genug; von nun an will ich es nicht mehr thun.“

„Wie ſteht Ihr mit dem Biſchof?“ fragte Moritz: „Seit Ihr mit ihm vertragen, iſt Friede zwiſchen Euch und ihm?“

„Ich hoffe es,“ erwiederte Grumbach zuverſichtlich: „wenigſtens vernahm ich lange nichts Widerwärtiges über ihn. Kunz ſchrieb nicht, auch nicht meine Hausfrau, vielleicht verfehlten meine Boten die ihren; ich habe den Fäuſtlein nach Rimpar geſandt und Anna wiſſen laſſen, daß ich von Magdeburg aus gen Kulmbach ziehe. Wenn er ſich geſputet hat, kann er mit Briefen und Nachrichten bald hier ſein; ich will hoffen, daß ſie gut lauten, daß ich nicht nöthig habe, gen Würzburg zu reiten."

„Den erſten Wunſch theile ich zu Euerm Beſten, Herr," ſtimmte Moritz bei: „doch den zweiten ſehe ich lieber nicht erfüllt, mich würde es freuen, rittet Ihr nach Hauſe, und ich dürfte mit Euch."

„Du?" fragte Grumbach mit einigem Erſtaunen. „Was zieht Dich denn nach Würzburg oder nach Rimpar? haſt Du —?"

„Haſt Du eine Heimath? wollt Ihr ſagen," ergänzte mit dem Ton ſchmerzlichen Wehgefühls der junge Mann. „Scheltet Ihr es denn, daß es mich hinzieht nach den Euern, unter denen mir ſo viel Gutes zu Theil ward? Ich möchte ſehen, wie groß die kleine Urſala geworden, ich möchte wiſſen, wie es um Fräulein Anna ſteht!"

„Meine Schweſter?" fragte Grumbach mit leiſem Schreck, da er ſich ungern an die Genannte erinnert ſah, und forſchte: „Was haſt Du mit ihr? Was kann ſie Dir ſein? Geht doch aus der Armen Munde kaum einmal ein zuſammenhängend vernünftig Wort. Wohl weiß ich, daß ſie Dich, als Du noch Knabe warſt, gehätſchelt und lieb gehabt, Du holteſt ihr Blumen, daraus ſie Kränze wand. Sie hing an Dir, wie alternde Frauenherzen ſich gern mit überwallender Zärtlichkeit an aufblühende Jugend hängen, wenn ſie ſich gänzlich vereinſamt ſehen; Du magſt Ihr auch jederzeit freundlich begegnen, doch kann bei Deinen jetzigen Jahren das Verhältniß nicht mehr traulich annähernd ſein, das begreifſt

Du wohl, mein junger Freund. Du haſt ſie als meine nahe Verwandte mit Ehrfurcht zu betrachten, und ihrem unverſchuldeten Unglück mit Theilnahme zu begegnen!"

„Kommt mir doch nichts Anderes in den Sinn, Herr!" erwiederte der Schreiber: „Ich ehre ſie, wie ich Eure Gemahlin verehre — ich —."

Der Jüngling hemmte plötzlich den Strom ſeiner Rede, er hielt für wohlgethan nicht zu offenbaren, daß eine unerklärliche Neigung ihn an die Unglückliche ſchon lange feſſele, auch daß ſie ihn ſelbſt den Kindern Grumbachs vorgezogen, in ſeiner Nähe am ſtillſten, leitſamſten, freundlichſten immer geweſen ſei.

Forſchend und im Innern erzitternd richtete Grumbach ſeinen Blick auf Moritz. Er mußte immer fürchten, daß die Irre ein Geheimniß ausgeplaudert habe, oder ausplaudern werde, das Niemanden offenbar werden ſollte und durfte, am allerwenigſten aber dieſem Jüngling, doch unterdrückte er jede fernere Frage und ließ das Geſpräch abgebrochen ſein.

Die beiden Reiter, denen in einiger Entfernung Valentin Hill und einige andre Knechte folgten, während eine ſchlankgebaute, weiße engliſche Dogge ſie umſprang, erreichten Kulmbach, ritten durch die Stadt, und zur hohen trotzigen Felſenburg hinauf. Ein dreifacher, an manchen Stellen vierfacher Mauerring umgab das ſtolze geräumige Haupthaus, große mit Erde gefüllte Fäſſer und Schanzkörbe bildeten nahe aneinander gereiht rundum eine ſichre Schutzwehr für die Bedienung der Geſchütze; ſtarre halbrunde, von Quadern gethürmte Baſteien ließen nach drei Seiten hin die Mündungen gewaltiger Karthaunen erblicken. Ein nicht hoher, aber äußerſt dicker Thurmkoloß bewachte das Eingangthor, an welchem ſo hoch es war, ein rieſiger Adler in Schnitzarbeit prangte, der das brandenburgkulmbachiſche Wappen auf der Bruſt trug. Als dieſes Thor geöffnet worden, gelangten jene durch einen Hof zur neuen Zugbrücke, die in den zweiten Zwinger führte, aus welchem man erſt dem nochmals ummauerten Schloſſe nahte. Das kriegserfahrene Auge des neuen Statthalters von Kulmbach, welchem hier ſeine Reſidenz angewieſen war, muſterte mit Wohlgefallen die günſtige Lage, die zehn Fuß ſtarke Ummauerung, den ſtattlichen Bau der Veſte Plaſſenburg, die Kaſſematten, die 36 und 22 Fuß dicken Mauern der drei Baſteien, die mit Eiſenthüren verſchloſſenen Ausfallpförtchen, und ſah, in den innerſten Schloßhof eintretend, mit Freude den weiten Raum heiter geebnet, das Haus gaſtlich einladend geſchmückt. Die Beſatzung trat unter das Gewehr, Trommeln und Pfeifen ließen ſich vernehmen, der Kommandant begrüßte den neuen Befehlshaber, und überreichte ihm die Schlüſſel der Burg. Eine ſchnell nachgeeilte Deputation des Magiſtrats empfing ihn ebenfalls mit wohlgeſetzter Rede, und empfahl das Städlein mit Rath und Bürgerſchaft der Huld des neuen Statthalters angelegentlich. Ihr Sprecher redete noch, als Grumbachs, der ſich gelangweilt fühlte, umherſpähender Blick plötzlich unter den Bogenhallen des Säulenganges, der ſich unter der Hofſtube hinzog, eine bekannte Geſtalt erblickte, auf welcher er mit Ungeduld haften blieb. Ein junger, kräftiger Mann trat hervor und Grumbach öffnete ſeine Arme, ihn zu umfangen.

„Du hier Kunz! Deute ich das gut oder ſchlimm?“ rief der Statthalter aus.

„Im Gemach, mein Vater, will ich Dir die Deutung geben,“ erwiederte Grumbachs Sohn. „Vor allem Andern ſage ich: Willkommen in dem fränkiſchen Heimathlande, und Glück zu der neuen Würde! Mögeſt Du ſie lange bekleiden.“

„Ich danke Dir, mein Sohn,“ erwiederte Grumbach mit ſeinem leiſen argwöhniſchen Lächeln. „Du deuteſt in Deinem Glückwunſch an, daß meine Würden nicht allzulange währen, doch tröſtete bisher mich immer der Spruch: Varietas delectat.*) Laß uns hinauf gehen.“

Neben dem rieſigen, 172 Schuh langen Saal, welchen man die Hofſtube nannte, war dem Statthalter in freundlichen Zimmern die Wohnung bereitet. Während dieſer allmählig des Förmlichen ſich abthat, begrüßte ſich Kunz mit Moritz, und lockte mit Wohlgefallen den Hund, nach deſſen Namen er eilig fragte.

„Der Hund heißt Frett,“ berichtete Moritz: „ſein Name ward aus einem Thiergeſchlecht genommen, das ſchlank und ſchlau, biſſig und räuberiſch. Die nähere Beziehung denkt Euch ſelbſt dazu.“

---

*) Der Wechſel erfreut.

Bald ſaßen Beide mit Grumbach allein bei einem Imbiß im traulichen Gemach, indeſſen zu einem Feſtmahl und Banket zu Ehren des Statthalters, das auf den Abend gehalten werden ſollte, gerüſtet wurde. Kunz berichtete nun zunächſt von der Heimath, als er ſich der aufgetragenen Grüße ſeiner Mutter und Schweſtern entledigt. „Der Fäuſtlein,“ ſprach er: „kam vorgeſtern Abend bei uns an; und heute in aller Frühe brach ich gen Kulmbach mit ihm auf.“ Ich wünſchte Dir gute Nachricht von daheim zu bringen, Vater, aber ich bringe leider nur ſchlechte. Die Mutter krankt ſeit lange, kein Arzt kann ihr helfen, es iſt als wenn ein ewiger Gram an ihrem Herzen nagte.“

„Du träufelſt mir Wermuth in den Willkommenbecher, Kunz,“ ſprach Grumbach ſchnell verdüſtert. Jener fuhr fort: „Leider; doch iſts noch nicht alles. Du haſt doch, um dem alten Wildbahnſtreit ein endliches Ende zu machen, in den Vertrag gewilligt, den im vorigen Jahre der Dombechant Friederich von Wirsberg zwiſchen Zobel und Dir aufgerichtet, wobei Baſtian von Lichtenſtein, Lorenz von Münſter und andre Räthe als Zeugen ſich unterſchrieben, und durch den Dir abermals eine ſtundenlange Strecke Wildbahn, nebſt einem Fiſchwaſſer entzogen worden iſt —.“

„Wohl, und leider hab' ichs gethan! Und was weiter?“ fuhr Grumbach geſpannt auf, und runzelte die Stirne.

„Aber der Biſchof hat,“ berichtete Kunz: „erſtens, die Steine wieder anders ſetzen laſſen, wie der neue Vertrag ſie ordnet, und wir haben es nicht hindern können; zweitens, hat er ausdrücklich gegen den Vertrag im Erbshäuſer Holze, alſo in unſerm Revier, ſich unterfangen, nach hohem und niedern Wildpret zu jagen, drittens hat er mir die Wildbahn und Vogelwaide in den Maidbrunner Hölzern unterſagen, und mir auch dort die Sprenkel und Vogelgeſtelle zerhauen laſſen, auch unſre Jäger mit Gewalt davon gedrungen, da doch der Vertrag ausdrücklich uns dieſes Gebiet zugeſteht, und nur das geringe Kloſtergebiet von Maidbrunn ausnimmt.“

„Weiter, weiter!“ rief Grumbach ungeduldig hin und herrückend, und ſchnitt dabei mit dem Tafelmeſſer eine tiefe Kerbe nach der andern in den eichenen Tiſch, an dem ſie ſaßen.

„Was weiter?— daß wir Alle, ich, die Jäger, die Kreiſer, all unſer Hofgeſinde des Lebens nicht mehr ſicher ſind; das iſt mein Weiter! Bei Tage und bei Nacht durchſchleichen und durchſtreifen biſchöfliche Knechte und Reiter die Gehölze, und kommen lauernd bis an unſre Häuſer. Zwei Hunde ſind mir vergeben, einer iſt erſchoſſen worden, ich weiß nicht, von Wem — ja der Zobel ſoll geſagt haben, wenn ich nicht Ruhe gäbe, ſo ſolle ich noch an ihn glauben, und er wolle einmal zu einer luſtigen Hatze die Bären aus dem Thiergarten laſſen, daß ſie aufräumten.“

„Zum Teufel mit der ganzen Wildbahn und mit Biſchof und Kapitel obendrein!“ fluchte Grumbach: „Du ſchütteſt Galle zu dem Wermuth! Du biſt der wilde Jäger, der keine Ruhe hat, ich werde das ganze Revier aufgeben, damit Friede werde!“

„Dein Zorn wende ſich nicht gegen mich!“ bat Kunz: „ſondern gegen die, welche ihn verdienen, und wollteſt Du um meinetwillen keinen Schritt thun, ſo laß Dich doch unſrer Diener erbarmen, welche von den biſchöflichen Knechten gemißhandelt werden. Der arme Trautwein —“ Kunz hielt zögernd inne in ſeiner Rede.

„Nun, was iſt's mit dem? Heraus mit der Sprache!“ befahl Grumbach, deſſen Blut mehr und mehr in Wallung kam.

„Er iſt geſchlagen, hart verwundet, und dann zu Gefängniß gebracht worden, wo er noch ſitzt, beſchuldigt, diebiſcher Weiſe im Kloſterbach gefiſcht und gekrebſt zu haben,“ meldete Kunz. „Allerdings hat er beides gethan, aber nicht heimlich, ſondern öffentlich und ohne Scheu noch Arg, in unſerm Fiſchwaſſer, der Bleichfelde, die vom Klöſterlein Maidbrunn herab und durch unſre ganze Flur fließt.“

„Es iſt genug!“ rief Grumbach, ſich raſch vom Sitze erhebend. „Ich will hin, hin, hin! Morgen des Tages! Ihr reitet mit. Du, Moritz, dem ſich ſo ſchnell der heutige Wunſch erfüllt, ſchreibe gleich einen Brief an unſern gnädigen Herrn, den Markgrafen, in meinem Namen, ſage ihm alles, und daß ich mir noch wenige Tage Urlaub genommen, daheim mein Recht zu wahren; ſchreibe auch, daß meine liebe Hausfrau krank liege, ſchreibe, wie ſchmachvoll an mir der Biſchof Melchior die Treue vergelte, die ich dem Stift bewieſen, und wie er mir Wort halte, wie ſeine oft und viel verheißne Gnade mich und die Meinen überſchatte!“

Mit wildem Lachen verließ der Statthalter das Gemach, das ihn beengte, um ſich auf der hallenden Gallerie zu ergehen und ſeinen Gedanken nachzuhängen. Bald darauf trat ein Eilbote ſeines Herrn zu ihm, der ihm nachgeritten war, und ein Schreiben des Kaiſers an die fränkiſche Ritterſchaft überbrachte, das Albrecht ſeinem Statthalter nachgeſandt.

Die Fluren lagen im düſtern Schleier früher Dämmerung; der Steigerwald ſtand entlaubt, ſelbſt die Zeitloſen der moorigen Thalwieſen waren abgeblüht; über dieſen tanzten im neckenden Spiele der Irrlichter phosphoriſche Flämmchen. Grau ragten die Thürme der Abtei Ebrach zu dem grauen Novemberhimmel empor, als die Blicke eines Reitertrupps ſie begrüßten. Die Glocke läutete an der öſtlichen Pforte des weitumgürtenden Mauerquadrats, und der Pförtner rief ſein Werda? aus dem ſchmalen Fenſter des Wächterhäusleins vorſichtig hervorlugend.

„Gute Freunde, und Freunde des Kloſters!“ erſcholl aus Grumbachs Munde die Antwort. „Wir möchten den hochwürdigen Abt Johannes den Vierten ſprechen. Melde ihm den Statthalter Wilhelm von Grumbach zu Rimpar!“ —

„Alſo erſt im vorigen Auguſt ging mein Freund hinüber in das Friedensland?“ fragte der Statthalter ſeinen Sohn, und dieſer bejahte. „So erſchreckte ich den Zobelbiſchof faſt ein Jahr zu früh mit ſolcher Nachricht, oder erfreute ihn, eins von beiden!“ murmelte Grumbach vor ſich hin, und harrte dann im ſchweigenden Nachdenken, bis die Erlaubniß des Einlaſſes zur Pforte gelangte. Die Reiter ſahen ſich bald von Kloſterknechten umringt und bedient, Grumbach und ſein Sohn wurden in den Sprachſaal geführt, in welchem ein Kloſterbruder eilig Kerzen entzündete, und bald darauf trat der neue Abt ein, eine hohe würdige Geſtalt und begrüßte ernſtvoll die ſpäten Beſucher.

„Ach, Ritter Grumbach!“ ſprach er, die Hand zum Willkommen darreichend. „Ihr ſucht einen, der nicht mehr iſt, der nach langem Leidenskampfe zum Sieger ward. Ihr kommt als ein Theilnehmender in dieſes Haus des Friedens, ich weiß es; der biedre Konrad, mein ſeliger Vorgänger, ruht aus von der Sorgenlaſt, die er um Ebrach trug, und dieſes Kreuzes Bürde ward nun auf meine Schultern gelegt.“

„Seid Ihr noch nicht mit dem Stift vertragen?“ fragte der Statthalter. „Ich hoffte doch

Gutes für die Abtei, hoffte, Ihr würdet im Frieden ſein!"

Der Abt Johannes, mit dem Beinamen Piſtor, hob die Augen gen Himmel, und ſeufzte mit gefaltenen Händen: „Iſt's Friede? Jehu ſprach: Was gehet Dich der Friede an? Wende Dich hinter mich! — Der Gottloſe lauert auf den Gerechten. — Mein werther Ritter, des Hin- und Herſchreibens iſt kein Ende, und wie ſonnenklar die Gerechtigkeit unſrer Sache iſt, und in Dokumenten ſicher begründet, ſo daß kaum möglich, am endlichen Siege zu zweifeln, ſo können wir doch einen entſcheidenden Spruch durchaus nicht erlangen. Bleibt doch ja vor allem auch Ihr Ebrachs Gönner und Freund!" —

Nach manchem gewechſelten Wort der Klage über den Biſchof Würzburgs, zu der es beiden Männern nicht an Stoff mangelte, einten ſich im Refektorium die Mehrzahl der Mönche mit den Gäſten bei einem frugalen Mahl, und als dieſes beendigt, wandelten alle Anweſenden mit Windlichtern in die Kirche, damit der Ritter ſchaue, wohin ſein verklärter Freund beſtattet worden. Auf dem Wege dahin ſagte Grumbach zu ſeinem Sohne: „Abermals betreten wir Beide gemeinſchaftlich dieſes Gotteshaus und wieder mit ſchmerzlichen Gefühlen. Es iſt um nichts beſſer geworden, ſeit wir hier das beſte Herz feierlich beigeſetzt."

Die Lichter verbreiteten nur eine dämmernde Helle im geräumigen Kirchenſchiff, das erfüllt war vom Dufte des Wachſes und des Weihrauchs und beſtrahlten die uralten gothiſchen Monumente und Epitaphien in Stein und Metall; die ſtarren Bildniſſe der Gründer und Wohlthäter dieſer Abtei: Kaiſer Konrads III, der Kaiſerin Gertrudis, Berno's, Richwins, Bertradas, des Herzogs Friedrichs von Schwaben. Dieſer und ſeine Mutter Gertrudis lagen abgebildet auf den Steinſarkophagen, darin ihre Gebeine ruhten. Das namenloſe Bildniß einer königlichen Frau, dem die Sage des Kloſters den Namen Irenens, der Schweſter des griechiſchen Kaiſers Alexius, beilegte, und behauptete, daß ſie hier in Ebrach ſchlummere, blickte an der Chorwand bleich von einem niedern Piedeſtale herab, neben ihr ſtand das gekrönte Bild eines Mannes mit abwärts gehaltenem Schwert, den man für den Schwabenherzog Philipp hielt. Düſtre, ergraute Wappenſchilde der Grafen von Kaſtell, von Wertheim, der Edlen von Windheim, von Scheerenberg, hingen an den Wänden, halb zertrümmert, oder deckten den Boden, darauf der Fuß der Beter wandelte. Auch jenes alte Doppelmonument einer Wohlthäterin des Kloſters, und ihres Sohnes, beide auf wilden Beſtien ſtehend, welches den Volksſpruch erzeugt: Zu Kloſter Ebrach liegt der Teufel und ſeine Mutter begraben, ſtellte ſich unheimlich beleuchtet in ſeiner gothiſchen Einfachheit dar. Die Monumente über den Herzen der Biſchöfe, in Bildern und Schrifttafeln aufgeſtellt, das wiederholte Bild der heiligſten Jungfrau Maria, als Schutzpatronin, das geharniſchte Ritterbild des Eberhard Fuchs und ſeiner Gemahlin, unter deſſen Ahnenwappen auch das Grumbachiſche zu erſchauen war, dieſe alle traten in der Baſilica wunderlich beleuchtet vor Augen, und, da und dort verſtreut, zeigten ſich in Mauſoleen, Tumben, Kenotaphen und Gedächtnißtafeln die Grabdenkmale von neunzehn als ſolche in Ebrach verſtorbenen Aebten. In der Krone des Kirchenſchiffes, am Eingang in dieſelbe zur Rechten, ſtand über dem Grabe der neueſte Leichenſtein, Konrads Geſtalt in Pontificalibus zeigend, mit paſſender Umſchrift. Tiefſchweigend umſtanden alle Gekommenen dieſen ernſten Ort, und ihr Schweigen kündete mehr, als ein lautes Gebet. Endlich unterbrach der Abt die Stille, indem er mit ergreifender Stimme ſprach: „Uns Alle bewegt wohl an dieſer ſchaurigen und geweihten Stelle ein mächtiges Gefühl, das Andenken an einen verdienſtvollen geliebten Todten. Dieſem widmen wir Alle ein frommes Gebet zum Heile ſeiner Seele, ohne Unterſchied der Lehre, zu welcher wir uns bekennen. O blöde Blindheit der Welt, die dem Nächſten keinen Vorzug einräumen will, und ſich mit friedlichem Looſe nimmer begnügen. Anders lehren die Grundſätze des Chriſtenthums. Wir ſind ein Leib, und wie eines Leibes Glieder alle ſchmerzen, wenn ihrer eines leidet, ſo ſind alle freudig über die Geſundheit des Einzelnen. Die Sonne erzürnt ſich nicht, wenn ſie den Mond allmählig ſich füllen ſieht; ſie wünſcht ſich Glück, daß nun ſein Licht die Nacht erleuchtet, in welcher ihr Strahl nicht flammt, und daß ſeine Helle befriedigend die Welt umfließt.

O möchte Jeder mit ſeinem Looſe zufrieden ſein, dem Nächſten ſeiner Rechte ſich erfreuen laſſen, und jede Eiferſucht, jede Anmaßung meiden! Aber ach, andre Dogmen bildet ſich der Weltſinn, und mit Gelächter verwirft er die chriſtlichen Principien, und verlacht ſie, wie die Träumereien der Anachoreten, oder wie alte, auf keine Weiſe wahrheiterprobte Sagen. Wohl denen, die hinübergegangen, ehe ſie geſchaut den Gräuel der Verödung! Kommen wird einſt die Zeit, wo die weiten Räume dieſer Abtei leer ſtehen, wo in dieſem hehren Tempel kein Gebet mehr flüſtern, keine Meßglocke ertönen wird. Dann aber ruhen wir Alle in Gott, und mit den Todten ſei Friede!“

„Amen! Amen! Amen!“ ſprachen, von einem Gefühle bewegt, alle Anweſenden, und die Mönche ſangen leiſe folgende Strophen eines asketiſchglühenden Hymnus:

„Me receptet Sion illa
Sion David urbs tranquilla,
Cujus faber autor lucis,
Cujus porta lignum crucis.“

„In hac urbe lux solennis,
Ver aeternum, pax perennis.
In hac odor implens coelos,
In hac semper festum melos.“ *)

---

*) Mich wird jenes Sion ſchirmen,
Davids Ruheſtadt nach Stürmen,
Die des Lichtes Herr gegründet,
Deren Thor im Kreuz ihr findet.

Alle gingen hierauf ergriffen hinweg. Selbſt Grumbachs empörtes Gemüth beſänftigte der ergreifende Moment, der ſich wie mildes Oel über ſeines Haſſes Wogen breitete.

Grumbach war bei den Seinen und ſah mit Schmerz, wie tiefleidend ſeine geliebte Anna war; vergebens forſchte er nach der Urſache ihres langwierigen, mehr und mehr entkräftenden Siechthums, ſie vermochte ihm keine anzugeben, und dann ſchüttete er vor den Angehörigen unmuthig das Herz über neue, ihm angethane Kränkungen aus.

„Wie ein Aprilnarr,“ ſprach er: „bin ich zu Würzburg von Pontius zu Pilatus gelaufen, der Zobel hielt ſich in ſeinem Bau verſteckt, und ließ mich anlügen, er ſei nicht daheim; der Domdechant, dem, wie es ſcheint, Zobel auch ſchon zu lange lebt, war betrunken, als ich bei ihm einſprach, und hörte meine Klage nur halb, polterte aber unvernünftig heraus: „Biſchof Melchior iſt ein loſer, nichtswerther Mann, den der Teufel zum Biſchof gemacht hat! Gott hätte uns nicht ärger ſtrafen können, als mit

---

Feſtesglanz wird dort beſchieden;
Ewger Frühling, ewger Frieden,
Himmelsduft füllt ihre Hallen,
Ewger Feierlieder Schallen.

ihm, denn er iſt unſer Keinem auch das Mindeſte nütze," und ſolche Läſterreden mehr, die ſein treuloſes Innere mir offenbarten durch des Weines Hülfe. Michel Lichtenſtein gab mir glatte Worte; dieſer fängt an, mir äußerſt verdächtig zu werden; ſein Bruder hat die Pfründe aufgegeben, und iſt Hofjunker geworden. Kaum daß ich für mich und die fränkiſchen Ritter, die ich gen Würzburg habe beſcheiden laſſen, ihnen kaiſerlicher Majeſtät Kommiſſion vorzutragen,. die nöthigen Geleitsbriefe erhalten konnte."

„Die andern Räthe mißbilligten laut des Biſchofs Thun, aber ihrer keiner hat für mich einen Rath; alle vertröſten ſie mich. Schlangengezücht! Sonſt, wenn ich einem helfen ſollte, da wußten ſie mich ſchlau zu kirren, wohl zu finden, und der Grumbach half, mit Wort und That, mit Geld und Gut. Möge der Belial ſie heimſuchen! Der wackerſte von allen iſt Andreas von Thüngen, welcher mir doch geradezu herausſagte, ſo daß ich wußte, woran ich war: des Zobels Meinung ſei, ich wolle Hader an ihm ſuchen und mich Widerwillens gegen ihn anmaßen. Das lügt aber dieſer tückiſche Marder. Ich muß immer das Lamm ſein, das unten am Bache trinkend, dem Währwolf das Waſſer trübt."

Der Sprecher trat zu einer beſtaubten Truhe in einem Nebengemach, öffnete ſie mit einem Schlüſſel, den er ſtets bei ſich trug, und ſuchte darin nach einigen andern Schlüſſeln; bald trat er mit dieſen und mehreren Dokumenten in der Hand wieder in das Familienzimmer, und wandte ſich an ſeinen Sohn: „Kunz, Du mußt noch heute zur Stadt in unſern Hof reiten; mir fehlen noch einige Briefe, die ich vergaß, ich muß alles beiſammen haben, um mit Papier bewaffnet, morgen ſo zeitig wie möglich vor das Kapitel zu treten.“ Hierauf bezeichnete der Statthalter dem Sohne genau den Ort und den Schrein, und ſprach, als jener ging: „Reite nicht allein, nimm den Hill, oder den Fäuſtlein mit, und den Frett, den ich Dir mitgebracht habe zum Geſchenk. Der Hund iſt gut, und kennt Dich bereits genug, um Dich treu zu begleiten.“

Kunz ging, und Grumbach ſtreckte ſich mit einem Seufzer des innern Unfriedens auf das Faulbett. —

Kunz von Grumbach hatte ſein Geſchäft in Würzburg bald vollbracht, und ritt in ziemlich ſpäter Abendſtunde, als man ſchon die Thore der Stadt zu ſchließen begann, aus derſelben, um nach Rimpar zurückzukehren. Die Nacht wurde trüb, der Himmel hing voll tiefſchwarzen Gewölkes; der ſchmale Thalweg war ſchlüpfrig und unbequem; es war nöthig für die Reitenden, genau Acht zu haben auf die Lenkung ihrer Roſſe.

„Hätten den Feldweg über den Berg reiten ſollen,“ ſprach Kunz zu dem begleitenden Knecht; „er iſt trockner, als der Fahrweg, und führt näher gen Rimpar.“

„Iſt er aber auch ſicherer, Herr?“ fragt Hill. „Spracht Ihr doch heute beim Hineinreiten von lauerndem Geſindel, das auf Wegen und Stegen lagere, und ſie unſicher mache!“

„Laß nur, ich denke, mit Gottes Hülfe kommen wir wohl durch; lockre für den Nothfall Dein Schwert und Dein Meſſer, ich will daſſelbe thun!“ beſchwichtigte und gebot der junge Reiter, und ritt im Uebrigen arglos durch das Buſchholz, das links von der Anhöhe tief ins Thal herabſtieg, und durch welches der ſchmale Pfad bald dicht an der leiſe und heimlich hinziehenden Bleichfelde, bald wieder in einiger Entfernung von ihren weidenumbuſchten Ufern lief. Der Mond war aufgegangen, aber die Wolken deckten ihn, und ſo war jene dämmervolle Helle über den engen Thalgrund ausgebreitet, die den nur etwas fernen Gegenſtänden ein ungewiſſes Licht verlieh, aber doch erlaubte, den Pfad zu erblicken, und nicht zu verfehlen. Der Hund Frett war immer ruhig und dicht neben Kunzens Pferd hergelaufen, und bisweilen von einem freundlichen Wort ſeines neuen Herrn oder mit einem Zungenſchnalzen aufmunternd angeſprochen worden, das er mit einem raſchen Wedeln ſeines ſchlanken, ſpitzzulaufenden Schweifes beantwortete. Jetzt, das Dorf Versbach ſchon im Rücken, an einer Stelle, wo die Büſche dichter ſtanden, und ihr noch nicht ganz abgefallenes Laub den Pfad verdüſtern half, hob der Hund plötzlich ſchnobernd den ſtarken Kopf in die Höhe, knurrte, lief mit vorgeſtreckten Nüſtern noch einig Schritte, und plötzlich ſchlug er mit einem lauten Appell an. In demſelben Augenblick knallte ganz in der Nähe ein Schuß, eine Kugel pfiff hart an Kunzens Kopf vorbei, im Gebüſche rauſchte es ſtark, mit einem Satz und lautem Gebell brach der Hund in das Erlendickigt, und man hörte den Angſtſchrei eines Mannes. Dieß alles war ein Moment von wenigen Sekunden.

„Mord! Meuchelmord!“ ſchrie Kunz; war wie der Blitz vom Pferde, das er an dieſer Stelle nicht brauchen konnte, gab es Hill zu halten, und eilte dem Hunde nach. Nur wenige Schritte brauchte er durch das Gebüſch zu brechen und bergan zu ſteigen, als ſich ſeinem Auge in der ſparſamen Helle ein wehrloſer Mann in entſetzlichſter Situation darſtellte. Der Hund war an ihm aufgeſprungen, hatte die ſtarken Vorderpfoten ihm auf die Schultern gelegt, und drohte mit fürchterlichem Knurren, bei der leiſeſten Bewegung etwa nach dem Jagdmeſſer, ihn die grimmigen Zähne in die Gurgel zu ſchlagen. Das leuchende Auge flammte, der heiße Hauch des ſtarken Thieres wehte ihm, deſſen warzige Schlappwangen hingen ihm ins Geſicht. Am Boden lag ein abgeſchoſſenes Jagdgewehr, um deſſen Radſchloß noch ſchweflicher Dunſt dampfend ſich verzog. Kunzens Ohr entging nicht, daß in geringer Entfernung die Schritte Entfliehender ſich durch die Büſche ſchlugen.

„Wer biſt Du meuchleriſcher Schurke!“ donnerte empört die Stimme des jungen Mannes zu dem wie Eſpenlaub Zitternden. „Laß ab Frett! ab! ab!“ Der Hund gehorchte, und in demſelben Augenblick entwaffnete Kunz Jenen, und knallte ihm mit der Hetzpeitſche furchtbar über den Rücken, während er ſchrie: „Valtin, Valtin! Laß die Pferde ſtehen, eine Leine! eine Leine!“

„Erbarmen, geſtrenger Herr! Erbarmen!“ flehte der Gefangene: „Ich ſchoß ja nicht mit Willen, nicht nach Euch!“ worauf der Erzürnte von ihm abließ. Hill kam ſchnell herbei, und half ſeinem Junker, jenen feſſeln. Ohne weitere Fragen an ihn zu richten, wurden ſeine gebundenen Hände mit dem Steigbügel an Kunzens Pferd in Verbindung gebracht, Hill hatte Gewehr und Weidmeſſer des Gefangenen aufgehoben, und ſo ging es im raſchen Schritt dem Schloſſe Rimpar zu, welches bald die Kunde des unerhörten Vorfalles geräuſchvoll erfüllte.

Heftig loderte der Zorn Wilhelms von Grumbach auf, als er nun in dem Thäter einen Forſtknecht des Kloſters Maidbrunn erblickte, welcher aber beharrlich leugnete, den Schuß mit Abſicht gethan, Genoſſen gehabt zu haben, und, was der Statthalter ihm auf dem Kopf ſchuld gab, zu einem Meuchelmord gedungen zu ſein. „Mir, mir hat das gegolten!“ ſchrie der Ritter. „Auf mich wird gelauert, mich ſucht man zu fällen! Aber ein Gott wacht über meinem Haupt und macht des Erzfeindes infame Bosheit und teufliſche Tücke zu Schanden! Vergebens läugneſt Du frecher Knecht! Was haſt Du zu ſuchen in meinem Revier? was haſt Du zu ſchießen in der dunkeln Nacht?“

„Mein Gewehr ging unverſehens los!“ ſprach der bleiche Schütze; mit Gelächter erwiederte Grumbach darauf: „Hätteſt Du das Rad nicht aufgezogen, elender Lügner, ſo konnte der Schuß nicht losfahren. Was haſt Du mit geladenem Gewehr und mit aufgeſetztem Hahn, dazu mit aufgeſchüttetem Pulver in meinem Revier zu thun? Hill, Fäuſtlein! Odenwälder! werft den Schurken gebunden in den Thurm!“

„Ihr dürft ſo nicht mit mir verfahren! Ich will Urfede ſchwören, laßt mich heim! Verklagt mich beim Biſchof, meinem Herrn, wenn Ihr glaubt, Urſache an mir zu haben — oder ich klage über Euch gegen Gewaltthat! Hat mich Euer Sohn doch ſchon geſchlagen, und gefeſſelt am Steigbügel hergeſchleppt, wie einen Dieb!“ — ſchrie der Forſtknecht.

„Hätten Dich ſollen reiten laſſen! Nicht wahr! Ei daß Dich der Teufel reite! Fort in den Thurm!“ höhnte und befahl Grumbach, und der Gefangene ward fortgeſchleppt.

Während dieſes, die leidende Edelfrau, die beſtürzten Töchter nicht wenig erſchütternden Vorganges, der unangehm ſtörend den Familienfrieden unterbrach und Grumbach die kaum willkommen geheiſſene Ruhe vergällte, hatte ſich Moritz zu deſſen Schweſter geſellt, die des Bruders Anblick ſorglich mied.

Dieſe Unglückliche war im Ganzen ruhiger wie ſonſt; dabei war es ihr Genuß, Jemanden zu finden, der ihr ſchweigend und mit Theilnahme im

Blick ein geneigtes Ohr lieh, denn ſie ſprach gern, ſie erzählte viel, und dann leidlich klar und gut. Ihre Gedanken, der Gegenwart faſt ganz abgewandt, ergingen ſich meiſt in der Vergangenheit, und in guten Stunden wußte ſie den Hörenden mit einem erſtaunlichen Gedächtniß zu überraſchen. Klang auch bisweilen durch ihre Rede der unheimliche, ſie dämoniſch überwältigende Irrſinn, und machte dieſe bisweilen faſt rhapſodiſch, ſo konnte das doch den nicht merklich ſtören, der gewohnt war, um ſie zu ſein, und der ihr Weſen kannte. Am liebſten und dauerndſten aber haftete ihr rückwärts der Vergangenheit zugekehrter innerer Blick auf jener unheilvollen Zeit des Bauernkrieges, der auch ihre holde Jugendblüthe knickte, und rankte ſich, wie Epheu um eine Grabesurne, um jenen Führer, der ihr Herz gewann und ihr Verführer ward.

„Ja, mein lieber Herzensjunge,“ ſo plauderte ſie unter Andern: „Da es zu Rotenburg losging, nahm es einen geringen Anfang; erſt am Dienſtag nach Oculi waren vierzig, dann ſchallte die kleine Pauke, und es wurden bis zum Donnerſtag vierhundert. Auf dem Kirchhof der reinen Maria köpften ſie den Herrgott am Kreuz, und warfen am Sonntag das Meßbuch von dem Altar. Wieder am Dienſtag waren ihrer achthundert, und am andern Donnerſtag zweitauſend. Und dazumal iſt es geweſen, wo mein Florian chriſtliche Brüderſchaft einging mit den Bauern. O Freitag! Freitag! Freitag! Unglückſeliger Tag! An einem Freitag ſtarb mein

Freund, meuchleriſch erſchlagen! Andre waren klüger als er, aber auch treuloſer wie er. Erſt ſtellten ſie ſich, als hielten ſie zu mit dem hellen Haufen, wie Götz von Berlichingen und Florian, aufrichtige Männer, dann fielen ſie ab, wie ſchädliche Früchte vom Baum der Sünde, und wütheten gegen das arme Volk. Da war eine blutige Rotte geſellt unter Adam von Thüngen, drei andre Thüngen, zwei Berlichinger, zwei Grumbacher, einer davon der entſetzliche Mann, und ihrer mehr, die zogen ſingend und brennend im Land umher, und wütheten gegen Bäuriſch und Bündiſch. O damals floß viel Blut. Da hatte auch Wolf von Bellberg, den der Herr immer einen Biedermann nennt, gar böſen Antheil daran, und half würgen und rauben nach Wolfes Art.“

Die Sprecherin hielt einen Augenblick inne, als ſinne ſie über etwas nach, dann begann ſie wieder nach ihrer Weiſe eine auf jene Zeit bezügliche Liederſtrophe zu ſingen.

„Am fünften Tag des Maien
An einem Freitag fein,
Die Bauern thäten renen
Es wollt nicht anders ſein.“ —

Endlich ſprach ſie mit Thränen im Auge: „Gute Nacht Moritz! Ich kann Dir nicht ſagen, was alles ſich begab, heute nicht, ein andres Mal. Dann will ich Dir auch erzählen, wie ich alles erfahren, was ſich begab mit meinem Florian, und die häßliche Lüge, die der Andre, den ich nimmer nenne, erſonnen hat, den Mord von ſich abzuwälzen, die aber Niemand glaubt, Niemand, Niemand!“

Moritz ging von Annen hinweg, ein peinliches Gefühl hatte ſich ſeiner bemächtigt; er wußte nicht, ſollte und durfte er anhören, was ſie ihm faſt geſchwätzig vertraute, oder nicht? und ob er, der Aelternloſe, in die innerſten Geheimniſſe einer Familie eindringen ſollte, deren Haupt ihn aus dem Staube der Niedrigkeit gehoben, und ihm eine geeignete Stellung in der Geſellſchaft, und neben ſeiner hochſtehenden Perſon angewieſen hatte. —

Mit zornerfüllter Seele ritt in der Frühe des andern Morgens Grumbach von ſeinem Sohn, nebſt dem treuen Hunde begleitet, der Biſchofreſidenz zu, oder vielmehr, ſie jagten, ſo ſchnell die Roſſe ſie zu tragen vermochten. Der Statthalter von Kulmbach ſäumte nicht, die Kunde der meuchleriſchen That, deren er den biſchöflichen Forſtknecht zieh, bei Freunden und Bekannten zu verbreiten, bis die Stunde erſchien, in welcher der Fürſtbiſchof herabritt auf ſeine Kanzlei, des Rechtes zu pflegen. Ohne Säumen meldete ſich der Statthalter als einen Kläger an, den der Biſchof und ſeine Räthe mit großer Unluſt eintreten ſahen.

Mit kurzen, aber gewichtigen Worten trug Grumbach ſeine Klage auf verſuchten Meuchelmord von Seiten des Maidbrunner Forſtknechts aus Kürnach vor, und drang auf ſtrengſte Beſtrafung.

Der Biſchof hörte ihn mit Ernſt an, und ſprach dann: „bevor wir richten und urtheilen, müſſen wir beide Parteien hören. Wo iſt der Beklagte?“

Grumbach geſtand, daß er ihn in Haft halte, und Melchior verſetzte: „So begehren wir, daß Du den Beklagten des morgenden Tages hieher bringſt, denn Dir iſt ſicher der Spruch bekannt, daß eines Mannes Rede — keine Rede.“

Grumbach biß ſich in die Lippen, und ſprach dann Worte des Unwillens, daß ſeine Diener mißhandelt, und mehrere derſelben, hauptſächlich ſein Forſtknecht Trautmann noch immer in Haft gehalten würden, auf deſſen Freilaſſung er dringen müſſe.

Ihm ward erwiedert, daß die Verſtrickten und Verwundeten wegen Diebſtahls im Würzburgiſchen Waſſer verdienten Lohn empfangen hätten.

„So!“ fuhr der Ritter auf: „habt Ihr da auch billiger Defenſion Gehör gegeben? Wer warf ſich zum Ankläger meiner Diener auf? Hat man nicht freche Willkühr an ihnen verübt?“

„Grumbach!“ rief Zobel ernſt und ſtreng: „So lautet eine Pſalmſtelle: Es treten Frevler auf, die mich deſſen zeihen, was ich nicht verſchulde. Hüte Dich, daß man Dich zu Solchen zähle. Wollten wir grauſam handeln, gleich Dir, dann hätten wir den Deinen gethan, wie Du jenem Armen, der in

Deinem Waſſer gefiſcht, und den Du gotteslästerlich in eine Prieſteralbe, bemalt mit Fiſchen und Krebſen, ohne Urtheil und ohne Recht, über Deinen Bach haſt an eine Weide henken laſſen.“

Grumbach erblaßte und wurde gleich darauf wieder zornroth. „Dieſe Lüge gibt Dir der Teufel ein, Biſchof!“ ſprach er. „Der Kloſterbach, den ſiegelbrüchige Untreue mir jetzt abgedrungen, gehörte Maidbrunn und mir gemeinſchaftlich, iſt doch Maidbrunn, das Kloſter, geſtiftet und dodirt von meinen Ahnen, deren Denkſteine in der Kirche dort ſtehen und liegen. Loſe Buben, die im Walde niſteten, fiſchten und krebsten darin, ſo daß der Kloſtervogt Peter Königsdorfer mich anflehte, Maidbrunn beſchützen zu helfen. Darauf wurde der Bach ſtark bewacht, und ein Mann aus Wieſentreit eingefangen, der mit vier Söhnen und anderm Geſindel die Gegend unſicher machte. Weil Königsdorfer deren Rache fürchtete, ſo bat er mich den Gefangenen einzulegen, und ich that ihm aus nachbarlicher Gunſt, und weil doch auch der Bach mir gehörte, den Dienſt, und ließ den Fiſchdieb in den Thurm zu Rimpar werfen. Hernach wurde der Mönch zu Rath, ein Exempel zu ſtatuiren, verſchrieb auf ſeine Koſten einen Henker, welcher Henker mit ſeinem Namen Biſchof hieß, was ich nur beiläufig bemerken will, ließ den Dieb durch dieſen peinlich befragen, und ihn, als er bekannt, auf des Kloſters Markung an einen Kirſchbaum henken, angethan mit einem bemalten Goller, den der Mönch auf Meiſter Biſchof, des

Henkers Rath ihm machen laſſen. Alſo iſt gelogen von Dir, daß der Dieb alleinig in meinem Waſſer gefiſcht, gelogen, daß er ohne Recht gehenkt worden, gelogen daß ich ihn henken laſſen, gelogen, daß er mit einer Albe angethan worden, gelogen, daß er über meinen Bach, gelogen, daß er an eine Weide gehenkt worden, ja gelogen jedes Deiner Worte! Nichts Neues unter der Sonne.“

„Ecce homo! Sehet welch ein Menſch!“ ſchrie Zobel nach dieſer Vertheidigung und herrſchte Grumbach zu: „Kein Wort mehr! Morgen wird der Forſtknecht vor Gericht gebracht. Der Trautmann ſoll ſeiner Haft entledigt werden, nicht weil wir uns Trotz bieten laſſen, ſondern weil er ſeine Strafe abgeſeſſen, und weil wir gnädig ſind und langmüthig. Deine Beſchimpfung unſrer geheiligten Perſon aber ſollſt Du bereuen!“

Grumbach entfernte ſich lächelnd, und ſäumte nicht, am andern Tage an derſelben Gerichtsſtelle zu ſtehen, mit ihm waren dießmal Kunz, Hill und der gefangene Forſtknecht. Die Räthe waren verſammelt, alles harrte ungeduldig auf des Biſchofs Kommen, aber dieſer kam nicht, und endlich erſchien ein Bote von ihm, welcher Grumbach meldete, Melchior laſſe ihm anſagen, daß er erſt nach Tiſch die Unterſuchung vornehmen könne und wolle; er möge nur den Forſtknecht einſtweilen in die Herberge gehen laſſen.

Auf dieſes Geheiß ſahen die Räthe einander bedenklich an, der Statthalter aber lachte laut auf, und rief zu ihnen: „Mit Speck fängt man Mäuſe, und mit Fallen Zobel und Iltiſſe. Es wäre nicht übel, nicht wahr, geehrte Herren? wenn ich ſo dumm wäre, dieſen gedungenen Meuchelmörder frei ausgeben zu laſſen, damit ihm ſein gelehrt würde, was er bekennen ſolle, und was nicht. Ich bitte Euch, Ihr Herren, wenn nur ein Funke vom Gefühl des Rechtes in euch iſt, ſo gehet mit mir in meinen Hof, dahin ich den Schützen führte, und befragt ihn in meinem Beiſein.“

Darauf erhoben ſich die Räthe Lichtenſtein, Uſſigheim, der Domherr Michael Lichtenſtein, Hans von Bibra und noch einige andre Kapitularen, um Grumbachs Begehren zu erfüllen, denn ſie fühlten in ihrem Innern das Seltſame und Ungeſetzliche, was in des Biſchofs Anſinnen lag, und es fiel unter ihnen manches Wort, was nicht zu Zobels Gunſten ſprach. Der Forſtknecht wurde im Hofe Grumbach verhört, ſeine Ausſage protokollirt, und von den Zeugen unterſchrieben nach Recht und Herkommen.

Freilich erwieß dieſe Ausſage noch nicht den argen Verdacht des Stattbalters, ſondern lautete nur dahin, daß der Förſter auf der Hühnerjagd begriffen geweſen, plötzlich Pferde gehört habe, erſchrocken ſei, und die Büchſe gezuckt habe, ſich, wenn nöthig, zur Wehre zu ſtellen, worüber die Büchſe losgegangen.

Der Biſchof ſandte indeß ſeine Diener in alle Herbergen, den Forſtknecht zu ſuchen, und zu Hofe zu beſcheiden, und es machte ihn nicht wenig unwillig, daß jener nicht gefunden wurde. Des Nachmittags verſammelten ſich alle Betheiligten wieder auf der biſchöflichen Kanzlei, und zu dem harrenden Grumbach trat des Biſchofs Hofmeiſter mit dem Begehren, den Forſtknecht zu Zobel zum Verhör zu ſenden.

„Ei, Herr!“ rief Grumbach entrüſtet: „lautete doch der geſtrige Vorbeſcheid zum Vernehmen beider Theile gegen einander, eines Mannes Rede iſt keine Rede — doch — in Gottes Namen, nehmt den Mann — dieſer Vogel wird ohne Zweifel das Schelmenſtück ſingen, was ihm lange vorgepiffen worden. Iſt er doch der Hauptſache vor Zeugen geſtändig geweſen.“ —

Des Biſchofs Unwille ſteigerte ſich auf das Heftigſte, als er Letzteres vernahm, und ſeine Räthe ſelbſt konnten ſich das Räthſelhafte und Zweideutige in ſeinem Benehmen nicht erklären.

Grumbach ſtand mit ſeinem Sohne, nebſt zwei andern Freunden in der Kanzlei und harrte auf die weitere Vernehmung, als ſich die Thüre, die zu dem Zimmer der geheimen Sitzungen führte, aufthat, der Biſchof mit Wuth in Blick und Geberde raſch hereinſchritt, gefolgt von ſeinem Hofmeiſter, Marſchall und allen Räthen, und den Statthalter anfuhr: „Du biſt ein Gefangener, Grumbach! Du haſt einen ſchuldloſen Mann in Haft verſtrickt, nachdem ihn Dein Sohn und ſein Knecht mißhandelt. Du haſt häßlichen und bösartigen Verdacht gegen uns ausgeſprochen, und Du gehſt nicht aus der Stadt, bis

Du Deine Verläumbung wieder in Deinen Hals gefreſſen haſt!“ — Damit verließ Zobel das Zimmer, und Grumbach ſah ihm verwundert nach, dann blickte er ſeine Freunde und einige zurückgebliebenen Räthe an, und ſprach: „Iſt dieſer Mann betrunken, oder iſt er verrückt?“

„Ich ſtehe hier vor Gericht geladen durch ſeinen fürſtlichen Mund und ſeine Vertagung, das ſichert mir ohnedieß ein ſtillſchweigend Geleit; ich ſtehe hier als Abgeſandter des Kaiſers, mit der fränkiſchen Ritterſchaft zu reden, die ich mit Zobels Wiſſen, auf den morgenden Tag hieher beſchieden; er, der Biſchof, hat uns Allen freies Geleit, Sicherung, Treue und Glauben zugeſagt, und jetzt will ſeine dumme Hitze mir in aller Geſchwindigkeit Gefängniß ankündigen? Werdet und könnt ihr das leiden und verantworten, ihr Herren Räthe und Kapitel, dann komme über euch jede Folge, die ein ſo gewaltthätiger, unüberlegter Schritt nach ſich ziehen muß und wird!“

Die verlegenen Räthe ſahen ſich einander an, halblaute Worte murmelnd, und endlich nahm der Domdechant für Alle das Wort: „Lieber Grumbach! Es iſt uns das, was ſo eben geſchehen, allerdings kein Gefallen; beruhigt und geduldet Euch eine kurze Weile, bis wir unſern Herrn beſchickt, ſeine Geſinnung zu wenden.“

„Gott behüte jeden ehrlichen Edelmann vor einem ſolchen Herrn! Thut bald, was an Euch iſt, liebe Herren, ſonſt thue ich, was mich hintenher reuen könnte," ſprach Grumbach und harrte beſſerer Botſchaft entgegen, die nicht lange ſäumte.

Immer noch ragt aus dem Thalgrunde, in welchem der Flecken Rimpar liegt, das Schloß ſtattlich und ſchön, wie ein Fürſtenbau, empor, mit ſeinen Erkern und Eckthürmen und ſeinem hohen Thurmgiganten, aber es ſteht verödet, blos noch in wenigen Gemächern von geringen Dienſtleuten bewohnt, und die theilweiſe gut erhaltenen Räume dienen ökonomiſchen Zwecken. Die ältern Burggebäude liegen gänzlich in Trümmern. Noch ein halbes Jahrhundert, und das ſtolze Haupthaus wird als prachtvollſte Ruine ein Schmuck ſeiner ſtillen, ziemlich reizloſen Gegend ſein. Die Wenigen, welche noch mit ſinnendem, ſinnigen Nachdenken der Romantik des Mittelalters anhängen, und in öden Burgtrümmern den Wunderbrunnen ihrer Begeiſterung ſuchen und ſchöpfen, möge — wenn ſie über das gänzliche Verſchwinden und über manches Abgebrochenwerden alternder Burgen in Klagen ausbrechen wollen — die Betrachtung tröſten, daß zahlreiche, noch erhaltene Schlöſſer und Burgen dem Ruin entgegenreifen, und allmählich die verſchwindenden ergänzen, ſo daß es nicht ſobald an dem poetiſchen Zauberapparat mangeln wird, deſſen eine gern rückwärtsblickende und in Vergangenheitsträumen ſich ergebende Phantaſie bedarf — es wäre denn, daß überall rührigſter Gewerbfleiß ſich erhaltend ſolcher räumevollen Gebäude bemächtigte, mit ſeinem thätigſtrebſamen Wirken und Walten nützlich und einflußreich die Gegenwart und ihre Forderungen verträte, die Verödung hemmte, und durch Beſchäftigung arbeitſamer Hände das Wohl von Tauſenden zeitgemäß förderte.

Grumbach entbot nach dem neuen unangenehmen Erlebniß die Edlen, die ſich in Würzburg ſammelten, in ſein eignes Schloß, und eilte voraus, ihren Empfang zu beſchicken. Am andern Tage fanden ſie ſich faſt gleichzeitig ein, und Schloß Rimpar ſahe, nicht zum erſtenmal, in den Abgeordneten und dem Ausſchuß der ſogenannten Sechsorte oder der ſechs Kantone der fränkiſchen Ritterſchaft eine glänzende Geſellſchaft aus den urälteſten und berühmteſten Adelsgeſchlechtern des Frankenlandes in ſeinen Räumen verſammelt, welche Geſchlechter zum Theil bis heute kräftig fortblühen, zum Theil kaum noch den Schatten des hohen Glanzes ihrer Ahnen würdig zu vertreten im Stande ſind.

Eine Reihe von ſäulengeſchmückten Prachträumen nahm die Kommenden auf, ja es ſchien, als ſeien dieſe Räume eigens geſchaffen worden, der fränkiſchen Ritterſchaft ausſchließlich zu dienen, denn rings an den Wandgeſimſen wurden lange Wappenreihen in Stukkaturarbeit erblickt, und Jeder, Jeder der Gekommenen brauchte nach ſeinem Familienwappen nicht lange zu ſuchen. Das kam aber daher, daß die Grumbachs verwandt, verſchwiſtert und verſchwägert waren mit faſt allen edlen reichsfreiherrlichen Geſchlechtern. Zwiſchen den Wappen zogen anmuthige Reliefs die betrachtenden Blicke auf ſich, Bilder holder Mythen des klaſſiſchen Alterthums darſtellend, zarterotiſche Gegenſtände, und die Zwiſchenräume ſchmückte die Arabeskenfülle von Laubwerk, Blumen, Früchten und Engelköpfen, die ſo ſehr ein Typus des damaligen, italieniſcher Architektur und Sculptur ſich ſchon ganz hinneigenden Kunſtgeſchmackes war. Ja, Reichthum, fürſtliche Pracht war rings entfaltet, und gern weilten in dieſen Hallen, im vollen Bewußtſein ihrer vereinten Macht die ſtolzen Reichsfreiherren, die Bibra, die Seckendorf, Hutten, Berlichingen, Boyneburg, Stein, Marſchall, Truchſeß, Schaumburg, Aufſeß, Thüngen, Wolfskehl, Thann und viele Andere, und als Alle verſammelt waren, trat Grumbach zu ihnen.

Mit Hoffnungen ward der Mann erblickt und begrüßt, den die Ritterſchaft ſchon früher aus ihrer Mitte erwählt, weil er ihr als der würdigſte, einſichtsvollſte, kenntnißreichſte galt, zum Sendboten an des Kaiſers Majeſtät, zum Sprecher, zum Organ ihrer Wünſche und Begehrniſſe. Grumbach fühlte auch hinlänglich die Bedeutſamkeit, die ein ſo hohes großes Vertrauen ſeiner Perſönlichkeit verlieh, und wußte ſich demgemäß zu verhalten. Der edle Kreis, in den er trat, erſchien ihm wie ein Troſtesſtern in der Leidensnacht, deren Wolkenſchleier des Biſchofs unwürdiges Benehmen über ſeine Seele hing. Hier war ehrenvolle, dort ſchändlich gemeine Behandlung; hier war allfreudige Anerkennung, dort Schmähung und Läſterung; hier war ruhmreicher Adel, wohin er blickte, dort ehrenvergeſſener Pfaffentrotz und Pfaffendünkel, hier Freiſinn, dort Despotismus.

Grumbach redete, von ſolchen Gedanken überſtürmt, Flammenworte zu den Verſammelten. „Immer noch,“ begann er: „iſt der rechte Flügel des Reichsadlers: die Fränkiſche Ritterſchaft, gelähmt, und vermag nicht, ſich frei empor zu heben. Wir haben Rechte und Privilegien, die uns hoch über den übrigen Adel Deutſchlands ſtellen, aber immer noch müſſen wir ſie geſchädigt, verletzt, mißachtet ſehen. Unſere Vorfahren leiſteten den deutſchen Königen große, unermeßliche Dienſte, aber die Nachfolger ſind bisweilen kleine vergeßliche Menſchen, die preißwürdiger Thaten nicht achten, weil von ihnen ſelbſt keine dergleichen ausgeübt werden können. Es iſt euch, wohlgeborne und edle Direktoren, Hauptleute, Räthe, Ausſchuß und Mitglieder der ſechs Orte hinreichend bekannt, was unſerm Verlangen im Jahre ſiebenundvierzig auf dem Reichstage zu Augsburg, als wir wiederholt das Recht der Prima Inſtantia in Anſpruch nahmen, für Beſcheid ertheilt wurde. Wir ſollten mit längſt vermoderten Pergamenten und Papieren das beglaubigen, woran Jahrhunderte nicht gezweifelt. Es hätte faſt Noth gethan, wir, die freien Franken, hätten bewieſen, daß wir adeliger Abſtammung, und das, was ſeit einem Jahrtauſend landkundig iſt, einen Protokollführer in den Gänſekiel diktirt. Wir haben uns ſo weit nicht erniedrigt, wir erboten uns nach althergebrachter Ritterſitte, jeden Einwand gegen Jedermänniglich zu verfechten. Ihr wißt das Alles, kennt auch den Inhalt meiner damals überreichten Denkſchrift, die Propoſition einer neuen Organiſation der Ritterſchaft, und die in Anſpruch genommenen billigen Punkte: Schutz unſrer Gerechtſame, genaue Begrenzung der Lehensverbindlichkeit und Vaſallenpflicht, Brief- und Siegeltreue, Glaubens- und Gewiſſensfreiheit; Freiheit, für ehrliche Beſoldung zu reiten, doch nicht gegen den Kaiſer, Landesfürſten und Lehensherrn; freies Ritterrecht, uns gemeinſam zu berathen, wann und wo wir wollen, wogegen im Jahre einunddreißig ein kaiſerlich Verbot erſchlichen wurde; Abhaltung von Rittertagen, Aufſtellung einer Ritterordnung; Ernennung eines oberſten Kreishauptmanns und eines Collegii supremi in jedem Kanton, zur Aufrechthaltung unſers Ritterrechts, zum Richteramt über unadeliche Handlungen.“

„Und des Kaiſers Majeſtät lieh meinen Vorſtellungen ein gnädig Ohr, es leuchtete hochderſelben ein, daß unſre vereinte Kraft zur Feſſel werden könne für ſo Manchen der Reichsfürſten, die ſtets ſcheel nach der Krone des höchſten Reichsoberhauptes blicken. Aber Wer war es, der unſre Wünſche ſcheitern machte? Wer war es, der unſre Rechte zu ſchmälern trachtete und ſchmälerte? Wer war es, der durch unabläſſige Einflüſterung die übrigen Fürſten ängſtlich machte, daß ſie gleich ihm, zu unſern Gegnern wurden? — Niemand anders war's als der Lehnsherr, der Landesherr der Meiſten unter uns, der gemeingeſinnte Melchior Zobel, Biſchof von Würzburg, der des Standes vergißt, dem er ſelbſt entſprungen, der den Ritterſtand verachtet, weil die blinde Fortuna ihn auf einen Fürſtenthron gehoben. Er war es, der den Kaiſer beredete, wir wollten uns trotzig aller Vaſallenpflicht entziehen, er war es, der ihm vorrechnete, daß das Würzburger Land nahe an zweihundert ritterliche Perſonen als Stifts- und Chorherren, Landrichter, Amtmänner und Hofherren füttere, und eine mehr als doppelt ſo große Zahl als Vaſallen die Güter des Stifts nutznieße."

Dieſe Erinnerung verfehlte ihre Wirkung nicht auf die ſtolzen Reichsfreiherren, ein Gemurr des Unwillens entſtand. Mit erhöhter Stimme fuhr Grumbach fort:

„Melchior Zobel war die Urſache, daß unſre Wünſche und Hoffnungen nicht berückſichtigt, daß wir mit lauen Verſicherungen kaiſerlicher Gnade entlaſſen wurden. Und wie wir bisher auch gewirkt und geſtrebt, unſre Rechte nicht fahren und nicht fallen zu laſſen, noch iſt's um nichts beſſer geworden, dieſe kaiſerliche Zuſchrift, die in meiner Hand ruht, ſie verleiht uns kaum etwas, das wir nicht ſchon längſt unſer nannten. Wollt ihr aber ein Beiſpiel, edle Herren, mit welcher grauſamen Willkühr jener nichtswerthe Mann verfährt gegen den fränkiſchen Edelmann, ſo ſeht mich an; ich werde behandelt wie ein Landſaſſe, ich, deſſen Ahnen Dynaſten waren; ich ſehe mich geirrt an meiner Freiheit, mein Einkommen wird geſchmälert, meine Wildbahn verwüſtet, meine Grenze verengert. Mit jedem Wort ſpreche ich eine Schmach aus, die ich erdulden muß von dieſem Biſchof. Mit Perſonal-Arreſt bin ich geſtern bedroht worden, wegen meines Glaubens werde ich verfolgt und gehaßt, alles und alles gegen Herkommen, Geſetz und Ordnung. Aber noch mehr: ich werde ſelbſt verfolgt wie von der Fehme, gedungene Meuchelmörder ſtreben mir und den Meinen nach dem Leben, vorgeſtern erſt wurde nach meinem Sohn geſchoſſen, und nur die Gnade Gottes war es, die ihn ſchirmte, und den Mordbuben in ſeine Hände lieferte, den Forſtknecht in Maidbrunn. Was aber mir geſchieht von einem ſo unwürdigen Lehensherrn, kann einem Jeglichen unter euch auch geſchehen, denn alles und alles erlauben ſich dieſer Zeit die Fürſten des Reichs gegen die freie Reichsritterſchaft!“

Dieſe Mittheilungen mußten den Zorn der Ritter gegen ihren Landesfürſten aufſtacheln, es fielen laute, heftige Reden, die Verſammlung wurde tumultuariſch.

Grumbach ließ die edelſten Weine den Edelſten des Landes auftragen, die fürſtlich in ſeinem Hauſe zu bewirthen, ſein Stolz war. Noch vermochte er es, noch war er ein reicher Mann.

Und als noch lange ſehr ernſte Unterhaltung den Männerkreis belebte, ſprach der Statthalter: „Ich ſchwöre es Euch zu, edle Herren und Freunde, ich will mein Leben daran ſetzen, der Ritterſchaft zu dienen, ihre Rechte zu vertheidigen, ihr neue Rechte zu erwerben. Aber ſeid auch ihr mir Beiſtand. Einer für Alle, Alle für Einen!“

Viele der Anweſenden wiederholten gelobend dieſen Spruch, andre Gelöbniſſe feſter Verbindung reihten ſich an; Grumbach gab ſich wieder neuen Hoffnungen hin. Spät in die Nacht hinein hallte vom erleuchteten Schloß der Jubel eines Trinkgelages in den ſtillen Ort hinab.

Viertes Kapitel.

Wieder war ein neuer Lenz im Beginnen, aber die Boten, die er ſandte, das ſchlummernde Naturleben zum Erwachen zu rufen, auf daß es ſeine friedlichen Farbenteppiche über die Geſilde aufs Neue breite, und in ſtiller Thätigkeit knoſpend, keimend, blühend das Walten ſeiner unwandelbaren Geſetze verkündige, dieſe Boten trugen auf ihren Schwingen nicht den Frieden für die Bewohner, für die Fluren des deutſchen Vaterlandes. Der deutſche Krieg durchzitterte noch mit mancher ſchmerzlichen Erinnerung die Länder, und keineswegs ſchien er beendigt. Eine ängſtliche Ungewißheit, unbeſtimmte Gerüchte, beſorgliche Nachrichten von da und dort hielten während der erſten Monate des Jahres 1552 die Gemüther in Spannung. Damals war es, als der ſanfte und friedliebende Philipp Melanchton ſich angetrieben fühlte, an den Kurfürſten Moritz von Sachſen zu ſchreiben, und ihm Kunde zu geben von den bangen Befürchtungen, welche überall laut wurden. Er that dieſes mit ſeiner liebenswürdigen Beſcheidenheit, und ſprach mit wahrhaft väterlicher Geſinnung. Er habe gehört, ſchrieb er, von einem Bündniß mehrerer Fürſten mit der Krone Frankreich, von dem Vorhaben gewiſſer Leute, die Biſchöfe auszurotten, und nach Gefallen die Biſthümer zu vertheilen, und warnte vor dieſen Leuten.

Er führte an, wie die Erfahrung lehre, daß Frankreich oft die deutſchen Fürſten zur Empörung gegen ihr Oberhaupt angereizt, und ſie dann treulos verlaſſen habe; wie von dem Bündniß dieſer Krone mit den Türken ebenfalls Gutes nicht zu hoffen ſei, und daß dieſes Land, wenn man es in Deutſchland auf Vertreibung der Biſchöfe anlegen wolle, bald genug mit dem Papſt und dem Kaiſer wieder im Bunde ſein werde. Er prophezeihte dem Kurfürſten, daß Zwietracht die Anhänger eines ſolchen Bundes bald entzweien, und dieſer genöthigt ſein werde, gegen ſie ſelbſt zu ſtreiten, und warnte mit den eindringlichſten Worten, nicht über das deutſche Reich Verwirrung, Zerrüttung und gänzlicher Anarchie herbeiführen zu helfen, da kein menſchlich Herz den Schaden genugſam betrachten könne, der daraus folgen würde.

Die Friedenstaube ſolcher Zuſchrift mußte ſich ſcheu verbergen vor den rings anſchwellenden Fluthen vielfacher Kriegsrüſtung; der galliſche Hahn krähte freudig ſein bekanntes lockendes Feldgeſchrei, und mit dem großen Schiboleth Libertas unter einem Hut zwiſchen zwei aufrechten Dolchen, verſehen, flog jenes Sendſchreiben des Königs von Frankreich an die Fürſten, Stände und Städte des deutſchen Reichs durch alle Länder, in welchem Heinrich II ſich den Retter und Schirmvogt deutſcher Freiheit und der gefangenen Fürſten nannte, datirt Fontaineblau, den 3. Februar 1552.

Von der Veſte Plaſſenburg weckte grüßender Geſchützdonner des Echo des Gebirges, und ſchmetternde Trompetenklänge umjubelten den nach langer Abweſenheit heimkehrenden Landesherrn Albrecht von Brandenburg-Kulmbach. An der Spitze der ſtädtiſchen Behörden, der Hofdienerſchaft, der Deputationen empfing den Ankommenden der Statthalter Grumbach mit glückwünſchenden Worten. Das wilde Leben der Feldlager und Kriegszüge und die beſchwerdevolle Reiſe nach Frankreich, um Heinrich II in den deutſchen Fürſtenbund zu ziehen, über welche Verbindung der Vertrag am 2. Februar zu Chambord abgeſchloſſen worden war, und der ſchnelle Heimritt hatten merkliche Spuren den Zügen des kriegsluſtigen Fürſten aufgeprägt. Er erſchien noch hagrer und finſtrer wie früher; vor der Zeit ſtahlen ſich graue Haare in die braunen Locken ſeines Hauptes und in den langen Bart, nur das Feuer ſeiner Augen war nicht erloſchen, ſondern loderte ungeſchwächt.

Sehr bald entzog ſich der Markgraf dem läſtigen Ceremoniell vielfacher Begrüßung auf ſeiner hochgelegenen Reſidenz, um mit ſeinen Vertrauteſten, Grumbach und Straß, allein zu ſein, Erkundigungen einzuziehen, wie es um Stadt und Land ſtehe, und ſie einzuweihen in ſeine Pläne. Vieles, was der Fürſt wußte und verkünden konnte, war noch nicht hinter die Wälle und Mauern der Burg gedrungen, und nach Albrechts Mittheilung war die Zeit nahe, welcher der Fürſtenbund entgegen harrte, die Zeit des völligen Bruchs mit dem Kaiſer, die Zeit der Befreiung von ſeiner Unterjochung des Vaterlandes und der Reichsfürſten, der Abſchüttlung jener Feſſeln ſeiner Tyrannen.

„Seht, hier ſteht alles klar und aufrichtig, wie es gemeint iſt, ſprach der Markgraf, das königliche Sendſchreiben an die deutſche Nation in mehreren Exemplaren darreichend: „Des Königs von Frankreich Majeſtät ſagt es offen, wie es ihr tiefſtes Mitleid errege, daß ein Monarch Deutſchland unterjocht, der dieſes Landes Säulen zu ſtürzen ſucht, während er ſtolzprunkend die Säulen des Herkules ſich vortragen läßt, und der dieß glorreiche Reich ſeinem Hauſe als erbliche Monarchie zuwenden will. Einen Mehrer des Reichs nennt er ſich, ein Minderer iſt er. Blickt hin nach Coſtnitz, nach Metz, nach Trier, in das Niederland, in das Heſſenland, und ſeht, wie er ſchalten läßt. Nicht den Namen eines Städtegründers, den eines Städte- und Länderverwüſters wird die Nachwelt ihm beilegen. Uneigennützig will Heinrich Geld und Mannſchaft daran ſetzen, uns zu helfen, die Freiheit des Vaterlandes wieder herzuſtellen, die gefangenen Fürſten zu befreien!“

Der Markgraf nahm ein zweites Schreiben aus der mitgebrachten Brieftaſche.

„Hier,“ begann er wieder zu den verwundert und in ſchweigender Ehrfurcht ihn Anhörenden: „vernehmet und leſet, was unſers Bruders, des Kurfürſten zu Sachſen Liebden, was Herzog Johann Albrecht von Meklenburg, Landgraf Wilhelm zu Heſſen, der Graf von Katzenellenbogen und Andre der Nation entbieten; wie ſie dem Kaiſer Treuebruch, Wortbruch, Siegelbruch in aller Weiſe vorwerfen, wie das offenkundige Bubenſtück und der Verrath am Landgrafen Philipp laut um Rache ſchreit, das hier endlich gedruckt vor die Augen der Welt tritt; wie der kaum auszuſprechenden Klage des Reiches, ſein namenloſer Jammer hier eine Sprache bekommt, und zu Gott und Menſchen um Hülfe ſchreit, und Fürſten und Stände des Reichs auffordert, dem großen und heiligen Bunde für die Freiheit deutſcher Nation beizutreten! Leſet und prüft es, und Du Kanzler, entwirf dann in unſerm Namen ein gleiches Manifeſt, das Du ſchleunig zum Druck zu befördern haſt. Darinnen ſollſt Du ſagen, daß auch wir der Erkämpfung der alten Libertät unſer Herz und unſern Arm leihen wollen, mit Verwahrung jedoch, daß unſer Fürhaben gegen des Kaiſers Perſon, und

Würde nicht gerichtet ſei, daß aber uns höchlich zuwider, wie durch das Concilium zu Trient in Religionsſachen auch gar nichts gebeſſert worden, wie das Reich und die Stände mit unerhörter Schatzung belaſtet worden, wie der Reichsräthe Spruch und Urtheil gefangen genommen, ihre Meinung beſtrickt und beſtochen wird, und noch dazu alle Reſolutionen zur Ungebühr verzögert werden. Es iſt darzuthun, daß wir gewiſſe Verbote nicht länger dulden und ertragen wollen, als: auswärtigen Potentaten nicht zu dienen, nie gegen Oeſterreich und Burgund zu ziehen, und ſo der Reichshülfe zu entbehren, unſre Bildniſſe nicht auf die Münzen zu ſetzen, die wir prägen laſſen, ſonders des Kaiſers oder ſeinen Adler; auch nicht die immerwährende Einlagerung ausländiſchen Kriegsvolkes in unſern Landen, wir ſeien des Kaiſers Freunde oder Feinde, und das Ausgeben ſolcher Schand- und Lügenbücher, wie das des Don Louis von Avila! Ermahnet die Stände des Reiches, nicht nur nicht wider uns zu ſein, ſondern auch für uns, nach dem bekannten Spruch, denn Neutralität taugt uns nicht, iſt ein zwitterhaft Werk, und laßt ein Wörtlein einfließen, daß wir nicht etwa gewillet, das Reich mit fremden Nationen oder mit dem türkiſchen Erbfeind zu vereinigen, auch daß wir nicht den Vortheil für unſre Perſon oder unſer Land dabei ſuchen, ſondern nur das Recht und die Ehre, wie wir bisher gethan! Kein Ehrliebender aber wird es uns verargen, wenn wir in Etwas die geiſtliche Hoffarth, Pracht, Gewalt und Anmaßung zu brechen trachten, denn die hohe Geiſtlichkeit iſt Urſache aller Unterdrückung und aller böſen Praktiken im Reich.“

Der Kanzler Straß verneigte ſich gehorſam, und entfernte ſich. „Nun zu andern Dingen!“ begann der Fürſt zu Grumbach: „Wie geht es, lieber Statthalter? Haſt Du wohl ausgeruht und hat Dein Nachbar Dir Ruhe vergönnt?“

„Die Ruhe habe ich errungen, mein gnädigſter Fürſt!“ erwiederte Grumbach.

„Wie? Errungen? Mit dem Schwert?“ fragte haſtig der Markgraf.

„O nein, mit der Feder und mit Opfern, als ein Mann des Friedens,“ antwortete mit bitterm Hohnlächeln der Statthalter. „Ich habe Euch ja alles treu berichtet, was vorgegangen, und da ich des ewigen Haders mit dieſem tückiſchen, kleinlichen, boshaften Zobelbiſchof und ſeinem verbuhlten, trunkenen und grundfalſchen Domdechanten ſatt und müde war, ſo habe ich meine ſämmtlichen Lehen aufgeſchrieben, denn ich wollte auch Niemand mehr dienſtpflichtig ſein, als Euch, mein Herr und Gebieter, und habe dieſe Lehen meinem Sohne übertragen, und ihm meine Güter vertragsweiſe übereignet. Auch haben alle meine Lehensherren darein gewilligt, wer aber der Sache Hinderniß und Aufſchub verurſacht, das iſt wieder mein vortrefflicher Zobel, denn er hat es bis nächſte Oſtern verſchoben, meinem Sohne die Lehen zu beſtätigen, nur um mich zu turbiren, und durch Zeitgewinnung die Urſache neuer Händel mit mir zu erfinden und zu erſinnen.“

„Und Dein Weib, Deine Kinder?“ fragte mit Theilnahme der Markgraf.

„Mein Weib und die jüngſten blieben im Hauſe zu Rimpar, das geräumig genug iſt, auch dann, wenn mein Sohn ſeine Braut Salome heimführt. Die beiden älteſten Töchter haben Hochzeit gehabt mit ihren Verlobten, und ſind glücklich. Meine Hausfrau iſt anhaltend krank, ich konnte ſie nicht mit mir nehmen, auch möchte ich hier gänzlich ungehemmt Euch dienſtbar ſein!“

„Ich nehme das gerne von Dir an, und freue mich ſolcher Geſinnung!“ lobte der Markgraf. „Solche Diener kann ich brauchen. Ich führe ein ſtattlich Kriegsvolk mit mir, und bringe Geldes in Fülle mit. Deine Werber bedienten mich wacker. Brauchſt Du Geld?“

„Spart es auf, mein Fürſt, zu dem wichtigen Vorhaben; ich bedarf hier in meiner Statthalterſchaft nicht vielen Geldes,“ lehnte Grumbach ab, und mit ſeinem Diener höchſt zufrieden, ſprach der Markgraf weiter: „Wilhelm, es wird ein heftiger Kampf! Der Kaiſer und die Pfaffen ſollen daran glauben. Hilf dahin wirken, uns den Beiſtand der Reichsritterſchaft zu gewinnen. Die Reichsſtädte, die Stifter und Alle, die nicht in Zeiten ſich uns einen, zwingen wir zu unſerm Bund und legen ſie zu unſern Füßen. Würzburg wird ja nicht unüberwindlich ſein!“ —

„Es wäre wohl luſtig, den Zobel einmal in ſeinem Bau knurren zu hören!“ erwiederte Grumbach mit ſchadenfrohem Lächeln. „Hat er doch ohnlängſt ſich unterfangen, mehr als einen von Euer fürſtlichen Gnaden Dienern und Unterthanen durch ſeine Reiter, die wie eine Blutrotte im Lande herumfahren, zu ſchlagen, in Haft zu nehmen und in Thürme zu werfen.“

„Hat er das?“ rief Albrecht zornig aus: „wohlan, dann will ich über ihn kommen! Warum haſt Du es gelitten? wofür habe ich Dich zum Verweſer von Stadt und Land eingeſetzt?“

„Es iſt nichts unterlaſſen worden, mein Herr und Fürſt, was in ſolchen Sachen zu thun nöthig war!“ vertheidigte ſich Grumbach. „Ich und Eure Räthe haben den Biſchof mit Zuſchriften beſchickt, deren Concept Ihr einſehen mögt, ihn ſeines Thuns verwarnt, und ſeine, wie des Stiftes Zukunft zu bedenken ermahnt, auch gedroht, Euch alles treulich zu berichten. Darauf verharrte er noch eine Weile in ſeinem trotzigen Hochmuth, allein kaum kam die Kunde Eurer Heimkehr, ſo iſt er zu Kreuze gekrochen, und ich mußte wieder ſein Lieber, Getreuer ſein. Mehr als ein Schreiben von ihm und dem Dechanten kann ich aufzeigen, darin ich höchlich beſchworen werde, für ihn und das Stift mein Beſtes zu thun bei Euch, und nach Kräften Schaden abzuwenden, was an mir und den Meinen mit Gnaden bedacht werden ſolle.“

„Harre nur ein Weniges!“ ſprach Albrecht mit feurigem Hoffnungsblicke. „Dieſer Biſchof ſoll noch Chriſtum erkennen lernen. Hier“ — dabei ſchlug er an ſein Schwert: „ſitzt ſein Lehrmeiſter und Präceptor, und da er ſich hält wie ein Reitersmann und Kriegsknecht, und nicht wie ein Diener der Kirche, ſo ſoll mit ihm gehandelt werden nach Kriegsbrauch! Verlaſſe Dich darauf. — Und einſtweilen entwirf ein Schreiben, ein ernſtes, kräftiges, an ihn. Wir wollen ihn an der Seele faſſen, er ſoll Gold bluten! Auch mit dem Bamberger wollen wir reden, der unſerm Gegenpart Söldner zuſchickt, und wollen ihm mit rechtem Ernſt ins Maul greifen.“ —

Kaum einen Tag war Albrecht Alcibades in ſeiner Reſidenz, als ihm eine Doppelgeſandtſchaft von Seiten Würzburgs und Bambergs angemeldet wurde, die aus Räthen und Kapitelsherren beider Stifter beſtand. Es erſchienen Heinrich, Graf von Kaſtell, mit Karl von Redwitz aus Würzburg, und Hans Fuchs, mit Doktor Endres Kebitz, nebſt Hans Wilhelm von Wieſenthau aus Bamberg. Der Zweck dieſer Legation war hauptſächlich ein vorſorglich politiſcher, und betraf die Feſtſtellung des Dienſtverhältniſſes der beiderſeitigen Lehensleute, ſo daß es weder markgräflichen noch biſchöflichen Lehensträgern Gefährde bringen ſollte, wenn ſie bei ausbrechenden Feindſeligkeiten im Dienſte der Gegner ſtänden. Solchen Ausbruch aber ahnete die Staatsklugheit der Biſchöfe, und es bedurfte keiner großen Divinationsgabe, ihn vorher zu ſehen.

„Laſſet das Feld der Liebe Roſen tragen!“ ſprach in einer geheimen Sitzung, welche er dieſer Angelegenheit halber beiwohnen mußte, Grumbach zu ſeinem Herrn und dem Kanzler Straß. „Der Würzburger Zobel hat mich aus meinem Bau gebiſſen, daß ich Herrendienſte ſuchen mußte, nun gibt mich ſein Wunſch und Wille gänzlich frei. Und könnte Frieden im Lande bleiben, ſo wäre das jederzeit am beſten. Ihr, gnädiger Herr, werdet draußen im Reiche genug zu ſchaffen bekommen, und des Fürſtenthums wollen wir getreulich hüten!“

„Dem ſtimme ich bei, ſofern des Herrn gnädiger Wille nicht anders zu beſchließen geruht. Friede ernährt, Unfriede verzehrt, und zwar alles, Land und Leute, Gut und Blut, Haus und Hof,“ ſprach der Kanzler.

„Hört! Ich fange an, euch zu mißtrauen!“ rief der Markgraf mit gerunzelter Stirne. „Was redet ihr den Pfaffen das Wort, ihr Räthe des Friedens? Wäre es nicht beſſer gethan, wir gäben gleich jetzt, da wir ſo nahe ſind, ein Beiſpiel? Wo iſt Dein ritterlicher Muth hin, Wilhelm? Wo Deine Politik, Chriſtoph? Komme mir Keiner mit Friedesbettelei. Es ſteht geſchrieben: Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, ſondern das Schwert. Unter allen Engeln, die uns die Pfaffenbücher vormalen, iſt mir nimmer einer ſo ſchön erſchienen, als der, welcher die Erſtgeburt ſchlug. Krieg ſei nicht göttlich, ſagen die Pfaffen, ich aber ſage: Krieg iſt allerdings göttlich, iſt eine Fürſtenluſt! Gott ſelbſt hat geſtritten, und ſeine Rechte hält noch bis heute das Schwert der zürnenden Gerechtigkeit!“

Die Vertrauten des durch manchen Becher Weines aufgeregten Fürſten ſahen nicht ohne Schrecken ſeinen Unwillen, Albrecht aber fuhr fort: „Wißt ihr auch, daß mir nichts Gutes hinterbracht wurde über euch und euern Pfaffenverkehr, und daß redliche Freunde mir gerathen haben, euch Beide gefänglich einzuziehen? Doch ich will das nicht! Aber nicht von meiner Seite ſollt ihr weichen, mit mir ſollt ihr ziehen, meine Lagerſtätte ſollt ihr theilen, und ſollt liegen einer mir zur Rechten, der andre zur Linken, ſo wollen wir uns gegenſeitig bewachen.“

Albrecht hielt Wort; Grumbach und der Kanzler mußten ihn begleiten, als er Kulmbach verließ, Willens, geradenwegs durch das Stift Würzburg ſeine Söldner zu führen, und darin den Grafen von Oldenburg und den Feldoberſten Jobſt von Dalwigk mit den Truppen, die ſie ihm zuführten, zu erwarten. Aber da ließen Biſchof und Kapitel nicht ab mit Sendungen und Bitten, den Zug von Würzburg abzuwenden, denn die Söldner Albrechts bildeten ein Heer, dem der Schrecken mit einer Blutfahne voranzog, und die heulende Wehklage folgte. Es war eine Zeit der Unruhe und der Bangigkeit, der Angſt und des Zagens. Mancher Brief ward an Grumbach und Straß aus Würzburg abgeſandt, guter Worte und hoher Verheiſſungen voll, und ihrem vereinten Bemühen gelang es in der That, noch eine Zeitlang das Schwert des Damokles ſchwebend zu erhalten, bevor es auf die nachbarlichen Kirchenſtaaten niederfiel. —

Während der Kurfürſt von Sachſen in aller Eile die verſtreuten deutſchen Truppen zuſammenzog, und ein mächtiges Aufgebot im eigenen Lande deren Zahl bedeutend vermehrte, waren die mit ihm verbündeten proteſtirenden Fürſten nicht müſſig, auch ihrerſeits mit Kriegsvolk oder Geldſummen ihn zu unterſtützen, ſo daß er bald ein Heer von 30,000 Mann in das Feld, und gegen den Kaiſer führen konnte.

Gleichzeitig rückte unter Anführung des Königs die franzöſiſche Armee, 35,000 Mann ſtark, in Lothringen ein. Bei Rotenburg vereinigte ſich der Kurfürſt mit Albrecht, Beide zogen vor Augsburg, und eroberten dieſe Stadt. Hier trieb Albrecht Alcibiades zum ſchleunigſten Aufbruch nach Inſpruck, wo der Kaiſer ohne Truppen, vom Podagra heimgeſucht, und mit Entwürfen beſchäftigt, die Religionsparteien wieder zu vereinigen, weilte, — dieſen gefangen nehmen. Da war es, daß Moritz zu Albrecht ſprach: „Den Kaiſeradler fangen? Wo nehmen wir einen Käfig her, dieſen großen Vogel hinein zu ſetzen?“ Aber der kühne Markgraf erwiederte: „Laß uns nur ohne Säumen ziehen und ihn erſt fangen, wenn wir ihn haben, wird ſich auch der Käfig finden!''

In Eilmärſchen und wie auf einem Siegeszuge rückte Moritz mit ſeinem Heere auf Tyrol zu, erſtürmte die Ehrenberger Klauſe, um den Italienern und Spaniern den Weg abzuſchneiden, und verbreitete durch ſeine Nähe ſolchen paniſchen Schrecken unter den in Trient anweſenden Prälaten des Conciliums, daß ſie ſammt und ſonders in ſchleunigſter Flucht entwichen. Aus Inſpruck aber entfloh um Mitternacht der Kaiſer nicht minder ſchnell, ſo daß er ſogar vergaß, den Degen in das Wehrgehenk zu ſtecken. In dieſer für den Herrſcher ſo großer Reiche ſchrecklichen, noch dazu ſtürmiſchen Regennacht gab er den gefangenen Kurfürſten, den er nach ſeinem eigenen Ausdruck wie einen Bären an der Kette mit ſich führte, endlich frei, wohl einſehend, daß außerdem deſſen Haft ohnehin ein ſchnelles Ende nehmen werde, doch folgte der entthronte Kurfürſt ihm als Begleiter nach. Der Kaiſer hatte alle ihm vielfach zugekommenen Warnungen unberückſichtigt gelaſſen. Ein Theil ſeiner ſpaniſchen Truppen war nach Ungarn gegen die Türken entſandt, ein andrer nach Italien; die deutſchen Söldner waren entlaſſen, und dienten jetzt im Heere der Verbündeten gegen ihn; kaum einhundert Leibtrabanten ſtanden ihm zu Gebote.

Sein Schatz war leer, ſein Kredit verloren; Genua und Venedig weigerten ſich, ihm zu borgen, wie hohe Zinſen er auch anbot, und das erwartete

Gold der neuen Welt blieb aus. Er entfloh nach Villach, und bewog ſeinen Bruder, König Ferdinand, Unterhandlungen mit den Gegnern einzuleiten.

Während dieſes Zuges der Verbündeten erprobte Heinrich II die in ſeinem Manifeſt verheißene Uneigennützigkeit. Er nahm ohne Schwertſchlag die Städte Toul, Verdun und Metz und verleibte ſie und ihr Gebiet Frankreich ein, was er auch bei Straßburg, doch ohne Glück verſuchte, von wo ihn der Einfall in die Champagne durch das Heer der Königin von Ungarn von den Niederlanden aus, in ſein Land zurückrief, um von da rächend in die Niederlande einzufallen.

Das Bündniß mit Frankreich von Seiten des Kurfürſten und ſeiner Anhänger ſchadete aber dieſen hin und wieder in der öffentlichen Meinung ohne Rückſicht auf die Confeſſion; dem tiefgewurzelten Nationalhaß war dieſe Hülfe unerträglich, und er wirkte aufregend, parteimachend auf die Verbündeten.

In ſolcher der Ruhe des Reiches äußerſt gefährlichen und bedrohlichen Zeit bereitete ſich zu Paſſau die berühmte Friedenshandlung vor, welchen des Kaiſers hartnäckiger Sinn verzögerte, und dadurch abermals die Schuld unſäglichen Wehs trug, das über ſo manches deutſche Land, ſo manche Stadt hereinbrach, denn der ſtreitbare Albrecht Alcibiades ſtand indeß furchtbar gerüſtet an der Spitze eines beuteſüchtigen Heeres, das den verwegenen Muth ſeines Feldherrn theilte, welcher Muth nicht durch eine fürſtliche Geſinnung in geregelten Schranken gehalten wurde. Nach allen Richtungen hin flogen unheilverkündend und drohend Albrechts Manifeſte, die den Beitritt zum Bunde gebieteriſch forderten, ſchwere Contribution erheiſchten oder mit unerhörter Brandſchatzung, mit Schwert und Feuer zu ſtrafen verhießen. Solcher Art war das von Dünkelſpühl unterm 25. März dadirte Ausſchreiben an die Städte Schweinfurt, Nördlingen, Schwäbiſch Hall, Rotenburg an der Tauber und Andre, und ſeinem Drohwort folgte die That auf dem Fuße. Wie ein Würgengel durchzog Albrecht in Eilmärſchen die Länder; ein Löwe war er, der Blut geſchmeckt.

Die genannten Städte mußten ſich zu dem Bunde bequemen, wenn auch mit Widerwillen, nur Ulm trotzte auf ſeine Macht. Alsbald wurde das Gebiet dieſer Stadt überſchwemmt von den Schaaren des Markgrafen, ihre Fluren verwüſtet, ihre Dörfer verbrannt, ihr Schloß Helfenſtein erſtürmt und das Städtchen Geislingen um achtzehntauſend Goldgülden gebrandſchatzt. Vom Feldlager vor Nördlingen aus hatte der Markgraf ein Manifeſt an die Grafen und die Sechsorte der fränkiſchen Ritterſchaft erlaſſen, und ihnen ſämmtliche bisher von ihm, Moritz und dem König von Frankreich verbreiteten Ausſchreiben nochmals zugeſchickt. Der Inhalt war Hülfe und Beitritt heiſchend, drohend, ja befehlend, und für die ſtolzen Ritter nicht wenig beleidigend. Er entbot ihre Korporation nach Schweinfurt, wo ſie am Abend des 23. Mai eintreffen, und ſich gegen ſeine

Geſandten zum Beitritt erklären ſollten. Nichterſcheinen ohne Vollmacht, Mangel beſtimmter Erklärung oder Entſchuldigung mit irgend einer Lehenspflicht, ſolle ſofort als Abſchlag und Weigerung angeſehen werden, denn des Reiches und der deutſchen Nation Freiheit und Wohlfahrt, die zu erhalten geſucht würde, ſei allen andern Rückſichten um ſo mehr voranzuſetzen, da die fränkiſche Ritterſchaft ſich ſolcher Freiheit vor allen Andern und ebenfalls ohne Rückſicht auf ihre beſondern Lehenspflichten, angemaßt und gerühmt habe. Die Ritterſchaft mußte ſich beugen.

Der Kurfürſt war noch in Linz und im Ab- und Zureiten wegen der Friedenshandlung begriffen, als Albrecht vom Geiſt der Rache entflammt, ſeinen Kriegerhaufen von dem ſächſiſchen Bundesheere abſonderte und mit zweitauſend Reitern und einundzwanzig Fahnen Fußvolk in das Gebiet des Deutſchmeiſters Wolfgang Schutzbar, genannt Milchling fiel, denn er konnte nicht verwinden, daß die preußiſchen Ordenslande ſeinem Vater Albrecht Achilles und ihm durch den Kaiſer im Jahre 1544 ab, und dieſem Hochmeiſter als Regal zugeſchrieben und wiederholt beſtätigt worden waren. Der furchtbare Feldherr äſcherte mehrere Klöſter und Ortſchaften ein, und zwang den Hochmeiſter, mit einer großen Geldſumme das Land von der Brandenburgiſchen Brandfackel loszukaufen.

Die Länder zitterten, denen der flammende Irrſtern dieſes Abenteurerheeres nahte, und jetzt brach

Albrecht in das Gebiet der Reichsſtadt Nürnberg ein, eroberte das feſte Städtchen und das Schloß Lichtenau und erließ einen Drohbrief an die Nürnberger, die er zum Anſchluß an den Fürſtenbund und zur Contribution aufforderte, und ungeſäumt Antwort begehrte. Die ſtolze Reichsſtadt, die ſich vorſorglich gefeſtet und verproviantirt hatte, erklärte: ſie habe ſich vom Schmalkadiſchen Kriege an immer neutral gehalten, habe noch jüngſt von dem Kurfürſten von Sachſen und dem jungen Landgrafen zu Heſſen dieſe Neutralität mit hunderttauſend Gulden erkauft, und könne ſich zu mehrerem nicht verſtehen. Auf dieſe Erklärung erwiederte Albrecht, daß er weder bei jenen Vertrag geweſen, noch in denſelben gewilligt, und eine andre Antwort erwarte. Ehe dieſe eintraf, ließ der Markgraf Schloß und Städtchen Lichtenau abbrennen und ſchleifen, und rückte gegen die Reichsſtadt vor. Dieſe ſandte Eilboten auf Eilboten an den Kurfürſten und den Landgrafen, auf ihre Verträge ſich berufend und bittre Klage erhebend, aber die Fürſten waren außer Stande zu helfen; alles, was ſie thun konnten, war, daß ſie, als die hellen Kriegsfackeln Nürnberg rings umloderten, den Markgrafen ermahnten, von ſeinem tadelswerthen Thun abzulaſſen, und daß der jüngere Heſſenfürſt zwei Schwadronen ſeiner Reiter, die noch unter Albrechts Fahnen ſtanden, abrief. Dieſe Mißbilligung erzürnte vollends den Markgrafen auf das Aeußerſte, und ward ihm zugleich zum willkommenen Vorwand, ſich von den Fürſten gänzlich loszuſagen, und auf eigne Fauſt einen Raubzug zu beginnen.

Von dieſen Vorgängen verbreitete ſich ſchnell genug die Nachricht in alle Nachbarlande, erregte aber in keinem ſchlimmere Befürchtungen, als bei den Regenten der beiden Hochſtifte Würzburg und Bamberg. Dieſe wußten, weſſen ſie ſich von Albrecht zu verſehen hatten, und es überraſchte nicht allzuſehr, als ein markgräflicher Trompeter in Würzburg einritt, der Depeſchen ſolcher Art trug, daß ſich eine ſchleunigſte Plenarverſammlung des Domkapitels, der biſchöflichen Räthe und des Stadtrathes nöthig machte.

Ehe das Schreiben des Markgrafen im Feldlager vor Nürnberg vom 15. Mai datirt, zum Vortrag kam, wiederholten ſich von Mund zu Mund die Schreckensbotſchaften, die bereits vom Stand der Dinge auf dem Kampfſchauplatz im Umlauf waren, und den ältern ſchlimmen Nachrichten wurden neue hinzugefügt.

Jeder Eintretende wußte neue Zeitung, und ſo wuchs lavinenartig die Kunde von Begebenheiten, die höchſt unglückverkündend ſich in der Nähe einer gut befeſtigten und bemannten Nachbarſtadt zutrugen.

Nürnberg hatte alles und jedes, was der Markgraf begehrte, rund abgeſchlagen, der ihr darauf ſeinen Abſagebrief zugeſandt, — und ſich im Vertheidigungsſtand geſetzt. Rundum waren alle hohen Bäume gefällt, alle Luſthäuſer niedergeriſſen; die Bürger und die nach der Stadt mit ihrer Habe geflüchteten Bauern ſtanden unter Waffen, die Thore wurden verrammelt, und überall, wohin es nöthig ſchien Geſchütz aufgepflanzt. Am zehnten Mai wurden die Truppen des Markgrafen ſichtbar, und ſchlugen zwiſchen Steinau und Schweinau Angeſichts der Stadt ihr Lager auf; noch an demſelben Tage rötheten die Flammen mehrerer Mühlen den Himmel; am folgenden Tage brannten zwölf Dörfer, Mühlen und Höfe, während die Nürnberger vom Lauferthor bis nach Wörth alle Mühlen, Zügelhütten, Höfe und Zäune ſelbſt abbrennen ließen. Am 12. Mai bezog das Markgräfliche Heer ein neues Lager zwiſchen Fürth und Poppenreuth, und am 13. wurden wieder ſechs Dörfer eingeäſchert, während der folgende Tag deren zehn brennen ſah. Ueberall verbreiteten die Brand-Mandate Furcht und Entſetzen, die Wilhelm von Stein, der Brandmeiſter des Markgrafen, aller Orten anſchlagen ließ. Unter dieſen verheerenden Zügen wurde immerwährend ſcharmützelt, und mit großen und kleinen Stücken aus der Stadt und hinein geſchoſſen. — Dieß waren die neueſten Nachrichten, die bis jetzt nach Würzburg gelangt, ſie waren hinreichend, den überſandten Schreiben des Markgrafen Gewicht zu geben.

Was iſt zu thun? war in der großen Verſammlung nun die große Frage, die beantwortet werden mußte, um auf des Markgrafen Brief antworten zu können, welcher vom Domdechanten Wirsberg vorgeleſen wurde. Faſt rathlos ſaßen die Räthe; die Forderungen des Markgrafen waren ungeheuer, ihre Erfüllung ſchien faſt unmöglich, ihre Richterfüllung drohte dem Stift den Untergang. Vertrag mit dem Markgrafen konnte das Stift, wenn der Kaiſer wieder emporkam, in großes Unglück bringen, deſſen Weigerung aber führte den am Thore des Landes ſtehenden Feind mit Feuer und Schwert herein.

„Es gibt nur einen Mann, der uns zu leidlichem Vertrage helfen kann, nahm endlich der Domherr Daniel Stibar das Wort: und der iſt Grumbach.“

„Grumbach!“ rief mit bangem Tone der Biſchof. „Der wird uns vertragen, daß uns die Augen übergehen!“

„Ei warum?“ ſprach der Domdechant. „Haben wir ihn vermocht, den Zug ſeines Herrn von unſerm Hochſtift abzuwenden, und ihn den Nürnbergern auf den Hals geſchickt, ſo wird er auch zu vermögen ſein, uns dießmal beizuſtehen. Laßt uns nur ohne Aufſchub Jemand mit einem Trompeter in das Lager ſenden, der gütlicher Unterhandlung pflege. Haben wir das doch dem Grumbach verſprochen, und ihn deshalb gebeten, im Lager zu bleiben mit dem Kanzler Straß.“

„Es wird Opfer koſten!“ bemerkte mit einem Seufzer Andreas von Thüngen.

„Gewiß!“ beſtätigte Michel von Lichtenſtein. „Aber ein magrer Vergleich iſt beſſer als ein fetter Proceß, beſonders wenn einem der Proceß ſo gemacht wird, daß die Exekution gleich vor der Thüre ſteht.“

„Bewilligt, bewilligt, liebe Herren!“ rief ein andrer Domherr aus. „Das Blättlein kann ſich wenden, nur jetzt nicht gekargt, ſondern zugeſagt, und dabei vergeßt nicht mit tüchtiger Verehrung den Grumbach und den markgräflichen Kanzler, das macht uns guten Willen. Wie viel der Grumbach über den Markgrafen vermag, wißt Ihr ja Alle!"

Nachdem die Beſchlußnahme noch einige Zeit in Hin- und Herreden geſchwankt, wurden die Abgeſandten erkoren, und ihnen die nöthigen Vollmachten zugeſichert. Eben als die Verſammlung auseinander gehen wollte, traf eine Nachricht ein, die mächtig zur Eile anregte. Ein Reiter aus Forchheim brachte einen Brief des Rathes dieſer Stadt, der dem Biſchof alſobald übergeben wurde. „Enſetzlich!" ſchrie Zobel erblaſſend, als er las.

„Der Markgraf hat ſein Lager vor Nürnberg gelaſſen, und iſt vor die feſte Stadt Forchheim gerückt, allwo er Einlaß begehrte. Der edle Rath daſelbſt hat ſich darüber berathſchlagt, ob man ihn einlaſſen ſolle, da hat er mit zwei großen Stücken das Thor zuſammen geſchoſſen, und iſt eingezogen, dieweil die Herren noch beriethen!"

„Ein Fingerzeig für uns!" ſprach Thüngen mit Nachdruck.

„Dann hat er" — fuhr Melchior in ſeiner Mittheilung fort: „der Stadt dreißigtauſend Gulden Brandſchatzung auferlegt, ſie mit ſeinem Kriegsvolk beſetzt, und iſt weiter gezogen im Hochſtift Bamberg!" — Dieſe Nachricht konnte nur die bereits vorhandne Beſtürzung vermehren.

Der Reiter, der ſie überbracht, wurde vielfach mündlich befragt, wie es mit der Belagerung ſtehe, und berichtete mit dem Tone des Entſetzens, daß am Abend des 16. Mai dreizehn Bauern vor den Markgrafen gebracht worden ſeien. Dieſer habe weit über den Durſt getrunken gehabt, habe ſein Schwert gezogen und ſie angeſchrien: „Nun will ich euch Hunde köpfen, und eure Herren Pfefferſäcke dazu, ſo bald ich ſie habe. Doch weil die Nürnberger keinen henken, ſie hätten ihn denn zuvor, ſo will ich auch ſo thun, wie ſie, und euch, die ich habe, henken laſſen! Henkt ſie! Henkt ſie!“ —

Und in der Nacht noch waren die arme Schelme erhenkt worden. Am Morgen darauf habe der Markgraf nach den Gefangenen gefragt, und die Nachricht ihres Todes erfahren. Da ſei er äußerſt wild aufgefahren und habe geflucht: „In des Teufels Namen, henken ſie, ſo henken ſie! Ein anders Mal aber, wenn ihr ſeht, daß ich einen Trunk habe, bringt mir keine Gefangene vor mein Angeſicht.“ Und gleich darauf habe er Befehl gegeben, ſein ganzes Lager und einige Dörfer anzuzünden, während der Nürnberger Stadtrath die Vorſtadt Wörth, die achthundert Feuerſtädten hatte, wegbrennen ließ, damit der Feind ſich nicht in dieſelbe werfe. Der ganze Himmel wäre voll Qualm geweſen, und die ganze Gegend um Nürnberg gleiche einer Wüſte voll Schutt und Graus.

Die Botſchafter des Hochſtifts waren im markgräflichen Lager angelangt, wo ſie auch Geſandte von Bamberg in gleicher Abſicht antrafen. Beiden Theilen kam es hart an, ſich mit allen Unterhandlungen lediglich an zwei Männer gewieſen zu ſehen, die unnachgiebig im Intereſſe ihres Herrn handelten, und denen recht wohl bekannt war, was ſie fordern konnten, was bewilligt werden *mußte*, an Grumbach und Straß.

Vor Grumbachs Seele trat jetzt hell und deutlich die Erinnerung an alle Unbilden, die ihm von Seiten des Biſchofs zu Würzburg widerfahren; er zählte ſich dieſelben der Reihe nach an den Fingern her: Wörtliche Beleidigungen und rachſüchtige Ränke wegen vereitelter Wahl zum Biſchof; habſüchtiges und gehäſſiges Verfahren nach dem Ableben Konrads von Bibra; Kränkungen ſeines Freundes, des verſtorbenen Abts zu Ebrach; widerrechtliche Handlungen im Bezug auf die Jagdgrenze; Abdringung des heſſiſchen Geldes, jener Schenkung Konrads; Verweigerung des Legates; ehrenrühriger, ſchändlicher Verdacht gegen die Gattin; Mißhandlung und Gefängniß der Diener; Wald- und Jagdfrevel aller Art; meuchelmörderiſcher Angriff auf den Sohn; tückiſche Hinzögerung der Unterſuchung darüber; lügenhafte Beſchuldigung einer Mordthat; Inſchutznahme des Forſtknechts; Androhung mit Gefängniß, endlich abſichtliche Verzögerung, dem Sohne die Lehen zu beſtätigen. Sollte dieſes nicht hinreichend ſein, Gedanken der Rache im Gemüth eines heroiſchen Mannes zu entzünden?

„Jetzt habe ich den Zobel, wo ich ihn lange haben wollte,“ ſprach Grumbach zu dem Kanzler: „in der Falle habe ich ihn, und an die Seele will ich ihm, dieſem goldhungrigen Midas. Wißt Ihr, daß jener Midas der Erfinder der Biſchofmützen war? Er erfand ſie, um ſeine lange Ohren darunter zu verbergen! Das Land ſoll nicht leiden, kein Acker ſoll zertreten werden, kein Dach ſoll brennen, nur das Kapitel ſoll den Seckel öffnen. Steht mir wacker bei, Kanzler; auch Euer Schade ſoll es nicht ſein.“

„Es mag freilich den katholiſchen Stiftern hart ankommen, unſrer Sache Geld und Hände zu leihen, und zur Erwirkung evangeliſcher Freiheit beizutragen,“ bemerkte Straß, worauf Grumbach entgegnete: „Fördert doch mit fünfunddreißigtauſend Mann der allerchriſtlichſte katholiſche König von Frankreich das Evangelium und die gereinigte Lehre; warum ſollte ſolch ein kleiner Feind, wie dieſer Biſchof, ſich dem Rathſchluſſe Gottes widerſetzen wollen?“ —

Die Würzburger Abgeſandten mußten ſich geruhig im Lager verhalten, bis die Verhandlung mit ihren Bamberger Collegen beendigt war; ſie hatten dabei Gelegenheit, wahrzunehmen, mit welcher tüchtigen Befeſtigungskunſt das Lager mit ſeinen Schanzen, Laufgräben, Palliſaden u. dgl. gebaut war, und welche Maſſen von Geſchütz dem Markgrafen zu Gebote ſtanden. Steinerne Kugeln von der Dicke eines Mannes, und 60 bis 70 Pfund ſchwer lagen neben den eiſernen von jedem Kaliber aufgeſchichtet. Aus allen verbrannten Dörfern waren die Glocken nach dem Lager geführt, in deſſen Nähe eine Kanonengießerei das gottgeheiligte Metall zu mörderiſchem Zweck verſchmolz. Bamberg erkaufte den Frieden und den erzwungenen Beitritt zum Bunde mit nicht weniger als zwanzig Aemtern mit allen Städten, Dörfern, Schlöſſern und Höfen nebſt jeglichem Zubehör, welche an das Land des Markgrafen grenzten und dieſem einverleibt wurden; mit allen Lehensſtücken, die das Hochſtift in dieſem Lande hatte, und einer baaren Geldſumme von achtzigtauſend Gülden fränkiſch. Die Würzburgiſche Deputation entſetzte ſich, als ſie dieſen Vertrag vernahm, ſie konnte darnach ermeſſen, was man von ihrem Hochſtift fordern werde.

Mit imponirender Haltung, im vollen Gefühl ſeiner wichtigen Stellung gegenüber den Delegirten, trat der Statthalter zur Berathung in das große, wohl ausgezierte Kriegszelt. Er trug einen blinkenden Bruſtharniſch, und halbe Rüſtung; über den Harniſch fiel eine ſtarke goldene Kette, mit einer großen Goldmünze, die ein Geſchenk Kaiſer Karl V. und auf deſſen fünfzigſten Geburtstag ausgeprägt war. Auf einer Seite ſaß der Kaiſer im Krönungsornat, mit Schwert und Reichsapfel auf einem Throne, und die Umſchrift nannte das Jahr ſeiner Geburt, auf der andern Seite ſaß auf einem gleichen Throne der Weltheiland, mit Dornen gekrönt, den Rohrſtab und die Weltkugel in der Hand, und die Umſchrift nannte das Prägejahr 1550.

Mit glatter Zunge und einſchmeichelnder Rede begann Michel von Lichtenſtein die Unterredung; rühmte des Biſchofs gnädige Geſinnung gegen Grumbach, berührte die vorgefallenen Mißhelligkeiten als unerheblich, abgethan und vergeſſen; ſprach vom Zutrauen des Stifts und Kapitels gegen den Statthalter, der ſicherlich von aufrichtiger Vaterlandsliebe ſich werde leiten laſſen; bat vor Allem, daß man das Stift nicht am Gebiet verengern möge und ſchloß mit einer anerkennenden Aufzählung alle des Guten, welches das Stift ſich bereits durch Grumbachs gütige Verwendungen zu erfreuen gehabt, nachdem er nicht unterlaſſen hatte, neben aller Bereitwilligkeit Würzburgs, wo möglich den Forderungen zu genügen, auch auf belohnende Erkenntlichkeit gegen Straß und Grumbach hinzudeuten.

„Wir Beide können und wollen für unſre Perſonen nichts von Würzburg in Anſpruch nehmen,“ gab Grumbach zur Antwort: „wir haben euch, ihr Herren, nur die Bedingungen nochmals vorzutragen, deren Eingeben unſer gnädigſter Fürſt an euch begehrt. Zum Erſten, ſo zahlt das Hochſtift ſechsmalhunderttauſend Gulden; zum Andern tritt es die Aemter Mainberg, Volkach und Lauda an unſern Herrn ab, und zum Dritten liefert es ſechs große Feldſtücke, zweihundert Centner Pulver nebſt der übrigen Munition, die euch geſchrieben worden iſt, nach dem Lager von Nürnberg; was außerdem erfolgen ſoll, wird euch und euerm Herrn wohl bekannt ſein.“

Die Abgeſandten hörten mit allen Zeichen wirklichen und erheuchelten Schreckens dieſe Forderungen. Nach langen Hin- und Widerreden kam endlich ein Vertrag zu Stande, welcher unterm 21. Mai ausgeſtellt, unterſchrieben, verbrieft und beſiegelt wurde. Es waren aber folgende Kapitularen und Räthe anweſend: der Dechant Wirsberg, Michel von Lichtenſtein, Erasmus Neuſtädter, genannt Störmer, Domherren — und Wolf von Vellberg, Sebaſtian Rüd, Karl von Redwitz, Baſtian von Lichtenſtein, Neidhart von Thüngen, und Albrecht von Adelsheim, Räthe und Amtleute. Der Vertragsbrief bedingte wörtlich die Zurücknahme des unfreundlichen Willens von Seite des Markgrafen, und des gedrohten Ueberzugs, und bewilligte dagegen 220,000 Gulden in grober Münze, zahlbar in zwei Friſten innerhalb dreier Wochen; ſodann die Uebernahme von 350,000 Gulden Schulden des Markgrafen auf das Stift und die Perſon des Biſchofs, deren Einzelpoſten ein verſiegeltes Regiſter enthielt. Ferner gebot ein dritter Vertragspunkt, den Grumbachs Bemühn ausdrücklich von ſeinem Herrn erbeten, weil er wußte, welche empfindliche Wunde er damit dem Stolz ſeines Feindes ſchlug, daß Würzburg ſich des angemaßten Schutzrechtes über Kloſter Ebrach gänzlich begebe, und der Abtei fortan überlaſſen bleiben ſolle, ſich nach altem Brauch und Recht, ſelbſt einen Schutzherrn zu wählen. Ein vierter Punkt bedingte die Annahme und Erfüllung einiger, der Haupturkunde nicht einverleibter Beiartikel. Dieſe beſtanden in Folgendem: Der Markgraf mache ſich anheiſchig, wenn der Biſchof die Geldſumme nicht ganz in Baarem aufzubringen im Stande ſei, auch ungeprägtes Silber nach deſſen Werth anzunehmen; der Biſchof ſolle ſich bis zum 8. Oktober mit Albrechts Gläubigern, wegen der Bezahlung oder neuen Schuldverſchreibungen, abfinden; drittens ſolle der Biſchof zwei Doppelkarthaunen und eine Nothſchlange, auch zu jedem dieſer Stücke zweihundert Kugeln, drei der größten und beſten Böller mit dazu gehörigen Kugeln, nebſt 2 bis 300 Centner Pulver ohne Verzug nach dem Feldlager führen laſſen. Auch ſolle, da auf das unterthänige Bitten und die Verwendung Wilhelms von Grumbach des Markgrafen gnädiger Wille auf Abtretung der Aemter Mainberg, Landa und Volkach ferner nicht beſtehe, er, der Markgraf aber in des Statthalters großer Schuld ſei, Amt und Schloß Mainberg Grumbach zum Eigenthum aus Gnaden übergeben ſein. Wolle das Stift beides behalten, ſo möge es anderweit mit dem Statthalter unterhandeln, ihm jedoch dann eine Erſtattung geben, mit welcher er zufrieden ſein könne, außerdem, wenn beide Theile ſich nicht einigen könnten, behalte ſich der Markgraf Mainberg als Eigenthum vor. Der letzte Punkt dieſer Beiartikel endlich war nicht minder, wie ſo mancher des ganzen Vertrages einzig Grumbachs Werk; er betraf die Auszahlung der bekannten Legate Biſchof Konrads von Bibra.

Dieſen in der Geſchichte des Hochſtifts ewig denkwürdigen Vertrag unterſchrieb der Biſchof nächſt dem Markgrafen, mit eigner Hand und beglaubigte ihn mit folgenden Worten:

So bekennen wir Melchior von Gottes Gnaden Biſchof zu Würzburg und Herzog zu Franken, daß dieſer Vertrag mit unſerm, auch unſers Domkapitels gutem Wiſſen und Willen, abgeredet und aufgerichtet ſei. Gereden und verſprechen darauf bei unſern fürſtlichen Würden und wahren Worten, ſolchem Vertrag in allen ſeinen Punkten und Artikeln nachzukommen, den zu vollziehen und dawider keineswegs zu ſein; dagegen uns kein Recht, Freiheit, Begnadung, Hülfe oder Reſtitution, (wie die in oder außerhalb Rechts bei päpſtlicher Heiligkeit, römiſchen Kaiſern, Königen und insgemein allen andern Ständen ausgebracht, erlangt, oder aus eigner Bewegniß gegeben werden möchten,) weder ſchützen, noch freien, wir auch derſelben nicht begehren oder gebrauchen ſollen, noch wollen, in keine Weiſe noch Wege, getreulich und ohne alle Gefährte. —

Tief und ſchwer ſeufte Würzburg unter der Laſt dieſes harten Vertrages, und ſah ſich vergebens nach Hülfe um. Mit Wehmuth mußte man manches Liebe ſcheiden ſehen. Die Bürger mußten Silbergeräthe und Kleinodien beiſteuern, aus des Biſchofs Reſidenz wanderte manches Stück koſtbares Tafelgeſchirr hinweg, auch die Gotteshäuſer mußten einen Theil ihrer Vasa sacra ſpenden, ja man ließ, daß die maſſiv ſilberne Statue des Schutzpatrones der Stadt, St. Kilians, gleichſam Würzburgs Palladium in der That, aber leider zum Letztenmal habe dazu dienen müſſen, das Hochſtift und die Stadt ſchützen zu helfen.

Mittlerweile ſetzte der Markgraf hartnäckig die Belagerung Nürnbergs noch während des Blüthenmonats fort, und zwar mit ſolchem Glück, daß in Nürnberg das allgemeine Geſpräch entſtand, er und ſeine Reiter ſeien kugelfeſt. Doch wehrten die Städter ſich wacker, thaten manchen Ausfall, und machten mitunter gute Beute. Das währte bis zur Mitte des Juni, wo Graf Chriſtoff zu Oldenburg mit 300 Pferden und 13 Fahnen Fußknechten zum Heer des Markgrafen ſtieß, der durch die unermeßlichen Brandſchatzungen, durch abgedrungene Zufuhren von Geſchütz, Munition und Lebensmitteln ſtets in den Stand geſetzt blieb, ſein Volk zu erhalten. Endlich, nachdem in Zeit dieſer Belagerung um Nürnberg herum zwei kleine Städte: Altdorf und Laufen, vierundneunzig Schlöſſer und Herrenhöfe, zwanzig Kirchen und Klöſter, einhundertundſiebenzig Ortſchaften, einundfunfzig Mühlen und Hammerwerke eingeäſchert und verwüſtet waren, und die Stadt Nürnberg an Schaden und Kriegskoſten einen Verluſt von 1,800,000 Gülden fränkiſch zu berechnen hatte, kam es zum gütlichen Vergleich, der ihr noch an Entſchädigung der Kriegskoſten für den Markgrafen 200,000 Gulden abdrang, und außerdem an rückſtändigen Brandſchatzungsgeldern, an Geſchenken dem Kanzler, den Räthen, den Friedensſtiftern, den Geſandten, an bedungenem Geſchütz und Munition 36,916 Gulden koſtete! —

Grumbach jubelte in ſeinem Herzen, als ihm die Ausſicht auf den Beſitz des ſchönen Mainberg gewiß war, und gedachte jenes Tages, wo er droben geſtanden, das Gebiet überſchaut und kühner Hoffnungen voll geweſen war, allein ehe er es ſich verſah, meldeten ſich die Freunde Lichtenſtein und Stibar bei ihm an, um im Auftrag des Stifts mit ihm neuer Verhandlung zu pflegen. Das Kapitel wollte aus guten Gründen den Ritter nicht als Herrn einer Bergfeſte im Lande und zum Nachbar haben, gleichwohl that der Markgraf ſeinem Statthalter den Gefallen, nicht eher aus Franken zu ziehen, bis alle Punkte des Vertrags erfüllt, und ſo bot das Kapitel alles auf, Grumbach dahin zu bewegen, daß er Mainberg entſage, und ſich gütlich abfinden laſſe. Weislich wurde ſein naher Verwandter und früherer Schützling zu dieſem Geſchäft erkoren, und dieſer ſparte weder Fleiß noch Ueberredungskünſte, woraus abermals ein denkwürdiger Vertrag entſtand, welchem die Form einer Schenkungsurkunde gegeben ward. Dieſe Urkunde, vom Biſchof und Domdechanten im Namen des Kapitels unterzeichnet und unterſiegelt mit dem Secret des Kapitels, ſicherte unter aller üblichen Form, neben Lobes- und Dankesäußerungen für Grumbachs dem Stift heilſames Wirken, dieſem und ſeinen Erben für die Verzichtleiſtung auf das Amt Mainberg, das an ſeine Beſitzungen dicht angrenzende Kloſter Maidbrunn, dann ſechs Dörfer, deren Fluren ebenfalls nahe bei Rimpar und Grumbach gelegen, ſo wie drei Weiher mit allen Nutzungen und Gerechtſamen; derſelbe Vertrag erweiterte die Grenzen der Grumbachiſchen Wildbahn, verhieß einen Hof, St. Veit oder Hiltprechtshauſen, und gelobte die Rückgabe der Schuldverſchreibung von ſieben tauſend Goldgülden, die Zobel Grumbach abgedrungen hatte; noch mehr, der Vertrag machte die Grumbachiſchen Lehengüter zu freieignen Erbgütern, und reſervirte dem Stiſt über alle Orte und Güter nur die geiſtliche und Landesgerichtsbarkeit.

Als der Kreis der Freunde und Angehörigen Grumbach Glück wünſchte zu dieſem glänzenden Vertrag, ſprach er: „Es iſt eben nur ein Glanz, der vergeht; ich kann mich nicht darüber freuen; Mainberg wäre mir lieber geweſen. Beati possidentes! Verträge ſind leicht gebrochen; nichts Neues unter der Sonne. Mein Stern verheißt mir keine Freude an dieſen Erwerbungen, es ſtehen wieder feindliche Planeten im Gegenſchein im Hauſe meines Horoscops. Was ſoll mir das Neſt Maidbrunn, das verrufene Frauenkloſter in des Teufels Kerbe gelegen? Der liederlichen Pfaffen Abſteigequartier und Venushaus? Was ſollen mir die Weiher ohne Waſſer und ohne Fiſche! Und die ſieben tauſend Goldgülden, ſind ſie nicht mein rechtmäßiges Eigenthum, um das der Biſchof mich beſtohlen hatte? — Nun bleiben für meinen Sohn keine Lehen zu beſtätigen, und ich bleibe gefeſſelt an ein Heimathland, das ich kaum noch zu lieben vermag.“ — Unzufrieden reiſte Wilhelm von Grumbach wieder nach Kulmbach, ſeiner Statthalterſchaft zu warten, während ſein Herr das Heer aus

Franken hinwegführte, um Deutſchland verwüſtend zu durchziehen, überall Schrecken und Noth zu verbreiten, den Fluch Tauſender auf ſich zu laden, und ſich einen heroſtrateiſchen Namen zu erwerben.

Drittes Buch.

1552 bis 1558.

Als man zalt Funfzehen hundert Jar
Im vier und funffzigſten das iſt war
Vor pfingſten iſts geſchehen
Der Bundtsſtend kriegsvolk zog daher
Vor Schweinfurth ließen ſich ſehen Ja ſehen.

Marggraff Albrecht der ſchrib in'n zu
Sie ſolten haben raſt vnd thu
Er wolt ſie gantz bald erſetzen
Wiewol er aber kein gelt nit hett
Wolt er ehe alles verſetzenn Ja verſetzenn.

In Schweinfurt in der werden Stadt
Die der Marggraff inne gehalten hat
Wie man weis Jar vnd tage
Drumb's im prand auff geflogen iſt
Das darf ich warlich ſagenn Ja ſagenn.

Sein Hauptlewt vnd Befehlslewt gut
Ihr leben hielten in gueter hut
Hab ich offt hören ſagen
Weidt davon ſey fürs geſchütze gut
Das hat ſie thun verjagen Ja verjagen.

Wer iſts der vns diz lied new ſang
Er iſt geweſen beym anfang
Biß die Schlacht ward gewunnen
Marggraf Albrechts pferd iſt wol beſchlagen
Auß dem feld iſt er entrunnen Ja entrunnen.

(Fliegendes Blatt. Lied auf die Belagerung
von Schweinfurt.)

Erſtes Kapitel.

Der Statthalter auf der Plaſſenburg ging äußerſt aufgeregt in ſeiner Schreibſtube mit ſtarken Schritten auf und ab. Er hielt mehrere Briefe in der Hand; der Schreiber Moritz ſaß allein am Pult. Grumbach ſchrie, daß die Fenſter zitterten: „Verflucht, verflucht, verflucht! Aber hat es mir nicht geahnet? O dieſes treuloſe Pfaffengezücht! Alles vereint ſich mit einemmale gegen Albrecht und mich. Kaum habe ich den Vollmachtsbrief in Händen, der mir den vollen Beſitz meiner neuen, recht- und vertragsmäßig erworbenen Güter ſichert, ſo muß der Teufel dem Kaiſer einblaſen, Albrecht für einen Reichsfeind zu erklären, dieſen Biſchof von ſeiner Verpflichtung loszuzählen und den mit meinem Herrn aufgerichteten Vertrag in toto zu kaſſiren! Ha der verruchten, ſataniſchen Argliſt; das hat die Schlange gut erſchlichen, und ich ſchnappe nach Luft, wie ein geprellter Fuchs. O Gleisner, o Phariſäer, o Pfaff! O Narr von einem Kaiſer! O Schelm von einem Biſchof! Mit einem Male iſt er ledig ſeiner Zahlungen, mit einem Male ledig der dreihundertundfunfzigtauſend Gulden markgräflicher Schulden, mit einem Male auch meiner los! Meiner? Warte noch ein Wenig, Ratte. Die Katze kommt noch über Dich. Ei ſieh doch das gnädige Thier, wie es ſchreibt: zum drittenmale hat die Majeſtät geſchrieben, und bei hoher Pön mandirt — treulos und ſiegelbrüchig zu werden. Kann das ein Kaiſer befehlen? Und wie lautet's weiter? Dieweil wir ſolchen hochverpönten Mandaten billig gehorſamen — gut geſchrieben, ſchöner Stilus, allerdings ſind ſolche Befehle in Rechten hochverpönt. Warte, warte nur, der Haaſe ſoll Dir noch in Dein falſches Herz hecken! Jetzt aber will ich Dir mit gleicher Münze zahlen. Du Seckelmeiſter der Heuchelei, Du Prägeſtock ausgemünzter Falſchheit. Du ſollſt Deine Güter, Deine Lehen, Dein Maidbrunn, wonach Dich ganz beſonders gelüſtet, wiederhaben. Möchteſt wohl auch gerne dieß Papierchen zurück, Jude? ein Wechſelchen? Meine Schuldverſchreibung auf ſiebentauſend Goldgülden! In Fetzen! in Fetzen!"

So rufend, zerriß Grumbach jenen Schuldbrief in kleine Stücke und ſtreute ſie auf den Boden umher.

„Denke Moritz,“ wandte ſich, etwas beruhigter, der Ritter zu ſeinem Geheimſchreiber: „Was Du vorlängſt gen Paſſau geſchrieben haſt, im Namen des Landgrafen von Leuchtenberg, unſers Kanzlers und des meinen, die Punkte betreffend, die unſer Herr in den Paſſauer Vertrag aufgenommen wiſſen wollte — es war vergeblich, und die Wünſche blieben unerfüllt, der Reichspopanz, römiſcher Kaiſer genannt, hat die Verträge, ſtatt ſie, wie gebeten zu confirmiren, kaſſirt! Die Folgen davon kommen auf das Haupt derer, die das angeſtiftet! Mein ſiegreicher Alcibiades wird ſich wenig um den Paſſauer Vertrag kümmern. Er iſt der größte Feldherr Deutſchlands und ſteht jetzt an der Spitze des größten Heeres im Reiche.“

Grumbach dictirte ein langes Schreiben an den Biſchof, ein diplomatiſch höfliches, das den Hergang ſeiner neuen Erwerbungen, die jetzt zurückgefordert wurden, ausführlich aufzählte, und in welchem er ſagte, daß er ſich ja von vorn herein ungern dazu verſtanden, Maidbrunn anzunehmen, daß er der Gelder, die er bei ſeinem Herrn ſtehen habe, genugſam verſichert ſei, daß er des Stifts Willen treulich erfüllt und auf Mainberg nicht beſtanden, daß ihm das Stift auch dieſerhalb aller Gnaden verſichert, und in mehr als einem Brief ihm Dankſagungen geworden. Auch wolle er ſich auf keine Weiſe weigern, die ſtiftiſchen Güter zurückzugeben, zumal ſeine Lage ſo ſei, daß er zu dem gezwungen werden würde, was er in der Güte nicht thun wolle; er wolle auch alle Dokumente zurückgeben, bis auf den Schuldbrief, welcher vernichtet ſei, doch müſſe er Friſt erbitten, da ſie anderswo als auf Plaſſenburg aufbewahrt wären. In einem eingelegten Schreiben bat Grumbach den Biſchof, dieſer möge das Schreiben an den Kaiſer beiſchließen, damit es zu ſeiner Rechtfertigung diene, und verhieß, ſich perſönlich zu ſtellen.

Sobald das Schreiben geſchloſſen war, mußte Hill ſatteln und damit nach Würzburg reiten.

„Wir wollen doch ſehen,“ begann Grumbach von Neuem, nachdem die Depeſche abgeſandt war, ob wir dieſen ſchlauen Jäger nicht in ſeinem eignen Netze fangen; einen Kappzaum über Dich, Pferdekopf, daß Dir das Wiehern vergeht!“ —

Einige Tage darauf traf der Statthalter in Rimpar ein, auch dieſesmal war Moritz ſein Begleiter. In dem jetzt ſo ſtillen Schloſſe war nichts anders geworden. Einförmig ſchlug den Bewohnern der Pendel ihrer Lebensuhr, während dem Familienoberhaupt ein unruhiges Herz im Buſen pochte, und ſein Stern ihn keinen Frieden mit der Außenwelt finden ließ. Anna, die Hausfrau, war nach wie vor körperlich leidend, ihre milden Züge beherrſchte jetzt der Ausdruck ſchmerzlicher Reſignation; ein ſtilles Verzichtleiſten auf Lebensglück ſchien anklagend aus ihren trüben Blicken zu ſprechen, und ſie konnte bisweilen die Namensſchweſter beneiden, die den Druck der Gegenwart nicht fühlend, in einem wohlthätigen Irrſein die Sonnenblumen ihres Gedanken- und Erinnerungsgartens pflückte. Der Statthalter hatte nicht ſo viele Ruhe im Kreiſe der Seinen, daß er, wie ehedem, zu traulicher Mittheilung gelangt wäre; unaufhörlich beſchäftigten ihn weit verzweigte Pläne, Gedanken der Rache, Mißmuth über die Untreue, die Würzburg in vollem Maaß an ihm ausübte. Briefe auf Briefe ließ er ſchreiben, Boten auf Boten ſandte er von dannen. Aeußerte er ſich laut, ſo kam wenig mehr aus ſeinem Munde, als eine Verwünſchung des Biſchofs und Kapitels. Dieſe Stimmung verfehlte ihren drückenden Einfluß auf die Seinen nicht, doch ſollte ſie nicht von langer Dauer ſein.

Während im October des Jahres 1552 der Statthalter mehr als einmal von Rimpar nach Würzburg ritt, und mündliche Handlung mit Biſchof und Kapitel pflog, reiſte auf ſeinen Antrieb Wolf von Vellberg zum Hofe des Kaiſers, dort ſeine Sache zu führen. Es handelte ſich von Seiten Grumbachs um nichts Geringeres, als um einen Verluſt von 60,000 Gulden, was Würzburg freilich nicht anerkennen wollte, dem die Ausrede, zu jenem Vertrag gezwungen worden zu ſein, hochwillkommen war. Alles, was der Biſchof bewilligte, war, Grumbach die Güter, welche er vor dem Vertrag vom Stift zu Lehen gehabt, und die durch den Vertrag gefreit wurden, wieder als Lehen zu verleihen, und ihm die abermalige Rückgabe des Schuldbriefes auf 7000 Goldgülden zu erlaſſen.

Auf das Höchſte verſtimmt, kam nach der letzten Verhandlung der Statthalter im Kreiſe der Seinen von Würzburg wieder an, und ſprach zu ihnen, die er um ſich verſammelte: „So bin ich denn von Neuem des Belials Lehenträger! Wahrlich, nur um eurer Zukunft Willen, meine Lieben, beuge ich meinen Nacken unter dieſes ſchändliche Joch. Verflucht ſei der Krummſtab in alle Ewigkeit! Er trachtet danach, uns zu Bettlern und zu Sclaven zu machen. Du, Kunz, wirſt nun aufs Neue belehnt mit Rimpar und deſſen Wild- und Vogelweiden, auch mit dem Dorfe Berchtheim. Eile nun, und feire Deine Hochzeit, ich kann Dich nur mit Lehengütern ausſteuern. Du, Anna, behältſt Dein Witthum, Unterbleichfeld, und wir tragen das ebenfalls ſo lange zu Lehen, als es Gott gefällt, oder dem Teufel, denn wenn es auch Gott gefällt, ſo wird der Teufel es ſchon anſtellig machen, daß wir davon gedrängt werden.“

Grumbach ſprach noch darüber, als ein Eilbote in den Hof zu Rimpar einritt, welcher die Knechte haſtig fragend anrief: ob der Schloßherr daheim, oder bereits wieder gen Kulmbach?

„Was Tauſend! Das iſt ja Kretzer!“ rief Kunz aus, und „Kretzer!?“ wiederholte Grumbach raſch und erfreut: „das hat Gutes zu bedeuten!“

Der Sendbote trat ein, ein Schreiben des Markgrafen überbringend, das der Statthalter mit Haſt aufriß und eilenden Blickes durchflog. Mit einem Male ſchlug er ſich mit der geballten Fauſt vor den Kopf, daß Alle erſchraken, und dann ſchlug er eine laute Lache auf. „Da, da haſt Du's!“ rief er, Kunz das Schreiben darreichend. „Hole der Belzehub meine Eile, meinen Ritt hierher, konnte ich nicht dem Sprüchlein folgen: Eile mit Weile? — Null und nichtig iſt alles, beim Alten bleibt alles! Hoch lebe der Kaiſer! Hoch lebe Alcibiades!“ — „Was ficht Dich an, Vater?“ fragte Kunz verwundert über dieſen extatiſchen Ausruf, den er unter den gegenwärtigen Verhältniſſen nicht erwartet, doch mit freudeleuchtenden Augen verkündete der Vater ihm: „Mein Siegesfürſt iſt mit dem Kaiſer vertragen! Er ſendet mir den Herzog von Aumale gen Plaſſenburg, den er gefangen genommen, und — hört es, hört, die Kaſſation der Nürnbergiſchen, Bambergiſchen und Würzburgiſchen Verträge iſt rekaſſirt! Gloria in excelsis!. Nun ihr Biſchöfe kommt es an euch, das Miserere anzuſtimmen. Das wird ein luſtiger Tanz, davon der ſchwarze Gaulkopf ſcheu werden wird!“

„Und ich möchte fürder wieder bei euch bleiben, Herr!“ nahm Kretzer das Wort, der ſich indeß da und dort umgetrieben. Grumbachs Blick überflog prüfend den **Landsknecht**, eine trotzige feſte Geſtalt, von verwegenem Ausſehen, abgehärtet in den Feldlagern, mit einem Geſicht, deſſen Haut dem Pergament ähnelte, und deſſen Dauerhaftigkeit angenommen zu haben ſchien.

„Es iſt gut, Du kannſt bleiben, Chriſtoph,“ nahm der Ritter ihn an. „Es wird genug für Dich zu reiten geben, der Hill wird ohnehin ſtumpf. Weißt Du ſonſt noch einige verläßliche Reiter, ſo wirb ſie an. Mein gnädiger Herr befiehlt mir, alles, was die Pfaffen und Nürnberger ſich nach der Kaſſation wieder angemaßt, alles, was ſie am Vertrage weigern, mit Gewalt wieder zu gewinnen, und ſo hoffe auch ich wieder zu meinem Recht zu gelangen! Recht ſoll mir werden, ich ſchwöre es! Auf meinem Rechte will ich ſterben. Wie der Kaiſer ſeine Kaſſation kaſſirt, alſo kaſſire ich die neue Lehenſchaft!" Heftig mit der Fauſt auf den Tiſch ſchlagend, zuckte im Augenblick, als er den Schlag that, Grumbach mit dem Arm, und verbiß einen Schmerzensruf, indem er ſein Geſicht verzog. „Was iſt Dir, Vater?" fragte Kunz, und beſorgt nahte ſich die Hausfrau dem Erregten. „Schon ſeit Wochen packt mich bisweilen ein Gliederkrampf, ein Reißen," erwiederte Grumbach, ſchnell verdüſtert: „das ruckweiſe kommt, und längere oder kürzere Zeit lähmend anhält — es wird die Gicht ſein, und kein Wunder iſt's, wenn ſie mich heimſucht. Hab' ich doch in Wind und Wetter mich ausgeſetzt, und von Jugend auf ein unruhvolles Leben gehabt. Werde nächſten Sommer fünfzig! Stilleſtand! Nur jetzt, nur jetzt keine Krankheit, kein Lager!" —

Aber gerade jetzt übte das Schickſal an Grumbach ſeine Tücke und warf ihn zu Rimpar feſſelnd auf das Krankenbett, ihn, der ſo gerne auf Flügeln des Sturmes für ſeinen Herrn geflogen wäre. Das todte Wort, der Brief, mußte das Lebendige ſeiner Nähe erſetzen, und es war nicht gut um ihn ſein.

Die Herbſtnächte leuchteten in aller ihnen eigenthümlichen Sternenpracht, aber der Ritter vermochte kaum, ſich zu regen, ſo heftig war ein gichtiſches Uebel zum Ausbruch gekommen. Man mußte ihn von einem Bette in das andere heben; er vermochte nur auf dem Rücken zu liegen, und auch das nicht ohne Schmerz, und verwünſchte ſein Mißgeſchick, das gerade in dieſer Zeit ihn feſſelnd heimſuchte.

In dieſen Tagen des Verweilens geſchah es gar nicht ſelten, daß für die arme Anna von Grumbach eine ſo frohe Stunde ſchlug, als in ihrer Lage nur möglich und denkbar war. Am ſtillen Abend fand Moritz Zeit, ihr ſeine Gegenwart, ſeine Unterhaltung zu widmen. Das kleine Zimmerchen, welches ſie bewohnte, da für gut befunden worden war, ſich von ihrer ununterbrochnen Geſellſchaft abzuſondern, ſtieß dicht an einen der Eckthürme, der zunächſt der alten Burg Rimpar ſtand. Auch wurde dieſer Thurm faſt nie betreten, während im höchſten Gemach des großen Hauptthurmes und auf der Steingallerie um ihn der Hausherr in der Regel an jedem ſternenhellen Abend, ſo oft er in Rimpar war, weilte. Er hatte auch darin aſtronomiſches Geräth, ſo gut man es in ſeiner Zeit beſaß, aufgehäuft, und vertiefte ſich oft in grübelnde Betrachtung der Geſtirne, Belehrung hoffend von den Bahnen der Himmelskörper für ſeine irdiſche Bahn, Aufſchluß fordernd von einer erträumten Wiſſenſchaft, an die ſein und ſeiner Zeitgenoſſen Glaube ſich feſt anklammerte.

Anna von Grumbach, die Schweſter, gehörte zur Zahl jener ſtillen und unſchädlichen Irren, mit denen ſich lange zuſammenhängend reden läßt, ohne ihren geſtörten Zuſtand wahrzunehmen, es wäre denn, daß der eigenthümliche Blick, das unruhige Auge dem tiefern Beobachter ihn ahnen ließe, bis ein leiſer Anſtoß ſie plötzlich ſo erfaßt, daß mit einemmale die unheimliche Macht, der ſie verfallen, ſich mehr oder minder dämoniſch offenbart, ihre Nähe grauſenhaft macht, und weit mehr den peinigt, dem ſolche Nähe ſich aufdringt, als die unglücklichen Befallenen.

Moritz ſaß bei Annen; es geſchah nicht ohne Wiſſen der Familie; ein geheimer Grund bewog dieſe noch neben dem Gebot der Menſchlichkeit, der Armen lichte, mindeſtens frohe Momente zu gönnen, ihr, die mit aller Seelenkraft an dem jungen Manne hing, deſſen Umgang zu geſtatten, wenn er in Rimpar anweſend war. Sie ſchwärmte, wenn ſie Moritz geſehen, Tage — ja Wochenlang in ſtillbeglückenden Phantaſien, und es war, als verdränge ſein Bild jenes geiſterbleiche trübe mehr und mehr, mindeſtens ſchien dieſes allmählig in den Hintergrund ihres Gedächtniſſes zurückzutreten, und der richtige weibliche Blick von Grumbachs Hausfrau ſuchte den Grund dieſes Zurücktretens nicht blos in den Jahren, die eines nach dem andern einen Schleier des Vergeſſens über die hellen, wie über die dunkeln Wiegen menſchlicher Leidenſchaften werfen.

„Mein lieber Freund,“ ſprach Anna zu Moritz, „ich habe lange gehofft auf Dich, ich brauche Deine Hülfe! Ich will einen Schatz heben! Daneben ſteht er, im Thurm!“

„Was denkt Ihr, Fräulein? was fällt Euch ein?“ fragte er zurück. „Wie käme ein Schatz und wie kämet Ihr in den Thurm?“

„O ich weiß, ich weiß!“ flüſterte ſie. „Gar viel ward hier hineingebracht in das feuerfeſte Gebäude, als der rothe Hahn auf dem Dache zu Rimpar krähte und ſeine Flügel ſchlug, den die Bauern darauf fliegen ließen, aber auch von früher her liegt Manches darin, Du kannſt mir's glauben! Es iſt auch ein Geiſt im Thurm, der bewacht den Schatz und will erlöſt ſein. Auch ich habe im Thurm gewohnt, vor langer Zeit, da hörte ich ihn bisweilen ſtöhnen! Der entſetzliche Mann liegt vorn im Haus und ſtört uns nicht! Komm! komm! Du wirſt Dich doch nicht fürchten? biſt ja ein Mann!“

Sie entzündete eine kleine Handlaterne, ſie faßte Moritzens Hand, öffnete ihr Zimmerchen und lugte hinaus in den dunkeln Gang, ob alles ſtill, und da ſie nichts vernahm, ſchritt ſie in Haſt voran, die ſchmale Stiege hinauf, nach dem obern Gemach, das unverſchloſſen war, denn Niemand wagte ſich dort hinauf. Sie leuchtete ſuchend umher, ohne ſich in ihrem ſeltſamen Vorhaben durch Moritz irre machen zu laſſen, ſo ſehr dieſer ſich auch mühte, ſie abzuhalten. Durch die kleinen Fenſterchen des hohen Thurmgemachs ſah man nach jeder Richtung den Himmel und ſeine Sternenheere. Den beſchränkten Horizont ſäumte im großen Halbkreis gen Norden und Weſten der Gramſchatzer Wald. Anna lehnte ſich an die Oeffnung, die nach dem Walde Gramſchatz blicken ließ, und ſtarrte, ſo ſchien es, gedankenlos hinaus und hinüber; den eigentlichen Zweck, weshalb ſie herauf gekommen, ſchien ſie vergeſſen zu haben. Doch wer vermag es anzuſagen, wie tief gedankenvoll ſolch anſcheinende Gedankenloſigkeit ſein mag? Eine Eule umflog den Thurm, die mochte Anna's Gedanken auf ein Lied lenken, deſſen letzte Strophe ſie alsbald auf ſich anwendend, in die Nacht hinausſummte:

„Mein Aſt iſt mir entwichen
Darauf ich ruhen ſollt.
Sein Blättlein all verblichen
Frau Nachtigall geholt.
Das macht der Eule böſe Tück.
Die raubte all mein Glück."

„Sieh, ſieh!" rief Anna plötzlich, wieder hereinſchauend, und nach einer Stelle im Thurmzimmer ſtierend, auf welche gerade der Schein der Laterne fiel, ihrem durchſchauerten Begleiter zu: „dort — dort hängt der Schlüſſel! Nimm ihn, nimm ihn!" Sie wartete aber gar nicht ab, bis Moritz ihr gehorchte, ſondern griff mit Haſt nach dem alten Geräth, und eilte ſo raſch hinweg, daß Moritz bangte, ſie möge die Treppe hinabfallen, und ihr mit ängſtlicher Beſorgniß folgte. Jetzt probirte ſie ſchon an der untern Thurmthüre, und mit einer in Erſtaunen ſetzenden Kraft drehte ſie am Schlüſſel, als der Roſt des Schloſſes nicht alsbald nachgab. Vergebens ſuchte Moritz ſie zurückzuhalten. „Still! ſtill! den Schatz, den Schatz!“ flüſterte ſie, und achtete gar nicht auf ſein Bemühen. Mit einem lauten Klang ſprang die Eiſenpforte auf, dumpfer Modergeruch mit kaltem Grabesanhauch gemiſcht, ſtrömte entgegen, und die Laterne beſchien ein weites Gewölbe, in welchem ein Durcheinander von allerlei wüſtem Gerümpel lag; aufgeſcheuchte Fledermäuſe durchſchwirrten und durchſchrien es. Flachsbündel, Leinenzeug, Garn, halb verfault und vermodert, Thierhäute und Felle, Hausgeräthe von Zinn und Meſſing, letzteres von Grünſpan überzogen, auch eine Anzahl große und kleine Becken mit eingeſchlagenem Bildwerk, Gießkannen, Leuchter, eine Menge Spiele nürnberger und welſcher Karten, ein Gefäß voll Fingerhüte u. dgl. wurden nach und nach ſichtbar. Neugierig blickte Anna umher, bog ſich beſichtigend über das und jenes, wühlte lachend in den Fingerhüten und ſteckte ſich an jeden Finger einen; plötzlich zog ſie unter einem ſchweren Fellbündel einen alten hohen Reiterhut hervor, an dem eine von den Motten arg zerfreſſene blaue Feder ihr entgegenſtäubte, und ſchrie gellend auf: „Florian! Mein Schatz, mein Gatte!“ indem ſie ſich heftig auf die Knie warf. In dieſem Augenblick entſtand ein entſetzliches Krachen, und wie in einen geöffneten

Krater ſtürzten Breter, Felle und Gerümpel übereinander in eine ſchaurige Tiefe, und einen noch lautern Schrei ſtieß Anna aus, denn der Boden wich unter ihr, ſie ſank, und klammerte ſich nur noch, indem ſchon ihr ganzer Körper über der Schauertiefe des Verließes ſchwebte, an einen morſchen Balken. Moritz ſprang entſetzt hinzu, da brachen auch unter ſeinem Tritt die von Würmern und Feuchte halbzerſtörten Breter, die trügeriſch die Oeffnung deckten, in welche man die Gefangenen in den tief unten liegenden thürloſen Kerker hinabließ. Raſch ſprang er zurück, faßte an einer andern Stelle auf dem Eſtrich feſtern Fuß und leiſtete der in Todesgefahr und Todesangſt Schwebenden in dem Augenblick mit ſtarkem Arme Hülfe, in welchem ihre Kraft ſie verließ und ihre Stütze brach; er hob ſie herauf und trug die Ohnmächtige in ihr nahes Gemach, es verwünſchend, ihrem Willen Folge geleiſtet zu haben. Den Hut, welchen ſie als Hut ihres todten Geliebten erkannt hatte, verſchlang der Abgrund. Als Anna wieder zu ſich kam, ſchien ſie wie aus einem böſen Traume zu erwachen; der tödtliche Schreck hatte ihr nichts geſchadet, und ſie ſpielte kindiſch mit den Fingerhüten, die ſie aus der ſchaurigen Höhle voll räthſelhaft aufgeſtapeltem Gutes davongebracht.

Moritz hätte dieſen Vorgang gern ſeinem Herrn verſchwiegen, doch fürchtete er deſſen ſchweren Zorn, wenn er es unverſehens dennoch erführe, und erzählte ſchonend verhüllend Anna's Thun und ſeine Theilnahme. Grumbach hörte ſeinen Bericht wider alles Erwarten ganz ruhig und ohne zu ſchelten an, und befahl nur, die Thüre zu dem Thurmgemach ohne Verzug zu vermauern.

Die Hochſtifte Würzburg, Bamberg und Eichſtadt, ſo wie die Städte Nürnberg, Rotenburg, Windsheim und der Hochmeiſter des Teutſchherrenordens hatten, auf Befehl des Kaiſers, ſich in ein Bündniß geeinigt, ihr Land und ihre Leute gegen Gewalt zu ſchützen, und erſchraken nun nicht wenig, als des Kaiſers neues Pönalmandat an Bamberg, Würzburg und Nürnberg gelangte, das die markgräflichen Verträge revalidirte. Sie waren aber auch nichts weniger als geneigt, demſelben Folge zu leiſten, ſondern ſie ſchrieen vielmehr Ach und Zeter bei dem kaiſerlichen Kammergericht, rüſteten ſich zur Gegenwehr auf Angriffe, deren ſie ſich von dem Markgrafen verſehen mußten, und ließen ein langes Spott- und Schmähgedicht anfertigen, darin keines Gegners nur im mindeſten geſchont wurde. Noch führte blos die Feder das Wort des Haſſes und der Parteiung, noch belebten nur ſchnelle Briefboten die Heerſtraßen, das Land Franken erfreute ſich noch einer kurzen Ruhe, bald ſollte es auf betrübende Weiſe aus dieſer geriſſen werden.

Von Schmerzen gefoltert, an allen Gliedern faſt gelähmt, ſtöhnte und fluchte Grumbach ſeinen Verdruß aus, nicht perſönlich thätig ſein zu können, aber ſein Geiſt trat als Kämpfer auf gegen den Körperſchmerz, und drückte dieſen Drachen mit der Lanze der Selbſtbeherrſchung am Boden feſt, ein ſiegreicher Ueberwinder. Aus dem Krankenzimmer heraus wirkte der Statthalter energiſcher, wie mancher Fürſt zu wirken vermochte, der in Geſundheitfülle ſtand.

„Schreib, ſchreib!" rief er wieder an einem rauhen Decembertage Moritz zu, während das wildeſte Schneeſturmwetter Burg Rimpar umbrauſte und händehoch den Schnee auf den Fenſterſimſen aufſtäuberte: „Ein wahrhaft Freier kennt nicht Krankheit, nicht Eiſenfeſſel. Die Statthalter und Räthe auf dem Gebirge ſollen die Hülfe der Grafen Chriſtoph von Oldenburg und Vollbart von Mannsfeld erbitten, ſollen Söldner werben, und alle bambergiſchen Flecken und Orte um Kulmbach wieder einnehmen, auch danach trachten, von Feinden meines Herrn ſo viele einzufangen, als möglich, es ſeien Pfaffen oder Laffen. Schreibe, daß ich bereits Botſchaft geſandt an Friedrich von Lautersheim, daß er danach trachte, Höchſtett und Herzogen-Aurach wieder zu gewinnen. Giebt uns Gott die Gnade, nur erſt etliche Flecken wieder zu erobern, dann werden wir ja ſehen, wie die Biſchöfe ſich anſtellen, bis dahin wird des Mannsfelders Kriegsvolk ankommen. Schreibe, daß der Würzburger zwei Fähnlein Knechte nach Königshofen geſchickt, und im Augenblick wieder ein Fähnlein ausrüſte. Wilhelm von Stein, der Hauptmann, würde wohl manches Nöthige bereits aus dem Lager berichtet haben. Ich ſelbſt habe mehre vom Adel zu mir geladen und mit ihnen heute nach Würzburg gewollt, um dem Biſchof ſein Nichthalten der Verträge ernſtlich vorzurücken, doch ſei ich allzuſchwachen Leibes und könne kaum wandeln, wie der Ueberbringer bezeugen werde. Schreibe, daß ich bereits nach etlichen hundert Pferden geſchrieben; würden die mir zugeſagt, ſo hoffte ich, alſo damit zu handeln, daß jeder Verdacht, als hielte ich heuchleriſch zu den Pfaffen, ſchwinden ſoll, und müßte ich Leib und Gut und Blut daran ſetzen. Ich könne in gegenwärtiger Leibesſchwachheit aber nicht beſtimmen, wann ich nach Kulmbach kommen werde, hilft mir Gott, daß ich nur irgend ein wenig reiten kann, ſo will ich kommen, ja, wenn das nicht, mich fahren laſſen.“

Indeß Moritz das Schreiben abfaßte, ſammelte der erſchöpfte Kranke neue Kräfte, und ſann über mancherlei nach, was noch beizufügen ſey. Dann ließ er ſich eine Landkarte bringen und diktirte ein Verzeichniß von Orten auf der Route von Kulmbach bis Metz, die Poſtſtationen angebend, die anzulegen ſeien, um ſchleunigſte Verbindung mit Albrecht herzuſtellen. —

Während der gegen die Biſchöfe ergrimmte Mann noch mehr als einen Brief entſandte, und ſein Gefeſſeltſein an das Krankenbett zum Ausſinnen verderblicher Pläne benutzte, hatte das Kaiſerliche Kammergericht die dringenden Klageſchriften der durch gemeinſame Noth verbundenen Hochſtifte und Nürnbergs gewürdigt, und unterſagte in des Kaiſers Namen dem Markgrafen Albrecht jede Feindſeligkeit, beſtätigte die frühere Kaſſation der Verträge, annullirte die Revalidation und ermahnte bei üblicher Androhung ſchwerer Pön zur Aufrechthaltung des Landfriedens. Dieſes zu Speier unterm 19. December ausgegangene Mandat gelangte ſchnell genug in Albrechts Hände, und regte den ganzen Zorn des fehdeluſtigen Fürſten auf. Er that alsbald die nöthigen Schritte ſowohl beim Kaiſer, als bei dem Kammergericht, und berief ſich auf des Kaiſers Machtwort. Dieſer ſah ſich darüber nicht zum erſten Mal in Verlegenheit; er ſtellte dem Markgrafen freundlich vor, daß auch der Kaiſer dem Ausſpruch der Geſetze unterworfen ſei, und rieth zu gütlichem Vergleich durch ein Schiedsgericht, das er zu Heidelberg, wo Albrecht gerade weilte, anordnete. Die dazu beſtellten Herzoge von Baiern, Würtemberg und Cleve mühten ſich aber gänzlich vergebens, die Sache vermittelnd beizulegen; vergebens bot Bamberg eine Geldſumme gegen die ihm abgenöthigten Ortſchaften, weil dieſe Kirchengüter; Albrecht drang auf Erfüllung der Verträge. Das Kammergericht beharrte auf ſeinem Ausſpruch und der in der Geſchichte Frankens im traurigen Andenken lebende markgräfliche Krieg entzündete ſich. — Grumbach genas und mußte mit Straß den Verhandlungen zu

Heidelberg beiwohnen, wo der Markgraf ihnen ziemlich ungnädig begegnete, weil ſie nicht ſtandhafter die Wiedereinnahme der Bamberger Orte abgewehrt.

Karl V hatte in der unglücklichen Belagerung von Metz, das der Herzog von Guiſe mit eben ſo viel Umſicht als Tapferkeit vertheidigte, einen abermaligen ſehr empfindlichen Schlag des launenhaften Glücks empfangen, ſo daß er ſelbſt in den Ausruf ausbrach: O Glück, Du biſt ein Weib, wie Andre! Du blickſt nach jungen Günſtlingen umher, und wendeſt Dich treulos von denen, die altern! — Es waren in dieſer Belagerung durch den Feind und durch verheerende Krankheiten 30,000 Mann vom Heere des Kaiſers umgekommen, und ein trauriger Rückzug mitten in der Kälte eines ſtrengen Winters machte den Beſchluß. Auch das Heer des Markgrafen war bedeutend zuſammengeſchmolzen, aber da Karl V ihm große Summen ſchuldete und auszahlte, ſo warb er ſchleunig den größten Theil der abgedankten und noch brauchbaren Truppen an, ſie nach Franken zu führen.

Mitten in dieſen Wirren und bedrohlichen Zeiten betrieb Grumbach neben den Angelegenheiten ſeines Herrn und ſeinen eignen auch die endliche Verbindung ſeines Sohnes mit Salome von Bellberg, und fehlte nicht auf dem feſtlichen Verlobungstage im väterlichen Hauſe ſeiner Schnur. Dort waren ſeine Schwiegerſöhne und ſeine Schwäger, ſeine Verwandten und Freunde allzumal verſammelt, und es wurde manches dort beſprochen und verabredet, was die Gegenwart hervorrief, und ein treues Zuſammenhalten zur Zeit der Noth beſchworen. Je heiterer dieſe Feier geweſen, um ſo trüber geſtalteten ſich für die Bewohner von Rimpar die Weihnachtsfeiertage des Jahres 1552. Der Schloßherr hatte auf beſchwerlichen Ritten im furchtbarſten Winterwetter ſeiner Geſundheit ſo wenig geſchont, als im Kreiſe der Feunde beim vollen Becher, und ſo erneuerte ſich der Krankheitsanfall in ſolch hohem Grade, daß Grumbach abermals Wochenlang an das Lager gefeſſelt wurde. Das machte den Seinen wieder böſe Tage. Dennoch hielt die Krankheit den Ritter nicht ab, wirkſam zu ſein, und er diktirte am 27. December einen neuen Brief an alle Statthalter, Verweſer, Hauptleute und Räthe auf dem Gebirge, ſeine lieben Oheime, Schwäger, Gevatter und Freunde, darin er ihnen ſeinen elenden Zuſtand ſchilderte, und ſchreiben ließ, daß er nicht wiſſen könne, wann er nach Kulmbach kommen werde; ſtände es in ſeiner Kraft, dem lieben Gott es abzubringen, ihn geſund zu machen, dann ſollte keine Nacht ihm zu finſter ſein, zu kommen. Er bezeugte ſeinen Unwillen, daß der Graf von Mannsfeld und der von Oldenburg noch nicht zu Hülfe gefordert ſeien, da es doch des Markgrafen ausdrücklicher Befehl, und ermahnte wiederholt zum Ernſt in dieſer Sache. Er berichtete, daß auch die Pfaffen werben ließen, doch könnten ſie nur loſe, verlaufene Landsknechte gewinnen. Sein Rath und Geheiß drang darauf, in möglichſter Eile die Grafen mit ihrem Kriegsvolk zu berufen, auch wo möglich ohne Abwartung ihrer Ankunft die Flecken wieder zu gewinnen zu ſuchen, und wenn es Tag und Nacht Mönche und Pfaffen regne und dieſe Reiter und Fußknechte von den Bäumen ſchütteln könnten. Nicht minder verwahrte ſich Grumbach in dieſem Schreiben gegen alle Folgen der bewieſenen vielfachen Saumſeligkeit im Dienſt des Markgrafen von Seiten derer, an die er ſchrieb, und verhieß, ſobald Gott ihm die Gnade gäbe, nur irgend reiten oder fahren zu können, ſo ſolle nichts ihn verhindern, zu erſcheinen, und Leib und Blut beim Hauſe Plaſſenburg für ſeinen Herrn zu laſſen.

Dieſes nachdrückliche Schreiben wirkte; die Hauptleute im Gebirge marſchirten, die Grafen wurden entboten, ſie führten ihr Kriegsvolk heran, Alcibiades kam mit ſeinen gefürchteten Schaaren; der Schrecken zog als Kampfherold vor ihm her, das Frankenland bebte.

Grumbach war geneſen, und durchritt, unabläſſig für ſeinen Herrn bemüht auf Werbung, Heſſen, Weſtphalen und Braunſchweig, während Albrecht Alcibiades ſeinen Kriegszug gegen die vereinigten Stifter mit Glück verfolgte. Zugleich war dem Statthalter der Auftrag geworden, genau zu erforſchen, zu welchem Ende in dem Lande Braunſchweig

Truppen geworben würden, denn es galt, auf ſeiner Hut zu ſein, da bereits laut geworden war, daß ein abermaliges Kammergerichtsmandat eine große Menge Reichsfürſten entboten hatte, den beiden Biſchöfen gegen Albrecht Hülfe zu leiſten, namentlich den Inhabern der Erzämter, dem Kurfürſten Moritz zu Sachſen, dem Deutſchmeiſter, dem Herzog Johann Friedrich zu Sachſen, dem Herzog von Würtemberg, dem Landgrafen Philipp zu Heſſen, dem Fürſt-Grafen Wilhelm von Henneberg und andern, ſo wie den verbündeten fränkiſchen Städten und Ständen überhaupt.

Nicht Wind und Wetter, nicht Waſſer und Weg hemmten auf ſeiner ſchnellen Reiſe den unermüdlichen Mann. Am Abend vor dem Palmſonntag ritt er in Meiningen ein, traf daſelbſt mit zwei Rittmeiſtern: Mandelslohe und Braunroth, zuſammen, und gab ihnen Ordre, eiligſt nach Kulmbach zu reiten. Als er erfuhr, daß nur drei Stunden vorher Wilhelm von Stein die Stadt paſſirt, jagte er ihm einen Boten zu Roß nach, ritt noch in der Nacht von dannen, und traf zu Borsfeld am Morgen mit ſeinem Freund und Gevatter zuſammen, um gleichen Weg mit dieſem zu verfolgen. Ueberall, wohin die beiden Freunde kamen, legten ſie ſich auf Kundſchaft, und alles, was ſie erfuhren, ward getreulich aufgezeichnet, es dem Markgrafen zu berichten. Daß der Heſſenfürſt weder Werbern noch Geworbenen den Durchzug geſtatte, daß der Kurfürſt von Sachſen ebenfalls Reiter werben laſſe, daß Herzog Heinrichs von Braunſchweig Kriegsvolk ſich um Hannover ſammle, und den Reitern auflaure, die dem Markgrafen zuziehen wollten, daß Weſtphalen von dieſes Herzogs Reitern wimmle, und das Reiſen höchſt gefährlich in dieſen Ländern ſei. Manchen guten Rath wob Grumbach in ſein Schreiben ein; mit den Sachſen- und Heſſenfürſten ſich gütlich zu einen, nicht minder mit dem Plauenſchen Nachbar, da nach einem alten Sprüchwort der Freunde nie zu viele ſein könnten, Feinde aber ſeien allezeit zu bekommen; auch rieth er Schonung des Henneberger Landes auf etwaigen Durchzügen dringend an, um deſſen Gebieter bei Gunſt zu erhalten. Mittlerweile ſchrieb Markgraf Albrecht mit Blut und Feuer ein neues Kapitel der Kriegsgeſchichte ſeines Heimathlandes. Kaum hatte er das Bambergiſche Gebiet betreten, und bei Pommersfelden die Bundesſtände geſchlagen, auch einen Heerhaufen von 300 Wetterauiſchen Reitern und 6 Fähnlein Fußknechten, der dem Hochſtift zu Hülfe zog, überwunden, entwaffnet und zur Urphede gezwungen, und kaum drang von dieſem Sieg die Nachricht nach Bamberg, als der geiſtliche Hirte, Biſchof Weigand von Redwitz, ſeine Heerde verließ und ſammt dem Domkapitel nach der befeſtigten Stadt Forchheim flüchtete. Der Sieger verfolgte ſeinen Vortheil, und rückte gegen die ſo treulos von ihrem Oberhaupt verlaſſene ſchöne Biſchofreſidenz vor, die ſich bald ergab. Nur die alte Bergveſte der Babenberger wollte Trotz bieten, ſie war gut bemannt und verproviantirt, auch war viel Hab und Gut hinauf geflüchtet. Es währte aber blos zwei Tage, ſo mußte ſie ihr Thor öffnen, ihre Schätze fielen dem Ueberwinder als willkommene Kriegsbeute zu, und die flammendurchzuckte Rauchſäule, die von ihr emporſtieg, kündete weithin warnend der Umgegend, was dieſer bevorſtand, wenn ſie nicht mit freiwilligen Opfern unterwerfend dem Markgrafen entgegenkam. Solcher Warnung kamen viele Nachbarſtädte nach. Von Bamberg aus fiel Albrecht in das Gebiet der Reichsſtadt Nürnberg ein, und ließ als Markzeichen ſeiner Siegesbahn dampfende Brandſtätten zurück. Forchheim ſchlug mit Mühe einige Stürme ab, und das wilde Heer des Markgräflichen Kriegsvolkes brauſte weiter, zog in das Würzburger Land, und die Städte und Schlöſſer Haßfurt, Gerolzhofen, Iphofen, Zabelſtein, nebſt Werneck, fielen in die Hand des Siegers, der nun auch Schweinfurts ſich bemächtigte. Die freie Reichsſtadt hatte Geſandte in das Lager zu Gerolzhofen geſchickt, und um Verſchonung gebeten, da ſie ſich gänzlich neutral gehalten. Dieſe ſicherte der Markgraf auch zu, rückte aber zugleich gegen die Stadt vor, gebot dem Rath, unterhalb derſelben eine Brücke ſchlagen zu laſſen, und kaum war dieſem Befehl nachgekommen, als das Heer ſich heran bewegte, angeführt von dem Markgrafen ſelbſt. Es beſtand aus zwölf Fahnen Fußvolk, vier Schwadronen Reitern, beide wohl gerüſtet, und zwölf Stück Geſchützen. Der Obriſt über die Landsknechte hieß Jacob von Oſterburg, die vier Rittmeiſter, welche die Reiter führten, waren

Ernſt von Mandelslohe, Johann von Falkenburg, Ernſt Weibers und Braunroth. Das Lager wurde zwar vor dem Thore der Stadt geſchlagen, allein bald genug wurde ſich auch der Stadt bemächtigt, und der Rath konnte es nicht wehren; zugleich wurden alle Anſtalten getroffen, Schweinfurt mehr und mehr zu verbollwerken, damit es zu einem feſten Sitz diene. Als dieſe Abſicht erreicht war, ließ der Markgraf ſein ſämmtliches Fußvolk und eine Anzahl Reiter als Beſatzung in der Stadt, und zog von dannen, um mit gewohnter Schnelle und unverſehens in das Braunſchweigiſche Land einzufallen, deſſen Herzoge dem Bunde beigetreten waren, der auf Geheiß des Kammergerichts vielleicht weniger, als auf eignen Antrieb ſich vorgenommen, den verderblichen Unternehmungen des Markgrafen ein Ziel zu ſetzen. Das Haupt dieſes Bundes war Fürſt Moritz von Sachſen, Albrechts früherer Freund und Bundesgenoſſe. Während der Markgraf in forcirten Eilritten über den Thüringer Wald mit ſeinen Reitergeſchwadern zog, ſich an und in Erfurtiſchen Dörfern erholte, ſie plünderte, hierauf durch das Amt Weißenſee nicht ohne Schädigung eilte, Halberſtadt brandſchatzte, vom Erzſtift Magdeburg 20,000 Gulden erpreßte, und in faſt unbegreiflicher Schnelle wieder an der Spitze eines, hauptſächlich durch Grumbachs unabläſſiges Bemühen geworbenen Heeres von nahe an 24,000 Mann ſtand — gedachte der jüngſte Sohn des Braunſchweiger Herzogs den kühnen Krieger bei Schweinfurt zu finden und zu fangen, und kam mit einem Heer eigner und Sächſiſcher Truppen, letztere unter Führung eines Oberſt von Heideck, beſtehend aus 36 Fahnen Fußvolk und 35 Schwadronen Reiter, in die Nähe der vom Feind beſetzten Reichsſtadt, um die er den Ring der Belagerung ziehen ließ.

Albrecht, der gefürchtete furchtbare Feind, war weit von dannen, ein befreundetes ſtarkes Bundesheer in der Nähe Würzburgs gelagert, auch der tief verhaßte, aber nicht minder gefürchtete, Grumbach war fern, da fühlte plötzlich Biſchof Melchior Zobel ſein Herz von perſönlichem Heldenmuth ſchwellen, er entbot des Hochſtifts Wappner, er legte einen Panzer an und rüſtete ſich zu einem Feldzuge — gen Schweinfurt.

In friedlicher Frühlingspracht des heiligen Johannestages ruhten die Fluren zwiſchen den Städten Würzburg und Schweinfurt; die Wieſen trugen auf dem Smaragdſchmelz ihres Grüns die leuchtenden Gold- und Silberſterne ihrer Blumen, auf wohlbeſtellten Saatäckern ſchoßte Gottes Segen in dichten Aehren auf. Die Kirchenglocken in den nahen Dörfern tönten ihren Feierklang über die geſegneten Fruchtfelder, wie grüßend und ihre Stimmen zum Preiße des

Herrn vereinigend. Im kleinen ſonnigen Burggärtlein tranken die beiden Annen, die Geiſtes- und die Körperkranke, die belebende Luft des ſchönen Tages, das Arom der Blumen, und der Gottesfrieden der Natur wirkte beſchwichtigend auf das kummerſchwere Gemüth von Grumbachs Hausfrau. Anna, die Schweſter, war ſeit jenem Todesſchreck wo möglich noch bleicher und ſehr ſtill geworden, ſie durchwandelte ſchweigſam die Beete, oder ſummte leiſe wehmuthathmende Lieder vor ſich hin, pflückte Blumen und zerzupfte ſie. Mit Arbeit beſchäftigt, theilte die heitre und kindliche Sophia die Geſellſchaft der Mutter, und richtete oft ihren ſorgſam hütenden Blick auf die kleine Urſula, die mit Blumen und bunten Steinen ſpielend, im Kieswege ſich jugendlich munter umhertummelte. Kunz von Grumbach war noch in Bellberg, wo er vor wenigen Tagen Hochzeit gehalten, im glücklichen Genuß der Flitterwochen. — Der Burggarten zu Rimpar war von Mauern ſo umfriedet und auf der dem Thalweg entgegengeſetzten Seite gelegen, daß man von ihm aus nicht gewahren konnte, was auf den Straßen vorging. So blieb es den Frauen unbewußt, daß mehrere Heerhaufen von Würzburg her den oft gewundenen Thalweg entlang zogen, auch gewahrten ſie nicht, daß mit einem beſorgten Geſicht der Vogt Trautmann, früher Grumbachiſcher Forſtknecht, auf die Warte ſtieg, die Straße beſchaute, und ſchnell wieder herab kam. Plötzlich trat Kretzers Frau, Kordula, von ihm gerufen, in den Garten, nicht ganz im Stande, den Ausdruck des Schrecks zu verbergen, und winkte Sophien. Dieſe ging zu ihr hin und vernahm die eiligen Worte: „Um Gott, gnädiges Fräulein, laßt uns die Frau in das Haus führen und Fräulein Anna, es droht Gefahr, es zieht ein Haufen Kriegsvolk gegen den Ort!“

Die erſchrockene Jungfrau ſuchte ſchonend der kranken Mutter den Schreck zu ſparen, ſie hob Urſula auf den Arm, und ſprach zu Anna von Grumbach: „Liebe Mutter, die Sonne drückt doch allzu ſchwül, wir wollen Dich nun wieder hinein führen.“ — „Wie Du meinſt, mein gutes Kind,“ erwiederte mit dem Ausdruck willenloſer Apathie die Kranke, und vertraute ſich den leitenden Armen ihrer Tochter und Kordulas. — Kaum war eine Thüre hinter dieſen gefallen, als Trautmann, der darauf nur gelauert hatte, überlaut nach den Knechten rief: Baſtel! Valentin! Birkammer! Görg! Renne einer nach der Kirche, läutet Sturm!“ Ein einziger Knecht kam zum Vorſchein, der alternde Valentin Hill, zu nichts weniger tauglich als zum Laufen. Andre waren nebſt den Schloßmägden in die vom Schloß ziemlich entlegene Kirche gegangen, die Uebrigen hatte Kunz mit ſich in Vellberg, denn er wagte ſich nicht mehr ohne Knechte und eine Meute Hunde, darunter der vor allen liebgewonnene Frett nicht fehlen durfte, auswärts. Trautmanns angſterfüllte Seele zagte ungewöhnlich, von der ſchlimmſten Ahnung erfüllt, er ſprang nur eilig zur Winde am Thor und wand die Zugbrücke in die Höhe, dann ließ er die paar Hunde, die das Haus bewachen halfen, los. Schon wurde ein johlender Geſang vernommen, der immer näher kam. Anna war unbeachtet im Garten geblieben, jetzt horchte ſie hoch auf und richtete ihre ſtarren Augen nach der Gegend hin, woher die Stimmen drangen. Erinnerungen früherer Ereigniſſe mochten ſie erſchüttern, ſie öffnete den Mund, es war, als wolle ſie einſtimmen. Kordula ſprang jetzt aus der Burg, die Irre hineinzuziehen, allein Anna ſtieß ſie mit Kraft zurück, und blieb ſtehen wo ſie ſtand. Im Ort entſtand Allarmruf, die Glocke ſchlug ſtürmend an, es knallte ein Schuß, wildes Geſchrei folgte. Ein verwegener Knecht in der Haustracht des Biſchofs führte den Haufen an, der jetzt der Burg nahte, und es ſchrie eine Stimme: „Siehſt Du, Zaun, daß Du nicht übern Zaun kannſt, die Brück' iſt aufgezogen!"

„Nimm Dich nur in Acht," klang des Anführers Antwortruf, „daß ſie Dir im Abfallen nicht einen Naſenflügel wegſchlägt!" und indem er das rief, legte er eine Hakenbüchſe auf die Gabel, zielte ſcharf nach der Kette und gab Feuer. Mit Geraſſel fiel die Brücke nieder, unter lautem Halloh der Rotte, die ſie ſogleich betrat. Vergebens warfen Trautmann und Hill die Thorflügel zu vor der zahlreichen Schaar dieſer aus dem verworfenſten landſtreicheriſchen Geſindel zuſammengerafften Landsknechte, in denen gerade, wie in Anna, lebhafte Erinnerungen an den Bauernkrieg erwachten, den Mancher davon mit durchgemacht. Wie damals erſcholl der Sturmruf: „Dran, dran, drauf und dran!“ Die Thore, deren Schlöſſer den Kolbenſtößen ſich nicht öffneten, wurden durch Schüſſe geſprengt. Hill und Trautmann nebſt den treuen Hunden wurden zu Boden geſchlagen, und ein wahrhaft vandaliſches Wüthen begann in dem Herrenhauſe, die Stunde unermeßlichen Unglücks brach über die ſchuld- und hülfloſen Angehörigen des Statthalters Wilhelm von Grumbach herein. Die Bewohner des Ortes liefen zwar beim Schall der Glocke auf dem Gemeindeplatz unter die Linde zuſammen, aber da hielt auf ſchlechtem Roß ein ſchlechter Reiter, der Förſter von Maidbrunn, der damals nach Kunz geſchoſſen, und demonſtrirte halb trunken dem Schulzen, daß der ganze Flecken Rimpar in Aſche gelegt werden ſolle, wenn auch nur ein Nachbar die Hand erhebe zum Schutz des Gutsherrn, den die gerechte Strafe göttlichen und biſchöflichen Zornes treffe. Warum der Schulze und der Edelmann die Brandbriefe nicht reſpektirt, die des Biſchofs Gnaden durch der vereinigten Stifter und Nürnberger hochbetrauten Brandmeiſter, Ritter Georg Diet, entſenden laſſen? Warum ſie nicht in die Stadt gekommen, wie befohlen, in die Karthauſe und Erbhuldigung gethan? —

Der bedrängte Schultheiß begriff kein Wort von dem, was der biſchöfliche Dienſtmann ihm vorwälſchte, und ſchwur hoch und theuer, nichts von derlei Befehl und Briefen zu wiſſen, allein das half ihm nichts. Der Zorn Gottes hatte den Gräuel der

Verwüſtung über Schloß Rimpar verhängt, und ein Theil davon traf auch den Ort. Bis in den Flecken hörte man das Geſchrei, das Schießen, das Brüllen der Räuber und des aus den Ställen gejagten Viehes, das Klirren eingeſchlagener Fenſter, das Gepolter einſtürzender Oefen. In Böden, Kellern und Vorrathskammern zerſtreuten ſich die Plünderer, ſie berauſchten ſich im Wein, ſie fielen mit Gier über die Lebensmittel, ſie beluden ſich über und über mit Raub.

Zweites Kapitel.

Durch ein heimliches Ausfallpförtchen an der Seite nach dem Orte trug auf ihren kräftigen Armen Kordula Kretzer die bewußtlosgewordene Edelfrau, und raſch über die Brücke, nahe der Mühle. Sophia folgte ihr, die kleine Urſula tragend, auf dem Fuße; die Fliehenden hatten nichts gerettet, als das nackte Leben, mit dem, was ſie von Kleidern anhatten, und die Angſt der Verzweiflung ſchrie in Sophias Zügen einen ſtummen Hülferuf gen Himmel. So kamen ſie in den Ort, deſſen Bewohnern ſie einen jammervollen beweinenswerthen Anblick gewährten. Nicht ſobald aber wurden ſie erblickt, ſo erhoben die Weiber ein Zetergeſchrei, das der Kranken die wohlthätigen Bande der Ohnmacht zerriß, ſtürzten aus den Häuſern und umringten mit ſchöner menſchlicher Theilnahme die Unglücklichen, ſtützten ſie und ſchimpften und ſchmähten auf die Männer und Jünglinge, die rathlos geſchaart um den ſich ſpreizenden Förſter ſtanden. Dieſer ſah ſich plötzlich veranlaßt, ſein Pferd anzuregen und den Haufen zu trennen, denn es flog ein Stein nach ſeinem erhitzten Kopf und wieder einer und mehrere, von denen mancher traf, wenn auch von ungeübter Frauenhand geſchleudert. Ein wildes bäueriſches Durcheinanderſchreien entſtand nun, was die Kranke ganz betäubte, auch Sophia war einer Ohnmacht nah, denn das unerhörteſte Schickſal trat übermannend plötzlich vor die ſtill erblühte Jungfrau. Alles drängte ſich um ſie, zu helfen, und Keiner wußte doch recht, wie hier geholfen werden ſollte und könnte; plötzlich aber tauchten Hill und Trautmann mitten in dem tumultuariſchen Haufen auf und ſchrien den Bauern zu: „Schafft Pferde, Pferde! Einen Wagen!“ Da regten ſich geſchäftig hundert Hände, aus allen benachbarten Hofraithen wurden Wagen gezogen und Pferde aus den Ställen geführt, wodurch der Tumult ſich noch vermehrte. Ehrerbietig hatte der Schulze den Frauen ſein Haus geöffnet; die Weiber ſchleppten Betten und Lacken herbei, und bereiteten auf dem beſten Wagen Sitze und ein bequemes Lager. „Bleibe bei der Herrin!“ ſchrie Trautmann Valtin zu: „Ich jage hinüber nach Eſtenfeld zum Junker Karl von Grumbach,“ und kaum geſagt, ſo ſaß er ſchon auf einem Gaul und flog ohne Sattel und Bügel dem benachbarten Edelhofe zu, durch welchen damals die Heerſtraße führte.

Im Schloſſe ging es noch darunter und darüber. Der pöbelhaften Rotte gefiel es, ihr Müthlein an eines verhaßten Edelmanns Habe zu kühlen; ſie brachen in die Harniſchkammer, und beluden ihre nichtsnutzigen Geſtalten mit ritterlichem Prunke, mit den Waffen der Ahnen, mit der Krieges- und Siegesbeute eines alten und ſtolzen Geſchlechtes.

Beim Beginn dieſes unerhörten Einfalles ſtand Anna, der Gegenwart ganz entrückt, lange an derſelben Stelle im Garten, bis einige dieſer Söldner des Biſchofs von Würzburg ihrer anſichtig wurden, und, erſt von ihrem Anblick erſchreckt, glaubten, den Schutzgeiſt der Burg in bleicher Matronengeſtalt zu erblicken, dann aber, als ſie endlich wahrnahmen, es ſey ein lebendes Weſen, das ihnen hier furchtlos und theilnahmlos begegne, ſchrie jener Anführer, Zaun, ſeinen Raubgeſellen zu: „Heda! Ein ſchöner Schatz! Ein Engel aus der Rumpelkammer!“

Dieſe rohen Worte brachten in der Irren die Ideenaſſociation mit einem frühern Ereigniß hervor, und ſie rief die frechen Landsknechte an: „Den Schatz? Sucht Ihr den Schatz? Seinen? Meinen?“

„Das iſt uns all eins, Jungfer Trud, Urſel, oder wilde Bertha, wie Sie nun heißen mag, ſeinen Schatz — des Grumbachs Schatz wollen wir! Wo iſt er verſteckt?“ ſchrie Zaun.

„Nennt ihn nicht! Ich nenne ihn nie!“ ſprach ſie tonlos, und winkte mit einer ſo ernſten Hoheit, ihr zu folgen, und ihr Winken war von einem ſo unausſprechlichen geiſterhaften Blick begleitet, daß unwillkührlich die Knechte ſchauderten, ſtiller wurden und der hohen Geſtalt willig folgten, die zum Hauſe hineinſchritt, die Wendeltreppe hinan, oben durch Staubwolken, über Trümmer und Scherben, und gar nicht auf den Zug Geſindels achtete, das droben auf der ſchmalen Gallerie ihr lärmend entgegen kam, beladen mit Frauenſchmuck und Gewändern, mit dem Bettchen der kleinen Urſula und ihren Kleidchen, ja mit des Kindes Spielzeug, mit Küchengeräth und Hausrath, wie planloſer Frevel eben das alles errafft hatte. Nach Beute, nach Gold, nach unermeßlichem Reichthum gierig, folgte Zaun und deſſen Gefährten Annen, bis ſie an der vermauerten Thurmöffnung ſtehen blieb und auf dieſe deutete.

„Ha, friſch zugemauert! Brecht auf! brecht auf!“ ſchrien die Geſellen in wilder Freude und ſpähten umher nach Werkzeug, machten ſich gleich auch mit Schwertern und Dolchen an das Geſchäft, traten und drückten, und vereintem Bemühen widerſtand die dünne Backſteinwand nicht lange. Sie krochen in das dunkle Gewölbe, ſie zerrten an das Licht des Tages, was ſie fanden, das Meſſing, das Zinn, die Felle, den Plunder; es wurde ein Krachen gehört, ein ſchwerer Fall, noch einer, noch einer; mit verſtörtem Geſicht kamen ſie heraus, doch nicht ſo viele, als hineingekrochen waren; dieſe ſpähten zornig nach ihrer Führerin, ſie war verſchwunden.

„Ein Teufelsgeſpenſt war's!“ keuchte einer der Knechte. „Ich dacht' es gleich, daß es ohne ein Paar Hälſe nicht abgehen würde! Seid ſtill! ſchweigt ſtill davon, und macht, daß wir noch etwas Beſſeres erhaſchen!“ Eilend flohen die Entſetzten aus der Nähe des alten Thurms hinweg.

Mit verſtörtem Blick, mit aufgelöſtem Haar, unbekümmert um alles, was vorging, wandelte Anna einem Bächlein entlang zwiſchen den Weinbergen hin, und dem Gramſchatzer Walde zu. Bauern, die ihr begegneten, entſetzten ſich vor ihr und kreuzigten ſich. Sie glich ganz einem ruheloſen Geiſt, wie der Glaube des Volks ſolchen denkt und ſchildert.

Der Wagen mit den Flüchtlingen fuhr langſam über Maidbrunn nach Burggrumbach zu, unverfolgt, denn die Plünderer hatten noch zu thun, von den Thüren Schlöſſer und Riegel zu brechen, alles Getäfel zu zerſchlagen, und es fehlte der völligen Verwüſtung endlich nichts mehr, als das Feuer. Von der Burg wandte ſich die Rotte zu Kemnaten, Oekonomiegebäuden und Stallungen, plünderte und zerſchlug Schiff und Geſchirr, trieb das Vieh heraus, und hätte ſicherlich auch Feuer angelgt, wenn nicht die Einwohner des Fleckens mit augenblicklichem Todtſchlag jedem gedroht hätten, der ſolches wagen würde. Die Plünderung und Verwüſtung konnten ſie nicht hindern.

Die Flüchtlinge hatten den Wald im Rücken, und die weite Flurebene erreicht, da rief Kordula, die neben dem Wagen herging, plötzlich aus: „Allmächtiger Gott! in Burggrumbach brennt's!“ und erſchreckte durch dieſen Ruf die jammernden Frauen, denen die Sorge um das Schickſal der irren Verwandten centnerſchwer auf dem Herzen lag, aufs Aeußerſte. Dichter dunkelbrauner Dampf wälzte ſich langſam zum blauen Himmel empor, von Flammen durchlodert, und bildete einen ſchaurigen Kontraſt gegen den reinen, ſommerhellen Horizont.

„O Vater der Wittwen und Waiſen!“ ſchrie im verzweiflungsvollen Gebet Anna von Grumbach: „Höre mich, höre mich! Bin ich doch gleich einer Wittwe, und den Waiſen gleich ſind meine Kinder! Verlaſſen, o verlaſſen, von jedem Schutz! Zeige uns Armen ein Aſyl. O Herr Gott, Du biſt unſre Zuflucht für und für!“ —

Der Fürſtbiſchof hatte Befehl gegeben, alle Grumbachiſchen Schlöſſer und Höfe zu plündern und zu verheeren. Er ſuchte auf dieſe Weiſe im Sinne des gegen Albrecht vereinten Fürſtenbundes zu handeln, nicht denkend an die Richterinnen Geſchichte und Nachwelt, deren ewigklarer Blick eine Sonderung macht zwiſchen Geboten der Kriegspflicht und den Handlungen ſelbſtſüchtiger und rachſüchtiger Gelüſte.

Anna von Grumbach fand in ſo banger Lage mehr Muth, Geiſteskraft und Geiſtesgegenwart, als auf dem Krankenbette daheim, und befahl dem Knecht

Hill, den Wagen wieder gerade nach der Heerſtraße und ihrem Witthumshauſe zu Unterbleichfeld zu zu lenken; ſie hoffte in dem Orte, wo ſie gekannt war, wo ſie Vielen wohlgethan, mehr Schutz zu finden, als in der offnen Feldflur. Weinend gedachte ſie des fernen Gatten, wenn der ihr Unglück wüßte, ihrer vielen Verwandten und Freunde, von denen auch keiner helfend jetzt zur Hand war, keiner ahnen konnte, was ihr begegnete. Der junge Grumbach zu Eſtenfeld ließ augenblicklich ſatteln, als Trautmanns Hülferuf an ihn erging, und ſprengte nach Rimpar hinüber, zu ſpät; er konnte nichts mehr retten helfen, die Raubrotte war durch ſpäter hinzugekommene Geſellen zu Roß und zu Fuß noch verſtärkt worden, und ſetzte ihre Plünderung im Flecken fort, während einige Beauftragte einen Wagen voll Raub beluden, um ihn auf Befehl nach Würzburg zu führen. Voll Angſt um die Edelfrau, voll Angſt um Sophia, an welcher ſeine glühende Neigung hing, trieb der Junker ſein Roß der Richtung nach, die ihm von den Einwohnern bezeichnet wurde, und war ſo glücklich, den Wagen einzuholen, in dem Augenblick, als den armen Frauen aller Muth gänzlich erlöſchen wollte, denen er wie ein Troſtesunterpfand, wie ein Bote Gottes erſchien, von welchem die Schrift zeugt: „Rufe mich an in der Noth, ſo will ich dich erretten, ſpricht der Herr.“

Trautmann aber blieb in Rimpar voll Angſt zurück, als er erfuhr, daß Fräulein Anna nicht mit geflüchtet ſei; er rannte umher, fragte, ſpähte, durchlief das öde, verwüſtete Haus, und erhielt erſt ſpät und nach langem fruchtloſen Suchen Kunde, daß eine anſcheinend irre Perſon Wanderern auf dem Wege nach dem Walde zu begegnet ſei, worauf er ihr alſobald nacheilte, wohl ahnend, welchen Pfad im Walde ſie eingeſchlagen haben möge. Anna ſaß auf Florians bemooſtem, mit welken Kränzen überdecktem Hügel, und ſang, ihren Leib taktmäßig hin und wieder wiegend, wie eine Blume, die der Wind bewegt, und ihre Linke auf das Herz gepreßt, eintönig und wiederholend ihre Lieblingsworte:

„Im Walde Gramſchatz ſchlaft mein Schatz,
Aber mein Gram wacht ohn' Ende hier.“

In den Nachmittagsſtunden zog der Fürſtbiſchof in voller ritterlicher Pracht, ſeiner Würde als Herzog von Franken gemäß, auf muthigem Roß ſtolzirend, dieſelbe Straße, begleitet von einer großen Zahl der Räthe, Hofherren und Hofjunker, gefolgt von einigen Fähnlein biſchöflicher Wappner. Es glitt ein triumphbewußtes Lächeln über ſein breites, rothes Geſicht, als er unterwegs vernahm, wie pünktlich ſein Geheiß zu Rimpar vollzogen worden.

„Grumbach wird ſchimpfen und ſpucken,“ ſprach im Weiterreiten Melchior Zobel zu ſeinem nächſten

Gefährten, dem bejahrten Rotenhan: „aber das kann ihm alles nichts helfen, denn wir ſind Herr und unſer iſt das Recht. Es muß ein Beiſpiel gegeben werden für Andre, die ſich etwa auch möchten gelüſten laſſen, ihre Lehenspflicht zu brechen, wie dieſer ſchändliche Mann. Willig und ungezwungen hat er aufs Neue die Lehen vom Stift genommen, und ohne Erlaubniß, ohne Verwahrung, ohne Aufkündigung iſt er von dannen gezogen zu dem Erzfeind des Reiches, der ſchlimmer iſt als der Türke, ihm zu dienen auf landſchädliche Weiſe.“

„Ich fürchte, Herr Biſchof,“ nahm Martin von Rotenhan wohlmeinend das Wort: „Ihr ladet Euch einen ſchlimmen Handel auf, der dem armen Volk beſchwerlich genug werden wird. Ihr kennt des Statthalters Hitze, auch ſeinen Anhang, — es kann böſe Folgen haben.“

„Ich will der Hyder den Kopf abhauen!“ rief der Biſchof mit Leidenſchaft. „Man fährt nicht aus einem Himmel in den andern! Ich will einmal durchfahren, ich will, ich will! Ich habe das Recht in Händen.“

„Grumbach wird über Landfriedensbruch klagen!“ bemerkte Rotenhan, aber der Biſchof entgegnete lachend: „Den hat er ſelbſt oft genug verwirkt; wir haben uns verwahrt durch einen Brandbrief, und unſre Pflicht drängt uns, zum Schutz unſrer armen Unterthanen, die Grumbachiſchen Raubneſter zu zerſtören, wie ſie ſind. Haſt Du nicht vorhin geſehen und gehört, was man in des Räubers Höhle gefunden? Kaufmannsgut in Menge, ſogar Spielkarten, aber auch Vaſa ſacra! Taufſchüſſeln und Abendmahlskelche! O, es wird noch mehr an den Tag kommen. Noch lebt in aller Leute Mund die Kunde, und wird ſich durch die nachkommenden Jahrhunderte fort erben, daß um Rimpar her tiefe Fallgruben angelegt worden ſind, in welche die arglos des alten Weges ziehenden Kaufleute ſtürzen mußten, die dann beraubt wurden. Ich muß lachen, denke ich dieſes tollen Hundes, dieſes Grumbach, der immer auf ſein Recht pocht. Das Fauſtrecht iſt ſein ganzes Recht, ſein und ſeiner Geſellen, und ich will nicht ſelig ſterben, bringe ich ihn nicht ganz und gar aus dem Stift. Auch dem Wilhelm von Stein, der nicht minder des Stifts treuloſer Lehensmann iſt und dem Feinde als Brandmeiſter dient, wollen wir noch an den Kragen kommen.“ —

Der treue Rath Rotenhan ſchwieg. Einige jüngere Edle, die dem Biſchof nahe ritten, und ſeine Aeußerungen vernahmen, Baſtian Lichtenſtein, Karl von Redwitz, Wolf von Krailsheim und Wolf Karl von Wenkheim, warfen einander bedenkliche Blicke zu, mißbilligend das Haupt ſchüttelnd, beſonders unlieb war dem Ritter Krailsheim des Biſchofs Rede, denn er war ein Freund der Grumbachiſchen Familie.

Andre aber, und unter ihnen Georg Ludwig von Sainsheim, Fuchs von Wonfurt und der Hofherr Georg Lichtenſtein, pflichteten ihrem Herrn bei, und äußerten ſich wider Grumbach, und der Letztgenannte vergaß ganz und gar, was er in ſeiner Jugend Freundliches und Liebes von dem Statthalter und ſeinem Haus empfangen.

Der Zug des biſchöflichen Gefolges langte in Unterbleichfeld an, und ſah ſich gehemmt durch einen Auflauf des Volkes, welchen das Eintreffen der Flüchtlinge veranlaßt hatte. Karl von Grumbach hatte ſich ritterlich gegen die Frauen bewährt und in dem hingebenden freundlichwehmüthigem Blick Sophias einen hohen Lohn gefunden, während für die Bequemlichkeit der Edelfrau in ihrem Hauſe durch die Familie des Vogts alles Nöthige gethan wurde. Kaum wurde dem Junker kund, daß der Biſchof durch den Ort ziehe, ſo eilte er, ſein Pferd zu beſteigen und ihm entgegen zu reiten. Sein verſtörter und ängſtlicher Blick ſuchte ſich den Ritter Krailsheim aus der Menge der Begleiter, und ihm flüſterte er haſtvoll die Kunde des Geſchehenen zu, die jenen mit Schreck und Theilnahme erfüllte. Krailsheim ritt alsbald zum Biſchof heran, bat um Gehör, klagte ihm, wie jene Rotte zu Rimpar verfahren und flehte um fürſtlichen Schutz für die adeligen Frauen. Der Biſchof runzelte die Stirn und zuckte mit den Achſeln, indem er ſprach: „Es iſt mir leid um die Frau, lieber Krailsheim. Gehe und tröſte ſie von unſertwegen aufs Beſte. Mein Wille ſei nicht, daß ihr Wehe geſchehe, aber es iſt Krieg, und leider hat ihr ſchlimmer Eheherr noch Härteres verwirkt. Sage ihr, ich ließe in Treuen rathen, in ihrem Leibhaus hier in Unterbleichfeld nicht zu bleiben, denn das Braunſchweigiſche Kriegsvolk iſt im Lande, und ſelbſt unſre Söldner ſind alle aus der Familie Schnapphahn; leicht kann der Kriegstrubel ſie ſchädigen. Die Frau von Grumbach kann ſich ja zu ihrem Vetter, Kunz von Hutten, begeben, oder zu ihrem jüngſten Schwäher, Wolf von Bellberg, auch ſteht ihr ja in Würzburg der Hof Grumbach offen, wohin wir derſelben gnädiges Geleit nicht verhalten wollen. Sie ſoll nicht ſagen, wir rächten an ihr und ihren Kindern die Schuld ihres böſen Mannes. Wenn es ihr nicht gefällt an den Orten, die ich ihr vorſchlagen laſſe, ſo wollte ich viel lieber ihr ein Gemach auf dem Frauenberg einräumen, als die gute Frau Roth leiden laſſen.“ —

Krailsheim trat mit Karl von Grumbach in Begleitung noch zwei anderer Räthe in das Schloß der Edelfrau, und hinterbrachte ihr mit freundlichen Worten des Biſchofs gnädige Vertröſtungen. Die Kranke ſeufzte tief und ſchmerzlich, und zwei große Thränen rollten über ihre gramgebleichten Wangen. „Ich muß meine Sache in Gottes Hand geben,“ erwiederte ſie auf den Antrag. „In die zwei Jahre bin ich armes Weib krank und bettlägerig, wo ſoll ich hin in meiner Schwachheit? Wo ſoll ich Zuflucht finden, wenn ich nicht ſicher bin in meinem Eigenthum, meinem Leibgedinge? Soll ich im Lande umherfahren, wie eine Bettlerin, und vor fremden Thüren anklopfen, ich, die Haus und Habe hat faſt in allen Orten in der Runde? Mich nimmt Wunder, daß der gnädige Biſchof mir nicht gebietet, nach

Maidbrunn zu gehen, es iſt ja auch von Rechtswegen meines Mannes Beſitzthum! O Grumbach, Grumbach, mein Gemahl, wüßteſt Du, wie es Deiner treuen Hausfrau ergeht! Fragt doch den Biſchof, warum wir ſo ſchandbübiſch in Rimpar überfallen worden? Statt mir Schutz und Hülfe zu geben, werde ich auch hier vertrieben? Ich will nicht nach Würzburg, ich will nicht zu Bellberg, aber ich will mein Haus und Hof mit dem Rücken anſehen, ich will von dannen, und in Gottes Schutz mich und meine Kinder befehlen. — Warum wird mir gedroht mit Herzog Philipp von Braunſchweig? Gewiß iſt dieſer junge Herr ſo fürſtlichen Gemüthes, daß er ehrbare Frauen, Jungfrauen und zarte Kinder nicht ſchädigen läßt, gewiß ſind Ritter in ſeinem Gefolge, des adeligen Namens werth. Sagt dem Biſchof, ich ginge ſchon und ließe mein Haus und Hof, meine Unterthanen und Ländereien in ſeinem Schutz, den ich für meine Perſon nicht anſpreche. Er wird thun, was er verantworten kann."

Anna von Grumbach ſprach dieſes zwar mit Anſtrengung aller ihrer Kräfte, aber doch ruhig und gefaßt, mit edler weiblicher Würde, und jener Standhaftigkeit, die im Unglück oft die Schuldlos-leidenden erhebt, die Gemüther kräftigt und ſie ermuthigt, böswilliger Anmaßung die Ruhe des Bewußtſeins und eines großen Herzens entgegenzuſetzen.

Krailsheim rieth ihr jedoch freundlich an, ein Geleit zu erbitten, ſie möge ziehen, wohin ſie wolle, damit nicht räuberiſchumherſtreifende Landsknechte ſie in Bedrängniß brächten, und ſie erlaubte ihm, für alles, was er für ſie gut fände, Sorge zu tragen.

Er that es redlich, und am andern Morgen verließen die Frauen auf einem Wagen, darauf auch die kleine Urſula ſaß, unter dem lauten Weinen der Bewohner und deren Segenswünſchen den Ort Unterbleichfeld, und fuhren nach Kitzingen. Da der beſſere Weg über Würzburg führte, auch die Edelfrau aus ihrem Hofe in Würzburg noch manches mit ſich nehmen wollte, ſo befahl ſie, am Hofe Grumbach anzuhalten. Als ſie dieſem nahte, ſah ſie mit tödtlichem Schreck, daß alle Thüren erbrochen, alle Fenſter eingeſchlagen waren, das Haus rein ausgeplündert, zum Theil niedergeriſſen. Die Kinder auf der Straße hatten Fahnen aus den Kalendern gemacht, in denen Grumbach den Stand der Geſtirne las. Sophia brach in lautes Weinen aus, in welches Kordula einſtimmte, Anna von Grumbach verhüllte ſchweigend ihr Haupt, ſelbſt der Knecht Hill weinte Thränen des Grimms über den Gräuel der Verwüſtung.

„Das kommt alles von einer Hand und aus einem Herzen,“ ſprach die Herrin. „Weinet nicht!“ und leiſe ſeufzend entquoll der gequälten Bruſt die Klage: „O mein Vater! Könnteſt Du ſehen, was ich leide! Vielleicht träte Deine Fürbitte an den Thron Gottes, und lenkte einen Strahl ſeiner Gnade auf mich.“ — Schon ſammelte ſich das

Volk um den Wagen, theils ſchadenfroh, theils bedauernd. Anna wollte ihm kein Schauſpiel tiefſter Erniedrigung geben, und ließ eilig weiter fahren. —

Die Markgräfliche Beſatzung vertheidigte in Verbindung mit der Bürgerſchaft Schweinfurt eben ſo wacker, als hartnäckig, gegen das Belagerungsheer unter dem Oberbefehl des Herzogs Philipp von Braunſchweig, welches durch die Schaaren, die der Biſchof von Würzburg ihm zuführte, noch verſtärkt wurde. Am St. Veitstage donnerten 736 Schüſſe aus großen Kanonen nach der Stadt, aber auch die Beſatzung feierte nicht, und that den Belagerern beträchtlichen Schaden.

Herzog Philipp und Biſchof Melchior ſaßen in einem Bauerngehöft zu Oberndorf, um welches ſich auf der grünen Aue im Angeſicht der Stadt die Zeltreihen breiteten, mit mehrern Führern und den Angeſehenſten ihres Gefolges wohlgemuth bei einem ſtattlichen Feſtmahl, das der Biſchof dem Herzog zu Ehren gab. Dieſer hatte an der Belagerung kein Wohlgefallen, es war, als wenn trübe Vorahnungen ihn ergriffen, er ſprach dem Becher weniger zu, als ſein geiſtlicher Wirth. „Ich kann,“ ſprach er, „mit meinem Volk wohl noch ein Vierteljahr hier müſſig liegen, während meine Verwandten im Vaterland meinen Dienſt entbehren, und was iſt's für ein Gewinn, wenn ich Schweinfurt erobere? Es iſt eine Reichsſtadt; laſſe ich mein Volk plündern, oder wird ein wenig gebrannt, ſo wird Kaiſer und Reich zu Hülfe gerufen. Möchte nicht lange hier liegen, obſchon Ihr mich mit guter Verheißung erfreut, und mir die Hälfte aller Grumbachiſchen Güter zum Geſchenk gemacht.“

„Hoho, mit Gunſt Euer Liebden!“ rief der Biſchof und erhob den vollen Pokal. „Was Reich, was Kaiſer! In zwölf Tagen, längſtens in vierzehn, iſt dieſer Schweineſtall gewonnen. Es iſt nicht feſt, das Reichsneſt, und kann ſich nicht halten. Wir nehmen es, wir nehmen es mit Sturm. Geliebt es Euch, ſo reiten wir gleich einmal nach der Tafel in die Schanze, ich habe jetzt einen ganz vortrefflichen Leibhengſt, der Euer Liebden wohl gefallen wird. Wäre das, ſo iſt er Euer!“

Melchior ſprach noch, als in der Stadt ſechs Schüſſe mit einemmale knallten, drei Schlangen und drei Singerinnen ſandten glühende Grüße. „Tafelmuſika!“ ſcherzte der Herzog, aber kaum war das Wort aus ſeinem Mund, ſo flogen links und rechts die Kugeln in und um das Haus, das Dach praſſelte, Gebälk krachte, im Hofe entſtand lautes Geſchrei der Stallleute, — der ſo eben gerühmte Leibhengſt war getroffen und todt.

„Ei ei, das ſind böſe Kriegsmänner in der Stadt,“ ſprach der Herzog zu dem bleich gewordenen

Biſchof. „Sie wollen nicht leiden, daß wir uns auf das große Pferd ſetzen.“ — Die Fürſten ritten nicht in die Schanze, doch ward viel zugerüſtet zu einem Sturm, man brach die Zäune um Oberndorf ab und belud Wagen damit. Ein Bäuerlein fragte, was es denn werden ſolle mit den Zäunen? und es ward ihm zur Antwort gegeben, damit ſolle zum Sturm der Stadtgraben gefüllt werden. Drauf rief das Bäuerlein lachend: „Potz Marter! Und wenn ihr das ganze Spittelholz dazu nehmt, ſo reicht es nicht, die Stadtgräben zu füllen.“

Dieſe Rede ward dem Herzog gleich hinterbracht, er ließ den Bauer rufen, und erfuhr, daß nicht einer, ſonder zwei Stadtgräben ſeien, und der innere von außerordentlicher Tiefe. Da wandte ſich der Herzog unwillig zu dem Biſchof, und ſagte: „Jetzt hörten es Euer Liebden; der Schweineſtall, wie Euch beliebt, dieſe Stadt zu nennen, iſt feſter verwahrt, als Ihr denkt. Zieht ab, zieht ab! Pfaffen ſollten blos ihrer Chorröcke warten.“

Ein Eilbote ward dem Herzog gemeldet. Er empfing Depeſchen, las ſie, und über dem Leſen verfinſterte ſich ſein Geſicht. „Wie ich's gedacht, ſo geſchieht's,“ ſprach er zu Zobel. „Ich muß von dannen; Kurfürſt Moritz ſchreibt, ich ſolle hier außen die Sachen laſſen, wie ſie wären, und mit meinem Volk ſo eilend als möglich kommen, Albrecht hat ſich mächtig geſtärkt; es iſt Gefahr im Verzug. Sehet nun zu, Herr Biſchof, was Ihr ohne mich vermögt. Ich hab' es gleich geſagt, es hat mir geahnet, es werde ſo kommen!“

In das Belagerungsheer kam raſche Bewegung, am andern Morgen war es von der Aue hinweggeſchwunden; der Biſchof fühlte nicht den Muth, die Belagerung fortzuſetzen, er zog auch ſeine Schaaren zurück und legte ſie in die Dörfer und Orte der Umgegend, wo ſie hauſten, wie in Feindes Land. Bei dieſer Gelegenheit wurde der Grumbachiſche Ritterſitz in Unterbleichfeld geplündert und verwüſtet, nicht minder neben Rimpar, Hohenrod, Dippach, Berchtheim und Puſensheim, in welchen Orten allen Grumbachiſche Beſitzungen lagen. Der Biſchof gab dabei ſtrenge Befehle an ſeine Amtleute, alle Grumbachiſchen Lehens-Unterthanen ihrer Pflicht gegen den Ritter und die Seinen loszuzählen, und für das Stift neu in Pflicht zu nehmen. —

Die Gegend um Schweinfurt ſtand harte Noth aus. Landsknechte und Bürger fielen vereint aus der Stadt, marodirten und preßten Bauern Hab und Gut ab, wodurch eine Erbitterung entſtand, die zu manchem blutigen Frevel führte. Und was auf dem Lande nicht von den Städtern und der Beſatzung geraubt wurde, das raubten die biſchöflichen Söldner, welche das Land beſchützen ſollten.

Zu dieſer Zeit bedeckten Heeresmaſſen die Gefilde zwiſchen Braunſchweig, Hildesheim und Hannover, und immer drohender rückten die Schaaren der Verbündeten gegen die des Markgrafen von Brandenburg, welcher jedoch lange Zeit eine Schlacht vermied, obgleich er über mehr Fußvolk gebot, als ſeine Gegner. In einer tiefen, rings mit Waldungen umgebenen Niederung, der Peinaer Bruch genannt, zwiſchen Peina und Sievershauſen, ſchlug Alcibiades zuletzt ſein Lager auf einem nur ſchwer angreifbaren Terrain. Er war guter Dinge, denn es war ihm Kunde geworden, daß ſein Heer abermals mit drei Geſchwadern Reiter aus den Niederlanden ſich vermehre, welche Grumbach ihm zuführte.

Die Geſchwader trafen am 8. Juli ein, und erhitzt von einem anſtrengenden Ritt, von verwildertem Ausſehen durch die weite Reiſe, begrüßte der Statthalter ſeinen Herrn. Dieſer trat ihm mit vollem Becher entgegen, dankte für Grumbachs eifriges Bemühen, und ſagte bald darauf: „Du findeſt nicht die beſte Nachricht von Hauſe vor, Wilhelm. Nimm ſie ruhig hin und harre Deiner Zeit.“

„Was iſt's, mein Fürſt?“ fragte Grumbach, unangenehm überraſcht. Er empfing die Schreiben der Seinen, welche Hill überbracht, er öffnete, er las. Als er geleſen, reichte er ſie wortlos dem Markgrafen hin. Dieſer las ebenfalls, ſtieß Flüche aus, ſeiner Theilnahme Luft machend, und rief: „Was ſagſt Du? Was thuſt Du?“

„Ein Andrer als ich würde wüthen und toben,“ erwiederte mit dem Lächeln ſchmerzlichſter Reſignation der Statthalter: „und dadurch die Sache um kein Haar beſſern, keinen verbrannten Halm erſetzen. Ich will ſehen, wie lange die Langmuth Gottes dauert, und die Langſamkeit des Reichskammergerichts.“

„Euerm Rath will ich folgen und meiner Zeit harren. Kommt aber dieſe Zeit,“ fügte Grumbach, unwillkührlich heſtiger redend, hinzu: „o dann will ich mit Frohlocken dieſem meineidigen Biſchof das Herz aus dem Leibe kratzen!“

Grumbach bezwang ſich, noch mehr zu ſagen. Der Fürſt nöthigte ihn zum Beſcheid thun, er trank, trank viel, mit Albrecht um die Wette, und dann entſchlief er, überwältigt von der Macht des Weines.

Es kam eine jener wunderbaren Sommernächte, die ſeltſam auf das Gemüth der Menſchen einwirken, deren unerklärliches, magiſches Walten noch nicht erforſcht iſt. Der Himmel ward faſt jede Minute einmal von phosphoriſchem Leuchten überlodert, und doch hörte man keinen Donner. Wohl aber hörten die Knechte auf der Wacht rund um das Lager ein ſeltſam Getön in den Lüften, faſt wie Wehgeſchrei vieler Menſchenſtimmen, und wie Roſſegewieher aus einer unermeßlichen Ferne; wohl ſahen ſie Wolken gelagert um den Vollmond, anzuſehen wie Reiterſchaaren. Einer theilte das dem andern mit, und bald drang die Nachricht in alle Zelte. In einem derſelben lagen die Diener Grumbachs, Kretzer, Michel Fäuſtlein, Jlſenn, der Reitſchmied, und Jörg Wetzell, der Poet, den die immerwährenden Züge das Gepräge eines knorrigen, ſchier unverwüſtlichen Kriegsknechts aufgedrückt hatten, deſſen Geſicht immer faltenreicher wurde, während ſeine Laune ihm ſo treu blieb, wie ſein Durſt. Schlafend und ſchwer zu erwecken, war der alte Valtin Hill dieſen zugeſellt, der die ſchlimmen Botſchaften gebracht. Um Mitternacht waren aber alle Zeltgenoſſen munter, auch Moritz, der in einem andern Gezelte ruhte, war zu ihnen getreten, und es kamen Geſpräche auf, die mit den räthſelhaften Erſcheinungen der Nacht im Einklang ſtanden.

„Es wird bald zur Entſcheidung kommen,“ ſprach Hill. „Auf dem Wege hierher hab' ich Manches gehört, was unglaublich klingt und doch wahr iſt. Da und dort hat es ſtarke Anzeigen gethan. In Braunſchweig hat es in der Nacht durch alle Straßen gewimmert, ohne daß man Jemand geſehen, der Urſache ſolcher Wehklagen geweſen; ich hab's ſelbſt gehört, als ich die letzte Nacht dort in Herberge lag. In Berlin iſt von einer Statue des Kurfürſten von Sachſen der Kopf plötzlich abgefallen, ohne eines Menſchen Zuthun; Kinder, das bedeutet nichts Gutes!“

„Nichts Gutes?“ fragte Fäuſtlein, und zog ſein breites Geſicht fletſchend auseinander. „Wenn es was bedeutet, ſo iſt's Gutes, für uns nämlich, für unſern Herrn, Sieg über den Sachſen, Sieg über die Braunſchweiger, und darauf muß einmal getrunken werden!“

Die Becher klirrten aneinander, und Hill ſprach weiter: „Auf meinem Hierherritt hab' ich mit eignen Augen geſehen, daß auf Gras und Blümlein ganze Strecken weit die rothen hellen Blutstropfen ſaßen, wie darauf geſpritzt, daß mir oft ein Schauer ankam; auch ſoll zu Kloſter Walkenried des Kurfürſten

Harniſch, der dort hing, plötzlich von der Wand gefallen ſein, des Mittags, als der Abt an der Tafel ſaß. — Auch um Leipzig hat es Blut geregnet."

„Brr, Du biſt ein alter Unk! ein Leichhuhn, ein Vogel Kreideweiß!" ſchalt Kretzer, ſich ſchüttelnd und wieder nach dem Becher greifend, aber der unermüdliche Alte, einmal im Zug, ließ ſich nicht abhalten, mit bedenklichen Mienen weiter zu ſprechen, da er wahrnahm, daß er noch genug willige Hörer fand.

„Selbſt die Thiere ſind wüthig auf einander," fuhr er fort: „wie immer zur Zeit ſchwerer Kriegsplagen. Niemals gab es ſo viele tolle Hunde und —"

„Selbſt zum Toll werden, das aberwitzige Geſchnatter!" fuhr unterbrechend Jörg Wetzells Stimme darein. „Wißt ihr nichts Geſcheidters aufzutiſchen? Habt Acht, morgen Abend ſinge ich euch ein neues Lied, wenn mich nicht von drüben eine Nachtigall oder Singerin mit grober Stimme verſtummen macht."

„Wo Gott vor ſei und mein Schutzpatron, der heilige Michael! Darauf muß einmal getrunken werden!" rief Fäuſtlein, und bald zu dem, bald zu jenem naheliegenden Gegenſtand wandte ſich das Geſpräch der Knechte, während dem Moritz ſich flüſternd eines Auftrags ſeines Herrn an Kretzer entledigte. „Satteln, heimreiten, — alles gut," murmelte dieſer, mit dem Oberleib ſich auf dem Feldſeſſel wiegend, „wäre nur das Morgen, oder vielmehr das vertrackte Heute, denn Mitternacht iſt vorüber — vorbei. Ich gäbe was drum! Der alte Hutzelmann hat mir eine Furcht in das Herz geſchwatzt.“

Als der Morgen des neunten Juli anbrach, ſchien es noch keineswegs, als ſolle der Tag ein blutiger werden. Heroldboten ritten von einem Lager zum andern unter friedlichem Geleit; die entzweiten Parteien pflogen gütlicher Verhandlungen, und der Mittag kam heran, ohne daß von einer Seite ein Befehl zum Angriff erfolgt wäre, doch ſtanden die Krieger in Rüſtung.

Das Lager des Kurfürſten und ſeines Hauptverbündeten, des Herzogs Heinrich von Braunſchweig, beherrſchte ein ausgedehntes Feld, welches ſich ziemlich hoch über den niedrigen Peinaer Bruch erſtreckte; dieſe günſtige Lage wurde aufgehoben durch die mehr ſichere, durch Waldung und Verhaue eingefriedete, theilweiſe von Moorflecken gedeckte, des markgräflichen Lagers. Der Flaſche eifrig zuſprechend, ſaß Albrecht mit ſeinem Verbündeten, Herzog Erich von Braunſchweig, im Kreiſe der Hauptleute beim Mittagsmahl. Auch Grumbach nahm Theil, aber er war verdüſtert, einſilbig, ſeine Gedanken weilten in der Heimath.

Abermalige Depeſchen wurden geſandt; neue Vertragsanerbietungen, die aber nicht viel weniger waren, als Aufforderungen zur Unterwerfung, Albrecht blickte wild, der Wein wirkte in ihm aufregend, Streitluſt weckend. Er fixirte den Boten, einen ſächſiſchen Edelknaben, lange, dann ſprach er leiſe fragend zu ſeinem Statthalter: „Schlagen wir los?“ Grumbach knirſchte wie im Selbſtgeſpräch der Geiſtesabweſenheit: „Schlagt zu! todt! alles todt!“ Vor ſeinem innern Auge mochte wohl der Biſchof ſtehen. Albrecht aber riß den Brief, den er erhalten, mitten von einander und rief jenem Boten zu: „Du biſt der Nämliche, der mir ohnlängſt den Abſagebrief meines treuloſen und meineidigen Freundes, Deines Herrn, überbracht. Was ſprach ich damals zu Dir? Ich ſprach: Sage **Deinem Herrn**, er habe mich **dreimal verrathen**, mir dreimal Treu und Glauben **gebrochen**. Zum viertenmal thut er's jetzt, da er mir den Abſagebrief ſchickt. Wohlan, wir wollen uns mit einander meſſen! So ſprach ich, ſo ſpreche ich wieder. Geh mit Gott und ſei wohl geleitet!“

Mit dieſen Worten händigte Albrechts ſtolze Freigebigkeit dem Abgeſandten eine ziemliche Anzahl Goldſtücke ein, befahl ihn ſeinen Rittern zu ſicherm Geleit, und ſandte dem Kurfürſten ſtatt ſchriftlicher Antwort, ein Paar rothe Fähnchen, zum Zeichen der Herausforderung, und kommandirte zum Angriff. Ein furchtbarer verderblicher Kampf entbrannte; da war an kein Aufrechthalten einer Schlachtordnung zu denken. Mann an Mann gedrängt, ſah man bald nur rings ein wildes Schlachtgetümmel, überdeckt von Pulverdampf, übertäubt vom Donner der Kanonen, dem Gewehrfeuer der Hakenſchützen. Jeder der Kriegsfürſten führte ſelbſt ſeine Schaaren an, und kämpfte mit äußerſter perſönlicher Tapferkeit. Ueber die ganze Gegend zwiſchen Peina und Sievershauſen breitete ſich das Schlachten aus, daher haben dieſe beiden Orte ihre Namen zur erinnernden Bezeichnung dieſer geſchichtlich ſo denkwürdigen Schlacht gegeben. Der Tod hielt eine blutige Aernte; Albrecht verlor die Schlacht, aber die Sieger bezahlten ſchrecklich theuer ihren Triumph. Der Kurfürſt erhielt einen Schuß in den Leib, an dem er am zweiten Tage nach der Schlacht ſtarb; drei Herzoge, Philipp Magnus und Karl Viktor von Braunſchweig, ſo wie Friedrich von Lüneburg, blieben todt auf der Wahlſtatt, nicht minder ein geliebter natürlicher Sohn Herzog Heinrichs und der bekannten Eva von Trott, dem ſein jugendlicher Heldenſinn den ehrenvollen Beinamen Theuerdank erworben; auch vierzehn Grafen fielen.

Mit zerſchoſſenem Arm entrann Albrecht mit wenigen Begleitern nach Braunſchweig, der größte Theil ſeines Heeres wurde erſchlagen oder gefangen, unter den Gefangenen waren auch Wilhelm von Stein und drei Brüder von Mandelslohe. Albrecht verlor 64 Fahnen, 14 Standarten und 7000 Mann, ward auch im Getümmel ſelbſt einmal gefangen, wußte ſich aber wieder zu erledigen. Auf beiden Seiten blieben mehr als dreihundert Adelige, über viertauſend Leichen deckten die Wahlſtatt. Die Kunde von dieſer Schlacht erfüllte ganz Deutſchland mit Schreck und Erſtaunen, und manches Land mit Trauer, in manchem Herzen aber regte ſie auch Hoffnungen an. Der alte Braunſchweiger Herzog Friedrich kannte ſich nicht mehr vor Schmerz und Wuth über den Tod ſeiner Söhne. Er rief in tauſend Flüchen die Rache des Himmels auf Albrecht und ſeine Verbündeten herab. „Wäre der Markgraf gefangen behalten worden, ſo müßte er an die Weide gehenkt werden, unter welcher der Kurfürſt von Sachſen auf den Tod verwundet lag!“ Auch Grumbachs gedachte er dabei mit auflodernder Zorngluth und ſchwur: „Komme ich in das Würzburger Land, ſo will ich ſengen und brennen wie ein Teufel in des Grumbachs Gütern, und ihn ſammt ſeinem Volk verbrennen, und wenn der Biſchof ſelbſt mitten in ſeinen Schlöſſern ſäße.“ — Er wußte nicht, der beklagenswerthe Herzog von Braunſchweig, daß der Biſchof ihm bereits zuvorgekommen war. —

Die wichtigen Folgen dieſer traurigberühmten Schlacht, hauptſächlich für die Sächſiſchen Lande, ſind dem Geſchichtskundigen bekannt. Der Bruder des getödteten Kurfürſten, in welchem ein tapferer, heldenmüthiger, ſtaatskluger und ruhmreicher junger Fürſt geſchieden war, Herzog Auguſt zu Sachſen, nahm für ſich die Erbhuldigungen in Städten und Ländergebieten Moritzens ein, und beſtimmte, daß erſt dann, wenn ſeiner Erben keine mehr vorhanden wären, dieſe Länder an Herzog Johann Friedrich, den ehemaligen Kurfürſten, und deſſen drei Söhne übergeben ſollten, und bald darauf empfing er die Kurwürde. Johann Friedrich der ältere hatte zwar für ſich und ſeine Söhne, Johann Friedrich den Mittlern, Johann Wilhelm und Johann Friedrich den Jüngern, ſeine Anſprüche auf die Länder, deren er durch den Kaiſer und durch Moritz beraubt worden war, erneuert, ſich fortdauernd nach ſeiner Befreiung des kurfürſtlichen Titels bedient, und auf ſeine Münzen die Kurſchwerter prägen laſſen, doch der bekannte zu Naumburg aufgerichtete Vertrag vom 24. Februar 1554 regulirte ſeine Anſprüche, vermehrte die Grenzen ſeines Landes, bereicherte ſeinen Schatz um 100,000 Gülden und ſicherte ihm neben andern Reichstiteln auch den eines gebornen Kurfürſten.

Während unter den Fürſten wichtige Friedensverhandlungen gepflogen wurden, ſchwang der Engel des Friedens ſeine Palme noch lange nicht über das leidende Frankenland. Das Fränkiſche Bundesheer wüthete mit Mord und Brand in dem Lande Albrechts, im Bayreuthiſchen Unterlande, wie auf dem Gebirge, und belagerte zuletzt die Städte Bayreuth, Hof und Kulmbach mit der feſten Plaſſenburg, während der Biſchof von Würzburg Schweinfurt fortwährend im Auge hielt und bedrängte.

Das Glück der Schlachten und Siege verließ den gefürchteten Krieger Albrecht Alcibiades, aber ſein Muth verließ ihn noch nicht. Sein unermüdlicher unruhiger Geiſt ſann ſtets auf neue Subſidien, und oft, wenn ſeine Gegner ihn vernichtet glaubten, überraſchte er ſie an der Spitze eines Heeres, das wie hergezaubert, aus dem Boden gewachſen, erſtand. Sein gefürchteter Name war das Panner, das jene Söldnermaſſen unter ſich zuſammenſchaarte, denen die

Sache nichts galt, für die ſie in den Tod gingen, ſondern nur der Sold, wenn er baar und klingend ausgezahlt wurde, und die Ausſicht auf Plünderung und reiche Beute. Die kriegeriſche Perſönlichkeit des berühmten und zugleich verrufenen Feldherrn war es, die ihm ſo viele Tauſende von Streitern zuführte, und lebhaft tritt beim ernſten Ueberdenken ſeines Thuns und Geſchickes das Heldenbild eines ſpätern Kriegsfürſten vor das Auge, dem gleiche Sterne ſtrahlten.

Auf der Plaſſenburg ſaß immer noch gefangen der Herzog von Aumale; vergebens hatte er bisher reiches Löſegeld für ſeine Befreiung geboten; jetzt — war dieſes Geld willkommen. Der treueſte, eifrigſte Diener ſeines Herrn, Wilhelm von Grumbach, ritt Tag und Nacht mit den nöthigen Vollmachten, bis er auf der Plaſſenburg ankam, den Herzog befreite und von ihm die hohe Ranzion von 6000 Goldgülden empfing. Mitten durch das von Feinden überſchwemmte Land brachte er glücklich das Geld, und ſeinem Rufe folgten bald neue Truppen, und mit neuen Hoffnungen konnte der Markgraf ihn begrüßen. Den Gegner unterſtützten Nürnberg und die Biſchöfe, denen alles daran lag, den Markgrafen zu verderben, welcher ſich immer noch in Braunſchweig hielt.

Als Albrecht ſich geſtärkt fühlte, führte er ſein Heer aus der Stadt, ſtieß auf ſeinen wohlgerüſteten Feind, und ward abermals geſchlagen und zur Flucht nach Braunſchweig gezwungen. Der Herzog rückte nach und ſchlug ſein Lager vor Braunſchweig auf. Albrecht konnte ſich nicht länger behaupten, er entwich. Da am Tage vor der letzten Schlacht zwiſchen ihm und dem Hauſe Sachſen durch die Vermittlung des Königs Chriſtian von Dänemark und des Kurfürſten Joachim von Brandenburg ein Friedensvertrag unterzeichnet war, der ihm geſtattete, Kriegsvolk durch Sachſen zu führen, ſo gebot er dem Reſt ſeiner Truppen, ſich in Thüringen wieder zu ſammeln. Unvermuthet erſchien er mit ſeinen treuen Begleitern am 5. Oktober in Weimar am Hofe Johann Friedrichs, und ſah ſich von dieſem geprüften Fürſten und ſeinen Söhnen freundlich empfangen. Der geborne Kurfürſt war nicht ſo undankbar, zu vergeſſen, daß Albrecht Alcibiades es treu mit ihm gemeint, daß er mit zu ſeiner Befreiung aus des Kaiſers Haft den Bund mit Moritz und den damaligen Einigungsverwandten geſchloſſen, und er ſah ein, was Albrechts Gegner ſich gern ſelbſt verhehlten, daß der verblichene Kurfürſt Moritz eigentlich ſo ſonderliche Urſache nicht hatte, gegen ſeinen ehemaligen innigen Freund und Verbündeten zu Felde zu ziehen, da dieſer gegen den jüngern Braunſchweiger Herzog Heinrich ſtritt, und ſo viel er konnte, auf ſeinen ſpätern Durchzügen das Sachſenland ſchonte.

Die jungen Prinzen ſahen mit Antheil die Männer, von denen der Ruf ſo Vieles, zum Theil Widerſprechendes verkündet, und namentlich blickte der Aeltere, Herzog Johann Friedrich, mit jener verehrenden Anerkennung, die beſonnener Jugend ziemt und eigen iſt, auf Albrecht und ſeine Gefährten, und ſah ſich gern in Geſpräche mit ihnen gezogen. Jener Mann mit den ernſten ſtrengen Zügen, denen er aber doch in guten Stunden eine herzengewinnende Freundlichkeit zu geben verſtand, aus welchen Zügen jetzt ein bittrer Kummer ſprach, jener abgehärtete, eiſenfeſte, vollkräftige Mann, der ſo viel erlebt, der ſeinem Herrn ſo unerſchütterlich treu anhing, mochte ein heller oder ein getrübter Stern über deſſen Haupte leuchten, jener vielgenannte Wilhelm von Grumbach war es beſonders, der des jungen Herzogs Aufmerkſamkeit feſſelte, und der auch, nicht ſobald dieſen Antheil bemerkend, nichts unterließ, was eine günſtige Meinung für ihn in des Prinzen Gemüth feſtſtellen konnte. Weniger fühlte ſich deſſen nur ein Jahr jüngerer Bruder, Herzog Johann Wilhelm, für Grumbach geneigt, und der Jüngſte, ebenfalls Johann Friedrich genannt, erſt ſechzehn Jahre zählend, hatte noch nicht die Geiſtesreife, die erforderlich iſt, eines Mannes Werth oder Unwerth nach ſeinen Handlungen zu beurtheilen, wenn dieſe Handlungen ſo wichtig ſind, daß ſie Parteiung und getheilte Meinungen hervorzubringen vermögen.

Am Hofe zu Weimar war weit minder von Krieg und Feldzügen zwiſchen den Fürſten die Rede, als von friedlichen und freundlichen Dingen, es wurden Hoffnungskeime in den Acker der Zukunft geſenkt. Die Zeit war da, wo eine Braut erkürt werden mußte für Herzog Johann Friedrich, wie für Herzog Wilhelm, nachdem bereits ein früherer Plan für den Erſtgenannten faſt ſo gut, als geſcheitert war. Albrecht und Grumbach lenkten die Augen des gebornen Kurfürſten nach Polen, auf die Schweſter des letzten Jagellonen, Königs Auguſt Siegismund, nicht ohne Hinweiſung auf den reichen Brautſchatz, der von dort zu erwarten war, und auf das Erbe der Polniſchen Krone, da die Wahrſcheinlichkeit nahe lag, daß Auguſt Siegismund leibliche Nachkommen nicht hinterlaſſen werde. Wurden auch ſolche Anträge nicht weiter verfolgt, da die projektirte Heirath Johann Friedrichs des Mittlern mit Eleonoren, der Tochter Königs Ferdinand officiell noch nicht rückgängig erklärt war, ſo ſchlang ſich doch durch ſolcherlei Rathſchläge und Mittheilungen ein Band des Vertrauens um die Berathenden, welches in ſpäterer Zeit für einige Betheiligte nicht ohne nachhaltigſte Wirkung blieb. —

Mit nur etwa hundert Reitern zog Albrecht ſeinem hartbedrängten Lande zu.

Drittes Kapitel.

Im Lande Franken war eine gräuelvolle Verwirrung; das in ſteter Furcht gehaltene Volk wußte nicht mehr, wer ihm Freund oder Feind war, oft auch nicht, Wen es Herr nennen ſollte. Fremde und einheimiſche Krieger durchſchwärmten die Ländergebiete der Biſchöfe und das Brandenburg-kulmbachiſche und Bayreuthiſche Land. Die Stadt Hof hatte ſich nach tapfrer Gegenwehr an den römiſchen König unter leidlichen Bedingungen ergeben; ihr Belagerer, der Burggraf Heinrich Reuß von Plauen, hatte Beſatzung in die Stadt gelegt, und war mit dem übrigen Kriegsvolk vor Bayreuth gezogen. Mit einemmale, wie ein geſchwindes Wetter, war der Markgraf da, ſprengte mit ſeinen Reitern geradewegs auf Hof los, ließ niederſchlagen, wer bewaffnet entgegentrat, erſtürmte das Thor, und erſchlug die von der Beſatzung, die ſich zur Wehre ſetzten, die Uebrigen wurden entwaffnet und gefangen. Kaum erſchell die Kunde von Albrechts Gegenwart durchs Land, ſo zog Reuß von Plauen eilig von Bayreuth ab und nach Bamberg, der Markgraf aber ritt in ſtürmiſcher Eile von Stadt zu Stadt, verjagte ſeine Gegner, trieb ſie in die Enge, bemannte Bayreuth und Kulmbach und rief allenthalben ſein Volk zu den Waffen. Indeſſen riefen Eilboten von den Biſchöfen den Braunſchweiger Herzog wieder zu Hülfe, und dieſer, vom Vaterſchmerz zur Rache angetrieben, zog in größter Eile mit neuen Kriegsvölkern heran, den Hochſtiften beizuſtehen, die ſchon der Name Albrechts erzittern machte. Unvermuthet traf der Markgraf in Schweinfurt ein, wo er raſtete und Hülfsvolk erwartete, denn als die Gegner erfahren hatten, daß der gefürchtete Held nicht, wie ſonſt, an der Spitze eines Heeres ſtand, erneuerten ſie die Einfälle in ſein Land, und belagerten aufs Neue ſeine feſten Städte und Schlöſſer.

In dieſer Zeit der Unruhe, der Unſicherheit und der Bedrängniß ritt ein düſtrer Reiter raſtlos von Ort zu Ort, Wilhelm von Grumbach, auf Rache ſinnend, in tiefſter Seele verletzt, von Haus und Hof verdrängt, vertrieben, nicht geächtet, aber einem Geächteten gleich, und nicht nur an Hab und Gut, ſondern auch an ſeiner Ehre von ſeinen erbitterten Gegnern geſchädigt. Seine Diener waren nicht immer um ihn, er hatte ſie bald da-, bald dorthin zu ſenden, immer aber wußten ſie ihn, wenn ſie Botſchaft trugen, zu finden. Nur Moritz war ſein unzertrennlicher Begleiter, ungern ließ er ihn, und dann nur auf kurze Zeit von ſich. Mit argwöhniſchen Blicken beobachtete er ihn bisweilen, doch fand er niemals Beſtätigung ſeines Argwohns. Moritz war zum Manne gereift, ſein Charakter hatte ſich entſchieden ausgeprägt; er war eines jener ſtillen tieftreuen Gemüther, die es über ſich vermögen, ihren Willen mit Bewußtſein ganz einem fremden Willen unterzuordnen, ganz im Leben eines, dem ſie angehören, zu leben, und im Glück und Unglück unerſchütterliche Feſtigkeit zu bewähren. Es war Grumbach gelungen, Moritz ſo unzertrennlich an ſich, an ſeine Perſon zu feſſeln, daß er auf deſſen blinden Gehorſam rechnen konnte, und dieß war es, wonach ſein ſtolzes Herz geſtrebt hatte. Heimlich gab dafür, ohne es jemals ahnen zu laſſen, dieſes Herz dem Schreiber Sohnesrechte, ſeinen Werth wohl würdigend, und lohnte für unbezahlbare Dienſte mit vollem Vertrauen, das jedoch nie zur Vertraulichkeit herab ſank.

Der Wintermond zog ſtürmiſch über die Fluren um Schweinfurt, die der Krieg verwüſtete, und ſie ſtanden in traurigſter Verödung; in Reitermäntel gehüllt, hielten am Eliſabethentage Grumbach, Moritz und Kretzer in einem Seitenthälchen hinter Schonungen, aus dem ein ſtarker Bach, vom Dorfe Hauſen her fließend, in den Main fiel, gedeckt von den

Weinbergen, deren Aernte in dieſem Jahre nicht der Lohn fleißiger Winzer ward. Weiter vor, nahe der Mainſtraße, lag hinter einem Zaune, von Zeit zu Zeit des Weges entlang lugend und ſpähend, der Knecht Fäuſtlein. Das hohe Schloß Mainberg ragte grau und groß durch den Nebelflor, und war an der Stelle ſichtbar, wo Grumbach hielt. Dieſer heftete ernſt und lange ſeinen Blick auf das Haus und deſſen ragenden Thurm, und lächelte bitter, indem er ſprach: „Man könnte, laut rufend, hier ein Scherzſpiel mit dem Wiederhall treiben, wäre man gerade aufgelegt zu Scherz und Spiel. Wenn ich zum Beiſpiel rieſe: Wann ſtehe ich wieder, wie einſt, auf Dir, Mainbergs hohe Warte? So würde der Wiederhall höhnend ſchallen: Warte! Ha, wenn ich jener Zeit gedenke, wie ſonnenhell war ſie! Dort droben ſtand ich am ſchönſten Tag, in Jugendkräftigkeit, voll kühner Träume, mit Würden umkleidet, nach Würden belohnt und anerkannt; meinem Eifer zu allernächſt mit dankt Würzburg dieſes ſchöne Gebiet, und mir wird mit des Teufels Dank vergolten! Nichts Neues unter der Sonne! Dort ſtand ich vor funfzehn Jahren, ein Sicher- und Hochgeſtellter in jeder Hinſicht, jetzt ſtehe ich hier, erniedrigt in jeder Hinſicht, ein Wegelagerer, unſicher faſt, wie verfehmt, und ſchaue mit ohnmächtigem Grimm nach jenen Zinnen.“ Leiſer, wie im Selbſtgeſpräch, faſt murmelnd, ſprach er dann weiter: „Es war alles gut eingeleitet, Hohenlandsberg war den Schwarzenbergern abgenommen, und ſie waren anderweit entſchädigt, Mainberg war mein Berg, wenn die Teufelsargliſt des Biſchofs und Kapitels mich nicht übertölpelt hätte, wenn ich nicht ſo dumm und thörigt geweſen wäre, mein väterliches Erbe, wo meine Wiege ſtand, meine Heimathsflur als freies Eigenthum beſitzen zu wollen. Es iſt vorbei! Meine Güter ſind verſchenkt, weggeworfen an den Herzog von Braunſchweig, und ein ſchlechter Geſelle, Eitel Kaiſer, ein Braunſchweigiſcher Hauptmann, bläht ſich und pflegt ſeinen faulen Leib in den Räumen, welche jetzt zürnend die Geiſter meiner Ahnen durchſchreiten.“

Die Begleiter Grumbachs waren ſchon gewohnt, daß ihr Gebieter oft ſtill vor ſich hinbrütend ſeinen Gedanken halbverſtändliche Worte lieh, ſie wagten nicht, ihn zu ſtören; wie ſtumme verwitterte Statuen hingen ſie ſtill auf den Roſſen, die nur von Zeit zu Zeit durch Schnauben und unwilliges Schütteln der Mähnen ihre Ungeduld kund gaben, ſo lange auf dem feuchten herbſtlichen Raſen der kleinen Bergſchlucht ſtehen zu müſſen. Ein heller Pfiff von der Straße her machte dem Harren plötzlich ein Ende. Kretzer erwiederte dieſen Pfiff, und oberhalb des Thales ritten ſechs wohlbewahrte Reiſige aus dem Gehölz, zu gleicher Zeit ritten Grumbach, Moritz und Kretzer nach der Straße hin, ſo ſchnell der ſchlechte Pfad es erlaubte. Fäuſtlein ſprang raſch auf ſein in der Nähe verſteckt angebundenes Pferd, und ſo ſah ein einzelner kriegeriſch ausſehender Reiter, der von Mainberg hertrabend, in der Begleitung eines einzigen Knechtes ſich Schonungen nähern zu wollen ſchien, plötzlich ſeinen Weg verlegt, doch zog er wackern Muthes ſein Schwert, und dachte, ſeine Haut möglichſt theuer zu verkaufen.

„Gut ausgekundſchaftet! Jetzt ſoll mir Gewißheit werden über das, was ich ahne und noch nicht weiß," ſprach Grumbach, indem er ſtracks auf den Reiter zuritt und ein gebieteriſches „Halt!" ihm entgegendonnerte.

„Was ſoll's?" fragte der Reiter. „Wird hier zu Land Stegreifritterſchaft getrieben? Ich reite mit fürſtlichen Geleitsbriefen!"

„Deine Briefe ſind's, die Dich verderben, Mann!" rief Grumbach kochenden Blutes. „Stehe mir Rede, und wage keinen Schritt näher, keinen Hieb, ſonſt" — hier ſpannte er ein großes Reiterpiſtol — „ſchießen wir Dich nieder und werfen Dich ſammt Deinem Knecht in den Main."

„Wer biſt Du, der mir ſolche Drohung anſagt und mir ſo ſchnöde und unritterlich begegnet, zehn Mann gegen zwei?" fragte der Reiter zurück, ohne Furcht blicken zu laſſen.

„Wilhelm von Grumbach bin ich," erſcholl die Antwort auf dieſe Frage: „Herr zu Rimpar, Grumbach und Bleichfelde, Geheimer Rath und Marſchall Albrechts zu Brandenburg, Statthalter zu Kulmbach, jetzt — ein Bettler durch Deinen ſchurkiſchen Herrn und durch Deine Infamie, biſchöflicher Brandmeiſter! Ich habe mit Dir zu reden! Schriebſt Du dieſe Briefe? Sieh ſie an, ich ſchwöre, ſo lange Du lieſeſt, Dir kein Leid zu thun.“ Dabei ließ Grumbach dem Erſtaunten durch Moritz, der ſich ihm ohne Waffen näherte, drei bis vier Briefe überreichen, dann ſprach er haſtig weiter: „Sieh, Georg Diet, ein Schreiber iſt die Hand ſeines Herrn, und Dein Amt iſt die Fackel in der Hand; ich kenne, ſo gut wie Du ſelbſt, eines Brandmeiſters Pflicht, ich will ſie Dir vorſagen: Er darf ohne Befehl ſeines Herrn nicht brandſchatzen noch brennen, es wäre denn, wenn der Feind im Lande ſtreiſte, dieſem Abbruch zu thun, oder derſelbe hätte ſich in einem Orte feſtgeſetzt und wollte ſich nicht ergeben. Item ſollen er und ſeine Zugeordneten die armen Leute bei ihrer Schatzung oder Huldung laſſen, und Niemand darüber weiter treiben und nöthigen. Item ſoll er, wenn ihm geboten wird zu brandſchatzen und zu brennen, zu rechter Zeit vorher mündliche oder ſchriftliche Anzeige thun, und nicht wie ein Mordbrenner die Leute überfallen, Du aber haſt alſo gethan, und Deine ſchändlichen, landfriedbrüchigen Briefe, die Du jetzt vor Augen und in Händen haſt, ein paar Tage nachher, nachdem mein Hab und Gut geplündert und verbrannt worden, in meine Dörfer geſchickt.“

„Lüge! Lüge! Niederträchtige Lüge!“ ſchrie voll Zorn der biſchöfliche Brandmeiſter. „Was habe ich Dir gethan, Grumbach, daß Du mich ſolcher Schändlichkeiten zeihſt hier auf offener Heerſtraße? Ich habe bei Dir nicht gebrannt, nicht plündern laſſen, ich habe Dir keine Briefe zu ſpät geſchickt, gar keine, dieſe Briefe hier ſind falſch, ſind nicht von mir, ich habe ſie nicht geſchrieben, dieſes Siegel iſt nicht das meine. Mein Petſchier iſt auf meinen Degenknopf geſtochen, da magſt Du vergleichen.“

Staunend hörte Grumbach dieſe Worte, verglich die Siegel, und rief raſch: „Zieh Deines Weges, Georg Diet! Verzeihe den Argwohn! Die Briefe zeugten laut gegen Dich! Alſo, Biſchof, zum Siegelbruch, Wortbruch, Landfriedensbruch fügſt Du auch noch Fälſchung! Bald iſt's voll Dein Maas! Tücke des Teufels! Mir wird ſchändlich mitgeſpielt, ſchändlich, ſchändlich!“

„In der That, Grumbach! Ihr dauert mich!“ nahm Diet das Wort. „Nach allem, was man von Euch hört und lieſt, gedruckt lieſt, habt Ihr unperſönliche Feinde, die Euern Namen ſo mit Schmach bedecken, daß Niemand ſich verſucht fühlt, ihn zu leſen. Nehmt Ihr guten Rath an, ſo warne ich Euch, denn Ihr ſeid hier zu Lande ſo gut wie vogelfrei, rings iſt biſchöfliches Volk verbreitet, Ihr könntet leicht gefangen werden!“

„Wohlgeſprochen, guter Mann,“ erwiederte Grumbach mit argem Lächeln. „Ich danke Euch, und weil Ihr die Teufelsbriefe nicht geſchrieben habt, und es ſo wacker mit mir meint, und nicht in der Biſchöfe Horn ſtößt — horch!“ der Sprecher unterbrach ſich, vernehmliche Hornſignale drangen aus den nahen Waldungen über den Dörfern Schonungen und Forſt durch die beginnende frühe Abenddämmerung, und Diet blickte befremdet; — „ſo will ich Euch einen meiner Reiter als Salve Guardia zugeſellen, der Euch bis Haßfurt ſicher geleiten ſoll, denn außerdem werdet Ihr gefangen, denn hier ſind wir Herren! Unterwegs ſeht Euch manchmal um, vielleicht ſorgen wir ſogar dafür, Euch heim zu leuchten.“

Die Hornſignale näherten ſich, biſchöfliches Kriegsvolk in geringer Zahl kam verwirrt des Weges von Forſt her gerannt und geritten. Aus den Thalengen raſſelten leichte Reiter, Trommeln wirbelten; ein Ritter und mehrere Knechte ſprengten nahe zu Grumbach heran, der ein Zeichen mit ſeiner Pfeife gegeben hatte, und ſeinen Reitern zurief: „Gebt Raum, laßt die biſchöflichen Haſen laufen, wir wollen ſie gleich in den Main hetzen!“ Dann grüßte er den Nahenden mit kräftigem Handſchlag: „Guten Abend, Gevatter! Willkommmen in Feindesland! Hier kann ich Dir einen ſehr wackern Amtsbruder vorſtellen, Brandmeiſter Georg Diet!“ Und zu Diet ſich wendend, fuhr Grumbach fort: „Brandmeiſter Wilhelm von Stein! Seht Euch, Ihr Herren, und trennt Euch!“

Ganze Maſſen Kriegsvolk wimmelten aus den Seitenthälern bei Schonungen und ſtellten ſich auf der hier gewonnenen Straße auf. Da krachten plötzlich auf der von dem Biſchof bemannten Feſte Mainberg Schüſſe, man hörte deutlich von der Burg her Geſchrei, Lärmhörner, und es währte nicht lange, ſo ſchlug droben eine Feuerflamme hoch empor. Jetzt ſchmetterten Trompeten die Straße entlang und an der Spitze einer Schwadron ſchwerer Reiter zog Albrecht Alcibiades heran, Fackelträger vor und hinter ihm.

Ganz beſtürzt und verwirrt über das alles, was er ſo eben erlebt und geſehen, machte Georg Dietz ſich mit ſeinem Geleite von dannen, während die Führer ſich begrüßten.

„Seht, der Mandelslohe hat die Burg, und zündet uns ein Lichtlein an, daß wir den Weg fein finden in das gute Schweinfurt, macht hell, recht hell!“ rief der ſchreckliche Führer, und auf dieſes Wort warfen ſeine Reiter Fackeln auf die Strohdächer des Dorfes Schonungen, daß bald die helle Lohe aufſchlug, und Himmel, Land und Strom blutroth überſtrahlte.

Unter der durch raſchen Ueberfall eroberten brennenden Feſte Mainberg hinweg zog mit ſeinen Schaaren der Markgraf dem belagerten Schweinfurt zu. Leicht hätte er gehemmt werden können, denn ſchmal und unwegſam war zu jener Zeit die jetzt ſo ſchöne Mainſtraße, hart am Fluß und neben ſteil anſteigenden Rebengeländen vorbei, aber er fand ſie gänzlich frei und ſchnell geräumt, und zog in des Reiches Stadt, als wäre ſie ſeine eigne, und grüßte mit guten Worten und Lobſprüchen Rath und Bürgerſchaft.

Zu ſeinen Oberſten und Hauptleuten aber ſprach in geheimer Berathung der Markgraf: „Wir müſſen die Tenne fegen mit feurigem Beſen. Der Braunſchweiger rückt an. Er hat Lichtenfels erobert, Bayreuth und Lichtenberg ſind in ſeiner Gewalt. Mein gutes Kulmbach hat der Satan geliefert, es iſt nicht mehr vorhanden. Die Bürgerſchaft iſt auf das Haus Plaſſenburg geflüchtet, und hat, was von der Stadt noch ſtand, ſelbſt in Brand geſteckt, damit der Feind nicht einmal im leeren Neſt ſich ſetze. Jetzt iſt er auf dem Zuge hierher; ſchafft Proviant herein, ſo viel als möglich, leert alle Dörfer aus zwei Meilen rund um die Stadt, und brennt ſie nieder! Alle Häuſer Schweinfurts außerhalb dem Ring von Wall und Mauer, die noch ſtehen, müſſen weggebrannt werden, dann mögen ſie ſich hinauslegen in das kalte Feld, die Pfaffenknechte, die Pfefferſäcke und die Braunſchweiger, und frieren und hungern, während wir uns in ſichrer Feſte gemächlich wärmen und füttern. Sorgt auch, daß neben der Küche unſer Keller ſich fülle!“ Treulich ward des Markgrafen Gebot vollzogen, und fünfundzwanzig Ortſchaften, Städtchen, Schlöſſer und Dörfer um Schweinfurt wurden total ausgeplündert und niedergebrannt, unter ihnen auch die beiden Reichsdörfer Sennfeld und Gochsheim.

Um die Stadt loderten die Wachtfeuer der Belagerer, breiteten ſich weiß über den weißen Schneeflächen die Zeltreihen der Verbündeten. Der Markgraf ſaß mit ſeinen Kriegsgeſellen beim ſchwelgeriſchen Bankett, zechte, ſpielte und fluchte; da trat mit Haſt ein Diener herein und meldete an, daß vor dem Thore ein kaiſerlicher Herold mit einem Trompeter halte.

„Geleitet den Kerl im Levitenrock nur immer vor unſer Angeſicht!“ gebot Albrecht: „Wir können ja wohl denken, was er uns anzuſagen kommt. Friedensermahnungen! Drohungen mit dem und jenem, habt Acht, eine Buzemannsgeſchichte und Litanei, womit man die Kinder ſtillt! Bringt einen Pokal für den Herold, er wird ohne Zweifel Durſt haben, denn im Lager der Feldmäuſe da draußen wird Schmalhans Kellermeiſter ſein. Füllt eure Becher, Freunde, auf daß wir ſein kaiſerlicher Majeſtät hohe Geſundheit trinken können!“

Der Herold ritt im Prunke ſeiner Amtstracht, auf dem ſeidenen Obergewand über Bruſt und Rücken den geſtickten Kaiſeradler zur Schau tragend, das Haupt mit einem Sammetbaret bedeckt, einen weißen Friedensſtab, deſſen Spitze in eine ſilberne Lilie auslief, durch die Stadt; der Trompeter ritt vor ihm her im Reiterhut, Koller und Mantel, langes Schwert an der Seite; an ſeiner langen, faſt poſaunenförmigen Trompete wehte ein ſeidenes Fähnlein, darauf ebenfalls der Doppeladler gemalt war. Vor Albrechts Loſament nach Würden empfangen, ſtiegen Beide ab und traten in den Saal, darin Albrecht im Kreiſe aller ſeiner Hauptleute ſaß. Beim Eintritt der Abgeſandten erhob ſich der Markgraf mit ſtolzeſter Haltung, um die Werbung an ihn zu vernehmen. Der Herold hielt an der Spitze ſeines Stabes einen großen offnen Pergamentbrief mit mächtigem Siegel, verneigte ſich dreimal tief und ſprach: „Im Namen Kaiſerlicher Majeſtät und des Kaiſerlichen und heiligen Reichskammergerichts füge ich, des Kaiſers und des Kammergerichts beſtellter Herold, Euch, hochgeborner Fürſt, Albrecht der Jüngere, Markgraf zu Brandenburg, Herzog in Preußen, zu Stettin, in Pommern, der Caſſuben und Wenden, in Schleſien, zu Oppeln und Ratibor, Burggraf zu Nürnberg, und Fürſt zu Rügen et caetera, kund und zu wiſſen, daß ich geſendet bin, Euch zu bringen dieſes Schreiben und mündlich zu verkünden, auch auszurufen und auszuſchreien in Städten, Flecken und Märkten, daß Ihr gefallen in des Heiligen Römiſchen Reiches Acht und Aberacht, welche der Kaiſerliche Kammerrichter nach des Reiches Herkommen und Brauch unter freiem Himmel ausgerufen, und Euch erklärt für des Reiches Landfriedenbrecher und Aechter. Geſchehen in der Reichsſtadt Speier am erſten Tage dieſes Monats December!“

Mancher der Anweſenden erblaßte; aber Albrecht richtete ſeine lange und hagere Geſtalt noch ſtolzer empor, als vorher, nahm das Schreiben eigenhändig an und legte es auf den Tiſch, ſtrich ſich über den langen Bart, ließ ſeinen funkelnden Blick ſcharf über ſeine Kriegsleute und nächſte Diener gleiten, die Wirkung zu erforſchen, dann hob er den vollen Pokal vom Tiſch, und ſprach: „Gratias, mein guter Herold, für die neue Titulatur; Seiner Majeſtät und des heiligen Römiſchen Reiches allergnädigſt-creirter Landfriedenbrecher und gehorſamſter Hofächter. Mein Pfennigmeiſter ſoll Dir die Zahl an Goldſtücken einhändigen, die Du mir ſo eben genannt.

Acht und aber Acht — macht — ſechzehn. Schenk! Acht und aber acht Flaſchen des beſten edelſten Weines auf den Tiſch! Die wollen wir mit einander fröhlich und in Freuden vertrinken! Je mehr Feinde, je mehr Glück!“

Der erſtaunte Herold ſah ſich fürſtlich beſchenkt und bewirthet, und wünſchte ſich oft ſolche Botſchaft, vor der ihm zuvor in innerſter Seele gegraut hatte.

Tags darauf verſammelte der Markgraf die ganze Beſatzung vor das Brückenthor zwiſchen beide Brücken, ließ einen großen Ring bilden auf dem Wörth, und ritt in eigner Perſon in den Ring, von den Hauptleuten umgeben. Hier hielt er eine laute und kräftige Rede, dankte für die bisher ihm bewieſene Treue, ermahnte Alle zur Ausdauer, und verhieß jedem, bei Heller und Pfennig mit dem Geld zu bezahlen, das er aus Frankreich erwarte. Da jauchzten ihm Alle zu, verſprachen ihm Gehorſam, und unter dem Geſchrei Vivat Albertus! ritt er hinweg, nach neuen Hülfsmitteln ſich umzuſehen, und mitten durch die belagernden Feinde.

Im Hauſe eines Bürgers zu Kitzingen hatte ſich mit ihren Angehörigen Anna von Grumbach ärmlich und kümmerlich eingerichtet. Schwerer erkrankt und heftiger ergriffen, als je, durch die ſchrecklichen Erlebniſſe im Sommer, mußte ſie unaufhörlich das Bette hüten, ſorglich von Sophia's kindlicher Treue gepflegt, während Kordula Kretzer die Dienſte einer geringen Magd that. Es war nicht ſo viel Raum in ihrer Wohnung, dem Gatten und Vater, wenn er beſuchend einſprach, ein Zimmer und Bette darbieten zu können, ja es trat bisweilen der Mangel den armen Frauen nah, und ein furchtbar harter Winter trug dazu bei, ihre phyſiſche Noth zu mehren.

In einer Wirthsſtube zu Kitzingen ſaßen am 20. December die wenigen Freunde beiſammen, die noch zu Grumbach hielten, der ebenfalls die allgemeine und weltbekannte Erfahrung machte, daß Freunde im Glück ſchaarenweiſe zu haben, im Unglück aber ſo einzeln und ſelten ſind, wie weiße Sperlinge. Krailsheim, der junge Zöllner von der Hallburg, Karl von Grumbach, der alte Bellberg, und mitten unter ihnen Grumbach mit ſeinem Sohne Kunz und dem vertrauten Geheimſchreiber Moritz.

„So iſt's, meine Werthen, nur noch ein Schritt zum Bettelſack, Dank ſei es den Herren von Gottes Gnaden und von Gottes Zorn," ſprach Grumbach, der ein Schreiben des Markgrafen in der Hand hielt. „Ich habe nicht mehr, wo ich mein Haupt hinlege, ich kann zu keinem Freunde mehr ſagen, komm und ſei mein Gaſt; mein Weib und Kinder müſſen darben. Das iſt bitter, meine Freunde, bitter für einen Mann, wie ich. Liebe Freunde, ich kann's nicht ändern, ihr müßt mir einen Gefallen thun.“

„Was iſt's?“ Was begehrſt Du! Alles! Rede!“ riefen die Anweſenden, und der Sprecher ſagte mit bitterm Hohnlächeln: „Ihr müßt dem Grumbach Bettelbriefe ſchreiben helfen! Ich will ein Leiermann werden; mein Poet, Jörg Wetzell, ſoll mir ein kläglich Lied dichten, ein Lied zum Herzbrechen, das will ich auswendig lernen und vor den Thüren ſingen. Ich will den küſſen, der auf mich den beſten Pasquillus macht, denn ich verdiene nichts anders.“

„Führe keine Reden, die Deiner unwürdig ſind, Grumbach, und gieb Dich nicht ſo böſer Laune hin,“ mahnte ernſt der alte Bellberg. „Es kann alles anders werden, und beſſer.“

„Schwerlich!“ murrte der Ritter verdüſtert vor ſich hin. „Ich Narr, der immer nach Glück ſpähte in den ſideriſchen Häuſern! Das feile Glück hat mir ſo den Rücken gekehrt, daß ich kein irdiſch Haus mehr habe, es ſcheinen für mich und die Meinen nur trübe Sterne!“

„Das wolle Gott nicht!“ ſprach Karl von Eſtenfeld, dem dieſe Rede ſeine liebſten Hoffnungen verdunkelte.

„So lange ich lebe und ein Schwert führen kann, halte ich zu Dir, Wilhelm!“ verhieß Krailsheim. — „Und bin ich nicht mehr da? Gelte ich nichts?“ fragte Kunz mit ſchlechtverhehltem Unmuth.

„Du haſt ein junges Weib, und biſt ein armer Schelm,“ erwiederte mit Spott im Tone Grumbach ſeinem Sohn. „Haſt ja ſelbſt nun weder Freigut noch Leben, kannſt Dich beim Biſchof als Leibjäger in Dienſte geben!“

Kunz ſchwieg verletzt, das Beſte, was er bei ſo gereizter Stimmung des Vaters thun konnte.

Zöllner nahm das Wort, und ſagte: „Werther Ritter von Grumbach, mich dünkt, Ihr ſeid auf dem Wege, Euch ſelbſt zu verlieren, und dann iſt alles verloren. Nehmt Euch ein Beiſpiel an Euerm Herrn, dem Markgrafen. Er wirft, wie kluge Spinnen, immer neue Fäden aus, wenn die wilde Bremſe des Unglücks ſein Netz zerriß.“

Grumbach lächelte nachdenkend über dieſe Worte. „Haſt recht, Schwager!“ erwiederte er: „ich will mein Netz von neuem ausſpannen, mit ſtarken Fäden, bis ich die Schmeiße fange, die ſo widerwärtig ſchnurrt, und den blanken Schild meiner Ehre ſo arg beſudelt. Zuletzt muß es eben biegen oder brechen! Da ſchreibt mir mein fürſtlicher Herr, daß der Braunſchweiger mit ſeinem Volk alle Klöſter heimſucht und ausplündert, und warnt mich, in der Meinung, der Herzog werde auch Kitzingen einnehmen, falls mein Weib und Kinder in einem Kloſter untergethan wären. Großer Gott, ſoll meine Anna kein Aſyl haben? Wohin könnte ich die kranke Frau, das zarte Kind bringen laſſen in dieſer ſtarren Winterkälte? Rathet mir, Freunde! Was ich vom Herzog, den der Biſchof gegen mich aufhetzt, zu befahren habe, weiß ich, wißt ihr! Und ſo weit bin ich, daß ich mir ſelbſt nicht mehr zu rathen weiß, ich bin nicht mehr Rath, ich bin rathlos!“ —

„Ich ſchütze Deine Frauen mit Gut und Blut!“ rief Krailsheim mit edlem Eifer.

„Und ich“ — ſchlug der alte Vellberg vor: „will mit Kunz gemeinſchaftlich an den Herzog ſelbſt ſchreiben, ihn zu bewegen ſuchen, daß er Annas Witthum und Rimpar verſchone!“

„Verſucht's,“ erwiederte Grumbach mißtrauiſch. „Ich hoffe nichts, und zweifle, daß der Herzog mit gütlicher und richtiger Antwort herausfahren wird. Die Zeit wird's lehren.“

„Ihr ſeid nicht ſo freundlos, als Ihr glaubt!“ nahm Karl von Eſſenfeld das Wort: „Neulich ward eine Tagfahrt der Ritterſchaft zu Würzburg gehalten, da wurde viel Mißbilligendes geſprochen über das Brennen und Verwüſten auf Euern Gütern!“

„Ja ja, geſprochen!“ erwiederte Grumbach mit Schärfe: „Heutzutage ſpricht man, ſchreibt man, ehedem war es beſſer, da ſchlug man drein!“

„Dem Worte kann die That folgen!“ begann Krailsheim. „Auch ich war dabei, und laut habe ich es mit Mehreren beſchworen, den geringſten Schaden, der uns durch ſolchen Brandſrevel entſteht, zu rächen, und unſre Rache auf Kinder und Kindeskinder fortzuerben!“

„Ich hoffe, auch meine Rächer zu finden, wenn die Pluderhoſen mich ſchädigen!“ rief Grumbach mit friſchauflodernden Feuer. „Wahre Dich, Du grauer Braunſchweigiſcher Goldwolf, daß ich Dir nicht einen Brand an den Schwanz klemme und in Deine eignen Aecker Dich hetze! Werde ich nochmals gebrannt, fürwahr, dann will ich ein Teufel werden an Wuth und unauslöſchlicher Racheluſt, dann ſoll meine Zunge verflucht ſein, ſpricht ſie noch einmal eine Fürbitte aus für irgend Jemand, und mein Herz ſoll ſtill ſtehen, wenn das Mitleid darin laut werden will! — Auf, meine Freunde! Auf, mein Schatten, Moritz! Ich muß von hinnen, wir müſſen wieder Volk anwerben! Nichts Neues unter der Sonne! — Krailsheim, guter, wackrer Freund in der Noth, ſchütze mein Weib; Vellberg, ſtehe ihm bei, und ſchreibe Deine Briefe; Karl, Zöllner, euch empfehle ich meine Kinder; Kunz, beſchleunige den Kauf von Hellingen, denn unſeres Bleibens iſt nicht mehr in dieſem Lande! — Seht, ich war der Geier, der in weiten ſichern Kreiſen auf ſtarken Schwingen ſich in den Lüften wiegte, jetzt bin ich ein Reiher, den die Falken und Stoßvögel von allen Seiten umringen — ein Eber, den die Meute niederwürgt. Doch ich werde nicht ungerächt fallen, einen Habicht werde ich ſpießen, einem Bullenbeißer den Fettbauch ſchlitzen, Einen, nur dieſem Einen! Das iſt mein tägliches Gebet, und der Teufel ſoll Amen dazu ſagen!“

Die Verſammelten gingen auseinander, Moritz erhob ſich mit einem Seufzer. Er dachte an die arme verſchollene Anna, wo mochte ſie ſein? Vielleicht in Feindes Gewalt gefallen, ganz gefallen, und er ſprach zu ſich ſelbſt mit ſchmerzvoller Frage:

„Wieder fort und wieder weiter? Und immer ſo fort? Wie lange werde ich dieſes irrenden Sternes bleicher Schweif ſein müſſen, den er nach ſich zieht, ach — und ſtets von der Sonne des Lebensglückes weggewandt und abgekehrt!“ —

Vom Sommer bis zum Winter hatte Schweinfurt unſagliches Weh ertragen, vom Winter bis wieder zum nächſten Sommer ging es der armen Stadt noch viel ſchlimmer, denn es ſchwand zuletzt der Proviant, Seuchen riſſen ein, und ins Unerſchwingliche ſteigerten ſich die Forderungen der Beſatzung an Rath und Bürgerſchaft. Kämpfen und ſchanzen mußten die Bewohner der freien Stadt, Wachten thun und die Feuerkugeln löſchen, die ihre Belagerer in Unzahl hereinkanonirten, und das alles ertragen für einen Uſurpator, der ſie überwältigt hatte und zur Unterthänigkeit zwang, der jeden Widerſtand mit Feuer zu rächen drohte, während die Belagerer nicht minder drohten, daß Schweinfurt brennen müſſe, ſobald es gewonnen ſei, da ſolle nicht Kaiſer, nicht Reich, nicht Sühne, nicht Klage helfen. Da wurde kein Feld, kein Weinberg beſtellt, da war auf keine Aernte zu hoffen, kein Schiff belebte den Main, keine Zufuhr kam mehr auf ihm herab; der Frühling ward kaum bemerkt, als er über die unbebaute Flur, die trauernden öden Gärten, die gräulich verwüſteten Waldungen dahin zog. Seine Blumen wurden zertreten von Roß und Mann, und ſeine harmloſen Sänger machte der Kanonendonner verſtummen, vertrieb aus der ſchönen Gegend immerwährend der Brandgeruch und Pulverdampf.

In den dunkeln Tannenforſten des Thüringer Waldes verſammelte der Markgraf abermals ein friſchgeworbenes, kampfungeübtes, ſchlechtgerüſtetes Heer in den erſten Tagen des Juni 1554; zu Ilmenau errichtete er einen Muſterplatz, und an der Spitze von vier Schwadronen Reitern und ſechs Fähnlein Fußvolk wagte er, immer noch ſeinem untergeſunkenen Sterne vertrauend, zum Entſatz Schweinfurts aus dem Thüringiſchen Gebirge herabzuziehen. Das ward verkundſchaftet im Lager der Verbündeten, ſie ſandten neun Reitergeſchwader ihm entgegen, dieſe zogen muthig zum Thüringer Walde hinauf, allein der markgräfliche Adler flog noch, obſchon mit gelähmten Schwingen, und traf mit ſeinem Volk in Schweinfurt ein, ohne daß die gegen ihn geſandten Schaaren ihm zu Geſicht gekommen wären. Hier ſahe ſein kundiger Blick, daß ſich die Stadt nicht länger halten konnte, und er beſchloß raſch den Abzug. Am 11. Juni ließ Albrecht den ganzen Rath zuſammenfordern, dankte ihm für alles, verhieß Erſatz, wenn ihm Gott wieder Glück verleihen werde, ſagte ihm, daß er nun die Stadt räumen wolle, jedoch in aller

Stille, gab jedem der Räthe die Hand, rührte ſie bis zu Thränen durch die bewegliche Abſchiedrede, und zog mit ſeinem Volk an zwei Abenden heimlich über eine ſchnell geſchlagene Brücke, bei welcher er ſelbſt arbeitend mit Hand anlegte, von dannen.

Der Schweinfurter Stadtrath hatte darüber berathen, was nun zunächſt zu beginnen ſei? ob man in das Lager ſchicken, um Kapitulation nachſuchen, oder Gnade bitten ſollte, und das Letzte für das Beſte erachtet, als, ehe noch der erwählten Friedensgeſandtſchaft die nöthigen Inſtructionen ertheilt waren, die Belagerer plötzlich wie ein entfeſſelter Strom in Schaaren in die unvertheidigte Stadt brachen, niederſtachen, wer nur in den Weg kam, und ſchrieen: Feuer her! Stich todt! Zünd' an! und allen Graus entfeſſelter Zügelloſigkeit in Straßen und Häuſern verbreiteten.

Der 13. Juni war der Tag, an welchem Albrecht Alcibiades ſich zum letztenmal an der Spitze ſeines Kriegsvolkes ſah. Dem Laufe des Maines auf einem Zuge folgend, der faſt einer Flucht glich, befand er ſich auf ſandigem, ſchwer fahrbarem, waldigem und ihm fremden Terrain in der Nähe von Stadt und Kloſter Schwarzach, ohnweit Kitzingen, von dem eilig nachſetzenden Heere der Verbündeten eingeholt, da ſein Zug wegen dem ſchweren Geſchütz und vielen Packwagen nur langſam ging. Neunzehn Fahnen Fußknechte und bald darauf die nachkommenden achtzehn Schwadronen Reiter griffen Albrechts in Eile geſtellte Schlachtordnung an, und bald ſtoben in Verwirrung und wilder Flucht ſeine ungeübten Heerhaufen auseinander. Der Markgraf verlor alles, Heer, Fahnen, Geſchütze, die Kanzlei, die Kaſſe, Schmuck und Kleider ſogar, und das ganze Kriegsgeräth und Gepäck. Mit Noth ſchlug er ſich durch, um ſchmählicher Gefangenſchaft zu entgehen, mit wenigen Getreuen langte er auf abgejagten Roſſen in Kitzingen an. Dort durfte ihm kaum treue Freundeshand eine Labe bieten, doch ward er ſicher über den Main geleitet, und ſprach im Weiterreiten zu Grumbach: „Dein letztes Volk war ſchlecht, Wilhelm.“

„Es war fränkiſch Volk! Es war meine letzte Hülfe!“ erwiederte dieſer mit Doppelſinn.

„Noch nicht, noch nicht!“ rief Albrecht in Haſt, „Ich gehe nach Frankreich! Folge mir nach, Wilhelm! Noch iſt nicht alles aus. Muth und Hoffnung! Verflucht ſei das treuloſe Glück!“ Der Markgraf ritt von dannen.

„Du kehrſt nicht zurück, Albrecht!“ ſprach Grumbach, düſter dem Enteilenden nachblickend. „Dein Stern erliſcht, ich muß umherſchauen nach einer neuen Sonne. Consummatum est!“ —

Das Heer der Verbündeten verfolgte nach Albrechts Niederlage bei Schwarzach ſeinen Sieg ganz auf die grauſame Weiſe, welche die Kriegsführung jener Zeit in ſo ſchaurigem Licht erſcheinen läßt. Schweinfurt wurde in Brand geſteckt, und als es brannte, fielen die geflohenen Bauern aus den verbrannten Dörfern mit wilder Racheluſt in die unglückliche Stadt, der die gemeine Rede ſchon längſt den Namen: Schweinfurt im Elend, beigelegt hatte, und halfen ſie raubend und plündernd verwüſten. Es blieben nur 29 Häuſer der blühenden Stadt von den Flammen verſchont. Die Sieger bei Schwarzach brachen in die Rotenburger Landwehr ein, und brandſchatzten das Städtchen Rotenburg um 80,000 Gulden. Furchtbar mußte das Markgrafthum Bayreuth die Schuld ſeines Herrn büßen, und die brennende Plaſſenburg verkündete zuletzt, daß alles, alles verloren war. Es war dieß aber der letzte Nachhall des deutſchen Krieges, und das Vaterland hatte endlich Frieden.

Schwere und bittre Klage hatte Wilhelm von Grumbach gegen die Biſchöfe von Würzburg und Bamberg, ſo wie gegen die Nürnberger bei dem Reichskammergericht erhoben; er hatte geklagt über landfriedenbrüchige Beraubung, über Brand und Plünderung ſeines Eigenthumes, Verdrängung von Haus und Hof, unwürdige Begegnung gegen Frauen, Jungfrauen und Kinder, Verwüſtung ſeiner Wälder und Felder, wodurch ihm ein Verluſt von mindeſtens 25,000 Gulden erwachſen; über gewaltſame Entſetzung eines Pfandſchillings von 14,000 Gulden, auf die Stadt Mönchberg ihm und ſeinen Erben verſchrieben; über jene Fälſchung mit erdichteten Brandbriefen; über Loszählung der Inſaſſen ſeiner Güter von ihrer Unterthanenpflicht; über willkührliche und rechtswidrige Schenkung der Hälfte ſeiner Beſitzungen an den Herzog von Braunſchweig, der doch weder Herzog, noch Biſchof, noch überhaupt Lehenherr im Lande Franken ſei; über verweigerte Lehenverleihung der Güter an ſeinen Sohn Kunz; über die Nichthaltung ſo vieler beſiegelter Verträge; über Antaſtung ſeiner Ehre durch Schmähſchriften und Pasquille; über ungegründete, ſchändliche Verleumdungen; endlich über perſönliche Nachſtellungen gegen ihn und die Seinen, Verfolgung durch eine Blutrotte, die überall ihm auflaure, ſo daß er ſeines Lebens nicht ſicher ſei — endlich über Diffamation durch öffentlich im Reich angeſchlagene Ladungen und Edikte, als wäre er ein Landfahrer, der nirgend eine bleibende Stätte habe.

Auf dieſe vielen Klagen hatte das Reichskammergericht nichts verfügt, als in einem Mandat an die Biſchöfe die Wiedereinſetzung Grumbachs in alle ſeine Güter; allein ſtatt dieſem Befehl Folge zu leiſten, häuften ſeine Feinde in Gegenklagen Beſchuldigung auf Beſchuldigung, ziehen ihn des Landfriedenbruches, des Aufruhrs, des Anhangs an einen Geächteten vor und nach deſſen Achtserklärung, landkundiger Miſſethaten, und gaben an, daß er als ein pflichtbrüchiger Lehensmann keinen Stand in Rechten, keine Sicherheit und kein Geleit habe, und ſo blieb der Ritter mit den Seinen ein Beraubter, Hülf- und Heimathloſer, und er, der ſonſt gewohnt geweſen, mit der Schärfe des Schwertes ſein Recht zu ſuchen, ſah ſich auf die Feder verwieſen, auf lange Deductionen und langweiliges Häufen von Aktenſtücken. Doch hatte er weislich ſeine Briefſchaften, Vertragsurkunden und alles, was zum kräftigen Gegenbeweis dienen konnte, in ſichere Obhut gegeben, ſo daß es ihm möglich wurde, ſeine Angaben mit ſolchen Urkunden zu belegen, und ſein Recht ſo ſonnenklar hinzuſtellen, daß nicht minder ſonnenklar das Unrecht ſeiner Gegner daraus erhellen mußte.

Aber peinlich lang verſtrichen ihm Wochen und Monde, in denen noch dazu oft Krankheit ihn feſſelte, und er dankte im Stillen dem Himmel, daß ihm noch eine treue Hand gelaſſen war, die für ihn ſchrieb, ſein Moritz. —

Nicht mehr galt es jetzt für Grumbach die Erreichung hochfliegender und ehrſüchtiger Pläne; zertrümmert waren die ſtolzen Luftpaläſte ſeiner Manneshoffnungen, es galt jetzt zu wirken und zu werben, um nur den hülfloſen Seinen ein Obdach zu ſichern, auf daß ſie nicht länger fremdes Mitleid anſprechen mußten.

Der Biſchof von Eichſtädt, Moritz von Hutten, war geſtorben und das Würzburger Kapitel hatte an ſeiner Statt einen andern Domprobſt erwählt; die Wahl war auf den päbſtlichen Kardinal Otto, Biſchof zu Augsburg, gefallen, und auf dieſen richteten ſich Grumbachs Hoffnungen. Abermals hatte ein Reichstag zu Augsburg begonnen, welcher endlich den ſtreitenden Glaubensparteien Frieden und Religionsfreiheit geben ſollte, obwohl die Proteſtanten Urſache genug zu bangen Befürchtungen hatten, deren Folge eine Fürſtenzuſammenkunft in Naumburg, und die Erneuerung der Erbverbrüderung zwiſchen Sachſen, Heſſen ꝛc. war. Doch der unerwartete Tod des Papſtes Julius III befreite ſie von ihrer Furcht; König Ferdinand, der an ſeines Bruders, des Kaiſers Stelle, der Reichsverſammlung vorſaß, hatte innere Gründe, es mit den proteſtantiſchen Fürſten nicht zu verderben, die auf Erfüllung des Paſſauer Vertrags drangen, und ſo kam der berühmte Reichsabſchied vom 25. September 1555 zu Stande, der beide Hauptparteien zufrieden ſtellte, aber die Anhänger der Lehre Calvins und Zwinglis ausſchloß.

Der Biſchof Otto hatte das Vermittleramt übernommen, und es bei Melchior Zobel, der in Perſon dem Reichstage beiwohnte, durch freundliches Zureden dahin gebracht, daß dieſer im Frühling 1555 drei ehrenwerthe Ritter, Konrad von Bäumelburg, Hans Walter von Hürnheim und Albrecht von Roſenberg beauftragte, Annen von Grumbach anzuzeigen, ſie möge unbeſorgt wieder in ihren Witthumſitz nach Unterbleichfeld ziehen und ſich ſeines Schutzes und Schirmes getröſten, denn er wiſſe wohl, daß ſie und ihre Kinder unſchuldig, und ſie möge nur weiter kein Geſchrei machen von dem, was vorgefallen.

Solcher Verheißung erfreuten Herzens vertrauend, fuhr die kranke Edelfrau mit ihren Töchtern und

Dienerinnen wieder nach Unterbleichfeld, und bezog ihr ausgeplündertes Schloß. Die Freude, dieß thun zu können, kräftigte ihre kummermatten Lebensgeiſter, und machte ſie wieder ſtark — zur Ertragung neuer Seelenleiden, mit denen das Schickſal nicht müde wurde, ſie zu überlaſten.

Es war wieder der Monat Juni gekommen, und mit ſtillem, trauervollem Schmerz gedachte Anna von Grumbach im Geſpräch mit ihren Töchtern, Sophie und Urſula, des ihnen vor zwei Jahren widerfahrenen Ueberfalles von Rimpar, wo immer noch der Braunſchweigiſche Dienſtmann Eitel Kaiſer als Befehlshaber wohnte, und Sophie erzählte der jungen Schweſter von jenen Tagen des Schrecks und der Angſt, jener Flucht aus dem ſtattlichen Aelternhauſe, wo ſie auf ihren Armen die kleine Schweſter rettend flüchtete, und erinnerte ſich mit ſtillſeligen Gefühlen des treubewährten Beiſtandes ihres Vetters Karl von Grumbach zu Eſtenfeld, der nun ihr verlobter Bräutigam war; ſie erzählte auch dem Kinde von der damals ſpurlos verſchwundenen unglücklichen Baſe, und dann wurde gemeinſam mit der Mutter des verjährigen Heumondes gedacht, wo mit Albrechts Glück und Hoffnungen auch die des Vaters gänzlich vernichtet wurden. Trauervoller Stoff genug für die Frauen zu ernſtem Nachdenken, zu ſchmerzlichen Geſprächen, deren Inhalt neben dem, was unmittelbar und perſönlich berührte, der ſchnelle Wechſel von Gunſt und Glück, der raſche und unaufhaltſame Flug der Monden und Jahre, das Wandelbare alles irdiſchen Hoffens, Strebens und Erringens gar wohl bilden konnte.

Aus ſolchen trüben Betrachtungen wurden die ruhig Arbeitenden aufgeſchreckt durch den Hufſchlag vieler Roſſe, durch Männerſtimmen, wie durch das Gebell der Hofhunde, und die vorahnende Stimme des Herzens weiſſagte Anna nichts Gutes von dem unerwarteten Beſuch.

Es traten mit geſpreizten Schritten zwei Männer ein, deren Knechte bei den Roſſen im Hofe zurückblieben, zwei Männer, deren hochmüthigen Blicken, die ſie rings umher auf jeden Gegenſtand fallen ließen, feindſelige Abſicht anzuſehen war. „Frau Anna von Grumbach,“ begann nach kurzer Verneigung der Eine: „Ihr ſeht in uns zwei Abgeſandte des Herrn Biſchofs, fürſtliche Gnaden von Würzburg, oder vielmehr, da Seine Gnaden zu Augsburg weilen, fürſtbiſchöflicher Statthalter und Räthe; hier den feſten Hauptmann Eitel Kaiſer, und in meiner Perſon den fürſtlichen Procurator Hoffmann, gekommen, um Euch und den Euern kund zu thun, daß Ihr ſofort, laut des Herrn Biſchofs ausdrücklichen Befehls, dieſes Haus wieder räumen müßt.“

Heftig erſchraken Anna und Sophie, doch faßte ſich Anna nach der erſten Bewegung, und fragte nach der Urſache ſolcher Wortbrüchigkeit, auf Zobels Zuſage und jüngſte Sendung ſich beziehend und berufend, wie auf ihr wohl begründetes Eigenthumsrecht.

„Ihr habt, Frau von Grumbach," entgegnete der Procurator: „die Bedingungen ſchlecht erfüllt, unter denen Euch mein gnädiger Herr auf vielfaches Fürbitten, unter Zuſage ſeines Schutzes, den Einzug in Euer angemaßtes Witthum hat geſtatten laſſen, nämlich, Euern landſchädlichen Gatten nicht bei Euch wohnen zu laſſen, weder ihm, noch ſeinen Dienern, noch ſonſtigem Anhang des erklärten Aechters Albrecht von Brandenburg Obdach und Herberge zu gewähren, ſie zu ätzen, zu tränken, oder ſonſt ihnen Vorſchub zu leiſten."

„Ich habe keine Anhänger des Aechters, durch den ſo ſchwere Trübſal über mein Haupt kommt, hier aufgenommen!" vertheidigte ſich Anna mit Würde. „Und von ſolcher ſchimpflichen Bedingung, meinen Mann nicht zu ſehen, iſt mir nichts kund gethan worden, dieß müſſen die bezeugen, die des Biſchofs Genehmigung und Schutzverheißung mir überbracht."

Darauf nahm Eitel Kaiſer mit plumper Rede das Wort: „Ich muß Euch ſagen, Frau von Grumbach, daß ich gar wohl glaube, daß der Biſchof von Wurzburg ſich gegen Euch aller Gnaden und Zuſicherung mag entboten haben, dieß geht aber mich nichts an; mein Herr, der Herzog, hat Euch nichts bewilligt, und wenn Ihr an ſeine zwei erſchlagenen Söhne denkt, wie an die Verwüſtung des Braunſchweiger Landes, die Euer Mann und der Markgraf dort verübt, werdet Ihr wiſſen, weſſen Ihr von ihm zu gewärtigen habt. Ihr wißt doch ſicherlich, daß der Biſchof Eure Güter zur Hälfte dem Herzog geſchenkt hat, und daß ich zum Verweſer derſelben beſtimmt bin. Ihr habt nicht bei meinem Herrn, nicht bei mir um Gewähr nachgeſucht, wieder hierher zu ziehn, ſondern eigenmächtig ſeid Ihr hier eingedrungen.“

Ehe die beſtürzte Edelfrau etwas erwiedern konnte, nahm der Procurator ſogleich aufs Neue das Wort: „Darum künden Euch und den Euern Statthalter und Räthe zu Würzburg durch meinen Mund ihren ernſtlichen Willen, Befehl und Meinung: Ihr tretet ſofort Euer angemaßtes Witthum wieder ab, räumet dieſes Haus, ſetzt Euern Fuß fürder, und verzehrt Euern Pfennig an Orten und Enden, wo ihr deſſen näher habt, als hier zu Unterbleichfeld. Werdet Ihr das nicht thun, ſo kommt auf Euch Nachtheil und Gefahr, man wird Euch bannen und excommuniciren! Darauf erklärt Euch gegen uns, ob Ihr ausziehen wollt, oder nicht?“ —

Anna war einer Ohnmacht nahe, aber ſie rang ſich kräftigen Geiſtes empor, preßte gewaltſam die Thränenfluth zurück, die ihr aus den Augen ſtürzen wollte, und erwiederte: „Ich bin ein armes, ſchwaches Weib, ſchon lange krank; ich faſſe gar nicht Eure Rede, werthe Herren, und was Ihr mir Tröſtliches anſagt. Bitte, wollet mir Eure Werbung ſchriftlich zuſtellen, auf daß ich einen Beſchluß faſſen, doch alles zuvor wohl überdenken könne.“

„Dieſem Euern Begehren Folge zu leiſten,“ erwiederte Hoffmann: „iſt mir nicht Auftrag noch

Befehl geworden. Wollt Ihr ſtatt mündlich ſchriftlich antworten, ſo thut es bald. Unſer Auftrag iſt zu Ende, wir bitten, unſern Perſonen keine Schuld des Unangenehmen beizumeſſen, das er enthält."

Die Abgeordneten gingen, und nun füllte lauter Jammer, ſchmerzliche Klage das Haus. Ein Eilbote rief den wackern Krailsheim, zu rathen, zu helfen. Er konnte nur das Erſtere, er faßte ein Schreiben an Statthalter und Räthe im Namen der Edelfrau ab, darin ſie ſich höchlich beſchwerte, mit Anziehung aller für ſie ſprechenden, ihr Witthum, das von ihrem beträchtlichen Heirathsgut erkauft war, ihr für alle Fälle ſichernden Rechtsgründe — es war fruchtlos. Da ward nicht Land- und Lehnrecht, nicht das Recht der freien Franken reſpektirt, ſondern bald darauf erſchien der biſchöfliche Commiſſarius in Rimpar, berief aus jedem Grumbachiſchen Dorfe drei Männer, hielt in Eitel Kaiſers Beiſein einen langen Sermon, und gebot den Gemeinden, ſonderlich der zu Bleichfeld, bei aller Ungnade und bei harter Leibesſtrafe, der Edelfrau Annen von Grumbach, ingleichen ihren Kindern, Geſinde und Anhang keinerlei Handreichung zu thun, ihr nichts zuzutragen, nichts zu verkaufen, mit ihr nicht zu eſſen, nicht zu trinken, nicht zu reden, nicht zu ihr zu gehen, nicht bei ihr zu ſtehen. Die leidende Herrin ward entſetzt aller Nutzung ihres Eigenthumes, aller Zinſen und Gefälle in Geld oder Naturalien, und ſie mußte dulden dieſen unverſchuldeten Zorn des Biſchofs, ſie war ſchutzlos, ihr Gatte, ihr Sohn, waren fern, die Schwiegerſöhne vermochten ſie nicht zu ſchirmen, ſie war ein bejammernswerthes, hülfloſes Weib.

Mit ſtiller Seelengröße trug ſie das Unabwendbare, das Unerhörte, und zog nicht aus ihrem Eigenthum. „Lernet von mir dulden, meine Töchter,“ ſprach ſie zu ihren Kindern: „dulden iſt das Erbtheil unſers Geſchlechts. Ihr ſeid noch jung, auch euch wird der Himmel Prüfungen ſenden, dann denkt daran, wie eure Mutter ſie ertrug.“ Urſulas klare Augen füllten der Mutter Worte mit Thränen; ſie war zwar noch ein Kind, aber eine ſeltene Reife des Geiſtes ſprach ſchon aus ihr, und auch ihr Körper begann raſchere Entfaltung, als ſonſt bei Kindern gleichen Alters. Es ſchien der Ernſt des Geſchickes, der ſchon an ihrer Wiege ſtand, wunderbaren Einfluß auf ſie zu üben. —

Unaufhaltbar rauſchten auf flüchtigen Schwingen die Jahre vorüber. Die Zeit war ſtiller geworden, die Fülle der Ereigniſſe in Deutſchland drängte ſich minder, wie zuvor. Einer nach den Andern von Denen, welche mächtigen Antheil hatten an ſo großer Bewegung der Gemüther, wie kämpfender Heeresmaſſen, ging ſtill in die Gefilde des ewigen Friedens ein, den wir im Jenſeits hoffen, oder errang ſchon im irdiſchen Leben einen Zweig jener heiligen Palme. Den mächtigſten Herrſcher ſeiner Zeit umfingen die Kloſtermauern von St. Juſt. Und auch Jener, der wie ein blutiges Meteor über Franken geleuchtet, der wie der grauſe Engel des Abgrunds, Abaddon, den die Apocolypſe nennt, die gepanzerten Schaaren führte, die ringsum Verderben verbreiteten, auch jener gefürchtete Markgraf Albrecht Alcibiades hatte vergebens gerungen, ſein verlornes Land wieder zu gewinnen, vergebens heiß und ſehnſüchtig gehofft, durch Vermittlung ſich in den vorigen Stand eines regierenden Reichsfürſten eingeſetzt zu ſehen. In Pforzheim, wo er bei ſeinem Freund und Schwager, dem Markgrafen Karl zu Baden, gaſtliche Aufnahme und Pflege gefunden, trat ihm der Engel des Todes nahe; doch fand dieſer düſtre Bote ihn feſt und ſtandhaft, ernſt vorbereitet zu dem großen Schritt, und in Gegenwart mehrerer Freunde, ſein Leben und ſeine Lage richtig überblickend und würdigend, ſprach Albrecht: „Ich will ſterben, wie ein deutſcher verjagter Fürſt und wie ein frommer Chriſt!“ — und ſo ſtarb er am 8. Januar 1557. Grumbach hatte richtig prophezeiht.

Kunz von Grumbach kaufte das Gut Hellingen, und führte dort mit ſeiner wackern Salome das ruhige Stillleben eines unabhängigen Landedelmannes, niemals die ehrgeizigen Pläne ſeines Vaters theilend, und einſehend, wie wenig geeignet deſſen Beſtrebungen waren, wahres Lebensglück und innern

Frieden zu erringen. Seine Schweſter, Sophie, ward mit ihrem Verlobten vermählt, und wohnte glücklich zu Eſtenfeld. Anna, die Mutter, ſah von ihren Kindern nur Urſula noch bei ſich, deren Erziehung, da ſie ſich wieder kräftiger fühlte, mit aller Liebe von ihr geleitet wurde. Sie fand immer treue Herzen und treue Hände, und trug ruhig und groß des Biſchofs niedrigen Haß und ſeinen Bann, der ſelbſt den Bauern der betheiligten Gemeinden unwürdig und lächerlich erſchien.

Grumbach ſelbſt reiſte nach wie vor unruhevoll und raſtlos umher, jetzt in der eignen, wie früher in der fremden Sache, einen tiefen unermeßlichen Schmerz im Herzen. Er gewann für ſeine Sache nichts; die Höfe, an denen er einſprach, gaben ihm, der jetzt keine Stütze hatte, als ſeine innere Kraft, ſeinen feſten Willen, der zum Trotz ſich ſteigerte, nur laue Vertröſtungen, vage Hoffnungen, und die ritterlichen Freunde, die ihn noch leidlich gern kommen ſahen, vermochten als Einzelnſtehende ihm keine Ausſicht auf beſondere Hülfleiſtung zu gewähren. Aber dennoch gewann er durch dieſe vielfach ſich verzweigenden Reiſen; er gewann die Kenntniß der Geſinnungen, der Wünſche, der Hoffnungen da und dort, der Mängel, der Schwächen, der politiſchen Meinungen, und ſchlang geſchickt die Fäden eigener Hoffnungen in die fremden. Viele Gunſt ward ihm am Hofe des Fürſten Friedrich III von der Pfalz zu Theil, und er war ganz der Mann, dieſe Gunſt zu benutzen. Mit hellem Auge ſchaute der ſtaatskluge

Mann tief in ſo manches äußerlich verhüllte Verhältniß, knüpfte Bekanntſchaften an, die ihm in der Folge nützlich werden konnten, und hütete ſich vor allem, ſeinen Schmerz und ſeine Gefühle zur Schau zu tragen. Demohngeachtet ſtand fort und fort die Erinnerung alles Empörenden, das ihm und den Seinen widerfahren war, mit glühenden, unauslöſchlichen Zügen ſeinem Gedächtniß eingebrannt. Die Rache ward ſein Meſſias, und er hoffte, ihr gläubigſter Jünger, auf ihren hellflammenden Auferſtehungstag.

Viertes Kapitel.

In Jena war ein freudenvolles Zuſammenſtrömen von Fürſten und Edlen. Kaiſer Ferdinand hatte endlich die Beſtätigungsurkunde der vom Kurfürſten Johann Friedrich begründeten Univerſität neben wichtigen Privilegien ertheilt, und die hohe Schule feierte ein Weihefeſt. Die drei jungen Sachſenherzoge, des Gründers Söhne, Georg, der alte Fürſtgraf von Henneberg, drei Grafen von Gleichen, ein Graf von Kirchberg und Andre, waren mit faſt dem ganzen Adel Thüringens hier verſammelt. Die ſchöne und geräumige Kirche erfüllten dieſe Edlen neben dicht gereihten Studenten und drängendem Volk. Als die Predigt geendigt war, trat aus dem Kreiſe der Edelſten ein junger ſchlanker Mann von ernſten und nachdenkenden, jedoch einnehmenden Geſichtszügen, und ſprach mit wohllautender Stimme eine lateiniſche Rede, und es ging ein Beifallsflüſtern durch die Verſammlung: „Das iſt unſer Herr, unſer gelehrter, vortrefflicher Herzog! Das iſt Johann Friedrich der Mittlere! Wie ernſt er iſt! So jung noch, und ſchon Wittwer!“ und ſolche leiſe Bemerkungen des Antheils der Menge mehr. Bald aber ſchwieg alles, und kein Odemzug ward hörbar. Als der fürſtliche Sprecher geendet hatte, trat nach ihm ein Mann im reifen Alter, doch noch kräftig, auf, und trug, als Dolmetſch gleichſam, dieſelbe Rede deutſch vor. Dieſer Mann war der vielgeltende Kanzler Chriſtian Brück. —

Ihm nahte ſich während der vier feſtlichen Tage bei ſchicklicher Gelegenheit eines veranſtalteten Bankets, als nach aufgehobener Tafel die Theilnehmenden im Geſpräch und traulicher Mittheilung auf- und abwandelten oder Gruppen bildeten, Wilhelm von Grumbach, der nicht ohne geheimen Grund gerade bei ſo feſtlicher Veranlaſſung nach Jena gekommen war, und begrüßte ihn als alten Bekannten mit lateiniſcher Anrede, denn er wußte, daß es dem Kanzler ſchmeichelte, ſich Pontanus nennen zu hören, und es ward ihm zum Dank ein ſehr freundliches Geſicht zugekehrt. Bald waren Grumbach und der gelehrte Juriſt im lebhaften Geſpräch, doch ſahen ſie dieſes nicht minder bald unterbrochen, da mit leutſeligem Blick der junge Herzog Johann Friedrich der Mittlere zu ihnen trat. Er trug ein ganz ſchwarzes einfaches Sammtgewand, die in Strümpfe auslaufenden Beinkleider ſchloſſen bis über die Knie eng an, bauſchten dann bis über die Hüften, und dort ſchloß ein breiter Gürtel das faltenreiche Wamms ab. Eine ſtarke goldene Kette war ſein einziger Schmuck. An einem Finger glänzte der kunſtvolle Trauring, den er zum Andenken ſeiner verſtorbenen Gemahlin trug. Grumbach neigte ſich tief vor dem Fürſten, dieſer erkannte und grüßte ihn, und der Ritter ſprach anerkennende, ſchmeichelnde Worte über des Herzogs Eloquenz und Gelehrſamkeit; durch wörtliches Anführen einiger mit Glück angewandten Redeformen zeigte Grumbach, daß er die lateiniſche Oration wohl gefaßt und verſtanden. Als der Herzog davon beſcheiden ablenkte, ging der Ritter zu Glückwünſchen über für den Flor der jungen Wiſſenſchaftsanſtalt, die unter ſolchem Tutorenkleeblatt, wie die fürſtlichen Brüder, unter ſolchen günſtigen Ausſpicien gegründet und geweiht, ſich für alle Zeiten auch geiſtig günſtig fundirt ſehe, und es war natürlich, daß ſeine Worte Wohlgefallen erregten, wohlwollend aufgenommen wurden. „Waret Ihr die Tage her recht vergnügt, gefiel es Euch in unſerm jungen Muſenſitz?“ fragte Johann Friedrich, dieſe Frage aber beantwortete der Ritter mit tiefem Ernſt: „Mir iſt das Vergnügen ſo fern, wie der Himmel von der Erde, gnädiger Herr; ich habe Uebermenſchliches erlebt und erduldet, ich ſehe mich verdrängt von Haus und Heimath, geſchieden von Weib und Kind, meine Güter wurden mir genommen, und mein Recht, auf das ich ſo gläubig hoffe, wie ein frommer Chriſt auf die ewige Seligkeit, wird mir Jahrelang und immer noch vorenthalten.“

„Man ſagt Euch viel Schlimmes nach, ich will es Euch nicht bergen!“ ſprach Johann Friedrich auf dieſe Klage. „Habt Ihr nicht manches Ueble, das Euch widerfuhr, ſelbſt verſchuldet?“

„Meine Treue, meine grenzenloſe Treue ward mein grenzenloſes Unglück, durchlauchter Fürſt, meine Treue warf mich in den Staub!“ antwortete Grumbach dieſer verfänglichen Frage.

„Wird Dir auch der Staub danken und Deine Treue verkündigen?“ überraſchte der bibelfeſte junge Herzog den Sprecher mit einer Pſalmſtelle, doch verwirrte er ihn nicht; Grumbach fuhr fort: „Albrecht Alcibiades war mein Stern, mein Planet! Die Sterne unſrer Geburt ſtanden in einem Zeichen, ich war der Trabant, der ihn umkreiſte. Ich habe alles geopfert für ihn, Gott habe ihn ſelig! Ich konnte nicht anders thun. Mein Verhängniß riß mich fort. Jetzt iſt mein ganzes gläubiges Hoffen darauf gerichtet, daß durch Kaiſer Ferdinands hohe Einſicht mein Recht mir zugeſprochen wird, ich in integrum reſtituirt werde. Iſt das nicht, dann bin ich, der einſt reich und begütert über Tauſende gebot, zu Grunde gerichtet, gänzlich am Bettelſtab. O mein gnädigſter Fürſt, laßt mich Eurer Huld im Beſten empfohlen ſein, glaubt nicht den Verleumdungen meiner Feinde! Dürfte ich Euch meine Geſchichte ausführlich erzählen, Ihr würdet ſchaudern über das, was mir zu Leid geſchah. Vielleicht kommt noch dazu einſt die günſtige Stunde. Ich habe ja auf Euern Schutz ein natürliches Recht, ich bin Euer Unterthan."

„Ihr? wie ſo?" fragte mit dem Ausdruck der Ueberraſchung und des Nachſinnens Johann Friedrich.

„Ich habe meinem Sohn das Gut Hellingen kaufen laſſen in der Heldburgiſchen Pflege; wir wollten, nachdem man uns in Würzburg total beraubt, unter einem weiſen und gerechten Fürſten wohnen, nicht unter einem Tyrannen und Unmenſchen, der uns auch darum ſo unverſöhnlich haßt, weil wir unerſchütterlich treu an der reinen Lehre des theuerſten Rüſtzeuges Gottes hangen!"

Dieſes Argument war mehr als tauſend andere und beſſere hinreichend, ſich bei dem glaubenseifrigen Fürſten in ein günſtiges Licht zu ſtellen. Er erblickte nun in dem verfolgten Grumbach auch den Glaubensmärtyrer, und ſprach huldvoll: „Es iſt wahr, wir entſinnen uns, jenen Kaufbrief unterſchrieben zu haben, doch wußten wir nicht, daß der Käufer Euer Sohn. Was wir als Euer Landesherr Euch Gnädiges erweiſen können, ſoll geſchehen. Haltet feſt am Glauben jetzt in dieſer Zeit, wo er von allen Seiten bedroht iſt durch calviniſtiſche und andere ſektireriſche Ketzerei. Der Herr iſt treu, der wird Euch ſtärken und bewahren vor dem Argen." —

„Unſer Glaube wird ſtets in der feſten Burg wurzeln!" ſprach Grumbach: „und unſer Blick wird immer vertrauend auf unſern neuen Landesvater gerichtet ſein, den wir vielleicht bald einmal ſo glücklich ſind, in unſerer Nähe, auf der alten Heldenburg, zu erſchauen."

„Gefällt Euch die Heldburg? Nicht wahr, ihre Lage iſt ſchön, mächtig, weithin das Land beherrſchend, eine ſtattliche Feſte!" rief Johann Friedrich lebhaft und mit Vorliebe für den alten Bau, da Grumbach abermals einen Gegenſtand berührt hatte, der dem Fürſten äußerſt am Herzen lag. „Allerdings werdet Ihr mich dort ſehen, ich werde ein neues Reſidenzhaus hinauf bauen, vielleicht für immer dort wohnen."

„Und gewiß an der Seite einer liebenswerthen, ſchönen, fürſtlichen Gemahlin, Eurer hohen Tugenden würdig!" wußte Grumbach das Geſpräch paſſend fortzuſetzen. „Vergebt das kühne Wort, mein gnädiger Herr und Fürſt, aber Ihr dürft nicht lange mehr Wittwer bleiben; habt Ihr doch kaum den Freudenbecher des Eheglücks an die Lippen geſetzt. Vergebt, daß ich es wage, ſolchen zarten Gegenſtand zu berühren, doch vielleicht erinnert Ihr Euch, daß ich einſt ſo glücklich war, mit meinem ſeligen Herrn Euers in Gott ruhenden Herrn Vaters Liebden im Bezug auf Eure Vermählung unterthänige Rathſchläge andeutend vortragen zu dürfen."

„Ich entſinne mich," erwiederte der Herzog: „daß Ihr, Ritter Grumbach, damals freundlichen Antheil nahmt an meiner Zukunft und an meinem Glück, und weiß es Euch im Herzen immer Dank, obſchon ſich jene Pläne nicht verwirklichten."

„Wie aber, mein Fürſt,“ hielt Grumbach den anziehenden Gegenſtand feſt, „wenn Ihr mir vergönntet, Euern Blick hinzulenken auf eine unſchätzbare fürſtliche Jungfrauenperle, die demantrein an Sitten, ein Muſterbild an Tugend, ein Engel an Schönheit und Liebenswürdigkeit iſt!“

„Ihr macht mich neugierig, doch ſprecht etwas minder laut!“ flüſterte der Fürſt erregt, da er wohl wahrnahm, daß ſich die Blicke der Höflinge allzumal auf ihn und den Ritter richteten, ſich des langen Geſpräches, vielleicht ſchon mit Neid, wundernd, deſſen Grumbach gewürdigt wurde, welcher nun allerdings mit mehr gemäßigter Stimme fortſprach: „Die holdeſten, anmuthigſten Prinzeſſinnen-Töchter in ganz Deutſchland hat mein gnädiger Herr, der Pfalzgraf Friedrich der Dritte, und Eliſabeth, die älteſte, iſt es, von der ich rede, mein Fürſt.“

„Der Vater iſt ein heimlicher Calviniſt!“ warf Johann Friedrich bedenklich ein, doch Grumbach erwiederte: „Die Mutter iſt dafür eine um ſo eifrigere Lutheranerin, und erzieht die Prinzeſſinnen ganz nach ihrem, der reinen Lehre zugewandtem Herzen. Ich bin wohlbeſtallter Rath am pfälziſchen Hofe, ich ſah das Band der Liebe, welches dort die Herzen umſchlingt, ſah die Frömmigkeit, der alle Glieder des durchlauchtigen Hauſes ergeben ſind, und ich ſprach zum Pfalzgrafen von Euch, mein Fürſt, rühmte Euch nach Gebühr, Eure Gelehrſamkeit und Euern frommen, ernſten Sinn; ich wagte, leiſe Hoffnungen anzudeuten, und Friedrich der Dritte war ſo gnädig, mir die Lieblingswünſche ſeines Herzens anzuvertrauen; ja — ich bin berechtigt, ſie Euch, mein Fürſt, nicht zu verhehlen."

Im Innern des ſo früh verwittweten jungen Herzogs erwachten neue ſchöne Lebenshoffnungen, reine Wünſche; ſein weiches Herz ſehnte ſich nach Liebe, nach einem gleichen, empfänglichen Herzen, das ſeine Gefühle und ſeine frommen Geſinnungen theile, und ſo hielt er mit Wohlgefallen den ausgeſprochenen Gedanken feſt. Jetzt ſahe er, daß ſeine Brüder ihm nahten, und ſprach daher abbrechend nur noch raſch zu Grumbach: „Wir reden noch darüber, lieber Rath!

„Erhaltet mir Eure Gnade, mein Fürſt!" erwiederte dieſer mit tiefer Verneigung.

„Wer ein treu Herz und liebliche Rede hat, des Freund iſt der König!" zitirte zum Abſchied Johann Friedrich mit Bedeutung einen Salomoniſchen Spruch, und das Geſpräch war beendet, des Fürſten Gunſt für Grumbach begründet, wenige Wochen ſpäter durfte dieſer in Johann Friedrichs Auftrag an den Pfalzgrafen ſchreiben, und mit dieſem Briefe flog der Pfeil eines ſchweren Verhängniſſes einem ſchuldloſen, engelreinem Herzen nah, und rauſchte, wie des Todesengels Flügel, über einem kindlichfrommen Haupt. —

Inmitten knospender Waldung erhob ſich beſcheiden auf einer Anhöhe Burg Roſenau, beſcheiden im Verhältniß ihrer Lage zu der hohen nachbarlichen Ehrenburg, der Feſte Coburgs, zu dem etwas entfernteren ſteilen Kalenberg und andern hochgelegenen Bergſchlöſſern in der Nähe. Der Thüringer Wald war noch mit Schnee bedeckt, und ſandte von Zeit zu Zeit kältende Lüfte über die Fluren, die an Süddeutſchlands nördlichſten Grenzen dennoch ſchon durch kräftigeres Wachsthum, reichere Blüthenfülle, ergiebigere Aernten unverkennbar den Einfluß eines wärmeren Klimas verkünden. Auf der Burg, deren ſchöner Name nicht minder auf das Vorhandenſein eines entzückenden Gefildes hindeutete, ſaßen zwei Ritter, Hieronymus und Valentin von Roſenau, genannt Münzmeiſter, welche in den unruhigen Zeiten des Krieges manchen Kampf mit durchgekämpft. Dieſe ſahen jetzt in ihrem gaſtlichen Hauſe eine Menge nachbarlicher und auswärtiger Edlen verſammelt, unter denen ſich auch Grumbach befand, welcher ſeit Monaten ruhelos umherzog, ſich Anhang zu machen, und immer wilder, immer grimmiger über ſeinem Haß gegen Zobel brütete, denn er fand gegen dieſen wohl Recht, aber keine Hülfe, keine Rechtsvollſtreckung.

„Es iſt ſo, und nicht anders, liebe Herren und Freunde!“ endete Grumbach zu den Verſammelten einen langen und heftigen Vortrag, darin er mit der ſchmerzlichen Beredſamkeit, welche erlittenes ſchweres Unrecht oft erzeugt und mit lebhaften

Farben wiederholt geſchildert, was ihm widerfahren. „Ich muß ihn haben, dieſen Mann, der mich und die Meinen in das Elend jagt, der uns keine ruhige Stätte gönnt, und gegen den ich kein Recht bekomme. Es wurde mir gerathen, ruhig zu ſein, ich war ruhig; Freunde baten mich, meiner Zeit zu harren; ich that's, meine Zeit kommt nicht; ich ſollte den Rechtsweg gehen! Pfui, ein langer, langweiliger, krummer Gang, der mich in ein Labyrinth geführt hat, in dem ich verderbe, darin der brüllende Minotaurus von Würzburg mich zu zerfleiſchen und zu verſchlingen lauert. Aber habt Acht, ich will zum Theſeus an dieſem Stiermenſchen werden, ich will meine grauſame Luſt mit ihm haben, wie ein hiſpaniſcher Matador. Entführen will ich ihn, mitten aus der Hofburg, aus der Stadt, aus der Kirche, vom Altar hinweg, und in meiner Gewalt, in meiner Macht ſoll er für ſein elendes Leben zittern, wie ein Wurm ſich krümmen, wie ein Thier winſeln, und mich reſtituiren, oder eines zehnfachen Todes ſterben! Aus dem Bette will ich ihn holen, wie Kunz von Kauffungen die Sächſiſchen Prinzen!“

„Das wird Dir nicht gelingen, Wilhelm,“ warf ein Roſenauer ein: „Du biſt außer Dir, ſammle Dich, ſei ruhig! Denke an Kauffungens Loos und Lohn!“

„Ich bin außer mir, ich will außer mir ſein und nicht ruhig!“ ſchrie Grumbach faſt heulend. „Zum Aeußerſten bin ich nun gebracht. Da iſt die Kunde, leſet, leſet, und dann nagelt den Brief an einen Schandpfahl, und ſchreit es durch ganz Deutſchland, durch Europa, ſchreit es in die neue Welt, daß in Deutſchland eines tückiſchen Pfaffen Trotz, Hochmuth und Anmaßung mehr gelten, als des Römiſchen Kaiſers Gebot! Das Reichskammergericht hat mir meine Güter zugeſprochen, der Biſchof giebt ſie nicht heraus, der Kaiſer hat erſt im vorigen Monat noch ihm befohlen, ſich mit mir zu vergleichen, mir das Meine zu erſtatten, der Pfaff thut es nicht! Ergo — was bleibt mir zu thun, wenn der Kaiſer mir nicht helfen kann? Arzt, hilf Dir ſelber! Das Kapitel — hier ſteht es zu leſen — hat ſich verſchworen, mir nichts zu erſtatten, meine Güter nicht zurückzugeben, und wenn hundert Kaiſer und Reichskammergerichte mir die Reſtitution zu Recht erkennten. — Wohlan! Ich weiß, was ich zu thun habe.“

Die Freunde bemühten ſich nicht mehr, den Aufgebrachten beſänftigen zu wollen, ſie ſahen, daß es vergebens war, daß er in äußerſter Aufregung ſich befand, und ſein nach Rache lechzendes Gemüth den Widerſtand der Beſonnenheit nicht dulden wollte, ihre wohlthätige Schranke zerbrach. Dennoch bangte ihnen vor einer Uebereilung, die den ſo ſehr an Gut und Ehre geſchädigten Mann vollends ins Verderben ſtürzen mußte, und mancher von ihnen dachte daran, ſich mit guter Art zurückzuziehen von ſolcher gefährlichen Genoſſenſchaft.

Grumbachs ſcharfblitzendes Auge, ſein menſchenkundiger Blick las in ihren Seelen, er ſchaute ihre

Geſinnung durch und durch, und ſprach ſtolz: „Es iſt Keiner gezwungen, mir beizuſtehen, ich verdenke es keinem, der ſich fürchtet. Ich nehme, was ich thue, auf meine Hörner! Es braucht mich Keiner zu begleiten, der Grumbach geht ſeinen Weg allein! Gehabt Euch wohl, ihr Herren, lebe wohl Hieronymus! Valentin habe Dank für alles Gute, nimm nichts für ungut.“

Vergebens baten die Burgherren, länger zu weilen. Grumbach brach auf, Stein, Mandelsloh und Zedwitz folgten, die Uebrigen blieben mit mißmuthigen Gefühlen zurück, die immer in des Menſchen Seele entſtehen, wenn Zweifel ihn quälen, und die Wahl zwiſchen rückſichtsloſer, aufopfernder Hingebung und ernſtem Abmahnen geſetzlicher Formen auf ſchwankender Waage die Folgen erwägt.

Der kühle Aprilabend war ganz heiter geworden; die Reiter blieben auf dem Waldweg, und ritten mehr ſchweigend als redend mit ihren Knechten einer Stelle zu, die von allen Nachbarortſchaften ringsum gleichweit entfernt war. Droben am Himmel entbrannten die Sterne, und mehr, als er ſeither gethan, richtete Grumbach ſeinen Blick zu ihrer leuchtenden Klarheit empor. Durch die tiefe Dämmerung, durch den noch laubloſen Wald blitzte es jetzt, wie ein irdiſcher Stern, und bald war ein loderndes Feuer erreicht, um das mehre reiſige Knechte von martialiſchem Ausſehen eine maleriſche Gruppe bildeten. Im minder hell beleuchteten Hintergrunde ſah man Pferde mit Sattel und Zeug angebunden ſtehen, einige große Hetzhunde, unter ihnen der muntre Frett, ſprangen mit Gebell auf, wurden aber ſchnell zur Ruhe verwieſen. Die Reiſigen griffen nach ihren Piſtolen im Gürtel, zogen ihre Wehr blank, und den Reitern rief plötzlich eine rauhe Stimme zu: „Wie viel iſt's an der Zeit?“

„Es iſt noch nicht an der Zeit!“ tönte aus Grumbachs Munde das verabredete Loſungswort.

„Sie ſind's!“ ſprach Kretzer zu ſeinen Genoſſen, der unter ihnen das Anſehen eines Führers und Befehlshabers genoß.

„Wir ſind zur Stelle!“ rief Grumbach, und ſchwang ſich vom Roß, die Mitkommenden thaten daſſelbe, die Pferde wurden an Bäume gebunden, und die kleine Männerſchaar trat in einen engen Ring zuſammen. Mit prüfendem Blick muſterte Grumbach die vorhandene Mannſchaft, deren Aeußeres ſich keineswegs ſonderlich empfehlend darſtellte; er gebot, daß ſie ſich in eine Reihe ordne, und es geſchah. Die Ritter Stein und Mandelslohe blieben an Grumbachs Seite, und ihre Knechte wurden als Wachtpoſten in einiger Entfernung auf die Wege beordert. Ernſt ſchritt Grumbach zu der Reihe heran, an deren Spitze ſein dritter Begleiter, Jobſt von Zedwitz, ſich geſtellt, ein langer, hagrer Mann, dem ein rother ſpitzer Bart, wie ein Feuerbrand, weit auf die Bruſt herabhing. Hinter ihm ſtanden drei reiſige Knechte, wohl armirt. Neben Jobſt hatte ſich Kretzer geſellt, der mit funkelnden Augen auf ſeinen Herrn blickte; ſeine ganze Seele voll glühenden, lange verhaltenen Rachedurſtes lag in ſeinem Blick; vier Knechte waren ihm zugeſellt. Ein dritter Führer, der über zwei Knechte gebot, war Dietrich Picht, aus der Mark gebürtig, vom wilden Leben des Kriegs geſtählt; er hatte faſt alle Feldzüge unterm Markgrafen Albrecht mit durch gemacht, und war Grumbach wohl bekannt. Zu dieſen Geſellen waren noch zwei ſogenannte Einſpänniger getreten, Leute, welche auf eigne Fauſt ſich mit einem Pferd zum Kriegsdienſt begaben, und nie danach fragten, wem und welcher Sache ſie dienten, Leute, denen in der friedlichen Zeit, welche Deutſchland gerade jetzt beglückte, jede Anwerbung willkommen war. Der eine war ein ſtarker, unterſetzter Mann aus dem benachbarten Eisfeld, und hieß Peter Weigel, insgemein der dicke Peter, der zweite führte den Namen Hans Beheim, und außer dieſen hatten ſich aus Grumbachs eigner Dienerſchaft Michel Fäuſtlein und Jacob Heck aus Berlichingen, zubenannt der Odenwälder, mit noch einigen Fußknechten der kleinen Schaar angeſchloſſen, lauter verſuchte, kecke Geſellen, bereit, für guten Lohn jeden Augenblick ihr Leben in die Schanze zu ſchlagen.

Grumbach machte nicht viele Worte. Er ſprach: „Ihr wißt, was zu thun iſt; ihr wißt, was euch nach vollbrachter That werden ſoll. Führt es klug aus! Gelingen bereichert, Mißlingen verkürzt euch — dabei machte er mit leiſer Handbewegung das Zeichen des Kopfabſchneidens. „Habt gut Acht, daß kein Argwohn aufkomme. Umreitet die Stadt, vereinzelt euch, geſellt euch zu den Kaufleuten und Krämern, die unter Geleit hineinziehen. Dort vertheilt euch in verſchiedenen Wirthshäuſern. Bleibt nüchtern und beſonnen, und ſchweiget eure Zungen, haben wir unſern Mann, dann ſollt ihr euch in Wein baden, wenn ihr wollt! Des Raubthiers Geiz hat die Mehrzahl ſeiner Hofreiter abgedankt, die andern geleiten die Kaufleute, das nehmt wahr. Einer von euch kann ſich auch auf den Berg machen, etwa Du, Ilſenn, mein kunſtreicher Reitſchmied, und ſehen, wie viele Pferde droben ſtehen, ob nicht nachgeſetzt werden kann? Wenn die Stunde da iſt, wo ihr euern Vortheil erſeht, ſeid raſch, werft, bindet ihn auf ein Pferd, ſchießt jeden nieder, der ihm beiſtehen will, und jagt dann mit ihm auf Schweinfurt zu, während einige in der Stadt Feuer! ſchreien und die Bürgerſchaft in Verwirrung bringen. Hinter der Aumühle harre ich eurer; ich werde bei Gelegenheit des Zobelfanges den Fuchs fangen und prellen, der ſich in meinen Bau eingeniſtet, den Eitel Kaiſer, und ihn zwiſchen Rimpar und Würzburg an einen Feldbaum henken. Vor allem, das binde ich euch auf die Seele, ſchont des weißen Iltis Leben, denn das iſt mein, muß mein ſein und bleiben. Sein Tod hülfe mir nichts, und brächte Alle in das Verderben. Hier iſt euer Handlohn! Kretzer wird euch zu ſeiner Zeit die Paſſauer Zettel und die Waffenſalbe verabreichen, die euch alle hieb-, ſchuß- und ſtichfeſt macht.“

Grumbach gewahrte und vernahm nicht, als er den Führern Geld einhändigte, daß Kretzer mit Kopfſchütteln leiſe in den Bart murrte: „Harre nur; der Balg iſt allemal des Jägers, und ich gedenke, den Zobel gut zu treffen, der mich beſtohlen hat, mir immer noch das Legat weigert und ewig weigern wird. Werde es, wie es will, der Pfaff muß ſterben!“

Das Feuer war niedergebrannt, ſein erglimmender Schein beleuchtete nur noch düſter die Geſellen im Walde, doch machte die Sternennacht die Straße hell, auf der bald darauf, abſichtlich vereinzelt, die Reiter nach Koburg zu ritten.

Vor der Herberge bei Daniel Pfiſter übergab Grumbach dem begleitenden Knecht ſein Roß und ſprach zu ſeinen Gefährten: „Ich habe hier noch einen wichtigen und ernſten Gang, ich will zum Phyſicus Dr. Stathmius. Er ſoll mir, da all mein eignes aſtronomiſches Geräth geraubt und verwüſtet iſt, die Nativität ſtellen auf mein Vorhaben, ich will bei ihm geheimer Künſte pflegen und die Orakelſtimmen vernehmen, die droben am Himmel mit Sphärenklang dem Ohre tönen, welchem das Hephata der Wiſſenſchaft erklang!“ —

Der Doktor Stathmius ſtand weit und breit im Rufe eines großen Aſtrologen, eines Mannes, der ein Pfleger jener dunkeln Wiſſenſchaft ſei, die der große Haufe nur den Namen nach kannte, aber mit einer geheimen Scheu verehrte. Er verſtand es auch, durch die üblichen Mittel, die in ſeiner Zeit noch von Wirkung waren, ſich in den Nimbus zu hüllen, deſſen er bei den Laien bedurfte. So fand ihn der ſpäte Beſucher, in einem mit wunderlichen Geräth angefüllten, ja faſt überladenen Zimmer. Seltenheiten der Natur ſchwebten an der Decke wie wachende Dämonen; Krokodile, Schildkröten, Schwert- und Sägefiſche. Zu oberſt der beſtaubten Bücherrepoſituren ſtanden Kinder-Skelette, auch Mißgeburten und Schlangen in Spiritus, Phiolen, Pokale, Globen und manches mathematiſchem Gebrauch dienende Inſtrument. In einem ſchwarzen, mit Pelz verbrämten Talar, und ein ſchwarzes Barett auf dem Haupt, ſaß der Meiſter an einem ſtarken Eichentiſch, der theils mit Büchern, theils mit Kalendern und Papieren voll Zeichen und Zahlen bedeckt war. Als der Famulus einen Fremden, der ſich nicht nennen wolle, meldete, warf der Doktor raſch die Papiere vom Tiſch, ſchlug ein großes Buch zu, von deſſen Einband eine Kette bis zur Wand reichte, wo das Buch ſeinen Platz hatte, und ſchlug ein kleineres Buch ſo auf, daß man nur zwei Seiten voll räthſelhafter Charaktere erblickte; rückte einen großen metallenen Hohlſpiegel ſo gegen die Flamme der Ampel, daß eine helle Lichtſcheibe hinauf zur angeräucherten Decke geworfen wurde, und den Balg eines Baſilisken, den holländiſche Kunſtfertigkeit aus einem Seefiſch erſchaffen, hell beleuchtete, und in deſſen Augen, aus facettirten Bergkryſtallen beſtehend, ſtechende Blitze weckte. Zum Ueberfluß wurde durch einen Zug ein äußerſt dumpfſchlagendes Uhrwerk in

Bewegung geſetzt, auf den Ofen ein Pulver aus Weihrauch, Benzoe und wenigem Ambra geworfen, und nun gleichſam mitten im Apparat kunſtwiſſenſchaftlicher Präſtigien der Fremdling erwartet. —

Dieſer trat ein, ſah ſich nachläſſig begrüßt, und überſah mit einem Blick, dem ein verbiſſenes Lächeln auf der Stelle folgte, alle das nützliche und unnützliche Gerümpel rings umher; ein zweiter Blick prüfte den Mann, ein dritter weilte auf den Zeichen des aufgeſchlagenen Buches.

„Ich komme zu Euch, Herr Doktor,“ begann Grumbach: „Euch zu bitten, mir die Nativität zu ſtellen; ich möchte wiſſen, wie meine Sterne jetzt ſtehen. Hier habt Ihr mein Horoscop!“ Dabei überreichte er ein kleines metallenes Täfelchen, auf welchem ein Löwe, Planeten- und Thierkreiszeichen, einige Quadrate und Kreiſe und dazwiſchen Buchſtaben und Zahlen zu erblicken waren. „Doch muß ich noch heute Euch bemühen!“ — „Wer ſeid Ihr?“ fragte Stathmius. — „Ich will mein Glück aus den Sternen, und nicht aus der Onomantia geleſen haben,“ ward dem Frager zur Antwort; „laßt Euch daher gefallen, daß ich meinen Namen nicht nenne. Ich habe ein wichtiges Vorhaben, ein Gelübde bindet mich.“

Der Aſtrolog ſah den ſeltſamen Gaſt argwöhniſch betrachtend an, dieſer richtete ſeinen Blick wieder auf das Buch, und ſprach: „Da habt Ihr ja des Cornelius Agrippa Buch liegen: De occulta philoſophia; ein reichhaltiges, tiefſinniges Werk, nicht wahr, Doktor? Ein wahrer Spruch, die Ueberſchrift des dreiundfünfzigſten Kapitels im zweiten Buch: Nulla divinatio sine Astrologia perfecta; das iſt auch mein Glaube; ich halte von Phyſiognomik, Chiromantie, Geomantie und auch von Traumdeuterei wenig oder nichts; alle dieſe Doktrinen ſind telluriſcher Art, zum Theil von Träumern erklügelt und ergrübelt. Die Sterne, die Sterne, das iſt das ewige Buch der Weiſſagung, die gottgegebene Apocalypſe für den forſchenden Sterblichen, der in der Höhe ſein Heil zu ſuchen hat."

Stathmius erſtaunte; noch Keiner von den Vielen, die kamen, ſich bei ihm Raths zu erholen, hatte jemals ſo zu ihm geſprochen.

„Ihr ſeid wohl ein Meiſter, der gekommen, mein geringes Wiſſen zu prüfen, oder mich zu verſuchen, da Ihr ein Buch kennt und nennt, das Ihr nur mit einem Blick geſehen. Am Ende kennt Ihr auch dieſes verſchloſſene angekettete Buch?" redete fragend der Phyſikus.

„Mich deucht, ich kenne es," klang die überraſchende Antwort. „Corvus niger! Nicht wahr, ich traf es? Nun — ſtaunt mich nur nicht an, hättet Ihr's nicht an der ſchweren Kette, dann war Rathen ſchwerer. Was thut Ihr mit dem Ding voll Unſinn, behagt Euch das nekromantiſche Weſen? Verſteht Ihr's, ich meine, könnt Ihr es faſſen? Haltet Ihr dafür, mit allen ſeinen Formeln einen Hund vom Ofen, geſchweige einen Geiſt aus der Hölle zu locken?"

Der Doktor ſah, daß er einen Mann vor ſich hatte, mit dem er nicht aus dem gewöhnlichen Ton ſprechen durfte, einen Mann, der hinter den Kuliſſen des magiſchen Theaters heimiſch war, und erwiederte: „Wer Ihr auch ſein mögt, Ihr habt Euern Agrippa gut ſtudiert, und ſeid vielleicht ſeine eigne Bahn gegangen. Gefällt es Euch, ſo begleitet mich hinauf in meine Sternwarte, da Ihr ſo viel wißt, werdet Ihr Euch doch am liebſten überzeugen, ob ich Euch Wahrheit berichte vom Stand Eurer Geſtirne und ihren Aſpekten.“

Grumbach folgte auf die Warte, der weite Himmel lag ſternenklar über der dunkeln ſchweigenden Erde; in des Ritters Seele ſtieg eine ſchmerzliche Erinnerung auf, als er in dieſem Gemach an ſeine Warten und Zimmer, zu gleichen Zwecken mit Reichthum ausgeſtattet, zurück dachte, die ihm Haß und Rache verwüſtet, an ſeine Inſtrumente, die Frevelmuth geraubt und zertrümmert, und wahrlich, auch dieſe Erinnerung war nicht geeignet, ſeinen Vorſatz wankend zu machen.

Die Sterne wurden genau betrachtet; hellflammend ſtand hoch am Südhimmel, gerade wie es ſchien in der Richtung nach Rimpar und Würzburg, der Regulus, des Löwen Herz, Grumbach ſah es erfreut, und ſprach zu ſich ſelbſt, während Stathmius rechnete: Mein Stern ſteht hoch, ich vertraue ihm! Dem Kühnen lacht das Glück. Dieß muthige Löwenherz wird noch ſtrahlen, wenn ich dem kleinen Raubthier das giftige boshafte Herz aus dem Leibe geriſſen. — Sinnend und ſchweigend wandte er dann ſein Auge zum Sternenbuche hinauf.

„Euer Planetenſtand iſt für Eure Wünſche günſtig,“ unterbrach Grumbachs Betrachtung der Nativitätſteller. „Gleichwohl droht es euerm Vorhaben eine Verhinderung, oder doch einen unerwarteten Ausgang, daß gerade Saturn mit dem Jupiter im Widerſchein ſteht. Dafür conſtelliren ſich Sonne, Mars und Venus erfreulich; das deutet Euch Fürſtengunſt, Glück im Heirathen oder Heirathſtiften, auch Sieg über Eure Feinde. Ihr werdet viele Reiſen machen und Eure Geſchäfte werden gut von Statten gehn.“

„Wahrhaftig, keine Sibylle vermag beſſer zu prophezeihen!“ lobte Grumbach mit Spott und legte ein gewichtiges Goldſtück auf die Nativität, ſein Horoscop wieder an ſich nehmend. Mit tiefen Verbeugungen, den freigebigen Unbekannten für einen Fürſten haltend, geleitete Stathmius Grumbach hinab, und dieſer ſprach im Scheiden: „Ihr habt mir etwas verſchwiegen, Doktor!“

„Und das wäre?“ fragte jener überraſcht. „Ihr habt mir nicht geſagt, daß mir Großes und Merkwürdiges bevorſteht, wenn ich im ſiebenundſechzigſten Lebensjahre ſtehe, große Fährlichkeit, vielleicht der Tod. Mir iſt es nicht entgangen!“

„Ihr möget Euch doch wohl irren,“ verneinte höflich der Aſtrolog und Grumbach wollte gehen; plötzlich drehte er ſich noch einmal um und fragte: „Noch eins, Doktor, was haltet Ihr von Liebestränken?“

Stathmius lächelte ſchlau. „Agrippa,“ erwiederte er: „verwirft, wie Euch ſicherlich bekannt iſt, in ſeinem Buche von der Ungewißheit und Eitelkeit der Wiſſenſchaften im achtundvierzigſten Kapitel, von den Präſtigien, auch die Phyltra. Wollte ich ihnen das Wort reden, würdet Ihr meiner im Herzen ſpotten.“

„Was verwirft Agrippa in dieſem Buche nicht alles?“ fragte Grumbach zurück. „Dieß kann kein Argument ſein, am Vorhandenſein ſympathetiſcher Naturkräfte zu zweifeln.“

„Was könnte ich ſagen, daß Euch neu wäre, mein gelahrter unbekannter Meiſter?“ ſchmeichelte Stathmius. „Ich bin der Meinung, daß allerdings durch die einfachen Mittel, die Euch bekannt ſind, durch ſympathetiſch zubereitete Muskatnüſſe, Wurzeln oder Kräuter Zuneigung erweckt werden kann, und kein Verſtändiger wird daran zweifeln.“

„Auch ich zweifle nicht daran,“ ſprach Grumbach, und ging.

Von Unruhe getrieben, wie ein wichtiges Vorhaben, deſſen Folgen im Voraus unberechenbar ſind, in der Bruſt des Mannes ſie erregt, ritt Grumbach am folgenden Morgen von Koburg nach Hellingen. Er ließ die Heldburg, die vom Glanz des duftigen

Frühlingsmorgens angeſtrahlt wurde, zur Rechten liegen, nicht ohne manchen Zukunftshoffnungsblick nach dem alten hochthronenden Hauſe hinaufzuſenden, und trat eine Stunde ſpäter zu ſeinem Sohne ein.

„Dein müſſiges Leben hier,“ ſprach er nach den erſten Begrüßungen,“ taugt Dir nicht und kann nicht länger ſo fort beſtehen. Wenn der Edelmann zum Bauer wird, dünkt ſich der Bauer mit Recht ſeines Gleichen. Du haſt die Rechte ſtudiert, ich habe Dich nach Paris geſchickt, aber wahrlich nicht, daß Du mit der Dorfgemeinde um Mühlwaſſer und Flachsröſten proceſſiren ſollſt. Hier, mein Sohn, habe ich Dir etwas mitgebracht, die Beſtallung als Pfälziſcher Rath und Amtmann zu Beckelheim bei Kreuznach, die ich Dir erwirkt! Dahin wirſt Du mit Nächſtem ziehen. Hierher ſende ich Deine Mutter, ſie ſoll und darf nicht länger auf biſchöflichem Gebiete wohnen. Mit Recht hat ſie dem feuerſpeienden Fabelthiere gezeigt, daß ſie es verachtet, jetzt ſoll ſie ungezwungen aus Bleichfeld von dannen ziehen; ſie ſoll das Haus einrichten, ich fange faſt an, müde zu werden, und ſehne mich nach einer Stätte, die mein iſt, wo kein inſulirter Scherge mich austreibt. Ich reite jetzt nach Bleichfeld; bei meiner Wiederkehr hoffe ich Dich reiſefertig zu finden.“

Es überraſchte Kunz nicht wenig, ſich ſo plötzlich, ungeſucht und unerwartet in eine ungewohnte Sphäre geworfen, in ein fremdes Land gleichſam verwieſen zu ſehen, doch wagte er gegen den ſtrengen Ernſt des Vaters gar keine Einwendung. Dieſer aber ſetzte nach einem eingenommenen Frühmahl mit Moritz ſeinen Ritt raſch fort, ſchlug Richtwege ein, deren er wohl kundig war, grüßte im Vorbeireiten die Bettenburg, durchritt die Flecken Hofheim und Marktſteinach, und war in unglaublich kurzer Zeit in Schweinfurt. Dort in der Krone machte er Quartier für eine Anzahl Reiter und Knechte, welche einſprechen würden, und verfolgte dann auf Seitenwegen ſeine Richtung nach dem Wohnſitz der Gattin, denn es war gefährlich für ihn, auf offner Straße ſich betreten zu laſſen, da er ohne biſchöflichen Geleitsbrief ritt.

Ueberraſchend, wie er es liebte, trat er zu der einſamen Hausfrau, herzte ſie und ſeine ſich hold entwickelnde jüngſte Tochter, und trieb ſogleich zur Abreiſe nach Hellingen. Er ſprach nichts von ſeinem kühnen Plane, aber Anna errieth an ſeiner Haſt, ſeiner Unruhe, daß ſeine Seele mit mächtigen Entwürfen beſchäftigt ſei, und unterwarf ſich ſeinem Willen mit ſchweigender Ergebenheit. Moritz durfte zu ihrer Hülfe beim Räumen und Packen in Unterbleichfeld bleiben; Grumbach ſchied noch vor Einbruch der Nacht, ohne zu ſagen, wohin er ritt.

Die Kaufmannskaravanen zogen langſam die Heerſtraße entlang. Trotz dem allgemeinen Landfriedengeſetz, trotz kaiſerlichen und fürſtlichen Mandaten und trotz der Ruhe, in der ſich Deutſchland nach den Stürmen der letzten Kriege erholen durfte, waren im Jahre 1558 Fauſtrecht und Stegreifritterſchaft noch nicht ſo ganz verſchwunden, daß, wie in ſpäterer, durch Geſetzmäßigkeit glücklichen Zeit, ein Kaufmann hätte wagen dürfen, mit ſeinen Waaren ohne kriegeriſch gerüſtete Bedeckung von Markt zu Markt zu fahren, daher ſammelten ſich die Meſſereiſenden in Deutſchland nicht minder, wie die Kaufleute in Afrika und Kleinaſien zu groſſen Zügen, entrichteten von Land zu Land gemeinſchaftlich die feſtgeſetzte Abgabe, und erhielten dafür ein Geleit, das nach der Menge der Perſonen, die vereint ſolches in Anſpruch nahmen, aus mehrern oder wenigern Landreitern beſtand. Später, als Ordnung und Geſetz dem Eigenthum immer mehr Schutz gewährten, genügte ein Brief, und noch ſpäter, als ſchon lange kein Geleit mehr nöthig war, vertrat die Stelle deſſelben ein einfacher geſtempelter Zettel, deſſen Annahme als herkömmlicher Tribut noch in manchem Lande fort und fort durch eine Abgabe an Brauch und Mißbrauch des Mittelalters erinnernd, die Reiſenden beſteuern hilft.

Die geleitenden Reiter achteten wenig oder nicht auf die Zahl der Perſonen, die aus allen Orten zuſtrömend, ſich zu Wagen, zu Roß und zu Fuß allmälig zuſammenfanden; genug, wenn von Zollſtätte zu Zollſtätte von Waaren und Perſonen der Geleitspfennig pünktlich entrichtet wurde, wenn kein Jude ſeinen aparten Judenzoll unterſchlug, und kein Schnapphahn die Schutzbefohlenen ſchädigte. Wer hätte ſich auch um all das fahrende Volk bekümmern ſollen, um Spielleute, Bänkelſänger, Gaukler, Thierführer, Marktſchreier und die zahlloſe Maſſe Kleinkrämer und all' die Leute mehr, die vom Zuſammenſtrömen großer Volksmengen, wie die Meſſen ſie darboten, ihren Gewinn hofften? Das Paßportſyſtem war noch nicht zu der überſchwenglichen Blüthe gediehen, zu der die neuere Zeit daſſelbe gebracht hat. —

So ſchienen denn auch die Reiter und Reiſigen, die ſich an verſchiedenen Stellen und wie zufällig, in der Abenddämmerung des vierzehnten April dem von der Frankfurter Meſſe nach Würzburg zurückgeleiteten Handelskaravanenzuge anſchloſſen, keineswegs verdächtig. Manche hielten dieſelben für Geleitsreiter, auch hatte Einer oder der Andre ſpießbürgerliche Tracht angethan, und mancher Fußknecht zog als Reffträger, als Hauſirer, als Keßler, mit in die ſonſt gut bewachten Thore der Biſchofreſidenz. Dieſe Leute ſuchten auch nach Art armer Krämer geringe Herbergen auf, den Klingenberg, den Schmelzhof, den Rebſtock, und ihrer Keiner ſchien ſich ſonderlich um den Andern zu bekümmern. Der erſte dieſer Gaſthöfe lag in der Stadt dieſſeit der Mainbrücke, die beiden andern aber im Viertel St. Burkhardt, und an beiden führte der Weg zur Marienburg dicht vorbei.

Eben ſo wenig konnte es in der ſo belebten Stadt auffallen, daß von den vielen Ankömmlingen nicht alle dem Geleite der Würzburgiſchen Reiter folgten, die, am andern Morgen aufbrechend, eine Abtheilung des Krämer- und Waarenzugs nach Kiſſingen zu bringen hatten.

Auf ſeinem verwitterten Geſicht die höchſte Spannung, in zitternder Bewegung ſeines Gemüthes ſchritt Chriſtoph Kretzer aus der Stadt auf die Mainbrücke; ihm begegnete ein noch älterer, hagerer, aber immer noch rüſtiger Geſelle in einem neuen blendendgelben Wamms, und einem rothen Hut auf dem Kopf, der ſich äußerſt abenteuerlich ausnahm.

„Ilſenn herab?“ fragte Kretzer den Begegnenden, der kein Andrer war, als der alte muntre und unverwüſtliche Jörg Wetzell von Schüſſenried.

„Noch nicht!“ war die Antwort. „Auch iſt's noch zu früh, er wird noch nicht vorgekommen ſein mit Deinem Brief.“

„Du bleibſt mit dem Odenwälder nahe an der Kanzlei, und ihr verhaltet euch ganz ruhig, thut, als ob ihr auf einen Herrn wartetet. Kommt mein Bube zu euch, und ſagt: es iſt gutes Wetter, dann hebt ihr euch weg, und ſucht eure Herberge. Kommt der Bube nicht, dann läuft einer in dem Augenblick, wo die Seſſion zu End' iſt, und der Biſchof wieder zu Hof reitet, über die Brücke zum Rebſtock und bringt uns dieſe Kundſchaft, der andre läßt auf der Brücke ein Tüchlein wehen.“

„Aber warum,“ fragte Jerg: „faßt ihr ihn nicht gleich ab, laßt ihn erſt aus dem Garne in die Stadt, wo er ſich ſtärken kann, wenn etwas verrathen oder er ſonſt argwöhniſch wird?“

„Die Reiter müſſen erſt ein Paar Stunden weit ſein,“ gab Kretzer zur Antwort. „Wir müſſen freien Paß haben, weil wir durchs Zellerthor, das am nächſten liegt, und nicht nach des Alten Rath, durch die Stadt und nach Schweinfurt zu, wollen. Durch die Stadt bringen wir ihn weder todt noch lebendig.

„Es iſt halt ein gefährlicher Handel, in den wir uns ſtecken und einlaſſen!“ bemerkte Wetzell zagend.

„Tropf! kraut Dir die Haut?“ höhnte Kretzer. „Ein Schelmenliedlein auf der warmen Ofenbank zu leiern iſt freilich leichter, als eine kühne Mannesthat. Finden wir zweitauſend Thaler im Hirſenbrei? Geh, geh, an Deinen Poſten!“

Der fahrende Sänger und Landsknecht ging, ohne weiter ein Wort zu erwiedern; am Schmelzhofe trat Kretzer in die dicht daneben befindliche Schmiedehalle, wo die Knechte in voller Arbeit und beſchäftigt waren, mehren Pferden die Eiſen zu ſchärfen. Die Reiter ſaßen an einer freien Tafel beim Würzwein oder Warmbier, doch völlig zum Aufbruch gerüſtet, ſie lachten und ſchäkerten mit den Schenkmägden und thaten nicht, als wenn ſie den Mann kennten, der im Vorbeigehen ihrem Führer, Dietrich Picht, winkte und ihm zuflüſterte: „Schicke hernach, wenn das Geleit hinaus iſt, drei in das Zellerthor, daß dieſes uns aufbehalten werde, gütlich oder gewaltſam; ſie ſollen ſagen, ſie hätten eines reiſenden Grafen zu gewarten, der mit zwei großen Rüſtwagen des Weges käme; ihr aber macht euch hier außen weg und zieht die Pferde in den Stall, der Biſchof wird hier erſt vorbeireiten. Eile mit Weile!“ Ohne Aufenthalt ſchritt Kretzer weiter und war bald in dem nahen Rebſtock, wo Jobſt von Zedwitz ſeiner ungeduldig harrte.

„Nun, was wird's? wie wird's?“ fragte Jobſt den Kommenden. „Alles beſtellt?“

„Alles beſtellt!“ erwiederte Kretzer, ſich erſchöpft auf die Bank werfend und nach einem Glas gebrannten Waſſers rufend. „Die Glieder zittern mir, der Teufel weiß es, ich merke, daß ich ein alter Kerl werde!“ ſprach er: „Gott helfe heute! Ich denke, das ſoll meine letzte Reiterthat ſein! — Wo nur der Ilſenn bleibt! Sind Alle parat?“

„Auf den erſten Wink!“ erwiederte Jobſt.

Kretzer dehnte ſich gemächlich und gähnte: „Haben noch Zeit! Wir packen nicht eher an, als auf dem Rückweg. Wenn die Herren aus der Kanzlei kommen, ſind ſie weniger friſch und denken mit großem Ernſt an — das Frühſtück. Gott geſegn' es ihnen, wir werden ihnen bleierne Eier in das Morgenſüpplein ſchlagen.“

„Da fällt mir ein,“ fuhr Kretzer fort zu plaudern: „hier in dieſer Gaſtſtube des Rebſtocks war es ja, wenn ich nicht irre, wo wir zechten und ſangen, damals, als Zobel zum Erſtenmal feierlich zu Hof ritt; das muß verflucht lange her ſein, über dreizehn Jahre! Ei, ei, wie die Zeit vergeht, ja damals waren andre Zeiten, da klang einem ehrlichen Knecht noch der Pfennig im Seckel, da konnte Jörg friſchere Liedlein ſingen, wie jetzt. Aber ganz deutlich erinnere ich mich, daß hier unten des Biſchofs Pferd ſtolperte und einige von uns darüber lachten. Heute kann der Stolper von damals zum Fall werden, wie ein Märzennebel nach der Bauernregel in hundert Tagen zum Gewitter.“ —

„Glaubſt Du im Ernſt, daß unſer Werk gelingt? Kann es gelingen?“ fragte Zedwitz bedenklich. Kretzer lächelte mit Verſchlagenheit: „Ihr ſeid kein Pfaff, ich bin kein Beichtkind. Könnt Ihr Gedanken errathen, ſo rathet die meinen; könnt Ihr das nicht, ſo helft nur ohne Grübeln. Kömmt Ilſenn herab mit guter Botſchaft für mich, wird mir auf mein Schreiben Hoffnung gemacht, daß ich mein ſo lange vorenthaltenes Geld haben ſoll, ſo führen wir ihn hinweg. Iſt das nicht, ſo muß er ſterben. Wehrt er ſich, ſo muß er auch ſterben; jedenfalls thut er wohl, wenn er jetzt die Meſſe hört, den lieben Gott um ein leichtes Stündlein anzurufen; ich glaube nicht, daß wir ihn davon bringen; der Alte wird freilich lärmen, hilft aber nichts.“

Der Fürſtbiſchof von Würzburg, Melchior Zobel von Guttenberg zu Giebelſtadt, war nicht mehr jung, vielmehr den Tagen nah, deren die Schrift als ſolche erwähnt, die uns nicht gefallen, doch war ſeine Geiſteskraft noch ungeſchwächt, ſein Wille noch ſo feſt und trotzig wie ehedem, daher auch um ſo leichter erregbar, und ſeine geiſtliche Stellung gab ihm nicht die nöthige Herrſchaft über ſich ſelbſt, noch vielweniger jene Gottergebenheit, die einem würdigen Prälaten wohl anſteht. Manche irdiſche Sorge wuchs ihm zu Häupten, und die treue Ausübung ſeiner weltlichen Regentenpflichten, welche die Geſchichte an ihm rühmt, und denen er ſich in den Jahren der

Ruhe und des Friedens nun mit allem verdienſtlichen Eifer hingab, warf oft Schatten auf das Glück ſeiner hohen Stellung.

In der Nacht, welcher der fünfzehnte April folgte, hatte Zobel einen ſchweren Traum. Es war noch Krieg; der Markgraf lebte noch. Auf einem Schlachtfeld ſtand der Träumende, und am hohen Ufer eines Stromes, der raſch vorüber ſchoß, darinnen aber ſchwammen dicht an einander nackte Leichen und der Strom war blutroth; und die Leichen ſchlugen, wenn ſie nahe an Zobel vorbeikamen, die Augen auf, und ſahen ihn allzumahl an mit ſtarrem Blick. Er wollte ſich wegwenden, und konnte nicht, er ſchloß die Augen und ſah ſie doch, und plötzlich nahm er wahr mit Todesangſt, daß der Boden, auf dem er ſtand, ſich ſenke, immer tiefer, immer tiefer hinab, und die Blutwellen umflutheten ihn, die Leichen faßten ihn, eine Strecke ward er ſo in nach Luft ſchnappender Todesangſt mit fortgeriſſen, bis er unterſank — und mit tiefem Röcheln und Stöhnen erwachte. Da war es ſchon Tag und die Stunde, wo er ſich vom Lager zu erheben pflegte. Seine Seele zitterte, er betete fromm, wie lange nicht; ein ungewohnter Ausdruck tiefen unverhaltnen Kummers, banger Ahnung, lagerte auf ſeiner Stirne. Mit tiefem Ernſt hörte er am Morgen die Meſſe, und dabei konnte ſein Blick ſich nicht losreißen von einem Blutfleck am Boden der Kapelle, den die örtliche Tradition heilig hält. Und dabei kam ihm jenes Geſpräch in den Sinn, das er mit Grumbach einſt geführt, vom Blutfleck des ermordeten Biſchofs in Magdeburg, worauf die natürliche Ideenfolge ſo trüber Gedanken nicht unterlaſſen konnte, ihm auch das Bild ſeines Vorgängers auf dem Würzburgiſchen Biſchofſtuhle, Konrad I vor Augen zu führen, der mitten in ſeiner Stadt entleibt wurde. Schauer durchrieſelten den Biſchof krankhaft, und mit Befremden erblickten die Räthe und Hofjunker, die ſich zum begleitenden Hinabritt in den Kanzleihof rüſteten, die merkliche Verfallenheit der Züge ihres Herrn.

Indeſſen hatte der Schmied Ilſenn ſich in Geſpräch und Bekanntſchaft mit den Stallknechten eingelaſſen, ſeine Heilkünſte gerühmt, nach kranken Pferden gefragt, und war vertrauungsvoll in die Ställe geführt worden, ein und das andre Pferd zu beſehen, wobei ſeinem Scharfblick nicht entging, daß die meiſten Stände leer waren, indem die Pferde für den Biſchof und ſeinen Komitat ſchon geſattelt und gezäumt im Hofe ſtanden und ihrer dreißig etwa den Geleitsreitern dienten. Die Zurückgebliebenen waren alt, ſteif oder krank, folglich zu einem angeſtrengten Ritt gänzlich untauglich.

Der Biſchof war daran, nachdem er aus der Meſſe in ſeine Zimmer zurückgekehrt, und ſeinen geiſtlichen Ornat mit dem weltlichen vertauſcht hatte, dieſe zu verlaſſen, und ſich zu Verwaltung des Richteramtes, zu Anhören von Klagen und zu Rechtsentſcheidungen anzuſchicken, als der ergraute treue Rath Martin von Rotenhan ihm einen Brief überreichte, den ein fahrender Knecht überbracht. Melchior entfaltete ihn, und ſprach dann mit verdrüßlichen Mienen mittheilend: „Vom Kretzer wieder, von dem verlaufenen nichtsnutzigen Geſellen. Ich ſoll das Legat auszahlen, ich ſoll, ich ſoll! Harre, Du Lump! Man fährt nicht aus einem Himmel in den andern! O Konrad von Bibra, Deine Legate, Deine Legate! Sie ſind der Wermuth geworden, der mir die Süße meines Lebens vergällt, ſie ſind meine Sargnägel. Sieh doch, Martin, ſogar Drohung wagt der Burſch, der Landfahrer, der Strolch! Drohung, mir, dem Herzog zu Franken! Aber ich will ihn drohen lehren. Habe ich meinen Schwur gehalten und das Wilhelm von Grumbachiſche Unkraut mit Stumpf und Stiel aus dem geſegneten Hochſtift gereudet, ſo ſoll mich dieſer Dorn im Staub nicht ſtechen!"

Der alte Zorn loderte auf in Zobels Gemüth, als er Grumbachs gedachte. „Das iſt alles noch Rimpariſcher Teufelsſaame!" fuhr er gereizt fort. „Die Rotte ruht nicht, ſie lungert und lauert, aber ich will dieſer giftigen Hyäna noch den Fuß auf das Haupt ſetzen!"

„Ihr ſeid oft gewarnt worden, mein gnädigſter Herr!" nahm Rotenhan das Wort: „Ihr ſolltet doch vorſichtiger ſein, Euch nach andrer Fürſten Weiſe die Leibtrabanten mehren —"

„Und Furcht zeigen vor dem Geſindel!" unterbrach Zobel mit Stolz. „Nimmermehr! Sie wagen nicht, meine heilige und geſalbte Perſon anzutaſten, ich ſtehe ihnen zu hoch, unerreichbar hoch — doch" unterbrach ſich plötzlich der Sprechende mit gedämpfter Stimme, indem er plötzlich ſeines ſchauerlichen Traumes gedachte: „wir ſtehen Alle in der Hand des Herrn. Ihm ſei Ehre! Wer weiß, wann er uns abruft. Wann wollen wir ſterben, Martin? — Nimm dieſen Brief zu Dir, Rotenhan, und laſſe dem Boten, der ihn gebracht, anſagen, er möge dem Briefſteller mündlich berichten, daß wir uns noch über ſein Begehren bedenken wollten.“ —

Gleich darauf erfolgte der Hinabritt. Melchior ſaß traurig und in ſich gekehrt auf ſeinem Pferde; die Stadt ſchwamm in einem Nebelmeer, das aufſteigend den Himmel verdüſterte. Der Geleitszug ſetzte ſich gerade in Marſch, Victualienverkäufer vom Lande ſtrömten der Stadt zu; überall war Leben und Bewegung, heitere Bilder dem Auge gewährend, aber der Biſchof war tiefinnerlich verſtimmt, die Außenwelt erſchien ihm farblos, das Drängen und Treiben der geſchäftigen Menge gemein und niedrig, und er war in dem qualvollen Zuſtande, welcher ſich bisweilen der Menſchenſeele bemächtigt, und ihr beſſeres Selbſt ſo übermannt, daß ſie am Irdiſchen keine Freude und am Himmliſchen weder Troſt noch Erhebung zu finden vermag.

Als die Domgaſſe durchritten, der biſchöfliche Kanzleihof erreicht und der Biſchof mit ſeinem Gefolge abgeſtiegen war, ſchritt er unter den weiten gewölbten Durchgang, und betrat die Stufen zu einem kleinen Treppenpförtchen, wo er zu den Kanzleigemächern emporzuſteigen pflegte. Ehrerbietig öffnete ein Diener dieſes Pförtchen, da rollte und klapperte etwas auf der Stiege, und ein weißgebleichter Todtenkopf fiel ſo entgegen, daß er gerade unter des Biſchofs aufgehobenen Fuß zu liegen kam.

Ein jäher Schreck durchzuckte dieſen. „Memento mori!“ rief er zu dem begleitenden Rotenhan. „Iſt das ein Ruf des Herrn! Wohlan, ſein Knecht iſt bereit.“ Mit dieſen Worten ſchritt er anſcheinend ruhigen Herzens empor, aber der Gedanke an ſeinen Traum kam wieder.

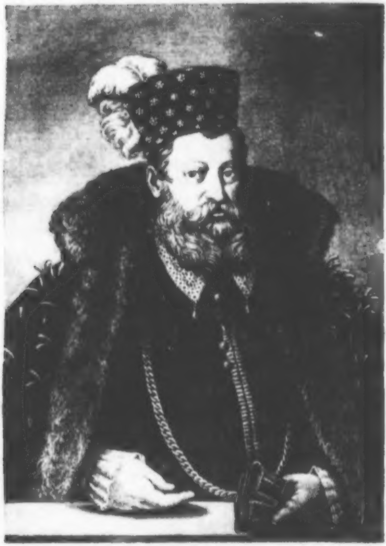
Droben fragte er den Kanzleidiener, wie denn ein Todtenkopf ins Haus komme? Dieſer wußte keine Antwort zu geben. Zobel befahl, den Schädel hinweg- und in das nächſte Beinhaus zu tragen; der Diener wollte gehorchen, aber — der Todtenkopf war nirgend zu finden, Niemand, den er fragte, wollte ihn geſehen haben. —

Die Glocken ſchlugen die zehnte Stunde an, die Seſſion war beendigt, die Pferde wurden vorgeführt. Jörg Wetzell harrte und lauerte; es kam kein Bube. Der Biſchof trat ſo trüb aus dem Hauſe, wie er hineingeſchritten war. Wetzell eilte zur Brücke und ſtand auf ihr mit wehendem Tüchlein. Biſchof und Gefolge ſaßen auf, zur Reſidenz zurückzureiten.

Ende des erſten Theils.

Gedruckt bei F. W. Gadow & Sohn in Hildburghausen.

Grumbach.



Grumbach.

Von

Ludwig Bechſtein.

Zweiter Theil.

Der Fürſt und ſein Wort.

Hildburghauſen und Meiningen,
Verlag der Keſſelringſchen Hofbuchhandlung.
1839.

Zweiter Theil.

Der Fürſt und ſein Wort.

Viertes Buch.

1558 bis 1559.

Der Biſchof bleibt auf ſeiner Bahn,
Halt Grumbach vor ein'n ſchlechten Mann.
Nicht lang hernach der Biſchof ward
Von einer Kugel getroffen hart,
Daran Grumbach unſchuldig ſich
Bekennet frei und öffentlich,
Mit ſolcher Proteſtation
Daß ihm der Schuß mehr Leid gethon
Denn einen Andern in dieſer Welt,
Wie er ſolch's auf ſein End erhellt.
Grumbach zeucht in fremde Land,
Sein Tugend machet weit bekannt,
Und dienet den drei Lilien ſchon,
Welch' führet die franzöſiſch Cron.
Mit Reutern ſtark er wiederkehrt,
Mit Pfaffen gewißlich hart verfährt.
Man giebt ihm viel der guten Wort,
Daß er nit alſo fähret fort. —
— — — — — —
Da er die Reuter gelaſſen ab,
Kein Pfaff ihm gute Wort mehr gab.

(Nachtigall.)

Erſtes Kapitel.

Der junge und wahrhaft liebenswürdige Herzog Johann Friedrich weilte in ſeinem Reſidenzſchloſſe zu Weimar, und ward von einer leichten Unpäßlichkeit im Zimmer gehalten, als ihm zu ſchicklicher Audienzſtunde der pfälziſche Rath Wilhelm von Grumbach angemeldet wurde. Das umwölkte Antlitz des Herzogs heiterte ſich auf, er ſah guter, erfreulicher Botſchaft entgegen, der Ritter war willkommen. Und in Grumbachs Händen lagen Briefe, Hoffnung erregende, Wünſche gewährende, und ſie machten Johann Friedrichs krankes Herz ganz geſund. Eine Vermittelung, welche die Geſchichte lange verſchwiegen hat, eine folgenreiche, denkwürdige Vermittelung ward durch Grumbach bewirkt, durch ihn der dunkle Faden angeknüpft, der ſich als Band der Trauer durch das Leben der reinſten, edelſten Frau ſchlingen ſollte. Vieles auf die nächſte Zukunft Bezügliche beſprachen in vertraulichſter Mittheilung die beiden Männer, und lange bildete die reizende Prinzeſſin Eliſabeth von der Pfalz den anziehenden Mittelpunkt dieſes Geſpräches, lange vermied Grumbach, des Fürſten Gedanken, die ſo gern bei ihrem holden Bilde weilten, abzulenken auf ſein eignes unerfreuliches Geſchick. Der Ritter war in Stand geſetzt, aller Wünſche und Bedingniſſe von Seiten des fürſtlichen Aelternpaares zu gedenken, des Heirathgutes von ſechzehntauſend Gülden, wie der jährlichen Zinſen eines Kapitals von viertauſend Gülden als Morgengabe, in welche der Fürſt gern willigte, wie er ſich nicht minder willig zur Wiederlage einer gleichen Summe, wie dies Heirathsgut, verſtand. Endlich lenkte ſich ungeſucht das Geſpräch auf des Ritters Verhältniſſe in der Gegenwart; längſt ſchon hatte dieſer den Augenblick herbeigeſehnt, und ſo ergriff er nun mit vollbewußtem Ernſt den günſtigen Moment.

„Mein gnädigſter Fürſt,“ begann er: „billig ſollte ich nach ſo anziehendem Geſpräch Euer Ohr nicht beläſtigen mit einer Schilderung meiner Leiden, Ihr erfreut Euch des duftenden Blumenſtraußes froher Liebes- und Glückshoffnungen, warum ſoll ich Euch die Kette zeigen, die mich belaſtet, ja ganz zu Boden drückt? Dennoch aber bin ich Euch ewig dankbar, wenn Ihr mir gnädiges Gehör ſchenkt, denn gerechtfertigt muß der Mann vor Euch ſtehen, den Euer hohes Vertrauen beglückt, kein Argwohn, kein Makel darf auf ihm laſten. Ohne Zweifel bin ich mehr als überflüſſig auch bei Euer Fürſtlichen Gnaden verdächtigt, denn wo wäre Glück ohne Neid, Tugend ohne Haß, Verdienſt ohne Schmälerung, Redlichkeit ohne böſen Leumund? Welt iſt einmal Welt und es geſchieht nichts Neues unter der Sonne. Es iſt landkundig und offenbar, wie mich ſammt meinem Weib und Kindern der Biſchof von Würzburg an allem, was wir im Vermögen gehabt, thätlicher Weiſe ohne einige redliche, billige und rechtmäßige Urſache beraubt, entſetzt, und uns vom häuslichen Herde gedrängt hat, und dieſes aus keinerlei andrer Urſache, als daß ich meinem Fürſten und Herrn, dem hochſeligen Markgrafen, unterthäniglich und getreulich gedient habe. Daß meine Treue die Quelle meiner Verfolgung wurde, iſt mir ſchon damals, als ich ſie übte, begreiflich geworden, doch konnte ich als Albrechts verpflichteter Diener, ohne ihm treulos und eidbrüchig zu werden, nicht anders handeln, wie ich gehandelt habe, und wie ſich's nach den Forderungen adeliger Ehre gebührte. Glaubt mir, mein gnädigſter Herr, ich wollte viel lieber todt ſein, als meinen Kindern einen unadeligen Namen hinterlaſſen. Ich habe in vielen Schriften an Kaiſerliche Majeſtät, an Kur- und andere Fürſten des Reiches faſt bis zum Verdruß mich beklagt, meine Vertheidigung dargethan, und mich gerechtfertigt, doch hat es mir keine Frucht getragen, ſondern die boshaften Verleumdungen meines Todfeindes haben jegliche gute Meinung von mir überwältigt. Ich habe mich in die Dienſte des Kurfürſten am Rhein begeben, aber kaum hat das der Biſchof erfahren, ſo hat er mit ſeinen Mitverwandten keinen Fleiß geſpart, mich neben dem Rechtsweg, der doch billig ſeinen Lauf haben ſollte, durch allerlei ungebührliche Wege ſo anzugreifen und ſo zu verleumden, daß ich nahe daran bin, meinen Dienſt aufzugeben. Allenthalben hin hat dieſer verrätheriſche Mann geſchrieben und von den Fürſten begehrt, mich als einen öffentlichen Landfriedenbrecher nicht zu dulden. Aber ich habe gegen den Kurfürſten, meinen gnädigen Herrn, mich erboten, und erbiete mich gegen Euch, mein gnädigſter Fürſt, daß ich, wo mein Thun unbillig oder ungebührlich eines ehrlichen Edelmannes befunden wird, mich jeder Strafe unterwerfen, jede Ungnade verwirkt haben will."

„Wir leiden Verfolgung, aber wir werden nicht verlaſſen!" tröſtete mit Schriftworten der fromme Herzog. „Was ſoll ich aus Dir machen, Ephraim? Soll ich Dich ſchützen Israel? — Vom Kammergericht iſt Euch wohl keine Hülfe geworden?"

Grumbach ſeufzte, als der Fürſt dieſes Gerichts erwähnte, und fuhr in ſeiner Klage fort: „Sie haben mich, entgegen der Kaiſerlichen Ordnung des Kammergerichts, Titel: von Freiheit, Sicherheit und Geleit der Perſonen, Folio zweiundſechzig, wie entgegen der jetzigen Ordnung Kaiſerlicher Majeſtät, ſogar vom Geleit gedrungen und ausgeſchloſſen, haben mich beſchuldigt, ich hätte mich der Reichsordnung begeben und auf ſie Verzicht geleiſtet, haben dahin getrachtet, mich vogelfrei zu machen, ja, damit ich allenthalben auf das Aeußerſte verdrängt und vertrieben ſei, nirgends ruhen und raſten ſolle, nirgends ein Aſyl finden, ſo haben ſie, wie ich durch glaubwürdige Perſonen erfahren, als ich im vorigen Jahre bei Seiner Majeſtät, dem jetzigen kaiſerlichen Herrn, damals noch König, zu Kriegsdienſten in Ungarn befördert werden ſollte, mich auch an dieſem Glück verhindert, indem ſie mich bei Seiner Majeſtät verkleinert und verleumdet. Nicht minder wurde von meinen Widerſachern gleiche Verhinderung beim König von England vorgenommen. Ich habe geklagt und wieder geklagt auf Reichstagen und Fürſtentagen und Kammergerichtstagen, und wenn ich mein Recht zu erarnen hoffte, verſchlang es jedesmal der biſchöfliche Lugendrache, machte mir die Fürſten abhold, verdrehte mein Recht, zerbrach den Stab meiner Hoffnung. Bin ich doch unlängſt für wahrhaft berichtet worden, daß der Kaiſer durch die gottloſen Praktiken, böslichen Angaben, tückiſchen Verleumdungen meiner Mißgünſtigen bewogen worden, meinethalben Befehl zu ertheilen, mich, wo ich betreten würde, in Verhaft zu nehmen, was zu glauben, mir ſchier unmöglich fällt!“

„Ihr werdet wiſſen, weſſen Ihr beſchuldigt worden, Grumbach!“ ſprach mit ernſter und bedenklicher Miene Johann Friedrich zu dem lebhaft Redenden. „Es iſt keine geringe Anklage, und jeder Theil davon, wäre er wahr, rechtfertigte ſolchen Befehl kaiſerlicher Majeſtät. Ihr wolltet, ſo lauten jene Anklagen, Volk werben, einen Zug nach Franken thun, von da nach Baiern, und in andre anſtoßende Fürſtenthümer; wolltet die Stadt Würzburg einnehmen, wolltet in die kaiſerlichen Erblande einfallen, dann durch die Schweiz nach Frankreich ziehen, überall, nach dem Beiſpiel Eures frühern Herrn, brandſchatzen, morden, rauben und allen Muthwillen eines ſolchen Raubzuges treiben!"

„Gott der Allmächtige ſoll mich ſtrafen, kam mir je dergleichen in den Sinn!" rief Grumbach entrüſtet aus. „Seht, mein Fürſt, daran erkennt Ihr die ganze Tücke meiner boshaften Feinde; ſie legen mir Abſichten bei, an die mein Herz nicht denkt! Bin ich doch ein Bettler geworden durch den Biſchof, wovon ſoll ich Knechte werben? Ich ſchwöre es heilig und theuer, wer ſolche Dinge von mir redet, ſchreibt oder ausgiebt, der thut mir Gewalt und Unrecht! Das habe ich auch an den Herzog von Baiern und an alle die Fürſten geſchrieben, bei denen ich auf ſolche ſträfliche Weiſe verleumdet worden bin. Und ſo bitte ich auch Euch, mein gnädigſter Fürſt ganz unterthäniglich, wenn dergleichen fälſchliche Angaben, es ſei von Würzburg, wo man dieſe geſchmiedet hat, oder anderswoher von meinen Feinden an Euch gelangten, oder noch gelangen werden, meßt ihnen keinen Glauben bei! Ich ſuche und begehre ja nichts weiter zu erlangen, als was mir von Rechts- und Billigkeitswegen gebürt, meine Güter, mein Eigenthum, davon ich ſchon ſeit ſechs Jahren gedrängt bin! Bin ich nicht ein geduldiger Mann? Hätte ich Geſinnungen, wie die mir angedichteten, würde ich ſechs Jahre lang ruhig auf die ſchiedsrichterliche Entſcheidung geharrt haben? Und ich wollte noch länger harren, wäre ich es im Stande! Ich lebe mit Weib und Kindern in Armuth und Elend, ich bin unvermögend, mich und ſie länger zu erhalten, wir können von Luft nicht leben, von Händen und Füßen nicht zehren! So weit bin ich erniedrigt, daß ſich mein Gemüth zu einem Vergleich mit dem Biſchof neigt; ich will an ein Schiedsgericht von Fürſten appelliren, deſſen Ausſpruch will ich mich dann in Unterthänigkeit fügen, und will die Kurfürſten von Mainz und Pfalz und Euch, mein gnädigſter Herzog, anflehen, ſich meiner Sache anzunehmen, und mir Recht zuzuſprechen!“

„Wenn Kaiſerliche Majeſtät und das Kammergericht ſolches Schiedsgericht annehmen und beſtätigen, wollen wir Euch gern nach beſter Einſicht zu Willen ſein,“ verſprach Johann Friedrich: „doch fürchten wir ſehr, unſere Einmiſchung wird Euch nicht frommen.“

„Nun dann helfe mir Gott!“ ſeufzte Grumbach. „Soll mein Erbieten nicht ſtatt haben, ſoll mir und meinem armen Weib und Kindern das Unſrige noch länger vorenthalten werden, deſſen Herausgabe nicht erfolgen, und ich weder zu einem Vergleich, noch zu ſonſtiger Billigkeit gelangen, vielmehr gezwungen werden, darauf zu denken, mir zu allem zu verhelfen, was mir bisher wider Gott und Recht gehemmt und verſperrt worden iſt, ſo wird mir das, ich hoffe es, kein ehrlicher Mann hohen oder niedern Standes verdenken!“

„Uebereilet Euch nicht, trachtet nicht nach Selbſthülfe, die ſtets ungünſtiges Urtheil erweckt, vertrauet Gott, er iſt unſre Zuverſicht und Stärke, eine Hülfe in den großen Nöthen!“ redete der Fürſt, und Grumbach erwiederte bewegt die Pſalmenſtelle mit einer andern, ſchlagend paſſenden: „Ich heule, aber meine Hülfe iſt fern.“

Johann Friedrich beendete die Audienz, die ihm peinlich zu werden begann. Grumbach beurlaubte ſich mit einem unruhvollen, bang in die nächſte Zukunft blickenden Herzen.

Als der mit ungeduldigſter Erwartung vom jenſeitigen Mainufer nach der Brücke blickende Kretzer die weit kennbare, durch die helle gelbe Farbe ſeines Gewandes und den rothen Hut ſich auszeichnende Geſtalt Wetzells erſcheinen ſah, ſchlug ſein Herz faſt hörbar; er leerte in Haſt noch einen Becher gebrannten Waſſers, und ſprang auf ſein bereitſtehendes Roß. Ueber die Brücke liefen Wetzell und Odenwälder, ihnen auf dem Fuße folgten zu Pferde diejenigen der Verbündeten, welche in der Stadt

Quartier genommen, und blickten ſcheu nach dem Zuge des Biſchofs um, der langſam vom Kanzleihofe die Domſtraße entlang dem Mainthor nahte. Am Rebſtock und Schmelzhof ſaßen plötzlich alle Reiter auf, einige ritten ihre Pferde hinab an den Strom, ſie zu tränken, andre blieben zurück, und ſo traf es ſich ganz wie von ohngefähr, daß von einer ziemlichen Anzahl reiſiger Männer zu Roß und zu Fuß jeder Ausgang des kleinen Platzes ſo umſtellt war, und doch anſcheinend ganz unabſichtlich, daß ihr Ring nothwendig von den zu Hof Reitenden durchbrochen werden mußte. Die Verbündeten wechſelten wenige oder gar keine Worte mit einander, um beim Volk, das theilweiſe neugierig ſtehen blieb, den Zweck des an dieſer Stelle ungewöhnlichen Anhäufens Bewaffneter zu erforſchen, keinen Argwohn einzuflößen, und ſtanden in ängſtlicher, banger Spannung gruppirt, die Meiſten mit pochenden Herzen, denn das ungeheure Wagniß ihres Vorhabens trat nun plötzlich mit allen ſeinen möglichen Folgen lebhaft und ſchrecklich vor ihre Seelen. Wenn der Komitat des Fürſtbiſchofs ſeinen Herrn mit Tapferkeit vertheidigte, ſtand ein Kampf bevor, deſſen Ausgang äußerſt zweifelhaft war, vom raſchen, plötzlichen Angriff hing alles ab, daher lockerten die Reiſigen ihre Schwerter und zogen die Räder ihrer großen Piſtolen auf, um ſchußfertig zu ſein.

Schon bewegte ſich der Reiterzug über die Brücke gegen St. Burkardts Viertel zu, und paſſirte den Brückenthurm. Es ritten die fürſtbiſchöflichen Truchſeſſen, Friedrich Freiherr von Grafeneck, Chriſtoph Voit von Rieneck, David von Roth, ein Herr von Landenberg, und der Kämmerer Jacob Fuchs von und zu Wohnfurt, voraus, dann folgte, umgeben von einigen Leibdienern, Biſchof Melchior, dicht hinter ihm ritt Hans Ripp, der Stallmeiſter, Karl von Offenhauſen, ein kaiſerlicher Beamter, der Amtmann von Iphofen, Wolf Karl von Wenckheim und der Rath Hans Eitel von Knoringen. Dieſen Berittenen folgten zu Fuße in einiger Entfernung mehrere zum fürſtlichen Kanzleiperſonal gehörige Männer, der Syndicus Jörg Sensſtatt, auch ſonſtige Schreiber und Diener.

Jetzt war der Zug bei der Herberge des Rebſtocks theils ſchon vorüber und der Biſchof, der bisher ſchweigend, mit geſenktem Blick, wie in tiefes Nachdenken verſunken, des Weges geritten, daher auch ſeine Umgebung nicht, wie ſonſt wohl üblich, geſprächeslaut war — blickte auf, wie von einer Ahnung durchzuckt, und ſah eine Rotte wildfremder, bärtiger, bewaffneter Männer, die ſämmtlich ihre nichts Gutes verkündenden Blicke auf ihn gerichtet hatten. Ein jäher Schreck durchfuhr ihn, doch faßte er ſich, als einige demüthig grüßten und einer der Reiter auf ihn zuritt, ſich ehrerbietig neigte und ein mündliches Anbringen zu haben ſchien. Melchior erwiederte die höfliche Begrüßung mit Freundlichkeit, und griff an ſeinen Hut — aber in dieſem Augenblick übergoß eiskaltes Entſetzen den Biſchof; er ſah ſich gräßlich angeſtarrt von einem Augenpaar, darin die

Hölle flammte, er ſah ein vom höchſten Grimm verzerrtes Antlitz, er erkannte Kretzer, und dieſer, der es längſt aufgegeben, in den Plan ſeines Herrn und Wohlthäters einzugehen, der nur blindwüthendem Rachedurſt folgte, zuckte eine unter dem Mantel verborgene kurze geſpannte Büchſe hervor, und indem er mit gellender Stimme ſchrie: „Pfaff! Du mußt ſterben!“ brannte er los, und führte mit dem Gewehr einige Schläge auf den Biſchof, daß deſſen Roſenkranz zerſprang und die rothen Korallen wie Blutstropfen auf den Boden rollten. Mit einem Seufzer ließ der Biſchof wankend den gehobenen Arm wie gelähmt ſinken, während Kretzer ſeinen Gefährten wild zuſchrie: „Drauf! drauf! Schießt zu! Schlagt todt! Laßt Keinen aus!“ In dieſem Augenblick entſtand ein ſchreckliches Getümmel, Schüſſe knallten von allen Seiten, Schwerter wurden blank, Mordgeſchrei und Geſchrei der Angſt wie des Schmerzes ſchallte durcheinander; die Pferde, zum Theil verwundet, bäumten ſich, mehrere Männer ſtürzten, nur Wenige warfen ſich mit hochgeſchwungenen Waffen dem verrätheriſchen Feind entgegen. Der Biſchof fühlte die Todeswunde in der Bruſt, in welche die mörderiſche Kugel gedrungen war, doch faßte er ſeine ganze Kraft zuſammen und mit der Rechten den Zügel des Roſſes ergreifend, riß er dieſes herum, und ſprengte, da er den Eingang zur Zellergaſſe beſetzt ſah, auch hinter ſich nach der Brücke zu die feindlichen Reiter gewahrte, in das noch allein offne, ganz ſchmale Schloßgäßchen, wo neben einer Steintreppe der Pfad ſteil zur Burg ſich emporzieht, mitten durch das Getümmel der Kämpfenden, um die Burg zu gewinnen. In der Meinung, der Ueberfall gelte der Stadt, und es ſei ein zahlreicher Feind, der ſich Würzburgs bemächtigen wolle, rief Melchior, ſo laut er vermochte, den Begegnenden zu: „Der Feind hat die Stadt! Schließt die Thore! Ach! Helft unſern Bürgern!“ Mit Blut befleckt, fiel ſein Mantel zur Erde, und mehr und mehr wankte im Sattel der todtwunde Mann.

In die rechte Bruſt geſchoſſen und ſtark blutend, folgte ſeinem Herrn der Truchſeß und Amtmann, Ritter Wenckheim, ſo eilend nach, als er vermochte, und war Zeuge, wie der Biſchof zwiſchen dem Weingarten des Schloſſes und dem Haag ohnmächtig vom Pferd herab und in die Arme einiger Kanzleiverwandten ſank, während der Syndicus Sensſtatt das unruhige Roß am Zügel hielt. Melchior vermochte nicht zu ſprechen, er warf dem Amtmann nur einen ſchmerzlichen Blick zu, und machte eine Handbewegung, Jener ſolle vollends hinauf in das Schloß reiten; ſo brachte dieſer denn ungeſäumt die erſte Nachricht des Unerhörten, was ſich begeben, auf die Marienburg, und droben Alles in Allarm.

Die treuen Diener verſuchten den Biſchof auf ihren Armen bergempor zu tragen, aber er wurde todtenbleich und begann zu röcheln. „Heiligſte Mutter Gottes, der Hochwürdige ſtirbt!“ rief mit dem Ton des Entſetzens der Syndicus, und nun ſtreiften Einige raſch die Röcke ab, bereiteten aus ihnen eine weiche Lagerſtätte, und legten ihn ſanft auf den beſonnten Rain, hülflos und rathlos jammernd den mit dem Tode ringenden Herrn umſtehend und umknieend.

Unten war indeß nach wenigen Minuten der kurze Kampf ſchon beendigt, der Kämmerer Fuchs von Wohnfurt lag von drei Kugeln, die ihm zugleich in den Leib gefahren waren, in ſeinem Blut; der Freiherr von Grafeneck war nahe am Gürtel durch die Seite geſchoſſen; dem Voit von Rieneck hatte eine Kugel den Hut vom Kopf geriſſen, eine andere ihn ebenfalls in der Seite verwundet; David von Roth hatte einen Schuß in den Rücken erhalten, alle Uebrigen hatten unbeſchädigt und feig die Flucht ergriffen. Im Brückenthurm ſtießen Jörg Ludwig von Sainsheim zu Hohen-Ladenbach und der Hofmeiſter Sebaſtian Rothhafft zu Bodenſtein auf die Fliehenden, und wandten ſich, als ſie den Stand der Dinge erfuhren, nicht minder raſch zur Flucht nach der Stadt zurück.

Bald ſchallte und zeterte es: „Mordjo! Feindjo! Feuerjo!“ durch alle Straßen und Gaſſen Würzburgs; Straßen ab und auf wogte furchtbares, immer wachſendes Getümmel; Waffen, wie Angſt und Eile ſie errafft, ragten über den Köpfen der Menge empor, und in ſchaurigen Tönen heulte vom alten Grafen Eckardts Thurm die Sturmglocke. Ein Theil des Volks ſchrie „Feuer!“ und nirgends war Feuer; ein andrer ſchrie: „Der Feind! der Feind!“ und nirgends war ein Feind zu ſehen, und ſo durchbrauſe wohl eine halbe Stunde lang raſender Tumult die Stadt, ehe die klare, ſchreckliche Wahrheit allen Einwohnern kund war, die nichts gethan hatten, als die Thore feſt verſchloſſen, in der Meinung, es drohe von Außen das Verderben.

Kaum war der Komitat des Biſchofs auseinander geſprengt, ſo benutzten die Verbündeten den lähmenden Schreck und die Verwirrung der Vorſtadtbewohner, um ohne Verfolgung zu entkommen. Jörg Wetzell und der Odenwälder ſchwangen ſich auf die Pferde zweier Reiter hinten auf; Zedwitz und Vicht ergriffen die frei umherlaufenden Roſſe des Veit von Rieneck und Wohnfurts, und im Nu ſprengte der helle Haufen von der blutbefleckten Wahlſtatt hinweg, durch das offengehaltene Zellerthor, darin drei Knechte hielten, und gewannen das Freie unverfolgt. Nur als ſie die Berghöhe gegenüber der Marienburg gewonnen hatten, dort die Pferde verſchnaufen ließen, ihre Gewehre aufs Neue luden, und ſehen konnten, wie die beſtürzten Diener in Schaaren aus der Burg herab rannten, der Kapellan mit den Sakramenten abwärts wandelte, eine bewegte Volksmenge die Brücke herüber- und hinüberlief, während immer noch die Schläge der Sturmglocke grauſenvoll durch die Lüfte drangen, nur da gewahrten ſie mit Hohnlachen, daß zwei treue Edelknechte des Biſchofs, Geis von Heim und Georg Königshofer, ihnen nachſetzten, deren Muth aber freilich vor der Uebermacht der Gegner ſcheu zurückſchrecken mußte.

„So ſind wir denn quitt, Du heilloſer Dieb meiner Habe! Du Vorenthalter meines Gutes, und für das Silber, das Du mir verleugnet und verweigert, ſollſt Du nun erwürgen an dem Biſſen Blei, den ich Dir zu koſten gegeben!“ ſchrie Kretzer in aufjubelnder Mörderfreude, mit der Wildheit eines alten Kriegsknechts umherblickend, der einmal die Hand in Blut getaucht, keine Raſt im begonnenen Handwerk begehrt. Seine Gefährten ſaßen ſtolz in ihren Sätteln, in einer Art Siegesfreude, Siegestrunkenheit. Es fehlte kein Einziger, ihrer Keiner war verwundet, und als dieſe Entdeckung gemacht worden war, rief Jobſt von Zedwitz: „Nun, Kameraden! Iſt die Paſſauer Kunſt probat oder nicht? Eine Hand voll Burſche, wie wir, könnten die ganze Stadt dort drunten erobern.“

„Hätten die Gelegenheit beim Schopf faſſen und etwas mehr gewinnen ſollen, als dieſe zwei Gäule! die wir mit uns führen!“ bemerkte Dietrich Picht mit Unmuth.“

„Ein andres Mal, meine Jungen! Wir kommen wieder, doch jetzt von dannen!“ rief Kretzer, und gab das Beiſpiel zum ſchnellen Hinwegritt, indem er den Hut ſchwenkte und im Uebermuth ſeine kurze Büchſe abbrannte. — Jetzt donnerten auch die Kanonen der Reſidenz Allarm.

Mittlerweile wurde immer dichter der wehklagende und weinende Kreis, der ſich um den ſterbenden Biſchof drängte, deſſen Leben mit dem nicht zu ſtillenden Blutſtrom unaufhaltſam verrann. Bei ihm kniete der gelehrte Leibarzt Sinapius, verſuchte mit den Kleidern das immer friſch rinnende Blut zu trocknen, und ſprach gemeinſchaftlich mit dem hinzugekommenen Hofkaplan Worte des ewigen Troſtes zu dem Erbarmenswerthen, dem irdiſche Arznei nicht mehr fruchten konnte, der keiner Rede mehr mächtig, mit halbgebrochnem Auge zum Himmel aufblickte, und ſeinen letzten Kampf kämpfte. Ob er den eindringlich tröſtend Sprechenden verſtand, ob er die letzten Ermahnungen vernahm, ſeinen Mördern zu verzeihen, und im Hinblick auf das bittre Leiden und Sterben des Heilandes in Gott ergeben ſchied, wer kann ſolche Frage bejahen, wer ſie verneinen? Dennoch rang ſich ſein fliehendes Leben ohne gewaltſame Schmerzensäußerung aus der erſtarrenden Hülle, und die Umſtehenden ſahen in tiefſter Rührung, laut weinend, betend oder jammernd, wie Melchior Zobel verſchied.

Nicht im fürſtlichen Prunkgemach, nicht in der ſtolzthronenden Burg, nicht umgeben von Prälaten und Würdenträgern ſeiner Herzogkrone, auch nicht im weichen ſchwellenden Lager war es dem vierundſechzigſten Biſchof Würzburgs vergönnt, hinüberzuſchlummern in das unbekannte Land — nein, faſt auf bloſer Erde, unter freiem Himmel, über und über mit dem eignen geronnenen Blute bedeckt, ein ſchrecklicher und bejammernswerther Anblick, lag er da, der vor Kurzem noch geboten über zahlreiche Städte und Oerter, über ein reiches geſegnetes Land, über Schaaren dienſteifriger Diener.

Sterbend ſah er unter ſich den größten Theil ſeiner ſchönen häuſerreichen Reſidenz, ihre Pracht und Größe verflirrte vor ſeinem brechenden Auge. Ueber ihm thronte die ſtolze Marienburg, einſt ſeiner Wünſche ſehnlichſtes Ziel, das er erlangt und deſſen Erlangung jetzt ſeinem letzten Wunſche ſich verſagte. Den Dom ſah er nicht mehr, hörte nicht mehr drunten den Lärm, das Geſchrei, die Schüſſe. Zwei Schritte von ſeiner Lagerſtatt ſtarrte jäher Fels abwärts. —

Die Hand einer furchtbaren Rache hatte ihn gefällt und wahr gemacht die Worte der Schrift: Die Hoffärthigen höhnen und ſpotten, aber die Rache lauert auf ſie, wie ein Löwe. —

Grumbach weilte ſchon am frühen Morgen dieſes Tages nahe am Ausgang des Thales ohnfern der Aumühle in unruhiger aufgeregter Stimmung. An unbetretener Stelle im Gebüſch war des Ritters Pferd angebunden, er ſelbſt trug eine leichte ſchwarze Rüſtung, war voll bewaffnet und ging auf und ab, oder lehnte ſich bisweilen an einen ſtarken Baumſtamm, welcher Standpunkt einen freien Blick auf die Heerſtraße, und zugleich auf den Weg gewährte, der von Würzburg nach Rimpar zog. In der Ferne aber wäre die Marienburg zu erblicken geweſen, hätte nicht Nebel ſie eingeſchleiert. Obgleich der Morgen kühl und nebeltrüb war, ſo ſangen doch die Lerchen fröhlich ihre Lieder; aus den nahen Waldungen erſcholl Amſelſchlag, und die Natur verkündete rings ihr Erwachen. Die Erlen und Weiden hingen voller Blüthenkätzchen, deren Staub der Morgenwind entführte.

„Wieder Frühling! Immer die alten Liedel, und auch bei mir noch das alte Lied, die alte Leier!“ ſprach Grumbach düſter vor ſich hin. „Wo biſt du hin Zeit, in der ich mich noch eines kommenden Lenzes freute? Vorbei! längſt vorbei! An andre Dinge hat der gereiſte Mann zu denken, als an die, welche in Jugendjahren die Seele mit ſchwärmeriſcher Wehmuth füllen. Wohin bin ich gebracht! Der Herr hoher Burgen und ſtolzer Schlöſſer lungert und lauert am Heerweg und über dem heimlichen Thalpfad, einem Straßenräuber gleich. Hab' ich's auch wohl überdacht, was ich beginne? Wohl überlegt? Mir wird bange, daß der Anſchlag mißlingt, daß ich vergebens harre, und — wenn ſie ihn nun wirklich brächten, gefangen herſchleppten, den Feind meines Glückes, den Räuber meiner Ehre, den tückiſchen böſen Feind, der mich um Ruhe und Frieden beſtohlen hat ſchnöden Geldes willen, wohin mit ihm? Werden nicht Hunderte ihm nachreiten, und wird etwas Andres übrig bleiben, wenn ich mir die Beute nicht ſchimpflich entriſſen ſehen will, als ihn niederzuſtoßen, auf die Gefahr hin, daß ſeine Schergen mich in Stücken hauen? Doch es komme, wie es komme, der Pfeil iſt abgeſchnellt, ich kann nicht mehr zurück.“

Während düſtre Befürchtungen des Ritters Seele bewegten, ritt Moritz Hauſner in einer Stimmung durch den jungen Frühlingsmorgen, die wenig heller war, als die ſeines Gebieters. Er hatte deſſen Willen gern erfüllt, Anna von Grumbach hatte Unterbleichfeld verlaſſen und zog bereits der Grenze zu.

„Das letzte Band, das mich an dieſe heimathliche Gegend knüpfte, iſt gelöſt!“ ſprach Moritz, umherblickend, zu ſich ſelbſt. „Lebt wohl, ihr Orte, die meine dunkle Jugend ſahen! Ich bin ein Heimathloſer, und ſcheide doch mit beſchwertem Herzen. Wann war ich froh, wann war ich glücklich? Nur damals, als ich noch nicht wußte, was Glück ſei!“

„Was mag aus Fräulein Anna geworden ſeyn?“ fuhr er fort in ſeinem Selbſtgeſpräch. „Das arme unglückliche Herz, das vor Allen mir ſo viele Anhänglichkeit bewieß, wo ſchlägt es, oder wo ruht es? — Es ſchlage, oder es ruhe ſanft!“

Der zweiunddreißigjährige junge Mann hing einer dunkeln Sehnſucht nach, die kein beſtimmtes Ziel kannte. Er fühlte die Kette, die ihn gefeſſelt hielt, aber nicht den Muth, ſie zu zerreißen, ſich loszuringen. Gewohnheits- und Dankgefühl waren in ſeiner Seele eng verſchwiſtert, ja verwachſen, wie zwei Stämme, die aus nebeneinander in den Boden geworfenen Saamenkörnern aufſproßten, wuchſen und endlich verwuchſen. Er gehörte zu jenen Treuanhänglichen, denen lange Gewohnheit es faſt lieb macht, ihr ganzes Daſein einer Perſon zu weihen, nur in deren Willen zu leben. Sie opfern oft bewußt, noch öfter aber unbewußt ihre Selbſtſtändigkeit auf; dann aber kommen Momente, Zeiten, wo ihnen fühlbar nahe tritt, was ſie gaben, und wie wenig Liebeslohn ihnen dafür ward und wird, und wie wenig man ihre eigne willenloſe Liebe werth erachtet; ſolche Gedanken ſind es dann, die tiefe Schatten auf den noch vergönnten Erdentag werfen.

An die Handlungen ſeines Herrn war Moritz gewohnt, nie einen beurtheilenden Maasſtab zu legen; er ordnete ſtets freiwillig ſeine Einſicht unter, und fand im Gehorchen das Glück, das Andre im Gebieten finden. Abgehärtet und geſtählt war ſein Körper durch die mannichfachen Hin- und Herzüge, welche er meiſt in Begleitung Grumbachs machen müſſen; manche Kenntniß hatte er ſich dabei erworben, und vorurtheilsfrei ſchaute er ſich das Leben an, aber ſein Herz war weich und ſeine Seele rein geblieben mitten im rauhen Getümmel der Feldlager, wie in ſelbſtüberlaſſener Einſamkeit.

Als der einſam Reitende der Stelle nahte, wo Grumbach harrte, gab dieſer mit ſeiner Pfeife ein Zeichen, es rauſchte im Gebüſch, drei bewaffnete Knechte kamen herbei, während Grumbach nachläſſig und zerſtreut den Morgengruß ſeines treuen Schreibers erwiederte. „Wir lauern vergebens auf den Eitel Kaiſer!“ ſprach er zu den ihn Umgebenden: „Die Zeit verrinnt, Gott oder der Teufel mögen wiſſen, was ihn abhält, heute früh gen Würzburg zu reiten, wie uns doch verkundſchaftet worden. Raſch, Moritz, raſch, denn es iſt keine Zeit zu verlieren, ſchreibe einen Brief im Namen der Würzburgiſchen Räthe, er ſolle alsbald zur Stadt kommen, es ſei Wichtiges mit ihm zu reden!“

Moritz gehorchte, das Reiſeſchreibzeug, das er ſtets bei ſich führte, wurde ſchnell geöffnet, ein abgeſägter Baumſtrunk diente zum Tiſch. Grumbach ſpähte wieder unruhig auf die Pfade nach Süd und Nord.

„Aber das Siegel, Herr?“ fragte Moritz, indem er endigte.

Der Ritter fuhr mit der Hand in die Taſche, brachte einen Würzburgiſchen Brief hervor, löſte das Siegel des Stadtraths davon ab, und warf es dem Schreiber zu. Als er aus deſſen bedenklicher Miene die innere Mißbilligung las, ſprach er: „Ich trag keine Scheu, dieß zu thun, drücke nur getroſt das Würzburgiſche Preß auf den Brief. Es iſt mein Feind, den ich erlaure, und nach Kriegsbrauch ſteht mir und Jedem frei, einem ſolchen beizukommen zu ſuchen, ſei es durch Liſt oder Gewalt. Nichts Neues unter der Sonne! Könnte ich durch ein ſolches Mittel des Biſchofs habhaft werden, wendete ich's gleich auch an, denn ich bin dahin gebracht, keine Rückſicht mehr zu kennen, keine zu nehmen.“

Ein Knecht ritt mit dem Brief nach Burg Rimpar, die Uebrigen verſtreuten ſich wieder in ihre Verſtecke; nur Moritz blieb bei Grumbach allein. Die Gedanken des Ritters waren in Würzburg, auch ſein Herz ſchlug ungewöhnlich ſtark, ahnungsvoll, ängſtlich; oft ſtrengte er ſich an, etwas zu hören. Der erſt trübe Morgenhimmel hellte ſich gegen neun Uhr auf, es wurde hell und ſchön, und die zerrinnenden Nebelflöre ſchwebten wie blaue Duftſchleier an den Berghöhen, die freundliche Gegend entfaltete ihre ſtillen Reize. Wandrer zogen auf Straßen und Pfaden ſorglos hin, es war Friede, die Gegend um die Hauptſtadt war ſicher. Ackersleute furchten da und dort die Fruchtfelder; von manchem Kirchthurm klang Glockengeläute; Heerden ſah man ſich über die friſchaufgrünenden Triften verſtreuen, die mit fröhlichen Sprüngen und munterm Geſchrei die langentbehrte Freiheit begrüßten.

Immer noch blieb alles ruhig nach Würzburg hin; die Marienburg ward ſichtbar, als der Morgennebel ſich niederſchlug, wie friedlich glänzte im Sonnenſchein das ſchöne Schloß! So vergingen einige Stunden.

Der Knecht, der nach Rimpar geritten war, kam zurück. Die Kunde, die er brachte, vereitelte eine Hoffnung. Eitel Kaiſer war krank, und konnte der angeblichen Aufforderung des würzburgiſchen Stadtraths nicht Folge leiſten. Grumbach ſtieß einen Fluch aus, und ſtampfte unwillig. „Horch!“ unterbrach er plötzlich ſein Zürnen: „fiel nicht ein Schuß?“ Alles ſchwieg geſpannt und lauſchte nach der Stadt hin und in dieſem Augenblick vernahmen ſie raſch hinter einander aus großer Entfernung von Würzburg her mehrfachen Knall. Auf Grumbachs

Seele fiel es, wie eine Centnerlaſt, ſeine Pulſe ſtockten, er hielt den Athem an.

„Wär' ich doch drin und dabei!“ knirſchte er. „So ſpät! ſo ſpät! Moritz, mir ahnt nichts Gutes, hab Acht, die Sache geht übel aus! Daß wir den Fuchs nicht fingen, iſt ſchon ein übles Anzeigen; es iſt heute Freitag, ein Unglückstag; verdammt! am Ende brennen meine Jäger ungeſchickt den Zobel auf den Pelz, ſtatt ihn lebendig zu fangen.“

Moritz ſchauderte über den grimmvollen Scherz ſeines Gebieters, dachte er ſich die ſchreckliche Wahrheit ohne ruchloſes Gleichniß.

Eine Weile blieb es ſtill. Die Lauernden und Lauſchenden zogen ſich noch eine Strecke näher zur Stadt, von wo aus ſie die Heerſtraße beſſer überblicken konnten; es zeigte ſich nichts Außergewöhnliches auf derſelben. Jetzt wurden die Schläge der Sturmglocke vernommen.

„Sie ſchlagen drinnen an, Herr!“ ſprach Moritz.

„Räthſel, Räthſel!“ ſtieß Grumbach in Spannung heraus. „Wäre der Streich gelungen, müßten ſie ſchon aus der Stadt ſein. Verflucht, wenn er mißlang; vielleicht liegen meine Leute ſchon Alle in Ketten. Ich liege auf der Folter! Komm, laß uns anſprengen bis zum Thore!“

„Thut's nicht, Herr!“ rieth Moritz ab. „Iſt's mißlungen, ſo werden bald genug die Söldner von Hof und von der Stadt herausſtreifen. Iſts gelungen, dann muß ſichs entſcheiden, wie, ehe eine Viertelſtunde ins Land geht. Möglich iſts ja auch, daß die Entführung durch ein andres Thor gelang!“

Jetzt ſchlug der Donner der Lärmkanonen von der Marienburg an das Ohr der Spähenden, das Sturmläuten dauerte fort, und ſchon füllten ſich die Straßen und Pfade mit den Bewohnern der nahen Dörfer und Mühlen, die nach der Stadt eilten, in der Meinung, es ſei Feuer; doch färbte kein aufſteigender Qualm den Horizont.

Machtlos und willenlos, in unbeſchreiblicher Aufregung ſeines Innern hielt Grumbach immer noch an einer Stelle; ſeine Augen traten ſtierend aus ihren Höhlen, feſt auf den Weg gerichtet, voller Erwartung die glühenden Blicke. „Sie kommen!“ ſchrie er plötzlich laut und zog das Schwert.

„Es iſt nichts, es iſt nur ein einzelner Reiter!“ bemerkte Moritz.

„Teufel! Teufel! Trügſt Du? Aeffſt Du? Fragt, fragt!“ ſchrie der Ritter außer ſich, und Moritz ritt der Straße näher, dem in Haſt derſelben entlang Jagenden Rede abzugewinnen.

„Haltet an! Mit Gunſt! Was giebts in der Stadt?“

„Der Biſchof iſt tod! Erſchoſſen!“ ſchrie der Reiter und ſprengte im Galopp vorüber, ohne dem blutig geſtachelten Roß nur einen Augenblick Raſt zu gönnen.

Grumbach hatte das ſchwere Wort vernommen, und brach in ein gellendes Gelächter aus, vor dem ſich ſelbſt ſeine Knechte entſetzten. Es war, als lache der Teufel in den Lüften. Dann rief er: „Dacht' ich's doch! Was ſagt' ich, Moritz? Verſpielt, verſpielt! Todt — und nicht von meiner Hand! Todt, ohne mir gerecht zu werden! Zur Hölle gefahren, ohne meine Abſolution. In der Hölle wird großer Jubel ſein! Sie feiert ihren Jubilateſonntag heute ſchon! Fort! fort!“

Der Sprechende ließ das Gitter ſeines Helmes vor das Geſicht fallen, um unerkannt zu bleiben, ſprang in den Sattel ſeines ſchwarzen frieſiſchen Hengſtes und ſprengte mit ſeinen Begleitern, vom Heerweg ablenkend, raſch durch den Thalgrund; ſie ließen Rimpar zur Linken und erreichten Maidbrunn nach einem anſtrengenden Ritt. In der Nähe des jetzt bis auf die Kirche faſt gänzlich zerſtörten Kloſters hielten Grumbach und ſeine Gefährten an einer kühlen Stelle, um aus dem Bach, der dicht am Kloſter hinfloß, die Pferde trinken zu laſſen. Das fromme Haus lag vor ihnen in ſeiner Thaleinſamkeit, wie verſteckt. Das Dörfchen gleichen Namens war kaum vorhanden. In dieſe friedliche Stille war noch nichts von der Kunde gedrungen, welche bald ganz Franken mit Schreck erfüllen ſollte. Ein Stück der hohen Umfangmauer war vom Bauernkriege her zertrümmert und nicht ganz wieder aufgeführt, ſo daß in den kleinen Kloſtergarten ein Berittener leicht blicken konnte; in dieſem ergingen ſich zwei Männer, ſie kamen Grumbach bekannt vor. „Schau dorthin!“ rief er Moritz leiſe an. „Kennſt Du die Beiden? Friedrich von Wirsberg iſt's, der

Domdechant, und Michel von Lichtenſtein. Sie haben muthmaßliche Viſitation gehalten, oder brauchen hier bei guter Pflege der frommen Schweſtern eine Kur von Frühlingskräutern! Verflucht! Wenn euch nur der Löwenzahn nicht ſchädigt, geiſtliche Herren! Wenn ſie wüßten, was wir wiſſen! Hab' Acht, ſie freuen ſich, wenn ſie's hören, denn einer von dieſen Beiden wird Biſchof. Drückt euch vorüber, ich will ihnen einen Schreck machen, den Böcken, die in meinem Garten, auf meinem Grund und Boden der Teufel zu Gärtnern gemacht!"

Die Gefährten umritten das Haus möglichſt geräuſchlos, und hielten an deſſen düſtrer Hinterſeite, nach der die engen Zellenfenſter der Nonnen gingen, die Ausſicht auf einförmige Waldbäume und die ausſchlagenden Weiden des Bachs, der an der Kloſtermauer hinſchlich. Moritz blickte erwartungsvoll nach der Stelle, wo der Ritter herkommen mußte, da traf der Laut einer weiblichen Stimme ſein Ohr. Mit dem zitternden Klang der Wehmuth geſungen, vernahm er die Worte:

„Grüne grüne Weiden,
Grüne Weiden am Bach;
Wer Dich trägt, hat Leiden,
Seufzer und Weh und Ach!
Deine Zweige hangen;
Liebe hat Verlangen,
Liebe hat Ungemach.
Feuchter Baum der Thränen,
Deuteſt Kummer und Sehnen.
Grüne grüne Weiden,
Grüne Weiden am Bach!"

Verwundert blickte er auf. Eine Frauengeſtalt, blaß und bleich, ſtand hinter einem offnen Gitterfenſter, ſtützte den Kopf ſchwermüthig in die Hand, ſtarrte heraus, und ſang. Ein namenloſer Schreck durchbebte Moritz, ſchon öffnete er die Lippen zu einem lauten Rufe, als er vernehmlich des Ritters durch das Helmviſir gedämpfte und ohnedieß verſtellte Stimme erſchallen hörte, welcher vorſichtig der Mauer genaht war, ſich hoch im Steigbügel erhob, und plötzlich laut in den Garten Worte des Predigers rief, mit denen er Worte aus Hiob verband: „Das Herz der Narren iſt im Hauſe der Freuden, während die Leuchte der Gottloſen erliſcht, und ihr Unglück über ſie kommt!“

Die beiden Luſtwandelnden ſchraken zuſammen; wie ein böſer Geiſt war die ſchwarze geharniſchte Geſtalt über der Mauer ſichtbar, und wie ein ſolcher ſchien ſie zu verſinken und verſchwindend hinweg zu rauſchen. Daß Grumbach auch im Bibelbuche bewandert war, lag in der Erregung ſeiner Zeit, in der ſich Hohe und Niedere das Leſen und Behalten bibliſcher Lehren und Sentenzen mit Eifer angelegen ſein ließen. Die Frauengeſtalt aber, welche Moritz geſehen, ſtieß ebenfalls einen Schrei aus, als die Stimme erſcholl, und ſchwand vom Fenſter hinweg. Der Ritter kam, die Renner brauſten von dannen. Wirsberg und Lichtenſtein fühlten ihre Herzen erzittern. Sie dachten an das, noch in das ſpätere Mittelalter hereinſpukende grauenvolle Geſpenſt der Fehme, und glaubten, daß dieſer Rufer, wenn kein Geiſt, doch ein Frohnbote des heimlichen Gerichtes geweſen ſei, ihr Gewiſſen klagte ſie ſehr ungeiſtlichen Thuns an, und ſie wußten gar wohl die erſte Hälfte des Zurufes zu deuten; auch die Deutung der zweiten Hälfte wurde ihnen ſchrecklich klar, als plötzlich derſelbe Reiter, der vorhin die Heerſtraße entlang ſprengte, zum Kloſterhof einritt, und ſich als Sendner des Domſtifts auswieß, indem er die Schreckensworte den beiden Kapitularen zurief: „Ihr ſollet eiligſt nach der Stadt kommen, edle Herren! lautet meine Botſchaft an euch, denn Unerhörtes hat ſich begeben! Der Hochwürdige Biſchof Melchior iſt nicht mehr; eine meuchleriſche Rotte hat ihn erſchoſſen!“

In wilder Haſt beſchickten jene Beiden ihren Hinwegritt, doch eilten ſie zuvor in das Haus, und ſchieden mit geiſtlichem Segen und nicht ohne Verheißungen von zwei ſchönen Schweſtern.

Moritz ritt mit gepreßtem Herzen hinter ſeinem Herrn. Die Geſtalt, welche er erblickt, beſchäftigte ganz und gar ſeine Gedanken; es war die Anna’s geweſen, es war ihre Stimme, ihre milde, ſchmerzdurchzitterte, wehmuthsvolle Stimme; er wußte, wo ſie weilte, er beſchloß, ſein Geheimniß ſorgſam zu bergen, aber alles zu verſuchen, ihr zu nahen, und zu erforſchen, wie ſie an einen Ort gelangt, der als Aſyl der beſchaulichen Frömmigkeit zwar recht wohl gelegen und geeignet, als Aſyl lichtſcheuer Welt- und Sinnenfreuden jedoch von gewiſſen Seiten her — in der Umgegend nicht minder verrufen war, wie die Nonnenklöſter zu St. Markus und Himmelspforten in Würzburg ſelbſt. — Grumbach gönnte ſich nicht Raſt noch Ruhe, bis er in Hellingen eintraf; dort wechſelte er die Pferde und ritt bei Nacht über den Thüringer Wald.

Zweites Kapitel.

Ganz Deutſchland ſchrak auf, als die Kunde der Ermordung des Biſchofs von Würzburg ſeine Gauen durchflog und durchdrang; der heilige Gottesfriede, welcher gewaltet um die Burgen und Häupter der Gewaltigen, war freventlich gebrochen, die Hand war gelegt an den Geſalbten, an einen Prieſterfürſten — und Fürſten, wie Prieſter, erbebten.

Mitten in den Tagen verderblicher Kriege war ſolche That nicht geſchehen, wie ſie jetzt in der friedlichſten Zeit ſich zutrug; man mußte nach Jahrhunderten rechnen, um ein ähnliches Beiſpiel in der Geſchichte zu finden, und der Weheruf über den Mörder zeterte vom Aufgang bis zum Niedergang. Die Welt fragte nicht nach dem düſtern Warum?

das Zobels Licht verlöſchen ließ. Der blutige Schein der ungeheuern That überflammte die trüben Irrlichter perſönlicher Zerwürfniſſe, rachſüchtiger Pläne, und prophetiſch richtend brach im Geiſte die öffentliche Meinung den Stab über den Mann, der ihr als Thäter bezeichnet wurde.

Grumbach, ſo hieß der Mann! Zu allen Beſchuldigungen, Läſterungen, Verleumdungen kam jetzt die Laſt dieſer ſo furchtbaren That. Die Briefe des Kapitels flogen mit der Kunde des Mordes wie Unheil krächzende Raben an alle Höfe, an alle Hochſtifte, an alle Magiſtrate Deutſchlands, ja an alle außerdeutſchen Potentaten.

Grumbach trat in Johann Friedrichs Zimmer. Er fand den Sachſenherzog düſtrer blickend, als er ihn je geſehen. Auf dem Tiſche lag die Handbibel offen, eine Feder war in ſie hineingelegt; man ſahe, daß der Fürſt einen Spruch gezeichnet haben mochte, oder eine Bemerkung eingeſchrieben, wie er oft zu thun pflegte. Der Herzog ſah ſcharf auf den ernſten Mann, in deſſen Zügen ſeine Leidenſchaften mehr und mehr Spuren furchten. „Was bringt Ihr uns Neues, Grumbach?“ fragte Johann Friedrich mit einem mehr kummervollen, als ſtrengen Ernſt.

„Ich wüßte dermalen nichts zu vermelden, mein gnädigſter Herr!“ erwiederte Grumbach.“

„Wir glauben's,“ verſetzte, ein bitteres Lächeln mit Gewalt unterdrückend, der Herzog: „denn nach Euerm Spruch geſchieht ja nichts Neues unter der

Sonne. So wollen wir Euch Etwas verkünden. Siehe, es ſteht geſchrieben im zweiten Buch Samuelis: Wiſſet ihr nicht, daß auf dieſen Tag ein Fürſt und Großer gefallen iſt in Israel? — Leſet!“ Dabei reichte der Herzog Grumbach einen Brief. Dieſer, als er das ihm nur zu wohl bekannte Kapitelſiegel erblickte, welches dem bereits geöffneten Briefe aufgepreßt war, glaubte den Inhalt errathen zu können. „Leſet doch! leſet uns den Inhalt vor!“ gebot der Herzog. Grumbach gehorchte, der Brief enthielt eine ziemlich ausführliche Schilderung des Biſchofsmordes, nicht minder die Nachricht, daß der Kämmerer Jacob Fuchs von Wohnfurt und Wolf Karl von Wenckheim bereits an den empfangenen Schüſſen geſtorben, und die übrigen Verwundeten, der Hofjunkherr Friedrich Freiherr von Grafeneck, und die Truchſeſſen Daniel von Rod und Chriſtoph Voit von Rieneck noch in dem Willen Gottes lägen. Der dringenden Aufforderung und Bitte, Beiſtand zur Verhaftung der Thäter zu leiſten, folgte in dem Briefe deren nähere Bezeichnung, ſoviel ihrer erkannt worden waren. Die Herbergen, wo ſich die Reiter aufgehalten, waren benamt, des Jobſt von Zedwitz wurde gedacht, und Grumbachs Hand, in welcher er den Brief hielt, begann zu zittern, als er die Stelle las: „Wir haben auch zu fleißiger Nachforſchung ſo viel befunden, daß Wilhelm von Grumbachs Diener einer hochermelten unſern gnädigen Fürſten und Herrn von Würzburg ꝛc. hochſeligen Gedächtniß — den Thäter angezeigt und verrathen, und ſoll einer, Peter genannt, ſo bisher auf Chriſtoph Kretzern gewartet, die That haben vollbringen helfen.“

„Möge die Hand deſſen verdorren, der ſie gelegt hat an den Geſalbten!“ rief Grumbach. „Meine Diener? ſchreiben ſie! „Welcher wäre das? Ich weiß von keinem Peter. Und Kretzer? Sollte dieſer? Er hat viel Uebles erfahren von dem Biſchof.“

„Leſet nur weiter!“ ermahnte mit Ernſt in Blick und Wort Johann Friedrich, und Grumbach las: „Auch hat ſich nach vollbrachter That ferner zugetragen, als die Thäter im Abziehen geweſen, ihren Weg nach Meſſelhauſen genommen, und Hans Zobel von dannen aus nach Würzburg reiten wollen, iſt er dieſen Thätern eben in die Hand geritten, von obgedachtem Kretzer mit acht Pferden überraſcht und die Fauſt von ihm gefordert worden. Und da er dieſe nicht alſobald geben wollen, hat Kretzer ihn geſchoſſen, ihm dann die Fauſt, ſich zu ſtellen, wohin er gefordert würde, und ſeinen Petſchaftring genommen, hat ihm allen ehrlichen Brauch und Herkommen zuwider beraubt, ihm Ketten, Beutel und was darin, auch Hut und Wehre ſammt drei Pferden genommen, ſo daß Zobel geſchoſſen und verwundet, wieder gen Meſſelhauſen zu Fuße gehen müſſen.“

Als Grumbach in dem Briefe ſo weit gekommen war, und ſeine Augen auf dem Blatte dem Geleſenen vorausirrten, ſtieß er einen unartikulirten Schrei aus, und ſeine zitternden Hände krüllten krampfhaft die Blätter zuſammen.

„Was ſtößt Euch an?“ fragte Johann Friedrich, den eine unfreundliche Laune bewog, einen Mann, welchem er gewogen war, auf die Seelenfolter zu legen.

„Zu toll! Zu toll!“ brach Grumbach aus und lachte lauter, als es in der Nähe des Fürſten ein Schranz für geziemend gehalten haben würde. „Das konnte ich mir ja denken, daß ich es ſollte geweſen ſein! Da ſteht es! Nichts Neues! Aus welchem allen — hört die Argumente, mein Fürſt, und erſtaunt, der Biſchof wurde erſchoſſen, einer meiner Diener war dabei, und verwundete einen Zobel von Meſſelhauſen — aus welchem allen abzunehmen, daß dieſe jämmerliche verrätheriſche Mordthat von Niemand Anderm, denn des Stifts ungetreuen Lehenmann, Wilhelm von Grumbach, herrührt und angeſtiftet iſt! — Ich alſo muß es gethan haben! Der Belial liegt gefällt, aber die Belialsrotte wird nicht müde, mir verderblich nachzutrachten! Datum Würzburg, den achtzehnten Aprilis funfzehnhundertachtundfünfzig. Friedrich von Wirsberg, Dechant, Senior und Kapitel des Domſtifts zu Würzburg. Ich! ich! Was liegt mir an des Biſchofs Tod? Kann der Todte mich reſtituiren? Kann ich mit dem Todten mich vertragen und vergleichen, wie ich gehofft? Wer hat größere Urſache als ich, die verruchten Mörder zu verwünſchen? Und nun ſoll ich es geweſen ſein, der den hochſeligen Mann ermorden ließ! Freilich, freilich, meine Güter, die müßten ſie herausgeben, wenn ſie mich nicht ſtets im Schach hielten. Dieſer fette Biſſen ſchmeckt dem feiſten Pfaffengezücht allzu gut!“

„Wir glauben, Grumbach, nicht an die Euch zur Laſt gelegte Abſicht,“ ſprach der Herzog: „aber warnen müſſen wir Euch, und vermahnen, auf Eure Sicherheit bedacht zu ſein. Nicht nur das Kapitel von Würzburg fordert uns bittend auf, den Thätern nachſtellen zu helfen, ſondern wir wiſſen von ſichrer Hand, daß von Kaiſerlicher Majeſtät uns befohlen werden wird, zu thun, was das Kapitel bittet.“

„Und wird dann Euer fürſtliche Gnaden mich ausliefern? Würde ich das verdienen? — Es kann doch unmöglich auf den ſchmählichen Verdacht des Domkapitels hin die Perſon eines freien Mannes von Adel bedroht werden!“ gegenredete Grumbach. „Andere und ſtärkere Beweiſe gehören dazu, ihn, ohne ihm Gewalt anzuthun, verſtricken zu laſſen, als die Theilnahme eines ſeiner Diener an einem Verbrechen. Das Verhältniß meines Dieners zum Biſchof kann ich Euch mit zwei Worten aufklären. Der todte Mann that ihm, wie mir, er weigerte ihm ſein Recht und ſein Gut, ein Vermächtniß des Vorgängers — und mein Diener, wenn anders ſeine Theilnahme wahr iſt, wird ſich rechtfertigen.“

„Dem ſei wie ihm wolle,“ entgegnete Johann Friedrich: „nehmt Ihr guten Rath an, Rath Grumbach, ſo reitet Ihr flugs mit Sendbriefen von mir an des Pfalzgrafen von Rhein Liebden, und gewinnt von deſſen Landen aus das nahe Frankreich, bis der erſte Lärm vorüber iſt.“

„Wie Ihr befehlt, mein Fürſt!“ ſprach Grumbach, ſich verneigend. „Dann laßt jedoch, wenn ich fern bin, mein armes krankes Weib und mein Töchterlein Euch anempfohlen ſein, die ich in Hellingen laſſe.“

„Ihnen ſoll kein Haar gekrümmt werden,“ verhieß der Fürſt, und brach das Geſpräch ab.

Noch an dieſem Tage verließ Grumbach Weimar und ritt unter gutem Geleit der Herzoge von Sachſen nach Heidelberg an den Hof Pfalzgraf Friedrich III, den die Geſchichte den Frommen nennt; dort war er erfolgreich wirkſam, ehe noch die anklagenden Briefe des Würzburger Kapitels anlangten.

Die Thore Würzburgs waren ſtreng bewacht, der Schrecken ob der Frevelthat, die in der Stadt verübt worden, zitterte noch nach in den Herzen ihrer Bewohner, doch fand ein frommer Pilgersmann, der alt und ſchwach am Stabe daher wankte, ungehindert Einlaß, da er gute Geleitsbriefe vorzuzeigen hatte. Er kam aus dem heiligen Lande und trug ſchätzbare Reliquien von dort her bei ſich: Steinchen vom Oelberg und Erde aus dem Garten Gethſemane; Binſen vom See Genezareth und Roſen von Jericho; Schneckenhäuſer vom Berge Karmel und Cedernſpähne vom Libanon. Zwar ſahen die Binſen aus wie andere Binſen und die Schneckenhäuſer glichen aufs Haar denen, die man in den Weinbergen um Schweinfurt und Würzburg zuſammen leſen kann, doch die geſuchten Roſen von Jericho, die in Waſſer geſtellt, wie friſch ihre Zweige ausbreiteten, ließen keinen Zweifel aufkommen, daß das alles ächt ſei, und es vermuthete allerdings Niemand, daß der Pilgersmann, der ſo eifrig dem und jenem Domkapitularen nachfragte, nie in ſeinem Leben Paläſtinas Küſte geſehen. Der alte fromme Mann keuchte den ſteilen Felſenweg zur Marienburg empor; er ſäumte nicht, an der Stelle, wo Zobel die Seele aushauchte, an jener blutgeträuften Stätte hinzuknien und ein Gebet für das Seelenheil des Ermordeten zu ſprechen, wohl aber verſäumte er, den Gruß eines andern Mannes zu erwiedern, welcher in der Nähe auf dem ſonnigen Rain ſaß, ein Pergamentblatt in Händen, auf das er einen tröſtlichen Kundſpruch, dem Hingeſchiedenen zum Gedächtniß, niederſchrieb, denn der Pilger fühlte kein Verlangen, ein Geſpräch anzuknüpfen mit dem hausbackenen Poeten, und ſchien keinen Sinn für deſſen Verſe mit aus dem Lande gebracht zu haben, wo einſt die Blüthe der Poeſie ihr Kronenhaupt wie eine flammende Opferlohe erhoben hatte. Der Fremdling ſetzte ſeinen Weg aufwärts weiter fort, und gewann den Eintritt in die Burg.

Seit den wenigen Tagen, in denen der Herzogthron und der biſchöfliche Stuhl erledigt ſtand, war die Reſidenz in die Obhut der beiden Domherren, Michel von Lichtenſtein und Veit von Würzburg, gegeben; zu dem erſten ſuchte der Pilger Zutritt. Bald ſaß er bei dem noch jungen Domherrn, deſſen Geſicht blühte und glühte, wie eine volle Päonie, und der die Verlegenheit, welche der Moment ihn brachte, durch ein, ſeinen glatten Wangen ſtets zu Gebote ſtehendes Lächeln verbarg. Lichtenſtein drehte einen Brief durch die Finger, den er bereits geleſen hatte, und ſprach in dieſer Stimmung zu dem Fremdling: „Wahrlich, es iſt ſpaßhaft, mein lieber Moritz, daß Du ſo ſpät nach dem Aſchermittwoch noch Mummerei und Faſtnachtpoſſen treibſt; doch haſt Du andrerſeits Recht, man könnte Dich verſtricken, weil Du unſers Alten Diener biſt. Was macht er? Wo ſteckt er? Sage es getroſt, ich verrathe weder Dich, noch ihn!“

„Mich zu verrathen würde Euch wenig frommen und übel kleiden,“ erwiederte Moritz Hauſner, der im Pilgerrocke ſteckte: „und ihn würdet Ihr ſchwerlich fangen, dazu iſt er nun wohl zu ſchlau. Im Uebrigen hat er nicht einmal Antheil an jener That, wie ſehr Ihr ihn beſchuldigt.“

„Ganz gut bemerkt, werther Secretarius!“ belobte der Domherr mit liſtigem Lächeln, und ſprach weiter: „Es iſt alles recht wohl berathen, den nur zu begründeten Argwohn des Kapitels abzulenken von dem wahren Thäter. Der Mordbube Kretzer, ein treuer Diener ſeines Herrn, wie Du, Moritz, hat die unerhörte Frechheit gehabt, dem Kapitel zu ſchreiben, daß er, und nur er allein die That begangen, weil der hochſelige Biſchof ihm ſein Eigenthum vorenthalten. Auf weſſen Antrieb er ſo geſchrieben, begreiſt ein Kind, mein guter Secretar. Dein Herr iſt nicht dumm, das wiſſen wir Alle, und er fängt es ſchlau genug an. Er hat mich ſchon durch meinen Bruder Wilhelm beſchickt, nun ſchreibt er mir auch noch durch Dich. Und was ſchreibt er? „„Dieweil der Biſchof, der mir alles Leids angethan, nunmehr erſchoſſen iſt, ſo will ich nach dem Vertrauen, das ich hege, das Beſte thun und fördern helfen, damit ich durch den neuen Biſchof, der, wie ich hoffe, wünſche und vermuthe, kein Anderer ſein wird, als Du, wieder zu den Meinen, auch zu Friede und Ruhe gelangen möge."" Das wird wohl nicht ſo ſchnell gehen und ſich ſchicklich machen laſſen, mein guter Hausner." —

„Wolltet Ihr mir nicht einen ſchriftlichen Beſcheid geben, Domherr, damit mein Herr ſich überzeuge, daß ich meinen Befehl treulich ausgerichtet?" fragte Moritz.

„Wie gern wollte ich das, mein vortrefflicher Geheimſchreiber," verſetzte, während immer ſein uebendes Lächeln um die Mundwinkel zuckte und ſpielte, der Kapitular: „wenn nicht wir Stiftsherren uns einander das feierliche Wort gegeben hätten, alle Verbindung mit den Feinden des Hochſtifts abzubrechen, und mit keinem derſelben in Verkehr zu treten. Auch habe ich vollauf zu thun, da auf morgen oder übermorgen die neue Wahl Statt findet, und muß Dich bitten, **Moritz**, mir zu einer gelegenern Stunde Deinen Beſuch zu gönnen; ſage daher dem Alten: Wenn ſeine **Prophezeihung** einträfe, ſo würde ich thun, was in meinen **Kräften** ſtände. Wo haſt Du Dein Loſament? Ich will Dir einen Geleitsbrief hinabſenden!“

„Gott lohne es Euch, und beſchere Euch die Mitra!“ dankte und wünſchte **Moritz**. „Ich habe mein Zelt aufgeſchlagen im Rebſtock, wo ich hoffe, morgenden Tages Euch feſtlich geſchmückt im Ornat als erwählter Biſchof und Herzog den Einritt auf dieſe Burg halten zu ſehen.“ Der Diener Grumbachs verbeugte ſich und ging.

Lichtenſtein gab ſich mit Wohlgefallen einem wachen Traume hin, er ſah im Geiſt die Kapitelverſammlung zur Biſchofwahl bei verſchloſſenen Thüren, auf ihn fiel faſt einſtimmig dieſe Wahl; draußen vor der Kapitelsſtube harrten in ehrfurchtvoller Geduld der fürſtliche Hofmeiſter, der Marſchall, der Kanzler, die Räthe, die Kämmerer und die Kammerknaben, die Secretarien und das ganze zahlreiche Perſonal der höhern Dienerſchaft. Jetzt ward die Thüre aufgethan, jetzt führten ihn die Senioren heraus; alles freute ſich, jetzt wurde er vorgeſtellt, jetzt ordnete ſich der Zug, voran die Hofdiener, dann der Biſchof zwiſchen ſeinen Führern, ihm auf dem Fuße folgten die Domherren nach Rang und Alter, die Prälaten, die Aebte, die Dekanen. Jetzt zeigte ſich der Neuerwählte dem Volk, und ein donnerndes Lebehoch erfüllte den Domplatz. Im hellglänzenden Harniſch bildeten die Bürger Spalier; ein junger Domicellar trug das Schwert ihm vor, ein zweiter die Herzogkrone; der glänzende Zug bewegte ſich in den Dom; im hohen Chor ward der neue Biſchof emporgehoben und auf den Hochaltar geſetzt. Jetzt ſchlängelte ſich aus der Höhe der Strick mit güldenem Quaſt, der das Häullein zog, der Biſchof zuckte dreimal daran, das Glöcklein gellte, und mit erhabenem Klang ſtimmten alle Glocken der Stadt zuſammen, während aus hellen Sängerſtimmen im hohen Tempel das Tedeum erſcholl. Der Neuerwählte ward vom Altar gehoben, Glückwünſchende umdrängten ihn nach allen Seiten, dann ſaß er im Fürſtenſtuhl und leiſtete zum zweitenmal den Eid treuer Erfüllung ſeiner hohen und ſchweren Pflichten.

Solch wacher Gedankentraum war allzu anziehend, als daß er nicht hätte gern fortgeſetzt werden ſollen. Lichtenſtein dachte nicht an den ſtrengen Grumbach, nicht an ſeine Verpflichtungen gegen dieſen, er dachte nur an ſich, ſein Glückstraum umnebelte ſeine Sinne, wie der Wein, den er jetzt in Gedanken trank an voller brechender Tafel, ſo daß er ſchwankend das Roß beſtieg, und durch den Freudenjubel des Volkes über die Brücke ritt, hinauf zur Hofburg, in der er ſich endlich wiederfand, leider — noch ohne Inful. Da fuhr ihm ein arger Gedanke durch den Sinn. Konnte nicht dieſer Moritz — ein Diener, ein Anhänger Grumbachs, ein Spielkamerad aus der Jugendzeit — Manches verplaudern, als unwillkommener Mahner erſcheinen, oder konnte er nicht über einem Mordanſchlag gegen Wirsberg, den Grumbach ſeit lange haßte, brüten, ihn ausführen? Und wenn er ihn ausführte? war dann nicht der Hauptmitbewerber um die Inſul aus dem Wege? „Teufel — ich hätte klüger mit dem Schreiber reden ſollen! Er muß zurück, muß zu mir, es iſt ein gefährlicher, böſer Menſch!“

Noch gebot der Verweſer als Herr in der Burg, die Diener flogen auf ſeinen Wink herbei. „Drunten in Rebſtock — ein fremder Mann, ein Pilger, der vorhin ſchon hier war — er ſoll herauf! Noch einmal zu mir, gleich herauf! Weigert er ſich, dann ſoll man ihn feſtnehmen, doch ohne Aufſehen, und bei Nacht heraufbringen!“

So gebot Michel von Lichtenſtein, der Domherr, und abermals flogen die Diener, aus dem Schloß, den Berg hinab, zur Schenke — da war kein Pilger, kein Fremder erblickt worden; die Abgeſchickten liefen von Herberge zu Herberge, ſie ſuchten, bis es dunkelte, vergebens.

Auf wohlbekannten Fußpfaden ſchritt Moritz im ſchmalen Thalgrund der Bleichfelde aufwärts. Raſtloſe Ungeduld beflügelte ſeine Schritte. Er vermied ſorglich die Orte, die auf ſeinem Wege lagen; es ſollte, es durfte ihn keiner der Bewohner von Versbach oder Rimpar kennen, ſelbſt die einzelnen Mühlhäuſer vermied er. Die Dämmerung war ſchon tief hereingebrochen, als er ſeinen faltigen Wanderrock in der Nähe des Kloſters Maidbrunn umkehrte, wodurch dieſer wieder zur Pilgerkutte ward, und ſeinen Hut auf eine Weiſe drehte, wie oftmals Gaukler zu thun pflegen, ſo daß auch dieſer die Form eines Pilgerhutes erhielt. So ausgerüſtet, läutete er an der Kloſterpforte.

Der Wächter und Pförtner des einſamen Kloſters wollte den ſpäten Wanderer nicht einlaſſen, es ſei ein armes Frauenkloſter, ſprach er, das Männer nicht beherbergen dürfe, doch Moritz erwiederte: „Heilige Männer, die der Kirche zugeſchworen ſind, darf euer Kloſter wohl gaſten, bewirthet und herbergt ſie auch. Ich komme mit Sendung von Würzburg, ich habe Heilthümer zu überbringen an die hochwürdige Frau Aebtiſſin, die ich mitgebracht aus dem heiligen Lande; ich bringe Botſchaft vom Domherrn Michel von Lichtenſtein, von Friedrich von Wirsberg.

„An Friedrich von Wirsberg?“ fragte der Pförtner, der ſo verſtanden hatte, und dieſes Wörtlein An zündete dem Pilger eine tagbelle Fackel an. Er hatte nicht Luſt, dem Domdechanten hier zu begegnen, daher ſprach er raſch zu dem Pförtner: „Du brauchſt den hochwürdigen Mann nicht alſobald zu rufen; mein Auftrag hat Zeit; gönne mir nur ein Ruhekämmerlein einſtweilen, hernach ſpreche ich wohl den Herrn im Refektorium. Ich bin müde von langer Wanderung, Freund, und Sankt Kilian wird Dir ſegnen, was Du an mir thuſt, auch könnte ich mich wohl entſchließen, Dir dieſes Heilthum aus Jeruſalem, ein Stückchen Erde vom heiligen Grabe, von dem ich mich nimmermehr trennen wollte, zum Andenken zu überlaſſen.“

Der gläubige Pförtner horchte hoch auf, ſeine Hand griff mit Haſt nach dem dargehaltenen winzig kleinen Schächtelchen, in das Moritz kurz vorher, ehe er die Klingel zog, ein Klümpchen Mörtel von der Kloſtermauer gethan, und bald ſah er ſich im Gemach des dankbaren Pförtners mit Speiſe und Trank gelabt, und ſah nebenbei mit Ungeduld der völligen Nacht entgegen; er hoffte, der Dechant werde vor Abend hinwegreiten, und deſſen Anweſenheit im Frauenkloſter war ihm ſo unerwünſcht, als die ſeinige Wirsberg geweſen wäre, hätte dieſer ſie ahnen können.

Nur wenige Spuren gothiſcher Architektur werden heute noch erblickt an dem Bauernhauſe zu Maidbrunn, das einſt zu den Kloſtergebäuden gehörte, und von deſſen Hinterfenſtern man in den ehemaligen Garten blickt, deſſen beſchränkter Raum noch jetzt als ſolcher benutzt wird. Faſt drei Jahrhunderte haben ſo mächtig, wenn auch allmälig verwandelt, daß in dem Winkelchaos des Heute die Anordnung des Sonſt zu erblicken unmöglich iſt. Moritz wußte aber Beſcheid, denn er war als Knabe oft im Kloſter geweſen, wenn er Botengänge that zwiſchen Burggrumbach und Rimpar, kannte das Haus von innen und außen, auch jeden Gang, jede Zelle, und hatte ſich die gar wohl eingeprägt, in der er Anna von Grumbach bemerkt zu haben ſich überzeugt hielt.

Die Nacht war da; ein Schlaftrunk feſſelte die Wachſamkeit des Pförtners, ein wenig künſtliche Nachhülfe lieh deſſen Gaſt ſeine Geſtalt. Im Dorfe tönte ſpäter Wächterruf. Moritz ſchlich durch das ſtille Haus; er barg ſich ſcheu in wohlbekannte Winkel, wenn da und dort eine Thüre knarrte, wenn ein Licht ſichtbar wurde, wenn vollends eine oder die andre alte Nonne unheimlich vorüber und in ihre Zelle ſchritt, in deren einer er auch ein Kind vernehmlich ſchreien hörte. Es wurde ſehr dunkel auf dem ſchmalen Zellengang, und endlich ſo ſtill, daß der Tritt eines Mannes, auch wenn er noch ſo leiſe ſchlich, kaum ungehört bleiben konnte. Noch hatte der beſorgte Lauſcher ſein Ziel, die letzte Zelle, nicht erreicht, ſo öffnete ſich die vorletzte Thüre, ſo rauſchte ein Frauengewand; Moritz fühlte von einer weichen, warmen Hand ſeine Hand berührt, und es flüſterte eine zarte Stimme: „Komm mein Friedrich!“ Zugleich ward er ſanft in die Zelle hineingezogen, die unerleuchtet war. Ein Mädchen, ein liebefeuriges Mädchen hing an ſeinem Halſe, umſchlang ihn, überdeckte ihn mit Küſſen, und es ſchien ſolches Thun ihr eine ſüße Gewohnheit. Welche Lage für den ſolcher Zärtlichkeit ungewohnten, der Liebe gänzlich fremd gebliebenen Jüngling! Wenn er durch einen Laut verrieth, daß er nicht der, wie es ſchien, mit ungeſtüm flammender Sehnſucht Erwartete ſei, ſo war alles verrathen, ſein Zweck verfehlt, und er ſicher der grauſamſten Rache verfallen. Der junge Mann mußte ſchweigend dulden, was zu dulden nicht ſchwer fiel, und empfing für ſein gutes Vorhaben einen überſchwenglichen Lohn voraus. Die glühende, in Entzückungen ſchwärmeriſch ſchweigende

Nonne gab ihm die ſüßeſten Schmeichelnamen, endlich aber fiel ihr auf, daß er dieſe nicht erwiederte, und ſie flehte zärtlich: „O ſo ſprich doch! Sprich doch auch zu mir ein Liebeswort, mein Friedrich! Mein Gott, mein Gatte! Mein Herz, meine Seele!"

Moritz wagte, kaum vernehmlich zu flüſtern: „Still, Engel, ſtill, die da drüben!" In ihrem Glück merkte die Gluthbegeiſterte nichts, und erwiederte: „Die Anna meinſt Du, Seelenbräutigam? Sahſt Du ſie? Begegneteſt Du ihr? Sie wandelt die halbe Nacht auf dem Gang, und ſtört mit ihrem Geſang die Schlafenden. Schaffe ſie fort aus dem Kloſter, die alte Tolle, Du kannſt's; ich bitte Dich, willſt Du mir Das zu Liebe thun?

„Ja ja, mein Lieb! heute noch, wenn Du willſt, aber wie? Sag' mir das an!" flüſterte Moritz in Erwartung zitternd. Er blieb immer noch für den gehalten, der er nicht war, und Jene ſprach: „Nichts leichter. Sie redet immer von einem Moritz, der ſolle und werde kommen, und ſie fortführen. Es war eine Narrheit von unſrer Aebtiſſin, die Thörin aus Mitleid aufzunehmen, als ſie verwildert im Gramſchatzer Walde gefangen worden war, und ſie ſo lange zu behalten, doch ſagte ſie, ſie hielte dieſe verrückte Perſon auf höheren Befehl in klöſterlicher Haft. Du mußt es ja wiſſen, guter Friedrich. Verſtelle Deine Stimme, ſage ich bin Moritz, ſie folgt Dir hinaus, und wir ſind ſie los. Horch! Horch!" —

Tritte wurden auf dem Gang vernommen, den jetzt ſpärlich das Licht des indeß aufgegangenen

Mondes erhellte. Die Nonne hieß Moritz hinter ſie treten, und lugte durch das halb und leiſe geöffnete Thürlein hinaus. Er ſah über ihre Schulter, und in ein lieblich geformtes bleiches Mädchenantlitz, das eher geeignet war, Mitleid ob verfehlten Lebenszweckes einzuflößen, als ſtrengasketiſches Verdammungsurtheil eines fehlerhaften Lebens fällen zu laſſen. Draußen wandelte im weißen Gewand eine ſchlanke Frauengeſtalt über den Gang, leiſen Trittes, abwallenden Haares, das Haupt gebeugt, die Hände gefaltet und vor ſich hin haltend. Sie ging vorbei, ſie kehrte um, bis zu ihrer Zellenthür, und wandelte nochmals nach vorn. Plötzlich ward eine Stimme in dem halblauten Rufe laut: „Biſt Du's, meine Elſe?“ und beide Lauſchenden ſahen, wie ein ſtarker Mann die Wandelnde kräftig umfaßte. Dieſe aber ſtieß einen gellenden Schrei aus, der ſich mit einem zweiten miſchte, den das junge Nönnchen ausſtieß, die jetzt wahrnahm, daß ein ungeheurer Irrthum ſie betrogen. Jene Geſtalt aber rang ſich augenblicklich los, kratzte und ſchlug, und der Mann ſtand erſchrocken, während Elſe ihrerſeits Moritz wild anpackte und verzweifelnd knirſchte: „Wer biſt Du! Wer ſeid Ihr? Frecher Bube!“

„Ich bin Moritz!“ rief ſchnell gefaßt und überlaut, einen Dolch ziehend, der ſo unverhofft Begünſtigte, und alsbald rief Anna in äußerſter Freude „Moritz! Moritz!“ während Elſe ſich zitternd und faſt weinend in ihres Friedrich Arme warf. Ehe dieſer ſich ſammelte, ehe die alten Nonnen aus den Betten ſuhren, ehe ſie Licht ſchlugen, nach dem Lärm zu ſehen, und einander verwundert über allen Teufelsſpuk in die rothen Augen und ſcheußlichen Angeſichter leuchteten, war Moritz mit Anna, die ſorglos ſeiner Leitung folgte, ein Treppchen hinab, durch die ſchnell eröffnete und wiederverſchloſſene Pforte geſchlüpft, unbekümmert um den Lärm, der hinter ihm zeterte und polterte, und um die Eröffnungen, die einem zu ſpät Gekommenen gemacht werden möchten. Die Entrinnenden hatten nicht weit den Bach entlang durch die Mondſcheinnacht zu gehen, ſo nahm ein alter dunkler Forſt ſie auf; der zur Bleichfelde ſich abwärts ziehende Zweig des zehn Stunden in Umfang haltenden Gramſchatzer Waldes. Ehrerbietig leitete Moritz die Unglückliche, die ſich vertrauungsvoll an ihn hing. In einem Gehöft, auf dem ehemaligen Grumbachiſchen Gebiete wohnten ihm vertraute Leute, dort brachte er ſie hin als nächſte Zuflucht, um ſie ſpäter weiter an einen geſicherten Ort zu geleiten.

Es waren Jahre vergangen, keine theilnehmende Seele hatte zu ihr geſprochen, jetzt machte ſie, auf dieſem nächtlichſtillen Gange, ihrem Herzen Luft, ſie ſprach, ach ſo viel Trübes, Schmerzliches, Unerhörtes, daß Moritz oft ſeine Thränen nicht zurückzudrängen vermochte, und daß ſein innigſtes Mitleid mit ihr nur noch gemehrt wurde. Ach, wie manches ging aus ihren, faſt gar nicht mehr irrklingenden Reden hervor, das ihm furchtbare Geheimniſſe theils enthüllte, theils nur andeutete; Dinge und Thaten, deren ſie ſelbſt ſich nur dunkel bewußt ſchien. Das einzige, was ihm aus ihren Mittheilungen mit Freude erfüllen konnte, war der Strahl einer ſchönen Hoffnung, der, daß ihr getrübtes inneres Licht ihr vielleicht ganz wiederkehren werde. Sie fragte ſo klar nach ihren Verwandten, nach deren Leben, Wohnen und Sein, nur nach Einem ging keine Frage aus ihrem Mund.

Ein reges Leben bewegte im Monat Juni 1558 die Reſidenz dreier Herzoge, Weimar, wie ſeit lange nicht. Zwei ganz verſchiedene Zurüſtungen ſetzten tauſend Hände in Bewegung, zwei nie befreundeten Göttern ſchien man prangende Altäre neben einander errichten zu wollen, dem Mars und dem Hymen. Die Straßen, die Häuſer wimmelten von Kriegsvolk, man ſah vor den Thoren die blanken Schaaren von Küriſſern und Reiſſigen ſich in den Waffen üben, während das fürſtliche Reſidenzſchloß mit Kränzen verziert wurde, während grüne Triumphbögen ſich aufbauten, und alles auf das Feſtgepränge einer fürſtlichen Hochzeit hindeutete.

Die beiden ältern Sachſenherzoge, Johann Friedrich und Johann Wilhelm, waren allein beiſammen, und pflogen in brüderlicher Eintracht zwar, aber nicht ohne ein gewiſſes höfiſches Ceremoniell, das zum Theil die Sitte der Zeit gebot, ernſte Geſpräche.

„Wie ich Euer Liebden ſchon ſagte,“ ſprach Johann Friedrich: „es ſchmerzt mich, daß Ihr nicht durch Eure werthe Gegenwart mein Vermählungsfeſt verherrlichen wollt und könnt, und auch meine Fräulein Braut wird Euch ungern vermiſſen.“

„Ihr dürft vorausſetzen, mein Herr Bruder,“ entgegnete Johann Wilhelm: „daß ich ungern ſolcher Freude entſage; allein einmal bindet mich mein fürſtlich Wort, nicht länger zu zögern; dann lag es nicht an mir, daß Euer Ehrentag ſo lange hinausgeſchoben wurde, und mit meiner Abreiſe zuſammentreffen mußte, und endlich möchte Euer Oberhofmarſchall in nicht geringes Entſetzen gerathen, wenn zu den vielen übrigen Hochzeitgäſten ich und meine Dreitauſend kämen, die man nicht leer abſpeiſen könnte, bliebe ich ſelbſt.“

Der letzte finanzielle Grund wog ſchwer; Johann Friedrich ſah ein, daß ſein Bruder in wohlmeinender Abſicht auf die Feſtfreude verzichte, und ließ dieſen Gegenſtand des Geſpräches fallen. Nach einigen andern gleichgültigen Wechſelworten begann Johann Wilhelm: „Vom Grumbach hören wir ja ſeltſame Zeitung, mein Herr Bruder. Der unruhige Mann hat in Frankreich Kriegsbeſtallung erhalten, nennt und ſchreibt ſich der Krone Frankreich Obriſt, hat viel Kriegsvolk geworben auf eigne Fauſt, und iſt im Anzug gegen Deutſchland, muthmaßlich gewillt, in die Fußtapfen ſeines ehemaligen Herrn, des Markgrafen Albrecht von Brandenburg zu treten.“

Johann Friedrich wußte recht wohl, daß ſein Bruder Grumbach nicht liebe, und fühlte nur zu gut, daß jener jede Gelegenheit hervorſuchte, in ſeine Aeußerungen einen Tadel der Bevorzugung zu legen, deren ſich Grumbach bei ihm zu erfreuen hatte. Doch bezwang der ältere Herzog die Empfindlichkeit, die in ihm aufwallen wollte, und entgegnete mild: „Des Herrn Bruders Liebden neue Zeitung ſcheint um ein Weniges älter zu ſein, als die, ſo uns geworden. Es iſt zwar nicht Ohne, daß Grumbach gethan, was Ihr ſelbſt, nämlich franzöſiſche Kriegsdienſte genommen, und daß er Kriegsvolk aus Frankreich nach Lothringen geführt, Willens, nach Deutſchland herauszukommen, und ſein überall verweigertes Recht mit dem Schwert in der Hand zu ſuchen, doch haben ihm, wie ich durch ihn ſelbſt und durch meines Herrn Schwiegervaters Liebden weiß, die vier Kurfürſten des Rheins: Mainz, Kölln, Trier und Pfalz bittlich anſagen laſſen, ſein Volk zu dimittiren, und ihm ſichre Verheißung gethan, ihm mit dem neugewählten Biſchof zu Würzburg, deſſen Name Friedrich von Wirsberg iſt, zu vertragen. Dieſer fürſtlichen Zuſage vertrauend, hat der den Frieden mehr, als den Krieg liebende Mann dem Gebote gewillfahret, hat freies Geleit erlangt, auf dem jüngſtgehaltenen Reichstag zu Augsburg zu erſcheinen, dort ſein Recht zu ſuchen, und wird demnächſt wieder bei uns eintreffen.“

„Möge doch niemals die Huld und Gnade, die Ihr dieſem Ritter ſchenkt, Euch zum Nachtheil gereichen, dieß iſt mein beſter Wunſch für Euch, mein Bruder, indem ich ſcheide," ſprach Johann Wilhelm. „Ich kann mich bei ſeinem Anblick eines Gefühls von Bangigkeit nimmer erwehren."

„Fürchtet nichts, Herr Bruder," erwiederte Johann Friedrich: „Wir trauen uns wohl ohne Selbſtſchmeichelei Einſicht genug zu, wahre Freunde von falſchen, Treumeinende von Uebelmeinenden, Recht von Unrecht, unterſcheiden zu können. Euch wünſche ich von ganzem Herzen das beſte Glück auf dieſe kriegeriſche Fahrt, und daß Ihr bald, gleich mir, in den Hafen des Eheglücks einſteuern möget. Laßt mich und meine fürſtliche Braut und demnächſt Gemahlin Euerm brüderlichen Andenken im Beſten empfohlen ſein!"

Johann Wilhelm erwiederte mit wohlgeſetzten Worten ſolchen freundlichen Wunſch, und die Brüder trennten ſich.

An dieſem Tage noch, es war der zehnte des Heumondes, rieſen ſchmetternde Trompeten das kleine Heer von 3400 Reitern zuſammen, an deſſen Spitze im blanken Goldharniſch Herzog Johann Wilhelm einherritt, von ſeinen Brüdern und vielen Edlen des Thüringer Landes bis Gotha geleitet, um von da weiter, nach Frankreich zu ziehen, und der Krone dieſes Landes ſeine Truppen zuzuführen.

Am dritten Sonntage nach Trinitatis, den zwölften Juni, ſah das entzückte Weimar im feſtlichen Brautſchmuck die ſtrahlende Schönheit ſeiner jungen Herzogin. Nie wurde dort vorher ein freundlicheres holdſeligeres Paar erblickt, als Johann Friedrich und Eliſabeth von der Pfalz. Der junge erſt neunundzwanzigjährige Wittwer war ein Muſterbild männlicher Schönheit, ſeine Geſtalt war ſchlank, ſeine Haltung heroiſch und feſt; auf der hohen Stirne thronte ein milder Ernſt, der Blick ſeines blauen Auges war freundlich und leutſelig. Eliſabeth, die ſüße achtzehnjährige Braut war ein wonniger Mädchenengel, eine zartaufgeknospete Roſe. Die innigſte Liebe und Treue ſtrahlte aus ihren lichtbraunen Augen, an dem lieblichen Oval des kleinen Geſichtchens war kein Makel aufzufinden. Holde bräutliche Schaam färbte mit glühender Röthe ihre Wangen, und aller Zauber edler unbefleckter Jungfräulichkeit war über ihr ganzes Weſen ausgegoſſen. Ihr Vater, ihre Mutter, und ihre Schweſter Dorothea Suſanna waren von Heidelberg mit ihr eingetroffen; Stadt und Land begrüßte die Erſehnte mit Jubel, denn das Volk hing mit voller Liebe an ſeinen jungen Fürſten, und ſuchte durch aufrichtige Treue das Gefühl der empfindlichen Verluſte minder herb zu machen, die ihres Vaters unſeliges Geſchick ihnen zugezogen, auch betrachtete dieſes Volk, ungewohnt, drei Gebieter zugleich zu haben, den Aelteſten derſelben als ſeinen eigentlichen Herrn, und wünſchte ſchon deshalb ſeine Wiedervermählung. Zudem hatte ein Vertrag mit ſeinen Brüdern dem Herzog im vorigen Jahre die Regentſchaft über die nach des Vaters letztem Willen untheilbaren Geſammtlande aufs Neue übertragen.

Der zweite Tag der Vermählungsfeier ſollte nicht minder feſtlich begangen werden, wie der erſte; zu Luſtbarkeiten im Freien ward eifrig zugerüſtet, und vom frühen Morgen ſchon durchwimmelte eine geſchmückte erwartungsfrohe Volksmenge die Straßen, und umwogte das fürſtliche Reſidenzſchloß, oder eilte ſchon den Plätzen zu, die beſtimmt waren, fröhlichen Prunk in ſich aufzunehmen, und allgemeiner Luſt zu dienen, zu dem traulichen Gehölz des Webicht, dem heitern Schützenhofe, den übrigen nahen Hainen.

Als ſich am Morgen dieſes Tages der junge Herzog und ſein Schwiegervater freundlich begrüßten, trat Pfalzgraf Friedrich ſeinem Eidam mit einer Schrift in der Hand entgegen und ſprach: „Mein geliebter Sohn, es hat unſre Armuth uns nicht vergönnt, unſre Tochter, nunmehr Euer Gemahl, mit ſo viel Heirathsgut auszuſteuern, als unſres Herzens Wunſch geweſen wäre, doch damit Eure Liebden unſern guten Willen ſehen, ſo bitten wir Euch, dieſe Verſchreibung von uns freundlich anzunehmen, darin wir geloben, über die ſechzehntauſend Gulden Ehegelder, die wir mitgegeben, noch einmal ſo viel zu zahlen, ſobald wir demnächſt zur Kur gelangen, und wünſchen, daß Euer Liebden damit einſtweilen für Lieb nehmen mögen.“

„Wir danken Euch von ganzem Herzen,“ antwortete Johann Friedrich, aber eine Wolke trat auf ſeine Stirne, indem er die Schrift annahm, und fortſprach: „doch wollten wir gern auf Euer gütiges Geſchenk verzichten, blühte uns ſolche ſchöne Hoffnung, wie Euch, **verehrter** Vater. Eure Stirne wird bald der Kurhut ſchmücken, der auch uns gebürt nach Geburt und Recht, aber wir müſſen uns mit dem magern Herzogsreif begnügen. Das frißt am Herzen."

„Es iſt ja alles Gottesfügung, was uns auf Erden wiederfährt, theurer Sohn," verſuchte der Pfalzgraf zu tröſten, aber der Herzog, ſonſt ſo fromm geſinnt, hörte nicht darauf, ſondern erwiederte: „Das Unrecht, die Herrſchſucht, die Gewalt und die Hinterliſt ſind keine Gotteskinder, und ich gehöre nicht zu den Blindergebenen. Ihr habt ein Weib in meine Arme gelegt, mein Vater, der eine Königs- eine Kaiſerkrone wohl ſtehen würde; meiner Eliſabeth möchte ich die höchſte Würde zu Füßen legen. Hoffe auch zu Gott, mindeſtens die noch zu erlangen, welche mir gebührt. Ihr ſollt ſehen, daß ich des alten Sachſennamens werth bin, denn vor Alters ſchrieb unſer Stammvolk ſich Saxen und wurde Kieſelinge geheißen. Steinfeſt ſoll die Welt uns noch in der Folge finden!"

Der Pfalzgraf ſchwieg, um nicht durch Wiederſpruch den vortrefflichen, aber in dieſem Punkt äußerſt empfindlichen Schwiegerſohn zu verletzen. —

Die junge Herzogin trat, von dienenden Frauen und Jungfrauen umgeben, in den Kreis ihrer Verwandten, entließ mit freundlichem Wink die Begleiterinnen, und warf ſich bewegt an die Bruſt ihrer Mutter, umarmte zärtlich ihre Schweſter Dorothea, und öffnete dann aufathmend ein Fenſter. Ihre Bruſt

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50160-9
BECHSTEIN,L. FN. 03117/012

war unruhevoll bewegt, und die ſüße verſchämte Freudigkeit einer jungen Gattin nach der Hochzeitnacht ſchien es nicht allein zu ſein, welche in ihr eine Stimmung hervorrief, die faſt bang und ängſtlich genannt werden konnte. Der fürſtliche Gatte trat jetzt mit ihrem Vater ein, und liebevoll eilte Eliſabeth, als wolle ſie einem unwillkommenen Gefühl entfliehen, in des Herzogs ihr geöffnete Arme. „Ach, mein Herr, mein Gemahl,“ ſprach ſie: „mir iſt ſo beängſtigend, ſo ſchwül; ich weiß nicht, liegt es in mir, oder liegt's am Wetter; mir iſt, als drohe ein großes, großes Unheil!“

„Mein trautes Eliſabethlein, mein ſüßliches Gemahl, fürchte nichts!“ tröſtete Johann Friedrich mit milder Stimme. „Der Gerechte entgeht der Angſt! Es mag wohl in der ungewöhnlichen Schwüle des Firmamentes liegen, daß Euer Blut bewegter wallt. Iſt die Herzogin meines Herzens bange vor Gewittern?“

„Ein wenig, wie wir Frauen alle,“ nahm die verſtändige Pfalzgräfin für die geliebte Tochter, um deren Wohlbefinden ihr Mutterherz beſorgt ſchlug, das Wort: „doch fürchtet meine Eliſabeth ſich nicht kindiſch vor dem Zürnen des Herrn im Wetter, ſondern vertraut ihm, von dem es heißt: Er läßt es wunderlich nach einander blitzen, daß ſich der Himmel aufthut.“

„Der Himmel gewinnt aber faſt ein bedrohlich Anſehen,“ ſprach Pfalzgraf Friedrich, indem ſeine Blicke bedenklich dem Zuge der Wolken folgten. Mehr und mehr verdichtete ſich die ſchwüldunſtige Atmoſphäre zu einer röthlichgrauen Decke, und am Saum des Horizontes ſtand eine tiefſchwarzblaue Wolkenwand, auf der einzeln zerriſſenes lichtgraues Gewölk ſchwamm.

„Uns und den guten Leuten hier wird die gehoffte Freude des heutigen Tages wohl zu Waſſer werden,“ nahm die Prinzeſſin Dorothea das Wort, und ihr Vater beſtätigte: „Wenn nicht ein gnädiger Wind ſich erhebt, und das dort aufſteigende Wetter verjagt, ſo haben wir uns nichts Gutem zu verſehen. Es ſteht ſchon lange und zieht langſam heran.“

„Wir wollen die Glocken läuten laſſen, und eine Betſtunde halten, der Kaplan ſoll ſogleich in die Schloßkapelle berufen werden!“ ſprach der Herzog und gab die nöthigen Befehle, dann mühte er ſich mit aufrichtiger Zärtlichkeit, ſeine zagende Neuvermählte zu beruhigen, die in Thränen ausbrach, als ihre Schweſter unbedacht und ohne verletzen zu wollen, die Aeußerung hinwarf: „Es iſt traun unerfreulich, und könnte beſorglich machen, daß der erſte Morgen eures Ehelebens ſo wolkengrau, drohend und düſter aufgeht, und einen angſtvollen Tag ankündigt, ſtatt wolkenloſen Sonnenſchein glückverkündend zu bringen.“

Ihr erwiederte ſogleich mit freundlicher Würde, indem er Eliſabeth an ſich drückte, der Herzog: „Ihr ſollt euch nicht fürchten vor den Zeichen des Himmels, wie die Heiden ſich fürchten.“

Am Saum des Horizontes zuckte es meteoriſch, nicht lange, ſo liefen wie Leuchtkugeln und Schwärmer eines Feuerwerks roſenrothe Schlangen über das weite, einförmige, graue Wolkengefild, das mehr und mehr aufſteigend, den ganzen Himmel einnahm. Die Glocken der Kirchen und Kapellen erklangen; in langen eilfertigen Zügen ſtrömte das ins Freie gewanderte Volk der Stadt zu; ängſtlich beflügelten zagende Mütter, welche Kinder mit ſich genommen, ihren haſtigen Lauf, bald überholt von den ſprühenden Blitzen, die grellblendend flammend den ganzen Himmel und das bangende Gefild überloderten, anhaltend grollte ferner Donner, und ein unheilkündendes Rauſchen aus weißlicher Wetterwand, die an die ſchwarze Wolkenmaſſe ſich anſäumte, zog der Aernte Vernichtung drohend näher und näher heran. Dabei war es außerdem in der Natur tief ſtill, es wehte kein Lüftchen, ſäuſelte kein Blatt, ſchwankte keine Aehre und eine den Odem beengende Hitze ruhte preßhaft, wie ein Alp, auf dem Leben der Creaturen.

Zu dieſer Stunde jagte in der Richtung von Erfurt her ein Reiter nach Weimar zu, der Mühe hatte, ſein vor den Blitzen ſcheuendes Roß auf der Heerſtraße zu halten. Er hatte auf dem jetzt menſchenleeren Wege volle Gelegenheit, das Ungewitter in ſeiner ganzen grauſenvollen Erhabenheit zu betrachten, das mit furchtbarer Macht losbrach. Die Wolken ruhten nicht mehr auf dem Haupt des hohen Ettersberges zur Linken, ſie hingen tief herab, ſie öffneten ihre Schleuſen, ſie ergoſſen ſich, wie zornvolle Ströme, wie ein Meer, das über ſichernde Dämme fluthet. Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag erfolgte, und bald praſſelte furchtbarer Hagel nieder. Der Reiter vermochte kaum, zehn Schritte weit vor ſich zu ſehen; die Wallendorfer Mühle, die zur Rechten unten im Thale lag, war eingeſchleiert von dem ſtrömenden Regen, nur zur Linken ragte, ſo ſchien es, auf niederer Anhöhe dicht am Weg, ein graues Haus, wie ein Burggemäuer, und dort hinauf ward das keuchende Roß getrieben. Es war der einzige Schutz, der hier ſich bot. Doch vergebens blieb die Hoffnung auf dieſen Schutz, das kleine Pförtlein — ja, das war nicht verſchloſſen, aber es führte nur zu einem runden offenem Raum, und drei Steinſäulen ragten von den Mauern empor, die an den Enden durch Balken zu einem Dreieck verbunden waren. Am Boden lagen, halb ſchon von aufgehäuften Schloſſen bedeckt, Knochen und Gerippe, oben ſchwebten und ſchwankten, wie ein Spiel der lodernden Blitze, einige Gehenkte.

„So führt mich mein tückiſcher Stern, ſtatt in das Fürſtenſchloß, unter den Galgen!“ rief der Schutz ſuchende Reiter mit einem Fluche aus, und barg ſich und ſein ermüdetes Pferd an die dem Ettersberg, von dem zumeiſt das Wetter herbrauſte, ab- und der Straße zugekehrte Mauer, wo er mit Seelenſchauder wahrnahm, wie der ganzen Gegend entſetzliches Verderben hereinbrach. Mit dem Feuer der Blitze, dem brauſenden Hagel vereinigte ſich ein Wolkenbruch; jener vernichtete ringsum die herrlichgrünende

Saat, dieſer wälzte der tiefer gelegenen Stadt bedrohliche Wogen zu. Plötzlich gewahrte der einigermaßen geſichert Stehende auf der Heerſtraße unter ſich einen Menſchen zu Roß, der dem Aufruhr der Elemente zu erliegen drohte; ſein Pferd glitt aus auf dem ſcharfen Hagel, der mehr als Fuß hoch die Flur und den Weg bedeckte, und ward mit Mühe emporgepeitſcht, des Reiters Geſicht und Hände bluteten, er wankte wie ein Halbohnmächtiger im Sattel; ſank er, ſo war er des Todes.

„Hierher! Hierher! Hier, Schutz und Schirm!" ſchrie droben laut der Mann, aber ein praſſelnder Donnerſchlag überdröhnte ſeine ſtarke Stimme, und wer weiß, ob ſie auch ohne den Donner vernommen worden wäre, denn der Blitz, der mit dem Donner zugleich kam, und einen Baum in der Nähe zerſchmetterte, blendete das Roß drunten ſo heftig, daß es ſich hoch bäumte und rücklings mit ſeinem Reiter ſich überſchlug. Jetzt rief oben der Mann: „Herr, Herr! Gedenke nicht unſrer Miſſethat, erbarme Dich unſer!" und ſprang, keiner Gefahr achtend, den Rain herab, dem Gefallenen zu Hülfe. Bis an die Kniee ſtürzte ihm ein Waſſerſchwall die Straße abwärts entgegen, aber er ſchritt feſt hindurch, riß den Ringenden kräftig in die Höhe, und ihn halb tragend, halb führend durch die unaufhörlich vom Himmel gießende Regenfluth wieder zu ſeinem vorigen Standpunkt leitend, entwickelte er faſt übermenſchliche Kraft. Droben angelangt, ſah er, wie der Körper des geſtürzten Roſſes, das nur noch machtlos ſterbend arbeitete, ſich aufzuraffen, langſam vom Waſſer abwärts fortgeſchoben wurde hinab in den See, den die ganze Thalflur um Weimar zu bilden ſchien.

Der Gerettete ſtöhnte auf; er hob ſeine wunden Hände zu ſeinem wunden Geſicht, er blickte ſeinen Retter an, er erkannte in ihm den, zu dem er gewollt, deſſen Briefe ihn beſtellt an dieſem Tag, um dieſe Stunde, mit ihm zugleich in Weimar einzutreffen, und rief aus: „Ihr, Herr? Mußtet Ihr hier meiner harren, um mich dem Untergang zu entreißen! Wie danke ich Euch?“

„Mein Moritz, mein Junge!“ erwiederte Grumbach: „Den beſten Dienſt leiſtete ich mir ſelbſt. Ein Teufelswetter, das, und nimmt kein Ende! Erſt fluchte ich, daß mich's hier packte, und doch ward's zu meinem Glück, und ich ſchüttle mich geduldig, und achte nicht der blauen Flecken, da ich Dir helfen konnte. Faſſe ein Herz, Moritz, hier hilft nicht Heulen und Zähnklappern. Hier, thue einen friſchen Trunk!“

Moritz trank aus der Flaſche mit gebranntem Waſſer, das auf Reiſeerlebniſſen ſolcher Art oft heilſamerkräftigend und erprobt befunden ward, erwärmte ſich ſo von innen, hielt den naſſen, ſchweren Mantel über ſich, wie auch Grumbach that, drückte ſich dicht an die Mauer, und begann zu berichten, was er gehört, geſehen, gethan. Wer ſie geſehen hätte, die dunkeln unheimlichen Geſtalten, ſo ernſt, ſo unbeweglich, wie ſteinern ſitzen unter dem Hochgericht, er würde ſchaudernd vorüber geeilt ſein.

Aber es ſchritt kein Wanderer, es ritt kein Reiter jetzt auf der von der Fluth zerwühlten Straße; Niemand nahte der Stadt und vermochte ihr zu nahen, in welcher Angſt und Schreck alle Häuſer, alle Hütten erfüllte. Niemals, ſo weit die älteſten Leute zurückdachten, hatte ſolch unheilvolles Gewitter dort getobt, unſäglicher Schaden geſchah durch den Hagelſchlag, eine Menge Menſchen, zum Theil Solche, die nicht ſchnell genug heimkehrten, fanden ihren Tod im Freien, und die Umwohner des Frauenthores zumal glaubten das Ende der Welt nahe, als plötzlich die Stadtmauer wankte, und ein Stück derſelben, zwanzig Ellen lang, mit Donnerkrachen zuſammenbrach, und Steine und Erde abwärts nach dem großen Markte gefluthet wurden. Die leichten ſchönen Triumphbögen, die Laubgewinde, die Blumenkränze, alles wurde zerbrochen, zerſchlagen, verweht. Da war an kein Freudenfeſt mehr zu denken, und die Herrſchaften allzumal lagen auf ihren Knieen im Gebet, mit Litaneien und Bußpſalmen den entſetzlichen Zorn des Himmels zu verſöhnen. Endlich ſank, von Angſt und ahnungsvollen Gefühlen erſchüttert, Eliſabeth in todtähnliche Ohnmacht. —

Das Wetter zog vorüber, und nun ward erſt ſichtbar und offenbar, wie es getobt, geſchädigt, getödtet, und eine allgemeine, herzzerſchneidende Wehklage ſchlug aus der armen Stadt zum Himmel auf.

Ein müdes Pferd am Zügel führend, gingen zwei übel zugerichtete Männer zum Erfurterthore herein, und ſahen ſich angeſtaunt von dem Volk über ihre Erſcheinung, und hörten, wie die Leute weinten und klagten, und großes Unheil daraus prophezeiten, daß gerade an dieſem Tage die Stadt ſo Schreckliches betroffen habe.

Drittes Kapitel.

Aus dem Frankenlande über den Thüringerwald ritt, wie es ſchien, eine Jagdgeſellſchaft. Herzog Johann Friedrich hatte die Heldburg beſucht, und mancherlei angeordnet, zum Abbruch des größern Theils des alten Hauſes, um in den nächſten Jahren einen herrlichen Neubau auf der günſtig gelegenen Berghöhe erſtehen zu laſſen. Grumbach begleitete den fürſtlichen Herrn, und außer ihm bildeten noch der Kanzler Brück, der Stallmeiſter Kaspar von Pojeck, der Geheimſchreiber Hans Rudolf, der Leibjäger Kliening, der Kammerdiener Philipp und Moritz Hauſner, nebſt einigen Jägern und Stalleuten deſſen Gefolge. Es war nicht eben der geradeſte Weg gewählt worden, um aus Franken nach Weimar zu gelangen, ſondern ein Umweg führte die Reiſenden zu dem ſchönſten, romantiſchen Theil des Waldes, deſſen tiefgrüne weit ausgebreitete Tannenforſte vergeſſen ließen, daß bereits der Winter ſeine Schneeſchwingen über die Fluren geſchüttelt. Zudem waren nur die höchſten Bergkronen tief überſchneit, auf den niedrigeren Bergen und in den Gefilden der Thäler und Ebenen hatte des Winters Hauch nur die Wege feſt gemacht, hatte ſich an Bäumen und Zäunen kryſtalliſirt, und war zum reizendſten Brillantſchmuck der Wälder geworden.

Das Geſpräch des Herzogs mit ſeiner nächſten Umgebung drehte ſich meiſt lebhaft um Zukunftshoffnungen. Nur zu gern blickte Johann Friedrich in den Wunderſpiegel dieſer ewigen Zauberin, und er ſah ſich ſelbſt dann im größeren Glanze, als der war, mit der die Gegenwart ihm vergönnte, ſich zu umkleiden.

Auf einer ſchönen hochliegenden Waldwieſe, deren erſtorbenes Grün ſilbern überreift war, bot ſich eine jener lachenden Ausſichten in das Thüringiſche Flachland dar, die von faſt allen Bergen der nordweſtlichen Seite der Waldkette ſo mannichfach reizend erſcheinen. Die Reiſenden ſahen Gotha liegen, halb verſteckt von der trotzigen, winkelvollen, ſtarrfeſten Burg Grimmenſtein; ihnen näher lag, freundlicher einladend, Schloß Tenneberg über der Waldſtadt Waltershauſen. „Seht, gnädigſter Herr,“ nahm Grumbach zum Herzog das Wort: „Dieſen ſchönen, ſelbſt im Winter reizenden Landſtrich! Dort eine wohlbewahrte, größere und beſſere Stadt, als Eure jetzige Reſidenz Weimar, beſchirmt von einer ſtattlichen Veſte, die hinlänglichen Raum zur größeſten Hofhaltung darbietet, die ſchon den alten Herrſchern dieſes Landes, dem Thüringerlandgrafenſtamm, als Burg diente, und ſo recht mitten in Euerm Lande liegt, und nun blickt auf dieſe unermeßlichen, wildreichen Forſte, für fürſtliche Jagdluſt nicht wünſchenswerther zu erdenken, und dieſen ſo nahe ein zweites freundliches Schloß, jenes Tenneberg, ſtattlich von ſeiner Höhe ſchauend. Lockt Euch ſolches-alles nicht dieſer Gegend näher?"

„Es iſt wahr," erwiederte der Herzog: „Die Burgen und Städte dort ſind wohl gelegen. Was meinſt Du, Brück, ſollten wir ausführen, was dieſer Getreue ſo wiederholt uns gerathen, unſre Reſidenz von Weimar nach Gotha, und unſre Regierung nach Waltershauſen zu verlegen?"

Der Kanzler antwortete: „Euer Durchlaucht könnten ja einmal mit der Reſidenz eine Probe machen, könnten in Erfahrung bringen, wie ſich's auf Schloß Grimmenſtein wohnt, und gefielen es höchſter Herrſchaft dort wohl, würde für die Dauer der Sitz der Regierung in dem nahen Waltershauſen zweckmäßig befunden, längern Aufenthalt belieben, vielleicht für immer."

„Für immer?" fragte mit ſchnellem Stirnrunzeln der Fürſt, in deſſen Seele ganz andre Pläne ſchlummerten, als bis zum Lebensende herzogliche Reſidenzen zu bewohnen, und der Kanzler erſchrak.

da er wahrnahm, etwas Unbedachtes geſprochen zu haben; doch galt er zu viel, als daß ſein Wort hätte nachhaltig verletzen können, und Johann Friedrich erläuterte, ſchnell wieder heiter werdend, ſeine Frage mit einem Bibelſpruch: „Heute oder morgen wollen wir gehen in die und in die Stadt, und wollen ein Jahr daliegen, und handthieren und gewinnen.“

„Gewinnen ließe ſich wohl Manches in dieſer Gegend,“ nahm Grumbach die Rede auf.

„Wie ſo? Wie iſt das gemeint?“ fragte ſchnell der Herzog, und ſah den Sprecher geſpannt an.

„Wenn mich nicht alles trügt, mein Fürſt,“ entgegnete der Vertraute: „ſo tragen dieſe Berge in ihrem tiefen Schooße Bäume des göttlichen Sol, der jungfräulichen Diana, ſie fördern die murmelnden Quellen Gold zu Tage, und rollen es durch die kryſtallklaren Thalbäche fort.“ —

„Gold! Gold!“ rief mit ſonnendem Antlitz Johann Friedrich. „Verſteht ſich auch darauf Dein Wiſſen, Grumbach?“

Während der Ritter geſchmeichelt mit einem geheimnißvollen Lächeln bejahte, ſprach der bejahrte Hans Rudolf, der Geheimſchreiber, welcher das Geſpräch vernommen, mit einigem Spott: „Ei das könnt Ihr glauben, gnädiger Herr, das hat mir in meiner Jugend die alte Großmutter oft erzählt, daß es Gold giebt in dieſen Bergen, und auch andere Schätze genug, wer ſie nur heben könnte! Aber Geiſter, Drachen und Höllenhunde bewachen ſie, da heißt's Kunſt.“

Der Herzog antwortete nicht auf des Dieners Rede; ein Zug tiefen, ſinnenden Nachdenkens trat auf ſeiner ſchönen gewölbten Stirne dauernd hervor, wie es oft der Fall war, wenn Erinnerungen oder Hoffnungen ſeine Seele bewegten. Jetzt war es ein gläubiges Hoffen, das leuchtend, wie eine Friedenstaube, durch ſeine Gedanken flog, und in ſeinem Innern tönte eine Zauberſtimme verlockenden Sirenenſang, deſſen Echo Gold klang, Gold! —

In ſo hoffnungerregter Stimmung traf der Herzog in Gotha ein. Er durchwandelte mit den Vertrauten und dem Landhofmeiſter und Oberbefehlshaber der Burg, Bernhard von Mila, alle Gemächer der Feſte Grimmenſtein, beſtieg den hohen Thurm, erfreute ſich der weitgedehnten Ausſicht über ſein Land und die nahe Thüringer Waldkette, und verſchmähte ſogar nicht, hinabzuſteigen in die unterirdiſchen Gewölbe, deren ungeheure Räumlichkeit ihn in Erſtaunen ſetzte. Der Landhofmeiſter erhielt Befehl, ein Laboratorium bauen und mit allen nöthigen Utenſilien einrichten zu laſſen, er erhielt Befehl, auf mancherlei Vorräthe bedacht zu ſein, an Holz, Kohlen, Getreide, Getränken, und zugleich einen Theil der Zimmer für fürſtliche Bewohner und angemeſſene Dienerſchaft in Stand zu ſetzen.

Während die Herren in Begleitung des Regenten eine genaue Beſichtigung des umfang- und gebäudereichen Schloſſes vornahmen, und das übrige Gefolge ſich's wohlſein ließ im Speiſeſaal der Dienerſchaft neben der Hofküche, weilte Moriz Hauſner noch in der Wohnung des Oberbefehlshabers, welche ſich über die hohen Umfangmauern, Wälle, Baſteien und Waſſergräben hinweg der Ausſicht auf die Stadt Gotha erfreute, die wohlbefeſtigt und verbollwerkt ſich gegen dieſe Seite des Schloſſes emporzog. Moritz weilte noch, und konnte ſich kaum Rechenſchaft geben, warum er dieß that, denn nicht die Ausſicht auf Stadt und Land war es, die ihn feſſelte, ſondern eine Jungfrau von ſeltner Wohlgeſtalt, eine frühentwickelte, vollblühende Mädchenroſe, Gertrud von Mila, die Tochter des Landhofmeiſters. Mit der ſiegreichen Sicherheit unbewußter Unſchuld ſtand ſie unbefangen dem fremden Manne Rede, der von ihren hohen und ſüßen Reizen ſich magiſch befangen fühlte, und dem es war, als webe der wunderbare Ausſtrom ihres lieblichen Weſens ein Zaubernetz um ihn, aus deſſen Schlingen kein Entrinnen möglich.

„Ihr ſeid ermüdet vom langen Ritt,“ ſprach ſie freundlich, indem ſie goldne Fluth in einen buntglaſirten Apoſtelkrug perlen ließ; „ſetzt Euch und trinkt, und ruht Euch aus, bis die Herren zurückkommen mit dem Vater. Wollen ſie alles im Grimmenſtein beſchauen, ſo haben ſie einen langen Weg.“

„Euer Wohl, mein hochverehrtes Fräulein, mit meinem beſten Dank!“ rief Moritz, den Becher raſch zum Munde führend, an der Stelle, wo Gertruds Lippen ihn credenzend, leiſe, doch weihend berührt. „Und vergönnt Ihr mir wirklich, hier zu weilen, und vergönnt Ihr mir Eure Geſellſchaft?“

Die Purpurroſen auf Gertruds Wangen flammten im höhern Roth, als ſie die ſtillgeheime Huldigung wahrnahm, als ſie ſah, daß Moritz da trank, wo ſie genippt, und es fuhr ihr wie der Stich eines freudigen Schrecks in das unbewachte Herz. Sie ſenkte die Wimpern erglühend, und erwiederte: „Warum nicht, wenn es Euch freut?“

„Euer Anblick, Fräulein von Mila,“ fuhr Moritz fort zu ſprechen: „bringt mir eine auffallende Aehnlichkeit vor die Seele, die Ihr mit der Tochter meines Herrn habt, mit Fräulein Urſula von Grumbach, nur daß dieſe um wenige Jahre jünger ſein mag, als Ihr. Doch verſpricht ſie, faſt eben ſo ſchön und reizend aufzublühen, wie Ihr zur Freude Eurer Aeltern aufgeblüht ſeid.“

„Meine Mutter ruht ſchon lange, ich bin meines Vaters einziges Kind,“ entgegnete, die Schmeichelei mit Abſicht überhörend, Gertrud. „Uebrigens freut es mich, wenn ich einem guten Mädchen ähnlich ſehe; darum betrachtete mich auch wohl vorhin ſo feſt und lange der ernſte Ritter, welcher den gewaltigen Bart trägt, daß ich beſchämt die Augen niederſchlagen mußte. Das war wohl Euer Herr, dem man ſo mancherlei Schlimmes nachſagt?“

„Dringt böſer Leumund ſogar in die ſtillen Kloſets der Jungfrauen?“ fragte Moritz zurück, und Gertrud erwiederte: „Ich walte nicht viel im ſtillen Kloſet, ich bin des Vaters Schaffnerin; er ſpricht gern mit mir von der Zeit und ihren Begebenheiten; ich höre oft zu, wenn zuſprechende Freunde und Herren die Welthändel bereden, indem ich werthen Gäſten als Mundſchenkin diene.“

„Wer doch recht lange in Eurer lieben Nähe weilen dürfte!“ wünſchte Moritz: „Ihr feſſelt, liebes Fräulein!“

„Und Ihr ſchmeichelt, Sekretarius!“ war Gertruds raſche Gegenrede, die nun einen langen prüfenden Blick auf ihren Gaſt richtete. Sein nicht mehr jugendliches, feſtes Weſen, ſeine gebräunten Wangen voll Friſche, ſeine edelgeformte Geſtalt gefielen ihr wohl. „Ihr werdet ſchon noch öfter auf den Grimmenſtein kommen,“ fuhr ſie fort, als Moritz verlegen ſchwieg. „Wir wohnen hier ſchön und frei, und Euch ſoll dann ein recht traulich Gemach angewieſen werden.“

Die Beiden plauderten noch lange Zeit mit einander, und plauderten ſich in eine ſittſame Vertraulichkeit hinein, die ein Erbtheil unverdorbener Gemüther iſt. Als die Zeit, viel zu früh für Moritz, dieſe ihm ſo ungewohnte, ſo ſeltene Freudenſtunde endete, ſchied er mit einem Pfeil im Herzen, mit hoher Achtung erfüllt gegen das engelreine, unbefangene Mädchen, ihr aber ließ ſein Weggang noch keine Wunde zurück, und ſie erzählte mit kindlicher Freudigkeit ihrem Vater, wie angenehm ſie der junge Mann unterhalten habe.

„Mein theures Kind,“ ſprach der gereiſte Landhofmeiſter: „verkehre nicht allzuvertraulich mit dieſen Gäſten, ſo ſie wiederkommen; es möchte Dir, es möchte mir nicht frommen! Wer weiß, wie bald werden die Räume dieſer jetzt ſo ſtillen Feſte erfüllt von zahlreichen Höflingen, vom Troß der Diener und Trabanten unſerer Herrſchaft, dann darfſt Du nicht bei jungen Männern ſo allein im Geſpräch verweilen. Ich wünſchte Dich unter die Ehrenfräulein unſerer Herzogin aufgenommen, da muß Dein ganzes Weſen nur von höchſter Sittſamkeit zeugen.“

„Habe ich denn etwas Böſes, Unſittſames gethan?“ fragte ſchmerzlich überraſcht, aus dem Himmel ihrer Freude fallend, Gertrud.

„Nein, nein — mein gutes Kind!“ tröſtete Mila, und küßte ſie auf die Stirne, dann wandte er ſein ſorgenvolles Geſicht raſch ab, zum Fenſter, auf die friedliche, wohlgeſicherte Stadt. In Gertruds Auge ſtahl ſich eine Thräne, aus ihrem Buſen, der Seufzer bisher noch nicht kannte, rang ein Seufzer ſich los.

Der Herzog ſaß am Morgen nach ſeiner Rückkunft in Weimar in ſeinem Arbeitszimmer, und durchlas aufmerkſam die eingelaufenen Briefſchaften. Es waren theils neue Zeitungen, theils Briefe von ſeinem Bruder, von ſeinem Schwiegervater, theils auch Berichte der Behörden und Bittſchriften. Er legte einen nach dem andern bei Seite, notirte auf manchem einige Worte, und betrachtete jetzt aufmerkſam die Aufſchrift zweier Schreiben an ihn, die von einer und derſelben Hand waren, aber von einer ſehr unleſerlichen Hand. Er entfaltete ſie, und ſein Geſicht wurde über dem mühſamen Leſen immer nachdenklicher, immer ernſter. „Wunderbar! Seltſam!“ rief er halblaut vor ſich hin. „Große, tiefe, Geheimniſſe — entdecken — mir von meiner Muhme, der ſeligen Frau Mutter Liebden Schweſter — Anna von Cleve, Königin von England! Einen Vertrauten nach Eckartsberga ſenden, dem mündlich das Wichtige mitgetheilt werden könne! Wie iſt mir denn? Träume ich? Stehen die Todten auf und reden? Anna von Cleve iſt ja ſeit einem und einem halben Jahre verſtorben; wir haben Trauer um die hochſelige Königin Muhme angelegt, und nun ſoll ich noch Wichtiges von ihr erfahren! Und ſo eilig hat es die Schreiberin; einen Brief fand ich geſtern bei der Rückkehr vor, einen zweiten ſendet ſie heute, und unterſchreibt ſich in einem, wie in dem andern: Anna, Herzogin von Aybelen, weiland Herzogs zu Scypern in Irland Wittwe! Wen ſenden wir hin? Das wäre ein Auftrag für Grumbach, hätte ich ihn nicht in Grimmenſtein zurückgelaſſen, das Laboratorium, das Schmelzwerk und die neue Münze einzurichten, in welcher wir, ſo es Gott geliebt, im nächſten Sommer von unſerm Golde blanke Dukaten in Fülle zu prägen gedenken.“

Der Herzog warf eigenhändig einige raſche Zeilen auf ein Blatt, ſiegelte und adreſſirte, hierauf ſchellte er, und der Kammerdiener Philipp trat ein.

Rufe den Boten von Eckartsberga, wir wollen ihn ſprechen!" gebot Johann Friedrich, und bald ward ein Burſche hereingeführt, der verlegen ſeine tiefe Reverenz machte. Der Herzog richtete mehrere Fragen an ihn, aber aus ſeinen Antworten ging hervor, daß er nichts wußte, als: es ſei eine gar vornehme Dame, die in der beſten Herberge zu Eckartsberga gaſte, ſie habe zwei ſchöne Kammerzofen, eine Magd und ein Büblein, ſei etwas unpaß, und er habe ſie ſelbſt nicht geſehen, ſondern durch die Wirthin den Brief zur Beſtellung erhalten.

Dieſe Nachrichten konnten den Herzog, deſſen Neugierde erregt war, nicht befriedigen; er gab dem Boten den Brief, ein Stück Geld, und entließ ihn.

Als Johann Friedrich wieder allein war, ſann er noch lange darüber nach, was wohl dieſe Dame ihm zu entdecken haben möge, und brachte ſie nicht aus ſeinen Gedanken. Er hatte geantwortet, er werde Jemand ſenden, dem ſie offen ihre Mittheilungen machen könne, aber dieſe Antwort reute ihn. Eckartsberga lag nicht in ſeinem Land; es konnte Argwohn und Mißdeutung erregen, ritten ſeine Diener dort, mit einer Fremden verkehrend, aus und ein; der Herzog wollte alle Berührung mit ſeinen Vettern und ihren Räthen vermeiden. Den ganzen Tag und Abend beſchäftigte ihn kaum ein anderer Gedanke, als der an die geheimnißvolle Herzogin, ja noch des Nachts ſcheuchte dieſer Briefwechſel den Schlaf von ſeinem Auge, und ſeine lebhafte, ſich ſtets auf allen Schwingen kühner Wünſche wiegende Phantaſie malte ſich allerlei ſchöne Bilder aus.

Das Erſte, was Johann Friedrich am andern Morgen that, war, einen zweiten Brief zu ſchreiben, darin er der Unbekannten ſagte, er halte für wohlgethan, ſie begebe ſich in ſein Land; er ſchlug ihr Buttſtedt vor, das nur wenige Stunden von Eckartsberga liegt. Dorthin wolle er kommen und vernehmen, was ſie ihm von ſeiner verſtorbenen Königin Muhme, löblicher Gedächtniß, zu vertrauen habe.

Der treue Philipp ritt mit dieſem Briefe nach Eckartsberga. Mit Ungeduld erharrte der Herzog deſſen Rückkunſt. Dieſe erfolgte, aber die Nachricht, welche der Kammerdiener brachte, entſprach nicht den Erwartungen des Herrn. Die Dame ſei nicht von beſonderer Schönheit, nichts weniger als jung, und ihr Aeußeres, wie ihre Umgebung, verrathe Mangel. Sie habe ihm nicht das Mindeſte anvertraut, habe noch über Uebelbefinden geklagt, und nur lebhaft den Wunſch geäußert, den Herzog ſelbſt zu ſprechen.

Ein leiſer Argwohn, ein gewiſſes Mißtrauen überſchlich des Fürſten Herz bei dieſem ungünſtigen Bericht, es kam ihm der warnende Gedanke, die Fremde möge am Ende gar eine abenteuernde Bettlerin ſein, und es wollte ihm ſchon gereuen, ſich mit ihr eingelaſſen zu haben. Dann aber bedachte er, daß des Dieners durch die Dame unbefriedigte Habſucht dieſen vermocht haben könne, die Farben ſeiner Schilderung ſo dunkel aufzutragen; — doch gelobte er ſich Vorſicht, und beſprach nun auch dieſe ſeltſame Angelegenheit mit ſeiner geliebten Gemahlin. Eliſabeths Verſtand war nicht minder hell und klar, wie ihr goldreines Gemüth, ihr ſeelenvolles Auge. Sie ſprach: „Iſt die fremde Frau, wofür ſie ſich ausgiebt, ſo ziemt ihr ſtandesmäßige Begegnung, iſt ſie es nicht, ſo wird das gar bald an Tag kommen; iſt ſie eine Hülfsbedürftige, ſo wollen wir ihr Unterſtützung nicht vorenthalten, ſoweit unſere Kräfte reichen. Hat ſie ſchlimme Nachrichten mitzutheilen, ſo müſſen wir ſie hinnehmen, wie alles Trübe, was Gott ſchickt; hat ſie Gutes und Erfreuliches uns zu verkünden, ſo erwirbt ſie ſich um ſo mehr Anſpruch auf unſere Dankbarkeit und Freundſchaft; doch würde ich nicht für fürſtenwürdig halten, bevor man die Fremde näher kennt, ſie perſönlich heimzuſuchen.“

Der Herzog freute ſich innig, ſolche Geſinnung bei ſeiner theuern Eliſabeth wahrzunehmen, da er wohl fühlte, daß eine Andere leicht argwöhnender und unfreundlicher ſich äußern möchte, wenn ihrem Gatten ſo geheimnißvolle, räthſelhafte Botſchaft von unbekannten, aus der Ferne hergereiſten Frauen käme, und ſo ſandte er, froh, ſeine Gemahlin in das Geheimniß eingeweiht zu haben, am nächſten Tage ſeinen Stallmeiſter mit einem Credenzſchreiben ab, daß die fragliche Herzogin ſich dieſem anvertrauen möge. Aber ſeltſam, auch der feſte Kaspar von Poſeck kam ziemlich unverrichteter Sache zurück. Seine Schilderung von der Dame entwarf kaum ein günſtigeres Bild, wie Philipp; ſie hatte nicht Luſt bezeugt, ſich ihm zu offenbaren, nur wiederholt den Wunſch geäußert, den Herzog ſelbſt zu ſprechen, und zu dem Ende wieder einen Brief an dieſen geſchrieben.

Obgleich die Ungeduld den Herzog unwillig machte, ſo ward ſie doch von der Neubegierde überwunden, endlich dieſen Räthſelſchleier lüften zu dürfen, und ſo mußte nun wieder Philipp mit einem Briefe fort, darin der Herzog ſeiner angeblichen Standesgenoſſin ſchrieb: ſie möge ſich nach Roßla begeben, wo auf alle Weiſe für ſie und ihren Hofhalt geſorgt werden ſolle, und wo er ſie beſuchen werde. Roßla war gerade die Weghälfte zwiſchen den beiden Städten.

Als die Dame dieſen Brief geleſen hatte, ſtellte ſie dem Kammerdiener vor, daß ihre geſtörte Geſundheit in dem rauhen Decemberwetter kaum eine längere Fahrt, als eine Stunde weit, erlaube. Der Kammerdiener, der dieſesmal noch beſondere Inſtruktionen hatte, beſorgte raſch einen Wagen, und fuhr die Frau Herzogin von Cypern mit ihrem Hofſtaat, beſtehend aus den beiden Kammerjungfern, einem kleinen, zartgebauten und wie es ſchien kränklichen Knaben von etwa acht Jahren, und einer Magd, nach dem nahen Jagdſchlößchen Trebra beim Dorfe gleiches Namens, das nur eine Stunde von Eckartsberga entfernt, im Weimariſchen Gebiete lag. Dem erwähnten Knaben ſchien die Dame mit mütterlicher Zärtlichkeit zugethan, doch ward nicht verlautbart, in welchen natürlichen Gründen dieſe Zärtlichkeit wurzle.

Philipp eilte zurück, treuen Bericht von allem erſtattend, und der Herzog ſcherzte: „Wir müſſen wieder eine Taube fliegen laſſen nach dem Oelblatt des Geheimniſſes. Dieſesmal ſoll Hans Rudolf als unſer Abgeſandter hin, und in unſerm Namen um Mittheilung werben. Einem Manne, deſſen Kopf und Feder wir unſere geheimſten Gedanken und Angelegenheiten anvertrauen, wird die Fremde ſich hoffentlich nicht weigern, ſich zu entdecken."

So wurde denn der geheime Secretarius beordert, der Dame mit Freundlichkeit zu nahen, ihr einen abermaligen Credenzbrief zu präſentiren, und das, was ſie ihm ſagen würde, zu Papier zu bringen.

Und ſiehe, die Dame empfing ihn würdevoller, als die frühern Boten, und that nach des Herzogs Wunſche.

Geſpannt auf den endlichen, ſo lang erſehnten Bericht, ſaß Johann Friedrich mit ſeiner Gemahlin in deren Zimmer, alle Zeugen waren entfernt, auch dem Allervertrauteſten ſollten die Offenbarungen der myſtiſchen Herzogin vor der Hand verhüllt bleiben, und ſo ward zur geheimſten Audienz bei den hohen Herrſchaften der rückkehrende Hans Rudolf beſchieden. Dieſer, ein ſchon bejahrter Mann, der bereits dem Vater des Herzogs gedient hatte, trat ein, ernſter Ausdruck beherrſchte ſeine Züge, hervorgerufen durch die ihm gewordenen Mittheilungen, durch die erhöhte

Wichtigkeit ſeiner Sendung. Langſam und bedächtig las er vor:

„Dieſes Wort für Wort Nachgeſchriebene ſind die Nachrichten, welche die fremde Dame zu Trebra mir, Hans Rudolf, für meinen gnädigſten Fürſten und Herrn in die Feder geſagt.“

„Anna von Cleve, Königin von England, Schweſter der Frau Kurfürſtin Sybilla hochſeliger Liebden iſt nicht geſtorben, ſondern ſie lebt wohlgeborgen vor der Verfolgung ihrer Feinde.“

Ein Ausruf des Erſtaunens beider fürſtlichen Gatten ward laut, doch hemmte Erwartung die fernere Rede, Rudolf fuhr fort:

„Anna von Cleve ſchmachtet in Armuth und im Elend, gemißhandelt, verfolgt, aber voll zuverſichtlicher Hoffnung, einen Schirmer und Retter zu finden in ihrem mächtigen Schweſterſohn, dem Durchlauchtigſten Herzog Johann Friedrich dem Mittlern zu Sachſen.“

„Ich bin die Herzogin von Cypern, der Königin vertraute Freundin und Leidensgefährtin. Die Leiden der Königin, ihre wunderbare Rettung aus den engländiſchen Kerkern und ſo manches Andere dem Papier anzuvertrauen, würde Tage erfordern, dies kann ich dem Herzog nur perſönlich entdecken.“

„Ueber mich ſei nur ſo viel geſagt: Meine Freundſchaft, meine Anhänglichkeit an die Königin, mein eifriges Feſthalten an der reinen Lehre Luthers hatte die wüthende katholiſche Maria vermocht, mich in den Tower zu London ſetzen zu laſſen, meiner guten Königin aber ward ein Kloſter zum Kerker angewieſen, während man ſie für todt ausgab und ihr Leichenbegängniß feierlich hielt.“

„Wir haben ſelbſt Trauer um ſie angelegt und bei Hofe angeordnet!“ unterbrach der Herzog. —.

„Doch ich fand befreundete Herzen, hülfreiche Arme. An einem Seil ließ ich mich unterm Schleier der Nacht aus meinem Gefängniß, ward auf ein Schiff gebracht, und gelangte glücklich nach Danzig. Dorthin kam, zu meiner Freude, auch meine Königin mit großen geretteten Schätzen, wie durch ein Wunder entronnen; das wird gerade vierzehn Tage vor künftiger Faſtnacht ein Jahr. Wir, die Königin und ich, verabredeten, nach Wien zu reiſen, und dem Kaiſer uns zu vertrauen, ſeinen Schutz für uns anzuflehen. In Warſchau gab uns der König einen Geleitsbrief, allein deßohnerachtet ſtieß uns grauſames Unheil zu, denn als wir zwiſchen Warſchau und Krakau in einem offnen Flecken, das Neuſtädtlein genannt, übernachteten, wurde dieſer von einer feindlichen Partei überfallen, welche Feinde Tofzki und Leſſynski hießen, und wir büßten bei dieſem ſchrecklichen Ueberfall faſt all unſer Gut ein, nebſt unſerm treuen Gefolge. Ich rettete nur durch einen Sprung aus dem Fenſter, im bloßen Hemde, mein Leben, und brachte nichts davon als eine güldne Kette und meinen Wetſcher. Meine Kammerfrau, Katharine von der Recke, eine Schweſter des Hofmeiſter des Herzogs von Jülich, ſchrie um Hülfe, und wurde von den Räubern die Treppe der Herberge hinabgeſtürzt, wo ſie für tod liegen blieb. Mein Kavalier, Johann von Hettersheim, wurde erſchlagen, und einem andern Getreuen, Wilhelm von Zieritz, einem irländiſchen Edelmann, wurde bei unſrer Vertheidigung die Hand abgehauen. Der Hofmeiſter der Frau Königin aber und fünf ihrer Kammerfrauen wurden gefangen fortgeſchleppt. Dieſe ſind nach dem Orte Kußmarkt bei Poſen geführt worden, und müſſen noch viele Juwelen bei ſich tragen. Der Verluſt unſrer Schätze betrug acht Tonnen Goldes.“

„Merkwürdig! Seltſam! Und die Königin?“ rief der Herzog verwundernd und fragend aus.

„Ich nahm meine Zuflucht,“ las Rudolf weiter: „von Schrecken krank und matt, und aller Hülfsmittel entblößt, nach Liegnitz, wo Herzog Friedrich mich gaſtlich aufnahm und zwölf Wochen lang verpflegte; von dort aus berichtete ich klagend die erlittenen Unthaten und den Raub an den Woiwoden von Krakau, aber Leſſynski war ſein naher Vetter, und er mochte ihm nichts thun. Unterdeſſen war meine arme Königin ebenfalls an einen ſichern Ort geborgen, während uns von England aus eifrig nachgeſtellt wurde, und man dort Demjenigen fünf Tonnen Goldes als Preiß bot, der uns gefänglich einliefern würde. Zum Glück iſt der Schatz der Königin zum größern Theil in treue Hände niedergelegt, ein reicher Kaufmann zu Augsburg, Jobſt Reſſhauſen, hat ihn in Verwahrung, und Beſcheinigungen darüber ausgeſtellt, die in meinen Händen ſind, da mich die Königin beordert hat, ihren Durchlauchtigſten Neffen um Schutz und Hülfe anzuflehen. Leider bin ich auf der Reiſe nach Weimar zu Wittenberg erkrankt, habe faſt alles Werthvolle verſetzen müſſen, um mich und meine Leute zu verköſtigen, ja manchen Getreuen gar abdanken. Darum erblickt man mich jetzt in einem Zuſtande der Dürftigkeit, die nicht erlaubt, ſtandesgemäß am Herzoglichen Hofe zu Weimar aufzutreten.“

„Worin beſtehen die erwähnten Schätze? Sahſt Du die Beſcheinigungen?“ fragte Johann Friedrich mit einiger Haſt, und der Sekretar erwiederte: „Wohl habe ich dieſe Letztern geſehen, gnädigſter Herr! Der eine Schein war ausgeſtellt über der löblichen Krone England Scepter und Reichsapfel, und über die engliſchen Privilegien, die man nennt magna charta. Der zweite Schein lautete auf ein koſtbares Edelſteinhalsband mit einem großen Karfunkel. Außerdem ſollen die Schätze der Königin, die zu Augsburg verwahrt ſind, wie mein Protocollum lautet, an Werth halten fünfundzwanzig Tonnen Goldes, und beſtehen aus Königskronen, ſieben Perlen- und drei Goldröcken, vierzehn Goldketten, die fünftauſend Kronen wiegen, vierundzwanzig Armbändern, zweitauſend Kronen an Gewicht, vierzehn Gürtel und Leibketten, ſiebentauſend Kronen wiegend, zwölf Perlenhauben, vierzehn Barette und ein Halsband, dreitauſend Kronen werth.“

„Welch eine Fülle des Reichthums!“ rief unwillkührlich ſich einer Pſalmſtelle erinnernd, deren

Inhalt nicht auf Irdiſches zielt, der Herzog aus, auch Eliſabeth that ihr Erſtaunen kund. Rudolf las fort:

„Ich, die Herzogin von Scypern, erwarte nun den Kavalier der Königin, Wilhelm von Zieritz, um mit ihm gen Augsburg zu fahren, und dieſe Schätze zu heben. Solches iſt der Königin Wunſch, daß der Durchlauchtigſte Herzog Johann Friedrich uns einen Vertrauten auf dieſer Reiſe zugeſelle, denn ſie denkt ihre Tage in Ruhe zuzubringen, und ihren Neffen die fünfundzwanzig Tonnen Goldes zu ſchenken.“

„Uns! Mir!“ rief der Herzog, überraſcht aufſpringend, und den Leſer ſcharf fixirend.

„Es dünkt uns, wir träumten!“ ſprach Eliſabeth mit ſanftem Lächeln.

„Ihren drei geliebten Neffen, gnädigſter Herr!“ ergänzte der Vorleſer. „Scepter, Kronapfel und Privilegien ſollen zu fernerer Verfügung aufbewahrt werden, und dieſe ſoll Herzog Johann Wilhelm dann erhalten, wenn er die Tochter des Königs von Frankreich zur Gemahlin nimmt, um welche die Königin ſchriftlich für ihn werben will. An der Einwilligung Sr. Majeſtät iſt nicht zu zweifeln, da Höchſtdieſelbe dem Herzog äußerſt geneigt, und ihm ſchon verlängſt die Herrſchaft Chatillon sur Seine zum Lohn treugeleiſteter Kriegsdienſte gegen Hispanien, geſchenkt hat, ihn auch von Neuem verpflichtet iſt.“

„Alles Uebrige kann ich nur dem Herzoge ſelbſt in geheimer Audienz vertrauen, deſſen Liebden wohlthun werden, zur Reiſe nach Augsburg baldigſt hülfreich zu ſein, bevor dort der Reichstag eröffnet wird.“

Hans Rudolf endete mit einer tiefen Verbeugung ſeinen amtlichen Vortrag, und nun beſtürmte ihn der Herzog noch mit mancherlei Fragen, deren Beantwortung zum Theil befriedigend, zum Theil ungenügend ausfiel. Auf keinen Fall war das Räthſel ganz gelöſt, die Erwartung war nur noch mächtiger geſpannt; dieſe Königin war alſo keine Hülfsbedürftige, ſondern eine Glückbringende, im beſten Sinn Wohlwollende, und der Weg zu ihr ging, ſo ſchien es offenbar, nur an der Hand der befreundeten Herzogin.

Das Chriſtfeſt war ſchön und erfreuend vorübergegangen, und die Freigebigkeit des Herzogs hatte nicht vergeſſen, die einſame Fremde, die jetzt nach Roßla gezogen war, mit leiblicher Erquickung zu bedenken; ſie wurde auf ſeinen Befehl mit Wildpret und Wein verſehen, wie mit Sammt und Tuch zur Winterkleidung. Ihre Nähe zog ihn von allen andern Intereſſen ab. Kanzler Brück mußte nach Wittenberg ſchreiben, die verſetzten Stücke dort einzulöſen, und gleich nach dem Feſte ritt der Herzog, nur von Philipp begleitet, nach Roßla in das Schloß, und ließ ſich bei der Herzogin anmelden.

Mit freundlicher Würde trat ihm eine einfach, doch gewählt gekleidete Dame entgegen, von nicht allzuhohem und auch nicht ſchlanken Wuchs, vielmehr von einiger Fülle, mit einem noch nicht ganz verblühten Geſicht, und beſonders lebhaften Augen und begrüßte ihn mit einer etwas männlichſonoren Stimme in gewählten Worten.

„Gelobt ſei, der da kommt im Namen des Herrn!“ ſprach ſie. „Ja, Ihr ſeid der Neffe meiner Königin, ich erkenne in Euern Zügen die Aehnlichkeit mit allen fürſtlichen Gliedern des ruhmreichen Sachſenſtammes. O habt Dank, Herzog Hans Friedrich, mein theurer — Fürſt, für alle Güte, die Ihr mir angedeihen laſſen, und die Euch bei Gott nicht reuen ſoll. O wüßtet Ihr, was ich alles erlitten — doch, geliebt es Euch nicht, Platz zu nehmen in Euerm Eigenthum?“

Des Herzogs Phantaſie hatte eine etwas reizvollere und minder bejahrte Dame vorgeſchwebt, als er vor ſich ſtehen ſah; mit höflicher Verbeugung rückte er ſich einen Seſſel zurecht, und überließ der Herzogin den Sitz auf dem Lotterbett. Dieſe griff ſogleich mit ächt frauenhafter Beredſamkeit den Faden des Geſpräches wieder auf: „O ſähe doch meine gute Königin, wie ſtattlich, wie ſchön und kräftig ihr fürſtlicher Neffe vor mir ſteht, der blühendſte Zweig des erlauchten Sachſenſtammes! Könnte doch Eure hochſelige Frau Mutter, weiland Kurfürſtin Sybilla Liebden herabblicken von dem Thron im himmliſchen Reiche, und ſehen, wie gut Ihr es meint, wie Ihr ein Troſt, ein Schutz, ein Schirm der Hülfloſen und Bedrängten ſeid, wie Ihr ihrer unglücklichen Schweſter ein Aſyl bietet, daß ſie wird ſagen können: „Du biſt der Armen Stärke in Trübſal; eine Zuflucht vor dem Ungewitter, ein Schatten vor der Hitze, wenn die Tyrannen wüthen, wie ein Ungewitter wider eine Wand.“

„Darf ich fragen und wiſſen, Frau Herzogin, wo meine königliche Muhme weilt?“ forſchte der Herzog, und Jene entgegnete: „O Herr, laß Deine Augen ſtracks vor ſich ſehen! Ach, wenn Sybilla noch lebte! ihr ſcharfer Blick würde die Schweſter erkennen, obſchon Kummer und Leid ſie vor der Zeit alt gemacht, ihr würde ſein, als ſähe ſie in einen Spiegel, denn auch ihr ward herbes Dulden auferlegt. O Hans Friedrich, es wohnt kein wahres Glück auf den Thronen!“

Die Stimme der Herzogin wurde immer bewegter, ihre Züge nahmen einen ſchmerzlichen Ausdruck an, ein leiſes innerliches Weinen zuckte um ihren Mund, ihre Augen ſchimmerten thränenfeucht.

Das Herz des Fürſten ward von Mitleid erfüllt, eine ſeltſame Stimmung überkam ihn, eine Ahnung — dunkle Bilder erwachten in der Farbenfriſche des Einſt in ſeiner Seele, es war ihm, als höre er die Stimme ſeiner Mutter, als ſähe er ihre leidensvollen wehmuthüberſchatteten Züge im Geſicht der Fremden.

Dieſe nahm ſeine Bewegung wahr, der er nicht Worte zu geben wagte, und ſprach: „Wozu noch länger mit unwürdiger Täuſchung Euch hinhalten?

Ich bin Eure Muhme, bin Anna von Jülich und Cleve, bin die unglückliche, todtgeſagte, ſcheinbar begrabene, verſtoßene Königin von England!“

Der Herzog ſprang ehrerbietig vom Stuhl, trat einen Schritt zurück vor der ſtolz aufgerichteten Geſtalt der wunderbaren Frau, und ſuchte ſich zu ſammeln. Sie ſchwieg, es war an ihm zu reden. Er nahte ehrfurchtsvoll, und küßte der Dame formell die Hand, dann ſprach er mit Würde: „So ſeid Gottwillkommen, Frau Königin Muhme. Ich muß bei Euerm ſo werthen Beſuch der Schrift gedenken, die erzählt in den Büchern der Könige: Und da das Gerücht Salomos, von dem Namen des Herrn, kam vor die Königin vom Reich Arabien, kam ſie, ihn zu verſuchen mit Räthſeln.“

„Und ſie gab ihm“ — antwortete die Königin ebenſo bibelfeſt: „hundertundzwanzig Centner Goldes und ſehr viel Specereien und Edelſteine.“ Der Herzog erſtaunte, er war an ſeiner ſchwächſten Seite gefeſſelt.

Das Geſpräch, das nun zwiſchen den beiden erlauchten Perſonen geführt wurde, war anhaltend und wurde für Johann Friedrich immer intereſſanter. Um jeden möglichen Zweifel von der Wahrheit ihrer Worte gleich von vorn herein niederzuſchlagen, zeigte Anna von Cleve dem Herzog ein kleines Miniaturbild, darauf ſie als Kind neben ihrer jüngern Schweſter gemalt war; dieſes Bildes entſann ſich der Herzog; ſeine Mutter hatte es ſeinem Bruder geſchenkt, und die Aehnlichkeit war noch immer unverkennbar. Sie zeigte ihm eine Narbe an ihrer Stirne, herrührend von einer Wunde, die ihre Schweſter ihr einſt verurſacht, da ſie im Zorn mit einer großen Schneiderſcheere nach ihr geworfen. Ferner zeigte Anna dem Herzog einen, nur in der Familie bekannten, kleinen Leibesfehler, den auch, aufgeerbt vom Vater, die verſtorbene Kurfürſtin gehabt, eine ungewöhnliche Verkrüppelung der großen Zehen an beiden Füßen, und endlich wußte ſie ihm ſo viel Beziehungsreiches über ihre, wie über ſeine eigene Familie zu ſagen, Dinge, die nur die allervertrauteſten Perſonen wiſſen konnten, daß dem Herzog kein Zweifel mehr in den Sinn kam. Er dankte der Königin, daß ſie zu ihm ihre Zuflucht genommen, entſchuldigte ſich, daß er nicht ſchneller ihrem Wunſche perſönlichen Beſuches nachgekommen, und verſprach, ſich ihrer redlich als Neffe anzunehmen. Sie aber bat ihn, ihr Incognito vorerſt beibehalten zu dürfen, und ließ ſich geloben, ihr Geheimniß zu bewahren.

„Ihr könnt mich ſchützen und ſchirmen gegen offenbare Gewalt, mein theurer, geliebter Neffe,“ ſprach ſie: „aber nicht gegen den Dolch des Meuchelmörders, gegen den heimlich ſchleichenden Verrath. Ich bin todt für die Welt, geſtrichen aus dem Buche der Lebenden. Wird mein Aufenthalt kund, dann ſendet Englands rachſüchtige Königin ihre Späher, oder ſchreit mich als eine Betrügerin aus. Ich will nichts haben, als einen ruhigen Wohnſitz, mir haben Gold und Kleinodien kein Glück gebracht, was mein iſt an Erdengütern, das ſoll Euer ſein, Euer und Euern Brüdern.“

„Eure Zukunſt, verehrte Frau Muhme,“ erwiederte Johann Friedrich: „wollen wir noch weislich gemeinſam bereden und berathen. Zum Glück kann ich Euch ein Aſyl anbieten, in das kein engliſcher Spion zu dringen vermag, das iſt der feſte Grimmenſtein in Gotha. Dorthin will ich Euch fahren laſſen mit Eurer Dienerſchaft; unterwegs raſtet Ihr einen Tag bei uns im Schloſſe zu Weimar, damit mein trautes Ehegemahl Eliſabeth Euch und Ihr ſie kennen lernt. Ihr könnt ja unter einem fremden Namen reiſen, und da es in unſerm Geleit geſchieht, hat ohnehin Niemand nach Euerm Namen zu fragen.“

Die Königin war ganz Dankbarkeit, und nach langem Geſpräch trennten ſich Beide, mit einander gegenſeitig wohl zufrieden.

Viertes Kapitel.

In geſicherter ſorgenloſer Lage lebte den Winter über die Dame aus England mit ihrer Bedienung auf dem feſten Schloß Grimmenſtein, und wußte ſich durch Leutſeligkeit deſſen übrige Bewohner bald zu befreunden, während ſie mit der Herzoglichen Familie zu Weimar im ſteten, verbindlichen Briefwechſel blieb. Sie gewann bald das Vertrauen des biedern Landhofmeiſters von Mila, in deſſen ganz beſondere Obhut der Herzog ſie nachdrücklich empfohlen, und eben ſo wußte ſie ſich das unbefangene Herz der heitern Gertrud geneigt zu machen, die ſich wieder dadurch ein Verdienſt um jene erwarb, daß ſie ſich liebevoll des ſchönen, aber oft krankhaft erregten Knabens annahm, worauf Anna großen Werth zu legen ſchien.

Von Zeit zu Zeit ſah und ſprach ſie auch den Ritter Grumbach, welchem ebenfalls der Grimmenſtein zum Aſyl geworden war, doch betrachtete dieſer die fremde Dame immer mit einem gewiſſen Argwohn, den der Schloßkommandant blos für Mißgunſt darüber hielt, daß der Herzog ihr ſo viel Antheil ſchenke, welcher über ſie, und die von ihr verheißenen Schätze, die leicht in baares Geld verwandelt werden konnten, allerdings die Hoffnungen in den Hintergrund treten ließ, die deſ Ritter erweckt; Hoffnungen auf Schätze, die noch in den Bergen ruhten, die nur vielleicht gewonnen werden konnten, oder auf ſolche Schätze, die ſpagyriſche Kunſt erzeugen ſollte, oder gar ſolche endlich, zu denen der Schlüſſel in Geiſterhänden ruhte, die nur durch Mittel gewonnen werden konnten, die Bibel und Chriſtenthum verwarfen.

Grumbach ritt ab und zu vom Grimmenſtein, bald mit Moritz, bald ohne dieſen. Deſſen anſchmiegſame Natur hatte ſich aus innern Gründen dem Schloßhauptmann freundlicher zu nähern gewußt, wie ſein Herr; er erfreute ſich dauernd Gertruds Gunſt, die gern mit ihm ſcherzte, und ihm, den jetzt öfter als früher Gedankentrüben manche heitre Stunde zu bereiten wußte.

Dem kleinen Kreiſe, der ſich faſt allabendlich in der wohlverſchloſſenen und wohlbewachten Feſte in den Zimmern des Oberbefehlshabers zuſammenfand, enthüllte nach und nach die fremde Dame das, was ſie Anfangs nur hatte ahnen laſſen. Mit beredter

Zunge wußte ſie in der Regel das Geſpräch auf England und die Königin Anna zu bringen, oder, wenn ſie das nicht that, ſo zeigte ſie Briefe, Schmuckſachen, kleine Andenken und dergleichen vor, die ſie von beiden Perſonen erhalten haben wollte. Anfangs barg ſie noch die Adreſſen dieſer Briefe vor den Augen ihrer neuen Freunde, ſpäter ward ſie abſichtlich unvorſichtiger und ließ dieſe Aufſchriften blicken, die von dem Kurfürſten Joachim von Brandenburg, von dem Herzog Friedrich von Holſtein, von dem Herzog von Liegnitz und Andern allzumal lauteten: An Frau Anna, geborne Herzogin von Jülich und Cleve, gekrönte Königin von England, unſre liebe Frau Muhme. Und da ſie auch von Anfang an nicht verhalten hatte, daß ſie Anna heiße, ſo bedurfte es keines ſonderlichen Scharfſinnes von Seiten ihrer jetzigen Umgebung, ihren wahren Rang zu ahnen, wie ſie es zu wünſchen ſchien. Mit Stolz trug ſie einen Ring, den ihr der Herzog zum Geſchenk geſandt, und mit ebenſo ſtolzer Freude brüſtete ſie ſich durch Vorleſung eines jeden Briefes, den die liebreiche edle Herzogin von Weimar aus, an ſie ſchrieb.

Dabei gehörte ſie zu den Perſonen, bei denen Geld nur ungern zu verweilen ſcheint; obgleich ſie durch die Munificenz des Herzogs ſtandesgemäß unterhalten ward, wenn auch einfach, wie es Sitte war, ſelbſt am Herzoglichen Hofe, ſo hatte ſie doch bald dem Kommandanten kleine Geldverlegenheiten zu entdecken, und es gelang ihr, zumal da ſie ſich ſchlau an die [illegible] Gertrud wandte, dem ſeſſen Herrn Bernhard von Mila nach und nach dreihundert Gulden abzuborgen, und dieſer nahm gern ihr Vertrauen als Zins an, da durch daſſelbe ſein eignes Vertrauen zum Kapitalſtock wuchs.

Es war am Mittwoch Abends nach Eſtomihi, als ſie auch das Wort im traulichen Kreiſe führte, dem ſie durch eine rührende Beredſamkeit volles Mitleid zu entlocken wußte. Ihre Zuhörer beſtanden blos aus dem Schloßkommandanten, deſſen Tochter, Moritz Hauſner und dem jungen Knaben, den ſie faſt niemals von ſich ließ, und von Zeit zu Zeit zärtlich liebkoſte.

„König Heinrich der Achte vōn England,“ ſprach ſie: „war ein ſcheußlicher Tyrann und Unmenſch ohne Gleichen. Er fröhnte nur ſeinen wilden Gelüſten, und hing ſtets ſeine politiſche Fahne nach dem Wind. Er iſt tod und liegt begraben, ob Gott ſeine Seele ſelig hat, wird dieſer am beſten wiſſen. An mir und ſeinen andern Frauen hat der König die himmliſche Seligkeit nicht verdient. Von Katharina von Arragonien ließ er ſich ſcheiden, um Anna Boleyn zu heirathen, die ihm die jetztregierende Königin Eliſabeth gebar. Als er dieſer Anna überdrüſſig war, beſchuldigte er ſie der Untreue und ließ ſie enthaupten. Hierauf heirathete er Johanna Seymour, die plötzlich ſtarb — Gott weiß, an was. Jetzt fiel ſeine vierte Wahl auf eine deutſche Prinzeſſin, eingegeben von Politik und Eigennutz. Der König, der ſich vom Papſt und deſſen Oberherrſchaft losgeſagt hatte, ſuchte Föderation mit den proteſtantiſchen Fürſten, wozu hauptſächlich ſein Günſtling, Thomas Cromwell, ihm rieth. Auf mich Unglückliche fiel dieſe unglückliche Wahl. Meinem Vater war ſie ſchmeichelhaft, wie lockend erſchien die Ausſicht auf einen Königsthron! Meine in Gott ruhende Schweſter, die Kurfürſtin von Sachſen, und ihr weiſer Gemahl ſahen tiefer, ſahen das Ende am Anfang, und widerriethen, aber ich Arme war einmal zum Opfer beſtimmt. Ein engliſcher Geſandter kam an den Hof zu Cleve, um mich zu werben; der berühmte Maler, Hans Holbein, kam mit ihm, mein Konterfei für den König zu fertigen. Ich mußte ruhig erwarten, was kommen werde. Der König kam mir auf der Reiſe erwartungsvoll entgegen, er ſah mich, und ich hatte das Unglück, ihm zu mißfallen. Ob er mir gefiel, danach fragte Niemand. In ſeiner Rohheit that er eine Aeußerung gegen ſeine Vertrauten, die mir, hätte ich ſie gleich erfahren, ein willkommener Todesſtoß geweſen wäre, er ſprach: Ich ſchwöre, ſie iſt eine fette Flanderiſche Stute! Als er vernahm, daß ich nicht erfahren ſei in gelehrten Dingen und Wiſſenſchaften, auch nicht zu muſiciren verſtehe, wie die meiſten engliſchen Damen, ſondern nur häuslich und für das Haus erzogen ſei, wuchs ſeine Abneigung gegen mich, und ſo ließ er ſich nur, weil er die proteſtantiſchen Fürſten nicht gegen ſich aufbringen wollte, mit innerlichem Widerſtreben, mit mir trauen. Nach der Vermählung ſagte er mir noch etwas ſchändlich Erlogenes nach, was zu wiederholen ich erröthen müßte, und begegnete mir nicht mit Liebe, ſondern mit kalter Höflichkeit.“

Die Zuhörer widmeten der Sprecherin ganz den vollen Antheil, den ſie wünſchte, und ſie erzählte weiter: „Die reizende Katharina Howard, eine Nichte des Herzogs von Norfolk, entflammte den König, meinen Gemahl — ich zitterte — meinem Geiſt ſchwebte das Blutbeil vor, das Anna Boleyns ſchönes Haupt vom Rumpfe trennte, mir bangte vor dem Loos der unglückſeligen Namensſchweſter. Die politiſche Faction, an deren Spitze der Herzog von Norfolk ſtand, ſtürzte Heinrichs Günſtling, meinen Beſchützer, Cromwell. Auch ſein Haupt fiel durch des Nachrichters Hand. Der König ließ mir Scheidung antragen, ich dankte dem Himmel für mein armes Leben, wie für ein Gnadengeſchenk, und willigte gern in die Bedingungen, die mindeſtens günſtiger lauteten, als Gefängniß und Tod. Es blieb mir der ehrenvolle Name einer Wahlſchweſter des Königs, der nächſte Rang nach der Königin, und nach Heinrichs Tochter, Eliſabeth, und ein Jahrgehalt von dreitauſend Pfund.“

„Ich blieb in England, denn wohin ſollte ich mich wenden? Sollte ich, die vom Throne Geſtoßene, in Deutſchland mein Unglück zur Schau tragen? Mein Vater Liebden war eingegangen in das himmliſche Friedensreich; meinen Bruder liebte ich nicht, er hatte ſich immer herzlos gegen mich benommen. Meine Schweſter, die Kurfürſtin, wäre noch die einzige Zuflucht geblieben, allein man würde mich dann in England bald genug vergeſſen, mein Einkommen noch früher mir vorenthalten haben, als hernach ebendies geſchah. Daher blieb ich, einer Wittwe mich gleich achtend, in Chelſea auf meinem Landſitze, und ſparte, ſo viel ich konnte, da ich für mich gar wenig bedurfte, um mein Gut einſt meinen theuern Schweſterſöhnen zuzuwenden, und in ſtiller Trauer, im ernſten Nachdenken über das Schickſal der Großen lebte ich neun Jahre lang dort. Die Saiten auf der Laute meines Lebens waren in Thränen verkehrt. Was half es mir, daß der Himmel mich rächte? Die mich verdrängt hatte, Katharina Howard, ſtarb auf dem Schaffot, Heinrich der Achte fand ein frühes Grab, und raſch wechſelte England ſeine Könige. Die kurze Regierung Eduards des Sechſten ließ mich in meiner Einſamkeit ungeſtört, aber die fanatiſche Maria haßte mich, die Proteſtantin; haßte mich, als ehemalige Gemahlin ihres Vaters, der ſie für unehelich geboren erklärt hatte, von dem ihr nie Gutes kam; haßte mich, als Empfängerin einer Summe, die ihre ſinnloſe Verſchwendung entbehren mußte. Sie angelte und lungerte nach meinen Reichthümern, ſie verſetzte bei mir den Kronſchatz, und gedachte, ihn durch meinen Tod, den ſie beſchloſſen, wieder an ſich zu bringen, doch treue Freunde warnten, retteten. In die Hände eines mir unbedingt ergebenen Kaufmanns, deſſen verwirktes Leben ich an meinem Vermählungstage vom König erbeten hatte, legte ich meinen Reichthum, und bald darauf ſah ich mich überfallen, fortgeſchleppt und in ein Nonnenkloſter geſperrt, das ich nur verließ, um in das ſchaurige Kerkerſchloß des Towers gebracht zu werden, während ich allenthalben todt geſagt und feierlich beerdigt wurde. Ich glaubte mich ganz verloren, da bot jener Kaufmann die Hand zu meiner Rettung, ich entkam, doch litt ich unſäglich, bis ich in dieſen Friedensport gelangte. Beklagt mein Loos, ihr Lieben, Theilnehmenden, und ſchweigt von dem, was ich Euch verkündigt. Nur in des Herzogs und der Herzogin treue Hand legte ich bis jetzt meine Geheimniſſe nieder. Hier bin ich ſicher, und ſonſt nirgends, denn obgleich meine Feindin Maria im vorigen Herbſt mit Tode abgegangen iſt, ſo bin ich feſt überzeugt, daß in ihrer Nachfolgerin Eliſabeth mir eine neue Feindin gegenüber ſteht, und einmal aus England fort, werde ich niemals meine Anſprüche ferner geltend machen können."

Es konnte nicht fehlen, daß ſo außerordentliche Begebenheiten und Erlebniſſe die Theilnahme derer lebhaft rege machen mußten, die ſolchen Vertrauens würdig befunden worden und Anna von Cleve ſah ſich mit ſcheuer Ehrfurcht betrachtet und behandelt.

Ehe jedoch Meinungen und Anſichten beſcheidentlich laut wurden, und die Theilnahme ſich devot äußern konnte, unterbrach ein Wachtſoldat die Gemüthlichkeit des traulichen Abendzirkels, und meldete, daß ein Reitknecht des Herzogs Einlaß in den Grimmenſtein begehre.

„Zu ſo ſpäter Stunde? Ungewöhnlich! Iſt's ein einzelner Mann?"

„Ein Einzelner!" antwortete der Landsknecht, und Bernhard von Mila ſprach: „Laßt ihn ein, und führt ihn gleich in das Vorzimmer, daß ich ſeine Werbung vernehme."

War ſchon durch dieſe Unterbrechung das Geſpräch in Stocken gerathen, ſo wurde gleich darauf der ganze Kreis auseinander geſprengt, als der Landhofmeiſter mit wichtiger Miene wieder in das Zimmer trat und ſprach: „Des gnädigſten Herzogs Durchlaucht werden in einer halben Stunde auf dem Grimmenſtein ſein, und wollen im Schloß Nachtraſt halten!"

Alles war überraſcht; die Königin am meiſten, doch bezwang ſie ihre Bewegung, erhob ſich mit Würde, und ſprach: „Ich gehe in meine Gemächer. Thut mir die Liebe, meine Kinder, und laßt gegen Niemand verlautbaren, was ich euch geſagt. Gute Nacht, Herr Kommandant, gute Nacht, ſüße Gertrud, gute Nacht, Herr Sekretar!"

Gertrud und Moritz ergriffen Kerzen, der Dame vorzuleuchten, Mila rief nach ſeiner Bedienung, bald flackerten da und dorthin Lichter und Fackeln, die Trommel wirbelte, die Beſatzung kam in Bewegung, um Parade zu ſtehen. Die dienenden Jungfrauen empfingen ihre Herrin und die raſche Gertrud, die noch einen Kuß auf ihre reine Stirne von der Königin hinnehmen mußte, eilte ſchnell hinter Moritz her und fragte: „Was dünket Euch davon, geliebter Herr? Was hört man nicht alles, was erleben nicht hohe Leute!“

„Ich habe nur mit halbem Ohr gehört,“ antwortete Moritz: „Ich ſaß mit meinen Gedanken neben einer andern und ſchönern Königin, als dieſe.“

„Königlich gedacht, ſchlecht geſagt!“ fertigte das immer muntere Mädchen ihn ab, und plauderte im Gehen: „Jetzt, mein treuer Page, Kämmerer, oder Kavalier, was Ihr nun vorzuziehen Luſt habt, helft Eurer Königin ein wenig den Tiſch decken für den Durchlauchtigſten Herrn, denn das iſt mein Kronamt; wenn Ihr es recht geſchickt macht, will ich Euch zur Würde eines Truchſeß emporbringen.“

„Mit Euch iſt kein ernſtes Wort zu reden!“ zürnte halb lachend, halb ärgerlich der Geſoppte.

„Mit Euch deſto mehr Spaßhaftes,“ ſcherzte ſie weiter, und nöthigte ihn, ihr, der geſchäftig überall Hand Anlegenden, hülfreich zu ſein.

Das Nöthigſte war kaum vorbereitet, als das Spiel im Hofe gerührt ward, und die Ankunft des Herzogs verkündete. Grumbach und der Geheimſchreiber Rudolf kamen mit ihm. Der Fürſt ſchien ermüdet, er ſuchte nach kurzem Geſpräch mit Mila die Ruhe. Moritz verfügte ſich zu ſeinem Herrn, und berichtete ihm getreulich, was er an dieſem Abende, ſo wie die übrigen Tage vernommen.

Am andern Morgen hatte Johann Friedrich mit Anna eine lange Unterredung, Mila und Rudolf wurden ſpäter in das Gemach gerufen, und es biltirte die Dame dem Letzteren eine Urkunde in die Feder, verabredet zwiſchen ihr und Johann Friedrich, des Inhaltes, daß ſie aus freiem Willen und ungezwungen dem Herzoge und ſeinem Bruder alle ihre Schätze und Kleinodien zu einem Geſchenke mache, und daß der jüngſte Bruder, Herzog Johann Friedrich der Dritte, wegen ſeiner Leibesgebrechlichkeit und ſeinem Zuſtande fünfmalhunderttauſend Kronen von ihr empfangen ſolle. Dafür behielt die Schenkerin ſich vor, ſo lange es ihr beliebe, unter dem Schutz der fürſtlichen Herren Brüder, und auf dem Schloß Grimmenſtein zu bleiben, ihre jüngere Schweſter Amelia zu ſich zu nehmen und für ſie zu ſorgen, auch ſollten dieſer von dem großen Schatz zwei Tonnen Goldes nach Anna's Tode werden. Wolle Amelia aber nicht zu ihr, dann ſolle die Dotation ungültig ſein, und ſolches Geld ebenfalls dem Herzog und ſeinen Brüdern zufallen.

Beide hier zunächſt Betheiligten unterzeichneten und unterſiegelten die in Duplo vorliegende Schenkungsurkunde, und zwar der Herzog mit ſeinem Petſchierring, Anna aber mit einem großen maſſivgoldenen Petſchaft, in welches künſtlich das Jülich-Cleviſche Wappen eingegraben war.

Des Fürſten Herz hüpfte vor innerlicher Freude, als er die Urkunde in die Buſentaſche ſchob, und er dankte wiederholt, doch als er noch eine Weile geharrt, ob nicht nun auch die beſtimmte Anweiſung folgen werde, woher die Schätze zu erheben, ſo fragte er beſcheiden danach: „Theure Frau Muhme, möchte es Euch nun wohl gelieben, Ordres zu geben, daß ſolches uns geſchenkte Gut bald an uns gelange, und uns zu ſagen, was wir zu deſſen Anherobringung zu thun haben?“ Darauf antwortete Anna mit einer gewiſſen Zerſtreuung, wie ſie diſſoluten Frauen namentlich eigen: „Ja ja, theurer Neveu — gewiß, das werde ich, ich muß mich nur beſinnen — o mein Kopf hat gar zu viel gelitten — ja, ich will erſt ſelbſt ſchreiben — morgen will ich ſchreiben. Seht, ich habe auch ſchon daran gedacht! An Herzog Adolf in Holſtein habe ich einen Brief angefangen, daß er meine Schätze, die ich ihm in Verwahrung gab, herausgiebt, oder ſie doch bis Magdeburg oder Braunſchweig ſchickt; dann muß ein Bote an den Rath zu Nürnberg und die Tonne Goldes erheben, die ich dort liegen habe. Auch ſieben fünfzehntauſend Gülden beim Magiſtrat zu Danzig, die durch einen ſichern Agenten erhoben werden müſſen. Dann will ich eilends zu allernächſt gen Antorf ſchreiben, wo jetzt der Kaufmann wohnt, der den Kronſchatz und die fünfundzwanzig Tonnen Goldes in Verwahrung hat.“

Johann Friedrich unterdrückte das Ausſprechen des Wunſches, der ihm auf den Lippen ſchwebte: „Eia, wären wir da!“ Er wollte die freigebige Verwandte, die ihm ſtets ſo dankbarfreundlich und liebevoll in die Augen blickte, nicht durch Zweifel kränken, und doch begann der Zweifel einen Pfeil nach dem andern gegen die Mauer der Leichtgläubigkeit zu ſchießen, die ſeinen Verſtand umzog. Anna aber fuhr geſchwätzig fort: „Auch den Brief will ich nun ſchreiben, von dem ich früher geſprochen, an Seine Majeſtät von Frankreich und für Euern Bruder um des Königs Tochter werben.“ —

Der Herzog küßte ihr ehrerbietig die Hand, und entfernte ſich.

Dieſem Morgen folgte ein heiterer Nachmittag, an dem der Herzog mit Grumbach einen Jagdritt in die Waltershäuſer Forſte machte. Er hätte gern geſehen, daß der Begleiter ſein Geſpräch auf die Königin gelenkt, aber der Ritter ſchwieg, bis der Herzog ihn fragte: „Was dünkt Dir von der Königin, Grumbach?“

„Gnädiger Herr!“ erwiederte jener: „Was ſoll ich ſagen? Iſt dieſe verehrte Frau eine Königin und Eurer ſeligen Mutter Liebden Schweſter, wie dürfte ich mir ein zweifelnd Wort erlauben? Iſt ſie das aber nicht, wofür ſie ſich ausgiebt und wofür Ihr ſie haltet, und ich ſage: das ſind meine Gedanken, ſo ſchlage ich Euch große Hoffnungen nieder, und wenn ich mich nicht in meinem Argwohn täuſche, ſo iſt das jedenfalls und auf alle Weiſe ſehr niederſchlagend für Euch.“

Der Herzog ſah Grumbach betroffen an. „Du ſprichſt mit wenigen Worten ſehr viel, aber Wahrheit!“ rief er aus. „Nein, es kann nicht ſein! Ich werde nicht getäuſcht, Du täuſcheſt Dich. Böſe Erfahrungen haben Dich mißtrauiſch gemacht, Du fängſt an, die Menſchen zu haſſen. Das mußt Du nicht — mußt nicht alles ſchwarz ſehen. Was hätte dieſe Frau davon, mich zu hintergehen; ſie will ja nichts von mir, ich gebe ihr nichts, ſie giebt uns mit unerhörter Freigebigkeit.“

„Unerhört, das iſt's, Euer Durchlaucht, was mich bedenklich macht. Wer in aller Welt, wenn er fünfundzwanzig Tonnen Goldes hat, ſchenkt ſie hin? Ich liebe Euch von ganzer Seele, mein Fürſt, aber wäre ich ſo reich — ich gäbe Euch nicht das Geld.“

„Und was thäteſt Du damit?“ fragte der Herzog, dem dieſe Aufrichtigkeit wohlgefiel.

„Ich würde Soldaten, Herr!“ antwortete der Ritter tiefernſt und bedeutungsvoll: „und hülfe mit ihnen mir zu meinem Recht, Euch zu dem Euern!“

„Siehſt Du, ſiehſt Du!“ rief Johann Friedrich mit flammendem Blick: „das iſt's, mein Treuer, das und nur das, warum ich mir Geld wünſche, viel Geld, ich würde auch Soldaten — ſoll ich denn nie glücklich werden?!“

„Blickt auf mein Leben, mein innig geliebter Herr!“ ſprach ſtatt der Antwort, der ernſte Begleiter. „Das Geld und nur das Geld, dieſer verlarvte Teufel, hat mich arm und elend gemacht, hat mich geſtürzt von meiner Höhe, hat mich zertreten. Mein Streit mit dem todten Biſchof, was war er von allem Anbeginn? Ein Streit um Hab und Gut — eine Wildbahn, eine Jagdgrenze, verweigertes Geld des Legats, ein abgedrungener Schuldbrief, eines kam zum Andern, und immer wieder hetzte der Satan Mammon. Das Geld jagte mich von Land zu Land, von Dienſt zu Dienſt, man will doch leben, und das Geld blies dem Zobel das Licht des Lebens aus."

Den Fürſten erſchütterten dieſe Argumente, er ſchwieg verdüſtert, da ſprach Grumbach beruhigend weiter: „Bei Euch iſt's ein Anderes, hoher Herr. An den Schätzen, nach denen Ihr jetzt die Hände hoffend ausſtreckt, haftet kein Blut, wenn ſie anders in der Wirklichkeit vorhanden ſind; ſie werden Euch dargeboten, Ihr braucht ſie nicht zu erringen. Und das Andere, das Ihr erringen möchtet, iſt fürwahr ein herrliches Kleinodium, Euch gebührend von Gottes und Rechts wegen, iſt ein entzogenes, böslich vorenthaltenes Vatererbe, Euch verweigert, wie Vormünder armen verwaiſten Mündeln mit ihrem Erbtheil thun. Danach zu ſtreben und zu ringen mit aller Macht, wäre nicht Habſucht, nicht Geldgier, ſondern Sache der Ehre, eines deutſchen Reichsfürſten wohl anſtändig."

„Wäre es nur nicht ein Streit wider Blutsverwandte!" klagte der Herzog düſter vor ſich hin, und ſah mit halb ſcheuem Blick auf den Begleiter, wie eine befriedigende Entgegnung hoffend.

„Wer hat das böſe Beiſpiel zuerſt gegeben?" fragte Grumbach, und erwiederte zugleich: „Vom

Anfang an, als der hoffentlich in Gott ſelige Herzog und nachherige Kurfürſt Moritz gegen Eures Vaters Liebden treulos zu Felde zog, hat die Stimme des Volks, die ein alter Spruch billig die Stimme Gottes nennt, gegen ihn gezeugt, und Wehe über ihn gerufen. Euer Vater war es, der Herzog Heinrichen, und ſeinen Sohn Moritz bei Land und Leuten erhalten hat, die Herzog Georg ihnen entziehen und dem Kaiſer teſtamentariſch vermachen wollte. O ſchnöder, ſchnöder Undank!“

Der Fürſt ergoß ſich in beiſtimmende Klagen über Herzog Moritz, wie über den Kurfürſten Auguſt, der die Würde an ſich geriſſen habe, die Johann Friedrich nach dem Geburtsrecht in Anſpruch nahm, und kam dann wieder auf die nächſt naheliegenden Wünſche zurück: Reichthum, viel Reichthum zu beſitzen, um etwas unternehmen zu können, das ihn als lockender Zukunfttraum fort und fort beſchäftigte.

Die Reiter waren unvermerkt in das Thal der Laucha gelangt, welches man heutzutage das Felſenthal nennt. Ueber der erſtorbenen Laubwaldung ſtarrten zu beiden Seiten des Thalpfades ſenkrechte, wunderlich geformte Felskoloſſe jählings empor, theilweiſe umgrünt von bereiſten Tannen, die im Sonnenſchein glitzerten, der Bach machte ſich mit Geräuſch Bahn durch ſein Eisbette; ganz hatte der Froſt des Winters ihn nicht überwältigen können. Hoch in der blauen Luft ſchwebten ſanftgetragenen Fluges drei Geier.

Vor Johann Friedrichs Gedanken trat in dieſem Thale um ſo lebhafter der Wunſch nach Geld, als gerade dieſes es war, das im Sand des Baches, im Geklüft und Geäder ſeiner Felſenberge, zufolge alter Sagen, jenes edelſte der Metalle enthalten und einſchließen ſollte. „Hätten wir nur einen geſchickten Alchymiſten an unſerm Hofe," nahm er das Wort: „der uns das größte, höchſte der Geheimniſſe lehrte, den Stein der Weiſen zu beſitzen, das Elixirium vitae zu bereiten!"

„Euer Durchlaucht bedarf keines Thurneiſſer, keines Mansfeld, auch keinen der Goldlaboranten, die Euern Vetter Auguſt anführen und ſeine Schätze in Rauch aufgehen laſſen," verſetzte Grumbach: „Vertraut mir allein, ich will Euch Adept ſein und Medicus, Laborant und Lebemeiſter. Auf meinen Reiſen, zumal in Frankreich, wo die ſpagyriſche Kunſt im höchſten Anſehen ſteht, und von allen Großen eifrigſt gepflegt wird, habe ich manches köſtliche Recept bekommen, manche theure Erfahrung gewonnen. Viel ſind der Wege zum Ziele, aber nicht alle ſind hell und nicht alle offenbar; ja es iſt gewagt, manche zu betreten. Ich werde Euch ſicher leiten, mein theurer Fürſt, mein gnädiger Herr, daß Euch keinerlei Schaden, weder am Leib noch an der Seele, anſtoßen kann."

„Das Geheimniß des Herrn iſt unter denen, die ihn fürchten," ſprach Johann Friedrich beifällig, und fügte der Pſalmſtelle einen Sirachiſchen Spruch hinzu: „Wer der Weisheit gehorcht, der kann andere Leute lehren."

Die Reitenden vertieften ſich in ein langes Geſpräch über Schätze in den Bergen, über die Mittel, ſie zu heben, und der Herzog empfing Belehrungen über die Kraft der Wünſchelruthe, des Kryſtalls, der Amulette und Talismane, über die Geiſter im Gewäſſer und Geklüft. Grumbach ſchloß ſeine Rede mit den Worten: Zwei Straßen giebt es zum Glück des Reichthums, aufwärts die eine, abwärts die andere, jene der Weg der Erforſchung vermöge der himmliſchen Zeichen und ihrer Conſtellation durch Aſtronomie, dieſe der Weg der Ergründung durch Anwendung der weiſen Magie. Beide müſſen durchwandelt werden, vereint benutzt, ſie führen zum Ziele, und dem Vertrauenden, treu Ausharrenden wird überſchwenglicher Lohn.“ —

Lange ritt tief nachſinnend der Herzog ſchweigend an der Seite des lebhaft auf ihn einredenden Gefährten. —

Es war ſchon im hohen Sommer. Auf dem Schloſſe Grimmenſtein war noch alles beim Alten, nur in den tiefen und geräumigen Souterrains ging manche Veränderung vor; das Laboratorium und die Münze ſchritten in ihrem Ausbau, in ihrer innern Einrichtung und Ausſtattung merklich weiter. In mächtigen Kiſten langten aus Böhmen theils,

theils aus Frankreich Retorten, Phiolen und Glaskolben aller Art an, denn damals entbehrte noch der Thüringer Wald den lebhaften Induſtriezweig der Glasfabrikation, deſſen er ſich hundert Jahre ſpäter ſchon zu erfreuen hatte. Auch im Verhältniß der dort wohnenden Perſonen war anſcheinend nichts anders geworden. Der Herzog war nach der Pfalz gereiſt, und hatte vorher ſeiner Muhme, der Königin, eine neue Schaube zum Geſchenk gemacht; auch hatte ſie ſich einiger freundlichen Briefe von ihm zu erfreuen. Daher hatte Anna von Cleve gar keine Ahnung davon, daß, ſo oft ſie ſich mit dem Fräulein von Mila im Geſpräch luſtwandelnd auf den begrünen Wällen des Schloſſes erging, an deſſen Befeſtigung ebenfalls in neuerer Zeit lebhaft gearbeitet wurde — ein Trabant in einiger Entfernung ſcheinbar zufällig, aber aufmerkſam beobachtend, ihren Schritten folgte. Daß die ſonſt am Tage offenen Pforten und Pförtchen, die herab von der Burg ins Freie führten, jetzt allzumal verſchloſſen waren, konnte ihr, die noch nicht aus dem Schloſſe verlangt hatte, nicht auffallend erſcheinen.

Der kleine Hänſel, eben jener bleiche, ſchöne Knabe, der mit der Königin gekommen war, ſpielte auf dem Zimmer des Fräuleins, das ihm innigſt zugethan war, mit Engeln, die Gertrud ihm aus Goldpapier geſchnitten, und führte mit ihnen kindiſche Geſpräche in harmloſer Unſchuld, als das Fräulein mit glühendem Geſicht, die Augen voll Thränen und mit ſtürmiſch bewegter Bruſt haſtig in das Gemach trat; Moritz folgte ihr auf dem Fuße und die Jungfrau rief: „Lieber Moritz, wenn ich Euch irgend etwas werth bin, ſo bewahret dieſes Kind der armen Frau, über die ein großes Schreckniß hereinbricht, nehmt es in Eure Obhut — es muß heimlich aus dem Grimmenſtein! Sie hat es mir auf die Seele gebunden — ich ſoll ſeine Mutter ſein, ſagte ſie, wenn Unglück ſie heimſuche. O Gott, und das Unglück iſt da! Hier, dieſer Schlüſſel ſchließt die kleine Kammer auf dem Gange droben neben der Euern, dort geht eilend hinauf, und ſchließt Euch ein mit dem Kinde, bis der erſte Lärm vorbei. Eilt! Eilt! Keine Frage jetzt — folgt mir, ich bitte! ich flehe darum!“

Moritz war äußerſt überraſcht. Gertrud war ihm auf dem Korridor ſo aufgeregt begegnet, wie ſie war, hatte ihm eiligſt gewinkt, ihr zu folgen, und drängte ihn eben ſo eilig wieder aus ihrem Zimmer. Er merkte wohl, daß ſich etwas Außerordentliches ereignet haben müſſe, doch gehorchte er, ohne zu forſchen, raſch und gern, da es galt, ihr einen Liebesdienſt zu leiſten, der er ſo gern ſich lebenslänglich dienſtbar und zu eigen gegeben hätte. So entwich er nach dem angedeuteten Verſteck, und Gertrud eilte nach dem Zimmer ihres Vaters. Ein fremder Mann in der Hoftracht des Herzogs von Cleve verließ dieſes ſo eben in ſeiner Begleitung, und wurde in das Gaſtzimmer gewieſen, aus welchem der Landhofmeiſter ſogleich zurückkehrte.

„Um Gotteswillen!“ rief ihm die Tochter ängſtlich entgegen: „mein Vater! Was bedeutet das Alles? Warum haſt Du Trabanten vor die Thüre der Königin geſtellt? Warum iſt ihr Geſinde von ihr abgeſperrt? Warum rennen und laufen die Diener umher und nach der Stadt?“

„Du biſt erſchrocken, mein gutes Kind, faſſe Dich, Du ſollſt alles erfahren,“ antwortete Bernhard von Mila väterlich und mit bewegtem Ton. „Schenke mir einen Becher Weins ein und höre mich an. Was ſagt Jeſus Sirach? Nimmſt Du einen Fremden zu Dir, ſo wird er Dir Unruhe machen! Ich habe ſchon lange eine Ahnung gehabt, daß es ſo kommen werde, Du haſt mich oft düſter geſehen, doch wollte ich auf Dein junges Herz nicht vorzeitige Kümmerniß laden. Gott erleuchte unſern Durchlauchtigſten Herrn, daß er nicht noch mehr gemißbraucht werde durch landfahreriſches Volk und Geſindel, und möge er ſich's zur Lehre dienen laſſen, was er an dieſer ſaubern Frau Muhme erlebt.“

„Ich verſuche kein Wort, Vater!“ ſprach Gertrud zwiſchen dieſen Eingang, der ihre lebhafte Ungeduld viel zu ſehr ermüdete, und Mila fuhr fort: „Dieſe Königin iſt keine Königin, ſondern eine Betrügerin, mein Kind. Alle die großen Schätze, die ſie dem Herrn verheißen, ſind nicht vorhanden, das zeugen die eingegangenen Briefe. Längſt ſchrieb mir der Herzog, ich ſolle ſie insgeheim bewachen, und nicht aus dem Schloß laſſen. Herzog Johann Wilhelm hat warnend aus Paris geſchrieben, und es iſt nur gut und wohlgethan, daß Johann Friedrich die Briefe dieſer Dame an den König von Frankreich nicht abgeſandt hat, ſonſt hätte er ſich lächerlich gemacht bei dem hohen Potentaten. Heute iſt ein Abgeſandter des Herzogs von Jülich und Cleve angelangt, der im Namen ſeines Herrn auf Verſtrickung dieſer angeblichen Prinzeſſin ſeines Hauſes dringt, und unſer Herr hat den Arreſt genehmigt. Wer ſie nun eigentlich iſt, werden wir erfahren, denn ich habe nach der Stadt geſandt und den Rath Doktor Clodius erſucht, ſie zu verhören nach des Herzogs Befehl; es ſoll dabei auch der fürſtliche Leibarzt Doktor Luther ſein und der Stadtſchöſſer. Legte ſie kein genügendes Geſtändniß ab, ſo möchte ihr Verhör wohl ein peinliches werden!"

„Um Gottes Willen! die arme, arme Frau!" klagte Gertrud. „Sie war ſo gut, ſo ſanft und freundlich. Und was wird mit ihr und den Ihrigen, wenn dieſer arge Verdacht ſich beſtätigt?"

„Ihr Schickſal ruht in Gottes und des plump getäuſchten Herzogs Hand, und wird nicht ſonderlich erfreulich werden," antwortete der Landhofmeiſter. „Jetzt aber, liebe Tochter, ſorge, daß der fremde Gaſt wohl bewirthet werde, und entſchlage Dir's. Ich ehre Dein Gefühl des Mitleids, doch laß Dir auch dieſen Vorgang eine Warnung ſein, nicht unbedingt Leuten zu vertrauen, die der Wind des Zufalls in dieſes Haus weht."

Gertrud verſtand den bittern Wink, ſie ging ſchweigend aus dem Zimmer, draußen erleichterte ein Thränenſtrom ihr gepreßtes Herz. —

Die Dame aus England ſah in zitternder Unruhe ihrem drohenden Geſchick entgegen, doch empfing ſie die Männer mit Faſſung, die zu ihr traten, ſie zu verhören, beantwortete die Fragen, die an ſie gerichtet wurden, gemeſſen, und blieb bei dem, was ſie früher dem Herzog freiwillig vertraut. Ein zweites ſpäteres Verhör gab der forſchenden Wißbegier der Kommiſſion eben ſo wenigen Aufſchluß. Reitende Boten brachten dem Herzoge zu Weimar die Nachrichten von dem geringen Erfolg beider Verhöre, und bald kamen härtere und ſtrengere Befehle.

Moritz hatte treulich Gertruds Gebote erfüllt. Er war als Sendbote auf das naheliegende Dorf Sundhauſen gegangen, und hatte eine Bauerfrau, welche oft Victualien auf die Burg trug, veranlaßt, mit einem großen Tragkorbe voll Gemüſe u. dgl. zu kommen. Nur im Hineingehen unterſuchten die Wachen, was gebracht wurde; als jene Frau die Feſte verließ, ahnete Niemand, daß ſie in ihrem Korbe den kleinen Hänſel trug, den Gertrud ihr anvertraute, daß ſie ihm Mutterpflege angedeihen laſſe, ihn für das eigene Kind ausgebe, ihn alſo halte, und ihn ihren Familiennamen Schönborn führen laſſe.

Dieſes arme, verlaſſene Kind ſaß traurig mit der bis jetzt einzigen Geſpielin, die es an ſeinem neuen Aufenthaltsorte gefunden, der gleich alten Tochter des Bauers Schönborn, an dem alten Steinkreuz, das vor dem Dorfe Sundhauſen dicht am Wege nach Gotha zu ſieht, auf dem Raſen, und ließ in träumender Gedankenloſigkeit die Blümchen durch die Finger gleiten, welche die Gefährtin am Raſenrain pflückte und ihm eilfertig in den Schooß warf, als das Geräuſch eines raſch auf der Straße fahrenden Wagens, der von einigen nebenher ſprengenden Reitern umgeben war, die Kinder aufſchreckte. Der Wagen hatte ein unſchönes, düſteres Anſehen, war mit ſchwarzem Tuch überſpannt und mit plumpen Rädern verſehen. Zu beiden Seiten hatte das ſchwarze überſpannte Geſtell eine viereckige Oeffnung, durch welche man die darin Sitzenden gewahren konnte, und dieſe waren der Amtsſchöſſer von Gotha, Paul Schallreuter, und eine weinende Frau, die jetzt einen Augenblick ihr thränennaſſes Tuch von den Augen nahm, herausblickte und beide Hände erhebend, plötzlich einen lauten Jammerſchrei ausſtieß. Der Wagen war ſchon ſammt den Reitern an den Kindern vorüber, die ſich bang an das Steinkreuz hielten, als der kleine Hänſel mit verzweifelndem Tone aufkreiſchte: „Meine Mutter!“ — und Mutter! Mutter! Mutter!! rufend, ſo laut er konnte, eilte er dem raſch dahinrollenden Wagen nach, bis er über einen Stein fiel, und aufgerichtet nicht vermochte, weiter nachzufolgen. Das Mädchen wußte gar nicht, was der kleine Hänſel mit ſeinem Geſchrei wollte, lief ihm nach und half ihm auf, doch vergebens mühte ſie ſich, aus dem Munde des heftigweinenden Knaben einen andern Aufſchluß zu erhalten, als den: „Meine Mutter fahren ſie fort! Meine

Mutter ſaß in dem Wagen, und Anne und Brigitte, mit einem finſtern Mann."

Es war in der That die vorgebliche Anna von Cleve, die auf des Herzogs Befehl unter ſicherer Bedeckung mit ihren beiden Dienerinnen nach dem Schloſſe Tenneberg über Waltershauſen in ſichere Kuſtodie gebracht wurde. Ein hartes Loos ſtand ihr dort bevor, und der ganze Zorn des von ihr ſo arg hintergangenen Herzogs traf ſie. Ihre dienenden Jungfrauen wurden von ihr getrennt und entlaſſen, und ſie ſelbſt in die ſtrengſten Verhöre genommen, in denen ſie ſich, von Angſt und Bangen überwältigt, immer mehr verwirrte, und die einander widerſprechendſten Ausſagen vernehmen ließ. —

Bereits war der Monat Oktober des Jahres 1550 faſt zu Ende, und immer noch wußten Herzog Johann Friedrich und ſein indeß aus Frankreich zurückgekehrter Bruder Johann Wilhelm nicht, was ſie aus der ſeltſamen Gefangenen machen ſollten. Oft war im Kreiſe der fürſtlichen Familie die Rede von der Dame aus England, an die ohne eine gewiſſe Beſchämung, von einer Abenteurerin grob getäuſcht worden zu ſein, nicht gedacht werden konnte. Zu einer, dieſer das herzogliche Haus ſo ſehr betheiligenden Angelegenheit gewidmeten Familienbeſprechung, der des Herzogs beide Brüder und ſeine, in nahen Mutterhoffnungen glückliche Gemahlin beiwohnten, theilte derſelbe den Angehörigen die Ausſagen ihrer Gefangenen, wie ſie nach einander erfolgt, und treu nach Hofe berichtet worden waren, mit, indem er erzählte: „Als ſie nun nach Tenneberg gebracht, und von unſern Räthen wieder ernſtlich vorgenommen, ihr auch geſagt wurde, daß wir von ihren böſen Praktiken genau unterrichtet ſeien, da iſt ſie auf die Kniee gefallen, und hat uns de- und wehmüthig und um Gottes Willen um Gnade angefleht. Dabei hat ſie ausgeſagt, daß ſie eine Gräfin von Oſtfrieſland und mit einem Grafen von Manderſcheid zu Antorf heimlich getraut worden ſei. Von dieſem wäre ſie an den engliſchen Hof gebracht, ihr Gemahl aber auf einer Reiſe erſchlagen worden. Dieſes haben wir des Herrn Vetters von Jülich Liebden melden laſſen, welcher es für eine Lüge erklärt hat. Abermals vernommen, hat dieſe heuchleriſche und lügneriſche Perſon ausgeſagt, daß ſie von der hochſeligen Königin Anna erkoren worden ſei, die von jener uns zugedachten Schätze zu überbringen, worauf der irländiſche Edelmann Wilhelm von Zieritz ſie überredet, ſich ſelbſt für die geſtorbene Königin auszugeben.“

„So hätte das Weib, das Euch die Schätze verhieß, uns eigentlich darum gebracht!“ unterbrach Herzog Johann Wilhelm finſter den ſprechenden Bruder. „Wo ſind ſie nun hingekommen?“

„Sammle Dir einen Schatz nach dem Gebote des Allerhöchſten, der wird Dir beſſer ſein, denn ſein Gold,“ erwiederte mit einem halb ſpöttiſchen Lächeln Johann Friedrich, und ſprach weiter: „Dieſer Zieritz, von dem Niemand etwas weiß, wo er ſich aufhält und wo er hingekommen, ſoll noch am Leben ſein und das große Gut haben. Darauf bleibt die Geſangene. Von ihm, der jeden Falls ihr Verführer und Curtiſan, mag ſie wohl auch das Kind haben, das ſie mitgebracht, ſo wie von ihm auch die Urkunden und Dokumente herrührten, die ſich ſammt und ſonders als falſch erwieſen; ſie beharrt aber darauf, und will eidlich bekräftigen, daß ſie dieſelben für wahr gehalten. Flehentlich hat ſie gebeten, ſie frei zu laſſen, indem uns ja doch mit ihrem Blute nichts gedient ſein könne."

„Ihr Blut werdet ihr auch gewiß nicht wollen!" gab die ſanfte Herzogin in das Geſpräch. „Zwar hat ſie ſchwer an uns und unſerm Vertrauen gefrevelt, doch lag die Schuld dieſes allzugroßen Vertrauens mit an uns. Habe ich ſie doch ſelbſt in Briefen Freundin und Schweſter genannt."

„Wir werden kein übereilt Urtheil fällen, theures Gemahl, beruhigte den milden, zagenden Frauenſinn der Herzogin Johann Friedrich: „Doch häuft ſich mehr und mehr Lüge auf Lüge in den Ausſagen der fremden Frau. In einem ſpätern Verhör hat ſie wieder ausgeſagt, daß ſie die Tochter eines Grafen von Rietberg ſei, und Kinder habe von einem Edelmann, Namens Renning, und dieſer ſei es, der ſie nach England gebracht habe, worauf ſie eine Freundin der Königin Anna geworden, und hernach erſt habe ſich das Verhältniß zu Zieritz angeknüpft."

„Eine abſcheuliche Lügnerin!" ſchalt der jüngſte Sachſenherzog, der matt und gebrechlich in ſeinem Lehnſeſſel ſaß, im Ausbruch ſeines rechtlichen Gefühls.

„Auch dieſes unwahre Vorgeben haben Briefe und Zeugniſſe, die man aus Jülich uns zugeſandt, und die ihr unter Augen gehalten wurden, entkräftet,“ fuhr Johann Friedrich in ſeinem Bericht fort: „hierauf hat die Gefangene im ſiebenten Verhöre ausgeſagt, ſie ſei die Tochter einer Nonne im Stifte Eſſen, Margarethe von Schenk, die eine heimliche Buhlſchaft des Herzogs Johann von Cleve, hochſeligen Gedächtniſſes, geweſen; ſei im Kloſter erzogen, und dann von einem mütterlichen Oheim nach England zur Königin Anna gebracht werden —“

„Deren Gürtelmagd, und nichts mehr, ſie war, wie ich Euch ſchon von Frankreich aus geſchrieben habe, als ich Euch vor ihren Betrügereien warnte,“ fiel Johann Wilhelm ein: „Da hat ſie das Jülich-Cleviſche Secretum von Gold geſtohlen.“

„Nun hat ſich etwas Seltſames begeben,“ ſprach der Herzog weiter. „In dem neuaufgeführten und gemauerten Gewölbe, in das wir ſie zu ſetzen befohlen, hat ſie mancherlei Anfechtungen gehabt vom böſen Feind, der da umgehet, wie ein brüllender Löwe, und ſuchet, welchen er verſchlinge. Der iſt ihr erſchienen, ſehr bedrohlich und gräulich, ſo daß ſie große Herzensängſte hat ausſtehen müſſen.

„Noch größere wird ihr doch wohl der Scharfrichter von Jena eingejagt haben, der ſie peinlich befragt hat,“ warf Johann Wilhelm ſpöttiſch dazwiſchen. Eliſabeth ſchauderte und ſeufzte bei dieſer Bemerkung.

„Sie hat nun wieder eine lange Geſchichte erzählt," berichtete Johann Friedrich ferner: „in der ſie jedoch bei der Hauptſache ſtehen geblieben, daß ſie eine unehelich geborene Tochter des Herzogs von Cleve ſei, was ſie mit den Leibzeichen beſtätigen wolle, die wir ſelbſt an ihr geſehen. Dabei iſt ſie auch auf der Folter geblieben."

Die Herzogin erhob ſich jetzt raſch von ihrem Sitz und verließ bewegt das Zimmer. Mit einiger Beſtürzung ging ihr der Gemahl bis zur Thüre des Gemachs nach, doch kehrte er hierauf zu ſeinen Brüdern zurück, und ſetzte ſeine Mittheilung weiter fort: „Immer hofft ſie noch auf den treuloſen Zieritz, ihren Buhlen, fürchtet ſich ſehr vor dem Teufel, hat um Wache gebeten, da ſie nicht allein bleiben will zur Nachtzeit, um einen Prieſter, der ihr Troſt zuſprechen ſoll, und um einen Bader, der ſie ſalbe und verbinde."

„Der Meiſter von Jena mag ihr ſcharf zugeſetzt haben auf der böſen Leiter," vermuthete Johann Wilhelm, und der Bruder erwiederte: „Schärfer faſt, als unſer Wille und Befehl, denn er hat ſelbſt geſagt, ſie ſei ganz von Gliedern, und könne ohne Gefahr ihres Leibes und Lebens nicht mehr angegriffen werden. Gleichwohl hat des Herrn Vetters Liebden zu Jülich, als wir das alles dorthin berichten laſſen, uns geſchrieben, es ſeien die Ausſagen wieder unwahr, Niemand wiſſe davon, und wenn man die Perſon ſcharf frage, ſolle der wahre Grund ihrer Angaben zuletzt ganz anders an Tag kommen."

„Noch ſchärfer? Allzuſcharf macht ſchartig!“ bemerkte Johann Friedrich der Jüngſte, und Johann Wilhelm ſprach: „Ich habe das Jülich'ſche Schreiben geleſen, das alles abweiſt und ablehnt, glaube aber doch, daß jene Anna eine natürliche Tochter des hochſeligen Vetters iſt; zwar will man dort nur von zwei ſolchen Töchtern wiſſen, davon eine todt ſein ſoll, allein dergleichen iſt ſchwer zu ergründen. Im Uebrigen begreift ein Kind die Politik des dortigen Herzogs, die Gefangene uns zu laſſen, die, wenn die Wahrheit ihrer Ausreden anerkannt würde, ihm zur Ernährung anheim ſiele, und es wird ihm nicht nach Schweſtern gelüſten, die wegen Betrugs inhaftirt waren. Darum räth er auch noch größere Marter der Frau an, ſolche halte ich aber für ſündlich. Schlagen Euer Liebden ſich die ganze fameuſe Geſchichte aus dem Sinne, und laſſen wir das Weib in leidlicher Haft, daß ſie nicht aufs Neue liſtige Praktiken erſinne. Für die bisherigen, meinen wir, habe ſie durch die Tortur von Henkers Hand genug gebüßt.“

Der milde Sinn Johann Friedrichs ſtimmte dieſem Vorſchlag gern bei. Er ſprach: „Wir wollen alſo thun, Herr Bruder. Da uns, nach der im nächſten Mond zu erwartenden, Gott gebe, glücklichen Entbindung unſerer theuern Gemahlin ohnehin der Heldburger Schloßbau oft von hier fern halten wird, ſo dürfte es um ſo lieber ſein, dieſen verdrüßlichen Handel möglichſt ganz aus den Augen zu verlieren.“

Fünftes Buch.

1560 bis 1563.

Friſch auf in Gottes Namen,
Ihr Reiter, wohlgemuth!
Ihr ſollt euch gar nicht ſchämen,
Daß ihr Hulf leiſten thut
Wilhelm von Grumbach dem werthen
Wider Recht beſchwerten Mann,
Der alle Mittel auf Erden
Verſucht, wollt nichts draus werden;
Aus Zwang griff er Würzburg an.

(Chriſtian Brück zugeſchrieben.)

Erſtes Kapitel.

In dem ſtillen Edelhofe zu Hellingen gingen den dort wohnenden Frauen die Tage, die Monden, einförmig zwar, aber ruhig hin. Die Stürme ſchwiegen, die einſt ſo tobend über die Häupter derer gezogen waren, die ſich ihnen in Demuth gebeugt. Kunz von Grumbach war mit ſeiner Salome fern; er ſtand noch ſeinem Amte in der Pfalz vor. Die beiden Annen, des Ritters Wilhelm Hausfrau und Schweſter, lebten wieder beiſammen, ſchweſterlich, ſich gegenſeitig freundlich Hülfe leiſtend. Die Schweſter, jetzt eine ſchmerzenbleiche, aber würdevolle Geſtalt, trug zwar noch in ihrem Geſicht den unausſprechlichen Zug tiefen Seelenleidens, aber von ihrem ſonſt ſo umdüſterten Geiſt war eine Nebelhülle nach der andern abgefallen. Sie war ruhiger, klarer in ſich ſelbſt, bewußter geworden, und ſchwamm auch noch ein Flor vor dem Auge ihrer Erinnerung, wirrten ſich deren Bilder trübe durcheinander, ſo erfaßte ſie doch mit mildem Blick das Leben der Gegenwart, und beruhigter ſchlug das Herz, das einſt ſo feurig geglüht, ſo heftig geſchlagen hatte. Sie war einer Blume gleich, die nach dem Reiſe einer langen Herbſtnacht zwar noch fortblüht, aber den Kelch, in dem die gefrornen Thauperlen wieder zu Thränen werden, abwärts ſenkt. Sie konnte ſich mit feineren Arbeiten beſchäftigen, und war jetzt kein unwillkommener Beiſtand ihrer oft körperlich leidenden Schwägerin, wiewohl auch ſie ſelbſt nicht frei blieb von manchen ſchmerzvollen Anfällen, denen Menſchen ausgeſetzt ſind, die geiſtig viel gelitten. Friedſam, freundlich, niemals durch Kränkungen einander wehe thuend, wie es ſo häufig beim Zuſammenleben alternder Frauen der Fall zu ſein pflegt, ſuchte eine der andern das Leben leicht zu machen, und die Laſt tragen zu helfen, die das Geſchick Jeglicher von ihnen aufgelegt, und die nicht allzu leicht war, denn der einen war Reichthum in Armuth, ſorgloſer Beſitz in Mangel, Fülle in Entbehrung verkehrt worden, und der andern ward das höchſte Glück des Lebens, die Jugendblüthe der Liebe, grauſam zerknickt, und mit vollen Anſprüchen auf ein ſchönes, ſonnenheiteres Gefild des Daſeins hatte ſie ſich plötzlich in eine grauenvolle Wüſte verwieſen geſehen. Zwiſchen Beiden erblühte, die Freude Beider, Urſula zur ſchönen, ſittigen Jungfrau. Beide wachten mit ſtrenger Mutterſorgfalt über der Entwickelung des jungen Mädchens, und ſo kam es, daß ſich dieſem ſchon früh ein tiefer Lebensernſt mittheilte, der Urſulas Jahren kaum angemeſſen ſchien. Das dreizehnjährige Edelfräulein mochte im Bezug auf die holde Entfaltung ſeines Körpers, wie ſeines Geiſtes, für ſechzehn bis ſiebzehn Jahre alt gehalten werden. Jetzt war das Oſterfeſt nahe, wo die Weihe der Konfirmation dem Mädchen feierlich ertheilt werden ſollte, und die ernſten Vorbereitungen zu dieſer heiligen Handlung erhöhten nur noch den ernſten und geſetzten Ausdruck des blühendſchönen Geſichtes, und wunderbar bewegende Gefühle umwoben mit einem Abglanz ſideriſcher Verklärung das jungfräuliche Lockenhaupt.

Selten ward das Grumbachiſche Haus zu Hellingen von Befreundeten heimgeſucht. Wo das Glück den Rücken hinkehrt, verfliegt zumeiſt Freundſchaft wie Spreu vorm Winde. Die Töchter, die Schwiegerſöhne wohnten theils zu fern, um dauernden Verkehr anders, als von Zeit zu Zeit durch Briefwechſel, zu unterhalten, und die überaus zahlreichen Vettern und Muhmen und Baſen fanden keinen Anlaß zu ſolchem Verkehr, was Anna von Grumbach ſich jedoch für ein Glück erachtete; ſie ruhte nun aus nach den Ungewittern, und fürchtete nicht, daß dieſe ſich erneuen würden, erneuen könnten; lebte doch, obgleich Würzburg ſo großen Verdacht auf ihn zu wälzen geſucht, ihr Gatte ruhig und frei, unverfolgt und im mächtigen Schutz nun bereits zwei Jahre, nachdem Zobels Ermordung ſich ereignet hatte, und ſie durfte ihn jetzt zum ſchönen Familienfeſt erwarten.

Alle Vorbereitungen, um die Doppelfeier der heiligen Oſtern auch äußerlich würdig und feſtlich zu begehen, waren mit Hülfe der geringen Dienerſchaft, die zu Gebote ſtand, getroffen.

Am Oſterheiligabend ritten Grumbach und Moritz auf dem einſamen und wenig betretenen Flurweg von Heldburg nach Hellingen. Dort hatte der Freund und Günſtling Herzogs Johann Friedrichs des Mittlern Maurern und Steinmetzen Befehle gegeben zur fernern Anfuhr von Steinen, hatte den Förſtern Reſcripte überbracht, Eichen- und Fichtenſtämme fällen zu laſſen, und dem Amtmann Caſpar von Gottfart auf der Feſte im Namen ſeines Herrn Aufträge aller Art zur fernern Leitung des bereits begonnenen großen Neubau's ertheilt — jetzt freute er ſich, einmal wieder die Laren ſeiner neuen Heimath zu grüßen, und zu raſten in dem ſehr klein gewordenen Kreiſe der Seinigen.

Die Reitenden kamen im Herrenhauſe an; freudig bewegt eilten Mutter und Tochter dem Gatten, dem Vater entgegen, dem der alte Hill mit zitternder Hand den Steigbügel hielt, und führten ihn im Triumph in die freundlich geſchmückte Wohnung ein. Auch Moritz ſah ſich froh willkommen geheißen. Grumbach erbebte im Innern, als er in das Wohnzimmer trat und ſich von ihrem Armſeſſel ſeine Schweſter erhob, deren Hierſein er vielleicht nicht wußte, oder an das er gerade nicht gedacht. Sie zitterte ſo heftig, daß ſie ſich an die Lehne des Stuhles halten mußte, als ſie den wieder erblickte, den ſie als den Räuber ihres Glücks, als den Verderber aller ihrer Freudenblüthen anſah, und dem ſie mit Faſſung und mit mildem Gemüthe entgegenzutreten ſich feſt vorgenommen hatte. — Ach, wie leicht gewöhnt ſich das Menſchenherz an den Wahnglauben, das, was eine weiſe Vorſicht uns entzog, ob wir noch ſo glühend es hofften, ſei für uns gut, ſei unſer Beſtes geweſen, das es doch nicht geworden wäre, hätte das Herz ſeine oft thörigten Wünſche erreicht. Daraus entſpringt ſo viel Bitteres, Unverſöhnliches, Unvergeßliches in unſerm Innern; wir ſind ſelten ſtark genug, uns bei ſchlimmen Dingen an den Gemeinſpruch zu halten: Wer weiß, wozu das oder jenes gut iſt! eben weil die Wahrheit, die dieſer Spruch enthält, zu allgemein erprobt iſt, und wir tragen nur zu gern Erfolge, die wir mit Unwillen oder Schmerz gewahren und empfinden, auf ihre Urheber über, die doch auch nur immer nichts mehr und nichts weniger waren oder ſind, als Werkzeuge in einer höhern Hand.

Noch mehr aber erſtaunte der Ritter, welcher glaubte, die irre, aber auch im Irrſinn ihn unverſöhnlich haſſende Schweſter wolle raſch an ihm vorübereilen, wie immer, ohne ihm ein Wort zu gönnen, als Anna ihn anſprach: „Friede ſei mit Dir — und mit mir! Du kommſt zu einem frohen Tage, an dem ich, euch Glück wünſchend, Antheil nehme; bringſt Du zu ſolchem auch ein frohes Herz mit, wohl Dir! Du ſiehſt, ich bin wieder eingezogen bei der Schwägerin, und gönnſt mir wohl das Aſyl; nicht lange mehr werde ich deſſen bedürfen. Mein Herzweh — nimmt überhand — und doch habe ich ein ſtarkes Herz, ſonſt hätte es ſchon lange, lange brechen müſſen."

Den ſtarken Mann drohte eine freudige Rührung zu überwältigen, deren Sichtbarwerden er jedoch niederkämpfte. Er erwiederte mild: „Liebe Schweſter Anna, ich heiße Dich tauſendmal willkommen in meinem kleinen Eigenthum, und danke Dir, daß Du mit unſerer Armuth für Lieb nimmſt. Bleibe und wohne unter uns, ſo lange es Dir und Gott gefällt!"

Dabei bot er ihr die Hand, aber ſie lehnte ſanft ab, einzuſchlagen, und ſprach: „Es iſt gut, Wilhelm! Wenn ich ſterbe, will ich Dir meine Hand reichen, eher nicht. Das Gedächtniß, o das allzutreue Gedächtniß! Nächſten Monat werden es fünfunddreißig Jahre!"

Raſch ablenkend von der unerfreulichen Wendung, die das Geſpräch zu nehmen drohte, ſtellte der Ritter ſeinen Begleiter vor: „Da habe ich auch einen jungen Freund aus alter Zeit mitgebracht; kennſt Du ihn noch, Anna?"

„Moritz! mein guter Moritz!" entgegnete ſie, und hielt dem ſie heiter anblickenden Schreiber beide Hände hin. „Ja, wir kennen uns — recht lange —

wir ſind manchen Weg mitſammen gewandelt, böſe Wege, doch nicht auf böſem Wege. Glaube nur, Wilhelm, es iſt Dir nicht allein ſchlimm gegangen. Laß Dir das Böſe, was Dir widerfahren, als Buße anrechnen. Und Du, Moritz, laß uns jetzt dieſe drei allein laſſen, daß ſie ohne Zeugen ihre Herzen gegen einander ausſchütten, indeß erzähle Du mir, wo Du geweſen, was Du getrieben!"

Sie wankte, ohne Antwort abzuwarten, aus dem Zimmer, ſichtlich ergriffen, ein Wink Grumbachs gebot dem Schreiber, ſie zu ſtützen, und ſo blieb der Ritter mit der Gattin, mit der Tochter allein, die ihm den Willkommenbecher kredenzten.

„Ich finde die Schweſter merklich gebeſſert, was mich freut, aber dabei doch leidender ausſehend, als ich je ſie ſah," bemerkte Grumbach.

„Es iſt gar ein gebrechlich Gefäß, in dem ihre gefangene Seele nach oben ringt," antwortete Anna. „Sie leidet tief am innerlichen Gram, für den es nunmehr auf dieſer Welt kein Heilkraut giebt. Lange wird ſie nicht mehr unter uns wandeln."

„Und wie ſteht es um Deine Geſundheit, geliebtes Weib?" fragte der Ritter mit Theilnahme.

„Leidlich!" erwiederte halb ſeufzend Anna. „Weit beſſer, Gott ſei Lob, als früherhin."

„Und mein liebes herziges Mädchen!" wandte er ſich jetzt zur Tochter, ſie nochmals in ſeine Arme ziehend. „Ei, wie biſt Du gewachſen, ſo voll und ſtark und groß, über Deine Jahre hinaus, meine liebe Urſula, und kannſt ſo ſchöne Briefe an den

Vater ſchreiben, und biſt der Mutter eine rechte Stütze. Das freut mich ſehr."

Wenn Ihr nur mit mir zufrieden ſeid, dann bin ich ſchon glücklich!" erwiederte mit volltönender Stimme die Jungfrau. „Ich bin ſehr erfreut, Vater, daß Ihr gekommen zu meinem morgenden Ehrentag, und mir Euern Segen auch gebt, wenn Magiſter Franke, unſer Pfarrer, mich konfirmirt, darum bitte ich Euch, denn es ſteht in der Schrift: „Der Herr wird gebieten dem Segen, daß er mit Dir ſei."

„Biſt Du ſo fromm geartet, und haſt Gottes Wort wohl bewahrt im Sinn und im Herzen, ſo ſtärke und erhalte er Dich darin immerdar, mein gutes Kind!" ſprach Grumbach gerührt, und drückte einen Kuß auf die Stirne der reinen Jungfrau, die ſich von ihm an das Herz der Mutter warf, ihr die Hand küßte und das Zimmer verließ, um für die lieben Gäſte im Hauſe zu beſchicken, was noch zu beſchicken war.

„Und wie geht es Dir, Wilhelm, wie ſteht es um Dich, um Deine Sache?" fragte, da ſie nun mit dem Gatten allein war, Anna nicht ohne Beſorgniß.

„Unerfreulich, ſchlecht, liebes Weib. Nichts Neues unter der Sonne!" erwiederte der Ritter. „Wir, ich und Moritz, haben uns die Finger ſteif geſchrieben, und es iſt bis jetzt doch beim Alten geblieben. Meine Feinde nennen mich einen böſen, tückiſchen, hinterliſtigen, verſchmitzten, rachſüchtigen Mann; man könnte ein Wörterbuch ihrer Schmähungen gegen mich aus ihren Schriften zuſammenflicken, und ich bin doch nur ein leichtgläubiger Thor, ein Mann, der hundertmal belogen und betrogen, ſich immer wieder betrügen, ſich immer wieder von Verſprechungen, die nie gehalten werden, einlullen läßt, wie ein albernes Kind. Die Kurfürſten am Rhein haben mir mit Liſt das Schwert aus der Hand gewunden. Wäre ich doch hereingebrochen in das Reich mit meinen Freunden Mandelsloh, Stein, Zedwitz und mit meiner tapfern Mannſchaft, und hätte Biſchof und Kapitel zu Paaren getrieben! Aber ich ließ mich blenden von den Gnadenverheißungen der Fürſten, ich dimittirte mein Volk, und zog zum Reichstag nach Augsburg, der im Februar des vorigen Jahres begann. Vergebens war es, daß ich dort meine Sache geziemend zum Vortrag brachte, vergebens halfen die vier Kurfürſten ſie führen, vergebens war es, daß kaiſerliche Majeſtät mein Recht ſonnenklar, meine Forderungen und Vorſchläge billig fand! Mit einem unerhörten Trotz wies Wirsberg durch ſeine Geſandten, den mir aufſäſſigen Georg Ludwig von Sainsheim, den undankbaren Lichtenſtein, und Andere, alles von der Hand, Vergleichsanträge, billige Bedingungen, alles! — Und als der Kaiſer durch ſeine Räthe jene warnen und ſie ermahnen ließ, den Weg der Güte zu gehen, da ihr Unrecht ſich keines Schutzes zu erfreuen haben werde, ſie erwiederten die biſchöflichen Geſandten mit dem gröſten, dünkelhafteſten pfäffiſchen Hochmuth, den je die Welt geſehen: Laſſet das unſere und des

Heiligkeits Sorge ſein; haben wir uns des großen Vogels erwehrt, womit ſie den ſeligen Markgrafen meinten, ſo werden wir uns der loſen kleinen Vögel auch wohl erwehren. Wir gedenken demnach, dem Grumbach auch das Mindeſte nicht zu reſtituiren, noch viel weniger uns mit ihm zu vertragen, ſondern wollen gewärtig ſein, was uns Gott beſchert. — So abgewieſen zog ich mit leerer Hand von hinnen. Wo ich bisher war, ſchrieb ich Dir. Herzog Johann Friedrich von Weimar, unſer gnädigſter Herr, ein milder, biederer Fürſt, wie es Wenige giebt, hat mich in Dienſt genommen, und mir vor Kurzem die Beſtallung als Rath zukommen laſſen. Das iſt vorerſt doch ein Anhalt. Aber unſer Recht gebe ich nicht auf, ich habe geſchworen, mein Leben daran zu ſetzen, und ich halte mein Wort.“

Anna ſeufzte leiſe bei dieſer Rede; das ſchwache unerfahrene Weib durfte keinen Widerſpruch wagen, und doch traten Schreckniſſe, die ſie erlebt, wieder als Zukunftsbilder ahnungsvoll vor ihre Seele. Der Ritter ſah die ſchmerzliche Bewegung ihres Innern, und lenkte ab, einſehend, daß die kränkliche Gattin die Laſt der Rieſenpläne nicht ertragen könne, mit denen ſeine Seele ſchwanger ging. Er fragte nach den Töchtern, den Schwiegerſöhnen, nach Angelegenheiten der Familie und des Hauſes, und hörte mit gleicher Ruhe erfreuliche wie unerfreuliche Berichte an. Anna vertraute ihm, daß nur Wenige der frühern Bekannten ſich ihrer mit Theilnahme zu erinnern ſchienen, daß aber unter dieſen Wenigen der Ritter Krailsheim ſich gleich bleibe in freundſchaftlicher Anhänglichkeit, und daß in ſeiner Geſellſchaft bisweilen der junge Zöllner von der Hallburg das Haus beſuche, der wohl Urſulas wegen zu kommen ſcheine.

Grumbach zuckte die Achſel bei dieſer Mittheilung, ein Zeichen, daß er keine Hoffnungen an ſie knüpfen könne. „Wie Gott will!“ ſprach er. „Sollte noch Einer den Muth haben, auf einen Stern zu bauen, der untergeht? Sollte Einer ſo thöricht ſein, von trüber Conſtellation ſein Lebensheil zu erwarten? — Ich gedachte, unſere jüngſte Tochter an den Hof zu Weimar zu bringen. Meine Schwiegerſöhne allzumal ſind recht wackere Junker, Zöllner mag auch ein ſolcher ſein, ganz nach meinem Herzen iſt keiner von ihnen. Es war eine Zeit, Anna, wo ich ſelbſt noch jugendlich hoffte, da glaubte ich, es ſei gut, mir junge Herzen zu werben — auch dieſe Hoffnung betrog mich. Viele werden als Schlafmützen geboren, und bleiben Schlafmützen ihr Lebenlang. Nichts Neues unter der Sonne! Ich bin bald ſiebenundfünfzig Jahre alt, Anna, und fühle mein Herz noch friſch, hoffe noch, glühe noch. Ich denke noch nicht zu alt zu ſein, Vieles durchzuſetzen, Vieles zu erlangen. Aber andere Genoſſen muß ich mir ſuchen, als meine nächſten Verwandten.“

„O Wilhelm, bringe nur nicht Dich, nicht uns in größeres Unglück, als Du und wir ſchon haben,“ bat faſt weinend das bange Weib, als Urſulas Wiedereintritt den Gang dieſer Unterredung endete. —

Der Ostermorgen brach an, begrüßt von Feierklängen, und der Kuß der verjüngenden Frühlingssonne flammte verklärend auf die Gefilde nieder, einen schönen, heitern Tag verheißend. Alle Bewohner des Edelhofes in Hellingen hätten ſich einer reinen Freude hingeben können, wäre nicht dadurch ein Wolkenſchatten auf dieſe gefallen, daß des Ritters Schweſter den Morgen äußerſt leidend anbrechen ſah, ſo daß es ihr unmöglich war, wie ſie gewollt, ihre Nichte auf dem wichtigen Gange in die Kirche zu begleiten. Anna vermochte nicht, ihr Lager zu verlaſſen; allzu heftig hatte die gewaltſame Erſchütterung, die ihr Gemüth am geſtrigen Tage bewegte, auf ihren körperlichen Organismus eingewirkt, und ließ ſie ihrer Umgebung kraftlos, bis zur Ohnmacht hinfällig erſcheinen. Doch ließ ſie ſich willig in ein reines, ſchneeweißes Gewand kleiden, ihr langes, einſt braunes Haar, das der Gram zu Schnee gebleicht, wallte feſſellos in ſchönen Locken über das feine Linnen des Bettes, auf dem bis zum Knöchel verhüllt auch ihre Arme ruhten mit den zarten, faſt durchſichtigen Händen. Das bleiche Geſicht gewann um ſo mehr einen höchſt edlen Ausdruck, als alle Spur früherer Leidenſchaft daraus entſchwunden war, und ein faſt heiliger Ernſt thronte auf ihrer freien hohen Stirne. Als ſie die Beſorgniß und Verſtörung wahrnahm, die über ihr Erkranken auf allen Geſichtern derer zu leſen war, die ihr nahten, ſprach ſie mit ſanfter Entſchiedenheit zur Schwägerin: „Liebe, laſſe Dich nicht ſtören, und mein Kranksein nicht bekümmern; mir wird bald beſſer werden! Du gehſt mit Deinem Mann und mit Urſula zur Kirche. Betet für mich, ich will für Euch beten. Moritz ſoll bei mir bleiben.“

Die Kranke las auf der Stirn der Freundin den bedenklichen Einwurf, der gegen dieſe Anordnung aufſtieg, ehe noch jene ihm Worte gab, und fuhr fort: „Laß meinen Willen geſchehen, Anna! Es ſchicke ſich, oder ſchicke ſich nicht. Iſt doch Moritz gleich einem Kind des Hauſes, eine treue Seele, mir innigſt ergeben und zugethan von früher Jugend auf, feſt anhänglich, auch da Nacht über mir hing, und die Klagen mich mieden. Und daß mir kein Arzt geſchickt wird; ich bedarf des Arztes nicht — ich bin geſund — nur ſehr ſchwach. Urſula bringe mir, wenn ſie geſchmückt iſt, daß ich ſie ſegne. Wilhelm kann ich jetzt nicht ſehen.“

„Du erſchöpfſt Dich, liebe Anna; ſchone Dich! O Gott! Wie verbittert Deine Schwachheit uns den ſchönen Tag!“ bat und klagte die Edelfrau.

„Wächſt Bitterſüß nicht unter den Weiden?“ fragte Anna mit einem eigenthümlichen Blick, der an ihren Irrſinn erinnerte, und Jene verhieß geängſtigt Gewährung aller Wünſche. —

Und es waren Alle in die Kirche des Dorfes, und es war ſonntäglich draußen, feierlich, erhebend ſtill; ferner Orgelklang ward gehört, als das Geläute der Glocken verſtummte, und die Melodie des Liedes: Chriſt lag in Todesbanden, für unſre Sünd gegeben. Der iſt wieder erſtanden, und hat uns brachte das Leben — klang feierlich bis in die Stube, wo Anna lag. Sonnenſchein fiel durch die runden Scheiben, nur theilweiſe durch den Vorhang der Fenſter abgehalten, und Moritz ſaß allein bei der Kranken mit tiefbeklommener Seele, gepreßtem Herzen; vor ihm lag die Bibel. Er las aber nicht vor, blickte auch gar nicht hinein, ſondern nur immer beſorgt auf Anna. Ein mildes, ſanftes Lächeln glitt über ihre bleichen eingefallenen Züge, ſie athmete kaum, noch weniger ſprach ſie, aber ſie heftete ihren Blick, der nicht mehr ſtarr war, wie ehedem, freundlich auf Moritz, ſie ſtreckte den Arm aus nach ihm, und hielt ihm die offene Hand hin, die ſeine zu erfaſſen. Er ſchlug ein, ſeine Hand war warm, ihre war kalt, ein Schauer durchzitterte ſie und ihn. Beide ſchwiegen lange. Endlich ſprach Anna: „Friede, Friede! Mit der Welt, mit Gott, mit mir, in mir. Iſt mir doch, als habe ich einen langen, böſen Traum geträumt, und ſei nun herzensleicht erwacht, und ſei wieder jung, ganz jung, ein Kind, ein Mädchen. In der vergangenen Nacht hatte ich einen ſolchen ſchweren, angſtvollen Traum. Ich war allein in einer großen Einöde, und es dürſtete mich. Da trat ein dunkler Engel auf mich zu, der trug einen Becher in der Hand, und bot ihn mir. Er ſprach: Dieß iſt das Gefäß der Thränen, die Schale des Zornes, der Kelch der Leiden, darin iſt Deine ganze Vergangenheit, Anna von Grumbach! Trinke aus der Vergangenheit — Vergeſſenheit! Mich ſchauderte, doch trank ich zitternd. Und ſiehe, da lebte ich noch einmal mein ganzes Leben. Zauberſchnell gingen mir die Bilder meiner Kindheit, meiner Jugend vorüber, die ſchönen Mädchenjahre, die Hoffnung der Liebe, ihr Glück, ihr Fluch! Alles, Alles! Ich ſah den ſchönſten Mai, den ſchönſten Mann, ich lebte mich fünfunddreißig Jahre zurück. Und ich erlebte etwas, Moritz, etwas ſehr Geheimnißvolles, deſſen ich mir nie recht bewußt war, ich kann es Dir aber kaum ſagen. Jetzt wurde ich mir es bewußt, lebhaft, mit Leidenſchaft. — Ich habe Dir wohl einmal erzählt, wie die, die mich umgaben, mir ſagten, ich mache der Familie Schande, und daß ſie mich lange verborgen hielten in einem Thurmgemach zu Nimpar, wie eine Gefangene. O lange, recht lange! Und daß eine Zeit unausſprechlicher Schmerzen kam, und der Bewußtloſigkeit und tiefen Krankſeins. Da hatten ſie mir mein Leben genommen. Im Traume aber ſah ich nun mein geraubtes Leben wieder; es war ein ſchönes Kind, Moritz — und Du warſt das Kind. Ja, mein lieber Freund, ich glaube feſt, daß ich — Deine Mutter bin, und nun weiß ich, warum mein Herz Dir ſtets entgegenſchlug, warum Du mir immer ſo zugethan warſt. Ich werde nun meine Augen zuthun, und es wird alles vergeſſen ſein. Sie hätten mir es ſagen ſollen, daß Du mein warſt, und nicht verheimlichen, ſo wäre ich nicht beſtohlen geweſen um Glück, Freude, Leben und Geſundheit. Sie haben ſich ſchwer verſündigt um der Familie Willen, Gott vergebe es

Allen — und gebe, daß kein anderer Makel jemals den Namen Grumbach zu Unehren bringt!“

Anna ſchwieg ſeufzend, ihr Puls ſchlug fieberhaft, zitternd. Moritz war von niegekannten Gefühlen überſtürmt. Er war vierunddreißig Jahre alt, und hatte noch nie mit ſeelenvollem Bewußtſein das Himmelswort: „Mutter!“ gerufen. Jetzt aber rief er es ſchluchzend, und ſank tief erſchüttert leiſe auf die Knie an dem Bette, und bedeckte Anna's kalte Hand mit Küſſen. Daß ſie Wahrheit rede, erklang ihm im Innern als heilige Offenbarungsſtimme. Nicht der mindeſte Zweifel kam ihm in den Sinn, auch nicht der Kranken, die äußerlich ſehr ruhig blieb, ebenfalls in der Ueberzeugung, es könne nicht anders ſein, wie ſie geſagt. Sie fühlte, daß ſie der neuen ſüßen Freude nur noch wenige Erdenſtunden theilhaftig ſein könne, aber ſie ward von einem ſo ſeligwonnevollen Gefühl durchwallt, vor dem alle Erinnerung an erlittenes Leid entſchwand; ihre emporringende Seele ſchwebte ſchon auf Engelsflügeln beſſern Welten zu und dieſe Stunde wog all ihr herbes Seelenleiden auf, das ſie erlitten. Moritz fand keine Worte weiter, als er jenes ſchöne Wort gerufen, das ſo wahr und heilig ihm von Herzen kam. Er empfand es tief, hier ſei ein lebhafter Kontraſt zu jener ſchnöden Täuſchung, die jüngſt durch erlogene Verwandtſchaft das Herz eines gutgeſinnten Fürſten berückt — hier ſtand die Wahrheit wie ein flammender Cherub vor der Pforte zum Jenſeits. Er ſah, daß Anna dieſen Tag nicht überleben werde, er war es ſich bewußt, daß Gott ihr einen ſchönen Tod gönne, fühlte, daß ſie ſterbensreif ſei, und doch lag das Bewußtſein, ſie jetzt, ſo bald, kaum gefunden — zu verlieren, wie eine Centnerlaſt auf ihm, ihm faſt das Bewußtſein raubend. Ein raſcher Gedanke jagte den andern. Gelöſt war ihm nun ſo überraſchend plötzlich das dunkle, ihm bisher ſo unerklärliche Räthſel ſeines Lebens; erklärlich war ihm nun ſeines Ritters Handeln, die Urſache, warum dieſer ihn zu ſich in das Haus nahm als einen verwaiſten Knaben, warum er gleich gehalten wurde den Kindern des Hauſes, warum der Ritter ihn fort und fort an ſich gefeſſelt, ihn nie aus den Augen verloren, faſt nicht aus den Augen gelaſſen, und gerade dieß ſchien ihm eine ungeheure Miſſethat, während er ſich doch auch bewußt war, daß er der Familie, der er ſo unfreiwillig und ſchuldlos angehörte, Dank ſchuldig ſei.

Anna, die ihn ſtill und wehmüthig betrachtete, errieth wohl, was in ihm vorging. Sie nahm wieder das Wort: „Du warſt nun ſo lange bei ihm, mein guter Moritz, Du haſt ihm treu gedient im Guten und Böſen, bleibe ferner bei ihm, wache über ihn, ſei ihm hülfreich in ehrlichen Dingen und Geſchäften. Er hält Dich gut, und ich glaube, daß er, ſo weit er zu lieben vermag, Dich lieber hat, wie ſeinen eigenen Sohn. Alles Schlimme, was er an mir, an Dir gethan, vergieb ihm, wie ich es ihm ſterbend vergebe, nach Chriſtenpflicht — möge ſeine letzte Stunde ihn einſt ſo ruhig finden, wie mich die meine finden wird, bald — bald!“

„O Mutter, meine Mutter, verweilt noch!“ ſprach Moritz. „Euer Wille geſchehe, wenn ich ihn auch mit Schaudern fernerhin erfülle, denke ich daran —“ er ſprach nicht weiter ſeinen Gedanken aus, der ihn mit Schmerz durchzuckte, den Gedanken an den Wald Gramſchatz, an einen bemooſten Hügel darin, an eine blutige That — aber die geiſtigen Nervenfäden der Kranken waren in ſo hoher Vibration, daß ſie in ſeine Seele reichten, und ſie wußte alsbald, was er dachte, und ſprach: „Gott ließ es geſchehen — er wird wiſſen, warum. Er weiß, warum er uns Leiden und Qualen ſendet, die oft unerträglich ſind. Es iſt eine dunkle Hand, die uns durch das Erdenleben führet, aber ſie führet uns doch, ſonſt nähmen uns bodenloſe Abgründe auf, und nie gelangten wir dorthin, wo die Himmelsleiter uns aufwärts führt zum ewigen Schauen. Vergilt mit Liebe, ſammle feurige Kohlen auf ſein Haupt!“

„Er hat auch lange und tief bereut,“ ſprach Moritz, als ſie ſchwieg: „und immer war ihm die böſe That ein Wurm im Gewiſſen.“

„Darum Friede! Friede!“ hauchte ſie tief erſchöpft, und faltete die Hände, und ſchwieg fortan. Moritz glaubte, ihre Seele gehe jetzt hinüber, und las laut betend den Bußpſalm: „Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu Dir!“

Der Gottesdienſt ging zu Ende, die feierliche Einſegnung der Konfirmanden erfolgte, ernſt geſtimmt traten die Familienglieder und die Diener des Hauſes ihren Weg nach dieſem an; nicht ohne Beſorgniß nahten nun die erſtern der Krankenſtube. Anna lag eine Zeitlang wie bewußtlos. Man ſandte nach dem Geiſtlichen, daß er komme und der Sterbenden das Nachtmahl reiche, und ihren letzten Seufzer mit einem Gebet begleite. Ihre Züge veränderten ſich auffallend, ſie ſeufzte einigemal tief auf.

Mit Thränen in den Augen trat Moritz zu der ergriffenen Urſula und brachte ihr den üblichen Glückwunſch dar, ſie reichte ihm ſchweſterlichfreundlich die Hand, und dieſe Freundlichkeit befeſtigte ihn, ſie beruhigte ſeine einander widerſtreitenden Gefühle. Er ſah ſich ja von allen Seiten als Angehöriger betrachtet.

Grumbach ſtand mit ernſtem Schweigen neben ſeiner Hausfrau am Sterbebette ſeiner Schweſter, auch Moritz und Urſula. Der Geiſtliche kam, die heilige Handlung geſchah nach dem Ritus jener Zeit. Auf Troſtſprüche der Schrift folgte eine kurze, der Kranken vorgeſagte Beichte, dann ein Gebet für getroſt Sterbende und die Abſolution, worauf ſie das Abendmahl empfing. Alle Anweſende lagen betend auf den Knieen. Als es geſchehen war, hob Anna matt die Hand, und winkte, daß ihr Bruder dieſe faſſe. Er that es erſchüttert. Sie ſprach nichts mehr; mit einem Seufzer hauchte ſie ihre Seele aus.

Höher und höher erhob ſich auf der alten Feſte Heldburg der prachtvolle Neubau, und verhieß der Stolz und die Freude des fürſtlichen Erbauers zu werden, der, ſo oft es ſeine Regierungsgeſchäfte vergönnten, dorthin eilte, um das fröhliche Wachsthum des neuen Schloſſes zu ſehen. Es wurde ſelbſt im Winter nicht gefeiert, und oft überraſchte ganz unerwartet die Ankunft des Herzogs die mit der Leitung des Baues Beauftragten. Ohne gerade zu dieſen zu gehören, geſchah es doch ſehr häufig, daß auch Grumbach auf der Feſte angetroffen wurde, wo ein freundliches Thurmgemach ihm eingeräumt war, wenn er es vorzog, droben zu übernachten, oder wenn des Herzogs Anweſenheit die ſeine wünſchenswerth erſcheinen ließ. Außerdem war ſeine Wohnung jetzt in Hellingen, wo er ſich und ſeinen Moritz anhaltend mit jenen großen und weitläufigen Vertheidigungsſchriften und Verwahrungen ſeiner Rechte beſchäftigte, die theils gedruckt vorliegen, theils als einzelne Sendſchreiben an faſt alle Fürſten Deutſchlands ergingen und noch in den ältern Archiven gefunden werden, theils aber auch nicht mehr gefunden werden, weil die Uebermacht ſeiner Gegner ſich langdauernd bemühte, alles das zu vernichten, was irgend für ihn ſprechen und zeugen konnte. Dabei unterließ der thatkräftige unermüdliche Mann nicht, die nie ganz abgebrochene Verbindung mit der Reichsritterſchaft in Franken wieder lebhaft anzuknüpfen und durch Brief- und Schriftenwechſel zu unterhalten, und ſcheute nach wie vor keine Mühe und Strapaze, that manchen heimlichen Ritt durch die waldigen Thäler der nahen Haßberge in den Steigerwald, in das Fichtelgebirge, ſprach auf mancher einſamgelegenen Burg ein, ſuchte wieder Freunde, Schwäher, Schwiegerſöhne auf, und ſah ſich von den Meiſten gut aufgenommen, gern willkommen geheißen. Dabei vernahm er die Ereigniſſe des Tages, die Stimmung der Ritter, er las jetzt weniger, als früher, in dem Buche der Sterne, ſondern blickte mehr nach dem Wettergewölk des politiſchen Himmels, um danach ſeine geheimen Maßregeln zu nehmen. So ſchwanden die Monden, die Jahre raſchen Vorüberfluges ihm hin. —

Es war ein trüber Tag im Februar des Jahres 1561, als ein Bote des auf Heldburg angelangten Herzogs den Rath Grumbach von Hellingen hinüber nach dem Schloß beſchied, und dieſer gehorchte ohne Säumen dem Befehl ſeines Gebieters, der mit unruhiger Erwartung dem Vertrauten entgegenharrte.

In einem bereits wohnlich eingerichteten, das am Bergesfuß liegende Städtchen und zu ſchönerer Zeit eine ausgedehnte Landſchaft überblickenden Thurmzimmer ſaßen bald nach Grumbachs Ankunft der Herzog und er. Im rieſig großen, grünen Kachelofen loderte erwärmende Gluth; von der Ledertapete glänzten im friſchen Gold aufgepreßt Früchte und Laubwerk, Arabeskenranken, flatternde und ſitzende Vögel, und komiſche Maskengeſichter, phantaſtiſche Zwerggeſtalten. Auf dem ſtarken Holztiſch ſtand ein Imbiß aufgetragen, und ein hoher Krug, von der kunſtreichen Hand des Töpfers mit Figuren und Sprüchen in bunten Emailfarben geziert, duftete von feurigem Wein. Mit einigem Spott im Blick ſah Grumbach nach dem ſeltſamen Schenken, der jetzt heraus die Pokale füllte, und ſo verwegen war, ſich ſelbſt in das ſchönſte Glas einzuſchenken. Es war ein kleines, übelgewachſenes, verſchrumpftes Zwergmännlein, aus deſſen alten Zügen eine ſchlecht zu Geſicht ſtehende Jugendlichkeit ſprach, und war gekleidet in die Tracht der herzoglichen Leibdiener, trug aber, nach altherkömmlicher Weiſe, ein Klingelhütlein, das ſeinen Stand und ſeine Stellung bezeichnete.

„Was habt Ihr, gnädiger Herr, hier für einen abſonderlichen Krüppel mitgebracht?“ fragte der Rath, und Johann Friedrich erwiederte: „Es iſt Gödel, unſer Zwerg und Narr, es geſchieht heutzutage ſo viel des Närriſchen und Narrenhaften in der Welt, daß wir nicht anſtehen, die Narrheit wieder zu privilegiren, wie ſonſt allgemein Mode war. Mache dem Rath Grumbach Deine Reverenz, Gödelchen!“

Der kleine Mann warf einen ſtechenden Blick nach dem Ritter, zog ſein Geſicht in grinzende Falten und ſprach aus breitem Mund, der voller häßlicher Zahnlücken war: „Krumb? Ach! Ich grüße Dich! Thut mir leid, daß ein Ach an Deinem krummen Namen hängt. Hab' Acht, hüte Dich für Ach und Acht!“

„Werde mich ganz beſonders befleißen,“ gab Grumbach ſpöttiſch zur Antwort: „Eurer zwerglichen Gnaden Gunſt und Achtung zu gewinnen. Wo haſt Du Deinen Witz gelernt, Meiſter Gödel? In welcher

Schule? Du ſpielſt ja mit Worten, wie ein Bube mit Bällen.“

„Ich bin auf der hohen Schule zu Jena Profeſſor geweſen,“ erwiederte Gobel. „Beſſer, es ſpielt einer mit Worten, als mit Herzen, beſſer mit Worten, als mit Eiden, beſſer mit Worten, als mit Thaten!“

„Laß das Geſchwätz, nimm Deinen Wein, und laß uns allein!“ gebot jetzt der Herzog mit finſterm Blick, da ihn das Geſpräch, ſo, wie es in Gang kam, nicht erfreute, und der Kleine gehorchte, ſich langſamen, watſchelnden Schrittes entfernend. Der Herzog nahm ſein Glas, klang gnädig mit Grumbach an, und ſprach: „Auf beſſere Zeiten, mein Lieber und Getreuer!“

„Euer Durchlaucht fürſtliches Gemüth ſcheint nicht heiter!“ ſprach einſtimmend Grumbach: „macht Euch der düſtere Tag, der draußen ſo nebelvoll und winterlich iſt, ſo düſter, oder was Unerfreuliches iſt es denn außerdem, das Eure ſonſt ſo reine Stirn in Falten zieht? Es iſt doch in der herzoglichen Reſidenz zu Weimar alles wohl? Die Frau Herzogin vor Allem? Auch des durchlauchten Herrn Bruders und ſeiner Gemahlin Liebden?“

„Ja wohl, Alles wohl!“ antwortete Johann Friedrich, und ſtützte mit trüber Miene den Arm auf den feſten Tiſch, und den Kopf in die Hand, indem er mittheilend weiter ſprach: „Ach, Grumbach! ich werde des Lebens nicht mehr froh! Wünſche mich manchmal weit weg vom Hof, aus aller Gemeinſchaft mit gemeiner Geſinnung. Hier, hier iſt mir wohl, hier iſt mir, als wäre ich tauſend Meilen weit geſchieden von allem, was mich drückt und einengt, was mein Herz preßt und mein Gemüth beunruhigt!"

„Und was iſt's, hoher Herr, wenn Euer Diener fragen darf?" nahm Grumbach forſchend das Wort.

„Mein Herz pochet mir im Leibe und habe keine Ruhe, muß ich mit Jeremias ausrufen!" antwortete der Herzog. „Wohin ich blicke, ſehe ich Hoffnungen untergehen, Wünſche ſterben. An jenes falſche Weib kann ich nicht ohne Kummer und Verdruß denken, das immer noch für ſeinen gröblichen Betrug im Kerker zu Tenneberg büßt. Und denke Dir, das verblendete Volk lebt des feſten Glaubens, ſie ſei wirklich die Königin von England, und wir hielten ſie nur auf Verlangen des Vetters in Cleve in Haft, um ihre Schätze, die in unſern Händen ſeien, nicht herausgeben zu müſſen. Mit unſern Bergſchätzen ſcheint es nicht minder ein windiges Anſehen zu haben, als mit denen, die dieſe falſche Anna verhieß, und das Laboratorium auf dem Grimmenſtein haben wir wohl vergebens erbaut."

„Euer Durchlaucht lade nicht auf mich allein die Laſt eines Vorwurfs," vertheidigte ſich Grumbach bei dem letztern Punkt. „Ihr ſelbſt gebotet, mit den chymiſchen Verſuchen noch zu harren, bis Ihr einmal für längere Zeit den Hofhalt auf jenes Schloß verlegen würdet. Mittlerweile habt Ihr mir befohlen, bisweilen hier zu ſein, und Euch in dieſer

Gegend zu dienen. Ihr ſeht den Bau gedeihlich wachſen, der den alten Namen dieſes Schloſſes, die fränkiſche Leuchte, wieder zu Ehren bringen wird, denn hell und weit in das Frankenland hinein wird man die Fenſter der Heldburg glänzen und leuchten ſehen, und es wird ſich an dieſem Bau der Bibelſpruch erfüllen: Das Werk lobet den Meiſter und einen weiſen Fürſten loben ſeine Händel."

Der Herzog, einmal in trüber Stimmung, fuhr fort, die Gründe ſeines Mißmuthes dem Vertrauten darzulegen. „Wir haben uns aufgeworfen zu einem Rüſtzeug und Vertheidiger der unverfälſchten Lehre des theuern Gottesmannes, Doktor Luther, und wollen darin beharren immerdar, das macht uns aber Feinde unter den Lauen, Wankelmüthigen, Abtrünnigen und Sektirern, und bringt Spaltung hervor, ſelbſt in unſerm fürſtlichen Hauſe. Es hat uns Feinde erweckt, daß wir die Theologen Striegel und Hügel vor zwei Jahren gefangen ſetzen ließen, und deren Freilaſſung hat den Mund dieſer Feinde keinesweges zum Schweigen gebracht. Wir haben dieſerhalb im vorigen Jahre in unſerm eigenen Schloſſe zu Weimar eine Disputation zwiſchen Striegel und Flacius Illyricus vom freien Willen und von der Erbſünde veranſtaltet, wo wir der beſſern Meinung Striegels beigetreten ſind. Nicht wenig Kummer hat es uns gemacht, daß die Verleumder uns laut und heimlich nachgeſagt, wir hätten dadurch, daß wir unſere Jenaiſchen Theologen ſchützten, die gegen die lauen Wittenberger und deren Haupt Philipp Melanchton mit Wort und Schrift ſtritten, und die unantaſtbare Wahrheit des ſtrengen Lutherthums verfochten, zur hitzigen Krankheit Melanchtons, und deſſen bald darauf erfolgtem Tode beigetragen.“

Grumbach hörte ſchweigend zu. Er hätte gern erwiedert: Was mengt Ihr Euch in die Streitigkeiten der Pfaffen, was nehmt Ihr Theil an Dingen, die Ihr doch nicht verſteht und ausklügelt, was thut Ihr Dinge, die nicht Eures Amtes ſind? aber er hütete ſich wohl, ſolche Einwürfe vor das Ohr ſeines glaubenseifrigen, feſt und hartnäckig am Wort, nicht am Geiſt der Lutherslehre hängenden Gönners zu bringen, obwohl es ihn betrübte, durch derartige Zwiſte den Herzog verſtimmt und in innern Zwieſpalt mit ſich ſelbſt zu ſehen. Dieſer hatte jedoch noch mehr zu klagen.

„Die erwähnte Disputation ging noch ihren Fortgang, als Gott mit ſchwerer Buße uns um unſerer Miſſethaten Willen ſtrafte und heimſuchte, indem er von unſerm Herzen unſer liebſtes Kleinod nahm, unſer Söhnlein Johann Friedrich, deſſen Tod faſt das Herz unſerer Gemahlin brach. Es war nur ein Glück für uns Alle, daß im November ihre Schweſter, Dorothee Suſanne, die indeß mit unſers Bruders Liebden Hochzeit gehalten, nach Weimar zog, und die tiefbekümmerte Herzogin tröſtete. Zu wünſchen wäre jedoch, daß wir, die Brüder, Wilhelm und ich, mit einander in ſolch übereinſtimmender Liebe leben könnten, wie unſere Gemahlinnen als Schweſtern; dieß iſt leider nicht der Fall, denn

Herzog Wilhelm iſt ein rauher Soldat, herriſch und gebieteriſch, und mag wohl ſchon oft bereut haben, daß er mit unſerm jüngſten Bruder im vorigen Oktober mir abermals auf vier Jahre die Führung der gemeinſchaftlichen Regierung anvertraut hat.“

Der Herzog griff zum Becher und trank, ehe er weiter fortfuhr, den antheilnehmenden Zuhörer zu unterhalten.

„Du räthſt wohl nicht, wo ich herkomme, Grumbach?“ nahm er das Geſpräch wieder auf.

Der Ritter ahnete und errieth es wohl, fand aber für gut, es den Herzog ſelbſt ausſprechen zu laſſen, und dieſer fuhr, heftig von unangenehmer Erinnerung bewegt, fort: „Vom Fürſtentag zu Naumburg komme ich ſtracks her, wo mein Herz Gift und Galle getrunken hat. Da habe ich nun recht eigentlich mit eignen Augen geſehen, weß Glaubens mein Herr Schwiegervater iſt, ein eigenſinniger, verſtockter Calviniſt, ein erklärter Reformirter, den man nicht mehr zu den proteſtantiſchen Fürſten zählen darf. Dieſe hatten ſich doch verſammelt zu einer neuen Einigung und zu nochmaliger Unterſchrift der Augsburgiſchen Confeſſion. Da geliebt es meinem Schwiegervater, eine calviniſtiſche Vorrede an die Confeſſion zu flicken, gegen welche ich feierlichſt proteſtirt habe. Auch über das heilige Abendmahl bin ich mit ihm in heftigen perſönlichen Discurs und Zwieſpalt gerathen, und da ich das Disputiren ſatt hatte, und voll Aergers war, ſo bin ich von dannen gereiſt ohne Abſchied und Reverenz, daraus die Andern erſehen mögen, daß Johann Friedrich der Mittlere nicht nach fremder Pfeiſe tanzt.“

„Ihr thatet wohl, entſchiedenen Willen durchblicken zu laſſen!“ lobte Grumbach: „Feſtigkeit ſteht jedem Mann wohl an, vor allem aber einem Fürſten. Ich fürchte jedoch, die geiſtlichen Dinge werden Euch noch viel zu ſchaffen machen. Glaubt mir, mein Fürſt, Pfaffen ſind Pfaffen, unter allen Formen, unter allen Himmelsſtrichen, hartnäckig, tollköpfig, einerlei, ob ſie für des Papſtes, für Luthers, oder Calvins Lehre ſtreiten. Die Kirche will immer das Schloß ſein an der Himmelspforte, zu dem das Amt der Pförtner, welches ſie ſelbſt das Amt der Schlüſſel nennt, im Beſitz des Klerus. Kleriker dünken ſich überall mehr und Beſſeres zu ſein, als Laien.“ —

„Es iſt nur gut, daß wir das Amt des Schwertes zu verwalten haben!“ warf Johann Friedrich auflodernd hin. „Und deshalb verlieren wir auch noch Anderes nicht aus den Augen. Ha, wie ſtolz ſchreitet mein Vetter, der Kurfürſt Auguſt, einher, mit Glaſt und Pracht und großem Gefolge! Es mag ihm wohl gut deuchten, die Krone zu tragen, die mein gehört, nur mein! Er hat, wie der fromme Hiob klagt, meine Ehre mir ausgezogen, und die Krone von meinem Haupt genommen..“

Grumbach ſprach: „Es ſtehet geſchrieben: Thue weg den Hut und hebe ab die Krone, denn es wird weder Hut, noch die Krone bleiben. Ich will die Krone zu nichte, zu nichte, zu nichte machen!“ —

„Schreckliches Donnerwort!“ rief entſetzt aufſpringend der Herzog, und hob die Hand zum Haupt empor. „Tönt es mir doch, wie eine furchtbare Weiſſagung. Doch nein, mir kann ſie nicht gelten, ihm nur, ihm! Er hat ja den Kurhut, ich habe keinen! — Sprich von was Anderem, Grumbach! Sprich ſchnell, wie geht es Dir?“

„Ach, Herr!“ ſeufzte der Ritter: „Soll ich die alte Litanei wieder beginnen? Zu Würzburg ergeht es, wie die Schrift meldet im Spruch von Peitſchen und Scorpionen. Der jetzige Biſchof iſt ein noch viel ungerechterer Tyrann wider Land und Leute und wider mich, als Zobel. Er iſt ein Heuchler, der durch Selbſtpredigen und Spenden des Sakraments um die Gunſt des Volkes buhlt, ein fanatiſcher Verfolger der Proteſtanten und Juden. Oft ſchon hat der Vollzapf in ſeiner Trunkenheit die Aeußerung fallen laſſen, er wolle mit den Seinen nicht ruhen, bis allen Lutheriſchen die Köpfe abgeſchlagen würden! Er thut auch, als wolle er ſeinen Vorgänger, den er von ganzem Herzen gehaßt hat, als Heiligen in den Kalender ſetzen laſſen, da er ſich doch bei Zobels Leben oft vermeſſen, zu ſagen: Gott habe mit dieſem dem Stift eine Zornruthe aufgebunden, man müßte ihn entſetzen und ſequeſtriren, und ihm blos den biſchöflichen Namen laſſen. Und nun muß Zobel ein frommer Fürſt und Herr geweſen ſein. Ich bin es faſt müde, davon zu reden, und doch muß ich immer wieder dieſes Scheuſals von einem Biſchof und ſeiner Scharrhanſen eingedenk ſein.“

„Jaja, mein lieber Getreuer!“ gab der Fürſt ſeufzend in die Rede: „wir haben Beide einen weiten Weg nach Recht! Wir könnten eher um die Erde, oder in die neue Welt reiſen, und wieder heim, als dieſen Weg zurücklegen.“

„Dabei muß ich hören,“ ſprach Grumbach weiter: „daß dieſer Wirsberg nicht ruht und raſtet, meine ehemaligen Diener zu verfolgen, die er des Mordes an Zobel auf den Kopf drauf zeiht; dieß thut er nur, um ſich recht eifrig zu zeigen, denn ſeinethalb hätte Zobel zehn Jahre früher erſchoſſen werden dürfen, es wäre ihm, wenn er dadurch Biſchof geworden, traun recht geweſen. Ich habe mir aber etwas vorgenommen, und das gedenke ich auszuführen, ſo wahr Gott lebt. Ich werde noch ein Wörtlein mit ihm reden.“

„Was Du thuſt, thue mit Ueberlegung!“ rieth wohlmeinend der Herzog.

„Noch ſind die Birnen nicht reif, ja ſie ſtehen erſt in Blüthe, die ich zu ſchütteln gedenke. Eile mit Weile, muß jetzt mein Spruch ſein, gnädigſter Herr,“ fuhr Grumbach fort. „Doch hält heimlich Alles in Franken zu mir, was einen ehrlichen, adeligen Namen trägt. Glaubt ſicherlich, daß ich im Stillen viel vorbereite, und daß die Zeit kommen wird, wo mein Bemühen auch Euch und Euerm Recht zu Gut kommt. Ja, Ihr könnt mir glauben, daß ich gern mein Recht ganz aufgeben wollte, könnte ich Euch nur zu dem Euern verhelfen. Ich habe die Meinung der Reichsritterſchaft wohl erforſcht; ſie ſehnen ſich nach *einem* Haupt, der zweiköpfige Reichsadler iſt ein häßliches Fabelthier — Ihr werdet mich verſtehen. Es giebt einen Weg, der höher führt, als zum Kurfürſtenſtuhl, doch ihn zu wandeln, erfordert Muth, Kühnheit, Glück und Geld. Hat doch jeder deutſche Reichsfürſt in ſich ſelbſt das volle Recht auf den deutſchen Kaiſerthron, den Oeſterreich freilich jetzt gern in der Familie behalten möchte, und es bedarf nur des Lächelns der Fortuna, und ein friſches, tapfres Herz, um wie ein Cäſar zu kommen, zu ſehen und zu ſiegen!“ —

Mitten im winterlichen Schneegeſtöber draußen, das alle Fernſicht verhüllte, ſtellte Grumbachs immer feuriger werdende Beredſamkeit ein farbenhelles Hoffnungsbild nach dem andern vor des Herzogs inneres Auge, das im freudigen Schauen verſunken, gern an ſo lockenden Viſionen hing. Immer höher empor ſteigend auf der Sproſſenleiter kühner Wünſche, und den Herzog mit ſich hinauf führend, wußte er ihm von der Gedankenzinne des erſehnten Glückstempels günſtige Sterne zu zeigen, herrliche Phantaſieſchlöſſer fatamorganagleich vor den Blick zu zaubern, und ihn für Ideen mehr und mehr zu begeiſtern, die in den tiefſten Tiefen der Herzogbruſt geſchlummert, und nur der Befreiung harrten, um wie die Dämonen aus Pandora's Büchſe ſein fürſtliches Haupt zu umſchwirren.

Zweites Kapitel.

Friedrich von Wirsberg führte mit Energie und Eiſer das Scepter, wie das Schwert ſeines Herzogthums, und ließ Beide mehr fühlen, als den ſanften Hirtenſtab. Die Hoffnungen der katholiſchen Partei, die immer weiter um ſich greiſende Lehre des Proteſtantismus zu unterdrücken, waren endlich erloſchen, und der Religionsfriede ſicherte demſelben ungehindertes Gedeihen. Daß dieſes ſich nicht noch ſchöner und glorreicher entwickelte, verhinderten einzig und allein die unſeligen Spaltungen und Zerwürfniſſe über religiöſe Meinungen, die ausartend und in Erbitterungen übergehend, den Gegnern zur Freude gereichen mußten. Jene leidigen, leidenſchaftlichen, langdauernden Zwiſte der proteſtantiſchen Theologen um Dogmen, Lehrſätze, Begriffe, ja nur Worte der heiligen Schrift, die zu förmlicher Zerfällung zwiſchen den Befolgern der Lehren Luthers und Calvins, und zu einer Unzahl gleichzeitiger und ſpäterer Sekten ausarteten, athmeten nichts von der chriſtlichen Geduld, Sanftmuth, Verſöhnlichkeit, ſondern von allem dieſen das Gegentheil, und alle ſpätern Beſprechungen auf Synoden u. dgl. führten nur dahin, ſich immer ſchroffer abzuſondern und die Grundſätze ſolcher Sonderung klar an das Licht zu ſtellen.

Der neue Biſchof von Würzburg hielt es bald nach ſeinem Regierungsantritt für wohlgethan, auch ein Reformator, aber im beſten Sinne der Kirche zu werden, der er angehörte. Er ſuchte perſönlich zu belehren und zu bekehren, ſo viel er vermochte, und führte viele ſeiner Unterthanen, welche die neue Lehre bereits angenommen hatten, wieder in den Schooß der alleinſeligmachenden Kirche zurück, wenn auch nicht immer auf dem ſanfteſten Wege. Er ſah mit Ernſt und Strenge auf beſſern Lebenswandel der Geiſtlichen, damit durch deren böſes Beiſpiel nicht die Gläubigen veranlaßt würden, abfällig zu werden; er verbeſſerte den Kult, und ging überall mit gutem Beiſpiel voran. Die hohe Schule, welche durch die Unruhen der vergangenen Kriege gänzlich in Verfall gerathen war, richtete er wieder auf, und brachte ſie zu beſſerm Flor, was ſeine Biographen mit Recht an ihm zu rühmen haben. Er war es auch, der zuerſt die Jeſuiten nach Würzburg berief, und unter ihnen den Zeloten Peter Caniſius.

Unter den großen und mannichfaltigen Regierungsſorgen, die oft und viel das Haupt des nicht mehr jungen Biſchofs belaſteten, war nicht die kleinſte, wie die ſich ſtets erneuernden und ſtets wiederholenden Forderungen Grumbachs für immer von der Hand zu weiſen ſeien. Dem Stift war der Beweis ſeiner Behauptung auferlegt, daß Grumbach der Anſtifter von Zobels Ermordung ſei; Zobel war über drei Jahre todt, und dieſer Beweis fehlte immer noch. Der Ritter ruhte nicht, auf dem Prozeßwege alles aufzubieten, wieder zu Recht und Eigenthum zu gelangen, das Stift aber weigerte ſich hartnäckig, und ſuchte in Verbindung mit den in ein Schutz- und Trutzbündniß mit ihm vereinigten Reichsſtänden: Bisthum Bamberg und Reichsſtadt Nürnberg eine Verzögerung nach der andern, und einen Rechtsgrund für ſolche nach dem andern auf.

Der goldene Spruch: Zeit gewonnen, alles gewonnen, bewährte ſich auch ſchon in der Rechtspraxis jener Zeit, und ehe noch ein neuer Schritt von Seiten des Reichskammergerichts gegen die Verbündeten in Sachen Grumbachs gethan wurde, ereigneten ſich Umſtände, die das Stift wohl zu benützen ſuchte, und wohl zu benützen verſtand.

Ruhig auf der Burg Schaumberg in Lothringen, fern von dem Lande, in dem ſein Name berüchtigt und bezüchtigt war, hatte bisher Chriſtoph Kretzer mit ſeinem Weibe gelebt; in enger Gemeinſchaft mit nur einem einzigen ſeiner ehemaligen Genoſſen, dem Jacob Heck aus Berlichingen, genannt Odenwälder; denn die übrigen waren verſtreut in alle Welt, und nur von Zeit zu Zeit den Verkehr früherer Bekanntſchaft unterhaltend mit dem Pfälziſchen Amtmann Kunz von Grumbach, der in der Nähe von Creuznach ebenfalls ruhig ſeiner Geſchäfte pflegte. Aber der weitreichende Arm des Hochſtifts Würzburg erwirkte Freibriefe bei allen Höfen, die des Biſchofmordes hochverdächtigen Männer in Verhaft nehmen zu dürfen, wo ſie nur gefunden würden, und ſo zogen Räthe und reiſige Knechte wie Frohnboten und Häſcher umher in fremden Landen und lauerten auf willkommenen Fang. Sie hatten erkundſchaftet, wo Kretzer weilte, und die letzte Stunde ſeiner Freiheit ſchlug. Er wurde in der Frühe des 25. Februars 1562 von Gewappneten überfallen, in Ketten und Bande geſchlagen, und hinweggeführt, ehe er ſich nur beſann, was mit ihm geſchehe und weshalb. Erſt als wenige Stunden darauf ſeine Entführer mit einem andern Haufen Verbündeter zuſammenſtießen, und Kretzer auf einen mit Stroh bedeckten Wagen gebracht wurde, auf welchem, gleich ihm gebunden, ſein Vetter, Heck der Odenwälder ſaß, ſah er ſein dunkles Loos vor Augen, und Angſt und Bangen kam über ihn. In eiliger Fahrt ging es dem Rheinſtrom zu. Unterwegs ſowohl, als auch in den Herbergen, wo geraſtet wurde, beſtürmten die berittenen Begleiter ihre Gefangenen mit Fragen und Drohworten, die alle ſo geſtellt waren, daß Kretzer auf Grumbach bekennen, und die That, zu der er ſich ſelbſt bekannt, auf ſeinen ehemaligen Herrn wälzen ſollte. In der Pfalz angelangt, wurde ein förmliches Verhör angeſtellt, und es richtete einer der Begleiter, Gabriel Meyer, an Kretzer die Frage: „Sage mir aufrichtig, wer war der Anſtifter der am Biſchof Melchior begangenen Unthat? War es nicht der Ritter Wilhelm von Grumbach?“

„Wer es war, das könnt Ihr Euch denken, ich kann es nicht ſagen,“ antwortete Kretzer.

„Warum haſt Du Dich ſelbſt dieſes Handels geziehen?“ ward weiter gefragt: „und haſt eine ſo ſchwere hochwichtige Sache auf Dich genommen, da Du doch, wie wir gar wohl wiſſen, nicht der rechte Thäter warſt?“

„Wenn mein Junker mir wirklich die That befohlen, und ich ſie nicht aus freiem Antrieb gethan,“ antwortete der Gefangene: „wie hätte ich ſie dann unterlaſſen ſollen? Er hat mich von Jugend auf erzogen, und mir immer viel Liebes und Gutes gethan. Er iſt ein Mann von großem Anhang. Gut wäre es, das Stift wäre mit ihm vertragen.“

Als man noch weiter in ihn drang, und ihm ganz verfängliche Fragen ſtellte, ſprach Kretzer: „Ich ſehe, Ihr wißt es beſſer als ich, daß mein Alter mich dazu gebracht haben ſoll, was fragt Ihr mich? Leider bringt er mich in dieſe Laſt und Verzweiflung!“ —

Der Odenwälder, auf gleiche Weiſe befragt, gab nicht minder ungenügende Antworten, wie ſein Verwandter und Mitgefangener. Es war aus keinem von beiden beſtimmte und zuverläſſige Ausſage zu bringen, und ſo ließen endlich die Begleiter ab mit dringenden Fragen, und ſuchten nur die Reiſe möglichſt zu beſchleunigen. Auf dem ganzen Wege hörten ſie kaum ein zuſammenhängendes Wort von ihren, wie es ſchien, höchſt verſtockten Gefangenen; nur bisweilen ſeufzte Kretzer aus tiefer Bruſt: „O Alter! Alter! — Dazu bringſt Du mich! O ihr guten Geſellen!“

Einmal ſprach Heck zu Kretzer, von Kummer überwältigt und in Befürchtungen zagend: „Du haſt zu viel auf den Alten gehalten! Wie wird er dich nun entſetzen und frei machen?“ aber die ſtumme Treue Kretzers hatte auf dieſe Frage keine andere Antwort als Thränen. Er fühlte, daß ſeine voreilige wilde Rachſucht die Schuld trage, fühlte bitter und ſchmerzlich, daß er es geweſen, der ſeines Herrn und Wohlthäters Wünſche vereitelt, ſeinen Befehlen entgegen gehandelt, ihm Verdacht und Verfolgung zugezogen, und über das eigene Haupt das Unglück beſchworen habe, das ihm in der Geſtalt eines martervollen Todes näher und näher trat, mit jedem Schritt näher, den die Roſſe vorwärts thaten, die den Wagen zogen, auf dem er mit Heck, beide wie Armeſünder gebunden, ſaß.

Schon war Seligenſtadt erreicht, wo wieder Nachtraſt gehalten wurde. Die Gefangenen wurden abgeſondert, und jeder in eine dunkle Kammer geſperrt. Als der Morgen graute, als es laut wurde im Wirthshauſe zu Seligenſtadt, als die Reiter froh den letzten Tag der beſchwerlichen Reiſe begrüßten, und die Gefangenen auf den Wagen führen wollten, war es nur noch der Odenwälder, der bleich und zitternd ihrem Rufe folgte. In Kretzers Kerkergemach war es ſtill — er hörte auf keinen ermunternden Zuruf, ſo ſehr dieſer mit Flüchen gemiſcht war. Man leuchtete hinein in die Kammer — da lag der Gefangene — tod — um den Hals ſeine Hutſchnur, erwürgt, ſo ſchien es wenigſtens, von der eigenen Hand.

Eine trübe Nachricht über die andere gelangte an Grumbach. Mißmuthig und verſtimmt weilte er in Hellingen, unſchlüſſig, wie lange nicht. Der Bogen ſeiner Hoffnungen war abgeſpannt, ungenützt verſtrich die Zeit, in der er ſich vorgenommen energiſch zu handeln. Verſprechungen blieben ihm unerfüllt, Zaghafte traten zurück, die er ſich feſt verbunden glaubte, und die Gegner in Würzburg jubelten die Kunde in alle Welt hinaus, daß durch die gefangenen Knechte Grumbachs nun erwieſen ſey, daß er, und kein Anderer, ſie zum Biſchofmord gedungen habe. Dieſe Kunde aber mußte ihm ſchaden, wie in der öffentlichen Meinung, ſo in der Stimmung Derer, die ihm noch in Gunſt und Freundſchaft zugethan.

In das bewegteſte Leben treten oft Momente, die mächtig hemmen, wo der ungeduldig Strebende Förderung hofft; die tiefverſtimmend wirken, aber es wird mit der Verſtimmung nichts gethan, nichts gebeſſert; das Schickſal geht ſeinen ſtrengen ernſten Gang, und führt auch die böſen Stunden vorüber, vorbei. Da gilt es beſonnenes Ausharren und ruhiges Erwarten der beſſern Stunden, die ſelten ausbleiben.

Die Gefangennehmung des Dietrich Picht war kaum zu Grumbachs Ohren gelangt, ſo hatte dieſer ſatteln laſſen, war ſelbſt nach Berlin geritten, und hatte am Brandenburgiſchen Hofe die Freilaſſung deſſelben erwirkt. Eine Handlung, die übel genug zu deuten ſeine Feinde nicht ſäumten. Bald darauf erfolgte Kretzers Hinwegführung und Tod, der den Ritter mächtig erſchütterte, und ihn zu langem, ernſtem Nachſinnen bewog. Sollte es ein Opfertod geweſen ſeyn für ihn? Ein Tod der Treue, wie der Reue? Hatte doch Kretzer die unſelige That vollbracht auf eigne Hand und unbefohlen. Wohl möglich, daß Gewiſſensbiſſe ihn eben ſo ſehr folterten, wie Angſt und Furcht vor der ihm bevorſtehenden bekannten Art, mit der man die Bekenntniſſe zu erzwingen wußte, welche man begehrte. Oder aber — und dieſer Gedanke blitzte flammend in Grumbachs argwöhniſchem Gemüthe auf — war nicht die ganze Erzählung von Kretzers Selbſtmord eine teufliſche Lüge der Gegner? war er nicht an den Mißhandlungen geſtorben, an den Schlägen, die er unterwegs erhalten, um ihm ſchon da Geſtändniſſe abzupreſſen? Konnte man nicht dem Todten alles geſagt haben laſſen, was man wollte, und ſeine Treue gegen den ehemaligen Herrn mit der Andichtung eines ſchimpflichen Todes lohnen? — Dieſen Gedanken hielt Grumbach feſt, er ſchien ihm der wahre und richtige, er ward zur Waffe in ſeiner Hand, die er entrüſtet gegen ſeine Widerſacher ſchwang.

Jetzt kam die Nachricht deſſen, was die Begleiter als Zeugen ausgeſagt, und der Odenwälder bekannt haben ſollte. Es waren aber lauter unzuſammenhängende, ungenügende Zeugniſſe, auf einzelne Aeußerungen und Weibergeſchwätz ſich gründende Ausſagen, hauptſächlich die, daß Kretzer oft über Grumbach geklagt habe, daß Kretzers Frau vielfältig daſſelbe gethan, und der Odenwälder in der gütlichen Frage ähnliches behauptet, aber durchaus verneint, daß Grumbach zum Mord des Biſchofs dem Kretzer Auftrag gegeben. Aber in der peinlichen Frage, als der Henker den Jacob Heck zur Tortur gebunden und in die Höhe gereckt, hatte der Gemarterte geſchrieen: O Wilhelm von Grumbach! Die guten Geſellen klagen nicht unbillig! Ich klage auch über Dich! Hierauf als er bekannt, was man wiſſen wollte, ward er hingerichtet.

Alle dieſe Nachrichten, die den, jetzt oft in tiefen Gedanken brütenden Grumbach immer finſtrer machten, trübten mächtig das ſtille Leben der Familie in Hellingen, der alternden Anna, der ernſten Urſula, die faſt nur auf den Umgang mit der Mutter beſchränkt, wenige der Freuden des jugendlichen Alters genoß. Schweſterlich ſchloß ſich die immer ſchöner und kräftiger erblühende Jungfrau an Moritz an, deſſen Verhältniß zum Hauſe ganz das alte blieb, und in deſſen Seele der holde Blick ihres Auges ſehnſüchtige Wünſche weckte, denen er jedoch keine Sprache zu geben wagte. Mit mehr Gram als Neid ſah er die Beſuche des Junkers von der Hallburg, der öfter kam, als ihm lieb war, und dem es allmählich doch zu gelingen ſchien, Grumbachs Gunſt zu gewinnen. Wohl wußte der Ritter, daß auf den Junker große Hoffnungen nicht zu bauen; Erfahrung hatte ihn nun genugſam belehrt, welch ein mißlich Ding es um alle ſolche Hoffnungen iſt, dennoch lag es in der Möglichkeit, daß auch dieſer nützen könne, nützen werde, als Freund und Verbündeter. Das Geſchlecht der Zöllner war nicht unbegütert, und mit vielen angeſehenen Familien des fränkiſchen Adels verſchwägert. Grumbach unterhielt ſich daher gern mit ihm, und munterte ihn zu fernern Beſuchen auf. Gram und Grimm kämpften in Moritzens Innern. Bald ſagte er ſich, daß er geboren ſei zum Entſagen und zum Entbehren, bald ſchoß ihm der Gedanke flammend durch das Herz, daß das Blut in ſeinen Adern ſo ritterlich und ächt, wie das jedes andern Junkers, dann war es ihm, als müſſe er in die Schranken treten mit jedem Bewerber um Urſulas Herz und

Hand, und mit ihm kämpfen auf Tod und Leben. Zu anderer Zeit trat wider den in ſich Unſichern die Bedenklichkeit entgegen, ob ſein Gebieter ihm wohl nicht ſtreng die Tochter verweigern werde, zumal wegen des nahen Grades der Verwandtſchaft, und noch mehr wegen ſeiner dunkeln Geburt, und er knirrſchte über die Stunde, die ihm das Leben gab, in wilden Grimm entbrennend über die hergebrachten Vorurtheile der Welt, der Stände, wenn er ſich ſagen mußte, daß er ja nicht einmal aufgenommen werden wäre in die Zunft eines Handwerks. Auch noch ein anderes freundlicheres Bild als das der Hinderniſſe von Herkommen und Zeitanſicht trat zwiſchen ſeine Wünſche, das der heitern liebenswerthen Gertrud von Mila zu Gotha, mit der er ſo manch trauliches Wort gewechſelt, die, im Aeußern Urſula ſo ähnlich, im Innern ihr Gegentheil war, immer eine Scherzrede auf der Lippe, immer ein heiteres Lächeln, ein offenes redliches Mädchenherz ohne Falſch und Arg, wie ohne Stolz und hochmüthiges Bedenken. Aber auch dort, auch dort liebte er, wenn er liebte, wenn es ihm gelang, ihre Huld im höchſten Sinne zu erwerben — hoffnungslos. Urſula von Grumbach ſah mit gleicher ruhiger Freundlichkeit den jungen Zöllner von der Hallburg kommen und gehen, in ihrem Buſen ſchien jene Flamme noch tief zu ſchlafen, die erwacht, dem jungen Herzen ſo gefährlich iſt, es ſo unruhig macht. Alle Liebe wandte ſie noch der Mutter, wie dem Vater zu. Die Mutter zumal bedurfte dieſer Liebe, und erfreute ſich ihrer mit Dank gegen die Gottheit. Die **Jungfrau** ſtrahlte wie ein hehrer Friedensſtern über nachtſchwarzen wetterſchwangern Gewölk in dem Hauſe, durch das ein finſtrer Geiſt ging, grollend und unruhevoll.

„Setze Dich und ſchreib,“ ſprach der Ritter an einem Apriltag des Jahrs 1562 zu Moritz, während er im Zimmer mit ſtarken Schritten in heftiger innerer Bewegung auf- und abging: „Schreib an Bürgermeiſter und Rath der Reichsſtadt Aachen, in aller Förmlichkeit und Weitſchweifigkeit, wie es der Stilus dieſer langweiligen, thatenarmen, aber ſchreibſeligen Zeit will.“

Moritz ordnete ſein Geräth, und brachte auf ein Blatt Papier mit raſcher und gewandter Feder die Notamina zu dem formellen Schreiben, die Grumbach raſch und eifrig redend, ihm nacheinander vorſagte: „Schreibe meinen Gruß, und ich ſei glaublich berichtet worden, daß ein Knecht, Peter Weigel, dort gefangen ſäße, den der Würzburgiſche Biſchof bezüchtige, mein Knecht zu ſein, und den Zobel mit erſchoſſen zu haben. Schreibe, daß wer das ſage, es nicht ſage wie ein ehrlicher Mann, ſondern wie ein Schelm, ein Dieb, ein Böſewicht! Ich habe nie befohlen, weder jenen Biſchof, noch ſonſt Jemand, zu erſchießen oder zu tödten, und der Knecht iſt unſchuldig. Zudem wiſſe man ja, wer Zobel erſchoſſen! Auch ſei der Knecht nicht mein Diener. Zwar ſei er des ſeligen Markgrafen Albrecht Diener geweſen, und mir eine Zeitlang in Dienſte befohlen, doch habe ich ihn ſeiner Pflicht wieder losgezählt. Man ſoll mich ſo ehrlichen Gemüthes halten, daß, wenn ich den Biſchof hätte erſchießen laſſen, oder wenn ich's gar mit eigener Hand gethan, ich das nicht leugnen würde, denn ich hätte Fug und Recht dazu genug gehabt. Sollte mir auch Niemand deshalb etwas anhaben! Denn es bleibt einmal wahr und offenbar, daß der Biſchof an mir Treu und Glauben verwirkt, ſeine Briefe und Siegel gebrochen, gegen Reichsordnung und Landfrieden mir meine Erbgüter geraubt, geplündert, verbrannt, meine Unterthanen verderbt, und mein todtkrankes Weib und die armen unſchuldigen Kinderlein von Haus und Hof gejagt!“

Die Erinnerung goß grimmige Tropfen auf die brennenden Wangen des Mannes, der alles das, was er ſagte, in Wahrheit erlitten, und ſo ſteigerten ſich ſeine Affekten, während er heftig weiter ſprach: „Schreibe, daß wir nun in das zehnte Jahr des Unſern entſetzt, im Elend ſchmachten, daß alle meine Mühen bei Kaiſer und Reich, bei Fürſten und Ständen, bei Gott und Teufel, Reſtitution zu erhalten, fruchtlos und aber fruchtlos geblieben bis dieſe Stunde. Auch magſt Du bemerken, wie mir der todte Biſchof, trotz dem, daß ich mit ihm am Reichskammergericht rechtsanhängig, nach dem Leben geſtellt. Daß des Kaiſers höchſte Majeſtät und die vier Churfürſten am Rhein eben ſo vergebens früher bei Zobel, jetzt bei Wirsberg ſich bemüht, mich mit dieſen Baalspfaffen zu vertragen. Schreibe, wie nicht genug, mich beraubt, vertrieben, ins Elend gejagt, an das langwierige weitläuſige Recht verwieſen zu haben, ich auch noch bei Kaiſer und Fürſten, bei Hohen und Niedern, bei der ganzen deutſchen Nation an meinen adeligen Ehren durch offene Schriften geſchändet und geſchmäht werde, ſo daß ich mich in Gegenſchriften vertheidigen muß, davon ich einen Abdruck beilege. Wer hätte mir es verargen können und dürfen, wenn ich einen ſolchen offenbaren Feind, an dem ich nicht zu Recht gelangen konnte, nach Leib und Leben trachtete, wie er mir gethan? Aber, ich that es nicht, ich gab keinen Mordbefehl, wäre mir und meinen Kindern auch ſchlecht damit geholfen! Daß ich ihn aber gern beim Hals ergriffen und weggeführt, ihm mein Erbe abgepreßt, das hätte ich gern gethan, habe auch treulich darnach getrachtet, deß habe ich kein Hehl vor Gott und der Welt, habe es auch vor Kaiſer und Fürſten am letzten Reichstag zu Augsburg öffentlich geſtanden und angezeigt. Aber der jetzige Biſchof zu Würzburg thut mir in allen Stücken, wie der Vorige mir gethan!“

Grumbach ſchöpfte knirſchend Odem, dann fuhr er wild heraus: „Schreib! Schreib alles, wie es iſt, und wie Du's weißt, Moritz! Wie Du's ſchon hundertmal geſchrieben haſt! was ſoll ich's wiederkauen? Schreibe dieſen Männern zu Aachen, daß mein größter Feind mein bischen Nahrung und Vermögen ſei, das mir mißgönnt wird, das mir abgejagt werden ſoll, damit ich am Bettelſtabe durchs Land ziehe. Nichts Neues unter der Sonne! Haben doch vor hundert und mehr Jahren ſchon die Biſchöfe nach dem unſern getrachtet. Aber deshalb und nur deshalb wird mir, meinen Kindern, Freunden, Dienern ſogar nach Leib und Leben geſtrebt. Doch Gott hält ſeine Hand noch über uns! Die Fürſten achten des Biſchofs Teufelsſtücke nicht, und viele haben mich in Dienſte genommen, mit ſtattlichen Penſionen verſehen und laſſen mich ungefährdet durch ihre Lande reiſen, unbekümmert darum, was dieſer Biſchof dazu ſagt oder ſagen wird. Dann wenn Du geſchrieben, will ich die Epiſtel unterzeichnen mit meinen Namen und Titeln: Wilhelm von Grumbach, Königlicher Krone zu Frankreich beſtellter Reiteroberſt und ſo weiter, auch Pfälziſcher, Sächſiſcher und Brandenburgiſcher Rath und Diener.“ —

Der Ritter fühlte ſein Herz erleichtert, wenn er einen Theil deſſen, was drückend darauf lag, in einem der vielen heftigen Briefe entladen, deren zu ſchreiben, es ihm nie an Gelegenheit mangelte. Es war dann beſſer mit ihm umzugehen, und er konnte dann ſogar heiter ſein und ſcherzen.

Moritz faßte geduldig das lange Schreiben ab, vergaß nichts, wählte hie und da beſonnen ein glimpflicheres Wort, das der Ritter, als er in ruhigerer, minder erregter Stimmung die Reinſchrift las, nicht anfocht, und ſo ward der Brief abgeſandt, der den Zweck hatte, den gefangenen Peter Weigel zu befreien.

Herzog Johann Friedrich weilte auf dem Grimmenſtein. Lange hatte er dieſes Schloß gemieden, das ihn lebhaft an die Pſeudokönigin erinnerte, deren täuſchenden Ueberredungskünſten er ſich ſo willig hingegeben. Dennoch zog es ihn wieder dorthin; andere Wünſche, die eine Zeitlang in ſeinem Buſen geſchlummert hatten, wachten wieder auf. Das Laboratorium war noch unvergeſſen, und es war jetzt vollendet. Die chemiſchen Oefen und Kapellen ſtanden fertig da, und harrten nur des Meiſters, der die Reverberirfeuer entzünde. In langen Reihen glänzten an den Wänden die Geräthe von grünem und weißem Glas, die Retorten, Kolben, Helme, Phiolen und Trichter. In wohlverſchloſſenen Eichenſchränken ſtanden große Gläſer und Büchſen mit rothen Schildern, darauf in lauter wunderlichen Zeichen ihr Inhalt angedeutet war. Mit ſichtlichem Wohlgefallen beſah der Herzog dieſe Einrichtungen in Begleitung des Landhofmeiſters von Mila, Grumbachs und des Kanzlers Brück. In einem Nebenzimmer erſchloß Grumbachs Hand einen Schrank, auf deſſen Thüre ein myſtiſches Bild gemalt war. Die Ordenskette des goldenen Fließes, einen Kranz bildend, in welchem zwei verſchlungene Dreiecke, ein rothes und ein ſilbernes, zu ſehen waren, umgeben von Zahlen und Planetenzeichen, deren mittelſtes das des Merkur. Das Innere des Schrankes enthielt Bücher, meiſt Manuſcripte, manche davon ganz in Charakteren geſchrieben. Ernſt und ſinnend ſtarrte der Herzog hinein, und mühte ſich, das zu entziffern, was davon mit hebräiſcher oder chaldäiſcher Schrift geſchrieben war. Alle Anweſenden, vielleicht mit Ausnahme des Landhofmeiſters, verließen voll gläubiger Hoffnung auf goldene Berge, welche die nächſte Zukunft bringen ſollte, die feſtgemauerten, unterirdiſchen Gemächer, und droben nahmen wieder andere Gegenſtände des Herzogs Aufmerkſamkeit in Anſpruch, und in ſeinem Zimmer angelangt, ſprach er ſich gegen die Begleiter alſo aus: „Es wird uns von vielen Seiten her hinterbracht, daß keine Ruhe werden will im Lande ob der böſen Lehrer, die wir im December ihrer Aemter entſetzt, des unruhigen Flacius und Anderer. Unſer Conſiſtorium zu Weimar greift nicht durch; aller Orten iſt Geſchrei und Hader, was ſoll daraus werden? Man predigt auf den Kanzeln gegen unſere Regierung, das Volk wird zum Aufruhr gereizt gegen ſeine Obrigkeit. Allenthalben ſucht der Anhang dieſer wahngläubigen Theologen die Synergia zu verbreiten, wir aber wollen ſie cum energia ausreuten, das ſei doch geſchworen! Wir ſind alſo nach ihrer Lehre in statu irae, daß wir an ihnen ein Exempel ſtatuiren wollen."

„Es iſt gewiß, durchlauchtigſter Herr!" nahm der Kanzler das Wort: „daß die evangeliſche Kirche in unſerm lieben Thüringerland durch Irrlehrer, wie die Manichäer Flacius, Wigand, Juder, Muſäus, Cöleſtin, ſelbſt Euer Durchlaucht Superintendent zu Weimar: Roſinus, und der hieſige, Herr

Egerd, neben vielen Andern, in beweinenswerthen Jammer verſetzt wird.

„Wir wollen die Thränen der Kirche trocknen!“ nahm Johann Friedrich wieder das Wort. „Wir wollen keine andere Lehre und Satzung, als die des Gottesmannes Luther. Es ſoll eine ſtrenge Kirchenviſitation durch unſer ganzes Land vorgenommen werden, an deren Spitze Du, Kanzler Brück, ſtehen ſollſt. Wähle Dir dann von geiſtlichen Räthen die, ſo Du für die würdigſten und einſichtvollſten erachteſt. Da möcht ihr den alten ſektiriſchen Sauerteig ausfegen in Gottes Namen, auf daß wir Ruhe bekommen, denn wahrlich, höhere Dinge ſchweben unſerm Geiſte jetzt vor, als dieſe ſchismatiſchen Händel der Pfaffen.“ —

Der Herzog wandelte bald darauf mit Grumbach allein innerhalb des Zwingers, den wohlgepflegte Blumenbeete ſchmückten. Der Ritter hatte dem Fürſten mitgetheilt, was Würzburg gegen ſeine Diener unternommen, und ſprach weiter: „Und was war das Ende vom Liede meines Briefes an den Magiſtrat zu Achen? Eine Hinrichtung des Gefangenen und ein Bericht von deſſen verworrenen Ausſagen nach Würzburg, von denen auch nicht eine etwas gegen mich rechtsgründlich beweiſt, ſo viele Mühe ſich auch die Biſchöflichen geben, dieſe Ausſagen überall kund zu machen. Nur Vermuthungen, nur Gerüchte, von Andern gehört, hat der Juſtificirte ausgeſagt, doch wird alles ſo gedreht und gedeutelt, daß es gegen mich zeugen ſoll.“

„Laß es gut ſein, Grumbach!“ ſprach Johann Friedrich gütig: „ärgere Dich nicht, laß ſie ſchalten und walten! Wer auf Erden hat Ruhe? Siehſt Du nicht, wie mir es geht, wie ich, ein Fürſt, ein Gebieter über Land und Leute, die Läſtermäuler nicht ſtopfen kann, die gegen mich eifern und geifern? Es muß ja Aergerniß kommen!“

Beide ſchwiegen eine Zeitlang, dann begann der Herzog vertraulich: „In letzter Nacht habe ich einen wunderbaren Traum gehabt, ja ich weiß nicht einmal, war es Traum oder Geſicht. Ich befand mich im Laboratorium hier auf dem Grimmenſtein, da that ſich eine Wand auf, und ich erblickte ein Weib von Rieſengröße, das plötzlich vor mich trat. Das Weib war übermenſchlich anzuſchauen, wie ein Gebild der Apocalypſis. Es trug ein Adlerflügelpaar, der Oberleib war nackt, ein Halsband mit einem Herzen aus Karfunkel zierte den ſchönen Hals, unter den üppigen Brüſten glänzte ein goldener Gürtel, der hielt ein römiſches blaues Gewand, darunter wallte ein purpurnes Kleid, ſilbergeſäumt, abwärts, und der Silberſaum war mit tönenden Schellen beſetzt. Das Antlitz dieſer Frau war maskirt und die Larve glühte, wie geſchmolzenes Kupfer. Auf dem Haupt trug ſie einen Flügelhelm von Erz, und es gingen rothe und feurige Strahlen von ihm aus, durchſprüht von goldenen Funken. Ihre Augen leuchteten wie zwei Spiegel. In der rechten Hand des ausgeſtreckten Armes hielt ſie ein Buch, das war aufgeſchlagen, und auf jedem Blatt ſah mich ein offenes

Auge an. Eine eherne Schlange wand ſich um dieſen Arm, eifrig züngelnd. Die Linke hielt einen Reichsapfel in der Hand mit dem Kreuz, als Armband trug ſie eine Krone, und überm Handgelenk hing der Orden des Fließes. Am Kreuz des Apfels hing ein Dornenkranz.“

Mit nachdenklichem Schweigen hatte Grumbach der Erzählung gelauſcht, und ſich alles wohl eingeprägt. Als der Herzog ſchwieg, hub er bedeutſam an: „Das wunderbare Frauenbild, ſo Euch erſchienen in einem offenbarenden Geſichte, denn ſo und nicht Traum möchte ich dieſe merkwürdige Erſcheinung benennen, mein gnädigſter Fürſt, iſt wohl kein anderes, als diejenige Frau Venus, der wir ſelbander nachziehen, ſinnende Tanhäuſer, iſt die göttliche ſpagyriſche Sophia ſelbſt geweſen. Sie iſt aus dem Schooß ihres Zauberberges zu Euch getreten, in verlockender, üppiger Geſtalt; auf der Bruſt das brennende Herz der Alliebe. Hoffnung heißen ihre Adlerſchwingen, Muth heißt ihr Helm, Freude heißt ihre Strahlenglorie. Hinter der kupferrothen Maske iſt verlarvt der flammende Sol, das Wundergold, das wir ſuchen wollen. Aus Kupfer tingiren wir Silber, aus Silber Gold. Die Schellen an ihrem Gewande deuten auf die Thoren und Narren, die ſie verhöhnen und verachten. Ihre lichthellen Augen ſind Spiegel der Wahrheit, ihr Buch iſt das Buch der Geheimniſſe, die Augen bedeuten den bibliſchen Spruch: Du ſollſt unſer Auge ſein! Die eherne Schlange deutet an den Meſſiasſtab der Macht in der Hand des Weiſen. Die Krone iſt die Krone Eurer Wünſche, mein Fürſt, das güldene Fließ könnte noch verheißungreicher gedeutet werden, zuſammt dem Kronapfel des deutſchen Reiches; Kreuz und Dornenkrone aber mahnen zur Geduld, zur Ausdauer und zum ruhigen Ertragen von mancherlei Ungemach, das über uns kommen kann über Nacht, wie ein Gewappneter. Dieſen Muth vor allem müßt Ihr in Euch fühlen, ohne Mühe kein Lohn, ohne Streben kein Ziel und am Ziel keine Krone.“

Während ſich der Herzog mit Grumbach in die Pläne vertiefte, die ihn reich machen ſollten auf dem Wege der Alchemie, unterhielt ſich Moritz mit ſeiner Freundin Gertrud, erzählte ihr von ſeinem Ergehen, ſo viel er ihrem Wiſſen dienlich hielt, und empfing von ihr die Mittheilung ihrer kleinen Erlebniſſe während der Zeit, daß Beide ſich nicht geſprochen. Die Jungfrau war ein wenig ernſter, ja befangener, als früher; war es ihres Vaters Warnungsſtimme, war es ſelbſterwachtes Gefühl der Zurückhaltung und mädchenhafter Scheu — er bemerkte es mit Schmerz. Er ſah faſt am Mittaghimmel ſeines Lebens zwei Sonnen ſtehen, wußte nicht, welches die rechte, und ward von Unruhe erfüllt, beide zu verlieren, und ſeinen Pfad in liebeleerer Nacht wandeln zu müſſen, wie er bisher gethan.

Ein ſonnenheller Tag umglänzte die Zinnen der prangenden Heldburg und von ihrer Mauerkrone donnerte aus großen Karthaunen Schuß auf Schuß freude- und glückverkündend über das Land. Das ſtattliche Schloß war vollendet, war bewohnt von ſeinem fürſtlichen Erbauer, deſſen Stolz und Freude es war, und barg jetzt liebe und theure Gäſte: die Herzoge Johann Wilhelm und Johann Friedrich den Jüngern, die Gemahlin des erſtgenannten, Dorothea Suſanna, deren Mutter, die alte fromme Frau Pfalzgräfin Marie, die Pfalzgrafen Reichard und Caſimir, den Fürſtgrafen Georg von Henneberg mit ſeiner Gemahlin Eliſabeth, nebſt dem zahlreichen Ehrengefolge dieſer Fürſtlichkeiten. Der theuerſte und liebſte Gaſt aber ward begrüßt in einem Kinde, deſſen die Herzogin Eliſabeth am dritten Februar 1563 genaß, das als Erſatz für den geſtorbenen erſtgebornen Sohn, als neues Pfand des Glücks, als Träger ſchöner Hoffnungen, als willkommener Erbe betrachtet ward. Schon der nachfolgende Tag weihte den neugebornen Fürſtenſohn in den Bund der chriſtlichen Gemeinde ein; ſeine Pathen waren die Schweſter ſeiner durchlauchten Mutter, Herzogin Dorothea Suſanna, Herzog Johann Friedrich der Jüngere, und Pfalzgraf Reichard. Im feierlichen Zuge begab ſich der Hof in den größten Saal des Schloſſes, da die Kapelle auf der Heldburg noch nicht vollendet war, und eine Ehrendame der Herzogin, Fräulein Hanna von Haſſenſtein, trug das junge Herrlein zur Taufe. Der Superintendent der Stadt Heldburg, Kulmbacher, der an die Stelle des in den theologiſchen Händeln jener Zeit übel renommirten Magiſter Johann Stößel von Rodach herüber gekommen war, predigte gewaltiglich im orthodoxen Sinne des Fürſten, denn es war nicht wohlgethan, dieſem zu widerſtreben, da ſein Amtsvorgänger in Verbindung mit Kanzler Brück über vierzig Pfarrer mit Frauen und Kindern in Folge der jüngſt angeordneten Kirchenviſitation von ihren Stellen und ins Exil getrieben, weil ſie der Strigeliſchen ſynergiſtiſchen Declaration die Unterſchrift geweigert.

Der heiligen Taufhandlung folgte ein Freudenfeſt, an welchem viele Edle der Nachbarſchaft Antheil nahmen, in deren Reihen der Rath und Vertraute Grumbach nicht fehlte, obgleich das Auge Herzog Johann Wilhelms ihn nur ungern unter den Gäſten erblickte.

Aus allen Städten und Ortſchaften trafen glückwünſchende Deputationen ein, und am Abend war in Wahrheit die Burg einer Leuchte gleich, denn alle Fenſter derſelben, deren die Tradition ſo viele nennt, als ein Jahr Tage zählt, ſtrahlten von Lichtſchein, in allen Zimmern war Leben und Freude.

Während ſich die blutsverwandten und befreundeten fürſtlichen Perſonen nach der Sitte der Zeit mit Muſik, Spielen und Scherzreden unterhielten, ſaßen auch die Ritter und Räthe in verſchiedenen Zimmern bei einander, je nachdem ſich die Gleichgeſinnten zuſammen geſellt. So ſah ſich Grumbach in einem befreundeten Kreiſe, den der Kanzler Brück, der Oberſte

Wilhelm von Stein, Ernſt von Mandelslohe, Joachim von Zedwitz, und noch manche Glieder des benachbarten fränkiſchen Adels bildeten, und den neben vollen Bechern mancherlei Geſpräche über die Ereigniſſe, wie über die Hoffnungen der Gegenwart belebten. Wenn auch die Waffen in Deutſchland ruhten, wenn auch der gegenwärtige Friedenszuſtand unbeſorgte Gemüther täuſchen mochte, ſo blieb doch den tiefer in den Stand der Dinge und Ereigniſſe Blickenden keineswegs der innere Zwieſpalt, die politiſche und religiöſe Gährung verborgen, die ſich ſchon jetzt allmählich zum Ausbruch jenes ſchrecklichen langdauernden Krieges vorbereitete, den die Geſchichte den dreißigjährigen nennt. Die wachſende Macht des Ordens der Jeſuiten ſuchte mehr und mehr auch in Deutſchland zu bewirken, was ihr in Spanien und andern Ländern bereits gelungen war, gänzliche Unterdrückung der Proteſtanten, über deren heftige innere Zerwürfniſſe die Katholiken ſich freuen mußten. Es lag den Sprechenden ſehr nahe, der immer wachſenden Ausbreitung der Calviniſten zu gedenken, war doch nur dieſe Urſache, daß deren Hauptſtütze, Friedrich der dritte heute nicht auf der Heldburg anweſend war, nicht an einem Feſte Theil nahm, das ſein Haus, wie ſein Herz ſo nahe anging. So erſtreckte ſich zerfällend und ſcheidend die religiöſe Meinungsverſchiedenheit bis in das innerſte Mark der Familien, der hohen, wie der niedern, und der Menſchenfreund möchte bei der Wiederkehr ſolcher Zerwürfniſſe, die jede Zeit bringen kann und bringt, die bedenkliche Frage aufwerfen, ob dieſes oder jenes Bekenntniß wohl überhaupt vor Gott ſo viel Werth habe, daß um ſeinetwillen der Friede des Hauſes und des Herzens, der Länder und der Völker, oft für ein langes Erdenleben getrübt, geſtört, vernichtet werden dürfe? —

Noch ein Gegenſtand war es, der in dem Kreiſe befreundeter Edeln lebhaft zur Sprache kam, und der an Grumbach jederzeit einen rüſtigen Verfechter fand: die Reichsritterſchaft und ihr immer noch nicht zur allgemeinen Zufriedenheit geregelter Rechtsſtand gegenüber dem Kaiſer, dem Reich und den Reichsfürſten. Immer noch hoffte ſie einer neuen Ordnung, einer neuen Beſtätigung ihrer althergebrachten Rechte, auf die zu pochen, ſie niemals müde ward, entgegen. Dieſes Thema brauchte nur angeſchlagen zu werden, um Sympathieen zu erwecken und vielfach variirt im Wechſelgeſpräche fortzuklingen. „Ich kenne nur einen Fürſten,“ ſprach Grumbach: „welcher würdig iſt, die Stütze des deutſchen Adels nicht nur zu heißen, ſondern auch zu ſein, und dieß iſt mein gnädigſter Herr und Gönner, Herzog Johann Friedrich der Mittlere. Sein hocherleuchteter Geiſt ſieht ein, welchen Schutz, welche Stütze die deutſche Fürſtenmacht am deutſchen Adel hat, und er wäre werth, als unſer oberſtes Oberhaupt zu glänzen. Dabei iſt er mild und gütig, gerecht und weiſe, fromm und gottesfürchtig, wie ſein großer Vater, deſſen Bild ihm bei Nacht und Tage als Beiſpiel vorleuchtet, deſſen Unglück er beweinen muß, deſſen Seelengröße er ſich zu eigen macht. Unter ſolchem Herrn iſt gut wohnen! Liebe Herren und Freunde! Er lebe! Es lebe der durchlauchtigſte Herzog Johann Friedrich der Mittlere zu Sachſen hoch! Und abermals hoch!“ Alle Ritter im ganzen Kreiſe hatten ſich erhoben; der Wein perlte in die Pokale, und da war keiner unter den Anweſenden, der nicht freudig eingeſtimmt in das donnernde Hoch, daß der Schall bis zu den fürſtlichen Gemächern trug.

Der Höflichkeit gemäß folgten auch die Geſundheiten der beiden andern Sachſenherzoge, doch lange nicht ſo herzlich.

„Wenn es dahin kommt,“ ſprach Grumbach weiter, „daß wir einſt eines Haltes bedürfen ſollten, ſo haben wir ihn an meinem edeln Herzog. Es droht eine ſchlimme Zeit, Partei muß zur Partei halten! Wir verſtehen uns Alle; Hunderte aber, die nicht hier ſind, ſind ebenfalls einverſtanden. Ich darf euch vertrauen, daß ich des beſondern Schutzes meines gnädigſten Herrn verſichert bin, der ſich auf die Mitverwandten meiner Pläne und Unternehmungen ausdehnen wird. Wir werden erleben, daß der ganze deutſche Adel ſeine Schilde erhebt, daß Mann zu Mann ſteht, und daß wir den Reichsfürſten zeigen, was ein kräftiges Wollen und vereintes Wirken vermag. Nicht nur in Franken, auch in Sachſen, in Heſſen, in Braunſchweig und in Preußen werden uns Freunde aufſtehen. Die Macht der Biſchöfe vor allen muß gebrochen werden. Das geiſtliche Regiment iſt ein ſchädlich Zwitterding. Ein treffliches Beiſpiel hat Kurfürſt Auguſt von Sachſen gegeben, der den tapfern Hans von Carlowitz, ſeinen Stallmeiſter, welchen auch, wie mich der Würzburger, der Meißner Biſchof um das Seine bringen wollte, ungehindert an dem Pfaffen ſein Recht ſuchen und gewinnen ließ, und die Städte und Burgen inne behielt, die Carlowitz eingenommen. Dadurch iſt die Macht und das Anſehen des Meißner Biſchofſtuhles für immer gebrochen worden, und ſo müſſe es überall gehen!“

Noch lange erſchöpfte ſich in ſolchen und ähnlichen Reden und Beiſpielen der unermüdlich ſeinem Ziele zuſtrebende Mann, ſeine Freunde mehr und mehr zu entflammen, ſie für ſeine Pläne zu gewinnen, ſeine Sache zu einer gemeinſamen zu machen, und ſich hülfreiche Hände zu ſichern. Höher wuchs ſein Muth unter dem Sachſenſchilde, ſtolzer hob ſich ſeine Bruſt, im Bewußtſeyn, trotz aller Verfolgungen und Anfeindungen ſo hohe, ſo zahlreiche Freunde zu haben, und er einte mit dem Jünglingseifer ſeiner Strebſamkeit die Beſonnenheit des Mannes, das, was er wollte, zu vollbringen.

Drittes Kapitel.

Im Henneberger Lande war ein ungewöhnliches Ziehen von Kriegsvolk bemerkbar. Der Stadtſchultheiß zu Waſungen berichtete an den Fürſten Georg Ernſt, daß fremde Reiter ſich in die Stadt gelegt, unter dem Vorgeben, ſie wollten im Frankenlande Sold einfordern. Eine Schaar dieſer Reiter war vor Meiningen dem Herzog von Sachſen begegnet, und hatte ſich, ohne ihn abzuwarten, vom Wege links ab nach Helba geſchlagen und in Rohr übernachtet. Ihnen waren andere gefolgt, aber der eigentliche Zweck ihres Zuges blieb verborgen. Auch ein Braunſchweigiſcher Edelmann, von Rabenſtein, war mit zwölf Pferden in Waſungen eingekehrt, dem ein anderer, Hermann von Butler, ein Hennebergiſcher

Vaſall, gefolgt war, doch hielten ſich Beide, nach dem Bericht des Schultheißen, eingezogen und wohl. Zugleich ſchrieb der ängſtliche und bedenkliche Diener, er ſei glaubwürdig berichtet, daß auch über den Thüringer Wald Kriegsvolk ziehe, und äußerte, daß ſeinem geringen Verſtande nach gutes Aufſehen wohl von Nöthen ſei.

Der Schultheiß von Themar berichtete unterm erſten October durch einen Eilboten an ſeinen Landesherrn, der auf dem Jagdſchloſſe Zillbach weilte, daß eine Anzahl Reiter, alle ſchwarz, wohlberitten und wohlbekleidet, von Beſſer herabwärts in die Stadt gekommen, denen noch ein Haufe von Suhl her nachgefolgt. Dieſe haben ſich auf Befragen für Reiſige Herzog Wilhelms von Sachſen ausgegeben. Zu Römhild ſollten, nach Ausſage eines dieſer Reiter, der ebenfalls im Namen des genannten Herzogs einen Thaler Handgeld bekommen, 5000 Pferde und zwanzig Fähnlein Fußknechte gemuſtert werden. Andere Reiter, funfzig an der Zahl, ſeien über Schleuſingen in die Coburgiſche Pflege gezogen; alle friedfertig und ohne die mindeſte Feindſeligkeit.

Der Schöſſer zu Schloß Maßfeld meldete in denſelben Tagen, daß in den Hennebergiſchen Walddörfern Rohr, Diezhauſen und Kühndorf viele Reiter lägen, die ſich gar ſtill hielten, und Niemand könne ihr Vorhaben erfahren.

So kamen auch von Schmalkalden und von Ohrdruf Nachrichten, den Durchzug unbekannter Reiter betreffend. Die meiſten waren nach Römhild beſchieden, wo ſie das Weitere erfahren ſollten, zum Theil auch nach Tambach bei Schleußingen; auch ging die Rede, daß zu Manebach bei Ilmenau ſich Reiter ſammelten. Von allen Seiten her wurde jedoch, und das war auffällig genug in jener Zeit, dem Kriegsvolk das beſte Lob ertheilt, daß die Unterthanen ganz und gar nichts Ungutes von ihnen merkten, daß ſie ihre Zehrung bezahlten und ſich friedlich hielten.

Der Hennebergiſche Kanzler zu Schleußingen, Sebaſtian Glaſer, ſchrieb unterm erſten und zweiten October zwei Briefe hintereinander an ſeinen Herrn. Ueber dem Wald gen der Frauen (Frauenwald) waren über hundert Reiter angelangt, unter ihnen mehrere Edle; und die Nacht darauf angeblich mit funfzig Pferden der Herzog von Grubenhagen, welche alle dort Raſttag gehalten. Ein Hauptmann ſei in Begleitung mehrerer Landsknechte in einer Kutſche vom Frauenwald über Engenſtein auf Eisfeld zu gefahren. Andere Reiter waren ſogar vor Schleußingen gekommen, und hatten durch Fourire mit guten, freundlichen Worten um Einlaß gebeten, und es waren ihrer 124 eingelaſſen worden, die am andern Morgen nach redlicher Zahlung eilends davongezogen. „Wohin ſie gedenken oder wollen,“ ſchrieb der Kanzler, „kann man von ihnen nitt erfahren, geben für, ſie ziehen auf eine Hochzeit, ſeind alle gleich in ſchwarz gekleidet und wohl geputzt; führen keine Rüſtung, haben auch keine Rüſtwagen bei ſich. Die eilends nach der Coburgiſchen Pflege ziehenden

Fußknechte gleichen mehr angeſeſſenen Bürgern, als Landsknechten. Es läuft aus allen Straßen zu."

Es konnte nicht fehlen, daß bald die wunderlichſten Gerüchte über dieſe räthſelhaften und geheimgehaltenen Durchzüge das ganze Land erfüllten.

Die ſüdöſtlichen Höhen des Thüringer Waldes ſchleierten graue Nebelwolken ein. Das gigantiſche Haupt des Bleß, das alle Nachbarberge überragte, war gänzlich unſichtbar, und von ihm abwärts rollten und wälzten ſich die Wolkenvorhänge tiefer und tiefer.

Unerachtet der Oede jener noch nicht ſo wie jetzt belebten und bewohnten Waldungen in der Nähe des Bleß, waren ſie doch in den erſten Tagen des Octobers nicht menſchenleer, vielmehr that ſich trotz des allgemeinen Friedens mancherlei Bewegung in ihnen kund, die auf kriegeriſches Beginnen hindeutete. Auf den übelſten Waldwegen ſah man ſich Roß und Mann abmühen, ſüdwärts zu gelangen, fünfzig Reiter und zwei Fähnlein Fußknechte waren aus dem Sachſenlande über Rudolſtadt das Thal der Schwarza aufwärts gezogen und überſchritten mühſam den Maſſerberg, den Rennſteig und ſomit den Kamm des Thüringiſchen Gebirges, in die Gegend von Eisfeld herabſteigend. Aus der Gegend von Coburg her zogen nicht minder über Schalkau reiſige Haufen unter kriegeriſch ausſehenden Führern. Niemand wußte, woher plötzlich in ſo friedlicher Zeit dieſe kampfgerüſteten Schaaren? Doch ſie zogen ſtill und in guter Ordnung ihres Weges. Kein Landmann ward beraubt oder gemißhandelt, keine Gabe wurde erpreßt; alles, was in Gaſthäuſern und Herbergen dieſe ſo räthſelhaft erſcheinenden Söldner bedurften, wurde blank und baar bezahlt.

Während dieſe Haufen vom Norden herab, vom Süden herauf zogen, nahte ein Reitertrupp, aus 150 Mann beſtehend, vom Weſten her, dem man es anſah, daß er lange gereiſt ſei. Es waren Lotharingenſche Reiſige, unter einem Führer, dem anzumerken war, daß er lange beim Kriegshandwerk geweſen.

In der Herberge zu Steinheid ſaßen zwei Männer beim Becher, von verwildertem Ausſehen, ebenfalls bewaffnet, und ihre Diener hielten mit den Roſſen vor der Thüre.

„Der Alte bleibt lange aus,“ ſprach der Eine etwas ungeduldig. „Da kriecht er herum in den Goldſchachten, und läßt uns hier harren und lauern!“

„Was iſt's denn nun, Mandelslohe,“ erwiederte der Gefährte, Hauptmann Wilhelm von Stein. „Thut er doch klug daran, alles zu thun, was ſeinem Herrn, dem Herzog, wohlgefällig. Man macht ja viel Aufhebens von den Goldgängen hier im Gebirge, und baut ſchon mit gutem Erfolg, obwohl geringer Kenntniß, ſeit langen Jahren. Wenn es unſerm Freund gelänge, neue Adern des Gebirgs bluten zu machen, es käme uns allen zu Nutz. Will der Herzog ausführen, was er ſich vorgeſetzt, ſo braucht er Gold, viel Gold, Silber nicht minder, und das Gold iſt traun nicht allzuhäufig im Thüringer Wald. Darum hab' ich ihm den Rommel empfohlen, für den ich mich verbürgt. Er verſteht die Kunſt aus dem Fundamente.“

„Ich hoffe und glaube, daß wir in Würzburg des Goldes mehr finden, als das ganze Gebirg verbirgt, und rathe zur Eile, daß wir noch recht kommen zum dortigen Herbſtjahrmarkt,“ ſprach Mandelslohe, und fügte ungläubig hinzu: „Ich kann mir nicht denken, daß Dein empfohlener Schneider aus Bacha ein Bergverſtändiger ſein ſoll. — Unſer Streich aber wäre ein Hauptſtreich, wenn er gelänge, und es iſt ein kecker Gedanke von dem Alten, daß er, der bisher ſich nicht ohngefährdet blicken laſſen durfte im Hochſtift, jetzt mit einer Hand voll Volk ſein Recht ſich holen will. Es kann auch übel gerathen!“

„Nun, wir ziehen eben mit, und fordern unſern Theil, und nehmen unſere Rache,“ erwiederte Stein. „Hat uns doch der Pfaffen böſe Tücke dahin gebracht, daß wir nichts zu verlieren haben! Es ſoll mir eine wahre Wolluſt ſein, zuzuſchauen, wenn dieſes Volk einmal nach unſerer Pfeife tanzt.“ —

„Glückauf!“ erſchallte ein lauter Gruß zu den Sprechenden von einem ſtattlichen alternden Manne in Bergmannshabit, der, von einem Bergmeiſter und dem ehemaligen Schneider Rommel begleitet, eintrat.

„Ach! Grumbach! Glückauf!“ erwiederten Beide, und boten volle Becher dar.

„Haſt Du gute Muthung?“ fragte Stein.

„Die Beſte!“ erwiederte Grumbach, und wandte ſich befehlend zum Bergmeiſter: „Es müſſen am Wachtelberge noch einige Stollen eröffnet werden! Die Schächte am Petersberg in Wüſtenadorf ſind noch dreißig bis vierzig Lachter tiefer zu ſenken. An der Grümpen wollen wir ein neues Pochwerk errichten, und im Bach eine Wäſche. Es giebt in allen Bächen hier herum Waſchgold, und die Quarze in den Teufen ſind faſt alle goldhaltig, ſie müſſen nur mit Vorſicht aufbereitet werden, und dürfen nicht in die Hände marktſchreieriſcher Betrüger fallen, wie ſeit Jahren nach einander hier geſchehen. Hoffentlich fanden wir nun den beſſern Mann.“

„Auch eine Schmelzhütte zu erbauen, iſt vor allen Dingen nöthig,“ ſprach der neuanzuſtellende Hüttenmann geſpreizt, worauf Mandelslohe ſcherzend hinwarf: „Habt nur erſt das Fett, bevor ihr's ſchmelzt!“

Man brach auf; Rommel begleitete ſeinen Patron, den Ritter Stein, vor die Thüre, und half ihm mit kriechender Höflichkeit aufs Roß. Mit finſtern Blicken ſchaute der Bergmeiſter drein, und ſprach prophetiſch zum Wirth: „Nun wird es bald heißen: Gute Nacht Bergwerk, und Schicht für lange Zeit. Der ſieht auch aus, als ob er das Werk verſtände! Gott erleuchte unſern gnädigen Landesherrn, daß er nicht überall aus Böcken Gärtner macht, wie hier!“ —

Während die befreundeten Genoſſen nach Eisfeld zu ritten, und ſchon auf der hohen Warte im Hofe des dortigen Schloſſes ein grüßendes Fähnlein wehen ſahen, ſprach Grumbach zu ſeinen Begleitern: „Es muß den Reiſigen allzumal verſchwiegen bleiben, was wir vorhaben. Ich thue morgen erſt mit Zedwitz noch einen wichtigen Ritt. Ihr führt die Völker ſtracks auf Schweinfurt zu, doch nicht hinein. Dort ſtoßen wir wieder zu euch. Frau Fortuna ſei uns günſtig; ich hoffe das Beſte. Der Erzpfaff und die meiſten Domherren haben die Stadt verlaſſen, weil eine geſchwinde Krankheit dort regiert, nichts Neues unter der Sonne! Es haben's ſchon mehr Biſchöfe ſo gemacht, die für ihr theures Leben mehr beſorgt waren, als für das Wohl der Stadt. Mehrere Hauptleute darin ſind auf unſere Seite gebracht; was zur Ritterſchaft gehört, rührt keine Hand gegen mich, dafür iſt geſorgt. Regierung und Kanzlei ſind nach Karlſtadt verlegt, und serenissimus Episcopus beliebt ſich in Werneck, Wald-Aſchach und andern Schlöſſern, aus denen er Venushäuſer gemacht hat, zu erluſtiren. Alſo drauf und dran in Gottes Namen. Gott mit uns! ſoll unſer Feldſchrei ſein."

Mehrere Reiter kamen entgegen; da gab's ein lautes und fröhliches Begrüßen. Jobſt von Zedwitz, der in Waffen ergraute, Aſch von Holle, ein ſächſiſcher Ritter, Georg von Geuß und Albrecht von Roſenberg, Dietrich Picht, Michel Faiſtlein, lauter Anführer verſchiedener Trupps und Fähnlein von Reiſigen, die auf die Dörfer umher vertheilt waren, grüßten ihr gemeinſchaftliches Oberhaupt, den Ritter Grumbach, und wurden von ihm vielwillkommen geheißen. Alle ritten dem Schloſſe über Eisfeld zu, das in Folge fürſtlicher Huld gaſtlich ſeine Pforten öffnete; dort trat auch Adam Weiß, der die Reiter aus Lothringen anführte, in den Kreis der Genoſſenſchaft, und der Coburgiſche Hauptmann Wallenröder. Eine Mahlzeit, bei der der Wein nicht geſpart wurde, einte den Kreis dieſer Hauptleute an fröhlicher Tafelrunde. Mancher Trinkſpruch ward ausgebracht auf das Gelingen des Racheplanes, manch derbes Drohwort gegen den Biſchof und ſein Kapitel fiel. Manch Auge glühte beutelüſtern, und lautes Gelächter ſcholl zu den Witzworten und Anſpielungen, die in ausgebrachten Geſundheiten durchklangen: „Auf gute Weinleſe zu Würzburg!“ „Auf gute Herbſtmeſſe!“ „Auf gutes Quartier in der Pfaffengaſſe!“ „Mariä Heimſuchung!“ und Andere.

Grumbach blieb beſonnen; er ging frühzeitig vom Gelag hinweg, bei dem die Ritter und Hauptleute lange anhielten mit Lachen, Trinken und Singen. Ihm war ernſter zu Sinne, wie den Andern; was ihm vor den Gedanken ſtand, war die wohlüberlegte, lange vorbereitete That, die ſein Schickſal für immer entſcheiden mußte, und die ihm groß und kühn vor der Seele ſchwebte. Er wollte keinen Raubzug thun, dieß kam ihm nicht zu Sinne, er wollte zum letztenmal anklopfen an die fort und fort verſchloſſene Thüre ſeines Rechts, und dieſesmal mit eiſerner Fauſt, mit eiſernem Hebel, und ſie ſprengen, wenn ſie nicht aufging. Schlafen konnte freilich der Mann nicht, der ohnehin nie in ſeinem Leben ein Freund des Schlafes geweſen. Unruhig, von Erwartungen aufgeregt, warf er ſich auf ſeinem Lager umher. Endlich betete er: „Herr Gott! führe mein Recht und meine Sache aus! Herr! der Du Recht ſchaffeſt den Waiſen und Armen, ſchaffe auch mir Recht, denn ich bin unſchuldig! Schaffe mir Recht durch Deine Gewalt! Laß Deine Rechte mir helfen zu meinem Rechte! Herr, der Du Recht ſchaffeſt denen, die Gewalt leiden, der Du ſieheſt, wo kein Recht iſt, und das Dir übel gefällt, Herr, der Du das Recht liebeſt, o ſchaue, wie mir ſo unrecht geſchieht, und hilf mir zu meinem Rechte! Sie haben mein Recht mir in Galle und in Wermuth verkehrt, und haben die Gerechtigkeit zu Boden geſtoßen! Hilf mir, o Herr, mein Gott! Hilf mir, o Helfer! Amen!“

Früh, als kaum der Herbſtmorgen graute, war der unermüdliche Mann, der nun ſchon ſechzig Lebensjahre zählte, bereits munter, und ſein Ruf weckte die Knechte, und den noch halbtrunken dämmernden Zedwitz, der ihn begleiten ſollte. Raſch ritten ſie nach Hildburghauſen und dann den baſaltgekrönten Gleichbergen zu.

In Würzburg war trotz der herrſchenden Krankheit volles und reges Leben. Die Stadt wimmelte von Markt- und Handelsleuten, zumeiſt Nürnbergern, die dem Jahrmarkt zuzogen, der am dritten und vierten Tag des Oktobers beginnen ſollte, gleichwohl ſah man am Sonnabend Nachmittag Männer und Weiber auf den Straßen zuſammentreten, ſah, wie die Leute eifrig und heimlich miteinander redeten, manche mit beſorgter Miene von dannen eilten, und konnte wahrnehmen, daß etwas Ungewöhnliches ſich ereignen müſſe, oder eine ganz beſondre Kunde den Antheil des Volkes rege mache. Eine ſolche Kunde wurde allerdings von Haus zu Haus getragen, verworren, ungewiß, aber auch ängſtigend, peinlich. Die Unruhe, welche ſich der Gemüther bemächtigte, wurde noch dadurch vermehrt, daß man Referendarien, Hof- und Stadtſchultheißen, Bürgermeiſter, und in der Stadt gebliebene Kapitelherren und Räthe eilfertig über die Straßen ſchreiten ſah, daß die Stadthauptleute gewaffnet nach den Magiſtratsſtuben gingen, und die Kammer- und Kanzleiboten nicht vom Wege zwiſchen der Stadt und der Reſidenz kamen. Mancher ängſtliche Bürgersmann packte mit ſeiner Hausfrau insgeheim ſeine beſte Habe zuſammen, und barg Geld und Kleinodien in Keller und Winkel, und allmählig wurde der Markt, es wurden die Straßen leer. Ein Eilbote ward von der Marienburg mit Depeſchen an den Biſchof nach Karlſtadt abgeſandt.

Die Nacht blieb ruhig, auch ſtörte nichts den gottgeweihten Morgen des darauf folgenden Sonntags; es ſchien ein blinder Lärm geweſen, der am geſtrigen Tage die Bürgerſchaft beunruhigt hatte. Gleichwohl ſprengte ein reitender Bote von Schweinfurt gegen Mittag durch die Stadt und ritt auf den Frauenberg. Die Senioren hatten kaum ſeine Botſchaft geleſen, als ſie die auf der fürſtlichen Reſidenz anweſenden Kapitularen und weltlichen Räthe zu einer Berathung berieſen. Es fanden ſich von Domherren alsbald Albrecht Schenk von Limburg, Erasmus Neuſtädter, Hans Adam von Grumbach, und Pankraz von Rabenſtein, und von letztgenannten Räthen Ritter Valtin von Münſter, der alte Hofmeiſter Hans Zobel von Giebelſtadt, der von den Wunden glücklich geneſen war, die Kretzer ihm geſchlagen, und der Landmarſchall Chriſtoph Heinrich von Ertbal ein; der verſtändige Andreas von Thüngen nahm das Wort für den altersſchwachen Senior Fuchs, und ſprach: „Liebe Herren, die Sache kehrt ſich zum trüben Ernſt, und ſteht in enger Verbindung mit dem Streich des nichtswürdigen Wilhelm von Grumbach, der vor wenigen Tagen, auf ſchändliche, landfriedenſtörende Weiſe unſern würdigen Herrn Confrater, den Dompropſt Richard von der Kehre im Kloſter Wechterswinkel aufgehoben und gefangen davon geführt hat, weil einer ſeiner verruchten Conſorten, der von Zedwitz, etwas an den Propſt zu ſuchen hat, und der es wagte, in einem gedruckten famöſen Drohbrief nach Art der Schnapphähne und Stegreifritter dem Stift und unſern Herrn offne Fehde anzukündigen. Wir haben zwar die Gerüchte, die ſich geſtern ſchon in der Stadt verbreiteten, für erdichtete Mährlein gehalten, uns zu ſchrecken, daß fremdes Kriegsvolk ſich bei Königshofen gezeigt, wie unter dem Haßberg und bei Hochberg, jetzt aber berichtet uns durch Expreſſen der Rath unſerer getreuen Nachbarſtadt Schweinfurt, daß eine Menge Soldateska zu Fuß und Roß die Nähe dieſer Stadt paſſire, unter dem Vorgeben, es ſolle zu Berg unterhalb Schweinfurt eine Muſterung ſtatt finden. Ein Theil habe auf dem deutſchen Hof hinter Schweinfurt, nicht weit von Mainberg, gehalten und gefüttert, ein anderer Hauſe, in die zweihundert Mann, ſei weiter vorwärts gegen die Stadt gerückt. Unſer gnädigſter Herr iſt nicht anweſend, auch noch keine Antwort zurück, der oberſte Stadtſchultheiß iſt ebenfalls abweſend, was thun wir nun in ſolcher Zeit drohender Gefahr, edle Herren?"

Manches Geſicht wurde bleich bei dieſer Mittheilung, manches Herz pochte. Der Name Wilhelm von Grumbach war dem Domkapitel ein Schreckbild, aus begreiflichen Gründen.

„Das wird eine ſchöne Muſterung werden! Hilf heiliger Kilian! Laßt uns nur die Feſtung gut bewachen, laßt die Stücke laden! — Nein, laßt uns lieber von dannen ziehen, dieweil das Pförtlein noch offen und der Weg ungeſperrt! Was ſollen wir der Stadt und Burg Hüter ſein? — Schlagt Sturm! Ruft die Bürgerſchaft in Harniſch!" ſo klangen Angſtrufe und Rathſchläge durcheinander.

„Nichts übereilen, und nichts verſäumen! das iſt meine Meinung," nahm Thüngen wieder das Wort.

„Der ich beipflichte!“ rief der Landmarſchall. „Wir dürfen weder als Feige fliehen, noch das Volk vor der Zeit ängſtlich machen. Beruft den Hofſchultheißen und die beiden Bürgermeiſter Erck und Groß, auch den Referendarius Schlehenrieth, daß wir mit ihnen rathſchlagen, was zunächſt zu thun ſey!“

Es war drei Uhr am Sonntag Nachmittag, als dieſem Rath Folge geleiſtet wurde. Die Gerufenen erſchienen, und Thüngen theilte den Bürgermeiſtern das Vernommene mit, und fragte ſie, wie es um die Thorwachen der Stadt beſchaffen ſei? Er ward berichtet, daß jedes der eilf offenen Thore täglich mit drei, des Nachts aber mit zwei geſchwornen Wächtern beſetzt ſei.

Ohne beſondern fürſtlichen Befehl konnten die Räthe eine Vermehrung der Wachen nicht anordnen. Es wurde daher den Bürgermeiſtern nur angedeutet, beſonders darauf Bedacht zu nehmen, daß die Wachen mit aufmerkſamen und treuen Leuten verſehen würden, bis man in Erfahrung gebracht, wo das Gerede hinaus wolle, was ja die nächſten Tage offenbaren müßten. Zugleich wurden acht Bürger mit Wehr auf das Schloß begehrt, welche Hülfe jedoch die Bürgermeiſter nicht ohne die übrigen Rathsverwandten zuſichern konnten.

Als die Bürgermeiſter ſich beurlaubt hatten, blieb die Verſammlung noch in bedenklichem Schweigen beieinander, in jener faſt rathloſen Stimmung, die eintritt, wenn drohender Gefahr mit gebundenen

Händen begegnet werden ſoll. Der Biſchof war ſtreng und herriſch, man wußte nicht, ob man ihm zu Willen anordnete; die Burg war ja auch ſo ziemlich geſichert, aber der kriegeriſch ſo gut als gar nicht bemannten Stadt dröhnte das ſchaurige: Hannibal ante portas ſtündlich vor den Ohren.

Es wurde endlich beſchloſſen, im Gebet die Hülfe des Himmels und der Schutzheiligen anzuflehen, doch beauftragte der umſichtige Thüngen, ehe er in die Kapelle ging, den Hofſchultheißen, in eigener Perſon von Thor zu Thor, von Wache zu Wache zu reiten, den Wachtmeiſtern beſonderes Achthaben einzuſchärfen, und die Wächter durch beſondere Vergnügung aufzumuntern. Später begab er ſich ſelbſt nebſt Siegmund Fuchs in ſeine ſtädtiſche Wohnung herab. Als der Hofſchultheiß ſeinen Auftrag vollzogen hatte, war es ſieben Uhr geworden; da ließ er beide Bürgermeiſter nach dem Grafeneckart, wie nach dem Thurm das Haus zum grünen Baum genannt wurde, darin die Rathsſtube war, entbieten, und zeigte ihnen an, daß er Befehl vom Hofe habe, einige Reiter und Fußknechte aus der Stadt zu ſchicken, damit ſie das Terrain recognoſciren und ſehen möchten, ob Gefahr im Anzuge. Abermals erſchienen die um das Stadtwohl beſorgten Bürgermeiſter, trafen auch mehrere der Viertelsmeiſter, und die verpflichteten Hauptleute der Stadt und des Stifts: Sebaſtian von Weingarten, Lorenz von Schwalbach und Ludwig Frank, die zum Theil der Meinung waren, es müßten viele Reiter vor die Thore, zum Theil aber auch der entgegengeſetzten, es dürfe die Stadt von ihrer geringen Beſatzung jetzt auf keine Weiſe entblößt werden. Noch waltete Unentſchiedenheit, als ein vorausgeſandter Reitknecht die freudige Nachricht brachte, der Biſchof nahe der Stadt. Bald darauf kam Friedrich von Wirsberg mit ſtattlichem Gefolge von Karlſtadt an, und die Beſorgten athmeten freier, ſie gaben ſich dem ſchönen vertrauenden Glauben hin, der Landesherr werde ſeine bedrohte Stadt zu ſchützen wiſſen.

Kaum war der Fürſt in ſeiner Reſidenz angelangt, als er von dem Stand der Dinge in Kenntniß geſetzt wurde. Seine Räthe hatten ihm nicht genug gethan. Eilig berief er die Hauptleute auf den Frauenberg, nahm ſie in höchſteigner Perſon nochmals in Pflicht, befahl ihnen, alle Wachen zu verſtärken, die Bürger ſelbſt zu ermahnen, auf der Hut zu ſein, und ihre Wehr in Stand zu halten, auch einen Haufen die Nacht hindurch in Waffen um ſich zu ſchaaren, und wo möglich, einige Kundſchafter auszuſenden. Drei Eilboten jagten, ehe eine Stunde verging, in die Aemter Karlſtadt, Lauda und Reichelsberg mit den fürſtlichen Befehlen an die Amtleute, am andern Tage auserleſene Hakenſchützen nach der Reſidenz zu ſenden, ſoviel deren nur aufgeboten werden könnten.

Die Hauptleute kamen wieder in die Stadt, und befahlen den zum Theil noch verſammelten Häuptern der Bürgerſchaft, drei Spione als Metzgergeſellen verkleidet, mit ihren Hunden aufs Feld zu ſchicken. Dieſe drei Männer wurden im Sankt Burkhards-Viertel requirirt, und, um kein Stadtthor öffnen zu müſſen, in einem Nachen über den Main geſchifft, und in der Nähe der Stadt ausgeſetzt. Als das geſchehen war, riefen die Wächter eine Stunde vor Mitternacht.

Es war eine ſchaurigkühle, regendrohende Nacht. Der Wind blies heftig; er trillte die Wetterfahnen, daß ſie melancholiſche Lieder ſangen, und jagte zerriſſene Wolken unter einzelnen matt durch die Trübe glimmenden Sternen hin. Vom erſten Mondviertel, das dem Untergang ganz nahe war, machte nur noch ein matter Schimmer den Himmel und die Erde ein wenig hell, eine zweifelhafte, unheimliche Helle. Die Hauptleute fühlten keinen Beruf, von Haus zu Haus zu gehen, und die Bürger zur Munterkeit zu ermahnen; ſie gingen in den grünen Baum.

In der wohldurchheizten Wachtſtube im grünen Baum waren gegen dreißig bewehrte Bürger beiſammen. Dieſe wachten Alle und erhielten ſich munter mit Trinken und Singen. Die Hauptleute, der Hofſchultheiß, ein Abgeordneter des Rathes und einer der Gemeinde ſaßen mitten unter ihnen, und letztere gaben ſich ein gewiſſes Anſehen, hier als Stadtverordnete gleichſam präſidiren zu können. Es ward ihnen von den Hauptleuten Weingarten und Schwalbach zumal gar wacker zugetrunken, ſo daß ihnen vom alten Stein- und Leiſtengewächs ſchier die Häupter ſchwer waren, als es gegen drei Uhr Morgens kam. Die Ruhe der Stadt blieb gänzlich ungeſtört, und ſo begannen die müden Vaterlandsvertheidiger ſich von den harten Bänken der Wachtſtube hinweg zu ſehnen in das warme Bett. Es wurde einer nach dem andern ſtill, manche ſchliefen, andere wachten noch fröſtelnd; es war kühl geworden, das Feuer im Ofen war ausgegangen.

Allmählig wurden ſehnſüchtige Wünſche laut: „Wir könnten uns getroſt aufs Ohr legen! Es wird kein Feind kommen, geht ja ſchon auf den Tag los! Hört ihr? Die Hähne krähen bereits! Schrie der Wächter nicht eben vier Uhr?“

„Es war drei,“ antwortete der wachſame Hauptmann Frank dieſer letzten Frage.

„Nein, es war vier!“ widerſprachen ſeine beiden Kameraden.

„Drei oder vier! Mich ſchläfert!“ gähnte der Viertelsmeiſter.

„Ich gehe heim!“ dehnte ſich der Spitalmeiſter und Gemeindeabgeordneter, nach dem Stocke greifend: „Wer klug iſt, macht's wie ich!“

Der Aufbruch der tapfern Beſatzung erfolgte langſam; allmählig wurde die Stube leer; einer nach dem andern ſchlich ſich fort, die noch zurückbleibenden Wächter waren — Schlafende. Es war erſt drei Uhr.

Die Mitternachtsſtunde war nahe; matter, dämmernder Mondſchein goß noch ſein geſpenſtiges Zwielicht auf die fränkiſchen Fluren. Auf der Hochebene, über welche die Straße in der Nähe von Unterbleichfeld und Opferbaum nach Würzburg zieht, war es geheimnißvoll lebendig; einzelne Lichter ſchienen irrwiſchähnlich über die abgeärnteten Felder zu ſchweben. Ein Wanderer, der des Wegs gekommen wäre, hätte wohl da und dort die Schritte vieler Gehenden, aber keinen Laut der Menſchenſtimme vernommen, dann hätte er vielleicht ganze Reihen Gewappneter in ſtummer Haltung erblickt, er hätte Reiterſchaaren hoch zu Roß geſehen, in weißgebleichten Regenmänteln, den Hufſchlag ungeduldiger Roſſe, einzelnes Schnauben und Wiehern gehört, und wäre vor ſolcher ungeahnten und ungewohnten Erſcheinung ſich bekreuzend, ſcheu entwichen und die Straße entlang geſchritten, wenn ſolche Flucht vergönnt worden wäre.

Auf einer Anhöhe, nahe dem Weg, hielt Wilhelm von Grumbach mit Moritz ganz allein, abgeſondert von den Freunden, doch ihrer harrend, und beide waren von mächtigen Gefühlen und Erinnerungen beſtürmt. Hier lag Beider Jugendland, von bleichem Licht umflort; herbſtlichöde die erſtorbene Flur, die ſie ſo oft in ihrer blühenden Schöne, in ihrer Fruchtfülle durchritten oder durchwandelt. Dort drunten ſchattete Nacht über den weißen Häuſern von Bleichfeld, grau hob ſich die große ſteinerne Kemnate aus einem waſſergefüllten Wallgraben, kein

Licht brannte mehr darin. Eine Viertelſtunde davon, drüben rechts, waren noch durch die nebelhafte Düſterniß der Herbſtnacht die Umriſſe von Burggrumbach wie ein Geiſterbau auf dem Hügel über dem Dorfe gleiches Namens erkennbar. Der Herbſtwind ſtrich pfeifend über die Stoppelfelder, und wie das Wellenrauſchen eines fernen Meeres trug ſein Flügel ein dumpfes Getöſe vom Walde Gramſchatz herüber.

Grumbach athmete tiefſeufzend auf, und fragte ſeinen ſchweigenden Gefährten: „Was denkſt Du, Moritz?“

„Ich denke der alten Zeit;“ erwiederte der: „ich denke, daß Ihr eigentlich der Herr des Bodens ſeid, auf dem wir halten. Drüben liegt Euer Stammhaus, dort drunten liegt das Haus, daraus man zuletzt Eure Hausfrau trieb, und dort nach Weſten, wo der blaſſe Schein am Himmel ſchwimmt, liegt Euer ſchönes ſtolzes Rimpar, das verwaiſt iſt, darin nur die Schatten Eurer Ahnen traurig wandeln, und traurig den gefallenen Enkel ſuchen.“

„Der Enkel wird vom Fall ſich erheben, Moritz! bei der Kraft Gottes, das wird er!“ rief der Ritter bewegt, doch nicht heftig aus. „Ich komme! ich komme! Der Biſchof gäbe ſein halbes Herzogthum darum, könnte er den Namen Grumbach austilgen, aber das kann er nicht! Dieſe Burg meiner Väter dort drüben wird Grumbach heißen, das Dorf wird Grumbach heißen, ſo lange noch dort ein Stein auf dem andern ſteht, und wenn keiner mehr, ſo wird noch die Wüſtung unſern Namen, den Namen eines verwüſteten Geſchlechts, der Nachwelt überliefern. O Moritz, mein guter, theurer, treuer Schweſterſohn, wie Unrecht hat man mir gethan, auf welche Wege hat man mich gezwungen! — Aber hierher, gerade hierher mußte mein Stern mich führen, ich ſtehe am rechten Platz! Ich ſtehe auf meinem Erbe, meinem Eigenthum, das ich zurückfordern will, und mein wird es ſein, ehe die wachſende Scheibe des Mondes ſich füllt. Mein Sohn ſoll feſtlichen Einzug halten in die Burg zu Rimpar, und in der Kirche dort wollen wir ein ſtattliches Epitaphium errichten, für unſere Geſchiedene, die verſöhnt und in Frieden ruht. Wir aber kehren zurück, zu unſerm hohen Freund, doch nicht als heimathloſe Bettler. Ich will ihm ſeine Liebe zu mir vergelten, ich will ihm lohnen, wie ein König."

Moritz ſchwieg zu dieſer Rede. Während die lange Vergangenheit an ſeinem Gedächtniß vorüberzog, während er gedachte, was er ſelbſt erlitten, erduldet, erhofft, und wie wenig ihm von dem Erhofften zu Theil geworden war, konnte er auch jetzt dem hoffnungreichen Gedankenflug ſeines Erziehers nicht folgen. Für ihn war auch die Zukunft ſo ſchwarz, wie die Nacht, die jetzt, nachdem der letzte Mondesglanz erblichen war, wie ein rieſiger Mantel über der Erde ſchattete.

Grumbach gefiel ſich in der Stimmung, die ſeine Thatkraft anſpornte. Er ſah ſich ſtolz mit dem alten Glanz umgeben, wo er als Marſchall befohlen in der Biſchofreſidenz, er ſah ſich wieder ſo wie einſt, als er Zeitgenoſſe kriegeriſcher Fürſten war. Albrechts bewegte Zeit trat vor ihn, die ſchmetternde Tuba in der Hand; er fühlte ſeine Fauſt aufs Neue erſtarkt, nach manchem Tag des Siechthums, Muth ſchwellte ſeine Adern; er zog ſein Schwert, er ſtieß in ein Heerhorn von Elfenbein, das an ſeiner Seite hing.

Und in lang gehaltenen Tönen ſchien ein vielſtimmiges Echo dem Signalruf zu antworten. Der Lichter wurden mehr, Reiter galoppirten heran, das Feldgeſchrei erſcholl da, erſcholl dort, und wie aus dem Boden gewachſen, wimmelten Krieger von allen Seiten heran.

Mandelslohe, Stein, Zedwitz und die andern Führer umgaben den düſtern Feldherrn, der den Kommandoſtab in der Hand, würdevoll auf einem großen frieſiſchen Hengſte ſaß.

„Es iſt Zeit!“ ſprach er. „Jetzt raſch und dran! Laßt ſechs Reiterfahnen fliegen. Auf dem Grünberg machen wir noch einmal Halt, dort will ich zu der Mannſchaft reden! Vorwärts!“

Der Zug ordnete ſich ſchnell, und ging die Straße entlang. Die verbündeten Hauptleute ritten im Geſpräche mäßigen Schritt. Alle bauten Hoffnungen auf dieſe kühne abenteuerliche Expedition, doch Manchem ſchlug auch furchtbewegt das Herz. Es waren nicht blos die Männer, welche Forderungen an das Stift hatten, und ſich von dieſem vom Recht gedrängt und verfolgt ſahen, es waren auch noch Verwandte des Ritters dabei, die unbekannt bleiben wollten. Männer und Jünglinge, die noch an Grumbachs Stern glaubten. Andere hatten ihm Reiſige und Diener zugeſandt, und ſo ihre Anhänglichkeit an ihn, ihre Ergebenheit, die ſie nicht öffentlich zu zeigen wagten, heimlich bethätigt. Es war ein kleines Heer von achthundert bis tauſend Mann, das kampfluſtig gen Würzburg zog.

Auf dem Grünberge, wo ein Buſchwald ſich damals ausbreitete, bevor der Wanderer die Stadt und das ſchöne Stromthal frei überblickte, ward ein großer Kreis geſchloſſen, nachdem eine Zeitlang vorher die Fackeln bis auf zwei ausgelöſcht waren, die bisher den Weg beleuchtet.

Grumbach hielt mitten im Ring, die zwei Fackelträger vor ihm, um ihn gruppirt hingen nachläſſig die bärtigen Hauptleute in ihren Regenmänteln auf den Pferden, groteske verwitterte Geſtalten, rundum ſtanden dicht geſchaart Reiter und Fußknechte, die Vorderſten grell beleuchtet, die tiefer Stehenden im nachtſchwarzen Dunkel. Die ſechs Standarten flaggten an ihren Lanzenſtäben, geſpenſtiſch vom Nachwind bewegt, über den Häuptern der großen kriegeriſchen Gruppe. Ringsum aber waren in halbe Stundenweite Späher ausgeſandt, alles Verdächtige abzuhalten. Es wurde ſtill, und Grumbach, hochaufgerichtet im Sattel, ſprach mit lauter Stimme das Folgende zu den um ihn Verſammelten.

„Liebe Freunde! Mancher iſt unter euch, der noch nicht weiß, wohin ich zu ziehen gedenke, und welches mein Vorhaben. Dem will ich es mit kurzen Worten ſagen. Ich ſowohl, als meine Vettern und Mitverwandten, ſind vom Biſchof zu Würzburg und ſeinem Kapitel ſchmählich um das Unſrige gebracht und beſtohlen worden. Vergebens haben wir geklagt beim Kaiſer und Reich, wir haben nichts wieder erhalten können. So wollen wir es uns nun holen mit Gottes Hülfe! Wir haben es nicht mit der Stadt, nicht mit den Einwohnern zu thun, nur mit den Pfaffen! Deshalb ergeht unſer ſtrenger Befehl, daß Keiner unter euch Hand anlegt an eines Bürgers Hab und Gut, bei Strafe ſeines Leibes und Lebens. Das ſoll auch zugerufen und angeſagt werden, ſobald die Stadt unſer iſt. Nur wer mit gewaffneter Hand uns entgegentritt, wird als Feind behandelt. Jeder breche ſich einen Eichenbuſch ab, und ſtecke den auf den Hut, als ein Sinnbild der Hoffnung. Wir ziehen uns in aller Stille hinab nach dem Bleicherthor, die Kundſchafter ſind voraus, auch etliche Zimmerer mit Sägen und Winden. Jedem unter euch ſoll ein reichlicher Beutepfennig werden, das verſprechen wir euch bei ritterlichen Ehren, auch gutes Quartier; ihr habt lange zu Roß geſeſſen, ihr habt einen ſtarken Marſch gemacht! Haltet nur noch ein Paar Stunden aus, dann ſollt ihr Raſt finden und alles vollauf! Muthig voran, tapfere Männer! Gott mit uns! ſei unſere Loſung!“

„Gott mit uns!“ murmelte es gedämpft durch die Reihen, und ſo geräuſchlos als möglich zog die Mannſchaft hinter dem Stift Haug bis zur Ziegelhütte, der Nähe des Bleicherthores zu, und ſtellte ſich dort ruhig und erwartungsvoll auf. Die Wächter in der Stadt riefen die dritte Stunde. Die Flur war todtenſtill, es fing an ſanft zu regnen.

Der Main war in dieſer Zeit, da die trockene Witterung langanhaltend geweſen war, ſehr klein, und konnte ohne Gefahr am dieſſeitigen Ufer durchritten, ſelbſt durchwatet werden. Dieß geſchah auch von dem vorausgeſandten Trupp in aller Stille; es bedurfte jedoch nur einer kleinen Strecke des Ganges im Waſſer in der Nähe des Bleicherthores, wo ein ſchmaler Arm des Stromes ſich in den Stadtgraben erſtreckte, ſo ward wieder feſter Boden gewonnen, und nach wenigen Schritten das ſogenannte Roththor erreicht, ein niedriges Pförtchen unter einem rothen Thurme, deſſen Thüre von doppelten, mit ſtarken Nägeln belegten Bohlen noch mit einem Balken verſchloſſen, und gar nicht bewacht war. Bald war der Balken durchſägt, und mit der angeſetzten Winde die Pforte aus den Angeln gehoben, und jetzt erſt vernahm ein Nachtwächter das Geräuſch und rief Lärm.

Jetzt zeterte ein Geſchrei durch die Stadt: „Der Feind! der Feind!“ Jetzt ſchlug der Thurmwächter auf dem Grafeneckart an die Sturmglocke, und bald „Feinde!“ bald „Feuer!“ johlte es durch alle Straßen, daß mancher Bürger zur Wehr griff und ſeinem Hauſe enteilte; durch das rothe Thor aber quoll unaufhaltſam wie unaufgehalten Rotte auf Rotte herein, Reiter ſprengten durch die nun überall lichthell werdenden Straßen und ſchrieen: „Ihr Bürger!

bleibt in euern Häuſern! Nur mit den Pfaffen haben wir's zu thun, nicht mit euch! Euer Keinem ſoll ein Leid widerfahren!“

Und „Gott mit uns!“ durchſcholl es laut und tumultuariſch die Kreuzgaſſe, „Gott mit uns!“ rief es durch die Domgaſſe! „Gott mit uns!“ bald in allen Hauptſtraßen und auf den öffentlichen Plätzen. Trommeln wirbelten, Schüſſe krachten, Menſchen wälzten ſich im Blut. Einige Muthige, die die überrumpelte Stadt vertheidigen wollten, büßten ihren Patriotismus mit dem Leben. Fackeln entzündeten ſich an Fackeln, und ergoſſen in der tiefdunkeln Nacht eine ſchaurige Helle. Auch auf der Burg ward jetzt Lärm, man glaubte, es ſei Feuer, getäuſcht durch den Fackelſchein und Qualm; die Lärmkanonen donnerten. Der Biſchof ward geweckt, es ward herabgeſandt, was es gäbe, doch jetzt ſchwieg plötzlich das Sturmgeläute, ſchwieg das Schießen. Den fragend aus St. Burkarts Viertel Nahenden ward keine Antwort, der Brückenthurm war feſt verſchloſſen, und die Brücke war bereits von Grumbachs Leuten beſetzt. Zornig blickte Wirsberg herab auf ſeine Stadt, er ſahe Fackeln und Laternen am rothen Thor, in das immer noch die Nachziehenden ſich drängten, und gab Befehl, nach dieſem Thore mit dem Geſchütz zu feuern, da ſchwanden die Lichter hinweg, und die Kanonen verſtummten, denn ein Feuern planlos in die Finſterniß hinein konnte nicht frommen.

Der klug gewählte Zuruf und das blutige Beiſpiel des erſten Angriffs veranlaßte die Bürgerſchaft, ſich ruhig zu verhalten. Auch die in alle Straßen rottenweiſe unter den Führern ſich vertheilenden Truppen blieben ſtill. Grumbach ritt, von ſeinen Freunden umgeben, über den Markt, und ließ beim Hofe des alten Siegmund Fuchs einen Trompeter blaſen, worauf er rief: „Herr Siegmund! Jetzt komme ich! Habt mir das Meine lange genug aufgehoben! Jetzt will ich's holen!“ Auch vor dem Hauſe Andreas von Thüngen geſchah ein Gleiches, mit dem Gebot an ihn, hinter dem Domſtift zu erſcheinen. Ein anderer Trompeter entbot die Bürgermeiſter, noch andere riefen den rings ängſtlich der Wendung der Dinge lauſchenden Bürgern den Befehl zu, ihre Waffen hinter dem Dom alsbald abzuliefern. Die Stiftshauptleute aber waren beim erſten Lärmſchrei aus dem grünen Baum geeilt, hatten zwar nach Wache gerufen, auch einiges Geſchrei — allein bald darauf ſich unſichtbar gemacht. Sebaſtian von Weingarten und Lorenz von Schmalbach entwichen, wie es ſchien, im Einverſtändniſſe mit den Eroberern, Ludwig Frank aber, der dem Stift Getreue, entfloh zwar auch aus der Stadt, doch ſetzte er bei Heidingsfeld über einen Nachen und kam auf die Burg.

Der Platz hinter dem hohen Domſtift gewährte den beſten Schutz, wenn es ja der Beſatzung des Marienbergs hätte einfallen wollen, die Stadt zu beſchießen. Dort hielt der Feldherr, von ſeinem Stabe umgeben, und wartete der Ankunft derer, die er an dieſen Platz berufen laſſen. Es war ihm zu Sinne, als träume er einen großen, kühnen Traum, ſo unerwartet ſah er ſich am Ziel ſeiner Wünſche, im Herzen der Stadt, mit Schrecken zwar, aber auch mit Demuth begrüßt.

Der ganze geräumige Platz war fackelhell und von zwei Schwadronen Reitern ſo umſtellt, daß in der Mitte Raum blieb für die nun beginnende ernſte Verhandlung. Der erſte Bürgermeiſter hatte mit Zittern und Zagen noch einige der Rathsmitglieder berufen laſſen, und erſchien, dem an ihn ergangenen Befehl gehorſam. Die Kapitelherren ſäumten noch, auch wartete Grumbach deren Ankunft nicht ab, ſondern rief den Vorſtehern der Bürgerſchaft laut und vernehmlich zu: „Ich bin nun in das elfte Jahr von meinen väterlichen Gütern wider Gott, Ehre und Billigkeit vertrieben! Und das allein darum, weil ich einem frommen Herrn gedient, von dem ich nicht weichen und wanken wollte. Für und für und Tag und Nacht iſt bisher mir und den Meinigen nach Leib und Leben, Gut und Blut und Ehre getrachtet werden! Einen Theil meiner Anverwandten und Unterthanen hat man geköpft, geviertheilt, vergiftet! Jetzt hat Gott und das Glück eure Stadt in meine Hand gegeben, und widerſtandlos ſeid ihr in meiner Gewalt. Achthundert Reiſige ſind mir gefolgt, dreifach ſo viele kommen noch nach. Und das iſt nun mein ernſtlicher Wille und Befehl an euch: zum Erſten: überantwortet ihr auf der Stelle die Schlüſſel zu allen Thoren in meine Hand! Zum

Andern: liefert die Bürgerſchaft alle ihr Gewehr ab! Zum Dritten: gelobt, ſchwört und huldigt ſie mir! Zum Vierten und Letzten: zeigt ihr bei Eide an, welche Perſonen droben zu Hof ſich verhalten! Wollt ihr das nicht ungeſäumt thun, wollt ihr Widerſtand leiſten, ſo wird die Stadt geplündert und verbrannt, und Jung und Alt erſtochen oder erſchoſſen, denn ſo haben wir es unter einander gelobt und feſt beſchloſſen!“

Mit ſchreckenbleichen Angeſichtern hörte der Stadtrath dieſe Rede, und Eck beantwortete ſie mit Zagen: „Euer Begehren an uns, Ehrenfeſter und Geſtrenger — läuft ſo ſehr gegen unſern Eid und unſere Pflicht, daß deſſen Befolgung uns zu meineidigen und treuloſen Leuten machen müßte. Wir bitten Euch zum höchſten und um Gottes Willen, bedenket das und erlaßt uns ſolch hartes Anſinnen.“

Um Grumbachs Lippen zuckte ein grimmiges Lächeln; ein Murren ward vernommen von den trotzigen Hauptleuten um ihn her, und er ſprach: „Das Bedenken iſt an euch, und zwar kurzes! Ihr ſeht vor Augen, daß ihr überwältigt ſeid, und nicht aus meiner Hand könnt! Es kann nicht anders ſein, ihr müßt den Weg wandeln, den ich euch gezeigt.“

Auf dieſe Worte baten die Rathsverwandten flehentlich, es ihnen nicht zu verargen, daß ſie ihre Eide und Pflichten bedächten, und ihnen zu erlauben, ſich bei einem oder dem andern der Kapitelsherren Raths zu erholen, was hier zu thun, um nicht auf ihr Haupt allein die Verantwortung zu nehmen. Dieſe Bitte fand Gewährung, und der ganze Trupp der Anführer mit einem Theil der Reiter, die Vorgeladenen wie Gefangene in der Mitte führend, verfügte ſich nach dem Hauſe des Seniors von Thüngen, wohin auch der alte Siegmund Fuchs ernſtlich gefordert wurde.

Andreas trat den unwillkommenen Gäſten mit Würde entgegen. Er zeigte keinen Schreck, keine Furcht. Sein Befehl entbot den Referendar Schlehenrieth, einige Licentiaten und den Hofſchultheißen, um deſto mehr Zeugen ſeines Handelns zu haben, und dem Akt, den er vorausſah, die amtliche Förmlichkeit nicht fehlen zu laſſen. Dann trat er zu Grumbach, der zu Roß im Domherrnhofe des von Thüngen halten blieb, und hörte an, was dieſer ihm ſagte. Es war in kurzen Worten daſſelbe, was er zu den Bürgermeiſtern geſprochen. Thüngen antwortete nicht darauf, ſondern bat, abzuſteigen, hinauf in die Zimmer zu gehen, und dort das Weitere zu beſprechen.

Grumbach ſtieg nebſt Stein und Mandelslohe ab, ein Wink des erſten ermahnte Zedwitz und Picht, auf ihrer Hut zu ſein; dieſe blieben zu Pferde halten.

Jetzt kam Schlehenrieth, der Referendarius gelaufen. Andreas winkte ihn zu ſich heran, Grumbach aber erblickte ihn nicht ſobald, als er mit zorniger Stimme ihn anrief: „Ha, Schlehenrieth! Ihr habt mir hier mein Haus verderben, habt meine

Hausfrau aus ihrem Witthum ausgeboten! Jetzt werde ich mit Euch reden!“

Erſchreckt ſtammelte der Referendar: „Edler — Ehrenfeſter — Geſtrenger Herr Oberſt, günſtiger Junker! Euer Edlen wollen mir günſtigſt verzeihen. Ihr ſeid unwirſch berichtet worden! Ich habe ſolches nicht gethan! Hätte ich's jedoch gethan, ſo wäre es geſchehen von einem Diener, nach Pflichten und hohen Befehlen, werdet deshalb mir gnädiglich es nicht im Unguten entgelten laſſen!“

Grumbach würdigte dieſen Mann keines weitern Wortes, er ſchritt feſten Schrittes in die Stube des Seniors, er wiederholte nochmals ſeine Befehle, und als der Bürgermeiſter die vorhinnige Ausflucht abermals mit dem Zuſatz anbrachte, daß ſie keine neue Huldigung thun könnten, bevor ſie ihres Eides gegen ihren Fürſten entbunden wären, auch die Senioren mit Lamentationen einfielen, da riefen Stein und Mandelslohe ungeduldig: „Wollen ſich die Herren nicht geben, ſo laß uns kurzen Prozeß machen! Es bedarf ſo viel Weſens nicht!“

Und Grumbach, mit einem Handwink jene zum Schweigen bringend, ſprach: „Liebe Herren, ſpart die Reden. Es muß, es muß ſo ſein, wie ich's haben will! Meine Reiter ſitzen nun zum Theil achtundzwanzig Stunden auf den Pferden. Kommen ſie herunter als Feinde, ſo wirds nicht gut, und ich ſtehe für nichts mehr. Seid treulich im Guten gewarnt, ich bin ja nicht euer Feind. Kommt her, und leiſtet, einer nach dem Andern, in meine Hand den Eid der Huldigung.“

In höchſter Angſt ſeines Gewiſſens nahm nochmals der wackre Bürgermeiſter das Wort, und ſprach: „Ich und mein Mit-Raths-Freund wiſſen's nicht zu thun! Bitten Euch um Gottes Willen! Wenn die Herren Senioren es uns gebieten, dann wollen wir's thun, wenn auch widerwillig als arme Unterthanen!“

Grumbach verharrte im drohenden Schweigen; die Senioren beſprachen ſich flüſternd, und gaben Schlebenrieth ebenſo einen Auftrag. Dieſer trat demüthiglich vor, und ſtellte in wohlgeſetzten Worten die Bitte, es möge ſo viel Zeit vergönnt werden, hinauf nach Hofe zu ſenden, um einen Beſchluß vom Fürſtbiſchof zu holen.

„Ihr müßt mich für verrückt halten!“ donnerte jetzt Grumbach heftig gegen die Kapitelherren und Stadträthe. „Stehen wir hier als eure Sieger oder als eure Narren? Was hält uns ab, euch das Schwert durch die Gurgel zu rennen? Euer verruchtes Pfaffenneſt ſammt allen Inſaſſen in Staub und Aſche zu brennen? Was thätet ihr Diebe, ihr Meuchelmörder, wenn wir ſo vor euch ſtünden, wie ihr vor uns? Würdet ihr uns ſo langmüthig Gehör und Geduld ſchenken, wie wir bis jetzt Euch gethan? Raſch entſchloſſen, ſonſt bei Gottes Kraft! thue ich, was mich ſpäter reuen könnte.“

„Wohlan denn!“ ſprach Andreas von Thüngen mit traurigem Ernſt. „Wir zwei alte Männer ſind vom ganzen Kapitel allein hier, wir ſind zu ohnmächtig, Euern Willen zu hindern. Nehmt von den Rathsverwandten die Huldigung, wenn dieſe ſie leiſten wollen!“ Und zu den Bürgermeiſtern ſprach er: „Gehorcht der Uebermacht! Wir ſind Zeuge, daß ihr es thut mit offener Proteſtation, daß nur äußerſte Noth und Zwang euch dazu bringen.“

„Solches Zeugniß geben wir euch ſelbſt, liebe Männer,“ ſprach Grumbach ruhiger: „Euch ſoll durch uns kein Schaden erwachſen, kein Vorwurf von euerm Fürſten ſoll euch treffen. Ihr gebt nach dem Recht der Gewalt, und euer Wille braucht nicht bei dem zu ſeyn, was ihr thun müßt.“

Die Bürgermeiſter, der Hofſchultheiß und die Räthe traten herzu, ſie gelobten mit Mund und Handſchlag unter üblichen Formeln in Grumbachs Hand. Es wurden die Schlüſſel aller Thore gebracht, und die Orte beſtimmt, wo die Bürgerſchaft ihre Waffen an die neuen Herren der Stadt abliefern ſollte.

Jetzt richtete Grumbach wiederum ſeine Rede an die Senioren des Kapitels, durch ſeine Gefährten veranlaßt; er begehrte von beiden das Gelübde, nicht aus der Stadt, nicht aus ihren Wohnungen zu weichen, nichts von ihrer Habe zu bergen. Sie wollten nicht. Grumbach ſtampfte wüthend mit dem beſpornten Fuße, daß alle Wände zitterten. Jetzt gehorchten ſie und gelobten. Die Verhandlung war zu Ende. Die Thore wurden bemannt und bewacht, das rothe Thor wurde ganz mit Erde zugefüllt. Die Truppen quartirten ſich ein, wo es ihnen beliebte, die Führer wählten die bequemen, mit allem, was nach langem Marſch leiblich erfreuen und erquicken konnte, wohlverſehenen Höfe der Domherrn, und Grumbach ſprach lächelnd zu Stein und Mandelslohe, als er von ihnen ſich zu guter Nacht beurlaubte:

„Ich gehe in die Domprobſtei, da weiß ich, daß der Vogel nicht daheim im Neſt. Ich hab' ihn im Kloſter Wechterswinkel erwiſcht, und in Koburg eingekäficht. Will ſehen, wie ſich's ſchläft im weichen Pfaffenbett. Hoffe und wünſche, wohl zu ruhen!“ —

Droben auf der feſten Marienburg zitterte der Biſchof, wie bei ſeinen Vorgängern ſchon öfter der Fall geweſen. Er berief die anweſenden Kapitelherren zu einer kurzen Berathung. Zagen führte den Vorſitz darin, und Bangigkeit war Beiſitzer. Es wäre ja möglich, daß Grumbach mit vielen Tauſenden angerückt ſei, daß er die Burg belagere, und den Biſchof finge; das mußte vermieden werden. Im tiefen Dunkel der Nacht, während drunten in der bedrängten Stadt die würdigen Senioren des Kapitels mit Gefahr ihres Lebens ſtandhaft blieben ſo lange wie möglich, während die Geiſel Gottes aus nachtſchwarzer Wolke verderbendrohend über der Stadt hing, ritt mit vierzehn Lieblingen, darunter auch Georg von Sainsheim und Michel von Lichtenſtein, der Fürſtbiſchof von Würzburg, der Herzog von Franken, verſtohlen aus der ſichern, unangefochtenen Feſte, angeblich, um Hülfe zu holen, und nahm den eiligen Fluchtweg nach dem befreundeten und verbündeten Nürnberg zu, und dann nach Mergentheim zum Deutſchordensmeiſter.

Viertes Kapitel.

Der Morgen des fünften Octobers, ein Dienſtag, brach geräuſchvoll in Würzburg an. Grumbach hatte nur einige Stunden geſchlummert; der ruhloſe Mann ſagte ſich ſelbſt, wie koſtbar für ihn die Zeit, und daß die Gelegenheit beim Schopf zu erfaſſen ſei. In aller Frühe begab er ſich zu Andreas von Thüngens Hofe, der wieder den Referendarius und den Syndicus berufen ließ, und bat ſich zum Frühſtück, denn des Domprobſts Haushälterin war flüchtig geworden, und der Eroberer hatte keine Köche mitgebracht.

Der Koch des Seniors trug ein Morgenſüpplein von Würzwein auf, und Gebratenes. Mit ſoviel Freundlichkeit, als in ſeiner Situation möglich war, nöthigte der unfreiwillige Wirth zum Zulangen. Grumbach blickte ihn mit ſeinen ſcharfen, mißtrauenden Augen an, und ſprach: „Kredenzet mir's, Herr Senior. Ich weiß von ſolchen Süpplein ſo manch bedenkliches Beiſpiel, daß ich Bedenken trage, unbedacht zu genießen.“

„Solch böslichen Argwohn, der nur in Euerm Gemüthe wurzeln kann, vergebe Euch Gott, Gevatter Wilhelm!“ ſprach Andreas. „Er iſt nicht edel, ich habe mich nie mit giftmiſcheriſchen Künſten beſchäftigt.“ Dabei koſtete er reichlich die Speiſen, und Grumbach aß nun, ohne etwas auf dieſe Rede zu erwiedern. Der alte Mann aber war alterirt und ſchmerzbewegt, und ſprach zu Grumbach: „Ihr wißt, Wilhelm, ich habe einen blöden Kopf. Wollt deshalb dem Referendar Schlebenrieth, den ich wieder habe rufen laſſen, Eure Meinung kund thun.“ — Mit einem verächtlichen Seitenblick auf den Genannten begann nun unterm Eſſen der Ritter: „Liebe Herren, ich bin nun nach jahrelanger Irrung mit dem Stift, um meiner Güter willen hier, die mir ſo unbillig genommen und vorenthalten worden, wie der weitläufige Schrifthandel ausgibt. Da mir nun Kaiſer und Reich, Könige und Kurfürſten, auch andere Fürſten und Reichspotentaten nicht helfen können, weil das Stift auf keine Weiſe Vernunft annimmt, und ich darüber zum völligen Bettler faſt geworden, ſo habe ich mich mit manchem Ehrlichen von Adel und andern guten und feſten Männern verbunden, die jetzt mit mir hier ſind, um mein Heil zu verſuchen. Gott hat mir das Glück in die Hand gegeben, die Stadt einzubekommen, und ich habe mich mit meinen Gefährten verbunden und verſchworen, unſern Leib und unſer Blut, denn an Gut habe ich nichts mehr, bis auf den letzten Mann einzuſetzen, die Sache gerathe nun, wie ſie wolle!“

Die Zuhörer gaben durch beredte Zeichen ihr Entſetzen ob dieſer Rede kund, Grumbach bemerkte es, und fuhr beruhigend fort: „Ich muß bekennen, daß ich um des von mir immer noch geliebten Vaterlandes, und um gemeiner Chriſtenheit Willen, deren Verderben ich nicht wünſche, auch weil ich wohl bedacht, daß ich eine Seele habe, die Gott einſt zur Rechenſchaft ziehen wird, und deren Heil ich zu ſuchen habe, ich, wenn das Stift ſich mit mir wegen meiner Güter vertragen will, meine Mitverwandten zu bewegen hoffe, daß ſie abſtehen von dem beſchloſſenen Vorhaben; wo aber nicht, ſo wird die Sache dahin gedeihen, daß die Stadt Würzburg heimgeſucht wird mit Mord und Plünderung, Sengen und Brennen, daß kein Stein auf dem andern bleibt, und daß wir durch das ganze Hochſtift ein furchtbar blutiges Kreuz ziehen! Aber Gott der Allmächtige ſei mein Zeuge, daß mein Herz dieſes nicht begehrt, und daß ich ſelbſt gern ſolches Unheil viel lieber abwenden helfen will, wie ich auch ſchon früher gethan, dafür ich hernach den Dank des Teufels im vollſten Maaß empfangen und eingeärntet!“

Stumm und betreten ſaßen der Senior, der

Referendar, der Syndicus, und drehten die Augen gen Himmel.

„Was man nun thun will, das thue man bald,“ fuhr der Sprechende fort: „ſonſt wird der Handel von Tage zu Tage mächtig ſchlimmer. Auch bilde man ſich nicht ein, daß die Stadt vom Lande aus werde entſetzt werden, oder daß der Herr Biſchof helfen könne. Dieſer tapfere Mann iſt bei Nacht und Nebel von der Feſte entwichen, mit dem Haſenpanier. Er wird traun ein großes Heer unter dieſer Fahne herbeiführen. Mir aber möcht ihr glauben, daß, ſo wahr Gott lebt, mir zweier großer Herren Hülfe zugeſagt iſt, mit ſiebzehn Fähnlein Fußknechten und dreitauſend Reitern, die werden da ſein, wenn ich winke, wie ein geſchwindes Wetter. Ich gebe euch zu bedenken, in welchen Schaden dadurch das Stift kommen werde, den ich ihm jedoch nicht gönne. So will ich euch treulich gewarnt haben!“

Mit der zitternden Stimme des Alters nahm Thüngen hierauf das Wort: „Möchtet Ihr nicht Eure Forderung ſchriftlich übergeben, daß wir ſie hinauf nach Hof ſchicken, und um Antwort anhalten? Ihr ſehet doch ein, daß unſre Zuſtimmung allein Euch nicht fördern kann!“

„Ich habe mein Lebtag genug geſchrieben und ſchreiben laſſen!“ entgegnete Grumbach: „ich bin ſchreibensmüde. Ich hab's geſagt, ihr habt's vernommen; an euch iſt's, hinauf zu berichten. Meine Feder hängt an meiner Seite, und iſt ſcharf geung geſpitzt hinter die härteſten Ohren etwas zu ſchreiben!"

Seufzend berieth ſich Thüngen mit ſeinen Beiſtänden, und nahm das Wort wieder: „Leider iſt außer mir und Herrn Siegmund auch kein einziger Kapitelherr in der Stadt. Wir wollen eine Deputation auf das Schloß ſenden an Stadthalter und Befehlshaber, und Eure Werbung dahin berichten laſſen. Bitten Euch deshalb um Geleit."

„Es ſoll ein Trompeter eurer Deputation zugeordnet werden, ſchärft ihr ein, daß ſie ſich kurz faſſe. Bis Mittag muß ich beſtimmte Antwort haben!" gebot der Sieger und erhob ſich zum Gehen.

Mittlerweile waren ſowohl die Führer der grumbachiſchen Schaaren, als auch dieſe ſelbſt nicht müſſig geweſen, und der volle Tag gewährte in den Straßen der Stadt ein buntes lebenvolles Gemälde. Es war ein Jahrmarkt ohne Käufer und Verkäufer, und doch gingen alle Waaren in den überall geöffneten Buden reißend ab. Mit tauſendfachem Jahrmarktskram behangen und bereichert ſah man die Söldner ſich fröhlich durcheinander tummeln. Da ſtürmte lärmend und lachend ein Haufe aus dem Hauſe eines Goldſchmieds, und trug Teller und Schüſſeln, Kannen und Kelche von reinem Silber in jubelndem Triumph davon, während ein anderer frohlockte, neue Schuhe und Stiefeln in großer Zahl erbeutet zu haben. Dabei ward außer Püffen und Rippenſtößen, wenn die Eigenthümer ſo kühn waren, ihr Beſitzthum vertheidigen zu wollen, Niemand verletzt oder am Leibe geſchädigt. In den Schenken ſtrömte Wein und Bier vollauf, denn die Wirthe waren klug genug, ſich durch ſolche Spenden die feindliche Soldatesca zu befreunden.

Jeder der Führer hatte ſich einen Domherrnhof zum Quartier erwählt, und die meiſten fanden für gut, ſich um die Verhandlungen deſſen, der ſie nach Würzburg geführt, nicht zu kümmern, ſondern den günſtigen Moment zu nützen, und ſich an das zu halten, was ihrem Wohlgefallen ſich darbot. Da wurde faſt überall fleißige Hausſuchung gehalten, und was an werthvollem Geräth transportirbar war, als gute Priſe aufgenommen.

Das Landvolk, welches in die Stadt zum Jahrmarkt wollte, fand die Thore verſperrt, und kehrte beſtürzt heim, und ſo verbreitete ſich bald durch viele Zungen aller Orten der Ueberfall. Viele bewehrte Mannſchaft zog der Burg zu, auch rückten im Laufe des Tages die entbotenen Schützen ein, und ſelbſt die Bürger der jenſeitigen Vorſtadt, die jeden Augenblick das Herüberkommen der Feinde fürchten mußten, flüchteten mit ihrer beſten Habe auf die geräumige Schutz darbietende Feſte.

Dort kam auch die Deputation von ſechs Männern an, der Trompeter blies um Geleit, und ſo wurden ſie eingelaſſen, doch ohne den Trompeter, der nun allein vor dem Thore ſtand, und ängſtlich zurück ſah. Mit keckem Blick ſah ihn der Trompeter in der Burg, der auf dem Wall ſtand, und rief ihn an zu Geſpräch und Kundſchaft. Jener aber ſchwieg beharrlich und wurde ausgehöhnt.

Die Stadthalter, Räthe und Kapitelsherren in der Marienburg waren faſt ganz dieſelben, die dort zurückgeblieben waren, ehe der Biſchof von Karlſtadt wieder zurück kam. Sie vernahmen das Anbringen und den Vertrag der Abgeſandten aus der Stadt, beriethen es und erwiederten, daß der Fürſtbiſchof von dannen ſei, daß er ihrer Treue die Feſte bei Leib und Leben anbefohlen, was ſie auch an deren Erhaltung ſetzen wollten. Sie könnten nicht mit Grumbach unterhandeln; würde er die Stadt ſchädigen, ſo wüßten ſie es nicht zu umgehen, hinunter zu feuern, es treffe nun Freund oder Feind. Wollte aber Grumbach auf Treu und Glauben die Stadt verſchonen, und ſeine Forderung ſchriftlich ſtellen, ſo ſollte dieſe, es ſei Tag oder Nacht, an den Fürſten geſandt, und deſſen Reſolution erharrt werden. Mit bangem Herzen ging die Deputation wieder vom Frauenberg herab.

Grumbach war ſich längſt im Stillen bewußt, daß die biſchöflichen Stadthalter und Räthe als Männer von Ehre eine andere Antwort gar nicht geben konnten, deshalb ſaß auch Moritz bereits ämſig am Schreibetiſch, und mundirte die kühnentworfenen Concepte der Vertragsbedingungen, während der Ritter in der Stadt ſich umſah nach ſeinen Freunden und Hauptleuten. Sein erſter Beſuch galt Ernſten von Mandelslohe. Dieſer wohnte im Biſchofhofe, darin die fürſtliche Rentkammer war; er kam ihm gutes

Muthes entgegen, und bot ihm einen Morgentrunk aus dem biſchöflichen Keller. Auf Tiſchen und Stühlen lagen Geldrollen, Geldſäcke, Schuldbriefe, eiſerne Kiſten mit geſprengten Schlöſſern und Riegeln ſtanden am Boden, und mehr und mehr des Gutes ſchleppten die Diener herbei, deren Taſchen bereits ſchwer gefüllt, die Näthe der Kleider auseinander zogen.

„Was iſt das?" fragte Grumbach überraſcht.

„Geld iſt's, wie Du ſiehſt! Ich mache hier einen guten Fang, ich mache mich bezahlt!" war des Ritters Antwort; dabei hielt er dem Freund zwei Geldrollen hin.

„Behalte es!" ſprach Grumbach finſter. „Ich rühre den Pfennig nicht an. Nähme ich auch alles, was hier liegt, das erſetzte mir das Meine noch lange nicht. Suum cuique."

Mandelslohe lachte, als Grumbach ſich unzufrieden zum Gehen wandte, und ſtieß die Thüre eines Nebenzimmers auf. „Schaue Dich einmal hier um!" ſprach er. „Es lebe das jus talionis!"

Grumbach trat in ein geräumiges Gemach, das der Vorrathskammer eines Antiquars glich. Da lag und ſtand koſtbarer Hausrath, zum Theil zerbrochen, bunt neben- und übereinander. Silberſachen, Gemälde, Künſteleien an allerlei kleinen Truhen, Schreinen und Schmuckkäſtchen von Bernſtein, mit Perlmutterverzierung, herrliche Schachbretter, Krucifixe, von Gold und Silber, Pokale, Bücher, mathematiſche und phyſikaliſche Inſtrumente, als Sonnenuhren, Kompaſſe, Brennſpiegel u. dgl., nicht minder allerlei Waffenwerk von ſchätzbarer Arbeit, Jagdgeräthe aller Art, ſelbſt Hüte, Hauben, Koller, und andere Kleidungsſtücke beider Geſchlechter.

Manches ſchien Grumbach ſo bekannt, er taſtete es an, ſein ſcharfes Auge überflog es, da ſtand da ein kleiner ſchwarzer Mann mit drei rothen Roſen in der Hand, und dort ſtand einer, da war er in Elfenbein gravirt, und dort in Silber, da war ihm der Biber in Geſellſchaft zugetheilt, und dort die goldenen Huttenſchen Querbalken im rothen Felde, dort noch andere Wappen.

„Ach! Nichts Neues unter der Sonne!“ rief Grumbach. „Der Raub aus meinem Schloſſe! Pfui! Pfui! Pfui! Wills auch ruhen laſſen! Doch — da ſteht ja das Käſtlein, ganz aus Agtſtein, deſſen Verluſt meine gute Anna ſo beklagt, weil es ein Geſchenk von — der andern Anna.“

Er nahms, drückte an eine Feder — der Deckel ſprang auf. Im Käſtchen lag — eine blonde Locke, ſteif von Blut, im Deckel waren zwei Bildniſſe, das der Schweſter und Florian Geiers — unter beiden war ein Grab gemalt in einem Walde, darunter ſtand: Im Walde Gramſchatz ſchläft mein Schatz, aber mein Gram wacht im Herzen ſtets.

Es flirrte dem Ritter vor den Augen — ſeiner Hand entfiel das Käſtchen, in hundert Scherben zerſplitterte das ſchöne Geräth. Grumbach ſeufzte tief auf, und wankte fort, ohne ein Wort zu ſagen. Mandelslohe nahm die ganz gebliebenen Bildniſſe an ſich.

Die Marienburg wimmelte in Folge des Umſtandes, daß ſie ihr Thor den Flüchtlingen geöffnet hatte, von allerlei müſſigem Volk aus Stadt und Land, dazu kam noch der bewaffnete Succurs des Aufgebotes, und es war, als ſei in Höfen und Hallen, hinter Mauern und Wällen ein belebter Jahrmarkt, zumal es nicht an Handelsleuten fehlte, die noch zum Markt hatten ziehen wollen, und ſo glücklich waren, ihre Abſicht vereitelt zu ſehen. Zwiſchen dem Gewühl und Getümmel der Menge wirbelten die Trommeln und riefen auf den Befehl der Stadthalter die waffenfähige Mannſchaft zur Muſterung, die nun in Rotten getheilt und auf die mit Geſchütz ebenfalls verſehenen Baſteien und Wälle unter drei Hauptleute beordert wurden, deren einer der aus der Stadt entwiſchte Ludwig Frank war. Es fanden ſich am Nachmittage auch Bürger aus den Vorſtädten Hauch, Bleich und Sand ein, welche die Nachricht verbreiteten, die grumbachiſchen Leute wären theils von langem Marſch und Ritt äußerſt müde, theils bereits gehörig bezecht, die Wachtpoſten ſeien ſchlecht, oder gar nicht beſetzt, die Brückenthore ſeien geöffnet und könne Jedermann ungefragt aus- und eingeben. Auch wären die Bürger der Vorſtädte bereit, auf das erſte Zeichen ſich gewaffnet zu erheben, wenn ſie nur gute Anführer hätten, und mit allem Ernſt dem Feind zu Leib zu gehen.

Solche Botſchaft allarmirte eine Menge Köpfe, es wurden allerlei Pläne zur ſchnellen Verſtändigung mit den Bürgern erſonnen, und über den Häuptern der Eroberer ballte ſich eine drohende Wolke, ohne daß ſie es ahneten. Bald auch fanden ſich einige ritterlich Geborne, die ſich zu Führern aufzuwerfen bereit waren, und ſo gelangte an die Stadthalter der Antrag: dreihundert Schützen und zwei Stücke auf Rädern zu gewähren, um bei Nacht in Verbindung mit den Bürgern der Vorſtädte von zwei Seiten zugleich einen Einfall in die Stadt zu machen, und mit Gottes Hülfe den Feind zu Paaren zu treiben. So muthvoll und patriotiſch dieſer Antrag war, die Weisheit der Stadthalter fand für gut, ihn abzulehnen, denn ſein Mißlingen hätte die Burg blos gegeben, und man tröſtete die Muthigen mit der Hoffnung, daß ohnedieß bald genug Hülfe kommen werde, um dem Feind kräftig zu begegnen. Dieſe Antwort erregte großes Murren; unwillig ward ſie vernommen, und das ohnehin durch die Umſtände mehr als gewöhnlich aufgeregte Volk brach nach ſeiner Weiſe in Hohnreden aus, und machte ſeinen Unwillen in unſchädlicher Satyre Luſt. „Es ſind lauter Weiber im Haus! Laßt die Beſatzung Weiberröcke anziehen! Die Herren ſind nicht werth, daß ſie Hoſen tragen!“ ſo hörte man rufen und es währte nicht lange, ſo kam da und dort an einem Hut eine kleine Hoſe von blauem Tuche geſchnitten, als Spottzeichen, zum Vorſchein; der Spaß fand Beifall, erregte Gelächter und Nachahmung, und verbreitete ſich ſo ſchnell, daß jeder, der nicht ein furchtſames Weib geſcholten ſein wollte, eine ſolche blaue Hoſe wie ein Feldzeichen an Hut oder Mütze ſtecken mußte, daß die Räthe ſich genöthigt ſahen, mit ernſter Drohung und ſtrenger Vollziehung einzuſchreiten, um einer volksthümlichen Verbindung zu begegnen, die auf verachtungsvollen Trotz und in dieſer Zeit doppelt gefährlichen Ungehorſam hindeutete.

Mittlerweile ließ die grumbachiſche Beſatzung in der Stadt ſich's allenthalben wohlſein, und ein Jeglicher ſuchte ſich zu bereichern, wo und wie er konnte, ſo daß endlich Geſchrei und Klage immer lauter wurde, denn obgleich die Reiſſigen im Allgemeinen Grumbachs Gebot reſpectirten, und keinem Bürger etwas mit Gewalt abnöthigten, ſo kamen doch einzelne Uebertretungsfälle vor, und die Senioren richteten an den Ritter die dringende Bitte, der Plünderung Einhalt zu thun.

Aufs höchſte verſtimmt, endlich nach ſo vieler körperlicher Anſtrengung in ſeinen Jahren, und nach ſo mancher leidenſchaftlichen Anſpannung aller Seelenkräfte ließ Grumbach dicht vor ſeinem Quartier unter den Linden, die den Platz hinterm Domſtift überſchatteten, einen Galgen errichten und durch alle Straßen ausrufen, daß Jeder, der einen Bürger beraube, ohne Weiteres daran aufgehenkt werden würde.

Den Bewahrern der Feſte ließ Grumbach anzeigen, er werde am Vormittag des nächſten Tages ſeine Forderungen ſchriftlich überſenden; im Uebrigen wolle er in Beziehung auf das, was er mit den Seinigen unternehme, ungebunden bleiben. Die Herren Stadthalter und Räthe zu Hofe möchten das Haus ihrer Pflicht getreu, zum Beſten verwahrt halten, er wolle in der Stadt vornehmen, was nöthig ſcheine. Käme es zum Vergleich, ſo geſchähe beides dem Biſchof zum Beſten, wo nicht, müſſe Jeder ſich ſeiner Haut wehren, ſo gut er könne.

Gegen Abend ſammelte der Ritter ſeine Hauptleute um ſich her, ritt an alle innern Thore, beſichtigte ſie, und ließ, als es dunkel geworden, einen Trompeter auf der Brücke laut blaſen, um die auf der Burg glauben zu machen, es ſolle ein Angriff unternommen werden. Luſtig ſchmetterte die Weiſe des damals üblichen Buhlerliedleins durch die Stille der Nacht, über den rauſchenden Mainſtrom:

Iſt mir ein feins brauns Mägdelein
Gefallen in meinen Sinn.
Ich wollt, ich könnt heut bei ihr ſein!

Die auf der Burg verſtanden alsbald den Sinn dieſer Werbung, daß ſie der jungfräulichen Feſte gelte, und ließen durch ihre luſtigen Trompeter ein Spottſtücklein hernieder blaſen, das fröhliglich die Luft durchſchallte in der Weiſe eines noch immer üblichen Zapfenſtreichs und nach den damals gang und gäben Worten:

Es hat mich zwar das Hündlein biſſen,
So hats mich doch nicht gar zerriſſen,
Es hat mich laſſen leben! —

So rankte ſich mitten in den bedrohlichen Ernſt die heitere Spottluſt und Neckerei, wie die Rebe des Steins um eine mit Geſchütz bepflanzte Baſtion der Feſte, und ruhig blieb die Nacht, ſo ruhig, als walte ungeſtört über Burg und Stadt der ſegenvolle Friede des Krummſtabes.

Am nächſten Morgen überbrachte Moritz den Senioren die Vertragsnotel, die ſie durch Schlebenrieth hinauf zur Burg ſandten und anzeigen ließen, Stadthalter und Räthe möchten wohl bedenken, daß Grumbach nichts von den Stiftsgütern begehre, ſondern nur ſeine eigenen, und die Aufrechthaltung früherer Verträge; daß er im Betreff ſeines Schadenerſatzes es auf die Entſcheidung fürſtlicher und adelicher Schiedsrichter ankommen laſſen wolle, und daß er und ſeine Genoſſen mit leidlichem Geld ſich begnügen wollten. Die Räthe verſprachen, die Notel alsbald an den Biſchof zu befördern, doch ſuchten ſie dadurch Zeit zu gewinnen, daß ſie vorgaben, ſie wüßten nicht, wo der Biſchof ſich aufhalte, und begehrten einige Tage Friſt zur Uebergabe ihrer Erklärung.

Kaum glaubte Grumbach, mit einiger Ruhe baldiger Entſcheidung entgegenhoffen zu dürfen, ſo drang ſchon ein Hülfeſchrei der Senioren, an die ſich jede Klage wandte, in ſein Loſament. Die im Stift Neumünſter liegenden Reiter waren in die Kirche gebrochen und hatten die Sakriſtei beraubt. Zornig ſandte der Ritter ſeine Leibtrabanten nach dem Ort des Frevels, es gab blutige Köpfe, einer der Räuber wurde durch den Arm geſchoſſen, zwei andere in die Eiſen geſchlagen. Aller Raub wurde zurückerſtattet. Der verwundete Räuber jagte ſich eine Stunde ſpäter ſelbſt eine Kugel durch den Kopf.

Je länger die Soldatesca müſſig in der Stadt lag, um ſo zügelloſer drohte ſie zu werden. Die Domherrnhöfe waren ſo ziemlich ausgeleert, mancher Bürger kaufte ſich mit Geld von Erpreſſungen los. Die Kirchen und Klöſter waren bedroht, ſo daß Grumbach überall hin Wachen und Salvegardien beſtellen mußte. Auf ſeinen Befehl wurden auch die verſtreuten Schulddocumente in der Rentkammer wieder geſammelt, und Ernſt von Mandelslohe angewieſen, Sorge zu tragen, daß kein wichtiges Dokument verloren gehe.

Zwei volle Tage und zwei Nächte war die Stadt Würzburg nun in Grumbachs und der Seinen Hand, der Mittwoch war da, aber immer noch keine Entſcheidung. Die Hauptleute murrten und drohten. Ihr Führer erſchien zu glimpflich, zu menſchlich, zu ſtreng gegen blinde Raubluſt und Zerſtörungsſucht. Es war nicht mehr viele Zeit zu verlieren, dieß fühlte der Eroberer, und beſchied zu einer großen Verſammlung alle ſeine Freunde und Führer, ſo wie die Senioren und Rathsverwandten in den geräumigen Garten des Domprobſts. Die Herbſtſonne ſchien wieder mild und freundlich durch das bunte Laub der Bäume, Schaaren muntrer Vögel jagten ſich dort umher und naſchten die letzten Beeren des Sambucus. Kleine Springbrünnlein rauſchten anmuthig, und fliegender Sommer ſpann von einer Heiligenſtatue und Statuette des Gartens zur andern ſilberfarbige Elfenbrücken.

In den Frieden der zum Winterſchlummer ſich vorbereitenden Natur traten die Männer des Unfriedens raſchen Schrittes. Sie achteten nicht die letzten Gaben der Flora, womit die Schnörkelbeete noch prangten, welche die Gartenkunſt jener Zeit für ſchön erachtete. Die Blicke glühten voll ungeduldigen Verlangens, die Federn ſchwankten in ſtolzer Bewegung auf den Hüten, manche Hand lag wie drohend an dem Griff des Schwertes. Die Hauptleute alle waren höchſt einfach gekleidet, am einfachſten Grumbach, an ihrer Keinem ward der Schmuck erblickt, mit dem der Krieger gern ſich zierte, güldne oder ſilberne Ketten, Kleinode oder Schauſtücke. Sie ſchienen freiwillig oder unfreiwillig das Gelübde der Armuth abgelegt zu haben. In Demuth nahten und bange vor den nächſten Minuten, die Senioren und der Stadtrath, die Hartbedrängten, in der Hauptſache meiſt Unſchuldigen. Als alle verſammelt waren, nahm Grumbach raſch das Wort.

„Ihr Herren!“ begann er: „Stadthalter und Räthe zu Hof haben durch euch mir zu wiſſen gethan, daß ſie unter zwei Tagen mir beſtimmte Antwort nicht zuſichern könnten, und ich möchte mir doch einen Stillſtand gelegen ſein laſſen, um die ganze und mächtige Sache der Entſcheidung von Kaiſerlicher Majeſtät, Kur- und andern Fürſten anheimzugeben. Man verſucht, wie immer, mir mit guten glattgeſchmierten Worten den Mund aufzuziehen, daß ich die ſchnöden Bißlein eurer Liſt verſchlucke, unterdeß das Stift ſich ſtärken ſoll, und wir mit Spott und Hohn davon ziehen. Das will ich nicht, das wollen die Meinen nicht! Darum kurz und gut, wißt ihr Herren uns keinen Beſcheid zu geben, und die Sache zum Entſchluß zu bringen; ſo geſchieht was wir gedroht, Plünderung der Stadt, Ermordung aller Lebendigen darin, Anzündung an allen Ecken, und ein Kreuz durchs Land mit Schwert und Fackel, ſo weit als möglich! Aber weiß es Gott, ich möchte meines Theils ſolcher That, die ich dann auf eure Seelen lade, gern überhoben ſein! Bin ich nicht langmüthig genug? Harre ich nicht wie ein geduldiger Narr? Halte ich nicht zu euerm Beſten das Schwert in der Scheide? Mein iſt die Stadt; wer wehrt es mir, ſie total auszuräumen und in einen Aſchenhaufen zu verwandeln? Ich ſchütze ſie, ſtatt ſie zu verderben, ſelbſt gegen die Verabredung mit den Meinen, ich bewache ihre Kirchen, ihre Klöſter, ihre Heiligthümer; ich taſte nicht an euern Glauben, während jetzt allenthalben im Hochſtift der Proteſtant ſich grauſam verfolgt ſieht! Wißt, Herzog Erich von Braunſchweig und der Graf von Oldenburg, euer alter Feind, einer davon ein eifriger Zwinglianer, ſind hierher im Anzug; kommen dieſe, und wir verhandeln noch, dann, beim Tod Gottes, weiß ich euch keine Hülfe mehr! Bekommt der Zwinglianer Stadt und Feſte ein, dann gnade euch Gott. Ich habe das Meine gethan, habe geharrt und gewarnt, ich waſche meine Hände in Unſchuld, und habe euch nichts mehr zu ſagen!"

„So müſſen wir dennoch bitten," ſprach Thüngen durch Schlehenrieths Mund zu Grumbach: „daß ihr vergönnt, nur noch einmal nach Hofe zu ſenden und der letzten Antwort zu harren. Wir hoffen ja, gütliche Unterhandlung bei den Herren Statthaltern und Räthen zu erlangen!"

„Thut es, aber thut es raſch und bald!" erwiederte Grumbach. „Ich verlaſſe bis zur Antwort dieſes Haus nicht! Ginge es den Räthen und euern Praktiken nach, könnte ich warten, bis mir darüber der Kopf abgeſchlagen würde. Habe lange genug gewartet! Oder haltet ihr mich für ſo dumm, daß ich nicht wüßte, daß dem Stift Hülfe kommen wird? Nicht das ſtändiſche Bündniß mit Bamberg und Nürnberg, nicht das mit Bayern, nicht die langweiligen und abgeſchmackten Kammergerichts-Mandate, noch ſonſt etwas, ſollen mich von dieſer Stelle bringen. Mein Geld und Gut iſt dahin, das Stift hat's verſchlungen, ich und meine Geſellen haben nichts mehr, als eine Handvoll Blut im Buſen, die ſetzen wir hiermit auch noch dran, aut Caesar, aut nihil!"

Die Greiſe hoben mit überſtrömenden Augen ihre Hände zum Himmel, und ihre Blicke ſchienen droben Erbarmen zu ſuchen, oder rächende Blitze herabbeſchwören zu wollen, aber die Sonne ſchien freundlich, die Vögel zwitſcherten, und von den Bäumen träufelte ohne Aufhören das Laub, an Vergänglichkeit mahnend und an den Eilſchritt der ewig raſtloſen Zeit.

Die frühern Zwiſchenträger wurden noch einmal zur Burg geſandt, indeß verſtreuten ſich in dem ſchönen Garten murrend die Hauptleute, pflückten die vollreifen Trauben an den Spalieren, oder ertränkten ihren Groll im Wein, der aus dem Keller des Domprobſtes in reicher Fülle herbeigetragen wurde, bis daß Antwort käme, die ein großer Theil von ihnen nichts weniger als befriedigend wünſchte, um blindwüthender Mord- und Raubluſt fröhnen zu können.

Es war eine ſehr erſchütternde Scene, als die Abgeſandten in das Seſſionszimmer auf dem Frauenberg traten, in daſſelbe Zimmer, in welchem einſt Melchior Zobel ſeinen Marſchall ſo bitter demüthigte und mißhandelte. Die Räthe waren alle beiſammen, deren Obhut Wirsberg das Schloß vertraut: die Kapitularen Reuſtätter, genannt Stürmer,' der ſemperfreie Schenk von Limburg, der alte Hans Adam von Grumbach, der nichts thun konnte, ſeines Vetters Zorn zu dämmen, Pancraz von Rabenſtein, der vom Schuß bei Kretzers Attentat noch einen Kalender am Leib trug, und die weltlichen Räthe: Ritter von Münſter, Hans Zobel, nebſt dem Landmarſchall von Erthal.

Zu dieſen traten jetzt der Syndicus Dänzer, der Bürgermeiſter Groß, die Rathsherren Paulus von Worms, Heinrich Göbel und Chriſtoph Anſelm, mit Schlehenrieth als Sprecher, welcher nach der Begrüßung ſogleich begann: „Gnädige und ehrenfeſte Herren, zwei Worte haben wir euch zu ſagen, die lauten: „Vertrag mit Grumbach, oder Blut! Blut der würdigen Senioren des Domkapitels, eurer Brüder im Herrn, Blut unſer aller in Stadt und Land, ſo weit der Feind es erreichen kann. Was geſchieht, laden wir auf eure Verantwortung vor unſerm gnädigſten Fürſten, auf euer Gewiſſen vor Gott, der es von Euch wieder fordern wird am Tage des jüngſten Gerichts! Der Kolben iſt zum Schilde gelegt! Das Hochſtift, das Land iſt in höchſter, dringendſter Gefahr! O habt Erbarmen, denn wenn ihr zulaßt, daß es zum Aeußerſten kommt, ſo iſt und bleibt das verwaiſete Stift dann doch noch unvertragen und in Unfrieden und Sorgen wie zuvor! Schont das Leben der Unſchuldigen, ſchützt die Gotteshäuſer, ſchützt die Stadt! Um Chriſti Barmherzigkeit Willen, übt ſelbſt Barmherzigkeit!“

Mit thränenden Augen, mit flehend gehobenen Händen ſtürzten die ſechs Männer allzugleich auf ihre Kniee nieder, daß es den Räthen eiskalt durchs Herz fuhr, jene aber fuhren auf den Knieen liegend, weinend fort zu ſprechen: „Wir verſehen uns zur Gnade unſeres fürſtlichen Herrn, der uns verlaſſen hat in dieſer jammervollen Noth und Bedrängniß, daß er zur Verſchonung des Chriſtenblutes, ſo der Allmächtige ihm vertraut, und einſt von ihm wieder fordern würde, genehmigen wird, was Euer Gnaden Gnädiges beſchließen, und nicht zürnen wird, um Erlaſſung eines Stück Erdbodens oder Geldes, zu deſſen Aufbringung ja Jedermann gern und willig beiſteuern wird. Erbarmet euch, daß der Herr ſich euer erbarme!“

Der Landmarſchall gebot mit bewegter Stimme den Knienden, ſich zu erheben, und ließ ſie, der Form gemäß, unter mild tröſtenden Worten einige Augenblicke abtreten. Was hätte es auch längerer Berathung bedurft? Die Vota hingen den ſtarken Männern in großen Tropfen an den Wimpern, und perlten auf die Wangen herab; es war in ihren kummervollen Mienen das Wort einer unausſprechbaren Uebereinſtimmung zu leſen, und in ſolchem Einverſtändniß ſagte Erthal den wieder herein Gerufenen, weil denn der Jammer ſo groß, und die Noth ſo dringend, ſo möchten ſie den Senioren melden, daß wenn unter Treu und Glauben Grumbach ſicheres Geleit verſtatten, und zwei Edelleute mit einem Trompeter auf die Zelle ſenden wolle, die aus der

Burg kommenden zu Geleit anzunehmen, ſo wollten ſie, die Räthe, mit dem Ritter und den Seinen perſönlichen Zwieſprach halten.

Mit leichterm Herzen, wie ſie zur Burg hinaufgetragen, ſtiegen nun die Abgeordneten eilend herab, brachten den Senioren die erfreuliche Nachricht, und dieſe ſäumten nicht, ſich zu dem harrenden Grumbach zu verfügen, und es ihm und den noch bei ihm Verſammelten anzuſagen. Auch dieſem war die Nachricht willkommen, nur drang er auf Eile, und verſicherte, daß die Herren droben auf dem Frauenberge nicht zu zweifeln brauchten, daß von ſeiner Seite Treue und Glauben gehalten werden würde, da er noch niemals zugeſichertes Geleit unritterlich verletzt habe.

Und ſo geſchahe es, daß unter allen üblichen Formen die Domherren Schenk von Limburg und Neuſtätter, Stürmer genannt, der Ritter von Münſter, und der Marſchall von Erthal die Feſte verließen, von Jobſt von Zedwitz und Aſch von Helle zu Geleit angenommen, und in den Thüngenſchen Hof begleitet wurden. Hierauf verfügten ſich Schlehenrieth und Dänzer zu Grumbach und fragten demüthig an, zu welcher Stunde ihm gelegen ſei, daß die Herren Räthe zu ihm kämen? Grumbachs Antwort war ein ſpöttiſches „Gar nicht! Die edeln Herren ſollen ſich nicht zu uns bemühen, wir wollen ihnen ſogleich ſelbſt unſere Aufwartung machen, damit die Sache raſch vor ſich gehe.“

Jene entfernten ſich, und Grumbach ließ diejenigen in ein Zimmer verſammeln, die ihn begleiten ſollten. Es war jetzt noch Niemand bei ihm im Zimmer, als Wilhelm von Stein und Moritz, der die Reinſchrift des Vertrages, wie Grumbach ihn concipirt, nebſt anderm Papier bereits unterm Arme hielt.

„Endlich, endlich ſo weit! Es iſt Zeit, beim Sakrament!“ rief Stein aus.

„Ja wohl iſt's Zeit, lieber Gevatter, und wir müſſen uns ernſtlich daran halten,“ antwortete Grumbach.

„Die Andern ſind unwillig, ſchwierig, kaum zu halten, murren laut unter ſich!“ fuhr Stein fort.

„Meinſt Du, ich wiſſe das nicht?“ fragte Grumbach. „O ich kenne ſie, dieſe Geſellen! Leider! leider, daß uns das Stift gezwungen hat, auf ſolchem Weg und mit ſolchen Mitteln unſer Recht zu ſuchen! Wohl habe ich die lungernden habgierigen Blicke geſehen, wohl es wahrgenommen, daß ſie aufgebracht ſind über meine Geduld. Sie möchten ſengen und brennen, morden und ſtehlen! Doch das ſei ferne, ich würde den Befehl dazu nicht geben, auch wenn wir unvertragen blieben, was kann die Stadt dazu, daß ſie unredliche Herren hat? Aber froh will ich ſein, wenn wir dieſe Stadt wieder hinter uns haben, der Boden brennt mich an den Sohlen, als ſei Feuer darunter. Gott lenke den Sinn der Räthe zum Guten, ſonſt kann ich meines Volks nicht mächtig bleiben, und dann wird es ſchlimm, ſehr ſchlimm! Kommt!“

Die Herren waren alle verſammelt im größten Zimmer des Thüngenſchen Hofes. Da ſaß nun im breiten bequemen Lehnſtuhl am oberſten Ende der langen Tafel der Mann, den in demſelben Zimmer vor vier Tagen ſein Nachbar zur Linken, Herr Andreas von Thüngen, mit allerlei unſchönen Ehrentiteln genannt und geſchildert. Damals war er abweſend, und jetzt war er anweſend, und als ſein ſcharfer durchdringender Blick die Geſichter alle überflog, die am Tiſch ſich reihten, fand er in jedem eine gewiſſe höfiſche Freundlichkeit. Am untern Ende der Tafel ſaß mit geſpitzter Feder der Syndicus, um Wort für Wort die Verhandlung zu protocolliren. Neben ihm ſaß Schlebenrieth, das Duplicat des Vertrags in Händen, um aufmerkſamen Blicks nachzuleſen. Moritz trug langſam und gemeſſen, laut und vernehmlich die Punkte vor, und wie mißfällig auch das Ganze den würzburgiſchen Räthen erſchien, ſo mußten ſie ſich innerlich doch geſtehen, daß ihrer Keiner an Grumbachs Stelle den Vertrag umſichtiger und beſſer ausgearbeitet haben würde. Derſelbe begann: Wir Friederich von Gottes Gnaden, Biſchof zu Würzburg und Herzog zu Franken, auch Dompropſt, Dechant, Senior und Kapitel gemeiniglichen des Domſtifts zu Würzburg ꝛc. ꝛc. und dadirte zunächſt den Zwieſpalt von der Markgräflichen Fehde; er nannte Grumbach in Folge dieſes Zwieſpaltes und der Einnahme von des Ritters Gütern als Eroberer von Würzburg, legte, ſatyriſch genug, Biſchof und Kapitel friedliche und einträchtige Geſinnung unter, und machte nun Punkt für Punkt die Bedingungen des Friedens und der Schonung von Stadt und Land namhaft. Es waren aber dieſe Punkte die Folgenden:

Gänzliche Wiedereinſetzung Wilhelms von Grumbach in ſeine väterlichen Güter, und Schadloshaltung gegen Herzog Heinrich von Braunſchweig, dem Biſchof Zobel unüberlegt genug einen Theil derſelben übergeben hatte.

Zurückgabe des Vertrags vom 11. Juni 1552 mit Melchior von Zobel und dem Kapitel, deſſen Erneuerung und Aufrechthaltung.

Eine Entſchädigung für das in Grumbachs Waldungen bisher vom Stift geſchlagene Bauholz, damit er ſeine Güter wieder in ein baulich Weſen bringen könne, desgleichen eine Entſchädigung für die bisher entbehrte Nutznießung ſeiner Güter.

Friedlicher Vergleich und Vertragung mit Wilhelm von Stein und Ernſt von Mandelslohe, die im Markgräflichen Kriege durch das Hochſtift vielen Schaden erlitten, durch angemeſſene Entſchädigungsgelder.

Dagegen wurde zunächſt Zurückführung des Kriegsvolkes aus Stadt und Land ohne Brennen, Plündern, Brandſchatzung und Beſchädigung verheißen, zugleich auch Abwendung der noch erwarteten Hülfstruppen, jedoch, um die Truppen befriedigen zu können, die Summe von fünfundzwanzigtauſend Reichsthalern aus den Mitteln des Stifts ausbedungen.

Wenn das geſchehen, ſolle aller Irrthum, Widerwille und Span zwiſchen dem Biſchof, Kapitel und Stift, und Grumbach und ſeinen Mitverwandten auf ewig abgethan und vergeſſen ſein.

In gleicher Weiſe ſollen diejenigen, welche wegen Biſchof Melchiors Entleibung, oder noch vom markgräflichen Kriege her verdächtigt, oder verhaftet ſeien, frei und vor Verfolgung geſichert bleiben.

In dieſe Friedenspakten ſollten auch die fränkiſchen Einigungsverwandten Würzburgs dermaßen begriffen ſein, daß die Gegenpartei von dieſen gänzlich unbedrängt bleibe.

Alle rechtlichen Verhandlungen am Reichskammergericht und am Lehengericht zu Würzburg gegen Grumbach und Stein ſollten mortifizirt ſein; und Niemand ſolle, ſelbſt nicht der Kaiſer, dieſes Vertrages halber, es ſei mit Recht oder Unrecht, etwas mit Geboten, Verboten, oder Mandaten gegen Grumbach vornehmen, vielmehr wolle das Stift ſelbſt die Gegenpartei gegen dergleichen in Schutz nehmen, und der römiſche Kaiſer und König ſolle den Vertrag beſtätigen.

Der gefangene Dompropſt, Reichard von der Kehre, ſolle ſich mit Jobſt von Zedwitz wegen ſeiner Ranzion vergleichen, und dann alsbald freigelaſſen werden.

Dieſen Bedingungen folgte nun die bindende Formel und das Verſprechen von Seiten des Biſchofs und des Kapitels bei Ehre, Treue und Glauben, an Eides Statt, dem Vertrag nachzukommen, ihn unterſchrieben und unterſiegelt binnen zwei Monaten in Grumbachs Behauſung nach Hellingen zu ſchicken, und im Fall der Verzögerung ſolle Grumbach und ſelbſt ſeine Erben Macht haben, die jetzt unterſchreibenden Kapitelherren und Räthe aller Orten und Enden einzumahnen, und dieſe gehalten ſein, auf ſolche Mahnung ſich ſofort ohne Hinderniß und Aufenthalt, wie irgend eines Menſchen Sinn dergleichen erdenken könne, in Grumbachs und ſeiner Erben Haft freiwillig einzuſtellen, bis der Vertrag ihm zugeſchickt und in allen Dingen ohne Gefährde und Argliſt vollzogen ſei.

Die Räthe ſeufzten; es kam nun zur Berathung, die unter den obwaltenden Umſtänden eine lange nicht ſein konnte und durfte. Grumbach ging es ein, daß im Betreff der erſten drei Artikel dieſe zuvor einem ſchiedsrichterlichen Erkenntniß des Erzbiſchofs von Mainz, des Herzogs Johann Friedrich II. und des Landgrafen Philipp von Heſſen unterliegen ſollten. Die Entſchädigung für Mandelslohe wurde auf 6000 Reichsthaler, zahlbar auf nächſter Leipziger Neujahrsmeſſe, ſtipulirt. Wilhelm von Stein, der höher Betheiligte, ſollte nächſte Petri Stuhlfeier 5000 Reichsthaler, und ein Jahr ſpäter nochmals dieſelbe Summe empfangen. Nicht minder ſollte ihm zur Wiedererbauung ſeiner Burg Braitbach das Holz aus dem Bamberger Wald verabfolgt werden. Auch ſollte ihm die Beitreibung einer bisher verweigerten Schuldforderung in Haßfurt unverkümmert bleiben, dagegen auch er diejenigen Inſaſſen des Stiftes befriedigen, die Forderung an ihn hätten.

In Betreff der verlangten Contribution von 25,000 Reichsthalern waren es Grumbach und Stein zufrieden, daß 10,000 Thaler ſogleich erlegt, und über 10,000 Thaler Wechſelbriefe auf Frankfurt, zahlbar nächſte Petri, und die letzten 5000 Thaler ein Jahr ſpäter bewilligt wurden.

Zu dem Artikel der Sicherung und Freiung der des Mordes an Melchior verdächtigen Perſonen fügten die Räthe den Partikel, daß auch gleichermaßen das Stift und ſeine Unterthanen, Geiſtliche und Weltliche, vor dieſen Leuten und den Ihrigen geſichert und gänzlich ungedrängt bleiben ſollten, wogegen nichts eingewendet wurde.

Wegen den fränkiſchen Einigungsverwandten wurde eingeworfen, daß deren Wille zu berückſichtigen ſei, ob ſie ſich in dem Vertrag begreifen laſſen wollten oder nicht.

Friedlich und einträchtig ging die Verſammlung aus einander, und in beſſer Hoffnung verließ auch Grumbach das Haus der Berathung. Ungefährdet kehrten Statthalter und Räthe zur Hofburg zurück. —

Wie ſehr auch die Männer, die an des Fürſten Stelle die Zügel des Regiments in der Biſchofſtadt führten, die Ueberzeugung theilten, daß ihnen das Schwert durch Grumbach auf die Bruſt geſetzt ſei, und wie ſehr ſie für ihr eigenes Leben beſorgt ſein mußten, heimlich hofften ſie doch immer noch auf Hülfe von Außen. Aber dieſe Hülfe blieb aus, und ihr Ausbleiben mußte äußerſt bedenklich erſcheinen. Ein zahlloſer Adel bekleidete die Stellen als Amtmänner, Stadt- und Schloßhauptleute, Kloſtervögte, und hatte ſonſtige Beſtallungen; man durfte billig erwarten, daß die Kunde des Bedrängniſſes, in welches die Hauptſtadt verſtrickt war, Zeit genug gefunden, zu ihnen zu dringen, aber von Hunderten kamen nur zwei. Einer davon war Georg von Lichtenſtein, Grumbachs einſtiger Pflegeſohn, ſpäter Hofherr, jetzt Amtmann zu Trimberg. Dieſen trieb es an, dem Stift gegen ſeinen einſtigen Wohlthäter zu Hülfe zu ziehen; er kam mit ſechs reiſſigen Knechten und zwei Einſpännigern von ſeinem ſtolzprangenden herrlichen Amthaus, das jetzt auch nur eine maleriſche Trümmer, auf der Marienburg an. Es waren aber keine Krieges- und Siegeslorbeern für ihn zu erringen, und er mußte mit dem unbefriedigenden Gefühl, an Wilhelm von Grumbach die goldenen Sporen dieſesmal nicht verdienen zu können, wieder dahin zurückkehren, woher er gekommen war. Der zweite, welcher helfen wollend anlangte, war Philipp von Thüngen, ein jüngerer Bruder des Seniors, den um dieſen bangte, ſonſt wäre er wohl auch auf ſeinem Amtsſitze Hohenburg an der Werrn geblieben.

Es währte ohnerachtet allen Drängens und Treibens um Beſchleunigung der Vertragsunterſchrift und Uebergabe dennoch bis zum Freitag den achten October. Grumbach gab ein Frühſtück in ſeinem Quartier, an dem ſeine Gefährten alle Theil nahmen. Die Stimmung aber, in der ſie beiſammen zu Tafel ſaßen, war nicht die beſte, nicht die friedlichſte, und der Wein zumal erhitzte die Köpfe und regte manche loſe, freie, mitunter auch freche Rede an. Da trat der Amtmann Philipp von Thüngen ein, und brachte endlich im Namen ſeines Bruders den Vertrag, der von allen Theilen unterzeichnet war. Es wurde ihm der Willkommenbecher dargeboten, und ein Stuhl; er nahm beides an, that Beſcheid, ſprach aber unbedachtſam die Worte, als Grumbach ihm für ſeine Bemühung bei dieſem Handel dankte: „Euer Vertrag, Ritter Grumbach, iſt den Herren Statthaltern und Räthen ſehr zuwider und beſchwerlich, und ſie haben ihn mit Unwillen und Klagen geſiegelt und unterſchrieben, haben auch die Worte hinzugefügt: gleichwohl mit Beſchwerden.“

Ein allgemeines Murren des Unwillens entſtand in der Geſellſchaft der Hauptleute, und aller Augen richteten ſich zornig auf den Amtmann. Grumbach aber, ebenfalls vom Wein lebhafter und empfindlicher geſtimmt, ſtieß ſeinen Becher heftig auf den Tiſch, und fragte, indem er ſich mit imponirender Haltung erhob: „Wie war das? Fühlen die Herren ſich beſchwert, ſo haben ſie wohl auch keine Luſt, den Vertrag zu halten? Nicht wahr? Nehmt ihn wieder, nehmt ihn zurück, ich bin es auch wohl zufrieden!“

Stürmiſch rief jetzt Ernſt von Mandelslohe: „Laß den Pfaffen ins Teufels Namen ihre Briefe! Siehſt Du? Das haſt Du vom Zögern und Zaudern!“

„Merkſt Du, was dahinter ſteckt? Merkſt Du, was ſie wollen? Aufſchub, Verzögerung, Zeitgewinn!“ ſprach Stein mehr flüſternd zu Grumbach, an deſſen Seite er ſaß, ſich neigend.

„Laßt uns endlich gewähren! Haltet das gegebene Wort!“ riefen Dietrich Picht und Zedwitz. „Wir ſind nicht hierher gekommen, mit Pfaffen Verträge zu machen, und uns an der Naſe herumziehen laſſen!“

„Du haſt uns nicht zur Harre gedungen, ſondern zu einem Reitersdienſt. Dazu haben wir unſere Reiſige geworben und hergeführt!“ warfen Andere vor, und Philipp von Thüngen hatte Mühe, den ausbrechenden Sturm zu beſchwichtigen. „Edle Herren!“ rief er: „das begreift ihr doch, daß es den Räthen ſchwer ankommen mußte, eure Bedingungen einzugehen! Doch am Halten der Punkte dürft ihr keineswegs zweifeln.“

„Haltet, oder haltet nicht, nehmt die Briefe zurück, oder laßt ſie da, es gilt mir gleich!“ rief Grumbach ärgerlich. „Wir wiſſen, was wir zu thun haben!“

Dennoch nahm er den Vertrag und die Urkunden an, die ihn wieder in ſeine Güter einſetzten.

Und als das Morgenmahl geendet war, rieſen Trommeln und Trompeten durch die Straßen Würzburgs die Truppen zum Aufbruch. Die in Pflicht und Huldigung genommenen Bürger wurden ihrer Eide losgeſprochen und wieder an ihren Herrn, den Biſchof gewieſen, unter der Klauſel jedoch, daß ſie in Grumbachs Pflicht blieben, wenn der Vertrag nicht gehalten, oder vom Biſchof nicht ratificirt würde. Dem Stadt-Rath wurden die Schlüſſel der Thore zurückgegeben, der Bürgerſchaft ihre Wehre, die Senioren empfingen das Kammer-Siegel und die Quittung über das baar gezahlte Geld.

Unter Trommel-, Pfeifen- und Trompetenſchall, mit fliegenden Fahnen, bepackt mit mancher Beute, zog noch an demſelben Tag das kleine Heer aus Würzburgs Thoren.

Grumbach, Stein, Mandelslohe und Moritz blieben bis zuletzt zurück, damit auf keine Weiſe noch eine Unordnung vorgehe. Jeder der übrigen Führer ritt vor ſeinem Haufen. Das Kriegsvolk rief den Bürgern höhnende Abſchiedworte zu. Achthundert Söldner hatten eine Stadt fünf Tage lang behauptet, aus der ſie ſiegreich zogen, die ſchon damals einer Bevölkerung ſich erfreute, welche der heutigen nicht allzuſehr nachſtand. Sie hatten ſich aller Verbote ohngeachtet des Plünderns nicht enthalten, ſo daß mancher Bürger darunter gelitten, nicht minder die Nürnberger Handelsleute, doch waren die

Verluſte der Bürgerſchaft äußerſt gering gegen die Beute, welche aus den Höfen der geiſtlichen Herren, deren Ausräumung geſtattet, ja ſo zu ſagen, geboten war. „Lebe wohl! Würzburg! Auf Wiederſehen!“ rief Grumbach zur Stadt hinab, als er noch einmal auf dem Berge umblickte. Er war erfreut, ſo die Stadt zu verlaſſen, wie er ſie verließ, doch war die Freude ſeiner Seele nicht rein, und er blickte in keine heitere Ferne. Würzburg lag im Sonnenſchein unter ihm, die Marienburg war grell beleuchtet, man konnte einen Haufen Hakenſchützen erkennen, der herunterzog, die Stadt zu beſetzen bis zu des Biſchofs Rückkehr, welcher mit bangem und ſchwerem Herzen ſeine Räthe nun entgegen ſahen. Aber über den Bergen nach dem Speſſart hin ſtand tiefſchwarz eine hohe ſturmkündende Wolkenwand wie der Vorhang eines dunkeln Verhängniſſes.

„Was führſt Du denn mit Dir heim als Beutepfennig, Moritz?“ fragte, um ein zerſtreuend Geſpräch zu beginnen, Grumbach ſeinen liebſten Gefährten.

„Nichts!“ war die einfache lakoniſche Antwort des jungen Mannes, der es verſchmäht hatte, ſich fremdes Gut anzueignen.

„So biſt Du bei Gott der Reichſte von uns Allen!“ ſprach der Ritter ſeufzend, und ſchwieg nun lange Zeit, an die Zukunft und ihre verhüllten Räthſel denkend. —

Drei Tage nach Grumbachs Abzug kehrte der Biſchof in ſeine Reſidenz zurück. Es war ſchon Abend, doch ſuchten die Räthe um eine Audienz nach, die er gewährte, und nun that der Referendar Schlebenrieth langen und ausführlichen Vortrag von allem, was und wie es ſich ereignet, und bat in den demüthigſten Ausdrücken um Confirmation des Vertrages. Wirsberg hörte ihn mit tiefgerunzelter Stirne, belobte zwar die Treue der Diener, entſchied ſich jedoch nicht ſobald für die Unterſchrift des Vertrages, ſondern nahm ſich Bedenkzeit. Es erſchienen auch die Bürgermeiſter mit dem Stadtrath, fielen dem Biſchof zu Füßen und baten flehentlich, er möge als chriſtlicher löblicher Fürſt jene Notel unterzeichnen. Sie erhielten Verſicherungen des Mitleids mit der Stadt, doch auch noch keine entſcheidende Reſolution.

Am Sonnabend früh ließ Wirsberg die beiderſeitigen Räthe berufen, und that ihnen den Entſchluß kund, den höchſt beſchwerlichen Vertrag in Gottes Namen zu unterzeichnen und zu beſtätigen, doch mit dem Vorbehalt, daß das ganze Kapitel, was zu ſolchem Akt einberufen ſei, ſich damit einverſtanden zeige. Zum Stadtrath aber ſprach der Fürſt nicht ſonderlich gnädig: „Es iſt neben dem Schaden, den Stadt und Stift haben, Spott und Schande, und zum Erbarmen, daß in einer biſchöflichen Hauptſtadt nicht beſſere Aufſicht und Wache gehalten wird, daß ſich ein ſolcher Einfall ereignen konnte, den jeder kleine Flecken abgewehrt haben würde. Wir werden nicht unterlaſſen, ſtrenge Nachforſchung deshalb zu halten, und werden die zu finden wiſſen, denen wir das danken, und ihre Gebühr ihnen angedeihen laſſen.“

Doch nach der trüben Wolke der Ungnade ließ der Fürſtbiſchof auch wieder die Sonne ſeiner Freundlichkeit ſcheinen. Er behielt die Räthe zum Frühſtück auf der Burg und gab durch höchſteigne, ungezwungene und freiwillige Unterzeichnung den in ſeinem Namen abgeſchloſſenen Vertrag mit Grumbach die volle Rechtskraft und Rechtsgültigkeit.

Als der Wein des Frühmahls die Verſammlung heitrer ſtimmte, überreichte der Hofpoet mit devoter Reverenz einen zierlichen Denkſpruch auf die Einnahme der Stadt in der Form der Chronodiſtichen:

HeV qVantVs terror CLero GrVMbaChIVs hostIs
QVaLIs anXIetas CIVIbVs ILLe fVIt.

Sechstes Buch.

1563 bis 1566.

Ein Edelmann, ſehr weit bekannt,
Wilhelm von Grumbach ward genannt,
In ſeinem ſchweren Alter war
Von Land und Leut vertrieben gar,
Durch Gewalt und Ungerechtigkeit,
Darum Mancher weiß gut Beſcheid.
Solchen aufnahm ein Herzog gut,
Seines Alters ſich erbarmen thut,
Weil er von Jugend geweſen an
Ein treuer kluger Kapitan.
(Wilhelm Klebiz, Verf. d. Nachtigall.)

Erſtes Kapitel.

Grumbachs raſche That erfüllte das deutſche Reich mit Erſtaunen, und die Kunde davon flog nach allen Winden, ſetzte tauſend Zungen und Federn in Bewegung, während das gedemüthigte Hochſtift Würzburg über Racheplänen brütete. Offen durften ſie noch nicht hervortreten, dieſe Pläne, allzubindend war der abgetrotzte Vertrag, allzu furchtbar waren die Drohungen des Ritters, und daß er der Mann war, ſie nöthigenfalls zu vollziehen, hatte er dargethan. Auch ſäumte er nicht, ſich des Beſitzes zu vergewiſſern. Er wartete nicht ab, bis das zögernde Kapitel alles nach ſeinen Wünſchen erledigt, ſondern ergriff überall von ſeinen Gütern Poſſeß, nahm die Unterthanen in Eid und Pflicht, ordnete Bauten an, und ſo ſah man ihn eine Zeitlang wieder faſt heimlich in den Gefilden, die er ſo lange hatte meiden müſſen. Das faſt verödete Schloß zu Rimpar begrüßte wieder den angebornen Herrn, der mit ſtolzer Freude den Sohn und deſſen Familie dort einführte, und die Bewohner des Dorfes mit ihrer Pflicht an ſeinen Kunz wieß. Da war das geräumige Haus voll Gäſte, die Töchter, die Eidame, die Verwandten kämen herbei, und begrüßten glückwünſchend den Mann, dem es gelungen war, ſo raſch und gewaltſam, wie mit einem Zauberwort, die alte Zeit, die ſchönere Vergangenheit heraufzubeſchwören, und hochaufgerichtet, triumphirend wandelte Grumbach unter ihnen. Auch Anna war zu Beſuche in Rimpar bei den geliebten Kindern; ſie erſchien den Befreundeten in würdiger Heiterkeit, und wußte die Gefühle zu verbergen, die ihr Inneres ahnungsvoll erfüllten. Nur als ſie mit Salome allein war und dieſe gleiche Empfindung gegen ſie ausſprach, ihr ſagte, daß ſie mit unerklärlichem Bangen das Haus wieder betreten habe, brachen ihre Thränen unaufhaltſam hervor, und ſie weinte am treuen Buſen der Schnur ihren prophetiſchen Schmerz aus. Auch eine Braut war unter den Gäſten, eine hohe ſchöne Jungfrau, Urſula von Grumbach, die nun dem Junker Zöllner von der Hallburg verſprochen war; es ſollte die ſo lange gehoffte Zeit glücklicherer und beſſerer Tage jetzt auch ihre Vermählung ſehen. Doch einer glücklichen Braut glich Urſula von Grumbach nicht, ſie wandelte mit ſtillem Ernſt unter den Gäſten, ſelbſt am

Arm des Verlobten, den des Vaters Wille ihr gab; gehorſam, nicht unfreundlich, ergeben, aber nicht verlangend nach der Freude der Jugend, zu denen ihre Jahre ſie berechtigten, kein Glück erſehnend, auf keines hoffend. Schwer trug ihr Herz an der Laſt des Verhängniſſes, das über ihrem Hauſe auf dunkeln Flügeln hing, das ihrem Auge ſichtbar erſchien, während die Andern zumeiſt es nicht erkennen wollten.

Die Ritter ſaßen beim Reſt des frohen Mahles, bei welchem auch Stein und Mandelslohe nicht fehlten, die Frauen weilten in dem ſchönen Nebenzimmer unter Geſprächen und traulichen Mittheilungen, als ein ernſtes Paar aus dem Thore des hohen Schloſſes trat, den Hügel abwärts und dem ſteinernen Mühlhauſe vorüberſchritt, gerade in den Flecken hinein, durch die langen Gaſſen des Ortes nach dem Kirchhofe zu. Der Küſter wurde erſucht, das Gotteshaus zu öffnen; er kam, der alte Mann, ſah mit ſcheuen mißtrauiſchen Blicken die Fremden an, und ſchloß das freundliche Gotteshaus auf. Der Herr und die Dame traten ein, ſie achteten nicht des Keſſels mit Weihwaſſer, ſie tauchten die Finger nicht ein, ſie bekreuzten ſich nicht, ſie beugten ſich nicht vor dem Hochaltar, ſie ſchritten mitten durch die Kirche nach der gegenüberſtehenden Wand. Dort ſtanden hohe Statuen, ernſte gewaltige Ritter in Rüſtung, auch Frauen in ſteifer unmodiſcher Tracht, nonnenartig, die Hände, welche Roſenkränze hielten, zum Gebet gefalten, die Ahnen der Grumbachiſchen

Familie. Dort zeigte ſich auch ein neues Bild von Stein, das erſt in den letzten Tagen die Maurer eingefügt in die Kirchenwand, ach, ein liebes Bild, im theuern Andenken gehalten, und vor dieſem Bilde ſtanden nun, wie andächtig Betrachtende, die Gekommenen, Moritz und Urſula, und ein unausſprechlicher Schmerz wühlte in beider Herzen, der bei der Jungfrau ſichtbarlich in heißen Thränen ausquoll. Anna von Grumbach war abgebildet auf dem Steine, faſt jugendlich gehalten, mit langabwallendem Haar, im züchtig verhüllenden Gewande, mit dem ſtillen duldſamen, bleichen Geſicht, dem der Marmor Wahrheit verlieh. Und die Schrift um das Bild ſagte es aus, daß 1560 am Oſtertag verſchieden ſei die edle Jungfrau Anna von Grumbach.

Der Küſter ſah es mit Seufzen und ſelbſt mit Thränen im Auge, und begann der frühern Zeiten mit jenen Lobpreiſungen zu gedenken, mit der das Alter immer frühere Zeiten lobpreißt, das immer lieber rückwärts in die Vergangenheit ſchaut, als vorwärts in die Zukunft, der ſein Pfad ſteil entgegen zieht, ſchroffen und unfruchtbaren Höhen zu, die unüberſteigbar ſcheinend, entgegenſtarren, während die heitern Gefilde der Vergangenheit wie ſonnenhelle Landſchaften rückwärts im Verklärungsſchein des Lebensſonnenunterganges zu Füßen liegen.

Moritz und Urſula ſetzten der unwillkommenen Redſeligkeit des Alten durch ein Geſchenk und durch raſche Entfernung ein Ziel, und blickten einander im Hinweggehen ſchmerzlich, trauervoll und doch liebend an. Es war in beider Herzen gegen einander eine Anhänglichkeit wunderſamer Art, eine räthſelvolle Liebe, weit wärmer als geſchwiſterliche Zuneigung, und doch auf keine Weiſe begehrlich. Moritz hatte ſtill für ſich den Kelch der Entſagung geleert, hatte die heimlich auflodernde Neigung nicht ohne Kampf überwunden, ſah und ehrte mit Ruhe im Herzen Urſula als Eigenthum eines Andern, und die Jungfrau fühlte dieß in tiefſter Seele, wußte ihm Dank dafür und lohnte ihm dafür mit überſchwänglichem Vertrauen und hoher Freundſchaft; nie aber war zwiſchen dieſen Beiden ein Wort von ihrer Liebe und Freundſchaft zu einander gewechſelt worden. —

Am Tiſch der Ritter zirkulirte ein beſchriebener Bogen, manchen Spaß und Gelächter erregend; endlich rief Stein dem Ritter Mandelslohe, der jenen eben in Händen hielt, zu: „Lies uns doch das Ding vor, auf daß wir alle das Sündenregiſter vernehmen, welches uns die Pfaffen und Wollſäcke aufbürden. Wir, die dabei waren, müſſen ja doch am beſten wiſſen, was daran wahr und was unwahr!“

„Lügen wird es enthalten, dicke Lügen, dieſes Verzeichniß deſſen, was unſer Volk in Würzburg davon getragen haben ſoll!“ rief Mandelslohe mit einiger Verlegenheit aus, indem ſein Bewußtſein ihm ſagte, daß ſein Name auf dieſer von Würzburg aus in alle Nachbarſchaft verbreiteten Liſte nicht mangeln werde. „Mag's nicht leſen, leſe es, wer da will!“

„Lügen oder nicht Lügen, gleichviel! leſet!

leſet!“ riefen Viele, die gern etwas Neues zu vernehmen wünſchten.

Wilhelm von Stein nahm die Schrift und las, unter großer Aufmerkſamkeit der Zuhörer, unter manchem das Vorgeleſene mißbilligenden Gemurre, eine unendlich lange Aufzählung des durch den Ueberfall in Würzburg verurſachten Schadens. Sie begann: „Anzugeben, was Jedermann in dem verderblichen Einfall gelitten, iſt ganz unmöglich, denn Vielen iſt mehr geraubt, als ſie wiſſen, oder ſich rühmen!“

„Jeder Mann! das zielt auf die Weiber!“ unterbrach höhniſch Jobſt von Zedwitz, und die Andern ſtimmten unter rohem Gelächter bei.

„Nur Etliches des Raubes iſt hier verzeichnet,“ fuhr Stein fort: „Der Kammerhof unſers gnädigen Fürſten und Herrn, darin ſich die Rentnerei befand, iſt durch Wilhelm von Grumbach geplündert, und ſonder Zweifel wohl etwas, wie vermuthlich fünfzigtauſend Gulden an Geld und Geldeswerth darin gefunden worden.“

„Kraft Gottes!“ fluchte Grumbach. „Nun muß ich der Finder ſein! Siehſt Du, Rittmeiſter Mandelslohe, das hab' ich Dir zu danken.“

Dieſer aber ſprach mit gleichmüthigem Lächeln: „Es iſt doch freundlich und ſchönredneriſch, daß ſie ſchreiben, das Gut ſei gefunden worden!“

„Dem Herrn Dompropſt iſt der Hof ebenfalls durch Grumbach geplündert und das Gewölbe geöffnet worden.“

„Der Keller, der Keller! Allerdings!“ erläuterte Grumbach: „denn die gute Stadt hätte uns verdurſten laſſen! Ich habe, bei Gott, nichts hinweggeführt, als die vertragsmäßige Rate von zehntauſend Thalern.“

„Des Herr Dombechants Hof haben Dietz von Roſenbach und Wilhelm von Holzfeld geplündert, das Gewölbe erbrochen, und das darin verwahrte, dem Spital zu Arnſtein gehörige Geld, vierzig alte Thaler geraubt.“

„Iſt auch der Rede werth!“ warf ein anderer anweſender Ritter ein.

„Item Herr Siegmund Fuchs hatte zum Gaſt den Rittmeiſter Adam Weiß, der ihm über tauſend Gulden Werth an Silbergeſchirr genommen hat. Auch ſind ihrer fünf zu Seiner Ehrwürden gekommen, vorgebend, ihr Obriſt Grumbach ſchicke ſie mit dem Befehl, ihnen alles Geld zu geben, was er gethan mit fünftauſend Gulden. Die Fünfe waren Hieronimus und Philipp von Brandenſtein, und drei Herren von Heßberg.“

„Lüge, Teufel, lüge!“ ſchrie Grumbach wild dazwiſchen. „Ich weiß kein Wort davon!“

Das Verzeichniß nannte ferner als geplündert die Höfe Andreas von Thüngen, Chriſtophs von Stein, Veits von Würzburg und des Schenk von Limburg.

„Aus Herrn Adam von Grumbachs Hof hat einer, Namens Habacker, die Pferde genommen, nebſt ſechshundert Gulden. In Herrn Johann Egloff von

Knöring Hof haben ſie geplündert, die Betten aufgetrennt, und die Federn in die Bücherſtube geſchüttet. In einem andern Hauſe hatte früh während des Einfalles die Magd das Silbergeſchirr in eine Butte, und einen Chorrock darüber geworfen, und iſt damit geflüchtet; kam aber unter die Reiter, die hoben den Chorrock auf, ſahen das Silber, und theilten es auf den Gäulen unter ſich aus.“

„Werden ſchwerlich um den Rock das Loos geworfen haben!“ lachte Zedwitz.

„Herr Erasmus Neuſtetter,“ ging die Vorleſung fort: „hat von Kleidern nichts behalten, als ein ungewaſchenes Hemde, und was Georg Ludwig von Seinsheim an Silbergeſchirr und Briefen in einer gewaltigen Eiſentrube in das Küchengewölbe von Neuſtetters Hof gethan, iſt auch hinweggenommen worden. Das Silber war ſtattlich an Werth, und die Briefe lauteten über mehr als zwölftauſend Gulden!“

„Wenn das wahr, ſo wäre dem Scharrhauſen Recht geſchehen!“ warf Grumbach trocken hin. „Er iſt des Biſchofs liebes Kind, Ohrenbläſer und Viceherzog von Frankenland.“

„In den Stiftern St. Burkhard und Haug iſt kein Schaden geſchehen und Niemand um das Seine gekommen,“ fuhr Stein fort, und ſprach, den Verlauf mit den Augen überfliegend, „nun kömmt die Erzählung des Vorgangs im Stift Neumünſter, wo alles der Wahrheit gemäß berichtet wird, nur ſteht noch da, daß die Chorherrn des Stifts faſt alle geplündert worden ſeien, weil ihre Wohnungen nahe gelegen. Die frommen Stifts- und Chorherren haben ſich gleich während des Einfalles größtentheils in mancherlei Kleidung abweſend gemacht, und man hat ſie zum Theil als Schloſſer- und Schneidergeſellen in Herbergen und Werkſtätten geſehen und arbeitend gefunden.“

Dieſe treuherzige Bemerkung des Berichts erregte große Heiterkeit unter den Zuhörern, und es wurde den neuen Schneidern ein Proſit die Arbeit! zugetrunken.

Die Klage indeß ſchien kein Ende nehmen zu wollen, und dem Vorleſer ging die Geduld aus, er knüllte das Blatt zuſammen, und rief: „Was da! was da! das Ding reißt nicht ab; Hans Zobels Hof, Valtin Münſters Hof, Cunz Baiers Hof, letzterer mit fünfzehntauſend Gulden!“

„Ein artiges Regiſter! Potz Pfaffen und Lügen!“ ſprach aufathmend und einigermaßen froh, nicht namentlich aufgeführt worden zu ſein, Ernſt von Mandelslohe.

„Wir ſind noch lange nicht fertig, werther Freund!“ erwiederte Wilhelm von Stein. „Nun kommen erſt die Bürgerhöfe. Bei Philipp Merklein dreitauſend Gulden Schaden geſchehen, ſeiner Hausfrau die Ringe von den Fingern gezogen worden und ſo weiter. Doch was thun wir mit den Namen des Geſindleins, das etwas hat hergeben müſſen, und einige Prügel bekommen hat? Iſt's doch ſo gar ſchlimm nicht geweſen, wie ſie's machen. Habt Acht, das thun ſie nur, um alle Welt gegen uns aufzuhetzen. Da ſieht auch von dreizehn erſchoſſenen Bürgern, welches doch geſchoſſenen heißen müßte, da nur fünf todt geblieben ſind! —

„Reiße den Quark in Fetzen!“ rief Grumbach und griff zum Becher.

Ein verſpäteter Gaſt trat ein: Dietrich Picht. Er hatte kaum dem Willkommen Beſcheid gethan und Platz genommen, ſo erwiederte er auf die Frage, was er für neue Zeitung bringe: „Nicht ſonderliche, liebe Herren und Freunde. Wißt ihr ſchon, daß Adam Weiß auf ſeinem Heimweg nach der Wetterau von dem Trimberger Amtmann in einem Hohlweg angefallen und verſtrickt worden iſt, und daß er mit all den Seinen hat verſprechen und angeloben müſſen, ſich zu ſtellen, wann und wohin er gefordert würde, um über das, was zu Würzburg geſchehen, Rechenſchaft zu geben?“

„Verflucht, eine üble Mähr, das!“ riefen Stein und Mandelslohe.

„Hat hundertundfünfzig Reiter bei ſich, und haben ſich nicht gewehrt! Daß ſie Gottes Marter ſchände!“ fluchte Zedwitz.

„Da euch dieſe Zeitung neu iſt,“ fuhr Picht fort, ein Papier hervor ziehend: „ſo kam euch wohl auch noch nicht die Kunde zu, daß eine Menge unſchuldiger Leute in Würzburg ins Gefängniß geworfen worden ſind, wegen Verdachtes, uns beim Ueberfall hülfreiche Hand geleiſtet zu haben! Ja, ein armer Mann, der uns das Thor ſoll geöffnet haben, iſt geviertheilt worden!“

Schrecken lagerte ſich auf alle Geſichter. Dieſe Botſchaften verkündeten die wahren Geſinnungen des Hochſtifts, und waren nicht geeignet, kühne Hoffnungen feſtzuhalten.

„Ich weiß noch mehr,“ fuhr Picht fort. „Der Kaiſer, dem, wie natürlich, der Würzburger Biſchof alles, was geſchehen, ſogleich gemeldet, hat von Preßburg aus an dieſen geſchrieben, daß über uns Alle die Acht ausgeſprochen werden ſoll, als über Ruheſtörer, Landfriedenbrecher und Räuber.“

„Das darf er nicht, das ſind wir nicht!“ rief Grumbach erhitzt: „Wir haben unſere Ehre verwahrt, wir haben Würzburg unſer Kommen angeſagt, ich habe in offener und ehrlicher Fehde die Stadt gewonnen und das Meine geholt.“ —

„Schreie, rufe, ſchreibe das Tauſendmal, ſo wird Dir doch nicht geglaubt!“ widerlegte Picht. „Würzburg behauptet gerade das Gegentheil, es läugnet, daß Du einen Abſagebrief überſandt. Zugleich ſind gedruckte Aufgebote zur Kriegsrüſtung im ganzen Land Franken erlaſſen worden; hier iſt eines, das nach Münnerſtadt beſcheidet.“

„Nichts Neues unter der Sonne, meine Freunde!“ rief Grumbach, als Picht ausgeſprochen hatte. „Unſer Bleibens kann nicht lange ſein in dieſem verrätheriſchen Lande, das leider mein, und vieler von euch, Vaterland iſt. Ich gehe nach Hellingen, und, wenn ich mich dort nicht ſicher befinde, auf den Grimmenſtein. Ich fühle meine Jahre, ich fange an, mich nach Ruhe zu ſehnen, aber der grimmige Feind gönnt mir keine Ruhe. Auch Dir, Kunz, wird Ruhe nicht vergönnt ſein, und nicht den Deinen; ich ſehe das voraus, ich ahne es. Sei gefaßt darauf, dieſes Haus wieder verlaſſen zu müſſen. Haben wir doch wieder einmal darin geſeſſen, dem Feind zum Hohn und Aerger. Geſchieht es aber, daß wir abermals vertrieben werden, dann ſoll mein Fluch dies Haus unſerer Väter treffen, dann wohne nie ein Glücklicher darin, dann möge es veröden und verfaulen, und eine Wohnung der Eulen ſein, und Jeden, der durch ſein Thor ſchreitet, treibe das Grauen über die Schwelle zurück!“

Mit düſterm Schweigen hörten die Anweſenden des alten Mannes erſchütternde Rede, die bis hinüber in das Zimmer der Frauen ſchallte, und auch dieſe mit Bangen erfüllte.

Der December ſchauerte mit Winterſtürmen um die Heldburg, doch keiner derſelben hielt Grumbach ab, von Hellingen faſt jeden Tag hinüber zu reiten. Seine vom Alter ſchon einigermaßen zuſammengedrückte Geſtalt ſah faſt unheimlich aus, wenn ſie, von Pelzen umhüllt, durch die öden Felder ſo ſtill und ſchweigſam dahin ging, Lebens- und Naturwinter Hand in Hand.

Mit einem ſauber in rothen Sammt gebundenen Buche trat Grumbach zu Herzog Johann Friedrich, ſeinem Schirmer und Gönner, in das Thurmzimmer des Schloſſes, wo der Fürſt mit dem Zwerge weilte, der durch ſeine Poſſen nicht vermochte, den Herrn zu erheitern. Des Herzogs Blicke richteten ſich alsbald verlangend auf das Buch; ein Strahl der Freude überflog das fürſtliche Antlitz, darauf ſeit längerer Zeit ſchon der Ausdruck trüben Mißmuths ſeinen Sitz dauernd aufgeſchlagen hatte.

„Bringſt Du das rechte? Iſt's die Clavicula oder der Annulus Salomonis?“

„Für dieſesmal keines der beiden erwünſchten Bücher, hoher Herr!“ erwiederte mit Bedauern Grumbach: „doch hoffe ich, auch dieſe noch verſchaffen zu können. Jener Pfarrer, von dem ich ohnlängſt Euch ſprach, Abel Scherdiger in Holzhauſen, will alles anwenden, um zum großen Werke behülflich zu ſein. Dieß Buch hier, was ich zu Euer Durchlaucht Füßen lege, hat leider nur einen unberühmten Verfaſſer — mich, und möchte gern ein Werk ſein, die Geiſter böſen Haders zu bannen. Es iſt die Anzeige und Ausführung von mir, Stein und Mandelslohe, gegen die Praktiken des Würzburger Stifts und Biſchofs. Unſere Ehrenrettung iſt's, welche darthut, wodurch wir zu dem Einfall in Würzburg gezwungen worden ſind, und daß wir ſolches mit Recht und ohne

Landfriedensbruch thun wollen, wie wir denn auch gethan haben.“

Johann Friedrichs geſpannte Züge legten ſich wieder in die Falten des Nachſinnens; er nahm das Buch, blätterte darin, blickte hinein und ſprach: „Es ſind Deine alten Händel, nichts Neues! Warum gebt ihr es jetzt erſt aus, da alles vorbei iſt?“

„Der Druck iſt überlang hingezögert worden, gnädigſter Herr!“ erwiederte der Ritter. „Es hat ſogar, wie Ihr ſeht, an Lettern gefehlt, ſo daß deren zweierlei gebraucht worden ſind, doch ſind vor dem Ueberfall Exemplare nach Würzburg gekommen und auch im Lande vertheilt worden. Glaubt mir, mein Fürſt, ich habe vor ſo mancherlei Geſchäften oft nicht gewußt, ob ich noch einen Kopf habe, ſo eifrig rannte ich nach meinem Ziel. Und als ich es ſicher erreicht glaubte, war ich recht weit davon. Ich bin der Irion der alten Heidenfabel, der eine Wolke umarmte. Die Hoffnung war die Königin meines Herzens, meine Göttin; ſie iſt in Nebel verraucht. Der Biſchof ruht nicht, bis er mich alten Mann vernichtet hat! Allenthalben werde ich verfolgt, und nur noch eine Hoffnung habe ich, und halte ich feſt, einen ſichern Anker, Euch! mein Herr und Herzog! Euch befehle ich meine Hülfe, Euch vertraue ich dies ergrauende Haupt an, denn ich ſtehe vor Euch, als ein — Geächteter.“

Der Herzog erſchrack, runzelte die Stirn, und trat einen Schritt zurück, ſein Zwerg aber wiegte bei dieſen Worten unruhig und ſchüttelnd den Kopf, und brummelte: „Wenn man den Teufel in die Kirche läßt kommen, will er gar auf den Altar.“

„Sagteſt Du was?“ fragte der Herzog mit unwilligem Blicke, und Godel war raſch mit der Antwort zur Hand: „Ja, Herr! Wer regieren ſoll, Herr, muß Leuten trauen, wer aber traut, wird leicht betrogen, Herr!“

Grumbach hatte gar wohl den erſten Spruch verſtanden, zuckte verächtlich die Achſeln, und ſprach, mehr zum Herzog, als zum Zwerg gewandt: „Wenn der Wolf alt wird, reiten ihn die Krähen.“

„Und keine Krähe hackt der andern ein Auge aus!“ replizirte Godel im Zuge, und anzüglich zugleich.

„Schweig, vorlaute Ungeſtalt!“ gebot der Herzog mit Strenge, öffnete die Thür, wie man ſie einem Hunde öffnet, und deutete auf gleiche Weiſe mit einem rauhen: „Allons Marſch!“ dem Krüppel an, ſich zu entfernen. Godel gehorchte, ſo hurtig er es vermochte, ballte aber, als die Thüre hinter ihm zugeflogen, grimmig die kleine Fauſt, wiſchte ſich mit der andern Hand eine Thräne aus dem Auge, und plapperte mit raſcher Zungenbeweglichkeit giftigen Unwillens: „Um eines Hufeiſens willen verdirbt manch edles Roß! Vortheil hat bald Feierabend! Welcher Diener ſich ſelbſt nichts nütze iſt, der nützt ſeinem Herrn noch weniger! Wenn der Hund am Beine nagt, ſo kennt er keinen Freund! Wer in Wolken auf hohem Berge iſt, der kann doch nicht ſehen, daß er in Wolken iſt. Harre nur, harre! Wer den Schalk hinter ſich läßt, der hat eine gute Tagreiſe gethan!" und verlor ſich, ſo fortmurmelnd, auf der langen Gallerie.

Der Herzog und Grumbach befanden ſich nun ohne Zeugen, und ihr Geſpräch galt dem immer ernſter und drohender ſich geſtaltenden Schickſale Grumbachs und der Seinen, galt aber auch längſtgehegten Hoffnungen und neuen Entwürfen.

„Ich harre bis jetzt," ſprach unter anderm Grumbach: „noch der gänzlichen Vertragsvollziehung, und der Ueberſendung der vom Biſchof unterſchriebenen Originalurkunde entgegen, an die mahnend und erinnernd ich nach Würzburg geſchrieben habe; da iſt mir ein Schreiben der Räthe zugekommen, des Inhaltes, daß das begehrte Inſtrument bereits ausgefertigt und unterſiegelt dem Rath Albrecht Eitel von Wirsberg zum Ueberbringen gegeben worden ſei, der auch Würzburg damit verlaſſen habe, daß indeſſen vom Kaiſer mehrere Mandate, Inhibition des Vertrags und die Achtserklärung meiner und meiner Anhänger angelangt ſeien, die das Stift jedoch zurückzuhalten und abzuwenden alle Mühe angewandt. Dieſe Mühe ſei jedoch eine verlorne geweſen, der Kaiſer habe ohne des Biſchofs und der Räthe Zuthun, und ihnen ſelbſt zuwider die Acht wiederholt ausgeſprochen. Mit leerer Entſchuldigung ſchließen ſie das höfliche Sendſchreiben, und kein Albrecht Eitel von Wirsberg hat ſich mit der Vertragsurkunde in Hellingen blicken laſſen, und ich bin abermals betrogen und hinter das Licht geführt."

„Der Kaiſer,“ nahm Johann Friedrich das Wort: „hat einen Reichsdeputationstag nach Worms ausgeſchrieben, wo allerlei Streitigkeit entſchieden werden ſoll. Wir werden den Doctor Huſanus dorthin beordern, der kann auch Deine Sache mit führen. Noch iſt die Acht nicht publicirt, möchte die Publikation zu unterdrücken ſein. Mein Rath iſt, Du hältſt Dich ſtill und friedlich, und unternimmſt keine Feindſeligkeit gegen irgend Wen.“

„Das iſt es ja, was wir Alle wünſchen und wollen, gnädigſter Herzog!“ rief Grumbach. „Wir wollen ja den Frieden, die Eintracht, die Ruhe des Reichs, und dem Schutze eines gütigen Fürſten vertrauen wir gern unſer gefahrenbedrohtes, verfehmtes Haupt. Wäre ich der türkiſche Tyrann und Wütherich, als welchen meine Feinde mich ſchildern, wäre ich ſo ſchwarzen Gemüthes, wie ſie mich malen, was hätte mich denn abhalten ſollen, mich mit unermeßlichen Schätzen zu bereichern? Ich konnte Würzburg verheeren, wie ein Cröſus reich von dannen ziehen, und ein anderes Vaterland ſuchen, es ſtand bei mir, aber ich habe die Billigkeit walten laſſen, und meine erlaubte Nothwehr nicht zu unerlaubter gemißbraucht.“

„Dafür rüſtet ſich jetzt das Hochſtift mit Heeresmacht, und will herausfallen in Henneberg und Sachſen!“ ſprach der Herzog, „ſo daß wir ſchon der wahren Religion wegen Verordnung an unſere Vaſallen thun mußten, gerüſtet und auf der Hut zu ſein. Hätteſt Du nicht alſo gethan, wie Du eben geſagt, ſo könnteſt Du nicht mein Rath und Diener heißen; bei alle dem iſt mir der Ueberfall von Würzburg gar ungelegen, denn er macht Dir ein böſes Geſchrei und argen Leumund. Suche daher Deine Sache mit allem Fleiß in das beſte Licht zu ſtellen; ja, mein Lieber, laſſe Dein Licht leuchten vor den Leuten, damit ſie Deine guten Werke ſehen. Und wenn Du Dich gerechtfertigt, dann laß uns einmal mit Ruhe an unſer Vorhaben gehen. Im nächſten Frühjahr zieht der Hof beſtimmt nach Grimmenſtein, dann mußt Du bei mir auf dem Schloſſe wohnen. Möge uns dann jenes wunderbare göttliche Weib beglücken, das mir im Traume erſchienen. Ich brenne danach, mit Dir zu arbeiten, und den Stein zu finden, der uns, ſo Gott will, jeder irdiſchen Sorge überhebt."

„Der Stein ſoll zum Sterne werden, und der Stern zum Engel der Herrlichkeit, der Euch gnädig ſein Angeſicht wird leuchten laſſen!" verſetzte Grumbach im Tone zuverſichtlicher Verheißung. „Das Glück wird mit Euch ſein, mein edler Fürſt, und Eure Tugend wird noch auf Erden Vergeltung finden, nach dem Worte der Schrift: Wer einen Gerechten aufnimmt, in eines Gerechten Namen, wird eines Gerechten Lohn empfangen!"

Solche Worte drangen ſchmeichelnd und bethörend an des Fürſten Herz, das im warmen Mitleid dem Manne entgegen ſchlug, der ſo ruhelos mit einem feindſeligen Geſchick zu kämpfen hatte. Er lächelte freundlich und ſprach: „Thue, wie ich Dir geſagt, rechtfertige Dich!“

„Wie Ihr befehlt! Ich bin ja ganz Euer, ganz Euerm Dienſt geweiht,“ erwiederte Grumbach: „und Ihr ſeid meine Zuflucht für und für. Ich will möglichſt bald das Schreiben entwerfen, welches Euer Legat mit nach Worms nehmen ſoll; legt auch Ihr ein gnädiges, gutes Wort ein in meiner Sache. Nicht minder will ich mich an die Reichsritterſchaft wenden, hoffe, daß auch dieſe mir förderlich ſei. Mein gnädiger Herr, der Kurfürſt von Brandenburg iſt mir in Gnaden wohl gewogen, auch ihn will ich um ſein mächtiges Fürwort erſuchen. Gott! ich thue ja alles, was ich vermag, um in Frieden mit der Welt zu bleiben, was habe ich nicht ſchon alles geſchrieben und ſchreiben laſſen!“

„Und wenn uns das Große gelingt,“ fuhr der Ritter fort, da der Herzog ſich düſter ſchweigend, mit ſeinen Gedanken faſt abweſend, an das Fenſter lehnte, und in den Tanz der Flocken ſtarrte, die der Winterſturm in dichtem Geſtöber vorüber trieb; „wenn wir, mit der Hülfe des deutſchen Adels, mit der Hülfe der Kronen Frankreichs und Schweden, und aller Euch befreundeten und zugethanen Fürſten, nicht minder mit der Hülfe reicher Spenden aus dem überquellenden Schooße geheimer Weltkräfte das Ziel erreicht haben, Euch im Glanze hohen Glückes zu ſehen, dann ſei mein mühſeliges Tagwerk vollbracht, dann will ich gern und freudig mein Haupt zur Ruhe niederlegen, und mein letzter Hauch ſoll ein

Segenswunſch ſein für Euch und Euer erlauchtes Haus.“

Das weiche, leicht erregbare Herz des guten Fürſten rührten dieſe Worte, er wandte ſich ſehr freundlich dem Sprechenden zu, bot ihm die Hand, und ſprach mit bewegter Stimme: „Fürſten haben ſelten wahre Freunde; ich glaube feſt, daß ich an Dir einen ſolchen Freund habe; meine Freundſchaft ſei Dein Lohn. Wie droben am Himmel mein Stern dem Deinen brüderlich nahe ſteht, ſo wollen wir, treu aneinander haltend, die Erdenbahn miteinander gemeinſchaftlich durchwandeln. Hier haſt Du mein Wort, mein Fürſtenwort, mein Ehrenwort, ich laſſe nicht von Dir.“

Grumbach ergriff mit der Heftigkeit ausbrechenden Gefühls die dargebotene Hand, küßte ſie, ſank auf die Knie vor dem Herzog nieder und rief: „Dank, edler Fürſt! heißen Dank! Wenn ich einſt der Erſte bin, der Euch, den herrlich Erhöhten, knieend ſeine Huldigung darbringt, dann will ich Euch an dieſe ſchöne, heilige, unvergeßliche Stunde erinnern! Euer Fürſtenwort iſt mir Bürgſchaft eines ruhigen Alters, eines ſonnigen Lebensabends! O erzeigt mir die Gnade, wiederholt es noch einmal, das hehre Wort der Verheißung, ſchwört mir es zu, wie ich Euch innige, ewige, unverbrüchliche Anhänglichkeit zuſchwöre!“

„Bei der Seele meines großen unglücklichen Vaters ſchwöre ich Dir beſtändige Freundſchaft zu!“ ſprach feierlich der Herzog, Grumbach emporziehend, und mit einer Umarmung beglückend. „Ich will ſehen, ob ich den Ehrennamen des Beſtändigen nicht mindeſtens verdienen kann, wenn mir die Nachwelt auch einen andern beilegen ſollte!“

Die Flügel des Sturms erſchütterten mächtig die ſtolze Heldburg, und pfeifend und heulend, wie Dämonenſtimmen, zog es durch Höfe und Hallen, Gänge und Gallerien, während immer feſter ein Bund ſich ſchloß, den die allmächtige Hand des Lenkers der Geſchicke nicht ſegnete. —

Bald, ſehr bald nahm das Schickſal den Herzog Johann Friedrich den Mittlern bei ſeinem Fürſtenwort, bald war es an ihm, verheißene Treue zu bewähren, und er bewährte ſie ſo männlichedel, ſo fürſtlichgroß, ſo unerſchütterlichfeſt, daß der Stern ſeiner Treue durch alle Zeiten den Stern ſeines Unglücks überſtrahlet.

Zweites Kapitel.

Das Aufgebot und die Kriegsrüſtung in Franken erregte ernſtliche Beſorgniß in dem Grenzlande Henneberg. Ein eifriger Briefwechſel ward gepflogen zwiſchen dem Fürſten Georg Ernſt, der um dieſe Zeit zum Deputationstag gereiſt war, ſeinem Bruder Poppe, der zu Burgbreitungen reſidirte, den Städten und Vaſallen, ſo wie mit den befreundeten Nachbarn. Das Schloß Maßfeld und die Stadt Meiningen wurden mit Reiſſigen aus den übrigen Städten zu beſſerer Bewachung verſtärkt, und die Geſchütze wurden zweckmäßig vertheilt. Von allem Geſchehenen erhielt der Fürſt brieflich Kenntniß. Selbſt daß am Montag den 13. December Herzog Johann Friedrich der Mittlere ſammt ſeiner Gemahlin in Suhl übernachtet und dann das Morgenmahl in Schleuſingen bei der ihm befreundeten Fürſtin von Henneberg eingenommen, wurde zu melden nicht vergeſſen.

Durch alle Gauen Deutſchlands zogen die Kammerboten des Kaiſers, und ſchlugen in Städten, Flecken und Dörfern die Achtserklärung gegen Wilhelm von Grumbach, Wilhelm von Stein, Ernſt von Mandelslohe, Jobſt von Zedwitz, Dietrich Picht und Michel Faiſtlein an.

Unter bedrohlichen Kriegsrüſtungen da und dort, von denen keine gewiſſe Kunde zu erhalten war, ging das Jahr 1563 zu Ende, und die Sonne des Neuen vermochte nicht, die Beſorgniſſe zu zerſtreuen, die bei Hohen und Niedern bedenklich laut wurden.

Der politiſche Himmel hing ſo voll trüben Gewölkes, wie der wirkliche in den kurzen Wintertagen, und beſonders bange war den Hennebergiſchen Räthen. Ihr Landesherr war fern; von allen Seiten hörten ſie von Werbung, durchziehendem Kriegsvolk — und ſo beſchloſſen ſie in der Angſt ihres Herzens, daß einer von ihnen ſich zum Herzog Johann Friedrich dem Mittlern begeben, den Stand der Dinge ausforſchen, und ſuchen ſollte, mit Grumbach ſelbſt zu ſprechen. Zugleich wurde ein, alle Beſorgniſſe in ſeiner Verhüllung andeutender Brief vom Grafen Poppo zu Breitungen an den Herzog dieſem Abgeſandten mitgegeben.

Ritter Georg Sittig von Marſchalk, der Hennebergiſche Rath, langte in der erſten Woche des bach. Henneberg beſorgt ſich ja nichts von Eurer werthen Perſon —“

„Doch, doch!“ warf Grumbach ein. „Ich bin geächtet, der Adler hackt auf mich, und der armen Henne iſt bange, der große Raubvogel möchte ihr die Federn zauſen, wenn er mich auf ihrem Gehöfte findet. Laßt das gut ſein! Ich achte der Acht keinen Deut!“

„Wie! Herr von Grumbach!“ rief der Rath faſt erſchrocken aus; die Aeußerung erſchien ihm ein neues Crimen laesae Majestatis.

„Ihr ſeid doch auch ein Rechtskundiger“ — belehrte Grumbach mit Ruhe. „Die Acht iſt gegen uns außerhalb des Reiches, und alſo nulliter ergangen; ſie iſt ohne vorherige Citation und ohne Verhör ergangen, dieß iſt unerhört. Die zu Haßfurt verſammelt geweſene fränkiſche Ritterſchaft hat bereits protestando eine Botſchaft an Kaiſerliche Majeſtät abgefertigt, und auf Abſchaffung der Acht zu Verhütung von allerhand Folgen, beſonders im Bezug auf das Land Franken, Antrag thun laſſen. — Und im Uebrigen ſehe ich an Eurer ganzen Werbung, daß fürſtliche Gunſt und Gnadenverheißungen ſehr oft Schemen ſind. Ganz anders wurde zu mir geſprochen, als ich Henneberg aus ſeiner Bedrängniß half und Mainberg gegen Meiningen vertauſchte. Freilich das iſt ſchon ſehr lange her, ſo lange, daß es vergeſſen iſt. Damals wurde mir Huld und Gnade in Fülle zugeſichert, damals war ich ein gar angenehmer und liebwerther Mann!“

Der Hennebergiſche Rath und Abgeſandte ſchwieg höchſt betreten.

Der Herzog trat ein, und überreichte Sittig einen Brief an die Fürſtgrafen mit freundlichen Worten.

Der Abgeſandte verneigte ſich in Demuth, befangen und ſchüchtern. Grumbach blickte mit ſtolzer Freude nach ihm hin, das Schlingkraut ſeiner Hoffnungen rankte ſich feſt um die Säule des Sachſenſchildes. Johann Friedrich fuhr fort, gegen Marſchalk zu ſprechen: „Die Befürchtungen Eures Herrn, daß er durch Mißgünſtige bei Kaiſerlicher Majeſtät verleumdet ſei, weil er Wilhelm von Grumbachs Reitern Sammelplätze und Durchzug geſtattet, ſind als grundlos von uns widerlegt worden, da wir uns gegen weit härtere Anſchuldigungen ſchon Ende October des verfloſſenen Jahres von Weimar aus zu vertheidigen hatten. Deshalb ſoll Euer gnädiger Herr ſich in alle Weiſe beruhigt halten."

Der Abgeordnete hielt eine formelle Dankrede und beurlaubte ſich. „Haſenherzen!" wandte ſich der Herzog gegen Grumbach. „Das ängſtigt und fürchtet ſich ohne Aufhören." —

„Meines Bedünkens," nahm Grumbach das Wort: „bedarf es von Seiten des Fürſten von Henneberg gar nicht ſolch ein großes Beſorgen und Entſchuldigen; denn als die Reiter durch ſein Land zogen, war er auf ſeinem Jagdſchloß, der Zillbach, und es befand ſich der fränkiſche Rath und Kaiſerliche Kommiſſarius Georg Ludwig von Seinsheim beiihm, der muß ihm ja bezeugen, daß er kein Mitwiſſen hatte von meinem Vorhaben.“

Noch lange beſprachen der Herzog und Grumbach die beſorgliche Gegenwart und die nächſte Zukunft. Georg Sittig Marſchalk aber kam in Maßfeld an, und die Räthe ſandten ſchleunigſt den Brief des Sachſenfürſten an ihren Herrn, und ſchrieben ihm treulich, was der nach Heldburg Geſandte mit der „bewußten Perſon“ die er dort getroffen, verhandelt. Sie wagten nicht, in ihrem Schreiben Grumbach mit Namen zu nennen.

Der Frühling kam wieder heran geflogen auf den Flügeln der Aequinoctialſtürme, der Störche, der Schwalben, auf dem erweckenden Schlag ſeiner verjüngenden Phönixſchwingen. Zu Worms ſammelten ſich Fürſten und fürſtliche Räthe zum Reichsdeputationstag, in Gotha begann mit dem Wiedereintritt der beſſern Jahreszeit eine rege Thätigkeit im Herſtellen und Höherführen der Mauern und Bollwerke um Stadt und Feſte. Der Grimmenſtein ſah ſeine ſtarren Wälle immer höher wachſen, und wie ein künſtlicher Berg von Stein erhob ſich trotzig die Zwingburg mitten in einem friedlichen Gefilde. Nach der Stadt zu ſchirmte ein doppeltes und gethürmtes Thor die Zugbrücke. Ein tiefer, ebenfalls doppelter Waſſergraben umgab rings den

Koloß der Feſte, den eine Mauer mit zwei Reihen Schießſcharten übereinander, mit runden Thürmen und ſcharfwinkelichen Baſtionen theilte. Rieſig hoch über dieſe ſtieg nun das Glacis der Innenmauer rundum in ſchroffer Böſchung empor, und über die Zinnen derſelben ragten die eigentlichen Gebäude des geräumigen Schloſſes mit hohen Dachungen, zahlreichen Erkerfenſtern und ſchlanken Thürmen. Aus dem großen und weiten Hof aber ſah man, eine Feſte für ſich, den gewaltigen Hauptthurm mit zwei Rundgängen, ſieben bis acht Stockwerke hoch, mit breiter Kuppel und mit gekuppeltem Aufſatz über dieſer, Meilen weit ragen, und wie ein Götterbild blitzte im Sonnenſchein von der Thurmſpitze die metallene Rieſenſtatue eines Geharniſchten über und über golden leuchtend, zur weiteſten Ferne. Der Glaube des Volkes hielt das giganteske Kunſtwerk für maſſivgolden, und für ein Palladium des Grimmenſteins, ja des Landes.

In Heldburg wurde zum Wegzug nach Gotha gerüſtet; der Herzog war nun ernſtlich entſchloſſen, ſeine Reſidenz auf dem feſteſten ſeiner Schlöſſer zu nehmen. Mit düſtern Mienen, einer Frucht andrängender Sorgen und ſo mancher verfehlten, oder doch immer noch nicht erfüllten Hoffnung betrat Johann Friedrich kurz vor der Abreiſe das Zimmer ſeiner Gemahlin. Die freundliche milde Herrin, neuer nahe Mutterhoffnung ſich erfreuend, ging ihm liebevoll entgegen; in der Wiege ſchlummerte Prinz Friedrich. Von einem Taburet, wo ſie plaudernd und ſtickend geſeſſen hatte, erhob ſich das Hoffräulein Gertrud von Mila mit ſittiger Verbeugung, und begab ſich in das Nebenzimmer, um die fürſtlichen Gatten allein zu laſſen.

„Du biſt ſo bekümmert, lieber Herr! Was iſt Dir?“ fragte beſorgt und theilnehmend Eliſabeth, und der Herzog hauchte einen Kuß auf die Wange der ſich ihm innig anſchmiegenden Huldgeſtalt, dann ließ er ſich mit einem leiſen Seufzer in einem der breiten buntgeſtickten Lehnſeſſel nieder.

„Mein Seufzen iſt Dir nicht verborgen!“ begann er mit einer Pſalmſtelle das Geſpräch. „O mein trautes liebes Gemahl, die kleine Herzogkrone ſteht wohlaufbewahrt im Kleinodienſchrein, und dennoch drückt ſie mir ſchwer auf dem Haupt. Wie geſchieht das? Bin ich ein freier Reichsſtand und ein ſelbſtſtändiger Fürſt, oder bin ich ein unmündig Kind? Sage mir das, theure Eliſabeth!“

„Woher kommen Dir ſolche Gedanken in den Sinn, Johann?“ fragte erſchrocken die Herzogin.

„Von allen Seiten her!“ gab er zur Antwort. „Sie umflattern mich, wie Harpyen, und vergiften mein Mahl. Kaiſer Ferdinand hat mir nun zu wiederholten Malen ſcharfe Mandate geſandt. Ich ſoll mich des Freundes abthun, meines Dieners, ihn gleichſam vogelfrei geben. Das will und werde ich nicht, man überführe ihn denn aus dem Recht. Ich ſehe mich vom Kaiſer mit Strafe und Ungnade bedroht, von Freunden und Verwandten zur Ueberlaſt gewarnt, Alles tritt auf gegen den hülfloſen Mann.

Den Wehrloſen ſchelten ſie ehrlos. Ungehört, unvertheidigt iſt er geächtet worden."

„Ich verſuche nicht, was Rechtens iſt im Reiche," ſprach beſcheiden die Herzogin: „doch muß ich beklagen, daß der Rath, der durch ſeine Thaten doch verrufen worden iſt im Frankenlande, ſo feſt von Dir gehalten wird. Könnteſt Du ihn nicht entlaſſen in Gnaden, mit guter Handreichung, daß er ſuche, wo er ſeinen Pfennig weiter zehre?"

„Solcher Rathſchlag kann nicht aus dem edeln Herzen meiner Gemahlin kommen!" ſprach der Fürſt lebhafter, wie zuvor. „Nein, nein! Für Untreue behüte uns Gott, und wenn alle Freunde treulos werden! Den Grumbach von mir laſſen? Nimmermehr! Es wäre denn, wie geſagt, daß man ihn mit genügenden, ſonnenklaren Beweiſen überführe, die Acht verdient zu haben. Ich bin kein Rechtsgelehrter, aber ich will ihn vertheidigen! Ich will! Auch iſt er mir zu manchem großen Vorhaben, das begonnen werden ſoll, ſobald wir auf dem Grimmenſtein ſind, unentbehrlich. Es wäre mir ſehr ſchmerzlich leid, wenn Deine Liebe den Grumbach, den Unglücklichen, Verfolgten, haßte."

„Ich haſſe Deinen Freund und Diener keineswegs!" widerlegte Eliſabeth. „Nur Deine Ruhe, Dein Glück iſt mein Wunſch, mein Gebet. Kannſt Du mir verargen, wenn ich lieber Deine Stirne heiter ſehe, als verdüſtert, Dich lieber bei Freunden und Verwandten geehrt, als verdächtigt und verläumdet? Und wenn ich zu dem allen die Urſache gern entfernt ſähe? Mag nun der Mann ſchuldig oder unſchuldig an ſich ſelbſt ſein, ſo iſt er doch ſchuld an Deiner Bekümmerniß, und das thut meiner Seele weh.“

Zwei Zähren perlten die Wangen der edlen Frau herab, und dieſe Wangen glühten in Folge der innern Bewegung. Gerührt und liebevoll umfaßte ſie der Herzog, und flüſterte: „Sei ihm ja nicht gram, Eliſabeth! Du mein Glück, mein Segen — denn — ohne ihn — wäreſt Du vielleicht nicht mein Weib. Grumbach warb für mich um die Krone meines Lebens, und immer noch iſt er treu bemüht, mich glücklich zu machen, meine flammenden Wünſche zu erfüllen, Du weißt es, Theure, wie ich nach Kronen trachte, und für Wen?“ —

Es gab der Herzogin einen Stich in das Herz, daran erinnert zu werden, was Grumbach für ihren Gemahl gethan, und dieſe Erinnerung ſchnitt jeden fernern Einwand ab. Sie eilte zur Wiege, wo der kleine Friedrich ſich träumend regte, und es fielen Thränen auf des Kindes Wangen, die der Herzog nicht ſah. Johann Friedrich ſtand auf, blieb eine Weile ſtill mitten im Zimmer ſtehen, dann ſchüttelte er das Haupt, und als die Herzogin das Kind beruhigt und wieder empor ſah, war er verſchwunden. Gedankenvoll blickte Eliſabeth nach der Thüre, durch welche er leiſe gegangen war, und in ihrem Innern faßte der Schmerz gewaltſam nach dem Herzen. Das Fräulein von Mila trat wieder ein. Gertrud war nicht mehr das immer lächelnde, immer fröhliche

Kind, wie Moritz es auf dem Grimmenſtein hatte kennen lernen, ihre Wangen waren minder vollblühend, ihre Rede minder laut und lebhaft, aber jungfräuliche Anmuth und Würde thronte auf ihrer reinen Stirn. Die heitre Unbefangenheit des jungen Mädchens war übergegangen in eine ſittigernſte Haltung, wie ſie der Stellung angemeſſen, die Gertrud bekleidete.

Sie erfreute ſich vor den übrigen neben ihr der Herzogin dienenden Edelfräulein beſondern Vertrauens, und in ihre treuverſchwiegene Bruſt ward manche Aeußerung von Beſorgniß niedergelegt. Gertrud ſelbſt ehrte und liebte die vortreffliche Fürſtin wie eine zweite Mutter. Vor ihr brauchte die hohe Frau den Kummer nicht zu verbergen, der ihr Herz belaſtete, und dieſe theilte ſich gern der vertrauten, innig ergebenen Geſellſchafterin mit. Mit Wehmuth erfüllt, trat die Herzogin wieder an die Wiege ihres ſchlummernden Sohnes, und mit einer Ahnung, deren prophetiſche Stimme oft beſonders laut wird in dem geſegneten Zuſtand der Frauen, blickte ſie, in ſich gekehrt, in die nächſte Zukunft. Gertrud hatte einen Strauß von Frühlingsblumen in der Hand und reichte ihn der Herrin mit den Worten: „Das ſind die letzten Blumen, die ich auf der Heldburg gepflückt.“

„Ja wohl, die letzten!“ antwortete betonend Eliſabeth, und nahm den duftenden Strauß. „Auf dem feſten Grimmenſtein iſt kein Luſtgarten mehr, und wir werden dort nicht luſtwandeln. Mir bangt vor ihm, wie vor einem Kerker!“

„Und warum müſſen wir dorthin?“ fragte Gertrud. „Mir gefällt die Heldburg beſſer. Der Berg iſt höher, die Ausſicht reizender, mannigfaltiger. Könnten wir nicht hier bleiben in dem neuen, ſchönen Schloß, deſſen Bau ſo viel gekoſtet, daran Euer Gemahl ſo viele Freude hatte?“

„Der Herzog will, daß wir auf den Grimmenſtein ziehen ſollen, und an uns iſt das Gehorchen;“ erwiederte die Herrin. „Glaube mir, Gertrud, ich weilte nicht minder gern lieber hier. Schon der Name dieſes Hauſes iſt freundlicher, wie der des Grimmenſtein. Wir wären dort ſicherer, ſagt mein Gemahl. O dieſe Sicherheit hinter Feſtungsmauern hat ſtets etwas Fürchterliches. Man kann nicht entfliehen. Das alles iſt Grumbachs Werk und Betrieb. Er und ſein Anhang richtet uns Alle zu Grunde, habe nur Acht!“ Dabei ſetzte ſich Eliſabeth traurig an des Prinzen Wiege, und ſchien keine Antwort zu erwarten.

Gertrud erbebte bei ihren Worten. Sie dachte an Moriz, Grumbachs Sekretar. Auch dieſer gehörte ja zu des Rathes Anhang, und die trübe Prophezeihung der Herrin ſchnitt ihr in die Seele um dieſes einen Mannes Willen. Liebte vielleicht das Fräulein von Mila den Schreiber? Nein! Es waren fünf Jahre vergangen, ſeit ein öfteres ſittigtrauliches Beiſammenſein Beide genähert, und der männlichhübſche, ernſte und beſcheidne junge Mann hatte damals in hohem Grade ihr Wohlgefallen erregt, doch hatte ſeine Beſcheidenheit nie gewagt, mehr von ihrer Seite vorauszuſetzen, als Wohlwollen, noch weniger, mehr zu verlangen; eine Zurückhaltung, deren allzugroße Scheu in jüngern Jahren ihr, der lebhaften, raſchen Jungfrau bisweilen ſogar ſteif und nicht am Ort erſchienen war. Jetzt — zu verſtändiger Einſicht gelangt, ſah Gertrud ein, wie würdig Moritz ſtets gegen ſie gehandelt. Ihrer Erinnerung flogen raſch die Bilder der Vergangenheit vorüber; und ſie hatte Zeit, ihrem ſinnenden Gedankenfluge nachzuhängen, denn die Herzogin hatte ein kleines, in ſchwarzen Sammt gebundenes Liederbüchlein ergriffen und las leiſe für ſich eine frommchriſtliche Hymne. Den langen Zeitraum eines Luſtrums, deſſen Tage ſo abgemeſſen und langſam einzeln vorüberſchleichen, durchfliegt der Gedanke mit Adlerſchnelle, lebt ſein Wichtiges in Erinnerung durch, und ſieht von dieſem Wichtigen wieder das Heitere in weit anderem und ſchönerm Licht, als das Trübe. So wird, ſo muß es auch mit unſerer Fortdauer beſchaffen ſein; geiſtig werden wir rückwärts ſchauen, und je ſchönere Bilder ſich dann entfalten und geſtalten, um ſo höher wird der Grad deſſen ſein, was wir Seligkeit nennen, von der ſo Viele die irrigſten Begriffe haben. Vor Gertruds Rückblick trat die heitre, ungetrübte Jugendzeit, wo ſie mit Moritz ſcherzte, wo ſie mit lebhafter Theilnahme eines argloſen Herzens zur warmen Anhängerin einer ränkevollen Pſeudokönigin wurde, wo ſie für Unterbringung des Kindes, des kleinen Hänſel, ſo ſorglich bemüht war, und wo Moritz ihr half, den ſie ſpäter auf lange Zeit nicht wieder ſah. Und als ſie dann ihn wieder ſah, war er ernſter und ſtiller geworden, ehrerbietiger, und doch weilte, wenn ſolches Verweilen vergönnt war, ſtets ſein Blick mit einem unverkennbaren, unausſprechlichen Antheil auf ihr. Sie trat nach des alten verſtorbenen Vaters Wunſch in den Dienſt der Herzogin, und begleitete dieſe, als der Hof auf die Heldburg zog. Dort ſah und ſprach Gertrud von Zeit zu Zeit Moritz wieder, wenn er in Begleitung ſeines Herrn, oder auch allein, als deſſen Botſchafter, von Hellingen herüber kam. Doch nur ſelten geſchah dieß, und nur ſelten wurde das Geſpräch lang. Traulich, wie einſt, wurde es nie. Aber es war ein eigenthümliches Einverſtändniß zwiſchen den Seelen dieſer Beiden, faſt in gleicher Weiſe, wie bei Moritz und Urſula Grumbach, die nun längſt eine Frau von der Hallburg war. Jetzt ſollte wieder das Dach eines Hauſes Beide ſchirmen, in bekannten, einſt liebgewordenen Räumen ſollten Beide neben einander walten. Gertrud freute ſich darauf, es war ein Gedanke, der ihr allein die Rückkehr auf den Grimmenſtein minder zuwider machte.

Die Wälder ſtanden in voller Frühlingsfriſche, die Bäume in Blüthe, der Mai war als Wonnemond erſchienen, ein Götterkind; die Saaten grünten, die Lerchen jubelten, in der Natur war Friede, Freude, Auferſtehungsluſt. So wandeln die Jahreszeiten am Himmel herauf und herab über den Rieſenball der Erde, unwandelbar nach Gottes Rath, und das Treiben und Wogen der Menſchenwelt ſtört ihre ewigen Geſetze nicht, ändert um keinen Tag und keine Stunde ab, was kommen ſoll.

Der herzogliche Hof war in Gotha eingezogen, und der Grimmenſtein ſah ſich nächſt dieſem, wie von Zugvögeln, von einem ganzen Schwarm kriegeriſcher Männer bevölkert, die man ſonſt nicht hinter ſeinen Wällen und Mauern erblickt hatte. Der Herzog arbeitete eifrig mit ſeinem Kanzler, Doktor Brück; der Geheimſchreiber Rudolph war äußerſt beſchäftigt, und brauchte Gehülfen. Johann Friedrich ſetzte mit eigner Hand eine kräftige Vertheidigung Grumbachs auf, die er dem Kaiſer zuſenden wollte, der Kanzler durfte beirathend nur Geringes daran ändern, und dieſe Vertheidigung ſollte nicht nur der Kaiſer empfangen, ſondern alle befreundeten Höfe; die fürſtlichen Brüder, wie der Kurfürſt von Sachſen, Pfalz, Baiern, Heſſen, Henneberg und Andere ſollten Abſchriften davon zugeſandt erhalten.

Der Mann, dem dieſe treue Fürſorge des ihm innig zugethanen Herzogs galt, ritt in Begleitung ſeines Moritz aus dem Thüringer Wald hervor, und unter Tenneberg hin. Er hatte in der Gegend umhergeforſcht, ob nicht da oder dort ein ergiebiger Stollen aufzufinden wäre, doch waren hier Hoffnungen noch im weiten Felde. Ueber dem Waldgebirge hing ein Frühlingsgewitter; der Hörſeelberg tauchte das Horn ſeines Weſtendes in das Gold der Abendſonne, das hinter ſchwarzem Gewölk noch hervorbrach, während auch über der großen Ebene nach Erfurt hin Wetterwolken hingen, und ſchon dunſtig die Gleichen einſchleierten.

Grumbach beſprach mit Moritz freundlich und vertraulich das, was nahe lag zu beſprechen, Hoffnungen, Wünſche, Entwürfe, Ausſichten nach allen Seiten hin. Bergwerke ſollten eröffnet, Geld ſollte geprägt werden. Nach dem Stein der Weiſen und nach der Goldtinktur war mit möglichſtem Fleiße zu ſtreben. Ausländiſche Mächte waren zu gewinnen, die deutſche Ritterſchaft war zu begeiſtern für eine unglaublich kühne Idee.

„Ich würde mein Ziel erreichen und mein biedrer Herr das Seine, bei Gott, wir würden!“ rief Grumbach heftig aus: „hätte mir nicht der Feinde argliſtvolle Heimtücke dieſe nichtige Acht zu Wege gebracht! Ein Popanz der Acht, keine wirkliche, und daher um ſo ſchreckhafter, denn was kann ich thun gegen ein Ding, das nicht iſt, und doch zu ſein ſcheint, und vor dem ſich Alle fürchten? Hölle und Teufel können nicht ärger lügen und trügen, als dieſe Würzburger! Doch im Himmel lebt noch ein gerechter Gott, der mich bisher wunderlich beſchirmt hat gegen meine Widerſacher. Er lebt, und wird mir durch ſeine göttliche Kraft noch ein Mehreres gegen dieſe Siegelbrüchigen und Meineidigen in die Hände geben!“

Jäh über den Häuptern der Reitenden redete die Stimme des Herrn im Wetter, ein krachender Donnerſchlag; auf nachtſchwarzen Flügeln zog das Gewitter vom Walde herauf, ihnen nach, und ſie galoppirten nun ohne weitere Worte dem nächſten Dorfe zu; es war Sundhauſen. Dicht an den äußerſten Häuſern ſtand eine ſtarke alte Linde mit breitſchattendem Laubdach, und unter ihr war ein Haufe Bauernjugend verſammelt, die ihre Aufmerkſamkeit einem ungewöhnlichen Gegenſtand zugekehrt hatte. Achtlos darauf, wollte Grumbach vorüberſprengen, als Moritz, welcher in den Kreis blickte, der ſich vor den nahenden Reitern ein wenig lüftete, raſch ſein Pferd anhielt, und Grumbach zurief: „Haltet nur einen Augenblick an, Herr! Täuſcht mich nicht alles, ſo ſehe ich dort jenen blaſſen Knaben wieder, den ich einſt vom Grimmenſtein hierher fördern half, und zwar ſcheint mir etwas Seltſamliches mit ihm vorzugehen.“

Die Reiter hielten, der Kreis ſtob auseinander und die Menge der Kinder lief nach den Häuſern und Hütten, zumal da das Gewitter ſich in ſtarken Tropfen zu entladen begann. Auch läutete bereits die Glocke, wie es vor Alters üblich war, theils zum Gebet zu mahnen, theils das Wetter abzuwenden.

„Mein Gott, was iſt dem Jungen und was haſt Du mit ihm?“ fragte nun Grumbach mit Theilnahme, während Moritz bereits vom Pferde ſprang. Ein im Wachsthum zurückgebliebener, zart und ſchmächtig gebauter, ſchöner Knabe, dem langes blondes Haar in ungekünſtelten Ringeln von dem bloßen Haupt auf die Schultern fiel, ſtand ruhig, unbewegt und furchtlos unter dem Baume. Seine Füße waren unbekleidet, und die übrige ärmliche Sommertracht bedeckte bis zu den Knieen ein weißes Fuhrmannshemde von nicht allzugrober Leinwand, ohne Kragen, wie der Thüringiſche Bauer zum Theil noch heute trägt. Ueber der Bruſt war als Schmuck von rothem Faden ein Kreuz genäht, und darunter ſtanden die Namensbuchſtaben J. H. S.

Der Knabe hatte die Augen halb geſchloſſen, und achtete gar nicht auf die Nahenden, ſondern öffnete den Mund und ſprach vor ſich hin mit einer weichen, dem Ohre wohlthuenden, faſt mädchenhaft klingenden Stimme, während der Donner fortrollte, die Blitze ſprühten, und Hagelkörner durch das Laubdach der Linde ſchlugen: „Engelein ſehe ich, ſchöne Kinder des Himmels. Sie fahren daher auf Blitzen, ſie reiten raſchen Ritt! Reiten dem Donner voran. Ha, wie groß und wie ſchön. Schwinge Dein Schwert! Siehe, ſie ſchütteln die Kronen, und es fallen helle Perlen zahllos herab!“

„Hänſel! biſt Du nicht Hänſel Schönborn? Was redeſt Du für tolles Zeug?“ rief Moritz ganz verwundert aus. Jener ließ ſich nicht irren, ſondern fuhr fort: „Drüben thut ſich der Tenneberg auf, droben der Himmel, drunten leuchten Gold und

Karfunkel, ein reicher Schatz, droben winken die Engel mit ſilbernen Lilien. Aus dem Gewölbe des Berges ſchreitet hervor die Königin, meine Mutter, die weiße Frau, ſie ſchwebt ſchon über dem Schloſſe. Jetzt thut ſie einen Schritt, und ſteht auf dem Rothenberg, jetzt noch einen, da iſt ſie auf der Schönleite. Wo ſie auftritt, ſpringt ein Brunnen von Gold und Silber, jetzt thut ſie den letzten Schritt — da iſt ſie auf dem Inſelsberg und fährt gen Himmel! Siehſt Du, die Engelein jubeln ihr entgegen. Nimm mich doch mit, Mutter! Ach — ach — die Engelein verſchwinden — ſchwarz — ſchwarz iſt alles — mich friert.“

Der Knabe ſchauerte heftig zuſammen, als jetzt Moritz ihn anfaßte und rief: „Willſt Du nicht nach Hauſe zu Deiner Mutter gehen, Hänſel?“

„Ach ja — Herr! ja!“ antwortete der Gefragte, wie aus einer Betäubung erwachend, mit einer ganz andern Stimme, und ſah die fremden Männergeſtalten ſcheu und blöd an, wagte auch weiter kein Wort, ſondern ließ es geſchehen, daß Moritz ihn auf das Pferd nahm, und mit ihm in das Dorf hineinritt. „Wenn es Euch genehm, ſo nehmen wir Obdach bei der Frau Schönborn, bis das Wetter vorüber!“ ſprach Moritz zu Grumbach, und dieſer erwiederte: „Nur zu, nach Deinem Willen. Mit dieſem Knaben ſcheint es eine abſonderliche Bewandtniß zu haben; ſeine irren Reden waren ſehr nachdenklich. Erforſche das Nähere.“

Auf halbem Weg zum Hauſe kam durch den Regen die Frau Schönborn entgegengelaufen, ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen, als ſie Hänſel erblickte, der erſchöpft und nachläſſig das ſchöne Haupt an Moritzens Bruſt gelehnt, wie ohnmächtig auf dem Pferde hing, und ſchrie: „O Du mein Herrgott! Da bringen ſie das Unglückskind! Ach Du barmherziger Himmel! die edlen Herren haben ihn wohl todt gefunden? Ach ach ach!“

„Du biſt eine Gans, Weib!“ rief Grumbach ſtreng vom Pferd herab ihr zu, die heftig erſchrak. „Iſt das Kind Dein, ſo ſollteſt Du ſeiner achten und da es krank iſt, es nicht von Dir laſſen!“ und Moritz rief gleichzeitig: „Nach Hauſe, Frau Schönborn, Stube und Stall aufgeſchloſſen! wir wollen bei Euch einreiten, bis das wilde Wetter vorbei!“

Ohne Einrede, aber voller Herzensangſt eilte die Frau neben den Pferden her. Bald waren die Reiter im Trocknen einer reinlichen Bauernſtube, und der Knabe ſaß auf dem Bette ſeiner Pflegerin, wo ihn die Tochter der Wittwe, ſeine einzige Geſpielin, liebkoſte.

Von Moritz ernſtlich zur Rede geſetzt, begann die Frau bitterlich zu weinen und weinend zu ſprechen: „Ach lieber Herr, was für eine große Noth und Sorge macht mir armen Weibe das Kind! Ihr ſeht ja wohl, daß er behext iſt durch und durch, daß es ihm angethan iſt, in wunderlicher und ſeltſamer Phantaſei zu ſprechen. Kein Menſch kann helfen, kein Doktor, kein Pfarrer, auch nicht der Schäfer und Scharfrichter. So iſt der Hänſel ein ſtiller, blöder

Junge, faſt zu ſtill und maulfaul, aber wenn es ihn ankommt, dann ſieht er Engel und ſpricht mit ihnen, prophezeit auch, und da iſt ſchon gar vieles eingetroffen, werthe Herren! Ja, der Hänſel iſt ein kleiner Prophet, und hat einmal ausgeſagt, er ſei beſtimmt zu großen Dingen. Es iſt etwas Hoffärthiges in ihm. Aufs Land paßt er gar nicht; er kann nicht arbeiten, und will nicht arbeiten. Hat uns auch manchmal zum Tode erſchreckt, wenn er mitten in der Nacht aufgeſtanden, und auf das Dach geſtiegen — denn er hat leider Gottes auch die Mondſucht.“

Grumbach hatte mit übereinandergeſchlagenen Armen ſchweigend und ernſt geſtanden, ſeine Augen feſt auf den Knaben gerichtet. Jetzt ſprach er entſchieden: „Es iſt gut, wir wiſſen genug, Frau! Wir wollen den Knaben Deiner Sorge abnehmen, und ihn bringen, woher er gekommen iſt. Nach Gotha, auf das Fürſtenſchloß. Dort ſoll er gute Pflege haben!“ Und zu dem Knaben ſich wendend, ſprach er: „Du liebes Kind, willſt Du wieder zu dem ſchönen Fräulein, das mit Dir ſpielte, als Du noch viel kleiner warſt? Denkſt Du noch an Gertrud von Mila?“

„Ach ja, Herr!“ gab mit einem Seufzer Hänſel zur Antwort, und ſchien willenlos ergeben. Moritz ſchmeichelte ihm auch und ſprach: „Gewiß kannſt Du Dich noch auf mich beſinnen, ich war es ja, der für Dein Hierherkommen ſorgte.“ Hänſel nickte bejahend.

Der Ritter zog eine Handvoll Geld aus der Ledertaſche ſeines Reiterkollers, und ſprach gütig: „Frau Schönborn, nehmt für Eure Pflege, für Koſtgeld dieſes an.“

„Und ſchweigt gegen Jedermann davon, wie ich hoffe, daß Ihr bisher gethan, daß der Knabe Euch einſt gebracht worden. Er ſoll den Namen Schönborn behalten!“ ſetzte Moritz hinzu.

„Ja ſchweigt, ich befehle es im Namen des Herzogs!“ gebot Grumbach mit ernſtem Blick. Das Weib ſah ihn erſchrocken fragend an; ihr ahnete was.

„Grumbach heiße ich,“ gab der Ritter ihrer ſtummen Frage zur Antwort, und die Frau ſchrie auf: „Herr Jeſus!“

„Nun? Was ſoll's? Iſt mein Name ein Schrecken im Lande? Ich will nicht hoffen?“ fuhr Grumbach auf.

„Ihr ſeid der Gewaltigen Einer, haltet mir dummen Frau die unnütze Rede meines Mundes zu Gnaden!“ verſetzte Frau Schönborn zitternd.

„Es iſt genug, fort! fort!“ drängte der Ritter; das Wetter war vorüber und hing jetzt nachtſchwarz über Gotha und dem Grimmenſtein, die Dämmerung war eingebrochen, die Pferde ſtanden, von einem kräftigen und ſtämmigen Nachbar, dem kleinen Steffen Müller, einem jüngern Bruder der Schönborn, den die Neugierde mit Andern vor das Haus geführt hatte, gehalten, und die Reiter ſaßen auf. Mutter und Tochter und der unterſetzte Steffen küßten noch einmal den Hänſel, und hoben ihn dann zu Moritz hinauf, der ihn vor ſich hinſetzte. Hart am alten Steinkreuz vorüber, daran einſt der Knabe mit dem erſten tiefſten Schmerz ſeiner Kindesſeele der vorüberfahrenden Mutter nachgerufen, nachgeweint, ging nach Gotha zu der Ritt. Ueber der Stadt kreuzten noch Blitze. Der goldne Mann auf der Spitze des hohen Thurmes glänzte flammenhell in ihrem Wiederſchein, und ſah aus wie der Engel des Todes hoch im finſtern Gewölk. Der Knabe lehnte ſein mattes Haupt wieder an Moritzens Bruſt und entſchlummerte. Seine ſchmächtige Geſtalt in dem weißen Gewande glich einer geknickten Lilie.

Grumbach und Brück waren bei dem Herzog. In deſſen Händen ruhte die Schrift an den Kaiſer. Der Ritter hatte Bericht abgeſtattet über den Erfolg ſeiner Sendung, und der Herzog dankte ihm gnädig. „Wir ſind unterweile nicht müſſig geweſen, lieber Getreuer,“ ſprach Johann Friedrich. „Was wir hier an Kaiſerliche Majeſtät geſchrieben und berichtet haben, Deinethalben, dürfte Deinen Beifall haben, wenn auch die Majeſtät darob die Naſe rümpft. Im Eingang erkennen wir mit Dank die gnädigen Erinnerungen, Verweiſe und zugeſchickten Generalmandate und erbieten uns ſehr höflich, als ein gehorſamer Fürſt, Allem nachzukommen.“

„Wie, mein Fürſt, Ihr wolltet?“ fragte Grumbach erſchrocken.

„Laſſe doch unſern gnädigſten Herrn weiter reden!“ ermahnte höfiſch leiſe der Kanzler, und der Herzog fuhr, Grumbachs Beſorgniß belächelnd, fort: „Ferner beziehen wir uns zur Darlegung unſerer friedlichen und gehorſamen Geſinnung auf das gedruckte und in unſerm und unſerer Brüder Liebden Landen überall publicirte und angeſchlagene Patent, und bringen in Erinnerung, daß wir durch unſer Thun und friedenförderndes Vornehmen den gemeinen Nutzen deutſcher Nation mehr gefördert, als unſere mißgünſtigen Verleumder, die eigennützigen, ſelbſtſüchtigen Vortheils halber uns in hochbeſchwerliche Ungnade zu bringen trachten, darum denn“ — jetzt las der Herzog vom Blatt: „ob ich gleich gedachten von Grumbach in meinem und ermelter meiner freundlichen lieben Brüder Landen geduldet, ſolches gegen Euer Kaiſerlichen Majeſtät, als meiner von Gott geordneten Obrigkeit zu keinem Ungehorſam oder Verkleinerung Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät praeeminenz gemeint — ſondern zur Pflanzung und Erhaltung beſtändigen Friedens, Ruhe und Einigkeit, auch Verhütung und Abwendung hochſchädlicher Weiterung, Empörung und erbärmlicher Blutvergießung ganz herzlich und getreulich gerichtet iſt.“

Der Herzog holte Odem, denn der Periodenbau des Kanzleiſtyls ſeiner Zeit hatte etwas überaus erſchöpfendes, und fuhr dann in dem Referat aus dem Schreiben fort. „Ich gebe dem Kaiſer zu verſtehen, daß ich es war, auf deſſen Betrieb Du und die Deinen euch bisher ruhig verhalten, ſtatt mit Hülfe der, durch die Acht gegen Dich, gereizten Reichsritterſchaft nochmals und anders, wie zuvor, die Blutfahne im Frankenlande zu erheben, und daß nichts Nützlicheres und Heilſameres habe bedacht werden mögen, als was ich gethan. Ich ſage ferner, wie es auch wahr iſt, daß ich Euch beſchützt und behalten in der Hoffnung, daß mein und der mir befreundeten Fürſten Fürbitten Euch des Kaiſers Verzeihung und endliche gütliche Vertragung bewirken werde, und daß Du und Deine Mitverwandten mir Zuſage gethan, euch eingezogen zu halten, und Niemand zu ſchädigen oder zu beleidigen."

„Wie wir auch gethan und gehalten, ſo wahr Gott lebt!" unterbrach Grumbach bewegt.

„Ich gebe der Majeſtät zu bedenken," fuhr der Herzog fort: „ihr eigner Verſtand müſſe ihr ſagen, daß, wenn ich Dich aus meinen Landen weggeſchafft, nichts gewiſſer zu beſorgen geweſen, als daß Du und Deine Verbündeten mit noch größerer Mannſchaft euer äußerſtes Heil verſucht haben würdet. Dieſes habe ich, als ein junger und nicht kleinmüthiger, aber ohne Selbſtruhm, nachdenklicher Fürſt beſorgt und erwogen. Ich ſage rund und baar, daß Du gegen den Würzburgiſchen vertragenen Widertheil oft und öffentlich wegen gewaltſamer Einziehung und langwieriger Vorenthaltung Deiner und Deiner armen Angehörigen uraltväterlichen Stammgüter Dich auf alle Weiſe beklagt, und dennoch zu

Deinem unausſprechlichen Schaden nicht das kleinſte Theilchen Recht erlangt, darauf Du mit demüthigſter und langwierigſter Geduld gehofft und gewartet; und proponire, daß Du dennoch durch einen Fußfall unterthänigſte Abbitte leiſten wollteſt, Deine Sache ſtellend auf die Barmherzigkeit Gottes und die gnädigſte Verzeihung Kaiſerlicher Majeſtät. — Habe ich Dir ſo recht geſchrieben, Wilhelm?“

„Aus meinem Herzen heraus, beſter, gnädigſter Fürſt!“ rief Grumbach, während Brück Beifall nickte. „Mein Dank findet kein Wort für ſo große Gnade!“

„Nun führe ich zu Gemüthe,“ fuhr Johann Friedrich in ſeiner Mittheilung fort, bisweilen in die Schrift blickend: „wie meiner Einfalt nach unzweifelhaft dafür zu halten, daß Du faſt zeitlebens durch vielfältige Uebung und Erfahrung ſo viel Wiſſenſchaft erworben, daß Du noch lange dem Reiche und der deutſchen Nation vortreffliche Dienſte leiſten könnteſt, und mit Gottes Hülfe auch wollteſt, ſo wie, daß ich gewiß ſei, daß auch noch andere Kurfürſten und Fürſten für Dich bitten würden.“

„Alles vortrefflich und herrlich, mein gnädigſter Herzog!“ fiel Grumbach ein: „Wenn es doch nur fruchtete!“

„Schließlich bitte ich,“ fuhr Johann Friedrich fort: „um gnädiges zu Gutehalten meines unterthänigſten Suchens, um Aufhebung der Achtsdeclaration gegen Dich und Deine Mitverwandten, um

Gewährung der Abbitte durch Fußfall, und um gnädige Reſolution."

Grumbach ergoß ſich noch ferner in feurigen Dankesworten, tief fühlend, wie treu es der Herzog mit ihm meinte.

„Wenn ſehe ich den Knaben, von dem Du mir erzählt, daß Du ihn hergebracht in das Schloß, weil ihm die Gabe der Weiſſagung verliehen, und er ein wunderbares Werkzeug ſcheine zur Erforſchung geheimnißvoller Dinge?"

„Ich habe wahrgenommen, gnädigſter Herr," erwiederte Grumbach: „daß in der Stunde der Mitternacht ſich ſein Mund prophetiſch öffnet, und aus einem innern Schauen wunderliche Reden hervorgehen. Er iſt dann nicht bei ſich, und ein ganz Anderer, als er gewöhnlich iſt, wann der Geiſt über ihn kommt."

„Wir wollen ihn ſehen, doch ohne Aufſehn," ſprach der Herzog.

Der Geheimſchreiber Rudolph trat ein; er hielt einen Brief in der Hand. „Dieſes ſandte ſo eben durch einen eilenden Boten die vertraute Perſon in Weimar!" ſprach er, und haſtig griff der Kanzler danach, und winkte Rudolph, ſich zu entfernen.

Die Adreſſe lautete an Brückner, geſpannt blickten der Herzog und Grumbach der Mittheilung entgegen. Der Kanzler las: „Inhalt der Antwort, ſo Herzog Johann Wilhelm und Johann Friedrich der Jüngere zu Sachſen dem Kurfürſten zu Sachſen, dem Markgrafen Georg Friedrich und den Heſſiſchen Räthen auf ihr Anbringen gegeben.“

Der Herzog ballte krampfhaft die Fauſt, ſeine Augen rollten, drohende Falten bedeckten ſeine ernſte hohe Stirne. Brück las weiter: „Es wüßten ſich Ihre fürſtlichen Gnaden der Kaiſerliche Mandate und Schreiben wohl zu erinnern, ſie verſtünden auch dieſe und der Kurfürſten und Fürſten Erſuchung und Vermahnung fürſtbrüderlich, treuherzig und wohlgemeint. Ihre fürſtlichen Gnaden wären aber an der Sache unſchuldig, und hätten ihren Bruder mündlich und ſchriftlich vermahnt, die Aechter abzuſchaffen, und Kaiſerlicher Majeſtät zu gehorſamen, wie mit der Correſpondenz zu beweiſen ſei. Es habe aber Ihre fürſtliche Gnade bei ihrem Bruder ſo wenig damit ausgerichtet, als die Kaiſerliche Majeſtät mit ihren Mandaten und Befehlen, ſo wolle doch Ihre fürſtliche Gnade zu Gott dem Allmächtigen hoffen, ſeine Allmacht werde es anders und zu ſeinen Ehren wenden. Bitten daher, die Erbeinigungsverwandten, Kurfürſten und Fürſten, wollten ſie deshalb entſchuldigt halten, und auch bei Kaiſerlicher Majeſtät mit beſtem Fleiß entſchuldigen. Sollte es aber zu einem Ueberzug und einem rauhern Weg gerathen, den etwa die Kaiſerliche Majeſtät wider ihren Bruder vornehmen werde, ſo bäten Ihre fürſtliche Gnaden die Kur- und andern Fürſten, ſie möchten Ihre Perſon kraft der Erbeinigung und Blutsverwandtſchaft nicht ohne Rath und Beiſtand laſſen.“

„Ha, das iſt brüderliche Liebe!“ rief der Herzog, und ſchlug die Hände zuſammen. „Mit David muß ich ſchreien: Ich bin fremd geworden meinen Brüdern!“

Mit Schmerz erblickte Grumbach die Bewegung Johann Friedrichs, und citirte den Salomoniſchen Spruch: „Ein treuer Freund liebet mehr und ſtehet feſter bei, denn ein Bruder!“

„Laß fahren dahin, ſie — haben's keinen Gewinn, das Reich muß uns doch bleiben!“ ſprach mit Luthers Worten der Fürſt, und mit feſter Reſignation auf die Liebe ſeiner Brüder, der er im Herzen Valet gab.

Drittes Kapitel.

Es war eine ſchöne Vollmondnacht und Friede ſchattete über dem Grimmenſtein. Im Hofe und hie und da auf den Wällen ſchritten Wachen ſchweigenden Ganges auf und ab; im Silberlicht des Mondes blitzten hell die blanken Hellebarten. Ueber einen langen und düſtern Corridor, den nur ſparſame und ſchmale Fenſter erhellten, ſchritten der Herzog und Grumbach faſt unhörbaren Trittes. Moritz leuchtete, ſtatt eines Dieners, ehrerbietig mit zwei Kerzen den Wandelnden voran. Man wollte keinen Kammerdiener oder Lakaien zum Wiſſenden machen in ſo geheimer, wie geheimnißvoller Angelegenheit. Die Thüre eines nicht großen Zimmers mit nur zwei Fenſtern öffnete ſich, man trat hinein. Der Herzog ſchritt raſch bis zur Mitte dieſes Zimmers, und ſah ſich dann neugierig nach allen Seiten um. Es war keine andere Beleuchtung darin, als die des Mondlichtes, denn Moritz war mit den Kerzen nur bis zur Thüre vorangegangen, und zurückgeblieben, doch dieß befremdete den Fürſten nicht, er wußte bereits, daß der Strahl irdiſchen Lichtes nicht wohl thue dem für überirdiſches Schauen geöffnetem Auge. Es war auch von Geräth ſehr wenig zu erblicken. Nur auf einem kleinen Tiſch am Fenſter lag eine Kryſtallkugel von ſeltner Größe und vollkommener Reinheit, auf dieſe fiel das Mondlicht, und wurde ſo gebrochen, daß es in ſtrahlenden Radien grüngolden von ihr auszugehen ſchien. Durch die Fenſter war die Ausſicht frei nach Sundhauſen hin, nach Tenneberg, und wie ein grauer Wolkenvorhang lag unter dem tiefen Azur des reinen Aethers mondglanzumſponnen der Thüringer Wald. Jetzt zuckte es durch des Herzogs Bruſt wie ein leiſer Schreck vor einer Erſcheinung, denn wie er zur Seite ſah, ſo gewahrte er die wunderzarte Geſtalt eines ſanft auf ein Bette hingeſtreckten Schlummernden von faſt überirdiſcher Schönheit. Das wohlgeformte unſchuldvolle Kindesgeſicht war von blonden Locken umwallt, die Wangen blühten, eine weiße zarte Hand ruhte auf der Bruſt, die andere herabgeſenkte ſchien vor dem Entſchlummern mit einer Roſe geſpielt zu haben, die zerknickt am Boden lag. Ein leiſes Athmen war bemerkbar. Der Knabe war ganz in ein langabwallendes weißes

Gewand, das ſeine Füße bedeckte, gekleidet und von ihm gleichſam überhüllt!

„Das iſt er, hoher Herr!“ flüſterte Grumbach ſehr leiſe, und der Herzog erwiederte ebenſo: „Du ſiehſt mich erſtaunt! Willſt Du den Knaben wecken? Laß ihn ſchlummern! Wie ſchön iſt dieſes Kindes Schlaf, dieſes ſchlafende Kind!“

„Ich wecke ihn nicht, Herr, denn dann würde er nicht das ſein, was er jetzt iſt. Es iſt in ihm eine zweifache Seele!“

Grumbach nahte dem Lager, er berührte den Schlummernden ſanft am Fuß, und rief ganz leiſe: „Johannes! Johannes! Johannes!“

„Hier bin ich!“ erklang es aus des Knaben Mund. „Was ſiehſt Du?“ fragte der Ritter. Langſam und geiſterhaft hob ſich auf dem Lager der Liegende, und ſaß. Ohne die Augen zu öffnen, ohne Blick begann er zu ſprechen mit der milden, mädchenhaften, zu Herzen dringenden Stimme: „Ich ſehe zwei Männer, Dich ſehe ich, der da fragt und noch Einen, welcher höher iſt als Du. Und ich ſehe zwei Kronen, davon trägt eine der hohe Mann und die zweite wünſcht ſich ſein Herz. Und ich ſehe zwei Sterne, neben einander am hohen Himmel. Die Sterne glänzen hell, glänzen Glück!“

„Was iſt das! Was höre ich?“ ſprach leiſe Johann Friedrich. „Der Knabe ſchläft und redet. Oder iſt es ein eingelerntes Gaukelwerk?“

„Fragt ſelbſt, hoher Herr, wenn Ihr Zweifel habt,“ erwiederte Grumbach; „ich will das Gemach verlaſſen, tretet an meine Stelle, berührt ihn ſanft, und fragt nach Dingen, die nur Euch und Gott bekannt. Nicht um die Welt möchte ich mir eine Täuſchung gegen Euch erlauben, nicht um die Welt Euch glaubend wiſſen, daß ich täuſchen wolle. Ich habe den Knaben hergebracht, in der Hoffnung, daß ſein prophetiſches Ahnen Euch Nutzen bringe!“

Der Herzog ſah ungern den Getreuen durch ſeine Rede verletzt; eben ſo wenig hatte er Luſt, allein in dem unheimlichen Zimmer mit dem Schlafredner zu ſein, doch wollte er auch Selbſtſtändigkeit zeigen, und ſprach daher: „Bleibe, doch tritt dorthin, ich will eine Frage thun.“ Grumbach gehorchte augenblicklich, der Herzog nahm deſſen Stelle ein, und fragte: „Kannſt Du mir ſagen, Knabe, was meine nächſte Hoffnung, ob, wann und wie ſie ſich erfülle?“ — Die Antwort kam ſogleich: „Deine nächſte Hoffnung iſt der Sohn, den Deine Gemahlin unter ihrem Herzen trägt; ſie wird ſich erfüllen, ehe der Mond noch einmal ſeine Scheibe füllt.“

Verwundert hob der Herzog die Hände empor; das konnte nicht erlernte Antwort ſein, in ſeinem Innerſten hatte der Seher geleſen. Ein mächtiger Drang aber bewog ihn, noch einmal zu fragen: „Wann erfüllt ſich mein anderes großes Hoffen? Wann ſinkt auf mein Haupt die zweite Krone, die Du vorhin erwähnt?“

Der Knabe ſchwieg eine kleine Weile, dann ward er laut: „Lieblich ſpielen die Engel im Mondenlicht, drei oder viere. Sie kommen zu mir, ſie neigen ſich mir, ſie führen mich zu ſilbernen Wolken hinauf. Ich fliege, ich ſchwebe! Du bleibſt im Dunkel zurück, weit, weit. Es währt noch lange, ich ſehe nicht klar — drei oder viere der Jahre! Dann kommt Krieg über Dich, dann wehre dich weidlich! — Ha! — Kurfürſt von Sachſen! Du ſiegſt!“

Der Knabe ſank, wie erſchöpft, auf die Kiſſen ſeines Lagers zurück. Tief nachdenklich ging der Herzog von ihm und zu Grumbach hin, der unbeweglich am Ende des Zimmers ſtand. Ohne ein Wort zu ſagen, ſchritt der Herzog der Thüre zu, Grumbach öffnete ehrerbietig und folgte ſchweigend nach. Moritz leuchtete wieder vor nach den fürſtlichen Gemächern.

„Gute Nacht, lieber Getreuer! Ich danke Dir!“ ſprach Johann Friedrich, und reichte dem Ritter gnädig die Rechte; dann ging er in ſein Zimmer und Moritz begleitete Grumbach nach dem Seinen.

„Halte den Knaben recht gut und ſorglich, lieber Moritz!“ ſprach Grumbach: „er iſt ein Werkzeug der Gnade, ein unbegreiflich hohes Wunder liegt in dieſer ſchwächlichen Hülle. Gott mit euch!“

Der Herzog trat zur heiligen Schrift, die nie von ſeinem Tiſche kam; er ſchlug ſie auf, blätterte im neuen Teſtament, und fand bald den Spruch, den er ſuchte. Laut und mit Andacht las er den Spruch:

„Ich preiſe Dich Vater und Herr Himmels und der Erden, daß Du Solches den Weiſen und Klugen verborgen haſt, und haſt es den Unmündigen offenbaret!“ —

„Drei oder viere — der Jahre!“ fuhr er dann fort. „Wohlan denn, ſo harren wir, und haben Zeit, uns zu ſtärken. Kurfürſt von Sachſen? Ich bins!“ —

Ueber Gotha und dem Grimmenſtein laſtete ein Bangen, wie Gewitterſchwüle. Die Bürger der Stadt traten oft bedenklich zuſammen und beſprachen, was wohl die mancherlei Befehle, die nach einander ergingen, vorbereiten möchten? Manche Beſorgniß ward laut, manches Urtheil ward gewagt. Es ſchien eine ereignißreiche Zeit zu drohen, auf Krieg deutete alles hin, und doch iſt dem friedlichen Bürger, dem arbeitſamen Landmann kein Gedanke ſchrecklicher, als der an Krieg. Krieg vernichtet die Fleißesfrucht des Feldbebauers, zertritt die Aernte, zehrt heuſchreckengleich die Vorräthe auf, wandelt die Pflugſchaar zum Schwert um, zertrümmert den Webſtuhl, macht Aeltern kinderlos und Kinder zu Waiſen, macht Bettler aus Reichen und entvölkert die Länder. Die heilſamen Folgen der Kriege, die nicht hinwegzuläugnen ſind, entwickeln ſich langſam, ſpät, nützen den Nachkommen; für die Gegenwart bleibt Krieg ſtets ein furchtbares Uebel. Es war geboten worden, die Wälle und Mauern der Stadt zu erhöhen, es war geboten worden, auf Vorräthe an haltbaren Lebensmitteln bedacht zu ſein. Kein Tag verging, wo nicht ſchwerbeladene Wagen zum Grimmenſtein einrollten, mit Getreide, Mehl, Pulver, Blei, Wein, Oel, Gewürze, alles in überaus großen Quantitäten, und leicht und leer rollten die Wagen wieder über die hohe Zugbrücke herab. Ein herzoglicher Befehl verbot allen Unterthanen, auswärtige Kriegsdienſte anzunehmen, vielmehr ſollten ſie daheim bleiben, ſich in guter Rüſtung und eines Aufgebots gewärtig halten. Nicht minder ging die Rede, die fürſtliche Kanzlei ſolle der Hofhaltung folgen, und von der Reſidenz Herzog Wilhelms hinweggelegt werden. Man ſagte ſich in das Ohr, zwiſchen den beiden Herzogen Brüdern Johann Friedrich und Johann Wilhelm ſei gar kein gutes Vernehmen. Unbekannte Männer, deren Aeußeres rauh und kriegeriſch war, ritten täglich ab und zu; manche der Gekommenen blieben auch auf der Feſte, dabei war des Botenwechſels kein Ende. Kein Tag verging, an welchem nicht Boten einliefen oder einritten, und wieder entſandt wurden. Alle wurden jedoch auf Grimmenſtein bewirthet und beköſtigt, durften nicht in der Stadt herbergen, daher verlautete faſt nichts von ihren Sendungen, wohin und woher, und dieſe Verſchwiegenheit und Heimlichkeit wirkte auf die Menge peinigend, die nun Spielraum gewann, ſich an Vermuthungen zu halten, welche oft an das Abenteuerliche grenzten. Auch Boten höhern Ranges trafen ein, Geſandtſchaften befreundeter Fürſten, meiſt aus Sachſen; mit ernſten Mienen ſah man ſie die Stadt durchreiten, mit bekümmerten den Grimmenſtein verlaſſen.

Herzog Johann Wilhelm hatte den Geſandten der Kurfürſten, die ihn zu Eiſenberg getroffen, für ſich und ſeinen jüngſten Bruder die Reſolution, welche der heimliche Berichterſtatter aus Weimar mitgetheilt, mündlich gegeben, und ſich geweigert, dieſelbe ſchreiben zu laſſen, oder ſelbſt zu ſchreiben, die abgeſandten Räthe brachten ſie zu Papier, ſandten ſie an ihre Fürſten, und begaben ſich nun nach Gotha. Es waren Erich Volkmar von Berlepſch, Amtmann zu Salza und Dankſpring, Doktor Lorenz Lindemann, Heinrich von Moßler, Johann Weiſſenberg, Landvoigt an der Werra, und Doktor Jacob Lerſmer, kluge, vorſichtige und beſonnene Männer. Sie erlangten Audienz und brachten in feierlicher Rede bei dem Herzog ihre Werbung an, übergaben auch, nach dem Brauch, ihre Inſtruktion in einer Abſchrift. Der Inhalt derſelben war kein Anderer, als wie der Herzog ſchon gewohnt war, zu empfangen: Ermahnungen und dringendes Erſuchen, ſich der Männer abzuthun, die er ſchützte. Johann Friedrich ließ alles in Empfang nehmen, und beſchied die Geſandten auf den dritten Tag zum Empfang der Antwort. Dieſe wurde am 20. des Monats Mai gegeben.

Der Herzog ſaß auf dem Throne, mit ſehr

ernſten und trüben Mienen, zu ſeiner Rechten ſtand der Marſchall, Georg von Herſtall, zur Linken der Oberſte Kuno von Belterlein. Der Kanzler Dr. Brück trat ſo, daß er den Abgeſandten gegenüber ſtand, ihm zur Seite hielt der Geheimſchreiber Rudolph die Reinſchrift der Antwort in der Hand, welche Brück laut und vernehmlich im Namen des Herzogs den fremden Räthen vortrug. Der Inhalt dieſer Antwort war aber mutatis mutandis faſt wörtlich ſo geſtellt, wie das jüngſte Vertheidigungsſchreiben an den Kaiſer, und es wurde ſich darin auf daſſelbe auch namentlich bezogen, und ſein Inhalt mitgetheilt. Als Brück die lange Rede geendigt, nahm der Amtmann von Berlepſch erſt mit ſeinen Begleitern einen Abtritt, berieth ſich mit ihnen, und nahm dann das Wort, freimüthig faſt Punkt für Punkt erörternd und zum Theil widerlegend, was er jedoch mit Beachtung jeder geziemenden Form und mit größter Ehrerbietung that. Er ſtellte die Beweggründe, warum der Herzog Grumbach und den Seinen Aufenthalt gewährt, an ihren Ort; er führte aber zu Gemüthe, daß der Kaiſer und die Reichsſtände damit nicht zufrieden zu ſtellen ſeien, daß ſie vielmehr auf Mittel und Wege trachten würden, den Empörern zu ſteuern. Grumbachs beklagte Rechtsvorenthaltung, ſeine vorgeſchlagene Abbitte, ſeine Appellation an die Kaiſerliche Gnade, wäre ihnen, den Abgeſandten, unbewußt, und ſie hätten auch keinen Befehl, ſich wegen Grumbachs Angelegenheiten in einige Disputation einzulaſſen. Auf keinen Fall ſei hinweg zu läugnen, daß er durch den Ueberfall Würzburgs ipso facto in die Acht des heiligen Reiches gefallen, daß darüber Executions-Mandate publicirt, und dieſen alle Reichsſtände zu gehorſamen ſchuldig ſeien.

Der Sprecher verwundete mit ſeiner Rede Johann Friedrichs Herz ſehr empfindlich, immer finſtrer wurden des Herzogs Mienen, doch hörte er ihn ruhig weiter. Berlepſch führte an, daß ſie, die Abgeſandten, vom Grumbachs Verdienſten um das Reich keine Wiſſenſchaft trügen, daß ihnen aber auch weiter kein Reichsfürſt bekannt ſei, der ſich ſeit der Achtserklärung um Grumbachs Dienſte beworben, noch ſich ſeiner im geringſten angenommen habe. Die Vorbitten ſtellten ſie an ihren Ort, und würden herzlich gern ſehen, wenn dieſe Erfolg hätten und zu friedlichem Weſen gereichten. Brüderlich müſſe er, der Redner, im Namen der verwandten Fürſten, bitten, der Herzog wolle ihre Warnung achten, und nicht noch länger zu ſeinem, ſeines Landes und ſeiner Unterthanen großen und unausbleiblichen Schaden ſich als Freund und Beſchirmer der Aechter zeigen, denn in dieſer Sache fühlten ſich die Fürſten vermöge der Erbeinigung dem Herzog nicht verpflichtet, und hätten befohlen, ſeiner fürſtlichen Gnaden rund zu ſagen, wenn es zur Execution kommen ſollte, die Gott gnädig abwende, ſo könnten die Fürſten ihm keinen Beiſtand leiſten, auch den Kaiſer in ſeiner Macht nicht hindern. Was die Anführung beträfe, daß der Herzog die Kaiſerliche Reſolution abwarten wolle, ſo ſei dieſe als bereits abſchläglich ergangen, mit Gewißheit anzunehmen, und ſei an des Kaiſers Gemüth und Geſinnung gar nicht zu zweifeln. Es ſei der treumeinenden Fürſten ernſteſter Befehl an die Geſandten, ämſiglich bei dem Herzog anzuhalten, ihn wiederholt auf jeglichen Nachtheil aufmerkſam zu machen, und darum bäten ſie nochmals im Bewußtſein ihres, den Reichskonſtitutionen gemäßen, und friedfertigen guten Werkes, der Herzog wolle ſich anders, und zwar dahin erklären, daß der Kaiſer damit zufrieden ſein könnte, und den Mandaten und Befehlen der Majeſtät gehorſamt würde.

Sich tief bis zur Erde verneigend, endete der Sprecher, und es trat eine ernſte Pauſe der Erwartung ein; alle Blicke der Anweſenden richteten ſich feſt und geſpannt auf Johann Friedrich. Und der Herzog ſprach, ſprach ruhig, feſt, beſtimmt und entſchieden: „Wir können uns für dieſesmal weiter nicht erklären! Wir wollen Kaiſerlicher Majeſtät Reſolution auf unſere Schriften, die wir früher und jetzt an Dieſelbe gelangen ließen, und auf die wir uns bisher bezogen, erwarten. Bis dieſe erfolgt iſt, laſſen wir uns zu keiner Antwort nöthigen, wenn ſie aber einläuft, werden wir wiſſen, uns ferner vernehmen zu laſſen!“

Damit erhob ſich der Herzog, und winkte mit einem ſehr ſtolzen Gruß den Sendboten Entlaſſung. Dieſe gingen und entwarfen noch in Gotha mit eilender Feder treuen Bericht über den Erfolg ihrer fruchtloſen Sendung.

Wie dieſe eine, ſo wurden faſt alle die vielen Geſandtſchaften in dieſer ſchon jetzt immer bedrohlicher ſich geſtaltenden Sache abgefertigt; der Herzog widerſtand allen Anmahnungen, Warnungen, Bitten, und auch die Drohung vermochte nicht, ihn zu ſchrecken. Die ſchönſte Menſchentugend, die Treue, ſtählte ſeinen Sinn, daß er vom Haupt bis zum Fuß geharniſcht ſtand, ja, die Treue wurde für ihn zur verſteinernden Meduſe.

Die Kaiſerliche Reſolution, vom letzten Mai aus Wien datirt, traf ein, ihre Worte waren ſcharf wie Scheermeſſer, doch ſie ſchnitten nicht in den Stahl, der des Herzogs Mannesbruſt deckte. Von vermeintlicher nichtiger Entſchuldigung, deren man ſich mit Richten verſehen, war die Rede; von verletzter Achtung, ungebührlichem Ungehorſam, unerheblicher Zögerung, da die frühern Zuſchriften Reſolution genug geweſen; alle erdenkbaren Folgen dieſes Ungehorſams führte das Kaiſerliche Schreiben zu Gemüthe, erinnerte nochmals an die ſchriftlichen und gedruckten ernſtlichen Befehle und Mandate, gebot, Grumbachs alsbald „Angeſichts dieſes Briefs“ ſich zu entſchlagen, und drohte mit höchſter Ungnade, ſchärfſter Strafe, im Fall abermaligen Ungehorſams. Kaiſer Ferdinand befahl in der Hofburg zu Wien. Grumbach blieb auf dem Grimmenſtein zu Gotha.

Grumbach ſaß in ſeinem Zimmer, und ſchrieb mit eigner Hand einen Brief an den Ritter Sebaſtian Schertlein, von welchem verlautet hatte, er wolle mit ſeinem Anhang gegen Grumbach und deſſen Genoſſen einen Zug thun, und fügte ſo eben an ſeinen Brief den Schluß: ich befehle Euch hiermit in den Schutz und Schirm des allmächtigen Gottes, daß göttliche Gnade wolle Euch vor Leid bewahren!“ als Moritz mit beſtürzter Miene in das Zimmer trat.

„Nun? Was Neues?“ fragte der Ritter geſpannt. „Was hat ſich wieder Böſes zugetragen? Ich ſehe Dir's an, daß Du keine Freudenbotſchaft bringſt! Nichts Neues unter der Sonne! Fahre nur friſch heraus; mich ſchreckt nichts mehr.“

Moritz bebte. „Ihr ſollt Beſuch bekommen, Herr!“ antwortete er.

„Beſuch? Freund oder Feind? Er trete ein!“ rief der Ritter.

Moritz öffnete die Thüre, und herein traten Grumbachs Sohn Kunz, Grumbachs Tochter Urſula, letztere in tiefſter Trauer. Moritz blickte auf Urſula, die weinend in des Vaters Umarmung eilte, mit innigem Antheil, tiefempfundenem Schmerz, und eilte mit naſſen Augen aus dem Zimmer.

„Meine Tochter! mein Sohn!“ rief Grumbach. „Was führt euch Beide zu mir? Und ſo bewegt! Ihr bringt mir eine Trauerpoſt! Iſt eure gute Mutter entſchlafen, meine Anna?“

„Die Mutter lebt und grüßt Dich!“ nahm Kunz das Wort, denn Urſula vermochte nicht zu ſprechen. „Anderes Leid traf uns, nicht minder ſchmerzlich.“

„Setzt euch zu mir, meine Kinder, berichtet mir mit Ruhe und Faſſung!“ bat der Ritter. „Es freut mich, euch zu ſehen, ich darf euch willkommen heißen in der Burg des edlen Herzogs von Sachſen, meines Herrn, des beſten Herrn unter Allen, die da leben. Mein Herz trägt ſchwer an Leid und Kummer, legt eure Laſt nur immer auch noch darauf. Kommt es zum brechen, iſt's all eins.

„Es iſt mit kurzen Worten zu ſagen, Vater!“ hub Kunz an. „Urſula iſt Wittwe, und ich bin vielleicht jetzt ein Wittwer. Herr Konrad Zöllner von der Hallburg iſt tod, und todkrank verließ ich meine Salome.“

„Was muß ich hören?“ fragte Grumbach erſtaunt und erſtarrt vor Schreck, und der Sohn fuhr ſchmerzlich fort: „Wir ſaßen bisher ruhig zu Rimpar auf dem Schloß, das ich durchaus wohnlich wiederherſtellen ließ; Salome ſah täglich ihrer Niederkunft entgegen; ich war hinüber auf die Hallburg geritten, den Schwager und die Schweſter heimzuſuchen und am andern Tage heimzukehren. Ein Teufel von Späher muß meine Abweſenheit dem gottvergeſſenen Biſchof gemeldet haben, denn am andern Morgen, in dem Augenblick, als der Wärtel das Thor aufthut, ſtürzt ein ganzer Haufen biſchöflicher Hakenſchützen und Reiſige in das Schloß, brechen die innern Thüren ein mit furchtbarem Rumor, prügeln das Geſinde, erſchlagen die Hunde, und bringen mit Gewalt bis in die Schlafkammer meiner armen Hausfrau, erſchrecken und bedrohen ſie, fragen nach mir, und ängſtigen das unglückliche Weib ſo teufliſch, daß ſie in Wehen fällt, und das Pfand unſerer Liebe, unſere Hoffnung, tod zur Welt bringt!"

„Fluch Gottes über Dich, Biſchof!" ſchrie der alternde Grumbach überlaut, und fuhr ſich in die ergrauenden Locken, während Urſulas Thränen endlos ſtrömten.

„Erſchrocken über das Entſetzliche, was ſich, durch ſie veranlaßt, vor ihren Augen begab, entwichen die Barbaren, und ließen das hülfloſe Weib in todähnlicher Ohnmacht liegen, der endlich die Dienerinnen zu Hülfe kamen. Einer meiner Knechte warf ſich auf ein Pferd und jagte gen Volkach zu, mich zu rufen. Er traf mich noch bei Konrad, der Schwager ließ eiligſt für uns Beide ſatteln, auf Tod und Leben und wie gejagt vom Tode ritten wir. Mein Weib war ihm nahe, Konrad ſprengte, als er wahrnahm, daß er mir nichts helfen konnte, eilend zurück, er mag ſich allzuſehr angeſtrengt haben. Ein Fieber packte ihn, warf ihn nieder, und am dritten Tage ſtarb er. Mein Weib blieb todſchwach, einen Tag, wie den andern. Kaum erlaubte ihre Krankheit, ſie nach Hellingen zu fahren, dort iſt ſie in der Mutter Hut; ich habe mein Geſinde entlaſſen, meine Habe geflüchtet und der Stätte geflucht, wo ich geboren wurde. Nie wird mein Fuß Rimpar wieder betreten."

„So erfülle ſich auch mein Fluch gegen das

Haus, in dem ich einſt wie ein Fürſt gebot!“ rief Grumbach erſchüttert. „Nie wohne darin, ich wiederhole es, ein Glücklicher! Das Grauen ziehe dort ein und die Verödung! Die Eule niſte im Thurm und der Iltis im Gemäuer! Das Gebälk berſte und Stuck und Kalk falle mit allem Zierrath von den Wänden! O Allmächtiger, wo war Deine Allmacht? Wo blieben Deine Blitze? Was verſchuldete das arme Weib? Sündigte ich denn ſo ſehr, daß Du alſo an meinen Kindern meine Sünden heimſuchſt? Arme, arme Tochter, armer Sohn, arme Schnur! Faßt euch, ſchwer ruht auf uns die Hand des Herrn. Tragt ſein Kreuz mit Ergebung!“

Moritz ward gerufen und beauftragt, eine leibliche Erquickung für die Gekommenen herbeizubringen, dann ließ der Ritter um eine Audienz beim Herzog bitten, die ihm nicht verſagt ward. Er berichtete die neue, erſchütternde Mähr, der Herzog wurde gerührt, er führte Urſula bei ſeiner Gemahlin ein, und trug der Herzogin ſelbſt den traurigen Grund vor, weshalb die junge Wittwe ihren Vater beſuche.

Mild und gütig benahm ſich Eliſabeth gegen Urſula, und mit innigem Antheil blickte auch Gertrud von Mila auf die Frau, von der ihr Moritz ſo oft erzählt.

Von ihrem tiefen Leid verklärt, erſchien Urſula von der Hallburg ſchön wie eine büßende Heilige, doch bezwang ſie allmälig den niederbeugenden Kummer, und wandelte würdig und edel in der unantaſtbaren Hoheit des Schmerzes.

Kunz von Grumbach, der ſeine Stellung als Pfälziſcher Rath nicht aufgegeben, reiſte mit Brieſen des Sachſenherzogs und Grumbachs an den Hof ſeines Herrn nach Heidelberg und fand in Borberg als Amtmann das Aſyl wieder, das er nicht hätte verlaſſen ſollen. Seine Gattin konnte nach einiger Zeit ihm folgen, doch zerſtört war durch jenen rohen teufliſchen Ueberfall für immer der Fruchtkeim ſchönſter Lebenshoffnungen, und Kunz mußte ſich als als letzten Aſt eines Stammes betrachten, der ſeine Zweige weit und tief in die glorreichſten Ahnenbäume der Fränkiſchen Ritterſchaft verflocht.

Freude und Schmerz wechſeln in jedem Leben, das nicht in der Einförmigkeit trägen und gemächlichen Daſeins verſumpft, das nicht gänzlich antheillos an dem bleibt, was Zeiten und Geſchicke bringen. Auch durch die wohlbewachten Thore der Feſte Grimmenſtein fand Freude ungehindert den Weg, doch wurde ihr Kommen kriegeriſch verkündigt. Die Kanonen donnerten am 12. Juni von den Wällen des Grimmenſtein der Stadt und dem Lande die frohe Nachricht zu: daß dem Herzog abermals ein Prinz geboren ſei. Es war derſelbe, dem in der heiligen Taufe die Namen Johann Caſimir beigelegt wurden. Von Weimar kam die Herzogin Dorothen Suſanne zur fürſtlichen Schweſter herüber, und erfreute dieſe mit ihrer freundlichen und wohlthuenden Nähe. Die Herzen der Schweſtern entfremdete keine Spaltung, wie die ihrer Gatten kein Unwille, kein Mißtrauen.

Nicht allzulange nach den Tagen der Freude nahte auch wieder, zumal dem Herzog, die grauumflorte Sorge, und er richtete, als er die eine nahe Hoffnung erfüllt ſah, den Blick wieder mit erneuter Lebhaftigkeit nach der zweiten, fernen.

Still und in ſich gekehrt lebte unter der beſondern Aufſicht Moritz Hauſeners der ſchöne prophetiſche Knabe; es war im Schloß nicht unbekannt geblieben, daß ein jener Zeit ſchwer begreiflicher Zuſtand höher geſteigerten Traumlebens ihm bisweilen Viſionen ſende und Reden in den Mund lege, die ganz übernatürlich erſchienen. Ein Theil der Bewohner des Grimmenſtein betrachteten den Knaben mit Antheil, zunächſt der Herzog, der ihn gern Johannes Tauſendſchön nannte, dann Grumbach, Moritz und Gertrud von Mila. Ein anderer Theil ſah mit ſcheuer Furcht auf den ohne ſeinen Willen mit einer nicht beſeligenden Sehergabe betheiligten, zu dieſen gehörte die Herzogin und ihre weibliche Umgebung, der er als Zauberjunge galt. Noch andere, z. B. der Junker von Birkenfeld mit den Edelknaben und Hofjunkern, nicht minder Godel, der rothäugige Zwerg, und die Dienerſchaft trieben ihren Spott mit Johannes, und nannten ihn Hänslein Engelſeher. Die Männer endlich, Kanzler Brück, Wilhelm von Stein, Jobſt von Zedwitz, Hieronymus von Brandenſtein, Aſch und Johann von Holla, Otto von der Malsburg, Arndt von Uſſeln, Ewald von Karlowitz, Ernſt, Barthel und Erich von Mandelslohe, Chriſtian Manteufel und die übrigen Rittmeiſter und Reiteroberſten, desgleichen der ehemals kurfürſtliche Schöſſer im Amte Schellenberg, Hans Beier, welcher wegen Kaſſendefecten flüchtig geworden und ſich den Anhängern Grumbachs zugeſellt hatte, der Augsburgiſche Patricier David Baumgärtner, der Rechtsdoctor Juſtus Jonas und Andere achteten gar nicht auf den Knaben Hänſel Schönborn, der ſich auch meiſtens, ſo viel er konnte, vor allen Blicken verborgen hielt. —

Es war wieder eine klare Sternennacht und der Mond ſchien hell und rein, wie damals, auf das Hügelgefild und das ferne im tiefen Schweigen liegende Waldgebirge. Der Knabe Johannes ſtand am offenen Fenſter, in welchem auch noch die Kryſtallkugel lag; ſein Blick ſchweifte hinaus in die mondſcheinumflorte Ferne, und er nahm nicht wahr, daß ſtill drei Männer zu ihm eintraten, und ihn beobachtend in der Tiefe des Zimmers ſtehen blieben. Der Herzog, Grumbach und Moritz; der Knabe ſprach mit ſich, mit Engeln und Sternen, und dabei ſah er ſich im Geiſt nach dem Ort verſetzt, wo er in ländlicher Ruhe einen Theil der Jahre ſeiner Kindheit verlebt hatte.

„Warum nur drei?“ wurde ſeine Rede vernehmbar. „Der Vierte von euch iſt bei dem Herrn, ſagſt Du? — Warum ſeid ihr ſo klein, wie ſehr junge Kinder?

Eure Rede iſt fein, wie Kindesrede, und euer Gewand iſt graufarbig, wie Aſche und Erde, und geſtaltet, wie ein Todtenhemd, eure Häupter decken ſchwarze Hütlein! — Droben glänzet der Mond, leuchten die Sterne! Ihr wandelt im Dorfe Sundhauſen, drunten im Gewölbe des Kellers. Hütet ihr, Engel, den Schatz?" —

Der Herzog horchte hoch auf. Johannes bog ſich, als lauſche er einer Antwort, abwärts, dann ſprach er: „Ja, ihr ſagt mir die Wahrheit, ihr hütet den Schatz lautern Goldes, den dorthin vor undenklicher Zeit ein großer Kaiſer verſetzte. Wer ſoll ihn heben? Sagt es mir an! Wer? Wer?" —

Alle horchten geſpannt und der Seher der Nacht fuhr fort: „Der Höchſte, der mit und bei mir iſt, von denen, die im Zimmer ſind, ſoll ihn heben, und ich? Sagt ihr? Wohlan, nennt die Zeit! — Ihr ſchweigt, ihr ſchwindet. Es iſt noch nicht an der Zeit."

Der Seher verſank in tiefes, nachdenkendes, ſchlummerndes Schweigen. Am Himmel war einzelnes, ſchwarzes Gewölk aufgezogen, das abwechſelnd und mannichfach geballt, bald dicht, bald auch nur wie zarte Schleier und Flöre vor die Mondſcheibe trat.

„Frage ihn jetzt, frage ihn!" drängte zu Grumbach der Herzog, an einen Auftrag erinnernd, und der Ritter ſchritt dem jugendlichen Seher näher, berührte ſeine Hand und ſprach: „Johannes, es fragt Dich der Herr, ob ſeiner Hoffnung Erfüllung noch nicht nahe beihanden?“

Der Knabe ergriff den Kryſtall und wendete ihn gegen den Himmel. „Wer ſchauen will, ſchaue!“ rief er. Raſchen Schrittes trat der Herzog heran und legte ſein Auge an die reine kalte Kugel. Des Mondes Licht erfullte ſie mit purem Goldglanz, doch ſchwebte in dem Glanz ein ſchwarzer Schatten, Folge der Lichtſtrahlenbrechung, ein Schatten von der Geſtalt eines abgeſtumpften halben Mondes. Die lebhafte und erhitzte Phantaſie Johann Friedrichs erblickte in dieſem Schatten die Form eines Kurhutes, und ſein Herz klopfte freudigbang. Ein Goldſchatz in Sundhauſen, ein Kurhut im Kryſtall — eins fehlte noch.

„Sehet, wie wacker ſind meine Augen worden!“ rief leiſe der Herzog mit Jonathans Worten im erſten Buch Samuelis, und fügte aus Hiob hinzu: „Mein Recht iſt mein fürſtlicher Hut! — Wohlan, ſo darf ich noch hoffen! So iſt noch eine Bürgſchaft vorhanden! Und darum heute nur noch eine Frage an Dich, weiſſagendes Kind, von dem man ſagen wird: Dieſer iſt ein rechter Prophet! Wie lange noch wird Kaiſer Ferdinand gegen uns toben und wüthen, wie lange noch uns bedräuen? Wird er ſeinen Sinn nicht ändern und ſich verſöhnen laſſen durch Fürbitten und Demüthigung?“

Johannes hob die Hand empor, und deutete nach dem Himmel. „Siehſt Du,“ ſo rief er: „ſiehſt Du nicht dort droben ſtehen den ſchwarzen Adler mit ſilbergeſäumten Flügeln? Wo aber iſt ſein Haupt? Ich ſehe es nicht!" — In der That, alle Drei erblickten jetzt gerade vor dem Mond eine dunkle Wolke, die ſich faſt adlerförmig ausbreitete, und ſilberne Ränder zeigte. „Siehe, nach jenem Adler deuten die Sterne, deuten die Engel, und Glocken erheben weinende Stimmen über einen erloſchenen Stern. Nicht mehr wird Kaiſer Ferdinand gegen Dich toben und wüthen, nicht mehr Dich bedräuen. Der Kaiſer iſt tod!"

Der Herzog ſchrak zuſammen, Grumbach und Moritz ſtürzten auf die Kniee nieder und erhoben die Hände zum ſtummen Dankgebet. Johannes legte die Kryſtallkugel aus der Hand und wankte ſeinem Lager zu, das in dem Nebengemach befindlich war. Mächtige verjüngte Schwingen entfaltete jetzt der Rieſenadler Hoffnung, und Andacht ſchauerte durch des Herzogs Bruſt; auch er ſank auf ſeine Kniee zu den Knieenden, und ward laut in den preiſſenden Worten: „Herr Herr! Laß es wahr ſein! Reiſſe den Widerſacher dahin! Die Todten werden Dich, Herr, nicht loben, noch die hinunter fahren in die Stille, ich aber danke Dir ewiglich, denn Du kannſt es wohl machen!"

„Amen! Amen! Gelobt ſei Gott!" riefen aus einem Munde Grumbach und Moritz aus.

Viertes Kapitel.

Kaiſer Ferdinand war todt. Sein Sohn Maximilian II., der römiſche König, beſtieg den verwaiſten Thron. Er war als mild und gütig bekannt, und Alles hoffen von ſeiner Milde die Männer, gegen welche ſeines Vaters Zürnen durch unabläſſige Bemühungen ihrer Feinde entflammt war. Frohere Geſichter wurden auf dem Grimmenſtein erblickt. Heiter, wie lange nicht, ſah man ſelbſt den Herzog. Der Baum ſeiner Hoffnungen trieb friſche Blüthen. Mit erneuter Regſamkeit wurden Verbindungen angeknüpft, die höchſt erfolgreich werden konnten. Eine Zeit der Ruhe und des Friedens trat ein, eine Zeit der Sicherheit, der ſich Alle um ſo williger und freudiger hingaben, je mehr die jüngſte Vergangenheit ſie bedroht und beängstigt. Doch nicht lange gönnte das Geſchick dem Herzog Johann Friedrich ungetrübten Lebenstag. Der Scheinkauf der Schwarzburgiſchen Herrſchaft Leuchtenberg, aus dem Wunſche, das eigne Land zu vergrößern, hervorgegangen, wurde zur nachhaltigen Quelle bittern Unmuthes, und flocht auf nachtheilige Weiſe Zwiſt und Irrung in eine ſpätere Periode, die ohnehin voller betrübender Irrung war. Jener Kaufkontrakt, bereits im vorigen Jahre auf Heldburg beredet, wurde im Bezug auf die Geldſumme ſo erhöht und feſtbeſtimmt, daß die Brüder Herzoge zu Sachſen dem Grafen Philipp von Schwarzburg zur Befriedigung ſeiner Gläubiger 92,137 Gulden zahlen, ihm auch ſo lange er lebe, die Nutznießung der Herrſchaft Leuchtenberg laſſen ſollten, dann ſollte nach Philipps Tode, die Herrſchaft erb- und eigenthümlich an die Sachſenherzoge fallen. Gegen dieſen Vertrag proteſtirten die nächſten Verwandten, die Grafen Günther und Hans Günther von Schwarzburg, feierlichſt, denn ſie waren nicht gewillt, der Schulden ihres Vetters halber, ihre Beſitzungen geſchmälert zu ſehen. Am vierten October 1[illegible]64 wurde der Vertrag zu Leipzig, wo Graf Philipp ſich aufhielt, abgeſchloſſen, und am achten October ſtarb Graf Philipp. Eiligſt ſandten von Schwarzburg aus die Vettern zwei ihrer Diener nach Leuchtenberg, welche des verſtorbenen Grafen Mutter willig einließ; dieſe nahmen die Schlüſſel des Städtchens in Empfang und die Huldigung der Bürgerſchaft an. Eiligſt ſandte am nämlichen Tage auch Herzog Johann Friedrich d. M. einige ſeiner Getreuen nach Leuchtenberg; dieſe erſtürmten, als man ſie nicht einlaſſen wollte, das Thor des Schloſſes, faßten Poſſeß, nahmen die ſchwarzburgiſchen Diener gefangen und führten ſie nach Weimar.

Die Grafen von Schwarzburg verboten ihren Leuchtenbergiſchen Lehenleuten, dem Sachſenherzog zu huldigen, und Tags darauf huldigten die Lehenleute dennoch dem Sachſenherzoge. Nun verklagten die Grafen den Herzog bei dem Kaiſer.

Um dieſe Zeit geſchahe es, daß in Weimar eine Seuche graſſirte; da erhielten Kanzler und Räthe dort einen Befehl des Herzogs Johann Friedrich, ſich ſelbſt mit der ganzen Kanzlei von Weimar hinweg, und nach Waltershauſen zu begeben.

Der erſte Befehl, welcher dem Herzog vom neuen Kaiſer zukam, lautete unter ſchwerer Strafandrohung dahin, die noch in Haft gehaltenen zwei ſchwarzburgiſchen Diener gegen Urfehde und auf Wiederſtellung, ohne Entgeld, los zu laſſen. Von den Aechtern — war alles ſtill — nur nicht der Biſchof und ſein Kapitel zu Würzburg.

Unermüdlich und unverſöhnlich ſchrieben Biſchof und Kapitel erinnernde, drängende Briefe an Maximilian, die von ſeinem Vater ausgeſprochene Acht gegen Grumbach und ſeinen Anhang zu beſtätigen und zu vollziehen. Nicht minder verbreiteten ſie abermals eine Druckſchrift, in welcher ſie nicht nur die letzte Schrift Grumbachs, Steins und Mandelslohes mit einem Aufwand aller nur möglichen Beweiſe zu widerlegen ſuchten, ſondern Anſchuldigung auf Anſchuldigung häuften, und nicht verſchmähten, bis zum Bauernkrieg zurück zu gehen, und ſogar der Ermordung Florian Geiers verwurfsvolle Erwähnung zu thun. Der Biſchofmord und immer der Biſchofmord mußte aber als Hauptgravamen gelten, und kein Zeugniß, möchte es freiwillig oder durch die Marter der Tortur erzwungen ſein, blieb unerwähnt und unangezogen. Dann die Einnahme Würzburgs, das angeblich türkiſche Wüthen in dieſer Stadt, die Verachtung der kaiſerlichen Achtsmandate, nichts war vergeſſen, und der Schluß des über drei Alphabete ſtarken Quartbandes enthielt eine feierliche Bitte an die Fürſten, Reichsſtände und Reichsglieder, zur Beſtrafung der Landfriedenbrecher, Ehrenräuber, Mordſtifter und Aechter mitzuwirken, zum Wohlgefallen Gottes, wie zu des heiligen Reiches Autorität.

Gern hätte Würzburg mit dem geiſtlichen Feldgeſchrei: Gott will es haben! zum Kreuzzug gegen drei Männer von Adel die ganze Nation unter Waffen gerufen, gern alle Donner des Himmels gegen ſie herabbeſchworen. Maximilian donnerte nicht. Er rieth zur Sühne.

Grumbach war allein bei dem Herzog, und Johann Friedrich klagte ihm mit bittern Worten, wie er immer mehr den Kaltſinn ſeiner Verwandten wahrnehme, den Argwohn des Kurfürſten, und wie ſelbſt immer mehr der Zwietracht ſich zwiſchen ihn und ſeine Brüder dränge, da ſprach der Ritter:

„Ein großes Herz kann nicht verſchloſſen ſein. Wäret Ihr, mein Herzog, ein kalkulirender Klügling, verbärget Ihr Eure Wünſche und Hoffnungen, zu denen Ihr durch Eure Geburt vollberechtigt ſeid, der zahlreichen Umgebung, dann würde Verwandtenhaß wohl minder heftig gegen Euch entbrennen. So aber, da Ihr das nicht thut, da Ihr feſten und ſichern Schrittes der Erfüllung entgegen wandelt, an die Ihr ſicher glauben dürft, ſo kann es nicht fehlen, daß ſich eine untreue Zunge fand, die Euer Hoffen weiter trug, eine untreue Hand, die es weiter ſchrieb. Es giebt nur einen ſächſiſchen Kurfürſtenhut, und Der ihn trägt, hat nicht Luſt, ſich dieſer Krone zu entäußern, vielmehr allen Muth, vereint mit allen Mitteln, ſie zu behaupten. Was von dieſer Seite her Euch Arges, Feindſeliges und Bedrohliches kommt, das müßt Ihr hinnehmen als Angriff und Verſuch, Euch Feſſeln anzulegen, und müßt es energiſch von der Hand weiſen. Eure Herren Brüder Liebden, oder vielmehr allein Herzog Wilhelm, da Herzog Johann Friedrich der Jüngſte dem Studium friedlicher Wiſſenſchaften zu Jena obliegt, ſehnt ſich nach Krone und Scepter, möchte ſeinen Landestheil allein regieren, wird wohl auch durch falſche Rathſchläge zu ſolchem Wunſche angeſtachelt, und wird bald damit öffentlich hervortreten. Die übrigen Herren Vettern finden ihre Freude darin, Euch Vermahnungsbriefe zu ſchreiben, Euch zu ſchulmeiſtern. Sie probiren, Einer nach dem Andern, was Ihr Euch bieten laßt, Herzog von Sachſen!“

„Du malſt mir eine unholde Schilderei,“ nahm der Herzog das Wort. „Wo bleibt die Hülfe, auf die Du mich vertröſtet? Wo ſind die ergiebigen Bergwerke? Wann endlich heben wir den Schatz in Sundhauſen? Wenn ich ausführen will, was ich ſoll und möchte, bedarf ich großer Geldhülfe. Dringen zumal meine Brüder auf Landestheilung, wie verlautet, dann vollends bin ich ein ohnmächtiger Mann, ein Kinderſpott, und Deine Verheißungen und Prophezeihungen verpuffen, wie Seifenblaſen. Es iſt dermalen ruhig im Reich, mich dünkt, es wäre an der Zeit, zu handeln!“

Grumbach biß ſich in die Lippen. Die ſtrafende Ungeduld des allerdings auf eine ſehr lange peinliche Erwartung hingewieſenen Fürſten war begründet, und kam nicht unerwünſcht zum Ausbruch. „Gnädigſter Herr!“ vertheidigte er ſich: „Nur Gott iſt allwiſſend und allmächtig! Ein neues Bergwerk, das ergiebig ſein ſoll, iſt zu Heubach aufgethan worden; Johannes ſagt, das Gewölbe zu Sundhauſen könne noch nicht geöffnet werden! Leider iſt Stein und Tinctur im Laboratorio noch nicht gefunden. Dieſe Künſte treiben wir nicht ruhig genug. Die Alchymia iſt ein Götterweib, das ſeiner Anbeter ungetheilte Liebe verlangt. Uns geht allzuviel durch Hand und Haupt. An Geld kann es Euch, ſo Ihr nur wollt, nicht fehlen. Suchet um Anlehen nach bei den deutſchen Fürſten, bei Schweden, bei

Ditmarſchen. Entſendet dann die Oberſten und Rittmeiſter auf Werbung, und ſie führen Euch von allen Enden her Kriegsvolk zu gegen Euern edeln Vetter, der zu Leipzig es laut geſagt hat, es werde nicht eher Ruhe, bis man Euch und Euern Bruder von Land und Leuten jage.“

„O Saul, Saul! Warum verfolgſt Du mich?“ rief der Herzog exaltirt aus. „Gott wird Dich finden!“

„Gott durch Menſchenhand!“ erläuterte Grumbach. „Wahrlich, mein Fürſt, mich bewegen Schmerz und Mitleid alſo heftig, daß ich im Stande wäre, Hand an Euern Feind zu legen, wo ich ihn fände, denn offenbar trachtet er Euch ſelbſt nach Land, Leuten und Leben!“

„Gott ſei vor! Gott ſei vor!“ rief der Herzog entſetzt. „Wir wollen alſo Schlimmes nicht denken!“

„Die Mehrzahl des deutſchen Adels ſieht auf Euch, mein Herr und Herzog!“ fuhr Grumbach fort. „Von Euch erwartet dieſer ſein Heil, ſeine Hülfe. Ha! Wenn Ihr, mit dem Scepter der Macht, mit dem Herzen voll Milde, mit dem Scharfblick der Weisheit, mit dem Schilde allgemeiner Achtung und dem Schwerte der Gerechtigkeit auf dem Throne ſäßet, den jetzt ein am Körper wie am Geiſt ſchwächlicher Mann inne hat, dann jubelte ganz Deutſchland Euch zu, und Eure Widerſacher lägen im Staube unter Euern Füßen! Und warum ſollte es dahin nicht kommen können? England, Schweden und

Frankreich würden Euch ſtützen und halten, der deutſche Adel böte Euch ſeine Bruſt zum Schilde, denn Ihr würdet ihm gewähren, was Kaiſer Karl der Fünfte furchtſam und unklug verſagte, bethört vom Geſchwätz der Pfaffenfürſten: Reichsunmittelbarkeit; Ihr würdet ihm die alleingeziemende Stellung einer freien und ſelbſtſtändigen Korporation gern vergönnen!"

„Ich würde, wenn er mir Beiſtand leiſtete!" rief der Herzog lebhaft.

„Wir müſſen den Kaiſer ſelbſt kirren, er ſelbſt muß Handreichung thun zu einem großen Plane; laßt mich nur walten!" erwiederte Grumbach, in deſſen Gedanken ſich eine Idee entwickelte, welche ſeinen Scharfſinn von der glänzendſten Seite zeigte. Der Kaiſer ſelbſt ſollte helfen, den geliebten Herzog von Stufe zu Stufe höher zu ſtellen.

Der Rittmeiſter Otto von der Malsburg wurde nach Heſſen geſandt, Stein warb in Thüringen; Arndt von Uſſeln reiſte mit Aufträgen nach Frankreich; Albrecht von Roſenberg nach Franken, Mandelslohe nach Braunſchweig, Georg Geuß nach Sachſen, Andere in andere Länder. Mit dem ſchwediſchen Reichskanzler Gyllenſtjerna wurde heimliche Verhandlung gepflogen wegen Geld und Mannſchaft, desgleichen mit dem heldenmüthigen Volke der Ditmarſchen, das zwar unter holſteiniſchen Scepter gebeugt, doch noch im Beſitz vieler Freiheiten war; Mathes, Franz Sparre und Hans Dopp hießen dort die Männer, die zu ſtattlicher Hülfeleiſtung ſich erboten, doch auch den Herzog von Holſtein ſelbſt hoffte man zu gewinnen. Aus dem Lande der Basken verhieß ein kleines Heer tapferer Gascogner den Zuzug. Eine große Anzahl deutſcher Reichsgrafen, wie die von Mansfeld, die Herren von Hanſtein und Andere hatten Gründe, den Kurfürſten von Sachſen zu haſſen, ſie waren leicht auf die Seite einer mächtigen Gegenpartei zu bringen. Unter der großen Zahl fahrender Reiſſigen war mancher Knecht, der aus kurfürſtlichen Dienſten entlaſſen war, und Gelegenheit ſuchte, ſich zu rächen. Der heftige Widerwille gegen Auguſt, der ſich auf dem Grimmenſtein immer lauter und unverholener ausſprach, veranlaßte manchen kecken Mann, ſich geradezu anzutragen, dem Kurfürſten aufzulauern, ihn niederzuwerfen. Mehr und mehr fand Johann Friedrich Gründe, in dem bisher als Uſurpator ſeiner angebornen Krone ſtill gehaßten Vetter einen offenbaren Feind zu ſehen und äußerte ſich oft, unklug genug, darüber allzulaut. Auch der Kurfürſt hatte eine oder mehrere „vertraute Perſonen" auf dem Grimmenſtein im Verrätherſolde; er erfuhr alles, und verfuhr nach dem, was er hörte.

Mit einem unerhörten Fleiße war Grumbach thätig. Der jetzt oft von Gicht und Podagra heimgeſuchte, an den Seſſel gefeſſelte Mann von zweiundſechzig Jahren entwickelte eine Lebhaftigkeit des Geiſtes, wie ſie bei ſolchen Leiden und in ſolchen Jahren ſelten gefunden werden mag. In ſeiner Hand hielt er den Endpunkt ſo vieler, nach allen Seiten hin auslaufenden Fäden, und dieſe Fäden drohten, nach allen Seiten hin ſich zu verwickeln. Gar wenige Freiſtunden waren ſeinem Moritz vergönnt, welche dieſer nur benutzte, um Urſula zu ſein. Urſula von der Hallburg, die trauernde Wittwe, hatte ſich aufgerichtet aus ihrem Schmerz, und wandelte in würdiger Haltung unter den Frauen der Herzogin, lange ein nicht unwillkommner Gaſt. Der tiefe Ernſt ihres Gemüths und eine an den Tag gelegte innige und gediegene Frömmigkeit hatte ihr bald Eliſabeths Gemüth zugewandt, und auch Gertrud von Mila liebte das anſpruchloſe Weib. Die freundliche Achtung, mit welcher Gertrud den Schreiber Moritz von Urſula behandelt ſah, gab dieſem in den Augen der Jungfrau noch höheren Rang, vielleicht nicht blos in den Augen. Moritz berichtete, was er ohne Verrath zu üben, den Frauen berichten durfte, deren Leben ſich faſt klöſterlich geſtaltete; er brachte in ihren ſtillen Kreis Kunde von den Händeln der Außenwelt, ein willkommener Erzähler, oder verſchaffte Bücher und las vor, und ſchneller glitt von geſchäftigen, kunſtfertigen Fingern die nützliche Arbeit. Oft auch weilte, in ſtilles Sinnen verſunken, und meiſt mit den Gedanken abweſend, der Knabe Johannes in den Kloſets der

Frauen, wohin er ſich flüchtete vor dem rohen Spott des gemeinen Troſſes der Hofdiener und dem giftigen Hohn des Zwerges Godel, der an ihm den Groll ausließ, welchen er gefaßt hatte gegen Alle, die zu Grumbach gehörten oder zu ihm hielten.

Zu den Hauptarbeiten Moritz Hauſeners gehörte die Beſchäftigung mit einer weitläuftigen und heftigen Widerlegung der neuen von Seiten Würzburgs ausgegangenen Controverſe gegen Grumbach, Stein und Mandelslohe, die in ſeinem und ſeiner Freunde Namen Grumbach dictirte, und für den Druck beſtimmte. In dieſer Schrift machte der Ritter ſeinen jahrelang mit dem eigenen Herzblut genährten Groll gegen Würzburg und ſeine Biſchöfe laut und ſchreiend Luft. In demſelben gehäſſig-unverſöhnlichen, ſchonungslosverdammenden, gemeine Beſchimpfung nicht verſchmähenden Geiſt, in welchem die Würzburgiſche Schrift abgefaßt war, wurde hier geantwortet. Grumbachs Schrift begann mit Anziehung des gedruckten Ausſchreibens an die fränkiſche Ritterſchaft vor dem Ueberfall Würzburgs, ſchmähete die ergangene Controverſe, und erbat aufmerkſames Leſen der Vertheidigung. Es folgten bittre, oft wiederholte Vorwürfe, Anklagen, Beſchuldigungen, mit Beiſpielen aus früherer Vergangenheit, wie aus der Gegenwart. Mit Ausſprüchen Davids, Salomos und Solons wurden die Gegner befehdet.

In die Schachten der uralten Geſchlechtshiſtorie ſtieg Grumbach hinab, und holte das gewichtige Erz ſeiner Beſchuldigungen herauf, um es zur Waffe zu verſchmieden. Nur dem verewigten Freund, Konrad von Bibra, widerfuhr Gerechtigkeit, dann folgten nochmals die einzelnen, längſt weitläufig dargelegten alten Händel und Irrungen der Jagdgränze, belegt mit ſchlagenden Documenten, mit unterſchriebenen und unterſiegelten Verträgen, deren Gültigkeit von keinem Anwalt des Hochſtifts hinwegzuläugnen war.

Alle Unbilden, Treuloſigkeiten, Wortbrüchigkeiten der Biſchöfe und ihrer Kapitularen gegen den Ritter und die Seinen, treulich aufbewahrt in einem unverſiegbaren Gedächtniß, ſollten der Mit- und Nachwelt wiederholt zeigen, wie mit Grumbach verfahren worden, und dann wurde Artikel für Artikel, Punkt für Punkt des „Würzburgiſchen Schmach- und Läſterbuches," wie Grumbach die Schrift ſeiner Gegner nannte, erörtert und beſtritten, nicht ohne mannichfache Wiederholung früherer Inzichten. Energiſcher denn je wieß Grumbach die oft und immer wieder aufgebürdete Beſchuldigung, Zobel ermordet zu haben, von ſich ab. Die häßliche Intoleranz Friedrichs von Wirsberg, leider nur allzuſehr geſchichtlich, wurde anzuführen nicht vergeſſen, um den Charakter eines Kirchenfürſten den Zeitgenoſſen hinzuſtellen, der nichts weniger als den milden Geiſt des Chriſtenthums athmete. Er verjagte im Jahre 1559 alle Juden mit Weib und Kind aus ſeinem Gebiete, und mit den Proteſtanten verfuhr er tyranniſch grauſam. Grumbachs Schrift führte ein Beiſpiel nach dem andern an, wie Wirsberg Geiſtlichen, welche ſich verheirathet hatten, die Ehe für nicht geſchloſſen erklärte, und ihnen gebot, ihre Frauen als Concubinen zu betrachten und zu behandeln. Mit unerbittlicher Strenge beſtand dieſer Biſchof auf dem Cölibat, der in jener Zeit nicht allgemein eingeführt ſein konnte. Nicht minder warf Grumbach ihm vor, daß er überall in Stadt und Land unterſagt habe, die armen Verſtorbenen, welche das Nachtmahl Chriſti unter beiderlei Geſtalt empfangen, auf den Kirchhöfen zu begraben, ſondern daß er Befehl gegeben, die Leichname auf das Feld zu fahren, und wie das Vieh einzuſcharren; und ſtellte ſomit mit grellen Farben ein Gemälde des unerträglichſten Pfaffendespotismus, und einer Unduldſamkeit auf, die leider im Verlauf der Zeit immer und immer wiederkehren.

Während Grumbach eifrig bemüht war, ſeine mit der größten Heftigkeit angegriffene Ehre nicht minder heftig zu vertheidigen, was er ſchon des Reichsfürſten halber, der ihn ſo überaus gnädig ſchätzte und ſchützte, thun mußte, hoffte der Herzog noch immer, es werde die Entzweiung mit Würzburg ſich auf gütlichem Wege ausgleichen laſſen, und ſprach ſich in dieſem Sinne ſchriftlich gegen die aus, welche ihn mit wohlgemeinten Warnungen beſtürmten; endlich aber drang ſich ihm doch die Ueberzeugung auf, daß an ein Halten des Vertrags, an Vergleich und Ausſöhnung zwiſchen Würzburg und Grumbach nicht zu denken ſei, und er ſuchte nun um die Vermittelung der Kurfürſten von Mainz und Pfalz nach, die ſich auch willig dazu erboten.

Es war und blieb jedoch alles vergebens.

Die Brüder Herzog Johann Friedrichs erklärten, ſich des Leuchtenbergiſchen Kaufes, der zu mancher Irrung zwiſchen dem Grafen von Schwarzburg und ihrem Bruder Anlaß gab, nicht annehmen zu wollen, und traten durch dieſe Erklärung gleichſam ſelbſtherriſch gegen den Regenten auf. Doch riethen wohlmeinende Freunde zur Eintracht und Güte, und es kam, trotz der offenbaren Spannung und Spaltung, dennoch nochmals zu einem Receß, welcher die ungetheilte und ungeſonderte Landesregierung, wie der Vater ſie ſterbend angeordnet hatte, aufrecht erhielt.

Da raffte am 31. October 1565 den guten, aber von Jugend an körperſchwachen Herzog Johann Friedrich den Jüngſten der Tod in der Blüthe ſeiner Jahre hinweg. Er ſtarb in Jena, wo er den Studien oblag.

Durch dieſen wichtigen Trauerfall gewann der Stand der Dinge eine andere Geſtalt, und die überlebenden Brüder traten einander immer ſchroffer gegenüber. So ſchloß in banger Ungewißheit, was und wie es kommen werde, das Jahr 1565.

Der biedere Schwiegervater beider Herzoge von Sachſen, Kurfürſt Friedrich von der Pfalz, reiſte nach Thüringen, und war redlich bemüht, die Irrung zwiſchen den Brüdern beizulegen, ſie zu verſöhnen.

Es gelang ihm nicht ganz. Wo einmal Argwohn, Zwietracht und Haß die Gemüther verbittern und entzweien, iſt Trennung, wenn ſie irgend möglich iſt, in jeder Beziehung noch das zuträglichſte

Heilmittel. Die Staatsklugheit jener Zeit erſann für dieſes Mittel eine ſeltſame und ungewöhnliche Formel, die in der ſächſiſchen Geſchichte genugſam bekannte *Mutſchierung*. Die Länderbeſitzungen beider Brüder wurden in zwei gleiche Theile geſchieden, und dieſe Theile erhielten von ihren Hauptſtädten die Namen des *Weimariſchen* und *Coburgiſchen*. Die Theilung ward vorläufig auf ſechs Jahre angeordnet, davon ſollte drei Jahre Herzog Johann Friedrich den Weimariſchen, und Herzog Johann Wilhelm den Coburgiſchen Theil regieren, dann ſollten die Regierungen *wechſeln*. Der Form nach ſollten jedoch beide Regierungen *gemeinſchaftlich* geführt werden.

Zu Folge dieſes eigenthümlichen Vertrags zog Herzog Wilhelm von Weimar hinweg, und nahm mit ſeinem ganzen Hofſtaat die Reſidenz in Coburg.

Der Reichstag des Jahres 1566 bereitete ſich vor. Auf ihm wollte der neue Kaiſer die Würzburgiſch-Grumbachiſche Streitſache erörtern und zu Ende bringen. Neuer Anlaß zu der angeſtrengteſten Thätigkeit für den Ritter. Schon im Januar ſchrieb Grumbach an den Kaiſer, berief ſich auf die in der That erfolgten Fürbitten mehrerer Fürſten, auf ſein und der Seinen friedliches Verhalten, appellirte an des Kaiſers angeborene Güte, und ſetzte nochmals, wie er früher ſchon ſo oft gethan, den Hergang ſeiner Rechtsſtreitigkeit auseinander, widerlegte die Beſchuldigung ſeiner Gegner, daß er ſich weſentlich durch den Einfall in Würzburg bereichert, mit dem ſchlagenden Grund, daß er dieß wohl hätte thun können, wenn er gewollt, daß er aber für ſich über eintauſend Thaler nicht davongetragen, während er durch ſeine Vertreibung einer Schuldenlaſt von mehr als ſechzigtauſend Thalern unterliege. Er führte ſeine Jahre an, ſeine Unluſt, Krieg zu ſuchen, berief ſich auf ſeine, dem Kaiſer Karl geleiſteten Dienſte, und bat den Kaiſer auf das Demüthigſte um Vermittlung, indem er ihm alles anheimſtellte, ſeinem gnädigen Willen ſich ganz zu fügen verſprach.

Zu gleicher Zeit, an demſelben Tage erging Namens der drei Verbündeten: Grumbach, Stein und Mandelslohe eine nicht minder demüthige Bittſchrift an den Kaiſer, in welcher ſie flehentlich um Gnade und Barmherzigkeit anriefen; baten, Güte und Milde dem ſtrengen Rechte vorwalten zu laſſen und die Acht aufzuheben.

Nicht minder ſchrieben dieſe Drei, als nun bereits der Reichstag im Gange war, an die Kurfürſten, Fürſten und Reichsſtände im gleichen Sinne; ſie beriefen ſich auf ihr ruhiges Verhalten, baten, die Achtsvollſtreckung nicht zu decretiren, und erklärten ſich bereit, wenn dieſe ja unausbleiblich über ſie verhängt werden ſollte, die Reſidenz ihres fürſtlichen Beſchützers, bei dem und durch den ſie ſich immer noch der beſten Hoffnung auf Ausſöhnung vertröſtet, zu verlaſſen, damit kein Verdacht dieſen gütigen Herrn belaſte und ihm Ungnade zuziehe. Dieſer Schrift wurden die Kopien der Fürbitten des Kurfürſten von Brandenburg an den Kaiſer und an den römiſchen König beigefügt.

Zagen und Hoffen wiegten ſich wechſelnd auf und nieder in den Wagſchalen der Erwartung. Von allen Seiten war der Himmel umdroht, nach allen Seiten hin ſpähte das Auge der Hoffnung hülfeſuchend vom Grimmenſtein umher.

Es war an einem ſtürmiſchen Februartage, als der Herzog zu ungewöhnlicher Zeit Grumbach und Brück zu ſich rufen ließ. Ein kurfürſtlicher Eilbote hatte ein Schreiben ſeines Fürſten an Johann Friedrich gebracht, „zu ſeiner Liebden eignen Handen;" der Herzog hatte dieſe Zuſchrift geleſen, und empfing ſeine Vertrauten, als Beide ſchnellgehorſam nahten, ſehr ernſt.

„Es geht wieder aus dem gewohnten Ton gegen mich und Dich!" redete Johann Friedrich zu Grumbach. „Der ungnädige Vetter bezieht ſich auf die an Dich gethane Beſchickung und Anfrage, ob Du wirklich geäußert, ihm nach Leib und Leben trachten zu wollen, und da Du das nicht geſtändig, es werde Dir denn bewieſen, ſo nennt er nun Deinen Ankläger, den Grafen Günther von Schwarzburg.

„Intelligo!" erwiederte Grumbach feſt. „Der

Graf will durch mich an Euch, mein hoher Herr! Denkt an Leuchtenberg. Nichts Neues!“

„Nun werde ich der Naumburger Erbeinigung erinnert,“ fuhr der Herzog fort: „deren Einzelworte mir in das Gedächtniß zurückgerufen werden, ich weiß nicht, zum wievielten Male: daß keiner der geeinigten Fürſten gegen den andern feindlich verfahren, und keiner des andern Feinde hauſen und herbergen ſolle.“

„Den Nachſatz kenne ich nun ſchon aus dem Vorderſatz,“ erlaubte ſich Grumbach in die Rede zu fallen. „Es iſt mit langen Worten das kurze Wort: Apage Grumbach!“

„So iſt's!“ beſtätigte der Herzog. „Und was thun wir darauf?“

„Ich werde mich gegen den Kurfürſten ſchriftlich vertheidigen!“ erbot ſich der Ritter: „und erſuche Euch, mein Schreiben zu überſenden. Ich werde ihm ſagen, womit ich den Unwillen des Schwarzburgers verdient, der an mir zum Verleumder wird. Mehr als einmal hat er an mich geſchrieben; ich habe auf ſein Verlangen, obgleich ich krank und leidend war, manchen ſauern Ritt meilenweit nach Arnſtadt zu gethan, habe mit ihm Zwieſprach gehalten und bin, wie Ihr ſelbſt wißt, gnädigſter Herr, Vermittler worden zwiſchen Euch und ihm; ihr habt gnädig befohlen, daß ich bei der ihm gewährten Audienz gegenwärtig ſein mußte, das hat ihn geärgert. Ueber der Tafel iſt unter andern die Rede gefallen, daß, wenn Jemand Euer Gnaden unbillig überzöge, ihr Euch mit göttlicher und Eurer Freunde Hülfe wehren würdet.“

„Wie nicht anders zu erwarten und zu verlangen!“ ſchaltete Brück ein.

„Alles, was ich ſpäter mit dem Grafen im Schloſſe zu Arnſtadt geredet habe, als Ihr mich zu ihm geſandt, die Irrung auszugleichen,“ fuhr Grumbach fort: „will ich dem Kurfürſten ſchreiben. Bin ich doch ein armer, alter, verlebter und kranker Mann; kann nicht wohl über eine Stube gehen ohne die Krücke, und ich ſollte in des Kurfürſten Landen, deren Gelegenheit ich nicht einmal kenne, auf ihn ſtreifen? Pfui über Dich, Schwarzburg, Du machſt Dich ſchwarz an einem alten Keſſel!“

„Sie legen Dir viel zur Laſt!“ bemerkte der Fürſt mit Lächeln.

„Ich weiß, o ich weiß, mein gnädigſter Herr!“ erwiederte Grumbach ſehr lebhaft. „Sie geben mich ſogar für einen Zauberer aus, ich kenne die verrückten Hirngeſpinnſte und Altweibermährlein meiner Widerſacher, mit denen ſie ihre Geiſtesſchwachheit dokumentiren. Ich ſoll mit Zauberei die Würzburgiſchen Thorwächter ſchlafend gemacht haben; ich ſoll mittelſt Zaubers wiſſen, was allenthalben geſchieht! Ei wäre ich doch ſolch ein allwiſſender Mann! Noch mehr, ich, der ich hier ruhig auf dem Grimmenſtein hauſe, ſoll es zugerichtet haben, daß jüngſt des Kurfürſten junges Herrlein und Fräulein geſtorben ſind. Wäre das nicht eine Kunſt, wenn es nicht eine Dummheit meiner Feinde wäre? Höre ich doch, daß die Pfaffen gegen mich vom Predigtſtuhl donnern! Nichts Neues unter der Sonne. Man ſollte nicht glauben, daß es möglich ſei!“

„Laß nur, laß nur! ſchreibe Deine Vertheidigung, wir wollen ſie dann gern mit Schriften begleiten!“ ſprach gnädig der Herzog, und wandte ſich zu Brück: „Dir iſt, wie ich erfahren, des Kurfürſten Liebden gleichermaßen nicht ſonderlich gnädig.“

„Muß es über mich ergehen laſſen, hoher Herr!“ erwiederte mit einer Verbeugung der Kanzler. „Wenn Ihr, mein Herr und Herzog, mir nur das Licht Eurer Gnade ſcheinen laßt, ſo denke ich, anderer Herren Gnaden entrathen zu können.“

„Höre, Brück,“ ſprach Johann Friedrich weiter: „Uns will bedünken, als ſeien in Kanzlei und Kammer nicht allewege treue Perſonen, ſonſt hätten unſere Feinde nicht ſo viele Wiſſenſchaft von dem, was in Grimmenſtein geredet und geſchrieben wird. Habe ein wachſam Auge!“ —

Die Vertheidigung erfolgte, allein der Kurfürſt wieß ſie, auf dem Wege zum Reichstag, von Bayreuth aus, mit kurzen Worten als unwerth von ſich, und ermahnte den Herzog, der Erbeinigung und des Landfriedens eingedenk zu ſein. Wieder kam es darüber zu Geſpräch und Verhandlung, und Grumbach ſchrieb nun an den Herzog, der ihn nicht perſönlich, ſondern auf formellem Wege durch einige Räthe zu Rede ſtellen ließ, eine ſehr entſchiedene Vertheidigung. Er führte die Sprüchwörter an: Wo der Zaun niedergetreten iſt, da will jedermann hinüberſchreiten; wenn man den Hund ſchlagen will, ſo ſucht und findet man leicht einen Prügel. Er forderte, daß der Graf von Schwarzburg ſeine Ausſage durch Zeugen beſtätigen laſſe, beſchwerte ſich, daß ſeine Vertheidigung von dem Kurfürſten gänzlich unbeachtet geblieben, heiſchte, mit dem Grafen confrontirt zu werden, und überzeugte den Herzog ſo ſehr von ſeiner Unſchuld, daß dieſer nicht nur dem Kurfürſten Grumbachs Schreiben überſandte, ſondern auch ſein hohes Befremden gegen denſelben ausſprach, und mit dürren Worten ihm ſagte, daß in zweifelhaften und unerwieſenen Sachen das Nein des Beſchuldigten eben ſo ſtark ſei, eben ſo viel gelte, als des Beſchuldigers Ja oder Bezüchtigung.

Der Herzog erfüllte die Bitte ſeines Rathes und Dieners; er citirte den Grafen von Schwarzburg, ſeinen Vaſallen, zur Confrontation mit Grumbach. Der Graf aber erwiederte, daß er, abgeſehen von allem Gehorſam in Sachen, darin er ſchuldig ſei, vor Johann Friedrich zu ſtehen, ſich nicht für verbunden erachte, ſich mit einem in die Reichsacht gefallenen Mann confrontiren zu laſſen, daß er jedoch ſeine Sache zu führen wiſſen werde. In denſelben Tagen empfing der Herzog ein Schreiben von ſeinem Abgeordneten zum Reichstag, Dr. Huſanus, dem er, nebſt dem Mitgeſandten, Hans Veit von Obernitz, Auftrag gegeben, alle Mühe anzuwenden, Grumbach mit Kaiſer und Reich auszuſöhnen; es war eine lange und äußerſt ausführliche Zuſchrift, deren Inhalt das höchſte Bedenken erregen mußte. —

„Ach Grumbach!“ ſprach bei einem abermaligen vertrauten Beiſammenſein der Herzog zu ſeinem alten Liebling: „Habe Acht! Meine Treue wird mein Unglück ſein. Böſe Zeitung! böſe Zeitung! Die Execution der Acht gegen Euch iſt im Fürſtenrath und im Kurfürſtenrath beſchloſſen. Acht und Aberacht ſoll erneuert werden!“

„Nun denn, ſo laßt mich ziehen, theurer Herr, oder liefert mich aus!“ erwiederte Grumbach mit Feſtigkeit.“

„Mir wird ein ſchlimmer Weg angerathen, den zu wandeln, meinem Herzen ſchwer, ja unmöglich fällt,“ ſprach der Herzog mit einem Seufzer. Entweder ſoll ich Dich perſönlich dem Kaiſer überliefern, oder gewärtigen, daß auch gegen mich die Acht ergehe, und ich von Land und Leuten getrieben werde!“

„Da ſei Gott vor, edelſter, beſter Herr!“ rief Grumbach: „Ich ziehe von dannen! Wir wollen uns verſtreuen, wollen in Frankreich eine Zuflucht ſuchen; nur den Meinen, meinem Weibe, meiner armen Tochter entzieht nicht ganz Euern gnädigen Schutz!“

„Wir befehlen Dir, zu bleiben, und den Kleinmuth fahren zu laſſen!“ ſprach der Herzog energiſch. „Ich gab Dir mein Wort! Iſt das nicht genug? Des Herrn Wort iſt wahrhaftig, und was er zuſagt, das hält er gewiß. So ſoll auch das meine ſein!“ —

Grumbach ſprach gerührt, indem er des Herzogs Hand dankbar küßte: „Der Herr, mein Herzog, iſt mein Hort, meine Hülfe, mein Schutz, daß mich kein Fall ſtürzen wird.“

„Es ergeht manches böſe Wort über Dich auf dem Reichstag,“ ſprach der Herzog weiter: „man verargt es Dir, daß Du im Reich geblieben, man glaubt nicht daran, daß Du wirklich hinweggewollt, und daß ich Dich gehalten. Man legt mir zur Laſt, daß ich Hoffnungen auf Dich gebaut! Hoffnungen, die nun umgehen im Munde der Leute, die ausgeplaudert — aber nicht erfüllt worden ſind.“

Der Ton der Rede Johann Friedrichs war weit mehr kummer- als unmuthvoll. Er dachte der ſchönen Bilder, die ſeiner Phantaſie vorgeſchwebt, ſie ſtürzten zertrümmert von ihren Altären. Grumbach las in ſeiner Seele, und nahm das Wort: „Ich muß mich erkühnen, gnädigſter Herr, Euch Euer ſchönes Symbolum in das Gedächtniß zu rufen, das auf Euerm Gelde ſteht: Allein Evangelium iſt ohne Verluſt!“

„Du haſt Recht! Und es bleibt bei Gottes — es bleibt bei meinem Wort. Wir wollen eine neue Münze prägen laſſen zum Andenken dieſer ſchweren, bedrängenden Zeit. Engel ſollen auf ihr ſchwebend zu erblicken ſein, Engel, die uns Wege der Rettung zeigen werden, und der Pſalmſpruch: Ich habe nicht geſehen den Gerechten verlaſſen, und ſeinen Samen in Klage ſtehen.“

„Aber mein Fürſt und Herr,“ fragte Grumbach beſorgt und ängſtlicher, als er merken ließ: „Was ſoll es werden mit uns, wenn nun die Erecution gegen uns vollſtreckt wird, wenn des Reiches Söldner anlangen, uns in Perſon zu verſtricken? Damit wird nicht geſäumt werden!“

„Es wird nicht allzuſchnell gehen!“ tröſtete der Herzog: „indeß wollen wir auf der Hut ſein! Wir wollen uns feſten, ſo gut es gehen will. Uebrigens haſt Du vergeſſen, was jüngſt Tauſendſchön ausſagte im prophetiſchen Geſichte: Ihr wollet verzagen, und habet doch drei der Dinge, darum ihr nicht verzagen ſollt! Gott bei Euch, Gottes Leute um Euch, Gottes Geleite mit Euch! Das ſoll uns tröſten. Hat Johannes nicht auch prophezeiht, Deine Krankheit würde von Dir laſſen, und nimmermehr wiederkehren? Hat er nicht verheiſſen, daß die Reiter, die wir erwarten, zu rechter Zeit kommen würden?“

„Des tröſte ich mich!“ erwiederte Grumbach ſicher: „So Vieles iſt ſchon eingetroffen von des Johannes Prophezeihungen, daß es ſchwer iſt, ihm keinen Glauben beizumeſſen, wenn auch bisweilen ein Zweifel ſich regt.“

Der Herzog entließ den Ritter gnädig, wie immer, und ſah ihm nicht ohne innere Bewegung nach. Vergebens mühte er ſich, ſich ſelbſt das drohende Ungewitter zu verhehlen, das gegen ihn ſich aufthürmte. Er ſchloß die Augen ſeines hellen Geiſtes, um die näher und näher flammenden Blitze nicht zu ſehen. Kein Tag verging ohne neue Nachrichten, und immer bedrohlicher lauteten ſie.

Nochmals ſchrieben am letzten Tage des April Grumbach und die Seinen an die Fürſten und Stände des Reichs, und erboten ſich, nicht länger bei dem Herzog Johann Friedrich verweilen zu wollen, allein kein Erbieten, keine Demüthigung, kein Flehen um Gnade derſelben ward beachtet, berückſichtigt; Hohe und Niedere riefen, wenn von Grumbach die Rede war: Kreuzige ihn!

Und abermals ſchrieben im Beginn des Mai auch Veit von Obernitz und Dr. Huſanus an ihren Herrn, dringend und ängſtlich warnend; ſie meldeten, daß alle ihr Bemühn, eine andere und günſtige Stimmung hervorzubringen, fruchtlos geblieben ſei, daß weder Fürbitte noch Interceſſion helfen werde, ſo lange die Aechter nicht abgeſchafft. Daß es thöricht ſei, zu wähnen, es könne durch die Interceſſion einiger fürſtlichen Räthe der Beſchluß des ganzen römiſchen Reichs umgeſtoßen werden. Die Räthe malten mit den lebendigſten Farben das Trauerbild der Zukunft, ſie erinnerten an das Schickſal der Herzogin und der jungen Prinzen mit prophetiſcher Unglücksahnung; ſie widerlegten alle Einwürfe des Herzogs, ſchlugen beredſam alle geäußerten Hoffnungen nieder, und wagten im guten Bewußtſein ihrer redlichen Treue ihren Fürſten und Herrn den Spruch unter die Augen zu bringen: Wem nicht zu rathen iſt, dem ſtehet auch nicht zu helfen. In einer Nachſchrift riethen endlich noch Beide, der Herzog möge das Letzte verſuchen und dem Kaiſer ſchreiben, oder ihm vorzutragen befehlen, daß er Grumbach und ſeine Mitgenoſſen nicht länger zu hegen geſonnen ſei, und dieſe ſollten ſich gleicherweiſe erbieten, Deutſchland verlaſſen zu wollen, wiewohl dieß Letztere bereits wiederholt geſchehen war. In einem Tone, der ſehr abſtach gegen den diplomatiſchhöflichen der Zeit, ſchloß das Schreiben der Diener an ihren Herrn: „Derowegen rathen wir treulich, Euer fürſtliche Gnaden gehen den ſichern Weg. Sie werden dennoch Mühe genug haben, aus dieſem Bad, darinnen Sie ſich allzuſehr vertieft, ohne Schimpf und Schaden zu waten. —

Am zwölften Mai ritt ein kaiſerlicher Currir von Augsburg dem Norden zu. Er trug als Depeſche einen abermaligen Befehl Maximilians sub comminatione, die Aechter Angeſichts des Briefes und des Ueberbringers in Haft zu nehmen, und es war ausdrücklich darin ausgeſprochen, daß der Currir *Augenzeuge* der Verhaftnahme Grumbachs und ſeiner Gefährten ſein ſolle, und in Augsburg ſelbſt riefen die Herolde unter freiem Himmel unter den üblichen Formalien die abermalige Achtserklärung Grumbachs und ſeiner Mitgenoſſen aus.

In der Mitternachtsſtunde deſſelben Tages lauſchte der Herzog hoffend und gläubig wieder im Beiſein Grumbachs und deſſen Schreibers den Worten, die aus Johannes Tauſendſchöns Sehermunde floſſen. Dieſer ſaß auf ſeinem Lager, gedankenvoll mit geſchloſſenen Augen und redete: „Siehe, zwei Engelein flattern vor mir her! Droben am Himmel iſt Ruhe der Seligen, auf Erden aber brütet Krieg und Unheil. Nattern, mit Biſchofmützen gekrönt, züngeln nach Kronen. Nattern umſtricken den kaiſerlichen klar, daß er ohnmächtig das Haupt ſinken läßt und die Flügel. Die Pfaffen ruhen nimmer und raſten nimmer, bis ſie den Ritter haben. Sie regieren des Kaiſers Hand und Feder. Horch! die Engelein rufen: Muth! Muth! Es iſt noch um ein Kleines, und der Kampf beginnt. — Jeder thue das Seine!“

Es war heute keine Verheißung von Goldſchätzen und dergleichen zu vernehmen. Keine Hoffnung ward ausgeſprochen von dem bald darauf in dumpfträumeriſches Sinnen Verfallenden. Unbefriedigt ward er verlaſſen, doch blieb man nicht unthätig. Die Münze war äußerſt regſam; die Zufuhren dauerten fort, nicht minder die Befeſtigungen von Burg und Stadt, ſo daß Gotha ſelbſt zur wohlbewahrten, von ſtarren Wällen umringten Feſtung wurde.

Dem kaiſerlichen Currir ward ein Schreiben des Herzogs eingehändigt, darin derſelbe um einen kleinen Aufſchub bat, indem in wenigen Tagen eine ausführliche Mittheilung erfolgen werde, und die Aechter — blieben unverhaftet.

Bald aber erſchütterten neue Nachrichten des Fürſten Herz wie heftige Donnerſchläge. Der Kaiſer, unabläſſig angeſpornt von den Gegnern des Herzogs und Grumbachs, erließ ein langes Patent, in welchem er Johann Friedrich zwar nicht nannte, aber deutlich genug ihn als Receptator bezeichnete, und innerhalb drei Monaten zur Rechenſchaft vorforderte, auch nochmals auf das allerernſteſte mit allen möglichen Strafen, hauptſächlich mit Acht und Aberacht drohte. Solche Botſchaft brachte eine Reichstagsdeputation mit nach Gotha, deren Zweck kein anderer war, als den Herzog zu warnen, und zugleich von Seiten der befreundeten Fürſten Verwahrung gegen jeden Vorwurf einzulegen, wenn endlich bei noch längerem Beharren im Schutz der Aechter das Unvermeidliche geſchähe. Dieſe Deputation empfing als Antwort eine höchſt ausführliche Geſchichte Grumbachs vom Anfang aller Händel an, wodurch der Herzog den Schutz rechtfertigte, den er dem Ritter angedeihen ließ. — Faſt gleichzeitig hatte der fürſtliche Bruder, Herzog Wilhelm, die Lehen über die gemeinſchaftlichregierten Lande vom Kaiſer zu Augsburg für ſich allein empfangen, und ſie war ihm deshalb allein ertheilt worden, weil die Reichsacht gegen Johann Friedrich bereits beſchloſſen war. Dieſe Nachrichten erſchütterten den Herzog im tiefſten ſeiner Seele, denn die Letztere namentlich ertödtete den letzten Funken der Bruderliebe, aber ſie beugten ihn nicht nieder. Mit einem ſtolzen Herzen und mit feſtem Mannesblick ſah er den Dingen entgegen, die nun kommen mußten.

Da war des Schreibens und Gegenſchreibens kein Ende. Immer noch waltete das Wort, waltete die Feder vor, und den Betheiligten auf dem Grimmenſtein gingen die Tage des Sommers in ununterbrochener Geſchäftsthätigkeit hin, freilich auch in ununterbrochener Aufregung, bängſter Erwartung; aber Hoffnung umkleidete dennoch die Wälle der Feſtung mit ihrer leuchtenden Farbe.

Der Kaiſer rügte ſehr ernſt des Herzogs Antwort, und nannte ſie wenig beſcheiden; er drang auf unweigerliche Vollziehung ſeiner Befehle. Der Kurfürſt von Sachſen überſandte vom Schloß Hohnſtein aus Zeugniſſe und Ausſagen gegen Grumbach, verſäumte auch nicht, wieder an die Erbeinigung nachdrücklich zu erinnern, und drängte und drohte. Seine Beſchuldigungen lauteten dahin, daß Grumbach Männer angeworben, ihn, den Kurfürſten, zu meuchelmorden, und ſie waren dokumentirt durch Ausſagen von Gefangenen: Hans Beheim und Philipp Blaß, vor Notarien und Zeugen, gegen welche ſich nichts einwenden ließ, als die Kleinigkeit, daß die Tortur dem Gedächtniß der Gefangenen nachgeholfen hatte. Der Herzog wurde es allgemach müde, ſich immer und immer wieder auf die Erbeinigung hin zurechtgewieſen zu ſehen, und verbat ſich dieſe wiederholte Hinweiſung, verhehlte auch keineswegs ſeine Zweifel an der Wahrheit jener erzwungenen Ausſagen, die ſeine hohe Perſon ſogar ſelbſt mitbetrafen, und fuhr fort, Grumbach und deſſen Verbündete lebhaft zu vertheidigen, und deren ausführliche Selbſtvertheidigungen in Abſchrift beizulegen. Allein der Herzog mochte ſagen und für ſich anführen, was er wollte, Grumbach und Stein mochten ſich vertheidigen, wie ſie wollten, alles, was ſie zu ihrer Rechtfertigung anführten, es wurde für nichts geachtet, blieb ungehört, unberückſichtigt.

Der Geiſt einer wilden Racheluſt ſteuerte wie ein verderbenſchwangerer Brander unaufhaltſam und gewaltſam ſeinem Ziele zu, maskirt mit der Larve freundvetterlicher Liebe und Antheilnahme. Letztere mochte es auch ſein, die dem Kurfürſten gebot, das jüngſte Pönalmandat gegen die Receptatoren allenthalben im Kreis Oberſachſen publiciren zu laſſen.

Mitten hinein in alle dieſe unerfreulichen Wirren, Beſorgniſſe, Bedrängniſſe ſenkte ſich noch einmal der ſchöne Lichtengel Freude vom Himmel herab auf den Grimmenſtein. Herzogin Eliſabeth ward wieder Mutter. Ein ſchönes Söhnekleeblatt umblühte nun den milden und biedern Herzog: Friedrich, Johann Caſimir, und Johann Ernſt, dieſer Jüngſtgeborne. Wie glücklich hätte Johann Friedrich ſein können! Ach, aber den Freudenthränen, die den Neugebornen begrüßten, miſchten ſich Thränen des Kummers, denn nicht alles blieb, wie ſehr man auch deshalb bemüht war, der ſtilltrauernden Herzogin verhehlt. Auch in die Frauengemächer drangen die Kunden, wie immer banger, immer drohender die nächſte Zukunft ſich geſtalte, und die nun offen hervortretende Spannung ihres Gemahls mit dem Bruder hielt jetzt auch vom Bette der hohen Wöchnerin die liebevollgeſinnte Schweſter fern. Zum Tauffeſt des jungen Prinzen erſchienen nicht einmal die eingeladenen Pathen perſönlich, und ſimple Edelleute mußten die Stellen einer Gräfin von Gleichen und eines Grafen von Mannsfeld vertreten, ſo ſchlimm ſtand es ſchon.

Die Fürſtenmacht zeigte ſich engverbündet — gegen den Fürſten; war ihr vielleicht mit Glück die Macht des Reichsadels entgegen zu ſtellen? Man kannte das Streben, kannte die Wünſche des Adels. Die Fränkiſche Ritterſchaft hatte einen Tag zu Schweinfurt anberaumt, zu ihm wurde ein kluger Abgeordneter, Licentiat Georg Daſch, von dem bedrängten Herzog geſandt. Erhob der Adel der freien Franken ſein heiliges Georgspanier für den Herzog, der deſſen Freiheit, deſſen gedruckte Rechte vertreten wollte, dann mußte ſich raſch Vieles anders und günſtig geſtalten. —

Sie waren beiſammen die ſtolzen Barone, an deren Spitze einſt Grumbach geſtanden, die von Grumbach einſt entflammt worden waren zu dem ſtolzeſten Begehren, als Daſch ſich bereitete, vor ihnen zu erſcheinen. Er hatte günſtigen Gruß von dem Herzog zu Sachſen zu bringen, hatte dieſen und deſſen Vorfahren als Schützer und Freunde des Adels zu ſchildern, die Unbilde, welche Grumbach, Stein und Mandelslohe erlitten, die ja mehr oder minder den geſammten Gliedern der Ritterſchaft der ſechs Kantone Frankens durch Verwandtſchaft angehörten, hervorzuheben, und den Schutz, der ihnen von dem Herzog aus beſonderer Liebe zum Adel gewährt worden ſei. Dann ſollte er beklagen, daß durch Verhetzung und Aufreizung der Kaiſer ſich zur Erneuerung der Acht bewogen gefunden, und Exemplare gedruckter und geſchriebener Defenſionen vertheilen. Er ſollte Mitleid zu Gunſten der Geächteten erregen, und zu bedenken geben, daß es Allen vom adeligen und rittermäßigen Stand gleichermaßen ergehen, und Jeder für treue Dienſte Undank und Verfolgung, wie Grumbach, einernten könne. Nicht undeutlich ſollte der Abgeordnete merken laſſen, daß die Fürſten auf den Untergang der Ritterſchaft hinarbeiteten, und die Hoffnung andeuten, daß die deutſche Nation ſolches nicht dulden werde. Die Ritterſchaft ſollte in Herzog Johann Friedrich den Beſchützer und Vertreter ihrer Freiheit erblicken, der mit Perſon und Vermögen zu ihr zu halten verſprach. Der Licenciat lernte ſeine Rede gut ein, und tröſtete ſich des beſten Erfolges. —

Während ſich nun ein Auge der Hoffnung gen Schweinfurt zur fränkiſchen Ritterſchaft kehrte, flog der Blick des andern noch weiter und kühner, zur Hofburg nach Wien. Im Kreiſe der Vertrauteſten ſaß der Herzog; Grumbach, Brück, Stein, Mandelslohe und David Baumgärtner waren um ihn. David Baumgärtner, ein Mann, der ſich ſchon früher zu diplomatiſchen Sendungen hatte brauchen laſſen, empfing von Grumbach mit des Herzogs Genehmigung eine mündliche Inſtruction, welche jedoch auch ſchriftlich bereits ausgefertigt war, und zwar viel weitläufiger, als ſie mündlich ertheilt wurde.

„Ihr werdet, Herr Baumgärtner," begann Grumbach zu ſprechen: „wenn Ihr bei Kaiſerlicher Majeſtät Audienz erbeten, zunächſt Eure und Eurer Vorältern dem Kaiſerhauſe geleiſteten Dienſte rühmen. Sodann werdet Ihr die Verwirrung im lieben deutſchen Reich berühren, die heutzutage herrſcht, ſo daß kein Armer zu ſeinem Recht gelangen kann. Dann erinnert Ihr Euch, von Euerm Vater und Vorältern immer gehört zu haben, daß mehrere deutſche Kaiſer, inſonderheit aber Maximilian der Erſte und Karl der Fünfte darauf bedacht geweſen, ſich der Anhänglichkeit des deutſchen Adels zu verſichern, und durch dieſen eine Gegenmacht gegen die widerſpänſtigen Fürſten und Reichsſtände zu haben, auch daß Ihr glaubhaft berichtet wäret, wie die Kaiſerliche Majeſtät eben ſolchen Sinnes, um durch den deutſchen Adel allen Reichsfeinden und dem Türken kräftig zu begegnen. Hierauf möget Ihr der Klagen vieler Edlen gedenken, denen von ihren geiſtlichen und weltlichen Kurfürſten und Fürſten das Ihrige genommen, deren Recht jahrelang verweigert wird, ſo daß Grafen, Herren und die Ritterſchaft überhaupt ſchwürig, und es nur eines Impulſes bedürfe, um ein großes und gewaltiges Feuer anzublaſen. Von dieſer Stimmung ſoll und muß der Kaiſer Vortheil ziehen, um die ihm widerſtrebenden Fürſten mehr als bisher, von ſich abhängig zu machen.“

Der Herzog war unruhig auf ſeinem Seſſel hin und her gerückt, jetzt hielt er ſich nicht länger, ſondern rief: „Du giebſt einen ſchlimmen Rath, Grumbach. Wo will das hinaus?“

„Harret nur in Gnaden, hoher Herr!“ begütigte Grumbach und ſprach weiter: „Nun iſt es Zeit, unſrer zu gedenken, daß wir, Stein, Mandelslohe und ich, zu denen gehörten, die von den

Ihrigen verjagt und verdrängt, und in die größte Beſchwerde verſtrickt ſeien, wie der Majeſtät ja bekannt. Daß wir aber großen Anhang unter dem deutſchen Adel hätten, daß Ihr mit uns über dieſe Anſchläge bereits verhandelt, und uns bereit gefunden habet, dem Kaiſer und dem Hauſe Oeſterreich auf alle Weiſe zu ſeinem Vortheil treulich und gehorſam zu dienen. Dabei bezieht Ihr Euch auf die bereits erlaſſene Zuſchrift, dem Kaiſer heimliche Dinge vertrauen zu wollen, welches Erbieten er genehmigt hat, und gebt nun alle die nähern Erläuterungen, die Maximilian von Euch verlangen wird."

„Und meinſt Du," fragte der Herzog bedenklich: „der Kaiſer werde in dieſe Falle gehen? Wird er nicht eine Empörung fürchten? Wird er glauben, daß die Fürſten zu ſolchem Thun und Treiben ruhig zuſehen?"

„Die Fürſten, hoher Herr, mit Gunſt ſei es geſagt, und aller Ehrerbietung gegen Euch," entgegnete Grumbach mit Sicherheit: „ſind ohne ihre Vaſallen, Grafen, Freiherren und Ritter — nichts. Verweigern dieſe, als der bedrückte und unzufriedene Theil, einmüthig Dienſtleiſtung, Heeresfolge und Mannſchaft, und ſtehen Alle für Einen, Einer für Alle, ſo iſt es um die Macht und das Anſehen der Fürſten mit einem Schlage gethan."

Der Herzog erſchrack vor dem kecken Gedanken ſeines Schützlings, und gönnte dieſem ruhig fortzufahren in der Entwickelung eines wohl auserſonnenen Planes.

„Nun läßt Eure Rede die Majeſtät ahnen, daß mehr als ein Fürſt der Meinung, die Kaiſerkrone werde eben ſo gut auf ſein eigenes Haupt paſſen, als auf das, welches jetzt ſie trägt, und daß das Haus Oeſterreich dieſelbe nicht gepachtet habe, da wird Maximilian ſicher alsbald wiſſen wollen, welchen Ihr meint, und Ihr werdet Euch dann deutlicher erklären.“

Der Herzog verfärbte ſich, ſein Herz pochte ungeſtümer, wie vorhin, doch er bezwang ſeine Unruhe, und ſchwieg, wiewohl die folgende Rede ſein Inneres mächtig bewegte.

„Nun erinnert Ihr den Kaiſer, wie Karl der Fünfte dem Herzog Moritz zu Sachſen die Kurwürde verliehen, mit welcher Wohlthat Karl jedoch keinen andern Dank verdient, als den des Teufels, denn Moritz habe mit Frankreich gegen Oeſterreich conſpirirt, und hätte gar zu gerne die Kaiſerkrone und die römiſche Königskrone dem Hauſe Oeſterreich entwandt; dabei könnt Ihr den Sleidanus citiren, den Lügenhiſtoriker, der mich verläumdet und verläſtert hat. Nach dieſem und andern Anführen, werdet Ihr beizubringen nicht unterlaſſen, daß der jetzige Kurfürſt von Sachſen ganz in ſeines Bruders Fußtapfen getreten, und daß er Fleiß, Mühe und Geſchenke nicht geſpart habe, den Kaiſer um die Krone zu bringen. Er behält in ſeiner Hand die geiſtlichen Stifter, die er ſich zugeeignet, lauert auf Magdeburg, ſtreckt die gierigen Hände nach den nachbarlichen Beſitzungen aus, beeinträchtigt die Harzgrafen

Mansfeld, Schwarzburg, Hohnſtein und Stolberg, ſchnappt nach ihren Bergwerken, und trachtet endlich dahin, was hauptſächlich von Euch, Herr Baumgärtner, hervorzuheben iſt: ſeinen leiblichen Vetter, den frommen ehrlichen Fürſten, unſern gnädigſten Herrn, zuwider der Erbeinung und Erbverbrüderung, von dem er ohnehin nicht wenig gerupft, auch um die noch beſitzenden Feſtungen, und um Land und Leute zu bringen! Und dabei läßt er ſich prahlredneriſch des deutſchen Reiches Herz, Auge und Hand nennen!“

„Wahr! wahr!“ rief der Herzog beſtätigend, laut aus, und ſein ganzer Groll erwachte gegen den Fürſten, der ſeine angeborne Krone trug. Grumbach ließ ſich im Zuge ſeiner Rede nicht unterbrechen, er inſtruirte weiter: „Ihr habt ſodann darauf hinzudeuten, wie gefährlich und bedrohlich das Umſichgreifen ſolcher Macht dem Kaiſer und ſeinen Erblanden ſei, zumal, wenn, da wir alle in Gottes Hand ſtehen, ein Todesfall den Kaiſerthron erledigen ſollte.“

„Ein kitzlich Ding, mit hohen Herrn von ihrem Tode zu ſprechen!“ warf der Kanzler bedenklich ein.

„Herrn Baumgärtners Klugheit wird es wohl zu machen wiſſen,“ begegnete Grumbach dieſem Einwurf, und ſprach fort: „So nun des Kaiſers Gemüth, wie es in Wahrheit nicht anders ſein kann, ſich billig erzürnt gegen dieſen treuloſen Kurfürſten, ſo iſt anzubringen, daß darauf gedacht werden müſſe, deſſen Stolz zu brechen, ihn von der unrechtmäßig behaupteten Kur zu drängen, und ſie mit dem zugehörigen Land und Leuten dem wieder zu geben, dem ſie gebührt, unſerm frommen und löblichen Herzog und Herrn, Johann Friedrich zu Sachſen.“

„Wer ſagt noch, daß dieſer Diener nicht treu ſei?“ rief vom Seſſel ſich erhebend, der Herzog entflammt aus: „Ja es ſteht geſchrieben: Ich will die Krone zu nichte machen, und ſie dem geben, der ſie tragen ſoll!“

Ein beifälliges Gemurmel ward in dem Sitzungszimmer laut, und die Anweſenden beugten ſich tief vor dem Fürſten. Dieſer winkte gnädig und der Redner fuhr fort: „Ihr tragt hierauf an auf ein heimliches und ewiges Bündniß zwiſchen unſerm Herrn und Oeſterreich, zu welchen beiden Fürſtenhäuſern allein der deutſche Adel ſich ſchlagen und halten ſoll, dadurch wird auch die Kaiſerwürde bei dieſen beiden Häuſern bleiben, die ſchon früher ein Band der Eintracht umſchlang. Und Wem dankt denn das Haus Oeſterreich die Kaiſerkrone? Dem großen und edeln Sachſenfürſten, Kurfürſt Friedrich dem Weiſen, dem dieſe Krone angetragen ward, der ſie ablehnte, der ſie Karl dem Fünften abtrat, und deſſen Hochherzigkeit ſogar das kleinſte Geſchenk für dieſes große Opfer ausſchlug. That jener erhabene Fürſt dieſen Schritt nicht, ſo ſäße vielleicht heute ſein würdiger Nachkomme auf dem Kaiſerthrone; ein Mann, dem ſein gegebenes Wort ſo heilig iſt, ſo über alles geht, und Sachſen wäre das Kaiſerhaus.“

Grumbachs lebhafter Vortrag ſteigerte ſich zur

Declamation, und brachte auf das weiche Herz des Fürſten den Eindruck der Rührung hervor. Er nickte freundlich Grumbach ſeinen Beifall zu, und gedachte der glorreichen Heinriche und Ottonen aus dem Sachſenſtamme.

„Iſt das Alles nun, wie nicht zu zweifeln, dem Kaiſer genehm,“ fuhr der Sprecher fort: „ſo ſoll er zu weiterer Ausführung uns Drei beordern und befehligen, als Leute, die dem Herzog innigſt ergeben, ſeine Räthe und Hauptleute, die unter dem Adel den größten Anhang haben und alles wohl in das Werk richten werden. Dieß thun zu können, muß freilich die Acht vorläufig ſuſpendirt werden, damit wir frei unſere Thätigkeit entwickeln können, und keiner der uns abholden Fürſten, geiſtlich oder weltlich, darf uns zuwider ſein. Vor der Macht des Kurfürſten ſoll ſich der Kaiſer nicht fürchten, wir wollen eine Macht an Volk und Geſchütz aufbringen, die Jedermann reſpektiren ſoll; am beſten wäre es, wir Drei bekämen vom Kaiſer ſelbſt Dienſtbeſtallung und Ordres. Wird nun der Kaiſer ſagen, daß ſolche große Bewegung eines Hauptmannes, der an der Spitze ſtehe, bedürfe, ſo mögt Ihr getroſt unſern gnädigſten Herrn als den Mann bezeichnen, der am Gemüth der wackerſte, am Geiſt der verſtändigſte, am Anſehen bei Jung und Alt, Hohen und Niedern, Grafen und Herren der beliebteſte iſt. Wendet der Kaiſer die Geldmittel ein, ſo ſagt Ihr ihm, daß wir Geldes genug zu verſchaffen wüßten. Hauptſächlich aber bringet an, daß alles mit Vorwiſſen und nach dem Willen Kaiſerlicher Majeſtät geſchehen ſolle. Saget auch noch dem Kaiſer, daß er in dieſen Plan eingehend, erſt recht ein Herr des heiligen römiſchen Reichs würde, denn nach deſſen Befolgung müßten alle Fürſten und feſten Städte ſich ſeiner Hoheit und ſeinen Befehlen unterwerfen; daß er dadurch freie Hand erhalte, recht zu richten im ganzen Reiche, trotz den Einreden der Fürſten, denen an ihren Rechten und Eigenthume nichts entzogen wird. Die ganze Inſtruction iſt in nuce darin enthalten, Herr Baumgärtner: Schmeichelt dem Kaiſer, ſtürzt den Kurfürſten, erhebt Euern neuen Herrn in Maximilians Gunſt, pocht auf den Beiſtand des Adels, verheißt der Kaiſerlichen Autorität und dem Hauſe Oeſterreich Anſehen und Gewinn, und laßt bei Nichtgewähr des Geſuches Empörung der Ritterſchaft, Ueberhandnehmen der Fürſtenmacht und einen vernichtenden Türkenkrieg im Hintergrund erblicken.“

Dieſe Inſtruktion fand den lebhaften Beifall Aller, denen vergönnt war, Kenntniß von ihr zu nehmen, und der Legat bereitete ſich zur Abreiſe nach Wien.

Schon ſchauerte das Wehen des Herbſtes über die Fluren; das Gold der Felder war geborgen, das Gold aber, welches in den tiefen Laboratorien des Grimmenſteins gewonnen werden ſollte aus der Vereinung von mineraliſchen Salzen und mannichfach gemiſchten Metallen, das große Geheimniß, nach welchem Tauſende ſuchten, war noch nicht gefunden. Mit dem lebhafteſten Verlangen dürſtete Johann Friedrichs Seele darnach, um ſo mehr, da er ſich in Bedrängniß ſah, um ſo mehr, da die allgemeine Sage laut verkündete, daß der Kurfürſt Auguſt von Sachſen in der That durch geſchickte Laboranten zum Schlüſſel des größten und lohnendſten aller Geheimniſſe gelangt ſei; er, der feindlichgeſinnte Gegner, er, der die Krone Johann Friedrich des Beſtändigen trug, er, der ohnehin reich an Ländern und ergiebigen Bergwerken, er mußte auch noch den unverſiegbaren Goldhort beſitzen. Dieſe Gewißheit aber ſpornte zu unermüdlichem Eifer an, denn konnte nicht, was Einem gelang, auch einem Andern gelingen? In mancher ſchlafloſen Nacht rang der von Herzen fromme Fürſt im Gebete mit Gott — um irdiſches Gut. Wer hat nicht ſchon um irdiſches Gut manch Höheres hintangeſetzt? —

Zwei Pfarrherren vom Lande ſchritten an einem Tage, den 6. November, von verſchiedenen Seiten her der Stadt Gotha und dem Grimmenſtein zu; beider Mienen waren geheimnißvoll, wichtig. Sie ließen ſich bei Grumbach anmelden, und wurden von ihm zu einem Zimmer des Herzogs geführt, darin viel alchymiſches und aſtrologiſches Geräth ſtand. Durch den Knaben Johannes gerufen, verließ der Herzog das Zimmer ſeiner Gemahlin, wo die zwei holden Söhne ſpielten, und Gertrud von Mila mit dem Säugling ſchäckerte, und ſtand vor den beiden Geiſtlichen. Nicht etwa tröſten wollten ſie, nicht etwa beten, nicht üben eine Pflicht ihres Amtes; nein, ſie wollten dem Herzog verkaufen laut eines bündigen Contractes „das Hochwerk ſammt dem geheimen Stein der Philoſophie.“ Moritz mußte den Vertrag doppelt abſchreiben, denn der Geheimſchreiber Rudolph hatte das Zutrauen des Herzogs verloren, und dann unterſchrieb und ſiegelte eigenhändig Johann Friedrich den ſeltſamen Pakt, und entließ mit etwas ruhigerem, neuer Hoffnung ſich wieder gläubig hingebenden Herzen die Adepten. —

Johannes ſtand in der Ekſtaſe ſeiner Viſionen. Der Herzog und Grumbach nahten ihm, davon benachrichtigt, auf leiſen Sohlen. „Sollen wir nur fürder glauben?“ fragte der Fürſt, dem ſich Zweifel aufdrängten. „So vieles bleibt doch unerfüllt? Was dünket Dir?“

„Hoher Herr,“ erwiederte Grumbach: „ich gab Euch jüngſt ſchon ſchriftlich mein Urtheil. Was wir von dem Knaben ſehen und hören, geht über meinen Laienverſtand! Jüngſt ſprach er: Ihr ſollt nicht zweifeln und nicht trauern. Es wird Alles gut werden! Der Geiſt muß es ihm angeſagt haben, daß Ihr ungewiß wart, ob dieſer Handel mit dem Knaben auch gerecht und göttlich? Ich glaube es wahrlich, Herr, und kein Menſch wird mich eines andern überreden. Moritz hat mir des Doctor Luther Auslegung von guten und böſen Engeln vorleſen müſſen, daraus habe ich entnommen, daß hier gute Engel im Werke ſind.“

„Ein Engel wird Dich behüten auf Deinen Wegen, ein Engel wird mit Dir ſein! hat er jüngſt geſprochen!“ wiederholte nachdenklich der Herzog und ſie traten zu dem Seher ein.

„Reicht mir, ihr Engel, reicht mir den Wein der Liebe!“ ſprach Johannes, den ſchönen Lockenkopf mit den geſchloſſenen Wimpern zurückgebeugt, wie ein Blinder, welcher lauſcht. „Zwei ſollen ſich verbinden, zwei, die ihr Loos aneinander gekettet. Brüder im Leben, Brüder im Tode. Im Reiche des Herzens wiegen Kronen leicht, wiegt nur die Liebe ſchwer. Nehmet einen Becher blanken und rothen Weins, miſchet hinein von Gewürz des Zingibers, oder der Lorbeern, und nach dem Abendmahl trinket beide den Würztrank bis zur Neige aus. So ſagt der Engel, den ich ſehe! Warum denn ſagt er das? Roth iſt die Liebe, gelb iſt die Treue. Gold und Karſunkel einigen ſich traut und ſchön.“ —

Noch manchen Tag, noch manche Nacht erblickte Johannes Tauſendſchön ſeine Engel, und wurde oft prophetiſch laut, oft tröſtend, oft verheißend. Aber nur allzuſehr umſpannen hier ſchöne Verheiſſungen, dort goldene Hoffnungen, dort kühne Plane und Projecte des Herzogs Sinne und Gedanken. Manche Frage wurde an Johannes gerichtet, die er mit Widerwillen beantwortete, manche ſchnitt verſtörend, ſchmerzend in das reine geiſtige Weſen ſeines idioſomnambulen Zuſtandes, und verwirrte ſeine Antworten, ſo daß manche wie Hohn klang, manche wie Trug, und manche, falſchgedeutet, unerfüllt blieb.

Allzuoft klopfte man mit irdiſcher Frage an die Pforte einer geiſtigen Sphäre und riß den unglücklichen Seher auch aus dem Traumglück ſeiner holdſeligen Engelgenoſſenſchaft.

Der Herzog hoffte, träumte, glaubte; der Abgeſandte nach Schweinfurt wurde von der dort verſammelten Reichsritterſchaft gar nicht zum Vortrag gelaſſen, und mußte mit Schimpf davon ziehen. David Baumgärtner fand zwar Gehör bei Kaiſer Maximilian mit ſeiner diplomatiſchen Werbung, aber — dieſer ging nicht auf die Vorſchläge ein, welche ihm gemacht wurden, und erklärte am 12. December den Herzog feierlich in die Acht, verhing deren Vollziehung und beauftragte am folgenden Tage den Kurfürſten von Sachſen als Kreisoberſten mit der Execution. Ehe noch der Reichsherold ankam, ehe noch das Manifeſt des Schreckens verkündigt ward, wußte der Herzog, was über ihn verhängt war. Johannes ſah mit vorahnendem Geiſt das kommende Unglück, rieſengroß.

Die Herzogin hatte ſo viel gehört von des Knaben Sehergabe; auch ſie wollte einmal Zeuge ſeines Schlafredens ſein, ſie ward es! Es war die Nacht des ſiebzehnten December. In gewohnter Weiſe ſtand Tauſendſchön am Fenſter. Niemand war zugegen, als der Herzog und die Herzogin, doch Gertrud in der Nähe: Johann Friedrich war ruhig, Eliſabeth lauſchte mit leiſem Schauer vor der unheimlichen Gewalt, die ſich dämoniſch kund gab aus des Knaben Mund.

„Es ſteht ein Stern über dem Schloſſe, ein neuer Stern, doch deutet er nichts Gutes!" ſprach er leiſe vor ſich hin. Und in der That, es war ſo, ein Stern des Firmamentes erſchien mit ungewohntem Glanze. „Feindlich! feindlich! Ein Mann zieht daher im Heroldrock von Sammt, das Schildlein mit dem Adler auf Bruſt und Rücken. Hab Acht! Er bringt die Acht! Verkünde ſie nicht! verkünde ſie nicht!"

Der Herzog wurde bleich, die Herzogin ſtieß einen ſchmerzlichen Wehelaut aus, wie einen tiefen Todesſeufzer, und fiel halb ohnmächtig in die Arme des herbeieilenden Fräuleins, die ſie in das anſtoßende Zimmer geleitete. Beſorgt, ſchweres Bangen auf dem Herzen, folgte, ohne weiter auf den Engelſeher zu hören, der Herzog ſeiner Gemahlin nach. Sie blickte ihn innig, ſchmerzlichliebevoll an. „Das iſt nun Dein Glaube! Johann!" ſprach ſie und umpfing ihn. „O Herr, hilf uns! Nun iſt Dein Unglück da! Deine Treue iſt Dein Unglück!"

Der Herzog küßte die theure Frau freundlich auf die ſchöne Stirn, und ſprach ſehr ſanft, ſtillergeben: „Ich hielt mein Wort, mein Fürſtenwort! Ich halte mein Wort. Gott helfe mir, ich kann nicht anders. Wenn meine Treue mein Unglück iſt, dann ſei Deine Treue mein Glück! Allein Evangelion iſt ohn' Verluſt." —

Ende des zweiten Theils.

Grumbach.

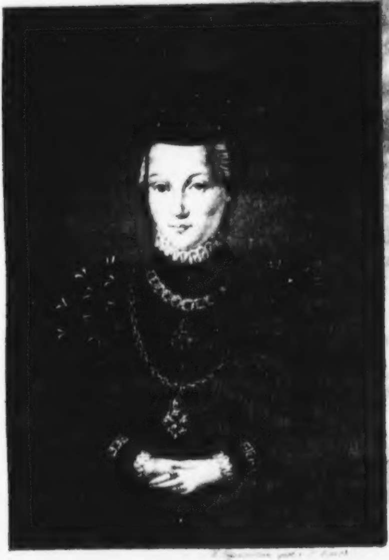
Von

Ludwig Bechſtein.

Dritter Theil.

Die Fürſtin und ihre Treue.

Hildburghauſen und Meiningen,
Verlag der Keſſelringſchen Hofbuchhandlung.
1839.



[illegible]

[illegible]

Dritter Theil.

Die Fürſtin und ihre Treue.

Siebentes Buch.

1566 bis 1567.

Denkt doch ihr Fürſten alle gut
Dauert euch nicht das Sächſiſch Blut?
Johann Friedrich, der tapfre Held
Sein Leben alſo frommlich ſtellt
Um Gottes Wort in großer Gefahr,
Der Kur darum beraubet war.
Sein'n Söhnen ließ er ein kleines Land.
Denkt', iſt es nicht ein große Schand
Wenn ihr nun die bekriegen wollt,
Die ihr billig erretten ſollt? —
(Nachtigall.)

Erſtes Kapitel.

Eine helle Sternennacht lag kalt und klar über dem Grimmenſtein und der ſchweigenden Flur. Noch war ſie überhüllt, dieſe Flur, vom Fittig des Friedens; in den Hütten der Landbewohner rings um Gotha hoffte das Volk auf die Freuden des nahen Chriſtfeſtes; die Mädchen ſpannen, die Burſche koſeten und ſpielten, die Väter ſprachen über die trübe Zeit, über die traurige Uneinigkeit ihrer Herzoge, die dem Volk leider kein Geheimniß mehr war; über den böſen Türken und den ſchlimmen Grumbach, doch fürchteten ſie noch nicht das Aergſte. Zwiſchen Befürchtungen und Hoffnungen blieb den Frauen und Mütterchen immer noch Zeit vom wilden Jäger zu reden, und ſeiner Frau Holle, die noch in keiner Adventszeit ſo wild durch die Lüfte rumort, als in der gegenwärtigen, und aus dem Hörſeelberg heraus gebrauſt ſei, um auf dem Thüringerwalde tollen Spuk zu treiben. Daraus prophezeihte nun das Volk mancherlei Unheil, wagte ſich jedoch ſo wenig wie möglich zur Nachtzeit aus den Hütten. Es war die Nacht auf den vierten Advent, der einundzwanzigſte December.

Der Herzog war bei ſeiner Gemahlin geweſen, welche er mit ihren Hoffräulein bemüht fand, manche ſüße Näſcherei, die den Chriſtbaum der geliebten Kinder zieren ſollte, in allerlei Formen zu bereiten. Dieſe harmloſe Beſchäftigung wirkte einigermaßen kummerzerſtreuend auf das ſorgenbelaſtete Gemüth der edeln fürſtlichen Frau, die nach gutem altem Brauch gar manche nützliche Kunſt, für Haus und Küche förderlich, zu üben verſtand, und an deren Uebung ſich freuen konnte. Johann Friedrich hatte eine Weile zugeſehen, heiter ſcheinend, ach, nur ſcheinend, denn ſeine innere mächtige Unruhe ließ ihn an keiner Stelle eine bleibende Stätte finden. Wie ein furchtbarer Alp lag die Ungewißheit auf ihm. Er ſehnte das herbei, was er am allermeiſten zu fürchten hatte, denn noch wohnte in ſeinem Herzen eine große und kühne Hoffnung. Je näher die Gefahr heranwandelte, um ſo weniger wandelte ihn, den fehdebarlichen Sachſenherzog, Furcht an. Was bisweilen lähmend und peinigend ihn befangen hatte, es war das Unentſchiedene. Jetzt war ſchon manche

Schranke gefallen, die ihn noch feſſelte durch Rückſichten, Klugheit, Schonung; er hoffte dem Fallen der letzten nun wirklich mit männlicher Sehnſucht entgegen, um hüllenlos ſeinen Muth vortreten zu laſſen, um ſeinen Freunden, wie ſeinen Feinden zu zeigen, daß er kein Schwächling und kein Feigling ſei, ſondern ein Mann im vollſten und edelſten Sinn des Wortes.

Dieſe Unruhe, dieſe trübende Bewegung des Innern ließ den Herzog auch das Lager nicht ſuchen, nachdem er der geliebten Gemahlin und den ſchlafenden Söhnen gute Nacht geſagt, ſondern er wieß den vorleuchtenden Kammerzwerg Godel nach einer Richtung, wo er wußte, daß auch noch treue Augen wachten. Godel gehorchte mit heimlichem Zähneknirſchen, und wandelte dem Herrn voran über die lange Gallerie nach jener Zimmerreihe, welche von Grumbach, Stein, Mandelslohe, Zedwitz, Moritz und Johannes Tauſendſchön bewohnt wurde. Die letzten beiden theilten ein und daſſelbe Gemach.

„Gehe nur, ich bedarf Deiner heute nicht mehr! Gutnacht!“ ſprach der Herzog mit der Güte, mit welcher er ſeine Umgebung zu behandeln gewohnt war, und trat in Grumbachs Zimmer, wo der Ritter, ſich vom Seſſel erhebend, ehrerbietig grüßte.

Godel ſtieß ergrimmt ſeine brennende Kerze gegen die Wand, daß ſie zerquetſchte und erlöſchte, und murmelte ingrimmig, in der Düſterniß forttappend: „Die Leuchte der Gottloſen wird auslöſchen! Ihre Sterne müſſen finſter ſein in der

Dämmerung. O mein Herr, mein Herzog! Die treuen Diener werden mit Füßen getreten, und die Untreuen ſpreitzen ſich breit in Gängen und Gemächern! Um mich zu verdrängen hat Grumbach den glatten Teufelsbuben in das Schloß gebracht, den ſie den Engelſeher nennen. Der wird gepflegt wie ein junges Mägdelein und braucht keinen Dienſt zu thun. Und alles, was dieſer koboldartige Satansengel ausſagt, das wird geglaubt, wie ein Evangelium. Viele Diener hat er ſchon verdächtigt, den Rudolph hat er aus des Herrn Gnade weggedrängt, und mir wird ſchon längſt auf den Dienſt gelauert; es wird ſich aber zeigen, wer der Treueſte iſt! Es wird ſich zeigen! Untreu ſchlägt ihren eigenen Herrn! Ich aber will den ſchlagen, der mich zu ſtürzen denkt, und hoffe das zu thun, ſo wahr ich glaube, daß auch für mich armen Krüppel ein Platz im Himmel iſt!“

Der Zwerg ſchlarfte fröſtelnd den Gang entlang und ſuchte ſein Kämmerchen.

„Wie ſteht es um den Stand der Sterne, Grumbach?“ fragte der Herzog ſeinen Getreuen, als die Andern, welche bei ihm waren, ſich durch eine Nebenthüre entfernt hatten. „Kündet ſich nichts beſonderes an? bleiben wir noch lange auf die Folter der Ungewißheit und Langeweile geſpannt? Ach, auch das ſolariſche Geſtirn aus der Tiefe will nicht an meinen Himmel treten! Weißt Du, was ich glaube? Abel Scherdiger und Philipp Somerung, die Goldlaboranten, die Lügenpfaffen, mit denen ich mich jüngſt in Pacta eingelaſſen, ſind Phantaſten, Betrüger, die den Stein der Weiſen in unſerm Seckel aufgeſpürt und davongetragen haben, das ſchöne, lautere Gold.“

„Nichts Neues unter der Sonne!“ ſprach Grumbach mit bedauerndem Achſelzucken.

„Bei allen Propheten und Sibyllen, allerdings nichts Neues, aber höchſt Ungelegenes!“ fuhr der Herzog auf. „Was ſagen die Sterne?“

„Faſt habe ich die edle Kunſt Aſtrologia ganz verlernt, hoher Herr!“ antwortete Grumbach der unmuthig wiederholten Frage: „da mir bislang ſo mancherlei oblag, und die wenigen gezwungen müſſigen Stunden ich durch das böſe Zipperlein an das Lager oder an dieſen Seſſel geſchmiedet ward. Befehlt Ihr, das Fenſter zu öffnen? Wohl möglich, daß etwas Merkwürdiges ſich wahrnehmen läßt. Den heutigen Tag und den morgenden regiert das feindliche Zeichen des Schützen, und der Planet Mars iſt ſo eben im Aufgehen. Dort über dem Steiger, ſeitwärts Erfurt, könnt Ihr ihn flammen ſehen. Der blutrothe Stern dort, gerade im Oſten.“

„Ha, wie herrlich leuchtet der Jacobsſtab!“ rief der Herzog freudig aus, als Grumbach ein Fenſter geöffnet hatte, durch welches ſich die Ausſicht auf einen Theil des unermeßlichen Horizontes auf dem Süd- und Oſthimmel darbot. Die Blicke des Schauenden weilten lange auf dem herrlichen Sternbilde des Orion, und ſtreiften dann von Süden nach

Oſten hin. „Wo ſteht Dein Stern, Grumbach? Dein Regulus?“

„Er ſteht unter dem Horizont zu dieſer Jahreszeit, er kommt nicht herauf!“ antwortete der Ritter, und ſeine Stimme bebte, faſt ahnungsvoll.

„Dort geht Herkules unter!“ ſprach Johann Friedrich weiter.

„Und ihm zur Rechten ſinkt auch die Krone,“ fuhr Grumbach betonend fort.

Dieſes Geſpräch hätte faſt eine für beide Männer unerfreuliche Wendung genommen, denn der Herzog erſchrak bei dem letzten Wort, wurde finſter und nachdenklich, aber eine Erſcheinung eigenthümlicher Art lenkte ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Als er hinunterſah nach den Wällen und Baſtionen, wo ruhigen Schrittes die wachehabenden Trabanten auf- und abwandelten, erblickte er eine Schaar theils ſtill brennender, theils flackernder Lichtlein von bläulichem Glanze.

„Sieh, ſieh!“ ſprach er leiſe, und lenkte des düſter ſinnenden Grumbachs Auge der meteoriſchen Erſcheinung zu. Dieſe Lichtchen ſchienen neckiſche Elfen, bald formlos, bald geſtaltet, und raſch die Geſtaltungen wechſelnd. Der lebhaften Phantaſie Johann Friedrichs erſchienen ſie wie kleine Wehrmänner mit funkelnden Waffen, die ſie ſchwangen gleich Lanzen und Schwertern. Sie liefen auf und ab längs des Feſtunggrabens, tanzten dem Wall entlang, purzelten die Mauer herab, und ſaßen im Nu wieder droben. Manche ſtreiften in das Feld, und kehrten raſch wieder zurück. Sie wuchſen groß und machten ſich wieder klein, und der Herzog, der mit Verwunderung es ſah, wie ihrer immer mehr wurden, wie ſie ſich rund um die Feſtung ausbreiten zu wollen ſchienen, ſprach fromm den Spruch: „Herr, Du machſt Deine Engel zu Winden und Deine Diener zu Feuerflammen!“

Der Wächter auf den Mauerzinnen kam jetzt in die Nähe des Fenſters, aus welchem oben der Herzog mit dem Ritter blickte, und dieſer mußte die Wache anrufen: „Siehſt Du die Lichter!“

„Zu Befehl, Herr!“ antwortete der Mann: „es ſind Teufelsgeſpenſte. Ich ſchlage mein Kreuz und ſie thun mir nichts.“

Er ſprach noch, als eine der Flammen auf der Spitze ſeiner Hellebarte balancirte, wie ein Seiltänzer, und ein höhniſches Geſicht zu zeigen ſchien.

„Sei getroſt, Mann!“ rief jetzt der Herzog ſelbſt hinab. „Den Frommen geht das Licht auf in Finſterniß von dem Gnädigen, Barmherzigen und Gerechten! — Rufe Uns den Hauptmann der Trabantenwache an dieſen Ort. Wir wollen mit ihm reden! Wir, der Herzog!“

Soldatiſch ſalutirend ſchritt der Wachthabende von dannen. „Mich ſchrecken dieſe Feuer nicht,“ ſprach Johann Friedrich ſicher. „Ich nehme ſie für ein günſtig Zeichen. Haſt Du nicht geleſen von Schiffern auf der See, denen in Stürmen ſolche Lichter heilkündend Maſten und Takelwerk umflattern? Auch unſer Schiff iſt ſturmumbrüllt. Die blinden

Heiden ſchrieben ihrem Götterbrüderpaar Caſtor und Pollux, das als Zwillingsgeſtirn an dem Sternenhimmel verſetzt wurde, ſolche glückkündende Flämmchen zu, mein Glaube aber iſt, daß der gütige und gerechte Vater im Himmel, welcher der alleinige Gott iſt, auch mein Schild und Horn meines Heils, und mein Schutz iſt. Ja der Herr iſt mein Licht und mein Heil, vor Wem ſollt' ich mich fürchten?"

„Dort drüben, nach Siebeleben zu, zeigen ſich auch einige Lichter; ſeht nur, wie ſchnell ſie fliegen, Herr!" ſprach Grumbach, deſſen Blicke unruhig über den Sternenhimmel und das im Mantel der Nacht verhüllte Land glitten.

Der Trabantenhauptmann, Hans Hoffmann, ſchritt gewappnet heran.

„Siehſt Du die Lichter auf den Wällen und auf den Mauerzinnen?" rief der Herzog zu ihm herab.

„Ja wohl, gnädigſter Herr!" erwiederte der Hauptmann ſalutirend: „Habe mein Lebtag halt ſolch närriſchen Dinges nicht geſehen!"

„Fürchtet ſich die Mannſchaft nicht davor?" fragte der Herzog weiter.

„O nein, gnädigſter Herr!" war die Antwort: „Die Lichtlein brennen ja ſo lieblich. Der Hausmann vorn' im Gemach über der Schloßbrücke ſagt das auch. Es mögen wohl eine Art neckiſcher Irrwiſche ſein. Draußen im Felde möchte ich ihnen freilich nicht begegnen!"

„Seid getroſt, und ſage den Knechten, daß keiner ſich fürchte!" rief Johann Friedrich. „Dieſe

Lichter künden uns die Hülfe Gottes; ſie ſind ein günſtig Omen! Tutela divina!“

Der vertrauende Fürſt zog ſich zurück. „Unſer Mandelslohe iſt alſo geſtern weggeritten? Hat er alle nöthigen Inſtructionen?“ fragte er.

„Nach Euerm Befehl,“ erwiederte Grumbach. „Er hat mit Paul Schallreuter gleichzeitig das Schloß verlaſſen!“

„Nun wohlan, ſo wird ſich ja bald zeigen, ob wir treue Lehenleute und Vaſallen haben, und ob ſie uns auf den erſten Nothruf zu Hülfe eilen! — Hab' Acht, dieſe Nacht wird ſich etwas ereignen! Es geht Außergewöhnliches vor; ich kann mich nicht zur Ruhe legen, denn in mir iſt große Unruhe.“ —

Jene ſchnell ſich der Stadt nähernden Lichter gehörten nicht zu den immer noch dunſtig flackernden, koboldiſch hüpfenden Elmsflammen, die das Schloß umtanzten, ſondern waren die Fackeln einiger Reiter, deren Ziel der Grimmenſtein war. Bald war das Schloß erreicht, die Thorwache angerufen, der Hauptmann empfing Rapport, die Zugbrücke fiel. Man hörte ſprechen, eine ungewöhnliche Bewegung entſtand; ein Bote rief Grumbach, und nicht lange darauf trat dieſer vor den in höchſter Spannung harrenden Herzog, und ſprach: „Was Euer fürſtliches Gemüth in heutiger Nacht ſo bewegt, es war eine gewiſſe Vorahnung. Und warlich, jene Lichter verkündeten Außergewöhnliches!“

„Weiter, weiter! Kurz!“ rief der Herzog faſt heftig, indem er mit rollendem Auge dem Vertrauten näher trat, der nun raſch berichtete: „Die Execution, Herr! Der Feind iſt im Anzug! Kurfürſt Auguſt naht mit einem Kriegsheer. Der Kaiſer hat ihm den Grafen Ott von Eberſtein, die Ritter Fabian von Schönaich und Chriſtoph von Carlowitz zu Kriegscommiſſarien zugeordnet. Der Vortrab unter Führung eines Reiteroberſten, Namens Wolff Tiefſtädter, iſt ſchon zu Erfurt, und hat unſern Schallreuter, der das Trankſteuergeld nach Weimar bringen ſollte, gefangen genommen, ihm das Geld abgenöthigt, und ihn zu Erfurt in der hohen Lilie verſtrickt.“

„Heiliger Heiland! Erklärt man uns ſo den Krieg!“ rief der Herzog entrüſtet. „Führt mein unfreundlicher Vetter eine Raubrotte mir ins Land? Wohlan! Es iſt gut, eine Laſt fällt mir vom Herzen. So weiß ich doch nun, woran ich bin. Nun gilt Zaudern nicht mehr! Friſch daran, und ins Gewehr!“

Leidenſchaftliche Energie loderte im Herzen Johann Friedrichs auf. Sein Gebot weckte den Schall der Allarmtrommel im Schloß, daß die Bewohner der Stadt beſorgnißvoll aufſchraken. Fünf Hauptleute der Lanzenknechte, unter ihnen auch Hans Hoffmann, empfingen Ordre und Befehl, und kaum, daß die erſten Schimmer Aurorens die Sterne bleichten, ſo ritt Jeder derſelben, mit einem Trupp der Söldner, aus der Feſtung, doch ſchlug Jeglicher mit den Seinen eine andere Straße ein. Voll Ungeduld ſah ſie der Herzog ziehen und wünſchte, die Hufe ihrer Roſſe beflügeln zu können.

In den kleinen Städtchen und den anſehnlichen Dörfern, die freundlich um Gotha verſtreut liegen, riefen die Glocken des vierten Adventsſonntags die Bewohner zum Gottesdienſt, aber der feſtliche Klang wurde hier, wurde dort unterbrochen durch den lange nicht vernommenen und darum Schreck erregenden Schall kriegeriſcher Trommeln. Durch Gaſſen und Gäßchen erklang, des Glockenrufes nicht achtend, der bekannte Fünfſchlag, als riefe er: Bürger ins Gewehr! Bauer komm heraus! Friſch Kam'rad ins Feld! Und wenn umgeſchlagen war, wenn das Volk mit den Ortsvorſtänden ſich zahlreich, bang und neugierig auf dem Gemeindeplatz ſammelte, da riefen die Hauptleute mit lauter Stimme den Befehl des Herzogs, das Aufgebot, daß die waffenfähige Mannſchaft eiligſt und ſchleunigſt in Gotha und dem Grimmenſtein ſich ſammeln ſolle. Heulen und Schreien beſorgter Mütter, liebender Bräute und zärtlicher Geſchwiſter ward überall laut, denn gleich das Aeußerſte und Schlimmſte beſorgt ſich vom Krieg der deutſche Bürger und Bauer.

In Sundhauſen warf ſich der kleine Steffen Müller mit einigem Trotz zum Sprecher auf, und rief widerſetzlich dem Hauptmann Hoffmann zu: „Mit Gunſt, Herr Hauptmann! Sollen wir zu Felde für unſere gnädigen Herren, oder für die Ungnädigen?“

„Wie meint das Dein vorlauter Schnabel, Bauer?“ fragte der Hauptmann barſch, und Steffen erwiederte: „Unſre gnädigen Herren, Feſter, das ſind die Herzoge Johann Friedrich und Johann Wilhelm zu Sachſen! Die Ungnädigen aber — das ſind Wilhelm von Grumbach und ſeine Rottgeſellen, die der ältere Herr Herzog hegt und pflegt, die ihn mit Zauberei und Teufelskunſtſtücklein umgarnen, allen guten Chriſtenmenſchen zum Entſetzen und Abſchen! Das ſind die Geſellen, von denen die Vögel ein Liedlein pfeifen! Wollt Ihr's hören?

„Wenn Grumbach und ſein Anhang wären,
Da ſie mit'nander hingehören,
Das iſt, in die Höll', zum Teufel zu,
So hätten wir im Lande Ruh!“

Der umſtehende, drängende Bauernhaufe lachte überlaut, und gab rohe Zeichen des Beifalls. Der Hauptmann aber ſchrie erzürnt: „Wehe über euch, daß ihr die Männer höhnt, die des Herzogs Rechte hält! Iſt euch zu rathen, ſo ſchweigt mäuschenſtill und gehorcht dem Aufgebot ohne Murren! Ihr habt euch nicht zu kümmern um das, was die Herren thun oder laſſen, ſondern nur darum, daß ihr eure Pflicht und Schuldigkeit thut.“

„Nun denn, in Gottes Namen! Es lebe der Herzog!“ ſchrie Steffen: „und auf ſein Haupt komme unſer unſchuldiges Blut, wenn wir es vergießen müſſen. Und Fluch allen Teufelsbannern! Ich will mit aufs Schloß, ich will ſehen, was der arme Hänſel, meiner Schweſter Schönborn Ziehkind macht, von dem man ja Wunders hört, und doch nichts recht. Schade um die arme Seele des Buben! Der alte Grumbach hat den Jungen dem Teufel verkauft, ſo habe ich für wahrhaftig gehört, dafür muß er nun wahrſagen und die Sterne deuten.“

Unter Tumult ſetzte Hoffmann ſeinen Ritt nach Waltershauſen zu fort, und in den Dörfern blieben Waibel zurück, die Mannſchaft auszuheben und zu muſtern.

Während dieß auf dem Lande vorging, begrüßte der Herzog, der dieſe Nacht ſein Lager nicht ſuchte, den jungen Sonntagmorgen äußerſt thätig. Er berief Diejenigen, denen er vertraute, zu einer ſchnellen Berathung. So erſchienen ſie denn, die Männer, welche der Herzog theils mit Liebe und Vertrauen beglückte, theils blos ſchützte und ihnen Nahrung und Obdach gewährte. Sie erſchienen alle im Feſttagsſchmuck, Manche halbgeharniſcht, Alle mit Schwertern und Dolchen wohl bewehrt. Der hohe und geräumige Speiſeſaal nahm die Kommenden auf. Grumbach ſchritt Allen voran; immer noch, wenn ſchon den Greiſenjahren ſehr nahe gerückt, hielt ſeine kräftige Geſtalt ſich aufrecht, und Feuer blitzte aus ſeinen nicht großen Augen, die freundliche aber auch hämiſche Blicke entſenden konnten, Blicke, welche tief in das Innere der Herzen eindrangen. Die hohe Stirne, jetzt von einem kleinen Sammthut ohne Federn bedeckt, war runzelvoll, und eine breite Querfalte über der gebogenen Adlernaſe, welche letztere ſcharf aus dem Geſicht hervortrat, machte die Züge des alten Ritters nicht angenehm. Der Bart um Mund und Kinn war noch vollhaarig, doch ergraut, dem Munde fehlten die beſten Zähne, wodurch ein

Zuſammenkneifen der Lippen entſtanden war, das ſprechend jenen Starrſinn ausdrückte, der hohem Alter oft eigenthümlich iſt. Der Ritter von Stein, Grumbachs vieljähriger Freund, Gefährte, Verbündeter und in vieler Beziehung auch Leidensgenoß, war an Jahren etwas jünger, eine feſte, trotzige Kriegergeſtalt, mehr Muth verrathend durch Blick und Haltung, als das ergraute Haar und die darüber hingeſtreiften Jahre erwarten ließen. David Baumgärtner, welcher ohnlängſt von ſeiner erfolgloſen Sendung nach Wien zurückgekehrt war, folgte mit aller Hoffarth und Wichtigthuerei eines dünkelhaften Patriciers, und faſt übermäßig aufgeputzt, in den Saal. Von ſeinem Hute wehten ſchwarze und weiße Straußfedern. Er warf die Augen halb ſtolz, halb freundlich nach allen Seiten im Saal umher und glich in ſeinen Manieren vollkommen einem Pfau, der ein Rad ſchlägt. Der Oberſte und Kommandant Hieronymus von Brandenſtein folgte ihm auf dem Fuße, ſein düſtres, ſchmuckloſes Gegenbild. An dieſen ſchloß ſich die verwitterte Geſtalt des Rittmeiſters Jobſt von Zedwitz an, den die Jahre ausgedörrt, ſo daß er noch länger und hagrer erſchien, wie vormals, immer aber hing lang und ſpitzig der brandrothe Bart ihm wohlgepflegt bis auf den Gürtel nieder. Michel Fäuſtlein, der auch noch treulich ausharrte, und zu mancherlei Dienſten verwendet wurde, fand ſich in der Verſammlung ein, und ſelbſt Moritz Hauſener ſchloß ſich an, feſten Entſchluſſes, es komme, wie es wolle, da treulich auszuhalten, wo er ſo lange Jahre, ſeine Jugend, ſeine Lebenshoffnungen opfernd, ausgeharrt hatte. Hans Beyer, der ehemalige Schöſſer von Schellenberg, vermehrte mit dem Ditmarſchen Mathes Apel aus Brunsbüttel und einem ehemaligen Bürger des nachbarlichen Arnſtadt, welcher den ſeltſamklingenden Namen Hans Wurſt führte, die kriegeriſche Schaar, nicht minder folgten noch einige Hauptleute, Antonius Pflug, Hans von Hildesheim und Andere.

Zu einer andern Thüre des Saales war indeß mit allen Zeichen ſeiner Würde ſtolz und ruhig der Kanzler Brück eingetreten. Er trug einen ſchwarzen Talar und ein hutartiges Sammtbaret. Neben dieſen wenigen Männern, um derentwillen jetzt Hunderte, ja Tauſende die Waffen trugen und ergriffen hatten, traten auch noch Andere in den Saal, welche gleichſam eine feindlichgeſinnte Gegenpartei bildeten. Sie hielten ſich abgeſondert und ſandten den Anhängern Grumbachs und dieſem ſelbſt nichts weniger als freundliche Blicke zu, ja Einige derſelben verweigerten ſogar das Zeichen äußerer Höflichkeit, den Gruß und des Grußes Erwiederung. Die vornehm eintretenden Herren waren die adeligen Hofchargen und Vaſallen Veit von Obernitz, Ruprecht Treuſch von Goldbach, Heinrich von Erſa und Kaspar von Gottfart, auf deren Herzen faſt unerträglich der Gedanke laſtete, daß der Herzog ihnen minderes Vertrauen ſchenkte, und ihnen weniger Zeichen ſeiner Gunſt gab, als ihre Treue verdiente und ihr Stolz zu erwarten ſich berechtigt hielt. Raſch that ſich jetzt die

Mittelthüre auf, die zu des Herzogs Gemächern führte, Trabanten ſchritten voraus, und ſtolz und hochaufgerichtet folgte Johann Friedrich. Er trug den kleinen Sammthut mit äußerſt ſchmaler Krempe, rings mit Perlenröschen beſetzt, darauf eine weiße Feder. Schwarz und weiß war die Hoffarbe, die ſich auf mancherlei Weiſe auch an der Umgebung und Dienerſchaft kund gab. Ihm folgten der Edelknabe von Birkenfeld und — das ungleichſte Paar, das man je geſehen, der Zwerg Godel und Johannes Tauſendſchön. Der Zwerg, eine abſchreckend häßliche, gnomhafte Menſchengeſtalt mit böſem Blick, rothen Augen, borſtigem Haar, war ganz in ſchwarz gekleidet; Johannes, der ſchlanke, ſchmächtige, bleiche Knabe, erſchien ganz weiß, faſt mädchenhaft; beide trugen ſpitze Hütchen, trichterförmige, wie man die Hüte der Gnomen und Elfen zu malen pflegt. Der Zwerg trug einen weißen, Johannes einen ſchwarzen Stab, und der Zuſchnitt ihrer Gewänder ließ erkennen, daß Beide in die Reihe der Kammerknechte einrangirt waren.

Der Herzog ſah angegriffen und überwacht aus; auf ſeinem bleichen Geſicht lag die eigenthümliche Röthe fieberhafter Aufregung; er nahm das Wort und ſprach ſehr lebhaft zu den Verſammelten: „Liebe! Getreue! Der Würfel iſt gefallen! Was nun Schlimmes kommt, komme auf die Seelen Derer, welche habgierig und eigennützig einen Krieg entzünden!“

Die feindlich Geſinnten warfen ſtechende Blicke auf Grumbach und ſeine Partei, als ſei *ſie* es, die der Herzog meine; dieſer meinte aber ganz andere Perſonen und ſprach weiter: „Ich tröſte mich zu Gott, denn der Herr Herr hilft mir, darum werde ich nicht zu Schanden! Darum habe ich mein Angeſicht dargeboten als einen Kieſelſtein, denn ich weiß, daß ich nicht zu Schanden werde.“

„Er iſt nahe, der mir Recht ſpricht: Wer will mit mir hadern? Laßt uns zuſammentreten! Wer iſt, der Recht zu mir hat, der komme her zu mir.“

„Siehe, der Herr Herr hilft mir; wer iſt, der mich will verdammen? Siehe, ſie werden allzumal wie ein Kleid veralten; Motten werden ſie freſſen.“

„Wer iſt unter euch, der den Herrn fürchtet, der ſeines Knechtes Stimme gehorchet? Der im Finſtern wandelt und ſcheinet ihm nicht, der hoffe auf den Namen des Herrn und verlaſſe ſich auf ſeinen Gott.“

„Siehe, ihr Alle, die ihr ein Feuer angezündet, mit Flammen gerüſtet, wandelt hin im Licht eures Feuers, und in Flammen, die ihr angezündet habt. Solches widerfährt euch von meiner Hand; in Schmerzen müßt ihr liegen!“ — *)

Nach dieſem Eingang mit Jeſaias Prophetenwort ſprach Johann Friedrich ruhiger:

„Wider allen Kriegsbrauch, ohne vorgehende Abſagung und Verwahrung ſeiner Ehre und ohne von Unſrer Seite ihm gegebene Urſache überzieht uns unſer Vetter, der Herzog Auguſt von Sachſen

---

*) Jeſaias 50. 7. u. f.

mit Heereskraft. Solches darf Uns von dieſem Geſchlecht freilich nicht wundern, hat doch ſein Bruder, Herzog Moritz, den hochſeligen Kurfürſten, unſern treuen und lieben Herrn Vater, auch gegen Gott und alles Recht ſeines Kur- und Fürſtenthumes beraubt, wozu Herzog Auguſt Rath und That gefügt, der ſich nach Moritzens Tod den Titel und die Lande angemaßt, die er Uns, dem Allmächtigen ſei es geklagt, bis heute vorenthält. Aber mit dem uns abgedrungenen fremden Gute ſich nicht genügend laſſend, gönnt ſeine Habgier uns nicht das uns von Gott verliehene übrige Stückchen Brotes, ſondern will ſein Müthlein an uns kühlen, und uns gar an den Bettelſtab bringen!"

„Wir aber ſind mit Hülfe göttlicher Gnade noch nicht gewillet, ihm einen Fußfall zu thun, oder uns zum Schemel ſeiner Füße zu machen, denn wir, und nicht er, ſind, Gott habe Lob, eines rechten und in Rechten geſeſteten Kurfürſten erſtgeborner Sohn, und wollen uns gegen ihn wehren, ſo lange uns Gott einen lebendigen Odem läßt."

„Indem wir euch nun zu treulicher Beihülfe euren Pflichten nach, in denen ihr uns zu ſchuldigem Gehorſam verbunden ſeid, gnädiglich vernehmen, und eurer Anhänglichkeit uns verſichert halten, befehlen und verordnen wir das, was unſer Kanzler in dieſer Verſammlung zum Vortrag bringen wird, und bleiben unſern getreuen Dienern in Gnaden gewogen."

Der Herzog ließ ſich auf den Thronſeſſel nieder; der Kanzler Brück trat vor, und las von einem

Blatte die Befehle, welche die Bedrängniß des Augenblicks dictirt hatte.

Zuſammenheiſchung der Bürgerſchaft durch Trommelſchlag auf den Markt; Ausrücken eines Trupps Mannſchaft nach Erfurt zu; Sicherung der Frauen und Kinder in der Feſtung Gotha durch deren Entfernung aus der Stadt; Einberufung des in acht Fähnlein zu formirenden Landvolks; Aufgebot des Landadels zur Heeresfolge; Aufbringung von Proviant, und Einberufung aller auswärts befindlichen Hauptleute und Werbe-Oberſten.

Als dieſes Alles verleſen war, nahm der Herzog wieder das Wort: „Ich greife, ſo ſchmählich überzogen und angetaſtet, nach meinem angeſtammten, angebornen, und mir ſo lange entzogenen Recht. Im Namens unſers Gottes werfen wir Panier auf, wir, der geborne Kurfürſt von Sachſen. Man ſoll uns fürder dieſen uns von Gottes und Rechtswegen gebührenden Titel geben; wir wollen ihn auf die Münzen ſetzen, die wir prägen laſſen, wir wollen Kurſchwerter fertigen und vor unſerer fürſtlichen Perſon voran tragen laſſen, und in unſern Sendſchreiben wollen wir uns geborner Kurfürſt unterzeichnen.“

Ein Theil der Verſammlung erſchrack über dieſe Worte des aufgebrachten Herzogs, Andere zollten ihnen ſtillen Beifall und freuten ſich ſeiner Entſchloſſenheit.

„Man ſoll rothe Reiterfahnen anfertigen und das Kurwappen hineinſetzen; dazu hab ich guten

Fug und volles Recht, denn aus den alten Verträgen zwiſchen mir und dem Vetter werden, wie ich wohl ſehe, eitel lange Spieße. Die Bannerfähnlein ſollen unſere Leibfarbe tragen, ſchwarz und weiß, es iſt die Farbe der Trauer um ein Land, darum wir betrogen wurden. Die Feldbinden ſollen weiß ſein, zum Zeichen, daß wir unſchuldig ſind an dieſem Kriege. In Allem aber bin ich geſonnen, feſt am theuern Evangelium und lautern Wort Gottes zu halten, und nicht zu thun wie Herzog Auguſt, über den uns in dieſen Tagen die bedenkliche Zeitung geworden, daß er auf dem letzten Reichstage vor aller Welt Augen in die Meſſe gegangen, und daß er ſich mit etlichen Leuten gegen unſere Religion verbunden, was ich euch nicht unangezeigt laſſen will. Wer vom rechten Glauben abfällt zum unrechten Glauben, den hat Gott zum Schwert verdammt, ſpricht Jeſus Sirach! Wehe Sachſenland, wenn Dir ſolches widerführe, daß Deine Herrſcher im Glauben wanken; der Herr würde Dich klein machen unter den Ländern, wo Du zuvor groß geweſen!“

Grumbach und ſeine Freunde erneuerten, als der Herzog die Verſammlung aufhob, die Verſicherung ihrer Treue und Ergebenheit, ihre Gegner ließen minder freudigen Muth blicken, Mancher wünſchte ſich weit vom Grimmenſtein hinweg. Indeß wurde den Anordnungen des Herzogs in allen Dingen pünktliche Folge geleiſtet. Die Führer der Kriegerſchaaren wurden ernannt. Balthaſar Beyer ſollte als Oberſtlieutenant die Beſatzung der Stadt kommandiren, als Hauptleute wurden ihm Hans Hoffmann, Fritz Köplein, Jobſt Schallreuter, des Schöſſers Bruder, Hans Werner und Hans Cardinal, der Proſos, zugeordnet. Das Kommand oder Truppen in der Feſte behielt Hieronymus von Brandenſtein mit einigen Untergebenen.

Von allen Seiten ſtrömte, dem Aufgebot gehorſam, das Landvolk nach der Stadt, und bald konnte eine Streitkraft von dreitauſend Mann in die Zwinger und auf die Wälle vertheilt werden. Nicht minder wurden ſpäter noch Tag für Tag zu den ungeheuern Proviant- und Früchtevorräthen, die bereits auf Grimmenſtein lagerten, neue gehäuft.

So ward mit Angſt und Schrecken, Beſtürzung und Sorge der ſonſt ſo tröſtlich und freudenreich erſcheinende heilige Chriſtabend begrüßt. Armes Gotha! Deinen Kindern ſollten ſich die von Aelternliebe und Aelternfreude vorbereiteten Chriſtbäume nicht entzünden. Es war in der Stadt eine Verwirrung, ein Jammer ohne Gleichen. Wer hätte es ohne Thränen ſehen können, wie ſchluchzende Mütter ihre weinenden Kinder in warme Decken hüllten und auf die leichten Fuhrwerke hoben, wie ſie ſich verzweifelnd in die Arme der zurückbleibenden Gatten, Väter und Brüder ſtürzten, ſie umklammerten und nicht wieder laſſen wollten, denn ſie wußten nicht, ob ſie dieſe wiederſehen würden, durften ſolches kaum hoffen. Vergebens ſprachen auf offnem Markt die Prediger Worte des Troſtes zu den Scheidenden, wie zu den Bleibenden; wenn namenloſer Schmerz am Menſchenherzen nagt, heilt kein Troſteswort, und in äußerſter Bedrängniß der Gegenwart erſcheint Verweiſung an eine beſſere Zukunft wie ein Spott. — Alle Wege bedeckten ſich mit Fuhrwerken und Rollwagen, zurückkehrende Proviantwagen wurden vielfach benutzt; nach Waltershauſen, Friedrichrode, Ohrdruf, Gräfentonna, Eiſenach, kurz überall hin nach Städten und Städtchen, wo irgend Freunde und Verwandte wohnten, flüchtete Gotha ſeinen beſten Schatz, ſeine Mütter, ſeine Jungfrauen, ſeine Kinder.

Der Herzog meinte es gut mit ſeiner Stadt, mit ſeinen Bürgern, als er dieſen grauſamerſcheinenden Befehl gab, aber die Weisheit hatte nicht zu Rath geſeſſen mit der Güte, denn nun fehlte das wahre und höchſte Palladium, für welches der Mann freudig Gut und Blut opfert, das ihn zum begeiſterten Krieger wandelt, das die heilige Glut des Patriotismus in ihm anfacht. Der Herd des Hauſes ſtand verwaiſt, mit den Fliehenden waren die Penaten von dannen gezogen, für Was ſollte der Bürger nun ſtreiten? Sein Muth war gelähmt, der Schmerz der Trennung brach ſeine Kraft, und an die Stelle der freudigen Begeiſterung für den ſonſt ſo milden und geliebten Herrſcher trat ein dumpfer Groll und die grübelnde Frage — nach dem Recht.

Das ſonſt ſo froh gefeierte Weihnachtsfeſt ging ſelbſt der Herzoglichen Familie trüber als je vorüber. Alle Unruhe kriegeriſcher Zurüſtung erfüllte das ganze Schloß, und jeder Blick aus den Fenſtern nach irgend einer Seite hin mußte mit banger Beſorgniß die Gemüther belaſten. Schon am heiligen Chriſtabend waren in der Nähe der Stadt, auf der Anhöhe, wo das Siechenhaus ſtand, nahe der Straße nach Siebeleben, und nach Erfurt zu in einiger Entfernung Wachtfeuer des heranrückenden Executionsheeres erblickt worden, und von Tage zu Tage nahmen dieſe Schaaren zu und verbreiteten ſich immer weiter. Schmetternder Trompetenſchall drang von Zeit zu Zeit auffordernd vom Felde nach Stadt und Feſte, und dieſes kriegeriſche Anblaſen wiederholte ſich, ſo oft ein neuer Zug ankam, und ſeine Lagerſtätte ausgewählt hatte.

Mittlerweile waren aber die Feſtungen mit Mannſchaft und Proviant ſehr anſehnlich verſtärkt. Das treue Volk hatte ſich gehorſam eingefunden, eine Menge der fahrenden Hauptleute und Oberſten, die Grumbach anhingen, waren auf den erſten Ruf gekommen; untreu aber, läſſig und dem Gebote des Herzogs durchaus ungehorſam erzeigte ſich die Vaſallenſchaft auf dem Lande, denn es ſtellten ſich von ohngefähr dreihundert heeresfolgepflichtigen adelichen Inſaſſen nicht über zwanzig.

Das gute Herz Johann Friedrichs war ſo ſehr beherrſcht von der eigenen edeln Geſinnung, daß es noch Hülfe zu hoffen wagte von ſeinem Bruder

Johann Wilhelm, deſſen Politik es aber vorzog, dem Gebot des römiſchen Kaiſers mehr zu gehorchen, als dem Gebot und der Stimme des brüderlichen Blutes. Johann Wilhelm weilte in Coburg, im Begriff, zu dem in Saalfeld ausgeſchriebenen Landtage zu reiſen, und es traf ihn dort ein beweglicher Brief ſeines Bruders, darin ſich dieſer freilich bitter genug über den Kurfürſten äußerte, dem Bruder meldete, wie unfreundlich der Neujahrsgruß des Vetters ſei, und wie er feſt entſchloſſen, ſich nach Leibeskräften zu wehren und zu vertheidigen. Dieſer Erklärung folgte die Bitte um Darleihung einer anſehnlichen Summe Geldes, und um die Erlaubniß, die Rittmeiſter des Herzogs in Dienſtbeſtallung nehmen zu dürfen. Freundlich und beweglich bat Johann Friedrich den Bruder, an ihre enge Blutsverwandſchaft, an den alten Sachſenſtamm und Namen erinnernd.

Als Antwort folgte ein kühles Bedauern, eine Entſchuldigung des Kurfürſten, der nur dem kaiſerlichen Gebot gehorche, eine Hinweiſung auf die Nichtachtung der frühern Mandate, und die Erklärung, daß es dem Herzog Johann Wilhelm nicht gebühren wolle, ſich nun erſt der ſchlimmen Sache der Aechter und ihres Anhangs theilhaftig zu machen. Endlich wiſſe Herzog Johann Friedrich, daß der Bruder mit leerer Hand und mit Schulden die ſonderbare Landesregierung angetreten. Das lange Antwortſchreiben ſchloß mit treugemeinten Warnungen.

Wohin des Herzogs Auge, nach Hülfe umblickend, ſich wenden mochte, es gewahrte keine. Gar mancher Brief ward noch fortgeſandt aus der immer mehr umzogenen Feſte, an Freunde und Verwandte, an Pfalz, an Heſſen, an Henneberg, an Holſtein, ja ſogar an die Krone Frankreich, aber ungewiß war der Erfolg, unheildrohend und immer unheildrohender geſtaltete ſich der Stand der Dinge.

Von Erfurt näherte ſich ein ſtarker Heereszug, von dem ſich zwei Trompeter und zwei Herolde abſonderten. Weder die Truppen, welche den Weg bewacht hielten, und den feindlichen Vortrab abweiſen ſollten, noch die Wachen in den äußern Verſchanzungen hielten dieſe Reiter auf, ihnen wurde überall ehrerbietig Raum gegeben. Am Thore der Stadt angelangt, weckten die Trompeter ſchmetternden Schall. Der Stadtkommandant war nicht ſo ſchnell am Thore, und als er kam, ließ er den kaiſerlichen, wie den kurfürſtlichen Herold und ihre Begleitung erſuchen, in Geduld zu harren, bis er dem gnädigen Fürſten Meldung gethan. Es währte faſt drei Stunden, bevor Wilhelm von Stein mit zehn Hakenſchützen kam, das Thor öffnen ließ, und die Geſandtſchaft durch die Stadt auf das Schloß geleitete.

Mit aller, der Würde eines kaiſerlichen Sendboten angemeſſenen Formalität wurde der erſte Verkündiger ſchlimmer Nachrichten empfangen. Man führte ihn in das fürſtliche Speiſezimmer und erſuchte ihn, ein wenig zu verziehen. Der Herold trug einen ſchwarzen Sammthabit mit Goldſtoff geziert, dem Schnitte und der Form nach einem Meßgewande nicht unähnlich. Auf dem Bruſtſtück prangte der Reichsadler in perlenverzierter Goldſtickerei, das Rückenſtück ſchmückte der Reichsapfel auf gleiche Weiſe. Das Haupt des Heroldes bedeckte ein ſchwarzes Sammtbaret, wie die Doctoren zu tragen pflegten; in der einen Hand trug er den weißen Heroldſtab, in der andern den großen Achtsbrief des Kaiſers. Nach einer kleinen Weile trat der Herzog in Begleitung einiger Edlen und Räthe mit freundlicher Würde in ſeiner Haltung zu dem Harrenden heraus, bot ihm gnädig die Hand, und fragte mit dem ihm eigenen leutſeligen Ton: „Was bringt Ihr mir Gutes?“

Tief ſich verneigend erwiederte darauf feierlich der Herold: „Abgefertigt von Kaiſerlicher Majeſtät komme ich, und künde von Kaiſerlicher Majeſtät Euer fürſtlichen Gnaden Kraft meines Amtes als vereideter Herold alle Ungnade! Desgleichen überreiche ich Euer fürſtlichen Gnaden dieſen Abſagebrief, aus welchem Ihr, gnädigſter Herzog, das Weitere erſehen möget, was Kaiſerliche Majeſtät ſammt dem ganzen römiſchen Reich gegen Euer fürſtliche Gnaden im Sinne und bedacht haben.“

Der Herzog ließ keine Bewegung blicken. Mit einer leichten Verneigung des Hauptes, die dem Anſehen des Reichsoberhauptes galt, empfing er den Brief und ſprach: „Ich weiß mich von Kaiſerlicher Majeſtät keiner Ungnade zu verſehen. Ich habe dem Kaiſer Zeit meines Lebens nichts zuwider gethan, ſondern allen ſchuldigen Gehorſam geleiſtet, bin auch fernerhin erbötig, Kaiſerlicher Majeſtät unterthänig und gehorſam zu ſein. Iſt es aber, daß der Kaiſer mir ja ungnädig iſt, ſo kann ich leicht die Quelle und Urſache dieſer Ungnade errathen, die mich höchlich befremdet, denn ich weiß, daß ich dem Kaiſer ſo viel dienen kann, als ein ſtolzer Meißner."

Der Fürſt ſchritt in ſeine anſtoßenden Zimmer zurück, ohne weiter etwas zu ſagen, und der Herold wurde in die Stube der Kammerjunker geführt, der weitern Antwort gewärtig zu ſein.

Der Herzog hatte den kaiſerlichen Abſagebrief noch nicht geleſen, als ihm der zweite Abgeſandte förmlich angemeldet wurde; ein Lächeln, wie das des Spottes überflog Johann Friedrichs Züge, und er ertheilte Befehl, auch dieſen zur Audienz vorzuführen.

Bald darauf trat, ebenfalls in anſtändiger und würdiger Begleitung, bunt und ſtattlich aufgeputzt, der Junker von Planitz, ein Edelknabe des Kurfürſten von nicht mehr als vierzehn Jahren, ſtolzirend in das Speiſezimmer. Er trug einen Rock von Purpurſammt mit Goldborden, einen rothen Sammthut mit Goldborden, Beinkleider nach welſchem Schnitt von gelbem Sammt, glatt anliegende Knieſtiefeln von ſchwarzem Sammt, mit Goldborden eingefaßt und geſtreift, daran goldne Sporen klirrten. In der Hand hielt er ein weißes Heroldſtäbchen mit einer rothen Flagge, deſſen Spitze in eine Kluppe auslief, welche einen Brief feſthielt.

Auch zu dieſem Boten trat nach einigem Verzug der Herzog, ſchon merklich verdüſtert durch den Inhalt des mittlerweile zum Theil geleſenen kaiſerlichen Schreibens. Er fragte kurz: „Was bringſt Du?“ Der kleine Junker verneigte ſich zierlich, und ſprach dann die Worte, indem er dem Herzog das Stäbchen mit dem daran befeſtigten Brief entgegenſtreckte: „Seine fürſtliche Gnaden Kurfürſt Auguſt zu Sachſen, mein gnädiger Herr, haben mich abgefertigt, Euer fürſtlichen Gnaden dieſen Brief zu überantworten.“

Johann Friedrich griff faſt heftig nach dem Briefe, riß ihn aus der Kluppe und warf ihn auf den naheſtehenden Tiſch. Dann ſprach er: „Wohlan! Ich hätte mich des Ueberzuges von meinem Vetter nicht verſehen gehabt, aber ſage Deinem Herrn, ich hätte geſchlachtet, gekocht, geſotten und gebraten, er ſolle nur kommen und mit mir Mahlzeit halten; ihm ſoll begegnen, was er ſucht. Ob ſein Thun der Erbeinigung, an die er mich ſo oft erinnert, gemäß, das gebe ich ihm ſelbſt zu bedenken!“

Der kleine Junker, etwas eingeſchüchtert durch des Herzogs ſehr ernſte und nachdrückliche Rede, verneigte ſich und flüſterte: „Ich werde meinem gnädigen Herrn Euer fürſtlichen Gnaden Worte alſo anzeigen.“

„Ja!“ ſprach der Herzog noch heftiger, denn er vermochte nicht mehr, an ſich zu halten, auch mochte es ihn in der Seele kränken, daß der Kurfürſt ihm einen Menſchen ſandte, der die Knaben-ſchuhe kaum ausgetreten: „Merke es ja, was ich geſagt, ob das der Erbeinigung gemäß ſei?“

„Ich werde alles wohl merken!“ erwiederte der junge Geſandte beſtürzt, und wollte ſich zurückziehen. Da ſiegte des Herzogs edles Gemüth über die gerechte Aufwallung, er kämpfte dieſe nieder, und rief dem Sendboten zu: „Harre, harre noch! Ich muß Dir etwas zum Lohn ſchenken!“ Dabei griff er in ſeine Taſche und zog eine Handvoll blinkender neuer Goldſtücke hervor, und drückte ſie jenem in die Hände, dazu ſprechend: „Das will ich Dir zum Botenlohn verehren! Zeige es Deinem Herrn, wenn Du hinaus kommſt, damit er ſieht, was ich für Münze ſchlage, und richte mir fleißig aus, was ich Dir anbefohlen.“

Es waren aber nicht weniger als zwanzig Stücke jener ſchönen und jetzt äußerſt ſeltenen Ducaten, deren Avers im Palmenkranze der Umrandung die Kurſchwerter und das Monogramm H IF K*) zeigt, der Revers aber das vollſtändige herzoglichſächſiſche Wappen.

Hierauf wurde der Junker von Planitz ebenfalls in das Gemach geführt, wo der kaiſerliche Herold weilte; man ſpendete dem Letzteren ein Ehrengeſchenk von funfzig Thalern und bewirthete Beide auf das Anſtändigſte.

---

*) Herzog Hans Friedrich Kurfürst.

Der Neujahrsmorgen von 1567 brach düſter an. An die Glückwünſche, die auf dem Grimmenſtein laut wurden, heftete ſich bange Beſorgniß; an die Schwingen der Hoffnung hing ſich das Gewicht der Befürchtung. Der Herzog empfing mit der Miene froher Zuverſicht ſchon in früher Morgenſtunde die guten Wünſche derer, die ihm den Schutz dankten, um deſſentwillen Stadt und Feſte jetzt belagert wurden, und wahrlich, dieſe Wünſche konnten nicht anders, als aufrichtig ſein. Später und förmlicher nahten unter Vortretung des Hofmarſchalls Kaspar von Gottfahrt, die Hofchargen, Räthe und die höhere Dienerſchaft, unter ihnen Hans Veit von Obernitz, Hans von Raſchkau, Ruprecht von Treuſch, der Kanzler Brück, der Doktor der Rechte Johann Hoffart, wie der fürſtliche Leibmedicus Paul Luther, Doktor Martin Luthers Sohn. Die Geiſtlichkeit und der Magiſtrat erſchienen nicht minder, und wenn auch die Stimmung aller Glückwünſchenden unter den obwaltenden Umſtänden kaum eine andere, als eine gedrückte ſein konnte, ſo hatte doch der Herzog faſt für Jeden ein freundliches und aufmunterndes Wort.

An dieſem Tage ſah und ſprach auch, nach langer Unterbrechung Moritz Hauſener Fräulein Gertrud von Mila. Viel hatte er auf dem Herzen, allein nur wenig vermochte er ihr zu ſagen, und ſie antwortete ihm, die Hand auf das Herz legend, nur mit einem Seufzer und den wenigen Worten: „Ach, Moritz! Wir thun wohl, uns Glück zu wünſchen, denn nirgend ſehen wir Glück. Nichts könnte erwünſchter kommen. Wohin es aber mit uns allen kommen wird, weiß Gott allein!“

Der Vorübereilenden blickte Moritz traurig nach und ſeufzte: „Gott gebe Dir, was Dein Herz begehrt; mein Herz iſt öde und traurig.“

Im engen Familienkreiſe, ausruhend von dem anſtrengenden Geſpräche laſtender Audienzen ſaß der Herzog in ſeinem Zimmer bei einem einfachen Frühmahl, und nur Grumbach theilte dabei die Ehre der Tiſchgenoſſenſchaft. Die Herzogin Eliſabeth nahm Antheil, mit gebeugtem Gemüth; noch kein Neujahrstag war ihr ſo trüb, ſo unheildrohend erſchienen. Johann Friedrich zwang ſich, Heiterkeit zu zeigen, er führte das Geſpräch, und als jetzt auf ſeinen Ruf Johannes Tauſendſchön eintrat, auf goldnem Credenzteller einen hohen kunſtreichen Becher von Rubinglas tragend, in welchem das ſächſiſche Wappen eingeſchnitten war, und rother Wein funkelte wie Feuergluth, ſprach der Herzog, den Becher faſſend und zum Trunk erhebend: „Gebet Wein den betrübten Seelen! Uns iſt bange, aber wir verzagen nicht! Trinket, theures Gemahl, trinket uns zu den Trank des Friedens! Es iſt keine Kunſt, fröhlich zu ſein allein in guten Tagen, auch in den ſchlimmen folget dem Spruch des weiſeſten Predigers: Trinke Deinen Wein mit gutem Muth!“ Er reichte, noch ehe er trank, der Fürſtin den Becher. Eliſabeth zitterte, ihr Buſen hob ſich beängſtigt, ſie hielt den duftenden Würztrank und ſprach bewegt: „Dein Glück, mein Herr und Gemahl!“ Sie trank und konnte nicht verhindern, daß eine Thräne in den Becher rollte. Sie trank, weil ſie nicht vermochte, weiter zu reden, und gab dem Herzog den Pokal zurück. Dieſer trank: „Dein Wohl und das der Kinder! Gottes Segen über euch!“ — und zu Grumbach ſich wendend, ſprach er gnädig: „Nun koſte auch Du, und trinke auf eine baldige beſſere Zeit und eine hellere Sonne des Glücks, als jetzt uns ſcheint!“ —

„Gutes und böſes Glück ruht in Gottes Hand! Sie ſpende Euch und Eurem fürſtlichen Hauſe das erſte in Fülle, und halte das zweite weit von Euch fern!“ ſprach Grumbach und that Beſcheid, indem er den Becher leerte.

Der Edelpage von Birkenfeld trat mit einem Briefe ein, und der Herzog nahm dieſen haſtig in Empfang, denn ſein Herz lechzte nach guter Botſchaft. „Durch einen reitenden Boten von Kaſſel,“ berichtete der Page.

„Vom wackern Landgrafen Philipp!“ rief der Herzog freudenvoll. „Dieſer wird mir helfen, dieſer weiß aus eigner Erfahrung, wie einem bedrängten Fürſten zu Muthe iſt, er hat ſchwer, hat lange gelitten, doch auch ihm lächelte ſpäter das Glück auf das Günſtigſte, an ſeinem und meines gnädigen Vaters Muth und Ausharren iſt ein großes Beiſpiel zu nehmen.“

„Gott gebe, daß Euer Hoffen ſich erfülle,“ ſprach Grumbach dumpf, mehr in ſich hinein murmelnd, und die Blicke mit geſpannter Erwartung auf den Herzog richtend. Die Herzogin eilte zu ihrem Jüngſtgebornen, welchen Gertrud auf den Armen im anſtoßenden Zimmer ſchaukelte, und barg an des Kindes Antlitz die ſtrömenden Thränen ihres tiefen Kummers, doch behielt auch ſie hernach den leſenden Gemahl im Auge.

Johann Friedrich las lange, ſtill. Das Schreiben faßte beinahe ſieben Bogenſeiten. Der Brief war nicht, wie der Herzog erwartet, und es zuckte ſchmerzliche Bewegung über ſein edles Antlitz. Leiſe ſprach er unter dem Leſen, gramvoll lächelnd: „Hört ganz ungern von meiner Bedrängniß — hat es längſt beſorgt, hat längſt gewarnt — die Sachen haben viel mehr auf ſich als ich denke — hätte den kaiſerlichen Mandaten merklich pariren ſollen — mich, die Kinder, Land und Leute bedenken — hätte Grumbach abſchaffen ſollen — kurz — Ausflüchte — nichts, nichts, nichts! —“ dann brach er aus, zornlaut und den Brief zur Erde ſchleudernd: „Auch nichts! Verflucht ſei die Freundſchaft, die Verwandtſchaft in den tiefſten Abgrund der Hölle!“

„O mein Gemahl!“ klagte Eliſabeth, und eilte auf den Aufgebrachten zu, ihn, der außer ſich gerathen wollte, ſanftzärtlich, beſtürzt und liebevoll umſchlingend. „Auch Du, Philipp!“ ſprach er dann, ſich faſſend, und griff nach der goldnen Kette, daran eine Münze hing, die er gewaltſam abriß. „Sieh, theure Eliſabeth, ſieh, Grumbach, dieſe Münze Philipps habe ich geſchätzt als das beſte, ſchönſte, koſtbarſte Kleinod meiner Schatzkammer! Auf meinem Herzen habe ich ſie getragen, an ihr hat mein Muth ſich aufgerichtet; es iſt die Münze, die Landgraf Philipp zu Heſſen ſchlagen ließ, da das Unglück ihn überſtürmte; da leſet die Schrift, ſie iſt deutlich genug: Beſſer Land und Leut verloren, als einen falſchen Eid geſchworen.“ *)

„Ha! Das war ein ehrlicher, männlicher, fürſtlicher Spruch, den ich auf meine Münzen hätte prägen ſollen!“

„Tröſte Dich Gott, theures Weib, ich kann nicht anders, und Du, Freund, zage nicht und fürchte nicht, daß Dein Freund wanke. Falſchheit iſt nicht in mir! Dieſe Münze, Eliſabeth, gieb ſie den Kindern, daß ſie damit ſpielen, wie die Fürſten wollen, daß ich ſpielen ſoll mit meinem Schwur. Sie hat für mich keinen Werth mehr. So aber ſpricht der Herr unſer Gott: Ich habe einſt geſchworen bei meiner Heiligkeit, ich will David nicht lügen.“ — —

Grumbach ergriff des Herzogs Hand, küßte ſie, und preßte ſie tief erſchüttert ohne Worte an

---

*) Die Umſchrift dieſer ſeltnen Münze iſt: HESS. LAND V. LVD. VERLORN. ALS EN FALSCH. AID GESCHWORN. 1552.

ſein Herz. Die Herzogin wandte ſich weinend ab. —

In der Stadt riefen die Glocken zur Kirche, in den Schanzen donnerte kriegeriſcher Kanonengruß. Es war kalt und ſchneite den ganzen Tag.

Zweites Kapitel.

Der Schlag der Lärmtrommeln wirbelte durch Stadt und Feſtung, alle Mannſchaft trat unter Waffen, und mit klingendem Spiel, mit den fliegenden neuen Fahnen zog die Beſatzung des Grimmenſtein aus der Burg und ſtellte ſich auf dem Berge über der Stadt in Reihen und Glieder geordnet auf. Von der Stadt herauf zogen ebenfalls die vier Fähnlein des Landvolkes, wie die bewehrten Bürger mit ihren Führern, und es bildete ſich ein großer Ring. Jetzt ſchmetterten aufs Neue Trompeten und Poſaunen, wirbelten Pauken. Im kriegeriſchen Feſtſchmuck, voran das Hauptpanier mit dem Kurwappen auf der einen, das Sachſenſchild mit dem Rautenkranz auf der andern Seite, ritt der Herzog mit ſtattlichem Gefolge aus der Umwallung hervor. Zu Johann Friedrichs Rechten ritt Grumbach, zur Linken Brück, und nur dieſen Beiden war es vergönnt, dem fürſtlichen Herrn in den Kreis der verſammelten Kriegsmacht zu folgen, die übrigen Begleiter blieben außerhalb des Ringes halten. Johann Friedrich warf einen ernſten Blick auf die unter ihm liegende Stadt. In jener Zeit erſtreckten ſich die ſtattlichen Häuſerreihen des freundlichen Gotha noch nicht ſo geſchloſſen bis herauf in die Nähe der hochragenden Burg, und es bot ſich vor derſelben ein noch größerer freier Raum, als heute die ſanft anſteigenden Terraſſen vor dem Friedenſtein gewähren. Was änderten nicht drei Jahrhunderte in der Geſtaltung der Städte! So war es denn der höchſtgelegendſte Theil des jetzigen Marktes, wo der Herzog zu Roß im Kreiſe ſeiner Truppen hielt, ein Zeichen ward gegeben und Alles verharrte im tiefen Schweigen. Mit lauter Stimme, feſt und männlich ſprach nun Johann Friedrich zu den Schaaren und ihren Führern, welche letztere näher getreten waren, ſo daß ihnen kein einziges Wort entging: „Euch Allen, meine Getreuen, iſt es ſicherlich im Gedächtniß, daß ihr insgeſammt mir mit Eid und Pflichten verwandt und verbunden ſeid! Daran will ich denn einen Jeglichen unter euch nochmals beſonders freundlich mahnen und erinnern. Jedermann ſieht augenſcheinlich, daß mein Vetter, und — o daß ich es ſagen muß, daß mein leiblicher Bruder mich ohne alle Urſache mit Krieg zu überziehen vermeinen, was kaum aus einem andern Grunde geſchieht, als um das lautere Wort Gottes, daran ich feſtiglich halten will, um beſchworene Treue, die ich nicht weniger halten will, ſo lange mein Leib nicht in Staub zerfällt! Welcher von euch, meine treuen und geliebten Unterthanen, nun treulich zu mir ſtehen will, der erhebe deß zum Zeichen zwei Finger ſeiner rechten Hand.“

Und ringsum in dem weiten Kreiſe erhoben die Schaaren der Männer ſchwörend ihre Hände. Der Herzog neigte ſich ihnen gnädig, und ſprach weiter: „Meine Treuen, ſo hoffe ich, Gott giebt uns Glück. Und ſollte Einer oder der Andere in dieſem rechtſchaffenen Kampfe um das Seinige kommen, dem ſoll alſo vergolten werden, daß, Wer einen Pfennig verliert, der ſoll zwei erſtattet erhalten. Auch ſage ich euch das: Mancher wähnt vielleicht und läßt ſich dünken, daß um des hier gegenwärtigen Feſten von Grumbach dieſer Handel ſich angeſponnen, und um ihn allein es zu thun ſei, dieſe mögen mir glauben, daß dem nicht alſo iſt. Mir gilt es, meiner Perſon, meinem Land und dem heiligen Evangelium. Um Land und Leute ſoll ich gebracht werden. Bald wird mir eine gewaltige Hülfe von außen her kommen, und mit der Hülfe, ſo Gott uns ſendet, werden wir überwinden, denn alſo ſpricht der Herr Herr: Meine Gnade ſoll nicht von Dir weichen, und der Bund meines Friedens ſoll nicht hinfallen!“

Es war das Erſtemal, daß der Herzog ſich veranlaßt ſah, zu ſeinem Volke zu ſprechen, und dieſes war gewohnt, von ſcheuer Entfernung aus zu gehorchen, zu verehren. Die Wirkung dieſer von gemeinſamer Gefahr jetzt gebotenen Annäherung war außerordentlich; die einfachen, aber mit einem innigen Ton vorgetragenen Worte des Herzogs wirkten erſchütternd, begeiſternd, entflammend. Thränen rollten über die Wangen der bärtigen Männer, ein tumultuariſches Geſchrei entſtand: „Leib und Leben, Gut und Blut für unſern Herzog! Er lebe! lebe hoch!“ Hätte der Herzog den Moment dieſer Begeiſterung benutzt, wäre er den Schaaren voran hinausgeſprengt, ſo wäre das Heer der Belagerer, das noch dazu ein ſäumiges, nichtsnutziges Heer war, welches ſich begnügte, in den Dörfern zu plündern, zu preſſen und zu praſſen, total vernichtet worden. Als der Tumult ſich legte, als es wieder allgemach ſtill wurde, nahm Grumbach das Wort. Freilich ſchallte dieſes nicht mehr ſo kräftiglaut, ſo donnernd, wie einſt, doch noch vernehmlich genug ſprach der Greis, der vom Kopf bis zu den Füßen in warmen Pelz gekleidet, ſich jetzt zu einer ritterlichen Haltung auf dem Roß anſtrengen mußte: „Liebes Volk! Ihr habt vernommen, was unſer gnädiger Herr euch angezeigt, ihr hört, aus welchen Urſachen dieſer Krieg ſich anſpinnt. Nicht ich bin die Braut, um die man tanzen will, ſondern es iſt, wie ihr gehört, um unſern frommen Herrn zu thun, den man vollends um das Seine zu bringen denkt. Nichts Neues unter der Sonne! Was dünket euch? Kann auch nur ein Einziger glauben, daß an mir alten, bald ſiebenzigjährigen Mann ſo viel gelegen ſei, ein

Kriegsheer meinethalb zu bewegen? Solches kann Niemand glauben, darum glaubt auch ihr es nicht, und haltet mich an allem Uebel, das da kommt, entſchuldigt!“

Wie ſehr auch durch ſo manches Gehäſſige, was ſeine Gegner Grumbach aufzubürden unabläſſig bemüht waren, weil er ſie geiſtig überragte, und weil er um das Vertrauen des Herzogs vielfach beneidet wurde — die Stimmung der Bürger gegen den Ritter war, ſo wagte jetzt doch Niemand eine Widerrede; das unbefangene Landvolk jauchzte wie vorher — aber die Bürger — ſchwiegen, es ſtörte etwas ihre Begeiſterung, dämpfte ſie. Grumbach hätte nicht ſprechen ſollen. Ein Verhaßter darf, wenn er kann, ſeinen Gegnern imponiren; er darf ſie beleidigen, mit Füßen treten, ſie werden es knirſchend dulden, aber er darf ſich nicht zu vertheidigen, zu rechtfertigen ſuchen, ſonſt ordnet er ſich unter und hat augenblicklich verlorenes Spiel.

Als der Herzog zurückgeritten war, theilte ſich die Beſatzung wieder in ihre Quartiere, und es wurde alles gethan, was die Sicherheit erforderte. Zunächſt wurden ſämmtliche Brücken über die Wallgräben der Stadt abgebrochen, bis auf die vor dem Erfurter Thor, welche ein ſtarker Thurm und eine Baſtion beſchützte. Strenger Befehl der Wachtſamkeit war ertheilt, Niemand ſollte undurchſucht aus der Stadt oder in dieſelbe hinein gehen, und jeder Brief mußte, ſo war des Herzogs ausdrücklicher Befehl, auch wenn er an **ihn** ſelbſt zu eignen Handen gerichtet war, **zunächſt** an Grumbach abgegeben werden.

Der Feind betrieb ſeine Kriegsrüſtungen auf das Eifrigſte. Schon unterm 16. December des vergangenen Jahres hatte Kurfürſt Auguſt zu Sachſen auf Befehl des Kaiſers die Streitmacht der nächſtgelegenen vier Kreiſe, des niederſächſiſchen, weſtphäliſchen und fränkiſchen entboten, und ſo war auch an den fränkiſchen Kreisoberſten, Georg Ludwig von Seinsheim die Aufforderung ergangen, zur Erhaltung des Landfriedens beizutragen, und mit den beſtimmten Truppen, mit grobem Geſchütz und Munition ſpäteſtens bis zum neunten Januar im Lager vor Gotha einzutreffen. Seinsheim haßte Grumbach bitter, der Befehl war ihm willkommen, und eilend flogen ſeine Boten an alle Fürſten und Stände des fränkiſchen Kreiſes, ſie zu doppelter Reichshülfe aufmahnend. So erging denn auch dieſe Aufforderung an den Fürſten von Henneberg, Georg Ernſt, auch er mußte der Nothwendigkeit nachgeben, und ſeine Vaſallen aufbieten. Desgleichen mußte an alle Amtleute ein Gebot erlaſſen werden, daß kein Unterthan fremde Kriegsbeſtallung annehmen ſolle. Durchmärſche drohten das Land zu beläſtigen, Muſterplätze ſollten da und dort beunruhigen, Entſchuldigungen der Vaſallen mit Krankheit oder Unvermögen liefen in Menge ein; dieß alles ängſtigte den bejahrten Fürſten Georg von Henneberg, und trübte ſeinen Lebensabend. Dort ſah er den geliebten eng befreundeten Herzog von Gefahren aller Art umdroht, und er ſelbſt ſollte Truppen gegen ihn ſenden, während gleichzeitig ein Schreiben Herzog Johann Wilhelms ihn berief, perſönlich auf dem Landtag zu Saalfeld zu erſcheinen, ein zweiter Brief deſſelben Herzogs ſein feindliches Verfahren, ſeine Theilnahme an der Exekution mit dem Gehorſam gegen den Kaiſer, und dem Mitleiden mit ſeinem Bruder, deſſen Gemahlin und Kindern entſchuldigte, und nicht minder gleichzeitig der bedrängte Johann Friedrich für ſich um Hülfe flehte.

In dieſer Zeit kreuzten ſich fürſtliche Boten auf allen Wegen und Stegen, eine lebhaft unterhaltene Correſpondenz der befreundeten Fürſten untereinander berichtete gegenſeitig vom Stand der Dinge, und alles, was vernommen wurde, und nur einigermaßen merkwürdig erſchien, ward eigenhändig oder auf dem Wege der Kanzleien an die geſchrieben, die es intereſſiren konnte. Es iſt von dieſem geſchichtlichen Material der Nachwelt ſo viel aufbehalten, daß es, gedruckt, Folianten erfüllen würde, und wie trocken auch im Allgemeinen die Ausdrucksweiſe jener Zeit ſich darſtellt, dennoch gewähren jene Briefwechſel manchen anziehenden Aufſchluß über die Charaktere der handelnden Hauptperſonen.

Nichts weniger als muſterhaft war die Mannszucht unter den aus ſo vieler Herren Ländern zuſammengeworbenen Kriegsvölkern, und bald verbreiteten ſich ſchreckhafte Nachrichten von den zur Belagerung heranziehenden, und bereits gelagerten Truppen nach allen Richtungen hin. Da ein ſo großer Theil derſelben aus Berittenen beſtand, wurde dieſen Räuberei und Plackerei um ſo leichter, den Siedlern der offenen Dörfer um ſo drückender.

Herzog Johann Friedrich blieb keine Stunde ohne neue Nachricht, denn noch war die Stadt nicht ſo ganz eingeſchloſſen, daß nicht Boten und Befehle den Aus- und Eingang gefunden. Er ließ nichts unverſucht, den Feind mindeſtens aufzuhalten. Alle gothaiſchen Förſter auf dem Thüringer Walde erhielten Befehl, die Wege zu verbauen, und da dieſem Befehl Folge geleiſtet wurde, ſo ſahen ſich die aus Franken und Henneberg heranziehenden Truppen nicht wenig gehemmt, denn die von hohem Schnee bedeckten Gebirgspäſſe, ohnehin, wenn ſie offen waren, kaum zu dieſer Jahreszeit zu überſchreiten, gänzlich ungangbar zu machen, war ein Leichtes, und die Truppen mußten größtentheils über Eiſenach ziehen.

Die fränkiſche Kreishülfe ſammelte ſich zu Römhild, und zog, von Seinsheim geführt, über Meiningen das Werrathal abwärts.

Während kriegeriſcher Zurüſtungen aller Art in und außer der Stadt Gotha, ward zu Saalfeld der von Herzog Johann Wilhelm eigenmächtig und allein ausgeſchriebene Landtag eröffnet. Das ſtattliche Rathhaus nahm am frühen Morgen des vierten Januar 1567 die Grafen, Freiherren, Ritter und die Abgeordneten der Städte auf, und der Herzog ſprach zu den zahlreich verſammelten Ständen. Er führte an, daß dringliche und unvermeidliche Urſachen ihre Berufung erheiſcht, ſprach ſich anerkennend und gnädig über ihren Gehorſam aus, und brachte ohne lange Umſchweiſe die Rede auf das unſelige Verhängniß, welches Gotha durch die Exekution gegen Grumbach, deſſen Achtsverwandte und deren Aufhalter, den Herzog Johann Friedrich, bedrohe. Er erwähnte die Befehle des Kaiſers, denen er gehorſamen müſſe, kurz, aber doch zierlich, wie die Berichte über den Vortrag des Herzogs ſich ausdrücken, und befahl ſchließlich den Secretarien, die gefaßte Hauptpropoſition mit den beiliegenden Mandaten vorzulegen, worauf er ſich entfernte.

Die Propoſition referirte, was bereits geſchehen, Beſetzung des Landes durch Truppen, Ankündigung der Exekution durch einen Ehrenhold, welcher Befehl habe, ſich auch gegen die Landſchaft zu erklären; ferner, daß von Seiten des Kurfürſten die Reichshülfe und der Zuzug gefordert worden, und war mit allen nöthigen Dokumenten belegt. Weiter war in derſelben das Bedauern des Herzogs Johann Wilhelm ausgeſprochen, daß weder ſeine Fürbitten bei Kaiſer und Reich, noch auch die brüderlichen Abmahnungen bei Herzog Johann Friedrich gefruchtet hätten, und er, der Herzog, zuletzt ohne Antwort gelaſſen worden ſei. So müſſe nun dieſer Handel Gott befohlen werden, obwohl der Herzog wegen ſeines lieben Bruders, wegen deſſen junger Söhne, auch aus eigenem Intereſſe, und aus Sorgfalt für die getreue unſchuldige Landſchaft zum Höchſten beſtürzt und bekümmert ſei.

Es wurde im weitern Verlauf der Propoſition an den vom Vater beider Brüder aufgerichteten Erbvertrag, an die gelobte Treue in Aufrechthaltung des väterlichen Teſtamentes erinnert, nicht ohne Selbſtlob, und man konnte ſich auf die publicirte Reichsordnung trefflich ſtützen. Letzteres war vor allem nöthig, um endlich den Ständen darzulegen, daß die Koſten der Exekution von dem Herzogthum ſelbſt zu tragen und zu erſtatten ſeien, wenn nicht das beſetzte Land feindlich innebehalten, gebrandſchatzt, verwüſtet, am Ende getheilt und die getreuen Stände und Unterthanen aufs Aeußerſte geſchädigt werden ſollten, was natürlich dem Herzog ſelbſt nur nachtheilig ſein könne, um ſo mehr, da ohnedieß auf des Bruderherzogs Landesportion eine große Schuldenlaſt ruhe. Deshalb habe Herzog Johann Wilhelm am Liebſten geſehen, auch wegen der künftigen Unterhaltung der Söhne ſeines Bruders, wenn ihm des Bruders Land, zum Beſten der Neffen, Tutoris nomine überantwortet werde. Dieß zu bewilligen, liege nun freilich nicht in der Abſicht des Kaiſers und der Reichsſtände, ſondern dieſe begehrten von ihm als nächſten Agnaten und Mitbelehnten eine Aſſecuration im Betreff der Kriegskoſten.

Demnach ergehe an die getreuen Stände das gnädige Begehren, den beſchwerlichen Fall zu berathen, ob der Herzog des Bruders Landes-Antheil aus der Hand, und durch die verordneten Kreiſe einnehmen laſſen, oder ſich in eine Aſſecuration der Kriegskoſten halber, doch nach Diſpoſition der Reichsordnung einlaſſen ſolle, oder auf welche Weiſe ſonſt das Verderben des Landes abgewendet werden möge.

Der Bevollmächtigte des Herzogs hatte kaum die Vorleſung der Propoſition beendigt, nach welcher ſehr viele verſammelten Stände ſich bedenklich, faſt rathlos anblickten, als ein Schreiben des Herzogs Johann Friedrich übergeben wurde, das vom vorigen Tage datirt war, und noch in derſelben Sitzung zum Vortrag kam. Der Herzog ſchrieb, er ſei berichtet worden, daß ſein Bruder einen Landtag in Saalfeld ausgeſchrieben, und nicht nur die Landſchaft des einen, ſondern auch die des andern Theils dazu entboten habe; daß er ſeinen Bruder dringend um Hülfe angeſprochen, die er ſich von ihm auch verſehen habe, er müſſe jedoch das Widerſpiel erfahren, indem Herzog Johann Wilhelm ſich habe verführen laſſen, ſich zu Herzog Auguſt zu halten, und auch die getreuen Unterthanen widerſpenſtig mache, um ihn, den Bedrängten, unterdrücken zu helfen. Darum mahne nun Herzog Johann Friedrich die Stände an ihre Unterthanenpflicht, ſich unter keinerlei Schein und Namen abwendig machen zu laſſen, ja er bitte um ihr Mitleid. Er forderte aber auch mit ernſten und nachdrücklichen Worten nochmals den Zuzug der Vaſallen mit reiſiger Hülfe. Er ſchob die Schuld des Ueberzugs auf Verhetzung der ihm Widerwärtigen beim Kaiſer, auf die ungetreuen Baalspfaffen, und erinnerte daran, wie ſeinem Vater mitgeſpielt, und ihm wider Gott, Recht und Ehre ſein Erbland und das Kurfürſtenthum abgedrungen worden ſei. Gehorſamen verhieß das fürſtliche Schreiben am Schluß alle Gnade, Ungehorſame und Abtrünnige bedrohte es mit gebührender Strafe eidvergeſſener Unterthanen.

Die Propoſition des einen Herzogs, der ſich ſchon als Alleinregenten betrachtete, und dieſer Brief des zweiten, des Aeltern, beides mit einander im ſtricten Widerſpruch ſtehend, gaben den getreuen Ständen genug zu bedenken und zu berathen. Das Reſultat ihrer Berathung ließen ſie am folgenden Tage ſchriftlich bei dem Herzog einreichen. Das Schreiben beklagte in gewählten Worten den betrübenden und noch nie erhörten Stand der Dinge, erklärte treue Geſinnung und ſchuldigen Gehorſam, ſtellte aber vor, daß die große Wichtigkeit der Sache, die beiderſeitige Erbhuldigung und Unterthanenpflicht, der die Stände zur Zeit noch nicht entnommen wären, eine ſchnelle Entſcheidung unmöglich mache. Zugleich wurde der Inhalt von Herzog Johann Friedrichs Brief erwähnt und copeilich mitgetheilt, und gebeten, der Herzog wolle die Stände mit dem erforderten Bedenken gnädiglich verſchonen, vielmehr nach eignem hohen von Gott verliehenem Verſtande die Angelegenheit chriſtlich und fürſtlich erwägen, damit dem Verderben von ſeines und ſeines Bruders Lande vorgebeugt werde.

Am Montag, als die Stände ſich wieder auf dem Rathhaus eingefunden hatten, trat Herzog Johann Wilhelm in Begleitung deſſelben kaiſerlichen Heroldes, der dem Bruder die Acht verkündigt hatte, und zweier Abgeordneten des Kurfürſten in die Verſammlung. Einer der letztern, Doctor Lindemann, nahm zuerſt das Wort, ſetzte in langer und zierlicher Rede nochmals die längſtbekannten Urſachen der Exekution auseinander, und fügte hinzu, daß der anweſende Herold im Namen des Kaiſers, und er und ſeine Begleiter im Namen des Kurfürſten als Kreisoberſten ausdrücklichen Befehl hätten, auch ein beſonderes Mandat noch erwarteten, die Unterthanen und die Landſchaft von Herzog Johann Friedrichs Landesantheil ihrer Eide, Pflichten und Lehensverwandtſchaft loszuzählen, und auf die erwähnte Aſſecuration an Herzog Johann Wilhelm allein zu weiſen.

Hierauf zog der Herold einen kaiſerlichen Kanzleibefehl hervor, und theilte deſſen Inhalt den beſtürzten Ständen mit lauter Stimme mit, fügte auch alsbald die Formel der Loszählung hinzu, worauf der Doctor wieder das Wort ergriff, und den Akt mit Ermahnungen zu Gehorſam und Pflichttreue, wie mit Warnungen gegen die nicht Parirenden ſchloß.

Der Sprecher des Landtages, Martin Möller aus Jena, erbat nun Zeit zur ferneren Berathung und Reſolution über dieſen hochwichtigen Punkt.

Die Berathung währte mehrere Tage. Erſt am ſiebenten Januar wurde die Reſolution an den Herzog überreicht. Ihr Inhalt ſprach mit edlem Freimuthe tiefe Betrübniß aus über das, was geſchehen, beklagte den geliebten Herzog Johann Friedrich, beſchrieb den Akt der Loszählung durch den Herold, der einen kaiſerlichen Kanzleizettel gehabt und verleſen, und ſchilderte den unausſprechlichen Kummer und die Schmerzen, womit die treuen Stände ſolches alles angehört, Schmerzen, die nur Gott kenne, die ſich nicht reden und ſchreiben ließen. Es ſei billig und gebühre Ehren halber den Ständen, ihrem geliebten Landesfürſten und Herrn das an ſie ergangene traurige Anſinnen zu melden, und ſich ohne ſein Wiſſen von ihm nicht abweiſen zu laſſen. Da der Stand der Dinge jedoch ein ſolcher ſei, daß er Verzug und Aufſchub nicht vertrage, es wäre denn, daß man wiſſentlich und muthwillig Land und Unterthanen in äußerſte Noth kommen laſſen wolle, da des Kaiſers Mandate und harte Drohungen zum Gehorchen nöthigten, da die größte Noth bereits vor Augen, ſo könnten die betrübten Stände nicht umhin, um des Landes völliges Verderben zu verhüten, aus der Noth eine Tugend zu machen, und hätten im Namen des allmächtigen Gottes beſchloſſen, ſich an ihren auch angebornen von Gott geordneten Erbherrn, Landes- und Lehensfürſten weiſen zu laſſen. Die frömmſten, rührendſten Wünſche für das Wohl beider Herzoge und ihrer Kinder folgten, und die nochmalige Verſicherung, daß nur des Landes Wohlfahrt und die hohe, große, unvermeidliche Noth zu dieſem Schritt genöthigt, dem gewiß bittrer, doch unverſchuldeter Tadel in öffentlichen Schriften nicht ausbleiben werde. Für dieſen Fall baten die Stände den Herzog um Schutz, wie um Fürſprache beim Kaiſer und den Reichsſtänden. Inſonderheit aber baten ſie, und um Gottes Willen, ſie und das Land bei der wahren Religion der Augsburgiſchen Confeſſion und den Schmalkalder Artikeln bleiben zu laſſen, auch daneben um Schutz für das Land gegen das durchziehende Kriegsvolk, und ſchloſſen dann kurz, blos mit der üblichen Formel, dieß um den Herzog in Unterthänigkeit gehorſam verdienen zu wollen.

Der Ueberbringer dieſer Reſolution erhielt noch den Auftrag, mündlich um Aufrechthaltung aller ſtändiſchen Freiheiten, Rechte und Privilegien zu bitten.

Die Stände wurden hierauf am folgenden Tag um ein Uhr Mittags auf das Rathhaus gefordert. Dort erſchien wieder der Herzog mit den Delegirten; es wurden mehrere, mittlerweile angelangte kaiſerliche Mandate zum Vortrag gebracht, davon eins beſonders die Loszählung und neue Anweiſung befahl, nach deren Anhörung die Verſammlung auf den nächſtfolgenden Tag zur formellen Vollziehung des Aktes beſchieden wurde.

Dieſe Handlung, als ſie nun wirklich vor ſich ging, eröffnete der Herzog mit einer Anrede, in der er mehrere Punkte der Reſolution berührte, die nicht erfreuend zu ſeinem Innern geſprochen haben konnten.

„Ich begehre,“ ſprach Johann Wilhelm unter Anderm: „fremden Gutes nicht; ich gönne Jedem gerne, was Gott ihm gönnt. Daß es mit meinem lieben Bruder dahin gerathen, wo es iſt, trage ich herzliches Mitleid und Erbarmen. Auch mich drängt die Noth, die Land und Unterthanen bedräut, zu dieſem Schritt! Ich bitte den allmächtigen Gott, daß ſeine Barmherzigkeit mich alſo leite und regiere, daß die mir aufgelegte Bürde der Adminiſtration ſeinem göttlichen Namen zu Ehren und der getreuen Landſchaft zur Wohlfahrt gedeihen möge!“

Davon, die Lande dem unglücklichen Bruder oder ſeinen Söhnen dereinſt zurückgeben zu wollen, ihnen nur ein treuer Verweſer zu ſein, wozu das unvermeidliche Verhängniß jetzt drängte — davon ſprach Herzog Johann Wilhelm kein Wort.

Es las nun einer der begleitenden Mandatare die Eidesformel den im dumpfen Schweigen und bekümmert in einem Halbkreis ſtehenden Ständen vor. Dieſe Formel war lang gefaßt. Sie nannte den Herzog Johann Friedrich als einen Fürſten, deſſen Land und Leute verwirkt und verfallen, zählte die Unterthanen ihrer Pflichten ledig, wieß ſie an den Herzog Johann Wilhelm und deſſen Erben, und ſchloß: Und auf den Fall, welches Gott der Allmächtige verhüten wolle, daß Herzog Johann Wilhelm und deſſen Leibeserben mit Tod abgehen ſollten, ſo will und ſoll Ich (der Schwörende) Kraft derer im Hauſe zu Sachſen aufgerichteten Erbverbrüderung und Erbhuldigung mich alsdann an Herzog Auguſten Kurfürſten zu Sachſen ꝛc. und deſſen Leibes- und Lebens-Erben, und im Fall, da dieſelben auch nicht mehr am Leben wären, an den Landgrafen zu Heſſen und deſſen rechte, natürliche, ehelichgeborene Leibes-Erben halten, und dawider wiſſentlich keineswegs thun, oder Jemandes Zuthun verſtatten, alles treulich und ohne Gefärde, ſo wahr mir Gott helfe durch Jeſum Chriſtum, ſeinen lieben Sohn, unſern Herrn! — Die Stände ſchwuren. —

Der Väter Sünde wird heimgeſucht an den Kindern bis in das dritte und vierte Glied, ſagt ein mit Gottes Barmherzigkeit ſchwer vereinbarer Bibelſpruch. Johann Friedrichs erbitterte Gegner hatten es noch ſchlimmer im Sinn; ſeine armen unſchuldigen Kinder und zu hoffenden Enkel ſollten des Vaters Vergehen gegen das deutſche Reich immer und immer tragen und büßen, ſollten Bettler werden nach dieſer furchtbaren, von Haß und Eigennutz dictirten Formel. Im Himmel aber waltete ein gerechter zwar, doch auch ein gnädiger Richter.

In Gotha regten ſich rührig tauſend Hände und trugen das hohe und ſtattlichgebaute Kaufhaus zum größten Theil ab, auf deſſen Fundamenten das heute noch ſtehende, mit dem Rathhaus vereinte Gebäude wurzelt. Noch war die Belagerung nicht ſchreckhaft, bisweilen knallte da oder dort ein Böller, eine Feldſchlange, eine Karthaune, deren Gruß dann nicht unerwiedert blieb, oder es ritten und liefen etliche kecke Ritter und Reiſige durch eine oder die andere Ausfallpforte hinaus, beunruhigten mit Plänkeln und Scharmutzieren die Arbeiten der Gegner, welche Schanzen und Wälle aufwarfen und Laufgräben zogen, und riefen ihnen Hohnworte und Spottverſe zu, die ebenfalls in reichem Maaß erwiedert wurden.

Auf der Burg war die Beſatzung noch gutes Muthes. In der großen Trinkſtube ſaßen die zahlreichen Oberſten und Hauptleute, zechend und plaudernd, Trinkſprüche ſprechend und luſtige Reime ausbringend auf die Gegner. In vielen Exemplaren lag die Nachtigall, friſchgedruckt von Frankfurt angekommen, auf den Tiſchen, zum Theil ſchon überfeuchtet von manchem verſchütteten edlen Tropfen.

„Ein wackrer Burſch, der Klebitz, das muß wahr ſein!“ rief Wilhelm von Stein: „ſeine Nachtigall pfeift anmuthiglich zu unſerm Reigen!“

„So etwas bringt Ihr Poeten nicht zu Stande,“ wandte ſich Jobſt von Zedwitz zu Hans Beier und deſſen Reiterfähnrich Michel, genannt der Sachs von Torgau, welche beide ſich bisher in

Spottreimen vielfach verſucht und damit einigen Ruf unter dem Kriegsvolk erlangt hatten.

Auch der Herzog hatte ſo eben die zu ſeinen Gunſten ſingende Dichterſtimme des Verfaſſers der Nachtigall geleſen, und ſprach mit wehmüthigem Lächeln zu ſeiner Gemahlin: „So gibt es doch noch Menſchen, die für uns ſind. Nicht Alle haſſen und verfolgen uns! Den Mann, der dieſes Gedicht ſchrieb, kenne ich nicht, weiß nichts von ihm. Siehe, da ſagt er mir in ſeiner Zuſchrift, daß er unter den Bäumen des Feldes, bei einem Zweipfennigbrod dieſe Verſe gedichtet, um ſich durch das Unglück eines ſo großen und ſtandhaften Fürſten, wie ich ſei, über ſeinen eigenen Kummer zu erheben. Dieß ſind ſeine Worte. Ueber welche Kraft gebietet doch ein Dichterherz!“

„O wehe ſolch trauriger Tröſtung!“ erwiederte Eliſabeth mit ſanfter Theilnahme. „Beſſer, er hätte in einen andern Troſtſpiegel blicken können, als in den Deines Schickſals, mein Johann!“

„Es iſt ſo viel Wahrheit in dieſem Liede!“ ſprach der Herzog weiter.

„Ja wohl, ſchwere und bittre!“ ſeufzte Eliſabeth, und repetirte einige ihr im Gedächtniß gebliebene Zeilen, die ihrer ſelbſt gedachten:

„Pfalzgraf am Rhein, die Töchter dein
Jetzunder ſehr betrübet ſein.
Zwo Schweſtern, die zween Brüder han
Ach Gott! in großer Trauer ſtahn!“

„Man kann nicht kürzer und wahrer ſchildern,“ ſetzte die Fürſtin hinzu.

„Du haſt vollkommen Recht, Theure!“ beſtätigte der Herzog. „Das achte ich für die größte Kunſt eines Poeten, im Gewande der Poeſie dennoch mit ſchlagenden Worten die Wahrheit auszuprägen. — Auch ich bin ein Dichter!“ fügte er, nicht ohne ſelbſtbewußten Stolz ſich in die Höhe richtend, hinzu. „Auch mir gelingt bisweilen Spruch und Reim, und leicht ſchmiegt ſich an letztern der Gedanke an, zum Preiße Gottes und ſeines eingebornen Sohnes.“

„Du biſt mein Freund und mein Held, Gott ſei mit Dir, mit uns Allen!“ ſprach die hohe Herrin mit Rührung, und drückte einen Kuß auf die Hand des Gemahls.

Jetzt öffnete ſich die Thüre, und herein trat des Herzogs ſtiller und bleicher Kammerknecht, eine ſtarke Depeſche in der Hand, doch blieb er, ſich ehrerbietig verneigend, an der Thüre ſtehen.

„Was bringſt Du, Tauſendſchön?“ fragte freundlich der Herzog, während Eliſabeth ängſtlich auf den Knaben blickte, denn ihr ahnendes Herz ſagte ihr, daß wohl keine irgend erfreuliche Botſchaft mehr über die Wälle des Grimmenſtein kommen werde, doch ließ die milde und edle Frau ihre bange Beſorgniß den Ueberbringer nicht fühlen, mit dem ſie ein inniges Mitleid empfand. Sie wußte nur zu gut, daß ſeine eigene Seele litt, und daß die wunderbar aus ihm ſich offenbarende Gabe der Viſion an ſeinen Lebenskräften zehrte.

Der Herzog hatte die Schreiben dem Boten abgenommen; es war zunächſt der Brief, den die Stände von Saalfeld durch einen reitenden Boten am geſtrigen Tage an ihn abgefertigt und er las ihn ſchweigend durch. Der lange Eingang wiederholte den Inhalt ſeiner Zuſchriften und Befehle, dann ſprach ſich Mitleid aus mit dem Herzog, ſeiner Gemahlin und der jungen Herrſchaft, Hoffnung, daß Gottes Gnade den unglückſeligen Zuſtand wende, und daß den Ständen nichts lieber ſein ſolle, als erwünſchte Hülfe zu leiſten. Allein nun wurden die kaiſerlichen Mandate erwähnt, die Befehle des Kurfürſten, die des andern Landesherrn, die ſchwere Alternative, das Land gänzlich in Feindes Hand kommen zu laſſen, oder den Ausweg der Aſſecuration zu ergreifen. Es wurde angeführt, wie die treuen Stände gebeten hätten, ſie mit der qualvollen Wahl zu verſchonen, die Copien ihrer Schriften lagen bei, und der fernere Hergang wurde referirt, die angedrohte Gewalt feindlichen Ueberzugs gemeldet. Den Schluß bildete die flehentliche Bitte, der Herzog möge in Betracht dieſer dringenden Umſtände die Landſchaft gnädiglich entſchuldigt halten, und ſich nicht gegen ſie zu Ungnaden bewegen laſſen.

Johann Friedrich lächelte bitter. Er hatte nun nichts mehr zu hoffen, und nicht unvorbereitet traf ihn dieſer letzte, all ſeine Erwartungen vollends zertrümmernde Schlag. „Was kann Euch meine Ungnade ſchaden?“ fragte er ſich mit leiſem Spott in ſich hinein, und fügte mit Jeſaias Worten prophetiſch hinzu: „Es iſt noch gar um ein Kleines zu thun, ſo wird die Ungnade und mein Zorn über ihre Untugend ein Ende haben.“

Dann blätterte er in einem Folianten, der auf dem Tiſche lag, einer Welthiſtorie, und las darin eine Stelle, worauf er laut ſprach: „Grumbachs Sprüchlein bleibt doch ewig wahr: Nichts Neues unter der Sonne! Ich bin nicht der erſte Johann ohne Land.“

Ueber den Engelſeher kam plötzlich einer der ſich jetzt immer öfter wiederholenden, faſt kataleptiſchen Anfälle. Er ſtand, wie ein mit offnen Augen Träumender, unheimlich, grauenhaft. Die jungen Prinzen fürchteten ſich und enteilten von ihrem Spielwerk. Eliſabeth bebte. Johannes Tauſendſchön öffnete den Mund und ſprach melodiſche Worte, und die Starrheit, die momentan auf ſeinem bleichen Angeſicht ruhte, wich ſehr ſchnell dem überirdiſchen Ausdruck eines Verklärten, ſo den Namen rechtfertigend, den der Herzog ihm beigelegt.

„Sie ziehen heran, zahllos mit Heeresmacht!“ ſprach er. „Die Engelein weinen! Zage nicht, zage nicht! Auf den Herrn Deine Hoffnung! Ein Engel bleibt Dir, ein Engel im Lichtkleid. Alle Andern tragen Trauer. Sei geſegnet weiße Frau! Königin im Heiligenſchein! Ach! Ach — da ſehe ich den ſchwarzen Wagen, in dem einſt meine Mutter fuhr. Arme Gefangene! Fort, fort! Fahre wohl! fahre wohl!“ — Kummervoll wandte ſich der bleiche Tagwandler, und kummervoll blickten ihm zwei ſchöne, thränengetrübte Augen nach. Der Herzog faltete die Hände zum Gebet, und ſprach mit dem Schmerz eines Mannes: „Wie Du willt, Herr! Dein Wille geſchehe!“

Drittes Kapitel.

Was unheilverkündend vor des Sehers geiſtiges Auge getreten war, trat nur zu bald unheilbringend in Wirklichkeit vor die Augen der Belagerten. Der achte Tag des Monat Januar brach als ſonnenheller Wintermorgen an. Der blaue Aether ſpannte ſich hoch und licht über dem Grimmenſtein. Im Sonnengold blitzte, wie eine Feuerſäule, von der Spitze des gigantiſchen Thurmes das Erzbild des geharniſchten Kriegsgottes mit der Fahne. Die mit leichter, gefrorener Schneedecke überhüllten Fluren breiteten ſich rundum aus, nur da und dort unterbrochen von den ſchwarzen Erdhaufen der aufgeworfenen Verſchanzungen. Weit zur Ferne vermochte jedoch der Blick nicht zu dringen, denn winterliche Duftſchleier überflorten dicht die Fluren. Der Wald

5*

war ſo wenig ſichtbar, wie die Gleichiſchen Burgen, und nach Norden hin entzog ſich das endlos bis zu den Vorbergen des Harzes ſich flach hinbreitende Gefild ſchon in Stundenweite dem Blick. Dort zeigte ſich die hohe Wand einer grauen Nebelſchicht, und auf ihr malte ſich, in ungeheurer Geſpenſtergröße, der Grimmenſtein, hinter welchem gerade die Sonne ſtand, mit ſeinem mächtigen Thurm, ſeinen hohen Giebeldächern, ragenden Schornſteinen und Mauerzinnen, während der Schatten des Berges der unter ihm liegenden Stadt noch die Strahlen der Sonne entzog. Wer ſie ſah, jene ſeltſame und ſeltne Luftſpiegelung, erbebte, und deutete flüſternd hin, und hielt dieſe, nicht lange anhaltende Erſcheinung für eines der bedenklichen Omina, deren in kurzer Aufeinanderfolge ſchon mehrere erblickt oder gehört worden waren. Draußen in den feindlichen Schanzen wurde es mehr und mehr lebendig, man hörte Trommeln und Trompeten von allen Seiten, und bald berichteten hinausgeſchickte Späher der unter den Waffen haltenden, eines Angriffs gewärtigen Mannſchaft in Stadt und Feſte, daß jetzt erſt das eigentliche Executionsheer dem Lager zuziehe, in höchſt eigenen Perſonen vom Kurfürſten Auguſt und dem Herzog Wilhelm angeführt. Bald wimmelte es rund um die Stadt von zahlloſen Heerhaufen. In bunteſter Mannichfaltigkeit flatterten und ſchwebten die geſtreiften Bannerfahnen, deren in der Regel jeder Heerhaufen ſechs an der Zahl führte, über dem Wald der Speere oder Hakenflinten. Je mehr die höher ſteigende Sonne den Nebel des Wintermorgens zerſtreute, deſto mehr traten Fahnen, blitzende Panzer und Waffen aus ihm hervor, deſto mehr entrollte ſich ein überaus belebtes und bewegtes Fernbild. Buntfarbig geſtreiſte Zelte bauten ſich auf, da und dort, Proviant- und Rüſtwagen fuhren dahin und dorthin, indeß ſich mehr und mehr die Schaaren ordneten, während zahlreiche Geſchütze zwiſchen mächtige Schanzkörbe geſtellt, und nach der Stadt und nach der Feſte gerichtet wurden. Am ſtärkſten war das Getümmel und Zuſammendrängen in der Richtung nach Remſtedt und Goldbach hin, und an den prachtvollen und hohen Gezelten, die ſich dort erhoben, konnte man ſchließen, daß der Oberfeldherr an jener Stelle ſein Lager beziehen wolle.

Herzog Johann Friedrich ſtand mit Grumbach, Brück und einigen andern Männern ſeiner Umgebung hoch oben über der Uhr in der Laterne des Thurmes, von wo aus jede Bewegung des Feindes vollſtändig überſchaut werden konnte. Die einzelnen Stockwerke des Thurmes waren mit Geſchützen beſetzt, die aus jeder Oeffnung drohende Mündungen ſtreckten, Arkeleiknechte ſtanden mit brennenden Lunten zur Bedienung bereit. Des Fürſten Auge weilte auf der Gegend, wo Kurfürſt Auguſt Lager ſchlug. Das Phantasma, welches vorhin auf dem ſie deckenden Nebel magiſch ruhte, war verſchwunden, ein andres Bild trüber Wirklichkeit zeigte ſich jetzt. Reitergeſchwader in Menge, geordnete Schaaren Fußvolk bewegten ſich geregelt gegen die Stadtnähe. Ein

Trompeter mit zwei Begleitern ſonderte ſich ab, und ritt mit einer weißen Fahne, dem Zeichen des Friedens, dem Brühler Thore zu.

„Sieh, ſieh, dort kommen brüderliche und freundvetterliche Sendboten!“ rief der Herzog mit mehr Spott und Laune, als die bedrohliche Gegenwart zu geſtatten ſchien. „Habt Acht, was ſie bringen? Unſre Thorbeſatzung reitet ihnen entgegen! Sie beſprechen ſich! Die Feinde überreichen Schriften! O ihr papiernen Drachen! Man ſollte ihnen die Nachtigall dagegen geben!“

„Ei ei! Die Galgenvögel kommen in ſtarken Schwärmen!“ ſprach Brück jetzt mit bedenklicher Miene.

Es zog der Pomp des Heeres, das der Feldherr mit Schaugepränge, um damit zu prahlen und den Belagerten Furcht einzuflößen, um die Stadt führte, nahe den Seebergen hin, und hatte ſeinerſeits volle Muße, die majeſtätiſch ſich aufthürmende Feſte anzuſtaunen, deren Bau daſtand, wie ein Erzguß, und die gar nicht ausſah, als fürchte ſie die kleinen Menſchlein, die ihren trotzigen Bollwerken in ehrerbietiger Entfernung vorüberkrochen — die Feſtung, deren Hof dem geräumigen Marktplatz einer rund von Gebäuden umgebenen Stadt glich.

Jetzt ſchmetterten vierundzwanzig Trompeter ſalutirend herüber, und auf einem Hügel hielten neben dem großen Hauptbanner mit den Kurſchwertern der Kurfürſt und der Herzog. Johann Friedrichs geübtes Auge erkannte Beide, und ballte die Fäuſte in gerechtem Ingrimm hinaus, indem er ausrief: „O Saul! Saul! Was verfolgſt Du mich?“ Und mit eigner Hand ergriff er eine große Fahne, die zuſammengerollt im Thurme lehnte, ſtieß ſie hinaus nach der Richtung, wo die Gegner hielten, rollte ſie auf, und ſiehe, als der friſche Hauch des Nordoſtwinds ſie aufſchwellte, da blähte ſie blitzend im Sonnengold die mit ächtem Silber aufgemalten Kurſchwerter trotzig entgegen, daß Bosheit und Aerger den Kurfürſten packten, und er mit einem Fluche ſein Roß herumriß und weiter ritt. Herzog Wilhelm ließ ſeine Blicke noch eine kleine Weile auf dem gewaltigen Schloß, auf der ſchönen Stadt ruhen, von deren Wällen und Mauern Kopf an Kopf, Spieß an Spieß dicht gereiht, herüberſah, von Raum zu Raum ein flatterndes Fähnlein, ſchwarz und weiß. Das Blut ſtieg ihm ins Geſicht, und er ſprengte dem Kurfürſten nach, der mit dem Heer den Umzug um die ganze Feſtung und Stadt fortſetzte, dem Sundhäuſer Thor noch vorbeiritt, und dann wieder dem Lager bei Remſtedt ſich zuwandte.

Dem Herzog wurden, als er den Thurm verlaſſen hatte, vom Wachtmeiſter des Schloſſes die Schriften dargereicht, welche die Reiter in vielen Exemplaren am Thore abgegeben. Sie enthielten die gedruckten Auf- und Abforderungen des Kurfürſten, wie des Herzogs, an Stadt und Feſte, an Lehensleute und Unterthanen, ſich vom Herzog loszuſagen, ihm den Gehorſam zu kündigen, und die Aechter auszuliefern.

Grumbach hatte auch ein Exemplar in der Hand und las, und ſchlug jetzt ein Hohngelächter auf, indem er ausrief: „Nichts Neues unter der Sonne! Wäre Huſſens Wort: o sancta simplicitas irgend wo nochmals anzubringen, ſo dürfte ich es brauchen! Seht da nennt mich die plumpe Einfalt meiner Feinde, verzeiht den reſpektwidrigen Ausdruck gegen des Herrn Bruders Liebden, gnädiger Herr, — einen alten Zauberer und Teufelsbanner, und beſchuldigt mich, mich, daß ich beim Volke vorgegeben, der feindliche Ueberzug geſchehe um der Religion willen! Daß euch der Veitstanz ankomme! Ich muß es doch allemal geweſen ſein! Ha wäre ich ein Teufelsbanner und wollte der ewige Gott daß ich's wäre! — wo wären da die Oberſten der Teufel, die mit teufliſcher Geſinnung einen Mann bekriegen, der nie ein Kind betrübte, der nur Großmuth im Herzen hegt, dem wahrhaft fürſtliches Blut durch die Adern rollt?“

„Schreibe eine Antwort, Brück! Eine feſte, energiſche Antwort, ſogleich, und heute oder morgen früh hinaus damit!“ befahl der Herzog aufgebracht. „Seht doch, ſeht! mein Bruder, mein Bruder beruft ſich auf den Eid, den er der Landſchaft in Saalfeld durch Drohungen abgepreßt, mein Bruder nennt mich einen Rebellen, mein Bruder fordert die Meinen zum Abfall von mir drohend und verheiſſend auf! Wehe über Dich! Zeter über Dich, Wilhelm! Deines Bruders Blut ſchreit verklagend gegen Dich zu Gott! Kain! Kain!“

„Meiner Meinung nach wäre die beſte Antwort auf die Abforderung ein Kugelregen!“ murrte Grumbach.

„Auch dieſer ſoll nicht ausbleiben!“ ſprach der Herzog. „Der Grimmenſtein iſt kein Jericho. Noch ſtehen ſeine Mauern, und ſind nicht gefallen vom Schall der Halljahrspoſaunen, und Auguſt iſt kein Joſua, ſondern ein Ahab, der mit dem Baal im Bunde. Der Herr mache Ahitophels Rathſchläge zur Narrheit! Er hat ſeinen Stab Wehe zerbrochen, daß er aufhübe die Brüderſchaft zwiſchen Juda und Israel!“

An derſelben Stelle des hohen Thurmes, wo vor wenigen Tagen der Herzog die große Fahne ausgeſteckt, ſtanden an einem hellen Januartage einige Perſonen, deren Beiſammenſein ſo ungewöhnlich erſchien, wie der Ort, den ſie gewählt, und doch fanden ſie ſich in keiner verbotenen Zuſammenkunft. Es war das Hoffräulein Gertrud von Mila und Moritz Hauſener, begleitet von dem Knaben Johannes. Hochaufathmend, mit von der Mühe des Steigens höher gerötheten Wangen ſtützte ſich Gertrud auf die Brüſtung, während Tauſendſchön ſo bleich geblieben war, wie gewöhnlich.

„So ſind wir denn endlich oben! Welch unermeßliche Ausſicht!“ ſprach das Fräulein mit klopfender Bruſt: „Und Ihr werdet mir nun den Ritterdienſt leiſten, um den ich Euch bat im Auftrag meiner gnädigen Herrin, und mir ſagen und anzeigen, wie es um die ganze Belagerung eigentlich beſchaffen iſt. Mir befahl die Frau Herzogin ſolchen Bericht einzuholen, denn ſie fürchtet, daß ſie ihn von andern Seiten her nicht treu erhalte. Erſt ſollte ein Hofherr mich herauf begleiten, allein es fand ſich leider, daß keiner der Umgegend genau kundig iſt, noch weniger der Kriegsvölker, und der Fahnen und Feldzeichen, daran ſie zu erkennen ſind. Und Ihr, lieber Hauſener, gebt wohl gern meiner Bitte Gehör, und wißt es mir Dank, daß ich Euch für eine kurze Stunde vom Schreibtiſch erlöſte, an den Ihr fort und fort gefeſſelt ſeid!“

„O mein vielwerthes Fräulein!“ rief Moritz mit Blicken, welche Dank und Freude ausſtrahlten: „Ihr könnt gar nicht ermeſſen, wie glücklich mich dieſes ſchöne Vertrauen macht. So ſelten iſt mir bisher vergönnt worden, Euch zu ſehen, der Euch doch ſo gern ſieht. Ihr verkennt mich nicht, Ihr haßt mich nicht, als ein Werkzeug deſſen, der den Schranzen verhaßt iſt. Ihr achtet mich; das macht mich reich und froh. Allen bin ich der geringe Schreiber, den ſie kaum des Gruſſes, kaum des Anblicks würdigen, und doch fühle ich etwas in mir, das mir Anſpruch giebt auf Werthſchätzung; ich meine, ein ganzes Leben voll der hingebendſten, aufopferndſten Treue könne dieſe fordern.“

„Gewiß, gewiß!“ erwiederte Gertrud mit unterdrückter Rührung und ſah den Sprecher mild und freundlich an. Der Schreiber Moritz war jetzt ein Mann von einundvierzig Jahren, doch kaum hätte man für ſo alt ihn halten mögen; auf ſeinem regelmäßigen Geſicht blühte noch Jugendfriſche, und die ſeinem Weſen aufgeprägte edle Männlichkeit konnte ihn immer noch einem Frauenherzen anziehend erſcheinen laſſen, zumal wenn dieſes Herz, wie das Gertruds von Mila, ihm geneigt ſchlug. Auch ihr war ja die erſte Zeit der Jugendblüthe vorüber, aber ihr Herz fühlte noch ebenſo warm und treu, wie in den helleren Tagen ihres Lebenslenzes. Beide ſprachen nichts weiter von ſich, nichts mehr vom Sonſt, ſondern Moritz begann mit kundiger Rede ſein Amt eines Cicerones, er nannte und erklärte dem Fräulein alles, was in Nähe und Ferne den Blicken ſich darſtellte, während Johannes, der als Ehrenbegleiter von Moritz mit heraufgenommen war, faſt antheillos hinüber nach Sundhauſen blickte, und nach Tenneberg, und in wehvollen Erinnerungsträumen wandelte.

„Ehe wir die Blicke in die feindlichen Lager ſchweifen laſſen,“ begann Moritz: „ſchenken wir billig dem Schloß, das wir ſelbſt bewohnen, das uns ſchirmt und ſchützt, verweilende Betrachtung, denn ſicher überſaht Ihr, edle Jungfrau, noch nicht, wie jetzt mit einem Blick die vom wachſenden Bedürfniß allmählig bunt aneinander gereihten Gebäude.

Von dieſer Höhe herab zur Rechten blickend, ſehen wir nahe den Außenwerken das jetzt der fürſtlichen Kanzlei gewidmete Haus mit vorſpringendem Giebeldach, darin Brück ſeine Wohnung hat. Zu beiden Seiten ſchirmen dieſen Theil der Feſte zwei große runde Bollwerke, hinlänglich mit Kanonen geſpickt, die ihre Mündungen nach den Seebergen, nach Uelleben und nach Sundhauſen zu ſtrecken. Das gewaltige Stück, auf dem ſich eben die Sonne glitzernd ſpiegelt, iſt die Breme, ſie ſchießt eine Kugel von ſechzig bis ſiebenzig Pfund, und es kann ein Mann bequem ſeinen Kopf in ihren Schlund ſtecken. Dort ſeht Ihr auch die große Fahne kriegeriſch wehen; ſie kehrt uns ſo eben die Seite mit dem Rautenkranz zu, und dem Feind drauſſen die Kurſchwerter. Am Kanzleihof vorbei führt der Weg zur Ausfallbrücke, die ein Fallgatter ſchützt und an ihrem Ende ein Blockhaus, von Palliſaden umringt. Wenden wir uns von der Rechten zur Linken, ſo ſehen wir den ſtattlichen Fürſtenbau, deſſen oberes Stock die Zimmer des Herzogs, die großen Verſammlungsſäle und den Speiſeſaal enthält, unten iſt die Trinkſtube, und ein Theil der Wohnungen der Hofjunker. Nicht allzuweit von des Herzogs Schlafgemach wohnt Grumbach, und darüber in den Dachkammern habe jetzt ich mein Loſament, und Johannes, nebſt einem Theil der übrigen Dienerſchaft. Dicht an dieſes Haus an ſtößt der Bau mit den Zimmern der hohen Herrin, der fürſtlichen Kinder, des Frauenzimmers. Wir erblicken dort Euer Fenſter mit dem Vogel, den ihr ſo gütig ward, in einer ſchönern Zeit von mir zum Geſchenk anzunehmen.“

Gertrud ſeufzte leiſe, und gönnte dem Sprecher einen ſehr freundlichen Blick. Es quoll ihr im Herzen wie ein Lenzgefühl. Moritz unterdrückte die eigne lebendig, ja ſtürmiſch in ihm auflodernde Empfindung, und ſprach weiter: „Nun ſeht Ihr neben dem Gebäude der Herzogin, das mit dem des Herzogs durch Thüren und Gallerien verbunden iſt, das wohl verſehene Zeughaus, welches drei hohe Giebel uns zukehrt, und mit der ſchmalen Giebelſeite nach dem Haupteingang gerichtet iſt. Sein geräumiges Dach birgt unermeßliche Fruchtvorräthe, ſeine Gewölbe enthalten ſo viel Kriegsmunition, daß wohl auf Jahre lang der Grimmenſtein ſich belagert ſehen kann.“

Die Schauenden traten nun zu einem andern Schallloch, und hatten, nordwärts gegen die Stadt hinblickend, die ſie in Vogelperſpektive ganz überſahen, nahe vor ſich das thurmartige, vier Stock hohe Pfortenhaus, in welchem der Schloßhauptmann, der Wachtmeiſter und ein Theil der Reiteroberſten wohnte. Zwei obere Stocke enthielten noch Zimmer für Gäſte, oder dienten theilweiſe dem Privatgebrauche des Herzogs. Auch dieſen Eingang ſchützten zwei ſtarke Batterien, runde Bollwerke, und es wehte dort ebenfalls eine große Fahne.

Sich immer weiter umkehrend, deutete nun Moritz auf die Reihe niedriger Gebäulichkeiten, die den Ring fortſetzte, und Magazine, das Laboratorium, die Münze, die Stallungen enthielt. Der hohe Standpunkt erlaubte nicht minder günſtigen **Hinabblick** über die obern Zinnen des ſchroff anſteigenden **künſtlichen Berges**. Man ſah die Zwinger mit **Baracken überbaut**, belebt und erfüllt von Kriegsvolk, **das an dunkeln** Pforten unterirdiſcher Kaſematten **an das Licht trat**, doch war der Anblick, der hier **ſich gewährte, kein** erfreulicher.

„Das arme Volk hat **es ſchlecht, und darum iſt** des Murrens viel unter ihm, **nicht ohne Grund**,“ berichtete Moritz. „Tag und **Nacht muß es auf der** Hut ſein, hat ſchlechte Lagerſtätten, **muß in Kälte**, Dampf und allerlei Ungemach **ausdauern, und ich** fürchte, ich fürchte, die Mannſchaft **hält nicht ſo** lange aus, als der Berg.“

„Sie werden verrathen, deſſen Brod ſie eſſen!“ gab plötzlich Johannes, der **bisher noch** kein Wort geſprochen, düſter in das Geſpräch, ohne ſeine Stellung zu verändern.

Gertrud verweilte mit Zagen **noch länger**;- ſie fuhr ängſtlich zuſammen, als jetzt die Stücke rings auf den Wällen der Burg wie der Stadt losgebrannt wurden, als ſie die Kugeln dahin fliegen ſah mit der Schnelle des Blitzes, als blaue Dampfringel hoch auf zum Himmel flatterten, und auch aus dem Ring der Belagerung von allen Seiten her der Schall durch die reine Luft den Geſchützesdonner ihr zutrug.

Moritz deutete nach Goldbach hin, und bezeichnete das kurfürſtliche Lager. „Dort iſt des Drachen Haupt, der ſeinen Schlangenleib um uns ringelt!“ ſprach er; „Dort weilt der Kurfürſt mit den Herzogen von Sachſen, Lignitz und Brandenburg. Dort, dem Lager rechts, auf dem Galgenberge, wo ſie hingehört, die kurfürſtliche Schanze, welche die Brühler Vorſtadt beſtreicht. Ein Erdwall zieht ſich am Heiligenkreuzberg hin, bis zur Anhöhe über den Weg, wo man nach Eiſenach fährt. Dort hat der Seinsheim ſein Lager und ſeine Schanze, der erſt kürzlich mit ſeinem fränkiſchen Volk angekommen. Nun ſeht Ihr durch die ganze Flurmarkung den Wall, und dahinter den Graben fortlaufen; dort ſchneidet er die Leine und ſchneidet dieſe ab, zum großen Schaden der Stadt. Auf dem Weg nach Sundhauſen bei den Steinbrüchen gewahrt Ihr wieder eine kleine Verſchanzung mit wehendem Fähnlein und aufgepflanzten Stücken; dann läuft der Wall hinter dem Pfingſtgraben fort und zieht ſich bis unter den Seeberg. Auf der Höhe des Berges wehen Schwarzburgiſche Fahnen, dort hat der treuloſe Vaſall Graf Günther ſein Lager geſchlagen. In jener, der Stadt zu allernächſt gelegenen, und ihr am gefährlichſten Verſchanzung beim Siechenhaus, über dem Siebeleber Wege lagert Wolf Weidemann, und ohnweit dieſer Stelle über der Oſtmühle ſchließt die ſiebente Hauptſchanze den Ring der Blokade, wo Jacob von der Schulenburg, der ſächſiſche Oberſtlieutenant, befehligt. Der Kurfürſt allein hat an dreitauſend Reiter in das Lager geführt, der Magdeburger Erzbiſchof hat ihrer ſiebenhundert geſchickt, der Kurfürſt von Brandenburg dreihundert, Seinsheim hat neunhundert Reiter und achthundert Schützen, im Ganzen kann man fünfthalbtauſend Reiter rechnen, und gegen zehntauſend Fußknechte, die Gotha und Grimmenſtein den Untergang bereiten ſollen.“

„Allmächtiger Gott, wie wird es uns ergehen!“ brach Gertrud klagend aus, doch Moritz ſuchte die Erbangende zu beruhigen. „Dieſe Heeresmacht thut uns nichts; wir haben einen furchtbaren Bundesgenoſſen, den Winter. Laßt ſtrenge Kälte einfallen, tiefen Schnee, ſo haben ſie einen harten Stand, und wenn auch nicht, ſo ſind wir hinlänglich geſeſtet.“ „Die Feſte ſtehet elend und iſt zerriſſen! Die Zwinger ſtehen kläglich!“ ward plötzlich wieder Johannes mit Prophetenworten laut, und ſeine leiſe, klangvolle Mädchenſtimme ſchnitt ſchauernd in die Herzen derer, die ihn hörten.

„Willſt Du uns zum Unglücksprophet en werden, Tauſendſchön?“ fragte ihn Moritz mit Unruhe, und der junge Seher erwiederte: „Bin ich es, der das Unglück ruft? Bin ich ein Prophet? Warum haſt Du mich fortgeführt aus meinem ſchönen Paradiesgarten, wo die Englein mit mir ſpielten, wo die weiße Mutter kam und mir Blumen brach? Ich ſuche den Garten und finde ihn nicht; ich ſuche die Mutter, und ſehe ſie nicht. Ich ſuche die Engel, ſie zeigen ſich nicht. Der Wald iſt ſchwarz und weiß; Schnee liegt auf dem Tenneberg und die ſilbernen Brünnlein ſind eingefroren, wie eure Hoffnungen.“

Gertrud wandte ſich weinend und ſeufzend ab, und drängte zum Hinabgehen. Noch einen Blick voll Kummers ließ ſie gleiten auf die belagerte Stadt und ihre in eine Wüſtenei verwandelte Umgebung. Wo jetzt in ihr, in einer der freundlichſten Städte Mitteldeutſchlands, zu einer Zeit ſegenreichen Friedens Garten an Garten ſich reiht, und ein ſtattlich prangendes Land- und Luſthaus an das Andere, waren damals alle Gärten zerſtört, alle Bäume abgehauen, lag die Erfurter, wie die Brühler Vorſtadt in Schutt und Trümmern, und ihr Holz und Mauerwerk wurde zur Erhöhung der Stadtwälle und Bollwerke verwendet.

Gertrud zitterte beim Herabſteigen von dem Thurme an Moritzens Arm; leiſen Trittes folgte Johannes nach, ſeine Erſcheinung glitt faſt geiſterhaft an den Kriegern vorüber.

„Habt Dank, Fräulein, für Euer ſchönes Vertrauen!“ ſprach Moritz gefühlvoll zu ſeiner Begleiterin. „Wer weiß, wann mir wieder das Glück wird, Euch zu ſprechen. O denkt nichts Uebles von mir, auch nicht von dem, welchem ich mit Sohnestreue anhange, an den mein Stern mich kettete!“ — „Oder Euer Unſern!“ erwiederte Gertrud bewegt, Gefühl verrathend, hohen Antheil kund gebend. Moritz erwiederte: „Glaubt nicht den verläumderiſchen Geſchwätzen müſſiger Schranzen, neidiſcher Klaffer, denen wir nun einmal der Dorn im Auge ſind. Ihre Bosheit wird nicht müde, uns zu ſchmähen und zu verfolgen, die ſich ſogar auf das arme Kind erſtreckt, das mit uns geht. Mir geben ſie Schuld, ich ſei des Knaben Lehrmeiſter in Zauberkünſten! Beim ewigen Gott, könnten wir arme Leute zaubern, dann ſollte es traun beſſer um den Herzog, um uns Alle ſtehen. O Gertrud von Mila! Laßt uns treu ausharren, da, wohin uns Beide der Wille Gottes geſtellt hat. Wir haben hohe Beiſpiele dieſer hohen Tugend, der Treue, vor Augen, den edlen Herzog, die fromme Herzogin, und dann — laßt uns eine ſchönere Zeit erhoffen. So, wie jetzt der Stand der Dinge iſt, kann er ja nicht lange bleiben, möge ſie alles zum Guten für uns und unſre Gebieter wenden!“,

„Das gebe Gott!“ ſprach Gertrud, als ſie ſich dankend von Moritz wandte, und über die Wangen der ſchmerzlich bewegten Jungfrau rollten helle Zähren.

In dem geräumigen Zimmer Grumbachs waren die Herren von der Ritterſchaft, die Hauptleute der Beſatzung, die fürſtlichen Räthe und einige Abgeordnete des Stadtraths zuſammen berufen worden; Johann Friedrich trat von Grumbach und Brück begleitet, zu der Verſammlung, und redete ſie an: „Ihr Herren ſollt jetzt aus des Kanzlers Mund die Antwort vernehmen, die wir unſern Widerſachern zuſchicken wollen, auf ihre unfertigen Auf- und Abforderungen, und wir wollen, daß ihr insgeſammt dieſe Antwort unterſchreibt und unterſiegelt, damit der Feind erkenne, daß ein Wille und einerlei Geſinnung in Schloß und Stadt waltet, daß ſeinem widerſinnigen Anſinnen, ſeinen treuloſen Praktiken, lügneriſchen Schmähungen und argliſtigen Lockungen ebenſo feſter Widerſtand geleiſtet wird, als ſeinen Angriffen mit Wehr und Waffen. Leſet Kanzler!“

Der Herzog warf ſich aufgeregt in den Lehnſeſſel, Grumbach ſtützte ſich faſt hinfällig auf ſeine Krücke, der Kanzler Brück entfaltete die Antwort, die in gewohnter diplomatiſcher Weitſchweifigkeit abgefaßt, unter ſehr vielen, blos an den Herzog Wilhelm gerichteten Worten entgegnete. Sie verletzte auch nicht im Geringſten die Würde und den Rang des Fürſten, an den ſie gerichtet war, ſie berührte die Punkte der Anklage und erörterte, daß der geborne Kurfürſt den unterſchriebenen Rittern, Räthen und Hauptleuten ſolche genügende und klare Reſolution und Ablehnung der Anklage gegeben habe, daß es ihnen als Unterthanen nicht gebühren wolle, in ſo hochwichtiger Sache zu urtheilen. Ihre Meinung gehe dahin, daß die Sache mit ihren Klagepunkten vor die Perſon des Kaiſers und der ganzen Reichsverſammlung gelaſſen, und dort entſchieden werden müſſe, wie ſie zu Gott hofften. Dann werde des gnädigen Kurfürſten und ſeiner Räthe und Diener lautre Unſchuld an den hellen Tag kommen, und Achterklärung und Execution aufgehoben, endlich auch vom Kaiſer ſelbſt gütliche Handlung, Ausſöhnung und Beilegung aller Zwietracht und alles Mißverſtandes zwiſchen dem Kapitel zu Würzburg und den Geächteten, gepflogen werden.

Der wichtige Punkt der Eidesloszählung war ſehr weitläuftig geſchichtlich von Brücks gewandter Feder auseinandergeſetzt, und dann wurde an des Herzogs hohen Verſtand appellirt, ſelbſt zu entſcheiden, welches Schmachurtheil die Betheiligten treffen müſſe, wenn ſie jetzt in Noth und Bedrängniß des Krieges ſchändlich und ehrvergeßlich flüchtig werden oder ſich abtrünnig machen laſſen wollten von dem Herrn, dem ſie Treue geſchworen.

Wie ſehr auch die Hofherren und der Magiſtrat Brück als eines der Häupter der Grumbachiſchen Partei haßten, wie ſehr verſchieden die Stimmung der Zuhörer war, dennoch ſchlug das letzte Argument zündend in alle Herzen, es rief ſiegreich das Gefühl der Ehre wach, und als der Herzog lebhaft ſich vom Seſſel erhob, und ausrief: „Der Rath im Herzen eines Mannes iſt wie tiefe Waſſer! Meine Augen ſehen nach Treuen im Lande, daß ſie bei mir wohnen, und habe gern fromme Diener!“— da drängte es doch faſt einen Jeglichen, auch ein äußerliches Zeichen von Anhänglichkeit an den ſchwer bedrängten Herrn zu geben, und ſie hoben ihre Hände empor und riefen bewegt: „Unſer Herzog lebe! Der geborne Kurfürſt! Treue dem Herzog Johann Friedrich für immer!“

„Und henken müſſe, wer von Ergebung und Uebergabe ſpricht!“ donnerte Grumbach mit der Stimme eines alten Löwen, daß ſich vor ſeinem rauhen Ausruf und dem wilden grollenden Blick, den er über die Verſammelten gleiten ließ, mancher Mann entſetzte, und finſter ſchwieg. Brück fuhr ſodann in ſeiner Vorleſung weiter fort, im Innern nicht damit zufrieden, daß Grumbach die günſtige begeiſterte Stimmung, die ſeine Arbeit und ſein Vortrag hervorgebracht, ſo diſſonirend geſtört hatte. Er führte den Herzog Wilhelm ferner zu Gemüthe, daß ſie, die treuen Diener, ihrem Herrn nicht in einer Offenſiv- ſondern in einer defenſiven Expedition anhingen, daß es nicht ein fremder Fürſt, ſondern ſein eigen Fleiſch und Blut ſei, den ſie ſammt ſeiner lieben Gemahlin und jungen Herrſchaft mit Freuden vertheidigten. Er werde gewiß mit ihnen allen ein gnädiges Mitleiden tragen, daß ſie ſich zu keinem Meineid bewegen laſſen könnten, und ſie ſelbſt beim Kaiſer und den Reichsſtänden entſchuldigen, auch ihre unterthänige Treue gegen ſeinen Bruder nicht an ihren Frauen und Kindern, an Gut und Habe rächen, denn ſie würden ja nicht minder gern in einem ähnlichen Falle auch zu ſeiner Vertheidigung Herzen und Hände bieten.

Und einer nach dem andern von allen anweſenden Hofjunkern, Oberſten und Räthen unterzeichnete mit eigner Hand dieſes wichtige Dokument, und drückte das Wappen ſeines Siegelringes in Wachs darauf. An demſelben Tage erging auch im Namen der Beſatzung und von vierundzwanzig der Befehlshaber unterſiegelt, doch nicht unterſchrieben, eine Schrift an die Oberſten und Hauptleute des Belagerungsheeres, welcher die Abſchrift des Sendſchreibens an den Herzog Johann Wilhelm und ein

Exemplar der gedruckten Entſchuldigungsſchrift Johann Friedrichs gegen Kaiſer und Reich beigelegt war, und worin die feindlichen Heerführer gebeten wurden, ihrerſeits auch mit dahin zu wirken, daß ſchädliche Weiterung dieſes Krieges verhütet, und die verſammelte Streitmacht lieber gegen den das Reich und die Chriſtenheit bedrohenden Türken geführt werde.

Allen Schreiben, die an Freunde oder Feinde, ſo wie an Amtleute und Unterthanen aus der herzoglichen Kanzlei hervorgingen, war fortan ein neues Geheimſiegel aufgedrückt, das die Kurſchwerter zeigte.

Viertes Kapitel.

Immer ernſter und ſtrenger faltete ſich in den letzten Tagen des Januars das Antlitz der Zeit, immer finſtrer hing das Kriegsgewitter über Gothas Fluren, immer eifriger drängte und drohte der Feind. Kurfürſt Auguſt hoffte die Belagerung raſch zu endigen und entwickelte die volle Thätigkeit eines kampfgewohnten Kriegsfürſten. Er ordnete perſönlich alles an, vertheilte die Arbeit, trieb Tag und Nacht und hatte nicht Ruhe noch Raſt, bis Schanzen und Blockhäuſer fertig waren, ließ die Laufgräben immer näher zur Stadt hinführen, und wußte die Erdarbeiten ſo erfahren zu leiten, daß die Beſatzung ſie nicht zu hindern vermochte, wie wenig dieſe auch Pulver und Kugeln ſparte.

Grumbachs und ſeiner Freunde Haß gegen Seinsheim und das von dieſem angeführte Heer des Biſchofs erwirkte den Befehl, dieſes in einem ſtarken Ausfall zuerſt anzugreifen. Zweihundert Reiter zogen von Jobſt Zedwitz angeführt aus der Stadt, dreihundert Hakenſchützen folgten ihnen auf dem Fuße, und es entſpann ſich in der ganzen Flur erſt zwiſchen dem Spital und dem Seeberge ein hartnäckiges Gefecht, das ſich am Nachmittage mehr nach Sundhauſen und nach der fränkiſchen Schanze hinlenkte; bis die Ausfallenden ſich wieder zurückzogen und die Feinde unter das Geſchütz lockten, welches nun aus allen Feuerſchlünden donnerte, und eine ſo furchtbare Kugelſaat in das Gefild regnete, daß der Feind einen ſehr fühlbaren Verluſt zu beklagen hatte. In guter Ordnung und ohne viele Mannſchaft verloren zu haben, ritten und marſchirten die Ausfallenden wieder in die Stadt, dennoch ritt ihr Führer traurig und ſchmerzerfüllt, auf die Feſte, und deren Oberbefehlshaber Hieronymus von Brandenſtein ſank mit ſtummen Vaterſchmerz in ſeine Arme, — denn auf einer Bahre, verhüllt, trugen vier Krieger einen auf den Tod Verwundeten, und dieſer war Brandenſteins Sohn; eine Stückkugel, die ſein Pferd getödtet, hatte dem blühenden Jüngling den Schenkel weggeriſſen. Es war keine Hülfe, nach ſechs Stunden war er tod. —

Es war Sonntag. Grumbach ſaß in geheimer Berathung bei ſeinem Herzog, und breitet vor ihm eine große Anzahl Briefe aus, welche zum Theil in Charakteren geſchrieben waren. „Gnädigſter Herr,“

ſprach er: „das war wieder ein ſaures Stück Arbeit; ich und Moritz haben uns an dieſen langen Briefen die Finger krumm und lahm geſchrieben.“ „Laß mich den Hauptinhalt wiſſen!“ gebot Johann Friedrich, und der Ritter referirte: „Ich ſchreibe an Mandelslohe, es ſei Euch ſehr befremdlich und bekümmerlich zu vernehmen, daß **Geldmangel** den Zuzug der Reiter zurückhalte, da Euch jetzt durch Euren Bruder die Einkünfte aufgehalten, und das Land von ihm bis auf Gotha eingenommen ſei, daß Ihr euch daher wohl einigen Credits verſehen hättet, um ſo mehr, da die Zukunft dieſen Mangel leicht abhelfen könne, ſo wie wir freies Feld gewännen und den Feind da, wo er ſich's am wenigſten verſähe, in ſeiner feiſten Schmalzgrube angreifen würden. Dann ſolle die reiche Beute nicht mit Löffeln, ſondern mit Scheffeln vertheilt werden, und Sammt und Goldſtoffe nicht mit der Elle, ſondern mit langen Spießen gemeſſen werden!“

„Gut, ſehr gut! Dieſen Einfall muß ich loben!“ bemerkte der Herzog beifällig. „Ihr ſchicktet indeß, was in der Eile zu thun möglich,“ fuhr Grumbach fort: „Mandelslohe durch ſeinen Diener viertauſend Goldklippen, dieſe möge er vertheilen und den Anritt beſchleunigen, damit allernächſt die Reiter ihre Roſſe an des Feindes Zaun anbinden könnten. Ferner vertrau ich ihm, daß Peter Klar an ſeinem Ort aus Frankreich mit ſechstauſend Kronen angekommen; daß die dortigen Proteſtanten überdieß ſich erboten, noch viertauſend Kronen zuzuſchießen, und daß der König von Frankreich ſelbſt ſich gnädig geäußert, er wolle

Euch mit Hülfe, Geld und Kriegsvolk Beiſtand leiſten.“ „Wollte Gott! Wollte Gott! Wär es nur wahr!“ ſeufzte der bedrängte Herzog aus tiefer Bruſt.

„Nicht minder habe ich geſchrieben, daß Doktor Jonas, von dort wohin wir ihn geſendet, nicht leer zurückkommen werde. Mandelslohe ſolle nur ſchleunig kommen; es werde ihm leicht ſein, eine Lücke zu finden, da die Feinde ſich jetzt, der Kälte wegen, meiſt in die Dörfer verkriechen. Im Uebrigen thäten wir uns Gott Lob vor ihnen und ihren Stürmen weniger als gar nicht fürchten, und die thüringiſchen Säcke würden nichts ausrichten.“

„Was iſt mit den Säcken? Was willſt du damit ſagen?“ fragte der Herzog unterbrechend.

„Es hat Auguſtus kürzlich ein Gebot ausgeſchrieben im Lande Thüringen und Meiſſen“ — belehrte Grumbach mit Spott — „daß jeder Bürger von einem Bierloos einen Sack in das Feldlager ſenden ſoll, womit er die Gräben um die Stadt trocken zu legen gedenkt; und ſo ſind bereits über Einhundert und neunundneunzigtauſend Säcke angelangt.“

Der Herzog lächelte, nickte ſchweigend, und winkte fortzufahren. „Wir empfangen die Feinde, wenn ſie ſich halbweg ſehen laſſen, mit unſerm Geſchütz dermaßen, daß die Bauern die Stiefeln mit abgeſchoſſenen Schenkeln ausgefüllt im Felde ſammeln, und die Hunde ſich mit Menſchenköpfen tragen.“ Johann Friedrich ſchauerte innerlich zuſammen bei dieſem ſchrecklichen Bilde, das der Krieg, der Feind des Menſchengeſchlechtes, zur furchtbaren

Wahrheit machte. Grumbach unterbrach ſeine Mittheilung nicht. „Ich trage Mandelslohe in Euerm Namen die Oberbefehlshaberſtelle über die Reiter an, die er zuführen wird, dies wird ſeinen Eifer ſpannen, und melde ihm, daß Ihr Euch einen gebornen Kurfürſten ſchreibt, das Kurwappen angenommen habt, und warum.“

„Recht, und mit Recht!“ bekräftigte Johann Friedrich ſtolz. „Lies mir wörtlich das Argument!“

Grumbach las: „Weil der Feind nach Seiner fürſtlichen Gnaden Gut und Blut ein ſo großes Verlangen trägt, ſo will auch Seine fürſtliche Gnaden nun wiederum nach Ihrem väterlichen angeerbten Kur- und Fürſtenthum mit Gottes Hülfe trachten, und den übrigen Stumpf vollends daran ſetzen.“

„Brav, brav! ſo will ich, ſo wahr mir Gott helfe!“ rief der Herzog, erfreut über die Worte, die ſeine Geſinnung ſo wahr und einfach ausſprachen. „Ich will auch noch ſelbſt einige Zeilen an Mandelslohe ſchreiben.“

„Was des Kaiſers raſche Gebote und Verbote anlangt,“ fuhr Grumbach fort zu berichten: „ſo hat es damit eine ganz andre Gelegenheit, und ſoll ihm ſein eigener Eidbruch, wodurch er ſich der Kaiſerkrone ſelbſt entſetzt hat, zu günſtiger Zeit deutlich genug aufgeſtochen werden!“

Jetzt griff Grumbach nach dem zweiten Schreiben, was an einen andern Reiterführer gerichtet war. Dieſem meldete er, daß kein Geächteter von Adel und Ehre ſich vom Grimmenſtein entfernen könne, da der Herr ſie nicht weglaſſen wolle, und ſie geſchworen hätten, tod und lebendig bei ihm auszuhalten. Gott ſei ſichtbarlich mit dem Herzog, und erhalte ihn. Er aber könne nicht denken, wie man Friede machen wolle, da des frommen Fürſten Land und Leute in Grund und Boden verderbt würden. Die Mittel, die der Kurfürſt zum Frieden biete: Auslieferung der Geächteten, Uebergabe der Feſtung, des Geſchützes und der Munition, würden den Herzog ganz in Auguſts Hände geben.“

„Nur zu wahr!“ beſtätigte der Fürſt.

„Ich ſehe alles kommen, wie die Feinde mit Euch handeln werden, wenn ſie ſiegen!“ ſprach Grumbach lebhaft: „und habe es in dieſem Schreiben ausgeſprochen. Sie werden Euch in irgend ein Vogelhaus an der ungariſchen Gränze ſetzen, darin Ihr die Tage Eures Lebens nach dem Willen des Hauſes Oeſterreich ſingen müßt, und mit den jungen Herren werden ſie ſo handeln, daß es Gott erbarmen möchte. Darum kann gütliche Handlung nicht Statt haben! Ich aber hege keinen Zweifel, Gott der Allmächtige werde Euch, mein frommer Fürſt, nicht verlaſſen, und Euch das geben, was Carion und die Aſtronomen Euch verheißen, denn Gott kann ſolche Mittel und Wege finden, daß Mancher weinen muß, der jetzt lacht, und ich zweifle ſo wenig an ſeiner Hülfe, als der Erdboden unter unſern Füßen bricht.“

„Glaube und Geduld gefallen Gott wohl!“ rief der Herzog bewegt aus, faßte Grumbachs Rechte, und ſprach: „Dein Glaube iſt ein Fels, und auf dieſen Felſen gründe ich meine Hoffnung. Ja im Glauben will ich mich mit Dir verloben, und Du wirſt den Herrn erkennen.“

„O mein guter, lieber, theurer Herr!“ erwiederte Grumbach mit Wärme: „ſo mögen ſie mich denn ſchelten und ſchmähen und haſſen! Ich ſtehe ſtolz und groß über ihnen, da Eure Liebe mich ſo hoch erhöht. Meine Dankbarkeit gegen Euch iſt zur Treue geworden, meine Treue zur Liebe, meine Liebe zur Anbetung! Ihr habt mich geſchirmt, gepflegt, habt meine Fehler, die Hitze meiner Manneskraft, die Hinfälligkeit meines Alters getragen, habt mich an Euch gefeſſelt mit unauflöslichen Banden, und ich lebe, denke, athme nur in Euch! Noch lebt mein Weib, noch leben meine Kinder, ich bin für jene tod, nur für Euch lebendig. Abgefallen und abgeſtreift iſt alles von mir, was nicht auf Euch ſich bezieht. Und ſo bleibe es bis zum Tode!“

„So bleibe es!“ bekräftigte der Herzog. „Eines Bruders gehe ich dort verluſtig, einen brüderlichen Freund gewann mir mein Herz! Wir kennen uns. Treu bis zum Tode!“ — Der eintretende Geheimſchreiber Rudolph fand den Mann und den Greis in einer ſchönen Umarmung; er erſchrak — ungern ſah ſich der Herzog überraſcht und geſtört in der edlen Wallung ſeines Gefühls. „Was iſt's, was bringſt du uns ſchon wieder?“ fragte er. Rudolph reichte eine Depeſche dar, ſeine Hand zitterte, und der Herzog ſah ihn forſchend, durchbohrend an, indem er den Brief an Grumbach zum Oeffnen und Leſen gab.

„Ein Trompeter aus dem Lager brachte das Schreiben,“ ſprach Rudolph ſchüchtern, wie ein Mann, der kein gutes Gewiſſen hat, und der vor dem offenen Auge ſeines Richters bebt. Der Herzog winkte ihm Entfernung.

„Nichts Neues unter der Sonne, und doch hier — hier eine nagelneue Schändlichkeit!“ rief Grumbach, entrüſtet auf das Papier ſchlagend. „Neue Aufforderungen zur Uebergabe in Duplo, binnen vier Tagen, bei Leibes- und Lebensverluſt von Seiten des Kurfürſten, und Euer Bruder ſchreibt, er habe erfahren, daß Ihr eine Antwort an ihn geſtellt, welche die Diener unterſiegeln müſſen, und es ſei ihnen vorſpiegelt worden, dieſe Antwort ſolle ohne Säumen überſchickt werden, ſie ſei ihm aber nicht zugekommen!“

„Nicht? Ward ſie nicht überſchickt? Was ſollen wir davon halten?“ fragte Johann Friedrich höchlich überraſcht.

„Daß es eine plumpe Lüge iſt, nichts weiter, hoher Herr!“ verſetzte Grumbach. „Wenn die Antwort nicht hinausgekommen wäre, wie wüßte denn Herzog Johann Wilhelm von ihr, und wie könnte denn der Kurfürſt ſich auf ſie beziehen, indem er ſchreibt: es ſolle ſich die Beſatzung durch meine Lügen und meinen zauberiſchen Betrug nicht hindern laſſen, womit ich ſie, beſonders in der jüngſten an Herzog Johann Wilhelm geförderten erdichteten Antwort verblendet und verführt habe. Eine erdichtete Antwort! Unſinn! Von mir erdichtet! Doppelter Unſinn. Aber hier kommt es, hier ſteht mit klaren Worten die wahre

Meinung: es ſei an keiner Antwort gelegen, ſondern an der ſtracklichen Uebergabe.“

„Man muß Sorge tragen, daß dieſe wiederholten Aufforderungen dem Volk nicht verleſen werden, und die zagenden Gemüther mit Bangen erfüllen! ſprach der Herzog. „Sodann muß wieder eine Antwort hinaus, und zwar heute noch, nachdem ſie im Rathe der Getreuen erwogen worden, man muß dem Vorgeben ſcheinbarlich Glauben beimeſſen, als ſei die vorige Antwort durch unſern Trompeter nicht überbracht worden, und ihren Inhalt wiederholen, und in Betreff Deiner, mein getreuer Grumbach, will ich, daß in die Antwort geſetzt werde: die Beſatzung hält dafür, daß Grumbach und die Seinen ſich ſelbſt zu verantworten wiſſen, daß die Beſatzung mit ihnen nichts zu ſchaffen, und mir, dem Kurfürſten, im Bezug auf Perſonen, die ich bei mir dulden will, nichts vorzuſchreiben hat. Damit Punktum!“ Grumbach nahm die Schreiben um ſie zu befördern, und die Vertrauten zur Berathung zu rufen, der Herzog ſchrieb an Mandelslohe, ſandte den Brief an Grumbach und ging dann zu ſeiner Gemahlin, und zu den Prinzen, um am Anblick unſchuldvoller Kinderaugen ſein Herz zu erfriſchen, das die wiederholten Zeichen der unbrüderlichſten Geſinnung mehr erſchütterten, als er ſeiner Umgebung gewahren ließ, ja mehr, als er ſich ſelbſt geſtand.

An dieſem Tage war es winterlich unfreundlich; feiner Schnee, der unaufhörlich fiel, entzog der Stadt und Feſte den unlieben Anblick des feindlichen Lagers. Die Dämmerung brach eine Stunde früher an, als ſie ſonſt um Lichtmeß eintritt, und unter ihrem Schleier ritten ein Mann und zwei junge rüſtige Knappen aus dem Pförtlein des Siebeleber Thores, von beſten Wünſchen und Hoffnungen begleitet. Der älteſte dieſer Geſellen war ein Einſpänniger, Dietrich Pichts ehemaliger Diener, der andere ein Bürgerſohn aus Gotha, der dritte war ein Diener des Ernſt von Mandelslohe. Der letzte trug in einem ſchweren Ledergürtel viertauſend einſeitig geprägte Goldklippen, ſein Gefährte diente als Wegweiſer, und Pichts Diener trug Depeſchen, an denen unendlich viel gelegen war; ſie führten ſeidene Reiterfahnen, von feindlicher Farbe, roth und weiß und grünweiß. Nachdem ſie eine kurze Strecke Weges geritten waren, gallopirten ſie, um nicht an die Verſchanzung über den Siebelebener Weg zu ſtoßen, rechts ab, und querfeldein, in der Abſicht, ſich in der Ebene unter dem Seeberg vorſichtig hinzuziehen, um Tüttleben und ſomit wieder die freie Straße zu erreichen, denn ſie wußten, daß in Siebeleben noch feindliches Volk lagerte. Ungehindert gelangten ſie und ohne beachtet zu werden, denn die Wachen weilten frierend in Zelten und Baracken, zudem war Sonntagabend, und drei einzelne Reiter konnten keinen Argwohn erwecken, an die Trancheen. Der mißmuthig anrufenden Wache zeigten ſie ihr Fähnlein, gaben ein halbvernehmliches

Feldgeſchrei und ſetzten wie der Blitz über den ſchmalen Graben. Im raſchen Ritt erreichten ſie mit dem einbrechenden Abend Tüttleben, beſorgten ſich nichts Schlimmen, glaubten der Feinde Lager im Rücken; allein kaum hatten ſie einige Häuſer des Dorfes hinter ſich, ſo ſahen ſie ſich rauh angerufen, ſahen ihren Weg von queer vorgehaltenen Partiſanen geſperrt, wie aus der Erde wachſend, umwimmelte ſie feindliches Volk, ſchlug auf ſie, und fiel ihnen ſchreiend in die Zügel. Geſchrei und Getümmel toſte, Fackeln und Laternen beleuchteten den Tummelplatz. Einer wandte raſch ſein Pferd, ritt nieder, was ihm in den Weg kam, die beiden Jünglinge aber wurden von den Pferden geriſſen, und unter Lärm und Halloh nach dem Wirthshaus geführt, wo der Reiteroberſt Gleiſſenthaler mit mehrern Hauptleuten ſein Quartier hatte.

Beſchämt, mit bitterm Schmerz ſtanden die gefangenen Jünglinge mitten im Kreis der Feinde, und ſahen ſich alles abgenommen, was ſie bei ſich trugen, ſahen ihre wichtige Sendung vereitelt. Auf der Tafel lag der Gurt mit den Goldklippen, von Hand zu Hand gingen die Sendbriefe, die den Belagerten Rettung bringen ſollten, der eigenhändige Brief des geborenen Kurfürſten an Mandelslohe, Grumbachs zwei ausführliche Schreiben an denſelben, ein Schreiben an Plato von Helverſen, eins an Anheim Penz, eins an alle von Mandelslohe zu werbenden Oberſten und Rittmeiſter, und alle dieſe Briefe im Namen Johann Friedrichs, und eigenhändig von ihm unterzeichnet. Nicht minder einunddreyßig Beſtallungsdecrete und ein Verzeichniß aller der Rittmeiſter und Hauptleute, denen die Letztern beſtimmt waren. Die Wichtigkeit dieſes Fanges leuchtete ein. Der Befehlshaber ſchrieb alsbald an den Kurfürſten Auguſt, und ſandte noch in derſelben Nacht alles, und auch die beiden von ihm nach Kriegsbrauch zu Gefangenen Angenommenen unter guter Bedeckung nach Goldbach.

Der Einſpänniger aus Gotha war allein entritten, daß der den Belagerten die Hiobspoſt anſagte. Er gelangte ungefährtet heim. Grumbach, dem er verkündete, was geſchehen, erſchrak mächtig, doch faßte er ſich, und legte dem Mann tiefes Schweigen im Namen ſeines Herrn auf, aber gar bald wurde der Vorfall zum lauten Geheimniß, das mündlich und brieflich durch das ganze Lager lief, das die Belagerer höhnend den Belagerten zuriefen, das die feindlich geſinnten Hofherren mit Schadenfreude vernahmen und einander mittheilten. Ein Edler von Wangenheim ſandte die Kopien aller Briefe, ſelbſt die Grumbachiſchen dechiffrirt heimlich durch ein Weib in die Stadt an ſeinen Freund von Uetterod, und dieſer theilte ſie verſtohlen weiter mit an die ihm Gleichdenkenden, an Vaſallen, an Hauptleute, an Magiſtratsräthe, und überall wurde mit Erſtaunen und Unwillen der Inhalt geleſen und vernommen. Die Schreiber im Lager hatten nicht Hände genug, alle die vorgefundenen Briefe ſo ſchnell und ſo oft zu copiren, als Nachfrage und Begehr danach war. Bis über des Landes Grenzen hinaus wurden ſie verſandt, denn faſt jeder der benachbarten Landesfürſten hatte ſeine Berichterſtatter im Lager oder auf den umliegenden Dörfern, die alles, was irgend Wichtiges ſich ereignete, an ihre Herren, oder deren nächſte Umgebung meldeten.

Der fünfte Februar brach trübe an, und trüb war die Stimmung überall, überall, in den Zimmern der Hofburg, in den Gemächern der Hauptleute, in den Zwingern voll murrenden, der Beſchwerden unaufhörlicher Wachtdienſte und Handarbeiten überſatten Kriegsvolkes, in der Kurie der Stadt, in den geheimen Berathſchlagungen des Adels, wie der Bürgerſchaft. Banger ſchlug das Herz des Fürſten und ſeiner Getreuen, denn eine ſchlimmere Schlange als die der feindlichen Umlagerung kroch und ſchlich leiſe durch die wohlbewahrte Feſte, ſpähte und ſpürte, erliſtete und erlauerte, und dieſe Schlange — war der Verrath.

Mit dem Argusauge des Mißtrauens wurden die geringeren Diener betrachtet, auf dieſem, auf jenem laſtete Verdacht; es wurden Briefe aufgefunden, aufgefangen, die auf ein Bündniß ſchließen ließen. Mit einem ſolchen Briefe trat Grumbach aufgebracht und mit zornflammendem Auge zu dem Herzog. „Leſet, theurer Herr, und vernichtet die Schlange, die Ihr am Buſen gehegt!“

Johann Friedrich erſchrak, die immerwährende Spannung und Aufregung, in die des Fürſten Lage ihn nothwendig verſetzte, wirkte nachtheilig auf ſeine

Nerven, und der ſo kräftig gebaute, wahrhaft ſtattliche Mann erſchrak jetzt leichter als ſonſt, zitterte oft. „Gieb!“ ſprach er erblaſſend, und ſein Blick flog auf das Blatt, das in ſeiner Hand bebte. „Wie? Rudolphs Hand! Unſers geheimen Secretars? — Günſtiger lieber Herr und Freund! Ich wollte Euch gern die begehrte Abſchrift überſchickt haben, ſo mangelt es doch in dieſem Getümmel an Kopiſten. Es iſt Doctor Brücks Kunſt, dadurch will er ausſpüren, daß die Betretenen in Gotha mit Ehren ihren Landesfürſten nicht zu verlaſſen wiſſen. Sed illis non pensis, ſind ſie anderweit abgefordert, und ſoll darauf die confiscatio bonorum alsbald erfolgen. — Des Kurfürſten Reiter haben Ernſts von Mandelslohe Diener, ſo aus Gotha geritten, niedergeworfen und viele heimliche Briefe, deßgleichen viertauſend Goldklippen bei ihnen gefunden. Von gewiſſen Leuten heißt es: Acheronta conantur movere, und ihre Sachen ſind faſt in terminis hominum desperatorum. Der Herzog und Grumbach haben ſich aufs Neue zuſammengeſchworen, tod und lebendig bei einander zu bleiben.“

„Ha! Auch mein Freund, dem ich mich vertrauete, der mein Brod aß, tritt mich unter die Füße!“ rief zornerfüllt der Herzog aus, dann las er weiter mit gebrochener Stimme: „Alle ihre Hoffnung ſteht auf Peter Klaren, der aus Frankreich kommen, und auf Doctor Jonas Verrichtung beim Schweden; doch ſchreibt der König von Dänemark, daß er Jonas gefangen habe, daher ihnen dieſe Praktiken nicht viel Hülfe bringen werden.“

„Laß ihn in Ketten legen!“ herrſchte Johann Friedrich. — „Iſt bereits geſchehen!“ erwiederte Grumbach. Man hörte Geſchütz krachen von den Bollwerken nach Sundhauſen zu, und der Herzog begab ſich mit Grumbach in das Eckzimmer ſeines Flügels, deſſen ſchmale Seite der Kette des Waldes zugekehrt, und gerade nach Waltershauſen hingerichtet war. In dieſem Zimmer wohnte jetzt Grumbach; am Fenſter deſſelben fanden die Eintretenden Johannes ſtehen und mit ſich ſelbſt reden. Drunten auf dem runden Bollwerk feuerten die Knechte aus kleinem und großem Geſchütz, unabläſſig zum Eifer angetrieben von Hieronymus von Brandenſtein, der ſeinen ſchreienden Vaterſchmerz um den erſchoſſenen Sohn mit dem Gebrüll der Kanonen zu übertäuben ſuchte, und rächende Kugeln in Ueberzahl in die fränkiſchen Verſchanzungen regnen ließ. Mit dem Ausdruck wilder Freude blickte Grumbach hinab, und wünſchte, daß eine Kugel Seinsheims Haupt oder Herz als Ziel finden möchte, der Herzog blickte nachdenklich auf Johannes Tauſendſchön, der den Donner des Geſchützes ſo wenig vernahm, wie die Eingetretenen, und in einer Verzückung vor ſich hin ſah und flüſterte: „Armſeliger, unglückſeliger, unſeliger Prophet! Auch Du haſt verlernt uns Gutes zu verkündigen, und trügeriſch waren alle Deine Träume! Eine hölliſche Macht mag es ſein, die Dich beſitzt, ein Dämon iſt's, der aus Dir redet. Alles was ich für gut hielt, zeigt ſich mir von der ſchlimmſten Seite, auf daß meine Leibfarbe nicht vergeblich gewählt ſei. Was ich weiß erblickt, tritt mir ſchwarz entgegen.“

„Das Paradieß thut ſich auf!“ ſprach der Engelſeher vernehmlich: „über dem beſchneiten Walde liegt es, grün und golden, hoch hoch! Hörſt Du die Harfen? Und Pauken wirbeln zum Hallelúja der Engel. Süßer Flötenton! Der Herr aber, unſer Gott, ſitzt über allen hocherhaben auf Wolken. Blitz auf Blitz! Donner auf Donner! Siehſt Du die Seeligen, Herzog Johann Friedrich? Deinen Vater, Deine Mutter, Deinen Sohn, der ein lieber Engel geworden? Du wirſt zu ihnen eingehen in das Paradieß, Du wirſt dem Vater eine Frage ſtellen, nur eine einzige, hochwichtige Frage, und die Engelein wiſſen, was Du fragen wirſt! O wie ſchön iſt's im Himmel. Eia, wären wir da!“

Der Herzog ſeufzte und wollte ſich abwenden, als plötzlich Johannes Züge von innerer Angſt krampfhaft verzerrt wurden, und er lebhaft ſchrie: „Schießt nicht in den Himmel hinein! Um Gottes Willen ſchießt nicht nach den Engeln! Blut wird regnen!“ aber indem er noch ſo ſchrie, bebte der Fürſtenbau in ſeinen Grundfeſten, flammte ein Blitz, wie von einer auffliegenden Miene, brüllte ein entſetzlicher Donnerſchlag, ſchrillte ein furchtbares Klirren und ein Schrei des Schrecks ſtieg hundertſtimmig empor, eine dicke Dampfwolke zog langſam zum Himmel. Johannes ſank in Ohnmacht am Fenſter nieder, der Herzog hielt ſich taumelnd feſt, Grumbach ſtürzte mit ſchwerem Fall zu Boden. Die Breme war zerſprungen und weithin über Stadt und Lager rollte der ungewöhnlich ſtarke Schall des größten der Geſchütze auf Grimmenſtein, das einſt die Stadt Bremen dem Vater Johann Friedrichs zum Geſchenk gemacht.

Als Johann Friedrich mit eigner Hand liebreich den Knaben erhoben, auf einen Stuhl geſetzt, und auch Grumbach aufgeholfen, ſchritt er mit Letzterm aus deſſen Zimmer durch die Seinigen. Die Füße Beider wandelten auf Scherben der Fenſter, die ſammt und ſonders der gewaltige Stoß der Luft zerdrückt hatte, in Grumbachs Gemach wie in den Zimmern des Herzogs. Als der Fürſt und ſein Vertrauter aus den genannten Zimmern in andre traten, ſprach Johann Friedrich betroffen: „Siehe, das iſt doch wunderlich! In Deinem Gemach und in meinen Zimmern ſind alle Fenſter zerbrochen, hier ſehe ich alle ganz. Siehe doch nach, während ich zur Herzogin gehe, die gewiß auch erſchrocken iſt, ob an Menſchen, Zimmern und Fenſtern außerdem ein Schade geſchehen? Es wäre kein erfreulich Omen, Grumbach, wenn blos unſre Fenſter zerſprungen wären! Du lächelſt? O glaube mir, die Zeichen des Herrn ſind groß!“

Der Herzog ging von dem alternden Ritter hinweg, und dieſer ſah ihm mit ſchmerzlicher Bewegung nach, dann lagerte ſich auf ſein faltenreiches Geſicht der Ausdruck kalter Reſignation, ſtarrer Apathie. Es ſiel ihm der Anfang jener Gnomen voll hoher Weisheit ein, deren Sammlung die heilige Schrift den „Prediger Salomo“ nennt, und ſein zahnloſer Mund ſagte dieſen Anfang ſtill her: „Es iſt Alles ganz eitel, ſprach der Prediger; es iſt Alles ganz eitel! — Was hat der Menſch mehr von aller ſeiner Mühe, die er hat unter der Sonne? — Ein Geſchlecht vergehet, das andere kommt, die Erde aber bleibt ewiglich. — Die Sonne geht auf und geht unter, und läuft an ihren Ort, daß ſie daſelbſt wieder aufgehe. — — Was iſt es, das geſchehen iſt? Eben das hernach geſchehen wird. Was iſt es, das man gethan hat? Eben das man hernach wieder thun wird! Und geſchieht nichts Neues unter der Sonne!“ —

Mit weltverachtender Ruhe hinkte der gelähmte Greis ſeines Weges fort, und ohne Gruß an einigen adeligen Räthen vorüber, die ihm auf der Gallerie in prunkender Hoftracht begegneten, Obernitz und Erſa, im Begriff, ſich zu dem Herzog zu begeben, und die mit Blicken, in denen ſich Stolz, Haß, Scheu und das ſtets neu erwachende Gefühl der Kränkung über durch dieſen Mann ihnen entzogene Gunſt wunderlich vermiſchten, an ihm vorbeiſchritten, und ihm nachſahen. Er war ſchon weit hinweg, als ſie erſt wagten, gehäſſig über ihn laut zu werden.

Der Herzog hatte ſeine Gemahlin von dem furchtbar heftigen Knall des berſtenden Geſchützes, das in unzähligen Stücken aufgeflogen war, doch ohne einen der vielen auf dem Bollwerk befindlichen Kriegsleute zu verletzen, heftig erſchrocken in der Umgebung ihrer Frauen gefunden; auch befand ſich der Hofprediger bei ihr, der erbaulich tröſtete. Johann Friedrich ſandte einen Kammerknecht, ſich zu erkundigen, ob kein Unglück geſchehen, und der Rückkehrende brachte bald das erwünſchte Nein, worauf der Herzog eine Dankbetſtunde zu halten befahl. Dabei erzählte er in vertraulicher Mittheilung den Vorfall, wie er gerade mit Grumbach und Tauſendſchön am Fenſter in der Nähe geſtanden, als das Ereigniß ſich zugetragen, und Eliſabeth umfing ihn, Gott preiſend, daß er unverletzt geblieben. Davon nahm alsbald der Prediger Veranlaſſung, ſich warnend, ja ſtrafend vernehmen zu laſſen: „Sehet, o Herr, das iſt eine Warnung von jenem Herrn, der da ſagt durch Moſen, ſeinen Knecht: ihr ſollt euch nicht wenden zu den Wahrſagern, und durch David, den König: Wohl dem, der nicht wandelt im Rathe der Gottloſen, noch tritt auf den Weg der Sünder, noch ſitzet, da die Spötter ſitzen!“ — „Thue ich etwan alſo?“ fragte der Herzog gereizt, und Ehren Weidemann fuhr fort: „Haltet zu Gnaden, Herzog!— nein, Kurfürſtliche Durchlaucht, böſe Geſellſchaft verdirbt gute Sitten, und wer will einen Reinen finden bei Denen, da keiner rein iſt? O mein Fürſt, Ihr werdet ausrufen mit Jeremias: Meine Freunde haben mich betrogen!

und werdet weinen mit Hiob: **War ich nicht glückſelig?** War ich nicht fein ſtille? **Hatte ich nicht** gute Ruhe, und kommt ſolche Unruhe? **Und werdet jammern** mit David: Merke auf mich **und erhöre mich**, wie ich ſo kläglich zage und heule!“

Johann Friedrich war zu fromm und gottesfürchtig, er ehrte zu ſehr in dem Prediger den Diener Deſſen, deß Wort dieſer zu verkünden hatte, als daß er ihn für ſeine phariſäiſche Freimüthigkeit die Thüre gewieſen hätte; der bibelfeſte Fürſt ließ ſich herab, das Wort der Schrift zu bekämpfen mit ehrlicher, gleicher Waffe, mit dem Wort der Schrift, und entgegnete raſch: „Ja ich werde jammern mit David, daß der Feind ſo ſchreiet und der Gottloſe dränget, denn ſie wollen mir eine Tücke beweiſen und ſind mir heftig gram! Ich werde ausrufen mit Jeremias: Ein Bruder unterdrückt den andern, und ein Freund verräth den andern! Ich werde weinen mit Hiob: Habe ich doch nirgend keine Hülfe, und mein Vermögen iſt weg! Aber ich werde Euch, und die denken, wie Ihr, auch ſtrafen mit Hiobs Worten, wie Ihr mich zu ſtrafen meinet, mich, Euern Herrn und Gebieter: Kleingläubige! Weil Ihr Jammer ſeht, ſo fürchtet ihr euch! Habe ich euch geſagt, bringt her, und von euerm Vermögen ſchenket mir, und errettet mich aus der Hand des Feindes, und erlöſet mich von der Hand des Tyrannen? Ihr erdenkt Worte, daß ihr nur ſtrafet, und daß ihr nur vubſtet Worte, die mich verzagt machen ſollen! Doch weil ihr habt angehoben, ſehet auf mich, ob ich vor euch mit Lügen beſtehen werde!“

Der Pfarrer erſchrak vor der bibelſpruchgepanzerten Dialektik ſeines hohen Gegners, der Kamm ſchwoll ihm, ſein Antlitz ward blauroth, wie das eines kalekuttiſchen Hahnes, er wollte widerreden, aber der Herzog rollte ſeine Augen ſo durchbohrend auf ihn, ſeine Hand fuhr in der Aufregung ſeines gerechten Zornes, überall auf Mißverſtand und feindliche Geſinnung zu ſtoßen, unwillkührlich an den Schwertgriff, daß Weidemann ſchnellgefaßt die Segel ſtrich, und mit tiefen Verbeugungen das Zimmer verließ. Der Herzog kam nicht zu Odem; der Enteilende gab die Thüre dem Edelpagen Birkenfeld in die Hand, welcher ſchon lange auf den Hinweggang des Hofpredigers gewartet hatte, um Obernitz und Erfa anzumelden.

„Habe ich nie und nirgend Ruhe auch nur einen Augenblick?“ fuhr der Herzog ungnädig auf. „Frage, was der Herren Anbringen ſei?“

„Sie bitten um gnädige Geſtattung mündlicher Audienz“ erwiederte Birkenfeld: „und ſcheinen auch eine Schrift überreichen zu wollen.“

„Sollen die Eingabe an den Rath Grumbach gelangen laſſen! Will ſie nicht ſprechen, jetzt nicht, heute nicht!“ ſprach der Herzog.

„Mein theurer Herr!“ bat Eliſabeth mit ſanfter Stimme: „Kränke nicht allzutief die alten treuen Diener, die es wahrhaft gut mit uns meinen! Deren Rath, ſelbſt wenn er in Irrthum wurzeln ſollte, doch gewiß aus redlichem Herzen kommt."

„Sie haſſen, die ich liebe! Das iſts!" entgegnete Johann Friedrich entſchieden: „Wer nicht mit mir iſt, der iſt wider mich. So ſprach ſelbſt unſer Heiland Jeſus Chriſtus, der Fürſt der Liebe und des Friedens. Niemand kann zweien Herren dienen, darum war auch vom Anbeginn an unſere Doppelregierung eine Narrheit! Ihr danke ich die gefeſſelte Hand, das geſpaltene Land. Einer gebiete! ſprach ſchon vor uralter Zeit mit hoher Weisheit der Griechen größter Dichter, Homer."

„Du ſchmähſt Deines Vaters Andenken, der es alſo ordnete, wie es leider iſt!" warf Eliſabeth mit unwiederſtehlicher Milde ein, und ihr Wort ſänftigte augenblicklich des Gemahls Aufwallung.

„Geh!" ſprach er, ſich faſſend, würdevoll zu dem Pagen: „ſage den Herren, ich bedaure, ſie jetzt nicht annehmen zu können. Sie möchten, wenn ſie etwas Schriftliches hätten, es mir durch Dich überſenden."

Wenige Minuten ſpäter entfaltete der Herzog das übergebene Schreiben in Gegenwart der Herzogin, die mit banger Seele ſah, wie über dem Leſen ihr geliebter Gemahl immer finſtrer die Stirne runzelte. Jetzt endlich flog das Schreiben aus ſeiner Hand zur Erde, und ward mit dem Fuß des Gebieters getreten.

„Großer Gott, was iſt's ſchon wieder, Johann!" rief mit klagendem Ton die Herrin, doch mit mehr Faſſung, als ſie erwartet hatte, klang die Antwort:

„Conſpiration! Grumbach, und immer Grumbach! Er ſoll abſolut das Glied ſein, das mich ärgert, und das ich von mir werfen ſoll, aber ich thue es nicht, thue es nicht! Abermals eine zwei Canzleibogen lange Brühe, zuſammengebraut von adeligen Dienern, Landſaſſen und Lehnleuten, darin mir ein ſüßer Brei in den Mund geſtrichen werden ſoll, als wäre nicht meine Perſon das Ziel des feindlichen Ueberzuges, ſondern mein übel namhaft gemachter — wie fein und höfiſch das ausgedrückt iſt — Diener Grumbach gemeint, und dem wären ſie nicht dienſtverwandt, mit ihm hätten ſie nichts zu thun, ſeiner Sachen wollten ſie nunmehr — weil es ein ſchlimmes Geſicht bekommt, o Heuchler! — ſich nicht theilhaft machen. Von ihm ſich abzuſondern, nicht von mir, ſei der Sinn der Aufforderungen — da dieſe doch nackt und bar mich nennen. — Frech ſagen ſie mir hier ins Angeſicht, daß in der That unter meinem hochlöblichen Titel Grumbachs Perſon und Sache durch ſie mit geſchützt würde. Sie wollen nicht nur mir zugethan bleiben in Eid und Pflichten, ſondern auch meinem Bruder! Aber wie reimt ſich das zuſammen! Kann man zugleich Gott dienen und dem Teufel?“

Die Herzogin hatte nur Thränen ſtatt der Antwort, denn was konnte ſie Entgegnendes erwiedern, das nicht den Zorn des aufgebrachten Gemahls noch heftiger angefacht hätte?

„Zu einem iſt dieſes nichtsnutze Ding doch gut“ ſprach Johann Friedrich weiter, indem er gegen alles Erwarten die Schrift wieder vom Boden hob: „es kann zum Gegenbeweis einer lügneriſchen Verleumdung werden, darum ſoll es der Kanzler im Archiv deponiren. Mir wird in Schriften Schuld gegeben, ich habe die Aufforderungen der feindlichen Herzoge unterdrückt vor den Räthen, der Hofdienerſchaft und dem Volk, hier aber ſteht ausdrücklich: was Herzog Auguſt, die kaiſerlichen Commiſſarien, und ſo weiter, an uns ſämmtlich und ſonderlich abermals geſchrieben, das alles haben wir der Gebühr nach hören verleſen. Das hat ihre Schlauheit unbedacht gelaſſen. Gott lebt, und mein Auge wird ſeine Luſt ſehen an meinen Feinden.“ —

Die Vorſtellung wurde einer Antwort nicht gewürdigt, in des Herzogs zürnendem Antlitz aber ſtand Solche lesbar genug geſchrieben, ſo daß ſich Jeder darnach achten konnte. Der Bundesgenoſſe, deſſen jüngſt Moritz gegen das Hoffräulein erwähnt, bewies ſich treu. Und von kriegeriſchem Muth, von edler Tapferkeit, lobwerthem Heroismus war in dem ganzen Feldlager keine Rede, keine Spur. Woher hätten dieſe Tugenden des Kriegers auch ſtammen, wodurch hätten ſie entflammt werden ſollen?

Keine erhabene Idee rief hier zu gemeinſamem Kampfe; nicht für Tugend und Recht, nicht für Vaterland und Glauben galt es hier zu ſtreiten. Nicht eine Nation erhob ſich gottbegeiſtert für Freiheit und edle Selbſtändigkeit, nein, aus allerlei Ländern und Ländchen wurden die angeworbenen Söldnerhaufen bunt zuſammengewürfelt, eine Plage, ein

Fluch des Landes, das ſie drückten und belaſteten. Morgen durften die Führer Sold auszahlen, und ausrufen laſſen: Im Namen des Kaiſers, gegen den Kurfürſten — und das Heer hätte mit derſelben Freude, mit demſelben Muth und Unmuth ſeine Waffen gegen den gekehrt, der jetzt gebot. Dabei war das Belagerungsheer ſo guter Dinge, als es bei Müſſiggang und Langeweile, bisweilen mangelndem Proviant, unterlaufenden Executionen mittelſt Henkens oder durch die Spieße Jagens, auch bisweilen verſuchten Ausfällen ein Heer aus meiſt roher Soldatesca, wie jene Zeit ſie hegte und pflegte, nur immer ſein konnte. Von Zeit zu Zeit ein blinder Tumult, der den ganzen Ring der Verſchanzungen von einem Ende zum andern allarmirte, Schreckſchüſſe, Schreckbewegungen, gegenſeitige Hohnzeichen, an alle Dieſem fehlte es nicht. Eines Tages ſaß der Kurfürſt mit den befreundeten Herzogen ruhig in ſeinem Hauſe zu Goldbach bei Tafel, denn die Kälte litt ihn nicht im Kriegszelt, als ein ſtürmiſches Geſchrei ſich aus dem Lager dem Dorfe näherte, und bald ganz Goldbach in Bewegung brachte. Eine Kuh war aus der Stadt gegen das Lager getrieben worden, im jauchzenden Triumph wurde ſie von den Kriegsknechten geleitet. Zwiſchen die Hörner war dieſer Kuh ein Spinnrocken gebunden, mit Flachs und Spindeln, und daran ein großer Brief: An den Kurfürſten Auguſt zu Sachſen. Zornig wallte Auguſts Blut, als der Brief ihm gebracht, als derſelbe geleſen wurde, und nichts als den Spottreim enthielt:

Kurfürſt, wenn du dieſe Kuh lehreſt ſpinnen,
So wirſt du auch Gotha und Grimmenſtein gewinnen!

und dieſes Zeichen der vollſten Verachtung mußte ſeinen perſönlichen Haß gegen einen Fürſten ſteigern, der frank und frei das Recht antaſtete und beſtritt, mit welchem Auguſt den Kurhut trug. Wer ließe ſich auch gern den magiſchen Goldreif der Majeſtät vom Haupte ſtoßen? Es wurde von Seiten der Feinde nichts unverſucht gelaſſen, die Beſatzungen, hauptſächlich die der Stadt, und die Bürger zum Abfall und Verrath anzureizen, und dem Volke ward in Mandaten, Plakaten und Drohſchriften ſo oft geſagt, daß Wilhelm von Grumbach ein alter Zauberer, und daß er allein es ſei, der mit Teufelswerken den Herzog umſtricke, daß es die Maſſe endlich glaubte, um ſo mehr und um ſo lieber glaubte, je drückender allgemach die langwierige Belagerung wurde. Der Monat Februar ſchwand dahin unter abwechſelnden Schneeſtürmen, Regengüſſen, bald froſthell, bald nebeltrüb, und ſchon wich mehr und mehr das Weiß von den fernen Waldbergen; die Aecker lagen ſchwarz und voll Näſſe; Lerchen ließen ſich bereits hören als freundliche Frühlingsboten. Der treuen Fürſorge der wackern Männer, in deren Händen das Wohl der Stadt ruhte, war bange Beſorgniß nicht zu verargen; die Drohungen wurden immer heftiger, die Arbeiter der Feinde rückten der Stadt immer näher, wie ſehr auch das Geſchützfeuer dieſe zu unterbrechen und zu hemmen ſuchte, die Erdwälle der Belagerer überwuchſen die Mauern der Stadt, die Vorräthe in dieſer gingen zu Ende, und es verbreitete ſich das ſchreckenvolle Gerücht, der Herzog ſei entſchloſſen, im Nothfall Gotha aufzugeben, und die Stadt, ehe er ſie in Feindes Hände fallen ließe, niederbrennen zu laſſen. Es wurde daher im Rathe beſchloſſen, eine Schrift an den Herzog Johann Wilhelm aufzuſetzen, und dieſen um eine Unterredung zu bitten, um ſeiner Perſon ſich zu Gnaden zu empfehlen, und ihn um Vermittlung anzuflehen, zugleich aber auch den Herzog Johann Friedrich anzuflehen, gütlicher Unterhandlung Gehör zu geben. Ein ſolcher Schritt mußte die höchſte Ungnade des Fürſten nach ſich ziehen, in deſſen Händen Gotha ſich jetzt befand, und die Weisheit des Magiſtrats wagte nicht, ſo ganz für ſich zu handeln. Daher wurden die beiden Kämmerer des Rathes beauftragt, den Kanzler Brück zu conſultiren, ihm die Schriften zu zeigen, ſeine Meinung zu hören, ſeinen Rath zu erbitten. Hier kamen jedoch die Abgeordneten, wie man wohl hätte vorausſehen können, übel an. Doktor Brück, als er die Entwürfe las, wurde zornroth vor Wuth, doch verbiß er den Grimm, der in ihm aufloderte, und antwortete höhnend: „Werthe Männer, die Birnen, um die der Rath zu Gotha hier anſucht, blühen jetzt erſt; wann ſie reif ſind, fragt wieder zu,“ und indem er dies ſprach, drehte er ſich den Bart und ihnen den Rücken, und ging, die Schriften in der Hand, zu dem gebornen Kurfürſten. Beſtürzt und bekümmert enteilten die Boten, und verkündeten, was ihnen begegnet war.

Die Folge blieb nicht aus. Schon am andern Tage ſtand, ernſtlich erfordert, der ganze Stadtrath mit Beklommenheit im Thronſaal des Herzogs. Johann Friedrich empfing ihn mit gerunzelter Stirn, Grumbach, auf die Krücke geſtützt, ſtand neben ihm, Brück fehlte nicht, auch mehrere der Hofherren waren anweſend. Der Herzog ſprach kurz und ſtreng: „Ich habe euch anher beſcheiden laſſen, ihr Herren des Rathes, um euch euer unfertiges Unterfangen nachdrücklich zu verweiſen, und euch zu ſagen, daß ihr meine ganze Ungnade verwirket habt. Ei wie ſeid ihr doch ſo früh klug, wie das Ei, was ſich klüger dünket, denn die Henne! Siehe ihr haltet euch alle für klug, warum gebt ihr mir denn ſo unnütze Dinge vor? Warum wollt ihr mich lehren, was ich thun oder was ich laſſen ſoll? Warum? Dem Erſten, der ſich nochmals unterfangen wird, zu ſolchen Geſprächen und Unterhandlungen mit unſern Erzfeinden zu rathen, den wollen wir um einen Kopf kürzen laſſen, ja, bei Leibes- und Lebensſtrafe befehlen wir euch ernſtlich, laßt ab von verrätheriſcher Conſpiration, ſonſt werden wir auf das Aeußerſte gebracht, und die Folgen fallen auf euer Haupt.“ —

Eine ſolche Sprache aus des ſonſt immer ſo gütigen und gnädigen Fürſten Mund hatte der Magiſtrat noch nie gehört. Alle fielen auf die Kniee und baten um Gnade. Der Herzog verließ ohne Antwort, mit ſtrengem Blick den Saal. Höhnend ſchauten Grumbach und Brück auf die Knieenden.

Achtes Buch.

1567 bis 1568.

Ach Gott mich thut verlangen
Nach dem, der jezt gefangen,
Den liebſten Fürſten mein.
Daß ich ihn ſo muß meiden
Bringt mir ein herzlich Leiden,
Ach Gott, hilf ihm aus dieſer Pein.

Er iſt in Kaiſers Händen,
Mein Gott thu es bald wenden,
Dem Kaiſer gieb den Muth
Daß er recht thu bedenken
Woher komm dieſes Zanken
Dem Fürſten wieder geb ſein Gut.

Ob er was hätt verbrochen,
Fürwahr iſt g'nug gerochen,
Land, Leut hat man verderbt,
Den Fürſten abgeführet,
Mein Herz damit gerühret,
Der Chur hat man ihn enterbt.

Klage der Kurfürſtin Sibylle;
von Peter Watzdorf.

Erſtes Kapitel.

Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden, ſagt ein deutſches Sprichwort, und dennoch iſt Hoffnung eine trügeriſche Göttin, dennoch täuſcht ſie unzähligemal die Harrenden, und kein Menſch würde mehr auf Hoffnungen bauen, wäre ſie nicht auch zugleich eine ſo mächtige Zauberin, deren Lächeln unwiderſtehlich anlockt, deren Wink ſo begeiſternd wirkt. Und wo wäre in Leid und Trübſal, in Schmerz und Unglück ein Balſam heilender, als Hoffnung? Die Menſchheit müßte verzweifeln, reichte nicht Hoffnung engelhold die Hand, und zöge die Unglückſeligen vom Rand des Abgrunds zurück.

Der geborne Kurfürſt und ſeine Schützlinge wußten, daß alle Briefe und das Geld, für Mandelslohe beſtimmt, von den Feinden genommen war, ſie wußten, daß der Doktor Juſtus Jonas im Norden nicht mehr für ihre Sache wirken konnte, denn er ſchmachtete im Kerker; ſie wußten, daß kein deutſcher Reichsfürſt zu ihrer Entſetzung auch nur die Hand erheben werde; ſie konnten ſich ſagen, daß der nahende Frühling die Angriffe erleichtern, den Muth der Belagerer beleben werde; wußten, daß die Stimmung unter den Bürgern, wie unter dem Kriegsvolk eine unerwünſchte, ja bedrohliche, denn mit den in Beſtallung genommenen Söldnern, die nicht Unterthanen waren, hatte man nur auf zwei Monate accordirt, und zogen dieſe, Kern und Stütze der Vertheidiger, von dannen, ſo konnten die ohnedieß mißwilligen Bürger und das in Waffen ungeübte Landvolk Stadt und Feſte nicht länger halten, dieß alles, was ſo bedenklich, gemüthbelaſtend war, wußten die Häupter, und dennoch — hofften ſie.

Der Herzog hatte in ſorgenſchwerer Stunde nach der Bibel gegriffen, um ein Sortilegium zu üben, und ſein Finger deckte den bedeutungsvollen Spruch Jeſus Sirachs: Des Frommen Hoffnung wird nicht außen bleiben. Johannes Tauſendſchön ſah in den wunderbaren Geſichten ſeiner Verzückungen Legionen himmliſcher Heerſchaaren, er ſah es leuchten über dem Walde, und ſprach von den Boten auf den Bergen, die da den Frieden verkündigten. —

Minder geiſtiger Art waren andere Hoffnungen, die in der Ueberzeugung wurzelten, der Feind werde, müſſe endlich ermüden, er könne das feſte Schloß nicht überwältigen, und dieſe Zuverſicht war nicht unbegründet.

Mit dem Blick der Sehnſucht ſahen bald Johann Friedrich ſelbſt, bald ſeine Vertrauten nach einer Hülfe aus, die mit Zuverſicht erwartet wurde, es war die des Herzogs Adolf von Holſtein. Daß dieſer Herzog mit vielem Volk an Reitern und Fußknechten im Anzug ſei, war ſicher verkundſchaftet. Aber lange, allzulange blieb er den Hoffenden aus, und es wurde im heimlichen Kriegsrath beſchloſſen, dem Heere einen Trupp Reiter entgegenzuſenden, die deſſen Zuzug beſchleunigen ſollten. Ein Dutzend entſchloſſene Männer wurden zu dieſer Expedition erwählt; ein ſtarker Ausfall ſollte ſie decken, ſie ſollten das Heer auf Umwegen nach dem Walde führen, und ſowohl, wenn ſie glücklich durch das Lager der Feinde hindurchgekommen, als wenn die Hülfstruppen im Anzug wären, dieß mit Feuerzeichen auf dem Tenneberg verkündigen.

Der Ausfall, der das Entreiten der Sendboten maskiren ſollte, erfolgte am Vormittage des achten März; bald umhüllte Pulverdampf Freunde und Feinde. Den Letztern entging es jedoch nicht, daß ohngefähr zehn Reiter ſich abſonderten, durchſchlugen, und das freie Feld gewannen, während die übrigen Schaaren ſich wieder allgemach zurückzogen. Alsbald wurden einige Rittmeiſter beordert, dieſen nach dem Walde zu Fliehenden mit hundert Reitern nachzujagen. Sie ſaßen auf, und theilten ſich auf alle Wege.

Und als die Nacht einbrach, loderte auf dem Tenneberg das Signal, daß die Reiter glücklich entkommen, und nach wenigen Tagen kündeten den Hoffenden in der Feſte glückverheiſſende Flammen die ſehnlich erwartete Hülfe, und am ſiebzehnten Tage des März blickte Johann Friedrich freudvoll hinaus in die lenzhelle Flur, wo die Winterſaat jetzt in friſcher Hoffnungsfarbe leuchtete, und ſah in der Ferne Heerhaufen auf Heerhaufen mit wehenden Fahnen heranziehen.

„Sie ſind's, es ſind die holſteiniſchen Fahnen und Völker. Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hülfe kommt!“ rief der Fürſt mit erleichterter Seele ſeiner Gemahlin zu, die mit den Kindern neben ihm ſtand und weit weniger lebhaft hoffte, als er. Ihr ſanftes Herz hielt in ſich mit großer Kraft der Seele alle Befürchtungen, alle trüben Ahnungen zurück; ſie hatte ſtets ein mildes Lächeln für ihren Gemahl, und er ſah keine Thräne mehr fließen. Sie konnte ſich ja ausweinen in den langen Nächten, deren Flügel Kummer und Sorgen ſchwer und träge machten.

Und das Heer wogte näher heran, und es jubelte durch Stadt und Schloß: „Seid frohen Muthes, denn die Hülfe naht! Bald werden wir dem übermüthigen Feind die Wege zeigen und zu nehmen zwingen, die er gekommen!“

Schon nahte ein Vortrab, ſchon ritt ein Trompeter heran, und ward durch die Stadt auf das Schloß geleitet, wie ein Bote des Heils. Froh willkommen geheißen, nahm ihm Grumbach das Schreiben ab; es war zu des Herzogs eigner Hand von dem Herzog von Holſtein; der Ritter wagte nicht, es zu entſiegeln; er hinkte mit freudeblitzenden Augen herein in das fürſtliche Zimmer, er reichte den Brief dar.

„Um Gott, was iſt das?“ rief jetzt die Herzogin erbleichend: „Die Haufen ziehen ja unaufgehalten nach dem Lager der Feinde, nicht nach der Stadt!“

„Was ſagſt Du?“ fragte der Herzog erſchrocken, und heftig zitterte die Hand, in welcher er das Sendſchreiben hielt.

„O weh! Und ſtehe uns Gott bei!“ rief Grumbach aus. „Auf dieſe Eure Frage, hohe Gebieterin, wird wohl dieſer Brief die unliebe Antwort enthalten.“

„Oeffne, lies!“ ſprach Johann Friedrich dumpf, nicht fähig, mit eignen Augen das Unheil anzublicken; das freundliche Jungfrauenantlitz der ſchönen Hoffnung verwandelte ſich ihm plötzlich in das verſteinernde Haupt der Meduſa.

„Faßt Euch, hoher Herr, und tröſtet Euch!“ ſprach Grumbach, als er in das Schreiben geblickt. „Herzog Adolf von Holſtein ſchreibt Euch — einen Abſagebrief, und führt ſein Heer dem Feinde zu.“

„Betrogen alſo! Schändlich belogen und betrogen!“ brach der Herzog ingrimmig aus. „Nun denn, ſo möge der Grimmenſtein unſer Aller Grab und Kirchhof werden. O meine Kinder!“

Und er umarmte mit Leidenſchaft und Heftigkeit die zarten Kleinen, die in ihrer Unſchuld nicht die ſchwarze Schickſalswolke ſahen, die unheilvoll am Himmel ihrer Zukunft ſtand.

„Aber wir ſahen doch die Zeichen!“ rief, faſt noch zweifelnd, der Herzog, denn er konnte ſo ſchnell nicht das Entſetzliche für wahr halten, ſeine Hoffnung war allzuſtark.

„Der Feind hat wohl einige der Reiter eingeholt, und ihnen die Verabredung entlockt, ſo denke ich mir's.“ erwiederte Grumbach.

„O Lüge! O Teufel!“ knirrſchte der Fürſt: „Da kann man in Wahrheit ausrufen mit dem Seher der Apokalypſe: Drauſen ſind die Hunde und die Zauberer, und die Todſchläger, und die Abgöttiſchen, und alle die lieb haben und thun die Lügen! So möge ſich Gott erzürnen über ihre Stimme, und verdammen das Werk ihrer Hände!“

Ach, die Verwünſchungen erfüllten ſich ſo wenig, wie ſich die Wünſche erfüllt hatten. Und Johann Friedrich ermannte ſich wieder, noch ſtand der Grimmenſtein, noch hatte der Feind ſich keines Sieges zu erfreuen.

Ja, es war zum Verwundern, und zeugte ſo wenig von dem Muth der Belagerer, als von ihrer Kriegskunſt, daß auch der Monat März verfloß, ohne nur im Mindeſten etwas zu entſcheiden. Es hat nicht an Hiſtorikern gefehlt, welche dieſe lang andauernde Belagerung auf Rechnung der Langmuth des Kurfürſten Auguſt geſchrieben, allein dieſelbe mochte wohl bei dieſer Belagerung um ſo weniger zur Erſcheinung kommen, als die Folge bewieß, wie wenig Auguſts Gemüth geneigt war, gegen Den, welchen er bekriegte, eine menſchliche Tugend zu üben, am allerwenigſten aber die der Nachſicht und Geduld. Die jungfräuliche Feſte konnte von außen nicht erobert, ſie konnte ſo bald nicht ausgehungert, und das Waſſer konnte ihr nicht, wie der Stadt, abgegraben werden, ein ohnmächtiger, des Spottes werther Feind hielt ſie belagert, und der Spruch, den die Kuh gebracht, ſchien ſich bewähren zu wollen.

Das Dorf Goldbach, wo der Kurfürſt lagerte, brannte lichterloh, und es wollte faſt ſcheinen, als habe eine dem belagerten Fürſten ergebene Hand den kühnen Verſuch gewagt, ſeinen Feind auszuſchmauchen. Doch rettete ſich dieſer beſtürzt und ſehr erſchrocken eiligſt entweichend nach Remſtedt, wo er in der Mühle ſein neues Loſament aufſchlug. Und wie unzufrieden, mürriſch und zum Verrath geneigt ein großer Theil der Beſatzung, und auch die Mehrzahl der Männer waren, die ſich des Herzogs treue Diener nannten, die an ſeiner Tafel ſpeiſten, die ſein Geld in ihre Seckel faßten, für Dienſte, die faſt nur dem Namen nach beſtanden — die böſe Stimmung konnte nicht zum Ausbruch kommen, denn einestheils fehlte ein gewichtiger Anlaß, dann ein gewichtiges Haupt zur Stimmführung, und endlich hemmte mächtig das Geſpenſt der Furcht, denn es ging die heimliche aber mit Abſicht verbreitete Rede, der Herzog wolle mitten im Schloßhof einen Galgen aufrichten und jeden überführten Verräther daran henken laſſen. So zagte Mancher, der ſich nicht rein und ſicher wußte, und es war kein ganz verwerfliches Mittel, da durch Drohung in Schranken zu halten, wo Liebe und Anhänglichkeit erloſchen waren.

Und vieles wurde ausgeſagt und ausgeplaudert, von Dem und von Jenem, die bisher für treu gegolten, und Mancher, der ſich ganz ſicher glaubte, war durchſchaut, und über manchem Haupt ſchwebte unſichtbar das Schwert des Damocles.

Es erfüllte mit Entſetzen, daß mitten in den Reihen des Volkes auf Grimmenſtein bisweilen ein Mann erblickt wurde, Allen furchtbar, von Allen ſcheu gemieden, der Scharfrichter. Und doch wurde Niemand genannt, über den ein Todesurtheil gefällt worden wäre. Streng und finſter war das Antlitz des ſonſt ſo milden und gütigen Herzogs. Er war entſchloſſen, nur mit dem Leben die Feſtung aufzugeben, und ſtellte ſich perſönlich an die Spitze der Vertheidiger. Mehr als einmal geſchah es, daß wenn bei Tag oder Nacht plötzlich aus irgend einer Urſache die Lärmtrommel gerührt wurde, er ſelbſt mit der weißen Feldbinde geſchmückt, herunter kam auf die Wälle, um mit eigenen Augen zu ſehen, welche Gefahr drohe, um dieſer kräftig zu begegnen.

In den letzten Tagen des März kam Kundſchaft, daß der Feind vom Blochhaus bei der Leinmühle eine Mine nach dem Schloß zu führe. Der Herzog beſchloß, dieſes Vorhaben zu vereiteln. Sein Befehl gebot dem tapſern Hauptmann der Stadt, Hans Hoffmann, mit einem Fähnlein von 200 Knechten auszufallen, dieſe ſollten heimlich möglichſt nahe rücken, dann ſollten aus dem hintern Schloßthor fünfhundert Hakenſchützen ihnen zu Hülfe kommen, und mit ihnen gemeinſchaftlich das Blochhaus ſtürmen, es erobern und zerſtören. Ein Zeichen, ſich zurückzuziehen, ſollte auf dem Schloß mit der Trommel gegeben werden.

Der Morgen des 29. März, des Oſterheiligabends dämmerte kaum, ſo näherten ſich, noch von ſeinem Schleier verhüllt, von einem ſtarken Nebel begünſtigt, die Schaaren mit gutem Muthe der Verſchanzung. Ein Anruf, einige Schüſſe, ein Anlauf, Mann an Mann, dicht gedrängt, eine kurze und ſchwache Gegenwehr, Schwerthiebe, Lanzenſtiche, Wehgeſchrei der Ueberfallenen, Sieg! die Schanze war erſtiegen, das Blochhaus war erobert, des gebornen Kurfürſten Fahne wehte vom feindlichen Wall, und reiche Beute an Rüſtungsſtücken, Waffen und Munition fiel in die Hand der Sieger, mit Noth entkamen die Hauptleute Röbel und Hausmann dem Blutbad.

Aber jetzt durchdonnerte Allarmruf das ganze Lager, wirkte hier ſchreckend, dort ermuthigend, und eine raſch geordnete Schaar nach der andern zog kampfluſtig heran, den Feind zu vertreiben.

Die Hakenſchützen auf dem Schloß ſtanden geordnet, der Oberſtlieutenant von Brandenſtein ſpähte nach den Bewegungen, die der Feind machte. Der Herzog ſelbſt war im Schloßhof, begierig den Sieg zu verfolgen. „Was zögert Ihr? Entſendet die Schützen!“ gebot der Herzog dem Kommandeur. „Ihr ſendet ſie in den Tod, gnädiger Herr!“ widerſetzte ſich der Oberſtlieutenant. „Sie können nichts ausrichten, der Feind iſt zu ſtark! Wir müſſen das Volk aus der Stadt zurückrufen!“ Ein Wink Brandenſteins, und die Trommeln wirbelten, und die Schützen zogen den Ausgefallenen nicht zu Hülfe. Dieſe hofften von Minute zu Minute den verheißenen Succurs, ſchon kamen die erſten Heerhaufen nahe, ſchon erfolgten Angriffe, es war die höchſte Zeit, daß Hülfe kam, noch ward ſie heiß erwartet, ſie mußte kommen, ſie kam nicht. Jetzt wurden die Trommeln gehört von der Feſte, ihr Schall drang in das Ohr der Sieger, wie der Schall einer Todtenglocke. Jetzt warf ſich ein feindlicher Haufe zwiſchen die eroberte Schanze und trennte die plötzlich durch die Gewißheit des Unterganges tief entmuthigten Schaaren Hoffmanns.

„Ha! Die auf dem Schloß konnten dem Feind nicht beſſer beiſtehen, als ſo. Unſer Leben iſt in die Schanze geſchlagen! Mit Gott Kinder! Wir ſterben für Fürſt und Vaterland!“ rief Hoffmann todesmuthig, und ſchickte ſich an, mit der kleinen

Schaar, die im Blochhaus bei ihm war, ſein Leben theuer zu verkauſen. Während die nach Außen Abgeſchnittenen ſich durchſchlungen, als ein fliehender Feind nur wenig aufgehalten, regneten von allen Seiten Kugeln in das Blochhaus, lief eine wüthende Menge Sturm. Bald ſtritt Mann gegen Mann, oder vielmehr ein Mann gegen zehn bis zwanzig Männer. „Ergebt euch!“ ſchrieen den verzweifelt Kämpfenden die Hauptleute zu. „Ergebt euch, ihr Thoren! Was opfert ihr euch für der Aechter ſchlechte Sache? Liefert Grumbach aus, und Keinem von euch wird ein Haar gekrümmt!“

„Es lebe der geborne Kurfürſt!“ rief Hoffmann, und ſtürzte in ſein Blut. Keiner der Tapfern ergab ſich die unter ihm fochten, bald focht keiner mehr. Ein Wall von erſchlagenen Feinden thürmte ſich als Ehrendenkmal um die ehrenvoll Gefallenen her.

Mit dieſer Niederlage der kleinen treuen Schaar trat der Stern des Verderbens über den Grimmenſtein.

Wuth und Grimm in der kochenden Bruſt, ſo ſchändlich verlaſſen worden zu ſein, langten die Flüchtlinge auf dem Schloß an, und ungehemmt allen Gehorſam vergeſſend, machte ſich die Leidenſchaft Luft.

„Wir ſind verrathen worden! Ihr habt uns verrathen! Ihr haltet ſelbſt zum Feind! Warum ward uns keine Hülfe! Kein Entſatz? Um eine glänzende Victorie, um eine reiche Beute bringt uns Euer Wortbruch! Ihr ſeid es Brandenſtein, der unſern tapfern Hauptmann und die treuen Kameraden auf die Schlachtbank geliefert! Zum Teufel mit Euch, Judas Iſcharioth! In die Hölle mit Euch Verräther!“ So umtoſte wildes Geſchrei den Befehlshaber, und dem Herzog, der ein Zuhörer war, ſchnitt es in die Seele. Der Oberſtlieutenant wurde wüthend über dieſe verdienten, aber in der übelſten Form angebrachten Vorwürfe und Verwünſchungen, ſchon wollte er losbrechen, und den vorlauteſten der Schreier, den ſtämmigen Bauern Steffen Müller aus Sundhauſen das Schwert durch den Hals rennen, als der Herzog mit Würde in den Kreis ſchritt und jeden Ausbruch der Gewalt verhinderte. Ehrerbietig wich die drängende Soldatesca zurück, Johann Friedrich aber ſprach unmuthig zu Brandenſtein: „Du hätteſt die Schützen ſollen ziehen laſſen, wie ich gebot; was haben wir nun davon, daß die armen Leute aufgeopfert ſind?“

„Gnädiger Herr!“ entgegnete Brandenſtein, nicht vermögend, Herr ſeines Zornes zu bleiben, roh, aber mit ſoldatiſchem Muthe: „Ihr habt mich zum Befehlshaber ernannt, ich habe nach meiner beſten Einſicht gehandelt, glaubt Ihr, daß ich es nicht gethan, ſo fordert mir den Degen ab, aber ausſchelten dürft Ihr mich nicht vor dem Volk, ſonſt iſt's gethan um den Reſpekt. Es ſind ſchon beſſere Leute geopfert worden, Herr Herzog! Euer Krieg koſtet mich meinen Sohn. Solcher Krieger, wie vielleicht heute etliche gefallen ſind, könnt Ihr wieder viele mit Molken und Buttermilch auffüttern, den Sohn könnt Ihr mir nicht erſetzen!“

Der Herzog wandte dem Sprecher beſtürzt und raſch den Rücken, ein dumpfes Gemurmel durchlief die Reihen der Bewaffneten, ein böſer, geſchäftiger Geiſt flüſterte es in aller Ohren, was geſprochen worden war, und da und dort ward die Rede laut: „Wir dienen nicht länger, wir ziehen ab, unſere Zeit iſt um. Man ſoll uns unſern Sold zahlen — dann gehen wir.“ — Und dieſer böſe Geiſt wußte noch mehr einzuflüſtern, und mit ſeinen dunkeln Flügeln fachte er die glimmenden Funken des Aufruhrs und der Empörung zu hellauflodernden Flammen an. Der Herzog erfuhr alles, und es ward ihm mächtig bange. Er feierte ein trübes Oſterfeſt.

Eine unruhige Bewegung ward bemerkbar auf dem Grimmenſtein. Alles kündete an, daß Außergewöhnliches ſich vorbereite. Der Herzog hielt für hochnöthig, ſich der Treue ſeiner Diener nochmals zu verſichern. Am dritten April wurden die Herren des Adels zu einer Audienz beſchieden. Was der Herzog mit ihnen reden wolle, konnten ſie ſich leicht denken, und ſie kamen überein, ihm nur eine und dieſelbe Antwort zu geben. Nicht auf einmal wurden die Geladenen eingeführt, ſondern Einzeln. Grumbach und Brück waren zugegen. Der alternde Veit von Obernitz trat zuerſt ein, mit Unwillen ſah er einen Mann anweſend, gegen den er reden wollte. Der Herzog ſprach: „Mir iſt böſe Mähr zu Ohren gekommen. Die Treue meiner Diener wankt, ihr Herren vom Adel neigt euch Alle zum Abfall. Ihr brütet Baſiliskeneier des Verraths und wirkt Spinneweben der Treuloſigkeit. Ich fordere von jedem von euch einen neuen Eid in dieſer Zeugen Gegenwart und wer den nicht leiſten will, der ſage es frei, und ſcheide ab von mir, ich will ihn nicht halten.

„Gnädigſter Herzog und Kurfürſt!“ erwiederte Obernitz mit bebender Stimme: „vergönnt, daß ich Euch ungeſcheut die Wahrheit ſage, wie unangenehm ſie auch das Ohr dieſer hier Gegenwärtigen berühren mag. Mein Wort ſpricht die allgemeine Geſinnung meiner Standesgenoſſenſchaft aus. Wir alle ſind euch pflichttreu ergeben, allein nach allen Verſicherungen, die wir hören, iſt die Belagerung nur Grumbachs und ſeiner Anhänger wegen begonnen, ihnen gilt die Belagerung, für ſie ward ſo viel unſchuldiges Blut vergoſſen. Was gehen aber uns Grumbach und ſein Anhang an? Nie waren wir mit ihnen verbunden; ſollen wir um ihretwillen von Hab und Gut gedrängt werden? um ihretwillen uns mit Frauen und Kindern von Haus und Hof jagen laſſen? um ihretwillen unſre Pflichten gegen Euern Bruder, gegen Kaiſer und Reich hintanſetzen? Das kann Billigkeit nicht fordern, Gerechtigkeit nicht befehlen! Thut euch ab von jenen Männern, jetzt, da es noch Zeit, doch die höchſte Zeit iſt, und Ihr werdet an uns Allen die treueſten, ergebenſten Diener haben.“

Grumbachs Blicke weilten auf dem Sprecher ruhig und kalt. Ein Lächeln des Hohnes umzuckte die feſtaufeinander gekniffenen Lippen. Brücks Auge ſuchte den Herzog, und weilte geſpannt auf ihn.

Dieſer ſprach zornigleiſe, faſt flüſternd: „Ihr ſeid Verräther! Verräther ſeid ihr! Ich ärnte den Lohn meiner Güte und Gnade! Otterngezücht! Ihr thut mir wie meinem hochſeligen Vater! Ja, die Hand meines Verräthers iſſet mit mir über Tiſche. So will ich euch ein Beiſpiel geben, wie man nicht zum Verräther wird, und ich will dieſen Mann und die Seinen ſchirmen, und ſollt' ich Leib und Leben daran ſetzen! Geht, ich verachte euch!“ — Faſt alle, die nach Obernitz einzeln zur Audienz kamen, ſprachen daſſelbe wie er, und bekamen Aehnliches zu vernehmen, wie er. Des Herzogs Treue war ein Felſen, den kein Sturm erſchüttern konnte. Aber er ſann darauf, ſich derer gewaltſam zu entledigen, die er als ſeine nächſten Feinde betrachten mußte.

Der vierte April, ein Freitag, brach an. Trommeln wirbelten im Schloß, Trommeln wirbelten durch die Straßen der Stadt, und riefen alle Mannſchaft unter das Gewehr. Die Schaaren ſammelten ſich, die Standarten flatterten im Morgenwind. Der Feind fürchtete einen Ausfall, und war auf ſeiner Hut. Der neue, an des gefallenen Hoffmanns Stelle ernannte Stadthauptmann, Balthaſar Beyer, ordnete die Beſatzung auf dem Marktplatz in einen Ring, während der Oberſtlieutenant Brandenſtein die des Schloſſes zuſammenzog, und auch die vier Fähnlein, die im Zwinger campirten, herauf in die Feſte marſchiren ließ. Allgemeine Bewegung in Schloß und Stadt, tauſend ſich kreuzende Intereſſen, hier Hoffnungen, dort Furcht, hier Ermuthigung, dort Niedergeſchlagenheit, hier verzagendes Bangen, dort feſte Zuverſicht.

In der Stadt ſprach Balthaſar Beyer zu den Landsknechten: „Liebes Kriegsvolk, ich habe in des Herrn Kurfürſten Namen euch etwas anzuzeigen, darum ſo hört!“

„Wir hören!“ ſcholl es aus den Reihen der Männer, und es wurde ſtill im Ring, den die Maſſen gaffenden Volkes umſtanden.

„Jeder unter euch, liebe Leute,“ fuhr Beyer fort: „kennt ſeinen Eid und ſeine Pflicht, an die will ich euch nochmals erinnern. Unſerm gnädigen Kurfürſten und Herren ſind ſchlimme Reden hinterbracht worden von euch, die hinzielen auf Meuterei und Aufruhr, darüber der Herr ſich verwundern muß, und davon er den Grund nicht denken kann. Darum befiehlt euch der Kurfürſt, und ich für meine Perſon bitte euch, wenn es ſo iſt, wie berichtet worden, mir die Urſache zu ſagen. Mangelt euch Geld, ſo ſoll ein Jeder etwas erhalten, denn es wird drauf und drein gemünzt; ſeid ihr allzuſehr mit Wachten und Arbeiten überhäuft, ſo ſoll auch darin billige Aenderung vorgenommen werden. Mangelt vielleicht Proviant, ſo wird man das Nöthige ſchaffen, denn noch ſind dreizehntauſend Malter Waizen, fünfzehntauſend Malter Korn, zehntauſend Tonnen geräuchertes und eingeſalznes Fleiſch und hundert lebendige Ochſen auf der Feſte vorhanden, des übrigen Vorrathes an Mehl und Hülſenfrüchten nicht zu gedenken! Sagt nur, welche Beſchwerde ihr habt, jede Rotte ſage ſie ihrem Rottmeiſter, dieſer dem Hauptmann, und die Hauptleute ſollen es mir anzeigen zu weiterm Bericht und der baldigſten Abhülfe.“

Dieſe gemäßigte und verſtändige Anrede gefiel der Mannſchaft, und ſie beſprach ſich untereinander.

Droben im geräumigen Hof des Schloſſes hielt mit unwirſcher Gebehrde der Oberſtlieutenant von Brandenſtein, ſtrich ſich den Schnautzbart und ſprach mit rauher Stimme zu dem Volk: „Im Namen des gebornen Kurfürſten und Herzogs zu Sachſen, Johann Friedrichs, habe ich euch zu ſagen, daß ihr neue Beſtallung annehmen, aufs Neue ſchwören, euern Sold empfangen, euch aber unnützer und meuteriſcher Reden, wie zum öftern ihr euch ſchon unterfangen, gänzlich und bei Lebensſtrafe enthalten ſollt!“ — Auf dieſe Worte entſtand ein Murren, das ſich laut und lauter werdend, bald zum wilden Geſchrei ſteigerte.

Moritz Hanſener ſchritt über die Gallerie, ſeinen Herrn aufzuſuchen, den er in den Zimmern des Herzogs wußte, da trat ihm Gertrud von Mila entgegen, ſie war ungewöhnlich aufgeregt, ſie bebte, ſie ſtand und ſprach geflügelte Worte: „Hört Ihr den Lärm im Hofe? Das Volk kündigt den Gehorſam auf. So weit mußte es kommen. Habt Acht, das Verderben wird über uns hereinbrechen, wie ein Gewappneter! Wer weiß, ob wir uns nicht zum Letztenmal ſehen!“

„Ja, Ihr mögt Recht haben,“ erwiederte voll trüber Ahnung Moritz: „ſo laßt mich denn euch Lebewohl ſagen, raſches Lebewohl! Dank für Eure freundliche Huld, tauſend Dank für alles, was ich nicht ausſprechen kann! Für jeden Gruß, jedes holde Wort aus Euerm Mund, jeden freundlichen Blick Eures Auges. Gott ſei mit Euch immerdar, und vergeßt nicht ganz den armen Mann, deſſen Stern Ihr geweſen!“

Gertruds Auge füllte ſich mit Thränen. Sie neſtelte ſchnell einen Schlüſſel vom Bund, reichte ihn Moritz, und flüſterte: „Der Schlüſſel zu — wenn Ihr Euch verbergen müßtet — da wird Euch Niemand ſuchen.“ Purpur der Schaam überflog ihr Antlitz.

Moritz preßte einen heißen Kuß auf ihre Hand, und ſie verſchwand. Noch zitternd von dem Eindruck des Gefühls, das ſo mächtig ihn erſchüttert, trat er zu Grumbach ein, der heftig an Gichtſchmerzen litt.

„Hier iſt die Liſte, die ich mit Schaudern ſchrieb. Warum ſollen ſo viele Männer ſterben?“

„Bin ich es, der ihren Tod will?“ fragte Grumbach zurück. „Dieſe Proſcribirten haben durch Verrath an ihrem Herrn ſelbſt ihr Urtheil geſprochen. Bringe dem Kanzler das Blatt.“ Moritz wollte gehen, da rief der Greis ihn noch einmal, und ſprach ungewöhnlich mild, faſt väterlich: „Mein Moritz, ich fühle mit Schmerz, daß ich als Dein Schuldner aus der Welt gehen werde. Ich hatte auch für Dich große Hoffnungen. Sie ſollten ſich nicht erfüllen. Moritz, mir ahnet nichts Gutes. Nimm dieſe Papiere an Dich, ein kleiner Schatz für Dich, das andere bringe den Meinen, mit meinen letzten Grüßen. Ich werde ſie wohl nimmer ſehen. Suche, daß Du aus dem Schloß kommſt, ich entlaſſe Dich, ich will es ſo. Mache Dich davon, ehe es zu ſpät wird, und — ich beſchwöre Dich — bleibe dem Herzog treu! Ich höre kommen. Fahre wohl!" —

Raſch, faſt allzuraſch, war dieſer Abſchied für ein ſo langes Beiſammenſein und allzukarg der Dank für ein ganz gewidmetes, ganz aufgeopfertes Leben. —

Der Herzog ſtand oben in ſeinem Zimmer und lauſchte den Seherworten Tauſendſchöns, deſſen innerer Sinn wieder hell geworden war für die Geſtalten ſeiner Viſionen, während der äußere im Nervenſchlafe gefeſſelt lag. Immer war es Sundhauſen, wohin des Knaben unbewußte Sehnſucht wie mit Heimwehſchmerzen ſtrebte, und weiter, über dieſem Dorf hinweg, das ihm als verlornes Paradieß erſchien, umwob die Magie der zum Hellſehen potenzirten Traumkraft ſeine Pſyche mit goldnen Liebesſtrahlen, und zeigte dem mit ſüßer Täuſchung ein fernes Glück, dem die Gegenwart am Netz des Verderbens ſpann.

„Siehe der Goldſchatz liegt leuchtend aufgethan! Geſprengt iſt die Kluft, die Engelein ſagen, daß am heiligen Feſte der Pfingſten wir ihn heben! Ja dann blühen alle Blumen, dann leuchten alle Kronen, dann glänzen alle Sterne groß und ſchön. Und Johannes wird ſeinen Theil empfangen von dem Schatz, und wird über die Berge wandeln. Auf dem Tenneberg ſteht er, an die Eiſenthür des Thurmes hält er ein blühendes Kraut, da ſpringt das Schloß, da tritt die weiße Frau heraus, ach, ſo lange mußte ſie ſchmachten! Und weint und jubelt, küßt mich und trägt mich zum Himmel empor! Sei gegrüßt hohe Königin! Pfingſten, komme bald, komme bald!"

„Armer Sohn der Thorheit und Lüge, wie beklagenswerth Du biſt! — Wir träumen allzumal, einer ſo, der Andre anders!" ſeufzte der Herzog. „Wie ſprachſt Du einſt? „Kurfürſt von Sachſen, Du ſiegſt! O ſchnöder Doppelſinn Deiner Sehergabe! — Warum vertraute ich ihr?

Der Fürſt blickte in den Hof hinab. Da vernahm er die lauten Stimmen, das Geſchrei der Widerſpänſtigkeit, erſah an den Bewegungen der Männer, daß ſie erzürnt gegen Brandenſtein ſich wendeten, wachſender Tumult erfüllte die untern Gänge und Gallerien. Raſch ſchritt Johann Friedrich nach ſeinem Zimmer. Dort fand er Grumbach. Eben hatte Moritz ihn verlaſſen, und der alte Mann war tief erſchöpft, ja erſchüttert. „Ruhe dich in der Kammer aus, es gibt Lärm im Hofe, komm, komm o Freund!" drängte der Herzog, und führte in eigner Perſon den ächzenden Greis in ſein Schlafgemach, gebot ihm, ſich in das Bette zu legen, und deckte ihn mit Kiſſen zu. „O Herr! o Herr!" ſtöhnte Grumbach, und küßte die Hand, die ſo gnädig, ſo brüderlich ſorgend, für ihn bemüht war. Er fühlte mehr als er ſprach. — Jemand lauſchte. — „Halte dich fein ruhig!" rief noch Johann Friedrich, und enteilte. Sein Gemüth war ungewöhnlich bewegt, als fühle es, welch eine ſchreckliche Stunde ſo unerwartet ſchnell geſchlagen habe. Er umarmte ſeine Gemahlin, ſeine Kinder, und ſprach: „Traute Eliſabeth, faſſe Muth! Mir iſt, als müſſe ich auf immer von euch gehen!“

„O ſo bleibe!“ bat mit rührendem Bangen in ihrem ſchuldloſen reinen Antlitz die edle Fürſtin, „Bleibe bei uns Vater!“ riefen mit kindlichem Flehen die jungen Prinzen, aber der Herzog ſchnallte ſich den Schwertgurt feſter, und ging raſchen Schrittes von dannen, indem er dem begegnenden Birkenfeld zurief: „Laß ein geſattelt Pferd vorführen! Dann ſage David Baumgärtner, Levi Geus und dem Ditmarſchen, ſie ſollen hinunter, und dem Stadtrath anſagen, er möge ſeines Orts der Meuterei ſteuern helfen! Eile!“ —

Die Mannſchaft auf dem Markt hatte ſich indeß berathen, und erwiederte durch ihren Sprecher dem Lieutenant: „Wir kennen Gott Lob unſern Eid und unſere Pflichten. Ihr aber wißt und kennt, wie erbärmlich es uns bisher ergangen. Wir bekommen halb ſatt zu eſſen, und gar kein Geld. Tag und Nacht müſſen wir wachen und ſchanzen, und wenn wir armes Volk nun unſere Pflicht auf's Treulichſte thun, ſo erzeigen uns die Feinde allen nur erdenklichen Schimpf, nennen uns Grumbachiſche Zauberer, Teufelsbanner und dergleichen, und ſchreiben und ſchreien uns zu, daß der Krieg nicht um unſers frommen Herrn und des Wortes Gottes Willen, ſondern um Grumbachs Willen geführt werde, und bedreuen uns und die Unſrigen mit Mord und Todſchlag. Darum wollen wir Grumbach, Stein und ſeine Geſellſchaft haben und wollen ſie hinaus überantworten. Und wenn man ſie uns nicht herausgeben will, wohlan, dann wollen wir ſie ſuchen, bis wir ſie finden, und dann Leib, Gut und Leben für unſern frommen Fürſten einſetzen!"

Im Hofe des Grimmenſtein war, während man unten in der Stadt nur drohte, heller Aufruhr. Auf Brandenſteins Anrede hatten Einige aus der murrenden Mannſchaft gerufen: „Wir wollen uns mit unſeren Kameraden in der Stadt bereden und berathen, und dann eine Antwort hören laſſen!" Darauf ſchrie Brandenſtein: „Mit Nichten und in des Teufels Namen! Ihr habt nicht zu berathen, ſondern zu ſchwören!"

„Wir wollen nicht! Und kurzum, wir thun es nicht!" riefen widerſetzlich eine Menge Stimmen. „Hinunter wollen wir! hinunter!"

„Nichtsnutzige Buben! Euch ſoll der Donner erſchlagen!" tobte Brandenſtein mit der Unklugheit eines Mannes, der außer ſich iſt. „Hinunter ſollt ihr, ja, aber in den Zwinger! den will ich zuſperren laſſen und euch Schelme mit Pech und Schwefel darin verbrennen!"

„Das ſoll dir der Teufel wohl wehren!" ſchrieen Viele, und ein Haufe ſtürzte alsbald an die Zwingerpforte und verbarrikadirte ſie mit Fäſſern, ein anderer eilte zum Hauptthor. Es war verſchloſſen. Da entſtand ein Zetergeſchrei, in wenigen Augenblicken war der Thorwart gezwungen, zu öffnen, ein Haufe eilte nach der Stadt, ein Trupp beſetzte das Thor, weder der beſtürzte Brandenſtein, noch die übrigen Führer konnten es hindern. Mitten in dieſem Tumult erſchien der Herzog im Schloßhofe. Seine verehrte Perſon ſtillte einigermaßen den Lärm; er beſtieg ſein Roß und ritt zu der Mannſchaft heran, die ſich lang und breit vor dem Hauptthore aufſtellte.

„Was iſt es? Was habt ihr, liebe Leute?“ fragte Johann Friedrich ernſt. „Laßt euch freundlich warnen vor Meuterei, leiſtet mir noch auf zwei Monate den Eid. Ihr ſollt beſſer gehalten werden wie bisher, noch haben wir achtzehnhundert Fuder Wein und achthundert Tonnen Bier im Keller! Und ihr ſollt doppelte Löhnung haben!“

Da trat ein bejahrter Krieger aus dem Gedränge, und ſprach: „Mit Gunſt Herr Kurfürſt! Wir auf dem Schloß haben weder wegen Geld, noch wegen Nahrung eine Klage, aber aufs Neue zu ſchwören, tragen wir ein Bedenken, und zwar darum, weil kein ordentlicher Kriegsrath verordnet iſt; weil uns alles verhehlt wird, was aus der Feſte und herein geſchrieben wird, weil dieſer Krieg wegen Grumbach und ſeiner Geſellen, und nicht gegen Eure hohe Perſon geführt wird, für die wir nicht kämpfen wollen, darum wollen wir uns mit unſern Nachbarn in der Stadt berathen.“ — Der Sprecher trat beſcheidentlich zurück, und der Herzog erwiederte: „Ihr handelt übel und unbedacht, daß ihr erzwingen wollt und mit Gewalt bewirken, was ich euch gar nicht gewehrt hätte!“

Tumultuariſches Geſchrei von außen her, dem ſich Aller Aufmerkſamkeit zukehrte, verhinderte den Fürſten, weiter zu ſprechen. Kaum war die Nachricht aus der Burg auf den Markt gelangt, daß die Beſatzung droben den Schwur geweigert und ſich des Thores bemächtigt, ſo drängte in ungeſtümer Haſt das Volk, und im wilden Durcheinander, Bürger und Soldaten über die Zugbrücke, wimmelten durch das Hauptthor und ſchrieen: „Braut heraus! Grumbach heraus! Stein heraus! Braut heraus!“ daß der Schall ſich rollend an den Gebäuden brach und maſſenweiſe überquoll die Menſchenfluth den Schloßhof. Der Herzog zog ſich, als er das ſah, alsbald mit Brandenſtein zurück; Beide gewannen die Treppe, doch der empörte Schwarm drängte nach, erfüllte mit Lärm Hallen und Gallerien, ſchrie fort und fort nach Grumbach, nach der Braut, um die getanzt werden ſollte, und einer der Haufen ſchickte ſich eben an, die Thüre zu dem herzoglichen Zimmer einzuſchlagen, als Johann Friedrich mit gezogenem Schwerte in der Hand, entſchloſſen entgegen trat, Brandenſtein folgte ihm auf dem Fuße. Da ſtand der geborne Kurfürſt im Beginn beſchimpfender Unterhandlung mit einem rohen Troß, da war kein Cavalier, kein glatter Hofherr, kein muthiger Vaſall, kein ſpeichelleckeriſcher Schranz, der zu ihm gehalten hätte im Augenblick der Noth und Gefahr, ſie waren Alle wie weggeblaſen. Aber auch die, welche er geſchützt und vertheidigt, wo waren ſie nun? Er konnte in Wahrheit ſagen: Ich bin wie ein Mann, der keine Hülfe hat. Und der Herzog bat die Rebellen um vierzehn Tage Bedenkzeit. „Nein!! Die Braut! die Braut!“ „So gönnt mir nur acht Tage! Ich will die Männer von mir thun, die euch verhaßt ſind und euch Alle zufrieden ſtellen!“ — „Nein und abermals nein! Braut heraus!“ ſchallte wüſtes Geſchrei.

„Einen Tag nur gebt mir!“ rief der Herzog im bittenden Ton. „Nichts! Keinen! Grumbach heraus!“ erſcholl der Refrain.

„Einen halben Tag nur laßt mir!“ bat Johann Friedrich beharrlich. „Eine Stunde, eine halbe Stunde! Ich habe noch nicht Mahlzeit gehalten!“

„Braut heraus! Grumbach! Stein!“

Brandenſtein nahm ermahnend das Wort: „Liebes Kriegsvolk! Gehorcht eurem Fürſten! Thut nicht ſo ungeſtüm! Vergeßt nicht den Reſpekt.“ Aber alsbald wandte ſich gegen dieſen die ganze Wuth. Der Herzog mußte zuſehen, wie unter dem Geſchrei: „Greift ihn den loſen Schelm! Willſt du uns noch verbrennen im Zwinger? Fort mit ihm!“ Brandenſtein überwältigt wurde, und er konnte es nicht hindern. Ganz beſtürzt, betäubt, beſchämt, mit gebrochener Kraft ging er in ſein Zimmer zurück, und keiner wagte, ihm zu folgen. Während ſich dieſes in einem Theil des Fürſtenbaues ereignete, war ein andrer Hauſe zu einer Seitentreppe hinan geeilt, und tobte, durch Zimmer und Gallerien ſich ausbreitend mit dem Ungeſtüm, mit dem eine zur Wuth aufgeſtachelte Pöbelmenge einmal entfeſſelt, jede Schranke mit Füßen tritt.

Dem erſten über die Wendelſtiege andrängenden Haufen begegnete der Engelſeher; ihn erblicken und auf ihn einſtürzen, iſt eins. Harte Streiche fallen auf des zarten Knaben Leib, aber ſein äußerer Sinn war noch gebunden von kataleptiſchem Krampfe, und ſo fühlte er keinen Schmerz. Rohe Stimmen umbrüllen ihn dabei: „Biſt Du der Weiſſager, ſo weiſſage uns, wer ſchlug dich? Weiſſage uns Zauberjunge, wo Dein Herr iſt, der alte Schelm?“

Johannes ſchwieg zu allem, halb führten ſie ihn, halb trugen ſie ihn von dannen und warfen ihn in den Thurm, der die Pforte bewachte.

Ein Kolbenſtoß Steffen Müllers zerſchmettert die Thüre der Schreibſtube. Brück iſt darin, und der Bauer ſchreit: „Heraus, heraus!“

Brück trat mit gehobenem Arm und voll Würde der Menge entgegen und rief: „Gemach, gemach! Ich bin nicht Der, den ihr ſucht, ich bin kein Aechter, bin ſeiner fürſtlichen Gnaden Kanzler.“

„Recht ſo! auch heraus! Mitgegangen, mitgefangen, mitgehangen!“ brüllte der Haufe, und Steffen ruft, indem er mit der Kolbe Brück in die Seite ſtößt: „Fort mit Dir Kanzler, marſch! Herzog Wilhelm wird Dir Deinen Lohn ſchon geben, Gottesfeind, Rechtsverdreher!“ Andre ſtießen Schreine und Truhen auf, und beluden ſich mit Raub.

Während Brück gefangen auf das Rathhaus geführt wurde, wo Brandenſtein eben von hundert

Schützen begleitet, als Gefangener anlangte, fanden Hans Beyer und Wilhelm von Stein ebenfalls ergriffen, den gleichen Weg. Stein trat mit männlichem Muthe aus des Herzogs Gewehrkammer und ſprach: „Ich merke, es ſoll mir an den alten Kragen gehen! So habt mich denn!“

Hans Beyer ſchüttelte ſeine Schellenkappe, ſchnitt denen, die ihn fingen, ein Fratzengeſicht, und folgte Poſſen reißend in das Gaſthaus zur Schelle, in welches er verſtrickt wurde. —

Gänge ab und auf toſten die ſuchenden Schwärme. „Grumbach heraus!“ erſcholl es von Zimmer zu Zimmer. Nirgend war er zu finden. Mehrere Thüren wurden aufgeſchlagen, aus einem trat ein Häuflein zagender und weinender Kammermägde. „Wo iſt der Teufelsbanner?“

Keine der Jungfrauen wußte es, ſchon wollten die Männer weiter eilen, da trat plötzlich in einen Weiberrock verhüllt Godel, der ſcheusliche Gnom vor die Suchenden, und zeigte mit höhnendem Schielen nach der Thüre des herzoglichen Schlafgemachs, ein Schlag und ſie ſprang auf, der Schirm ſank, ein Ausbruch toller Freude, und Grumbach — war gefangen. Nach wenigen Minuten ſaß er gefeſſelt und gehalten auf einer Tragbahre aus Doppelhaken, und wurde zur Stadt geſchleppt unter dem Jubelgeſchrei und der Hohnlache des Pöbels. Das griff den ſtarken Mann an das Herz, und er entfärbte ſich, die Beſinnung verließ ihn.

„Da bringen ſie die Braut! Da kommt der Rattenkönig! Seht, ſeht, er wird blaß! Er hat Gift gefreſſen! Will dem Henker ins Handwerk greifen; zum Doktor! Zum Doktor mit dem Schelm!“

Vor Paulus Luthers Hauſe oben am Berge hielten die Träger, aber der fürſtliche Leibarzt ſah zum Fenſter heraus, und ſchrie herunter: „Daß ihr mir dieſen Mann nicht bringt! Mag ihn kuriren, wer ihn krank gemacht!“ und die Träger ſchleppten ihren ohnmächtigen Gefangenen auf das Rathhaus, wo er ſich bald erholte, um ſich gefeſſelt in einem Kerker zu finden.

Von des Herzogs Haupt fiel an dieſem Tage des Unglücks und der Ueberwältigung die Krone, und mit ihr fiel ſein Muth, ſeine Thatkraft brach, er wußte kaum, was er beginnen ſolle. Man hat ſolche traurige Erſcheinung wohl öfter wahrgenommen, daß Männer voll Energie und feſter Haltung beim Hereinbrechen plötzlichen Unglücks rathlos ſtanden, und nicht wußten, welchen Weg ſie einſchlagen und wem ſie vertrauen ſollten? Rathlos ſtand der Herzog, und freundlos obendrein.

Nochmals riß er ſich los von Frau und Kindern, nochmals trat er bewaffnet in den Hof, ſein Kommandowort, ein Wunder, daß man es noch hörte, verſammelte die Schaaren der Krieger in einen Ring, und der Fürſt gewann es über ſich, bittend vor denen zu erſcheinen, die ihm ſo gewaltſam begegnet. Mit bittrer Ironie ſprach er: „Liebes Volk, ich hoffe, ihr habt nun euern Muth gekühlt, ihr habt die geſangen, die ihr habt haben wollen, doch bitte ich euch: laßt mir den Kanzler, Wilhelm von Stein und meinen armen Narren Hans Beyer!“

„Mit Nichten, mit Nichten!“ ſchrie die Menge erwiedernd.

„Nun denn — es ſei!“ ſeufzte Johann Friedrich beſchämt und bekümmert: „So ermahne, erinnere und bitte ich euch nochmals bei eurer Pflicht, gelobt mir, bei mir zu bleiben, mit mir zu leben und zu ſterben! Wer das will, wer treu geſinnt iſt, der erhebe zwei Finger und ſchwöre mir!“

Etliche thaten, wie der Fürſt bat, Andre nicht. Voll des allerſchmerzlichſten Gefühls, voll der tiefſten Demüthigung wandte ſich der Herzog in das Schloß zurück und ſeufzte innerlich. „Ich bin verrathen und verkauft! Helfe mir Gott! Doch — Wer ſich ſelbſt erniedrigt, der ſoll erhöhet werden.“

In der Stadt waren nun die Männer, die dem Herzog hätten Treue beweiſen ſollen, eifrig bemüht, den Aufſtand zu regeln; an allen Thoren zogen neue Wachen auf; Botſchaft erging von dem, was geſchehen, in das feindliche Lager; ein abermaliger Tumult, den das Kriegsvolk beabſichtigte, um diejenigen von Grumbachs Anhang, die noch nicht gefangen waren, zu finden und in Haft zu bringen, wurde durch die Beſonnenheit der Hof- und Landjunker verhindert, ſie glaubten Derer, die noch in dem weitläuftigen Schloß ſich verborgen hielten, gewiß zu ſein, ſie bürgten für deren Haftnahme.

Als die Mitternacht über dem jetzt ſtillen Schloß düſter ſchattete, dem kein Stern leuchtete, ſchlich und ſchlüpfte es leiſe über manchen Gang, wurden Roſſe in der Stille geſattelt; da trat auch Moritz Hauſener aus einem Gemach, darin redliche Freundſchaft ihn geborgen. Die hintere Zugbrücke fiel, eine dunkle Schaar ritt von dannen. Es war Moritz, Jobſt von Zedwitz, Antonius Pflug, Apel von Bayern, und einige andere der Reiterführer. Sie ritten raſch durch die feindlichen Wachen, gerade nach Sundhauſen zu, Moritz kannte die Wege genau. Pulverblitze zuckten, Schüſſe fielen. Zwiſchen dem Würzburgiſchen und Hennebergiſchen Lager ging es mitten durch. Nur einer, Zedwitzens junger Knecht, ward gefangen. Bald hatten die übrigen Flüchtigen das Lager der Feinde hinter ſich.

Zweites Kapitel.

Peinliche und martervolle Stunden brachte der Herzog Johann Friedrich hin, gleichſam ſchon jetzt ein Geſangener in ſeinem eignen Hauſe. Er hatte noch nicht lange den Morgen des neuen Tages im Kreiſe ſeiner Lieben begrüßt, als ſchon eine Deputation aus der Stadt ſich anmelden ließ, aus Perſonen des Magiſtrates und aus Hofherren beſtehend. Der Herzog wollte ſie nicht annehmen, aber Eliſabeth bat ihn, es doch zu thun. Er erwiederte einwilligend mit Worten Sirachs: „Schäme dich nicht, zufrieden zu ſein, du gewinneſt viel oder wenig.“ So wurden denn die Abgeordneten vorgelaſſen; es waren der Hofmarſchall von Gottfahrt, der alte Ritter von Wangenheim, von Obernitz und die Stadträthe

Goldſtein und Bleichrod. Der Letztgenannte führte das Wort und ſtellte in unterwürfiger Rede den Stand der Dinge klar vor Augen, und daß es ebenſo nothwendig, als einmüthiglich beſchloſſen ſei, ſowohl dem Herzog Wilhelm, als dem Kurfürſten und den kaiſerlichen Kommiſſarien Nachricht von dem zu geben, was geſchehen, und um einen vierzehntägigen Waffenſtillſtand zu bitten, um während dieſer Zeit auf dem Wege gütlicher Vertragung einen billigen Frieden zu erlangen. Der Entwurf dieſes Schreibens, diplomatiſch und verſichtig abgefaßt, und ſo geſtellt, daß den Herzog nicht der mindeſte Vorwurf traf, wurde ihm zur Begutachtung vorgelegt, und er konnte ihn nicht mißbilligen. Der Sprecher gab zugleich zu bedenken, daß das ſchwürige Kriegsvolk entſchloſſen ſei, nochmals das Schloß zu ſtürmen und alles zu verwüſten, wenn nicht ſeinem Begehren ein Genüge geleiſtet würde, mit den Belagerern Zwieſpruch zu halten, und wo möglich Vergleich aufzurichten.

Der Herzog gab das geleſene Schreiben zurück, und ſprach: „Auch ich will an die Kommiſſarien und an Niemand ſonſt ſchreiben, und den gleichen Wunſch des Stillſtandes ausſprechen, dabei aber den angebornen Titel nicht vergeſſen, den die Furcht meiner untreuen Dienerſchaft in dieſem Briefe ſchon hinwegläßt.'' Damit kehrte er den Abgeſandten den Rücken, und verließ den Audienzſaal. Beſtürzt blickten die Männer einander an.

Der Kurfürſt und Herzog Wilhelm hatten zur Zeit, als alle dieſe Vorgänge in Stadt und Feſte ſich zutrugen, das Lager verlaſſen, um dem Leichenbegängniß des Landgrafen Philipp von Heſſen beizuwohnen, daher ſich alle Verhandlungen bis zu deren Wiederkunft verzögerten.

In banger Erwartung, wie alles ſich löſen und entwirren werde, zagte die Bürgerſchaft. Dumpfe Stille lag über Gotha; ſelten vernahm man den Knall eines Geſchützes. Die Feinde arbeiteten ruhig an ihren Schanzgräben fort, die den Stadtwällen immer näher kamen. Der Himmel ſelbſt ſchien zu grollen über die treuloſe That des Aufruhrs. Meteoriſche Flammen durchzuckten die trüben Frühlingsnächte, und man ſahe deutlich Feuer niederfallen auf Stadt und Schloß, und nahm es für ein böſes, bedrohliches Zeichen.

Grumbach ſaß einſam und gefeſſelt in ſeinem Kerker. Nur der Schmerz ſeines altermorſchen gebrechlichen Leibes quälte ihn, ſeine Seele war ruhig. Das Loos, das ihn erwartete, ſah er vor Augen, und er bebte nicht vor dem ſchimpflichen und martervollen Tod, den er ſich von Feinden verſprach, welchen er ſo lange getrotzt hatte. Sein ganzes Leben ging ſeiner Erinnerung vorüber, er hatte Zeit, es zu überdenken. Seine feurige Jugend, der Frühling ſeines Herzens, als er um ſeine gute Anna warb, die Tage voll Sturm und Leidenſchaft, als er ſeine Schweſter bis zum Tode betrübte, die Jahre voll männlicher ritterlicher Wirkſamkeit, wo die Sonnen des Glückes und des Glanzes, der Gunſt und der Macht ihn hell umſtrahlten. Dann kamen trübe Bilder, der Tod des geliebten Herrn, Zobels giftiger Haß, die durch ihn erlittenen Beſchimpfungen; jene wilde, bewegte Zeit des deutſchen Krieges, der unermüdliche thatendurſtige Markgraf Albrecht Alcibiades, die Statthalterſchaft auf der Plaſſenburg, die neuen Zwiſte mit dem egoiſtiſchen habſüchtigen Biſchof. Das alles war eine lange Gedankenkette. Vieles knüpfte ſich an. Erinnerung an verfehltes Streben, unerfüllte Hoffnungen, Treuloſigkeit und Undank als Aernte einer reichen Ausſaat von Wohlthaten und Vertrauen. Selbſt die Sterne hatten gelogen! Aber da gedachte Grumbach mit Schauder an das Prognoſticon, das er einſt ſich ſelbſt geſtellt, und dieſes eine drohte mit furchtbarer Erfüllung. Auch Alcibiades Stern war trübe untergegangen, doch er war als ein Chriſt geſtorben. „Auch ich will als ein Chriſt ſterben!“ ſprach zu ſich ſelbſt der Gefeſſelte, und ſpann ſinnend den Faden ſeiner Erinnerung weiter. Mit Wohlgefallen dachte er der Zeit, wo er ſeinen hochherzigen fürſtlichen Freund näher hatte kennen lernen, deſſen jugendliche Bruſt noch ſo hoffnungsreich war. Er dachte der ſchönen Tage, als der Neubau der Heldburg entſtand. Dann aber trat die mit Unmuth erfüllende, durch Leidenſchaft und gemeine Rachgier zum Unglück ausgeſchlagene That vor Augen, die einem Leben, das an der Spitze des vertrauenden deutſchen Reichsadels hochbedeutend hätte werden können, die trübe Wendung gab, denn nimmer trägt eine Segensfrucht der Mord, ſelbſt wenn es ſo ſchiene, ſie wird immer nur ein Sodomsapfel ſein.

Ein Leben voll Unruhe tauchte in Grumbachs Erinnerung auf, jene Ritte und Reiſen auf unſtäten Bahnen, nach Norden und Süden, durch Deutſchland und Frankreich. Dann breitete ſich das Zaubernetz der Hoffnungen vor dem Sinnenden aus, welches er, ſelbſt ein gläubig und vertrauend Hoffender, ſchmeichleriſch um des jungen Herzogs Sinne und Seele zog. War es ein Vergehen, daß er, der Geächtete, Schutz und Schirm und Anhalt ſuchte? War es ein Vergehen, daß er Hoffnungen hegte, deren Erfüllung unter günſtigen Sternen im Bereich der Möglichkeit lag? Er konnte es nicht dafür halten, denn er war ſich bewußt, daß der Gedanke, mit Abſicht täuſchen zu wollen, ſeiner Seele fern geblieben war. Ebenſo wenig konnte der kräftige Sohn einer Zeit, in welcher Selbſthülfe noch gar nicht befremdete, ein Vergehen darin erblicken, daß er zu ihr, wie zu einem letzten Mittel griff, und dem Feind an das Herz. Er war Sieger geweſen! Würzburg hatte vor ihm gezittert, das erfüllte ihn mit Freude. Er war ein menſchlicher, ſchonender Sieger geweſen, das durfte ihn mit Stolz erfüllen. — Und dann — war es um nichts beſſer geworden, ſeine Schonung, ſeine Menſchlichkeit, ſeine Billigkeit hatten ihm nichts genützt, er ſah die heilig beſchwornen Verſprechungen mit Füßen getreten, ſah ſich gehaßt, verleumdet, verfolgt, nach wie vor, er ſah ſich geächtet. Dennoch trank er immer noch, eine durſtige Biene, Honig aus dem Nectarkelch der Blume Hoffnung, und nährte die Sehnſucht Deſſen damit, deß Herz nicht minder glühend an Hoffnung hing. Jetzt war alles vorbei. Er ſah ſich ſtehen am Ende ſeiner Tage, er hatte nichts Irdiſches mehr zu hoffen, er glaubte wohlzuthun, ſich vor ſeinem Heimgang mit Gott zu verſöhnen.

„Bittet die, welche mich gefangen halten,“ ſprach er gefaßt zu ſeinem Wärter: „daß ſie mir den Hofprediger ſenden. Ich will beichten, ich will das heilige Abendmahl empfangen.“ — Der Hofprediger ſprang bei dieſer ihm ſeltſam dünkenden Botſchaft vom Stuhl empor, als habe ihn eine Tarantel geſtochen, und brach aus in einen Strom verwunderungsvoller Ausrufe. „Was? Höre ich recht? Der Zauberer, der Mörder, der verruchte Gottesläugner! Höhnt er die Diener des heiligen Wortes noch aus dem Kerker? Will ſich der Ninivit bekehren und die verſtockte Juda? Das iſt eitel Trug und Blendwerk! Gehet und ſaget ihm, dies iſt meine Antwort: Was habe ich mit dir zu ſchaffen, Sohn des Belial? Der Verzagten, Ungläubigen und Zauberer Theil wird ſein in dem Pfuhl, der mit Feuer und Schwefel brennt.“—

Dieſe Antwort ward Grumbach angeſagt; da ſchrieb er ſein Verlangen und des Predigers Weigerung an den Herzog.

Entrüſtet über den unchriſtlichen Sinn ſeines Prädicanten ließ Johann Friedrich Weidemann den Befehl zugeben, den Wunſch des Gefangenen zu erfüllen. Hierauf ſuchte ſich der Hofprediger ſchriftlich zu verantworten. Er ſtellte ſeine Pflicht, reuigen Sündern mit dem Troſt des Sacraments zu willfahren, und ſie nicht in troſtloſe Verzweiflung zu ſtoßen, außer Zweifel, führte aber an, daß es mit Grumbach eine eigene Sache ſei, und nicht ſo leicht gethan, und daß er wünſchen müſſe, noch einen andern vertrauten Prediger zum Zeugen zu erhalten. Unter dieſer Bedingung achte er, weil Grumbach ihn begehre, da er ihn doch in die vierthalb Jahr niemals begehrt, ſich ſchuldig, ihm mit ſeinem Amt zu dienen."

„Phariſäer! Baalspfaffe!" murmelte der Herzog, und legte das Schreiben bei Seite ohne Antwort zu geben. Sein großes Herz erfüllten Unwillen und Mitleid. Während die Beſatzungen des Schloſſes und der Stadt Boten auf Boten in das feindliche Lager ſandten, wohin die Fürſten zurückgekehrt waren, um Stillſtand und Beſprechung anſuchend, und ſo mit dem Feind in genauen Verkehr traten, während der Herzog dies alles erfuhr, und nicht nein dazu ſagen konnte, während überall der Name Grumbach nur mit Verwünſchungen genannt wurde, nahm am elften April Johann Friedrich die Bibel neben ſich, und ſchrieb im Zimmer ſeiner Gemahlin, das er jetzt nur auf wenige Momente verließ, einen Treubrief an den Mann, den er liebte. Dieſen in Archiven aufbewahrten Brief, der ſo ganz das Herz des edlen, vielfach verkannten Fürſten enthüllt, las er ſeiner Gemahlin vor.

„Wenn ein Chriſt in ſolche Noth und Gefahr ſeines Lebens gekommen iſt, daß er ſich deſſen befahren muß, und dann von Herzen Verlangen hat, ſich mit unſerm Herrgott zu verſöhnen, ſich für einen armen Sünder erkennt, und ſeine Sünden ſich leid ſein läßt, auch zum ſichern Pfand ſeiner Seligkeit den Leib und das Blut Chriſti zu empfangen begehrt, wie oft der Fall iſt und Solches unſerm gnädigen lieben Herrn und Vater chriſtlicher und ſeliger Gedächtniß auch begegnet iſt, daß man ſeinen Prädicanten wegjagte, ſo daß Seine Gnaden ins fünfte Jahr nicht communicirten, oder wenn durch Practiken ſich zuträgt, daß die Prädicanten abgehalten werden, ihm das Sacrament zu reichen, ſo iſt von Nöthen, zu wiſſen, wie ſich ein Chriſt in ſolchem Fall verhalten ſoll. Der ſoll ſich zuerſt für einen reuigen Sünder erkennen, ſoll feſt glauben, daß Jeſus Chriſtus auch für ihn geſtorben, und durch ſeinen Tod, Auferſtehung und Himmelfahrt ihm einen gnädigen Gott und ihn zu ſeinem Miterben gemacht hat, dann iſt er nicht verloren, ſondern es iſt ihm ewiges Leben und Seligkeit gewiß."

Die Herzogin wagte keinen Einwurf, ſie pries Gott im Stillen über die Seelenſtärke, die gläubige Zuverſicht ihres Gemahls, denn daß er ſolcher bald ſelbſt bedürfen werde, ſtand klar vor ihrem Geiſt. Der Herzog las weiter: „Daß dem alſo ſei, ſagt Chriſtus, der Mund der Wahrheit, ſelbſt: Kommt her zu mir, Alle, die ihr mühſelig und beladen ſeid, ich will euch erquicken. Item: Ich bin nicht geſandt, denn nur zu den verlornen Schaafen des Hauſes Iſrael. Auch ſagt Paulus: Es iſt wahr und ein theuer werthes Wort, daß Jeſus Chriſtus iſt in die Welt kommen, die Sünder ſelig zu machen. Item

Johannes: Alſo hat Gott die Welt geliebt u. ſ. w. Ferner ſagt Chriſtus: Ich bin nicht kommen, die Welt zu richten, ſondern ſelig zu machen.“

Noch mehr der bibliſchen Troſtſprüche waren angeführt in dem fürſtlichen Handſchreiben; kein Prediger hätte kräftiger aufrichten können. „Aus dieſem allen iſt klar zu ſehen,“ lauteten die Worte des Briefes weiter: „Daß Gott nicht will den Tod des Sünders, ſondern daß er ſich bekehre und lebe, wie er im Propheten ſagt. So iſt kein Menſch verloren, ſo er nur an Chriſtum glaubt, daß dieſer für ſeine Sünden genug gethan.“

„Wenn nun ein Chriſt,“ folgerte der erhebende Schluß: „in eine ſolche Noth kommt, daß man ihm alle Wege verläuft, ſo daß er das Sakrament nicht erlangen kann, ſo ſoll er ſolches mit herzlichem Seufzen zu Gott begehren, und feſt glauben, daß Jeſus Chriſtus, unſer Herr und Heiland, ihm erworben habe Vergebung der Sünden und ein ewiges Leben, durch ſein Leiden, und ſich alſo zufrieden geben, und für gewiß glauben, er habe es empfangen. Wie denn auch Auguſtinus ſagt: Wenn Du's von Herzen glaubſt, ſo haſt Du's empfangen, ſo wohl als leiblich.

Das iſt der beſte Troſt in Deinen Nöthen, denn Gott hat darum die Seinen nicht verlaſſen.

Johannes Friedrich, geborner Kurfürſt.“

Mit Andacht vernahm die Herzogin den Inhalt, und mit ſtiller Bewunderung. „Der Pfarrer ſoll eine Abſchrift haben, und fortan unbemüht bleiben!“ ſprach der Herzog, als er den Brief ſiegelte. — Weidemann durſte das Schloß nicht wieder betreten. Grumbach empfing dieſe Zeilen, und küßte ſie. Eine Thräne rollte ihm in den grauen Bart. „O Johannes!“ rief er aus: „Du biſt mein Paraclet! Du ſendeſt mir den Strahl göttlichen Lichtes in die Kerkernacht! Du hältſt heilig Dein Wort; bis zum Tode bewahrſt, bewährſt Du Deine Treue. Laß fahren die trugende Hoffnung auf eine irdiſche Krone, entrathen kannſt Du ihrer! Die Krone der Gerechten umſtrahlt mit Sternenglanze Dein heiliges Haupt.“ — Niemand ahnete, daß Gottes Friede mit Seraphflügeln den Kerker des Mannes durchwehte, den alle Welt verdammte.

Jn drei Prunkgezelten, eigens zum Behuf der beiderſeitigen Verhandlungen aufgeſchlagen, wurden am 12. April die Friedenspräliminarien mit allen Förmlichkeiten, gegenſeitigen Erörterungen, Defenſionen und Einwendungen vorgenommen, deren Endreſultat das beharrliche allſeitige Begehren der Gegner blieb: Uebergabe der Feſtungen, und Ausantwortung der Gefangenen; dieſe waren Grumbach, Stein, Baumgärtner, Brandenſtein, Brück, Beyer und Schönborn. Auch Johann Friedrich ſandte noch einmal einen Trompeter in das Lager, und wiederholte ſeine ſchriftliche Bitte um vierzehntägigen Stillſtand, allein da er ſich noch immer geborener Kurfürſt unterzeichnete, ſo beleidigte er damit dermaßen, daß man ihn einer Antwort nicht würdigte.

Der Morgen eines denkwürdigen Sonntages brach an. Der Herzog ließ ſich von ſeiner Gemahlin dasjenige Evangelium vorleſen, welches in den Kirchen am Tage Miſericordias Domini geleſen zu werden pflegt. Ruhig lauſchend ſaß der kleine Sohn auf einem Taburet, und hatte die Händchen gefalten, wie ihm früh gelehrt worden war. Gertrud und das Fräulein von Haſſenſtein, durften dieſer Stunde der Andacht beiwohnen.

Mit milder klangvoller Stimme las die Herzogin die Verſe 21 bis 25 des zweiten Kapitels der erſten Epiſtel Petri, die ſo viel Paſſendes auf die Lage des Herzogs enthielten.

„Ja!“ ſprach Johann Friedrich, als Eliſabeth endete: „Chriſtus hat uns ein Vorbild gelaſſen, er, der nicht wieder ſchalt, da er geſcholten ward, nicht drohete, da er litte, er ſtellete es aber dem heim, der da recht richtet. So will auch ich thun.“

„Am heutigen Sonntage,“ fuhr er nach einer ſtillen Pauſe bewegt fort: „ſind es gerade zwanzig Jahre, daß meines Vaters Liebden die Schlacht von Mühlberg verlor, und damit die Kur Sachſen. Und heute parlamentiren ſie drauſen — auch mir droht Verluſt — meiner Krone.“

„Allein Evangelium iſt ohne Verluſt!“ tröſtete Eliſabeth, und der Gemahl dankte ihr mit einer innigen Umarmung. —

Mit gewichtigen Vollmachten hatten ſich die Abgeordneten der Stadt und Ritterſchaft zeitig hinaus in das Lager begeben, und Audienz beim Kurfürſten erhalten, wo ſie in Gegenwart Herzog Wilhelms und aller andern Fürſten und Grafen, die der Belagerung beigewohnt, durch den Sprecher, Stadtſchreiber Norden, zunächſt für den Herzog Johann Friedrich, ſeine Gemahlin und die jungen Herrlein Vorbitten einlegten, und nachſuchten, ihm den erbetenen Aufſchub zu gütlicher Vertragung durch befreundete Höfe zu geſtatten. Auf dieſe Bitte wieſen die kaiſerlichen Kommiſſarien und der Kurfürſt den Herzog an des Kaiſers Gnade, Herzog Wilhelm aber erwiederte dem Anſuchen, daß jetzt keine Gelegenheit ſei, durch Vorbitten etwas zu bewirken. Wenn er jedoch in die Feſtung käme, wollte er mit ſeinem Bruder weiter davon reden.

Die Abgeordneten vollzogen hierauf die Kapitulation, wie die Gegner ſie dictirten, und ſo wurde eine mit allem Bedarf an Geſchützen, Munitionen und Proviant noch wohlverſehene, wohlbemannte, ſchier unüberwindliche Feſtung zu wahrhaft ſchimpflichen Bedingungen dem Feind überantwortet. Dieſe waren: Uebergabe von Schloß und Stadt mit aller Kriegsrüſtung, Proviant, Kanzlei und Kammer ohne allen Vorbehalt oder irgend eine Bedingung. — Ueberantwortung aller Gefangenen, Aechter, ſo wie der Vaſallen des Kurfürſten, die gegen ihn in dieſem Kriege gedient. — Oeffnen der Thore von Stadt und Schloß und Aufnahme der Beſatzung. — Ablieſerung der Schlüſſel an den Kurfürſten. — Losgabe aller Kriegsgefangenen. — Demüthiger Fußfall der Bürgerſchaft und knieende Abbitte vor dem Kurfürſten an Kaiſers Statt durch acht Deputirte aus ihrer Mitte. — Feierlicher Eid der Beſatzung und Bürger, in ewigen Zeiten nie wieder gegen Kaiſer und Reich, oder den Kurfürſten, Waffen zu tragen. — Neuer und alleiniger Huldigungseid an Herzog Johann Wilhelm, nach der Formel des Saalfeldiſchen Landtages. —

Gegen dieſe Bedingungen gewährte die Kapitulation großmüthig dem Kriegsvolk freien Abzug mit Wehr und Rüſtung, binnen vier Stunden, ohne Trommel- und Pfeifenſchall, mit zuſammengewickelten Fahnen und geſenkten Spießen, und ſicherte der Bürgerſchaft Leib, Leben und Eigenthum, Recht und Gericht und althergebrachte Freiheiten. —

Sogleich nach der Rückkehr der Delegirten erfolgte der Abzug der Beſatzungen, nicht ohne einigen Tumult von Seiten derer, die rückſtändigen Sold zu fordern hatten, und nicht ohne völlige Ausplünderung der Landleute, die nach dem Walde zu zogen von Seiten der Franken unter Seinsheims Fahnen, wobei mehrere Männer erſchlagen wurden.

Der Augsburgiſche Patricier David Baumgärtner war ſeiner kurzen Haft entledigt worden, und galoppirte auf einem rieſengroßen Hengſte mit den durch das Brühler Thor ausziehenden Kriegern, prunkend wie ein Pfau von dannen. Am Thore ſtanden ſchon mit den Schlüſſeln der Stadt zur Bewillkommung bereit die Bürgermeiſter Bleichrodt und Dunkel an der Spitze des Rathes und der Geiſtlichkeit, und entgegen kam die feſtliche Cavalkade des ſiegreichen Einzuges. Es war ein Triumph, der keinen Schuß Pulver gekoſtet hatte. Baumgärtners Putz und ſeine übertriebenen Verbeugungen, der oft geneigte Hut mit den ſchwarzen und weißen Federn erregten Aufſehen. „Wer iſt dieſer Mann?“ fragte der Kurfürſt. Kaum ward er nebſt ſeinem Begleiter, Joachim Jöttich, der ſich auch dem Kurfürſten mißfällig gemacht hatte, genannt, ſo ertheilte der Kurfürſt Befehl, Beide zu verhaften, der nicht ohne thätliche Mißhandlung alsbald vollzogen wurde. Der ſtolz aus der Stadt geritten war, mußte demüthig wieder hinein und in einen Kerker gehen. —

Am Thore überreichten die Bürgermeiſter ihrem neuen, durch ihre Treue ſchwer beleidigten Herzog die Schlüſſel der Stadt. Mit finſtern Mienen lehnte er deren Annahme ab und wieß ſie an den Kurfürſten, indem er ſprach: „Die Schlüſſel gehören meinem Vetter.“ Dieſer nahm ſie auch an, und war nicht ſo höflich oder freundlich geſinnt, ſie in des Herzogs Hand zu geben, ſondern er reichte ſie dem erſten Lieutenant, der gerade zunächſt zur Hand war.

Johann Friedrich ging gegen die ſechſte Stunde des Nachmittags den ſchwerſten Gang ſeines Lebens. Er ſtieg herab aus ſeinen fürſtlichen Zimmern, er ging in den Schloßhof. Er ſtieg herab! Dort ſtand er, nahe dem innern Thore, feſt und ſtolz, mit gefaßter Seele, ganz ein Mann. Wie ein ruhiger

Zuſchauer ſtand er dort, voll edler, würdiger Haltung, an einem Pfeiler, der das Kurwappen trug.

Trompeten- und Poſaunenſchall! Eine Escadron Reiter, im blanken Stahlharniſch, nach alter ritterlicher Weiſe. Achtzehn Grafen folgen, darunter viele von Schwarzburg und Gleichen, in goldnen und ſilbernen Ritterrüſtungen. Sie umreiten, nach rechts abſchwenkend, den Hof. Jetzt — eine Pauſe — Johann Friedrichs Herz ſchlug ſtark — Trompeter, Fahnen — drei Reiter im koſtbaren Schmuck, vom Hermelin umwallt. Der in der Mitte reitet, mit ſtrengen und kalten Zügen, iſt der Kurfürſt, der zur Rechten Herzog Adolf von Holſtein, der zur Linken Herzog Johann Wilhelm. Johann Friedrich *wollte* grüßen, ſchon griff er nach dem Federhut, aber der Kurfürſt, mochte er ihn nun erblickt haben oder nicht, that nicht, als ſähe er ihn, blickte gerade vor ſich hin. Dicht an ihm vorbei ritt ſein Bruder, dieſer ſah nach den Fenſtern des Fürſtenhauſes hinauf. Da ließ Johann Friedrich ruhig ſeinen Hut auf dem Haupt und ging wieder in ſeine Gemächer zurück. Ohne zu halten, ohne abzuſitzen, umritt der Zug den Hof des Grimmenſtein, verließ Feſte und Stadt wie er gekommen war, und begab ſich wieder in das Lager.

Zu dem Herzog traten ehrfurchtvoll die Kommiſſarien des Kaiſers, der Graf zu Eberſtein und die Edeln Carlowitz, Schönaich und Seinsheim; ſie bezeugten ihm ihr Mitleid, und nahmen ihm den Degen und den Handſchlag ab, daß er keinen Fuß aus der Feſte ſetzen und das Weitere gewärtigen wolle. Es war die nehmliche Stunde, in der ſein Vater vor zwanzig Jahren ſich gefangen ſah.

Mit betrübter Seele, doch voll Faſſung, ergriff am Abend der Herzog einen kleinen, geſchriebenen Katechismus, in dem er Freud und Leid ſeines Lebens einzutragen gewohnt war, und ſchrieb die wenigen Worte hinein:

> Anno Domini 1567, d. 13. Aprilis hat man durch untreuer Leut Practiken die Feſtung Grimmenſtein und Gotten one Vrſach auffgeben, darin Ich auch gefangen worden. — Aufn Abent zwiſſen 5 vnd 6 Vren. †

Wie bedeutſam war dieſes kleine Kreuz! —

Jetzt nach Beendigung der langen und langweiligen Belagerung ging alles einen furchtbar raſchen Gang. Der folgende Tag ſah abermals einen ſolennen Einzug, dieſesmal der Fürſten und des ganzen Belagerungsheeres mit fliegenden Fahnen, unter rauſchender Muſik, unter dem Donner des Geſchützes von allen Wällen des Lagers, wie der beiden Feſtungen, unter dem Jubelruf der Menge, dem Drängen und Vivat des Pöbels, wie das ſo üblich iſt. Unten am Ende des Marktes ſtand neben dem Gaſthaus zur Schelle ein Haus, die Löwenburg genannt; bei dieſem Hauſe lagen der Magiſtrat und die acht Deputirten der Bürgerſchaft auf den Knieen vor dem ſtolz triumphirenden Sieger, und leiſteten den Kommiſſarien die vorgeſchriebene Abbitte, die ſie alsbald an den Herzog Johann Wilhelm wieſen, der nun die Huldigung von Rath und Gemeinde feierlich empfing. Dann zogen die Fürſten auf den Grimmenſtein.

Ueberall war das lebhafteſte Drängen und Treiben; kaum waren die Geſchütze auf den Feſtungs- und Stadtwällen gelöſt, ſo wurden ſie als Siegesbeute von dannen gefahren und nach Remſtedt gebracht, es waren ihrer zweihundert und zwölf. Die zwölf größten nahm der Kurfürſt für ſich voraus, acht empfing der Kaiſer, die übrigen theilte Auguſt mit Johann Wilhelm.

Im Schloßhof ſtand ein Wagen, deſſen Geſtell mit ſchwarzem Tuch überſpannt, und der mit ſchwarzem Tuch ausgeſchlagen war. Einige Stallknechte, in die Hoffarbe, ſchwarz und weiß, gekleidet, führten zwei Paar weiße, ſchwarzgeſchirrte Roſſe zu dem Wagen, und ſpannten ſie daran, die Mähnen und Schwänze dieſer Roſſe waren mit Purpurfarbe roth gefärbt.

In den fürſtlichen Gemächern ſtöhnte herzzerreißende Klage, weinte lautaufjammernder Schmerz. Strengen Ernſt in den Mienen waren die Kommiſſarien abermals gekommen, kalt und antheillos geboten ſie dem Herzog, ohne Verzug in den zu ſeiner Hinwegführung bereitſtehenden Wagen zu ſteigen. Zärtlich ſuchte Johann Friedrich ſeine troſtloſe Gemahlin zu beruhigen, er gebot ſanft den weinenden Frauen, den Ausbruch ihres Schmerzes zu mäßigen, er preßte ſegnend die Kinder an ſein Vaterherz. An die Kommiſſarien verlor er nur wenig Worte. „Ich will hoffen,“ ſprach er: „daß man mich als einen Fürſten des Reichs behandelt, daß man einigen treuen Dienern erlaubt, mir in die Cuſtodie zu folgen, wie meinem Vater auch erlaubt wurde, daß wenigſtens zwölf Herren von Adel mich begleiten!“ — „In ſolches Begehren zu willigen, haben wir keine Ordre!“ wurde dem Gefangenen zur Antwort.

„Wohlan denn, ich muß mich fügen!“ ſprach hierauf der Herzog, doch röthete der Unwille ſeine Wangen; „gleichwohl wird man mir, dem gebornen Kurfürſten, dem Herzog zu Sachſen, der ich bleibe, und wenn die ganze Hölle gegen mich ankämpfte, doch einige Bedienung vergönnen? Man erniedrigt ſich ſelbſt ſehr tief, je mehr man mich erniedrigt, dies ſagt denen an, die ſo ſchimpflich mit mir handeln.“

Zwei der Kommiſſarien begaben ſich hinweg, um die Wünſche des Herzogs den verbündeten Fürſten vorzutragen. Johann Friedrich benutzte die dadurch vergönnte Zeit, ſeiner Eliſabeth mit tröſtenden Worten der Schrift und des eignen Gefühls freundlich zuzuſprechen, ihrer Liebe die Kinder an das Herz zu legen, und ſie zu bitten, ſeine Fürſprecherin zu ſein bei den befreundeten Fürſten. Sie ſelbſt und die Kinder empfahl er mit inbrünſtigem

Gebet in den Schutz des allmächtigen Gottes, und wappnete durch daſſelbe ſein eigenes Herz mit Standhaftigkeit. Die Kommiſſarien kehrten zurück. Die Gnade und brüderliche Liebe des Herzogs Johann Wilhelm, der nun um ein ganzes, geſegnetes Land reicher war, wollte aus angeborner Großmuth ſeinem entthronten gefangenen Bruder die Nachfolge des treuen Birkenfeld, und Godels, des Zwerges, zu erwirken ſuchen. Nicht minder ſollten ein Hofjunker von Germar, ein Pharmazeut, ein Bader, ein Stubenheizer, ein Koch, und ein Kellerdiener zur Begleitung dienen. „Ich laſſe ſchönſtens danken!“ ſprach, als dieſe Wohlthat verkündigt war, der Herzog mit dem Lächeln eines Weiſen, der über ſeinem Schickſal ſteht. Noch einmal heiße Abſchiedsküſſe, Zähren der Liebe mit Zähren des Schmerzes gemiſcht, dann legte Johann Friedrich die einer Ohnmacht nahe Gemahlin in die Arme der treuen Gertrud, und ging feſten Schrittes in den Hof herab. Laut auf zum Himmel ſchrie der Schmerz der Diener, die den Wagen umdrängten, die auf ihre Kniee fielen, und des Herzogs Rock und Hände zu küſſen verſuchten. Jetzt fiel der Gedanke deſſen, was ſie an ihrem Herrn verloren, mit Centnerlaſt auf ihre Seelen.

Eine Schaar Berittener hielt mit roher Gewalt den Ausbruch des Gefühls in Schranken. Der Herzog blieb gefaßt, ſeine Miene zeugte von Seelenruhe. Er ſprach laut, daß es Viele hörten: „Lebet wohl! Lebet wohl! Das iſt der erſte Schritt! Hinauf in Gottes Namen!“ und ſchwang ſich in den

Wagen, ohne weder links noch rechts umzublicken, denn er wollte keinem treuloſen Auge begegnen. Zwei Schwadronen Reiter ritten vor und hinter dem Wagen, zwei Fähnlein Fußvolk folgten als Bedeckung. Man fürchtete, die Liebe der Bürger werde die Wegführung ihres Fürſten nicht dulden. Ein altes bewährtes Mittel, der Liebe mit Gewehren zu ſteuern! Und in der That, Gewehre ſchüchtern Liebe ein, aber nicht den Haß, dieſer bricht ſie in Stücken, und wirft ihre Träger nieder.

Aus einem Fenſter des Pfortenthurms, dem ſich jetzt, als er das innere Thor der Feſte verlaſſen, der Wagen näherte, ſah ein bleiches Antlitz von blondem Gelock umwallt, und es rief droben eine ſanfte Stimme, faſt ſchneidend, doch nicht ohne Klang, daß es hell zum Ohr des Herzogs drang: „Mein Vater! Mein Vater! Wagen Iſrael und ſeine Reiter! Ich ſehe den Wagen, darin meine Mutter fuhr. Fahre wohl! Fahre wohl! — Ich ſehe einen Engel über deinem Haupte, ich ſehe eine Hand aus der Wolke faſſen nach deiner Hand, die dich hält auf dem Wege der Finſterniß!“ —

Schon ſtampften die Roſſe im gewölbten ſchallenden Thorweg; dumpf dröhnte der ſchwerfälligen Räder Geroll, die Stimme verhallte, und der Herzog ſprach in ſich hinein: „In dieſem Wagen ließ ich ſeine Mutter gefangen nach Tenneberg führen! O der Wandlung! Wo werden ſie mich denn hinbringen?“

Man findet nirgendwo geſchrieben, daß Herzog Johann Wilhelm ſeinen Bruder habe ſprechen wollen, daß er ihm ein freundliches Wort, ein Wort des Troſtes geſagt; kaltherzig und ungerührt ſah er den Bruder ins Elend führen, und ebenſo ließ er es geſchehen, daß die unſchuldige Schwägerin, die Schweſter ſeiner Gemahlin, aus dem Grimmenſtein ſammt ihren Kindern verwieſen wurde.

Doch — er tritt aus ſeinem Gemach, der neue Landesherr, will er dennoch zu Eliſabeth, und die Frau tröſten, die ſich einer Wittwe gleich achten muß, die ſich kaum zu faſſen weiß, deren thränenvoller Blick hinausſtarrt nach Siebeleben zu, nach der Erfurter Straße, wo, wie ſie wähnt, langſam der ſchwarze Wagen dahin fahre? Nein. Er ruft nur den Kurfürſten ab, bei dem ſich bereits der Herzog von Holſtein und der Graf von Schwarzburg befinden; geſattelte Roſſe werden vorgeführt; herab zum Rathhaus reiten die hohen Herren, ſie werden mit Reverenz in das Sitzungszimmer geleitet, dort finden ſie die kaiſerlichen Kommiſſarien und Notare. An einem Tiſch, den ein grünſeidener Vorhang vom Zimmer ganz abſondert, nehmen der Kurfürſt und die beiden Herzoge Platz. Graf Günther von Schwarzburg geht auf und ab. An das Seſſionszimmer ſtößt die Folterkammer; die offene Thüre läßt die Ausſicht auf Leitern, Schrauben, ſpaniſche Stiefeln, den Bock und andere Marterwerkzeuge frei; die Folterknechte harren.

Der Wagen mit dem Gefangenen fährt nach

Langenſalza und von da erſt weiter, nach Leipzig zu. Auf dem Schloß zu Meiſſen, wo er raſtete, ſchrieb er hoffend an die Wand: Es glückt noch wohl. Eitle Hoffnung! —

Grumbach wankt in das Verhör, er ſetzt ſich auf den für ihn bereitſtehenden Stuhl, und es beginnt die gütliche Frage. Die Fürſten hören aufmerkſam zu, eifrig ſchreiben die Notare. Grumbach giebt mit ruhiger Haltung ſeine Bekenntniſſe zu Protokoll, er antwortet auf jede der Fragen, die ziemlich verworren und durcheinander an ihn gerichtet werden. Mit dem Biſchofmord wird begonnen. Der Gefangene wiederholt, was er ſchon ſo oft ausgeſprochen, daß es nicht in der Abſicht gelegen, Zobel zu ermorden, daß mit dem toden Biſchof ihm nichts gedient geweſen. Er bekennt gern, daß es ſein feſter Wille war, mit des Glückes Hülſe ſeinem geliebten Herzog zur Kur zu verhelfen. Daß der Herzog Johann Friedrich ſich einen gebornen Kurfürſten geſchrieben, habe dieſer auf eigenen Antrieb gethan. Den wunderbaren prophetiſchen Knaben aus Sundhauſen habe der Herzog zu ſich genommen. Manche ſeiner Prophezeiungen ſei in Erfüllung gegangen. „Wohl iſt es wahr,“ lautete ferner das Bekenntniß auf die vorgelegten Fragen: „daß wir Hoffnungen bauten auf Hülſe aus Schweden und Ditmarſchen, aber ſie täuſchte uns, und da wir kein Geld erhalten konnten, mangelte auch die Hülſe aus Frankreich, ſonſt hätten wir gewiß unſre Güter wieder erlangen wollen. Was Doctor Brück betrifft, ſo wußte dieſer Anfangs wenig um meine und der Meinen Pläne, erſt ſpäter nahm er Theil an unſern Sachen. Ich war es, der David Baumgärtner mit der Inſtruction an den Kaiſer ſandte, ich habe ſie verfaßt, ich beabſichtigte einen Aufſtand des Reichsadels zu Gunſten meines Herzogs. Viele Grafen und Herren hoffte ich auf unſere Seite zu bringen. Wir hätten den Herzog zur Kur gebracht, ja ihn zum Kaiſer erhoben. Daß Kurfürſt Auguſt dem Kaiſer nach der Krone trachte, iſt zu Frankfurt auf dem Wahltag ganz öffentlich ausgeſprochen worden.“

Der Kurfürſt machte eine Bewegung des Zorns, als er dieſes Wort vernahm, ſo daß der Vorhang Falten ſchlug. Grumbach ſah es, lächelte höhniſch, dachte an einen bekannten Spruch, und fuhr fort zu antworten. „Der Kurfürſt hat mir Diener und Briefe niedergeworfen, ich ſelbſt war meines Lebens nicht ſicher vor ihm, daher bin ich auf meine Gelegenheit bedacht geweſen. Ja, ich habe ihm nachtrachten, ich habe ihn fangen wollen, allein ich habe auch von freien Stücken dieſes Vorhaben wieder aufgegeben, damit es mir nicht ergehe, wie mit dem Biſchof, und alle die erzwungenen Ausſagen der zu Dresden Hingerichteten ſind falſch, ſind auch von jenen Unglücklichen ſelbſt widerrufen worden!“ —

„Und wahr iſt es, daß auch ich im Anfang geglaubt an des Engelſehers Prophezeihungen; gern hätte ich meinem Herrn den Schatz vergönnt, doch zuletzt wankte mein Glaube. Ich weiß von keinem Zaubertrank, doch ſprach der Knabe, wir ſollten miteinander einen Becher leeren, das iſt geſchehen. Den Trunk, den der Geheimſchreiber empfangen, damit er auf der Marter beſſer bekenne, hat Baumgärtner bereitet. Rudolphs Verrätherei iſt offenbar, er hat die Schlüſſel der Feſte abgedrückt, und dieſe heimlich in der Feinde Hände ſpielen wollen." —

Auf alle Fragen, die zuletzt ſo lächerlich und unbedeutend wurden, daß Grumbach ſogar ſagen mußte, wozu er die Pfeife gebraucht, die er um den Hals getragen, gab er gelaſſen Antwort. Von Zeit zu Zeit erlaubte er ſich, die Albernheit der Fragſteller zu belächeln.

Da ſich aus den niedergeſchriebenen Antworten durchaus nicht die Inzichten eines Erzböſewichts, Straßenräubers, Mörders, Giftmiſchers, Zauberers und Teufelsbanners demonſtriren ließen, der Grumbach nun einmal ſein ſollte, ſo wurde der alte Mann in die Folterkammer geführt, auf die Leiter geſpannt, und emporgereckt. Anfangs erpreßte ihm der Schmerz einige Klagelaute, dann aber biß er die Zähne zuſammen, und wiederholte ſtandhaft mit nur geringer Abänderung die vorigen Ausſagen. Jetzt ward Brück gebracht, und Grumbach gegenüber geſtellt. „Ach Brück!" ſprach da zu dieſem der gemarterte Mann: „Ihr wißt, und könnt es mir vor Gott bezeugen, daß ich und meine Gefährten hinweg gewollt, nach Frankreich, und Ihr uns zurückgehalten, mit Verheißungen auf des gnädigen Herrn Befehl! O hätte man uns ziehen laſſen! Sehet, wohin es nun gediehen iſt!"

Brück war weniger ein Mann, wie Grumbach. Der Blick auf den Gequälten, auf die ſtrengen Richter, in die Folterkammer, erfüllten ihn mit ſtarrem Entſetzen, bleicher Furcht. Er warf ſich dem Grafen von Schwarzburg zu Füßen, bettelte um ſein Leben, flehte um Fürſprache, und verſprach lebenslängliche Treue. Und ſollte er ja nicht zu retten ſein, ſo möge man ihn nur mit der Folter verſchonen.

Der Graf von Schwarzburg redete mit Scheltworten auf den Flehenden ein, und nun wandte ſich der Geängſtigte an den kurfürſtlichen Rath, Doctor Krakau, erinnerte ihn, daß er ſein Zuhörer geweſen auf der hohen Schule zu Wittenberg, daß er ſein Jus von ihm gelernt, und beſchwor ihn, Fürbitte einzulegen bei dem Kurfürſten, und an die Dienſte zu erinnern, die ſein ſeliger Vater dem Hauſe Sachſen geleiſtet.

Doctor Krakau hegte ſo viel gemeine Geſinnung, den Bittenden einen Schwätzer zu nennen, und ihm zu ſagen: „War ich Euer Schüler, ſo habe ich Euch das Collegium bezahlt!“ — Nun begann der ehemalige Kanzler über alle Maßen zu jammern und zu weinen, und die Knechte packten ihn, und warfen ihn auf die Folter. Auf der Folter ſchrie er zu jeder Frage Ja! es mochte paſſen oder nicht. Im gütlichen Verhör zeugte er nicht gegen Grumbach.

Und alle die Andern, die man gefangen hielt, ſie wurden gefragt und gemartert, wieder gefragt, und wieder gemartert, bis ſpät in die Nacht, und die Notarien häuften Bogen zu Bogen erpreßter Bekenntniſſe, und die Richter ſprachen die Todesurtheile aus über Grumbach und Brück, Stein und Brandenſtein, Baumgärtner und Beyer. Mit innerlichem Frohlocken wohnte ein Befreiter der Marter bei, Rudolph, der ehemalige Geheimſchreiber Johann Friedrichs, ein Greis.

„Furchtbare Nemeſis, Du biſt!“ ſprach Grumbach leiſe zu ſich ſelbſt, als ihm ſein Urtheil am fünfzehnten April verleſen wurde. „Sind es nicht heute neun Jahre, daß Zobel erſchoſſen ward? O! Neun iſt eine verhängnißvolle Zahl. Mein Stern iſt in ein böſes Haus getreten, und der bleiche Saturn ſchwingt die Senſe des Todes. Laß uns dieſem ſtandhaft entgegentreten. Nichts Neues unter der Sonne!“ —

Mächtige Bewegung überall, in der Stadt und auf dem Schloß; Schreck und Beſtürzung, Schmerz und Quaal, Furcht und Grauen in den Herzen. Dort eine weinende Fürſtin, die mit ihren Kindern und treuen Dienerinnen das prangende Haus verläßt, auch im Unglück groß und ehrenwerth, die ſich nicht erniedrigt zu fruchtloſen Bitten. Nach Eiſenach nimmt ſie den Weg, und vor ihren kummervollen Blick tritt ermuthigend ein würdiges Bild der Vorzeit, ihre Urahnin, Thüringens verehrte Heilige. Auch jene Eliſabeth trieb mit ihren unmündigen kleinen Kindern ein feindſeliger Schwager aus der Wartburg, auch jene fromme Fürſtin fand in Eiſenach ein dürftiges Aſyl, ja, noch ärmer war ſie, als die Herzogin; ſie hatte kaum, wo ſie ihr Haupt hinlegen konnte. Der Fürſtenhof in der Stadt, deſſen

Pforten der thüringiſchen Landgräfin verſchloſſen blieben, nahm die Pfälzerin auf. —

Furchtbar ſchnell verödete der Grimmenſtein, wie getroffen von einem Fluche. Fremdlinge weilten und walteten darin, mit roher Gewalt wurde der Schmuck von den Wänden geriſſen, die Bilder und Spiegel, die Ledertapeten und koſtbaren Webereien. Die Dächer wurden abgedeckt, die Schornſteine niedergeſtürzt, die Fahnen flogen von den Thürmen, die Thürme ſtarrten als Balkengerippe in die Luft empor. Mit unvergleichlicher Haſt wurden die unendlichen Vorräthe hinweggeſchafft.

Beſtürzt ſah Herzog Johann Wilhelm den Gräuel der Verwüſtung. Hatte er ſich nicht gefreut, Herr dieſes Hauſes, dieſer Burgpaläſte zu ſein? Hatte er nicht geglaubt, man werde nur die Wälle ſchleiſen, und die Gebäude unangetaſtet laſſen? Anders lautete der Befehl des Kaiſers, der Auftrag der Kommiſſarien. Vergebens bat der Herzog um Schonung. Ueberall trat ihm ein ſtarres Nein entgegen. Kein Stein ſoll bleiben auf dem andern vom Grimmenſtein, zerriſſen und zerſprengt ſoll werden alles, was über der Erde und unter der Erde iſt, und die Wälle des Berges, wie der Stadt ſoll man machen der Erde gleich, zum ewigen Gedächtniß. — Untreue ſchlägt ihren eignen Herrn. —

Auf dem Markt in der Nähe des Galgens, der ſchon länger ſtand, wogte eine immer wachſende, ſchauluſtige Menge. Die Zimmerer ſchlugen eine Blutbühne auf. Der nächſte Morgen ſollte ſie befeuchten.

Und dieſer Morgen brach an; rein und ſchön. Auroras Schimmer küßten die Sparren und Latten der abgedeckten Schloßdächer, ſie kleideten den goldnen Mann, der noch auf der Thurmzinne ſtand, in lichte Purpurgluth. Ein herrlicher Morgen für ein Schauſpiel, eine Volksluſtbarkeit, wie ſie ſich vorbereitete. Und die Zuſchauer ſäumten nicht, es kamen die Fürſten, die Richter und Räthe, die Geiſtlichkeit, die Wachen, die Trompeter, die Profoſen, die Henker. Alles ordnete ſich, alles harrte der Dinge, die da kommen ſollten. Kriegeriſcher Trompetentuſch! Soldaten bringen auf einen Stuhl Wilhelm von Grumbach getragen, und ſeine Krücken. Vor ihm her reitet ein Profos und ein Maleſiz-Schreiber. Der Greis ſitzt auf der niedrigen Bank des Gerichtes, und blickt mit Ruhe umher. Mit Ruhe hört er nochmals ſein Todesurtheil, und als er deſſen Schluß vernimmt: „Und ob nun wohl gedachter von Grumbach eine gar ernſte Strafe, als immer zu erdenken, verdient, ſo wollen doch ſeine Kurfürſtliche Gnaden dieſelbige aus angeborener Güte alſo mildern, daß er nur lebendig geviertelt werden ſoll" — kann er ein leiſes Lächeln des Hohnes über dieſe große Güte nicht unterdrücken. Die Geiſtlichen treten ihm ermahnend und tröſtend nahe, ſie glaubten, den Verſtockten bekehren zu müſſen. Er aber ſagt ihnen zu ihrer Verwunderung das proteſtantiſche Credo und ſpricht: „Ich will ſterben als ein frommer Chriſt!"

Buchſtäblich wurde das ſchreckliche Urtheil vollzogen. Als der Henker den erſten Schnitt in die

Bruſt des auf die Bretter Genagelten that, als der Flügel des Todesengels ſeine Gedanken umflirrte, mochte vielleicht Florian Geiers Geſpenſt durch ſeine ſchwindende Erinnerung ſchreiten, und er ſtöhnte dem Nachrichter zu: „Du ſchindeſt einen dürren Geier! Mach' es kurz!“ Zwei Secunden ſpäter ſchlug der Henker ihm das rauchende Herz um den Mund und rief: „Siehe Grumbach, Dein falſches Herz!“ — Trompeten und Pauken! Pöbeljubel! — Aufs Neue kriegeriſche Fanfaren. Stille.

Brück trat heran im langen Doctortalar, mit beflortem Hut, wankenden Schrittes. Man hatte ihn gezwungen, Grumbachs Ende zu ſehen. Er hielt eine Rede an das Volk, bekannte Reue und Leid, und ſtarb ergeben, weil es nun einmal nicht anders ſein konnte. — Kriegeriſches Anblaſen mit Trompeten. — Steins und Baumgärtners Häupter fielen durch das Schwert.

Hieronymus von Brandenſtein ſtand ſchon am Fuß des Schaffots, da kam ein Eilbote mit dem fürſtlichen Befehl, dieſen nicht zu richten, und er wurde zurückgeführt.

Zuletzt wurde Hans Beyer aufgeknüpft, und unter dem Jubelapplaus der Menge am Galgen emporgezogen, der es viele Freude gewährte, den armen Narren zappeln zu ſehen.

Vollkommen befriedigt verlor ſich das Volk vom Schauplatz, und verſtreute ſich nach den vier Thoren, wo man kanibaliſch die Viertel der Gerichteten auf Pfähle ſpießte, wie die Carolina gebot und wie das Urtheil gefällt war.

Brandenſtein fand nichts deſtoweniger Gnade, obgleich er erſt zurückberufen wurde auf ſeinem Todesgang. Wenige Tage darauf ward das Schauſpiel erneuert. Und er litt nicht allein den Tod, er hatte einen ſchönen bleichen Gefährten.

„Mutter Du rufſt! Ich komme, ich komme; ich fliege empor, ich ſchwebe. Engel, ich komme zu euch, euer ſeliger Bruder! Bruder auf ewig!“

Wonnegefühle, wie Johannes ſie noch nie empfunden, durchſchütterten alle Nerven des werdenden Jünglings. Seine freie Pſyche flog in die glühende Umarmung eines Engels. Er ſtarb in einer Entzückung, und ſchmeckte nicht den Tod.

Drittes Kapitel.

Der Wonnemond goß Blüthenſtröme über die Länder, und ſchmückte die ſchönen Ufer des Elbſtromes mit ſeinem Zauber. Die Kurfürſtenreſidenz, zunehmend an Wachsthum wie an Schönheit unter ihrem mächtigen und reichen Herrn, ſonnte ſich im Glück des Friedens, und der Bürger Dresdens ging ſtattlicher und ſtolzer einher, wie der andrer Städte des Sachſenlandes. Während man ſich auf offener Straße, wie in Gaſthäuſern und Tabernen die zum Andenken der Einnahme von Gotha und Grimmenſtein neu geprägten Denkmünzen zeigte, und den darauf zu leſenden Denkſpruch: Tandem bona causa triumphat als äußerſt paſſend angebracht, höchlich belobte, verſammelte eine Neuigkeit das Volk haufenweiſe in den Straßen, welche vom Leipziger Thor nach dem Fürſtenſchloſſe führten. Es nahte ein ſichtbares Zeichen jenes Triumphes, auf ſtarkem Wagen, hüllenlos, lag Aller Augen in ſeiner Rieſengröße ſichtbar der güldne Mann, der ſeinen hohen Standpunkt auf der Thurmzinne des Grimmenſteins hatte verlaſſen müſſen, zum großen Schmerz der Bevölkerung Gothas, die ihr Palladium entführen ſah.

Ein andrer werther Mann aber ſtand voll trüber Gedanken an einem Fenſter des Reſidenzſchloſſes, das nicht auf die volkbelebten Straßen ſchaute, ſondern die Ausſicht hinaus gewährte auf den trüben Strom, und in die Gegend, aus der er majeſtätiſch ſeine Wogen rollte, noch geſchwellt vom Schnee des Rieſengebirges. Die blauen Bergkegel des zerklüfteten felsreichen Elbthales traten vor Augen, der Königſtein zeigte die Mauerkronen ſeiner Kerkerburg, und ein Seufzer rang ſich los aus des Mannes Bruſt, welcher der Erinnerung galt, wie der Zukunft.

Auf dem Tiſche des einfach und dürftig möblirten Zimmers ſtand ein Schreibzeug, lagen Papiere und Scripturen. Der Herzog hörte Tritte nahen, er blickte noch einmal hinaus in das Freie, ſehnſuchtsvoll, und dann überflogen ſeine Augen nochmals einige Blätter, die er eigenhändig geſchrieben hatte. Das eine legte er ſchnell wieder hin, auf dem andern haftete länger ſein Blick. Es war ein Gebet, das er geſchrieben, ein Gebet „in Noth und Kümmerniß, ſonderlich, wenn unſer lieber Herr Gott den Chriſten das Kreuz aufgelegt, daß ſie es fühlen —“

und er wiederholte halblaut eine Stelle mit Inbrunſt: „Du wolleſt auch, du lieber und getreuer Gott und Vater, mich und die Meinigen nicht irgend durch einen Tück des Satans laſſen von Deinem Wort abgeriſſen werden!“ Schon damals traten künftige Verſuchungen ahnend vor ſeinen Geiſt. Es war am neunten Mai, als Johann Friedrich dieſes Gebet ſchrieb.

Tritte nahten, und es traten ein die Räthe Hans von Ponikau und Doctor Krakau, welche jedoch dem kaiſerlichen Kommiſſar Chriſtoph von Carlowitz den Vortritt ließen.

Johann Friedrich ſah mit ſeinem feſten und durchdringenden Blick auf dieſe Männer, die den Auftrag zu haben ſchienen, ihm nicht als einen Fürſten zu begegnen, und redete ſie an. „Man hat mir fünfzehn Artikel vorgelegt, auf die ich Rede und Antwort geben ſoll. Ich habe dieſem ſchriftlichen Verhör ein Genüge geleiſtet, und gebe euch auch mündlich meine Ausſage zu vernehmen. Ich habe den Kurfürſten, meinen Vetter, um Verzeihung bitten laſſen und hoffe, daß er ſich als ein Chriſt erzeige. Ich bitte ferner, daß er nicht jedes meiner Worte auf die Wagſchaalen lege, denn ich habe mich des Schreiberhandwerks nie befliſſen. Zum erſten habe ich nie im Sinn gehabt, Krieg gegen den Kurfürſten oder einen andern Reichsſtand zu beginnen, mag es nun der Kurfürſt und ſeine Räthe glauben oder nicht glauben, und mögen meinen Geächteten ſolche Geſtändniſſe durch die Marter erpreßt werden oder nicht.

Aber ich habe mich zur Gegenwehr gegen offenbare Gewalt gerüſtet, denn es iſt mir genugſam hinterbracht worden, was man gegen mich im Schilde geführt. Ich habe den Adel begünſtigt, und bin mild und willig gegen Jedermann geweſen, das hat freilich Neid und Mißgunſt erweckt. Des Markgrafen Albrecht Diener habe ich als treue Leute in meine Dienſte genommen, denn treue Leute ſind eher zu ehren, als zu ſchelten. Mit Unrecht wird mir Schuld gegeben, daß ich Bündniſſe zum Schaden des Reiches angeknüpft, es kann mir nicht bewieſen werden, und die Gedanken meiner Feinde irren mich nicht. Gedanken bleiben Gedanken, und Papier und Tinte ſind geduldig!“

„Ihr macht durch ſolche Aeußerungen Eure Sache nicht gut!“ bemerkte der Kommiſſar bedenklich, ja faſt erſchrocken, denn er hatte einen ſich Demüthigenden zu finden gehofft, und fand einen Mann, der nicht gewillt ſchien, ſich einſchüchtern zu laſſen.

„Das iſt meine Sache!“ erwiederte mit Entſchiedenheit der Herzog, und fuhr ohne Weiteres fort: „Allerdings habe ich in Deutſchland Anlehen geſucht, die ich zu meinem Nutzen zu verwenden gedachte, man hat ſie mir aber abgeſchlagen, eben ſo zerſchlug ſich die Unterhandlung mit Schweden. Wenn ich borgen wollte, Wem ging es etwas an? Aber man hat jeder meiner Handlungen unlautre Abſichten untergeſchoben, und man legt aus müſſigen Gedanken mir tauſend falſche Beweggründe unter.“

Die Räthe ſtanden beſtürzt vor dem hohen Gefangenen, der ſo ungebeugt ſeine Bekenntniſſe ablegte. Sie ſahen, daß es fruchtlos ſein werde, ihn zu warnen, und ließen ihn weiter ſprechen.

„Was für eine Inſtruction Andere dem Baumgärtner angefertigt, nach der man mich fragt, davon weiß ich keine Auskunft zu geben. Daß ich habe ſieben Reiterfahnen mit dem Kurwappen machen laſſen, und auch noch andere Fahnen, das leugne ich keineswegs, und daß ich mich des Titels geborner Kurfürſt bedient, habe ich nur gethan, weil ich dieſen Titel mit zur Welt gebracht! Daß ich mit manchen Aechtern mich ſo eng befreundet, war die Folge davon, daß mein Bruder ſich ſo gar unfreundlich gegen mich ſtellte! Was ich der Religion halber gegen den Kurfürſten geſprochen, entſprang Gerüchten, die ich für wahr vernommen. Als ſeiner Liebden Feind, der mich mit Krieg überzog, konnte ich ſeiner Liebden das Wort nicht reden, ſondern that was mir dienlich ſchien. Hab ich ihm zu viel gethan, ſo bitte ich um Verzeihung. Nie habe ich mich in Mordanſchläge gegen den Kurfürſten eingelaſſen, nie von ſolchen gehört. Man hat eins meiner alten Tagebücher benutzt, gegen mich zu zeugen. Ich weiß mich nicht mehr aller Gedanken zu entſinnen, die ich vor Jahren darin niederſchrieb, und die nie für die Veröffentlichung geſchrieben waren. Schrieb ich ihm Widerwärtiges hinein, bitte ich ebenfalls um Verzeihung! Daß aber mein Vater verrathen und verkauft worden, das iſt offenbar, und das zu bekennen, trage ich nicht die geringſte Scheu!“

„Dieſe Bekenntniſſe werden und können Euch die Huld und Gnade unſers Herrn, des Kurfürſten Gnaden, unmöglich zuwenden!“ warf Doctor Krakau beſcheiden ein, denn er kannte die rachgierige Sinnesart ſeines Gebieters, und trug heimliches Mitleid mit dem Gefangenen.

„Wie Gott will, ich halte ſtill!“ erwiederte Johann Friedrich gelaſſen. „Nicht auf Kreaturen, nicht auf Menſchen, nicht auf Engel ſetzte ich mein Vertrauen, ſondern allein auf Gott. Wer mich eines Andern beſchuldigt, thut mir Unrecht. Den Knaben habe ich bei mir behalten, zu ſehen, wo es hinaus wolle mit ſeinen Geſichten. Aus innern Gründen kann ich die Geiſter, die er ſah, nicht für böſe halten; ich habe darüber genugſam nachgedacht, und hat es mit dieſem Punkt ſeine guten Wege. Auch habe ich nie einen Schatz gegraben, nie mit Schwarzkünſtlern verkehrt. Den Stand der Geſtirne und die Bewegungen der Himmelskörper zu erforſchen, halte ich für eine Kunſt. Grumbach beſaß ein Horoscop, und Baumgärtner liebte Sortilegien, deren Eintreffen oft zur Kurzweil gereichte. Die jedes Neujahr im Drucke mehrfach von den Aſtronomiebefliſſenen mir zugeſchickten Prognoſtiken habe ich geleſen, und darüber gelacht. Das alles ſind Dinge, die gar nichts gegen mich beweiſen. Dahin gehört auch der dreizehnte Frageartikel. Welcher verrätheriſche Spion und Zuträger dem Kurfürſten angeſagt, daß ich jene wunderbaren Lichter Tutela Divina genannt, mag ich nicht wiſſen. Es war eine von Vielen wahrgenommene auffallende und ſeltſame Erſcheinung, und wohl möglich iſt's, daß ich ſie alſo nannte. Die ebenfalls hinterbrachte Erſcheinung des Adlers ohne Kopf war bedenklich genug, und ſah allerdings aus, wie ein Reich ohne Haupt. Daß ich ſie ſoll auf den Kaiſer gedeutet haben, iſt mir unbewußt.“

„Das, ihr Herren, ſind mit wenigen andern die mir ſchriftlich abzugeben befohlenen Ausſagen!“ ſchloß der Herzog und fügte ironiſch hinzu: „Habe ich zu viel geſagt, ſchiebt es nur auf meinen Unverſtand. Veritatem dixi!“

„Dieſe Ausſagen mögen einſtweilen genügen!“ nahm Doctor **Krakau** das Wort, indem er eine neue Schrift hervorzog, „auch ſtimmen ſie im Ganzen überein mit dem Inhalt dieſes bereits im Bezug auf Eure Bekenntniſſe im voraus abgefaßten Reverſes, den Ihr zu unterſchreiben habt.“

Der Inhalt dieſes Schreibens, das der Rechtsgelehrte dem Herzog alsbald vorlas, und dann zur Unterſchrift vorlegte, bildete die Formel eines Bekenntniſſes, nach welcher der Gefangene zugab, den Kurfürſten ſowohl, als deſſen Gemahlin durch Briefe und Druckſchriften hart angetaſtet, und dadurch großes Unrecht gethan zu haben, vom Satan hinterſchlichen, von böſen Leuten verführt worden zu ſein, um Verſöhnung und Verzeihung zu bitten, und alle Anſchuldigungen zu widerrufen.“

Des Herzogs Blut wallte. Er weigerte die Unterſchrift. Die Räthe redeten ihm freundlich zu, ſie baten ihn, ſeine Sache nicht zu verſchlimmern.

„Wird Nachgeben mir helfen?“ fragte Johann Friedrich bitter. „Wird meine Fügigkeit nicht zum Falldeckel? Wehe über euch und euern Rath, wenn ich mich demüthigte, und doch keine Erledigung fände! Nein! Gebt die Schrift!“

Johann Friedrich ergriff die Feder und ſchrieb mit feſten Zügen: Dieſe, von des Kurfürſten Räthen geänderte Kopie habe ich müſſen nach den fünfzehn Artikeln unterſchreiben und unterſiegeln. Alſo mehr darinnen bekennen müſſen als ich geſtehe.

Darauf blieb der edle und muthige Gefangene wieder der Einſamkeit ſeines Zimmers überlaſſen. Seine Gedanken flogen in die Gefilde Thüringens.

Ueberall aufknoſpender Frühling, und doch in ſo vielen Herzen tiefe Trauer. Einſam ſtand die hochragende ſchöne Heldburg, der Sorge eines Amtmanns überlaſſen. Nicht mehr durchſchallte ſie der Klang fröhlicher Becher, heitrer Trinkſprüche, wie einſt in beſſern Tagen. Ihr fürſtlicher Erbauer fuhr von Lande zu Lande, immer weiter von ihr ſich entfernend nach der Kaiſerſtadt, einem ungewiſſen Looſe entgegen. Die erſten Blumen des Frühlings öffneten an Rainen und Bächen ihre Kelche; Blüthenſtaub zog wie Weihrauchgewölk durch die Tannenforſte, die Waldbäche hüpften wie raſche Knaben munter von Berg zu Thal.

Unter der Heldburg hin, von Zeit zu Zeit einen Blick emporſendend nach dem ſchönen Bau, ritt auf dem Wege nach Hellingen ein einzelner Reiter, und ſeine Augen grüßten die wohlbekannten Fluren, in denen er eine Zeitlang faſt heimiſch geweſen. Er gedachte der vergangenen Tage, und bebte vor dem Gedanken an die nächſte Gegenwart zurück. „Oft ſchon kam ich in dieſes Haus, unerwünſchte Botſchaft bringend, doch noch nie trug ich ſo ſchwer, noch nie eine ſo laſtende Kunde. Wird die Frau ſtark genug ſein, ſie zu vernehmen, wenn ſie überhaupt noch unter den Lebendigen wandelt, wenn ſie ihm nicht voran ging, ihm, der ſo furchtbar ſeine Erdenſchuld abbüßte? Doch hin iſt hin; die Klage kann nicht frommen, es muß eben das Unvermeidliche getragen werden, ſo gut es geht — und ich — ich bin nun einmal gewohnt, Grumbachs Befehlen zu gehorchen! Dünkt mich doch ſchier, es ſei unmöglich, daß er den jammervollen und ſchauderhaften Tod erlitten, den er erlitt!“

So mit ſich ſelbſt ſprechend, mit allen ſeinen Gedanken noch bei dem Gerichteten, noch ihm anhängend wie an unſichtbarem, geiſtigen Bande, nach wie vor, kam Moritz Hauſener dem Edelſitze näher, den die Wittwe Grumbachs bewohnte, in ihrem Alter treu gepflegt von der nun auch verblühten Tochter Urſula. Auch an dieſe dachte Moritz mit warmem Gefühl. Er hatte ſie geliebt, aber der Strom der

Zeit hatte dieſe Liebe verſchlungen; dieſe Liebe, die einer Knoſpe glich, welche nicht zur Blüthe kam. Die Stille der hügeligen Gegend, die einſame, von jeder Hauptſtraße ferne Lage Hellingens, deſſen Umgebungen von der Natur nicht unfreundlich bedacht ſind, eignete ſich ganz für die Stimmung des Reiters, war ganz geſchaffen, in ihr Gedanken fortzuſpinnen.

„Mein Leben liegt gleichſam abgeſchloſſen hinter mir!“ ſprach er weiter zu ſich ſelbſt. „Ich weiß faſt nicht, was ich anfangen ſoll mit der vielen Zeit, die ich habe, und ich weiß nicht wohin mich wenden, Wem meine Dienſte anbieten. Werde ich jemals vor dem Tode zur Ruhe kommen? Wohl ſchwerlich. Unruhe ſcheint mein geiſtiges Erbtheil von dem Mann, den Unruhe verfolgte, und lange durch die Länder trieb, der an Unruhe Theil nahm und Unruhe erregte! Doch es ſei, und ich folge der Leitung des Geſchicks, wohin es noch führe.“

Dabei dachte Moritz lebhaft an Gertrud, die er jetzt in Eiſenach wußte, und je mehr und je lebhafter er an ſie dachte, je mehr geſtaltete ſich ihm ein Lebensplan, den er zu verfolgen beſchloß.

Als er auf dem Edelhof einritt, wo ein alterſtumpfer Hund ihn anknurrte, dann aber plötzlich mit dem Schweif wedelte, und aus ſeiner Hütte hervorzukriechen ſtrebte, gewahrte er einen Mann, welcher kurz vor ihm mit einem Jagdgewehr ſo eben den Hof betreten hatte, der ihn verwundert anſah, und nicht zu kennen ſchien. Letzteres hatte ſeinen Grund jedoch nicht in einer wirklichen Veränderung von Moritzens Zügen, ſondern weil die Abenddämmerung bereits anbrach, ein einfacher Reitermantel die Geſtalt ganz bedeckte, und ein breiter Hut das Geſicht ſchirmte, das ein vernachläſſigter Bart umkrauste. Dafür erkannte Moritz ſogleich den Jäger und rief: „Guten Abend und Gott zum Gruß, Herr Kunz von Grumbach! Wie ergeht es Euch? Ich hätte euch weit von hier, in der Pfalz geglaubt, Herr Rath! Dabei ſchwang er ſich raſch aus dem Sattel.“

„Wie, Du biſt es Moritz! Jetzt erſt, an der Stimme erkenne ich Dich!“ rief Kunz, und bot ihm freundlich die Hand. „Sei willkommen, bringſt Du uns auch nur die trauervolle Beſtätigung deſſen, was uns, nehmlich meiner Frau und Schweſter, das zungenſchnelle Gerücht ſchon zugetragen. So iſt doch ein Treuer entronnen! Die Mutter — weiß noch nichts. — Ich habe meine Stelle quittirt, guter Moritz, und lebe hier ſtill und eingezogen, meine Hufe bauend — ein freier Mann. Die Mutter wirſt Du ſehr gealtert finden, komm herein in meine Stube. Komm!“

Ein Knecht nahm das Pferd in Empfang. Bald ſaß Moritz, deſſen Kommen ein Ereigniß war in der ſo eingezogen lebenden Familie, den Frauen Salome und Urſula gegenüber; die Zeit hatte mit raſcher Hand über ihre Züge Furchen gezogen, faſt matronenhaft erſchienen Beide dem Manne, die er in voller Jugendfriſche entfaltet geſehen. Doch loderte noch in Urſula eine innerliche Kraft des Gefühls ungeſchwächt, und ſie war es, die am lauteſten den

Vater nachweinte, als die Wunde ihres Grams durch des Jugendgenoſſen unerwartete Erſcheinung aufgeriſſen wurde, mit der eine Fülle trüber Bilder und Erinnerungen ſich ihr lebhaft vergegenwärtigte. Um die Unterhaltung von ihrem beklagenswerthen Hauptgegenſtand abzulenken, fragte Kunz mit Theilnahme: „Und wie entkamſt Du? Wir mußten auch Dich zu den Gefangenen und Gerichteten zählen, wir trugen auch um Dich das brüderliche Leid der Freundſchaft, um Dich, der Du unſerm Vater mehr Sohn und Freund warſt, als ich es zu ſein vermochte!“

„Die Flucht wurde uns nicht leicht gemacht!“ berichtete Moritz. „Wie der Tumult des Aufruhrs im Grimmenſtein losbrach, rettete mich vor dem Ergriffenwerden der Schlüſſel zum Gemach einer Dame der Herzogin! Dank ſei der edeln und hülfreichen Hand, die den Schlüſſel darreichte, denn hat auch mein Leben nur einen geringen Werth, ſo möchte ich doch nicht unter jene Rotte gefallen und ſo geſtorben ſein, wie jene Blutzeugen der Treue an dem unglücklichen Herzog ſterben mußten. Auch Fäuſtlein und Zedwitz mit noch ein Paar Andern hatten undurchſucht gebliebene Schlupfwinkel gefunden; zur Nacht krochen wir hervor wie die Fledermäuſe aus den Schornſteinritzen und fügten zum ſchnellen Rath die ſchnelle That. Einem Einzelnen wäre Flucht unmöglich geweſen, ſo gelang ſie mit geringem Verluſt, doch ſchickten die tückiſchen Franken, auf deren Seite wir durchbrachen, uns manche Kugel nach. Wir gewannen auf dem nächſten Wege den Wald, zum Glück war ſeine Nordſeite etwas ſchneefrei, und dann hielten wir uns mehre Tage auf einem Dorfe bei Bauersleuten verſteckt, deren Verſchwiegenheit wir mit Gold erkauften. Es war gewagt, doch wir konnten nicht anders. Häufiges Nachſetzen unterblieb durch die Beendigung des Krieges, durch die Uebergabe beider Feſtungen. Gleichwohl hörten wir, daß Patente zu unſrer Verfolgung verbreitet würden, deshalb trennten wir uns, und jeder zog ſeines Weges. Ich nahm den meinen zu euch, euch euers Vaters letzte Grüße, die er mir auftrug, und gewiſſe Briefſchaften zu bringen. Wohin ich dann meinen Fuß ſetze, wiſſen die Götter. Ich muß einen andern Namen annehmen und meine äußere Geſtalt verändern, denn wenn ein ſächſiſcher Scherge mich ergreift, ſo bin ich verloren. Haben ſie doch auch den armen Engelſeher aufgeknüpft, den ſchuldloſen Knaben, der kein Kind beleidigte, und wie ich vernommen, ohne Urtheil und Richterſpruch, um nur die Mordluſt zu ſättigen."

„Wenn wir nicht ſelbſt durch den Herzog Wilhelm aus Hellingen vertrieben werden, weil wir Grumbach heißen, was ich jedoch nicht glaube," ſprach Kunz: „ſo bleibe bei uns. Es gibt auch hier für Dich Beſchäftigung. Ich habe Rechnungen zu führen —"

„Vielen Dank, Junkherr!" fiel Moritz mit ſchmerzlichem Lächeln ein. „Ich war ein Schreiber, und bin Schreibens müde. Rechnen kann ich gar nicht. Gönnt mir nur einige Tage Raſt, zu hören, wie es weiter wird. Mir liegt Anderes am Herzen und Andere. Der Selige band mir ein Vermächtniß auf die Seele.“

„Und welches?“ fragten geſpannt die Zuhörenden.

„Unſern guten Herzog! Ihm will ich ſuchen nahe zu kommen, wo es ſei, unter welcher Geſtalt es ſei. Gott möge mir vergönnen, wie ein Schutzgeiſt ihm hülfreich zu werden!“

„War das des ſeligen Vaters letzter Wille, und ehrſt Du ihn ſo —“ rief Urſula unter Thränen: „ſo ſei dreifach geſegnet, denn das iſt die wahre Treue, die über den Tod hinaus wirkt, liebend fortſorgt, und das Leben ſelbſt zum Opfer darbringt! Komm, laß mich Dich zur Mutter führen, die oft nach Dir fragte und Dein Kommen erſehnte, auf daß ſie Dich ſegne, Du Bote des Schmerzes!“

Eine Greiſin von milden Zügen, das ſchneebleiche Haar unter einem dunkeln Schleiertuche nonnenartig verhüllt, trat dem Nahenden bewegt entgegen, und Moritz küßte ehrfurchtsvoll die welke Hand.

„Sei gegrüßt, Moritz!“ ſprach Anna von Grumbach mit derſelben Würde und derſelben Sanftmuth, die ihr immer eigen waren. „Nicht wahr, Gott ſpart mich lange auf! Auch das mußte ich erleben, daß Du kommſt, ohne ihn. Dein Alleinkommen, Deine Miene ſagt mir alles. Wilhelm iſt todt.“ Ihre zitternde Stimme brach unter Schluchzen.

„Faſſet Euch, edle Frau!“ ſprach Moritz. „Ich bringe Euch ſeinen letzten Gruß. Ich ſoll Euch ſagen, daß er getreu ſterben und als Chriſt ſterben wolle!“

„Sterben wolle? So warſt Du nicht bei ſeinem Hinſcheiden, drückteſt ihm nicht die Augen zu?"

„Hätte es in meiner Macht geſtanden, doch—"

„Sprich nicht weiter, mein Sohn! Der Friede Gottes ſei mit ſeiner Seele! Er hat viel Kampf gehabt in dieſem Jammerthal, und der Dornen genug ſtreute man ihm auf ſeinen rauhen Weg, ſo daß er ſelbſt zu Zeiten ſich rauh zeigen mußte. Der Grumbach war nicht zum Schwächling und nicht zum Pfaffenknecht geboren. Er war ein Mann, der unabläſſig ſein Recht ſuchte, darum war er ein Dorn im Auge Vieler. Er war nicht biegſam zu machen."

Anna von Grumbach, die greiſe Wittwe, trug mit der Ergebenheit, die das Alter ſich leichter aneignet, als die raſche Jugend, den Schmerz, der ein heftig erſchütternder ſchon deshalb nicht ſein konnte, weil ſie bereits längſt als Wittwe ſich betrachten mußte. Das Bewußtſein, fort und fort redlich alle Pflichten einer treuen und frommen Hausfrau erfüllt zu haben, erhob ſie ſo, daß der Kummer ſie nicht überwältigen konnte.

Es giebt Stadien im Leben des Menſchen, wo der Schmerz ſo ſtumm wird, als habe er ſich zu den geliebten Toden in den Sarg gelegt, aber es giebt auch einen mittheilenden geſprächigen Schmerz, der durch Antheilnahme zu milder Wehmuth gern ſich ſtimmen läßt, jener iſt mehr dem Manne, dieſer dem Weibe eigen, jener mehr der Jugend, dieſer dem Alter. Den Schmerz einer Greiſin wird in den meiſten Fällen Mittheilung erleichtern. So war es hier der Fall. Moritz mußte viel erzählen, und wahrlich, es fehlte ihm nicht an Stoff. Schonend überhüllte er die tragiſche Kataſtrophe, und Anna von Grumbach fragte nicht, wie ihr Gatte geendet habe.

Als auf den Patricier Baumgärtner die Rede kam, und Moritz erwähnte, daß deſſen Wittwe ihm ein Epitaphium im Kloſter zu Gotha errichten zu laſſen beabſichtige, rief Anna von Grumbach mit Lebhaftigkeit: „Soviel nennen auch wir noch unſer, dem Vater die gleiche Ehre zu erweiſen; dieſe Pflicht lege ich Dir auf, Kunz, mein Sohn! Doch nicht in Gotha, nein, in Rimpar, wo die Grumbache ruhen, wo Anna's Denkmal ſteht, reihen ſich im Gotteshauſe einſt unſere Denkſteine aneinander! Laß nicht nach, Kunz, auf die Ehre unſers Hauſes bedacht zu ſein. Vielleicht iſt der Haß nun geſättigt, und man erſtattet Dir das zurück, daran er ſein Leben ſetzte, und es nicht erlangen konnte.“

„Ein Biſchof wird ſchwerlich vergeben und vergeſſen!“ bemerkte Kunz: „doch Dein Wille, theure Mutter, ſoll uns Allen in Allem heilig ſein.“

Nur wenige Tage litt es Moritz Hauſener in dem ſtillen Hellingen. Als er ſchied, glaubte er für immer zu ſcheiden aus dem Kreiſe einer Familie, der er angehörte, in die er verwachſen war, durch Bande des Blutes, wie durch Bande des Herzens.

Mit thränennaſſen Augen ſprach Urſula, als er ſie noch einmal ohne Zeugen ſah: „Des Himmels Segen mit Dir, mein beſter brüderlicher Freund!

Mein Gebet ſoll Dich umſchweben, und die Wünſche Deiner Liebe, die du mir vertraut, mögen Erfüllung finden! Denke zuweilen an uns, guter Moritz, und Gott ſei mit Dir!“ —

Moritz küßte die bleiche, verblühte Frau, und ſchied mit wahrem Schmerz. Mehr als die Familie ſich ſelbſt es ſagte, fühlte er den Fluch des Geſchickes, der auf ihr laſtete, der auch über die Unſchuldigen die Laſt des Vorurtheils verhing. Und Urſula! die von Moritz einſt ſtill Geliebte — welche Hoffnungen hatte ſie erweckt als Kind, als aufblühende Jungfrau! Welche ſtarke Seele ſprach aus ihr, und welcher Geiſt! Und dieſe ſchöne Blüthe war ſo früh dahin gewelkt — und ihre Beſtimmung ſchien die trübe: ſpurlos, gleich ſo vielen in der Jugend ſchönen, geiſtreichen und anmuthigen Frauen zu verblühen, weil der Blume die rechte Stütze fehlte, ſich herrlich aufzuranken, und Früchte eines ſchönen Lebens zu tragen, die echte Liebe! — Das Loos Tauſender! —

Was rennt das Volk zuſammen in der Kaiſerſtadt? Regen ſtrömt endlos vom Himmel, die Straßen Wiens ſind voll Schlamm und Koth, aber nichts hemmt die Neugier der beweglichen, lebensfrohen, jede auffallende Erſcheinung mit Theilnahme anſtaunenden Menge. Aus allen Fenſtern reizende Frauen- und Mädchengeſichter, lachend, fröhlich, heitern Scherz treibend, und es nicht achtend, daß feuchte Tropfen die ſchönen Wangen bethauen, Tropfen, die der Himmel ihnen zornig in das Geſicht ſchleudert, weil kein Auge von Mitleid und Rührung naß iſt. Auf Eckſteinen und Flurtreppen ſtehen und drängen Geſtalten, wunderlich in Mäntel und Laken gehüllt; das glückliche Wien hatte noch keinen Parapluimacher. Wer keinen feſten Standpunkt gewann, ſchob und drängte, ward geſchoben und gedrängt durch dick und dünn. War es ein Krönungszug, dem das Volk entgegenharrte, deſſen Pracht zu ſehen, es dem ungünſtigſten Wetter ſich ausſetzte, oder vielleicht eine Hinrichtung? Ja, eine Hinrichtung fürſtlicher Ehre, eine Brandmarkung durch die Hand des Despotismus, dieſe iſt es, die dem Volk ein beiſpielloſes unerhörtes Schauſpiel giebt, und zugleich zeigt, was es auf ſich habe, dem Kaiſer ungehorſam zu ſein.

Trompeten! Fünfzig baieriſche Küriſſer reiten voraus, fünfzig ſächſiſche Reiter folgen. Geſenkten Hauptes ſchreiten, je vier zu vier, acht Pannerträger zu Fuße, den Reitern nach. Die Fahnen, die ſie tragen, ſind eroberte; ſie ſind zuſammengewickelt und werden mit den Spitzen nach unten gehalten. Jetzt folgt langſam, wie ein Leichenwagen, von vier weißen, ſchwarzgeſchirrten Pferden gezogen, eine offene Caroſſe, und in dieſer ſitzt in unſcheinbarer Tracht ein ſtattlicher Mann, von leidendem Ausſehen, aber ſtrengen Zügen. Sein Haupt iſt bedeckt von einem Hut aus Stroh, den der anhaltende Regen durchdringt, ſeine Locken triefen, und preisgegeben iſt der Mann dem Unwetter, preisgegeben dem Hohn des Pöbels, den Schimpfreden der Menge. Wien lacht.

Kaiſerliche Trabanten reiten zu beiden Seiten des Wagens, und in geſchloſſenen Gliedern folgen fünfhundert Lanzenknechte mit wehenden Fahnen des ſiegreichen Kaiſeradlers. Stundenlang geht durch alle Hauptſtraßen der Zug, auch der Burg geht er vorbei, damit das Auge des Siegers ſich am Anblick ſeines Opfers weide, und auf allen Hauptplätzen ruft ein Herold: „Siehe Wien, dies iſt Johann Friedrich der Mittlere, weiland ein Herzog zu Sachſen, der ſich einen gebornen Kurfürſten nannte, welcher gefallen in des Reiches Acht und Aberacht, und an welchem kaiſerliche Majeſtät ſiegreich des Reiches Exekution haben vollziehen laſſen! Vivat Maximilianus secundus, semper Augustus!“ — „Vivat“ Vivat!“ jauchzte das Volk, und wimmelte dem Zuge nach oder eilte in die Kirchen, dem Himmel und den Heiligen für den Sieg über den ſächſiſchen Ketzer zu danken.

Johann Friedrich zeigte in dieſem Akt der tiefſten Schmach die ganze Hoheit ſeines fürſtlichen Blutes, die ganze Größe einer edlen Seele. Er hüllte ſich, ſo entblößt dem Volke zur Schau herumgeführt, in den unſichtbaren Panzer der wahren Religioſität; er murrte nicht, er ſchalt nicht, er dachte an Chriſti

Leidensgang, und trug die von Gott ihm auferlegte Paſſion mit Ergebung; er nahm ſie hin als Strafe des Himmels für Wünſche, die vielleicht zu ſtolz und übermüthig waren, er nahm die entſetzliche und grauſame Demüthigung für eine verdiente Züchtigung, und ſühnte ſo vollkommen, was er durch ſeinen Ungehorſam, ſeine Widerſetzlichkeit, ſeine ſtandhafte Treue — am Reich und am Kaiſer gefrevelt. Nie kam das: summum jus, summa injuria zu ſo betrübender, das innigſte Mitleid aufregender Erſcheinung.

Endlich wurde angehalten an einer Herberge, vor der bereits ein unſcheinbarer Karrn hielt, und auch auf dieſem Karrn ſaß ein Gefangener, der ſogar ſchwere Feſſeln trug. Der Karrn wurde beiſeite geſchoben, und der Gefangene veranlaßt, abzuſteigen. Mit Theilnahme blickte der Herzog zu dem Leidensgenoſſen hinüber, ohne noch zu ahnen, in welcher nahen Beziehung die Feſſeln Jenes zu ſeinem Schauzug ſtanden. Bald vernahm er es aus Worten, die nicht an ihn gerichtet waren, die aber die umgebenden Trabanten laut genug ausſprachen, daß ſie ſein Ohr erreichen und ſein Gefühl beleidigen konnten.

„Das iſt Hans Schmidt, der ſchelmiſche Frankfurter Buchdrucker," — hörte Johann Friedrich einen Knecht zum andern ſagen, „der den nichtsnutzigen Pasquillus, genannt die Nachtigall gegen die kaiſerliche Majeſtät hat ausgehen laſſen."

„Iſt dieſes das Ding, welches der Kurfürſt vorigen Winter auf dem Markt zu Leipzig hat durch den Scharfrichter verbrennen laſſen?“ fragte Einer; „hätt' es wohl leſen mögen!“

Der erſte Sprecher ſchlug entſetzt ein Kreuz: „Jeſus Maria Joſeph! Gott behüte alle guten und rechtgläubigen Chriſten für ſolchen ketzeriſchen Unflath!“

„Weißt Du nicht, daß unſers gnädigen Kaiſers glorreiche Majeſtät ſich alſo ſehr über jene Schandſchrift erzürnt hat, daß Hochdieſelbe der freien Stadt Frankfurt anſagen laſſen, ſie ſolle Verfaſſer und Drucker ausliefern, oder ſie werde alle Freiheit und alle Freiheiten einbüßen und in Acht und Bann kommen?“

Die Hörer ſtaunten mit offnem Mund der Wundermähr, während Johann Friedrich bitter lächelnd an Huſſens letzte Worte dachte, und im Vorüberſchreiten in das Haus, dem armen Buchdrucker einen freundlichen Blick voll Mitleids ſchenkte, und mit dem Finger nach oben wies. Nur zu treu war dem unglücklichen Fürſten der Inhalt im Gedächtniß, und indem er ſich in Gedanken die Strophe dieſes Gedichtes vorſagte:

Nichts anders von dem römiſchen Hirt
In dieſem Krieg geſuchet wird
Denn daß das ſächſiſche Blut er ſchänd' –

ſeufzte er dazu: „Wie wahr, wie wahr! So wie ich, ward noch kein Sachſenfürſt geſchändet!“

Die Fluren Gothas überblühte wieder der Friede Die Saaten grünten, die Laufgräben waren zugeſchüttet, die aufgeworfenen Schanzen beraſeten ſich. Die Natur iſt ſtets bemüht, die leichten Wunden, welche der Menſch der Mutter Erde ſchlägt, mit holdem Grün zu überkleiden, und die Spuren ſeiner Arbeit zu vernichten. Rings um die Stadt war immer noch rege Thätigkeit, die Wälle und Mauern wurden ganz und gar abgetragen, und ſo das freundlichoffene der Stadt vorbereitet, welches ſie jetzt ſo heiter kleidet. Auf dem Grimmenſtein ſank eine Mauer, ein Haus nach dem andern; eine hohläugige Ruine ſtarrte das Geſpenſt der Trutzburg empor, ehe der Berg vollends zum gänzlich mauerloſen, ſteinbedeckten wüſten Schutthaufen wurde. Es war Friede; heimgekehrt zu den Lieben, feſtlich eingeholt, waren Frauen und Kinder, der Bürger trieb wieder ſeinen Handel und ſeine Gewerbe, der Bauer beſtellte Feld und Garten, der Kaufmann knüpfte neue Geſchäftsfäden an die, welche durch die Belagerung abgeriſſen waren, der Stadtrath hielt ſeine Sitzungen, die Prediger lehrten das Wort Gottes lauter und rein — dennoch ſeufzte Gotha. Ein ſchwererer Bann, als die Acht des Kaiſers, überlaſtete es mit dunkelm Flügel — die Acht der öffentlichen Meinung, welche das Verdammungsurtheil über eine Stadt ſprach, und über Leute, die ihren Fürſten verrathen und ihn ſeinen Feinden überliefert. Schwer trug Gotha an dieſer Laſt, und drückend ſprach ſich die Gottesſtimme aus, durch die Richterſtimme des Volkes, das die verletzende Waffe des Hohns ſchonungslos handhabte.

An einem Maiabende wandelte ein Mann durch die Fluren Gothas, ein Mann, welcher keine Verſuchung in ſich fühlte, eine Stadt zu betreten, auf welcher der Fluch der Untreue lag. Er hatte den Thüringer Wald überſchritten und kreuzte mehrere der Wege, die nach Gotha führten, bis er ſich Sundhauſen näherte. Die Nacht war ſchon eingebrochen, der Wanderer war ermüdet, dennoch trug er Bedenken, in der Schenkherberge einzuſprechen, er hoffte ein Obdach bei einem mitleidigen Bauer. Etwas abſeit vom Dorfe ſtand eine ſehr kleine Bauernhütte, neu gezimmert, doch ärmlich. Nur zwei Hornfenſter ließen das Licht des Tages in die Stube fallen, an die eine dunkle enge Kammer ſtieß. Ein Schoppen auf der Rückſeite ſchloß Heerd, Stall und Scheuer, ebenfalls in den kärglichſten Verhältniſſen, in ſeinen dürftigen Raum. Das Dach dieſes Häusleins war natürlich von Stroh. Dieſer Hütte näherte ſich der Wanderer, und klopfte leiſe an. „Wer da?“ fragte vom Schlaf auffahrend, aus der Kammer hervor, ein Mann. Der Wanderer bat, zu öffnen, und gegen ein Stück Geld Nachtlager zu gewähren. Geld iſt dem deutſchen Bauer zu allen Zeiten willkommen, und trotz des Verbots, fahrendes Geſindel und unbekannte Leute nicht zu herbergen, entzündete der Bewohner einen Spahn, um ſich den zu beſehen, der ſein dürftiges Lager theilen wollte. „Wer ſeid Ihr?“ fragte er beherzt, indem er in der einen Hand das Licht, in der andern einen derben Stock, die Thüre halb öffnete. „Warum geht ihr nicht in das Wirthshaus?“

„Der Wirth iſt mir aufſäſſig, und ich kann nicht weiter. Gebt Ihr mir kein Obdach, ſo muß ich im Felde liegen bleiben. Ich bin ein wandernder Bader, und will nach Eiſenach. Ihr verdient einen Gotteslohn an mir, und ich will Euch nicht umſonſt zur Laſt fallen.“

Die jetzt ganz geöffnete Thür zeigte den Bewohner im vollem Licht. Der Wanderer erſchrak, er erkannte den unterſetzten Steffen Müller, einen der ärgſten Schreier bei dem Aufruhr, einen Mann, der ehemals ihm, dem Pilger, den Tod geſchworen hatte, weil er in ihm den Verderber Tauſendſchöns wähnte. Der breite Hut, der ſtarke Bart gab indeß Moritzens Geſicht ſo viel Schatten, daß Jener ihn nicht erkannte. Er legte ſein weniges Gepäck ab, und ſprach: „Tragt etwas auf, guter Freund, mich hungert und durſtet.“

Steffen ſah ihn groß an und erwiederte: „Iſt euch mit Haferbrod und Waſſer gedient, das kann ich auftiſchen. Während ich ohne Sold in Gotha dem vorigen Herrn meine Haut verkaufte, haben die Franken, Gott verderbe ſie, unſer armes Dorf rein ausgeplündert, und wir ſind ſo arm geworden wie die Kirchenmäuſe. Ich hatte eine Schweſter, die iſt vor Schreck geſtorben, als ein Seinsheimiſcher Soldat ihre Tochter mit Gewalt aus dem Häuslein ſchleppte, Gott weiß für Wen. Das arme Menſch, wir haben ſie nicht wieder zu ſehen bekommen. Wollt Ihr nun beſſer tafeln, ſo laßt Blechkappen blicken, rückt mit Groſchen heraus, ſo laufe ich in die Schenke und hole ein Abendbrot. Ich hab' mich weiß Gott, vorhin hungrig ſchlafen gelegt, weil mir das Brot zu hart und zu trocken iſt."

Moritz genügte ohne Widerrede dem Verlangen ſeines Wirthes, und dieſer enteilte. — „Soll ich gehen oder bleiben?" fragte jener ſich dann. „Erkennt mich dieſer Bauer, ſo erſchlägt er mich im Schlafe, oder verſtrickt mich und liefert mich gefangen nach Gotha. Indeß — ich bin müde, er ſcheint keinen Argwohn zu hegen; ich bin bewehrt, und nehme es zur Noth mit Dreien auf."

Er ſetzte ſich an den Eichentiſch, und ſtützte ſinnend den Kopf in die Hand. Die Lampe verbreitete ein trübes Licht, das braune Holzgetäfel der Lehmwand, von keines kunſtreichen Tiſchlers Hand geglättet, vermehrte die Düſterniß. Das Licht diente eher dazu, das Dunkel fühlbar zu machen, als es zu verſcheuchen.

Steffen kam bald zurück; er brachte Roggenbrod, gekochtes Fleiſch, gebranntes Waſſer, ein langentbehrtes leckres Mahl für den Bauer, das er freudig mit dem ihn bewirthenden Gaſte theilte. Das Geſpräch richtete ſich auf dieß und das. Moritz ſagte, er komme weit her, und wiſſe nichts von dem Gothaiſchen Krieg, habe nur in der Ferne dunkel davon gehört. Steffen berichtete geſprächig, und der Fremdling, der dem Schauplatz ſo nahe geſtanden hatte, erfuhr dennoch ſo manches ihm gänzlich Neue. Bei aller bäuriſchen Rohheit in Steffens Charakter trat doch ein unverkennbarer Zug von Liebe zu dem unglücklichen Engelſeher hervor, die ſich in unverholenem Haß gegen Grumbach und deſſen verruchten Schreiber äußerte. Dann kam die Rede auf Gotha, und Steffen erzählte, daß in den Nachbarſtädten der Name Gothas ſtinkend geworden, trotz allen Strafen. Spott- und Schmachlieder wurden den Gothanern im ganzen Reich entgegengeſungen, zumal wenn ſie an Meßplätze, wie in Frankfurt und Leipzig, kamen, ſo daß die Bürgerſchaft ſich bei ihrem Magiſtrat und dem Herzog ſelbſt bitterlich beſchwerte.

Als Steffen lange genug erzählt hatte, wobei Moritz ſich wohl hütete, ihm zu widerſprechen oder ihn eines Beſſern belehren zu wollen, begann dieſer: „Höre, guter Freund! Mir iſt auf meinem Weg hierher von einem klugen Manne vertraut worden, daß der Engelſeher, Deiner ſeligen Schweſter Pflegekind, viel Seltſames ausgeredet von einem Schatz hier im Dorfe Sundhauſen. Haſt Du das auch vernommen?“ —

„Schatz? Nichts weiß ich vom Schatz!“ antwortete Steffen geſpannt.

„Der Mann hat mir den Ort genau genannt!“ fuhr Moritz fort, und blickte Steffen forſchend an. „Wenn Du Hacke und Grabſcheit hätteſt, wenn wir einen Verſuch machten? Iſt nicht im Garten neben Deiner Schweſter, der Frau Schönborn, ſo hieß ſie doch? ehemaligem Haus ein Gemäuer?“

„Ja, das iſt!“ erwiederte Steffen. „Mag wohl ein Kloſter oder eine Kapelle vor alten Zeiten da geſtanden haben. Die Gärten liegen jetzt alle wüſt von dem Kriege her.“

„Wenn wir nun grüben? Da wäre uns Beiden geholfen! Wir theilten redlich!“

„Potz Velten! Ihr ſeid ein Wundermann! Euch führt mir ein guter Geiſt in das Haus!“ rief Steffen freudig, mit erwachender Habgier.

„Nun denn, ſo laß uns ſchlafen. Wecke mich, ſo bald der Tag graut.“ ſprach Moritz, und warf ſich auf die Schütt Stroh, die Steffen herbeigetragen. Bald ſchlief der Ermüdete ein. Steffen lag in der Kammer, der Schlaf floh ihn lange. Er dachte böſe Gedanken.

Moritz fand ſich auf ſeinem Lager erwachend. Es ſchien ſich etwas rings um ihn zu regen, wie kreiſchende Güſſe: es ging ein Stöhnen durch die Stube, wie Todesſeufzer. Die Wände ſchienen Wellen zu ſchlagen, und aus ihnen traten, wie aus Purpurfluthen, ſinnbethörende Geſtalten. Grumbach ſtarrte ihn an mit der blutigen Bruſthöhle, daraus das Herz ihm geriſſen war. Brücks vier Theile hatten ſich zuſammen gefügt, aber ſo, daß ein abgehauener Schenkel auf der Achſel ruhte. Stein ſtand in einem grauen Todtenhemd, ohne Hände und Füße; eigentlich war es nur eine entſetzliche Geſtalt mit blutigem Rumpf, aber an dem Haupt, das die Augen rollend, da lag, wo die Füße hätten ſein müſſen, erkannte Moritz, daß es Stein war. Beyer erſchien, und ſetzte, die Zunge ellenlang aus dem Halſe ſtreckend, dem Rumpf ſeine Narrenkappe auf. Brandenſtein hieb um ſich mit dem Reiterſäbel, wobei ihm bei jeder Bewegung der Kopf abfiel, den er mit der Linken fing, und wieder aufſtülpte, bald richtig, bald verkehrt. Auch Hänſel fehlte nicht in dieſem entſetzlichen Geiſterkreiſe. Er hatte weiße Flügel, und ſtellte ſich luſtig zwiſchen die geiſterhaften Fratzengebilde, berührte Moritz mit ſeinem ſchwarzen Stabe, und ſprach: „Dein!“

Steffen dachte daran, ob es nicht beſſer ſei, den Schatz allein zu heben, anſtatt ihn mit einem Fremden zu theilen. Der Garten ſtieß an ſein kleines Gehöſt. Den Fremden verſtummen zu machen, war ein Leichtes. Er raffte ſich auf, doch kämpfte er noch mit ſeinem Gewiſſen. Der Tag graute faſt. Was geſchehen ſollte, mußte bald geſchehen.

Als Johannes Tauſendſchön Moritz ſo anſah mit glanzloſen Geſpenſteraugen, durchſchauerte dieſen ein namenloſes, tiefentſetzliches Grauen, daß ſeine Seele es kaum ertragen konnte. In allen Nerven erſchüttert, ſtieß er einen lauten Schrei aus, erwachte und ſprang augenblicklich vom Lager in die Höhe. Dieß geſchah ſo unerwartet, daß Steffen erſchrak, und die Waffe, die er ſchon zum Mord gehoben hatte, ſchnell bei Seite lehnte.

„Eben wollte ich Euch wecken!“ ſprach Steffen. „Guten Morgen! Wünſche, wohl geſchlafen zu haben!“

Moritz zitterte wie Eſpenlaub, ſo wirkte der Traum nach. Endlich antwortete er nur die wenigen Worte: „Luft! Luft! Hinaus! Hinaus!“ und ſtieß die Thüre auf. Er eilte ins Freie, und athmete tief auf. Steffen folgte mit Werkzeug nach.

Still und eifrig grabend, und die Steine eines alten Gewölbes wegräumend, waren beide Männer beſchäftigt. Verfallene Stufen fanden ſich, ein alter tiefer Keller. In Niſchen ſtanden Töpfe. Sie enthielten einen reichen Schatz ſilberner und goldener Bracteaten und Soliden aus der deutſchen Frühzeit. Was der Seher ahnungsvoll geſchaut — es war Wahrheit.

Als der Strahl Auroras heller glühte, theilten die glücklichen Fündner. Aber Moritz konnte den Traum nicht aus ſeinen Gedanken bringen, der ſo gräßlich in ſeiner Seele nachzitterte. Sie kehrten in die Stube Steffens zurück. Moritz ſtarrte die Wände an, die braunen, ſchmutzigen Wände, die der Tag ſo eckel erſcheinen ließ, und es drängte ſich die Frage hervor: „Was haſt Du für Holz zu Deiner Stube gezimmert, das ſo übel ausſieht?“

„Ich muß es nur bald überweißen,“ erwiederte Steffen mit Gleichmuth und Frohgefühl. „Ja, ich mußte doch ein Obdach haben, und da that ich einen rechten Rathkauf, Herr. Ich habe dem Scharfrichter die Fleiſchbank abgekauft, darauf Grumbach und ſeine Geſellen gemetzt wurden, und dieſes Holz hat gerade hingereicht, mir gegenwärtiges Häuslein davon zu zimmern.

„O allgerechter Gott! Nun iſt mir mein Traum erklärlich!“ ſchrie Moritz entſetzt auf, und raffte ſeine Habe zuſammen und ſeinen Theil vom Schatz. Eiligſt und ſchleunigſt nahm er Urlaub von Steffen Müller, den es höchlich wunderte, den Mann ſo bewegt, und dabei ſo wortkarg ſcheiden zu ſehen, der ſich bereichert und auch ihm zu anſehnlicher Hülfe verholfen hatte. „Bauer! brenne dieſe Hütte nieder!“ ſprach Moritz: „oder Andre werden es thun. Fühlloſer Bauer! Und Du kannſt ruhig ſchlafen!“ — Er eilte von dannen.

Viertes Kapitel.

Thüringens hohes Palladium, Schloß Wartburg, hatte ſeine Heilige wieder. Mit mildem und ſittigen Ernſt wandelte durch die Räume und Hallen, die einſt Eliſabeths Fuß betreten, eine noch jugendliche und ſchöne Fürſtin. Zwar ſchmückte kein blitzendes Diadem, keine funkelnde Krone ihr Haupt, zwar umfloß ihre Schultern kein blauer Mantel mit Blumen und Sternen des Himmels geſchmückt, aber weibliche Anmuth und Würde hatten auf die fleckenloſe Stirne Eliſabeths das Siegel einer Hoheit gedrückt, welche keine feindliche Geſinnung ihr zu entreißen vermochte. Demuthvoll wie jene verehrte Fromme, und in ſchwarzer Trauerkleidung, als ſei ſie eine Wittwe, ſchritt die Herzogin zu Sachſen einher.

Zwei ergebene Frauen waren ihre Begleiterinnen und dienten ihr zur Geſellſchaft: Gertrud von Mila und das Fräulein Hanna von Haſſenſtein. In die treue Bruſt dieſer Befreundeten ergoß Eliſabeth ihren Schmerz, ihre Klagen, ihnen vertraute ſie ihre Hoffnungen. Nicht in einer müſſigen, rath- und thatloſen Trauer verbrachte die Herzogin ihre Tage. Jeder Hinblick auf ihre, ſich zu kräftigen Knaben enfaltenden Söhne mahnte ihr Muttergefühl, alles nur mögliche zu verſuchen, was der ſchlimmen Sache ihres nun zu Neuſtadt gefangenen Gemahls irgend förderlich ſein konnte.

Ihr dringendes Flehen hatte ſchon im Maimonat bei ihren nächſten Verwandten, und durch dieſe bei einer großen Zahl deutſcher Reichsfürſten den Beſchluß hervorgerufen, durch eine eigne Geſandtſchaft den Kaiſer auf den im Juli zu haltenden Reichstag zu beſchicken, und Fürbitte für den fürſtlichen Gefangenen zu thun.

Es ſenkte ſich eine große, tröſtliche Hoffnung in Eliſabeths kummerbelaſtetes Gemüth, als die Abſchrift dieſer von vielen befreundeten Fürſten unterſchriebenen Inſtruction in ihren Händen ruhte, und ſie ihren vertrauten Dienerinnen deren Inhalt mitzutheilen begann:

„Wohl wüßten die Fürſten, ſo ſteht hier,“ ſprach die Herrin: „aus welchen Urſachen mein Herr und Gemahl in kaiſerliche Ungnade und Cuſtodie gefallen, und beſſer wäre es geweſen — ja wohl beſſer! — wenn er dem guten Rath der Blutsverwandten und Freunde gefolgt hätte, dann würde es nicht zu einen ſo bekümmerlichen Fall und Zuſtand gekommen ſein. Allein da er ohne Zweifel nunmehr ſeinen Ungehorſam bekennt — daran zweifle ich ſehr, doch iſt es gut, wenn es hier ſteht — und die Hauptverbrecher ihre Strafe — o Gott und welche Strafe! — empfangen haben — — ach, ſie meinen es herzlich gut, die Fürſten, ſie entſchuldigen, wie ſie nur können! Wird es fruchten? wird es wirklich fruchten?“ —

Thränen umflorten die Blicke Eliſabeths, ſie gab die wichtige Schrift in Gertruds Hand.

„Auf geſchwinde, argliſtige Anſtiftung, Practiken und Verblendung wird des Herzogs Unglück geſchoben!“ ſprach Gertrud.

„Nur zu wahr!“ rief Eliſabeth bewegt aus: „aber nur in ganz anderem Sinne wahr, als es hier gemeint iſt. Anſtiftung argliſtigen Verrathes, das war es. Ich aber habe ſelbſt ſo geſchrieben, in meiner Noth und Herzensangſt, und auf den Zaubertrank die Schuld geſchoben, um Johann zu entſchuldigen, denn ſie wollen ja nichts Anderes hören.“

„Mehr des Herzogs Einfalt, als böſem Vorſatz wird ſeine Verſtockung zugerechnet.“

„O vergieb dieſe unwürdige Schmach, mein Gatte!“ ſeufzte Eliſabeth beklommen. Sie wußte, daß Johann Friedrich nicht einfältig war, aber leider galt es jetzt, Demüthigung von ihrer Seite an die Stelle des Stolzes von ſeiner Seite zu ſetzen.

„Die Fürſten verwahren ſich gut gegen den etwaigen Verdacht,“ berichtete Gertrud nach einem

Blick in die Schriſt; „als ob ſie den Herzog vertheidigen oder rechtfertigen wollten; ſie bitten nur um Milde und Ausſöhnung, verheißen Beſſerung und Unterthänigkeit von Seiten des Gefangenen, der in dem Vorgefallenen göttliche Schickung und Züchtigung erkennen werde. Als um ein Werk der Barmherzigkeit flehen die Interceſſoren um Gnade, und die Abgeſandten ſollen ſich auf keine Disputation mit der Majeſtät einlaſſen, ſondern nur um Gnade bitten, damit ja kein Argwohn entſtehe, als habe man einigen Gefallen an dem Ungehorſam, oder wolle ihn vertheidigen.“

„Waſche mir den Pelz, aber mache ihn nicht naß!“ ſpottete die Hofdame Fräulein von Haſſenſtein; Eliſabeth ſchwieg bekümmert. Endlich ſprach ſie: „Ich hatte der Hoffnung zu viel gefaßt, ich verſprach mir mehr. Mein Ahnen ſagt mir, daß dieſe Werbung, wenn ſie ja noch vor ſich geht, ſich nicht ſonderlichen Erfolges erfreuen werde. — Laßt uns ein wenig in das Freie gehen. Die Luft des Zimmers preßt mir die Bruſt zuſammen! O Johann Friedrich, o mein guter, herrlicher Mann, warum habe ich vor Dir ſo viel Vorzug! Du ſchmachteſt fern von mir in einem düſtern Kerkerſchloß, während ich mich frei ergehen darf in und außer der hohen Burg, darin die Wiegen Deiner Urahnen ſtanden. Aber die Wartburg lehre mich dulden und tragen. Die Wartburg ſcheint erkoren, fürſtliche Dulderinnen zu bergen, ſie iſt erkoren, Bedrängten und Verfolgten Schutz zu gewähren. An Eliſabeth kann meine

Seele ſich aufrichten, an Margarethens Schmerz ſich ſtählen, in Luthers Zelle kann ich mich ſetzen, und in der Bibel leſen, und lernen Gott vertrauen, wie Er vertraute. Hilf höchſter Herr, himmliſcher Hort!“

Wonniger Frühlingsbalſamduft umwebte Schloß Wartburg. Durch die friſchgrünen Buchenforſte, durch die Wipfel der weit über Berg und Thal ſich ziehenden Föhrenwaldungen ging ein heiliges Rauſchen. Der Friede wohnte in dieſen paradieſiſchen Hainen. Von grünen Matten, zwiſchen nackten Felskoloſſen ſonnig hingebreitet, ſcholl Heerdenglockengeläute anmuthig zur Höhe der Burg, und zu den ſchmerzlichbewegten Luſtwandlerinnen, von deren Wandel die Luſt ſo fern war. Jede trug ein geheimes Sehnen im Buſen, das trüb ſtimmte.

Schmale Pfade leiteten in den Schatten traulicher Waldesnacht, und die Frauen ergingen ſich auf demſelben Boden, den der kräftige Luther einſt betrat, ſie raſteten vielleicht an denſelben Stellen auf weichem Moosteppich, wo einſt Wolfram von Eſchenbachs Singen ertönte, wo Oſterdingens Harfe klang, wo Geiſternähe prophetiſch zu Klinſor flüſterte.

Poeſie und Geſchichte haben der thüringiſchen Wartburg ein Siegel der Weihe aufgedrückt, das durch alle Zeiten unvergänglich bleiben wird.

Als die Herzogin im traulichen Geſpräch mit ihren Begleiterinnen zurückzukehren im Begriff war, trat ihr auf dem ſchattigen und ſteilen, in Fels gehauenen Burgwege ein Mann demüthig grüßend nahe. Die edle Fürſtin glaubte, es ſei ein Armer, der um eine Gabe flehen wolle, und zog mildthätig ihre Börſe, in dieſem Glauben wurde ſie beſtärkt, als der Mann ſich auf die Kniee warf — doch nahm er ihr alsbald den Glauben, denn er rief bewegt aus: „Keine Gabe, hohe Herrin, nur einen Blick der Gnade und des Verzeihens, daß Euer Knecht es wagt, Euch zu nahen, der Euch und Euerm Gemahl dienen möchte mit Leib und Leben.“

Gertrud ſah ſcharf auf den Sprecher, der ein ſehr unſcheinbares Gewand trug, die Stimme ſchien bekannt, ſie rief überraſcht aus: „Moritz Hanſener! Seid Ihr es?“ Eliſabeth ſchrak zuſammen. Grumbachs vertrauteſter Diener konnte ihr kein erfreuender Anblick ſein, doch drängte ſich ihr alsbald die Frage auf: Was kann es ſein, daß dieſer ſein Leben wagt, um mir ſeine Dienſte anzubieten, und ihm, der fern iſt? Sie ſammelte ſich und ſprach würdevoll: „Stehe auf, Moritz! Wie willſt Du mir dienen und meinem Herrn? Frage Dich, ob Du und Dein Herr ihm nicht zu viel gedient?“ —

„Frau Herzogin!“ erwiederte Moritz, ihrem Befehl gehorchend: „Ihr habt mit eigenen Augen geſehen, wie innig der Mann, der nicht mehr iſt, Eurem fürſtlichen Gemahl ergeben war! Ihr müßt die Ueberzeugung gewonnen haben, daß das Verhältniß beider Männer zu einander ganz anders ſich verhielt, wie die Welt es anſieht und verdammt. Es war eine hohe und innige Zuneigung, eine uneigennützige Freundſchaft, die ſich in gegenſeitigen Aufopferungen gefiel. Und wäre gefehlt worden, menſchlich gefehlt, ſo ward dafür übermenſchlich gerächt und gerichtet und ein qualenvoller Tod deckt als Sühnengel mit einem blutigen Schleier die Vergangenheit. Ich rettete mich, hohe Frau, und das Glück warf mir ſo viel an irdiſcher Habe zu, daß ich wohl ein Oertlein fände, wo ich ſtill und unbemerkt mich einem geruhigen Leben und einer geeigneten Thätigkeit hingeben könnte, aber zweierlei hindert mich daran, hält mich ab. Einmal vererbte mein ſeliger Pflegevater und Erzieher ſein unruhiges Temperament zum Theil auf mich, und langes Beiſammenſein läßt uns leicht die fremde Gewohnheit zur eigenen machen; dann aber, was weit wichtiger iſt, vererbte er mir einen Dienſt, dem ich mit Freuden mich widmen will. Als zum letztenmal in dieſem Leben ſeine befreundete, wenn auch zuweilen rauhe Stimme zu mir ſprach, da ſagte er die wenigen Worte: Ich beſchwöre Dich, bleibe dem Herzog treu! — Das war Grumbachs letzter Wille und ich vollziehe ihn.“

Eliſabeth war ſehr bewegt, ſie weinte. Schmerzliche Empfindungen kämpften in ihr; dann, ihre Thränen trocknend, ſprach ſie mild: „Grumbachs Leben und Geſchick hat der ſchwarzen Fäden nur allzuviele in meines Gatten und dadurch auch in mein Leben eingewebt, doch er hat gebüßt, und iſt vor Gott getreten. Wir beklagen uns und ihn. Ich — die zumeiſt Gekränkte, ſchwer Gebeugte, will nicht verdammen. Du Moritz, warſt ein Werkzeug in Grumbachs Hand — ich könnte ſagen, in Gottes

Hand, wie ihr Alle. Ich glaube, daß ihr nicht mit Willen täuſchtet. Stellen wir das Geſchehene an ſeinen Ort. Was willſt Du von mir, und wie willſt du Johann dienen? Mir wird, mir kann, wenn auch mein Gemüth Dich gänzlich entſchuldigt hält, Dein Anblick nie ein erfreulicher ſein!“ Die Fürſtin ſtützte ſich angegriffen auf ihre Frauen. Die Haſſenſtein flüſterte: „Findet ihn ab, theure Herrin, mit einer Gabe, auf daß er ſich von dannen hebe, und gebietet ihm, nie wieder ſo keck und frevelhaft beläſtigend, ſich Euer Gnaden in den Weg zu drängen!“ aber Gertruds Herz ſchlug von Mitleid, Antheil, Neigung, und ſie ſprach leiſe zu Eliſabeth, wie ein guter Engel: „Dieſer Mann könnte Euch dienen als Sendbote, als Kundſchafter! Solch eines treuen und verſchwiegenen Dieners bedürft Ihr. Stoßt nicht einen Dienſt von Euch, der ſich anbietet. Nicht leicht möchte ſich ſolches wiederholen.“

Moritz nahm beſcheiden das Wort: „Wenn ich Euch ſagen darf, hohe Frau, wie ich gedenke, Euch und Eurem Gemahl zu dienen, ſo hört mich gnädig an. Ich bin ein Mann, der weit und viel in deutſchen Landen herum kam, bin kundig der Wege und Stege, und vieler Orte Gelegenheit. Dennoch würde mir unmöglich werden, bis zum Herzog zu gelangen. Als ein Fremdling und verhaßter Ketzer würde ich das Land Oeſterreich nicht ungefährdet durchziehen können. Nähmet Ihr aber hier, wo Niemand Euch beargwohnt, mich zu Euerm Diener an — und ich will Geſtalt und Gebehrde ſo verſtelſen, daß Niemand in mir den Moritz Hauſener erkennt, ſo ließe ſich wohl günſtige Zeit erſehen, bis Ihr mich mit Empfehlungen an Euern Gemahl ſenden könntet, dann wäre ich doch um ihn, und könnte ihm vielleicht nützlicher ſein, als irgend Einer. Bis dahin diente ich Euch als ein treuer Mann mit allem Fleiße, ſo wahr mir Gott helfe!"

Eliſabeths ganzes Herz ſchlug ihrem fernen Gatten zu, ſie ſelbſt wäre gern auf Flügeln der Morgenröthe in ſeine Arme geflogen; Moritz wurde ihr werth, doch warf ſie zagend ein: „Würdeſt du ihn nicht wieder nähren mit kühnen und thörigten Hoffnungen, durch die er ſich und uns Alle ſchon ſo unglücklich gemacht hat?"

„Ich habe das nie gethan, achtete mich damals und achte mich jetzt viel zu gering, Einwirkung auf des Herzogs Gemüth auch nur zu verſuchen. Tröſtend, erheiternd, zerſtreuend möchte ich, von Niemand gekannt, mich ſelbſt verleugnend, um ſeine durchlauchte Perſon ſein, wie Lucas Kranach als Freund um die ſeines hohen Vaters. Freilich darf ich mit ſolchem Mann mich nimmer vergleichen, ich bin kein Künſtler, doch erachte ich, ein treues Herz ſei in dieſem Fall höher als alle Kunſt. Laßt mich nicht vergebens bitten, ſtoßt mich nicht von Euch! Macht eine Probe mit mir, fürwahr, Ihr ſollt mich redlich finden!"

Moritzens Auge blickte ſo treu und wahr, es war in ſeiner ganzen Erſcheinung ſo viel Redlichoffenes, daß ſich Eliſabeth ſelbſt neuen Hoffnungen für den Gefangenen überließ, daß ſie glaubte, es könne Gutes und Erſprießliches für ihn durch einen ſolchen außergewöhnlichen treuen Diener bewirkt werden, daher ſprach ſie: „Harre hier noch eine Weile, dann folge uns nach!“ Die Fürſtin ging vorüber an dem in demüthiger Stellung Bleibenden; Gertrud blickte freundlich zurück. Ihr Auge lächelte ihm Wonne in die Seele.

Hoch und ſchwarz in die Mondnacht ſtarrten die erkergezierten Thürme des wohlverbollwerkten und verpalliſadirten Schloſſes in der Neapolis Austriae. Einförmig rauſchte im menſchenleeren Hofraum die Fontaine, und der eine Flügel, ein hoher düſtrer Bau, mit unregelmäßig angebrachten kleinen Fenſtern, warf einen großen ſchwarzen Schlagſchatten über den ganzen Hof. Oben, hinter den Gitterſtäben eines wohlverwahrten Fenſters ſah ein bleiches Geſicht durch die runden Scheiben, und hätte gern den Mond erblickt, aber dieſer ſtand entgegengeſetzt und nur ſein traulicher Schimmer blinkte auf dem ſpielenden Waſſer, und umwob mit Glanz die hohen Schornſteine und Dachungen des gegenüberſtehenden, ſtattlicheren Gebäudes, das einen zweiten Flügel des genannten Schloſſes bildete. Es war tiefe Nacht und alles ruhte; nur der Schritt eines bewehrten Trabanten war auf und nieder im Hofe hörbar und brach ſich ſchallend am ſtarren Gemäuer.

„Alles ſchläft!“ ſprach der gefangene Herzog: „ich aber wache, und bin wie ein einſamer Vogel auf dem Dache — doch nein! Dieſe Pſalmſtelle paßt nicht, denn der Vogel auf dem Dache iſt frei. Juda iſt gefangen im Elend!“

Welche Pein in einer Einſamkeit, die ſo voll Geſtalten der Erinnerung wimmelte! — Das Gemach, darin der unglückliche Gefangene weilte, war nicht geräumig. Ein Tiſch, ein Stuhl, ein hartes Bette und ein Fußſchemel bildeten das ganze Mobiliar. Keine Kerze, auch nicht einmal das dürftige Licht einer Lampe erhellte es. Nur die Helle der Mondnacht erfüllte mit mattem Schimmer den Raum, in welchem jetzt ſinnend der vom Schlummer geflohene Fürſt langſam auf- und abwandelte, und mit ſich ſelbſt ſprach, denn er hatte ſonſt Niemand, mit dem er ſprechen konnte. Noch waren die Diener, die ihm verſprochen waren, nicht angekommen; Fremdlinge umgaben, bedienten, bewachten ihn, und keinesweges mit Freundlichkeit. In den ſtillen Nächten, wenn Niemand um ihn war, da war es Johann Friedrich am wohlſten, da athmete er auf, und ſeine Gedanken ſuchten Bilder der Tröſtung. Dieſe fand er zumeiſt in den begeiſterten Reden des königlichen Pſalmenſängers, der alle Sproſſen auf der Himmelsleiter der Gefühle eines ſeligen und alle Tiefen der Hölle eines leidenden Menſchenherzens betreten und durchwandelt. Iſt doch kein Seelenzuſtand denkbar, der nicht durchempfunden und ausgeſprochen wäre in dem wahrhaft heiligen Buche der Pſalmen. Darum liebte es Johann Friedrich, die eigenen Gedanken gern anzuknüpfen an jene zu eigen gemachten, und es war ihm jetzt der größte Troſt, daß er ſich früher ſo innig vertraut gemacht mit dem Bibelbuche, daß er deſſen Inhalt faſt auswendig wußte.

„O Herr!“ ſeufzte der Herzog mit Davids Worten: „Meine Augen hältſt Du, daß ſie wachen, ich bin ſo ohnmächtig, daß ich nicht reden kann. — Ich denke der alten Zeit, der vorigen Jahre! Der Feind verfolgt meine Seele und ſchlägt mein Leben zu Boden, er legt mich in das Finſtere. Ich denke des Nachts an mein Saitenſpiel, und rede mit meinem Herzen; mein Geiſt muß forſchen. — Wird denn der Herr ewiglich verſtoßen und keine Gnade mehr erzeigen?“ —

„Nein, nein! das wirſt Du nicht, Vater im Himmel! Auch mein Vater ward frei! Ob dieſer wohl auch in ſo ſchmählicher Haft ſchmachtete? Nein, denn Carolus Quintus war verſtändigen Sinnes und edleren Gemüthes als ſein ſchwächlicher Brudersſohn. Wie ſchmachvoll ſehe ich mich behandelt, kein Buch iſt mir gelaſſen, kein Papier, kein Schreibzeug! Wenn ich Briefe ſchreiben will, bleibt ein Wächter gegenwärtig, nur offen darf ich ſchreiben, nur das, was Jedermann leſen ſoll, ſo kann ich mein Leid nicht klagen, kann nicht die tödlichlangen Stunden durch Leſen und Schreiben kürzen. Und die Knechte durfen mich nicht Herr nennen! O nicht einmal

Herr; es iſt zu grauſam, wie ich behandelt werde; rauh und roh, es fehlen nur noch Ketten an dieſe Hände, die Schwert und Scepter trugen, es fehlt nur noch das Stroh, und das enge Verließ, mich dem gemeinſten Verbrecher gleich zu ſtellen! Doch ſtill! wo der Geiſt des Herrn iſt, da iſt Freiheit! Er ſei mit mir, in mir! Amen! Amen!'' — Vom Geiſt gottergebener Frömmigkeit erhoben und getröſtet, ſuchte endlich der ermattete Fürſt die dürftige Lagerſtatt und entſchlummerte bald. Er hatte einen Traum, daß er in Gotha ſei, und rings war Freude und Friede.

In den Hainen, über welche die altergraue Wartburg ihre Mauerkrone erhob, erblühte die Knoſpe lange ſtill gehegter Neigung zur vollen Liebesroſe durch Kuß und Schwur. Ein innig ſich verſtehendes Paar gelobte ſich Treue, doch nicht nur ſich ſelbſt, ſondern auch dauernde Treue bis in den Tod dem Fürſtenpaare, dem es diente, für das es lebte. Eliſabeth ſegnete den ſtillgeheimen Bund, den Moritz und Gerdrud ſchloſſen, und es rührte ſie tief, daß Beide feſt erklärten, nicht eher ſolle Prieſterhand ſie einigen, nicht eher wollten ſie ſich irgendwo den eigenen Heerd gründen, bis ihr Auge die Herzogin mit ihrem Gemahl vereinigt ſähe, obwohl die verſtändige Fürſtin dieſes Gelübde entſchieden ablehnte, wohl ahnend, daß ein ſolches Verſprechen auf ungewiſſe Ferne hinaus das Glück der Liebenden verrücken werde. Doch gelobten Beide, ſo lange es immer vergönnt ſei, ihre ganze Lebenskraft noch dem Herzog, wie der Herzogin zu weihen. Moritz hatte bewieſen, daß er ſich nützlich zu machen verſtand. Gewandt und klug wußte er drohender Gefahr aus dem Weg zu treten, und ſelbſt Umſichtige zu täuſchen. Niemand ahnete in dem ritterlichen Junker, der heute unter gutem Geleit mit Briefen an den Fürſtenhof gen Weimar ritt, und morgen die Straße nach Heidelberg an den Pfalzgrafen zog, der ein anderes Mal nach Kaſſel entſandt ward, und von Zeit zu Zeit Briefe bringend, wieder auf Wartburg einſprach, den Mann, der einmal ſo dürftig ſcheinend dem hohen Hauſe genaht war. Niemand ahnete in dem ſtattlichen Junker der Herzogin, Hans Georg von Staar, aus der Pfalz gebürtig, den ehemaligen Schreiber Wilhelms von Grumbach, der die Klinge nicht minder gut, wie die Feder führte. Von ſeiner Liebe zu Gertrud wußte außer der Herzogin nur noch Hanna von Haſſenſtein, die ſehnend an ihren einſtigen ſüßen Buhlen Birkenfeld dachte. So war er denn in den erſten Tagen des Auguſt wiederum auf der Wartburg angelangt, hatte Briefe gebracht, und ward der Ehre gewürdigt, mit den Damen Eliſabeths am Tiſche der Herrin zu ſpeiſen. Leider war der Stand der Dinge ſo, daß er das Geſpräch nicht zu großen Hoffnungen beflügelte. Es war Nachricht eingelaufen, daß des Herzogs Diener endlich zu ihm gekommen ſeien; Birkenfelds ward dabei gedacht, und Hanna erröthete freudig, als dieſem ein Lobſpruch gezollt wurde. Der Kaiſer Maximilian hatte die Fürbitte der Abgeſandten empfangen, und von Preßburg aus unter dem 29. Juli eine Reſolution erlaſſen. Auch dieſe war in Eliſabeths Hand, aber ſie war nicht tröſtend, nicht Freude weckend. Die Herzogin ſprach zu ihren Vertrauten von dem Inhalt, ſchmerzvoll und traurig bewegt.

„Der Kaiſer nennt meinen Gemahl immer noch den geweſenen Landfriedenbrecher und Rebellen, und vergißt nicht mit unanſtändigem Stolze hinzuzufügen: jetzo mein Gefangener. Er kann mir mein Annehmen des Gemahls, aus ehelicher Treue und Liebe und die Bewirkung der fürſtlichen Interceſſion nicht verdenken, wiederholt aber zum Ueberdruß die alte Leier, daß mein Gemahl zu aller Zeit den väterlichen und mehr als freundlichen Mandaten habe gehorchen ſollen. Auch von Bluts- und Erbeinigungsverwandten iſt wieder die Rede, und dann wird von Neuem alles gleichſam an den Fingern hergezählt, was Johann gethan hat und gethan haben ſoll, als ob es nicht leider genugſam bekannt wäre.“

„Fürwahr, nicht kaiſerlich, nicht edel!“ rief entflammt die Haſſenſtein.

„Iſt es zu verwundern, hohe Frau?“ warf Moritz ein. „Der Kaiſer wird ſchwer vergeben und vergeſſen, ſo wenig als der Kurfürſt, daß die leider eingeſtandene Abſicht vorlag, zu verſuchen, wie die Kronen Beider dem Haupte Eures Gemahls ſtehen würden?“

„Dann wird mit unverholener Freude des Sieges über Gotha und Grimmenſtein ausführlich gedacht, als ſei dieſer der Tapferkeit der Reichsarmee zu verdanken geweſen, es wird triumphirend angeführt, daß der Herzog ſich ohne alle Bedingung gefangen gegeben habe — als ob er anders gekonnt hätte! und phariſäiſch Gott dafür gedankt.“

„Iſt das auch eine Antwort, die man Bittenden giebt?“ fragte Gertrud mit Theilnahme, und küßte weinend die zitternde Hand ihrer Herrin. Eliſabeth ſprach gefaßt weiter, denn ſie hatte des Leides zu viel ertragen, um kleinlicher Unfreundlichkeit zu erliegen. „Scheinheilig verſichert nun die Majeſtät, die Fürbitte nicht ungnädig vernommen zu haben, wolle auch, wenn es ohne Schwächung der Autorität geſchehen könne, gern gefällig ſein, er könne aber nicht bergen, daß ſich in der aufgehobenen Kanzlei viele Heimlichkeiten in Schriften gefunden, daraus genugſam erhelle, was aus Verführung und Einfalt und was aus ſelbſteigenen vorſätzlichen, vorbedächtigen und widerſpenſtigem ehrgeizigen Muth, Sinn und Gedanken, und ſelbſtgenährter Frechheit und Frevel des Herzogs vorgenommen worden ſei!“

„Dieſe Worte müſſen Euch tief verwunden, gnädigſte Herzogin,“ ſprach Moritz voll Mitleid: „aber dennoch könnt Ihr in ihnen eine ſtillſchweigende Rechtfertigung Deſſen, dem ich diente, nicht verkennen. Und wahrlich, es könnte Euch nicht mit Stolz erfüllen, einen Gemahl zu beſitzen, der ein willenloſes Werkzeug von Abenteurern und Betrügern geweſen, wie man nun einmal Grumbach und ſeine Anhänger zu nennen beliebt, wohl aber dürft ihr in dem Herzog mit Freuden einen Mann erblicken, der feſt und beharrlich ſein Ziel im Auge hatte, deſſen großer männlicher Gedanke war: aut Caesar, aut nihil! Entweder Kaiſer oder — nichts. Gottes Fügung war es leider, daß ſo hoher, fürſtlicher Gedankenflug zu nichte wurde.“

„Du haſt nicht Unrecht!“ erwiederte Eliſabeth und es erfüllte ſie mit hoher Freude, die nur aus ihren Blicken ſtrahlte, und ſonſt nicht laut ward, in ihrem Johann keinen Schwächling zu lieben. Wäre er ein Solcher geweſen, wie hätte ihre Liebe ſo rieſenſtark ſein können? Einen Schwächling liebt wahrhaft kein edles Weib.

Noch ward in dem kleinen Kreiſe beſprochen, was nun ferner zu thun ſei, als ein Brief anlangte, und in der Herzogin Hand überreicht ward, der vom Kaiſer direkt an Eliſabeth gerichtet, und von ihm unterzeichnet war. Still und unter Thränen las die bekümmerte Frau den Brief, dann legte ſie ihn wieder in ſeine Falten und ſprach: „Mit kürzern Worten daſſelbe, nur ein wenig freundlicher. Ich werde ermahnt, mich in chriſtliche Geduld zu ſchicken und alles in die Hand des Allerhöchſten zu ſtellen! Und ſo ſind wir um keinen Schritt weiter — und jeder Ausweg iſt verſchloſſen!“

„Hört mich an, edle Frau,“ begann Moritz: „ich habe einen Plan erſonnen, der Eure Sache fördern wird, darum ſcheltet ihn nicht abenteuerlich, hört ihn ganz. Ihr dürft nicht nachlaſſen mit Bitten, ihr müßt Jemand, dem ihr ganz vertrauen könnt, der ganz auf Eurer Seite iſt, an die Zürnenden ſenden, einen wärmern Fürſprecher, als die gewöhnlichen Räthe. Sendet mich zum Kaiſer!“ — „Dich?“ rief verwundert, faſt erſchrocken, die Fürſtin, und Gertrud und Hanna blickten zweifelnd auf den Sprecher.

„Freilich darf ich nicht kommen, als Moritz Hauſener, auch nicht als Junker Hans Georg von Staar, wiewohl ich gern erſt einmal den Verſuch wagen möchte, in dieſer Geſtalt dem Herzog als Diener nahe zu kommen, und alle Gelegenheit, wie es um den hohen Herrn beſchaffen, genau zu erkunden; nein, ich muß kommen als ein gelahrter Doktor der Rechte, im Talar und Rundkragen, mit pathetiſcher Rede, mit vollgültigen Credenzbriefen von Heidelberg. Ihr zweifelt an meiner Fähigkeit, einen ſolchen Mann vorzuſtellen? Ich werde ihn vorſtellen! Ich habe das römiſche und deutſche Recht ſo gut durchſtudirt, wie mancher Hochſtudirte, und vielleicht mehr davon behalten. Ich kenne Sachſenſpiegel und Schwabenſpiegel, Land- und Lehenrecht, Weichbild und Richtſteig. Der Mann, dem ich diente, kannte die Rechte, und wollte nur ſein Recht, bis es ihm blutig geſprochen wurde. Ich habe nicht gedankenlos geſchrieben und gearbeitet. Was ein anderer Abgeordneter durch Rednergaben auszurichten vermag, traue ich mir auch zu, und es zieht mich hin zu dem theuern Herrn, ſein Leiden ihm zu mildern.“

„O auch mich, auch mich zieht es zu ihm hin, ſein Leiden ihm zu mildern!“ rief Eliſabeth mit Leidenſchaft. „Ich muß zu ihm oder ich ſterbe! —

Ich will dem Kaiſer zu Füßen fallen, und nicht aufſtehen, bis er ein Wort der Gnade ſpricht. Ich will, kann er nicht frei ſein, ſelbſt eine Gefangene werden, aber mit ihm, und um ihn ſein!“

Mehr als ein demüthig flehender Brief der liebend treuen Herzogin kam in des Kaiſers Hand, darin ſie bat, ſie das Gefängniß ihres Gemahls theilen zu laſſen, und um Milderung der harten Haft anſuchte. Aber die Thränen ihrer Liebe fielen auf Marmor; es dauerte lange, ehe ſie Eindruck machten in den Stein der Fühlloſigkeit. Eines erlangte ſie endlich: der Kaiſer ließ an ihren Schwager nach Weimar ſchreiben, und dieſen beauftragen, er möge der Bittenden kund thun, daß der Kaiſer aus gewiſſen und erheblichen Gründen, und bevor er in der Hauptſache feſten Entſchluß gefaßt, mit nichten zugeben könne, daß Eliſabeth ihres Gemahls Cuſtodie theile, doch ſolle dieſe ihm in etwas erleichtert, und ihm ein luftiger Gang zum Hin- und Wiedergehen erlaubt werden. Dieſe Gnade, durch Herzog Johann Wilhelm verkündigt, war für die Dulderin der Schwamm, der mit Eſſig und Galle getränkt ward.

Schwermüthiger Gedanken voll, erging ſich Herzog Johann Friedrich auf dem luftigen Gang — ein Trabant mit blanker Hellebarde vor ihm, ein Trakam hinter ihm, zur Linken ſtarrte eine hohe Mauer empor, und zur Rechten eine Mauer, die nicht niedriger war. Die Ausſicht ging auf einen breiten und hohen Thurm, zu welchem der Gang führte, und wenn der Gefangene ſich an dieſem Ziele wandte, ſo eröffnete ſich der Proſpekt auf eine niedrige Bogenthür, mit eiſerner Pforte verſchloſſen, durch die er nach Verlauf einer Viertelſtunde wieder in ſein Gemach zurückgebracht wurde. Es war ſchon December, das verhängnißvollſte ſeiner Lebensjahre ging zu Ende.

Als die Promenade beendigt war, trat der Commiſſarius und Kommandant zu dem Herzog und ſprach: „Auf Befehl kaiſerlicher Majeſtät werdet Ihr heute noch mit Euern Dienern Schloß Neuſtadt verlaſſen, und an einen andern Ort geführt werden, was ich Euch hiermit zu wiſſen thue.“

Johann Friedrich neigte kaum merklich ſein Haupt. Er fragte nicht warum? fragte nicht wohin? In ſeinem Zimmer packten Birkenfeld und der Kammerknecht Godel ein; es war nicht viel einzupacken, denn faſt nichts an Geräth, Sachen und Kleidern, was irgend hätte ſchmücken oder erfreuen können, war dem Gefangenen gelaſſen.

Der Herzog verließ in der trübſten Stimmung ſein Gefängniß, der Wagen harrte, die Reiterbedeckung hielt geordnet am Thor. Der Tag war rauh und unfreundlich, und die Luftfriſche berührte faſt wehthuend des Fürſten bleiche ſtubengewohnte Wangen. Scharf wehte der Nordoſt vom Neuſiedler

See herüber, und die Steyriſchen Voralpen hoben ſchneebedeckt im Süden ihre bewaldeten Häupter empor.

Der Herzog ſaß ſtumm und in ſich gekehrt. Bange Zweifel marterten ihn, was man wohl mit ihm vorhabe, wohin man ihn führe? Es war ſchon das drittemal, daß man ihn wegbrachte. Von Neuſtadt nach Preßburg, von Preßburg nach Neuſtadt, jetzt abermals fort. Sein Herz drohte kleinmüthig zu werden. Er hatte nicht einmal einen Vertrauten bei ſich, mit dem er ſprechen konnte, ernſt und ſtumm ſaß ein kaiſerlicher Commiſſar, Namens Fuchs, bei ihm im Wagen, die unliebe Commiſſion der Hinwegführung des fürſtlichen Gefangenen vollziehend. Ein Zufall hemmte außerhalb des Thores den Wagen auf kurze Momente; Johann Friedrich, der nicht hoffte, wieder in dieſen Kerker zurückgeführt zu werden, wollte doch ein Bild der äußeren Geſtaltung des Schloſſes ſeiner Erinnerung einprägen, und bog ſich rückwärts ſchauend, aus dem Wagen. Ein Sonnenblick aus Wolken, und wie eine tröſtende Engelerſcheinung floß Licht in des Fürſten umnachtete Seele. Ueber dem Wappen am Thor blitzten im ſtrahlenden Gold fünf leuchtende Buchſtaben ihm in die Augen: A. E. I. O. V.

Der Erbauer des neuen Schloſſes, Kaiſer Ferdinand, hatte dieſe Lettern anbringen laſſen, damit ſie den ſtolzen prahleriſchen Spruch bezeichnen ſollten: Aquila electa juste omnia vincit, oder: Aller Ehren Iſt Oeſtreich Voll, aber der Herzog dachte an ſein ſelbſtgewähltes Schiboleth auf die gleichen Vokale, und ſprach es wie eine magiſche Formel, die den trüben Geiſt der Melancholie bannte und von ihm trieb: Allein Evangelium iſt ohne Verluſt! — Heitrer vermochte er nun von Zeit zu Zeit hinauszublicken in die ſchöne ebene, aber von Gebirgen anmuthig begränzte Gegend, und fuhr beruhigt weiter. Am ſechzehnten December begrüßte vom Bord eines Donauſchiffes Johann Friedrich wieder das ſtattliche Preßburg. Ach, da fielen ihm auch jene Worte wieder ein, die Grumbach vorahnend einſt ausgeſprochen hatte. „Ich ſehe alles kommen, wie die Feinde mit Euch handeln werden, wenn ſie ſiegen. Sie werden Euch in irgend ein Vogelhaus an der Ungariſchen Gränze ſetzen, darin Ihr die Tage Eures Lebens nach dem Willen des Hauſes Oeſterreich ſingen müßt.“ Und da lag er, der glänzende Käfig, hingebreitet an der majeſtätiſch wogenden Donau, da ſtreckte die Königsburg hochherrlich ihre Zinnen und Thürme empor, und der Herzog ſeufzte beklommen: „O Preßburg! Godel könnte einen Wortwitz machen, und ſagen, Du biſt die Burg, die uns preßt, wenn ihm nicht längſt das Herzeleid allen Spaß überwältigt hätte.“ —

Die Bürgerſchaft Preßburgs ſtand auf des Kaiſers Befehl in Rüſtung und blanker Wehr, und gab dem aus dem Schiff tretenden Gefangenen und ſeinem Gefolge das Geleite vom Thor bis hinauf zur Burg, wo der vorausgereiſte kaiſerliche Quartiermeiſter und der Schloßhauptmann ihn empfingen.

Johann Friedrich trug männlich und ſtill, und ſeinen trüben Himmel erhellte von Zeit zu Zeit ein

Lichtſtrahl, er durfte Briefe ſchreiben, ja er ſchrieb ſogar glückwünſchend beim Beginn des neuen Jahres 1568 an den Kaiſer und die Kaiſerin. Er, der alles Glücks entkleidet war, wünſchte dem Glück, der ihn gefangen hielt. — Segnet eure Feinde! — Viel hielt er auf Träume, und manche Stunde ward damit hingebracht, dieſe der Umgebung zu erzählen, und günſtige Deutung zu erſinnen. Oft waren ſeine Träume voll Beziehung. So jagten einmal in einem ängſtlichen Traume die Hunde ein Rudel ſtarker Hirſche gegen ihn, die ihn mit den Geweihen zu zerreiſſen drohten, und vergebens mühte er ſich, die Armbruſt in Stand zu bringen, um einen der Hirſche zu fällen. — Die Gnade des Kaiſers vergönnte dem Herzog auch einen eigenen Prädicanten, damit er mit ſeiner geringen Bedienung ſeine Andacht halte nach dem proteſtantiſchen Ritus, doch geſchah dies nur in Geheim, und unter ſtrengſter Beaufſichtigung.

Mit dankbarſter Freude aber ſchrieb am 24. Januar 1568 Johann Friedrich in ein neubegonnenes Tagebuch: Heute hat mir Kaiſerliche Majeſtät zugelaſſen den Schreibzeug wieder zu gebrauchen, zum Studio. Wenige Tage darauf konnte wieder ein lichtheller Moment notirt werden: am 27. iſt der Apotheker von Wien mit den übrigen Büchern ankommen.“

Ach wie wichtig wird das anſcheinend unbedeutendſte einem armen Gefangenen, wie ſucht er alles auf ſich zu beziehen, wie ſehnend blickt er nach beſſern Tagen der Vergangenheit, nach beſſern der Zukunft.

Eins aber tröſtete mächtig, kräftigte, läuterte, und das war dieſelbe heilige Gotteskraft, die ſchon in Davids Herzen glühte, durch ſeine Harfe rauſchte, die aus der Erdennacht zum Himmel trug, die Poeſie. Ihre Weihe geſellte ſich zu dem Grundzug, der von jeher hervorſtehend im Gemüthe der meiſten Sachſenfürſten wurzelt, zum religiöſen Gefühl, zu wahrer Frömmigkeit, wenn die Poeſie auch nicht im Gewande glänzender Formen einhertrat. Was abging am Schwung hoher Gedanken, an Glätte des Ausdrucks, an Kraft und Sprachfülle, das erſetzte die tiefe Innerlichkeit, mit der das Gedichtete in einem wahren und reinen Geiſte empfangen und geboren ward. Eine Innerlichkeit, welche einem verlorenen Jugendparadieſe der Menſchheit zu vergleichen iſt, die nicht zurückkehren kann zu einer Zeit des Nachdenkens, der Aufklärung, der freien Forſchung, der gründlichen Wiſſenſchaftlichkeit, des gottgegebenen Weiterſtrebens in allen Wiſſensgebieten. Darum hat jede Zeit ihr Licht und ihren Schatten, und die Verſtändigen wiſſen eine jede zu würdigen.

Mit dem beginnenden Winter war dem fürſtlichen Dichter ein friſcher Lebensfrühling angebrochen, er ſang im Kerker ſein erſtes Lied. Jetzt verſtand er noch beſſer des Alten prophetiſches Wort.

Neuntes Buch.

1568 bis 1591.

Ob ich itzund ſchon elend bin,
Noch ſteht zu Gott allein mein Sinn,
Das ſoll mir kein Menſch wehren;
Denn ihme ſonderlich vertrau,
Der kann uns wohl ernehren.

Schau an Job den gerechten Mann,
Wie weh ſein Kreuze hat gethan,
Von Gott wollt ſich nit kehren.
Als auch der unſchuldige Joſeph —
Half ihnen wieder zu Ehren.

David iſt ein Exempel gut,
Und die drei Männer in der Glut,
Daniel bei den Leuen.
Er iſt ja noch derſelbe Gott,
Verläßt nicht ſeine Getreuen.

Johann Friedrich,
der gefangene Herzog zu Sachſen.

Erſtes Kapitel.

Dem Freien werden Stunden zu Minuten, dem Gefangenen zu Jahren, Jahre zu Ewigkeiten. Doch ſie müſſen ausgefüllt werden, mit Gedanken, wenn Thaten unmöglich ſind. Das Frühjahr nahte, Johann Friedrich träumte, dichtete — hoffte.

Eliſabeth weilte mit ihren Kindern zum Beſuch in Weimar, mit gaſtlicher Liebe von der ihr immer und innig befreundet gebliebenen Schweſter aufgenommen. Das ſchöne Verhältniß längern Zuſammenlebens, deſſen beide Frauen ſich jetzt erfreuen durften, ſtörte nicht der Anblick des Mannes, den Eliſabeth nicht lieben konnte. Herzog Johann Wilhelm war ſchon im Januar mit zweitauſend Reitern und hundert Heerwagen nach Frankreich gezogen, dem König Karl IX gegen den Prinzen Condé beizuſehen. Der fromme Sachſenfürſt, der Proteſtant, fühlte kriegeriſchen Drang, ſein Schwert, das er in das Lager gegen den Bruder getragen, mit Hugenottenblut zu färben. Zum Glück ſandte ſein eigener Schwiegervater, der Kurfürſt, durch ſeinen Sohn, den jungen Prinzen Johann Kaſimir von der Pfalz, den bedrängten Hugenotten zehntauſend Streiter zu, und half ſo den Frieden von Longjumeau erzwingen. In einer Entſchuldigung, die der Herzog doch für nöthig hielt, erklärte er den Landſtänden gegenüber die heilige Sache der franzöſiſchen Proteſtanten für eine Empörung gegen ihre von Gott verordnete Obrigkeit — und wie ſehr er ein Feind ſolcher Empörung war, mußte Johann Friedrich hinlänglich empfinden. Ohngeachtet daß Karl IX den deutſchen Bundesgenoſſen durch den Herzog von Guiſe höchſt ehrenvoll vor Paris empfangen und in den Louvre führen ließ, ohngeachtet ihm zu Ehren grandioſe Jagden und Carouſels angeſtellt wurden, traute der König ihm doch nicht, fürchtete, Johann Wilhelms Heer werde ſich zu dem Pfälzer ſchlagen, und unterſchrieb hauptſächlich jenen Frieden, um das Heer von zwölftauſend proteſtantiſchen Soldaten, Freunde wie Feinde, aus Frankreich zu entfernen.

Die Zeit mildert jeden Kummer, ſagt eines jener vielen deutſchen Sprüchwörter, welche den Witterungsregeln der Bauern gleichen; wenn ſie zutreffen, fehlen ſie nicht. Der trauernden Herzogin Eliſabeth war der Balſam verſagt, den die

Zeit auf Seelenwunden legen ſoll, und wahrer Liebe wird er immer verſagt ſein, ſo lange ſie ihren Gegenſtand leidend weiß. Sie ſchrieb mit thränenden Augen einen Brief an ihres Gemahls größten Feind, an den Kurfürſten von Sachſen. Sie ſchrieb, daß ihr Kreuz je länger, um ſo drückender ſie belaſte, daß ſie außer dem treuen Gott im Himmel auf Erden faſt keinen Troſt, keine Linderung ihres Kummers habe; daß ſie ſich ſchuldig erachte, alles zu verſuchen, was zur Ausſöhnung und Erledigung ihres Herrn, der nun ein Jahr lang hartes Gefängniß erduldet, dienen könne. Sie nannte ſich eine bekümmerte, einſame Fürſtin, ſie legte ein Verzeichniß der Fürſten bei, und nannte noch Andre, die fernere Fürbitte zugeſagt, und bat Auguſt demüthig, daß auch er als Chriſt und Verwandter verzeihen, und ebenfalls Beförderungsſchriften an den Kaiſer und die Kaiſerin ihr zukommen laſſen wolle, auf daß der Kaiſer Milde und Sanftmuth an die Stelle der Schärfe treten, ihren geliebten Herrn und Gemahl wieder zu Gnaden, und ihr und den Söhnen zu Troſt und Rettung frei in die Heimath gelangen laſſe.

Edles, treues Weib, wie einfach und rührend war die Sprache Deiner heißen, aufopfernden Liebe, die noch nach drei Jahrhunderten zu den Herzen Gefühlvoller redet. Nur das eine Herz, das ſie bewegen ſollte, bewegte ſie nicht.

Eben hatte die Fürſtin den Brief geſiegelt, als ihr die Ankunft eines Boten aus der Heimath gemeldet wurde, eines Abgeſandten ihres Vaters, Doktor der Rechte, Martinus Fehling. Ihr Herz bebte freudig, doch ſie verbarg die Bewegung, und beſtimmte die Stunde der Audienz. Die Etikette des Fürſtenhofes geſtattete nicht, den gelehrten Mann privatim zu vernehmen. In Gegenwart der Schweſter, auch einiger Räthe und Hofherren empfing Eliſabeth den Diplomaten, der mit devoter dreimaliger Verneigung eintrat, gekleidet in einen langen ſchwarzen Talar, das viereckige Doktorenbaret in der Linken, Briefe in der Rechten, und ſonder alle Verlegenheit mit wohlgeſetzter Anrede begann. Er überreichte mit gebührlicher Reverenz die Briefe, er vermeldete der Herzogin die Grüße ihres Vaters, und ſprach darauf: „Da nun Eures Herrn Vaters fürſtliche Gnaden mich auserkoren, Euer Sendbote gen Wien zu werden, ſo will ich das, was Ihr mir auftragen und auszurichten anbefehlen werdet, mit dem allergetreueſten Fleiß vollziehen, und ich habe das feſteſte Vertrauen zu Gott dem Allmächtigen, daß meine Sendung Euerm Herrn, dem Herzog, Euch und der jungen Herrſchaft fruchtbar und erſprießlich ſein wird, denn ich hoffe, Eure Sache am beſten und zum beſten zu führen, und erbiete mich das gegen Euch ganz unterthänig und gehorſamſt.“

Eliſabeth dankte mit einer Verneigung, ließ ſodann das Schreiben ihres Vaters eröffnen, blickte, es zugleich der Schweſter mittheilend, hinein, und ſprach dann mit freundlicher Würde, doch mit jener Bebung der Stimme, die freudiger Schreck hervorbringen kann: „Aus meines gnädigen Herrn Vaters

Schreiben verſtehe ich, daß Ihr in meiner und meines geliebten Gemahls Sache nach Wien zu kaiſerlicher Majeſtät zu reiſen gewillet ſeid. Da nun meines Vaters Liebden Euch deshalb aus väterlichem Wohlmeinen abgefertigt, ſo begehre und bitte ich von Euch, daß Ihr den beſten Fleiß anwendet, die durch Euch zu überbringenden Fürbitten wirkſam zu machen, auf daß mein Gemahl begnadigt werde, und zu mildeſter Ausſöhnung gelange. Auch will ich ſelbſt noch an die beiden kaiſerlichen Majeſtäten ſchreiben, will Euch Credenzbriefe an den Doktor Zaſy ausfertigen laſſen, und diejenigen Fürbitten befreundeter Fürſten, die noch nicht in meine Hände gelangten, Euch durch einen Expreſſen nachſenden. Bis das Nöthige ausgefertigt und vollbracht iſt, was zu Vorſchrift und Inſtruction für Eure Werbung dienen kann, werdet Ihr es Euch hier in Weimar gefallen laſſen.“

Die Audienz war geendigt, im ſtillen Kloſet miſchte die Herzogin Thränen der Freude mit denen ihrer treuen Gertrud. Die Empfehlungsbriefe, welche Moritz an den Pfalzgrafenhof gebracht, waren nicht wirkungslos geblieben. Hoffnung regte neue Schwingen.

Drei Tage weilte der Doktor Martinus in Weimar, und ſie verſtrichen ihm, dem Glücklichen, ſehr raſch. Er baute mit Gertrud in heimlichen Zuſammenkünften und ſchöner Lebenshoffnung voll am luftigen Tempelpalaſt künftigen Glückes.

Mit einer Kutſche und mit Pferden des alten Kurfürſten von der Pfalz reiſte, als nun alles ausgefertigt, geſchrieben und anbefohlen war, der Abgeordnete am erſten Tage des Wonnemondes von Weimar ab, von den innigſten Segenswünſchen begleitet, nicht ohne die beſten Geleits- und Empfehlungsbriefe, nicht ohne ein heimlich zugeſtelltes Brieflein an den Junker von Birkenfeld. Da er die Pferde nicht wechſeln konnte, da der Zuſtand der Wege abſcheulich war, ſo brauchte der Reiſende ſechs volle Tage, um nur bis Regensburg zu gelangen. Welche Bilderfülle der Vergangenheit trat vor ſeine Seele, als er auf dieſer Reiſe ſo manche Stadt und Stätte wiederſah, in und an denen er in ganz andrer Lebenslage geweilt. Gotha begrüßte er wieder, das arme Gotha, deſſen Bürger immer noch unter der Schmach des Verrathes ſeufzten. Er fuhr über den Thüringer Wald, er ſah die Heldburg wieder und Hellingen, kam nach Bamberg und Nürnberg, wo er früher oft geweſen, und dachte, als ſich Regensburg nun vor ſeinen Blicken ausbreitete, der Zeit, da er, ein unerfahrener Jüngling noch, doch lernbegierig und aufmerkſam, Gelegenheit hatte, die Pracht einer Fürſtenzuſammenkunft, die Maſſen des Heeres Karl V und dieſen glorreichen Monarchen ſelbſt zu ſehen. Das war lange her, aber die alten Erinnerungen des neuen Doctors waren ſehr jugendfriſch geblieben. In Regensburg entließ er den Kutſcher und ſandte ihn nach Heidelberg an den Pfalzgrafenhof zurück. Mit dem erſten Donauſchiff, das abging, fuhr er der Kaiſerſtadt zu. In dieſem üppigen Süden war volle Frühlingspracht; der gewaltige Strom und ſeine bald wonnevoll ſchönen, bald ſchaurigen Ufer entzückten den Reiſenden. Zum erſtenmal war ihm das Glück vergönnt, frei und ſelbſtſtändig, auf geſicherter Bahn in die Welt zu blicken, und das Bewußtſein, einen guten Gang zu gehen, dem edelſten Zweck ſeine Lebenskraft zu weihen, erhob ihn geiſtig, gab ihm ein Anrecht an die Achtung der Guten und die Hoffnung günſtiger Erfolge. Immer breiter wurde der Strom, die Ufer, die Felſen traten zurück, die Kremſer Alpen ſchauten in das romantiſche Thal herein. Eine ununterbrochene Kette ſtattlicher Burgen, prangender Klöſter, friedlicher Dörfer und befeſtigter Städte, faſt alle pittoresk und ſchön gelegen, lockte den ſtaunenden Blick an. Mancher Bau, der jetzt als maleriſche Trümmer die Donauufer ſchmückt, prangte damals noch in aller Zier, die ſeine Erbauer ihm liehen. Rebenpflanzungen bedeckten mehr und mehr die Fluren; einen ganzen Archipel von grünen Inſeln rauſchte bei Kloſter Neuburg das Schiff vorüber. Und nun entfaltete ſich die Paradieſesflur, in deren Schoos das prangende, reiche, lebensfrohe Wien gegründet ward, mehr und mehr dem Blick. Leuchtend lagen auf den Vorbergen des Wiener Waldes zur Rechten Hochwarten, Klöſter und Schlöſſer im goldgrünen Lenzkleid der Gärten und Waldungen; hoch und ſteil überragten der gigantiſche Schneeberg und der Semring die Gegend, in der ein Kundiger die Richtung von Baden und Wiener-

Neuſtadt bezeichnete, und gerade aus wie geſchaukelt auf dem Strom, hob ſich die Altſtadt mit ihrer Kaiſerburg, ihren trotzenden Wällen, ihren zahlreichen und hohen Thürmen, die aber allzumal wie Zwerge gegen den gewaltig zum Himmel emporſtarrenden Rieſen des Münſterthurmes von St. Stephan erſchienen. Unabſehbare Häuſerreihen der Außenſtädte, mit Kirchen, Schlöſſern, Paläſten und Ziergärten breiteten ſich um Wien, wie zurückgelegte Blätter um das Herz einer vollen Roſe.

Jetzt wendete man das Schiff, und der Blick konnte frei über die Flächen des heutigen Prater und der Inſel Lobau fliegen. Ein ſchmaler Arm der Donau trug das Schiff dem volkbelebten Hafen am rothen Thore zu, und der Reiſende ſtieg aus. Wieder füllt ein ſchauluſtiges Menſchenmeer die Straßen Wiens mit bewegten, bunten Wellen. Der Reiſende kam gerade zu günſtiger Zeit an, um einen feſtlichen Einzug Ibrahims, des Botſchafters der hohen Pforte, zu erblicken, und er glaubte zu einem großen Carnevalsfeſte gekommen zu ſein, als er hier die gut gekleidete Bevölkerung Wiens, gemiſcht mit Ungarn, Böhmen, Mährern, Tyrolern, Kroaten, Steiermärkiſchem und Illyriſchem Volk erblickte, und Karoſſen, Reiter und Fußgänger durcheinander wimmeln ſah. An Erledigung eines Geſchäftes war an dieſem Tage nicht zu denken, er prieß den Himmel, der ihn ſicher bis in die Kaiſerſtadt geführt, und gönnte ſich Ruhe. Am andern Mittage ließ ſich der Doktor Martinus

Fehling bei dem jetzigen Vicekanzler Zaſy melden, demſelben Mann, der manche treugemeinte Warnung an Herzog Johann Friedrich hatte ergehen laſſen, und wurde alsbald vorbeſchieden. Der Vicekanzler des Kaiſers empfing den Abgeſandten der Herzogin Eliſabeth zu Sachſen freundlich, und nahm erfreut und höflich die Grüße an, deren von der hohen Frau der Sendbote ſich entledigte. Der Doctor legte ſeine Empfehlungsbriefe in Zaſys Hände, und ſprach formell: „Euer Herrlichkeit wollen, ich bitte unterthänig, dieſe Schriften von mir gnädig annehmen, ſie leſen, und nach deren Inhalt hülfreich und förderlich ſein. Solches wird zweifelsohne meine gnädige Fürſtin und Frau Euer Herrlichkeit zu ſchuldigſtem Dank verpflichten, und ſie wird auch künftig, wenn, ihrem demüthigen Hoffen nach, der allmächtige Gott und des römiſchen Kaiſers Majeſtät alle ihre Angelegenheiten zu erwünſchter Beſſerung gedeihen laſſen, der gnädigſten Vergeltung nicht uneingedenk bleiben.“

Der Vicekanzler nahm die Schreiben an und erwiederte, bevor er noch ein Siegel löſte: „Es ſind mir von der Frau Herzogin ganz kürzlich ſchon zwei Schreiben zugekommen, eines an ihren geliebten Herrn, das andere an mich. Ich war Willens, das erſte Schreiben nebſt einem dazu übermachten Wechſel von tauſend Gulden nach Preßburg zu ſchicken, allein da der großmächtigſte Kaiſer ſich unwohl fühlte, vermochte ich nicht, dieſen Vorſatz auszuführen. Geſtern jedoch ſprach ich darüber mit Seiner Majeſtät, und es iſt mir gnädigſt zugelaſſen worden, das erwähnte Geld dem Herzog zu ſchicken. Dieſes ſoll durch einen Quartiermeiſter geſchehen. Ich habe zu jeder Zeit es gut mit dem Herzog gemeint, bin ſtets auf ſein Beſtes bedacht geweſen, aber er hat meine wohlgemeinten Warnungen verſchmäht. Wollte Gott, daß der gute und fromme Fürſt nicht in ſolche Laſt gerathen wäre!“

Auf dieſe Rede konnte der Doktor nur mit einem Achſelzucken und einem ſtillen Seufzer antworten. Zaſy erbrach jetzt das Schreiben der Herzogin, blickte hinein, und ſprach, indem er daſſelbe auf den Tiſch legte: „Dieſer Brief ſcheint etwas zu weitläuftig, ihn gleich zu leſen. Da ich unter zwei Tagen, wegen hochwichtiger Geſchäfte ohnehin bei dem Kaiſer nichts davon anbringen kann, ſo bitte ich Euch, dann wieder anzufragen. Indeſſen werde ich den Inhalt genau erwägen, und ſehen, was zu thun iſt; daß ich gern das Beſte thue, könnt Ihr für Eure Herrin heilig verſichert ſein!“

Hocherfreut über den ſo günſtigen Beginn ſeiner Sendung, beurlaubte ſich der Doctor mit Beachtung jeglicher Formel der umſtändlichſten Höflichkeit, und hatte nun drei Tage lang Muße, denn es kam ein Sonntag dazu, die Kaiſerſtadt, ihre Schätze und Seltenheiten in Augenſchein zu nehmen, und ihre Freuden zu genießen. Er gab ſich ihnen mit reiner Seele hin.

Einförmig, trotz aller geiſtigen Erhebung, ſchlichen dem Gefangenen dennoch die Monden vorüber. So ereignißarm war jetzt ſein von der Welt abgeſchloſſenes Leben, daß er ſchwer und ſchmerzlich genug jeden Tag ſein trübes Schickſal fühlte, und das ſollte er ja auch. In Träumen nahte ihm bisweilen die Geſtalt Eliſabeths, oft aber waren es auch trübe Bilder, die der Traumgott ihm ſandte, Bilder des Leides und der Trauer, von denen die Tagebücher Kunde geben, die er führte. So zog er im Traum wieder in eine ihm unbekannte Stadt, und es war Befehl gegeben, er ſolle dem Kaiſer nachziehen, was er nicht thun wollte. Da kam Birkenfeld und berichtete, der Kaiſer habe nach ihm gefragt. Dieſer Traum weckte Hoffnung. Eine Woche ſpäter träumte Johann Friedrich in den Morgenſtunden: Fürſt Wolf von Anhalt, ein Verſtorbener, ſei bei ihm, als ihm angezeigt wird, daß kaiſerliche Geſandte kämen, die zu ihm wollten. Da trat er an ein Fenſter, ſich nach ihnen umzuſehen, erblickte aber keine Geſandten, ſondern drunten eine Fluth, wie friſches Blut ſo roth, die hügelhohe ſchäumende Wellen gegen ihn wälzte. Dieſer Traum machte den Gefangenen auf lange tiefnachdenklich. Ohnehin kam eine Zeit der ſchmerzlichſten Erinnerung; die Tage waren ſonnig und ſchön, in ſeiner Seele aber war es ſehr trübe. Am neunten April hörte Johann Friedrich zwei Nachtigallen ſchlagen, und gedachte des Tages, an dem er vor einem Jahre das Gedicht, die Nachtigall, zum erſtenmal in Händen hielt, und wenige

Tage darauf ſchrieb er mit einem ſchweren Seufzer in ſeinen Almanach, den Bartholomäus Reiſacher 1568 zu Wien verlegt: Den Tag iſt's ein Jahr, daß ich bin — Gott weiß wie, gefangen worden. Manche kleine Veränderung in ſeiner Umgebung hielt der Herzog des Aufzeichnens werth, wenn ein Commiſſar abzog und er einem andern überwieſen wurde, blieb es nicht unbemerkt. Mit großer Hoffnung erfüllte es ihn, als Godel die Neuigkeit brachte, die er von den Dienſtleuten gehört, die Herzogin Eliſabeth habe ſich auf den Weg nach Wien gemacht; eine Hoffnung, die ſich erſt weit ſpäter erfüllen ſollte.

Seine kummervolle Lage erregte Antheil bei Vielen. Der tapfere Feldherr Lazarus Schwendi, der wohl wiſſen mochte, was auf ein leidendes Dichterherz erfreuend zu wirken vermag, ſchickte dem Herzog ein Faß Tokaier von Caſſa, und Johann Friedrich weihte am erſten Mai den erſten Becher den fernen Lieben, dem nahen Frühling und der göttlichen Tröſterin Hoffnung. —

Heller leuchtete ihr Stern. Der kaiſerliche Quartiermeiſter langte an, er brachte das Geld, brachte einen Brief von Eliſabeth und ein Büchlein. Im Büchlein lag ein Zeichen, darauf die Pſalmſtelle geſchrieben war: Befiehl dem Herrn Deine Wege und hoffe auf ihn; er wirds wohl machen. —

Als der Abgeſandte dem einflußreichen Vicekanzler wieder aufwartete, beklagte dieſer, noch zur Zeit alle nöthigen Papiere nicht zur Hand zu haben, und rieth, noch zwei Tage zu verziehen, dann wolle er Gelegenheit ſuchen, wie in des Herzogs Angelegenheit weiterer Fortſchritt zu gewinnen. Da die verſprochenen Fürbitten von Brandenburg, Pommern und Meklenburg, die der Doctor täglich erwartete, noch nicht nachgeſandt worden waren, ſo ſahe dieſer den Verzug nicht ungern. Gleichwohl blieben die erwarteten Briefe aus, und der eifrige Bittſteller ſäumte nicht, zur beſtimmten Zeit ſich einzuſtellen, feſt entſchloſſen, auf das allerbeharrlichſte für den Herzog zu wirken, und nicht eher zu ruhen, bis er zur Perſon des Kaiſers vorgedrungen. Er wiederholte dem Vicekanzler ſeine Bitte, und ſchloß ſie mit den Worten: „Ich erſuche Euer Herrlichkeit inſtändigſt, Ihr wollet doch hülflichen Vorſchub leiſten, damit bei kaiſerlicher Majeſtät die Sachen angebracht, und die Fürbitten, deren ich doch gottlob acht bereits in Händen habe, durch mich präſentirt werden, um dem Werke einen guten Anfang zu machen!“

Zaſy unterdrückte ein Lächeln über die Unbefangenheit des dringlichen Supplikanten, als dieſer ſo raſch von einer Audienz bei dem Kaiſer ſprach, als wäre des römiſchen Reiches Vicekanzler nur eben der dienende Kämmerling, der die Thüre zum Audienzſaal zu öffnen habe. Doch gefiel ihm der Eifer, den der Geſandte Eliſabeths an den Tag legte, und er erwiederte höflich: „Sintemal und als nun bereits acht Tage verfloſſen, und fernere Fürbitten Euch nicht nachgeſchickt wurden, ſo iſt dieſes mein Rath: Ihr begebt Euch heute noch zum oberſten Hofmeiſter der Majeſtät, dem geheimen Rath und Erblandmarſchall der fürſtlichen Grafſchaft Tirol, Herrn Hans Trautſon, Freiherrn zu Sprechenſtein und Scharfenſtein, und erſucht dieſen geziemend und unterthänigſt, daß Hochderſelbe mir allergnädigſte Audienz erwirke, um dieſe Schriften einiger Reichsſtände zu überreichen. Auch wird es ſehr gut und der Sache förderlich ſein, wenn Ihr dieſem Herrn ſagt, ich ſtelle es ſeiner Gnade ganz anheim, ob er mir die Audienz erwirken, oder ſich ſo weit gnädigſt herablaſſen wolle, nach Befinden von des Kaiſers Geſundheit und Stimmung, die Fürbitten ſelbſt zu überreichen. Iſt dieſes vorhergegangen, dann werden die Fürbitten vom Kaiſer mir wieder zugeſtellt, damit ich Antwort und Beſchluß darauf begutachtend in Antrag ſtelle, und dann will ich gewiß der Wünſche Eurer Frau Herzogin im beſten eingedenk ſein.“

Der Abgeordnete fühlte drückend die Laſt der diplomatiſchen Weitſchweifigkeit, doch dankte er im Namen ſeiner Herrin verbindlich für die gütige Anleitung und das freundliche Erbieten, und empfahl ſich dem Vicekanzler. Eine Stunde ſpäter ſtand er vor dem Oberhofmeiſter des Kaiſers, und trug ſein Anliegen vor.

Mit freundlicher Humanität den Bittenden anhörend, bezeugte der edle Freiherr ſeine Theilnahme an dem Schickſal des Sachſenfürſten, gab zu vernehmen, daß des Kaiſers ſchwächlicher Geſundheitszuſtand und andre wichtige Geſchäfte nicht die erwünſchte Eile in der Sache Johann Friedrichs vergönnten, doch wolle er Gelegenheit ſuchen, vor andern ernſtern Geſchäften den Kaiſer über das Vorliegende Vortrag zu thun, und gern Hülfe und Vorſchub leiſten. Er möge nur dem Vicekanzler ausführlich mittheilen, was für Bittſchriften überreicht werden ſollten, und dieſen um gute Förderung bittend erſuchen.

Herodes und Pontius Pilatus! dachte der Delegirte Eliſabeths, und ſtrömte in Dankesworte über. Auf dem Heimgange ermuthigte er ſich zur Geduld, er dachte an den Segen aus der Ferne, der ſeine Schritte begleite, an den Blick der Liebe, der ihm folge, an Den, für den er wirkte, und ſo harrte er aus.

Am folgenden Tage war der Unermüdliche wieder bei Zaſy; dieſer ſagte ihm, die Promotorialſchriften habe er bereits in Händen, ſeine Anſicht ſei jedoch, die noch ausſtehenden Fürbitten zu erwarten, dann ſolle der Doctor ſie dem Kaiſer perſönlich überreichen, und um eine gnädige Reſolution flehen.

Tage vergingen. Am Kaiſerhofe nahmen die türkiſchen, venediſchen und viele andere Geſandtſchaften die den Geſchäften gewidmete Zeit vollauf in Anſpruch, und ſo nahte ſchon das Pfingſtfeſt. Da, am heiligen Abend, langte der ſo ſehnlich erwartete Bote mit Briefen aus dem fernen Thüringen an.

Ein günſtiger Erfolg krönte endlich Martinus wackres Bemühen; am Pfingſtmontag, früh nach neun Uhr meldete ihn der Oberkammerherr von Kalenberg, führte ihn ein, und der Doctor ſtand dem Kaiſer gegenüber. Niemand als der Freiherr von Trautſon war bei der Audienz gegenwärtig.

Der Abgeordnete verbeugte ſich tief und ehrfurchtsvoll, und begann eine lange Rede an den Großmächtigſten, deſſen ganzer Titel vorſchriftmäßig hergeſagt werden mußte, bevor die Hauptſache zur Sprache gebracht werden konnte. Nach dem Titel bat der Redner um Gehör, wie um Annahme der Schriften, bat um gnädiges Mitleid mit der hochbekümmerten Herzogin und den drei unſchuldigen jungen Herrlein, wie um Gnade für den Gefangenen, und ſchloß mit Segenswünſchen für die Perſon und Geſundheit des Kaiſers und der Bitte um günſtige Reſolution.

Kaiſer Maximilian hörte den gut überdachten Vortrag ruhig an, faſt kalt, er nahm aus des Doctors Hand die Schriften, ſah ſie an, und ſprach mit leiſer Stimme: „Ja, das ſind die übrigen Vorbitten!“ indem er ſie an Trautſon gab. Dieſer nahm das Wort an des Kaiſers Stelle, und ſprach zu Martinus: „Sobald dieſe Fürbittſchriften geleſen ſind, werden ſich kaiſerliche Majeſtät in gebührlicher Antwort allergnädigſt vernehmen laſſen.“

„Wie iſt es beſchaffen um die geſchleifte Feſte Grimmenſtein zu Gotha?“ fragte der Kaiſer. „Wir hören, die Koſten der Abtragung belaufen ſich höher, wie die der Erbauung?“

„Man ſagt, um vierhundert zweiundvierzigtauſend Gulden höher, Kaiſerliche Majeſtät!“ erwiederte der Gefragte, und mit gerunzelter Stirn ließ Maximilian die merkwürdigen Worte hören: „Excessit medicina modum.“ Dann winkte er Entlaſſung.

Die Audienz war vorüber, die Antwort aber verzögerte ſich. Der treue Geſchäftsträger ward indeß nicht müde, er ſollicitirte unabläſſig und ließ nicht nach mit Bitten, bis ihm erlaubt wurde, den gefangenen Fürſten zu beſuchen, um von ſeinem Zuſtand und Befinden der fernen Herrin Nachricht ertheilen zu können. Lange wurde er hingehalten, endlich, am achtundzwanzigſten Juni, fuhr er auf dem glänzenden Spiegel des inſelbeſäten Stromes, durch die grünenden Auen der feſten Gränzſtadt zu, wo der geliebte Gefangene lebte und litt. Wie ein Pharus hob ſich höher und höher gerade vor ihm der Berg, der die Feſte von Preßburg trug.

Herzog Johann Friedrich war krank. Die Sorgfalt des Kaiſers ſandte ihm einen Arzt, und verordnete, daß Birkenfeld und noch ein Diener das Schlafgemach des Fürſten theilen ſollten. Tröſtende Zuſchriften brachte der Arzt mit vom Oberſthofmeiſter und vom Vicekanzler, des Inhaltes, der Herzog ſolle ſich wohlhalten, und Geduld haben, ſeine Sachen ſollten beſſer gehen, als er ſelbſt vermeine. So halb aufgerichtet, halb körperlich und geiſtig verſtimmt, beging er am zweiundzwanzigſten Juni in trüber Erinnerung verſunken, das Jahresgedächtniß ſeines tiefſten Leidenstages, ſeines Einzuges in Wien.

Ein Bote aus der Heimath ward ihm gemeldet, ein Doctor Martinus Fehling, den er nicht kannte; er harrte geſpannt dieſes Boten, der trat ein, und ein Treuer lag zu ſeinen Füßen.

Staunen, Ueberraſchung, Freude, — o wie ſtürmten alle Gefühle auf den Herzog ein! Was gab es nicht alles zu fragen, zu berichten, und wieder zu fragen! Johann Friedrich hatte wieder, nach ſo langer Zeit, raſch entfliehende Stunden, und dieſe machten ihn wieder geſund. Den Abend und den ganzen folgenden Tag blieb der Gaſt im traulichſten Zwiegeſpräch mit dem Herrn, und aus ihren Geſprächen rankte Hoffnung nach oben, einer Paſſiflore gleich, die ſehnſüchtig ihre grünen Arillen allenden anklammert. Mit Schmerz und mit Hoffnung ſah der Herzog den Doctor ſcheiden.

Dieſer empfing aus Johann Friedrichs Hand Briefe an Zaſy und Trautſon, nicht minder an Eliſabeth, und einige türkiſche Seidentücher für ſie. Niemand, ſelbſt Birkenfeld und Godel nicht, vermuthete in dem Doctor den, der er früher geweſen war.

Und nochmals gelang es der Bemühung des Doctor Martinus, zur Audienz zu kommen bei Maximilian. In deſſen Gegenwart eröffnete Zaſy, daß der Kaiſer wohl ein beſonderes Mitleid mit Eliſabeth trage, jedoch die Erledigung des Herzogs nicht in des Kaiſers Hand allein ſtehe, doch wolle er in Betracht der vielen und ſtattlichen Intercesſionen und Bittſchriften fernere Maßregeln zu nehmen nicht unterlaſſen.

Dem Abgeordneten blieb bei dieſer unerwarteten und lauen Vertröſtung nichts anders übrig, als in Unterthänigkeit zu bitten, ihm dieſe Verſicherung ſchriftlich und beſiegelt an die Herzogin einhändigen zu laſſen, und nochmals demüthig die kaiſerliche Gnade für den gefangenen Fürſten, deſſen geliebtes Gemahl und die drei Prinzen anzuflehen.

Die Treue des Dieners mochte den Kaiſer rühren; er neigte bewilligend das Haupt und reichte ihm gnädig die Hand zum Abſchied.

Am andern Tage ſpeiſte Martinus bei Zaſy, und empfing von dieſem nochmals die tröſtlichſten Zuſicherungen. „Ich wollte," ſprach der Vicekanzler „ich dürfte dem Herzog ſchreiben, wie ich gegen ihn geſinnt bin. Zeigt Eurer gnädigen Frau an, geehrter Herr, daß in kurzer Zeit die Sache guten Gang geben ſolle, auch wegen des Unterhaltes des Gefangenen. Wir wollen einen Commiſſarius deshalb nach Weimar ſenden. Der Kaiſer will, daß gegen den Herzog und ſeine Söhne ſo gehandelt werde, daß es dereinſt zu verantworten ſei." —

Der erfreute Mann ſchrieb einen ausführlichen Bericht über den Erfolg ſeiner diplomatiſchen Sendung in die Heimath, er hatte gethan, was er vermocht; ein großer Schritt näher zum Ziele erfüllter Hoffnung war geſchehen, und noch immer blieb und wirkte er, bis er wieder den ſchönen Gefilden der Kaiſerſtadt Lebewohl ſagte, und die Heimreiſe antrat. Ein liebendes Herz ſchlug ihm dort entgegen, bereit, ihn reichlich für ſeine Treue zu lohnen. Nicht länger ſich verweigernd, ſank ein treues Weib in ſeine Arme, und des Prieſters Segen vereinigte die, welche in Jugendtagen ſich fanden, und — von widrigen Geſchicken fern von einander gehalten, in ein reiferes Alter die keuſche Veſtaflamme der Liebe trugen, und noch, wenn nicht mehr an Jahren, doch an Gefühlen jung — eines reinen Glückes eines durch das andere theilhaft wurden.

Herzog Johann Wilhelm war mit ſeinem kleinen Kriegsheer von dem zweck- und erfolgloſen Feldzuge nach Frankreich im Juni wieder heimgekehrt. Eliſabeth hatte die geliebte Schweſter wieder verlaſſen, und hatte ſich nach Eiſenach zurückbegeben. Wie einen Boten des Heils begrüßte die trauernde Fürſtin den Mann, der ſo thätig geweſen war für ſie, für den Gatten, der ihn geſehen, geſprochen hatte, der Grüße, Briefe und Gaben brachte. Ihr Herz feierte eine ſchöne Stunde, die erſte wieder nach langer trauriger Zeit. Als der Sturm der Freude in dem treuen Buſen allmählig ſich legte, übergab der Zurückgekehrte das ſchriftliche Dokument, die Antwort auf ſeine Werbung, und antheilnehmende Liebe weihte allſeitig ſeinem erläuternden Vortrag ein offenes Ohr. Leider lautete nur das geſchriebene Wort minder ermuthigend als das mündlich geſprochene gelautet hatte. Der Kaiſer hatte, neben den freundlichſten Beileidsbezeugungen und Gnadenverſicherungen ausdrücklich ſchreiben laſſen, er finde, daß die Angelegenheit des Herzogs jetzt nicht lediglich in ſeiner Hand ſtehe, und dieſe wäre von ſolcher Beſchaffenheit, daß er nicht befugt ſei, eigenmächtig über die Befreiung des Gefangenen zu disponiren. Er wolle jedoch die Fürbitten an die Orte gelangen laſſen, wohin es ſich gebühre."

„Das heißt an die Todfeinde!" erläuterte Eliſabeth wehklagend. „O mein Johann! Es iſt alles, alles vergebens!"

Die tiefbekümmerte Fürſtin überließ ſich jetzt dem Ausbruch ungehemmten Schmerzes und eine lange Zeit blieb der tröſtende Zuſpruch ihrer Umgebung erfolglos. —

Und ein Monat um den andern ging vorüber, ein Jahr reihte ſich an das andere. Nochmals ſchrieb die Herzogin in den flehendſten Ausdrücken an den Kaiſer und an die Kaiſerin. Sie ſtellte vor, daß ihr jämmerlicher Zuſtand ihr Tag und Nacht vor Augen ſtehe, daß je mehr ſie die Kinder anſchaue, je mehr ſie des Gemahls und ſeiner Kränklichkeit gedenke, ihr Leiden wachſe, und ſo unausſprechlich werde, daß es nicht allein ein menſchliches Herz, ſondern einen Stein erbarmen müſſe. Sie ſagte wiederholt dem Kaiſer, daß ſie Niemand unter der Sonne und auf der Erde habe, außer nächſt Gott ihn, den ſie um Milderung ihres Schmerzes anflehen könne, und demüthigte ſich, wie nur gränzenloſe Liebe zu Gatten und Kindern, hingebendſte Treue ſich zu demüthigen vermag.

Des Kaiſers Antwort war faſt immer die nämliche. Verſicherung des Mitleids, Wunſch, es möchte alles das nicht vorgefallen ſein, was ſo viele Bitten jetzt nothwendig mache, Zuſicherung kaiſerlichen Schutzes, und Bezug auf die frühern Erklärungen, daß die Erledigung Johann Friedrichs nicht bei dem Kaiſer ſtehe. Endlich Vertröſtung auf einen bevorſtehenden Reichstag.

Jetzt begab ſich Eliſabeth nach Heidelberg zum Vater. Sie nahm die Kinder mit ſich, ihre Treuen begleiteten ſie.

Der Gefangene wurde allmählig ſeine Einſamkeit gewohnt. Er beſchäftigte ſich viel mit Briefſchreiben und verfaßte viele Gebete und rythmiſche fromme Betrachtungen. Im Auguſt des Jahres 1568 wurde der Umgebung befohlen, ihn wieder Herr zu nennen, und er trug dieſes Ereigniß dankbar in ſein Diarium. Alles war ihm wichtig; da ihm größeres Leid, als das, welches er jetzt mit dem gefaßten Gemüth eines Chriſten ertrug, kaum wiederfahren konnte, ſo wurde ihm nun bedeutungsvoll, was nur in irgend einer Beziehung zu ſeiner Perſönlichkeit trat. Er konnte nachdenken über eine Fledermaus, die er eines Morgens auf ſeinen Socken fand, er konnte ſich innig freuen über kleine Aufmerkſamkeiten, welche ihm von antheilnehmenden Edeln erwieſen wurden. So bekam er einen Hund geſchenkt, der ihm viele Freude machte. Die Grafen von Salm ſandten ihm öfter Haſen, die er gern aß. Lebhaft beſchäftigten ſeine Träume die Phantaſie des Gefangenen. Er ſah ſich als tapfrer Vertheidiger einer Feſtung, und ſchoß aus großen Stücken alle Feinde über den Haufen. Auch achtete er auf den Stand der Sterne, ſchuf ſich bedeutungsvolle Bilder aus Wolkenformen, die ſich oft magiſch und prachtvoll an dem unermeßlichen Horizont bildeten, den die hohe Feſte über Preßburg beherrſchte. Immer treu und liebend dachte er der Seinen, und feierte im Stillen die Tage ihrer Geburt. Er ſelbſt wurde am achten Tage des Januar 1569 vierzig Jahre alt. Sein älteſter Sohn wurde im Februar deren ſechs, Johann Caſimir im Juni fünf, Johann Ernſt im September zwei. Ein langes metriſches Gebet eines Chriſten in Noth, Trübſal und Gefängniß, floß, gläubige Zuverſicht athmend, aus der Feder des fürſtlichen Dichters, und eine Paraphraſe des achtunddreißigſten Pſalms.

In ſtillen Nachtſtunden hörte man bisweilen den melodiſchen Geſang einer Männerſtimme bebend erklingen. Der Herzog ſang in ſeiner Einſamkeit:

„Wie's Gott gefällt, ſo woll's ergahn
In Lieb und auch im Leide.
Dahin mein Sach will g'ſtellet han,
Daß ſie mir ſollen beide
Gleich gefallen wohl,
Darum mich ſoll
Ja oder Nein nit ſchrecken.
Schwarz oder weiß,
Soll's ſein, ſo ſei's!
Dann wird Gott Gnad erwecken.“ –

Der Herr war bei ihm, und mit ſeinem Geiſt.

Zweites Kapitel.

Man ſchrieb ſchon das Jahr 1570, der Gefangene weilte immer noch unerlöſt, und ſandte die Tauben ſeiner Hoffnung, Gebete und Wünſche aus der Arche des Schmerzes hinaus, das Land der Freiheit zu ſuchen, ſie kehrten aber alle zurück und keine brachte ein grünendes Oelblatt mit. Und dennoch ließ Johann Friedrich nicht ab zu hoffen. Es gehörte viele Stärke des Gemüthes dazu, nach den fehlgeſchlagenen Hoffnungen eines ganzen Lebens immer noch dem trügeriſchen Zauberweibe anzuhangen, das ſo ſchmeichelnd buhlt, ſo liſtig umgarnt, und ſelbſt ihre Betrogenen noch an unſichtbaren Fäden hält und gängelt. Als Krankheit den beklagenswerthen Fürſten auf das Lager warf, duldete er ergeben, und als der Engel der Geneſung genaht war, äußerte er ſich froh und dankbar, ſchrieb ein Gebet nieder: Dankſagung zu Gott, für gnädigen Segen, ſo er mir verliehen, und durch ſeine Allmacht mich aus Schwachheit errettet, auch ſonſt Beſſerung in meinen Sachen und gnädiges Aufkommen verliehen. In dieſem Gebet bittet er Gott, ihm des Kaiſers Herz wieder ganz in Gnaden zuzulenken, vergiebt ſeinen Feinden und ſtellt alles in den Willen des Höchſten. Treuliebend gedenkt er der Seinen mit den Worten: „Mein Gemahl und Kinder regiere auch durch Deinen Geiſt, o Herr, daß ſie gern Dir folgen."

Noch ein anderes Dankgebet in Reimen verfaßte der Herzog, und aus trüben Stunden der Zweifel, wo der Schmerz wie ein Verſucher zu ihm trat, rettete ſein beſſeres Selbſt ſeine zagende Seele wieder in die tröſtenden Gefilde der heiligen Poeſie; er umſchrieb, ein gefangener Chriſt, wie er ſich in der Ueberſchrift nannte, den zweiundvierzigſten Pſalm, Davids ſchmerzlich ſtöhnende Klage. Wenn es auch nicht gelang, die metallene Sprache der Bibel wieder klingen zu laſſen in dem breiten Rythmenſtrom der Paraphraſe, ſo erhob doch die Arbeit den gefangenen Sänger, und vergeiſtigte ſein ſchweres Leid. War es doch wie aus ſeiner Seele geſchrieben, das Wort des Pſalmiſten: „Mein Gott, betrübt iſt meine Seele in mir, darum gedenke ich an Dich im Lande am Jordan und Hermonim. Deine Fluthen rauſchen daher, daß hier eine Tiefe und da eine Tiefe brauſen. Alle Deine Waſſerwogen und Wellen gehen über mich!" —

„Der Herr hat des Tages verheißen ſeine Güte, und des Nachts ſinge ich ihm, und bete zu dem Gott meines Lebens.“

„Ich ſage zu Gott, meinem Fels, warum haſt Du mich vergeſſen?“ —

Und da der Herr, auf den Johann Friedrich hoffte, auf ſich harren ließ, ſo leitete ihn ſein Kummer zum ſiebenzigſten Pſalm, über den er eine Auslegung in lateiniſcher Sprache ſchrieb.

Während der Gefangene ſo auf eine würdige und edle Weiſe ſeine Leiden trug, und ſeinen Kummer bewältigte, ſetzte ſein treues Weib mit einem Eifer, der kein Ermüden kannte, ihre Bemühungen für ihn und ihre Kinder fort. Eliſabeths große Seele griff nach jedem Stab, nach jeder Ranke der Hoffnung. Sie gewann es über ſich, dem Schwager, der ſogar nichts that für ſeines Bruders Befreiung, der ihn bis in den Tod zu haſſen ſchien, wieder unter die Augen zu treten, denn daß Herzog Johann Wilhelm jene allgemeine Fürbitte unterzeichnete, konnte er nicht umgehen, oder er hätte ſeine unbrüderliche Geſinnung laut vor allen fürſtlichen Ständen des Reichs bekennen müſſen. Johann Wilhelm wollte herrſchen über ein ungetheiltes Land, und die jungen Kinder des Bruders flößten ihm mehr Furcht ein, als ein Kriegsheer vermocht hätte. Und als Eliſabeths eigener Bruder um die Hand der zweiten Tochter des Kurfürſten Auguſt warb, und deren Hand ihm zugeſagt wurde, erblickte ſie auch in dieſer Verbindung ein gutes Zeichen für ihre eigenen Wünſche, obgleich ſie die Meinung Vieler theilte, daß aus dieſer Verbindung ihrem Bruder kein Glück erblühen werde. Sie hoffte für den Gemahl von der neuen, nahe Verwandtſchaft.

Im September des Jahres 1570 zog Herzog Wilhelm mit großem Gefolge zum Reichstag nach Speier. Seine Gemahlin ſollte ihn in ihre Heimath begleiten, die geliebten Aeltern wiederzuſehen. Eliſabeth, welche der Schweſter bei derem Wochenbette im Mai eine treue Pflegerin geweſen war, wünſchte ſich gleich ſtark, das Vaterhaus einmal wieder zu begrüßen, und ihre Angelegenheit lebhafter als bisher gefördert zu ſehen, daher ſchloß ſie ſich als Begleiterin an, während die Söhne in guter Obhut bei ihren Geſpielen, den kleinen Vettern blieben.

Die prangende Pfalzgrafenreſidenz erfüllte niegeſehene Pracht. Kurfürſt Friedrich der Dritte hatte die ganze im benachbarten Speier vereinte Fürſtenverſammlung gaſtlich zu ſich entboten. Die Einladung wurde angenommen, und ſo ſah ein feſtlicher ſchöner Herbſttag, während Winzerjauchzen von allen rebenreichen Höhen der Bergſtraße ſchallte, den ſtattlichen Fürſtenzug Heidelberg und dem hochragenden Schloſſe nahen. Der Kaiſer Maximilian, die Kaiſerin Maria mit ihren Töchtern: Prinzeſſin Anna, Verlobte König Philipps von Spanien, und Prinzeſſin Eliſabeth, die Verlobte Karls von Frankreich bildeten ſchon mit ihrem zahlreichen Gefolge in Karoſſen, prunkenden Sänften und auf den auserleſenen Pferden einen glänzenden Aufzug, doch nach dieſem entfalteten auch die Kurfürſten und übrigen Stände des Reiches, ſo viel deren in Speier verſammelt waren, alle erdenkliche Pracht. Droben aber in dem herrlichen, zum Empfang ſo hoher Gäſte auf das angemeſſenſte ausgeſchmückten Schloſſe empfing die Ankommenden der Kurfürſt mit ſeiner zweiten Gemahlin, ſeinem Sohn Johann Caſimir und deſſen Gemahlin Eliſabeth, deren Hochzeitfeſt nur erſt im verfloſſenen Monat Juni in demſelben Freudenhauſe mit allem Feſtesglanze und Pomp begangen worden. Nicht minder ſtanden mit Reverenz zum Empfang bereit Herzog Johann Wilhelm zu Sachſen, der Schwiegerſohn und die Tochter des Kurfürſten, Dorothea Suſanna, mit Prinzeſſin Kunigunde Jacobäa; Friedrichs Bruder, Pfalzgraf Richard, deſſen Gemahlin und andere fürſtliche Anverwandte und Anverwandtinnen. Eine nur fehlte, obwohl ſie anweſend war auf dem Heidelberger Schloſſe; Eliſabeth, die trauernde, weilte einſam in ihrem Zimmer, ſich entziehend dem Geräuſch der Feſtlichkeiten, und im ſtillen Gemach zum Himmel flehend, daß dieſer ihr und des Vaters geheim beſprochenes Vorhaben ſegne.

Gertruds Hand hatte die Herzogin geſchmückt, ſo viel dieſe ſelbſt Schmuck zuließ, der ihrer Lage, wie ſie ausſprach, nicht ziemte, und die leidende Fürſtin hatte Sorge getragen, daß auch in ihrer äußern Erſcheinung die Trauer ſich künde, die ihr Gemüth empfand. Ein ſehr kleines barettähnliches Mützchen, von ſchwarzem Sammt mit Perlenverzierung, bedeckte das Haupt, das ſchon ſo ſorgenmüde war. Die Locken fielen ungezwungen und natürlich. Eine feingefältelte zarte Spitzenkrauſe umgab anmuthig Kinn und Hals, eine Schnur großer Perlen lag den Hals enganſchließend über der Krauſe. Ueber den ſchwarzen Sammt des Obergewandes, mit Seide aufgebufft, hingen reiche Perlenſchnüre bis über die Mitte der Bruſt herab; die am Oberarm weiten, am Unterarm enganliegenden Aermel umſchloſſen feine zurückgeſchlagene Spitzenmanſchetten und kleine Perlenreife, ſtatt der Armbänder. Der breite Saum des weiten Obergewandes war viermal mit weißen Borden beſetzt. Die weißen Atlasſchuhe wurden kaum ſichtbar, da der nach unten faſt pyramidenförmig und ſteif abfallende ſchwere Stoff des Rockes den Füßen kaum geſtattete, über deſſen Umhüllung heraus, ſich zu zeigen. Das Unterkleid war gänzlich ſchmucklos, von ſchwarzer Seide. Während in dem größten, mit Fahnen, Standarten, Trophäen und Ritterbildern ausgeſchmückten Saale des geräumigen Schloſſes, das von Dienerſchaft und Gefolge durchwimmelt war, die Fürſtenverſammlung ſich ordnete, traten von Edelfrauen und Hofdamen begleitet, die noch jugendliche Stiefmutter Eliſabeths: Maria, geborene Gräfin von Meurs und Nuwenar, und die geliebte Schweſter freundlich zu dieſer ein. Die Mutter umfing ſie ſchweſterlich, küßte ſie, und ſprach: „Euer Vater ſendet mich, theure Tochter, Euch in den Saal zu geleiten. Faſſet Muth zu Eurem großen Vorhaben, und geht mit ſtarker Seele neben mir.“ — Eliſabeth hob betend die Hände empor und ſprach mit Inbrunſt: „Hilf himmliſcher Herr, höchſter Hort!“ nahm ihr ſeines Taſchenbuch und gab der Stiefmutter den Arm; die Schweſtern folgten. Ehrerbietig gaben im erſten Zimmer eine Anzahl dienender Hoffrauen Raum, in einem zweiten ſtanden befreundete Fürſtinnen gereiht, im dritten ſtand mit ſeinen Söhnen der Vater, und empfing die geliebteſte Tochter mit einem freundlich aufrichtenden Wort. Die Flügelthüren rauſchen auf. Auf hohem Throne unter Purpurbaldachinen ſitzen Kaiſer und Kaiſerin, die blühenden Töchter ihnen zur Rechten und Linken. Auf erhöhten Prachtſeſſeln haben die Wähler des Reiches Platz genommen, zur rechten des Thrones die geiſtlichen, zur Linken die weltlichen Kurfürſten. Und Seſſel reiht ſich an Seſſel, auf jeglichem ſitzt ein deutſcher Fürſt oder eine deutſche Fürſtin, entfernt ſind alle nicht Ebenbürtigen, die nicht dem großen Verbande angehören, der über das deutſche Reich ſeine Scepter hält. Es iſt ein großartiger Familienact, der hier ſich abſpielen ſoll, ſind doch die hohen Häuſer aller Anweſenden faſt durchgängig gegenſeitig verbrüdert oder verſchwägert. Alle erheben ſich grüßend und ehrerbietig von ihren Stühlen, nur der Kaiſer und die Kaiſerin behalten Platz. Demüthig ſchreitet an der Hand der Kurfürſtin Eliſabeth in den Saal, ſie neigt ſich beim Eintritt, ſie neigt ſich in der Mitte, ſie neigt ſich tief, als ſie dem Throne angemeſſen genaht iſt. Dann ſinkt ſie auf ihre beiden Kniee nieder, und die Mutter knieet ihr zur Linken. Und die den Beiden gefolgt waren, Dorothea Suſanna, Kunigunde Jacobäa, Anna und Eliſabeth, Johann Caſimirs Neuvermählte, und die dienenden Edeldamen allzumal warfen ſich nieder vor dem Kaiſerthron, ein Anblick, der jedes fühlende Herz in ſeinen tiefſten Tiefen erſchüttern mußte. Sechs Frauen, deren Häupter Kronen trugen, beugten dieſe Häupter zum Staube. Und Eliſabeth — hätte ſie in dieſem ergreifenden Moment vermocht zu ſprechen? Ein Thränenſtrom entquoll den ſchönen Augen, ein ſtöhnender Seufzer, der „Gnade!“ klang, entrang ſich der gequälten Bruſt. Und kein andrer Laut iſt hörbar im Saale, als der Laut des Schmerzes, heiße Seufzer, mühſam verhaltenes Schluchzen. Kummervoll und bewegt blicken die fürſtlichen Verwandten zum Throne auf. Jetzt tritt der Kurfürſt, der Vater, nahe heran, und ſpricht laut und Allen vernehmbar, Worte der Sühne und der Fürbitte für den, der im Elend ſchmachtet. Er führt das Wort für Alle, das deutſche Reich ſpricht durch Friedrichs Mund zu ſeinem Verweſer. Um Gnade für Johann Friedrich bittet er, und Wiedereinſetzung von deſſen unmündigen und unſchuldigen Söhnen in ihr Erbland. Und Kurfürſt Auguſt zu Sachſen ſteht neben ihm, er ſieht ſeine eigene Tochter auf den Knieen liegen, mitbittend für den Todfeind, und darf zu Allem, was er ſieht und hört, nicht Nein ſagen, denn er iſt der nahe Agnate, iſt Mitvormund derer, für welche gebeten wird. Im nächſten Grade denen verwandt, denen des Schwiegervaters kräftiges Fürwort gilt, ſteht Herzog Johann Wilhelm

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50160-9
BECHSTEIN,L. FN. 03118/013

zu Sachſen; ſeine Gemahlin hilft durch ihre Demüthigung den Prinzen ein Erbe erflehen, das an ihre eignen Söhne gelangte, wenn dieſem Flehen kein Gehör gegeben würde. Martern im Innern, die kein Auge ſieht, keine Feder zu ſchildern vermag.

Und lange, bevor der Kurfürſt die wohlüberdachte Rede zu Ende gebracht hat, hat ſich Maria erhoben, iſt herabgeſtiegen vom Throne, und hat die fromme Dulderin an ihre Bruſt emporgezogen, und der Kaiſer, gerührt und ergriffen, winkt den fürſtlichen Damen aufzuſtehen. Nur die Edelfrauen knieten noch, der Etikette gemäß, bis auch ihnen, ſich zu erheben vergönnt ward. Mit ſeiner leiſen, und nur Naheſtehenden verſtändlichen Stimme erwiederte Maximilian: „Wir haben mit großem Bedauern und ungern geſehen, daß die Sache dahin gekommen, wohin ſie gedieh. Das Reich hat zu entſcheiden, nicht Wir. Die Stände haben beſchloſſen, an dem Herzog die Reichsacht zu vollziehen, ihn in Haft zu halten, und in Kraft der Geſetze gegen einen Aberächter ihn und die Seinen ihrer Länder verluſtig gehen zu laſſen. Was auf dieſe Weiſe einſtimmig beſchloſſen ward, können Wir für Uns und eigenmächtig nicht aufheben. Wir wollen aber bei unſrer Rückkehr nach Speier der geſammten Reichsverſammlung Deine Bitten vortragen laſſen, darüber berathſchlagen, und gern günſtigen Beſchluß beſtätigen, und wollen euch vor allem herzlich gönnen, wenn den Söhnen des Geächteten das Land ihres Vaters von den Ständen wieder zugeſprochen wird.“ — Auch an Eliſabeth richtete Maximilian einige tröſtende Worte.

Jn gewählter Rede dankte der Kurfürſt von der Pfalz dem Kaiſer für den Ausdruck ſo gnädiger Geſinnung, und dieſer Act war vorüber. Die fürſtlichen Frauen begleiteten zum Theil Eliſabeth, die mit etwas leichterm Herzen den Saal verließ, nach ihrem Zimmer, theils ſuchten ſie die eignen, um bald nach dieſer ernſten Vereinigung anderen heiterer Art und dem Geräuſch eines prunkvollen Banketts zugeführt zu werden.

Der Kurfürſt von Sachſen und der Herzog von Sachſen gingen jeder gedankenvoll ſeinen Gang. Jeder von Beiden trug Groll und Erbitterung gegen den Andern im Buſen. Die Freundſchaft, die zum Verderben Johann Friedrichs ſo brüderlich beide Hände bot, hatte einen Riß bekommen, denn der Eigennutz hatte ſie geknüpft; der Knoten eigennütziger Freundſchaft iſt aber in den meiſten Fällen eine zuſammengerollte raſch aufſchnellende Giftſchlange.

Der Kaiſer hielt Wort. Die erbetene Reſtitution kam zur Berathung des Reichstages. Nach mancher Debatte, nach manchem Einwurf des Kurfürſten von Sachſen, der ſich alſo verhielt, daß die Reichsſtände ihn durch die formelle *Erinnerung* beſchämten, er möge ſich *milde* erzeigen gegen die unſchuldigen Kinder ſeines gefangenen nahen Vetters, kam es dahin, daß auch Auguſt für die Wiedereinſetzung ſtimmte, hatte er doch den heimlichen Triumph, den neuen Feind durch die Entziehung des ſchon faſt als Eigenthum geglaubten Landes gekränkt und geärgert zu ſehen. Eliſabeth harrte ängſtlich jeder Nachricht vom Reichstag entgegen. Ein Treuer ritt ab und zu von Heidelberg nach Speier, und wieder mit neuen Nachrichten zurück, die der Vater ſandte, und ſo erfuhr ſie alles Günſtige ſchnell, was ihr Herz zu erfreuen vermochte.

Es war der Morgen des 7. Decembers. Eliſabeths Gedanken waren in die Ferne gerichtet, nach dem öſterreichiſchen Kerker. Theilnehmend und guter Wünſche voll, umgaben ihre Angehörigen die unglückliche Fürſtin. Theilnahme that ihr wohl, wie ohnmächtig aber Wünſche waren, hatte ſie hinlänglich erfahren, denn noch war ihr nichts, auch das kleinſte nicht, gewährt worden. Nicht die Freilaſſung ihres Gemahls, nicht die erbetene Wiedereinſetzung ſeiner unſchuldigen Söhne in ihr väterliches Land, nicht die Erlaubniß, den Gefangenen beſuchen, ſeine Haft theilen zu dürfen, ſein trauriges Loos zu erleichtern. Der Doctor Martinus trat ein, von Eliſabeth mit wehmüthiger Freundlichkeit empfangen. Sein Geſicht zeigte eine ungewöhnliche, faſt ſtrahlende Heiterkeit. „Gott gebe Euch einen frohen Tag, hohe Frau!“ begann Martinus: „und laſſe Euch noch der Freuden viele erleben. Er erhalte Euch und die jungen Herrlein geſund und wohl, und erfülle endlich nach ſeiner Gnade die Wünſche, die Euer Herz hegt!“

„Ich danke Euch! Gott ſei mit uns Allen!“ erwiederte die Herzogin.

„Ich hoffe nun, daß es bald beſſer werden ſoll, gnädige Fürſtin,“ fuhr der Sprecher fort. „Geſtern ward in kaiſerlicher Geheimkanzlei ein Decret für Euch ausgefertigt, hier iſt es.“

„O gebt! Nein! leſet es mir vor! Ich zittre für Schmerz und Freude!“ rief Eliſabeth lebhaft, und Jener löſte das Siegel.

Das Schreiben war lang, und enthielt zum Anfang die üblichen Redensarten, Formeln und Entſchuldigungen, dann weckte es die Hoffnung auf Reſtitution der Söhne.

Eliſabeths Herz ſchlug freudig dankbar. „Das Beſte kommt zuletzt, gnädige Frau!“ ſprach der Mittheilende, und las wörtlich: „Daneben ſind kaiſerliche Majeſtät des gnädigen Erbietens, Ihn, den Herzog, in leidlicher fürſtlicher Cuſtodie mit Gnaden zu halten, und ſo die Frau Supplikantin Ihn künftig zu beſuchen entſchloſſen, ihr daſſelbe nach Gelegenheit gnädiglich zu verſtatten.“

„Himmel! Ich darf zu ihm! O ſei geprieſen, Allmächtiger!“ rief Eliſabeth, und den milden Augen, der Kummerzähren bisher ſo gewohnt, entſtrömten Thränen der Freude.

Während die treue Herzogin eifrig bemüht war, alles zu ihrer Abreiſe nach Oeſterreich vorzubereiten und anzuordnen, verfloß unaufhaltſam die Zeit, und weit länger, als ihrer Sehnſucht erwünſcht war, verzögerte ſich die Reiſe.

Erſt am zehnten Januar kehrte ſie nach Weimar zu ihren Kindern zurück, und wandte ſich dann wieder nach Eiſenach. Nicht lange darauf wurde den Söhnen Eiſenberg zum Aufenthaltsort beſtimmt, und ihnen ein Hofmeiſter, Hans Bruno von Pölnitz gehalten.

Wieder blühte ein Frühling auf, und Johann Friedrich ſah aus den Fenſtern des hohen Schloſſes weit hinein in die Gefilde Ungarns, ſah, wie die Auen zu grünen begannen, die Ufer des ſtolzen Stromes ſich ſchmückten, dieſer ſelbſt aber allzumächtig genährt mit dem Waſſer der Gebirge, anſchwoll und an manchen Stellen überfluthete. Um dieſe Zeit trug abermals ein Donauſchiff auf reißenden Wellen zwei Abgeordnete nach Wien, davon der Eine dem Herzog wohl bekannt war, der andere war jener Göttich oder Jöttich, damals Baumgärtners Gefährte bei dem Ritt aus Gotha, der dem Patrizier ſo übel bekam, jetzt kurfürſtlich Pfälziſcher Kanzlei-Secretar.

Johann Friedrichs Herz ſchlug erfreut, als er den Mann wiederſah, der ſo unermüdlich die Miſſion erfüllte, zu welcher der letzte Wille eines verehrten Todten ihn berufen. Die damalige Sendung hatte einen ſehr ernſten Zweck; der Herzog ſaß aufmerkſam den Abgeordneten gegenüber, die ihm, wie ſie ihm kund gethan, Vieles zu ſagen hatten. Martinus überließ aus innern Gründen ſeinem Begleiter die übliche formelle Einleitung, die Entledigung der Grüße von dem alten Kurfürſten und Pfalzgrafen, von Eliſabeth, die Mitleidsbezeugung mit dem noch immer währenden traurigen Zuſtand, und die Anwünſchung erfreulicher Geſundheit — denen die von allen Seiten ſtets wiederholten Ausſprüche hinzugefügt waren, es möge der Herzog ſich und die Seinigen nicht ſelbſt in die Trübſeligkeit gebracht, ſondern ſich zu rechter Zeit der bewußten verführeriſchen Leute entſchlagen haben. — Wünſche, zu denen der Herzog leiſe lächelte, worauf, als Göttich zu Ende war, Martinus das Wort nahm: „Euer Schwiegervater, der Kurfürſt zu Pfalz, fürſtliche Gnaden, läßt Euch, hoher Herr, unter Verſicherung des innigſten Mitleids und des aufrichtigſten Wunſches Eurer Erledigung, wiſſen, daß Fleiß und Mühe nicht geſpart werden, auf alle Weiſe für Euch zu intercediren. Wenn auch noch nicht alles erlangt wurde, ſo wird Euch doch die Nachricht mit Freude erfüllen, daß Eure Söhne wieder in ihren Landesantheil, mit Ausnahme der aſſecurirten Aemter, eingeſetzt werden ſollen, wenn zuvor durch zwei Grafen in Eurem und ihrem Namen Abbitte gethan werden.

„Gottlob!“ ſprach der Herzog und nichts weiter.

„Ferner verordnet der Kaiſer,“ fuhr der Redende fort: „daß binnen drei Monaten die Abtheilung zwiſchen Euern Söhnen, und Euerm Bruder erfolge, zu der die Kommiſſarien bereits ernannt ſind. Die

Vormundſchaft über Eure Söhne behalten Euer Schwiegervater, und die Kurfürſten zu Sachſen und Brandenburg.

„Ich wünſchte, ich hörte den Kurfürſten zu Sachſen nicht mehr nennen!“ bemerkte unangenehm berührt, der Herzog.

„Die betreffenden Dokumente brachten wir mit uns, und legen dieſelben Euch vor,“ ſprach der Doctor weiter; „aus dieſen erſeht Ihr, daß die Alimente für Euch und Eure fürſtliche Familie fortan aus den Landesantheilen Eurer Söhne zu beſtreiten ſind.“

„Ich habe den Raben geboten, daß ſie dich ſollen verſorgen!“ flüſterte Johann Friedrich düſter vor ſich hin. „Meine Thränen ſind meine Speiſe Tag und Nacht.“

„Nichts iſt unverſucht geblieben, lautet ferner unſer Auftrag an Euch,“ fuhr Martinus fort: „was zur Erledigung aus Eurer beſchwerlichen Haft dienen konnte, doch leider alles erfolglos, und aus den Schriften iſt zu erſehen, daß, obgleich die Stände des Reichs die ganze Sache dem Kaiſer anheimgeſtellt, dieſe doch mit dem Kurfürſten, den Ihr ungern nennen hört, durchaus verhandelt werden muß. Da nun die Sache dermalen gut im Gang, ſo laſſen die Euern Euch freundlich bitten, Ihr möchtet doch, um aus dem Kreuz zu kommen, ein Mittel ergreifen, das nur bei Euch ſelbſt ſteht, und das Einzige iſt, wenn Ihr Euch geholfen ſehen wollt.“

„Das Mittel kennen und — verwerfen wir!“ fiel der Herzog mit Stolz in die Rede. „Es heißt Demüthigung, und dieſe erlebt, ſo wahr Gott lebt, Auguſt nicht von uns.“

„Ich richte meinen Auftrag aus, hoher Herr,“ erwiederte Martinus beſcheiden: „darum zürnt nicht meinem Wort, nicht mir. Ja, ſo lautet es wörtlich, was uns befohlen ward, Euch anzurathen; Ihr ſollt gegen jenen Fürſten ein ganz freundliches, klägliches Brieflein ſchreiben, und —“

„Pater peccavi ſagen! Nimmermehr!“ fuhr der Herzog auf. „Ich habe mich genug erniedrigt, bin genug erniedrigt worden, ſchmachte vier Jahre lang im Kerker, und ſoll noch bitten? Ich habe geſchrieben, und bin ohne Antwort gelaſſen worden!“

„Eure Entrüſtung legt uns Schweigen auf!“ erwiederte Martinus: „obſchon unſre Inſtruction ſich noch viel weitläufiger über das verbreitet, was wir Euch bitten ſollen, zu thun. Ich unterſtehe mich, ſie Euch zu überreichen.“

„Zeigt her, zeigt her!“ rief der Herzog raſch, und ſchlug die Blätter der Schrift ſchnell um, ſeine Blicke jagten über die Zeilen.

„Danken — er hätte das beſte zu Speier für mich gethan? — blöde Lüge — nochmals bitten — um Verſöhnung — mich unterordnen, Treue geloben, und wenn das nicht genug, alles thun, was nur irgend die Ehre geſtatte!“ rief abgebrochen der Herzog vor ſich hin: „Nein und abermals nein! Die Ehre geſtattet es eben nicht! Ich ſoll täglich für ihn beten! Hahaha, das iſt denn doch viel angeſonnen!— ſoll die Söhne ermahnen, daß ſie das auch thun. Auch der Frau ſoll ich ſchreiben — auch anbetteln! Mit Nichten! Mit Nichten! Da nehmt, da nehmt! Ich ärgere mich, wenn ich das leſe.“ Aufgeregt gab der Herzog die Inſtruction zurück.

Die Beauftragten erſchöpften ihre Redegabe pflichtgemäß, um ihrer Sendung zu entſprechen, denn der Fall, daß Seine Liebden ſich auf ihre Anträge „etwas hart ſtellen“ werde, war vorgeſehen in der Inſtruction; ſie führten die neue nahe Verwandtſchaft mit Auguſt an, ſprachen die Befürchtung aus, die günſtige Zeit, Verſöhnung zu erlangen, möge ungenutzt verſtreichen, die Koſten ſeiner Haft immer höher anwachſen, ſie erinnerten an Eliſabeths Schmerz, an das Leid der Kinder, ſie baten ſogar, der Herzog möge doch als Menſch, der irren und fallen, ſich aber auch wieder aufrichten könne, den Kurfürſten, und als Chriſt verzeihen; ſeiner nicht voll Haſſes gedenken.

„Darauf habe ich euch zu antworten,“ ſprach der Herzog: „daß ich es ſo halte, wie Auguſt ſelbſt. Als ich in meinem tiefen Elend zu Dresden ihn bittend um Ausſöhnung anſprach, und mich reut tauſendmal, daß ich's gethan, da gab er mir zur Antwort: Im Herzen weiß ich mich gegen Dich, als ein Chriſt zu verhalten, die Sache befehle ich Gott, und was Deine Verbrechen angeht, laſſe ich es bei dem Gang des Rechtes bleiben und bewenden.“

Vergebens wurde dem, durch böſe Erinnerungen Aufgebrachten, noch vorgeſtellt, daß ſeine Weigerung von Niemand für Standhaftigkeit, ſondern von Jedermann für Hartnäckigkeit geachtet werden müſſe. Der Herzog ſchloß die Audienz mit den Worten Nahums des Propheten: „So ſpricht der Herr: ſie kommen ſo gerüſtet und mächtig als ſie wollen, ſollen ſie doch umgehauen werden und dahin fahren. Ich habe dich gedemüthigt, aber ich will dich nicht wiederum demüthigen. — Sagt denen, die euch ſandten: Ich habe mich gedemüthigt, aber ich will mich nicht wiederum demüthigen.“ —

Wie ſehr betrübend und niederſchlagend dieſe Antwort auch war, im Grunde genommen, war es dem Gefangenen nicht zu verargen, daß er feſt blieb gegen den befangenen Rath, dem Feind neuen Triumph zu gönnen, denn kein Funke Verſöhnlichkeit glimmte in Auguſts Herzen. Dies bezeugen deſſen Antworten an die drei geiſtlichen Kurfürſten und Erzbiſchöfe und an die Herzogin Eliſabeth, auf deren erneute Fürbitte. Den Kurfürſten ſchrieb er, daß ihn die vielen Vorbitten und Interceſſionen für ſeine Feinde, die ihm nach Land und Leuten, Ehre und guten Leumund geſtrebt, wie Johann Friedrich, befremdlich vorkämen; auch könne er nicht einſehen, welche Hoffnungen aus ſolcher Perſonen Freilaſſung zu ſchöpfen wäre. Stärkere und bindendere Verſicherungen von Treue und Eintracht könnten nicht aufgerichtet werden, als mit Johann Friedrichs Vater ſowohl, als auch mit dieſem ſelbſt errichtet worden wäre, und dennoch ſeien ſie beiderſeits gebrochen worden. Die Fürſten könnten daraus, daß er, der

Kurfürſt, die Söhne des Gefangenen zur Reſtitution befördern helfen, hinlänglich erſehen, wie er ſeinen gerechten Unmuth habe fallen laſſen; was Johann Friedrichs Perſon betreffe, ſo bleibe es bei dem einmal gefaßten Beſchluß. Wolle man ihn erledigen, ihn wieder zu Land und Leuten kommen laſſen, ſo hätte die Reſtitution der Kinder erſpart werden können, und habe Zeit gehabt, bis zur Erledigung des Gefangenen. Der Kurfürſt ſelbſt bezog ſich im Betreff der erbetenen chriſtlichen Verzeihung auf die Worte, die er in Dresden zu Johann Friedrich geſprochen, und verbat ſich fernere Interceſſionen. An Eliſabeth ſchrieb Auguſt, ſie werde die Reſtitution der Söhne freundlich erkennen, und künftig wohl noch mehr als jetzt, und daraus entnehmen, daß er ſich freundlich und vetterlich erzeigt habe. Dabei aber habe es ſein Bewenden, denn daß er, Auguſt, ſich ſelbſt mit Fürbitten wegen der Perſon ihres Gemahls gegen irgend Jemanden belaſten, oder ſich auf irgend etwas einlaſſen ſolle, das ſei nicht ſeine Gelegenheit. Auch erachte er, daß ihm ſolches nach der Dinge Hergang und Sachlage nicht gezieme. So ſchwand denn alle Hoffnung auf Befreiung des Gemahls, und Eliſabeth, als ſie dieſen Brief empfing, zerfloß in Thränen.

Eliſabeth hatte die Wartburg verlaſſen und weilte bei ihren Söhnen in Eiſenberg ſorgenvoll, im tiefen Kummer, denn immer noch verzögerte ſich ihre Reiſe dorthin, wohin ihr Herz ſie zog. Und wie peinvoll war die Lage der edlen Fürſtin, wie zerriſſen Liebe und Schmerz ihr treues Gemüth! Wollte ſie dem Gatten tröſtend nahen, ſo mußte ſie ſich trennen von den geliebten Söhnen, die noch ſo ſehr das wachſame Auge der Mutter, ihre zärtliche Sorgfalt bedurften. Wie innig hing ſie, wie feſt, an den Kindern, den Zeugen beſſerer ſchönerer Zeiten, den Pfändern einer hohen und reinen Liebe. Dieſen mußte ſie nun Lebewohl ſagen, mußte ſie wiſſen in den Händen der Miethlinge, mußte ſie verlaſſen, wie eine Sterbende, denn wer ſagte ihr, ob ſie je den Tag der Freilaſſung ihres Johann erblicken, ob nicht Kummer und Gram ſie bald dem Ziele der Endlichkeit entgegen führen werde? Fürwahr, es war ein großes, heiliges Liebesopfer, das Eliſabeth ihrem Gatten brachte, da die Liebe zu ihm ſogar die Mutterliebe in ihr überwältigte, und daß der Kampf ihr ſchwer wurde, unendlich ſchwer, ward dadurch bezeugt, daß es ſo lange dauerte, bis ſie ganz den bittern Kelch zu leeren vermochte.

Eine ſchöne Gelegenheit in den Kaiſerſtaat zu gelangen, hatte ſich im Sommer 1571 dargeboten, als ihr Schwager und ihre Schweſter mit einem Gefolge von 200 Reiſigen nach Prag fuhren, um die Lehen über Saalfeld und die Mitbelehenſchaft von Böhmen zu empfangen, welcher Akt unter großer Feierlichkeit auf dem Hradſchin vollzogen wurde. Aber Auguſt weilte ebenfalls dort, und ihm, den unverſöhnlich Haſſenden wollte Eliſabeth nicht unter die

Augen treten, ja es hätte ſie gepeinigt, jetzt, eine Hoffnungsloſe, mit dem Schwager zu reiſen, der kein Gefühl hatte für den Schmerz, welcher ſie verzehrte. Die Fürſtin wandte ihr Auge lieber nach Erfurt, wo im Juli die Räthe und Commiſſarien ſich verſammelten, um die Landestheilung zwiſchen Johann Wilhelm und ihren Söhnen zu ordnen und zu berathen, eine Theilung, die nicht eher als im November des folgenden Jahres zum Vollzug gelangte.

Schon ſetzte der Sommer des Jahres 1572 ſeinen Fuß in die Spuren des verblühten Frühlings, als Eliſabeth von Gertrud, von dem Fräulein von Haſſenſtein und acht andern Perſonen ihres Gefolges begleitet, unter dem Schutze und Geleite der achtbaren Pfälziſchen Diener, des Doctor Martinus und des Secretar Göttig die Reiſe nach Oeſterreich antrat, nachdem ſie den ſchwerſten Kampf gekämpft, und ſich losgeriſſen hatte von ihren Söhnen, trauerahnungsvoll, in Schmerzen vergehend, Gottes Händen ſie anbefehlend.

Johann Friedrich war von dem ſchönen, reizendgelegenen, und ausſichtvollen Bergſchloß zu Preßburg ſchon im April zum drittenmal nach Neuſtadt gebracht worden, und ſchmachtete in dem alten Kerker. Brachten die Botentauben ſeiner Sehnſucht dem Gefangenen auch nicht das Oelblatt der Wunſcherfüllung, ſo waren doch andere Blätter bei ihm eingetroffen, Blätter der Liebe, die ihn mit Freude und Nahrung erfüllten. Schon von Eiſenberg hatte Eliſabeth geſchrieben, ſie wolle Aeltern und Freunde nicht mehr anſehen, wenn er nicht frei werde, ſondern zu ihm ziehen, er möge nur den Wunſch gegen ihren Vater ausſprechen, daß er nach ihr verlange. Und als dies geſchehen war, traf wieder ein Brief ein, der dem Herzog meldete, ihres Vaters Rath ſei, den älteſten Sohn als Unterpfand der Verſöhnung und Ergebenheit dem Kurfürſten zu übergeben, ein Rath, den Johann Friedrich geradezu verwarf. Er ſchrieb in ſeiner Antwort: „Gott hat andere Mittel uns zu helfen, als unſern älteſten Sohn in die Arme des Moloch zu überliefern.“

Glücklich und wohlbehalten kam die fürſtliche Reiſende in Wien an. Ihre Begleiter bahnten ihr überall den Weg; ſie wußten an welche Perſonen die Fürſtin ſich zu wenden hatte, um Audienzen bei beiden Majeſtäten zu erlangen, und ſo trat die noch junge bekümmerte Fürſtin vor die Kaiſerin Maria, ſah ſich freundlich angeſprochen, ſah ſich bald darauf vom Kaiſer ſelbſt gnädig empfangen, und vernahm aus ſeinem Munde Worte des Troſtes. Maximilian ſprach zu ihr, der nun perſönlich und fußfällig um Gnade und Befreiung für ihren Gemahl Flehenden, indem er ſie aufhob, mit ſeiner leiſen und ſchwächlichen Stimme: „Liebe Frau Muhme, ich muß Euch im Vertrauen wiederholen, was ich ſchon öfter ſchriftlich an Euch gelangen ließ, daß Eures geliebten Herrn Erledigung wirklich nicht in meiner Macht allein ſteht, ſondern daß nach dem Reichstagsbeſchluß die Verzeihung des Kurfürſten zu Sachſen derſelben nothwendig vorangehen muß. Ich ſelbſt erachte für gut und rathſam, es geſchähe dieſe Ausſöhnung und Verzeihung je eher je lieber, für meine Perſon ſoll es dann nicht fehlen.

Freudvoll ſchrieb die Herzogin ihrem Vater die gnädige Aufnahme, die ihr am Kaiſerhofe zu Theil wurde. Sie rühmte auch das treue und unabläſſige Wirken ihres Doctor Fehling, der in Wien zurück blieb, um ferner für ihre Wünſche thätig zu ſein.

Kaum war die liebende Gattin der ſo nothwendigen Aufwartungen bei Hofe überhoben, als nichts mehr ſie abhielt, den Weg nach Neuſtadt anzutreten. Ein furchtbares Sturmwetter hatte in dieſen Tagen verheerend über Wien gehangen, und mit ſchwellenden Waſſerſtrömen alle Straßen der Kaiſerſtadt erfüllt. Die Wetterwolken hingen noch verſchleiert über den Alpen Steiermarks, aber über Wien und Neuſtadt lachte wieder blauer Himmel, und die erfriſchten Fluren ſtanden in üppigſter Sommerpracht. Selig ſchlug Eliſabeths Herz, in ein Paradies wähnte ſie einzufahren, als ſie nun am Wienerberge hinabfuhr, als ſie zwiſchen grünen Rebengeländen hingeſtreut, die blühenden Orte Bertholdsdorf, Brunn, Mödling, Gumpoldskirchen und das reizende Baden am Fuße mäßiger Berghöhen zur Rechten liegend erblickte, während zur Linken weite Wieſen und Artlandsflächen mit Moorbrüchen, hie und da von kapellengekrönten Hügeln unterbrochen, mit Dörfern beſäet, von kleinen Bächen anmuthig durchſchnitten, den Blicken weiten Flug verſtatteten, den nur eine Bergkette an

Ungarns Grenze hemmte. Wie freudebang ſchlug, wie zitternd ihr Herz, als nun Leobersdorf, als nun Saalenau, und mit dieſem der letzte Ort vor Neuſtadt erreicht war; als vor ihren ſehnſuchtvollen Blicken die ummauerte Gränzſtadt lag, mit dem hohen Thurmpaar ihrer prächtigen, denkmälerreichen Hauptkirche, mit der umfangreichen Burg. Eliſabeth hatte kein Auge für das maleriſch hingelagerte Gebirge, noch für die Schlöſſer, die es zierten, das berühmte Starhemberg, das feſte Tramaberg, den ſtattlichen Dechenſtein, die mit vielen andern in die Ebenen herabglänzten, während zur Linken der Herzogswald mit Reben- und Buchenhügeln, mit Schlöſſern und Kirchen Neuſtadt nahe trat. Eliſabeth vergaß Natur, Umgebung, ſich ſelbſt, ſie trieb den Kutſcher zur Eile an, und bald fuhr der Wagen über die Zugbrücke, bald in den öden, ſchattigen Hof, noch wenige Minuten, und Eliſabeth lag erſchüttert in Johann Friedrichs Armen.

Fünf Jahre waren vorübergegangen, ſeit beide Gatten ſich nicht geſehen. Es ſchien ihnen kaum ſo viele Wochen. Das Leid der Vergangenheit war vergeſſen. Beide waren gealtert, der Schmerz hatte Spuren in jedes Antlitz gezeichnet, ſie ſahen ſich in di[illegible]ugen, in die hellen, freudefreundlichen, liebeſtrahlenden, in die Seelen hinein. Alles was noch hemmte und drückte, laſtete und feſſelte, ſeiner wurde jetzt nicht gedacht. Nur die Liebe behauptete ihr Recht, und ſang unter Thränen und Küſſen ihr jauchzendes Hoſannah. —

Drittes Kapitel.

Ueber den Fluren von Würzburg und Rimpar ſchattete ein trüber Novembertag. Bei den Kapitelherren war große, unruhevolle Bewegung. Es ſtand nicht gut um den nun neunundſechzig Jahre alten Biſchof und Frankenherzog Friedrich von Wirsberg. Er lag in der Heimſuchung Gottes. Die Höllenflamme quälender Gedanken brannte in ſeinem Gehirn, und marterte ihn mit entſetzlichen Bildern, und das geſchah ſchon mondenlang. Im abgezehrten bärtigen Geſicht des finſtern Mannes zuckte der Schmerz in hundert Falten und Fältchen, krampfhaft, ſichtbar. Es war nicht gut um ihn ſein, und die, welche bisweilen ihm nahe ſein mußten, Michael von Lichtenſtein, jetzt Dompropſt zu Bamberg, Richard von der Kehre, würzburgiſcher Dompropſt, der junge und verſtändige Domdechant Julius Echter zu Mespelbronn und andere der Domherren hatten viel zu leiden. Unaufhörlich erneute Phantaſieen ſtellten ſchreckliche Geſtalten und Ereigniſſe vor die zitternde Seele Wirsbergs. Bald war er ſelbſt der erſchoſſene Zobel, bald jubelte er laut auf, daß Zobel erſchoſſen worden, und ſtreckte die Hand aus nach Stab und Inful und Herzogkrone, dann prieß er wieder wimmernd den Vorgänger glücklich, daß dieſen ein raſcher Tod befreit habe, während er, der Leidende, noch in Feſſeln der irdiſchen Hülle, Qualen empfinde, die im Flammenbade der Läuterung, das ſeine Kirche glaubt, nicht entſetzlicher gedacht werden könnten.

Grumbachs Geſtalt ſchritt drohend durch die Kreiſe fiebernder Ideen Friedrichs. Bald haderte, bald richtete, bald kämpfte er mit ihm, bald ſchrie er, von ihm verfolgt, an deſſen Verfolgung er ſein Leben geſetzt, angſtvoll, zitternd auf. Es traten Schaaren Lebender und Todter um ſein Sterbebette, die ſeine Unduldſamkeit in Sachen des Glaubens verfolgt, vertrieben, eingekerkert. Die Leichen, denen er ein ehrliches Begräbniß verweigert, die von Thieren aus den Rainen des Feldes wieder geſcharrt [illegible]en, forderten von ihm ein Grab. Das waren aber nicht nur Chriſten, ſondern auch Juden, die er vertrieben, und ihnen Synagoge, Bad und Kirchhof gewaltſam genommen, der an derſelben Stelle lag, wo jetzt das Julius-Hospital dem Wohl der Menſchheit dient. Sie drückten ihm den Kaufbrief in die Hand, der ihnen das Recht des wohlbezahlten Grundſtücks ſicherte, und zugleich Kaiſer Ferdinands Patent, das ihre Vertreibung befahl, und dieſe Dokumente waren ganz Feuer, wie glühendes Metall. Zu anderer Zeit und Stunde marterte ihn Grimm und Groll über Vergünſtigungen, die denen geworden, welche er am meiſten haßte. Kunz von Grumbach hatte auf dem Wege des Rechts mehr Glück wie ſein Vater, und manches mußte der Familie von ſeinen erblichen Gütern wieder eingeräumt und zugeſtanden werden. Den Markgrafen Friedrich von Brandenburg hatte ſchon Kaiſer Ferdinand wieder in das Erbland eingewieſen, deſſen der geächtete, fern von der Heimath geſtorbene kriegeriſche Albrecht entſetzt worden war, und dieſer Markgraf ſprach eine Entſchädigungsſumme von zweimalhunderttauſend Gulden für ſein durch Würzburg verwüſtetes Land an; er drohte im Weigerungsfall mit furchtbarem Ueberzug. Wieder klagte Würzburg beim Reichskammergericht, wieder hoffte der Biſchof, es werde glücken, wie in den Grumbachiſchen Proceſſen, aber das Kammergericht verurtheilte Würzburg zu einer Zahlung von hundertundſiebenzigtauſend Gulden an den Markgrafen, durch dieſen Ausſpruch gleichſam das Recht beſtätigend und dokumentirend, das [illegible]recht Alcibiades verweigert worden war. Dazwiſchen traten wieder andere Bilder, in denen Flammen der Luſt ſich in Flammen der Hölle verwandelt zeigten.

Ganz beſonders martervoll aber war dem Kranken die ſich immer erneuernde Erinnerung an ein

Ereigniß des vorigen Jahres. Er lag zu Bette, als ein Getöſe ihn weckte und rings loderten Flammen um ihn, und der Qualm einer Feuersbrunſt drohte ihn zu erſticken. Im bloßen Hemde entſpringend, machte er Lärm, Geräthe, Bücher, Dokumente loderten auf, ein Theil des Flügels brannte aus. Dieſe züngelnden Flammen erneuten ſich fort und fort, und ſo lag er, phantaſirend, gemartert, ein beklagenswerther Anblick.

Das Kapitel, ſeines Todes ſich verſehend, ſchrieb bereits, ehe der Biſchof noch geſtorben war, an die auswärtigen Domkapitularen, und berief ſie ein zur neuen Wahl. Der alte Reimpoet Johannes Episcopius trat auch zum Lager des Herrn, ſah ihn leiden, und ſann über einen Kunſtſpruch nach zu ſeinem Gedächtniß, deſſen Sprache aller poetiſchen Kunſt meilenfern war. Dies geſchah am zwölften November 1573, und gegen Abend wurde der Kranke ſeiner Qualen entledigt.

An demſelben Tage vereinte das Gotteshaus zu Rimpar die Glieder einer im Lande Franken zerſtreut wohnenden Familie, die Reſte einer Familie vielmehr, deren Glieder, hier am Ort ihre Jugend erblühen ſahen, und die das Schickſal weit umher verſtreute.

Zwei ernſte Männer, Kunz und Moritz, alternde bleiche Frauen, mit ihren Gatten, doch auch Jungfrauen und Jünglinge, unter letztern auch ein Wilhelm von Grumbach.

Sie alle begingen eine Todtenfeier für eine geliebte Verſtorbene, deren Lebensſterne ſchon ſeit dreizehn Monaten erloſchen. Sie ließen an der Wand der Kirche, die ſchon ſo manches ritterliche Denkmal zierte, ein Epitaphium aufrichten, und betrachteten ſinnend den Stein, der das Abbild einer Matrone zeigte, nonnenartig gekleidet, einer Frau von milden Zügen — und kindliche Thränen netzten die Schrift, bevor der Stein erhoben ward. Dieſe Schrift ſtellte ſich alſo dar:

Anno Domini 1572 den 12. Octobris iſt in Gott
verſchieden die Edle und tugenthafte Fraw Anna
von Grumbach geborne von Hutten weiland Wilhelm
von Grumbachs zu Rimpar Seligen Ehelige
Hausfraw. Der Selen Gott gnedig und barmherzig ſein
vnd ein fröliche Vfferſtehung verleihen wolle
Amen.

Schloß Rimpar lag öde. Grumbachs Fluch laſtete auf ſeinem Vaterhauſe, und ſcheu wandten ſich Grumbachs Angehörige, als ſie der frommen Pflicht in der Kirche genügt, aus dem Ort, und blickten nicht um, damit der Schmerz ſie nicht verſteine.

Wirsbergs bauluſtiger Nachfolger, Biſchof Julius ſtellte Schloß Rimpar prangend wieder her; er hatte vernommen, Grumbach habe geſprochen mit den Worten Jeſaias: „Rohrdommeln und Igel werden es inne haben, Nachteulen und Raben werden daſelbſt wohnen“ —

und der mächtige Biſchof wollte nicht, daß die ſtattliche Burg veröde. — Und heute — iſt es doch gar wüſt und ſchaurig in den Räumen der Burg Rimpar, die von weitem geſehen, ſich wie ein ſtolzer Fürſtenbau erhebt, und im Innern nichts zeigt, als traurigen Verfall. Es iſt das der Ruine zureiſende Geſpenſt eines Schloſſes, unheimlicher bei weitem, als ein wirklich in Trümmern liegendes, denn zuviel erinnert noch an der Menſchen Wollen und Walten darin. Was Maler- und Bildhauerkunſt erſchuf, blickt traurig und halbzerſtört von Wänden, die Staub und Spinnen grau überzogen. Da ſind Räume dürftig benutzt, armes Volk hat in ihnen ein Obdach, andre ſind nur mit Gefahr zugänglich. Und wer ihn nicht betreten muß, meidet den Bau, aus deſſen Fenſtergeſimſen und Mauerſpalten die Blumen der Sage geiſterhaft nicken. In der Kirche zu Rimpar, die Biſchof Julius, als er noch härter, wie ſein Vorgänger, die Proteſtanten verfolgte und ihren Kult vertrieb, wieder repariren ließ, ſteht noch ein Theil der Denkmäler der Familie, welcher Burg und Ort Jahrhunderte lang eigen war. Viele der Epitaphien ſind grauſam verſtümmelt, die betend gefaltenen Hände ſind abgeſchlagen, und die Brüſte mit Fl[illegible] weggemeiſelt, um den Rahmen von Stationenbildern zur Stütze zu dienen, die ein Pfuſcher pinſelte. Das Loos des Schönen. —

Die treueſte Fürſtin hatte das Ziel erreicht, nach dem das Sehnen ihrer Liebe ſtrebte. Eliſabeth theilte mit Johann Friedrich ſein Gefängniß, ſeine trüben Stunden und ſeine freudigen, denn auch ſolche waren ihm vergönnt von jener Hand, die keinem Menſchen mehr auferlegt, als er zu tragen vermag. Doch auch in der Stille und Einſamkeit des Gefängniſſes ward nicht jene Ruhe nach Stürmen gefunden, die denen zu gönnen geweſen wäre, welche ſo viel erlitten, vielmehr wußte die Außenwelt ſie dauernd zu beſchäftigen und regſam zu erhalten, ſo daß ſich im Anfang nicht allzuviele Stunden der Muße und jener innern Einkehr fanden, welche doch wünſchenswerth erſchien.

Gleich nach dem Eintritt der Herzogin in das Kerkerſchloß, und kaum daß der erſte Freuderauſch in näherer Anſchauung und Betrachtung der tief empfundenen und ſchmerzlich beweinten Lage des Gefangenen übergegangen war, hatte Eliſabeth zu kämpfen gegen das Mißverſtehen der kaiſerlichen Befehle von Seiten des böswilligen und feindlichgeſinnten Commiſſars, Hans Chriſtoph Hofmann, welcher das Verweilen der Herzogin im Schloß zu Neuſtadt nur auf einen Tag und eine Nachtraſt beſchränken wollte. Alsbald mußte ein Expreſſer nach [illegible]en reiten, der mit der tröſtlichen Nachricht zurückkehrte, daß der Kaiſer die Zeit des Beſuches auf einige Monate gnädigſt verſtatten wolle. Eine zweite Bitte, welche Eliſabeths ſorgende Liebe an Maximilian richtete, die Erweiterung des äußerſt beſchränkten

Spazierganges für den Gefangenen, wurde abgeſchlagen. Der redliche Sekretär Göttich reiſte nun mit Grüßen, Briefen und mehrfachen Aufträgen an den Pfalzgrafenhof zurück; hauptſächlich bat die Herzogin ihren Vater, er möge ja nicht unterlaſſen, von befreundeten Fürſten neue Interceſſionen zu Gunſten ihres Gemahls bei dem Kurfürſten zu erwirken, er möge Sorge tragen, daß ihre Söhne möglichſt bald die Reſidenz in Koburg aufſchlügen, und da ſich gerade damals die Nachricht verbreitete, der Kaiſer werde ſeinen Sohn Rudolph demnächſt in Prag zum König von Böhmen krönen laſſen, bei welcher Feierlichkeit die Kurfürſten und andere Fürſten des Reiches nicht fehlen durften, ſo glaubte Eliſabeth darin eine willkommene Veranlaſſung zu ſehen, daß Verſöhnung und Gnade geübt werde, und bat ihren Vater, beim Kaiſer darauf anzutragen, daß der Gefangene nach Prag folgen dürfe — da ſich außerdem, wenn dieſe günſtige Gelegenheit verſäumt werde, nicht ſobald wieder eine erfreuliche Ausſicht zur Befreiung zeige.

Alle dieſe treuen Wünſche, dieſe neuerweckten Hoffnungen, dieſe Fürbitten, welche erwirkt wurden, waren erfolglos. Der Kaiſer ſchlug die Geſuche ab, der Kurfürſt blieb unerbittlich.

Das Schickſal, welches nicht müde wurde, das Herz einer Frau zu prüfen, die den hohen Beruf der Gattin in einen Umfang erfüllte, wie wohl nur Wenige vermocht hätten, reichte ihr, als ſie kaum einige Monate bei ihrem Gatten verweilte, abermals einen friſchen Kelch der Thränen. Sie erhielt die Nachricht, daß am vierten Auguſt ihr hoffnungsvoller älteſter Sohn, der den verhängnißvollen Namen unglücklicher Sachſenfürſten führte — zu Eiſenberg verſtorben war.

Wenn es ſchon tiefſchmerzlich iſt, ein geliebtes Kind leiden und verſcheiden zu ſehen, ſo iſt der Schmerz noch überwiegender für eine Mutter, ihr Kind, das ſie geſund verließ, das ſie fremder Pflege anvertraute, nun plötzlich tod zu denken, denn immer wird Mutterliebe vorwurfsvoll zu ſich ſelbſt ſprechen: hätteſt Du dein Kind nicht verlaſſen, ſo würde es vielleicht noch am Leben ſein; unter Deiner ſorglichen und unermüdlichen Pflege hätte Gott es dir wohl gelaſſen. — Doch auch dieſes bittre Weh, es mußte ertragen werden und wurde getragen mit jener chriſtlichen Standhaftigkeit, die ein Grundzug im Charakter Eliſabeths war. Der Kaiſer ſchrieb vom Schloß zu Preßburg einen theilnehmenden Brief, und ertheilte in dieſem die Erlaubniß, daß die Herzogin auf unbeſtimmte Zeit noch, bis auf kaiſerliches Wohlgefallen, bei ihrem Gemahl bleiben dürfe. Auch mit der Kaiſerin Maria blieb die freundliche Correſpondenz unterhalten, immer Bitte und Hoffnung von einer, immer Beileid und le[illegible]ge Vertröſtung auf eine ungewiſſe Zukunft hinaus, von der andern Seite.

Während noch die weitläuftige Auseinanderſetzung und Landestheilung zu Erfurt im Gange war, brachte der Bruder des gefangenen Herzogs es durch unabläſſiges Bemühen dahin, daß die jährliche Summe der Unterhaltungskoſten für ſeinen Bruder von fünfzehntauſend Reichsthalern auf zwölftauſend herabgeſetzt wurde, und dieſe Nachricht, als ſie ſpät und mit andern in Neuſtadt eintraf, mußte Johann Friedrich erbitternd aufregen. „Siehſt Du, mein treues Gemahl!“ ſprach in trüber Stunde der Gefangene zu Eliſabeth: „Wenn wir ſchon müde ſind, läſſet man uns doch keine Ruhe. Sogar den kärglichen Unterhalt verkürzt uns die Hand des Bruders!“

„Hilf himmliſcher Herr, höchſter Hort!“ antwortete Eliſabeth bekümmert mit den Worten ihres Wahlſpruchs.

„Es bringt ihm keinen Segen, dem Herzog Johann Wilhelm!“ fuhr Johann Friedrich fort: „ich weiß, es bringt ihm keinen Segen! Gott läßt mich meine Luſt ſehen an meinen Feinden! Wie hat Herzog Johann Wilhelm an Herzog Auguſt gehangen, wie bereitwillig hat er ihm gedient mit Rath und That zu meinem Verderben, wie hat er nach Vortheil gegeizt, und gehofft, durch die Gunſt des Mächtigen Land und Leute zu mehren, und was iſt ſein Lohn? Haß und Hader, Undank und Verfolgung, was er im reichlichen Maße um mich verdient. Er dachte freilich nicht, daß der habſüchtige Auguſt für die Kriegskoſten ſich an ihm werde erholen wollen, er dachte nicht, daß derſelbe Mann, dem er geholfen, uns und unſere Kinder von Land und Leuten zu drängen, damit er ſie gewinne, ihm zum Trotz unſern Kindern mindeſtens das Ihrige zurückgeben könne und werde, wie denn geſchehen. Das hat ihn mehr gegiftet, und frißt ihm mehr am Leben, als das Bannen, welches er ſoll zu Prag empfangen haben, wie ein dunkles Gerücht ergeht. Er hat ſich auch genug gewehrt und geſtemmt, hat ſeine erſchlichenen Alleinbelehnungen als Rechtsſchild erhoben und hat darauf gepocht, daß ohne ihn Gotha wohl nicht erobert worden wäre, als wenn er es mit ſeiner Tapferkeit gezwungen.“

Noch ſprachen die leidenden Gatten die trüben Verhältniſſe durch, unter denen ihren Söhnen das väterliche Erbtheil geſichert worden war, und ließen nicht unberührt, daß Herzog Johann Wilhelm für ſich und ſeine Erben erſt jüngſt neben andern großen Vorzügen vor ſeinen Neffen, auch noch das Recht der Primogenitur auf Kurſachſen, Heſſen und Henneberg vom Kaiſer zugeſprochen erhalten hatte, wogegen er dann, wenn der Fall des Ausſterbens der Herrſcher eines der genannten Länder einträte, ſeines Bruders Söhnen nur einige Renten ſichern ſollte — als ſich in der Thüre die Hofdame von Haſſenſtein mit ſchüchternen Blicken, ob ſie wohl zu ſtören wagen dürfe, zeigte. Schon eine ziemliche Weile war Birkenfeld zu dem ihm innig befreundeten Fräulein eingetreten, und hatte ihr einen ſchwarzgeſiegelten Brief an die Herzogin überbracht, den als mit der kaiſerlichen Poſt gekommen, der Commiſſarius ihm eingehändigt. Der Brief enthielt offenbar eine neue Trauerbotſchaft, doch welche? Das hätten jene beiden Liebenden gerne gewußt. Das kleine Ringwappen war das herzoglich-ſächſiſche; der Brief konnte von Weimar ſein, aber auch von Eiſenberg. „Es wird Kummer zu Kummer fügen, wie wir das leider hier gewohnt ſind!“ ſprach das Fräulein ſeufzend.

„Leider, ja wohl, leider!“ erwiederte Birkenfeld trüb. „Ich ſehne mich weit von hier hinweg, doch nicht ohne Euch!“

„Harren können, iſt weiſe, und geduldig ſein, ſteht wohl an, Jungen und Alten!“ erwiederte Hanna.

„Würde man nur nicht vom Jungen zum Alten darüber!“ gab Birkenfeld zurück.

„Ihr ſeht mir wohl ſchon recht die Jahre an?“ fragte Hanna halb im Scherz, halb im Ernſt, denn ſie war um fünf Jahre älter geworden, ſeit ein freundliches Einverſtändniß beider jugendlicher Herzen zu Grimmenſtein ſich entfaltet hatte, und eine Liebende von zwanzig Jahren fühlt anders und hofft lebhafter als eine von fünfzehn Das Herz behauptet aber unter allen Lebensſtadien ſeine Rechte. — Birkenfeld wollte eine Schmeichelei erwiedern, doch Hanna zerriß den Faden des Geſprächs und trat mit beſonnener Haltung und dem Ernſt der ſich ziemte gegenüber einer ſorgengebeugten und geliebten Herrin, mit dem Briefe ein.

„Ein Brief? Ha! eine Trauerpoſt! An mich?“ rief Eliſabeth, und ging der Dienerin einige Schritte entgegen.

„An Euch hohe Frau!“ erwiederte Hanna und überreichte den Brief, indem ſie ſich verneigte und ſich zurückzog.

„Es kömmt eine böſe Botſchaft vom Gebirge Ephraim her!“ ſprach mit Jeremias Worten und erwartungsvoll der Herzog, und blickte die Gattin forſchend an. Dieſe erbrach den Brief, auf dem das dreimalige Cito Citiſſime nicht vergeſſen war, und blickte ſchweigend hinein. Das Schreiben war von der Schweſter Herzogin; die Leſerin wechſelte die Farbe, die Hand, welche den Brief hielt, begann zu zittern, dann blickte Eliſabeth den Gemahl feſt an, deſſen Augen auf ihr ruhten, und las mitten aus dem Zuſammenhang heraus, laut: „Acht Tage zuvor hatte er einen ſchönen Traum, da ſahe er einen glänzenden Aufzug von heiligen Engeln durch unſern Schloßhof ziehen, die muſizirten himmliſch und lobten Gott. Aber als ſie ſich zurück wandten, da ſah er auf dem Rücken eines großen Engels ſeinen Namen geſchrieben, und darunter die Worte: Dieſen bringt mir zur Ruhe. Am Montage den zweiten dieſes, früh um zwei Uhr ging er ein zum ewigen Leben.“

„Wer? Wer?“ fragte der Herzog haſtig, als er ſah, daß Thränen aus Eliſaebths Augen auf das Papier fielen. „Doch nicht — nein, *Der* ſah keine Engel, hat uns ja hart genug geſcholten, daß wir mit einem *Engelſeher* Verkehr gehabt! Rede — Wer ſtarb?“ —

„Dein Bruder!“ erwiederte, ſich die Augen trocknend, die Herzogin mit Wehmuth.

„Mein Bruder!“ rief Johann Friedrich aus und ſchlug die Hände zuſammen. „Mein Bruder, noch nicht dreiundvierzig Jahre alt, und tod?“ —

Er deckte ſein Geſicht mit beiden Händen und ſchwieg. Eliſabeth weinte ſtill, ihre Thränen galten mehr der geliebten Schweſter, als dem Hingeſchiedenen.

„Es wird der Trauer kein Ende bei uns!“ ſprach der Herzog: „So geht's doch endlich alſo: Heute König, morgen tod! Gott gebe ſeiner Seele Frieden; ich will eingedenk ſein des Spruches: Freue dich nicht, daß dein Feind ſtirbt, gedenke, daß wir alle ſterben müſſen! — O Bruder, Bruder! Warum mußten wir mit einander hadern? Warum konnten wir uns nicht mit einander verſöhnen?“

Wirklich im Herzen bekümmert, aus dem jetzt aller Groll gegen den Mann gewichen war, der ihm ſo ſehr verkürzen half, ſetzte ſich der Herzog neben dem Seſſel ſeiner Gemahlin nieder, küßte ihr die Thränen von den Wangen, und ſprach ſanft: „Siehe gutes Weib, das iſt der Welt Pracht und Macht, Glück und Glaſt! Wir fahren dahin, wie ein Schatten, der vertrieben wird. So iſt ein tüchtiger Regent geſchieden, ein tapfrer Feldherr, der mit dem Lorbeer des Krieges ſeine Stirn ſchmückte, und im Frieden gute und weiſe Geſetze gab, und nichts unterlaſſen hat, ſein Land zu mehren und zu beſſern! Ein eifriger und frommer Fürſt, welcher der reinen Lehre unerſchütterlich treu blieb. Was ſeine Liebe Uns und den Unſern, durch Verhetzung falſcher Freunde und Verlockung eigner, menſchlicher Schwachheit Leides gethan, wollen wir in ſein Grab werfen, und deſſen nie mehr gedenken, damit auch uns dereinſt ein milder Richter empfange.“

Gerührt umarmte Eliſabeth den Gemahl, der jetzt aus ihrem Herzen, in ihrem Geiſte dachte, ſprach und handelte.

Im raſchen Fluge zogen Jahre über den öſterreichiſchen Kerker, und Johann Friedrich wurde nicht frei. Fort und fort dauerte ſeine troſtloſe Gefangenſchaft, und es gab nur eins, das wie ein Sternenlicht in die Nacht ſeiner Schmerzen fiel, Eliſabeths tröſtende, ausdauernde Liebe. Sie war das Saitenſpiel Davids, das Sauls Zürnen bezwang; ſie war der Eros, der den Löwen zügelte, wenn ſein donnernder Grimm wüthend austoben wollte; ſie mit ihrer rührenden heiligen Treue, war Johann Friedrich Alles, ja Alles in Allem. Was war gegen dieſe Frau die heilig geprieſene, heilig geſprochene thüringiſche Eliſabeth? Die Glorie jener frommen Schwärmerin wurde bleich vor dem Strahlenglanze, mit welchem edelſte Weiblichkeit die makelloſe Stirn der Herzogin ſchmückte, unermüdliche Pflichterfüllung ihre verlorene Krone durch den Palmenkranz des guten Bewußtſeins erſetzte.

Viel hatte Eliſabeth zu leiden, wenn Unmuth, Zorn, auflodernde Heftigkeit über unwürdige Behandlung von Seiten des Commiſſars oder deſſen Untergebenen den reizbaren Gatten entflammten, aber ſie litt, trug und duldete mit der himmliſchen Milde eines Engels. Eine liſtenreiche Penelope wob ſie für ihn mit jedem Morgen neu das Gewebe der Hoffnung, und mit frommen Sinn nährte ſie die Flamme gläubiger Zuverſicht. Sie tröſtete, arbeitete, erheiterte, und bewies, was alles ein liebendes Weib vermag, wie mächtig die alles und alles beſiegende Liebe iſt.

Wenn der Herzog ſich mit Nebucadnezar verglich, der nun ſieben Zeiten, ſieben Jahre im Elend geſchmachtet, wußte die treue Pflegerin gar ſchön aus der heiligen Schrift zu tröſten, daß auch Nebucadnezar wieder zu ſeinen Ehren und königlicher Gewalt gekommen, und Gott geprieſen habe. Wenn er Gott bat, mit ſeinem Tag zu kommen, und des Elends ein Ende zu machen, las ſie ihm den neununddreißigſten Pſalm vor, und beſänftigte mit dem milden Oele des göttlichen Wortes die brauſende Sturmfluth ſeiner Schmerzen.

Der Gefangene fühlte und erkannte mit voller Seele, was Eliſabeth ihm war. Ihr, der theilnahmevollen Zuhörerin las er alle die Gedichte und Gebete vor, welche Früchte ſeiner, ihm aufgedrungenen Mußeſtunden, doch aber auch Ergüſſe ſeiner Empfindungen waren. In einem Gebet, in Nöthen zu gebrauchen, verglich er ſich mit dem Propheten Jonas, der im Bauche des Fiſches gefangen lag. Die Menſchwerdung des Herrn brachte er in gute deutſche Reime. Ueber den erſten Pſalm ſchrieb er eine Abhandlung in Proſa, und widmete dieſe Arbeit, über welcher er lange ſaß, ſeiner *treuen Eliſabeth*.

Es fielen auch Lichtſtrahlen durch das Gewölk des trüben Lebenstages dieſes Fürſtenpaares, Briefe der geliebten Söhne, die eines ausgezeichneten Unterrichts genoſſen, an welchem die Söhne vieler Ebenbürtigen und Edeln Antheil nahmen, ſo daß durch ein gleichſam akademiſches Beiſammenleben vieler Strebenden wohl zuerſt in Johann Caſimir der Gedanke geweckt worden ſein dürfte, in reifen Jahren der Selbſtſtändigkeit ſelbſt Begründer eines berühmt gewordenen Gymnaſiums zu werden. Die Söhne wurden ſehr fleißig von den liebenden Aeltern zum Studium und zum Gebet ermahnt, durch Geſchenke aufgemuntert und der Vater blieb in beſtändigem Verkehr mit ihren Lehrern.

Auch dachte der Gefangene nicht ſo klein und engherzig, immer nur ſich und ſein eigenes Leid im Auge zu haben; er nahm Theil an der Außenwelt, an der Zeit und ihrer Bewegung, zumal wenn dieſe dem religiöſen Intereſſe, dem Glauben galt. Als er in frühern Jahren Kunde erhielt vom Unglücksloose Egmonts, Horns und ihrer Todesgenoſſen, ſchrieb er in ſein Tagebuch: Gott ſei ihnen gnädig. Innocens sanguis! und beklagte im Herzen ihr Schickſal und das der Vertreibung ihrer Angehörigen.

Da der Herzog ſahe, daß alle ſein Schreiben, ſeiner Gemahlin und der wenigen noch treu Anhängenden redliches Bemühen nichts fruchtete, ſo tröſtete er Eliſabeth ſelbſt mit den Worten: „Danke Gott, daß, nachdem man unſer nun viele Jahre der gethanes Schreiben für nichts weniger als wahr, und was unſer Gemüth ſei, geachtet, ja wohl nicht angeſehen, wir jetzt glauben müſſen, daß unſre und unſerer Unterthanen Sache bei Gott ſtehe, und ſtehe nicht — ja nicht — auf Menſchen! Wenn mein Fuß wankete, würden ſie ſich doch rühmen wieder mich, doch bleibt kein Wörtlein von Gottes Verheißung ungehalten.“ —

Am 12. October 1576 ſtarb Maximilian der Kaiſer. Das Schiff der Hoffnung ſegelte mit neuen wehenden Flaggen. Aber ein neuer Sturm des Schmerzes war ihm nicht ferne. Auch der fromme pflichteifrige Kurfürſt Friedrich von der Pfalz ſtarb, Eliſabeths treuer Vater, an dem nächſt ihren Gatten, ihr Herz am meiſten hing, der eine mächtige Stütze ihr immerdar geweſen, und deſſen Tod ſie in jeder Hinſicht tief fühlen, ſchmerzlich beklagen mußte. Zahllos floſſen ihre Thränen, freundlich ſuchte der Gatte ſie zu tröſten. Sein hoffendes Auge erſtarkte durch den Tod Maximilians, deſſen Freundlichkeit er für eine verſtellte hielt, von dem er glaubte, es ſchiebe böſer Wille alle Schuld ſeiner Nichterledigung auf die Unverſöhnlichkeit Auguſts, und ſo richtete ſich vertrauungs- und erwartungsvoll der Blick auf den neuen Kaiſer, Maximilians Sohn, Rudolph den zweiten, und Bitten und Vorbitten um endliche Freilaſſung wurden dringend erneut, dringend an des neuen Kaiſers Herz gelegt. Selbſt der günſtig geſinnte Erzherzog Karl verwendete ſich für Johann Friedrich bei ſeinem hohen Verwandten, doch Rudolph ſchrieb ihm zurück: er ſei gern zu willfahren geneigt; wolle auch dem Gefangenen die lange nachgeſuchte Erledigung mit Gnaden gönnen, allein beſondere Urſachen geböten für jetzt noch Aufſchub. Doch wolle Rudolph des Gefangenen und der beſondern Interceſſion des Vetters gnädig und freundlich eingedenk ſein.

Immer wieder aufs neue vom Zaubernetz der Hoffnung umſponnen, ſchwanden dem Gefangenen die Tage hin; er hoffte, während Niemand daran dachte, ihn zu erlöſen. Er war nun ſiebenundvierzig Jahre alt, und neun Jahre gefangen. Mit Wehmuth betrachtete er die Denkmünzen, die er prägen ließ, deren eine ſein Bildniß trug, die andere das ſeiner Gemahlin, und um die Wappen der Reverſe liefen die Wahlſprüche; ach, immer noch nicht erfüllte ſich der Schmerzensſeufzer Eliſabeths: „Hilf himmliſcher Herr, höchſter Hort!“ Immer mußte noch das Wort tröſten: „Allein Evangelium iſt ohne Verluſt.“

Wunderbare Träume umwebten oft mit phantaſtiſchen Schwingen des Dulders müdes Haupt. So trat einſt die zur Sage des Volkes verklungene Pſeudokönigin Anna als Traumerſcheinung vor ihn hin, im langen weißen Gewande und ſprach mit grauſenhaftem Ton: „Siehſt Du nun, lieber Vetter, wie lebenslänglicher Kerker thut? Ich bin frei geworden, durch den, der dich befreien wird, aber mein Geiſt irrt unruhvoll durch Schloß Tenneberg, wird in Qualen geläutert, die keine Sprache zu ſchildern vermag, und findet die Hand nicht, die ihn erlöſet. Haſt Du empfunden Johannes, wie es ſchmerzt, vom eigenen Kinde hinweggeriſſen zu werden? Wo iſt mein Kind, mein ſchöner goldgelockter Knabe? Du haſt ihn nicht, doch fordere ich ihn von Dir, hier und drüben! Wehe! Wehe!‟ Die Erſcheinung zerfloß.

Entſetzt erwachte der Träumende, der Frühlingsmorgen graute. Er ſprang vom Lager, und betete, und ſchaudernd notirte er in ſein Tagebuch den marternden Traum.

Zu einer andern Zeit ſah er im Traum ſeinen ſeligen Vater, dieſer war frei, empfing ihn gütig, und ging mit ihm über eine weite Flur. Da erzählte ihm der Sohn alles, alles, was er erlebt, was ihm widerfahren, ſein ganzes Herz ſchüttete er aus, und redete ſonder Scheu. Auch dieſen Traum notirte er, und ſchrieb: Da kommt der ſelige Bruder dazu. Er ſieht mir gar nicht gleich. —

Schon Maximilians Gnade hatte im Jahr 1576 die bisherige allzuſtrenge Haſt erleichtert, der Gefangene durfte ſich freier bewegen, er durfte mit benachbarten Freunden vom Adel Glücksſchießen halten, wozu ein freier Raum innerhalb der Mauern des umfangreichen Thiergartens dicht am Schloß zu Neuſtadt vergönnt wurde. So unterbrach doch bisweilen ein Freudentag das trübe Einerlei der Gefangenſchaft. Im Februar träumte Eliſabeth von einer Braut, die Birkenfeld führen ſollte; auch dieſer Traum wurde nicht nur aufzeichnenswerth befunden, ſondern das fürſtliche Paar dachte ihn zu erfüllen. Die Liebe Birkenfelds und der Haſſenſtein war kein

Geheimniß mehr, es wurde daran gedacht und gearbeitet, den Dienern, die ſo treu ausgeharrt, eine Zukunft zu ſichern. Ende Mai ſchrieb der Herzog in ſein Tagebuch: den 20. iſt mein Gemahl mit der Braut nach Wien, Gott gebe Glück und Gnade, hab ich Morus geſchrieben, und am 25. Juni iſt die Fräulein von Haſenſtein heimgezogen, Gott gnade!

Die alte Dienerſchaft, die aus der Heimath dem Herzog gefolgt war, verlor ſich allmählich durch Tod oder Hinwegziehen. Auch von jenem Hofjunker von Germar, der auf Herzog Wilhelms Befehl nachfolgen mußte, iſt beim ernſten Verfolgen der Geſchichte Johann Friedrichs keine Spur weiter aufzufinden. Nur Gebel, der alte, von Jahr zu Jahr mürriſcher werdende Titularnarr und Kammerzwerg hielt treulich aus und treulich zu ſeinem Herrn.

Der Erzherzog Karl mit ſeiner Gemahlin beehrten und erfreuten mehrmals den Herzog und Eliſabeth mit ihrem Beſuch, und ſpeiſten bei dem fürſtlichen Paare; Johann Friedrich ſtellte dem Gaſt zu Ehren ein Schießen mit fünf Scheiben an, wobei der Erzherzog den Kranz als Siegespreis gewann.

Einigemal reiſte Eliſabeth nach Wien und Prag und nie geſchah dies, ohne daß der Gefangene den Tag mit einem Segenswunſche für ſie in ſein Diarium eintrug, und ſie ſäumte niemals, ihm dann fleißig zu ſchreiben.

Das Leben Johann Friedrichs ging jetzt im gleichen und ruhigen Gleiſe den Gang eines Privatlebens, das an einen engen Wirkungskreis gebannt, ſich einförmig abſpinnt. Seine Hoffnungen ſanken, ſie mußten ſinken, aber oft brachte ein geringfügiges Ereigniß, ein Traum, ſie wieder zum Steigen. Ebbe und Fluth. Schöne Träume von Freiheit und Glück umſchwebten die hohe allgemach mit Falten ſich bedeckende Stirn, die mehr und mehr ergrauenden Locken. Einſt brachte ihm der Traumgott eine Krone, und er mußte beim Erwachen des Phantoms denken, das er vormals im Kryſtall zu ſchauen glaubte. Es war ein erträumtes Glück damals, ein Traumglück jetzt. Auch die Königin von England ſchritt wiederholt durch ſeine Träume, bald lockend, bald drohend, immer unerfreulich und beängſtigend. Er ſuchte ſich durch gelehrte Arbeiten zu erheitern, und ſo verfloß zwiſchen Hoffnungen und Zweifeln, Ruhe und Zerſtreuung, letztere hauptſächlich aus Armbruſtſchießen beſtehend, ſo manches Jahr, ohne daß etwas beſonders Ereignißreiches in das Stillleben des Fürſtenpaares fiel. Man ſchrieb 1582, und der nun dreiundfünfzigjährige Mann, der fünfzehnjährige Gefangene war nicht weiter mit ſeinen Hoffnungen, als da man 1572 geſchrieben hatte. Im Laufe dieſer Zeit, 1578, war Eliſabeth dem Drang ihrer mütterlichen Sehnſucht gefolgt, war nach Koburg gereiſt, und hatte die kräftig aufblühenden Söhne wieder an das Herz gedrückt, bevor dieſe bald nachher, noch im zarten Jugendalter, Johann Kaſimir vierzehn, Johann Ernſt zwölf Jahre zählend, die Univerſität Leipzig bezogen. Nach dreijährigem, den

Studien gewidmeten Aufenthalt kehrten beide Brüder nach Koburg zurück, und Johann Kaſimir folgte ſeinem Vormund, dem Kurfürſten, auf den Reichstag nach Augsburg im Jahr 1582, wo er ſich durch ſein perſönliches Wohlverhalten vielfache Gunſt und Freundſchaft erwarb.

Noch einmal, im Jahr 1583, erfreute Eliſabeth die Söhne mit ihrem Beſuche, denen Auguſts noch immer dauernde Härte und Unverſöhnlichkeit den Weg ſperrte, ihren Vater zu ſehen und kennen zu lernen, da ſeine Geſtalt nur dunkel in der Erinnerung des älteſten Sohnes lebte, aus der des jüngſten ganz verſchwunden war, wie es nicht anders ſein konnte.

Jetzt trat abermals ein Ereigniß ein, welches anregend auf den Gefangenen einwirkte, erſt ihn empörte, und dann die erlöſchende Hoffnung auf endliche Befreiung wieder zu lebendig lodernden Flammen anfachte. Was Niemand ahnete, was der oft Träumende ſich nicht träumen ließ, war geſchehen.

Johann Kaſimir war zur glänzenden Verlobungsfeier der zweiten Tochter Auguſts, Dorothea, mit dem Herzog Heinrich Julius von Braunſchweig eingeladen, und dort blendete Liebe ſein Auge, Liebe zu der reizenden Prinzeſſin Anna, Schweſter der Braut und das feurige Herz dieſer jungen Dame blieb nicht kalt gegen die ſittigen Huldigungen des Herzogs. Dieſe Liebe nahm einen raſchen Flug. Johann Kaſimir dachte entweder nicht an das, was zwiſchen ſeinem Vater und dem ſeiner Geliebten lag, ſcheidend für ein ganzes Leben, oder er dachte daran, und hoffte für den Vater Nutzen und Hülfe von der Verbindung. Der Erklärung folgte die Werbung, dieſer unverhofft ſchnell die Zuſage, und die feierliche Verlobung. Als dieſes alles vorüber und geordnet war, empfingen erſt die fürſtlichen Aeltern zu Neuſtadt Nachricht.

„Des Todfeindes Tochter verlobt ſich unſer Sohn!“ rief der Herzog erſchüttert ſeiner Gemahlin zu, und Eliſabeth mußte die ganze Gewalt ihrer Liebe aufbieten, ihn zu beſänftigen, denn er war außer ſich. Er wollte ſchlechterdings die Einwilligung verweigern, er drohte den Fluch auszuſprechen über den Sohn, der nicht gegen des Vaters Liebe, ſondern gegen deſſen Haß frevelte. Und wieder ſiegte die ſanfte Bitte, die freundliche Vorſtellung, die liebreiche Ueberredung der Mutter- und Gattenliebe. Nun mußte ja Auguſt, wenn er nicht ein Ungeheuer war, den Vater des Eidams freigeben, Eliſabeth ſchlug ſiegreich beredt alle böſen Ahnungen, die über dieſes künftige Eheband in ihres Gemahls Bruſt aufſtiegen, nieder; ſie überwältigte ſeinen Groll, zerſtreute ſeine Zweifel mit dem Zauberhauch ſchöner Zukunftsbilder, weckte neue Freiheitshoffnungen, und der Herzog willigte endlich ein. Er blickte fromm empor, und ſprach: „Allmächtiger Gott, iſt es Dein gnädiger Wille, ſo geſchehe es. Amen.“

Viertes und letztes Kapitel.

„Du haſt meine Uebertretung in einem Bündlein verſiegelt und meine Mißethat zuſammengefaßt!“ las in Gegenwart ſeiner bekümmerten Lebens- und Leidensgefährtin und eines Vertrauten, des pfälziſchen Rathes und Amtmanns Doctor Martinus Feblings, der gefangene Herzog an einem trüben Frühlingsmorgen des Jahres 1585, aus dem Buche Hiob vor. Auf dem Tiſche lagen Briefſchaften in Fülle aufgehäuft. „Zerfällt doch ein Berg und vergehet, und ein Fels wird von ſeinem Orte verſetzt.“

„Waſſer wäſcht Steine weg, und die Tropfen flößen die Erde weg; aber des Menſchen Hoffnung iſt verloren.“

„Denn Du ſtößeſt ihn gar um, daß er dahin fährt, veränderſt ſein Weſen, und läßeſt ihn fahren.“

„Sind ſeine Kinder in Ehren, das weiß er nicht; oder ob ſie geringe ſind, das wird er nicht gewahr.“

„Weil er das Fleiſch an ſich trägt, muß er Schmerzen haben, und weil ſeine Seele noch bei ihm iſt, muß er Leid tragen.“ —

„Das iſt mein Loos, das iſt mein Erbtheil!“ fügte der alternde Fürſt ſeufzend hinzu: „meine Hoffnung iſt verloren! Vergebens hat der Sohn ſein Haupt geſteckt in des Löwen Rachen, vergebens habe ich meinen Groll bezwungen, habe perſönlich, ja demüthig an Auguſt geſchrieben, da liegt ſeine endliche Antwort. Eine auf ſo viele Briefe, und ſo glatt, als ſei ſie aus dem Bauch einer Schlange gekrochen!“ Mit Unwillen griff der Herzog nach dem Briefe des Kurfürſten, in dem auch keine Silbe davon ſtand, daß er dem Gefangenen loshelfen wolle, nur: daß er zu allem wohl geneigt ſei, was zu guter Freundſchaft und Ruhe und Frieden im geliebten Vaterlande dienlich. Auguſt fürchtete den Herzog immer noch, und glaubte, der Befreite werde mit dem Schwert in der Hand die Ruhe des Reichs ſtören. Johann Friedrich warf den Brief wieder auf den Tiſch, ohne ihn nochmals anzuſehen.

„Ich habe“ ſprach der Herzog: „immer von einem Reichstag zum andern vertröſtet und hingehalten, — fort und fort ſollicitirt; die befreundeten Fürſten haben es nicht an erneuten Fürbitten fehlen laſſen, ich habe angelobt, mich gänzlich ruhig zu verhalten, und alles vergebens. Der Kaiſer Rudolph hat ſo wenig ein Ohr für mich, als Maximilian. Der zänkiſche Auguſt hat den Reichsfürſten vorgelogen, ich ſei der Halsſtarrige, ich wolle von keinem Vergleiche wiſſen. Meine Söhne durfte ich nicht beſuchen, ſo wenig, wie ſie mich; die Fürſten haben in ihrem hohen Rath meine Bitten verleſen, ſie haben beſchloſſen, ich ſolle erledigt werden, aber der Meißner hat es hintertrieben, daß meine Sache im Kurfürſtenrathe zum Vortrag kam, und es blieb beim Alten. Und um endlich eine Scheinurſache zu haben, mich für immer — für immer! gefangen zu halten, ſind mir Bedingungen vorgelegt, unter denen ich erledigt werden ſoll. Du kennſt ſie, theures Weib, Du kennſt ſie gleichermaßen, Doctor, Du haſt ſie gebracht mit den heſſiſchen Räthen, die meiner Antwort harren. Wohlan, Du ſollſt unſer Sendbote nach Wien und Prag ſein, unſre Antwort hinübertragen, der letzte Dienſt, den Deine Treue uns leiſten wird. Dann ziehe geſegnet heim zu Deinem Weibe, Deinen Kindern, und freue Dich einer erwünſchten Thätigkeit, und der errungenen Ruhe nach ſo manchem mühvollen und beſchwerlichen Lebensgang. Jetzt laß uns noch einmal genau die Anforderungen erwägen, und danach unſre Antworten einrichten. Ich bin alt geworden, aber nicht ſchwach; ſie haben meinen Käfig ſtark vergittert, aber ſie empfinden doch ein heimliches Grauen, wenn ich an den Stäben rüttle."

„Traget die Punkte der Kapitulationsnotel uns vor, daß wir gemeinſam die Antwort erwägen und bedenken!“ bat Eliſabeth, und reichte dem Doctor ein ſtarkes Schriftenheft, dieſer gehorchte.

„In vorliegender Notel,“ begann der Vortragende: „wird Euch, hoher Herr, zunächſt auferlegt, daß Ihr Euch ſchuldig bekennt, gegen den Willen von Kaiſer und Reich, und der Achtserklärung Wilhelms von Grumbach zuwider, Euch deſſen und ſeiner Anhänger angenommen, ſie gehauſt, geherbergt und unterhalten, ihren Ungehorſam und ihre Unthaten vertheidigt zu haben, und“ — „Und ſo weiter, alte Geſchichten!“ unterbrach der Herzog: „und daß ich den Kürzern gezogen habe, verrathen, verkauft, ins Gefängniß geſchleppt und achtzehn ewiglange Jahre darin feſtgehalten worden bin, bis auf dieſen Tag, ja — Gott ſei es geklagt! — das bekenne ich.“

„Bleibe ruhig, ich bitte, lieber Herr!“ flehte die treue Gattin den Gemahl an, auf deſſen bleiche Wangen die Röthe edlen Unwillens trat, und winkte dem Sprecher, fortzufahren.

„Ihr verſprecht, da Euch nun, bewogen durch Euer und Euer Verwandten und Freunde flehentliches Bitten, auch mit denen des freundlichen lieben Herrn Vetters, des Kurfürſten zu Sachſen, und mit deſſen gutem Wiſſen und Willen, der Kaiſer Eurer Kuſtodie entlaſſen wolle, Euch in die Lande Eurer Söhne zu begeben, in dieſem Euch aufzuhalten und für dieſe Gnade allerunterthänigſt dankbar zu ſein. Zugleich gelobt Ihr an, bei Eurer fürſtlichen Ehre und Würde, und bei dem Wort der ewigen Wahrheit, daß Ihr an alles von der Belagerung an und im Gefängniß Erlittene nimmermehr in Ungüte denken, noch es ſelbſt oder durch irgend jemand rächen, daß Ihr vielmehr die Euch erwieſene Gnade und Freilaſſung gegen das Haus Oeſterreich, und gegen den Kurfürſten und deſſen Erben mit lebenslänglicher Dankbarkeit verdienen wollt."

„Viel angeſonnen!" ſprach Eliſabeth unmuthvoll und der Herzog verſetzte: „Seht ihr, daß man Unmögliches mir anſinnt? Soll ich Vergeſſenheit ſchwören? Wer reicht mir den Becher des Fluſſes Lethe? Man will mich zu einem Meineid zwingen, und ich ſoll in meinen alten Tagen Sünde auf mein Gewiſſen laden, das iſt, bei dem Allmächtigen, zu hart und allzuſchwer! Ich will ja dankbar ſein, ich will mich ja nicht rächen, aber meine Gedanken, meine Gedanken, die müſſen doch frei bleiben! — Fahre fort! —"

„Alſo" begann der Doctor wieder: „Da Euch vergönnt wird, Euch bei Euern Söhnen hinführo aufzuhalten, unter der Bedingung jedoch, daß Ihr nie aus deren Landen Euch entfernt und an andere fremde Orte begebt, gelobt Ihr, Euch zu begnügen mit dem vom Kaiſer Euch bisher gewilligten, von Euern Söhnen zu empfangenden Unterhalt, begehret und verurſacht keine weitern Koſten, und tragt, wenn Ihr im Land Eurer Söhne umher reiſen wollt, die Ausgaben ſelbſt, ohne weitere Beſchwerung der fünftigen Herzoge oder ihrer dermaligen Vormünder. Miſcht Euch auch ferner nicht in deren Angelegenheiten, ſeien dieſe geiſtlich oder weltlich, taſtet auf keine Weiſe den Inhalt der Gothaiſchen Kapitulation an, die Landestheilung, oder was ſonſt in Kraft kaiſerlicher Befehle und Beſtätigungen in jenen Landen angeordnet und verbrieft werden, noch weniger wollt Ihr Euch unterſtehen, Eurer Neffen, den Söhnen Herzog Wilhelms erlangten Prärogativexpectanzen und darauf gerichteten Belehnungen zuwider zu ſein.“

„Die Phariſäer binden ſchwere und unerträgliche Bürden!“ ſprach darauf mit den Worten des Evangeliſten Matthäus, Johann Friedrich, und mit gebrochener weicher Stimme fuhr er fort: „Wozu nun dieſe furchtbaren und ſchimpflichen Bedingungen mir auferlegen, wenn ich frei ſein ſoll? Das Elend hat mich mürb gemacht, und das lange Leiden hat mein Haupthaar gebleicht vor der Zeit. Ich trachte nicht nach der Laſt einer Regierung, ſondern nach Raſt, und könnte des Thrones wohl entrathen. Aber wäre es nicht menſchlich, wenn man mir die Ehre ließe, wenn man mich reſtituirte, wie meinen ſeligen Vater? Sollen wir, Du und ich, mein trautes Gemahl, gegen alle Ordnung Gottes und der Natur, unſern lieben Kindern, die das wohl nicht begehren werden, unterthänig ſein, und faſt bittweiſe aus ihren und ihrer Angehörigen Händen unſern Unterhalt empfangen? In welcher Achtung würden wir beſtehen vor der niedern Dienerſchaft? Unſer geliebter Vater wurde nach nur fünfjähriger Gefangenſchaft, — wie ſchrecklich iſt dieſes Nur! — wieder plenarie mit aller Solennität eingeſetzt, obgleich mir und meinen ſeligen Brüdern Land und Regierung übergeben war, und gern, das kann Gott mir mindeſtens zeugen, haben wir gehorſam und pflichttreu das Regiment wieder in des Vaters Hände gelegt.“

„Es ſcheint beſchloſſen zu ſein im Rathe der Mächtigen, daß wir in immerwährender Verhaftung und Knechtſchaft unſere Tage beſchließen ſollen,“ nahm Eliſabeth tief bekümmert das Wort, „denn welche Freiheit gewähren denn dieſe harten Bedingungen? Achtzehn Jahre haſt Du gehorſam und in chriſtlicher Geduld im Kerker zugebracht, und nun ſoll die Befreiung nichts ſein, als eine neue Haft! Hier frei und in Koburg gefangen! Von ſolcher Befreiung kennt die Geſchichte kein Beiſpiel.“ —

Die thränengewohnten Augen Eliſabeths floſſen über bei dem Gedanken an die Schmach, die mit dieſer vorgeſpiegelten und abſichtlich unerhört erſchwerten Freilaſſung eng verbunden war.

„Ich ſoll das kleine Land meiner Söhne, mein Land vielmehr, nicht verlaſſen, ich ſoll nicht das Glück genießen, welches nächſt Gott das höchſte iſt in dieſer Zeitlichkeit, das Glück der Freundſchaft, ſoll die Theilnehmenden und Lieben nicht beſuchen dürfen, deren Nähe ich ſo unendlich lange entbehrt! Mein Leben, getrübt durch viele erduldete Leidensjahre, ſoll kein froher Tag wieder ergötzen und erhellen?“ klagte Johann Friedrich, und der Doctor ſprach ſeufzend: „O wie beklage ich Euch, mein theurer Fürſt! Doch geruhet weiter zu hören.“

„Nein, ich habe noch mehr zu ſagen,“ rief der tiefgekränkte Mann. „Ich ſoll auch ſtillſchweigen, zu den Prärogativexpectanzen, die zum Nachtheil der Meinen, ihre Vormünder für ſich und die Ihren erſchlichen, die ich gar nicht gründlich kenne, die ohne mein Verwiſſen ertheilt worden ſind, und die als Privatſache zu dem öffentlichen Rechtsact meiner Freilaſſung in gar keinem Connex ſtehen! Soll ich meine Söhne an Revocationen hindern, zu denen das Recht ſie befugt, das wäre unverantwortlich und würde auf mich den Schein werfen, als habe ich um den geringen Reſt des gehofften Freiheitsglücks meine väterliche Liebe und Sorge für das Wohl meiner Söhne hintan geſetzt! Das ſei ferne! Theure Eliſabeth, guter Doktor! Merkt ihr was? Wir werden wohl gefangen bleiben!“

Eliſabeth hatte keine Worte. Ihr klarer Verſtand faßte, wie wahr jedes Wort war, das ihr Gemahl redete, und welch eine Fülle empörender Demüthigungen die Notel ausſprach.

„Und nicht genug,“ rief Johann Friedrich, in Eifer gerathend, die alte Kraft und Feſtigkeit des Gemüthes wieder gewinnend: „noch mehr wird mir zugemuthet. Ich ſoll mich nicht in die Regierung miſchen, gut! Ich hoffe ja, daß die weiſen Vormünder alles Regiment ſo beſtellt haben, daß man es nicht anfechten muß, und mir kommt nicht in den Sinn, etwas gegen ſie zu erregen. Ich muß ja dankbar ſein, daß ſie ſich der Söhne angenommen, und bin es. Wen aber kann es kümmern und zuwider ſein, wenn unſere Söhne unſern Rath verlangen, wenn wir ihre unerfahrene Jugend mit unſrer Erfahrung bereichern? Ehre und Gewiſſen, Achtung und Nachruhm gebieten mir gleich mächtig, dieſe Bedingungen zu verwerfen. Nun ſprich weiter."

„Ihr ſollt geloben, Euch ſtill und friedlich zu halten, keine Unruhe und Zerrüttung in den Sächſiſchen Häuſern erregen, und deß zum Pfand Euch verpflichten, auch draußen im Land in des Kaiſers Gehorſam und Beſtrickung zu bleiben." —

„Sagte ich es nicht? Sie ſprechen es doch fein deutlich aus!"" rief Eliſabeth unterbrechend.

„Sollt Euch jederzeit auf des Kaiſers und Reichs Befehl in Perſon auf den Tag und an den Ort ſtellen, wann und wohin man Euch verlange, und damit dies Alles von Euch gehalten, und keine Gefahr gebraucht werde, ſo gelobt Ihr, die Kurfürſten zu Brandenburg, Pfalz und noch andre Potentaten als Bürgen zu ſtellen."

„Wenn ſie ſich nicht für eine eben ſo ſchwere als lächerliche Verbindlichkeit in Gnaden bedanken!" warf der Herzog ſpottend ein, fügte aber gleich ſehr ernſt hinzu: „ich werde mit Beſcheidenheit aber entſchieden repliciren, und um beſſere Bedingungen bitten; ihr könnt mir helfen. Ich will den Kaiſer nicht beleidigen, will nicht durch ſcheinbare Hartnäckigkeit meine Sache jetzt noch verſchlimmern, aber die

Ehre bewahren, und mein Gewiſſen unverletzt halten, und darum nicht mehr geloben als ich zu halten vermag. Möge der getreue Gott mich führen und erleuchten, der die Herzen der Könige und Fürſten in ſeiner Hand hält und die Gefangenen löſet, damit ich mit David preiſen kann: Er führt meine Seele aus dem Kerker, auf daß ich danke ſeinem Namen, und die Gerechten zu mir ſich ſammeln.“

Die Antwort wurde verfaßt; an ihre Vollendung ſchloß ſich ein inniger und ſchmerzlicher Abſchied des treu bemühten Abgeordneten. Der Doktor Martinus ging mit Thränen von dem Fürſtenpaare hinweg. Es war ein Abſchied für das Leben. Johann Friedrich blieb des Reiches Gefangener.

Ein Gefangener blieb Johann Friedrich, ein armer Gefangener, den ein grauſames Geſchick zu unerhörtem Dulden verurtheilt hatte. Welch ein trüber Spiegel iſt lebenslängliche Kerkerhaft für das glühende Antlitz ſolcher Freiheitſchwärmer, denen es nicht Freiheit genug iſt, in Staaten zu leben, wo Willkühr nicht das Ruder führt, aber das Geſetz ihre eigene Willkühr in Schranken hält. Freiheit iſt köſtlich wie das Augenlicht, wir können uns nie dankbar genug bewußt werden, daß wir dieſes beſitzen. Auch Blindheit iſt Gefangenſchaft.

Trübe Leidenstage waren dem unglücklichſten aller Sachſenfürſten noch in Fülle aufgeſpart; Eliſabeth theilte ſie, das war ein ſchmerzlicher Troſt für ihre Treue, aber ihn konnte der Gedanke nicht tröſten, daß er die einſt ſchöne und herrliche Frau an ſein dunkles Verhängniß gekettet.

Wohl richtete immer noch die Muſe auf, und die vielfachen, zum Theil umfangreichen poetiſchen Arbeiten des fürſtlichen Gefangenen bezeugen es, wie ſehr die göttliche Tröſterin der Leidenden, wahre Religioſität dem Dulder nahe war, die Hand in Hand mit der Dichtkunſt ſeinen Dornenpfad mit Blumen überſtreute, aber wenn jede Hoffnung fehl ſchlägt, jeder Bitte Erfüllung mit Härte verweigert wird, wenn ein jammervoller Zuſtand ſich ſtatt gehoffter Beſſerung mehr und mehr verſchlimmert, dann verhärtet ſich auch das Gemüth, das Gefühl verſteinert, und mit dem brechenden Stabe der Hoffnung wankt auch der Glaube, wird auch die Liebe ſtützenlos.

Die edle Herzogin war unwohl, hütete Zimmer und Bette, Birkenfeld brachte dem Herzog Briefe; dieſer öffnete, las, ſtaunte; ein leiſes Lächeln, mehr ſchmerzlich als heiter, umſpielte ſeine Lippen, dann ging er zu der theuern Kranken.

„Fühlſt Du Dich ſo, allerlei neue Zeitung vernehmen zu können, ſo bin ich im Stande damit aufzuwarten, theure Frau!“ ſprach er mild.

„Haſt Du Briefe, Nachrichten? Sind es gute, ſo künde ſie!“ erwiederte ſie matt, und richtete ſich auf ihrem Lager empor.

„Einen Sack voll Neuigkeiten! Tandem bona causa triumphat!“

„Wie, Auguſts Wahlſpruch in deinem Mund?“ fragte Eliſabeth.

„Spottweiſe!“ erwiederte Johann Friedrich, „weil die gute Sache in das Gras biß. Höre zu: Auguſt hätte ſollen eine Münze mit der Umſchrift prägen laſſen: Alter ſchützt nicht vor Thorheit. Der ſechzigjährige Mann hat wirklich Hochzeit zu Deſſau gehalten mit einem Kinde, noch nicht dreizehn Jahre alt, des Anhalt Tochter. Unſre Kinder ſind auch mit auf der Hochzeit geweſen, und eine große Anzahl andrer fürſtlicher Perſonen haben die hohen Vermählten nach Dreſden begleitet und einmal im Zuge, hat am ſechzehnten Januar auch unſer Johann Caſimir fürſtliches Beilager mit ſeiner Verlobten Anna gehalten. Gott gebe Glück!“

„Bei dieſer Vermählung hofften wir Beide zu ſein!“ ſeufzte Eliſabeth.

„Was hofften wir nicht ſchon Alles miteinander, gutes Weib?“ verſetzte der Herzog bitter. „Der Sohn hat ſich verlobt, ohne uns zu fragen, er hält Hochzeit, und meldet es uns nach dem Vollzug. Ob wir ſein Bündniß ſegnen, ob wir in der Stunde ſeines Glücks ein Gebet für ihn zum Himmel ſandten, wenn wir nicht dem Vermählten nahe ſein konnten, oder nicht, das war ihm einerlei. Er fiel in des Feindes Verſtrickung, wie ich — nur daß jene Bande nicht in Mauern beſtehen, ſondern unſichtbar ſind. Aber die Stunde wird kommen, wo er mit bitterm Schmerz der verlaſſenen Aeltern gedenkt. Am dritten Februar hat er Anna nach Koburg heimgeführt. Dem Auguſt iſt der Verjüngungsprozeß übel ausgeſchlagen, acht Tage nach unſers Sohnes Abreiſe hat den Kurfürſten auf der Moritzburg der Schlag gerührt. Er iſt tod!"

„Auguſt tod!" rief die Kranke verwundert aus.

„Ja, Gott läßt mich ſehen einen meiner Feinde nach dem andern in die Grube fahren!" fuhr Johann Friedrich fort. „Und wir, die wir leben und überbleiben in der Zukunft des Herrn werden denen nicht zuvorkommen, die da ſchlafen."

„Und vielleicht wirſt Du nun frei!" ſprach hoffend Eliſabeth.

„Nein — es iſt aus mit aller Hoffnung!" gegenredete der Herzog mit Schmerz.

„Der Mann, der zum Verderben des Erneſtiniſchen Hauſes geboren ward, der immerwährend ſeine Fiſchzüge im Trüben hielt, der fort und fort, ein feindſeliger Scharfſchütze, ſein Ziel im Auge hielt, uns zu berauben, ſich zu bereichern, der ſich als Vormund unſerer Unmündigen erwies, der den Herzogen zu Sachſen, ſeinen nächſten Verwandten, mehr geſchadet hat, als alle feindlich geſinnten Kaiſer, Könige und Fürſten zuſammen, dieſer Mann hat ein Beiſpiel des fluchwürdigſten Haſſes hinterlaſſen, deſſen beklagenswerthes Opfer ich ſein und bleiben muß."

„Wehe, daß Du ſo lieblos reden mußt von dem Todten!“ klagte die Fürſtin. „Hörteſt du mehr, als uns leider ſchon genugſam bekannt?“

„Wohl hörte ich mehr. Und möge die Nachwelt ihn brandmarken mit dem Namen des Unverſöhnlichen!“ rief Johann Friedrich in Wallung.

„Was wir nicht wußten, nicht ahnen konnten, jetzt erfahre ich es. Auguſt hat ſeinen Haß erblich gemacht, wie ein Reichslehen. Er hat von Maximilian ein bindendes Dokument ſich einhändigen laſſen, zu keiner Zeit, denke, zu keiner Zeit mich los zu geben, und ſollte er mit Tode abgehen, ſo ſolle der älteſte Sohn oder jeder Nachfolger verpflichtet ſein, mich die Zeit meines Lebens gefangen zu halten, und ohne des Kurfürſten oder ſeiner Erben Bewilligung niemals mich frei laſſen.“

„Entſetzlich, entſetzlich!“ weinte Eliſabeth.

„Und dieſes Mannes Tochter iſt unſre Schnur!“ rief grimmig lachend der Gefangene. „Was haben wir von ihrem Einfluß auf den Sohn zu gewarten? Wird ſie nicht die höfiſche Pracht und das Wohlleben fortführen wollen in der kleinen Reſidenz, das ſie an ihres Vaters Hofe gewohnt worden? O Eliſabeth, wann wird das Maaß unſerer Leiden ausgegoſſen werden, das ſchon jetzt ſo übervoll iſt!“

„Das Leiden dieſer Zeit,“ erwiederte Eliſabeth mit frommer Ergebung: „iſt nicht werth der Herrlichkeit, die an uns offenbart werden ſoll!“ und faltete zum ſtillen Gebete die reinen Hände.

Trüber und trüber wurden die Tage der fürſtlichen Dulder, denn von nun an litten ſie faſt gänzlich hoffnungslos.

Es giebt ein Heldenthum des Leidens, das ſchwerer zu erringen iſt, als jenes des Handelns, das nicht mindern Muth, nicht mindre Standhaftigkeit erheiſcht, und nicht minder des Kranzes werth iſt. Der handelnde Held iſt frei, der Leidende immer in Banden, welcher Art dieſe Bande auch ſeien. Der Handelnde macht ſich tauſend Kräfte dienſtbar, die ihm zu Hülfe kommen, ſeine Zwecke mit fördern; der Leidende ſieht ſich aller Hülfe beraubt, ſeine Stützen wanken und brechen, das Glück verläßt ihn, er ſteht allein, ein gebeugter Atlas, der die Laſt einer Welt trägt. Der handelnde Held erringt Bewunderung ſeiner Größe, Nachruhm und Unſterblichkeit; um den Leidenden kümmert ſich Niemand, er wird vergeſſen, ſein Heroenthum wird nicht anerkannt. Der Handelnde kämpft ſichtbarlich, und Beifall lohnt ſeinen Anſtrengungen, wer aber nimmt die martervollen unausſprechlichen Seelenkämpfe im ſchmerzdurchzuckten Buſen des leidenden Helden wahr? Jenen feiert Mit- und Nachwelt, dieſem fließt kaum die theilnehmende Zähre, ſein Martyrium giebt der Menge kein Schauſpiel, er wird heimlich hingerichtet in ſeinem Kerker. Epopöen feiern den handelnden Helden, wo aber ſind die Dichter, die ihre Harfe ſtimmen, einen Gefeſſelten zu preiſen, und den Ruhm eines Dulders zu verkündigen? —

Johann Friedrich und Eliſabeth gingen Hand in Hand, ein Heldenpaar des Leidens, durch die thränenvolle Nacht ihres Seins. Wären Beide nicht ſtandhaft und ſeelengroß geweſen, wie hätten ſie ertragen mögen, was zu ertragen die ſchwere Hand der Prüfung ihnen auferlegte? Die Jahre ſchwanden hin, es kam keine Erlöſung, es kam nur das graue Haar, die Schwäche des Alters, und noch mehr, es kam bittre Bedrängniß und der Mangel geſellte ſich, ein furchtbarer Gefährte, ſo manchem tiefgefühlten Seelenſchmerz. Die Söhne, nun beide mündig, thaten dem Vater nicht genug, und finſtrer Argwohn verdrängte in deſſen Herzen die frühere Liebe. Wohl mochte es nicht in dem Grunde wahr ſein, was Johann Friedrich befürchtete, daß Johann Caſimir böſen Einflüſterungen Gehör gebe, und ihn gern bis zum Lebensende gefangen gehalten ſähe, um unbeſchränkt zu regieren, denn oft blieben die Subſidien aus, immer ſparſamer traf das Geld ein, aber Johann Friedrich glaubte doch, daß es ſo ſei. Freilich war durch die Unterhaltungskoſten für den Gefangenen, und einen Hofhalt, jetzt glänzender als jemals, dem kleinen Staate eine unverhältnißmäßige Laſt auferlegt, deſſen Finanzen ohnehin in einem Zuſtande beklagenswerther Zerrüttung ſich befanden. Die Verwaltung unter der Vormundſchaft hatte eine Schuldenbürde von über fünfmalhunderttauſend Gulden gewirkt, ein untreuer Statthalter fünfundſiebenzigtauſend Gülden unterſchlagen. Dem Gefangenen lag ob, von den ihm zur Unterhaltung ſtipulirten zwölftauſend Reichsthalern nicht nur ſeine und ſeiner Gemahlin Dienerſchaft zu beſolden, ſondern auch den kaiſerlichen Commiſſarius, und einen Hauptmann, der ihn bewachte, nebſt dreißig Trabanten der Garde. So konnte es nicht fehlen, daß von Jahr zu Jahr ſeine Geldnoth ſtieg, daß ſeine Briefe voll Aeußerungen des Unmuths und bittrer Klagen waren, und die Liebe der Söhne ihm nimmer genug zu thun vermochte. Die Mutter mußte flehende Briefe um Geld an den Sohn ſchreiben, ſie mußte die Schwiegertochter bitten, daß dieſe ſich doch bei Johann Caſimir verwende, an des Vaters Erledigung zu arbeiten, die Aeltern nicht ganz zu vergeſſen! — So tief waren die Dulder ſchon erniedrigt, daß ſie allgemach ſich ihrer Kleinodien entäußern mußten, dem augenblicklichen Bedürfniß abzuhelfen.

Mitten in dieſen Drangſalen, die wie ein dunkler Faden in das Herz des Fürſtenpaares ſchnitten, wurden ſie durch eine Nachricht von ihrem zweiten Sohne Johann Ernſt überraſcht, der in Liebe zu einer ſchönen Gräfin von Mannsfeld, Eliſabeth, entbrannt war, ſich mit ihr verlobt hatte, und um die älterliche Einwilligung nachſuchte. Neuer Kummer. Es wiederholte ſich die trübe Empfindung, die des ältern Sohnes raſch geſchloſſene Verbindung erregt hatte, in noch höherm Grade. Der Stolz der Familie machte ſeine Rechte geltend, es konnte nicht gleichgültig angeſehen werden, daß der geborene Herzog der Tochter eines Vaſallen ſich vermählen wollte, und ſo riethen die Aeltern mindeſtens zu Aufſchub, bis zu perſönlicher Beſprechung. Die Hoffnung erwachte immer von Neuem, wie irdiſche Frühlinge. Neue Lenze, neue Stürme. — Man ſchrieb ſchon das Jahr 1589, und der Herzog war nun zweiundzwanzig Jahre gefangen. Zweiundzwanzig Jahre lang war ihm vergönnt werden, einen eignen Prediger zu halten, der für ihn und ſeine proteſtantiſche Dienerſchaft den Kultus ſeiner Kirche ausübte, der Herzog mochte in Neuſtadt, in Preßburg, oder auch zu Bruck an der Leitha ſeinen Aufenthalt haben. Nach der Sitte der Zeit und nach den Forderungen ſeines religiöſen Gemüths hielt der Herzog viel auf häufigen Gottesdienſt, ließ täglich eine Betſtunde halten, und an Sonn- und Feſttagen zweimal predigen. Alle vier Wochen ging er mit ſeiner Gemahlin zur Communion. Jetzt drohte auch der ihm zugeſtandenen freien Religionsübung Beeinträchtigung.

Es war die Zeit der Proteſtantenverfolgung. Wie Biſchof Julius im Lande Franken gegen die Anhänger der Lehre Luthers fanatiſch eiferte, wurde im Großen in den Kaiſerlichen Erblanden, zumal in Steiermark, Krain und Kärnten verfolgt, eingekerkert, convertirt und vertrieben. Vergebens hatten ſich ſchon 1582 auf dem Reichstag zu Augsburg die evangeliſchen Stände der Verfolgung der Bekenner ihres Glaubens entgegengeſetzt. Der Erzherzog Karl leitete als Haupt der Gegenpartei die feindſeligen

Schritte. Aus Grätz wurde der ganze Magiſtrat mit allen denen verwieſen, die nicht geneigt waren, überzutreten, ſo ſehr auch der ſelbſt größtentheils evangeliſche Steieriſche Adel eine ſolche Grauſamkeit mißbilligte, und ſogar ein Aufſtand des Volkes in Maſſe gegen dieſe unchriſtliche Bedrückungen zu befürchten ſtand, die den heilig beſchwornen Religionsfrieden ſo ganz entgegen waren. Aus St. Veit trieb man die lutheriſchen Prediger. In Städten und Märkten wurde der dritte Theil der Häuſer leer; Tauſende zogen freiwillig fort, ehe man ſie in das Exil drängte. Wohl intercedirten die proteſtantiſchen Stände nach Kräften, doch ziemlich erfolglos.

Dieſe trüben Wirren regten überall auf, eine feindſelige Stimmung erwachte zwiſchen den Angehörigen der verſchiedenen Confeſſionen, und ein oft ſchlecht verhehlter Haß gegen die Proteſtanten glimmte unter der Aſche fort. Der gefangene Herzog fand ſich noch lange nachher zu Klagen veranlaßt, daß er ſich über alles erduldete Elend in freier Religionsübung geſtört ſehe, und drohte mit Beſchwerdeführung bei Kaiſer und Reich. Er ſprach es aus, daß er der katholiſchen Cleriſei zu Neuſtadt ein Spieß in den Augen geworden, und knüpfte an ſeine Klage die erneute Bitte um Freilaſſung. Dieſe fruchtete ſo wenig wie die früheren, und eben ſo wenig geſchah etwas, ſeiner Beſchwerde zu begegnen. Der Official des Schloſſes zu Neuſtadt erfrechte ſich, den Geiſtlichen des Herzogs während einer Predigt zu unterbrechen, ſo daß er nicht fortreden konnte, und der Biſchof zu Neuſtadt ließ den kaiſerlichen Commiſſar zu ſich entbieten, und gab ihm voller Zorn zu vernehmen, daß, wenn Einer von dem ketzeriſchen Volk in der Burg ſtürbe, und der Commiſſar ließe ſich beigehen, ihm heute auf dem Gottesacker ein Grab zu gönnen, ſo werde er den Todten morgen wieder herauswerfen laſſen. Wenige Tage darauf ließ derſelbe Biſchof den Beamten in voller Wuth anſagen, ſowie ſich der Prädicant des Herzogs auf der Straße oder mit irgend einem Bürger verkehrend, betreten ließe, ſo ſei bereits mit dem Stadtrath Verabredung getroffen, ihn alsbald gefänglich einzuziehen. Und als der Commiſſar beſcheiden des Kaiſers wie des Erzherzog Ernſts Befehle anführte, die dahin lauteten, dem Gefangenen in Ausübung ſeines Kultus nicht zuwider zu ſein, ſchrie der Fanatiker: er gebe auf die Befehle des Kaiſers ſo viel als auf die des Erzherzogs, nehmlich auf Beide gar nichts, und wolle lieber das Bißthum meiden, als ſeinem Gutbefinden widerſprochen ſehen.

So ging denn auch der Kelch unduldſamer Verfolgung nicht vorüber an dem armen Gefangenen und ſeiner bekümmerten Leidensgenoſſin, während über drei Jahre alles Geld von zu Hauſe ausblieb, ungeſtüme Gläubiger von allen Seiten drängten, und die Laſt der Schulden des Gefangenen auf weit über vierzigtauſend Gulden anwuchs. Den größten Rohheiten und Beleidigungen ſah ſich der Herzog dermaßen ausgeſetzt, daß einmal Gebel einen ungeſtüm Zudringlichen, der ſeinen Herrn ins Angeſicht ſchmähte, mit gezücktem Meſſer wüthend anlief, und ihn mit der Drohung augenblicklichen Niederſtoßens aus dem Zimmer drängte. Zu einer andern Zeit, als der Herzog unwohl und mit Eliſabeth allein war, überlief ihn unangemeldet ein Mann, der ſich einen kaiſerlichen Commiſſar nannte, nebſt einem Diener, und traten mit trotziger Gebehrde ganz nah an den Herzog heran, der an einem Tiſch beim Fenſter ſtand, ohne zu grüßen und ohne die mindeſte Ehrerbietung zu bezeugen, ſo daß der alte Mann erſchrak, und haſtig ſie anrief: „Was da? Was da?“ indem er ihnen die Hände entgegenſtreckte. Da hob der Commiſſar mit grober Rede an, ſich zu beſchweren, daß der Herzog ihn nicht habe vorlaſſen wollen. Solches ſei ihm noch nie wiederfahren, und er habe mit ganz andern Potentaten verkehrt. Der Herzog ſolle die Trabanten bezahlen, er wiſſe, daß er Geld empfangen. Entrüſtet über die grenzenloſe Impertinenz des Mannes, rief Johann Friedrich, indem ſein ganzer Zorn aufloderte: „Ihr habt die Knechte ſonſt bezahlt, ohne mein Vorwiſſen, zahlt ſie ferner!“

Der Commiſſar erwiederte grob und beleidigend, und der Herzog fuhr ihn alsbald mit der geballten Fauſt unter die Augen, und ſchrie: „Auf eine Lüge gehört eine Maulſchelle, das iſt ſo Spruch und Brauch bei uns in Sachſen!“ worauf Jener einen furchtbaren Lärm erhob, und ſich ſo heftig und ungeſtüm gebehrdete, daß Eliſabeth entſetzt ſich in die Arme ihres Gatten warf, theils ihn gegen rohe Gewaltthat zu ſchützen, theils ſolche von ſeiner Seite zu verhindern.

Sie war einer Ohnmacht nahe und ſank in einen Seſſel, während der Streit der Männer in bittern und heftigen Worten forttoſete.

Solchen Erniedrigungen, ſolchen tiefen Demüthigungen war der Mann ausgeſetzt, der einſt gehofft hatte, die Krone Karls des Großen auf ſeinem Haupte zu tragen. —

Doch auch Freude nahte den Duldern. Herzog Johann Ernſt, der jüngere Sohn, verfolgte das Ziel, die Geliebte zu erringen, mit Beharrlichkeit. Er theilte mit ſeinem Bruder, den er nicht liebte, ſo ab, daß er vorläufig frei blieb von den Sorgen einer Regierung, von den Laſten, die das Land beider Herzoge bedrückten, und entſchloß ſich, um den Vater endlich von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen, zu einer Reiſe nach Oeſterreich, Wien und Neuſtadt. Die Erlaubniß, die geliebten Aeltern zu beſuchen, wurde ihm nicht verweigert, und ſo ward ſeine Ankunft am 12. Juni 1590 zum hohen Feſttag. Seine Liebe kam bald zur Sprache, Eliſabeth bat mit dem leichtgewonnenen Herzen der Mutter für den Sohn. Johann Friedrich gab nicht unbedingt nach. Der Blick ſeiner Sehnſucht haftete immer noch auf dem Götterbilde der Freiheit, und er ſprach zu dem jungen Herzog in ernſter Stunde der Berathung, der kein Dritter beiwohnte, in welcher die Herzen ſich frei erſchloſſen: „Lieber Sohn! Du verlangſt in Deiner Heirathsſache unſern älterlichen Rath und unſre Einwilligung. Schwer und gefährlich iſt es, zu Kriegen zu rathen, nicht minder zu Heirathen — beide ſind nahe verwandt, denn oft wird Krieg aus Heirath. Man kennt beider Ausgänge nicht, ſie ziehen ſich in die Länge, und wie ſie gerathen, ſteht in Gottes Hand.“

„Doch iſt Gott ein Stifter der Ehen, der um ſeinen Segen anzurufen iſt, daß ſie wohl gerathen!“ nahm Eliſabeth das Wort, aber Johann Friedrich fiel ein: „Nur nicht allzu eilig, denn alles will wohlerwogen ſein. Zieht Dich wirklich nur beſondre Neigung und Liebe zu der Mansfelderin und nicht eine böswillige Praktik und verdächtige Anſtiftung, wie wir Grund haben zu glauben, daß es bei Deinem Bruder der Fall geweſen, der ſich verlobt und vermählt hat, ohne uns ſonderlich darum zu fragen?“

„Die reinſte Liebe, und keinerlei Nebenabſicht bindet mich an meine Eliſabeth, verehrte, theure Aeltern!“ erwiederte Johann Ernſt lebhaft. „Sie hat das Herz meiner guten Mutter, wie ſie ihren Namen führt. Wohl mag politiſche Rückſicht bei der ſchnellen Verbindung meines Bruders die Hand im Spiele gehabt haben, darum iſt die Ehe auch danach gerathen. Annas Leben iſt nicht, wie einer Fürſtentochter ziemt, und in ganz Sachſen ſpricht man ihr viel Schlimmes nach.“

„Wir haben kein Glück mit den Annen!“ warf der Vater bezüglich hin.

„Es hat uns gleich geahnet, daß dieſe Verbindung nicht glücklich gedeihen werde,“ fügte die Mutter hinzu.

„Du und Eliſabeth ſeid beide noch jung,“ nahm Johann Friedrich wieder das Wort. „Harret noch, bis Gott uns einen beſſeren Stand gönnt, als den gegenwärtigen ſehr traurigen und ſehr dürftigen, und wir nach Gebühr unſers fürſtlichen Standes euch die Hochzeit ſelbſt ausrichten können, dann ſoll auch unſer Segen nicht fehlen. Hörſt Du, lieber Sohn! Tritt nicht in Deines Bruders Fußſtapfen!“

Den jungen Herzog überkam ein ſchmerzliches Gefühl, als er gezwungen ward, daran zu denken, daß wohl nie die ſo ſehnlich gewünſchte, immer von Neuem gehoffte Aenderung der Lage ſeiner Aeltern eintreten werde. Die zärtliche Mutter fühlte, was er litt, und ſprach freundlich zu dem Sohn: „Der Vater wünſcht, und auch ich wünſche deßhalb Deiner Vermählung beizuwohnen, auf daß wir nicht gänzlich aller Freuden, die wir an unſern Kindern ſehen oder haben können, beraubt bleiben.“

„So iſt es, und dabei muß es ſein Bewenden haben, mein Sohn!“ ſprach Johann Friedrich weiter. „Bedenke wohl, wie viel wir vergeſſen müſſen, wenn wir Deine Liebe ſegnen. Es iſt nicht Brauch im ſächſiſchen Fürſtenhauſe, daß der Herr die Tochter des Knechts ehelige. Die Mansfelder waren meine Diener und mußten mir aufwarten!“

„Und Manches wirſt Du zu leiden haben durch der heutigen Fürſtinnen Hoffart, welche die nicht Ebenbürtige ungern neben ſich erblicken, ſie ſpöttlich anſehen werden!“ fügte Eliſabeth beſorglich hinzu.

„Arbeite an unſrer Befreiung, und Du arbeiteſt an Deinem Glück!“ gebot noch nachdrücklich der Herzog dem Sohne. „Der Kaiſer ſagt, ich ſei nicht ſein Gefangener, die Fürſten des Reichs ſagen, daß ich nicht der Ihrige; der jetzige Kurfürſt ſagt daſſelbe, ſo iſt Grund genug vorhanden, uns hinaus zu den Unſrigen zu laſſen, und keiner, uns länger hier feſt zu halten.“

Der Sohn gelobte, zu thun, was in ſeinen Kräften ſtehe.

Auch Herzog Johann Caſimir beſuchte die Aeltern mit ſeiner Gemahlin und großem Gefolge; es ward ihm verſtattet, einen Monat in Neuſtadt zu verweilen. Manch Ernſtes wurde beſprochen, manche Lehre, manche väterliche Warnung ertheilte der Gefangene dem Sohne, mit deſſen Leben er ſo wenig zufrieden war, als mit deſſen Regierung, und rügte beſonders den Unfrieden zwiſchen beiden Brüdern. Nochmals richtete an Johann Caſimir der gebeugte Vater die Bitte, für ſeine Befreiung thätig zu ſein, und wahrlich, es bedurfte der Bitte nicht, der Sohn überzeugte ſich mit tiefem Schmerz von der kummervollen Lage ſeiner Aeltern, er ließ es ſchon von Neuſtadt aus nicht an Geſuchen um Erledigung fehlen, während auch ſein Bruder alles aufbot, dem Vater Freilaſſung zu bewirken. Aber — Johann Friedrich blieb ein Gefangener. Sein eiſernes Schickſal hielt ihn im Kerker feſt.

Noch einmal trat der Stern einer ſchmerzlichen Freude über Schloß Neuſtadt, um dann für immer dem leidenden Fürſtenpaare unterzugeben. Da alles Mühen fruchtlos blieb, des Vaters Wunſch zu erfüllen, ſo führte Johann Ernſt ſeine Erkorene im Geleit ihrer Pflegmutter, der Wittwe des Grafen Poppo von Henneberg, nach Neuſtadt, und feierte dort unter den Augen der Aeltern und von ihnen geſegnet, das Feſt ſeiner Verbindung. Die Neuvermählte war lieb und gut, und gewann ſich durch ſanfte Freundlichkeit und Milde die Herzen ihrer unglücklichen Schwiegerältern.

Doppelt ſchwer laſtete nach der Kinder Wegzug die Oede und das Gefühl der Verlaſſenheit auf den Einſamen, und der einförmigtrübe Himmel ihres Lebens wurde dunkler und dunkler — bis ſein matter Dämmerſchein in die Nacht überging, der kein irdiſcher Tag mehr folgt.

Wie Pfeile, vom Bogen des Todes entſendet, trafen nach einander noch Nachrichten ein, die tief verwundeten und erſchütterten. Eliſabeth verlor die treue und geliebte Schweſter, Herzog Johann Wilhelms fürſtliche Wittwe, welche ihr zu jeder Zeit innige Theilnahme geweiht, der ſie große und viele Freundlichkeiten dankte. Herzog Johann Caſimir that das Schlimmſte, was er als Mann ſeiner jungen und lebensfriſchen Gemahlin thun konnte, er vernachläſſigte ſie. Die Geſchichte kennt die Folgen dieſer Vernachläſſigung. Anna wurde die Beute des Leichtſinns und der Verführung. Eliſabeth, endlich dem Leid erliegend, das ihr Herz belaſtete, von anhaltender Krankheit befallen, ſchrieb dem Sohn, er möge ſich den Herzen der vergeſſenen Aeltern wieder zukehren. Ihr letzter Federzug drückte noch Hoffnung aus, und die Bitte, daß die Söhne dahin wirken möchten, den Vater zu befreien, auf daß ſie wieder zuſammen kämen, und vor dem Tode nur noch ein Wenig ſich erquicken könnten. Es ſollte nicht ſein.

Sanft nahte der Dulderin der Engel mit der Palme. Es war am 8. Februar 1594. Den matten Blick voll Liebe auf Den gerichtet, dem ſie zweiundzwanzig Jahre lang ſein hartes Loos erleichtert, den ſie nun verlaſſen mußte, ſprach ſie noch Worte des Troſtes ihm zu, und legte der weinenden Umgebung die Pflege des Gatten an das Herz. Johann Friedrich ſtand tiefgebeugt, im Uebermaß des Schmerzes keine Thränen habend, an Eliſabeths Sterbebette, dann warf er ſich erſchüttert auf die Knie, und alle Umſtehenden folgten ſeinem Beiſpiel.

„O mein theures Weib!“ ſeufzte der Herzog: „Warum thuſt Du mir das, warum willſt Du von mir gehen? Doch — bereite den Weg, ich folge bald, folge bald! Wie ſprach der Seher zu mir, mehr denn einmal? Ein Engel wird Dich leiten! Ein Engel wird mit Dir ſein! Du warſt der Engel meines Lebens! Habe Dank, habe Dank!“

Die edelſte Seele, die je in einem ſchönen weiblichen Körper gewohnt, die ganz von Treue, von Hingebung, von Pflichterfüllung und engelgleicher Sanftmuth und Geduld durchdrungen war, verließ die irdiſche Hülle, und kehrte in die ewige Geiſterheimath zurück.

Im ſtarren Schmerz blickte der Herzog empor. „Du biſt frei, Du biſt ſelig!“ rief er. „Gott mit Dir! Und nun rufe mich bald, mein Heiland! Laß ſie endlich ſchlagen, die Stunde meiner Erlöſung! Laß bald den Tag kommen, an welchem man von dem armen, unglücklichen, gefangenen Johannes Friedrich ſagen wird: Morte liberatus! Durch den Tod ward er frei!“ —

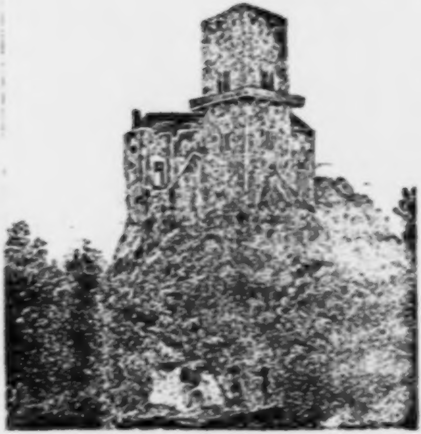
Der Herr erhörte, der Herr erhöh'te ihn.

Ende.

Gedruckt bei F. W. Gadow & Sohn in Hildburghauſen.

Die

Sagen Oeſterreichs.



Greifenstein

Vol

v

Geſ

Die

ksſagen, Mährchen

und

Legenden

es Kaiserſtaates

Oeſterreich.

mmelt und herausgegeben

von

Ludwig Bechſtein

Erſter Band.

Leipzig. 1840.

Verlag von C. A. Polet.

Alle Rechte für Oesterreich Vorb.

[illegible]
[illegible]
CENSIS

Vorwort.

Indem ich mich der Herausgabe des umfaſſenden Sagenwerkes unterziehe, welches dieſer Band eröffnet, habe ich mich über die Tendenz und Haltung deſſelben mit wenigen Worten auszuſprechen.

Unſer Buch ſoll ein Volksbuch im edelſten und beſten Sinne werden; es ſoll in des Volkes Händen allverbreitet ihm vor Augen und zu Herzen bringen, was meiſt aus ihm ſelbſt lebendig heraustönte: die Sage, das Mährchen, die Legende, dieſer Dreiklang der Poeſie des Volkes. Den Vaterlandsſinn, die Vorliebe für das Heimiſche und Heimathliche, für die alten Erinnerungen ſoll unſer Buch beleben und erwecken helfen und dabei eine ſittliche und belehrende Unterhaltung gewähren.

Den hohen ſittlichen Werth der Volksſage habe ich an einem andern Orte*) bereits ausführlich beſprochen. Er iſt unzweifelhaft und überall bewährt.

---

*) Ueber den ethiſchen Werth der deutſchen Volksſagen. Eine Abhandlung, vorgedruckt dem dritten Theile des Werkes: Der Sagenſchatz und die Sagenkreiſe des Thüringerl[illegible]. Meiningen u. Hildburghauſen, 1837.

Um aber hier günſtige Bahn zu brechen und Eingang zu gewinnen, ſcheint es mir bei der ungeheuern Größe des Terrains unerläßlich, nicht nach Ländern, Provinzen und Gebieten ſolche Sagenkreiſe zu ziehen, wie ich bei dem Lande Thüringen gethan und ferner thun werde, ſondern vorerſt die der Menge gefällige Form bunter Mannichfaltigkeit zu wählen, damit nach allen Richtungen hin faſt gleichzeitig die Stoffülle ſich verbreite. So wird ein reichhaltiges Material, wie es noch nie geſammelt erſchien, ſich anhäufen und ſich auch der wiſſenſchaftlichen Sagenforſchung dankenswerth darbieten, die ich bei allen meinen Beſtrebungen im Gebiete der deutſchen Volksſage ſtets auf das Ernſteſte vor Augen habe.

Neben den zahlreichen Schriftquellen, die mir zu Gebote ſtehen und die zu vermehren ich unabläſſig bemüht bin, verſchafften und verſchaffen meine Verbindungen mir auch mündliche Traditionen ſo daß mit mancher noch ungedruckten Sage dieſe Sammlung vermehrt werden wird.

Die Abwechſelung der Erzählung in Proſa mit metriſchen Sagenbearbeitungen lag im Wunſche des Herrn Verlegers; ich wähle jedoch, wo ich nicht ſelbſt der Autor bin oder alterthümlichen poetiſchen Ueberlieferungen folge, nur gelungene Balladen und Romanzen öſterreichiſcher Dichter aus und nenne die Quelle oder die Verfaſſer mit der gebührenden Anerkennung. Dieſe Letzteren werden mir wegen ſolcher Aufnahme nicht zürnen, da ich über mich ſelbſt gern das Gleiche ergehen laſſe.

Daß ich gediegene Sagenſammlungen benutze, liegt in der Natur der Sache; oft wird auch eine Sage nach anderer Lesart oder verſchiedenartiger Erzählung mitgetheilt werden, denn mannichfaltig iſt überall die Weiſe, in welcher beliebte Sagen volksthümlich ausgeprägt erſcheinen. Ausſchmückung aber, welche von der Einfachheit der Tradition gänzlich abweicht, ſie entſtellt oder gar unkenntlich macht, wird von mir ſtets verſchmäht und vermieden werden.*)

Weit früher, bevor ich begann, die Sagen meines Heimathlandes, Thüringen, zu ſammeln und herauszugeben, war es Oeſterreich und vornehmlich Böhmen, deſſen Vorzeit und Sagenwelt mich mächtig anzog, ſo daß ich dieſelbe zum Ge-

---

*) Vielfach verſündigen in neuerer Zeit Uebereifrige ſich an der Unverletzlichkeit der Volksſage, indem ſie deren Begriff mit Erdichtung für Gleiches halten, und als ſogenannte Sagenfabrikanten ihre an den Haltpunkt einer Sage vielleicht loſe angeknüpften Geſchichten als Sagen unter's Volk bringen.

genſtand ernſter Studien machte. Ich ſammelte Chroniken, Geſchlechtshiſtorien und Karten, und das Ergebniß jener Beſtrebung wurde zum Erſtlings-Verſuch eines geſchichtlichen Romans, welcher unter dem Titel: Die Weiſſagung der Libuſſa, 1829 in 2 Bänden erſchien. Es fehlte ſpäter nicht an Aufmunterung und Anregung, auf dieſem Gebiete weiter zu ſchreiten, fortzuſammeln und den Kreis meiner Kenntniß deſſelben zu erweitern, ſo daß ich es mindeſtens nicht als ein unberufener Fremdling betrete.

Ausführliche Mittheilung über die bei dieſem Werke benutzten Literaturquellen, wie über die Verwandtſchaft vieler Sagen Oeſterreichs zu andern deutſchen Sagen bleibt einer ſpätern Zeit vorbehalten.

Ein äußerſt reichhaltiges Material liegt zu unſerm Werke vor; möge das Publikum demſelben ſo viel Antheil ſpenden, daß wir uns aufgemuntert fühlen, das Unternehmen mit der Liebe zu Ende zu führen, mit welcher daſſelbe von uns begonnen wird!

Meiningen, im Herbſt 1839.

Ludwig Bechſtein.

Sagen von der Stadt Wien.

I.

Der Stadt Wien Urſprung, Gründung und Name.

Vom Urſprung der uralten Stadt Wien iſt viel geſchrieben und gefabelt worden, und es haben die Chronikenſchreiber der früheren Jahrhunderte mancherlei ausgeſagt, was nicht glaubhaft klingt. Einer behauptete, Wien ſey nicht jünger als Rom; ein Anderer erzählte, daß nicht allzulange nach der Sündfluth ein Fremdling, mit Namen Abraham, ſich mit den Seinen am Ufer der Donau, und zwar da niedergelaſſen, wo heutzutage der Markt Stockerau gelegen iſt; welcher Abraham dann zur Erbauung Wiens den erſten Grund gelegt. Noch Andere haben geſchrieben, daß ein naher Nachkomme des Erzvaters Noah, der ein König der Deutſchen geweſen und Suevus geheißen, bereits im Jahre der Welt Zweitauſend zweihundert und achtzig den Anfang zur Erbauung Wiens gemacht habe. Auch ſind viele Schriftſteller der Meinung geweſen, daß die

Römer bei ihrem mächtigen Vordringen in die germaniſchen Wälder da, wo heute Wien liegt, eine Colonie begründet und eine Stadt gebaut, das alte Faviae, in welcher eine Reihe der römiſchen Kaiſer bisweilen reſidirt, daß aber dieſe Römerſtadt in ſpäterer Zeit durch die feindlichen Völkerſchwärme der Hunnen, Gothen und Avaren bis auf die geringſte Spur vernichtet worden ſey. Nicht minder wird Wien eine Stadt der Winden oder Wenden genannt, daher ihr lateiniſcher Name Vindobona.

Klarer und feſter geſtaltet tritt die Stadt Wien zur Zeit Kaiſer Heinrichs des Städtegründers in die Geſchichte. Dieſer ſtiftete das Markgrafenthum von Oeſterreich, und Leopold der Heilige wurde des Landes erſter Markgraf und Schirmvoigt gegen die feindlichgeſinnten Nachbarvölker, von denen die Ungarn die gefährlichſten und gefürchtetſten waren, die Leopold mit tapferer Hand beſiegte. Er baute auf die Vorderſeite am äußerſten Rücken des Kahlenberges, die heute noch nach ihm Leopoldsberg genannt wird, ein ſtattliches und ſtarkes Schloß, das die Gegend umher beherrſchte, das freien Umblick über die geſegneten Auen und ſanftgehügelten Gefilde Pannoniens und Noricums bis zu den höheren Gebirgen hin gewährte und jetzt bis auf die Ringmauern in umbuſchten Trümmern liegt. Bald fanden ſich Anwohner in Menge, die in der reizenden Ebene am Ufer des gewaltigen Stromes und geſchirmt von der nahen Fürſtenburg ſich Häuſer bauten, und ſo wuchs allmählig das ſchöne, heitere, lebensfrohe Wien. Doch ſoll die Stadt dieſen Namen nicht alſobald geführt haben, ſondern von der alten Römerſtadt **Faviae** oder **Favianae** genannt worden ſeyn. Daraus wurde **Viannae**, **Viennae**, Wienn, wie es eigentlich noch heute heißt und geſprochen wird, und nicht Wihn, wie die Ausländer ſagen.

Andere halten jedoch für wahrſcheinlicher, daß das kleine Flüßchen, die Wien, welches nahe der innern Stadt vorbeifließt und unterhalb derſelben in die Donau fällt, ihr den Namen verliehen habe, was billig an ſeinen Ort geſtellt bleibt.

II.

Von Wiens Thoren

Die harmloſen und ſcherzfröhlichen Bewohner der Kaiſerſtadt hatten vor Alters ein Sprichwort, und haben daſſelbe vielleicht heute noch, das lautete, wie ein Reiſender um die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts erzählt: „Wien hat ſtarke Mauern und feſte Baſteien und ſechs wohlbewachte Thore, und doch kann man in die Stadt herein kommen, ohne ein Thor zu paſſiren.“ — Dieß ſind die Namen der Thore: Das Stubenthor, (das Ungariſche) das Kärnthnerthor, das Burgthor, das Schottenthor, das Neuthor und der rothe Thurm, und weil der rothe Thurm nicht den Namen eines Thores führte, obwohl er eines war, da er noch ſtand, ſo zielte darauf hin der Scherz. Gerade durch dieſen Thurm ging die ſtärkſte Paſſage in die innere Stadt, denn Alles, was zu Schiffe anlangte oder vom jenſeitigen Donau-Ufer herüberkam, das mußte hierdurch ſeinen Weg nehmen.

An dieſem rothen Thurme ſtand auch gleich eine gute Lehre für die fremden Einwanderer:

Welcher kommt durch dieſe Port,
Dem rath ich mit getreuem Wort,
Daß er halt Fried in dieſer Stadt,
Oder er macht ihm ſelbſt Unrath,
Daß ihn zwei Knecht' zum Richter weiſen
Und ſchlagen ihn in Stock und Eiſen.

III.

Wiener Wahrzeichen.

Kaum wird es eine Stadt im lieben deutſchen Vaterlande geben, welche ſo vieler Wahrzeichen ſich zu erfreuen hätte, als das alte Wien. Wer kennt nicht ſein edelſtes, höchſtes, ſchönſtes, den Stephansthurm? Wer kennt nicht die weitgenannte Spinnerin am Kreuz, das kunſtvolle gothiſche Denkmal, das von der Höhe des Wienerberges hinabſchaut auf die weithin zu des Berges Füßen reizvoll hingelagerte Stadt? Dieſe Wahrzeichen allzumal ſind umblüht von Sagen des Volkes, theils heiterer, theils ernſter Art, und wunderlich ſind manche dieſer Denk- und Erinnerungszeichen ausgedeutet worden. Oft verſuchte ſich an den einfachen Ueberlieferungen aus dem Volksmunde gelehrter Scharfſinn und ſchuf, auf Ab- und Irrwege gerathend, unnatürlichen Aberwitz aus der kunſtloſen Blüthe des Volkswitzes.

Zwiſchen dem vorhin genannten Stephansthurme und der eben auch genannten Spinnerin am Kreuze auf dem Wienerberge findet nach dem Volksmunde dieſe Beziehung ſtatt, daß die Spitze des Thurmes genau ſo hoch aufragt, als die Spitze des kunſtvollen Kreuzſtockes auf dem Berge, deſſen Höhe vom Boden auf ſechs Fuß drei und einen halben Zoll Wiener Maaß hält.

Manche alte Wahrzeichen hat auch die Zeit hinweggedrängt, und nur an den dauernden Fels der Erinnerung iſt das ſagenhafte Verweilen der Kunde von ihnen gebannt. Eines derſelben war

1.

Die Speckſeite im rothen Thurme.

Der Reiſende, welcher ſonſt aus dem innern Deutſchland ſich der Kaiſerſtadt näherte, betrat ſie durch dasjenige Thor, welches der rothe Thurm hieß. Dieſer Thurm an ſich war ſchon merkwürdig durch die an ihm angebrachte Steinbildnerei, die zum Träger einer Sage geworden. Man erblickte an ihm zwei ſteinerne Statuen, deren eine Herzog Leopold den Fünften von Oeſterreich darſtellte, die zwei aber den vom Erſtgenannten gefangen gehaltenen König von England, Richard Löwenherz, und es ſoll von dem Löſegelde des gefangenen Königs eben dieſer Thurm erbaut worden ſeyn. Inwendig aber am Thorgewölbe hing eine **Speckſeite**, von der wird Folgendes erzählt.

Man ſagte ſonſt allgemein den guten Wienern nach, daß bei ihnen und über ſie die Weiber das Regiment hätten und die Männer vor ihnen in beſtändiger Furcht lebten. Dieſen Spott nahmen ſich die Männer endlich dermaßen zu Herzen, daß ſie ſich darüber bei ihrer Obrigkeit beklagten und beſchwerten, und um Abhülfe baten, da es doch gar nicht auszuhalten ſey, in Aller Munde für Feiglinge und Leute zu gelten, die unterm Pantoffel. Da ließ der Magiſtrat eine rohe Speckſeite unter das Thorgewölbe des rothen Thurmes hängen und zwei große Schrifttafeln daneben, auf welchen deutlich zu leſen war:

Befind't ſich irgend hier ein Mann,
Der mit der Wahrheit ſprechen kann,
Daß ihm ſein' Heurath nicht gereuen
Und fürcht ſich nicht vor ſeiner Frauen,
Der mag dieſen Bachen*) herunter hauen.

und:

Welche Frau den Mann oft rauft und ſchlägt,
Und ihn mit kalter Lauge zwägt**),
Der ſoll den Bachen laſſen henken,
Ihr iſt ein anderer Kirch-Tag***) zu ſchenken.

---

*) Bachen, das halbe Hinterviertel, Schinken vom Hintertheil.
**) Zwägt, den Kopf wäſcht.
***) Hochzeittag.

Auch wurde durch die ganze Stadt Wien ausgerufen, daß dieſes Zeichen aufgehangen ſey, und jedermänniglich aufgefordert, ſein Hausregiment zu documentiren, allein — die Männer ſchwiegen ſtill und duckten, nach wie vor, — den Backen keiner holen will, er blieb im rothen Thor.

Endlich kam ein kecker, junger Ehemann, der ſich einbildete, weil noch die Flitterwochen, und das Weiblein ihm aus Liebe Alles zu Liebe that, er ſey ein rechter Hausherr, erbot ſich demnach kecklich, die Speckſeite herunterzuholen, nahm eine Leiter, rief viele Zeugen und klomm im Thorgewölbe empor. Da es aber gerade ein heißer Sommertag war und die Speckſeite was weniges triefte, ſo ſtieg er raſch wieder von der Leiter und zog den ſaubern neuen Rock aus, den er trug. Auf Befragen, warum er denn ſeinen Rock ausziehe! antwortete er:

„Ei, ich will den Rock erſt ausziehen, denn wenn ich ihn unſauber mache und heimkomme, ſo werde ich von meiner Frau übel geſcholten.“

Da lachten alle Zuſchauer laut auf, ſahen, daß er ein Aufſchneider und ein Pantoffelritter war, zogen ihn mit einigen trockenen Rippenſtößen von der Leiter hinweg und litten nicht, daß er den Backen hole. Dieſer blieb nachher noch ein Paar hundert Jahre hängen, wurde als ein Wahrzeichen gezeigt, darnach kein Wiener Mann Verlangen trüge, und kam hinweg, als im Jahr 1776 der rothe Thurm abgetragen wurde.

2.

Der Stock im Eiſen.

Das eigentliche und älteſte Wahrzeichen Wiens, von dem mehr als eine Sage erzählt wird, iſt der ſogenannte Stock im Eiſen, an dem Hauſe gleiches Namens, nicht weit von St. Stephans Münſter.

Ein armer Schloſſerlehrling entwandte ſeinem Meiſter einen überaus künſtlichen Nagel, welcher bei dem Bau eines Jagdſchloſſes Herzog Leopold des Heiligen verwendet werden ſollte, das im Wiener-Walde errichtet wurde. Bei der Heimkehr verirrte er ſich in das Walddickicht.

Im Walde ſtand ein beſonderer Baum, zu dem der Verirrte immer wieder gelangte, ſo daß er endlich ganz erſchöpft und weinend unter dieſen Baum auf das weiche Moos ſank, und da wurde er inne, daß er ſich eines großen Fehlers ſchuldig gemacht durch den Diebſtahl, ſchämte ſich aber doch, ſein Verbrechen einzugeſtehen, wollte jedoch auch den Nagel nicht behalten und ſchlug ihn in den Baum.

Und wie er den Nagel in den Baum geſchlagen hatte, ſo ſtand der böſe Feind neben ihm, und ſprach: „Den geſtohlenen Nagel kannſt Du wohl einſchlagen; könnteſt Du aber einen ſolchen Nagel und ein Schloß machen, das dieſen Baum vor Axt und Säge ſchützte, ſo wäre Dir geholfen.“

Der Junge erſchrak zwar ſehr, doch faßte er einen friſchen Muth und ſprach: „Ich habe deß wohl Luſt und Muth, ſolch Schloß fertigen zu lernen, ſo Ihr mir's lehren wollt und könnt.“

Der Teufel ſagte: „Topp!“ und hieß den Jungen mit ſich gehen, der nun einen Bund mit ihm machte und von ihm Lehre und Unterweiſung erhielt, ſo künſtliche Schlöſſer zu verfertigen, wie Niemand in der Welt. Dieſe Schlöſſer vermochte kein anderer Schloſſermeiſter zu öffnen, und ſo verdiente der junge Meiſter viel Gut und Geld und wurde ein reicher und angeſehener Mann. Neben jenem Nagel ſchlug er einen ganz gleichen ein, zum Zeichen, daß er ſeinem Meiſter gleich ſey an Kunſtfertigkeit, und umgab den Baum, deſſen obern Theil er abſägte, ſo daß nur noch ein Stock daſtand, mit einem ſtarken Eiſenringe, hing auch ein Schloß daran, welches kein Menſch zu öffnen vermochte, und lebte herrlich und in Freuden.

Endlich ſo kam die Zeit, daß der Pact um war, den der Schloſſer mit dem Böſen geſchloſſen, und dieſer gedachte ihn zu holen. Jedoch der Schloſſer hatte längſt bereut, ſich mit dem Feinde eingelaſſen zu haben, und ging jeden Morgen in die Kirche, eine Meſſe zu hören. Die Kraft der Meſſe aber ſchützte den Frommen je vierundzwanzig Stunden lang, das wußte er gar wohl, und deshalb hörte er ſie täglich, und der Böſe, der auf ihn lauerte, konnte ihm nichts anhaben. Eines Tages ging er in einen Keller auf St. Peters Platze, allda vor Anfang der Kirche ein Glas Wein zum Morgenimbiß zu trinken, und verſpätete ſich in etwas. Als er endlich doch zur Kirche ſchritt, begegnete ihm ein altes Weib, das rief ihm zu: „Zu ſpät! zu ſpät! Die heilige Meſſe iſt ſchon geleſen!“ Da ließ ſich der Schloſſer bethören und kehrte um, und ging wieder in den Keller, noch ein Glas Wein zu trinken; kaum aber ſetzte er den Becher an die Lippen, ſo trat das alte Weib von vorhin, das Niemand anders, als der Teufel war, auch herein, faßte und würgte ihn, drehte ihm den Hals um und hing ihn an die Wand an einen Haken.

Nach der Hand kamen gar viele geſchickte Schloſſer und probirten, das Schloß zu öffnen, doch vergebens, und als ſpäter Wien ſich immer mehr anbaute und vergrößerte, ließ man den Stock im Eiſen zum Wahrzeichen ſtehen, daß bis in dieſe Gegend ſich der Wiener-Wald vor Zeiten erſtreckt, und jeder wandernde Schloſſergeſell ſchlug einen Nagel hinein, ſo daß er voller Nägel wurde.

3.

Der Stock im Eiſen.

Zweite Sage.

Als der Stock mit den wunderkünſtlichen Nägeln ſchon lange ſtand und ihn um und um die Stadt Wien umgab, da ließ der hochweiſe Rath gemeiner Stadt an ſein Eiſenband ein gar künſtlich Schloß machen und anlegen. Dieſes Schloß verfertigte ein fremder Geſelle, der von weiter Ferne hergekommen war, ſo weit, daß Niemand recht eigentlich wußte, wo deſſen Heimath ſey. Wie nun das Schloß am Stocke hing, ſo fragte der Stadtrath nach dem Preiſe für die ſchöne und künſtliche Arbeit. Da forderte der Geſell einen gar hohen und ſchier unerſchwinglichen Lohn. Deß erſchraken der Rath und die Stadtälteſten und weigerten dem Geſellen die Zahlung. Darauf ergriff dieſer ſofort den Schlüſſel, ſchleuderte ihn mit einem Fluche hoch in die Luft und hub ſich von dannen. Der Schlüſſel ſoll heute noch herunterfallen. Nun ſchrieb der Rath einen hohen Preis aus für Den, welcher im Stande ſey, das Schloß zu öffnen und einen dazu paſſenden Schlüſſel anzufertigen. Viele Schloſſer wollten den Preis gewinnen, fertigten Schlüſſel auf Schlüſſel, aber es begab ſich, daß jedesmal, ſo oft einer den Schlüſſel in die Eſſe brachte, eine unſichtbare Hand den Bart umdrehte, ſo daß er nicht ſchließen konnte. Dieß that der Böſe, der, und kein Anderer, damals der Geſelle und Verfertiger des Schloſſes geweſen war, den Stadtrath und die Schloſſer zu äffen. Nun war bei einem Schloſſermeiſter ein pfiffiger und liſtenreicher Lehrbub, der ſinnirte bei ſich ſelbſt, wie es wohl anzufangen ſey, einen Schlüſſel zum Schloß und den Preis dazu zu gewinnen, und fand richtig das Mittel. Er verfertigte in der Feierabendzeit, als Meiſter und Geſellen die Werkſtatt verlaſſen hatten, in aller Stille einen Schlüſſel, ſetzte den Bart mit dem Loth verkehrt an, brachte ihn in die Kohlen und zog den Blaſebalg, daß rings die hellen Funken wie kniſternde Blitze durch die Schmiede ſprühten. Der immer lauernde Böſe war gleich unſichtbar zur Hand, drehte den Bart des Schlüſſels um, und — war betrogen, denn nun paßte der Schlüſſel. Der Lehrbub empfing Lobſprüche über Lobſprüche, empfing den Preis, den der Magiſtrat ausgeſetzt, ward gleich zum Geſellen und bald darauf zum Meiſter geſprochen und heirathete des Meiſters ſittſames und bildſchönes Töchterlein, das er ſchon geraume Zeit heimlich liebte.

Zwar iſt in ſpäterer Zeit der Schlüſſel wieder abhanden gekommen, aber der Stock im Eiſen ſteht immer noch in der Niſche eines Hauſes an dem Platze, da er vor Alters ſtand, und der ſeinen Namen „Am Stock im Eiſen“ führt. Jeder wandernde Schloſſergeſelle, der nach Wien kam, ſchlug einen Nagel in den Stock, dem dummen Teufel zum Hohn, und davon hat der Stock ordentlich eine eiſerne Rinde bekommen, ſo daß er mit vollem Rechte den Namen: Stock im Eiſen führt.

4.

Der Stock im Eiſen.

Ein Gedicht.

(Spindler's Damenzeitung, 1830, Nr. 269. — Duller's Donau. S. 90.)

O, lieber Stock im Eiſen,
Du warſt ein Baum zumal,
Mit Blättern und mit Zweigen
Im grünen Gartenthal.

Der Städter wohnt im Frieden
In hoher Häuſer Pracht,
Seit dich hier anzuſchmieden
Der Schloſſer war bedacht.

Gleich einem müden Greiſen
Was lehnſt du am Geſtein?
O, lieber Stock im Eiſen,
Wo ſind die Zweige dein?

Es ſcheint der Mond herunter,
Der Stern auf Wolken hängt,
Die Nachtgeſpenſter munter,
Der Menſch in Schlaf verſenkt.

Die Eule weint, die Eiche
Hoch in den Winden ſauſt,
Der Schloſſer naht zum Streiche,
Die Axt in ſchwerer Fauſt.

Er leget an die Zweige
Die Axt rothglühend an, —
Da weint der Stock im Eiſen;
Was hat man dir gethan?

„Herr Gott! auf meinen Zweigen
Der Vogel dich lobprieß!“
Der Schloſſer heißt ihm ſchweigen
Und macht ihm ein Gebiß.

Der Schloſſer liegt im Flaume,
Vom ſchweren Handwerk müd'.
Die Seele von dem Baume
Durch's Eiſen glänzt und glüht.

In ſchauerlichen Weiſen
Der Adler oben ſchreit:
„Macht flink aus Holz und Eiſen
Ein'n Sarg, ihr Zimmerleut'!“

Und die vorüber reiſen,
Viel Nägel ſchlagen ein;
O, lieber Stock im Eiſen,
Das iſt die Rinde dein.

Es ſchau'n den Stock im Traume
Die kleinen Junker an; —
Wer zog, wer zog dem Baume
Die ſchwarze Rüſtung an? —

IV.

Sagen vom Münſter zu St. Stephan.

Faſt in Mitten der Stadt Wien ragt St. Stephans hochalterthümlicher Bau mit ſeinem wunderbaren Rieſenthurme empor, geziert mit mannichfaltigem Bildwerk alter Kunſt, mit Wahrzeichen mancher Art geſchmückt und von Sagen mannichfach umklungen.

1.

Des Münſters Erbauung.

An derſelben Stelle, wo jetzt der Dom zu St. Stephan ſteht, erbaute des heiligen Leopold Sohn, Heinrich II., Jaſomirgott genannt, um die Mitte des zwölften Jahrhunderts zuerſt eine Kirche und weihte ſie dem Märtyrer St. Stephanus. Dieſes Gotteshaus brannte ab, wurde wieder aufgebaut und ſank im Jahr 1275 zum zweiten Male in Aſche. Der Böhmenkönig Ottokar ließ die Kirche von Neuem aufbauen, und in ihr dankte ſchon 1278 König Rudolph dem Himmel für den ihm über Ottokar verliehenen Sieg. Das folgende Jahrhundert ſah des Tempels

Vergrößerung, doch nur langſam wuchs der gigantiſche Bau. Herzog Albert II. ſchrieb 1339 von jedem Unterthan einen Groſchen Steuer aus zum Münſterbau, davon ſelbſt die Kinder in der Wiege nicht ausgenommen waren.

Nicht nur das hohe Hauptportal dieſer ehrwürdigen Kathedrale, ſondern auch die übrigen Thüren und Pfeiler der Außenſeite ſind mit Bildſäulen und andern Erinnerungszeichen vielfach ausgeſchmückt, und es reden dieſe Steine von der alten Zeit, von der Väter Sitte und Sinnesart. Bilder des Erlöſers, ſeiner gebenedeiten Mutter und vieler Apoſtel, Heiligen und Märtyrer ſind, nebſt Scenen aus der heiligen Geſchichte, an unzähligen Stellen angebracht und dienen den Andächtigen zu ernſter und frommer Betrachtung.

Daneben iſt manches ſymboliſche Zeichen befindlich, das verſchiedentliche Deutung zuläßt; ein Löwenbändiger, ein geflügelt Ungeheuer mit Jungen und vieles Andere.

Die Kirche iſt ganz aus Quaderſteinen aufgeführt; ihre Wandpfeiler ſind ſieben Schuh dick, ihre Länge beträgt 55 Lachter 3 Schuh, die Breite 37 Klafter.

Außerhalb dem eiſernen Gitter zeigen ſich zwei große eiſerne Haken. Das Volk erzählt, der Umfang ihrer Krümmung zeige die Größe des Brodes an, die zur Zeit der Erbauung üblich geweſen.

2.

Meiſter Pilgram.

Wenn man von der Seite des Rieſenthores oder Haupteinganges der Kirche an der linken Seitenwand bis ungefähr in die Mitte des Schiffes kommt, ſo zeigt ſich ein äußerſt künſtlicher, aus einer ſteinernen Knospe entwickelter, von unten nach oben ſich ausbreitender Blumenkelch, welcher, oben mit leichten zierlichen Spitzbögen umrandet, einſt als Chor eine Orgel trug. Daran erblickt man unten eines Mannes Bild, altergrau, ja geſchwärzt, aus einer Fenſteröffnung hervorgelegt, das hält in der Rechten einen Zirkel, in der Linken ein Winkelmaaß. Buſchige Haare überwallen Haupt und Rücken, und erſtere deckt ein altdeutſches Baret. Der Hals iſt bloß und offen, das Oberkleid zeigt Bauſchärmel, das Untergewand iſt an der Bruſt mit Riemen zugeſchnürt. Das Geſicht iſt bartlos, mager und hager, zeigt lebenvolle, ſtarke Züge, hervorragende Backenknochen, eingefallene Wangen und breites Kinn. Darunter die Buchſtaben M. A. P.

Dieſes Bild ſtellt den Meiſter Anton Pilgram dar, den Schöpfer dieſes kunſtvollen Orgelchors, der prachtvollen und über alle Maaßen kunſtreichen ſteinernen Kanzel und — des weltberühmten Stephansthurmes.*)

Zum Thurme wurde zwar bereits im Jahre 1360 durch Herzog Rudolph der Grund gelegt, aber den Hochbau begann und ſetzte Meiſter Pilgram von 1407 an fort, und vollendete ihn 1433.

Eine alte Chronik ſagt aus, daß bis zu 1407 kein behauener Stein an und in dem Thurme ſey, der nicht an Werth und Arbeit einen Dukaten halte, und daß bis zu jener Zeit bereits am Thurme allein mehr als vierundvierzigtauſend Gulden verbaut worden.

Der Taglohn für einen Steinmetzen war 5 Pfennige, für die übrigen Werkleute und Handlanger nur 3 Pfennige.

Hoch oben unter der Spitze des kunſtreich durchbrochenen Münſterthurmes brachte Meiſter Pilgram an den vier Ecken Hirſchgeweihe an, und nicht weit davon abwärts eine in Stein gehauene Viehweide, zum Wahrzeichen, daß vor Alters in dieſer Gegend nur Wald und Weide geweſen ſey. Von dieſen Zeichen ſoll der Gebrauch ſtammen, daß man alljährlich zur Zeit des Kirchweihfeſtes an die Fahnen, welche an den vier Ecken des Thurmes aufgeſteckt wurden, Viehſchellen hing, die harmoniſch im Winde tönten.

---

*) Neuere Forſchungen vindiciren dieſes Bild am Chor und Kanzel dem Meiſter Buchsbaum. Wir folgen hier den Angaben Primiſſers, v. Hormayrs und dem Werke: Neueſte Geſchichten und Beſchreibungen der merkwürdigſten Gotteshäuſer, Stifte und Klöſter, Wallfahrtskirchen, Gnadenörter, Calvarienberge, Grabmäler und Gottesäcker in der öſterreichiſchen Monarchie ꝛc. Brünn, 1821.

Der Thurm neigt ſich an ſeiner Spitze merklich nordwärts, die Abneigung beträgt über 3 Schuh; das habe er gethan, geht die Sage, bei der erſten Belagerung Wiens durch die Türken.

In der Nähe des großen und kunſtreichen Uhrwerkes iſt ein kleines Stübchen für die Feuerwächter und vor demſelben ſo viel Raum, daß man darauf bequem **Kegel** ſchieben kann, was ſonſt für eine gar große Merkwürdigkeit des Stephansthurmes erachtet wurde.

3.

Der vom Münſter geſtürzte Lehrling.

An des Münſters Oſtſeite erblickt man den **unausgebauten Thurm**, der an Kunſt und Zierlichkeit der Sculpturen, die verſchwenderiſch an ihm angebracht ſind, den ausgebauten Thurm noch übertrifft. So geht nun die Sage: Als Meiſter Pilgram den großen Thurm gebaut hatte, bethörte ihn der Stolz über alle Maßen, und er vermaß ſich hoch, daß Keiner es ihm nachthun könne. Da wettete der Lehrbub, daß er den zweiten Bau noch ſchöner aufführen wolle, und der Meiſter nahm die Wette an. Der Lehrling baute nun rüſtig und guten Muthes, brachte auch den Thurm bis zu einer gewiſſen Höhe, und alle Welt bewunderte den erfindungsreichen Fleiß des Jünglings; darüber erweckte der böſe Feind Groll und Neid im Herzen des

Meiſters und das Gift der Eiferſucht; denn der Meiſter ſah gar wohl, daß der Lehrling ihn übertreffen werde. Und Meiſter Pilgram legte dem treuen und fleißigen Geſellen Buchsbaum eine Falle auf dem Gerüſt; darauf iſt dieſer unverſehens getreten und hat ſich zu Tode geſtürzt.

Als Wahrzeichen dieſer ſo untreuen That zeigt man außen an der Kirche überm Portal des Rieſenthores unter andern abenteuerlichen Geſtalten die Steinfigur eines Menſchen, der ſeinen Fuß auf dem Knie eines andern aufſtemmt.

4.

Neidhart Fuchs, der Bauernfeind.

Gegenüber den Häuſerfronten des Stockameiſenplatzes iſt links neben einem Eingange in den Münſter das ſteinerne Grabmal eines fränkiſchen Ritters, Otto Fuchs, genannt Neidhart, erſichtlich. Dieſer Ritter war wegen ſeiner Scherzhaftigkeit und ſeines fröhlichen Weſens gar ſehr beliebt bei dem Herzog Otto von Oeſterreich, und war des Fürſten luſtiger Rath. Er vexirte mannichfach die Bauern und turbirte ſie auch bisweilen über die Maaßen.

Nun war es damals Hof- und Landſitte, daß, wer zuerſt zur ſchönen Frühlingszeit ein Veilchen fand, den Ort ſich heimlich merkte, wo das Veilchen blühte, und ſchnell davon den Freunden Nachricht gab. Dann zog des Hofes oder der Dörfer ſcherzfreudige Jugend mit Sang und Klang hinaus zu dem Orte und grüßte durch Tanz und Becherluſt den freudenbringenden Frühling.

So fand nun eines Märztages Herr Neidhart das erſte Veilchen, deckte es ſorgſam mit ſeinem Hute und eilte nach Hofe, des Fundes frohe Mähr kund zu thun.

Siehe, da trat aus dem Gehölz ein Bäuerlein, dem Ritter Otto oft Schimpf angethan, nahm den Hut, pflückte das Veilchen, ſetzte ein ganz anderes übelriechendes hin, deckte den Hut darauf und ſchlich hinweg.

Nicht lange, ſo kamen aus der Stadt Wien die fröhlichen Junggeſellen, an ihrer Spitze der Herzog und Ritter Fuchs, zogen um den Hut den üblichen Reigen, und Einer deckte den Schatz auf, welcher darunter lag. Gelächter miſchte ſich mit Ausrufen des Unwillens; Alle glaubten, daß der Ritter ſie geäfft mit dieſem plumpen, bäueriſchen Scherze, und der Herzog ſchaute ungnädig drein. Beſchämt und beſchimpft enteilte von Schauplatz ſeines Glücksfundes Herr Neidhart und kam in das nächſte Dorf.

Schon von weitem hörte er luſtigen Geſang und Reigenklang, und als er näher kam, ſah er ſein Veilchen an einen Stab gebunden, um den ſich Alt und Jung mit fröhlichen Sprüngen drehte.

Schrecken ergriff den Bauer, der den Raub begangen; in ſeinem Antlitz ſtand das Geſtändniß ſeiner unſaubern Schimpfthat, und Ritter Otto entbrannte vor Zorn.

Er ſchlug den Bauer todt und ein Paar andere noch dazu.

Solche Thaten ſind an ſeinem Grabſteine abgebildet und verewigt worden.

5.

Der Hahnrei.

Ohnweit der Küſterwohnung, nahe beim Thore, auf St. Stephans Kirchhof wurde ein Denkmal erblickt aus einem röthlichen Steine, das ſie im Volke den Hahnrei nannten. Es ſtellte dar einen Mann, ein Weib und ein Kind, und iſt auf der Frauen Untreue und Wankelmuth gemünzt.

Der Mann legt auf die Bruſt die rechte Hand, damit zeigt er ſeine Treue an; die Frau aber macht mit ihren Fingern an ſeiner Stirn das Zeichen des Hörnertragens, andeutend, daß ſie ihm keine Treue gehalten und das Kind nicht das ſeine ſey.

Verwitterte Schrift umgab den Stein, der vielleicht wohl auch heutiges Tages nicht mehr gefunden werden mag. Sollte aber heutiges Tages jeder Hahnrei ſolchen Stein bekommen, hätten traun die Steinmetzen kaum Hände genug.

6.

Capiſtranus Kanzel.

Am Münſter zu St. Stephan wird noch die Steinkanzel gezeigt, auf welcher im Jahre 1454 der heilige Johannes Capiſtranus, vom Orden des heiligen Franziskus, gepredigt gegen die Sündhaftigkeit der Welt und ihre Freuden, der gewaltiglich eiferte gegen Putz und Spiel, gegen Schimpf und Scherz. So wunderſam wirkte, wie die Sage geht, ſein Wort, daß, obgleich er lateiniſch predigte, doch von allem Volke, Männern, Frauen, Mägdlein und Knaben, ſeine Rede ebenſo verſtanden wurde, als ob er in deutſcher Sprache geredet. Da ſtrömte Alles hinzu, und die Männer brachten herbei vor die Kanzel ihre Schachzabel, Brett- und Pochſpiele, ihre Karten und Bälle, die Frauen Perlen und Ringe, Schmuck und Geſchmeide, Hauben und Zierkleider, Gold und Agtſtein, Silber und Edelgeſteine, und die holdſeligen Jungfrauen ſchnitten ihre langen Zöpfe ab, die der eifernde Capiſtranus auch als ſündlich verdammte. Und wenn ein großer Haufe von Schmuck und Zierrath, Spiele und Tand beiſammen war, da ließ der Heilige es mit Feuer anſtecken und brannte den ganzen Haufen zu Aſche.

Viele der Zuhörer thaten ſich ihrer Sünden ab, thaten zerknirſcht Buße, legten das härene Gewand

Pater Seraphicus, Franz von Aſſiſi an, oder griffen zum Schwerte gegen den Erbfeind der Chriſtenheit und folgten dem heiligen Manne, der voranzog, die Schaaren gegen Mohamed zu Kampf und Sieg zu führen.

7.

Mirakelbilder des Münſters.

Im Innern des Domes zu St. Stephan, und zwar in der Kapelle des heiligen Kreuzes, ſteht ein lebensgroßes Crucifix, und es iſt daran merkwürdig, daß das Bild des Erlöſers mit einem ſtruppigen, ſtaubigen, ſchwarzen Haarbart verſehen iſt. Die Sage geht, daß dieſem Bilde der Bart wachſe und alljährlich am Charfreitage abgeſchnitten werden müſſe.

Ein anderes Mirakelbild iſt dasjenige der Gottesgebärerin, welches genannt wird: Unſrer lieben Frauen Bild von Pötſch. Im Dorfe gleiches Namens, das in der Grafſchaft Zabolz in Ungarn gelegen iſt, ſtand dieſes mit geringer Kunſt auf Holz gemalte Bild, ohne ſich ſonderlicher Verehrung zu erfreuen. Da geſchahe es gegen das Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts, daß ein dortiger Bauersmann, Namens Michael Cory, als er in der Kirche ſeine Andacht übte, wahrnahm, daß das Bildniß Thränen vergoß. Sogleich theilte er dieſe Wahrnehmung andern Gläubigen mit, und es wurde beobachtet, daß das Bild ganzer vierzehn Tage weinte, am meiſten aber am Tage von Mariä Empfängniß. Der Ruf vom Bilde der lieben Frau von Pötſch erſcholl weit und breit in alle Umgegend und zog viele Andächtige herbei; aber die Kaiſerin Eleonora ließ es nach Wien bringen, wo es in mehreren Klöſtern und Kapellen zur Verehrung ausgeſetzt wurde, bis es auf allerhöchſte Verordnung auf dem Hochaltare zu St. Stephan zu immerwährender Verehrung aufgeſtellt wurde.

Anderer miraculöſer Bilder, wie der „Hausmutter" ꝛc., vor welchen die Frommen gern ihre Andacht verrichten, nicht zu gedenken, muß noch ein Stein erwähnt werden, der ſich in Meſſing an der Halle der Siegerpforte des Münſters, auf der Sakriſteiſeite, rechter Hand vom Ausgange, eingemauert zeigt.

Auf dieſem weißen Steine floß einſt das Blut des heiligen Colomann, als dieſem Blutzeugen Gottes in der Marter beide Beine abgeſägt wurden.

Eine lateiniſche, jetzt kaum noch lesbare Inſchrift ſagt aus, daß Herzog Rudolph IV. von Oeſterreich den Stein hier aufbewahren laſſen.

Von den Berührungen und Küſſen der Gläubigen, die ihre Finger küſſen, den Stein damit beſtreichen und wieder küſſen, iſt er ziemlich ausgehöhlt.

8.

Des treuen Vorlauf und ſeiner Gefährten Grabmal.

Vor dem Eingange zur kaiſerlichen Gruft im Münſter iſt ein rothmarmorner Denkſtein erſichtlich mit meſſingeingelegter Schrift. Dieſer zeigt die Namen Conrad **Vorlauf**, Kunz **Rampersdorfer** und Hans **Rock**, der Erſte Bürgermeiſter, die beiden Andern Rathsherren der Stadt Wien.

Die Herzoge Leopold und Ernſt, Brüder, hatten ſich entzweit auf Tod und Leben um die Vormundſchaft des Knaben Albrecht, nachherigen römiſch-deutſchen Kaiſers. An dieſer Entzweiung nahm auch das Volk Antheil, ſpaltete ſich in zwei Parteien, und während das niedere Volk und die Handwerker zu Leopold hielten, ſtanden der Stadtrath und die Patricier zu Herzog Ernſt. Es geriethen aber die obengenannten drei Männer in die Gewalt Herzog Leopolds, und er ließ ſie alle drei hinrichten. Dieß geſchah im Jahre 1408.

Wie die drei Todesgenoſſen auf dem Blutgerüſte ſtanden, umarmten ſie einander zärtlich, und es griff der Nachrichter zuerſt nach dem Erſten, Aelteſten, dem Rathsherrn Rampersdorfer; da trat aber der Bürgermeiſter Vorlauf vor und ſprach laut: „Der Vorlauf war Euer Aller Vorläufer in dieſer Sache, womit wir zwar nicht meinen konnten, den Tod zu verſchulden gegen Albrecht, unſern rechten Herrn, und auch jetzt noch ſoll mein Name wahr bleiben durch die That! Euer Bürgermeiſter ſoll Euer Vorläufer ſeyn im Tode, wie im Leben!“

Damit fiel er auf die Kniee, des Todesſtreichs gewärtig, und empfahl Gott ſeine Seele.

Starr und bebend ſtand der Nachrichter, und das Schwert zitterte in ſeiner Hand, und vermochte es nicht zu ſchwingen gegen den Nacken des Gerechten.

Aber Vorlauf blickte nach ihm um und ermahnte ihn: „Zage nicht, ſondern warte Deines Amtes! Ich verzeihe Dir von Herzen den Streich, der mich unſchuldig trifft! Führe ihn herzhaft und raſch!“

Als die drei Männer enthauptet waren, blieben ihre Leichen noch bis gegen Abend auf dem Schaffot, dann wurden ſie nach St. Stephans Friedhof gebracht.

Noch heute rühmt der Grabſtein ihren treuen Tod.

◆

9.

Reifbeißer, ein Wein.

Im Jahre 1450 wuchſen im Lande Oeſterreich ſo ſauere Trauben, daß die meiſten Bürger den gekelterten Wein in die Straßen ausſchütteten, weil ſie ihn ſeiner Herbheit halber nicht trinken mochten. Da ließ Friedrich III., römiſcher König, ein Gebot ausgehen, die Gottesgabe nicht alſo ſchmählich zu verſchütten, ſondern wer ſie nicht trinken möchte, ſolle ſie auf den Stephansfreithof führen. Damals war es, daß Meiſter Hans Buchsbaum, am Tage Hippolyts, den neuen Grund legte zu dem zweiten, unausgebauten Thurme, und da wurde der Mörtel mit Wein gefeuchtet, der Kalk mit Wein gelöſcht.

Der Witz des Volkes zu Wien nannte den Wein Reifbeißer, weil ſeine Säure die Dauben und Reife der Fäſſer abbeiße und durchfreſſe.

10.

Des Stahrembergers Sitz.

Auf Sankt Stephans Rieſen
In dem Söllergang,
Wird ein Sitz gewieſen,
Dem nur ehrfurchtvoll
Jeder nahen ſoll.

Auf dem Stephansthurme
Saß Graf Stahremberg;
Bei dem Türkenſturme,
Auf dem Stuhl von Stein,
Starren Blicks — allein.

Ha, wie ſcharf du blickteſt,
Kommandant von Wien!
Und zum Himmel ſchickteſt
Flammendes Gebet:
„Herr! komm nicht zu ſpät!“

Ringsum lagern Heere
Kara Muſtapha's;
Ringsum blinken Speere,
Und der Türke droht
Unerhörte Noth.

Schlachtendonner toben,
Und der Kommandant
Auf dem Thurme droben
Fliegt vom Sitz von Stein
In die Schlachtenreih'n.

Bald im blutgen Tanze
Kämpſt der Stahremberg
Auf bedrohter Schanze.
Muthig allerwärts
Schlägt ſein Heldenherz.

Bald im Feld vernichtend
Mäht des Grafen Schwert;
Bald auch ſtraft er richtend,
Und allenden zeigt
Er ſich ungebeugt.

Bald auch wieder eilt er
Hoch empor zum Thurm,
Spähend dort verweilt er;
Ueber Stadt und Feld
Blickt vom Thurm der Held.

Vierzig lange Tage!
Sturm erfolgt auf Sturm.
Lauter wi[illegible] die Klage;
Armes Wien! Du bangſt
Ach, in Todesangſt.

Flammend wie Gebete
Rauſcht vom Stephansthurm
Hoch auf die Rakete.
Und ihr Leuchten fleht:
„Herr! Komm nicht zu ſpät!"

Ha! wie ferne Blitze
Flammt's dort überm Berg,
Auf von ſeinem Sitze
Fährt der Kommandant:
„Gott hat es gewandt!"

„Das ſind gute Zeichen!
Morgen! o brich an,
Morgen ohne Gleichen!
Gottes Troſt iſt da,
Sobieski nah!" —

Seit dem Türkenſturme
Trug der Stahremberg
Von dem Stephansthurme
Frank im Wappenſchild
Das erhabne Bild.

11.

Der kleinſte Stein am Münſter.

An den Ecken des Münſters erblickt man die Bildſäulen Herzog Rudolphs IV. und ſeiner Gemahlin Katharina, beide auf Löwen ſtehend, mit Wappenträgern von Oeſterreich und der Stadt Wien. An dem Pfeiler, auf welchem Katharina ſteht, befindet ſich ein weißlicher Stein, von der Länge eines halben Schuhes, den zeigt man den Fremden als ein Wahrzeichen, und ſagt, daß er von allen den vielen tauſend zum Münſterbau verwendeten Steinen der kleinſte ſey.

12.

Das letzte Viertel.

Auf dem Stephansthurme befindet ſich ein großes Uhrwerk, das jedoch nur Stunden ſchlägt; die Viertel werden von den Wächtern mittelſt eines Drathzuges am Primglöckel angeſchlagen, bis auf das letzte, das ſchlagen ſie nicht an.

Als zum letzten Male, ſo geht die Sage, Wien von den Türken belagert wurde, da erſcholl die Nachricht, der Feind habe geſchworen beim Barte Muhameds, er wolle die Stadt inne haben, bevor noch die Uhr das letzte Viertel töne. Sogleich unterließ man, das letzte Viertel anzuſchlagen, und die Stadt blieb unerobert.

Solchem Ereigniß zum Gedächtniß wurde fortan das Anſchlagen des letzten Viertels für immer unterlaſſen. Das geſchah im Jahre 1683.*)

---

*) Die vielen, zum Theil ſehr anziehenden Sagen von den Türkenbelagerungen folgen in den nächſten Heften, ſo wie noch mehrere Sagen von Wiener Wahrzeichen.

Aus Wiens Umgegend.

1.

Die Spinnerin am Kreuz.

Dicht bei Wien, wenn er die Vorſtadt Landſtraße hinter ſich hat, erblickt der Wanderer auf dem Rücken des Wienerberges ein ſteinernes Denkmal von ziemlich hohem Alter und ſchöner, künſtlicher Arbeit. Es iſt eine verzierte gothiſche Kreuzſäule, die von allem Volke die „Spinnerin am Kreuz“ genannt wird. Mancher fromme Pilger verrichtete dort und verrichtet noch an dem Gnadenbilde ſeine Andacht, ſey es, daß er dem reizenden Wien Valet und Lebewohl für lange Zeit ſagte, ſey es, daß er, heimkehrend, mit höher klopfender Bruſt die mächtige und geliebte Heimathſtadt in ihrer ganzen Schöne entfaltet vor Augen liegen ſieht.

Vor Zeiten ſtand an dieſer Stelle nur ein einfaches Holzkreuz, dem Verfall nahe; nun wohnte in geringer Ferne davon eine arme, aber fromme Frau, welche täglich bei dem Kreuze betete; dieſe nahm ſich's ſehr zu Herzen, daß das Kreuz den Einſturz drohte, und beſchloß, zu Ehren Gottes das Kreuz zu erhalten oder ein neues aufrichten zu laſſen.

Die fromme Frau ſetzte ſich nun Tag für Tag mit ihrer Spindel an das Kreuz und ſpann und ſpann, ſprach auch die des Weges Ziehenden um eine Gabe an für das Kreuz, die aber meiſt gar gering ausfiel. Und was ſie erbat und erſpann, das legte ſie, ſich zur Friſtung ihres eigenen Lebens nur auf das Allernothwendigſte beſchränkend, Alles zurück. Die Reiſenden allzumal wurden des Anblicks der Armen ſo gewohnt, daß ſie von ihnen nur die Spinnerin am Kreuz genannt wurde. Allmählig mehrte ſich das zurückgelegte Geld, das die Spinnerin in treue Hände niederlegte, ſo daß das gegenwärtige Denkmal faſt ausſchließlich vom Fleiß ihrer Hände erbaut werden konnte. Freudig ſah ſie das Steinkreuz ſich erhöhen mit ſeinen Figuren und Zierrathen, und als es nun vollendet war, da ſpann ſie nicht mehr, betete aber um ſo brünſtiger dort, und entſchlummerte für das ewige Leben zu des Kreuzes Füßen.

Zum Gedächtniß dieſer Frommen nennt man nun noch das Denkmal nach ihr: Die Spinnerin am Kreuz.

2.

Die Spinnerin am Kreuz.

Zweite Sage.

Ein Müller, Spiner mit Namen, ſtand nahe beim Hochgericht auf dem Wienerberge, welches ſich ohnweit der Stelle erhob, wo jetzt die „Spinnerin am Kreuz“ erhöht iſt, und drängte ſich in die vorderſten Reihen des Volkes, das einen Dieb henken ſehen wollte. Der arme Sünder ſtand ſchon auf der Leiter, da hörte er ganz deutlich, daß der Müller die Worte ſprach: „Ich möchte wohl wiſſen, wie dem dort alleweile zu Muthe iſt!“ Schon legte Meiſter Hämmling die Schlinge um des Diebes Hals, als dieſer ſchrie: „Halt! Ich habe noch etwas zu bekennen! Ich habe noch einen Mitſchuldigen!“ Alles horchte auf und lauſchte voller Erwartung der fernern Rede. „Der dort iſt's!“ fuhr der Dieb fort, hindeutend auf den erſchrockenen Müller, den alſobald die Schergen und Henkersknechte anfaßten. Vergebens betheuerte er ſeine Unſchuld. Die Hinrichtung wurde aufgeſchoben und der Müller mit ſeinem Ankläger zu Gefängniß gebracht. Letzterer blieb bei ſeiner Ausſage, und da man vor Alters immer ſehr kurze Prozeſſe zu machen pflegte, ſo ſprachen die Richter das althergebrachte

„Mit egangen, mitgehangen“ aus, und daß der Müller vor dem Diebe gehenkt werden ſollte.

Schon legte Meiſter Hämmling die Schlinge um des Müllers Hals, als der Ankläger ausrief: „Halt! Ich habe noch etwas zu bekennen!“ Alles horchte hoch auf und lauſchte wieder voller Erwartung der fernern Rede. Da wandte ſich gegen den in Todesangſt zitternden Müller der Dieb und fragte ihn: „Weißt Du nun, wie Einem zu Muthe iſt auf der Galgenleiter?“ und zu den Richtern gewandt, ſprach er: „Dieſer Mann iſt unſchuldig! Da aber ſein Fürwitz darnach verlangte, zu wiſſen, wie Einem ſey, der auf dieſer Himmelsleiter ſteht, ſo hab' ich ihm zur Lehre und mir zur Luſt den Spaß gemacht. Denke, er wird ſein Lebetag nicht mehr hier herauf verlangen!“ Der alſobald freigeſprochene Müller fiel auf ſein Angeſicht, lobte Gott für die Offenbarung ſeiner Unſchuld und gelobte zu ewigem Gedächtniß ſeiner Rettung von dem gewiſſen, ſchmählichen Tode dankbar die Errichtung einer Kreuzesſäule. Dieſes Gelübde hielt er, und ſo entſtand die Denkſäule, welche man nach ihm das Spinerskreuz nannte, daraus allmählig die jetzt übliche Benennung geworden ſeyn ſoll.

3.

Der Markgräfin Schleier,

oder

Die Gründung von Kloſter-Neuburg.

Auf dem Söller ſeines Schloſſes auf dem nach ihm genannten Leopoldsberge ſtand der heilige Leopold, Markgraf von Oeſterreich, und neben ihm ſein frommes Ehegemahl, Agnes, Kaiſer Heinrich des Vierten Tochter, am achten Tage nach ihrer Hochzeit. Das war im Jahre 1124. In voller Eintracht ihrer liebenden Herzen beſprachen die Neuvermählten die Gründung eines Kloſters, und waren nur noch unentſchieden über den Ort, an welchem ſie das dem Himmel geweihte Gebäude errichten laſſen ſollten.

Mit einem Male erhob ſich während ihres Geſpräches ein Windſtoß und nahm der Gräfin den Schleier vom Haupte, durch die Lüfte ihn hoch empor und von dannen führend.

Die junge Markgräfin war beſtürzt über dieſen Verluſt, denn ſie hielt den Schleier ſehr werth, doch ſuchte der Gatte ſie freundlich zu tröſten und eilte mit ſeinem Gefolge in den Wald, nach welchem der Wind den Schleier getragen hatte.

Aber wie ſie auch ſuchten im Walde, auf alle Bäume blickten, durch alle Büſche ſpähten, ſie fanden den Schleier nicht.

Endlich kam er in Vergeſſenheit, und auch die damals beſprochene Gründung eines Kloſters, obgleich der Markgraf ſeiner Neuvermählten gelobt hatte, ein ſolches da zu gründen, wo der Schleier ſich finde.

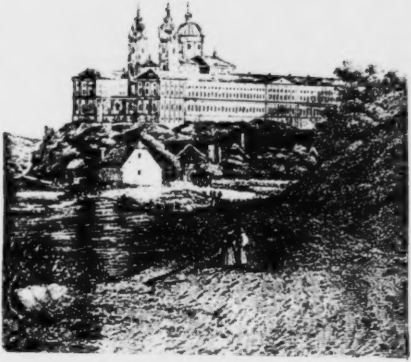
Acht Jahre waren ſchon vergangen, als einſt der Markgraf im Walde jagte, da ſchlugen mit einem Male an einer heimlichen Stelle die Rüden laut an, und als der Markgraf, in der Meinung, daß ſie ein Wild geſtellt, hinzukam, fand er zu ſeiner größten Verwunderung an einem Hollunderſtrauche den völlig wohl erhaltenen Schleier Agneſens hängen. Ein Wunder hatte ihn durch die lange Reihe von Jahren unverſehrt bewahrt, und dieſes Wunder bewegte den Markgraf, ſogleich zur Gründung eines Kloſters alle Anſtalten zu treffen.

Und ſo erhob ſich denn das weitberühmte Stift Kloſter-Neuburg, das unter ſeinen vielen und koſtbaren Schätzen den zum unvergänglichen Andenken in Metall gefaßten Hollunderbaumſtamm, auf dem der Markgräfin Schleier hing, ſo wie dieſen Schleier ſelbſt als heilige Erinnerungszeichen der Fundation bewahrt, nicht minder eine koſtbare Monſtranz in Form eines Hollunderſtrauches, deſſen Blüthen durch Perlen nachgebildet ſind, über welche ein zarter Schleier geworfen iſt. Am Fuße dieſer Monſtranz, die man über 30,000 Gulden ſchätzt, kniet mit zwei Windhunden der heilige Leopold.

Und in dem Kloſter Neuburg ruhen auch die Gebeine des Stifters und der Stifterin mit denen ihrer Kinder.

So reich iſt das Kloſter begabt mit Gütern und vornehmlich Weinbergen, daß man es vordem nur den „rinnenden Zapfen“ nannte. In einer dreifachen Kellergewölbreihe über einander ruhen in reicher Fülle, nach den Jahrgängen wohlgeordnet, die köſtlichen Gaben des Weingottes, und ein Rieſenfaß, das neunhundert und neunundneunzig Eimer hält, gibt vom dortigen Vorrath Zeugniß.

Das Faß, welches den tauſendſten Eimer hält, ſteht als Spund oben drauf.



Sagen aus Böhmen.

1.

Die Brüder Czech und Lech.

Wir leſen in den alten Chronikenbüchern und Geſchichten, daß in dem Lande um die Karpathen zwei Brüder als Fürſten geſeſſen in der Frühe der Zeiten, die hießen Czech und Lech. Czech, der älteſte Bruder, wohnte auf einem Schloſſe Namens Pſary, am Waſſer Krupa, und man weiß noch heute des Schloſſes Stätte und des Dorfes Gelegenheit. Lech bewohnte ein Schloß Namens Krapima, welches lange geſtanden hat.

Es entſtand aber zwiſchen der Brüder Verwandten Uneinigkeit und Zwieſpalt wegen manchen Anſpruches auf den Grundbeſitz, ſo daß ſie ſich gemeinſam beriethen und beredeten, die Unfriedlichen zu verlaſſen und ſich anderes Beſitzthum zu ſuchen. Darum beriefen nun Beide ihre Sippen, mit Frauen und Kindern, Dienern und Knechten, mit Vieh und Fahrniß, und zogen mitternachtwärts von Walde zu Walde, an der Zahl ſechshundert Perſonen. Mitten unter der Scha ritten ſtattlich die Fürſten Czech und Lech, und vor ihnen her wurde ein gelbes Panier getragen mit dem Feldzeichen eines ſchwarzen Adlers.

So kamen ſie endlich in der Bojer oder Bejemer Landſchaft unter einen hohen Berg, lagerten ſich allda und ruheten, beſahen das Land und fanden es fruchtbar und wohlgelegen. Am Morgen ſtiegen beide Brüder auf des Berges Gipfel, ſchauten ſich um und erblickten ein wäldervolles, fruchtbares Land, fanden darauf auch fiſchreiche Waſſer, und ſagten ſolches den Ihrigen an. Dann erforderte Czech am andern Morgen bei Sonnenaufgang ſein ganzes Geſchlecht und Alle, die mit ihm gekommen waren, ſetzte ſich auf einen Stock und ſprach zu dem Bruder, den Freunden und Genoſſen: „Ruhet hier und bringet den Göttern, die hierher uns führten, ein Dankopfer. Das iſt das Land, welches ich Euch verheißen, und weil es ſo fruchtbar und angenehm, ſo gebt nun dem Lande einen Namen!“ Da riefen Alle, die mit dem Sprecher gekommen waren, gleichſam aus einem Munde und wie durch göttliche Eingebung: „Von wem ſollte das Land beſſern Namen bekommen, als von Dir, dem Czech, unſerm Führer? Billig iſt es und recht, daß es Deinen Namen führe, Czechowa, das Land des Czech.“

Da erhob ſich der Führer und blickte zum Himmel; dann warf er ſich nieder auf die Erde, küßte den Boden, ſtand wieder auf und hob die Hände gen Himmel und grüßte das Land, das göttergegebene, mit ſegnenden Worten.

Und blieb mit ſeinem Volke allda und breitete ſich aus, und das Volk lebte in Sitteneinfachheit, friedſam und fleißig, ehrlich und gaſtfrei.

Neun Jahre nach der Ankunft, da es wieder an Raum gebrach, ſchied der Lech ſich ab von ſeinem Bruder und zog mit ſeinem Volk und Geſinde gen Aufgang der Sonne, und ſprach zu jenen, von denen er ſchied, da ſie ihn baten, nicht allzuweit hinwegzuziehen: „Liebe Brüder und Genoſſen! Steiget am dritten Morgen vor Aufgang des Morgenſterns auf den Berg Rzip, da will ich, wo ich ſey, ein mächtiges Feuer entzünden, wo Ihr das ſehet und den Rauch, dort habe ich mit den Meinen mich niedergelaſſen."

Solches geſchahe, und gründete der Lech die erſte Stadt im Lande Böhmen, die nannte er Kaurzim, von dem Worte Rauch.

Der Berg [illegible] an deſſen Fuße zuerſt der Czech mit den [illegible] ſich anſiedelte, iſt der heutige St. Georgenberg. Czech aber lebte noch ſiebenzehn Jahre, dann ſtarb er, beweint von allem Volke lange Zeit.

2.

König Samo.

Die neuen Anſiedler im Lande der Bojen, das die Umwohner immer noch mit dem alten Namen Bojenheim nannten, daraus ſpäter Böheim geworden iſt, blieben nicht ohne Bedrohung und Kämpfe, denn das Land war rings von feindſeligen und kriegeriſchen Nachbarn eingegrenzt. Weſtwärts ſaßen die zum Theil verdrängten Bojer und Franken, ſüdwärts Longobarden, oſtwärts Avaren und mitternachtwärts Thüringer. Die Avaren bedrängten am meiſten und unterjochten am Ende gänzlich das Czechenvolk.

Endlich erhob ſich ein Mann fränkiſchen Stammes, den die Sage einen Kaufmann nennt, Namens Samo; der befreite mit ſiegreicher Hand Land und Volk von dem Joche der Hunnen, wurde zum König erhoben und herrſchte über alles Volk ſlaviſchen Stammes, ſo weit daſſelbe außer den Grenzen des heutigen Böhmen verbreitet war.

Zu dieſen Zeiten geſchahe es, daß Dagobert, ein König der Franken und Thüringer, ſein Regiment auch über die Länder Böhmen, Mähren, Schleſien und die Lauſitz erſtrecken wollte und vom König Samo Unterwerfung forderte, welche dieſer jedoch verweigerte.

Da nun eine Anzahl fränkiſcher Kaufleute auf einem Handelszuge von den Wenden, über welche Samo auch herrſchte, erſchlagen wurde, ſo ſchickte König Dagobert einen vertrauten Boten an Samo, Beſtrafung jener Räuber zu heiſchen. Dieſer Geſandte hieß Sichar, und König Samo wollte ihn nicht vor ſich laſſen. Doch der Bote überliſtete Samo, indem er die Tracht der ſlaviſchen Männer anlegte, ſo vor den König trat und ſeine Klage anbrachte und auf augenblickliche Beſtrafung der angeklagten Männer drang. Unwillig hörte Samo ihn an und ſprach: „Ehe wir richten und ſtrafen, müſſen wir die Verklagten hören und ihre Vertheidigung!“

Dieſes weiſe Wort erbitterte Sichar, und er rief aus: „Du und Dein Volk ſeyd Unterthanen meines Königs!“

„Mit Nichten!“ ſprach Samo; „nicht Unterthanen ſind wir, aber Freunde wollen wir ihm ſeyn, ſo er ſelbſt will, und in Freundlichkeit wollen wir den Zwieſpalt ſchlichten.“

Darauf verſetzte Sichar: „Unmöglich kann es geſchehen, daß wir als Chriſten, des wahren Gottes Kinder und Knechte, Freunde heidniſcher Hunde ſeyen!“

„Wohlan denn,“ rief nun Samo erzürnt aus, „ſind wir Hunde, ſo ſollt Ihr fühlen, wie wir beißen und Euch zerreißen!“ und jagte den Boten von dannen.

Bald darauf zog nun König Dagobert heran mit großer Streitmacht und führte ein Heer von Auſtraſiern, Thüringern, Longobarden und Allemannen gegen Samo. Dieſer aber rüſtete ſich muthvoll, zog dem

Feind entgegen bis in das heutige Voigtland und ſchlug bei Voigtsberg drei Tage lang eine furchtbare Schlacht, aus welcher er als Sieger hervorging. Darauf fiel er in Thüringens Marken ein und verheerte das Nachbarland weit und breit.

Als Samo geſtorben war, blieb Volk und Land der Böhmen eine Zeitlang ohne Haupt; jeder Stamm gehorchte ſeinen Aelteſten, den Wladyken. Einer derſelben hieß Krok, und der Ruf ſeiner Weisheit und Gerechtigkeit erſcholl durch das ganze Land.

3.

Krok und ſeine Töchter.

Der Czechen Volk erwählte zu ſeinem Richter und Oberhaupte den weiſen Krok, deſſen Ruhm weit erſchollen war. Er wurde über dem Grabe des Czech auf deſſen Stuhl geſetzt, man gab ihm den Stab des Czech in die Hand, bedeckte ſein Haupt mit deſſen Mütze und huldigte ihm, indem man verſprach, ſeinen Geſetzen und Anordnungen willige Folge zu leiſten.

Alle Liebe erwies das Volk ſeinem weiſen Regierer und erbaute ihm ein Schloß, freilich nur von Holz, ziemlich hoch an einem Berge, baute ſich ſelbſt um den Berg her an und nannte Schloß und Stadt

Budecz; nach der Hand gründete Krok durch die Seinen an allen Orten und Enden im Lande Böhmen feſte Wohnſitze, darunter auch ſein Lieblingsſchloß Pſarr, an der Stelle, wo ſich hernachmals der Wiſcherad erhob, das den Namen führte von dem heimathlichen Schloſſe des Czech.

Krok war als erſter Richter und Fürſt des Landes auch deſſen erſter Prieſter; er beſaß die Gabe der Weiſſagung, die er von Geiſtern und Pilweiſen lernte und ſeinen Töchtern lehrte, deren ſein Weib, Nina, ihm drei geboren, die, von wunderſamer Schönheit, auch an Geiſt und Verſtand den Vater noch überragten. Die älteſte hieß Kaſſa (ſprich Kaſcha); dieſe kannte alle Tugenden und Kräfte der Kräuter, Steine und Metalle, und war eine erfahrene Aerztin und kundige Wahrſagerin. Die zweitgeborene Tochter hieß Tetka; dieſe war eine Pilweiſe und lehrte das Volk, den Göttern der Haine, der Gewäſſer und Gebirge dienen und Opfer bringen. Die dritte Tochter, die jüngſte und ſchönſte ihrer Schweſtern, hieß Libuſſa (ſprich Libuſcha), war eine Prophetin und übertraf an Weisheit und Vorſichtigkeit ihre Schweſtern weit, und es war an hoher Einſicht nirgend ein Weib oder ein Mann, der ihr zu vergleichen geweſen wäre.

Und Krok, als er neununddreißig Jahre regiert hatte, da ſtarb er, und das Volk, als es ſeinen Tod vernahm, lief aus Häuſern und Hütten, wie Bienen nach ihrem Weiſel, mit großer Klage, und die Töchter riefen zu den Göttern, den Geiſt des Vaters auf lichten Wegen zu führen.

Dann ſetzte das Volk den Leichnam Kroks neben dem Herzog Czech und ſeinem vor ihm geſtorbenen Weibe Nina bei, legte viele und reiche Gaben in den Hügel, thürmte einen Stein darauf, entzündete ein Opferfeuer und erhob ihm die Todtenklage.

4.

Libuſſa.

Als nach dem Tode Kroks ſeine drei Töchter ihres Vaters Erbe in Beſitz genommen, loſeten ſie um deſſen Theilung. Da erhielt Kaſſa das Land gen Mitternacht, Tetka das gen Niedergang, und Libuſſa das ganze Gebiet gen Aufgang mit des Vaters Hochburg Pſary. Weit im Lande breitete ſich Libuſſa's Ruhm aus, und alles Volk kam, ſich in Streitigkeiten von ihr Recht ſprechen zu laſſen oder ihre Verkündigungen zukünftiger Ereigniſſe zu vernehmen. Sie ſelbſt lebte jungfräulich, züchtig, ein Beiſpiel den Ihrigen und allem Volke, und dieſes wählte ſie einſtimmig zu einer Richterin und Königin.

Libuſſa erweiterte und befeſtigte das Schloß Pſary. Oft ſaß ſie dort auf einem hohen Felſen über dem Kreiſe ihrer Jungfrauen, blickte ſinnend in die Gegend hinab und ſprach Recht oder Worte der Weiſſagung.

Eines Tages gebot ſie, das Schloß nicht mehr Pſary, ſondern Libin zu nennen.

Silber und Gold, welches man in rohen Klumpen im Lande fand, wurde der Königin zugeſendet und ſie begründete den Bergbau.

Einſt begab es ſich, daß zwei Brüder uneins wurden über Aecker und ſonſtiges Beſitzthum und zu Libuſſa kamen, daß ſie Recht ſpreche. Dieſer Richterſpruch wurde zur Urſache, daß Böhmen einen Fürſten bekam. Ein uraltes böhmiſches Gedicht ſingt und ſagt davon, wie Libuſſa urtheilte und Recht ſprach.

5.

Libuſa's Gericht.

(Anhang der Königinhofer Handſchrift, herausgegeben v. Hanka, überſetzt von Swoboda, Prag 1829.)

Ei, was trübſt du, Wletawa, dein Waſſer?
Was trübſt du dein ſilberſchäumig Waſſer?
Hat empört die Wellen wilder Sturmwind,
Rings vom Himmel Wettergüſſe ſchüttend,
Ab die Häupter grüner Berge ſpülend,
Fort den Lehm und fort den Goldſand ſpülend?
Wie doch ſollt' ich nicht die Waſſer trüben?
Liegen doch im Zwiſt zwei eig'ne Brüder,

Eig'ne Brüder um des Vaters Erbe.
Grimmen Hader führen mit einander
An der Otawa der wilde Chrudos,
An der Otau, die ſich goldreich ſchlängelt,
An der Radbuza der kühne Staglaw,
Beide Brüder, beide Klenowice
Alten Stamms von einem Zweig des Popel,
Der da kam mit Cech und ſeinen Schaaren
Durch drei Ström' in dieſes Land voll Segen.
Flog herbei nun eine kirre Schwalbe,
Flog herüber von der Otau Krümmung,
Ließ ſich nieder auf dem breiten Fenſter
An Libuſa's güldnem Vaterſitze,
Auf dem Wyſerad, des Vaters Hochburg;
Und ſie klaget, und ſie ſtöhnt im Grame.
Als es hört der Beiden eig'ne Schweſter,
Ihre Schweſter in Libuſa's Hofburg,
Fleht ſie auf dem Wyſegrad die Fürſtin,
Hier im off'nen Saal Gericht zu halten,
Vorzuladen ihre Brüder beide,
Recht zu ſprechen beiden nach Geſetzen.
Boten heißt die Fürſtin nun entſenden
Nach Zutoslaw von der Weißlubice,
Wo ſich ſtämm'ge Eichenforſte dehnen,
Nach Lutobor von Dobroslaw's Kulme,
Wo der Adler Wellen trinkt die Elbe,
Nach Ratibor von den Rieſenbergen,
Wo den grimmen Drachen Teut erſchlagen,
Nach Radowan von der Felſenbrücke,
Nach Jarozir von den ſtröm'gen Bergen,

Nach Strezibor von Sazawa's Au'n, nach
Samorod zur Mies, der ſilberſtröm'gen,
Nach den Grafen, Rittern, Stammeshäuptern,
Nach den Brüdern auch, Chrudos und Staglaw,
So im Hader um des Vaters Erbe.
Als verſammelt Ritter, Stammeshäupter
Auf dem Wyſegrad, dem Sitz Libuſa's,
Stellt ſich Jeglicher nach ſeiner Abkunft;
Tritt in weißem Schleppgewand die Fürſtin
Auf des Vaters Thron in hohem Rathe.
Ihr zur Seite ſteh'n zwei kluge Jungfrau'n,
Vielgewandt in edler Seherkunde.
Jene hält die Tafeln der Geſetze,
Die das Schwert, das jede Unbill ſtrafet.
Feu'r vor ihnen, Wahrheit zu erproben,
Unter ihnen heilig-ſühnend Waſſer.
Da von Vaters güld'nem Thron' die Fürſtin:
„Meine Räthe, Ritter, Stammeshäupter!
Recht hier ſollt ihr zweien Brüdern ſprechen,
Die da hadern um des Vaters Erbe,
Um des Vaters Erbe mit einander.
Nach den Satzungen der ew'gen Götter
Sollen ſie damit gemeinſam ſchalten,
Oder drein zu gleichem Theil ſich theilen.
Meine Räthe, Ritter, Stammeshäupter,
Mög't entſcheiden ihr nach meinem Spruche,
Iſt er euch genehm nach eu'rem Sinne.
Iſt er nicht genehm nach eu'rem Sinne,
Mögt ihr ihnen neues Urtheil ſprechen,
Das vereine die entzweiten Brüder."

Neigen ſich die Ritter und Stammhäupter;
Leiſe drauf beginnen ſie zu ſprechen,
Leiſe ſich zuſammen zu beſprechen,
Und ſie hießen gut der Fürſtin Ausſpruch.
Auf ſtand Lutobor vom Kulm Dobroslaw's,
Und begann zu ſprechen dieſe Worte:
„Hohe Fürſtin auf des Vaters Goldthron!
Wir erwogen treulich deinen Ausſpruch,
Sammle denn im Rath' der Stämm' die Stimmen."
Jungfrau'n ſammelten die Richterſtimmen,
Sammeln ſie in heilige Gefäße,
Geben ſie den Rittern auszurufen.
Auf ſtand Radowan, der von der Brücke,
Und begann, der Stimmen Zahl zu prüfen,
Den Beſchluß dem Volke zu verkünden,
Allem Volk, das zu Gericht' verſammelt:
„Söhne Klens und eig'ne Brüder beide,
Alten Stammes ihr vom Zweig des Popel,
Der da kam mit Cech und ſeinen Schaaren
Durch drei Ström' in dieſes Land voll Segen!
Ihr vergleicht euch ſo um euer Erbe:
Beide ſollt's gemeinſam ihr beſitzen."
Auf ſtand Chrudos von der krummen Otau,
Gall' ergießt ſich ihm durch all ſein Inn'res,
Und vor Grimm erzittern alle Glieder,
Schwingt den Arm und brüllet gleich dem Ure.
„Weh der Brut, wenn Ottern mit ihr niſten!
Weh den Männern, wenn ein Weib gebietet!
Männern ziemt's zu herrſchen über Männer,
Und dem Erſtgebor'nen ziemt das Erbe."

Auf vom goldnen Throne ſtand Libuſa,
Sprach: „Ihr Räthe, Ritter, Stammeshäupter!
Meine Schmähung habt ihr all' gehöret,
Richtet ſelbſt das Recht nach dem Geſetze;
Nimmer werd' ich eure Zwiſte ſchlichten.
Wählet einen Mann euch, eures Gleichen,
Der euch herrſche mit dem Eiſenſtabe;
Mädchenhand iſt ſchwach, ob euch zu herrſchen."
Auf ſtand Ratibor vom Rieſenberge
Und begann zu ſprechen ſolche Worte:
„Ruhm nicht wär's, bei Deutſchen Recht zu ſuchen,
Haben Rechte ſelbſt nach heil'ger Satzung,
Die gebracht vor Zeiten unſre Väter
In dieß Land voll Segen."

6.

Primislaw und ſeine Wahrzeichen.

Libuſſa, Böhmens erſte Königin, forderte, als ihr Volk in ſie drang, ihm einen König zu geben, alle Bewohner des Landes nach ihrem Schloſſe Libin, beſtieg einen hohen Thron, der bedeckt war mit einem köſtlichen Teppich, ließ auf kleinere Stühle ihre Schweſtern neben ſich ſitzen und winkte dem Volke Schweigen.

Darauf öffnete ſie ihren ſchönen Sehermund und ſprach Worte voll tiefſinniger Prophezeihung, abmahnend zugleich und ein Bild des tyranniſchen Drucks ſchildernd, der auf dem Lande laſten werde, wenn ein Mann es regiere. Aber das Volk wie die Edeln blieben auf ihrem Willen und begehrten einen König.

„Wohlan!" ſprach ſie, „ſo machet Euch auf, gehet zum Waſſer, die Bila, da werdet Ihr im Gefilde des Dorfes Stadicz einen beſondern Acker finden und darauf einen Mann pflügen ſehen mit zwei ſchäckigen Ochſen. Dieſer wird Euer König ſeyn!"

Darauf erkor ſie dreißig Männer, die beſten des Landes, gebot ihnen, mit ſich zu nehmen einen königlichen Rock und einen Mantel und den neuen Herrn zu ſuchen. Die Geſandten begehrten nähere Zeichen von dem Manne zu erfahren, daß ſie den rechten fänden, und es ſprach Libuſſa: „Nehmet mit Euch mein weißes Roß, das ich reite, laßt es frei vor Euch her laufen, das wird den Mann erſpähen und Euch durch Wiehern und ſonſtige Zeichen verkündigen, daß er der Rechte iſt. Finden werdet Ihr Euern König ſpeiſend auf eiſernem Tiſche, und die friedſamen Götter werden Eure Bahn behüten!"

Darauf fuhren die dreißig Männer von dannen und ließen Libuſſens Roß vorangehen, das lief dem Mittelgebirge zu, nach dem Dorfe Stadicz, und am dritten Tage ſo fanden ſie einen Mann auf dem Felde, pflügend mit zwei geſchäckten Ochſen, dem naheten ſie mit heilbietendem Gruß, den er jedoch nicht erwiederte. Und das Roß begann zu wiehern und zu ſchreien, und fiel vor dem Bauer nieder, deß Name Przemisl war.

Die Boten Libuſſens zeigten ihm nun das fürſtliche Gewand und richteten ferner ihre Sendung aus; da ſtieß Przemisl die Haſelgerte, welche er in der Hand trug, in den Boden und ſpannte die Ochſen aus dem Pfluge, indem er ſprach: „Gehet hin, woher Ihr gekommen ſeyd.“ Darauf erhoben ſich die Ochſen beide in die Luft und ſchwebten in der Wolkennähe, doch ſenkten ſie ſich wieder und fuhren gegen einen Felſen, der ſich aufthat; da hinein in die geöffnete Kluft fuhren die Ochſen, und der Fels ſchloß ſich ſobald; zur Stunde aber rieſelte aus ihm ein Wäſſerlein hervor, gleich aus einem Stalle und von ſolchem Geruch. Die haſelne Ruthe aber, die der Bauer in den Boden geſteckt, trieb ſogleich grüne Blättlein und drei Zweige, auch einige Nüſſe.

Mit Staunen ſahen das Alles die Boten der Königin, noch mehr aber wuchs ihr Verwundern, als der Bauer den Pflug umſtürzte und auf die Schar ein ſchimmlich Stück Brod legte und ein Stück Käſe, ſein Mittagsmahl zu halten, wozu er die Fremdlinge einlud. Da ſahen ſie den eiſernen Tiſch, davon Libuſſa geſprochen hatte. Von den Zweigen der Ruthe verdorrten zwei, und nur der dritte grünte aufwärts. Als Przemisl ſah, wie ſich die Sendboten verwunderten, fragte er: „Was wundert Ihr Euch? Viele meines Geſchlechtes werden anheben zu regieren, immer aber wird nur Einer König ſeyn. Eure Herrin hätte nicht ſolche Eile von Nöthen gehabt. Wäret Ihr ſpäter gekommen, daß ich dieſes Stück Acker ganz umgepflügt, dann hätte dieſes Land immer und ewig vollauf Brodes gehabt, und dieſe Zweige wären nicht verdorrt. So nun wird bisweilen Hungersnoth einfallen. Als die Boten ihn fragten, warum er auf dem Eiſen ſpeiſe, erwiederte er: „Mein Geſchlecht wird Euch mit Ruthen von Eiſen züchtigen!“

Nach der Mahlzeit legten ſie Przemisl das lange Kleid an, den ſchönen Mantel und neue Schuhe, er aber nahm ſeine alten Schuhe, die er ſich ſelbſt aus Lindenrinde gemacht und mit Lindenbaſt genäht hatte, mit ſich, zum Gedächtniß der Abkunft des erſten Fürſten.

Dem Kommenden zog Libuſſa herrlich geſchmückt mit ihren Schweſtern, Räthen und Rittern und allem Volke entgegen, begrüßte ihn freundlich und erkies ihn zum Ehegemahl.

Von dieſem erſten Könige Böhmens ſchreibt ſich der Gebrauch, daß bei jeder nachherigen Königskrönung vor dem zu Krönenden eine Metze Haſelnüſſe ausgeſchüttet wurde, welche die Bewohner des Dorfes Stadicz, die außerdem von allen Abgaben befreit waren, liefern mußten; dann zeigte man auch jedesmal dem Fürſten die Bauerſchuhe von Lindenrinde, welche heilig von Geſchlecht zu Geſchlecht aufbewahrt wurden, um ihm ſymboliſch anzudeuten, er möge in die Fußſtapfen ſeines Urahnherrn treten. Im Huſſitenkriege erſt kamen dieſe Schuhe abhanden. Die Haſelgerte aber grünte fort und fort, und ihr Stamm wird noch heute als ein Wahrzeichen im Dorfe Stadicz gewieſen.

7.

Die Gründung Prags.

Im andern Jahre der Regierung Przemisl's trat an einem ſchönen Sommertage die Königin Libuſſa an der Seite ihres Gemahls aus dem Schloſſe Libin und beſtieg, von ihrem Gefolge umgeben, den hohen Felſenſtuhl, auf welchem ſchon oft der Geiſt der Weiſſagung über ſie gekommen war. Von dieſem auch jetzt wieder erfüllt, ſprach ſie die Worte:

„Ich erblicke im Geiſte eine Stadt, deren Ruhm einſt den Himmel erreicht! Dort in waldiger Gegend, dreitauſend Schritte von hier, wo der Bach Bruznika durch einen Graben fließt und in die Wlatawa (Moldau) fällt, dort, wo ſteinig und ſteil der Berg Petrzin emporſteigt, werdet Ihr in Waldes Mitte finden einen Mann, zimmernd an der Schwelle eines Hauſes, und weil auch Große ihr Haupt beugen müſſen vor einer Schwelle, ſo werde die Stadt, die man dort erbauen wird, nach der Schwelle benannt.“

Alſobald machten ſich Männer auf, folgten Libuſſens Weiſſagung, da fanden ſie einen Zimmermann, der fällte einen Eichbaum und richtete ihn zu, und als jene ihn fragten, was er da zimmere? ſo antwortete er: „Prah,“ das iſt eine Schwelle.

An dieſem Orte ward nun auf Libuſſa's Gebot die große und herrliche Stadt gegründet, welche den Namen Praha, Praga von der Schwelle empfing.

8.

Libuſſens Bad.

Auf der alten Bergfeſte Wiſcherad, darauf früher das Schloß Libin ſtand, in welchem Böhmens erſtes Königspaar Hof hielt, zeigt man einen hohen und ſenkrechten Fels, der ſich aus dem Bette des in der Tiefe vorbeirauſchenden Stromes aufgipfelt. Dieſer trägt die Reſte eines runden Gemäuers, und es geht die Sage, daß ſich von hier die hohe Herrin gar oft hinabgelaſſen und in der Moldau gebadet habe, auch wohl Zwieſprach gehalten mit dem Stromgeiſte. Andere ſagen, es habe über dem Felſen ein Thurm geſtanden, in welchen die Zauberin Jünglinge gelockt habe, die, von ihrer Schönheit bethört, ihr blindlings folgten, dann aber nach gebüßter Luſt habe ſie aus ihrer Umarmung die bethörten Opfer in die Umarmung des kalten Wellentodes geſtoßen, auf daß ihrer keiner ſein Glück verrathe.

Wieder Andere aber erzählen, daß nicht auf der Höhe des Wiſcherad das Bad der Libuſſa zu ſuchen ſey, ſondern nennen die ſüdlich von der alten Herrſcherburg gelegene reichhaltige Waſſerquelle Gezerka das Bad Libuſſens, und vielleicht mit größerem Rechte. Die einzige Quelle in der Umgegend des Wiſcherad, ſprudelte ſie in einem alten Haine kryſtallklare Fluth zu Tage. An ihr ſollen die alten Herzoge Böhmens gewählt worden ſeyn; Felſen umthürmen ſie, und das Schweigen der Einſamkeit weht über ihrem Spiegel.

9.

Libuſſens Bette.

Unter dem Felſen der alten Königsburg Wiſcherad, tief auf dem unterſten Grunde der dort vorüberrauſchenden Moldau iſt das goldne Bette der Zauberkönigin Libuſſa, die zur Stromſele geworden und ſich ſelbſt gebannt hat an ihr geliebtes Haus.

Mancher ſchöne Jüngling iſt dort in den Fluthen verſchwunden, hinabgelockt durch ein überholdſeliges Frauenantlitz, das ſich ihm lächelnd im Bade zeigte, und das Volk ſpricht, ſo oft der Strom ſolch' Opfer fordert: Libuſſa hat ihn behalten; in Jahr und Tag erkürt ſie einen Andern.

Es iſt wohl zu Zeiten geſchehen, daß kühne Schwimmer und Taucher ſich frevelhaft vermaßen, ſelbſtwillig hinabzuſteigen, Libuſſa's goldnes Bette zu ſuchen, oder daß ſie der Sage Hohn ſprachen. Die ſah man wohl niedertauchen, aber nimmer wieder zu Tage kommen. Einſt aber, ſo hat ſich eine dunkle Prophezeihung Libuſſens von Mund zu Munde erhalten, einſt wird das goldne Bette auftauchen aus der Stromtiefe und herrlich leuchtend über den Waſſern ſchwimmen, wie eine Barke; das wird dann geſchehen, wenn über Böhmen ein Herrſcher aus dem Stamme der Libuſſiden herrſcht. Dieſem wird ſich das goldne Bette darbieten, und ſeine Gemahlin wird darin ihren erſten Sohn zur Welt bringen.

10.

Die Teufelsſäule auf dem Wiſcherad.

Vor der Kirche St. Peter und Paul auf dem Wiſcherad liegt ein ſtarkes Säulenfragment, welches als ein Wahrzeichen den Fremden gezeigt wird. Davon geht folgende Sage.

Ein Prieſter am Wiſcherad machte ein Bündniß mit dem Teufel und verſchrieb ihm ſeine Seele, doch unter der Bedingung, daß der Böſe während eines Meßopfers eine Säule aus der Kirche des Vatikans zu Rom hole und auf den Wiſcherad bringe.

Satanas ging den Pact ein, glaubte ein leichtes Spiel zu haben, fuhr jählings gen Rom, holte die

Säule und fuhr geraden Wegs wieder zurück. Als er aber über den Venetianiſchen Meerbuſen flog, fühlte er von unſichtbarer Hand auf ſeinem Rücken ſo grauſamharte Geiſelſtreiche, daß er ſich vor Schmerz krümmte und die Säule fallen ließ. Schnell tauchte er unter und fiſchte die Säule aus der Fluth, aber wieder fühlte er Streiche, wieder ließ er die Säule fallen und ſo auch noch zum dritten Male. Als er nun eintraf, ſprach der Prieſter ſo eben das: Ite! Missa est. Da warf der Teufel voller Zorn die Säule auf das Kirchendach, daß ſie in drei Stücken zerſprang und das Dach durchſchlug. Lange hat man auch noch die beiden andern Stücke in den Kapellen St. Franciſci und St. Pauli Bekehrung zur linken Seite des Eingangs der St. Peters- und Paulskirche auf Wiſcherad gezeigt. Der Teufel ſoll geſagt haben, daß er wohl zeitig genug mit ſeiner Säule angelangt wäre, wenn ihn nicht der heil. Petrus, als Patron der Wiſcheradee Hauptkirche, gezwungen, jene dreimal in die naſſe Pfütze, den Venetianiſchen Meerbuſen, fallen zu laſſen.

Viele haben ausgeſagt, daß die römiſche Kirchenſäule nicht aus der Peterskirche, wo keine fehle, ſondern aus der Kirche St. Mariä jenſeit der Tiber ſtamme. Ein frommer Rathsherr aus Prag hat doch betheuert, daß er in Rom geweſen und mit eigenen Augen geſehen, daß in der Marienkirche trans Tiberim eine Säule mangele, an deren Stelle ein Crucifix ſtehe, und daß die übrigen Säulen der zerſprungenen auf dem Wiſcherad ganz gleich ſeyen.

Einſt lebte in Rom ein Schweizer, der war von Kindheit an von vielen Teufeln beſeſſen, die unterſchiedliche Namen hatten. Ein Exorciſt beſchwur einen derſelben, Namens Zardan, und ſetzte dem Beſeſſenen das runde Käſtchen mit Reliquien des heil. Ignatius auf den Kopf; da ſchrie der Teufel Zardan: „Heiß! heiß! Es brennt! O weh! weh! Lieber wollt' ich einen Mühlſtein tragen oder eine Säule nach St. Peter! Ja, einſt mußte ich eine Säule gen Prag tragen, die fiel mir dreimal in die große Lache!“ —

11.

Die Säule der Drahomira.

An dem Orte, wo ſonſt die Kirche St. Matthäi auf dem Hradſchin zu Prag geſtanden hat, und jetzt das Haus zur güldnen Kugel ſteht, wird eine alte Denkſäule gezeigt, an welche ſich eine Sage aus dem grauen Alterthume knüpft.

Der zwölfte Herzog Böhmens hatte ein Weib, Namens Drahomira, welche noch dem Heidenthume anhing, während ihr Sohn ſich bereits zum Chriſtenglauben bekannte. Als nun Wratislaw, der Herzog, ſtarb und ſeine Söhne, Wenzeslaw und Boleslaw, noch unmündig waren, eignete ſich Drahomira das Regiment zu und ließ die Chriſten von ihrem heidniſchen Anhange grauſam verfolgen, wovon viel zu erzählen wäre. Als aber ihr Sohn Wenzeslaw heranwuchs, ſchirmte er kräftig das Chriſtenthum. Darüber erzürnte ſie ſich eines Tages ſo heftig, daß ſie einen Eid ſchwur, von dannen und nach ihres Vaters Grabe nach Saaz zu fahren und dort den alten Göttern zu opfern. Wie nun der Wagen an der Kirche zu St. Matthäi vorbeifuhr, hörte der Kutſcher drinnen im Gotteshauſe das Meßglöcklein, ſprang, weil er ein Chriſt war, vom Wagen, warf die Peitſche von ſich und fiel auf die Kniee. Darüber begann das böſe Heidenweib über alle Maßen wüthend zu läſtern und zu toben, Gott und Chriſtum zu verfluchen und alle Heiligen — und ſiehe, da that ſich unter Blitzen und Donnerkrachen der Erdboden auf und ſchlang Drahomira ſammt Roſſen und Wagen in einen unermeßlich tiefen Abgrund hinunter. Aus dem Abgrunde aber ſchlugen Rauch und Feuerflammen und ein entſetzlicher Geſtank verpeſtete die Luft; dann ſchloß ſich die Kluft, und nur des Kutſchers Peitſche blieb außen, der nun Gott inbrünſtig dankte. Als die Prieſter und die Schaar der Andächtigen aus der Kirche traten, hörten ſie in der Tiefe der Erde noch ein zeterndes Heulen. Lange Zeit iſt hernach dieſer Ort mit einem Zaune umgeben geweſen, wobei ſich das Sonderbare zutrug, daß, wer über den Zaun ſchritt, an demſelben Menſchen wurde des Tages ein Zeichen des Fluchs geſpürt, oder er fiel in eine weltliche Schande, ſo daß man ſpäter die Stelle mit einer Mauer umgab. Auch ſtellte man zum ewigen Gedächtniß eine

Säule dorthin, nahe dem Wirthshaus zum Weidenhof, und ſchrieb an dieſe die Kunde von dem Strafgericht des erzürnten Himmels.

12.

Die Prager Brücke und ihre Wahrzeichen.

Seit undenklichen Zeiten iſt die Prager Brücke weit und breit berühmt. Sie iſt 1770 Fuß lang, 35 Fuß breit und hat 18 Schwibbogen. Als ihr Bau begann unter Kaiſer Karl IV., war ſo wohlfeile Zeit, daß man für einen Silberpfennig ein Dutzend Eier kaufte; darum nahmen die Baumeiſter Eier und Wein unter den Kalk, dadurch der Mörtel ſo feſt wurde, daß eher die Steine zu zerbrechen, als von einander zu trennen ſind.

Dieſe Brücke zu bauen koſtete einen Heller mehr, als die Kirche Slovan oder St. Emaus.

Das bekannteſte Wahrzeichen der Brücke ſind fünf kleine Enten an jeder Seite des breiten Brückenthurmes an der Altſtadt, der auch ſonſt mit mancherlei Bildwerk geziert iſt. Von dieſen Enten hat das Volk ein Scherzwort: Wer nicht ehrlich geboren iſt, kann nicht alle Fünfe ſehen.

Die Brücke ſelbſt iſt voll ſchöner, zum Theil erneuter und ſpäterer Zeit angehörender Statüen, von denen die eherne des heiligen **Nepomuk**, des Schutzpatrons von Prag, von ganz Böhmen und von allen Brücken — die herrlichſte und koſtbarſte neben dem ebenfalls metallenen und vergoldeten Crucifix iſt.*)

Ein zweites Wahrzeichen wird erblickt am Brückenthurme der Kleinſeite nach der Altſtadt zu. Da ſieht man hoch oben an der Thurmzinne eine Lücke im Gemäuer. Einſt, es war am 17. des Chriſtmondes 1252, ritt ein Edler, Namens Berthold von Bertholdy, über die Prager Brücke. Da ſtritten oben am Thurme zwei Raben mit einander und ſchrieen und ſchlugen heftig mit den Flügeln; dabei rührten ſie an einen Stein, der wohl ſchon lange los und locker im Gefüge der Mauer hängen mochte, und ſo fiel der Stein herab' und dem Ritter gerade auf den Kopf, ſo daß er alsbald vom Pferde ſank und auf der Stelle den Geiſt aufgab. Viele ehrenhafte Männer und ſelbſt der König trugen Leid um den Rittersmann.

Ein drittes Brückenzeichen iſt der **Bradey** oder **Großbart**. An dem Schwibbogen, welcher unter dem Spital der Kreuzkirche zu unſerer lieben Frauen in der Altſtadt ſteht, erblickt man einen verwunderlichen alten Manneskopf eingemauert, mit mächtig großem Barte, den die Böhmen den Bradicz nennen. Dieſer Kopf iſt den Anwohnern ein warnendes Zeichen gegen Waſſergefahr; denn wenn die Moldau anſchwillt und die Fluth im Mühlarme der Moldau bis zu des alten Steinbildes Barte anſteigt, dann räumen jene aus, denn es iſt dann vor dem wachſenden Waſſer Gefahr im Verzuge.

---

*) Die ſchönen Sagen und Legenden von dem heil. Nepomuk ſparen wir einem der folgenden Hefte auf.

Berichtigung. In dem Gedicht Seite 29 u. ff. des 1. Heftes iſt ſtets Starhemberg ſtatt Stahremberg zu leſen.

Sagen aus Salzburg und ſeiner Umgegend.

1.

König Watzmann.

Südöſtlich von Salzburg ſtreckt, mit ewigem Schnee bedeckt, hoch über ſieben niedrigere Zinken ein Berg zwei rieſige Zackenhörner gen Himmel, das iſt der über neuntauſend Fuß hohe Watzmann. Von ihm erzählt das umwohnende Volk aus grauen Zeiten her dieſe Sage.

Einſt, in undenklicher Frühzeit, lebte und herrſchte in dieſen Landen ein rauher und wilder König, welcher Watzmann hieß. Er war ein grauſamer Wütherich, der ſchon Blut getrunken hatte aus den Brüſten ſeiner Mutter. Liebe und menſchliches Erbarmen waren ihm fremd, nur die Jagd war ſeine Luſt, und da ſah zitternd ſein Volk ihn durch die Wälder toben mit dem Lärm der Hörner, dem Gebell der Rüden, gefolgt von ſeinem eben ſo rauhen Weibe und ſeinen Kindern, die zu böſer Luſt auferzogen wurden. Bei Tag und bei Nacht durchbrauſte des Königs wilde Jagd die Gefilde, die Wälder, die Klüfte, verfolgte das ſcheue Wild und vernichtete die Saat und mit ihr die Hoffnung des Landmanns.

Gottes Langmuth ließ des Königs ſchlimmes Thun noch gewähren.

Eines Tages jagte der König wiederum mit ſeinem Troß und kam auf eine Waldestrift, auf welcher eine Heerde weidete und ein Hirtenhäuslein ſtand. Ruhig ſaß vor der Hütte die Hirtin auf friſchem Heu und hielt mit Mutterfreude ihr ſchlummerndes Kindlein in den Armen. Neben ihr lag ihr treuer Hund, und in der Hütte ruhte ihr Mann, der Hirte.

Jetzt unterbrach der toſende Jagdlärm den Naturfrieden dieſer Waldeinſamkeit; der Hund der Hirtin ſprang bellend auf, da warf ſich des Königs Meute alſobald auf ihn, und einer der Rüden biß ihm die Kehle ab, während ein anderer ſeine ſcharfen Zähne in den Leib des Kindleins ſchlug, und ein dritter die ſchreckenſtarre Mutter zu Boden riß. Der König kam indeß nahe heran, ſah das Unheil, und ſtand und lachte.

Plötzlich ſprang der vom Gebell der Hunde, dem Geſchrei des Weibes erweckte Hirte aus der Hüttenthüre und erſchlug einen der Rüden, welcher des grauſamen Königs Lieblingsgethier war. Darüber wüthend fährt der König auf und hetzt mit teufliſchem Huſſa Knechte und Hunde auf den Hirten, der ſein ohnmächtiges Weib erhoben und an ſeine Bruſt gezogen hat, und verzweiflungsvoll erſt auf ſein zerfleiſchtes Kind am Boden und dann gen Himmel blickt. Bald ſanken

Beide zerriſſen von den Unthieren zu dem Kinde nieder, und der blutdürſtige König frohlockte und lachte wieder.

Da endete die Langmuth Gottes. Ein dumpfes Brauſen erhob ſich, ein Donner in den Höhen, ein Heulen in den Klüften, und die Hunde würgten den König, die Königin und ſeine ſieben Kinder, daß ihr Blut zu Thale ſtrömte. Ihre Leiber aber wuchſen verſteinernd zu Bergen. So ſteht noch der eisumſtarrte König Watzmann, ein marmorkalter Bergrieſe, zu grauſenvoller Erinnerung da, neben ihm die kleinere Zinke, ſein Weib, um ihn die ſieben Kinder, tief unten die weiten Becken zweier Seen, in welche einſt das Blut der Grauſamen floß.

2.

Von Juvavia.

Bis dicht an den Fuß des weitberühmten Untersberges erſtreckte ſich in den alten Zeiten eine Römerſtadt, Caſtrum Juvavium oder Juvavia, zu Deutſch **Helfenburg** geheißen. Julius Cäſar ſoll zum Schutz des Römerreiches gegen die Deutſchen eine Beſatzung in dieſes Kaſtell gelegt, und Kaiſer Aelius Hadrianus eine römiſche Colonie dort angeſiedelt haben. Dieſe Stadt wuchs an Gebäuden und Einwohnern und breitete ſich weit aus über das fruchtbare Gefilde, in welchem das heutige Salzburg liegt. Aber die Einwohner ehrten und fürchteten letztlich weder die Götter, noch den einigen Gott, und verſanken ganz und gar in den Schlamm der Laſter, und der Himmel verhing ſein Zorngericht über die ſündige Stadt. In einer ſchrecklichen Nacht verſank Juvavia mit Mauern und Mannen, und an die Stätte, wo es geſtanden, trat ein weites und tiefes Moos (Moor), das noch heute zu ſehen iſt. Es iſt nicht gut, dieſem zu nahen, Geſpenſter irren dort um, und zur Nachtzeit locken täuſchende Lichter den Wanderer in ungeheuerliche Tiefen. Unter dem Erzbiſchof Johann Ernſt, Grafen von Thun, ſuchte man dieſe verſunkene Stadt in den Moorgründen auf, welche ſich von der Leopoldskrone bis zum Untersberge hin erſtrecken. Eine alte Mauer, welche auf einer Seite ohnweit des Daunſchloſſes im Weingarten vom Mönchsberge herabläuft, hielt man für eine Ruine der berühmten Römerſtadt, und eine alte Inſchrift, welche jener Erzbiſchof in Marmor hauen ließ, dient der Sage zur Stütze.

3.

Der Mönchsberg bei Salzburg.

Juvavia war einſt eine Stadt mit prächtigen Mauern, ringsum von hohen Wällen eingeſchloſſen und überherrſcht von mächtigen Thürmen. Könige hatten daſelbſt Paläſte, und die Götter herrliche Tempel, ſtolz von einem Volke der Vorwelt aus Marmor erbaut. Aber es kam über ſie der Graus der Zerſtörung durch die Gottesgeiſel Attila, den Hunnenkönig, im Jahre 451.

Als Attila geſtorben war, kam aus dem Morgenlande ein heiliger Diener Gottes, St. Severinus, in dieſes Land, übte große Wunder, weiſſagte und lehrte den Einwohnern das Chriſtenthum.*) Als Odoaker, der nachherige König in Italien, damals als ein armer Jüngling in dürftigem Gewande zu dem heiligen Manne kam, weiſſagte ihm dieſer, daß er einſt reich und mächtig werden würde. Da nun Odoaker hernachmals an der Spitze wilder Horden gegen die Römer zog, trat er, demüthig um den Segen Severins bittend, in die Zelle des frommen Greiſes. Dieſem ward bange für ſeinen geliebten Freund, den Prieſter Maximus in Salzburg, und er ſendete Eilboten ab, den zu warnen und zu ſchleuniger Flucht zu ermahnen. Maximus hatte ſich mit mehrern frommen Einſiedlern und Mönchen einen ſteilen, faſt unzugänglichen Berg zum Wohnſitz gewählt, und ſich darin Treppen, Zellen und Kapellen ausgehauen. Davon heißt noch heute dieſer Felſenſitz der Mönchsberg. Maximus glaubte die Gefahr nicht ſo nahe, und verweilte noch eine Nacht in ſeiner Einſiedelei, die man noch heute den Reiſenden zeigt. Aber am frühen Morgen brach das

---

*) Die vielen ſchönen Legenden vom heiligen **Severin** ſollen in einem der ſpätern Hefte mitgetheilt werden.

Verderben herein. Ganze Schaaren wilder Gothen und Heruler überfielen die Stadt und die frommen Männer, hingen den ehrwürdigen Prieſter Maximus an einen Baum, riſſen gegen funfzig ſeiner Freunde aus ihren Verſtecken und ſchleuderten ſie vom Felſen, oder rollten ſie in Fäſſern hernieder, in welche ſpitze Nägel eingeſchlagen waren. Noch kündet eine Steinſchrift am Mönchsberg den Tod der erſten Märtyrer dieſer Gegend, und Salzburg lag fortan verödet hundert und fünf Jahre lang im Schutt und Graus, bis im Jahre 582 St. Rupertus, der neue Segensapoſtel dieſes Landes, kam, und das Kreuz wiederum erhöhte.

4.

Der Untersberg bei Salzburg.

Der Untersberg, von Vielen im Volke auch der Wunderberg geheißen, ſteht eine Meile von Salzburg an dem grundloſen Moos, wo einſt vor alten Zeiten die große Hauptſtadt Helfenburg geſtanden haben ſoll. Er iſt 6798 Fuß hoch und überreich an Wäldern, Alptriften, Wild und heilſamen Kräutern, an Marmor und anderm noch koſtbareren Erz und Geſtein. Ein altes Buch ſagt aus, daß öfters fremde Kunſterfahrene aus Welſchland herbeikamen, die Erze und Minern insgeheim bearbeiteten, nebenbei aber ſich der

Bosheit gebrauchten, die Fundgruben den Umwohnern aus Neid zu verhehlen und zu verblenden. Zahlloſe Sagen gehen von dem Untersberg im Munde des Volkes. Im Innern ſey er ganz ausgehöhlt und mit Paläſten, Kirchen, Klöſtern, Gärten, Gold- und Silberquellen verſehen. Kleine Männlein bewahrten die Schätze und wanderten ehedem oft um Mitternacht in die Stadt Salzburg, in der Domkirche daſelbſt Gottesdienſt zu halten. Auch höre man des Nachts in dieſem Wunderberge Kriegsgetümmel und Schlachtgetön. Zur mitternächtigen Geiſterſtunde kommen die Rieſen hervor, ſteigen zum Gipfel und ſchauen gen Oſten unverwandt; wenn es dann Zwölfe ſchlägt, erliſcht ihr vorausgehend Flammenlicht, die Rieſen verſchwinden, und es treten die Zwerge aus dem zaubervollen Bergesinnern und brechen das Erz und hämmern am Geſtein, oder ſie wandeln, mit netzförmigen Häubchen bedeckt, mitten unter dem weidenden Vieh umher.

Vieles auch weiß die Sage der Umwohner von den wilden Frauen des Untersberges zu berichten: wilde Frauen in weißen Gewändern, mit fliegenden Haaren, an den Firſten des Berges. Sie ſangen ſchöne Lieder.

Im Schooß des Berges ſitzt verzaubert ein alter Kaiſer. Einige ſagen, Karl der Große ſey es, Andere nennen Friedrich den Rothbart, der ſich in das Unterſchloß auf dem Kiffhäuſer in Thüringen verwünſcht haben und dort noch ſitzen ſoll. Wieder Andere laſſen Kaiſer Karl V. den ſeyn, der im Untersberge verzaubert weile. Mancher ſoll ihn geſehen haben mitten im Kreiſe glänzender Wappner, ſitzend an einem Tiſch von Marmelſtein, durch welchen ihm der Bart gewachſen, der faſt dreimal um den Tiſch reicht. Wann er zum dritten Mal die letzte Ecke erreicht, dann wird der Antichriſt erſcheinen, dann wird die große Schlacht auf dem Walſerfelde geſchlagen, die Engel ſtoßen in ihre Poſaunen und der jüngſte Tag bricht an. Auch die Tochter des Kaiſers wohnt daſelbſt, und hat ſich zum Oeſtern freundlich gegen Solche gezeigt, die zu günſtiger Stunde in den Berg traten. Zu heiligen Zeiten will man wahrgenommen haben, daß der große Kaiſer ſich mit ſeinem Hofgeſinde oder aber mit den Mönchen von St. Juſtus in der Domkirche zu Salzburg um Mitternacht eingefunden, die Mette mitgeſungen und dem Hochamte beigewohnt, welches ſein Hofpfarrer, oder der Prior von St. Juſtus, oder wohl gar ein großer Kirchenprälat celebrirt, der zugleich mit ihm in den Untersberg verwünſcht worden iſt. Zu ſolchen Zeiten wallen die vertriebenen Mönche in langen Zügen durch Erdklüfte unter Seen und Flüſſen nach den benachbarten Kirchen und halten in St. Bartholmä (am Königsſee bei Berchtesgaden), in Grödig, im Münſter Berchtesgadens und im hohen Dome der Metropolis zur Mitternachtsſtunde unter Glockenklang und Orgelton den Gottesdienſt. Auch vernimmt man bisweilen kriegeriſche Muſik aus des Berges Höhlen und Klüften, beſonders bei bevorſtehendem Kriege. Ritter und Reiſige durchreiten in glühenden Panzern, auf Flammenroſſen und mit funkenſprühenden Waffen die Gefilde der Umgegend, ſich zur Pein und dem Landmann zum Schrecken. Mit anbrechendem Tage eilen ſie in den Untersberg zurück durch eine nur ſelten und nur Wenigen ſichtbare eherne Pforte, welche beim Hallthurm hinter den Trümmern der Burg Plauen zwiſchen den Steinklüften eingeſtürzter Felſen zu Tage geht.

5.

Der Wanderer in den Untersberg.

In der Salzburger und Berchtesgadner Gegend geht ein altes, ſeltenes Büchlein von Hand zu Hand, das beſchreibt eine gar wunderſame Mähr, die ſich mit einem Manne, Namens Lazarus Aizner (nach Andern Gitſchner), zugetragen und in dem Büchlein von ihm ſelbſt für wahrhaftig beſchrieben wird.

Es war im Jahre 1529, als dieſer Mann, ein Diener des Stadtſchreibers zu Reichenhall, mit ſeinem Herrn, dem Pfarrer Martin Eiberger und noch zwei andern Männern aus Reichenhall auf den Untersberg gingen. Da kamen ſie zu einer Felſenſchlucht, der hohe Thron genannt, wo ein Loch in den Berg ging. Unter dem Felſen ſtand eine Kapelle, die trug eine Schrift von ſilbernen Buchſtaben, welche die Wanderer anſahen und laſen. Nachher ſind ſie wieder nach Hauſe gegangen. Später kam unter ihnen das Geſpräch auf die Schrift, deren Buchſtaben ihnen entfallen waren, und der Pfarrer ſprach zu Aizner, er möge doch nochmals hinaufgehen und die Schrift abſchreiben. Dieſer ging an einem ſchönen Septembertage, der ein Mittwoch war, allein auf den Berg, fand die Schrift mit uralten Buchſtaben in die Wand gehauen, und ſchrieb ſie ab:

S. O. U. C. E. J. S. A. T. O. M.

Ueber dem Aufſchauen und Abſchreiben dieſer alten Inſchrift wurde es Abend und zu ſpät, den Rückweg anzutreten. Daher bettete ſich Lazarus nahe der Höhlung auf weiches Moos und entſchlief.

Am andern Morgen machte er ſich auf und wollte wieder hinab nach Reichenhall, ſah ſich jedoch zuvor im Gehen ein wenig in die Weite um, und ſiehe! plötzlich ſteht vor ihm ein barfüßiger Mönch, der betet aus einem Buche und trägt eine große Bürde Schlüſſel auf der Achſel. Jetzt redet der Mönch ihn an: „Wo biſt Du geweſen? Wo gehſt Du hin? Haſt Du gegeſſen oder biſt Du noch hungrig?"

Lazarus antwortete ſchlecht und recht, und der Mönch hieß ihn mit ſich gehen. Sie gingen aufwärts gegen den hohen Thron, kamen wieder an eine Felskluft, die war mit einer eiſernen Thür verſperrt, welche der Mönch mit einem ſeiner Schlüſſel aufſchloß, und dann traten ſie in den Berg ein. Der Mönch ſprach zu Lazarus Aizner: „Lege Deinen Hut allda nieder, ſo kannſt Du wieder hinaus; innen aber ſprich zu Niemand ein Wort, es ſage einer zu Dir, was er wolle. Mit mir darfſt Du reden und mich fragen, was Du willt. Merke auch wohl, was Du ſieheſt und höreſt.“

Innen zeigte ſich ein großer Thurm mit einer goldgezierten Uhr. Da ſprach der Mönch: „Schau' auf die Uhr, auf welcher Stund der Zeiger ſteht und um welche Stund es iſt.“ Es war 7 Uhr. Als Lazarus Aigner aufſchaute, ſah er ein herrliches Gebäu mit einem doppelten Glockenthurm, wie ein anſehnliches Kloſter, das auf einer ſchönen weiten Wieſe lag. Ein Brunnen war daneben mit ſchneekaltem Waſſer, rundum war ſchöner grüner Wald. Der Wanderer kam mit dem Mönch in eine Kirche, die ſo weit war, daß er von der hintern Kirchthür kaum auf den Chor hinaufſehen konnte. Dort beteten Beide, und der Mönch hieß den Mann in einem Stuhle bleiben und ſagte ihm, daß die Kirche zweihundert Altäre habe und über dreißig Orgeln. Als Lazarus in dem Stuhle ſaß, kamen eine Treppe herunter mehr als dreihundert Mönche, alte und junge, blickten ihn ſcharf an, gingen auf den Chor und ſangen die Horas andächtiglich. Nun erklangen alle Glocken, und unzählbare Schaaren Andächtiger, angethan mit herrlichen Kleidern, erfüllten das unterirdiſche Gotteshaus. An allen Altären wurde Meſſe geleſen und das Hochamt geſungen, und alle Orgeln erdröhnten, und zahlloſe Inſtrumente wurden laut mit himmliſcher Muſik. Dann verlor ſich das Volk und die Mönche wandelten wieder dem Erſtaunten vorüber. Hernach führte der Mönch Jenen eine Treppe von achtzig Staffeln hinauf in einen Speiſeſaal voll hoher doch unverglaſter Kirchenfenſter zu bei den Seiten, daraus man hinabſah auf die Wieſe. Daran ſtieß der Convent, oben gewölbt und mit ſchönen Fenſtern wohl verſehen. Darinnen ſtanden lange Tiſche, und an einem derſelben ſpeiſte der Mönch den Lazarus Aizner mit üblicher Kloſterkoſt und einem Becher Wein. Zur Nonzeit (drei Uhr Nachmittags) gingen Beide wieder in die Kirche, die wieder voll Volkes war. Nach der Non gingen ſie in die Bibliothek, da ſah Aizner viele Leute auf dem Anger hin und her gehen, und auf Befragen, wer dieſe ſeyen, antwortete der Mönch: „Es ſind alte Kaiſer, Könige, Fürſten, Biſchöfe und andere Ritter, Herren und Knechte, Edle und Unedle, auch Frauen, chriſtliche Leute, welche den chriſtlichen Glauben zur letzten Zeit Untergangs der Welt helfen erretten und vertheidigen.“

Die Bücher in der Bibliothek waren uralt, aus Baumrinden und Häuten, und mit alten unbekannten Buchſtaben beſchrieben. Vieles las und erklärte der Mönch. Zur Vesperzeit gingen Beide abermals in die Kirche, dann in den Convent zum Speiſen, dann in die Complet. Darauf ordnete ſich ein langer Zug der Mönche mit Büchern und Laternen, und gingen je zwei und zwei nach dem hohen Thurme, durch welchen Lazarus eingegangen war in den Untersberg. Da ſah man zu zweien Seiten ſechs Thüren, und der Mönch nannte zwölf verſchiedene Kirchen in der Umgegend, in welche man durch dieſe Thüren gelange, nach Salzburg, Reichenhall und andere. Er ſprach: „Jetzt gehen wir nach St. Bartholomä bei Berchtesgaden;“ und ſo that ſich die eine Thür auf, und ſie gingen in einem breiten und ſchönen Gange fort und fort. Einmal ſagte der Mönch: „Schau, Lazarus, jetzt gehen wir tief unter dem See,“ damit er den Königsſee meinte, an welchem St. Bartholomä gelegen iſt. In der Kirche ſangen ſie die Metten und gingen dann zurück.

Der folgende Tag wurde vollbracht, wie der erſte, nur daß ſie zur Nacht in den Dom zu Salzburg gingen und dort ihr Gebet verrichteten. Hernach laſen ſie in der Bibliothek die großen Bücher voll alter Geſchichten und zukünftiger Ereigniſſe, und der Mönch ſprach viele Weiſſagungen, wie es dermaleinſt in der Welt ſich zutragen werde.

Als ſie ſo laſen und mit einander ſprachen, erſahen ſie einen Kaiſer unter dem Volke, mit Kron' und Scepter, der hatte einen grauen Bart vom Haupte bis zum Gürtel, und der Mönch ſagte: „Das iſt Kaiſer Friedrich, welcher einſtens auf dem Walſerfelde iſt verzuckt worden. Schau ihn wohl an, er iſt in ſolcher Geſtalt, wie er iſt verloren gegangen.“ Auch andere verſtorbene Fürſten und edle Herren mehr erblickte Lazarus, auch ſeiner noch lebenden Bekannten Etliche, und fragte den Mönch, was dieſe in dem Berge machten und ihr Thun und Laſſen ſey? Da gab ihm der Mönch eine ſolche derbe Maulſchelle, daß er ſie ſein Lebelang empfand, und ſprach zornig: „Was bedarfſt Du Wiſſens und Forſchens nach den Geheimniſſen Gottes?“ —

So waren nun bereits ſieben Tage vergangen, als der Mönch ſprach: „Lazarus, nun iſt es Zeit, daß Du wiederum hinausgeheſt, oder willſt Du hierinnen verbleiben, ſo magſt Du es auch thun." Aizner antwortete: „Ich will hinausgehen!" So geleitete ihn der Mönch zu dem Thurme, verſah ihn mit Zehrung und guter Ermahnung, hinfort demüthig zu leben, hieß ihn auch wieder auf die Uhr ſchauen, deren Zeiger eben wieder auf 7 ſtand, und den Hut aufſetzen, der noch dort lag. Dann redete er noch Manches von künftigen jämmerlichen und kümmerlichen Zeiten, ſo noch kommen würden, und ſchließlich befahl er ihm, er ſolle Alles, was er gehört und geſehen in dem wunderbaren Berge, fleißig merken und beſchreiben, doch nicht eher, als nach fünfunddreißig Jahren. Zuletzt ſegnete er ihn und ſprach: „Nun gehe hin im Namen des Friedens, Du wirſt ſchon dermaleinſt wieder zu mir kommen! Schaue Dich auch nicht um!"

Und ſo kam Lazarus Aizner mit Zittern wieder hervor aus dem Schooße des Untersberges und herab nach der Stadt Reichenhall, und war ganz ſtille.

6.

Der Birnbaum auf dem Walſerfeld bei Salzburg.

Auf dem Walſerfeld bei Salzburg ſtehet ein uralter Birnbaum, ganz dürr und abgeſtorben ſeit langer Zeit, und iſt ſchon zum Oeftern gar umgehauen worden, aber durch die Kraft des Allmächtigen wurde die Wurzel behütet und trieb wieder aus, daß der Baum emporwuchs. Von dieſem Baume geht nun eine alte Weiſſagung, daß er dereinſt wieder beginnen werde zu blühen und Frucht zu tragen. Wann aber dieſes ſich ereignet, dann wird der verzauberte Kaiſer mit all ſeinen Wappnern hervortreten aus dem Schooße des Untersberges, und es wird eine große und erſchreckliche Schlacht des Glaubens halber geſchlagen werden. Dieſes geſchieht aus göttlichem Verhängniß, weil kein Menſch mehr dem Andern brüderliche Liebe erzeigen will. Wann der Baum beginnt zu grünen, wird dieſe Zeit der Noth nahe ſeyn, wann er aber anfangen wird Früchte zu tragen, wird ſich die Schlacht anheben, und der Fürſt des Baiernlandes wird an den Birnbaum ſeinen Schild aufhängen. Auf dem Felde wird den Streitern das Blut rinnen bis an die Knöchel und in die Schuhe, und die Vornehmen werden wünſchen, insgeſammt auf einem Sattel davonreiten zu können. Nur die guten Menſchen werden von den Rieſen des Untersberges geſchützt und gerettet, die böſen aber alle erſchlagen werden. So ſchrecklich ſoll die Schlacht ſeyn, daß ſie alles Volk zerſtören wird.

Die Sage erzählt, daß ein Fürſtenſohn hinaufging gen Abend zum Fuß des Untersberges. Und wie mit der Nacht ſich das Schlachtgetümmel erhebt, tritt dem Weiterſchreitenden ein graubärtiger Herold entgegen und winkt ihm zu folgen und führt ihn in die Tiefe des Wunderberges, immer tiefer, bis es ſargeseng wird. Da greift der greiſe Führer in die Felſen und es öffnet ſich ein weiter Thronſaal mit herrlichen Säulen und hellem Glanze. Und in ihm zehntauſend Ritter und hunderttauſend Lanzenknechte, zum Kampfe gerüſtet. An einem runden Tiſche aber von Marmorſtein in Mitten des Saales ſaß der Kaiſer im Reichsſchmuck, mit lichtweißem Barte, der, mit Perlen durchflochten, um den Tiſch in langen Silberwogen wallte. Um ihn her aber die ſieben Kurfürſten des Reichs.

Da tritt des Kaiſers Tochter lebenswarm in die verſteinerte Welt, geht zu dem Tiſche und mißt des kaiſerlichen Vaters langen Bart; der aber reicht erſt zweimal um den Tiſch und der dritte Gang fehlt. Da erſtarrt auch ſie vor Schmerz, und mit dem Mitternachtsſchlage iſt Alles erloſchen und verſunken. Der Herold aber ſpricht zu dem Fürſtenſohne, der des Kaiſers Tochter hatte umarmen wollen:

„Und Alle, die da unten hauſend
Mit ihm und ihr Du haſt geſchaut,
Sind ein verſteinertes Jahrtauſend,
Das täglich auf ins Leben thaut,
Um täglich wieder zu erſtarren;
Und ſo muß Kaiſer, Kind und Herr
So lange der Erlöſung harren,
Bis um die Tafelrunde her
Des Kaiſerbartes Silberwogen
Die Tochter dreimal hat gezogen.

Und wenn der Bart ſo groß geworden,
Ach, iſt das große Volk ſo klein!

Und ſelber wird es ſich ermorden,
Und Treu und Glauben nicht mehr ſeyn.
Dann kömmt ein Fürſt aus Deinem Stamme
Zum Berg und ſeinem Schauerraum,
Und hängt des Volkes Oriflamme,
Sein Schild an jenen morſchen Baum,
Und wird er wieder Blüthen tragen,
Dann wird die Rettungsſchlacht geſchlagen.

Da bricht aus unterird'ſchem Saale
Das Heer hervor aufs Walſerfeld
Und kämpft und ſiegt. Zum zweiten Male
Erſchafft das große Volk der Held.
Dann wird er Reich und Tochter geben,
Deß Rüſtung dieſe Perlen da
Die Thränen dieſer Nacht umweben,
Die Tochter heißt Teutonia;
Der Prinz? Wer kann Antwort verlangen?
Wer ſagen, wo er hingegangen?" — *)

---

*) **Maßmann**: Bayeriſche Sagen, München 1831. — Alex. **Weißenbach**: Aigens Beſchreibung und Dichtung. Salzburg 1817.

7.

Die Rieſen und die wilden Frauen im Untersberge.

Leute aus dem Dorfe Feldkirchen ohnweit der Stadt Salzburg erzählten für wahrhaft: Als wir noch junge Buben waren, haben wir mit eigenen Augen geſehen, daß einige alte Rieſen aus dem Untersberge herausgingen, herunter kamen und ſich auf die nächſt dieſes Berges ſtehende Grödiger Pfarrkirche lehnten, mit unterſchiedlichen Perſonen Geſpräche hielten, doch Niemand einiges Leid zufügten, ſondern ihren Weg wieder in Frieden gingen. Die Grödiger Leute waren von den Rieſen oft ermahnt, durch erbauliches Leben ſich gegen verdientes Unglück zu ſichern. Dieſelben Leute zeigten zu der nämlichen Zeit an, daß zu Grödig vielmals etliche Frauen von wilder Art aus dieſem Untersberg gekommen ſind zu den Knaben und Mägdlein, welche zunächſt dem Loch innerhalb Glanegg des Viehes hüteten, und ihnen Brod und Käſe zu eſſen gegeben haben. Auch in das Kornſchneiden gingen ſolche wilde Frauen nach Grödig. Sie kamen ſehr früh des Morgens herab, und Abends, da die andern Leute Feierabend genommen, gingen ſie, ohne die Abendmahlzeit mitzueſſen, wiederum in den Wunderberg hinein.

Eines Tages geſchah es, daß ein Bauersmann bei Grödig auf dem Felde ackerte und ſein kleines Söhnlein auf das Pferd geſetzt hatte. Da kamen die wilden Frauen aus dem Untersberge, hätten das Knäblein gern gehabt und wollten es mit Gewalt hinwegführen. Der Vater aber, dem die Geheimniſſe und Begebenheiten dieſes Berges ſchon bekannt waren, eilte den Frauen ohne Furcht zu und nahm ihnen den Knaben ab mit den Worten: „Was erfrechet Ihr Euch, ſo oft herauszugehen und mir jetzt ſogar meinen Buben hinwegzunehmen? Was wollt Ihr mit ihm machen?" — Die wilden Frauen ſagten: „Er wird bei uns beſſere Pflege haben und wird ihm bei uns beſſer geben als zu Hauſe; der Knabe wäre uns ſehr lieb, es wird ihm kein Leid widerfahren!" Allein der Vater ließ ſeinen Knaben nicht aus den Händen, und die wilden Frauen gingen bitterlich weinend von dannen.

Abermals kamen die wilden Frauen aus dem Wunderberge nahe an die Kugelſtatt oder Kugelmühle, ſo bei dieſem Berge ſchön auf der Anhöhe liegt, und nahmen dort ein Knäblein mit ſich fort, das das Weidvich hütete. Da haben über ein Jahr hernach die Holzleute daſſelbe Knäblein auf dem Untersberge auf einem Baumſtock ſitzen ſehen, das hatte ein ſchön grünes Kleid an. Dieß ſagten ſie den Aeltern des Knaben, und am andern Tage ſuchten ſie es mit Vater und Mutter an demſelben Orte, aber der Knabe ward nicht wieder gefunden.

Mehrmals hat es ſich begeben, daß eine wilde Frau aus dem Wunderberge gegen das Dorf Anif ging, welches eine gute halbe Stunde vom Berge entlegen iſt. Alldort machte ſie ſich in die Erde Löcher und Lagerſtatt. Sie trug ungemein langes und ſchönes Haar, das ihr beinahe bis zu den Fußſohlen hinabreichte.

Ein Bauersmann aus Anif ſah zum Oeftern dieſe Frau ab und zu gehen, und ob ihrer Schönheit und der Schönheit ihrer langen Haare ward ihm gegen ſie das Herz entzündet. Er konnte dem Drange, ihr zu nahen, nicht widerſtehen, ging zu ihr, betrachtete ſie mit innigem Wohlgefallen und legte ſich endlich in ſeiner Einfalt ohne Scheu zu ihr auf ihr Lager, doch in allen Ehren; Beide ſahen einander an, und keines ſprach ein Wort; noch weniger trieben ſie Ungebührliches. Als der Bauer zur zweiten Nacht wiederkam, fragte ihn die wilde Frau, ob er nicht ſelbſt ein Weib habe? Nun hatte er eine angetraute Ehefrau, doch verläugnete er ſie und ſprach: „Nein!“

Des Bauers Ehewirthin aber machte ſich allerhand Gedanken, wo denn ihr Mann des Abends hingehe und die Nächte zubringe? daher ſpähte ſie nach ihm, und ging aus, ihn zu ſuchen, und fand ihn auf dem Felde, bei der wilden Frau ſchlafend. Da rief ſie der wilden Frau zu: „O behüte Gott Deine ſchönen Haare! Was thut Ihr denn da mit einander?“ Mit dieſen Worten wich das Bauernweib von ihnen, und ihr Mann erſchrak gar ſehr darüber. Aber die wilde Frau hielt ihm ſeine treuloſe Verläugnung vor und ſprach: „Hätte Deine Frau böſen Haß und Aerger gegen mich zu erkennen gegeben, ſo würdeſt Du jetzt unglücklich ſeyn und nicht mehr von dieſer Stelle kommen, aber weil Deine Frau nicht bös war, ſo liebe ſie fortan und hauſe mit ihr getreulich, und unterſtehe Dich nicht mehr daher zu kommen, denn es ſteht geſchrieben: Ein Jeder lebe getreulich mit ſeinem getrauten Weibe, obgleich die Kraft dieſes Gebots einſt in große Abnahme kommen wird und damit aller zeitliche Wohlſtand der Eheleute. Nimm dieſen Schuh voll Geld mit Dir und ſieh Dich nicht mehr um!“ Damit ſchwand die wilde Frau hinweg, und der Bauer ging mit ſeinem Schuh voll Geld erſchrocken heim und that, wie ihm geboten war.

Ein Müller aus Salzburg, Leonhard Burger mit Namen, ging einſt auf den Untersberg, da traf er eine wilde Frau und ein Bergmännlein an, und ſahe Letzteres mit einem Hammer in das Geſtein hauen; es floß in eine große untergeſtellte Kanne von einem halben Maaß eitel gediegenes Gold. Die wilde Frau ſchrie den Wanderer an, und ſcheu wich er zurück; wäre er geblieben, ſo hätte er wohl etwas mehr bekommen; ſo aber gab ihm das Bergmännlein nur ein gutes Stück von einem glänzend ſchimmernden Steine, und daran hatte er ſein Lebenlang genug.

8.

Der Fuhrmann und die Bergmännlein im Untersberge.

Einſtmals im Jahr 1694 wollte ein Fuhrmann mit einem Wagen, der mit Wein befrachtet war, aus Tyrol nach Hallein fahren, und kam neben St. Leonhard bei der Almbrücke zu Niederalm, einem Dorfe zunächſt des Wunderberges. Dort ging ein Bergmännlein aus dem Berge hervor und fragte den Fuhrmann: „Woher kommſt Du und was fährſt Du?“ Der Fuhrmann ſagte: „Wein.“ Da ſprach das Männlein: „Fahre mit mir! Ich gebe Dir gute Münz dafür, und mehr, als Du zu Hallein bekommen wirſt.“ Der Fuhrmann weigerte ſich, weil der Wein beſtellt ſey. Darüber ward das Bergmännlein erzürnt, fiel auf die Mähnen der Pferde und rief: „Fuhrmann, weil Du nicht mitfahren willſt, will ich Dich ſo führen, daß Du gar nicht wiſſen ſollſt, wo Du biſt, und ſollſt Dich nicht mehr auskennen!“

Dem Fuhrmann wurde mächtig bange, er ſah, daß er in der Gewalt des Unterirdiſchen war, und gehörchte nun dem Bergmännlein, das mit eigener Hand den Zaum der Pferde ergriff und das Geſchirr immer näher zu dem Untersberge hinlenkte. Dem Fuhrmann ſchien es, als gehe es auf einer kunſtgerecht gemachter, ganz unfahrbaren Straße fort; er ſetzte ſich mit auf den Wagen, und es überfiel ihn ein Schlaf.

Wieder erwachend ſah er ſich nahe an einem herrlichen Schloſſe, erbauet aus roth und weißem Marmor, wie man ihn am Untersberge bricht, mit hohem Thurm und kryſtallenen Fenſterni dreißig Klafter hohen und zehn Klafter dicken Mauern und einem tiefen Graben umgeben, zu welchem Schloß man nur, da es auf einem hohen, glatten, iſolirten Felſen ſtand, über ſieben Zugbrücken gelangen konnte. Bald auch wurden Bewohner des Schloſſes erſichtlich, lauter kleine Bergmännlein, die ſich ſehr freudig erzeigten, unter ihnen der Kellermeiſter, mit vielen Schlüſſeln und großen Taſchen verſehen, dem ſein Bart bis über den Bauch und das Haar bis über des Leibes Mitte herabhing.

„Willkommen, mein lieber Fuhrmann!“ ſprach der Kellermeiſter zu dieſem, der vor Furcht und Bangigkeit an allen Gliedern zitterte. In des Hofes Mitte ſpannten Etliche eilends die Pferde aus und führten ſie in den Stall zum Füttern, Andere brachten den Fuhrmann in ein lichtes Gemach, wo ſie ihm Speiſe und Trank vollauf vorſetzten, und Alles in feinen und blanken zinnernen Geſchirren. Doch konnte der Fuhrmann nicht heiter und ſorglos ſeyn, denn er wußte nicht, wohin ſich Alles wenden und welchen Ausgang dieß wunderſame Abenteuer nehmen werde. Als er gegeſſen und getrunken hatte, geboten ihm die Männlein, ihnen zu folgen, und da er ſich keinen Widerſpruch zu erlauben wagte, ſo ging er mit ihnen. Eine Treppenſtiege von fünfundzwanzig meſſingenen Staffeln führten ſie ihn hinan und in einen hohen prachtvollen Saal mit zwanzig Schuh hohen und ſieben Schuh breiten, doch unverglasten Fenſtern, und daraus in einen andern, noch ſchöner und herrlicher, als der erſte. Der Boden war von glänzendpolirtem Marmor und die Wände waren von klarem Gold aufgerichtet; die Fenſter waren reiner Kryſtall. Der Plafond war Goldgetäfel, und in der Mitte des Saales ſtanden vier koloſſale Rieſen, achtzehn Schuh hoch, fein von Metall gegoſſen, die hatten an ihren Armen goldne Ketten, als ob ſie Gefangene vorſtellten. Oben an der Decke aber ſah man das Bildwerk eines Bergmännleins mit einer goldnen Krone, das hielt in ſeinen Händen die Ketten von den Armen der Rieſen.

Das Bergmännlein fragte: „Fuhrmann! Verſtehſt Du, was die vier Rieſen ſammt dem Bergmännlein mit der Krone für die künftigen Zeiten bedeuten wollen?“

Der Fuhrmann antwortete: „Ich verſtehe es nicht!“ Und das Bergmännlein ſprach weiter kein Wort.

Rings im Saale ſtanden und hingen ſchöne, mit Gold, Elfenbein und Perlmutter geſchmückte Rüſtungen, Waffen und Geſchoſſe von alter Art und mannichfach verziert, auch gold- und edelſteinverzierte Tiſche.

Dann ging es in einen dritten, noch prächtigern Saal, darin ein überaus ſchönes Bettgeſtelle ſtand, mit dem glänzendſten, feinſten Gold überzogen; oben an den vier Eckpfoſten ſtanden vier Knöpfe von einem dem Fuhrmann unbekannten Stoff, daran hingen güldne Ketten.

Aus dieſem Saale wurde der Fuhrmann in ein düſteres, doch reinliches Gewölbe geführt, darin ſich ein Loch befand, das einen halben Schuh weit war, dadurch geboten die Bergmännlein dem Fuhrmann ein wenig hinabzuſchauen. Da ſah er in ſeltſamer Dämmerung über fünfzig kleine Mädchen, theils nackt, theils bekleidet, doch ließen ſie ihn nicht lange hinunterſchauen, ſondern zogen ihn zurück und führten ihn in einen wohlgebauten Keller, von dem das Ende nicht abzuſehen, der jedoch ganz mit Weinfäſſern angefüllt war. Dann kamen ſie in ein hohes Gewölbe, darin eine große runde Tafel ſtand. Dort zahlte ein Bergmännlein dem Fuhrmann für ſeinen zugeführten Wein hundert und achtzig Dutzend Dukaten, bedankte ſich höflich und ſprach: „Hebe dieſes Geld wohl auf, und gib es nur aus zum Ankauf andern Weins, Du kannſt damit Zeitlebens Handel treiben, und Dein Geſchäft wird glückhaft ſeyn.“

Nach dieſem wurden des Fuhrmanns Pferde wieder eingeſpannt, und weil eines davon blind war, ſo nahmen die Männlein einen Stein, der blau und roth ſchimmerte, und machten damit das blinde Pferd ſehend, gaben auch dem Fuhrmann den Stein zum Andenken, damit er die blinden Pferde armer Bauersleute auch wieder ſehend machen ſollte.

Die Bergmännlein verloren ſich in ihr Schloß, der Fuhrmann aber fuhr heraus, und nur drei Andere, die er vorher nicht geſehen, begleiteten ihn. Dieſe trugen ſchwarze Kleider, grünſammetne Kaskets und rothe Federn darauf. Sie ſagten zum Fuhrmann: „Du haſt wohlgethan, Deinen Wein hierher zu führen und zu verkaufen."

Sie begleiteten den Fuhrmann, der voller Erſtaunen und Verwunderung war, eine ziemliche Strecke Wegs, und ſagten ihm zuletzt: „Wenn man anfangen wird, weiße und rothe Hütlein zu tragen, wird die Noth aller Orten ihren Anfang nehmen und der Segen Gottes ſich wenden nach dem Leben der Menſchen."

Der Fuhrmann fuhr ganz befangen von dannen, wußte nicht wie noch wo er herauskam, denn plötzlich fand er ſich an dem Orte, da ihm zuvor das Bergmännlein begegnete.

Und hernachmals wurden ihm die hundertachtzig Dutzend Dukaten, weder mehr noch weniger, und er behielt die geſchauten Geheimniſſe auf Befehl der Bergmännlein bei ſich bis nahe an ſeinen Tod, und führte einen nachdenkenden und gottesfürchtigen Lebenswandel.

9.

Das Bergmännlein beim Tanz.

Alte Leute zeigten für wahrhaftig an, daß auf eine Zeit ein Bauer ſeine Hochzeit zu Glaß im Dorf, eine kleine Viertelmeile von der Stadt Salzburg und über eine Stunde von dem Wunderberg entlegen, gehalten hat; darauf iſt ohngefähr ein Bergmännlein gekommen, das miſchte ſich freundlich unter die Hochzeitgäſte, ermahnte Alle, in Ehren fröhlich und luſtig zu ſeyn, und verlangte, auch mittanzen zu dürfen, und dieſes Verlangen wurde ihm auch nicht verweigert. Darauf machte es mit einer und der andern ehrbaren Jungfrau allezeit drei Tänze, und zwar mit ſo ſonderbarer Zierlichkeit, daß die Hochzeitgäſte mit Verwunderung und Freude zuſchauten. Nach dem Tanze bedankte es ſich, und verehrte der Braut drei Batzen, dem Bräutigam auch drei Batzen und ermahnte Beide, ſie ſollten künftighin friedlich hauſen, chriſtlich leben, fleißig beten und arbeiten und bei einem frommen Wandel ihre Kinder zum Guten erziehen. Indeſſen iſt es noch bei ihnen geblieben und nahm von Jedermann Trunk und Speiſe, die man ihm darreichte, doch nur etwas weniges; gleichwohl iſt es ein wenig bezecht worden, nahm nun Urlaub und ſprach zu den Brautleuten: „Ihr werdet an meinen geſchenkten Batzen Euer Lebelang genug haben, wenn Ihr ſie zu Euerm andern Gelde legt.“ Dann bat er, daß ein Mann ihn überführen möge über die Salza.

Nun war bei der Hochzeit ein Schiffmann, Namens Johann Ständl, der machte ſich eilfertig auf, und ſie gingen mit einander zur Ueberfahrt. Der Mond ſchien gar helle, und der Schiffer begehrte auf dem Waſſer ſeinen Lohn; das Bergmännlein reichte ihm in Demuth drei Pfennige. Dieſer geringe Lohn hat den Fährmann gar hart verdroſſen, aber das Männlein ſagte zu ihm: „Lieber Fährmann, laß Du die drei Pfennige nicht verſchmähen, ſondern behalte ſie wohlauf mit allem Fleiß, ſo wird Dir Dein Geld niemalen zerrinnen noch mangeln.“ Und ſchenkte ihm auch noch ein Steinlein, ſprechend: „Das hänge an Deinen Hals, ſo wirſt Du nimmermehr ertrinken.“

Und nach der Hand geſchah es, daß der Fährmann bei Laufen in ein Waſſer fiel und über eine Viertelſtunde darin lag, und hat ihm das im Geringſten nicht geſchadet. Und die drei Pfennige, als er ſie zu ſeinem Geld gelegt hatte, brachten hervor, daß des andern Tages die Truhe voller Geld war. So dankbar erzeigte ſich das Bergmännlein.

10.

Die verzauberten Goldſchätze auf dem Untersberg.

Viele Sagen gehen in dieſer Gegend von ſolchen Glücklichen, welche die Schätze und Schachten mit reichem Bergſegen am Untersberg offen erblickt, auch wohl ein Weniges davon erlangt haben, aber zum andern Male die Stellen nimmer wiederfanden.

In Salzburg ſaß ein Bürger und Gaſtgeber, mit Namen Hans Gruber, der war auch Holzmeiſter auf dem Untersberg, lebte ſchlecht und recht, und ſchaute einſt ſeinen Holzknechten zu auf einem beſonders hübſchen, grünen Plätzchen im Walde, nahe der Stelle, wo man es die „ſteinerne Wand“ nennt, allda er vorzüglich gern verweilte. Es war ein ganz heiterer Tag; der Holzmeiſter aß ſein Nachmittagsbrod und trank von einem klaren Brünnlein, das an jener lieblichen Stelle ausquoll. Mit einem Male ſah Gruber an der ſteinernen Wand eine zuvor nie bemerkte eiſerne Thüre offen, und es ſtand ein Mann dort, geſtaltet wie ein Mönch, der redete ihn an und ſprach: „Hans, komm' herein!“ Er aber erſchrak und antwortete: „Nein! Ich gehe nicht hinein, Herr! Ich fürchte mich!“ Da ſprach der Mönch zum andern und zum dritten Male: „Gehe herein, Du darfſt Dich nicht fürchten!“

Der Mönch hatte eine güldne Kette am Arme, und bot ſie dem Hans Gruber mit den Worten dar: „Nimm dieſe Kette zu Dir, ſo haſt Du mit allen den Deinigen Dein Lebelang genug!“ Doch der Holzmeiſter weigerte fortwährend und rief: „Ich gehe nicht hinein! Schenke mir ein Glied Deiner Kette!“ — Da riß der Mönch drei Glieder ab, warf ſie ihm zu, und Gruber fing ſie mit dem Hute; der Mönch aber rief: „Laß Niemand dieſe drei Kettenglieder ſehen, bis Du ſie drei Tage in Deinem Hauſe behalten! Hätteſt Du ſie nicht aufgefangen, ſo wäreſt Du nicht mehr ledig geworden. Bete fleißig!“

Der Holzmeiſter warf einen ſcheuen Blick durch die Thür, da ſchien es, als erblicke er tief drinnen im Berge einen neuen Himmel und eine neue Welt. Noch ſprach der Mönch: „Behüt' Dich Gott und ſey ſein demüthig Dein Lebelang!“ damit ſchlug er die eiſerne Thür zu, daß es im Berge einen mächtigen Hall gab. Die Gabe ſchob Gruber in ſeine Rocktaſche und behielt ſie drei Tage, dann wog er's, da waren es drei und drei Viertel Pfund Gold. Als er nachmals ſeinen Knechten erzählt hatte, was ihm begegnet, und was er geſehen, ohne doch der Ringe zu erwähnen, ſuchten ſie zum Oeftern mit ihm die eiſerne Thüre, fanden ſie aber niemals, ſondern ſahen nur die ſteinerne Wand.

Demſelben Holzmeiſter ſoll es auch zu einer andern Zeit begegnet ſeyn, als er ſich einſtmals auf dem Untersberge in ſeinen Verrichtungen verſpätete, daß er droben in einer Höhle ſeine Nachtruhe ſuchen mußte. Des andern Tages kam er an eine Steinklippe, aus der ein glänzender, ſchwerer Goldſand herabrieſelte. Er ſetzte ein Krüglein unter; und als es angefüllt war und er damit hinwegging, ſah er unweit des Orts eine Thüre ſich aufthun, und es kam ihm natürlich vor, als ſähe er in den Berg hinein und darin eine beſondere Welt mit ihrem eigenen Tage.

Das Krüglein behielt der Holzmeiſter, und es glückte ihm noch oft, es gefüllt nach Hauſe zu tragen, und der Sand warf ſo viel Geld ab, daß Gruber nie Mangel litt. Aber jene Thüre hat er nur einen Augenblick offen geſehen und niemals wieder, und als ſie zugethan ward, that es in dem Berge einen Hall, wie in einem großen Weinfaß.

Nach ſeinem Tode war kein Segen mehr bei dem von ihm hinterlaſſenen Golde.

Im Jahre 1553 ging eine Kräuterſammlerin von Salzburg auf den Untersberg. Als ſie auf demſelben herumging, kam ſie auch an eine Steinwand. Da lagen Brocken, grau und ſchwarz, wie Kohlen. Sie hob etliche davon auf, ſteckte ſie zu ſich, und fand, als ſie nach Hauſe gekommen war, zu ihrer großen Freude, daß klares Gold in den Brocken enthalten war. Alſobald machte ſie ſich wieder hinauf auf den Berg, um ein Mehreres von ſolchen Brocken zu holen; allein ſie konnte alles Suchens ohngeachtet den Ort nicht mehr finden.

Weiter, ſo ging im Jahr 1753 Paul Meyer, beim Hofwirth zu St. Zeno in Dienſt ſtehend, auf den nahen Untersberg, und als er unweit des Brunnenthals faſt die halbe Höhe des Berges erreicht hatte, kam er zu einer Steinklippe, worunter ein Häuflein Goldſand lag. Aus Fürwitz nahm er dieſen mit ſich und füllte alle ſeine Taſchen damit an. Mit Freuden wollte er nach Hauſe gehen, als plötzlich ein fremder Mann vor ſeinem Angeſichte ſtand und zu ihm ſprach: „Was trägſt Du da?“ Furcht und Schrecken überfielen Paul Meyer, ſo daß er nicht zu reden vermochte und ſtumm vor dem Fremden ſtehen blieb. Dieſer ergriff ihn und leerte ihm alle Taſchen aus, wobei er ihm dieſe Worte zu vernehmen gab: „Jetzt gehe nimmer den alten Weg zurück, ſondern einen andern, und ſofern Du Dich hier wieder wirſt ſehen laſſen, wirſt Du nicht mehr ledig davon kommen!“

Den guten Dienſtknecht reizte aber das Gold, und er beſchloß, der drohenden Warnung ungeachtet, den Goldſand noch einmal zu ſuchen. Er nahm daher zu anderer Zeit eine tüchtige Wehr und auch noch einen gut bewaffneten Kameraden mit, aber wie ſie auch auf dem Berge umherirrten und den Ort wieder ſuchten, es war Alles vergebens, und ſie konnten ihn nimmermehr wiederfinden.

11.

Die goldenen Kohlen.

Nahe bei der ſteinernen Wand am Untersberge war ein Hügel, in deſſen Nähe zwei Holzknechte beſchäftigt waren. Von ungefähr erblicken ſie ein Häuflein Kohlen, die, von der Sonne hell beſchienen, dort am Hügel liegen, faſt ein Hut voll. Das verwundert die Beiden, denn ſie können nicht denken, wie die Kohlen an dieſen Ort kommen, da in der Nähe umher kein Kohlenbrenner hauſte, und der Seltſamkeit halber nimmt der Eine drei oder vier, der Andere fünf bis ſechs, und ſtecken ſie zu ſich. Beim Nachhauſegehen, als ſie eben an einem kleinen Weiherlein vorbeikommen, das auf dem Untersberg in der Klamm, einer ſchluchtähnlichen Vertiefung, liegt, denkt und ſpricht der Erſte: „Ach! zu was ſind mir die Kohlen nütze? Was ſchleppe ich mich damit?“ und wirft ſie zuſammt hinab in das Waſſer. Kaum hat er's gethan, ſo reut es ihn, denn plötzlich ſchimmert die Oberfläche des Weihers, als ſey ſie mit flüſſigem Gold übergoſſen. Der andere Holzknecht, der das auch ſahe, hat ſeine mitgenommenen Kohlen wohl behalten, und als er nach Hauſe kam, waren ſie in lauteres Gold verwandelt. Jetzt lief der Erſte eilend wieder hinauf und an den Hügel neben der ſteinernen Wand, aber an der Stelle, wo zuvor die Kohlen gelegen, lag ein ganzer Klumpen Attern und Nattern, die grimmig gegen ihn ziſchten. Und wäre er nicht gleich entwichen, ſo wären ſie alle auf ihn los geſchoſſen.

12.

Der in den Untersberg entrückte Jäger.

Es hat ſich im Jahre 1738 zugetragen, daß der Jäger, welcher dazumal eben am Wunderberge ſeinen Forſt hatte, ſeinem leiblichen Bruder, Michael Holzögger, befahl, einmal ſtatt ſeiner zur Nachſicht wegen Wilddieben oder Waldfrevlern den Forſt zu begehen. Dieſer that auch, wie ihm befohlen war, ging zum Berge, und kam nicht wieder. Dem Bruder ward bange um ihn, er ſuchte ihn viele Tage lang mit anderen Genoſſen in den Waldrevieren und Felsgeklüften des ſchaurig=ſchönen Untersberges, aber ſie fanden ihn weder todt noch lebendig.

Als nun nahe an vier Wochen vergangen waren, ſo war der Jäger, — da es wohl ſchon öfter geſchehen, daß ſich einige in dieſem Berge verſtiegen, den Rückweg nicht finden können, vom Felſen gefallen, oder ſonſt in der tiefen Wildniß umgekommen, — der feſten Meinung, daß dem Michael ein Gleiches geſchehen, da er ſo gar lange ausblieb, und beſchloß, für den Verlorenen auf der Gemein, allwo nahe des Berges eine Wallfahrt iſt, einen Gottesdienſt halten zu laſſen.

Dieſes geſchah, allein welches Wunder! Eben als man für den Todtgeglaubten die Seelenmeſſe las, trat er in die Kirche, lebend, geſund, unverletzt, und in ſeiner ſchmucken Bergſchützentracht, wie man ſie an ihm ſtets gewohnt war; er trat ein, und wollte Gott für ſeine Rückkehr danken, denn er war gleicherweiſe, wie Lazarus Aizner oder Gitſchner, in den Untersberg entrückt geweſen. Er vernahm alsbald, daß der Gottesdienſt ihn angehe, und alle Andächtigen ergriff ein freudiges Erſtaunen. Jedermann drängte ſich zu ihm, und wollte hören, wie es ihm ergangen, und was er ihnen wohl von den wunderbaren Eigenſchaften des Bergesinnern erzählen werde. Allein der ſonſt lebensfrohe und mittheilſame Jäger war ganz in ſich verſchloſſen und nachdenklich, Niemand konnte mehr aus ihm bringen, als daß es Enkeln und Nachenkeln einſt offenbar werden würde.

Die Sage von dem Wunderbaren, was ſich mi Michael Holzégger begeben, und daß er in den Untersberg entrückt worden, kam auch zu den Ohren des damals regierenden Erzbiſchofs von Salzburg, Firmian, welcher den Jäger rufen ließ, um von ihm das Wahre über dieſen Wunderberg einzuholen. Dieſer aber gab dem gnädigſten Biſchof zur Antwort, er dürfe nicht reden, außer wenn ihm die gnädigſte Erlaubniß würde, dem Biſchof ſelbſt beichten zu dürfen. Dieſes Anſuchen wurde ihm ohne Bedenken bewilligt, und nach abgelegter Beichte von Seiten des Jägers wurde auch der Biſchof ſehr nachdenkend und tiefſinnig.

13.

Der Schlangenfänger zu Salzburg.

In die alte und ſchöne Stadt Salzburg zog eines Tages ein berufener Zauberer, welcher ruhmredig verkündete, daß er alle Schlangen der ganzen Umgegend auf eine Meile Weges in eine Grube zuſammenbringen und tödten wolle. Solchen Antrag nahm die Obrigkeit zu Salzburg gern und willig an, wurde auch einig mit dem Schlangenbeſchwörer um den Lohn, und nun begann derſelbe, unter dem Zulauf vielen Volkes, an einem paſſenden Orte ſeine Beſchwörungen.

Auf einer kleinen Pfeife pfiff er einen ſeltſamen, eigenthümlichen und unnachahmlichen Ton, und ſiehe, zu aller Menſchen Verwunderung kamen von Wegen und Stegen, aus Häuſern und Kellern Schlangen herbei und ringelten ſich in der Grube, daß es gräulich anzuſehen war. Immer noch blies der Zauberer auf ſeiner Pfeife und murmelte dazwiſchen die Formeln ſeiner Beſchwörungen. Da kam zuletzt eine ganz alte und über die Maaßen große Schlange, das war die Königin der Andern, und bei ihrem Anblick erſchrak der Zauberer ſo, daß das Pfeiflein ſeiner Hand entfiel und er einen Augenblick in der Beſchwörung ſtockte. Flugs ſprang die Schlange auf ihn zu, ringelte ſich wie ein Gürtel um ſeine Weichen, ſchnürte ihm die Eingeweide zu und riß ihn machtlos in die Grube, wo die anderen Schlangen ſich über ihn wälzten und ihn langſam zu Tode marterten. Niemand konnte es hindern, Entſetzen ergriff alle Schauenden, bang entflohen ſie, und bald darauf verloren ſich die Schlangen wieder dahin, woher ſie gekommen waren.

14.

Doktor Fauſt in Salzburg.

Es war um die erfreuliche Faſtnachtzeit, als der weltberühmte Doktor Fauſt einige vertraute Freunde und Studenten in ſeiner Behauſung bei ſich ſah und bis in die Nacht hinein mit ihnen zechte. Als das Getränk nun Alle luſtig und guter Dinge machte, gelüſtete dem Fauſt nach einer kurzweiligen Fahrt, und da er wußte, daß in dem Keller des Biſchofs zu Salzburg vor allen andern Kellern die feinſten und beſten Weine lagerten, ſo richtete er dorthin ſeine Gedanken, trug ſie ſeinen Kumpanen vor, und forderte ſie zur Begleitung auf. Das waren Alle wohl zufrieden, gingen mit dem Meiſter in ſeinen Hausgarten, wo Fauſt ſie eine Leiter ergreifen und ſich darauf ſetzen hieß, jeder auf einen Sproſſen, und ſo fuhren ſie auf und davon durch die Luft.

Gegen Mitternacht kam die Geſellſchaft in dem biſchöflichen Keller an, ſchlugen Licht und zapften nun ungehindert die beſten und köſtlichſten Weine an, und koſteten ſie reichlich, waren über eine Stunde lang fröhlichen Muthes und leerten manchen Becher auf das Wohl des Biſchofs, der ein ſo herrliches Weinlager hielt.

Mittlerweile ſaß der Kellermeiſter bei ſeinen Freunden, den andern Hofdienern, trockenen Schlundes, und gedachten auch Faſtnacht zu halten; deshalb ſtieg er herab in den Keller, auch noch einen Schlaftrunk zu holen, und öffnete raſch die innere Kellerthür. Da ſah er mit Staunen Licht und die Schaar naſſer Brüder, die ſeine Erſcheinung ihrerſeits auch nicht ohne Schrecken gewahrten. Und alsbald hub der Kellermeiſter an zu ſchelten und zu rufen: „Diebe! Diebe!“

Da rief Doktor Fauſt ſeinen Gefährten zu, es möge ein Jeder ſeine volle Flaſche faſſen und aufſitzen; er ſelbſt drückte den Kellermeiſter auf die Leiter, ſprach ein Zauberwort, und hui, fuhren Alle aus dem Keller und durch die Lüfte von dannen. Bald überflogen ſie einen Wald, da ſetzte Fauſtus den Kellermeiſter, der an allen Gliedern zitterte und ſchier des Todes war, auf dem Gipfel eines hohen Tannenbaumes ab, und kam mit ſeiner Burſa und dem mitgenommenen Weine wohlbehalten nach Hauſe, wo ſie Runda tranken, bis der Morgen graute.

Dem armen Kellermeiſter auf ſeinem Tannenbaume war ſchlecht zu Muthe; er wußte weder, wo er war, noch wie er ſich in der kalten Froſtnacht erwärmen ſollte, und vom Baume herabzuſteigen vermochte er eben ſo wenig. Mit banger Seele erharrte er den lange zögernden Anbruch des Tages, und ſchrie dann mit gellender Stimme um Hülfe, bis einige mit Victualien nach der Stadt gehende Bauern ihn hörten, die ihm aber auch nicht vom Baume helfen konnten. Doch zeigten ſie es zu Hofe an, wo man ihnen erſt nicht glauben wollte, dann aber hinauszog in Begleitung vielen Volkes, und mit großer Mühe den Kellermeiſter vom Baume brachte, der halbtodt war und nicht auszuſagen wußte, wer ihn auf den Baum geführt und in ſo großer Gefahr allda gelaſſen hatte.

Alte Urkunden bezeugen es, daß Salzburg in den älteſten Zeiten eigene Weinberge hatte. Von der Riedenburg bis zum Nonnenberge blühten einſt Reben, doch allmählig verſchwanden ſie, und nur im Schloſſe Weingarten außer dem Nonnthale, in der Nähe der herrlichen Leopoldskrone erhielt ſich ihr Name.

15.

Sage vom St. Johanniskirchlein am Kapuzinerberge bei Salzburg.

Im Jahre 1478 waren in Salzburg zwei Bürgermeiſter und ein Stadtrichter. Da begab es ſich, daß vor das Stadtthor zwei ganz arme Bettler in ſo dürftigen Lumpen kamen, daß der eine ſchier für nackend gelten konnte. Sie baten Beide um Einlaß und ſprachen: „Wir wollen uns allhier einen Herrn ſuchen, der uns zeitlebens ſpeiſt, tränkt und verpflegt; dafür wollen wir von Gott dem Herrn der Stadt alles Heil der Welt erbitten.“

Dem Thorwart dünkte ſolches Anſinnen ſeltſam, und hieß die Bettler draußen verweilen, indem er zuvor ihr Anliegen dem Bürgermeiſter melden wolle. Hierauf kam der Bürgermeiſter aus Neugier ſelbſt an das Thor, ſah die Armen und fragte ſie, wer und woher ſie ſeyen, und welche ihre Handthierung?

„Ich bin,“ ſprach der Halbnackende, „ein Steinhauer und Wegemacher, und ein Nazaräer.“ — „Und ich,“ ſagte der Zweite, „bin ein Zeuchmacher, und aus Galiläa.“

„Ach, liebe Männer, helfe Euch Gott!“ ſprach der Bürgermeiſter; „Ihr ſollt wiſſen, daß hier in der Stadt wir der armen Leute ſelbſt genug haben, können Euch daher nicht einlaſſen und aufnehmen.“ —

Nun lag damals gerade ein vornehmer Bürger, Namens Ludwig Dänkhl, auf dem Siechbette, deſſen Diener hörte zufällig das Geſpräch des Bürgermeiſters mit den Bettlern, über deren große Abgeriſſenheit er ſich wunderte, und erzählte ſeinem kranken Herrn die ſeltſame Mähr. Da gelobte ſich dieſer, ein Werk der Barmherzigkeit zu üben, ſandte und erbot ſich gegen den Bürgermeiſter, daß er für die Armen lebendig und todt ſorgen wolle. Der Bürgermeiſter erlaubte es ihm, und man ließ die Bettler ein, welche nun zu Dänkhl kamen und ihm Dank für ſeine Milde ſagten. Der Kranke ſprach zu Beiden: „Liebe Männer, ich habe zwar in meinem Hauſe keinen Raum für Euch, aber oben auf dem nahen Berge gehört mir eine Gerechtigkeit, da hinauf will ich Euch ein Häuslein bauen laſſen, darin Ihr hauſen und wohnen könnet, und Trank und Speiſe ſoll Euch nimmer mangeln.“

Darauf neigten ſich die halbnackten Bettler und ſprachen: „Gibſt Du uns nur den Platz, ſo wollen wir uns ſchon ſelbſt eine Hütte bauen.“ —

Und plötzlich umleuchtete es die Geſtalten der Armen, wie eine Klarheit des Himmels. „Siehe, Du Frommer und Guter!“ ſprach der faſt Nackte, „ich bin Johannes der Täufer, ein Wegemacher, weil ich die Wege des Herrn bereite nach dem Worte der Schrift!“

„Und ich bin," ſprach der zweite Gottesbote, „Johannes, der Evangeliſt, ein Zeuchmacher, den der Herr berufen hat, als er an ſeinen Netzen ſtrickte." Und damit verſchwanden die Geſtalten der Himmliſchen vor dem Blicke des guten Dänkhl. Dieſer aber fiel betend auf ſein Angeſicht, fühlte ſich alſobald ganz geſund, und erbaute hierauf ſofort das Kirchlein St. Johannis am Kapuzinerberge.

Gaſteiner Sagen.

1.

Die Auffindung des Wildbades Gaſtein.

Wer hätte nicht gehört von den ſegensreichen und wunderbar heilſamen Quellen des in ſchaurig-ſchöner Natur, von Felſenſchluchten, Wäldern und Hochmatten umgebenen Wildbades Gaſtein? Vielen Tauſenden von Kranken haben ſie das hohe Gut der Geſundheit wieder zurückgegeben. In die grauen Zeiten des ſiebenten Jahrhunderts rankt die Sage von der Entdeckung dieſer berühmten Heilquellen. Noch war das Thal faſt unbekannt den Anwohnern ſeiner Umgegend; zahlreiches Wild hauſte frei darin, und nur zwei fromme Einſiedler hatten ſich in dieſe düſtere Thalſchlucht ihre Eremitenzellen gebaut, wo ſie in ſtrenger Zurückgezogenheit gottſeligen Betrachtungen ſich widmeten. Ihnen allein war die warme Quelle und deren Heilkraft bekannt.

Eines Tages geſchah es, daß ein ritterlicher Jäger aus Goldeck in der Gegend zu Oberland eines Edelbuſches im Gebirge anſichtig wurde, auf den er ſein

Pfeilgeſchoß richtete, und ihn auch, jedoch nicht zum Tode, traf. Das verwundete Thier hatte noch Kraft, zu entfliehen, und verſchwand bald in Dickigt und Geklüft dem ſpähenden Auge des Jägers. Dieſer aber folgte unabläſſig der ſchweißigen Fährte des angeſchoſſenen Wildes, und war nicht wenig verwundert, mit einem Male in felſiger Vertiefung Dampf aufſteigen zu ſehen und den Hirſch wieder zu erblicken, aber in Geſellſchaft von zwei Männern, welche ſeiner pflegten und in einer warmen Quelle ihn badeten. Dieſe Männer waren die beiden frommen Anachoreten Primus und Felician. Sie baten den Jäger, abzuſtehen von ſeinem blutigen Handwerk, und führten ſeine Seele auf den Pfad des ewigen Heils. Sie machten ihn auch bekannt mit der Kraft der wunderbaren Quelle und beſchloſſen gemeinſchaftlich mit ihm, den Menſchen dieſen Schatz zugänglich zu machen. Ihre Zelle ſtand am Badberg unterhalb der Schreck, hart am Felſen.

2.

Die drei Waller.

Eines Tages erſchienen im Pangau drei den Einwohnern ganz fremde und unbekannte Männer von frommer Geberde und ehrwürdigem Ausſehen. Sie verkündeten, daß droben im Hochgebirge eine warme

Heilquelle verborgen liege, und zeigten den darob Verwunderten einen Pfad, der über Berge und Felſen immer aufwärts führte bis zu dem geſegneten Orte. Dann verloren ſich die drei Männer und entſchwanden höher hinaufwärts. Die Menſchen ſtaunten die Kraft des heiß aus der Tiefe ſprudelnden Waſſers an, welches Wunde heilte, Schwache kräftigte, Gelähmten den Gebrauch ihrer Glieder wiedergab. Knospen, über das Waſſer gehalten, erſchloſſen ſich zur Blüthe, unreife Früchte, in die warme Fluth gereicht, zeitigten, verwelkte Blumen blühten von Neuem auf. Dankbar ſegneten die Menſchen Diejenigen, die ihnen die Quelle gezeigt, und verewigten ihr Andenken.

In einer Kapelle, die ſich bald darauf am Bade erhob, zeigt ein Altarbild die frommen Einſiedler Primus und Felician, wie ſie das verwundete Wild baden, und eine andere Kapelle, weſtlich auf der Anhöhe zwiſchen Klammſtein und dem Bärenkogel wird zu den drei Wallern genannt; in ihr zeigt ein Gemälde, wie die drei Pilger zu den Höhen des Wildbades emporſteigen.

3.

Die wilden Männer im Thale Gaſtein.

Die Sage kündet, daß vor uralten Zeiten, bevor noch das heilkräftige Wildbad den Menſchen bekannt war, im Thale zu Gaſtein wilde Männer gehauſt haben. Sie beſaßen eine rieſenmäßige Stärke. Eine Pflugſchaar über das ganze Thal zu werfen, war ihnen ein leichter Wurf. Als einſt ſolch ein wilder Mann ſeinen Stock an das Reiterbauernhaus am Badberge lehnte, bebte das Haus in ſeinen Grundfeſten. Dieſe Männer wohnten am linken Achenufer in einer unzugänglichen Bergeshöhle, am Eingang der Klamm. Vor der Höhle ſtanden Apfelbäume, mit deren Früchten ſie bisweilen die vorüberziehenden Wanderer neckend warfen. Noch ſieht man in der Höhle und am Berge Ueberreſte ihres ſteinernen Hausrathes. Dieſe Männer waren den Thalbewohnern mehr hold als feindlich geſinnt; ſie ſtellten ihnen oft Butter und Milch in Menge vor die Hausthüren. Dabei waren ſie uralt. Einer der wilden Männer hat erzählt, daß er den Stalleſenwald am Stubner neun Male mair werden, das heißt ausſterben und wieder aufgrünen geſehen habe, auch ſey ihm noch wohl erinnerlich, daß der Bockſteinkogel im Kötſchachthale wie ein Kranawetvogel, und das mächtige Scharreck wie ein Semmelwecken geweſen ſey.

4.

Der Zauberer.

Die Quelle des Wildbades entſprang in alten Zeiten noch höher im Gebirge, als da, wo ſie jetzt zu Tage quillt. Darüber lebt folgende Sage.

Im Thale der Salzach liegt der Ort St. Johann; dorthin kam ein Zauberer und vernahm den Wunſch vieler Einwohner, daß doch die Heilquelle des Wildbades Gaſtein nicht ſo hoch im ſchaurigen und ſchwer zugänglichen Gebirge, ſondern lieber in St. Johann entſpringen möge, was für Einheimiſche und Fremde weit bequemer ſeyn werde. Der Zauberer, in Erwartung guten Lohnes, machte ſich anheiſchig, die Heilquelle von Gaſtein hinwegzubringen und nach St. Johann zu verſetzen. Da ihm dieß aber allein unmöglich war, ſo machte er einen Bund mit dem Böſen, und verabredete mit ihm einen Preis und eine gewiſſe Zeit, binnen welcher das Werk vollbracht ſeyn ſollte.

Satan ging raſch an das Werk. Er grub und hob, und faßte die Quelle, und trug ſie eine gute Strecke, bis an den Arlbach. Da erſchienen ihm plötzlich im Glanze der Verklärung die Schutzpatrone der Quelle, die ſeligen Einſiedler Primus und Felician. Erſchrecken ließ er die Quelle fallen und entfloh heulend wie der Sturmwind. Die verklärten Anachoreten aber ſegneten nun die Quelle, daß ſie fort und fort da entſpringe, wo Satan ſie hatte niederfallen laſſen, und daß fortan keine teufliſche Gewalt ſie wieder ſolle verſetzen können. So iſt Satan um ſeinen Preis gekommen, der Zauberer mit Schimpf verjagt worden, und bis zum heutigen Tage die Quelle an ihrem neuen Orte geblieben.

5.

Der alte Weitmoſer.

Zu Gadaunern im Gaſteinthale wohnte im funfzehnten Jahrhundert Erasmus Weitmoſer, ein redlicher Landmann. Da aber der Ertrag der Felder nur gering war, ſo trieb es ihn, das Bergglück auf dem Rathhausberge im Thale Gaſtein zu verſuchen; allein er hatte auch hier ſo wenig Muthung, daß er all' das Seine innerhalb dreier Jahre dabei zuſetzte und in bittre Armuth ſank.

Eines Tages, es war am Oſterheiligabend, war er ſo ſehr von Geld entblößt, daß er nicht einmal für ſich und die Seinen ein Stück Fleiſch zum Feſttage verſchaffen konnte. Traurig ſaß er vor ſeiner Hütte und hatte den letzten Laib Brod angeſchnitten. Sein treues Weib, Eliſabeth Fözlin, ging ſchweigend von ihm hinweg und verkaufte ihren Schleier und ihr Brautkleid, und kam wieder und brachte ihrem lieben Manne

Fleiſch und Wein, auf daß er frohe Oſtern feiere. Noch am ſelben Tage ward ihre That im Dorfe Gadaunern ruchtbar, und in derſelben Woche im ganzen Thale, und kam vor den Erzbiſchof Leonhard*) von Salzburg, und Jedermann rühmte des Mannes Redlichkeit und ſeinen unermüdlichen Fleiß, und des Weibes Liebe und Treue. Da ließ der Erzbiſchof den Weitmoſer rufen, belobte ihn und lieh ihm eine anſehnliche Summe Geldes, man ſagt hundert Thaler, auf daß er das angefangene Werk damit fördere und vollende; wenn es ihm glücke, ſolle er dem gnädigen Herrn das Geld zurückerſtatten, widrigenfalls ſolle es ihm geſchenkt ſeyn. Und der Weitmoſer war von da ab überaus glücklich; Gold auf Gold fand ſich in den ergiebigſten Adern. Gar bald konnte er dem Fürſten das Geld zurückerſtatten, und wurde der reichſte Gewerke in dem ganzen Umkreiſe der Stadt Salzburg. Gar viele Hütten und Höfe im ganzen Gaſteiner Thale waren ſein, und er war wohl angeſehen bei Hohen und Niedern. Sein Kaiſer ertheilte ihm ein adeliges Wappen und erhob ihn zu hohen Würden. Als im Jahre 1539 Ludwig von Baiern in die Gaſtein kam, brachte ihm Weitmoſer, als der erſte Gewerkherr, einen Ochſen und ein Faß Wein zum Gaſtgeſchenke. Einmal fiel er beim Erzherzog Ferdinand von Oeſterreich in Ungnade, und als er dieſen Fürſten nun um Vergebung anflehte, legte er einen ſilbernen Helm, mit Gold gefüllt, zu deſſen Füßen.

---

*) Andere ſagen: Matthäus Lang von Wellenburg

Wie dieſer von Gott geſegnete Mann, der den Bergbau dieſer Gegend zum höchſten Flor brachte, auf dem Sterbebette lag, kamen noch freudig einige Knappen und verkündeten, daß abermals ein reicher Golderzgang entdeckt worden ſey, da ſprach er fromm: „Ich bin am Ziele meiner Laufbahn; mein ſchönſter Gang iſt Jeſus Chriſtus, unſer Herr und Heiland, auf dem ich jetzt eingehen werde in das ewige Leben“ — und verſchied.

Seinen drei Söhnen hinterließ er weit über eine Million, ſeinen vier Töchtern jeder fünfundſiebenzigtauſend Gulden, außerdem machte er noch viele anſehnliche Stiftungen.

6.

Die frevelnden Bergknappen.

Chriſtoph hieß derjenige Sohn des alten reichen Weitmoſer, welcher das Geſchäft des Bergbaues fortſetzte und Reichthümer zu Reichthümern häufte. Er erbaute zu Hundsdorf gar ein ſtattliches Schloß, und zu Hofgaſtein den Weitmoſerhof, ein burgähnliches Haus mit großem runden Thurme, welcher herriſch über die reizvolle Gegend emporragte.

Eines Tages wurde im Bergwerk ein Klumpen gediegenen Goldes gefunden, mehr als hundert Pfund ſchwer. Darüber war in den Häuſern und Höfen des Weitmoſers große Freude; man glaubte, dieſer Klumpen ſey nur ein Tropfen der reichblutenden Bergader, und fortan würde das Glück kein Ende nehmen. Darum wurde gezecht und geſchmaußt und herrlich und in Freuden gelebt, und die Bergleute gingen in ihrem Uebermuthe ſo weit, daß ſie einem gemäſteten Ochſen die Haut abzogen, ohne ihn zu tödten. Das gequälte Thier wälzte ſich unter Todesſchmerzen ächzend und röchelnd am Boden; da rief ein mitleidiger Knappe aus, daß es grauſam und unrecht ſey, ein armes Thier alſo zu martern, aber Andere, die ihre Freude hatten an der Pein des Ochſen, riefen dagegen: „Ochſe hin! Ochſe her! Wir ſchenken ſein Fleiſch den Bettlern. Wir ſind reich genug, ſolche Ochſen zu bezahlen! Und ſo wenig dieſer fortzulaufen und zu brüllen vermag, ſo wenig wird das Gold im Rathhausberge und in den andern Schachten abnehmen!“

Dieſe frevelnde Rede war kaum geſprochen, ſo ſprang der lebendig geſchundene Ochſe auf, brüllte dreimal fürchterlich laut, daß es von den Gebirgswänden wiederhallte, und rannte dem Kötſchſchachthale zu, wo er ſich von einer Klippe herabſtürzte. Schrecken erfaßte die Bergknappen, ſie wurden allzumal ſtill, ſpielten dieſen Tag nicht, wie ſie ſonſt zu thun pflegten, mit ſilbernen Kugeln, warfen nicht nach dem Plattenziele mit ſilbernen Hufeiſen; ſie hatten des Zeichens Acht, das der Himmel ſo warnend gegeben hatte. Als ſie am andern Tage wieder niederfuhren in Schachte und Stollen, war die reiche Ader, die ſich aufgethan, verſchwunden und nicht wieder zu finden — und der Bergſegen nahm ab von Tage zu Tage.

7.

Der Bettlerin Fluch.

Die Ehefrau des Herrn Chriſtoph Weitmoſer war ein ſchönes, aber hoffärtiges und ſtolzes Weib. Sie behing ſich gern über und über mit Schmuck und Kleinoden, und war hart und karg gegen die Armen.

Einſt ritt ſie im vollen Glaſt und Pracht ihres Reichthums und ihrer Hoffarth durch die Klamm, eine nach Gaſtein hinauf führende Bergſchlucht, und war einer Fürſtin gleich anzuſchauen. Da ſaß hart am Wege ein gar armes Weib und flehte dringend um ein Almoſen. Die reiche Weitmoſerin blickte verächtlich von ihrem Roſſe auf die Arme herab und rief: „Hinweg, freches Bettlervolk!“

„Ach,“ ſeufzte die Bettlerin: „Keiner, der heute wie Du einherſtolzirt, weiß, ob er nicht morgen betteln muß! Heute mir, morgen Dir!“

„Hahaha!“ lachte die ſtolze Frau, indem ſie ihren koſtbarſten Ring vom Finger zog: „eine Weitmoſerin, und betteln! So wenig dieſer Ring wieder zum Vorſchein kommt, ſo wenig, Du Elende, erfüllt ſich jemals Dein Fluch!“ Und mit dieſen Worten ſchleuderte ſie den Ring in die unter dem Wege durch die Klamm raſch abſtürzende dunkelgrüne Ache.

Es dauerte gar nicht lange, da ward vom Thalfiſcher eine mächtig große Forelle in den Weitmoſerhof getragen, die in der Ache gefangen worden, die wurde aufgetiſcht bei einem Feſtmahle, das Herr Chriſtoph Weitmoſer gab. Und wie man den Fiſch zerſchnitt, lag in ſeinem Bauche der koſtbare Ring der Herrin.

Von da an nahmen Glück und Segen des reichen Geſchlechtes ein Ende. Die Stollen und Schachte ſtürzten ein, wurden auflässig, oder wurden erſäuft von wilden Waſſern; die Adern verloren ſich, das reiche Geſchlecht verarmte und ſtarb endlich aus. Nur in zahlloſen Sagen und einigen milden Stiftungen lebt noch das Andenken der Weitmoſer fort. Selbſt ihre Schlöſſer verfielen. Der Weitmoſerhof in Gaſtein mit ſeinem Schneckenthurm ſteht öde, nur einige Säulen erblickt man noch und den alten Thurm. Der unterirdiſche Gang, welcher von da hinaufführte nach dem Schloſſe zu Hundsdorf, iſt verſchüttet; das Schloß ſelbſt ziert nur als maleriſche Trümmer die Gegend. Sic transiebat gloria.

8.

Der Schacht der Frau Maierin.

Es geht in der Gaſtein vielfach die Sage, daß aus den alten Bergbauzeiten her gar mancher reiche Schatz vergraben und verſetzt (verzaubert) ſey, der noch gefunden und gehoben werden könne, wenn nur der rechte Finder käme. Einen dieſer Schätze ſoll Chriſtoph Weitmoſer zu Winkel, Römiſch Königlicher Majeſtät Rath und Gewerke in der Gaſtein, Rauris, Schladming, Bleibach bei Villach in Kärthen, welcher 1558 noch im großen Reichthum ſtarb, ſelbſt vergraben haben. Einen andern überreichen Schatz, beſtehend in einem gold- und ſilberreichen Stollen, beſaß Hans Maier, deſſen Frau, Margaretha, die Tochter eines wohlhabenden Gewerken, Hans Zott, war. Im Jahr 1637 wurde Frau Maierin gezwungen, wegen Unterſchied ihres Glaubensbekenntniſſes, ihren Mann zu verlaſſen und auszuwandern. Da ſie ſehr an ihrem Manne hing, ſo ging ſie heimlich über das Gebirge zurück, um ihn noch einmal zu ſehen: allein ſie ward verrathen, ergriffen, in langer harter Haft gehalten und dann auf immer verbannt. Da verſetzte ſie den Schatz, der auf der Erzwieſe ſtand, mit Quaderſteinen, und machte, daß er nimmermehr gefunden werden konnte. Durch Jahrhunderte iſt von Bergleuten und

Beamten der Schatz der Frau Maierin geſucht, aber bis dato noch nicht aufgefunden worden.

9.

Peter Pezoli.

Vom Bau am Rauſchenberge im Salzburger Gebirgslande erzählt man folgende Sage: Es lebte zu Schwatz in Tyrol ein Handelsmann, Namens Peter Pezoli; dieſer pachtete im Jahre 1674 das Rauſchenberger Gewerk auf zehn Jahre. Er ſcheute und ſchonte weder Mühe noch Koſten, allein das Glück ſchien ihm feind, er fand keine ergiebigen Erzgänge mehr und mußte einen Knappen nach dem andern entlaſſen. Zuletzt hatte er nur noch einen einzigen, einen alten Bergmann. Dieſer hatte zur Sprengung eines Felsſtücks ein Loch gebohrt und mit Pulver gefüllt, als der Bergherr mit trauriger Miene zu ihm trat und ihm ankündigte, daß er nun auch ihm fürder kein Brod mehr geben könne. „Nun,“ ſprach der alte Bergmann bekümmert, „ſo laßt mich wenigſtens noch mein gebohrtes Loch losſchießen.“

Der Schuß erfolgte, und — o Wunder — da war ein überaus reicher Erzgang eröffnet, der nicht nur alle aufgewendeten Koſten vergütete, ſondern auch für alle Mühe, Sorge und Kümmerniß den austräglichſten Lohn gewährte.

10.

Irmentritt und die elf Hunde.

Eine Viertelſtunde von Saalfelden im Pongau erhebt ſich auf mäßiger Höhe Schloß Dorfheim, mit Ringmauern und Eckthürmen wohl verſehen. Vordem hieß es: der Thurm zu Dorf und gehörte den Rittern von Hund, von deren Entſtehen die Sage alſo Nachricht gibt.

Es wohnte vor uralten Zeiten hier ein mächtiger Gauherr, Iſenbart geheißen, der hatte ein ſchönes, doch ſtolzes Weib, Frau Irmentritt. Einſt zog er auf einen Strauß von dannen, und ließ Irmentritt, welche ſich geſegneten Leibes befand, in ſeiner feſten Burg zurück. Die Herrin erging ſich luſtwandelnd vor ihrem Schloſſe, da trat eine Bettlerin, welche Zwillinge geboren hatte, mit dieſen kleinen Kinderlein vor ſie hin und bat flehentlich um ein Almoſen. Frau Irmentritt aber weigerte nicht nur die Gabe, ſondern ſchalt auch heftig das arme Weib, indem ſie ſagte: „Nimmer iſt es möglich, daß Du von einem Manne dieſe Kinder empfangen! Du biſt eine treuloſe Ehebrecherin! Hebe Dich von dannen!“

Da wurde das ſchwer beleidigte Bettelweib zornig und rief: „Strafe Dich Gott, daß Du ſtatt zweier zwölf Kinder zugleich geneſeſt, auf daß Du einſeheſt, wie ohne Sünde ein Weib von einem Manne durch Gottes Verhängniß mehrerer Kinder Mutter werden kann!“

Schleunig entfernte ſich die Bettlerin, und bald darauf fühlte Frau Irmentritt ihre Stunde herannahen und gebar zu ihrem unausſprechlichen Schreck und Jammer zwölf Kinder auf einmal. Da ſie ſich auf ähnliche ſtrenge Weiſe, wie gegen die Bettlerin, früher auch gegen ihren Gemahl geäußert, ſo fürchtete ſie deſſen ganzen Zorn, und gebot in ihrer Angſt der Magd, elfe der Kinder in einen Korb zu legen und zu ertränken. Sollte etwa der Ritter ihr auf dem Gange zum Waſſer begegnen, ſo ſolle ſie ihm ſagen, ſie trüge kleine, eben erſt geworfene Hündlein zum Fluß.

Wirklich begegnete der Graf der Magd, fragte ſie, und ſah ſie erröthen und zagen, als ſie ihm die befohlene Antwort ſtammelte; daher riß er den Deckel des Korbes auf und erblickte mit Schaudern elf kleine nackte Knäblein. Die Magd fiel ihm zu Füßen und erzählte den Hergang. Er legte ihr Schweigen auf und brachte die Kinder in das entlegene Haus eines ſeiner Unterthanen, deſſen Frau er ſie zum Aufziehen übergab; daheim ließ ſich der Ritter nichts merken.

Es vergingen Jahre, und der zurückbehaltene Knabe wuchs und blühte kräftig auf, nicht minder auch ſeine Brüder. Wie nun dieſe Knaben zwölf Jahre alt waren, veranſtaltete der Gauherr ein Gaſtmahl, zu dem er viele ſeiner Freunde und Vaſallen einlud, und auch heimlich die elf Knaben beſchied, welche er ganz gleich mit dem zwölften kleiden ließ. Beim Mahle, an welchem Irmentritt Theil nahm als Herrin der Burg, warf Iſenbart geſprächsweiſe die Frage auf: „Welche Strafe gebührt einer Mutter, die eines oder mehrere ihrer Kinder ermordet?“

Darauf ſprach Irmentritt, zwar innerlich erbebend, aber doch in ſtolzer Sicherheit: „Die fürchterlichſte Strafe, man muß die Kindesmörderin lebendig verbrennen!“

Ein Wink des Grafen, und ein anſtoßendes Zimmer öffnet ſich, und herein treten elf Knaben, alle dem zwölften, der mit am Tiſche ſitzt, ganz ähnlich. Schreck fällt, wie der Donner Gottes, auf Irmentritt, und entſeelt ſtürzt ſie vom Seſſel.

Die ſo wunderbar geborenen und vom Tode geretteten Knaben nannte man hinfort die Hunde, und ſpäter die Herren von Hund. Sie blühten fort in zahlreich verzweigten Geſchlechtern. Ein Saal im Schloſſe Dorfheim zeigt noch in einem Gemälde die Sage ihrer Abkunft. Ein anderes Bild ſtellt dar einen tapfern Ritter, Hans Hund, wie er im Jahre 1392 mit Jacob Kainſpieß zu Hall im Innthale kämpfte und den Beſiegten in Feſſeln legte.

11.

Der Kapuzer.

Im Gebirge der Gaſtein und um Rauris ſpukt ein Bergkobold, unter dem Namen der Kapuzer von den Bergknappen gekannt und gefürchtet, Andere nennen ihn den kleinen Buz. Ueberhaupt glaubt die Knappſchaft an das Vorhandenſeyn von mancherlei Berg- und Alpengeiſtern, an das Schranel, das Donanadel, an den böſen Erdgeiſt Gangerl, an den Duſel, der nächtlicher Weile die Häuſer beſchleicht und die kleinen Kinder ſtiehlt, an den Buz, der die Wanderer auf Abwege führt, und an die fürchterliche Wildfrau Perchtl. Nicht minder glauben die Bewohner an die ſogenannte Wehklage, die mit dem Todtenvogel vergeſellſchaftet, nächtlich die Orte mit Gewimmer durchirrt. Die den Kapuzer nicht geſehen, glauben doch ihn gehört zu haben; ſein Ton iſt's, wenn die Gletſcher krachen und die Steine mit Geräuſch ausprellen, dann thun ſich reiche Erzgänge in der Nähe auf. Immer wird es für ein Glück gehalten, das Huſchen des Geiſtes zu hören, nur darf kein Knappe fluchen oder läſtern, ſonſt rächt es der Geiſt ſehr fühlbar. Außerdem iſt der Kapuzer gutmüthig und frommen und gottesfürchtigen Knappen gar günſtig, bisweilen neckt er ſie auch, doch ohne Schaden.

Einſt ging ein Knappe über den Hügel nahe am Goldberg hin, der hatte einen Laib Brod an eine Schnur gehängt, und trug ihn über der Schulter, da kam der Kaputzer wie ein Windſtoß und entführte ihm das Brod. Ein andermal ging derſelbe Knappe wieder dort fürbaß und trug zwei Brodlaibe, und wieder entriß ihm der neckiſche Berggeiſt einen Laib und kollerte ihn bergabwärts. Da warf der Knappe den andern Laib hinterdrein und rief: „Haſt Du den Einen, nimm auch den Andern!“ Seitdem heißt jener Hügel der Brodſchnagel. Der Knappe aber ward bald darauf ein glücklicher Fündner und gelangte zu großem Reichthum. Der Kaputzer blieb ihm hold.

Vermiſchte Sagen.

1.

Der Herrmannſtein bei Wien.

Nahe dem Kahlenberge erhebt ſich ein ſpitzer Berg, auf welchem vor Zeiten ein Kloſter ſtand, davon noch Trümmer erblickt werden. Ein Ritter, Namens Herrmann, erbaute das Kloſter, und nach ihm heißt der Berg der Herrmannſtein. Rings in der Umgegend ſind die alternden Trümmer jenes Kloſterbaues verrufen und Niemand naht ihnen ohne Schauer und heimliches Grauen.

Einſt kam zu einer jungen und ſchönen Nonne des Kloſters, als ſie hinter dem Gitterfenſter ihrer Zelle ſtand, ein ſchmucker Jägersmann in grünem Kleide und ſtolzen Federhut. Er winkte ihr und rief ihr, und die Leichtſinnige nickte ihm zu und fand Mittel, durch ein Pförtlein herauszuſchlüpfen und mit dem Jägersmann zu koſen und Kurzweil zu treiben. Oefters wiederholte der Jäger ſeinen verſtohlenen Beſuch, und immer vertraulicher gab das Nönnlein ſich ihm hin, ſo daß ſie manchesmal kaum die Zeit erharren konnte, bis ihr ſüßer Buhle kam.

Eines Tages ließ er länger als gewöhnlich auf ſich warten. Endlich kam er und ſprach viel davon, daß er im nahen Buchenwalde einen großen Schatz entdeckt habe, den ſollte ihm die Nonne heben helfen, und dann wollten Beide mit einander weit von dannen fliehen. Die bethörte Nonne folgte dem geliebten Manne; ſo wie aber Beide außer dem Bereich des geweihten Kloſtergebietes und in dem finſtern Walde waren, offenbarte ſich der Frevlerin ein unerhörtes Schreckniß, denn mit einem Male wuchs ihr Jäger zu gräulicher Rieſengröße empor, ſeine Hände wurden zu Klauen, ſeine Füße zu Hufen, ſeine Hutfedern zu Hörnern, ſein Mantel erſchien in Fledermausflügel verwandelt. Mit einem Schreckensſchrei ſank die Nonne in Ohnmacht, als ſie die wahre Geſtalt ihres Buhlen erkannte, der ſie ergriff und zerriß. Seitdem iſt's nicht geheuer im Walde um den Herrmannſtein. Die Nonne irrt in ihm als Geſpenſt umher, und in ſtillen Nächten ertönt ihr wimmerndes Klagegeſchrei.

Am Fuße des Herrmannsberges quillt auf grüner Wieſe das Jungfernbrünnel, dort wird bisweilen die wandelnde Nonne erblickt. Sie zeichnet des Waldes Steine mit Kreuzen, und hofft auf ihre Erlöſung.

2.

Schreckenwalds Roſengarten bei Mölk.

Auf dem hohen Agſtein, unterhalb des Kloſters Mölk, hauſte ein furchtbarer Räuber, welcher die ganze Gegend unſicher machte, deß Name war Schreckenwald. Hoch auf der ſteilen Felſenſpitze des Agſteins war ein faſt unzugänglicher, enger und ſchmaler Raum im Geklüft, kaum drei Schritte lang und breit, der hatte nur einen Ausgang in einen furchtbaren Abgrund. Wenn nun Räuber Schreckenwald einen Wanderer aufgelauert und ihn gefangen und beraubt hatte, ſchleppte er ihn hinauf in dieſes enge Felſenbehältniß, das er mit verruchtem Scherz ſeinen Roſengarten hieß, und ließ da dem Unglücklichen die Wahl, ob er verſchmachten oder in den tiefen, entſetzlichen Abgrund ſich ſtürzen wollte. Dieſe Unthaten trieb Schreckenwald lange Zeit, bis es ſich zutrug, daß er einſt einen Jüngling fing, welcher ein kühner und gewandter Springer und Kletterer war; auch dieſer ward von dem ſtarken Räuber in ſeinen entſetzlichen Roſengarten geſtoßen und die furchtbare Wahl ihm freigeſtellt. Mit kundigem Auge maß er des Sprunges Tiefe, ſah

Bäume unter ſich aufragen, befahl Gott ſeine Seele, und ſprang in den Schauerſchlund, doch wußte er des Sprunges Richtung ſo zu nehmen, daß er auf einen Baumwipfel fiel, den er alsbald mit ſtarker Hand erfaßte; leicht glitt er dann in die Tiefe, wo die Gebeine der vor ihm Herabgeſtürzten und Zerſchmetterten moderten, und fand glücklich einen rettenden Ausweg. Jetzt that er die Lage des furchtbaren Raubneſtes kund, ſammelte eine tapfere Schaar, lauerte Schreckenwald auf, und fing ihn, der ſeine wohlverdiente Strafe empfing. Darnach entſtand das Sprüchwort im Volke, wenn von einem Menſchen die Rede, der aus höchſter Noth nur mit Leibes- und Lebensgefahr ſich retten kann: „Er ſitzt in Schreckenwalds Roſengärtlein.“

3.

Die Sage von Grätz.

Ein Gedicht von C. G. Ritter von Leitner.

(Steiermärkiſche Zeitſchrift. Neue Folge. [illegible]ter Jahrgang.
I. Heft. Grätz 1834.

Vor manchen hundert Jahren
Erhob vom Iſarſtrand
Ein Völklein ſich, zu fahren
Weit über Berg und Land.

Weiß nicht, warum's den Leuten
Daheim nicht mehr gefiel;
Wer kann auch Alles deuten!
Des Volks war wohl zu viel.

Sie kamen hergeſchritten
Weit über'n grünen Inn,
Bis zu den Urgraniten
Der hohen Tauern hin.

Da brach ein Flüßchen kräftig
Vom Alpenwinkel aus,
Und ſtieß ſich gar geſchäftig
Vor Haſt die Wellen kraus.

„Hei, Flüßchen! klar und heiter,
Thu' immer barſch und murr'!
Uns ſcheuchſt du doch nicht weiter,
Wir folgen deiner Spur.“

Das Flüßchen konnt's nicht ändern,
Ließ mit an ſeinem Rand
Die irren Wand'rer ſchlendern,
Gleichwie am Gängelband.

Es führte ſie zum Peſſen
Durch Klüft' und wild Geſtein;
Sie folgten unverdroſſen,
War doch die Luft ſo rein.

Wohl ließ es ſich auch ſchauen
Manch lieblich-grünes Thal,
Doch wollten ſie nicht trauen
Den Alpen weiß und kahl.

„Nun wend' ich mich nach Süden,"
Denkt ſich der Fluß zuletzt,
„Und den geprüften Müden
Vergönn' ich Ruhe jetzt."

Und bricht mit freud'gem Brauſen
Durch's letzte Felſenthor,
Und aus den Bergesklauſen
Tritt mit die Schaar hervor.

Da liegt voll Anmuth, ſonnig
Und weit mit einem Mal
Vor Aller Augen wonnig
Ein blau-verduftend Thal.

Und lauer haucht's und linder
Als je daraus ſie an,
Daß Männer, Weiber, Kinder
Laut jauchzen himmelan

„Traun!" rufen die Entzückten,
„Darob iſt Gottes Hand!
He, Leute! Ihr Beglückten,
Wie heißt dieß ſchöne Land?"

„Man nennt's das werthe Steier,"
Verſetzt ein Mann am Rain,
„Juchhei! ſo ſoll der Baier
Hinfür ein Steirer ſeyn!"

Und kaum noch Eine Stunde
Zieh'n abwärts ſie am Strand,
Bis, wo im Waldesgrunde
Einſam ein Felsberg ſtand.

Hier ſchlugen ſie Gezelte
Im dunkeln Uferwald,
Doch Axt und Haue hellte
Die ſchöne Wildniß bald.

Dann ſchleppten ſie noch Steine
Und Kalk herbei und Sand,
Zum Schutze der Gemeine
Zu bauen Dach und Wand.

Als nun die Eingebornen
Der Fremden Treiben ſah'n,
Sah man durch Strauch und Dornen
Sie heimlich ſpähend nah'n.

Und Einer mit Geberden
Des Staunens tritt hervor
Und fragt: „Was ſoll das werden
Hier zwiſchen Wald und Moor?"

„Ei, eine Stadt!“ — erwiedert
Der Nächſte wohlgemuth,
Arbeitet fort und liedert,
Wie wohl ein Werkmann thut.

Da lacht der And're helle:
„Nicht übel, in der That!
Doch ſolch' ein Haus, Geſelle,
Iſt lang noch keine Stadt.“

Der Fremdling, unbekümmert
Um Lachen und Geſchwätz,
Singt luſtig fort und zimmert
Und meint nur: „G'räth's, ſo g'räths.“

Und ſeht! — es iſt gerathen!
Bald ſtand am Saum der Mur
Die junge Stadt auf Matten
Der ſegenreichſten Flur.

Sie ſteht noch dieſe Stunde,
Vom Alter nur verſchönt,
Und froh aus manchem Munde
Das Wörtchen „Grätz“ ertönt.

ſtrenges Gericht, ließ den Burgkaplan in Feſſeln legen, warf ihm ſeine Schuld vor und forderte das Geſtändniß derſelben. Vergebens betheuerten die hart bedrohte Gattin und der junge Geiſtliche ihre Unſchuld, er ließ den Kaplan ins Verließ werfen, ſchnitt ſeiner Gemahlin die ſchönen langen Zöpfe ab, und ſchwur, der Pfaffe ſolle nicht eher frei werden, bis das Steingeländer der Stiege von den Händen der Auf- und Abgehenden ſo weit ausgehöhlt ſey, daß man in die Höhlung die Zöpfe der falſchen Frau legen könne.

Die arme, unſchuldig gemißhandelte Burgfrau weinte und betete, und es ſchien, als rühre eine unſichtbare Macht das Herz des Ritters. Er verließ ſein Thurmgemach, wollte Befehl geben, den Gefangenen ihm noch einmal vorzuführen, glitt auf der glatten Stiege aus, ſtürzte die Treppe herab und brach das Genick.

Von da an wandelte des Ritters unſeliger Geiſt allnächtlich ſeufzend um die Stiege, ließ ſich auch wohl am Tage blicken und rief den Auf- und Abgehenden zu: „Greif'n Stein! Greif'n Stein!“ damit das Steingeländer ſich früher aushöhle, denn ſtatt des erledigten Kaplans war nun des Ritters Geiſt verurtheilt, ſo lange unſtät zu wandeln, bis die Griffe der Leute den Stein gehöhlt, ſo tief, daß man zwei Frauenzöpfe neben einander hineinlegen könne. Davon hat hernach das Schloß den Namen Greifenſtein erhalten.

Man lieſt auch, daß Herzog Alberts Gemahlin, innigen Antheil nehmend am Geſchick der ſchuldloſen Rittersfrau, ſich die eigenen Haare abſchneiden ließ, die der Herzog, ihr Gemahl, ſeinen eigenen Haaren beiflocht, welcher auch zu ihrer und aller tugendhaften Frauen Ehre eine Zopfgeſellſchaft ſtiftete.

5.

Der Stock im Schloſſe zu Greifenſtein.

(Variante der vorigen Sage.)

Ein Burgherr des Schloſſes Greifenſtein hatte eine gar liebliche Tochter, zart von Geſtalt und wunderſchön, welche nach ihrer Mutter Tode ihre Tage einſam auf der Burg dahinlebte, denn ihr Vater ſchwärmte umher auf Abenteuer, Fehden und wilden Jagdritten. Der Burgkaplan war ihr einziger Geſellſchafter, zugleich ihr treuer Lehrer, der ihrer Mutter am Sterbebette verſprochen, ſorgſam über das Ritterkind zu wachen.

Es kam jedoch die Zeit, wo die Minne ſich in des Fräuleins Herz ſtahl, das für einen biedern aber armen Jüngling ſchlug. Der Burgkaplan warnte zwar die Jungfrau väterlich, doch hinderte er nicht genug den Liebesaustauſch der jungen und feurigen Herzen, und dieſe vergaßen ſich in einer unbewachten Stunde ſo, daß die Folgen ihres Vergehens bald genug ſichtbar wurden. Um dieſe Zeit ſandte der Burgherr einen Knappen mit der Nachricht: er kehre baldigſt heim und bringe auch einen Bräutigam für das Fräulein mit.

Dieſe Nachricht fuhr wie ein Donnerwort in das liebende und bekümmerte Mädchenherz; das Fräulein vertraute ſich jammernd dem Burggeiſtlichen, der, von Mitleid bewegt, ſie durch einen unterirdiſchen Gang in eine Einöde führte und ſie auf eine Zeitlang mit Lebensmitteln verſah; dorthin eilte ihr Geliebter und lebte mit ihr.

Der wilde Ritter kam gleich darauf an. Er fragte nach der Tochter; ſie war fort. Niemand wußte um ihr Verſchwinden, Niemand war bei ihr geweſen, als der Kaplan. Der Ritter forſchte drohend: der Kaplan kündete des Fräuleins Flucht mit ihrem Geliebten. Er ſollte den Aufenthaltsort der Flüchtigen angeben, dieß that er nicht, und ſo ward er in den tiefſten Gefängnißthurm geworfen, und der Ritter that einen gräßlichen Schwur: Nie wolle er ſeiner ehr- und tugendvergeſſenen Tochter verzeihen, nie den Pfaffen frei laſſen, und wenn er eins von Beiden thue, ſo ſolle ihn ein jäher Tod ereilen, und ſein Geiſt nimmer Ruhe finden.

Es vergingen nun Jahre. Der arme Burgkaplan ſeufzte im finſtern Kerker, und die Liebenden lebten dürftig in dunkler Felſenhöhle, von Wild und Waldfrüchten, und vom Waſſer einer klaren Quelle.

Da begab es ſich, daß der harte Ritter einſt in dieſer Einöde jagte und eine erbarmenswerthe Geſtalt erblickte, in Thierfelle gekleidet, die ihm winkte, ihr zu folgen. Er ſchritt dem wilden Manne nach, kam in die ſchaurige Höhle und erblickte auf Thierfelle gelagert, einen Säugling an der Bruſt, von Lumpen bedeckt, ſein Kind, ſeine Tochter, wie ſie am Gebein einer erlegten Wölfin nagte. Da ſiegte in dem Ritter das menſchliche Gefühl; er weinte und verzieh, und hieß die Wiedergefundenen ihm folgen, uneingedenk ſeines Schwurs.

Der Gefangene hatte in ſeinem Kerker eine Schlange gezähmt, die ſich ganz jung zu ihm geſellte. Das zarte Thier nährte ſich von den Ueberbleibſeln der geringen Koſt, die jenem gereicht wurde. Endlich aber wuchs ſie größer und immer größer, und begehrte mehr; da erſchlug ſie der Kaplan mit einem Stock, als ſie ſchlief, obwohl die Schlange ihm leid that, und hing dann den Stock in einen Ring, der ſich in der Kerkerwand eingemauert fand.

Als der alternde Ritter der Tochter verziehen hatte, gedachte er auch des gefangenen Greiſes. Er wollte dieſem ſelbſt die Freiheit wiedergeben, da erreichte ihn das durch ſeinen unbedachten Fluch beſchworene Verhängniß. Er ſtrauchelte auf der Treppe, ſtürzte herab und brach das Genick. Krampfhaft umklammerte noch, als man ihn fand, im Tode ſeine Hand den Schlußſtein des Treppengeländers.

Sein irrer Geiſt ſoll nicht Ruhe finden, bis der Stock des Burgkaplans dem Ringe entfallen, und der Stein des Treppengeländers von der Zeit morſch und mürbe geworden. Der Stab war noch zu ſehen im Schloſſe Greifenſtein, als man 1809 ſchrieb; jetzt iſt er verſchwunden, aber der Treppenſtein iſt noch feſt und hart.

6.

Die Wiege aus dem Bäumchen, bei Baaden.

Ueber dem reizenden Baaden ohnweit Wien erheben ſich im St. Helenenthale auf bewaldeten Felſenbergen die romantiſchen Trümmer dreier Schlöſſer: Scharfeneck, Rauenſtein und Rauheneck.

In den Trümmern der letztgenannten Burg liegt ein großer Schatz vergraben, den zu heben jedoch noch Niemand vermochte. Der Ritter, welcher den Schatz in die Tiefe ſenkte, knüpfte an ihn eine Verwünſchung, indem er auf der Zinne des hohen Warthurmes einen Kirſchkern in ein wenig Erde ſenkte.

„Dem Prieſter,“ ſo ſprach er, „ſoll einſt dieſer Schatz werden, der in einer Wiege geſchaukelt wird, welche aus dem Kirſchbaume gefertigt werden, der aus dieſem Kern erwächſt. Verdorret das Bäumlein, oder bricht es ein Sturm oder eine Menſchenhand, ſo ſoll der Schatz nicht eher gehoben werden können, bis ein Vogel auf's Neue einen Kern auf den Thurm getragen, aus dieſem ein Baum geworden, und die übrige Bedingung erfüllt wird.“

Auf der Mauer des Thurmes der Ruine Rauheneck ſprießt das ſchwache Reis eines Kirſchbaums, und es wird noch lange dauern, ehe des alten Ritters Verheißung ſich erfüllt. An der Stelle aber, wo der Schatz vergraben liegt, ſieht man Mitternachts hüpfende Flämmchen, und der Geiſt des Ritters umſchleicht die Trümmer ächzend und klagend, denn er ſelbſt iſt nun gebannt an die Erfüllung.

7.

Die Jungfrau auf Pärenſtein.

Auf Pärenſtein oder Bärenſtein, einer Burg in Mähren, wandelt ſeit undenklichen Zeiten der Geiſt einer Jungfrau. Sie trägt ein weißes Gewand und ein Gebund Schlüſſel. So geht ſie von Gemach zu Gemach, durch Hof und Hallen, auch bisweilen außerhalb erblickt man ſie. Ihr langes Haar ſieht man über ihr Geſicht hängen, und ſie ſtreicht es mit ſilbernem Kamm. Niemandem thut ſie ein Leides, vielmehr neigt ſie freundlich grüßend das Haupt, ſpricht aber dabei kein Wort.

Als die Burg noch bewohnt war, hatte ein Lanzknecht vom Hausgeſinde von dieſer Erſcheinung des wandelnden Schloßfräuleins vernommen, welche die Genoſſen des Hauſes fürchteten und ſcheu verehrten. Der rohe Menſch aber vermaß ſich mit einem Schwur, wenn er nur einmal die Jungfer ſähe, ſo wolle er ihr gewiß einen Kuß auf den Mund drücken.

Ein alter Knappe ſtrafte ihn mit ernſten Worten ob ſolcher Vermeſſenheit, aber er verlachte die Warnung, und wiederholte den Schwur.

Bald darauf ließ ſich die Erſcheinung ſehen. Alle zagten, der kecke Knecht aber ſtürzte auf ſie zu, umfing ſie und küßte ſie.

Staunend ſahen es die Kameraden. Die Jungfrau wehrte ihn nicht ab, ſie ſchlang ihre Arme um ihn, drückte ihn an ihre Bruſt, ſo feſt, o ſo feſt, und zerfloß in Duft, und der Knecht ſtürzte todt zu Boden.

Die Erſcheinung hatte ihm die Seele aus dem Leibe gedrückt.

8.

Der Seehirte von Endersdorf.

In Mähren, nicht weit von Zuckmantel, liegt Endersdorf, und nahe dabei ein unheimlicher, düſterer See, in einer Thaltiefe, rings von melancholiſchen Birken und Tannen umſchattet. Von dieſes See's Entſtehung kündet eine alte Sage Folgendes.

Es lebte zu Endersdorf ein Hirte, welchem das Glück ſo wohl wollte, daß ein reicher Mann aus ihm wurde. Aber mit dem Reichthum kam ihm auch der Hochmuth und der Geiz in das Herz. Selten oder nie reichte er Armen eine Gabe, und wenn er es that, ſo geſchah es nicht ohne Scheltworte oder grauſamen Hohn; gewöhnlich ließ er die Bettler durch ſeine Knechte peitſchen und hetzte ſie mit Hunden vom Gehöft. Darob ward ringsum in der ganzen Gegend ſein Haus verrufen, und ohne die dringendſte Noth nahte kein Armer der ungaſtlichen Schwelle.

Eines Abends kam ein alter und ſchwacher Kloſterbruder, der ſich verſpätet hatte, aus weiter Ferne; wußte nichts vom Geiz und der Grauſamkeit des reichen Mannes, trat ein und bat um Brod und Nachtlager. Wider Gewohnheit wurde dem Greis die Bitte gewährt; man reichte ihm aber hartes Brod und führte ihn einem harten Lager zu. Der müde Pilgersmann nahm fürlieb und entſchlummerte bald.

Gleich darauf ſtürmte mit dem Troß ſeiner gleichgeſinnten Knechte der Hausherr in des Armen Kämmerlein; von Allen wurde er verhöhnt und verſpottet und zuletzt mit Hunden aus Haus und Hof gehetzt.

Heulend entfloh der Greis, an dem man ſo unmenſchliche Grauſamkeit übte, und fluchte dem Hausherrn und dem Hauſe. Seinen Fluch überbrüllte das ſchallende Gelächter der Ruchloſen, dennoch hörte dieſen Fluch der zürnende Gott.

Ein furchtbares Ungewitter wälzte ſich herab vom Kamm der Sudeten und vernichtete des reichen Mannes ganze Ernte. Das Feuer des Himmels fiel nieder auf Haus und Scheuern und verzehrte ſie, mit Vieh und Vorräthen. Ehe die Mitternacht da war, war der reiche Endersdorfer ein Bettler.

Er wollte nun, da Gott ihn verließ, dem Himmel trotzen, und rief den Fürſten der Finſterniß. Dieſer gehorchte dem Rufe, aber nicht, um zu helfen. Die Erde bebte, der Boden wich, die ganze reiche Beſitzung des Frevlers ſank in die Tiefe, und an die Stelle, wo ſie geſtanden, trat ein ſchwarzer See. In deſſen Fluth ſchleuderte der Teufel des Endersdorfers zerſtückten Leichnam und führte die Seele an den Ort der ewigen Pein.

An dem einſamen und gemiedenen See ſieht man zu Zeiten den Schatten dieſes Mannes in Hirtenkleidung, eine Peitſche in der Hand, von einem ſchwarzen Hunde begleitet, unſtät auf und ab irren, oder er läuft in ſchwarzer Hundsgeſtalt umher und ſchreckt mit ſtöhnendem Geheul die Wanderer.

Das Volk nennt den irren Geiſt nur den reichen Mann oder den Seehirten von Endersdorf.

9.

Von der Burg Falkenſtein und dem Prämonſtratenſer-Stift Schlägel.

In Oberöſterreich, am linken Donauufer, drei Meilen von Linz, liegt die maleriſche Burgtrümmer Falkenſtein über dem perlenreichen Flüßchen Paima. Von dieſes, einſt ſehr feſten Schloſſes Erbauung kündet die Sage: Einer der vielen Oberherren des Gaues, den man heutiges Tages das Mühlviertel nennt, war ein Graf von Peilſtein. Dieſem entfloh, als er einſt im Walde jagte, ein trefflich abgerichteter Falke; man ſpähte dem Flüchtling ſorgſam nach und fand ihn endlich hoch auf dem dreifach getheilten Felſen ſitzen. Dem Grafen gefiel der Ort ſo wohl, daß er ein Schloß auf die Höhe baute und es Falkenſtein nannte; da wohnte er lange darin und nahm endlich auch des neuen Schloſſes Namen an, wobei er in ſein Wappen den zum Flug geſchickten Falken, über drei Felszacken ſitzend, aufnahm.

Einer der Nachkommen dieſes Grafen war Caliogus, von Falkenſtein genannt, ein eifriger Jäger, der ſich einſt auf einer Jagd im tiefen Walde verirrte, nachdem er kurz zuvor einen jungen Ritter gefangen genommen, mit deſſen Vater er in Fehde lebte. Im

Walde begegnete ihm die Geliebte ſeines Gefangenen, und bat um deſſen Losgabe, allein ungehört und vergebens. Die Nacht überfiel ihn und er fand keinen Ausweg, ſondern mußte den Entſchluß faſſen, im Walde zu übernachten. Dieß that er auf einem freien Platze an der Michl, wo die Holzhauer gearbeitet hatten; er legte ſich nieder auf die Erde und ſtützte ſein Haupt auf einen Holzſchlägel. Da kam ein Traum über ihn. Er ſah die Himmelskönigin mit dem Jeſusknaben, die ihm erſchien und mit milden Worten ihn anmahnte, an dieſer Stelle, wo er ruhe, eine Kirche zu erbauen, dann werde er ſich ſicher heim finden.

Caliegus, als er erwacht war, erinnerte ſich des Traums, ſchritt zum Kirchenbau und wurde ſo der Gründer einer prächtigen Abtei, die er nach ſeinem harten Kopfkiſſen „Unſrer lieben Frauen Schlägel" nannte und mit grauen Brüdern aus dem Kloſter Langheim beſetzte, ſpäter aber mit Prämonſtratenſern. Schlägel wurde eine der reichſten Abteien Oeſterreichs, und ſeine Beſitzungen erſtreckten ſich faſt in alle öſterreichiſchen Ländergebiete. Im Kloſter findet man die Geſchichte der Stiftung abgebildet.

Von der Gründung des Kloſters Schlägel durch dieſen Ritter Caliegus ſingt und ſagt auch ein altes Lied:

Caliegus Herr von Falkenſtein
Reit in ſeinen Wald allein.
Begegnet ihm eine junge Maydt,
Gar kühnlich ſie zu ihm ſaydt:

Seyd ihr der Herr von Falkenſtein,
Und dieſes Orts ein Herre!
So gebt mir euern Gefangenen heraus,
Der allen Jungfrauen ein Ehre.

Da ſprach Caliogus von Falkenſtein,
Das kann ich fürwahr nicht thein.
Zu Falkenſtein unter den Mauern,
Da mögt ihr ihn vertrauern.

Caliogus verrückt ſich in den Wald,
Daraus er nicht kommen mögt ſo bald,
Die Nacht auf einem Schlägel ruht,
Es traumet ihm alles Guet.

Er ſoll zu Ehren unſrer lieben Frauen
Ein Gotteshaus an dieſem Orte bauen,
So wird er kommen aus dieſem Wald,
Und alles beſchehen ſo bald.

Da baut er das Kloſter bei dem Schlägel,
Mit eigner Hand ſeiner Nägel
Den erſten Stein ſelbſt zugetragen,
Alldort liegt er begraben.

10.

Der Teufelsthurm am Donauſtrudel bei Crain.

Als Kaiſer Heinrich, dieſes Namens der Dritte, mit dem Zunamen der Schwarze, im Jahre 1045 von Regensburg mit vieler Mannſchaft gegen die Ungarn zu Felde zog, welche ihren König Peter vertrieben und ſtatt ſeiner den Aba gewählt hatten, fuhr er hinab durch den gefahrvollen Donauſtrudel und den Wirbel bei Stockerau. Auf einem andern Schiffe war des Kaiſers Vetter, Biſchof Bruno von Würzburg. Als dieſer auch durch den Strudel fahren wollte, ſaß auf einem der Felſen, die über die brauſende Stromfläche herauſragten, bis Kaiſerin Maria Thereſia und Kaiſer Joſeph ſie ſprengen ließen, ein kohlſchwarzer Mann, wie ein Mohr, von gräulichem Anſehen, der ſchrie zu dem Biſchof: „Höre, höre, Bruno! Ich bin Dein böſer Geiſt, und Du biſt mein! Fahre, wohin Du willt, Du biſt mein! Bald wirſt Du mich wiederſehen!“

Alle Menſchen, die das hörten, entſetzten ſich, der Biſchof ſchlug ein Kreuz und ſprach ein Gebet, da verſchwand vor Aller Augen das Geſpenſt. Später baute man auf dieſe Felsklippe einen Thurm von Stein ohne Dach und nannte ihn den Teufelsthurm.

Zu Pöſenbeiß, zwei Meilen abwärts, ließ der Kaiſer anlegen, allda zu verweilen bei Frau Richlita, des Grafen Adelbar von Ebersberg Wittwe, die ihn gar ſtattlich empfing. Wie aber der Kaiſer und der Biſchof mit Andern in der Stube ſtanden, brach der Boden unter ihnen ein, und Alle fielen hinab in eine Badſtube, doch ſämmtlich ohne Schaden, bis auf den Biſchof Bruno; dieſer fiel auf eine Badewanne auf die Kante, fiel die Rippen ein und ſtieß ſich das Herz ab, daß er bald darauf ſtarb.

Andere ſagen, daß das Geſpenſt im Teufelsthurme ein ſchwarzer Mönch geweſen.

11.

Margaretha Maultaſch.

Die Einwohner in Tyrol und Kärnthen erzählen viel von der umgehenden Margaretha Maultaſch, welche einſt eine äußerſt ſtürmiſche und kampfluſtige Fürſtin des Landes war, die viele Burgen und Städte eroberte und zerſtörte, und oft unſchuldiges Blut vergoß, und von dem großen Maul, das ſie gehabt, alſo benannt worden iſt.

Zu Klagenfurt im Zeughaus wird ihr Panzer verwahrt, da geht Niemand gern hinein, wenn Abends die Betglocke bereits geläutet worden, denn man ſagt, daß dann Maulſchellen von unſichtbaren Händen fielen. An dem großen Brunnen, wo ein aus Erz gegoſſener Drache ſteht, ſieht man Margaretha auf dunkelrothem Pferde nächtlich reiten. Auch auf dem alten Schloſſe zu Meran erſcheint dieſer kriegeriſche Geiſt, neckt die Gäſte, und hieb einſt, bei einer Hochzeit auf dem Schloſſe, mit bloßem Schwerte zwiſchen das neuvermählte Brautpaar, jedoch ohne daß dieſes etwas vom Schwerte fühlte.

Auch unfern des Schloſſes Oſterwitz ſteht ein altes Gemäuer, bei welchem manche Hirten auf dem Felde, wenn ſie vorwitzig oder unvorſichtig allzu nahe hinzukamen, mit Peitſchenhieben von Geiſterhänden gezüchtigt wurden. Darum ſteckte man in dieſe Gegend gewiſſe Zeichen, über welche hinaus keiner ſein Vieh treiben durfte. Auch meidet das Vieh von ſelbſt, von dem ſchönen und fetten Graſe, das um jenes Gemäuer her wächſt, zu freſſen, wenn ja ein Hirte aus Unwiſſenheit und den Spuk nicht kennend, es dahin treiben ſollte.

12.

Dietrichſtein in Kärnthen.

Im Jahre 1334 geſchah es, daß Frau Margaretha Maultaſch das feſte Schloß Dietrichſtein belagerte. Die Beſatzung war alſo hart bedrängt, daß ſie nimmer ſich länger zu halten vermochte, zumal da die gehoffte Hülfe vom Erzherzog Otto ausblieb. Da berathſchlagten die Oberſten und Befehlshaber, wie ſie ſtill und heimlich mit allem Volk davon ziehen wollten und der Frau Maultaſche ein leeres Neſt überlaſſen. Sie vergruben tief alle Schätze, die ſie nicht mit ſich führen konnten, zerſtörten alles brauchbare Haus- und Kriegsgeräth, und als an einem Abend ein ſtarker Nebel fiel, zog mit einhelligem Gemüth das ganze Kärnthiſche Kriegsvolk in der Stille ab und erreichte glücklich die Stadt Veit.

Am folgenden Morgen begannen die Maultaſchiſchen ihr gewöhntes heftiges Stürmen, waren aber nicht gering verwundert, als ſie weder einigen Widerſtand ſahen, noch auch überhaupt einen Vertheidiger. Alles blieb ſtill auf Mauern und Wällen, woraus ſie wohl abnehmen konnten, daß die Vögel ausgeflogen. Frau Margaretha Maultaſch entbrannte darob in großen Zorn, und ſchrie die Ihrigen an, mit aller Heftigkeit zu ſtürmen und drinnen keinen Stein auf dem andern zu laſſen. Dieß geſchah denn auch, und das feſte Haus wurde nun leichtlich eingenommen, und man zerbrach Thürme und Thore, Mauern und Gebäude, und machte das Meiſte der Erde gleich. So wurde Schloß Dietrichſtein von der Maultaſche zerſtört, doch hernach durch die Herren von Dietrichſtein wieder in etwas gebeſſert und aufgebaut. Die vergrabenen Schätze aber blieben ungefunden, und es geht die gemeine Sage im Lande, daß noch ein groß unſäglich Gut im alten Schloſſe verborgen liege, und noch heut zu Tage ſoll es oft geſchehen, daß, wenn man recht in das verfallene Gebäu kommt, ein ſolches Werfen, Poltern, Sauſen und Brauſen ſich erhebt, als wenn Alles vollends über den Haufen fallen ſollte. Doch erblickt man nichts; aber Niemand darf ſich unterſtehen, lange an dieſem unheimlichen und verrufenen Orte zu bleiben.

13.

Die Maultaſchſchutt bei Oſterwitz.

Als die Belagerung und darauf folgende Zerſtörung des Schloſſes Dietrichſtein durch Margaretha Maultaſch vor ſich ging, flüchteten viele Einwohner, Herren und Knechte mit Weib und Kind eiligſt gen Oſterwitz, eine Burg, welche dem edlen Ritter Reinher Schenk gehörte, welcher auch die Flüchtigen gern auf ſeiner ſtarken und ſtattlichen Burg aufnahm, die eine Meile Weges von St. Veit gegen Völkelmarkt rechter Hand auf einem ſehr hohen und ſteilen Felſen liegt, wo man weder mit Sturmanlaufen, noch mit Steingeſchoß-Einwerfen etwas ausrichten konnte.

Die kühne Fürſtin aber zog demohnerachtet mit vielem Kriegsvolk vor das Schloß, und war Willens, ſo lange davor zu liegen, bis es der Mangel droben in ihre Hand, und die vielen dort hinauf geflohenen Herren und Frauen in ihre Gefangenſchaft liefere.

Herr Reinher Schenk traf alle Anſtalten zur tapfern Gegenwehr; er vertheilte ſein Kriegsvolk, deſſen nur wenig über dreihundert Mann war, zweckmäßig auf die hohen Mauern und Thürme, und ließ fleißig Wache halten. Indeß rückte das feindliche Heer immer näher, umkreiſte den Felſenberg und ſchloß ihn ſo eng ein, daß Niemand mehr zu den Belagerten hinauf und Niemand herunter und durch die Belagernden hindurch gelangen konnte, fügte auch auf Geheiß ſeiner Herrin den Umwohnern merklichen und empfindlichen Schaden zu durch Morden, Rauben und Brennen.

Allein damit wollte ſich das feſte Schloß immer noch nicht geben, und die Zeit verſtrich ſonder Erfolg, ſo daß ſich endlich Frau Margaretha entſchloß, Werbung thun zu laſſen an den Burgherrn, das Schloß gegen freien Abzug mit den Seinen zu übergeben. Darauf ließ Ritter Reinher Schenk ihr ſagen: Er müſſe, wenn er etwas nach ihrem Dräuen fragen wolle, fürwahr ein zages Kind ſeyn.

Da ſonach dieſe Aufforderung zur Uebergabe von Oſterwitz nichts fruchtete, ſo ſollte nun der Ort ausgehungert werden, und es entſtand in der That am Ende ein furchtbarer Mangel in Oſterwitz, beſonders am Waſſer, ſo daß täglich viele Perſonen ſtarben. Die dreihundert Kriegsmänner ſchmolzen zu einem Häuflein von einhundert, und mußten ſich mit abſcheulicher Speiſe von ſolchen Thieren ſättigen, deren Fleiſch man ſonſt verachtet. Da galt es nun einen guten Rath zu erſinnen, und dieſen erfand Herr Reinher Schenk, als aller Vorrath an Lebensmitteln aufgezehrt war, bis auf einen dürren Stier und zwei Vierling Roggen. Man ſchlachtete den Stier, füllte in ſeine friſche Haut den Roggen und ſtürzte es über den Berg hinab, ſo daß es die Belagerer mit großer Verwunderung ſahen. Als Frau Maultaſch dieß nun auch erfuhr, that ſie einen zornigen Schrei und rief: „Ha, das ſind die Klausraben, die ſich Fraß und Futter auf eine lange Zeit in ihre Felskluft zuſammengeſchleppt. Wir werden ſie nicht leichtlich in unſere Klauen faſſen. Auf! laſſen wir dieſe in ihrem hohen Neſte ſitzen und richten unſere Jagd auf andere und fettere Vögel!“

Und von Stund an gebot die Herrin ihren Kriegern, daß ein Jeder inſonderheit ſeine Sturmhaube voll Erde faſſen, und ſie auf einem ebenen Felde, gleich Oſterwitz gegenüber, ausſchütten ſolle. Dieß geſchah, und wurde aus ſothaner Erde ein ziemlich großes Berglein, das nannte man im Lande Kärnthen lange Zeit die Maultaſch-Schutt. Im Jahre 1580 ließ der Landeshauptmann von Kärnthen, Herr Georg Kevenhüller, Freiherr zu Aichelberg, der Frau Maultaſch Bildniß aus ſchönem weißem Stein aushauen und aufrichten, welche Denkſäule man das Kreuz bei der Maultaſch-Schutt hieß.

Sagen aus Ungarn, Slavonien, Dalmatien und Kroatien.

1.

Des alten Ungarlandes Name und Einwohner.

Die Geſchichte Ungarns reicht noch weiter in eine nebelvolle, myſtiſche und ſagenhafte Frühe hinauf, als die des Landes Böhmen. Einige haben gefabelt, des Landes alter Name Pannonia rühre her von Pannon, einem angeblichen Sohne Japhets, der in dieſes Land gezogen und als König darin geherrſcht; ſpätere Schriftſteller aber waren der beſſern Anſicht, der Landesname ſey entſprungen von dem Berge Pannon, **Mons Pannoniae**, welcher heut zu Tage der Martinsberg genannt wird und über dem Orte gleiches Namens, ohnweit der Freiſtadt Raab liegt. Auf dieſem Berge ſteht die von Stephan I. gegründete Benedictiner Erzabtei St. Martin, auf drei Hügeln erbaut und voll mannigfaltiger Merkwürdigkeiten.

In der Zeiten Frühe waren des Landes Ureinwohner größtentheils den Römern zinsbar und unter das

Scepter ihrer Weltherrſchaft gebeugt. Unter Conſtantin dem Großen, welcher ſich zum Herrſcherſitz ein zweites Rom im Orient erbaute und zur Inſignie des Kaiſeradlers als Symbol des Ruhms, der Macht und Stärke das zweite Haupt fügte, um das öſtliche Reich damit zu bezeichnen, fiel ein wandernder Völkerſchwarm aus Norden, die Gothen, in Pannonien ein, wiederholte dieſe Einfälle und machten ſich ſeßhaft im Lande.

Zu den Zeiten des Römerkaiſers Valentinian wogten die wilden Horden des Volkes der Hunnen aus Aſien herüber, und gewannen, trotz lebhaften Widerſtandes, ſich das ganze Pannonien, vertrieben die Gothen und Römer und ließen ſich theilweiſe im Lande nieder, das ihnen wohlgefiel.

Vom Urſprung der Hunnen erzählte man ſich viel Wunderliches; unter andern, daß Filimer, der Gothen König, unter ſeinem Volke etliche Zauberweiber gefunden, die man Alirunen oder Alrunen hieß, und dieſelben, weil er ſie nicht länger dulden wollen, aus ſeinem Lager und Gebiet weit hinweg in die Wildniß bannte. Dort geriethen die verbannten Zauberweiber in die Gewalt der Waldmenſchen, die man Faunen und Feigenblattmänner nennt, und aus der Vermiſchung mit ihnen entſtand das verderbliche Geſchlecht der Halbteufel, der Hunnen, klein, häßlich und wild, anfangs hauſend in den mäotiſchen Sümpfen und lebend von Raub und Jagd.

Als dieſes Volk ſich unendlich vermehrt hatte, geſchah es, daß einige ſeiner Jäger an das Ufer des mäotiſchen Sees gelangten, wo ſich unvermuthet ihren Augen eine Hindin zeigte, und bald ſtehend, bald wieder laufend vor ihnen her und über den cimmeriſchen Bosporus nach dem Cherſones ſetzte, da der See gefroren war. Bald darauf entſchwand die Hindin den Blicken der Jäger, dieſe aber ſahen um ſich her das ſchönſte, wohnbarſte Land, zu dem jene ihnen den Weg gezeigt, kehrten um und verkündigten ihren Landsleuten, was ſie geſehen. Darauf erhoben ſich zehnmal hunderttauſend Mann mit Weibern und Kindern, und fielen in Pannonien ein, was ſie nach großen Kriegen und Siegen in Beſitz nahmen.

2.

Attila, Gottes Geiſel.

Ueber das Volk der Hunnen herrſchte mächtig und gewaltig ein König, des Namens Attila, zu Deutſch Etzel, der ſeines Gleichen an Macht und Tyrannei weder vorher noch nachher hatte.

Einſt weidete ein Hirt ſeine Heerde und ſah, daß ein Vieh hinkte, weil es am Fuße wund war. Er folgte der blutigen Spur und fand ein Schwert, auf deſſen Schärfe die graſende Kuh getreten. Der Hirt grub das Schwert vollends aus dem Boden und trug es zu Attila, dem König, der ſich über die Gabe freute, in der er und ſeine Prieſter das heilige Kriegsſchwert der Scythen erkannten, und ſah daraus, daß er zum Herrn der Welt beſtimmt war. Einſt traf er auch einen Einſiedler an, der hieß ihn Geiſel Gottes; da nannte und ſchrieb er voll Uebermuth folgenden Titel auf eine goldne Tafel, und ließ dieſe vor ſeinem Gezelt gleich einem Panier erhöhen:

> „Attila, Sohn des Bendeuci, Enkel des großen Nimrod, geboren zu Engaddi: Von Gottes Gnaden König der Hunnen, der Meder, Gothen, Dacier, der Schrecken der Welt und die Geiſel Gottes.“

Eben ſo überſchrieb der Hunnenkönig auch ſeine Briefe. In ſeinem Panier führte Attila einen gekrönten Adler, und das Volk der Ungarn behielt dieſes Zeichen bis auf König Geyſa. Gegen ſein Volk zeigte ſich Attila mild und gerecht, freigebig und weiſe, allen andern Völkern aber war er ein Schrecken und Abſcheu, und es ging vor ihm und ſeinem Volke allüberall, wohin ſie heerend zogen, ein Wehegeſchrei her, daß alle Länder zitterten. Er verwüſtete Deutſchland, Gallien, Italien, äſcherte zahlloſe Städte und Burgen ein und ſtarb, nachdem er Menſchenblut in Strömen vergoſſen, in ſeiner Hochzeitnacht mit Hildico, des Bactrianer-Königs Tochter, im eigenen Blute erſtickend. In dieſer Todesnacht der Gottes Geiſel träumte dem frommen Kaiſer Martian zu Conſtantinopel, er ſähe Attila's Bogen zerbrechen.

3

Der Namensurſprung von Siebenbürgen.

Nach des Hunnenkönigs Tode fielen die von den Hunnen unterjochten Völkerſchaften größtentheils wieder von ihnen ab und trieben ſie nach dem Lande ihrer Herkunft, oder machten ſie ſelbſt zinsbar, doch brachen die Hunnen oft wieder in ihr verlaſſenes Land und weiter nach Deutſchland heraus, und es wogten abwechſelnd zwiſchen Siegen und Niederlagen die kämpfenden Völker über die Länder, bis im Jahre Chriſti 744 eine zahlloſe Menge Adler von den Karpathen herabflog und ſich räuberiſch über die Gefilde Ungarns verbreiteten, welches für ein bedrohliches Omen gehalten ward. Bald darauf, zur Zeit, als Conſtantinus Copronymus über das Römerreich herrſchte, kamen die Hunnen, an der Zahl zweimalhundert und ſechszehntauſend, unter ſieben Heerführern und eben ſo viel Heereshaufen, nach Dacien, ließen ſich an ſieben verſchiedenen Stätten nieder, die ſie mit Burgen befeſtigten. Darum wurde jenes Land **Siebenbürgen** genannt, wie es noch heißt bis zum heutigen Tage.

Von hieraus ergoſſen die Hunnen, mit den Avaren verbündet, wieder gar oftmals zahlloſe Schwärme Volkes in die deutſchen Länder und zeigten ſich nicht minder wild und wütheriſch, wie zu Attila's Zeiten, bis ihr Heer am Keuſchberg in Thüringen unter Kaiſer Heinrich, der ihnen als Tribut einen räudigen Hund ſandte, in einer Vertilgungsſchlacht 933 vernichtet und die deutſche Erde von ihrem Wüthen für immer frei wurde.

4.

Herzog Swatoplug und Arpad.

In Mähren ſaß ein mächtiger und gewaltiger Herrſcher, Namens Suatoplug, zu dieſem ſandte aus Siebenbürgen Arpad, einer der Nachkommen Attila's, verehrte ihm ein ſchönes weißes Pferd mit vergoldetem Zaum und Sattel, und ließ ihn bitten, ihm zu vergönnen, einen Theil des von Suatoplug beherrſchten Landes zu bevölkern, das nach dem letzten großen Kriege einwohnerleer und öde lag. Suatoplug freute ſich, daß Leute, die er für Bauern hielt, ſich zu Einwohnern anboten, und weil überdieß das ihm geſchenke Roß ihm ſehr wohl gefiel, ſo gab er den Boten Arpads zur Antwort: „Kommet und nehmet für Eures Herrn Geſchenk ſo viel Landes, als Euch beliebt.“

Da machten ſich in zahlloſer Menge die Schaaren Arpads auf, fielen ein in jene Diſtrikte, und bald erſchienen andere Boten Arpads vor Suatoplug mit der

Forderung: Dieſer möge alles Land, das Arpad und ſeine Vorfahren beſeſſen, ihnen wieder abtreten. Darüber erzürnte ſich Suatoplug und rief ſeine Mannen zum blutigen Widerſtande auf. Bald entbrannte eine Schlacht, aber die Macht der Hunnen war ſo ſehr überlegen, daß ſie ihre Gegner bald überwältigten und den größten Theil des feindlichen Heeres ſammt dem Herzog Suatoplug in die Donau jagten, darin der Letztere elend umkam. Nun breiteten ſich die Hunnen, Hunn-Avaren oder Hungarn weit aus, theilten das Land in neun Kreiſe, überzogen alle Nachbarvölker mit Krieg und blieben lange Zeit hindurch hochgefürchtet, ſo weit nur die Kunde ihren Namen trug.

5.

Berg Zobor bei Neutra.

An der Nordſeite der biſchöflichen Stadt Neutra (**Nyitra**) erhebt ſich über dem Fluſſe der Berg Zobor mit einem ehemaligen Kloſter als ein mächtiger, iſolirter Felskegel. Einen andern Berg gegenüber, auf welchem noch heute das Schloß von Neutra thront, krönte ſchon in grauen Zeiten eine Herrſcherburg. In dieſer ſaß Zobor, der junge Marahanenfürſt, deſſen Seele alle verderblichen Leidenſchaften erfüllten.

Eines Tages geſchah es, daß Fürſt Zobor auf der Jagd von einem wilden Bären, den er in ſeinem Lager aufgeſcheucht hatte, ſich hart bedrängt und dem Tode nahe ſah, weil ſein Stoß fehl gegangen war, und nur die tapfere Hand eines kühnen Jagdgenoſſen und dem Fürſten befreundeten Dienſtmannes rettete Zobors Leben. Bei dem Schmauße, welcher der Jagd folgte, war der junge und ſchöne Retter ſeines Fürſten ſo unklug, im Geſpräche mit andern Genoſſen ſcherzhaft anzudeuten, der Fürſt hätte ſich wohl ſelbſt des grimmen Bären entledigen und dieſen erlegen können, wenn er mehr Muth, mehr Kraft und mehr Geſchicklichkeit beſeſſen. Dieſe vermeſſene Rede drang zu Zobors Ohren und entflammte ſeinen heftigſten Zorn, in deſſen Folge ſich der kecke junge Mann bald mit Feſſeln belaſtet im tiefen Kerker ſah.

Da ſtürzte des Gefangenen junge und blühendſchöne Gattin zu den Füßen Zobors und flehte für ihres Mannes Leben und Freiheit; doch dieß Beginnen reizte den Tyrannen nur zu neuem Frevel: er erkor die ſchöne Bittende zur Beute ſeiner wilden Luſt. Ihr Bruder Raſtognew eilte zu dem frommen Biſchof Wichin und flehte deſſen Fürſprache an, welche dieſer auch nicht verweigerte; aber er fand den Zugang zu Zobor durch Wachen verſperrt, und eben ſo erfolglos war ein gewaltſamer Angriff, den Raſtognew mit einigen Freunden verſuchte. Er wurde im Kampfe verwundet und konnte nur durch ſchnelle Flucht dem Tode oder der Gefangenſchaft entgehen.

Zobors Zorn kannte keine Grenzen mehr. Seines

Gefangenen Haupt fiel, und deſſen ſchöne Gattin erlag der grauſamen Gier ihres Tyrannen. Wohl zürnte der fromme Biſchof dem Frevel und drohte mit der Strafe des Himmels; Zobor aber achtete ſeiner Reden nicht, und gebot Wichin, weil er eben, es war ein Sonntagmorgen, zur Jagd ritt, mit der Meſſe bis zu ſeiner Rückkehr zu harren. Dieſe verzögerte der Tyrann mit Abſicht, um den Gehorſam ſeines geiſtlichen Dieners zu prüfen, und Wichin begann das heilige Amt ſonder Menſchenfurcht, nur dem höchſten Herrn gehorſam. Noch war es nicht geendigt, als Zobor zurückkehrte, und zornſchnaubend mit dem ganzen Zug und Troß der Jagd, mit Roſſen und Rüden in das Gotteshaus ſtürzte, daſſelbe mit dem Getön der Hüfthörner und Peitſchengeknall erfüllte und dem Prieſter am Altare zuherrſchte, die Meſſe nochmals zu beginnen. Deß weigerte ſich Wichin, und nun wurde der Zorn des Wütherichs tempelſchänderiſch. Er riß mit roher Hand den Prieſter vom Altare hinweg, vertrieb ſeine Miniſtranten, ſtieß die heiligen Gefäße um und warf das geweihte Brod den Rüden vor. Da erhob ſich Wichin und ſprach einen furchtbaren Bannfluch aus über den Kirchenſchänder und ſein ganzes Land, das er mit allen ſeinen Genoſſen verließ.

Raſtognew, welcher ebenfalls landflüchtig geworden, wandte ſich racheglühend zu dem Volke der Magyaren, das, noch im Heidenthume befangen, ſich nomadiſch und kriegeriſch zugleich über weite Länderſtrecken verbreitete. Er prieß die Schönheit und Fruchtbarkeit ſeiner Heimath, er rühmte die Menge der Schätze, die auf Zobors Burg aufgehäuft ſeyen, und reizte die Magyaren zum Eroberungszuge an. Der Schrecken ging vor den unermeßlichen Heerſchaaren dieſer berittenen Krieger her, das Land war faſt ohne Schwertſchlag genommen, die Stadt Neutra nicht minder, da ihre Bewohner ſich geflüchtet hatten, und die Burg Zobors kam durch einen raſchen Ueberfall in die Hand der Feinde. Zobor wurde Raſtognews Gefangener, welcher die Schmach der Seinen blutig und grauſam rächte. Er ließ ihn binden an eines Roſſes Schweif und ihn aus der Feſte, durch die verlaſſene Stadt und auf den, dem Burgberge gegenüber liegenden Felſengipfel ſchleifen, wo man ihn an einer hohen Eiche aufknüpfte. Seitdem ward dieſer Berg Zobor geheißen.

Mit Zobors Ende war es auch um das Marahanenreich gethan. Die Magyaren blieben Herren des Landes, erkürten Neutra zu einer ihrer Hauptfeſten und breiteten ſich aus bis an die Waag.

Auf dem Berge Zobor, der ſpäter bis zum Gipfel mit edlen Reben bepflanzt wurde, ward dem heiligen Urban eine Kapelle erbaut, die noch in ſpäten Tagen fromme Beter fand.

6.

Sanct Zoërards Höhle am Berge Zobor.

Als Herzog Geyſa und ſeine Gemahlin Sarotta, die erſten chriſtlichen Herrſcher des Ungarlandes, ſich bemühten, den neugewonnenen Glauben, zu welchem ſie ſich ſelbſt bekannten, in ihrem ganzen Reiche einzuführen, kam eine Menge gottesfürchtiger und frommer Männer nach Ungarn, um bei dem Bekehrungswerke hülfreich zu ſeyn.

Unter dieſen war auch Zoërard, ein Dalmatier von Geburt, mit einem jüngern Gefährten, Namens Benedict. Beide richteten ſich in einer Felshöhle an den Ufern der Wang eine Einſiedlerwohnung ein, an derſelben Stelle, auf welcher ſpäter (1241) die Benedictiner-Abtei Skalka erbaut wurde. Beide lehrten, predigten und tauften die Neubekehrten, die in großer Zahl ſich dem Chriſtenthume gläubig zuwandten. Als nun ihr Ruf ſich in der Gegend immer mehr ausbreitete, ſo kamen Männer aus Neutra und baten die Bekehrer, auch in ihren Ort das Licht der neuen Lehre zu tragen. Hierauf trennten ſich die treuen Genoſſen; Benedict blieb in Skalka, wo er den Märtyrertod finden ſollte, und Zoërard wandte ſich gen Neutra hin und zog in eine Höhle, welche ſich am Berge Zobor befand. Dorthin ſtrömte das Volk in Schaaren, hörte die Lehren des frommen Mannes an und ließ ſich von ihm taufen.

Solches Gott wohlgefällige Thun verdroß den Fürſten den Finſterniß, der alle Mittel und Höllenkünſte aufbot, den Bekehrer zu irren und zu ſtören, doch alle fruchtlos. Da riß er in einer wilden Sturmnacht voller Wuth mit ſeinen ihm dienenden Dämonen ein mächtiges Felſenſtück vom Gipfel des Berges und ließ es vor die Höhle Zoërards rollen, ſo daß dem frommen Manne der Ausweg und ſelbſt das Licht gänzlich verſperrt war.

Schon drohte, nach mehreren Tagen voll ſchrecklicher Bilder und Gedanken, der in die nachtvolle Felſenhöhle Eingekerkerte dem Mangel aller Nahrungsmittel zu erliegen, und glaubte ſich in dieſem Steingrabe von Gott, den er ſo fromm bekannt, ganz verlaſſen und vergeſſen, allein da fuhr ein Blitz vom Himmel, der Donner erſchütterte Fels und Höhle, und der rieſige Block ward hinweggeſchleudert vom Eingang, durch den nun ſtärkend und belebend die Luftfriſche drang. Aufs Neue lehrte und predigte Zoërard, erwarb ſich den Namen des Apoſtels von Neutra und die Segnung der dankbaren Nachwelt. Lange nach ſeinem Tode zeigte man noch den Felsblock, der zum Fuße des Berges Zobor herabgerollt war und die Spuren der Teufelsfinger trug — und die Grotte, darin der heilige Zoërard gewohnt.

7.

Der Geierſtein.

In den Gebirgen, aus denen die rauſchende Neutra ihre Wellen rollt, wandelte unzufriedenen Sinnes einſt Kalad, ein Krieger und Jäger, und ſuchte den düſtern Unmuth, der ihn beherrſchte, durch das Blut der Thiere des Waldes zu kühlen. Hoch über ihm zog kreiſchend ein Geier ſeine weiten Kreiſe, und der Jäger ſandte aus raſch geſpannter Armbruſt den tödtlichen Pfeil empor. Doch der Schuß ging fehl, und durch den dunkeln Tannenforſt gellte eine helle Stimme, wie Hohngelächter; der Geier flog waldeinwärts.

Ergrimmt folgte der Jäger der Richtung, die der Raubvogel nahm, und ſandte, als er dieſen abermals erblickte, einen zweiten Pfeil nach ihm hin. Aber unverletzt blieb der Geier, und nur lauter ſchell durch den Wald das verhöhnende Gelächter. Wild blickte Kalad umher und erſah plötzlich die unheimliche Geſtalt eines hagern und fahlen Mannes, der ruhig in einiger Entfernung ſtand.

„Wer biſt Du?“ fuhr Kalad den Unbekannten herriſch an; und dieſer erwiederte: „Ein Jäger, wie Du, nur daß ich beſſere Pfeile habe und ein beſſeres Geſchoß. Probire es!“

„Mein Geſchoß iſt erprobt, ich bedarf keines fremden!“ murrte Kalad.

„So ſchieße, dort horſtet der Geier!“ ſprach der Unbekannte.

Kalad zielte ſcharf und ſchoß; er ſah, wie der Pfeil dem Geier, der ohnweit auf ſeinem Neſte ſaß, mitten durch die Bruſt fuhr, und dennoch ſchien er nicht getroffen. Um ſo betroffener wurde Kalad. Der Fremde reichte ihm wiederholt ſeine Armbruſt hin, und mit Haſt ergriff ſie der Schütze, zielte, ſchoß, und jetzt fiel, gräßlich kreiſchend, der Geier vom Fels herab.

„Mir das Geſchoß!“ rief Kalad. — „„Nicht umſonſt!““ war des Fremden Antwort. — „Dein Begehr?“ — „„Ein Tröpflein Blut von Deiner Hand!““ — „Für das Geſchoß allein?“ — „„Für Alles, wonach nur immer Dein Herz begehrt.““ — „Wohlan!“

Der Pact war beſiegelt; von Kalads Jägerhut wehte ein dunkelfarbiger Fittig des erlegten Geiers. So lange Kalad dieſen Flügel trug, war er unverwundbar und der Fremde ihm zu Dienſt verpflichtet.

Kalad wurde reich, übermüthig, herriſch, ein Despot, da bald Land und Leute ihm unterthan waren. Auf dem Fels, wo der Geier gehorſtet, erhob ſich eine feſte, ſtattliche Trutzburg, die nannte der Erbauer Geierſtein (Keselyö-kö). Bald wimmelte von Raubgeſellen und allerlei wüſtem Geſindel die neue Burg, bald ward die ganze Gegend unſicher, und jammervolle Klage der durch Kalad und ſeine Rotten Beraubten und Unterdrückten gelangten zum Ohre des Herrſchers.

Da ward dem Grafen von Neutra befohlen, das Banner der Geſpanſchaft zu erheben, und bald umringte ein Heer den feſten Geierſtein. Doch lange widerſtand die Burg jedem Angriff. Kalads Muth aber wollte die Feinde gänzlich abtreiben, und er fiel aus. Hoch wehte von ſeinem Helme der Geierflügel, und auf ſeine Unverwundbarkeit bauend brach ſich Kalad durch alle Feinde ſiegreich Bahn bis hin zum Haupte der Belagerer, dem Grafen. Dieſer ſollte von ſeiner Hand fallen. Schon entbrannte der Kampf, da ſchwirrte ein Pfeil, da flog der Geierflügel herab vom Helme Kalads, und jenes Lachen, das er einſt im Walde vernommen, übertönte gellend das Getümmel der Schlacht. Und mit dem gebrochenen Flügel brach Kalads Kraft und Muth; ein Schwerthieb ſeines Gegners ſtreckte ihn zu Boden.

Burg Geierſtein verfiel, und die Geier horſten wieder in ihren öden Trümmerreſten.

8.

Das verſunkene Dorf.

Auf den triftreichen Höhen von Gergelylak, wo man heute nur einſame, von Schafheerden bevölkerte Weideplätze und keine Menſchenwohnungen erblickt, lag einſt ein ſtattliches Dorf, deſſen Bewohner überreich und deshalb auch übermüthig waren. Der Ueberfluß des Goldes und der glänzenden Habe ließen Gottesfurcht und gute Sitten immer mehr ſchwinden, und dafür zogen alle mögliche Frevel und Laſter als bleibende Gäſte in die Wohnungen ein. Lange ließ der Himmel die Uebelthaten ungerächt, bis deren Maaß überſchwoll und ein grauenvoller Unheilstag das goldne Dorf von der Erde tilgte und es mit allen ſeinen Häuſern, Bewohnern und Schätzen tief in den Schooß derſelben ſinken ließ. Harte Buße ward den laſterhaften Bewohnern vom zürnenden Himmel auferlegt. Sie müſſen ſich durch die Erde mit den Fingern einen Weg zur Kirche und wieder zurück in ihre Häuſer graben, das dauert, Hergang und Hingang, jeder genau ein halbes Jahr. Einmal nur im Jahre, wenn die Sünder in der Geiſterkirche beiſammen ſind, um einen vollen Tag hart und furchtbar zu büßen, tönt ſchaudervoll die unterirdiſche Glocke, deren dumpfen Hall man bisweilen auf der Oberfläche vernimmt. Wer ihn hört, dem zittert das Herz. Und dieſe Buße der Sünder ſoll währen bis zum jüngſten Tage.

Eines Tages ließ ein Schäfer auf den Höhen von Gergelylak ſeine Heerde weiden, und entlockte ſeiner Fuliara, einer in Ungarn üblichen Schalmei, melancholiſche Töne. Da vernimmt er, zur Mittagsſtunde, einen andern, ſchauerlichen Klang, der tief aus dem Bergesinnern zu dringen ſcheint, und endet, von Furcht durchbebt, ſchnell ſein Spiel und ſpricht ein Gebet für die büßenden Unterirdiſchen. Indem nimmt er wahr, daß eins ſeiner Schafe hinkt und ſich am Fuße verwundet hat. Der Blutſpur folgend, ſieht er eine roſtige Eiſenſpitze aus der Erde ragen. Er ſcharrt mit ſeiner Schippe die Erde hinweg und entdeckt ein Metallkreuz von uralter Form. So wie er dieſes Kreuz mit der Hand berührt, iſt ihm, als ſchaue er durch die Erde wie durch den Spiegel eines Sees tief, tief hinab und ſehe unten das verſunkene Dorf in aller ſeiner Goldpracht und ſeinem alten Glanze, aber keinen Einwohner vermochte er zu erblicken, die waren alle in der Kirche und büßten für ihre Sünden. Da entdeckte der überraſchte Seher auch, ſich ganz nahe, den maſſiv goldnen Knopf des Kirchthurms und gedachte, dieſen Knopf mit leichter Mühe an ſich zu bringen. Allein dieſe Mühe war gänzlich fruchtlos; wie ſehr der Schäfer auch ſich abmühte, der Goldknopf ſaß eiſenfeſt am Thurme des verſunkenen Dorfes. Lange ſtarrt der Hirte, habſüchtig nach dem Golde, auf den Knopf und hinab in die Tiefe, endlich erhebt er ſich und geht, ſich Hülfe herbeizurufen, ſo ungern er auch mit ſeinen Geſellen den Reichthum zu theilen ſich entſchließt. Die Mittagsſtunde iſt längſt vorbei, als er mit mehreren Gefährten und mit allerlei Handwerksgeräthſchaften verſehen, wieder auf den Hügeln von Gergelvlak anlangt. Nun ſucht er die Eiſenſpitze und das Kreuz; er findet ſie nicht, hat auch in ſeiner Haſt und Eile vergeſſen, ein Zeichen daneben zu ſtecken. Die Kameraden murren, glauben ſich von ihm geäfft, er will ſich verantworten und ihnen das verwundete Schaf zeigen. Da iſt kein einziges von der ganzen Heerde verwundet, alle ſind heil. Statt des goldnen Thurmknopfes empfängt der

Hirte viele Prügel, und nach drei Tagen war er todt. Es iſt nicht gut, den Ton der Glocke des verfluchten Dorfes zu hören, und noch ſchlimmer, hinunter zu ſehen, denn Letzteres zeigt nahen Tod an.

9.

Der Meermann bei Raguſa.

Im Jahre 1716 ließ ſich einige Meilen von der Stadt Raguſa ein ſeltſames Meerwunder erblicken. Dieſes war die Rieſengeſtalt eines beinahe funfzehn Fuß hohen Meermannes, die einen Kopf von ungemeiner Größe trug, übrigens in allen Theilen des Leibes wohl proportionirt erſchien. Dieſer Meermann trat um die Mittagsſtunde an das Land und ging mit großen Schritten am Ufer ab und auf. Oft ſtreckte er ſeine Hände über den Kopf gen Himmel, und wenn er ſolche wieder ſinken ließ, erhob er ein ſo ſtarkes Geſchrei und durchdringendes Geheul, daß man daſſelbe weiter als eine halbe franzöſiſche Meile vernehmen konnte. Wer es hörte, bebte vor Grauen und Entſetzen, und die nahe waren, mußten ihre Ohren verſtopfen. Gegen drei Uhr kehrte der wandelnde Meermann in die Tiefe zurück und ſtieg dann an den folgenden Tagen wieder an einem andern Orte aus der Fluth empor. Die Kunde von ſeiner räthelhaften Erſcheinung erfüllte ganz Dalmatien mit Furcht und Schrecken. Zu Zengg in der Walachei ward dieſes Meerwunder abgebildet und in einem Saale aufgeſtellt.

10.

Die Willi.

Wo auf den einſamen Haideſtrecken Ungarns und Kroatiens jene grünen Kreiſe im Graſe ſich finden, die der Volksaberglaube in Deutſchland Elfenkringel und Hexenringe nennt, tanzen, ſo wie auf Kreuzwegen, nach magyariſchen Sagen, die Willi's, die der Sorbe Wila nennt, geſpenſtigen Reigen. Jede Jungfrau, die der Tod als Braut küßt, wird eine Willi.

Ein holdes Edelfräulein auf Burg Löwenſtein liebte einen ſchönen und wackern Knappen ihres Vaters, des ſtolzeſten Freiherrn. Dieſem ward der Tochter heimliches Glück von Verräthern vertraut, und er entſandte den Edelknecht mit geheimer Botſchaft — auf Nimmerwiederkehr. Der liebende Jüngling gedachte recht treu ſeine Botſchaft zu vollziehen, die an den Prior des Templerhauſes Pöſtény gerichtet war, und träumte von dem künftigen Glücke ſeiner Liebe. In dem Briefe, den er trug, gebot der ſtolze Vater der Geliebten dem

Prior, ſeinem Freunde, den Ueberbringer in ewigem Dunkel unterirdiſcher Kerkermauern feſtzuhalten. Gott aber fügte es, daß der Prior vor Kurzem geſtorben, und ein anderer an deſſen Stelle erwählt war, der keine Verpflichtung fühlte, ſo grauſamem Gebot gehorſam zu ſeyn. Er enthüllte dem Knappen das frevelhafte Geheimniß und entſandte ihn mit einem andern Briefe zum Heere des Königs. Zum Löwenſteiner Burgherrn aber ſandte der neue Prior einen Boten uhd ließ ihm künden, daß ſein Bote in der Wag ertrunken ſey, als er die Furth von Beczko durchreiten wollen, und nur ſeine Leiche ſey mit dem Briefe nach dem Templerhospiz gebracht worden. Trübe Trauer umflorte des Burgfräuleins Herz; ſie irrte gramvoll umher, und von ihrem Munde zitterte bisweilen ein melancholiſches Lied von den Willi's:

„Auf den Hügeln, auf den grünen Kreiſen,
Und wo einſam ſich die Wege kreuzen,
Tanzen Willi's hold im Mondenſcheine,
Willi's, Bräute, junggeſtorbne Bräute;
Bleich und ſchön, in ſilbernen Gewändern,
Und in Schleiern, voll von Thaues Perlen.
Naht ein Jüngling ſich dem Willireigen,
Muß er tanzen mit den bleichen Geiſtern,
Tanzen, bis er todt zu Boden ſinket;
Tanzen muß er mit der jüngſten Willi,
Die durch ihn, mit ihm, zur Ruh dann eingeht.“

Der Freiherr von Löwenſtein erkor für ſeine Tochter einen Bräutigam nach ſeinem Sinn, aber der Tochter brach der Gram der Liebe um ihren erſten Herzensfreund das Herz. Sie ſtarb als Braut.

Der junge Knappe hatte im Kriege gegen die feindſeligen Türken Ruhm und reiche Beute errungen, und beſchloß, nach Burg Löwenſtein zu reiten, vor den Vater der Geliebten zu treten und um ſeiner Tochter Hand zu bitten. Die Nacht ſchwang über ſeinen Pfad ihre Schattenflügel. Durch die Nebeldämmerung ſah er von Weitem Burg Löwenſtein ſchimmern, lichtlos, ſchwarz. Der Berg, auf dem ſie ſtand, ſchien ein Sarg zu ſeyn. Es war Mitternacht. Siehe, da ſcheute auf einem Kreuzwege plötzlich des Reiters Roß und bäumte ſich; weiße Lichtgeſtalten ſchwebten Hand in Hand geſpenſtig auf und nieder, graue Schleier und Bänder flatterten, wie von Duft gewoben, wie Gewebe der Spinnen. Der Reiter ſtieg vom Roß, es zu führen über den Ort, vor dem es ſich ſcheute, aber als er den Zügel zu erfaſſen meinte, faßte er eine Mädchenhand und ſah ein bleiches, liebezärtliches Antlitz — das ſeiner Geliebten. Und ſie zog ihn zu dem Willitanze, und von ihren leiſen Geiſterküſſen ward er bleich und bleicher — und entſchlief.

11.

Die Casa santa zu Terſatto.

Hoch über der Hafenſtadt des ungariſchen Litorale, Fiume oder St. Veit am Flaum, erhebt ſich ein ſteiler Felsberg, auf welchem das uralte Stammſchloß der Familie Frangipani, Terſact oder Terſatto, über Rebenbergen ruht. Die ſteilſte unfruchtbare Abſenkung des Felſen aber umfließt in einem Halbkreiſe maleriſch die Fiumara. An das Schloß ſtößt ein kleiner Bergflecken und dieſen begrenzt ein Franziskanerkloſter mit einer vielbeſuchten Wallfahrtkapelle, Maria Loreta geheißen. Von dieſem Hauſe geht eine wunderbare Sage.

In dem Kloſter auf dem Berge lebte im Jahre 1291 ein frommer Prieſter, Namens Alexander, welcher krank lag und Gott und die Heiligen um Linderung ſeiner Schmerzen anflehte. In der Nacht vom 10. Mai fühlte er ſich ganz geneſen und hatte eine Offenbarung, daß das heilige Haus der gebenedeiten Gottes-Mutter, das die Apoſtel zu einer Kirche umgeſtaltet, von Nazareth hinweg und auf den Berg Terſat verſetzt ſey. Und ſiehe, als er heraustrat, da ſtand der kleine heilige Tempel da, hergetragen von den Engeln auf den Flügeln der Morgenröthe, bei klarem Himmel, bei tiefer Meeresſtille. Einfach und ſchlicht war das Haus, von dunkeln Ziegelſteinen, vierzig Schuhe lang, zwanzig breit, achtundzwanzig hoch. Die Thür war mitternachtwärts gerichtet, und das einzige Fenſter gegen Niedergang. Das Dach trug ein kleines Glockenthürmchen, das Gewölbe zierten goldne Sterne. Der Altar war mit Tüchern belegt, und das Antipendium war himmelblau. Köſtliche Schnitzbilder der heiligſten Perſonen dienten zur Altarzier, ſie waren aus dem feinſten Cedernholz, wie die Mönche auf dem Kloſter des Libanon ſolche verfertigen.

Der fromme Prieſter Alexander breitete nach allen Seiten hin dieſes Wunderereigniß aus, und zahlloſes Volk ſtrömte herbei, Gläubige und Ungläubige, und es geſchahen große Wunder dort.

Damals reſidirte Nicolaus, Graf von Frangipani, Ban in Dalmatien, Croatien und Slavonien, in der Stadt Modrus, die jetzt ein Dorf iſt, der reiſte alsbald, wie er die Kunde vernahm, daß die Engel das Haus der heiligſten Jungfrau gen Terſatto getragen, nach ſeinem Stammſchloſſe, und ſandte den Prieſter Alexander mit noch drei andern glaubwürdigen Perſonen gen Nazareth, zu erforſchen, ob auch in der That das Haus dort fehle. Nach vier Monaten kehrten die Pilger heim, und beſchwuren, daß ſie in Nazareth das Haus nicht gefunden, und daß es wahrhaftig zu Terſatto ſtehe.

Doch nicht für immer ſollte Terſat dieſes heilige Haus beſitzen. Nach einem Zeitraume von 3 Jahren 7 Monaten und 4 Tagen verſchwand es, an einem

Sonnabend, am 10. Chriſtmond 1294, in der Mitternachtsſtunde, und die Engel ſetzten es ohnweit Ancona in Italien nieder auf einen Hügel des Recanatiſchen Waldes. Deſſen Eigenthümer waren zwei Brüder, die ſtritten ſich, wem das Haus ſeyn ſollte; da ward es abermals aufgehoben und in einem Gehölz, das einer Edelfrau, Namens Laureta, gehörte, mitten auf der Landſtraße niedergeſetzt. Dort ſteht es noch heute, reich und überreich begabt und weltberühmt.

Voll Trauer über den großen Verluſt, der nicht minder wunderbar war, wie die frühere Begabung, ließ Herr Nicolaus von Frangipani dem betrübten Volke eine der vorigen im Aeußern ganz gleiche Kapelle erbauen, und Papſt Urban ſandte ein Bild der Mutter Gottes nach Terſatto, das der Evangeliſt Lucas eigenhändig auf eine Tafel von Cedernholz gemalt, und begnadigte die Kapelle mit großem Ablaß. Papſt Nicolaus V. geſtattete die Erbauung einer Kirche und eines Franziskanerkloſters. Später erbaute man auch noch mehrere andere Kapellen an dem Wunderorte, zu dem alljährlich viele Tauſende wallfahren.

12.

Die Schlacht der Vögel bei Wichitſch.

Etwas Wunderbares trug ſich zu in der feſten, von der Unna umfloſſenen Grenzſtadt Wichitſch. Nämlich es erſchien dort am dritten und vierten Tage des Chriſtmonats im Jahre 1587 (nach Andern 1586) ein zahlloſes Heer von Vögeln, wilden Gänſen und Enten in den Lüften, deren Schwärme dunklen Wolken glichen, welche die Sonne verfinſterten. Sie ſtürzten ſich, an die Hunderttauſende ſtark, in die Unna und brachten durch ihre Menge hervor, daß dieſer Fluß aus ſeinen Ufern trat. In der fünften Nacht vernahm man ein furchtbares Geſchrei und Geräuſch, das die ganze Gegend durchſchallte, und ſah mit Tagesanbruch dieſe Vögel, die ſich in die Luft erhoben hatten, im wildeſten Kampfe gegen einander, als ob ſie ſich gegenſeitig ganz vertilgen wollten. Sie hackten grimmig mit den Schnäbeln auf einander ein, und es ſchien der Kampf kein Ende zu nehmen, bis die meiſten, verletzt oder getödtet, zur Erde auf die Auen oder ins Waſſer fielen, ſo daß Kriegsleute, Bürger und Bauern ſich mit ganzen Trachten derſelben beluden, auch Schiffe, Wagen und Karren füllten und ſie fröhlich verzehrten. Das übrige Geflügel hob ſich drei Tage nach dieſer Luftſchlacht über einer weiten Wieſe in die Höhe, flog höher und höher und entſchwand dem Auge der verwunderten Zuſchauer, die ſich von dieſem Omen viel Bedenkliches zuflüſterten und es für eine üble Vorbedeutung hielten. Und noch in demſelben Monate geſchah ein blutiger Einfall der Türken in das Land.

Inhalt.

Seite

Sagen von der Stadt Wien.

I. Der Stadt Wien Urſprung, Gründung und Name 1
II. Von Wiens Thoren 3

III. Wiener Wahrzeichen.

1. Die Speckſeite im rothen Thurme 5
2. Der Stock im Eiſen 8
3. Der Stock im Eiſen. (Zweite Sage) 10
4. Der Stock im Eiſen. (Ein Gedicht) 13

IV. Sagen vom Münſter zu St. Stephan.

1. Des Münſters Erbauung 15
2. Meiſter Pilgram 17
3. Der vom Münſter geſtürzte Lehrling 19
4. Neidhart Fuchs, der Bauernfeind 20
5. Der Hahnrei 22
6. Capiſtranus Kanzel 23
7. Mirakelbilder des Münſters 24
8. Des treuen Vorlauf und ſeiner Gefährten Grabmal 26
9. Reifbeißer, ein Wein 28
10. Des Starhembergers Sitz 29
11. Der kleinſte Stein am Münſter 32
12. Das letzte Viertel 32

Seite

Aus Wiens Umgegend.

1. Die Spinnerin am Kreuz 34
2. Die Spinnerin am Kreuz. (Zweite Sage) . . . 36
3. Der Markgräfin Schleier, oder die Gründung von Kloſter-Neuburg 39

Sagen aus Böhmen.

1. Die Brüder Czech und Lech 41
2. König Samo 44
3. Krok und ſeine Töchter 46
4. Libuſſa 48
5. Libuſa's Gericht 49
6. Primislaw und ſeine Wahrzeichen 53
7. Die Gründung Prags 57
8. Libuſſens Bad 58
9. Libuſſens Wette 59
10. Die Teufelsſäule auf dem Wiſcherad 60
11. Die Säule der Drahomira 62
12. Die Prager Brücke und ihre Wahrzeichen 64

Sagen aus Salzburg und ſeiner Umgegend.

1. König Watzmann 67
2. Von Juvavia 69
3. Der Mönchsberg bei Salzburg 70
4. Der Untersberg bei Salzburg 72
5. Der Wanderer in den Untersberg 75
6. Der Birnbaum auf dem Walſerfeld bei Salzburg . 80
7. Die Rieſen und die wilden Frauen im Untersberge 84
8. Der Fuhrmann und die Bergmännlein im Untersberge 88
9. Das Bergmännlein beim Tanz 92
10. Die verzauberten Goldſchätze auf dem Untersberge . 94
11. Die goldenen Kohlen 98
12. Der in den Untersberg entrückte Jäger 99
13. Der Schlangenfänger zu Salzburg 101
14. Doktor Fauſt zu Salzburg 102
15. Sage vom St. Johanniskirchlein am Kapuzinerberge bei Salzburg 105

Gaſteiner Sagen.

Seite
1. Die Auffindung des Wildbades Gaſtein 108
2. Die drei Waller 109
3. Die wilden Männer im Thale Gaſtein 111
4. Der Zauberer 112
5. Der alte Weitmoſer 113
6. Die frevelnden Bergknappen 115
7. Der Bettlerin Fluch 117
8. Der Schacht der Frau Maierin 119
9. Peter Pezolt 120
10. Irmentritt und die elf Hunde 121
11. Der Kaputzer 124

Vermiſchte Sagen.

1. Der Herrmannſtein bei Wien 126
2. Schreckenwalds Roſengarten bei Melk 128
3. Die Sage von Grätz. (Ein Gedicht von C. G. Ritter v. Leitner) 129
4. Schloß Greifenſtein 134
5. Der Stock im Schloſſe zu Greifenſtein 136
6. Die Wiege aus dem Bäumchen, bei Baaden . . . 139
7. Die Jungfrau auf Pärenſtein 140
8. Der Seehirte von Endersdorf 141
9. Von der Burg Falkenſtein und dem Prämonſtratenſer-Stift Schlägel 144
10. Der Teufelsthurm am Donauſtrudel bei Grain . . 147
11. Margaretha Maultaſch 148
12. Dietrichſtein in Kärnthen 150
13. Der Maultaſchſchutt bei Oſterwitz 152

Sagen aus Ungarn, Slavonien, Dalmatien und Kroatien.

1. Des alten Ungarlandes Name und Einwohner . . 155
2. Attila, Gottes Geiſel 157
3. Der Namensurſprung von Siebenbürgen 159
4. Herzog Swatoplug und Arpad 160
5. Berg Zobor bei Neutra 161

Seite
6. Sanct Zoërards Höhle am Berge Zobor 163
7. Der Geierſtein 167
8. Das verſunkene Dorf 169
9. Der Meermann bei Raguſa 172
10. Die Willi 173
11. Die Casa santa zu Terſatto 176
12. Die Schlacht der Vögel bei Wichitſch 179

Druck von C. Vogler in Pößneck.

Sophienluſt.

Novelle

von

Ludwig Bechſtein.

Stuttgart.

Hoffmann'ſche Verlags-Buchhandlung.

1840

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

„Eine Rococo-Novelle!“ dürfte die Suffiſance ausrufen, wenn ihr kritiſcher Blick Zeit, Perſonen und Haltung dieſes Buches im Nu überfliegt, und mit dieſem Ausruf in der That den Nagel auf den Kopf treffen. Ja — es behagte dem Autor, bald nach Vollendung eines, die tiefſten und ernſteſten Studien der Geſchichte, wie der Perſonen, einer mannichfach bewegten Zeit bedingenden Romans — der waffendröhnenden Rüſtkammer den Rücken zu kehren, und ſich im geſtickten Rollſtuhl mit bequemen Armlehnen mitten zwiſchen ſeine Sammlung von japaniſchen Agalmatolith-Pagoden, chineſiſchen Bildern, Taſſen und Käſtchen, buntbemalten franzöſiſchen Damenfächern, und ſonſtigen

Zierlichkeiten ausruhend niederzulaſſen. Hier war es ein Leichtes, eine minder fernliegende Zeit herauf zu zaubern. Der leichtbeflügelte Phantaſus harrte nur des Winkes, um alsbald die Räume des, mit der bunteſten Tapete bekleideten Zimmers auszudehnen, und mit Geſtalten zu beleben, die jener Zeit angehörten. Dieſe Geſtalten bedürfen weder eines hiſtoriſchen Vorder- noch Hintergrundes; in ihrer Erſcheinung ſind ſie ihre Geſchichte.

Dies will ſagen, daß die verehrte Leſerin, der günſtige Leſer im hier Erzählten keine Geſchichte ſuchen ſollen, ſondern es tritt in den nachfolgenden Blättern nur ein Reſultat des harmloſeſten poetiſchen Schaffens vor Augen, das die fliegenden Sommerfäden der Phantaſie um eine freundliche Gegend und um ein in dieſer freundlichen Gegend gelegenes einſames Schlößchen ſpann.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Des Dichters Waldgang.

Der Wald ſchattete grün und kühl über den Pilgerweg eines einſamen Wanderers, der Friede der Natur waltete mit heiliger Feierſtille um und über ihn. Ein ſchmaler, nicht ſehr betretener Pfad zog ſich unter dem Laubdach junger und alter Buchen geradeaus faſt endlos fort, nur bisweilen mit ſanften Krümmungen einen oder den andern Hügel umziehend. Es war hoher Sommer, die Vögel ſchwiegen, die in Frühlingstagen den wonnigen Hain durchſchmettert, und andere Blumen waren an die Stelle der Kinder des Lenzes getreten, Blumen, die den Nachſommer und den beginnenden Herbſt ſchmückten, weniger ſchön in ihren Formen, wie Lilien und Roſen, und minder duftig, wie Veilchen und Maiglöckchen, aber dennoch mannigfaltig und anmuthig. Das Laub der Bäume aber glänzte noch faſt ſo friſch, wie im Frühling; die Sonnenſtrahlen fielen noch ebenſo, wie zur Maienzeit, durch das Laubgitter, und wenn ein leiſer Lufthauch dieſes bewegte, ſo ſchwankten und zitterten Schatten und Lichter lieblich auf dem Pfad durcheinander, und ſein Kieß ſchien vom Morgenroth überhaucht, oder von Roſenblättern beſtreut. Schöne Schmetterlinge gaukelten leichtgewiegt von ihren bunten Flügeln über die ſchwankenden Halme der Waldhäuſer, und grüne Eidechſen raſchelten ſcheu beim Nahen des Menſchentrittes, und bargen ſich unter Dorn und Geſtein.

Der Mann, welcher gedankenvoll dahergeſchritten kam, hatte auch bereits die Zeit hinter ſich, in welcher die Veilchen und Maiglöckchen, die Roſen und Lilien der Jugend blühen und duften, doch glänzt noch friſch das Laub ſeines Lebensbaumes, und ein goldenes Sonnenlicht ſtreute noch zu guten Stunden magiſchen Roſenſchimmer auf ſeinen Lebenspfad, dieſes Sonnenlicht war die Poeſie.

Ein Poet, der einſam im Walde wandelt, wird faſt immer, laut denkend, mit ſich ſelber ſprechen, und indem er mit ſich ſelbſt ſpricht, denkt er doch wohl, bewußt oder unbewußt, an die, von denen er hofft, daß ſie mit Antheil bei ſeinen Gedanken weilen würden, — an ſeine Leſer, und da geſchieht es mehr als oft, daß er ſogar ſeine Gedanken feſtzaubert — durch die Schrift. Tönt in dieſe Gedanken, wie das ſo natürlich iſt, irgend ein Rhythmus hinein, ſo geſtalten ſie ſich wohl gar zum Liede, und wenn ein Dichter ein neuempfangenes Lied halb vor ſich hin ſummt, halb leiſe ſpricht, iſt ihm immer ſo ſeligfromm zu Muthe, wie einem Prieſter, der im Geiſt und in der Wahrheit betet, nämlich mit dem Herzen. Das Herz und nur das Herz iſt der ewig aus Gott quellende Urborn aller Poeſie, in welcher Form ſie immer geboren werden mag; nur in ihm und aus ihm quillt der Lebensäther der Begeiſterung unerſchöpflich und unergründlich. Der Geiſt aber iſt das reine edelgeformte Gefäß, in welchem der Zaubertrank geſchöpft und aufbewahrt wird. Die, welche ſo zu ſchöpfen verſtehen, ſind die eigentlichen Schöpfer am Quell des Schönen, ſie ſind es, welche Steine beleben, Löwen bändigen, aus Wüſten Paradieſe zaubern — ächte Künſtler. Andre nahen im Luſttaumel dem heiligen Born der Poeſie, ſchöpfen mit hohler — oft unſauberer — Hand, jubeln und jauchzen wie trunkene Bacchanten, werden von Vielen für Poeten und Propheten gehalten und geprieſen; aber ihre unartikulirten Naturlaute verhallen, ihre Prophezeihungen ſind Täuſchungen, ihre Begeiſterung war ein flüchtiger Rauſch, und ſie fallen verdientem Vergeſſen anheim.

Noch Andre gibt es, welche den Quell ſuchen, das Gefäß in der Hand, aber das goldne Gefäß gilt ihnen mehr und höher als der Trank, dieſe ſind Verſtandes- und Form-Poeten. Das Gefäß, der Geiſt, wird ihnen zum klingenden Erz, zur tönenden Schelle, aber Schall iſt noch nicht Melodie, Klang noch nicht Rhythmus, ebenſo wie Licht nicht Wärme iſt. Sie treten vor die Menge mit Gauklerproduktionen, ſie zeigen ihr leeres Gefäß und laſſen nun daraus laufen, was die Zuſchauer wollen, weißen Wein oder rothen, mitunter auch blaſſen. Auch ihrem Bemühen zollt die Menge Beifall, denn es gilt ihr für eine Kunſt, aus Nichts Etwas zu machen.

Und dieſe Künſtler ſind noch nicht die Schlimmſten, denn ſie wollen doch Etwas, und können Etwas, und zeigen ſich dem Publikum in ſchönen und eleganten Koſtümen, und es umfließt auch Gauklerkünſte ein poetiſcher Anhauch — aber am unleidlichſten und unerträglichſten ſind jene, die vor lauter Geiſtreichthum, Verſtand und Verſtändigkeit nie zu einem Verſtändniß deſſen gelangen, was Poeſie iſt, jene Abſtraktien, die ſich abgezogen und abgeſtoßen fühlen von Allem, was nicht in mathematiſchen Formeln ſich ausdrücken läßt, was nicht in das Procruſtesbett der Staatsweisheit paßt, was in politiſch-oeconomiſchen Realencyklopädien keine Stelle findet. Wenn es doch kömmt, ſo erkennen ſie Einen an, oder Einige, um ſich nicht zu proſtituiren vor der Ueberzahl, die noch an das Schöne glaubt und ſeinen weltanwedelnden Kult übt, über dieſen Einen oder dieſe Wenigen können ſie dann nicht hinaus und eben ſo wenig können ſie hinein in das Wunderland der Poeſie. Daraus aber, daß es ſo iſt im Leben, wie dieſes Gleichniß andeutet, entſpringen die vielfachen Einſeitigkeiten in den Geiſtesrichtungen ſelbſt mancher Begabten und Geweihten, die Parteikämpfe, die Ichſucht und der ſelbſtiſche Hochmuth.

Die lyriſchen Bacchanten halten ſich oft für die wenigen Auserwählten unter den vielen Berufenen, ſie laſſen ſich einreden von blindgläubigen Verehrern, es ſei ihnen die Miſſion eines Meſſias der Poeſie zugetheilt, und empfangen willig, ohne gelitten oder gehandelt zu haben, Opfer und Adoration. Kommt es doch, ſo zeigen ſie ſich etwas ungeberdig, malkontent, ungezogen ſogar, und ſuchen der Menge aufzubürden, ſie trügen der Welt Schmerzen. Sie repräſentiren die von Ueberſättigung herrührende Indigeſtion der Zeit. Die Gaukler ſcheinen aus dem Heimathlande der Gaukelei, Hindoſton, eine alte Schlangenhaut mitgebracht zu haben: den Kaſtengeiſt, einen Balg, den ſie nicht los werden können und nicht abſtreifen wollen. Nach ihren Sitten oder Unſitten möchte dieſe Partei alles ſociale Leben modeln, ſie erkennt keinen andern Beruf, kein andres Streben für ächt an, als das ihre, ſie prahlt mit raſchem jugendlichem Vorwärtsſchritt, bleibt aber, wie das Roß in der Tretmühle, immer auf einer Stelle, auf dem bunten, blumendurchwirkten Teppich, darauf ſie ihre Künſte zeigt.

Die Abſtractverſtändigen ſind die kalten Marmorſteine, in denen, nach Uhlands ſchönem Sängerwort, der deutſche Gott, die deutſche Poeſie nicht rauſcht. Ueber Allen aber, die da ſchöpfen und bilden, ſtreben und geſtalten, rechten Weg finden und irre gehen, über Allen, die ein ernſtes Wollen in ſich tragen, wölbt ſich der gleiche Himmel, jedem iſt der Emporblick vergönnt, jedem der Gnadenblick des Lebens gegeben, und jeder mag dem Herrn dienen nach ſeiner Weiſe.

Sollte die Kunſt, die von Gott uns verliehen iſt, das Leben zu verſchönen, das Leben, das in ſich zerfallene, entzweite, nicht auch verſöhnen können?—

Der Waldeswanderer dachte, als er ſo ſtill ſinnend, das Herz voll beſeligenden Seelenfrieden, dahinſchritt, und aus dem Herzen unausgeſprochene Gebete, gleich ungeſungenen Liedern emporwallen ließ, weder an die Gaukeleien und Harlekinaden der Kaſtengeiſtreichen, noch der Liebäugelei mit Schmerzen und Bitterniſſen der Uebelzufriedenen;

weder hoffte er auf einen Meſſias, noch weniger war er ſo eitel, ſich ſelbſt für einen Solchen zu halten. Er hatte die Welt hinter ſich gelaſſen, die große Welt mit ihren widerſtreitenden Anſichten, Meinungskämpfen, Feindſeligkeiten und mannigfacher Zerwürfniß und Zerfällung, und auch die kleine Welt beſchränkender bürgerlicher Verhältniſſe, häuslicher Sorgen, peinlicher und kleinlicher Einengungen. Mit vollkommener Geſundheit des Leibes wie der Seele trat er in das erquickende Bad der Waldfriſche, nicht wie ein Neugeborener, der noch nicht denkt, und das Leben weinend grüßt, ſondern wie ein Auferſtandener, der den Tod überwunden hat, und trunken vom Anſchauen im Lichte Gottes wandelt. Er befand ſich in jener erhöhten Seelenſtimmung, die ſelbſt der irdiſchen Hülle Flügel zu leihen ſcheint, die ein Vorgefühl ſeligen Geiſterlebens ſein muß, und gab ſich willig den einfachen, aber reinen und ungetrübten Eindrücken hin, welche die ihn liebmütterlich umfangende Natur in ſeine Seele küßte.

„Wenn ich kein Weltgänger bin und keiner ſein kann, bin ich ein Waldgänger doch,“ ſprach heiter der

Poet. „Das Ich bin ich! des großen Philoſophen iſt ein göttliches Wort, und wohl dem, der vollbewußt es auszuſprechen vermag: Ich will ganz ich ſelbſt ſein! ich bin's!“

„Ich will ganz ich ſelbſt ſein, und indem ich die Natur zu mir reden laſſe mit ihren leiſen Tönen, mit ihrem heiligen Schweigen, denn auch dieſes Schweigen ſpricht, träume ich mich in den Zauber- und Mährchenſchooß der Poeſie, irre ich im Labyrinthe willkommener Täuſchungen, bin ich dem Geräuſch der Außenwelt entrückt und wie Genoveva in ein Waldaſyl geflüchtet. Die erſte Blumenglocke, die ich pflücke, wird mir zum Zauberſtab, zur Springwurzel, die ich an die Pforten von Felsgrotten und verwünſchten Schlöſſern nur anlegen darf, ſo ſpringen ſie auf, und ich trete in der Romantik phantaſtiſches Wunderreich.“

Während dieſes Selbſtgeſpräches ſchritt der Wanderer ununterbrochen durch den Wald fort; bald lichtete ſich der Pfad in etwas, bald traten die Bäume wieder zu beiden Seiten näher an ihn heran, und bogen die nachbarlichen Zweige ſo pfadüber, daß der

Weg durch ein uraltes, von Kunſtgärtnerhand erſt gepflegtes, dann vernachläſſigtes Berceau hindurchzuziehen ſchien. Von den lichten Stellen öffnete ſich bisweilen ein kurzer Durchblick auf nahe ſanft aufſteigende Berge, vor denen ſich grandioſe Flächen grüner Waldungen ausbreiteten.

In ziemlicher Tiefe unter dem einſamen Waldpfad, von dem ab der Buchenforſt ſich mälich niederſenkte, zog ſich, ohne aber dem Blick ſichtbar zu ſein, eine Heerſtraße ebenfalls durch den Wald, und nur ganz von Weitem drang manchesmal das rollende Getöſe eines vorübereilenden Fuhrwerkes durch die Stille herauf, das einzige, ſeltne Geräuſch. Noch tiefer als die Straße, lag an der Sohle des Berges ein freundlicher Wieſengrund, von einem Bach durchſchlängelt, von dem ſich gleich wieder bewaldete Berge emporzogen.

Bisweilen geſchah es, daß einige Rehe ſichtbar wurden, die im Waldgras äſeten und, aufmerkſam ſtehend, den Wanderer mit Neugier betrachteten, dann aber ſcheu fortprallend in das tiefere Dickicht eindrangen. Der Poet lächelte.

„Vor mir braucht keine Kreatur zu fliehen; bin ich doch ſelbſt kaum minder harmlos. Freilich kein Arion, kein Orpheus, der mit Tönezauberei ſie anzulocken und zu feſſeln vermag; doch dieſe Herren des Geſanges ſind auch nur Gebilde ſchöner Mythen, die aus dem Paradieſestraum eines goldenen Zeitalters zu uns herübergeklungen.“ —

„Wohin führt mich dieſer Pfad, den mein Fuß noch nie beſchritt? Immer weiter und weiter läuft er vor mir hin, unabſehbar; bald verbirgt er ſich, um eine Baumgruppe biegend, bald windet er ſich um einen Hügel, bald zieht er wieder lang geſtreckt oder ſanft gewunden unter'm Schattendache der Bäume hin, von Sonnenlicht dämmerhell, wie eine dunkle, goldgefleckte Schlange ſich durch die grünen Halme einer Wieſe ringelt.“

„Ich irre mit Freude in dieſem Walde, ich bin verirrt, ich habe mich verirrt, aber es iſt ſüß, mit Bewußtſein im Irren zu ſchweifen. Was iſt Irren, was Irrthum? — Das für falſch gehaltene Rechte, oder das für Recht gehaltene Falſche? Eines wie das Andere; doch für Vieles finden wir nie den rechten Sinn, nie die volle Wahrheit. Vieles ſollen wir nicht faſſen, und Alles können wir nicht verſtehen lernen. Nicht immer frommt uns auch die volle Wahrheit; Tauſende und aber Tauſende ſind nur durch Täuſchungen glücklich. Irrthum und Verirrung ſpinnen und ſchlingen bunte Zauberfäden wohl um jede Menſchenbruſt, feſſelnde Netze, aber ätherleichte. Wir tragen ſie, wie einen bunten Schmuck, auf den wir uns oft noch etwas zu gute thun, wie Kinder ſich mit neuen Feſtkleidern brüſten. Die allermächtigſte Magie der Täuſchung iſt jedoch dieſe, daß wir mit hellem Auge es gewahren, wenn unſre Brüder in Irrthumsbanden gehen, wenn der Verirrung Pfade von ihnen betreten werden. Da ſind wir wohl im Stande, mit vollem Ernſte abzumahnen, und ihnen ein Lächeln abzunöthigen, da ſie ſich frei wähnen, und nur uns in Irrthumsnetzen erblicken. Wir ermahnen, jene ſchelten, und keinem will ſich das Verſtändniß der Parabel vom Splitter und Balken erſchließen.“

„Es ſollte mehr Friede in der Welt und unter den Menſchen ſein!“

Dem wandernden Poeten kam ein Liedervers in die Gedanken, der ihn in Jugendtagen, wo er ihn von einem Schülerchor vor den Häuſern wiederholt ſingen hörte, oft erfreut, welcher Vers den Verfaſſer des Buches: Der verhüllte Bote aus der Heimath, — zum Dichter hat, und er ſang ihn vor ſich hin:

„Laßt mir meine Phantaſien,
Laßt mir meine kleine Welt,
Wo die jungen Lenze blühen,
Wo nur Blumenregen fällt.“

„In dieſen einfachen Worten iſt der ganze Charakter eines beſcheidenen Lyrikers ausgeprägt und dargelegt; ſein Wohlgefallen am Ergehen in den Gefilden der Imagination, am Stillleben ruhigfriedlicher Betrachtung, an jener innerlichen Beſchaulichkeit, die einen nicht nach Hohem und Höchſtem ſtrebenden Geiſt voll Befriedigung zu gewähren vermag.“

„Damit ſoll aber nicht geſagt ſein, daß das Talent des Lyrikers an die Scholle ſolcher friedlichen Beſchränkung gebunden ſein müſſe. Wer zählt die Radien, die von Helios heiligem Haupte ausſtrömen?

Jeder Strahl iſt eine Begeiſterungsflamme, und Jeder iſt glücklich, auf den ſolche Flamme ſich niederſenkt, und in ſeinem Innern höhere Gluth entzündet, und eine Thorheit iſt es, einen Dichter mißachten zu wollen, weil in ſein Inneres der blaue oder violette Strahl fiel, während uns vielleicht der rothe oder grüne beglückt oder auch nur ſchöner dünkt.“ —

„Es wäre nicht unintereſſant, und wohl der Mühe werth,“ ſprach ferner der Wanderer zu ſich ſelbſt, „Forſchungen anzuſtellen über das innere, das Gemüthsleben des deutſchen Volkes nach den verſchiedenen Jahrhunderten, daran ſich die Betrachtung knüpfen ließe, wie der Einfluß der Nachbarvölker auf Sitte, Brauch und Geſelligkeit eingewirkt. Zerſtreut findet ſich wohl da und dort manche nützliche Nachweiſung, Geſammeltes darüber vermiſſe ich noch. Es gibt Bücher, die eine Fülle von Stoff gewähren, ſo zum Beiſpiel Eulenſpiegel und Simpliciſſimus, doch halten dieſe ſich in ſehr beſtimmten Sphären und Grenzen. Wie lange haben unſere Romanciers ſowohl der ältere, durch Veit, Weber, Schlenkert, Gottlob Heinrich Heinſe und Andere, als der neuere durch die vorzugsweiſe ſich ſo nennende romantiſche Schule gepflegten und vertretenen Zeit- und Literaturepoche uns, um bei einem ſtehen zu bleiben, das Mittelalter im durch und durch falſchen Lichte gezeigt? Die älteren Poeten, die ſich hiſtoriſcher Stoffe bemächtigten, überboten ſich in der Schilderung von Gräueln und Rohheiten, von denen man ſich mit Ekel abwandte, und die ſpäteren brachten eine fatale, hyperſentimentale Minneliederlichkeit hinein, die ſich in jener geſunden, naturkräftigen Zeit nie und nirgend findet, eine Zeit, die ſtudirt ſein will, um richtig vor Augen geſtellt werden zu können. Dem Mittelalter folgte der deutſche und der dreißigjährige Krieg, und aus dieſer bewegten Zeit klingt vom damaligen Gemüths- und Familienleben noch viel weniger zu uns herüber, wie aus den ungleich thatenärmeren Zeiten zunächſt vor der Reformation.“

„Mit dem Weſtphäliſchen Frieden ſchließt ſich bedeutſam eine Aera ab, und es beginnt eine neue, ſeltſame, wunderliche, die ihre ganz eigne Phantaſie hatte, und eine beſtimmte Richtung nahm. Den größten Theil ihrer uns jetzt barock erſcheinenden Eigenthümlichkeiten empfing und nahm ſie an von einem Nachbarvolke, bei dem das nationelle Vorwalten chevaleresker Liebenswürdigkeit ſich zu beſtimmten Formen bequemte, die der Geſchmack gut hieß und die Mode ſanctionirte. Damals aber gingen Phantaſie und Gemüth innig befreundet Hand in Hand."

„War nun jene Zeit deshalb, weil ihre Formen aufgehört haben, zu gefallen, oder weil ſie dem, entweder nach der romantiſchen Frühe oder der lebendig anregenden Gegenwart hingeneigten Geſchmack nicht zuſagen, nicht auch poetiſch? Glühten die Herzen nicht unter dem engzugeſchnürten Corſett, unter dem blinkenden Harniſch, auf deſſen glatter Fläche die gepuderte Lockenfülle mächtiger Perücken ſich wiegte?"

„Da will ich in! Poeſie iſt überall, wo nur ein Menſchenherz höher pulſirt, wo nur eine Hand ordnend und ſchmückend waltet, überall, wo die Gefühle ſich zu Affecten ſteigern, überall, wo das zwiſchen Schmerzen und Wonnen ewig getheilte Menſchenleben hofft und duldet, jauchzt und weint; und überall, wo nach des Dichters Worten: die unendliche Natur ein Wort mitſpricht zu dem, was ihre endlichen Kinder nur lispeln, nur lallen können.“

Während der Gedankenflug des Wanderers dieſe beſondere Richtung nahm, und er im tiefſten Innern ſich des Gedachten noch weit klarer bewußt war, als er es ſich ſelbſt in Worten ſagte, wie er ſie eben fand, kunſtlos und anſpruchslos, trug ſein Fuß ihn immer weiter durch die ſommerwarme Dämmerhelle des Waldes, und er wußte immer noch nicht, wohin er gelangen werde.

So wallen wir, oft gedankenvoll, oft freudvoll, noch öfter leidvoll, die Lebenspilgerbahn entlang, und wiſſen nicht, wo ſie abbricht, und wiſſen nicht wohin wir gelangen werden.

Mit einem Male lichtete ſich der Wald.

Der Wanderer war faſt unbemerkt auf eine Bergkante gelangt, die ſich ihm zur Linken bebuſcht zum Gipfel hinanzog, zur Rechten; ſich abwärts in ein Seitenthal hinabſenkte, das in den vorhin erwähnten friedlichen Wieſengrund mündete. Von dieſer Stelle lief der Pfad über ein ſchmales Stück bebauten Feldes hin, und verlor ſich tiefer ſogleich wieder in die Waldung, die ſich bis zum ſmaragdgrünen Thalgrunde erſtreckte. Es bot ſich von dem gewonnenen Höhenpunkte keine weite Ausſicht dar, wohl aber eines jener befriedigenden Landſchaftbilder, die ſich als ein ſchönes abgeſchloſſenes und abgerundetes Ganze zeigen, und durch Belebung wie Beleuchtung zumal dann dem Auge wohlgefällig wirken, wenn ſie überraſchend und nicht geahnet plötzlich uns zu Füßen liegen, oder uns ſelbſt in ihren traulichen Schooß aufnehmen. Zur Linken lag die Landſchaft, die der Wanderer jetzt, ruhend auf ſeinen Stab gelehnt und friedlich aufathmend, mit heiteren Blicken überſchaute, ganz von mäßig hohen Waldbergen umgrenzt, gleichſam in dieſe eingebuchtet. Die Gipfel dieſer Berge zeigten eine ſchön geformte Hügelkette, deren letztes Glied, die andern in etwas überragend, die Ruine einer Ritterburg krönte. Hinter dieſer zeigte ſich, in zarten bläulichen Duft verſchleiert, ein Hochgebirge, das den fernen tiefen Hintergrund der Landſchaft bildete. Zur Rechten zogen ſich ebenfalls bewaldete

Höhen hin, und drunten lief über dem Wieſengrunde zwiſchen Fruchtäckern und von einer ununterbrochenen Allee von Obſtbäumen grün geſäumt, das weiße Band der Landſtraße gerade aus, dem Ruinenberge und unter dieſem ſanft ſich krümmend, dem Hochgebirge zu.

Jetzt plötzlich erklangen Kirchenglocken. Ihr Schall ward aus einem ſtattlichen Dorfe zur Rechten herübergetragen, das ſich jedoch noch vor dem ſpähenden Blick des Wanderers hinter einer vorſpringenden Bergzunge barg. Auf den Wieſen waren viele Menſchen mit der Grummet-Aernte beſchäftigt, und ihre Thätigkeit verlieh dem ſtillen Landſchaftbilde Leben. Hochaufgethürmte Wagen fuhren langſam das Thal entlang, dem Dorfe zu; jubelnde Mädchen, deren ſchirmende Strohhüte mit bunten Bändern geſchmückt waren, ſaßen oben darauf; andere Wagen wurden noch aufgepanſt, und zwar mit einiger Haſt, denn das Geläute rief vornehmlich das Friedenswort: Feierabend! der Gegend und ihren Bewohnern zu. Als jetzt die Glockenſtimme ſchwieg, hörte der Wanderer in gemeſſenen Zwiſchenräumen dreimal drei tiefer dröhnende Glockenſchläge, und ſah, wie die Bauern drunten im Thale die Mützen abnahmen, und wie während der Glockenſchläge plötzlich die Arbeit raſtete. Die Bauern beteten ein ſtilles Vaterunſer, altherkömmlicher Brauch in den mitteldeutſchen Dörfern, auch in den proteſtantiſchen, der an das katholiſche Aveläuten erinnert.

„Wie ſchön! Wie rührend!“ rief der Wanderer, und entblößte auch ſein Haupt, und dachte mit frömmſter Empfindung an Gott.

„Feierabend! Sabathſtille. Ehre ſei Gott in der Höhe und Friede auf Erden!“

Das Schlöſschen im Thale.

Als der wandernde Poet nach jenem ſeine Seele auf Andachtflügeln erhebenden Moment ſich weiter umblickte in der im Abend-Sonnengold glanzvoll ſchwimmenden, die tiefſte Ruhe athmenden Landſchaft, ſah er über der Waldung, in welche der geſchlängelte weiße Fußpfad ſich verlor, eine Gruppe von Gebäuden, die das Anſehen eines gutsherrlichen Gehöftes trugen, bis dorthin zogen ſich die Thalwieſen, und dorthin ſchien auch der Pfad zu führen; von den Gebäuden ſelbſt lief nach dem Walde eine Allee alter Linden und Kaſtanien. Ueber den Gebäuden hoben ſich die vorhin erwähnten Berge, angebaut bis ungefähr zur Mitte, wo dann friſchgrüne Buchenforſte ſich maleriſch bis zu den Gipfeln aufwärts zogen. Einzelne ſchöne Baumgruppen waren auch in der Feldflur verſtreut, und am Abhang einer ſonnigen Trift ſtand über jenen Gebäuden eine lebendige Laube, die einer grünen Krone glich.

Da die Sonne nun unterſank, die Schatten rieſig wurden, und nur die Bergſcheitel noch in brennenden Glorien ſtanden, der Wanderer aber ſich allzuweit von der Heimath entfernt hatte, um dieſelbe vor der tiefſten Nacht wieder zu erreichen, ſo beſchloß er, dem guten Glücke ſich ruhig anzuvertrauen, und ihm zu überlaſſen, wo und wie es ihn die nächſte Nacht betten werde. In jenem Dache, das die andern umſtehenden Häuſer des anſcheinenden Gehöfts überragte, hoffte er mit einiger Zuverſicht ein gaſtliches, und ſchritt getroſt den Pfad entlang, in den Wald hinein, einen Hügel hinan, der ſich bald wieder abwärts ſenkte, und ſtand nach wenigen Minuten nun am völligen Ausgang des Waldes, und am Eingang einer alten, ſich ſelbſt gänzlich überlaſſen gebliebenen Allee, die geradezu nach den vorhin erblickten Häuſern führte. Er betrat die Allee, nicht ohne Verwunderung, in dieſem ländlichen Gefilde Spuren ſtädtiſcher Kultur zu finden, welche ſeine

Vermuthung, er nahe einem Edelhofe, noch mehr beſtärkten.

Aber dieſe Kultur kündete ſich ganz als eine verblühte, abgeſtorbene an. In der Allee wuchs Gras; die Fahrgleiſe ſchienen nicht von Kutſchen herzurühren, und die Thierfährten, die im jetzt erhärteten Schmutz eingedrückt zu erblicken waren, rührten nur von Vieh mit geſpaltenen Hufen, nicht von edlen Roſſen her. Zur Rechten blieb die Ausſicht in den anmuthigen Thalgrund frei, zur Linken aber trat plötzlich eine hohe und ſtarre Mauer, wie eine Baſtion entgegen, die terraſſenartig abſtieg, und mit Zinnen geſchmückt war. Auf dieſen Zinnen ſtanden, höchſt vereinzelt und zum Theil zerſtört, große thönerne Blumenvaſen, ſo daß die Mauer, die nun mit der Allee gleichmäßig fortlief, ſich als Einfriedigung eines gewiß großen und umfangreichen Kunſtgartens kund gab. Der Wanderer gewahrte jedoch, daß viele der Blumenvaſen in der Reihe fehlten, und auch in den übrigen prangte keine Blume, höchſtens wiegte ſich darin der ſchwankende Halm irgend eines durch die Luft oder durch Vögel als Saame hineingetragenen Unkrautes. Am Wege blühte die Flora der Verödung: Diſteln, Kletten, Scherbenkraut, Wermuth, Pappau, der Haſenlattig und die freundliche himmelblaue Hindläufte. Am Ende der Allee ſtand ein nicht hohes Haus, an welches die Gartenmauer anſtieß, von nur zwei Geſchoſſen, deſſen Fenſter Schiebefenſter und ſämmtlich mit in Blei gefaßten Rundſcheiben verſehen waren, das ſeine Fronte nach dem Hofe zukehrte. Dieſer Hof ſchien einſt verſchließbar geweſen zu ſein, denn wirklich ſtanden noch zwei hölzerne, altermorſche Thorpfoſten mit Eiſenbändern und Kloben, und in einem derſelben hing auch noch in ſchwankender Ungewißheit, wie ſein Schickſal ſich vollenden werde, der Reſt eines Gatterflügels, von dem ſich jedoch Schloß und Riegel treulos entfernt hatten, da der Zweck ihres Daſeins, den andern Flügel zu ſchließen, mit dieſem ſelbſt verloren gegangen war.

Eine freie Steintreppe mit einem Geländer von Eiſen führte zum obern Stockwerk des Hauſes empor, während eine unter dieſer Treppe ſich öffnende Thüre in das Erdgeſchoß gelangen ließ. Auf einer Steinbank, vor welcher ein verwitterter Tiſch ſtand, der einſt ein künſtlich geſchnitztes Prachtmöbel vorgeſtellt, jetzt aber die Fournirungen ſeiner Platte ſämmtlich eingebüßt hatte, ſaßen zwei ebenfalls ſteinalte Leute, anzuſehen wie Philemon und Baucis der griechiſchen Mythe. Der Wanderer bot freundlich guten Abend, und der Mann erhob ſich mit einem gewiſſen Anſtand, einen Schritt entgegentretend, während das Mütterchen ſitzen blieb, nur neugierig auf den Fremden blickte, und fortfuhr, den tricoloren Pelz einer ſchnurrenden Katze zu ſträucheln, die in anmuthigen Wendungen ſich an die Alte traulich und dankbar anſchmiegte.

„Wie heißt, und wem gehört dieſes Haus?“ fragte der Wanderer.

„Dieſes Schloß, guter Herr,“ gab betonend corrigirend, mit einem gewiſſen Lächeln des Stolzes, der ſilberhaarige Greis zur Antwort, der ein verblichenes grünes Sammtkäppchen höflich abzog, „dieſes Schloß heißt Sophienluſt, und gehört unſrer gnädigen Landesherrſchaft.“

Nach dieſer kurzen Relation wurde ſogleich das Käppchen wieder aufgeſetzt, da zumal das Abendwehen des Greiſes nackten Scheitel kühlte. „Habe ich doch noch niemals dieſen Namen nennen hören!“ ſetzte der Fremde das angeknüpfte Geſpräch fort.

„Glaub' es wohl, guter Herr,“ erwiederte der alte Mann: „Heut zu Tage heißt das Schlößchen anders, wir nennen es aber mit dem lieben alten Namen, wie es ſonſt hieß, da es ſelbſt jung war, und wir mit ihm.“

„Wohnen Sie hier ſo allein? Und das freundliche Mütterchen iſt wohl Ihre angetraute Lebensgefährtin?“

„Ich bin der Kaſtellan dieſes Schloſſes,“ verſetzte mit unausſprechlicher Würde des Bewußtſeins ſeiner Stellung der Greis, „und wohne hier allein. Die Alte da iſt meine Lebensgefährtin; ja — angetraute, nein! Sie iſt nur meine Magd, aber die treueſte, beſte, frömmſte, ſie dient mir heute gerade fünfzig Jahre, Herr, das iſt auch ein Dienſtjubiläum, und ich habe ſie mit einer Medaille erfreut, mit einem neuen Gulden unſeres gnädigſten jungen Landesherrn, deſſen Großvater ich bedient habe. Aber mit wem habe ich die Ehre zu ſprechen, und wohin gedenken der Herr heute Abend noch? Die Nacht wird bald einbrechen!“

„Ich heiße Wagner, lieber Herr Kaſtellan,“ antwortete der Fremde, „und habe mich auf einem etwas zu lang ausgedehnten Spaziergang drüben im Walde verirrt, da ſah ich das Dach Ihres Schlößchens ſo freundlich durch die grünen Bäume leuchten, daß ich voll Vertrauen darauf zuging, hier vielleicht ein Obdach zu finden.“

„Der Herr wird auf das Irrkraut getreten haben, das in jenem Walde an einer verrufenen Stelle wächst, und dann die Wandersleute lange im Kreiſe herumlaufen macht, daß ſie oft vor Nachts ſich nicht aus dem Dickicht finden!“ ſprach die Alte mit einer feinen Stimme, und erhob zitternd ihren gekrümmten Leib, die Katze ruhig auf dem Arme ſitzen laſſend, deren Wärme ihr behaglich wohl that — während ihr Gebieter und Freund das Wort nahm: „In den wenigen Häuſern da drüben wohnen ſehr arme Bauersleute, da kann der Herr nicht übernachten; ein Wirthshaus iſt nicht hier, und nach jedem nächſten Dorfe iſt's faſt eine Stunde weit. Nun würde ich mir gern die Ehre geben, den Herrn einzuladen, unter dem Dach des meiner Obhut anvertrauten Schloſſes die Nacht zuzubringen, und es ſollte Ihnen an keinerlei Bequemlichkeit mangeln, wäre mir nicht unterſagt, irgend Jemand zu beherbergen, aus Gründen, die begreiflich ſind.“

„Ich will Ihnen weder zur Laſt fallen, noch Sie zu einer Verletzung Ihrer Dienſtpflicht veranlaſſen,“ antwortete der Fremde, „nur um einen Trunk Waſſer bitte ich, und um Andeutung des Weges, den ich einzuſchlagen habe, um nach dem nächſt gelegenen Dorfe zu gelangen.“

„Was?“ fragte das Mütterchen gedehnt ihren greiſen Gebieter: „wollt Ihr, Herr Kammerd — Herr Kaſtellan, dieſen vornehmen Herrn, der gewiß ehrlich iſt, und nichts vom Eigenthum gnädigſter Landesherrſchaft mitgeben heißen wird, in die Nacht hinaus laufen laſſen, daß er ein Unglück nimmt? Kann er nicht in unſerem Stüblein auf dem Sopha ſchlafen? Sollte er hier geweſen ſein, ohne droben die ſchönen Zimmer, die Gemälde, die Möbeln geſehen zu haben, und die herrſchaftliche Küche? Ei, das wäre ja ſchön!“

Die treue Dienerin übte über den Mann, mit dem und in deſſen Dienſt ſie ergraut war, die Despotie der Liebe; ihr Wille galt als einziges Geſetz in den kleinen Räumen des Erdgeſchoſſes, und der Fremde überließ ſich willig der Leitung der ſo ehrlich vertrauenden Alten.

Er wurde in ein äußerſt nett und reinlich gehaltenes Stübchen geführt, geſchäftig trippelnd bereitete die gute Greiſin ein frugales Abendbrot, während der Kaſtellan ſich ein Pfeifchen ſtopfte und ſich dann in einen bequemen Großvaterſtuhl mit gigantiſcher Rückwand, niederließ. Die Armlehnen dieſes altväterlichen Seſſels liefen in der Geſtalt von kunſtreichgeſchnitzten Engelflügeln zur Rückenwand hinan, die Hände des Sitzenden konnten auf runden Engelköpfen ausruhen, deren ſeltſam gebogene Leiber eine üppige Phantaſie des Meiſters beurkundeten, aber in dämoniſcher Arabeskenbildnerei die Füße als Greifenklauen geſtaltet trugen.

Ein raſcher Ueberblick des behaglich durchwärmten Stübchens ließ beim Schimmer der nun nöthig gewordenen Lampe eine Menge Urväterhausrath gewahren, und nicht ſogleich entdecken, daß allem dieſen, zum Theil reich verzierten Geräth irgend ein Defect anhänge, welcher Urſache von deſſen Auswanderung aus den obern einſtigen Prunkzimmern in die niedrige Stube der ehemaligen Haushofmeiſterei geworden. Dem Spiegel fehlte gewiß ein Stück geſchliffene Glasleiſte, und die kronenförmige, blitzende Verzierung über ihm hatte mächtige Sprünge, ſeit die junge Prinzeſſin den Federball darauf geſchleudert.

Die Pagode des Geſimſes hatte ohne ihr Zuthun den Arm verloren in einer Schlacht, welche die wackeren Prinzen kämpften, als die erlauchten Aeltern eine Spazierfahrt machten. Die Kanne von japaniſchem Porcellan barg klug den Mangel ihres Henkels, indem ſie ſtolzprunkend dem Beſchauer ihren geblümten Bauch zu betrachten gab, auf welchem phantaſtiſche Schmetterlinge buntfarbig eingebrannt waren.

Als nun das Abendbrot aufgetragen, die etwas ausgeſprungene Marmorplatte des Tiſches, in welche ein Papagei, der in gekrümmter Klaue eine Frucht hielt, in Moſaikarbeit eingelegt ſich zeigte, — mit oft gewaſchenem, etwas vergilbten und an den Franſen defecten Damaſttuch belegt war, deſſen Muſter ein Freudenmal darſtellten, zu welchem Muſiker auf uralten, ganz außer Gebrauch gekommenen Inſtrumenten ſpielten, ſetzte ſich die kleine Geſellſchaft an den patriarchaliſchen Tiſch.

Auf was hätte das Geſpräch ſich lenken ſollen und können, als auf die Vergangenheit? In ſeinen Erinnerungen lebte, ſchwärmte das Greiſenpaar, für das es faſt keine Gegenwart mehr gab. Was ſollte ihnen, den beiden Einſiedlern, das Leben der Gegenwart, die Bewegung der Zeit? Alles, war von außen her anregend hätte berühren können, was ihnen abgeſtorben, fand kein Echo mehr in ihrer Bruſt. Dennoch blieb der Gaſt nicht ununterhalten. Wie ſehr die ſtolze fürſtliche Herrin ihre Schooßhündlein geliebt, wie wunderſchön jene Prinzeſſin geweſen, um die der Kaiſer geworben und einen Korb von ihr bekommen habe; wie träumeriſch und verſchloſſen Prinz Friedrich ſich gezeigt, den die hohen Herrſchaften und Kavaliers bisweilen zum Hänschen gehabt, aber zu Zeiten ſehr derb von ihm abgetrumpft worden — wie über alle Maßen klug und holdſelig Prinzeſſin Lulu ſich erzeigt, und welch ein fröhliches Knabenleben die jungen Prinzen Joſeph, Ernſt und Karl im Schlößchen und Garten, im Feld und Wald geführt, davon zu reden, wurden die beiden Alten nicht müde. Und indem ſie mehr und mehr von der Bilderfülle ihrer Erinnerungen den Staub mit dem Odem ihrer Redſeligkeit hinweghauchten, belebten ſich die eingefallenen Züge, blitzten die Augen jugendfriſch, flog leichte Röthe auf die Wangen, und dem fremden Gaſt ward die ſchöne Verheißung, morgen noch mehr zu hören, und dabei die Bildniſſe aller oft genannten hohen Herrſchaften zu ſehen, von denen leider kein einziges verehrtes Haupt mehr auf Erden wandelte. Sehen ſollte Herr Wagner nicht minder die Bildniſſe des Zwerges Pipi, der einſt aus einer Paſtete auf die fürſtliche Tafel geſprungen, und des Hundes Päpperle, auf dem der Zwerg bisweilen reiten müſſen, und noch viele, viele andere Bilder.

Die Lampe brannte düſter, die Alten ſprachen noch immer fort, Ermüdung legte ſanfte Finger auf des Gaſtes Augenlider, aber indem er mälig einnickte, hallte es in ſeinen Ohren wie aus weiter Ferne: Prinz — Prinzeſſin — Prinzeſſin — Prinz — und wunderliche Geſtalten tauchten empor aus dem unerſchöpflichen Meer der Träume, und traten zum phantaſtiſchen Reigentanze an.

„Der Herr iſt ſchläfrig,“ ſprach endlich mit einem lächelnden Blick der Kaſtellan Elert zu ſeiner treuen Hausgenoſſin, von deren Schooß die Katze nicht gewichen war, und die Alte verſtand den Wink, ſie ſetzte das liebe Thier ſäuberlich nieder, räumte leiſe ab, und brachte einige ſchneeweiße Kiſſen auf das mit verblichenem Sammt-Mancheſter überzogene Sopha, und eine alte Steppdecke, zu deren Ueberzug der Reſt einer gewebten Tapete hatte dienen müſſen; der Kaſtellan klopfte ſein Pfeifchen aus, und der Fremde fuhr aus dem Halbſchlummer empor, eben als ein Traumzwerg ihm in ungeheurer Paſtete ſein verhutzeltes Selbſt entgegen trug. „Sie ſind müde, guter Herr!“ ſprach der alte Elert: „Suchen Sie die Schlummerſtätte? Wir ſagen Ihnen gute Nacht, und wünſchen Ihnen angenehme Ruhe!“ Dabei rückte er das Käppchen, und ging in die anſtoßende

Kammer, die Alte nahm die Lampe vom Tiſch, und verſuchte einen Knix, über deſſen Gelingen ſie ſich innerlich freute. Sie hatte lange nicht geknixt, und ſonſt es doch ſo oft gemußt. Wie ſie noch im Stande war, den faſt ſtundenweiten Weg hinüber zur Kirche des nächſten Dorfes zu gehen, und dort zum Tiſche des Herrn, da wußte ſie ſich etwas darauf, eben ſo ſchön und vielleicht noch ſchöner zu knixen, als die Frau Paſtorin und deren hochrothwangige ſommerfleckige und vollbuſige Töchter.

Die Greiſin verſchwand, und mit den beiden Alten war auch der Schlaf, der ſich auf der Stirne des Gaſtes verweilend niedergelaſſen, entwichen. Der volle Mond goß klares Licht in das Stübchen, deſſen eines Fenſter in den Hof, das andere in den Garten hinausſehen ließ, in den Garten, den die große Mauer eingrenzte, in welchem hohe, wohlbelaubte Bäume ſtanden, und verſtümmelte Statuen und die ruinenähnlichen Reſte einer längſt verſiegten und vertrockneten Waſſerkunſt. Aus den Ritzen und Fugen der breiten Steinplatten ſproßte luſtig das Riethgras, auf ihnen ſelbſt machte ſich, grüne Radien nach allen

Seiten hin ausſtreckend, das Tauſendkorn, die glatte Herniaria breit, da ſeine perlenden Samen verſtreuend, wo ſonſt in blitzenden Tropfen die Perlen der Caſcade auf die glatten Steine niederrieſelten.

„Gute Nacht und angenehme Ruhe! welche ſchönen, bedeutſamen Worte, und welcher zauberhafte Reichthum des deutſchen Sprachſchatzes!“ ſprach zu ſich ſelbſt der Poet, indem er nichts weniger als das Lager ſuchte, ſondern den untern Rundſcheibenflügel in die Höhe ſchob, und mit einem dazu bereit ſtehenden Stabe ſtützte. Friſch und raſch flog die Nachtluft herein und verdrängte die läſtige Zimmerwärme und den eigenthümlichen Aushauch des Alters. Das greiſe Paar, die alten Möbel, die verworrenen, zuletzt nur mit halbem Ohr vernommenen Erzählungen, darin eine verblühte Zeit aus verblichenem Spiegel ein Perückenhaupt entgegenhielt, dieſes alles hatte befangend und einſchläfernd auf die Sinne des Wanderers gewirkt, und der lange Marſch hatte körperlich abgeſpannt. Jetzt war Abſpannung und Ermüdung verſchwunden; die Mondnacht, welche draußen mit magiſchen Netzen die ſchlummernde

Welt umſpann, hauchte Leben in die todte Ruhe dieſes Hauſes, obſchon ringsum das tiefſte Schweigen waltete.

„Gute Nacht! Schöne Nacht!“ ſprach zu dem ſtrahlenden Mond und den flimmernden Sternen aufblickend der in die friedliche Oaſe verſchlagene Dichter. „Angenehme Ruhe ſabbathlichen Feierabends. Iſt morgen nicht Sonntag? — Lagen nicht ſolche gottvolle Mond- und Sternennächte über dieſen Gefilden, als die Prinzen und Prinzeſſinnen, deren Anzahl ich gar nicht faſſe, dieſes Häuschen belebten, das die Genügſamkeit mit dem Namen eines Schloſſes verſchwenderiſch ſchmückt?“

„Prinzen und Prinzeſſinnen! Welch ein Zauber im Klang dieſer Benennung fürſtlicher Jugend, welch ein faſt veraltet anklingender Jugendzauber! Und ſie ſind Alle dahin, die hier ſpielten, tändelten, träumten, liebten, und gewiß auch litten, denn wo wandelte Liebe ohne Leid? Klagten und jubelten nicht Nachtigallen im Dickicht jener hohen verwilderten Taxuswände, die keine Scheere mehr beſchneidet? Und flüſtern dort nicht leiſe Stimmen, ſchweift nicht ein weißes Gewand durch die Büſche, hebt ſich nicht hinter der verſiegten Fontaine ein hochfriſirtes Toupé? Schüttelt nicht dort ein luſtiges Fürſtenkind den Silberſtaub des Puders vom Goldgelock des Ringelhaares, und kühlt die heiße Stirne, die vom Fanglauf höher wogende Bruſt mit chineſiſchem Fächer, während die Oberhofmeiſterin in ſchattiger Laube aus goldſchnittverzierten, in geſtickte Seide gebundenen Sedezbändchen die fünfte Edition der Histoire des amours et infortunes d'Abelard et d'Eloise lieſt, die Mr. du Bois ſammt den Briefen dieſes berühmten Liebespaares ſo vortrefflich edirt — und der ſchlanke Prinz durch ein Bosket nach den ſchuldlos dem Auge gewährten Reizen der angebeteten Freundin äugelt?"

„Prinzen und Prinzeſſinnen! Mir iſt als ſei ich mit dem Eintritt in dieſes Haus in ein Mährchen- und Feenreich getreten. Der Wald, den ich heute durchſchritt, enthielt ſicherlich in ſeinen Bäumen die Bretter, mit denen die Welt an dieſer Seite verſchlagen iſt, und ich kam zufällig durch eine Fuge aus der Welt meiner Gegenwart, und ſchritt rückwärts mit geiſtigen Siebenmeilenſtiefeln in ein vergangenes und verachtetes Jahrhundert. Gott ſei mir gnädig, wenn unſre geiſtvergoldete Jugend dieſe meine ſeltſame Verirrung erfährt, dieſen unverzeihlichen Rückſchritt, noch unverzeihlicher, wenn ich mich in dieſer Sphäre, in die meine Phantaſterei mich lockte, mit Behaglichkeit verweilend niederlaſſe!“

„Hier bin ich nun, auf einſamer Inſel ein am Geſtade der längſt verflogenen Perückenzeit geſtrandeter Robinſon, und habe hier, o ich Aermſter! keine Zeitung zu leſen. Ob die Welt wohl fortbeſteht, wenn ich keinen Antheil mehr nehme an den politiſchen Bewegungen an Höfen und in Kabineten? Ob mir wohl ein Denkmal geſetzt wird, wenn ſich findet, daß ich nicht mehr zu finden bin in jenem Jenſeits, das geſtern noch mein Diesſeits war? Lauter Lebensfragen von furchtbarer Schwere, enormer Wichtigkeit.“

Noch eine gute Weile gab ſich der Gaſt des Schlößchens im Thale, von deſſen Vorhandenſein er kaum erfahren, dem Spiel der Phantaſie und Laune hin, und erging ſich mit Wohlgefallen in einem ſelbſtgeſchaffenen Traumreich, bis er das weiche Lager ſuchte.

Die ganze Nacht neckten ihn die Traumgeiſter, denen Gewalt über ihn gegeben war; er ſah lange Züge von Kaiſern, Königen, Fürſten und Fürſtinnen; Prinzen und Prinzeſſinnen aller Größen bewegten ſich mit ſteifer und komiſcher Grandezza um ihn her, und die Morgenſonne ſchien ſchon hell in das Stübchen, als ihm immer noch von einer allerliebſten Prinzeß Lulu, einem noch allerliebſteren Hoffräulein Lili träumte, und von dem kleinen Zwerge Pipi, wie von dem großen Hunde und Handpferd des Zwerges, geheißen Päpperle. — —

Die Schätze des Thalſchlößchens.

Der freundlichſte Sonntagmorgen des ſcheidenden Sommers war angebrochen, zarter Nebelduft überflorte bläulich die Waldhöhen, im Graſe des nicht mehr von der Hand des Kunſtgärtners gepflegten Gartens blitzte Thau in Millionen Perlen.

Raſch erhob ſich der Gaſt, und öffnete wieder ein Fenſter des niedrigen Stübchens und trank das erfriſchende Aroma der Frühe.

Philemon und Baucis traten ein, bereits im Sonntagsſtaat und boten und wünſchten den freundlichſten guten Morgen, wünſchten wohl geſchlafen zu haben. Der ehemalige Kammerdiener und dermalige Kaſtellan des Schlößchens Sophienluſt trug heute ein beſſeres grünes Sammtkäppchen; der ſchneeweiße Bart war friſch raſirt; das reine Hemd zeigte eine Spitzenkrauſe; die Weſte mit blanken Metallknöpfen hätte einen kalekutiſchen Hahn zum äußerſten Zorn reizen können, ſie war zinnoberroth, und hatte Schöße, die ſich auf den Hüften ihres Trägers ausruhten. Ein altmodiſch zugeſchnittenes Oberkleid war weder Frack, noch Rock, noch Jacke, ſondern ein ungewiß zwiſchen dieſen drei entſchiedenen Formen ſchwankendes Mittelding, hatte große mit Silberlahn überſponnene Knöpfe und eine anmuthig grüne Farbe, welche zwiſchen Spangrün und Maigrün die gerechteſte Mitte hielt. Die Beinkleider des Kaſtellans waren kurze, von gelbem Leder, das durch Ocherſtaub friſch aufgefärbt war; blaue Strümpfe mit rothen Zwickeln, und Schuhe mit Silberſchnallen machten den Beſchluß des Anzuges von dem freundlichen alten Mann.

Seine Gefährtin war eine durchaus großbuntblumige Geſtalt. Kontuſche und Rock und Schürze glänzten farbenhell und waren von dem Stoff, mit welchem heutzutage die Renaiſſance-Mode Stühle und Sophas bekleidet. Baucis Euphraſia erſchien heute größer als geſtern, ſie trug geſtickte Klötzchenſchuhe, in denen einſt eine Prinzeſſin unwiderſtehlich geweſen, die, wenn dabei ihr Gang etwas beſchwerlich war, ſich mit ihren Schweſtern im himmliſchen Reiche — in China — tröſtete. In Euphraſia's Händen, deren welke Haut bis zu den Knöcheln in Handſchuhe von uraltem brüſſeler Gewebe verhüllt war, trug ſie einen mit der Kaffee- und Sahnkanne beſetzten Präſentirteller, und ſetzte ihn auf den Tiſch mit der defekten Marmormoſaikplatte nieder, auf dem kleine, den chineſiſchen nachgeahmte Taſſen von bläulichem, rothgeblümten Milchglas ſchon bereit ſtanden. Die Untertaſſen dieſes Services hatten zwei ſchneppenförmige Anfaſſen, da man vor Alters die warmen Getränke aus den Untertaſſen zu ſich nahm, wo zugleich die Vorſicht der Vorfahren durch ſolche Henkel an den letztern vor dem Verbrennen der Finger ſchützte.

Im Großvaterſtuhl lag in Morgenträumen, Mischen, die Katze, erhob ſich beim Eintritt ihrer Pflegerin, machte einen hohen, ſtattlichen Buckel, und nieſte, als ihr dabei die Sonne in das Geſicht ſchien.

In die Geſpräche beim Frühſtück klang melodiſch das Tönen der Kirchenglocken vom nächſten Dorfe, das auf den Schwingen der Morgenluft herüber nach Sophienluſt flog; ſtädtiſches Backwerk war nicht vorhanden, aber friſches, kräftiges, hausbackenes Brot; eben ſo wenig vermochten die guten Alten Rohr- oder Rübenzucker aufzutiſchen. Erſteren hatten ſie nicht, und den andern kannten ſie nicht. Statt deſſen verſüßte Kandiszucker den Morgentrank, dem die präparirten Wurzeln der an Wegen und Stegen blühenden Eichorie ſich freundlich zugeſellt hatten, und es währte gar nicht lange, ſo hatte ſich ganz von ſelbſt das Geſpräch wieder auf Prinzeſſin Lulu, die Hofdame Lili, den melancholiſchen Prinzen, auf den Zwerg Pipi und den Hund Päpperle gelenkt.

Jetzt erſchien der große Moment, in welchem die verſchloſſenen Herrlichkeiten des obern Stockwerks dem Gaſte vor Augen gebracht werden ſollten. Elert nahm von der Wand einen mächtigen Schlüſſelbund, Euphraſia ergriff ein altväteriſches Plumeau, das einſt einer Dame als Fächer gedient hatte, und jetzt zu dem erniedrigenden Dienſt eines Abſtäubwerkzeuges herabgeſunken war; es war jedoch zweifelhaft, ob Euphraſia dieſen Wedel, den ſie wie ein Scepter trug, in der Hand hielt, um ſich zu fächeln, oder von Bilderrahmen, Pagoden und Vaſen jedes darauf gefallene Sonnenſtäubchen ſorgſam zu entfernen.

Die Naturfriſche des jungen Morgens, welche das einſame Thalſchlößchen umfloß, ſchien des Staubes zu ſpotten, der ſich hier ſeßhaft gemacht, und ſchien die alten Menſchen, denen im Staube wohl war, und die ſich mit dem Staube ſo viel zu ſchaffen machten, zu belächeln, denn des Menſchen ſpottet die Natur nur dann, wenn er ſeine Kräfte am durchaus Unausführbaren vergeudet, oder in thörichter Entzweiung den ewigen Bund mit ihr frevelhaft bricht und aufgibt.

Gar mild und friedſam lag jetzt in heller Sonnenbeleuchtung das weiße Schlößchen mit grünen Jalouſien da, ſtill und lauſchig. Die Bewohner der nahen Bauerhütten waren bereits auf dem Kirchwege, und die Glocken ertönten zum drittenmal, und jetzt in vollem Triaccord harmoniſch aus der Ferne herüber. Es war einſam hier, aber ſchön und feierlich. Die

Natur ſchien ſelbſt den Frühgottesdienſt zu feiern. Oben auf dem Plateau der Treppe überflog des Gaſtes Blick die beſcheidenen ländlichen Reize der Umgebung. Die Hütten lagen maleriſch von Obſtbäumen umgrünt; ſanft abgeſenkt nach dem Hauptthale, durch das die Heerſtraße zog und darin das Kirchdorf lag, breitete ſich mit Erlen, Weiden und mancherlei wildem Strauchholz bewachſen, der Wieſengrund aus. Im Hintergrunde der nahen Landſchaft ſtand ein feſtes ſteinernes Haus, deſſen Bauart ſich ſogleich als ein herrſchaftlicher Marſtall ankündigte; das gediegene Aeußere dieſes Gebäudes ſah ordentlich vornehm auf ein nebenſtehendes verfallenes Haus, deſſen beſſere Theile, Fenſter und Oefen ausgewandert waren. Kaum ſah noch ein kundiges Auge dieſem Hauſe an, daß es einſt ein Tempel der exotiſchen Flora und Pomona geweſen. Dieſe Göttinnen bedurften für ihre zarten Kinder nicht einer ſo maſſenhaften Architektur, wie die herrſchaftlichen Reit- und Zugroſſe, daher ihres Hauſes ſchnellerer Verfall, als die Zeit kam, in der weder Roß noch Orangenbaum in Sophienluſt ſorgliche Pflege fand.

Auf dicht hinter den Häuſern anſteigendem terraſſenförmigen Vorſprung des Berges grünte die kronenförmig gezogene Laube; ſie überdauerte die alte und die neue Zeit. Ein ſich ſelbſt überlaſſenes Naturkind, daran die Kunſt nicht weiter bilden mochte, diente ſie den Kindern der armen Thalbewohner heute noch ebenſo als Luſtpalaſt, wie ſie einſt den Fürſtenkindern gedient hatte.

Es öffnete Elerts zitternde Hand mit Ehrfurcht die Flügelthüre zum obern Stock. Ein länglicher Vorſaal, zu beiden Seiten mit Bildern geſchmückt, empfing die Eintretenden mit dem Ernſt eines Kammerherrn, der die hohe Wichtigkeit des ihm anvertrauten Poſtens kennt; eine etwas ſchwere und drückende Atmoſphäre lag wie unſichtbarer Nebel in dieſen Appartements, es war jener beſondre Geruch aller ſelten beſuchten Zimmer, der von ihnen unaustilgbar iſt.

Wer hat ſchon Forſchungen angeſtellt über die Natur der Duftatome, die ſich fortwährend losriſſen von den Körpern, ſich miſchen, ſich durchdringen, und eigenthümlich unſre Geruchsorgane afficiren ?

Der Federwedel in Euphraſia's Hand überwanderte in raſcher Bewegung die unteren Ränder der Bildrahmen, und ſetzte dadurch Milliarden feiner Staubtheilchen in wirbelnde Bewegung. Der Gaſt ſchaute auf. Da hingen nun mehre Reihen fürſtlicher Portraits, von denen Einige Andern zum Verwechſeln ähnlich waren; die gemalten Bruſtbilder, zumeiſt in der zu ihrer Zeit sehr beliebten Form ovaler Rahmen, darin das Hinſtreben zum Vollkommenſten, zum Kreiſe, nicht zu verkennen war, trugen die Koſtüme ihrer Zeit, enge Corſetts, entblößte Buſen, friſirtes Haar, einfachen, aber werthvollen Schmuck; die Männer Gallakleider und Harniſche, Perücken und leichtgeknüpfte weiße Halstücher von brabantiſchem Gewebe. Die meiſten aber, Männer und Frauen, trugen ein und denſelben Orden, und ein breites blaues Ordensband über die Bruſt. Philemon und Baucis nannten voll Ehrfurcht die Namen der hier vorgeſtellten Fürſtlichkeiten, wobei der Kaſtellan das grüne Sammtkäppchen gar nicht ſchonte, ſondern ſtets bei Nennung eines erlauchten Namens es leicht lüftete und die Hand daran ruhen ließ, um den Arm nicht allzuoft erheben zu müſſen.

Die Bilder waren faſt allzumal aus den Händen eines Künſtlers hervorgegangen, der auf dieſen Namen wenig oder keinen Anſpruch hatte, ſie waren höchſt mangelhafte Kopien von gewiß ungleich ſchöneren Menſchennaturen, um nicht zu ſagen: ſie waren ſchlecht, aber dem Greiſenpaare galten ſie als Ideale deſſen, was überhaupt die Malerkunſt zu leiſten vermochte; der Gaſt machte jedoch für ſich und im Stillen die Bemerkung, daß die hohe Schönheit einzelner Frauen-Geſtalten, und der würdige Ernſt in den Zügen einiger Männer den Stümperpinſel des Malers dermaßen überwältigt, daß dieſer ſicher unbewußt beides andeuten müſſen — und vor dieſen einzelnen Schönheiten in der Hülle der Unkunſt weilte Wagner länger und ſinnig betrachtend, zur herzlichſten Freude ſeiner Wirthe.

Komiſch wirkte es auf den Beſchauer, aber bedeutſam zugleich, daß mitten unter der Gallerie fürſtlicher Bildniſſe gemüthlich die, ſicher beſſer als jene getroffene, einiger lebensgroßer Hunde aufgehangen waren. Zwei davon waren allerliebſte Bologneſer, doch ohne Namen, der dritte war, wie der Name verkündete: Päpperle, der Geprieſene, der einer Mittelrace zwiſchen Windſpiel und Püntſcher angehört zu haben ſchien, ſeit ſeinem Geburtstage ſilbergraues Fell trug, und überaus gute und kluge Augen hatte. Wenn der Hund Päpperle, den ein goldnes Halsband mehr geſchmückt als gedrückt hatte, denn es war mit weichem Purpurſammt gefüttert, von Natur nicht größer war, wie ſein Abbild, ſo mußte ſein Reiter, der Zwerg Pippi, allerdings von niedlichſter Figur geweſen ſein.

Der Vorſaal enthielt außer dieſen Bildern noch die allegoriſch aufgefaßte Darſtellung der vier Elemente, einige Stillleben, und ſogar das nicht übel gelungene Portrait eines ehrlichen Zimmermanns, welcher der Architekt des Schlößchens Sophienluſt geweſen war. Als alles von dem Gaſt in Augenſchein genommen worden, dem durch die faſt ängſtliche Sorgfalt ſeiner gütigen Wirthe nicht das Kleinſte entgehen durfte, öffnete ſich eine Reihe höchſt beſcheidner Zimmer, deren jedes nur eins oder zwei nicht großer Rundſcheibenfenſter hatte, die ſämmtlich nach dem Hintertheil des Hauſes, und in einen Gras- und Obſtgarten hinausgingen. Dieſe Reihe von drei bis vier Piecen enthielt alterthümliche Kamine mit Geſimſen, große in Stuckverzierungen eingelaſſene Spiegel, Wände mit wunderlichen Tapeten, auf denen das ganze Naturreich ſtudirt werden konnte, behangen mit zum Theil werthvollen Kupferſtichen in ſchmalen ſchwarzen Rahmen, Stühle verſchiedener Art, theils große Polſterſeſſel, theils leichte zierliche Rohrgeflechte, mit hohen Lehnen, einen brokatnen Wandſchirm und ſonſtige Herrlichkeiten ſolcher Art mehr — und führte zu einem allerliebſten lauſchigen Kabinet, in welchem wieder blos Oelbilder hingen, abermals in den Augen der Alten das non plus ultra der Malerkunſt. Es waren vornehmlich einige mit raſchem Pinſel leicht auf die Leinwand geworfene Nachtſtücke, deren grelle Farbe und Laſur ihnen den Reiz großer Friſche und Lebhaftigkeit verlieh. Sie ſchienen dem Gaſt allzumal in einer gewiſſen Beziehung zu einander zu ſtehen, eine Vermuthung, welche Euphraſia durch eine lange Erzählung beſtätigte. Wieder öffnete ſich ein Zimmerchen, in welchem allerlei Kleinbilder hingen, gute und ſchlechte, darunter mehrere Spielereien, wo den Figuren in Kupfer geſtochener Bilder die Kleider von wirklichen farbigen Seidenſtoffen unterlegt waren, eine eigenthümliche Art von Moſaikarbeit, durch ihre Schattenloſigkeit an chineſiſche Bilder, an chineſiſchen Geſchmack erinnernd. In dieſem Kabinet und unter dieſen Bildwerken ward denn nun auch der Zwerg Pippi gezeigt, wie er drei andern Zwergen beiderlei Geſchlechtes vortanzte. Dieſes vierblättrige Kleeblatt zeigte Phyſionomien, die ausgezeichnet häßlich waren, aber dabei im höchſten Grade harmlos und gutmüthig erſchienen.

Die Geſchichte ſothanen Zwergtanzes wurde von Donna Euphraſia nicht minder ausführlich erzählt, wie die von den vorhin erwähnten Nachtſtücken, dann ward der Gaſt durch ein Büffetzimmerchen in den großen Speiſeſaal geführt, deſſen Fenſter nach dem Hofe hinaus gingen, den ein mächtiger Spiegel über einer Conſole, die eine künſtliche Marmorplatte trug, zierte. Außer dem alten Mobiliar an Stühlen, Tiſchen, hochgeſtengelten Gueridons und facettirten Wandleuchtern zeigte dieſer Saal eine fortlaufende Reihe neben einander in die Wand gefügte, doch durch verzierte Gipsrahmen abgeſonderte Oelgemälde, welche die zwölf Monate darſtellten. Und zwar beurkundeten dieſe Bilder einen italieniſchen Meiſter. Auch ſie hatten ihre Geſchichte, wie alles in dem Schlößchen, das der ganze Zauber einſtiger Fürſtenluſt umfloß. Doch wie beſcheiden war dieſe Fürſtenluſt geweſen! Aus dem Speiſeſaal führte nun die Thür wieder in den gleich zuerſt betretenen Vorſaal zurück, den man nur zu durchſchreiten brauchte, um in ein ſchön möblirtes und austapeziertes Zimmer zu gelangen, welches das ſchönſte im ganzen Schlößchen war. Die eine Seite ſah nach dem Hofe, die andre nach dem Garten hinaus; die grünen Baumzweige ſchimmerten und ſpielten ſonnebeleuchtet und lufthauchgefächelt, dicht vor den Scheiben, doch vergönnten ſie einen Blick in die Ferne, und ſiehe, im lieblichſten Rahmen lag das Kirchdorf, ſcheinbar recht nahe, weil die Zwiſchenräume dem Auge entrückt waren, vor den Blicken der Beſchauenden.

Noch reizender geſtaltete ſich dieſes lebendige Landſchaftbild, wenn der Beſchauer einen Blick in den gegenüber angebrachten großen Spiegel über dem Kamine warf. Das Zimmer enthielt Stühle mit Hauteliſſen, halbdurchſichtige weiße Vorhänge mit Chenille friſirt, und die Bilder, welche es zierten, waren zum Theil Handzeichnungen, zum Theil Silhouetten. An dieſes hintere Zimmer ſtieß ein allerliebſtes Schlafkämmerchen mit einem ſeidnen Himmelbett, mit koſtbaren altmodiſchen Truhen, mit einer Toilette, kurz es enthielt den ganzen Comfort, mit welchem das Jahr 1728 das Boudoir einer in ländlicher Stille ſich vergnügenden Fürſtin ausſtatten konnte.

Ach, die Fürſtenluſt jener Zeit, die man ſo gern als luxuriös im höchſten Grade, als landſchädlich und verderblich darſtellt, war es nur an großen Höfen; an kleinen war ſie leicht befriedigt, genügſam, und oft gern des ſteifen Ceremoniels entlaſtet; nur verſtand ſie ſolches Entlaſten nicht ſo, wie es in der Gegenwart verſtanden wird, und trug daher mit ſtoiſcher Geduld das, was die Etikette unabweislich zu tragen gebot.

Der Gaſt glaubte nun alles geſehen zu haben, was an Reſten der Vergangenheit das Kabinetſtück: Schlößchen Sophienluſt, aufbewahrte, allein Baucis-Euphraſia ſprach noch von einer bewundernswerthen Küche, und welcher Mann, wäre er auch ein Poet, dürfte ſo ungalant ſein, zu widerſtehen, wenn ein in ſorglichwaltender Häuslichkeit ergrautes weibliches Weſen ihm eine Küche zeigen will? Und Euphraſia meinte auch nicht den kleinen Raum, in welchem ſie für ihren Gebieter und ſich ſelbſt die ſpärliche Koſt bereitete, ſondern ſie meinte die herrſchaftliche Küche, in welcher ſie weiland geſotten und gebraten, geſchafft und geſcholten hatte, und die ſie mit ſo viel Stolz eigenhändig aufſchloß, nachdem ſie Philemon-Elert den Schlüſſelbund aus der Hand genommen, wie der Invalide das Zeughaus, das die Fahnen aufbewahrt, unter denen er Schlachten ſchlagen und Siege erkämpfen half.

Dieſe Küche, hell und geräumig, war ganz in holländiſchem Geſchmack erbaut, und angefüllt mit allen nöthigen Utenſilien, hauptſächlich aber mit ſchönen Geräthen aus Kupfer und mit reichen Porzellanſervicen.

Eine große Muſchel von Sandſtein hatte einſt das nöthige Waſſer aufgefangen, das dem Mund eines Delphins entſprudelte, der nun längſt ein trockenes Aſyl von Ohrlitzen und Kelleraſſeln war.

Ueber dem großen, mit allen Nöthigkeiten verſehenen Kochherd hing ein ungeheurer Rauchfangmantel, deſſen bis zur Decke anſteigende terraſſenförmige abgeſtufte Geſimſe eine ganze Sammlung von irdenen und porzellanenen Gefäßen und grotesken Pagoden japaniſchen Styls trug; theils waren dieſe Dinge ächt aus dem Bild- und Speckſtein Hindoſtans geſchnitten, theils waren ſie ſchlecht, aus ſchnödem Töpferton nachbildneriſch geformt und plump bemalt und vergoldet.

An dieſe Küche ſtieß eine ehemalige Speiſekammer; da dieſe jedoch mit ihrer Nachbarin zugleich antiquirt worden war, ſo enthielt ſie jetzt blos einen Schrank mit Glasſachen, köſtlich geſchliffene Pokale mit Wappen, äquivoquen Scherzen und Reimſprüchen, Willkommenbecher ohne Fuß, die ein halbes oder ganzes Maß hielten, und die der Bewillkommnete nothwendig austrinken mußte, da er ſie nirgend hin ſetzen konnte; andre Becher in Form gläſerner Kanonen und andre Curioſa.

Ein brauner furnirter Schrank, der hinter der Thüre der Speiſekammer ganz beſcheiden ſtand, barg eine Anzahl Schriften, deren buntes Durcheinander in Hauskalendern, Muſikalien, Gebeten, alten Gelegenheitsgedichten bei Freud- und Leidfällen, Briefen von verſchiedenen Händen, auch Tagebüchern u. drgl. beſtand, welche Schriften ungeachtet der Mißachtung die man ihnen hatte angedeihen laſſen, die Aufmerkſamkeit des Gaſtes im hohen Grade auf ſich zogen. Er vertieft ſich ganz in dieß und das, ja er bat den Kaſtellan, ungeſtört dieſe Papiere durchſtören zu dürfen. Solche Erlaubniß ward gern gegeben, und da der Gaſt mit Dichteraugen zwiſchen den alten, zum Theil verblichenen Zeilen las, und mit dem Geleſenen das in Verbindung brachte, was ihm Euphraſia und Elert droben erzählt hatten, ſo geſtaltete ſich daraus die nachfolgende Geſchichte, welche der Poet in kurzen Umriſſen erſt für ſich ſkizzirte, dann in ſpätern Tagen der Muſe weiter ausſpann.

Es iſt ein ſo längſt ge- und verbrauchter Kunſtgriff der Novelliſten, ihre Erzählungen als ſolche aufzutiſchen, die in alten Familienarchiven, in verſtaubten Schränken, feuchten Gewölben, in lange verſchloſſenen Truhen, in eiſernen Kiſten u. ſ. w. als Manuſcripte gefunden worden, daß man nicht allzuſehr geneigt iſt, ſolcher Angabe Glauben beizumeſſen, und doch iſt dieſer Kunſtgriff nicht nur zu rechtfertigen, ſondern es kann ſich auch alle Tage der Fall ereignen, daß wirklich und in Wahrheit derartige Manuſcripte ſich finden, welche voll intereſſanter und poetiſcher Stofffülle, Leben und Leidenſchaften der Vergangenheit uns vor Augen bringen. Im Ganzen iſt es der Mehrzahl der Leſer vollkommen gleichgültig und einerlei, woher der Autor ſeinen Stoff nahm, ſofern nur beide, Stoff und Autor, zu unterhalten verſtehen. Dagegen gibt es auch Leſer ſolchen Schlages, die gerne nach dem Wie, Wo und Wann fragen, die ſich bei der Lektüre am liebſten an eine vor Augen ſchwebende Oertlichkeit halten, ja an eine ſolche halten müſſen, wenn ſie von der Lektüre Genuß für ſich haben ſollen, und denen es das größte Vergnügen gewährt, ſich mit aller zu Gebote ſtehenden Phantaſie an den Ort zu verſetzen, wo die Handlungen, denen ſie ihren Antheil zuwenden, ſich einſt begaben. Ich, der Autor, ſehe dafür, daß ich das zu Erzählende an eine ſolche Oertlichkeit knüpfe, eine und die andere liebe und ſchöne Frau den ſtundenweiten, angenehmen Waldweg gedankenvoll wandern, um ſich in Sophienluſt ſelbſt die Geſchichte lebhaft zu vergegenwärtigen, und mit einem leiſen Seufzer über die Flüchtigkeit der Zeit höre ich ſie ſeufzen: „Ja ja! So war es, als unſere Großväter und Großmütter noch Kinder waren — ja ich erinnere mich dunkel, daß uns ſchon, als wir ſelbſt noch Kinder, die Großmutter davon erzählt hat. Wer den Poeten nur immer alle die alten Geſchichten ſagt, das möchte ich wiſſen!“

Der groſse Fiſchzug.

Der Sonnenglanz und blaue Himmel eines ſchönen Herbſttages lachte auf friedliche Fluren nieder. In Flocken und unabſehbaren Fäden zog fliegender Sommer durch die reine Luft, wehte von Hecken und Baumſtämmen und ſpann ätheriſche Brücken von Strauch zu Strauch. Die Wälder begannen ſich bunt zu färben, aber das Wieſengrün rings um die Fläche eines großen, weit im Gefilde ſich ausdehnenden Sees war noch friſch, und auf dieſem Grün tummelte ſich in heiterer Erwartung eine äußerſt zahlreiche Menſchenmenge, bunt aus allen Elementen der Geſellſchaft gemiſcht. Der See war zum Behuf eines großen Fiſchzuges abgelaſſen; ſeit nicht weniger als fünf Wochen ſchoß die Maſſe ſeiner Fluth rauſchend und brauſend durch den Zapfengang einer Schleuſe in einen langen Kanal, welcher die hellgeſchuppten Bewohner des Sees in zahlloſer Menge einem teichartigen Reſervoir zuführte, darin ſie nun zur nicht geringen Luſt der Tauſende von Zuſchauern ſich drängten, übereinander walzten und ſchnalzten, während das übrige Waſſer weiter zu Thale floß und einen ſonſt ſehr leiſe durch die Flur hinſchleichenden Wieſenbach faſt reißend machte.

Zwiſchen dem Kanal und dem großen Fiſchbehälter lagen einige Häuſer von gemiſchter Bauart, deren vorzüglichſtes mit dem einfachen Namen des Fiſchhauſes belegt, keinem andern Zweck diente, als einestheils den beaufſichtigenden Beamten bei der großen Fiſcherei zeitweiligen Aufenthaltsort und bequeme Ueberſicht über Arbeiten, Kauf und Verkauf zu gewähren, und der Landesherrſchaft in einigen beſondern Apartements die nöthige Bequemlichkeit dann darzubieten, wenn dieſelbe, wie faſt immer geſchah, in zahlreicher Begleitung des ganzen Hofſtaates ankam, um dem Fiſchzug, der ſich ſtets als ein Volksfeſt geſtaltete, beizuwohnen. Die beiden niedrigeren

Nebengebäude waren als Küche und Stallung eingerichtet.

Die Landſchaft, deren Mittelpunkt der fiſchreiche See mit ſeinen grünen Ufern und freundlichen Ufergebäuden bildete, war eine der friedlichſten, und dabei doch voll mannigfaltigen Reizes. Der See, der ſich eine gute Strecke thalaufwärts zog, endete dort als Sumpf voll Schilf und Geröhrig, aus dem immer feuchte Wieſen voll ſaurer Riethgräſer und ſcharfer Ranunkulus-Arten hervortraten, bis endlich an dieſe ſanftanſteigend die bebaute Flurmarkung eines Dorfes angrenzte. Ueber dieſem Dorfe erhoben ſich hohe Waldberge, man erblickte auf einem derſelben ein umbuſchtes Trümmerſchloß, und an des einen Berges Fuß faſt im Walde verſteckt eine einſame Kapelle, ebenfalls in Ruinen. Stand man aber dort auf mäßigem Höhenpunkt, und ſchaute nach dem See herab, ſo erſchien dieſer in ſeinem großen Umfang höchſt impoſant, und die Spiegelung der Landſchaft umher in ſeinem ſtillen Gewäſſer, auf dem nur wilde Schwäne und andres Waſſergeflügel glitzernde Furchen zogen, magiſch reizvoll.

Da gewahrte der Blick in der Nähe des Sees nicht nur die erwähnten Gebäude, ſondern auch noch ein andres altes burgähnliches Haus, dann in geringer Entfernung zwei wohlgebaute Pfarrdörfer, und einen amphitheatraliſchen, die Ausſicht ſchließenden Berg- und Wälderkranz, auf dem ſich als bleiche Immortelle die maleriſche Ruine einer alten Stammburg hob. Und unweit dieſer Trümmer lag, wie eine dem Kranz entfallene Roſe, beſcheiden in die Tiefe hingebaut, ein friedliches Schlößchen, das neugierig aus dem Wald und Wieſengrün hervorzulauſchen ſchien.

Dieſes Schlößchen war der vor noch nicht vielen Jahren erſt neu erbaute fürſtliche Wittwenſitz Sophienluſt.

Um den See wimmelte die laute Menge; Feuer loderten empor, transportable Küchen hatten ſich allenthalben aufgebaut; kleine Boutiken wandernder Hauſirer boten der Kaufluſt rothwangiger Dorfdirnen Glasperlen- und Bänderſchmuck, Korallen und blanke zierliche Rockennadeln; man ſah Mädchen und Burſche im Feſttagſchmuck, rothe und grüne Bänder webten von leichten Strohhüten, von zierlichen Miedern, und über den buntſeidnen Buſentüchern nickten Sträuße von Rosmarin und Lavendel und duftendem Lack und Levkoien. Das wandelte, ſchwärmte ſchäkernd Arm in Arm oder Hand in Hand ab und auf, warf Brotkrumen für die Fiſche in den Teich, neckte Dieſen und Jenen, drängte ſich wohl auch um eine dürftig dodirte Glücksbude, oder um das Glücksrädlein, und zog für geringe Münze einen gedruckten Zettel, der mit apogryphiſcher Weisheit von der Vergangenheit ſprach und die goldenſte Zukunft verhieß. Dort umdrängte ein Haufe junger Burſche den Schulmeiſter, der ſo glücklich war, eines der fürſtlichen Patente aufgefangen zu haben, das die große Fiſcherei ausſchrieb, und durch Eilboten über dreißig Meilen in die Runde umhergetragen wurde. Dieſes Patent war deshalb für Jedermänniglich von dem größten Intereſſe, weil es die Preiſe der ſchmackhaften Karpfen, Hechte und faſt aller Arten der Speiſefiſche ſüßer Waſſer enthielt, und man beklagte nur, daß die Fiſche immer theurer wurden, indem das einzelne Pfund von einem bis zu zwei Groſchen im Durchſchnitt koſte, ein Zentner aber mit vier bis zehn Gulden bezahlt werden müſſe. Unter dem Landvolk ſah man nun auch Städter und Städterinnen aus der nicht fernen Reſidenz gemiſcht, die größtentheils zu Fuße herausgepilgert waren, einen ländlichen Feſt- und Freudentag mitzufeiern, einen oder den andern Fiſch zu kaufen oder noch lieber ſolchen unter dem Prätext eines Junggeſellenkarpfen gratis nach Hauſe zu tragen.

Zunächſt am Fiſchhaus wurden die Beamten und ihre Untergebenen mannigfach beſchäftigt erblickt; unter dieſen dominirten als Gewaltiger Herr Rehmrich, wohlbetrauter hochfürſtlicher Kommerzienrath und Steuereinnehmer, ein unterſetzter, äußerſt wohlgenährter Mann mit Luchsaugen, die ſich zumeiſt dem Fiſchreſervoir zukehrten, auf daß kein Unterſchleif getrieben werde, und der, trotz der Kühle des friſchen Herbſttages, doch ſchwitzte, denn er lief beſtändig vom Fiſchhaus an den Weiher und wieder zurück, und befolgte äußerſt treu das Schriftwort: Wer ein Amt hat, der warte ſeines Amtes; dieß that er, und nebenbei wartete er auch mit Ungeduld der Ankunft der Herrſchaft, denn viel, ſehr viel gab es für den Kommerzienrath heute zu thun. War er es ſchon geweſen, der die Patente ausgehen laſſen, der die Sendboten abgefertigt, der die Anſtalten getroffen, den Teich zu ziehen, der die Taxe für die Fiſche gemacht, ſo lag ihm nun auch ob, den Verkauf zu leiten, die Zahlung einzunehmen, die Oberaufſicht zu führen, das untergeordnete Perſonal zu inſpiciren, und dem ankommenden Hof die Honneurs zu machen. Ihn adjungirten zwei Hoffiſcher, zwei Erbfiſcher, und zwei Teichwärtel, die in gewaltighohen Waſſerſtiefeln matroſenhaft einherſchreitend, die zappelnden Gefangenen aus ihrem letzten Refugium mit den Händen holten und auf die Schnellwagen in die tarirten Körbe legten, Zentner um Zentner, Pfund um Pfund, wobei Herr Rehmrich oft hin blinzte, ob auch nicht zu gut gewogen werde, und herzoglicher Kammer dadurch merklicher Abbruch geſchähe? Wenn ſich etwa ein Fiſch heraus an das Ufer ſchnellte, und auf dem Graſe zappelte, dann rannte Herr Rehmrich ſchleunig hinzu, ehe Jemand jenen an ſich brachte, und warf ihn wieder in das naſſe Element, trat auch grimmig nach den Hunden, die den angſtvoll ſchlagenden Fiſch mit kurios-bedenklichen Mienen umſchnoperten und nach ihm ſchnappten. Noch gewahrte man unter der Menge einige Geſtalten, welche man in dieſem Lande ſonſt nicht zu ſehen gewohnt war, einige fromme Väter von der Ordensregel des heiligen Bernhard, welche heiter durch das drängende Volk wandelten, da einem alten Bekannten, deſſen Bekanntſchaft ſie wohl auch erſt hier am See gemacht, die Hand reichten, dort einem und dem andern hübſchen Ketzerkinde ein Heiligenbild von nagelneuem Goldpapier ſchenkten, und manchen guten Scherz eben ſowohl hinwarfen, als aufnahmen. Es waren dies Abgeſandte eines Kloſters vom nahen Grenzlande, das ſeit uralten Zeiten den Ertrag des Sees zehntete, in Folge einſtiger Schenkung, die einer des ritterlichen Geſchlechtes, deſſen Uhrahnenwiege in den Mauern der öden, trüb in die neue Zeit blickenden Stammburg ſtand, aus Frömmigkeit dem Kloſter teſtirt.

Aus einem dichten Volkskreis ſchallte lautes Gelächter; Anlaß genug für Viele, ſich hinzudrängend, den Kreis noch dichter zu machen. In Mitten ſtand ein ſtattlicher Mann, deſſen ganzes Weſen äußerſte Munterkeit ausſtrahlte, während er zugleich dem Publikum eine beluſtigende Scene improviſirend zum Beſten gab, ſo daß laute Lache ihn umdröhnte. Er that indeß nicht, als ob er das merke, ſondern richtete Wort und Frage immer nur an einen Einzigen, der ihm zum Ableiter ſeiner Späße dienen mußte, aber ſo laut und ſchallend, daß ſelbſt fernſtehenden Zuhörern kein Wort verloren ging.

Dieſer Einzige, an den ſich Scherzfrage an Scherzfrage richtete, ohne daß nur ein einzigesmal eine richtige Antwort gegeben worden wäre, war der Gaſtwirth des nächſtliegenden Dorfes, ein Landmann von gutmüthigem Ausſehen, in deſſen Geſicht aber ein leiſer Zug von Verſchmitztheit dennoch ungewiß ließ, ob er nicht mit Abſicht verkehrt antwortete, oder ſchwieg, mit Abſicht ſich als Stichblatt brauchen laſſe, um dem Freund, mit dem er herüber an das Fiſchhaus gekommen war, zum Träger ſeiner Späſſe zu dienen, und dieſe nicht zu verderben. Beide nannten einander Gevatter und man hörte unter andern den Erſten laut fragen, und zwar ganz in dem Tone ernſter Fachhelden eines Marionettenſpiels: „Nun, mein lieber Gevatter! Kannſt Du mir nicht ſagen, wie der Fiſch hieß, mit deſſen Galle Tobias die Augen ſeines Vaters ſalbte und ihm den Staar vertrieb?“

Der Gefragte warf einen dummpfiffigen Blick auf den Frager, ſah nachſinnend nach oben, und Stille lagerte ſich über den umdrängenden Volkshaufen; er antwortete: „War's ein Salzhecht?“ — „Siehſt Du, mein lieber Gevatter!“ fuhr der Sprecher fort: „damit geht es Dir nun wieder wie vorhin mit der Höhe des Berges Sinai; man kann das ſo eigentlich nicht wiſſen! Vermuthlich war es eine Aalraupe.“ Alles lachte; der Sprecher hob ſein langes ſpaniſches Rohr mit goldnem Knopf, gab dem Gevatter damit auf den Dreimaſter einen ſanften Klaps, und fragte weiter:

„Sage mir, mein lieber Gevatter, wie vertreibt Doktor Saſſafras den Staar?“ Stummes Kopfſchütteln des Gefragten, und ſchnelle Belehrung. „Wenn Du den Schellober ausgeſpielt haſt, und Dein Nachbar hat einen Trumpf, was thut er da? Er ſticht ihn! Siehſt Du, lieber Gevatter, ſo thut auch der Doktor mit dem Staar. „Wie thut er?“ „Er ſpielt den Schellober aus?“ gab der Wirth mit einer Grimaſſe zur Antwort.

„O Du Simpler, Simplior und Simpliciſſimus!“ rief der Sprecher. „Der Doktor ſticht den Staar!“

„Iſt Dir nun der Staar geſtochen?“ — Wiederum ein ſanftes Tippen mit dem goldnen Stockknopf, und wiederum lautes Gelächter.

„Eheu, quod audio! Scandalum provanissimum! Ein rarer geiſtlicher Herr, das!“ flüſterte ein Bernhardiner-Pater hohnlächelnd ſeinem Gefährten, dem Pater Burnarius in's Ohr, als er mit Indignation wahrnahm, wie der Sprecher, der allerdings ein Pfarrer war, ſich dem Volk als Luſtigmacher darſtellte.

„Sage mir an, mein lieber Gevatter, welches ſind die härteſten und welches ſind die weichſten Fiſche? Welches die größten und welches die kleinſten?“ Alles horchte wieder, denn Jedermann wußte, daß die beluſtigende Antwort aus dem Munde des Pfarrers ſo ſchlagend nachfolgen würde, wie der Knall aus einer Kanone dem Pulverblitz.

„Siehſt Du, das weißt Du nun wieder nicht, mein guter Gevatter!“ ſchallte des Pfarrers Rede, und der ſchlanke braune Rohrſtab beſchrieb Kreiſe über dem Hut des Gefragten. „Die härteſten Fiſche, das ſind die Stockfiſche, und die weichſten, das ſind die faulen Fiſche. Die größten, das ſind die Fiſche im Thierkreis am Himmel, und die kleinſten, das ſind die ſilberweißen flinken Fiſchchen unter Deinen Fenſterbretern und Blumenſtöcken, mein guter Gevatter, die man auch Zuckergäſte nennt. So kannſt Du ſagen, daß Du immer unzählige Gäſte habeſt! Merke das!“ Sprach's und ließ zu einem etwas derben Klapps den Stockknopf auf den Hut des Wirthes fallen, daß dieſer mit beluſtigender Pantomime ſich zur Wehre ſetzte.

Während ſich in dieſem Kreiſe nun der Menge eine willkommene Augen- und Ohrenweide darbot, in andern die materielleren Genüſſe in halbdurchſchnittenen Semmeln, eingelegter Bratwürſte, ſtarken Bieres und ſonſtiger Annehmlichkeiten eingenommen wurden, entſtand eine Bewegung unter dem Amtperſonale am Fiſchhaus, die Menge lief zuſammen, ſchrie ſich zu, und umdrängte den Weg. Zwei Heiducken in ihrer Prachtlivree mit den ſchweren Stäben liefen im gleichen gemeſſenen Trab dem fürſtlichen Wagenzuge voran, der jetzt in einiger Entfernung ſichtbar wird; Herr Nehmrich ſetzte ſich in reſpektvolle Poſitur, indem er ſich gleichſam am ganzen Leib zurechtrichtete. Sein ganz modernes etwas langes Zöpflein war ihm bei ſeiner vielfachen Bewegung revoltirend über die Achſel gefahren, und wurde energiſch zurückgeworfen, worauf es äußerſt ernſt über den hechtgrauen Roquelor hinabhing, faſt bis zu den großen Perlmutterknöpfen über den Schößen. Er lief wie ein Polizeiwachtmeiſter durch die Gaſſe, welche das andrängende Volk bildete, und ſchoß mit ſeinem wagrecht gehaltenen Stabe auf und ab, dieſes in richtiger Fronte zu erhalten, dabei ſchrie er unaufhörlich: „Platz gemacht! Platz da! Platz da, ihr Leute! Platz für Ihro Hoheiten, Platz für Ihro Durchlauchten, Platz für Ihro Excellenzien! Geh'

Sie doch zurück, alte Barbe! Platz da, ihr Gründlinge! Platz ihr Backfiſche!“

Die Wagen kamen an, Muſik erſcholl in Fanfaren und Paukenwirbeln, Herr Nehmrich ſtand ſteif wie ein gedörrter Kabeljau, ſtreckte ſich noch einmal nach Möglichkeit, zog das dreieckige Hütlein und ſchrie mit überſchnappender Stimme: „Vivat hoch! Gnädigſte Landesherrſchaft hoch und abermal hoch, und noch einmal hoch!“ und das Volk johlte ihm dreimal nach, erfreut, eine Gelegenheit zu finden, laut zu johlen.

Dienſtthuende Hofherren und Lakaien umdrängten den ſechsſpännigen Gallawagen, und die Regentin Wittwe ſtieg aus. Eine ſtattliche Frau mit Spuren hoher Schönheit in dem vollen Geſicht. Ihr ergrauendes Haar war gepudert und in natürliche Locken friſirt, unter denen mitten über der hohen Stirne ein diamantnes Sevigné blitzte. Die nach damaliger Mode weiter offne Büſte, als die Sitte unſrer Tage für ſchicklich gelten laſſen würde, ließ in der Einfaſſung einer feinen Spitzengarnitur die Fülle eines üppig gebauten Oberkörpers erblicken.

Das Kleid bis zur Buſenmitte ausgeſchnitten, war von himmelblauem Sammt, die Aermel deſſelben bauſchten füllreich, und aus ihnen traten Spitzen-Manſchetten von enormer Größe hervor, hinreichend weit, um die von Perlen unter den Handgelenken umhangenen vollen Arme bis faſt an den Ellenbogen ſehen zu laſſen. Ein goldnes, mit flimmernden Topaſen beſetztes Bruſtſchild zierte die Ausſchnittmitte des Gewandes und ein blauſeidner Mantel, innen mit Hermelinbeſatz, umwallte kleidſam die hohe und ſtolze Geſtalt der Fürſtin Sophia.

Ihr nach entſtieg dem Wagen ihre Stieftochter, Prinzeſſin Luiſe, ein ſo holdſeliges Fürſtenkind im Blüthenalter von achtzehn Jahren, wie noch nie eines den Raſenteppich um den See betreten hatte. Alle Grazien und Huldgöttinnen ſchienen ſie unſichtbar zu umgaukeln, Liebreiz war ihr ganzes Weſen und jede ihrer Bewegungen athmete Anmuth. Ein geiſtreiches Lächeln ſpielte unter dem friſchen Incarnat der Wangen, und belebte die ſanften Züge ihres runden Geſichtchens, um welches frei und feſſellos eine reiche Fülle hellblonder Locken wallte, deren Ringel reizend und reizverhüllend auf der Alabaſterpracht der idealſchöngeformten Büſte ſich ſchaukelten. Ein grünes Kleid von gleichem Modeſchnitt, wie das der erlauchten Stiefmutter, hob die jugendfriſche Farbe der Haut des Halſes, Nackens, Buſens und der Arme auf das anmuthigſte.

Heiter nickte Prinzeß Luiſe dem Herrn Nehmrich zu, und dankend der Menge, während nach gleichem, doch mit ſtolzerem und flüchtigerem Dank die Fürſtenmutter auf die Stieftochter blickte, die ihr nicht Grandezza genug an den Tag zu legen ſchien.

Weiter waren den verſchiedenen Wagen des Zuges gleichzeitig entſtiegen und naheten der Herrin Fürſt Friedrich, der Bruder des verſtorbenen Regenten, ein dem Jünglingsalter bereits entwachſener Mann von ernſten Zügen und gleicher Haltung. Er trug eine ſchneeweiße Allongeperücke und einen leichten Bruſt- und Rückenharniſch von Silberblech, mit halben Armſchienen, deren Fugen goldgerändelt waren. Aus dem Ringkragen ſah ein feines weißes Halstuch hervor, und unter den, die Oberarme bedeckenden Schienen kamen Aermel eines purpurnen

Rockes zum Vorſchein, deren Aufſchläge faſt ſo groß waren, wie die Manſchetten, die ſich aus den Aermeln der Fürſtin ſtahlen; dieſe Aufſchläge ſchmückte Silberſtickerei, und auch unter ihnen drängten breite Manſchetten hervor. Gelblederne Handſchuhe an den Händen, ein Degengurt, um die weit auf den Unterleib abfallende Weſte geſchnallt, kurze Sammtbeinkleider und hohe Reiterſtiefeln vollendeten den eigenthümlichen Anzug des Fürſten. Eine breite blaue Ordensbinde lag von der Linken zur Rechten über den Harniſch, und endete in einer bauſchigen Schleiſe auf der rechten Hüfte.

Der Blick Fürſt Friedrichs glitt ruhig betrachtend über die Menge; bisweilen griff er an den dreieckigen, reich befranzten Hut, den devot Grüßenden zu danken, ohne daß ihm einzufallen ſchien, von einem Einzelnen derſelben Notiz zu nehmen. An ſeiner Seite ſchritt der noch minderjährige Erbprinz, Ernſt, ein ſchlanker und ſchöner Jüngling von neunzehn Jahren, die Hoffnung des Landes und der Stolz ſeiner Familie, neben ihm der jüngere Bruder, Prinz Karl, in den Geſichtszügen ihm ſehr ähnlich, doch erſt fünfzehn Jahre zählend. Beide Prinzen trugen keine Harniſche mehr; der Schnitt ihrer Tracht huldigte ſchon der ſich gewaltſam Bahn brechenden Mode einer neuen Zeit, denn der kleine Hof blieb in keiner Weiſe zurück hinter dem großartigen Weiterſchritt der damaligen Gegenwart. Sie trugen einfache Röcke von meergrüner Farbe, mit großen Knöpfen von Chalcedon, die Krägen reich mit Silberborden eingefaßt und ſilberner Arabeskenſtickerei verziert; Weſten von der Farbe, welche man Coclico nennt, machten ſich als höchſtmodern geltend, und ſchneeweiße Halsbinden ließen zwei koſtbargeſtickte, unten breite Endzipfel mit brüßler Kanten über die Bruſt fallen. Die Knoten der Halstücher hielten Ringe mit blitzenden Steinen feſt, elegante Haarbeutel ruhten gefällig im Nacken, und hielten die Fülle des Haares in modiſchen Schranken.

An die Fürſtlichkeiten ſchloſſen ſich auf dem Fuße die Perſonen des Gefolges an, welche hier nicht alle unerwähnt bleiben dürfen.

Wie eine Perle unter dunkelm Geſtein leuchtete die Schönheit eines Hoffräuleins, Lili von Altenſtein, hervor. Dieſe war von gleichem Alter mit Prinzeſſin Luiſe, und es war ſchwer, zu entſcheiden, welche von beiden Jungfrauen mit höherem Reiz geſchmückt erſcheine. Neben ihr ſchritt eine zweite Ehrendame, Marie von Perlen, es folgte dieſem Paar ein Kammerfräulein, Sidonie von Lichthauſen, es folgte der Oberhofmarſchall, der Oberhofmeiſter, der Oberſtall-, Oberhof- und Jägermeiſter, der Oberforſtmeiſter und der Reiſeſtallmeiſter. Eine Anzahl Kammerjunker, Hofjunker, Jagdjunker, der Hofkaplan, der Hof- und Leibmedicus — und endlich entſtiegen dem Kammerwagen der Kammerdiener Elert, und ſeine Dienerin, welche auf ihren beiden Armen zwei allerliebſte Leibhündchen trug.

Zwiſchen dem zahlreichen Gefolge, das jetzt dem Fiſchhauſe zuwandelte, wurden zwei Individuen erblickt, von denen man nicht wußte, welchem Wagen ſie entſtiegen waren. Das eine war ein winzig kleines, grotesk gekleidetes Männlein, und das andre war ein ſchlankes zwerghaftes Windſpiel, welches von dem Männlein an einer blauſeidnen Schnur, die am Ring des goldnen Halsbandes befeſtigt war, geführt wurde. Dieſes im Wachsthum beiderſeits ſehr merklich zurückgebliebene Paar war der Zwerg Pipi und der Hund Päpperle. Man konnte nichts Niedlicheres ſehen, doch ſprang in die Augen, daß die gütige Natur an der Geſtalt des ſilbergraubehaarten Hundzwergs mehr Ebenmaß und ſchöne Form verſchwendet, als an der des Zwergmenſchen. Letzterer war mit einem merklich breiten und ſchwulſtigen Mund ausgeſtattet, der zu der kleinen Stumpfnaſe ſehr poſſürlich ſtand. Die Aeuglein waren blaugrau, das Haar war röthlich blond, Aermchen und Beinchen waren abſonderlich dünn, und was das Koſtüm betraf, ſo hätte dieſes nicht grotesker und altfränkiſcher ſein können.

Ueber dem Fiſchhaus war die Schrift zu leſen:

Des hohen Himmels Güte
Ihr Fürſten euch behüte!

und in ſeinen für die Herrſchaften nebſt Gefolge reſervirten, mit Kränzen und Laubgewinden ausgeſchmückten obern Räumen, aus einem kleinen Salon und zwei Seitenpiecen beſtehend, angelangt, nahm der Hof auf bequemen, doch ländlichen Seſſeln längs einer Reihe Fenſter Platz, die ſämmtlich den Hinabblick auf den Reſervoirweiher gewährten, wo nun unter der Obſicht des Herrn Rehmrich, der auch die Inſchrift angebracht, mittelſt einer ſinnreichen und einfachen Vorrichtung, die in jenem gehäuften und gedrängten Fiſche, in einen tiefern Waſſerbehälter, welcher mit Netzen umſtellt war, gleichſam hüpfen und ſpringen mußten, worauf ſie dann geſondert, getheilt, gewogen, und in den auf beſpannten Wägen bereit ſtehenden Fäſſern an die anderweiten Orte ihrer Beſtimmung in die Hofteiche, wie nach dem zehntenden Kloſter abgeführt wurden, mit Ausnahme derer, welche zahlreich verſammelte Privatkäufer an ſich brachten.

Dieſer ſogenannte letzte Fiſchſprung war nun eigentlich das Schauſpiel, welches für überaus beluſtigend gehalten, den ganzen ſtattlichen Caravanenzug des Hofes an den See veranlaßte.

Einerſeits mochte ſich das Auge allerdings ergötzen an dem wunderlichen Durcheinanderwühlen und Wimmeln ſo vieler und verſchiedenartiger Fiſche, deren

Schuppen im Glanz der Herbſtſonne ſo herrlich flimmerten und blitzten, an der unaufhörlichen drängenden Bewegung, an dem kräftigen Emporſchnellen und heftigen Schlagen der breiten Schwanzfloſſen, und dieß alles konnte wohl eine kleine Weile unterhalten.

Anderſeits, wenn ein fühlendes Herz bedachte, daß ſolches Wimmeln und Drängen dieſer Tauſende von Thieren eine Folge des Leidens und ſchmachtenden Verlangens nach dem entzogenen Lebenselemente, und das Emporſchnellen eine Kraftanſtrengung der Todesangſt der gequälten Fiſche ſei, ſo war ſich an dieſem Anblick ſo wenig von Herzen zu erfreuen, wie am zum Tode gehetzten Wild der Parforce-Jagd, am gefällten Stier in der blutbefleckten Arena und an jeder andern, von der Grauſamkeit erfundenen und von der Unſitte zum beluſtigenden Schauſpiel erhobenen Thierquälerei.

Von den zahlreichen vornehmen Zuſchauern, die aus dem Salon und den Nebenzimmern hinabſahen auf das, dicht von der gaffenden Menge umdrängte Baſſin, das ſeinen Werth fort und fort entleerte, indem die Teichwärtel bis an die Schenkel im Waſſer ſtanden, und mit langen Ruthen die Fiſche nach der Ausmündung zum Sprung trieben, ſchien nur eine einzige Perſon einen Widerwillen gegen das Schauſpiel zu empfinden. Man ſah die Fürſtin neben ihrer Tochter und den jungen Prinzen in ſteifer Haltung am Fenſter ſitzen, und mit gewohntem ſtrengen Blick herabſchauen. Prinzeß Lulu flüſterte zuweilen ein freundliches Wort zur Ehrendame Lili, die hinter ihr ſaß, und bisweilen überflog ein ſchalkhafter Blick von beiden die ſteife Reihe der Hof- und Kammerherrn incluſive der Hof- und Kammerjunker, welche hinter den fürſtlichen Stühlen ſtanden, in ſtreng etikettemäßiger Haltung.

Plötzlich erhob ſich Prinz Friedrich und verließ ſeinen Platz; eine Bewegung der Köpfe entſtand, und ſelbſt Fürſtin Sophia ſah verwundert auf den Schwager, der mit einem Handwink zu verſtehen gab, man möge ſich durch ſein Aufſtehen nicht in der Augenweide ſtören laſſen, und mit einem zweiten Wink die Lakaien zurückwieß, die aus dem tiefſten Hintergrund des Zimmers ſchnell ſich nahten.

„Mon Seigneur, le Prince, a ses caprices!“ ſprach halblaut doch ſchneidend, Fürſtin Sophia zu ihrer Ehrendame, dann rief ſie: „Où est mon petit Mäusle, ma douce Schnäuzle? Wo iſt unſer Päpperle?“

Dieſe Fragen veranlaßten eine noch ungleich größere Bewegung, als das Aufſtehen Fürſt Friedrichs; alle Köpfe blickten ſpähend rechts und links, wieder rechts und wieder links, und manches Geſicht nahm ſchon einen verlegenen Ausdruck an, doch es ſchob ſich bereits Pippi, Päpperle führend, eilfertig durch die gedrängt ſtehenden Herren und kugelte zu den Füßen der hohen Herrin, welcher Päpperle mit angeborner Zudringlichkeit auf den Schooß ſprang.

Gleichzeitig wurde von einer andern Seite ein Kläffen und Knarren laut, denn von den Armen der Hundeträgerin wanderten ſo eben Mäusle und Schnäuzle, die kleinen Bologneſer Schooßhündchen, auf die Hände Elerts, der ſie ſäuberlich dem Kammerfräulein von Lichthauſen überreichte, welche jedoch die Verwöhnten minder ſäuberlich angriff, darob ſie knurrten und kläfften, und ſie der zweiten Ehrendame einhändigte, aus deren Händen ſie endlich an den Ort ihrer Beſtimmung, auf den Schooß der hohen Gebieterin anlangten, wo Päpperle bereits Poſto gefaßt hatte, und beiden Genoſſen eiferſüchtig entgegenbellte.

„Couche! Willſt Du, garſtiges Päpperle!“ rief Frau Sophia dieſem zu, gab ihm einen leiſen Schlag, und hob das ſammtfellige Schnäuzle zu ihren Mund empor, während ein Stückchen Marzipan in Mäusles Schnäuzchen wandelte. Unterdeſſen war Prinz Friedrich gedankenvoll, gelangweilt, wie es ſchien, einmal im Salon auf und ab gegangen, hatte durch die der erſten gegenüberſtehende Fenſterreihe den abgelaſſenen See einen Moment überblickt, und war dann zu einer der großen Tafeln getreten, welche voll beſchrieben, ſtatt andern Bildwerkes, die Wände des geräumigen Zimmers ſchmückten. Dieſe Schrifttafeln bildeten gleichſam die Rieſenfolioblätter einer Chronik des Fiſchhauſes, einer Fiſchereichronik.

Leiſe trat dem Betrachtenden der Ehren-Magiſter Kilian, der Hofkaplan, näher, neigte ſich dort, und ſtellte ſich an, als ein flüſternder Cicerone zu dienen.

„Euer Durchlaucht ſehen hier vom Anbeginn des vorigen Säculi auf dieſen Tafeln verzeichnet, welche hohen Herrſchaften von Zeit zu Zeit ſich an gegenwärtigen luſtigen Ort zur Plaiſirlichkeit eingefunden, ehe noch dieſes Land an Euer Durchlaucht erhabene Vorfahren heimgefallen bis zur neueſten Zeit. Es iſt angenehm, zu denken, wie viele hochfürſtliche und hochadelige Perſonen ſeit vielen Jahren her dieſes kleine Haus umfaßt, und —“

„Und wie viele langweilige Narren darunter geweſen, will Er ſagen?“ unterbrach ſarkaſtiſch der Fürſt, und verblüffte mit dieſer Frage den Sprecher. „Euer Durchlaucht geruhen, Ihren Knecht zu decontenanciren!“ ſtammelte der Kaplan. „Ich unterfange mich, zu meinen, daß dieſe Namensverzeichniſſe, welche dieſe Tafel in ſich hält, die zweite ausgiebt, die dritte vor Augen ſtellt, die vierte darlegt, die fünfte verzeichnet, die ſechste aufzuzeigen ſich vergnüget, die achte uns zuredet, die neunte erzählet — aber mein Gott, wo ſind denn Euer Durchlaucht? Ei wo ſind denn Seine Durchlaucht hingekommen?“ —

Fürſt Friedrich war raſchen Schrittes, während der Kaplan mit ſeinem langen Rohrſtabe auf eine Tafel nach der andern deutete, aus dem Saale und die Treppe hinabgegangen, vor ſich hin murmelnd: „Luſt! Freiheit, Natur! Die Langeweile grinzt mich an mit hundert Frazzengeſichtern und der privilegirte Hofſchwätzer tödtet mich. Fort unter das Volk, unter Menſchen! War es nöthig, der Nachwelt aufzubewahren, wie viel Holz und Stroh ſich bisweilen hier zuſammenfand? Feuer dazu! Feuer! Doch das Feuer glüht nur heimlich, brennt, frißt — hier, in der Bruſt, hier unter dem blauen Ordensbande.“

Der Gang zur grünen Inſel.

Fürſt Friedrich war, wie oben bereits bemerkt wurde, der Bruder des verſtorbenen Regenten; ein zweiter Bruder lebte mit dem Hofe in Spannung und fern vom Hofhalt der Regentin-Wittwe, welche mit ihren beiden Schwägern über die zwei noch unmündigen Prinzen und die Prinzeſſin Luiſe die Obervormundſchaft theilte. Friedrich war eine derjenigen Naturen, auf welche der Druck des Daſeins laſtet. Seine Jugend war thatenlos verblüht, ſeine Manneskraft verdorrte thatenlos; es war ein Unglück für ſein Herz, wie für ſeinen Geiſt, ſo hoch geboren zu ſein. In ſeinem Gemüthe lag eine Reizbarkeit eigenthümlicher Art, ein Anſtreben, ein Aufgebrachtſein gegen alles, was herkömmliche Form hieß, und doch fehlte es ihm an Kraft, ſich auf Flügeln des Geiſtes über den Zwang dieſer Formen zu erheben, und an Geiſt, über ſie zu lächeln. So ſtieß er häufig und überall an, ward allſeitig verkannt, und verkannte wieder, und ſo kam es, daß in einem Herzen, das urſprünglich für die weichen Gefühle des Wohlwollens und der Liebe geſchaffen war, ſich Bitterkeit und Menſchenverachtung gleich einem freſſenden Roſt anſetzte. Und dennoch blieb Fürſt Friedrich ſo empfindſam, daß die Wahrnehmung, daß es ebenſo und nicht anders ſei, ihn unglücklich machte.

Wie alle Menſchen, an deren innerlichen Gemüthskern jener Roſt nagt, mehr in ſich ſelbſt verſchloſſen, als äußerlich mittheilend ſind, mehr grübelnd und nachſinnend, als offen und unbedacht, und dabei mißtrauiſch, ſo auch dieſer Mann. Er näherte ſich den Menſchen, d. h. dem Volke, nur mit Scheu, und ſelbſt den Ebenbürtigen nur mit Zurückhaltung. Ein Blick, ein Lächeln, ein Flüſtern, konnte ihn argwöhniſch machen. Und dann war es zugleich von ſeiner Seite um die Gabe der Mittheilung gethan. Seine

Schroffheit äußerte ſich in Sarkasmen, ſein, mit Abſicht oder nicht, beleidigtes Gefühl in einem ſeltſamen Verſtummen, das ſeiner Umgebung oft wie Blödſinn erſchien.

Jetzt ſuchte Fürſt Friedrich Zerſtreuung; das Gewimmel der lauten Menſchenmenge rings umher, erfreute ihn mehr, als das Gewimmel der ſtummen Fiſche. Ein Zug von Leutſeligkeit wandelte ihn an. Leutſeligkeit! Welch ein bedeutſames Wort! Wenn Seligkeit höchſte Befriedigung des Gemüthes mit höchſter Ruhe der Seele iſt, und dieſe durch freundliche Annäherung an Menſchen gewährt und gewonnen wird, dann iſt der Menſch leutſelig.

Von dem Wieſenplan ſchallte aus dichtgedrängter Volksgruppe lautes Gelächter. Dort unterhielt mit immer neuen Späßen der luſtige Pfarrer eine ſtets zum Beifall ſeiner Scherze geneigte Zuhörerſchaft. Es war mittlerweile manches Glas Traubenſaft geleert, und dadurch die frohe Stimmung geſteigert worden.

Als der Fürſt ſich langſam näherte, angethan mit ſeinem prunkenden Gallakleid, gab Alles ehrerbietig Raum, das Gelächter verſtummte, man trat zurück, nur den Pfarrer brachte die neue Erſcheinung nicht aus dem Conzept. Er zog ſeinen Hut und ſprach nicht minder laut und ſchallend, wie bisher, als grüße er einen längſt Gekannten: „Euer Durchlaucht gehorſamer Diener! Ich freue mich, Euer Durchlaucht wohl zu ſehen!“

„Er kennt mich? Wer iſt Er?“ fragte der Fürſt, und raſch war der Sprecher mit der Antwort zur Hand: „Wie ſollte ich nicht Euer Durchlaucht kennen? Hatte ſchon oft die Ehre, Hochdieſelben bei dieſem Fiſchzug aus einiger Entfernung zu erblicken, und habe nur noch nie das Glück gehabt, Euer Durchlaucht zu ſprechen. Ich bin der Pfarrer drüben – in dem andern Lande, das in nächſter Nähe an Euer Durchlaucht Geburtsland angrenzt, der Pfarrer aus Oſthauſen bin ich, Euer hochfürſtlichen Gnaden zu dienen!“

„Da erluſtirt Er ſich alſo gern bei dieſer Fiſcherei?“ fragte, um nur etwas zu fragen, Friedrich, und der Pfarrer erwiederte: „O ja, Höchſtdenenſelben zu dienen. Es ſammelt ſich hier immer ein luſtiges

Völklein, und wir machen Spaß und lachen mit einander. Lachen iſt geſund, Euer Durchlaucht, ſehr geſund, und der Fiſchereitag iſt mein luſtigſter im ganzen Jahre.“

„Er hat aber weit nach Hauſe, nach Seinem Dorfe! Die Volksmenge zerſtreut ſich ſchon; Er kommt vor ſpäter Nacht nicht heim!“ bemerkte der Fürſt wohlwollend, doch ernſt. „Fällt mir auch gar nicht ein, Euer Durchlaucht,“ gegenredete der Sprecher: „Sehen Euer Durchlaucht, da habe ich in jedem Dorfe und in jeder Stadt einen lieben bewährten Freund, unter Andern auch gleich da drüben im nächſten Ort, dieſen Mann hier, der freut ſich von Herzen, wenn ich zu ihm eintrete, und heißt mich bald wiederkommen, wenn ich ſcheide; er tiſcht und ſchüſſelt mir auf nach Herzensluſt, und ich kann es mir bei ihm wohl ſein laſſen, ſo lange es mir gefällt!“ Mit einer verzeiblichen Neugier und gutmüthig fragte Fürſt Friedrich: „Und Wer iſt dieſer Freund?“

„Das iſt allemal der Schenkwirth, Euer Durchlaucht!“ rief den plumpen Scherz mit hohem Gelächter begleitend, der Pfarrer möglichſt laut aus, Viele der Umſtehenden ſtimmten in das Gelächter ein, und der ſo unerwartet ſich verhöhnt ſehende fürſtliche Mann ſtand beſchämt, wie mit kaltem Waſſer übergoſſen. Ohne ein Wort zu ſagen, drehte er dem Pfarrer den Rücken, ſchritt raſch aus dem Kreiſe, und wandelte wieder dem Fiſchhauſe zu. „Beſtie voller Gemeinheit!“ brach mehr in Gedanken als in halblauten Worten Friedrichs ſchwer verletztes Gefühl aus. „Womit verdiente ich das? Ha! es geſchah mir Recht! Warum ſtieg ich herab zur Miſère des Pöbels! Ach — kein Herz in der Welt für mich, kein Herz! Nur Larven! — Nur Hohn, nur Teufel!“ Alſo grollend, ſchritt der arme Mann von dannen, und wich den Menſchen ſcheuer aus, als ſie ihm. — Das Schauſpiel des Fiſchſprungs war beinahe vorüber und hatte aufgehört zu ergötzen. Fürſtin Sophia hatte ſich erhoben, und für den ganzen Hof das Zeichen gegeben, ein Gleiches zu thun. Eine Promenade an den See ward beliebt, auf deſſen grünes Eiland, zu dem man über einen Steindamm gelangte; mittlerweile ſervirten die Hofbedienten eine Tafel in dem Saal, damit bei der Rückkehr von der Promenade der Hof eine kleine Kollation einnähme, nach welcher, ſo lautete die Tagesordnung, die Rückfahrt angetreten wurde.

Der Zug des Hofes wandelte in einer langen Reihe über den Steindamm; Fürſtin Sophia hatte, als ſie ſich nicht ohne Aerger, vergebens nach dem Schwager umgeſehen, ihren Arm dem Oberhofmeiſter gegeben, neben ihr ſchritt die Oberhofmeiſterin; Pipi trug mit einer Hand die Schleppe ihres Kleides, mit der andern führte er Päpperle an der blauen Schnur; ganz ſtolz ſich brüſtend, ſchritt der niedliche Mann einher. Der Oberhofmarſchall führte die Prinzeſſin Lulu, Prinz Ernſt das Fräulein von Altenſtein, Prinz Karl Marien von Perlen, die übrigen Perſonen des Gefolges ſchloſſen ſich an, und der Kammerdiener Elert machte mit ſeiner Euphraſia den Beſchluß, Mäusle und Schnäuzle ſorgfältig auf den Armen tragend. Weit voran aber rannte ſchweißtriefend wie ein Laufer Herr Rehmrich, um die Steige hoher Herrſchaft richtig zu machen. Fürſt Friedrich ſah den Zug des Hofes in der Entfernung eines ſchwachen Büchſenſchuſſes vor ſich dahin wandeln, und erneuter Unwille kochte in ſeinem Buſen. Man hatte ihn nicht erwartet, ihn nicht rufen laſſen. Daran erkannte er die Bosheit ſeiner Schwägerin; ſie kränkte ihn, ſo oft ſie konnte. Sie liebte die Brüder ihres verſtorbenen Gemahls nicht, das wußte er wohl, Albert haßte ſie, weil er ihr an Geiſt überlegen war, und eine Mesalliance beliebt hatte, und ihn hielt ſie für beſchränkt am Geiſt, das wußte er ebenfalls, und konnte es ihr nicht verzeihen, denn durch ihr Benehmen gegen ihn ward dem ganzen Hofe ein böſes Beiſpiel gegeben, es glaubten ſich auch die Höflinge und Schranzen berechtigt, dem Fürſten nicht in allen Dingen den ihm zukommenden Reſpekt zu erzeigen. Es wurde Friedrich glühend heiß unter dem ſilbernen Panzer.

„O Schwägerin, o Schlange!“ murrte er grimmvoll in ſich hinein. „Da läßt ſie mich nun allein laufen, den Lakaien zum Geſpött! Soll ich nachlaufen? oder ſoll ich allein in's Fiſchhaus gehen, und warten, bis ſie wieder kommen? O was lebe ich für ein Leben? Mein Hundejunge iſt glücklicher als ich, er hat doch Freunde und Geſpielen, mir aber ekelt vor den Menſchen. Ach — wenn eins nicht wäre, ich ſchöſſe mich todt — ja — wenn Eine nicht wäre! Und auch ſie — o — hoffnungslos, hoffnungslos!“

Langſam wandelte Fürſt Friedrich dem Zuge dennoch nach, es zog ihn nach.

Lili's Wangen übergoß glühender Purpur über das, was Prinz Ernſt, ihr Jugendgeſpiele, dem ſie innig wohlwollte, leiſe zu ihr ſprach, während er laut eine gleichgültige Unterhaltung führte, und mehr als einmal flüſterte ſie, unter dem ängſtlichen Beſtreben, ſich ſeinem Arme zu entwinden, was doch gegen die Schicklichkeit verſtieß: „O mon Prince! Je vous prie, mon Prince! O ſchweigen Sie, mein Prinz!“

„Ja, in der That, eine reizvolle Landſchaft, beſonders wenn die Fläche des Sees das reine Blau des Himmels wiederſpiegelt!“ ſprach laut der neunzehnjährige, ſchöne, blühende Fürſtenſohn, und fügte gleich darauf leiſe hinzu: „Tauſendmal reizvoller aber biſt Du, o Lili, wenn im Spiegel Deines Auges der Himmel mich anblickt!“

„In alten Zeiten ſtand dort auf des Sees Inſel eine Wallfahrtkapelle mit einem wunderthätigen Bilde auf geweihtem Altar“ — „ſo ſteht auf dem unentweihten Altar meines jungen Herzens Dein Bild, angebetete Lili, heilig, herrlich und wunderthätig zugleich.“

„Dann wandelten, wie jetzt zum großen Fiſchzug, Schaaren von Andächtigen zum See und zur Inſel“ — „vor Deinem Bilde aber knie nur ich, nur ich allein! O Lili! Erlaubſt Du mir das, darf ich allein und nur ich vor Dir knieen und Dich anbeten.“

Das Fräulein litt Todesangſt unter den Aeußerungen einer ſo plötzlich ſich offenbarenden, aufflammenden, ſtürmiſch lodernden Leidenſchaft. Ihr kundiger Blick (ſie war nur ein Jahr jünger als der Prinz, dieſem daher weit überlegen an Takt und Umſicht) lehrte ſie die Gefahr ihrer Lage raſch überſchauen, ſie ſah, was ihr drohe, wenn ſie nur im mindeſten den Prinzen aufmuntere, und zum Unglück für ihn ſprach auch in ihrem Herzen keine Stimme für ſeine Liebeswerbung; zum Unglück für ihn, zum Glück für ſie.

„Du glühſt, Du ſchweigſt, Du willigſt ein, mich zu lieben! Dein Herz, Lili, wird mich beſeligen!“ fuhr der Prinz flüſternd fort, und ſagte laut, daß die gnädige Stiefmutter und die Prinzeſſin Schweſter, welche am Arme ihrer Cavaliere nur ſechs Schritte vor ihm gingen, ihn hören konnten: „Aus den Trümmern der Wallfahrtkirche hat man ein Jagdzeughaus gebaut, wie mir der Hofmeiſter, jetzt unſer gelahrter Hofkaplan, in jüngern Jahren erzählte.“

Die alte Fürſtin war zufällig ſtehen geblieben, was auch das ihr folgende Paar zum Stehen nöthigte, und blickte jetzt zugleich mit Prinzeß Lulu rückwärts; beide ſahen das Antlitz Lili's, ſahen, als ſie näher kam, ihr Zittern, ſahen auch des Prinzen Wangen höher geröthet von der Flamme, die, vom Herzen ausſtrahlend, verklärende Gluth nach außen verbreitet, und das argwöhniſche und ſtechende Auge Sophia's blitzte ſcharf nach dem jungen Paare hin — der ſeelenkundige Blick las die leicht deutbare Hieroglyphenſchrift der Gefühle. — Die Fürſtin ſuchte das Paar zu verwirren.

„Ei wie erhitzt Prinz Ernſt und Fräulein von

Altenſtein ſind! Gingen wir denn ſo ſchnell, oder war die oftgehörte Geſchichte von der alten Wallfahrtskirche ſo rührend, daß ſie ſolche Gluth auf die Wangen trieb?“ fragte Fürſtin Sophia, und legte in den Ton ihrer Stimme gleich die ganze Verſicherung, daß ſie weder das Eine noch das Andere glaube. Der Prinz, dies alsbald durchfühlend, gerieth darüber in die größte Beſtürzung, Lili aber nahm beſonnen das Wort und erwiederte: „Des gnädigen Herrn Erbprinzen Durchlaucht theilten mir Ihre Befürchtung mit, ob nicht der gnädigſte Oheim, Fürſt Friedrich, es übel deuten würden, daß der Hof ihn zurückgelaſſen, daher ſahen wir uns mit einiger Beklemmung nach ihm um, der dort unten ganz allein und langſam ſich nahet.“

„In der That, zu große Beſorgniß des Herrn Sohnes, wenn dem ſo iſt, und eine große Leichtfertigkeit des Fräulein von Altenſtein, wenn dem nicht ſo iſt!“ erwiederte die Fürſtin ſchneidend. „Doch ſpielen wir Plätzchen wechſeln! Prinz Ernſt, führen Sie Ihre Schweſter, die Prinzeß! Hofmarſchall, geben Sie dem Fräulein von Altenſtein den Arm! Gehen

Bayeriſche Staatsbibliothek München

wir!“ Dabei ſchritt Sophia raſcher wie gewöhnlich am Arm des Cavaliers voran; dies that ſie deshalb, damit Fürſt Friedrich nicht näher herankommen und ihr den Arm bieten ſollte. Ihrem kategoriſchen Befehl aber ward von den Betheiligten augenblicklich Folge geleiſtet. Der Prinz warf einen ſchmerzlichen Blick auf Lili, die ihr vom Gefühl der Beſchämung thränennaſſes Auge zu Boden ſenkte, und reichte Lulu den Arm, die ihm ſcherzend in's Ohr flüſterte: „Mama ſind ungnädig, wie faſt immer! Der Herr Bruder hat gewiß was angeſtiftet mit Lili! Warte, Schelm; ich werde es bald erfahren!“ „Ach Schweſterengel!“ flüſterte der Prinz. „Erführeſt Du was, das nicht laut werden dürfte, ſo verriētheſt Du mich doch nicht, und haſt auch Lili viel zu lieb, ſie zu kränken. Du biſt gut, wären nur alle, wie Du!“ „Schmeichler!“ ſchalt Lulu, und lächelte dabei ſo entzückend reizend, daß ihr Lächeln ſelbſt den Bruder beſeligte, wie wenig ſonſt auch Brüder ſich vom Liebreiz der Schweſtern hingeriſſen fühlen.

Alle dieſe jungen Herzen, in denen der tönende Memnonſtrahl der Liebe bisher noch nicht erklungen war, naheten, ohne daß ſie es wußten und ahneten, dem dunkeln Labyrinth dieſer Zauberei; ſie betraten am Geſtade der kleinen Inſel gleichſam ein gefeiertes Land, das ſie nicht verlaſſen ſollten, ohne Pfeilwunden vom Bogen des himmliſchen Eros davon zu tragen.

Unter einer Gruppe uralter Eichen auf der Inſel ſtanden zwei Fremde von ſchlichtem zwar, aber doch vornehmen Aeußern, und ſahen, wie der Hof herangeſchritten kam, dem Herr Nehmrich, mehr erhitzt als je, unter immerwährenden Bücklingen, entgegenſchritt, dann zur Seite trat, und pagodengleich ſich verneigend und dabei vor Wuth zitternd, den Zug an ſich vorbei ließ. Seine tiefe Devotion ward kaum beachtet, und höchſtens, wenn ja ein Individuum des Zuges dieſelbe beachtete, ſo geſchah es nur, ſie zu belächeln.

Der allezeit dienſtfertige Commerzienrath und Steuereinnehmer Herr Nehmrich war pflichteifrig und ſpornſtreichs dem Zuge des Hofes auf die Inſel, bei deſſen Aufbruch, vorausgerennt, um den Weg von gaffendem oder gar bettelndem Volke zu ſäubern. Wirklich gelang es ihm, einige harmlos ſpielende Kinder zu verſcheuchen und mit rauhem Anfahren die Erſchrockenen beinahe vom Damm herab in den Schlamm des abgelaſſenen Teiches zu jagen; ſonſt bot ſich Niemand ſeinem Eifer dar, bis er auf der Inſel anlangte, wo er der Frau des Zeugwärtels, die ihm gerade entgegenkam, überlaut zuſchrie: „Die höchſten Herrſchaften! Die höchſten Herrſchaften kommen, Frau! Potz Ellritzen und Roteyen, Frau! Räumt Eure Eimer und Waſchtröge aus dem Wege! Schafft Eure Gründeln und Stichlinge, Eure kleinen Kinder meine ich, in das Haus, bindet eine Sonntagsſchürze vor, alte Karauſche, und ruft Eurem Manne, dem alten Wetterfiſch und Schlammbeitzker, daß er ſich in Poſitur ſtelle mit dem Zeughausſchlüſſel! hurtig, hurtig!“

Die Frau ſtürzte ſich erſchrocken auf ihr Geräth und ſchleppte es in das Wohnhaus, Herr Nehmrich aber ließ ſeine ſpähenden Blicke weiter ſchweifen und entdeckte jetzt mit Beſtürzung zwei ihm ganz fremde Menſchen, harmlos auf dem grünen Raſen unter den alten Eichen gelagert, wo gewöhnlich die höchſten Herrſchaften ſich mit einem Geſellſchaftsſpiel bis zur Zeit der Rückkehr zu beluſtigen pflegten. Raſch und doch in etwas verlegen, aber feſt entſchloſſen, die Fremden um jeden Preis, ſelbſt um den der Grobheit, von dem anmuthigen Plätzchen hinwegzubringen, ſchritt er auf ſie zu und ſprach nach kurzem Gruß: „Die Herren werden verzeihen, aber es nahen die höchſten Herrſchaften.“

„Iſt nichts zu verzeihen! Wird uns äußerſt erfreulich ſein, geehrter Herr!“ erwiederte der Eine der Fremden, ein Jüngling von offnen Zügen, ohne Miene zu machen, aufzuſtehen.

„Ja — aber höchſte Herrſchaften nahen hierher, gerade hierher, wo die Herren ſich herzulegen Belieben getragen haben.“

„Es verſteht ſich, daß wir ſtehend unſre Ehrfurcht bezeigen!“ erwiederte der zweite, ein ſchlanker, junger Mann von ſehr einnehmendem Aeußern, und ſprang auf; ſein Gefährte erhob ſich ebenfalls. „Aber mein Gott!“ rief Herr Rehmrich geängſtigt: „Bedenken doch die Herren, daß der Hof hierher kommt, der Hof, und daß die Herren nicht an den Hof gehören, folglich ganz bequem und ungeſehen hinter den Bäumen und dem Zeughaus ſich abdrücken können, ohne ſich durch Beſchwerlichkeit Ihrer Gegenwart augenfällig und läſtig zu machen!“

„Der Herr ſcheint mir ein ungezogener, naſeweiſer und vorlauter Narr zu ſein!“ fuhr plötzlich zornroth und heftig werdend der Jüngere der Fremden auf. „Allen Reſpekt vor Seinem Hofe, aber einen ſolchen miſerablen geckenhaften Knecht, wie Er einer iſt, ſollte man beſſer Mores gegen honette Leute gelehrt haben!“

„Ja, guter abgeſchmackter Mann, drücke Er ſich ſelbſt von dannen, oder wir werden Seiner Herrſchaft ſagen, welch einen groben Lakaien Höchſtſelbige in ſeiner albernen Perſon beſitzt!“

Solches war dem armen Herrn Nehmrich noch nie geboten worden. Der Schlag rührte ihn faſt vor Schreck und Aerger; er machte eilend kehrt, und ging erboſt ſchnaubend dem Hofe entgegen.

Die beiden Fremden traten ſittſam bei Seite, und verneigten ſich ſo höfiſch anſtändig, ſo etikettemäßig graciös, daß Fürſtin Sophia davon überraſcht.

ihre Complimente zwar kurz, doch nicht ohne Freundlichkeit erwiederte, Prinzeß Lulu und Fräulein Lili aber mit augenfälligem Antheil hinüberblickten nach den ſchönen friſchen Jünglingen, die mit ſittigem Stolze dort ſtanden, wie ein Dioskurenpaar. Eros zielte, Schönheit und Jugend übten ihren Zauber.

„Unſre Situation wird eigenthümlich,“ flüſterte der Jüngere dem Begleiter zu. „Hier ſtehen wir nun! Jetzt fortzugehen, wäre unſchicklich, uns ſelbſt vorſtellen, ziemt ſich nicht, und Wer ſollte uns vorſtellen? Erſinnen Sie Rath, Eichwald! Dort jene Dame im himmelblauen Kleide iſt jedenfalls Prinzeſſin Luiſe, o welch ein reizendes, himmliſches Geſchöpf! Ein Ideal von Schönheit! Gut gewählt die Kleidfarbe!“

„Dann iſt das Fräulein im grünen Kleide, das ſo ſchalkhaft zu uns herüberblickte, ohne Zweifel die geprieſene Lili von Altenſtein, ſie ſcheint mir geſchaffen, Hoffnungen und Wünſche zu entflammen, Herzen zu feſſeln, und Anbeter zu ihren Füßen zu ſehen. Laſſen Sie uns den Moment erwarten, wo mir vergönnt ſein wird, ſchickliche Annäherung zu verſuchen.“

Der Hof verſtreute ſich über den anmuthigen grünen Platz. Die hohen Herrſchaften nahmen keine Notiz von den beiden Fremden, nur einige pedantiſche Kammerherren warfen ſchele und mißbilligende Blicke auf ſie, und die Hof- und Jagdjunker lächelten im Bewußtſein ihrer Würde und ihres Putzes ſelbſtzufrieden vor ſich hin, während ſie hochmüthig an den Fremden vorüberſchritten. Ein nachgetragener Feldſtuhl wurde für Fürſtin Sophia hingeſtellt, und den Füßen der Herrin breitete Elert einen türkiſchen Teppich unter.

„Ich wette darauf, meine Theure, daß der Erbprinz Ernſt im Ernſt die Cour macht an die Altenſtein, und daß die Unerfahrene ſich's gern gefallen läßt!“ redete die Fürſtin leiſe zur Oberhofmeiſterin. „Das wäre wieder eine ſchöne Comödie; ich ſollte meinen, unſer Haus habe genug am Scandal, den der Herr Schwager Albert der Welt gegeben. Ich werde den Prinzen in die Schule nehmen, ſondiren Sie, Beſte, bei der Altenſtein.“

Was die Oberhofmeiſterin, ſchlau lächelnd und ganz leiſe flüſternd, zur Antwort gab, war nicht zu vernehmen. Das ihr übertragene Amt des Ausſpäbens übernahm ſo eben Lulu, die Lili ein wenig bei Seite zog, und zu ihr ſprach: „Was hatteſt Du mit meinem Bruder?“

„O Gott, gnädigſte Prinzeß, fragen Sie mich nicht!“ erwiederte erglühend Lili. „Ich bin arg beſchämt worden, und habe ſchuldlos leiden müſſen. Der Prinz —“ „iſt von Deiner Schönheit entflammt, meine liebliche Lili, iſt ihm das zu verargen?“ unterbrach die Prinzeſſin die tief erröthende Freundin. „Sind wir nicht alle in den Jahren, wo das Herz ſich öffnet, einer Roſe gleich? Einmal muß die Knospe Blüthe werden.“

„O, Ihro Durchlaucht!“ erwiederte Lili: „Im Ernſt können Sie eine ſolche Verirrung der Gefühle doch nicht gut heißen, die mich unglücklich machen würde, möchte ich ſie theilen oder nicht. „Nicht ſo ernſt, wegen Ernſt, gutes Kind!“ ſprach lächelnd die Prinzeſſin. „In Sophienluſt wollen wir mehr darüber plaudern. Jetzt möchte ich wiſſen, wer jene Fremden ſind? Nie ſah ich einen ſtattlicheren, herrlicheren Mann, wie Jenen, der der Aeltere ſcheint; der Andere iſt auch hübſch, doch kommt er neben ſeinem Begleiter unbedeutend vor.“

„Unbedeutend möchte ich keinen von beiden nennen, gnädige Prinzeß!“ verſetze Lili. „Beider Weſen ſcheint eine Sicherheit auszudrücken, als fänden ſie ſich hier an ihrem Platz. Der Aeltere naht ſich dem Oberhofmarſchall, er ſpricht ihn an. Sehen Ihro Durchlaucht, der Oberhofmarſchall macht eine tiefe Verbeugung, er eilt zur Fürſtin Mutter, gewiß, er will die Fremden vorſtellen: Fürſtin Sophia nickt gewährend.“

„Komm, komm, laß uns näher gehen!“ drängte Lulu, „damit wir vernehmen, wer die Herren ſind.“

Dieſe nahten jetzt ceremoniös dem Feldſtuhl, auf dem die Fürſtin ſaß, von dem Oberhofmarſchall und dem Oberhofmeiſter geleitet.

Seine Erlaucht, der Graf von Tenneberg, ſtellte der Oberhofmarſchall den jüngeren der Fremden zuerſt vor, der mit einer Schüchternheit, wie ſie gebildeter Jugend wohlanſtändig iſt, ſich verneigte, und entſchuldigende Worte ſprach, daß er, auf einer Luſtreiſe mit ſeinem Begleiter, dem Grafen von Eichwald, begriffen, der höchſten Herrſchaft hier vielleicht ſtörend in den Weg getreten, doch ſich zugleich glücklich pries, ſo unerwartet die Bekanntſchaft einer berühmten und weit geprieſenen Regentin zu machen.

Fürſtin Sophia ließ ſich erwiedernd höchſt gnädig vernehmen, ließ ſich auch den beſcheiden zurückgetretenen Grafen Eichwald vorſtellen, und es war nun unerläßlich, daß die Fremden auch der Prinzeſſin und dem Prinzen vorgeſtellt wurden. Ehe jedoch dieſe Ceremonie mit aller Förmlichkeit erfolgte, trat Fürſt Friedrich unterbrechend in den Kreis des Hofes, ließ ſich durch einen Lakaien einen Stuhl aus dem Hauſe des Zeugwartes holen, und ſetzte ſich ohne Umſtände neben die Schwägerin, ſo daß beide Fremde, nicht aufmerkſam genug, ſich zwar vor den Damen tief verneigten, aber in Hinſicht auf deren Perſonen im bereits vorgefaßten Zweifel blieben. Es entſtand nun eine jener peinlichen Pauſen, in denen nach dem unerwarteten Dazwiſchentritt Fremder in eine große geſchloſſene Geſellſchaft dieſe nach der Präſentation nicht gleich weiß, was zunächſt vorzunehmen ſei. Das für den Moment Drückende dieſer Situation fühlte der gewandte Oberhofmarſchall, und nahm das Wort: „Wäre es wohl den hohen Herrſchaften gefällig, wenn wir ein Spiel arrangirten?“ Die Fürſtin verneigte ſich gewährend, und „ach ja! Ein Spiel! Ein Geſellſchaftsſpiel!“ rief es beifällig im Kreiſe der jüngern Genoſſen dieſes hohen Kreiſes.

„Aber was ſpielen wir?“ tönte von Prinz Ernſt's Lippen die Frage.

„Pfänderſpiel!“ ſchlug ſein junger Bruder, Prinz Karl, vor. „Zweifelfragen!“ gab Marie von Perlen an. „Räthſelerzählungen!“ rief Fürſt Friedrich, aber Fürſtin Sophia ſchlug alle dieſe Vorſchläge nieder, indem ſie ſprach: „Die proponirten Spiele gehören ſämmtlich in Zimmer, und hier im Freien, wo wir ohnehin wegen frühe ſich einſtellender Abendkühle nicht allzulange verweilen dürfen, würde jedes Spiel zu lange anhalten. Daher proponire ich, daß einige aus unſerer Geſellſchaft uns in wohlgeſetzten Reimen, doch kurz, das Lob des Herbſtes und die Freuden des Spazierengehens aus dem Stegreiſe vortragen. Solche Uebung der Poeterei erachten wir gleich nützlich und ergötzlich, da ſie die Sitten verfeinert und den Verſtand ſchärft.“

Dieſer Vorſchlag der erlauchten Herrin fand die ſchweigende Acclamation der Verehrung, obwohl manches Herz zu klopfen begann, ſich mit Verſen vernehmen zu laſſen; doch bildete ſich ſchnell ein ſchöner Kreis, in welchem Prinz Ernſt, wie durch Zufall, wieder an Lili's Seite zu ſtehen kam, während der Graf Tenneberg ſich zu ihrem zweiten Nachbar machte, immer noch in der Meinung, Lili ſei die Prinzeſſin. Dagegen hatte ſich Graf Eichwald neben dieſe in dem Wahn geſtellt, ſie ſei das Fräulein von Altenſtein. Lulu ſtand ſo, daß ihr rechter Nachbar Fürſt Friedrich war, welcher ſo eben laut ſich vernehmen ließ: „Meine Durchlauchte Frau Schwägerin ſpricht wie ein Buch!“

„Ei! Eine Eloge von des Herrn Schwagers Liebden!“ rief die Fürſtin, halb und halb geſchmeichelt, doch mit dem ihr eignen verletzenden Ton. „Das muß in dem Almanach aufnotirt werden. Ich danke für das Compliment!“

„Incommodire ſich die Frau Schwägerin Liebden nicht!" erwiederte der Fürſt äußerſt trocken. „Die Meinung war, wie ein altes Buch, etwa von Anno ſechszehnhundert und achtundzwanzig, daher wir die Eloge in den hundertjährigen Kalender eintragen wollen."

„Nota bene, wenn wir ſchreiben können!" warf Sophia giftig und gereizt hin, und brach mit einemmale den peinlichen Dialog, Spiel und alles ab, indem ſie raſch ſich erhob, den Kammerherren zum Aufbruch winkte, und ſo den der ganzen Geſellſchaft veranlaßte, deren weiblicher Theil ſeine ungemeine Verlegenheit bei dieſer Scene hinter den Fächern verbarg, während der männliche, die Herren vom Hofe, ſolcher nichts weniger als fürſtlichen Reden und Gegenreden ſchon gewohnt, jene langen und merkwürdigen Geſichter zog, welche entſtehen, wenn man gern lachend herausplatzen möchte, und Anſtand und Etikette ſolches Lachen verbieten und als unziemlich verwerfen.

Pipi griff nach der Schleppe des Kleides ſeiner Herrin und nach Päpperles Halsbandſchnur, Mäusle und Schnäuzle machten die gewohnte Wanderung von den Armen ihrer Gönnerin in die ſchützenden Arme Euphraſia's, der Zug ordnete ſich zur Rückkehr, und Herr Nehmrich, der bisher faſt ganz unbemerkt geſtanden, obſchon er ſich dem Kreiſe des Hofes faſt näher gedrängt hatte, als ſich ziemte, eilte jetzt über den Damm nach dem Fiſchhauſe zu, um den Köchen die Rückkunft der Herrſchaft kund zu thun. Wenn ihn auch Niemand anſah, er wußte doch, ſich ein Anſehen zu geben.

Weder Lulu noch Lili, weder Ernſt noch Karl, weder Graf von Tenneberg, noch ſein Begleiter ſahen es gern, daß das Spiel abbrach, noch ehe es begonnen. Es hatte Annäherung verheißen und mindeſtens hätte man ſein Gedankenlicht in den Strahlen wohlgeformter Alexandriner leuchten laſſen können. Doch ſiehe, ein Strahl der Gnade und Verheißung leuchtete plötzlich auf, denn indem ſie ſtolz vorüberrauſchte, ſprach die Durchlauchtigſte zu den Fremden franzöſiſch: „Wollen die Herren Grafen uns in unſerm Wittwenſitz Sophienluſt mit Ihrem Beſuch erfreuen, ſo ſoll es uns angenehm ſein. Dort ſtört mindeſtens kein Impertinenter die Harmonie edler Geſelligkeit, und wird Urſache, in ſeinem Namen ſich vor Fremden ſchämen zu müſſen.“ —

Der Hof ging, ſpeiste in Verſtimmung auf dem Fiſchhaus, und verließ dieſes ſodann, theils nach Sophienluſt, theils nach der Reſidenz zurückzukehren.

Eine Jagd und ihre Folgen.

Der Graf von Tenneberg war kein Graf von Tenneberg; er war der Erbe eines benachbarten Fürſtenthums, das reicher und ausgedehnter war, als jenes, über welches Sophia herrſchte. Der Ruf vom Geiſt, wie von der Schönheit der Prinzeſſin Luiſe hatte ihn vermocht, dieſer unerkannt zu nahen, ſie ſehen, hören, wo möglich auch ſprechen zu wollen, und, wenn ſie Gnade vor ſeinen Augen und Herzen finde, um ihr Herz und ihre Hand geziementlich werben zu laſſen. Erbprinz Auguſt war ein wohlerzogener und wohlgebildeter Jüngling, rein, unverdorben, blühend und geiſtvoll. Der Erbprinz hatte mit ſeinem Begleiter die Erlaubniß der Fürſtin Mutter benützt, Beide waren auf Sophienluſt eingeſprochen, und bald hatte der Scharfblick Sophia's im Bunde mit dem des Oberhofmarſchalls das Incognito erſpäht, durchſchaut, und den Fremdlingen mit liebenswürdiger Freundlichkeit die Masken gelüftet.

Nun war aber noch ein anderer hoher Fürſt im ſtrengſten Incognito, welches kaum beſſer bewahrt wurde, in Sophienluſt eingetroffen, der allmächtige Eros. Er ſetzte die Herzen in Gluth und Flammen, und fachte dieſe mit dem Sturmodem der Leidenſchaft zu hell loderndem Brande.

Die Waldungen um Sophienluſt verloren ihren Schmuck, der Spätherbſt überſchauerte ſie mit ſeinen erkältenden Nebeln und Nachtfröſten, und hoch auf häufte ſich in Wegfurchen und Gräben das gelbe Laub. Gar wenige vereinzelte Blumen nahm des Wandrers Auge noch wahr, Spätlinge an faſt verblühten Stengeln, nur Aſter und Kreuzkraut erhoben noch da und dort einen beſamten Blumenbüſchel, und der feuchten Moosdecke des Bodens enttrieben häßliche Pilze, von Gährung aufgeſchwellt, und ſchon faul im Entſtehen, die in der Geburt todesreife

Spätlingsfrucht des Zeugungstriebes der mütterlichen Erde. Dieſe trübe Zeit des Jahres erfreut den rüſtigen Waidmann, erfreute ihn vor hundert Jahren noch mehr als ſeine in der Gegenwart lebenden Standesgenoſſen. Große und prächtige Jagden wurden in Waldungen gehalten, in welchen es heute außer dem Geſchlecht des armen Lampe, des liſtigen Reinecke, kaum noch etwas zu jagen gibt.

Am Tage St. Huberti war im Walde bei Sophienluſt großes Prunkjagen. Der Forſt war nach allen Richtungen hin mit neuangelegten Pürſch-Pfaden durchkreuzt, ſo breit und ſo eben, daß ſie ohne Anſtoß beritten werden konnten, und auf der Hochebene des Berggipfels hob ſich ein ſchnell gezimmerter Jagdpavillon, ganz mit grünem duftendem Tannenreißig bekleidet, dem noch eine Anzahl kleiner vergrünter Jagdſchirme als abgeſonderte Flügel dienten. Den Pavillon ſchmückten Hirſchköpfe, Säulen, Laubguirlanden, und auf dem Frontiſpiz leuchtete goldhell das Hubertuskreuz. Die Hochebene war nur mit einzelnen ſchöngeformten Kiefern beſtanden, da und dort erhob auch eine nicht mit abgetriebene alte Buche einſam ihren ſchlanken und noch belaubten Stamm, dazwiſchen wuchs aus hohem Waldgras junge Anſaat kräftig zu Laub- und Bauholz auf. Da, wo der Pavillon ſtand, dehnte ſich ein Teppich von kurzem Raſen, mit zahlreichen Elfenkringeln gezeichnet, beträchtlich an einſamer verrufener, und ſonſt ſelten betretener Stelle aus. Dieſer war ringsum mit Federſchnüren doppelt verlappt. Gen Nordoſten begann der Forſt, der ſich als Stangenholz mälich an der Bergwand hinabſenkte, an welcher in ziemlicher Tiefe der Pfad nach Sophienluſt hinlief, deſſen im Eingang dieſer Erzählung gedacht wurde; auf der entgegengeſetzten Seite breitete ſich in vielen an einander grenzenden Dickungen die Waldung zu beträchtlicher Weite. Jenſeits dieſer wildreichen Dickungen war ein Theil der fürſtlichen Jägerei in Galla-Uniformen zu Fuß und zu Roß verſammelt, und hatte ſich zum kunſtgerechten Treiben bereits geordnet. Die Gemeinden von zwölf Dörfern der Nachbarſchaft waren als Jagdleute zur Frohn aufgeboten, und harrten dem Beginn des bereits angelegten Treibjagens entgegen.

Ein alter, in Dianens Dienſt ergrauter Forſtmeiſter hielt zu Roß in der Mitte, und gab auf dem halben Mond das Signal zum Beginn des Treibens; ſogleich antworteten zu beiden Seiten in verſchiedenen Diſtanzen vier Waldhörner, und von den Endpunkten beider Flügel ließen die Flügelmeiſter ihre krummen Jagdhörner ertönen, daß es gar laut und anmuthig durch die Wälder klang und ſchallte. Auch die Flügelmeiſter waren beritten; vor den zwanzig — je dreißig Perſonen beiderlei Geſchlechts ſtarken Colonnen der Treiber aber ſchritt jedesmal ein gelernter Jäger zu Fuß einher, dieſe leiteten Gang und Bewegung der zahlreichen Mannſchaft, hatten ſorgſam Acht, daß das Treiben nicht abriß, und ſo ging in größter Ordnung und regelrecht die Jagd an. Hornſignale, halblaute Zurufe, bisweilen ein Fluch, wenn die allzuſtarke Dickung den gleichmäßigen Vorwärtsſchritt hemmte, bisweilen ein Gelächter, wenn ein Treiber auf die Naſe fiel, was nicht ſelten vorkam, das Knacken der dürren getretenen Aeſte, das Rauſchen der Büſche, der auf dem Waldboden dumpf und hohl dröhnende Schritt ſo vieler Gebenden, dies alles machte Geräuſch genug, und doch nicht mehr, als gerade nothwendig, um alles Wild, was ſich im Waldesdickicht geborgen glaubte, aufzumuthen und zu ſchnellſter Flucht nach entgegengeſetzter Richtung hinzutreiben. Das ſcheue Reh, die ſchlanke Hindin, der ſtolze Edelhirſch, der muntere Spießer, alle, ſo viel ihrer waren, enteilten, ſtanden, blickten und äugten ſchüchtern und ängſtlich umher, und zogen dann bald langſamer, bald mit raſchen Sätzen der Gegend zu, wo der toddrohende Kordon der Schützen ſtand, in den Pavillon und die Schirme vertheilt. Manches Häslein ſprang mit im Zuge, und duckte bisweilen mit auf den Nacken gedrückten Löffeln und lautem Herzklopfen unter ſchirmenden Büſchen, bis immer näher der Lärm herantoſete. Doch kam es auch vor, daß an ſchwierigen Stellen die Treiber nicht gleiche Linien hielten, daß ſie auf kurze Zeit abriſſen, ſich klumpten, oder durcheinander liefen, ſo daß ein und das andre Stück Wild den glücklichen Moment erſah und rückgängig wurde, das heißt, auf die Treiblinie anprallte, durchbrach und für dieſesmal der Schußlinie entging. Darauf hörte man lautere Zurufe, das Geſchrei: Tajo! Tajo! hörte auch wohl das Schallen einiger, läſſigen und unaufmerkſamen Treibern von den Jägern aufgezählten Prügel, die damals noch kein humanes Waidgeſetz verpönte, und die wetternde Stimme des alten Forſtmeiſters, der Firmament und Elemente, Meteore und Weltplagen, civiliſirte und wilde Völkerſchaften, nebſt Hölle und Teufel in ganzen Schocken und Schwadronen gruppirt, in ſeine waidmänniſchen Kernflüche miſchte.

In brüchigen Moorſtellen der tiefſten und dunkelſten Waldesdickichte, denen das Treiben nahte, machten ſich fauchend und unmuthig grunzend aus ihren Feſſeln auch ſchwerfällige Bachen mit ganzen Rudeln junger Friſchlinge auf, die dem Trollgang der Mütter folgten, geſchreckt vom Schall der Jagdfanfaren, deren kurzes, abgeſtoßenes und gellendes Rufen die Gehörorgane dieſer Naturkinder auf das empfindlichſte beleidigten, und ihre zarten Nerven durch und durch erſchütterten.

Den Keilern, wie den Saumüttern behagte auf die Länge der beſchleunigte Treibgang nicht im Mindeſten; ſie begannen bereits böſe zu werden, und die Entſchloſſenſten machten ſchon Miene, indem ſie ihre blanken und ſcharfen Gewaffen wetzten, die Treiber anzunehmen, als die Jagd ſich der entblöſten Bergebene und dem Schützenflügel näherte.

Im Pavillon war ein Theil des Hofes verſammelt, theils, wie Fürſtin Sophia und Fürſt Friedrich, ſelbſt Antheil am Schießen zu nehmen, theils um Zuſchauer zu ſein. Es fehlten von dem Perſonal, das ſich im Gefolge der Herrſchaft beim Fiſchzug eingefunden, nur Wenige; der Leibarzt und der Seelenarzt waren abweſend, und Schnäuzle und Mäusle wurden der Novemberluft nicht ausgeſetzt, da dieſe Katarrh für die Lieblinge befürchten ließ. So fehlte auch deren Trägerin, Euphraſia, aber der muntre Päpperle mit ſeinem Führer und Reiter, dem Zwerge Pipi war mit heraufgekommen. Eben ſo wenig fehlte Herr Nehmrich, den der Zug des Herzens ſtets in die Nähe der hohen Herrſchaften drängte, obwohl er bei der Jagd keine Funktionen hatte, und von der ganzen Jägerei als ein überall am unrechten Ort umher ſchnuppernder Näſeler verlacht wurde.

Der Oberhofjägermeiſter, heute zumal ein Mann, der von ſeines Amtes Wichtigkeit im höchſten Grade durchdrungen war, wich nicht von der Seite ſeiner hohen Gebieterin, zwei adelige Jagdpagen warteten auf ihre und ſeine Winke. Sophia hatte noch Feuer genug in ihrem Blut, Freude am eigenhändigen Blutvergießen des Wildes zu finden, und fand ſelbſt an einer Sauhetze noch Wohlgefallen, weshalb auch einige Koppeln Hetzhunde nicht fehlten.

Die Prinzen Ernſt und Karl ſtanden in Geſellſchaft des Oberhofmeiſters und einiger Jagdpagen in einem Schirm. Karl freute ſich, als allmälig der Jagdlärm vernehmbar näher und näher ſchallte, wie ſich eben ein Knabe freut, dem man vergönnt, ein Schießgewehr abzubrennen. Ernſt war mit ſeinen träumeriſchen Gedanken, die gar nicht zum Gellen des Hifthorns, zur Fanfare des Flügelhorns paßten, im lauſchigen Kabinet auf Sophienluſt, darin er jüngſt zu den Füßen Lili's ſeufzend und ſchmachtend, und doch ſtürmiſch und leidenſchaftlich um Liebe gebettelt, und Lili hatte ſich weinend zu ihm niedergebeugt, und ihn emporgezogen und geſagt:

„Mein Prinz, ſtehen Sie auf, um Gottes Willen! Sie machen mein Unglück. Ich werde Ihre Neigung nie erwiedern, mein Prinz! O wir ſind beide zu beklagen! Ich aber am meiſten! Wir lieben beide, wo wir nicht lieben ſollen, nicht lieben dürfen! beide hoffnungslos. Das trägt ein Mann leichter, wie ein Weib. Sein Herz kämpft und ſiegt, ihr Herz duldet und bricht.“

Darauf war Prinz Ernſt aufgeſtanden und hatte erwiedert: „Bei der Seligkeit meiner Seele, geliebte Lili, die ich hoffen darf, da ich mir keiner Schuld bewußt bin, außer allgemeiner menſchlicher Sündhaftigkeit und Schwäche — bei der Seligkeit meiner Seele, Lili, Du wirſt dieſes Herz beglücken, oder es brechen ſehen, ehe ein Jahr vergeht!“

„O ſuchen Sie ſich eine Andere, Beſſere, Prinz!“ bat Lili zitternd, denn der Prinz hielt noch immer ihre Hände beide in ſeinen Händen, die dieſem begegnet, als ſie ihn aufhob — und ſie wußte vor Schaam und Verwirrung nicht mehr, was ſie ſprach. „Du kennſt entweder mich ſchlecht, oder die Liebe ſchlecht, ſüßes Herz!“ hatte nun wieder er geſagt.

Ach, ſie kannte freilich die Liebe ſchlecht, erſt ſeit Kurzem; ſie war noch Neulingin, aber voll der tiefſten Empfindung, der heißeſten Gluth, es kam die ganze Allgewalt der leidenſchaftlichen Liebe in ihr zu einer durch angeborne Hoheit der Geſinnung veredelten, ja vergeiſtigten Erſcheinung, deren ſie ſich nur noch nicht vollgültig bewußt war. Sie glühte für den fremden Prinzen, der ihr zuerſt gehuldigt, der ſie für die Prinzeſſin gehalten, um die zu werben er gekommen war, der, von ihr gefeſſelt, von ihr angezogen, ſeine Beſuche an dem nachbarlichen Hofe fortſetzte, die man günſtig für Lulu's Zukunft deutete. Auch er, Prinz Auguſt, hatte ſie empfinden laſſen, daß ſein empfängliches Herz von ihrem unſäglichen Liebreiz entflammt ſei, es war ein kurzer, aber ein götterſeliger Moment geweſen, dieſes Begegnen, Anblicken, ſtumme Verſtehen, lautloſe Ineinanderſtrömen wahlverwandter Seelen. O es gibt ſolche Momente, nur ein unbeglückter Thor wird ſie läugnen, und nur das Menſch-Amphibium, das zwiſchen Land und Fluth kalt im Schlamme lebt, erlebt ſie nicht, kennt ſie nicht, und glaubt deshalb ein

Recht zu haben, ſie zu verdammen. Was dem jungen Manne, nach dem ihr ganzes liebendes Sein ſtürmiſch hinflammte, im Vergleich zu ſeinem Begleiter, dem Grafen, an Geiſt abging, das fühlte Lili nicht, weil ihr eigner Reichthum an dieſem jenen Mangel vielfach decken konnte. Das Telescop ihrer Liebe, auf ſeinen Werth gerichtet, zerſtreute alle Nebelflecken und ließ dieſe ſich in glänzende Sonnen auflöſen.

Der Angebetete war jung, friſch, mild und gütig, ſtattlich von Geſtalt, edeln und unbefleckten Herzens, mehr wollte ſie nicht von dem Manne ihrer Liebe. Und er war da, Prinz Auguſt, er ſtand mit ſeinem Freund und ſteten Begleiter, dem Grafen Eichwald, im nächſten Schirm am Pavillon, ſein Auge flog herüber nach dem Kiosk über den Schützenſtänden, wo Lulu und Lili ſich befanden, beide tiefinnerlich von Gefühlen bewegt, die ſo wenig zu dem Lärm und der Mordluſt der Jagd paßten, wie ein nebelſchwerer Herbſtmorgen zum glorreichen Aufgang der Frühlingsſonne. Die Frühlingsſonne Liebe war aufgegangen in dem Herzen der fürſtlichen und adeligen Jungfrau, noch brannte ihr reines Flammengold ungetrübt, und ſtrahlte auf beider Angeſichter ſideriſchen Abglanz zurück.

Lulu, das ſonſt heitre, lebensfrohe Fürſtenkind erſchien wie umgewandelt, ſo mild, ſo hingebend, weich, zärtlich; ſie umfing Lili, und flüſterte, damit es die Frau Oberhofmeiſterin und die Oberhofmarſchallin und die Oberhofjägermeiſterin und auch Maria von Perlen nicht höre, welche Damen ſämmtlich nicht ſchoſſen, und deshalb auch nicht in den Schirmen und Schießſtänden vertheilt waren, ſondern mit oben im Kiosk weilten — Lili in das Ohr: „O Liebe! Wären doch ich und Du jetzt zu Sophienluſt, und allein, o allein! Dieſe Jagd iſt mir ein Gräuel, mich dauert das Wild, mich dauern die armen Menſchen, die nicht viel weniger als dieſes, gehetzt werden; ich zittere, denke ich, wenn das abſcheuliche Geknall losgeht. Ich ahne ein Unglück! Es ſind Schützen da drunten, an deren Gewehrhandhabung ich nur mit Grauſen denke.“

Lili flüſterte liebfreundliche und tröſtende Worte der ihr ſo gütig und vertrauungsvoll geſinnten

Herrin zu. — Prinzeß Lulu dachte aber noch an viel Anderes, das ſie Lili, zu der ſie ſich jetzt mit aller Macht mittheilungsſehnſüchtiger Freundſchaft hingezogen fühlte, dieſesmal zu ſagen Bedenken trug. Sie dachte an den ſchönſten Mann in dieſem nahen Gedankenreich, an den Grafen Eichwald, an ihn, der Anfangs ihr ſich ſo freundlich genähert hatte, und nun ſo ſchüchtern, ſo ehrfurchtsvoll ſich fern hielt. Er hatte ſie für erreichbar gehalten, für Lili, und den ſchnell Enttäuſchten trübt nun Kummer um verfehltes Herzensſehnen der jugendfriſchen Lebenstage.

Sein Prinz redete ſo eben zu ihm in franzöſiſcher Sprache, damit die Büchſenſpanner, die beide bedienten, nicht verſtänden, was er ſagte: „Lieber Eichwald! Ich werde heute ſchlecht ſchießen, geben Sie Acht! Sehen Sie nicht, wie die Damen zu uns herunterblicken? Mir zittert die Hand. Eichwald, Sie ſtehen ſo ſtumm, ſo ernſt, ſo ſinnend. Was denken Sie? Ich beſchwöre Sie, ſein Sie offen gegen mich, Ihren wärmſten Freund, zwar jung noch an Jahren, aber ich hoffe, fähig, Liebe und Freundſchaft und unbegrenztes Vertrauen zu verdienen!“

„O mein gütiger Prinz,“ erwiederte mit einem unterdrückten Seufzer der Graf: „Als wir jüngſt dieſem Hofe zuerſt uns nahten, und unſcheinbar auf jener grünen Inſel ſeitwärts ſtanden, und nicht wußten, wie wir uns ſchicklich vorführen ſollten, da geruhten Euer Durchlaucht zu ſagen: Unſre Situation wird eigenthümlich! — Jetzt — dünkt mich, wird ſie noch viel eigenthümlicher. Ein grauſames Spiel des Zufalls täuſchte gleich Anfangs Sie und mich, und höhnend ſchlug Cypris Sohn uns beiden Wunden, welche wir ſorglich verbergen müſſen! Werfen Sie einen Blick in die Zukunft, mein Prinz! Ich ſehe einen Abgrund voll Schreckniß, voll Trug und Trugesſtrafen. Ihre Annäherung berechtigt dieſen Hof zur Erwartung einer Erklärung, die Sie ohne größte Indelicateſſe nicht länger mehr verſchieben, noch weniger ganz unterlaſſen dürfen, und möchten Sie ſich denn durch deren Unterlaſſung den ferneren Zutritt hierher abſchneiden?“

„O nein, Eichwald, nein, um keinen Preis! Hierder zieht mich mein Herz, meine Seele iſt nicht in mir, wenn ich nicht hier bin!“ rief leidenſchaftlich Prinz Auguſt.

„So muß denn ein edles hohes Herz getäuſcht, bitter getäuſcht, belogen und betrogen werden!“ ſprach Eichwald mit dem Ausdruck tiefſten Seelenſchmerzes, der den innigſten Antheil an Lulu's holder Perſönlichkeit unverkennbar zeigte, und der Prinz ſagte überraſcht und betroffen, doch nicht zürnend: „Eichwald, Sie bedienen ſich entſetzlicher Worte. Ich kann die Wahrheit hören, will ſie ſtets hören, wenn ich regierender Herr ſein werde, doch werde ich ſie lieber in einem anſtändigen Gewande erblicken, als nackt, wie die Poeten ſie malen.“

„Ich beſcheide mich, mein Prinz, zuzugeſtehen, daß die Nacktheit der Wahrheit Niemand lüſtern nach ihr macht,“ ſprach Eichwald mit Ruhe, und ſetzte, ſcheinbar leichtſinnig, aber mit tief empfundener Wehmuth hinzu: „Was iſt's denn auch weiter? Täuſchung iſt Lebensloos der Frauen — wenn wir wollen, aller Menſchen. Wer findet ſie nicht auf ſeinem Pilgerweg als verlockende Blume, als bethörende giftige Belladonnabeere?“

„Eichwald, Sie lieben die Prinzeſſin, um deren Hand ich werben will, werben muß, wie Sie ſagen!“ ſprach der Prinz mit Beſtimmtheit, und Eichwald erblaßte. „Ja bei Gott, Sie haben Recht, und ich ſage es noch einmal, unſere Situation wird eigenthümlich. Glauben Sie, ich hätte den Antheil nicht wahrgenommen, den die Prinzeſſin Ihnen ſchenkt? Vielleicht können wir offen zu Werke gehen, verſtehen Sie mich recht, offen unter uns, nur die Welt, die nach dem Sprichwort ſtets betrogen ſein will, betrügen wir.“

„Eine geniale Schwärmerei, Prinz, die nicht Stand hält,“ widerlegte Eichwald. „Haben Sie Acht, es öffnet ſich ein Labyrinth ohne Ausweg.“ —

„Stellen wir der Führung des Himmels und des Gottes der Liebe anheim, was unſer Loos ſein wird,“ entgegnete Prinz Auguſt.

Den Fürſten Friedrich litt es nicht im für ihn beſtimmten Schießſtande des Pavillons neben der Schwägerin, er ging hinaus mit dem ihm zugeordneten Leibjäger und wollte ſich in einem Jagdſchirm anſtellen, fand aber die Schirme alle beſetzt von Hofkammerherren, Hof- und Kammerjunkern.

Keiner machte Miene, ehrfurchtsvoll zurückzutreten und dem Fürſten den Platz einzuräumen. Dies reizte den ohnedies bitter Geſtimmten, und er ſprach endlich zum Oberforſtmeiſter von Wangen, welcher, ein Mann von fünfzig Jahren, um die Hand Marie's von Perlen warb. „Ich wünſchte dieſen Schirm abgetreten zu erhalten, mein Lieber von Wangen!“

Der Angeredete, ein ſtolzer Cavalier, der das ſtete Bewußtſein in ſich fühlte, Fürſt Friedrich habe ihm, als Diener der regierenden Herrin, nichts zu gebieten und zu befehlen, erwiederte: „Euer Durchlaucht Platz und Schießſtand iſt drüben im herrſchaftlichen Pavillon! Hier kann jetzt keine Aenderung vorgenommen werden! Wo ſollte ich denn hin? Euer Durchlaucht Begehr iſt gegen alle jagdgerechte Ordnung!“

Der Fürſt, durch dieſe Widerſetzlichkeit geärgert, und eilig, da das Getöſe der Treibjagd jetzt immer lauter und annähernder zu hören war, auch ſchon einzelnes Wild auf der ringsum im weitem Kreis mit Federlappen, Netzen und Tüchern umzogenen Hochebene ſich zu zeigen begann, ſprach feſt und zornig: „Wo ich ſein will, iſt mein Platz! Heraus, Herr von Wangen, oder —“ „Was oder, Euer Durchlaucht?“ fragte der Oberforſtmeiſter mit Gleichmuth: „Womit wollen Euer Durchlaucht mich zwingen, meine Stelle zu verlaſſen? Warum wollen Sie nicht Ihre Böcke im Fürſtenſtande ſchießen?“

„Ich werde den Hirſchfänger ziehen, und ihn der widerſpänſtigen Canaille durch die Rippen rennen!“ brauste jetzt der Fürſt in voller Wuth auf, entblöste auch wirklich die Waffe und wäre, auf's höchſte gereizt, im Stande geweſen, ſeine Drohung wahr zu machen, hätte nicht der Bedrohte, den fürchterlichen Ernſt ſeines Gegners ſehend, ſchleunigſt, und ohne weiter ein Wort zu verlieren, mit ſeinem Jäger den Schirm geräumt. Das Halloh der Jagd tönte nahe, das unter einander auf den Lauf getriebene Wild kam in dichten Rudeln heraus auf die Blöße und paſſirte die Schützenlinie, die Jagdmuſik erſcholl und die Büchſen knallten. Auf den Rüſtwagen drängten ſich in dichten Reihen die Zuſchauer aus der Stadt, ein Edelhirſch nach dem andern ſank, die Fürſtin feuerte raſch und traf gut, auch Fürſt Friedrich hielt ſich wacker, ſein Blut war in ſtürmiſcher Wallung, es machte ihm Freude, zu morden. Der fremde Prinz aber ſchoß ſchlecht, wie er vorher geſagt hatte. Schon war faſt eine gehörige Zahl des edeln Rothwildes gefällt, und die beliebte Sauhatze hätte ihren Anfang nehmen können; die Sauen waren in eine beſondere Kammer getrieben, und die Hatzhunde winſelten ungeduldig, da fielen noch mehrere Schüſſe, und der Graf Eichwald ſank, von einer Kugel in den Schenkel getroffen in ſeinem Schirm neben dem Prinzen Auguſt zu Boden und ſein Blut röthete bald das grüne Moos, womit der Schirm innen ausgelegt war.

Ein Schreckensausruf des Prinzen und das Geſchrei ſeiner Bedienung lenkten bald genug die allgemeine Aufmerkſamkeit nach jenem Schirm. „Ein Unglück! Ein Unglück!“ ſcholl es laut durch die Linien der Schützen, durch die Reihen der Jäger, der Zuſchauer, der Treiber. Die Schüſſe hörten auf, die Schützen liefen nach dem Schirm, die Damen auf dem Kiosk kamen in unruhige Bewegung und blickten hinab. „Graf Eichwald iſt erſchoſſen!“ rief eine Schreckensſtimme, und die Prinzeſſin Luiſe ſtieß einen Schreckensſchrei aus, und fiel in eine tiefe Ohnmacht. — — Im Galopp ritt ein Jäger nach der Stadt, Wundärzte nach Sophienluſt zu beordern. —

Es war ein bunter, unordentlicher und verſtörter Zug, der ſich auf wohlgebahnten Waldwegen von der Bergebene durch den herbſtlichen Forſt abwärts, und nach dem Thalſchlößchen zu bewegte, während nach dem ſchleunigen Aufbruch und Weggang der Herrſchaft die gemeine Jägerei und die Treiber auf der Blöße zurückblieben, indeß die höhere vorritt, jene theils ihres Geſchäftes wartend, theils alle Anſtalten zu einer Orgie treffend, die häufig im Geleit der großen und grauſamen Jagden waren, welche die Humanität unſerer Zeit nicht mehr, oder doch nur ſelten in die Gegenwart treten läßt. Die Nimmrodsſucht iſt edleren Neigungen gewichen. Die Stelle der abgehenden fürſtlichen Hofmuſik nahmen ganze Banden von Geigern, Pfeifern und Zinkenbläſern der zur Jagdfrohn entbotenen Dörfern ein, lodernde

Feuer entzündeten ſich, Bratſpieße kamen zum Vorſchein, dort zerwirkte man Wild, beſtimmt, an jenen gedreht zu werden, dort herzten wangengebräunte Jäger hochbuſige Dirnen, die mit im Treiben geweſen, und von der Anſtrengung nicht minder, wie von wilder Lebensluſt glühten. Dorfjugend beider Geſchlechter zankte, küßte, neckte und prügelte ſich, Hunde bellten, heulten, riſſen und biſſen ſich um Wildpret und Knochen, und laut über alle das wüſte Treiben vernahm man die Stimme des alten Forſtmeiſters, welcher unzählbare Donnerwetter beſchwur, in die verdorbene Jagd zu ſchlagen.

Auf einer Bahre von Baumzweigen, die von den Büchſenſpannern getragen wurde, lag der Verwundete, und fühlte den grimmigen Schmerz, den die eingedrungene Kugel ihm verurſachte. Neben ihm ritt Prinz Auguſt, voll Angſt und Beſorgniß auf ihn blickend. Langſam fuhr die Jagdkaleſche hinterdrein, in welcher die Prinzen Ernſt und Karl mit dem Oberhofmeiſter ſaßen. Dann folgten einige Sänften, deren erſte, koſtbare, mit Goldſchnörkeln reich dekorirte, Fürſtin Sophia inne hatte, welche faſt den ganzen Weg herab mit ſich ſelbſt ſprach: „Eine ſchöne Komödie! Muß denn das Unglück gerade heute ſein Spiel haben. Wer that dieſen Unglücksſchuß? Geſchah er mit oder ohne Abſicht? Von woher kam er? Das muß ſtreng unterſucht werden! Sollte Prinz Ernſt — aus Eiferſucht? — Der Knabe iſt ganz toll in die Altenſtein verliebt! Warte, Du thörichtes Kind, ich will Dich in einen Spiegel blicken laſſen, daß Dir grauen ſoll vor einer Amour, welche nicht das Herkommen heiligt und die Etikette ſegnet. Und warum fiel Lulu in Ohnmacht, da ſie doch deutlich hörte, daß nicht der Prinz, ſondern nur der Graf geſchoſſen ſei? Lauter Räthſel, deren Löſung ich ſuchen will und muß. Oder hätte gar dieſer Schuß meuchelmörderiſch dem Prinzen Auguſt gegolten? Gerechter Himmel, wenn dem ſo war, und dieſer blühende Erbe eines hoffend auf ihn blickenden Landes wäre hier, hier an meinem Hofe ein Raub gewaltſamen Todes geworden! Ha, ſchrecklicher Gedanke — entweiche! Ahne ich den Schützen? den Schwager! Ha! Ihn durchſchaue ich längſt, er, der dürre Hageſtolz, er, die alte Erbſenſcheuche, er, das Faſtengerippe liebt ſeine Nichte, meine holde, vollblühende Prinzeſſin Stieftochter, ich weiß es, ich, obgleich er ſich einbildet, es denke, es ahne Niemand ſeine ſimple Schwäche. Freilich, er würde Diſpens erhalten, der liebe impertinente, halbverrückte Schwager, die Tochter des Bruders heirathen zu dürfen, denn dazu iſt der Diſpens da, daß er ausnahmsweiſe Denen ertheilt wird, die der Himmel erſchuf, Ausnahmen von der gewöhnlichen und alltäglichen Menſchenrace zu ſein, — er würde Diſpens erhalten, wenn anders der Frühling geneigt wäre, ſich mit dem Spätherbſt zu kopuliren, wo Gott vor ſei! Ach die Laune des Himmels ſtraft mich merkwürdig mit meinen Schwägern.

In der folgenden Sänfte ſaß die Ehrendame Marie von Perlen. In einer leichten Jagdchaiſe folgten Prinzeß Lulu, welche Niemand zur Geſellſchaft hatte, als ihre treue Lili; zur Bedienung hatte ſich blos Pipi auf den Lakaienſitz geſchwungen, und Päpperle ſaß ruhig mit im Wagen, und blickte mit ſeinen klugen Augen unverwandt, wie voll innigen Mitleids, auf die Prinzeſſin, die einem zauberſchönen Marmorbilde glich.

Lulu's Herz klopfte unter dem enganſchließenden Jagdkleid faſt hörbar, und die ungeſtümen Wogen ihrer Schönheitfülle ließen die diamantne Agraffe des Buſenſchmucks unaufhörlich in zitternden Farbenſtrahlen blitzen. Die rechte Hand preßte Lulu an das pochende Herz, die linke ruhte in Lili's Händen, welche von Zeit zu Zeit ein in Gold gefaßtes Flacon mit engliſchem Riechſalz der aus langer Ohnmacht Erwachten hülfreich darbot.

„Iſt er todt? Nicht wahr, Lili, er iſt todt?“ fragte tonlos die Prinzeſſin.

„O nicht doch, meine Gnädige! Er lebt, er iſt nicht tödtlich verwundet!“ tröſtete Lili.

„Er lebt, ſagſt Du?“ rief Lulu exaltirt, und es trat plötzlich wieder hohe Farbe auf die bleichen Wangen. „Da, da! das ſei Dein! das ſei mein Dank für Dein Wort, das mir das Leben wiedergibt!“ Damit riß ſie aus ihrem Haar den blitzenden Halbmond von großen Brillanten, und ſchleuderte den koſtbaren Schmuck auf Lili's Schooß. Dieſe wollte ablehnen, ein Strom von Thränen brach aus den himmelvollen Augen.

„Du behältſt den Schmuck, ich will es! Warum weinſt Du, Liebe? Jauchze! Jauchze doch mit mir: Er lebt! Er lebt! Gelobt ſei Gott! Hoſianna dem Erhalter!“ Die gewaltſame Aufregung aller geiſtigen und Seelenkräfte der Prinzeſſin war zu ſtark für die zarte Organiſation ihres Körpers, ſie ſank in eine neue, wohlthätig betäubende Ohnmacht. Lili zitterte und weinte, ängſtigte ſich und betete; der Hund ſtieß leiſe wimmernde und winſelnde Töne aus. —

Das übrige Gefolge hatte den unangenehmen Vorfall bereits halb und halb vergeſſen, es plauderte und lachte durcheinander, und freute ſich der offenen Tafel entgegen, die im Reſidenzſchloſſe zu Ehren des heiligen Jägerpatrones Hubertus bereitet ſtand. Da nun vorauszuſehen war, daß die regierende Fürſtin mit ihren Kindern und dem Beſuch keinen Antheil nehmen werde, ſo eröffnete ſich die Ausſicht auf um ſo größere Ausgelaſſenheit, und man folgte da, wo die Waldwege nach Sophienluſt und nach der Reſidenz ſich theilten, guten Muthes der Kaleſche des Fürſten Friedrich, welche der letztern zugelenkt wurde. Hoch herab von der Bergebene hörte man das Jauchzen und Toſen der frohen Volksmenge, und die fürſtliche Hofmuſik blies auf einem großen Kammerwagen, der zuerſt und nach der Reſidenz zu abgefahren war, luſtige Jagdſtücke.

Dagegen ertönte von der Abdachung des Berges nach Sophienluſt hinab keine Fanfare; in einer bangen und beängſtigenden Stille hielt ſich der Zug, ſetzte durch ſeine plötzliche und überraſchende Ankunft die wenige dort zurückgebliebene Dienerſchaft in Schrecken und füllte bald das kleine Haus mit weit mehr Menſchen, als es aufnehmen konnte.

Mit der angebornen Sicherheit ihres Weſens, und mit dem geringſten Aufwand von Worten gab Fürſtin Sophia ihre Befehle, da der anordnende Ueberblick des Oberhofmarſchalls fehlte. Es mußte mit der Benutzung des Raumes in dem kleinen Schlößchen haushälteriſch verfahren werden. Die beiden Prinzen ſollten mit ihrem Hofmeiſter nach der Reſidenz zurückkehren; ihr Zimmer, das zweite in der Reihe nach dem Garten heraus, ſollte den Verwundeten und ein Bette für den Oberhofwundarzt aufnehmen, das anſtoßende des Oberhofmeiſters, wenn der Hof auf dem Wittwenſitze verweilte, ſollte dem Prinzen Auguſt dienen, damit er dem befreundeten Gefährten nahe ſei. Das erſte der Zimmer wurde der Bedienung beider angewieſen, und das Kammerfräulein, Sidonie von Lichthauſen, die es außerdem inne hatte, wurde beordert, ihr Lager mit Lili in dem lauſchigen Kabinetchen der ſüdöſtlichen Ecke zu theilen, das an das Zimmer der Prinzeß Lulu anſtieß, welche ihr Apartement behielt. Vor dieſem, im Büfetzimmer des Geſellſchaftſaales mit den Bildern der Jahreszeiten, ſollte die Ehrendame von Perlen ihr Lager aufſchlagen. Pipi theilte das ſeine mit Päpperle in einem Verſchlag des Vorſaals, welcher vor die Thüre des Boudoirs der Herrin angebaut war, Schnäuzle und Mäusle aber durften auf den Sammt- und Seidenpolſtern dieſes Boudoirs ſelbſt ihrem Schlummer und ihren ſüßen Träumen von Marzipan und Biscuit ſich überlaſſen. Als alles angeordnet war, verſchwand die Herrin in ihre Zimmer, und war für niemand als Sidonie zu ſprechen, welche die Ehre hatte, ſie zu entkleiden.

Mit Kurirſchnelle kam der Oberhofwundarzt an, ſand den Kranken, von dem Prinz Auguſt nicht wich, nicht allzuſehr ergriffen, nahm mit geſchickter Hand die Kugel aus der Wunde, und richtete den Verband zweckmäßig ein. Er verbot mit Strenge jegliche Bewegung, ſowohl des Körpers wie des Gemüthes, gab tröſtliche Hoffnung, daß in einigen Wochen der Verwundete gehen, und in einigen Monaten auch die Rückreiſe werde antreten können, und goß ſo über die angſtbewegten Wellen der Theilnahme in ſo manchem Herzen, die das kleine Thalſchlößchen jetzt umfaßte, das milde Oel der Beruhigung.

Lulu weinte in ſchöner heiliger Stunde, in welcher ihr Herz in weichſter und überwallendſter Stimmung ſich der ſo innig theilnehmenden Freundin aufſchloß, helle Thränen der Rührung, der Freude, und es that ihrem Innern unausſprechlich wohl, daß nach der zerſprengten Felſenrinde der Etikette der Zauberſtab der Liebe die erleichternden Fluthen ſich ergießen ließ. Abgelegt war mit dem beengenden Feſtkleid, mit dem kalten Stein- und Metallſchmuck die äußere Glorie, die das Fürſtenkind umfloß.

Lulu war jetzt, was Lili nicht minder war, eine ſchöne, unentweihte Jungfrau, mit einem unermeßlich reichen Herzen, und dieſe zwei Herzen tauſchten ſie gegenſeitig aus als Liebespfänder, in einander überſtrömend alle Qual und alles Entzücken, das ſie bewegte. Der unauflösliche Bund einer innig zärtlichen Mädchenfreundſchaft ward hier in dem engen Raum des kleinen Zimmerchens beſchworen, die lebenslänglich, ja die über Grab und Tod ausdauern ſollte.

„Du mußt Du zu mir ſagen, Lili, wenn wir zwei allein ſind! Das iſt meine erſte Bitte an dich,“ flüſterte Lulu, indem ſie ſchmeichleriſch ihre erglühenden Wangen an Lili's warmen Hals anſchmiegte. „Ja du mußt, ich bitte dich darum, ich will es nicht anders!“

„O du mein ſüßer lieber Engel!“ flötete Lili und umfing die Freundin, und miſchte ihre Thränen mit denen Luiſens.

Und was dieſe beiden nun ſprachen und koſten und flüſterten, es war alles geheimnißvoll und galt der Gegenwart und der Zukunft nicht minder, und machte beide mitten im beengenden Weh der erſten, unausſprechlich froh und glücklich, denn es gewährte jeder der beiden Jungfrauen die ſüßeſte Befriedigung, einen Buſen zu wiſſen, in welchem Hoffnungen und Befürchtungen, Luſt und Schmerz vertraulich und vertrauend niedergelegt werden konnten ohne Argwohn, ohne Befürchtung des Verrathes. Sie ſagten einander nun alles, alles, was ſie fühlten, empfanden, wünſchten und hofften, und begriffen nicht, warum ihre gleichgeſtimmten Herzen nicht ſchon längſt ſich ſo gefunden, warum die überſtrömende Liebesfülle nicht früher zum Ausbruch gekommen, und endlich geſtanden ſie ſich beide mit verſchämtem Lächeln, daß eben die Liebe und nur die Liebe es ſei, welche mit ihrer Siegerhand die Schranke des Standesunterſchiedes und Herkommens in den Staub geworfen und ſie vernichtet. Sie tauſchten Wahrnehmungen aus, und ſo wurde auch beiden, einer durch die andere, völlig klar, welche mannigfache Gefahr ihre kaum erwachten und ſtarken Neigungen bedrohe. Von Prinz Ernſt's leidenſchaftlicher Liebe war für Lili alles zu fürchten; von des Onkels eigenthumlicher, ſtillglühender Neigung, die ſich kaum noch anders, als aus Blicken, in denen aber die ganze Seele eines Mannes lag, den die Welt abſtieß, und der die Welt, ihren Zwang und ihre Formen verachtete — ahnen ließ, die noch nicht einmal als vorhanden betrachtet werden konnte und dennoch ſchon Furcht erregte, drohte Lulu tiefer Schmerz.

Fürſt Friedrich gab bei der Nachhauſekunft dem Oberforſtmeiſter, der ihn auf den Degen fordern ließ, wie es ſich gebührte, Satisfaction, verſöhnte ihn, und präſidirte an der Tafel des Hubertusſchmauſes im Hirſchſaale des Reſidenzſchloſſes; er dachte an Sophienluſt und an ſeine Nichte, und an den fremden Prinzen, ihren Bewerber; und Prinz Ernſt ſaß ihm ſtill und wortkarg zur Seite und dachte auch an Sophienluſt, und an denſelben Prinzen, deſſen auf Lili's Reizen wohlgefällig verweilende Blicke ihm nicht entgangen waren, und der bejahrte Mann, wie der Jüngling, fühlten die Höllenflammen der Eiferſucht in ihrem Innern wüthen.

Ein Geſellſchaftsſpiel.

Es war ein Monat vergangen, ſeit der Unglücksfall bei dem Prunkjagen im Walde von Sophienluſt ſich zutrug. Graf Eichwald war faſt ganz hergeſtellt, Prinz Auguſt reiste ab und zu, und die Bewohner des Schlößchens kamen bisweilen wohl in die Reſidenz, die jedoch ſo wenig Freuden darbot, daß ſie ſich immer wieder hinausſehnten nach dem traulichen und gemüthvollen Wittwenſitz im Thalwinkel.

Ein Expreſſer ritt täglich von und nach der Stadt, welcher die Regierungsſachen, die Depeſchen des Miniſteriums, Berichte und wichtige Akten der Regentin zutrug; einſichtvolle Räthe leiteten die Geſchäfte, und trugen redlich Sorge, daß jene Akten ſich niemals überwältigend häuften. Es blieb der Herrin Zeit, ihren Neigungen zu leben; faſt jeden Tag wurden einige charchirte Damen und Herren zur fürſtlichen Tafel geladen, und es wurden Spiele arrangirt, Schach-, Dame-, Toccategli-, Karten-, Geduldſpiele, und die übrige Zeit mit Leſen, Geplauder, den Künſten Pipi's und den zärtlichen Schäkereien mit Päpperle, Schnäuzle und Mäusle ausgefüllt. Auch gearbeitet wurde, zumal in den Stunden vor Tiſche. Manche buntgeſtickte Stuhllehne, manches Seſſelkiſſen ging unter kunſtfertigen fürſtlichen Fingern hervor, und bisweilen, wenn die jungen Prinzen zum Beſuch zur Mutter kamen, erfüllte wohl auch das ungewöhnliche Geräuſch eines lebhafteren Geſellſchaftſpiels den einzigen Saal des Hauſes. Eichwald füllte die Stunden, die ihn müſſig auf ſein Zimmer beſchränkten, mit Malen aus. Er portraitirte trefflich, und ſetzte ſich in die höchſte Gunſt der Fürſtin, als er an einem ſchönen Morgen ihr Mäusle und Schnäuzle, zum Bellen ähnlich, entgegentrug. An einem trüben Decembertage traf es ſich, daß Prinz Auguſt wieder gekommen war, und zwar in der Abſicht, ſeinen Freund

und Geleiter nach wenigen Tagen zu der Rückreiſe in die Heimath abzuholen. Prinz Ernſt war zum Beſuche ebenfalls bei der Mutter, ſeinen jüngern Bruder hielt eine leichte Unpäßlichkeit im Reſidenzſchloſſe in der Stadt zurück. Von Hofcavaliers und Reſidenzdamen war Niemand anweſend.

Der kleine Kreis, welcher ſich in dem ſchönen Zimmer der Herrin am Theetiſch vereinigt fand, konnte nicht erleſener ſein. Er beſtand aus Frau Sophia, Lulu, Ernſt, Auguſt, Eichwald, Lili, Marie von Perlen, und dem heitern und ſittigen Kammerfräulein von Lichthauſen, welcher das Amt der Hebe zu verwalten oblag. Draußen meldete ſich ein rauher Gaſt, der Winter an; in großen feuchten Flocken raſch und in ſchräger Richtung vom Winde niedergetrieben, überzog Schnee das Gefild, ohne es doch lange bedecken zu können. Die entlaubten Bäume der Allee brausten unheimlich hohl, die Ferne war überſchleiert, und ein Blick in den Kaminſpiegel ließ nicht wie ſonſt im freundlich grünen Rahmen zitternden Laubes das idylliſch gelegene Kirchdorf erblicken, ſondern eine öde weiße Fläche, den wallenden Geſpenſterſchleier des Schnees, das abfallende Leichentuch, welches das erſtorbene Land überbreitete. Unter dem Spiegel aber im Kamin, deſſen Marmorſimſe Gebilde einer Zone in Gruppen und Einzelfiguren zierten, die den Schnee nicht kennt, loderte ein helles Feuer, von den Händen des Kammerzwergs genährt, und verbreitete Wärme in dem Zimmer, das ganz von der wohlthuenden Behaglichkeit erfüllt war, die man vor hundert Jahren nicht minder zu ſchätzen und zu pflegen verſtand, wie in unſerem, mächtig der Erreichung des höchſten Comforts zuſtrebenden Zeitalter.

Alle Spieltiſche waren bei Seite geſchoben; der Kreis um den Tiſch, dem die Fürſtin im Lehnſeſſel präſidirte, Schnäuzle und Mäusle, wie gewohnt, auf dem Schooße, Päpperle zu ihren Füßen auf dem Teppich ruhend — hatte ſich nach Willkühr und Neigung gereiht, ohne daß eine Nebenabſicht dabei vorzuwalten ſchien. Graf Eichwald ſaß zur Rechten der Fürſtin, neben ihm Lulu, an deren rechten Seite Auguſt's Seſſel ſtand. Neben dieſem folgte Lili, Ernſt an ihrer Seite und zwiſchen dieſen und der linken Hand Sophia's füllte Maria den noch übrigen Stuhl des Kreiſes aus.

„Spielen wir Reihenfragen!“ hatte Fürſtin Sophia geſagt, welche heute bei guter Laune war, und das Spielſtäbchen ergriffen.

„Wer den Stab hat, wirft die Frage auf, die Nächſtſitzenden antworten nach der Reihe, wer ſtumm bleibt, oder falſche Antwort gibt, legt ein Pfand ein. Alſo — ich frage: Welche Jahreszeit verdient den Vorzug, Herbſt oder Frühling?“

Da die Frage an Eichwald gerichtet wurde, ſo antwortete dieſer: „Ich gebe dem Frühling unbedenklich den Vorzug, er iſt die Zeit der Hoffnung, während der Herbſt uns den Winter fürchten läßt, er bringt der Erde den Schmuck, welchen der Herbſt raubt.“

„Ich aber preiſe den Herbſt,“ nahm Lulu das Wort, „er bringt zur Erfüllung, was der Lenz nur als Verheißung gibt, er bringt mannigfaltigere Freuden, und uns brachte er beſonders die verehrten, vielwerthen Gäſte!“

Prinz Auguſt und Eichwald neigten ſich verbindlich, Sophia aber ſprach, mit dem Finger drohend: „Wer vom Allgemeinen abſchweift, und zu Beſondern übergeht, zahlt auch ein Pfand.“

Der Prinz nahm das Wort: „Ich muß mich ebenfalls für den Frühling entſcheiden. Er iſt ein Zauberer, der das todte Leben der Natur auferſtehen heißt, ein Maler, der mit lebendiger Farbenfriſche die Gefilde ſchmückt, ein Arzt, der mit heilkräftigen Kräutern den Kranken Geneſung beut.“

„Ich ſtimme meiner gnädigſten Prinzeſſin bei,“ ſprach jetzt Lili. „Der Herbſt iſt nicht minder ein Zauberer, wie der Frühling, er beut uns die Frucht der Erkenntniß, daß alles Irdiſche vergänglich iſt, und verwandelt die friſche Farbe ſommerlichen Grüns in ein fahles Gelb; dabei iſt er ein geſchickterer Maler, wie der Frühling, denn er weiß viel bunter und mannigfaltiger die Fluren zu ſchmücken, bis ſie gänzlich des Schmucks entkleidet ſind, und endlich iſt er auch nicht minder ein Arzt, denn er bringt gar vielen Kranken ſtatt der irdiſchen Geneſung die himmliſche.“

„Gut, Altenſtein!“ lobte die Fürſtin, „aber faſt zu ſentimental für uns. Wir wollen heiter ſein! was ſagt uns Ernſt?“

„Auch ich erachte den Herbſt ſchätzenswerther,“ entgegnete dieſer verſtändlich. „Er iſt als Zeit der Reife, gleichſam das männliche Alter des Jahres; er tritt voll Sicherheit einher, die Gewitterſtürme der heißen Gluthtage liegen hinter ihm, und er theilt mit Vollbewußtſein ſeine Gabenfülle an die Menſchheit aus, wie ein wohlthätiger Fürſt, der ſein Volk liebt und von ihm wiedergeliebt wird.“

„Bravo, mein lieber Sohn!“ nickte Sophia Beifall. „Es iſt ein gutes Zeichen, wenn die aufblühende Jugend in ihrem Frühling des Herbſtes denkt, und deſſen, was man von ihm fordert und erwartet.

Nun meine gute Marie, was ſagen Sie?“

„Mir iſt faſt alles vor dem Munde hinweggenommen,“ ſprach mit einiger Verlegenheit die Ehrendame; „doch wage ich, mich meines beſcheidnen Theils für den Frühling zu erklären, weil der Frühling edlere Gefühle und Leidenſchaften im Menſchen erweckt und anregt, als der Herbſt. Dieſer beut materiellen Genuß, jener geiſtigen, dieſer ſättigt mit Obſt, mit Wein, mit Fiſchen, mit Wild, jener labt mit Sonnenſchein, mit Blumenduft, mit Morgenröthen, mit Nachtigallenliedern.“

„Wohlgeſprochen für ein jungfräuliches Herz!“ ließ Sophia ſich vernehmen; „nun wäre an mir die Reihe, mein Urtheil abzugeben, allein preiſe ich den Frühling, ſo möchte es ſcheinen, als ſehne ich mich zurück aus meinem Lebensherbſt nach den Thorheiten der Jugend; geſtehe ich aber dem Herbſt den Preis zu, ſo könntet Ihr mir vorwerfen, mein kühleres Blut habe keine Empfänglichkeit mehr für die Reize des Lenzes, ich geſtehe daher ein, nichts zum bevorzugenden Preiſe der einen oder der andern Jahreszeit hinzufügen zu können, und lege dieſen Ring als Pfand ein. Hören wir aber, bevor ich den Stab weiter, dem Herrn Nachbar, gebe, was unſer Pipi lieber hat. Höre, großer Mann! Was zieht Deine Hoheit vor, Herbſt oder Frühling?“

Der Zwerg zog ſeine dicken Lippenwülſte in eine anmuthige Breite, und indem er ſo holdſelig zähnefletſchend lächelte, als ihm nur immer möglich war, verneigte er ſich tief, ſalutirte mit der Kaminzange, und antwortete: „Ihro Durchlaucht halten zu Gnaden, mir iſt der Herbſt hundertmal lieber, als der Frühling!“

„Und warum, Pipi?“ fragte Sophia gnädig.

„Weil im Frühling Schmalhans Küchenmeiſter iſt; der Frühling iſt ein Gärtner, der Herbſt aber iſt ein hoher Koch, ein Küchen-, Keller- und Speiſemeiſter; was habe ich von den Blümelein, von dem grünen Laub und Blättlein, vom Geſang der Nachtigallen und Fröſche? Ich lobe mir Aepfel, Rüben“ —

„Es iſt gut, Steckrücke! Der Herbſt bleibt durch Deine Stimmenmehrheit für dieſesmal Sieger! Jetzt, Graf Eichwald, thun Sie eine neue Frage!“ ſprach lachend die Fürſtin, indem ſie dem Angeſprochenen das Stäbchen reichte.

Eichwald beſann ſich nicht lange; er fragte: „Was möchte wohl mehr anreizen, gegen eine ſchöne Jungfrau von Liebe entflammt zu werden, ſie weinen zu ſehen oder ſie ſingen zu hören?“

„Dieſe Frage iſt zwar überraſchend, aber doch nicht neu, Herr Graf!“ ſprach die Fürſtin, „indeß wollen wir ihr Erörtern gelten laſſen. Antworten Sie nun zuerſt, Liebe von Perlen!“

„Hier ſollten blos die Herren Urtheil ſprechen,“ entgegnete Marie, „doch halte ich dafür, daß eine wohltönende Stimme mehr zur Liebe reizen möchte, als eine durch Weinen gebrochene und ſchluchzende.“

„Und ich bin der Meinung,“ nahm Ernſt das Wort: „daß alles darauf ankomme, von welcher Art und Urſache Geſang oder Weinen ſei. Ich gebe den Vorzug der rührenden Schönheit, ſie rühre durch Geſang oder durch Thränen, und geſtehe dabei, daß letztere mich wohl zum Mitleid, aber nicht zur Liebe bewegen würden, während jener allerdings heiße Liebe anfachen kann.“ — Lili ſang ausgezeichnet. „Seht nur, wie klug der wackere Sohn ſpricht!“ liſpelte Sophia halb ironiſch, während ſie im Innern ſich ſelbſt ſagte, wie nöthig es ſei, dem Gefühl, das den Prinzen an Lili's Seite mit unwiderſtehlicher Magie gezogen hatte, möglichſt bald Schranken zu ſetzen.

Die Reihe zu reden, war an dem Fräulein von Altenſtein. Sie nahm ſchüchtern und erröthend das Wort: „In der That, Fräulein von Perlen hat mit Wahrheit die Bemerkung gemacht, daß unſer Urtheil hier nicht entſcheiden kann. Keine von uns hat wohl je daran gedacht, daß dieſe Frage uns einſt zur Beantwortung vorliegen werde. Warum, wenn es ſich um Einflößung von Liebe handelt, juſt dieſe ſeltſamen Gegenſätze, Singen oder Weinen? Warum nicht auch Lachen oder Schlafen? Doch ich darf nicht abſchweifen, muß Antwort geben, wenn ich kein Pfand geben will, und glaube, daß, wenn eines von beiden überhaupt im Stande iſt, Liebe zu erregen, Thränen vor der ſingenden Stimme wohl den Vorzug und Sieg behalten werden. Wenn uns Jemand ſingend um eine Gabe anfleht, und ein Anderer mit Thränen, Wem werden wir die Gabe reichen, wenn wir nur eine Gabe zu reichen haben? Dem Weinenden. Das thränenvolle Auge iſt ein wehmuthgetrübter Seelenſpiegel, aus dem Auge ſpricht Natur, aus dem Auge dringt der Blick in das Herz; Geſang iſt Kunſt, und der Fühlende wird die anmuthig Singende bewundern, die durch Thränen ihn Anblickende lieben.“ Lili blickte den Prinzen durch Thränen an, und ſein Herz erbebte vor Wonne.

„Ich muß ebenfalls beiſtimmen,“ nahm, als Lili ſchwieg, während ihre wunderſchönen Augen ſchon ſelbſt im Himmelsthau des Gefühls ſchwammen, Prinz Auguſt das Wort: „Das Weinen iſt Sprache des Gemüthes, und was wäre höher zu ſchätzen an einer Jungfrau neben ihrem fleckenloſen Ruf und untadeligen Wandel, als das Gemüth? Nur ſollte die Frage ſich entſchiedener ausgedrückt haben, was für Singen und was für Weinen gemeint ſei? Die andächtig zum Preiſe Gottes ſingende, die unſer Ohr in einem Konzert erfreuende, ja die ein muntres Scherzlied vortragende Stimme kann uns rühren, erheben, entzücken und feſſeln, nicht minder wie die Thränen des wahren Schmerzes, der Rührung, des Erbarmens, dies vermögen; allein wir werden die, deren Stimme nicht wohlklingend iſt, oder deren Mund unwürdige Lieder ſingt, ob ihres Geſanges nicht lieben, ſo wenig wie die, welche Thränen gemeinen Zornes, häßlicher Bosheit weinet. Mir, um mein Urtheil in einem Worte abzugeben, gilt die Thräne mehr, als die geſungene Note.“

Da nun die Rede an Lulu war, wollte ſie dem Urtheil des Prinzen ſo wenig beiſtimmen, wie er vorhin dem ihrigen beigeſtimmt, denn ſie fürchtete, ihre Mutter, von der ſie ſich ſehr ſcharf beobachtet ſah, möchte dies übel deuten, und auf ein bereits allzugroßes und allzuinniges Seeleneinverſtändniß ſchließen, wie ein ſolches von jener in der That gehofft wurde, doch nicht ſtattfand. Um demnach keine Sympathie für Auguſt an den Tag zu legen, ſprach ſie: „Ich gebe der Stimme des Geſanges die meine. Geſang verſchönt, verklärt ein Antlitz, Weinen entſtellt, und ein entſtelltes Geſicht flößt nicht Liebe ein. Beim Geſang üben Blicke ihren Zauber“ — Lulu ſah Lili ſchalkhaft an — „beim Weinen aber umhüllt dieſen Zauber der niedergeſenkte Vorhang des Augenblicks. Thränen röthen die Augen, während Geſang dieſelben heller ſtrahlen läßt.“

Jetzt ſprach Eichwald, der, weniger diplomatiſch bedenklich, nichts eiligeres zu thun hatte, als der Meinung der Dame beizupflichten, die ſein Herz in ihren Händen hatte. „Im Geſang iſt Seele, Gefühl, Empfindung! Auch ich gebe dem Geſang den Vorzug, und erinnere dabei die hochverehrte Geſellſchaft an die alte heidniſche Fabel von den Sirenen; ſie lockten durch Geſang zur Liebe.“

„Dieſesmal wird der Geſang obſiegen!“ nahm die Fürſtin das Wort, „denn auch ich muß ihm das Wort reden. Aber ſtatt mich auf gottloſe Heidenfabeln zu beziehen, wie der geehrte Herr Graf mit ſeinem Beiſpiel von zu ſchlimmer Liebe und wahnbethörter Leidenſchaft lockenden Sirenen, führe ich die Schrift für mich an, welche uns die himmliſche Seligkeit im Anhören ewiger Lobgeſänge der Engelchöre verheißt, die Gottloſen aber am Ort der Strafe zu unaufhörlichem Heulen und Geſchrei verdammt.“

Fürſtin Sophia, welche zwar eine geiſtreiche, aber dabei doch bigotte und abergläubiſche Frau war, that ſich innerlich viel zu Gute auf dieſes, die Spielgeſellſchaft einigermaßen überraſchende, dogmatiſche Argument, welches für dieſesmal die Reihe der Antworten ſchloß.

Prinzeſſin Luiſe empfing den Stab, und Eichwalds Hand berührte dabei die ihre. Ein Wonnezittern durchſchauerte bei dieſer Berührung beide. Lulu warf die Frage auf: „Welches Gefühl und Bewußtſein iſt ſeliger: zu lieben, oder geliebt zu werden?“

„Hierauf ſoll Prinz Auguſt zuerſt antworten!“ gebot die Vorſitzende, und der Prinz erröthete, und nahm das Wort: „Ich halte mich überzeugt, daß dieſe Frage meiner hohen und verehrten Prinzeſſin Nachbarin von dieſem ganzen edeln Kreiſe übereinſtimmend beantwortet werden wird. Das Bewußtſein geliebt zu werden, macht uns immer glücklich, macht uns ſelig, während die Liebe, die wir gegen andere empfinden, wohl auch beglückt, doch nicht in ſo hohem Grade, und gar oft uns bittere Schmerzen verurſacht.“

Lili erglühte ebenfalls, und ihre ſtrahlenden Blicke ſtreiften auf den Prinzen, begegneten dem ſeelenvollen Lächeln der Prinzeſſin, und bebten zurück, als ſie in Sophia's ſtarrem Blick kalte Strenge, in Ernſt's heftig auf ſie gerichteten rollenden Augen verhaltene Leidenſchaft wahrnahmen. Sie fand innere

Gründe, dem Geliebten, dem ihr Herz vollkommen beiſtimmte, laut zu widerſprechen.

„Ich behaupte das Gegentheil von dem, was Prinz Auguſt ſagte!“ ſprach Lili. „Das Gefühl, zu lieben, iſt, oder ſoll doch ſein, ein wohlthuendes, unſer Herz ſanft durchdringendes und erwärmendes. Liebe veredelt alle Gefühle, läutert ſie, macht fromm und gut; wie martervoll kann dagegen das Bewußtſein werden, ſich geliebt zu wiſſen, ohne dieſe Liebe erwiedern zu können, ſie abweiſen, und dadurch dem Liebenden Schmerz verurſachen zu müſſen!“

„Meine Lili ſpricht eben ſo gut, als verſtändig!“ ſprach mit einem ſehr gnädigen Blick die Fürſtin, während Ernſt's Blicke, anſcheinend in Zerſtreuung, auf den Pagodenreihen des Kaminſimſes irrten. Er fühlte ſchmerzlich die Wunde, der arme, in heißer Liebe ſich aufreibende Ungeliebte, die Lili's Worte ihm ſchlugen, und jetzt — jetzt ſollte er ſelbſt ſprechen, die Reihe traf ihn. Mühſam rang er nach Faſſung.

„Die Schweſter hätte ihre Frage ſo ſtellen ſollen,“ nahm er gepreßt das Wort: „welches Gefühl iſt unſeliger, zu lieben oder geliebt zu werden? denn wahrlich, wenn eine Liebe unerwiedert bleibt, wie ſollte da das Gefühl, zu lieben, ein ſeliges ſein? Doch, da ich mich einmal an die Frage halten muß, ſo will ich lieber lieben, ſelbſt ohne Dank, als geliebt ſein, ohne erwiedern zu können. Das erſtere iſt das ſüßere Leid, das zweite ſchmerzlich bitter — für beide Theile.“

Marie von Perlen, welche nun die Reihe zu ſprechen traf, war bereits die erklärte Braut des Oberforſtmeiſters von Wangen, daher erwog ſie nicht die Schwere der Antwort, ſondern erklärte unumwunden das Bewußtſein, geliebt zu werden, für das beglückendere, worauf Sophia, die ſich gern als weisheitvolle und religiöſe Frau betrachtet ſah, mit großem Ernſt das Wort nahm: „Das Herz der heutigen Jugend hängt am Irdiſchen, denkt nur an Irdiſches. Es gibt aber eine höhere Liebe, das iſt die Liebe zu Gott, unſerm Schöpfer und Vater. Wir wiſſen, daß wir von ihm geliebt werden, doch ſoll dieſes Bewußtſein nur zur Demuth, zu Gott gefälligem Wandel leiten; wir aber ſollen Gott lieben, und in dieſer Liebe finden wir, wenn wir ſie üben, die höchſte Seligkeit.“

Es galt in den Geſelligkeitskreiſen jener Zeit, in welcher die Spielenden lebten, noch nicht für Beſchränkung, ſich von religiöſen Gefühlen erfüllt zu zeigen, und die Beſprechung der höchſten Angelegenheiten des Menſchenlebens war nicht aus heitern Cirkeln verbannt. Zwar brach ſich von Frankreich aus ſchon mehr und mehr eine ſkeptiſche Philoſophie Bahn, und faßte zuerſt Fuß in den Kreiſen der Höfe, wo die enge Befremdung mit der Sprache Frankreichs ihr zunächſt die Wege bahnte, aber die fromme, innige, ächt deutſche Gemüthsrichtung ſo vieler hochgeſtellter Individuen, die an ihren Jugendeindrücken feſt hingen, ſtellte den Lehren verderblicher Neuerung immer noch einen Damm entgegen.

Mochte das Spiel für Sophia's ernſtgewordene Stimmung ermüdend werden, oder mochte ſie fürchten, daß die erotiſche Gemüthsrichtung der jungen Anweſenden immer mehr das ewige Thema Liebe in Fragen und Antworten variiren werde, oder mochte ſie Lulu's und Eichwald's Antworten ungern hören, — ſie ſah nach der kleinen Damenuhr, deren Rückſeite ſtatt der Goldplatte von Heliotrop war, und ſprach: „Die Zeit hat Flügel, meine Lieben! Unterbrechen wir das Spiel für dieſesmal. Da außer dem meinen kein Pfand gegeben wurde, was die Gewandtheit der Spielenden beurkundet, ſo liegt mir nun ob, dieſes Pfand zu löſen. Wer will mir die Strafe diktiren? Sie, Prinz Auguſt?“ —

„Es wäre vermeſſen!“ entgegnete dieſer, indem er aufſtand und ſich verneigte. „Gewiß iſt dieſer ganze Cirkel mit mir darin einverſtanden, es in Ihro Durchlaucht hohes Belieben zu ſtellen, wie und womit Höchſtdieſelben Ihro unterthänigſt Mitſpielenden durch Löſung des koſtbaren Pfandes ein Gnadenzeichen geben wollen!“

„Wohlan denn!“ ſprach die Fürſtin, „ich will eine Geſchichte erzählen, eine Geſchichte, die für mich zwar ſchmerzlich iſt, für Viele aber lehrreich ſein wird. Da wir in unſerem Spiel ſo viel von der Liebe geſprochen haben, ſo ſoll auch Liebe der Inhalt meiner Erzählung ſein. Sie ſei ſolchen Perſonen, die in gleiche Fehltritte verfallen möchten, ein Spiegel der

Warnung, ſei eine ernſte Lehre, ſich nicht von dem Wege zu entfernen, den Herkommen, Sitte, Tugend und Klugheit geebnet haben, und gut heißen.“ —

Alle horchten geſpannt auf die Rede der ernſten Frau. Sidonie füllte von neuem die kleinen japaniſchen Taſſen mit China's aromatiſchem Tranke; Pipi nährte die Gluth des Kamins, an welchem Päpperle ſich behaglich auf ſeinem Teppich dehnte. Schnäuzle und Mäusle ſchnarchten anmuthig, ganz eingeſunken in ihrer zärtlichen Herrin Schooß. Drauſſen ſtürmten Wind und Schneegeſtöber noch fort.

Die Liebesgeſchichte.

„Prinz Albert,“ — ſo begann die Fürſtin Sophia ihre Erzählung, „war mit allen Gaben des Körpers, wie des Geiſtes ausgeſtattet, welche ihn in Geſellſchaft liebenswürdig erſcheinen ließen. Jung, lebhaft, feurig, dabei von einnehmendem Weſen, in allen ſchönen Wiſſenſchaften und Künſten bewandert, der beſte Tänzer, der kunſtgerechteſte Reiter, fertig in fremden Sprachen, beredſam und dabei doch beſcheiden und gegen das ſchöne Geſchlecht galant, war er die Freude des Hofes, der Stolz ſeiner Aeltern, Geſchwiſter und Anverwandten. Er mochte regierender Herr werden oder nicht, ſo hatte er doch ſo viele Kenntniſſe geſammelt, um ſeine Tage nicht thatlos zu verträumen, wie wir ſo manchen Fürſtenſohn ſie verträumen ſehen, dem der Beſchluß des Himmels das Leid zu tragen auferlegt, apanagirt zu ſein. Er bildete ſich durch große Reiſen in ferne Länder, er nahm Kriegsdienſte und zeichnete ſich als Soldat aus und würde eine Zierde des Staates, vielleicht der gebildetſte Mann deſſelben geweſen und geblieben ſein, wenn nicht eine unwürdige Leidenſchaft ihn verblendet, ihn in die mannigfaltigſten Fatalitäten verwickelt, und ſolche Zerwürfniſſe mit ſeinen Verwandten herbeigeführt hätte, daß er ſich, auf ſeinem eiſenhaften Kopf, ſeinem felſenhaften Sinn beharrend, ſelbſt aus ſeiner Heimath und aus den Kreiſen, in welche Geburt und Rang ihn ſtellten, gebannt hat. Der Prinz hatte eine Schweſter von hoher Schönheit, untadeligen Sitten, eine Schweſter, die er innig liebte. Dieſer Schweſter diente eine Perſon als Kammermagd, welche von der Natur ebenfalls mit den äußerlichen Gaben der Schönheit bedacht und ausgeſtattet war; ja ſie war ſchön, und — wie die Leute ſagten, auch tugendhaft und züchtig in hohem Grade. Das Unglück wollte, daß der Prinz in ſeinen zärtlichen Neigungen ſo weit herabſtieg, ſein Herz an Philine zu verlieren. Lange ſoll ſie ſeinen Lockungen und Werbungen widerſtanden haben, einſehend, wie gefährlich für ihr Glück und für die Ruhe ihres ganzen Lebens die Neigung des Prinzen ſei, und ſoll unerbittlich gegen ſeine Wünſche geblieben ſein. Ob ſie es aus Schlauheit that, Albert nur um ſo heftiger zu entzünden und anzureizen, oder aus angeborener weiblicher Würde, wenn wir dieſe auf einer ſolchen Stufe der Geſellſchaft ſuchen und muthmaßen dürfen, will ich unentſchieden laſſen."

„Etwas Ominöſes kann ich dabei nicht unerwähnt laſſen. Als noch kein Menſch davon eine Ahnung hatte, daß der Prinz ſich einer tadelnswerthen Verirrung ganz und gar hingeben würde, und Philine ſelbſt wohl noch nicht an ſeinen trotzigen Ernſt glaubte, mit dem er ſpäter alle Schranken zerbrach, trug ſich zu, daß in einer Neujahrsnacht die erlauchte Fürſtin Mutter im Kreiſe ihres Frauenzimmers ſaß, und gegen ihre ſonſtige Gewohnheit einen Scherz gut hieß. Die Fürſtin war eine ſtrenge und heftige Dame, von derſelben Heftigkeit, und nicht minder von derſelben Entſchiedenheit und Feſtigkeit des Charakters, wie ihr Sohn ſpäter genugſam an den Tag legte. Als nun eine Hofdame die Propoſition gemacht, in der letzten Stunde des ſcheidenden Jahres durch ein magiſches, und daher gottloſes und hochverwerfliches Mittel, Glück oder Unglück des kommenden Jahres zu erforſchen, ließ die Fürſtin aus Curioſität dieſen heidniſchen Aberglauben zu.“

„Es wurde eine Schüſſel voll Waſſer auf den Tiſch geſtellt, und in dieſes Waſſer blickten nun, ſo will es die Rockenphiloſophie, die anweſenden Damen in der Mitternachtſtunde, und jede mußte ſagen, was ſie ſähe. Da erblickten zwei der Prinzeſſinnen ſeltſamerweiſe ein Kloſter, welches billig in Verwunderung ſetzte, denn es war gar nicht denkbar, daß eine von ihnen, und vollends gar beide, als proteſtantiſche Prinzeſſinnen das Schickſal ein klöſterliches Leben verhieße, es wäre denn, daß ſie zu der Konfeſſion überträten, welche das Kloſterleben ſanktionirt. Daß aber von Prinzeſſinnen ein ſolcher Uebertritt nicht zu fürchten war, dafür zeigte der Umſtand, daß um die eine, Aeltere, der Kaiſer ſelbſt geworben hatte — man denke, welche unausſprechliche Ehre, welches grenzenloſe, höchſte Glück, und dennoch war er abſchläglich beſchieden worden, weil die Prinzeſſin es nicht über ſich gewinnen konnte, ihren Glauben zu wechſeln, wie ein Kleid, was ihr zur höchſten Ehre gereichte.“

„Als nun zuletzt das große Vertrauen und die gar nicht zu billigende Herablaſſung der hohen Herrſchaften auch dem beſagten Kammermenſch geſtattete, in das Waſſerbecken zu blicken, und zu ſagen, was es ſähe, vermuthlich um an einer hervorgebrachten Blödigkeit oder ſtupiden Aeußerung ein unſchuldiges Amüſement zu haben, ſo wollte dieſe Philine durchaus nicht mit der Sprache herausfahren, ſondern machte allerlei Excüſen und Ausflüchte, um nicht antworten zu müſſen. Da man aber in ſie drang, nur zu ſagen, was ſie ſähe, und ihr verhieß, dieſes ungnädig vermerken zu wollen, es möge ſein, was es immer ſei, da faßte ſie ſich ein Herz und ſprach: „Ich habe geſehen den Prinzen Albert mich als Braut zur Kirche führen.“

„Alles lachte, aber die alte Fürſtin ſagte, mit

Recht pikirt und ungehalten über dieſe vorlaute und unüberlegte Rede des niedern Mädchens: „Dieſer Biſſen wird Dir, ſo Gott will, nicht im Halſe kratzen!“

„Allein, was geſchahe? Im Laufe des neuangetretenen Jahres empfahl des Kaiſers Majeſtät, die von der ältern Prinzeſſin einen Korb empfangen, aus großer Inclination und großem Aeſtim ihrer Perſon, weil dieſelbe für ihren großmächtigſten und allerdurchlauchtigſten Bewerber ſoviel Regard gehabt, daß ſie ſich einigen andern Fürſten, welche nachher um ihre Hand angehalten, beharrlich verſagt, und ſo für immer auf das Glück des Eheſtandes und der Prosperität verzichtet — dieſe wunderſchöne und tugendhafte Prinzeſſin zur Aebtiſſin eines reich dotirten proteſtantiſchen Stiftes, in welchem ſie bald darauf feierlichſt inthroniſirt wurde, und alsdann ihrer Schweſter in derſelben Abtei das Kanonikat verſchaffte. Sonach war ein Theil des Sortilegiums der verhängnißvollen Neujahrsnacht eingetroffen, und es ſtand mit aller Wahrſcheinlichkeit zu hoffen — nein — zu fürchten, daß ein anderes, weit übleres Geſicht jener Hydromantie am Ende auch eintreffen werde.“

„Zum Unglück trat jene Philine nach dem Wegzug der Prinzeſſinnen in den Dienſt der Fürſtin, und die verbotene Liebſchaft entſpann ſich, vielleicht genährt durch jene Handlung des blinden Aberglaubens, insgeheim immer mehr, und leider wollte das Unglück, daß die Prinzeſſin und nachherige Aebtiſſin das Gefährliche der Leidenſchaft ihres Bruders nicht genug eingeſehen hatte, und daß ſie manchen Ausbruch derſelben, den ſie vielleicht hätte hemmen können, wenn auch nicht gut hieß, doch hatte geſchehen laſſen.“

„Dennoch aber, dies muß immer zum Ruhme jener Perſon derſelben nachgeſagt werden, erhörte ſie die Wünſche des Prinzen nicht ganz nach ſeinen Hoffnungen, ſondern wußte ihn ſtets in einer gewiſſen ſcheuen Entfernung zu halten, was bei ſeiner überſpannten und ſchwärmeriſchen Gemüthsart deshalb nicht allzuſchwer halten mochte, weil ſein Herz und ſeine unbeſonnene Liebe der bürgerlichen Kreatur den höchſten Rang in Gedanken beilegte, und in ihr eine, über alle irdiſchen Potentatinnen hoch erhabene Göttin und Bewohnerin des Olymps erblickte.“

„Gleichwohl ließ er nichts unverſucht, Philinens Gunſt endlich zu erwerben, und ſparte keine der Thorheiten, welche verliebter Wahnſinn zu Mitteln und Wegen erkennt, endlich zu reüſſiren. Als ſich nun Philine kaum vor ihm und ſeiner zärtlichen und ſtürmiſchen Zudringlichkeit zu helfen und zu retten wußte, die Sache immer offenkundiger und ein Skandal des Hofes wurde, auch die Fürſtin Mutter, wiewohl zu allerletzt — Wind davon bekam — ſo hielt die Schlauheit der Perſon für wohlgethan, ſcheinbar bei der Mutter ſelbſt Schutz zu ſuchen gegen die leidenſchaftliche Neigung des Sohnes. Es war ihr dabei freilich nicht entgangen, daß ſchon eine Zeitlang die Fürſtin mit dem Auge des Verdachtes nach ihr blickte, und ſie mußte befürchten, weggeſchickt zu werden, ſo wie dieſer Verdacht nur im mindeſten ſich beſtätigte.“ —

Bei dieſer ganzen Erzählung weilten die Blicke Sophia's bald auf Ernſt fixirend, bald auf Lili, bald auf Auguſt, auf Lulu und Eichwald, und es lag in ihrem ganzen Weſen, ſo wie in ihrer Darſtellungsweiſe, ſo viel Mißbilligung, Drohung und Verachtung, ſo viel leiſe Anſpielung, daß Ernſt's Gemüth ſich empörte gegen dieſe Grauſamkeit und rohe Härte ſeiner Stiefmutter, und das Herz der unſchuldigen Lili ängſtlich und ſchmerzlich bewegt klopfte, denn alles, ja faſt alles war auf ſie zu deuten. Daß ſie Hoffräulein war, und nicht Kammerfräulein, war eine Zufälligkeit des Schickſals, nach welcher Liebe nicht fragte, aber Lili war ſchön, Lili war ein ehrenhaftes, tugendſames Mädchen, Lili liebte und wurde geliebt, und tiefſchmerzlich mußte ſie es empfinden, daß die ihr zu Theil werdende Liebe als eine ſich erniedrigende, unwürdige gelten ſollte.

Prinz Auguſt empfand nicht minder, wie Ernſt, das Verletzende im Vortrag der alten Fürſtin, er ſahe recht wohl ein, wohin ſie zielte, und fühlte die Wunden ihrer Zungenpfeile, doch beſchloß er, ſich ihnen ruhig bloszuſtellen, und ein duldender Sebaſtian, gefeſſelt an den Martyrerſtamm der Liebe, auszuharren.

Für Lulu war die Geſchichte, die ſie aus dem

Munde der fürſtlichen Stiefmutter vernahm, nicht neu; ſie kannte ſie mit allen Varianten, und ergänzte ſie in Gedanken mit mancher beſſern Lesart. Bisweilen ruhte ihr Blick mit Wohlgefallen auf Eichwald's ſchönen äußern Formen, und drang dann tiefer durch ſein Auge in ſein Herz, in ſeine Seele. Er aber wagte nur ſelten, dieſes glühende ſchwärmeriſche Auge nach der Prinzeſſin aufzuſchlagen, aus Furcht, es könne oder werde ihr mißfallen, zumal die ſcharfen Blicke Sophia's wie die Schritte aufmerkſamer Wachtpoſten an ihnen raſtlos auf und ab glitten.

Marie von Perlen hörte mit dem Antheil zu, den jedes weibliche Herz an einer Liebesgeſchichte nimmt. Hat doch jede Liebe eine eigne Geſchichte, und iſt doch darum ihr Stoff ein ſo unvergänglicher und ſo unausſchöpfbar, wie das Weltmeer.

Sidonie von Lichthauſen hatte ſich unbemerkt, aber indignirt entfernt, als die Fürſtin gleich im Anfang ihrer Erzählung ſich eines veralteten Wortes bedient hatte, das ihren Stand und ihre Stellung beleidigte. Es hatte aber Frau Sophia viel von jenem Fehler mancher Perſonen an ſich, welche — vom Glück hochgeſtellt, ſich ſtets eben ſo rückhaltlos wie rückſichtlos äußern, und daher faſt ſo oft beleidigen, als ſie den Mund zur Rede aufthun. Daraus entſprang auch die Spannung mit ihren Schwägern. —

Sophia bemerkte mit Wohlgefallen den beabſichtigten Eindruck, den ihre Erzählung auf die Zuhörerſchaft machte, ließ ſich durch niedergeſchlagene Mienen und finſtere Geſichter nicht abſchrecken, ſondern fuhr fort, ihr Pfand zu löſen, das die Mehrzahl der Hörenden bereits zu verwünſchen begann.

„Als nun die Perſon unter vielen, vielleicht erheuchelten Thränen, der Fürſtin Mutter ſagte, daß Prinz Albert ſie liebe und ſie mit den feurigſten und ernſteſten Anträgen auf Schritten und Tritten verfolge, und dabei der Fürſtin zu Füßen fiel, ſo blickte dieſe die Unglückliche mit verdienter und vernichtender Strenge an, und ſagte ihr nichts, als das eine Wort: Einpacken!“

„Hierauf packte Philine ihre Habſeligkeiten zuſammen, und trat nach Verlauf einer Stunde wieder vor die Gebieterin. Dort fand ſie einen Cavalier, der die in Thränen Zerfließende auf der Fürſtin Geheiß zu einem ſchon bereit ſtehenden Wagen führte, ſie einſteigen hieß, und nebſt einem Bedienten, der ſich auf den Bock zum Kutſcher ſetzte, mit ihr davon fuhr.“

„Anfangs fügte ſich Philine ruhig in ihr Loos; ſie glaubte, man ſchicke ſie auf eines der Landſchlöſſer, oder bringe ſie nach ihrer Vaterſtadt, und da ihr Ruhe erwünſcht war, da ſie hoffte, es werde ſich die Flamme thörichter Leidenſchaft, welche des Prinzen Werbungen doch in ihr angefacht, durch Entfernung löſchen laſſen, ſo gab ſie ſich darein und wechſelte mit ihrem Begleiter gar wenige Worte, weinte aber viel.“

„Die Fürſtin aber, welche den heftigen und ſtarren Sinn ihres Sohnes gar wohl kannte, hatte tiefer geblickt, und eingeſehen, daß es ſo viel als nichts fruchten werde, die Kammermagd auf ein Schloß oder in ihre Heimath zu ſchicken, und hatte einen ganz andern Plan ausgeſonnen, den ſie auch ausführte, obwohl ihr, leider, daß ich es ſagen muß, die

Ausführung nichts half, und ihr nur ein dauerndes Zerwürfniß mit dem Sohn herbeiführte.“

„Philine, als ſie ſich ausgeweint, blickte erſt, nachdem bereits einigemal die Pferde gewechſelt worden, aus dem Wagen; es begann ſchon zu dämmern, und ſie ſah ſich auf einem Wege, den ſie noch nicht paſſirt. Es ging alſo die Reiſe nicht nach einem der Schlöſſer, denn auf den Wegen zu dieſen kannte ſie jeden Baum und jeden Strauch, und eben ſo wenig nach ihrer Vaterſtadt, denn auch nach dieſer hatte ſie die Route ſchon oft gemacht. Daher fragte ſie nun ganz beſtürzt und erſchrocken: „Um Gottes willen! Wohin führen Sie mich denn?“

„Weit weg, meine Gute!“ antwortete der Cavalier.

„Ich will es wiſſen, wohin ich gebracht werde! rief Philine heftig.

„Beruhige Sie ſich!“ antwortete der Begleiter. „Es iſt Sorge getragen, daß Ihr nichts Böſes widerfährt, und kein Mangel Sie drücke. Sage Sie frei, wenn Sie was wünſcht.“

„Frei? Freiheit wünſche ich!“ erwiederte ſie.

„Kann mit allem, nur damit nicht dienen,“ ſprach der Cavalier. „Wenn Sie ſich nicht in Gutem gibt, und ſich widerſpänſtig zeigt, ſo iſt es Ihr eigner großer Schade, denn dann wird Sie an einen Ort gebracht, wo weder Sonne noch Mond hinſcheint! Still! Rede Sie mir nicht von Unſchuld. Es iſt Schuld über Schuld, einen hoffnungsvollen Prinzen mit trüglichen Liebesnetzen zu umgarnen, und ſo weit zu bethören, daß er von Ihr nicht laſſen will.“

„Will er das? fragte Philine laut und überraſcht, und fing ſchon an, zu triumphiren, was den Cavalier faſt außer Contenance gebracht hätte, doch ſetzte er ſogleich ſeiner Rede hinzu, indem er die ihrige abſchnitt; „Soviel kann ich Ihr ſagen, daß Sie vor allem ſich in Geduld faſſen muß, denn unſre Reiſe dürfte etwas lange währen. Sie darf auf derſelben, außer mit mir, mit Niemand ſprechen, darf nicht Zeichen geben, nicht ſchreiben, wenn Sie dies überhaupt gelernt hat, darf keine Zettel oder Briefe empfangen, auch keine andern Bücher leſen, als die, welche mir für Sie mitgegeben wurden, Bibel und Katechismus. In allem hat Sie ſich ſtill und gehorſam zu verhalten, und hat ſich einer Staatsgefangenen gleich zu erachten. Thut Sie dies, ſo habe ich Befehl, Ihr in allen ſchicklichen Dingen zu Willen zu ſein, und Sie mit der Achtung zu behandeln, die Ihr als einem honetten und ehrliebenden Frauenzimmer zukommt, auch Sie vor jeglicher Ungebühr zu beſchützen, ja auf Sie zu halten, als auf meinen Augapfel. Denn man gedenkt nicht, Sie zu kränken, ſondern nur Ihre Lage zu verändern und vielleicht zu verbeſſern. Folge Sie mir, der es nicht böſe, ſondern gut mit Ihr meint, und dem es gerade nicht eine große Freude macht, zu dieſer für Sie allerdings nicht annehmlichen Reiſe mit Ihr beordert zu ſein.“

„Philine war ſo klug, ſich in die unabweisliche Nothwendigkeit zu fügen. Die Reiſe ging raſtlos weiter; es wurde nicht mehr Ruhe vergönnt, als nöthig, um die Geſundheit nicht zu untergraben, aber die Stationen, in welchen man übernachtete, waren immer ſolche, auf denen man im Dunkel ankam, und die man im Dunkel wieder verließ. Philine erhielt dann jedesmal ein anſtändiges Zimmer, in welches ſie, während der Nachtraſt eingeſchloſſen wurde. Die Menſchen, welche ihr aufſtießen, Gaſtwirthe und Bedienung, waren ſcheu und ſchüchtern in ihrer Gegenwart, wichen ihr ſichtbar aus, und es ging aus allem hervor, daß ihnen, ſchon ehe Philine angekommen, eine Meinung von ihr beigebracht war, die entweder als eine Verbrecherin, oder als eine gefährliche Geiſtesirre erſcheinen ließ.“

„Die Reiſe ſchien kein Ende nehmen zu wollen, ſie dauerte Tage, dauerte Wochen lang. Man durchfuhr die grünen Waldungen des thüringiſchen Gebirges, die Hügelflächen Sachſens, man kam in das Erzgebirge und ließ es hinter ſich. Man ließ die Höhen des Rieſengebirges zur Rechten, und durchreiſte die ſchleſiſchen Ebenen. Man kam durch Landſtrecken, wo der Dialekt der Bewohner ſchon ſchwer verſtändlich wurde, und endlich ſchlugen die Laute einer ganz fremden Zunge an das Ohr der Gefangenen, die ſich ſtill und leidend verhielt, ergebend in ihr Schickſal. Sie wunderte ſich nur darüber, daß die Welt ſo groß ſei, und gar kein Ende nähme.“

„Immer elender wurden, als das geſegnete Schleſien hinter den Reiſenden lag, Straßen und Ortſchaften, immer ſchlechter die Koſt, welche in den Schenken dargeboten wurde, und das Land ſtellte ſich in weiten Strecken als ein verödetes dar. Philine hatte davon gehört, daß in Rußland die Staatsgefangenen nach Siberien transportirt wurden, und faßte die Meinung, auch ſie werde auf ewig getrennt von ihrer Heimath, ihren Angehörigen, und in dieſen entlegenen Welttheil gebracht. Ruſſiſch ſchien ihr die fremde Sprache zu ſein, die ſie vernahm, ruſſiſch Trachten, Sitten und Lebensart des Landes, durch welches man ſie führte. Sie hatte Zeit, Ueberlegungen aller Art anzuſtellen, und ihren Gedanken nachzuhängen, daher ſann ſie auf Mittel, einigermaßen Spuren zu hinterlaſſen, wo ihr Fuß geweilt habe. Sie ſchrieb mit einem Ringſtein überall, wo ſie übernachtete, ihren Namen in eine Fenſterſcheibe, und mit einem Röthelſtift, den ſie zu verbergen wußte, ſchrieb ſie denſelben Namen an jeden Ort, an den ihr ohne Zeugen zu weilen vergönnt war. Noch mehr, ſie ſchrieb bei Nacht einige Zeilen auf

Papier, das ſie wegnahm, wo ſie es fand, und verlor dieſe Zettel abſichtlich, ohne daß es ihr Begleiter gewahrte.

„Endlich nahte das Ziel dieſer langen und ermüdenden Reiſe; in einer waldreichen Ebene, in der Nähe der polniſchen Stadt Siedlec, nahe an 30 Stunden hinter Warſchau, lag ein Schloß, in deſſen gethürmtes Thor man einfuhr. Diener in Menge erſchienen, empfingen die Reiſenden, beluden ſich in Haſt mit dem Gepäck, und wieſen Philine ein freundlich möblirtes Zimmer an. Man gönnte ihr Erholung, trug Speiſen auf, und ſie wußte noch nicht, daß ſie am Ziel der langen Fahrt ſei. Ihr Begleiter ließ ſich nicht erblicken. Philine, halb krank von der anhaltenden Anſtrengung, genoß nur wenig, ſetzte ſich auf das Kanapee und nickte ein.“

„Das Rollen eines Wagens, der im Hofe vorfuhr, erweckte ſie, ſie trat an das Fenſter, und ſah, daß es ihr Reiſewagen ſei, ſie glaubte, jetzt müſſe ſie auch hinab, doch welch Wunder, der Cavalier, ihr Begleiter, trat aus dem Hauſe, ſtieg ein, der Bediente folgte ihm, der Kutſcher trieb die Pferde an, und der Wagen entſchwand ihren Augen. Ohne ein Wort des Abſchiedes, ohne eine Frage, ob ſie nicht was in die Heimath zu beſtellen habe, ohne irgend eine Erklärung, fuhr der Mann, der allein ſie kannte, denn der herrſchaftliche Lakai war auf der Reiſe ſchon bei der erſten Station durch einen andern Diener erſetzt worden, von dannen. Die Laſt einer Welt lag auf Philinens Bruſt, ſie kam ſich vor, wie von aller Welt, und ſelbſt von Gott verlaſſen, und ihr war es, als ſei ſie allein in der Unermeßlichkeit der Erde.“

„Nach einer Weile trat mit ſtolzer Haltung eine nicht mehr junge Dame zu ihr ein, und redete ſie an: Die Jungfer ſei willkommen, es ſoll Ihr nichts Nöthiges bei mir abgehen, ich bin nicht allzuſtreng. Wenn Sie Ihren Dienſt gut verſteht, wird Sie es gut bei mir haben.“

„Auf dieſe Rede wußte Philine kaum zu antworten. Sie that den Mund auf und ſprach: Gnädige Frau, ich weiß weder wo ich bin, noch wie und warum ich hieher gekommen bin, noch was ich hier vorſtellen ſoll? Ich erſuche die gnädige Frau, ſo es Ihnen gefällt, mir das alles zu ſagen, und meine Unwiſſenheit mit der ganz unerhörten Lage zu entſchuldigen, in die ich mich ohne alles Verſchulden geſetzt ſehe.“

„Wie?“ fragte die Dame: „Hat man der Jungfer nicht geſagt, daß Sie mir als deutſche Kammermagd dienen ſoll, weil meine ſämmtliche Bedienung nur polniſch ſpricht und verſteht, und ich mir gern in meiner Mutterſprache des Abends vorleſen laſſe, bevor ich einſchlafe?“

„Polniſch ſpricht!“ rief Philine aus. „So wäre ich im Lande Polen, und noch nicht in Rußland oder Siberien, wohin ich glaubte, daß man mich bringen wolle! O gnädige Frau! Haben Sie Geduld und Erbarmen mit einer Unglücklichen, die nichts verbrochen hat, die um fremder Schuld willen namenlos leidet, wenn Liebe eine Schuld iſt, wenn geliebt zu werden eine Schuld iſt.“

„Die Fürſtin, deren Prinzeſſin Tochter zu bedienen Sie die Ehre hatte,“ ſprach hierauf die polniſche Dame, „ſchreibt mir durch den Cavalier, welcher Sie hierher brachte, und ſchleunigſt die Rückreiſe angetreten hat, daß Sie am Hofe ſich in landgefährliche

Praktiken eingelaſſen und verwickelt habe, weshalb es gerathen geweſen, Sie weit fortzuſchaffen, rühmt Sie aber als ein treues und geſchicktes Menſch, und bittet mich, Sie in meinen Dienſt aufzunehmen, bis ihr durchlauchter Herr Sohn eine ſtandesgemäße Vermählung getroffen. Sie muß wiſſen, daß ich eine Deutſche bin, und daß ich ſelbſt in früheren Jahren Ihrer Fürſtin als Ehrendame gedient, auch aus jener Zeit große Verbindlichkeiten gegen dieſelbe habe. Wenn nun Sie ſich ſonſt nichts hat zu Schulden kommen laſſen, als eine vergängliche, wiewohl immer tadelnswerthe Inclination über Ihren geringen Stand hinaus, ſo will ich Sie, in Vorausſetzung treuzuleiſtender Dienſte, bei mir in meinem Schloß behalten. Will Sie das aber nicht, ſo habe ich Befehl und Auftrag, Sie in ein Kloſter unterzubringen, aus dem Ihr dann jede Rückkehr in das Weltleben auf ewig verſchloſſen bleibt. Wir haben hier zu Lande Klöſter in Menge."

„Die arme Philine, welche im Waſſer der Neujahrsnacht einen Prinzen als Gemahl, und kein Kloſter geſchaut hatte, weinte von Neuem und fiel der polniſchen Gräfin zu Füßen; ſie verſprach treue Dienſte, und durfte bleiben, aber weder nach dem Namen des Schloſſes, noch der nächſten Stadt fragen; eben ſo wenig war ihr vergönnt, Briefe zu ſchreiben, und hätte ſie auch geſchrieben, wie hätte ſie Briefe befördern wollen? Der Dienerſchaft im Schloß war jeder Verkehr mit ihr, der nicht den Dienſt betraf, ſtreng unterſagt. Ihr Dienſt war leidlich und erträglich, nur eins war ihr läſtig und martervoll, das nächtliche Vorleſen. Ihre Dame hatte oft ſchlafloſe Nächte, und die arme Philine mußte ſie mit Leſen ausfüllen. Wenn ſie manchmal glaubte, die Dame ſei eingeſchlafen, ſo fuhr dieſe ſcheltend auf, und befahl weiter zu leſen, ja es ſchien, als ſchlafe ſie nur ſo lange, als an ihrem Lager geleſen wurde, und das gequälte Mädchen mußte ſeinen Schlaf opfern, um den der Herrin, die ihr, und der ſie aufgedrungen war, herbeizuführen. Darüber wurden ihre Wangen bleich, ihre Augen roth, ihre Schönheit welkte ſichtlich; das eben wollte man. Es war ein Staat, der dies Opfer verlangte.“

„Wie ertrug aber Prinz Albert, der juſt auf einige

Tage vom Hofe abweſend war, und nach deſſen Abreiſe unklugerweiſe Philine gerade ſich der Herrin entdeckt hatte, die Nachricht ihrer Entfernung? — Anfangs täuſchte man ihn. Sie ſei, wegen plötzlicher Erkrankung ihres Vaters, nach ihrer Heimath abgerufen worden. Der Cavalier, den der Prinz erſt ſpäter vermißte, ſei verreist, eine in der Ferne ihm zugefallene Erbſchaft zu erheben. So gingen acht Tage hin, Philine kam nicht zurück, ſchrieb nicht, man heuchelte Verwunderung, der Prinz ſchrieb ſelbſt, die Briefe kamen uneröffnet retour. Dem Prinzen dämmerte die Ahnung deſſen, was geſchehen war, er gerieth außer ſich, und ging in voller Wuth zu ſeiner Mutter. Ich kann und will nicht erzählen, welche Scene zwiſchen ihr, der ſtrengen und ahnenſtolzen Frau, und ihm, dem heftigen und leidenſchaftlich aufbrauſenden Jüngling vorfiel, denn es war kein Menſch Zeuge dieſer Scene, in welcher der Prinz den Sohn gänzlich verläugnete, ein abſchreckendes Beiſpiel für jeden gutgearteten und wohlgeſitteten Fürſtenſohn — aber die Dienerſchaft vernahm in den innern Gemächern einen lautgeführten Wortwechſel, von dem man nichts verſtand, als daß der Prinz, indem er im Weggehen die Thüre weit aufriß, ſich noch der frevelhaften Worte Wallenſteins vor Strahlſund bediente: „Und ich muß ſie wieder haben, und ich will ſie beſitzen, und wenn ſie mit Ketten an den Himmel geſchloſſen wäre! Und kein Teufel ſoll mich daran hindern!“ — Dabei hatte er mit den Füßen geſtampft, daß die ganze Gallerie gedröhnt, und alles war vor ſeinem Ausſehen erſchrocken; die Fürſtin aber ward in Krämpfen liegend gefunden.“

„Und dieſer ſchreckliche Sohn hielt ſein Wort, er ſparte nicht Geld, nicht Drohung, nicht Verheißung, und ſo brachte er heraus, daß jener Cavalier mit Philinen auf Befehl ſeiner Mutter davon gefahren, er reiſte nach, kam auf ihre Spur, verlor ſie, fand ſie wieder, und verlor ſie abermals. Wüthend über ſein vergebliches Nachſuchen kam er zurück; auch der Cavalier war indeß zurückgekehrt, und hatte bald darauf mit dem Prinzen ein entſetzliches Rencontre. Jener hatte auf Cavalierparole der Fürſtin tiefſtes Schweigen angelobt, jetzt forderte der Prinz von ihm, daß er ſein Schweigen breche, und drohte mit ewiger Ungnade, mit thätlicher Mißhandlung, mit dem Tode ſogar, indem er ihm eine geladene und geſpannte Piſtole unter die Naſe hielt."

„Der Cavalier brach demungeachtet ſein angelobtes Schweigen nicht, er verrieth mit keinem Wort das Geheimniß, er verlor nur, als er von dem Prinzen ging, in der Beſtürzung ſeine Brieftaſche, die ihm Albert gleich darauf zuſtellen ließ, nachdem er an die Stelle der im Portefeuille befindlich geweſenen Reiſeroute eine gewichtige Banknote eingelegt."

„Auf Flügeln der Liebe flog der Prinz unaufhaltſam nach Polen."

„Merveilleux war das Auftreten Albert's im Schloſſe der polniſchen Gräfin. Er ließ es nicht an gehörigem Aplomb fehlen, er kam, überraſchte, verwirrte. Der Zufall wollte, daß, als er aus dem Wagen ſtieg, Philine in der Hausthür ſtand. Sie ſtieß einen Ruf des Schreckens und der Freude aus, er ſchloß ſie in ſeine Arme, er ließ ihre Hand nicht mehr los, ihr Anblick ſagte ihm alles, was ſie für ihn, um ſeinetwillen gelitten, und ſeine Exaltation beſchloß für ſie einen überſchwänglichen Lohn. Er ließ ſich bei der Gräfin unter ſeinem wahren Namen anmelden, trat, Philine an der Hand, vor ſie hin, und ſprach: Frau Gräfin, ich danke Ihnen, daß Sie meiner ſchuldlos verfolgten Braut in Ihrem Hauſe eine Freiſtatt gewährten. Als Fürſtin von * * wird ſie Gelegenheit wahrnehmen, ſich nach Gebühr dankbar zu erweiſen. Ich bin gekommen, ſie zur Trauung abzuholen. Der Weg zur Kirche iſt durch die Fürſorge meiner gnädigen Frau Mama etwas weit, indeß ein jeſuitiſches und höfiſches Sprichwort ſagt: Guter Krummweg iſt kein Umweg.“

„Eine Stunde darauf fuhr er mit ſeiner Geſellſchafterin über die Grenze des Gutes jener Gräfin, ehe dieſe noch von ihrem Erſtaunen ſich erholen konnte.“

„Und ſo hielt Prinz Albert, was er geſchworen. Er heirathete zum grenzenloſen Affront ſeiner Mutter und ſeiner Agnaten, ſeine Geliebte, er ruhte nicht, bis er es dahin gebracht, daß des Kaiſers Majeſtät ſie zum Rang einer Reichsfürſtin erhoben.

und ſie andern Fürſtinnen ebenbürtig gemacht, und lebte, auf den Tod geſpannt mit ſeiner Mutter, ſeinen Brüdern, fern von der Heimath, treu ſeiner Halsſtarrigkeit, verborgen, unbekannt, an der Seite ſeiner Frau, die Niemand für eine Fürſtin erkennt, trotz der erſchlichenen Standeserhöhung, und die ihn Jahr für Jahr mit einem bausbäckigen Baſtard beſchenkt."

Lectüre.

Fürſtin Sophia hatte ihre Erzählung beendet, allein dieſe Erzählung verfehlte bei den Zuhörern, denen ſie als Exempel gelten ſollte, die beabſichtigte Wirkung gänzlich. Schon der gereizte Ton, mit welchem Sophia ſprach, die parteiiſche Mißbilligung jener Mißverbindung und der gehäufte Tadel derſelben machten keinen günſtigen Eindruck auf die Zuhörer, deren Mehrzahl noch dazu im eignen Innern nach Entſchuldigungsgründen für die ſuchten, welche mit dem trüben Loos getrennter Liebe bedroht worden waren. Ein eigenthümliches beengendes Gefühl legte ſich laſtend auf jede Bruſt, Niemand wußte, als die Fürſtin endete, etwas zu ſagen, es herrſchte plötzlich eine Todtenſtille im Zimmer. Die

Fürſtin erhob ſich, vom Sprechen ermüdet, angegriffen durch die Erinnerung an ein Ereigniß, das ſie ſchonungslos verdammte, und ging in ihr Boudoir. Die Hündlein wurden ihr nachgetragen, auch Päpperle ſprang auf und auf das Bette der Herrin. Alle Zuhörer athmeten freier, und fanden jetzt Worte, wenn auch nur flüſternde.

„Die gnädigſte Fürſtin,“ begann Eichwald zuerſt das Geſpräch, „hat uns mit kräftigen Zügen das Bild einer ſtarken und ſiegreichmächtigen Liebe gezeichnet; wir ſahen einen Mann, wie er ſein ſoll, im vollen Sinne des Wortes, ungebeugt, und ritterlich treu. Dieſer Prinz nöthigt mir die größte Hochachtung ab.“

„Die gnädige Mama,“ flüſterte Lulu, „hat allerdings, wie Sie, Herr Graf, ſehr richtig bemerken, mit kräftigen Zügen geſchildert, und dabei die Farben ſehr ſtark aufgetragen. Wir, die wir dieſe, unſer Haus leider ſo nahe berührende Geſchichte ausführlich kennen, könnten die Erzählung der Mutter mannigfaltig gloſſiren und kommentiren. Man ſollte billig Dinge, die geſchehen, und nicht mehr zu ändern ſind, mit dem Mantel der chriſtlichen Liebe verhüllen, ſtatt ſie ſchonungslos aufzudecken, und ſollte des Spruchs eingedenk ſein: Richtet nicht, ſo werdet ihr auch nicht gerichtet.“

Prinz Ernſt, der ſich am meiſten durch die Erzählung ſeiner Stiefmutter in ſeinen tiefſten und heiligſten Gefühlen verletzt fand, äußerte ſich deshalb unumwunden und ſchonungslos. „Onkel Frie[illegible]rich hatte Recht,“ ſprach er, „als er mir einmal ſagte, der ganze giftige Haß der Mutter gegen den Helden ihrer Liebesgeſchichte wurzele mehr als in irgend etwas Anderem, in ſchnödem Neid, weil die Frau ſeiner Wahl und ſeiner Liebe ihm jedes Jahr neue Vaterfreuden ſchenkte, und die gnädige Frau Mama, die alle ihre Männer begraben habe, gänzlich kinderlos blieb.“

Die Damen errötheten gebührend über dieſe naive Aeußerung des Prinzen, und entfalteten die bunten, goldgeſtickten, allerliebſt mit Schäferinnen und ſchäkernden Schäfern bemalten Fächer, während Prinz Auguſt ſein Urtheil ebenfalls abgab, was den Damen deshalb erfreulich war, weil keine gewagt hätte, unmittelbar nach Ernſt das Wort zu nehmen.

„Ich habe das innigſte Mitleid mit der Dulderin in dieſer Geſchichte empfunden, welche ſo barbariſch behandelt wurde, und ſehe in dem, was jener Prinz Albert that, nur eine Handlung ſchuldiger Gerechtigkeit, die ihren Lohn zwar in ſich ſelbſt trägt, hier aber in Folge göttlicher Providenz ihn noch außerdem in einer beglückenden Vereinigung fand. Was ſagen Sie dazu, Fräulein von Altenſtein?“

Lili ſchlug in ſüßer Verwirrung die ſeidenen Wimpern auf, und als ihr lächelnder Blick hinter dem Fächer hervorſtrahlte, war es Auguſt, als gehe für ihn die Sonne ſo freudehüpfend auf, wie ſie nach dem Glauben des Volkes am Auferſtehungstage des Heilandes thut.

„Wenn ein Frauenzimmer,“ begann Lili mit gedämpfter Stimme, „an die Stelle jener durch Leiden geprüften, dann aber hoch erhobenen und nunmehr fürſtlichen Frau denkt, wird es, vom reinmenſchlichen Geſichtspunkt aus, ihr gern gönnen, was ihr Gutes und Erfreuliches widerfahren, um ſo mehr gönnen, da ſie in der That ein Muſterbild weiblicher Tugenden ſein ſoll, und durch keinerlei unwürdige Kunſt ſich die ſtarke und dauernde Neigung ihres damaligen Anbeters und jetzigen Gemahls erwarb und ſicherte Gleichwohl müſſen wir zugeben, daß es nicht immer wohlgethan ſein möchte, ſolchen Beiſpielen zu folgen, und die Rückſichten zu verletzen, welche die Verhältniſſe, zu denen Geburt und Schickſal uns beſtimmen geboten, oder die Schranken keck zu zerbrechen, welche von eben dieſen Verhältniſſen gezogen wurden.“

„Wohl Allen denen,“ nahm nun die ſittſame und ruhige Marie von Perlen das Wort, „welchen der Himmel das Glück gewährt, ohne ſolche drang- und gefahrvolle Klippen in den Hafen des Eheſtandes und häuslichen Friedens ihr Lebensſchiff zu ſteuern. Mich könnte es wahrhaft ängſtigen, mich ſo leidenſchaftlich geliebt zu wiſſen, wie Prinz Albert dieſe Philine liebte, und der Haß einer ſo hohen Familie, eines ganzen Fürſtenhauſes, würde mich zu Boden drücken. Ich würde viel leichter allen Lebenshoffnungen und heißen Wünſchen meines eignen Herzens entſagen, als durch meine unbedeutende Perſönlichkeit Zwiſt, Verwirrung und Zerwürfniß zwiſchen Mutter und Sohn, Brüder und Schweſtern und ſonſtigen hohen Verwandten ſäen und anſtiften.“

Dieſe Aeußerung wurde von allen Uebrigen nicht beifällig aufgenommen. Fünf feurige, ſtürmiſch klopfende Herzen nahmen in ſtillſchweigender Uebereinkunft Partei gegen ein kühles, beſonnenes, und ließen, da die Fürſtin in ihrem Boudoir blieb, ihrer Meinung in entgegnenden Aeußerungen freien Lauf.

„Sie haben gut reden, liebe von Perlen!“ begann die Prinzeſſin. „Sie ſind dem Hafen nahe, und finden ohne Mühe die Inſel der Glückſeligkeit, an deren Blumengeſtade Sie landen wollen. Was ſollen aber die Schiffer auf offnem Meere, auf ſtürmiſcher See thun?“

„Ich will nicht fürchten, gnädigſte Prinzeſſin, daß Sie ſich dieſen Schiffern zuzählen!“ entgegnete Marie beſcheiden.

Die Prinzeſſin ſchwieg und erglühte, und bejahte durch dieſes Erglühen mehr von der Frage, als ihr Schweigen verneinen ſollte — indeß nahm Prinz Auguſt für ſie das Wort und ſprach: „Man kann nicht wiſſen, ob nicht zum Beiſpiel ich und mein lieber Eichwald ſolche Schiffer ſind, von unſerm theuern Ernſt will ich es nicht vorausſetzen. Für uns beide aber ſtehe ich, daß wir mit aller zu Gebote ſtehenden männlichen Kraft ankämpfen würden gegen Sturm und Meereswogen, und daß wir unbedingt den ſchönen Dioskurenſternen vertrauen würden, die unſer Herz als die leitenden Gottheiten unſres Lebensſchiffes anbetet.“

Lulu und Lili allein verſtanden den Sinn dieſer Worte richtig, und ihre Herzen ſchlugen höher vor Freude, während Prinz Ernſt mit einer gewiſſen trüben Wehmuth in Blick und Stimme ſagte, die beide mehr gegen Lili, als gegen die Uebrigen gerichtet waren: „Mir kommt es in der That vor, als ſei ich ſchon zu Schiff gegangen, aber mein Horizont überzieht ſich düſter, der Kompas zittert und ſchwankt, die freudige Flagge meiner Hoffnung hängt träg und traurig in banger Windſtille am Maſt, ich verliere das Fahrwaſſer, und ſteure — dem Untergang zu.

„Prinz! welche Phantaſien!“ rief Marie erſchrocken aus. „Wohin gerathen wir Alle? Die Erzählung unſrer gütigen und gnädigen Herrin breitet zuletzt trüb und immer trüber einen Schleier der Verſtimmung über unſere Luſt. Brechen wir davon ganz ab!“

„Ja, brechen wir ab!“ ſtimmte Ernſt mit einem Seufzer bei, und ſtand auf, die Uebrigen thaten es nach.

„Ich lade die Geſellſchaft auf mein Zimmer, wir wollen Bilder anſehen, oder uns etwas Luſtiges vorleſen!“ ſprach Lulu. Der Schloßreiter hat einen ganzen Ballen friſch vom Laden gekommener und bereits gebundener Bücher mitgebracht, welche drüben liegen, noch unausgepackt, gewiß iſt was Hübſches darunter, das uns amüſirt.“

Ohne Geräuſch wurde von Allen, bis auf Pipi, das Zimmer der Herrin verlaſſen. Die Geſellſchaft ſchritt durch den unerleuchteten, kühlen Saal und wurde unwillkührlich durch das verſtärkte Pfeifen des Sturmes veranlaßt, einige Augenblicke zu den Fenſtern zu treten. Hof und Flur lagen ganz dicht überſchneit, es war dämmerhell, und die Friſche des Saales that wohl, da man aus dem durch Pipi's

Sorge etwas übermäßig mit Wärmeſtoff genährten Zimmer getreten war.

„Es ſieht aus wie Ernſt,“ ſprach Lulu, ſie meinte das winterliche Wetter draußen, und hauchte auf die kalten Scheiben, deren Helle ihr warmer Odem überflorte.

Prinz Ernſt glaubte ſich gemeint, und fragte: „Wie ich, Schweſter? Macht der Gram mich ſchon ſo bleich, wie Schnee?“ — „Es kann ſein,“ flüſterte er dann vor ſich hin, „daß ich bald ganz dem Winter gleiche, doch jetzt — ſcheine ich nur erſt kalt, innen iſt noch volle, heiße Gluth.“

Lulu hörte nicht, was der Bruder ſchmerzverzehrt vor ſich hin murmelte. Ihr zarter Finger zeichnete in den Duft am Fenſter eine Liebeshieroglyphe, ein geflügeltes Herz, aber ſtatt der Flügel malte ſie zwei Eichenblätter. Für den, der nicht verſtand, dieſe Geheimſchrift zu leſen, ſchienen ſie dennoch Flügel.

Prinz Auguſt war zu Lili getreten, er hatte ihre Hand gefaßt, unbemerkt von den Uebrigen, nur einen einzigen, kurzen Moment. Der electromagnetiſche Ausſtrom der Liebe durchdrang in dieſem Moment das Innerſte beider; ein ſtilles Verſtehen, im leiſen Druck ſich gegenſeitig ausſprechend, mußte genügen. Sie folgten der Perlen, die ſchon hineingegangen war, Sidonie ſaß in ihrem Zimmer, und hatte verweinte Augen. Ernſt blickte ſchmerzlich nach.

Lulu lächelte liebeſtrahlend zu dem hohen ſchönen Mann ihres Herzens empor. Ihr Blick machte ihm die Dämmerung der Gegenwart ſonnenhell, und wie hätte er jetzt an etwas Anderes, als an ihre Gegenwart denken können? Er ſah und deutete ihre Zeichnung, und beſchrieb über dem Herzen, das ſie an die Scheibe gemalt, eine Fürſtenkrone. Lulu löſchte neckend die Bügel, und malte große Perlen über den Reif, ſo wurde eine Grafenkrone daraus. Eichwald's Finger umſchlang das Ganze mit geflochtenen Seilen, in die er heraldiſche Liebesknoten zeichnete, und Lulu überfuhr auslöſchend mit der Hand raſch die Scheibe, indem ſie flüſternd ſprach: „Genug der Tändelei!“

Eichwald erfaßte ihre Hand, zog ſie zum Munde, und fragte leiſe: „Tändelei, Prinzeſſin? Und nicht mehr?“

„Nicht mehr!“ erwiederte Lulu; ſie nahm wahr, daß ihr Bruder noch im Saale weile, und ſie beobachte. Raſch trat ſie in das Gemach der Perlen, und dann in das ihrige.

Jetzt war Prinz Ernſt allein. Er erſeufzte. „Alle Hoffnung iſt verloren! Räthſel ſteigen aus der Meerestiefe meiner Zweifel, wie bleiche Geiſter. Was ſoll das Alles, wohin führt das Alles? Mir ſchwindelt vor den Schreckniſſen, die hier drohen. Ihre Geſchichte, Frau Mutter, kommt zu ſpät, wenn ſie warnen und abmahnen ſoll, und paßt gar nicht auf unſre Lage. Jener fürſtliche Mann hatte leichtes Spiel, er liebte und wurde geliebt, er wäre ein Schwächling geweſen, wenn er nicht Sieger geworden! Aber ich — was ſoll ich thun mit aller Heftigkeit der Neigung, mit aller Energie des Geiſtes? Ich werde nicht geliebt, nur ſoviel iſt mir klar mitten in der winterlichen Düſterniß. Dieſer Prinz, der ſchon faſt als deklarirter Bräutigam der Schweſter gilt, liebt ſie nicht, liebt da, wo ich anbete. Ihr Herz wird er freilich nicht verwunden, da ihre Neigung in einem andern Gegenſtand wurzelt, da ſie von der angebornen Höhe herabſteigt. Wie kann ſie das aber, wenn die Deklaration laut erfolgt? Und ſoll ſie die leidenſchaftlich geliebte Freundin als begünſtigte Nebenbuhlerin um ſich ſehen? Wohin denken ſie nur Alle? Soll ich mich, am Ende gegen ihren Willen, zum Ritter der Schweſter aufwerfen, und den Prinzen fordern? Ha! ich möchte das — allein würde dann nicht alsbald der wahre Beweggrund zu Tage kommen, daß ich es thäte aus Liebe zu Lili, nicht aus Liebe zu Lulu? ſoll ich mit Eichwald hadern, daß er ſein Auge ſo kühn erhebt? Wer macht mich zum Richter über ihn, wenn Lulu ſelbſt ihn aufmuntert? — O Gott, ſie lachen drinnen laut, während hier außen mich die Qual verzehrt!“

Der Prinz ging mit ſeinen peinigenden Gedanken zur Geſellſchaft hinein. Auf einem zierlich mit Blumen und Arabesken eingelegten Tiſch lag die neueſte Literatur, zum Theil in ſtarken Octav-, zum Theil in geſchmackvollen niedlichen Duodezbändchen, oder ging ſchon von Hand zu Hand. Packpapiere und Bindfäden waren durch einander am Boden zu erblicken, um den Tiſch war die Geſellſchaft fröhlich gruppirt. „Die aſiatiſche Baniſe, eine neue Auflage; hinweg, veraltetes Zeug! Wie man das nur wieder drucken mag!“ brach Lulu den Stab über ein allbeliebtes Buch, nach einem andern greifend. „Olla potrida des durchtriebenen Fuchsmundi? auch wieder friſch gedruckt. Fi donc! Geſpräche im Reiche der Todten, ein Quartant, dickleibig und langweilig.“

„Euer Durchlaucht ſind eine ſtrenge und ſcharfe Richterin!“ ſprach Eichwald verwundert, da er es war, in deſſen Hände ein Buch nach dem andern aus ihrer Hand wanderte.

„Soll man ſolcher platten Bücher nicht einmal müde werden?“ entgegnete Lulu. „Mich ekelt vor dieſer loſen Speiſe.“

„Nichts dabei von meinem Liebling, Herrn Talander?“ fragte Marie von Perlen, und langte forſchend nach einigen Büchern.

„Hier! Verehrteſte! hier!“ rief Prinz Auguſt, „eben ſchlage ich es auf. Amor am Hofe. Ein ſuperber Titel!“ Alle lachten und glühten. „Amor iſt überall, warum nicht auch am Hofe?“ ſcherzte

Lili, und hielt der Perlen noch ein Buch des genannten fruchtbaren Schriftſtellers hin, der ſeiner Zeit ſich nicht geringe Geltung zu verſchaffen wußte. „Der Liebesirrgarten! Das paßt für eine glückliche Liebende!“

„Wer weiß, ob es wahr iſt?“ warf der indeß eingetretene Prinz Ernſt die Frage hin. „Es könnte ja auch ein Buch für unglücklich Liebende ſein. Die Liebe iſt ein Labyrinth, aus dem nicht ſtets ein goldener Faden leitet.“

„Kennen Euer Durchlaucht ſchon die Liebe ſo genau?“ fragte Lili boshaft, weil Ernſt's Annäherung anfing, ihr beſchwerlich zu werden, und er erwiederte tief verſtimmt: „Ich fühle es, daß Fräulein Lili von Altenſtein mich noch für ein Kind hält.“

„Seht, ſeht!“ unterbrach raſch Lulu den peinlich zu werden drohenden Zwieſprach. „Hier ſind ganz allerliebſte franzöſiſche Sachen: Nouveaux contes des Fées — dann hier das niedliche: Le mille et une nuit, contes Arabes, und hier ſuperb: les Aventures merveilleuses du Mandarin Fum-Hoam, contes chinois! der ganze Oſten ſchüttelt das blumenreiche Füllhorn ſeiner Mährchen über uns aus.“ —

Dieſe franzöſiſchen, meiſt in Haag gedruckten oder nachgedruckten Bücher waren die Modelieblinge der eleganten Welt im erſten Viertel des vorigen Jahrhunderts. Sie waren zum Theil unſittlich, frivol, ja nichtsnutzig, allein die glatte Sprache wußte ſo angenehm das Gift in den Zucker der Euphemie zu verhüllen, daß nicht leicht eine Dame erröthete, in deren Salon ſolche, und oft noch weit ſchlimmere Bücher ſich fanden. Die deutſche ſchöne Literatur lag noch in der lethargiſchen Apathie, in die ſie ſchon lange gefallen war, und durch die Nebelnacht, die über ihr ſchleierte, blitzten kaum erſt einzelne Sterne, von denen mancher zu früh erloſch, ehe noch ſein Strahl recht die Herzen erleuchtet und durchglüht hatte. So ging das ſchöne lyriſche Meteor, Johann Chriſtian Günther, auf und unter, und die Morgenröthe beſſerer Geſchmacksrichtung durch Bodener wie durch Johann Chriſtoph Gottſched, wenn auch unter verſchiedenen Himmelsſtrichen herausgeführt, dämmerte kaum erſt grauend über den

Alpen der Schweiz und über den Ebenen Leipzig's empor.

Uebrigens ſprach man damals in vertrauten Kreiſen über Liebe und Liebesangelegenheiten freier und ungezwungener, als heute ſich Jemand in Geſellſchaft würde äußern dürfen, ohne gegen herkömmliche Sitte und Anſtand zu verſtoßen, und Hofton und Hofſitte zumal ſtanden keineswegs im Geruch der Heiligkeit. Gleichwohl entſprang der freiere Ton jener Zeit kaum größerer Frivolität, ſondern nur größerer Unbefangenheit.

Lachend hielt jetzt Lulu ein nettes Büchlein empor, und lachend rief ſie: „Voilà! Non plus ultra! Faveurs et disgraces de l'Amour, ou les Amans heureux, trompés et malheureux, et cetera. Mit vortrefflichen häßlichen Kupferſtichen.“

Das Titelbild des zweiten Theiles dieſer franzöſiſchen Liebesgeſchichten wurde vorläufig in nähere Betrachtung gezogen und erläutert.

„Ach, Gott Amor in Strahlen auf Wolken,“ rief Lili. „Er wirft ſeine Pfeile herab auf die Unterwelt, ſo eben entfallen die letzten ſeinen Kinderhändchen. O weh, was wird aus der Welt, wenn Amor keine Pfeile mehr hat?“

„Der himmliſche Knabe, den wir hier mit Engelflügeln, hold und lächelnd dargeſtellt erblicken, ſoll wohl gar nicht Gott Amor ſein,“ äußerte Eichwald; „denn es fehlen ihm alle Attribute, Binde, Köcher und Bogen. Auch ſehe ich einige Pfeile aufwärts fliegen, und möchte in dieſer Geſtalt die himmliſche Liebe ſelbſt erblicken, welche die Pfeile der Schmerzen herabſendet, aber von Pfeilen des Undanks, die von der Erde aufwärts fliegen, oft getroffen wird.“

„Ein ſchöner Gedanke, Graf!“ ſprach die Prinzeſſin offen, und ſchlug ihr ſeelenvolles Auge zu ihm empor, indem ſie mit mehr Ernſt fortfuhr, die mittelmäßige Zeichnung zu beſprechen, als dieſe verdiente. „Wir ſehen hier eine Anzahl Menſchen gruppirt ſämmtlich Liebende, allein vier Paare im Vordergrund. Hier die erhörende Liebe, das ſitzende Frauenzimmerchen ſchmeichelt dem neben ihm vertraulich im Graſe liegenden Seladon, der die Hand auf ihr Knie gelegt hat, und ſcheint ſeinen Worten vollen Glauben zu ſchenken, während die Dame der zweiten

Gruppe die Betheuerungen ihres Schäfers abwehrt, alſo ſcheinbar verſchmäht. Wir wollen hoffen, daß es ihr damit kein rechter Ernſt ſei.“

„Und warum ſollte es nicht Ernſt ſein, was hier abwehrt und abgewehrt wird?“ fragte Prinz Ernſt doppelſinnig und bezüglich, indem er mit auf das Bild ſah. „Die Dame hat vielleicht ſchon ihr lieberes Theil, und es kommt hier eine Liebeswerbung zu ſpät und ungelegen. Das iſt oft ſo.“

„Allerdings, oft ſo!“ beſtätigte Lili, um Ernſt jede Hoffnung zu rauben, und jede fernere Zudringlichkeit von ſeiner Seite abzuſchneiden.

„O fühlten doch ſolche Perſonen, die eine reine und beharrliche Neigung von ſich abwehren, die Höllenpein der verſchmähten Liebe, fühlten ſie, wie das gemarterte, in heißen Gluthen ſich aufzehrende Herz vergehen möchte, wenn es aus ſeinem Flammenbade ſich ſo plötzlich in das Polareis kalter Verſagung getaucht ſieht.“ Prinz Ernſt ſchwieg, aber Zorn und Liebe kämpften in ſeinem tief verletzten Innern, und die Allſiegerin Liebe behielt dennoch die Oberhand.

Während es ſiedete und kämpfte in des fürſtlichen Jünglings Buſen, hatte die Prinzeſſin Lili's mit voller Abſicht beſtätigende Bemerkung unbeachtet gelaſſen, und fortgeſprochen, da ſie das Büchlein in Händen hielt, während die übrige Geſellſchaft neben ihr und über ihre blendende Schultern hinweg nach dem Gegenſtand der Unterhaltung, dem Bilde, blickte.

„Seht — da kniet vor einer halb abgewandten Schönen ein ſchmachtender Damon, und hält einen Degen gegen ſeine Bruſt; er ſieht mit einem Schmerzblick zu ihr, der Höhniſchkalten, abgewandt Stehenden, verächtlich auf ihn Niederblickenden, empor.“

„Das paßt noch mehr auf mich — es kann auch noch dahin kommen!“ ſeufzte Ernſt lautlos, in Gedanken — die Lili errieth. Er that ihr leid, ach, ſie konnte ihm für ſeine bettelnde Liebe nichts bieten als den Almoſenpfennig ihres Mitleids, doch wollte ſie, fühlend und bereuend, wie bitter ſie vorhin geweſen war, verſöhnend einlenken, und nahm daher das Wort. „Hier iſt noch ein viertes Paar. Eine Dame empfängt mit einem äußerſt redlichen Geſicht die Erklärung eines, wie es ſcheint, ſehr verſtändigen Mannes. Er legt den Zeigefinger der linken Hand an den Daumen der Rechten. Muthmaßlich rechnet er ihr ſeine Einkünfte vor. Sie legt ihre rechte Hand auf die Bruſt, wahrſcheinlich betheuert ſie ihm, daß unter ſolchen annehmbaren Verhältniſſen ihr Herz ihm ungetheilt und immerdar gehören ſolle.“

„Während dieſem Gefühlsaustauſch ſteckt, ohne daß er es ſieht, da er nur in ihr ſchönes edles Geſicht, und höchſtens auf ihr Herz blickt, die Schöne mit der linken Hand einem ſchwarzen Scheuſal von Mohren einen Liebesbrief zur Beſorgung zu. Da möchte man fragen, was redlicher und eben darum vorzuziehender und ſchätzbarer ſei, die Liebe, welche ohne Rückſicht auf Glanz und Reichthum, wenn ſolcher geboten, oder für die Geliebte ertrotzt würde, wie in der vorhin gehörten Geſchichte, ſich offen verſagt, weil ſie nicht anders handeln kann, und ſich bewußt iſt, recht zu handeln, oder die Liebe, welche ein falſches Herz dem Redlichen entgegen trägt, welche Empfindungen für den Bewerber lügt und heuchelt, und hinter'm Rücken im Bunde mit dem ſchwärzeſten Laſter Trug und Verrath ſpinnt?“

„Pfui! Was iſt hier noch in Frage zu ſtellen?“ rief Marie von Perlen, lebhaft und indignirt aus. Ihr reines Herz und Gemüth gaben ihr ein Recht, hier ſo entſchiedene Meinung darzulegen. Ihre Verbindung mit dem bejahrten Hofherrn war eine ſolche, bei deren Beſchluß der Zeigefinger einer Hand an dem Daumen der andern gelegt worden, und doch war ſie ſelbſt ſich keiner Hinterliſt und Untreue bewußt, und ehrte den ihr beſtimmten Gatten, wenn ſie ihm auch nicht feurige Liebe zu weihen vermochte. Dieſe zu ſpenden, lag überhaupt nicht in ihr, ſie gehörte zu den beglückten gemüthsruhigen Frauen, denen ſelten eine Aufregung nahe tritt, die im glatten Gleis gemeſſenen Benehmens, anerzogener Tugend und ſogar aus dem Innern quellender ſchöner Sitte den ſanftgewiegten Phaeton ihres Lebens dahin rollen laſſen. Die Roſſe, die ihn ziehen, ſind keine Sonnen- und keine Flügelroſſe, ſie bleiben hübſch auf ebener Bahn, ſtecken die Welt nicht in Brand, und geben den Nachbarn nichts zu reden.

„Dahinten ſind noch allerlei kleine Figuren,“ nahm Prinz Auguſt das Wort: „da geht es bunt her, laſſen Sie doch ſehen, gnädige Prinzeſſin. Wahrhaftig, ein Liebespaar auf bloſer Erde hingeſtreckt, und, wie es den Anſchein hat, mauſetodt, denn es beugt ſich Jemand über daſſelbe mit der Geberde des Schreckens, auch liegt ein bloſer Degen daneben. Dort noch mehrere Paare im zärtlichſten Tête-à-tête, aber dort, rechts, ein Wald, davor ein Duell, zwiſchen das in voller Furie eine Dame ſtürzt. Ueber den Duellanten — mon Dieu! ein Erhenkter, auch aus Liebe, und dort links, aus dem Hauſe ſtürzt ſich vom dritten Stock eine weibliche Geſtalt — auch aus Liebe, ridicule!“

„Unglücklicher Liebe ſollte man nicht ſpotten, ſelbſt dann nicht, wenn ſie uns auch nur auf einem ſchlechten Bilde vor Augen gebracht wird,“ ſtrafte Lili, mit einem vorwurfsvollen Blicke zu dem Geliebten aufſehend.

„Gute Sidonie,“ wandte ſich die Prinzeſſin jetzt leutſelig zum Kammerfräulein, das bisher faſt unbeachtet und vernachläſſigt mit einer Näharbeit beſchäftigt, bei Seite geſeſſen hatte: „Sie ſind die Jüngſte von uns, haben gewiß die hellſten Augen, und vervollkommnen gern noch Ihr Franzöſiſch, darum leſen Sie uns dieſen feinen Vers unter dem Kupfer hier, ſehen Sie aber ja nicht auf das Bild, es könnte ſonſt einer der Pfeile des ſchelmiſchen Gottes Ihnen in das Auge, oder noch tiefer, in das Herz fallen.“

Sidonie von Lichthauſen erröthete hoch, während die Andern den Witz der Prinzeſſin durch ein beifälliges Lächeln anerkannten, und las:

„En Amour comme au Jeu la Fortune est diverse:
L'un gagne, l'autre perd, l'une à tromper s'exerce,
L'autre à favoriser à la fois deux Amans.
L'un tache en vain de paraitre sincère,
L'un est heureux, l'autre se désespère;
Et les plus fortunés ne sont jamais content.“

„Da haben wir ja den bündigſten Commentar!“ rief Lulu. „Wer überſetzt uns nun das zierliche Franzöſiſch in ein elegantes Deutſch?“

„Wenn Durchlaucht es mit einem und dem andern falſchen Reim nicht allzugenau nehmen wollen, ſo wage ich, dem hohen Auftrag nachzukommen!“ nahm Eichwald das Wort, „obſchon in dieſem Vers eine bittre Lehre liegt, zugleich ein Troſt für die, welche in der Liebe nicht das Ziel der Erhörung erreichen, nach dem ſie ſtreben.“

„Wohlan, ſo laſſen Sie hören!“ gebot Lulu, und der Graf repetirte:

„Verſchieden iſt das Glück, beim Spiel, wie bei der Liebe,
Dem ſchlägt's, Der klagt Verluſt, und Die — getäuſchte Triebe,
Und eine andere hat ſelbſt Zwei zugleich beglückt.
Hier müht umſonſt ſich Wahrheitheuchlung,
Ein Froher hier — dort — ach — Verzweiflung,
Und die Beglückteſten ſie ſind nicht ſtets entzückt.“

„Wir laſſen die vorher entſchuldigten falſchen Reime hingehen,“ ſprach pathetiſch Lulu, „tadeln aber den letzten Vers als nicht treu übertragen, denn der Sinn iſt wohl nicht, daß die Beglückteſten nicht auf die Länge hin ſolche bleiben, ſondern, daß ſie, dieſe Hochbegünſtigten, nie genug der Liebeszugeſtändniſſe empfangen können, ungenügſam und daher undankbar ſind.“

„Ich gebe mich dem weiblichen Scharfblick ſo ſchöner Augen gern als Ueberwundener gefangen," ſchmeichelte Eichwald mit verbindlichem Tone. —

Die Thür ging plötzlich auf, ohne daß man den Schritt eines Nahenden im Saal und Vorzimmer gehört hätte, Pipi ſchob ſeine kleine Figur in's Zimmer, verneigte ſich demüthiglich, wie ein Page, und ſprach: „Fräulein Ehrendame von Perlen, Ihro Durchlaucht laſſen bitten, hinüberzukommen. Prinz Ernſt möchten heute nicht nach der Stadt reiten, ſondern hier bleiben, blos den Reitknecht hinein ſchicken, und ſagen laſſen, daß Hochdieſelben nicht kämen wegen des ſchlimmen Wetters, bis eilf Uhr morgen früh wollen Ihro Durchlaucht nicht aufgewartet haben, auch heute nicht Theil an der Abendtafel nehmen; Ihro Durchlaucht leiden an Migraine und Vapeurs. Sie laſſen allerſeits angenehme Ruhe wünſchen."

Die Damen knixten, die Herren verbeugten ſich dem Befehl der Herrin, die Perlen gehorchte demſelben, auch Pipi wollte gehen, die Neckerei der Prinzeſſin hielt ihn noch zurück, und zwar mit

Schmeichelworten, für welche der kleine Mann die äußerſte Empfänglichkeit hatte, eine der wenigen Eigenſchaften, die er mit nicht wenigen großgewachſenen Männern theilte.

„Artiger Pipi!“ ſcherzte Lulu; „mußt Du uns denn gleich wieder Deine angenehme Gegenwart entziehen?“

„Ja, gnädigſte Prinzeß, ich muß, ſonſt werden Ihro Durchlaucht drüben ungnädig, und ich bekomme Patſchen mit der Fliegenklappe, die weh thun, obſchon die Klappe ſehr zierlich geſtickt iſt,“ antwortete der Zwerg.

„Was wird denn dem liebenswürdigen Pipi das Chriſtkindchen beſcheren?“ fragte Lili, und Pipi kraute ſich hinter den Ohren, indem er ſeine Geſichtsfalten anmuthig verzog. „Wird nicht viel ſein, wenn nicht die verehrte Prinzeſſin Durchlaucht und die Fräulein Hofdamen das Beſte thun! Nur nicht wieder eine vergoldete Ruthe, lieber wieder ein Marzipanböckchen, das kann man doch aus Liebe aufeſſen. Wenn ich einen Chriſtwecken, ſo groß wie ich ſelbſt, bekomme, einige Dutzend braune und weiße Mandelkuchen, ein Schock Aepfel, ein Schock Nüſſe, einen Wachsſtock und einige Ducaten, ſo ſchlage ich vor Freuden den ſchönſten Burzelbaum, den jemals ein beliebter Kammerzwerg vor hohen und höchſten Herrſchaften zu ſchlagen die Ehre hatte. Wünſche allerſeits wohl zu ruhen!“

„Nimmerſatt! Plaudermaul! Spuk!“ riefen Lili und Sidonie ihm nach. Man hörte im Saale das Klirren von Löffeln und Tellern, Elert ſervirte die Tafel.

„So haben wir heute das Glück, zum Letztenmal für eine geraume Zeit, zuſammen zu ſpeiſen, doch ohne Beiſein Ihrer Durchlaucht, der Fürſtin,“ nahm Prinz Auguſt das Wort, indem er nicht ohne Schmerz an den auf den morgenden Tag anberaumten Abſchied dachte; Graf Eichwald warf bei dieſen Worten einen trüben Blick auf die Prinzeſſin, und dieſe erbebte innerlich. Es lag in dieſen Worten ein ernſter Wink, ernſt an die Zukunft zu denken. Die nächſte Wiederkunft des Prinzen brachte ihn als ihren erklärten Bräutigam, die diplomatiſchen Verhandlungen zwiſchen den beiden Höfen waren ihrer

Erledigung nahe. Lulu's Herz ſenkte ſeine Schwingen aus Eichenlaub, die es kaum vorher in hoher Gedankenſeligkeit ſo froh entfaltet, wie eine Frühlingsſylphe, die die Hülle der Chryſalide zerſprengte.

Wieder drohte ein peinlicher Moment. Wer ſollte den vom Prinzen angeſchlagenen Ton von Trennung und Abſchied fortklingen laſſen? Wer wollte es? Keiner, Keine. Jedes ſaß oder ſtand einige Minuten tief gedankenvoll. Der hohe Gaſt ſann darüber, wie er ſeiner Liebe leben, liebende Herzen nicht trennen, und vor der Welt doch nicht ſich und die Geliebten kompromittirt ſehen wolle. Lulu dachte daran, wie das kommende Verhältniß ſich geſtalten — und ob über ihrer heißen Liebe zu Eichwald, die vor der Welt niemals offenbar werden durfte, ihr Herz brechen werde? Eichwald hatte Grund, in bangen Befürchtungen zu zagen, daß er vom ſteilen Felsgipfel ſeiner hohen Strebeluſt in den tiefſten Abgrund ſtürzen werde; Lili ſah im Geiſt die Prinzeſſin als des Prinzen Gemahlin von dannen ziehn, und ſich vergeſſen und verſchmäht zurückbleiben, und Ernſt erblickte alles um ſich farblos, Gegenwart und

Zukunft farblos, winterbleich. Elert meldete, daß ſervirt ſei. Auguſt führte Lulu, Eichwald Lili, Ernſt die wieder eingetretene Perlen zu Tiſch. Die Abendtafel wollte heute nicht recht munden, und kein heitres Geſpräch kam mehr in Gang.

Gedanken an einen nahe bevorſtehenden Abſchied, wenn dieſer gleichzeitig mehreren Individuen ſchmerzlich fühlbar wird, wirken immer lähmend auf die Mittheilung. Hier war noch mehr, als der Abſchied, und es drohten Trennungen der Seelen, um welche kaum erſt Sympathie und geiſtige Verwandtſchaft die ſüßeſten Bande geſchlungen, die zarteſten Netze gewoben hatten. Für alle, wie ſie da beiſammen ſaßen, wurde das kommende Jahr, in welches man immer gern vom Chriſtmond aus hinüberblickt, ein wichtiges, verhängnißvolles, und ſie wußten nicht, ob die verheißenen Roſenkränze viel oder wenig mit Dornen durchwoben, ob die Pfade von Sonnengold beſchienen, oder von Donnerwolken überhangen ſein würden.

Eine Aſſemblée.

Durch die lichthellen weiten Räume und Galerien des fürſtlichen Reſidenzſchloſſes rauſchte Feſtluſt. Es war großer Courtag am erſten Januar des neuen Jahres geweſen, es hatte Titel und Orden geſchneit, und die von Miniſtern, Räthen, Hofchargen, von Geiſtlichkeit, Militär, Magiſtrat und allem, was ſich bei Hofe empfehlen wollte, feierlich beglückwünſchte Herrſchaft revangirte ſich durch eine große Aſſemblée, bei welcher Fürſtin Sophia einen ſtandesgemäßen Aufwand niemals fehlen ließ. Ein reich mit Stukaturbildnerei und Frescogemälden dekorirter Saal umfing die junge Welt zu einem glanzreichen Bal paré, während in den anſtoßenden Zimmern Spieltiſche arrangirt waren, diejenigen Herren und

Damen zu vergnügen, deren Füße ſowohl der Tanzluſt, als langem ſtehenden Zuſchauen den Dienſt verſagten. Zwei Buffets, reichlich mit allem verſehen, was nur eine raffinirte Gourmandiſe an Leckereien und feinen Weinen wünſchen mochte, boten ihre Spenden den Lüſternen dar. Alle Kammer- und Hoflakaien, Jäger, Laufer, Mohren und Haiducken prangten in blitzenden Gallalivreen; die herrſchaftlichen Treibhäuſer waren entleert, und ihre ſüdlichen und tropiſchen Pfleglinge ſchmückten anmuthig geordnet die Feſträume. Unter einer durchdufteten Laube von Blumen und Orangenbäumen ſtanden im zierlichen Halbkreis die Seſſel der Fürſtlichkeiten. In zwei rieſigen Kaminen loderten und züngelten bunte Flammen, blau, grün und roth, ſelbſt die wohlthätige Kraft des Elementes zu verſchönen, ſie dem Auge erfreulich erſcheinen zu laſſen, war man bedacht geweſen. Pipi war ganz neu in Gold und Scharlach gekleidet, prunkte wie ein Pfau, und hatte für den heutigen Abend keine andre Funktion, als ſeine Herrin zu bedienen, und darauf Acht zu haben, daß Mäusle und Schnäuzle in ihrem

Korbe und auf ihren Sammtkiſſen blieben, welcher neben dem Thronſeſſel der Fürſtin ſtand, da ſie ſonſt, wenn ſie den Korb verließen, leicht unter die Füße der Anweſenden hätten gerathen können.

Die hohen Herrſchaften waren im höchſten Staat; die Fürſtin Mutter war überſät von blitzenden Diamanten; Fürſt Friedrich, der noch immer nicht von ſeiner Gewohnheit abließ, an Prunktagen ſich im Glanze ſeiner Väter ſehen zu laſſen, erſchien in einer reich mit Gold verzierten Silberrüſtung, im Schmuck ſeiner Orden, in einem Staatskleid von Purpurſammt, und in einer lockenreichen Alongeperücke. Die beiden Prinzen, ſeine Neffen, zeigten ſich in gewählterer, zierlicher Tracht, reich mit Stickerei bedeckt, und die Prinzeſſin war im Glanze ihres Feſtputzes, weit mehr aber nach ihrer hohen Schönheit eine allbezaubernde wunderſame Erſcheinung. Aeußerlich wiegten ſich auf dem lilienweißen Hals, auf der Alabaſterpracht ihrer Schönheitfülle die funkelnden Juwelen, die ſchweren Perlen, innerlich trug ſie die Laſt des heißeſten Sehnſuchtſchmerzes. Er war fern, der Stern, nach dem ihr Herz verlangte, und näher trat mit jedem Tage die gefürchtete Entſcheidung ihres Looſes. Auch Lili war reich geſchmückt, zog die Augen aller Bewunderer wahrer Frauenſchönheit auf ſich, aber kein Gefühl der Freude bewegte ihr Inneres; das Lächeln, das auf ihrer Stirne thronte, war erzwungen. Niemand wußte es, außer Lulu, die ſchweſterlich geſinnte Freundin.

Fürſt Friedrichs Blicke wurden magnetiſch von dem hohen Liebreiz angezogen, der das ganze Weſen der Prinzeſſin umfloß. Er nahte ihr, ſprach freundliche Worte zu ihr, führte ſie zum Tanze. Prinz Ernſt zog Lili auf; Marie von Perlen ſchritt an ihres Verlobten Seite, der ihr ſteif und ceremoniös nahte, und anfangs kaum ein Wort wagte. Freier entfaltete ſich die Converſation unter den beiden erſten Paaren, doch ſo, daß Niemand vernahm, was dieſe untereinander flüſterten.

„Nun wird meine theure Nichte bald aus dieſem Kreiſe ſcheiden, und es wird ſein, als wenn der ſchönſte Stern von Himmel ſchwände,“ ſprach Fürſt Friedrich zur Prinzeſſin.

„Wie ſo, mon cher Oncle?“ fragte Lulu leichthin, indem ſie that, als ob ſie nicht verſtehe, worauf Friedrich hinziele. „Wo iſt der Himmel? Wer iſt der Stern?“ „O Du verſtehſt mich, mein Kind!“ fuhr er fort. „Ich will nicht ſagen, daß unſer Hof ein Himmel ſei, die Frau Schwägerin und Bruder Albert ſorgen ſchon dafür, dieſen Himmel uns oft zur Hölle werden zu laſſen, aber der Stern, das biſt Du! Du wirſt Dich dem Prinzen Auguſt vermählen; liebſt Du den Prinzen?“

„Mon Oncle!“ rief Lulu leiſe, mit einem ſchmerzlich ſeelenvollen Blick, der ihm genug hätte ſagen können, wenn er dieſen Blick hätte verſtehen wollen.

„Ich wünſche ſo ſehr Dein Glück,“ fuhr er fort. „Ich wünſche, daß Dein Herz Deine Wahl beſtimme, noch biſt Du frei. Wenn Du Prinz Auguſt nicht liebſt, die Verbindung nicht eingehen willſt, gibt es noch einen Ausweg, aber nur durch mich, mir mußt Du vertrauen, mir Liebe ſchenken, Deine Hand muß die meine erfaſſen, dieſe führt Dich ſicher zum Hafen des Glücks.“

Lulu zitterte; was hätte ſie antworten können, und was thun, um nicht die Bewegung ihres Innern den Hunderten kund werden zu laſſen, deren Blicke auf ihr ruhten. Sie ſtand ruhig in der Feuerprobe des höfiſchen Taktes, und ſchien ganz willig und freundlich dem ſie unterhaltenden Onkel das Ohr zu leihen. Dieſer ſprach weiter: „Stoße Dich nicht an meine Jahre, Kind, an mein ergrauend Haar. Mein Herz iſt noch jugendfriſch, ich bin an Kraft ein Jüngling. Ich habe allzulange ein fühlendes, mich verſtehendes Herz geſucht, und es nicht gefunden. Ich wähnte die Menſchen gut, und täuſchte mich, zur Buße meines Irrthums hat der Gram mir Aſche auf's Haupt geſtreut, davon ſchimmert ſo weißlich mein Haar.“ Der beginnende Tanz überhob Lulu der Antwort, ſie athmete ſeufzend auf.

Auch Prinz Ernſt hatte zu Lili geſprochen, und der Gluth, die ihn verzehrte, beflügelte Worte geliehen. Seine blühenden Wangen waren bleich geworden, und ſeine Haltung war minder edelſtolz, wie früher. „Liebe Lili,“ hatte er trüb ſcherzend begonnen: „noch keine Hoffnung für mich und meine Liebe? — Die Leute ſagen alle, ich ſei ein hoffnungsreicher, hoffnungsvoller Prinz, ach wie unwahr reden ſie! Wüßten ſie nur, wie hoffnungsarm, wie hoffnungsleer ich bin. Lili, Du biſt grauſam, Du quälſt mich zu Tode!“

„Prinz, Sie ſind es ſelbſt, der quält, mich, wie ſich,“ entgegnete Lili. „Verderben Sie uns beiden doch nicht den ſchönen Abend! Laſſen Sie mit dem alten Jahre die alten vergeblichen Wünſche begraben ſein und vergeſſen Sie nicht, was Sie den Ihrigen, ſich ſelbſt und endlich auch mir ſchuldig ſind.“

„Sonſt ſprach Lili anders, war freundlicher. O ſchönes Sonſt!“ ſeufzte der Prinz.

„Wir waren Kinder, Ernſt!“ erwiederte ſie mild, als ſein wehmutherfülltes Herz an die Glocke der Erinnerung ſchlug. „Wir waren Jugendgeſpielen, wollen wir nicht Jugendfreunde bleiben? Ihre Freundin, Prinz Ernſt, darf ich ſein, will ich ſein! Fordern Sie nicht mehr, ich kann es nie gewähren.“

Der Prinz hörte ihre Worte mit einem bitterſüßen Lächeln, auch dieſes Geſpräch unterbrach der Beginn des Balles.

Der verlobte Tänzer Marie's von Perlen hatte begonnen, ſeine Braut mit Hofneuigkeiten zu unterhalten.

„Wiſſen Sie, meine Theure, daß unſre Fürſtlichkeiten jeden Augenblick einen unerwünſchten und ungebetenen Gaſt zu erwarten haben? Fürſt Albert wird ankommen, vielleicht noch heute Abend, vielleicht zum Balle.“

„Der leidenſchaftliche Mann! Es freut mich doch, ihn kennen zu lernen!“ antwortete halb fragend die Braut, die erſt nach des Fürſten Trennung von ſeinen Geſchwiſtern an Sophia's Hof gekommen war — und der Oberforſtmeiſter ſtutzte über dieſe unerwartete Antwort. Seine Sache war Leidenſchaftlichkeit nie geweſen, er hatte ſich ſtets nur an ſeine ihm angewieſenen Reviere im Forſt, und an ſeinen ſtrenge und enggezogenen Kreis am Hofe gehalten. Es lag auch nicht in ſeinen Wünſchen, daß ſeine junge Frau leidenſchaftlich ſei; ſie war es auch nicht, aber er fürchtete, ſie ſei's.

„Es wird wieder Scenen ſetzen, wenn die hohen Herren Brüder zuſammentreffen. Fürſt Albert iſt ein entſetzlicher Mann, wenn er gereizt wird und losdonnert," plauderte von Wangen weiter, der aus Erfahrung ſprach. „Ich habe gehört, er könne ſehr liebenswürdig ſein, liebenswürdiger wie ſein finſterer, in ſich gekehrter, und dabei von Miniſtern und Günſtlingen lenkſamer Bruder."

„Um Gotteswillen, leiſer, oder lieber ganz ſtill, meine Gnädige, Theuerſte!" flehte von Wangen flüſternd, und das Blut ſtieg ihm in's Geſicht. „Wenn Jemand eine ſolche Aeußerung hörte! Ich habe wahrhaftig keinen Grund, dieſen unleidlich eigenſinnigen, menſchenfeindlichen, mißtrauiſchen und ſchwachen Herrn zu verehren — allein — ich diene der Fürſtin doch nun einmal, bin ihr zu Treue verpflichtet, er iſt der nächſte Agnat, Mitvormund — und ſein Bruder — nun, der wird Ihnen gewiß ſo wenig gefallen, wie er. Sie haben gewiß von ſeiner gräßlichen Mesalliance gehört, und verabſcheuen dieſelbe pflichtſchuldigſt."

„Hm," lächelte Marie zur höchſten Pein ihres höfiſchſteifen Bräutigams. „Verabſcheuen wäre wohl zu viel gethan in einer Affaire, die mich nichts angeht, und die zu der Dienſtpflicht einer Ehrendame in keiner Beziehung ſteht. So viel ich davon vernommen, ſo folgte der Fürſt ſeinem Herzen, hielt als ein Mann von Ehre ſein Wort, und zwang Niemand, ſein Wort zu brechen, außer etwa jenen unſeligen, erzwungenen Reiſebegleiter der damaligen Kammerfrau, nunmehrigen Fürſtin.“

Dem Oberforſtmeiſter begannen die Kniee zu ſchlottern, und der Odem zu ſtocken. „Mein Gott, Fräulein — Sie wiſſen? Woher wiſſen Sie? Warum martern Sie mich — konnte ich anders handeln? Sollte ich um der Perſon willen mich todt ſchießen laſſen?“ —

Marie erſchrack — ſie erfuhr eine uralte Neuigkeit, und rief ganz beſtürzt: „Sie alſo waren jener unglückliche Auserkorne? Ich falle aus den Wolken, und bitte tauſendmal um Verzeihung, wenn meine Frage Sie alterirte.“

Der konſternirte Fünfziger ſtammelte einige Ach und Oh, als die beginnende Ballmuſik ihn erlöste, und ihn nöthigte, die vorſchriftmäßigen Pas des Contretanzes ſo zierlich zu beſchreiben, als ſeine etwas ſteifen Füße zuließen, wobei er Veranlaſſung ſand, ſich nicht zu verhehlen, daß er auf einem Pürſchgang oder Parforcejagdritt beſſer an ſeinem Platz ſei, als hier auf dem glatten Parket. —

Fürſtin Sophia ſchaute von ihrem Thronſeſſel aus ſtolzprunkend dem Tanze zu in einſamer Hoheit. Ihr war nicht unbekannt die Neuigkeit geblieben, welche ſo eben der Oberforſtmeiſter ſeiner Braut vertraut, und bei aller Energie ihres Willens, bei allem Trotz ihres Gemüthes, zitterte ſie doch dem verkündeten Nahen ihres verhaßten Schwagers entgegen, und hatte Grund, ſich nicht auf ſein Kommen zu freuen, denn ſie hatte ſich abermals eines großen Unrechts gegen ihn ſchuldig gemacht. Es war ihm bis jetzt die Werbung des benachbarten Fürſten um die Hand der Prinzeſſin Luiſe für den erſtgebornen Sohn jenes Hauſes noch nicht gemeldet worden, und der Gedanke an ihn vergällte ihr die Feſtfreude; denn das konnte ſie ſich mit Gewißheit vorausſagen, daß er dieſe Vernachläſſigung, nicht die erſte, die ihm zu Theil ward, ſchwer empfinden, und nach ſeiner heftigen Weiſe nicht ſchonend rügen werde.

In dem hohen und vornehmen Kreiſe, der die der Aſſemblée beſtimmten Gemächer erfüllte, gewahrte man einen ſehr gewählt, doch altväteriſch aufgeputzten Mann mit blinkendem Stahldegen an der Seite, von ziemlicher Korpulenz und dabei unterſetzter Statur, welcher zumeiſt an den Büffets erblickt wurde; ſobald er jedoch dort ſich mit unterſchiedlichen Leckereien gelabt, entſchlüpfte er wieder den Salons, und trieb ſich bald unruhe- und haſtvoll auf der kalten Galerie umher, bald trottete er die Treppe hinab, lugte in den Schloßhof, und kam, wenn ihn fror, wieder in die Zimmer zurück, verſchmähte dabei auch nicht, in das Garderobezimmer einzutreten, welches ſeine Thür hinter dem Orcheſter nach dem Ballſaal öffnete. Dieſes Zimmer war voll nicht hoffähiger Zuſchauer und Zuſchauerinnen, welche gern aus beſcheidner Entfernung den Glanz des Hofes ſehen, und die herrliche Tanzmuſik hören wollten. Das Publikum, welches hier alſo zuſah und zuhörte, beſtand meiſtens aus hübſchen Kammerjungfern, Töchtern der Muſiker, der Lakaien, nebſt einem Theil ihrer Liebhaber. Um die jungen Mädchen nun ſchmunzelte beſagtes Männlein gar ſüß und anmuthig, und brachte allerlei Neujahrsſcherze und Wünſche an, die den Jungfern hohes Roth auf die Wangen trieben, verabreichte auch wohl an dieſe und jene Schöne ein Marzipanmännlein, eine candirte Frucht, einen Bonbon, eine Herzmorſelle, einige gebrannte Mandeln, und dergleichen ſüßes Naſchwerk, das er an den Büffets mit geringer Beſcheidenheit an ſich zu bringen gewußt, und hatte ſich gar complaiſant und ſcaramuzig. Dieſes Männlein war nun kein andrer, als Herr Nehmrich, der Kommerzienrath und Steuereinnehmer, welcher ſeinen Verdruß, von der regierenden Herrin am heutigen Glückstag für ſo Viele, nicht auch mit einem höhern Titel beglückt worden zu ſein, zunächſt mit ſüßen Sekten dämpfte und dann mit aller Ungeduld der Ankunft des Fürſten Albert harrte, dem er ſich dienſtbarer als ſonſt zu erzeigen ſich ernſtlich vorgenommen. Die Nachricht, daß der von ſeinen Agnaten ſo auffallend vernachläſſigte vortreffliche Fürſt vielleicht noch an dieſem Abend anlangen werde, war auch zu Herrn Nehmrich gedrungen, und der erblickte in dieſem, dem Hofe unwillkommenen Kommen eine

Rache für die verſagt gebliebene Titelſteigerung, auf die er mit aller Zuverſicht eines eiteln Mannes gehofft, der gern ſein inneres Nichts mit dem Hohlprunk nichtsſagender Chargen maskirt ſieht. Da nun das Garderobezimmer der Haupttreppe am nächſten war, Herr Nehmrich aber darauf lauerte, der erſte zu ſein, welcher den ankommenden Herrn demüthiglichſt begrüßte, und ſich in deſſen Gunſt um ſo mehr zu ſetzen, weil theils Unklugheit, theils Klugheit viele andre Diener abhielt, Jenem mit gebührender Devotion zu begegnen, ſo verweilte er gern in dieſem Zimmer, faſt immer ſprungfertig, unruhig nach jedem Geräuſch auf der Galerie lauernd, dazwiſchen aber, damit man ſeine komiſche Ungeduld nicht merke, äußerſt redſelig und jocos. Er ſprach zwar leiſe zu dem Cirkel, der ihn lächelnd umſtand, doch vernehmlich genug, und durfte dies, denn es deckte immer ein Theil der Zuſchauer die offne Flügelthür ganz, ſo daß Niemand von der geladenen Haut-Volée des Städtchens ihn unter den ungraduirten und geringen Leuten erblickte. Er hielt eine kleine Feſtrede an ſein kicherndes Publikum, denn er war

— er wollte es ſein, mindeſtens ſcheinen — heute guten Humors, nicht ſo grobdienſteifrig, wie damals beim Fiſchzug und auf der grünen Inſel, vielmehr im Sinn und Geiſt ſeiner Zeit ſehr unterhaltend. „Seht, meine hochverehrten Jungfern,“ ſchwatzte Herr Rehmrich: „heute ſchreiben wir den erſten Januar, kommt her vom Janus, einem Gott mit zwei Geſichtern, das eine ernſt, das andre lachend, ſo heißt auch Janua eine Pforte, und dieſe wird gleichſam durch den heutigen Tag in das neue Jahr fürgebildet. Nehmen wir nun des Janus ernſtes Geſicht, ſo präſentirt ſich zum Exempel da draußen unſern Blicken der ſchöne fürſtliche Saal, dieſen will ich zum neuen Jahr unſrer durchlauchtigſten Fürſtin, ja allen anweſenden hohen Häuptern ſchenken. Sein meiſter Zierath beſteht in ſchönen blauen Vorhängen und bunten Hauteliſſen, und weil blau die ſchönſte Farbe und Leibfarbe des Himmels iſt, ſo will ich jenen beiden Engeln, von Stukatur, welche eine Krone über dem fürſtlichen Wappen halten, einen blauen Teppich in die Hände geben, mit der Aufſchrift:“

„Des hohen Himmels Güte
Ihr Fürſten euch behüte!“

„Nicht minder ſoll unſrer gnädigſten Herrin jener prachtvolle Spiegel im Saale geſchenkt ſein, und wenn ſie in den Spiegel ſieht, ſoll ſich eine aus den Wolken hervorſtrahlende Sonne allegoriſch präſentiren, mit der Beiſchrift:“

„Dieſer Freudenſchein ſtell’ ſich öfters ein.“

„Habe ich euch, liebwerthe Jungfern nun das ernſte Geſicht meines Janus ſehen laſſen, ſo will ich mich nun mit dem hintern Geſicht zu euch wenden, und euch auch etwas verehren und von meiner Zahnbrecherbühne herab euch an die Köpfe werfen. Bei der Bühne jedoch fällt mir ein, daß meine Grandezza geſtern Willens war, die Opera und Ballet zu ſehen, als ich aber unten wollte hineingehen und folgends die Wendeltreppe hinaufſpazieren, ſo wurden von den Hatſchierern zu Fuße die langen Springſtöcke vorgehalten, alſo der Paßport verengt, und mußte meine Excellenz nicht ohne ſonderbaren Verdruß großgünſtig abziehen. Bin aber deswegen nicht böſe auf die Soldaten, und wollte ihnen gern zum neuen Jahr einen neuen hölzernen Eſel ſchenken, wenn nicht der alte noch gut genug und des Reiters ſo gewohnt wäre, daß er keinen herunterwirft. Euch nun, ihr ſchönen Jüngferchen, breche ich zum neuen Jahre von den Bäumen meines Luſtgartens der Wünſche eine Zitrone, als ein Bildniß eurer Trauer darüber, daß ihr noch keine Männer habt. Was ſollte ich ſonſt euch ſchenken? Neue Schuhe — da weiß ich nicht, welche Farbe euch heute beliebt, denn wenn ihr geſtern weiße truget, müſſen es heute gelbe, und morgen blaue ſein; hattet ihr geſtern Bänderchen daran, ſo müſſen heute ſilberne Schnällchen darauf blitzen; doch halt — da ihr gern ſpazieren geht, ſo verehre ich euch, damit ihr doch nicht ganz, wie ſonſt gewöhnlich, leer ausgeht, draußen den ſchönen Schloßgarten ſammt allen zur Frühlingszeit darin wachſenden Blümlein, ſingenden Nachtigallen, und zur Herbſtzeit reifenden Früchten. Da ſuche ſich jede nun, was ihr am beſten gefällt, Liebſtöckel, Herzgeſpann, Augentroſt, Jungfernhaar, Frauenbiß, Frauenbettſtroh, Altermannsbart, Knabenkraut, guten

Heinrich, Junggeſellenknöpfe, Liebesäpfel, Hagebutten, und ſo fort.“

Herrn Nehmrichs gedrängte Zuhörerſchaft lachte und ziſchte, plötzlich war es dem ſtets Aufmerkſamen, als vernehme er das dumpfe Rollen eines Wagens, und alsbald durchbrach er die Reihe der, der Thür zunächſt Stehenden und ſchoß auf die Galerie hinaus, vor zur Schloßtreppe; der ſchallende Auftritt eines Mannes ward laut hörbar durch die Galerie, und als der Kommende ſichtbar ward, rannte Nehmrich ſtracks zurück und nach der Hauptthüre, wo er, ſo laut er konnte, den Lakaien im Vorzimmer zurief: „Seine Durchlaucht, Fürſt Albert kommen!“ daß es bis in den Saal drang und dort Aufmerkſamkeit erregte. Drei Sekunden darauf ſtand er ſchon in devoteſter gebückter Stellung vor dem hohen, in einem Mantel gehüllten Manne, der kaum das blitzende Feuerauge auf ihn richtete, und ſtotterte einen langen Gratulationsſermon her, darin er ſeine unterthänigſte Wenigkeit zu hohen und höchſten Gnaden rekommandirte.

„Wer iſt Er? Was will Er? Warum tritt Er mir in den Weg?“ fragte raſch, doch nicht heftig, Fürſt Albert, denn dieſer war in der That der Gekommene, „bin ich doch entwöhnt worden, daß man hier zu Lande vor mir ſich bückt, rührt doch die Wache ihr Spiel nicht vor mir, tritt nicht in's Gewehr und präſentirt nicht!“

Der vorhin ſo überſtrömend Redſelige erſchrack vor dem ſtrengen Blick, dem ernſten Ton, und ſtammelte: „Euer Durchlaucht unterthänigſter Knecht, Nepomuk Nehmrich, wohlbetrauter Kommerzienrath und Steuereinnehmer wollte nur ſubmiſſeſt ſeine Freude — über höchſtdero erfreuliche Ankunft an den Tag zu legen, ſich allerunterthänigſt unterſtehen, und ſich — zu höchſten Gnaden — empfehlen.“

„Empfehle Er ſich, Speichellecker!“ ſprach verächtlich Fürſt Albert, und ſchritt vorüber; im Augenblick lag Herr Nehmrich auf der Naſe, und ſtieß einen Schrei des Schrecks aus, denn eine engliſche Dogge, ſo groß wie ein Füllen, ſchoß plötzlich ihrem Gebieter nach, und rannte den immer noch den Winkel äußerſter Devotion Bildenden über den Haufen.

Der vorhinnige Ruf des Gefällten hatte im Tanzſaal Allarm erregt, die Muſik ſchwieg auf einen Wink des Oberhofmarſchalls, „Fürſt Albert flüſterte es durch die glänzenden Reihen, die fürſtlichen Perſonen, Friedrich, Ernſt, Karl und die Prinzeſſin traten zu den Seiten der Fürſtin, welche äußerlich ganz ruhig auf ihrem Thronſeſſel ſitzen blieb, auch Friedrich ließ ſich nieder, und ſaß heiß und ſteif, wie ein buntbemaltes Steinbild, neben ihr. Die Herren und Damen des Hofes ordneten ſich in einen großen Halbkreis, die übrigen Diener bildeten beſcheiden zurückgezogene Gruppen, die jungen Damen ſtanden erwartungsvoll vor den langen Reihen der Stühle, und die kleinen Herzen klopften ſtärker, ohne daß ſie wußten, warum. Ein Ausdruck von Spannung lagerte ſich über alle Geſichter. Der Erwartete zögerte noch; er war in ein Seitenzimmer getreten, wo ſein mitgekommener Kammerdiener ihm den Mantel abnahm, und mit raſchem, kunſtgeübtem Finger das Feſtgewand ordnete, in welchem der Fürſt erſchien. Eine Schaar Lakaien bildete mit Windlichtern auf der Galerie eine Gaſſe, und durch dieſe ſchritt jetzt Fürſt Albert ſtolzen, hallenden

Ganges hindurch; die Flügelthüren flogen auf, er trat in den Feſtſaal. Wenn der deutſche Kaiſer, die Krone Karls des Großen auf dem Haupt, eingetreten wäre, ſeine Erſcheinung hätte unmöglich imponirender ſein können. Albert's Geſtalt war groß, füllereich, mannhaft, von edler und ſtolzer Haltung; der halboffne lichtblauſeidne Staatsrock ließ einen goldnen Bruſtharniſch wie einen Spiegel blitzen, über den ein ſehr breites, gewäſſertes blaues Ordensband lief. Auf der linken Seite ſtrahlte groß und funkelnd der achteckige Stern, umgeben von militäriſchen Ordenszeichen. Das übrige Koſtüm des Fürſten war modiſch und elegant, man konnte ſeinen Anzug prächtig nennen. Das frei und würdevoll gehaltene Haupt trug kein Lockengebäude fremden Haares mehr, es zeigte in geſchmackvoller Friſur die Fülle eigner Locken; aus großen, am Knöchel geſchloſſenen Manſchetten traten feine, weiße, reich beringte Hände; auf der Halstuchſchleife war eine koſtbare, in Gold gefaßte Antike als Nadel ſichtbar. Mit einer würdevollen Freundlichkeit grüßte der Fürſt zuerſt die ganze Verſammlung, in der ſich jedes Auge auf ihn richtete; der Oberhofmarſchall winkte, ein ſchmetternder dreimaliger Tuſch der Muſik toſte bewillkommnend. Erfreut und geſchmeichelt trat Fürſt Albert einige Schritte vor, und grüßte noch einmal, und als ſich jetzt, ihm gegenüber, Fürſtin Sophia langſam von ihrem Seſſel erhob, ging er gerade auf dieſe zu, küßte ihr die Hand, umarmte flüchtig ſeinen Bruder Friedrich, dann ebenſo den Erbprinzen, küßte herzlicher den Jüngſten, und reichte freundlich ſeine Hand der Prinzeſſin, welche mit tiefer Verneigung dieſe ehrfurchtsvoll an ihre Lippen zog, und in dieſem Augenblick höchſt lebhaft an die „Liebesgeſchichte“ dachte. Mit dem Scharfſinn eines Weibes fühlte Lulu jetzt heraus, daß jener Philine durch dieſen Mann das Glück einer Königin zu Theil geworden ſei, und wäre er ſtatt ein Fürſt, der ärmſte Unterthan geweſen. Es waren Jahre vergangen, ſeit ſie den Onkel nicht geſehen, ſie war noch ein Kind, als er ſich von ſeinem väterlichen Hofe trennte, ach, was war gegen dieſen Mann ihr Onkel Friedrich? Ein bleicher Schatten! Nur ihr eigner Vater, das erinnerte ſie ſich, hatte Wohlgeſtalt und den überwältigenden Blick der Hoheit mit Fürſt Albert gemein gehabt. Sie fühlte, daß dieſer Onkel unwiderſtehlich ſei.

Mit wenigen, aber äußerſt gewählten Worten entſchuldigte der Fürſt gegen die Schwägerin ſeine überraſchende Ankunft, bedankte ſich für den freundlichen Willkommen und Empfang, und gebot, das Vergnügen nicht zu unterbrechen. Der Oberhofmarſchall gab auch ſogleich das Zeichen zum Wiederanfang der Tanzmuſik, unbedingt der geiſtigen Superiorität des Fürſten Gehorſam leiſtend.

Die Freude hatte ihren Fortgang, nur der Fürſtin, nur Friedrich war ſie geſtört. Keins von beiden fragte nach der Gemahlin Albert's, keins nach ſeinen Kindern, wie doch ſociale Höflichkeit erfordert hätte, wie Albert, der mit guter und verſöhnlicher Geſinnung gekommen war, erwartet hatte. Kühle Gratulationen, förmliches und gezwungenes Geſpräch, oft nur halbes Redeſtehen auf Fragen, die Land und Regierung betrafen, war alles, was dem zu Theil wurde, der ein unlieber Gaſt war in ſeines Vaters Hauſe. Selbſt der Erbprinz zeigte ſich fremd und betreten gegen ihn, obgleich er den Onkel als Menſchen zu achten gezwungen war; man hatte ihm allzuviel Schlimmes von Albert beigebracht, ſelbſt der Vater Ernſt's hatte in ſtetem Hader mit dem Bruder gelebt, und da ohnehin des Prinzen Stimmung eine ſchmerzlich trübe und traurige war, ſo vermochte er auf keine Weiſe, dem Onkel freundlich entgegenzukommen; dagegen fand dieſer in Lulu's Benehmen gegen ihn viel offne Herzlichkeit, die ihn mit den Uebrigen ausſöhnte. Weshalb Fürſt Albert aber eigentlich gekommen war, blieb allen Betheiligten noch ein Geheimniß, und gar mancher Hofherr mußte den nagenden Wurm der Neugierde, ja ſelbſt der Befürchtung von der glanzvollen Aſſemblée nach Hauſe tragen, die bald nach Mitternacht endigte.

Des Hauſes finſtrer Geiſt.

Fürſt Albert beſuchte ſeinen Bruder. Manches war ſchon zur Sprache gekommen, was nicht angenehm berührt hatte, am unangenehmſten jedoch fühlte ſich Fürſt Friedrich von der ſtolzen Sicherheit im Weſen Albert's, von deſſen günſtiger Uebermacht berührt. Sein eignes ſcheues mißtrauiſches Weſen, ſeine ältliche, gedrückte Geſtalt gegenüber der kräftigen, vollblühenden, hochherrlichen des Bruders bildeten einen für Friedrich's Empfindung äußerſt drückenden Kontraſt. Albert war mehrere Jahre jünger, und ſein lebhafter Geiſt, durch Wiſſenſchaften gebildet, erſt durch eine hohe Liebe beſeligt, jetzt durch Gatten- und Vaterglück befriedigt, dabei vielfach regſam und nach allen Seiten hin ſtrebend, goß auch über den wohlgeſtalteten Körper den Glanz einer feſſelnden Schönheit. Sein Auge blickte ſtets ſiegreich, ſeine Blicke waren die Herolde ſeines unbeugſamen, überall durchfahrenden, alles, was er wollte, durchſetzenden Herrſcherwillens, den er jedoch nie an Unrechtmäßiges ſetzte. Auch Friedrich war von der Natur nicht vernachläſſigt, auch er verachtete, wie ſein Bruder, die conventionellen Formen, ſo bald dieſe den Anſchein nahmen, ſich auf andre Gebiete, als auf die der ſocialen Sitte und der Menſchen- wie der Standeswürde, beſchränkend auszudehnen, aber er bewegte ſich in allzu engen Schranken des alltäglichen Lebens, umgab ſich oft mit Kleinlichem, kümmerte ſich um Kleinliches, und ließ ſich daſſelbe ſo nahe kommen, daß es ihn oft verſtimmte und ärgerte. Er lieh den Klatſchereien der Hofdienerſchaft ein Ohr, er miſchte ſich in ihre Privatangelegenheiten, und fand dann, wenn ſich die Niedrigkeit — oft auch die Niederträchtigkeit — in ihrer ganzen Blöſe ſeinem Auge darſtellte, Anlaß, die Menſchen zu verachten. War es nun einmal geſchehen, daß er ſich verletzt fand, oft durch eigne

Schuld, oft durch unberufenes Eindringen in Dinge, die ſeiner hohen Sphäre fern lagen, dann war er lange wortkarg, ſcheu, ſchloß ſich in ſein Zimmer, oder ritt halbe Tage lang ſpazieren, um im Anhauch der ewig gleich bleibenden Mutterliebe der Natur von dem Schmerz zu geneſen, den ihm die Menſchen verurſachten, den ihm das Leben auferlegte. —

„Alles höre ich, und muß ich hören, durch fremden Mund, was im Lande, was am Hofe Wichtiges vorgeht!" ſprach im Tone des Vorwurfs Fürſt Albert. „Eure Liebe ließe mich jahrelang nachrichtlos."

„Eure Liebe richte nicht lieblos!" gegenredete Fürſt Friedrich. „Uns iſt wohlbekannt, daß ſpionirende Kreaturen als Correſpondenten bezahlt werden, die Alles, was vorgeht, treulichſt berichten und referiren, wozu ſollten wir uns bemühen, dem Herrn Bruder das durch die Poſt zu ſchreiben, was demſelben weit ſchneller durch Eſtaffeten zugetragen wird?"

„Der Herr Bruder vergeſſe nicht, was man am Hofe, im Geheimrathskollegium, in Kammer und Kanzlei widerrechtlich und abſichtlich zu vergeſſen ſcheint: daß ich Mitvormund und Mitregent bin!" erwiederte darauf Fürſt Albert mit ſtrengem Ton und Blick. „Damit aber ſolches angebliche Spioniren und Zutragen fürder hinwegfalle, bin ich gekommen, euch anzukündigen, daß ich mich bewogen gefunden, nunmehro meine Reſidenz hier aufzuſchlagen, und demnächſt mit meiner Gemahlin Liebden, mit meinen Prinzen und Prinzeſſinnen unſern ſolennen Einzug allhier zu halten."

„Glück zu, mein Bruder! Was wäre denn, das Du nicht ertrotzteſt, wenn Du es zu ertrotzen Dir vorgenommen. Doch ſei nicht allzuſtolz auf das Dir eingeräumte Recht, auf die Deiner Frau —"

„Meiner Gemahlin!" betonte Albert unterbrechend.

„Zu Theil gewordene Standeserhöhung," fuhr Friedrich fort: „Es kann über Nacht leicht anders werden. Nicht jeder Kaiſer iſt ſchwach, und was unſre Regentſchaft betrifft, ſo wird dieſe beiderſeits bald zu Ende ſein, denn Ernſt wird noch in dieſem Jahre mündig. Laß uns davon abbrechen, wir einigen uns über den einen Punkt, der die Ehre unſres Hauſes betrifft, doch nie.“

„Nein, wie es den Anſchein hat, nie!“ beſtätigte Albert, fuhr aber fort: „Den Neffen finde ich ganz anders, als ich mir ihn gedacht. Ich hoffte in ihm einen blühenden friſchen Jüngling zu erblicken, voll thatkräftiger Geſinnung dem Throne zureifend, und ſehe ihn ſcheu, bleich, verſchloſſen. Was iſt das? Iſt er krank? Hat er vielleicht auch die Krankheit des Haſſes gegen mich und die Meinen, von der euer ganzer Hof angeſteckt iſt? Habt ihr ſie ihm aufgeerbt?“

„Wir nahmen uns die Mühe nicht,“ antwortete Friedrich. „Der Prinz wird des Kummers und des Aergers eingedenk ſein, den Eure Liebe ſeinem in Gott ruhenden hochſeligen Vater, unſres Bruders Liebden, verurſachte.“

„Du verwundeſt mich nicht, Fritz,“ ſprach auf dieſe bittre Replik Albert gelaſſen wieder: „Ich habe ſo oft wider den Stachel lecken müſſen, daß eure Reden mich nicht mehr tangiren, als ein Mückenſtich meine Haut. Gib mir auf meine, unſer Haus betreffenden Fragen gebührlichen und ehrlichen Beſcheid. Des verlebten Bruders Kinder ſind ſo gut meine Mündel wie Deine und der vortrefflichen Frau Stiefmutter ihre. Ihr wollt Lulu vermählen, höre ich?“

Dieſe Frage gab dem gegen ſeinen jüngern Bruder ſo gehäſſigen Ideengang Friedrich's eine andre Richtung, denn ſie fiel ihm bleiſchwer auf das Herz. Er erröthete leicht, biß ſich in die Lippen, und ſprach verlegen: „Lulu? Ja — ob wir ſie vermählen wollen? — Es hat allerdings den Anſchein einer Vermählung, doch — mein Wille, ich geſtehe es, iſt nicht dabei.“

„Wie iſt das zu verſtehen?“ forſchte Albert, des Bruders plötzliche Verlegenheit wahrnehmend. „Und warum iſt nicht Dein Wille bei einer ſo ehrenvollen Bewerbung? Und wird Frau Sophia ſonderlich nach unſerm Willen fragen, wenn ſie ſich in den Kopf geſetzt hat, daß dieſe Verbindung erfolgen ſoll? Ich hörte Gutes von dem Prinzen Auguſt, obſchon wir mit ſeinem Hofe in Prozeß liegen, er ſoll ein offner und redlicher Menſch ſein, was haſt Du gegen ihn?“

„Du ſtürmſt mit Fragen auf mich ein, wie ein Inquiſitor,“ nahm Friedrich faſt beſtürzt das Wort. „Wiſſe, Bruder Albert, daß ich meine Meinung für mich behalten werde. Ich habe ja kein Herz auf der Welt, dem ſich das meine vertrauen kann; o Gott!“

„Das ſind verwunderliche Reden, mein Bruder, die ich von Dir vernehmen muß,“ bemerkte Albert. „Ich bin es nicht, der die Herzen ſeiner Geſchwiſter von ſich ſtößt; wo mir noch Liebe entgegenkam, habe ich ſie mit voller Herzlichkeit erwiedert, wo mir aber der blöde Dünkel, die ſpröde Hoffahrt, die offenbar feindliche Geſinnung in und über den Weg läuft, bekommen ſie einen Tritt von mir, wie ein giftiges Gethier, ich verabſcheue ſie, ich zertrete ſie, wie Nattern!“

„Bruder, ich habe das Leben ſatt!“ rief Friedrich grimmvoll bewegt aus. „Ich möchte mich in eine Felſenhöhle vergraben, und ein Klausner werden, fern von den Menſchen und ihrem Treiben voll Lüge, voll Trug, voll Haß und Bosheit. Du biſt mir feind, gibſt mir anzügliche Reden zu hören, und thuſt mir, wo Du kannſt, Tort und Dampf an;

was ich angebe, das tadelſt Du; die Diener, die mir lieb ſind und meinen Augen wohlgefallen, ſchmähſt Du; die Befehle, die ich gebe, beſpotteſt Du, und ich bin doch der Aeltere, ich! Der Schwägerin bin ich ein Dorn im Auge, ſie übergießt mich, wo ſie kann, mit der Lauge des Hohnes und Spottes. Die Neffen hängen mir nicht an; die Nichte — ein heitrer Stern — ſie allein — ſie wird heirathen und wegziehn, und es wird ganz dunkel um mich werden."

„Ei, ei, Fritz!" nahm nach dieſer plötzlichen und Albert im hohen Grade überraſchenden Expectoration dieſer wieder das Wort: „Du pochſt auf den Vorzug Deiner Jahre, biſt älter als ich — und haſt ſo wenig gelernt! Haſt nicht gelernt, was ich, der Jüngere, frühzeitig lernen mußte: der Lüge Trotz bieten, den Trug vernichten, den Haß verlachen, die Bosheit mit Kaltſinn tragen. Was kann eines Weibes ohnmächtige, gallengetränkte Wuth Dich kümmern, was ſetzt eine giftige Zunge Dich in Harniſch? Sei ein Mann, ſei in Dir ſelbſt groß, und verachte die Welt."

„Ich verachte ſie!“ rief Friedrich exaltirt. „Ich danke Dir für Deinen Rath. Es ſoll mir nichts mehr nahe gehen!“

„Wohlan, daran wird Deine Liebe weiſe handeln, und wir werden in Zukunft beſſer übereinſtimmen,“ ſprach Albert. „Da fällt mir ein, ſeid ihr mit eurem Hofgeiſtlichen wohl zufrieden, Ehren-Magiſter Kilian?“

„Ich mag ihn nicht leiden, aber in der Schwägerin Gunſt hat er ſich eingeniſtet. Sie hat zuweilen den frommen Raptus, und denkt wohl an ihr Stündlein, da muß Ehren-Kilian Troſt ſpendiren. Er iſt ein Frömmler, Heuchler und Erbſchleicher!“

„Das iſt mir lieb zu hören,“ antwortete Albert, und Friedrich fragte raſch und verwundert: „Wie ſo, Herr Bruder?“

„Weil wir dann ohne Belaſtung unſres Gewiſſens, wenn er nichts taugt, uns ſeiner entledigen, und ihn irgend einer böſen und verrufenen Dorfgemeinde, gleichſam als gnädige Strafe, zuſchanzen können. Ich habe einen herrlichen und vortrefflichen Mann gefunden, geiſtreich, munter, ſoll ein tüchtiger Redner ſein, kenne ihn zwar nur aus Briefen, aber wahrlich, was er ſchreibt, athmet Feuer, Geiſt und Leben!“

Fürſt Friedrich, ſtets gewohnt, gegen alles, was ſein Bruder gut hieß, lobte und annehmbar fand, das äußerſte Mißtrauen zu hegen, fragte, nicht ohne einen gewiſſen Spott im Tone: „Nun? Und wer iſt, wo wohnt dieſer nagelneue Wundermann und Apoſtel?“

„Er wohnt nicht allzuweit von hier,“ folgte Albert's unbefangene Antwort, „drüben über der Grenze; er iſt jetzt noch Pfarrer zu Oſthauſen.“

„Ha! dieſe impertinente Beſtie, die zum Pöbelſpott mich machte!“ brach Friedrich in zornvoller Erinnerung aus. „So iſt's Recht! Daran erkenne ich Dich! Solche Kreaturen müſſen an den Hof!“

Albert war ganz verwundert über eine ſo plötzliche und heftige Exaltation Friedrich's, deren Grund er nicht einmal ahnen konnte; allein dieſer glaubte, Albert wiſſe um den einſtigen albernen Spaß jenes Pfarrers, und wolle, ihm zum Verdruß, den Mann in ſeine Nähe bringen, daher war auch Albert's Bemühen, begütigend zuzureden, ein vergebliches, denn Friedrich ſchrie aufgebracht, indem er heftig am ganzen Leibe zitterte: „Es iſt gut! es iſt gut! ich kenne Dich! Des Teufels Tücke iſt wider mich! Aber laß ihn nur kommen, Deinen Hanswurſt, von der Kanzel ſollen ihn die Stockknechte reißen, und zum Thor hinaus ſoll ihn der Büttel geleiten, nachdem ihm in der Hauptwache fünfzig Stockprügel aufgezählt worden ſind!“

Fürſt Albert ſchlug die Arme über einander, ſah mit einem Blick voll unbeſchreiblicher Hoheit den Bruder an, der ganz außer ſich war, und ſprach würdevoll: „So eben ſagteſt Du: Es ſoll mir nichts mehr nahe gehen! Und jetzt geberdeſt Du Dich, als habe Dich eine Tarantel geſtochen! Was ſoll das? Was haſt Du mit dem Mann, was gegen ihn? — Ich verſtehe und begreife Dich nicht!“

Friedrich fühlte in der imponirenden Ruhe ſeines Bruders deſſen ganze geiſtige Ueberlegenheit, hatte aber eben ſo wenig Luſt, ſich belehrende Aufklärung ertheilen zu laſſen, als ſolche zu geben, ſondern — er ſchwieg, ſah vor ſich hin, und beharrte in dieſem trotzigen Schweigen, Albert mochte ſagen, was er wollte. Dieſer ſagte jedoch ſehr wenig. Als er wahrnahm, daß Friedrich in ſeine, halb und halb unwillkührliche Schmollſucht verfiel, griff er nach Hut und Stock, ſchnalzte ſeiner rieſigen Dogge, die langhingeſtreckt, am Kamin lag und augenblicklich aufſprang, und verließ mit den ernſten Worten des Bruders Zimmer: „Da ich keine Erklärung bekommen ſoll, mir aber nie eine Aenderung meines Willens durch irgend Wen abtrotzen laſſe, ſo hat es bei der Sache ſein Bewenden, und der Oſthäuſer wird mein Pfarrer!“ —

Friedrich knirſchte mit den Zähnen, ballte beide Fäuſte, als die Thüre hinter dem Gehenden zugefallen war, hinter ihm her, und war ſo ſehr übermannt von ſeinem Zorn, daß er nicht einmal Worte zu einem Selbſtgeſpräch fand. Nur ſeine Gedanken bäumten ſich im ungeheuern Seelenkampfe wie brüllende Löwen und ſprungfertige Tiger gegen einander, und dann ſank er in dumpfer Betäubung auf ſeinen Lehnſeſſel nieder. —

Lulu und Lili waren allein im Zimmer der Prinzeſſin beiſammen. Dieſes Zimmer, weit und geräumig, wie alle im Reſidenzſchloß, ſchmückten große Bildniſſe, die es nicht freundlich machten; die Rahmen der Bilder waren ſchwarz, der Parketboden war dunkel, die Vorhänge vor den tiefen Fenſterniſchen hingen ſchwer, großfaltig und ebenfalls von nicht hellfarbigen Stoffen gewebt, wie Gewölk nieder. Draußen durch den öden Schloßgarten ſchauerte der Winterſturm, warf Schnee gegen die Fenſter, die ſein Toben ſtoßweiſe erſchütterte, und ein anhaltendes Rauſchen ſcholl von den entlaubten Aeſten des nahen Luſtwaldes, wie von den Wellen des unweit vorbeifluthenden Stromes ſeltſam gemiſcht herüber; durch die Ritzen der Fenſter pfiff der Zugwind mit abenteuerlichen Tönen, und brachte ſelbſt die Vorhänge in eine leiſe, kaum bemerkbare, und eben darum unheimliche Bewegung.

Lulu war in einem leichten und wohlkleidenden Negligee. Sie hatte der gnädigen Frau Mutter an dieſem Abend früher als gewöhnlich gute Nacht ſagen dürfen, da dieſe noch eine wichtige Unterredung unter vier Augen mit dem Onkel Albert, den ſie zu ſich bitten laſſen, halten wollte. Leicht konnte die Prinzeſſin ſich ſagen, daß ihre eigne Zukunft wohl der Gegenſtand dieſes Geſpräches ſein werde, und es ſchlug daher ihr Herz in doppelter Unruhe. Einmal wurzelte dieſe Unruhe in dem natürlichen Bangen der Jungfrau, das erhöht wurde durch die Eigenthümlichkeit der Verhältniſſe, unter denen Prinz Auguſt's feierliche Werbung erfolgt war, und dann fürchtete ſie einen erneuten Zwiſt zwiſchen ihren hohen Verwandten, der jedenfalls, wie immer, auf Tage, ja Wochen hinaus, verſtimmend auf die ganze Umgebung der Herrin nachwirkte, und den reinen Himmel natürlicher Heiterkeit umflorte, der ſonſt das Haupt des liebreizenden Fürſtenkindes umfloß.

Lili war mit einer Arbeit beſchäftigt, Lulu blätterte in einem Buche, warf es jedoch bald ungeduldig auf den Tiſch hin, und ſprach: „Nein, hier iſt es nicht zum Aushalten! Der Zug verlöſcht uns faſt die Kerzen! Komm, liebe Lili, laß uns den kleinen Spieltiſch an den Kamin tragen, und uns mit der friedlich wärmenden Flamme befreunden, dieſem Sturm trotzend, und ſein Puhſten nicht achtend. Und laß uns plaudern, gute Seele, plaudern nach

Mädchenart. Ach, wie lange wird es dauern, ſo können wir's nicht mehr. Ich habe dieſe geiſtloſe Lektüre nun auch ſatt. Wenn einem die baare, körperhafte Wirklichkeit ſo nahe tritt, hört das Amüſement der Feenmährchen auf; hier zu Lande gibt's ohnedies keine Feen; dieſen Aetherweſen, die auf Schmetterlingsflügeln oder Drachenwagen durch die Lüfte ſchweben, mag es bei uns zu kalt ſein; ich zweifle ſogar, daß ein veritabler Drache ſich an unſer Klima würde gewöhnen laſſen. Du nicht auch, Lili? Geſchweige eine ächte Fee! Deutſchland hat nur Kobolde und Poltergeiſter.“

Während dieſer Rede war von beiden Jungfrauen der eben gethane Vorſchlag ſchon vollführt, der Tiſch mit den Büchern und Lili's Arbeitsapparat ſtand am Kamin, in das die Prinzeſſin mit eigner Hand noch einige Holzſtücke warf, und die jungen Damen ſaßen ſich gegenüber.

„Aber liebe Lili, Du antworteſt mir ja gar nicht!“ fuhr Lulu im betrübten Tone fort.

„Ach, gnädige Prinzeſſin, Sie wiſſen, was —“

„Halt ein!“ unterbrach Lulu; „immer und immer biſt Du unſres Paktes vom Hubertustage her uneingedenk. Soll ich gnädig ſein, ſo ſei meine gute Lili, und laß Dich nicht erſt allemal von mir darauf aufmerkſam machen, wenn wir allein ſind, daß wir es ſind!“

„Du willſt es, und ich gehorche, meine gütige, theuerſte Freundin!“ ſprach nun Lili mit ſanfter Bebung der Stimme und einer aus dem Herzen quellender Rührung. „Du verzeihſt mir gewiß, wenn meine Stimmung nicht mit Deiner heitern gleichen Schritt hält. Soll der Gedanke an das, was bevorſteht, mich gleichgültig laſſen? Die Trennung von Dir!“

„Guter Engel!“ erwiederte Lulu und legte über den Tiſch hinüber ihren blendendweißen Arm, und ſanft die Hand auf Lili's Rechte. „Aber wer ſagt Dir denn, daß wir uns trennen? Sind wir nicht in heiliger inniger Freundſchaft verſchwiſtert? Werde ich Dich von mir laſſen?“ „Bin Dir gleichſam nur geliehen,“ wandte Lili trübe ein. „Ich bin Ehrendame der Fürſtin, nicht die Deine!“

„O meine Mutter muß Dich mir ganz abtreten, ich werde ſie darum anflehen wie um die höchſte Gnade!" rief Lulu entſchieden.

„Und wenn ſie dennoch Nein ſagt?"

„Nun — dann iſt's an Dir, zu zeigen, daß Dein Herz mein iſt, dann bringe auch Du ein Opfer, wenn es eins iſt, fordere Deinen Abſchied, und ziehe zu mir, die mit offnen Armen Dich empfängt!" rieth Lulu.

„So wird man mich hier erſt des Undankes, dann des Eigennutzes zeihen, und ſolch ein gewaltſamer Schritt würde Zwietracht zwiſchen Deine Mutter und Dich ſtreuen."

„Und dieſes böſen Samens ſei ohnedies genug in unſerm Hauſe, iſt Deine Meinung," warf Lulu hin. „Nun — überlaſſe es nur mir, dies zu ordnen."

„Ach und darf ich Dir denn folgen, und wenn alle Welt Ja dazu ſagte?" warf Lili leidenſchaftlich die Frage auf. „Die Pflicht, die Ehre rufen Nein!"

„Und Dein Herz, Lili? Was ruft das?" fragte die Prinzeſſin.

„Es ruft nicht, es verſtummt, — und bricht!"

hauchte Lili leiſe vor ſich hin. Lulu fühlte den Seelenkampf im Buſen der Freundin, ſie fühlte und würdigte ihn, ſtand doch auch vor ihrem geiſtigen Blick ein Flammenwort, deſſen Lettern Vernichtung drohend blitzten.

Sie ſprang vom Seſſel auf, umarmte Lili, küßte ſie wiederholt und innig, und weinte laut, von den widerſtreitendſten Empfindungen durchſtürmt. Auch Lili's Gefühl fand den erleichternden Quell.

„Ach, theure, beſte Lili, wie wunderlich iſt unſere Lage!“ begann nach einer Pauſe, und ihre Thränen trocknend, die Prinzeſſin, mit Abſicht einen heitern Ton anſchlagend: „Was würde mit uns ein Romanſchreiber anfangen, wenn er die Geſchichte unſrer Liebe an- und fortgeſponnen hätte, bis da, wo wir ſind? Würde er nicht in einige Verlegenheit gerathen, was er nun mit uns beginnen ſollte?“

„O der würde ſich ſehr leicht helfen,“ antwortete Lili. „Er würde dem Leſer allmählig merken laſſen, daß zwei außer uns beiden betheiligte Perſonen Stand und Namen getauſcht, ſich nun, da die Sache zum Ernſt gerathen will, decouvrirten, ſo wäre das

Luſtſpiel fertig, und der Vorhang könnte ruhig fallen.“

„Sonach führen wir kein Luſtſpiel auf,“ ſprach Lulu kleinlaut; „denn uns ſteht, das wiſſen wir nun zu gut, keine derartige, beiderſeits angenehm überraſchende Metamorphoſe bevor, die in Romanen ſo ſpottwohlfeil zu haben ſind.“

„Und es bleibt beim Schmerz allſeitiger Trennung!“ ſeufzte Lili. „Ich fühle die Kraft in mir, zu entſagen.“

Lulu ſchwieg. Sie war ſich einer gleichen Kraft, obſchon dieſe in jeder edeln Frauenſeele ruht, noch nicht mit ſolcher Sicherheit bewußt, um ein ſo inhaltſchweres Wort auszuſprechen, und war viel zu wahrhaftig, um ein Gefühl zu äußern, das ſie nicht empfand. Sie ſprach leiſe, wehmüthig: „Und ich bin es, der Dein Opfer gilt!“ Lili ſchwieg und weinte.

„Halte das Eine feſt, Lili,“ nahm Lulu nach einer Pauſe wieder das Wort: „den Glauben an meine ſtarke Liebe zu Dir, an meine unerſchütterliche Treue gegen Dich, Du trautes, edeltreues Herz! Was auch komme, und wie es auch komme, mich wirſt Du ſtets gegen Dich gleich und ſchweſterlich treu geſinnt finden. — Sage mir Liebe, was denkſt Du von Ernſt? — ich hege große Sorge um meinen Bruder!“

„Ich ſehe den Prinzen leiden, ſich in Gram verzehren, und das tiefſte innigſte Mitleid füllt meine Seele um ihn,“ erwiederte Lili bewegt. „Aber großer Gott, was kann, was ſoll ich für ihn thun? Soll ich in ſeiner entzündeten Seele die Flamme der Hoffnung wecken, einer Hoffnung, die Erfüllung nicht finden kann? Selbſt wenn mir die Kraft verliehen wäre, ihn zu lieben, müßte ich reſigniren, denn ich möchte nicht Deines hohen Hauſes Verwünſchungen auf mich laden. Allein Du weißt ja Lulu, daß ich nichts für ihn thun kann, daß ich nicht kann.“

„Der Arme erfülle ſein Schickſal, vielleicht überwindet er!“ ſprach Lulu. Stünde er nur mit Onkel Albert gut, ſo könnte dieſer ihn mitnehmen, Ernſt ſollte reiſen!“

„Du ſcheinſt noch nicht zu wiſſen, daß Dein Oheim demnächſt hier einziehen, hier ſeine Reſidenz aufſchlagen will!“ theilte Lili mit.

„Nicht möglich!“ rief Lulu erſtaunt. „Nun dann wollte ich, wir wären Beide von hinnen. Dieſer Entſchluß iſt die Erklärung eines Hauskriegs, der ein dreißigjähriger werden kann. Meine armen Brüder! Ein böſes Beiſpiel des Unfriedens wird eurer noch unerfahrenen Jugend gegeben. Ich ſage noch einmal, man ſollte beide auf lange Reiſen ſenden.“

„Dies wird man nicht,“ wandte Lili ein. „Du weißt, daß Dein hoffnungsvoller älteſter Bruder auf ſeiner Reiſe in Italien ſtarb — dies für Dein hohes fürſtliches Haus ſo tief ſchmerzliche Ereigniß muß wohl abſchrecken, die reiſenden Söhne in die gefahrendrohende Ferne zu ſenden.“

„Ach!“ ſeufzte Lulu: „der Tod iſt überall!“ und ſie ſchauerte. Lauter pfiff der Sturm, und die Fenſter klirrten. Auf den Galerien hörte man Thüren ſchmetternd zuſchlagen. Die Uhr ſchlug neun.

Plötzlich wehte ein eiskalter Luftzug die am Kamin ſo traulich plaudernden jungen Damen an.

Ihre Blicke ſuchten die Urſache, und fanden ſie gleich. Eine verſchloſſene Flügelthür in Mitten der Seitenwand, die zu einem unbewohnten Zimmer führte, war ohne das mindeſte Geräuſch weit aufgegangen, die winterliche Kälte, die jenes Zimmer erfüllte, ſtrömte mit Macht heraus, und drinnen gähnte nachtſchwarzes Dunkel entgegen.

Die Prinzeſſin ſtieß einen leiſen, halb unterdrückten Schrei aus, ſchlug beide Hände vor das Geſicht und ſchmiegte ſich in die ſeidengepolſterte Lehne des Armſeſſels ſo hinein, daß ſie ſowohl der Eingangsthüre, als jener ſo plötzlich, ſo überraſchend und ſo geheimnißvoll geöffneten den Rücken kehrte. Lili nahm dieſe ſchnelle Bewegung ihrer Freundin wahr, und ſchrieb ſie der Bemühung Lulu's zu, ihren nur leicht bekleideten zarten Körper gegen die plötzliche Einwirkung empfindlicher Kälte zu ſchützen, ſie raffte deshalb auch einen nahe liegenden Schaal auf, und überbreitete Lulu damit, da ſah ſie, daß die Prinzeſſin heftig, ja krampfhaft an allen Gliedern zitterte, daß die Hände ſanken, und Marmorbläſſe das wunderſchöne Antlitz der fürſtlichen Freundin bedeckte.

„Allmächtiger Gott! Was iſt Dir?“ fragte ſie laut.

„Still! Still!“ flüſterte Lulu bebend, geheimnißvoll. „Sieh Dich um — iſt ſie fort? — Iſt ſie noch da?“ Heftig athmend wogte die Schwanenbruſt; das Zittern ließ allmählig nach.

Lili, weder furchtſam noch abergläubiſch, ſah ſich ſchnell um, und ſahe — nichts. Sie wollte die aufgegangene Thür ſchließen, um die Urſache einer ſo überraſchenden Wirkung zu entfernen, und that einige raſche Schritte nach der Thüre hin. Da übergoß eiskaltes Entſetzen das ſtarke Mädchen, daß ſie wankte, und ſich an einen Seſſel hielt. Die Thür war gar nicht auf, ſie war zu, wie immer. Sie konnte auch nicht aufgeweſen ſein, denn ſie war von innen mit ſtarken Riegeln verſchloſſen, Zug und Dunkel waren verſchwunden. Langſam ſchritt Lili zurück, ſank erbebend an dem Armſtuhl nieder, auf welchem Lulu ſaß, und legte ihr bleiches Lockenhaupt in den Schooß der Prinzeſſin.

„Sei nicht bange, Kind! ermuthige Dich, es iſt vorbei,“ flüſterte die Prinzeſſin gefaßter. „Ich hätte nicht ſo erſchrecken ſollen, ſie thut uns ja nichts, und ich habe ſie ja ſchon zweimal geſehen, eben in dem Unglücksjahre, wo erſt in der Ferne der Bruder und dann im Herbſt der gute Vater ſtarb. Es ſteht wieder ein Sterbefall bevor. Vielleicht löst der Tod den Knoten, über deſſen Löſung wir vorhin ſprachen; er gehört auch mit zu den ſchlechten Hülfstruppen der Romanſchreiber, wenn ſie nicht mehr wiſſen, was ſie mit unglücklich Liebenden weiter anfangen ſollen, die ſich in unauflösliches Wirrſal verwickelten. Muth, Muth, liebe Lili! Ich ſah einen Geiſt, Du haſt Geiſt! Komm, laß uns zuſammen nervenſtärkende Tropfen auf Zucker nehmen, und dann ſchlafen gehen!“

„Ich bewundre Deine Faſſung, Lulu!“ ſprach Lili erſchüttert. „Du ſahſt, was Sterbliche in den Staub wirft, Deine Glieder ſchlugen, und zwei Minuten ſpäter kannſt Du ſcherzen!“

„Ich bin ein ſchwaches Mädchen, wie Du,“ erwiederte Lulu, „und verhehle Dir nicht, daß jenes Geiſtes Gegenwart meine Geiſtesgegenwart überraſchend raſch beſeitigte; ſo dürfte es bei den ſchwachen Sterblichen wohl immer ſein. Es liegt in der wirklichen, nicht eingebildeten Erſcheinung eines Bewohners des verhüllten Jenſeits ſo viel furchtbar Ueberwältigendes für das Kind des Staubes, daß ich feſt überzeugt bin, ſelbſt den ſtärkſten Mann wird Zagen erfaſſen, wenn die grabeskalte Sphäre eines abgeſchiedenen Geiſtes die Sphäre ſeines warmen Körperlebens kreuzt."

„Um Gottes willen, was war es denn nur? Was haſt Du denn geſehen?" fragte Lili, die ſich immer noch nicht von dem Schreck zu erholen vermochte.

„Nun — die weiße Frau, die Urahnin unſeres Hauſes, deren unſeliges Geſchäft es zu ſein ſcheint, durch die Schlöſſer ihrer Enkel zu wandeln, und durch ihr Erſcheinen das nahe Abſterben eines Zweiges der fürſtlichen Familie zu verkündigen. Zeigt ſie ſich den männlichen Familiengliedern, ſo ſtirbt eine weibliche Angehörige — jetzt — haben wir den Tod eines Mannes zu fürchten. Preiſe Dich glücklich, daß Du ſie nicht ſahſt, Du würdeſt erlegen ſein. Ihr Geſicht iſt ſpinnwebfarbig, ohne Augen, ohne Naſe, ohne Mund, der Moment, in dem man ſie ſieht, läßt an deren Stelle nur dunklere Striche ſehen, eben ſo wenig erblickt man Arme und Füße. Ihr

Leib iſt nichts, als ein pyramidenförmig aufſteigender, perlfarbiger, blaſſer Schimmer, um den Hals zieht ſich ein ſteifer Kragen modergrauer Spitzen, darauf ruht die Kugel des Kopfes, — da ſteht ſie, da ſchwindet ſie —“

„Höre auf, um des Blutes Chriſti willen!“ flehte Lili angſtdurchſchauert. „Schon dieſe Beſchreibung macht mein Blut gefrieren! — Ich zittre, Dein Zimmer zu verlaſſen.“

„So bleibe die Nacht bei mir! Wir wollen die Kammerjungfern zu Bette gehen laſſen, und ihre Dienſte uns gegenſeitig ſelbſt leiſten,“ ſprach Lulu und die Zagende nahm gern das freundliche Erbieten an.

Lange ſchauerte der Schreck, noch lange floh beide der Schlaf, endlich lagen die holden Jungfrauen, Arm in Arm, wie ſchlummernde Engel, und Morpheus ſandte entſchädigend lichthelle Träume von Glück und Liebe.

Verlobung.

Das entſcheidende Wort war geſprochen; die diplomatiſchen Verhandlungen, welche die Heirath zwiſchen den Kindern zweier aneinander grenzenden, durch uralte Familienbande nah verwandten, gleichwohl durch Staatsintereſſen in prozeſſualiſcher Entzweiung befindlichen Länder und Höfe zum Zweck gehabt und über Mitgift, Morgengabe, Witthum, Nadelgelder u. dergl. das Nöthige feſtgeſetzt, waren geſchloſſen, von den hohen Agnaten unterſchrieben, verbrieft, verſiegelt, in duplo deponirt, und der feierliche Akt der formellen Verlobung ſtand bevor. Dieſer mußte am Wohnort der Braut vollzogen werden, daher wurde zum beſtimmten Tage der glückliche Bräutigam und Erbe des Nachbarſtaates, Fürſt

Auguſt mit ſeinem Hofſtaat erwartet, und den ſtattlichen Bau des diesſeitigen Reſidenzſchloſſes erfüllten mannichfache Zurüſtungen zum Feſte.

Zu dieſem Verlobungstage war ein dem ganzen Lande erfreulicher und wichtiger, der Geburtstag der Fürſtin Sophia, erkoren worden; deſſen Feſtfeier erhielt dadurch ein glänzenderes Relief, und nebenbei hatte die weiſe Sparſamkeit des Oberhofmarſchalls klüglich ausgerechnet, daß durch dieſe Doppelfeier der fürſtlichen Schatzkammer nur wenig Ausgaben und Aufwand mehr erwachſen würden, als dafür ohnehin etatiſirt war. Eine Maßregel, die, oft in Anwendung gebracht, den Oberhofmarſchall würdig machte, Großkreuz des Ordens von der weiſen Sparſamkeit zu werden, wenn es jemals irgend einem großen oder kleinen Potentaten in den Sinn gekommen wäre, ſolchen Orden zu ſtiften. Seltſam ſtachen zum Herannahen des Freudentages die Mienen der Herrſchaften ab. Sophia und die Braut waren ernſter wie je. Niemand außer Lulu wußte, daß auch die Fürſtin zu derſelben Stunde, ja, vielleicht in demſelben Augenblick die nämliche grauenhafte Erſcheinung gehabt. Fürſt Albert war bei Sophia geweſen, und Niemand weiter zugegen; Pipi hielt ſich im Vorzimmer, plauderte mit dem Lakaien, welcher den Dienſt hatte, und beide ſchäkerten mit Fürſt Albert's Dogge. Die Unterredung zwiſchen den beiden hohen Perſonen, in franzöſiſcher Sprache geführt, war kühl und froſtig. Sie drehte ſich um die Streitigkeiten und Anſprüche des Fürſtenhauſes, das, ſeit je verwandt, ein neues Band der Liebe und Verwandtſchaft anknüpfen, jene Anſprüche aber doch nicht fahren laſſen wollte. Albert ſagte ſeiner Schwägerin offen ſeine Meinung in das Geſicht, daß ſie ſchlechte und untreue Miniſter habe, die, beſtochen, zum Ruin des Landes hinwirkend, mit den Gegnern unter einer Decke ſpielten. Sophia vertheidigte ihre Räthe, und ſagte dem Schwager gerade heraus, er möge ſich um ſeine eigenen Diener, die noch viel weniger etwas taugten, bekümmern, und werde wohl thun, in Regierungsangelegenheiten ſeinen Rath nicht früher abzugeben, bis man ihn begehre. Er ſprach von der Schädlichkeit des Weiberregimentes überhaupt, und zog Beiſpiele aus der

Geſchichte an. Sophia gab dagegen zu vernehmen, daß es immer beſſer ſei, Frauen führten das Scepter, als Mägde. Solcher böſen und ſehr unfreundlichen Reden fielen mehr. Endlich vereinigte man ſich in der Hauptſache leidlich, und Albert wollte ſich ceremoniös entfernen, als ihm noch einfiel, Sophia zu fragen, „welchen Plan haben Eure Liebden mit unſerm Mündel, dem Erbprinzen? Soll er nicht auf Reiſen?“ —

„Ernſt?“ fragte Sophia, und ehe ſie noch eine andere Sylbe erwiedernd ſagte, ſchlug draußen im Vorzimmer die engliſche Dogge furchtbarlaut an, daß es ſchallte, und gleich darauf ging ihr bellender Laut in ein Geheul über, gleichzeitig hörte man die gellende Stimme des Windſpiels, und aus dem Korbe, darin die Schooßhündlein der Fürſtin ruhten, erſcholl ein wimmerndes Winſeln. Die Uhr ſchlug neun. Sophia, durch den thieriſchen Laut des ihr ohnehin verhaßten großen Hundes geärgert und erſchreckt, wollte ihre Rede von dem Prinzen Ernſt ablenken, und einen Tadel darüber ausſprechen, daß der Fürſt, ihr Schwager, ſeine ungeſchlachte Beſtie bis in ihr Vorzimmer mitgenommen, aber die Rede ſtarb ihr im Munde, denn vor ihrem Auge ſtand — in ihrer zermalmenden Geiſterhoheit, in der furchtbaren Schattenglorie unnennbaren Grauens — die weiße Frau. Sophia, die ſtarke Dame, deren Gemüth ſich nicht leicht erſchüttern ließ, ſank nicht in Ohnmacht, ſie erbebte blos im Innerſten, hielt die eine Hand vor das Auge, als blende ſie ein Lichtſtrahl, und winkte mit der andern, ſtumm und gemeſſen verabſchiedend. Fürſt Albert, der nichts geſehen, verneigte ſich und ging; Sophia klingelte, und als die Perlen aus dem anſtoßenden Zimmer trat, nach den Wünſchen der Herrin zu fragen, bat dieſe, ihr die Bibel und das Geſangbuch zu bringen, ſetzte ſich in ihren Seſſel, und las lange in beiden, ohne daß ein Wort von der Erſcheinung über ihre Lippen ging. Am andern Morgen erſt entdeckte ſie der Tochter ihr laſtendes Geheimniß, und erfuhr von dieſer, daß auch ihr, vielleicht in demſelben Moment, die ſchreckliche Schattenbildung nahe getreten. —

Mit zahlreichem Gefolge war der junge Fürſt Auguſt aufgebrochen, in welchem ſein treueſter Diener, ſein liebſter Freund, Graf Eichwald, nicht fehlte, Beide aber hatten ſich von dem Prunk des Gefolges abgeſondert, und fuhren mit einander in einem Schlitten, dem die herrlichſten Relaispferde vorgeſpannt waren, über das Gebirge, das wie eine ſteinerne Mauer als Grenzwand der Nachbarländer von einer Himmelsgegend zur andern ſich hinzog.

Es war ein prachtvoller Wintertag. Das tief überſchneite Hochgebirge entfaltete Reize, wie ſie ein nur in Sommertagen Reiſender nicht zu ahnen vermag. In den Thalrinnen der Vorberge konnte das Auge noch ſtreckenweit die ſchwarze Schlangenwindung der Waldbäche verfolgen, um die hie und da ein einſamer Eisvogel hüpfte, bis die Bäche ſchmaler und ſchmaler werdend, von Eis bedeckt, von hohem Schnee überbrückt erſchienen, und ihre Spur verſchwand. In den Dörfern war die Kinderwelt laut fröhlich; von berganſteigenden Gaſſen, von Gartenrainen und Hügeln ſchoſſen pfeilſchnell die kleinen Rennſchlitten unter dem jauchzenden Ruf ihrer Inſaſſen. Dort fuhren größere Geſchwiſter die kleinen, oft leichtbekleidet, blauroth gefroren und dennoch jugendglücksfroh. Aus den Holzwegen der Forſte ſah man kräftige Männer und Frauen hoch beladene Reiſigſchlitten hervorziehen, über und über vom Duft der Nebelfrühe bereift, an den Händen zottige Fauſthandſchuhe, am Gurt das ſcharfe Beil.

„Die haben auch Waldglauben und Waldrechtſchreibung,“ ſcherzte beim Anblick dieſer Leute der Fürſt: „indem ſie unſern Förſtern zum Trotz Hohl's ſtatt Holz ſchreiben.“

„Sie machen aus der Noth eine Tugend,“ antwortete Eichwald.

„Fürwahr, es iſt ein biedres, wackres Volk, das die Tugend des Holzholens redlich übt,“ lachte Auguſt, „und aus dieſer Tugendübung den Förſtern eine Noth macht.“ —

Höher zum Gebirge hinauf leitete die treffliche Bahn. In den Hochwald reichte die Fülle des Schnees bis dahin, wo die Aeſte der Fichten und Tannen begannen, und ſeine Laſten hatten in jungen Föhrendickichten durch Erdrückung ganzer Mengen zarter Stämmchen Verheerungen verurſacht, die der Forſtmann ſchmerzlich beklagte.

Auf den immergrünen Aeſten der Bäume lag handhoch und noch höher der glitzernde Schnee, und gab ihnen ein maleriſches Anſehen. Felswände und Felſenkegel, die da und dort vereinzelt aus den Waldungen ragten, waren von Eis überglast und ſchimmerten wie geſchliffener Chalzedon, mit Dentrachat durchwachſen; Zapfen hingen daran, wie Stalactiten von blendendem Alabaſter. Vom höchſten Grad des Waldgebirges überſchaute da, wo Lichtungen ſich öffneten, der Blick die weit gedehnten Hochebenen voll Heide und Heidelbeeren, über die jetzt faſt häuſerhoch der Schnee ſeine Decken gebreitet, da zeichneten hohe Stangen den Weg, deren Spitzen jetzt etwa ellenhoch ſichtbar waren, und in dieſer Höhe glitt denn auch, eigentlich ein die Erde nicht berührendes Luftſchiff, der Schlitten, dahin, und erfüllte die winterliche Stille mit wohltönendem Geläute. In Bergestiefe dehnte ſich weithin, unermeßlich weit die Ferne, in Duft verſchwimmend, und aus heiterm Himmel herab fiel gefroren in wunderzarten Kryſtallen der geringe Aushauch der Erde, Sonnenſchnee, in Milliarden blitzender Edelſteine verwandelt. Um die Sonne zog ſich ein meteoriſcher Zauberring, ein Reif, der in blaſſen Regenbogenfarben ſchimmerte — Glück verkündend.

Da und dort ſaß mitten auf dem gefrorenen glänzendweißen Schneefeld ein glänzendſchwarzer Rabe, mit äußerſt nachdenklicher Phyſionomie, und aus den Lüften, aller Wirkung der verdünnten Atmoſphäre trotzend, scholl der widrige Schrei des hungrigen Milans, der in Kreiſen ſchwebenden Buſarden.

Die in ihren Pelzen warm und behaglich ſitzenden Reiſenden richteten ihre Aufmerkſamkeit den Reizen der winterlichen Naturſchönheiten nicht allzuſehr zu, denn als wackre Jäger waren beide derſelben ſchon gewohnt, und die nächſte Zukunft, deren jede Sekunde ſie näher brachte, nahm für ſich die Gedanken beider junger Männer feſſelnd in Anſpruch; die Gedanken, — nicht die Worte, denn die Reiſenden ſaßen oft ſehr lange ſtumm, lautlos neben einander, und dennoch unterhielten ſich beide, und waren einander in herzlichſter Seelenliebe zugethan. Wie es unſichtbare Weltkräfte gibt, die nur in ihren Wirkungen der Sinnenwelt wahrnehmbar werden: Elektrizität, Magnetismus — ſo auch gibt es unwahrnehmbare Kräfte im Mikrokosmus, im Menſchen, deren Wirkungen wohl ſich ſinnlich äußern können, deren Weſenheit aber eine überſinnliche iſt. Bei ſeelenverwandten Herzen iſt ein Gedankenfühlen denkbar, welches der Sprache nicht bedarf, ſich zu verſtändigen, leiblicher Nähe nicht, um mit dem Geliebten eins zu ſein. Prinz Auguſt's Seele und Eichwald's Seele waren innigſt verſtändigt.

Die höfiſche Feierlichkeit des Verlobungsaktes erfolgte am beſtimmten Tage mit alle dem Glanz, welcher ſich ziemte, und genau nach dem Programm, welches der Oberhofmarſchall entworfen, welches der Oberhofmeiſter mit drei Oberkammerherren geprüft, und welches nach einigen kleinen und üblichen Meinungsverſchiedenheiten Fürſtin Sophia, Fürſt Friedrich und Fürſt Albert beſtätigt und ſanktionirt hatten. Es war ein unruhevoller Tag für Viele, und für einige der dabei meiſt betheiligten Perſonen war dieſe Unruhe nicht ſowohl äußerlich, als innerlich. Es floſſen heiße Thränen, ſtill geweint in verſchwiegener Kammer, ſie floſſen aus den ſchönſten Augen, die dieſem hehren Tage leuchten ſollten.

Früh mit dem Tagesgrauen feſtliches Morgenſtändchen von der fürſtlichen Hofmuſik den hohen Herrſchaften, vorzugsweiſe aber der Herrin dargebracht, welche ihren Geburtstag feierte. Vorher aber noch ein feierlicher frommer Geſang vom Schülerchor und der Currente, der gar auferbaulich durch den friſchen Wintermorgen ſchallte. Das Lied war aus dem längſt verklungenen Büchlein: Der Geiſtlichen Erquickſtunden Doctor Heinrich Müllers poetiſcher Andacht-Klang, von denen Pagnitz-Blumgenoſſen verfaßt, und in Arien geſetzt durch Johann Löhner — und konnte nach dem Geſchmack der Zeit von dem Hofkaplan, der daſſelbe ausgewählt, nicht beſſer gewählt ſein. Es lautete die erſte Strophe, welche man vorſchriftmäßig vivace ſang:

„Immer fröhlich, immer fröhlich!
Ich bin auf der Erd' ſchon ſelig,
Habe meinen Himmel hier.
Andre freſſen ihre Herzen
Durch die ſchweren Sorgen — Schmerzen,
Mir kommt gar nichts traurig für.“

Und vivace ſang man Strophe für Strophe. Als man aber an die ſiebente kam:

„Sterben mir die Anverwandten,
Eltern, Mann, Kind und Bekannten,
Bleibt die Freud' doch unverſehrt!"

ſo wurde plötzlich der Geſang unterbrochen, durch die Erſcheinung Pipi's, welcher aus den Apartements der Herrin trat, und rief, indem er haſtig und beſchwichtigend mit einem Tüchlein wedelte: „St! St! Stille! Ihro Durchlaucht laſſen ſich für die Verehrung gnädigſt bedanken, und laſſen bitten, ſogleich aufzuhören! Der Geſang greift Hochdieſelben allzuſehr an, und rührt Hochdero Gemüth über die Maßen!"

Im Grundtext dieſer Strophe ſtand zwar Weib, ſtatt Mann, aber der Hofkaplan hatte ausdrücklich den Sängern geboten, Mann ſtatt Weib in ihre Texte zu ſchreiben, auf daß die Worte fein für die hohe Dame paßten — dieſer aber fiel, als ſie in ihrem Zimmer und noch im Bette ſitzend, fromm und aufmerkſam das Lied nachlas, und ſelbſt mitſang — gerade dieſe Strophe, deren Inhalt ſie mit der jüngſt gehabten Erſcheinung in Zuſammenhang brachte, zentnerſchwer auf die Seele, und ſie gab eilends den Befehl in das Vorzimmer hinaus, daß die Sänger enden, die noch übrigen ſechs Strophen in Petto behalten möchten — über welchen Befehl die Genannten in nicht geringe Beſtürzung geriethen.

Abgebrochen verhallten allmählig und verſtummend die Worte:

Der ſie gab, hat ſie genommen,
Darum ſei — bei allen — Frommen
Gottes — Name hochgeehrt. —

Die Hofmuſik triumphirte im Stillen darüber, daß die Sänger nur halbverrichteter Sache abziehen mußten, und fuhr nun mit einem ſchallenden Tutti aller Inſtrumente heraus, welches Mäusle, Schnäuzle und Päpperle zu einem ohrenzerreißenden lamentoſen Trio veranlaßte. So galt es abermals beiderſeits dort die Muſik, hier die Schooßhündlein zu beſchwichtigen, worauf kein erſchütternder und Gemüth bewegender Anfall mehr erfolgte.

Die Gratulationscour ging ihren feierlich förmlichen, ſtriktvorgeſchriebenen Gang ohne Störung. Frau Sophia ſaß im großen Thronſaale, die fürſtliche Krone auf dem Haupt. Es nahten ſich gemeſſen der neue Schwiegerſohn, ſeine Cavaliere, dann der diesſeitige Hofſtaat, die Behörden, die höhere Dienerſchaft. Die Angehörigen des Hauſes hatten bereits im vertrauten Zirkel ihre Glückwünſche dargebracht. Auf bereitſtehenden Tiſchen lagen Kränze von Orangen, Lorbeeren, Sinngrün, Moos und Ephen, nicht minder Glückwünſchungsgedichte von Magiſtrat und Geiſtlichkeit, Schule und Privaten, auf Atlas gedruckt in Sammt und Seide gebunden. Auch Herr Nehmrich hatte ſich's nicht nehmen laſſen, die gedruckte und gereimte Verſicherung ſeiner Anhänglichkeit auf ein Band zu rollen, und zu höchſten Füßen devoteſt niederzulegen.

Dieſe Ceremonie war beendet, die Fürſtin erhob ſich von ihrem Thronſeſſel, dem gegenüber eine purpurbekleidete Eſtrade erhöht war, auf welchem unter einem Baldachin zwei übergoldete Armſtühle ſtanden, deren Lehnen in koſtbarer Stickerei die Wappen der beiden Häuſer zeigten, welche ihren alten Verband durch eine neue Allianz verjüngen wollten.

Auf ein Zeichen des Oberhofmarſchalls und Ceremonienmeiſters flogen die Flügelthüren des anſtoßenden Zimmers auf, und am Arme ihres jüngern Oheims ſchritt, gefolgt von Ehrendamen, Lulu in den Thronſaal, wahrhaft himmliſch ſchön, aber bleich, wie eine weiße Roſe. Ein Trompeten- und Paukentuſch der verborgen aufgeſtellten Muſik erfolgte beim Eintritt der Prinzeſſin, welches Zeichen kein anderer Mann gab, als Herr Rehmrich. Lulu eilte zu ihrer Mutter, die ſie mit Affectation in die Arme ſchloß. Prinz Auguſt nahte formell den fürſtlichen Brüdern, es wurden noch einige höfliche Worte gewechſelt, während welcher der zahlreiche Kreis anweſender Damen und Herren ſich längs der Wände ausbreitete. Dieſer blühende Ring geſchmückter und edler Geſtalten umgab die höchſten Herrſchaften ſtehend, welche nun, nachdem die Fürſtin Lulu und Auguſt zu den für ſie beſtimmten Prunkſeſſeln geleitet, auf bereit ſtehenden Stühlen ebenfalls Platz nahmen, worauf der Oberhofmarſchall der Verſammlung in einer kurzen, aber wohlgeſetzten Rede vortrug, daß Fürſt Auguſt von * * und Prinzeſſin Luiſe von * * unter Anrufung göttlichen Beiſtandes, mit Genehmigung aller hohen und höchſten Agnaten, ſich mit einander zu verloben und zu vermählen entſchloſſen wären, welches frohe Ereigniß er im höchſten Auftrag dem Hofe und Staate hiermit feierlich zu verkünden habe, und ſich glücklich ſchätze, dies thun zu dürfen. Es tauchte jetzt aus dem Kreiſe die ſchwarze Geſtalt des Hofkaplans im Ornat auf, trat vor das Brautpaar, welches ſich von ſeinem Sitz bereits erhoben, als ſein Name genannt wurde, und ſprach weihende Worte, indem er zugleich die Verlobungsringe des Paares wechſelte. So lange er ſprach, herrſchte die tiefſte Stille, als aber ſein Amen hörbar geworden, rauſchte eine Feſthymne von der Muſik auf, wurden Glückwünſche laut, winkte Herr Rehmrich, der in einer Fenſterniſche Poſto gefaßt hatte, mit weißem Tuche, und das Haus erſchütternd krachten und donnerten die im Schloßgarten aufgeſtellten Kanonen, und trugen der Umgegend fernhinhallend die frohe Kunde zu. Wahrſcheinlich war der Schreck über den heftigen Knall die Urſache, daß Lili von Altenſtein, als ſie der Prinzeſſin in Begleitung der andern Ehrendamen nahte, ihr eine Myrthenkrone darzureichen, in Ohnmacht ſank; doch fing Graf Eichwald die erbleichende Huldgeſtalt in ſeinen kräftigen Armen auf, und gab ſie in die Hände der Frauen, die ſie in's Nebenzimmer führten. Dies war nur ein raſch vorübergehender Moment, aber die fürſtliche Braut wurde noch bleicher, und mit einem unausſprechlichen Ausdruck weilte auf der theuren Freundin ihr Blick. Das Herz mochte ihr ſpringen, aber ſie behielt die ſtandhafte Haltung, die der hochwichtige Moment erheiſchte. Prinz Ernſt ſah mit einer Todeswunde im Herzen Lili in Eichwald's Armen einen Augenblick bewußtlos ruhen. Niemand ſah das bebende, ungeſtüm klopfende Herz, Niemand nahm das innere Zucken wahr, das durch Lulu's Seele ſchnitt, als ſie die Freundin ſinken ſah. Aller Augen waren nur auf Lulu's Aeußerliches gerichtet, die in fabelhafter Schönheit, wie eine dem Roſenäther Dſchinniſtans entwallte Peri ſtand, und die lieben Gazellenaugen in jungfräulicher Verſchämung zu Boden ſchlug. Ihr faltenreiches zum Boden fließendes Kleid von weißem Atlas ſchmiegte ſich eng um die zartgeformte Mitte, reiche Goldſtickerei ſchmückte alle Säume des Gewandes. Brillantagraffen ſchienen die Fülle bauſchender Aermel am Oberarm zu feſſeln, koſtbare Spitzen des feinſten Gewebes darunter hervorwallend, ſahen ihr zartes Weiß vom Lilienſchnee dieſer Arme beſchämt. Die Locken fielen in ſchönen Ringeln auf die Bruſt herab, und das prächtige Haar war von Perlen durchwoben, von Brillianten durchblitzt, von der Myrthenkrone geziert.

Aus einem Etui, das Eichwald darreichte, nahm Prinz Auguſt ein an einer blauen Schleife befeſtigtes koſtbares Kleinod in Form eines Ordenszeichens, und heftete es auf die rechte Schulter der Braut. Es war ein von Emaille und Edelſteinen gebildeter und gekrönter Adler, auf deſſen Bruſt ein Herz aus einem Rubin ſich zeigte. Im Schnabel hielt der Adler das Wappen der vereinigten Häuſer, in das Rubinherz waren die vereinigten Anfangsbuchſtaben der Namen des hohen Brautpaares geſchnitten.

Dieſes empfing nun die Glückwünſche der Familienglieder. Fürſtin Sophia hauchte einen Segenskuß auf die mackelloſe Stirne ihrer Stieftochter, und ſprach nur wenig, die ſtarke Frau war innerlich bewegt, erſchüttert. Ahnungen zogen durch ihre Seele, wie dunkle Wetterwolken über den blauen Himmel. Fürſt Friedrich nahte. Was er fühlte, der kummerblaſſe, gebeugte, mit ſich und der Welt zerfallene Mann, der ſeinen Lebenszweck verfehlt, deſſen Wünſche fehl ſchlugen, dem ſelbſt das Beſte fehlte, Menſchenliebe, ſchildert kein Wort, und ſelbſt Worte mangelten ihm. Er ſprach durch Verbeugungen und legte die Hand auf das Herz. Dieſem armen Herzen, das unter dem Sterne ſchlug, ſank der letzte Stern ſeiner Lebenshoffnung unter.

Fürſt Albert, der gewandte, vielgereiſte, imponirende Mann ſprach viel, und ſprach gewichtige Worte zu dem neuverlobten Paare, ſeine Rede klang wie Prophezeihung, und drang zum Innerſten. Er ſprach: „Ich wünſche euch, meine theuern und lieben Angehörigen, den Geiſt der Liebe, der Milde und der Rechtſchaffenheit. Dieſe ſchönen Menſchentugenden ſollen zu allermeiſt die für den Herrſcherthron Berufenen zieren, ſie leiten euch ein langes und glückliches Leben hindurch! Verſchließt euer fürſtliches Ohr nie der Stimme der Wahrheit, auch wenn dieſe nicht ſchmeichelt; laßt Schmeichelei, Liebedienerei und alles Kleinliche fern von euch ſein. Wir ſtehen an der Schwelle einer großen Zukunft; der Genius der Menſchheit regt ſeine langgefeſſelten Flügel, er will ſich losringen aus der Nacht des Aberglaubens, der Geiſtesbeſchränkung, und es wird ihm gelingen. An jeden erwachten Geiſt ergeht die Mahnung, das Seine beizutragen, auf daß jenes Streben gelinge. Fördert auch ihr, wo ihr könnt, das Aechte, das Rechte, und laßt euch nicht einfangen, weder in ein kirchliches, noch in ein weltliches Netz. Seht mit eignem Auge, hört mit eignen Ohren, und ſtreut Saaten des Wohl- und Rechtthuns aus, daß die Nachwelt euch ſegne!“

Die Fürſtin Mutter, ſo wenig ſie Albert liebte, geſtand ſich, daß dieſer Mann beſſer zu ſprechen wußte, als ihr Hofkaplan, deſſen vorhinniger Sermon mit Adam und Eva im Paradieſe begonnen, und mit Tod und Höllenſtrafen geendet hatte, und beſchloß, Ehren-Kilian, zumal, da er ſich unterſtanden, den heute früh geſungenen geiſtlichen Liedervers nach eignem Belieben bezüglich umzumodeln, zu verſetzen, und dagegen dem von Albert vorgeſchlagenen Pfarrer von Oſthauſen ſeine Stelle zu geben, zumal auch, weil Fürſt Friedrich dieſen Pfarrer nicht haben wollte.

Prinz Ernſt trat zu der Schweſter. Der fürſtliche Jüngling ſah angegriffen aus. Auch er hatte, wie ſein Ohm, der Worte faſt keine. „Seid glücklich!“ ſprach er: „und ſchenkt mir ein geneigtes Angedenken!“ Die Verlobten umarmten ihn und den jüngern Bruder Karl, der in franzöſiſcher Sprache leicht und gewandt die Formel aufſagte, die der Oberhofmeiſter ihm zu ſagen geboten hatte, und ſo ſein jugendliches Sprachenlicht vor den Hofleuten leuchten ließ.

Graf Eichwald beugte ſich tief, zitternd, vor dem fürſtlichen Brautpaare, was hätte er in ſeiner Stimmung, in ſeiner Lage, ſagen ſollen, ſagen können? — Und ſeinem Beiſpiel folgend, brachten die übrigen

Damen und Herren des Hofes und Gefolges ihre glückwünſchende Huldigung ſchweigend dar.

Bei der Mittagstafel, zu welcher nicht allzuviele nichtfürſtliche Perſonen gezogen waren, um jene nicht in die Länge zu ziehen, hatten die Verlobten den Ehrenplatz. Fürſt Auguſt hatte ſeine Braut zur Rechten, und ſaß zur Rechten Sophia's. Neben dieſer ſaßen die Prinzen Ernſt und Karl, und es folgte Fürſt Friedrich, während Fürſt Albert an Lulu's Seite ſaß. Dieſer gegenüber war zwiſchen den Ehrendamen von Altenſtein und von Perlen dem Grafen Eichwald der Platz angewieſen, die Seſſel der übrigen Theilnehmenden reihten ſich zur Rechten und Linken an.

Die feierliche Stimmung gab auch der Unterhaltung die gleiche Farbe. Die üblichen Toaſte wurden ausgebracht und mit gebührender Reverenz getrunken. Die eigentliche Feſtluſt dieſes Freudentages ſollte nach der Beſtimmung des Programms, wie der Cactus grandiflorus erſt Nachts zur vollen Blüthe gelangen. Es war große Schlittenfahrt nach Sophienluſt angeordnet. Im Reſidenzſchloſſe ſollte ein großer freier Maskenball ſtattfinden, zu welchem Adel, Magiſtrat und Bürgerſchaft unausſchließlich geladen waren, und ſomit auch der allgemeinen Freude ein großartiger Tummelplatz eröffnet, und das Feſt beſchloſſen werden.

Der Wintertag war rein und ſonnig. In dem geräumigen Schloßhof hielten die herrſchaftlichen Schlitten, ſchnaubten und ſtampften die muthigen Roſſe, und ſchüttelten ungeduldig die hohen Kummte mit den tönenden Schellen und Cymbeln. Die Formen der Prachtſchlitten ſtellten ſich grotesk und abenteuerlich dar, lauter verkörperte Faſchingsphantaſien. Greifen- und Drachenhälſe ſtiegen bäumend empor; aus goldgeſtickten Unterkörpern hob ſich da der nackte Oberleib einer fleiſchfarbig lakirten Meermaid, dort ragte aus Arabesken und Schnörkeln ein Mohrenhaupt, das bei jeder Bewegung des Schlittens die weißen Augäpfel rollte. Hier ſtand ein gutgeſchnitzter Leopard ſprungfertig, dort ſchienen die ausgebreiteten Fittige eines Schwanes den Flug des Schlittens zu beſchleunigen. Hier grinzte ein bockfüßiger Satyr, dort ſtand eine Herme. Die

Schlitten ſelbſt entſprachen oft den künſtlichen Hälſen, indem ihnen dann häufig Thierkörperform vom Geſchmack der Zeit verliehen war, von einem Geſchmack, der nach dem Urtheil aller Gebildeten in jener Zeit nicht edler und geläuterter ſein konnte. Drachenleib, Hypogryph, Muſchel, Schneckenhaus, Delphin, Bär u. drgl. ſah man nicht ſelten; außerdem hatten ſich die Phantaſien der Schnitzkünſtler in der Arabeskenornamentik von Früchten, Blumen, Engelköpfen und frazzenhaften Masken erſchöpft.

Entſprechend dieſen wunderlichen Schlittenformen waren die Roſſe aufgeputzt, welche dieſelben ziehen ſollten. Hohe bunte Federbüſche, koſtbar geſtickte Decken, mit Bänder-Schleifen aufgebundene Schweiſe prunkten an den Thieren, und die Schlittendecken ſelbſt, aus koſtbaren Tiger-, Panther-, Leoparden- und Zebrafellen beſtehend, legten die dem Reichthum vergeſellſchaftete Pracht anmuthig vor Augen.

Jetzt ertönte das ſchallende Peitſchengeknall der Vorreiter, jetzt jubelte ein Tuſch von türkiſcher Muſik aus dem großen Kammerſchlitten, darin als Türken maskirt ein Theil der Hofmuſik ſaß; die

Herrſchaften ſtiegen die große Haupttreppe des Reſidenzſchloſſes herab und traten aus dem Portal, ein Heer von Kammerherren, Heiducken, Laufern und Lakaien folgten nach. Ein Schlitten nach dem andern fuhr am Portale vor, einer nach dem andern füllte ſich, und jetzt bewegte ſich in langer und glänzender Reihe, die Muſik aufſpielend voran, der Schlittenzug aus dem Schloßthor und durch die Stadt, deren Bewohnerſchaft ſchon längſt neugierig und ſchauluſtig in den Fenſtern lag, oder auf den Straßen harrend und frierend ſtand und wandelte. Nach den Schlitten der Herrſchaften folgte abermals Muſik, dann reihten ſich die des hohen Adels begleitend an.

Wenn es ſchon eine Augenweide gewährte, dieſe heitre und großartige, zugleich vom ſchönſten Wintertag begünſtigte Luſtfahrt mit anzuſehen, ſo mochte es noch ein ungleich größeres Vergnügen gewähren, derſelben antheilnehmend beizuwohnen. Raſch und leicht glitten die Schlitten, muſikumtönt, durch die winterliche Thalebene längs des zugefrorenen Stromes dahin, zur Rechten und Linken beſchneite Waldberge, mit bereiſten Tannen, mit grau aus der Schneehülle ſtarrenden Felſen. Konnte auch Sophienluſt nicht allen Mitfahrenden ſich als Abſteigequartier darbieten, und konnten daher manche derſelben nur bis zum nächſtgelegenen Dorfe den fürſtlichen Schlittenzug begleiten, wo ein ſtattliches Gaſthaus wohldurchheizte Räume zum vergnüglichen Verweilen darbot, ſo vereinte doch das winterlich einſame, eingeſchneite, heute aber plötzlich vielfach belebte Thalſchlößchen alle die Perſonen wieder, deren Geſchick zum Theil in dieſen engbeſchränkten und doch traulichen Räumen ſich entſchieden hatte. Kaſtellan Elert und ſeine Dienerin Euphraſia wußten die Ehre zu würdigen, welche Sophienluſt zu Theil wurde, und hatten alles zum Empfang der Herrſchaften vorbereitet; nächſtdem war durch vorausgeſandte anderweite Hülfe auf Befehl der Herrin dieſes Luſthauſes ſo geſorgt, daß es den Gäſten für den beliebten kurzen Aufenthalt an nichts mangeln konnte.

Wie freudig fand ſich aber Fürſtin Sophia überraſcht, als ſie ihr Zimmer betrat, und darin auf einer Staffelei ſich das lebensgroße und naturgetreue Bildniß

Päpperle's präſentirte, welches Graf Eichwald heimlich hier aufſtellen laſſen. Ein Gedicht, das gleichzeitig ein rundumſchnörkeltes Kunſtwerk der Kalligraphie war, pries die Güte der hohen Herrin, und bat, an dieſem Freudentage die geringe Gabe eines dankbaren Gaſtes nicht zu verſchmähen. Die Herrin dankte in den gnädigſten Ausdrücken. Päpperle knurrte und ſprang neidiſch bellend gegen den gemalten Rival in die Höhe.

Bald füllte geſellige Fröhlichkeit einige kurze und ſchöne Winternachmittagsſtunden lang die Räume Sophienluſt's. In dem traulichen Zimmerchen, das Lulu's Sommerwohnung abgab, weilte die Prinzeſſin mit ihrem Verlobten, in Geſellſchaft ihrer ſtillen, heute ungewöhnlich bleichen Lili und des Grafen Eichwald, bei offnen Thüren und einer Spielpartbie. Doch bald genug nahm Lulu einen Moment wahr, in welchem ſie ohne Aufſehen vom Spiele aufſtehen, in das Kabinetchen treten, und der Freundin winken konnte, ihr zu folgen. Lili that es, und drinnen fiel ihr Lulu mit dem nur geflüſterten Ausrufe um den Hals: „Endlich, endlich ein Moment des Alleinſeins! O meine gute, meine ſtarke Lili! Welch ein Herz iſt mir gegeben in dem Deinen! O wie ächt iſt Dein Freundſchaftgold erfunden auf dem Prüfſtein des Schmerzes!“

„Sage nichts, o ſage nichts, theuerſte Freundin!“ bat Lili mit thränenvollem Blick. „Jedes Wort iſt ein Verräther an dem heiligen Schweigen, das unſre Herzen einander gelobten. Und wie magſt Du die ſtark nennen, die heute der Laſt ihrer Empfindungen erlag? Aber Du biſt ein Engel, denn Du zürnteſt mir nicht, und Dein himmliſches Auge hatte eine Thräne für das Weh, das die Bruſt der Freundin zermalmte. Es iſt überwunden, Lulu!“

„Auch ich habe gekämpft, und bin beinahe erlegen,“ ſprach die Prinzeſſin. „Der heutige Tag wälzte die Wucht einer Welt auf meine junge Bruſt, und ich mußte ſtandhaft bleiben. O Lili, theure Lili! Wie wird doch alles werden, wie wird es enden?“ —

Es war der Moment gekommen, wo die früh zur Ruhe gehende Sonne ihr bleiches, winterduftumflortes Rad hinter dem Ruinenberge verſchwinden ließ; in den vordern Zimmern entzündete bereits Elert die Kerzen; dort ſaßen Sophia, Albert, Ernſt, Karl, die Perlen, die Lichthauſen, und andere Damen und Cavaliere theils an den Spieltiſchen gruppirt, theils ſonſt heitrer Zerſtreuung obliegend, während auf dem Vorſaal die Muſik melodiſche Stücke von Graun, Zach, von Suiten, Feruci und andern damals beliebten Componiſten ſpielte. Im Innern Ernſt's pochte Unruhe, wie die Todtenuhr im Gebälk. Er ſpielte unaufmerkſam, gab verkehrte Antworten, endlich durchſtrich er, als ſuche er Jemand, die Zimmerreihen.

Die hohen Jungfrauen Lulu und Lili ſtanden, jede einen Arm um den Nacken der andern geſchlungen, und blickten gefühlbewegt zum abendrothglühenden Himmel empor, deſſen Abglanz ihre idealen Geſtalten mit Purpurgold übergoß, und ſie dem Fürſten, wie dem Grafen, welche von ihren Sitzen aufgeſtiegen waren, und durch die Thür, die ſich leiſe aufgethan, da ſie nur angelehnt geweſen, — gleich Verklärten zeigte.

Prinz Ernſt kam kurz nach dieſem ſchönen Mo-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50160-9
BECHSTEIN,L. FN. 03119/014

ment, durch die hintern Zimmer trauervoll wandelnd, leiſen Trittes an die Verbindungsthür des Kabinets mit dieſer Zimmerreihe; er öffnete raſch und unbedenklich — und fuhr überraſcht zurück — er ſah die Umarmung zweier liebenden Paare. Erſchreckt entriß ſich den Armen des einen Mannes die Prinzeſſin, ſtürzte in das Nebenzimmer heraus, warf ſich an die Bruſt des Bruders und rief leidenſchaftlich wehklagend und flehend: „Ernſt!“

„Schweſter?!“ erwiederte der Prinz, und es lag in ſeinem Ton eine Welt voll Mißbilligung, Kummer und tiefen Seelenſchmerzes. Lulu ließ nicht ab von ihm, noch einmal flötete ſie mit ſchmelzender Stimme: „Bruder!“ und ließ einen Strahl ihrer unwiderſtehlichen Augen auf ihn fallen.“

Ernſt antwortete ihr nicht. Er legte nur die Hand auf ſeine Bruſt und einen Finger auf den Mund, und ging, da Lulu ihn nun beruhigt losließ, ſchweigend aus dem Zimmer, ja ſogar aus dem Hauſe. Unten bei der Küche, auf deren Herd ein gewaltiges Feuer loderte, um das mehrere kleine groteske Geſtalten, in bunte Stoffe gekleidet, ſichtbar waren, begegnete ihm geſchäftig der treue Elert und redete ihn an: „Wen ſuchen Euer Durchlaucht?“

„Niemand, Elert,“ antwortete der Prinz. „Ich will mich nur ein wenig abkühlen, es iſt mir drinnen zu heiß.“

„Euer Durchlaucht werden ſich erkälten! Gehen Sie doch lieber wieder in das Haus!“ rieth der redliche Diener.

„Ich will nur hinüber zum armen Jakob und ihm ein kleines Geſchenk bringen,“ ſagte hierauf der Prinz.

Elert erſchrak und rief: „Um Gottes willen nicht, gnädigſter Herr Erbprinz! Jakobs Kinder haben die Blattern!“

„So? Ich danke Dir! Es iſt gut! Geh' nur hinauf!“ ſprach und gebot Ernſt. —

Schneidend kalt wehte die Abendluft, den Prinzen fröſtelte heimlich, als er nach einer Weile wieder aus der eiskalten Atmoſphäre des Hofes draußen in die heiße des Hauſes drinnen trat.

Die Maskerade.

Elert hatte ſich einen Scherz erſonnen, mit dem er die hohen Herrſchaften zu erfreuen gedachte, und den Kammerzwerg in ſein kleines Geheimniß gezogen, der durch eine Leckerei leicht zu bewegen war, hülfreiche Hand zu leiſten.

Mit einem Male hörte die Fürſtin und ihre Umgebung auf dem Vorſaal die melodiſch quikenden Töne eines Leierkaſtens, hörte draußen lachen, und jetzt trat Pipi geſpreizt herein, in ein bäuriſches, ihn komiſch genug kleidendes Koſtüm geworfen, verneigte ſich tief und ſprach mit ſchnarrender Stimme: „Zur Feier des höchſten Geburtstages der durchlauchtigſten und gnädigſten Frau Fürſtin und Landesmutter, nicht minder zur Feier der höchſten Verlobung unſrer durchlauchtigen und gnädigen Prinzeſſin bitten die Zwerge aus Utopia einen kleinen Tanz vor den hohen und höchſten Anweſenden aufführen zu dürfen.“

Die Fürſtin lächelte Gewährung, bald war ein Zuſchauerkreis gebildet und man ſah in der That drei grotesk gekleidete Zwerggeſtalten auftreten, zwei männliche und eine weibliche, die an Häßlichkeit ſowohl, wie an Kleinheit, Pipi nichts nachgaben, nur unproportionirter erſchienen ſie und weniger gewandt. Sie verneigten ſich mit bäuriſcher Grandezza, und führten, verbunden mit Pipi, eine komiſche Quadrille auf, zu welcher der Kaſtellan leierte. Euphraſia hatte die Gnomen aufgeputzt und zugeſtutzt.

„Wo mag Elert dieſe raren Exemplare aufgetrieben haben?“ fragte die Herrin, welche in der That beluſtigt erſchien.

„Sollten Ihro Durchlaucht mit ihnen nicht Höchſtihro Dienerſchaft zu vermehren geneigt ſein?“ fragte Graf Eichwald, während der Oberhofmarſchall zu dieſer Frage den Kopf verneinend ſchüttelte.

„Eine Garde à la Suite die Ihro Hoheit als

Talpaſchen kleiden laſſen könnten!“ ſcherzte Fürſt Auguſt.

„In der That,“ erwiederte Sophia, „es wäre auch gleich die rüſtige Markedenterin dabei.“

„Verkörpern ſich die Mährchen der tauſend und einen Nacht?“ rief Lulu. „Seht doch! die drei Bucklichen von Bagdad!“

„Dieſe Edeln müſſen Sie uns zeichnen, Herr Graf!“ flüſterte Lili Eichwald zu. „Ich richte ſie dann als Seidenmoſaik her, und wir hängen ſie unter Glas und Rahmen!“

„Welche Augen, welche Gutmüthigkeit im Geſichte dieſer Zwergfrau! Welche Lippen, wülſtig, wie zwei rothüberzogene Sophapolſter. Bravo, bravo, Zwergmadame,“ flüſterte der Spott im Zuſchauerkreiſe.

Während dieſes die Geſellſchaft beluſtigenden Intermezzo's, auf deſſen Herbeiführung Elert und Euphraſia ſich nicht wenig zu Gute thaten, wurde Thee ſervirt, wurden im Hofe die herrſchaftlichen Schlitten wieder beſpannt, und die Vorreiter entzündeten ihre Flambeau's. Bald darauf hüllten ſich die Damen in ihre Kapoten und Palatinen, die Herren in ihre

Mäntel und Pelze, und nach wenigen Minuten ſpäter war das Geräuſch ſo vieler Gäſte, die Pracht ihres Putzes, ihr lautes Geſpräch, ihr Gelächter, die harmoniſchen Klänge der Muſik — alles vorübergerauſcht wie ein phantaſtiſcher Traum; verhallend tönte durch die ländliche Winterabendſtille die Muſik, das Geklingel der Schellen, das Geknall der Peitſchen, und das Licht der Fackeln ſchweifte wie ein raſch und hüpfend gleitender Irrlichterzug flackernd über die beſchneiten Thalflächen dahin, bis um die Waldecke biegend, der letzte Glanz zu erlöſchen ſchien, und nur von der ſtarren Bergwand gegenüber ein leiſes Echo hallte, darin Muſik, Peitſchen- und Schellenſchall fabelhaft verſchmolzen aus dem Innern des Berges zu dringen und zu klingen ſchien.

Die armen Zwerge ſättigten ſich mit dem, was Elert an Reſten des Theetiſches zu bieten hatte, freuten ſich des ſtattlichen Geſchenkes, welches ihnen zu Theil geworden, entpuppten ſich, und zogen nach Ablegung der bunten und glänzenden Hüllen, in denen zu erſcheinen und zu beluſtigen ihnen vergönnt war, als unſcheinbare Nachtfalter in ihren groben und zerſetzten Bettlerkleidern, doch wohlgemuth und luſtig durch die Winternacht von dannen, dem Dorfe zu, das die Ehre hatte, ſie zu eingebornen Mitnachbarn zählen zu dürfen. Sie waren von Elert und Euphraſia mit Wein und Kuchen gar wohl bewirthet worden, und hell ſchallte durch die Winternacht ihr lautes Geſpräch und Gelächter, endlich ſogar ſangen ſie nach ihrer Weiſe einen plumpen Reim:

„Kleine Leutchen ſind wir zwar
Mit zerriſſ'nen Hoſen;
Arm dabei, doch immerdar
Gern geſehn von Großen."

„Kleine, wenn ſie Klein're ſeh'n,
Eigner Größe freu'n ſich.
Doch die Großen, wo ſie ſteh'n,
Halten ſich für einzig." —

In dem Dorfe, welches auf Wegesmitte zwiſchen der Stadt und Sophienluſt lag, ſchloß ſich die hier zurückgebliebene Geſellſchaft wieder dem Schlittenzuge an, und mehrte ſo auch die Zahl der fackeltragenden Vorreiter. Phantaſtiſch glitt der lange hallende Zug im grellen Fackellicht durch die Nacht, bald war ein Schlitten mit den Darinſitzenden hell beleuchtet, bald fiel irgend ein großer Schatten auf ſie, bald gellte ein Damenſchrei, bald ſcholl ein Zuruf.

Ueber der Stadt, der man bereits ſich ſo weit genähert hatte, daß man die Gegend, in welcher ſie lag, deutlich ſah, wenn man auch die Gebäude nicht unterſcheiden konnte, ſtieg jetzt eine eigenthümliche, immer wachſende Helle auf, wie ein meteoriſcher Lichtſchimmer, welche den Funken der Beſorgniß in zagende Herzen warf, es ſei Feuer ausgebrochen, und wirklich gebot die Fürſtin einem Vorreiter, raſch voraus zu galoppiren, und zu erkunden, was die Urſache dieſer räthſelhaften Helle ſein möge.

Die höchſten Herrſchaften ſaßen ziemlich ſtill und einſylbig in ihren Schlitten. Was hätte Sophia Sonderliches mit ihrem Schwager Friedrich reden ſollen? Und Er, was hätte Er, der Schweigſame, im Herzen verwundete Mann, für ein Thema der Unterhaltung aufnehmen ſollen? Jedes überließ ſich ſeinem Nachdenken.

Fürſt Albert's Gedanken ſchweiften nach einem fernen Lande, wo er ſeine Theuern wußte. Er machte ſich faſt Vorwürfe, ohne ſie einen Feſttag begehen zu helfen, und gelobte ſich und ihnen im Innern heilig, alles nachzuholen, und ſie ſelbſt recht bald — und ſie mit einem Glanze zu umkleiden, der ſeiner Würde und ihrer Liebe entſprechend ſei.

Auch Prinz Ernſt, der mit ſeinem Bruder Karl fuhr, war ſehr ſtill, und ließ den Bruder reden, deſſen jugendliches unbefangenes Herz ihn vielleicht zum Glücklichſten bei der ganzen zahlreichen Geſellſchaft machte, denn er war ſich froh bewußt, daß Schlitten gefahren wurde, und dachte an nichts Anderes; er freute ſich der Schlitten, der Pferde, der Muſik, der guten Bahn und des Geknalles, und knallte mit langer Peitſche ſelbſt kräftig und tüchtig mit. Dem Jüngling war die weiche und verderbliche Liebeſehnſüchtelei noch fern, die oft junge Gemüther laſtend drückt und mit ſich ſelbſt entzweit, und für die wahre und tief empfundene Liebesſehnſucht, für die Feuertaufe des Herzens, war er noch nicht genug gereift. Die aber, die für ſie gereift waren, und ſie erprobt hatten, die im Purgatorium der Leidenſchaften gequälten Seelen waren allzumal tief gedankenvoll und tief ſchweigend, höchſtens nur ganz leiſe flüſternd, Inneres, wie äußere Geſtaltung verhüllend — jedem etwaigen Späherblick entzogen.

Der Vorreiter kam zurück, und rief beruhigende Worte der Fürſtin zu; es war kein Feuer in der Reſidenz, es waren nur Flammen der Liebe, Verehrung und Anhänglichkeit, die den Nachthimmel rötheten. Die Hauptſtraßen, durch welche die Schlittenfahrt nach dem Reſidenzſchloſſe ging, waren alle freiwillig erleuchtet, und die Bürgerſchaft bildete in ihnen mit Fackeln Spalier, und Markt und Straßen wimmelten von Zuſchauern. Als Sophia's und ihrer Schwäger Schlitten am Thore anlangten, begann ein tauſendſtimmiges Lebehoch, das ſich immer weiter fortpflanzte, und auch der geliebten, der Liebe ſo werthen Tochter des Fürſtenhauſes und ihrem Verlobten galt. Nur das wurde bedauert, daß beim Fahren durch die Stadt die fürſtliche Braut ſich nicht entſchleierte und ihr holdes Antlitz dem harrenden Volke zeigte, welches ſie ſo bald verlieren ſollte. Prinz Auguſt hatte überraſcht, erfreut und dankend gar freundlich und gnädig nach allen Seiten hin gegrüßt.

Da, ſo hatte es wenigſtens geſchienen, die Hofdame von Altenſtein neben dem Grafen Eichwald geſeſſen, ſo prophezeihten die Kleinſtädterinnen gleich, daß aus dieſem ſchönen Paare am Ende wohl gar ein Brautpaar werden dürfte. —

Der Maskenball entfaltete eine Fülle von Geſchmack, Reichthum, gewählten Koſtümen und heitern Scherzen. Die Herrſchaften hatten ſich, wie ſelten ſie auch ſich ſonſt vereinigten und ein gemeinſchaftliches Intereſſe theilten, zu einem ſchönen Maskenzuge vereinigt. Sie wollten in Geſellſchaft ihrer nächſten Umgebung in ritterlichen Koſtümen die erlauchten Ahnen des hohen Geſchlechtes repräſentiren, deſſen grandioſe Wiege jenes in Ruinen liegende uralte Stammſchloß war, das ſeine grauen Zinnen in der Nähe Sophienluſt's über die Nachbarberge emporhob. Alle Vorbereitungen waren im Voraus getroffen, Prunkvolleres ſollte die Reſidenz noch nie erblickt haben. Der ſtaunende Zuſchauerkreis, welcher ſich jetzt im Saale bildete, und ſich der Wände entlang dicht gedrängt reihte, ſah geſpannt nach der Flügelthür hin, aus welcher hervor der Maskenzug des Hofes ſich bewegen ſollte. Jetzt ſprang dieſe Thür auf, jetzt wirbelte die Muſik vom hohen Orcheſter das Allegro eines Triumphmarſches; zwölf Edelpagen mit Kerzen in ſpaniſcher Hoftracht traten je drei und drei voran, und ordneten ſich zu beiden Seiten des Saaleinganges. Es folgte ein Herold in üblicher Tracht, welcher auf hoher Stange eine umkränzte Tafel trug, auf welcher man die Worte in Goldſchrift las: Amour, Honneur, Gloire. Dem Herold zur Rechten ſchritt ein Magier; dieſer trug neben ſeinem Zauberſtab einen Spiegel, auf deſſen blanker Fläche das Wort Renaissance zu leſen war; zur Linken aber ſah man einen luſtigen Rath einherſchreiten, welcher einen Doppelſpiegel trug, den er bald auf die eine, bald auf die andre Weiſe den Zuſchauern vorhielt, die dann bald Serieux, bald Folie laſen, wobei es ihrem Scharfſinn überlaſſen blieb, den wortſpielenden Sinn dieſer allegoriſchen Figur ſo zu deuten, daß es wohl gethan ſei, den Spiegel des Ernſtes nicht ohne contraſtirende Folie zu laſſen. Magus und Narr waren zwei Kammerherren, Fürſt Albert war der Herold. Dieſer letzte repräſentirte das Mittelalter mit ſeinen hervorleuchtenden Parolen, welches durch den Wunderſtab des Magus wieder erweckt worden war, und der Narr vertrat die Faſchingsfreude der Gegenwart, den mit Scherz vermählten Ernſt. Dieſem Kleeblatt folgte ein Pannerträger in voller Turnierrüſtung, der einzige, welcher ſich geharniſcht zeigte, denn der richtige Takt des Feſtordners hatte erkannt, daß die vollgerüſteten Maskeradenritter meiſt eine ſehr eckige Figur machen und eine bedauerliche Rolle ſpielen. Das große Panner zeigte die Wappenſchilder des erloſchenen Fürſtenſtammes, deſſen Repräſentanten nun Paar an Paar in den Maskenſaal traten, doch ſo, daß vor jedem Paare drei Pagen ſchritten, von denen der Mittelſte einen kleinodiengeſchmückten Helm und einen ritterlichen Schild trug. Der Schild zeigte jedesmal die vereinigten Wappen des Ritters und ſeiner Dame, die ſämmtlich berühmten und erlauchten Familien entſtammt waren, und ſo fand ſich in dieſen bunten Wappenſchildern zugleich die Bedeutung des Feſtzuges als paſſendes Ende der Verlobungsfeierlichkeit ausgeſprochen. Die beiden andern Pagen waren Dadophoren.

Die Tracht, welche zu dieſem Maskenzug gewählt worden, war nicht die in den Theatergarderoben heimiſche, zur Ueberlaſt in allen Ritterſtücken zur Schau getragene, ſondern es war die Prunktracht in des Mittelalters höchſter Blüthezeit, ganz verſchieden von den ritterlichen Hauskleidern und Patriziertrachten zur Zeit der Reformation. Eine alte Chronikhandſchrift der fürſtlichen Bibliothek hatte auf colorirten Pergamentblättern dieſe ſchönen und idealen Koſtüme aufbewahrt, die jetzt in aller Farbenfriſche neuer Stoffe zur glänzenden und allerfreuenden Erſcheinung kamen.

Zuerſt erſchien der Ahnherr und die Ahnfrau, Fürſt Friedrich und Fürſtin Sophia. Er trug einen goldgeſchuppten antiken Wappenrock, purpurſammtne enganliegende Beinkleider, ſchwarze Schuhe, deren gerollte Aufſchläge gelb gefüttert waren. Ein goldnes Halsband mit einem großen Türkis ſchloß eng um den Hals und hielt die über die Achſeln wallende, weite, bis zu den Füßen abfallende, ſcharlachrothe

Dalmatike mit grünem Seidenfutter. Die weißen Stolphandſchuhe waren geſtickt und auf der obern Handfläche ebenfalls mit Steinen beſetzt. Seine Dame erſchien höchſt einfach, wie es ihrer Würde und ihren Jahren zukam. Sie trug ein ultramarinblaues Kleid, einen ähnlichen Scharlachmantel, wie der Gemahl, innen aber mit goldfarbigem gemuſterten Seidendamaſt gefüttert, und um das nonnenartig verhüllte Haupt einen feinen Schleier, deſſen Enden über die Achſeln fielen. Ihr Mantelſchloß war ein Karniol, die Dalmatike hatte einen kurzen Kragen von ſchwarzem Sammt.

Schöner, wie ſie, nahm die Dame des zweiten Paares ſich aus, die holde Prinzeſſin, welche Hand in Hand mit ihrem Verlobten ging. Ein Myrthenkranz ſchmückte ihr volles, reiches Goldhaar, das in den anmuthigſten Wellen feſſellos den ſchlanken Rücken hinabfloß. Ein hochheraufgehender Kragen bedeckte züchtig Hals und Bruſt; das Oberkleid von Lilaſeide rauſchte faltenreich ab, die Aermel, mit Oeffnungen von enormer Größe, aber wohlgefällig im Bogen ausgerandet, zeigten gelbſeidnes Futter.

und unter ihnen hervor ſtahlen ſich die zarten Hände und Arme, letztere von Unterärmeln aus himmelblauem Sammt eng umſchloſſen. Fürſt Auguſt trug eine turbanähnliche Kopfbedeckung von Purpurſammt, offnen Hals ohne Kragen und einen purpurnen Ueberrock einfachſten Schnittes, deſſen Aermel dieſelbe charakteriſtiſche Größe hatten, die dieſe alterthümliche Hoftracht auszeichnete. Das Futter dieſes Gewandes war grün, grün waren auch Unterkleid und Beinkleider, die Schuhe waren ſpitz und von ſchwarzem Zeug mit goldner Einfaſſung.

Das dritte Paar, Prinz Ernſt war es mit Lili, erſchien eben ſo ſtattlich, wie ſeine beiden Vorgänger. Des Ritters kurzer Wappenrock von Scharlach hatte einen breiten verzierten Goldſaum, auch der Gürtel war Gold; die Aermel dieſes Rockes endeten dicht unter der Achſel zackig ausgeſchnitten, und unter ihnen wogten wieder ungeheure, bis zu den Knieen hinabhängende Bauſchärmel von lichtgrüner Farbe hervor, mit laubförmiger Auszackung. Die Beinkleider waren lilafarben, die Schuhe glichen denen des Vorgängers.

Das gelbſeidne Gewand der Dame war im Schnitt denen der Vorgängerinnen gleich, doch war es ſchuppenförmig mit Gold durchwirkt, und die Aermel zeigten lilafarbnes Futter. Ein einfacher Gürtel von ſchwarzem Sammt grenzte die kurze Taille ab; der Ausſchnitt dieſes Gewandes war ſo weit, daß er ganz neumodiſch erſchien, wie denn die Mode in dieſem Punkt der weiblichen Bekleidung fort und fort wie das Queckſilber in einem Wetterglas auf und ab ſteigt, oder den Mond der Frauenſchönheit bald voll und blendend, bald überhüllt und in wechſelnden Phaſen erblicken läßt. Ihr Haupt ſchmückte ein Aufſatz von Hermelinbeſatz, deſſen Form der Kopfbedeckung der Ruſſinnen glich, und unter dieſem wogte nun feſſelfrei das volle, prächtige Haar in zwei Goldſtrömen bis zu den Kniegelenken nieder, und entlockte allen Zuſchauern und Zuſchauerinnen Staunen und Bewunderung.

Es folgte Prinz Karl mit Sidonie von Lichthauſen, welche heute in den Rang einer Ehrendame der Fürſtin eingetreten war, da, wie man ſagte, höchſtwahrſcheinlich Lili von Altenſtein die Prinzeſſin in deren neue Heimath begleiten werde. Sidonie trug ein ähnliches Kleid, nur war die Farbe carmoiſin, mit Silberfäden durchwebt, das Futter lichtgrün, die Unterärmel ultramarinblau. Wie bei Lili, begrenzte den Ausſchnitt des Gewandes eine goldne Spange. Der Aufſatz ähnelte dem Lili's, aber das Haar war in einfache Zöpfe geflochten, die nur zu beiden Seiten des lieblichen Geſichtes abwärts liefen und ſich wieder nach dem Hinterhaupt verloren.

Sidonien's Begleiter erſchien in einer langen, faſt einem Pilgerrock ähnelnden Dalmatika von Scharlach; ſein Unterkleid war carmoiſin. Als einzige Zier ruhte auf den Schultern ein breiter Goldreif, der ſich über die Bruſt zog, an welchem rundum Schellen gereiht waren, die bei jedem Schritt und Tritt erklangen. Ein nach vorn ſpitz zulaufender, breitgekrämpter, ſchwarzer Filzhut gab der Maske ein räthſelhaft phantaſtiſches Anſehen.

Graf Eichwald ſchritt an der Seite der Tochter der Oberhofmeiſterin, einer lieblichen Jungfrau. Ihr Haupt umwallte ein weißer Schleier, ihr Kleid war von Schilleratlas, der lichtblau und goldfarben in wechſelnder Beleuchtung ſchimmerte. Ihren Hals zierten zwei Reihen Bernſteinperlen, vom goldnen Gürtel hingen an kurzen, ſtarken Goldperlenſchnüren drei klingende Schellen. Die Tracht ihres Begleiters war der ſeiner Vorgänger ähnlich, die Farbe ſeiner Dalmatika war violett mit Silber und grün gefüttert. Die gezackten Aermel, mit Agraffen in Falten gehalten, ließen gelbſeidne, faſt gleichgroße Unterärmel hervorwallen; das Unterkleid war grün, die Beinkleider dunkelblau. Ueber die Bruſt war eine golddurchwirkte gelbſeidne Schärpe in eine Schleife gebunden.

Das ſechste Paar in dieſem Zuge war Marie von Perlen mit ihrem Bräutigam. Sie trug ein Roſaatlaskleid mit ſilbernen Poſamenten, deſſen Aermel an der Achſel dicht anlagen, und nur die Hälfte des Oberarms bedeckten, die Unterärmel waren blau, und wurden zum Theil verhüllt von einer bis zur Erde wallenden, mit weißer Seide gefütterten Pelzverbrämung. Das Haar war von einem feinen Schleier nur leichthin bedeckt, deſſen eine Hälfte in anmuthigen Wellenlinien vom Haupte abwärts lief, von der einen Hand der Braut leicht gehalten wurde, und ſich in zarte Spitzen an der Kniegegend verlor.

Den Bräutigam Mariens ſchmückte ein vom Grünen in's Gelbe, und vom Gelben in's Grüne ſchillernder, kurzgeſchnittener, faltiger Wappenrock, unter dem von der Hüfte bis zu den Knieen ein enggefältetes weiberrockähnliches Gewand abfiel, deſſen Längenſtreifen ſich in den wiederholten vier Farben: carmoiſin, grün, ſcharlach und weiß, rundum ſo aneinander reihten, daß ſtets drei Falten dieſelbe Farbe trugen. Die Beinkleider waren zinnoberroth, und ein barettähnlicher Aufſatz von Purpurſammt deckte das Haupt. Am Gürtel hing ein alterthümliches, mit Steinen beſetztes Hüfthorn.

Auch das ſiebente und achte Paar dieſes Feſtzuges erſchien in gleicher eigenthümlicher Tracht, welche einfach und kleidſam, wie ſie war, nicht geringes Aufſehen erregte und vollen Beifall fand, obwohl ſie alle den Tand und die Flitter verſchmähte, mit denen die übrige Maskenſchaar ſich überladen hatte, Federn und Quaſten, Waffen und Sporen, Ketten und Perlen, und was alles ſonſt noch in dieſer Art in alten und neuen Zeiten zu ſolchen Zwecken beliebt wurde und wird.

Dieſem ſtattlichen Zuge folgten in ritterlicher Prunktracht drei Pannerträger neben einander, die Fahne rechts zeigte das Familien-Wappen Fürſt Auguſt's, die zur Linken das der Prinzeſſin, die in Mitten dieſer beiden getragene zeigte beide Wappen in einem Schilde vereinigt; dieſen Pannerträgern ſchloßen ſich nun die vorausgetretenen zwölf Kerzenträger drei zu drei an, und ſo umwandelte der Zug den ganzen Feſtſaal, und geleitete die Fürſtin und ihre Schwäger zu den für ſie auf einer Eſtrade bereit ſtehenden Thronſitzen. Hierauf begann ein ſchöner, ſonſt bei fürſtlichen Vermählungen nur üblicher Fackeltanz, den man gern an dieſem Freudenfeſte anticipirte.

Als dieſer Tanz beendigt war, traten andere Maskenzüge ein, meiſt nach der Sitte und dem Geſchmack der Zeit mythologiſch und allegoriſirend, die ſich von dem hohen Publikum mit Antheil und Beifall betrachten ließen. Faſt alle endeten mit einer den Verlobten dargebrachten Huldigung und Glückeswünſchen wie Glückesverheißungen.

Unter mancherlei Grotesken zog jetzt eine Maske aller Augen auf ſich; ſchon von weitem vernahm man ein Kollern, wie das Gekutter eines kalekuttiſchen Hahns — und in der That ſchritt ſtolz, kollernd, die Flügel an der Erde hinſchleifend, mit dem fächerartig aufgebreiteten Schwanz wedelnd, ein veritabler Puter durch die, willig Raum gebende, und doch ihn dicht umdrängende Menge. Gravitätiſch ſchritt der Truthahn zu der Eſtrade, und legte dort zu den Füßen der Sitzenden ein waſſerfarbiges Band, darauf mit Goldbuchſtaben ein Reim zu leſen war.

Während dieſer von den hohen Empfängern geleſen wurde, machte ſich ſchon wieder eine neue Groteske bemerklich und dabei ſehr breit. Es ſchob ſich ein großer Tafeltiſch, deſſen Füße vier Karyatiden bildeten, durch die drängende Menge, und, ſelbſt den Puter verdrängend, vor die hohen Herrſchaften hin; dieſer Tiſch war bis zum Boden mit dunkeln, goldbordirten Teppichen verhangen. Niemand wußte, was ſich bereiten werde, als plötzlich eine Klappe aufſchlug, und aus der Tafel ein zierliches, drei Fuß hohes Männlein emporſtieg, das ſich graziös verneigte. Auf ein Zeichen ſpielte die Muſik eine Gavotte, und das Männlein tanzte ſie allerliebſt, wobei es die kleinen Aermchen und Beinchen anmuthig zu ſchlenkern wußte. Es war Pipi, deſſen Produktion großen Beifall fand, über den man ſo ziemlich den kalekuttiſchen Hahn vergaß. Dieſer wollte ſich aber weiter bemerklich machen, that ſehr zornig gegen die rothen Scharlachdalmatiken, und kollerte auch gegen Pipi hinauf, der ebenfalls in Scharlach gekleidet war, als wenn er den Zwerg beißen wollte. Dieſer griff herab, erwiſchte den blaurothen Kamm des Truthahns, zog daran, that einen Ruck, und hatte die künſtliche Kopfbedeckung ſammt dem Schnabel und Fleiſchzapfen in der Hand, wie die gemalte Judith das Haupt des Holofernes. Dies geſchah in demſelben Augenblick, als der vom Truthahn überreichte Reim der Menge gezeigt wurde, welcher lautete:

Des hohen Himmels Güte
Ihr Fürſten euch behüte!

Wehmüthig ſah das ſchweißtriefende und hochrothe Geſicht des Herrn Rehmrich ſich nach ſeiner Kopfhaut incluſive Schnabel um, dies war ſammt Pipi in die Verſenkung der Tafel verſchwunden, die Karyatiden ſetzten ſich in Bewegung und wanderten fort, und unermeßliches Gelächter über den demaskirten Vogel erfüllte den Saal. Herr Rehmrich wurde nun wirklich zornroth wie ein wälſcher Hahn, und wüthete durch die Maskenſchaar, die ihm überall den Weg vertrat. Er glich einer rieſengroßen Harpye, und alles entſetzte ſich vor ihm, und alles lachte über ihn, von den Höchſten bis zum Lakaien.

Einer war unter der großen Schaar, der nicht lachte — Prinz Ernſt. Fieberſchauer ſchüttelten ihn, bald war ihm heiß, bald fror ihn. Er ſagte es Niemand, er hielt aus. Immer in Lili's Nähe ſich haltend, aber am Tanze nicht theilnehmend, weilte nur auf ihr ſein Blick; er wollte ihr Bild recht tief in ſeine Seele prägen. Lili tanzte viel mit dem Grafen Eichwald.

Ernſt ſann nach über die Räthſeltiefen des menſchlichen Herzens; er hätte gern die Hieroglyphe gedeutet, die ſich in Sophienluſt ſeinem Auge dargeſtellt, aber er vermochte es nicht. Er konnte ihre tiefe Bedeutung nicht faſſen.

Finale.

Ein banges Gerücht ging durch die Stadt, vom Palaſt zur Hütte, von Haus zu Haus: der Erbprinz iſt krank, er hat die *Blattern!* — Ein Schreckenswort in jener Zeit, nicht viel minder fürchterlich, wie das Wort *Peſt*, denn furchtbar war dieſe Krankheit und mit ſicherm Tode, oder doch mit lebenslänglicher Erblindung, grauſamer Entſtellung drohend. Ein Kakodämon war ſie, der ſeine giftigen Greifenklauen in glatte Wangen ſchlug, und ſie zerriß; ein Haſſer des Schönen, ein Zerſtörer alles Lieblichen und Blühenden. Noch lag die nützliche Erfindung der Inoculation — wenn ſchon hie und da in Deutſchland geübt — in ihrer Wiege, und erſt dem zu Ende gehenden Jahrhundert war es vorbehalten, Jenners großartige Entdeckung zum Wohl der Menſchheit nach allen Richtungen hin zu verbreiten.

Leider fand die ſorgliche Theilnahme der Reſidenzbewohner jenes Gerücht nur zu bald beſtätigt, und allgemein wurde die Beſtürzung, als man von Stunde zu Stunde von der Verſchlimmerung des Zuſtandes des kranken Prinzen Kunde erhielt.

Prinz Ernſt fühlte ſich ſchon unwohl, als er der Maskerade beiwohnte, aber er wollte es nicht äußern, um den Uebrigen nicht die Freude zu verderben. Er legte ſich fiebernd zu Bette, und ſagte ſich ſelbſt, daß es nicht anders ſein könne. Seine Gedanken waren auf jenes ernſte Scheiden gerichtet, das die deutſche Sprache analog den Worten gehen und vergehen, tiefſinnig verſcheiden nennt. Er dachte viel über ſich, ſein Leben, ſeine Liebe, und ſein Leiden, und reimte gern auf Leiden: verſcheiden.

In einer kurzen Stunde fieberhaften Schlummers hatte Prinz Ernſt einen eigenthümlichen Traum, der ſo lebhaft war, daß er ihn wohl Viſion nennen konnte, wie denn bei der wunderbaren nervöſen Reizbarkeit in Fieberkrankheiten gar ſchwer die Grenzlinie zwiſchen dem zu ziehen ſein möchte, was man träumen, und was man phantaſiren nennt. Ergebt ſich doch in beiden Zuſtänden die Seele in räthſelhaften Irrgärten, zu denen wir im geſunden Wachen nimmer Pforte und Schlüſſel finden. Der Prinz luſtwandelte in dem beſchränkten, aber anmuthigen Garten zu Sophienluſt, der ihm aber ungleich weiter und größer erſchien, als er in der That war; denn endlos ſchienen ſich die langen hohen Taxus- und Hainbuchenwände zu ziehen; die Fontainen ſtiegen ſtill empor, und ihr Niederfall gab kein plätſcherndes Geräuſch. In den Bäumen regte ſich kein Laub, im Graſe flüſterte kein Halm, es war tiefſtill, todtenſtill, geheimnißvoll und ſchauerlich öde. Der Träumende ſah ſich ganz allein in dem verwaiſten Gartenraum, und es überrieſelte ihn ein Furchtſchauer, er ſetzte ſich nieder an die Steinſtufen der Waſſerkunſt. Da wandelte ganz von Weitem her die Geſtalt eines wohlgebildeten Jünglings, weiß gekleidet, deſſen Züge eine ſtille Heiterkeit ausdrückten. Dieſe Erſcheinung faßte Ernſt bei der Hand und ſprach freundlich: „Stehe auf und mache Dich fertig, Du mußt fort.“ Dann ſah ſich Prinz Ernſt wieder allein, und auf einmal fiel ihm nun bei im Traume, daß dieſe Erſcheinung ja ein Engel, und kein Anderer geweſen ſei, als ſein im fernen Wälſchland vor einigen Jahren verſtorbener Bruder, und er ſprach, aufſtehend, und gleichſam dem Entſchwundenen noch antwortend, laut: „Ich muß nicht, ich will fort!“ und darüber wachte er auf, ſo daß er ſich ſelbſt noch dieſe Worte ſprechen hörte. Da heftiger Durſt den Kranken quälte, ſo klingelte er ſeinem Kammerdiener, und dieſer, den Zuſtand des Prinzen wahrnehmend, ſorgte, daß nach dem Leibarzt geſandt wurde.

Dieſer kam, verordnete, kam wieder, und ſprach, als es ſchon Tag geworden, beruhigend zu dem Kranken: „Alteriren Sich Euer Durchlaucht nicht, und machen Sich keine üble Impreſſion! Sie werden die Blattern bekommen.“

„Ich werde die Blattern bekommen und werde ſterben!“ antwortete mit großer Reſignation der Prinz.

„O nicht doch, Euer Durchlaucht!“ widerlegte der

Arzt, über dieſe Aeußerung beſtürzt. „Gott wird auch Sie dieſe Krankheit glücklich überſtehen laſſen, wie ſo viele andere Menſchen, und wird die Heilkraft der Medikamente ſegnen.“

„Ich weiß, was ich weiß,“ ſprach Ernſt. „Ich weiß, was ich die vergangene Nacht geſehen habe; mein Todesengel war bei mir, ich habe ihn gehört zu mir ſagen: Stehe auf und mache dich fertig, du mußt fort. Wohlan, ich bin bereit. Damit Sie aber ſehen, daß ich mich nicht ſelbſt vernachläſſige, damit mir nicht nachgeſagt werde, ich ſei ein Mörder an meinem eigenen Leibe, ſo will ich Ihnen, Herr Doctor ſo wenig, als mir ſelbſt, im Geringſten keine Reproche verurſachen, will mich menagiren, ſo gut ich kann, will gern einnehmen, was Sie mir verordnen, und alle Diät der Welt halten, aber Sie langen damit doch nicht aus, denn Sie werden ſehen, daß ich ſterbe.“

„Mein Gott, Prinz! Durch ſolche ſchwarze Vorſtellungen verſchlimmern Sie ihren Zuſtand, hemmen die wohlthätige Wirkung meiner Verordnungen!“ rief der Leibarzt beſorgt aus, aber Ernſt kehrte ſich nicht an deſſen Worte, ſondern ſprach ruhig fort: „Ich will mich, ſo lange ich noch meine Beſinnung habe, mit meinem Gott verſöhnen, will beichten und communiciren, und will dem Herrn ſtille halten, bis daß er kommt.“ —

Die plötzliche Erkrankung des Erbprinzen brachte am Hofe keine geringe Beſtürzung hervor; Fürſt Auguſt reiſte, um nicht in ſo drangvoller Zeit läſtig zu fallen, mit ſeinem ganzen Gefolge ſchneller ab, als dies außerdem der Fall geweſen wäre; dagegen blieb Fürſt Albert beſorgt und bange. Die Fürſtin erblickte in dem kranken Stiefſohn nicht minder einen Todesgeweihten, wie Prinzeſſin Luiſe in dem Bruder einen ſolchen erblickte. Beide Frauen hielten ſich an die furchtbare Bürgſchaft, welche jene räthſelhafte und grauenvolle Erſcheinung ſtellte, und Lulu's Zähren floſſen im Voraus um den Bruder. Die weiſe Strenge des Arztes verbot jede Annäherung der fürſtlichen Familienglieder an den Kranken, und ſo kam es, daß um ſo peinlicher Schmerz und Theilnahme mehr als ein Gemüth erſchütterten; am meiſten das weiche Lili's. Hätte der Erkrankte die

Thränen geſehen, die Lili um ihn weinte, ſie wären vielleicht zum Lebens- und Wunderbalſam für ihn geworden, und hätten ihm Kraft gegeben, das Leben und ſeine mannichfaltigen Bürden zu ertragen. Aber er ſah dieſe ſchönen Zeugen einer reinen, unentweihten, ſchmerzvollen Freundſchaft nicht, die ihm nicht genügt hatte, und erlag.

Acht Tage waren dahin gegangen, ſeit der Prinz erkrankte; er hatte mit unendlicher Geduld gelitten; eine unglaublich große Menge ſchmerzender Blattern waren ausgebrochen, doch blieben ſeine Augen unergriffen. Nicht die irdiſche Hülfe der Aerzte ſchien anſchlagen zu wollen, nicht die vom Himmel in öffentlichen beſondern Betſtunden erflehte. Die religiöſe Gemüthsrichtung, welche dem Prinzen bei ſeiner Erziehung gegeben worden, und in ſeinem Innern tief gewurzelt war, kam wahrhaft verehrungswürdig bei ſeinem Krankenlager zur Erſcheinung. Mit einer Ruhe, die dem irdiſchen Sein ſchon faſt nicht mehr angehörte, bereitete ſich ſein Geiſt zum ſchwerſten Kampfe, zum letzten Gange vor.

Am Morgen des neunten Tages empfing er nochmals das Abendmahl, und ſprach dann zu den ihn Umgebenden: „Durch die Gnade Gottes werde ich ſelig werden, und ich will nun Abſchied nehmen von Welt und Leben.“

Es waren in dem Krankenzimmer anweſend drei Geiſtliche, Ehren-Magiſter Kilian, der von Fürſt Albert nach der Reſidenz beorderte Pfarrer von Oſthauſen und der Superintendent an der Stadtkirche, die fürſtlichen Hofmedici, der Cavalier von Wangen, zwei fürſtliche Räthe, der Kaſtellan Elert von Sophienluſt, und einige andere Hof- und Leibdiener. Den Mitgliedern der Familie glaubten die Aerzte den Zutritt verſagen zu müſſen. Mit einer unbegreiflichen und wunderbaren Ruhe und Freudigkeit gab der fürſtliche Jüngling den mitleid- und trauervoll Verſammelten die Anordnungen zu vernehmen, die er zu machen für gut und nöthig hielt, wobei er, obſchon er friſch, kräftig und lange anhaltend ſprach, ohne daß es ihn zu erſchöpfen ſchien, die ſicherſte innere Gewißheit an den Tag legte, daß er ſterben werde.

„Ich will, befehle und bitte,“ ſprach er: „daß man mich weder ſecire, noch einbalſamire, noch mit meinem armen Leichnam irgend eine Pracht unter dem Vorwand ſtandesgemäßer Beiſetzung treibe. Ich will reich in Gott ſterben, und arm begraben ſein. Ich will in kein koſtbares Sterbekleid, ſondern in ein reines Linnentuch gelegt ſein! Mein Sarg ſoll nicht mit Sammt, ſondern mit ſchlechtem ſchwarzen Tuch beſchlagen werden. Mein entſtellter Körper ſoll nicht zur Schau ausgeſtellt werden, und man ſoll mit ihm zum Begräbniß eilen, ſo viel als möglich. Das ſoll des Nachts um eilf Uhr geſchehen, ohne Aufſehen, in tiefer Stille, ohne Conduct. Acht Cavaliers ſollen mir die letzte Ehre erweiſen, und mich hinab in die Gruft tragen zu meinen lieben Eltern. Mit zwölf weißen Wachsfackeln ſoll man dazu leuchten, wobei ich mir ausbitte, in der Schloßkirche nicht mehr Lichter anzuzünden, als unumgänglich nöthig ſind. In der Gruft ſoll mein Kammerdiener an meinen Sarg vier ſtarke Schlöſſer legen und die Schlüſſel unter einen Stein vergraben. Am Tage nach meiner Beiſetzung ſoll eine Betſtunde gehalten werden; in dieſer ſoll man die Lieder ſingen: O Haupt voll Blut und Wunden, und Jeſu meine Zuverſicht. Der Geiſtliche ſoll das eilfte Kapitel des Evangeliums Johannes leſen, und den Segen ſprechen. Das Evangelium handelt vom Lazarus, den der Meiſter erweckte, wie er mich erwecken wird.“

Die treuen Diener weinten, Niemand ſprach, der Schmerz ging als Engel des Schweigens durch das Zimmer. Der Kranke redete voll Faſſung weiter: „Ihrer Durchlaucht, meiner Frau Mutter, verſichere ich meinen kindlichen Reſpekt, und danke ihr tauſendmal für erwieſene Gnade, Liebe und Fürſorge. Ich bitte, ſie möge mir vergeben, was ich ihr je zu Leid gethan, und möge die Fehler meiner Jugend gnädig pardonniren. Gott, der Herr, laſſe es ihr noch lange Zeit wohl gehen! Auch laſſe ich ſie erſuchen, ſich meines Bruders beſtens und zu aller Gnade anzunehmen. Von meiner Obervormundſchaft, meinen gnädigen Herrn Onkels, nehme ich herzlichen Abſchied; ich ſage ihnen tauſendfachen Dank für alle mir erwieſene Liebe und Vatertreue, und empfehle ihnen meinen Bruder. — Ach mein Bruder Karl! Ich grüße Dich tauſendmal, und laſſe Dir gern zum Erbe alles, was ich beſeſſen; wünſche Dir auch herzlich Glück zu Deiner künftigen Regierung. Ja, ſagt meinem lieben Bruder, dies ſei mein Wunſch und Segen, daß er möge ein frommer, gottesfürchtiger und gewiſſenhafter Regent werden.“

„Und meine Schweſter, meine ſchöne, liebe Schweſter, grüße ich unzähligemal. O daß ich Dich nicht noch einmal ſehen kann, das ſchmerzt mich, Dich und — doch es ſoll nicht ſein, und iſt ſo beſſer. Gott mache Dich recht glücklich, er laſſe es Dir zeitlich und ewig wohl gehen!“ —

„Mein Onkel Albert!“ fuhr Ernſt fort. „Wie gerne nähme ich von ihm ſelbſt Abſchied. Es geht mir ſehr zu Herzen, daß ich mit ihm in Spannung lebte, ich habe es Gott abgebeten und bitte es ihm ab. O ſagt ihm, er möge nicht denken, daß ich einen Privathaß gegen ihn gehabt — ich will alles vergeſſen, was geſchehen iſt, Gott laſſe es ihm wohl gehen, und gebe unſerm Hauſe den dauernden Frieden, den es entbehrt!“

Der Prinz ſchwieg jetzt mit einem Seufzer. Elert, den Ernſt's Reden das Herz durchſchnitten, ging weinend aus dem Zimmer und zu dem Fürſten Albert, dem er ſchluchzend des Prinzen letzte Worte hinterbrachte. Sie erſchütterten den edeln Mann, er wollte um keinen Preis an Hoheit der Geſinnung dieſem Jüngling nachſtehen, und ging ſogleich, ohne an den Diener ein Wort zu verlieren, in die Krankenſtube.

Alle anweſenden hohen und niederen Diener erſchraken, als der Fürſt voll Majeſtät und Würde im Blick, Gang und Haltung eintrat, und gaben ehrerbietig Raum. Er ſchritt zum Bette des Kranken, von dem ihm Ernſt mit wehmüthigem Lächeln die Hand entgegenſtreckte, er beugte ſich über den Kranken, er küßte ihn ohne Scheu.

„Mein lieber, theurer Neffe," ſprach Albert, „wie ſehr ſchmerzt mich Dein Uebelbefinden, und wie gern vergißt der Menſch in ſolchen Lagen die nichtigen Entzweiungen, welche die Herzen gegenſeitig fern von einander halten! Du haſt verſöhnliche Worte geſprochen, und wahrlich, ſie finden in meiner Bruſt ihren treuen Wiederhall! Ich habe ja auch gegen

Deine Perſon nie Haß gehegt, wir trugen beide an der allgemeinen Laſt des Zwieſpaltes, den ein unſeliges Geſchick unſerm Hauſe auferlegt. Der Herr wird ſie von ihm nehmen, und es wird eine Zeit kommen, wo das Band der reinſten Liebe alle Herzen der Nachkommen umſchlingt, wo die Herrſcher als Muſterbilder edler Geſinnung, hoher Humanität verehrungswürdig daſtehen. Wenn Gott, wie wir hoffen und beten, Dir die Geſundheit wieder ſchenkt, will ich Dich durch die That überzeugen, daß ich alles, was früher tief Kränkendes gegen mich vorgegangen, Dir nimmer entgelten laſſe."

„Ich fahre von hinnen, mein guter und gnädiger Onkel!" erwiederte reſignirt der Prinz. „Tragen Sie die Liebe, die Sie mir in Ihrem Herzen ſchenken, auf meinen Bruder über, der dieſe Liebe verdient, denn er iſt noch unbefangen und kennt nicht den Haß. Ihnen aber lege ich die Bitte an das Herz, nehmen Sie ſich der armen Diener an! Manche von ihnen ſeufzen nach ihrem rückſtändigen Sold, ſorgen Sie, daß er ihnen nicht länger vorenthalten werde. Seufzer der Diener laſten ſchwer in den Wagſchalen, wenn die Thaten der Herrſcher gewogen werden.“

„Gott ſtärke Dich! Gott erhalte Dich! Amen!“ ſprach bewegt der hohe Mann zu dem Leidenden, ſchüttelte ihm die Hände, und ging, von Empfindung überwältigt, ſchmerzlich bewegt, von dannen.

Die Aerzte geboten jetzt ernſtlich dem Prinzen, ſich zu ſchonen, der auf's Neue ſprechen wollte. „Nun wohlan,“ ſagte er, „ſo ſingt mir das Lied: Des Herren Huld gefällt mir herzlich wohl.“

Sein Wille wurde erfüllt, und als das Lied geſungen war, wobei er ſich mühte, mitzuſingen, ſprach er: „laßt mich reden, weil ich noch reden kann! Bald genug wird mein Mund ſich ſchließen für immer. Ich danke Gott für ſeine Gnade, daß er mir das Licht der Augen erhalten und die übrigen Sinne; der heutige Tag iſt in dieſer Krankheit mein beſter. Ja, ich fühle mich gar nicht krank.“

Aus dieſer Aeußerung ſchöpften die Laien große Hoffnung, aber die Aerzte ſchwiegen trauervoll; die Blattern begannen einzufallen und färbten ſich ſchwarz. Jede Medizin blieb wirkungslos.

Die Stunden ſchlichen mit bleiernen Füßen vorüber. Der Abend kam, der Prinz wurde ſtill, die Geiſtlichen beteten wechſelsweiſe und laut.

Der Pfarrer von Oſthauſen legte hier in ſeiner geiſtlichen Verrichtung und in ſeinen Vortrag eine Würde und einen Takt an den Tag, die in ihm gar nicht den heitern ſcherzfröhlichen lauten Mann von jenem Fiſchzuge her erkennen ließen; er zeigte durch ſein Benehmen, daß nicht die Maske der Ernſthaftigkeit, mit der ſo Viele ihre innere Nichtigkeit zu verkleiden verſtehen, nöthig iſt, um ſich berufestüchtig zu erweiſen. Der frohſinnige Mann iſt ſeiner Frohſinnigkeit halber noch nicht dem ernſthaften Phariſäer hintanzuſetzen.

„Mein Herz hat die Welt abandonnirt, bald hört es auf zu ſchlagen!“ flüſterte der Kranke. „Es gibt eine ſchönere und beſſere Welt, wo ewige Liebe heimiſch iſt. Seid nun Alle ſtille, denn ich will mich ſchlafen legen!“

„Welt, gute Nacht! behalt' das Deine,
Und laß mir Jeſum, als das Meine,
Denn meinen Jeſum laß ich nicht.

Behüt euch Gott, ihr meine Lieben,
Laßt meinen Tod euch nicht betrüben,
Durch welchen mir ſo wohl geſchicht.
Mein Leid iſt aus! es iſt vollbracht!
Ein' gute Nacht!"

Dieſen alten Liedervers ſprach noch der Scheidende, und dann nichts mehr. Er legte ſich auf die Seite, und ſchlief ein — zum Erwachen in Jenſeits. Ohne Angſtſchweiß, ohne Zucken, ohne Röcheln, ohne Schmerz. Lange glaubte man ihn ſchlummernd, dann fand man, daß er vollendet hatte. Die Uhr ſchlug neun. —

Der Schmerz um den werthen Todten übte ſeine heiligen Rechte, er machte die Herzen weich, ſtimmte ſie mild und verſöhnlich. Zunächſt war die Liebe der Angehörigen des theuern Verblichenen darauf bedacht, ſeine letzten Anordnungen buchſtäblich zu erfüllen. Als alles geſchehen war, was geſchehen mußte, ſenkten ſich trübe Tage nieder auf die Reſidenz und ihr ſtattliches Schloß. Ueberall äußerte ſich die wahrſte, unverhüllte, aber auch ungeheuchelte Trauer über das ſo ſchnelle Verwelken eines ſchönen

Jugendlebens, das ſo vielverheißend geweſen. Ein junger Baum war vom Sturm gefällt und entwurzelt, der in voller Frühlingsblüthenpracht geſtanden. Die Fürſtin ſchloß ſich in ihre Gemächer, weinte und betete viel. Sie dachte daran, daß auch ihre Tage gezählt ſeien. Fürſt Friedrich wandelte dumpf und ſtumpf unter den Seinigen. Er ließ ſein Leid nicht laut werden, ſondern trug es ſtillverſchloſſen im Herzen. Fürſt Albert hielt ſich als ein Mann, der das Leben und ſeine Glückeswechſel kennt. Er ſchrieb viele Briefe und rüſtete ſich zur Abreiſe, um bald darauf mit den geliebten Seinigen zurückzukehren und ſie da einzuführen, wo jetzt ihre Stelle war. Karl und Luiſe, die fürſtlichen Geſchwiſter, überließen ſich dem ungehemmten Schmerz, der für ein jugendliches Gemüth ſo natürlich, aber auch erleichternd iſt. Lili litt namenlos über den Tod des Prinzen, und durfte doch das Weh, das auf ihrem Herzen lag, nicht offenbaren. Nur am treuen Buſen der Prinzeſſin konnte ſie ſich ausweinen und that es, und in mancher ſtillen Feierſtunde des Schmerzes miſchten die Jungfrauen ſchweſterliche Thränen.

Der Schmerz, wie ungebändigt er oft erſcheine, iſt doch für das Menſchenherz eine Flamme der Läuterung. Der Schmerz verſöhnt, der Schmerz macht milde, der Schmerz verklärt. Die neue Zeit hat ein oft mißverſtandenes und mißdeutetes Wort in den Sprachſchatz aufgenommen, das Wort Weltſchmerz. Dieſer ſoll bezeichnen und bezeichnet das tiefe Fühlen und Empfinden des mannichfach Mangelhaften im irdiſchen Sein, der geiſtigen Feſſeln und Bande, die auf Ländern, auf Völkern laſtend liegen, über die unerfüllten Hoffnungen, die unerfüllbaren Wünſche, er ſoll das Weh bezeichnen, das die Natur durchſchauert bei der ſteten und ewigen Vernichtung ihrer ſchönſten und lieblichſten Gebilde Der Welt-Schmerz iſt der Schatten, den der von der Allliebe angeſtrahlte Makrokosmus wirft. Manche aber glaubten und glauben, ſie ſeien Träger und Repräſentanten dieſes Weltſchmerzes, und ſtellen ſich gar grimmig an. Sie ſuchen ſich und Andere zu überreden, ihr eignes verkehrtes und oft verfehltes Leben ſei die Wehmutter, die die Geburt des Weltſchmerzes fördere. Weil bei ſolchen gewaltſamen

Akten oft edle Theile zerriſſen werden, ſo nennen ſie ihr ſeltſamliches Gebahren Zerriſſenheit. Die alles ausgleichende und heilende Hand der Zeit hat Gottlob die Mehrzahl dieſer Zerriſſenen leidlich wiederhergeſtellt, und auch ihnen ſcheint die Weltenſonne der Liebe, der ſie oft mit Abſicht ausgewichen und in den Schatten getreten waren. Wenn auch das Licht der abnehmenden Mondenſcheibe mehr und mehr ſich verjüngt, wird darum die Scheibe dunkel bleiben? Der Kalender ſchreibt immer wieder Neu-Licht, und das neue Licht ſtrahlt in wahrhaft verjüngtem Glanze. —

Raſch gingen die Tage dahin unter mancherlei wichtigen Vorbereitungen. Der Frühling neigte ſchon durch zerriſſenes Winterſturmgewölk ſein lächelndes Antlitz, wie eine Tochter Noah's aus der Arche, ſpähend, ob ſich nicht bald die Waſſer verlaufen?

Schon trieb die Kronenlaube über Sophienluſt ſchwellende Knospen, der Schnee war gewichen von Feldern, Wäldern und Rainen, und die Wege, über welche die glatte Kufe der Schlitten ſo leicht hinweggeglitten, waren jetzt grundlos.

Eines Tages war die Bewohnerſchaft der Reſidenz in vielfacher Bewegung, und ein großer Theil derſelben trieb ſich auf den Straßen umher. Die Straße von Norden her kam ein Wagenzug, jeder Wagen mit ſechs Pferden beſpannt und von Geleitsreitern convoyirt. Jeder Wagen führte zwei Fähnlein, davon eines den Reichsadler zeigte, das andre das Wappen des Fürſtenhauſes. Die hohen Laſtwagen führten den Reichthum des Fürſten Albert nach der Reſidenz, in koſtbaren Mobilien, Gemälden, Büchern und andern Sammlungen der Natur und Kunſt beſtehend. Die Fama verkündete, daß auch der Fürſt mit ſeiner Gemahlin und ſeinen Kindern gegen Mittag eintreffen werde.

Die wohlthuende, haßmildernde Wirkung des Schmerzes war keine anhaltende geweſen, der alte Haß überwältigte ſie.

Fürſtin Sophia ließ die Tafel abſagen. Von der Tochter und dem Sohne, Lili, Pipi und Päpperle begleitet, auch Mäusle und Schnäuzle ſorglich im warmen Schoße gebettet, fuhr ſie zur Stunde nach Sophienluſt ab. Das übrige Gefolge ſollte nachkommen. Ihr Weg ging ſüdwärts, ſie konnte dem Schwager nicht begegnen.

Fürſt Friedrich ließ ſatteln, und ritt in Begleitung eines Reitknechts ſpazieren. Er hielt eine Zeitlang einen Weg mit Sophia, ohne aber mit ihr oder ſonſt mit den ſie Begleitenden ein Wort zu reden.

In halber Stundenweite von der Stadt ergoß ſich aus einer ſchmalen Thalrinne ein angeſchwellter Bach, über den nicht ohne Gefahr Wagen und Pferde zu bringen waren. Doch gelang es, aber Friedrich gebot ſeinem Reitknecht, den Wagen der Fürſtin bis nach Sophienluſt zu begleiten, und hülfreich zur Hand zu ſein, wenn ähnliche Gefahr auf dem Wege, wie zu fürchten ſtand, noch öfters begegne. Eigentlich wollte Friedrich allein ſein, ganz allein in der ſtürmiſchen Natur. Er ſah Wagen und Reitern eine Zeitlang nach, und lenkte dann ſein Roß in jenes einſame, enge, wahrhaft melancholiſche Thal, dem rollenden Bach entgegen.

Zur Linken hatte er bald eine alte und ſchöne Waldung, die aber jetzt winterlich entlaubt ſtand, und vom Hauch des Sturmes überweht, ihr dumpfes Brauſen mit dem lauten Wellengeräuſche des Baches einte. Zur Rechten ſtieg eine kahle, ſteile Bergwand faſt ſenkrecht empor, an welcher kaum ein Schlehen- oder Hagebuttenſtrauch Wurzel geſchlagen. Wie Pflanzengeſpenſter ſtanden da und dort in kleinen Gruppen die grauen, laubloſen Stengel der Weberkarden mit ihren großen ſtachlichen Samenkapſeln, ſtarr und einſam. Und einſam, ſchaurig öde war es rings umher. Zwei Büchſenſchüſſe von der belebten Landſtraße, und man war wie abgeſchnitten von der Welt.

Vom Plateau der Hochebene ſenkten ſich von allen Seiten Riſſe und Spalten in den tiefen Keſſel dieſes Thales, den ein Rand von Felſen oben umgab, an deren terraſſenartiger Abſtufung man die Spuren allmäligen Abnehmens jener großen Fluth gewahrte, die vor grauen Zeiten dieſe Thäler und Einſchnitte gebildet hatte.

Bald wurde das Thal ſo unwegſam, daß der abſichtlich irrende Reiter nicht weiter mit dem Pferde vorwärts dringen konnte. Er ſtand, ohnehin ſchon ermüdet, da er dergleichen Wanderung nicht gewohnt war, unter einer Gruppe alter und hoher Eichen ſtill, die ein von der Natur gebildetes kleines Baſſin umgaben, das das Waſſer einer Waldquelle in ſich faßte. Schon regte ſich in dieſer klaren und bis zum Grunde durchſichtigen Fluth das erwachende Naturleben; der kleine braune Brunnenſalamander ſchwamm darin, und geſtand der Brunnenſalamandrin ſeine Liebe.

Fürſt Friedrich ſtarrte in den Quell und ſeufzte, und ſann ſeinem verfehlten Leben nach, ſeinen verfehlten Wünſchen. Er fühlte tief das Nichtige, das Ohnmächtige ſeines Daſeins, das Gedrückte ſeiner unerquicklichen Lage. Und nicht ein Funke von Kraft war in ihm, ſich loszureißen aus den Banden, in die er allſeitig eingeſponnen war, nicht ein Funke von Energie, die thatkräftig nach außen ſtrebt, die ſich Wege bahnt durch die Wüſte, die einem Ziele zueilt, und ſich durch ſich ſelbſt belohnt, auch wenn das Ziel nicht erreicht wird.

„Ich will die Welt fliehen, ich will ein Einſiedler werden!“ ſo ſprach zu ſich ſelbſt der arme Fürſt:

„Hier in dieſer Einöde des menſchenleeren Felſenthales will ich fürder weilen. Dieſen Brunnen ſoll man faſſen, eine Hütte ſoll man hier erbauen für mich, und hier will ich tagelang, wie in einem ſtillen Aſyle mich verborgen halten, hier werde ich geborgen ſein vor den Pfeilen der Geringſchätzung, der Verkennung, ach — aber die innere brennende Wunde, die ich im Herzen trage, dieſer kann ich nicht entfliehen, dieſe wird mir der Quell nicht kühlen, der Balſam der Einſamkeit nicht heilen, die Wunde, die mir verſchmähte Liebe ſchlug.“

Während Fürſt Friedrich hier trauervoll und troſtlos ſtand und den Bäumen des Waldes, den Felſen der Wildniß von ſeinem Schmerz erzählte, drang von der Stadt her bis in dieſes Thal der rollende Schall vom Donner der Geſchütze, der ſich an den Bergen brach, läuteten in der Reſidenz alle Glocken, jauchzte tauſendſtimmiges Vivat, zog im offnen, ſechsſpännigen Prachtwagen Fürſt Albert mit ſeiner blühend ſchönen Gemahlin und den lieblichen Kindern in die Stadt und das Schloß ein, und machte ſich gar nichts daraus, ein leeres Haus zu finden, von den Geſchwiſtern ſich unbegrüßt zu ſehen. Mangelte doch keine der äußern Ehren, die ihm gebührten, auf die Liebe jener hatte er längſt verzichten gelernt.

Lulu und Lili ſtanden beide, dieſesmal in Trauerkleidern, wieder in dem traulichen Kabinet, das Eichwald's Künſtlerhand mit mehreren gelungenen Bildern, zur Erinnerung, ausgeſchmückt hatte, und ſprachen freundlich wehmuthvoll mit einander über die Vergangenheit, über die Zukunft.

„Ob der ſelige Bruder wohl Arges von uns dachte,“ warf Lulu die Frage auf, „als er uns hier in einem Beiſammenſein mit Auguſt und Eichwald fand, das er ſich ſo, wie er es fand, nicht vermuthete? Der edle Menſch ſchwieg, o wie gern hätte ich ihm das Räthſel gelöst.“

„Wenn das irdiſche Sein noch für die Verklärten irgend ein Intereſſe hat,“ erwiederte Lili: „ſo daß deren geiſtiges Fühlen aus der Unendlichkeit in die Endlichkeit herabreicht, ſo wird ſein helleres Schauen ihm wohl offenbart haben, daß das, was er ſah, nur der ſchmerzliche Ausbruch des Gefühls von vier verwandten gegenſeitig liebevoll verſtändigten Herzen war, und nicht ein frevelhafter und ſtrafbarer Triumph der Sinnlichkeit über unſer beſſeres und höheres Selbſt. Jener Abſchied voll Schmerz und Erhebung gab mir mich ſelbſt wieder, erhielt uns gegenſeitig, feſtigte und kräftigte unſre Liebe, und ich möchte die Erinnerung an ihn nicht miſſen, wie ſchmerzlich ſie auch das arme Herz berührt. Es war jeder Abſchiedskuß ein Weihekuß ewiger Freundſchaft.“ —

„Und Du folgſt mir, theure, herrliche Freundin!“ rief Lulu mit bittendem Ton, und hoffend.

„Ich folge Dir!“ bejahte Lili, während die fürſtliche Freundin ſie an ihr Herz zog.

„Und Du wirſt — Eichwald’s Braut!“ flüſterte die Prinzeſſin vertraulich, und ließ die Freundin nicht aus ihren Armen.

„Zu Deinem Heil! Auch das!“ hauchte Lili. „Der Mann, den Du Deiner hohen Neigung werth gehalten, wird mich — mindeſtens nicht verkennen. Ich werde es ohne Eiferſüchtelei ſehen, daß er zu Dir, wie zu einer Heiligen, verehrend aufblickt.“

„Soll ich von meinem künftigen Herrn und Gemahl in Bezug auf Dich daſſelbe ſagen?“ fragte Lulu, in ihren heitern, ſcherzenden Ton übergehend.

„Um des Himmels willen! Nein!“ rief Lili erſchrocken. „Dies wäre frevler Leichtſinn. Heil uns, daß wir Alle gerungen haben, und doch Alle Sieger geblieben ſind. Wir blicken dereinſt wohl auf einen jugendlichen Irrthum, doch auf keine ſträfliche Verirrung zurück; der Kampf der Entſagung, den wir kämpften, verwundete uns wohl, aber er tödtete nicht.“

„Weißt Du's, ob er das nicht thut?“ fragte mit ſchwärmeriſchem Blick die Prinzeſſin, und die Erinnerung an jenen Jagdtag, wo der unſelige Schuß erfolgt, und was ſie damals gelitten, flammte in ihr auf, wie ein greller Blitz in friedlicher Abendwolke.

„Nein, er wird, ſoll, darf es nicht!“ ſprach Lili beſtimmt und entſchieden. „Wo iſt ein fühlendes Menſchenherz, das nicht in irgend einer qualvollen Stunde zu vergehen glaubte, und doch nicht verging? Glaube mir, liebſte Freundin, der Menſch und ſelbſt das zartorganiſirte Weib kann durch alle Höhen und alle Tiefen des Schmerzes, durch Purgatorium und Infernus wandeln, und dabei ein ſehr hohes Alter erreichen. Wir koſteten den Kelch der Thränen, wurden geprüft und geläutert, laß uns nun ruhig das hohe Alter erwarten, und in den Jahren, die der Himmel uns noch ſchenkt, nicht müde werden, Gutes zu thun, edle Geſinnung zu hegen und zu pflegen, und ſelbſt die Lebensſtürme, die noch kommen können, treu gemeinſam mit einander tragen, wie wir gemeinſam im Eden eines kurzen Jugendglückstraumes gewandelt.“

„Du reiches Herz! bleibe Du nur mein, und ich bin glücklich!“ rief mit überſtrömender Liebe die Prinzeſſin, und ſank weinend an die Bruſt der Freundin.

Lange weilten die Jungfrauen noch beiſammen, bis Pipi kam, geſendet von der Fürſtin Mutter, und jene hinüber zu dieſer beſchied.

Sophia empfing die Tochter mit würdevoller Freundlichkeit. Auf dem Tiſch lagen Dokumente, welche aus einer Truhe entnommen waren, die daneben auf einem Stuhle ſtand.

„Durch den Expreſſen,“ ſprach die Herrin, „der ſo eben aus der Stadt uns nachgekommen, und den ſolennen Einzug des Herrn Schwagers mit ſeiner Sippſchaft rapportirt hat, iſt auch ein Brief, ſo mit der Poſt angelangt, uns überbracht worden. Er iſt von Deinem Bräutigam, der Dich zärtlich grüßt, Dich ſein Engelsbild nennt, und Dir ſelbſt ſchreibt. Der Tag Deiner Vermählung iſt nun beſtimmt, und kurz anberaumt.“

Die Prinzeſſin küßte die Hand der Fürſtin, die ihr den Brief des Verlobten darreichte. Die Mutter, von einem Gefühl der Liebe überwallt, das ſelten in ihr laut ſprach, küßte die reine Stirn der vor ihr gebeugt Stehenden ſegnend und ſprach, milder, als jemals ihre Stimme vernommen worden war, indem ſie ein Dokument ergriff und es in Lulu's Hände legte: „Nimm zum Brautgeſchenk von mir Sophienluſt an! Was meine Luſt war, ſoll Deine Luſt ſein. Tritt zuweilen aus der größern Pracht, die in Deinen neuen Verhältniſſen Dich umgeben wird, in

Deinen ſtillen Jugendgarten, darin die Blume Deiner Liebe erblühte. Ich erwähle mir zum Wittwenſitz ein anderes größeres Schloß des Landes. Und Du — ſei glücklich. Sei von mir geſegnet!“ —

Und Luiſe wurde glücklich, wurde ein wegen ihrer hohen Liebenswürdigkeit und Schönheit nicht minder, als wegen ihres Geiſtes und ihrer fürſtlichen Tugenden mit höchſter Achtung genannte Regentin.

Das innige Band der Freundſchaft, das Luiſens Herz und das Herz Lili's umſchlang, überdauerte das Leben; dieſe Freundſchaft ſtrahlte wie ein reiner Stern mit nie verdunkeltem Glanze. Ebenſo blieb Graf Eichwald Lili's Gemahl, mit hohen Ehren und Würden bekleidet, ſeinem Fürſten innig nah, innig befreundet, und zu des Landes Wohl die Gunſt benutzend, die ſein Herz, wie ſeine Thatkraft verdiente.

Sophienluſt, das heitergemüthliche Thalſchlößchen, verödete. Doch ſteht es noch, als reinliches Kabinetſtück, als Zeuge der einfachen Fürſtenluſt früherer Tage, wohlerhalten in der ländlichen Einſamkeit ſeiner waldigen Umgebung. Immer noch hängen dort unter vielen andern Bildern, die des Hundes Päpperle, von Mäusle und Schnäuzle.

Die Zeit iſt eine andre geworden; die Fürſten halten keine Hofzwerge mehr, die Schooßhündlein ſind aus der Mode; es gibt höhere Intereſſen in der Gegenwart zu verfolgen, als Parforcejagden, Fiſchereien und Zwergtänze zu veranſtalten, — aber die Menſchenherzen — ſind ſie nicht dieſelben geblieben, die ſie vor hundert Jahren waren, wie vor tauſend Jahren? Die Menſchenherzen glühen noch, haſſen, lieben, weinen und jauchzen, wie die Bienen noch ſummen und Honig ſammeln, wie die Vögel noch ſingen, die alſo gethan ſeit dem Anbeginn der Schöpfung. Es wird immer ſo ſein.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Seite

Des Dichters Waldgang 1

Das Schlöſschen im Thale 21

Die Schätze des Thalſchlöſschens 40

Der groſse Fiſchzug 50

Der Gang zur grünen Inſel 86

Eine Jagd und ihre Folgen 113

Ein Geſellſchaftsſpiel 145

Die Liebesgeſchichte 165

Lectüre 192

Eine Aſſemblée 221

Des Hauſes finſtrer Geiſt 245

Verlobung 271

Die Maskerade 302

Finale 325

Deutſches Muſeum

für

Geſchichte, Literatur, Kunſt

und

Alterthumsforſchung.

Herausgegeben

von

Ludwig Bechſtein.

Bechstein

Deutsches Museum

Erſter Band.

Mit fünf Bildtafeln und Facſimiles. 1.2

Jena,
Druck und Verlag von Friedrich Mauke.
1842.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Jenen Leſern, welche bisher mit freundlichem Antheil den mancherlei Poeſieſchöpfungen des Herausgebers, wie dem, was in Sammlung und Veröffentlichung thüringiſcher und anderer Volksſagen von ihm geleiſtet wurde, gefolgt ſind, möge es nicht befremdend vorkommen, ihn plötzlich auf dem Wege anderweiter Mittheilung aus dem unerſchöpflichen hiſtoriſch-literariſch-artiſtiſchen Gebiete zu begegnen. Dieſer Weg liegt dem früher betretenen weit näher, als Manche zu glauben geneigt ſein möchten, und an ihm liegen die Erzſtufen verſtreut, aus deren geläutertem Metall zumeiſt der Künſtler ſeine Gebilde gießt.

Zwar machte ein großer Meiſter, Goethe, die in der Morphologie von ihm folgendermaßen ausgeſprochene Erfahrung: „man will, daß ein Talent, das ſich in einem gewiſſen Felde hervorthat, deſſen Art und Weiſe allgemein anerkannt und beliebt iſt, aus ſeinem Kreiſe ſich nicht entferne, oder wohl gar in einen weit abgelegenen hinüberſpringe. Wagt es einer, ſo weiß man ihm keinen Dank, ja man gewährt ihm, wenn er es auch recht macht, keinen beſondern Beifall.“

Allein gleich darauf ſpricht Goethe für ſich und Andere dieſe Beruhigung aus: „Nun fühlt aber der lebhafte Menſch ſich um ſein Selbſt willen und nicht für's Publikum da; er mag ſich nicht an irgend einem Einerlei abmüden und abſchleifen, er ſucht ſich von andern

Seiten Erholung. Auch iſt jedes energiſche Talent ein allgemeines, das überall hinſchaut, und ſeine Thätigkeit da und dort nach Belieben ausübt."

Wäre es nun gleich vermeſſen, das dort von Goethe im Bezug auf bewunderte Leiſtungen Ausgeſprochene auf die meinigen anmaßend beziehen zu wollen, ſo muß doch vergönnt bleiben, ſich an Goethe's tröſtlichem Ausſpruch aufzurichten.

Denn erſtens bleibt es jedem Strebenden unbenommen, neue Bahnen einzuſchlagen, und zu ſuchen, ſich neue Kreiſe Theilnehmender zu gewinnen; zweitens bleiben dieſe Theilnehmenden ſelten aus, wenn das Streben nur irgend als ein ernſtes und tüchtiges erkannt wird; drittens endlich iſt in unſern Tagen die Intelligenz der Leſenden zu der Stufe gelangt, daß ſie nicht ungern das Reelle dem Ideellen, das Wirkliche dem Erfundenen vorzieht, und dabei gern aus dem Born der Vergangenheit Belehrung, wohl auch Erheiterung für die Gegenwart ſchöpft.

Darum lege ich, wie im Proſpektus bereits andeutend ausgeſprochen worden, „um an der Freude über manches Angeſammelte auch Andere Theil nehmen zu laſſen, und um eigner Vorliebe für die gegebenen Stoffe zu genügen," dieſe Blätter in die Hand des Publikums, von deſſen Gunſt es allein abhängt, ob dieſelben in gleicher und vermehrter Reichhaltigkeit fortgeſetzt werden ſollen, und empfehle ſie der Huld aller Theilnehmenden, Wohlwollenden und Nachſichtvollen

Der Herausgeber.

Inhalt.

Seite

I. **Der Bilderſturm in Schmalkalden** 1

II. **Die erſte gedruckte Urkunde, Bulle Kaiſer Friedrich III.** vom Jahr 1461. Mit Facſimile. Tafel I. 106

III. **Die Schlacht von Pavia.** Beiträge zur Geſchichte derſelben.

1. Ein fliegendes Blatt 113
2. Georg v. Freundsberg's Schlachtbericht 125
3. Das Pavierlied, mit Facſimile des Titels 133

IV. **Die Befreiung der Schweiz.** Ein großes fliegendes Blatt, Radirung von Murer, mit erläuternden Verſen. (Vollſtändig noch nirgend beſchrieben.) 143

V. **Ungedruckte deutſche Sagen** 177

VI. **Deutſche Volkslieder** 191

VII. **Volksdialekte** 219

VIII. **Unbeſchriebene Niellen.** Mit Facſimile auf Tafel II. a. und b. 227

1. St. Georg. } von deutſchen Meiſtern. 232
2. St. Chriſtoph. } 235
3. Berathſchlagende Krieger, von Peregrini di Ceſena 238

IX. **Xylographa** 241

1. Das Planetenbüchlein, mit Facſimile auf Taf. III 243
2. Kalender des Joh. Regiomontanus 253

X. **Johannes Mylius,** ein noch unbekannter deutſcher Formſchneider. 259

XI. **Die muthmaßlich älteſte Medaille auf Dr. Martin Luther.** Mit Abbildung auf Tafel V. 267

XII. **Deutſches Schützenweſen der Vorzeit.** 273

1. Kleinod der Sebaſtiansgeſellſchaft zu Altengottern. Mit Abbildung auf Tafel IV 275
2. Geiſtlicher Brief an die Schützenbrüderſchaft zu Meiningen, von 1485 276

Seite
3. Ein Schützenbrief der Stadt Volkach in Franken 1523. 279
4. Ein Schützenbrief der Stadt Meiningen. 1579. 280
XIII. **Freiſinniger Brief einiger Ritter an den Papſt.** 283
XIV. **Reformatoriſcher Verſuch in Schmalkalden.** 292
XV. **Die Siegel der Bürgerlichen im Mittelalter.** Eine Andeutung im Betreff der räthſelhaften Steinmetzzeichen. Mit Abbildung auf Tafel V. 301
XVI. **Die Mordbrenner zur Zeit des deutſchen Kriegs und deren Zeichen.** Mit Abbildung auf Tafel V. 307
XVII. **Unterhalt eines Studenten im Mittelalter.** 321
XVIII. **Ungedruckte Briefe berühmter und gelehrter Perſonen.** 333
1. Luther. 336
2. Melanthon. 338
3. Cyriak Spangenberg. 341
4. Panzer. 343
5. Schlichtegroll. 345

I.

Der Bilderſturm in Schmalkalden und ſeine Folgen.

Beitrag zur Geſchichte religiöſer Wirren.

Die alte Stadt Schmalkalden, welche durch die in ihr zum öftern gehaltenen Religionsconvente und Fürſtentage für die Geſchichte der Reformation keine geringe Bedeutſamkeit erlangte, wurde auch noch in ſpäterer Zeit mehr denn ein Mal ein Schauplatz denkwürdiger Begebenheiten. Unter dieſen war die gewaltſame Einführung des reformirten Religionsbekenntniſſes von beſondrer Wichtigkeit, indem dieſelbe eine nicht geringe Aufregung der Gemüther, allerlei Zwangsmaßregeln und zuletzt eine vandaliſche Verwüſtung und Hinwegſchleppung faſt jeglicher Bilderzier an und in der ſchönen gothiſchen Hauptkirche dieſer Stadt herbeiführte, und der Stadt nachhaltiges Weh nebſt einer bis in die neueſte Zeit fortdauernden trüben Spaltung ſchuf. Denn obſchon im Jahr 1626, als die Herrſchaft Schmalkalden an das Haus Heſſen-Darmſtadt gegen 100,000 Gulden pfandweiſe überlaſſen worden war, Landgraf Georg II. zu Darmſtadt die reformirten Prediger und Lehrer an Kirchen und Schulen ihrer Stellen wieder entſetzte, und 1648 in einem Nebenrezeß den Lutheranern freie Religionsübung zugeſtanden wurde, ſo gingen doch in dieſem Jahre die Dotationen der Stellen wieder auf Reformirte über, und die Zeit häufte die betrübendſten und ärgerlichſten Bedrückungen und Bevorrechtungen der Lutheraner. — Eine Kirchengeſchichte der Stadt Schmalkalden, aus Aktenſtücken geſchrieben, die nicht mangeln, würde nicht ohne Intereſſe ſein. Wir theilen vielleicht in der Folge unſern Leſern noch einiges über die verſchiedenzeitigen Unionsverſuche dort mit, die bis heute das von der Einwohnerſchaft ſehnlichſt gewünſchte Endziel noch nicht gefunden haben.

Im Nachfolgenden geben wir eine treue Schilderung jener frühen Epoche, welche in den ſchlichten Relationen zweier Handſchriften uns überliefert iſt, deren große Uebereinſtimmung um ſo mehr ihre Wahrhaftigkeit beglaubigt. Die eine derſelben iſt in Quart, mit fehlendem Titel und Anfang, behandelt auf 37 Blättern vom Jahr 1607 bis 1610 ausſchließlich den beregten Gegenſtand, und rührt jedenfalls von einem Zeitgenoſſen her. Die zweite iſt des Cantor Joh. Conrad Geiſthirt „Hiſtoriſche Beſchreibung der Herrſchaft Schmalkalden,“ welche, drei Foliobände ſtark, in der Herzogl. Bibliothek zu Gotha unter Nr. 360 ſich befindet, und deren zweiter Band im fünften Kapitel die kirchlichen Zuſtände Schmalkaldens unter der Regierung des Landgrafen Moriz vom Jahr 1592 bis 1626 in ſich faßt. Letztere iſt jünger, geht minder in das Einzelne, wie die ältere Handſchrift, hat aber dagegen manche Notizen genauer.

Aus den gleichen Quellen, wie wir, ſchöpfend, erzählt der verſtorbene Pfarrer zu Barchfeld, Johann Reinhard Häfner, ein wackrer Mann, deſſen Freundſchaft wir uns in ſeinen letzten Lebensjahren zu erfreuen hatten, im dritten Bändchen ſeines Werks: „Die Herrſchaft Schmalkalden in hiſtoriſcher, topographiſcher und ſtatiſtiſcher Hinſicht,“ dieſe Religionshändel auf wenigen Seiten und in ſeiner aphoriſtiſchen Schreibweiſe. Dort wird ſich auch noch auf den Abdruck eines alten Manuſcriptes in Weinreich's Pentas *)

---

*) Hiſtoriſche und Theologiſche Betrachtungen Derer merkwürdigſten Alterthume und gelehrter Dinge aus bewährten Monumenten auf-

bezogen, das die Hauptmomente jener Bewegung in Kürze hervorhebt. Wir geben unſern Leſern den authentiſchen Bericht des Zeitgenoſſen, indem wir die Anſicht feſthalten, daß aus ſolchen Berichten, ſelbſt wenn ſie einigermaßen Parteifarbe tragen, der jedesmalige Zuſtand am ſicherſten und klarſten beurtheilt werden kann. Ein ganz parteiloſer Annaliſt mag in früheren Zeiten ſelten dann gefunden werden, wenn es ſich darum handelte, ſelbſterlebtes Weh der Zeit und den Druck der Mächtigen zu ſchildern. Der denkende wie der mit Geſchichtsſtudien vertraute Leſer wird an dem einfachen und natürlichen chronikähnlichen Stil derartiger Relationen keinen Anſtoß nehmen, und der Leſer, deſſen Hauptwunſch bei ſeiner Lektüre blos belehrende Unterhaltung iſt (noch andere Leſerklaſſen denken und wünſchen wir dieſen Mittheilungen nicht) wird ſich vielleicht an der oft naiven, treuherzig derben und immer entſchiedenen Schreibart erfreuen und ergötzen.

Bevor wir jedoch den Abdruck des erwähnten gleichzeitigen Manuſcriptes folgen laſſen, das wir aus Geiſthirt's Manuſcript gloſſiren und verbeſſern, will es wohlgethan erſcheinen, in einer kurzen Ueberſicht zu dem Zeitpunkt hinzuleiten, mit welchem unſer Manuſcript beginnt.

Landgraf Wilhelm IV. zu Heſſen war am 25. Auguſt 1592 geſtorben. Er war, wie faſt alle Fürſten ſeiner Zeit, ein warmer Freund der Religion, und hing noch feſt an der Lehre Luthers. Allein ſchon zu ſeiner Zeit waren die Dogmen Calvin's ſiegreich in Niederheſſen eingedrungen; eine Menge Geiſtlicher hing ihnen an, und führte allmählig in ihren Kirchen die Formen des reformirten Kultus ein.

---

geſucht und illuſtriret Von M. Joh. Mich. Weinreich. Hof Diacono in Meinungen. Dritte Betrachtung. Coburg 1726. P. 430 ꝛc. ſ.

Der Nachfolger Wilhelm's IV., Landgraf Moriz, bekannte ſich zur reformirten Kirche, und ſuchte ſie in ſeinem ganzen Lande einzuführen. Es war die Zeit unglückſeliger Meinungskämpfe und gelehrter Disputationen, deren falſcher Eifer der Sache der Religion unendlich ſchadete. Die Prediger in der Herrſchaft Schmalkalden hielten deshalb im Mai 1594 eine Synode, auf welcher ſie ſich allzumal das Wort gaben, feſt und beharrlich bei der Bibel, bei den drei chriſtlichen Hauptſymbolen, bei dem Augsburgiſchen Bekenntniß, der Apologie, den Schmalkaldiſchen Artikeln und dem Katechismus Luther's zu bleiben.

Dadurch war nun ſchon eine natürliche Oppoſition gegen die convertirenden Beſtrebungen des Landesherrn gebildet, der übrigens nichts ſehnlicher wünſchte, als Eintracht unter den Theologen und Einheit in der Lehre. Zur Erreichung dieſes löblichen Zweckes wurde von ihm Vieles gethan, was zur Einigung führen ſollte, doch blieb es auf friedlichem Wege erfolglos. Er brachte zunächſt vier Verbeſſerungspunkte in Vorſchlag:

1) Im Artikel von Chriſto nicht abstracto, ſondern in concreto zu lehren.
2) Beim h. Abendmahl ſich nicht der Hoſtien, ſondern des gebrochenen Brodes zu bedienen.
3) Die zehn Gebote unverändert und unverſtümmelt zu lehren und zu lernen, und
4) Die aus dem Papſtthum übrig gebliebenen Bilder abzuſchaffen.

Am erſten Oſterfeſttage 1608 verſammelte der damals in Schmalkalden anweſende Landgraf nach der Veſperpredigt das geiſtliche Miniſterium auf dem Schloß, der Wilhelmsburg, und trug ihm Folgendes vor:

Er zweifle nicht, daß die Geiſtlichen mehrentheils in den ſtrittigen Glaubensartikeln mit ihm einig ſein und ſich gern mit ſeinen übrigen Theologen conformiren würden, deshalb hoffe er, daß ſie auch gern in die Abſchaffung einiger äußerlichen Ceremonien willigen würden.

Dieſe abzuſchaffenden Ceremonien wären Gewiſſenshalber nicht für Adiaphora zu halten, ſie beſtänden in den Bildern Gottes, Chriſti und der Heiligen in den Kirchen, in choralweiſen Vorſingen von Gebeten und Evangelien, in den unterſchiedlichen Conſecrationen beim Nachtmahl, im Kniebeugen der Communicanten und dem Vorhalten von Tüchlein, in der Elevation des Brodes und dem Kreuzzeichen vor der Stirne, im Abſingen ungewöhnlicher und zum Theil lateiniſcher Geſänge, im Läuten eines Glöckleins auf dem Chor beim Abſingen des Glaubens u. dergl.

Man könne und ſolle das Volk glimpflich in Predigten auf dieſe Mißbräuche aufmerkſam machen, und ſeine Herzen mehr zur wahren Gottesverehrung, als auf äußere Gebräuche lenken; die letztern allmählig (fein gemachſam) fahren laſſen, dafür gute, einfache und in Gottes Wort gebotene Ritus ſubſtituiren, und **hauptſächlich** die **Brodbrechung** als eine von Gott ſelbſt gebotene Ceremonie ohne Scheu menſchlicher Nachrede mit **Beſcheidenheit** einführen.

Auf dieſe landesherrlichen Propoſitionen antwortete der alte Pfarrer bei der Stadtkirche, **Caſpar Herrenſchwager**, ſehr devot, und erklärte ſich unterthänig über das, was zu thun und nicht zu thun ſei. Er zeigte ſich der Veränderung keineswegs abgeneigt, bat aber den Landgrafen, er möge ihn für ſeine Perſon und in ſeinem hohen Alter mit den Verbeſſerungspunkten verſchonen; nach ſeinem Tode würden ſeine Söhne Sebaſtian und Chriſtoph (welche beide

Geiſtliche waren, der erſte zu Barchfeld, der zweite in Herrenbreitungen) gern in das Verlangen ihres Landesherrn willigen. Indeß wurde der Wille des Letztern von den Kanzeln dem Volke mitgetheilt, doch zeigte ſich Niemand geneigt, ihn zu befolgen.

Während nun ſo in Schmalkalden für die Einführung der Verbeſſerungspunkte kein dem Landgrafen erfreulicher Weiterſchritt geſchah, wurde der Anfang dieſer Einführung 1605 in Caſſel gemacht: die Hoſtien wurden caſſirt und das Brodbrechen bei der Euchariſtie eingeführt; die zehn Gebote, wie ſie Dr. Luther's Katechismus und die alte Heſſiſche Kirchen-Ordnung enthielt, wurden in eine andere Reihenfolge gebracht, ſo daß aus dem erſten Gebot deren zwei, und aus dem neunten und zehnten eins gemacht wurden. In demſelben Jahre wurde auch zu Marburg dieſe neue Reformation begonnen, und zwar unter ſo beklagenswerthen Umſtänden, daß die ganze Stadt dadurch beunruhigt wurde und theils durch Mißverſtändniß, theils durch Uebelgeſinnte blutige Exceſſe vorfielen.

Am 25. September deſſelben Jahres war abermals der Landgraf und die ganze Stadt- und Landgeiſtlichkeit der Herrſchaft Schmalkalden in dieſer Stadt anweſend. Letztere um über die Neuerung zu berathen, und der Landgraf ließ ſeine Punkte nochmals vortragen. Ein Theil der Stadtgeiſtlichen wankte, aber die Pfarrer in der halb heſſiſchen und halb ſächſiſchen Cent Benshauſen und im Amte Hallenberg ſandten vier Fragen an die theologiſche Facultät zu Wittenberg, um ſich Rathes zu erholen. Das Reſponſum traf den 8. Oktober ein, und lautete ſo, daß daſſelbe zur Abwehrwaffe dienen konnte. Die genannten Aemter blieben mit den Verbeſſerungspunkten verſchont, weil des Chur- und Fürſtl. Haus Sachſen die Hälfte derſelben beſaß.

Der Vortrag am 25. Sept. fand im Schloßhof ſtatt, wohin auch der Magiſtrat beſchieden war, an welchen die Mahnung erging, den hin und wieder ſich erhebenden loſen Reden und vorlauten Urtheilen Unverſtändiger, meiſt junger Leute, die nicht wüßten, um was es ſich handle, kräftig ſteuern zu helfen.

Nochmals auf die Wegſchaffung der Bilder dringend, verließ am 27. Sept. der Landgraf Schmalkalden, und hinterließ an ſeinen Rentmeiſter Johann Voos den ſtrikten Befehl, die Bilder aus den Kirchen zu räumen.

Dieſer, ein hitziger und heftiger Mann, welcher die Einwohnerſchaft haßte, und von ihr wahrſcheinlich wieder gehaßt wurde, wollte dem Befehl ſeines Herrn am 28. ungeſäumt nachkommen, allein er fand einen ſo drohenden Widerſtand, daß er weislich von ſeinem Unternehmen abließ, und an ſeinen Herrn Bericht erſtattete. Bald darauf forderte er den Stadtrath vor ſich, und las ihnen einen vom Landgrafen unterzeichneten Brief vor, des Inhalts, daß des Herrn Wille ſei, die Geiſtlichkeit ſolle das Volk darüber belehren, daß die einzuführende Reformation chriſtlich und Gottes Wort gemäß ſei, daß durch ſie Niemandes Gewiſſen beſchwert werden ſolle, und daß es ganz anders gemeint ſei, als „mancher loſer Hadler" fälſchlich rede. Der Landgraf wolle die Ceremonien abgeſchafft wiſſen, und die heſſiſche Kirchenagende aufrecht erhalten; ein jeder Fürſt habe Macht in ſeinem Lande, ſolche Ordnungen aufzurichten. Die Götzen ſollten fort, und die Brodbrechung eingeführt werden. Auch habe ſich bereits ein angeſehener Geiſtlicher der Stadt unterthänig zu den Verbeſſerungspunkten erboten.

Hierauf entbot der Rentmeiſter die Geiſtlichkeit in die Kirche, trug ihr in Gegenwart des Stadtſchultheißen und der beiden Bürgermeiſter daſſelbe vor, und ermahnte ſie zum Gehorſam in den Willen des Landesherrn.

Da der darauffolgende Tag der 18. Trinitatisſonntag und zugleich das Michaelisfeſt war, ſo betrat der alte, der Verbeſſerung geneigte Pfarrer Herrnſchwager die Kanzel in der Stadtkirche, verlas das vorgeſchriebene Evangelium aus Matthäus 22, V. 31, und beſprach nun in ſeiner Predigt offen, dabei aber unklug und heftig, die ganze Angelegenheit. Er ſagte ſeinen Zuhörern, daß der Landgraf keine neue Lehre einführen wolle, ſondern ſich auf die alten Glaubensartikel ſtütze, und daß ſeine Unterthanen ſich ſchämen müßten, ihrem chriſtlichen Landesherrn einen ſolchen Schandfleck anzuhängen, und ihm nachzuſagen, er wolle einen andern Glauben anrichten. Nicht Glauben und Lehre betreffe die beabſichtigte Neuerung, ſondern überflüſſige Ceremonien, durch deren Aufrechterhaltung die Schmalkalder Kirche ſich vor allen benachbarten blamire (sic).

Dieſe Predigt mißfiel den Zuhörern ganz außerordentlich, und es ereignete ſich in der Kirche das Unerhörte, daß laute Zeichen dieſes Mißfallens gegeben wurden; es entſtand ein ſtarkes Murren und Brummen, und es fand ſich, als nach der Kirche Abendmahl gehalten wurde, die ungewöhnliche Zahl von 438 Communicanten zum Tiſche des Herrn, gleichſam als wolle Jedermann eilen, noch in altgewohnter Weiſe das Abendmahl zu nehmen, bevor die neue Art des Brotbrechens gewaltſam eingeführt würde.

Acht Tage ſpäter und vierzehn Tage ſpäter eiferte der genannte Prediger abermals gegen die Bilder, doch immer im ächt Lutheriſchen, keineswegs im Calviniſchen Sinn, denn er äußerte auffällig genug auf der Kanzel: „Der Teufel behüte uns für Calviniſcher Lehre!" Auch ſagte er unter Anderm: „Ihr Schmalkalder habt noch gar mächtig große Abgötterei! Immer wollt ihr halb dem Papſtthum, halb Gott anhangen!" und auch dagegen ſprach er ſich heftig aus, daß jetzt auf einmal gegen ihre ſonſtige Gewohnheit ſo viele Perſonen communicirten, und warnte davor, dieß nicht aus Heuchelei zu thun.

Das Alles machte die Stimmung der Bürgerſchaft nur immer ſchwieriger, und bei der nächſten Communion fanden ſich 300 Männer und Frauen zum Gottestiſch.

Rath und Bürgerſchaft ſupplicirten durch Abgeordnete um Abwendung der neuen Reformation bei dem Landgrafen, doch erhielten ſie nur die Zuſage, daß nichts Thätliches wegen der Punkte erfolgen ſolle, während Herrenſchwager in allen ſeinen Predigten derſelben erwähnte.

Am 17. Oct., als dieſer Pfarrer mit dem Rentmeiſter Voos bis tief in die Nacht hinein wegen der Remotion der Bilder zu Rathe ging, rührte ihn der Schlag und lähmte ihm die Zunge. Da er nun kaum noch zu verſtehen war, ſo ſuchte er die beiden Diaconen, ſeinen Eidam Feldkirch und Merkel, dahin zu vermögen, dem Volk die Neuerung eindringlich an das Herz zu legen. Doch nur der Eidam fügte ſich dem Willen Herrenſchwager's. Merkel enthielt ſich auf der Kanzel aller und jeder Berührung der ſtreitigen Punkte, und ſetzte ſich deshalb ſpätern Verfolgungen aus.

Ein am 17. Februar 1607 gehaltener Prediger-Convent zu Eſchwege, auf welchem ein großer Theil der heſſiſchen Geiſtlichen nicht erſchien, lief ebenfalls ab, ohne die Sache weiter zu fördern; ſie ſchien ſich in die Länge ziehen zu wollen, und man ſah offenbar, daß Landgraf Moritz die Abſicht hatte, möglichſt ſchonend zu Werke zu gehen.

Man ſchien theils den Tod jener Pfarrer abwarten zu wollen, die ſich weigerten, die neuen Satzungen anzuerkennen, theils dachte man alle einflußreichen Gegner derſelben allmählig von ihren Poſten zu verdrängen. Der erſte Gegner, welcher entfernt wurde, war der Schultheiß Michael Wetzde, an deſſen Stelle am 9. April Simprg Merckel geſetzt wurde. Am 1. Juni ſtarb jedoch auch der alte Pfarrer Herrnſchwager, und ſein Eidam, der Diaconus Feldkirch, ſtarb zehn Wochen ſpäter ebenfalls. Merkel wurde als Superintendent nach Marburg verſetzt, und ſo war in beiden Parteien die Reihe der Vorkämpfer gelichtet. Am Begräbnißtage Feldkirch's wurden Herrnſchwager's Söhne, und zwar M. Sebaſtian als Stadt- und M. Chriſtoph als Schloßpfarrer zu Schmalkalden inſtallirt.

Mit dieſem Zeitpunkt beginnt der intereſſanteſte Theil des neuen Schmalkaldiſchen Reformationswerkes, und auch unſer altes Manuſcript, welches wir in wörtlichem Abdruck, doch neuerer Orthographie angepaßt, nun folgen laſſen, und wie oben geſagt, mit Anmerkungen, zum Theil aus Geißbert's Manuſcript begleiten. Die oft naiven Randbemerkungen ſind von der Hand deſſen, der das Manuſcript ſchrieb.

Durch dieſen beider Prediger tödtlichen Abgang hat man auch eine Gelegenheit in die Kirche bekommen, denn auf den 16. Auguſt iſt unſer jetziger Pfarrherr M. Sebaſtian Herrnſchwager, geweſener Pfarrer zu Herrenbreitungen, an ſeines [illegible] Vaters Stelle zu einem Pfarrherr allhier eingeführet worden, und dieſes iſt gleich eben auf den

Tag geſchehen, auf welchem ſein Schwager, ſeines Schweſter Mann, Hr. Johann Feldbach ſeliger begraben worden. Von dieſem neuen Pfarrer hat man wohl gewußt, daß ſo bald die ſo oft gemeldeten calviniſchen Beſſerungspunkte nur begehrt worden, er ſich alſobald dazu bekennet, auch nebenbei mit ſeinem Bruder M. Detloph Herrenſchwager (welcher auch ſeiner Meinung, und auf vorgemeldetem 16. Auguſt von Berchfeldt der zu einem Pfarrherr in der Schloßkirche eingeführet worden) ihren alten Vater meiſtentheils dahin zu bereden möglichen Fleiß angewendet, damit oft gedachte Punkte noch bei ſeinem Leben eingeführet werden möchten, und daß ſolches die Wahrheit, und er mit dieſen Punkten und andern Meinungen wohl zufrieden, hat ſich hernachmals in ſeinen Predigten und ſonſt genugſam ausgewieſen.

[illegible]

Als demnach der geſtr. Edle und Ehrenveſte Hermann von Werſiche in die 11 Jahr geweſener fürſtl. heſſiſcher Rath und Amtmann allhier zu Schmalkalden, im Jenner des angehenden 1608. Jahrs von unſerm gnädigſten Fürſten und Herrn beurlaubet worden, iſt er den 26. gemeldeten Monats ab-, und nach Herleshauſen gezogen. Was das für ein feiner, frommer, vornehmer, gelehrter und verſtändiger Regent geweſen, iſt jedermann bewußt, er iſt mit großem Jammer und Bekümmerniß der ganzen Bürgerſchaft, die dann einen ſolchen Mann gar ungern verloren, hinweggezogen. Daß er aber alſo in Eil und ehe es ſich jemand verſehen, oder geglaubt hätte, beurlaubet worden, iſt keiner andern

[illegible]

Urſach halben geſchehen ſein, denn daß er ſeine anbefohlene Unterthanen die Verbeſſerungspunkte anzunehmen nicht hat zwingen wollen. Durch dieſe, beide in geiſtlichen und weltlichen Ständen geſchehene merklichen Aenderungen, iſt für's erſte der Bürgerſchaft ihre alte Kirchenordnung und Gerechtigkeit zu erhalten, das Herz faſt gar entfallen.

[illegible]

Als aber hernachmals unſer gnädiger Fürſt und Herr den 21. April Anno 1608 hieher gekommen, iſt Philipp Rommel, Hans Rommel's geweſenen Bürgers und Bäckers Sohn allhier, an Hrn. Johann Feldkirch's Stelle, welcher vor 37 Wochen ſeliglich verſchieden, in welcher Zeit nur ein Caplan als M. Nikolaus Merkel geweſen iſt, ohne ordentlichen Beruf eines ehrbaren Rathes, dem das ſonſt gebühret, zu einem Caplan eingeführet worden; er iſt zuvor Schulmeiſter zu Breiterode, und hernachmals etwa über ein Jahr Pfarrherr auf einem Dorf im Lande zu Heſſen geweſen.

[illegible]

Dieſe Zeit über, weil unſer g. F. und Hr. allhier geweſen, hat der Hofprediger, Kalloß genannt, etliche mal allhier in der Schloßkirche, ſonderlich aber auf das Feſt der Himmelfahrt Chriſti auch in der Pfarrkirche gepredigt und ſeltſames Zeug eingebracht und vertheidigt. Denn was unſer Pfarrherr bisher mit guten und verblümten Worten vorgegeben, hat dieſer gut deutſch herausgeredet und dieſe Predigt hat bei dem meiſten Theil der Bürgerſchaft ein ſeltſames Anſehen gehabt, und man ſagt, daß er ſonderlich mit der gemeldeten Predigt in der Pfarrkirch gethan, bei den Räthen und andern nicht vielen Dank verdient haben ſoll.

Und obwohl unſer g. F. und Hr. gänzlich Willens geweſen, auf dem heiligen Pfingſttag das Brotbrechen in der Pfarrkirche anzufangen und demſelben perſönlich beizuwohnen, ſo ſind doch Freitags vor Pfingſten gegen Mittag eilends Briefe von Caſſel anher gekommen, ſobald nun dieſelben überantwortet worden, haben ſich Ihro F. G. ganz ſchnell auf die Kutſche geſetzt, und ſind eilends hinweg gefahren *). Und dieſes iſt ſo ſchnell zugegangen, daß meiſtentheils der Reiter **) nicht ſobald mitreiſen können, ſondern haben in geſchwinder Eil hernach folgen müſſen.

Landgraf will das Brotbrechen am heil. Pfingſttag in Schmalkalden anfangen, muß aber eilends hinüber verreiſen.

Auf dem heiligen Pfingſttag den 15. Mai 1608 iſt erſtlich das Brotbrechen in der Schloßkirche allhier angefangen worden, dazu ſich unſers g. F. und Hrn. Gemahl (dieſe Iſabella Naſſovia ***) iſt eine Urſache dieſer Reformation) ſamt den Frauenzimmern, dann etliche noch aus den anweſenden Räthen (darunter auch ein Freiherr geweſen ſein ſoll) eingeſtellt †).

J. F. G. Gemahlin, Frauenzimmer und etliche Räthe nehmen damit den Anfang.

Dieſen Sommer und Herbſt über iſt es in der

---

*) Der Grund dieſer Eile war die Nachricht, daß ſich fremdes Kriegsvolk bei Caſſel habe ſehen laſſen.

**) nämlich der fürſtlichen Leibgarde.

***) Die Frau Landgräfin hieß Juliane und nicht Iſabella.

†) Es wurde gleichzeitig das Kreuztragen vor den Leichenzügen abgeſtellt und das Glöckchen im Chor abgenommen, welches beim Wandeln geläutet worden war. Auch der neue calviniſche Katechismus wurde, doch nicht ganz ohne Weigerung, in den Schulen eingeführt

[illegible] Kreuz und Geläute werden abgeſchafft.

Pfarrkirche [illegible] übrigen alter Kirchenordnung faſt verblieben; denn ſonderlich nichts darinnen geändert worden, denn daß das Kreuz ſo man vor den Verſtorbenen hergetragen, item daß man nicht mehr zur Beichte und auch zur Predigt, wie zuvor gebräuchlich, geläutet, abgeſchafft worden.

Landgraf kommt mit Geiſtlichen wieder zu Schmalkalden an.

Urban von Boineburg wird Amtmann zu Schmalkalden.

Als aber den 21. November 1608 gegen Abend unſer g. F. und Hr. ſamt dem neuen Amtmann neben bei dem Superintendenten und andern Predigern aus Heſſen allhier ankommen, iſt folgenden 22. November der geſtr. Edle und Ehrenf. Urban von Boineburg von dem fürſtl. Hrn. Kanzler und Räthen der Bürgerſchaft und Landvolk auf dem Schloſſe zu einem Amtmann erklärt und eingeführt worden.

Hernachfolgenden 23. November haben die fürſtl. Räthe neben bei den fremden Predigern eine Viſitation angefangen, und erſtlich die Rathsperſonen und nach ihnen andere vornehme Bürger auf's Schloß vor ſich fordern laſſen, und einen jeden inſonderheit gefragt: Was er von den Verbeſſerungspunkten halte, ob ſie recht oder unrecht, ob ſie damit zufrieden, wenn ſie allhier eingeführt werden ſollten, und ob ſie auch dieſelben annehmen und brauchen wollten, item ob auch unſer gnädigſter F. und Hr. ſolche allhier einzuführen Macht hätte, und was dergleichen viel ſpitzige Fragen mehr geweſen. Was nun von jedem Bürger geantwortet, iſt Alles aufgeſchrieben und einen jeden Namen dabei notirt worden, da auch einer oder der andere ihnen etwas undienſtliches geantwortet, haben ſie dieſelben in die heilige Bibel

[illegible]

(die dann vor ihnen auf den Tiſch gelegen) gewieſen, und alſo alles aus derſelben [illegible] wollen.

Weil aber dieſes langſam von Statten ging, dann ſie oftmals an einem Bürger, ſo in der Schrift ein wenig beleſen, und ihnen antworten können, eine ganze Stunde, an etlichen wohl zwei Stunden oder länger verhört haben, ſind ſie anders Raths worden, und damit ſie deſto eher zu Ende kommen, und die Bürgerſchaft ganz und gar verhört werden möchte, haben ſie ſich in unterſchiedene Stuben ausgetheilt und in denſelben das angefangene Werk fortgetrieben, daneben aber ernſtlich verboten, daß kein Bürger dem andern, was er gefragt und ihm vorgehalten worden, hat anzeigen dürfen, ſondern ſobald einer ſeinen Beſcheid bekommen, hat er ſtracks und ſtillſchweigend heimgehen müſſen. Als ſie nun dieſes erzähltermaßen getrieben etliche Tage, und aber wegen der ziemlich großen Menge der Bürgerſchaft noch lange nicht zum Ende kamen, ſind ſie dieſes, zumahl, weil ihnen von den meiſten der verhörten Bürgerſchaft zu dieſem ihrem Fürnehmen faſt nichts Dienliches geantwortet, auch müde worden, derohalben ſie dann unſerm Pfarrherrn befohlen, daß er ſolchen unſers g. F. und Hrn. Befehl in der Kirche ſeinen Pfarrkindern in öffentlicher Predigt anmelden und verkündigen ſollte.

[illegible] Stuben.

[illegible]

Befehlen dem Pfarrherrn. Die [illegible] in der Kirche öffentlich zu verkündigen.

Dienſtags den 29. November haben ſie M. Nicolaus Merkel, in die 20 Jahr geweſener Caplan allhier der Kirche ſich zu äußern und zu enthalten, auch zu keinem Bürger in ſein Haus zu gehen und dagegen keinen in ſeine Behauſung zu ſich zu

M. N. Merkel [illegible]

laſſen, ernſtlich (aber keiner andern Urſach halber, denn daß er in dieſes ihr Fürnehmen keineswegs einwilligen wollte) verboten.

Beide Pfarrer zu Kleinſchmalkalden und Zambach werden abgeſetzt.

Folgenden 30. November war der Tag Andreas, ſind die beiden Pfarrherrn als in Kleinſchmalkalden und zu Zambach *) ins Amt Schmalkalden gehörig, wegen deſſen, daß ſie die genannten Verbeſſerungspunkten weder annehmen noch einführen wollten, auch beurlaubet und entſetzt worden. An jetzt gedachtem Tag Andreas hat unſer Pfarrherr **) ſobald nach gethaner Frühpredigt ſeinen zuvor empfangenen Befehl ins Werk zu richten ſich vorgenommen, und alſo angezeigt, daß wir uns wohl zu erinnern wüßten, welcher Geſtalt unſer g. F. und He. nunmehr vor 4 Jahren drei übrige und aus dem Papſtthum herrührende Punkte, als den erſten: von den zehn Geboten, den andern: von den Bildern und den dritten: vom Brodbrechen im ganzen Lande, und alſo auch allhier zu Schmalkalden einzuführen entſchloſſen geweſen, und obwohl J. F. G. nun dieſe lange Zeit über zugeſehen, der Hoffnung, wir würden ſolches J. F. G. wohlmeinend bedenken und ſolche Punkten gutwillig annehmen, weil aber es nicht geſchehen und wir ſolche noch ganz halsſtarrig verachteten und keine Hoffnung vorhanden wäre, daß wir dieſelben in der Güte auf und annehmen würden, als wäre nunmehr unſers g. F. und Herrns ernſtlicher Befehl, Wille und Meinung, daß ſolche Punkte nun

Der ev. [illegible] zu dem [illegible]

---

*) Wilhelm Pabner und Johannes Colling.

**) Seb. Herrenſchwager.

dermahleins in Werk gerichtet und die 10 Gebote, wie ſie Moſes Exod. 20 beſchrieben, beides in Kirchen und Schulen gelehret und gelernet, die abgöttiſchen Bilder aus der Kirche geſchafft und auf den nächſt künftigen Sonntag (welcher der andere Sontag des Advents war) das Brodbrechen auch in dieſer Pfarrkirche eingeführet und angefangen werden ſollte.

Als nun ſolches in Gegenwart der fürſtl. Räthe und fremder Prediger vom Pfarrherrn angezeigt worden, iſt die ganze Bürgerſchaft (wie leichtlich zu errathen) gar ſehr erſchrocken, denn als der Pfarrherr noch nicht gar, wie es gehalten werden ſollte, angezeiget hatte, hat ſich ein großes Klagen, Heulen und Weinen unter der Bürgerſchaft, aber mehrentheils bei den Weibern erhoben, und ſind viele Leute zur Kirche hinausgelaufen, auch iſt damals ſonderlich ein ſeltſames Geſchrei in der Kirche gehöret worden, welches doch Niemand wiſſen kann, von wem es geſchehen, auf welchem auch der Pfarrherr auf der Kanzel dermaßen erſchrocken, daß er mit dem Reden ſtill gehalten, und als es ein wenig ſtill worden, gefraget: Ob er's Folgende ausſagen ſollte, und als ihm von den fürſtl. Räthen ja geantwortet worden, hat er es zum Ende gebracht. Die fremden Pfarrherrn *) haben unterdeſſen, ſolches deſto beſſer anzuhören, im Chor, in Stühlen geſtanden, und alſobald ſie ſolches geſehen, ſind ſie ſehr erſchrocken, und derowegen nach der Sakriſtei gelaufen, ſich darinn etlichermaßen zu

Gemeinde erſchrocken über des Pfarrherrs Anzeigen.

Heulen und Weinen unter der Bürgerſchaft.

Seltſames Geſchrei iſt in der Kirche gehöret worden.

M. Nebel hält ſtill im Reden, fraget, ob er fortfahren ſoll.

Erſchrockene Pfarrer, laufen beide davon.

---

*) Der Superintendent von Eſchwege und der Decan von Rothenburg.

beſchützen. Denn ſie nicht anders vermeint, man würde ihnen etwa wie zuvor zu Marburg geſchehen, auch nach den Köpfen greifen, es hat ihnen aber in der Wahrheit Niemand kein Leid zu thun begehrt *).

Den Bürgern verdroß es auch.

Dieſes hat nun vor's erſte die fürſtl. Räthe und Prediger ganz heftig verdroſſen, denn ſobald nach der Predigt iſt die ganze Bürgerſchaft um 1 Uhr auf dem Markte vor dem Rathhaus zu erſcheinen gefordert worden, und als ſie daſelbſt erſchienen, und etwa ein paar Stunden beiſammen geſtanden hatten, ſind ſie um 3 Uhr nebenbei einem ehrbaren Rath von dannen auf das Schloß gefordert worden.

Die Bürgerſchaft wird auf's Schloß gefordert.

Als ſie nun hinauf und alſo zum äußerſten Thor hinein kommen ſind, iſt bemeldetes Thor zuzuſchließen befohlen worden. Als nun ſolches geſchehen, hat es bei den Bürgern zum Theil ein ſeltſames Anſehen bekommen: ſintemal ihrer viel nicht anders vermeinet, denn daß man ſie dieſe Erneuerung ſtracks anzunehmen mit Gewalt zwingen würde, jedoch ſind ſie im innerſten Schloßhof auf einen Haufen getreten, da ihnen denn von dem Kanzler **) vorgeleſen worden, daß ſie bei Abſchaffung der Bilder und bei Einführung des Brodbrechens und andern Ceremonien Friede zu halten, und keinen Aufruhr anzufahen, ſchwören und angeloben ſollten. Weil aber der Kanzler nicht gar

[illegible] Kanzler.

---

*) M. Herrenſchwenger war dermaßen alterirt, daß er das Gebet vergaß und nach der Beendung von der Kanzel eilte, worauf ſogleich das Orgelpräludium begann.

**) Kirz.

eine ſtarke Sprache, zudem der Bürger viel und ſich auch etliches unnützes und verwegenes Geſindlein (vielleicht etwas Neues zu hören), wie es dießfalls zu geben pflegt, mit untergemengt, haben ſie, was vom Kanzler vorgebracht worden, meiſtentheils nicht wohl hören können, und als es nun andem geweſen, daß ſie ſchwören ſollten, haben ſich ihrer etwa 3 oder 4 aus dem jungen Geſindel unterm ganzen Haufen mit hinein ſchreien hören laſſen *), jedoch haben etliche ſo nahe dabei geſtanden und es hören können, angelobet, die andern aber ſo es meiſtentheils nicht gehört, theils auch, ob ſie wohl ein wenig etwas davon gehöret, aber nicht recht verſtanden, die haben nicht anders vermeint, denn daß ſie nun ihren Beſcheid hätten, zumal auch, weil etliche von den vorderſten ſich nach dem Heimweg gewendet, derentwegen ihnen dann faſt der ganze Haufen nachgedrückt, alſo, daß, obſchon ihrer Viele unter ihnen geweſen, die gerne bis zum Ende gewartet hätten, haben ſie doch ein ſolches großes Gedränge gleichſam mitgetragen, auch wider ihren Willen fortgehen müſſen, ſintemal Manchem ſein Mantel abgezogen und zerriſſen, einem andern der Hut genommen und abgeriſſen worden iſt, der dritte etwas anderes verloren hat.

Bürger [illegible]

Als ſie nun wiederum bei das unterſte Schloßthor kommen ſind und daſſelbe noch verſchloſſen gefunden, haben ſich etliche wenige und gleichwohl alle aus dem jungen verwegenen Geſinde (welche

---

*) Unter den Schreiern zeichnete ſich Barthel Reß vor dem [illegible] beſonders aus.

hernachmals darum grauſam Strafe leiden müſten) hören laſſen, woſern das Thor nicht bald aufgethan werden ſollte, wollten ſie zuſehen, ob ſie es aufmachen könnten, es iſt aber alſobald aufgemacht worden. Indeſſen hat ſich ein ziemlicher Haufen böſer Buben heraus für dem Schloß geſammelt, als dieſelbigen geſehen, daß die Bürger wieder vom Schloß in die Stadt gegangen, haben ſie ein großes Geſchrei und Lachen angefangen, denen dann etliche ihres Gleichen leichtfertige Geſellen, ſo vom Schloß kommen, zugeſtimmet, und ſolches deſto größer machen helfen, welches dann die fürſtl. Räthe gar ſehr verdroſſen. Alſo iſt faſt der ganze Haufen vom Schloß herabkommen. Diejenigen aber, ſo es recht verſtanden und angelobt haben, ſind auf dem Schloß alle eingeſchrieben worden. Ihrer ſollen dießmal mehr nicht denn 180 geweſen ſein. Als es aber zum Treffen kommen und ihnen deswegen Gefahr zugeſtanden, ſind ihrer viele aus Geſchenk und Gunſt (welche gleichwohl mit vom Schloſſe gangen ſind) noch zu den Vorigen eingeſchrieben worden.

Wie viel auf dem Schloſſe geweſen.

Dieſes iſt nun alſo die eigentliche und gewiſſe wahrhaftige Beſchreibung des grauſamen Tumults und ſchrecklichen Aufruhrs, welchen die Bürger zu Schmalkalden ſollen angefangen haben, von welcher man weit und breit, nahe und ferne zu ſingen und zu ſagen weiß. Ja, von welcher doch gleichwohl nichtiger einer Sache willen (woſern es unſer liebe Gott nicht gnädiglich verhütet) die ganze Stadt ſamt der darinnen wohnenden Bürgerſchaft mit Weib und Kindern leichtlich und zwar unſchuldig hätten in das äußerſte Verderben gebracht werden können, wie ſie dann deswegen alles das noch nachverzeichnete Unglück betreten und übergangen hat.

Und das iſt genug vom erſten Calviniſchen Gerichte.

Freitags den 2. Dezember haben die armen Schulknaben wöchentlich zweimal in der Stadt herum zu ſingen pflegen; als ſie allbereit ſchon einmal die gewöhnliche lutheriſche Adventslieder in der Stadt herumgeſungen hatten, aus Befehl des Rentmeiſters *) in damals geweſenem gar böſen Regenwetter, noch einmal in der Stadt herumgehen und etliche Pſalmen aus dem Lobwaſſer **) ſingen müſſen.

Die calviniſchen Pſalm. zu ſingen [illegible]

Dieweil ſich aber nunmehr die fürſtl. Räthe und Prediger ihr Vornehmen angefangenermaßen vollends in's Werk zu richten nicht wenig vor einem Auflauf gefürchtet, hat ein ehrbarer Rath Sonnabends den 3. Dezember zu Abend in alle Handwerk Zettel ſchicken müſſen, dieſes Inhalts: Daß ſich diejenigen, ſo Friede halten wollten, in denſelben unterſchreiben ſollten, im Gegentheil ſollten die Aufrührer beſonders aufgezeichnet werden, was aber außer den Handwerken unter der gemeinen Bürgerſchaft geweſen, iſt alles auf's Rathhaus gefordert worden, allda ein jeder insonderheit Friede zu halten und zu keinem Tumult Rath oder Vorſchub zu geben, ſeinen Namen von ſich geben und für Empörung zu hüten angeloben müſſen.

F. Räthe und Prediger fürchten ſich einen Auflauf.

[illegible]

---

*) Vogt.

**) Das Dr. Ambroſius Lobwaſſer Pſalmen Davids, in Deutſche Reime gebracht. Nürnberg [illegible] und [illegible].

Folgenden Sonntag den 1. Dezember hat man früh zu gewöhnlicher Zeit angefangen und zur Kirche geläutet, da ſich dann die Bürger ſamt dem eingepfarrten Landvolk in und vor der Kirche, wie jederzeit gebräuchlich, geſammelt haben. Dieweil aber unterdeſſen etliche Zettel ſo in verſchiedener Nacht in der Stadt hin und wieder angeſchlagen gefunden worden, in welchen verzeichnet geweſen: Wem die lutheriſche Lehre und die Seligkeit lieb ſei, der ſollte des Morgens in die Kirche kommen, allda ſollten den Pfaffen die Köpfe entzweigeſchlagen und die augsburgiſche Confeſſion und ſchmalkaldiſche Artikeln vertheidigt werden. Wäre aber nicht der rechte Weg geweſen *).

Zettel hin und wieder angeſchlagen.

Als nun die fürſtl. Räthe dieſes berichtet worden, hat es abermals ein ſeltſames Anſehen bei ihnen bekommen, ſintemahl ſie ſich nun auf's neu eines Aufruhrs befürchteten, derowegen man dann ferner zur Kirche zu läuten gar inne gehalten und iſt Bürgern und Bauern ſo beides in und außer der Kirche geweſen, heim zu gehen, und daß ſich niemand auf dem Markt und um die Kirche ſehen laſſen ſollte, ernſtlich geboten worden.

---

*) Der Inhalt dieſer Placate war wörtlich: Wer bei dem reinen Wort Gottes, Lutherischem Catechismo, Augsburgischer Confession und Schmalkaldischen Artikeln bleiben will, der füge ſich morgen früh in die Kirche, wer anders ein chriſtlicher Chriſt ſein will. Wir wollen die Pfaffen alle todtſchlagen, die uns und unſern Kindern die Seligkeit ſtehlen und rauben, und unſern Fürſten und Herren dahin rathen. Gott ſtehe uns bei! — Dieſe verzweiflungsvollen Aufrufe hingen am Hoſpital vor dem [illegible]thor, an Dr. Rumpel's, Hieronym. Fuchſer's und Matth. Fichte's Haus.

Nachdem auch in der nächſtverſchienenen Sonnabends Nacht über die 200 Soldaten von Vach aus der Vogtei Breitungen und von Broterode heimlich und in aller Stille auf dem Schloſſe einkommen waren, iſt den Handwerkern und den Gemeinen bei Leibesſtrafe geboten worden, daß die Bürger nicht zu einem andern gehen, auch auf den Gaſſen nicht beiſammen ſtehen und mit einander reden ſollten, ſonderlich aber ſollte ein jeder ſeine Kinder und Geſinde bei ſich im Haus behalten.

200 Soldaten kommen heimlich aufs Schloß zu Schmalkalden.

Bürger dürfen nicht zuſammengehen.

Jetzt gemeldeten Sonntag iſt ein Kind vom Land zu taufen geweſen, welches wohl in der Pfarrkirche hätte getauft werden ſollen, aber die Kirche iſt geſchloſſen blieben, und hat der Pfarrer die Veſperpredigt in der Schloßkirche gethan, und nach der Predigt das gemeldete Kind auch in derſelben getauft.

Pfarrkirche wird verſchloſſen gehalten.

Ein Kind wird in der Schloßkirche getauft.

Montags den 5. Dezember iſt eine Hochzeit zu Asbach geweſen und hätte einer aus den Predigern wie gewöhnlich hinaufgehen und ſie daſelbſt kopuliren ſollen, weil ſie ſich aber gefürchtet, haben Braut und Bräutigam mit ihren Hochzeitgäſten hereingehen und ſich in der Schloßkirche kopuliren laſſen müſſen.

Bauern-Braut und Bräutigam werden in der Schloßkirche kopulirt.

Gleichfalls war gemeldetem Montag ein Kindlein von Asbach geſtorben und als ihm der Pfarrer eine Leichenpredigt hat thun ſollen, iſt er vom Schloß aus bis auf den Gottesacker (jedoch ein wenig von ferne, daß man es nicht merken ſollte) von 4 Soldaten begleitet worden. Eben dieſen Montag Mittag um zwölf Uhr iſt abermals die ganze Bürgerſchaft auf das Rathhaus gefordert

Pfarrer ſoll ein Kind begraben, wird von 4 Soldaten begleitet.

und ſelbige von einem ehrbaren Rathe ernſtlich dahin vermahnet worden, daß man ſich ja ſtill und friedlich verhalten ſolle, damit vielgedachte Ceremonien ungehindert eingeführet und die Bilder abgeſchafft werden möchten, im Fall ſich aber einer oder der andere widerſpenſtig zeigen würde, wäre ſchon allbereit in's Werk gerichtet, daß unſer g. F. und Hr. die Stadt mit 3000 Soldaten überlegen, und uns alſo mit Gewalt dazu zwingen wollte, wie dann der Rittmeiſter über gemeldete Soldaten mit Namen Chriſtian Kanis allbereit allhier mit fürſtl. Befehl ankommen wäre. Derenthalben ſollte ein jeder ſich wohl bedenken und ſeiner und gemeiner Stadt Schaden und Unheil helfen verhüten. Hierauf hat ein jeder Bürger, insonderheit die beiden Bürgermeiſter, jeden Frieden zu halten, abermals angeloben müſſen.

3000 Soldaten ſollen Schmalkalden zwingen.

Abermals 2 Paar in der Schloßkirche kopulirt.

Mittwoch den 7. Dezember ſind zwei Hochzeiten allhier geweſen, denen iſt in der Schloßkirche gepredigt, und ſind auch in derſelben kopulirt worden, und dieſes hätte auch in der Pfarrkirche geſchehen ſollen.

Dieſen 7. Dezember gegen Mittag iſt M. Nikolaus Merkel, Diaconus allhier (der nunmehr 8 Tage im Hause bleiben müſſen) auf das Schloß vor die fürſtl. und unſers g. F. und Hrn. Statthalter (welcher wenige Stunden zuvor und alſo nach den Räthen hieher kommen), gefordert worden. Als ſie ſich nun lange mit ihm unterredet und ihn zur Einwilligung ihres vorgenommenen Werks vielfältig vermahnt hatten, aber gleichwohl nichts erhalten konnten, iſt er eilends auf eine

[illegible] von [illegible] [illegible] ter.

Kutſche geſetzet und hinten zum Schloße hinaus im Leibach herunter, und alſo vor dem Stillerthor hinter der Stadt hin von 30 Soldaten, davon einer bei ihm in der Kutſche geſeßen, begleitet, und alſo unverſehens nach Wach und von dannen nach Caßel geführet worden. Die Kutſche iſt hinten und vorne und auf beiden Seiten zugemacht geweſen, damit man nicht hat ſehen können, wer darin geſeßen. So iſt es dieſes ſo ſchnell gegangen, daß faſt Niemand nichts darum gewußt oder erfahren hat, bis ſo lange ſie mit ihm allbereit eine gute Weile hinweg geweſen ſind. Denn das Schloß iſt gegen die Stadt zugeſchloßen worden und in einer ganzen Stunde Niemand aus demſelben in die Stadt gelaßen worden, weil ſie ſich fürchteten, wenn es die Bürger erführen, möchten ſie auf allerhand Mittel und Wege ihn zu entledigen trachten.

Der gute, fromme, chriſtliche M. Winkel wird unverſehens in die Kutſche geſetzt, neben 30 Soldaten nach Caſſel geführt.

Folgenden Donnerſtag den 8. Dezember gar frühe iſt abermals die ganze Bürgerſchaft um 8 Uhr auf dem Schloß zu erſcheinen, bei Leibesſtrafe geboten worden. Und als ſie nebenbei daſelbſt mit einem ehrbaren Rath erſchienen, iſt ihnen von unſers g. F. und Hrn. Stadthalter im Beiſein der Räthe angezeigt worden, 1) daß ſie in Einführung vielgemeldeter Ceremonien ſich gehorſamlich und friedlich verhalten ſollten, ſintemal J. F. G. in dieſer als ihrer Kirche chriſtliche Ceremonien einzuführen Macht hätte.

Der Stadthalter Otto von Starſchedel thut der Bürgerſchaft eine Vorhaltung.

Zum andern ſollten diejenigen, welche ſich am Tage Andreas ungehorſam und wegen des vom Schloße Laufens widerſpenſtig erzeigt hätten, alle

Widerſpenſtige Bürgerſchaft ſoll ihre Rüſtung und Wehr auf das Schloß liefern.

ihre bürgerliche Wehren und Rüſtungen noch dieſen Tag den Räthen auf das Schloß liefern, welche alsdann nach Bach geſchickt werden ſollten, und damit unſer g. F. und Hr. die ungehorſame Bürgerſchaft nicht mit wohlverdienter Strafe heimſuchen mögen, ſollten ſie es J. F. G. abbitten. Und damit auch endlich und zum dritten bei Abſchaffung der Bilder und anderer Ceremonien und Einführung des Brodbrechens nicht ein neuer Tumult erregt und angefangen werden möchte, ſollten ſie es unſerm gnädigſten F. und Hrn. verbürgen und deswegen etliche Geißel (wie man's nennt) zuſchicken.

Und deßhalben eine Abbitte thun.

Und vor ferneren Tumult Bürgſchaft aufrichten.

Als nun ſolches von dem Stadthalter nach der Länge angezeigt und der Bürgerſchaft von einem ehrbaren Rath weitläufiger erklärt worden, iſt die ganze Bürgerſchaft aus Befehl der Räthe in 3 Haufen getheilet worden, und erſtlich die allein, welche am Tage Andreas angelobet hatten, deren dann Anfangs über 180 nicht geweſen ſein ſollen, welche ſich aber bald hernach vermehret, wie droben gemeldet, und dieſe haben ihre bürgerliche Wehr bei ſich behalten.

Bürgerſchaft wird in 3 Haufen getheilt.

180 Gehorſame.

Auf dem andern Haufen ſind diejenigen geweſen, welche am Tage Andreas nicht daheim und alſo bei dieſem Tumult nicht geweſen ſind, deren dann ohngefähr 300 an der Zahl, und dieſe haben eben ſo wohl als der nachfolgende Haufen alle ihre Wehren nebenbei einen Zettel, wo ein jeder geweſen, von ſich geben müſſen, damit ſie es auf fernere Nachfrage genugſam beweiſen könnten, oder ſollten darum billig angeſehen und geſtraft werden.

300 Abweſende.

Der dritte Haufen iſt von denjenigen geweſen, welche wie oftmals gedacht, am Tage Andreas vom Schloß gangen (oder gelaufen, wie man ſagt) und ſich alſo damit aufrühriſch erzeigt haben ſollen, deren dann Anfangs in die 700 geweſen ſein ſollen. Und dieſe habens über alle Maßen ganz und gar damit verdorben, derenthalben ſie dann zum Kreuz kriechen und um Gnade bitten mußten, und für's erſte haben ſie einen ehrbaren Rath ihrentwegen bei den f. Räthen eine Vorbitte zu thun gebeten, welches, ob es wohl geſchehen, doch damit nichts erhalten worden iſt. Hernachmals machten ſie von ohngefähr dreißig der älteſten und anſehnlichſten einen Ausſchuß und ſchicken dieſelben zu den Räthen in's Schloß, und ließen nochmals um Gnade und Verzeihung bitten, mit Verwendung, daß ſie, was ihnen am Tage Andreas vorgehalten worden, nicht recht gehöret, und obſchon etliche was gehöret, doch daſſelbe nicht recht eingenommen und verſtanden hätten. Aber dieſes Bitten iſt gleich dem vorigen auch umſonſt geweſen, ſintemal es nicht anders ſein können, ſondern iſt bei vorigem Beſcheid verblieben, alſo daß ſie ihre Wehr und Rüſtungen dieſen Nachmittag und folgenden Freitag alle von ſich geben und auf's Schloß liefern mußten.

700 Aufrühriſche.

Bitten um [illegible] bitten.

Werden wehrlos gemacht.

Dieſes hat nun erzähltermaßen alſo erwähnten Donnerſtags von früh an bis auf den Nachmittag gewähret, da dann die Bürger wiederum heim gewieſen worden, mit nochmals ernſtlichem Befehl, daß ſich die zuletzt gemeldeten Haufen ſtracks nach Mittag mit ihren Wehren einſtellen ſollten. Weil denn die Bürger geſehen, daß es gar nicht anders ſein

Müſſen die Rüſtung und Waffen auf's Schloß liefern.

können, haben ſie ſich bald nach Mittag mit ihren Rüſtungen eingeſtellt und dieſelbe auf das Schloß geliefert. Was nun ein jeder bracht, iſt aufgezeichnet und hernach alles auf einen Haufen geworfen worden. Was aber dieſen Abend wegen der Kürze des Tages nicht hat vorkommen können, iſt den folgenden Freitag früh ſich einzuſtellen befohlen worden.

Der Rath und die übrige Bürgerſchaft ſollen bei Abſchaffung der Bilder ſein.

Freitags den 19. Dezember gar frühe hat ein ehrbarer Rath abermals ohngefähr 50 aus allen gemeinen Vormünden, Handwerksmeiſtern und der gemeinen Bürgerſchaft auf das Rathhaus fordern laſſen, und als ihnen allen unwiſſend, was ſie thun ſollen, iſt ihnen befehlig vom Bürgermeiſter im Beiſein eines ganzen Raths angezeigt worden, daß ſie in Abſchaffung der Bilder, die dann jezt ſtraks vorgenommen werden ſollte, bei einem ehrbaren Rath vor das Rathhaus ſtehen ſollten, damit aller Aufruhr verhütet werden möchte, und ob ſich's wohl etliche, zumal weil ſie ganz wehrlos und meiſtentheils nicht ein Meſſer bei ſich gehabt, höchlich beſchwert, hat es doch nicht anders ſein können. Es hat ſich auch außer dieſen dazu gebotenen und gezwungenen Bürgern ſonſt Niemand auf dem Markt und um die Kirche ſehen laſſen dürfen, dann die Obrigkeit ſolche Leute ſtraks in das Gefängniß zu legen befohlen hatte.

Bald hernach ſind der Kanzler und die Räthe, ſamt meiſtentheils der auf dem Schloß liegenden Soldaten *) nach der Pfarrkirche kommen, die Soldaten

---

*) Der Capitain dieſer Soldateska führte einen ominöſen Namen, er hieß Ungefug.

haben mit angezündeten Lunden herum aufwarten müſſen, doch iſt dann das Bilderſtürmen von etlich dazu gebotenen Zimmerleuten *) vom Lande und den 4 Stadtwächtern angefangen, und in kurzer Zeit vollbracht worden. Es iſt in der Kirche faſt alles mit nicht geringem Getümmel über'm Haufen geworfen worden. Die beiden Cruzifixe, das gemachte Hungertuch und viel hölzerne Bilder, die meiſtentheils gar ſchön geweſen, ſind ſchnell abgeriſſen und abgeworfen worden, ſind auf 4 Wagen geladen und auf's Schloß geführet worden.

Allein geht der Bilderkrieg und Schlacht recht an.

Die armen Bilder dürfen nicht zu Hofe gehen, ſondern werden auf Wagen geführet.

Der ſchöne und von ſteinernen Bildern ganz künſtlich gehauene Oelgarten, von den Alten ohne allen Zweifel mit großem Fleiß und Unkoſten erbauet, iſt jämmerlich verwüſtet worden; die Bilder elend zerſchlagen und hernach ſtraks mit Nägeln zugeſchlagen worden. Was ſonſt für ſteinerne Bilder außen an der Kirche geſtanden, ſind auch abgeworfen worden und zerbrochen, ingleichen was für gemalte Bilder außen an der Kirche geweſen, iſt alſobald von den Kläckern ausgeſtrichen und weiß gemacht worden **).

Als nun dieſes, wie gemeldet, beides inner- und außerhalb der Kirche verrichtet, ſind ſie ſtraks mit den Soldaten und andern Helfern nach dem

---

*) Dieſer Zimmerleute vom Lande waren 6. Einer hieß Valtin Junger, mit dem Spitznamen Stübing, und zeichnete ſich durch beſondere Brutalität aus. Er ſchrie das Crucifix in der Stadtkirche an: Du alter Schelm haſt lange genug da gehangen, und führte einen Axtſchlag auf das Heilandsbild, daß es gleich vom Kreuze ſtürzte.

**) Man erblickt immer noch an der Kirche die Spuren dieſer vandaliſchen Verwüſtung.

Bilder auf dem Gottesacker, Kirche bei dem Siechhaus und Hospital werden auch mit bewehrter Hand niedergerissen und durch den Calviniſchen Schöppenſtuhl zum Feuer verurtheilt.

Gottesacker, Kirche bei dem Siechenhaus, dem Hospital, und wo nur etwas von Bildern zu finden geweſen, gegangen und dieſelben auch abgeworfen und auf's Schloß geſchickt. Was hernach Hübſches und Tüchtiges darunter geweſen, hat einer hier dieß und der andere etwas anders davon genommen und aufgehoben, unter welchen Bildern auch der hölzerne und an einer Kette liegende, von Farbe aber gar kohlſchwarz gemalte Teufel gleichwohl gut Glück gehabt, indem er ſich bei Seiten aus dem Staube gemacht und nicht verbrennet.

Das Urtheil wird executirt.

Was aber zerbrochen oder ſonſt untüchtig, iſt miteinander zum Feuer verdammt und noch dieſen Abend gar ſpät hinter dem Schloſſe verbrennt worden.

Das Bildniß des h. Geiſtes an der am Predigtſtuhl hängenden Decke, wie auch Mariä und ihres Söhnleins Bildniß wird auch heruntergeriſſen, und hiermit endet ſich der Bilderſturm.

An der über dem Predigerſtuhl hängenden Decke iſt das Bildniß des H. Geiſtes in Geſtalt einer Taube gemalt geweſen, welches mit grüner Farbe über- und alſo zugeſtrichen worden, alſo iſt auch an der um den Predigerſtuhl hängenden rothen Sammtdecke das Bildniß Mariä ſamt ihrem Kindlein fein aufgenähet geweſen, gleichfalls auch herunter geſchlagen worden *).

---

*) Folgendes iſt ein Verzeichniß der in und an der Kirche vorhanden geweſenen, zum Theil ſchönen und kunſtvollen Bildwerke. a) Auf dem Vorgitter des Chors (wo jetzt der Taufſtein ſteht), ein großes Crucifix, daneben Maria und Johannes. Schön und koſtbar. b) Auf den Kragſteinen im Chor die 12 Apoſtel. c) Altartafel: Chriſtus mit der Siegesfahne, darunter das Abendmahl, ſtark vergoldet. d) Bildtafel neben dem Altar: Chriſti Geburt und Begabung der heil. 3 Könige. e) Bildtafel daneben: Paſſion. f) Große Altartafel zum Zuſammenlegen, Schnitzbilder. g. h) Zwei Tafeln hinter den Stühlen: Geſchichte Jacobs und Chriſti Geiſelung. i) Beim Glockenthurm: Der Oelberg, Bildtafel. k) Neben dem großen Hauptportal Bildtafel: Die 10 Gebote. l) Das ſ. g. Hungertuch (wahr-

Die bürgerlichen Rüſtungen und Wehre derjenigen ſo vom Schloß gelaufen und jetzt gemeldeten beiden Tagen als Donnerstag und Freitag geliefert werden mußten, ſind dieſen Freitag den 9. Dezember gegen Abend auf 5 Wagen geladen und als es allbereit über eine Stunde finſter geweſen bei Nacht und Nebel zur Stadt hinaus und nach Bach geführet worden.

Der ange[illegible] Bürger Rüſtung und Wehren werden nach Bach abgeführt.

Weil nun unſer g. F. und Herr alles, wie es hier zugegangen, von den Räthen berichtet, und ohne Zweifel viel ärger, denn es an ihm ſelbſt geweſen, gemacht worden, daß alſo J. F. G. gegen die arme unſchuldige Bürgerſchaft bewegt worden, da doch von keinem Menſchen etwas anderes

---

ſcheinlich Schweißtuch) neben dem Chor zur linken. — Außen an der Kirche befanden ſich folgende Kunſtwerke: a) über dem Hauptportal der Kirchenpatron St. Georg zu Roß, den Drachen erlegend und des Königs Tochter erlöſend. Stark vergoldet. b) Steinernes Crucifix neben dieſem Portal. c) Der große Oelberg; Steinfiguren, künſtlich und werthvoll, mit einem eiſernen Gitter verwahret. d) Ein Heilandsbild in der Geißelung von Stein. e) Ein andres gemalt, an dem Pfeiler, wo die Geiſtlichen in das Chor gehen. f) Eine Kreuzigung gemalt, nach der Mädchenſchule zu. Außerdem fanden eine Menge Epitaphien und ſämmtliche Bildniſſe von Huß, Luther, Melanchthon und andern Reformatoren, Verſchleppung oder Zertrümmerung. Als der Mittag herbei kam und die Bilderſtürmer ſpeiſten, äußerte Kanzler Kleß, er danke Gott, daß der Bildergräuel nun aus der Kirche ſei, da ſprach der Schultheiß Vinzenz Morold, er wolle noch zweimal ſo viel Bilder zeigen, und führte nach Tiſche 20 Soldaten mit ſich auf das Kirchengewölbe, das ganz voll Bilder aus der katholiſchen Zeit lag, die ſchon zu Dr. Luther's Zeit aus der Kirche removirt worden waren; ſie füllten 3 Wagen. So wurden aus der Pfarrkirche 6, und aus den Hoſpital- und Siechenhauskapellen 2 Wagen voll hölzerne Schnitzbilder und Gemälde (die ſteinernen wurden zerſchlagen), hinweggeführt und vernichtet. Nur weniges Gute rettete ſich in Privathände.

erwieſen, dann wie bisher kürzlich erzählet, vorgenommen worden, auch von Niemand anders erwieſen werden kann, als hat man die Bürgerſchaft mit Gewalt und Kriegsvolk zu zwingen heftig gedrohet. Und obwohl die Bürger erſtlich ſolches meiſtentheils wegen deſſen, daß Niemand nichts ungebührliches gehandelt nicht glauben wollten, jedoch wäre ihnen der Glaube gar bald und unverſehens in die Hände gekommen, ſintemal vielgemeldeten Freitag den 9. Dezember zu Abend f. Schreiben allhier einkommen, in welchem angezeigt, daß unſer g. F. und Hr. Sonnabends früh um 9 Uhr allhier ſein und über 2000 Reiter und Fußvolk mit ſich bringen würde, und dieſes beſtätigten auch etliche aus unſern Bürgern, ſo von Barchfeld und Herrenbreitungen (auch anderthalb oder eine Meile Wegs von der Stadt gelegen) herauf kamen, und berichteten daneben wahrhaftig, daß ſchon viel Kriegsvolk allda ſich einforiret, und ſie auch mit etlichen ihren Oberſten (die ſchon allda geweſen) geredet hätten.

Heißet das nicht mitgefahren, glaube ein anderer Calviniſcher Narr

Die Ungehorſamen ſollen einen Ausſchuß ihres Mittels zum Landgrafen abfertigen, und durch einen Fußfall das Kriegsvolk abſchaffen.

Zu dem wurde dieſen Abend gar ſpät den oftgedachten ungehorſamen Bürgern (wie ſie ſich nennen laſſen mußten) ernſtlich geboten, daß ſie eilends einen Ausſchuß von 5 Perſonen aus ihnen allen machen ſollten und dieſelben noch in dieſer Nacht unſerm g. F. und Hrn. entgegenſchicken, und ſolche in ihrer aller Namen bei J. F. G. einen Fußfall thun laßen und um Abwendung des Kriegsvolks, ſo nunmehr faſt vor der Thür demüthig und unterthänig bitten und anhalten ſollten. Weil es aber gar ſpät, ſie auch gegen die finſtere Nacht ſo eilends fortzureiſen übel gerüſtet, haben ſie um einen Anſtand bis auf den Sonnabend früh um 4 Uhr fortzuziehen gebeten, denſelben aber kaum erhalten können.

Als nun dieſes alles in der Stadt kund und ruchbar worden, iſt leichtlich zu erachten, daß die Bürgerſchaft, die ohne das als meiſtentheils Schmiede und Handwerksvolk nichts übrig zum Beſten gan; ſehr und heftig erſchrocken ſei, ſintemal ein elenderes jämmerlicheres Klagen, Weinen und Seufzen allhier bei Menſchen Gedenken wahrhaftig nicht erhört worden iſt. Derentwegen und damit etliche, die nicht anders vermeint, dann wir würden Sonnabends frühe viel fremder ungebetener Gäſte allhier haben, etwas von ihren Kleidern und Hausrath hinwegbringen möchten, haben ſie, was nur in Eile fortgebracht werden können, hinweggeſchafft und alſo in dieſer Nacht und folgenden Morgen früh in die nächſtliegenden Städte, Flecken und Dörfer anderer Herrſchaft geflohen, wie auch dann ein Nachbar und Freund dem andern ihm etwas von dem Seinigen zu verwahren und aufzuheben zugeſtellt hat.

Bürgerſchaft befahret ſich fremder Gäſte, ſchafft derentwegen, was ſie in Eil können, aus der Stadt an andere Oerter.

Und obwohl nächſtgedachter Ausſchuß Sonnabends den 10. Dezember früh fortreiſen ſollte, wie gemeldet, ſolches den Abend zuvor ihnen ernſtlich auferlegt worden, hat es ſich doch bis faſt gegen Mittag verzogen, da dann die ungehorſamen Bürger (alſo ſind ſie genannt worden) abermals alle mit einander auf das Schloß vor die f. Räthe gefordert und ihnen von denſelben 1000 Thaler zur Strafe zu erlegen angefordert worden ſind, und

Ungehorſame Bürger ſollen 1000 Thaler zur Strafe erlegen.

haben ſich zum Ueberfluß alſobald 14 aus ihrer Mitte begehrter Strafe wegen wieder allen ihrem Willen zu Bürgen einſchreiben laſſen müſſen.

Hierneben iſt ihnen auch ernſtlich geboten worden, daß ſie alle ſämtlich, keinen ausgeſchloſſen, ſtraks und von Stund an auf ſein und zu unſerm g. F. und Hrn. nach Vach reiſen, und J. F. G. daſelbſt einen Fußfall thun ſollten, und damit man ja hierin den großen Ernſt ſehen und der ohne das gar betrübten Bürgerſchaft ſo viel deſtomehr Furcht und Schrecken eingejagt werden möchte, hat ein Knecht eilends in der ganzen Stadt herumlaufen und ihnen allen bei Leibesſtrafe eilends fortzuziehen durch ein großes Geſchrei anzeigen und verkündigen müſſen, welches ſie dann auch gethan, und alſo an Stecken und Stab fortgezogen ſind, alſo daß mancher kaum ſo viel Zeit haben können, daß er zuvor ein Stück Brod mit ſich zu nehmen und aus ſeinem Hauſe abholen konnte. Was dieſes nun für eine elende und jämmerliche Wanderſchaft geweſen, iſt leichtlich zu erachten.

Der Schmalkalder elende Wallfahrt nach Vach.

Mit dieſer Bürgerſchaft iſt auch der jüngſte Bürgermeiſter Bernhard Heck, item Hr. Antonius Schoner, Rathsverwandter und Siegmund Clemen gemeiner Vormund nach Vach gefahren *).

---

*) Der Landgraf war mit dem Aufgebot des ganzen Ausſchuſſes in der That im Anzug. Mit Erlaubniß des Herzogs Johann Ernſt zu S. Eiſenach zogen [illegible] Mann durch deſſen Gebiet über den Wald, 3 Fähnlein mit Heerwagen; Scharfrichter ſchritten mit entblößten Schwertern in den Compagnien. Dieſe Truppen quartirten ſich in Barchfeld, Herrenbreitungen und den heſſiſchen Nachbardörfern ein.

Dieſen Sonnabend Nachmittag hat man zu gewöhnlicher Zeit wiederum zur Vesper geläutet, alſo iſt innerhalb 8 Tagen (ohne das Bilderſtürmen) in der Pfarrkirche gar nichts gehandelt, nicht gepredigt, kein Frühgebet gehalten, keine Eheleute kopulirt, kein Kind getauft, und in Summa kein Gottesdienſt in ſolcher Zeit verrichtet worden, welches gewißlich bei Menſchen Gedenken nicht geſchehen iſt.

Schmalkaldiſches Kirchen-Regiment ruhet 8 Tage.

Und demnach ſich nun die Bürgerſchaft, wie gemeldet, eilends auf den Weg machen müſſen, auch über geſchehenes Bitten und Flehen Niemand, weder Kranke noch Alte verſchonet werden können, und eben damals böſes Wetter und großer Wind geweſen, iſt dieſe Wanderſchaft den Alten und ſonderlich denjenigen, ſo das Wandern nicht gewohnt, ſchwer ankommen. Da iſt ein alter Mann, Namens Hans Kißling, ſeines Handwerks ein Schäfer, zwiſchen Grumbach und Barchfeld auf dem Felde am Wege plötzlich und unverſehens umgefallen und alſo ohne alles Klagen und Seufzen ſtraks geſtorben, welcher nachher nach Barchfeld geführt und daſelbſt begraben worden iſt. Als nun ſolches geſchehen und die Bürger erſchrocken, iſt etlichen Wenigen, ſo allbereit nicht faſt mehr fortkommen können, heim zu ziehen erlaubet worden. So ſind auch etliche heim gegangen, alſo, daß damals in allem nicht über 300 Bürger gen Bach ſind kommen.

Ein alter Mann ſtirbt unverſehens auf dem Wege.

Wird zu Barchfeld begraben.

Als nun die Bürger Abends ſpät nach Salzungen, 2 Meilen von Schmalkalden, kommen ſind, iſt ihnen von einem edlen Rath und Bürgerſchaft da-

Rath und Bürgerſchaft zu Salzungen thun den verſchüchterten Schmalkaldern alles Gutes.

ſelbſt alles Gutes widerfahren, ſintemal dieſelben unſere Bürger beherberget und nach Nothdurft wohl traktirt, auch ein herzliches Mitleiden wegen dieſes jetzigen gar trübſeligen Zuſtandes mit denſelben gehabt und ſie Sonntags den 11. Dezember in aller Frühe mit Trommel und Pfeife zur Stadt hinaus begleitet und nach Vach gewieſen haben.

Werden mit Trommel und Pfeife begleitet.

Wie nun gemeldeten 11. Dezember früh die Bürger nach Vach kommen ſind, iſt ihnen bei Leibesſtrafe verboten worden, daß ihrer keiner weder in die Stadt oder Vorſtadt hat gehen dürfen, ſintemal unſer g. F. und Hr. dermaßen erzürnet, daß J. F. G. keinen Schmalkalder Bürger in der Stadt Vach wiſſen noch haben wollen, ſo haben die Bürger draußen auf einem Raſen und hinter den Zäunen faſt 3 ganze Stunden liegen bleiben müſſen, weil aber ziemlich kaltes und böſes Wetter, theils auch ziemlich übel bekleidet, hat ſie gar ſehr gefroren, alſo daß es auch fremden Leuten ſehr gejammert, und hat ſonderlich der Schultheiß zu Vach bei unſerm g. F. gebeten für ſie, und es auch endlich dahin gebracht, daß ihnen in die Vorſtadt zu gehen erlaubet worden, jedoch mit dem ernſtlichen Befehl, daß ſie ſich nicht auf der Straße ſehen laſſen, oder ſonſt viel Weſens machen ſollten, darauf ſie dann in gemeldete Vorſtadt hin und wieder einforiret worden, in welcher ſie bis auf weitern Beſcheid verbleiben müſſen *).

Der im Himmel wird wieder mit ihnen reden in ſeinem Zorn. Das Beſte iſt, daß man ihnen den Himmel nicht verſperren kann.

Mit ſeinem Grimm wird er ſie erſchrecken.

---

*) Beſſer als die armen Bürger hatten es die Rathsdeputirten; dieſe fuhren in einer Kutſche, und kehrten gleich im bunten Löwen zu Vacha ein.

Montags den 12. Dezember früh um 9 Uhr ſind ſie wiederum alle heraus auf einen Raſen gefordert, und iſt ihnen daſelbſt von den Räthen ein f. Befehl vorgeleſen worden: nämlich: weil ſie ſich an J. F. G. höchlich verſündigt und dieſelben heftig erzürnet hätten, gleichwohl aber ſich nun demüthigten und um Gnade und Verzeihung bitten thäten, ſo ſollte ihnen alles gänzlich verziehen, und der auch angeforderten Geldſtrafe, vorgemeldeter 1000 Thlr. erledigt, wie auch gleichfalls des J. F. G. angebotenen Fußfalls erübriget ſein, dagegen ſie fleißig zur Kirche gehen, ihre Prediger ehren und der Obrigkeit unterthan ſein, alsdann ſollten ſie einen gnädigen Herrn haben *).

Den Schmalkaldern wird unter freiem Himmel ein f. Befehl vorgeleſen.

Erlangen wieder Gnade und Erlaſſung der angeforderten Geldſtrafe.

---

*) Geiſthirt, der im Ganzen der Relation unſers Manuſcripts ziemlich conform erzählt, berichtet, daß zunächſt der Vachaer Schultheiß Meckbach für die Schmalkalder gebeten, und dann zu ihnen gekommen, und alle auf den Markt vor das Loſament des Landgrafen beſchieden. Als gegen 1 Uhr der Landgraf mit ſeiner Gemahlin und ſeinem Hofſtaat abgeſpeiſt hatte, ſetzten ſie ſich zu Pferde, um nach Kloſter Kreuzburg (Philippsthal) eine kleine Tour zu machen. Da ſah er nun die Schmalkalder Männer, fragte, was ſie wollten, und erfuhr, daß ſie gnädiger Reſolution auf ihre Supplik harrten, und einen Fußfall thun wollten. Da rief der Landgraf: „Was, Reſolution? Reſolution?“ und fuhr laut fort, daß es alle Leute hörten: „Euer Anbringen habe wohl verſtanden! Etliche von euch haben den Burgfrieden im Schloß zu Schmalkalden gebrochen. Doch da ihr euch ſubmittiret, danke ich Gott, [illegible], daß ihr eurem Verſprechen nachlebt und auch Weihnachten zum heiligen Abendmahl einſtellet. Die ihre Sünde ernſtlich bereuen, ſollen pardonnirt ſein, aber der Rath ſoll auf die Urheber des Tumults inquiriren, damit ſie nach Gebühr geſtraft werden, Andern zum Exempel! Ihr Deputati habt euch zu gedulten bis morgen, und dann bei unſern Räthen wegen der Reſolution nachzufragen!“ Damit ritt der Landgraf mit ſeiner Begleitung hinweg, und kam erſt Abends wieder nach Vacha zurück. Am darauf folgenden Montag erfolgte dann der Beſcheid auf dem Raſen.

Sollen aber doch die Unkoſten, ſo auf die Soldaten gewendet, etwas tragen helfen.

Neben dieſem iſt gleichwohl damals auch vermeldet worden, weil allbereit große Unkoſten auf das zu Barchfeld und Herrenbreitungen gelegenes Kriegsvolk gangen, ſo ſollte doch gleichwohl ein billiges Mittel getroffen werden, damit diejenigen, welche ſie geſpeiſet und beherberget, nicht allein an Schaden ſein, die Bürger aber ihres Ungehorſams halber nicht gar ungeſtraft bleiben möchten. Da ihnen nun ſolches vorgeleſen und angezeigt worden, und ſie alſo ihren Beſcheid bekommen, ſind ſie ſtraks wiederum nach Hauſe gewandert. Es haben die damals ſelbſt mit zu Vach geweſenen Schmalkalder Bürger glaublich berichtet, daß, wo ſie nur noch 2 Stunden länger daheim verharret hätten, und nicht alſo in großer Eile nach Vach um Gnade zu bitten fortgezogen, wäre der Stadt Schmalkalden ein grauſamer Schade daraus erfolgt.

Große vorgeſtandene Gefahr der Stadt Schmalkalden.

Sintemal zu Breitungen und Barchfeld allbereit 3 Fahnen Soldaten, jede über 200 ſtark und einem Heerwagen gelegen, welche, ſo bald die Bürger nach Vach kommen, wieder abgezogen ſind, die dann ſonſt gar bald und in wenig Stunden nach der Stadt hätten verrücken können.

18 Fahnen Fußvolk, Ritterſchaft, 8 große Stücke.

So hat gleichfalls ſonſt noch viel Kriegsvolk um Vach herumgelegen, alſo daß in Eile in die 18 Fahnen zuſammen kommen wären, denen dann die Ritterſchaft zuſamt 8 Stücken großen Geſchützes folgen ſollten. Was nun hieraus gemeiner Stadt und Bürgerſchaft für Unheil entſtanden, kann ein jeder bei ſich ſelbſt wohl erachten. Als aber unſerm g. F. und Hrn. berichtet worden, daß die Bürger um Gnade zu bitten ſich auf den Weg gemacht hätten, iſt dem

Kriegsvolk wiederum heimzuziehen befohlen worden; aber da ſich's ein wenig länger verzogen hätte, wäre hernachmals alles Bitten und Flehen vergeblich geweſen.

Montags den 12 Dezember ſind die ſchönen gemalten und mit gutem Golde über- und unterſchriebene Tafeln, welche Landgraf Wilhelm, hochlöblichem Gedächtniß, mit großen Unkoſten hat laſſen machen, alle aus der Schloßkirche gethan und an andere Oerter verwahret und aufgehoben worden *).

Der löbliche alte Landgraf Wilhelm hat auch vergebliche Unkoſten aufgewendet

Dienſtags den 13. Dezember ſind die nunmehr in die 10 Tage allhier auf dem Schloß gelegenen Soldaten ab und mit Trommel und Pfeife durch die Stadt hin und alſo wieder nach Hauſe gezogen.

Dieſen Tag über hat man gar heftig und fleißig nach den Anfängern des vielgemeldeten Tumultes geforſcht und gefragt **).

Nach den Anfängern des Tumultes wird gefragt.

Freitags den 16. Dezember iſt Schultheiß und gemeiner Vormund ſamt anderen in der ganzen Stadt herum und alſo faſt von Haus zu Haus gegangen, und was ſie noch übrig an Rüſtungen und Wehren bei den Bürgern funden, alles eingeſchrieben und daneben ernſtlich befohlen, daß man daſſelbe alles folgenden 17. Dezember auf das Schloß tragen ſollte, welches dann auch alſo geſchehen müſſen.

---

*) Weil mehrere Bürger ernſtlich fragten, warum die Bilder in der Schloßkirche blieben, wenn ſie doch Abgöttereizeichen ſeien? Dieſe Bildniſſe kamen nach Altenburg, und 1648 nach Gotha auf den Friedenſtein.

**) Dabei wurde der Stadtſchreiber Johannes Oberländer feſtgenommen, doch bald darauf wieder als ſchuldlos entlaſſen.

[illegible] zu M. [illegible], thut das Maul abermal auf und will der Beichte ihren Abſchied geben.

Am 1. Sonntag des Advents den 18. Dezember hat der Pfarrer nach der Frühpredigt angezeigt, daß wir gegen vorſtehendem Chriſtfeſte Buße thun, von Sünden abſtehen und Gott um Gnade und Verzeihung bitten ſollten, und über 8 Tage, als an dem heiligen Chriſttag, ſollte das Abendmahl, wie der Hr. Chriſtus hat eingeſetzt, gehalten werden. Wer ſich nun dazu finden wollte, der ſollte ſich Sonnabends zuvor, ſobald man zur Veſper läuten würde, in die Kirche auf's Chor verfügen, da dann eine kurze Vermahnung geſchehen ſollte, warum und zu was Ende das heil. Abendmahl vom Hrn. Chriſtus eingeſetzt worden, und darauf ſollte alſobald die tröſtliche Abſolution geſprochen werden, daneben nochmals ſich einzuſtellen, auch ſich dabei fein ſtille und eingezogen zu verhalten, ernſtlich vermahnet.

Und hiermit iſt alſo auch der Beichte abgedankt und Urlaub gegeben worden.

Die ſteinernen Bilder in den Dorfkirchen müſſen auch dran.

Eben dieſen Sonntag ſind auch die Bilder aus den Kirchen in den ins Amt gehörenden Dörfern, als: Kleinſchmalkalden, Seligenthal, Floh und Asbach gethan worden *).

Alle Epitaphia, bis auf eines, ſind aus der Kirche geſchafft worden.

Montags den 19. Dezember ſind alle Epitaphia (ausgenommen eines, ſo F. Georg Ernſt des letzten Grafen und Hrn. zu Henneberg, daran gleichwohl anderes nichts denn des Fürſten Bildniß gemalt iſt) aus der Pfarrkirche gethan worden, und obſchon etliche Bürger fleißig gebeten, daß man ihrer Voreltern Epitaphia in der Kir-

---

*) Ebenſo aus Haindorf, einer der älteſten Kirchen in der Herrſchaft Schmalkalden.

che laſſen ſollte, hat es doch wegen deſſen, daß die Auferſtehung Chriſti und andere bibliſche Hiſtorien darauf gemalt geweſen ſind, nicht ſein können, ſondern ſie haben allzugleich fortwandern müſſen.

Einem jeden gefällt ſeine Weiſe wohl.

Gleichfalls iſt auch dieſen Montag in allen Handwerken befohlen worden, daß, welcher Söhne oder Töchter, ſo 12jährig oder drüber ſind, hat, es aufzeichnen und den Zettel auf's Schloß ſchicken müſſen.

Der Hurer und Hurenkinder ſind vergeſſen worden.

Mittwoch den 21. Dezember, war der Tag Thomas, ſind alle diejenigen Bürger, ſo bisher in dem von unſern g. F. und Hrn. vor etlichen Jahren gemachten löblichen Ausſchuß Soldaten geweſen, auf das Schloß gefordert, daſelbſt ſind ſie alle aufgeſchrieben und hernach in 2 Haufen getheilt worden.

Ausſchuß der Soldaten in zwei Haufen getheilet.

Auf dem erſten Haufen ſind diejenigen geſtanden, welche am Tage Andreas auf dem Schloß geblieben, und alſo fromm und gehorſam geweſen ſind.

1. Der gehorſame Haufen.

Auf dem andern aber diejenigen, ſo am Tag Andreas vom Schloß gegangen (oder gelaufen, wie man's nennt), deren dann ohngefähr 200 an der Zahl geweſen, geſtanden, und dieſen vom Hrn. Oberamtmann ein f. Befehl vorgeleſen worden: weil für's erſte ein jeder inſonderheit unſerm g. F. und Hrn. bürgerlich und überdieß zum andern zur Fahne noch einen Eid geſchworen, gleichwohl aber dieſen zwiefachen Eid alſo leichtfertig vergeſſen hätten, als ſollte bei Leibesſtrafe keiner unter ihnen innerhalb einem ganzen Jahre keine Wehre, ohne ein Brodmeſſer, bei ſich im Hauſe finden

2. Der ungehorſame Haufen.

Werden auf ein ganzes Jahr aller Ehrenſachen entſetzt und wehrlos gemacht.

laſſen, auch mit keinem ehrlichen Mann keine Kanne Wein oder Bier in gemeldeter Zeit trinken, und obſchon einer oder der andere im bemeldeten Jahr zu ihren Sachen, als Hochzeiten, Gevattern oder andern ehrlichen Gaſtereien erbetet würden, ſollte durchaus keiner weiter, als ſolch Ehrenwerk in der Kirche zu verrichten, zugelaſſen werden, und ſobald es in der Kirche verrichtet, ſich ſtraks wiederum von ehrlichen Leuten abſondern, in Summa wo ehrliche Bürger zuſammenſtänden und mit einander redeten, ſollte ſich dieſer Soldaten keiner innerhalb ihrer Friſt dabei ſehen oder finden laſſen, ſondern ſich ehrlicher Leute gänzlich äußern. Und zum Ueberfluß iſt dem Schultheiß vom Hrn. Amtmann noch in ihrer Gegenwart befohlen worden, daß er ein fleißiges Aufſehn auf die Uebertreter haben ſollte, damit ſie andern zum Exempel gebührlich geſtraft werden möchten.

Iſt bei den Alten ein ehrlicher Aufzug. Nein, Wahrlich.

Bürgerſchaft wird durch die f. Räthe vermahnet, ſich zur Abſolution und Abendmahl einzuſtellen. Zum Theil haben angelobet, etliche haben Bedenkzeit genommen.

Hernachfolgenden Donnerstag den 22. und 23. Dezember hat man viele Bürger, aber meiſtentheils diejenigen, ſo vom Schloß gangen waren, vor die f. Räthe auf's Schloß gefordert und dieſelben ernſtlich dahin vermahnet, daß ſie ſich an dem Chriſtabend zur Abſolution und den Chriſttag zum Nachtmahl einſtellen ſollten. Unter dieſen haben ſich etliche Einfältige, ſo nichts anderes vermeint, denn daß es alſo ſein müßte, einzuſtellen angelobet, etliche aber und zwar die meiſten haben ſich noch eine Zeit lang beſſer zu bedenken ausgeredet.

Fürſtl. Räthe u. Diener, ſowohl etliche geiſtl. u. andere liebe Diener ſtellen ſich zur Abſol. ein.

Sonnabends den 24. Dezember, am Chriſtabend nach gehaltener Vesper, haben ſich unſers g. F. und Hrn. Stadthalter, Kanzler, nebenbei dem

Hrn. Amtmann ſamt allen ihren Dienern, ingleichen dem Kaplan in die Pfarrkirche, item Pfarrherren und Cantoren in die Schloßkirche, dem jüngſten Bürgermeiſter ſamt andern zwei Rathsperſonen und ſonſt faſt alle Herrendiener allhier, auch etliche Bürger (meiſtentheils dazu gezwungen) und 3 des Rentmeiſters Taglöhner von Asbach eben gezwungen, in die Kirche auf's Chor verfügt, da ſie dann alſo insgemein vom Pfarrer abſolvirt worden.

Folgenden 25. Dezember am h. Chriſttag nach gehaltener Predigt haben ſich vorgedachte angezeigte Perſonen im Chor wiederum eingeſtellt, da dann der Pfarrer und Kaplan hinter das Altar getreten ſind. Das Brod iſt vom Pfarrer gebrochen und einem jeden in die Hand ein Stücklein ſelbſt zu eſſen gegeben, und der Kelch vom Kaplan einem jeden auch in die Hand ſelbſt zu trinken gegeben worden. Der Perſonen, ſo auf dieſem Feſte den Anfang gemacht, waren 65, darunter 12 Weibsperſonen, und gleichwohl meiſtentheils fremde Leute geweſen, bei dieſer Handlung iſt ein Pſalm mit 4 Stimmen aus dem Lobwaſſer geſungen worden *). Und damit auch dieſe Erneuung ein deſto beſſeres Anſehn haben möchte, iſt dieſer h. Chriſttag in der Schloßkirche nicht gepredigt worden.

Das Brodbrechen geht zum erſten Male an.

65 Perſonen zum erſten Male.

Montags den andern Chriſttag haben ſich wiederum eilf Perſonen, alſo acht Manns- und drei Frauensperſonen zum Nachtmahl eingeſtellt.

11 Communicanten.

Dienſtags den dritten Chriſttag iſt der Kanzler,

---

*) Der ganze alte Ritus blieb hinweg.

Kanzler und Stadthalter ziehen wieder hinweg. als er nunmehr über 5 Wochen allhier geweſen, wiederum abgezogen, wie dann auch folgenden Mittwoch der Stadthalter (welcher den 7. Dezember hierher kommen war) auch hinweggefahren, der Superintendent mit andern ſeinen Mitconſorten waren zuvor um Nicolai einer nach dem Andern fort und wieder nach Hauſe gewandert.

9 Communicanten. Den neuen Jahrstag Anno 1609 haben ſich abermals 9 Perſonen, als 7 Manns- und 2 Weibsperſonen zum Nachtmahl eingeſtellt.

Daß die Verbeſſerungspunkte vor 4 Jahren faſt allhier anzunehmen begehret worden, iſt droben im Eingang gemeldet worden. Und zu dieſen Pfarrer zu Druſen. Punkten hat ſich der Pfaffe zu Druſen (der ohne das ein gottloſer, verwegener und verſoffener Geſell, welcher ſich, wie man ſagt, vorlängſtem dem Das ſein rechte Schelme und des Teufels Artiſchocke, laut Hicke, Picke. Teufel ergeben haben ſoll) ſtraks und von Stund an dazu bekennt, aber gleichwohl in bemeldeten Jahren nicht viel Leute dazu bereden oder bringen können, als er aber vernommen, daß er die f. Räthe auf ſo mancherlei Weiſe und Wege mit der Bürgerſchaft angegriffen, hat er nun mit Gewalt fortzufahren vor gut angeſehen, derentwegen er dann ſeiner alten Gewohnheit nach ganz heftig auf die armen Leute geſcholten, und es gleichwohl ſo weit Ueber 100 Communicanten zu Druſen auf einem Mal. gebracht, daß ſich aus beiden Dörfern Druſen und in der Aue von ſeinen Pfarrkindern den h. Chriſttag aus groſſer Furcht 40, und auf den andern Chriſttag auch über 60 Perſonen zum Brodbrechen eingeſtellt haben.

Als ſich's nun ſeinem Bedünken nach in dieſem Anfang ſo wohl angelaſſen, hat er noch viel hefti-

r als zuvor gedonnert, und weil zuvor inner-
lb 3 Jahren zum Abendmahl faſt Niemand gan-
n war, haben ſich den neuen Jahrestag 1609
wohl auch auf den h. drei Königstag jedesmal
er 100 Perſonen wieder dazu gefunden. Weil
er dem Pfaffen die Zeit in der Kirche bei die-
n Communikanten viel länger denn im Wirths-
us, (denn er oft darin zwei Tage und noch län-
r geſeſſen) geweſen, hat er, deſto eher fertig zu
erden, auf den Neujahrstag den Schultheiß in
r Aue, ſeiner Handthierung ein Müller, und
f den h. drei Königtag den Schultheiß von Dru-
n, einen Forſtknecht, angeſprochen, daß, da er auf
ner Seite das Brod gebrochen, hat einer aus
meldeten beiden Schultheißen auf der andern
eite ſtehen und in des Pfaffen Statt einem je-
n inſonderheit den Kelch reichen und übergeben
üſſen, damit es deſto eher von Statten gehe,
d er vielleicht nicht den beſten Ort im Wirths-
us verſäumen möchte. Und iſt doch dabei in
cht zu nehmen, daß der Holzknecht dieſes ihm
n ſeinem Pfaffen in der Kirche aufgetragene
mt vor dem Altar bei Austheilung des Kelches
it ſeiner an der Seite gegürteten Wehre verrich-
t hat *).

Abendmahl über [illegible] Communicanten zu Druſen oder Lauter. O du Teufels-Pfaffe.

Heißet das nach des Hrn. Chriſti Befehl gethan? das glaub' der Teufel u. ſeine Frau Großmutter.

Ei ihr feinen ehrwürdigen Herren.

---

*) Dem Hirſchfänger. Er ſoll den Communicanten zugerufen haben: „Trinkt doch!“ ein Mißbrauch, der den Lutheranern nicht minder ein Gräuel war, wie den zur neuen Lehre Gezwungenen. Dieſer Pfarrer zu Druſen, Georg H........n, wurde am 4. Juli 1[illegible] todt im Bette gefunden, nachdem er ſich geſund niedergelegt, und es wurde ſogleich der Glaube im Volk rege, daß ihm der Satan das Genick gebrochen, zumal als ihm bei der Beſtattung Niemand ſehen durfte. S. Dr. Vinz. Schmucks: Wiederholtes Bedenken über den heſſiſchen Catechismum. 1611. 4.

12 Communicanten

Den erſten Sonntag nach Dreikönige ſind 12 Perſonen, als: 9 Manns- und 3 Weibsperſonen zum Nachtmahl gegangen.

Der fromme M. Merkel kommt auf einem Rüſtwagen von Caſſel wieder nach Schmalkalden.

Donnerstags den 19. Januar iſt M. Nicolaus Merkel von Caſſel, dahin er vor 6 Wochen geführet, wieder hier ankommen, und ob man ihm wohl ſogar Urlaub gegeben, ſo iſt ihm doch von den f. Räthen (denn vor unſerm g. F. und Hrn. hat er nicht kommen können) ſich der Kirche zu äußern und zu enthalten, bis auf weiterm Beſcheid, mit Niemand keine Gemeinſchaft zu haben, befohlen worden, alſo hat er zu Niemanden und Niemand zu ihm gehen dürfen, er iſt wohl auf einer Kutſche hinweggeführt, aber nur auf einem Rüſtwagen hierher gebracht worden.

Jetzt kommt das Spiel auch an die Schuldiener.

Anwehrendem ſolchen Handel haben ſich nicht allein die Geiſtlichen, ſondern auch die Obrigkeit an die Schuldiener gemacht und ihr Heil vielfältig an ihnen verſucht, der Hoffnung, ſie dahin zu bereden, daß ſie ſich auch zum Nachtmahl einſtellen und ſonderlich den neuen heſſiſchen Katechismum den Knaben lehren und einbilden ſollten, welche ſich dann etliche unter den Schuldienern höchlich beſchwert, ſonderlich aber haben ſie ſich heftig an den alten und in die 40 Jahre allhier geweſenen Cantor Hrn. Caspar Wille (aber gleichwohl vergeblich) gemacht und ihn dazu bereden wollen, weil er aber vorgewendet, daß er dieſe lange Zeit über in ſeinem Schuldienſt gar viele Schüler gehabt, die nunmehr meiſtentheils erwachſen und Bürger allhier wären, welchen er den alten lutheriſchen Katechismum gelehret hätte, derentwegen er dann

Der alte und zu Schmalkalden altgediente Cantor, Hr. Caspar Wille, will nicht in ihren Rath willigen.

gebeten, ſeiner, als nunmehr alten Mannes, zu verſchonen, ſintemal er nicht bedacht ſei, diejenigen Kinder, deren Eltern er zuvor mit großer Mühe und Arbeit recht gelehret hätte, jetzt in ſeinem Alter etwas anders zu lehren, und ob ſie wohl noch zur Zeit mit dieſen und andern ſeinen Antworten zufrieden ſein müſſen, haben ſie es doch, ihn deſto eher auf ihre Seite zu bringen, bald hernach etwas ernſtlicher vorgenommen.

Sein Sohn, Student zu Leipzig, muß ſolches entgelten.

Denn nachdem ſein Sohn Chriſtianus damals zu Leipzig ſtudirt, ein vor langer Zeit ſtudirenden Bürgerskindern geſtiftetes Stipendium *) nämlich 25 Gulden inne gehabt, welches er dann alter Stiftung und vorigem Gebrauch nach 3 Jahre lang inne haben und gebrauchen ſollte, und ſolches aber nur ein Jahr empfangen und gebraucht hatte und jetzt eben faſt an der Zeit geweſen, daß er auch das andere hätte einnehmen ſollen, iſt ihm geſchrieben worden, wofern er ſich nicht von Leipzig nach Marburg wende und daſelbſt ſtudiren würde, ſo ſollte ihm weder dieſes noch künftiges Jahr gedachtes Stipendium gereicht und auch forthin nirgends anders wohin als nach Marburg gewendet werden, welches denn zuvor alſo vorgenommen worden iſt.

Doctor Vincent. Schmuck zu Leipzig Bedenken wegen der Verbeſſerungspunkten.

Kurz vor Weihnachten hat Hr. Vincentius Schmuck, d. h. Schrift Doctor, Profeſſor und Pfarrer zu S. Nicolaus in Leipzig, ein kurzes Bedenken wegen der Verbeſſerungspunkten und des neuen heſſiſchen Katechismus durch den Druck aus-

---

*) Das Wiechleriſche.

geben laſſen. Und nachdem er daſſelbe einem ehrbaren Rath und Bürgerſchaft zu Schmalkalden als ſeinen Blutsfreunden und Landesleuten zugeſchickt, und ihnen ſolches auch meiſtentheils eine gar angenehme Verehrung geweſen iſt, als es aber im Anfang ein wenig heimlich gehalten, aber doch bald nach Weihnachten baar und auch alſo ohnlängſt hernach beides für die Prediger und Obrigkeit bracht worden iſt, hat es ihnen beiderſeits (weil es zu ihrem Vornehmen allerdings undienſtlich) ganz heftig verdroſſen, welches hieraus leichtlich abzunehmen, daß nicht allein der Pfarrer, ſondern auch der Kaplan in der Pfarrkirche nebenbei dem Pfarrer in der Schloßkirche, des andern Sonntags nach Trium Regum (da es die Woche zuvor offenbar worden), ſondern auch hernach faſt alle Sonntags- und Wochenpredigt dawider gepredigt, den Doctor einen unzeitigen Rathgeber und ſonſt vielfältig geſcholten, als dem dieſe Gemeinde nicht befohlen wäre, er ſollte ſeines Dinges warten, und ſie hergegen die ihrigen warten laſſen, ihm wäre allbereit mehr befohlen worden, als er verrichten könnte, item er befleißige ſich, die helle Wahrheit zu dämpfen und zu unterdrücken, ſchlage mit ſeiner Sichel in anderer Erndte, und hätte mit ſeinem böſen Ahitophels Rath auch wohl daheim bleiben mögen, und was dergleichen Schmähworte, ſo ſie zu viel unterſchiedenen malen ausgegoſſen, mehr geweſen ſind, daß es auch für's andere die Obrigkeit verdroſſen und dieſelbe deswegen das ihrige auch dabei gethan, ſoll hernach an ſeinem Orte vermeldet werden.

Den Mönchen verdrießt es auch, wenn man [illegible] etc.

Die Schmalkaldiſche Congehans und ſeine Geſellſchaft können nichts gegründetes wider ſolches Bedenken vorbringen.

Quia. Sie haben's nicht gelernt.

Etliche, ſo des oft gedachten Aufruhrs Anfänger geweſen ſind, oder aber die dieſer angefangenen Erneuerung etwas zu nahe geredet haben ſollen und deſſelben ohne Zweifel mit Fuchsſchwänzereien und mehrentheils mit falſchen Zeugen überwieſen worden, ſind ſie auf dem Schloſſe in der Trabantenſtube und andern Orten an Ketten geſchloſſen, oder ſonſt in's Gefängniß geworfen worden, und hat hernach durchaus keiner ledig werden können, er habe denn einen Revers zuvor über ſich geben und auf Begehren und im Nothfall ſich wieder einzuſtellen; hat mancher arme Tropf, der kaum in Allem 20 oder 30 Gulden hatte, ja mancher über 200 Gülden verbürgen müſſen. Unter dieſen iſt auch ein alter eisgrauer Bürger mit Namen Andreas Koch, ſeines Handwerks ein Löffelſchmied, erwiſcht worden, welcher ſich am Tage Andreas auf dem Schloſſe bei etlichen Bürgern hat hören laſſen ſollen, daß ſie die Verbeſſerungspunkten ſo leichtlich anzunehmen nicht ſchwören, ſondern ſteif und feſt bei einander halten ſollten. Er als ein alter Mann wollte ſeinen Kopf auch dran wagen. Als er nun von ſeinen Mißgünſtigen verrathen und von denſelben viel dazu gelogen wurde, iſt er vor die f. Räthe auf's Schloß gefordert und bald hernach nach ihrem Befehl in der Trabantenſtube an Ketten geſchloſſen worden, nachdem aber die Räthe hernach abgezogen ſind, iſt er in des Landknechts Stube an Ketten gelegt worden. An dieſen beiden Orten hat er 5 Wochen und 1 Tag gefänglich ſitzen müſſen, und als unterdeſſen ſeine Kinder und andere ehrliche Leute

Etliche Bürger werden in's Gefängniß gelegt, etliche in Ketten geſchloſſen.

Werden auf Revers und genugſame Caution wieder ledig.

Andreas Koch ein alter Bürger.

Wird an Ketten geſchloſſen.

5 Wochen gefänglich enthalten.

Und auf 500 Gulden Bürgſchaft wieder entledigt.

bei unſerm g. F. und Hrn. öfters für ihn gebeten, iſt er den 28. Januar ledig worden, als er zuvor ſich auf den Nothfall wieder einzuſtellen, 500 Gülden verbürgen müſſen.

An dieſem und vielen andern Exempeln, die alle in Specie allhier zu ſetzen viel zu weitläuftig, haben ſich andere ehrliche Bürger beſpiegeln und zu Verhütung der gleichen Strafe wohl verſehen müſſen, und von dieſen Sachen, zumal bei verdächtigen Perſonen durchaus nicht viel Redens machen dürfen. Und um Lichtmeß hat ein jeder Bürger, ſo vom Schloß gelaufen (oder vielmehr gangen), einen Schreckenberger geben müſſen, damit die 48 Gulden, ſo zu Herrenbreitungen von den Soldaten verzehrt worden, bezahlt werden möchten. Dießmal ſoll von bemeldeten Bürgern 68 Gulden erlegt worden ſein, wo aber die übrigen hinkommen, ſoll auf jetzige Stunde berechnet werden.

9 Communicanten.

Sonntags Septuageſimä haben ſich 9 Perſonen, als: 3 Manns- und 3 Weibsperſonen zum Brodbrechen eingeſtellt.

9 Communicanten.

Und Sonntags Sexageſimä wieder 9 Perſonen, als: 6 Manns- und 3 Weibsperſonen, deren einer von einem Dorf, die andern 8 aber ſind aus dem Hoſpital geweſen, und wie man geſagt, ſind ſie kurz zuvor bei Verluſt ihrer Pfründe dazu vermahnet und ſo dazu gezwungen worden *).

Gedachten Sonntag Sexageſimä zu Mittag ſind viele, und zwar die Vornehmſten aus der Bürger-

---

*) Alſo von der geſammten Bürgerſchaft Niemand.

ſchaft, ſonderlich aber diejenigen, welche verſchienene Neujahrs-Meſſe zu Leipzig (unter denen etliche bei D. Vincenz Schmuck zu Gaſte geweſen) vor den Rentmeiſter, Schultheißen, Bürgermeiſter und einen ganzen Rath gefordert und fleißig ausgefragt worden, wie viel ein jeder unter ihnen derjenigen Exemplaria mit ſich anher gebracht hätte, welche wohlgemeldeter Doctor an die Schmalkalder (wie droben gedacht) geſchrieben. Was nun ein jeder bei ſich gehabt oder auch andern mitgetheilet, oder ſonſt bei jemanden gewußt, hat er anzeigen müſſen, und haben hernach alle Exemplaria auf das Rathhaus getragen werden müſſen. Acht Tage nachher, den 26. Februar auf Faſtnacht, iſt abermals die ganze Bürgerſchaft zu Mittag vor's Rathhaus gefordert worden und ihnen vom Rentmeiſter im Beiſein eines ehrbaren Rathes ein Befehl vorgeleſen worden, darin dem D. Schmuck ſein Bedenken (deſſen oben und zunächſt gedacht) zu haben und zu leſen gänzlich verboten, auch dem Rath ernſtlich befohlen worden, daß ſie alle Exemplaria bei der Bürgerſchaft abfordern und dieſelben unſerm g. F. und Hrn. zuſchicken ſollten. Und hierneben iſt die Bürgerſchaft heftig gewarnt worden, daß ſie ſich durch dieſe Schmachſchrift (alſo und nicht anders wird's genannt) ja nicht irre machen laſſen, ſondern viel mehr auf Gottes als auf Menſchen Wort ſehen ſollten, inſonderheit aber ſollten diejenigen, ſo ſich zuvor unſerm g. F. und Hrn. widerſpenſtig erzeigt hätten, wohl bedenken, was ſie hernach J. f. G. zugeſagt hätten, derentwegen ſie ihre Predigt fleißig hören und das Nachtmahl

Damit werden ſie die Wahrheit nicht unterdrücken können.

D. Schmuck's Bedenken wird verboten.

Bürgerſchaft wird nochmals gewarnt, ſich fleißig zur Predigt und Nachtmahl einzufinden.

oft gebrauchen ſollten, und ſollte auch hierin der Rath den Unterthanen mit guten Exempeln vorgehen.

Ich hatte es ſelbſt dafür.

Etliche und zwar nicht wenige aus der gemeinen Bürgerſchaft haben gänzlich dafür gehalten, daß dieſes Mandat nicht von unſerm g. F. und Hrn., ſondern von den Räthen und andern gemacht worden ſei.

Neben dieſem Befehl ſind auch damals die im Ausſchuß vom Schloß gelaufenen Soldaten ernſtlich erinnert worden, wie man in Erfahrung kommen, daß ſich etliche unter ihnen nicht der Gebühr, und alſo des zuvor empfangenen Befehls nicht gemäß verhielten, ſondern an dem einen und andern Orte zu ehrlichen Leuten ſich geſellen und mit denſelben eſſen und trinken, derentwegen ſollten ſie nochmals zum Ueberfluß gewarnet ſein, daß ſie ſolches forthin, bis auf die ihnen beſtimmte Zeit einſtellen und davon abſtehen ſollten, und da auch einer oder der andere ſolches nochmals überſchreiten würde, ſollte gegen denſelben ein ſolcher Ernſt gebraucht werden, daß ſich wohl daran andere ſtoßen und beſpiegeln könnten.

Neuer Bachant.

Um Petri hat man einen neuen Baccalaureum aus dem Lande zu Heſſen, einen gar jungen und ſchlechten Geſellen (an M. Gabriel Clemens Stelle, welcher vorlängſten verſtorben, und ſeine Stelle nunmehr lange ledig geſtanden) hierher in die Schule geſchickt, welcher, ob er wohl Anfangs den Schulknaben den neuen heſſiſchen Katechismum nicht aufgeben, ſo hat er ihnen doch denſelben, deſto eher zu lernen, vor dictirt, den ſie nachſchreiben und lernen mußten.

Das iſt auch ein Griff auf der Laute.

Bald nach Petri iſt der Kirchner in der Pfarrkirche Stephan Schmaleſen (welcher nach ſeinem Vater Balthaſer Schmaleſen, der 21 Jahr Kirchner geweſen) auch 9 Jahr ſolchen Dienſt verrichtet, wegen deſſen, daß er nicht zum Abendmahl gehen wollen (und damit nach des Pfarrers Meinung viele Leute geärgert) beurlaubet. Und Lorenz Heß, eine Zeit lang geweſener Schulmeiſter zu Völkershauſen bei der Rhann gelegen, ein gar ſtolzes Geſellichen, an ſeiner Statt Kirchner worden, welcher doch wenige Jahre darnach, unredlicher und deutſch davon zu reden, etlicher Diebesſtücke wegen dieſes Dienſtes entſetzt, aber bald darauf an einen Schuldienſt gefördert worden.

Der arme Kirchendiener auch abgeſchafft.

Mittwoch den 22. März ſind die vom Schloß gelaufenen Bürger wiederum ſämmtlich auf's Rathhaus gefordert und ihnen vom Schultheiß ein Befehl vorgeleſen worden, darin vermeldet, daß zu Herrenbreitungen an die Soldatenzehrung noch 31 Gulden nicht reichten, zudem ſei noch über 300 Gulden auch von Soldaten verzehrt worden, alſo daß ſich beide Poſten auf 370 Gulden belaufen, und dieſe Summa ſollte innerhalb Monatsfriſt von bemeldeten Bürgern erlegt und bezahlet werden, hierauf haben ſie meiſtentheils daneben ſchwebende Theurung, auch ihre große Armuth, Unvermögen und böſe Handthierungen (deren jetzt allhier genugſam) vorgewendet und fleißig dafür gebeten, es hat aber doch nichts helfen wollen.

Die arme Bürgerſchaft ſoll 370 Gulden Soldatenzehrung erlegen.

Dieweil ſich aber nun eine Zeit her niemand zum Nachtmahl einſtellen wollen, hat ſich unterdeſſen ein alter Klingenſchmied, der kleine Klaus

Ein alter Klingenſchmied und ſein wahnwitziges Weib werden etliche Mal, als ſie zur Abſolution ſich eingeſtellt, abgewieſen.

Hat ſich verlauten laſſen, nicht mehr darum anzuſuchen.

Wird ihnen doch endlich gereicht, doch nicht öffentlich.

genannt, mit ſeinem alten und halb wahnwitzigen Weibe etliche Male angemeldet, ſind aber jedesmal, bis ſo lang ſich jemand mehr angeben würde, abgewieſen worden, weil er es aber in die Länge müde worden, hat er Sonntags Lätare abermals auf's Neue angehalten, indem er nun gemerkt, daß man ſie beide wegen deſſen, daß ſonſt niemand nicht vorhanden, wiederum abweiſen wollen, hat er ſich ausdrücklich verlauten laſſen, daß er forthin nicht mehr anſuchen wollte. Als nun die Geiſtlichen ſolches vernommen, haben ſie ihm und ſeinem Weibe, als man Nachmittag zur Veſper geläutet, das Nachtmahl (jedoch nicht öffentlich) ſondern, in der Sakriſtei gegeben, als beide Communicanten (wie etliche berichten) daheim zuvor eine gute Schüſſel Erbſen und Fleiſch gegeſſen und verzehret haben. Den armen Pfründnern, ſo von wegen alter Stiftung wöchentlich und zwar alle Freitage Brod und Geld in der Kirche empfahen, iſt dieſe Woche vom Pfarrer ernſtlich angezeigt worden, daß ſie ſich auf vorſtehendes Nachtmahl zum Oſterfeſt finden ſollten, und im Fall ſie ſolches nicht thun würden, ſollte ihnen ihre Pfründe gar genommen und entzogen werden.

Auf den Charfreitag hat der Pfarrherr auf alle umliegende eingepfarrte Dörfer Zettel geſchickt und in denſelben befohlen, daß auf dem heiligen Oſtertag auf keinem Dorfe in der Kirche geprediget werden, ſondern das Landvolk in die Stadt in die Pfarrkirche zur Predigt und Nachtmahl ſich einzuſtellen, ernſtlich vermahnt werden ſollte, und obwohl ſolches auf den Dörfern genugſam angezeigt worden, ſind doch aus etlichen Dörfern wenig, und auch aus etlichen gar Niemand herein gekommen.

Am heiligen Oſtertag ſind wiederum 9 Mannsperſonen zum Nachtmahl gegangen, darunter auch der Pfarrherr und Caplan ſammt ſonſt 2 Perſonen, die zuvor mehr dabei geweſen, alſo daß ſie diesmal nur 5 neue Perſonen gehabt haben, und ſonderlich iſt dieſes merklich und ſeltſam anzuſehen geweſen, daß die beiden Pfaffen einer den Andern communiciret, welches hier zuvor niemals alſo geſehen worden.

Am andern Oſtertag haben ſich wiederum 6 Perſonen, als: 2 Manns- und 4 Weibsperſonen zum Nachtmahl eingeſtellt, und obſchon unter dieſen 2 Perſonen zuvor mehr hierbei geweſen, ſind doch die nächſten drei hernach auch jederſeits verdächtig geweſen, aber die 6te Perſon von einem Dorfe iſt eine von den armen Pfründnern geweſen, welche vor 14 Tagen vom Pfarrherrn bei Verluſt ihrer Pfründen dazu vermahnet worden.

Acht Tage nach Oſtern iſt der Pfarrherr nach Asbach gekommen und die Vesperpredigt daſelbſt gethan, dabei auch der Rentmeiſter geweſen, und hat der Pfarrer die Bauern heftig vermahnt, daß ſie ſich zum Abendmahl einſtellen ſollten, und ſo ſie ſolches nicht thun würden, ihnen allerhand Unglück, ſo daraus entſtehen würde, zu Gemüth gezogen. Als aber hernach die Bauern nicht viel Dienſtliches zur Sache geantwortet, haben ſie einen guten Trunk mit einander gethan, und ſind alſo wohl bezecht wieder nach der Stadt gewandert *).

---

*) Die Bauern nahmen großes Aergerniß an dem Benehmen des Pfarrers und Rentmeiſters, welche mit den Verbeſſerungspunkten gewaltig eifernd ſich aufdrangen, alle Andersdenkenden höhnten und verachteten, und überhaupt dem Sinn des Landesherrn, der auf dem

Dieweil ſich nun unſere Prediger die Verbeſſerungspunkte vollends allenthalben in's Werk zu richten vielfältig bemühten, und je länger je heftiger darauf drungen, daneben auch andere Prediger und Gelehrten, ſo nicht ihrer Meinung, ganz höhniſch verachteten und übel ausmachten, dazu die arme Bürgerſchaft faſt in allen Predigten ganz heftig ſcholten, und aber der Pfarrer zu Haindorf, M. Johann Clemen, welchen man des Calvinismi halber etliche Jahre her gar verdächtig gehalten, dieſer Zeit Rectoren in der Schule, hierzuvor von unſerm g. F. und Hrn. ſelbſt übergeben und befohlen worden, welchem Rector dann im Anfang von wegen gemeldeten Verdachts etliche wenige Bürger ihn zu hören nachgefolget, weil er ſich aber in ſeinen Predigten ſehr gebeſſert, und die Evangelien und vorgenommenen Texte fein einfältig erklärt, hat er, als es die Bürgerſchaft erfahren, viele Zuhörer bekommen, alſo, daß in der Faſtenzeit bisweilen 2 oder 300 Perſonen, und um Oſtern, ſonderlich aber den andern und dritten Oſtertag (denn am erſten hat er nicht predigen dürfen) jederzeit über 700 Perſonen aus der Stadt ihm zuzuhören herunter gegangen ſind *), weil aber ſolches den Predigern in ihrem Kram nicht gedienet, ſintemal ſie hergegen nicht viele Zuhörer gehabt, haben ſie auf allerhand Mittel und Wege, ſolches abzuſchaffen, gedacht, aber doch ſelbiges vor ſich ſelbſt nicht thun dürfen, bis ſo lange der Superintendent den 5. Mai hierher gekommen und dem Rector den 6. Mai auf ſ. Befehl geboten, daß er ſich forthin des Predigens zu

---

Weg der Beſcheidenheit zu reformiren geboten hatte, ganz entgegen handelten. Die zelotiſche Tobſucht mancher Geiſtlichen hat ſtets und überall der Sache der Religion und Kirche mehr geſchadet, als genützt.

*) Haindorf liegt nur eine kleine halbe Stunde von Schmalkalden, an der Straße in das Werrathal.

Haindorf enthalten ſollte, alſo hat er den Sonntag Jubilate daheim bleiben müſſen.

Nächſthernach folgenden Sonntag Cantate iſt Kilian Sembler, Cantor am Berge, vom Pfarrer, Rentmeiſter, Schultheißen, Blaſius Zielfeldern und andern an des Rectors Johann Clemen Statt zu einem Prediger zu Haindorf eingeführt worden, dergleichen Gepränge hiezuvor keinem widerfahren, und wie die Bauern berichten, ſind die Pfennige, ſo kurz zuvor von Bürgern und Bauern in ziemlicher Menge in den Gotteskaſten eingelegt, diesmal mit Freuden verzehrt worden. So hat auch dieſer neue Prediger ein altes übergebliebenes Bild, ſo ſich an einen gar ſeltſamen Ort unlängſt verkrochen, ausgemacht, und daſſelbe (welches ſich nicht wehren können) ganz jämmerlich verſtümmelt, und alſo damit ſeinen großen Eifer gegen die armen Bilder genugſam ſehen laſſen.

Dieſen Sonntag Jubilate hat der Superintendent den Hanns Zielfelder, geweſenen Pfarrer zu Barchfeld, an M. Nikolaus Merkel Stelle (welche nunmehr faſt 23 Wochen ledig geſtanden) zu einem Caplan eingeführt und ihn Magister Johannes genannt, da er doch ſolchen Grad niemals erlangt hat. Als nun derſelbe Zielfelder bemeldeten Sonntag frühe ſeine Probepredigt allhier gethan und faſt im Eingang derſelben gar zu prächtig angezeigt, wie er aus gnädigem Befehl unſers g. F. und Herrn, wohl auch auf ordentliche Vocation eines ehrbaren Raths forthin dieſe Kanzel beſchreiten würde, als wollte er lehren, was im alten und neuen Teſtament, ſowohl auch in den 3 Hauptſymbolen beſchrieben wäre, und da jemand Mangels an ſeinen Predigten haben würde, ſollte man ihn zu Rede ſetzen, wollte er jedem, auch dem Geringſten (iſt das nicht große Demuth?) Rechenſchaft darum geben.

Der Augsburgiſchen Confeſſion, Schmalkaldiſchen Artikeln und Katechismi Lutheri iſt mit keinem einzigen Worte gedacht worden.

Daß er ſich auch auf ordentliche Vocation eines ehrbaren Rathes berufen hat, muß man an einen Ort ſtellen, ſintemal kurz vor dieſer Zeit etliche Rathsperſonen um dieſe Vocation noch gar nichts gewußt haben.

Der Superintendent beneben unſerm Prediger, hatte den 6. Mai zu dem Kirchner M. Nikolaus Merkel, (welcher allbereit vorlängſt aus ſeinem Hauſe gezogen war,) geſchickt und ihm ſagen laſſen, daß er wegen etlicher Sachen, ſo ſie mit ihm zu reden, zu ihnen in den Pfarrhof kommen ſollte, aber M. Merkel hat geantwortet: Er hätte bei ihnen nichts zu ſchaffen, ſintemal ſie wohl wüßten, was er für einen Beſcheid zu Caſſel bekommen hätte, da ſie aber etwas gar Nöthiges mit ihm zu reden hätten, wüßten ſie gar wohl, wo ſie ihn antreffen ſollten; weil ſie nun geſehen, daß er nicht zu ihnen kommen wollen, haben ſie Sonntags den 7. Mai unſern Pfarrherrn und Siegmund Zielfelder, Heiligenmeiſter, zu ihm geſchickt und große Verheißungen thun laſſen, und die Wahl unter beiden Pfarreien, als: Tambach oder Kleinſchmalkalden, vorſchlagen laſſen, wo ferne er nur die Verbeſſerungspunkte annehmen und einſetzen wollte, aber M. Merkel hat geantwortet, wo fern er dieſes anzunehmen geſinnet geweſen, wollte er ſich nicht ſo elendiglich nach Caſſel ſchleppen, auch ſonſt ſo vielfältig haben ſchänden und ſchmähen laſſen, auch hätte er hiezuvor gar einen guten Dienſt gehabt und denſelben niemals zu verbeſſern begehret, ſo ſei er auch der gewiſſen Hoffnung, unſer lieber Gott werde ihm wiederum einen guten Dienſt beſcheren, wie er denn allbereit deßwegen an andern Orten gute und gewiſſe Vertröſtung bekommen hätte. Als ſie nun geſehen, daß nichts bei ihm zu erhalten, ſind ſie mit dieſer Antwort davon gezogen.

Und nachdem der Superintendent den 8. Mai wieder hinweg gefahren, hat der Pfarrer dem Herrn Valentin Müller, ſonſt Zuckerbäck genannt, nun lange geweſener Schuldiener, ein gar fleißiger Mann, befohlen, wofern er den neuen Katechiſmum nicht lehren wollte, ſo ſollte er doch Mittwochs und Sonnabends (auf welche Tage der Katechiſmus mit den Knaben in der Schule gebetet wurde) daheim bleiben und andern ſolches verrichten laſſen. Er aber, ob er ihn wohl zu lehren niemals bedacht geweſen, hat er doch auch keinen Vorſchub dazu geben wollen, derowegen er denn alſobald nicht allein auf Mittwochen und Sonnabend, wie der Pfarrer begehret, ſondern gar daheim geblieben, und alſo damit ſeinen Schuldienſt aufgegeben, als er zuvor ſolches einem ehrbaren Rath ſchriftlich berichtet hat.

Um dieſe Zeit hat ſich nicht allein der neue Baccalaureus, ſondern auch mit ihm der kleine M. Heßlein heftig bemühet, den Knaben in der Schule den neuen Katechiſmum aufzudringen, und ob ſich wohl die Knaben eine Zeit lang aufgehalten, haben ſie ſich doch in die Länge ferner auszureden, beſorget, derentwegen ihrer gar viele daheim geblieben, oder ſonſt von den Eltern hinweggethan worden ſind, alſo daß die Schule, ſonderlich von den größten Knaben ſehr gering worden iſt.

Sonnabends den 20. Mai ſind abermals diejenigen, ſo ſich Anfangs dieſes Handels von wegen der vom Schloß gelaufenen Bürgern zu Bürgen haben einſchreiben laſſen müſſen, auf's Rathhaus gefordert und ihnen vorgehalten worden, daß ſie die gen Breitungen und Bach gehörigen 370 Gulden (die droben am 22. März auch gefordert worden) erlegen ſollten.

Dieſen Sonnabend iſt M. Nikolaus Merkel von hier hinweg und nach Waſungen gezogen, allda er ſich bis auf weiteren Beſcheid und Gelegenheit eine Zeit lang zur Miethe geſetzt hat, und bald hernach daſelbſt geſtorben und chriſtlich zur Erde beſtattet worden.

Den 25. Mai, auf Himmelfahrt Chriſti, ſind 19 Perſonen, als: 10 Manns- und 9 Weibsperſonen zum Nachtmahl gegangen, unter dieſen ſind 10 Perſonen von Erfurt geweſen, und den vorigen Tag in 3 Kutſchen gar ſtattlich hierher gekommen und zu der alten Pfarrerin zur Herberge eingekehrt, unter den übrigen in die Pfarrkirche gehörigen 9, haben's 8 hierzuvor auch alſo empfangen, der 9te iſt ein armer Tagelöhner geweſen *).

Unter vorgedachten Communicanten iſt auch der neue Caplan Zielfelder geweſen, welcher, nachdem er Nachmittag die Veſperpredigt, und alſo auch auf dieſer Kanzel ſeine andere Predigt gethan, hat er damals ausdrücklich geſagt, man dürfe den heiligen Chriſtum nicht mehr auf Erden ſuchen, ſintemal er gen Himmel gefahren und ſich zur Rechten ſeines himmliſchen Vaters geſetzt, und unter andern ſeltſamen Reden hat er dieß Gleichniß gebraucht: Es ſei eben, als wenn ein Fürſt jemanden nach Caſſel oder Schmalkalden beſchieden hätte, und derſelbe wollte ihn hernachmals zu Leipzig oder anderswo ſuchen, ja er hat alle diejenigen für große Narren gehalten, die da glaubten, daß der Herr Chriſtus beim Abendmahl wäre, ſintemal wir ihn nirgend anders denn im Himmel ſuchen dürften, und was dergleichen Reden mehr geweſen, und dieſe Predigt iſt faſt auf dem Schlag geweſen, dergleichen vor einem Jahr der Hofprediger Kalkoff eben auf

---

*) Es waren auch zwei Töchter des Pfarrers Herrenſchwager bei dieſer Communion, von denen die eine das ihr von ihrem Vater gereichte Brod auf die Erde fallen ließ.

dieſes Feſt und auf dieſer Kanzel auch gethan hat. Dieſes iſt nun auf dieſes hohe Feſt der Himmelfahrt die andere Predigt auf dieſe Manier, denn der Pfarrer auch in der Frühpredigt ziemlich mit Ubiquitiſten um ſich geworfen, auch ſonſt viel mit untergemengt, welches hierzuvor alſo ausdrücklich noch nie von ihm gehöret worden, jedoch hat er gleichwohl etwas ſubtiler als gemeldeter Caplan vorgebracht *).

Und obwohl der andere Caplan Philipp Rommel nunmehr über ein ganzes Jahr vor dieſem allhier im Dienſt und ſonſt auch ohne Zweifel älter iſt, ſo iſt doch dieſer Zielfelder (vielleicht nur aus großer Hoffart) über jenen Rommel getreten, über welches ſich dann jedermann verwundert **).

Am 6. Sonntag nach Oſtern hat der Pfarrer in der Frühpredigt die Bürgerſchaft ganz heftig vermahnet, daß ſie die trotzigen Bockshörner dermaleinſt ablegen und auf vorſtehendes Pfingſtfeſt zum Nachtmahl, daran ihnen die Seligkeit gelegen, ſich einſtellen ſollten; auch hat er nach der Predigt ein Stück aus der f. heſſiſchen Kirchenordnung vorgeleſen und daneben angezeigt, daß hinfort Niemand in Ehrenſachen zugelaſſen werden ſollte, er könnte denn zuvor ſeinen Katechismum.

So hat es auch der Caplan Zielfelder im Anfang gar ſcharf genommen, denn als er dieſen Sonntag ſeine dritte Predigt zur Vesper gethan, hat er vielfältig über den Trotz und Halsſtarrigkeit der Bürger geklagt, indem ſie das hochheilige Nachtmahl und Wort Gottes ſo muthwillig verachteten und dieſes geſchehe nur um einer geringen Schmach willen, daß ihr nicht wollet calviniſch ſein, ſprach er: „Nemlich darum, ich muß es doch ſagen, da es doch das reine Wort Gottes wäre, und wer das Hrn. Chriſti Wort: Er nahm das Brod, dankte und brach's ꝛc. verleugnen würde, den wollte der Hr. Chriſtus wieder verleugnen, und was dergleichen Reden mehr geweſen, Summa ſie haben's nunmehr wahrhaftig ganz ernſtlich vorgenommen.

---

*) Randgloſſe. Gehet es doch noch alſo heut.

**) Randgloſſe. Der Diaconus Rommel iſt hernach vom Calvinismo abgetreten, Paſtor in Kleinſchmalkalden geworden und daſelbſt 16. Auguſt 1654 im Alter 85 Jahre geſtorben.

Den heil. Pfingſttag ſind wiederum 17 Perſonen zum Nachtmahl gegangen, als der Hr. Amtmann mit 3 Dienern, item der Schultheiß, älteſte Bürgermeiſter und auch 3 Fremde, ſo wiederum von Erfurt geweſen ſein ſollen, desgleichen die Edelfrau und zwei ihrer Jungfrauen und andere 3 Weibsperſonen, aber auch dießmal iſt Niemand allhier von Neuem dazu gegangen.

In der Vesperpredigt des heil. Pfingſttags legte Zielfelder die Epiſtel Actor. 2 aus, und da er unter andern auch die Worte der Einſetzung des heil. Abendmahls darein gezogen, hat er ausdrücklich geſagt, daß dieſelben Worte nicht alſo proprie, ſondern figürlicher Weiſe verſtanden werden müßten.

Am dritten Pfingſttag hat Zielfelder die Frühpredigt gethan und in derſelben alle diejenigen, ſo nicht ſeiner Meinung, Diebe und Mörder geſcholten, als die nur des Bauchs wegen allzu feſt am alten Sauerteig hingen, auch ihre Zuhörer dahin wieſen, Summa er hat auch dießmal gar ſeltſam Werk vorgebracht, welchem er dann ſeiner Meinung nach mit ſtolzen und hohen prächtigen Worten einen feinen Schein hat geben können.

Donnerſtags den 8. Juni und hernach ſind die Bürger, welche am Tage Andreä nicht daheim geweſen und alſo nicht mit vom Schloß gelaufen, vor den Schultheißen und Bürgermeiſter gefordert und gar fleißig gefragt worden, wo ein jeder damals geweſen, unter dieſen ſind gar wenige, ſo genugſame Urſache gehabt, ungeſtraft geblieben, die andern aber, die ihr Außenbleiben nicht wohl haben beweiſen können, ſind eines Theils um 1 Gulden, etliche um 3 Gulden, und alſo auf und nieder geſtraft worden. Und es iſt faſt auch keiner ohne Strafe davon kommen.

Auch ſind damals etliche angegeben und vorgenommen worden, die am vielgemeldeten Tag Andreä mit den andern vom Schloß gelaufen und gleichwohl hernach, als ob ſie droben geblieben wären, ſich haben einſchreiben laſſen, von dieſen iſt einem 10 Gulden und etlichen aber weniger Strafe angefordert worden.

Auf das Feſt der heiligen Dreifaltigkeit hat der Caplan Zielfelder den neuen heſſiſchen Katechismum zum erſten Mal in der Veſperpredigt zu erklären angefangen, und für's erſte nur die Frage: Biſt du ein Chriſt? vorgenommen und hat im Eingang der Predigt angezeigt, daß man ſich der hohen Landes-Obrigkeit nicht widerſetzen, ſondern gehorchen ſolle, item daß man ſich weder nach Calvino, Luthero oder Zwinglio (dieſer Geſellen altes Lied), ſondern nach Chriſto nennen laſſen ſollte, und hat alſo in dieſer Predigt jederzeit und zu etlichen Malen den Calvinum vor Luthero genannt, auch hat er die Bürger um Gottes Willen gebeten, daß ſie ihre Kinder dieſen Katechismum, den er mit ſeinen prächtigen Worten ſehr gelobet, zu lernen fleißig anhalten ſollen.

Dienſtags den 13. Juni ſind die vom Schloß gegangenen Bürger wieder auf's Rathhaus gefordert und ernſtlich von der Obrigkeit vermahnt worden, daß ſie zuſammen kommen und ſich endlich mit einander dahin vergleichen ſollten, damit oftерwähnte 370 Gulden Soldatenzehrung innerhalb 14 Tagen erlegt und bezahlt werden möchte.

Mittwochs den 14. Juni hat einer aus denjenigen Soldaten, die vom Schloß gelaufen, ſeinen hochzeitlichen Ehrentag gehalten, derſelbe, ob er ſich wohl in währendem ſolchen Handel auch einmal zum Nachtmahl eingeſtellt hatte, iſt ihm doch bei 5 Gulden Strafe verboten worden, daß er mit keinem ſeiner erbetenen Ehrengäſte weder eſſen noch trinken dürfte, und dieſes hat noch eine gnädige Strafe und alſo damit durch die Finger geſehen ſein ſollen, ſintemal es aus großer Bitte dahin gebracht worden, denn es iſt gänzlich in dem Vorhaben geweſen, daß, ſobald er in der Kirche kopulirt, ſich von ſeinen Hochzeitgäſten gänzlich hätte abſondern ſollen *).

Und hierzuvor haben etliche unter dieſen auch Kindtaufe und andere Ehrenſachen gehalten, dieſelben haben gleichfalls mit ihnen nicht eſſen dürfen, ſondern aus einem eigenen Trinkgeſchirre trinken müſſen, es ſind auch Etliche auf Hochzeiten gebeten worden, die haben entweder daheim bleiben müſſen, oder aber, da es je aus Bitte zugelaſſen worden, haben ſie ſich in der Küche oder im Keller gebrauchen laſſen müſſen, damit ſie ja nicht zu andern ehrlichen Leuten kommen möchten.

Den erſten Sonntag nach Trinitatis hat unſer Pfarrer den Paul Feilmacher, nun etliche Jahre her geweſenen Schulmeiſter zu Asbach wegen deſſen beurlaubt, daß er nicht allein die Bauern zu Asbach, ſondern auch zu Struth (allda er etliche Sonntag den Bauern aus der Poſtille geleſen) alſo abgehalten haben ſollte, daß ſich bisher niemand aus beiden Gemeinden eingeſtellt hätte, und obwohl der gemeldete Schulmeiſter durchaus dem Pfarrer nicht geſtändig geweſen und ſich deswegen auf die Bauern beider Gemeinden

---

*) Eine merkwürdige und höchſt eigenthümliche Strafweiſe, deren ſtrenge Aufrechthaltung man allgemein der Eigenmächtigkeit und Willkür der Machthaber zuſchrieb, da ſich der Landgraf zu Vacha doch im Allgemeinen gnädig und verſöhnlich ausgeſprochen hatte. Das alte Lied von den kleinen Tyrannen und der Beamtendespotie.

berufen, daß ſie ihm Zeugniß geben müſſen, hat es doch nicht anders ſein können, ſondern er hat ſich alſo ſeines Dienſtes enthalten müſſen.

Am 2. Juli, welcher der 3. Sonntag nach Trinitatis war, iſt Kilian Sembler, geweſener Kantor am Berge, ſo auch etliche Wochen die Pfarre zu Haindorf verſehen, zu einem Pfarrer zu Fambach eingeführt worden, als er und ſein Schwager zuvor in Caſſel bei unſerm g. F. und Hrn. geweſen waren und ſolchen Dienſt ausgebeten hatten. Dieſe Pfarre hat nun über 30 Wochen leer geſtanden, und gemeldeter Kilian Sembler iſt an dieſem Orte nicht lange Pfarrer geweſen, ſondern bald hernach geſtorben.

Sonnabends zuvor den 1. Juli iſt der Pfaffe zu Druſen (deſſen droben, was für ein Geſelle er geweſen und um's neue Jahr für Händel angerechnet habe, auch gelehrt worden,) Nachts friſch und geſund zu Bette gegangen, aber gleichwohl am Morgen früh im Bette todt gefunden worden, und obwohl viele Leute berichten und glauben, daß ihm derjenige, dem er ſich vorlängſten ergeben haben ſolle, abgeholfen und den Hals entzwei gedrückt habe, ſo hat man's doch nicht ſagen dürfen, damit ſolches ſeinen Mitconſorten ihr Spiel nicht etwa verderbe, und von andern, die nicht ihrer Meinung, auch nicht vorgerückt werden möchte, alſo haben ſie vorgegeben, daß ihn der Schlag gerührt hätte, derentwegen iſt der gute Hr. Johann, als ob er ein wohlverdienter Mann (da doch das Wiederſpiel am Tage) geweſen, in die Kirche getragen worden und hernachmals wieder aus derſelben und auf dem Gottesacker begraben worden.

Freitags den 7. Juli iſt unſer g. F. und Hr. hierher gekommen, und weil man etwa vermeint, daß J. f. G. nächſtfolgenden 4ten Sonntag nach Trinitatis vom Schloß herunter in die Pfarrkirche zur Predigt kommen würde, hat das in Stein ausgehauene Bild des St. Georgii ſammt ſeinem Roß über der großen Kirchenthür am Markt (welches hierzuvor Freitags den 9. Dezember Anno 1608 im Bilderſturm mit einem Hammer zerſchlagen worden,) Sonnabends den 8. Juli von 2 Steinmetzen ganz und gar hinweg gehauen werden müſſen.

Sonntags den 9. Juli predigte der Pfarrer abermals gegen die Leipziger Rathgeber und ihre Anhänger (vielleicht etlichen anweſenden Hofdienern zu gefallen,) und ſagte, daß ſie auch wider ihr Gewiſſen das Böſe gut und das Gute bös hießen, und vertheidigten alſo wider das helle und klare Wort Gottes das ſchändliche Gedicht der Ubiquität, welches doch alle rechtglaubigen Lehrer jederzeit verworfen halten.

Montag den 10. Juli hat der neue Baccalaureus mit etlichen Knaben die zehn Gebott aus dem Lobwaſſer im Frühgebet geſungen, welches hierzuvor nicht geſchehen, denn es iſt bisher in der Pfarrkirche noch nichts anders als aus D. Lutheri Geſangbuch (ausgenommen zuvor nur einmal auf Weihnachten) geſungen worden, wie denn auch gleichfalls Sonnabends den 8. Juli zuvor die zehn Gebote aus dem neuen heſſiſchen Katechismo in der Vesper auch zum erſtenmal von 2 Knaben recitiret und erzählet worden ſind.

Eben dieſen 10. Juli ſind die Soldaten, welche vom Schloß gelaufen, ſowohl auch diejenigen Soldaten, die damals nicht daheim geweſen ſind, auf den Siechraſen bei der Schanz gefordert worden, da ihnen denn vom Hrn. Hauptmann angezeigt worden iſt, weil ſie von wegen ihrer Rüſtung, daß ſie dieſelbe wiederum bekommen, auch hinfort mit ehrlichen Leuten Gemeinſchaft haben möchten, an ihren Fähnderich ſuppliciret, und er auch deswegen bei unſerm

g. F. und Hrn. für ſie gebeten hätte, alſo wollte ſie J. f. G. wieder zu Gnaden auf- und annehmen und ihre Rüſtungen wiederum geben laſſen. Sollten auch hinführo für ehrliche Leute und Soldaten gehalten werden. Alſo ſind ſie Dienſtags hernach den 11. Juli auf's Schloß gefordert, da ihnen ihre Wehr wiederum zugeſtellt worden iſt.

Mittwoch den 12. Juli frühe ſind aus unſers g. F. und Hrn. Räthen Doctor Biſchof neben bei dem Hrn. Amtmann und Superintendenten ſowohl, als auch unſere Prediger allhier auf's Rathhaus gekommen und begehret, daß ein ehrbarer Rath ſammt den alten Gemeinde-Vormündern (ſo auch auf's Rathhaus gefordert worden) auf dieſe 3 Fragen anworten ſollte: 1) Warum ſie ſich nicht zum Nachtmahl einſtellten? 2) Warum ſie ihre Kinder nicht zur Schule halten, und alſo Zulaſſen und Urſach geben, daß die Schulen ganz und gar verwüſtet worden? 3) Warum ſie die Predigt ſo unfleißig beſuchten? Hierauf ſollten ſie ſich bedenken und ihnen von wegen unſers g. F. und Hrn. ſtraks Antwort geben, damit ſie ſie ſolche J. f. G. berichten könnten, weil ſie ſich's aber alſo in Eile zu thun beſchwereten, iſt ihnen bis auf nächſtfolgenden Donnerstag den 13. Juli, frühe um 7 Uhr ihre Antwort ſchriftlich von ſich zu geben zugelaſſen und befohlen worden *).

Gleichfalls ſind auch zu Mittag alle Handwerksmeiſter auf's Rathhaus gefordert worden und ihnen vorgemeldete 3 Fragen auch vorgelegt worden, mit Befehl, daß ſie ihre Mitmeiſter fordern und ihnen ſolche vorlegen ſollten, und was ein jeder in Sonderheit antworten würde, alles aufſchreiben laſſen und es künftigen Morgenfrühe um 7 Uhr auf's Rathhaus bringen.

---

*) Sonach leuchtete der Stadtrath in dem Reformirungsamt der Bürgerſchaft nicht mit dem erwünſchten guten Beiſpiel voran.

Auf vorgemeldetem Donnerstag den 13. Juli haben die beiden alten Gemeinde-Vormünder und etliche aus der Gemeinde und von wegen der ganzen Gemeinde, ſowohl auch die Handwerker für ſich auf obengedachte 3 Fragen ſchriftlich antworten müſſen *), da dann etliche Handwerker ein jeder Meiſter ſeine Antwort für ſich in Sonderheit ſchriftlich gethan, die meiſten aber haben ihre Antwort insgeſammt aufſchreiben laſſen und ſich hernach alle unterſchreiben müſſen, es iſt aber faſt alle dieſe ihre Beantwortung vornehmlich dahin gerichtet geweſen, daß ſie ſich ganz heftig über die Prediger beklagt, indem einer heute dieſes und der

---

*) Der Inhalt der Antwort des Rathes und der Gemeindevormünder lautet im Auszug: Wir erklären uns unterthänig dahin, daß, was den erſten Punkt belangt, wir uns nicht zu erinnern wiſſen, ſeit der vorgenommenen Ceremonienänderung weniger als früher in der Kirche geweſen zu ſein. Den 2ten Punkt, das heil. Abendmahl belangend, ſo haben wir, von Jugend auf unterrichtet, daß im Abendmahl der wahre Leib und das wahre Blut unſers Heilandes J. Chr. nach ſeinen eignen Worten enthalten ſei, es ſtets alſo geglaubt und empfangen, und ſind der Zuverſicht, unſer g. F. und Hr. werde uns dabei bleiben, und unſer Gewiſſen nicht beſchweren und zwingen laſſen ꝛc. Ob nicht die Laien durch die Lehre, das Abendmahl ſei nur eine Bedeutung, ein Zeichen, und durch unpaſſende Vergleiche der Prediger, z. B. daß wie einer nicht in Schmalkalden, Kaſſel oder Leipzig zugleich ſein könne, ſo könne auch Chriſtus nicht an und aus dort im Brod und Wein ſein, irre gemacht werden, haben Euer f. G. zu bedenken. Davon zu geſchweigen, daß die Geiſtlichen ihre Predigten meiſt mit Schmähen und Schänden anfangen und auch beſchließen, und dadurch die Zuhörer verdrießlich und abwendig machen. Punkt drei anlangend, daß wir die Kinder nicht zur Schule halten, darauf geben wir dieſe unterthänige Antwort: wenn unſre Kinderlein bei dem alten Katechismo Lutheri, ſo von Jugend auf in ſie gepflanzt von ihren Aeltern und Schulmeiſtern ſie gelehret und unterrichtet worden ſind, wären gelaſſen worden, hätten wir ſie vielmehr zur Schule, als davon abhalten wollen.

Dieſe Antwort war freilich eine unerwartete, entſchiedene, und mußte böſes Blut machen.

Andere morgen etwas anderes vorbrächte, welches dann keineswegs mit einander übereinſtimmte, auch daß ſie nicht das heilige Abendmahl, wie es von Hrn. Chriſtus eingeſetzt worden, lehrten, ſondern es nur für Zeichen, Bedeutung und Gemeinſchaft hielten und den Kindern in der Schule einen neuen Katechismum aufdringen wollten, wie denn vieles, was ſie bisher öffentlich gelehrt haben, ausdrücklich geſetzt und namhaft genannt worden iſt.

Als nun die Prediger ſolches alles, was faſt die ganze Bürgerſchaft auf ſie geklagt, Sonntags den 16. Juli erfahren und vernommen, hat es ſie ſehr verdroſſen, was auf ſie geklagt, alles wiederum in öffentlichen Predigten geleugnet, mit den ausdrücklichen Worten, daß es ihnen ſolcher Geſtalt zu lehren, niemals im Sinn gekommen, und wäre nicht alſo gemeint geweſen, wie es verſtanden worden, auch (ſagten ſie) gingen meiſtentheils ihre Zuhörer nur darum in die Kirche, daß ſie eine Lüge vom Zaun brechen und ihre Prediger hernach verkleinern und herumtragen wollten, und was dergleichen mehr geweſen iſt.

Haben alſo allen möglichen Fleiß angewendet, ob ſie ſich heraus wickeln möchten, und wenn es auch nicht ſo viele Leute öfters von ihnen gehört, hätte alles dasjenige, was man billig auf ſie geklagt, erdichtet und erlogen ſein müſſen.

Und obwohl unſere Prediger (wie jetzt gemeldet) ganz heftig geleugnet, daß man ihnen an dem, was auf ſie geklagt worden, als ob ſie eins oder das andere gepredigt haben ſollten, gar unrecht thue, wie ſie ſich denn deswegen in öffentlichen Predigten zu entſchuldigen unterſtanden, jedoch haben ſie an ihrem vorigen angefangenen Lied fortgeſungen, ingleichen denn der eine Caplan, Rommel, Dienſtags den 18. Juli im Hoſpital in der Predigt, was ſie zuvor vom heil. Abendmahl gelehrt, wiederum repetirt.

Sonntags den 16. Juli iſt an des vor 32 Wochen abgeſetzten Pfarrherrs Stelle in Kleinſchmalkalden, wiederum ein anderer, der aus dem Lande zu Heſſen war, von des Superintendenten Sohn zu einem Pfarrer eingeführt worden.

Sonnabend den 22. Juli iſt ein ehrbarer Rath daneben den alten Gemeinde-Vormünden, Handwerksmeiſtern und etlichen aus der Gemeinde aufs Schloß gefordert worden, da dann unſer g. F. und Hr. *) ſelbſt perſönlich eine Rede, die faſt über eine halbe Stunde gewährt, zu ihnen gethan hat, nämlich daß aus den Schreiben, welche auf die nächſtgedachte 3 Fragen geantwortet worden, ſo viel zu vernehmen, daß die Bürger nichts oder je gar wenig in der h. Bibel und Gottes Wort, ſondern vielmehr in den neuen Schmach- und Läſterſchriften geleſen hätten **), ſo hätten auch unſere Prediger recht und wohl gelehret, ſintemal es ganz abſcheulich zu hören und zu reden ſei, daß ein ſterblicher Mund, ſo dermaleinſt zu Staub und Aſche werden müßte, den Leib und Blut Chriſti eſſen und empfahen ſolle, auch ſollte man nicht denken, daß es hinführo anders werden würde, denn J. f. G. Nachkommen allbereit dermaßen unterrichtet wären, daß ſie bei dieſem wohl bleiben würden, und hat J. f. G. auch D. Vincenz Schmuck einen meineidigen Buben geſcholten und ſich ſo viel erklärt, wann J. f. G. fürſtlicher Geſchäfte halber ſo viel Zeit haben könnte, wollten ſie, was gemeldeter Doctor hierzuvor an uns geſchrieben, dermaßen widerlegen, daß er mit Wahrheit kein Wort darüber antworten könnte, es wollten es aber J. f. G. einem ihrer geringſten Theologen zu widerlegen befehlen, alsdann ſollte man ſehen, wie weit der Doctor geirrt habe. Und vornehmlich hat J. f. G. ernſtlich befohlen, daß man die Prediger, ſowohl auch diejenigen, die ſich bisher zum Nachtmahl eingeſtellt, oder ſich hinführo noch dazu finden würden (ſo von uns Werkmeiſter, Brodbrecher und dergleichen genannt worden wären) durchaus paſſiren laſſen und ihnen kein Leid thun ſollte, und da einer oder der andere ſich gelüſten laſſe und ſie auch im allergeringſten antaſten würde, dieſelben wollte J. f. G. dermaßen darum ſtrafen, daß andere wohl ein Exempel daran nehmen könnten, oder J. f. G. wollte kein Landgraf von Heſſen ſein, und da wir J. f. G. gnädiges Wohlmeinen nicht in Acht nehmen würden, indem ſie Tag und Nacht dahin trachteten damit wir das reine rechte Wort Gottes haben möchten, würde uns unſer lieber Gott an unſerm Leibe und Nahrung mit Peſtilenz und Theurung und Strafe heimſuchen, unſer lieber Gott ſollte den armen Seelen gnädig ſein, und was dergleichen ſo J. f. G. mehr und ganz wohl hat vorbringen können, geweſen, letztlich hat J. f. G. geſagt, daß es nicht darum angefangen ſei, daß wir jetzt gleich zur Stunde darauf antworten, ſondern vielmehr mit heim nehmen und fein wohl kennen ſollten, uns auch in das 6. Cap. Johannis gewieſen.

---

*) Randgloſſe. Landgraf Moritz prediget.

**) Randgloſſe. Wie ſtimmt das mit dem Vorigen überein, ſo die Prediger ſelbſt refutirt.

Montags den 24. Juli ſind M. Johann Clemen, Rector, und Hr. Caſpar Wille über 40 Jahr geweſener Cantor in der Pfarrſchule, ſowohl auch M. Jacob Simon, Rector am Berge, alle drei von unſerm g. F. und Hrn. ſelbſt auf einmal beurlaubet und ihnen dabei ernſtlich befohlen worden, daß ſie ſich hinfort der Bürgerſchaft äußern und enthalten ſollten. Aus was für Urſache ſolches geſchehen, iſt leichtlich zu erachten.

Dienſtags den 25. Juli auf Jacobi iſt des abgegangenen Pfaffen Sohn zu Druſen, geweſener Schulmeiſter zu Herrnbreitungen vom Superintendenten an ſeines Vaters Stelle eingeführet worden, nachdem er am Donnerstag den 20. Juli zuvor allhier ſeine Probepredigt in der Schloßkirche gethan hatte.

Auf Jacobi iſt unſer g. F. und Hr. wieder abgezogen ꝛc. Hiernach iſt unſer Pfarrer auf Jacobi mit dem Superintendent nach dem Land zu Heſſen gefahren, hat der Caplan Rommel hernachfolgenden Sonntag den 30. Juli die Frühpredigt gethan und ob ihm wohl der evangeliſche Text nichts ſonderliches (ohne das Brodbrechen) zu ſeinem Vornehmen dienſtliches an die Hand gegeben, hat er doch ausdrücklich geſagt, daß der Hr. Chriſtus allein nach ſeiner göttlichen und nicht nach ſeiner menſchlichen Natur allenthalben ſein könne. Auch gemeldet, daß die Bürger über ſie alle 3 geklagt, daß ſie ſo zwieſpältig vom h. Abendmahl und alſo einer dieſes, der Andere etwas anderes davon gepredigt hätten, und wollte er gar gerne, daß man dasjenige, was über ſie alle geklagt, nur von ihm allein geklagt haben, ſintemal er ſich dazu ausdrücklich bekennen wollte, denn es je nicht unrecht wäre, und hat's aus Luthero und der Augsburgiſchen Confeſſion beweiſen wollen, hat ihm auch, weil im Evangelio des Brodbrechens gedacht, daſſelbe gar nichts gemacht, ſagend: Daß die Worte Chriſti: Solches thut zu meinem Gedächtniß, eigentlich vom Brodbrechen und nicht von den Worten: Nehmet hin und eſſet, das iſt mein Leib (in welchen Worten ein Imperativus wäre) verſtanden werden müßte. In Summa, er hat dieſesmal dermaßen ſo buntes Kraut unter einander geworfen und ſo viel ihrer Sachen mit eingezogen, daß faſt niemand gewußt, ob es weiß oder ſchwarz, gehauen oder geſtochen geweſen iſt.

Montags den 7. Auguſt iſt an des entſetzten Schulmeiſters zu Asbach Stelle wiederum ein anderer, der Landknecht von Barchfeld *), ſonſt ſeiner Handthierung ein Soldat oder Landsknecht, vom Pfarrer, Rentmeiſter und andern zu einem Schulmeiſter eingeführt worden.

Ein Bürger allhier hatte ſeine Tochter einem ehrlichen Geſellen verſprochen, und als es nunmehr an der Zeit geweſen, daß ſie ihren chriſtlichen Kirchgang halten ſollten, da ſie Sonntags den 6. Auguſt in der Kirche von der Kanzel allbereit zum erſten Male ausgerufen worden, alſo hat der Pfarrer Dienſtags den 8. Auguſt frühe den Schwiegerſohn, den Eidam und ſeine Tochter durch den Kirchner zu ſich fordern laſſen und ihnen angezeigt, daß ſie ſich wohl zu erinnern wüßten, wie es unſer g. F. und Hr. hinführo gehalten haben wollte, weil es ohne dem, daß ſie nächſtkünftig ihre Hochzeit zu halten entſchloſſen ſein, als wollte er ſie dahin ermahnet haben, daß ſie ſich zuförderſt zum Nachtmahl einſtellen, auch den neuen Katechismum lernen ſollten. Aber der Bürger hat geantwortet, daß es ihm ganz beſchwerlich vorfalle, daß man eben mit ihm und ſeiner Tochter den Anfang machen wolle, da er oder die ſeinigen doch nicht geſinnt ſein, einen andern als Lutheri Katechismum zu lernen oder auch das Abendmahl auf eine andere Weiſe als zuvor zu empfahen, ſintemal unſer voriger alter Pfarrer (des jetzigen Vater) uns oft und vielmal dahin vermahnet hätte, wann auch ein Engel vom Himmel käme und uns anders lehren wollte, ſo ſollten wir es doch nicht annehmen; auch hätte er uns gemeldeten Katechismum als ein edles Kleinod ganz treulich befohlen; als aber der Pfarrer die Bibel aufgeſchlagen und dem Bürger, daß in derſelben geſchrieben ſtände: Du ſollſt dir kein Bildniß machen ꝛc. gezeigt und gefragt: ob denn dieſes unrecht ſei, hat der Bürger geantwortet: Das ſollte

---

*) Randgloſſe. Feine Leute.

er große Doctores fragen, die werden es ihm beſſer, als er ſagen können, er mache kein Bildniß, hat auch dem Pfarrer gezeigt, daß die zehn Geboten ebenſo im Lutheri Katechiſmo gelehret würden, wie ſie in der Bibel geſchrieben ſtanden; als nun der Pfarrer geſehen, daß er in der Güte nichts ausrichten könnte, hat er geſagt: woferne ſie nicht in ſein und unſers g. F. und Hrn. Begehren einwilligen wollten, ſo wollte er ſie auch nicht copuliren, darauf hat der Bürger zum Pfarrer geſagt: wenn Ihr ſie nicht in der Kirche einleiten wollet, ſo will ich ſolches ſelbſt daheim im Hauſe verrichten und ſind alſo dießmal mit dieſem Beſcheid davon gezogen *).

Ebenfalls ſind auch in dieſer Woche 2 Bürger zu Gevatter gebeten worden, dieſelben ſind auch vorgefordert und gleichfalls von ihnen begehrt, daß ſie ſich zum Nachtmahl einſtellen und den neuen Katechiſmum zu lernen angeloben ſollten, weil ſie aber ſolches nicht thun wollten, ſondern bei ihrem alten Katechiſmo zu bleiben ausgeſagt, hat man ſie (ohne Zweifel gar ungerne) ſolch chriſtlich Werk zu verrichten zugelaſſen.

Freitag den 18. Auguſt hat der Caplan Rommel nach gehaltener Predigt und geſchehenem Gebet, als er jetzund vom Predigtſtuhl hat gehen ſollen, nochmals um Gottes Willen gebeten und vermahnet, daß man ſich doch künftigen Sonntag zum Nachtmahl einſtellen und ſolches nicht, wie bisher geſchehen, ſo halsſtarrig verachten ſollte, da es ja nach des Hrn. Chriſti Einſetzung von ihnen gehalten würde, und hätte D. Luther beim h. Abendmahl ſolche Worte geſetzt, die weder im alten noch im neuen Teſtament gegründet wären, ja

---

*) Geiſthirt fügt dieſer Relation noch hinzu: Alſo hat ſie der Pfarrer doch endlich trauen müſſen.

welche Worte anfangs auch etlichen Fürſten und hohen Potentaten nicht gefallen, aber doch hätten ſie dieſelben, damit ſie Lutherum nicht erzürnen möchten, alſo hinpaſſiren laſſen, und er (der Caplan) wollte ſich ſchämen, daß er ſolche Worte (wie Luther) brauchen ſollte, ſo müßte er ſich gleichwohl auch fürchten, daß ihn Gott der Herr darum ſtrafen würde, ſintemal ja nicht unter dem Brod und Wein der wahre Leib und das wahre Blut Chriſti (wie es Luther gegeben) ſein könnte, und was dergleichen dießmal mehr geweſen iſt.

Nachdem ſich nun unſer Prediger, wie bisher gemeldet, ſo vielfältig bemühte, die Leute dahin zu bereden, daß ſie ſich doch zum Nachtmahl einſtellen ſollten, aber ſich nunmehr faſt innerhalb einem Vierteljahre niemand dazu gefunden, haben ſich am 10. Sonntag nach Trinitatis den 20. Auguſt wiederum 11 Perſonen, als 7 Manns- und 4 Weibsperſonen eingeſtellt, darunter auch unſer Pfarrer und ſonſt nicht über 3 Perſonen, die ſich von Neuem dazu gefunden haben, geweſen.

Dieweil nun die Schuldiener, wie gemeldet, entſetzt worden, hat der Kirchner Lorenz Heß, eine Zeitlang Cantor in der Pfarrkirche, und der neu eingeführte Pfarrer zu Druſen (bis vielleicht ein anderer eingeführt worden), Cantor in der Schloßkirche ſein müſſen, und ob ſie wohl auch Feſt- und Sonntage gar gerne aus dem Lobwaſſer geſungen hätten, haben ſie es doch wegen deſſen, daß ſie ſo gar wenig Jungen hatten, die in die Kirche gingen, in der Pfarrkirche nicht thun können, denn ſie oftmals über 20 und zum höchſten 30 Jungen (die doch kaum die Hälfte ein wenig ſingen können) nicht gehabt haben, ja wenn man eine Leiche auf den Gottesacker begleiten ſollte, ſind vielmal über 10 oder 12 Knaben nicht mit gegangen, alſo daß ſie bisher auch wider ihren Willen bei D. Luther's Pſalmen und Liedern, die denn jedermann gekannt, haben bleiben müſſen, jedoch haben ſie, wenn Hochzeiten geweſen, beide Schulen zuſammen gethan, alſo daß ſie ja ein wenig (aber mit großer Noth) mit 4 Stimmen aus dem Lobwaſſer haben ſingen können *).

Und obwohl auch unſer Pfarrer 2 junge Eheleute wegen deſſen, daß ſie ſich, die Verbeſſerungspunkte anzunehmen, nicht bequemen wollten, die Copulation und Hochzeitpredigt, wie droben gedacht, gänzlich verſagt hatte, ſo ſind ſie doch nichts deſtoweniger mit ihrer Hochzeit fortgefahren, und Montag den 8. Auguſt ihren hochzeitlichen Ehrentag ohne einige Verhinderung gehalten, alſo hat ſie der Pfarrer, in dieſes Werk einzuwilligen, weder bereden noch zwingen können.

Demnach verſchienenen 10. Auguſt iſt zu Treiſa in Heſſen ein Landtag gehalten worden, dahin dann Hr. Antonius Schaner, dieſes Jahres jüngſter Bürgermeiſter, und Bernhard Herk, Amtsverwalter, geſchickt worden; als aber dieſelben in 14 Tagen vom gemeldeten Landtag wieder gekommen, ſind Dienſtag den 5. September die Bürger auf's Rathhaus gefordert und ihnen angezeigt worden, daß unſerm g. F. und Hrn. auf verſchienenem Landtag eine Landſchatzung verwilligt werden müſſen, deßwegen ſollte ein jeder Bürger und Unterthan auf nächſtkünftigem Galli von 100 Gulden 7 gr. und dann künftig jedes Jahr auch auf Galli 3½ gr. geben, bis ſo lang von 100 Gulden 7 Schreckenberger erlegt würden.

Hierneben iſt auch dießmal von den Bürgermeiſtern befohlen worden: 1. daß ſich die Bürger künftig fleißiger, als bisher geſchehen, zur Kirche finden ſollten, und da jedermann, es ſei jung oder alt, des Sonntags unter der Predigt

---

*) Die meiſten Bürger hatten ihre Söhne auf die Gymnaſien nach Schleuſingen, Coburg und Gotha geſchickt.

auf der Gaſſe oder ſonſt irgendwo gefunden würde, der ob dieſelbe ſollte ohne alle Gnade gefänglich eingezogen werden. 2. Sollten ſich die Fuhrknechte auch nicht wie bishe auf der Emporkirche ſo drängen und drücken, oder ſie ſollten, ehe ſie aus der Kirche heim gehen, in's Gefängniß gelegt werden. 3. Sollten die Eltern, die bisher ihre Kinde und Knaben aus der Schule behalten hätten, dieſelben wiederum in die Schule ſchaffen, oder innerhalb 4 Woche entweder auf's Handwerk thun, oder ſie in gemeldete Zeit aus der Stadt an andere Oerter verſchaffen. Un obgleich auch der Schultheiß hierneben (ohne Zweifel vo ſich ſelbſt) gemeldet, daß etliche Bürger bisher außerhal der Stadt und in andere Kirchen zum Abendmahl gegange wären, auch ſo viel zu verſtehen gegeben, daß, wo es künftig mehr geſchehen würde, ſollten dieſelben darum geſtraf werden, da hat ſonderlich dieſesmal der jüngſte Bürgermeiſter, Hr. Anton Schaner, im Beiſein der Bürgerſchaft ausdrücklich hierauf geantwortet, daß unſer g. F. und Hr. au vorgedachtem Landtag ſich ſo viel erklärt, welche Unterthanen ſeither die Aenderung der Kirchen-Ceremonien gewähret, dieſelben angenommen und zum Nachtmahl gegange deren gnädiger Hr. wollte J. f. G. ſein, welche ſich aber hingegen nicht dazu gefunden hätten, denen wollte J. f. G gleichfalls in Gnaden gewogen und alſo auch ihr gnädige Herr ſein. Als dieſes nun dem Schultheiß nicht gediene hätte er's gern anders ausgelegt und hat geſagt: Unſer g F. und Hr. wollte gleichwohl die Ceremonieen gehalten haben, ſo hat der Bürgermeiſter aber wieder geantwortet, da er dasjenige, was er jetzt der Bürgerſchaft angemeldet, an unſers g. F. und Hrn. Munde und aus ſeinem eigenen Kop hätte, da hat hierauf der Schultheiß ſtillſchweigen müſſen.

Donnerstags den 7. September iſt abermal ein ehrli cher Bürger zu Gevatter erbeten worden, welchen der Caplan Zielfelder in die angefangene Neuerung einzuwilligen, faſt mit Gewalt hat zwingen, oder ihn zu dieſem Ehrenamt nicht zulaſſen wollen, und obwohl dieſer Actus faſt bei einer Stunde gewährt und unterdeſſen auch der Caplan einmal heimgegangen und mehr Bücher ſeine gute Sache daraus zu beweiſen geholt hat, hat er jedoch bei dem Bürger nichts erhalten wollen, ſondern hat ihn faſt wider ſeinen Willen ſolch chriſtlich Werk zu verrichten, zulaſſen müſſen.

Und ob man's wohl auch gänzlich dafür gehalten, weil nunmehr die vom Schloß gelaufenen Soldaten zu Gnaden auf und angenommen und wieder redlich gemacht worden ſind, ſo würde auch durch die zu Bach und anderswo aufgelaufene Soldatenzehrung ein Strich gethan und nicht mehr gefordert werden, jedoch hat nicht allein der Schultheiß Dienſtag den 5. September etwas davon gemeldet, ſondern es ſind auch Freitags den 8. September etliche vornehme Bürger (aber aus denjenigen, die am Tage Andrä nicht zu Hauſe und auf dem Schloß geweſen ſind) auf's Rathhaus gefordert und mit der Strafe ziemlich ſcharf mitgenommen worden, welche ſie denn ſtraks haben erlegen müſſen. Hieraus iſt nun abzunehmen, daß die oft begehrten Soldaten-Unkoſt auch erlegt hat werden müſſen.

Am 15. Sonntag nach Trinitatis ſind abermal 6 Perſonen, als: der Caplan Zielfelder und ſeiner Brüder noch 2, ſammt ſonſt noch 3 Perſonen zum Nachtmahl gegangen, haben dießmal einen armen jungen Schulknaben von Neuem bekommen, die übrigen 5 ſind meiſtentheils ſchon oftmal dabei geweſen.

Den 2., 3. und 4. October ſind die armen unvermögenden Bürger, die vom Schloß gelaufen geweſen, auf das Rathhaus gefordert worden, und hat ein jeder aus ihnen, auch der allerärmſte Bürger 1 Gulden zur Abſtattung der Soldatenzehrung niederlegen müſſen, und hier hat weder Bitten noch Flehen geholfen; was diejenigen, die etwas begütert, geben müſſen, wird die Zeit geben.

Freitags den 6. Oct. iſt der Amtmann von Vach ſammt noch andern hierher gekommen, darauf folgenden Sonnabend früh der vor etlichen Jahren gemachte Ausſchuß gefordert, und 80 Perſonen (die der enge Ausſchuß genennt) daraus geſondert worden, mit dem ernſtlichen Befehl, daß ſich dieſelben hinführo alle Sonntage mit Schießen und anderm üben ſollten, damit zu welcher Stunde unſer g. F. und Hr. ihrer bedürftig ſein würde, ſie auf J. f. G. Begehren von Stund an fertig ſein möchten.

Sonnabend den 11. October iſt ein neuer Kantor, der ſonſt von Broteroda gebürtig und um etliche Jahre her Kantor zu Salzungen geweſen, in der Pfarrkirche eingeführt worden, welcher denn eben dieſen Sonnabend und nächſtfolgenden Sonntag ſtraks aus dem Lobwaſſer geſungen hat. Und eben dieſer hat hierzuvor viele Schmalkalder Bürger, die zu Salzungen bei ihm geweſen, Calviniſten geſcholten und ſie gar todt haben wollen, die doch dasjenige, das er ſtraks im Anfang gethan, zu thun niemals im Sinn gehabt haben.

Und kurz vor dieſer Zeit ſind auch zwei neue Schuldiener aus Heſſen allhier in der Schule auf dem Berge eingeführt worden.

Am 18. Sonntag nach Trinitatis, den 15. October, ſind abermals 15 Perſonen, als: 12 Manns- und 3 Weibsperſonen zum Nachtmahl gegangen, deren dann 8 von Erfurt geweſen, item der Pfarrer auf dem Berge allhier und der neue Schulmeiſter (Landknecht) von Nebach und ſein Weib (welche beide um etliche Wochen auf Geſellſchaft gewartet haben) ſammt einem andern Bürger und 3 Bauern.

Der Pfarrer hat nach der Predigt heftig geſcholten, daß ſich die Bürger nicht zum Nachtmahl einſtellten und die Kinder nicht zur Schule hielten und ſich nicht allein ihnen, als ihren verordneten Seelſorgern, ſondern auch der hohen Landes-Obrigkeit hierinnen widerſetzten. Und ob ſie gleich oftmal vieles zugeſagt hätten, ſo wäre doch bisher im Geringſten nichts gehalten worden und hat ſie deswegen nochmals heftig vermahnet, daß man die Kinder auf künftigen Donnerstag fleißig zum Examen und Schule ſchicken, auch das Geſinde hinführo zum Katechismus halten ſollten, und was dergleichen mehr geweſen iſt.

Freitags und Sonnabends den 20. und 21. October hat man denjenigen Bürgern, die am Tage Andreä 1608 nicht daheim geweſen und alſo nicht mit vom Schloß gelaſſen waren (welche doch gleichwohl, wie dabei gemeldet, auch wehrlos gemacht worden ſind), ihre Rüſtungen und Wehren wiedergegeben, und ob dieſelben wohl auf dem Schloſſe in einem verſchloſſenen Gemach verwahrt worden ſein, ſo iſt doch daran ziemlich großer Schaden geweſen, ſintemal etliche Büchſen, Rapiere, lange Spieſe und andere Rüſtungen ganz und gar verloren, auch etliche Schlöſſer von den Röhren, die recht ſchön geweſen ſind, gar herunter geſtohlen worden ſind, item ſind Rapiere zu Stücken zerſchlagen, wiederum eingeſteckt, etliche Klingen aber gar aus der Scheide genommen worden, ohne daß ſonſt durch den Roſt und anderem nicht geringer Schade daran geſchehen iſt.

Kaum 3 Tage vor Martini iſt der etwa vor einem Vierteljahre neueingeführte Landknechts-Schulmeiſter zu Asbach, heimlich und aus nachfolgender Urſache ausgeriſſen. Nachdem er vor ohngefähr 2 Jahren mit noch 2 Geſellen ſeines Gleichen im Lande für einen Soldaten oder Kriegsmann gegardet, haben ſie letztlich nahe bei Meiningen einen Boten (der von Nürnberg geweſen ſein ſoll), welcher 300 Gulden oder Thaler an baarem Gelde bei ſich gehabt, jämmerlich erſchlagen und ſolches Geld unter ſich getheilt, davon dann einem jeden 100 zur Ausbeute geworden ſind; weil aber unter ihnen auch ein verwegener Geſell ſeines Handwerks ein Zimmermann geweſen, der vielleicht noch nicht vielmal dabei und alſo auf Stehlen, Rauben, Todtſchlagen noch nicht gar wohl abgerichtet geweſen iſt und dieſer gedachtem Schulmeiſter faſt wie ein Junge ſeinem Lehrmeiſter, oder ein Knecht ſeinem Herrn gehorſam und unterthan ſein mußte und alſo ihm von dieſer ſeiner empfangenen Ausbeute 90 Gulden oder Thaler leihen oder hat vorſtrecken müſſen, indem aber der Zimmermann hernach zu ſeinem ausgeliehenen Gelde nicht wieder hat kommen können, ſo hat ſich aus Gottes Verhängniß begeben, daß gedachter Zimmermann zu Friedrichroda einen andern ohne alle Urſache etwa mit 10 Stichen (welcher aber gleichwohl nicht daran geſtorben) verwundet hat, und deswegen dann der Zimmermann gefänglich eingezogen worden iſt, in welchem Gefängniß er ſich denn etliche Reden, die ihm faſt niemand zugetraut, vermerken laſſen, und als man aber etwas ernſtlicher darnach gefragt, hat er's erzähltermaßen und ſonſt noch mehr bekannt und ſeine beiden Mitgeſellen (darunter auch dieſer Schulmeiſter-Straßenräuber geweſen, die die beſte Beute davon gebracht) namhaft gemacht. Als man aber an die Obrigkeit deswegen geſchrieben, iſt der Schulmeiſter vielleicht gewarnt worden, alſo daß er ſich zwiſchen 2 Tagen heimlich davon gemacht hat. Dieſer Straßenräuber hat nicht allein die Jugend in der Schule, ſondern auch die Eltern in der Kirche aus Gottes Wort lehren und unterrichten ſollen, der doch ein Mörder geweſen iſt, aber ſolche Geſellen hat man haben wollen ꝛc. Ob man ſchon zu der Zeit, als man ihn zum Schulmeiſter angenommen hat, ſolche mörderiſche That noch nicht gewußt, ſo hat man doch an ſeinen Federn wohl geſehen, was er für ein Vogel geweſen iſt.

Dieweil auch bisher nicht allein das heil. Abendmahl und Predigten, ſondern auch die in dieſer angefangenen Neuerung verordneten Bettage, die alle Monat und gemeiniglich Freitags nach dem neuen Monde gehalten wurden, unſerer Prediger Meinung nach von den Bürgern, als ihren Pfarrkindern, ziemlich unfleißig beſucht worden ſind, ſo hat der Pfarrer am 23. Sonntag nach Trinitatis nach gehaltener Predigt abermals gar heftig nicht allein nur zur Predigt und Abendmahl vermahnet, ſondern auch unter andern ausdrücklich geſagt: wo wir ſolches nicht thun würden, ſo würde uns unſer lieber Gott mit Krieg, Theurung und Peſtilenz ſtrafen und heimſuchen, inmaßen denn auch dieſe Strafen allbereit meiſtentheils vor der Thür wären, ſo könnte es zudem aus Gottes Verhängniß auch leichtlich geſchehen, daß dieſes unſer Vaterland und unſre Stadt mit der vorlängſt angedroheten Strafe (ohne allem Zweifel anders nicht, als das Kriegsvolk, ſo nunmehr faſt die Stadt überziehen und verderben ſollte, meinend,) heimgeſucht werden könnten, und ſonderlich hat er dieſes, damit hinfort die Bettage vielleicht fleißiger beſucht werden möchten, noch angehängt, daß am Freitag, als dem verordneten Bettag die Thore bis nach gehaltener Predigt und Gebet verſchloſſen bleiben und die Handwerke und andere Arbeit eingeſtellt werden ſollte, hat auch die Obrigkeit, ihnen hierin die Hand beizuhalten, ernſtlich vermahnt, wie denn ſolches in der heſſiſchen Kirchenordnung verfaßt ſoll ſein.

Am erſten Sonntag des Advents hat der Pfarrer abermals nicht allein in der Predigt die Bürger heftig zum Abendmahl und den Verbeſſerungspunkten vermahnt, daneben auch D. Vincenz Schmuck (den Rathgeber von Leipzig) geſcholten, daß er die Bürgerſchaft allhier in ſeinem nunmehr faſt vor einem Jahre ausgegangenen Traktat, ſich vor dem Lobwaſſer zu hüten, ernſtlich vermahnet hätte, und geſagt: es wäre ja nichts anders, als Gottes Wort, ſo hätte es auch ein lutheriſcher Juriſt Ambroſius Lobwaſſer gemacht; ſondern er hat nach der Predigt ausdrücklich angezeigt, weil ſie uns nun ein ganzes Jahr über das reine Wort Gottes und den rechten Gebrauch der hochwürdigen Sakramenten aus demſelben geprediget und gewieſen hätten, wir aber daſſelbe einen Weg wie den andern alſo halsſtarriglich verachten, als wollten ſie es hinführo, damit ſie es in ihrem Gewiſſen verantworten könnten, und gleichwohl daneben auch die fürſtliche heſſiſche Kirchenordnung in Acht genommen werden möchte, auf eine andere Weiſe angreifen. Es ſollten nehmlich hinführo keine jungen Eheleute kopulirt werden, ſie wollten denn zuvor den Katechismus lernen und ſich zum Nachtmahl einſtellen, und ſollte nicht mehr gehen, wie bisher geſchehen; ſie wären nunmehr genugſam getäuſcht worden, man habe ihnen zugeſagt, was man gekonnt, aber dagegen gehalten, was man gewollt; zugleich ſollte auch in Gevatterſchaften eine andere Form, als zuvor gebraucht werden, damit die Frommen von den Böſen und die Gehorſamen von den Halsſtarrigen möchten unterſchieden werden, und dieß ſollte uns zum Ueberfluß und endlicher Nachricht angezeigt ſein. Es ſollte nunmehr niemand denken, daß es anders gehalten werden ſolle; hat auch gleichwohl zuvor in der Predigt nochmals mit ſonderlichem Ernſt vermahnet, daß man ſich auf bevorſtehendes Chriſtfeſt zum Nachtmahl einſtellen, und ſich alſo deſſen nicht ſchämen ſollte, was ſich der Herr

Chriſtus (welcher das Brod gebrochen) zu thun ſelbſt nicht geſchämt hätte ꝛc.

Daß der Rector M. Joh. Clemen beneben andern Schuldienern hierüber von unſerm g. F. und Hrn. ſelbſt beurlaubet worden, iſt oben gemeldet worden, weil aber ſeine Stelle nunmehr eine gute Zeit ledig geſtanden, iſt endlich um Martini das kleine M. Häßlein (nunmehr lange Zeit geweſener Conrector) an ſeiner Stelle Rector geworden. Es ſind aber noch zur Zeit (ob man ſchon die Kinder zur Schule zu halten, ganz heftig vermahnt und geboten) nicht mehr viele Schüler als verſchienenem Herbſt in die Schule gegangen, ſo hat ſich der neue Kantor heftig im Lobwaſſer in der Kirche geübt.

Auf den 3. Sonntag des Advents hat Zielfelder die Frühpredigt gethan, und als er abermals ihrem alten Brauch nach das Abendmahl in dieſelbe gezogen, auch die Bürgerſchaft auf's Heftigſte ausgemacht und Starrköpfe und Verächter der hochheiligen Sakramente und dergleichen geſcholten, dabei auch vermeldet, wie er es ſo gut mit uns Schmalkaldern meine, und ſtände jetzt der Herr Chriſtus vor unſerer Thüre und klopfte an *), wir ſollten ihm ja aufmachen und ihn mit ſeinem reinen Worte und rechtem Gebrauch der hochheiligen Sakramente zu uns einziehen laſſen, und unter andern hat er auch geſagt: Wenn einer einen Brief und Siegel über 100 oder mehr Gulden hätte, ſo wüßte er nicht, wo er dieſelben hinlegen ſollte, damit ſie ja genugſam verwahrt wären, weil denn die Menſchen in leiblichen Dingen, die denn bald ein Ende nehmen müßten, ſo vorſichtig wären, wie viel mehr ſollten wir es auch in geiſtlichen Sachen thun, da uns der Hr.

---

*) Randgloſſe. NB. Hat doch eben geſagt, er ſäße im Himmel.

Chriſtus nicht 100 Gulden, ſondern ſeine göttliche Gnade zeigte und den hochheiligen Sakramenten übergeben hätte, die wir zu ſeinem Gedächtniß brauchen ſollten. Item wenn einer einem 5 Gulden leihen ſollte, wüßte er nicht, wie er ſich genugſam verwahren ſollte, damit er rechte Brief und Siegel darüber empfangen möchte, und was dergleichen Exempel von Brief und Siegel noch mehr geweſen ſind. Als nun viele Bürger über dieſe Exempel von Brief und Siegel lachend geworden ſind, hat es der Caplan geſehen und ſich deswegen heftig erzürnt, unter andern aber hat er einen vornehmen ehrlichen Bürger, einen guten Lutheraner *), ſo vor wenigen Jahren **) Gemeinde-Vormund geweſen iſt, auch lachen ſehen, und weil er demſelben ohnedieß nicht günſtig geweſen, hat er ſich in der Predigt nach dem Ort, da der Bürger geſeſſen, gewendet und mit dieſen Worten geſagt: So iſt es dennoch wahr, und wenn du gleich noch ſo ſehr lacheſt, denn Paulus hat es auch Brief und Siegel genannt, ſo darfſt du darum ſo ſehr nicht lachen. Es hat aber damals, weil ihrer viel mehr gelacht, niemand gewußt, wen er gemeint, aber bald nach Mittag hat der Caplan bemeldeten Bürger ohne Zweifel gar hart verklagt, da denn die Obrigkeit den Stadtknecht hingeſchickt und ihn von Stund an in's Gefängniß zu gehen ernſtlich gebieten laſſen, und dieſes hat er auf des Knechts Befehl, ob es ſchon gar kalt geweſen, ſtraks thun müſſen, und hat dießmal nicht vor die Obrigkeit, ſich zu entſchuldigen, gehen dürfen; weil aber gar große Fürbitte wegen der großen Kälte für ihn gethan worden, iſt er wiederum aus dem Gefängniß in ſein Haus gelaſſen worden, hat aber (wie man glaublich berichtet), bis auf weitern Beſcheid, nicht über ſeine Thürſchwelle zu gehen, vierhundert Gulden verbürgen müſſen *).

---

*) Martin Lange.

**) 1602 und 1603.

Von Weihnachten Anno 1608 an bis auf Weihnachten 1609 ſind in Summa 188 Perſonen in der Pfarrkirche zum Nachtmahl gegangen, unter dieſen ſind im Anfang viele Fremde, als die Räthe und ihre Diener (wie oben gemeldet) geweſen, ſo haben ſich verſchienenem Sommer und Herbſt über auch zu dreien unterſchiedlichen Malen etliche Bürger von Erfurt allhier eingeſtellt, zu dieſem ſind diejenigen Bürger allhier, die ſich bald im Anfang dazu begeben, dieſes Jahr über gar fleißig geweſen, haben ſich zum öftern Mal eingeſtellt, vielleicht der Meinung, andere auch dazu zu bringen, es hat aber nichts helfen wollen. Waren nun erſtlich die Fremden im Anfang und für's andere die Erfurter, zum dritten Mal diejenigen, die ſich dieſes Jahr über oftmals (wie gemeldet) eingeſtellt haben, ſo werden ſich unter oben benannten 188 Perſonen gar wenig Bürger finden, die ſich freiwillig dazu begeben haben, und es ſind, die Wahrheit zu ſagen, unter der Bürgerſchaft meiſtentheils ſolche Perſonen dazu gegangen, die da (wie man ſagt) entweder dadurch hoch ans Bret zu kommen verhofft, oder auch die da böſes Gerüchts waren, damit die Obrigkeit denſelben dermaleinſt mit der Strafe deſto gnädiger ſein und ihnen alſo deshalb etwas zu gut gehalten werden möchte. Dieweil ſich nun innerhalb zehn Wochen niemand zum Abendmahl eingeſtellt, wie heftig auch unſer Prediger darum angehalten hat, alſo ſind auf Weihnachten Anno 1609 wiederum auf's Neue 37 Perſonen, als: 29 Manns- und 8 Weibsperſonen zum Nachtmahl gegangen, unter dieſen ſind 2 Schuldiener, neun Schüler und der Kirchner und ſonſt

---

*) Nach 14tägigem Hausarreſt mußte Martin Lange für ſein Lachen 100 Thaler Strafe erlegen.

gar wenige geweſen, die ſich von Neuem dazu begeben haben, ſondern ſind meiſtentheils die vorigen, die dieſes Jahr ſchon öfters gegangen, wieder geweſen. Und weil eben unſer g. F. und Hr. daneben Herrn Johann Siegmund, Markgraf und Churfürſt von Brandenburg allhier geweſen, ſo ſind beide Fürſten vom Schloß in die Pfarrkirche zur Frühpredigt gegangen und nach derſelben auch der Communion zugeſehen, und unſer Pfarrherr hat (ohne Zweifel dem g. F. und Hrn., der es ſo haben will, zu gefallen) beides vor und nach der Predigt das Vaterunſer laut gebetet und „Unſer Vater" geſprochen, welches er hierzuvor, ſo lange er allhier Pfarrherr geweſen iſt, auf der Kanzel noch niemals alſo gemacht hat. Welcher Geſtalt am dritten Sonntag des Advents ein ehrlicher Bürger in des Caplans Zielfelders Frühpredigt ganz unſchuldig in Ungelegenheit kam, iſt oben vermeldet worden, derſelbe aber hat alſo, wie er verbürgt hatte, bis auf den 3. Januar Anno 1610 und alſo in den 19. Tag in ſeinem Hauſe in Gehorſam verbleiben müſſen, da doch im Geringſten nicht hat erwieſen werden können, daß er, wie ihn der Caplan beſchuldigt, gelacht hatte, und ob man wohl noch zur Zeit nicht erfahren kann, wie hoch er geſtraft worden ſei, berichten doch etliche für gewiß, daß er 100 Thaler zur Strafe hätte geben müſſen *).

Sonnabends den 6. Januar Anno 1610 ſind abermals 20

---

*) Es erhellt aus dieſer Aeußerung die völlige Gleichzeitigkeit des Manuſcripts; man ſieht, mit welchem Eifer für die alte Confeſſion der Berichterſtatter notirte, und doch iſt ſeine Ausdrucksweiſe meiſt beſcheiden und gemäßigt, und nur bisweilen läßt er ſich zu heftigen Ausdrücken verleiten, die man ſeiner Zeit nicht minder zu gut halten muß, wie der ſehr gereizten Stimmung, in welcher der Sachlage nach die ganze Einwohnerſchaft Schmalkaldens ſich befinden mußte.

Perſonen, als: 11 Manns- und 9 Weibsperſonen zum Nachtmahl gegangen, darunter zwei unſrer Prieſter und ſonſt andere, die meiſtentheils öfter dabei geweſen ſind.

Nächſthernachfolgenden Sonntag, den 7. Januar, als der Pfarrherr faſt die ganze Frühpredigt über die Bürgerſchaft wegen ihres Ungehorſams, daß ſie das Abendmahl ſo halsſtarrig verachteten und ihre Kinder ſo unfleißig zur Schule und Katechismo hielten, zum Heftigſten ausgemacht und ſie alſo bei der Obrigkeit ſehr verkleinert hatte, hat er nach der Predigt abermals etwas und zwar dieſes aus der heſſiſchen Kirchenordnung verleſen, daß wem inskünftig von Gott ein junger Erbe beſchert würde, der ſollte vorigem alten Gebrauch nach, nicht mehr allererſt zu Mittag bei ihm um die heilige Taufe anſuchen und alsdenn darauf ſo bald zu Gevatter bitten, ſondern man ſollte hinführo entweder den Tag zuvor oder jetzund den nächſten Morgen frühe ſolches verrichten, damit der Kindesvater und ſein erbetener Gevatter nach Nothdurft examinirt und verhört werden möchten.

Sonntags den 21. Januar haben ſich 15 Perſonen, als: 5 Manns- und 10 Weibsperſonen zum Nachtmahl angeſtellt, als der Hr. Amtmann, die Edelfrau mit faſt allem ihren Geſinde, item der Schultheiß mit ſeinem Weibe und 2 Töchtern, und alſo dießmal mehr nicht denn ein neuer, aber doch jeder Zeit verdächtiger Bürger dazu gekommen.

Und nachdem der Pfarrherr am kommenden Sonntag, als den 28. Januar ſeinem alten Gebrauch nach die Bürgerſchaft ganz heftig ausgemacht und unter andern auch dieſes geſagt hat: daß Wind und Meer dem Hrn. Chriſto viel gehorſamer, als wir Schmalkalder wären, die wir doch Chriſten ſein wollten, ſintemal dieſelben Kreaturen von Stund an dem Hrn. Chriſto gehorſamt hätten und ganz ſtill geworden wären, da, obgleich der Herr Chriſtus geſagt hätte: Solches thut zu meinem Gedächtniß, ſo wollten wir doch ſolches keineswegs befolgen, ſondern verachteten es ganz halsſtarrig, deßwegen er nochmals ernſtlich vermahnt, daß man ſich nicht allein auf künftigem Lichtmeßtage, ſondern auch hernach fleißig zum Brodbrechen einſtellen ſollte, und ob man wohl geſpürt, daß dieſes des Pfarrherrs rechter und bittrer Ernſt geweſen iſt, ſo haben ſich doch hernach auf gedachtem Lichtmeßtage mehr nicht denn 1 Manns- und 2 Weibsperſonen dazu gefunden, darunter abermals ein alter Mann von Neuem dazu gegangen, der aber doch von Niemand anders denn von ſeiner ſtolzen und frechen calviniſchen Tochter dazu beredet worden iſt.

Am 4. Februar hat der Pfarrherr des nunmehr vor einem Vierteljahr abgezogenen Schulmeiſters Johann Eberhard's Stelle von Seligenthal wieder mit einer andern, und zwar ſolchen Perſon beſetzt, auch ihn ſelbſt eingeführt und der Gemeinde des Orts zum fleißigſten recommandirt: nämlich ſein Vater iſt ein Bürger und ſeines Handwerks ein Tüncher oder Kläcker geweſen, den man nicht anders als den Lügenbaſtian genannt (denn wenn man ihn ſonſt mit ſeinem rechten Namen genannt, haben unter 100 Menſchen kaum 5 gewußt, wer damit gemeint *), deſſen Sohn gleiches Handwerks und nach ſeinem Vater auch Lügenhans genannt, iſt an gedachten Schuldienſt nach Seligenthal befördert, und zwar hierzuvor dieſes ausdrücklich beſchuldigt worden, daß er auch einer aus den Anfängern des viel angezogenen hieſigen Tumults geweſen ſein ſoll, inmaßen er denn auch derentwegen damals neben andern gefänglich eingezogen worden; dieweil es aber ſelbiger Zeit gar kalt geweſen, iſt

---

*) Es iſt etwas auf den Thüringiſchen Dörfern ſehr Gewöhnliches, daß Spitznamen forterben und ſo gäng und gebe werden, daß die wahren Namen von den Wenigſten gekannt ſind.

er im Gefängniß ſehr ſchwach geworden, alſo daß ihm die Sprache ganz und gar entfallen, dazu auch auf der einen Seite faſt verlahmt, derentwegen man ihn aus dem Gefängniß thun und ledig machen müſſen, und hätte kein Menſch gemeint, daß er lebend bleiben oder wiederum geſund werden würde. Inmaßen er dann faſt ein halbes Jahr lang nicht viel hat reden können, jedoch iſt ihm nach Ausgang eines Jahres die Sprache wieder gekommen, daß er recht geredet, ſich auch hernach zum Brodbrechen eingeſtellt und alſo dadurch die Prediger, daneben die Obrigkeit ihm günſtig geworden ſind, und weil er auch etwas, jedoch nicht gar viel ſchreiben und leſen konnte, iſt er an erwähnten Schuldienſt (deſſen damals ſonſt niemand begehret), befördert und ihrer Meinung nach aus Saulo ein Paulus geworden, und obgleich ehrliche Leute ein Mißfallen daran gehabt, haben ſie doch hiezu ſtillſchweigen müſſen *).

Dienstag den 13. Februar iſt ein Bürger, Namens Jacob Wünſcher (der hiezuvor zu Leipzig und an andern Orten fein ſtudirt) von einem Metzger zu Gevatter gebeten worden, weil aber die Prediger allhier genugſam gewußt, daß er auch deren einer wäre, welche ſich (wie ſie geredet) nicht bequemen wollen, ſintemal ſie allbereit ihr Heil zum öftern an ihm verſucht, ſo haben ſie, ohne allen Zweifel, ihn mit dieſer Gelegenheit zu ergreifen vermeint, ſich derowegen zuſammen verſammelt und ihn zur gewöhnlichen Taufſtunde, nämlich um 3 Uhr Nachmittag (als das Kindlein und andere dazu erbetene Freunde und Nachbarn allbe-

---

*) Wir dürfen nicht allzu vornehm auf die Gewiſſenloſigkeit herabblicken, mit welcher man in jener Zeit die Landſchullehrerſtellen beſetzte. Es giebt noch aus dem erſten Viertel dieſes Jahrhunderts Beiſpiele, daß den Superintendenten-Bedienten einträgliche Schulſtellen zu Theil wurden.

reit in der Kirche beiſammen geweſen) vor ſich gefordert und auf's Heftigſte an ihn gemacht, dieweil er aber auf alles ihr An- oder Vorbringen genugſam hat antworten können, deſſen ſie aber wenig geachtet, ſondern je länger deſto heftiger auf die Einwilligung des Brodbrechens und anderer Neuerungen mehr gedrungen haben, er aber zur Annehmung eines oder des andern ausdrücklich Nein geſprochen, alſo haben ſie ihm, dieſes chriſtliche Werk zu verrichten, keineswegs zulaſſen wollen, derowegen er dann zu denjenigen, die ihn zu Gevatter gebeten, gegangen iſt und denſelben Alles, was ihm anjetzo vorgehalten worden, angezeigt, ſich dabei entſchuldigt, auch angebotener Ehre wegen fleißig bedankt und iſt darauf alſobald zur Kirche hinaus und wiederum heim gegangen. Der Metzger und Kindesvater hat ausgehen und einen andern Gevatter ſuchen müſſen, hat ſich alſo dieſer Handel über zwei Stunden und bis nach 5 Uhr verzogen, ehe der rechte Gevatter gekommen und das gute Kindlein getauft worden iſt, und haben die Taufgäſte inmittelſt verziehen und in der Kirche ſo lange warten müſſen.

Dieweil auch Mittwochs den 11. Februar ein Bettag gehalten werden ſollte, haben die Prediger bei einem ehrbaren Rath angeſucht, daß doch die Stadtthore bis nach vollendeter Predigt und Gebet verſchloſſen und zugehalten werden möchten, es war aber zuvor ſolches nicht berüchtigt geweſen, alſo iſt es dießmal von einem ehrbaren Rath abgeſchlagen worden, welches gleichwohl die Prediger heftig verdroſſen und werden ohne allen Zweifel auf Mittel und Wege denken, wie etwa hier künftig die Bettage fleißiger, denn bisher geſchehen, von den Bürgern beſucht werden möchten.

Wenige Tage zuvor iſt ein kleines Kindlein, deſſen Vater allbereit beim Pfarrherr um die heilige Taufe angeſucht hatte, und aber aus Urſache, daß man ihn ſich auch beim Brodbrechen einzuſtellen bereden wollte, mit der Taufe etwas lange verzogen, alſo ungetauft dahin geſtorben.

So iſt kurz vor dieſem die Nothtaufe eingeſtellt und ganz und gar abgeſchafft worden.

Donnerstag den 15. Februar ſind in die 70 oder mehr Bürger auf dem Rathhauſe allhier vorgenommen worden, welche entweder ihre Söhne über Verbot von der Schule abgehalten, oder ſie doch anderswo an fremde Oerter gethan haben, da man ſie denn gefragt: Warum ſolches geſchehen? und ob man wohl an denjenigen, die ihre Kinder hinweg gethan, nicht viel erlangen konnte, ſo hat man doch die andern, welche dieſelben zwar noch allhie, aber gleichwohl nicht zur Schule halten, ernſtlich und bei 10 fl. Geldſtrafe vermahnt, daß ſie ihre Kinder innerhalb 8 Tagen wiederum in die Schule ſchaffen, oder aber dieſelben in bemeldeter Zeit entweder aufs Handwerk oder an fremde Oerter thun ſollten.

Sonntags Invocavit iſt die gemeine Bürgerſchaft daneben den Handwerksmeiſtern auf das Rathhaus gefordert, und ihnen vom Schultheißen im Beiſein eines ehrbaren Rathes angezeigt worden, daß man ſich wohl zu erinnern wüßte, mit welchem großen Unfleiß bisher gemeiniglich allhier die verordneten Bettage beſucht worden wären, derentwegen wäre des Herrn Amtmann ernſtlicher Befehl, daß wann hinführo vom Pfarrherr ein Bettag angekündigt würde, daß alsdann ein jeder Bürger zum Gebet ſich einſtellen, auch die Schmieden und andere Handwerksleute dieſelbe Stunde, nehmlich 8 bis 9 Uhr mit ihrer Arbeit inne halten, ſich zum Gebet finden, wie denn auch die Stadtthore bei Betſtunden (gleich des Sonntags) zugehalten werden ſollten, und dieweil etliche

Handwerksleute ihrer Ordnung nach frühe zu gewiſſen Stunden ihre Arbeit anfangen und des Abends wiederum auf den Glockenſchlag Feierabend machen müſſen, alſo ſollte denſelben Handwerkern, damit ſie ja nichts verſäumten, hinwiederum eine Stunde deſto länger zu arbeiten vergönnt und zugelaſſen werden, auf daß man Außenbleibens wegen im Geringſten keine Urſache haben oder einwenden möchten. Die Uebertreter dieſes ſollten ernſtlich angeſehen und gebührlich geſtraft werden.

Was ſich nun hinführo mehr vor denkwürdige und an dieſen Ort gehörige Sachen zugetragen und begeben haben, ſolche hätten zwar hiernächſt auch ordentlich verzeichnet werden ſollen, dieweil aber derjenige, der dieſes bisher aus eigenen Erfahrungen als einfältig vermeldet, ſich aus der Stadt Schmalkalden hinweg begeben, und in anderer Gemeinſchaft niedergethan, ſo hat er es alſo hiebei bewenden laſſen, und dem ungewiſſen Hörſagen dießfalls nichts nachſchreiben wollen, ſintemal er ſolches alles ſelbſt geſehen und gehört, auch was bisher verzeichnet, gewißlich die lautere Wahrheit, und in anders nichts, weder zu Lieb noch zu Leid, ſondern nur guter Meinung, allermeiſt aber zu dem Ende aufgeſchrieben worden iſt, damit wenn etwa hinkünftig ehrliche Leute, oder die Nachkommen gerne wiſſen wollten, wie es damals bei Einführung der genauen Verbeſſerungspunkten zu Schmalkalden zugegangen ſei, ſie deſſen einen zwar einfältigen, jedoch aber gleichwohl wahrhaftigen und kurzen Bericht hierin finden, und ſich nach Gelegenheit darnach zu richten haben möchten.

Der allmächtige und barmherzige Gott wolle unſere lieben Kinder und Nachkommen, daneben die Benachbarten, vor dergleichen gefährlichen Neuerungen und falſcher Lehre behüten, und die edle Beilage ſeines heiligen Worts bis an unſer

Ende gnädiglich bei uns erhalten, um ſeines Namens Ehre willen, Amen.

*) Zum Beſchluß dieſes hiſtoriſchen Berichts habe ich zugleich auch mit anhängen und dabei vermelden wollen, wie nehmlich Gott der Allmächtige theils diejenigen Perſonen, welche an ihrem Orte zur Einführung der vielgenannten Verbeſſerungspunkte ein Wohlgefallen getragen, und ſo viel an ihnen, fleißig und emſig dazu geholfen und gerathen, hernachmals geſtraft, im Gegentheil aber andere, welche bei dem einen göttlichen Worte ſtandhaft geblieben, und derentwegen ihrer Dienſte entſetzt worden ſind (darin mehrere viele Jahre geweſen) hinwiederum zu Dienſten und anderen guten Gelegenheiten befördert hat, welches alles keineswegs dahin gedeutet und verſtanden werden ſoll, als ob ich hierin einen und den anderen tadeln, richten oder verdammen, und hingegen etlichen hofiren, ſie allzuhoch loben oder erheben wollen, ſondern dieſes iſt, gleich dem Vorigen, alles in guter Meinung, und zuvörderſt darum geſchehen, daß man gleichwohl auch ſehen und ſpüren kann, wie es dießfalls einen oder den anderen gegangen haben möchte. Anfänglich, es iſt einer ganzen ehrlichen Bürgerſchaft zu Schmalkalden genugſam bewußt, was für ein feiner, gelehrter Mann und guter Prediger, der alte Pfarrherr, Herr Kaspar Herrenſchwager, geweſen, und wie treulich er oftmals ſeine anbefohlenen Zuhörer für falſcher Lehre gewarnt hat, nachdem er aber hernach in ſeinem Alter ſelbſt abgefallen, und die Verbeſſerungspunkte (zuvor und ehe ſie noch eingeführt wurden, und als dieſelben noch unterwegs auf der Reiſe waren) auf offener Kanzel zu vertheidigen ſich unterſtanden, hat er (wie oben erwähnt) mit dem Predigen nicht mehr gut fortkom-

---

*) Spätere Nachſchrift.

men können, ſintemal ihm die Zunge vor dem Munde gelegen, und ihn in Anreden und Predigen ſehr gehindert, alſo daß man ihn hernach nicht wie zuvor wohl hat verſtehen können, wie er denn kurz nach demſelben, als den 4. Juni des Jahres 1607, ſelig geſtorben iſt.

Was ſonſt für's Andere der Pfaffe von Druſen für ein Geſelle geweſen, wie er's begonnen und was er für ein Ende genommen, iſt oben etwas weitläuftiger erzählt worden, daß er nehmlich den 1. Juli 1609 Abends zwar friſch und geſund zu Bette gegangen, des Morgens aber todt darinnen gefunden worden, und ſein verſtorbener Körper, glaubwürdiger Leute Ausſage nach, ſo übel zugerichtet geweſen ſey, daß man die Todtenlade feſt und dermaßen übernagelt hat, daß ihn niemand hat ſehen dürfen, daraus denn leicht ſo viel zu ſchließen, daß es nicht gar ein feiner Anblick geweſen ſein mag.

Zum Dritten iſt M. Bartholomäus Heß, Conrektor, zwar ein feines gelehrtes Männlein, auch gegen die Einführung der Verbeſſerungspunkte ſehr eifrig und zum Heftigſten geweſen. Er hat ſich aber doch über männigliches Verhoffen gar bittlich bereden laſſen, und hat (wie ſeine Worte gelautet) bald ſo viel gefunden, daß die Calviniſche die rechte Lehre ſei. Ob er nun wohl nach ſeinem Abfall etwas erhoben und um Martini Anno 1609 Rektor geworden iſt, ſo hat er doch nicht lange darnach gelebt, oder dieſen Dienſt verwaltet, ſondern er iſt 1611 an der damals regierenden Peſtilenz frühe geſtorben.

Für's Vierte, Albert (deſſen Zuname mir ausgefallen), ſeines Handwerks ein guter Barbier, iſt ohnedieß ein guter Calviniſt, und ſonſt aus dem Lande zu Heſſen gebürtig geweſen, welcher vor wenig Jahren von dannen hierher nach Schmalkalden gezogen iſt, und des erſtlich zu Ziegenhain, hernach zu Marburg geweſenen Pfarrherrs und Superintendenten Valtin Schauer's Tochter zur Ehe, und ſonderlich an dieſer Neuerung ein gutes Gefallen gehabt, ebenderſelbe hat nicht gar lange hernach in Melchior Pfannenſtiel's Herberge, zur Krone genannt, mit andern gezecht, und ſo trunkener Weiſe den Hals geſtürzt.

Gelangt zum Fünften, zu dem geweſenen Rentmeiſter Johann Boos, iſt es nicht ohne, daß er für ſeine Perſon ein gelehrter und verſtändiger Mann, was er aber an ſeinem Ort bei Einführung der oft angeführten Neuerung gethan, und wie vielfältig er dezu geholfen und gerathen habe, das bedarf nicht weitläuftigen Beweis, ſondern es iſt leider offenbar und am Tage; nachher aber iſt er um Jakobi des verwichenen Jahres 1616 ſeiner verübten Tyrannei, Hurerei und anderer mehr dem gemeinen Manne unbewußter vielfältiger Unthaten wegen bei Landgraf Moritz zu Heſſen in Ungnade gekommen, alſo daß er auf ergangenen fürſtlichen Befehl in ſeinem eigenen Wohnhauſe erſtlich verſtrickt und etliche Tage durch einen Theil des Ausſchuſſes Soldaten darin bewahrt, hernach aber auf das Stillerthor in eine Stube geſetzt, an eine Kette geſchloſſen, und über dieſes alles noch mit zwei Wächtern, die er wöchentlich ſelbſt hat lohnen und jedem beſonders einen Gulden aus ſeinem eigenen Beutel hat geben müſſen, Tag und Nacht bewacht worden iſt, und dieſes wird unſer lieber Gott am Beſten wiſſen, ob gemeldeter Boos (welcher zwar jetziger Zeit nicht mehr geſchloſſen, ſondern nur ſonſt gefänglich gehalten wird) über kurz oder lang ledig gelaſſen werden möchte. Wie es denn viele ehrliche Leute gänzlich dafür halten wollen, dieweil ſich's bisher über vielfältig gepflogener Handlungen mit ſeiner Erledigung ſo lange verzogen, Er, Boos, werde nunmehr die Zeit ſeines Lebens alſo ſitzen, und ein gefangener Mann ſein müſſen, welches die künftige Erfahrung bezeugen wird *). Dieſer Johann Boos iſt zwar im Ja-

---

*) Bis hierher ſcheint die nachträgliche Relation im Bezug auf Boos, Abſchrift, und das Folgende Zuſatz aus dem Jahr 1621.

nuar des angehenden 1621. Jahres ſeines langwierigen Gefängniſſes auf Bürgen Hand entledigt und auf freien Fuß geſtellt worden, hat aber nicht lange mehr gelebt, ſondern iſt auf den 12. oder 13. März in ſeinem Hauſe plötzlich umgefallen, kein Wort mehr geredet und des jähenden Todes geſtorben.

So iſt für's Sechſte einem jeglichen bewußt, was der geweſene Landknecht, Valtin Stübing, ſonſt Junger genannt, für ein leichtfertiger Geſelle geweſen, und wie meiſterlich er für ſeine Perſon zu dem Bilderſturm und deren Verbrennung geholfen, auch ſonſt oftmals in dieſen und andern Sachen viel mehr, als ihm befohlen, gethan habe. Es hat ſich aber bald nach mehr angezogenem Bilderkrieg begeben, daß erwähnter Valtin Junger bei den fürſtlich heſſiſchen Räthen dermaßen in Ungnade gekommen, daß er auch in ſeinem Hauſe verſtrickt worden iſt, wo ihm ſein böſes Gewiſſen nichts Gutes prophezeihet hat, dahin er dann auszureißen und davon zu laufen ſich zu mehreren Malen unterſtanden, welches ihm auch bisweilen gelungen, jedoch iſt er jederzeit wieder ertappt und zu gefänglicher Haft gebracht worden, bis ſo lange er ſich ſelbſt die Gurgel abzuſchneiden und alſo ein Mörder ſeines eigenen Leibes zu werden hat vorgenommen; wiewohl er nun ſolchen böſen Vorſatz nicht gar vollendet, ſo hat er ſich doch ſelbſt mit einem Meſſer ein ſolches großes Loch in die Gurgel geſchnitten, daß ihm Speiſe und Trank heraus gelaufen iſt, und man ihm zu zwei verſchiedenen Malen neue Hefte am Halſe und an der Gurgel hat thun müſſen; es hatte zwar kein Menſch gemeint, daß es möglich wäre, daß der Junger damals beim Leben bleiben und geſund werden würde, jedoch iſt er diesmal wieder zu ſeiner Geſundheit gekommen, hernach aber, als Dienſtag den 1. Juni 1619, hat ſich's begeben, daß oft gemeldeter Valtin Junger in dem Dörflein Aue, zunächſt der Stadt Schmalkalden gelegen, auf einer Hochzeit daſelbſt unter andern in eine Schlägerei gerathen, und darin von 4 oder mehr Perſonen mit Knotenſtöcken u. dergl. dermaßen zugerichtet und zerſchlagen worden, daß er nicht von der Stelle hat gehen können, und kaum noch eine Viertelſtunde gelebt hat, ſondern bald danieder gefallen und geſtorben iſt. Ob er nun wohl jenes Mal über männigliches Verhoffen mit dem Leben davon gekommen, ſo hat er doch anjetzo ein ſchreckliches Ende genommen. So weiß man auch, daß jener Schulmeiſter von Asbach (welcher kurz zuvor ein Soldat und Straßenräuber geweſen) zwiſchen 2 Tagen davon hat müſſen ziehen, und da er länger verzogen, hätte er ſeine verdiente Strafe bekommen, und was ſich etwa inmittels ſonſt zugetragen, das mir nicht alles bewußt, ich auch nach meinem Abzug nicht in Acht genommen habe.

Was nun ferner andere ehrliche gute Leute, die ſich zu den Verbeſſerungspunkten nicht begeben, oder von der reinen Lehre nicht abfallen wollten und derentwegen ihrer Kirchen- und Schuldienſte entſetzt, jedoch aber hernach an andern Orten wiederum befördert worden ſind, anbelangen thut, iſt derſelben allbereit oben an etlichen Orten gedacht, und zwar erſtlich vermeldet worden, wie man mit dem ehrwürdigen, wohlgelahrten, frommen und ehrlichen Herrn M. Nikolaus Merkel, geweſenen Ober-Diakonus, umgegangen ſei, wie man ihn nehmlich nach Kaſſel geſchleppt, hernach beurlaubt, und ihn überdieß auch männigliche Gemeinſchaft verboten habe. Derſelbige hat ſich endlich aus der Stadt Schmalkalden hinweg und nach Waſungen begeben, auch aus der Grafſchaft Henneberg gute Vertröſtungen gehabt, daß er ſich daſelbſt eine kurze Zeit gedulden und mit der erſten Gelegenheit noch wiederum mit einem Kirchendienſt verſehen werden ſollte, welches denn ohne allen Zweifel auch geſchehen wäre, wenn unſer lieber Gott denſelben länger beim Leben erhalten, und nicht bald hernach durch ein ſeliges Ende von dieſem Jammerthal abgefodert hätte, da dann ſeine große Bekümmerniß der ihm zu Schmalkalden erwieſenen, unverdienten vielfältigen Schmach, nicht wenig zu ſeinem tödtlichen Hintritt geholfen haben wird.

Belangt zum Andern M. Jakobum Simon, damals an der Stifts- und Schloßſchule, hiezuvor aber eine geraume Zeit an der Pfarrſchule geweſener Rektor, dieſer iſt nicht lange nach ſeiner Beurlaubung nach Themar gezogen, und daſelbſt auch Rektor geworden, welchen Dienſt er etwa 8 oder 9 Jahre verſehen, ſich aber endlich wiederum nach Schmalkalden in ſein eigen Wohnhaus begeben, und allda etlichen vornehmen Kindern die Schreib- und Rechenkunſt (in denen er gar wohl erfahren), jedoch nicht ohne ſonderbaren Widerſtand der Geiſtlichen und ihres Anhanges gelehrt hat.

Fürs Dritte M. Johann Clemen, ſelbiger Zeit geweſenen Rektor an der Pfarrſchule, betreffend, iſt es nicht ohne, daß er Anfangs des Calviniſmi und der Verbeſſerungspunkte halber bei vielen ehrlichen Leuten ſehr verdächtig, und deswegen vom Gegentheil um ſo viel deſto höher gehalten worden iſt, dieweil er aber als ein gelehrter und verſtändiger Mann geſehen und vermerkt, daß vielmehr ein Anderes, als man im Anfang vorgegeben, dahinter verborgen geweſen, da hat er ſich faſt über männigliches Verſehen, bei Zeit von ihnen abgewendet, und länger nicht beipflichten wollen, daher ihm denn nicht allein das anbefohlene Predigen zu Haindorf verboten, ſondern auch bald hernach ſeines Schuldienſtes entledigt worden; derſelbige iſt von einem hoch und wohlweiſen Rath der Stadt Schweinfurt in Freuden wiederum zum Rektor-Dienſt berufen worden, welchen er mit Lob und Ruhm vieler Perſonen verrichtet.

So iſt zum Vierten der um gemeine Stadt und Bürgerſchaft und deren Kinder ſehr wohl verdiente, auch über die 30 Jahre geweſene, im jetzigen Zuſtande aber beurlaubte, fromme, alte Kantor, M. Caspar Will, bald hernach gen Rohra (im Amte Kühndorf gelegen) befördert worden, und daſelbſt eine Zeitlang Schulmeiſter geweſen, bis ſo lange er Alters halber, und das ihm auch Gott der Allmächtige ſeine liebe Hausfrau deſſen Orts ſeliglich abgefordert, ſolchen Schuldienſt aufgegeben, und ſich als ein einſamer Mann wieder nach Schmalkalden gewendet hat und in ſein daſelbſt habendes eigenes Loſament eingezogen iſt.

Dr. Valentin Müller, auch geweſener Schulcollege und Organiſt, den frommen, ehrlichen und wohlgelehrten Mann fürs Fünfte belangend. Obwohl derſelbe anderweit dieſe Beförderung niemals begehrt, ſo hat ihn doch unſer lieber Gott in ſeiner Apotheke und ſonſt dermaßen geſegnet, daß er eine feine, ehrliche Nahrung und Bleibens überkommen, und alſo keines Schuldienſtes mehr bedürftig geweſen.

Weiter ſo iſt Johann Eberhardt, geweſener Schulmeiſter zu Seligenthal, item Paul Fillerich (Feilhauer), geweſener Schulmeiſter zu Asbach, und Stephan Schmalz, geweſener Kirchner in der Pfarrkirche zu Schmalkalden, jeder beſonders wiederum in der Herrſchaft Henneberg mit Dienſten befördert, und der erſte zu Werkach, der andere, anfangs zu Oberſtadt und hernach zu Erdorf, der dritte aber zu St. Kilian, im Amt Schleuſingen gelegen, Schulmeiſter geworden.

Wie denn beſonders die wohlerwähnte fürſtliche Grafſchaft Henneberg bei den bisher benannten und andern mehr Perſonen, Bürgern und Bürgerskindern in Wahrheit das Beſte gethan hat, und ihrer vielen beides vor und nach den eingeführten genannten Verbeſſerungspunkten nach Gelegenheit allerhand Dienſte und ſonſt andere beförderliche Mittel erwieſen hat. Die auf Univerſitäten und ſonſt hin und wieder ſtudirende Jugend und Schmalkaldiſchen Bürgerskinder, deren dann eine ziemliche Summe geweſen (dabei M. Jacob Simon und der fromme alte Kantor Dr. Caſpar Wille jeder beſonders auch zween Söhne gehabt), betreffend, ungeachtet man ſie zum Theil zu Marburg zu ſtudiren zwingen wollte, und denſelben auch bei Verweigerung das geſtiftete Stipendium verſagt oder wohl gar abgeſchnitten worden iſt, hat jedoch unſer lieber Gott (da gleich meiſtentheils die Eltern ein Geringes bei ihnen haben thun und alſo dießfalls weder rathen noch helfen können) wunderbarlich fortgeholfen, daß er den einen an dieſen, den andern an einen anderen Ort mit guter Gelegenheit zu einem ehrlichen Dienſt befördert hat.

Und ob ſich gleich anfangs eingeführter neuer Religion halber wenig Bürger aus der Stadt Schmalkalden hinweg und an andere Oerter begeben, ſo hat doch meiſtentheils die Bürgerſchaft ſteif und feſt über der reinen lutheriſchen Lehre gehalten, und ſich keineswegs zu den Verbeſſerungspunkten bequemen wollen, inmaßen denn auch ihrer viel eine geraume Zeit her und bis auf dieſe Stunde das heilige hochwürdige Abendmahl außerhalb der Stadt Schmalkalden in den angrenzenden hennebergiſchen Städten und Dörfern, wie auch an andern Orten geſucht und gebraucht haben, jedoch ſpürt man faſt ſo viel, daß in die Länge, von Tag zu Tag einer nach dem andern, beſonders aber die Jugend, meiſtentheils dahin fallen und alſo endlich das Häuflein der Rechtgläubigen gar gering und klein werden will, wie es doch leider ſchon hierzuvor allbereit dahin gekommen iſt, daß kein ehrlicher Mann, er habe ſich denn zuvor bequemt und die Verbeſſerungspunkte angenommen, weder zu einer Rathsſtelle oder ſonſt zu andern ehrlichen Aemtern mehr gebraucht werden will, welches, alldieweil es offenbar und am Tage, keines ſonderbaren Beweiſes bedürftig, Gott helfe ihnen allen mit Gnaden.

Und gleichwie gegen dem herzunahenden und nunmehr vorſtehenden Ende der Welt leider alle Sünde, als Freſſen, Saufen, Unzucht, Hoffart, Geiz, Wucher und mehr andere Laſter allenthalben überhand nehmen, und mit Gewalt im Schwunge gehen wollen, ſo iſt es zu Schmalkalden auch zugegangen, daß nämlich bald mit veränderter Religion auch die vorberührten Sünden, beſonders aber das ſchändliche Laſter die Hoffart eingeriſſen iſt, da nicht allein junge, ſondern auch alte Manns- und Weibsperſonen, reiche und arme Leute ſich mit Kleidung und ſonſt in kurzer Zeit merklich ſehr verändert haben, indem die Männer und

Junggeſellen ihre gebuffte Kolben und breite franzöſiſche Bärte gezeugt, item blaugeſtickte Kragen und Schlappen, kurze Mäntel, weite Pumphoſen, ſtattliche mit farbigen Quaſten gemachte Hoſenbänder, item groſe Roſen auf den zerhackten und unter den Knorren faſt die Hälfte weggeſchnittenen löcherigen Trippſchuhen, ſammt andern neuen Muſtern mehr getragen haben, welche dann auch in die jungen und theils gar armen unvorſichtigen Handwerksburſchen gerathen, die ſich ſolcher fremden Trachten übermäßig befliſſen, ungeachtet mancher die Zeit ſeines Lebens faſt vor kein Thor gekommen und kaum ſo lange, als einer hätte im Bad ſitzen und ſchwitzen mögen, gewandert iſt. So hat das Weibervolk, beides an Jungfrauen und Weibern, welche ohnedieß zur Hoffart geneigt, dießfalls auch nichts erwinden laſſen, ſintemal ſie bald andere Kränze und Bänder als vorhin getragen, dann ferner die Hälſe bis faſt unter die Brüſte eröffnet und entblößt, daran die Reichen ihre Goldſtücke, die Armen aber ihre Paternoſter von Korallen und andere Sachen hängten, ſonſt aber große, lange, weite und von allerhand Farben gemachte buntige Röcke über den groſen paußenden Wülſten und Reifen, neben ihren köſtlichen Hauben, Schauben, zerſtochenen Klötzleinſchuhen und andern fremden ausländiſchen Kleidungen mehr faſt aller Dinge dem Adel und andern vornehmen Leuten gleich getragen haben, deren denn auch ſchlechte Bürgersweiber und theils arme Dienſtmägde nichts vorgeben, ſondern ihnen alles gerne nachahmen wollen, welches alles zu erzählen, viel zu weitläufig und vormals zu Schmalkalden gar nicht alſo berüchtigt geweſen iſt, ſintemal die Bürger daſelbſt, ſammt den Ihrigen ſich fein ehrlich und nicht ſo leichtfertig (wie jetzt von den meiſten Theil geſchieht) bekleidet haben ꝛc. *).

---

*) Dieſe Relation über die Modetrachten jener Zeit iſt intereſſant, nur wäre die Mode auch ohne die Religionsſpaltung gekommen, ſo gut, wie der vom Berichterſtatter als nahe prophezeihte jüngſte Tag bis Date ausgeblieben iſt.

II.

Die erſte gedruckte Urkunde.

Bulle Kaiſer Friedrich III.

Mit Facſimile auf Taf. I.

Im Serapeum, Zeitschrift für Bibliothekwissenschaft, Handschriftenkunde und ältere Literatur, Jahrgang 1840, Nummer 20, wurden vom Herausgeber dieſes Buches ſechs bisher noch unbekannte Producte der Preſſe Fuſt's und Schöffer's vom Jahr 1461 nachgewieſen, kurz beſchrieben und weitere, ausführliche Veröffentlichung vorbehalten. Da nun in dieſen Blättern ein längſt gewünſchtes, ſelbſtſtändiges Organ für ſolche und ähnliche Nachweiſungen gewonnen worden, ſo wird mit Mittheilung der erſten jener für die Geſchichte nicht minder, wie für die Erfindungsgeſchichte der Buchdruckerkunſt in ihren früheſten Stadien anziehenden Urkunden hier der Anfang gemacht.

In der an großen Ereigniſſen reichen Zeit, in welche die langjährige Regierung Kaiſer Friedrich III. fiel, hob ſich die junge Erfindung der Buchdruckerkunſt nach langſamen Entwickelungsgang plötzlich zu großartiger Entfaltung. Das Pſalterium von 1457 mit ſeinen heute noch unübertroffenen Prachttypen und herrlichen Initialen ging als ſchönſtes ewiges Denkmal der neuen Kunſt aus Fuſt's und Schöffer's Preſſen hervor, und es folgte der erſten Auflage 1459 raſch eine zweite. In demſelben Jahre erſchien das Rationale Durandi mit ſeinen netten, zierlichen, dem Auge gefälligen Lettern. Das Jahr 1460 brachte Clemens V. Constitutiones, wieder mit einer neuen Schriftgattung, alle aus Fuſt's Preſſen, während gleichzeitig aus Gutenberg's neuer Preſſe das Catholicon hervortrat.

Die Erfindungsgeſchichte der Buchdruckerkunſt nannte bisher vom darauf folgenden Jahre 1461 kein Erzeugniß der Letzten, außer einem mit Guttenberg's Catholicon-Typen gedruckten Ablaßbrief, den van Praët in ſeinem Catalogue des livres imprimés sur velin des biblioth. publ. et part. (I. 215.) beſchreibt.

An dieſen Ablaßbrief reihen ſich ſechs ungleich wichtigere Druckdocumente deſſelben Jahres an. Sie ſind zwar auch nur Einzelblätter, keine Bücher, aber von großem geſchichtlichen Intereſſe, indem ſie ſich, bis auf eine, auf den Streit Adolph's von Naſſau gegen Diether von Iſenburg beziehen, zu Gunſten des Erſtgenannten ſprechen und ſämmtlich diplomatiſche Urkunden ſind, die eine Bulle Kaiſer Friedrich III., die fünf übrigen Bullen Papſt Pius II. Jener Streit, deſſen blutiger Ausgang im folgenden Jahre dazu beitrug, die neue Kunſt früher nach allen Landen zu tragen, als ſonſt würde geſchehen ſein, wurzelte in der Unzufriedenheit des Papſtes und vieler Mainzer Domherren mit dem Erzbiſchof zu Mainz, Diether, aus dem gräflichen Hauſe Iſenburg. Der Papſt entſetzte dieſen in einer ſehr langen und weitläuftigen Bulle, und die Mainzer Domherren wählten Adolph von Naſſau zu ihrem Erzbiſchof. Der Zwieſpalt Diether's mit dieſem ſeinem Gegner und Nachfolger und die Unzufriedenheit des Papſtes mit Diether hatte aber darin einen Grund, daß Diether dem Grafen von Naſſau die Belehnung über das Eichsfeld und den Mainzer Hof zu Erfurt abgenommen, worauf ſich Adolph klagend an den Papſt wandte und Diether's Wahl zum Erzbiſchof ſtreitig machte. Noch war nämlich Diether nur vom Kaiſer, nicht vom Papſt beſtätigt, denn er hatte noch nicht die 20650 rhein. Goldgulden erlegt, um welche der römiſche Stuhl das Pallium feil hielt, hatte den geforderten zehnten Pfennig zur Schatzung verweigert, nicht minder das Anſinnen des Papſtes, ohne deſſen Vorwiſſen keine Verſammlung der Churfürſten zu halten, entſchieden abgewieſen und endlich ſeiner Cleriſei geboten, keinem Rufe päpſtlicher Legaten Folge zu leiſten. Gründe genug, den allezeit gegen deutſche Fürſten in Bereitſchaft gehaltenen Bannſtrahl zu entzünden, der denn auch nicht ausblieb.

Diether achtete zwar des Papſtes Zorn gering und appellirte an ein Concilium, aber zu ſeinem Unglück wußte ſein Gegner den ſchwachen Kaiſer für ſich zu gewinnen und dieſer willigte in der nun näher zu beſchreibenden Bulle in

Diether's Abſetzung durch den Papſt, welche wahrſcheinlich ſchon in des Gegners Hand in Bereitſchaft lag, und nur eine ſpätere Datirung erhielt, denn die kaiſerliche Erklärung datirt vom Sonnabend vor Laurenzii (10. Auguſt) und die päpſtliche Entſetzungsurkunde vom 21. Auguſt, welches Datum noch drei andere päpſtliche Bullen führen; eine derſelben iſt an Adolph von Naſſau gerichtet, eine an das Mainzer Domkapitel und eine an die geſammte Geiſtlichkeit und Diöces Mainz, wie an alle Obrigkeiten und Collegien.

Alle dieſe Bullen erſchienen zu Mainz aus der Officin Fuſt's und Schöffer's im Druck, wurden verbreitet, an Kirchenthüren angeſchlagen (ſo zu Anfang des Jahres 1462 in Speyer), und es gelangten unter andern die Originale, deren Beſitz dem Herausgeber des Glückes Gunſt verſchaffte, in die treue Tochterſtadt von Mainz: nach Erfurt, wo Rath und Bürgerſchaft ihrem Erzbiſchoff Diether ſo lange anhingen, ja ihn mit Truppen unterſtützten, bis die Kataſtrophe in Mainz erfolgt, am 27. October 1462 die Stadt durch die Verräther Otwin und Dudo in Adolph's Hand geliefert und Diether flüchtig geworden war. Es iſt zu verwundern, daß dieſe Druckdenkmale ſich noch ſeltner gemacht haben, als Diether's bekanntes Manifeſt von 1462, das nun aufgehört hat, die erſte gedruckte diplomatiſche Urkunde zu heißen, und von welchem zwar vier Exemplare nachgewieſen, aber nur drei erwieſen vorhanden ſind.

Indem ſpätern Bänden facſimilirte Mittheilung einiger oder aller der päpſtlichen Bullen vorbehalten werden muß, geben wir auf Tafel I eine treue Copie der Bulle Kaiſer Friedrich III.

Abgedruckt iſt dieſelbe, aber mit erneuter Rechtſchreibung und im Eingang ganz verändert, was auf eine Variante hinzudeuten ſcheint und den Werth unſers Originals nur erhöht, in Guden's Codex diplomaticus anecdotorum, res moguntinas etc. etc. illustrantium. Tom. IV. pag 345. Die Typen ſind die der berühmten Bibel von 1462, welche

Schaab „die Krone aller gedruckten Bibeln“ nennt. Jedenfalls war der Druck dieſes wichtigen Werkes in zwei Foliobänden, das am 14. Auguſt 1462 an das Licht trat, ſchon im Herbſte 1461 begonnen, oder es waren doch die Lettern bereits dazu gegoſſen und dienten in der kaiſerlichen Bulle zugleich als erfreuender Probedruck. Man hat ſie ſtets für die ſchönſten Typen der Fuſt- und Schöffer'ſchen Officin gehalten. Die erwähnten Papſtbullen wurden alle mit den kleinen Lettern des Rationale Durandi geſetzt.

Das Original der Bulle Friedrichs III. iſt auf einem kleinen unbeſchnittenen Bogen ſtarken Papiers rein und ſcharf gedruckt; das Waſſerzeichen iſt eine Krone mit hohem Kreuze, wodurch die Meinung widerlegt wird, als ob die Waſſermark des Ochſenkopfes ein ſichres Kennzeichen Fuſt'ſcher Drucke ſei*), die indeß ohnehin kein einſichtsvoller Literat mehr hegen wird, und füllt 28 Zeilen. Der Initial W mangelt, er wurde gewöhnlich eingeſchrieben, wenn man von einem Document zu öffentlicher Publication oder officieller Mittheilung Gebrauch machte, zu welcher unſer Exemplar nicht gelangt zu ſein ſcheint.

Das eigentliche Druckdatum kann zwar nicht nachgewieſen werden, allein es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß Adolph von Naſſau, ſobald die Urſchriften des Kaiſers und des Papſtes in ſeinen Händen waren, ſich beeilte, dieſelben der Preſſe zu übergeben und ihre Verbreitung zu beſchleunigen, und daß dieſelben jedenfalls noch 1461 an das Licht traten, wenn ſie auch nicht allenthalben noch in demſelben Jahre bekannt wurden. Indeß blieb Erzbiſchof Diether immer noch im Beſitz ſeiner Würde, bis für ihn und für Mainz die unglücklichſte Stunde ſchlug.

---

*) Breitkopf, Verſuch, den Urſprung der Spielkarten, die Einführung des Leinenpapiers ꝛc. zu erforſchen. Th. I. S. 110.

III.

Die

Schlacht von Pavia.

Beiträge zur Geſchichte derſelben.

1.

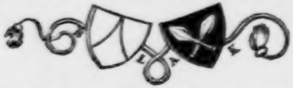
Ein fliegendes Blatt.

In unſrer kleinen Sammlung alter Holzſchnitte und fliegender Blätter befindet ſich ein ſehr charakteriſtiſches Blatt, deſſen erſte obere Hälfte in einem kräftigen Holzſchnitt (etwa nach Art des Blattes D. 11. der Derſchau-Beckeriſchen Sammlung, Gotha 1808) die Schlacht von Pavia darſtellt. Dieſer Holzſchnitt mißt 16½ Leipziger Zoll in der Höhe und 22½ in der Breite, und an ihn iſt ein bedrucktes Blatt von gleicher Breite, doch nur 13 Zoll hoch, angeklebt, deſſen Waſſermark eine Krone. Beides einigte ſich zum ſchönen Ganzen, um den Zeitgenoſſen jener geſchichtlich ſo merkwürdigen Schlacht einen treuen Bericht von derſelben abzuſtatten. Es iſt uns nicht bekannt, daß dieſes ſeltne Blatt ſchon irgendwo beſchrieben ſei, daher widmen wir ihm hier eine Beſchreibung und laſſen dann den darunter befindlichen Text in treuer Abſchrift folgen.

Wir erblicken im Vorgrund aufragende Zeltreihen, und hinter dieſen einen Schlachtritt Geharniſchter mit Lanzen und Fahnen, welche die Palliſaden des Thiergartens durchbrechen. Im Mittelgrunde zeigt ſich zahlreich kämpfendes Fußvolk. Im Hintergrunde, dem Beſchauer zur Rechten, wogt ein Reiterkampf, und auf einer Fahne iſt zu leſen: Captio regis F. Die Perſon des Königs iſt durch eine Krone und durch drei Lilien auf der Decke des Pferdes kenntlich. Zur Linken liegt die von tiefen Wallgräben, aufgepflanztem Geſchütz, runden Schanzen und iſolirten Gebäuden umgebene Stadt, in der Mitte das Luſthaus des Thiergartens; aus dem Innenwall ſieht man Zelte ragen und erblickt eine zahlreiche Beſatzung. Die Ferne bezeichnen majeſtätiſche Alpen, über denen die Sonne aufgeht. Ueber der Stadt hängt in Wolken das gekrönte römiſche Kaiſerwappen, unter dieſem in einem geſchnörkelten Schildlein das Wappen von Mailand, und darunter flattert ein Band, auf dem im ſchwarzen Grund die weiße Schrift PAPIA zu leſen. In einer Wolke wird das Monogramm des Zeichners oder Holzſchneiders erblickt. *) Gegenüber auf der rechten Seite iſt eine Schrifttafel befindlich, deren Aufſchrift ſich alſo dargeſtellt:

VRBIS PAPIAE PER FRAN-
ciſcum Galloru̅ Regem obſidium eiuſ-
demqe Regis cum Caroli Caesaris exerci-
tu conflictum. Francoru̅ ſtragem. Re-
gis Francisci captiuitatem Anno M.D.
XXV. XXIIII. Februarii factam:
haec praesens indicat figura.

Unter der Schrifttafel ſind an einer Schnur mit Quaſten die hier erſichtlichen Wappen und Buchſtaben angebracht, welche in die Strahlen der Sonne hinabreichen.



Der Charakter des Holzſchnittes iſt kräftig, die Zeichnung gut und das Ganze wohl erhalten.

Der nun folgende Text hat ſtarke fette Lettern und ſchönen Druck in drei ſehr breiten 57 zeiligen Columnen. Der Druck, nur auf einer Seite des Blattes, füllt daſſelbe ganz aus.

---

*) Dieſes Zeichen wird von Einigen, doch ohne ſonderliche Wahrſcheinlichkeit, dem Hans Burgkmair zugeſchrieben.

CArolus ain geporner Ertzhertzog zu Oſterreich, König zu Hiſpania ꝛc. nach abſterbn̄ ſeines altuatters, weiland Kaiſer Maximilian, hoch loblicher gedächtnus, iſt Er im M.D.XIX. ꝛc. Vnd des Neünzehenden jars ſeines alters, zu Franckfurt am̄ Rein (sic) durch die Churfürſten zu Römiſchem König, vnd künfftigem Kayſer (der fünfft des namens) erwölt, vnd alſo am neünvndzwaintzigiſten tag Junij, zu der neündten ſtund, publicirt.

Des nachuolgenden Jars, iſt er auß Hiſpania dahin komen, die kron empfangen, vnd zu Wurm̄s auf dem Reichßtag, von Bapſt Leo des Zehenden, Legaten, Römiſcher Kaiſer intitulirt.

Zuhandt haben ſich wider jn erwegt, die Frantzöſiſchen inſidie, deren Sy dem Kaiſer Maximilian, ſo maniger ſchmach vnd ſchanden, haben vnderſtanden, vnd darauß ſo groſſer abbruch der Chriſtenhait, zu beſterkung der Vnglaubigen, ſeind erwachſen, mit vil blutvergieſſen, vnd vnauffhörendem widerfechten.

So nun Franciſcus, dem König zu Franckreich, die Kaiſerlich Wal vertzigen iſt, vnd Carolum, mit längerm vertzug, geſterckter wider jn, beſorgt, hat er (alter vnuerſönter zwitrachten, der Niderländiſchen Grentzen, von Kaiſer Maximilian her, auff Carolum gelangt) ain vrſach fürgewendt, vnd mit ſolchem trutz, in gegenwürt der Churfürſten, alda zu Worms, dem Kaiſer, auff land vnd leyb, durch ſeinen Heroldt, den Abſag anbotten, vnd daneben, bey den Churfürſten, der ſachen Sich nit zu beladen, gehandelt, welche, Sy doch dem Kaiſer, aller hilff zum rechten, haben erbotten.

Damit ſeind eröffnet, die argwäniſchen auffrürn̄, der Franzöſiſchen verborgen practic, und haimlichen anſchleg, vnd yetzund aller Grentzen, der Niderlendiſchen Land, Burgundi, vnd in Hiſpania ꝛc. allenthalben, baidertail, hefftige krieg angangen, vnd alſo mit glücklichem, des Kayſers obſyg, eruolgt, das ſich Frankreich bey dem Kayſer, wider ains fridens beworben, Aber jm nit gedyen.

Vnd der Kayſer, nach Eroberung etlicher Flecken, iſt er zu dem König in Engelland, vnd von dannen, wider in Hiſpania, vbergeſchifft, daſelbſt, die angeraitzten zwitrachtn̄ im̄ land, auch fürkommen.

Jn dem ainvndzwaintzigiſten jar, mit zuthun Bapſt Leo, hat der Kayſer Mayland die Statt in Jtalia, eingenomen, Aber nach des Bapſts tod (ſo zuhant hernach geuolgt) daſſelbig Schloſs Erobert, vnd mit Einſetzung des Hertzogen, auch das Land, von den Frantzoſen, entledigt.

Doch haben ſich die Frantzoſen, des zwaivndzwaintzigiſten jars, mit großer Höreskrafft, für Mailand wider verſamelt, vnd vnder des Kayſers Veldhauptmann (Signor Marco Antonio Colona, von Herr Jörgen von Freuntſperg hawff, Teütſchenknecht, am ſibenvndzwaintzigiſten tag Aprilis, den achtiſten nach Oſtern) iſt gröſter tail der Frantzöſiſchen Schweitzerhauff (in gegenwürt bayder Veldordnung) erlegt worden, vnd die Frantzoſen auß dem Land zu abzug, bezwungen.

Der Hertzog hat die außgetriben Parteyen, wider gen Mailand berüffen, eingeſetzt, vnd vilen, der vertrewlichſten ämptern begabt, Aber der angebornen feintſchafft, v̄nerhörten haſs, iſt kain lindre, noch ſettigung der rach, bis zu letſter vberwindung, Darumb haben Sy Conſpiration gedacht, den Hertzogen zutödten.

Vnd wie der Hertzog von Mailand, im̄ Monat Auguſt, des dreyvndzwaintzigiſten jars, von Pelnitz wider gen Mailand, und ſein guardia, hinden vnd vorn, bitz, vnd, ſtaubhalb, ferrne von jm gezogen, v̄n Er ainig, vertrewlicher ſachen, mit ſeinem Kämerling, Bonifacio Viſconte, Sich beredent, hat jn derſelbig hinderwertz, zwiſchen der achſel vnd dem hals, ains ſtichs verwundt, vnnd dieſelbig creutzſtraſſen, auf ain ſeiten hinweg, die flucht, zu beſchutz genomen, Vnd alſo, ſampt dem Hertzogen, ſeiner vntödlichen wunden, baide, in diſer ferlichait dem tod entgangen.

Hernach, zu außgeendem September, ſeind die parteyen, mit dem Frantzoſen, wider ins Land komen, vnd täglich, mit der Schweytzer hilff, Sich mer geſterckt, vnd dagegen, wider Sy, des Kayſers kriegßuolk, baide tail ſtark, vber winter, widerainander gelegen, biß zu eingang des Som̄ers, Der hefftig Sterb, auß Mailand herauß der Statt, vber baide Hör, gewandert, vnd die Frantzoſen, auch auß mangel der prouand, benötiget, vnd merentail, das geſchütz zuuerlaſſen, zu abzug bezwungen.

Im abzug der Frantzoſen iſt der Vice Re zu Neapoli, des Kaiſers Veldhauptman, ſampt dem außgetriben Hertzogen von Barbon, in Franckreich jnen nachgeuolgt, mit anlauff vnd eroberung etlicher flecken, biß auff die belegerung der Statt Marſilia. *)

Alſo iſt aller krieg, baider parteyen, in Franck-

---

*) Hier endet die erſte Columne.

reich allein gewendet, biß auff das vierundzwaintzigiſte jar, im̄ Monat October, der König vbernot, aber mit on vertroſt auß Jtalia, die Veind im Läger vor Marſilia vnd ander anſtöß, im Land verlaſſent, ains geſchwinden aufbruchs, Sich mit allem Hör vnd aigner perſon, erhebt, bey tag vnd nacht alſo vnuerſehen, mit dem Vorhauff. herúber das gebirg vor Mailand ankumen, die Stat (von volk außgeſtorben, vom̄ Hertzogen vnd beſten Burgern öde verlaſſen) vberfalln̄ vnd on widerſtand die Eingenomen, ſeind wider herau߸getriben, vnd nach fünffmal verwechſelter der Statt Herrſchaften, in acht tagen, haben zuletzſt die Frantzoſen, mit erſtörung der paſteyen bey den pforten vnd aller fortalicie, ain offne ſtatt daraus gemacht.

Aber das Schloß, zu Mailand, iſt mit prouand, vnd zuſatz etlicher knecht, beueſtiget, Pauia die Statt, auff zwaintzig welſch meil gegen mittag von Mailand, mit viertauſent teútſcher knecht, dreyhundert Hiſpanier (welche auß dem Läger vor Marſilia auff dem fußſtapffen den Frantzoſen Hawffen vber das Gebirg nachgezogen) ſampt dem Schloß vnd der proband, in ſolcher eyl, auffs füglichiſt vnd beſt verſehen vnd beſetzt worden, vnder dem Hauptmann Graff Eitelfritz, von Zollern.

Der Frantzoſen Teutſchen knecht hauff, haben die Statt erſtlich zu anfang, ains Sturm̄s angelauffen, darnach das vbrig Frantzöſiſch Kriegßuolk, doch ſolchen widerſtand bey jn̄ befunden, daß Sy jrſelb zuverſchonen, das Schloß vn̄ Stat, weiter zu ſtürmen nit haben angefochten, aber des täglichen zuzugs, vnd dem geſchütz, ſo auß Franckreich hernachgevolgt, Sich im Läger geſterckt vnd mer beveſtigt.

Nun iſt zumerken, das der Teſin, das waſſer, zwiſchen nidergang vnd miternacht herfleußt, an der Statt hin, gegen mittag vnd dem nidergang, wie ſich aber der im anſtoß zubraiten der Statt, nach lengs derſelben mawrn, von ainem ort zum andern zwiſpaltet. Alſo verfaßt er mit vmbflieſſendem arm, in ſein ſchoß, das ertrich ainer ebne vnd halben kraißförmige zuſamengetruckten Inſeln, Dagegen zeücht ſich die Stattmawrn, von dem ainen ort vmſchwaiffend (mit Türn vnd Paſteyen, auch in gleichnuß aines halben vberlängten zirkels) biß zum andern, vnd das Schloß zu vordriſt, in mitten der halben ründe, gegen den Tyergarten in mitnacht vnd auffgang. Das alſo der Statt gantzer ſitz, mit dem vmbfluß zu haupten ains ſo großen hennen ay, in plattem form, auff ebnem plan, mag verſtanden werden.

Solcher gelegenheit haben die Frantzoſen in genúger ferrne von der Stat, vñ entzwiſchungen füglicher ſpacn, zwen weit vnd tieff gräben, mit auffgeworffen Schütten, vnd vier paſteyen, von dem ainen ort des waſſers zu dem andern, halben rings, durch den Tiergarten, die Statt vmbfaren, vnd alles Hör darein gelägert mit genúger verſicher der wandrung, von vnd zuſamen, des gantzen Lägers, Des Künigs perſon aber, in dem Luſthaus, in mitte des Tiergarten, vnd der ründe zu vordriſt des auſſern grabens.

Des andern orts der Statt, vnd zugegen deß waſſers vmbſchwaiff, auff der Inſula, haben Sy mit ainen beſondern hawffen, das auß vnd einkom̄en der Statt, verhütet, vñ mit verharrung nötlichen zwangs, durch hunger, die Statt zu erobern, fürgenomen.

Der Hertzog von Barbon, ſo auch hernach mit dem vbrigen läger von Marſilia auß Franckreich herüber kom̄en, ſampt des Kaiſers Kriegßuolk, welches ſich täglich zu Lodi (auff zwaintzig welſch meiln, gegen auffgang, von Pauia, vnder des Kaiſers veldhauptmann, Mingheual, dem Vice Re zu Neapoli) geſamelet, hat ſich am̄ vierv̄nzwaintzigiſten tag Januerij, des M. D. vnd XXV. Jars, von dannen erheben vnd auf Marien gen Campion gezogen, das Läger alda gerings vmb auch Spinadi vnd brucken geſchlagen, mit Erlegung darzwiſchen etlicher zufuſſen, den erſten Schermützel mit den Frantzoſen erhalten.

Am dritten tag Februerii, iſt des Kaiſers Hör auff aine welſche meyl, neben den Tiergarten hinzu geruckt, das Läger im weiten veld geſchlagen, Das Frantzöſiſch Läger beyſeytz entzwiſchen ſich vnd der Statt gefaßt, vnd zum dickernmal, bey nächtlicher weyl, in jre Schantzen vnd Läger gefallen, mit guten Beuten die geplündert, vñ heraußgetriben. Alſo iſt jn vor, vnd yetzund auch, von den auß der Statt mermalen begegnet.

Die von Pauia, haben in des Kaiſers veld, auff jr beger, ainen mañ geſchickt, durch welchen Sy mündtlichen verſtand, jrs anſchlags, baider tayl, bericht haben empfangen, vnd hernachuolgender nacht, des dreyvndzwaintzigiſten Februarii, auß dem Läger, an den Tiergarten gezogen, den Troſß von jn hinden, auff die ſeyten, geſchickt, Vnd ainer ſtundt zeyt, an die maur kom̄en.*)

Jm̄ auffbruch, haben Sy der Statt, zwaier ſchüſs auß groſzen ſtucken kreiden geben, aber wider jren gedancken, hat ſichs, die mawr des Thiergarten bis angonden tag (des vierundzwainzigiſten Februarii, Sanct Mathias, vñ Freytags) zugewinnen verzogen, Dann annders was der anſchlag, Der Frantzoſen Küriſſer, in vinſterer nacht, zuüberfallen, Darumb Sy ain lauffenden hauffen, Zwaitauſent Teutſcher knecht, vnd Tauſend Hiſpanier, mit weyſſen obhemdern vnd mit papir verzaichet heten. Die Frantzoſen aber der warnungen, mit aller rüſtungen verſehen, die Küriſſer von jrem hauffen verruckt, vnd das gantz Hör, in der ordnungen wider Sy geſtanden, haben die Kayſeriſchen obgenanten verloren hauffen, vnd neben jnen die ringen pferd, auff die Frantzöſiſchen Küriſſer geordnet, vñ jn das veldgeſchütz nachgeuolgt, Hernach Herr Marx Sittich von Emß mit ſeinem hauffen, dem hat Herr Jörg von Frewntſperg noch zwölff Fänlin knecht vnd ſeinen laitner zugeordnet. Aber Er, Herr Jörg, vnd Herr Caſpar Wintzerer mit dem andern Hauffen auch Teutſcher knecht vnd vbrigen Hiſpaniern, dem Herr Marxen auff die recht hand gezogen.

Als die Kayſeriſchen zu dem Thiergarten ſeind einkom̄en, haben Sy der Stat, des, kreiden geben, das Sy in dem Thiergarten, in ainer poſſeſſion, Mirabel genannt, zuſamen komen. Nun aber die Zeugmaiſter, on wiſſen der Hauptleut, die büren haben außgeſpannen, vnd dem Herr Marxen von Emß, vom Marggrauen von Peſkiera zuembotten, daß Er eylends zum̄ hauffen ziehen ſol, hat herr Jörg von Freüntſperg das geſchütz wider anzuſpannen, müſſen verziehen, das dann nit geſchwind vber die gräben, vnd durch das Frantzöſiſch Hör, zubringen was, vnd etlich bawrn vnd ochſen dabey erſtöchen vnd von den Frantzoſen die karrengeſchütz vmbgeworffen, darumb deſſelben geſchütz, eins tails verlaſſen, vnd wider zu Herr Marxen von Emß hauffen gezogen, aber nit vnbeſchediget von den Frantzoſen im̄ nachzug vnd dem geſchütz.

---

*) Hier endet die zweite Columne.

Der Frantzöſiſch Raiſig zeüg, zu ainer ſeiten jre Teutſchn̄ knecht, zur andern der ſchweitzer hauffen, mit jrem geſchütz vor jn ſchlaiffend, alſo gegen den Kaiſeriſchen getruckt, vn̄ hefftig auff Sy abgeſchoſſen, aber nit darnach ſchaden gethon, vnd die auß der Statt auch noch nit zu jnen kumen, vnd ſo jr Raiſiger zeug vil mer dann der Frantzoſen ſchwecher was, haben Sy denen Fünffzehenhundert Spänghartſchützen zugeordnet, vnd baide füßhauffen ſtark neben ainander vnd jrem geſchütz fürgetruckt, vnd jnen, der Franzöſiſch teütſcher knecht hauff, den nächſten vnder augen begegnet, vnd erſtlich mit Herr Jörgen hauffen troffen, aber Herr Marx Sittich, an ainem ort vber die ſeiten, in ſy gefallen, geſchlagen, vnd baide hauffen alſo fürtrungen, vn̄ den Frantzoſen das geſchütz abgeloffen.

Die Hiſpaniſchen ſchützen neben dem Raiſigen zeug, haben ſo ſtarck in die Frantzöſiſchen Küriſſer geſetzt, vnd Sy mit dem geſchütz getriben, daß Sy der Schweytzer ordnung ſelbſt zertrennet, vnd die Rayſi

riſchen mit jnen darein gehawen. Vnd iſt dem Kö
ſein Roſs geſchoſſen worden, aber kainer läme, S
bald aber die Teútſchen knecht geſchlagen ſeind, h
ben die Schweytzer kain ſtand mer gethon.

Des Raiſers Raiſiger zeüg, vnd ſonderlich Gr
Niclaus von Salm, mit den ſeinen, des Künigs Ho
geſind vnd Raiſigen, hefftig nachgetrungen, ſich Er
lich, dapffer, vnd wol gehalten, vnd Graf Niclau
ſich ſo hitzig vmb den König angenomen, das E
vnder jm das roſs erſtochen hat. Der König ha
Sich tapffer gewört. So bald aber der hengſt vnde
jm gefallen, iſt er gefangen worden. Yetzund wöll
jr vil den Künig gefangen habn̄.

Die auß Pauia d'Stat, habn̄ jnſelb ain̄ hauffe
teutſcher knecht Schweitzer vnd guaſcquonier, fürgeno
men, die in jrem außuall zuuerhüten, darauff ſeind S
herauß gefallen, Sy gewaltig erſchlagen vn̄ geplün
dert, vn̄ die ſchlacht alſo biß in die dritte ſtund heff
tig gewert.

Der Künig von der Weiſſen roſen auß Engellan
iſt vmbkomen, der Künig von Nauarra. vnd des Kü
nigs von Schotten bruder, gefangen. Alle andere Für
ſten vnd Herrn ſampt allem Frantzöſiſchem Hör, wa
nit erſchlagen, vnd der flucht gegen dem waſſer er
truncken, alls gefangen, dann der Frantzoſen Troſ
hat ſich vber das waſſer gethon vnd die brucken ab
geworffen.

Der Frantzoſen Teútſche knecht, der wenig ſo dar
non komen, vnd gefängklichen angenomen, ſeind au
beger des Künigs von Franckreich, ledig gezelt, vo
Zehentauſen Schweytzer, bey Viertauſent lebendig

auch gefangen, vnd mit weiſſen ſteben auß dem Land geglait, doch von dem Landtvolck vil erſchlagen vnd außgeſchleüfft.

Alſo hat Gott der allmechtig auff diſen tag dem Kaiſer ſeinen Feind in die hend, vnd jm vber jn krefftig vnd vollen Syg gegeben, Dem ſey Eer vnd glori in ewigkait, Amen.

2.

Georg v. Freundsberg's Schlachtbericht.

Nachfolgender wichtiger handſchriftlicher Bericht des berühmten Streitgenoſſen der Pavier Schlacht, Georg von Freundsberg, iſt auf 2 Bogen enthalten, und füllt 5 und eine halbe Seite. Beide Bogen haben zur Waſſermark einen kleinen Bären von äußerſt roher Zeichnung. Mit Abſicht erſcheint in der Rechtſchreibung nicht das mindeſte geändert.

Annzeig vnd neuw zeyttung wie es mit der ſchlacht vor Baſia vnd als für erſtlich von lodia aus, gegen den veinden gezogen vnd ergangen iſt am freytag 24 february, daran gefallen iſt ſant mathes des heyligen zwelffpotten tag, Anno. 1525.

Erſtlich als wir den 21 tag January zu lodi mit allem Hauffen auff Merion vnd von dannen gen Cappion veruckt vnd daſelbſt zu ring vmb auff das nechſt vnſer leger geſchlagen, haben wir den erſten ſchermützl zu Ros vnd fueſs daſelbſt Im ort des tiergarten mit dem Frantzoſen angenomen, alda etlich zufueß erlegt wordenn. In mitler weyl prucken geſchlagen. Spinadi gemacht, vnd am dritten February ſeyn wir zu Cappion mit dem Herr neben dem tirgartten vnnd des Frantzoſen leger gegen Bauia auff ein welſche meyl geruckt daſelbſt in frevem veld wider das leger geſchlagen, da ſind die veind zwyſchen vnſer vnd der ſtat gelegen, ſich ſer vaſt vergraben, damit wir ſie nit vberzogen han wir Jn mit groſſem mercklichem ſchaden, nit abbrechen haben mogen, die von Bauia haben vns zugeſchriben, durch die zuſſern, das wir keins wegs da angriffen ſollen Auch vnſer ſachen derenthalb in kein gefar ſetzen, darauff wir begert haben ein von Jnen zu vns herauszuſchicken, mit Jme zuratſchlagen damit ſie wiſſen vnſer, vnd wie Jre anſchleg, darauff ſy vns den waldenſtawer heraus geſchickt, haben wir mit Jme peratſchlagt damit ſy aus dem ſchlos herausziehen vnd hinter inen das ſchlos beſetzen, vnd 200 knecht an die ort in der ſtat, da es dan von notten ſey, verordnen ſambt etlichen Italienern, vnd doch mit Jnen beſchloſſen das ſie ir ſach in kein gefar ſetzen vnz das wir in der nacht zwen ſchus mit groſſen ſtucken Jnen zu einem warzeychen geben, damit ſy wiſſen das wir auff ſein, dargegen ſie vns feuer zeychen geben, vns damit anzeigt, das ſie Jr ſach auch in ordnung habent. ſeind darauff die vnſern zu ſtund in der nach(t) auff geweſt den Tros von vns hinterſich vff die ſeytten geſchickt an den tiergartten, vnd in gottes namen darnach in einer ſtund von vnſerm leger vber die ſeytten an die mauer gezogen, dann wir geacht' habenn gefunden, vnd als der tag angangen haben wir die mauer gewunnen haben ein lauffenden Hauffen. 2000 knecht vnd. 2000 Spanier die alle weyſſe Hemder angehabt. vnd welche nit weyſſe Hemder gehabt mit weiſſem pappier verzeichent, verordnet, aus der vrſach das wir gemeint haben, die mauer vor tag zugewinnen, vnd habenn wollen die kuryſern Jm Thiergartten vbeber fallen, hat vns der tag von wegen das es ſich ſo lang mit der maur verzogenn daran verhindert, ſein in dem die kuryſer der ſach gewar genomen vnd auff geweſt, zu Jrem Hauffen geruckt, auff ſie Haben wir verordent den lauffenden Hauffen vnd neben inen die leychten pferd. vnd iſt auff ſy gangen vnſer geſchütz, darnach Her Marx Sittig von Embs mit ſeinem Hauffen ſo er herein gefurt mit ſambt den zwelff fendlein knechten, ſo Jch Her Jorg von Fronſberg Jn mit ſambt Jacoben von wernaw meinem leitner von meinem Hauffen zugeordent, gezogen, Nach demſelben bin Ich Her Jorg von Froſberg mit Her Caſpar winzer mit dem andern Hauffen landsknecht gezogen, vnd die vbrigen ſpanier zufues, ſeind auff Herr Marren auff die Rechten Handt gezogen, Alſo haben die Zeugmeiſter auſſerhalb beuelch oder geheyß vnſer, die puchſen aus geſpannet. Nun haben wir als wir in dem tirgarten komen ſein, warzeychen mit den von Bauia gemacht / wan wir zum tirgarten hinein komen, das wir Jnen ein warzeichen geben, das dan beſcheehen iſt, durch (die) wir vnd ſie in eyner poſſes myrabel genāt zu ſamen komen ſolten, Da iſt Herr Marren durch den Markeus entpotten worden, Er ſol eylents ziehen zu dem Hauffen vnd ich Herr Jorg Hab müſſen warten, damit das geſchütz wider angeſpannet wurdt vnd haben das geſchütz nit ſo geſchwindt vber die greben pringen mogen, durch deſs Frantzoſen Rayſſigen zeug, etlich paurn ochſen vnd Ros bey dem geſchütz erſtochen vnd haben alſo etlich geſchütz müſſen laſſen vnd bin alſo mit einem biß wider zu Herr Marren gezogen, da haben ſich die veindt am nachzug mit dem geſchütz auch ſchaden gethan, Alſo iſt der franzoß mit ſeinem Rayſſigen zeug, deß gleich mit ſeinem Hauffen lands knecht vnd den ſchwentzern gegen uns geruckt, vnd ir geſchütz vor Jnen geſchlayfft vnd hefftig gegen vns geſchoſſen, Got hab lob nit darnach ſchaden gethan, darauff wir rettig worden, wiewol der Hauff von Bauia noch nit bey vns geweſen vnd im nomen gots bey. 1500. Spanier ſchützen, vnſerm Rayſſigen zeug, nach dem er vil ſchwecher iſt geweſen dan des frantzoſen, Rayſſiger zeug, Jnen zugeben, vnd ſein Herr Marr vnd ich mit vnſern beden Hauffenn geſtracks neben ein ander, dem geſchütz zu zogen, darauff des Frantzoſen Hauff landsknecht den nechſten vns vnter augen gezogen von erſt mit meinem Hauffen getroffen vnd Herr

Marx mit ſeinem Hauffen vber ein ort auch in des Frantzoſſen Hauffen lands knecht getroffen vnd haben indem die landsknecht geſchlagen vnd mit beden Hauffen fürgetrückt Inen ir geſchutz abgetrungen, Alſo Haben die Spaniſchen ſchützen vnd neben Inen vnſer Rayſſygen in des Frantzoſſen kuriſſer den ſchweytzern zum tail Ir ordnung zertrendt, vnd vnſer rayſig Alſo mit Inen darein gehawen vnd dem konig ſein Roß geſchoſſen Doch kein leme vnd ſobald wir die landsknecht haben geſchlagen, haben die ſchweytzer kein ſtandt getan, alſo ſein vnſer Rayſſigen vnd ſonderlich Graf Niclas von Salms mit ſampt ſeinen Rayſſigen dem Hoffgeſindt des frantzoſſen Rayſſigen gefolgt vnd ſych Eerlich vnd wol gehalten vnd ſonderlich er graff Nyclas ſich ſo hart vmb den konig angenomen vnd dem konig ſein pferd erſtochen, da hat ſich der konig vaſt gewerdt, Doch iſt er als der Hengſt vntter Im gefallen, gefangen worden, vnd wollen Ir vil yetz den konig gefangen haben, die vnſern zu Bauia haben in ſelbs ein Hauffen Schweytzer Gaſconier vnd landsknecht zugeordent. die in Ir auffal dieſelben zuuerhalten vnnd darauff hinaus gefallen vnd ſye forts geſchlagen, Groß gut gewunnen, dann ſye Ime ire leger alle geplündert, Alſo hat vns got auff diſen tag gegen vnnſern veinden Syg vnd glück geben, des wir dan ſeinen gotlichen gnaden billig danckpar ſein ſollen, vnd wollen, vnnd ſind alſo mit dennen ſo ertrenckt ob den. 101000. man, die todt geſchlagen worden, doruntter vil gut leut vmb kommen, vnnd Ich acht darfür auff vnſer ſeytten vber die. 400. man nit verlorn Haben ſych deß. Frantzoſen. landsknecht tapffer gewerdt, doch der merer tayl das gloch (?) ſchon bezalt, vnd haben vil gutter gefangner, Nemlich den Konig von Franckreych. Konig von Naffarra, Auch der Konig von Schotten Bruder Fryderiko de poſulla. Graff Wolff von Lüpſa, den Brandegen vnd ſonſt vil mechtig. Frantzoſiſch

Herrn, der nomen mir yetzt nit wyſſent Iſt, die namhafften ſo auff der Frantzoſſen ſeytten vmb komen vnd auff der walſtat blyben ſein, Der von der weyſſen Roſen künig, Der Hertzog von Lottringen der von pallitz vnd vil namhaffter Herrn, Welche nit gefangen worden ſein alle erſtochenn Wyr Haben auch den veinden genomen. 32. ſtuck puchſen, vnd der ſchweytzer ſo wir gefangen, wyder ledig gelaſſen ſeind bey. 4000. was auch ſonſt vil landtsknecht auch gefangen, vnd der Lanngen manttel iſt erſtochen worden u. ſ. w.

Der nachuolgend zettel kombt von Herr Caſp wintzer.

Item der Schweytzer Haubtleut ſeind. 28. geweſt, daon ſeind. 2. komen, die andern all erſtochen mit ſambt den Fendrichenn. Item ein Graff von Aſſaro. Graff vlrich von Orttenberg, Der Hertzog von Lutringen, der von der weyſen Roſen, ein Herr von fleckenſtain. 2. von pinaw. vnd ber. 50. vom adel, die alle zufues geweſen ſein. Item ob. 00 groſſer Herrn auß Franckreych ſein gefangen, der noen ich. E. F. Gn. Hernach zuſchicken will, der admiral on Franckreich iſt erſtochen vnd der von pallitz des königs almenſter. Gallentz. vnd vil groſſer Herrn erſtochen Item b. 3350. Schweytzer ſein gefangen vnd bis Inn 5500 erochenn vnnd ertrenckt.

Hernach uolgen die gefangen In der Schlacht vor Bauia am. tag matie beſcheehen Im. 1525 Jarr.

Erſtlich die fürſten konig von Franckreych.
Konig von Nafarre.
Her von Sendtpall.

Franziß Herr von Neſers.
Fürſt von tollambt.

Minder groß Herrn vnd treffenlich ſeind Rytter Franzöſyſch Herrn vnd oberſt Haubtleut der. 15. Reyſſyger. 25. *)

Herr Marſchalck vonn Fohuß.
Herr von Ruß.
Herr Marſchalck Mowranſy.
Herr von prian.
Oberſter Hoffmeyſter des Konigs.
Der Herr wydmann von Schattans.
Herr Galliats Biſchcons.
Herr Fruderich von Gruſopa Haubtmann der Rayſſigen vnd Fueß knecht.
Des großn Hoffmeyſters ſon.
Voſinatreff von Bliziensla.
Herr von ſant Meunß Cammerer des künigs vnd Haubtman.
Vber Funffzig kuriſer.
Herr von Roſenwat Habtman vber. 50. kuriſer.
Fryherr von pyrann.
Herr von Bonafall.
Herr von Mompoſar auch einer von der Cammern.
Weylend des Herrn von Byrol Bruder.
Herr von Bomeral.
Der pali von pariß.
Herr von vyri.
Herr von Scharann.
Freyherr von plirann.
Deß Canntzlers aus Franckreych Sun.

---

*) Auch dieſe Zahlen widerholen das Jahr der Schlacht.

Herr von Rankey leytner der. 100. kuriſer von der Gardj.
Herr von Boyſo.
Herr von Loraſuß.
Herr von mangy.
Herr von Leor.
Herr von Loquiſcha.
Herr von Montegant auch ein edler von der Cammern.
Herr von San. maurſchault vn̄ ſein bruder der Marſchalk von arimi markhauptman der pferdt ſo auff die viſchin wart virorendt von lanetan vnd ſein Bruder.
Herr von Clagatten deß konigß Hoffmeyſter.
Herr von patta. ein edler von der Camern.
Herr von Schony Haubtman vber. 100. pyſchey von der Gardj.
Herr von dambiny. Haubtman vber die kuriſer, vnd Gardj.
Herr von Lanwigy.
Herr von Damewolt.
Des Herrn von termos ſon.
La Raſchewundt.
La Raſche von der gemelten geſelſchafft Heronidter.
Herr von Clermandt.
Herr von Bentiers.
Herr von warbaſchütz.
Herr von florenzj des von Mariſcha San. Haubtman vber kurvyſer vnd oberſter Haubtman vber die ſchweytzer.
Herr von Boriom leytner der geſellſchafft deß Herrn von ſanta Moña.
Herr von Schoviſun.
Herr von Moncſiſchanj.
Herr von ſant Jervj viciont von ſtames leytner von des oberſten Hoffmeyſters geſelſchafft vnd ſein ſun.

Herr von Tanſchj des franzoiſiſchen fues volcks Haubtman.
Herr von Mattſcheron.
Haubman obald.
Herr von Ruſeck.
Herr von Bones des konigs Hoffmeyſter Haubtman prepont. Cadence de duras.
Vnd ſein Sunſt vaſt viel des konigs von franckreich Hoffgeſynd gefangen. Edel amptleut ſchreyber Hartſchiery von Gardj vnd ander Hoffgeſindt vnnd vil. ſchweytzer, vnd wallen ſein. 5. oder 6. Haubtleut.

Soweit des tapfern Georg Freundsbergs (vielleicht eigenhändiger) Schlachtbericht, in den Hauptſachen übereinſtimmend mit dem Text des fliegenden Blattes, wie mit dem in der Historia Herren Georgen vnnd Herren Caſpern von Freundsberg Vatters vnd Sons, beider Herren zu Mündelheym ꝛc. Kayſerlicher Oberſter Feldherren ꝛc. Frankf. a. M. X. D. XCIX. Fol. S. 11. u. ff., welcher dadurch, daß er von dem berühmten Führer ſelbſt herrührt, ein hohes Intereſſe für ſich in Anſpruch nimmt. Das Verzeichniß der Gefangenen iſt reichhaltiger als das im eben erwähnten Werke, die Orthographie der franzöſiſchen Eigennamen hier wie dort fürchterlich, und mancher Name in der Handſchrift kaum lesbar. Das angezogene Buch mag aber dieſen Abdruck rechtfertigen, indem es S. 46 ſagt: Nach Gott hat der von Freundsberg das Lob des Sieges.

3.

Das Pavier-Lied.

Wir theilen hier unſeren Leſern das berühmte und im Original hochſeltene Volkslied von der Pavier Schlacht mit, und zwar, da daſſelbe bereits, jedoch nach einem andern Druck, in von Soltau's „Ein Hundert Deutſche Hiſtoriſche Volkslieder. Leipzig, Weber, 1836.“ enthalten iſt, ganz in ſeiner typographiſchen Eigenthümlichkeit.*) Von Soltau ſagt uns a. a. O., daß dieſes das bisher für verloren gehaltene, einſt ſo beliebte Lied von der Pavier Schlacht ſei, in deſſen Weiſe im 16. u. 17. Jahrhundert eine namhafte Reihe von hiſtoriſchen Liedern geſungen ward, und deſſen Wiederauffindung ſchon Docen und Büſching wünſchten. Zum näheren Verſtändniß laſſen wir aus der Vorrede des angezogenen werthvollen Buches das auf dieſes Lied Bezügliche hier folgen: (Vergl. a. a. O. LX. LXI.)

> Es ergiebt aber die nähere Betrachtung der bis jetzt bekannt gewordenen Lieder „in der Paſſier weyß“, „in Pavier Wyß“ (ſo citirt Docen Zuſ. z. ſ. Misc. München, 1809. S. 7.), „im Ton der Schlacht vor Pavia“, „oder in der weiß wie die Schlacht von Pavia geſungen wirt“ u. ſ. w., daß es drei verſchiedene, ungefähr um dieſelbe Zeit entſtandene Pavier Lieder geweſen, die unter jenen Bezeichnungen verſtanden werden: erſtlich das bisher für verloren gehaltene echte

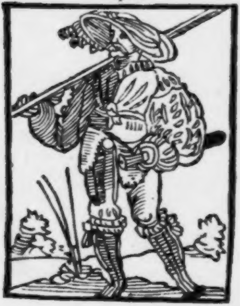
---

*) Nur ſtatt der langen Querſtriche von der Höhe der großen Buchſtaben ſind in deren Ermangelung gewöhnliche Komma's geſetzt, ſonſt iſt Zeile für Zeile conform, und die Lettern ſind denen im Original ähnlich.

in einem eigenen Ton von achtzeil. Str.; wir kennen vier Lieder, die dieſer Weiſe folgen; N. 51 dieſ. Samml. v. 1529, N. 59 und 61, beide von 1517, und das jüdiſch-deutſche von Fettmilchs Aufruhr in Frankfurt, beniggun (im Ton) die Schlacht von Pavia, v. 1611, in Wagenſeil's Belehr. der jüd.-deutſchen Red- und Schreibart S. 119 ff. Dies von uns in einer Nürnb. Bibl. wieder aufgefundene, hier unter N. 19 zuerſt mitgetheilte Pavierlied ſchickten wir, mit lit. Einl. verſehen, bereits im März 1833 an Frh. v. Aufſeß zum Abdruck für deſſen Anzeiger ein (vgl. Anz. 1833. S. 143. N. 20), es ward verſpätet und ging bei einer zweiten Sendung verloren; auch Bibl. Bechſtein beſitzt nach demſelben Anz. 1833. S. 178 N. 9 ein Exemplar deſſelben, wie es ſcheint, in einem andern Druck; das Lied hat alle äußern und innern Merkmale, die bei dem geſuchten vorausgeſetzt werden dürfen, es iſt „von der Schlacht vor Pavia“ benannt, giebt ſich durch den Beiſatz „erſtlich geſungen“ als ein Originallied, iſt achtzeilig, von demſelben Metrum und derſelben Reimordnung, wie die erwähnten vier Nachahmungen, nennt ſich ausdrücklich in einem „newen thonn“ („auf neue Töne legen die Dichter dadurch Gewicht, daß ſie ihrer Neuheit ausdrücklich erwähnen“, Grimm, altd. Meiſtergeſ. Gött. 1811. S. 107) und mochte, kräftig und derb, wie es iſt, den Ruf, den es bei ſeinen Zeitgenoſſen erwarb, wohl verdienen.

Das Soltauiſche Lied und das unſrige weichen in keinem Wort von einander ab, aber bedeutend in der Rechtſchreibung, ſchon deshalb möchte eine Vergleichung nicht ohne Intereſſe ſein. Wir halten dafür, daß das unſrige ein Straßburger Druck ſei.

Eyn ſchones lied von
der ſchlacht vor Pauia geſchehen/
Gedicht vñ erſtlich geſungē(durch
Hanſen von Wirtzburg)
Jn einem newen
thon.



Was wöl wir aber heben an, ein newes lied zu ſingē, wol von dē künig auß Franckenreich, Meyland das wolt er zwingen, Das gſchach da man zelt Tauſent fünffhundert jar, im fünff vn̄ zwentzigſten iſts geſchehen, er zoch daher mit heereskrafft, hat mancher Lantzknecht geſehen.

Er zug für ein ſtat die heiſt Meylandt, dieſelbig thet er zwingen, Darnach für eyn ſtat die heyſt Pauia, er meynt er wolts gewinnen, Darin̄ lag mancher Lantzknecht friſch, das het der künig verſchworen, Er ſprach ſie ſolten die ſtat auffgeben, ſie were ſunſt ſchon verloren.

Wir hettē kurtzlich einen rath, einer fragt den andern, Nu zeücht der künig nim̄er ab darnach ſteht ſein verlangen, Nent ſich eyner mit namē Graff eytelfritz, Die ſtat wöl wir nicht auffgeben, wir bawen zwey polwerck die ſeyn feſt, es koſt recht leib vn̄ lebē.

Sie ſeyn mit mancher handt gemacht, zwey polwerck wol erbawen, wir ligen die winter lange nacht, zu Pauia auff d' mauren, da wöllen wir warten des külen weyn thut der Künig die maurē zerbrechen, es kumpt ein Fürſt aus Oſterreich, den ſchaden würt er rechen.

Wir lagen die winter lange nacht, vor kelt kunt wir nicht bleyben, wir kunten nit erwarten des külen weyn, gar eylent thet wir ſchreyben, Vnd ſchriben dem Fürſten auß Oſterreich, er ſöl nit auß beleybē, ſol bringen manchen Langknecht friſch, den künig zu vertreyben.

Der fürſt het kurtzlich eynen rath, mit ſeinen Fürſten vnd herren, wie bald er nach herr Jörgen ſchreyb, er war jm nit zu ferr, Marx Sitig von Emß deſſelben geleych, er rüfft ſie an in trewē, ſie ſollen jm treülich beyſtan, den künig zu vertreyben.

Sie wurden kurtzlich vnterricht, zu Jſpruck auff dem tage, Würt manigs Fenlin auffgericht, im Teutſch land hort mās ſagē, Darunter zug mancher Langknecht friſch, thet in ſeynem harnaſch herklingen wir zugen all gen Meyland hin ein, Gott wöl das vns gelinge.

Als bald der künig das vernam, thet ſich nit lange beſinnē, wie bald er die ſtat zum ſturm beſchoß, er meynt er wolts gewinnē daruor verlor er vil manchen man, dz thet dem künig zoren, er ſprach ſie ſollē die ſtat auffgeben, ſie wer doch ſunſt verloren.

Der ſtürm hat er fünff gethan, vnd hat ſie all verloren, Da zug herr Jörg Marx Sitig von Emß daher, die zween herren außerkoren, legten ſich für Pauia in das feld, Pauia thet ſich des frewen, der künig lag mit heres krafft daruor̄, man kert ſich nit an ſein trewen.

Die Langknecht machten jr ordnung feſt, ein rath der wurd beſchloſſen, ein verlornen hauffen man machē ſol, ein Haupt man außgeſchoſſen, hauptman Edel iſt er genant, man rüfft jn an mit trewē, nim den verlornen hauffen zu handt, laß dich deyn leben nit rewen.

Am Sanct Matheys tag da der tag herbrach, da fieng wir an zu zihen, Jch weiß wie den Schweyzern die ſach gefiel, ſie begunthen gar bald fliehen, da zugen wir in Tiergarten hineyn, darnach ſtund vnſer verlangen, Sie hieſſen vns all got wilkummen ſeyn, auß Karthaunen vnd mit Schlangen.

Valteyn kop war auch darbey, mit manchen guten ſchützen, Darzu mancher frumer Lantzknecht, nach ehren thet ers nutzen, das handgſchütz hett er gar bey jm, mit ſampt zweien knechten, Schieſt drein ſchieſt drein jr frum̄e Lantzknecht, gar ritterlich wöl wir fechten.

Herr Jörg ſchrey Valtein kopen an, ſol jm das gſchütz herbringen, Velta kop thet wie ein Ehrlich man, vnd ſich nit lang beſinnen, er fürts daher mit gantzer macht, gantz wol thet er ſich rüſten, wir ſchuſſen al zu halben man, wardt den Frantzoſen verdrieſſen.

Herr Jörg ein edler Ritter feſt, ſtund da mit ſeiner Helleparten, Er ſprach es kum̄e vns fremde geſt, derſelben wöl wir warten, gegen jm zog der Langenmantel daher, Herr Jörg verſich dich eben, du müſt hie meyn gefangner ſeyn, ob du wilt friſte deyn leben.

Herr Jörg ſprach müß ich dein gefangner ſeyn, oder koſt es mich mein leben, So hab ich getruncken des külen weyn, meyn leyb wil ich dir nicht auffgeben, ich hab ſo manichen Lantzknecht friſch, ſtehn da in jren halben hoſen, ſtecht drein ſtecht drein jr frummen Lantzknecht, das ſein die rechten Frantzoſen.

Marx Sitig von Emß griffs zum erſten an, mit ſeyn frum̄en Lantzknechten, wan̄ er ſtund ſelber fornen dran, gar ritterlich thet er fechten, die ſchlacht die werdt ein kleyne weyl, da ward ſie ſchon verlorē wurd manch Frantzoß zutod geſchlagen manch küreſſer außerkoren.

Ein graff genant auß Teutſchem land mit namen der von Salmen, er gryff den künig ſelber an, die Lantzknechte warē zerſpalten, der Vicerege deß ſelben gleych, manch ſper wurd in der mit zerſpalten, da ſtach wir al mit freuden drein, der lieb got ſol ſein walten.

Die ſchlacht wert anderhalbe ſtund, da war ſie ſchon vergangen, wurd mancher

Schweytzer zu tod geſchlagen, manicher wurd gefangen, die langknecht bliben da hinden ſtan, als vil wil mich beduncken, die ſum̄ man nit erzelen kan, die im waſſer ſein ertruncken.

Schweytzer du ſcheyſt mir ein dreck auſt naß, vnd funfftzehen in knebelbarte, ich meyn wir haben dich bar bezalt, zu Paui im tiergarten, du ſprichſt ich berům mich eygner ſchand, das iſt warlich erlogē, du haſt dem Frantzoß verloren, land vn̄ leut, biſt ſchentlich von jm gflohen.

Du haſt geſchriben in Teutſche landt, wie du die ſchlacht habeſt gewunnen, du habeſt vns von vnſeren geſchütz gejagt, weren ſchendlich daruon entrunnen, das wöl Got heüt noch nymmer, kein Lantzknecht iſt geflohen, das deyn haſt du dahin den glan, da wir zuſamen zogen.

Alſo habt jr vernumen wol, wie es den ſchweytzern iſt ergangē, ſie heten geſchworen einen eyd, ſie nemen vnſer kein gefangē ſie rufften Maria gots muter an, das wir jr thetten warten, ich meyn wir haben ſie bar bezalt, zu Pauia im Tiergarten.

Der vns das liedlein newes ſang, von newem hat geſungē, dz hat gethan ein lanzknecht gut, den reyen hatt er geſprungen, wān er iſt auff der Kirchweyh geweſt, der pfeffer ward verſalzen, man richt jn mit langen ſpieſſen an, mit hellepartē geſchmalzen.

Allein Got die Ehr.

IV.

Die
Befreiung der Schweiz.

Ein groſses, vollſtändig noch nicht beſchriebenes Kunſtblatt (Radirung) von Chriſtoph Maurer oder Murer aus Zürich.

Von dem Züricher Maler, Kupferſtecher und Formſchneider Chriſtoph Maurer, der als Mitglied des großen Rathes in Bern das Staatsökonomat zu Winterthur bekleidend, 1611 ſtarb, beſitzen wir ein großes, aus mehrern Blättern aneinander geſtücktes Tableau, welches Scenen aus dem Leben Tell's, überhaupt die ganze Schilderhebung des Schweizervolkes gegen den Druck der kaiſerlichen Landvögte zur Anſchauung bringt. An dieſes Blatt iſt ein dazu gehörendes Gedicht angeſtoßen, das die bildlich dargeſtellten Scenen deutet, und den ganzen Hergang der Sache ſo erzählt, wie er als Sage im Bewußtſein des Volkes in Büchern und in Liedern lebt, und wie Schiller's Dichtung ihn Schritt für Schritt folgend vorführt, ſo daß man glauben möchte, Schiller habe, neben den alten Schweizer-Chroniken, auch dieſes koloſſale fliegende Blatt als eine ſeiner Quellen vor Augen gehabt. Wie wenig dieſes Blatt bekannt war, und wie ſelten es daher vollſtändig ſein mag, erhellt aus dem Artikel **Maurer** in **Dr. G. K. Nagler's Künstlerlexicon, Band 8. Pag. 473.** wo der eifrige Kunſtforſcher Nagler ſagt: **Bartsch P. gr. IX. 385 ff. beschreibt 17 Blätter von ihm; nur drei (seltne) Radirungen, das andre Holzschnitte. Wir fügen einige Blätter dazu.**

1) Die Ermordung des Kaisers Albert I. mit mehreren Darstellungen aus der Geschichte der schweizerischen Conföderation auf einem Blatte. Auf einer Tafel steht: CHRISTOF MAVRER INVEN. TIGURIN 1580. Die Gruppen sind numerirt, woraus hervorgeht, daſs eine Beschreibung dazu bestimmt war. Bartsch beschreibt dieses einzige Blatt, glaubt aber, es gehöre zu einer Folge. Als Theile derselben wer-

den in R. Weigel's Catalog der Sammlung des Deka
Veith in Schaffhausen vier Blätter genannt:

2—3) Zwei Blätter, Scenen aus Tell's Leben und ande
re Darstellungen aus der Befreiungsgeschichte de
Schweizer, mit No. qu. fol.

4) Die zwölf Wappen der Schweiz von Kindern gehalte
in Säuleneinfassung, alle auf einem Blatte. qu. fol.

5) Zwei Schweizersoldaten halten die Wappen von St.
Gallen und Zürich. Concordia. 4.

Die übrigen Blätter, welche Dr. Nagler von Maurer an
führt, gehören nicht zu dieſem Tableau.

Ganz richtig glaubte Bartſch, daß das ihm bekannt ge
wordene Einzelblatt mit des Künſtlers Namen einer Folg
angehöre, wie ſich aus der nachſtehenden Beſchreibung un
ſers Blattes ergiebt. Daſſelbe mißt einſchließlich des nu
über zollbreiten Randes 4 Fuß 7 Zoll in der Breite, und
ohne das Gedicht, anderthalb Fuß in der Höhe, mit dem
ſelben 2 Fuß 7¼ Zoll, oder, um ein andres Maas anzuge
ben, das ganze Blatt hält 132 Centimeter Breite und 7
Cent. Höhe. Das Gedicht beſteht aus 4 Stücken, der Ku
pferſtich aus 8 Stücken, von denen die drei größern d
Scenendarſtellung enthalten, die übrigen den obern Rahme
bilden. Dabei iſt leider die linke Ecke angeſtückt, die un
unächt und nicht zum Ganzen gehörend, wohl aber der Ma
nier nach gleichzeitig ſcheint. Sie iſt auf weißerem Papie
und ſtellt dar, wie vor einem Thronenden mehrere Männ
Stäbe zerbrechen, während Einer, gebückt ſtehend, ein groß
Bündel Stäbe hält, deutet alſo auf das bekannte Eintrach
ſymbol hin, und ſchließt ſich auch in Hinſicht auf die Höhe d
Platte faſt genau paſſend an das Hauptblatt an. Nun folg
das zweite der Blätter (4 bei N.), eine Wappenreihe, d
von Kindern gehalten wird, zwiſchen Säulen, an deren jed

auch ein Wappen hängt; am Sockel ſteht der jedesmalige Cantonname. Die Wappen in der Mitte ſind ungleich größer, und über ihnen hängt ein geſchnörkeltes Täfelchen mit der Erklärung. Es ſind folgende, deren größere wir mit größerer Schrift auszeichnen: CHVR. LVCERN. MV̈LHVSEN. SCHWYZ. BIEL. ZVG. WYL. BASEL. BADEN. SOLOTHORN. RHYNECK. APPENZELL. RAPPERSWYL.

Hierauf folgt Blatt 3 (5 bei N.) mit den beiden Schweizerſoldaten, die aber nicht, wie bei Nagler irrig ſteht, die Wappen von St. Gallen und Zürich halten, ſondern blos das Wappen von Zürich als Mittelſchild des Ganzen, mit der Unterſchrift ZV̈RICH. Darüber hängt eine Urkunde mit Siegeln, darauf das Wort Concordia. Es beginnt dieſes Blatt jedoch ſchon mit dem Kinde, welches das Appenzeller Wappen hält (wenigſtens auf unſerm Exemplar), hat die Säule mit dem Wappen von Rapperswyl und dem Beſchauer zur Linken neben dieſem die Säule mit dem Wappen von St. Gallen; zur Rechten, wo keine Doppelſäule iſt, ſtößt das Wappen von BREMGARTEN an, mit welchem Blatt 4 beginnt, das einſchließlich des genannten zeigt, SCAFHVSEN. SARGANS. FRYBVRG und FRAVWENFELD, und zwar ganz in der Weiſe, wie Blatt 2. Nun ſtößt Blatt 5 an, mit GLARIS, TOGKENBVRG. VNTERWALDEN. ROTWYL. URI. WALLIS. BERN. und es ſchließt keine Säule, ſondern das Blatt iſt durch einfachen Linienrand vollſtändig abgeſchloſſen; es folgt ein 2 Linien breiter Zwiſchenraum, und dann eine Radirung, darſtellend, wie mehrere Krieger in Römerhelmen einige Gefangene nöthigen, ſich an Roßſchweifen feſtzuhalten. Man erblickt Zelte, bergige Gegend und auf der Höhe eine Burg.

Das erſte Blatt des Hauptbildes nun zeigt im Vorgrunde eine erhöhte Balluſtrade (1) 1), auf welcher Kaiſer Albrecht ſteht, und die Herren von Lichtenſtein und Ochſenſtein an die widerſtrebenden Cantone Uri, Schwyz und Unterwalden entſendet. Höher, ebenſo im Vorgrund ſteht der Kaiſer wieder, zornig abgewendet von einigen Schweizerboten, die den Räthen das Leid des Landes klagen und kein Gehör finden (3). Ueber dieſer Gruppe in der Ferne ſpannen des Landenbergers Reiſſige Heinrich von Melchthals Ochſen aus dem Pfluge (4), und etwas nach rechts iſt die Scene dargeſtellt, wo dem alten Melchthaler die Augen ausgeſtochen werden (5). Ueber die Gruppe 4 werden Heerden und Habe Arnolds als Raub entführt (6), neben der Gruppe 5 aber erſchlägt Conrad von Baumgarten den Pfleger des Landenberger's auf Rotzberg, Wolff, mit der Axt im Bade (7). Ganz in der Ferne wird auf einer Anhöhe der begonnene Bau von Zwing-Uri erblickt. Eine Baumgruppe ſcheidet beide Blätter ab und wir ſehen zunächſt im Mittelgrund die Sendboten des Kaiſers von Schweizern umgeben, die entrüſtet nach dem Schauplatz ſo vieler Gräuel hindeuten (2). In der Blattmitte iſt Werner Stauffachers Haus zu Stein, davor der Landvogt Grißler (Gesler) hält und fragt, wem daſſelbe gehöre? worauf die bekannte Antwort und Gegenrede des Landvogtes erfolgte. Ganz im Vorgrund beſchwören die drei erſten Eid-Genoſſen, Walter Fürſt von Uri, Werner Stauffacher und Arnold von Melchthal, ihren Bund (10). In der Ferne neben 9 ſieht man die Gruppe der Schwörenden auf dem Gryttli (Rüttli) (11), und im Mittelgrund weigert Tell dem Hute ſeinen Gruß (12). Wieder im Vorgrund iſt die Gruppe des Apfelſchuſſes dargeſtellt (13). Geßler

---

1) Die eingeklammerten Zahlen ſind die, welche im nachfolgenden Gedicht an den Rand geſchrieben ſind.

ſteht zürnend und tückiſch blickend, eine Partiſane in der Hand, neben dem zielenden Tell.

Ueber der Gruppe 11 ſieht man Tell auf die Platte ſpringen und das Schiff mit dem Fuß zurückſtoßen (14). Gleich daneben reitet Geßler in der Hohlgaſſe, nach welchem Tell knieend ſchießt (15). Eine Baumpartie im Mittelgrund ſcheidet nun Blatt 2 von 3, doch iſt auf 3 noch ein Stück von Geßler's Mantel aus Gruppe 13 befindlich. Blatt drei nun, daſſelbe, welches das an einem abgeſägten Baumſtamm gebundene Schrifttäfelchen trägt, welches oben unrichtig beſchrieben wird, denn es heißt CHRISTOF MYRER (nicht Maurer) innen. Tigurin 1580 zeigt im Hintergrunde Burg Rotzberg, wo eine Dienſtmagd einen Liebhaber am Seile hinaufzieht, der dann die vor der Burg harrenden Bundesgenoſſen einläßt (16). Rotzberg gegenüber, ebenfalls im Hintergrund, iſt Burg Sarnen dargeſtellt, in deſſen Nähe Bewaffnete ſich in den Hinterhalt legen (17), während im Mittelgrund ein Haufen Landleute, Vieh und Victualien zur Burg ſchleppend, dem Landvogt von Sarnen begegnet, der ſich ihres Vorhabens, die Burg zu ſpeiſen, freuet und die Liſt nicht ahnt (18). Weiter in der Tiefe fährt ein Wagen mit 2 Herren von dannen, und man erblickt drei Burgen in vollen Flammen (19). Die Hauptgruppe dieſes Blattes bildet die Ermordung Kaiſer Albrechts (20) ganz im Vorgrund.

Das Gedicht, welches an unſern Kupferſtich angefügt iſt, datirt von 1666, alſo 86 Jahre ſpäter, als der Stich der Platten; nun fragt ſich's, war urſprünglich ein anderes älteres Gedicht zu den Platten vorhanden, wie die Numerirung vermuthen läßt, oder wurden die Nummern ſpäter in die Platten eingegraben und dieſe vielleicht erſt mit dem Gedicht veröffentlicht? Und wer war der Dichter? Wir würden darüber von Kundigen dankbar Belehrung empfangen. Dieſe Verſe füllen 11 Seiten, jede mit Ausnahme der letzten, von 60 Zeilen. Das beſchriebene Blatt hat, abgeſehen von ſeinem geſchichtlichen Intereſſe, auch künſtleriſchen Werth; die Zeichnung iſt correct, auf die Coſtüme iſt viel Fleiß verwendet, einzelne Geſtalten ſind ganz charakteriſtiſch gehalten. Auch die Perſpective iſt gut behandelt, die Gruppen freilich ſind etwas wunderlich, doch immer nicht bedachtlos aneinander gereiht.

Die Lieb zum Edlen Schweizer Land
Regiert mir Feder und die Hand,
Daß ich ausführlich bring herbey,
Woher der Eydgnoß Urſprung ſey.

Als Albrecht Fürſt aus Oeſterreich
Regiert, war Er im Anfang gleich
Gar heftig und von ſtrengem weſen,
Wie wirs aus ſeinen Thaten leſen:
Dann weil es eben ſich geſchickt
Daß Er mit Kindern war beglückt,
Die alle gleich wie die Vorfahren
Auch Herzoge in Oeſtreich waren,
Hat ſich Fürſt Albrecht bald bedacht
Wie Er zu einer größern Macht
An Land und Leuten könt gelangen;
Drumb Er zu kauffen angefangen
Viel Stätt und Flecken die Er fand
Zu kauffen in dem Schweizerland;
Dann Er gehofft noch wohl zu werden
Ein Herr derſelben ganzen Erden.

Drey Oerter aber wollten nicht
Sich undergeben ſeiner Pflicht,
Wie Er doch hat dafür gehalten:
Als Ury, Schweiz und Underwalden.
Sondern ſie hielten ſteiff und feſt
An ihrer Freyheit auff das beſt.
Daher der Herzog ward bewogen,
Daß Er die ſach zu Rath gezogen,
1. Und zween an ſie hat abgeſandt;
Die ritten erſt gen Schweiz ins land:
Und daß ſie ja fein kluglich giengen,
Und ihren Handel recht anbrengen,
2. So rufften ſie dem Volk allein,
Und ſagt der Herr von Lichtenſtein,
Was in dem Land für böſe Zeiten,
Man hört von nichts als Krieg und ſtreiten,
Und weiß man faſt jetzt nicht mehr wohl
Warzu man ſich verſehen ſoll.
Der Herr von Ochſenſtein ingleichen
Der kond den Fuchsſchwanz artig ſtreichen,
Wies ſo gefährlich ſey und ſchwer,
Dem Volk, das ſonder Schutz-Herr wär.
Und endlich das Werk zuerfüllen
Entdeckten ſie deß Fürſten willen.
Die guten Schweizer allzuhauff
Die horten ſein mit Andacht auff,
Wußt keiner was es geben wolte!
Biß der Geſandte ſagt, man ſolte
Nach Herzog Albrechts ſein begehr
Von dem ſie ſein geſchickt hieher
Sich under ſeinen Schutz bequämen,
Und ihn zu Einem Herren nehmen:

Es ſolten die drey Länder wohl
Was Nutzen draus erwachſen ſoll
    Betrachten, dann ihr thun vnd handel
    Dadurch käm in weit beſſren wandel:
So gar das vnter ſolchem Schutz
Sie ſelbſt dem Himmel könten trutz
    Anbieten, vnd auch auf der Erden
    Von allem Volk geförchtet werden.
Dargegen wann ſie ſolcher bitt
Den Herzog ja gewärten nit,
    So würden ſie in vngenaden
    Nur ſeinen Zorren auff ſich laden.
Er würde ſie als ärgſte Feind
Die es mit ihm nicht wohl gemeint
    Verfolgen, vnd alſo tractiren
    Wie es den Feinden will gebühren.
Als dieſe Red nun war gethan
So ſahen ſie einander an,
    Den Hertzog Albert ſein begehren
    Das redlich Schweitz nicht kond gewären,
Drumb hatten Sie ſich bald bedacht
Vnd diß zur Antwort vorgebracht.
    Ihr Herren, die ihr, wie vernommen
    Auß Oeſtreich ſeyd hieher gekommen,
Ihr fordert an vns groſſe Ding,
Die wir nicht halten für gering
    Dieweil es Land vnd Leut wegreiſſet,
    Vnd vnſer Freyheit niderſchmeiſſet,
Die doch auß Kayſerlicher Gnad
Noch niemand angefochten hat:
    Vnd aber ihr wolt vnterfangen
    Zuthun was keiner je begangen

Vnd vns gewaltſam greiffen ein
In ſachen die nicht können ſein
    Dann was vor Alters wir ererbet,
    Daſſelbig auch mit vns erſterbet,
So bleiben wir O liebe Gäſt,
Bey vnſrer Freyheit ſteiff vnd feſt.
    Doch wollen wir Euch hiemit ſchwören,
    Das Hauß von Oeſtreich zu verehren
Mit Lieb vnd dienſt; vnd bitten, glaubt,
Es halten für deß Landes Haupt.
    Allein woll man vns laſſen gehen,
    Damit der Friede mög beſtehen,
Vnd vns in vnſerer freyen Ruh
Nicht ſo verſtören immerzu:
    Dann kein Fürſt jemahls, nah vnd ferren
    Vor Hertzog Albrecht Eurem Herren
Wie deſſen männiglich gedenckt,
An vnſrer Freyheit vns gekränckt.
    Was wolten nun bey ſolchen ſachen
    Allhier die zween Geſandten machen?
Sie ſahen wol das gantz vnd gar
Nichts an dem Ort zuſchaffen war,
    Drum ſeind die plötzlich außgebrochen,
    Vnd ihre Pferd friſch angeſtochen,
Daß ſie nach Vry auch als Freund
Vnd Vnterwalden kommen ſeind.
    Da dachten ſie ſolt es nicht fehlen,
    Sie würden ſich die Braut vermählen;
Der Poß gieng aber auch nicht an,
Wo ſie hinkommen wars gethan,
    Dann kein Orth, worzu ſie verglichen,
    Iſt von dem anderen abgewichen:

Weil Eine ſich der andern Statt
Mit treu und Eid verbunden hatt
    Und ſich verſchworen Leib und Leben,
    Beyſammen Redlich aufzugeben.
Auch ſchützten ſie die Freyheit für,
Die ihnen Keyſer Friedrichs Zier
    Und nach ihm Keyſer Rudolff gaben,
    Drum wolten ſie auch ſolche haben,
Und nimmermehr davon abſtehn,
Solts ihnen auch weiß nicht wie gehn.
    Die Abgeſandten durch die Reden
    Die kamen in ſehr groſſe Nöthen
Sie ſahen wohl das dieſes wahl
Nichts war zu ſchaffen überall
    Deßwegen ſie nach Hauß geritten,
    Und dieſer dreyer Länder Sitten
Dem Hertzog Albrecht angezeigt
Der ihnen ward ſehr abgeneigt
    Weil er ſo bey geſtalten Dingen
    Die Ort nicht auch kond an ſich bringen
Zuletzt hat Er ins Schweitzerland
Zween Vögt von Rittern abgeſand
    Den Grißler und den Landenberger
    Die waren rechte Landsverherger
Der erſte ſolt ein Amptman ſein
Zu Schweitz und Ury, und allein
    Von Landenberger zu Underwalden
    Sein ſtoltzes weſen prächtig halten.
Dann Hertzog Albrecht manche Statt
Und ſchönen Sitz zuvor ſchon hatt
    Auß dieſem Lande an ſich gezogen,
    Damit er ja nicht ward betrogen.

Die Vögte nun die ſolten ſich
Im Anfang fried- und freundelich
    Mit guten worten ſo erzeigen,
    Ob ſich ihr Hertz nach wundſch ließ neigen?
Sie ritten ab und komen dar,
Und thäten was befohlen war.
    Doch wie ſcheinheilig ſie ſich hielten,
    Die guten Leut es dannoch ſielten
Und lieſen ſich betriegen nicht.
Als deß der Hertzog ward bericht
    Hat Er im Grimm gantz unverholen
    Den Vögten ernſtlich anbefohlen
Daß ſie den Bauren allerhand
Anthäten das gebrankte Leid,
    Auch ſtreng genug mit Ihnen fahren:
    Dem Hertzog ſie gehorſam waren,
Und hielten ſich bei männiglich
Tyranniſch, feind- und frevelich.
    Die fromme Schweitzer dieſe Gäſt
    Anfangs tractirten auff das beſte
Doch wuchs nur mehr der Vögte Haß,
Deſwegen wurden ſie auch laß
    Und müd ſo ungewohnter Kunden;
    Drum ſie dieß Mittel haben funden,
Sand ſtracks zum Hertzog abgeſand,
Zu klagen wie das gantze Land
    Durch ſeine Vögt verfolgt würde.
3.   Der Hertzog (wie ſichs doch gebührte)
Ließ ſie nicht kommen fürs Gericht
Die Schweitzer drum erſchracken nicht,
    Und giengen hin zu ſeinen Räthen,
    Und ſagten, wie ſie freundlich bätten

4. Heinrich im Melchthal hieß der Mann,
Mit dem mans wollte fangen an:
  In dieſem hat der Landenberger
  Geſchickt den Diener der war ärger,
Vnd ſagt zu ihm mit großem Grimm,
Dem Mann die ſchönſten Ochſen nimm.
  Der loſe kund der knecht war fertig
  Vnd ſtellte ſich gar vngebärdig
Lieff eylend zu des Heinrichs Pflug
Vnd wolt die Ochſen ohne fug
  Ihm nehmen: aber er: der alte
  Sprach meine Ochſen ich behalte,
Denn ich nicht ſtraffenswerth gethan
Doch ſo man mich ſicht dafür an,
  Laß mans Recht über mich ergehen
  Vnd meine Ochſen ruhig ſtehen.
Der Diener ſprach, du plauderſt viel,
Was ich thu iſt meins Herren will,
  Was darf ich dir vil Vrſach ſagen
  Magſt meinen Herren ſelbſt drum fragen
Ihr Bauren ſeyd ſelbſt Ochſen genug
Daß ihr könd ziehen an dem Pflug.
  Deß alten Sohn ſah zu den ſachen
  Gar ſchel, dacht wie ſoll ichs doch machen!
Er war ein ſtarcker friſcher Knab
Der brach ſich einen Höbel ab
  Mit welchem er dem Knecht aufs fragen
  Hatt einen Finger abgeſchlagen.
Drauff hat mein guter Arnold ſich
Aus Furcht deß Vogts der emſiglich
  Nach ihm gefragt, weg begeben
  Gen Vry wo er ruhig leben

Vnd in der ſtill ſich halten kund.
Als dieſe That vors Landvogts Mund
    Wurd angebracht hat er im Zorren
    Sie hoch zu rechen ſich verſchworen
5. Er ſchickte nach den alten Mann
Der ſolt jhm eilend zeigen an
    Bei höchſter Straff, bei Leib und Leben
    Wo ſich ſein Sohn hab hinbegeben.
Der Vatter welcher gantz vnd gar
Nicht wuſt wo ſein Sohn jetzund war
    Wolt bey dem Landvogt es verbitten
    Er aber thät nur ärger wüten,
Sprach du ſolt mir ſchon theur genug
Bezahlen Ochſen Sohn vnd Pflug:
    Vnd eilend ohne widerſprechen
    Ließ er die Augen jhm ausſtechen
Der Alte taurte jedermann,
Dem Vogt nur wars nicht gnug daran,
6. Er hat ihn auch ſeines guts beraubet
    Den beiden theil daraus geglaubet
Vnd diß was ihm doch nicht war feil
Nahm er für ſich zu ſeinem Theil.
    O Eydgnoßſchafft hier kanſtu ſehen
    Wie man mit dir nun vmb will gehen!
Es hilfft dich deine Freyheit nicht.
Dieweil gewalt das Recht hier bricht:
    Du muſt des Anfangs auch erwarten
    Wies ging dem Conrad von Baumgarten
Der hat ein fromm und liebes Weib,
Von ſtark, gerad und ſchönem leib!
    Nun ſchickt es ſich daß Ohnverhoffen
    Sie der von Wolffen angetroffen,

Ein Mann nicht gar zu guter Haar
Des Landenbergers Pfleger war
    Auff Roßberg, ſah das Weib dort wercken
    Bald ließ er ſeine Vnzucht mercken,
Dieweil er ſonderlich vorauß,
Wuſt das ihr Mann nicht war zu hauß;
    Er ſtieg vom Pferd, ſagt zu der Frawen
    Sie ſolt jhm vmb ein Zuber ſchawen,
Er muſte weil jhm war ſehr heiß
Abwaſchen in dem Bad den Schweiß:
    Die Ehrenfraw erſchrack der Reden,
    Doch ließ ſie ſich nicht gar erblöden
Sie lieff vnd rüſtet jhm ein Bad
Wie er von jhr begehret hat.
    Er aber hieß ſie zu ſich ſitzen,
    Vnd that ſich auff was anders ſpitzen.
Das Weib die Diener nahm zu Wort.
Er ſchafft ſie an ein ander Ort
    Von ſich hinweg in ſolchen Nöthen
    Sah man die gute Fraw erretten,
Sie ſtellt ſich als ein keuſches Weib,
Die kaum vor ſcham entblöſt den Leib,
    Sie ſagt ſie wolte lieber drauſſen
    Ihr Kleid außziehen. Als ſie hauſſen
Nunmehr in jhrem Freyheitſtand
So lief wo ſie offen fand,
    Vnd wuſt doch nicht wohin ſie ſolte,
    Zu allem Glück ihr Ehman wolte:
Vom Wald nach Hauß, trug in der Hand
Ein Ax, zu dieſem wo er ſtand
    Lieff ſie, vnd ſeuffzete von hertzen
    Erzehlt jhm auch mit groſſem Schmertzen

Was ſie vor einen Bader hätt.
Das Wort war kaum halb außgeredt,
Der Mann gieng eilend doch geſchlichen,
Wo ſeine Fraw auß war gewichen,
Er wolt geſegnen jhm das Bad,
Drum ging er einen leiſen Pfad:
Als nun der Wolff wart mit verlangen
Biß die Fraw wider käm gegangen,
7. Sieh da, da kam der Mann geſchwind
Und ſchlug dem Wolffen auff den Grind
Daß jhm der Kopf da lag zerſpalten,
Und ſeinem Weib die Ehr erhalten.
Als diß zu Underwalden nun,
Den Landenberger man ſah thun
Und ſeine Leut: wie ſie verfahrten
Wolt auch Herr Grißler ſich ſo arten
Damit in gleicher Tyrannei
Sie beide wären einerley.
8. Zu Ury fing er an zu bauen
Ein Schloß, auf welches ſein vertrawen
Und Hoffnung einig ſtund allein
Bei Altorff müßt ein Bühel ſein
Den Solothurn man genennet
Dem Landvolck mehr als wohl erkennet:
Das war der Ort, da er ſich wolt
Berühmen, wie man jhm ſich ſolt
Und muſt gehorſam laſſen finden,
Ja alſo Zahm, daß er ſie winden
Umb ſeinen kleinen Finger könt:
Hört was er weiter war geſint?
Er ließ die Bawren für ſich kommen
Und ſagte da in einer ſummen

Wo er ſich erſt recht ſetzen wolt:
Drum war ihm keiner nicht nicht hold,
Vorab weil er ſein Schloß verwegen
Genannt Zwing Vry vnder D'ſtegen
Weil er nun wuſt daß ganz vnd gar
Er bei dem Volk verhaſſet war,
Dacht er ſie hätten ſich beſonnen
Vnd wider ihn was angeſponnen,
Damit er nun käm auff die ſpur,
Wie viel geſchlagen hat die Vhr,
Hatt er wos Volk am meiſten handelt,
Vnd jedermann fürüber wandelt,
Ein hohe ſtange gerichtet auff,
Vnd einen Hut ſein oben drauff;
Befahl auch wer vorüber ginge
Daß er den Hut alſo empfänge
Mit Hut abziehen, vnd noch mehr
Mit bücken vnd ſonſt andrer Ehr,
Als wann er ſelbſten wär zu gegen.
Dann er verhofft dadurch zu wegen
Zu bringen, vnd ans Sonnen Licht
Was heimlich ihm wär zugericht
Dieweil er nun kein gut gewiſſen,
Hat er ſich ſtätig förchten müſſen.
Indeſſen ritt er weg beyſeits
Nach ſeinem alten Brauch gen Schwitz,
Wo er auch Landvogt war geweſen
Wie wir hie oben ſchon geleſen,
9. Nun wiſſt noch über alles das
Zu Stein ein reicher Landsmann ſaß
Von adelichem Stamm gebohren
Ein Mann von Frommkeit auserkohren

Der lebte für ſich ſchlecht vnd recht
Nur daß er nicht war jedes Knecht:
    Derſelb hieß Werner von Stauffachen
    Der thät für aller Freiheit wachen.
Es war nicht lang noch als er hat
Ein Haus gebawen an die Statt
    Davor das alte war geſtanden
    Das ihm gegangen war zu ſchanden
Als Grißler nun fürreiten will
Da ſchawt er um ſich vnd hielt ſtill,
    Fragt Wernern wem dieß Hauß gehöre:
    Der Landmann thet dem Vogt die Ehre
Vnd ſprach Herr Landvogt dieſes Hauß
Hört Herzog Albrecht, vnd voraus
    Euch zu, ich trags von euch zu lehen;
    So Euch beliebt herein zu gehen
So ſteht euch offen thür vnd thor.
Der Landvogt brach auß Grimm hervor
    Ich bin auß Fürſten Statt herkommen
    Ich bin dein Herr! haſts nicht vernommen?
So will ich dann auch kurzumb je,
Weil ich auß Fürſten Statt bin hie,
    Daß ihr nichts baut, als auß Erlauben,
    Ihr Bauren, diß ſolt ihr mir glauben!
Ihr ſtellt Euch ja vnd bawt ſo wohl
Als wann ein Herr drein wohnen ſoll:
    Das will ich euch ein Eyd drum ſchwehren
    Das ichs euch artig will verwehren.
Den Werner ſchmertzen dieſe Wort
Daß Er ging trawrig fort vnd fort
    Sein Weib, die es auch angehöret,
    Wie Grißler ſie ſo grad verheeret.

Tröſt ihren Mann vnd ſprach jhm zu,
Er ſolt ſich geben nur zu Ruh,
Der Gott, der alles boß kan ſehen
Ließ ſolches vnrecht nicht geſchehen,
Vnd ſagt ſie ferner, liebſter Mann,
So wir Gott trewlich ruffen an
Wird er des Vogtes Boßheit wehren
Vnd jhnen andere Mores lehren
Jedoch berichte mich, ob nicht
Deßgleichen andern mehr geſchicht?
Die ſolches vnrecht ohn verſchulden
Von vnſerem Vogt auch heimlich dulden
Vnd wann du etlich ſolcher Freund
Antriffſt die dir vertrauet ſeind,
So trägt ewren Rath zuſammen
Eh dieſer Funcken wird zur Flammen
Vnd wehrt bei Zeiten das der Rath
Nicht etwan darnach kom zu ſpath
Vnd wir gar vmb die Freyheit kommen
Der Mann als er dieß hat vernommen
ekam er widrum einen Muth
nd dacht es dörfft noch werden gut
Vnd beſſer als wohl mancher meynet,
Dem es vnmöglich jetzund ſcheinet,
rauff zog er nächſtens auß dem Land,
en Vry hin alda er fand
Sein guten Freund den Walterfürſten
Der auch that nach der Freiheit dürſten:
eßgleichen Arnold im Melchthal
en auch betraf der ſchwere Fall
Daß er auß ſeinem Land muß fliehen,
Vnd gar von ſeinem Vatter ziehen,

Von wegen des Vogts Tyrannen.
Nun kamen jetzund dieſe drey
Zuſammen guten Rath zu pflegen,
Wie man es brächte doch zu wegen
Daß auß dem Land der Hochmuth käm,
Vnd alles beſſern fortgang nähm?
Wie doch ihr alte Bräuch vnd Sitten
Vnd Freyheit bleiben ohn beſtritten?
Vnd endlich war der Schluß gemacht:
Es ſolt ein jeder ſein bedacht
Wie er auß ſeinen Land vnd Leuten
Zu wegen brächte noch bey Zeiten
Vertraute Männer, die zur Stund
Man nehmen ſolt in ihren Bund,
Vnd ſolt ein jeder Eydlich ſchweren,
Daß er wiß trewlich helffen wehren
Dem Vbel welches brach herein
Vnd doch darbei gefliſſen ſein
Sich vor der Vögten ſo zu beugen
Vnd ihnen all den Dienſt zur zeigen
Den ſie zu zeigen ſchuldig ſind
Daß man kein Vrſach an ſie find
10. Dieß ſeind die erſten drey Genoſſen
Die ſich durch Eyd zuſammen ſchloſſen
Der Walterfürſt von Vry her
Der zweyte Werner Stauffacher
Auß Schweitz: der drit auß Vnderwalden
Arnold im Melchthal an der Halden
Die drey die fiengens weißlich an,
Zu jhnen kam noch mancher Mann,
In ſolchen Bund ſich einzulegen,
Weil Gott zum Handel gab den Segen.

Und iſt gewiß, daß ſolcher Bund
Nicht nur aus ſchlechtem Volk beſtund
    Es waren auch viel Edelleuthe
    Die ſich auff dieſer dreien ſeite
Begaben, und mit gutem Rath,
Zuweilen auch ſelbs mit der that,
    Nach dem es Noth war beygeſprungen
    Gott lob es iſt ſehr wohl gelungen.
Die Landvögt meinten nicht das es
Im Außgang werden ſolt ſo böß,
    Drum ſchalten ſie auch auff den Adel,
    Und ſagten von ihn manchen Tadel,
Wie es Ein Bauren Adel ſey,
Und ſchimpften auff ſie mancherley.
    Als nun der Bund ſehr zugenommen
    Seind freundlich ſie zuſammen kommen
Und endlich zwölff auß ſolchem Bund
Erwehlet die zu jeder ſtund
    Gewalt in allem ſolten führen,
    Und dieſe gantze ſach regieren:
Darauff ſeind ſie gemeiniglich
All zwölff zuſammen inniglich
    Den ſiebenden Novembris kommen
    Und ihres Bunds ſach fürgenommen.
11. Im Gruttli bey dem Urner See,
Seind ſie zuerſt gekommen alle,
    Und angezeigt wie jetz die ſachen
    Man fug genug hätt außzumachen:
Darauff die Underwaldner all
Zuriethen man ſoll dieſes wohl
    Verziehn dieweil all dieſe ſachen
    Schwer wären plötzlich außzumachen

Dann Sarnen vnd das Roßberg ſind,
Nicht zu gewinnen ſo geſchwind,
Im Fall man ſich wird lang bemühen
Vnd die Belagerung auffziehen,
So wird der Hertzog dann mit fug
Zukommen mit des Heeres Zug
Sie zu entſetzen vnd entſchütten
So fiel man dann in alle Kütten.
Der Rath wird aber beſſer gehn
Daß man den Handel ließ anſtehn
Biß daß das newe Jahr vergangen,
Darnach alsdann friſch angefangen
Das Schloß mit Liſt zu nehmen ein
Doch ſolte vor behalten ſein
Daß jederman mit Gut und Haabe
Von Land mögt friedlich ziehen abe
Daß keinem auch kein Todtſchlag nicht
Als der zur wehr ſich ſtellt geſchicht.
Vnd nochmals auff den Boden reiſſen
Die Schlöſſer vnd in grund zerſchleiſſen
Auff daß ein jeder ſehe frey
Daß dieſes gar kein Muthwill ſey,
Vnd nur allein darumb geſchehe,
Daß da das Land in Freyheit ſtehe.
Nun trug ſichs zu in mittler Zeit
Daß einer auß dem Bund vnd Eyd,
12. Willhelm Thell von Vry kömmet
Vnd etlich mal in acht nicht nimmet
Daß Er dem auffgeſteckten Hut
Sein Reverentz vnd Ehr anthut,
Noch vor demſelben ſich geneiget,
Das wird dem Landvogt angezeiget,

Der jhn alsbald beſchickt, vnd fragt,
Warumb er habe nicht in acht
Des Vogtes ſein Befehl genommen
Vnd ſelbem fleiſſig nachgekommen?
Thell ſprach ich bin ein Bawersmann,
Vnd meint nicht daß ſo viel leg dran
Hab auch nicht allemahl gar eben
So fleiſſig darauff achtung geben.
Der Vogt ergrimmet ſchickt geſchwind
Nach Thellen allerliebſtem Kind,
Vnd ſagt dich mags gleich ſehr verdrieſſen
Soltu deim liebſten Kinde ſchieſſen
Ein Apffel von dem Haupt gantz juſt:
(O vnerhörter Teuffels Luſt!)
Ich ſchieſſe nicht, vnd will mein Leben,
Sprach Thell, viel lieber darum geben:
Der Vogt der ſprach geſchwind mach fort
Wo nicht, muſtu an dieſem Ort,
Mit deinem Kind kein ſtund mer leben.
Als Wilhelm diß betrachtet eben
13. Spant er den Bogen, vnd batt Gott
Daß Er jhm helff auß dieſer Noth:
Drauff ritterlich er hat geſchoſſen
Den Apfell, vnd kein Blut vergoſſen,
Von ſeines Sohns Haupt meiſterlich,
Darab das Volck erfrewte ſich:
Vnd lobt den Thell mit ſeinem ſchieſſen
Das thet den Landvogt erſt verdrieſſen
Vnd ward gewahr deß Willhelm Thell
Ein Pfeil im Koller hatt. Gar ſchnell
Er darum fragt: Thell antwort gabe
Daß ich ein Pfeil im Koller habe

Das iſt der Schützen weiß vnd art
Daß ſie zween haben auff der fart
Damit wann einer iſt gefehlet
Er dann den andern ſich erwehlet:
Der Vogt wolt dieſes glauben nicht
Vnd Thelln deß Lebens friſt verſpricht
Thell ſprach hett ich mein Kind erſchoſſen
So hett es mich ſo ſehr verdroſſen
Den letzten Pfeil hett ich alsbald
Auff euch geſchoſſen mit gewalt.
Der Vogt ſprach du ſolt zwar nicht ſterben
Doch mußtu endlich mir verderben
In der Gefängnuß, da kein ſtich
Von Sonn vnd Mond beſcheinet dich.
Hieß jhn darauff mit ſtarcken ſeilen
Starck binden vnd zum Schiff mit eilen,
Vnd wolt jhn führen in ſein Schloß:
Da kam ein Vngewitter groß
Daß furcht deß Lebens drauff entſtunde
Weils Schiff zuſincken ſchon begunde
Da zeigten ſie dem Land-Vogt an
Thell war ein guter Schiffermann,
Vnd könd wohl fahren nach den Winden,
Der Vogt hieß jhn alsbald entbinden
Drauff bracht er ſtur das Schiff zur ruh,
Mit müh dem Land der Schweitzer zu.
Er wuſt den Weg vnd weil zugegen
Im See ein ſteinere Blatt gelegen
11. Sprang er drauff vnd ſtieß ſo bald
Das Schifflein von ſich mit gewalt
Vnd ließ es durch die Wellen treiben
Vnd muß der Vogt in Nöthen bleiben.

Daß all im Schiff erſchrocken ſind.
Er aber flohe weg geſchwind.
    Jedoch als ſie bey Laupen kommen
    So hatt der Sturm ein End genommen
Alß ſie das Schiff zu Land gebracht
Der Vogt der ſagte, gen Küßnacht
    Stünd ſein begehr, vnd als er eben
    Zu Schweitz von Brunen ſich begeben
Vnd zwiſchen Küßnacht vnd dem Art
War in der Holgaß auff der fahrt
15. Paßt Thell dem Landvogt auff vnd ſchoſſe
    Ihn mit eim Pfeil von ſeinem Roſſe
Darauff er ſich bey dunkler Nacht
Gen Schweitz zu dem Stauffacher macht,
    Erzehlt jhm was ſich dieſer Tagen
    So wunderlich hab zugetragen:
Von dannen er gleich ohne Ruh
Nach Vry durchs Gebürg eilt zu,
    Zum Walterfürſten ohn verdroſſen
    Sagt jhm vnd andern Bundsgenoſſen
Wie es bewand ſey in dem Land,
Vnd das man mit gewehrter Hand
    Jetzt ſolt das übrig Volck vertreiben
    Vnd laſſen nicht im Land verbleiben.
Die Waldner aber riethen, man
Solt es noch laſſen ſtehen an:
    Als nun das Newe Jahr vorhanden
    Seind ſie zuſammen all geſtanden
Die in dem Bund begriffen ſein
Vnd nahmen erſt die Schlöſſer ein
    Zu Vnderwalden merck mich eben
    Was ſich zu Roßberg hat begeben,

Daſelbſten eine Dienſtmagd ſaß
Die liebte einen welcher was
16. Auch ein rechtſchaffener Bundsgenoſſe
    Den zog ſie Mitternacht ins Schloſſe
Durch welchen ſtarcken Liebesvertrag
Es auff den Newen Jahres Tag
    Geſchach das zwantzig Mann beſtellet
    Zu ihrem Anſchlag außerwöhlet,
Als nun der Jung im Schloß drinn war,
Verhalff er noch ſonſt einem dar,
    Vnd dieſer nachmals andren allen,
    Da ſie dann Hauffen nachgefallen,
Verſperten Thor, vnd thun geſchwind
Gefanglich ein das Hoffgeſind.
17. Bey Sarnen in dem Holtz verbügen
    Sich 50. Mann vnd 20. fügen
Dem Schloß ſich zu ſehr wohl gerüſt
Vnd brauchen die erfundne Liſt:
    Sie nahmen Kälber, Lämmer, Schweine,
    Vnd vnter dieſem falſchen ſcheine
18. Als brächten ſies dem Landvogt dar,
Für ein Präſent zum newen Jahr!
    Der ihnen aber vnderwegen
    Zu Kirche gehend, kam entgegen;
Er nahm das mitgebrachte Gut
Mit freuden an, vnd frohem muth:
    Er forcht ſich nichts, weil von Gewehren
    Er nichts nicht ſah, vnd ſie doch weren
So wohl für ſeinen Kopf gerüſt:
Als man nun ins Schloß kommen iſt,
    So haben ſie die Thor geſchloſſen
    Vnd ohn geſchlagen ohn geſchoſſen

Das Schlos ſo bald genommen ein.
Als ſie deſſelben Meiſter ſein
So gab man eilend auch ein Zeichen
Daß die im Wald das Schloß erreichen.
Darauff ſo fingen ſie alsbald
Das Hoffgeſind vnd gleicher g'ſtalt
Den Landvogt auch der ſchier entrunne.
Vnd als ſie hörten das gewunnen
Auch Roßberg ſey; ſo haben ſie
All die Gefangnen wie ſie die
Im Schloß gefunden drauß genommen
Vnd ſeines Lande Gräntze kommen
Allwo ſie all mit einem Eid
Gelobten daß zu aller Zeit
Auß jhnen keiner außgenommen
Niemand wiedrum ins Land woll kommen,
19. Darauff ſie all mit gut vnd hab
Von dannen muſten ziehen ab.
Zur ſtund, da muſten gleich der Erden
Der Landvögt beide Schlöſſer werden
Auch gald es eben dieſen Tag
Dem Schloß zu Vry daß noch lag
Ohn außgebaut, das ſo verwegen
Er Nant, Zwing Vry vnder D'ſtegen
Zu Schweitz kam auch der Stauffacher
Mit noch mehr andren Schweitzern her,
Die machten Louwers auch zu ſchanden
Das in der See erbaut geſtanden.
Alß dieſer Tag nun war zu end,
Hat man zuſammen gleich geſend
Aus dieſen drei getreuen Landen
Die vnder jhnen dann erkandten

Daß dieſer vnd bey der Gfahr
Solt tauren zehen gantzer Jahr;
Dann einmal ſie bey ſolcher maſſen
Von ihrem Recht nicht wolten laſſen.
So iſt dann nun der Tyranney
Der beyden Landvögt die ſo frei
Von ihnen ward faſt aller Orthen
Verübt, hiemit gewehret worden.
Vnd dieſes iſt die erſte That,
Die ihren Paß gehemmet hat.
Als Hertzog Albrecht diß vernommen
Iſt er erſt in den Harniſch kommen
Vnd nam im Zorn ſich gäntzlich für
Den guten Schweitzern Thor vnd Thür
Zu ihrem Proviant zuſchlieſſen
Vnd ſie mit ſtarkem Krieg zu grüſſen;
Allein es gieng nicht wie ers dacht,
Weil Gott viel anderſt es gemacht
Dann als er eins mit wenig Leuten
Ins Argau hin gen Brug wolt reitten
Vnd nun durch den gemeinten Krieg,
Sich traumen ließ gewiſſen Sieg,
20. Da ward er auff dem Weg von zwenen
Seins Bruders frey erzognen Söhnen
Erſtochen, daß er von dem Pferd
Gleich todt herab fiel auff die Erd
Vnd alſo muſt ers laſſen bleiben
Vnd keinen Schweitzer nicht vertreiben.
So bleiben die drei Länder queit
Von dem gedachten Krieg vnd ſtreit,
Dann ſeine Söhn zu thun bekamen
Genug dieweil ſie ſich fürnahmen

Zu rächen jhres Vatters todt,
An jhren Vettern, vnd in Noth
Sie widrum gleiches fals zutreiben,
Drumb lieſen ſie die Schweitzer bleiben
Im frieden vnd in ſicherer Ruh,
In welcher ſie noch immerzu
Ein fein vnd ſtilles Leben führen.
Wies frommen Leuten will gebühren.
Hierauß ſeh Leſer vnd erfahr
Wie Gott doch ſey ſo wunderbahr,
Ja wie die Göttliche gedancken
Weit gehen auß der Menſchen ſchranken
Dann Hertzog Albrecht jetzt gedacht
Mit ſeiner gantzen Krieges Macht
Die Eydgenoſſen zu verjagen
Er aber ward von Gott geſchlagen,
Vnd die geſammte Eydgnosſchafft
Bekame dadurch Newe Krafft,
Anſtatt daß er wolt Blut vergieſſen
Muſt er todt von dem Pferd rab ſchieſſen
Dann Gott mißfallen ſolche Ding,
Darumb es auch den Krebsgang gieng.
Dann welcher wider Gott will kriegen,
Muß endlich dennoch vnden liegen.
Auß welchem klarlich kompt herbei
Woher der Eydgnoß Vrſprung ſey
Gar nicht aus allzu groben ſitten
Wie mancher zwar hat aufgeſchnitten:
Der Landvögt ſtoltz vnd Tyrannen
Der brachts zu wegen daß ſie frei
Von ſolchem joch ſich loß geriſſen,
Vnd hülffloß ſelbſten helffen müſſen

Nach dem ſich nun der Bund gemehrt
Vnd ſie zuſammen ſich gekehrt
    In einem rechten Eintrachtsleben,
    Hat Gott noch mehr Glück darzu geben
Das manche ſchöne ſtatt und land
Sich in den Bund zu jhnen fand;
    So daß in ſolchem man diß mahlen
    Dreyzehn berühmte Stätt kan zahlen
Als Zürg vnd Berg Lucerner grund
Die ſtehn zuſammen in dem Bund;
    Auch Vry, Schwitz, vnd Vnderwalden
    An ſolchem Bund ſich eifrig halten;
Zug Klaris ſtehen auch darinn,
So hatt auch Baſel gleichen Sinn
    Auch ließ ſich Freyburg einverleiben
    Auch Solothurn ſich drein ſchreiben.
Schaffhauſen hatt die letzte ſtell
Wann nicht noch wer das Appenzell,
    Als welcher Orth ſtets von den Alten
    War vor die letzte Statt gehalten
Die in dem Bund gekommen iſt.
Wer nun der Schweitzer Chronik lißt
    Als Stumpfen Simmler, Heremitten.
    Vnd was von dieſer Länder Sitten
Auch andre mehr gezeiget an,
Was ſie für thaten je gethan
    Was ſie für große Krieg geführet,
    Wie ſie die Länder außgeziehret
Mit hochgeprißner Policey
Mit vnverfälſchter Lieb vnd treu:
    Derſelbe muß mit mir geſtehen
    Daß ſolcher Länder Ruhm werd gehen

So weit der Sonnen ſchnelles Rath
Wird lauffen ſeinen alten Pfad
    So weit ſich deß Heſpers fluthen
    Verſenckt der Gott der güldnen gluthen
Der die ſchwartze Mohren brend
Das iſt an der Welt ihr End

Der Hochlöbl. Eydgenoßſchafft
zu ſchuldigſten Ehren
auffgeſetzt

Von
E. B. M.

Straßburg,
Zu finden bey Peter Aubry,
1666.

V.

Ungedruckte deutſche Sagen.

Unter dieſer Rubrik werden in dieſem und den folgenden Bänden nur ſolche Sagen niedergelegt, welche unſeres Wiſſens noch nicht durch den Druck bekannt geworden ſind. Man bindet ſich bei der Mittheilung an kein Land, an keine Provinz und keine ſonſtige Sonderung. Sie ſollen nur den großen bereits vorhandenen Schatz deutſcher Sagen bereichern. Entweder ſind ſie mündlicher Mittheilung entnommen, oder bisher unbenutzten Schriftquellen. Da die Literatur der Sagen ſich in den letzten Jahren erſtaunlich gemehrt, und die Mehrzahl der Sammler auf dem einzig würdigen Wege unverfälſchter und unentſtellter Wiedergabe des Ueberlieferten ſich gehalten hat, neben welchem die Zuthaten und Ausſchmückungen einer ſich nicht zu beſchränken wiſſenden Phantaſie als Abwege hinlaufen, deren Ziel nur müſſige Unterhaltung ohne ernſtbewußten Zweck iſt — ſo hält man auch hier ſich mit Abſicht an die einfache ächte Tradition, in der Ueberzeugung, daß dieſe ſo Allen, die das Weſen der Sage erkannt haben und ihre Unverletzlichkeit achten, willkommen ſein werde.

I.

Die Wiſper-Stimme.

In dem waldigen Bergkeſſel des ſagenreichen Wiſperthales, der aus ſieben ſchmalen Thalrinnen gebildet wird liegt ohnweit Lorch am Rhein, am Wiſperbach, eine Mühle, dicht an den Berg gelehnt, auf dem die Ruinen der Schlöſſer Kammerberg und Rheinberg ſtehen. Darin lebte vor einigen Jahrzehenden ein Müller ruhig und glücklich mit ſeiner Frau und einigen Kindern, der, obſchon nicht mit Reichthum und Ueberfluß begabt, doch ſein genügendes Auskommen hatte. Dieſes friedliche Glück währte bis zu der Zeit, wo ſeine Frau ihm erzählte, ſie habe, ohne Jemanden ſichtbar wahrzunehmen, eine Stimme gehört, die ihr zugeflüſtert: „Gehe auf das alte Schloß Kammerberg, und hebe den Schatz, der dort in einem Kaſten ſich befindet, an welchem die Schlüſſel ſtecken." Der Müller ſuchte ſeiner Frau dieſe Wahrnehmung aus dem Sinn zu reden, indem er ſie für Sinnentäuſchung oder Blendwerk erklärte. Er ſeines Theils wolle weder von geiſterhaften Einflüſterungen hören, noch ſich mit Schätzeheberei befaſſen.

Die gute Müllerin vermochte aber den Gedanken an einen unverhofften Gewinn und Reichthum nicht ſo leicht aufzugeben, und das Verbot ihres Mannes, der Stimme, welche ſie vernommen, kein Gehör zu geben, kam ihren Wünſchen nicht gelegen, ſo daß ſie ſich unwillig und etwas verſtört zeigte. Einige Tage nach der Mittheilung an ihren Gatten fehlte zur Mittagszeit die Frau des Müllers beim Eſſen. Er erkundigte ſich ſogleich bei den Hausgenoſſen, und hörte von ſeinem älteſten Knaben, daß ſchon vor einigen Stunden die Mutter mit dem jüngſten Kind, einem Säugling, auf dem Arme, den Fußſteig zur Burg hinauf gegangen ſei. Sogleich entſann ſich der Müller des Geſprächs mit ſeiner Frau wieder, er dachte an ihr ängſtliches und verſtörtes Weſen von jener Zeit an, und ſtieg ſchnell den Berg hinauf, um ſeine Frau aufzuſuchen.

Kaum trat der Müller in die Ruine ein, als er die wimmernde Stimme ſeines Kleinen hörte; er ging ſchnell dem Tone nach, und fand in einem der Thürme ſeine Frau auf dem

Boden leblos liegen, den weinenden Knaben daneben. Beſtürzt und erſchrocken rafft er ſie mit dem Kinde auf, fühlt noch Zeichen des Lebens in ihr, und bringt die Frau halb tragend, halb ſchleppend zur Muhle hinab.

Es vergingen einige Stunden, ehe die Müllerin wieder zum Bewußtſeyn kam, dann erzählte ſie mit matter Stimme ihrem Manne Folgendes: Alle Tage, ſeit dem Verbote, habe ſie um die Mittagsſtunde die flüſternde Stimme gehört: „Frauchen, kommt zur Burg und hebt den Schatz, wodurch ich erlöſt werde!“ — Heute wäre das Nämliche abermals erfolgt, und ſo ſei ſie muthig und entſchloſſen mit dem Kinde den Burgweg hinangegangen, die Stimme habe ſie begleitet und ihr auf dem Wege noch zugewispert, daß ſie getroſt und guten Muths den Schatz heben möchte, da ihr kein Unglück widerfahren werde, nur ſolle ſie kein Wörtchen ſprechen, ſie möchte hören und ſehen, was ſie wolle. Der Schatz liege in einer Truhe im runden Thurme, und jeden Tag zur Mittagszeit könne ſie nun ſo viel davon holen, als ſie Luſt habe. Unter ſolchem Geflüſter habe ſie die Ruine erreicht und ihr Gemüth ſei immer leichter und beherzter geworden. Sie trat in den Thurm, erblickte die eiſerne Kiſte — den Schlüſſel daran, ſchnell öffnete ſie, und ſah den goldnen Mammon. Aber plötzlich erſchallte eine Stimme, ähnlich der Stimme ihres älteſten Sohnes, und rief: „Mutter, Mutter!“ — Schnell und verdrießlich darüber, geſtört zu werden, antwortete die Müllerin: „Was giebts?“ — Da erzitterten die Mauern, der Sturmwind raſte, und mit fürchterlichem Krachen verſinkt die Kiſte, und eine Stimme tönte ſchauerlich aus der Gruft hervor: „Ach, wie viele hundert Jahre werden nun noch vergehen, ehe ich erlöſt werde!“ und darauf ſei ſie beſinnungslos mit dem Kinde niedergeſtürzt.

Dieſes war die Erzählung der Frau, und mochte nun ihre Einbildung oder ſonſt irgend eine natürliche Begebenheit ihr den Schreck verurſacht haben, genug, ſie wurde krank, und ſtarb nach einigen Tagen, ohne daß der zu Hülfe gerufene Arzt ſie zu retten vermochte.

Der Müller ſelbſt erzählte im Jahr 1811 einem Rheinreiſenden dieſes Ereigniß; ſeiner Güte verdanken wir die Mittheilung deſſelben.

2.

Die glühenden Kohlen bei Lorch.

Mündlich am Rhein.

Zu Lorch, dem bekannten Rheinſtädtchen, hat ſich vor einigen funfzig Jahren Folgendes zugetragen.

Die Magd in einer Mühle, welche an die Lorcher Stadtmauer ſtieß, erwachte, ihrer Meinung nach, eines Morgens ziemlich früh, und da es ſchon ſehr hell war, ſputete ſie ſich, um das Feuer in der Küche anzumachen. — Da erblickt ſie aus dem Küchenfenſter unter dem Thore einen Haufen glühender Kohlen. Raſch eilt ſie aus dem Hauſe, um das Herdfeuer mit dieſen Kohlen deſto ſchneller zu entzünden. Zwar gewahrt ſie, daß mehrere unbekannte Männer um das Kohlenfeuer liegen, doch, ohne weiter zu fragen, nimmt die Magd eine volle Feuerſchaufel davon, aber als ſie die Kohlen auf den Herd ſchüttet, ſo iſt deren Gluth erſtorben. Die Magd läuft zum zweiten Mal hinaus und holt wieder eine Schaufel voll Kohlen, mit denen ihr das Nämliche widerfährt. Als nun die Magd ganz ärgerlich zum dritten Mal wieder zu dem glimmenden Kohlenhaufen kommt, ſo ſpricht einer von den Männern: „Höre! Dieſes iſt das letzte Mal!“ worauf ſich plötzlich eine unnennbare Angſt der Dirne bemächtigt, kaum kann ſie das Haus erreichen, und ſie wirft in aller Haſt die abermals erloſchenen Kohlen wieder auf den Herd. Da ſchlägt die Thurmuhr dröhnend die zwölfte Stunde Mitternacht, und verſchwunden iſt das helle Kohlenfeuer unter dem Thore, zitternd und zagend hüllt ſich das Mädchen in ihr Bette und erwartet ihr letztes Stündchen. Der Müller, der am anderen Morgen zuerſt in die Küche kommt, findet ganz verwundert ſeinen Herd ganz mit Goldſtücken bedeckt, und erfreut über dieſen Schatz erbaut er ſich damit ein neues Haus in Lorch, welches noch daſelbſt ſteht. — Hoffentlich iſt die Magd auch nicht leer dabei ausgegangen!

3.

Sagen von der Boyneburg.

1.

Die weiße Reiterin.

Von den Ruinen des verfallenen Bergſchloſſes Boyneburg, das der ſehr alten Familie gleiches Namens gehört und an der Grenze von Heſſen und Thüringen liegt, wo die Landſtraße von Caſſel nach Leipzig führt, gehen viele Sagen im Munde des Volks. Manche erfährt man nur ſtückweiſe, andere entſtellt, doch lebt auch in manchem Munde ihr Kern noch unverfälſcht. Alles hier Folgende iſt mündlicher Tradition entnommen, und möge zugleich als Ergänzung der Sage:

„Fräulein von Boyneburg" in den „Deutſchen Sagen" der Brüder Grimm, Bd. 1. S. 10 ff. dienen.

Eine weiß gekleidete ſchöne Jungfrau reitet auf einem weißen Zelter in jeder Vollmondnacht aus dem Inneren der Burg auf die weite Ebene hinaus, die ſich vor dem Schloſſe auf der Höhe des Berges ausbreitet. Dort, an einer gewiſſen Stelle, wächſt und blüht eine wunderſchöne weiße Lilie mit purpurnem Kelche. Bei der Lilie ſteigt die Jungfrau vom Roſſe, bricht dieſe Blume und enteilt ſchnell wie der Sturmwind auf ihrem Zelter dem Gemäuer wieder zu, wo ſie im Düſter der weitläufigen Ruinen verſchwindet. — Wer nun ſo glücklich iſt, der Jungfrau auf ihrem Rückwege zu begegnen, aber dabei reines Herzens iſt, der darf es getroſt wagen, der flüchtigen Jungfrau bittend zuzurufen: Gieb mir die Blume! Dann wird ſein Wunſch erhört, und es öffnen ſich die Pforten zu langen Gängen, die ſich unter der Burg und dem ganzen Berge hinziehen, und der Glückliche findet ſo viele Schätze, daß ſie ihn zum reichſten Sterblichen machen. — Oft iſt die Jungfrau geſehen worden mit der Lilie in der Hand, aber noch war keiner ſo glücklich, daß ihm dieſelbe zu Theil geworden wäre.

Schatzgräber wühlten ſchon öfters in den Gewölben der Burg, und der Zufall ließ ſie unterirdiſche Gänge entdecken, die nach verſchiedenen Richtungen unter dem Berge fortſtreichen. An manchen Stellen klingt der Boden, wenn man hart darauf tritt — dumpf und hohl; auch wurden noch im dreißigjährigen Kriege von den Einwohnern der benachbarten Städte, als Eſchwege, Sontra u. ſ. w. Koſtbarkeiten zur Sicherheit hineingebracht — aber nie hat etwas Bedeutendes von Werth die Suchenden belohnt. Durch das viele Umwühlen ſind ſowohl Gewölbe als Gänge zuſammengeſtürzt, und das

Nachgraben hat aufgehört. Nur die Jungfrau reitet ein für alle Mal im Vollmondglanze mit der Wunderblume geſchmückt über die Bergebene.

2.

Die Armenſpende.

Auf dem Berge, darauf die Bonneburg in ihren Trümmern liegt, ſtand eine tauſendjährige Eiche. Unter dieſer lag einſt an einem ſchwülen Sommertage die einzige Tochter eines Ritters von Bonneburg und ſchlummerte. Ein furchtbares Ungewitter zog ſich raſch zuſammen, ergoß ſich in Regenſtrömen, und von Blitzen umlodert, von hallenden Donnerſchlägen geweckt, erwacht das Fräulein. Kaum hat ſie einige Schritte gethan, durch das Wetter in die ſchützende Burg zu eilen, ſo fährt ein Wetterſtrahl in die Eiche und wirft das Fräulein leblos zu Boden. So wird ſie, nachdem das Wetter ausgetobt hat, gefunden, und für todt in die Burg getragen. Endlich erwacht die Todtgeglaubte in den Armen ihres bekümmerten Vaters, und dankbar, daß die Tochter ihm wieder geſchenkt worden, ſtiftet er ein Vermächtniß für die Armen aus den Dörfern ſeiner Beſitzungen. An jedem grünen Donnerſtag ſoll der Kaplan des Schloſſes Bonneburg auf der Stelle des zerſpaltenen Baumes eine Dankrede für die Rettung des Burgfräuleins halten, und unter die Armen ſoll Brod von 3 Maltern Korn und das Fleiſch von einem Schweine ausgetheilt werden, auf daß auch ſie Gott für die Wiederbelebung der Tochter ihres Herrn danken. Dieſe ſelbſt aber nahm den Schleier. Und bis auf den heutigen Tag wird getreulich dieſe Spende verabreicht, und die Rede von dem Pfarrer zu Datterode gehalten, der die Einkünfte der Kaplanei des Schloſſes Boyneburg bezieht. — Kein Armer aus den vierundzwanzig Dörfern, die zum Schloß gehörten, verſäumte, hinauf zu gehen, und wenn auch das Brod und das Fleiſch durch die Menge noch ſo ſehr verkleinert würde, ſo ſcheint doch ein Segen auf das ganze Jahr auf demjenigen zu ruhen, der ſolcher Gabe theilhaftig wird. —

Einſt geſchah es, daß wegen hohem Schnee am grünen Donnerſtag der Wagen, worauf das Brod und Fleiſch lag, den ſteilen Berg nicht hinaufgefahren werden konnte, daher der Wagenführer umlenkte; da erſchien plötzlich auf dem Wagen eine weiß gekleidete Jungfrau mit drohendem Antlitz. Erſchrocken wendete der Fuhrknecht den Wagen wieder auf den Burgweg, von wimmelndem Volk umgeben, und ſiehe, der Schnee wich — und leicht zogen die vier Pferde den wohlbepackten Wagen mit der Jungfrau bis auf die Zinne des Berges, wo dieſelbe lächelnd verſchwand. — Später ward angeordnet, weil nicht ſelten an dieſem Tage noch der Schnee das Fahren unmöglich machte, und man die weiße Jungfrau in ihrer Ruhe nicht ſtören wollte, daß durch einige Leute die Spende zum Berg hinaufgetragen wird. — Die königlich weſtphäliſche Zwingherrſchaft über Heſſen, verrufenenen und heilloſen Andenkens, hatte zwar durch Ankauf ſich in den Beſitz des dritten Theils der freiherrlich boyneburgiſchen Güter und Dörfer geſetzt, wollte aber nichts von der Laſt dieſer Spende wiſſen, und am grünen Donnerſtag des Jahres 1808 unterblieb ſie ſammt der üblichen Rede. Da ſoll aber dem König von Weſtphalen ein unnennbar ſchreckliches Geſicht im Traum erſchienen ſein, und derſelbe Befehl gegeben haben, ſofort jene Austheilung und Feierlichkeit vor ſich gehen zu laſſen. So viel iſt gewiß, daß in demſelben Jahre die betreffende Behörde den Befehl empfing, das Vermächtniß auf dem Schloß Boyneburg zu erfüllen. Welcher

Beweggrund nun dieſen Befehl veranlaßt haben mag, ſo wurzelt bis heute im Volke der Glaube feſt, daß der König nur durch die Erſcheinung jenes Burgfräuleins dazu bewogen worden ſei.

3.

Das graue Männchen.

Ohngefähr in der Mitte des vorigen Jahrhunderts kamen einige bonneburgiſche Jäger auf der Jagd an einem naſſen Herbſttage auf der Bonneburg zuſammen, und ſuchten Schutz vor einem kommenden Regenſchauer in den Ruinen der Burg. Kaum betraten ſie das Innere, ſo erblickten ſie ein kleines altes Männchen mit weißem Haare, ganz grau gekleidet, zwiſchen Moos und Steinen ſitzend und vor ſich hinſchauend. Sie umringen es, fragen, woher es käme, was es in der Burg mache? Doch alle an daſſelbe gerichteten Fragen bleiben unbeantwortet. Nun werden die Jäger böſe, drohen, ja ſchlagen das Männchen, doch ohne Zeichen der Furcht, des Schmerzes, noch der Verachtung, bleibt das Geſicht des Alten glatt und ſtill-freundlich, aber der Mund öffnet ſich nicht. Die Jäger, da ſie auf dieſe Weiſe mit dem Männchen nichts anfangen können, und eben ſo wenig etwas von dem Geheimniſſe der Burg erfahren, und wo allenfalls der Schatz verborgen liege, führen das graue Männchen gebunden nach dem Schloſſe ihres Herrn nach Reichenſachſen, und erzählen dem Gebieter, was ſich begeben. Auch hier wurden nun alle Mittel, das Männchen zum Sprechen zu bringen, angewandt, doch weder die beſten Speiſen, noch Hunger, weder Drohungen, noch Liebkoſungen ſind hier von Wirkung, und dieſes räthſelhafte

Weſen ſcheint völlig empfindungslos zu ſein. Sorgfältig wurde der Gefangene bewacht, indem man hoffte, durch die Länge der Zeit endlich doch Aufklärung über denſelben zu erhalten, allein nach drei Tagen war das Männlein verſchwunden, und nie hat ein Auge es wieder erblickt.

4.

Schildſage der Herren von Oheimb.

Allbekannt iſt die Sage vom Kaiſer Max auf der Martinswand in der Nähe von Innſpruck, allwo der edle Fürſt ſich auf der Gemſenjagd verſtiegen hatte, daß er ſchier nicht mehr herab konnte, und in Todesgefahr ſchwebte, und wie da unverhofft ein unbekannter Jüngling ihm gleich einem Engel vom Himmel erſchienen, der ihn glücklich wieder zu den Seinen brachte. An dieſe Sage knüpft ſich die Schildſage der adligen Familie von Oheimb, die ihre Güter (als Enzen, Halpenzen, Holzhauſen und Stadthagen) in der Grafſchaft Schaumburg beſitzt, welche Familie bislang dieſe Sage von Enkel auf Enkel vererbte. Als Kaiſer Max auf der Martinswand knieend zu Gott um einen ſchnellern Tod, als den durch Hunger, flehte, klopfte plötzlich ein Gemſenjäger den Kaiſer auf die Schulter mit folgenden Worten: „O heimb!“ (o geh heim!) Der Kaiſer ſprang auf, vertraute ſich dem kühnen und hülfebringenden Jäger an, und dieſer führte ihn auf einem verborgenen Pfad von der Martinswand herunter, die ſeit jenem Ereigniß ſo berühmt wurde. Auf dieſe Weiſe gelangte der gerettete Kaiſer wieder zu ſeinem Gefolge, das um ihn in Verzweiflung war, und ihn nicht mehr am Leben glaubte. Um ſo größer

war nun das Glück und der Jubel des treuen Volkes. Nu
habe Kaiſer Max dankbar ſeinen Retter in den Adelſtand
erhoben, ihm den Namen **Oheimb** verliehen, und ihn mi
einem Wappenſchild begabt, welches die Familie bis jetz
noch führt. Im weißen Felde der Obertheil von eine
Gemſenſchädel, mit dem Gehörn und den Ohren, aus de
ſieben Blutstropfen fallen! Wie aber dieſes Geſchlecht au
Tyrol in die Grafſchaft Schaumburg gekommen iſt, davo
haben wir keine Kunde.

5.

Die Waldjungfrauen.

In der Nähe des Städtchens Bayersdorf (zwiſchen Er
langen und Forchheim) liegt ein Wald, und in dem Wal
ein Quell, aus dieſem kamen, ſo erzählen alte Leute, zu
öftern Jungfrauen in die Stadt, von holdſeliger Geſtal
und Gebehrde. Sie wohnten den Tänzen der Jugend be
und erfreuten auch mit ſüßem Geſang die Zuhörer. Da tr
ſich's wohl bisweilen, daß eines Jünglings Herz in Lie
kam gegen dieſe zarten Mädchen, und daß er ihnen nac
folgte, wenn ſie zum Wald zurückgingen. Oder es tri
auch Manchen die Neugier hinaus in den Wald, zu erſp
hen, in welchem Schloß oder Haus dieſe Huldinnen woh
ten, doch hat es keinem Glück gebracht, der ihren Spur
folgte. Die Liebenden kehrten meiſt in ſich gekehrt und tie
ſinnig zurück; Einer ſprach, ein Anderer lachte nie meh
ein Dritter fiel in ſchwere Krankheit des Gemüthes, dar
er ſtarb. Die Neugierigen wurden geſchreckt durch häßlic
Waldgeſpenſte, und empfingen zum Theil allen übeln Lo

des Vorwitzes. Daher wurde es bald im Volke üblich, die Kinder zu warnen, zumal Abends, nicht in den Wald zu gehen, oder im Walde einer Jungfrauenerſcheinung nachzuwandeln, weil es Unglück bringe. Heutzutage ſieht man die Waldjungfrauen nicht mehr und hört nichts mehr von ihnen.

6.

Das ſcharfe Eck.

Wenn man die Straße von Bayersdorf nach Forchheim reiſt, ſieht man ganz nahe der erſten Stadt zur Linken mitten in dem grünen Thale der Rednitz ein altergraues Ruinenſchloß, vier Stockwerk hoch mit vielen Fenſtern. Dieſes Schloß hieß Scharfeneck, gehörte einſt als Sommerluſtort einem Abt, und barg in ſeinen Tiefen grauenvolle Kerker, in denen mancher Gefangene ſchmachtete und verſchmachtete, und weil dieſe Armen ſo ſcharf behandelt wurden, nannte das Volk Schloß Scharfeneck: das ſcharfe Eck, und nennt es noch ſo. In der Ruine ſoll es gar nicht geheuer ſein, zumal in der Mittags- und Mitternachtsſtunde. Neugierige werden mit Steinen geworfen, oder durch Spukgeſtalten erſchreckt, daher meidet das Volk den öden und verrufenen Bau.

VI.

Volkslieder.

Mit deutſchen Volksliedern, die zum Theil noch ungedruckt, und daher nur in enggezogenen Kreiſen bekannt ſind, iſt die Literatur des Vaterlandes nie genug zu bereichern. Was daher unter obiger Ueberſchrift von uns dem Muſeum einverleibt wird, iſt entweder mündlicher Mittheilung, Handſchriften oder ſolchen fliegenden Blättern entnommen, die unſers Wiſſens nicht in Sammlungen übergingen. Dabei ſoll vornehmlich mit auf Lieder und Dichtungen in Volks- und Provinzialdialecten Rückſicht genommen werden, die, wenn ſie auch oft poetiſchen Schwunges ermangeln, in den meiſten Fallen durch eine gewiſſe Kernhaftigkeit dokumentiren, daß ſie aus dem Leben des Volkes ſelbſt hervorgegangen, nicht durch Dichter von Profeſſion dieſem nachgekünſtelt worden ſind. Es iſt mit dem Volkslied, wie mit der Volksſage, beide drohen, allmählig zu verklingen, daher bleibt es Pflicht und Verdienſt, beide zu ſammeln, beiden im Volke nachzuſpüren. Das Lied aber iſt ſchwerer aufzufinden und ſchwerer habhaft zu werden, wie die Sage. Wenn wir Letztere den bunten, über allen Waldeswieſen und allen Blumen gaukelnden Schmetterlingen vergleichen, ſo iſt das Volkslied der ſcheue, einſame Sangvogel, ſchwer zu erſpähen in ſeinem Blätterdickicht, und noch ſchwerer einzufangen. In der Aufeinanderfolge wollen wir keine ſyſtemartige Abſonderung eintreten laſſen, ſondern epigrammatiſche, ſcherzfröhliche, erotiſche und hiſtoriſche (politiſche) Volkslieder neben und nach einander bringen, und eben ſo wenig ſoll das Alter hierin einen Unterſchied feſtſtellen. Das aber halten wir zum allgemeinen Verſtändniß für wohlgethan, überall, wo es möglich, des Liedes Urſprung und Heimath anzugeben, wenn irgend beide zu unſerer Erkenntniß gelangten, und dann — an der Eigenthümlichkeit in Sprach- und Ausdrucksweiſe der Lieder nichts willkürlich zu verändern. Was die Rechtſchreibung und Interpunktion betrifft, ſo wird dieſe bei altdeutſchen (mittelalterlichen) Liedern aus Handſchriften und fliegenden Blättern ſo beibehalten, wie ſie vorgefunden wird; bei Gedichten ſpäterer Zeit, die oft äußerſt fehlerhaft und inconſequent geſchrieben vorkommen, wird Rechtſchreibung und Redezeichenſtellung zeitgemäß abgeändert, ohne am Charakteriſtiſchen des Liedes ſich zu verſündigen.

Wenn auch hiſtoriſch-politiſche Lieder des laufenden Jahrhunderts hier mitunter eine Stelle finden, die uns als verlorene Einzelblätter bisweilen noch begegnen, ſo geſchieht dieß dann hauptſächlich aus dem Grunde, durch deren Mittheilung auf die Stufe der Bildung und Geſinnung hinzudeuten, welche die Zeit ihrer Entſtehung charakteriſirt. Wir halten ſolche Hindeutung für nicht ganz unwichtig, indem aus derartigen Poeſieen, ſelbſt wenn ſie keine ſind, der Geiſt der Zeiten ſpricht, in welchem, nach Goethe's Wort: „die Zeiten ſich beſpiegeln", und wir dürfen uns einer Gegenwart erfreuen, deren Spiegelung uns die Bilder würdiger und ernſter Beſtrebungen in allen Gebieten menſchlichen Wiſſens und menſchlicher Erkenntniß vor Augen ſtellt, einer Gegenwart, die es verſchmäht, mit der Noth der Zeit, wie früher wohl geſchehen, zu ſcherzen und ihr Spiel zu treiben.

Lied auf die Einführung der Reformation in Schweinfurt.

(Nach einem fliegenden Blatt.*)

Jn dem thon: Jur erſt ſo woln wir leben, Marja dje rejne magd.

1.

Freut euch ihr frommen Chriſten zu Schweinfurtt in der
att, das Gott des Teuffels liſten, int außgerottet hat, pabſts
euel und dergleichen, ſeyn hoffgeſind muß wejchen, mjtt al-
ſejnen rejche, und würdt an ihrem ortt verkündigt das
ttlich Wortt.

2.

Das Wortt Gotts thut herflißen, aus gnaden herr Jesu
rist, des Landgraffen Wir genißen, der unſer Schutzherr iſt,
Weltlich ſchutz angenommen, hat uns laßen herkommen, von
ttjngen ein frommen Mann, der iſt wohlgelehrt, der des
bſts Rejch verſtört.

3.

Jch lob alſo mitt ſchalle Ein Obrigkeit und rhat, die
dt am Wortt gefalle, darzu dje Gemejn und Stat, Hatt er

Dieſes Lied iſt entnommen einem auf dem Rathhauſe zu Schwein-
furt aufbewahrten Chronikmanuſcript dieſer Stadt, wo es folgende
bemerkenswerthe Ueberſchrift hat:

> Ein Keßlersgeſell †), der damals hier arbeitete, machte ejn Ljed, darjnn der gantze reformatzjonsproceſs begriffen, welches ich auch auß dem Ao. 1543 getruckten exemplar, hierher habe ſetzen wollen.

) Keßler, Spengler, Kupferſchmied, Keſſelmacher. Auch die umherziehenden
Keſſelflicker wurden Keßler genannt und bildeten zur Zeit der Reformation
und des deutſchen Krieges gefährliche Vagabundentruppen.

zum Wortt verlangen, Sejn lang gen Tennfeld gangen, de Herren hans gern empfangen, beſtellet Kirch und Haus, d ward den Pfaffen graus.

4.

Darnach dje erſt sermone, Iſt worden von ihm ausgeleg Am erſten Sontag ſchone, nach der dreyfaltigkeit, in 12 n Kloſter thane, wol von dem rejchen mane, daß wir ſolt ac tung hane, auff armen leutte not, mit ihr theilen das brot.

5.

da ward von ihm verſprochen, er wolt ſejn ampt thu fort, und wirrt in der Wochen, ver Künden Gottes Wort das geſetz thet er da fürnemen, und thet uns damjtt zeme und uns damjtt beſchemen, was man halten muß, und leut Zu der buß.

6.

und auch deßelben gleichen, das Evangelium, von Gott gnad und reiche, wie wir ſolln werden frumm, Allejn dur Christum den Herren, die Pfaffen ſollens leren, und ſich ve jrthumb keren, dje ſchrifft recht ſehen an, des jrthumbs müß gan.

7.

Er warnt ſie heut und geſtern, und thet mjtt ihn gema da hubens an zu leſtern, dem Wortt Gottes zu ſchmach, Ma ten damjt ihn ejn gruben, und hieſſen ihn ein buben All laſt auff ihn ſchuben, Er wäre gelauffen daher, wißt njemand w er wer.

8.

das thet dem mann gar ſchwere, beantwort ſich mjtt glim man wißt wol wer er were, die ſach wer ihm hier ſchimpf, Götting hett er zware, geprediget zwelff jare, allda die Göttl lare, gelehret unverrückt, vom landgraffen her geſchickt.

9.

Do er nun njchts kundt ſchaffen, mit Gottes Wortt und lehren, an dieſen Baaliſchen pfaffen, wie wol ſie theten zu horn, mjtt Gottes Wortt griff ers dapfer ane, Ir dunckel und ir Wane, Ir meß kont njcht beſtane, hett Keinen guten anfanck, da ward die meß erſt Krank.

10.

Noch theten ſie verhoffen, den greuel zu behalten gar, das Wortt Gotts hat ſie troffen, mjtt gewalt aus jrre pfarr, Sje majnten es wer ihr ejgen gute, durch Ept und Biſchofs hute, hetten ſie ejn guten mute, mjtt pracht und hurerey, das trieben ſie darbej.

11.

An Sanct Mattheus oben, als ich vernommen han, wurden dje pfaffen loben, da ſie muſten abſtan, von irre engelmeſſen, haben viel herrgott gefreſſen, In ſchand ſind ſie geſeſſen, der pfarrher war behend, ein bothen er gen Wirzburg ſend.

12.

der ejn kundts njcht lejden, Er dacht wol dieſen ſpott, und thet von Schwejnfurt ſchejden, zu ſejnes glejchen rott die ſach hat er geſchmecket eben, mann würd jm urlaub geben, wann ſie ſo würden leben, Ir ſach mocht nicht beſtan, darmjtt ſchjed er darvon.

13.

Am Sanct Mattheus tage Herr Hanß der Wolgelert, zu erſt in der pfaar, ich ſage, ward Wortt Gotts von ihm gehörtt: Mattheus thet vom Zoll ſich keren, wje man die heiligen ſoll ehren, thet er darbej uns lehren Ohn verdjenſt wer geſchehen das, nun merket noch furbas.

14.

Aus gnad wers geſchehen jme, daß er ſprjcht volge mjr, mejn ſchaff hören mejn ſtjmme, So geht jr kejnes jrr. Ich bin der Weg, Wahrheit und leben vom Vatter uns auch geben, Straſt mißbrauch auch darneben, Auß rechter treu und pflicht, dje recht vorper anrjcht.

15

pfarrherr was haſtu trjeben? du habſt an Gottes Wortt du werſt wol pfarrherr bljeben, werſtu gefaren fortt. Papſts greuel thetſtu ſpeuen, das Volk ſolſt lern mjtt treuen, dejn ehe hat dich gereuen, und biſt gefallen ab, drumb man dje urlaub gab.

16.

Wortt Gottes haſtu vergeſſen, zu Wejchersheim gleret vaſt, hie haſtu wider gefreſſen, was du dort geſpeuen haſt, In Kot thetſt dich wider Walzen, und will darjnn veralzen(?) das muß haſtu verſalzen, an dejner ſtatt nunmehr ver Künd dje Göttlich lehr.

17.

Das thut nur wehe den alten, die Wort Gotts njt hand gehört, wollent jr Thant erhalten, von jugend auff gelehrt, Sie wollen noch gehn Wallen lauffen, Ablaß, Seelenmeſſen kauffen, von des Babſts greuel ſauffen, und ſeine abgötterej, denſelben rath ich nicht treu.

18.

daß ſie zur predig gohne, und hören Gottes Wortt, Gott wirdts erleichten ſchone, daß ſje mögen kommen fortt, recht hejljgen ehe würdt mann ſie Wejſen, Allejne Gott zu prejſen, wann ſie es hören mit flejße, den Willen Gottes frej, und ſcheltens njcht Ketzerej.

19.

Du wjrſt mjr aber klagen, Es hat geweret lang. Ich will dir aber ſagen, es hilffts des pfennjngs Klang Mjtt Judas kompſtu wohl in garten, wiltu conſjljum erwartten, kejns wardt gehalten Karten, es hing menſchen that daran, darum kan kejns beſtahn.

20.

Der diß ljed hat gedichtet, der weiß des Schöpffers art, Ein pfaff hat ihn berjchtet, auff der Wirtzburger fart, man wird ſje bald hjnauspredigen und ihre Seelenmeſſen ſchedigen, und andere hierzu ledigen. Er weißagets zuvor, jetzt iſt es ja worten war.

21.

Daſelbſt redt ich mjtt jme, vom Wortt Gottes fünf mejlen lang, der pfaff ward gar ergrjme, die ſach dje thet jm ang, und thet mjch ejn Ketzer ſchelten, Pabſt, Keißer, Bjſchoff melten, die müſtens uns vergelten, daß uns gereuen werd, und trohet uns mitt dem ſchwerdt.

22.

Jch antwortt jm geheme, aus Gamalielis rath, was da von Gott her Keme, daſſelb alljetzt beſtaht, in Actis wir das leſen, was njt von Gott iſt geweſen, das mag jr njcht geneſen, es gehört zu Theulas ſchar, wo Gottes Wortt iſt Klar.

23.

Dis ljed hab ich betrachtet, zu lob Schwejnfurtt der Stat dje das Wortt Gotts njt verachtet, Gott verlejhs euch auß gnad, mitt dankſag ſolt ihrs lehren, und euch von ſünden keren, bjt flejßig für den Schutzherren, wol für den landgraffen gut, Gott halt jhn in ſejner hut.

24.

das ljed hab ich gemachet, auf Sanct Mattheus tag der pfaffen tiſch iſt geſchwachet, des habens große Klag. Werdens noch lenger treiben, mjtt ſagen und mjtt ſchreiben, doch können ſje njcht blejben, laß faren nur dahin, diß ljed ſchenk ich auch jn.

25.

* Gott geb ſejn Krafft zum Worte, und auch beſtendigkejt, daß es an allen orten, rejchlich werd ausgebrejt, Gott wölls njcht wider von uns nehmen, das Wir uns njcht beſchemen, in ejnigkeit Zuſammen (kämen (?), thun halten ſpat und frue Geb Gott ſejn gnad darzu. Amen.

Das Manuſcript, aus welchem wir das vorſtehende Gedicht entnahmen, enthält noch folgende Notizen zu deſſen naherem Verſtändniß:

Zur erklärung und Verſtand des 2. geſetzes obgeſetzten Gedichtes.

Iſt herr Johann Gutelljus Zum erſten Evangeliſchen prediger ꝛc. von landgraf Philippſen hiehero geſchickt worden

des 11. geſetzes.

Iſt von herrn Johann Kejtern und Njclaus Sprengern (Welcher hernacher, alß er nach Spejer uffn Rejchstag verſchickt, im Rhejn erſoffen) den pfaffen der urlaub und abſchaffung ihrer greuel abgeſagt, und angekündet worden.

Der Papiſtiſche pfarrherr dieſer Zeit iſt geweſen: Doctor Johann Feigenbaum.

des 12. geſetzes.

Herr Johann Klüglein, zuvor ejn geweſener alter pfarrherr, Zoge von hinnen gen Bamberg.

des 20. geſetzes.

der Engelmeßer, ſo hernach gen Wirtzburg kommen, iſt geweſen herr Martinus Aesb ejn hjeſig Kjnd, deſſen Vatter allhier burger und guten Adeligen geſchlechts: deſſen Bruder auch, herr Wolff Aesb oder Eben, des ältern raths allhie, lange Zejt und ohn gefehr biß ins 74 jahr geweſen iſt.

Es iſt auch zu djeſer Zejt in enderung der religion, da dje pfaffen hart hielten und ſich njcht gern aus dem neſt trejben ließen, aber von den Schuldjenern der repurgirten religion ziemlich verirt wurden, gleich auch dem pfarrherrn D. Feigenbaum, ejn Zettul an pfarrhoff bej nacht geklebt worden, deſſen Vermutung auch ſtark auff den Kupferſchmidt war, alſo lautend:

Ein frag ohn allen ſpott
Warum ſind ſo viel teuffel und nur ein Gott?
Reſp. Hetten ſie in ihren ſeelmeßen,
So viel teuffel alß herrgott gefreſſen
und hettens ſo lang angetrieben,
Es were kejner in der Hell gebljben.

Ein ſchöner Geſang von Prinz Eugeny.*)

„Belgrad du ſchöne Stadt,
die du biſt ſo rein und zart,
ſchau, wie ich vor Liebesflammen
dich lieb, dich vor andern Damen,
o du allerſchönſte Stadt!"

---

*) Dieſes Geſprächlied fanden wir in einem alten handſchriftlichen Liederbüchlein, welches zu München in einer Tandlerbude feilgeboten ward. Das Büchlein enthält mehrentheils Volkslieder im bayriſchen Dialekt. Die drohende Werbung des kaiſerlichen Feldherrn Generals Prinz Eugen von Savoyen um die widerſpenſtige Schöne Belgrad bezeichnet ganz den Geiſt der damaligen Zeit und Poeſie, und iſt ein recht nettes Seitenſtück zu dem weltbekannten Liede: Prinz Eugenius der edle Ritter ꝛc., wenn auch minder verbreitet und darum doppelt ſchätzbar. Das Lied tritt hier als ſelbſtſtändige Variante auf zu dem Liede in O. L. B. Wolff's „Sammlung hiſtor. Volkslieder und Gedichte der Deutſchen, Stuttgart und Tübingen, 1830, S. 676," und dem Wunderhorn II, 109, wo aber ſtatt Belgrad

„„Liebſter Hirt[*]), was wollt ihr hier
wer ſeid ihr, das ſaget mir;
was bedeuten die Soldaten,
eure tapfern Kameraden
Liebſter das erzählet mir.""

—

„Ich bin der Savoyer Held,
bekannt genugſam in der Welt:
Prinz Eugeni bin genennet,
der vor lauter Liebe brennet,
allerſchönſter Schatz zu dir."

—

„„Liebſter Hirt, fort packet euch!
ziehet in das deutſche Reich,
denn ich hab hier zum Galano,
ein'n Gemahl und Careſſano,
Soldan, ſo dem Kaiſer gleich.""

—

„Schönſte! Deine Schönheit groß,
ziehet mich zu deinem Schoos;
kennt'ſt du nicht das ſchöne Mailand,
und das ſchöne werthe Deutſchland?
Mach' Quartier aus Lieb' bei dir."

—

„„Liebſter Held von großer Macht,
glaubt, es ſei euch kurz geſagt,
mit Soldan bin ich vermählet,

Lille genannt iſt. Gedanken und Geſinnung, die ſich in dem Liede ausſprechen, ſind in beiden dieſelben, aber der Abweichungen ſind viele, und jenes Lied hat 12 Strophen, das hier mitgetheilte deren 18.

[*]) Bei Wolff Herr.

den hab' ich zum Schatz erwählet,
und lieb' ihn bis in das Grab.""

—

„Schönſte denk an meine Macht
alle Prinzen unveracht't!
Schon, ich will dich bombardiren,
deine Häuſer commandiren
und ſie ſchießen in den Brand!"

—

„„Thut, was ihr nicht laſſen wollt;
an mir ihr nichts ſchaffen ſollt!
Meine Werke und Baſteien,
Citadell und halbe Meien*)
lachen, und verſpotten euch.""

—

„Schönſte! laß doch ſagen dir:
meine Stück und auch Mortir
meine Bomben und Granaten
ſollten ſein nun die Muſkaten,
die ich präſentire dir."

—

„„Prahlet ihr nur immer fort,
drohet mir mit Feuer und Mord,
drohet mir mit den Granaten,
und mit eueren Muekaten,
Tag und Nacht ſo lang ihr wollt!""

—

„Meine Conſtäbler wohl daran!
Feuert wer denn feuern kann!
Feuert drauf mit Blitz und Flamme!

---

*) Monde.

Schießt auf die Belgrada-Dame
Bombardirt das loſe Weib.“

—

„„Meint denn ihr mein Soldan werth
mir nicht auch zu Hülfe werd
Kommen o mit drei mal hundert tauſend Türken
alle Deutſche wird erwürgen,
und ſie ſchlagen bis auf's Haupt.““

—

„Halt das Maul und ſchweige ſtill!
Hör' was ich dir ſagen will:
Hab' ich nicht in deutſchen Landen
die Franzoſen g'macht zu Schanden,
ſo viel tauſend Mann im Feld?“

—

„„Liebſter Hirt, das glaub' ich wohl,
daß ihr damals wär't ſo toll;
aber hier habt ihr nichts zu ſchaffen,
mit den franzöſiſchen Waffen,
ſondern mit dem türkiſchen Blut.““

—

„Belgrad! mein Engel und Lamm!
ſchau ich weiß dir ein'n Bräutigam,
Carolus, ein der Welt Bekannter;
ich bin nur ſein Abgeſandter,
und des Kaiſers General.“

—

„„Nun ſo komm mein Soldan Beg
und du türkiſcher Machomet
und erhebe deine Waffen,
alle Deutſche zu beſtrafen
und ſie ſchlagen aus dem Feld.““

„Belgrad mein Engel und Kind,
ei wie biſt du doch ſo blind!
Willſt denn gar nicht mich erkennen?
oder thueſt dich meiner ſchämen?
Schönſte ſag, was fehlet dir?“

—

„„Nun wohlan ſo laß nur ſein
Carolus iſt der Liebſte mein,
dann der Soldan wird eralten
ſeine Lieb' wird ganz erkalten,
Carolus iſt der Liebſte mein!““

Der Bergmann und der thüringiſche Bauer.*)

Der Poet.
Glück auf mein guter Freund!
Was geht ihr mit der Ruthe?
Ich glaub', ihr ſeid vermeint
ein Bergwerk hier zu muthen.
Wenn ich ankommen kann,
ſo tret' ich ſelbſt mit an;
ich ſeh' ja das Gebirge
für etwas Edles an.
Bergmann.
Ach ja, mein werther Mann!
ich hab ja das Vertrauen,

---

*) Dieſes volksthümliche Geſprächlied iſt uns in Ilmenau mitgetheilt worden, wo daſſelbe muthmaßlich auch entſtanden iſt, da der thüringiſche Dialekt des Bauers nach jener Gegend hinweiſt. Es iſt daſſelbe ein Nachhall der altdeutſchen „Geſprächſpiele“. Goethe hat es bei ſeinem öftern Verweilen in Ilmenau mehr denn einmal zu ſeinem Vergnügen im Kreiſe ſeiner Freunde dort aufführen laſſen.

ſo gut als wie ich kann,
ein Bergwerk hier zu bauen.
Die Muthung iſt gelegt,
daß man allhier einſchlägt.
Ich hab' ja das Vertrauen
daß es was Edles trägt.

Bauer, kommt hinzu.

Wos Hanker mocht ihr do
uf mienen ſchienen Falle [1])
as es mir aben a ſu
als wan ihr wolt ene halle [2])
uf mien Gebiete måch,
ſu wuhl als hätt ihr's Måcht
ihr Bärkleut ſeid den Bauern
uf Schoden nur bedåcht.

Bergmann.

Du red'ſt's aus Unverſtand,
es iſt ja zu beweiſen,
daß durch des Bergmanns Hand
kömmt Kupfer, Stahl und Eiſen,
Gold, Silber, Zinn und Blei,
Metalle mancherlei,
von wegen ihrer Hände
wird es geſchafft herbei.

Bauer.

Ihr Leut, ech ſog's euch nu
loßt mir mah Feld met Freden [3])
wan ech ka Eiſen ho
ſe laſ ech hehn zom Schmeden [4])

---

[1] ſchönen Felde. [2] eine Halde. [3] mit Frieden. [4] zum Schmied.

die machen mir ſa nett
Meſtgobel und Hemkett
Pflugſchor, Rothnagel, Hufeiſen
war nur vel nöthig hätt!

Bergmann.

Mein lieber Bauersmann,
ſo viel als wir verſpüren,
ſei es nicht gut gethan
mit euch zu disputiren.
Seid ihr uns gleich nicht hold,
geht, klagt ihr, wo ihr wollt!
wir wiſſen ſchon vom Weiten,
was ihr ausrichten ſollt.

Bauer.

Ihr Leut ech ſog's euch nu
do hie hots ka Geſchicke
ball kömmt a Kalb, anne Kuh
a Schof zum Ungelicke.

Bergmann.

Was bekümmert uns dein Vieh?
deine Ochſen, Schaf' und Küh'?
die mußt du laſſen hüten.
Deswegen biſt du hie!

Bauer.

Ihr Leut ech ſog's euch nu
loßt euch im Guten roda [5])
ech ſchlo Parrole zu,
ihr thut mer grußen Schoda. [6])

Bergmann.

Wir tragen keine Scheu!

---

im Guten rathen. 6. Schaden.

Schlag zu, wir ſein dabei;
wo wir ja was vermuthen
ſteht uns zu ſchürfen frei.

Bauer.

Des wor a anner [7]) Wort!
Ihr ſollt die Freihat hobe
meinthalm grobe immer fort.
Ich gab mei Steuer und Gobe
und mein Soldotengald.
Drum müßt ihr mir vors Fald
drei hundert Tholer gabe
ſonſt brauch ech doch Gewalt.

Bergmann.

Ach Bauer was dir verwüſt't
hier wird, und die Beſchwerden,
ſoll, wie's gebräuchlich iſt,
ein Kux auch deine werden.
Denſelben haſt du frei;
die Erzfuhr auch dabei.
Was willſt du weiter klagen,
daß es dein Schaden ſei?

Bauer.

Wie gruß es [8]) dann a Gucks
wos thut dann aner galle? [9])
Ei lieber gäbt mer'n flucks [10])
doß ech mei Maul kon halle. [11])
As ſtieht mer Frogen frei,
es ha [12]) von Struh oder Hei?
von Leinwand oder Lader? [13])
ob er von Holze ſei?

---

[7] ein anderes. [8] iſt. [9] einer gelten. [10] gebt mir ihn flugs. [11] halten. [12] iſt er. [13] Leder.

Bergmann.

Ein Kur iſt ein Bergtheil,
den man auf einer Zeche
gewinnt, den haſt du frei.
Hör' nur, was ich jeyt ſpreche:
läßt ſich ein Anbruch an,
ſo haſt du Theil daran,
und kannſt in wenig Jahren
bald werden ein reicher Mann.

Bauer.

Ei nu das wäre gut
ihr lieben broven Leite!
Ich brauch's zur höchſten Ruth,
ihr macht mech ſchun voll Freide.
Doß ech mech a [14]) bedenk;
kommt gitt mett mich in de Schenk.
Die Zeit darzu mech zwenge
do ech mich von euch wend.

Bergmann.

Ei dafür danken wir,
es hat ja nichts zu ſagen.

Bauer.

Ei nu a Faſſel Bier
dos kin wir ſchun vertragen.
Wir ſein nun gute Freund,
der Hanker hubl die Feind;
wir wullen fröhlich labe
å Schelm, dar's bieſe [15]) meint.

---

[14] auch. [15] böſe.

Ein Bergreihen.

(Aus Ilmenau.)

Viele Bergleut ſind eine ſchöne Zier
allhier auf dieſer Erd'.
Sie bringen das Gold und das Silber herfür,
gleich wie's geſchrieben ſteht.
Man kann's ihnen auch beweiſen;
ſie gewinnen's mit Schlägel und Eiſen.
Man könnte nicht lachen, kein Ausbeut' nicht machen,
wenn halter kein Bergmann nicht wär'.

—

Es wäre fürwahr nicht recht gethan,
wenn halter kein Bergmann nicht wär'.
Es würde ſich grämen ein Edelmann,
wenn halter kein Bergmann nicht wär'.
Keine Treßchen am Kleid nicht zählen;
mit goldenen Spangen nicht prahlen;
er könnte nicht tragen ein'n güldenen Kragen,
wenn halter kein Bergmann nicht wär'.

—

Kein Potentat könnte kein'n Krieg nicht führen,
wenn halter kein Bergmann nicht wär'.
Soldaten könnte kein Bayonnet zieren,
wenn halter kein Bergmann nicht wär'.
Es könnte nicht gehen das ſchwere Geſchütz,
die Bomben, Granaten als wie der Blitz.
Man könnte nicht lachen, keine Beute nicht machen,
wenn halter kein Bergmann nicht wär'.

—

Kein Jäger, der könnte kein Wildbret nicht ſchießen,
wenn halter kein Bergmann nicht wär'.

Die Hirſche fielen auch nicht zu Füßen
dem Jägersmann ohne Gewehr.
Die Füchſe, Reh' und die Haaſen,
die müßt' er wohl laufen laſſen.
Er könnte nicht ſchießen, keine Kugel nicht gießen,
wenn halter kein Bergmann nicht wär'.

Kein Goldſchmied könnte keine Uhr beſchlagen,
wenn halter kein Bergmann nicht wär'.
Keine Jungfer könnte kein Fingerring tragen,
wenn halter kein Bergmann nicht wär'.
Es könnt' ſich nicht ſchmücken das ſtolze Weib,
keine Nadel hätt' ſie an ihrem Leib.
Der Schloſſer kein Stahl, der Schuſter kein Aal',
wenn halter kein Bergmann nicht wär'.

Kein Ackermann konnte kein Acker beſtellen,
wenn halter kein Bergmann nicht wär'.
Es wären auch keine Zimmergeſellen,
wenn halter kein Bergmann nicht wär'.
Die Richtſchnur thät es nicht machen,
der Bergmann thut ſie auslachen;
das Winkeleiſen, das muß es beweiſen,
das kommt vom Bergmann her.

Kein Schneider der könnte kein Kleid nicht machen,
wenn halter kein Bergmann nicht wär'.
Es fehlet' ihm an gar vielen Sachen,
wenn halter kein Bergmann nicht wär'.
Die Scheer und auch das Bögeleiſen
das muß dem Schneider den rechten Weg weiſen;

er könnte nicht nähen, auch gar nicht beſtehen,
wenn halter kein Bergmann nicht wär'.

(Schluß ſcheint zu fehlen.)

Auf den im September 1805 angefangenen, und durch die Schlacht bei Auſterlitz geſchloſſenen Frieden zwiſchen Oeſterreich und Rußland auf einer, und dem Kaiſer Napoleon auf der anderen Seite. Ihre Gedanken. *)

Deutſcher Kaiſer.

Ach was hab ich doch begangen,
Ach wie bin ich anführt!
Meine Völker ſind gefangen,
Meine Länder okupirt
Keine Hülfe iſt zu hoffen.
Ich bin wie vom Blitz getroffen,
Daß ich kaum mich rühren kann,
Ach was hab' ich doch gethan!

Türkiſcher Kaiſer.

Das haſt du dir ſelbſt zu danken,
Das iſt dein verdienter Lohn!
Kennſt du denn noch nicht die Franken,
Kennſt du nicht Napoleon?

---

*) Dieſes hiſtoriſche Volkslied, das wir handſchriftlich auffanden, fehlt in v. Soltau's Sammlung; wir nehmen es auf, weil daſſelbe ein eigenthümliches Licht auf Geſinnung und Geſittung jener Zeit wirft. Es erregt ein ſchmerzliches Gefühl, daß in ihr ſich Dichter ſolcher Lieder fanden, die im naiv-ſcherzenden Volkston Deutſchlands Schmach und Erniedrigung beſangen. Doch 1813 klang es aus einem andern Ton.

Magſt du dich als Kämpfer melden,
Mit dem größten aller Helden,
Der dem Glücke ſitzt im Schooß?
O, dann iſt dein Irrthum groß.

Ruſſiſcher Kaiſer.

Sultan ſchweig! und laß dir rathen
Laſſe Franz und mich in Ruh.
Jetzt ſind wir zu unſerm Schaden
Ganz gewiß ſo klug wie du.
Aber noch vor wenig Tagen
War uns noch kein Bein zerſchlagen,
Nicht zerſtöret unſre Macht
Gott, wer hätte das gedacht!

Rathspenſionair von Holland.

Ich, ich dachte das ſchon lange,
Ob ich gleich bin kein Prophet;
Doch mir war um dich ſehr bange
Kaiſerliche Majeſtät.
Denn ich weiß, daß Bonaparte
Läßt nicht die geringſte Scharte,
Die man ſeinem Schwert verſetzt
Ungerächt, unausgewetzt.

König von Preußen.

Bruder, bleibe mir gewogen,
Werde mir nicht abgeneigt.
Noch hab ich kein Schwert gezogen,
Keine Feindſchaft dir erzeigt.
Ich ließ blos zum Schein marſchiren,
Um mein Volk nur zu probiren,

Ob es auch noch laufen kann;
Weiter hab ich nichts gethan.

Napoleon.

Gut, das hat dir Gott gerathen,
Gleichwohl haſt du mich geneckt
Denn ich weiß, wenn meine Thaten
Dich nicht hätten abgeſchreckt
Du hätt'ſt mich nicht angefallen,
Dafür mußt du mir vor allen
Geben Ansbach und Bayreuth,
Das iſt deine Schuldigkeit.

König von Schweden.

Ich bin zwar nach Deutſchland kommen,
Um zu zeigen Muth und Witz,
Aber wie ich hab vernommen,
Wie es ging bei Auſterlitz,
Hab ich anders mich beſonnen
Und das weite Feld gewonnen,
Daß ich ohne Auſterſchmaus,
Komme noch geſund nach Haus.

König von Neapel.

Ach, ich habe falſch gehandelt
Schütz' mich, heiliger Januar!
Ich bin nicht den Weg gewandelt,
Der mir vorgezeichnet war.
Ach ich hab mein Wort gebrochen
Nichts gehalten — und verſprochen
Heilige Neutralität
Und — Gott weiß wie mirs noch geht.

König von England (nach Leſung einer Depeſche).
Himmel, Hölle, Tod und Teufel!
Was gibt's auf der feſten Welt?
Sonach wär' ich ohne Zweifel
Wieder um mein Geld geprellt!
Ach ich muß für Gram verzagen,
Meine Brüder ſind geſchlagen
Ganz total als wie vom Blitz
In der Schlacht bei Auſterlitz.

König von Spanien.
Wie gewonnen, ſo zerronnen!
Dieſe Gelder nahmſt du mir,
Eh' ein Krieg ſich angeſponnen
Hatte zwiſchen mir und dir.
Blutgeld iſt es nun geworden,
Du biſt Schuld an Krieg und Morden
Schuld an aller Angſt und Noth,
Die dem deutſchen Reiche droht.

König von Dänemark.
Ruhig ſitz' ich hier im Norden
Seh' dem Trauerſpiele zu.
Ich hab keine Luſt am Morden,
Sondern nur an Fried' und Ruh.
Was ſoll mir der Krieg auch nützen,
Kann ich nur mein Land beſchützen,
Halten die Neutralitat,
Mag's dann gehen wie es geht.

Alle neutrale Mächte.
Ja, wir müſſen mit dir ſagen

Friede nur bringt Glück und Heil,
Wer ſich will mit Frankreich ſchlagen
Bietet Volk und Länder feil.
Wo Fortuna's Sohn regieret,
Bonaparte kommandiret,
Kann kein Heer der Welt beſtehen,
Sondern muß zu Grunde gehen.

Kurfürſt von Bayern.

Vivat, großer Sieges-Kaiſer!
Vivat, Held Napoleon!
Du biſt größer, ſtärker, weiſer
Als der König Salomon.
Wer kann deinen Ruhm erreichen?
Du haſt nirgends deines Gleichen
Weil der Geiſt und Heldenmuth
Friedrichs zehnfach auf dir ruht!

Alle Alliirten mit Frankreich.

Wünſcht uns Glück ihr lieben Staaten,
Die ihr mit uns einig denkt!
Bonapartens Heldenthaten
Haben unſer Glück gelenkt.
Selig preiſen wir die Stunden,
Da wir uns mit ihm verbunden,
Denn wir müßten ohne ihn,
Arm in fremde Länder zieh'n.

Papſt.

Heil ſei meinem lieben Sohne!
Heil der ganzen Chriſtenheit!
Ich hab dir die Kaiſerkrone

Aufgeſetzt und eingeweiht;
Trotz dem Teufel, trotz dem Drachen
Der ſie dir will ſtreitig machen,
Denn die Engel, Gott und ich
Schützen und behüten dich.

Kaiſer der Franzoſen.

Noch ſteh ich hier, dem Neid zur Pein
Geſund und mächtig auf der Erden;
Er wünſcht, ich möchte ſchwächer ſein,
Er wünſcht ich möchte kleiner werden.
Weil ich mit Ehre, Macht und Ruhm
Ein Königreich, ein Kaiſerthum,
Durch meiner Feinde Schuld genommen,
So grollt der Neid und ſchimpft auf mich
Ob er gleich nicht ſo gut wie ich
Zu ſeinen Ländern iſt gekommen.

Denn ſagt was hab ich euch gethan,
Und ſagt was that ehdem euch Polen?
Was ging euch Frankreichs Hader an?
Wer hat zu Richtern euch empfohlen?
Vielleicht Europens Gleichgewicht?
Das gebt ihr vor, ich glaub' es nicht.
Denn Gleichgewicht iſt nur Schimäre.
Nur Friede und Zufriedenheit,
Macht Fürſtenruhm und Herrlichkeit,
Und allen Völkern Glück und Ehre.

VII.

Volksdialekte.

Die Dialekte der verſchiedenen deutſchen Volksſtämme ſind ſo durchaus wichtig, daß es ein Raub an der Nationalität iſt, dieſelben gewaltſam verdrängen und unterdrücken zu wollen, wie hie und da von Solchen geſchieht, die weiter nichts gelernt haben, als griechiſch und lateiniſch, und dabei von den griechiſchen Dialekten ungleich mehr wiſſen, als von den deutſchen, auch auf das Wenige, was von den Abweichungen der Sprache Griechenlands überkommen, weit höhern Werth legen, als auf den ungemeinen Sprachreichthum des deutſchen Vaterlandes in deſſen verſchiedenen Gauen. Es iſt mehr als lächerlich, es iſt albern, darin einen Mangel an Bildung zu erblicken, wenn ein Schwabe, ein Franke, ein Thüringer ꝛc. ſeinen Nationaldialekt ſpricht, und nicht hochdeutſch. Und wenn auch zugeſtanden werden muß, daß nicht in jedem Dialekt Wohlklang enthalten iſt, mancher ſogar ein und das andere nicht jedem Auswärtigen verſtändliche Wort enthält, ſo iſt darauf doch kein Gewicht zu legen, vielmehr zeugt dieß eben von dem noch lange nicht genug gekannten Reichthum unſerer Sprache an Idiotismen. Darum ſind Werke, wie die Schmeller's, ſo hochverdienſtlich, darum iſt Dr. Firmenich's Unternehmen freudig zu begrüßen, ſo wie die deutſche Sprachkarte, welche der hiſtoriſche Verein zu Kaſſel unter Leitung des Bibliothekar Bernhardi vorbereitet. Und ſo fühlen auch wir uns verpflichtet, mitfördernd dieſes und jenes Scherflein als einen Bauſtein zum Tempel deutſcher Sprache beizutragen, zumal aus Gegenden, deren Spracheigenthümlichkeiten minder bekannt ſind.

Junker Joſt von Hochſtedt.

Thüringiſche Sage in Reimen und im Dialekt des Unterharzes.

Nachfolgende, ächt volksthümliche, makamenartige Behandlung einer ſcherzhaften Sage empfingen wir aus den Händen eines angeſehenen Bürgers zu Nordhauſen. Die uns mitgetheilte Abſchrift iſt überſchrieben:

Junker Joſt von Hochſtedt.

Ene Verzil Sage dem Herrn Amtsrath in Lore als Sprach- Sach- und Gägendkundigen überken (übergeben) von ſim alten luten Fringe (alten guten Freunde) dem Conſiſtoriendiener Köhler.

„Läb wohl, läb wohl liebes Wieb, läb touſendmol wohl, un blieb me kut un getrie! Ich brenge Di au, komm ich wedder, ene Menge Koldketten und Zohlperlen met!“ Su ſahte Junker Joſt von Hochſtedt, und kob Frau Krieten doß es ſchmatzte zum Abſchiede noch en Mul; wuſcht' die Auen an Henſchk[1]) un ſatzte ſech uf den keſattelten Kul, und rett ohne Knecht un ohne Wägewieſer bi der Stadt hen, un bi'n Kiphiſer, wu Fredrichen, je länger e drone zerrt, der Bart an Steintiſche immer feſter want werd, bis die drei blauen Blumen ehn erlöſen — un öbber de Eſelsweſen[2]), geradewags nach Jeruſalem zu. Denn e hatte wedder Raſt noch Ruh, ſit der Abt us dem Kluſter Gernrude, wie e zum erſten mole nach dem Tude vun ſin Vater, uf Egydien Tak, ſinne Frau un ſinne Riſtkammer ſak[3]) un he inn om Nüigkeiten frahte, met em gruſen Seufzer fer ehn ſahte: „Das liebe heilige Land, es[4]) immer noch in Terken[5]) ſinner Hand, un's kann's en au keiner entrieße,

---

1. wiſchte die Augen am Handſchuh, 2. Eſelswieſe bei Querfurt, 3. ſah, 4. iſt, 5. Türken.

als der Junker mit ſin Spieſſe, welchen in der Ermen-Schlacht ſin Stammvater Bute gemacht." —

Su rett hä än Tak un änne Nacht; immer furt ritt hä ſu nach en Stücke; da kam hä gägen Morgen an än Fluß, un übber dan Fluß hi ging änne Brücke, un vör d'r Brücken ſtunn än Schlackbaum un än Huß. Do rief us der Stobbenkammer d'ohle Kelbeln von Kupper-Hammer wenigſtens ſah ſe ſu us) halb plattdietſch un halb unger-ländſch rus 7): „Nahmts doch jo nich öbbel, Herr Ritter, und brummt ihr, ſo geſchweige ich witter; der Schlackbaum-ſchlüſſel es verdrieht! Stieht ob än bischen, ich ſiehle und iehle an de Lorke, hä gieht immer ſchlimmer, je länger ch ſiehle, un min'n Mann, därs Ding beſſer verſtieht, ärf ich nech wecke; drum brengt den Brunen en Stall an e Krippen; unſe Mägen ſoll uch gleich än Schippen voll Habber brenge un voll Hau. Un wär uch 8), dänn uch hun-gert doch au, en Kaffee, Herr Ritter, der was tocht 9), in eit von drei Vatterunſer gekocht. Un wann ſich där met em Ritter nech verträget, un ihr ä Schäppschen libber öget? ſu kinnt'e 10) au dänn bei mih, ganz rein, ſüß der bitter, wie d'es 11) gewohnt ſieht, Herr Ritter, on nne Rauchworſt derzu gekrie." — Das letzte ließ ſich der Ritter gefalle, beſorgte den Brunen im Stalle, un ſatzte ich, ſ'war dann 12) Morgen ſchune friſch, nicht weit von en Owen an d'n Tiſch, un erzählt wer he were un wie e hieſſe, un wu he hen wolle met d'n Brunen und mit 'n Spieſſe, bis de Koch'n d's Morgenbrut brengt, un de hle met runzlichtem Mule of öhrem 13) Großmutterſtuhle hn an zu niethigen 14) fangt. Do ſchwiek hä un vergaß

---

6. die alte, 7. unterländiſch heraus, 8. euch, 9. taugt, 10. könnt ihr, 11. ihr es, 12. dieſen. 13. ihrem, 14. nöthigen.

öbbers Neſſe d's Uſerzähle.[15]) — Ungerdäſſe hä ſichs ſu wuhl ſchmecke ließ, bekukte of ehrem Stohle die Ohle den Junker bohle[16]) und bohle den Junker ſin Stammvaterſpieß; nacht[17]) den Satz en ehren Kaffeetoppe, und ſchettelt dabi met dem Koppe, nacht wedder den Junker und ſin Spieß, un das ſo änne ewige Länge. — „Där alſo“ ſaht ſe am Enge[18]) un wäß hen, wu der Törkenjäger ſtund: „ſoll, was keins bis jetzund, der Kaiſer und der Pabſt nech gekunnt, den Törken us der Chriſtenheit vertriebe? Sett[19]), där kunne[20]) geläſe un geſchriebe, der die ſchiene Neuigkeit uch gob, un hatte än geſchurnen Kopp. Drim wenget[21]), was häſte, was kiſte[22]) wedder imme, un vertriebet den Abt, der derweilen uf uhrem[23]) Miſte uhr verlaßnes Hühnchen kappt. Denkt nur jo nech irgend ich ſchwatze Unwahres von uhrem lieben Schatze; was ich ſäh, es mant allzu gewiß. En Wohrzeichen ſi uch dieß: daß der Gaudieb vär Hochſtedt uf d'n Platze uch met Fru Grieten werd begägen[24]), un zum Willkommen wulle fründlich ſägen[25]). Do kehrt uch aber jo nech drahn, un laſt ums Huhn un den Hahn dreimohl uhren Brunen geſchwinge in än wieten Kriſe rim ſpringe. Nu macht met dieſem Stöckchen in der Hand“ (ſe langet's us d'n Schränkchen in der Wand) „wu ich zer Vollbringung uhrer Sache uch än Geſchänke will mede[26]) mache, drei Krützer[27]) in d'n aſchgrauen Sand, un ruft met zorniger Stimme, ſicht uch aber dabi nech[28]) imme: Uhr Sägen, Verräther, es Fluch,

---

15. vergaß über'm Eſſen das Auserzählen, 16. bald, 17. nachher, 18. ſagte ſie am Ende, 19. ſeht, 20. konnte, 21. wendet, 22. Was haſt Du, was kannſt Du, oder was haſt Du, was giebſt Du, thüringiſche Redensart, um geflügelte Eile zu bezeichnen: ſo ſchnell als nur möglich, 23. eurem, 24. begegnen, 25. freundlich ſegnen, 26. mit, 27. Kreuze, 28. nicht.

und der komme wie än Fallſtrick öbber uch! — Do wärn uhre Auen[29]) ſchon ſieh, was witter wärt geſchieh.“ —

Do vergeng Herrn Joſten der Dorſt un der Honger, do ſchmeckte de Worſt und der Kerſchſchnaps em better, wie Galle, da rannte hä nach den Brunen en Stalle, und druſſen heim zu in Galopp, daß d' Mälmer[30]), wie's Rothhus hoch, ſtob. Der Brune hatte ſich abber an dem Hau und den Haber änne rächte Güte gethon, drim kunnt'en der Junker au bohle mit beiden Hängen[31]) nicht erhole[32]), un bruchten[33]) nich eimohl ze ſchlohn[34]). Un met Ungergange der Sunne warn ſe alle im Klein-Wechſunger Grunne[35]), den kannte der Brune ſo gut und mirkſte vor Freide öbberlut, on wäre gerne mit em einzigen Satze, wie henger der Muhs här de Katze, dem Hamſterberg nache[36]) geſatzt — Joſt aber vor Aerger bohle geplatzt. Dann durt ſtund, wie hä hen ſak, met ſim Schatze der Kapphahn metten uf dem Platze un machte Complimenten vern Huhne un ſech allerlei mett'en[37]) zu thune. „Herr Je!“ rief's uf ämol: „lieber Abt! dort kömmt ju mei Mann här getrappt!“ — „Ich dachte,“ ſähte der Abt: „was mich bäſſe[38]), un doch, hol's alle Teuvel, 's eſſe[39]). Nun heißt's drieſte[40]) un ſech nich verſchnappt! das merkt uch, liebes Kind, un loßt'en ſumme, un loßt'en ſchnube, un loßt'en knurre un loßt'en brumme, was will häu? wär hät uns dänn ertappt?“ — Su ſahte der Racker der Abt. Un ging met friedlichem Sägen d'n Junker än Eckchen[41]) entkägen; der kehrte ſich aber nech drahn, und ließ ums Huhn und um den Hahn dreimohl ſin Brunen geſchwinge in än wieten Krieſe rim ſpringe, un machte mit ſin Stöckchen in der Hand drei

---

29. Augen, 30. der Staub zermalmter Steine, 31. Händen, 32. erhalten, 33. brauchte ihn, 34. ſchlagen, 35. im Klein-Wechſunger Grunde, 36. hinab, 37. mit ihm, 38. Ich dachte, was mich biſſe! Trivialer Ausdruck für: Ei, warum nicht gar! 39. er iſt es, 40. dreiſt, 41. ein Stückchen Weges.

Krützer in den aſchgrauen Sand, und ruft met zorniger Stimme (ſah ſich abber dabei nech imme): „Ur Sägen Verräther es Fluch! Un där komme wie ä Fallſtrick öbber uch!“ — Do entſtund ä Gepolter un Gekrache, als fielen zwanzig Schornſteine vom Dache, un plump, do fiel der Erdboden inn, un's Huhn und der Kapphahn met h'ninn. —

Der Dichter ſchließt mit folgenden Zeilen:

> 'S es kut, Herr Amtsrath, daß jetzunder därgleichen unchriſtliche Wunder nech mieh gebreichlich ſinn — ſüſt ſtärtzte in unſrer Gägend, zumohl bei der Stadt rimm allerwägend ein Seeloch bei dem annern inn, unn da hätt' me was vör ſech ze kucken unn Kopp unn Kopp unn Perrucken plompſten au wohl em Donkeln met h'ninn.

Zur Erklärung dieſer Sage und des **Wortes** Seeloch diene noch Folgendes: Die ganze Gegend des Unterharzes iſt vermöge der aus weithin fortſtreichenden Gängen und Geſchieben von Kalkſinter und Gyps beſtehenden Beſchaffenheit des Bodens voller großer und kleiner Erdfälle, die zum Theil mit Waſſer angefullt ſind, und an welche ſich zahlreiche Sagen knüpfen. Es ſei hier nur an die Kelle bei Ellrich, den Tanzteich bei Ilefeld, den Bauerngraben bei Breitungen erinnert. Jede kleine Anhäufung von Waſſer, zumal an derartigen Stellen, heißt bei den Umwohnern ein See, daher der Ausdruck Seeloch für ſolche Punkte. Der hier gemeinte Erdfall heißt aber ausdrücklich Seeloch, und liegt zwiſchen Hochſtedt und Klein-Wechſungen ohnweit Nordhauſen. Die Entſtehung manches Erdfalles blieb als dunkle Erinnerung im Volk, verklang zur Tradition, die Poeſie des Volkes warf auf das dunkelglimmende Licht ihren Schleier, und rettete ſich den Hort der Sage. Da aber dieſe bei ihrem Auftreten überall faſt nur ein ernſtes und geiſterbleiches Antlitz zeigt, ſo iſt es erfreulich, hin und wieder auch ihrer heiter lächelnden Erſcheinung zu begegnen, wie im vorſtehenden Gedicht. —

VIII.

Unbeſchriebene Niellen.

(Mit Abbildung auf Tafel II a und b.)

Unter den koſtbarſten Erzeugniſſen der Metallſtichkunſt ſtehen ihres hohen Alters, ihres Kunſtwerthes und ihrer großen Seltenheit halber die Niellen in der erſten Reihe. Sie ſind zugleich mit jenen andern uralten und ebenſo ſeltnen und koſtbaren Blättern in ſogenannter geſchrotenen Manier, Vorläufer der Erfindung des eigentlichen Kupferſtichs und ihr früheſtes Vorkommen fällt in dieſelbe Zeit, in welcher der Holztafeldruck dem Typendrucke voranging, und in welcher dieſer ſelbſt allmählich ſeiner hohen techniſchen Ausbildung entgegenreifte.

Das Wort Niello kommt von niger, nigellus, niellum, und man bezeichnet bekanntlich damit die monochromatiſchen Eingrabungen der alten kunſtreichen Goldſchmiede in Geräthe von Gold und Silber. So wurden Kelchen, Reliquienkäſtchen, Schwert- und Dolchgriffen, Kußbildern (Pacen) u. ſ. w. bildliche Darſtellungen engravirt, und dann die Vertiefungen mit einer rothen oder ſchwarzen Maſſe ausgefüllt, wodurch die Zeichnung mit Lichtern und Schatten ganz ſtark hervortrat. Die ſchwarze Maſſe beſtand aus einer Miſchung von 1 Theil Silber, 2 Theilen Kupfer, 3 Th. Blei, welche mit Borax in einem verſchloſſenen Tigel zuſammengeſchmolzen, mit Schwefel durch Schütteln in Oxyd verwandelt und hierauf fein gepulvert wurde. Dann wurde ſie in die Gravure gebracht, und emailleartig eingeſchmolzen. Oefter machten die Künſtler Gyps- und Schwefelabgüſſe von ihren Arbeiten, um an ſolchen wahrzunehmen, ob alle Linien die richtige Tiefe hätten, vielleicht auch, damit Geſchenke zu machen, und ſo lag dann der Gedanke ſehr nahe, auch auf Pergament oder Papier Abdrücke zu nehmen. Solche Abdrücke finden ſich denn auch in der That noch vor, aber da die Künſtler dieſelben nur zum eigenen Gebrauch, und nicht zum Handelsgegenſtande machten, ſo gehören ſie zu den größten, ſchätzbarſten Seltenheiten, ſind die Freude und der Stolz der Kunſtſammler und die Zier der Kupferſtichkabinette *).

Adam Bartſch in ſeinem berühmten und unentbehrlichen Werke: Peintre Graveur, 21 Vol., handelt in der Geſchichte der Erfindung des Stichdrucks (im XIII. Band) vorzugsweiſe von den Niellen. Er nennt die alten italiſchen Meiſter, die ſich in der Niellure auszeichneten und geſteht, nicht zu wiſſen, ob gleichzeitig mit denſelben auch in Deutſchland das Nielliren geübt worden ſei, woran zu zweifeln jedoch kein Grund vorhanden iſt. Die Meiſter von 1466, wie Martin Schongauer (Martin Schön) und Andere werden angezogen, und der langjährige Streit zwiſchen Deutſchen und Italienern um die Ehre und den Ruhm der wichtigen Erfindung der Kupferſtechkunſt wird ſcharfſinnig beſprochen, doch nicht entſchieden.

Bartſch würdigt ſeine Gewährsmänner und die Kunſtſchriftſteller, welche vor und gleichzeitig mit ihm für Deutſchland oder Italien in die Schranken treten: Sandrart, v. Murr,

---

*) Lanzi storia pittorica della Italia. Bassano 1795—1796. Tom. I. p. 77.
Bartsch, Histoire de la découverte de l'impression des estampes (Peintre Graveur XIII. Vol.)
Leſſing, Kollektaneen zur Literatur. K. Lachmann's Ausgabe. Berlin 1839. d. ſ. S. 11. Band. S. 348. Niellum.
Goethe, Leben des Benvenuto Cellini. (Tübingen 1803.) Anhang S. 273.
Dr. Nagler, Künstlerlexicon. IV. Band. *Finiguerra* 232 u. ff.
Duchesne, Essai sur les Nielles. Paris 1826.
J. D. F. Sotzmann, Aelteſte Geſchichte der Xylographie und der Druckkunſt überhaupt ꝛc. in v. Raumer's hiſt. Taſchenbuch 1837.

Heinecke, Lanzi, Zani, Vaſari ꝛc.; aber zaudernd und nicht ohne ſelbſt Seitenblicke des Zweifels auf die ſchwache Baſis ſeiner Beweisgründe zu werfen, vindicirt er endlich dem Finiguerra die Erfindung. — Mit wie viel oder mit wie wenig Recht, das werden wir in einem folgenden Bande ausführlich in einem Artikel erörtern, der, mit den nöthigen Beweiſen unterſtützt, neues Licht über die bis jetzt ſo dunkel gebliebene Wiegengeſchichte einer der intereſſanteſten und einflußreichſten Erfindungen und Künſte werfen wird. Es iſt die Aufgabe eines Zeitalters, welches man vorzugsweiſe das kritiſche nennt, eingewurzelte Vorurtheile und Autoritätsmeinungen auf ihren wahren Gehalt zu unterſuchen und auf ihren Werth zurückzubringen, und ſomit auch die unſrige in einem Gebiete, das die Vindication der Erfindung des Holz- und Metall-Schnittes und Stichs für den Druck für unſer Vaterland einſchlieſt: eine Ehre, die Deutſchland ebenſo unzweifelhaft gebührt und angehört, als die der Erfindung der Kunſt, mit welcher die Menſchheit auf der endloſen Leiter der Kultur ſeit vier Jahrhunderten immer neue Staffeln emporſteigt.

Nicht ohne Lächeln ſieht man ſchon jetzt auf jenen gelehrten und ſcharfſinnigen Kunſtſchriftſteller, wenn er nach langen Prämiſſen wohlgefällig ausruft: *Finiguerra* retire son second papier du soufre, et il y trouve LA PREMIERE ESTAMPE (P. G. v. XIII.). Der einigen folgende Schlußſatz (p. 35), daß die Italiener und die Deutſchen den ſich gegenſeitig beſtrittenen Ruhm brüderlich theilen ſollten, kommt nach dieſer Exclamation zu ſpät, und documentirt blos den eignen Zweifel in die Wahrheit und Haltbarkeit des oben ausgeſprochenen Urtheils.

Um auch in dieſem anziehenden Kunſtgebiete Neues darzubringen, geben wir Kunſtkennern und Sammlern die folgende Beſchreibung von Niellen, und begleiten dieſelbe theilweiſe mit Abbildungen, die ſelbſt als Kunſtblätter nichts zu wünſchen übrig laſſen. Die Originale befinden ſich ſämmtlich in der an metallo-, xylo- und typographiſchen Incunabilien und Seltenheiten überreichen, großen und höchſt koſtbaren Sammlung des Herrn J. Meyer, Chefs des bibliographiſchen Inſtituts zu Hildburghauſen, unter deſſen Augen die Facſimile's durch geſchickte Künſtler gefertigt wurden, und deſſen freundlicher Güte wir die Ueberlaſſung der Platten für unſer Unternehmen danken. Zunächſt beſchreiben wir zwei dieſer Niellen, beide, unſers Wiſſens, nach Unica, wenigſtens noch nirgends beſchrieben, auf Tafel II. a. und b. abgebildet. Sie ſind wohl nicht jünger, wie die der Florentiner Niellirer aus Finiguerra's Zeit, ja vielleicht noch älter, und da ſie unbezweifelt deutſche ſind, ſo löſen ſie zugleich die von Bartſch und den nachfolgenden Bibliographen unentſchieden gelaſſene Frage, ob die Deutſchen die vor Raphael zu ſo hoher Vollkommenheit gebrachte Niellirkunſt gleichzeitig mit den Italienern ausübten, oder nicht — auf befriedigende Weiſe. *)

I.

St. Georg.

Kaum mag die Abbildung eines Heiligen, etwa St. Chriſtoph ausgenommen, von den älteſten Zeiten an ſo häufig ein Vorwurf kunſtbildneriſcher Darſtellung geworden ſein, als St. Georg, der Retter der Unſchuld, der Sie-

---

*) Wir bedauern ſehr, daß uns beim Abdruck dieſes Bogens die neueſte Broſchure v. Rumohr's: „Unterſuchungen der Gründe für die Annahme, daß Maso di Finiguerra Erfinder des Handgriffes ſei, geſtochene Metallplatten auf genetztes Papier abzudrucken," noch nicht zugegangen iſt.

ger des Drachen, der Vorkämpfer und Schutzpatron edler Ritterſchaft. Unzählbar begegnet ſein ritterliches Bild als Schnitzwerk, als Glas- und Oelgemälde, als Miniatur ꝛc. In unſrer eignen kleinen Sammlung alter Pergamentmalereien beſitzen wir daſſelbe zweimal in ſehr ſauberer Ausführung aus dem 14. oder dem Anfang des 15. Jahrhunderts.

Unter den noch unbeſchriebenen Niellen der Meyer'ſchen Sammlung befindet ſich ein St. Georg von äußerſter Schönheit und eigenthümlicher Auffaſſung. Die gewöhnlich vorkommende Darſtellung iſt immer die, daß der Heilige den Drachen mit der Lanze erlegt. Ein ſolches Niello beſchreibt auch Bartſch: Peintre Graveur, in dem vorhin angezogenem Band 13. S. 53. unter Nummer 9:

> St. George, à cheval et armé de toutes pièces, se dirige au galop vers la gauche, où l'on voit le dragon, dans la gueule du quel le Saint a enfoncé sa lance. On remarque la reine délivrée à genoux dans le lointain de ce même côté. Pièce ronde entourée d'un trait de cercle.
>
> Diamètre 1. p. 2. lig.

Das Niello, von welchem auf Tafel II. a. ein meiſterhaftes Facſimile gegeben iſt, ſtellt auch den Ritter St. Georg dar, aber hier hat der heilige Kämpfer ſtatt der Lanze ein Schwert, mit welchem er nochmals gegen den Drachen ausholt, der ſich bereits unter den Vorderhufen des galoppirenden Roſſes krummt, und deſſen Klauennägel ein Wenig über den Zirkelrand des ſchönen Rundbildchens hervorgehen.

Hier bemerkt man die befreit werdende Königin im Hintergrunde auf der rechten Seite unter einer Palme knieend, vor ihr das Unſchuldſymbol, ein ruhendes Lämmchen, das ſie an einem Bande hält. Von einem Hügel der linken Seite neigt ſich eine Blume. Der Ritter trägt ein geſchlitztes, breit aufgekremptes Baret mit drei Federn, deren eine auch die Zirkellinie der Umrandung um ein Wenig überragt, vollen Harniſch, deſſen Bruſtſtück ein Kreuz zeigt und einen Waffenrock. Das Pferd hat an der Stirne ein Stechhorn, außerdem verziertes Geſchirr, wie auf den Rüſtungen aus der erſten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Auf dem Bug iſt das noch unbekannte und ungedeutete Monogramm des Künſtlers erſichtlich, das ſich in die Zeichen c†z auflöſt *). Der Durchmeſſer iſt 1 Pariſer Zoll und 3 Linien. Der Originalabdruck der Meyer'ſchen Sammlung hat vom Alter einen bräunlichen Ton erhalten, Zeichnung und Schraffirung, letztere der auf manchen altflorentiner Niellen ſehr ähnlich, iſt auf unſerem Facſimile treu wiedergegeben, ſo daß wir über dieſelbe nichts zu ſagen brauchen; die Schwärze auf dem Original aber beſteht nicht aus Oelfarbe, ſondern aus einer glänzend ſchwarzen Waſſerfarbe, wie die beſte chineſiſche Tuſche ausſehend. Der Hintergrund erſcheint auf dem Originalabdruck auch viel vollkommener gedeckt (völlig ſchwarz), als auf der Copie, er zeigt unter der Loupe, daß er auf der Platte ſehr ausgetieft war, ſo daß die Farbe ganz dick aufliegt, und die Blumen und andere Figuren faſt wie eingelegt, moſaikartig, erſcheinen.

Der äußere Zirkelrand hat auf dem Originalbild durch Beſchneiden etwas gelitten, ſonſt iſt der Druck vortrefflich erhalten. Der Charakter dieſes Unicums iſt ſo ächt deutſch, daß es nicht dem mindeſten Zweifel unterliegt, daß daſſelbe einen deutſchen Meiſter zum Urheber habe. Das Alter des merkwürdigen Blättchens genau beſtimmen zu wollen, dürfte ein gewagtes Beginnen ſein, doch lehrt ein Vergleich der

---

*) Ein ähnliches Zeichen Lc†z iſt auf den Meiſter Johann Anker von Zwoll bezogen worden. Heller's Monogrammenlexikon S. 245.

techniſchen Behandlung mit den Niellen der älteſten Florentiner einerſeits, und der niellenähnlichen ſchwarzgrundigen Runden von Israel von Mecheln oder Meckenen (von denen in der Meyer'ſchen Sammlung ein ebenfalls noch unbeſchriebenes Blatt, deſſen Beſchreibung wir einem folgenden Bande aufbewahren) anderſeits, vor Allem aber der Styl und desfallſige Vergleich mit oberdeutſchen Miniaturen des funfzehnten Jahrhunderts, trotz dem, daß Manches in der Zeichnung dem oberflächlichen Betrachter auf Dürer'ſche Zeit hinzuweiſen ſcheinen, an den bekannten Schwertknopf Kaiſer Maximilians erinnern möchte — daß unſer St. Georg nicht jünger iſt, als jene, ja wohl eher ein noch höheres Alter in Anſpruch nimmt.

2.

St. Chriſtoph.

Ein ſchönes und paſſendes Seitenſtück zu unſerem St. Georg. Zahllos ſind aus der Wiegenzeit der beiden Schweſterkünſte, Kupferſtechkunſt und Holzſchneidekunſt, die St. Chriſtophsbilder, wir erinnern nur an den bekannten erſten Holzſchnitt mit der Jahrzahl, an die in der Derſchau-Becker'ſchen Sammlung befindlichen, an noch viel ältere, zum Theil in geſchrotener Manier, wie einer in der Meyer'ſchen, mehrere in der Münchner und andern Sammlungen. Die größten Künſtler gaben ſich mit Liebe dieſem Gegenſtande hin, und in der That, die Legende von St. Chriſtoph gehört zu den ſchönſten, anregendſten. Ein Graf von Henneberg ſtiftete einen St. Chriſtophsorden. War es nun bei dem vorhin beſchriebenen St. Georgsbilde eine beſondere Eigenthümlichkeit, den ritterlichen Heiligen ſtatt der gewöhnlichen Lanze, den Drachen mit dem Schwerte erlegen zu ſehen, ſo tritt bei dieſem zweiten Niello eine andere, ungleich größere vor Augen, eine gänzliche Abweichung von der Legende, eine faſt einzige Darſtellung: der Heilige erſcheint zu Pferde. Nach der Legende trägt Opherus den in Kindesgeſtalt ihm erſcheinenden Heiland durch das wilde Waſſer, geſtützt auf einen entwurzelten Baumſtamm, und das Kind wird ihm unerträglich ſchwer. Dem Künſtler unſers Niello mochte aber jener Zug der Legende vorſchweben, daß der hernach Chriſtopherus genannte Heilige ein ritterlicher Held war, der hauptſächlich als Kriegsmann nur dem höchſten Herrn dienen wollte, und ſich nun der Kriegskleidung zwar abgethan, aber ſein liebes Roß zur Hülfe bei ſeinem menſchenfreundlichen Werke, Wanderer über das Waſſer zu tragen, beibehalten haben könne. In ähnlicher Weiſe aufgefaßt, erblicken wir dieſen Heiligen auch zu Roß auf einem koſtbaren, trefflich erhaltenen Blatt der Meyer'ſchen Sammlung vom uralten Meiſter aus Zwoll, den von Bartſch im VI. B. der P. Gr. unter No. 12. beſchriebenen S. Christophe du Maitre à la navette, deſſen Arbeiten wohl noch älter ſind, als die des Meiſters von 1466.

Unſer Facſimile zeigt den Heiligen auf ruhig ſchreitendem, ſchön geſchirrtem, ſeine Laſt fühlendem Roſſe, von einem flatternden Mantel umwallt, den nackten Fuß im Steigbügel, in der Linken die Zügel, in der Rechten einen langen, einer Wurflanze ähnlichen Stab haltend. Leicht, ätheriſch, mit der Rechten nach oben deutend, ruht auf ſeiner Schulter das Chriſtuskind, die Linke mit der Weltkugel auf des Reiters Haupt ſtützend. Wie groß und genial gedacht! Meiſterhaft iſt des Heiligen Kopf und Körperhaltung; der ungeheuern Laſt erliegend, ſie nicht begreifend, wendet er ſich mühſam und fragend: Warum ſo ſchwer?

Und es tönt von des Kindes Lippen die Antwort: Du ſollſt fortan Chriſtopherus heiſſen, denn Du haſt den getragen, der die Sünden der ganzen Welt trug. — Der leuchtende Einſiedel in der Ferne, der auf den Chriſtophsbildern faſt nie fehlt, mangelt auch hier nicht.

Deutlich tritt uns hier am Boden das Zeichen des Meiſters entgegen. Ein einfaches S. Die Monogrammenbücher laſſen uns hier, wie ſo oft, ganz im Dunkeln, denn ſo viele Meiſter bezeichnen ihre Werke mit dem S. Martin Schön, an den Manches in unſerem Niello erinnert, kann es nicht ſein, da er nie vergaß, ſein M. dem S. hinzuzufügen. Daß wir aber auch hier das Werk eines deutſchen Meiſters vor uns haben, und dazu eins der köſtlichſten Ueberreſte der altdeutſchen Bildnerkunſt, liegt außer allem Zweifel.

Das ganz treu facſimilirte Originalblatt hat genau die Größe des Blattes mit St. Georg, 1 Pariſer Zoll, 3 Linien. Es iſt vom Alter gebräunt, doch gut erhalten. Der Hintergrund hat aber einen grauern Ton, und die Farbe ſcheint aus Lampenruß und Oel bereitet geweſen zu ſein. Sie iſt nicht die tuſchähnliche Waſſerfarbe, wie bei dem St. Georg. Im Geſichte des Letztern nimmt man, trotz der lebhaften Bewegung des galoppirenden Roſſes und des Drachen-Kampfes einen ruhigen Ernſt wahr, im Geſicht Chriſtophs hingegen iſt, ohngeachtet der ungleich ruhigeren Handlung, die innere Unruhe meiſterhaft ausgedrückt. Man vergleiche unſer Urtheil mit der Betrachtung beider Bilder unter einer guten Loupe.

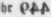
Wir ſetzen das Alter des Blättchens zwiſchen 1470 und 1490.

3.

Berathſchlagende Krieger.

Niello von Peregrini di Ceſena.

Schicklich reiht ſich hier die Beſchreibung eines Niello an, von dem ein unbezweifelt gleichzeitiger echter Originalabdruck ebenfalls in der Meyer'ſchen Sammlung befindlich iſt, und das weder Ducheſne, noch nach ihm Nagler in dem Verzeichniß der jenem großen Zeitgenoſſen des Finiguerra zugeſchriebenen reichen Zahl von Niellen aufführt. Es iſt ein nondescript, und da es allen früheren Forſchern entging, wahrſcheinlich ein Unicum.

Die Form dieſes koſtbaren Blättchens iſt ein Viereck, es mißt 1 Pariſer Zoll 9 Linien in der Höhe und 1 Zoll 4 Linien in der Breite. Man ſieht auf dem ſchwarzbraunen Niellengrund eine Schaar vornehmer Krieger, von welcher drei Führer den Vorgrund einnehmen und einer Berathung obzuliegen ſcheinen. Alle ſind antik römiſch gekleidet und gewaffnet. Der Mittelſte von dieſen dreien, auf deſſen Geſicht ſich vielleicht die ſcharf ausgedrückten Züge Trajan's erkennen laſſen, hebt ſprechend den linken Arm gegen den ihm, links Stehenden, und hat, außer dem Schwert an der Seite, keine Waffe. Seine beiden Nebenmänner tragen auch Schwerter und halten jeder ſeinen Speer im Arm. Alle drei ſind unbehelmt. Zunächſt hinter dieſer, wie es ſcheint Conſularberathung, ſtehen ein junger und ein alter Lictor mit den Faſcen (ohne Beile), auch dieſe ſind unbehelmt. Außer dieſen ſind noch ganz oder theilweiſe (ſelbſt nur die Helme ſichtbar) 11 Männergeſtalten gruppirt, meiſt behelmt, mit Speeren und Schilden bewehrt. In der Mitte des Hintergrundes ragt ein junger Krieger empor, als ob er zu Roß ſäße; dieſer, obgleich behelmt, hält in der linken Hand noch einen Helm. Ihm zur Rechten ragt der Kopf eines alten Kriegers ebenfalls markirt hinter den Uebrigen hervor. Am Boden ſproſſen einzelne Gräſer und Blätter auf, und in der dem Beſchauer linken Ecke, dicht neben einem Blatt, iſt das Zeichen Peregrini's erſichtlich. Unter dem linken Fuß des rechts ſtehenden Kriegers ſteht ganz klein eine Jahrzahl; wir ſind ungewiß, ob wir in ihr  oder zu leſen haben.

Der wenige ſchwarzbraune Grund, den die auf ſo kleinem Raum überreiche Gruppirung am obern Theil dieſes koſtbaren Blattes übrig gelaſſen hat, ſcheint uns eher eine fette, als eine Waſſerfarbe zu ſein.

Dieſes Niello-Juwel des großen Meiſters Peregrini, groß in der That um der ſchon ganz raphaeliſchen Zeichnung willen, aus der unverkennbar tiefes, ernſtes Studium und rechtes Erkenntniß der Antike hervorblickt, iſt völlig wohl erhalten und nur vom Alter gebräunt. Die Zeit, in der es entſtanden, möchte wohl in 1460 bis 1480 zu ſetzen, und die etwas undeutliche ſehr kleine Zahl eher 1479 als 1449 zu leſen ſein. Die Ziffer iſt zwar da, allein es hält ſchwer, ſelbſt mit der Loupe ſie entſchieden zu erblicken. Es iſt hier auf die Jahrzahl ein allzu hoher Werth nicht zu legen, die Arbeit trägt auch durch den Styl, in dem die Beiwerke, Gräſer ꝛc. ausgeführt ſind, unverkennbar den Stempel der oben angedeuteten Zeit.

Bartſch kannte und beſchrieb Niellen von Peregrini (P. G. XIII 105 u. ff.), kannte aber des Meiſters Namen noch nicht, und irrte ſich ſehr in der Zeit, indem er dieſe Stiche in 1511 ſetzte, irre geleitet durch ein Blättchen, das kein Niello und nicht von Peregrini war. Erſt Ducheſne brachte den großen Italiener zu verdienten Ehren. Den gewiegten Kunſtforſchern Bartſch, Zani, Ottley und Duchesne blieben aber dennoch neben dem oben beſchriebenen folgende Blätter von Peregrini unbekannt:

1) Eine Arabeske der Pariſer Sammlung (Bibl. du Roi), geflügeltes Pferd. Monogramm Ч (P) ganz wie oben.

2) Weibliche Figur des Stolzes, ebenfalls mit demſelben Zeichen, in einer Privatſammlung zu London.

IX.

Xylographa.

1.

Das Planetenbüchlein.

Ein noch ungekanntes Xylographum.

(Mit einem Facſimile auf Tafel III.)

Von den Holztafel-Drucken, welche der Erfindung der
uchdruckerkunſt eine ziemliche Reihe von Jahren vorher-
ingen, und, der Weiterſchritte dieſer Kunſt ohngeachtet, ſie
och eine ziemliche Reihe von Jahren begleiteten, ſind wohl
e meiſten gekannt und beſchrieben. Alle ſind ſie ſchätzbare
enkmale des ſtrebenden Menſchengeiſtes, durch leichte Ver-
elfachung Erbauung, Lehre, Kunſt und Wiſſenſchaft zu
rbreiten und jedermann zugänglich zu machen. Daher ſind
faſt alle mit Bildern verſehen, welche das anſchaulich
läuternd darſtellen, was der insgemein nicht wortreiche Text
usſagt. Aber weil ſie billig hergeſtellt und raſch verbreitet
urden, weil wohl häufig Kinderhände nach den Bildern griffen,
d weil die ſpätern ſchönern Bücher jene minder eleganten
rſtlinge zur Seite drängten, ſo vergriffen und verloren ſie ſich
eiſt und die wenigen bis in unſere Tage geretteten ſind
un Zier und Stolz der Bibliotheken oder der Sammler.

Gediegene Beſprechungen, die ihren Gegenſtand erſchö-
ſen, ſind über dieſe Xylographica theils vorhanden, theils
och zu erwarten; wir wollen nur auf Sotzmann's Abhand-
ng im 8. Jahrgang des v. Raumer'ſchen hiſtoriſchen Taſchen-
uchs, 1837, ſtatt Vieler verweiſen, und das dort Geſagte
icht, wie anderwärts von Andern wohl geſchehen iſt, ab-
hreiben.

Auch in dieſem nicht unwichtigen Gebiete machen wir uns zur Aufgabe, dem Bekannten und vielfach Beſchriebenen noch Unbekanntes und Unbeſchriebenes bereichernd anzureihen, wobei uns befreundete Kenner und Sammler hülfreiche Hand leiſten und zu leiſten erſucht werden.

So liegt ein koſtbares Unicum vor uns, ein Planetenbuch von ſechs Blättern (zwei fehlen leider!), von denen das erſte und letzte nur auf einer Seite bedruckt ſind. Das Format iſt klein Quart, die Höhe des Tafelrandes 7 Pariſer Zoll und 4 Linien, die Breite 4′ 2″. Jedes Blatt iſt gleich getheilt, die obere Hälfte nimmt gereimter Text, die untere ein Bild ein. Der Bilder ſind zweierlei; das zur Linken zeigt den Planeten, das zur Rechten ſtellt in figurenreichen Gruppen des Planeten Einfluß auf die Menſchenwelt dar.

Alle Bilder ſind nach der rohen und einfachen Weiſe kolorirt, die wir aus Exemplaren der Armenbibel und andern Holztafeldrucken kennen. Jedes Planetenbild iſt nackt, doch zum Theil mit Hauptbedeckung und mit Attributen dargeſtellt, und hat unter oder neben ſich ſeine Häuſer des Thierkreiſes. An der Schamgegend ſteht ein rother Stern, bei Sol und Luna Sonne und Mond.

Die Lettern des Textes ähneln denen im Kalender des Johannes de Gamundia. Jeder Anfangsbuchſtabe iſt roth durchſtrichen. Die Farbe des Drucks iſt mehr ſchwarz als braun, und der Druck ſchon mit der Preſſe, nicht mehr mit dem bloßen Reiber vollbracht.

Nun führt zwar Hofrath und Oberbibliothekar Dr. Falkenſtein in ſeiner „Geſchichte der Buchdruckerkunſt in ihrer Entſtehung und Ausbildung, Leipzig 1840“, unter No. XXV. der Incunabeldrucke mit Bildern und Schrift S. 55, auch ein Xylographum auf, das unter dem Namen: die

Folge der ſieben Planeten, bekannt ſein ſoll, jenes iſt jedoch nicht das, welches hier beſchrieben wird.

Es wird dort ein Exemplar nachgewieſen, welche Fr. H. von der Hagen in Gräter's „Iduna und Hermode", Jahrgang II. S. 118 beſchrieben hat. Dieſes enthält auf dreizehn (26 einſeitig bedruckten, zuſammengeklebten) Blättern 1) lateiniſche Beſchreibungen der Planeten, 2) einen Kalender mit runden Monatsbildchen, 3) eine Tafel mit den Thierkreiszeichen, 4) ein Aderlaßmännlein, dann erſt folgen Planetenbilder, nebſt bildlicher Darſtellung des Einfluſſes der Planeten, welche vielleicht dieſelben oder doch denen ähnlich ſind, die hier beſchrieben werden. Daneben ſind Verſe mit „ſchöner Fractur geſchrieben". Einen dieſer Verſe theilt Falkenſtein mit. Er lautet verbotinus:

„Sol".

„Die ſonne man mich nennen ſol
Der myttelſt planet byn ich wol
Warm vnd trucken kan ich ſein
Naturlich gantz mit meinem ſchein
Der lawe hot meins hawſes creyß
Dorvme bin ich voſte heiß
Doch iſt ſaturnus ſtetiglich
Mit ſeiner kelde wedir mich
Dirboet werd ich in dem ſter
In der wogen falle ich her nyder
In dreihundert vnd fünf vnd ſechezig tagen
Mag ich mich durch czeichen tragen."

Dieſe Verſe ſind dem Inhalt nach, doch mit ganz abweichender Orthographie, dieſelben in unſerm Planetenbüchlein. Da nun aber in jenem Exemplare die Verſe geſchrieben ſind*), da die Bilder ſonach urſprünglich ohne in Holz geſchnittenen Text erſchienen, da der Planet und ſein Einfluß dort auf einer Tafel befindlich ſcheint, während in unſerm Planetenbüchlein das Gegentheil ſtattfindet, da auch die Planetenfolge eine andere iſt, und da endlich jene Blätter alle einſeitig, dieſe meiſt doppelt bedruckt ſind, ſo iſt wohl ohne Zweifel unſer Planetenbüchlein, deſſen Beſchreibung wir nun folgen laſſen, als ein bis jetzt noch unbekanntes und unbeſchriebenes Xylographum zu betrachten, und nur zu beklagen, daß daſſelbe nicht vollſtändig iſt.

Erſtes Blatt. Erſte Seite leer, der Druck von der zweiten Seite etwas durchgeſchlagen.

Zweite Seite.

Saturnus ain ſtern bin ich genant.:
Der höchſt planet gar wol bekant.:
Naturlich bin ick truken vnd kalt.:
Mit minem würken maniqualt.:
So ich in minen häſern ſtan.:
Dem ſtainbok dem waſſerman.:
Den tun ich ſchaden zu der welt:
Mit waſſer vnd mit groſſer kelt·
Min erhöhung in der wage iſt.:
Ein widerfall ich zu der friſt.:
Vnd mag die zwelff zaichen;
In driſſig iaren erraichen.:

Das Bild des Saturn, hinfälliger Greis, auf eine Krücke geſtützt, in der rechten Hand eine Sichel. In einer runden Doppelumrandung die Zeichen Steinbock und Waſſermann.

---

*) Vergleiche auch Sotzmann a. a. O. S. 548.

Zweites Blatt. Erſte Seite. Erläuterung zum Saturn.

Min kinde ſind ſiech blaich tůrr vnd kalt.:
Grob trág böſſ nidig trurig vnd alt.:
Diebiſch girig gefangen lam vnd vngeſtalt:
Treff ougen ir hut iſt hart kainen bart.:
Groſß leffzen vnd vngeſchaffen gewant:
Wuſte tier ſind in wolbekant.:
Das ertrich ſy durch grabent gerne:
Veltbuwes ſy och nit entberent.:
Vnd wie man in not in arbait ſol leben:
Das iſt ſaturnus Saturnus*) kind gegeben
Die anders ir nature hand.:
Allein von ſaturno ſol man verſtan.:

Ackerbau; ein Pflüger mit zwei Pferden, ein Bergmann, in Galgen mit einem Gehenkten, alle im Hintergrund. Vorn chüttet ein Mann einem Schweine Futter in den Trog, und war aus einem Sack, der ihm über die Schulter hängt. Ein ndrer Mann gräbt. Ein Bettler mit einem Stelzfuß, ein efangener im Stock.

Zweite Seite.

Jupiter ſol ich nennen mich.:
Der ander planet tugentlich.:
Warm ſucht bin ich gar.:
In miner nature nu nemēt war.:
Zway zaichen ſind die huſer min.:
Die viſch der ſchucz mit guttem ſchin:

---

*) sic.

So man mich darinne erſicht:,
Niemand ſchade dar von geſchicht:
Im kräpß wirde ich erhöhet ſere.:
Min vmlouff durch die zaichen iſt:
Im Stainbok tun ich den abkere.:
In zwölff iaren zu aller friſt.:

Planetenbild des Jupiter. Eine Art Fürſtenhut auf dem Haupt, in der rechten Hand einen Scepterſtab, in der Linken drei Donnerkeile in Geſtalt von Pfeilen.

Erläuterung zum Jupiter, und Planetenbild zum Mars fehlen.

Drittes Blatt. Erſte Seite. Erläuterung zum Mars.

Alle min geborne kind˙.
Zornig mager gellig ſind:
Hiczig kriegiſch miſſhellig.:
Stelen rauben liegen dik:
Stechen ſchlahen lernen kriegen.:
Brennen murden allezit triegen:
Ir antlit iſt brun rot vnd ſpicz.:
Ain ſcharpff geſicht mit böſer wicz.:
Klain zen mund ainen klainē bart
Ir libe iſt lang ir hend ſind hart.:
Vnd was mit für ſol geſchehen˙.
Das muſſend mine kind verichen.:

Das Bild ſtellt Gruppen Streitender dar; Vieh wird weggetrieben. Vier Männer zu Roß, zwei davon in Rüſtung. Der eine, ungeharniſchte, doch mit einem Helm bedeckte, hält an das Strohdach eines Hauſes die Brandfackel.

Zweite Seite:

Die ſunne man mich haiſſen ſol.:
Der mitleſt planet bin ich wol.:

Warm vnd truken kan ich ſin.
Natürlich gancz mit minem ſchin:
Der leo hat mines huſes kraiſß:
Dar Jun bin ich vaſt haiſß.·
Doch iſt Saturnus ſtatenklich
Mit ſiner kelte wider mich:
Erhöhet wird ich in dem wider,
In der wage vall ich her nider:
In ccc vnd fünf vnd ſächzig tagen:
Mag ich mich durch die zaichen tragen:

Bild des Sol; hat die Kaiſerkrone auf dem Haupt, in
ter rechten Hand ein Scepter, in der linken ein aufgeſchlagenes Buch. Unten vor den Füßen das Zeichen des Löwen.

Viertes Blatt. Erſte Seite. Erläuterung zur Sonne.

Ich bin glüklich edel vnd ſin.:
Alſo ſind och die kinder min.:
Gel wiſß gemengt ſchön angeſicht.:
Wol gebart wiſß klain har geſlicht.:
Ainen vaiſten lib mit ſcharpfem audem:
Mittel agen ain groſſe ſtim̄.:
Saitenſpil vnd ſingen vō munde.:
Wol eſſen vnd groſſer herrē kunde.:
Vor mittemtag ſy dienēt got vil.:
Darnach ſy lebent wie man wil.
Stainſtoſſen ſchwimē ringen:
In gewalt ſy gelükes vil gewinnen.:

Das Bild zeigt zwei Ringer, deren Schwerter am Boden liegen; zwei Betende, die vor einem Altar knieen, auf
welchem ein Chriſtuskopf ſteht. Ein König auf dem Throne,

vor ihm ein Harfner und ein Sänger. Ein Mann h
nen groſsen Stein zum Wurf, ein andrer ſteht in der
lung eines Schwimmers, der ſich in das Waſſer zu
im Begriff iſt.

Zweite Seite:

Venus der funffte planet ſin.'
Haiß ich vnd bin der minne ſchin.:
Fucht vnd kalt bin ich mitt krafft:
Natúrlich dik mit maiſterſchafft.:
Zwey húſer ſind mir vndertan.'
Der ſtier die wage dar Jnn ich han.'
Frôliches leben vnd luſtes vil.:
So mars mit mir nit kriegē wil
Jn den viſchen erhôch ich mich.'
Jn der maget vall ich ſicherlich.
Jn ccc tagen funff und ſachzig.
Durch louff ich die zwelff zaichē dik.'

Bild der Venus. Bekränzte Jungfrau mit lange
dem Haar; in der rechten Hand zwei Roſen, in der
einen Spiegel. Neben ihr die Zeichen des Stiers u
Wage. S. das Facſimile Tafel III.

Das Erläuterungsbild der Venus und Merkur

Fünftes Blatt. Erſte Seite. Erläuterůng des M

Getruw behend ich gern lern.:
Mine kinde ſich zu hupſchhait kerē::
Wol zeren vnd dar zu wyſe.:
Frômd kunſt ſubtil mit briſe.:

Ir aingeſicht iſt runt val vnd blaich:
Ain hoche ſtirn gelbuarhar waich:
Sy ſind wolgelert ſchriber.:
Goldſchmid maler vnd bildſchnider:
Orgeln machen vnd orgloggen ſin:
Zu mancherhand ſy liſtig ſind.:
Ir fründe ni in wenig hilfig ſind.:
Arbaitſam ſind mercurius kind’.

Das Bild zeigt viele Künſtler, einen Bildhauer, einen Goldſchmid, einen Maler, der eine Madonna malt, ſammt deſſen Farbenreiber, einen Orgelbauer, einen Schreibenden. Zwei Perſonen üben die ſchöne Kunſt des Eſſens und Trinkens an einer bedeckten Tafel.

Zweite Seite:

Der mon der letſt planet naſß.
Haiſſ ich vnd würkt ding die ſind laß.:
Kalt und fucht min würken iſt.;
Naturlich vnſtät zu aller friſt:
Der krabß min hus beſſeſſen hât:
So min figur dar Inne ſtât:
Vnd iupiter mich ſchowet an.
Kan öbels ich gewurket han.:
Erhöbet wurd ich in dem ſtier.
Im ſcorpian vall ich her nider ſchier:
Die zwelff zaichen ich durch gang:
In ſieben vnd zwanzig tagē lang

Luna; Jungfrau mit langem Goldhaar; in der linken Hand ein gekrümmtes Horn, in der rechten eine brennende Fackel. Die weitgeſpreizten Füße berühren zwei Räder, zwiſchen denen das Zeichen des Krebſes.

Sechſtes Blatt. Erſte Seite. Erläuterung zum Mond.

Der ſterne wurken gat durch mich:.
Jch bin vnſtät wunderlich:.
Miner kind man kaines gezemē kan:
Niemand ſy gern ſind vndertan.:
Jr antlit iſt blaich vnd runt.:
Grün gruſam zen amen diken mund.:
Vberſünig ſchel ainen engē mund.:
Gern hofrig träg. der lib nit lang.:
Louffer gouggler viſcher marner.:
Varend ſchuler vogler müller bader:
Vnd was mit waſſer ſich erneret.:
Den iſt des mones ſchin beſcheret.:

Das Bild bringt einen Fiſcher, einen Jäger und einen Taſchenſpieler mit zwei Bechern und zwei Kugeln zur Anſchauung. Letzterem ſchauen drei Männer zu, davon einer einen Spieß hält. Ein Müller treibt einen beladenen Eſel in das Mühlhaus.

Zweite Seite leer.

Dieſe, bis jetzt in einem zweiten Exemplar nicht nachgewieſene xylographiſche Seltenheit iſt ein Beſitzthum des Herrn J. Meyer, Chefs des bibliographiſchen Jnſtituts zu Hildburghauſen, deſſen Güte uns vergönnt hat, davon Kunde zu geben.

X.

Der Kalender des Johannes Regiomontanus.

(Nachweiſung eines vierten oder fünften Exemplars.)

Unter den Holztafeldrucken nimmt ſowohl ſeiner groſſen Seltenheit, als der Reichhaltigkeit ſeines Textes halber, da er ein ganzes in Holz geſchnittenes Buch bildet, der Kalender Magiſter Johann von kunsperk (Königsberg) eine der wichtigſten Stellen ein.

Johann Müller war 1436, den 6. Juni zu Königsberg in Franken geboren, daher er ſpäter Johannes Regiomontanus genannt wurde, ſich auch wohl ſelbſt ſo nannte, ſtudirte in Leipzig Mathematik und Dialektik, beſuchte ſpäter Wien, Venedig, Rom, wandte ſich nach Wien zurück und von da nach Nürnberg, wo er eine Druckerei einrichtete, auch einigen Künſtlern Unterweiſung zur Anfertigung vielbewunderter Automaten gab.

Papſt Sixtus IV. berief, hauptſächlich der Kalenderverbeſſerung wegen, den gelehrten und berühmten Mann wieder nach Rom. Dort ſtarb er, 41 Jahre alt, 1476 an Gift. Darum beklagte ihn der bekannte Dichter Paulus Meliſſus Schedius aus Mellrichſtadt, der eine Zeitlang Cantor in Königsberg war, in ſeinem Abſchiedgedicht an jene Stadt mit den Diſtichen:

Te neque Roma latent, diri sed larga veneni
haud poterat doctum fraus tolerare caput:
Quod Nepa se supra circli in regione locatum
testatur partem sideris esse sui.

Von dem Kalender koſtete ein Exemplar zwölf ungariſche Goldgulden. — In Dr. K. Falkenſtein's Geſchichte der Buchdruckerkunſt iſt ein treues Facſimile des erſten Blattes jenes merkwürdigen Holzdruckes gegeben und derſelbe dort S. 55, doch ziemlich kurz und ungenügend beſchrieben.

Man kannte bis jetzt nur drei vorhandene Exemplare des wichtigen Werkes; eines befindet ſich in der königlichen Bibliothek zu Dresden, und zwei ſind in der königlichen Bibliothek zu München, wohin eins derſelben aus dem Kloſter Tegernſee gekommen. *)

Ein viertes Exemplar beſitzt Herr J. Meyer zu Hildburghauſen, der es uns zum Behuf dieſer Mittheilung anvertraut hat, und wir beſchreiben daſſelbe, weil ein Werk, von welchem bis jetzt nur drei oder vier Exemplare bekannt geworden, ſchon des Vergleichs wegen mit den übrigen Exemplaren, und um ſchwankende Angaben feſtzuſtellen, die Beſchreibung gar wohl verdient.

Herrn Meyer's ſchönes, gutgehaltenes und vollſtändiges Exemplar hat ſogenannten Mönchsband, Miſſalnoten mit Text, darauf ein hübſcher roth und blauer Initial, ein T vor den Worten: Terribilis est locus iste befindlich iſt. Auf der unbedruckten Stirnſeite des erſten Blattes ſteht von nicht ſehr alter Hand geſchrieben:

1475 Jahr
von Magister Johann
von Kunsperk.

Die zweite Seite dieſes erſten Blattes gehört zum „Chriſtmonde“, auf deſſen Rückſeite wahrſcheinlich durch

---

*) So Falkenſtein's Angabe. Heller (Geſchichte der Holzſchneidekunſt S. 387) ſagt: „Exemplare davon findet man ſehr ſelten, und bis jetzt kennen wir nur drei, nämlich: eines befindet ſich auf der Univerſitäts-Bibliothek zu Erlangen, ein anderes beſaß der zweite Metaire Panzer in Nürnberg — — und ein drittes befindet ſich in der Münchner Central-Bibliothek.“ Im 2ten Jahrgange des Serapeum beſchreibt Profeſſor Dr. Maßmann in München mit gewohnter Gründlichkeit die Xylographa der dortigen K. Hof- und Staatsbibliothek ꝛc. und darunter auch S. 310 u. f. unter XV den Kalender Regiomontan's. Seine Beſchreibung kam uns erſt zu Geſicht, als der obige Aufſatz bereits zum Druck befördert war, doch macht ſie die unſrige nicht gerade überflüſſig.

ein Druckverſehen die „**Tauel der Lande vnd Stete**“ gedruckt iſt. Dann folgt Blatt 2, **Janer** (Januar), voran abwärts die Zahlen der Monatstage, dann die Wochentage durch Buchſtaben, Sonntag durch ein lateiniſches A, die übrigen Tage durch b, c, d, e, f, g bezeichnet, dann der römiſche Kalender, dann die Heiligen (noch nicht für jeden Tag einer), die wichtigern Feſte mit einem Zinnoberſtrich von dieſer Figur über den Lettern ausgezeichnet. Im **kl.** (Kalendae) am Beginn jeden Monats iſt der Hauptſtrich grün und lichtbraun colorirt. Hinter den Heiligen ſtehen noch ſechs Zahlenreihen und die Rückſeite bildet die cykliſche Tafel für den betreffenden Monat zur Beſtimmung der Neu- und Vollmonde, die in drei Rubriken zerfällt, welche durch einen braunen und einen grünen Farbenſtab geſchieden ſind.

Die voranſtehende Zahlenreihe der 28 Mondentage iſt gelb überſtrichen. So folgen nun **.Hornung.** (ſo, nicht **Hornung**, wie bei F.) **Merz April .May. .Brachmonde. Hewmonde .Augſtmonde. Herbſtmonde Weinmonde Wintermonde Criſtmonde.** Auf der Rückſeite des letzten, wie geſagt, die **Tauel der Lande vnd Stete** in zwei Rubriken, durch einen braunen Stab geſondert. Die Lande und Städte, an der Zahl 62, folgen ſeltſam auf einander: **Hibernia, Schotlant, Ochſenfurt, Compoſtel, liſybon** ꝛc. Die Stirnſeite des 14. Blattes beginnt mit einem großen colorirten **N**, das vier Zeilen voranſteht. **Nach diſer tauel der lande vnd ſtette ſind | verzaichet zwaierlei ſinſternꝰ der ſunnē | vnd des mōdes** ꝛc. Die Rückſeite hat die Ueberſchrift: **Vom waren lauff der ſunnen**, und ein braun colorirtes **D** in einer grünen Umrandung.

Das hierauf folgende Blatt 15. hat S. a. die Ueberſchrift: **Vom waren lauf des mondes**, und dem Text ſteht ein faſt 6 Zeilen hohes farbiges W, in einem Rechteck eingeſchloſſen, voran. S. b. enthält **Tauel des mondes** und der Text geht auf das folgende Blatt über, nimmt die Seite a. ganz und auf S. b. noch 3 Zeilen ein. Dann kommt die neue Ueberſchrift: **Wie lang ain ieder tag oder nacht iſt.** Die letzte Zeile dieſer Seite iſt die Ueberſchrift für die Tabelle des 17. Blattes: **Tauel zewiſſen des tags lenge**, die ſich auf S. b. oben wiederholt. Nun folgen auf 5 Blättern (18—22) die Sonnen- und Mondfinſterniſſe von 1474 bis 1530 *), auf jeder Seite ſechs mit Abbildungen und genauer Angabe der Zolle (Punkte), z. B.:

1 1 Λ 8
finſter der ſunne
29 1 59
des hewmondes
halbe werung
0 56
Neun punct

Blatt 23 hat a **vonn der gulden zal** mit einem hübſchen ſechs Zeilen hohen Initial D, deſſen Rundung ein Geſicht ausfüllt, dann **von dem ſuntag puchſtabe.** Initial I 5 Zeilen hoch. b. **von den beweglichen feſten.** Initial W. **)

Blatt 24 a. **Tauel der beweglichen Feſte.** b. desgleichen.

---

*) Falkenſtein hat „1518“, jedenfalls ein Druckfehler.

**) In dem Exemplar, das Heller a. a. O. beſchreibt, mangeln die großen Buchſtaben faſt gänzlich, folglich iſt das unſrige auch in dieſer Beziehung am vollſtändigſten.

Blatt 25 a. Initial N braun und grün: **Wie mā dē newē mōde vnd volmonde, (N)Ewmōde vnd volmode nach C findē ſol** ꝛc. Dieſer Text geht auf b. über.

Blatt 26 a. **Wie man an ſunnur** (Sonnenuhr) **machen ſol.** Grüner Initial A in röthlichem Rechteck. Der Text geht auf b. über und füllt noch den größten Theil von

Blatt 27 a. Unten die Ueberſchrift: **Von der andern betraitten ſunnur.** Initial E in grüner Umrandung. Der Text läuft bis zu ¼ der Seite a. von dem

Blatt 28; dann folgt die Ueberſchrift: **Von maingerlai verwandlūg der ſtuden.** Initial P ohne Rand. Auf S. b. dieſes Blattes endet der Text, und es ſteht unter ihm die Schlußzeile: **Magiſter Johann von kunſperck.**

Blatt 29 a. **Ein inſtrument der verwandlung der ſtunden.** b. oben: **Ein Inſtrument der rechten bewegung des mondes der myndern zu fugung.** Unter den beweglichen Scheiben:

In den ſchaltjaren an ſand mathias tag ſaltu
Dye zwo ſcheiben furpas rucken auff XIII grad

Blatt 30 a. oben: **Ein Quadrant gegen den auffgangk der ſunnen,** unten: **Dye weytte der laittern** (Scala.) b. oben: **Der gemeinquadrant der ſtunden.** Unter die Figur des Quadranten iſt ein beweglicher Zeiger von Meſſingblech auf das Blatt genietet. Darunter ſteht: **Dye weytte der laittern;** und unten: **Die zaichen des mittags.** Beide Blätter haben ſtärkeres Papier.

Blatt 31 enthält auf der Stirnſeite (die hintere iſt unbedruckt) den Laßmann. Derſelbe befindet ſich nur auf dem *einen* der Münchner Exemplare dieſes Kalenders und fehlt dem andern, ſowie dem in der Dresdner Bibliothek.

Daher äußert Dr. Falkenſtein, dieſes Blatt gehöre *nicht* zum Kalender. Es ſcheint aber allerdings dazu zu gehören, denn die Umrandung des Bildes hat mit der der Schrifttafeln die gleiche Höhe und Breite, die Druckfarbe iſt mit jener der Schrift ein und dieſelbe, mehr braun als ſchwarz, und das Papier iſt auch kein anderes, wie bei den übrigen Blättern (mit Ausnahme von Blatt 29 und 30). Die Ueberſchrift giebt Falkenſtein entweder nicht ganz treu wieder, oder es ſind an beiden Exemplaren verſchiedene Laßmänner. Unſere heißt:

> Der loß man (nicht laß man) mit (Bild des Widders, nicht des Steinbocks) den zwelff zeiche (nicht zaichē) zu waler vedlich (nicht veelich) dint im meſchn̄ (nicht meſchē).

Da dieſe häufigen Abweichungen in der That auf eine Verſchiedenheit beider Bildblätter hindeuten, ſo folge ſchließlich noch eine kurze Beſchreibung. Der Laßmann unſers Blattes ſtößt mit dem Kopfe (das Haar iſt gelb colorirt) an den Strich, der die Ueberſchrift abſchneidet, ſo daß ihm der Widder auf dem Haupt zu ſtehen ſcheint. Ein Strich aus dem Mund des Widders geht in einer Bogenlinie auf die Stirne des Mannes, welcher auf den Fiſchen ſteht, aus deren Mund ebenfalls eine Linie ſich nach den Füßen krümmt, andeutend, daß dieſes Zeichen auf dieſen Theil des Körpers influire, daher unter dem Zeichen der Fiſche gut an den Füßen Ader zu laſſen ſei. Zur Rechten des Laßmanns ſtehen über einander die Zwillinge, der Löwe, ein Männchen, das die Waage hält, ein Centaur als Schütze und der Waſſermann; zur Linken Stier, Krebs, Jungfrau, Scorpion und Steinbock, der an einem Baume nach Art der Ziegen frißt, und alle ſenken ihre Linien nach den beherrſchten Körpertheilen. Der Leib iſt offen, man erblickt Lunge, Herz ꝛc., das Herz iſt roth gemalt.

Am obern Eck rechts vom Beſchauer iſt ein merkliches Stück des Randes, 3 Linien hoch, ausgeſprungen, ſo daß der Winkel nicht ſchließt.

X.

M. J. Mylius.

Ein noch unbekannter Formſchneider.

Dr. G. K. Nagler's Neues allgemeines Künſtlerlexikon führt im zehnten Band S. 89 nur einen neuern Kupferſtecher, J. F. Mylius, auf, und nennt einen Maler C. H. Mylius, ohne nähere Nachweiſung. Wir haben das Vergnügen, dieſen beiden noch einen dritten Namensverwandten zuzugeſellen, der, wenn auch für die Kunſtgeſchichte nicht von Bedeutung, doch der Vergeſſenheit nicht anheimfallen ſoll, obſchon ſeiner Blätter nur wenige ſein mögen, und er ſelbſt mehr Künſtlerdilettant, als wirklich ausübender Künſtler war.

Magiſter Johann Mylius war ein aus Meiningen gebürtiger Geiſtlicher in der Grafſchaft Henneberg, welcher im Jahr 1576 als Diaconus in dem Städtchen Themar ordinirt wurde. Später bekleidete er das Diaconat in Schleuſingen. Dort zeichnete und ſchnitt er das Bildniß des Fürſtgrafen Georg Ernſt von Henneberg nach deſſen Tode in Holz, ein ſchönes kräftiges Bild, ganz in der Manier der Cranach'ſchen Portraitholzſchnitte ſächſiſcher Fürſten, welche 1563 zu Wittenberg in Quart erſchienen*).

Die Platte war faſt 6 Pariſer Zoll hoch und 1' 3'' breit. Der Fürſtgraf erſcheint im Bruſtbild, reich gekleidet, baarhäuptig, mit einem gefalteten Rundkragen, einem Ordensband, an welchem ein Kleinod in Geſtalt eines Fiſches hängt, und trägt über dem Gewand eine Pelzſchaube. In der rechten Hand hält er einen Handſchuh, die linke ruht am Schwertgriff. Seitwärts zur Rechten hängt an einer Säule das hennebergiſche Wappen, und zwiſchen dieſer und dem Bildrand ſteht über dem Piedeſtal das Monogramm des Künſtlers MI nebſt zwei über einander gelegten Schneidewerkzeugen.

---

*) Illustrissimorum Ducum Saxoniae, praestantium sapientiae, virtute et rerum fortiter ac utiliter gestarum gloria heroum virii effigies etc. 1563. Excusae Wittebergae per Gabrielem Schnellboltz.

Ueber dem Bilde ſteht:

PRINCEPS D. G. GEORGIVS
ERNESTVS HENNEBERGENSIVM VLTImus, qui obijt 27. Decemb. Anni 1583. aetat. 72.

unter dem Bilde ſteht:

DVO ANAGRAMMATISMI
GEORGIVS ERNESTꝰ.
1. RE STORGE VIGENS.
2. EGREGIVS NESTOR.

und folgende Verſe, unter denen ſich der Künſtler und Autor nennt:

VEsper adest mundi Deus extra secula coeli
  Hennebergiacum corte recepit auem.
Ecce GEORGIVS hac ERNESTVS imagine surgens
  Vltimus (heu), clausit stemma genusq́; suum.
Dumq́; fuit nulli Veterum virtute secundus,
  Tantò plus in eo clausula laudis habet.
Tam bonus Irenes cultor, quàm belliger Heros
  Floruit, Astraeae tutor utrinq; vigil.
Cor niveusq́; caput populo venerabilis omni
  Imperij summus Ordinibusq́; fuit.
Quin qualis fuerit vox nominus vnica prodit:
  REq́; VIGENS STORGE, NESTOR et EGREGIVS.

Nestor amans vegeta sibi subdita pignore storge,
 Et pater et pullis mater amica suis.
Nunc vbi coelum adijt, Pullis DEVS adsere sedem
 Sub viridi ruta, sub bicolore trabe.

Sculpt. et aut. M. Joan. Mylio, Diac. Schleusingensium.

Ein zweites Bildblatt von ziemlich gleicher Höhe und Breite, wie das erſt angeführte, zeigt das Portrait unſers Holzſchneiders ſelbſt. Der Künſtler hat ſich im geiſtlichen Ornat damaliger Zeit dargeſtellt, ſeine rechte Hand hält eine Blume, die linke eine Bibel, deren Einband den gekreuzigten Jeſus zeigt, darüber die Buchſtaben M. I. M., darunter die Jahrzahl 1600. Das Portrait umgiebt zunächſt ein ovaler Schriftrand mit der Stelle aus Eſaias 40: Omnis caro foenum, et omnis gloria eius quasi flos agri, exiccatum est foenum et cecidit flos: VERBVM autem DEI NOSTRI MANET IN AETERNVM:, welcher Rand zugleich das Familienwappen, ein Mühlrad, einſchließt. Die Ecken füllen Allegoricen und Arabesken aus. Ueber dem Bilde ſteht:

EFFIGIES
REVERENDI ET DOCTIS-
SIMI VIRI D. M. JOHANNIS MYLII,
DIACONI SILVSIANI, A SE IPSO PICTA ET
SCVLPTA, ANNO S. H. M. DC. AETAT. XXXIII.

unter dem Bilde läßt ſich ein Freund, der Paſtor Mergilet aus Mühlfeld in Franken, in encomiaſtiſchen Diſtichen vernehmen. *)

---

*) Andreas Mergilet, aus Mellrichſtadt gebürtig, war ein fleißiger und guter lateiniſcher Poet. Er gab heraus: Tetrasticha Latino-Germanica ex pericopis Epistolaribus et Evangelicis, 1583. Brevia-

TAlem quisq'ʒ gerat se, qualis gaudet haberi,
Egregium nomen sobria vita parit.
Haec est ars, fieri qua quisqʒ suimet Apelles.
Postgenitis famâ notus et esse potest.
Qui tamen artificis meruit virtute tabellam,
Post seros celebris vivet et ipse rogos.
Quò tua, clare MYLI laus excellentior extat,
Pingentis calamo témet et ingenio
Lucet in effigie non pravae mentis imago,
Ingenuum solers finxit utramqʒ manus:
25. *Junij Anno* 1596.
Andreas Mergiletus. P. L. Pastor
Eccles. Mylfeld honoris ergò f.

JENAE, excudebat Tobias Steinman. Anno 1600.

Ein drittes Bild unſers Mylius iſt das Portrait ſeines Collegen, des Archidiakonus Reinhold, den es in einfacher Tracht, eine Bibel und ein Baret haltend, darſtellt. Vor ihm liegt ein Bund Schlüſſel, und daneben iſ das Zeichen des Holzſchneiders ſo erſichtlich:

M. J. M.

Um das Bildniß ſteht im Rande SOLVS DEVS PVRISSIMVS: VENERANDVS SENEX D. JOANNES REINHOLDVS DIACO: SILVSII OBIIT anno 1602. 9 Julij, aeta: 68:

---

rium sacrae scripturae. 1601. Eucharistica, Epigrammata, die er unſerm J. Mylius und dem Archi-Diakonus zu Schleuſingen, Johann Reinhold, dedicirte. Ferner Antithesis Veritatis et Papismi Catichetica distichis et scholiis additis exposita. 1603. u. A. Mergilet war ein Freund des bekannten P. Meliſſus Schedius, und hatte mit ihm die Milch einer Mutter getrunken. Meliſſus krönte ihn zum Dichter.

Darüber:

EFFIGIES
REVERENDI ET PII SE-
NIS, D. JOANNIS REINHOLDI, EC-
CLESIAE QVONDAM SCHLEVSINGENSIS
ad annos 43. Archidiaconi fidelissimi
et emeriti

Darunter:

FAustus eras Pictor, REINholde superstite vita
Autotypon Christi suauis imago dabat.
Biblica materiam praebebant scripta colorum,
Quos socia Flatus miscuit arce sacer.
Auscultatorum, tabulae quasi, corda patebant,
Instar peniculi pura loquela fuit.
Sic Christum Galatis depinxit Apostolus olim
Ante oculos, Zeli viq́ʒ animauit opus.
Nunc te pictorem pictor, ſymmystaq́ʒ Mystam
Post obitum externis gratus adumbro typis.
Jam tua Sparta fortunet in aede potitum,
Impingam Christum pectoribusq́ʒ pijs.
M. Joan. Mylius Meining. pié de-
functi Collega.

Ein angehängtes Blatt enthält noch zwei lange Epigramme auf Reinhold's Tod von demſelben Autor, ein Chronodiſtichon, den Druckort Smalcaldiae und die Jahrzahl MDCIII.

Endlich fanden wir ein viertes Blatt auf, zwar ohne Monogramm, doch auch von Mylius Hand, und in ſeiner anerkennenswerthen Technik ausgearbeitet. Daſſelbe ſtellt ebenfalls einen Geiſtlichen im damaligen wohlkleidenden Ornat, mit ſtarkem Bart, wie die andern Portraits, dar.

Die Platte iſt 5′ hoch, 3½′ breit. Engel, auf Wolken ſtehend, zwiſchen Sternen, halten Palmenzweige über das Haupt des Dargeſtellten, deſſen Angeſicht kühn, edel und dichteriſch erſcheint. Ueber dem Bilde ſteht:

Effigies Clariss. & Doctiss. viri D.
M. Wolffgangi Mülleri Rectoris quondam
in Gymnasio Hennebergico fidelissimi, optimeqꝫ promeriti etc.

M. D. XCI aetatis 48.

Darunter: Nunc in memoriam & gratitudinem Patrui & Praeceptoris sui Charissimi ex prototypo depicta et sculpta.

Nun folgt ein Lobgedicht von ſechs Diſtichen, welches unterſchrieben iſt:

A. M Joan. Müllero, Diac. Silus. 1601.

Dieß muß wohl ſtatt Müllero — Mylio heißen, da 1601 Mylius neben Reinhold Diaconus zu Schleuſingen war, oder ſollte ſich Mylius auch Müller genannt haben? Das Mühlrad im Familienwappen unter dem eignen Portrait dürfte dieſe Annahme faſt glaubhaft erſcheinen laſſen.

Dieſe vier Holſchnitte ſind in unſerm Beſitz.

Im Jahre 1606 war M. Johannes Mylius Pfarrer in dem meiningenſchen Dorfe Erdorf; ob er dort geſtorben iſt, oder noch anderweite Stellen bekleidete, iſt uns bis jetzt unbekannt geblieben.

XI.

Muthmaßlich älteſte Medaille

auf

Doctor Martin Luther.

Der in gar vielfacher Beziehung ausgezeichnete verdienſtvolle Theolog und Hiſtoriker M. Chriſtian **Juncker**, Conrektor zu Schleuſingen, giebt in ſeiner Vita D. Martini Lutheri, nummis atque iconibus illustrata, Francof. et Lips., 1699. 8., zahlreiche Abbildungen von auf Dr. Luther und die Reformation bezüglichen Münzen und Medaillen. Der fleißige Mann benutzte dazu neben ſeiner eignen, folgende Sammlungen, von denen freilich gar manche zerſtreut worden, oder in andere Hände übergegangen ſein mag, die er in der Vorrede nach dem Alphabet aufführt. Die fürſtliche Sammlung zu Arnſtadt, die des Abt Molanus, des großen Theologen S. Benedict Carpzow, die gedruckte Seidelianiſche Collection, die Sammlung des Antiſtes zu St. Sebald in Nürnberg, Mich. Dilherr, die des Buchhändler G. A. Endter daſelbſt, des Rechtsgelehrten Im. Günth. Förſter zu Naumburg, des Canonikus Joh. Gebler zu Zeitz, das herzogl. gothaiſche Münzkabinet, die Sammlung des Leipziger Stadtſyndicus Gottfr. Gräve, des Juriſten Günther daſelbſt, die Imhoff'ſche Samml. in Nürnberg, die eines Leipziger Studioſen: Gottlob von Noſtiz, des Superintenden Olearius zu Arnſtadt, des Profeſſor Dan. Omeis zu Nürnberg, des Senator Abr. Chr. Plaz zu Leipzig, des bekannten Numismatikers M. Chriſtian Schlegel, des Paſtor Seyppel zu Nürnberg, des Profeſſor Sonntag zu Altdorf, des Hiſtoriographen und Numismatikers Tenzel zu Dresden, durch dieſen das Dresdner Cabinet, die Viatiſianiſche Sammlung zu Nürnberg, die des Profeſſor ꝛc. Wagenſeil zu Altdorf, des Polyhiſtors Waldſchmid zu Frankfurt am Main und die des J. Wilh. Weber zu Naumburg — und ſo war es möglich, eine recht anſehnliche und ziemlich vollſtändige Reihe von Luthermünzen zu beſchreiben und abzubilden, welches Werk einer Ueberarbeitung und einer Fortſetzung ſehr werth wäre.

Als älteſte auf Luther geprägte Münze erſcheint bei Juncker eine Medaille von Blei, auf Tafel IV, X, aus Schlegel's Sammlung.

Man erblickt auf dem Avers Luther's zur Rechten gekehrtes Bruſtbild, das Haupt von einer Mütze bedeckt, mit der Kutte bekleidet. Umſchrift:

MARTINVS. LVTHERVS. ECCLES: WITTEN. DOCTOR.

Revers: Ein ſtarker Kranz umgiebt 8 Schriftzeilen in folgender Weiſe:

.OB.
SERVATAM . ET
RESTITVTĀ . REM.
PVBLICAM:· VINDI
CATAMQUE. LIBER
TATEM. CHRISTIA.
ANNO. M. D. XX.
.F.F.

Dieſe Münze ſcheint jedoch nicht gleichzeitig, denn es iſt auf ihr ein Werk als vollendet ausgeſprochen, das erſt im Beginn war, und an welches der eifrige Kämpfer noch gar manches Lebensjahr ſetzen mußte. Zwar ſagt Juncker in der Note d. S. 51: Hunc nummum ab ipso Luthero jussum esse excudi, persuasit in literis ad nos KL. Febr. 1698 datis Ampl. Tenzelius. Allein 1520 dachte der im Bezug auf ſeine eigne Perſon ſo beſcheidene Luther wohl noch nicht daran, wenn er überhaupt je daran dachte, auf ſich ſelbſt eine Münze prägen zu laſſen. Nun iſt uns eine andere Blei-Medaille zu Handen gekommen, welche gleichzeitig ſcheint, und deren Beſchreibung uns noch nicht in Münzbüchern vorkam. Da jedoch uns in der modernen numismatiſchen Literatur keine zahlreichen Hülfsmittel zu Gebote ſtehen, ſo könnten wir uns leichtlich irren, und die Münze kann vielleicht ſchon irgendwo beſchrieben und abgebildet ſein. Für dieſen Fall bitten wir für die Wiederholung um Nachſicht, und geben wenigſtens von der Münze eine Zeichnung von Künſtlerhand. Ihr Durchmeſſer hält 2 Zoll, 2 Linien. Luther's noch jugendliches kühnes Geſicht iſt dreiviertel en face dargeſtellt, das lockige Haar iſt von einer einfachen Mütze bedeckt, die Bekleidung iſt kuttenähnlich. Zu beiden Seiten des Kopfes ſtehen die Buchſtaben M. und L., darunter die Jahrzahl 1520, letztere jedoch nicht erhaben ausgeprägt oder vielmehr gegoſſen (die Münze iſt nur einſeitiger Abguß), ſondern eingeſchnitten, aber mit ſo kräftiger und ſicherer Hand, daß kaum ein Zweifel darüber entſtehen kann, ob dieſe Bezeichnung wohl auch gleichzeitig ſei. Gleichwohl iſt darauf nicht einmal Gewicht zu legen. Wichtiger ſcheint der Umſtand, daß das Portrait dieſer Münze nicht nur der angeführten bei Juncker zum Vorbild gedient zu haben ſcheint, ſondern auch einer andern aus der Gebleriſchen und Weberiſchen Sammlung dort auf Tafel V. unter Nr. XII abgebildeten. Dieſe (Silber) zeigt auf dem Avers ein Profilbild Luther's, ganz mit derſelben Mütze, unter der das Haar ſich aufwärts lockt — ganz mit denſelben Geſichtszügen, demſelben männlichen Ernſt, und auch das Gewand harmonirt mit dem auf unſerer Münze, nur daß die Kutte bei jenem Bilde ſichtbarer gekennzeichnet iſt, als auf unſerer Medaille. Jene trägt eine Zirkelſchrift, welche unten beginnt:

HERESIBUS. SI. DIGNUS. ERIT. LVTHERVS. IN VLLIS.
ET. CHRISTVS. DIGNVS. CRIMINIS. HVIVS. ERIT.

vor dem Kinn ſteht die Jahrzahl 1521.

Das Portrait Luther's auf dieſen Medaillen iſt ungleich kräftiger, ſprechender, charakteriſtiſcher, als die allverbreiteten nach Cranach's Bildern, dieſe letzteren ſelbſt nicht ausgenommen. Es drückt ſich eine entſchiedene Männlichkeit in demſelben aus, und wir können uns nach dieſem Bilde wohl eine richtige Vorſtellung machen von dem 37 Jahre zählenden, in aller Vollkraft ſeines Geiſtes und Weſens ſtehenden Luther, der Muth hatte, gegen eine Welt voll Teufel zu ſtreiten.

Selbſt auf dem guten, nach einem von Cranach angeblich 1523 gemalten Bilde Luther's geſtochenen Kupferſtich, der G. W. Kirchmaiers Buch: Disquisitio historica de D. MARTINI LVTHERI oris et vultus habitu heroico etc. Witteberg. Sax. A. cIↄIↄccL, voranſteht, erſcheint Luther's Phyſionomie ſchon ungleich älter, ſorgenvoller, ja gedrückter, und kaum jünger, als ihn die Bilder aus ſeinen letzten Lebensjahren darſtellen.

Es iſt eben ſo anziehend, eine Medaille auf Luther aus dem Jahre zu beſitzen, in welchem der zweite große Schritt zur Reformation, die feierliche Losſagung von der römiſchen Gewalt und die Verbrennung der päpſtlichen Bulle geſchah, als es dankbar von uns erkannt werden wird, über dieſe Medaille und deren anderweites Vorhandenſein, vielleicht in andern Metallen, belehrende Kunde zu empfangen.

Sollten Sammler Abgüſſe unſrer Medaille wünſchen, ſo könnte dieſem Wunſche wohl gewillfahrt werden.

XII.

Deutſches Schützenweſen.

I.

Ein altes Kleinod.

(Mit Abbildung auf Tafel IV.)

Es iſt nicht unbekannt, daß die Gewohnheit, mit der Armbruſt und mit Stahlbogen nach gewiſſen Zielen zu ſchießen, ſehr alt iſt; ſo ſoll Herzog Bogislaus zu Schweidnitz bereits im Jahre 1286 das erſte **Armbruſtſchießen** nach dem **Vogel** gehalten haben. Im 9. Bande der Curioſitäten von Vulpius ſteht S. 231. u. ff. über fürſtliche Prunkſchießen und Armbruſtſchützengeſellſchaften manches Leſenswerthe, zugleich mit einſchlagenden Literatur-Nachweiſungen. Der Deutſchordens-Hochmeiſter Winrich von Kimprode ordnete im Jahr 1350 in ganz Preußen Armbruſt-Vogelſchießen an. In größern und kleinern deutſchen Städten gründeten ſich Schützengeſellſchaften mit beſondern Statuten und Ordnungen und empfingen von den Fürſten mehr oder minder ausgedehnte Gerechtſame. So fanden ſich zu Nürnberg 1344, zu Augsburg 1425, zu Leipzig 1498 bereits Schützengeſellſchaften. Die gegen jene reichen Handelsſtädte ganz unbedeutende, kleine, damals würzburgiſche Stadt **Meiningen** hatte ebenfalls ſchon 1435 eine fraternitas sagittariorum, von der hernach.

Zu **Altengottern**, heute ein königl. preußiſcher Marktflecken, von etwa 350 Häuſern und 1700 Einwohnern im Langenſalzaer Kreis, ſtiftete im vierzehnten Jahrhundert der Ritter Sebaſtian von Hogen die Schützengilde, und begabte ſie mit dem Kleinod, davon wir auf Tafel IV eine Abbildung geben. Das Schild, das der jemalige Schützenkönig auf der Bruſt trägt, iſt, nebſt der Kette, von Silber; die Heiligenbilder ſind, wie auch theilweiſe die Wappen und der Pfeil, von Gold in erhabener Arbeit. Die beiden Heiligen ſind St. Sebaſtian (der Schützenpatron) und St. Martin. Das obere Wappen iſt das der thüringiſchen Adelsfamilie von Hagen, im getheilten Felde links eine goldne Tuchſcheere auf blauem Grunde, rechts zwei (eigentlich drei) ſchwarze Querbalken im goldnen Feld. Es ſoll dieſes das Wappen der alten Herren von Gottern ſein, die mit Ritter Eccard von Gottern um 1350 ausſtarben. Das untere Schild zeigt das Wappen der Herren von Hopfgarten. Eigentlich müßte das Schild ſilbern und die Gabeln golden ſein.

Wir werden ſpäter noch andere Schützen-Kleinode, welche neben dem alterthümlichen auch einigen Kunſtwerth haben, in treuen Abbildungen wiedergeben. Die vorliegende danken wir der gütigen Mittheilung des Herrn Rechtsconſulenten Ritter Müller von Raueneck zu Schleuſingen.

2.

Geiſtlicher Brief an die Schützenbrüderſchaft zu Meiningen, von 1435.

Nachfolgende Urkunde wird auf dem Rathhaus zu Meiningen im Original aufbewahrt. Sie deutet unleugbar darauf hin, daß 1435 bereits eine Schützengeſellſchaft in dieſer Stadt beſtand, welche mit dem geiſtlichen Orden der Franziskaner in einer gewiſſen Verbindung geſtanden zu haben ſcheint. Es ließen ſich bisweilen die angeſehenſten Män-

ner, ſelbſt Fürſten, wie der bigotte vorletzte Fürſtgraf von
Henneberg, Wilhelm, in die Gemeinſchaft der Gebete und
guten Werke von Klöſtern und Mönchsorden aufnehmen
(fratres adscripti) und erhielten dadurch einflußreiche Ver-
bindungen. Ja, die Franziskaner und die mit dieſen in
Verbindung ſtehenden Orden der heil. Clara hatten einen
dritten Ordensgrad: fratres ordinis tertii, für Laien, die dem
Familienleben nicht entſagten, und ſo konnten ſie mithin in
ihren Kreis Andere aufnehmen. Die Meininger fraternitas
agittariorum ſuchte wohl nach der Zeitſitte für ihre Ver-
bindung eine Gemeinſchaft mit einem Orden auf die oben
ngegebene Weiſe, und da in ihrer Stadt ein Franziskaner-
Kloſter war, ſo wendete man ſich natürlich zunächſt an die-
es. Höchſt wahrſcheinlich gehörte das daſige Kloſter zu
em Sprengel, der nach der Urkunde ſein Provinzialkapi-
l zu Lüneburg hielt, wo daher auch das Anſuchen erledigt
ard. Daher wird die fraternitas aufgenommen in die par-
ipatio missarum, vigiliarum, orationum, jejuniorum, casti-
tionum et omnium bonorum operum*) des Ordens des heil.
anziskus und der heil. Clara, und die Mitglieder ſollten
 ihrem Tode ſich derſelben defunctorum suffragia zu ge-
ßen haben, die den eigentlichen Ordensmitgliedern zu
eil wurden. Ueberhaupt lag es wohl im Geiſte jener Zeit,
 alle Vereine (Zünfte) und dergleichen geneigt waren,
 als geſonderte, religiöſe Verbrüderungen anzuſehen, und
 gemeinſamen Religionsübungen nicht minder mit einander
zugeben, wie gemeinſamen Vergnügen. Das zerbrochene
gel läßt nur noch einen Theil des Schriftrandes mit den
rten: provincie Saxonie erkennen.

Theilhaftigkeit (Gemeinſchaft) der Meſſen, Vigilien, Fürbitten, Fa-
ſten, Kaſteiungen und aller guten Werke.

In Jesu Xpô devotis, Johi Jeger, Jacobo Rabyn, Hertnydo Blesemã. Nicolao Forster, Conrado Cañengheter, Conrado Jochser, Niclõ. Schucen, Matthie Sifrid, Johi Verber, Bertholdo Beder, Johi Smet, Johi Gyer juniori, Henrico Forster, Conrado Snider, Bertholdo Jochser, Henrico Remsnyder, cunctisque presentibus et futuris de fraternitate Sagittariorum civitatis opidi Meyningens. frater Mathias Sacre theol. professor, et fratrum minorum provincie Saxonie minister et servus salutem et gratie incrementa sempiterna piis vestris petitionibus, cum ad salutem anime pertineat inclinatus devotionemque quam ad ordinem Sti patris nostri Francisci geritis in Domino commendaris, ac vicissitudinibus salutaribus recompensare desiderans auctoritate reverendissimi patris nostri, ministri generalis mihi in hac pte (parte) specialiter concessa, vos et conthorales liberosque vestros ad nostre religionis suffragia in vita recipio pariter et in morte. Concedens vobis presentis tenore plenam participationem missarum, vigiliarum, orationum, jejuniorum, castigationum ac omnium bonorum operum, quae per fratres nostri ordinis et sororis ste Clare per totum orbem in bis mille, centum octoginta sex monasteriis domino digne famulantes operari dignabitur clementia salvatoris. Adjiciens de gratia speciali, quod cum obitus vestri nostris generali ac provinciali capitulis fuerint nunciati, pro vobis eadem ordinabuntur defunctorum suffragia, quae pro fratribus nostri ordinis et ordini peculiaribus ibidem recommendatis consueverunt ordinari.

Datum Luneborg, tempore nostri provincialis capituli in festo visitationis Marie virginis, anno Dni Mo CCCCo XXXVo ibidem celebrati. Officii mei subsigno presentibus appenso.

3.

Ein Schützenbrief der Stadt Volkach in Franken
1523.

Der nachfolgende Schützenbrief der Stadt Volkach befindet ſich mit mehrern andern in der Sammlung des hennebergiſchen alterthumsforſchenden Vereins zu Meiningen; er iſt mit gothiſchen Lettern auf einem Viertelsbogen gedruckt und füllt nicht ganz 17 Zeilen. Oefters waren dieſe Briefe ungleich ausgedehnter. Der Anfangsbuchſtabe iſt ein in Holz geſchnittenes, ſehr mit Zügen verziertes D. Das unter dem Text gedruckte Siegel iſt abgeſprungen.

DEn Erſamen vnd weiſen Burgermeiſtern vnd Rath zu   *) vnd gemeynen ſchutzen ſchutzenmeiſtern vnd ſchiſzgeſellen der handtbuchſen daſelbſt, vnſern bſunder gutten freinden Entbieten Wir Schultehs Burgermeiſtere vnd raht der Stat Volckach auch Schoßmeiſter ſchutzenmeiſtere vnd ſchiſzgeſellen der handt Buchſen all hie, vnnſer freuntlich Willig dinſt zuuor bſundere gutte freunde Nachdem Wir ſyuor ein ſchiſſen mit der hantbuchſen vmb das Landtcleinat, ausgeſchriben vnnd das geſellen nachſchiſſen als vmb den Ochſen bey vns noch nit zu ennde bracht Solichs vff vnterhandlung hernach zu Gochſzheym vnnd vnſer zuſchreiben ſchutzenmeiſtern vnnd ſchiſzgeſellen byuor gein munerſtat beſchehen, zuvolpringen Iſt an euch vnſer freuntlich begern vnnd Bitt ir Wollet ewer ſchutzenmeiſter ſchutzen vn̄d ſchißgeſellenn zu volendung ditzis ſchiſſens zu vnns gutlich veruertigenn, das die ſelben vff den anndern pfingſtagk zunacht bey vnns alhie zu Statuolckach in der herberig ſeinn Vnnd des an̄dern darnach vmb zwolff hora, an enden da vor ſolichs ſchiſſen geweſt zu ſchiſſen anfahen, nach laut vnſers byvor gethanen außſchreibens zu Welchem Schiſſen wir euch zu dem bedeckten ochſen, noch zehen guldin vnd zwen Eymer Weynns frey beuor gebenn Wollenn, die vnter euch nach rath der ſchoßmeiſter vnd ſchißgeſellen, außzutheiln So haben Wir bey dem hochwirdigen Furſten vnd hernn vnſerm gnedigen hern von Wurtzpurgk, geleidt zu ſolichem ſchiſſenn, Wie vor geſchehenn außbracht, Wolten wir euch nitt verhalten, vm euch in gleichem vnnd groſſerm gan̄tz freuntlich verdienen Geben vnnter der Stat Volckach gemeinem auffgedrucktem Inſigel Am montag nach miā (Miſericordia) dn̄i Anno ꝛc. XXIIj.

---

*) Hier iſt in dieſen Briefen Raum gelaſſen für den Namen der Stadt, wohin ſie geſandt wurden.

4.

Ein Schützenbrief der Stadt Meiningen. 1579.

So gut Meiningen Einladungsbriefe auswärtiger Städte, wie Volkach, Ochſenfurt, Schleuſingen, Neuſtadt an der Saale ꝛc. empfing, ebenſo entſandte es auch welche an auswärtige Verbundene und Freunde. Der, welchen wir hier folgen laſſen, bietet manches Anziehende im Bezug auf Brauch und Sitte jener Zeit dar, enthält zugleich die

Schützenordnung, und giebt über alles Nöthige genügende Auskunft. Der Brief iſt auf einen kleinen Bogen gedruckt, und füllt beinahe 50 lange Zeilen, jede zu circa 43 Silben. Was hier mit geſperrter Schrift geſetzt iſt, iſt im Original mit der Feder unterſtrichen.

Wer irgend jemals perſönlichen Antheil an den in unſerm Thüringen noch immer in hohem Flor befindlichen Schützenfeſten nahm, der wird auch dieſen und ähnlichen für ſpätere Bände vorbehaltenen Mittheilungen aus dem Schützenweſen der Vorzeit jenen nicht verſagen.

ALlen vnnd jeden Schützenmeiſtern vnnd Schieſsgeſellen der Hand oder Zielpüchſen zu Entpieten wir Schultheis, Burgermeiſter vnd Rhat, auch Schützenmeiſter vñ Schießgeſellen zu Meyningen, in der Fürſtlichen Graueſchafft Hennenberg gelegen, vnſer freundliche vnd gantz willige dienſte jederzeit zuuorn, Vnd fügen euch Freundlicher wolmeinung zu wiſſen: Nach dem weyland der Ehrſame Jörg Eberdt, vnſer geweſener Mitbürger vnd Schieſsgeſell ſeliger, in dem Jhar, als man der weniger zale 68. geſchrieben, des Stiffts Würtzburg Landkleinodt, welches nicht allein denen Schützenmeiſtern vnd Schieſsgeſellen, ſo des Stiffts Vnterthane, ſondern auch andern des Stiffts benachbarten, welche Stedte, Dörffer vnd Flecken, in einem ſondern Regiſter einuerleibt, zu gutem, damit freundliche Nachtbarſchaft vnd vbliche gute Geſellſchafft erhalten, aus gnaden vergönnet vnnd zugelaſſen worden, zur Newſtadt vnter Saltzburg gelegen, gewonnen, vnd daſſelbige, wie ſich gebüret, zu Meyningen obgemeldt vberantwortet. Wiewol wir nun ermeltes Landkleinodt vorlangeſt widerumb zu beſſern vnd auffzuwerffen geſinnet geweſen, So hat doch ſolches von wegen der geſchwinden thewren zeit, vnd anderer guten ehehafft vnd ſachen halben, nicht ſein noch furgenommen werden können. Dieweil dann mittler weile der Allmechtige Gott ſeine milde hand auffgethan, alſo, das Wein vnd Brod gut kauffs vnd wol zu bekommen, auch ſonſten Gott lob guter fried in dieſen Landen: Als haben wir bey dem Durchleuchtigen Hochgebornen Fürſten vnd Herrn, Herrn Georg Ernſten, Grauen vnd Herrn zu Hennenberg, vnſerm gnädigen Fürſten vnd Herrn, vnterthenig angeſucht vnd gebeten, das ſeine F. G. ſolche nachtbarliche Geſellſchafft, inmaſſen die oben erzelet, aus gnaden widerumb erlauben wolten, welches ſein F. G. aus ſondern gnaden vergönnet vnd zugelaſſen. Demnach wir ſolche kurtzweil vnd Geſellenſchießen vff den nechſten Sontag nach Egidij, welches der 6. Monatstag Septembris ſchierſten, dieſes jetztregierenden 79. Jars, vermittelſt Göttlicher gnaden, anzufahen vnd zu halten furgenommen, Alſo, das ein jeder Schütz oder Schieſsgeſell auff den Abend zuuor ankom̄en, oder bemelten Sontags vmb zehen vhr vor mittage, auff gelegenem Schieſsplatz albie zu Meyningen erſcheinen, damit die Neuner geordnet, vnd das Schieſſen gefördert vnd angefangen werde. Welcher aber ſolches verſeumet, vnd nicht, wie gehört, erſcheinet, der oder die jenigen ſollen nachmals nicht zugelaſſen werden. Vnd ob ſich ſpaltung oder jrrung ſchieſſens halben zutrüge, ſollen die verordnete Neun perſon, als aus den Frembdden fünffe, aus den vnſern zwo, beyneben zweyen Rhatsperſonen, daſſelbige, wie ſchieſſens recht vnd gewonheit iſt, zu entſcheiden macht haben, vff welcher entſcheid es auch bleiben ſol.

Vnd Erſtlich vmb das Landkleinot, ſol in zwo vnuerſehrte ſchwebende Scheiben, die beyde vom zweck oder nagel vff alle ort fünff vierteil Meyninger Stadtmaſs ſein, geſchehen zwen Schüſs, welche funfftzig Gerten, vnd jede Gerten dreyzehen gemeiner Schuch lang, von der zielſtadt hangen. So ſichs dann begebe, das darumben zu gleichen von nöten ſein würde, ſollen dieſelben Gleichſchüſſe in einen Rolter geſchehen. Das Einlegen darein, vnd wie hoch das ſein, ſol bey den Neunern ſtehen, laut vnd inhalt der darüber ausgangner hauptverſchreibung. So dann das Landkleinot abgeſchoſſen, wollen wir darnach ein Geſellig nachſchieſſen, mit der Hand oder Zielpüchſen, in vier vnuerſehrte ſchwebende Scheiben, welche auch vom zweck oder nagel vff alle ort fünff vierteil Meyninger Stadtmaſs ſein, zwey vnd funfftzig Gerten, jede Gerten dreyzehen gemeyner Schuch von der Zielſtadt zu ſchieſſen, anheben vnd fürnemen, Zu demſelbigen wir Schultheis, Burgermeiſter vnd Rhat der Stadt Meyningen, dreiſsig gute vnuerſchlagene gantze Thalergroſchen frey zuuor geben wollen, das dann der beſte Gewin ſein vnd bleiben ſoll, vnd ein jeder Schütz oder Schieſsgeſell anderthalben Gülden einlegen, vnd die Gewin nach dero darzu verordneten Neunern, Schützen vnd Schieſsgeſellen rhat, gemacht werden. Zu dieſem freundlichen Geſellen vnd Nachſchieſſen, ſollen nicht allein die jenigen, ſo vmb das

Landkleinot zu ſchieſſen haben, ſondern auch alle andern benachbarten Schützen vñ Schieſsgeſellen zugelaſſen, vnd keiner ausgeſchloſſen ſein. Denſelbigen tag ſol man ſo viel Schüſs volbringen, als müglich iſt, Die nachfolgende tage aber ſol man morgends früe vmb ſieben vhr zu ſchieſſen anfahen, vnd ohngefehrlich vff den abend vmb fünff vhr auffhören. Vnd welcher Schütz durch der Scheiben eine ſcheuſt, vnd nicht prellet, jn jrre denn eyſen, negel oder aſt, der ſol den ſchuſs haben. Es ſol auch ein jeder Handpüchſenſchütz oder Schieſsgeſell auffrecht, mit freyen ſchwebenden Armen, abgetrennten Wammesermeln, ohne Riemen, Schnür, rauchſpannen, vnd vornen auff der Püchſen ein ſchlechts rundes abſehen *), vnd das die Püchſe hinten die Achſeln nicht berüre, (!) noch vff einen ſchuſs zwo, vnd keine gefiederte, auch keine geſchwenzte Kugeln ſchieſſen. Es werden auch keine krum̄e oder gleich gereiffte, gewundene, holnätige Rhor zugelaſſen, ſondern alle gefahr ausgeſchloſſen. Welche aber ſolches vberfähren, die ſollen nicht allein jhres Schuſſes vnd Schieſsgezeugs verfallen ſein, ſondern auch nach erkentnis der Neuner geſtraffet werden **). So ſichs dann begebe, das einem oder mehr Schützen in dem verordneten Stande die Püchſen verſagte, ſollen ſie dieſelben nicht auſſerhalb, ſondern in ſolchem Stande abſchieſſen, damit der Schuſs volnzogen werde. Vnd ob einem oder mehr ſolches, wann angeſchlagen were/ zu dreyen malen begegnete/ ſie hetten fewer oder nicht, ſollen ſie dieſelbigen Schůſs ohne weygerung verloren haben. Die Schützenmeiſter vnd Schieſsgeſellen ſollen auch nach gemachtem loſs acht haben, das ſie demſelben im ſchieſſen wircklich nachgeleben, vnd nicht einer für den andern ſchreiten.

---

*) Viſir.

**) Am Rand iſt ſchriftlich bemerkt: Die Buchſen ſollen in ſtucken zerſchlagen werden.

Weitters, ſollen die Schieſsgeſellen auch jre Püchſen/ ehe denn ſie in Schieſsſtandt tretten/ einreumen/ damit die Schützen nicht geſeumet/ vnd das Schieſſen deſto förderlicher volbracht werde. Welche ſolche puncten vberfahren, ſollen jre Schůſſe gethan haben, vnd nicht weitters zugelaſſen werden. Es ſol auch kein Schütz mit einer Wehr oder Dolchen in Schieſsſtandt tretten/ bey verlierung deſſelbigen Schuſſes. Jn ſolchem Schieſſen wird man thun Sechzehen ſchůſs, vnd nicht mehr: Welcher alſo die meiſten Schůſs erreichen wird, dem ſol der beſte Gewin, vnd volgends nacheinander, wie man troffen hat, die andern gemachten Gewin vberantwortet werden. Doch ſol ein jeder Schütz vnnd Schieſsgeſell, der einen Gewin erreichet, von jedem Gülden einen groſchen oder zwölff alte pfenning geben, dauon die geſchworne Schreiber, Zieler vnd andere, zu belohnen. Wir wollen auch eine Goldkronen zum Ritterſchuſs beuor geben, ſolcher geſtalt: Welcher keinen Gewin im ſchieſſen erhalten, der oder die jenigen ſollen in eine vnuerſehrte Scheiben in vorigem Schieſsſtande ſchieſſen, Welcher als denn den nechſten bey dem nagel erhelt, dem ſol ſolche Kronen zugeſtellt werden. Zu ſolchem Ritterſchuſs einzulegen, ſol den Neunern heimgeſtellt werden. Es ſol auch ein Kugelplatz, neben anderen kurtz weile in Silbernkleinot, Zienwerg*) vnd anderm, angerichtet befunden, vnd darneben jedem Schützen vmb zimlich geldt Herbrig beſtellet werden. Vnd haben demnach von hochermeltem vnſerm gnedigen Fürſten vnd Herrn von Hennenberg erlanget, das den jenigen, ſo ſchieſſens wegen hieher kommen, frey geleit vnd ſicherheit gegeben iſt: Jedoch die jenigen, ſo in Röm. Key. Mai. vnd des Heiligen Reichs Acht, vnd alſo denuncierte Friedbrecher vnd Echter, vnd auch dieſe, ſo ſonſten in hochgedachtes vnſers gnedigen F. vnd H. von Hennenbergs Acht, Bann, vn̄ als abgeſagte Feinde ſein, im vrtheil ſtehen, oder denen die Herrſchafft Hennenberg verbotten iſt, ausgeſchloſſen. So aber einiger Geleitsbruch geſchehe, das ſol vnſerm G. F. vnd H. von Hennenberg zu ſtraffen vorbehalten ſein. Demnach an euch vnſer freundlich bitten vnd geſinnen, vns ſolches freundlich vnd nachtbarlich Schieſſen vnd kürtzweile anfahen vnd vollenden helffen, Das wollen wir gantz freundlich vnd dienſtlich vmb euch, in deme vnd anderm, zuuerdienen geneigt, willig vnd gefliſſen ſein. Des zu Vhrkundt haben wir obbeſchriebene Schultheis, Burgermeiſter vnd Rhat, vnſer vnd gemeiner Stadt Meyningen Secret Inſiegel, ende dieſer Schrifft, aufdrucken laſſen. Geben den 18. Julij, Anno Domini 1579.

---

*) Zinnwerk, wahrſcheinlich zum Behuf eines Glücksſpiels.

XIII.

Freiſinniger
Brief einiger Ritter
an den Papſt.

Die nachfolgende Zuſchrift dreier pfälziſcher Ritter an Papſt Alexander VI. liefert einen neuen Beweis, wie weit die Anmaßung des römiſchen Stuhles kurz vor der Reformation ging. Die Unterſchriebenen, welche gewiß unzählige Schickſalsgenoſſen hatten, waren zweifelsohne durch irgend ein Inquiſitionstribunal verdächtigt, und ſollten ſich nun durch perſönliches Erſcheinen in Rom von dem Verdacht der Ketzerei reinigen oder im Weigerungsfall die für jene, wie für jede Zeit ungeheure Summe von zweitauſend Dukaten an den päpſtlichen Fiscal erlegen.

Die Ritter fühlen ſich durch dieſes Anſinnen hoch beſchwert, und tragen in einer ruhigen, ehrerbietigen, und auf dem Recht fußenden Sprache ihre Beſchwerde darüber vor, daß man ſie vor einen ſo fern gelegenen Richterſtuhl ziehen wolle und ſie nicht vor ihrem unmittelbaren Richter belangen laſſe. Sie behaupten ihre Rechtgläubigkeit als Vaſallen eines ehr- und tugendliebenden gottesfürchtigen Fürſten, und legen ein äußerſt freimüthiges Glaubensbekenntniß ab, welches freilich, wenn es, was wir nicht wiſſen, wirklich in die Hände des damaligen Oberhauptes der Chriſtenheit gelangt ſein ſollte, nichts weniger, als hohes Wohlgefallen erregt haben dürfte. Sie entwerfen mit wenigen, aber kräftigen und markirten Zügen das Bild eines würdigen und eines unwürdigen Papſtes, ſchildern das Leben der damaligen Geiſtlichkeit mit der einfachen Sprache der Wahrheit, und ſchließen mit der richtigen Aeußerung, daß, wenn ſie auch den Geiz des päpſtlichen Fiscals erfüllen möchten, ſie deshalb doch nicht für beſſere Chriſten gehalten werden würden.

Auf die uns vorliegende gleichzeitige Copie dieſes Briefes hat eine andere gleichzeitige Hand bemerkt: Dieß ſchreiben iſt ſchon halb Luteriſch. Es ward geſchrieben im Todesjahr des Hieronymus Savonarola 1499.

Vnnſerm aller Heiligſten vatter und Hern Hern Alexandro von gots furſichtigkeit, Babſt, Nach euwr Heiligkeit fueß demutigem kuß. Aller Heiligſter vatter vnns Iſt Zu kommen ganntz betrübt vnd erſchrecklich potſchafft von der wir verſtanden, das wir von euwr Heiligkeit fiſchall[1]), genn Roma geladen, Bey Zwey tauſent Ducaten In eigner perſon vor dem Camer Richter erſcheinen ſollen Zu beweyſen das wir etlichen voll brieff gehorſam ſein geweſen vnd das wir Criſten ſein wo das nit, ſolten wir Als ketzer vnd vnglaubige verkundigt werden Das wir vns groß beſchwern, das wir ſo ferren In eignen perſonen geladen So man vnns anheym vor geordenten Richtern, den wir im mittell[2]) vnderworffen, fuglicherweyſe, beclagt wurden, wir ſein der Romiſchen Zungen vnuerſtendig haben der bucher nit Sundern Newterey gelernet Auff das wir aber vnnſer guts gerucht Auch euwr Heiligkeit fiſchall nicht verachten Bitten vnd Hoffen wir vnns ſolle diß vnnſer vnge Zirte ſchrifft die weyl wir Zu Ziehen gen Roma vngeſchickt genugſamlich entſchuldigen, Euwr Heiligkeit Zweyffel daran nit, wir ſind Criſtenlewt haben gantz keinen Irthum In dem Heiligen glauben Als die Ihenigen, die von criſtlichen eldtern vnd vor Eltern ge-

---

1) Fiſcal, 2) unmittelbar.

born, der Heiligen kirche Sacramenten entpfangen vnder criſtgleubigen gelept erzogen vnd den criſtenglauben gelernt, halten dennen nicht anderſt dan was wir von den gelarten verſtendigen geiſtlichen vnd werltlichen prieſtern teglich horen vnd lernen Wir ſind auch mit dinſt verwandt Einem criſtlichen loblichen furſten der den almechtigen gott ver Eret meret Sein dinſt gotzheußer vnd kirchen zieret, gots gebot Sein Wort fleiſſig horet, prieſterſchafft der Heiligen kirchen gros eret, liebt gerechtigkeit fleugt alle thyranisch vbung alle laſter haſſet. Eebruch mit worten mit werken mit vnuerſchemten geſicht alle Zeit gemitten hat, deß glaub ſo groß ſo beſtendig iſt, das er kein vnglauben keinen vnbeſtendigen Im glauben An ſeinem palaſt Oder an ſeinen dinſt leidt Noch helt, Doch das euwr Heiligkeit beſcheidenliche vernem. Was wir von Criſtenglauben halten, So bekeñen wir erſtlich, das wir ſind vnderthenige kinder der Heiligen kirchen vnd glauben An einen got Vatter ſun vnd den Heiligen geiſt. das der 1) menſch geborn gelitten vnd wider auff erſtanden ſey, von dem alle menſchen zukünfftig auffersteen werden, Wir glauben auch eine kirche vnd einen Römiſchen ſtull dartzu ein yeder criſtglaubige doch nicht freuelich 2) nicht durchverkerlich Hilff noch furderung Sunder auffrichtig erwelung Recht künnen ſoll, der auch ſolche hohe wirde durch ſein boß Sitten vnd exempell ſein vnleben nit befleckt Die ſchefflein mit xp̃us blut erloſt Nit ergert Derſelb Iſt ein Vatter vnd ein Richter aller ding dem Wir ſollen alle gehorſam pflegenn der da hat gewalt volkomenlich Zu

---

1) nämlich Gott. 2) frevelich.

pinden vnd Zu entpinden Doch das der ſchlůſſel nit Irr[1]), Wir glauben das der allmechtig got ein Rechter Richter ſei der mit ewigem fewwer ſtraffen wurdt alle ſchwere boſtheit, mortt geiſtlich Raub, Hoffart Unkeuſchheit, eytelkeit geiſtlicher gůter mißbrauchung, geiſtlicher Wucher vnd alle vnziemlich ſundlich werk davon criſtlicher glaub geringert die criſtgleubigen geſchenndt werden Das glauben wir alles mit veſtem beſtendigen glauben Auch alles das die Heilig criſtenlich kirche die das gmein concilium bedeut aufſetzt und beſchleußt, Bitten vndertheniglich und flehenn das euwr Heiligkeit dem fiſchall gebiet ſtill zu ſten vnd ſein furnemen ab ſtell, den ob wir auch ſeinen geytz erfüllen mochten, Wurden wir derhalben nit deſter peſſer criſten gehalten Euwr Heiligkeit ſey Ingedechtig[2]) des troſtlichen Worts criſti des ſtat Ir halt auff erden[3]) da er ſpricht Barmhertzigkeit will Ich haben nit das opffer. derſelben ewr Heiligkeit Zu gutem Regiment ſeiner kirchen vorbehalt In lanngem geſunt Datl. heidelberg vmb Sandt Margrethentag Im Neuwnund Neuntzigſtl. Jare

Han̄s vom Trat Ritter
Hanns morßheim } Rewtter oder
Heintz bock } Edelknecht

---

[1]) doch daß der Schlüſſel nicht irre, [2]) eingedenk, [3]) des Statthalter Ihr auf Erden ſeid.

XIV.

Reformatoriſcher Verſuch

in Schmalkalden

durch den nachmaligen Wirth Dr. M. Luther's,
Balthaſer Wilhelm daſelbſt.

Es iſt bekannt, daß während des Fürſtentages 1537 in Schmalkalden, dem Luther perſönlich beiwohnte, dieſer ſein Quartier bei dem damaligen hennebergiſchen Rentmeiſter Balthaſer Wilhelm im jetzt Kaufmann Sanner'ſchen Hauſe hatte, welches der Reformator gefährlich krank verließ. Lange zuvor, ehe Balthaſer Wilhelm Rentmeiſter wurde, war er ein einfacher Bürger Schmalkaldens, und zog ſich durch einige abweichende Anſichten in Religionsſachen Verfolgung von Seiten der Pfaffheit und Verdruß von ſeinem Landesherrn zu. Er beſchuldigte nämlich im Jahr 1525 den damaligen Pfarrherrn und den Prior des Auguſtinerordens der Irrlehre, und ſetzte vier Artikel auf, die nach ſeiner Meinung dem Wort der Schrift ſchnurſtracks entgegenliefen, ſchrieb ſeine corrigirende Anſicht darunter, und theilte ſie ihnen und andern mündlich und ſchriftlich mit. Es konnte nicht fehlen, daß dieß kecke Unterfangen eines Einzelnen die beleidigte Geiſtlichkeit zur Rache entflammte. Balthaſer Wilhelm wurde beim hennebergiſchen Rentmeiſter, welcher damals das Amt eines Richters verſehen zu haben ſcheint, und beim Stadtrath verklagt. Er erbot ſich, ſeine Sätze zu vertheidigen, man ſcheint ihm aber kein Gehör gegeben, vielmehr ihn ohne Verantwortung zur Strafe gezogen zu haben. Der Bedrängte wandte ſich nun, Hülfe und Schutz ſuchend, vertrauend an ſeinen Landesherrn, und bat in ſeiner Sache um eine unparteiiſche Unterſuchung. Seinem Schreiben, das hier folgt, doch undatirt iſt, fügte er ſeine Controversartikel bei.

Hochgepornner Fürſt vnd her ewern f. g. ſein Zuvor Mein vnderthenig vnd gantzwillige dienſt alzeit bereit gnediger her vnd fürſt, Ich gib e. f. g. vndertheniglich Zuerkennen, Wie der itzige pfarher vnd der prior Auguſtinerordens die Chriſtliche gemein Zu Schmalkalden mit vngegrunter lere beſchweren, Derhalb Ich diweyl mir der Almechtig die gnade vnd verſtand verliehen daſſelbig vor etlichen widderret vnd mich auch vß gotlicher Evangeliſch ſchrifft gegen Inen vmb gottes willen ſchrifftlich oder muntlich daß Zubeweren erbotten, Derohalb ich dan diſſe Vier Artickel Irer lere entgegen. welche e. f. g. Hier Innen ſchriftlichen eingelegt finden, gehalten habe, vnd dem Rathe daſelbſt hart verklagt, Daruff mir doch daſſelbig, vff mein beger zuveranthworten nicht vergonnet wardt vnd wiewoll ich mich zuvor mit gottes hilff vor dem Erſamen Rathe daſelbſt veranthwortet, vnd meyn thun vberweiſt, vnd bewert. daß man doch verachtet gehapt. Vnd Ich villeicht Auch itzo deſto ferer beweldigt wurde, angeſehen, daß die gewaltigen mit obgemelten vngegrunten lerern halten. Demnach mein vnderthenig bit, e. f. g. wollen mich gnediglich hanthaben ſchutzen, vnd ſchirmen. weß ich fuge. vnd recht habe. Vnd daß kein gewalt von e. f. g. Rentmeiſter an mich gelegt werde. Dan Ich mag leiden. wer zu mir zuclagen het. dem wolt Ich vor angezeigten Rathe vnd beden meiner g. h. Schultheiſſen anthworten, vnd waß alſo vber mich geclagt würde. Daß daſſelbig durch den Statſchreiber uff gezeigt werde. Vnd dergleichen mein anthwort. Vff daß daſſelb für e. f. g. Rethe kommen vnd beſichtiget werden mecht. Wo alsdan etwaß mangels an mir befunden würde. wil Ich leiden darumb waß pillich erkant. vnd mich gutlich durch gotlich wort darum abweißen laßen. Derhalb e. f. g. gnedig anthwort wartendt

E. F. G.

Vnderthheniger Balthaßar Wilhelm Burger
zu Schmalkaldē.*)

Der ehrſt artickel vnnſer prediger

Sie predigen. Chriſtus vnſer her hab vnß nicht alle erloßet, mir dorffen vnß auch nicht darauff verlaſſen Sondern nur vnßer viel.

Darwider ſetze Jch dieſen erſten artickel

Chriſtus vnßer her hat nicht allein vor vnß ſonder auch vor der gantzen Welt ſünde gelitten. Daß iſt ſo warhaftig welcher Mensch daſſelb nit gewißlich. vnd beſtendiglich, als er dan zuthun ſchuldig iſt, gleupt der kan auch nit ſelig werden.

Der ander artickel vnßer prediger

Man ſol wie von Althers her in Lateiniſcher ſprach teuffen ſie dorffens auch nicht anderſt thun. Dan es ſej Jnen von beden Vnßern gnedigen Herrn gewaltigen verpotten.

Darwieder ſetz Jch dieſen andern artickel

Daß man möge vnd ſol in bekanter verſtentlicher. oder teutſcher ſprache bej vnß teuffen. iſt nicht allein Chriſtlich ſonder auch nöttig.

Der drit artickel vnſer prediger

Man ſol, wie bißher geſcheen, daß Sacrament nicht als Rechte prieſter vnther beder geſtalt empfan, vnd darzu nicht anderſtwo

---

*) Das kleine Wachsſiegel zeigt über einem Schildlein, darin dieſes Zeichen , zwiſchen zwei Sternen die Buchſtaben B. W. (Vergleiche d. folgenden Artikel.)

Darwider ſetz Jch dieſen drittenn Artickell

Daß man vnchriſtlich. vnd vnpillich. denen die die Wahrheit erkent haben. vnd feſt glauben. vff Jr Chriſtlich bit. daß Teſtament Chriſti Jn beder geſtalt verſagt. vnd fürhelt.

Der Viert Artickel vnſer prediger

Man ſol, als die gewohnheit geweßen Vigilien. ſeelmeß, vnd dergleichen halten laſſen. Wollen auch Zuvor eher man Jemants begrept, deß Gelds darvor gewiß ſein.

Darwidder ſetz Jch dieſen vierten artickel

Daß alle erdichte gots Dienſte. davon got nichts gepotten noch befolen. als fürnemlich. Vigilien ſeelmeß. vnd Dergleichen nicht allein vnnutze, vnd vergeplichen, Sonder auch widder got vnd ſein heiliges Wort, vnd derhalb zuvermiden ſein.

Allein der offene Freimuth des Bürgers fand weder die gehoffte Billigung, noch den nachgeſuchten Schutz, denn Fürſtgraf Wilhelm von Henneberg war über alle Maßen bigott, u. jeder Neuerung in Religionsſachen durchaus abgeneigt, daher erfolgte ſtatt des von Balthaſer Wilhelm mit der Zuverſicht, die ſeine Ueberzeugung ihm verlieh, erwarteten Schutzbrieſes ein ernſter Verweis, worin ſein Thun eine aufrühreriſche Handlung genannt und er zur Ruhe verwieſen wurde. Es war ohnedieß eine unruhvolle Zeit, und der Bauernaufruhr in vollen Flammen; drei Wochen nach dem Erlaß an Wilhelm ſah ſich der Fürſtgraf gezwungen, mit den Bauern den Bund chriſtlicher Brüderſchaft einzugehen.

W. g. g. W.*)

Lieber getrewer du haſt vns itzo geſchriben ettliche artikell ſo du den geiſtlichen vnd predigern zu Smalkalden zu widerſprechen vermeinſt bittende, daß wir dich gegen Innen ſchützen vnd hanthaben. Ferners Inhalts Hant Wir verleſen vnd wundern vns nicht wenig, dich auſſerhalb Bevehell der oberchait in ſollich geferthe vnd vffrurichſche Handelunge zu begeben Auch vns vnd den Rath zu Smalkalden dahin zu bewegen, dir Zuhalt zu thun u. Dem Nach an dich vnſer ernſtliche meynunge du wolleſt noch zur Zeit prediger prediger ſein laſſen, dich umb nichts annemen. In ire predigen nicht reden es geſchee dan von der oberchait vnd den ſtenden des Heiligen Reichs ein ſolliche Vereynigunge. Ob auch du Fug haben magſt, Dich der ende mit Jemande in diſputatian zu begeben, wurdeſt du aber darvber deines eignen willens geloben, Vnſerm Herrn vnd Ohemen dem landgraven, vnd vns darumb Zank vnd vffrure zu bewegen das wurden wir dir Vnſers teils nicht gut ſein dar vor wir dich hie mit wollen gewarnett haben. Datum Sleuſingen am palmtage a° xc xxv (1525).

Vnſerm lieben getrewen Balthaſer Wilhelmen
Burger zu Smalkalden

Die Weiterſchritte der Reformation änderten jedoch auch in Schmalkalden allmählich Lehre und Meinung, vielleicht fand auch der wackre Wilhelm Schutz bei ſeinem andern Landesherrn, dem freiſinnigen Landgrafen Philipp von

---

*) Von Gottes Gnaden Wilhelm.

Heſſen, denn im Jahr 1533 finden wir jenen als zweiten heſſiſchen Rentmeiſter zu Schmalkalden, und 1537 als erſten. Sein religiöſer, nach einfacher Wahrheit ſtrebender Sinn verdiente die Ehre, den großen Reformator zu beherbergen, und gewiß hatte ſein früherer Verſuch und ſeine bekannte Geſinnung Antheil daran, daß Luthern gerade bei ihm Quartier angewieſen wurde und nicht bei einem der beiden Bürgermeiſter der alten berühmten Stadt.

XV.

Die

Siegel der Bürgerlichen

im Mittelalter.

Eine Andeutung im Betreff der räthſelhaften Steinmetzzeichen.

Ueber die bekannten Steinmetzzeichen, die ſo vielfach und mannichfaltig an alten Kirchen, Thürmen, Thoren und ſonſtigen Gebäuden erſcheinen, iſt viel geſchrieben und gemuthmaßt worden. Man wollte in denſelben eine Chifferſchrift, eine Geheimſchrift der Bauhütten erblicken, doch ſtellte, unſers Wiſſens, noch Niemand ein Alphabet dieſer myſtiſchen Schrift her, und man mußte ſich begnügen, dieſe mittelalterlichen angeblichen Hieroglyphen ungedeutet zu laſſen.

Leſenswerthes über die Steinmetzzeichen theilte unter Andern Dr. G. C. Brann in No. 104 des Kunſtblattes von 27. Dec. 1832 mit; doch erblickt derſelbe in jenen Zeichen mehr tiefe Bedeutung, als ihnen innewohnt. In derſelben Nummer des K. B. ſpricht auch Profeſſor Dr. Maßmann über den gleichen Gegenſtand mit der an ihm gewohnten Geiſtesſchärfe und Sachkenntniß, und ſtellt die Anſicht auf, daß „der Gebrauch dieſer Zeichen von Baumeiſtern und Steinmetzen ſpäterhin zu Holzſchneidern, Formſchneidern und Malern, dann zu Buchhändlern und endlich zu Kaufleuten übergegangen ſei,“ eine Anſicht, der wir gerne beipflichten. An Runenſchrift iſt dabei wohl gar nicht zu denken.

Wir könnten ganze Tafeln ſolcher von uns geſammelten Steinmetzzeichen vorlegen, deren Mannichfaltigkeit um ſo mehr überraſcht, wenn man große Mengen neben einander gereiht überblickt.

Indeſſen begegnen ſolche monogrammenähnliche Zeichen nicht allein als Lapidarſchrift an Bauten des Mittelalters, ſondern ſie erſcheinen auch auf allen Siegeln der Bürgerlichen: Künſtler, Kaufleute und Handwerker, theils mit, theils ohne Buchſtaben, und es geht daraus hervor, daß auch die Steinmetzzeichen nichts waren, als eben ein Signet, das entweder ein Jeder ſich ſelbſt wählte, oder vom Vater überkam, oder das ſelbſt der Meiſter dem arbeitenden Geſellen zutheilte, um an jedem Stein gleich zu ſehen, wer ihn gehauen, und um etwaige Mängel rügen und abſtellen zu können; ein Brauch, der noch heute bei großen Bauten üblich iſt, nur daß jetzt und ſchon ſeit lange, wo faſt jeder Geſelle des Schreibens kundig iſt, meiſt der Anfangsbuchſtabe des Namens den Steinhauer bezeichnet.

Alte Quittungen laſſen dieſe Siegelzeichen in bewundernswerther Menge und Verſchiedenheit erblicken. Wir geben auf Tafel V nur eine kleine Probe. Es ſind die Pettſchaftabdrücke folgender Perſonen:

No. 1. Claus Boldeke, Bürger zu Erfurt 1482. Um das Siegelzeichen ſteht der Name **Claus boldeke.**

No. 2. Dietrich Kraus, der Seigerhütte (Meſſingwerk und Thurm-Uhrenfabrik) neben Arnſtadt Factor 1535.

No. 3. Gottſchalk Pos, Silberkramer zu Weinberg. Laus deo den 12. December 1548.

No. 4. Matthis Miler, Bürger zu Neunkirch 1551.

No. 5. Gerhart Brobans, Bürger zu Romundt (?) 1557.

No. 6. Katharina Wolff Weirathin vff der Meſſinghütten vnder (unleſbar) 1558.

No. 7. Chriſtian Hochſter, Seidenſticker 1563.

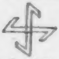
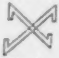
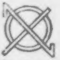
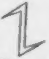
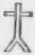
No. 8. Hans Stephan, Bürger zu Köln a. a.

No. 9. Chriſtoph Gerlach, markgräfl. brandenburgiſcher Hofdiener. Leipzig. 1565.

Indem das Zeichen No. 7 auf einem einfachen Schildchen erſcheint, No. 8 auf einem zierlicheren, No. 9 auf einem geſchnörkelten, erblicken wir ſchon auf dieſen Siegelabdrücken den jemaligen Zeitgeſchmack abgeprägt, und No. 9 zeigt deutlich das Hereinbrechen des Renaiſſanceſtyls in jeglicher Kunſtausübung. Später werden die Schilder immer verſchnörkelter, die Monogramme immer verzogener, und das ſo beliebte Kaufmannszeichen auf Siegeln, Fäſſern, Waarenballen ꝛc. mit ſeinen vielartigen Variationen iſt nichts als ein typiſcher Nachhall jener bürgerlichen Siegel des ſpäteren Mittelalters.

Die Form dieſer Quittungen iſt im Allgemeinen ſo, daß aus dem Quartblatt unten an der Ecke rechts ein Stückchen Papier winklich ausgeſchnitten, und herumgebogen wurde, ſo daß ſein breites Theil dazu diente, die Wachsoblate darunter zu legen.

Das Beifügen der Namensanfangsbuchſtaben auf den ſpätern Siegeln deutet darauf hin, daß das Zeichen keine Chiffre, kein Geheimſchriftbuchſtabe war, ſondern etwa das, was bei dem Adel das Wappen. Aber ſelbſt in Patricier-Wappen kommen ähnliche Zeichen vor, vielleicht bürgerliche Herkunft andeutend, z. B.

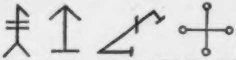






Puckersfelder. Eccard. Spelter. Schlaum. Lüder, und Andere, die man in Wappenbüchern und auf gemalten Glasſcheiben ſo häufig findet.

Waſſerzeichen alter Papierbogen erſcheinen in ähnlicher Weiſe, zum Theil in Verbindung mit Buchſtaben — und eben ſolcher Zeichen bedienten ſich die älteren Typographen,

P. Schöffer, Britanicus, Hugueton, Thielmann Kerver, Johann Prael und viele Andere. Die meiſten Venediger Drucker führten über einem getheilten Kreis, in dem die Namensanfangsbuchſtaben ſtanden, ein Doppelkreuz.

Wie zahlreich und verſchiedenartig waren nicht die gleichzeitigen Walenzeichen an Felſen und Bäumen in metallreichen Gebirgen, um das Vorhandenſein edler Geſteine und Metalle dem Kundigen anzudeuten, und wie ähnlich waren ſie im Allgemeinen den Steinmetzzeichen und den Siegeln! z. B.:

 und Andere.

Auch dieſe waren keine Schrift, ſondern eben Zeichen, Marken, Merke, die zwar eine Bedeutung hatten, aber keine hieroglyphiſche, welche für einen und denſelben Begriff immer daſſelbe Zeichen braucht. Sogar die Mordbrennerzeichen, von denen im folgenden Artikel, waren ganz ähnliche. Dieß möge als Andeutung genug ſein, um in den vielbeſprochenen Steinmetzzeichen eine myſteriöſe, wohl gar freimaureriſche Geheimſchrift nicht zu erblicken.

XVI.

Die Mordbrenner

und ihre Zeichen.

(Mit Abbildung auf Tafel V.)

Es iſt eine unumſtößliche Wahrheit, daß zur Zeit der Reformation und des nachherigen deutſchen Krieges neben dem mannichfachen Weh und Unheil im Gefolge des letzteren auch von Rom und deſſen Verbündeten Mordbrenner ausgeſandt wurden, in den Ländern der proteſtirenden Reichsſtände heimlich zu ſengen und zu brennen. Damals wurde mancher Ort in Thüringen und Meißen ganz eingeäſchert und das Volk mußte in ſteter Angſt ſein auch in ſolchen Gegenden, die nicht geradezu vom Ungewitter des Krieges berührt wurden. Den wälſchen Vagabunden geſellte ſich auch deutſches Geſindel zu, das ſich unter allerlei Verkappung dienſt- und herrenlos umhertrieb, und meiſt vom Diebſtahl lebte.

Gegen das verderbliche Unweſen der Mordbrenner erſchienen verſchiedene Schriften im Druck; der Churfürſt Johann Friedrich zu Sachſen und Landgraf Philipp zu Heſſen ließen aus ihrem Feldlager bei Gricheſſem ein offenes Ausſchreiben ergehen, worin ſie dem Papſt zur Laſt legten, daß er Mordbrenner und Vergifter abfertige (ausſende), Deutſchland zu ſchädigen. Herzog Heinrich von Wolfenbüttel wurde von Luther geradezu beſchuldigt, daß auch er ſolche Mordbrenner gedungen habe. *)

Es liegen uns aus dem Jahre 1559 einige urkundliche Nachrichten über derartige Umtreiber bei, daraus deren große Menge erhellt. Wenn in einer einzigen Gegend und zu

---

*) Vergl. Curioſitäten. Bd. I. S. 322.

gleicher Zeit ſich dieſes Geſindels ſo viel aufhielt, wie mag es in ganz Deutſchland von ihnen gewimmelt haben!

Die meiſten dieſer Leute zogen als Keßler umher (ſ. o. bei dem Liede von der Reformation der Stadt Schweinfurt die Anmerkung); Spengler, Keſſelſchmiede und Keſſelflicker, noch heute ein Gewerbe, auf das die achtſame Polizei wohlorganiſirter Staaten ihr Auge richten muß, weil es leicht zum Deckmantel von allerlei verbrecheriſchem Nebenerwerb werden kann.

Der damals Hennebergiſche, jetzt S. Meiningen'ſche Ort Behrungen im Grabfeld, von welchem in dem Nachfolgenden die Rede iſt, liegt in der Nähe der Heerſtraße aus dem deutſchen Norden nach Franken, über Mellrichſtadt, Neuſtadt nach Würzburg, doch in waldighügeliger, einſamer Gegend.

So ſchrieb unter andern der Wirth zu Behrungen an den Amtmann von Eralach zu Maßfeld folgenden Brief, den wir, wie die übrigen Schreiben, in erneuter Rechtſchreibung mittheilen:

Ehrenfeſter, günſtiger, lieber Junkherr und Herr Amtmann! Ich wollte Euer Ehrenfeſten nicht bergen, daß ich in Erfahrung kommen bin, daß etwan Mordbrenner ausgeſchickt ſollen ſein, und etwan Zeichen halben, dieſelbigen anzumalen oder anzuſchneiden, wo ſie ſolches in den Sinnen ſind*); ſo iſt ietzund einer allhier zu Beringen, der mir in meiner Stuben das Zeichen gemacht, und etliche Reden von ihme ausgegangen ſind, darvon mir ſchier grauſt und ich ſchier nit weiß, worinnen ich mich halten ſoll. Iſt derohalben meine ganz fleißige Bitte an

---

*) Nämlich Brand zu ſtiften.

E. E. Ihr wollet mir Euern guten Rath mittheilen, was ich mich darinnen halten ſoll, und wo ich reiten könnte, daß mir meine Pferde nicht lahm ſtünden, wollte ich ſelber zu Euer Ehrenfeſten geritten ſein, und bitte, daß E. E. ſchriftlich antworte. E. E. zu dienen bin ich jederzeit willig. Damit Gott befohlen. Datum Beringen den — Junius des Lviiij (1559.) Jahrs.

E. E. w. Berthold Hayner.

Dieſem Brief lag die Copie des Zeichens bei, das der angebliche Mordbrenner in der Wirthsſtube angemalt. S. Tafel V unten. Jedenfalls bedeutet die vogelähnliche Figur den rothen Hahn.

Da der Amtmann von Cralach in Maßfeld nicht anweſend war, ſo erbrach der Vogt (Amtsverweſer) den Brief des Wirths, und traf eine Maßregel, den verdächtigen Mann einzuziehen, die aber ohne Erfolg blieb. Der Vogt berichtete darüber folgendermaßen an den Landesherrn, den Fürſtgrafen Georg von Henneberg:

Durchlauchtiger hochgeborner Fürſt! E. F. G. ſeien meine unterthänige ſchuldige und ganz gehorſamſte Dienſte zuvor. Gnädiger Fürſt und Herr! E. F. G. kann ich in aller Unterthänigkeit unangezeigt nicht laſſen, daß am nächſtvergangenen Sonntag der Wirth zu Beringen inneverwahrtes Schreiben, ſo e. f. g. ich ferner unterthänig überſchicke an e. f. g. Amtmann Valten von Cralichen gethan, welches ich, weil ich deſſen von ihm Befehl habe, in ſeinem Abweſen erbrochen, und nachdem ich allerlei Vermuthung auf ſolche Perſon, ſo das Zeichen in des Wirths Stube gemalt, gehabt, hab ich von Stund an dem Berunger Wirth hinwieder geſchrieben, wo dem alſo wäre, daß ſeinem Schreiben nach die Perſon das Reichen gemacht, und ſonſten etwan Rede ſich vernehmen laſſen hätte, draus etwas zu vermuthen, daß er alsdann dieſelbige Perſon gefänglich annehmen und anher bringen laſſen wollte. Da ich nun deſſelben Sonntags gewartet, und mich verſehen, gedachter Wirth würde auf mein Schreiben denſelben Geſellen anher gebracht haben, ſo hat er ihn doch, eher ihm mein Schreiben wiederum zukommen, hinweg gehen laſſen, und darauf mir den Montag, wie ich den Landknecht hinausgeſchickt, zu erfahren, ob der Geſell noch vorhanden oder nicht, inngelegtes Verzeichniß, das ihm in der Geheim (insgeheim) zugeſtellt, überſendet, daraus e. f. g. der Mordbrenner Namen, und was ſie vor Kleidung anhaben, und wie ſie ſonſt geſtaltet ſein ſollen, allenthalben gnädiglich erſehen, und hat mich berührter Wirth durch den Landknecht berichten laſſen, wie er das Schreiben an den Amtmann gethan, hätte er hinweggehen müſſen. Indem wäre die verdachte Perſon, da ſie vermerkt, daß der Wirth geſchrieben, und einen Boten hinweggeſchickt, in des Wirths Abweſen auch davon gegangen.

Solches alles habe e. f. g. ich unterthänig nicht verhalten wollen. Derſelben ich mich zu Gnaden thue befehlen.

Maſfeld am Mittwoch nach Johannis Baptiſte Anno p. 59.

E. F. G.
unterthäniger
Diener
Boppo Müller.

Das Verzeichniß giebt intereſſante Fingerzeige im Bezug auf die damalige Tracht des gemeinen Volks und wäre ein hübſcher Beitrag zu einem Polizei-Anzeiger geweſen, wenn ein ſolcher zu jener Zeit ſchon exiſtirt hätte. Die Ortsnamen ſind theils falſch, theils unleſerlich geſchrieben, ſo daß es ſchwer hält, bei allen nachzuweiſen, in welchem Lande der Ort gelegen. Der Vagabunden ſind 33 aufgeführt, wir theilen das Regiſter derſelben nur auszugweiſe mit.

Verzeichniß der ſchadhaftigen Perſonen, ſo abermals (NB!) als Mörder, Räuber und Brenner hin und wieder ziehen, wie die von Perſonen, Kleidung und in anderer Eigenſchaft geſchaffen ſein.

1. Item Hans von Bieb (Biebrich?), ein Ackermann, trägt ein kleines grünes Mäntelein und ein roth Geſäß (Hoſe) einen ſchwarzen Bart.
2. Item Jacob, von Stockboren, ein langer Geſell, trägt einen ſchwarzen Mantel und ein braun Kleid mit rothem Taffent unterzogen, ſammt einer Helleparten.
3. Item Weimar von Schaffhauſen, ein kleines kurzes Knechtlein, hat einen kleinen Bart, ein roth Kleid.
4. Item Stoffel, Tuchſcherer von Nerlingen, iſt bei 40 Jahr alt, trägt ein ſchwarz Kleid, einen rothen Mantel.
5. Item Gorg Hänslein von Straßburg, ein langer junger Geſell, hat ein roth Kleid an, trägt einen Knebelſpieß.
6. Item Hans Horn von Feldkirch, ein alter Mann, hat ein ſchwarz Kleid an, mit weißem Taffet unterzogen, und trägt eine Feuerbüchſen, Panzer-Aermel, einen langen Bart, einen Degen, eine Helleparten.
7. Item Philipp von Straßburg, hat ein roth Kleid an, und mangeln ihm an der rechten Hand zween Finger.
8. Item Güttlein von Hellingen, hat nur eine Hand, trägt Panzerärmel, hat ein roth Zeichen mit einem halben Kreuz.

9. Item Lorenz Ruſener von Dengkingen bei Poſſeldorff, ein Spengler, hat nur ein Aug.

10. Item Jacob Poppler von Stillingen, hat ein roth Kleid an, ein grünes Hemde.

11. Item Salomon von Freiburg, hat ein Bauernkleid an, und im Backen eine Wunde.

12. Item Beweli von Hagenau am Bodenſee, hat ein ſchwarz Bärtle, ein böß (ſchlechtes) ſchwarz Kleid an.

13. Item Sinner (von) Wien in Oeſterreich, ein dicker, ſtarker Mann, hat einen Bart, ein Schlagſchwert, und einen grauen Mantel, auch ein Rappier.

14. Item Hans Ulmer, ein ſtarker Mann, hat einen rothen Bart, und ein gelben Farb im Wammesärmel.*)

15. Item Ulrich Weiher von Ulm, ein langer ſtarker Knecht, trägt ein ſchwarz Kleid, einen ſchwarzen Rock und eine Feuerbüchſen, eine Feder auf dem Hut und einen Spieß.

16. Item Hans Schölein von Villingen an der Donau, ein langer Knecht, hat ein Bauerkleid an, thut mit dem rechten Fuße ſchlenckern, ein niederländiſch Degen und Spieß.

17. Item Kekerlein Graf von Oberhauſen bei Augsburg, ein ziemlicher Knecht, ein rother Bart, ein rothes Kleid, kein Futter darunter, führt ein Weib und ein Kind mit ihme, trägt eine Feuerbüchſen, ein Degen und ein Knebelſpieß.

18. Item Urban von Mansfeld, ein kurzer Geſell, trägt ein weiß Kleidergeſäß und eine ſchwarze Filzkappen.

19. Item Enterlein (Andreschen) Hummel von Ravensburg, ein Küriſſers Knecht, hat ein ſchwarz Bärtle, ein gelb

---

*) Abzeichen irgend einer Hoftracht.

Kleid, aber kein Unterzeug darunter; trägt einen Hacken (Hackenbüchſe) eine lange Wehr, und ein Weib mit ihme.

20. Item Hermann von Peterlangen, hat einen ſchwarzen Bart, ein Verlapp auf, hat eine ſtarke Frauen von Lüdringen und ein ſtarken Buben bei ihme. Hat der Bub ein ſchwarzen Mantel getheilt, heißen Weib und Kind ꝛc.

Zu dieſem Vagantenregiſter hatte der Behrunger Wirth die ſchriftliche Bitte gefügt:

> Lieber Herr Vontt hiermit ſchicke Ich euch ein Verzeichniß. und iſt mir im Geheim zugeſtellet worden, bitte derohalben, Ihr wollt ſolches bei Euch laſſen.

Hierauf erhielt der Vogt ein ziemlich ſtrenges Schreiben ſeines Fürſten, von Schmiedefeld auf dem Thüringerwalde aus datirt, wo wahrſcheinlich Georg Ernſt ſich der Jagd halber aufhielt. Der Fürſt mißbilligte des Wirthes Fahrläſſigkeit. Das Schreiben lautete:

> Von Gottes Gnaden Georg Ernſt
> Graue und Herr zu Hennebergk.
>
> Lieber Getreuer! Wir haben Dein Schreiben ſeines Inhalts leſende vernommen, und befremdet uns nicht wenig auf den Wirth zu Beringen, daß er die verdächtige Perſon, ehe und zuvor er von ihr erforſchet, was das Zeichen bedeute, von Handen hat kommen laſſen. Derowegen an Dich unſer Befehl, Du wolleſt ihm von unſertwegen unterſagen (sic), daß er hinführo in ſolchen und dergleichen Sachen vorſichtiger handeln und nochmals Nachforſchung halten wolle, wohinaus ſolche verdächtige Perſon den Kopf geſteckt, ob ſie irgend noch zu bekom-

men ſein möchte. Desgleichen ſo wolle Dich bei ermeldetem Wirth erkundigen, wer ihm das Verzeichniß der Mordbrenner zugeſtellt, und uns ſolches wiederum ſchriftlich zu wiſſen thun, damit wir uns ferner danach zu richten.

An dem allen geſchieht unſre Meinung und wir ſeind Dir mit G. geneigt.

Datum Schmidfeldt Sambſtag nach Petri Pauli Ao. p. 59.

An den Voigt zu Maßfeld.
Boppo Müllern.

Der Vogt ſandte nun eilends dem Wirth eine Zuſchrift und legte den Brief ſeines Herrn bei.

Der Wirth war darüber ſehr beſtürzt und ſuchte ſich, ſo gut er konnte, zu entſchuldigen, nannte auch den, von welchem er das Verzeichniß empfangen.

Des Wirthes Brief lautet:

Meinen ganz willigen Dienſt zuvor, freundlicher lieber Herr Vontt! Euer Schreiben, das Ihr mir zugeſchickt habt, das Euch m. g. F. und Herr hat zugeſchickt, habe ich Inhalt verleſen, und gebe euch darauf zu verſtehen, daß er (der muthmaßliche Mordbrenner) auf den Freitag vor Johanni etwan um drei Uhr Nachmittag zu mir kommen iſt, und etwan zwiſchen ſechſen und ſieben mir ſolches Zeichen in die Stuben gemalt, und ſobald ich ſolches recht verſtanden habe, habe ich ſolches nach Maßfeld geſchickt und geſchrieben, damit ich recht hätte können wiſſen, woran ich recht führe oder nicht. Und ehe der Bott wiederum kommen iſt, iſt er ungefehrlich zwiſchen zwei und drei Uhrn weggegangen, und den Bauer gefragt, mit Namen Balthaſar Stirzel, wie weit er gen Nürnbergk habe? hat ihm der Bauer geantwortet, er habe bei achtzehn Meilen, und er alsbald zu der Thüre hinaus iſt gegangen, und nach dem Weg gefragt, daß ich nicht weiß, da ich inheimiſch (nach Hauſe) kommen bin, wo er hinauskommen iſt, und auch noch nicht erfragen kann, denn ich ſehr heftig nach ihm frage, und wo ich ihn noch erforſchen konnte, wollte ich der Sach wohl Rath ſchaffen. Auch lieber Herr Vongt, das Verzeichniß der Mordbrenner (betreffend) will ich Euch nicht bergen, daß Killigen (Kilian) Schuberts Wirth zu Römhild, ſein Stiefſohn, mir zugeſchickt hat, und mich ſolches hat laſſen aufſchreiben, als nehmlich heut Sonntag über acht Tage (vor acht Tagen) darum habe ich Euch ſolches zugeſchickt und Euch ſolches laſſen leſen, und auch lieber Herr Vongt, wie m. g. F. und Herr euch geſchrieben hat, daß Ihr (ſeine) Gnaden auf mich nicht ein wenig befremdet, ſo war ich der Sach fürwahr nicht weiſe genug, darum ich auch zu Euch gen Maßfeld habe vormals geſchrieben, wie ich mich darinnen verhalten ſoll, denn es war ſehr hart wider mich, denn ich hatte der Zeichen keines fernerlei geſehen, darum ich auch Rath bei Euch ſuchte. Nicht mehr, denn Gott befohlen! Euch ſonſt zu dienen bin ich jederzeit willig. Dat. Beringen den 2. Julius des lviiij Jahrs.

E. E. w. Berthold Hayner.

Nach Empfang dieſes Briefes ſchrieb der Vogt abermals an den Fürſten:

Durchlauchtiger hochgeborner Fürſt! E. F. G. ſeien zuvor mein unterthänig ganz gehorſame und ſchuldige Dienſt. Gnädiger Fürſt und Herr, uf e. f. g. gnädiges Schreiben hab ich den Wirth zu Behringen des angemeldeten Zeichens auch des Verzeichnus der Mordbrenner wegen fürgehabt, was er nun darauf hinwieder vor Bericht an mich geſchrieben, Solches ſchick e. f. g. ich innverwahrt unterthänig zu verleſen, und hab ferner nichts bei ihm erforſchen können, welches e. f. g. ich uf Derſelben gnädigen Befehl unterthänig nicht verhalten wollen. Derſelben mich zu Gnaden thue befehlen. Datum Maßfeld am Montag nach Viſitationis Mariä Anno p. 59.

E. F. G.

unterthäniger
Diener

Woppo Müller.

Ausführlicher noch als das oben mitgetheilte Verzeichniß beſchreibt eine andere kleinere Brennerbande das Bekenntniß eines Vaganten, der nur einige Monate früher, im Februar deſſelben Jahres, eingefangen worden war, welches wir dieſer Relation ebenfalls noch beifügen. Dieſe aktenmäßigen Berichte dokumentiren ſchlagend, wie trüb es damals in und um Deutſchland ſtand, und wie Eigenthum und Vermögen, beſonders der Landleute immerdar gefährdet wurden.

Die Zeichen, deren einige über dem großen auf Tafel V abgebildet ſind, dienten dieſem Volke zur Verſtändigung, ob einer oder der andere bereits im Ort ſei, oder wurden da angemalt, wo gebrannt werden ſollte. Sie lagen den mitgetheilten Berichten bei.

Ein Mord-Brenner, Marx Bindt von Lindaw, ſo zu Walſorden gefangen, hatt neben andern volgen den geſellſchafft den 7ten Februarij Anno 59 angezeigt:

Erſtlich einen, Peter Spengler genannt, ſo ein Spengeller, vnd teutſcher ſeye, eine lange Junge geradte perſon, one Bart, trage eine ſchwegell pfeiffen (Rohrpfeife, auch Querpfeife) bey Jme, ein weiß zerhangen vnd abgeſchnitten Kleidt an, keinen degen, eine ſchwarze Zwilche Juppe (Jacke) mit faſen (Faſern), ein ſchwarz Bretlin (Baretlein) vff, vnd einen ſtecken in Händen, hab ein Junges Weib bey Jme, die trage ein ſchwarz Kocherßbergers Hütlin vf, eine ſchwarze Zwilche Juppe, ein Khindt in einer Wige, vnd er Peter ein reſſlin vff der Juppen, daruff er Jr daß Khindt helffe tragen. Auch hab das Weib ein plunderlin (kleiner Kram, Spenglers Geräthe) das Sie mittragen.

Der andere wirdt Hans ſpengler genant, eine kurtze dicke Perſon mit einem kortzen Knebellbart, trage ein ſchwartz ploder geſes vnd weiſe Zwilche ſtumpffe (Strümpfe*) an, eine ſchwartze Zwilche Juppe vnd habe einen ſchwartzen hohen Huet mit einer ſchwarzen ſchnuer und Franzen daran, gang one gewher, vnd trage ein plunderlin, deßgleichen einen ſpengler ambos, vnd Keſſeler Werggezeug mit Jme, dieſe zwey feinde geſellen, haben Jme, Marren, vff den nechſten Sontag nach dem Newen Jarstag nechſtuerſchienen vff dem Ladhof in der vndern ſtuben, vngeferlich zwiſchen ein vnd zwey vhren nachmittag einen halben gulden geben. Vnd befolhen zubrennen, vnd ſich gegen Jme vernemen laſſen, das ſie demnechſten deſſelbigen tags dem Swarzwaldt zuziehen wollen.

Heut dinſtag den letzſten Januarij Jegenwertiges Jars hatt er weiter bekent, das Jm thal-Lauttenbach abermals zwen Keſſeler zu Jme Kommen ſein, bey dem wirdishaus daſelbſt, vnd Jme vier patzen geben zu brennen, darbey Jme befohlen am nechſten ort dahin er komme, fewer einzulegen vnd ſol der erſte Jacob genannt ſein, eine dicke ſchwartze perſon mit einem geſtumpfften ſchwartzen Bart, ſeins erachtens der rede nach ein ſchweitzer, hab weiße Zwilche Hoſen an, eine ſchwartze Juppe, vnd einen ſchwartzen Hutt vff, trage kein gewher, ſonder allein einen ſtecken, ſoll ein Keſſeler ſein.

---

*) Noch heute iſt in einigen fränkiſchen Diſtrikten ſprachüblich, das r in Strümpfe wegzulaſſen, und Stümpfe zu ſagen.

Der ander vnder dieſen zweien Michel genant, auch ein ſpengler (was Lands oder was ſein Zuname ſei, wiß er nit) aber eine kurtze dicke Perſon, trage einen ſchwartzen rock mit groben tuch vnd kein gewher anders dan einen ſtecken, hab auch ſchwartz Ploder Hoſen an, vnd nit ſonders alt, dieſe bede haben Jme auch Kein ander Wharzeichen geben, dan wo ſie etwan vnderwegens zuſammenſtieſſen, das Sie einander bey Itzigem anſehen gewharnemen, vnd er Marx nechſten prennen ſolle.

Vff Mitwochen den 8ten dies hat der vorgemeltete Marx weiter angezeigt, daß vff Montag den 30ſten Januarij nechſtuerſchinen, ſeiner geſellen vier zu Plitzbach im Spital zu Jme kommen, deren zwen vff Dreyberg, die andern zwen vff Rottweil zugezogen, deß fürhabens daſelbſt vmbherum zu brennen vnd werde einer vnder Jnen auch Peter genant, ſei von Bern, vnd ein Keſſeler, trage auch ein ſchwegell pfeiffen mit Jme, hab kein Bart vnd weiß ploder hoſen an vnd ſchwartzen hohen hutt vff.

Der andern dreier namen wiß er nit, gängen aber alle Keſſeleriſcher weiß, Khunden teutſch vnd Welſch, haben mit einander verlaſſen, das Sie zur alten faßnacht nechſtkhunfftig vmb . . . . bey Rottweill widder zuſammen komen wollen.

XVII.

Unterhalt eines Studenten

auf der Univerſität Erfurt im Mittelalter.

Die Univerſität Erfurt ſtand bis zu ihrem Unglücksjahre 1510 in hoher Blüthe, und es ſtudirten daſelbſt eine Menge Söhne aus den ſächſiſchen und thüringiſchen Fürſten- und Grafenhäuſern. So Herzöge zu Sachſen, Fürſten und Grafen zu Anhalt, Beichlingen, Gleichen, Henneberg, Heldrungen, Hohnſtein, Mansfeld, Schwarzburg, Stolberg, Burggrafen zu Kirchberg, edle Herren zu Gera, Herren von Plauen, zu Querfurt ꝛc. Die noch vorhandene Univerſitätsmatrikel zählt von 1433 bis 1521 elf Grafen von Henneberg auf, von denen einer, **Bertold**, Erzbiſchof zu Mainz wurde, und zwei, Georg und Otto, die Rectorwürde der Univerſität empfingen. *)

Im Jahre 1483 ſandte die verwittwete Fürſtgräfin Margarethe von Henneberg, geborne Herzogin von Braunſchweig und Lüneburg, einen jungen Menſchen, Namens **Johannes Henneberger**, nach Erfurt auf die Univerſität. Wahrſcheinlich war derſelbe ein illegaler Abkömmling eines männlichen Verwandten der Fürſtgräfin, denen der noch bis uf den heutigen Tag erhaltene Name **Henneberger** beigelegt zu werden pflegte. Es liegt uns ein ausführliches Einnahme- und Ausgabe-Bericht der auf ſein Studium nd ſeinen Aufwand verausgabten Gelder vor, aus welchem ie ungemeine Einfachheit und Wohlfeilheit damaliger Lebens- und Wiſſensbedürfniſſe hervorgeht. Der Mann, welcher dieſe Rechnung führte, Johann Reinhart aus Schmalkalden, ſcheint der Mentor des jungen Studenten geweſen zu ſein, und treulich alles bei Heller und Pfennig notirt zu haben, da Heller und Pfennige eine große Rolle in ſeinem Ausgaberegiſter ſpielen. Der Mentor empfing für den ſeiner Obhut Befohlenen das nöthige Geld, und verrechnete es gewiſſenhaft. Der Münzfuß geht nach Hellern, Pfennigen, alten und neuen Groſchen, Gulden und Schocken. 2 Heller machten 1 Pfennig, 12 Pfennige 1 Groſchen, 16 Groſchen 1 Gulden, 20 Groſchen 1 Schock.

---

*) Neue Mittheilungen aus dem Gebiet hiſtoriſch-antiquariſcher Forſchungen. Herausgegeben von dem Thüringiſch-Sächſiſchen Verein für Erforſchung des vaterländiſchen Alterthums. Sechſter Band. Erſtes Heft. Halle und Nordhauſen, 1841. S. 125.

Recht ſtudentiſch, doch ſolid, beginnt die Rechnung mit der Ausgabe für einen Antrittsſchmaus, für Trinken, für Wein; der ſtudirende Zögling nahm nach der geſcheiten Sitte der Zeit oft ein Bad, ließ an Heiligen-Tagen etwas aufgehen, zahlte pünktlich Schuhmacher, Schneider, Wäſcherin, Zehrungskoſten, Hauszins; kaufte mancherlei zum häuslichen Bedarf, ein Bette, eine Bank, Krug, Becken, Kiſte, Schlüſſel, die er, ſo wie die gekauften Meſſer, oft verlor; Papier, das theuer geweſen zu ſein ſcheint; ſpeiſte bisweilen im Gaſthof; zahlte die Lectionen der Profeſſoren, ſchrieb fleißig nach, wozu er für 2½ Pfennig Tinte conſumirte, gab in vorkommenden Fällen Trinkgelder, zahlte den Pedellen Karzergeld, oder Lohn für Bedienung, vergaß nicht, in der Kirche zu opfern, hielt luſtige Faſtnacht, ſetzte Gäſte &c. und brauchte ſo in den zwei Jahren ſeines Studiums die unglaublich geringe Summe von nur 26 Goldgulden und wenigen Groſchen.

Der Bericht, den wir hier nur abgekürzt folgen laſſen, mit Uebergehung vieler ganz unweſentlicher, ſtets wiederkehrender Poſten: vor bier, vor wein, vor trinken, vor zerung, zum bad u. dgl., giebt einigen Aufſchluß über die mittelalterliche Lebensweiſe, doch laſſen die Namen der aufgeführten Lectionen (Collegia) größtentheils ſo dunkel, wie letztere ſelbſt geweſen ſein mögen; Logik ſcheint unter dieſen vorgeherrſcht zu haben, unter der wohl Politik mit begriffen war. Auffallend iſt, daß der Jünger der Wiſſenſchaft in den 2 Jahren ſeines Univerſitätslebens nur ein einziges Buch kaufte; vielleicht brachte er die nöthigen übrigen Bücher vom Hauſe mit.

Regiſtrum vber Johannis Hennenbergers eynnam vnd außgab Im ſtudio zu Erfford.

Eynnam.

Nach criſti vnßers liebin Hern gebort thauſent vierhundert dor nach Im drey vnnd achtzigeſten Jar vff dünnerſtag nach Tiburcy vnd valeriani hat die Irluchte Hochgeborn furſtinne frawe Margaretha geborn Hertzoginn zu Brunſwig vnd Lunenburg Greffin vnd frawe zu Hennenberg witwe. mir Johanni reinhart von Smalkalden zugeſchicket Johannem Hennenberger gein Erffort der mir von orer gnadenn alsbald ſechs gulden mit eyn̄e brife hat uber geantw'et [1])

Item darnach vff Dinſtag nach Dyoniſy des vor'genannte Jars habe ich von orer gnaden boten empfangen auch ſechs gulden nach laúthe eynes brifes mit ubergeſant.

Item darnach Im vier vnd achtzigeſten Jar vff dünnerßtag nach pfinſten hat meyn gnedige frawe geſant acht gulden bey meiſter Heinrich von Rorburg.

Item darnach vff freittag nach margarete desſelbigen Jars hat mir ore gnade geſant vier gulden.

---

[1]) uberantwortet.

Außgabe.

Item v nuwe groſchen vor eyn eſſen do Johannes Hennenberger ſtaudent wart

Jtm iii pf gelihen zum trincken

Jtm iii Heller vor wein

Jtm iii pf zum bade

Jtm iii pf vor trincken

Jtm vi alde grl vor bapir

Jtm iiii alde grl hab ich Im gelihen

Jtm vv ald grl. vor eyne kiſten

Jtm 2 pf dem treger

Jtm iii pf vor bier

Jtm v nuwe grl vor eyn buch

Jtm vi pf vor eyn Hant becken

Jtm iii alde grl zu zerūg

Jtm iii pf vor bad

Jtm vi alde grl gelihen an v̄ſers Hern Hȳmelfart abint[1])

Jtm iii Heller vor wein

Jtm iii pf vor leder ſeyn Hoſten zu beſſern

Jtm iii alde grl. dem ſneider

Jtm vii pf der waſcherinne

Jtm iiii pf dem koch

Jtm iii pf vor wein vff den pfingſtag

Jtm vi pf gelihen do er zum h'r Johann aſchenbach ging

Jtm vi alde grl vor eyn par meſſer

Jtm ii nuwe grl hab ich gethan zur zerūg

Jtm v pf vnd 1 Heller zu zerung gelihen

Jtm viij alde grl vor eyn par ſchůe

---

[1]) Abend.

Jtm iiii pf vnd eyn Heller vor eynen ſloſſel[1])
Jtm iii pf zum trincken
Jtm iiii pf zum bad
Jtm 2 alde grl mit mir vor zeche
Jtm 2 alde grl vor einem krug
Jtm 2 alde grl vor trincken mit dem furmann
Jtm iii pf vor ſtdo[2])
Jtm iii pf vor zeche an ſanct Johis abint
Jtm 2 alde grl hab ich Jm gethan vff den tag
Jtm iiij pf der waſcherinne
Jtm viii nuwe grl vor eyn ſpan bette
Jtm iij alt grl vor eynen bank
Jtm 2 ald grl gethan vff vnßer lieben frawe tag viſitationis
Jtm ij alde grl do er zu dem grůnen ſchild aß
Jtm iii ald grl vor eyn lection genant 2^a pars[3])
Jtm iiii pf vnd eȳ Heller vor eȳ ſloſſel zu der kiſten
Jtm v pf gethan vff Sant Jacobstag
Jtm 2 ald grl gethan du meȳ gnedige frawe zun Erfort was
Jtm xvi alde grl vor zewey par ſchůe
Jtm iiij pf vor bath am kirchmeſſen abint
Jtm 2 alde grl vor weyn am tag
Jtm i pf dem kirchener
Jtm v pf gethan zum opphern.
Jtm iii pf vff Sant Ciriacstag
Jtm i pf vor eȳ beßena
Jtm 2 ald grl der waſcherin̄e
Jtm iij pf vor Zeche

---

[1]) Schlüſſel. [2]) Studio (wahrſcheinlich ein Almoſen). [3]) secunda pars.

Jtm iii ald grl vor bapir

Jtm iij pf vor bath an vnſer liebin frawen abint

Jtm v pf vnd i Heller gelihen am tag

Jtm iii pf von dreyen Hymden zu waſchen

Jtm iii nuwe grl vor eyn lection genant pua 1) loylia (?)

Jtm iiij pf vor bath

Jtm viij alde grl vor ſchůe machen

Jtm iiii pf den pedellen

Jtm ii ald grl zu waſchen von eynē kittel

Jtm iii nuwe gl vor ey̅ lection genant priſtianz 2)

Jtm iii pf an ſanckt burgbats abint

Jtm iii alt grl vor eyn̄ lection genant donaty 3)

Jtm vier guld vor koſt dem probſt von dem frittag nach Tiburcy bis vff frittag nach michaelis

Jtm i ſchogk von eynem ercitio 4) genant veti's arte (!)

Jtm i ſchogk hab ich Jm geſchanket 5) von eynē exercitio genant phiſicor 6) meyner gnedigen Herſchafft zu eren

Jtm eyn ſchogk von zcweyen reſumptien

Jtm vi nůwe grl zur Zinße den meiſtern im Hauße

Jtm zwei nůwe grl zu beſſerung des Hausgerethes das man gebrauchet vor die gemeyn

Jtm vi ald grl vor bapir

Jtm vij ald grl zu futter vnder die Hoßen worzu ym meyn gnedige frawe das tuch ſant

Jtm vvii ald grl vor ſchetter 7)

---

1) prima oder parva logica (?). 2) Priscianus. 3) Donatus. 4) exercitio. 5) geſchenkt. 6) physicorum. 7) Steifleinener Stoff zum Unterfutter der Kleider.

Jtm vv alde grl dem ſneider von dem rocke zu machen

Jtm vi nuwe grl von Hoßen vnd Jopen

Jtm vi alte grl von der groſſen kappen

Jtm ij alde grl. von der cleynen kappen

Jtm dem knecht iii pf zum vertrincken

Jtm 2 ald grl vor neſteln

Jtm iiij ald grl hab ich Jm gethan zur zerung

Jtm vij pf der waſcherine

Jtm vii pf hab ich ym gelihen do er eynen gaſt hatt

Jtm iij nuwe grl vor eyn lection genant lectio petri Hiſpani

Jtm iii alde grl hab ich Jm geliben zur zerung

Jtm 2 pf vor licht.

Jtm viij ald grl vor eyn par ſchůe

Jtm ii alt grl zum waſchen

Jtm iiij alt grl vor bier hat er geſchankt Hern paulo miſtener

Jtm 2 alt grl vor eyn floß

Jtm v pf vor eyn bank

Jtm 3 pf vor zeche mit mir

Jtm iiij pf vor eyn collacien

Jtm i pf zu opphern

Jtm iiij alt grl vor meſſer

Jtm ii pf dem barbirer

Jtm iii pf vor wayn mit mir in der collacien

Jtm vij alt grl durch die faſenacht mit mir

Jtm iiij pf den pedellen

Jtm iij pf in dē collacien

Jtm 1 pf der waſcherīne

Jtm iiij pf vor aloe patico 1)

Jtm iiij alte grl zerung hab ich Jm gelihen

Jtm iiij pf vnd 1 Heller hab ich Jm gelihen vff vnſer lieben frawen tag anunciatione

Jtm iii pf zu licht

Jtm v pf vor collacien

Jtm v nuwe grl Jn der marter wochen zu ſchüen, bichten 2) opfern dem koch vnd zechgelt etc.

Jtm iii pf vff den andern ſontag nach oſtern

Jtm 1 pf vor tintten

Jtm iiij v p. balneo

Jtm vv alde gl zu Holtz

Jtm vi núwe gl. vor Zins den meiſtern im Hauß

Jtm v nuwe gl von eynen execitio genant de Anima.

Jtm eyn ſchock von eyne execitio genant exercitium puorū loycaliū (?) hab ich ym geſchanckt meyner gnedigen Herſchafft zu eren

Jtm eyn ſchogk von eynem exercitio genant exercitium noue loyce

Jtm v nuwe grl vor eyn reſumpcien die andern hab ich ym geſchanckt die ich that

Jtm vor eyn lection genant phiſicorum viij nuwe grl

Jtm vor eyn lection genant priorum iiij nuwe grl

Jtm vv alt grl dem ſcherer der Jm den geſwollen arm heilet

Jtm 1 pf zu oppfern do man mgrm̃ Jſennach beging (?)

Jtm vi nuwe grl zu der erſten meſſe

Jtm iiii pf den pedellen

Jtm 1 pf dem kirchener

---

1) Aloe hepatica. 2) beichten.

Jtm viiij pf vor eyn lection genant lectio ſy e malis (?)

Jtm vi pf vff Sanct kilians tag

Jtm iiij nuwe grl vor eyn tuch vber ſeyn bette

Jtm 1 pf vor eyn topfen

Jtm iii alt grl mit den boten

Jtm vj ald grl vor eyn lection genant elemorun

Jtm iij alt grl mit ſeynen fremden geſten

Jtm 2 pf vor bapir

Jtm 1 pf vor tintten

Jtm vj pf verzecht vff Sanct Jacobstag

Jtm vj alde grl do er zu der adern liß

Jtm iii pf dem ſneider ſeyn Hoßen zu machen

Jtm iii nuwe grl hab ich ym gelihen zum tzergeld

Jtm vor eyn lection genāt veterl. artis iiij nuwe grl

Jtm vor eyn lection genant de anima iii nuwe grl

Jtm vor eyn lection genant poſteriorum iiij nuwe grl

Jtm ij nuwe grl vor eyn lection genant lectio laborinti

Jtm 1 ſchog vor zewen reſumpcien

Jtm 1 ß vor eȳ ẽxcitium genant petri Hispani

Jtm vor zinß vor der kamern vj nuwe grl

Jtm viiij ſchogk vnd acht nuwe grl vor koſt von freittag nach michaeliß biß vff freittag vor vnßer liebin frawen tag wurtz weyn des vier vnd achtzigeſtin Jars

Suma der außgab macht xxxiij ſchock | xx hohe gl. vor eyn ſchock ij hohe gl. vnd vj pf. || daß macht an golde xxvi guldl. ij hohe gl. vj pf. xxv hohe gl. vor i guldl. gerechent. —

Merkwürdig iſt eine Stelle in Spangenberg's Hennebergiſcher Chronik, S. 158 der Quartausgabe: „Anno 1502.

Doctor Martinus Luther gedenkt an einem Ort, daß um dieſe Zeit, als er zu Erfurt studiret, ein feiner, ſchöner, junger und anſehnlicher Menſch dahin kommen, ſo ſich für einen jungen Grafen und Herrn von Henneberg ausgegeben, ſich auch ſo wohl, ſtill und tapffer gehalten, daß er von männiglichen, auch vom Rath und der Universität hoch geehret, und alſo werth geachtet werden, daß man ihn zum Rector erwählet. Aber zuletzt iſt's ausgebrochen, daß er ein Hencker oder Schinder geweſen, derowegen er ſich alsbald aus dem Staube gemacht, wäre ſonſt übel ankommen."

Falkenſtein erwähnt in ſeiner Hiſtorie von Erfurt nichts von dieſer ſeltſamen Mähr, ebenſo wenig wiſſen davon die übrigen hennebergiſchen Geſchichtſchreiber.

XVIII.

Ungedruckte Briefe

berühmter und gelehrter Perſonen.

Unter den unſers Wiſſens noch ungedruckten Briefen, welche wir in dieſem und den nachfolgenden Bänden unſers Muſeums veröffentlichen, werden nur *ſolche* Aufnahme finden, deren Verfaſſer in politiſcher, geſchichtlicher, wiſſenſchaftlicher oder künſtleriſcher Beziehung wahre Bedeutung und Geltung haben, und deren Inhalt in dieſen verſchiedenen Beziehungen ein wirkliches Intereſſe darzubieten vermag.

Weder wollen wir Briefe *lebender* Zeitgenoſſen darbringen, noch ſolche von Verſtorbenen, deren Inhalt ſich auf ihr Privat- und Familienleben bezieht. Sind die Originale in andern Sprachen, als der deutſchen, ſo ſoll die Ueberſetzung hinzugeſetzt werden, wie nicht minder bei ſolchen Autoritäten, deren Handſchrift nicht allbekannt, ein Facſimile mindeſtens der Unterſchrift. Bei der Auswahl der nachfolgenden wurden Facſimiles nicht für nothwendig erachtet.

1.

Doctor Martin Luther.*)

Gnad vnd fride ynn Chriſto Erbarn furſichtigen lieben Herrn̄, Es hat mich Johannes Smaltz ewr Verwandter, ſo alhie bey vns ym Studio gehalten wird durch E E, gebeten umb diſe ſchrifft an E E, nach dem Gott ewr lobliche Stad gnediglich beraten hat mit ſeinem heiligen Euangelio, E E zuuermanen, das ſie trewlich dabey hallten, vnd ſich fur den ungerechten geiſtern vleyſſiglich behuten wollten Wie wol ich nu vaſt mich verſehe, das Gott, ſo bey mich ſolch ſein Werk angefangen, auch wohl on mich vnd on mein vermanen E E drynnen behalten vnd bringen wird, ſo hab ich doch, genantes Johans Smalz bitten nicht mügen verachten, Dazu auch mich nicht enthalten, meinen willen vnd ſunſt E E zuerzeigen, Denn ob es fürwar, als itzt ynn der wellt ſtehet, mein hoheſte Freude iſt, zu hören, wie ewr ſtad das gottliche wort, rein vnd vleyſſich bey ſich hat, derohalben auch meine hertzliche bitten iſt zu Gott dem vater aller elenden, das er euch ſampt allen, ſo ſein liebes wort haben, wolle durch ſeinen geiſt, ſtercken vnd bewaren, widder alle rottengeiſter vnd, wie man ſie billich nennt, tollen Heiligen, ſo der teuffel itzt allenthalben auſſendet, Auff das E E ſampt ewern vnterthanen, ynn ſeinen wort, rein, ſittig, fruchtbar vnd unſtrefflich erfunden wirdet auff ſeinen tag vnd Zukunfft, Amen.

---

*) Dieſer Brief war früher im Beſitz einer Patricier-Familie in Nürnberg und iſt wahrſcheinlich an den Nürnberger Magiſtrat geſchrieben

Bitte auch E E wollen vns helffen dazu thun, mit vleyſſigem gebet, vnd ſtettigem auffſehen das wir alle ſampt eintrechtig ym glauben vnd ſtille ym fride, bleiben mügen, Dazu gebe Chriſtus vnſer Herr vnd Heiland ſeinen ſegen vnd gnade, Amen. Wollet mir ſolch ſchrifft günſtiglich zu gut halten vnd E E gedachten Johann Smaltz laſſen befollen ſein, als der ſich fur war redlich ſtellt, vnd durch Gotts gnade ein thewrer man werden ſol zu troſt vnd beſſerung vieler leute, Amen Gotts gnade ſey E E zum ſeligen regiment Amen Zu Wittemberg Sonnabends nach S. Pauli bekerung 1529

Martinus Luther.

---

worden. Das wohlerhaltene Original befindet ſich in der Meyer'ſchen Sammlung in Hildburghauſen. Es trifft Zeile für Zeile mit dem Originale.

2.

Philipp Melanthon.*)

S. D. Quadam temporum moestitia fit ut rarius ad te scribam, sed benevolentia, qua te complexus sum, propter ingenii tui et virtutis praestantiam et est et erit aeterna, speroque vicissim me a te vere diligi. Nunc autem ut ad te scriberem petiit Joachimus Rheticus hospes vester qui Lipsiae Mathemata docet. Is narrat inter libros Regiomontani esse codicem graecum Appollonii de conicis, quem exstare utilissimum esset. Ejus codicis usum sibi concedi petit, ut edat. Qua in re ut eum apud senatum adjuves, magnopere te oro. Scis me, etsi mea adolescentia non incidit in idoneos doctores, tamen et fuisse et esse hortatorum multis ad discenda mathemata, et cupere ut hae artes honestissimae serventur et illustrentur. Hanc at rem plurimum conducet ingenium hujus Joachimi Rhetici, ut ipse facile judicare poteris, qui ingeniorum in hoc etiam genere censor es perspicax. Ideo eum tibi ornandum et tuendum commendo. Exstat latina Apollonii versio, sed scis quam infelices et mendosae sint versiones Mathematicorum pleraeque; Ideo valde te oro et ut editionem adjuves et ut Joachimum Rheticum natum ad Mathemata pervestiganda

---

*) Ebenfalls aus der Meyer'ſchen, Sammlung, und aus gleicher Quelle, wie Luther's Brief. Die Jahrzahl fehlt. Die Ebner waren ein uraltes Geſchlecht in Nürnberg, von deſſen Angehörigen ſtets welche im Rathe ſaßen. Dem Erasmus Ebner erwies Melanthon viele Liebe, und er wirkte in jener bewegten Zeit als Staatsmann, Gelehrter und Dichter mit Glück und Auszeichnung. Der Brief legt ein ſchönes Zeugniß mehr davon ab, daß Melanthon, theologiſcher Einſeitigkeit fremd, in jeder Beziehung die Wiſſenſchaften zu fördern bemüht war.

complectare. Precor autem Deum aeternum patrem Domini nostri Jesu Christi ut Rempub. vestram quae adhuc domicilium est ecclesiae Dei aeternae et honestarum artium ac disciplinae, et te et tuam familiam servet. Bene vale Nonis Julii.

Philippus Melan̄thon

Carissimo viro virtute sapientia et
eruditione praestanti D. Erasmo Ebnero,
senatori urbis Noribergae amico suo
carissimo.

Uebertragung.

Gruß im Herrn! Das Trübe gewiſſer Zuſtände macht, daß ich ſeltner an Dich ſchreibe, doch das Wohlwollen, davon ich gegen Dich wegen Deiner geiſtigen und ſittlichen Vorzüge erfüllt bin, bleibt und wird ewig bleiben, wie ich hinwiederum hoffe, Dir wahrhaft werth zu ſein. Nun aber hat mich Joachim Rhäticus*), euer Gaſtfreund, der zu Leipzig mathematiſche Wiſſenſchaften lehrt, gebeten, daß ich an Dich ſchreiben möchte. Derſelbe berichtet, daß unter den Büchern des Regiomontanus**) ein griechiſcher Codex des Apollonius***) von den Kegelſchnitten befindlich ſei, deſſen Vorhandenſein vom größten

---

*) Georg Joachim Rhäticus, Bearbeiter der Trigonometrie, † 1576.

**) Camillus Johannes Müller aus Königsberg in Franken, ber. Mathematiker, Verfaſſer aſtronomiſcher Ephemeriden, † 1476 in Rom. Vergleiche oben über ſeinen Kalender S. 238 u. ff.

***) Apollon. von Perga, durch ſein Werk über die Kegelſchnitte hochberühmt.

Nutzen wäre. Er bittet, ihm den Gebrauch dieſes Codex zu vergönnen, um denſelben herauszugeben. Daher erſuche ich Dich dringend, ihm beim Magiſtrat dazu behülflich zu ſein. Du weißt, daß, obſchon meine Jugend mich nicht zu tüchtigen Lehrern hinführte, ich dennoch Vielen als ein Ermunterer in mathematiſchen Studien diente und diene, und wünſchen muß, daß dieſe hochzuehrenden Künſte erhalten und verherrlicht werden. Dieſem Zweck neigt ſich am meiſten das Genie dieſes Joachim Rhäticus zu, wie Du ſelbſt leicht beurtheilen kannſt, da Du auch in dieſem Gebiete die Geiſter mit Cenſoraugen durchſchauſt. Daher empfehle ich dieſen Mann Deiner Begünſtigung und Beſchützung. Es giebt eine lateiniſche Uebertragung des Apollonius, aber Du weißt, wie unglücklich und fehlerhaft die Ueberſetzungen der Mathematiker insgemein ſind. Deshalb bitte ich Dich ſehr, daß auch Du zu jener Ausgabe mitwirken, und Dich des Joachim Rhäticus, der für mathematiſche Forſchungen geboren iſt, annehmen möchteſt.*) Auch bitte ich Gott, den ewigen Vater unſers Herrn Jeſu Chriſti, daß er eure Stadt, die jetzt ein Wohnſitz der ewigen Kirche Gottes, der edlen Künſte und der Zucht iſt, ſo wie Dich und Deine Familie behüte. Lebe wohl. Am 7. Juli . . . . .

Philippus Melanthon.

Dem wertheſten Herrn,
dem durch Tugend, Weisheit
und Gelehrſamkeit ausgezeichneten Doctor Erasmus
Ebner, Senator der Stadt
Nürnberg, ſeinem geliebteſten Freund.

---

*) Die Herausgabe jenes Codex iſt nicht zur Erſcheinung gekommen.

3.

Cyriak Spangenberg. *)

Gottes reiche Gnade. vnd Segen. beneben meinem Vater vnſer. vnd wunſchen zu aller ſeeligen wolfartt im HERRN JESV zuvor Erbar wolgeachter groſsgunſtiger herr vnd Freund. Ob Ich wol itzund nichts ſonderlichs zuſchreiben habe. ſintemal Ich auf alle ewre vorige Brieue ſo Ich suo Dato empfange̅. euch hinnwider durch Nornberg beanttworttet vnd. dann euch newlich. durch der Stadt Nortthauſen Boten: ein kleins Zettelin geſchriebe̅ vnd nhuemher teglich ewer wideranttwortt gewertig binn. Han ich doch nicht vnterlaſſen wollen. itzund diſsmal. diſses Brieflin ann euch zuſchreiben. vnd darneben den Erſten Teil meines Adel Spiegels. ſo diſsen Monat ers herauſskome Euch alſs meinem beſondern gunſtige̅ Herre̅ vnd hoch vertraweten Freünde. alſs zur Meſse zuverehren. vnd da durch ein wenig mein danckbares gemütt gege̅ euch für die vielfeltigen wohlthaten mir vnd den meinen bewieſen zuerzeigen, oder ein kleinen Blick davon herfür leuchte̅ zu laſsen. Denn euch diſses was Ihr bey den

---

*) Bekannt als unruhiger Theolog, eifriger Flacianer und fleißiger Hiſtoriker. Sein Leben beſchrieb Joh. Georg Leuckfeld in Historia Spangenbergensis. Quedlinb. 1712. 1721. 4. Er ward geboren d. 17. Jan. 1528 zu Nordhauſen, ſtudirte zu Wittenberg und war Prediger zu Eisleben, zu Mansfeld, zu Schlitz, zu Bach ꝛc. Er ſtarb zu Straßburg, wo auch ſeine Hennebergiſche Chronik 1599. Fol. herauskam, am 10. Febr. 1604. Der Brief iſt in unſerer Sammlung, übel lesbar und lateiniſche und deutſche Buchſtaben wirren durch einander. Der erwähnte „Adelsſpiegel" 2 Bde. Fol. erſchien zu Schmalkalden.

meinen gethan vnd noch thuet nach wirdigkeitt zuvergeltte̅. iſt in meinem vermügen nicht. (Wie euch zum teil auch ſelbſt wiſſend.) Aber GOTT wird diſſen ein reicher helferr ſein: Bitte mittlerweile mitt diſſem alſo für lieb zunheme̅: Werdet am ende des Drüten Capitels des Vierde̅ Buchs ewr auch inn allem gutten gedacht befinden:- Thue euch hiermitt auff diſsmal ſampt Weib vnd kindern GOTTES Gnaden Schutz befhele̅. Bitte von meinet wegen zu Salutiren Herrn Caſparn: vnd den Pfarr . . . . Ruprechts - culo. Auch Bernhartt Schmiedt. Hanſen Bartt. . . . . . Striflern (?). Auch por occasionem Herrn Jeremiam Apothekern zu Hagenaw. Gerne mochte ich wiſſen, wie es dem Docter Helefantt gehe: ob Er noch im Calviniſmo ſtecke. Sie ſollen Gründler vnd die andern paſtores arbeiten vnd fleiſs haben Ihn wider zu rechte zu bringen das wäre nötiger denn daſs ſie ihn ienes mal vmb Bekenntniſs wille̅ von der Erbſunde alſo plagte̅. Aber wie hellt ſich Dr Laſacha? GOTT bekere alle irrenden deme ſeid abermal vnd alle mal befhole̅. Saluto nepotem utriumq; non enim iam mihi . . . . . illis scribere. Gebe̅ zu Bach 1591, 3. Septemb.

M. Cyriacus Spangenberg.
CAnisii exul.

Dem Erbarn. namhafften
vnd wolgeachten Martino
Breunen ettwan Apotheker
zu Straſsburg: meine̅ gunſtigen herrn vnd gutte̅ freu̅de.

4.

Panzer*) an Reinwald.

Nberg (Nürnberg) den 25. Jan. 1798.

Wohlgebohrner ꝛc.
Hochgeſchätzter Gönner,

Mit dem verbindlichſten Danke erkenne ich die große Güte, welche mir Ew. Wohlgebohren durch das geneigteſt mitgetheilte Verzeichniß der ältern Schätze Ihrer Bibliothek erwieſen haben, welches ich hiemit zurückzuſchicken die Ehre habe. Ich war ſo frey am Rand anzumerken, wo von den meiſten in meinen Annalen nähere Nachricht zu finden iſt. Auch die mir nicht bekannt geweſenen habe ich bemerckt.

Unter dieſen ſind vorzüglich aus dem erſten Decennium n. 2. Phalaridis Epistolae mit der Jahrzahl 1471, und n. 4. Quaestiones de anima 1472, beide in Quart. Von dem erſten kenne ich nur eine Ausgabe von 1471, Tarvisii per Gerh. de Lisa. Sollte es dieſe nicht ſeyn, die Sie beſitzen, ſo könnte es wohl eine Pariſer Ausgabe ſeyn; und in dieſem Fall wünſchte ich dieſes Werk ſelbſt zu ſehen, um es genauer kennen zu lernen; Eben dieſen Wunſch muß ich auch wegen n. 4. Quaestiones äußern — ſo wie von dem den B. n. 5. angezeigten Werckgen des Cicero ad

---

*) Der bekannte Literaturhiſtoriker. Dieſen und den folgenden Brief dankt unſere Sammlung der verwittweten Frau Hofräthin Reinwald, deren Güte jene durch einen großen Theil der literariſchen Correſpondenz ihres verewigten Gatten, des Hofrath und Bibliothekar Reinwald, vermehrte.

Herennium — von denen ich die Typen gerne genauer a
ſehen möchte.

Wäre es möglich, daß mir Ew. Wohlgebohren dieſe dr
Stücke überſchicken könnten, ſo würde ich dieſes nicht n
mit dem gehorſamſten Danke erkennen, ſondern dieſelb
auch auf das allerſchleunigſte remittiren. Eben dergleich
— beſonders ganz alte monumenta typogr., die ohne Dru
ort und Drucker — meiſtens auch ohne Druckjahr erſchi
nen ſind — intereſſiren mich am meiſten.

Uebrigens ſtimme ich Ew. Wohlgebohrn über die Aeuß
rung in Anſehung des Recenſenten in dem Al. Anzeiger ga
bey — Nur muß ich zur Entſchuldigung deſſelben bemerk
— daß es mit dieſem Ausfall vorzüglich auf die Klöſter a
geſehen geweſen iſt, die er dadurch hat wecken wollen -
ungeachtet es auch in dieſen, wie ich es aus Erfahrung wei
viele Männer giebt, die alle Achtung verdienen — u
leider iſt es nur gar zu wahr — daß die Obſcuranten D
den auch in der feingeſchliffen ſein wollenden Welt vie
Mitglieder haben.

Ich wiederhole noch einmal den herzlichſten Dank für d
mir erwieſene Güte, empfehle mich der fernern höchſtſchä
baren Gewogenheit und verharre mit der vollkommenſt
Hochachtung

Ew. Wohlgebohrn

ganz gehorſamſter Diener
G W Panzer.

In Anſehung der n. 4. angezeigten
Quaest. de anima 1472. glaube ich bereits im reinen zu ſeyn, wie ich es
bei dieſem Nummer bemerckt habe.
Dieſes Werck könnte alſo zurück
bleiben.

5.

Schlichtegroll an Reinwald.

G. (Gotha) d. 4. Jun. 1804.

Herzlichen Dank für Ihr freundſchaftliches Andenken, hochgeehrteſter Herr College. Ich würde Ihnen dieſen Dank ſogleich nach Empfang Ihres werthen Briefes bezeugt haben, wenn ich Ihnen nicht auch die literar. Anfragen mit hätte beantworten wollen, wozu ſich erſt vor wenig Tagen Zeit finden ließ.

Wegen der Exemplare des zu erwartenden Ulphilas bleibt es bei der Subſcription f. 2 Ex. von Seiten unſ. Bibliothek; wenn gleich durch baare Vorausbezahlung ein kleiner Gewinn gemacht werden könnte, ſo iſt ſie doch der hergebrachten Sitte bey unſ. Bibliotheksrechnungen nicht angemeſſen, und wir wollen alſo dereinſt lieber die paar Thaler mehr bezahlen. Wir ſtimmen Ihnen ganz bey, daß Hr. Zahn nicht alles ad unguem ſollte ausfeilen wollen, was bey ſolchen grammatiſchen Unterſuchungen ins Unendliche führt.

In der Beylage gebe ich Ihnen eine ausführliche Nachricht unſrer 2. Ex. der deutſch. Bibl. paupor. Sie ſagen, daß Ihr Ex. die Zahl 1472 habe; wo mag nun das Ex. mit 1477 ſeyn, von welchem Panzer in den Annal. der ält. deutſchen Lit. pag. 59 ſagt, daß es ſich auf der Herzogl. Bibliothek in Meiningen befinde? *) — Sollten Sie, wie Sie uns Hoffnung machen, in kurzem uns hier beſuchen, ſo haben Sie die Güte Ihr Ex. der Armenbibel mitzubringen,

---

*) Die Jahrzahl dieſes Exemplars der Armenbibel iſt ebenſo irrig für 1477 als 1472 geleſen worden, ſie iſt 1471, und ſieht ſo aus IRAA·

damit wir gemeinſchaftl. es hier mit den unſrigen zuſa
menhalten können.

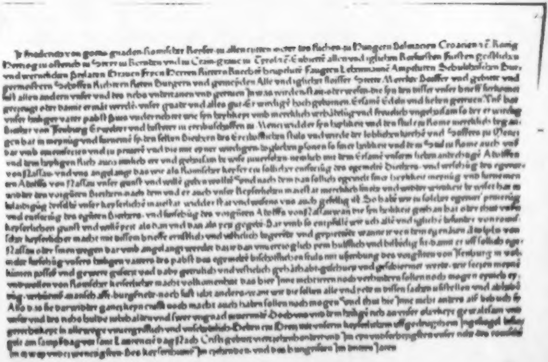
Was die Bibel c. glossa in 4. Bänden betrifft, ſo beſ
det ſie ſich auch auf unſerer Biblioth. und noch ein Ex.
hielten wir aus dem Kulencampiſchen Nachlaß in Gött
gen, das wir nun an die Herzogl. Biblioth. in Altenbu
die unſre doppelten erhält, abgegeben haben. Prof. Fiſc
aus Mainz, dieſer bekannte Bibliograph, der uns vorg
ſtern auf ſeiner Durchreiſe nach Moskau hier beſuchte, ha
auch mehrere Exemplare davon geſehen, aber weder er, n
wir hier, können auf eine beſtimmte Angabe von Ort u
Jahr kommen. Der Wahrſcheinlichkeit nach könnte es
Kobergiſcher Druck aus dem Jahr 1490 — 1500 ſeyn.
ſonderbare Numerirung der Bogen mit den vielen b u
mit Auslaſſung des c bleibt ein Räthſel. Panzer führt
nicht an, welches zu verwundern iſt, da ſie, nach u
Erfahrungen, doch nicht ſehr ſelten zu ſeyn ſcheint, und we
ſie wirklich, wie wir vermuthen, ein Nürnberger Druck i
ſich noch hie und da in Panzer's Gegend finden ſollte.

Der Umſtand mit dem Ducaten, der in Ihrem Ex. la
iſt ſonderbar genug und gehört mit in die bibliothekariſ
Anekdotenſammlung.

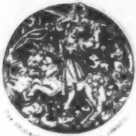
Meine HH. Collegen Hamberger und Jakobs tragen m
viele freundſchaftliche Grüße an Sie auf. Erfreuen S
uns bald mit Ihrem Beſuche, und erhalten Sie mir Ih
Gewogenheit.

Gruß u. Hochachtg.

S. (Schlichtegroll.)

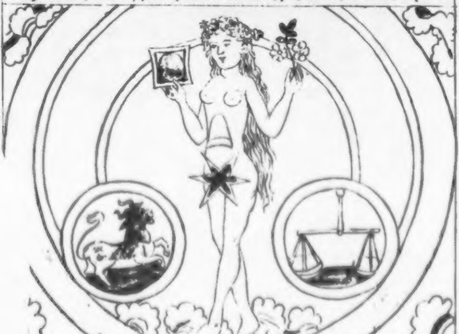


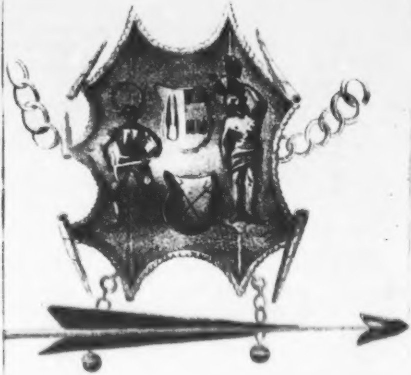
[illegible]



[illegible]

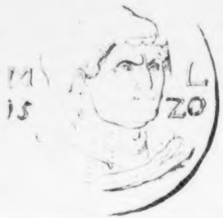
Venus der fünffte planet fin ·:
Haiſt ich vnd bin der minne ſchin ·:
ffüchte vnd kalt bin ich mitt krafft ·:
Natürlich der minne maiſterſchafft ·:
Zway hüſer ſind mir vndertan ·:
Der ſtier die wäge dar inn ich han :
Frölichs leben vnd luſtes vil ·:
So mars mit mir nit kriege wil
In den viſchen erhöch ich mich ·:
In der maget vall ich ſicherlich .
In ccc tagen fünff vnd ſechtzig :
Durch louff ich die zwelff zaichen dez :



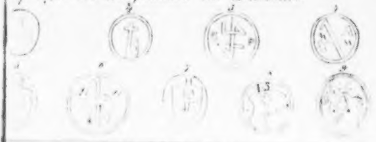


Taf. V

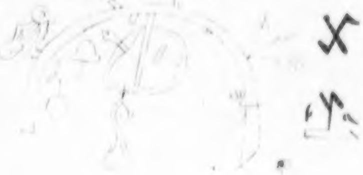
masslich älteste Medaille auf Dr. Martin Luther.



Siegel der Bürgerlichen im Mittelalter.


1
2
3
4
5
6
7
8
9
15

Zeichen der Mordbrenner.



Deutſches Muſeum

für

Geſchichte, Literatur, Kunſt

und

Alterthumsforſchung.

Herausgegeben
von
Ludwig Bechſtein.

Zweiter Band.

Mit fünf Bildtafeln und Facſimiles.

Jena,
Druck und Verlag von Friedrich Mauke.
1843.

Vorwort.

Den erſten Band des deutſchen Muſeums hat mannichfache Antheilnahme freundlich willkommen geheißen, und manche Stimme hat ſich zur Fortſetzung aufmunternd vernehmen laſſen. Dankenswerthe und ſchätzbare Beiträge wurden zu folgenden Bänden von da und dorther bereitwillig zugeſichert, und ſo könnte, wenn ferner neben der Anerkennung auch Nachſicht mit den Mängeln dieſem Sammelwerke zu Theil wird, daſſelbe noch weiter und lange ſich fortſetzen. Ich werde mich bemühen, den Inhalt nachfolgender Bände möglichſt anziehend, mannichfaltig und lehrreich auszuwählen, und dabei immer ſtreben, ſeltene Dokumente deutſcher Vorzeit, der Geſchichte, der Typographie und Metallographie in ihrer Wiegenzeit, nebſt andern anziehenden noch unedirten oder der Erneuung werthen Stoffen aus dem Gebiete der Literatur, der Kunſt und des Alterthums mitzutheilen — und mein Unternehmen immer im deutſchnationalen Sinne leiten. Dabei aber bedarf daſſelbe die Unterſtützung der Bibliotheken, der Kunſtfreunde, der Sammler, auf daß neben der aufopfernden

Liebe und dem Eifer meinerſeits, auch der des Herrn Verlegers, der keine Koſten, keine Mühe und Sorgfalt ſcheut, das Werk ſeinerſeits zu fördern, nicht erkalte.

Noch ſei eine nachträgliche Bemerkung zu Artikel VI des vorigen Bandes vergönnt. Bei dem Volksliede S. 205: Der Bergmann und der thüringiſche Bauer, ward in der Note anzuführen vergeſſen, daß Goethe Art und Weiſe, wie dieſes ächt volksthümliche und noch im Volke lebende Geſprächſpiel dramatiſch dargeſtellt wurde, in Wilhelm Meiſters Lehrjahren ausführlich ſchildert. (Th. 1. Ausgabe **1840**. S. **107** und **108**): „Nach einer Pauſe trat ein Bergmann mit einer Hacke hervor, und ſtellte, indeß die andern eine ernſthafte Melodie ſpielten, die Handlung des Schürfens vor.“

„Es währte nicht lange, ſo trat ein Bauer aus der Menge, und gab jenem pantomimiſch drohend zu verſtehen, daß er ſich von hier hinwegbegeben ſolle. Die Geſellſchaft war darüber verwundert, und erkannte erſt den, in einen Bauer verkleideten, Bergmann, als er den Mund aufthat, und in einer Art von Recitativ den andern ſchalt, daß er wage auf ſeinem Acker zu hantiren. Jener kam nicht aus der Faſſung, ſondern fing an, den Landmann zu belehren, daß er Recht habe, hier einzuſchlagen, und gab ihm dabei die erſten Begriffe vom Bergbau. Der Bauer, der die fremde Terminologie nicht verſtand, that allerlei alberne Fragen, worüber die Zuſchauer, die ſich klüger fühlten, ein herzliches Gelächter aufſchlugen. Der Bergmann ſuchte ihn zu berichten, und bewies ihm den Vortheil, der zuletzt auch auf ihn fließe, wenn die unterirdiſchen Schätze des Landes herausgewühlt würden. Der Bauer, der jenem zuerſt mit Schlägen gedroht hatte, ließ ſich nach und nach beſänftigen, und ſie ſchieden als gute Freunde von einander; beſonders aber zog ſich der Bergmann auf die honorabelſte Art aus dieſem Streite.“

So wußte der große Dichter auf die anmuthigſte Weiſe das Erlebte und Selbſterſchaute wieder lebendig abzuſpiegeln, wie auch aus andern ſeiner Werke bereits vielfach dergleichen Thatſächliches nachgewieſen worden.

Zu einem und dem andern der in dieſem Bande befindlichen Artikel drängte ſich nach dem Abdruck ebenfalls einiges nachträglich zu Bemerkende auf. Bei Artikel I konnte zur neuern Bauernkriegliteratur noch angeführt werden: Profeſſor Ritter W. Wachsmuth's: „Kriege und Aufſtände der Bauern im Mittelalter“; in v. Raumer's hiſt. Taſchenbuch. Fünfter Jahrgang. 1834. „Das Breisgau im Bauernkriege vom Jahre 1525, in Dr. H. Schreiber's Taſchenbuch für Geſchichte und Alterthum in Süddeutſchland. Freiburg in B. 1839 und die ausführliche Rezenſion von L. Georgii über Benſens „Bauernkrieg in Oſtfranken“ in mehreren November- und Decembernummern der Deutſchen Jahrbücher für Wiſſenſchaft und Kunſt. 1842.

Zu Artikel III bemerke ich, daß auch in Ernſt Münch's „Geſchichte des Hauſes Naſſau-Oranien, Band 2. Aachen und Leipzig, 1832. Der Streit der beiden Kirchenfürſten Diether von Iſenburg und Adolph von Naſſau gründlich und ausführlich erzählte und mit urkundlichen Nachweiſen begleitet wird. Auch muß S. 145. Z. 3 u. ff. geleſen werden: obſchon auch in den vergangenen Zeiten die Zahl der Böſen die der Guten überwog ꝛc.

Bei Artikel VII hätte noch Bezug genommen werden können auf W. A. Paſſoas Abhandlung: „Zur Geſchichte der politiſchen Poeſie in Deutſchland,“ in den Blättern für literariſche Unterhaltung 1842, Nr. 287 bis 291. So kam mir auch erſt nach dem Abdruck d. Bl. Dr. K. Hagen's Buch: „zur politiſchen Geſchichte Deutſchlands,“ Heidelberg 1843, vor Augen, das in einer beſondern Abhandlung politiſche Flugſchriften aus dem 16. und 17. Jahrhundert beſpricht und auszugsweiſe mittheilt, doch ſind jene keine politiſch-ſatyriſchen Flugblätter, ſondern kleine Druckwerkchen von einem oder mehr Bogen, deren Menge ebenfalls nicht gering iſt. Aber ſie ſind minder ſelten, wie die fliegenden Blätter auf Einzelbogen.

Allen jetzigen und künftigen Gönnern und Förderern des deutſchen Muſeums ſage ich freundlichſten und aufrichtigſten Dank.

Der Herausgeber.

Inhalt.

Seite

I. **Stücke aus dem Bauernkrieg.** Mit Abbildung von drei Siegeln der Bauern auf Tafel V. 1. 2. 3. 1

II. **Die Schweden vor Saalfeld.** Ein Bild aus dem dreißigjährigen Kriege 99

III. **Die erſte gedruckte lateiniſche Urkunde. Bulle Papſt Pius II.** Vom Jahre 1461. Mit Facſimile auf Tafel I. 139

IV. **Vierzehn Briefe des Prinzen Eugen von Savoyen.** Mit Facſimile von Eugen's Unterſchrift auf Tafel V. 157

V. **Ungedruckte deutſche Sagen.** 183

VI. **Deutſche Volkslieder.** 197

VII. **Deutſche politiſche Pasquille aus dem ſiebzehnten Jahrhundert.** 243

VIII. **Jacobus major.** Unbeſchriebener Metallſtich, mit Facſimile auf Tafel II. 269

IX. **Jeſu Paſſion in geſchrotenen Bildblättern.** Mit Facſimile auf Tafel III. 275

X. **Deutſches Schützenweſen** 293

- 1. Das Schützengeſellſchaften-Bündniß in Mittel- und Unterfranken. 295
- 2. Kleinod der Schützengeſellſchaft zu Schleuſingen. Mit Abbildung auf Tafel IV. 297

XI. **Wer weiß, ob's wahr iſt?** Volksſpruch, Sage, Töpferſchrift, Holzſchnitt, Münze. Mit Abbildung auf Tafel V. 301

Seite

XII. Die Mordbrenner und ihre Zeichen 309
XIII. Die Preiſe der vorzüglichſten Lebensbedürfniſſe im Jahre 1488 317
XIV. Ungedruckte Briefe berühmter und gelehrter Perſonen 321
  1. Guſtav Adolph 323
  2. Jung Stilling 326
  3. Emanuel Osmund 333
  4. Goethe 335

I.

Stücke
aus
# dem Bauernkriege.

Die große Völkerbewegung, welche, von der Geſchichte mit dem Namen: der Bauernkrieg bezeichnet, Deutſchland am Schluß des erſten Viertheils des ſechzehnten Jahrhunderts wie ein mächtiges Gewitter erſchütterte, bietet mehr, als mancher andre Krieg von ungleich längerer Dauer der Forſchung einen würdigen Gegenſtand dar. Es iſt das Intereſſe des deutſchen Volks, der deutſchen Menſchheit, nicht das eines länderſüchtigen Eroberers, was aus den oft mit Blut und Feuer geſchriebenen Annalen jenes weit verzweigten Kampfes ſich abſpiegelt, daher ihm auch in unſern Tagen von vielen Seiten der Blick kundiger Männer mit Antheil zugewandt bleibt. Man begnügt ſich nicht mehr mit der Kenntnißnahme ſeiner Wirkungen und Erfolge, man forſcht den Urſachen nach, den Uranfängen, welche eine ſo große Aufregung hervorbrachten, und erblickt die Wurzeln und Keime dieſes Freiheitsbaumes ſchon in den Tagen Karls des Großen und in den Bedrückungen, welche den Gemeinfreien zu Theil wurden, als Adel und Clerus in immer ſchrofferer Sonderung dieſen nicht gegenüber, ſondern über und auf ſie trat. Schilderhebungen und Kämpfe der Bauerſchaft gegen ihre Unterdrücker weiſt Dr. W. Zimmermann's trefflich geſchriebenes Buch: „Allgemeine Geſchichte des großen Bauernkrieges. Nach handſchriftlichen und gedruckten Quellen. Erſter Theil. Stuttgart 1841,“ ſchon von Seiten der Sachſen unter den Karolingern 842, in der Normandie am Ende des zehnten Jahrhunderts, in Jüttland und Schonen 1086 und 1181, in Dietmarſchen 1111 und 1161, in Friesland 1255, in Kennemaren 1268, in der Picardie 1251, im Herzen Frankreichs 1358 (Jacques bonhomme) nach. Bekannter ſind die bäuriſchen Freiheitskämpfe der Schweizer faſt durch das ganze vierzehnte Jahrhundert und länger, der Dietmarſchen gegen den Druck der däniſchen Herren und Könige, der Engländer unter John Ball 1381, (mit nicht minderm Blut geſühnt als der Bauernkrieg) die Huſſitenkämpfe, der arme Konrad. Aus allen dieſen Büchern voll blutiger Züge hatten die Nachkommen und die Machthaber unter ihnen nichts gelernt, kein Erbarmen, keine Menſchlichkeit, keine Gerechtigkeit. —

Ahnungsſchwüle Stille und weihrauchduftiger Nebel lag über dem Frankenland, als der Pauker von Niklashauſen auftrat, deſſen Erfolg und Ende ein kurzes Vorſpiel zu einem langen Drama war, und dieſes Drama war der fränkiſche Bauernkrieg, zu dem im Nachfolgenden Stücke gegeben werden, die chronologiſch an einander gefügt, einen kleinen Ring zur großen Kette dokumentaler Quellen bilden. Dieſe Quellen müſſen erſt allſeitig erſchloſſen ſein, mögen ſie nun ſparſam rieſeln oder mächtig ausbrechen, bevor eine Geſammtgeſchichte des großen Bauernkrieges nach jeder Richtung hin niedergeſchrieben werden kann. Hier iſt auch das Provinzielle von Wichtigkeit, und wirkt ergänzend zum Ganzen mit.

Für den Bauernkrieg im Lande Oſtfranken hat uns Dr. Heinrich Wilhelm Benſen eine wackere, nach den Quellen bearbeitete Geſchichte, (Erlangen, Palm 1840) gegeben. Was im Nachfolgenden mitgetheilt wird, lehnt ſich theilweiſe an letzteres Buch an, ebenfalls auf Archivalien ſich ſtützend, die ſeinem fleißigen Verfaſſer nicht zugänglich waren. Dankenswerthes Material bietet noch F. F. Oechsle in den „Beiträgen zur Geſchichte des Bauernkrieges in den ſchwäbiſch-fränkiſchen Grenzlanden.“ (Heilbronn, Drechsler, 1830). Auch Dr. Bensen ſpricht geiſtreich über die Uranfänge jener großen und gewaltigen Volksbewegung, die mit dem dröhnenden Hammerſchlag einer fürchterlichen Feme an die Thore der Burgen, Schlöſſer und Klöſter pochte, die ſchlummernden Wächter aufſchreckte und — Kläger und Richter zugleich — die Wächter ſammt den Bewachten würgte. Dieſe Anfänge, Unheilkräuter in das Blut- und Flammenbad des Aufruhrs, waren: Druck der Hörigen durch immerwährende Fehden und Raubzüge; gänzliche Umgeſtaltung der Art und Weiſe, Krieg zu führen, und daraus die hungrigen, beuteſüchtigen Schwärme der Lanzknechte; Rechtsverdrehung durch hinterliſtige, ſpitzfindige Advokaten, die Adel und Bauern gleich ſehr bedrängten; ungemeſſene, oft unſinnige Dotationen an Stifter und Klöſter, zu denen der Clerus markausſaugend die irgend Begüterten hintrieb, indem er ihren beſchränkten Begriffen als Lohn dafür alle Freuden ewiger Seligkeit, Sündloſigkeit und Theilhaftigkeit aller klerikalen Fürbitten vorſpiegelte, als Strafe für verweigerte Freigebigkeit hingegen alle Qualen der Verdammniß predigte und zuſicherte; unvernünftiger Luxus in Tracht, Pracht, Speis und Trank, Schiff und Geſchirr, bei Herren und Knechten, Alten und Jungen beiderlei Geſchlechts.

Die Städte, deren Blüthe ſich mehr und mehr gehoben hatte, gingen mit dem Beiſpiel des Aufwandes aller Art durch Bauten, Söldner, Geſchütze, Feſte voran, und erſannen, dieſe zu beſtreiten, eine Menge Steuern und Abgaben, die den Landmann äußerſt bedrückten, der ſeine Produkte und Waaren, wie ſeine Bedürfniſſe, durch ihre Thore führte. Dazu kamen noch Münzverſchlechterung und -Verwirrung, hohes Geleite, Grenzſperren aller Art, Weg- und Waſſerzölle aller Orten, Wehrzölle, Stapelgerechtigkeiten und die Paralyſe des deutſchen Handels durch die Nachbarſtaaten, namentlich durch Holland, das noch immer wie ein Ameiſenlöwe in der Niederung ſeines Trichters ſitzt.

Neben dieſem Allen, neben allmäliger Verarmung des gemeinen Volkes, wie des niedern Adels: Glanz und Herrlichkeit der Prieſterſchaft, wenn auch innerlich hohl und modervoll, doch nach außen hin noch lange prunkend und ſchimmernd, wie ein übergoldeter Thurmknopf, reich begütert, ſteuerfrei, im Beſitz aller Rechte, aller Kniffe, ſich in dieſen Rechten ſiegreich zu behaupten, ſelbſt Handel und Wandel und Wucher treibend, voll Habſucht, Zucht- und Sittenloſigkeit (Milchzins von Freudenmädchen, Concubinentaxen), unbegrenzte Herrſchſucht und zum Theil unglaubliche Unwiſſenheit der gemeinen Pfaffheit — dieß waren die Elemente des Volksdruckes, welche erſt im Stillen gefühlt, dann laut beſeufzt, zuletzt freimüthig und freiſinnig genug beſprochen wurden. Die Wächter ſangen, wie in den alten Minneliedern, den Tag an, und ließen ihre Schellhörner ertönen, aber die Pfaffenherrſchaft und der Uebermuth der Mächtigen lagen im Schlummer ſüßer Buhlſchaft bis zum hellen Morgen, wollten nicht hören und nicht ſehen, und ſo kam unverſehens der helle Morgen herauf mit ſeiner Zornröthe und ſeiner Wetterflamme. Im Oſten ſtrahlte der hellſte Stern des funfzehnten Jahrhunderts, die Erfindung der Buchdruckerkunſt, und zog der Morgenröthe wiſſenſchaftlicher Forſchung voran; im Weſten leuchtete ein Irrſtern über einer neuentdeckten Welt, von der die Kunde ſchon die alte Welt überflog; im Zenith ſtand der Schwan, und ſchlug mit gewaltiger Schwinge gegen Roms ergrauten Löwen.

Nach dieſen wunderſamen Conſtellationen blickte ganz Deutſchland verwunderungsvoll, erſt ſtaunend, dann hoffend und vertrauend auf, und es wurde in jenem Morgenroth wieder der klagende Memnonruf nach Erlöſung laut, wie Iſrael ihn hörte in Aegyptens Knechtſchaft, wie Juda ihn vernahm, da ſein Laut durch Babels Weiden zog, und wie er im deutſchen Schwerterklang im Teutoburger Walde dem Römer Todeshymnen ſang. Da erhob ſich Ulrich von Hutten, der große deutſche Mann, ein zweiter Armin, mit dem Schwert des Geiſtes und der Wiſſenſchaft gerüſtet, mit dem edlen Franz von Sickingen im Bunde, Großes wollend, kühn den Würfel werfend; ihr Schiff aber ſcheiterte am ſtarren Fels der geiſtlichen Fürſtenmacht, die, ſich hart bedroht ſehend, Alles aufbot, zu widerſtreben, und Landſtuhl ward Sickingens, Uffnau Huttens Grab.

Indeſſen begann der junge Tag des neubegonnenen Jahrhunderts ſchwül zu werden, es wetterleuchtete rund um den Horizont, und es grollten dumpfe Donner, der Bundſchuh ſchlug ſchon als Lohe auf, doch ward ſein Brand bald wieder gelöſcht. Da kam das verhängnißvolle Jahr 1525. Seinen Beginn begleiteten unheilkündende Prodigien.

In der Schweiz war ſchon volle Bauernempörung im Gang, im Turgau ſtürmte man die Bilder, im Schwabenlande erhob ſich ein kräftiges, waffengeübtes, gleich den Schweizern freiheitliebendes Volk. An jener Flamme entzündete ſich der Rotenburger Aufruhr, wo Carlſtadt, der Vertriebene, Aufnahme und Anhang gefunden hatte, und nun folgte ein Ort dem andern, oft nur mit blindem Lärm, aus Luſt am Rumor, häufiger aber auch mit nachdrücklichem Ernſt und kühner Todesverachtung.

In dieſer Zeit faſt allgemeiner bäuriſcher Schilderhebung herrſchte über das Land Henneberg, Schleuſinger Linie, der beſitzungenreiche, aber in ſeinen Einkünften allmälig zurückkommende Fürſtgraf **Wilhelm VII.**, geboren im Jahr 1478, folglich noch in voller rüſtiger Manneskraft ſtehend, vermählt mit Anaſtaſia, einer Prinzeſſin Kurfürſt Albrechts von Brandenburg. Kaiſer Maximilian hatte ihn bereits 1499 zum Reichsvoigt und zum Schutzherrn über die Stadt Schweinfurt, wie über die ihr naheliegenden Reichsdörfer Gochsheim und Sennfeld ernannt. Er ſtrebte, ſo viel in ſeinen Kräften ſtand, nach Erweiterung aller Gerechtſame, Privilegien und Freiheiten, die ihm und ſeinem Lande zu Gute kommen konnten, bethätigte ſeinen frommen, wohl auch etwas überfrommen Sinn durch die Begründung der Grimmenthaler Wallfahrt und den Aufbau einer ſchönen gothiſchen Wallfahrtkirche, wie durch ſonſtige reiche Begabung von Kirchen und Klöſtern, zeigte ſich wacker und freundestreu in der bayriſchen Fehde, und leiſtete dem Pfalzgrafen Rupprecht Heereszuzug gegen Herzog Georg von Bayern, was 1504 die Reichsacht über ihn verhing, die jedoch ohne ſonderliche nachtheilige Folgen für ihn geblieben zu ſein ſcheint. Für die Sittenpolizei war dieſer Regent ſehr thätig, und führte im Bezug auf Kleiderprunk, Gelage u. dergl. manche Verbeſſerung ein. Der Kirchenverbeſſerung durch Luther aber blieb er lange Zeit abhold, einestheils natürliche Folge ſeines Frommſinns, der ganz in die Feſſeln der Hierarchie geſchmiedet war, anderntheils ſpäter natürliche Folge des Bauernkrieges, deſſen Entſtehung man ſo geneigt war, Luthers Lehre zuzuſchreiben. Sein Familienleben ſcheint ein ſchönes und friedliches geweſen zu ſein, mit Ausnahme des Kummers, den der Sohn Chriſtoph verurſachte. Die fürſtliche Reſidenz war im Schloſſe Bertholdsburg zu Schleuſingen, abwechſelnd ward wohl auch auf den Nachbarſchlöſſern zu Maßfeld, Breitungen, Schmalkalden, Lichtenberg u. a., am wenigſten aber auf der ſchön gelegenen, ſchon dem Verfall ſich nähernden, Caſtrenſen zur Obhut übergebenen Stammburg Henneberg zugebracht, deren Bau in ſagenhafte Zeiten hinaufreicht, und die noch als eine ſchöne Trümmer ſehenswürdig iſt.

Fürſtgraf Wilhelm war Vater von 12 Kindern, von dieſen lebten, als der Bauernkrieg ausbrach: Johann, Coadjutor (ſpäter Abt) zu Fulda. Er ſtarb im Rufe eines frommen Prälaten 1541. Wolfgang, 1525 noch ein Jüngling, dem eine ritterliche Erziehung gegeben ward, und der unter Kaiſer Karl V. in einem Feldzuge gegen die Franzoſen 1531 vor Chierasko fiel. Margaretha, 1525 wohl noch ein zartes Fräulein, da ſie ſich erſt 1534 mit dem Grafen Johann von Sain und Wittgenſtein vermählte. Eine unglückliche Vergiftungsgeſchichte ihres Kindes durch ruchloſes Hausgeſinde trübte ihr Leben. Sie ſtarb 1546. Katharina, die hochherzige Hennebergerin, 1525 an Graf Heinrich XXXVII. zu Schwarzburg vermählt, berühmt durch das Frühſtück, das ſie im Schmalkaldiſchen Kriege auf ihrem Schloß zu Rudolſtadt dem Herzog Alba gab. Sie ſtarb 1567. Chriſtoph, Domherr zu Würzburg, ein mißrathener Sohn, ſtreit- und handelſüchtig, unſittlich und verſchwenderiſch, doch tapfer und muthvoll, ſtarb 1548 zu Römhild, und hinterließ ein Erbe von 2 Gulden und 2 Groſchen nebſt einer Dukatenhalsſchnur. Georg Ernſt, der letzte Regent ſeines Stammes, 1511 geboren, folglich 1525 ein angehender Jüngling von 14 Jahren, muthmaßlich der Aeltern Liebling, durch Reiſen gebildet, viel an auswärtigen Fürſtenhöfen weilend, zur Zeit des Bauernaufſtandes, wie es ſcheint, gar nicht im Heimathlande anweſend. Poppo, der Leitung ſeines älteſten Bruders, des Coadjutors in Fulda anvertraut, und daher dem Schauplatze der Heimathwirren ebenfalls fern, auch noch zu jung, um thätig eingreifen zu können.

Fürſtgraf Wilhelm ſtand demnach in ſeinem Hauſe allein, und außer Wolfgang war keiner ſeiner Söhne bei ihm, als mehr und mehr die Kunden der bäuriſchen Empörung ihn ereilten, als mehr und mehr ſeine Lage eine bedrängte und ſorgenvolle wurde. Ihn daher als Mittelpunkt in dieſe Skizze, die zunächſt den Hennebergiſchen Bauernkrieg vor Augen führen ſoll, hinzuſtellen, ſcheint deshalb wohlgethan, weil dadurch das Fragmentariſche der zu Gebote ſtehenden Nachrichten und Dokumente mehr zu einem Ganzen anſchießt, und ſich um des Regenten Perſon kryſtalliſirt. Die gedruckten Nachrichten über jene wichtige Geſchichtsepoche (Epiſode möchten wir ſie nicht nennen) im Bezug auf das Henneberger Land ſind allzumal ziemlich dürftig und ungenügend. Spangenberg, die älteſte Quelle, fertigt in ſeiner Hennebergiſchen Chronika den Bauernkrieg auf anderthalb Folioſeiten ab. Der Meiningiſche Chroniſt Güth iſt im Bezug auf die Ereigniſſe in und um die Stadt Meiningen ziemlich ausführlich und eine achtbare Quelle, da der fleißige Güth aus dem daſigen Rathsarchiv, und aus örtlichen Chronikmanuſcripten ſchöpfen konnte. Heim giebt in ſeiner Chronikfortſetzung Spangenberg's nur wenige Ergänzungen. Schultes, dem die beſten Quellen zugänglich waren, äußert ſich in ſeiner diplomatiſchen Geſchichte des gräflichen Hauſes Henneberg, zweiter Theil, S. 149, folgendermaßen: „Dieſe Auftritte ſind ſo mannichfaltig an verſchiedenen Arten von Unglück und Verwüſtungen, daß ich gewiß meinen Leſern keinen angenehmen Dienſt erweiſen würde, wenn ich mich in eine ausführliche Schilderung dieſes ſogenannten Bauernkriegs einlaſſen wollte," und ſo erfahren wir von ihm auf drei Quartſeiten nur das Allgemeinbekannte, und erhalten eine einzige betreffende Urkunde unter Beilage CCXXXIX, S. 314 mitgetheilt. Die zahlreichen

Schriftdokumente aber, die in den deutſchen Archiven aus
der Zeit des Bauernkriegs und dieſen betreffend noch auf-
bewahrt ſind, werfen hauptſächlich ein klares Bild auf jene
Zuſtände, ſie allein ſind die Baſis, auf welche ſich das Ge-
äude ſichrer Totalüberſicht ſtellen läßt. Die gedruckten
Schilderungen von Stumpf, Oechsle, Dr. Benſen u. A.
ußen ſämmtlich auf ſolchen archivaliſchen Quellenſchriften,
eren mehr und mehr öffentlich zu machen, Pflicht aller Hi-
toriker iſt. Sie gewähren ein treues Bild des damaligen
Fürſten-, Hof-, Kriegs- und Volkslebens und laſſen ſogar
n das Familienleben der Fürſten einzelne nicht unintereſſante
Blicke thun. Dankenswerth ſind auch namentlich für die Ge-
hichte des fränkiſch-hennebergiſchen Bauernkriegs die Bei-
räge zu deſſen Geſchichte im 5. Band 2. Heft vom Archiv
es hiſtor. Vereins für den Untermainkreis, von Dr. Scha-
old, S. 30 — 58.

Wenn man die Briefe der Bauern aufmerkſam lieſt, ſo
nn man ſich nicht genug wundern über den trotz der gro-
en Aufregung ruhigen, gehaltenen Ton, den frommen, aber
lbſtbewußten Ernſt und die Beobachtung aller und jeder
öflichkeitsformeln. Man nimmt wahr, daß die Leitenden
ihrer Bildung den Rittern gleich ſtanden, und kann kaum
auben, daß die großen und zum Theil blutigen Exceſſe, die
ne Empörung bezeichnen, von den Führern verübt oder
ch nur anbefohlen wurden. Sie waren vielmehr meiſt Aus-
üche des rohen Haufens, Folge verweigerter Aufnahme,
d des Haſſes gegen Verſchwendung der Geiſtlichkeit und
n Druck des Adels. Gewiß concipirten oft Eleriker (wie
beim Bildhäuſer Haufen der Fall war) die Briefe der
auern, dieß zeigt die nicht ſelten lateiniſche Datirung vie-
derſelben, und dieſe Bauernbriefe laſſen das Auge des
orſchers tief in das Innere jener Zuſtände eindringen.

Im Beginn der Empörung ſcheint ſich der Fürſt wie das Volk vom Lande Henneberg noch ziemlich ruhig gehalten zu haben. Das Gewitter rollte in den erſten Monaten des Jahres nur in der Ferne, vom vollen Aufſtand war in Oſt-Franken noch keine Rede. Mit dem Sonntag Lätare, dem 26. März, (nicht 25., wie Dr. Benſen's ſynchroniſtiſche Ueberſicht a. a. O. 579 angiebt), wo der erſte Aufſtand zu Windsheim begann, der ſich bald auch Rotenburg mittheilte, wehte die rothe Fahne nach den Grenzen Oſt- und Nordfrankens. Markgraf Caſimir von Ansbach und Bayreuth, der nahe Verwandte des Fürſtgrafen von Henneberg, ein energiſcher und entſchiedener Fürſt, der ſchon einige kleinere Unruhen glücklich und nachdrücklich gedämpft hatte, gab ſeinem Verwandten in eilender Sendung ausführliche Nachricht von Allem, was von Windsheim und Rotenburg Drohendes auf den Flügeln der Kundſchaft nach Onolzbach gelangt war, und zwar in folgendem Briefe, den wir treu, doch in einer der modernen etwas angenäherten Rechtſchreibung (wie auch die nachfolgenden Documente) folgen laſſen.

In des Markgrafen Schreiben wird dem Fürſtgrafen eine Geſandtenconferenz, um über die ſchwüle Zeit zu berathen, in Vorſchlag gebracht.

Unſere Freundſchaft zuvor, hochgeborner lieber Oheim und Schwager, Wir geben Euer Liebden (in) eyl freundlicher Meinung zu erkennen, daß ſich, wie wir glaublich bericht ſein, die Bauern in der ehrſamen, weiſen unſer lieben beſondern, Bürgermeiſter und Rathe zu Rotenburg uf der Thauber Landwehre, auch anderswo daſelbſt Umgegend der Jagſt (Jart) und uf dem Gau der Thauber hinab empören, rottiren und allbereit etlich hundert ſtark bei einander ſein, ſich auch alle Stund ſtärken ſollen, wiewol wir nun gar nit beſorgen, daß die Rotenburgiſchen ichts beſchwerliches gegen uns oder den unſern fürnehmen. Nachdem unſere Vorältern und wir mit ihnen und ihren Vorfahren lange Zeit in ſonderer Verſtändniß und gnädigem und unterthänigem guten Willen herkommen, und noch ſein. Aber das iſt zu beſorgen, daß ſich dergleichen Aufruhr und Empörung an andern Orten mehr begeben, alſo daß ſich die Unterthanen unterſtehen würden, ſich gegen ihre Obrigkeit aufzuwerfen, ihnen ihr Gehorſam und das, ſo ſie ihnen ſchuldig ſeind, zu entziehen, und daß ſich die Sach alſo um und um weiter einreißen möcht, wie uns dann nächten (geſtern) ſpat glaublich angezeigt iſt, daß die Gemeind zu Windsheim auch in Empörung kommen ſein, und einen Rath daſelbſt die Schlüſſel und allen Gewalt genommen haben, auch die Bauern uf dem Land zu ihnen ziehen ſollen, zu was Nachtheil und Schaden nun ſolchs euch und uns und auch aller Obrigkeit reichen würde, das habt ihr ſelbſt zu bedenken. Dieweil uns dann auch die Verſammlung des löblichen Bunds zu Schwaben kurtz vergangner Tag unter anderm geſchrieben haben, daß wir in unſern Fürſtenthümern gut Kundſchaft machen, beſtellen, und ſoviel möglich iſt, verhüten ſollen, daß dergleichen der Bauern Zuſammenlauffen und Haufenmachen Fürkommens werde, ohn Zweifel, daß ihr auch wißt, daß ſolches zuvörderſt wider Kayſerliche Majeſtät iſt, und eine ganze Zerrüttung im Reich machen würde, wie es dann euch alſo auch gefällig ſein will, ſo ſind wir geneigt und erbitig, unſere Räth uf Montag nach dem Sonntag Judica ſchierſt zu Abend gen Neuenſtadt an der Aiſch zu ſchicken. Dahin mögen E. L. ihre Räthe zu unſern Räthen, der Zeit auch ſtattlich verordnen, ſo haben wir dergleichen unſern Herren und Freunden, den Biſchöfen zu Bamberg, Würtzburg und Eyſtet, auch den Grafen und Herren von Caſtell, Wertheim, Hohenlohe und Limburg auch geſchrieben, des Verſehens, daß ihre Liebden und die andern daſſelb auch nit abſchlagen werden. Fürder davon unſer aller Räthen und Geſandten, ſtatlich davon zu reden zu rathſchlagen und zu handeln, daneben unſer aller Unterthanen in unſern Landen Graffſchaften, Herrſchaften und Gebieten, dergleichen Aufruhr, Empörung und anderer Unrat, ſo daraus folgen mag, bei Zeit fürkommen werde. Und wären wohl des Willens geweſt, uns zuvor mit euch Tags und Mahlſtatt zu vergleichen. So haben wir bedacht, daß ſich die Sach dadurch etwas längern würde, und daß in dieſem Handel ein Stund zu harren zu lang ſei. Darum, ſo wollen E. L., bitten wir, uns bei dieſem Boten fürderlich Antwort geben, ob alſo E. L. Ihre Räth uf beſtimmte Zeit gen der Neuenſtadt an der Aiſch ſchicken wollen, uns mit Verordnung unſerer Räthe auch darnach wiſſen zu richten, damit künftiger Nachtheil und Schaden vermieden bleib, den wir unſers Theils zu verhüten gentzlich geneigt ſind. Und haben ſolchs E. L. freundlicher Meinung nit verhalten wollen, datum Onoltzbach eilends am Montag nach Lätare Anno ꝛc. xxv. (27. März.)

Caſimir von Gottes Gnaden Marggraf zu Brandenburg, zu Stetin, Pommern, der Caſuben und Wenden Herzog, Burggraf zu Nürnberg, und Fürſt zu Rügen.

Dem hochgebornen unſerm lieben Oheim und Schwager. Wilhelmen Grafen und Herrn zu Hennenberg.

War in dieſer Zuſchrift ſchon die ängſtigende Ueberzeu-
ng ausgeſprochen, daß „eine Stunde Verzug zu lang“
ſo lehrte der Vorüberflug weniger Tage, bald noch drin-
der zu werden. Am 29. März war Rotenburg in den
nden der Bauern, und dieſe traten ſchon mit Abgeſandten
Nachbarſtädte in Unterhandlung. Am 30. März flog ein
iter Eilbote nach Schleuſingen mit einem Schreiben Ca-
irs an den Grafen Wolfgang, darin dieſer um perſönli-
Erſcheinen mit Heereshülfe gebeten wird.

Unſere Freundſchaft zuvor. Hochgeborner lieber Oheim,
achdem ſich die Bauern unſer Land Art um Rotenburg
f der Thauber, Windſheim, und dann an dem Eſelberg
merklich Empörung und Verſammlung geben haben,
lſo: daß ſie etlich tauſend ſtark bei einander ſind, und
h täglich ſtärken, auch daneben unterſtehen, und unſer
ugehörigen vom Adel, und andere Unterſeſſen, mit Be-
rohung, und in ander Weis zu ihnen zu ziehen, und alſo
ider ihr Ehr, Gelübd und Eid auch aufruehrig zu machen.
erhalben unſer Nothdurft zum höchſten erfordert, uns
Rüſtigung und Bereitſchaft zu ſchicken, und ohn Ver-
g mit Ernſt gegen ſollichem Fürnehmen zu handeln, da-
it wir und die unſern bei unſern Landen und Leuten
eiben mögen, und dieweil dann nit allein uns, ſondern
ch euch, derſelben Vatter und aller Obrigkeit merklich
d groß an dieſem Handel gelegen, ſo iſt in Freundſchaft
ſer gütlich Erſuchen und Bitte, daß ſich e. l. in der-
ben Art, um Reuter, ſoviel Ihr deren aufbringen mö-
t, aufs ſtärkſt bewerben, und euch alſo uffs ſtärkſt gerüſt,
uns hieher fügen wollt, alſo daß e. l. mit allen den
nen, die e. l. aufbringen mögen, auf Donnerſtag nach
dica ſchierſt gewißlich hie zu Onolzbach bei uns einkom-

men, uns fürder, wie obgemeld hilflich und beſtendig zu ſein, und daß ſich e. l. in ſollichem ſo gutwillig und dermaſſen erzeigen, wie unſer hoch Vertrauen zu e. l. ſteht. Das wollten wir wiederumb in Freundſchaft und allem gueten vergleichen und beſchulden, Datum Onolzbach am Donnerſtag nach Lätare Anno xxv.

Caſimir von Gottes Gnaden Marggraf zu Brandenburg, zu Stetin ꝛc. (wie oben.)

Dem Hochgebornen unſerm lieben Oheim und
Suhn Wolfgangen Grafen und Herrn zu Hennenberg.

Unter dieſen Brief ſchrieb der Markgraf mit fliegender Feder und mit nicht zu entziffernden Zügen ſechs eigenhändige Zeilen.

Graf Wilhelm empfing das erſte Schreiben Caſimirs vom Montag erſt am darauffolgenden Freitag Abend, den 31. März, und ließ Folgendes darauf erwiedern, indem er ſich entſchuldigt, weder Räthe ſenden, noch ſelbſt kommen zu können.

Lieber Herr Oheim und Schwager, Euer Liebd. Schreiben, des Datum hällt Montags nach Lätare nächſtvergangen, uns geſtern Freitags zu Nacht zwiſchen ſieben und acht horen gein Schleuſingen geantwortt, die Aufrühr zu Rotenburg und Windsheim belangende, haben wir alles Inhalts verleſen, und ſolche Handlung nicht gerne gehört. Wären auch wohl gewißt, unſere Räthe e. l. Begehrde nach zu ſchicken, es kann aber kürtz halben der Zeit zu dieſem mal nit ſein, dan wir unſere Räthe nicht bei uns haben, ſondern in etlichen unſern Geſchäften verſchickt; ſo wären wir auch wohl gewillt geweſen, in eigener Perſon zu reiten, ſo müſſen wir uf ſchierſten Montag zu Schmalkalden ſein in Handlung, daran uns groß gelegen, zum Theil unſern Herrn und Oheimen von Heſſen auch andere Fürſten betreffende. Derhalben unſere ganz freundliche Bitte uns damit unſers Nichtſchickens entſchuldiget (zu) halten. Was aber e. l. zu Stillung ſolcher Aufrühr berathſchlagen und beſchlieſſen werden darinnen wir e. l. zu Statten kommen mögen, das ſollen dieſelbigen uns Leibs und Guts wie e. l. dann das allezeit bei uns geſpürt haben, gantz willig befinden, und was e. l. in ſolchen Dingen handeln oder beſchlieſſen werden, mögen dieſelbigen ihrer Gelegenheit nach uns auch wiederumb verſtendigen, dann e. l. wir, wie obſteht, unſers Vermögens zu dienen ganz willig ſind. Dat. Schleuſingen, Sambſtags nach Lätare, Anno rc. xxv. (1. April.)

W. G. G. Wilhelm rc.

An Marggrafen C.

Mit der Tagfahrt nach Schmalkalden Seiten des Grafen Wilhelm hatte es ſeine Richtigkeit, denn am Montag nach Judica, den 3. April, ſchreibt Graf Wolfgang an den Markgrafen, entſchuldigt den Vater, verheiſt Kriegsvolk zu ſammeln, und ſelbſt gen Onolzbach zu kommen.

Meine ganz willige Dienſt zuvor hochgeborner Fürſt gnädiger Herr. Ich habe euer Gnaden Schreiben heut Montags hie zu Sleuſungen entpfangen, war dem in aller Unterthänigkeit willig Folge zu thun, ſo iſt mein lieber Herr und Vatter nicht anheim, ſundern uf einer Tagleiſtung zu Smalkalden, den Landgrafen zu Heſſen und andre mer Fürſten belangende. Ich habe aber nicht unterlaſſen, ſundern von Stund an ausgeſchrieben und mich umb Reiſige beworben bei denjenigen, die meinem Herr und Vatter auch mir als ich verhoffe gerne dienen ſollen, daß Ich aber auf Freitag ſchierſt wie euer Gnaden Briefe angezeigt erſcheinen könne, beſorge ich, (daß es) nicht wohl geſchehen möge. Euer Gnaden dienſtlich, werde mich bei Tage und Nacht verſtändigen, ob mirs Glück würde das mir etliche Reuter zukommen, wo und an wellichem Ende auch uf wellichem Tagk ich zu euern Gnaden kommen ſollte, das will ich mich treulich befleiſſen, desgleichen meines lieben Herrn und Vatters Hülfe, dem ich euer Gnaden Schrift gein Smalkalden verſchickt habe, darzu auch getroſten, wie wol mein Herr und Vatter itzo beinnen zwoen Tagen vom Biſchof zu Würtzburg auch heftig umb Reuter beſchrieben, und Jedermann hieoben umb Wegen iſt. (?) Ich hab auch von meinem Herrn und Vatter verſtanden, wo ihm die Tagleiſtunge zu Smalkalden nicht im Wege gelegen, er hätte ſich ſelbſt auffgemacht zu euern Gnaden zu kommen. Des bin ich euer Gnaden und an denſelben zu dienen von Hertzen willig. Datum Montags nach dem Sonntage Judica Anno ꝛc.xxv.

W. G. G. Wolfgang.

Darauf erwiederte der Markgraf mit einem ganz eigenhändigen Schreiben, deſſen Inhalt wegen der fürchterlichen Handſchrift nur dem Sinne nach wiedergegeben werden kann, und ohngefähr dieſer iſt, daß Caſimir Wolf's Schreiben und Erbieten geleſen habe, und daß Letzterer allen Fleiß anwenden ſolle, auf dem Palmſonntag zu Neuſtadt an der Aiſch zu ſeyn ꝛc.

Dort waren ſchon am Montag nach Judica, den 3. April, die berufenen Abgeſandten verſchiedener fränkiſchen Fürſten, nebſt mehrern Grafen und Herren in Perſon verſammelt, unter erſtern auch die Graf Hermann's VIII. von Henneberg zu Römhild (deſſen Gemahlin, Eliſabeth, auch eine Tochter Kurfürſt Albrechts von Brandenburg war), um über das drohende Zeitgewitter zu berathen. *Abwehr und Unterdrückung des Aufruhrs* lautete natürlich die gemeinſame Beſchlußnahme der fränkiſchen Fürſten und Edlen, die in öffentlichen der Faſſung nach etwas ſchwerfälligen Ausſchreiben an alle Betheiligten erlaſſen ward und deren Inhalt folgender war:

> Nachdem der hochwirdigen, Durchleuchtigen, hochgebornen Fürſten, meiner gnädigen Herren von Bamberg, Würzburg, Brandenburg und Eiſtädt, verordente Räthe und dann die Wohlgebornen und Edelen meine gnedigen Herrn Graf Johanns von Caſtel, Graf Jorg von Wertheim, und Herr Schenk Carl Herr zu Limburg, perſönlich, auch der hoch und wohlgebornen Fürſten und Herrn, Graf Hermann von Henneberg und Graf Albrechten und Graf Jorgen von Hohenlohe, Geſandte, uf heut zu der Neuenſtadt an der Aiſch bei einander geweſt, haben ſie ſich aus beuelch obgemelter ihrer Fürſten und Herrn, auch die ſo perſönlich entgegen geweſen, für ſich ſelbs, der aufrühriſchen Unterthanen und Bauerſchaft halben unvergriffenlich (unvorgreiflich) uf hinter ſich bringen mit einander unterredt, und nachfolgends Abſchieds vergleicht.
>
> Nemblich damit ſolche aufrühriſche muthwillige Bauern und Unterthanen ſehen, das man ihnen, ihres unbilligen, unziemblichen Fürnehmens nit geſtatten ſondern dagegen die Gegenwehre und Nothdurft handeln und gebrauchen werde, daß dann jeder obgedachter mein(er) gnädig(en) Fürſten, Grauen und Herrn aufs fürderlichſt ſeine Geraiſige, ſoviel er in Eile, möcht aufbringen, in ſein gelegenſt Stätt oder Flecken, gegen ſolchen aufrühriſchen Unterthanen und Bauern, ſollt verordnen, und das ein jeder Fürſt dem andern, auf Freitag nächſt, bei ſeinem Secretari,

der wie hernachfolgt, deſſelben Freitags wieder hier ſein, wieder anzeige, in welchem Flecken ſein Gnad, ſeine Reuter alſo wöll legen, damit ein jeder Fürſt deſſelben Wiſſen hab, ſo es die Nothdurft erfordert, ſich darnach haben zurichten, und ob mein gnädiger Herr von Eiſtädt, der Reiſigen nit hätt, oder ſo eilend bekommen möcht, ſo ſollt ſich doch ſein Gnad derhalben ſeiner Gnaden Gelegenheit, auf nachbenanntem Tag vernehmen laſſen, in was Wege ſein gnad ſolche hilf ſonſten vergleichen wollt.

Das auch ihr fürſtlich gnaden, und gnad ſich ſollten erkundigen, wieviel ir jeder Fußvolks, darauf in dieſem Fall, gegen den aufrühriſchen Bauern, Treu und Glaub zuſetzen wäre, haben und bekommen möcht, und das ihr aller Gnaden, ihre Räthe und Geſandte uff Sonntag Quaſimodogenitj ſchierſt, gegen dem Abend, mit genugſamen und ſonderlich die geiſtlichen mit Gewalt ihrer Dom Capitel, wieder hieher gein die Neuenſtadt verordnen, mit dem Befehl und Abfertigung alsdann davon endlich zu reden, zu rathſchlagen und zu beſchließen, ſo die aufrühriſchen Unterthanen und Bauern, in der Güte, mit chriſtenlicher, und anderer guter Unterweiſung und Vermahnung (die doch fürnehmlich und zum erſten, mit beſtem Fleiß, bej ihnen geſucht,) je von ihrem Fürnehmen, nit möchten bewegt und bracht werden, wie und welcher Geſtalt, alsdann mit dem Ernſt, gegen ihnen zu handeln ſein würde.

Damit aber daſſelbige deſter ſtatlicher beſchehen, dieweil dann dieß der Unterthaner und Bauerſchaft unbillich Vornehmen, nit allein obgemelte mein gnädig Fürſten, Grafen und Herrn, ſonder auch ohn Zweifel andere meine gnädigſte und gnädige Herrn, Churfürſten, und Fürſten, ſo an und gegen dem Land zu Francken gränzen, auch gelangen mag:

Iſt für gut erwogen, daß obgedachte meine gnädige Herren, die vier fränkiſchen Fürſten, nachgemelte meine gnädigſte und gnädige Herrn, die Churfürſten und Fürſten, nemlich Mainz, Pfalz, Sachſen, Herzog Friederichen, Otto, Heinrichen und Philipſen von Baiern, und den Landgrafen von Heſſen, deſgleichen auch Graf Wilhelmen von Hennenberg beſchrieben, ihren churf. und fl. Gnaden dieſe ihrer F. G. Räthe, auch der Gefürſten und anderer Gfl. und Herrn gehabte Unterred, und ernanten Tag anzeige mit Bitte, dieweil es ihr aller churfl. und fl. G. Sachen ſein würde, berührtermaſſen zu angezeigtem künftigem Tag, von ihrer churfl. und fl. G. wegen auch zu ſchicken, wie denn ſolcher Schrift ein Copej geſtellt, der ſich der Fürſten Räthe jetzo mit einander, und des weiter vergleicht haben, das ihr jedes Gnad einen Secretari mit ſeiner Gnaden Secret, auf Freitag ſchierſt gegen dem Abend, wieder hieher gein der Neuenſtadt ſollen verordnen, obberürte Brief an die Churfürſten und Fürſten (die mitler Zeit in der Canzlei zu Onolzbach geſchrieben und auf ſolchem Tag auch hieher bracht werden ſollen) zu verſecretiren, und ſoll alsdann der Bambergiſch Secretarj die Brief an Sachſen und Hennenberg, der Würzburgiſch die an Mainz, Pfalz und Heſſen, und der Markgräfiſch die an die Herzoge von Baiern nemen, und dieſelben alsdann aufs fürderlichſt und unverzogenlichſt hinwegk gefertigt werden, actum zur Neuenſtadt an der Aiſch, Dienſtags nach Judica. Anno ꝛc. xxv.

Mittlerweile wuchs im Süden die Lawine des Aufſtandes, und wie bei furchtbaren Bränden oft die Lohe ganze Straßen überfliegt, und ferne Häuſer entzündet, ſo auch hier, denn an demſelben Tage, an welchem die Ausſchreiben des Neuſtädter Fürſtentags erlaſſen wurden, begann in Münnerſtadt, ganz nahe an den Hennebergiſchen Grenzen, ebenfalls Tumult. Der Markgraf ſäumte nicht, ſeinem Oheim das Ausſchreiben zuzuſenden, und obgleich er in ſeiner Zuſchrift die Entſchuldigungen Wilhelms gelten läßt, ſo blickt doch eine gewiſſe Verwunderung durch, daß Fürſt Wilhelm nicht einmal Abgeſandte zu jenem Tage geſchickt habe. Das markgräfliche Schreiben lautet:

> Unſer Freundſchaft zuvor, hochgeborner lieber Oheim und Schwager, Als uns euer Lieb auf jüngſt unſer Schreiben und Benennung eins tags, gein der Neuſtadt an der Aiſch, daſelbſt neben unſern und andern fränkiſchen Fürſten, gefürſte(te)n und andern Grafen und Herrn, der Bauern Aufruhr und Entpörung halben, durch unſer aller Räthe, zu rathſchlagen, wie ſollich Aufruhr und Entpörung abgeſtellt und (zu)vorkommen werden möcht, wiederum geſchrieben und angezeigt hatt, aus was Urſachen und Verhinderungen E. L. beſtimmten Tag nit habe beſchicken mögen, haben wir mit beſchließlichem euerm gutwilligen Erbieten gegen uns gethan, alles Inhalts zu guttem Begnügen auch freundlichem Dank und Gefallen vernommen. Und dieweil aber nichts deſto weniger unſer der fränkiſchen Fürſten auch Graf Hermann von Hennebergs Räthe ſambt etlichen fränkiſchen Grauen und Herrn in eigner Perſon, und eines theils durch ihre Geſandte, benants Tags zur Neuſtadt erſchienen ſind, und ſich daſelbſt mit einander unterred, auch eins andern Tags, und Beſchreibung mer(er) Churfürſten und Fürſten vergleicht haben, ſchicken wir E. L. hiemit Abſchriften ſollichs genommenen Abſchieds und weitern Ausſchreibens und bitten in Freundſchaft gutlich ir wollt eure Räthe auf ernanntem künftigen Tag, angezeigtermaſſen, unverhindert anderer Geſchäft und Sachen

auch mit Vollmacht verordnen, dergleichen ohn Zweifel alle andere beſchriebene Churfürſten, Fürſten, gefürſten und andere Grafen und Herrn auch thun werden, da endlich mit einander weiter zu rathſchlagen, zu handeln und zu beſchlieſſen, wie man berürt der Unterthanen Aufruhr und Entpörung ohn längers Verziehen abwenden und vorkommen möge, Weß ſich dann E. L. gegen uns inſonderheit erboten, daran haben wir gar keinen Zweifel, ſind auch gewillt und geneiget ſollichs wiederumb euch in Freundſchaft zu erkennen und zu beſchulden, Datum Onolzbach Donnerſtags nach Judica, Anno ꝛc. xxv." (6. April).

Caſimir von Gottes Gnaden Marggraf zu Brandenburg zu Stettin ꝛc.

Dem Hochgebornen unſerm lieben Oheim
und Schwager Wilhelmen Grafen und
Herrn zu Henneberg.

Kaum war dieſe Depeſche entſendet, ſo empfing der Markgraf Zuſchriften von Graf Wilhelm, dem er ſofort wieder antwortet, ſich des guten Willens bedankt, daß der Graf in Perſon habe kommen wollen, ihn jedoch ermahnt, eber bei den Seinen zu bleiben. Dagegen heißt er den uzug Graf Wolf's mit deſſen Reitern gern willkommen.

Unſer Freundſchaft zuvor Hochgeborner lieber Oheim und Schwager, Euer Lieb Schreiben uf jüngſt unſer Begehren uns derſelben Sohn, Graf Wolfgangen mit etlichen Reutern gerüſt zuzuſchicken, fürder neben andern den unſern die Empörung der itzt aufrühriſchen und muthwilligen Unterthanen zu ſtillen, uns heut dato gegen den Abend zukommen, haben wir alles Inhalts vernommen, und bedanken uns zuförderſt eures freundlichen und gutwilligen Erbietens, daß Ihr eigner Perſon, als ſtark es ſein möge, zu uns habt reiten wollen, aber es iſt uns lieber, daß E. L. in dieſen ſeltſamen Läuften anheimb bei den Ihren ſein, denn daß ſich dieſelb außer Lands begeben ſollt, doch wöllen wir alſo derſelben Sohne unſers lieben Oheims Graf Wolfen, mit ſeiner Lieb Reuter gewertig ſein, alſo daß ſein Lieb ufs nächſt gein der Neuenſtadt an der Aiſch reiten und doch unſerm Ambtmann Veiten von Lentersheim, Rittern, zuvor wiſſen laſſen, wann und wie ſtark er eigentlich dahin kommen wöll, ſich zur Nothdurft darnach wiſſen zu richten, wöllen wir euch uf euer Schreiben in Freundſchaft nit verhalten. Mit Erbietung ſolch E. L. Schickung wiederumb gerne freundlich zu vergleichen und zu verdienen Datum Onolzbach am Freitag nach Judica Anno ꝛc. xxv. (7. April).

Caſimir von Gottes Gnaden Markgraf
zu Brandenburg ꝛc.

Dem Hochgebornen unſerm lieben Oheim
und Schwager Wilhelmen Grafen und
Herren zu Henneberg.

In Folge des gefaßten Beſchluſſes auf dem Neuſtädter Fürſtentag trafen nun auch die Fürſtbiſchöfe zu Bamberg und Würzburg im Bunde mit dem Biſchof zu Eichſtädt und mit den Brandenburger Markgrafen ihre Maßregeln und erließen unterm 7. April ein abermaliges gemeinſames Ausſchreiben, darin ein anderweiter Tag zu Neuſtadt a. d. Aiſch auf Montag nach Quaſimodogeniti anberaumt wurde. Dieſe Schreiben wurden durch eigene Boten allen fränkiſchen Fürſten und Edlen zugefertigt.

Unſer freundliche Dienſt, und was wir Liebs und Guts vermögen auch willig Dienſt zuvor. Hochgeborner Fürſt beſonder und freundlicher lieber Herr, Freund, Oheim, Schwager, Bruder, und gnädigſter lieber Herr. Nachdem ſich das gemein Volk nit allein von der Bauerſchaft uf dem Land, ſondern auch in etlichen Städten, dieſer und ander Landart, allenthalben empört, rottiert, und an viel Orten in ſonder Bundnüß und treffenlich Verſamlung begeben hat, und noch täglich thut, keines andern Fürnemens, dann ihren Herrſchaften, vnd Obrigkeiten, jetzt anfänglich Zehent, Steuer, Dienſt, und anders, ſo von Alter herkommen iſt, auch ohnzweifel mit der Zeit (ſo nit ohn Verzug, mit tapferm Ernſt, dagegen gehandelt würdet) Zins, Gult, und ander Gehorſam, gewältiglich vorzuhalten, und als zu beſorgen ſteht, endlich alle Obrigkeit zu vertilgen und auszureutten, wie ſich dann an mer, dann an einem Ende gnugſamlich ereignet, haben wir auf Montag nach Judica, nächſtverſchienen, unſer Räthe gein der Neuenſtadt an der Aiſch zuſammen geſchickt, und darzu Gefürſt und andere Graffen und Herren des fränkiſchen Bezirks beſchrieben, vonn den Sachen zu rathſchlagen und zu handeln, wie ſollich der Unterthanen beſchwerlich Fürnemen, Empörung und Ungehorſam abzuſtellen, und zu vorkommen ſej, auch derhalb mit einander beſchloſſen, jnn der Eil etlich hundert Pferd, an gelegen Ort, gegen den Empörungen, dieſer Land Art, in unſer jedes Flecken zu legen, und daneben in beſſer Rüſtigung zu ſein, wo die Nothdurft erfordert, das wir einander Rettung, Hülff und Beiſtand thun möchten, uns auch dabei mit einander vereinigt, unſer ſtattlich und vollmächtig Räthe, auf einem andern Tag wiederum zeſammenzuſchicken, nemlich auf Sonntag Quaſimodogeniti, ſchierſt zu Abend wiederumb zur Neuenſtadt an der Aiſch, einzukommen, und des Orts, obgemeltermaſſen, endlich von den Sachen weiter zu handeln und zu beſchlieſſen, laut deſſelben unſerer Räthe und der andern Stände des fränkiſchen Kreiſes mit einander gemachten Abſchieds, davon wir e. L. und G. hiemit ein Abſchrift zuſchicken.

Und dieweil aber ſollicher Handel nit allein uns die Fürſten, gefürſt und ander Grafen und Herrn des fränkiſchen Bezirks, ſondern auch zuförderſt, kaiſerlich Majeſtät, alle Churfürſten, Fürſten und gemeinlich alle Stände und Obrigkeit des heiligen Reichs belangt, angeſehen, was heut dieſer Land art iſt, daß es morgen oder bald, bej E. L. und Gnad andern Ständen, auch ſein, und alſo von Tag zu Tag, weiter kommen mög, So wollten wir E. L. und G. gemelt unſer erbar ziemlich und nothdürftig Vorhaben nit verhalten, freundlich und fleiſſig bittendt, die wolle Ir ſtattlich Räthe mit e. L. und G. Vollmacht zu unſerm und andern anſtoſſenden, Churfürſten und Fürſten Räthe, (die wir gleicherweis auch beſchrieben) auf beſtimmten Tage gein der Neuenſtadt an der Aiſch verordnen, do mit einander, ferner zu rathſchlagen, handeln und zu beſchlieſſen, wie man angezeigt der Unterthanen Empörung, Aufruhr und Ungehorſam, auch was allenthalben Unraths, Nachtheils und Schadens daraus folgen, wenden und verhüten könne, und das wir von allen Theilen wiſſen, was wir uns, in berührtem Handel endlich zu einander verſehen und getröſten ſollen und mögen, als uns dann nit zweifelt e. L. und Gnaden ſollen ihr ſelbſt, und aller Erbarkeit zu Gut nit weniger, dann andere Churfürſten, Fürſten udgl. Obrigkeit, darzu geneigt ſein, das wollen wir gein derſelben E. L. und Gnad freundlich und gutwillig verdienen, und wiewol wir uns keins andern zu E. L. und G. verſtehen, bitten wir doch hiermit E. L. und G. ſchriftlich Antwort bej dieſem Boten, Datum

Freitags nach dem Sonntage Judica Anno ꝛc im xxv. x. (7. April)

> Von Gottes Gnaden Weigand zu Bamberg, und Conrad zu Würzburg, Biſchofe, Caſimir Marggraf zu Brandenburg ꝛc. für uns ſelbſt, auch an Statt unſers lieben mitregierenden Bruders Marggraf Jorgen ꝛc. und Gabriel Biſchof zu Eiſtädt.

Mit jugendlichem Heldenmuth machte ſich Graf Wolfgang von Henneberg mit ſeinen Reitern auf den Weg in's Frankenland. Am Sonntag Palmarum war eine kleine Schaar von 63 Pferden beiſammen (wahrſcheinlich in Neuſtadt), davon gehörten 5 dem Grafen und ſeiner Bedienung, 16 Hieronymus von Geiſo, fuldaiſchem Hauptmann, 15 den Reiſigen des Grafen Günther von Schwarzburg, Wolfgang's Schwager, 5 dem Ritter Paul Fuchs, 3 dem Heinz Fuchs, 1 dem Hans von Redwitz, 2 dem Wallenfelſer, 3 dem Hans Berlinger, 1 Euſtachius von Wirsberg, 1 Joachim von der Tann, 1 dem Trompeter Balthaſar und 1 dem Mathes Golz, Voigt zu Schweinfurt.

Ein Futterzettel, den Graf Wolfgang ſeinem Vater überſchickte, macht dieſe Ritter und Reiſige namhaft. Er war folgenden eigenhändigen Zeilen beigeſchloſſen:

> Kindlichen Gehorſam allezeit zuvor gnädiger lieber Herr und Vater, es iſt mir heint dato ein Brief von meinem Herrn dem Markgrafen, welcher an E. G. geſtanden hat, zukommen, denſelben hab ich aufgebrochen, bit E. G. kein Ungefallens dran zu haben, will mich demſelbigen Brief nach halten wie mir mein Herr der Markgraf ſchreibt, welchen Brief ich E. G. hiemit überſchick, auch ſchick ich E. G. hiemit den Futterzettel, welchen man heint gefüttert hat, und iſt der Fritz von Neunberg noch Enders vom Stein ir

keiner nit kommen, das hab ich E. G. im kindlichen Gehorſam nit wollen verhalten. Datum eilends Montag nach dem Palmtag Anno Dmi xvcxxv (10. April).

Wolff Graf und Herr zu Henneberg.

Dem hochgebornen Fürſten und Herrn Herrn
Wilhelm Grafen und Herrn zu Henneberg
meinem gnädigen lieben Herrn und Vatter
zu handen.

Bald darauf folgte eine zweite Depeſche, intereſſanten Inhalts, allein der junge Held vergaß auf den meiſten ſeiner eigenhändigen Schreiben Ort und Datum zu bemerken.

Kindlichen Gehorſam allzeit zuvor gnädiger Herr und Vatter, mein gnädiger Herr Markgraf Caſemirus ꝛc. hat mir befohlen, E. G. zu ſchreiben, daß der Krieg in welſchen Landen ein Anſtand hat und iſt Marks Sittich von Embs zu Ulm von dem Bündiſchen auf iiij (4) Tauſend Knecht beſtellt und iſt Herr Jörg von Frainsperg (Freundsberg) vor heim geritten und will von Stund an auch mit Knechten kommen zu den Bündiſchen, es ſchreibt auch Herr Jorg Truckſeß *) er hab ſo ein willig Volk, als ers nie gehabt hab und haben zuſammen geſchworen, ſie wollen den frummen Grafen rächen, auch hat mir S. G. befohlen wie ich dann mit E. G. geredt hab will S. G. Fleis ankehren ob er E. G. die Knecht kunnt aufbringen, das hab ich E. G. im kindlichen Gehorſam ſich danach wiſſen zu richten nit wollen verhalten. Datum in Eil im xxv.

W. G. u. H. z. Henneberg.

An meinen gnädigen Herrn und Vatter
Graf Wilhelm zu Henneberg zu handen.

---

*) Georg Truchſeß von Waldburg, der tapfere und berühmte Feldhauptmann des ſchwäbiſchen Bundes, der Schreck der Bauern.

Ein eingelegter Zettel enthält die Worte:

Herz lieber Herr Vatter, E. G. laß mich wiſſen, wie ich mich halten muß, wenn mir der Biſchof von Würzburg ſchreibt und was ich ihm vor Antwort ſoll geben ꝛc.

In großer Eile folgte ein dritter Brief, aus deſſen Inhalt hervorgeht, wie angelegentlich ſich Graf Wolfgang der guten Sache annahm, wie er Alles aufbot, das Heer zu verſtärken.

Kindlichen Gehorſam allzeit zuvor lieber Herr und Vatter ich ſchick E. G. hiemit einen Brief von meinem Herrn dem Markgrafen und bit E. G. wolle mir von Stund an wider Antwort geben, dann ich hab in E. G. Namen ſchreiben laſſen, wen ich weis in der Näh, meinen Schwager und andern hab ich geſchrieben E. G. woll Graf Ernſten und wer dann E. G. gefällt, ſchreiben, dann ich hab ſie beſchieden, wenn ich ihnen wieder ſchreib das ſie kummen ſollen Datum in Eil.

W. G. u. H. zu Henneberg.

An meinen gnädigen Herrn und Vatter
zu handen eilo eilo eilo.

Etwas bedachtſamer wie der feurige Sohn ließ Fürſtgraf Wilhelm in der Canzlei zu Schleuſingen ein Antwortſchreiben auf das erſte Ausſchreiben des Neuſtädter Fürſtentages Dienstag nach Palmarum, 11. April, an den Markgrafen Caſimir concipiren, darin abermals die Abſendung von Räthen abgeſchlagen, und ſogar das Bündniß mit auswärtigen Fürſten als unrathſam ſtaatsklug abgelehnt wurde.

Unſere willige freundliche Dienſt zuvor hochgeborner Fürſt, lieber Herr Ohem und Schwager. Euer Liebden Schreiben ſamt nächſtgenommenen Abſchiede zu Neuſtadt auch den Ausſchreiben an etliche Fürſten darauf beſchehen, dergleichen an uns begert würdet auff Sonntag Quaſimodogeniti ſchierſt gegen den Abend unſer Räthe mit Vollmacht gegen der Neuſtadt zu ſchicken hievor genommenem Abſchiede nach, welchermaſſen die Entpörung der ufrühriſchen Bauern möchte geſtillet oder zu Frieden geſtellet werden, ferners Inhalts haben wir verleſen, dieweil dann unſer Wille und Gemüthe, wie E. L. von uns vermerkt haben, daß wir E. L. in allewege mit vermögen unſers Leibs und Guts nicht gedenken zu verlaſſen, ſo achten wir, euer Liebden nicht entgegen ſein ſolle, ob wir gleich unſere Räthe auf angeſetztem Tag gegen der Neuſtadt nicht ſchicken werden, und nämlich aus denen Urſachen: E. L. wiſſen welchermaſſen wir bei den Stiften Bamberg und Würzburg zugethan, und was wir uns in gleichem Falle hinwiederum zu ihnen verſehen mögen, So ſind wir unſerm Herrn und Oheimen von Sachſen ꝛc. mit dieſem und andern verwandt, derhalben wir uns bei ihnen auch nicht hülflichs Abſchlags (Abſchlagung der Hülfe) verſehen, ob uns das gleich von unſern Unterthanen wegen von Nöthen ſein würde, zu deme das wir uns je unſer Vettern und Freunde, der Grafen Hennenberg, Wertheim, Rieneck, Hoeloh, Limpurg und auch andere der Ritterſchaft zu Franken bei uns als wir bei ihnen thun würden getröſten; darumb nicht fürträglich (zuträglich) achten, uns in außländiſcher Fürſten Hülff, Bündniß oder Verträge zu begeben, welchen wir, und ſie hinwiederum uns entſeſſen, ſo es zu Schulden käme, wir ihnen oder ſie uns mit Hülf zuſtändig kommen ſollten, von fern(e) des Wegs nicht faſt erſprießlich noch fürträglich ſein würde, derohalben wir unſern Troſt nicht unbillig auf E. L. auch angezeigte Fürſten, Grafen, Herren und Ritterſchaft ſetzen, denen wir auch in gleichem Falle wie vermeldet, ſo es zu Schulden käme mit unſerm Vermögen zu verhelfen erbötig. Demnach an E. L. unſere ganz freundliche Bitte, die wollen uns ihrer Perſon halben dieſes unſers Abſchlages entſchuldiget halten, auch bei Bamberg, Würzburg und vorernantem Grafen unſers Nichtſchickens und Auſſenbleibens zum beſten entſchuldigen, das ſind wir um E. L. zu verdienen und befleiſſen. Datum Schleuſingen Dienſtags nach dem heiligen Palmtage Anno ꝛc. xxv° (11. April).

V. G. G. Wilhelm ꝛc.

An Markgraf Caſimir ꝛc.

In dieſen Tagen brach der Aufſtand zu Wildhauſen aus, und von ſeinem Brande fielen die erſten Funken zündend in das Henneberger Land herüber. Es fand ſich ſchon ein Bauernhaufe zuſammen, der ſich „aus Hennebergiſchem Land“ nannte, ſich aber bald mit dem Wildhäuſer verſchmolz (das Kloſter Wildhauſen lag nur vier Stunden von Mellrichſtadt entfernt) und ſeine Briefe ringsum ausſtreute. Einer der Briefe dieſer Brüderſchaft lautet:

Freuntliche lieben Brüder in criſto wir geben euch brüderliche trew zu erkennen bei dem wir alle chriſtgläubige menſchen gelobt und geſchworn haben, bei dem heiligen evangelium und dem wort gottes zu bleiben, wie den itzund durch viel chriſtgläubige menſchen iſt und wird durch alle lant daz wol abzunemen iſt, daz ſolcheß ein fürnemen und meinung iſt der Bauern Bruderſchaft demnach ſich niemand entſchuldigen mag dem nach auch für uns kommen iſt wie ir euer eyd und pflicht wie obgemeldt vergeſſen habt ſo dem alſo, wäre uns nit wenig von euch verwundert, daß wir uns gar nicht zu euch verſtehn, derhalben unſer chriſtlich Vermanung iſt, ihr wollet bedenken euer ſeligkeit und chriſtlicher ordenung nachfolgen wo ihr ſolchß im beſten wort erkennet möcht ihr euch oft (auf das) ſchierſt zu uns finden, So haben wir ſo viel mit den Hewbtleuten gehandelt und dahin bracht euch willig als chriſtliche Brüder anzu nemen, homit wollen wir euch in criſto guter meynung gewarnt haben als an euch ſchuldig zu thun ſei, darnach wißt euch zu halten. Datum Mittwochen in der trewen Wochen im xxvJahr.

Sammlung der Bawerſchaft aus Henberſem
(Hennebergiſchem) lant die zu Mellerſtadt im Lager vor ſammet (verſammelt) ſeyn.

An unſer brüder in criſto inn dem Gericht im
Sand *) einem jtzlichen Dorf zu ſchicken.

Der Wildhäuſer Hauſe ſtürmte am 11. April das dortige reiche Kloſter, verjagte die Mönche und raubte die Vorräthe, während andere Hauſen zu Aue, Aura, Hauſen, Frauenrode und Heidenfeld ähnliche Exceſſe verübten. Nun erhob ſich allenthalben offene Empörung; Dörfer und Städte wurden mit Briefen bedroht, und gaben ſich theils aus innerm Antheil, theils aber auch aus Furcht vor der bäuriſchen Berſerkerwuth in das Bündniß der Bauerſchaft. Die damals noch nicht hennebergiſche, ſondern würzburgiſche Stadt Meiningen that dieß am Gründonnerstag. Auch die Edelleute wurden mit Briefen heimgeſucht, deren Inhalt ſich im Allgemeinen gleich und vielfach bekannt iſt, doch geben wir einen zur Probe.

Unſere willige Dienſt zuvor ehrbar veſter Junkherr in Chriſto wir geben euch zuerkennen, daß wir das Kloſter Wildhauſen eingenommen haben, um auf andere chriſtliche Bruder allda zu verharren, dann die Noth das itzo erfordert, darumb feſter Junkherr iſt unſer Bitt an euch in

---

*) Das vormalige Amt Sand, welches zahlreiche Ortſchaften umfaßte, jetzt Herzogl. S. Meiningſches Verwaltungsamt Waſungen.

chriſtlicher Treu wollet zu uns kommen, mit andern chriſtlichen Brüdern, dann uns mehr Adels zugeſchrieben haben zu uns noch heut mächtiglich zu kommen, und uns das heilig Evangelium und Wort Gottes und die Gerechtigkeit helffen handhaben, ſchützen, ſchirmen, ſolches euch umb Chriſtus Willen nit bergen wollen. Datum Oſterabend im xxv. (15. April).

Bitten ſchriftlich Antwort.

Hauptleut und der ganz Hauf zu Bulshauſen.

Dem ehrbaren und feſten Jorgenn von
Bibra zu Irmeltshauſen.

Dieſer Ort liegt im k. b. Landgericht Königshofen,
nd iſt einer der freiherrl. v. Bibraiſchen Stammſitze.

Unter demſelben Datum ſchrieb Graf Wolf an ſeinen Va-
er, der mittlerweile ſich und ſeiner Reſidenz das bedrohliche
nwetter näher und näher kommen ſah, des Sohnes Rück-
ehr wünſchte, und nicht die erfreulichſten Oſtern feiern
ochte.

Kindlichen Gehorſam allzeit zuvor gnädiger herz aller liebſter Herr und Vatter, ich hab E. G. Schreiben verleſen, desgleichen dieſelbig Schrift m. g. H. dem Markgraffen ꝛc. angezeigt und gebeten nachdem Seiner Gnaden Leut nit aufruhriſch, desgleichen die Bauern, ſo in der Rothenburgiſchen Landwehr gelegen hinweg wären, Sein Gnad wollt mir, wo er anders mein nit bedorft, mit meiner Rott urlauben, darauf er mir geantwurt es ſei nit weniger, daß Seiner Gnaden Leut nit aufruhriſch wären, desgleichen die Bauern auch hinweg wären, aber doch wär ihm eigentlich Botſchaft kommen, daß der von Nürnberg Bauern auf wären, deshalben etlich (welcher er nit wiſt) in Seiner Gnaden Fürſtenthum und in Sonderheit zu

Anſpach (da wir dann ſein) Wiſſen drum haben ſollten, daß er ſich beſorgt es möcht über ihn ſein, doch beſorgt er ſich nicht härter, dann heint zu der Metten, desgleichen in den vier Feiertagen, würd in denſelbigen kein Aufruhr werden, ſo verhofft er es ſollt geſtillt werden, aber den hinterſten Artikel nehm er an in E. G. Brief, daß ich nit reiten ſollt; er bedorft dann mein nimmer; für neu Gezeitung weiß ich E. G. nichts zu beſchreiben, dann daß die ottingiſchen Bauern ſich in des von Ottings Gnad geben haben, welche ihm zuvor gar umgefallen*) ſein geweſt desgleichen Oeringen und Neuenſtein, (welche der von Holoch geweſt ſind) umgefallen und ſchick E. G. hiemit die Artikel gedruckt, welche die Bauern allenthalben begehren, wo nit ſo wollen ſie weder Rent noch Zins geben, das hab ich E. G. als meinem herzlieben Herrn Vatter nit wollen verhalten. Datum in Eil am Oſterabend Anno ꝛc. xv".

W. G. u. H. z. Henneberg ꝛc.

Dem hochgebornen Fürſten und Herrn Herrn
Wilhem, Grafen und Herrn zu Henneberg ꝛc.
meinem gnädigen herz lieben Herrn und Vatter zu handen.

Die Artikel ſind bekannt genug und oft wieder gedruckt, u. A. in Dr. Benſens Buch in den Beilagen. Am Oſterſonntag, 16. April, geſchah die That zu Weinsberg, in deſſen Nähe Götz von Berlichingen in nicht geringer Bedrängniß war. Daher ſchrieb er mit ſeinem Bruder Hanns und noch vier andern Rittern wiederholt an die Edeln des fränkiſchen Kreiſes, nicht minder an die Fürſten, und ſo auch an Graf Wilhelm von Henneberg. Ihr kurzes Schreiben, deſſen auch Oechsle a. a. O. S. 330 gedenkt, lautet:

---

*) umgefallen für: abgefallen.

Hochgeborner Fürſte Euern Gnaden ſind zuvor bereit unſer unterthänig willig Dienſte Gnediger Herr wir haben gemeinen Hauptleut und Räthen der vſ fränkiſchen Ort geſchrieben von gegenwärtiger ſchweren Läufte wegen, wie wir E. G. ein Copey hierinnen verwaret zuſenden, achten wohl und ungezweifelt E. G. haben dieſe Dinge höher zu ermeſſen, dann wir erzählen mögen. Bitten ganz unterthäniglichen E. G. wöllen die Sachen eilends iſt, nach Verbeſſerung E. G. Wohlgefallens als der unſers Vertrauens gemeinem Adel zu Allem Guten geneigt und fürdern, das wollen wir allzeit nach Vermögen unſer Leibe und Lebens um E. G. getreuenlichen verdienen E. G. und aller Grafen und Herrn Nutz wirdet als zuverhoffen, auch treffenlichen und hoch hierinnen erſcheinen, Datum uf den heiligen Oſtertag Anno ꝛc. xxv. (16. April).

Lorenz von Roſenberg Amtmann zu Mekemulen,
Stephan und Bopp von Adlatzheim, Hans und
Götz von Berlichingen und Baſtian Rüdt.

Dem hochgebornen Fürſten und Herrn Herrn
Wilhelm Grafen und Herrn zu Hennenberg unſerm gnädigen Herrn.

Ein eingelegter Zettel lautet:

Gnädiger Fürſt und Herre, wir bitten unterthäniglichen E. G. wollen auch dieſe Schrift hiebei den Hauptleuten und Räthen verbeſchicken.

Die mitgeſchickte Copei enthält eine noch ſtärkere Ahnung; ſie trägt das nämliche Datum, und lautet:

Unſer freundlich willig Dienſte alzeit zuvoran bereit, Lieben Herren Vetter, Schwager und guten Freunde, Ihr befindet, die gegenwärtigen ſchweren Läufe bedörfen nit viel Buchſtaben, dann ſie ſtehn vor Augen, aber daraus iſt

zu ermeſſen, daß gemeins Adels Nutz und Schaden uf da
höchſte daraus folgen möge, und daſſelbe kann in Schrif
ten nit fürgelegt werden, darzu haben dieſe Dinge gan
keinen Stillſtand wie uns nit zweifelt, das alles, auc
daß Noth wäre gemeins Adels Verſammlung, wir habe
auch das alles gegen etlichen Hauptleuten und Räthen vo
dieſen Tagen ſchriftlichen und mündlichen angeregt, abe
in dem Allem oder keinem befinden wir oder hören wi
von euch allen einig Fürnehmen, Tagſatzung oder Erfor
derung. Mögen nit anders erkennen, daß zu allem Scha
den und Niederdrückung dem Adel hievor begegnet, it
noch viel ein Größeres verſäumt werden ſollte. Dann ob
gleich ihr alle und wir auch zuſehen, geht doch der gegen
wärtig Unfall zu Ausbreitung täglichen für, werdet ih
das nit anſehen, ſo beſorgen wir ihr möget nit allein vo
uns, ſondern gemeinem Adel, deß groß Klage und Nac
rede empfahen, Darumb unſer freundlich fleiſſig und ernſ
lich Bitte, Ihr wöllet allem gemeinem Adel unſerer Ve
einigung, darzu den andern umſitzenden andern vom Ad
der Gegenden und Landen (die) ihr erreichen möget, w
die ſind, in vierzehen Tagen unverzogenlichen, auch m
gerüſter Wehre zu dem anſehnlichſten und höchſten zuſam
men zu kommen, beſchreiben, und keiner den Koſten die
mals nit ſparen ſollt ꝛc.

Iſt zu verhoffen wir alle gemeinlichen wöllen anhebe
und erfolgen, daß allem Adel Teutſcher Nation zu Ehre
und Uffnehmen (ge)reichen werde. Eß gehn auch uns al
denn aller Geringſten vom Adel itzo ſolche Wege entg
gen, die uns bedünken, des Adel vortheils vaſt gemä
wir können aber das nit ſchreiben, aber wie die Sac
kein Verzug nit leidet, wir den Vortheile vom Adel no
wohl erreichen möchten, und daß wir ſollichs nit ſäume

wöllen wir in unſer Zukunft euch unverborgen nit laſſen, Sehent allein keinen Koſten, Mühe und Arbeit an, und muß darzu je geeilet ſein, dannen verlaſſent euch und uns nit, alß wir groß Zuverſicht und Vertrauen tragen, denn uns und unſern Nachkommen, wo ſolicher Laſte nit unterfangen wirdet, zu ewigem Nachtheil (ge)reichen mag, Datum am heiligen Oſtertag, Anno ꝛc. im xxv Jahre.

Lorenz von Roſenberg Amtmann zu Meckmühl Steffan und Bopp von Adlatzheim,
Hans und Götz von Berlichingen Gebrüdere,
und Baſtian Rüdt.

Obgleich Götz von Berlichingen ſich faſt zuletzt nennt, war er doch wohl der Verfaſſer und Urheber dieſer Sendſchriften, denn es iſt dem Couvert ſein Siegelring oder Oblaten-Pettſchaft-Wappen mit einem Rädlein, darüber GVB aufgedruckt. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß die Ritter bei der ſich nun von Tage zu Tage mehrenden Bedrängniß keine Antwort vom Fürſtgrafen erhalten haben. Ein Brief der Rebellen nach dem andern ward von den treugebliebenen Ortſchaften und von den Amtsperſonen an den Hof eingeſandt, jeder mehrte die bange Sorge.

Auch im Buchenlande erhob ſich der Sturm. Ein Hauſe ſammelte ſich um Vacha. „Zehntauſend Bauern nahmen Vacha und Heringen ein, belagerten das Schloß zu Friedewald, plünderten überall und zogen drohend vor Hersfeld“ *). Auch nach Salzungen zog der Hauſe und überbreitete die ganze Gegend. Indem ſo faſt aller Orten in und außer dem Lande Henneberg Noth und Bedrängniß ſich mehrte, hatte der Biſchof von Würzburg wiederholt dringend Hülfe und Zuzug von den

---

*) Geſchichtliche Notizen über die Stadt Vacha, von W. C. Eberhardi. Vacha, 1841.

Fürſtgrafen geheiſcht, und dieſer hatte ſie auch zugeſagt, allein es war an eine Möglichkeit, Wort zu halten, gar nicht mehr zu denken. Dennoch kam wieder eine Mahnung Biſchof Conrads, dem bereits ein Sendbote von den Bauern aufgefangen worden war, folgenden Inhalts an:

Conrad von Gottes Gnaden Biſchofe zu Wirzburg und Herzog zu Franken.

Unſern freundlichen Gruß zuvor, hochgeborner Freund und lieber Getreuer, uf jüngſt Euer Schreiben am Charfreitag zu Schleuſingen ausgangen, und uns am heiligen Oſtertage hie überantwortet, haben wir Euch folgenden Montag wieder geantwort, wie Ihr hierinn verwahrt zu vernehmen habt, und denſelben Briefe einem unſerm reitenden Boten, euch eilend zuzubringen befohlen, der auch deſſelbigen Montags darmit hinweggeritten, Nun langt uns itzund ane, wie der jetztgedacht unſer Bote von den Bauern gefangen, und mit den Briefen zum Haufen gein Wildhauſen geführt ſein ſolle, derhalb wir vermuthen, daß Euch ſolch unſer Briefe nit überantwort ſein mögen; dieweil uns aber an Sachen etwas gelegen, und Verlängerung hierinn uns und allen andern Obrigkeiten Schaden und Nachtheil gebähren würd, bitten wir freundlich, Ihr wollet zum Stärkſten uf ſein, und ſo fürderlich Ihr immer mocht, hieher kommen, das wollten wir uns zu geſchehen, zu Euch gänzlich verlaſſen, freundlich wiederumb geſchulden, und in Gnaden erkennen Datum uf unſerm Schloß unſer Frauenberg ob Wirzburg am Freitage nach dem heiligen Oſtertage Anno ꝛc. xxv. (21. April).

Dem Hochgebornen unſerm Freund und
lieben getreuen Herren Wilhelm Grafen
und Herren zu Hennenberg.

Es konnte dieſem Schreiben keine Folge gegeben werden*). Man hat hie und da es dem Fürſtgrafen ſehr zum Nachtheil ausgelegt, daß er den in ſeiner Reſidenz Marienburg bedrängten Fürſtbiſchof zu Würzburg ohne Hülfe ließ, ſeine Zuſage nicht erfüllte, allein er hatte gethan, was in ſeinen Kräften ſtand, hatte den Sohn von ſich gelaſſen, und konnte, wie die Sachen ſich geſtalteten, nicht ſein Land, ſeine Reſidenz, ſeine Familie Preis geben. Noch fehlte es ihm nicht an Muth, noch hoffte er, des Aufruhrs Herr zu werden und in dieſem Glauben erließ er an den hennebergiſchen Rentmeiſter Wilhelm Adolph zu Schmalkalden nachfolgendes Schreiben:

Von Gottes Gnaden Wilhelm Graf und Herr
zu Hennenberg.

Lieber Getreuer, wir haben Dein Schreiben, was die ufrühriſchen Bauern, die ſich umb Bach geſammelt, in unſer Herrſchaft geübt und noch zuuben vorhaben, verleſen, und begeren demnach. Du wolleſt Dich ihres Fürnehmens mit Fleiß erforſchen und ob ſie ferner gegen uns und unſer Herrſchaft Schädlichs würden handeln, das wolleſt uns bei Tage und Nacht ufs eilends zu erkennen geben, bei reitender Botſchaft, obſchon ein Pferd darob verderben ſollt, und wolleſt den Rath von unſerntwegen anſagen, daß ſie getroſt ſein und hart halten, alle Stund in Bereitſchaft ſitzen. Wie ſie in unſre Herrſchaft wollten ziehen, ſo wollten wir in eigener Perſon zu ihnen gein Schmalkalden, als ſtark wir könnten, kommen, denſelbigen Bauern zu ſteuern, dann ihnen ganz liederlich zu widderſtehen iſt, und ſind ſehr übel bewehret, iſt faſt ein untuglich unglückhaftig Geſinde, alsbald man nur ein wenig gegen innen hält, laſſen ſie abe und ziehen furt. Wolleſt auch einem Rath anſagen, daß die Bauern im Stifft Fulda, der ob zwölf tauſend ſtark bei einander vor Fulda gelegen, geſtillet und heimgezogen ſind, daß wir mit Gottes Hülf, ſo die Bauern um Bach ſich geſammelt, in unſer Herrſchaft begeben würden, wohl einen Abbruch thun wollen. Solches zum Beſten mit dem Rath reden, thuſt Du unſere gefällige Meinung Datum Schleuſingen am Sonntag Quaſimodogenitj Anno xcxxv^{o}. (23. April).

---

*) Dr. Benſen nennt in ſeinem tüchtigen Werke S. 206 das Benehmen Wilhelm's gegen Conrad geradezu Verrath, ein Ausdruck, der uns zu hart dünkt. Fürſt Wilhelm konnte als Reichsfürſt, unbeſchadet ſeiner erblichen Würden im Bisthum Würzburg und ſeines freundnachbarlichen Verhältniſſes zum Biſchof, nach eigenem Gutdunken handeln, und ſein Thun ging mehr aus dem Drang der Noth, als aus unlauterer Geſinnung hervor. Wenn, wie dort behauptet wird, Wilhelm wirklich 4000 Gulden empfing, (worüber die uns zu Gebot geſtanden habenden Documente nichts enthalten) und doch ausblieb, ſo war dieß noch immer kein Verrath, denn aus allen Briefen Wilhelm's geht hervor, daß er kein Kriegsvolk auftreiben konnte, und hätte er deſſen gehabt, ſo hätte er es doch nicht gen Würzburg führen können, denn die ganze Wegſtrecke von Mellrichſtadt an über Neuſtadt und Münnerſtadt bis Schweinfurt, und von Römhild über Königshofen nach Schweinfurt und Würzburg war von den Bauern behauptet. Die 4000 Gulden wird Biſchof Conrad jedenfalls nach hergeſtellter Ruhe zurückgefordert und zurückerhalten haben.

Unſerm Rentmeiſter zu Schmalkalden
und lieben Getreuen Wilhelm Adolf.

Freilich geht aus dieſem Schreiben hervor, wie ſehr ſich und die Seinen der Fürſt von Henneberg über Macht und Willenskraft des Feindes täuſchte. Dieſer hatte ſich, namentlich was die Buchoniſche Partei betraf, bereits ſo geſtärkt und erhoben, daß er Fürſten und Adel gleich, ſeine Reverſe und Documente auf Pergament ausſtellte. Dem Coadjutor Fulda's war bereits das Protectorat über die Buchiſche Verſammlung aufgedrungen, und folgende Urkunde mag beweiſſen, daß die Bauerſchaft nicht blos die Sprache der Dreſchflegel, ſondern auch die der feinen und diplomatiſchen Höflichkeit zu reden verſtand. Dieſe Pergamenturkunde theilen wir in treuer Copie mit:

Wir obriſter Fellthauptmann. Rethe. anweld. Zuſetz vnnd gemaine Auſſchöß der Chriſtlichenn pruderlichen verſamlung der landſchaft in Buchen. So alls der Durchlaucht hochgeborenn Fürſt vnnd Herr, Herr iohans Fürſt in Buchen. graf vnd Herr zu Hennenberg vnnſer gnädiger Herr. vnns vnter Seiner fürſtlichen gnadenn Inſigel ein verſchreibung zugeſtellt, neben anderm meldend, uns an vnſern Chriſtlichen pruderlichen vornemen nit zuuerhindtern. vnnd die zwölff der paurſchaft des Schwartzē Hauſens. dergleich andere meher beſchwerliche artikel. gemeine Stadt Fulda berurenn, So die Chriſtlich erkant vnnd beſtendig erfunden werden. alſo vnnd dermas vor Seine furſtlichen gnaden vnnd verwanten. zugeſagt angenomen vnd bewilligt haben wöllt ꝛc. Alſo vnnd darauf Bekennen wir vnns alleſampt gegen idermanniglich. Das wir hochernentem vnſerm gnedigen herrn. hergegen. in Betrachtung. Seiner gnaden, ſo chriſtlichem erpietenn. vor vnns. alle vnſere pruder. puntgnoſſen vnd verwātl[*]) die troſtliche vnwaigerlich zuſage vnnd verhaiſchung gethan haben. Seine furſtliche gnaden nuhemehr. vor vnnſer aller Regirenden landtsfürſten vnnd Herrn zu hallten. Zu haben, vnterthanig vnnd gehorſam zu ſein. Alſo das Sein Furſtlichenn gnaden, zugleich alle ire verwanten, So die angezeigten. der paurſchaft zwölf artickell, dieſelbigen ſo die Chriſtlich erkant, zuuolnezíehen vnnd zuhallten. annehemen werdenn. kainerlai vberfalls. herezugks, argens oder vngutigen vornemens,

---

[*]) Verwandten.

Sunder aller chriſtlichen pruderlichen Hilff. troſt. Beiſtanndt vnd mittel, von vns. alls iren glidmaßen im Herrn Jeſu Chriſto. gewarten vnnd verſehenn ſollenn vnnd dorffen. Alles treulich vnnd vngeuerlich Des zu Bekantnus. vbergeben wir von vnns. Dies Revers vnter gemainer Stat Fulda ingeſigel vmb vnnſer Bith willen verſigellt. Des wir vnns obgenante Hauptman Felthauptmā Anweld. Zuſetz. vnnd gemaine aufſchöß zuſampt gantzer Verſamlung hiermit geprauchen. Geben auf Sambſtag nach den Oſterlichen Feiertagen. Nach der gepurt vnnſers Seligmachers Chriſti funfzehenhundert vnnd funfundzwainczig Jare (22. April).

Als Fulda von 6000 Mann wüthender Bauern eingenommen wurde, entrann der Coadiutor zum Landgrafen Philipp, und ſein Bruder, der junge Poppo, entging nur dadurch dem Tod oder der Gefangenſchaft, daß ein treuer Kellner ihn im Keller hinter Fäſſer verbarg. Jetzt kam wieder Kunde vom ältern Sohne, Wolfgang, der gern nach Hauſe reiten wollte, weil er ſich nicht nach Wunſch kriegeriſch beſchäftigt ſah, der Unterhalt ſeiner Reiter ihm viel koſtete, weil Siegesnachrichten angelangt waren, auch dem Markgrafen Hülfe vom Schwäbiſchen Bund zukommen ſollte, mit dem die fränkiſchen Ritter nicht gern gemeinſchaftlich zu Felde ziehen wollten, und weil ihn wohl vor Allem ſeine Pietät zum Vater und zum Vaterlande zog. Graf Wolfgang ſchreibt:

Kindlichen Gehorſam allzeit zuvor gnädiger herz lieber Herr und Vatter. Wenn es E. G. ganz glücklich und wohl ging mit allen Dingen, das höre ich von Herzen gern, E. G. wiß mich auch geſund von den Gnaden Gottes, gnädiger herzlieber Herr und Vatter mein Herr der Domprobſt von Wirzburg hat mit mir geredt, daß ich mit mein Reutern mit ihm ſoll ziehen gen Wirzburg, nun wär ich wohl in Willens zu E. G. zu reiten, dann wir niren thun, dann daß wir hier zu Anſpach liegen und warten wenn man mit uns etwas woll anfahen. So giebt mir mein Herr, der Markgraff nit mehr (auf meine Pferd) dann Futter und wohl Nagel und Eiſen und Stallmieth, ſo muß ich den Geſellen *) Schlaftrunk und Suppen geben, will ich anders mein Geſindlich willig behalten, dann mein Herr, der Markgraf, giebt mir auf mein Geſindlich weder Schlaftrinken noch Suppen und geht mir warlich viel drauf wie E. G. wohl rechen kunten, auch gnädiger Herr und Vatter ich gib E. G. vor neue Zeitung, zu erkennen, daß der Bund die Schwäbiſchen Bauern geſchlagen ob vj tauſend erſtochen, und iſt gar vertragen mit ihnen und haben ihm die Hauptleut geben, ſo geht die Sag der Bund ſchick meim Herrn dem Markgrafen Reuter, nach dem wie dann E. G. wiſſen, daß die vom Adel nit gern mit den Bündiſchen reiten und mein Geſind beſchwert iſt mit ihnen zu reiten, dieweil dann meim Herrn dem Markgrafen die Bauern nit aufgeſtanden ſind iſt derhalb mein ganz unterthänig und kindlich Bitt an E. G. Euer Gnad woll mir und meim Geſind ſo gnädig ſein und uns abfordern, das will ich in Unterthänigkeit allzeit umb E. G. als ein gehorſamer Sohn verdienen Datum Anſpach Sambſtag nach dem heiligen Oſtertag Anno Dm̄i xvcxxv.

W. G. u. H. z. Henneberg.

Dem hochgebornen Fürſten und Herrn
Herrn Wilhelm, Graſſen und Herrn zu
Henneberg ꝛc. meinem gnädigen herzlieben
Herrn und Vatter zu Sein Gnaden
eigen handen.

---

*) Nehmlich ſeinen zur Hülfe für den Markgrafen angeworbenen Reitern

Graf Wilhelm hatte aber ſchon, ehe dieſer Brief anlangte, den Sohn und deſſen Begleitung zurückbegehrt, und Markgraf Caſimir entließ dieſelben bis auf zwanzig unterm 23. April, indem er ſie mit einem höflichen Dankſchreiben zurückſandte, folgendermaßen lautend:

Unſere Freundſchaft zuvor, hochgeborner lieber Oheim und Schwager, Eur Lieb Schreiben uns jetzt gethan, darinn Ihr uns anzeigt, wie ſich die Empörung auch allenthalben umb euch ereignete, bittend, derſelben Eur Lieb, Ihre Reuter wieder anheimb zuſchicken, haben wir alles Inhalts vernommen, und iſt uns getreulich leid, was Eur Lieb widerwertiges zuſtet, Derhalben und dieweil Ihr uns, auch Euerm Sohne, mit ſamt etlichen Reuttern, aus Liebe und Freundſchaft zugeſchickt habt, ſchicken wir euch dieſelben eure Reuter, hiemit zu ſonderm freundlichen Dank wieder, wiewohl wir der ganz wohl bedorfften, und nachdem wir aber in Fürnehmen ſtehen, gegen den aufruhriſchen Bauern, dieſer Land Art, ernſtlich anzugreufen, und zu handeln, ſo bitten wir in Freundſchaft gütlich, ob wir Eur Lieb wiederumb ſchreiben würden, uns zu unſern Vorhaben wieder etlich Reuter zu ſchicken, daß es E. L. thun, und wann alsdann die verſammelten Haufen dieſer Land Art geſchlagen, und zertrennt, ſo würd Euch und andern auch damit geholfen, Wollten wir Eur Lieb, der wir alzeit Freundſchaft und guten Willen zu erzeigen geneigt ſind, alſo in Freundſchaft guter Meinung nit verhalten. Datum Onolzbach am Sonntag Quaſimodogeniti Anno ꝛc. im xxv. (23. April.)

Caſimir von Gottes Gnaden Markgraf zu Brandenburg, zu Stetin ꝛc. ꝛc.

Dem hochgebornen unſerm lieben Oheim und Schwager Wilhelmen Grafen und Herrn zu Henneberg.

Eine Nachſchrift welche dieſer Zuſchrift beigefügt war, verkündete den Sieg des Bündiſchen Kriegsvolkes, und verhieß nachträglich auch Hülfe, wenn man im eignen Lande die Tenne gefegt haben werde.

> Wir geben auch E. L. in Freundſchaft zu erkennen, daß die Bündiſchen die Haufen im Schwarzwald Bodenſee und Algay geſchlagen, zertrennt, und zum Theil, welche es begehrt, in Gnad wieder aufgenommen haben, alſo daß wir uns nun gänzlich verſehen, das bündiſch Kriegsvolk werd mit ganzer Macht herab in das Land zu Franken ziehn, umb dieſelbigen Haufen auch zu ſchlagen zertrennen und zu ſtillen, und ſo ſie dann alſo herabziehen und die Haufen hienieden ſtillen, was wir dann Euer Lieb für uns ſelbſt helfen und rathen können oder mögen, das ſind wir zuthun gänzlich gewillt, und wollten E. L. ſollichs in Freundſchaft, auch nit unangezeigt laſſen.

Im Frankenlande trug jener Sieg des ſchwäbiſchen Bundesheeres noch keine Frucht, und der bedrängte Fürſtbiſchof wartete immer noch auf die Heereshülfe des Henneberger Fürſten, dem er die Stelle eines oberſten Hauptmanns übertragen, von dem er das Beſte hoffte. Offne Ausſchreiben, welche Land und Volk ermahnten, dem Grafen förderlich und gehorſam zu ſein, wurden nach allen Winden ausgeſandt, ſie waren auf dem Rücken mit einem grünen Wachsſiegel verſehen, welches das fränkiſch-würzburgiſche Wappenſchild zeigt, darüber die Jahrzahl 1519, in der Rundſchrift die Worte: S. CONRADİ EPİSCOP. HERBİP. FRANCİE ORİENTALİS DVCİS.

> Wir Conrad von Gottes Gnaden Biſchofe zu Würzburg und Herzog zu Franken entbieten allen und iglichen unſern und unſers Stifts Amtleuten, Vogten, Kellern, Schult-

heiſſen, Bürgermeiſtern, Räthen, Dorfmeiſtern, Gemeinden und Unterthanen, den(en) dieſer unſer Brief vorkommt, unſern Gruß zuvor, und fügen euch wiſſen, nachdem ſich itzund die Bauern allenthalben entpören und rottiren, auch wie uns anlangt, unterſtehen ſollen, unſer und unſers Stifts, Unterthanen und Verwandte, ſich zu ihnen zuthun, und gleicherweis auch zu entpören, in Schriften und ſonſt bedrohen ſollen. Und damit wir nu die unſern vor Gewalt handhaben, ſchützen und ſchirmen mögen, haben wir mit dem hochgebornen unſerm Freund und lieben getreuen Herrn Wilhelmen Grafen und Herrn zu Henneberg, handlen laſſen, und ihn uns zuzuziehen, auch als unſer oberſter Hauptmann, das Beſte bei uns und den unſern zuthun, vermögt, Demnach gebieten wir euch allen und jedem, bei den Pflichten damit ihr uns verwandt ſeid, ſo der obgedacht unſer Freund Grafe Wilhelm für euch komen, und bei euch einfordern und einzuziehen begehrt, daß ihr dann ihme und wen er ohngefährlich zu Roß und Fuß bei ihme haben würd, in unſern Namen und von unſern wegen bei euch einkommen, und uf ziemlich Bezahlung, Proviant und ander Nothdurf folgen laſſet, das Beſt bei ihm thun, und euch in dem euer Verwandtnuß nach gehorſamlich halten wollete, damit er ſolchem unſerm gegeben Befehl euerhalb unverhindert, und ohn Eintrag nachkommen möge, bißlang ihr eines andern von uns beſchieden werdet, Daran thut ihr unſer ernſte Meinung, in Gnaden gein euch wiederumb zu erkennen. Geben in unſer Stadt Würzburg unter unſerm zurückaufgetrucktem Inſiegel am Montag nach Quaſimodogeniti Anno ꝛc. xxv. (24. April.)

Am Tage zuvor ſchrieb der jetzt nach Salzungen vorgerückte Hauſe aus Buchen an Rath und Stadtgemeinde daſelbſt, und benachrichtigte dieſe ganz freundlich von ſeinem

Einrücken. Der Brief ſteht ſchon gedruckt in Heim's Chronik Th. 2. S. 333, und enthält die Stelle: „So bitten wir Euch, Ihr wollet Euch als Chriſten laſſen ſehen, wenn wir dieſen Abend, ſo Gott will, nicht als aufrühriſch, ſondern als Chriſten uns bei Euch ſehen laſſen werden.“ Die Führer hießen Michael Sachs, Melchior und Hans Schippel. Doch fanden ſie nicht ſogleich Einlaß, daher die Stadt umgangen und mittlerweile das unterhalb der Burg Frankenſtein, die aber muthmaßlich ſchon länger verfallen war, gelegene Kloſter Allendorf geplündert und theilweiſe ruinirt wurde; der Probſt und die Nonnen flüchteten, Schutz ſuchend, in die Stadt, und die Bauern rückten nach, doch bald darauf wieder weiter, das Werrathal herauf. Am Montag ſchrieben ſie an die Centgrafen und Centgemeinden im Amte Sand, luden dieſe in ihre Verbindung, und lehnten den Vorwurf der Empörung von ſich ab, indem ſie ſich ganz in das Rüſtzeug der Bibelſprache kleideten. Merkwürdig iſt der Inhalt dieſes Briefes, wie ſeine Unterſchrift:

> Unſere beſondere chriſtglaubige Treue ꝛc. Lieber Zentgraf mit ſampte der zentpflichtigen gehorſamenen und allen Chriſtglaubigen zu wiſſen, daß ein chriſtliche Bauerſchaft und Verſammlung die Freiheit Chriſti nach Inhalt jeglicher Geſchrift und daraus geſunderte zwilf Artikel begehrenden uf zu richten Willens iſt, derhalben unſer chriſtliche Ermahnung oder Forderung, ſo Ihr ſulichs mit uns uf zu richten in Begehrden nothdürftig ſeid, ſo ermahnen und laden (wir) Euch als treue Liebhaber Chriſti, uns angezeigte chriſtliche Freiheite helfen beſeitigen und ufrichten unangeſehen die Tyranniſche Furcht und Blödigkeit daß Etliche gottlos das Evangelium zu ſchmähen Urſach nehmen, ſagent: o das ſind die Frücht des neuen Evangeliums,

Niemand gehorſam ſein, an allen Enden ſich empor heben, mit großer Gewalt zu Hauf laufen die geiſtliche und weltliche Obrigkeit zu reformiren, ja vielleicht gar zu erſchlagen, welches eine Schändung und dem Evangelium zur ſehr großen Schmähe gereicht wird, dieweil das Evangelium nit eine Urſach der Empörunge oder Ungehorſamkeit beſondern ein Rede von Chriſto dem verheiſſenden Sohn Gottes und wahren Meſſia iſt, welches Evangelium, Wort und Leben, nichts dann Liebe, Friede, Geduld, Gehorſam und Einigkeit lernet, alſo daß Alle, die an dieſen Chriſto glauben, lieblich, friedlich, geduldig und einig werden, wie dann der Inhalt der oben angezeigten zwilfen Artikeln aller Bauerſchaft (wie ſie dann klar anzeigen) das Evangelium zu hören und dem gemäß zu leben dahin gericht iſt. Iſt derhalben unſere treulich und chriſtliche Warnung, dieſe fröhliche Zeit und Stunde anſehn dann unſer Herre Chriſtus Jeſus und Heiland hat und will ſeine glaubige Kinder us der Babiloniſchen Gefängniß führen und aus der Gewalt Pharaonis erretten und darum ſolches Euch zu erkennen heimgeſtellt, daß Ihr hinfürter Euch vor dem zukünftigen Zorn und geſtrengen Gericht Gottes hüten möcht, hiemit ermahnen wir Euch brüderlich wo aber nit wie angezeigt, verſehet Euch künftig. Walete Geſchehen a^{o} 1525 fra$^{za.}$ p9 octavas pasce. (feria secunda post octavas Paschae [21. April.])

Chriſtus unſer Heiland mit ſeinen Brüdern im
Lager zu Salzungen.

Dem ehrſamen Zentgrafen mit ſamt dem gantzen
Gericht im Sande freundliche geſchrieben.

Eine trübe Botſchaft nach der andern kam indeß nach Schleuſingen, wo der Fürſtgraf, wie es ſcheint, ohne Hülfe, ohne Reiſige, dem kommenden Unheil entgegenſah. Als die

Kunde kam, daß die Bauern vor oder in Salzungen lagerten, ward ein Brief an dieſelben concipirt; ehe dieſer abgeſendet war, kam ſchon die Nachricht, daß jene zwei Stunden weiter nach Herren- und Frauenbreitungen vorgerückt ſeien, wo ſie die in beiden Nachbarörtern befindlichen Klöſter ausplünderten. Es wurde Manches im Brief an die Bauern geändert, was charakteriſtiſch erſcheint, deshalb theilen wir as Concept ſammt ſeinen Correcturen mit.

V. G. G. Wilhelm ꝛc.

Unſern Gruß zuvor lieben beſondern wir werden bericht wie Ihr Euch unterſtehen ſollet und vorhabt uns und die unſern ~~zu beſchädigen~~ zu überziehen, geſtern Dienſtags verſchienen in unſer Herrſchaft an der Breiting mit einer groſſen Verſammlung, des wir Euch unſers Wiſſens nie Urſach geben unbeſchrieben und unerfordert gar nit zu Euch verſehen, damit wir aber von Euch Wiſſens entphahen mögen, aus was Urſachen oder Grund ſolch Handlung und Fürnehmen von Euch beſchieht, demnach begeren wir, ihr wollet uns bei dieſem Boten zuſchreiben, was Ihr von uns oder den unſern in Mangel ſtehet, ~~und was wir und die unſern zu Euch verſehen ſollen~~ und uns hiemit dieſem unſerm Boten Geleit zuſchreiben ~~wollet~~ daß wir jemand der unſern zu Euch ſchicken mögen, ferner dann über Land zuſchreiben mit euch reden zu laſſen und daß Ihr mittler Zeit unſer Herſchaft und Unterthanen weiter zu überziehen, **und** Beſchadigung zuzu**fügen** Euch uns zu Ge-allen enthalten wollet, dann wir je als ein chriſtlicher ürſt **des** heiligen **Reichs** und Liebhaber aller Ehren und erechtigkeiten gewillt ſind uns zu halten und erweiſen, ls andere unſere beiwohnende Fürſten, begehren deß Euer hriftliche Antwort. Datum Schleuſingen am Mittwochen nach dem Sonntag Quaſimodogenitj Anno ꝛc. xxv. (26. April.)

Unſern lieben beſondern ~~Brüdern in Chriſto dem Haufen vor Salzung verſammelt~~ Hauptleuten und der Sammlung der Bauerſchaft itzo in Breitungen.

Merkwürdig iſt die durchſtrichene Formel: Unſern lieben beſondern Brüdern in Chriſto, welche die Furcht des Canzlers dictirt zu haben ſcheint. Noch blieb die Brüderſchaft weg. Gleichzeitig erging ein Befehl an den Schmalkalder Rentmeiſter, der in der Eigenſchaft eines Oberamtmannes dort dominirte, alle Unterthanen ſeines Amtes ohne Verzug vorzufordern, und ihnen den gnädigen Befehl zu verkündigen, ſich aller Empörung zu enthalten, dabei ſie aber zu bedeuten, daß alle Zugeſtändniſſe, welche die Nachbarfürſten ihren Unterthanen gemacht, auch den eignen gegeben und gehalten werden ſollten. Dieſes gnädige Erbieten ließ der Fürſt nicht minder an andern Orten ſeiner Herrſchaft verkünden, und es gelangte unter andern auch nach Wildhauſen.

Während der Brief an den Breitunger Haufen in der fürſtlichen Kanzlei zu Schleuſingen geſchrieben wurde, ſchrieben die Bauern ſelbſt an den Fürſten, und waren keck genug, ihn aufzufordern, zu ihnen zu kommen. Der Brief lautet:

Hochgeborner Fürſt unſer gebührlich Dienſt ſind E. F. G. zubevor gnädiger Herr, E. F. G. iſt ohnzweifel nicht unbewußt, wie ſich ein Brüderſchaft verſammelt hat, welche doch nicht darum zuſammenkommen ſeind, daß ſie aufrühriſch oder muthwillig ſein wollen, ſondern daß ſie gern wollten ein gemein Fried und Einigkeit, wie dann das heilig Evangelium lehrt aufrichten und ſo freihe haben, ſonderlich xij Artikel des Leibes und der Seelen Heil und Seligkeit betreffend, welche allzumal in der heiligen Schrift gegründet ſein, dieſelbigen Artikel begehrt dieſer Hauſe auf(zu)richten und zu handhaben, da mit das heilig Evangelium, welches bißher mit Worten und Werken untergedruckt geweſen iſt, wiederum aufgericht werde, iſt derhalben unſer Bitt, E. F. G. wollet Euch hierinnen ernſtlich laſſen finden, und das heilig Wort Gottes uns helfen handhaben und wiederum aufrichten, und ſo Ihr deß Willens ſeid zu uns herkommen, oder mit dieſem Boten Antwort geben Euer Gemüth zu erkennen. Geben zu Breitingen Mittwoch nach Quaſimodogenitj Anno ꝛc. xxv. (26. April.)

Hauptleut der chriſtlichen verſammelten Bauerſchaft itzt vor Breitingen.

Dem Hochgebornen Fürſten und Herrn, Herrn
Wilhelm Grafe und Herr zu Hennenberg.

Der Schmalkalder Rentmeiſter, als er ſeines Herrn Befehl nachkam, fand bereits ein empörtes Volk, denn von Vacha aus war jene Gegend ſchon allarmirt, ihre Bauerſchaft hatte ſich auch erhoben, und verlangte, daß der Fürſt perſönlich unter ihr erſcheine und ſich mit ihr chriſtbrüderlich verbinde. Eilend ſandte Wilhelm Adolph durch den Knecht des Grafen, Heinz Merkel, der ihm ſeines Herrn Depeſche überbracht, die Antwort zurück.

Hochgeborner Fürſt, gnädiger Herr. Ich gebe E. F. G. aus ſchuldiger Pflicht zu erkennen, daß die Hauptleut der Bauerſchaft und die ganze Sammlung mit aufgehoben Fingern geſchworn, E. F. G. Sicherung zu haben vor E. F. G. oder E. F. G. Räthen zu erſcheinen und Handelung geſtatten und zu hören das haben ſie auf E. F. G. gethan Schreiben Philipps Rußworm und mir zu Antwort geben vor ganzer Sammlung. hierin wollen E. F. G. nit unterlaſſen zukommen, damit E. F. G. Land und Leut nit verderbet werden. Das hab ich E. F. G. aus ſchuldiger Pflicht unangezeigt nit wollen laſſen, Datum Donnerſtags nach dem Sontage Quaſimodogeniti A° ꝛc. xxv. (27. April.)

E. F. G. W. W.

Wilhelm Adolf
Rentmeiſter.

Es gehet hie zu, daß wohl beſſer wäre — als Heinz Merkel E. F. G. berichten wird.

Dem hochgebornen ꝛc.

In Schmalkalden blieb das Bauernheer fünf Tage, plünderte das Kloſter und Stift und alle Häuſer der Geiſtlichen, und ſchwärmte im Schmalkalde- wie im Werragrund umher. Von da, wo der erſtere in den letzten mündet, unterhalb der Burg Todenwart, war die hennebergiſche Stadt Waſungen in zwei Stunden zu erreichen. Man fühlte in Schleuſingen die immer näher rückende und drohende Gefahr, und ſuchte ſich zu rüſten. Der Fürſt ſchrieb an den Markgrafen, und forderte die noch in deſſen Dienſt gelaſſenen zwanzig Reiſige zurück.

Unſere willige unterthänige Dienſt zuvor hochwürdiger Fürſt gnädiger Herr, ungezweifelt haben Euer Gnaden verſtanden, was groſze Sammlung die Bauern haben umb uns und ſunderlich in dem Werrgrund heraufziehen, vor Waſungen, Meinungen, und nach unſer Herrſchaft gedenken zu trachten, derhalben an Euer Gnaden unſer fleiſſige Bitt die wollen den zweinzig Reiſigen, ſo wir hiebevor E. L. zu Dienſte geſchickt haben, erlauben, daß die zum förderlichſten zu uns herauf gein Schleuſingen kommen mögen, uns ſollicher Bitt nit verſagen noch abſchlagen, das wollen wir mit allem Willen gerne umb Euer Gl.

erdienen, bit das E. L. antwort. Datum Schleuſingen
n Donnerſtag nach dem Sonntage Quaſimodogenitj A°.
. xxv.

V. G. G. W.

An Marggrafen.

Ein zweites Schreiben von demſelben Datum wurde an
 Reiterhauptmann entworfen. Es geht aus ihm hervor,
dringend der Fürſt den Zuzug von Reiſſigen wünſchte,
wie unmöglich es ihm war, in ſeiner eigenen Bedräng-
Hülfe nach Würzburg zu ſenden.

V. G. G. W.

nſern Gruß zuvor lieber Getreuer, wir haben Dein
chreiben Inhaltes verleſen und thun hieneben unſerm
erren von Würzburg ſchreiben und bitten Dir und andern
ſern Reiſſigen zu erlauben, verhoffens uns ſolcher Bitt
ht verſagen ſolle, wo aber das gewegert würde, ſo be-
gen wir Euch laut unſerer Beſtallung mit treuem Fuge
derſetzen müget, in Beſatzungen oder in ander Wege zu
brauchen, derhalben ſo wollet Euch leiden wir trauen
Gott, die Sache bald gericht werden ſolle, das hant
r Dir guter Meinung ſamt andern den unſern im beſten
rnach zu achten haben nicht wollen bergen, Datum Schleu-
gen am Donnerſtag nach dem Sonntag Quaſimodogenitj
ꝛc. xxv.

Dem veſten unſerm Reuter Hauptmann und lieben
getreuen Jorg Brachs (Auerochs, henneberg.
Vaſallen zu Depfershauſen im Amte Sand).

Der Bildhauſer Haufe hob indeß immer drohender ſein
t, und zwang einen Ort nach dem andern, auch im
ebergiſchen zum Bündniß. Auf einem Schreiben des
traths zu Ummerſtadt lautet die Adreſſe gar höflich:

„Den ehrſamen und achtbaren Hauptleuten und Räthen der Sammlung des Lagers Wildhauſen, unſern lieben Herren und Brüdern.“ Dort waren Schnabel und Schar die Führer, deren Namen im Volksreime, dem einen Führer des Salzunger Haufens zugeſellt, aufbewahrt blieben:

Schnabel, Schar und Schippel
Brachten die Bauern aus gefütterten Röcken in leinene Kittel.

Schnabel und Schar bedankten ſich gegen den Fürſtgrafen ſeines gnädigen Erbietens, ſprachen aber ganz offen aus, wie verdrüßlich und beſchwerlich es ihnen ſei, zu vernehmen, daß der Fürſt reiſſiges Zeug und Fußvolk gegen ſie rüſte.

> Hochgeborner Fürſt und Herr, Euern fürſtlichen Gnaden ſein unſer willig und geziem Dienſt zuvor, gnädiger Herr, Euer Gnaden Schreiben haben wir verleſen, befunden, daß Euer Gnaden ſich mit Euer Gnaden Unterthanen verglichen und vertragen, daß ſie guten Genügens an Euern f. G. haben, auch daß ſich Euer Gnaden Ihres Willens unleidelicher und unträglicher Beſchwerde gl. weiß enthalten, laſſen wir geſchehen, und hörens gern; möchten auch leiden, daß denjenigen, ſo in unſern Lägern dermaſſen auch begegent wäre, damit Fried und Einigkeit aufgericht würde, und alſo E. G. auch melden, wes wir Mangels an E. G. hetten, wollen E. G. bei bemelten Pflichten auch wandeln, wie bei andern Oberkeiten geſchehen, und erkannt wird, der Zuverſicht, niemals gegen E. G. noch derſelbigen Unterthanen aus chriſtlicher Liebe in Argem noch Ungutem mehr fürnehmen werden, wollen ſich E. G auch deſter geneigter und in gleichem Fall befinden laſſen, darauf geben wir E. G. zu erkennen, daß wir hievor in kurzen vergangenen Tagen, glaublichen Wiſſens haben, wie E. G. einen reiſſigen Gezeug und Fußvolk über uns zu

führen, im Befehl gehabt, und noch täglich gewormett (geworben) werden, des wir uns doch je nit zu E. G. verſehen hätten, und ſo E. G. des Willens geweſt, haben E. G. abzunehmen, daß ſolches uns allen und gemeinem Haufen je verdrießlich und beſchwerlich ſein wollt, ſein aber der Zuverſicht, E. F. G. werden uns zu Förderung evangeliſcher Lehre und göttlicher Satzung keinen Widerſtand noch Verfolgung zuſchaffen, ſein wir auf Ihrer Gn. zugeſchriebener Erbietung von Euer f. G. gewärtig, und umb dieſelben zu verdienen willig. Datum am Freitag nach Quaſimodogeniti Anno ꝛc. xxv. (28. April.)

Hans Schnabel. Hans Schar. Obriſter Hauptleut und verordneter Rath des Lagers zu Bildehauſen.

Dem Hochgebornen Fürſten und Herrn Herrn
Wilhelm Grafen und Herrn zu Henneberg unſerm gnädigen Herrn.

An demſelben Tage ſandte Jörg von Bibra Botſchaft und klagte ſeine Bedrängniß. Der Briefſtyl des edeln Junkers iſt ein wenig unklar, wie ſeine Zuſchriften von etwas unleſbarer Hand ſind. Aber ſeine Treue gegen den Landes- und Lehensherrn erſcheint untadelhaft. Er folgte dem Drang der Noth, und gab ſich in das Bauernbündniß.

Hochgeborner Fürſt und Herr Euer fürſtlichen Gnad mein unterthänig willig Dienſt zuvor, gl. H. Euer f. Gl. fug ich unterthäniglich (zu) wiſſen: uf alle Vertröſtungen (ſo) ich den Meinen gethan, iſt ihnen ſo heftig eingebildt, ich ſei bei Euer f. Gl. und Euer Gnaden werden ſich, mich, auch unſer Unterthanen verführen, verbergen die Schrift und Erforderung des Haufens zu Bildhauſen, wollen göttlich Wort und Gerechtigkeit widerſtreben, unbilliger beſchwert nit nachlaſſen, werden uns und unſer Unterthanen umb Leib und Gut bringen, wollen wir nit kum(men) werden ſie kommen, vielleicht wir unſern Vortheil ſuchen, von ihnen weichen, und die Armen in Noth laſſen, uf ſolchs ich bewegt wenn mir alle in Ungeſtümmichkeit entlaufen, ſie zu ſtillen, meinen Männern zugeſagt bei ihnen zu bleiben, und jedes Dorf drei: Irmelshauſen, Aubſtadt, Hochheim und Gleichanderwieſen *) nachgeſchickt Antwort zu bringen wie es geſtalt meinem Geſandten Mitwoch ungefährlich umb Mittag bei Verſammlung zu Wildhauſen erſchienen, ausblieben bis uf heut zu Mittag derhalb ich ſamt den Meinen beſorgt, Geſandte gefangen oder mit dem Haufen kommen, ſtracklich Hand an uns legen hab ich den Meinen uf ihre Begehren vergönnt Leib und Gut zu retten mit zu laufen mich unter göttlichen Willen ergeben, gegen mir und den Meinen zu gebaren, umb Mittag ſind mein Geſandte kommen, mir ein Schrift laut bei gehnder Copei bracht mit Werbung ihnen zuruck zu ſchreiben, nachdem ich aber bericht E. F. G. als wohl als ich jetzt in Noth ſtehen, beſorg ich heftiger den Hauffen an der Werre als Einkömmling, dann den Hauffen des Vaterlandes, Gott erkennt, wie gern ich bei E. G. ſein, Rathes pflegen, aus zweien Uebeln das beſſer erleſen, (möchte) auch bedäucht mich gut, ſein Fried gegen Inwohnern zu ſuchen, ob wir die Fremdling von uns ableiten. Ich bin geſtern bei Graf Albrecht von Henneberg ꝛc. geweſt, berathſchlagt, alß daß ich morgen zu ihm gein Wildhauſen ſchicke zu handeln. Moritz von Heldritt und mich zu ihnen nothdürftiglich verſichern und erfahren von wegen E. F. G. und unſer zu handeln wolle ich Euer fürſtlich Gnade als dem ich zu dienen meines Vermögens bereit

---

*) Heute Gleicherwieſen.

unterthäniglich nit verhalten wollen. Datum uf Freitags nach Quaſimodogenitj Anno ꝛc. im xxv.

Jorg von Bibra
zu Irmeltshauſen.

Dem hochgebornen Fürſten und Herrn Herrn Wilhelm Grafen und Herr zu Henneberg, meinem
gnädigen Herrn.

Das in dieſem Brief erwähnte Schreiben war folgendes:

Unſere geziemende Dienſt zuvor, ehrbar, veſter, lieber Jungher. Euer Schreiben uns uf heut Dato überſendet, haben wir vernommen, darinn Ihr ernſtlich meldt, daß Ihr unſer Antwort auf Euer ernſtlich Antwort und Anſchriften gewartet, und nach ſolcher Antwort haben wir aus mannigfältigen Schriften und Veränderung der Sachen Euch nit geben können. Daß aber an Euch von Euern Hinterſaſſen von Aubſtadt, Irmeltshauſen und Hochheim, das Volk gegen Euch von uns thätlich fürgenommen werde, gläublich angelangt ſei, iſt ohne Grund angezeigt, dann wir zu unſerm ſtattlichen Fürnehmen Niemand bezwingen noch bezwingen wollen, ſondern tröſtlicher Beiſtand fleußt allein von Gott, wo aber Ihr und andere das göttlich Wort aus Gefängnuß zu laſſen und den armen Gedrückten ohne unbilliger aufgelegter Beſchwerniß abzuhelfen geneigt, nehmen wir brüderliche Treu an und ohne Urſache Niemand zu beſchedigen geneigt, haben wir Euch als Liebhaber der Gerechtigkeit guter Meinung nit bergen wollen, Datum Mittwochen nach Quaſimodogeniti ꝛc. Anno ꝛc. im xxvcc. (26. April.)

Hauptleut und ganze Verſammlung chriſtlicher
Bruderſchaft zu Bildhauſen.

Dem ehrbaren und feſten Jorgen von Bibra
zu Irmeltshauſen unſerm günſtigen Jungherrn.

Am Samſtag nach Quaſimodogeniti (29. April) meldete nun der Junker ſeinen Schritt ausführlicher, und rieth dem Fürſten, ſich auch in das Wildhäuſer Bündniß zu begeben. Schweinfurt habe das auch gethan, und er glaube, daß der Wildhäuſer Hauſe glimpflicher und leidlicher handle, wie der Schmalkalder. Fürſt Wilhelm ſuchte und wünſchte jedoch vor der Hand weder das eine, noch das andere Bündniß, ſondern hoffte, auf dem langſamen Wege diplomatiſcher Unterhandlung Zeit zu gewinnen.

Am Freitage, den 28. April, ergingen ziemlich gleichlautende Briefe Wilhelm's an die Haufen zu Schmalkalden und Breitungen. Der erſte lautet:

W. G. G. W.

Unſern Gruß zuvor lieben beſondern, unſer Rentmeiſter zu Schmalkalden hat uns geſchrieben als ſollt ihr Geleits von uns begehren, wo dem alſo, ſo begehren wir, ihr wollet uns bei dieſem unſerm Boten ſchreiben und zu erkennen geben an welchem Ort umb Schmalkalden ihr zu den unſern kommen oder etliche aus euch ſchicken wollet, dahin wollen wir etliche der unſern auch verordnen, an ſolchem Ort auch zu und ab ihr unſer frei franck ſicher Geleit haben ſollet. Auch ſo haben wir euch bei unſerm Boten umb ein Geleit geſchrieben, der iſt noch außen und uns Freundſchaft von euch zu kommen, demnach begehren wir nochmals ihr wollet uns euer Geleit bei dieſem Boten zuſchicken, wie wir dann vormals begehrt haben, darauf wir die unſern zu euch ſchicken mögen, auch zu und ab aus unſer Gewahrſam und wieder darein Geleit haben mögen, daran thut ihr uns ſunder Gefallens. Datum am Freitage nach dem Sonntage Quaſimodogeniti Anno ꝛc. xxv.

Unſern lieben beſundern Hauptleuten und Bauerſchaft der ganzen Verſammlung bei Schmalkalden.

Darauf antwortete jedoch der Schmalkalder Hauſe ſehr entſchieden und nicht ſonderlich höflich:

Gnad und Friede von unſerm Gott unſer willigen Dienſt zuvor, gnädiger H. und F. Euer Schreiben an uns gethan, haben wir verſtanden, als ſollten wir Geleits von E. F. G. begehret haben, und daſſelbige habet Ihr von Euerm Rentmeiſter verſtanden, und ſo muß Euer Rentmeiſter unſer Schrift vielleicht nicht verſtanden haben, dieweil wir haben ein Geleit von unſerm Herrn und Gott Jeſu Chriſto, welches Willen wir thun ohn allen Zweifel, dann was Fürſten und Herrn nicht haben wollt thun, das müſſen die Bauer thun, derhalben begehren wir gar kein Geleits dann allein unſers Herren und Gottes. Daß E. F. G. aber uns ſchreibet, daß wir E. F. G. ſollen zu verſtehen geben, an welchen Ort umb Schmalkalden her wir kommen wollen, ſo wollet Ihr zu uns die Euern ſchicken, ſo liegen wir vor Schmalkalden an der Mauer, und ſollt Ihr wie E. F. G. begehret, zu uns frei ſtrack ſicher Geleit haben ab und zu, dann die Sach haben wir zu thun nicht unſerthalben, ſondern Gott und ſeiner Gerechtigkeit halben. Derhalben bitten wir E. F. G. Ihr wollt die zwölf Artikel leſen und darnach urteln, was ſie in ſich habenn, ob ſie chriſtlich oder unchriſtlich ſein, dann wir ſein da nicht ſo unchriſtlich, daß wir uns nicht lenken laſſen, was us der Schrift einen Grund hat. Datum zu Schmalkalden Freitag nach Quaſi modo genitj Anno ꝛc tauſend fünf hundert und fünf und zwanzig.

Die Hauptleute und ganze Gemein der Bauerſchaft.

Dem hochgebornen Fürſten und Herrn, Herrn
Wilhelm Graf zu Henneberg unſerm gnädi-
gen Herrn.

Dennoch, wie trotzig auch der Inhalt dieſer Zuſchrift lautete, wurden einige Räthe zur Unterhandlung mit dem Schmalkalder Haufen beordert.

In dieſen Tagen hatte ſich der Wildhäuſer Hauſe bedrohend gegen Römhild gewandt, wo der oben erwähnte Graf Hermann von Henneberg reſidirte, der wohl oder übel mit den Bauern Bündniß einging. Dieſes Ereigniß verkündeten ſofort Schnabel und Schar durch eine Sendbotſchaft dem Haufen vor Breitungen. Ihr Schreiben athmet einen hohen Rechtlichkeitsſinn, denn es wird der Breitunger Hauſe förmlich bedroht, wenn er Land und Leute des Grafen Hermann und ſeiner Verwandten ſchädigen würde.

Unſer freundlicher Dienſt zuvor, ehrſamen, günſtigen lieben Herrn Freunde und Brüder in Chriſto, wir haben mit Bewilligung des hochgebornen Fürſten und Herrn Hermann, Grafen und Herrn von Henneberg, unſers gnädigen Herrn Bauerſchaft in großer Zahl in unſer Verſammlungen und Lagern, auch denſelben unſern gnädigen Herrn und ſeiner Gnade Unterthanen, mit ihren Leib, Hab und Gütern, als chriſtliche Brüder in unſer Beſchützung, derhalb unſer gutwillig freundlich Bitt an euch, ihr wollet denſelbigen unſern gnädigen Herrn, und alle ſeiner Gnaden Verwandten nit überziehen, auch unbeſchwert, und nichts unguts gegen ihnen handeln, thun oder fürnehmen, ſolches haben wir euch als unſern chriſtlichen Brüdern, euch des gewiß zu halten eröffnen wollen, wo aber ihr über ſolch unſer Anzeig und Bitt etwas gegen denſelben unſerm gnädigen Herrn, oder ſeiner Gnade Verwandten in ungut fürnehmen würdet, das wir uns doch zu euch gar nit verſehen, konnten ihr denken, daß wir dieſelben ſein fürſtlich Gnad und Unterthanen als unſer chriſtlichen Fürſten und Bruder mit Hilf und Beiſtand nit verlaſſen, bitten ſolchs alles guter brüderlicher Meinung zu vermerken. Gegeben am Freitag nach Quaſimodogenitj Anno ꝛc. xxv.

Oberſte Hauptleut Hans Schnabel und Hans Schar und verordnete Räthe des Lagers zu Wildhauſen auch Hauptleute und Räthe der andern Lager gehöriger Verſammlung, Aura, Frauenrode, Heidfeldt, Theris, Arnſtein und Hauſen.

Den ehrſamen und achtbaren Hauptleuten verordneten Räthen und gemeiner chriſtlicher Verſamlung des Lagers zu Breytingen unſern Herrn und lieben Brüdern in Chriſto.

Das Antwortſchreiben des Fürſten von Henneberg an den Wildhäuſer Haufen auf die oben S. 51 u. 55 mitgetheilte Zuſchrift vom Freitag nach Quaſimodogeniti wurde ſogleich am folgenden Tage erlaſſen; daſſelbe lautete entſchuldigend und verſöhnlich. Es galt jetzt, zufrieden zu ſtellen, nicht zu reizen.

V. G. G. W.

Lieben Beſundern wir haben Euer Schreiben an uns gethan alles Inhalts verleſen, und iſt wahr, daß wir den unſern ſo ſich zu euch gethan haben, auch dengenigen ſo noch in unſerer Herrſchaft wohnen, aller Billigkeit nie geweigert haben, daß wir uns nochmals zu thun hiemit erbieten, und gnadiglichen erboten haben wollen, wir haben aber von einigen den unſern nie verſtanden, daß ſie Beſchwerunge gegen uns hetten, aber doch in kurzen Tagen einen Murmel und Grollen bei ihnen vermerkt, alſo daß wir gleich inſonderlich(er) fare (Gefahr) vor den unſern geſeſſen ſind, darumb wir nicht unbillig zu unſerer

Entſchickung nach etlichen Reutern geſchrieben, der wir aber wenig zu uns bracht haben, allein (außer) daß geſtern Freitags unſer täglich Hofgeſinde gein Schleuſingen einkommen ſind, welche (und) noch andere Reiſige wir gegen euch nicht begehren zu gebrauchen, auch nicht Willens ſind, euch mit einigen Reutern zu überführen oder zu beläſtigen, wellichs darauf auch ihr und die unſern, bei euch verſammlet, ſo ferne wir und die unſern von euch nicht beſchädiget werden, keiner Beſchädigunge noch Beſchwerunge von uns gewarten dürffet, welches alles wir euch bei Treue und Glauben wollen zugeſchrieben haben. Zu Urkund mit unſerm aufgedrucktem Secret beſiegelt am Sonnabend nach dem Sonntage Quaſimodogeniti Anno ꝛc. xxv.

Unſern lieben Beſondern Hans Schnabel, Hans
Schar obriſte Hauptleute und verordnete Räthe
des Lagers zu Wildhauſen.

Ganz aufrichtig war dieſe Zuſchrift nicht und konnte es nicht ſein.

Jörg von Bibra hatte angſtvoll und in Bedrängniß geſchrieben und erhielt am folgenden Tage das nachſtehende diplomatiſch-kluge Antwortſchreiben:

V. G. G. W.

Unſern Gruß zuvor lieber Getreuer, wir haben Dein Schreiben mit inliegender Schrift der Verſicherunge Schutzes und Schirmes darein unſer Vetter Graf Hermann ſich vermittelſt Unterteidinge (Unterhandlung) unſers Vettern Grafen Albrechts, Moritz von Heldritts und dein gegen den verſammelten Bauern in ihren Lagern begeben hat, alles Inhalts vernommen, und wie wohl wir heutigs Tags unſere Räthe uf Vergeleitunge zum Hauf gein Schmalkalden verordnet haben, in Zuverſicht, uns nach ziemlichen Dingen und unſerm Erbieten die xii Artikel anzunehmen, darinnen wir uns wie andere Stände im Reich thun werden, uns halten wollten, uns und die unſern darauf zu ſichern, ſo ſind wir doch nicht gewiß waß vor Antwort uns gedeihen wird.

Dem nach allein unſre gehorſamen Unterſaſſen und Angehörigen angeſehen, ſo noch nicht umbgefallen ſind *), zu gut, auch zu Erhaltung des, ſo wir noch inne haben, iſt an Dich unſer gnädigs Begehren, Du wolleſt, ob uns zu Schmalkalden uf unſer billig und chriſtlich Erbieten nicht fürträglich (förderliche) Antwort gedeihen würde, wes wir uns als dem heutigen unſern Schreiben nach, ſo wir an Haufen zu Wildhauſen gethan — im Lager zu Wilthauſen bei allen Haufensverwandten Hauptleuten handeln, das ſie uns dermaſſen, und wie ſie unſern Vettern Grafen Hermann hätten gethan, halten, zu ihnen verſehen ſollten, dann wo der Hauf zu Schmalkalden uns nicht bei unſerm Erbieten bleiben laſſen wollt, daß mir Dir morgen ſo früheſt wir können, ſchreiben wollten, daß Du alsdann das derſelbige Brief ins Lager gein Schmalkalden förderlich bei Tage und Nacht geſandt werde. was die unſern gehandelt, wollen wir Dir früh ſchreiben, das Handlohn wollen wir Dir gütlich geben und daß der Bot den nächſten (Weg) uf Schmalkalden zu laufe.

Dann wir mit dem Haufen genſeit Waldes auch Stillung erlanget haben. Datum in Eile am Sonnabend nach dem Sonntag Quaſimodogeniti Aº ꝛc. xxv (29. April.)

An Jorg von Wibra zu Irmeltshauſen.

---

*) Im Concept durchſtrichen: treulos und meineidig geworden. Man mußte die harten Ausdrücke mildern, weil jeder Brief in der Bauern Hände fallen konnte.

Ein eingelegter **Zettel** enthält die Worte:

Wir begehren ſunderlich, Du wolleſt Dich enthalten und gar nichts Verlaßliches unſers Schutzes und Schirmes halber mit den Hauptleuten zu Wildhauſen handeln, wir haben Dir dann zuvor morgen Sonntags unſer Gemüth ferner und auch was unſere Räthe zu Schmalkalden gehandelt haben in Schriften zu erkennen geben, uf daß nicht eins wider das ander gehandelt werden möge. (Datum u. s.)

An demſelben Tage erließen Schar und Schnabel ein Geleitsſchreiben ihrer Abgeſandten zu dem von Biſchof Conrad auf den Sonntag Miſericordiä ausgeſchriebenen Landtag, weil ſie „aus Merklichem und Ehrhaften dieſen Tag perſönlich nicht beſuchen möchten.“ Schnabel gebehrdete ſich in Wort und Schrift als ein Gebieter, und beſiegelte den Geleitsbrief mit ſeinem Pettſchaft, von dem wir eine Abbildung geben. Taf. V. Fig. 1.

Wir die oberſten Hauptleut mit Namen Hans Schnabel und Hans Schar, und verordnete Räth, von wegen ganzer chriſtlicher Verſammlung des Lagers Wildhauſen, ſo als der hochwirdig Herr, Herr Conrad Biſchof zu Würzburg, Herzog zu Franken unſer gl. Herr einen Landtag nemlich uf Sonntag nach $\overline{\text{mia}}$ $\overline{\text{dnj}}$*) gen Würzburg benennt, zu welchem Tag uns hochgenannter unſer gl. Hl. auch Inhalt eines ſchriftlichen Geleits zu beſuchen vergeleitet hat, nun wir aber auß merklichen und ehrhaften (Gründen) ſolchen Tag perſönlich nit beſuchen mögen, bekennen derhalb (mit) dieſem offnen Brief und thun kund männiglich, daß wir derhalb unſern ganzen vollkommenen Gewalt und Macht übergeben haben dem ehrſamen Steffan Hewering von Halſtadt, Eukarius Newgebauer zu Soltz und geben ihnen denn hiemit Wiſſen wiſſentlich in Kraft,

---

*) Miſericordia Domini.

Alſo daß ſie in unſerm Namen und in unſer aller wegen gedachts Orts von wegen gemeiner Verſammlung erſcheinen, daſelbſt mit andern unſern Brüdern von Städten, Flecken und Dörfern zu ſolchem Tag beſchrieben nothdürftige Handlung von wegen evangeliſcher Lehr und chriſtlicher Freiheit helfen furtragen, das Beſt nach allem unſerm Vermögen und Verſtändniß hierinnen handeln als ob wir ſelbs in eigener Perſon entgegen (zugegen) wären, und was alſo die gedachten ſammt andern von den Städten, Flecken und Dörfern hierinnen in göttlicher freundlicher Handlung thun und laſſen werden, ſolches iſt unſer Geheiß und guter Will und Meinung. Gereden auch ſolchs alles ſteth feſt Inhalts und unſers Vermögens zu vollziehen ongeverde, und ſo genannte unſer Gewalthaber mehr Gewalts, (als) ihnen zugeſchrieben, nothdürftig ſein würden, denſelbigen wollen wir ihnen hiemit in der aller beſten Form auch ubergeben haben.

Des zur wahren Urkunde habe Ich Hans Schnabel mein Inſiegel bei End dieſer Schrift gedrücket. Datum am Sonnabend nach Quaſimodogeniti. Anno xxv.

So ging der Monat April trüb und traurig für den Fürſtgrafen Wilhelm von Henneberg zu Ende und der kommende Mai drohte, die Aprilſturme in Donnerwetter umzuwandeln. Der Vachaer Haufen ruckte das Werrathal aufwärts, brach die Burgen Maienluft und Landsberg und lagerte ſich vor Meiningen, das nur ſechs kleine Stunden von Schleuſingen entfernt liegt. Da ſich den Bauern nirgend ernſtliche Gegenwehr ſtellte, ſo wurden ſie immer kuhner, und ſandten am 2. Mai durch einen eignen Boten das folgende Schreiben in die Fürſtenreſidenz:

Hochgeborner Fürſt und Herr, nachdem E. F. G. jüngſt an uns hat ſchreiben laſſen, und zu erkennen geben, wie

E. F. G. in Willens, ſich in die Brüderſchaft im Lager zu Wildhauſen zu geben, ꝛc., iſt hierauf nochmals unſer brüderliche Meinung und Begehr, E. F. G. wollen ſich zu uns auch dermaſſen brüderlich verſchreiben, wie dann auch der hochgeborne Fürſt und Herr Herr Hermann von Henneberg, gethan, ſo wollen wir uns, gegen E. F. G. als fromme chriſtliche Leut allezeit halten, nach laut der zwölf chriſtlichen und evangeliſchen Artikel, wie dann Chriſten-Brüder gebürt nach Inhalt des heiligen Evangelii und des göttlichen Worts, ſolches iſt aller E. F. G. Unterthanen gute Meinung und darnach des ganzen Hauſen, ſolches geben wir E. F. G. in beſter brüderlicher Meinung zu erkennen, wo aber ja nit, kann E. F. G. abnehmen, was wir Armen zu thun verurſacht, des wir dann gar viel lieber übrig (überhoben) ſein wollten, ſondern friedlich und brüderlich in Chriſto leben, (bitten) E. F. G. (um) ſchriftliche Antwort, bei gegenwärtigem unſerm Boten, Datum Dienſtag nach Walpurgis Anno ꝛc. im xxv. Jahr. (2. Mai.)

Hauptleut und Räth der Bauerſchaft im Lager vor Meiningen.

Dieſe Depeſche ſiegelte Schar. Sein Petſchaft zeigt in einem Schildlein eine ſchräg aufwärts gekehrte Pflugſchar, und darüber im Halbrund: DIE BVRSCHAFT *). (Taf. V. 2.)

---

*) Die Siegel der Bauernhauſen und ihrer Führer, von denen wir auf Tafel V einige Abbildungen geben, ſind ſehr unterſchieden von denen, welche in Falkenſtein's Nordgauiſchen Alterthümern (Schwabach und Leipzig 1743. Fol.) Theil 3. S. 326 von Rodenburg, Sodenberg, Weinsberg und Wildhauſen ſtehen, und über die F. abgeſchmackt witzelt, weil die Bauern Dreſchflegel und Heugabel, Karſt, Pflugſchar und Bundſchuh in ihre Siegel geſetzt. So groß, wie jene, ſind uns keine Bauernſiegel vorgekommen.

Der Fürſt wollte Land und Leute retten, er gab nach, er verhieß dem immer dringender werdenden Mahnen, in Perſon zu erſcheinen, Folge zu leiſten, und es wurde ihm nachfolgender Geleitsbrief ausgeſtellt:

Hochgeborner Fürſt und Herr, E. F. G. Schreiben, an uns gethan, haben wir hören leſen. Und dieweil E. F. G. begehren, damit von der Sache gründlich gehandelt werden möge, daß wir E. F. G. ſammt etlichen eurer Räthe, und Dienern, uf einen nemlichen Tag und am gelegenen Ende, zu uns und von uns vergeleiten wollen, ꝛc., daruf wir E. F. G. brüderlicher trew ein frei, ſicher Geleit, zu und ab, bis in E. F. G. ſicher Gewahrſam, bei Sanct Martin *) vor dem Unterthor vor der Stadt Meiningen morgen zu rechter Tag Zeit zu erſcheinen, hiemit in Kraft dieſes Briefes unverbrüchlich geben, alsdann wollen wir uf itztbemeldte Zeit von den unſern verordnen, mit E. F. G. brüderlicher und freundlicher Meinung zu handeln. Solches wollten wir E. F. G. nit verhalten. Zu Urkund haben wir unſer Inſiegel, Ends dieſes Briefs gedruckt, Datum Dienſtag nach Walpurgis Anno ꝛc. Im xxv. Jahr.

Hauptleut, Räth und ganze Verſammlung der
Bauerſchaft im Lager vor Meiningen.

Wie der unglückliche Montezuma ſeine hohe Perſon in die Hände der Feinde ſeines Thrones und Reichs auf Treu und Glauben gefangen gab, ſo erſchien am dritten Mai (nicht 23. wie bei Güth, ein Druckfehler, ſteht) im Lager vor Meiningen, auf dem untern Raſen, der Fürſt von Henneberg bei den Bauern. Sie ſchloſſen, zweitauſend Mann ſtark, einen Ring um ihn, und es mag, wie aus einer ſpätern brieflichen Relation des Fürſten hervorgeht, an ungeſtümen Worten nicht gefehlt haben. Es hieß unter Anderem, wie der Fürſt ſelbſt ſchrieb: „das gethan oder todtgeſchlagen!" Fürſt Wilhelm ſtellte an dieſem Tage der Kreuzerfindung die Verſchreibung aus. Sie ſteht im Spangenberg und im Güth gleichmäßig abgedruckt, beide Drucke ſcheinen von einer Copie genommen, das Original enthält jedoch einige Abweichungen, und iſt überhaupt zu wichtig, als daß wir hier nicht einen ganz treuen Wiederdruck nach demſelben geben ſollten.

---

*) St. Martin war die älteſte Kirche der Stadt Meiningen; ſie wurde 1007 verſchönert, 1432 abgebrannt, dann neu erbaut, im Bauernkriege abgebrochen, 1579 als Gottesackerkirche wieder hergeſtellt, 1609 vergrößert, 1641 abermals abgebrochen, 1658 wieder erbaut, und 1825 wegen Unbrauchbarkeit und Baufälligkeit eingelegt. An ihrer Stelle auf dem ehemaligen Gottesacker ſteht jetzt eine neue gothiſche Fürſtengruftcapelle, eine Zierde des herrſchaftlichen Parkes, mit trefflichen Glasmalereien.

Die Schrift dieſes Dokuments enthält 21 Zeilen und ein Wort, iſt auf ſtarkes Papier geſchrieben, das zum Waſſerzeichen einen Ochſenkopf ſehr alter Form hat, und auf der Rückſeite iſt des Fürſten kleines Wappenſiegel, undeutlich ausgedrückt, befindlich. Ein ſchräger Meſſerſchnitt, als Zeichen, daß die Urkunde ungültig geworden, geht durch das Oblatenſiegel und den Brief.

> Von gottes gnaden Wir Wilhelm Graue vnd Herr zu Hennenberg Bekennen offentlich mit dieſem brief fur vns Alle vnſere erben und erbnemen, gegen allermeniglich, Das wir warhaftiglich mit gutem willen geredt haben, vnd gelobt got vnd ſeinen Heyligen, Das wir ſein heyliges wort hanthaben, ſchützen und ſchawren *) vnd verteydigen wollen, vnd nachuolgen, Demſelbigen wort gottes vnd bekennen nochmals, Das wir furtan nach Inhalt der angezeigten

---

*) Schauern für ſchirmen, davon noch heute „ein Schauer" eine Stelle, wo der Wind übergeht, provinziell ſprachüblich.

zwölff Artickell von Chriſtlicher freyheit, vnd auch Ob ſich der mehr erfunden, Was die Inhalt betreffen oder begreiffen, Ob die Chriſtlicher erkant werden, Alſo auffrichttiglich halten wollen, Bereden vnd geloben vnd bekennen hiemit Alles frey ledig vnd loſzugeben und zulaſſen, Was gefreiet hat got, der allmechtig, Durch vnd in Chriſto ſeinen geliebten Sone, Das wir ſolchs alſo aus guttem Willen vnd glawbigem Hertzen gegen got alſo bekennen, vnd wir furtter auch vnſern glawben Mit nachuolgenden wergken beweyſen wollen, Solchs zu allen Chriſtlichen Hertzen erzeugenn, bekennen vnd bekannt haben, Zu Vrkunth mit unſerm zuruckauffgedrucktem Secret beſiegelt vnd gegeben am Mittwochen nach dem Sontag Miſericordia Dominj, Nach Chriſti vnſers lieben Herrnn geburt, Funffzehenhundert vnd im funfvndzwenzigſten Jarenn.

Gewiß mit ſchwerem Herzen fügte ſich Fürſt Wilhelm in das Unvermeidliche, und die deutſchen Bauern waren doch ehrlicher, als die falſchen Spanier unter ihrem beutegierigen Cortez. Sie hielten ihr Geleit, und unangetaſtet konnte der Fürſt in ſein nur eine Stunde von Meiningen entlegenes Schloß Maßfeld zurückreiten, nachdem er einen Gegenrevers der Bauern empfangen, darin ſie ſich dem Fürſten als chriſtliche Brüder zugelobten und verſicherten, Leib und Leben für ihn zu laſſen. Auf ihr Bitten beſiegelte der Burggraf Siegmund von Kirchberg zu Farnrode dieſen Revers mit ſeinem ritterlichen Petſchaft.

Spät am Abend zu Maßfeld angelangt, gedachte der Fürſt der Seelenangſt ſeiner Gemahlin und es wurde noch eilend das nachfolgende Schreiben an Fürſtin Anaſtaſia entworfen:

Was wir immer Liebs und Guts vermögen zuvor, hochgeborne Fürſtin, freundliche liebe Gemahel, hiemit fügen wir Euern Liebden Wiſſen, daß wir von der Verſammlung der Bauern, ein ganz gute Bericht und Vertrag erlangt und beteidingt haben, wollten E. L. ſolches gern zeitlicher zu wiſſen haben gethan, ſo ſind wir dieſen Abend als ſpäte von ſolcher Handlung here kommen, daß es eher nit hat geſchehen mögen. Aber Morgen, Donnerſtags, will Gott, wollen wir, alsbald wir das Geſinde eines Theils aus unſerm Haus allhie geſchaft und abgefertigt haben, zeitlich bei E. L. zu Schleuſingen einkommen, denſelbigen tröſtliche und gute Botſchaft, der E. L. erfreuet ſollen werden, bringen und ſagen, das wollen wir E. L. ganz freundlicher Meinung nit bergen Datum Maßfeld Mittwochen an des heiligen Kreuzes Tag Erfindung Anno ꝛc xxv" (3. Mai.)

Von Gottes Gnaden Wilhelm Graf und Herr
zu Hennenberg.

Der hochgebornen Fürſtin und Frauen Frauen
Anaſtaſien geborne Markgräfin zu Brandenburg
ꝛc. Gräfin und Frauen zu Hennenberg unſer
freundlichen lieben Gemahel zu handen.

Wie freudig erleichtert nach dem ſchweren Schritt, welcher der Rettung ſeines Landes und ſeiner Reſidenz hatte zum Opfer gebracht werden müſſen, das Gemüth des Fürſten war, beweiſt ein eigenhändiges Poſtſcript Wilhelm's, das nur die folgenden Worte enthält:

> Liebe Hausehre, die Sachen ſtehen recht, Gott vom Himmel ſei gelobt, wolleſt ſolches dem Geſinde droben auch zu erkennen geben ꝛc.

Durch die Verſchreibung des Fürſten war nun für eine Zeitlang Ruhe gewonnen. Der Bachaer Haufe zog von Meiningen ab, weil dieſe Stadt ſich ſchon mit dem Bildhäuſer Haufen verbunden hatte, und wandte ſich nach Eiſenach.

Außerhalb dem Lande Henneberg ging es noch bunt und wirr durch einander. Markgraf Caſimir hatte alle Hände voll zu thun, ſich zu verſtärken und feſte Stellung gegen die Aufrührer zu gewinnen. In Würzburg wurde der Landtag, den zahlreiche Orte beſchickten, ſtürmiſch und erfolglos gehalten, und der Biſchof ſah ſich genöthigt, ſeine Reſidenz zu verlaſſen. In Heſſen aber hatte ſich der heldenmüthige Landgraf Philipp aufgemacht und die Bauern bei Fulda aufs Haupt geſchlagen. Die Kunde von der Niederlage ihrer Brüder verbreitete unter dem Bachaer Haufen großen Schrecken, und er ſuchte ſich auf alle Weiſe zu ſtärken. Daher ward an den Fürſten Wilhelm eine Citation erlaſſen, daß er ſich zu ihm in Perſon fügen ſollte. Dieſe lautete:

Hochgeborner Fürſt und gnädiger Herr wir Hauptleute der ganzen Verſammlung der Bauerſchaft nach dem als ſich Euer fürſtliche Gnaden in unſer Brüderſchaft geben hat, demnach woll Euer fürſtliche Gnaden von Angeſicht dieſes Briefes bei uns ſein mit ſammt Euer Ritterſchaft und der ganzen Landſchaft Datum vor Eiſenach uf Sonnabend nach des heiligen Kreuzes Tag Anno dmi md und in xxv. (6. Mai.)

Dem hochgebornen Fürſten und Herrn Herrn
Graffen Wilhelmen von Henneberg unſerm
gnädigen Herrn.

Dieſe eilend und ſchlecht geſchriebene Depeſche war mit inem gutgeſchnittenen Petſchaft Schar's geſiegelt, das von em oben erwähnten abweicht. S. Abbildung auf Tafel V. 3.

Natürlich konnte es dem Fürſten nicht einfallen, Folge n leiſten, er hatte genug an der einmaligen Zuſammenkunft; ie Antwort folgte ſofort abſchläglich und entſchuldigend:

Von Gottes Gnaden Wilhelm Graf und Herr
zu Hennenberg.

Unſern Gruß zuvor lieben Beſondern, wir haben Euer Schreiben, ohn Verzug bei Euch vor Eiſenach zu erſcheinen vernommen, geben Euch darauf zu erkennen, daß wir uns in der Unterhandlung vor Meiningen mit euch gehabt, vernehmen haben laſſen, und mit dem Geding zu Euch gethan, daß wir Schwachheit halb unſers Leibs auch merklichs Nachtheils und Schaden halb unſer Herrſchaft, in eigner Perſon nit bei euch zu ſein noch erſcheinen können, welches ihr uns deſſen als alſo nachgelaſſen, dieweil Ihr dann allbereit von unſer Landſchaft (die) mit Euch verbrüdert ſind, den vierten Mann erfordert, denſelben und weiter Mahnung anliegender Euer Nothdurft außerhalb unſer ſelbs (eignen) Perſon wir gern nachlaſſen und bewilligen wollen, haben wir Euch gnädiger Meinunge nit wollen verhalten.

Der Eiſenacher Stadtſchultheiß nahm bald darauf, als Philipp's Heer im Anzuge war, mehrere der Rädelsführer bei den Köpfen und warf ſie ins Gefängniß.

Im Schwarzburgiſchen war ebenfalls Aufſtand und Graf Günther nicht weniger bedrängt, wie ſein Schwiegervater; nicht minder war der Thüringer Wald voll Tumult, und ſo war Fürſt Wilhelm, jenes Bündniſſes ungeachtet, bald darauf mehr als je bedroht, einestheils von dem Mellrichſtädter und Bildhäuſer Haufen, anderntheils von den Bauern der Waldorte, deren Kern vor Arnſtadt lagerte. Dort hatten Rath und Bürgerſchaft unterm 25. April eine Reihe von 26 Beſchwerde-Artikeln an den Fürſten Günther geſandt, deren Mittheilung wir einem folgenden Bande aufſparen. Es herrſcht in dieſer Beſchwerdeführung eine ſehr entſchiedene und energiſche Sprache.

In dieſen Tagen wurden die Schlöſſer Hiltenberg und Auersberg vor der Rhön, nicht minder die Burgveſten Lichtenberg, Bibra, Schwickershauſen, Mühlfeld und andere ausgeplündert und ausgebrannt, Nordheim wurde auch geplündert, blieb aber unverwüſtet. Am 13. April, Sonnabend vor Cantate, ging die alte Stammburg Henneberg in Flammen auf, brannten die Schlöſſer Hutsberg und Landswehr (Landsberg), welche drei als Landeswarten bisher immer angeſehen wurden, daher das Volk von ihnen den Spruch hatte: Henne hüt's Land. Maßfeld widerſtand durch ſeine feſte Bauart. Die Wallfahrtkapelle zu St. Wolfgang im Hermannsfelder See ward auch verbrannt, und der Vicar ermordet, auch ein Burggut in der Nähe, der ſogenannte Thurm, wurde den Flammen preißgegeben.

Länger hielt es, unter ſo bedrohlichen flammenden Anzeigen rings um ihn her, nun Fürſt Wilhelm nicht aus in der Heimath, ſondern er wandte ſich, nachdem er ſeine feſten Schlöſſer möglichſt wohl verwahrt und beſetzt hatte, Hülfe ſuchend zu den verbündeten Fürſten im Norden, die gegen Thomas Münzer's Haufen ſich gerüſtet hatten, und im Anzuge waren. Er kam zu ſpät, um Zeuge und Theilnehmer an der Frankenhäuſer Schlacht zu ſein, und ſo finden wir ihn zu Salza, worunter wohl eher Langenſalza als das Dorf Salza im Kreis Nordhauſen zu verſtehen iſt, den Tag nach der Frankenhäuſer Schlacht ſeinen Räthen Bericht ſendend, und die zuverſichtliche Hoffnung ausſprechend, daß auch im Hennebergiſchen Lande es bald anders werden dürfte. Das fürſtliche Schreiben lautet:

Von Gottes Gnaden Wilhelm Graf und Herr
zu Henneberg

Unſern Gruß zuvor lieben Getreuen. Gnadiger Meinung fügen wir euch wiſſen, daß wir geſtern Montags alhier gein Salza ſind einkommen. Aber unſere Herren und Oheimen von Heſſen und Braunſchweig ꝛc. nit allhie antroffen, ſondern ſind vor uns eilends hinweg geweſt, den großen Haufen Bauern, ſo von Mühlhauſen, die Edelleute zu beſchädigen, ausgezogen, bei Frankenhauſen betreten, allda belagert, und geſtern Montags umb drei Horen Nachmittags dieſelbigen bei fünf Tauſenden gewißlich, uf daß wir auch nit zu viel ſchreiben, erſtochen und umbracht. Verſehen uns (daß ſie) mit ſolchem ihrem Zeuge wiederumb allhier (hieher) kommen werden, allda wir auch ihrer zu erwarten Willens, der gänzlichen Zuverſicht, dieweil es Ihren Liebden, Gott hab Lob, alſo glückſelig gehet, unſere Sachen darumb wir ausgeritten, deſtobaß auszurichten und zu erlangen, dann unſers Verſehens in dieſen Landen, aller Gelegenheit nach nun der Bauern halb ein Zeitlang Fried geſchafft und bleiben ſolle, das wollten wir Euch gnädiger Wohlmeinung nit bergen, Datum Salza Dienſtags nach Cantate Anno ꝛc. xv^{o}. (16. Mai.)

Unſern lieben getreuen, den heimgelaſſen Räthen
zu Schleuſingen.

Eingelegte Zettel:

Es iſt auch Thoma Münzer der Prediger, ſo unter dieſen Haufen Hauptmann geweſt, gefänglich gegriffen, des Verſehens, ſein Recht ſoll ihm auch wiederfahren. Das alles wollet unſerer fln. lieben Gemahel ꝛc. desgleichen Hans von Wanbach, auch andern in unſerm Schloß Maßfeld und zu Schleuſingen anzeigen und zu erkennen geben, damit ſie, ob wir einen Tag, zwen oder drei länger, dann wir verlaſſen haben, außenblieben, nit denken dörften, daß wir niedergelegt oder ſunſten uns nit recht gangen wäre. Datum v. ſ. (ut supra).

Auch bericht uns der Heſſiſch Canzler, daß ſeinem Herrn, dem Landgrafen, geſchrieben ſei, daß der Bund in Neulichkeit im Land zu Schwaben bei Waiblingen ob den Viertauſend Bauern ſoll geſchlagen haben, und fürder herab, nach Würzburg gezogen, daß wir Euch auch nit bergen wollten. Datum v. ſ.

Eine zweite Zuſchrift vom 19. Mai giebt den Räthen weitern Beſcheid und Befehle.

Von Gottes Gnaden Wilhelm Graf und Herr
zu Hennenberg.

Unſern Gruß zuvor lieben Getreuen. Wir fügen Euch hiemit wiſſen, daß wir ſeither nächſten Montags als wir her kommen, immer allhie ſtille gelegen ſind, und unſerm Herren und Oheime von Braunſchweig und Heſſen ꝛc. allhie gewartet haben. Dieweil aber die noch nit kommen, ſo ſind wir Willens uf ihren Beſcheid uns uf heut aller erſt zu kommen uns Morgen Sonnabends zu erheben und zu ihren Liebden zu reiten. Verſehen uns auch uf ſchierſten Montag oder Dienſtag nit weit von Euch zu ſein, und als (wie) wir gänzlich hoffen gutte Botſchaft und neue Mähre mit uns zu bringen. Wie etwas, uns zu wiſſen zu thun, von Nöthen ſein würde, das wollet eilends gein Schmalkalden ſchriftlich Wilhelm Adolfen ſenden, der hat Befehl, uns ſolches ufs Förderlichſt furder unter Augen zu ſchicken. Auch ſind wir von den Gnaden Gottes mit allem unſerm Geſinde noch friſch und geſund, das Ihr unſer freundlich lieben Gemahel auch anzeigen mögt, welches alles wir Euch gnädiger Meinung, damit wir Euch geneigt ſind, nit wollten bergen. Datum Salza Freitags nach Cantate Anno ꝛc. xxv".

Unſern lieben getreuen den heimgelaſſen Räthen
zu Schleuſingen.

Nachdem die Zuſammenkunft Wilhelm's mit dem erwähnten Fürſten erfolgt war, ging es an ein ernſtliches Rüſten, und es wurde aufgeboten, was nur aufzubieten war. Davon giebt unter andern ein eigenhändiger Brief des Coadjutors zu Fulda Kunde, der an den Vater Botſchaft ſandte und ſeinen Zuzug verheißt. Johannes von Henneberg ſchreibt, ritterlich geſinnt, und dabei ein Muſter kindlichen Gehorſams, ganz eigenhändig:

Was ich in kindlicher Treue Liebs und Guts vermag zuvor, hochgeborner Fürſt, freundlicher lieber Herr und Vater, gegenwärtiger mein Diener hat mir uf heut angezeigt, einen Boten Morgen bei E. L. zu Schmalkalden zu haben, und wo er dieſelbige nit antreff bis zu E. L. Zukonft, allda zu verharren. Darauf hab ich (ihn) deſſelbigen Beſcheids zu gewarten, abgefertigt. Derhalb mein freundliche Bitt E. L. wollen mich verſtändigen, uf welichen Tag, und wo ich zu E. L. ſtoſſen ſoll, will ich mich ufs ſtärkeſt, ſo ich immer kann bewerben, und E. L. in eigener Perſon wie ich mich dann zu thun ſchuldig erkenn, zuziehen. Desgleichen ob ich mich heimlich durchſtehlen oder offenbarlich mit fliegenden Fähnlein oder nit, ziehen und kommen ſoll. Item gerüſt als Küriſſer, ſoviel ich aufbringen kann ſammt mir, oder in Trabharniſch. Wie dann ſolches E. L. am beſten gefallen will, und vor gut anſehen, dabei laß ich's auch williglich bleiben. Es wollen ſich auch E. L. bedenken, ob ich in E. L. Namen von Nordheim an bis gen Schleuſingen ſtrafen ſoll, oder ob wir es mit einander thun wollen, dann die Dörfer Herpf und andere etwa ſtark, und mich ohn Schlappen oder Forcht nit werden durchziehen laſſen, wie wohl ich mich mit der Waß, wills Gott, ſchicken will, ob ſie bös ſein wollten, daß ich ihnen ein Schlap liefre. Was in dem E. L. vor gut anſehen, wollen mich ſolches verſtändigen, und iſt ohne Noth alle meine Fragſtück zu repetiren, ſondern alleine wie es E. L. vor gut anſehen und haben wollen, alſo will ich ihm mit der Hülf Gottes nachkommen. Ich bin auch in Willens wo der Landgrafe, oder der Bund nach dem Land zu Franken ziehe, daß ich ehe komme und meine Unterthanen in der Cent Hammelburg und Saaleck welche mir Saaleck eingenommen und wie ich bericht ausgebrennt haben, ſelbs ſtraf, dann daß es die fremden thun, zudem mir die Brandſchatzung nutzer, dann Fremden. Hierinne bitt ich E. L. Rath und Gutgedünken mir auch mitzutheilen. Es wollen auch E. L. mich mit einem Gaul der zu Scherz dienlich *) nit laſſen, damit ich auch könne auskommen, dann ich kein Pferd (habe), das mich einen Tag in viel Harniſch zu ſcherzen dienlich, tragen könne. Zu dem mich der Landgraf gebeten, wie ich ihm denn zugeſagt uf ſein Erforderung mit ihm perſönlich zu ziehen. Derhalb wie E. L. abzunehmen, eines Gauls nothdürftig. Hierinne wollen ſich E. L. freundlich und gutwillig erzeigen, das bin ich zu verdienen mit allem meinem Vermögen willig. Datum eilends Sonntag Voce Jocunditatis. Anno 1525. (Rogate, 21. Mai.)

Joannes Coadjutor fulden. ꝛc.

Dem hochgebornen Fürſten und Herrn Herrn
Wilhem, Grafe und Herrn zu Henneberg
meinem freundlichen lieben Herrn und Vater
zu eigener Hand.

Im Henneberger Lande wurden, indeß der Fürſt vom Hauſe fern war, Noth und Gefahr dringender, und die Räthe

---

*) Ein Turnierpferd.

zu Schleuſingen fühlten ſich veranlaßt, ihren Herrn zur Rückkehr zu ermahnen. Der Brief iſt mit Unglücksnachrichten erfüllt.

Hochgeborner Fürſt, Euern fürſtlichen Gnaden ſind zuvor unſer ganz willige, ſchuldige, unterthänige und gehorſame Dienſt gnl. Herr. Aus mancherlei zugefallenen Sachen (ſo) ſich täglich unter Euer Gnaden Angehörigen in Amten, auch ſunſt auſſerhalb begeben, bitten wir dieſelben wollen ſich förderlich anheim fügen, und nichts deſto weniger förderliche Hülfe und Entſcheidung mit ſich bringen, es iſt Zeit, dann nach dem der Bauern Vermeinen ſi balden zu Maßfeld und Schleuſingen zu ſein. Wir wi E. Gn. nächſt geſchrieben, ſo iſt Henneberg, Hutsberg, Sanct Wulfgangs Kirche, auch der Thurm bei Hermannsfeld, der zu Lichtenberg, das Schloß, in vergangener Woche ausgebrennt.

Die Bauern haben auch den Zabelſtein mit dem Sturm gewunnen, bei den zehn vom Adel darinnen gefangen, an Ketten hingeführt, Willens die durch die Spieß laufen zu laſſen.

Viel Edelleut-Häuſer ſind ſeiter E. Gn. Abereitens zerbrochen und ausgebrennt, und treiben die Bauern großen Pracht, haben einen merklich großen Zulauf, von Wald heraus von Doring (Thüringen) laufen alle zum Haufen gein Mellerſtadt, iſt Niemand, der ihnen ſolches wehret, oder Widerſtand thut, und ſtärken ſich die Bauern täglich, und drohen Schleuſingen und Maßfeld zu ſuchen, ſie liegen mit Macht vor Würzburg und graben Tag und Nacht. Wir haben mit Rath unſer gln. Frn. (gnäd. Frauen) unſerm gſtnl. Herrn Herzogen Johannſen von Sachſen Churfürſten umb j Pferd auch ſonſt Hülfe und Schutz gebeten.

Desgleichen unſern gnl. Herrn, Grafen Heinrichen umb Reuter beſchrieben, dann es will von Röthen ſein. Das Alles bitten wir Euer fürſtlichen Gnaden derſelbigen Herrſchaft zu Gut gnädiglich zu bedeuten, dann Euer Gnaden länger Außen bleiben etwas Nachtheil in der Herrſchaft geben möcht, das alles wollen E. f. G. von uns unterthäniger ſchuldiger Meinung vermerken, das ſind wir gewillt gehorſamlich zu verdienen. Datum Schleuſingen Montags nach dem Sonntage Vocem Jocunditatis A° ꝛc. xxv (22. Mai.) E. F. Gn.

Heimgelaſſene Räthe
zu Schleuſingen.

An meinen gnädigen Herrn
Grafen Wilhelmen.

Wie dringend die Sache und die Meinung der Abſender dieſes Briefes war, erhellt aus einer Zufertigung an den Schmalkalder Rentmeiſter, durch deſſen Hände die Depeſchen liefen. Er ward in Eile um Eile gebeten.

Unſern freundlichen Dienſt zuvor, guter Freund, bitt geſandte Schrift wollet ohne alles Verziehen bei Tage und Nacht und einem richtigen gewahrſamen Boten unſerm gn. Herrn Grafen Wilhelmen zuſchicken, Euch deß in ſeinet wegen beſchweren. Das thut unſer gn. Herr ſich gänzlich zu Euch verlaſſen. So wollen (wir) es unſerhalb gerne verdienen. Datum in Eile. Montags nach dem Sonntage Vocem Jocunditatis A°. ꝛc. xxv.

Räthe zu Schleuſingen.

An Wilhelm Adolf.

Ehe Fürſt Wilhelm dieſes Schreiben erhielt, war er nach Schlotheim gereiſt, einem jetzt Schwarzburg-Sondershäuſiſchen Dorfe, wenige Stunden von Mühlhauſen, in der Richtung nach Ebeleben gelegen, wo ein Theil des Lagers der gegen Mühlhauſen zu Felde liegenden verbündeten Fürſten aufgeſchlagen war. Der Stand der Dinge auf dieſem Kriegsſchauplatz erhellt am beſten und ungeſchminkteſten aus den Briefen, welche der Fürſt tröſtend, beruhigend und verheißend an ſeine Räthe ſandte.

Von Gottes Gnaden Wilhelm Grafe und
Herr zu Hennenberg.

Unſern Gruß zuvor lieben Getreuen, uns hat unſers Herrn und Oheimen von Heſſen ꝛc. Canzler allhie glaublich bericht, daß der Bund, auch unſer Herr und Oheim Pfalzgraf Ludwig Churfürſt ꝛc. nach Würzburg gezogen, des Verſehens nun faſt daſelbſt ſein ſollen, die aufrühriſchen Bauern allda zu ſtillen, ſo verhoffen wir auch, obgleich obgemeldter unſer Herr und Oheim von Heſſen ꝛc. mit dem ganzen Zeuge nit hinauß zieht — ſo Balthaſar von Weyhers wiederkommt und uns gute Botſchaft bringt, auch ein Geſinde und gute Hilf, wie wir dann nach Verendung der Handlung vor Mühlhauſen vertröſtet worden ſind, hinaus zu bringen und uns unſers Schadens ſtattlich zu erholen, darumb ſo wollet getroſt ſein, dann wir zu Gott gänzlich verhoffen, derſelbig ſoll die Sachen zu gutem Ausgange fügen. Auch ſo haben ſich die von Mühlhauſen in der Fürſten Gnade ergeben und trauen die Stadt nit zu erhalten, alſo daß man itzo in Sachen, was ſie thun und geben ſollen, teidinget, derhalben verſehen wir uns gänzlich, die Sachen ſollen ufs längſt in zweien Tagen zu Ende laufen, oder die Stadt gewonnen werden. Das alles wollten wir Euch gnädiger Meinung nit länger bergen, dann (wir) Euch zu Gnaden und güt geneigt ſind. Datum Schlotheim Dienſtags nach Vocem Jocunditatis Anno ꝛc. xxv.

Unſern lieben getreuen den heimgelaſſen Räthen zu
Schleuſingen zu eigen handen.

Daß der in dieſem Schreiben verheißene Zuzug bevorſtehe, war auch den Bauern kein Geheimniß mehr, und ſie ſuchten ſich darauf vorzubereiten. Die Bürger zu Meiningen nahmen die Bauern von Walldorf in die Stadt ein, ſandten nach Hülfe an den Bildhäuſer Haufen, brachen die Kirche St. Martin, die auf dem Todtenhofe ſtand, an demſelben Tage ab, an welchem die Schleuſinger Räthe an ihren Fürſten ſchrieben, damit ſich Niemand darin feſtige, und brannten auch das ebenfalls vor dem untern Thore gelegene Siechenhaus mit einem Kirchlein nieder. Ein Gleiches that aber auch zu ihrem Schutz die fürſtliche Beſatzung im Schloß Maßfeld mit der Kirche, damit das Schloß freier ſtände. Fürſt Wilhelm gab den Seinen daheim häufig und treulich Nachricht vom Kriegsſchauplatz vor Mühlhauſen, und man kann, wie geſagt, den Hergang der Dinge dort gar nicht einfacher und beſſer darſtellen, als mit den eignen Worten jener ſtündlich gleichzeitig abgefaßten Briefe. Der Fürſt ſchreibt vom 24. Mai:

Von Gottes Gnaden Wilhelm Grafe
und Herr zu Hennenberg.

Unſern Gruß zuvor lieben getreuen, uf heut Mitwochen umb ein Horen Nachmittage, haben Herzog Johans Churfürſt ꝛc. Herzog Georg von Sachſen ꝛc. Herzog Heinrich von Braunſchweig ꝛc. und Landgraf Philipp von Heſſen ꝛc. beſchloſſen in dieſer Nacht auf zu ſein, und für Mühlhauſen zu ziehen, des Verhoffens nach Erfahrung und Kundſchaft aller Handlung, die von Mühlhauſen ſollen über zwen Tage nit halten, dann ſie ſich allbereit erboten haben, mit Leib und Gut in Gnade zu geben, man hat ſie aber nit wollen annehmen, und ſind uf heut dato wohl bei Tauſend Jungfrauen von Mühlhauſen und den Dörfern umher, allhie vor den Fürſten erſchienen, für ihre Männer gebeten, ſie in Gnaden anzunemen, es iſt ihnen aber gar kühle Antwort darüber worden, derhalben ſie mit großem Weinen und Heulen wieder hinweg gezogen, und iſt Herzog Ott von Lüneburg, gleich in dieſer Stunde mit zweihundert Pferden, ſehr wohl gerüſt, zu Herzog Johanſen allhiere ins Lager kommen, darumb nun mehr bei viertauſend ſehr wohl gerüſter Pferde als wir ſie all unſer Tage (nicht) geſehen, bei einander allhier ſind, und ob achttauſend gemuſterts Fußvolks, dörfen Euch auch bei Glauben zuſchreiben, daß ſie heut in Herzog Johanſen des Churfürſten Gezelt einmütiglich beſchloſſen und einander zugeſagt haben in unſer Gegenwärtigkeit, daß ſie wollen, ſo es ihnen vor Mühlhauſen glückſelig gehe, als wir dann zu Gott verhoffen, von Stund nach dem Land zu Franken über dieſelbigen Bauern ziehen, und dieſelbigen helfen dämpfen, der Bund ziehe oder mit. Wiewohl wir itzo gern hätten Reuter aufbracht, ſo hat doch kein Herr ſeine Reuter von ihnen wollen ziehen laſſen, ſondern bei einander behalten, uns hat auch Herzog Johanſen Churfürſt &c. ſonderlich zugeſagt, uns nit zu verlaſſen, ſondern zu allem deme, das uns Schaden gefügt, wiederumb zu verhelfen, nachdem wir auch uf Euer Schreiben, uns wollten erhoben haben, wiederumb anheim zu reiten, haben uns Herzog Johanns Churfürſt, Herzog Heinrich von Braunſchweig und alle Grafen am Harz dafür gebeten, ſondern allda zu bleiben, damit man nach Vollbringung der Handlung vor Mühlhauſen deſto ſtatlicher beſchlieſſen könnt, wie man uns und andern im Lande zu Franken helfen möcht, in mittler Zeit käme auch Balthaſar von Weyers wieder, der anzeigl. wirde, wie des Biſchofs von Würzburg Sachen ſtehen, und vermerken wohl ſo viel obſchon Würzburg das

Schloß, da Gott vor ſei, ſollt abgewonnen werden, daß ſie dennoch hinausziehen, und den Städten das Land nit zu Gut kommen laſſen werden, darumb ſo wollet nicht ungetroſt ſein, desgleichen denen zu Maßfeld ſolches auch anzeigen, und ſonderlich, wu Ihr die Brief ſicher gein Maßfeld könnt bringen, damit ſie veſt halten, dann wir zu Gott dem Allmächtigen verhoffen, er werd der Bauern übermüthig und unchriſtlich Weſen nit länger leiden, und ſie wohl ſtrafen, wie dann in dieſem Land auch geſchehen iſt, und ſo die Sachen ſich ichtes (irgend) ſchicken, ſo wollen wir nit länger auſſenbleiben, ſondern bald bei Euch ſein, wollet auch unſer freundlichen lieben Gemahel anzeigen, daß wir von den Gnaden Gottes noch ganz friſch und geſund ſind, Gott gebe lang nach ſeinem göttlichen Willen, ſunſten haben wir Cleßlin Boten an unſern Rentmeiſter, Johann Jägern, mündlich Werbung zu thun befohlen, daß in demſelbigen auch Fleiß gethan werde das alles haben wir euch gnädiger Meinung nit wollen bergen, Datum ſehr eilends zu Schlotheim im Lager Mittwochen nach Vocem Jocunditatis Anno ꝛc. xxv^{o}.

Unſern lieben getreuen den heimgelaſſenen
Räthen zu Schleuſingen.

Am Tage darauf, Himmelfahrt, unterwarf ſich das belagerte Mühlhauſen. Sofort ging ein neuer Bericht nach Schleuſingen ab, mit tröſtlicher Verheißung.

Von Gottes Gnaden Wilhelm
Grafe und Herr zu Hennenberg.

Unſern Gruß zuvor, lieben getreuen, wir geben euch zu erkennen, daß die Fürſten von Sachſen, Braunſchweig, Heſſen ꝛc. mit ihrem Zeuge uf heut allhier für Mühlhauſen kommen und ſind alle aus der Stadt von Mannsgeſchlecht jung und alt ihnen heraus entgegen gegangen, ſich mit Leib und Gut in ihre Gnade begeben, derhalb verſehen wir uns gänzlich, dieſe Handlung allhier ſoll ſich in zweien Tagen ufs längſt enden, alsdann wollen wir unſers Verhoffens ſtattliche Hilf ufbringen und kürzlich bei Euch ſein, mit guter Botſchaft, das wollten wir Euch gnädiger Meinung uf daß Ihr deſto getroſter ſein möget, nit bergen, Datum im Feldlager vor Mühlhauſen am Donnerſtag Aſcenſione Dominj Anno ꝛc. xxv°.

Unſern lieben getreuen den heimgelaſſenen
Räthen zu Schleuſingen.

Es wurde Wort gehalten; das verbündete Heer brach auf, und am 29. Mai finden wir den Fürſten ſchon wieder in Schmalkalden, von Hülfstruppen umgeben, und entſchloſſen, mit züchtigender Hand durch ſein Land zu ziehen.

Von Gottes Gnaden Wilhelm
Graf und Herr zu Henneberg.

Unſern Gruß zuvor lieben getreuen. Wir geben Euch hiemit zu erkennen, daß wir uf heut Dato gegen den Abend mit etlichen Reutern allhie zu Schmalkalden einkommen ſind, und werden morgen Dienſtags bei zweihundert Pferden bei uns gewißlich auch allhie einkommen, derhalb wir morgenden Tag allhie wollen verziehen, und darnach uns fürderlich mit denſelbigen Reutern zu Euch fügen, mit tröſtlicher Rettung, darumb ſo wollet getroſt ſein, und feſt halten, dann uns allenthalben Troſtes genug zugeſaget iſt. Das wollten wir Euch gnädiger Meinung nit bergen, würd Euch aber mittler Zeit etwas begegnen, das wollet uns auch anzeigen und zu erkennen geben, daran thut Ihr uns auch Gefallens. Datum Schmalkalden Montags nach Exaudi Anno ꝛc. xxv°.

Unſern lieben getreuen den heimgelaſſenen Räthen
zu Schleuſingen.

Ein eingelegter Zettel lautet ganz kriegeriſch:

Wir begehren, Ihr wollet den Boten, es ſei etwas von Röthen oder nit, von Stund an wiederumb fertigen, daß der uf den Sonntag umb ſieben Horen Vor-Mittage wieder zu Schmalkalden ſei, daran thut Ihr uns Gefallens. Datl. u. s. In Sonderheit begehren wir du Johann Jäger wolleſt Fleiß ankehren und verſchaffen, daß uns grob Tuch zu Roßparn uf ſechzig Pferde gekauft, und daß die allenthalben mit Pfählen und ſunſtigen ufs förderlichſt gemacht, und zugericht werden, desgleichen unſern Edelleuten als viel ein jeglicher zu ſeinen Pferden bedarf, machen zu laſſen, euch anſagen, daran geſchieht auch unſere gefällige Meinung Datum u. s.

Den Edelleuten wolleſt anſagen, daß ſich ein jeder zu Felde zu ziehen geſchickt machen wolle, auch Leonharden Büchſenmeiſter fragen, was wir vorhin für Gezelt und wieviel von Roßparn vorhanden ſind, dich deſto baß nach zu richten hab.

> Solches ſunſten als viel immer möglich in groſſer Geheime halten ꝛc.

Am Sonntag Exaudi, 28. Mai, ſtieß Georg Truchſeß von Waldburg mit ſeinem Heere zu dem des Churfürſten Ludwig von der Pfalz, ſtürmte Markgraf Caſimir den Ort Lankesheim, und entfloh Götz von Berlichingen. Ein fliegender Zettel ohne Namen ſollte die flüchtige Nachricht vom fränkiſchen Kriegsſchauplatz nach Schwarza bringen, wo Graf Albrecht von Henneberg aus der Aſchach-Römhilder Linie ſaß, der dieſe Linie auch ſpäter als der Letzte beſchloß. Wir erſehen daraus, daß es Georg von Bibra unmöglich gemacht worden war, ferner Nachricht zu geben.

Mir iſt glaublich itzo geſagt, daß der Bund Weinsberg ausgebrennt, und alle Erſtochenen liegen itzo zu Heilbrun, ſtechen wo ſie finden, iſt wohl zu erbarmen, auch ſei Götz von Berling mit vj Tauſend aus dem Lager vor Würzburg abgezogen, wider dem Bund, als er die Sach bedacht ſich umbgeſehn, hat er nit ob vj Hundert noch bei ihm funden, hab ich Dir für neu Zeitung nit verhalten wollen, Datum Montag nach Exaudi im xxv Jahr, Jorg von Bibra iſt verſtrickt kein Brief anzunehmen.

Moritzen von Hellert oder meinem gnädigen
Herrn Grafen Albrechten zu Schwarza.

Der Bildhäuſer Haufe, von Meiningen um Hülfe gebeten, ſetzte ſich wirklich in Bewegung, rückte bis Mellrichſtadt vor, und datirte dort Briefe und Befehle an die Bauern in den Dörfern in der Nähe des Dolmars, um ſie zum Zuzug aufzumahmen, da Verſtärkung der Mannſchaft dringend nöthig erſchien.

Unſern freundlichen Gruß und willigen Dienſt Ehrſame, lieben Herren Freunde und Brüder in Chriſto, wir fügen Euch eilends Wiſſen, daß wir itzund gläublich Bericht und Wiſſens haben, der Graf Wilhelm von Henneberg und der vertrieben Adel des Landes zu Franken ſammt andern, in were hilf ſich gehen Schmalkalden gethan und daß der Landgrafe aus Heſſen balde ernach kommen ſoll, uns zu überziehen, zu dem, daß die Stadt Koburg und Schloß, auch andere Orte mehr in der Herzogiſchen Art mit Reiſigen und Fußvolk beſetzt, was dieſelbigen vorhaben und vorbringen, derhalben unſer ernſtlicher Befehl, daß ihr noch ein Viertentheil euer Mannſchaft mit den beſten Wehren, als Handbüchſen und langen Spießen, auch mit nothdürftigem Proviant, ſo viel ihr des haben könnt, uf das allerförderlichſt unſerm Lager nachſchicken wollet, und keinen Fleiß darinnen ſparen, das wird, wenn Gott will, Euch und uns allen zu Gutem entſprießen. Auch ſolchs in den Centen euch zugehörigen und umliegenden Dörfern uns verbrüdert, uf das allerförderlichſt in unſerm Namen zu eröffnen, wollen wir uns alſo zu beſchehen verlaſſen, darnach Euch und uns haben zu richten. Datum eilends Dienſtag nach Exaudj Anno ꝛc. xxv^{to}. (30. Mai.)

Hauptleut, Schulthes und verordnete Räthe der
Verſammlung zu Bildhauſen itzo zu Mellerſtadt.

Den ehrſamen Schulthes und ganze Gemeine zu
Schwarza, Kühndorf, Rohre, Dillſtedt, Criſtes
Utendorf und umliegende unſeren Freunden und
Brüdern in Chriſto.

Da ein großer Theil der zugelaufenen Bauern gar nicht recht wehrhaft und waffenfähig war, ſo erließen die Führer auch in dieſer Beziehung zweckmäßige Ausſchreiben.

Unſeren freundlichen Gruß zuvor ehrſame günſtige Herrn Freunde und chriſtliche Brüder. Nachdem ſich viel junges Volks das zu dem Ernſt blöde und undienſtlich inn gehabter Muſterung unſers Lagers augenſcheinlich ereicht (vorgefunden), derhalb an Euch unſer getreuer Rath und chriſtlicher Befehl, Ihr wollet ſolche Jungen, auch alte unvermögenliche Perſonen anheim laſſen, und ein jeder, den die Reihe trift in eigener Perſon ziehen, oder aber einen gewachſen oder wehrhaftigen Mann an ſeine ſtatt verordnen, auch ein jeder Handſchütze ſich ſelbſt mit Pulver Blei und Zugehörunge rüſten und vorlegen, desgleichen die Wagengeſchirre, von ihren Zuſtändigen mit Nagel Eiſen und was davon wandelbar wird ohne Schaden des gemeinen Lagers gebeſſert, auch ein jede Stadt, Cente, Flecke und Dorfe

Proviant zu ziemlicher Nothdurft zum Lager führen laſſen. Das wollen wir alſo uns allen zu Gute gänzlich verſehen, und in brüderlicher Treue willig und gern verdienen. Datum Dienſtag nach Exaudi Anno Dominj 1525.

Hauptleut, Schulthes, verordnete Räthe des Lagers
Bildhauſen, itzo zu Mellerſtadt.

Den ehrſamen Schulthes und ganzer Gemein zu
Schwarza, Kühndorf, Rore, Dilſtädt, Criſtus
(Chriſtes), Utendorf und andere umliegende unſern Freunden und Brüdern in Chriſto.

Da das Heer des Heſſen- und Sachſenfürſten noch verzog, ſo ritt Graf Wilhelm von Schmalkalden über die Berge nach Hauſe, von wo er an den Ritter Paul Truchſeß von Unsleben, der in Schmalkalden zurückgeblieben war, einen Eilboten ſandte, und Befehle gab.

Am folgenden Tag rückte das Heer von Eiſenach her über den Wald und in Schmalkalden ein. Dort wurde ſofort das Strafamt geübt; vier Bürger, die ſich mit den Bauern eingelaſſen, und ein Predigermönch aus Waſungen, wurden mit dem Schwert auf dem neuen Markt gerichtet, die Stadt zahlte 2000 Gulden Strafgelder und verlor ihre alten kaiſerlichen Privilegien.

Drei Edelleute, der genannte Paul Truchſeß, Thomas von Herda und Wolf von Diemar ritten als Parlamentairs nach Meiningen, und forderten die Bürger zur Uebergabe der Stadt und Losſagung von dem Bauernbunde auf, ſie erhielten aber abſchläglichen Beſcheid. Die Bürger waren in einer ſehr ſchlimmen Lage. Fünf Stunden von der Stadt die Fürſten, vier Stunden davon die Bauern, wie zwei Gewitter, eins im Nordoſten und eins im Südweſten, die nun gegen einander zu ziehen und ſich im Werrathal über Meiningen fürchterlich zu entladen drohten. Nochmals ward von der

Stadt aus nach Mellrichſtadt um ſchleunige Hülfe geſandt, und nun wimmelte das bäuriſche Heer theils über die ſogenannte Schanze, einen bewaldeten Grenzberg, theils über Oſtheim und Wilmars, Stedlingen und Gleimershauſen herüber, und breitete ſich in der Stadtnähe, ſiebentauſend Mann ſtark, aus.

Das Werrathal aufwärts aber zog das Fürſtenheer, raſtete bei Walldorf in der Michel-Aue, und begann, die beiderſeitigen Thalhöhen zu gewinnen. Eine Abtheilung ſchlich durch die Schluchten in den Spitzbergen, am rechten Werraufer, zum Plateau auf dem Breuberg, das weit die Gegend beherrſcht; eine andre umging den Landsberg und ſtieg durch das Waldthal zur Linken, bei der auch längſt in Trümmern liegenden Haßburg, einer ehemaligen Veſte des Minneſängers Otto von Botenlauben, empor, und gewann auf dieſe Weiſe das dem vorhin erwähnten gegenüber liegende freie Terrain, das zur Gewinnung der Stadt noch ungleich günſtiger war, als jenes, welches in der Weite einer halben Stunde von Meiningen vom Helbathal durchſchnitten iſt. Fürſt Wilhelm wandte ſich aus dem Walde der Haßfurt nach dem nahen Dorfe Dreißigacker, griff dort eine im Zuzug befindliche Abtheilung des Bauernheeres an, tödtete ihrer 10, und nahm mehrere Wägen voll Wein, welche die Bauern vorausſchickten, hinweg. Die Bauern waren zwar eben ſo klug wie der Feind, auch ſie gewannen die Berghöhen, und begannen auf dem Wildſtein und über dem Weingartenthal ihr Lager zu ſchlagen, glaubten auch den Feind nicht ſo nahe. Aber plötzlich erfolgte von der Haßfurt her ein unvermutheter, raſcher und muthiger Angriff, der mit zwölf vollen Lagen aus grobem Geſchütz unterſtützt wurde; da war die Gegenwehr bei Weitem minder groß, als die Beſtürzung, die ſich alsbald unter ihnen und in der Stadt verbreitete, denn die

Stückkugeln flogen zum Theil hinein. An 200 Bauern wurden verwundet und getödtet, andre gefangen, und der Haufe warf ſich in eiliger Flucht in die Stadt herab, hinter deren Mauerring er ſich ſicher glaubte. Gleichwohl fielen auch mehrere Reiſige, ſo wie der oberſte Büchſenmeiſter der Churfürſtlichen, durch Falkonet- und Hakenſchüſſe. Dem Hauptanführer, Schnabel, wurde nicht wohl beim Stand der Dinge; er ſah ein, daß die Stadt ſich nicht halten könne, wenn die Feinde die dicht über ihr gelegenen Höhen, von denen man Alles in Grund und Boden ſchießen konnte, beſetzt hielt, und ſo traf er Anſtalten, in der Nacht, welche dieſem Tage folgte, von dannen zu ziehen. Allein er traf dieſe Anſtalten nicht heimlich genug, die Bürger hielten die Thore verſchloſſen, (das untere war ohnehin ganz geſperrt und verſchüttet), ließen Niemand hinein noch heraus, und ſo mußte Schnabel bleiben und ſein Loos erwarten. Doch ſendete er noch nach Hülfe Boten nach allen Seiten aus, Mannſchaft, Geſchoß und Schanzgeräthe fordernd.

Der folgende Tag war der heilige Pfingſttag; das churfürſtliche Heer näherte ſich nun auch vom Breuberg her und beſetzte die Höhen des rechten Werra-Ufers, heiligte aber den Feiertag, indem es jeden Angriff unterließ; es fiel auch nicht ein einziger Schuß. Auch der Beutemeiſter der Bauern, Fritz Heſſner, der von Walburg und Renntweinsdorf einen Wagen voll Harniſche den Weg über Dreißigacker führte, war gefangen worden, und ihm geſtattete man, als eine Gnade, am erſten Pfingſttag in die Stadt zu gehen, und Rath und Bürgerſchaft anzuſagen, wie groß die Heeresmacht der verbündeten Fürſten ſei. Das wirkte, und Rath und Bürger beſchloſſen, um Geleit und Vergleich zu bitten. Der Stadtſchultheis Bernhard Kremer und der Canzler des Bauernheeres, ein Geiſtlicher, Namens Schrimf aus Münverſtadt, begaben ſich mit noch einigen andern, Hans Bull aus Münnerſtadt, Hermann Schneider aus Mellrichſtadt, Johann Metzel aus Königshofen, und Jörg von Wohra aus Neuſtadt, am zweiten Feiertag in das Lager der Fürſten. Man geleitete ſie in ein großes Zelt, darin waren verſammelt: der neue nach dem am 5. Mai erfolgten Tode Friedrich des Weiſen erwählte Churfürſt Johann (der Beſtändige), ſein Sohn Herzog Johann Friedrich (der Großmüthige), Herzog Philipp von Braunſchweig, Herzog Otto von Lüneburg, Markgraf Albrecht zu Brandenburg, Fürſtgraf Wilhelm zu Henneberg und noch dreizehn andre Grafen nebſt mehreren Rittern und Herren. Noch aber war von einer Unterwerfung keine Rede, ſondern die Abgeordneten fragten keck, aus welchem Grunde der Churfürſt ſich mit ſo mächtiger Gewalt und großem Ernſt vor Meiningen lagere? Darauf antwortete im Namen des Churfürſten der Ritter Friedrich von Ihuna (Dona), daß der Churfürſt als Reichsglied zu Worms den Landfrieden habe aufrichten helfen, dem man in dieſem Lande nicht nachlebe, ſondern aufrühreriſch raube, plündere, brenne und verderbe, gegen Gottes Wort und Nächſtenliebe. Darum habe der Churfürſt als des heiligen Reichs Erzmarſchall ſich vorgenommen, Ordnung zu ſtiften und die Ueberfahrer ſolchen unförmlichen und unnöthigen Aufruhrs ernſtlich zu ſtrafen.

Auf dieſe Antwort beriethen ſich die Abgeordneten eine Weile, und erwiederten dann, die Verſammlung der Bauern habe ſich zuſammengethan, in Hoffnung, die großen und ſchweren Auflagen, mit denen der gemeine Mann belaſtet ſei, abzuwenden, und nach dem Inhalt der zwölf Artikel das Wort Gottes aufrecht zu erhalten, keineswegs der Meinung, gar keinen Herrn oder keine Obrigkeit mehr haben zu wollen.

Hierauf ward ihnen zur Antwort, daß dieſe Rede nicht genügen könne, die Beſchwerden hätten bei der Obrigkeit klagweiſe angebracht werden müſſen, nach den Vorſchriften der Reichsordnung. Des Churfürſten Gemüth ſei chriſtlich und willig, Gottes Wort vor allen Dingen aufrecht zu erhalten, wie auch in ſeinem Lande geſchehen, und Niemand dürfe ſich mit Grund über ihn beſchweren.

Nach einer abermaligen heimlichen Beſprechung der Abgeordneten baten ſie den Churfürſten unterthänig, ſeinen Ernſt abzuwenden und Gnade zu erzeigen. Die von Meiningen wollten ſich unter ſeiner Gnaden Schutz und Schirm geben, und verſuchen, auch die Nachbarn zu gleichem Schritt zu bewegen, wenn nur einige Tage Friſt dazu verwilligt würden.

Hierauf ließ der Churfürſt antworten: Nie habe er, noch ſeine Vorfahren, nach Menſchenblut gedürſtet, und er wolle die Stadt in Schutz nehmen, aber nicht ihr Unrecht, und nicht ohne Erſatz der Koſten des Kriegszugs.

Zunächſt ſollte die Bürgerſchaft die Bauern aus der Stadt ſchaffen, jedoch deren Geſchütz zurückbehalten ꝛc.

Außer dieſem Factum, das Güth erzählt, und das in gleichzeitiger Relation von Dr. Scharold a. a. O. mitgetheilt iſt, kam aber auch noch folgender Brief des Fürſten Wilhelm an den Bildhäuſer Haufen in die Stadt, worin der Fürſt den Ueberzug ſeiner Bundesgenoſſen und ſein eigenes Handeln gegen ſie gleichſam entſchuldigt und zu rechtfertigen ſucht.

Wilhelm von Gottes Gnaden Graf und Herr zu Henneberg.

Ihr die Ihr Euch nennet Hauptleut, Schulthes und Räthe der Bildhäuſer Verſammlung itzo zu Meiningen, Euer Schreiben mit Zuſchickung einer Schrift, welche Euch von

der verſammelten Bauerſchaft zu Schweinfurt zukommen,
nit Befehl, uns dieſelbe fürder zuzufertigen, haben wir
ſammt ferner Euer Anzeig hören leſen, und daß Ihr an-
eigt, als wäret Ihr geneigt geweſt, uns dieſelb geſtern
uzuſchicken, ſo ſollt Ihr doch durch unverſehentlichen An-
riff daran ſein verhindert worden, mit Bitt Euch bei
Briefszeiger zu verſtändigen, wes wir uns gegen Euch
nd gemeiner Stadt Meiningen halten wollten. Nun kön-
en wir nit achten, daß ſichs dermaſſen halten muß, dann
ir uns nit anders zu vermuthen gehabt, wie ſich auch
m Theil erfunden, daß Euer Fürnehmen geweſt und noch
ſt) gegen uns weiterer Gewalt zu unterſtehen, dann
chdem Ihr und die von Meiningen uns unſerer Herr-
aft und Unterthanen vom Adel nun ein Zeitlang faſt
rkliche Beſchädigung, Beſchwerung, und anders mit Ein-
hmung unſer Schlöſſer, Städte und anderer der vom
el Häuſer zugefügt und wider alle Billigkeit, chriſtliche
b und über unſer ziemlich und gleichmäßig Erbieten,
h Kayl. Majeſtät unſers allergnädigſten Herrn und
römiſchen Reichs aufgerichten Landfrieden und Ord-
ng durch Euch die von Meiningen und andern aus und
der Stadt fürgenommen, ſo könnt Ihr und männigli-
n ermeſſen, wie Euch und den von Meiningen ſolches
thun gebührt hatt, dieweil Römiſche Kaiſerliche Mjt,
r im Abweſen Ihrer Majeſtät derſelben Stadthaltern
Stände, auch der hochgeborne Fürſt Herr Johanns
zog zu Sachſen und Churfürſten ꝛc. unſer lieber Herr
Oheim unſer, als eines Fürſten des Reichs zu gleich
ht und aller Billigkeit mächtig geweſt und noch ſeind,
dieweil wir uns täglichs Zugriffs zu vermuthen gehabt,
gedachter unſer Herr und Oheim der Churfürſt zu
hſen ꝛc. ſich dieſes Artlandes uns zu Beſchützung und

zu Erhaltung des **Friedens** begeben, und Ihr ſein Lieb durch Euer thätliches Erzeigen geſterigen Tages darzu verurſacht, ſo hat ſeiner Lieb und uns je nit anders gebühren wollen, dann unſer Nothdurft darinnen zu bedenken. Aber dieweil wir zu Verhütung Blutvergießens auch andern Fürnehmens, ſo daraus erfolgen möcht, geneigt ſeind die Wege fürzunehmen helfen, damit die Ding zu Frieden gereichen möchten. Wo nun Ihr und die von Meiningen gedachtes unſers Herrn und Oheim, wie wir unſers Theils zu thun erbietig Weiſung und Erkenntniß dulden, und leiden müget und uns des freundlich verſtändigen werdet, wollen wir uns gegen Euch auch weiter laſſen vernehmen, begehren des Euer fürderliche richtige Antwort. Datum am Montag nach dem heiligen Pfingſttag Anno ꝛc. xxv.

Hauptleuten, Schultheſſen und Räthen der Bild-
häuſer Verſammlung itzo zu Meiningen.

Der Bauernhauptmann Schnabel ahnete ſein Schickſal; er ſuchte ſich aus dem Staube zu machen, ehe noch die Abgeordneten zurückkamen, eber eben als er die äußerſte Wehre überſtieg, erfaßten ihn einige Bürger, trieben ihn in die Stadt zurück und warfen ihn, der zum Schutz der Stadt ſein Heer hergeführt hatte, in einen Thurm, ja einige wollten ihm gar an das Leben. Vergebens baten die übrigen Hauptleute um ſeine Freilaſſung, und als nun vollends der Beſchluß aus dem Lager anlangte mit einem Geleitsbrief des Churfürſten, den Güth mittheilt, ſo rüſtete ſich das Bauernheer zum Aufbruch.

An demſelben Tage trafen auch Abgeordnete der fränkiſchen Stadt Königshofen ein, die um Schutz baten und von dem Churfürſten einen Geleitsbrief empfingen. Es ruht auf dieſem Hergang eine gewiſſe Unklarheit. Man begreift kaum, wie gegen 7000 bewehrte Bauern es dulden mochten, daß man ihren Führer gefangen nahm und daß ſie, an Zahl den wehrhaften Bürgern der kleinen Stadt, die nur 112 Hausgeſeſſen hatte, furchtbar überlegen, davon zogen, ohne zuvor ein Blutbad anzurichten und die Stadt an allen Enden anzuzünden. Es war aber wahrſcheinlich im Bauernheere ſelbſt keine Einigkeit, und ohnehin kein moraliſch entſchiedener Wille mehr, daher lief es aus einander, wie es zuſammengelaufen war, und jeder ſuchte in möglichſter Eile ſein Haus oder ſeine Hütte wieder zu gewinnen, ſein armſeliges Leben zu retten.

Jetzt berichtete Fürſt Wilhelm aus dem Lager den allgemeinen Stand der Dinge an den Fürſtbiſchof Conrad nach Würzburg, und ſchrieb ihm, was man im Bezug auf ſeine Unterthanen zu thun geſonnen und nicht geſonnen ſei, indem er zugleich Alles, was er erlitten, auf die biſchöflichen Unterthanen, und nicht ganz mit Unrecht, ſchob, ſo wie ihm ein gerechter Groll gegen Meiningen, wo er ſo viele Demüthigung erfahren, zu verzeihen war.

Unſer unterthänige willige Dienſt zuvor, hochgeborner Fürſt, gnädiger Herr, was wir mit Euer Gnad Unterhandlung mündlich auch ſchriftlich gehabt, belangend die Beſchwerden und unchriſtlich Beginnen und Aufſtand der Unterthanen, ſo von ihnen zur Unterdrückung der Oberkeit und Adels fürgenommen, ſonder (beſonders) dem Abſcheid nach, daß E. G. leiden mochten, daß Derſelbigem Unterthane mit Brandſchatzung, wie ſich dann in ſolchen thätlichen Handlungen begiebt, angegriffen, geſtraft und zu Gehorſam bracht wurden, iſt zu erholen (zu wiederholen) ohne Noth. Dieweil ſich dann E. G. Unterthane unterſtanden, ſich noch höher und mehr dann zuvor, gegen E. G. auch uns in Widerwärtigkeit zu begeben, ſonder zur Ausreuttung aller Oberkeit, aus und in E. G. Flecken das Schloß Maynburg und Hennenberg, kaiſerlich Lehen, eingenommen, und was darauf geweſen, genommen, raublich entwendt, volgends die Schloß ausgebrennt, daran nit Beſättigung gehabt, ſich volgends umb die andere unſere Herrſchaft auch angenommen. Derhalben auf ſolch E. G. Nachlaſſung, und derſelbigen Unterthanen wider Gott und Kaiſerlichen Landfrieden Verhandlung, haben wir den hochgebornen Fürſten und Herren, Herrn Johannſen, Herzogen zu Sachſen, Churfürſten ꝛc. unſern lieben Herrn und Oheimen vermocht, dardurch ſein Liebden ſich, uns bei den unſern zu erhalten, dergleichen E. G. Unterthanen in Gehorſam zu bringen, in dieſe Orte begeben. Sein Lieb ſeind aber aus allerlei Bedenken noch zur Zeit weiter zu ziehen beſchwerdt, wo aber ſein L. von E. G. verſichert, den aufgewandten Schaden zu erſtatten und genugſam zu bekommen, ſein Liebde bekommen dann des ferner genugſamen ſchriftlichen Schein und E. G. Inſiegel, daß ſeiner Liebden, ob die Brandſchatzung nicht den zugewandten Schaden erreichen würde, Erſtattung möcht bekommen, alsdann wollen ſein Liebden das, ſo allenthalben zum Beſten (ge)reichen möcht gerne ſuchen und fürnehmen. Solches wollten wir E. G., denen wir zu willfährigen Dienſten willig, nicht bergen, bitten deß E. G. fürderliche Antwort. Datum in Eile im Lager vor Walldorf am heiligen andern Pfingſttag Anno ꝛc. xxv. (5. Mai.)

Von Gottes Gnaden Wilhelm Grafe und
Herr zu Hennenberg.

Dem Hochwirdigen Fürſten und Herrn Herren
Conraden, Biſchofen zu Würzburg und Herzogen zu Franken unſerm gnädigen Herrn.

Ein groſer Theil der Bauern bat um Gnade. So ſchrieben unter andern die von Brotterode an Wilhelm gleich nach dem Auszug aus der Stadt:

Hochgeborner Fürſt, gnädiger Herr, unſer unterthänigen ſchuldigen und willigen Dienſt ſei E. F. G. mit Fleiß zu voran bereit. Hochgeborner Fürſt, gnädiger Herr, wir arme zu Broterod E. f. G. Unterſaſſen, die itzund von Meiningen aus dem Lager kommen ſind, und von dem Hochgebornen und durchlauchtigſten Fürſt und Herrn Herzogen Hans zu Sachſen ꝛc. geſichert und Geleit zugeſagt, und auch wieder bewegen, E. f. G. zu Vorbitte ꝛc. und alſo mit Wiſſen und Gunſt abgeſchieden, Hochgeborner fl. gl. Herr iſt unſer demüthiges an E. f. G. Bitten, wollt uns armen Luten gemeldter ſolcher Zuſagung, ſei ſchriftlicher Antwort, desgleichen zuſichern, bei daß unſer armen Wibern und Kindern zu bleiben, und vorzuſehen ꝛc. Darüber ſeind wir als E. f. G. arme Unterthanen E. f. G. allzeit mit Leib und Gut unterthäniglich zu folgen und zu dienen ꝛc. Datum Anno Dmnj ꝛc. 1525 Jahr und uf Mittwochen nach Pfingſtag ꝛc.

Verſammlung zu Broterod itzund von
Meiningen kommen.

Dem hochgebornen Fürſten und Herrn,
Herrn Grafen Wilhelm zu Henneberg
unſerm gnädigen Herrn.

Während die Bauern Meiningen räumten, ſandte der Churfürſt zwei Ritter, Philipp von Fechlitz und Burkhard Hund von Wenlheim, (derſelbe, welcher Luther nach Wartburg gebracht), in die Stadt, auf deren Werbung und in deren Geleit Rath und Bürgerſchaft ſich vor das untere Thor in die Flur unter dem Drachenberg, das todte Feld genannt, verfügte, und dort vor dem Churfürſten, eingeſchloſſen vom Ring ſeiner Reiter, eidlich dem Bauernbündniß entſagte und ihrem Herrn, dem Biſchof, wieder Treue angelobte. Ueber dieſen Akt ſtellte der Rath ein weitläufiges Dokument aus, deſſen Mittheilung wir einer ſpätern Veröffentlichung vorbehalten, wie nicht minder den Weiterverlauf des Heereszuges in das Frankenland, und das ernſte und ſtrenge Strafgericht, mit welchem die ſchwerbeleidigten Fürſten, namentlich der Fürſtbiſchof von Würzburg und der Fürſtgraf von Henneberg ihr Volk und Land heimſuchten.

II.

Die
Schweden vor Saalfeld.

Ein Bild aus dem dreißigjährigen Kriege.

Das vielfache Weh, welches der dreißigjährige Krieg über Deutſchland verhing, wiederhallte in tauſend und aber tauſend Seufzern derer, die es erlebten und mitempfanden, und ihre Schilderungen bewahren treu eine Menge Einzelzüge und Einzelereigniſſe, welche die überſichtliche hiſtoriſche Darſtellung eines ſo lange Zeit umfaſſenden verderblichen Kampfes nicht beachten kann. Auch dieſer Krieg erwartet noch ſeinen erſchöpfenden Geſchichtſchreiber, dem jedoch keine geringe Aufgabe zu löſen bleibt, denn eine kaum überſehbare, ſchier unermeßliche Stofffülle ruht noch in den Archiven deutſcher Staaten und Städte, und es iſt wohl erſt der mindeſte Theil der ſpeciellen Nachrichten, dieſen Krieg betreffend, ausgebeutet und bekannt geworden. Kaum wird in Mitteldeutſchland eine Stadt ſein, welche die Schrecken jenes Krieges gar nicht berührten, welche keinerlei Folgen deſſelben zu fühlen hatte. Doppelt ſchwer aber empfanden alles Unheil und alle Bedrängniß des Krieges jene Städte und Gegenden, welche das Geſchick zum Kampf- oder doch Lagerplatz beider feindlichen Parteien auserſah, und unter dieſen letztern war denn auch Saalfeld. Saalfeld, eine der älteſten Städte Thüringens, wo die hochalterthümliche Sorbenburg, die noch älter als die Stadt und eins der intereſſanteſten Baudenkmäler Deutſchlands, ſteht — ward merkwürdig durch ihre Schickſale, und bis in die Neuzeit ein Schauplatz kriegeriſcher Ereigniſſe. Erſt kaiſerliche Reichsdomaine, dann Erbeigenthum eines Pfalzgrafen Ezo zu Aachen, dann des Erzbiſthums Cöln, dann der Thüringer Landgrafen, dann der Grafen von Schwarzburg, endlich (1389) an die Meißner Markgrafen gelangend, blieb Saalfeld mit wachſendem Flor im Beſitz der Sachſenfürſten. Aber Brände, Waſſerfluthen und Peſten fielen oft hemmend in ihr Emporblühen, und namentlich verdarben die Wehen des dreißigjährigen Krieges den ergiebigen Bergbau, der ſich nie wieder zum frühern Betrieb zu erheben vermochte.

Nachſtehende Relation über die Ereigniſſe in und um Saalfeld während des ſiebenwöchentlichen Schwedenlagers auf dem Rothenberge, auf dem man noch heute Spuren der Verſchanzungen erblickt, und der Beſatzung der Stadt durch das kaiſerliche Kriegsvolk unter Erzherzog Leopold Wilhelm, iſt unſers Wiſſens noch nicht zur Kenntniß des größern deutſchen Publikums gelangt. Sie iſt enthalten in einem auf dem dortigen Rathhaus aufbewahrten Manuſcript, das manches Wichtige im Bezug auf die Geſchichte der Stadt enthält. Wir legen Gewicht auf derartige Berichte von Zeitgenoſſen, die früherer Tage Denk- und Ausdrucksweiſe treulich wiederſpiegeln, ſelbſt wenn eine frommgläubige Beſchränkung von Ahnungen und Vorzeichen zu erzählen weiß, die freilich nicht mit moderner Geſchichtſchreibung harmoniren.

Der treuliche Bericht wird hier treulich und unverändert wiedergegeben, nur mit wenigen Anmerkungen verſehen. Wie es Saalfeld erging, ſo, und oft noch ſchlimmer, erging es einer Menge deutſcher Städte und Landſchaften, und nie ſah das gemeinſame deutſche Vaterland eine andauerndere, blutigere und grauſamere Gottesgeißel, als den dreißigjährigen Krieg.

Unerhört grauſam hauſten die Schweden (gegen den Willen ihres tapfern und heldenmüthigen Königs, nach deſſen Tode ſein Kriegsvolk es nur noch ſchlimmer trieb) in Feindes- wie in Freundesland, ein rohes Barbarenvolk, faſt in Allem ähnlich den Hunnen Attila's, und um kein Haar beſſer, als die mit Recht ſo übel verſchrieenen Croaten. Nichts auf der Welt iſt den proteſtantiſchen Reichsfürſten und ihren Ländern theurer zu ſtehen gekommen, als die ſchwediſche Hülfe, die man zum Theil weniger der reinen Begeiſterung für die Glaubenslehre und die Sache der Proteſtanten, als der liſtigen Politik des Kardinals Richelieu zu verdanken hatte.

Gründlicher Bericht, wie Anno Christi 1640 bei dem damaligen Saalfeldiſchen Lager die beiden kayſerlichen und ſchwediſchen Armeen allhier ankommen, und ſich anfangs gegen einander gelagert, was damals in und außerhalb der Stadt Saalfeld zwiſchen denenſelben Denkwürdiges ſich begeben, und zugetragen, und wie ſie endlich nach großer Landesverwüſtung ohne einig ſonſt vorgegangenes Haupttreffen hinwieder von einander gezogen; ganz unpartheiiſch beſchrieben von

Chriſtian Victor Bonern,
Bürgermeiſter zu Saalfeld.

Gleichwie der große Gott ſonſten wohl ehemals die bevorſtehenden und jämmerlichen Landesverwüſtungen durch vorhergehende prodigia Zeichen und Wunder gleichſam als Vorboten ſeiner gerechten Strafe und Zornruthe andeuten laſſen, alſo hat es auch vor würklich erfolgtem Saalfeldiſchen Lager hieran nicht ermangelt, allerhand Gedanken erreget, nach aber ſeine Deutung zugleich in dem fürſtlichen Amte hier folgende große Unruhe gezogen worden.

1) Iſt vor angehendem Lager auf dem Rathhauſe von denen Harniſchen, ſo in dem untern Saal vor langer Zeit aufgehänget waren, einſten zu Mittage, da noch unterſchiedliche Rathsperſonen in der Rathsſtube geweſen, ein ganzer Harniſch von ſich ſelbſt und ganz unberührter Dinge mit großem Geraſſel heruntergefallen, da doch deſſen Riemen und Haken, daran er gehängt, ganz unbeſchädigt blieben, wie nun dergleichen ehemalige Begebenheit bei der Stadt Saalfeldt faſt jedesmal etwas ſonderliches vorgeſtellt, alſo hat auch hierin die hierauf folgende elende und recht jämmerliche Zeit die Bedeutung klärlich dargelegt *).

2) Haben die Stadtwachen auf die vier Wochen vor dem Lager bei nächtlicher Zeit ein mehrfältiges Getöſe und Traben gehört, als wenn viele Compagnieen Reuter um die Stadt und deren Graben marſchierten; wiewohl nun nichts geſehen worden, ſo hat doch der hierauf folgende Verlauf des hieſigen verderblichen Lagers ſattſam bewieſen.

3) Haben einige Weibsperſonen, ſo auf dem äußerſten Thurm des oberen Thores gewohnet, länger als ein Jahr vor dem Lager bei nächtlicher Zeit öfters angemerkt, daß es anders nicht geſchienen, als wenn von denen Bergen feurige Kugeln gegen die Stadt walzeten, ſo doch hernach bei deren Annäherung verloſchen.

Obwohl nun zwar ſolches von den Meiſten als ein Mährchen gehalten, ſo hat doch die Erfahrung bewieſen, daß hier-

---

*) So ſoll auch kurz vor der Schlacht bei Sievershauſen ein Harniſch des Churfürſten Moritz von Sachſen, (der in dieſer Schlacht ſeinen Tod fand), im Kloſter Walkenried aufgehangen, von der Wand gefallen ſein, während der Convent mit dem Abt an Tafel ſaß.

durch beides, die hierauf folgende traurige Zeit und dabei anſcheinende Gnade Gottes gegen hieſige Stadt ſattſam bedeutet worden.

Was ſonſt vor wirklich angehendem Lager ergangen und vorgelaufen, hatte beides damals das ganze Land erfüllt, nämlich Krieg und Kriegsgeſchrei, inmaßen denn nicht allein dergleichen böſe Zeitungen täglich hieſelbſt einliefen, ſondern auch der königlich ſchwediſche Obriſter Königsmark am 8. Januar beregten 1640ten Jahres mit 2 Regimentern Reutern und in die 600 Fußvölker über den Frauenwald allhier ankam, und eine Nacht allhier ſelbſt logiret, auch ſodann ferner ſeinen Weg gegen Meißen und zwar auf Leipzig und folgends gen Böhmen, um ſich mit dem königlich ſchwediſchen General-Feldmarſchall Herrn Johannes Bannern zu onjungiren, genommen. Als nun das Land und die Stadt kaum ſechs Wochen ruhig geblieben, ſo wurden hinwiederum llerhand traurige Kriegszeitungen erfahren, ſonderlich wie un gemeldeter königlich ſchwediſche General-Feldmarſchall us Böhmen gegen Meißen und ſodann ferner in Thüringen auf Erfurt zu gehen, entſchloſſen. Wie wohl nun an- angs die wenigſten ſolches beſtändig glauben wollten, ſo at ſich doch bald darauf deſſen gewiſſe Annäherung gründ- ich erwieſen, denn ſofort die ſchwediſchen Partheien ſich von age zu Tage und alſo je länger je mehr um hieſige Stadt ermerken laſſen, ſogar daß auch am 19. Mart. eine Par- hei von 300 Pferden vor hieſige Stadt kommen, und ſolche ewaltthätiger Weiſe anzugreifen und auszuplündern getrach- t. Nachdem ſie aber der löblichen Bürgerſchaft abgenö- higte Gegenverfaſſung gemerkt, ſind ſie vermittelſt göttli- er Direktion hinwiederum ab und nach Blankenburg mar- hiret, und obgleich ſie des folgenden Tages wiederum an- ers kommen, ſo haben ſie doch wider die Stadt weiter nichts tentirt, ſondern ſind oben an den Bergen hingegangen und auf Eyba allwo ſie gar übel gehauſet, auch ſodann auf Lautenberg und wieder in das Vogtland marſchiert, worauf ſich denn ſobald veroffenbaret, daß der ſchwediſche General Johann Banner aus Böhmen durch das Vogtland in Thüringen und ſodann auf Erfurt zu gehen und ſich allda feſtzuſetzen entſchloſſen, inmaßen denn auch ſofort die ſchwediſche Armee ſich von Tage zu Tage hieſigem Orte genähert. General Herr Joh. Banner iſt den 9. April von Plauen und Schleiz die lange Orla hinab auf folgende Oerter nach Erfurt marſchieret, und weil inmittelſt auch viel von den königlichen ſchwediſchen Partheien um einige Nachricht von denen Kaiſerlichen einzuholen vermerket, auch am 13. April die große Saalbrücke (dergleichen vor 3 Jahren 1637 d. 3. Febr. von dem ſchwediſchen General Stallhauſen auch geſchehen) gutentheils ruinirt und niedergeriſſen. Es haben ſonſten gedachte Stallhauſiſche Völker anfänglich den 5ten und äußerſten Schwibbogen unſerer Brücke aufgraben wollen; weil aber wegen Feſtigkeit des Gemäuers dieſe unglückſelige Arbeit dieſes Orts nicht von Statten gehen wollen, alſo haben ſie ſich ſofort an das mittlere weiteſte und beſte Gewölbe, welches einen ſteinernen Gang und Treppen hinab nach der Saale zu gehabt, gemacht, und ſolches auf das ſchleunigſte demolirt und eingehackt, zu welcher Verrichtung die ſchwediſchen Soldaten die Leute mit Gewalt gezwungen, theils aus denen Betten geriſſen, und wie das Vieh zu dieſer verfluchten Arbeit angetrieben; inmaßen auch alle andern Saalbrücken ober- und unterhalb Saalfeld dergleichen Ruin leider begegnet und widerfahren iſt. Hierauf wurde, daß der kaiſerl. General Piccolomini mit mehr als 50,000 Mann anhero kommen würde, täglich verſichert. Am 19. April und zwar gleich am Sonntag Miſericordias Domini war der erſte

Tag an welchem ſich etliche ſtarke kaiſerliche Partheien vor der Stadt zu dem bald folgendem Lager und zwar über der Saale gegen der Heide auf die zwei Stunden präſentirten, den Ort in Augenſchein nahmen, auch deren vornehmſte Officiers, um einige vermuthliche Nachricht von den Schweden zu erlangen, ſich in die Stadt verfügten, und noch deſſelben Abends, da gleich ſichere Nachricht eingelaufen, daß die Schweden um Ziegenhain und Rudolſtadt auf ebenmäßige Recognition wider die Kaiſerlichen ausgegangen, ſich wieder hinweg und nach Schleiz begeben. Den 31. April kam eine ſchwediſche Parthei von etlichen 30 Pferden anher und wollte von denen kaiſerlichen Völkern gewiſſe Erkundigung einziehen, auch unter dem Benediktiner Kloſter *) durch die Saale gehen. Nachdem aber gleich eine ſtarke kaiſerliche Parthei den Gorndorfer Weg herein marſchierte, ſo wendeten ſich die Schweden wieder zurück; ſie wurden aber nichts deſto weniger von den Kaiſerlichen vermerket und zum guten Theil gegen Blankenburg mit Hinterlaſſung einiger Gefangenen verfolgt. Als nun kaum eine Stunde vergangen, ſo haben ſich von den kaiſerlichen Völkern über 1200 Pferde jenſeit der Saale präſentirt, da denn die hiebevor niedergeworfene Brücke alſobald nach Vermögen reparirt, und hinwieder gefertigt werden müſſen, worauf ſodann die Stadt von den vornehmſten Offizieren umritten, und allenthalben in fleißigen Augenſchein genommen, auch dabei angedeutet worden, daß 100 Dragoner zu Beſchützung des Ortes hieſelbſt gelaſſen werden ſollten. Allein bei annahendem Abend iſt die ganze Macht hinwieder zurück und nach Plauen marſchirt, alſo daß nicht ein einiger Mann hieſelbſt verblieben.

Als nun vorgemeldte kaiſerliche Macht ſich wieder hinweg begeben, hatten viele die Hoffnung gefaßt, es würden

---

*) Da, wo jetzt das herzogliche Schloß ſteht.

nunmehr beide, kaiſerliche und ſchwediſche Armeen ihren Marſch auf andere Oerter nehmen. Allein es wurde hierdurch erfüllt, was Bruſius ſchreibt: spes saepe fallax esse solet, d. i. die Hoffnung pflegt oft gar mißlich und betrüglich zu ſein. Allermaßen denn bald am folgenden 26. April des Erzherzog Leopold Wilhelmi Hochfürſtliche Durchlaucht benebſt vielen andern fürſtlichen und ſonſt hohen Standesperſonen mit mehr als 50,000, etliche ſchätzten ſelbige auf 70,000 Mann von Schleiz herab und alſo wirklich hieſelbſt ankommen, die Stadt bezogen, und in großen und kleinen auch theils unbewohnten Orten und Wüſten ſowohl Frei- und Pfarrhäuſern mit ungefähr 5000 Pferden in der Ringmauer Quartier gemacht, und eingenommen. Die übrigen Völker ſind mit ihren bei ſich habenden Regimentſtücken, deren bis an die 60 geweſen, theils in die Vorſtädte und hierum liegende Dorfſchaften logiert worden, theils haben auch im freien Felde verbleiben müſſen. Inzwiſchen wurde von denen Kaiſerlichen dieſe Rede öfters geführt, wie ſie nur etliche Tage ausruhen und hernach ihren Feind ſuchen und dermaßen verfolgen wollten, daß binnen 8 Tagen kein ſchwediſcher Soldat weder in Thüringen noch Meißen gefunden werden ſolle, derowegen ſie nur etliche Tage zu Saalfeld auszuraſten gemeint wären, worauf d. 29. April der durchlauchte hochgeborne Fürſt Herzog Friedrich Wilhelm unſer gnädigſter Landesfürſt von Altenburg anher nach Saalfeld kommen, und dero Unterthanen wegen bei höchſtgedachtem Erzherzog, damit gutes Regiment gehalten, und der Aufbruch ſchleunigſt befördert werden möchte, zu ſollicitiren, welches dann Ihro herzogliche Durchlaucht Leopold Wilhelm Ihrer fürſtlichen Gnaden unſerm lieben Landesfürſten auch zu thun verheiſſen, hat auch hochgedachtem unſern gnädigen Landesfürſten zu zweien unterſchiedenen Malen mit an dero

Tafel gezogen. Es ſind aber nichts deſto minder alle kaiſerlichen Regimenter faſt ganzer 7 Wochen leider allhier liegend blieben. Den 2. Mai iſt unſer gnädigſter Herzog von hier nach Altenburg wieder fortgereiſet; den 8. Mai hierauf iſt Herr General-Feldmarſchall Banner unvermuthet der kaiſerlichen Völker von Rudolſtadt und Schwarza nach Saalfeld mit etlichen halben Karthaunen und Regimentsſtücken, wie auch einigen Feldſchlangen und an die 40,000 Mann effective ſtark von Erfurt heraus, als er ſich daſelbſt mit lüneburgiſchen, heſſiſchen und franzöſiſchen, auch weimariſchen Völkern conjungirt gehabt, und Saalfeld ſich gar nahe präſentirt; ſein Lager aber um Ziegenhain auf Haine, den Schwarzer Bergen und derſelben Gegend gehabt; da denn die Kaiſerlichen ihr Lager ſobald zwiſchen der Stadt und denen Dörfern Graba, Wölsdorf, Remſchütz, Cröſten und Beulwitz derer Orte formiret und ſich von einem Berge zum andern, von der Saale bis zu den Schwarz-Tannen zu, hart verſchanzt und eingegraben, ihre Feldſtücke eingepflanzt, und damit ſtarkes Feuer auf die Schweden gegeben. Und weil die Kaiſerlichen, wie erſt gedacht, der Schweden nicht vermuthend geweſen, ſind ſie bald anfangs in ziemliche Disordre gerathen, darbei denn kaiſerlicher Seiten nicht wenig geblieben und gefangen worden, zumal die Schweden, wie gemeldet, grobes Geſchütz und Feldſchlangen, wie ingleichen die Höhe auf dem rothen Berge zu ihrer großen Avantage innen gehabt, die Kaiſerlichen aber mit ihren Regimentsſtücken der Schweden Lager nicht erreichen mögen, ja ihre Stücke und Retranchementer *) wohl dreimal verändert und zurückweichen müſſen. Und ſo die Schwediſchen mit einer größern Macht zur ſelben Zeit in der Furie fortgefahren, hätten ſonder allen

---

*) Retranchements, Verſchanzungen, Lagerſchanzen.

Zweifel die Kaiſerlichen ihrem ſelbſt eigenen Geſtändniß nach den Kürzern ziehen, auch leicht alle Bagage ſammt ihren Stücken im Stiche und zurückſtehen laſſen müſſen.

Sonſt haben die Kaiſerlichen anfangs einige von ihren Feldſtücken oberhalb der Saale beim Kitzerſtein*) und Schütte außerhalb der Stadtmauer (woſelbſt die Vestigia noch zu ſehen ſind) gepflanzt. Als ſie ſich aber verweilet und erſt nach einigen Schreinern in die Stadt geſchickt, welche mit ihren Meißeln und Tiſchlerwerkzeugen den Lafetten helfen, damit ſie die Stücke höher und nach dem rothen Berge zu richten könnten — daher es denn kommen, daß die Schwediſchen Conſtabler auf dem rothen Berge zeitiger fertig worden, alſo durch ihren erſten Schuß den einen kaiſerlichen Konſtabel als dieſer ſein Stück richten wollen, todt geſchoſſen, worauf die Kaiſerlichen über Hals und Kopf ihre Stücke von dannen wieder abgeführet, und ſelbige ferner auf dem Gottesacker zu Graba gepflanzet, an welchem Orte ſie aber viel minder das ſchwediſche Lager beſtreichen können. Der Körper des todtgeſchoſſenen Conſtabler iſt inmittelſt bei der Schütte eingeſcharrt und begraben worden.

Man hat zu dieſer Zeit vor gewiß ausgegeben, daß beide Armeen an Soldaten, Artillerie-Bedienten nebſt dem Troß auf 200,000 Mann ſtark geweſen ſein ſollen.

Den 9. Mai iſt es beiderſeits ganz ſtille geweſen, und nichts ſonderliches tentirt worden.

Den 10. passato aber ſind die Schweden aus ihrem Lager völlig aufgebrochen, ihrem Vorgeben nach auf Leipzig zu marſchiren, nachgehends in aller Geſchwindigkeit durch die Saale herüber geſetzet, der Meinung denen Kaiſerlichen rückwärts einzufallen, welchem aber, weil das kaiſerliche Lager dieſſeits der Saale wohl verſchanzet, zu dieſer Zeit nicht beizukommen geweſen.

---

*) Der Kitzerſtein iſt ein ehemals Schwarzburgiſches Schlößchen von mittelalterlicher eigenthümlicher Bauart, in der Nähe der Sorbenburg, und, wie dieſe, in den Ring der Stadtmauer gezogen.

Den 12. Mai wollte Piccolomini, der nun kaiſerlicher Generalfeldmarſchall war, des Herzogs Leopold Wilhelmi Ordre unerwartend, den Schweden eins anmachen, zu welchem Ende er denn einige ſtarke Truppen nach der Haide zu auscommandirte, um das ſchwediſche Lager zu recognoſciren, da es ſich denn begeben, daß eben zur ſelben Zeit ein und die andere Schweden-Parthei auf gleichen Schlag ausgegangen, welche ſofort in der Weyra auf einander geſtoßen, und bald handgemein worden, doch dergeſtalt, daß die Kaiſerlichen ſich
zu retiriren gezwungen, und ihren Rückweg nach der Stadt
zu nehmen müſſen, in ſolchem Scharmützel denn die Kaiſerli-
hen bis auf die äußerſte Saalbrücke gejagt und verfolgt wor-
en, darauf ſich die Schweden in aller Eile nach dem rothen
Berg gewendet, und von da an das Kaiſerliche Lager ſammt
er Stadt zu beſchießen angefangen, auch den folgenden Tag
nd Nacht mit ihrem Kanoniren aus groben und kleinen Ge-
hütz angehalten, inſonderheit nach dem Hanno-Fluhr, da-
lbſt die Kaiſerl. ihre meiſte Stücke und ſtärkſtes Lager ge-
abt, flangoiret, ſogar, daß dieſe aus ihrem Lager der Or-
n gänzlich weichen, ſonderlich um des unaufhörlichen Kano-
rens willen, als womit ihnen kein geringer Schaden zuge-
get worden, ſich höher hinauf in die Thäler und Gründe
ch dem breiten Berg, Steiger, Garnsdorfer und Beulwitzer
ale zu retiriren müſſen. Und von dieſer Zeit an hat Gene-
Banner von Tage zu Tage getrachtet, ſich derer Mühlen
bemächtigen, auch ſich mit ſtetem Schanzen, approchiren
kanoniren der Saale zu genähert, ſo daß täglich beider-
s, jedoch kaiſerlicher Seiten immer mehr, als ſchwediſcher

Seiten, todt blieben, oder doch gefangen genommen worden. In ſolcher Treffen einem am 13. Mai kaiſerlicher Seiten ein vornehmer Ungar und Croaten-Obriſter, Namens Stephan Baloch Naboiſka, welcher in vielen Occaſionen jederzeit ſich wohl gehalten, nächſt beim Dorfe Schwarza an der Saale von denen Schweden todt geſchoſſen worden.

Deſſen Herz und Eingeweide nach der Exentirung des todten Körpers in hieſige St. Johanniskirche begraben, ſein Leichnam aber nachgehends mit in Ungarn verbracht worden, deſſen Regiment ſo in 800 Köpfen beſtanden, iſt in dieſem hitzigen Treffen totaliter ruinirt, und ihrem eigenen Geſtändniß nach kaum 30 Mann übrig und beim Leben blieben. Worauf denn noch vor dem Banneriſchen Aufbruche die Ungarn alle, auch des alten ungariſchen General und Graf Palfi Körper, als welchen ſie bis daher mit ſich geführet (welcher General und Graf Palfi der röm. kaiſerl. Majeſtät zu gefallen erſt vor 3 Jahren an die 800 Ungarn und Croaten zu Dienſt dero Armata in Deutſchland geſtellt, ſolche aber bis dahero faſt gänzlich ruinirt und aufgerieben worden) nunmehr beim Erzherzog Leopold Wilhelm abgedankt, und ihren Rückmarſch wieder in Croaten und Ungarn genommen, und zurückgekehrt, auch beide Leichname mit ſich dahin abgeführt.

In dieſer Treffen einem verlor auch ſchwediſcher Seite Obriſter Schlang ſeinen rechten Arm, als er ohnweit der Görzer Mühle beim ſogenannten Käſekorbe ſeinem Leibſchützen das Pirſchrohr vom Pferde nehmen wollen. Ueber deſſen Unfall Herr General Banner dermaßen erſchrocken, daß er geſagt: er wolle lieber die beſten zwei Regimenter von ſeiner Armee verloren haben, als daß dieſer tapfere Obriſter in dieſes Unglück gerathen. Von dieſer Zeit an hat ſich General Banner von Remſchütz an bei der Haide hinauf über den rothen Berg bis an den Kaulsdorfer Berg und weiter herab an den Poler zu (an dieſem Orte er 10 halbe Kartaunen und einige Feldſchlangen pflanzen laſſen) ſehr avantage eingeſchanzt und vergraben, ſo daß ihm ferner nicht leicht beizukommen geweſen. Mit ſolchen Kartaunen und Feldſchlangen ſodann General Banner ſo Tags als Nachts auf das kaiſerliche Lager und hieſige Mühlen kanonirt; dergeſtalt, daß die Kaiſerlichen ihm kaum genugſam Widerſtand thun und gedachte Mühle zu ihrer Subſiſtenz behaupten mögen, welches auch die Kaiſerlichen bewogen, daß ſie an der Stadt und Saalſtrom alle angelegenen Gebäude und Dörfer, als Remſchütz, Alten-Saalfeld, Köditz, Reſchwitz benebſt der Strenzel- und Walkmuhle, nichts weniger die Schmelzhütte und zwei Pulvermühlen demolirt und in Brand ſtecken laſſen um den Feind die Avantage dadurch zu benehmen.

Den 19. Mai gedachte Herr Feldmarſchall Piccolomini nochmals wider die Schweden Ehre einzulegen, der Intention nach, einig grobes Geſchütz, deſſen ſie im kaiſerlichen Lager ermangelt, von dem Feind zu erhalten; zu ſolchem Vorhaben ward Generallieutenant Breda mit etlichen ſtarken Escadronen und Eſtandarten ausgecommandirt, und in zwei Haufen vertheilt, nebſt Ordre, um Mitternacht an zweien unterſchiedlichen Orten einen Einfall in das ſchwediſche Lager zu thun, davon denn der eine kaiſerliche Trupp in ſoweit ancirt, ſo daß derſelbe bereits einige feindliche Stucke vernagelt gehabt. Weil aber mittelſt der andere Trupp nicht noch genug marſchiret, ſondern unverſehens auf den gedachten Trupp, als ihr eigen Volk geſtoßen, der kaiſerliche commandirende Offizier auch das Wort und Parole von ſich zu eben vergeſſen, weniger anbefohlener ordre gemäß die weißen Hemder zu einer gewiſſen Loſung über den Küraß angezogen, alſo ſind beide kaiſerliche Escadronen unvorſichtigerweiſe an einander gerathen und Feuer auf einander geben, worüber denn in der Schweden Lager bald Lärmen worden, in welcher Rencontre denn kaiſerlicher Seits nicht wenig auf der Wahlſtadt liegend blieben, ſondern auch noch eine große Anzahl in die Hüttenlache gejagt und erſäuft worden, worüber denn Herr General Piccolomini ſich dergeſtalt entrüſtet, daß er die auf der Wahlſtadt todtgebliebenen Reuter alle, nachdem ſie zuvor entkleidet, zu denen andern (weil er ſie keines Begräbniſſes gewürdigt) in das Waſſer werfen laſſen; mit ſolcher That und Unternehmen aber Piccolomini nachgehend beim Erzherzog ſich gar ſchlecht recommandirt.

Nachdem nun General Banner denen Kaiſerlichen faſt alle Zugänge und Päſſe, außer demjenigen nach der Schmalbuche, Steinheide und Eisfeld zu über den Wald hinaus abgeſchnitten, dergeſtalt, daß ihnen wenig Proviant und Subſiſtenzmittel zugeführt werden können, iſt darüber denn unter denen Kaiſerlichen nicht geringe Hungersnoth entſtanden, daß beides an Menſchen und Vieh viele crepiren müſſen. Ja es haben viele Officiers von ſelbſten geſtanden: ob ſie wohl mit dem Feinde kein Haupttreffen gewagt, ſo wären doch an kaiſerlicher Seite bereits über 500, mehrentheils an Reutern umkommen, und bei ausgeſchickten Partheien vom Feinde abgeſchnitten und gefangen worden; inmaßen denn nachgehends von einigen Waldleuten nicht ſonder Erſtaunen erzählt und angehört worden, was die ſchwediſche Beſatzung zu Erfurt, inſonderheit die zur ſelbigen Zeit bekannten 3 Rittmeiſter und berühmten Partheigänger, als: Rauch, Ziegler und Krebs, durch Vorſchutz der Waldbauern, denen Kaiſerlichen in und über dem Walde vor Schaden und Abbruch gethan. Und wird wohl bei keinem Historiographo zu leſen ſein, daß jemals eine Armee in und vor dem Thüringer

Walde, wie anjetzo die Kaiſerlichen gethan, ſich verſchanzt gehabt, woraus denn ihre Furcht, welche das Herz verzagt macht Sap. 17, 11 spp. *) leicht zu ſchließen geweſen, ſintemal das Bauernvolk bei dieſer Unſicherheit mit alle dem Ihrigen ſo Tags als Nachts ſich im Wald aufhalten müſſen, und aber dann und wann ihr Biſchen Mehl und Taig, um ſelbiges zu backen, ſich damit in ihre Häuſer und Dörfer begeben, worzu denn die ausgeſchickten kaiſerlichen Partheien ſich eingefunden, und ſolches Brod als die hungerigen Geier angefallen, mehrentheils aber darüber zu kurz und ums Leben gekommen. Das geheime und zuvor abgeredete Verſtändniß und Loſungszeichen zwiſchen den Schweden oder Erfurtiſchen Partheien, und zwiſchen denen Waldbauern war dieſes, daß gedachte Erfurtiſche Reuter allezeit ein weißes Pferd vor und nach ſolchem ihren Trupp marſchiren laſſen, an welchem verabgeredeten Zeichen denn gedachte Waldbauern wahrgenommen, was Schwediſches oder kaiſerliches Volk geweſen, und wenn ſie dann eine Parthei heran marſchirend geſehen, welche dergleichen Merkzeichen mit den zweien weißen Pferden ermangelt, haben die Waldbauern ſolchen Trupp alſobald an die Erfurtiſchen Partheien verrathen, alſo nachgehends die Beute mit einander getheilt. Bei ſothanem großen Hunger und Proviantmangel ſind die Officiere mit ihren Soldaten zugefahren, und haben den in der Stadt noch wenig übrigen Vorrath an Mehl und Getreide über 150 Schl., wie ingleichen alles rauche Futter aller Orten gar fleißig hervorgeſucht und zuſammengeleſen, wobei denn alle Bürgerhäuſer durchaus ſpolirt, alle Kiſten, Kammern, Böden, Keller eröffnet, und das Gefundene mit fortgeſchleppt; wie ingleichen auch das Getränke an Bier und Ko-

---

*) Und ein erſchrockenes Gewiſſen verſieht ſich immerdar des Aergſten.

ſent, beides in ſrl. Raths- und Bürgers Keller (obglei
alle der Stadt Einwohner vor ſich ſelbſt überſchwere Einquar
tirung getragen) herausgenommen worden. Und obwohl di
Zahlung ſolches Getraides und Biers von den kaiſerlichen Kom
miſſarien theuer verſprochen, iſt doch auf vielfältiges Erinner
bei dem Aufbruch wenig als nichts erfolgt. Zuletzt habe
viele hohe Officiers, Grafen und Edle in Ermangelung Bier
und Weins den Koſent noch aus ſilbernen Bechern getrunke
ja, lentlichen das unreine Waſſer, welches ſelbiger Zeit nic
anders zu haben geweſen, gleich denen gemeinen Soldate
mit genieſſen und trinken müſſen. Vieles Malz, welches thei
Bürger zu ihrem Brauen und Vorrath liegend gehabt, iſt au
Mangel an Fütterung den Pferden vorgeſchüttet worden; a
deres Malz haben theils Generale, theils andere hohe Pe
ſonen gewaltſamerweiſe weggenommen und für ſich brauen la
ſen, und das behörige Brauholz von niedergeriſſenen Häuſe
genommen, das erbraute Bier aber, was ſie nicht vor ſich b
durft, zum Theil verzapft, und ſolch Geld in ihren Beutel g
ſteckt. Dieweil denn auch zu dieſer Zeit die gemeinen Bro
bänke gänzlich geſchloſſen geweſen, alſo ſind die faſt ausgehu
gerten Soldaten in der Stadt von Haus zu Haus gange
theils Bürger flehendlich gebeten ihnen einig Brod vor gut
Geld mitzutheilen, da es denn geſchehen, daß theils beherz
Bürger dieſen hungrigen Geſellen und Soldaten ihre öfte
mals verübte harte Proceduren und Geld auspreſſen derb u
tüchtig deutlich zu verſtehen gegeben und vorgerückt, nämlic
jetzo möchten ſie ihr erpreßtes Geld genieſſen, und den Hung
damit ſtillen; da es denn öfters geſchehen, daß ſie vor gr
ßem Grimm und Zorn und mit heftigem Fluchen ſolch vo
gezeigtes Geld auf den Boden geſchmiſſen, jedoch wieder
aufgehoben, und mit traurigem Geſicht fortgegangen.

Die meiſten Häuſer in beiden Vorſtädten, groſſe und kleine Kirchen und Hoſpitäler nebſt anliegenden Dörfern, wie auch viele Häuſer inwendig dieſer Stadt ſind zu Grund aus verwuſtet, und niedergeriſſen worden. Das Bauholz von ſolchen umgeriſſenen Häuſern hat man theils zum Brauen und Brennen, theils zum Schanzen und Palliſaden, und andern Fortifications-Werken verbraucht. Ingleichen ſind die meiſten Häuſer, Böden und Scheuren, nur um der Breter willen, und ſolche zu denen vielen Laufbrücken über die Saale (als welche das aufgeſchwollene Waſſer des Nachts weggeſchwemmt) zum Behuf ſolcher Brücken abgebrochen und verbraucht worden. Ja es haben letztlich die Bürger beides Holz und Waſſer den Soldaten vor Geld abkaufen und bezahlen müſſen.

Alle Fruchtbäume, Garten, Mauern, Zäune und nützliche Geſtaude, nichts ausgenommen, ſind auf eine Meile Wegs zu Grund verheeret, ja faſt den Schindangern gleich gemacht worden, daß man faſt nicht merken und abnehmen können, wo und an welchem Orte jemals ein Garten und lebendiger Zaun geſtanden. Die Winter- und Sommerſaat, ſammt dem Wieſenwachs, Obſt- Wein- und Hopfengärten ſind verwüſtet, wie ingleichen die meiſten Aecker und Wieſen durch das viele Schanzen dergeſtalt umwühlet und durchgraben worden, daß es allenthalben elendiglich ausgeſehen. Alle Hopfenſtangen, Weinpfähle ſind verbrannt und alles Gehege darniedergelegt, weggetragen und verderbet worden, dergeſtalt, daß manches Feld und Flur in etlichen nachfolgenden Jahren nicht füglich wieder in vorige Ordnung und Geſchick zu bringen geweſen, daher es denn gekommen, daß bei ſo vielen Schanzen, Approchen und Laufgräben, wie auch Raſirung der Markſteine mancher Eigenthumsherr ſowohl Bürger als Bauer ſein eigen Feld und Acker eine geraume Zeit nicht mehr zu erkennen und zu unterſcheiden gewußt. Nicht weniger ſind der Stadt gemeine Hölzer, die jungen Hiebe und Gehege nebſt andern benachbarten Holzmarken wegen der vielen Faſchinen und Schanzgezeug dergeſtalt verwüſtet und verderbet worden, daß ſich ſelbe lange Zeit nicht wieder erholen können. Alle der Stadt eingefaßte Quellbrunnen, Bäche, Zugäng- und Waſſergräben ſind von denen Soldaten, ſo in Garnsdorfer und Beulwitzer Grunde campiret, totaliter verwüſtet und ruinirt worden, dergeſtalt, daß kein Tropfen Waſſers ferner von dannen in die Stadt gefloſſen, weil alles Gerinne und Waſſerröhren verderbet, ja auch aller Vorrath von Waſſerleitung verödet, zerhauen und vernichtet worden, ſo daß ſolche Gerinne in geraumer Zeit nicht zu repariren geweſen. Die Teiche ſo nahe in und vor der Stadt von den lieben alten Vorfahren mit großen und ſchweren Koſten, in Feuers- und Waſſersnöthen der Stadt zum Beſten eingerichtet, ſind um ſchlechten Gewinnſtes und fürnämlich aber um der Päpſtlichen Fiſchtage willen, abgegraben und anders wohin geleitet worden. Als nun aber nachgehends der große Waſſermangel verſpürt und beides an Menſchen und Vieh zu ſolchem Element großen Mangel leiden müſſen, auch täglich viel glühende Kugeln herein in die Stadt geſchoſſen worden, haben die kaiſerlichen Soldaten die zwei Teiche in nächſt der Stadt mit nicht geringer Mühe repariret, welche aber kein ander Waſſer, als dasjenige, ſo durch den Regen vom Himmel gefallen, theilhaftig werden können. Das Waſſer in dem Saalfluſſe, deſſen man ſich noch einzig und alleine, wiewohl mit nicht geringer Gefahr wegen ſtetem Kanoniren aus dem ſchwediſchen Lager, bedienen müſſen, iſt durch die vielen todten Aeßer und anderen hineingeſchmiſſenem Unflath ſo verunreinigt worden, daß männiglich einen großen Ekel und Abſcheu dafür getragen. So ſind auch alle

Straßen und Gaſſen, alle Gräben und Winkel voller todten Pferde und Aeßer gelegen, daß dem Kavallier und Fällmeiſter hieſigen Orts ohne fremde Beihülfe ſolche alle wegzuräumen unmöglich geweſen, davon denn, wie leicht zu erachten, ein großer Geſtank ingleichen vieles Ungeziefer von Würmern und Fliegen entſtanden.

So hat man auch zum öftern um des vielen Schanzens und Grabens willen allen und jeden Bürgern von Haus zu Haus ihre Waffen, Aexte, Beile, Parthen, Karſte, Hacken, Pickelhauben, Schaufeln u. dgl. wie nichts weniger eine große Anzahl Bier- und Weinfäſſer durch die Soldaten mit Gewalt hinwegnehmen, und daher alle Kammern, Winkel und Ställe durchſucht, auch unter ſolchem Prätext andern Hausrath mehr mit fortgeſchleppt. Ueber dieſes hat man noch die Bürger (obgleich ſelbige vor ſich ſchwere Einquartirung erdulden müſſen) mit Gewalt zum Schanzen, Beſſerung der Stege und Straßen, Verhauung des Waldes, zum Botenlaufen ꝛc. aus ihren Häuſern mit nicht geringen Unwillen der eingequartirten Officiers und Soldaten herausgenommen, und zu jetztgedachter Arbeit und Verrichtung angehalten. Viele Bürger ſind wegen allzugroßer Ueberlaſt und Mangel der Viktualien und Fourage, welches ihnen herbeizuſchaffen unmöglich gefallen, entwichen, haben dahero ihre Häuſer ſammt allen Mobilien und Hausrath im Stiche gelaſſen, und ſind davon gegangen, welches alles nachgehends die Soldaten ſich zugeeignet und vor gut Preis erklärt, darauf denn ſolche Häuſer darnieder geriſſen und zerſchleiſt worden, welches alles, wie oben gehöret, die Sperrung der Päſſe, Hemmung der Commercien und Darniederlegung der meiſten Handthierungen verurſacht. Das kaiſerlich Tiefenbachiſche Regiment Infanterie in 1000 Köpfe ſtark, ſo die Hauptwache bei beiden Hoflagern Erzherzogs Leopold Wilhelm und des Duc de Stadio, und noch vielen andern Generalen, Obriſten, und hohen Officiers mehr in den Stadtthoren und Häuſern verrichten muſſen, haben inmittelſt ihr Quartier in und außerhalb der Niklas-Kirche genommen. Dieſe haben bei nächtlicher Zeit viel und große Dieberei verübet, dieſe Mauern, Häuſer, Wände und Ställe durchgebrochen, inſonderheit durch die Kellerlöcher eingedrungen, weil nicht allein die Bürger, ſondern auch Auswärtige ihre beſten Mobilien, wegen Feuersgefahr, dahin ſalviret gehabt, auch ſonſt aus den Ställen vieles Vieh hinweggeraubt.

Den 20ſten Mai iſt mit Schießen aus Stücken ſtill gehalten worden, dieweil beiderſeits kaiſerliche als ſchwediſche General-Auditeurs nebſt vielen andern hohen und niedrigen Officiers um Auswechſlung der vielen Gefangenen hinter der Schmelzhütte ſind zuſammen gekommen und traktirt, welches denn auf vorhergegebene Kriegsparole und daher in die 4 Stunden lang gemachten Stillſtand alles glücklich abgelaufen, dabei mittler Zeit über Herr General Piccolomini und Banner jeder in eigener hoher Perſon ſich öfters gegen einander haben ſehen laſſen, auch ein und die andere Bravade gemacht.

Den 21. Mai ſind unterſchiedliche bairiſche Generale, als Harzfeld und Gelun nebſt dero Generalfeldzeugmeiſter Baron de Merci und Obriſter Gilly de Haſi aus Franken hie ankommen, um ſich mit dem Erzherzoge Leopold Wilhelm dem Fürſten von Stadio und Feldmarſchall Piccolomini zu abouchiren *); ſind darauf ins Feld geritten, um das ſchwediſche Lager und deſſen Situation in Augenſchein zu nehmen, haben aber nach gehaltenem Kriegsrath nicht vor rathſam erfunden, mit der baieriſchen Armata, welche dazumahl in Würz- und Bambergiſchen bis Königshofen, Schleuſingen

---

*) beſprechen.

und Hildburghauſen gelegen, ſich zu conjungiren, theils wegen Proviant-Mangels und all einzigen Fränkiſchen Paſſes einen Angriff zu tentiren, nicht getraut, iſt alſo die baieriſche Konjunktion mit der kaiſerlichen Armee um den Schweden eine Diversiva zu machen, dieſesmal unterblieben, und eingeſtellt worden.

Den 22ſten Mai haben die Schweden abermals mit ihren Kanonen und Stücken ſehr heftig in die Stadt und darüber weg ins kaiſerliche Lager geſpielet, wobei zwar im gemeldeten Lager kein geringer, an Kirch- Schul- Rath- und Bürgerhäuſern aber nicht der geringſte Schade Gott Lob vermerkt, auch ſonſt kein einiger Menſch noch Bürger in der Stadt die ganze Zeit über durch Gottes Gnade verletzt noch beſchädigt oder getödtet worden. Wiewohl hierbei mit Stillſchweigen nicht zu übergehen iſt, daß eines Rittmeiſters Weib im Lager in ihrer Careten geſeſſen, welche ihr kleines ſaugendes Kindlein an der Bruſt liegend gehabt, der Kopf vom Rumpf ſonder Verletzung des Kindes mit einer indiscreten Stückkugel abgeſchoſſen, daß dem Kinde an Statt der Milch das Blut ins Mündchen gefloſſen, welches Rittmeiſters Weib nächſt folgenden Tag in unſerer Johanneskirche begraben und beigeſetzt worden. Eben deſſelben Tags haben obgedachte baieriſche Generale ſich wieder zurück nach den Ihrigen in Franken begeben.

Am 23. passato thaten die Banneriſchen abermals einen ſtarken Anfall auf die hieſige Mühlen, der gänzlichen Meinung, ſolche denen kaiſerlichen abzuſchneiden, bemächtigten ſich zu dieſer Zeit auch der alten ſaalfeldiſchen Kirche *), welche die Kaiſerlichen gleichfalls fortificirt und einige Stücke darauf

---

*) wahrſcheinlich die ſogenannte Münzkirche, an der Mauer nach der Waldſeite zu

gepflanzt gehabt, hatten aber ſolche nicht lange innen, ſondern wurden mit aller Macht von den Kaiſerlichen wieder zurück und von dannen getrieben, wiewohl mit beiderſeits großem Verluſt, welche hitzige Gefechte denn frühmorgens 6 Uhr angefangen, und bis Mittags 11 Uhr continuirt. Obwol auch den 24. und 25. Mai, als die beiden heiligen Pfingſttage über, mit Schießen und Ausfällen inne gehalten, haben doch die Kaiſerlichen zu Behauptung der Mühle mit Schanzen fortgefahren, inmaßen dieſe auch beſagte Mühle zu ihrer großen Avantage bis zum endlichen Aufbruch und Fortmarſch obtiniret und inne gehalten.

Am 26. Mai gleich im Mittag iſt ein großes ſtarkes Gewitter und grauſame Waſſerfluth entſtanden, welches über den breiten Berg, Gartenkoppe und den Steiger herab kam, von dannen das große Waſſer über gedachtes Gebirge gleichſam gewalzet, durch das Gornsdorfer und Beulwitzer Thal dergeſtalt herein geſtürzt, welches die Soldaten aus ihren Gezelten gejagt, ihre Bagage, Pferde, Viehe, und Retrenchementer ruiniret, wovon ihnen der meiſte Vorrath an Proviant, Mehl und Salz, wie nicht minder alles Pulver, Lunten und Munition verderbet und verſchlemmet, wie man denn viel todte Körper von Menſchen und Thieren den Siegengraben herein und ferner in die Saale forttreibend und ſchwimmend geſehen; die Wege, Straßen, Schanzen, Laufgräben ſind an manchen Orten ſo zerriſſen, daß man ſich darüber entſetzen müſſen. In dem fürſtlichen Amthauſe und Benediktiner Kloſter hat es während dieſem Gewitter zu zweienmalen eingeſchlagen und ſehr wunderlichen Effect gethan, den einen Thurm, oder blauen Spitze, ſehr beſchädigt, und überdieß auch zween Ochſen im Stalle erſchlagen, ja es hat auch dieſes grauſame Gewitter einige Regimentſtücklein nebſt andere Sachen mehr über die Schanze heraus geflüthet und von der Stelle fortgeführt, dergleichen ſtarkes und heftiges Gewitter und Waſſerfluth viel alte Soldaten niemals erfahren zu haben geſtehen müſſen. Da hingegentheil im Schwediſchen Lager aufm rothen Berge und derſelben Gegend, wie männiglich bekannt, nicht der geringſte Schaden vermerket, weniger daß die Schweden von dieſem Gewitter und Regen wären incommodirt worden, wobei die Schweden bei anhaltendem Gewitter unaufhörlich mit ihren Kanonen ins kaiſerliche Lager geſpielet, und obwohl nun ſelbige Zeit die Schweden auf die kaiſerlichen Proviantwägen, als welche zu gleicher Zeit von Schweinfurt, Königshofen und Hildburghauſen hier angelangt, ihr Abſehen gerichtet, ſolche weg zu ſchnappen, iſt deren Anſchlag dießmal nicht gelungen, wiewohl beiderſeits Partheien zu Pferde mit einander heftig ſcharmuziret, worüber denn beiderſeits auf dem Platze geblieben ſind.

Am 27. Mai iſt die Frau Feldmarſchallin Banner, Eliſabethe Juliana, eine geborne Gräfin von Erbach, auf dem rothen Berge ſelig verſtorben, inmaßen dieſelbe Gegend bis dieſe Stunde der Banner-Acker genannt wird. Jedoch hatte General Banner mit dieſer ſeiner Gemahlin keine Leibeserben erzeugt. Sie wurde ſofort nach Erfurt gebracht, und in den Chor der Predigerkirche nächſt bei ihrem erſten Gemahl, dem Grafen von Löwenſtein daſelbſt beigeſetzt, deren tugendhaftes Leben denn bei der ganzen ſchwediſchen Armee ſehr berühmt geweſen, unter andern auch daher, daß deren öfters gethane Interceſſion und Vorbitte vor das gemeine Landvolk, wie auch hohe und niedrige Officiers und Soldaten, welche ſie vor ihre Mutter hielten und manchen bei dero Ehegemahl dem Herrn General die Brücke niedergetreten, daher ſehr beklagt und betrauert worden. Ihr jäher Tod ward auch von vielen vor ein böſes Omen gehalten, inmaßen nach ihrem der Generalin ſeligem Abſterben von einigen Soldaten öftermals dieſe Stimme gehört worden: „fort, fort, Banner, nun iſt es Zeit;“ wie er denn im nächſtfolgendem Jahr 1641 gleichergeſtalt mit Tod abgegangen *).

Den 28. Mai oder d. 7. Juni Styli novi begingen die Kaiſerlichen ihren Frohnleichnamstag mit großer Solennität und angeſtellter Proceſſion, als von der St. Johannis Kirche an durch die vornehmſten Gaſſen der Stadt. Gedachte Kirche war in und auswendig mit Maien und grünen Birken beſteckt, und auf dem Kirchhof drei beſondere Altäre errichtet, darauf unterſchiedliche Meſſen gehalten wurden, bei welchem Umgang ſich Ihro Erzherzogl. Durchlaucht Leopold Wilhelm in eigener hoher Perſon befunden, wie auch alle andere hohe und niedere Officiers nebſt vielen Pfaffen und Ordensleuten. Eben an dieſem Tage gegen Abend hat es auf Nicolais Kirchhofe, woſelbſt das Tiefenbachiſche Regiment geſtanden, rechtes Blut geregnet, deſſen Strich auch unſer Rathhaus und Markt berühret, welches der Soldaten Bericht nach ihrer vielen auf die Hände, Koller, Hüte und Zelte gefallen, welches denn von den lutheriſchen Soldaten ſehr beherzigt und für kein gutes Omen gehalten worden, inmaßen auch der Erzherzog und der General Piccolomini ſelbſt in den Gedanken geſtanden, es dürfte allhier zu Saalfeld noch einen feindlichen Ueberfall und blutiges Treffen abgeben, worüber auch bei vielen Officiers eine nicht geringe Furcht entſtanden.

---

*) Das Theatrum Europaeum. Vierter Theil. Frankf. a. M. 1648, das über den dreißigjährigen Kriege eine Menge Data enthält, erwähnt der Saalfeldiſchen Belagerung nur ſehr oberflächlich, theilt aber aus dieſer Zeit eine kleine Reihe aus dem Feldlager zwiſchen Banner, Piccolomini und dem fürſtl. braunſchw. lüneburgiſchen General Lieutenant Hans Caspar von Klitzing gewechſelte Schreiben mit, Auswechſelung von Gefangenen und dgl. betreffend.

Die meiſten päpſtlichen Soldaten aber haben's dargegen auf der Schweden Uebergang gedeutet, mit öfters wiederholten Radomontaten und Prahlereien, wie ſie alle Schweden mit Prügeln todtſchlagen wollten, das si Deus vult, oder will's Gott, aber allezeit dabei vergeſſen. Zu einem wahren Gezeugniß deſſen haben viele lutheriſche Soldaten, als welche es in dieſem Stuck mit den katholiſchen nicht gehalten, das aufgefallene Blut vom beſagtem Blutregen, aus ihren Gezelten und andern Dingen mehr herausgeſchnitten, um ſolches zu einem beſondern Wahrzeichen fleißig aufzuheben.

Den 29. Mai iſt es im ſchwediſchen Lager abermal ganz ſtill geweſen, worüber ſich denn die Kaiſerlichen nicht wenig gewundert; die Urſache hat man ſodann bei vorgenommener Recognition erfahren, daß die meiſte ſchwediſche Reuterei auf gewiſſe Anſchläge auscommandirt geweſen, welches Tages denn auch die zur kaiſerlichen Armata gehörigen Zimmerleute, die ehedeſſen ruinirte, aber ſchlecht überlegte Saalbrücke zu dero höchſtnöthigem Gebrauch mit 1 langen Bauſtämmen von neuem überbrückt, wofür Herr General Piccolomini gedachten Zimmerleuten 21 Speciesdukaten pro recompensatione zahlen laſſen.

Den 30. Mai haben beiderſeits feindliche Armeen abermals mit einander heftig ſcharmuciret, worauf noch ſelbigen Abend den Kaiſerlichen die längſt verſprochenen vier Feldſchlangen, als auf welche ſie bis daher mit großem Verlangen gehofft, durch die Baieriſchen über Forchheim zugeſandt worden, in dero Lager ankommen, welche ſie ſobalden auf dem ſogenannten Fuchsſtein gegen des Feindes Lager über nach dem rothen Berge zu gepflanzet und damit ſtark in das ſchwediſche Lager gefeuert. Allein erſt post festum, da allbereit die Schweden in ihrem Aufbruch begriffen geweſen, daher denn die Schweden ſolch Schießen wenig geachtet. Nichts deſto weniger haben die Kaiſerlichen mit Schießen aus denen vier Feldſchlangen ſtark angehalten, um dadurch dem Feind kund zu machen, daß ſie nunmehr auch grobes Geſchütz bei ſich hätten; allein allzuſpath.

Den 1. Jun. ſchickten die Schweden ihre meiſte Bagage und Wägen voraus; darauf denn beide Theile auf einander nochmals ſtarkes Feuer gaben.

Ein ſchwediſcher Konſtabel that drei Schüſſe nach einander unter einen Haufen armes und geringes Volk, deren etliche ſehr übel beſchädigt wurden.

Den 2ten Juni hat General Feldmarſchall Banner mit Abräumung derer Gezelte einen Anfang gemacht. Sein eigen Gezelt aber hat er ſonder Abſteckung mit Hinterlaſſung eines Faſſes des beſten Frankenweins ſammt etlichen Schwadronen Reuter und wenigen Geſchützes zu einem Hinterhalt zurückgelaſſen: ob vielleicht die Kaiſerlichen, weil ſie, die Schweden, nicht heimlich, ſondern bei hellem Tage fortmarſchiret, die Courage hätten, ihnen nachzuſetzen. Es haben ſich aber die Kaiſerlichen hierauf ganz ſtille gehalten, und keinen wirklichen Nachſatz tentiret. Deſſelbigen Tags frühe iſt der Obriſter Broun, welcher in Rudolſtadt ſein Quartier gehabt, auf erlangte Ordre auch aufgebrochen und fortmarſchiret; darauf die ausgekommandirten kaiſerlichen Truppen gemeldete Stadt alſobald überfallen und von 1 Uhr Mittegs an bis 4 Uhr des andern Tags dieſelbe rein ausgeplündert, das Gräfliche Schloß aber, als von welchem man ſich tapfer gewehrt, iſt noch erhalten worden.

Den 3. Jun. geſchah der völlige Aufbruch im ſchwediſchen Lager, und ließ Herr General Banner noch drei Salven aus drei halben Kartaunen hören. Der eine Kanonenſchuß geſchah in unſere Stadt, die andern zwei in das kaiſerliche Lager. Bald darauf marſchirte die ganze Armee aus

eren Retranchementern fort auf Pößneck, Neuſtadt und Jena
n, deſſen ſich denn die Kaiſerlichen nicht wenig erfreuten,
aß ſie ſolcher Geſtalt Luft bekommen, und ſie einmal wieder
uhig ſchlafen und ausruhen könnten. Nichts deſto weniger
ühmten ſie ſich gleichwohl, ob wären ſie heimlich vor ihnen
eflohen. Sie, die Kaiſerlichen hielten inmittelſt doch ſtark
n, mit ihren Feldſchlangen ins ſchwediſche Lager zu ſpie-
n, welches doch die Schweden, ſogleich im Nachmarſch mit
ren Stücken begriffen, wenig incommodirte. — Und ob-
eich beider Armeen Lager gegen einander geſtanden, würde
ihnen, ſonderlich den Kaiſerlichen ſowohl an Proviant als
unition ermangelt haben, ſintemal den Kaiſerlichen wie
en gemeldet viel Tonnen Pulver in gedachtem Gewitter
d Platzregen verdorben, weswegen denn auch die beiden
inirten Pulvermühlen, um ſolche eilig wieder aufzubauen
eits Anſtalt gemacht geweſen. Als nun die Kaiſerlichen
meint, daß die Schweden ihr ganzes Lager auf dem ro-
n Berge quittirt und verlaſſen haben, deswegen denn
iche Truppen daſſelbe zu recognoſciren, dahin geſandt wor-
, welche aber von ſchwediſchen Nachtruppen und Hinter-
t gar übel empfangen und von denen wieder zurückgejagt
rden, worauf doch noch folgende Nacht der ſchwediſche
terhalt vollends aufgebrochen und fortmarſchirt. Den
genden Tag haben die Kaiſerlichen das ſchwediſche Lager
ig durchſucht und daſſelbe rein ausgeplündert, auch bei
Faſſe Wein, welches ſie in des General Banners Ge-
noch angetroffen, ſich ziemlich luſtig gemacht, und zugleich
Herzen froh geworden, daß ſie ihres Feindes, als wel-
ihnen zeithero wenig Ruhe gelaſſen, einmal los worden.
Den 6. Juni wurde ingleichen die kaiſerliche Bagage
uszugehen commandirt: haben ihren Marſch über den thü-
r Wald genommen und das erſte Nachtlager zu Schma-

lenbuche in derſelben **Glashütte** mitten in dem Wald genommen.

Den 7. Jun. iſt die ganze kaiſerliche Armata beides aus der Stadt und dero Feldlager mit Sack und Pack in guter Ordnung völlig aufgebrochen, haben gleichfalls ihren Marſch über den Wald nach Reichmannsdorf, Schmiedefeld, Schmalbuche, Steinheide 2c. woſelbſt ſie ſich wie obgedacht auch vergraben und verſchanzt gehabt, auf Eisfeld und Hilperhauſen zu genommen, als da ſie ſich mit den Churbaierl. Corpo conjungiret, mit Hinterlaſſung einer Salva Guarda von 54 Dragonern ſtark, welche mittler Zeit 3 Tage lang von gemeiner Stadt Saalfeld verpfleget, ihnen aber bei dero Abmarſch noch 200 Thlr. zahlen müſſen. Und obwohl beim Aufbruch kaiſerlichen Marſches wegen beſorgender Plünderung viel Redens und große **Furcht** geweſen, hat es doch Ihre herzogl. Durchlaucht auf vieler Lustiganten und räuberiſcher Beutemacher Bitte nicht geſtatten und zugeben wollen, iſt alſo dieſes Unheil durch die Gnade Gottes verhütet und abgewendet worden, dagegen aber das feſte Verſprechen der kaiſerlichen Kommiſſarien in Bezahlung des oberwähnten vielen Getreides, Malzes und Bieres, ſo ſich auf ein ziemlich Quantum belaufen, zu Waſſer worden. Endlich ſo iſt Ihre herzogl. Durchlaucht Leopold Wilhelm um guter Ordnung willen bis zu allerletzt in eigener hohen Perſon in der Stadt allhier geblieben, hat noch erſt vor dero gänzlichem Aufbruch Meſſe halten laſſen, und ſodann in guter Ordnung zum Oberthor hinaus gleichfalls auf die Schmalebuche zu über den Wald dero Marſch eingerichtet.

Den 8ten Jun. hat dieſer erſchreckliche Caſus ſich zugetragen: daß ein Koch ſeinem Kapitain Lieutenant Namens Johann Wenzel Popel von Wepke unter kaiſerlich weißenſteiniſchem Regiment mit einem Meſſer fünf Stiche gegeben

und ermordet, um daß ermeldeter Koch ſeines Weibes bei
ſeinem Kapitain Lieutenant gefürchtet, deſſen Leichnam denn
auch in unſere St. Johanniskirche begraben worden. Des
andern Tags hernach wurde dieſem Mörder auf dem hierzu
ngeſtellten Gerichtsplatz oberhalb Garnsdorf und Kretſch-
nars Acker die rechte Hand, wie auch der Kopf abgehauen,
nd benebſt einem andern Delinquenten aufs Rad gelegt.
Während der Belagerung ſind auch viele Bürger und Bauern
nd Fremdlinge, beides in das ſchwediſche als kaiſerliche La-
er gangen und daſelbſt mit Officieren und gemeinen Solda-
en Schacherei getrieben, von dannen ſie denn vieles Zinn-
upfer- Eiſen- und Meſſingwerk, wie auch noch andere Mo-
lien mehr zurück und anhero gebracht, welches alles denn
n ein geringes Geld erhandelt worden. Sonderlich haben
nige Schacherer ſich nach rauchen Häuten von Ochſen, Kühen,
öcken, Schafen ꝛc. gar fleißig umgeſehen, ja eine Ochſen-
ut, die bis drei und vier Gulden werth geweſen, ſolche
n 6, 7 bis 8 Groſchen aufs höchſte an ſich erhandelt. Der
ne hat ſich nachgehend wohl bei ſolcher Schacherei darauf
funden, denen andern aber wenig Vortheil gebracht, in-
n ſolch geraubtes Gut bald wieder mit in den Krieg ge-
gen iſt.

So ſind auch zur Zeit dieſes Lagers über 2000 theils
nerne, theils eiſerne und glühende Kugeln in und über die
adt hingeflogen, deren theils 4, 6, 8, 10, 16, bis 24pfün-
gewesen, welches doch alles durch Gottes ſonderbare
ickung ohne Verletzung eines Menſchen abgangen, maßen
und da dergleichen Stückkugeln noch etliche zu gewiſſen
nfzeichen eingemauert zu ſehen, auch bei etlichen Bürgern
dato aufgehoben worden *).

An der Sorbenburg ſieht man noch ſehr deutlich die von den Schwe-
denkugeln geſchoſſenen Breſchen und Löcher. Auf einer großen Han-

Bei dieſer kaiſerlichen Hauptarmata haben ſich benebſt der Herzöge Leopold Wilhelm (als welcher des vormaligen röm. Kaiſers Ferdinandi III. leiblicher Bruder und nach der Zeit königlicher Statthalter zu Brüſſel in Flandern über die ſpaniſchen Niederlande geweſen) noch mehr andere fürſtliche gräfliche Generalsperſonen und Obriſten aus Rom, Venedig, Mailand, Florenz, Mantua, Trient, Wien, Prag, Grätz ꝛc. befunden, welche meiſtens ihre Logimenter in dieſer Stadt gehabt. Der General Feldmarſchall Piccolomini iſt nach dieſem zum Reichsfürſten erkläret und ihm der Titel Duc de Amalfi beigelegt worden; hat ferner beim Reichs-Executionsfriedenswerk zu Nürnberg a. 1650 als kaiſerlicher Plenipotentiarius und Hauptgeſandter das erfreuliche Friedenswerk ſchließen helfen. Ueber dieſes alles iſt leider am ſchmerzlichſten zu beklagen geweſen, daß zur ſelben Zeit das Exercitium religionis und lutheriſche Gottesdienſt, wie auch die Schullabores ziemlich zurückgeſetzt worden ſeind, daher denn auch allerhand Widerwillen und Uneinigkeit zwiſchen beiderſeits Religionen ſich angeſponnen; die papiſtiſchen Meßpfaffen haben die lutheriſchen Soldaten bei der Communion nicht dulden wollen, ſondern dieſelben öfters in der Kirche vom hohen Altar ungeſcheut von dannen zu weichen gedrungen; der Soldaten Kinder haben ſie nicht auf lutheriſch wollen taufen, noch einige andere Soldaten, Männer und Weiber auf lutheriſch begraben laſſen. Wie denn einſten durch Anſtiftungen des päpſtlichen Nuntii oder General Vicarii, wie

---

zeichnung, die in daſſelbe Manuſcript, dem obige Relation entnommen worden, eingefügt iſt, erblickt man die beiden Thürme der Sorbenburg noch mit ſchönen Mauerkronen und Zinnen, die jetzt mangeln. Wahrſcheinlich verloren damals dieſe Thürme ihren Schmuck durch die feindlichen Kugeln. Man hörte die Kanonade bis Weimar und weiter.

auch derer Jeſuiten unſere St. Johanniskirche gänzlich verſperrt und zugehalten worden, indem man das Kind eines Obriſten Lieutenants darinnen zu taufen nicht geſtatten wollen, als worüber leichtlich eine Rebellion entſtehen können. Als ſolches aber vor den Erzherzog gebracht, hat es derſelbe gar übel empfunden, und dgl. Inſolentien einzuſtellen ernſtlich befohlen, hat auch ferner die Verordnung gethan, damit größerem Unheil zuvor zu kommen, gewiſſe Stunden geſetzt, zu welcher Zeit die Lutheriſchen und Katholiſchen ihren Gottesdienſt halten möchten. Dieweil auch von beiderlei Religionen bei Predigten, Betſtunden, Kindtaufen, Meſſen, Begräbniſſen die Glocken auf dem Thurme vielfältig geläutet worden, hat deſſentwegen Herr General Banner einen Trompeter herein in die Stadt ſpediret, und dadurch der hohen Generalität andeuten laſſen, das ſo viele und faſt ſtündliche Glockengeläute einzuſtellen *), wo dann die Anſtalt gemacht, daß bei jedem Gottesdienſt nur allein mit dem kleinſten Glöckchen aufm Thurme forthin ein Zeichen gegeben werden ſolle.

Alle vornehmen Officiers päpſtlicher Religion, wenn deren einige verſtorben, und von dem Feinde umkommen und erſchoſſen worden, hat man in unſere St. Johanniskirche begraben, und von ſo vielen Graben hat die Kirche ausgeſehen, als ob ſelbe die wilden Säue durchwühlt hätten. An Leichen- und andern Gebühren hat weder Prieſter, Kantor, Schulmeiſter, Todtengräber das geringſte Gratial bekommen. So haben auch die päpſtiſchen Pfaffen nicht geſtatten wollen, aß die lutheriſchen Prieſter auf Erfordern die Kranken und chwach darniederliegenden Religionsverwandten beſuchen, ab-

---

*) Ein ſeltſames Anſinnen des Feindes, und nicht minder ſeltſam, daß man ihm Folge leiſtete.

ſolviren, das heilige Abendmahl reichen, noch deren Kinder taufen ſollten, und wenn denn ſolches geſchehen, ſind die hieſigen Diaconi von denen Jeſuiten und Pfaffen hart bedrohet und angefeindet worden. Inmaßen denn auch Hrn. Diacono Johanne Reimanno widerfahren, daß ein päpſtiſcher Soldat und Heiduke gedachten Kaplan während der Predigt auf der Kanzel todtſchieſſen wollen, wo nicht ein anderer rechtſchaffener Soldat, ſo nächſt dem Meuchelmörder geſtanden, ihn davon abgehalten und ſolch frevelhaftes Beginnen verwehrt hätte. Was über dieſes den lutheriſchen Religionsverwandten ſo geiſtlichen als weltlichen Standesperſonen, Hausvätern und Müttern und deren Kindern vor Tort und Ueberlaſt, Trangſal, Schmach, Schimpf und Spott angethan worden, haben diejenigen leider mit nicht geringem Schmerz empfunden, ſo ſelbiger Zeit in dieſer Stadt gelebt und ſich aufgehalten haben. Den ſeligen Herrn M. Lutherum haben die papiſtiſchen Pfaffen auf Papier mit Hörnern, Eſelsohren, Schellen ꝛc. mahlen laſſen, ſolche famoſe Bilderchen nachgehends in die Kirche und andere Oerter hin und wieder ausſtreuen, jawohl gar an den Galgen heften laſſen.

Nachdem nun dieſe beiden Hauptarmeen in die 7 Wochen lang gegen einander über gelegen, welche der einzige Saalſtrom unterſchieden, inzwiſchen mit ſtetem Kanoniren, An- und Ausfällen öfters an einander gerathen, inſonderheit hat Herr General Banner zu dreien Malen auf dem rothen Berge im Angeſicht der Kaiſerlichen ſich in Batallion geſtellt, ob wolle er Angeſichts ſeinen Feind in der Furie überfallen, und ſo auch die Schweden ihren Anſchlag zu Werk gerichtet, unſere liebe Stadt, (um die Kaiſerlichen hinauszujagen) gewißlich mit Feuer würden angeſteckt haben, welches alles doch Gott in Gnaden verhütet und abgewandt — iſt inmittelſt doch nichts hauptſächliches ausgerichtet worden, ohne daß die lieben Feldfrüchte, alle Aecker, Wieſen, Gärten in Ruin geſetzt und viel tauſend arme Leute gemacht worden. Ueber dieſes haben beiderſeits Soldaten alle benachbarte Städte, Flecken und Dörfer, auf 3 bis 4 Meilen Wegs im Bezirk überfallen und rein ausgeplündert, ausgenommen das gräfliche Schloß zu Rudolſtadt, das Stammhaus Schwarzburg, wie auch die Feſtung Leuchtenberg, welche ſich der feindlichen Anfälle noch allezeit erwehret, wie ſich denn ſonderlich auf dem Schloß zu Schwarzburg viel tauſend Menſchen Landvolk nebſt ihrem Vieh, jedoch mehrentheils außerhalb dieſes Schloſſes auf ſelbigen Felſen erhalten.

Als nun beiderſeits Armeen ihre Lager völlig quittirt, die Schweden wie gehört, zuerſt aufgebrochen und denen Marſch nach Pößneck, Neuſtadt ꝛc., die Kaiſerlichen aber über den thüringer Wald ihren Zug genommen, haben ſie aufm Eisfeld ihr Rendez-vous angeſtellt, und dabei der Ihrigen bis an die 6000 vermißt, welche mehrentheils bei ausgeſandten Partheien (weil in der Nähe alles Proviant und Fourage aufgezehrt geweſen) theils von Schweden, theils von den Erfurtern, ingleichen von denen Waldbauern und Schnapphähnen aufgefangen und erſchoſſen, theils ſonſt verſchmachtet und crepiret.

Nach dieſer ſo großen ausgeſtandenen Unruhe, Noth, Gefahr, Angſt und Erſchreckniß haben ſich nach wenig Tagen allerhand giftige Seuchen und Krankheiten allhier eingefunden, welche auch in weniger Zeit an die 400 Leute weggerafft, wie ingleichen viel 100 Stück Vieh umgefallen und verreckt.

Ja wenn Gott (menſchlichen Gedanken nach) nicht ſo bald ein ſehr gnädiges Gewitter und fruchtbaren Regen beſchert, welcher denn nicht allein das Land von ſo vielen todten Aeſern und anderer Unſauberkeit mehr gereinigt, ſondern auch das in Grund hart darniedergeſtampfte Feld dergeſtalt befeuchtet, ſo daß in ſelbigem Jahr noch ein ziemlicher Feldſegen auf hieſigen Aeckern gewachſen, da ſonſt ohne dieſen beſcherten Regen menſchlichem Anſehen nach, große Hungersnoth, Infektion und gefährliche Seuchen erfolgen ſollen; vor welche große Gnade man auch dem großen Gott in der Kirche herzlich gedankt, und denſelben zugleich angerufen, daß er unſere liebe Stadt und das ganze Land vor dergleichen verderblichen Kriegsweſen fernerhin in allen Gnaden behüten und bewahren wolle. Bei dieſen itztgedachten, wie auch den 26ſten Mai jüngſthin entſtandenen Regen und ſtarkem Gewitter hat man im Ausgang befunden, daß ſolch Gewäſſer dergeſtalt in die Keller und Schächte eingedrungen, darein denn ſowohl Einheimiſche als Fremde ihre Mobilia guten Theils hinein salviret, wobei ein und andern Orts auch einige Säcke Getreidigs beigeſteckt und zu künftigem Aufenthalt mit beigethan worden. Dahero denn von ſolcher Feuchtigkeit guten Theils Mobilia verdorben; ſonderlich das Getreidig iſt aus denen Säcken dergeſtalt herfürgekeimt, daß es einem grünen Raſen ganz ähnlich geſehen.

Auch iſt hierbei nicht zu überſehen, daß von denen ſo vielen eingeworfenen Pferden und andern Aeſern in dem Saalſtrom die Fiſche ſich dergeſtalt gemehret, daß wohl mancher Fiſcher in einem todten Pferde und anderem Aaſe 6, 8 bis 9 Maas Fiſche, inſonderheit Kreſſen gefangen, auch jezuweilen einiges Gewehr, als: Degen, Piſtolen, Kasquet und Kürris ꝛc. gefunden und herfürgezogen worden.

Was während dieſer Belagerung und Sperrung der Päſſe an Viktualien und Mundproviſion, wie auch an rauchem Futter eines und anderes erkauft werden müſſen.

1 Schffl.	Korn oder Roggen —	pr. 6, 8, 10 bis 12 Thlr.
1 —	Weizen	pr. 10, 12 bis 15 Thlr.

1 Schffl. Gerſten	p. 6, 7, 8 bis 9 Thlr.
1 — Haber	p. 4, 5, 7 bis 8 Thlr.
1 Eimer Landwein	p. 8, 9, 10 bis 12 Thlr.
1 — Kofent	p. 1 bis 1½ Thlr.
1 — Bier	p. 2, 3 bis 4 Thlr.
1 Feldmaas Bier, od. 3 Nöſel v. hieſ. Maas	p. 3 bis 4 Gr.
1 Maas Brantwein	p. 1 Fl. 1 Gr. bis 30 Gr.
1 Feldmaas Salz	p. 12, 14 bis 18 Groſchen.
1 Pfund Butter	p. 6, 7, 8, 10 bis 12 gGr.
1 Ey	p. 6, 7, 8, 10 Pfennige, auch leztlich 1 Gr.
1 Tonne Sauerkraut	p. 2, 3 bis 4 Thl.
1 alte Henne	p. 8, 10, 12 bis 14 Groſchen.
1 Maas Saalfiſche	p. 6, 8, 10 bis 12 —
1 Pfund Brod	p. 4, 6, 8 bis 10 —
1 Pfund Erbſen	p. 4 —
1 Bund Stroh	p. 4, 5 bis 6 —
1 Burde Heu oder Futterſtroh	p. 12, 14 bis 16 —
1 Pfund Speck	p. 10, 12, 14 bis 16 —
1 Maas Eſſig	p. 4, 6, 8 bis 10 —

Das Rind- und ander Fleiſch aber iſt in geringem Werth geweſen.

Eine chronikähnliche Handſchrift, die Stadt Pöſneck (4 Stunden von Saalfeld) und deren Schickſale betreffend, beſtätigt und ergänzt die obige Schilderung mit den Worten:

Das folgende 1640ſte Jahr war vor unſere Stadt bei dieſem unglücksvollen Krieg ein Jahr des Jammers und Elends; ſie wurde nicht nur durch die häufigen Kriegstruppen entſetzlich mitgenommen, ſondern war auch bei dem Saalfeldiſchen Lager, durch eine totale Plünderung in den elendeſten Zuſtand verſetzt. Gleich zu Anfang dieſes Jahres, als den 9ten Januar kam der ſchwediſche General Königsmark mit 2 Regimentern

Cavallerie und etlichen Regimentern Fußvolk von Saalfeld hierher nach Pösneck, und ſetzte das ganze Land in ſtarke Contribution; als er ſich einige Tage hier aufgehalten hatte, zog er wieder von hier ab, und nahm ſeinen Weg nach Leipzig und Böhmen, um ſich mit dem General Banner zu vereinigen. Sie kamen aber bald aus Böhmen wieder zurück, und der Obriſte Königsmark wurde mit ſeinen Truppen in unſrer Stadt einquartirt; ſie blieben 3 Tage allhier; der Obriſte Königsmark ließ ſich mit ſeinen Leuten im Gaſthof ſpeiſen, ſo alles die Bürger nach einer dazu angelegten Schatzung bezahlen mußten. Den dritten Tag zogen ſie wieder von hier ab und gingen nach Saalfeld zu. Sie ruinirten alda die ſteinerne Saalbrücke, und drohten der Stadt mit Plünderung. Dieſe ſchwibbten nun beſtändig um unſre Gegend herum, und wo ſie hinkamen, ſo verbreiteten ſie unter den Einwohnern nichts als Furcht und Schrecken. Und wenn ſie ja noch einen Ort mit Plünderung verſchonten, ſo ſetzten ſie doch denſelben in ſtarke Contribution. Er ging ſodann nach Leuchtenberg und wieder in das Voigtländiſche zu der ſchwediſchen Armee des General-Feldmarſchalls Banner, welcher ſich daſelbſt aufhielt.

Den 9ten April kam die ganze ſchwediſche Armee von Schleiz hierher nach Pösneck, und gingen nach Erfurt zu, wobei es an häufiger Einquartierung nicht gefehlt hat. Unterdeſſen als immer Nachricht einkam von der Ankunft der kaiſerlichen Truppen, wurden einige Partheien ſchwediſcher Truppen um unſre Gegend herum gelaſſen, daß ſie von denſelben genaue Nachrichten konnten überſenden.

Den 21ſten April kamen ſchon einige von den kaiſerlichen Truppen unter dem Obriſten Breda allhier an, und unſere Stadt mußte an dieſelben ½ Schatzung erlegen. Nach einigen Tagen gingen ſie von hier ab und nach Saalfeld, aber gleich darauf rückten andere kaiſerliche Truppen an deren

Stelle wieder ein, dieſen muſte unſere Stadt eine ſtarke Contribution erlegen, welche in anderthalbe Schatzung beſtund, ſo daß ein Bürger 2 Fl. 1 Gr. 9 Pf. erlegen muſte.

Den 26ſten April kam die ganze kaiſerliche Armee mit 50,000 Mann unter dem Erzherzog Leopold Wilhelm vor Saalfeld an. Da nun eine ſo groſie Armee dem Lande ſehr zur Laſt fiel, ſo kam den 29. April Ihre Herzogliche Durchlaucht Friedrich Wilhelm von Altenburg in Saalfeld an, zu bitten bei Erzherzog Leopold Wilhelm um einen ſchleunigſten Aufbruch der Armee. Er zog zwar mit guter Verſprechung, als, die Armee ſollte nur einige Tage daſelbſt bleiben, zurück nach Altenburg, aber es wurde nicht in Erfüllung gebracht. Der Aufenthalt dieſer Armee dauerte nicht nur einige Tage, ſondern ganze 7 Wochen. Als ſich nun die kaiſerliche Armee alda gelagert hatte, kam den 8ten Mai der ſchwediſche General Banner mit ſeiner Armee von 10,000 Mann bei Erfurt hierher, und nahm ſeinen Weg theils den Saalſtrom hinauf nach Saalfeld zu, theils auch durch unſere Stadt, und ſchlugen ihr Lager gerade dem Kaiſerlichen gegenüber auf. Es entſtanden verſchiedene hitzige Scharmützel, daß das Kanoniren auch in Weimar iſt gehört worden, doch konnten ſie die Kaiſerlichen aus ihren Verſchanzungen nicht herausbringen. Als nun die beiden Armeen eine Zeitlang gegen einander geſtanden hatten, hob Banner den 3. Juni ſein Lager auf und ging theils nach Pösneck, theils nach Neuſtadt (a. d. Orla) und Jena zu.

Bei dieſem Saalfeldiſchen Lager iſt unſre Stadt von den Schweden faſt in gänzlichen Ruin geſetzt worden. Sie verhielten ſich aufs grauſamſte und verſchonten Niemanden, und was ſich nicht durch die Flucht konnte retten, mußte ſich der Wuth ihrer Grauſamkeit überlaſſen. Selbſt das weibliche Geſchlecht muſte ihren viehiſchen Lüſten dienen. Einem hieſigen Bürger flößten ſie Miſtjauche ein, und wurde nachher mit Füßen zu

Tode getreten. Dieſes nannten ſie einen ſchwediſchen Trunk. Sie verſchonten nicht einmal die Kirche, ſondern machten ſie zum Pferdeſtall. Die Kirchengeräthe, Altartücher, und was dazu gehört, raubten ſie, wovon die Merkmale an der Tafel des Altars wegen dem Geſchabten am Golde noch deutlich zu ſehen ſind.

Viele Bürger ſchafften das Ihrige, um es in Sicherheit zu bringen in den Weiſenthurm, aber durch Verrätherei wurde alles dasjenige, was in demſelben befindlich war, von den Schweden genommen, und was dieſelben noch übrig gelaſſen hatten, nahm vollends die Weimariſche Schwadron hinweg. Den hieſigen Einwohnern blieb auch nicht das Geringſte, kein Hausgeräthe, kein Bett, keine Nahrungsmittel, alles wurde ihnen genommen. Kurz: Raub, Mord und Nothzucht waren ihre Loſung.

Es war nicht genug, daß ſie die Stadt plünderten, und mit den Einwohnern aufs grauſamſte verfahren wurde, ſondern dieſe muſten auch noch kurz vor ihrem Abzug 1100 Thlr. Contribution erlegen. Weil nun die Gelder nicht gleich konnten geſchafft werden, ſo nahmen ſie den daſigen Bürgermeiſter, Wolf Schön, als Geiſel von hier mit weg und nach Hof; das Geld wurde noch mit groſſer Mühe zuſammengebracht, und den Schweden nachgeſchickt, und dieſer wurde alsdann ſeiner Gefangenſchaft als Geiſel entlaſſen.

Bei dieſen verderblichen Kriegsunruhen kam unſere Stadt ſehr in Abnahme. Gewerbe und Handirung lagen, und zur Zeit des Jahrmarkts war Niemand ſicher, weder Käufer noch Verkäufer. Sie wurden oft geplündert, gehauen und wohl gar erſchoſſen, in eine ſolche erbärmliche Lage kam unſere Stadt.

Damals lagen drei Obriſte hier, als Wanck, Kettler und Thülemann. Von dieſen hat man damals folgenden Reim gemacht: Der Obriſte Wanck, macht die Bürger krank, der Obriſte Kettler, macht die Bürger zum Bettler, und der Obriſte Thulemann jagt die Bürger gar davon.

III.

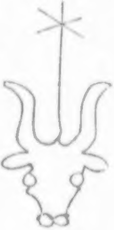
Die erſte gedruckte lateiniſche Urkunde.

Bulle Papſt Pius II.

Mit Facſimile auf Tafel I.

Mit Bezugnahme auf das im erſten Band unſers Muſeums S. 109 und im Serapeum I. S. 306 gegebene Verſprechen, von einigen hochſeltnen früher ungekannten und unbeſchriebenen Druckerſtlingen auf Einzelblättern, den erſten diplomatiſchen Urkunden, deren Beſtimmung war, durch die Preſſe zu allgemeiner Verbreitung zu gelangen — Facſimiles zu geben, bringen wir nun, nachdem im erſten Band das kaiſerliche Entſetzungsdokument Diethers von Iſenburg in deutſcher Sprache vorgelegt wurde, ein abermaliges treues Facſimile von der ungleich umfaſſenderen päpſtlichen Entſetzungsbulle Diether's von Iſenburg. Auch dieſe ging dem bekannten Manifeſte Diether's vom 1. April 1462 voran, ja, ſie hat daſſelbe erſt eigentlich hervorgerufen.

Dieſes vom hiſtoriſchen wie vom typographiſchen Geſichtspunkte aus äußerſt wichtig erſcheinende Dokument iſt mit den Typen des Rationale Durandi, deſſen erſte Ausgabe bereits 1459 erſchienen war, auf einem einſeitig bedruckten Foliobogen enthalten, wo es 87 Zeilen, jede von circa 60 bis 70 Silben füllt. Der Papierbogen hat zur Waſſermark einen kleinen Ochſenkopf von dieſer Figur und Größe:



Der Initial P iſt mit röthlichbrauner Tinte eingeſchrieben, mit derſelben ſind auch mit großem Fleiß mehrere Correcturen gemacht, die in unſerm Facſimile zwar ebenfalls wiedergegeben werden, aber ſchwarz erſcheinen. Dieſe Correcturen beweiſen, daß das Dokument beſtimmt war, öffentlich ausgehängt zu werden, wie an unterſchiedlichen Kirchenthüren z. B. in Speier in der That damit geſchah, wo es aber eine Stunde nach dem Anſchlag wieder abgeriſſen wurde.

Abgedruckt und zwar mit aufgelöſten Abbreviaturen iſt dieſe Urkunde in *G. Chr. Joannis* Rerum Moguntiacarum Tomus II, darin Georg Hellwich's Moguntia devicta enthalten iſt, pag. 116; dort füllt dieſelbe mehr als fünf Folioſeiten, und hat Zahlendatirung. Auch in Müller's Reichstagstheatrum Th. 2. S. 31. iſt dieſe Abſetzungsurkunde wiedergegeben.

„Ernſte Bannbrief," ſagt der ſpeyer'ſche Chroniſt Lehmann in ſeinem Annalbuch, habe der Papſt gegen Churfürſt Diether und ſeine Helfer allenthalben anſchlagen laſſen, und fürwahr, ernſt genug iſt dieſe Bannbulle, ja, mehr als ernſt, ſie iſt ſchwer und furchtbar, ſie zeigt den ganzen flammenden Zorn der päpſtlichen Kurie und wir können uns nicht enthalten, dieſelbe den Leſern des Muſeums in treuer deutſcher Uebertragung wiederzugeben, um ſo mehr, da ſelbſt die der lateiniſchen Sprache kundigen Leſer ſchwerlich Alle Geduld und Geneigtheit haben möchten, das Originaldokument zu entziffern. Helwich läßt der Urkunde folgende kurze Bemerkung vorangehen:

> Daher wurde nach einem gemeinſchaftlichen Beſchluß des Papſtes und der Cardinäle Diether ſogleich entlaſſen und Adolf an deſſen Stelle geſetzt, auch wurden die Vaſallen ihres Eides entbunden, und befehligt, den neuen Kurfürſten Adolf, den Eid der Treue zu leiſten rc.

Diether's Wahl war 1459 erfolgt, und von Pius II. in Mantua allerdings bereits beſtätigt worden. In der Bannbulle, die nicht wenig weitläufig iſt, wird Diether mit Beſchuldigungen überhäuft, welchen hauptſächlich die Appellation der Churfürſten gegen den Kardinallegaten Beſſarion, der einen Kreuzzug in Deutſchland bewirken ſollte, und die dem Papſt nicht geringen Verdruß machte, zu Grunde lag. Gegen dieſe ſuchte ſich Pius II. durch eine Bulle vom 1. Sept. 1461 zu rechtfertigen, welche ebenfalls aus Juſt und Schöffer's Officin, mit denſelben Typen, hervorging. Wir haben ihrer im Serapeum 1840 S. 309. gedacht, und ihr Abdruck war uns damals noch nicht vorgekommen. Sie ſteht aber in Müller's Reichstagstheatrum Th. 2. S. 29.

Der gleichzeitig im Bezug auf Diether's Abſetzung und Adolph's Einſetzung im Druck ausgegangenen Papſtbullen ſind vier, alle unter einem und demſelben Tage unterzeichnet. Die erſte derſelben iſt die nachfolgende; von den drei ndern, in deren Beſitz wir ebenfalls ſind, iſt die erſte an Adolph von Naſſau gerichtet, ſie ertheilt ihm den apoſtoliſchen Segen, und inſtallirt, mit Bezugnahme auf die große Abſetzungsbulle Diether's, auf den ſie noch alle möglichen Schmähungen häuft, den Neuerwählten, indem ihm noch aller-i nothwendig erſcheinende Inſtructionen ertheilt werden. Die zweite Bulle iſt an das Mainzer Kapitel gerichtet, die ritte an die Mainzer Diöces, und wiederholt im Ganzen ie Pflichtloszählung von Diether, wie die Schmähungen deſ-lben.

Hellwich überſchreibt ſeine Erneuung der erſten und größ-n Bullen: Sententia exauctorationis adversus Dietherum, electorem Moguntinum, lata.

Die Abſätze ſind nach der lateiniſchen Textwiedergabe ellwich's in der Uebertragung beibehalten.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50160-9
BECHSTEIN,L. FN. 03120/015

Das Hiſtoriſche des ganzen Streites weiter zu verfolgen, iſt hier nicht Aufgabe. Die Urkunde wird als typographiſche Seltenheit mitgetheilt, denn bis jetzt iſt uns, nachdem wir von ihr und ihren Schweſtern im Serapeum 1840 zuerſt Nachricht gegeben haben, ein zweites vorhandenes Exemplar derſelben nicht nachgewieſen worden.

Auch in J. C. L. Gieſelers Lehrbuch der Kirchengeſchichte wird im zweiten Band, dritte Abtheilung, (Bonn 1829) dieſes Zwiſtes ausführlich gedacht und die Urkunde theilweiſe mitgetheilt.

Ihre Wirkung war, ohnerachtet daß der Kaiſer zuſtimmte, wie deſſen Abſetzungsurkunde Diether's, die im erſten Band des Muſeums mitgetheilt wurde, beweiſt, nicht vom gewünſchten Erfolg, denn Diether wich von ſeinem Biſchofſtuhl nicht durch den Strahl dieſes Bannes, ſondern durch die Gewalt des feindlichen Ueberfalles ſeines Gegners, mit dem er jedoch am 12. Oct. 1462 zu Geilsheim einen nicht ganz unvortheilhaften Vergleich abſchloß, und ſpäter war Diether wieder des Papſtes Dilectus filius. (Gudenus IV. p. 372.)

Pius, Biſchof, Knecht der Knechte Gottes, zum ewigwährendem Gedächtniß. Zweierlei hauptſächlich iſt es, was Wir auf der Höhe des auf Gottes Befehl errichteten apoſtoliſchen Stuhles auf das Fleißigſte erwägen und beſorgen müſſen: erſtens, daß Wir den Wohlverdienten würdige Belohnungen und Unſer Wohlwollen erweiſen, zweitens, daß Wir den Verächtern des göttlichen Geſetzes, den Ungehorſamen und Rebellen, welche nicht gebeſſert und geheilt werden wollen, ſchickliche Strafen und Züchtigungen auferlegen; denn durch Belohnung und Strafe wird das öffentliche Wohl erhalten, da der Zuſtand Unſerer Zeit ſo iſt, wer dem Volke nützen will, ſowohl Sorge tragen muß, zu belohnen als auch zu beſtrafen, obſchon die Zahl der vergangenen guten Zeiten nicht die der böſen überwiegt, und jeder Papſt den Nachſtellungen und den Waffen ſeiner Feinde ausgeſetzt war. Sehr ſelten nämlich ſind die Guten, und die Natur des Menſchen iſt zum Böſen geneigt, welche, ſobald ſie einige Hoffnung hat, der Strafe zu entgehen, gleichſam gereizt, mehr und mehr Fehltritte thut. Alſo nützt Nachſicht dem allgemeinen Beſten nicht ſo viel, als Strenge, denn die Menſchen zaudern, zu ſündigen, wo ſtrenge Zucht Vergehen nicht ungeſtraft hingehen läßt. Leichte Nachſicht iſt dem Sünder ein Reizmittel.

Das haben Wir gefunden bei Mehrern, hauptſächlich aber bei Diether, welcher ſich einen Mainziſchen Churfürſt nennt. Dieſer war, je mehr Wir ihm Güte und Wohlwollen erzeigten, ſtets deſto trotziger und aufrühreriſcher, wie Jedermann aus dem, was Wir weiter unten ſagen werden, deutlich erkennen wird. Es war früher die Mainzer Kirche durch den Tod ihres letzten Erzbiſchofs, Theoderich, ſeligen Andenkens, verwaiſt, als Wir nach Mantua gereiſt waren. Die Domherren verſammelten ſich capitulariſch, wie es Sitte iſt, und wollten zur Wahl des künftigen Hirten ſchreiten. Sie gaben einander das gegenſeitige Verſprechen, daß die Wahl auf den Ausſpruch Einiger, welche ſie aus ihrer Mitte wählten, ankommen ſollte. Dieſe ernannten, gleich als wenn ſie vorher darüber übereingekommen wären, den ſchon genannten Diether, doch nicht ohne den Schandfleck und die Ehrloſigkeit der Simonie; indem einer von dieſen Wählern durch eine große Geld-Summe beſtochen war, deſſen Stimme unter den Sieben den vierten Platz einnahm, ſich plötzlich erhob und Urſache wurde, daß Diether die gröſte Parthei erhielt und zum Churfürſten gewählt ward *). Diether ſchickte nun mit dem Kapitel Procuratoren und das Decret ſeiner Wahl an Uns, indem er bitten ließ, daß Wir ſeine Erwählung zum Erzbiſchof von Mainz genehmigen und ihn an der Mainziſchen Kirche anſtellen möchten.

Wir aber bedachten, welch großes Anſehen der Erzbiſchof zu Mainz bei den Deutſchen genießt und wie durchaus nützlich er durch ſeine Wirkſamkeit für den Convent zu Mantua, dem Wir damals vorſtanden, ſein könne, daher Wir dieſem Diether befahlen, wegen Unſerer gegen die Treuloſigkeit der Türken beabſichtigten Unternehmung, daß er ſich, wie es die Rechte erheiſchten, Behufs ſeiner Beſtätigung, zu Uns begebe, weil Wir große Dinge zur Ehre Gottes und zum Wohl der ganzen Chriſtenheit mit ihm zu vollbringen geſonnen waren, verlängerten auch die Zeit ſeines Kommens, und machten ihm die gewiſſeſte Hoffnung ſeiner Beſtätigung, da nach Unſerer Meinung ſeine Beförderung der Kirche von großem Vortheil ſein mußte.

Aber dem Menſchen von hartnäckigem und trotzigem Kopf war die Ueberzeugung nicht beizubringen, daß er ſich Uns und der ſo nothwendigen Zuſammenkunft ſtelle. Bald ſchützte er Leibesſchwäche, bald Mangel an den zur Reiſe nöthigen Mitteln vor, obgleich Wir antworteten, daß Wir ſeine Geneſung, die bald genug erfolgte, abwarten wollten, und daß Wir ſeine Ankunft mit wenigen Begleitern verlangten. Während der Zeit, daß er nun in dem unbeweglichen Vorſatze ſeines verderbten Sinnes beharrte, und zur Reiſe nicht bewegt werden konnte, zögerten Wir, Ernſt zu brauchen, eingedenk, wie ein Lehrer den Willen des Schülers lenkt, und hoffend, durch Güte das Böſe zu beſiegen,

---

*) Dieſen Vorwurf hat Diether in ſeinem Vertheidigungsmanifeſt widerlegt; er war einhellig gewählt.

und durch Sanftmuth die Meinung des harten Kopfes zu ändern. Wir übertrugen ihm das Bisthum der Kirche zu Mainz und erließen vorſorgliche Briefe in üblicher Form. Noch waren Uns damals nicht einmal alle Fehler von ihm bekannt, welche nachher vor aller Welt zum Vorſchein kamen, und Wir hielten ihn für einen frommen Mann, da ihn das Mainzer Capitel zum Hirten ſo dringend verlangt hatte. Die Procuratoren Diethers ſchwuren Uns das in ſeinem Namen und auf ſeinem Befehl zu, was die übrigen Biſchöfe den römiſchen Päpſten zu ſchwören gewohnt waren, daß er perſönlich zwiſchen Jahr und Tag zu Uns kommen wolle, wo Wir auch mit der römiſchen Curie Uns aufhalten würden. Die Procuratoren erhielten zur Ausführung dieſer Sache noch einen ganz beſondern Befehl. Wir glaubten den ſchönen Worten Diether's, welcher durch Briefe und Geſandte verſprach, daß er der beſte und gehorſamſte Sohn ſein wolle. Wir hofften von dieſem Manne verlangenden Gemüthes, daß er ein Verfechter des apoſtoliſchen, ein Vertheidiger des katholiſchen Glaubens, das beachten werde, was Wir zum Schutz der chriſtlichen Religion zu Mantua beſchloſſen hatten, die Männer ſeiner Nation zu einem Zuge gegen die Türken aufzufordern, und daß er gehorſam ſich zeigen werde in derſelben Sache Unſerm theuerſten Sohne, dem römiſchen Kaiſer Friedrich, an welchen Wir einen Cardinallegaten *) im Betreff dieſer Angelegenheit ſandten, einestheils wegen Zurüſtung eines Heeres, anderntheils wegen der zu entrichtenden Zehnten, und der Beitreibung der Zwanzigſten und Dreiſſigſten und anderer zu leiſtenden Hülfsmittel. Der dem Böſen ergebene Menſch, der Feind Gottes und jeder Dankbarkeit dagegen richtete bald ſeine Hörner gegen den apoſtoliſchen Stuhl, und fängt an, ſeine Mutter

---

*) Dieß war Beſſarion.

zu ſchelten; auf die verſchiedenſten Weiſen belfert er gegen Uns, verläumdet Unſern Geſandten, der die Zehnten, vermittelſt deren das Heer gegen die Türken bewaffnet werden konnte, einnehmen ſollte; ja, er ſcheute ſich nicht, öffentlich zu ſagen, daß Wir das Geld der Nation nicht zur Vertheidigung des Glaubens erhüben, ob Wir gleich die Erhebung des Zehnten nur mit Beiſtimmung der Nation angeordnet und die Ueberwachung und Vertheilung deſſelben in ſolche Hände gelegt hatten, welche das Volk ſelbſt erwählte. Inzwiſchen geſchah es, daß Diether auf Bitten der Kaufleute, welche die dem apoſtoliſchen Stuhl gehörigen Gelder ihm dargeliehen hatten, als der Zahlungstermin ſchon längſt verfloſſen war, ohne Unſer Wiſſen excommunicirt wurde, denn es pflegt durch untergeordnete Richter nach dem Verfahren der Kammer *) zu geſchehen. Da dieß nun zu ſeiner Kenntniß kam, wie er in kirchliche Händel verwickelt war, dachte er nicht daran, wie er ſich löſe und zur Gemeinſchaft der Gläubigen zurückkehre, ſondern er häufte mehr und mehr Strafe auf ſein Haupt. Er kam nicht zu Uns, er beklagte ſich nicht darüber bei Uns, er ſuchte bei Uns keine Hülfe, keine Zuflucht, aber an verſchiedenen Orten erhebt er ſich gegen Uns und ſchreit gegen Uns, indem er behauptet, daß er unſchuldig leide, und läſtert den apoſtoliſchen Stuhl, indem er in einem berüchtigten Schmachlibell an das nächſte Concilium gegen die Mantuaniſche Bulle apellirt **), indem er ſich thatſächlich die Excommunication, von der er außer durch Uns nicht abſolvirt werden kann, und andere Strafen zuzieht, welche gegen Majeſtätsverbrecher und Begünſtiger ketzeriſcher Verkehrtheit, vom Rechte, gleichſam wie

---

*) nämlich der päpſtlichen Finanzbehörde.

**) Diether's Appellatio, die hier gemeint iſt, ſteht in Senckenberg. Selecta juris et historiae. T. IV. p. [illegible]

Blitze geſchleudert werden. Seinem unehrerbietigem, ſündhaften und albernen Sinn war es nicht genug, den erſten Sitz *) auf ſolche Weiſe zu verachten; er mußte auch das Heilige ſelbſt verachten, und da er ſich öffentlich damit befaßte, wurde er öffentlich und notoriſch excommunicirt, indem er in Geſetzwidrigkeit verfiel. Seht! Welche Ehrfurcht vor dem kanoniſchen Geſetz! Welche Gottesfurcht! Welche Achtung vor der Religion! Zweimal excommunicirt, zweimal aus der Kirche geſtoßen, betritt er ungenöthigt, ungeheißen, unabſolvirt die Kirche, unterzieht ſich der Ausübung des Gottesdienſtes und wagt ſo das Heiligthum zu ſchänden.

Allzugroß iſt ſein Ungehorſam und ſein Trotz, dieſe beiden aber ſind Kennzeichen eines Menſchen, der von wenig guten Gefühlen der chriſtlichen Religion durchdrungen iſt, und dem alle menſchlichen und göttlichen Rechte nichts ſind. Das iſt ganz offenbar bei Diether, welcher außer allem Zweifel den Uns geleiſteten Eid gebrochen hat. Denn als der feſtgeſetzte Termin, binnen welchem er zu Uns kommen ſollte, und der ſchon einmal verlängert worden, abgelaufen war, blieb er ohne Treu und Glauben, uneingedenk ſeines Verſprechens, nicht denkend an ſeine Schuldigkeit, noch an ſeinen Eid, aber excommunicirt, eidbrüchig, gottlos, aller Segnungen der Religion bar, und ihr Feind; läßt er die Zeit vergehen, kommt weder zu Uns, noch entſchuldigt er ſich, warum er nicht habe kommen können, er, der mit ſtolzer Miene und anmaßenden Gedanken meint, daß er einem römiſchen Oberhaupt nichts ſchuldig ſei, und vielleicht gar glaubt, daß er größer als jenes ſei, und in Worten und Handlungen aufgeblaſen, ſtolz in ſeinem Wahne bald dieſe, bald jene zu ſeiner Meinung ermahnte, daß ſie ſeiner verbrecheriſchen Appellation anhingen, indem er hofft, daß ſeine

---

*) D. h. den päpſtlichen Thron.

Gottloſigkeit um deſtomehr ungeahndet bleibe, jemehr er Anhänger ſeines ſchlechten Planes fände. Doch nur ſehr Wenige hängen ihm an; aber auch Manche von dieſen, welche von ihm betrogen und hintergangen worden ſind, entfernen ſich von ihm, ſobald ſie den Betrug eingeſehen haben, und ſagen ihm ihre Zuſtimmung ab. Sie erklären ihm, daß ſie treue Anhänger der römiſchen Kirche ſein wollen, da ſie wiſſen, daß nichts ſo ſchädlich iſt, als wiſſentlich in der Sünde zu beharren. Diether aber in ſeinem heftigen Gemüth und ſeiner Verblendung täglich mehr und mehr erkrankend, ſtrebte mit allem Eifer danach, wenn er das Mainzer Kapitel ſich auch nicht zum Anhang erzwingen kann, doch Kapitel und Prälaten anderer Kirchen in ſeine Gottloſigkeit zu ziehen.

Er ſagte in eigner Machtvollkommenheit eine Volks-Verſammlung zu Frankfurt an, was er um deswegen thun zu können meinte, weil das Kirchenoberhaupt zu Mainz durch das deutſche Volk Erzkanzler des römiſchen Reiches ſei. Wir geſtehen ihm auch zu, daß derjenige, welcher Biſchof zu Mainz iſt, bei dem deutſchen Volke auch Erzkanzler des römiſchen Reichs iſt, aber Wir räumen ihm keineswegs damit ein, daß es ihm darum erlaubt ſei, das deutſche Volk ohne Willen des Kaiſers auf einen beſtimmten Platz zuſammen zu rufen, oder daß er ſo etwas überhaupt thun könne. Aber von ſich ſelbſt zu ſehr eingenommen, wagt er es dennoch, ohne noch mit der prieſterlichen Würde bekleidet, ohne Erzbiſchof zu ſein, ohne die Regalien erlangt zu haben, das deutſche Volk gegen Willen und Zuſtimmung des Kaiſers zuſammen zu rufen und eine Verſammlung zu halten. Und obgleich er ſagt, daß er das um deswegen unternommen habe, damit er für das Volk und den chriſtlichen Staat ſorgen könne (was ihm gar nicht zuſteht, wenn er nicht von einem Höhern damit beauftragt wird) ſo ſtrebt er doch in der

That noch weiter nichts, als ſich Anhänger gegen den apoſtoliſchen Stuhl durch ſeine unerlaubte Appellation zu verſchaffen.

Als Wir das erfahren hatten, ſchickten Wir Unſere Geſandten, ganz ausgezeichnete Männer, zu ihm, welche den auf ſchlechtem Wege Wandelnden abhalten und auf den rechten Weg führen ſollten. Sie ſollten ihm auch zeigen, wie ſehr er abgeirrt, wie ſehr er göttlichen Geſetzen entgegengetreten, wie ſehr er in Gefahr ſei, und wie ſeine Pläne ihm, ſeinem Volke, und der ganzen Chriſtenheit ſchaden könnten, aber Unſere Ermahnungen blieben fruchtlos. Viele Fürſten und Prälaten unternahmen vergebens, ihn umzuwenden. Er hörte nicht auf ſeinen Wohlthäter, der ihn herzlich ermahnte. Er gab ſeinen Rathgebern kein Gehör. Seinen Suffragan, einen ausgezeichneten Theologen, welcher aus den heiligen Schriften getreulich zeigte, wie ſehr ein Erzbiſchof dem apoſtoliſchen Stuhle unterworfen ſei, verfolgte er mit Schmähworten. Niemand konnte ſeinen Sinn beugen, Niemand außer ſich ſelbſt wollte er anhören, ausgenommen etwa die, welche ſeine Ohren damit kitzelten, daß ſie ihm Anſchläge gaben, die mit ſeinen Wünſchen übereinſtimmten. Und da er bei Frankfurt, indem es der Kaiſer verhinderte, keine Verſammlung halten konnte, denn die guten Bürger gehorchten ihrem Herrn, ſo verlegte er die Verſammlung nach Mainz, und unterſing ſich, den Vorſitz daſelbſt zu führen, obgleich nur Wenige dahin kamen, und zwar ein Theil, nicht damit er auf ihn höre, ſondern um ſeine Kühnheit zu tadeln, dennoch aber waren Manche, die in ſeine Thorheit einſtimmten, unter denen man Gregorius von Heimburg *) fand, welchen man richti-

---

*) Der Erzherzog Sigismund von Oeſterreich war im Interdict, weil er ſich an dem gegen ſeinen Willen vom Papſt ernannten Cardinal Nicolaus von Cuſa, Biſchof zu Brixen, thätlich vergriffen, indem

ger Errorium dieſe, einen Zögling der Unbilligkeit, welchen Diether recht wohl als einen öffentlich verdammten Ketzer, einen Excommunicaten und Rebellen kannte, den er aber dennoch zur Verſammlung zuließ, und öffentlich mit ihm in Gemeinſchaft trat, obgleich ihn unſere Geſandten ermahnten, daß er das nicht thun ſolle. Aber warum ſoll ein Ausgeſtoßener einen Ausgeſtoßenen meiden, ein Ungläubiger den andern, ein Meineidiger den andern, oder ein Rebelle den andern? Gleich und gleich geſellt ſich gern, und den unter ſich verbundenen Gottloſen ſchwillt der Kamm. Gregor war der Geſandte des Oeſterreichiſchen Fürſten Sigismund's auf dieſem Convent, bereits wegen Thätlichkeiten gegen den Cardinal St. Peters verdammt und excommunicirt, ein würdiger Orator ſeines Herrn, und würdig, daß ihn Diether zum Genoſſen ſeiner Treuloſigkeit annahm. —

Daher wurde zu Mainz ein viel kleinerer Convent gehalten, als Diether gehofft hatte, in welchem er ſelbſt vieles voll Drohungen gegen Uns und den Kaiſer ſagte, indem er es wagte, den Mund gegen den Himmel aufzuthun, und als ein ſchlechtes Schaf zwei Hirten ſchmähte. Und obgleich ihn Unſere Geſandten ſehr ermahnten, daß er ſich dem apoſtoliſchen Stuhle nicht als Feind zeigen, daß er die verdammte Appellation nicht fortſetzen ſolle, daß er ferner dem Kaiſer nicht beſchwerlich fallen und den Papſt nicht angreifen ſolle — er müſſe einſehen, daß er keinen Grund habe, warum er dieſes unternähme, er ſolle ſich überreden laſſen,

---

er ihn gefangen genommen hatte. Sigismund's Rath, Gregor von Heimburg, appellirte, im Namen ſeines Herrn, an ein allgemeines Concilium, unterm 13. Aug. 1460, und ward nun auch excommunicirt. In einem Breve Pius II. an den Rath zu Nürnberg führt er den Ehrentitel: Quidam, ex patre Diabolo mendaciorum artifice natus, Gregorius de Heimburg.

daß Alles, was ehrbar ſei, leicht von Uns erhalten werden könne, er möge ſeine Lage bedenken und nicht nach Höherem trachten, er möge wiſſen, daß, was ſein Verhältniß zum römiſchen Papſt betreffe, er ein Schaf, nicht ein Hirte ſei, und im Verhältniß zum Kaiſer habe er ſich als Vaſalle, nicht als Herr zu betragen, und beide ſeien ſeine Richter, er möge ſeinen Obern Ehrfurcht bezeigen, und vielmehr die Milde als die Schärfe ſeiner Herren zu erfahren ſuchen — beharrte er doch als ein verbrecheriſcher Menſch, der von unauslöſchlichem Haſſe gegen den römiſchen Stuhl erfüllt iſt, und den Namen des Kaiſers nicht hören kann, der ſich durch kein Bitten gebeugt hat, durch keine Drohungen erſchreckt wird, der lauter Gift gegen Uns ſpeit und noch viel mehr wagt, was den Rechten des apoſtoliſchen Stuhles wie des römiſchen Reichs auf eine merkwürdige Weiſe zuwiderläuft. Kluge Männer, die bei ihm waren, kennen ſeine Ränke, und haben ihm ihre Hände zu ſo großer Schlechtigkeit nicht gereicht. Die Verſammlung endete anders als Diether vorgenommen hatte, denn eitle Pläne zerfallen und die Verbindung der Thorheit mit dem Glücke dauert nicht lange. —

Gänzlich von denen, auf welche Diether die größte Hoffnung geſetzt hatte, verlaſſen und aufgegeben, wurde er ein wenig umgeändert, und gleichſam, als wolle er ſich eines Beſſern beſinnen, hat er im Beiſein der Unſern ſeine lügneriſche und ſchmähliche Appellation widerrufen. Es geſchah dieß aber eigentlich nicht öffentlich, ſondern nur zu Hauſe, vor Wenigen, weil er ſich ſcheute, nicht ſowohl appellirt, als ſeine Appellation zurückgenommen zu haben. Unſere Geſandten hofften aber dennoch, daß er auf den rechten Weg zurückkehren wolle. Als ſie aber ſeinen innern Menſchen kennen lernten, fanden ſie keine Spur von Beſſerung. Er beharrte in ſeinem Trotze und hielt ſich für ſo wichtig, daß ihm der römiſche Stuhl weichen müſſe, er ſprach auf das Anmaßendſte, gleich als ob Wir von ihm, nicht er von Uns, belehrt werden müßten. Er zeigte keinen Willen, die Kaufleute zu befriedigen, noch ſein Leben zu beſſern, oder ſeine geleiſteten Eide zu halten, oder ſonſt etwas zu thun, was von ihm verlangt wurde. Und gleich als ob er mit Uns Verträge ſchließen wolle, verſprach er dieß und das, wenn Wir ihm das, was er ſelbſt begehrte, gewährten. —

Da aus dieſem Allem abzunehmen, daß ſein Herz unverbeſſerlich, und auf keine Weiſe zu hoffen iſt, daß er zur Frucht des rechten Lebens geleitet werden könne, und da ſeine Erwählung, wie Wir oben geſagt haben, hauptſächlich durch ſchändliche Simonie gefeiert wurde, wovon Uns nachher gewichtige Zeugniſſe überliefert wurden, was in jenen Ländern bekannt iſt, ſo fällt es ſchwer, eine durch ſchlechte Künſte erlangte Gewalt durch gute Sitten zu zügeln. Da auch viele Klagen über die ſchlechte Regierung dieſes Diether's, über die Gewalt, die er gegen ſeine Unterthanen ausübt, über ſeine Tyrannei, ſeine Räuberei, ſeine Wuth und viele andere Exceſſe uns zugekommen ſind, ſo ſcheint es Uns nicht geeignet, dieß länger mit Stillſchweigen zu übergehen, denn es wäre gefährlich, wenn Wir erlaubten, daß Diether in der ihm nicht gehörigen Kirche den Vorſitz habe, und daß Wir jene keuſche Braut länger in der Gewalt eines Buhlers bleiben ließen, weil es nicht anders ſcheinen könnte, als wenn man dem Wolfe die Schaafe zum Zerreißen vorwürfe, und den frommen Clerus zu Mainz, welcher bis dahin nicht von ihm beſtochen werden konnte, in die Hände des Feindes überlieferte, der nach ſeinem Gefallen Rache nehmen, und wenn ihm eine ſolche Rebellion ungeſtraft hinginge, leicht die Gemüther Anderer dahin bringen würde, Aehnliches zu wagen. —

Da es nun allgemein bekannt iſt, daß obengenannter Diether an ein künftiges Concilium appellirt habe, und daß er mit der Strafe heimzuſuchen ſei, die in Unſern von Mantua aus erlaſſenen Briefen ausgeſprochen wurde, und daß er ſeinen Eid verletzt habe, daß er nicht nur zur beſtimmten Zeit zu Uns kommen, ſondern auch Gehorſam und Ehrerbietung leiſten wolle, da er Unſere Befehle verachtete und Vieles gegen Uns und Unſer Amt unternahm, da er vernachlaſſigte, die apoſtoliſchen Briefe anzunehmen, und da er innerhalb der ihm rechtmäßig beſtimmten Zeit keinen Schritt vorwärts gethan noch verlangt hat, die Zeit zu verlängern, da er excommunicirt und öffentlich angeklagt iſt, aber dennoch heilige Verrichtungen angenommen, Aergerniß gegeben hat, und mit Tadel befleckt iſt, ſo daß er auch der Ketzerei ſehr verdächtig ſcheint, da er diejenigen auf alle Weiſe verfolgte, welche ihn als einen Ausgeſtoßenen meiden wollten, da er ſich viele Dinge angemaßt hat, die ihm nicht zukommen, indem er ſich herausnahm, über Papſt und Kaiſer zu urtheilen, da er ſeinem Clerus und ſeinem Volke ſehr läſtig und beleidigend war, und ſelbſt die Mainziſche Kirche im Geiſtlichen wie im Weltlichen ſchlecht regierte und auf alle Weiſe beleidigte und da das Alles ſo bekannt und öffentlich iſt, daß es durch keine Ausflucht verheimlicht werden kann, obgleich er ſchon durch das Vorausgeſchickte ſeines Rechtes verluſtig ſcheinen muß, welches ihm in der Mainzer Kirche entweder durch die Wahl oder durch unſere Beſetzung (Proviſion) zugeſtanden war, ſo entſetzen Wir ihn nichts deſtoweniger auf den Rath der S. R. E. Cardinäle, unſerer verehrungswürdigen Brüder, zu deſto größerer Fürſorge, da er ſo kühne und ſo ungeheuere Thaten wagte, der vorgenannten Mainziſchen Kirche und allen Rechtes, was er an ihr begehren könnte, und erklären ihn für abgeſetzt. Wir entfernen ihn von ihr und löſen von jedem Bande, durch welches ſie an ihn gebunden ſeien, alle Capitel, Pröpſte, Scholaſtiker, Wächter, Kämmerer, Kantoren, Schatzmeiſter, alle und jede Prälaten, wie ſie auch heißen mögen, alle Canoniker, Paſtoren, Plebanen, immerwährende und einſtweilige Vicaren, die Altariſten dieſer Kirche und des ganzen Mainziſchen Kirchenſprengels, endlich alle und jede einzelnen Vaſallen, Verbündete, Caſtrenſen und Einzelmannen, alle Dienſtleute, von welchem Stande und von welcher Eigenſchaft ſie auch ſein mögen, die Schöppen in Städten, Flecken, Dörfern und Burgen, die Bürgermeiſter, Conſule, und Rectoren derſelben, wie ſie auch heißen mögen, auch insgeſammt und einzeln, alle Unterthanen dieſer Mainzer Kirche, indem Wir befehlen, daß ſie dieſem Diether in keiner Sache Gehorſam leiſten, und von dem Eid, wenn ſie ihn geleiſtet haben, frei und gelöſt ſein ſollen, Jedem derſelben bei Strafe des Kirchenbannes gebieten Wir, daß ſie gegen ſein Weſen ſo viel als möglich ſteuern, daß ſie demſelben Diether oder ſeinen Procuratoren in keiner Sache antworten, gehorchen oder anzuhängen ſuchen, ſondern denſelben wie ein krankes Stück Vieh und wie eine peſtilenziſche Beſtie vermeiden. Es iſt aber durchaus Niemanden erlaubt, dieſen Brief unſerer Entſetzung, Erklärung, Wegſchaffung, Losſprechung, Beſtimmung, Befehls und Willens, anzugreifen, oder mit unbeſonnener Erlaubniß demſelben entgegenſein. Wenn aber Jemand dieß zu thun unternähme, der wird wiſſen, daß er in Ungnade des allmächtigen Gottes und ſeiner ſeligen Apoſtel Petri und Pauli fallen wird. Gegeben zu Tivoli, im Jahr nach Chriſti Menſchwerdung 1461, am 21. Auguſt im 3. Jahre Unſers Pontificates.

IV.

Vierzehn Briefe

des Prinzen

Eugen von Savoyen.

Aus dem italienischen Feldzug 1705.

Nachfolgende Briefe richtete der berühmte Feldherr und kaiſerlich königliche Feldmarſchall Prinz Eugen von Savoyen an den Feldmarſchall-Lieutenant ſpäter General Johann Ernſt Freiherrn von Bibra auf Schwebheim zu Schwebheim (bei Schweinfurt) während des italieniſchen Feldzugs im ſpaniſchen Succeſſionskriege. Kaiſer Leopold hatte dem Freiherrn von Bibra unterm 29. Juni 1702 in einem eigenhändig unterzeichneten Erlaß die Weiſung zugehen laſſen, daß der höchſte Beſchluß gefaßt worden — in Beherzigung der Feindſeligkeiten, welche von der Krone Frankreich unter verſchiedenen nichtigen und unrechtmäßigen Vorwänden nicht allein wider Oeſterreichs auf die Krone Spanien weltkundig habende Rechte und Gerechtſame in Italien ausgeübt worden, ſondern auch wegen der gegen das römiſche Reich und auf deſſen Grund und Boden friedhäſſig ausgebrochenen Thätigkeiten, und um Frankreichs zu gemeinſamer Unterdrückung der deutſchen Freiheit abzielender, auch allzu hoch anſteigender Macht beſſer Dinge zu ſteuern — das aus des Reichs und ſeiner Alliirten zuſammengeſtellte Kriegsheer mit einem ſolchen Haupt zu verſehen, welches vermittelſt angeborner hohen Autorität ꝛc. alle väterliche Vorſorge zu bieten vermöchte. Und ſo ſei der Durchlauchtigſte Fürſt Joſeph, gekrönter Römiſch- und Hungariſcher König zum General-Haupt über obgeſagtes Heer gewidmet worden. Von Bibra ſolle das neue Oberhaupt nach deſſen Ankunft bei der Armata anerkennen, und auch des kaiſerlichen Vetters, des General-

Lieutenants und Feldmarſchalls, Ludwig Wilhelm Marggrafen zu Baden, ertheilten Befehlen und Verordnungen ohnfehlbar nachleben ꝛc. Später kam Baron von Bibra unter den Oberbefehl des Prinzen Eugen's von Savoyen.

Die Feldzüge und Thaten des großen Eugen leben ungeſchwächt im Gedächtniß der Nachwelt, und es mangelt nicht an Schriften, welche jene auf umfaſſende Weiſe ſchildern. Die neuſte und gründlichſte derſelben neben J. Edler von Sartori's Sammlung der hinterlaſſenen politiſchen Schriften des Prinzen Eugen von Savoyen, 8 Bände, 1811 — 1819. iſt F. von Kausler's: Das Leben Eugen's von Savoyen hauptſächlich aus dem militäriſchen Geſichtspunkt, nach den zuverläſſigſten und neuſten, bisher noch nicht benutzten Quellen. Mit Noten verſehen vom Grafen von Bismark. Mit Ueberſichtskarten und Schlachten-Planen. Freiburg im Breisgau. 1838 und 1839. 2 Bände.

Die kleine Reihe authentiſcher, ſämmtlich von dem berühmten Feldherrn eigenhändig unterzeichneter Briefe an den vorhin erwähnten Baron von Bibra ward kurz vor und während des Feldzugs nach Italien geſchrieben, und fehlt gänzlich in der Sammlung von Sartori, der die Eugen'ſchen Memoiren, Noten und Briefe, die früher im Reichsplenipotenziar-Archiv in Mailand 72 Quartbände befindlich waren, zu Grunde liegen, die jedoch mehr aus politiſchen und freundſchaftlichen Briefen, nicht aus militäriſchen Depeſchen beſtehen. Wir danken ihre Communication einem Nachkommen des Adreſſaten, dem uns befreundeten als Naturforſcher bekannten Freiherrn E. von Bibra auf Schwebheim zu Schwebheim.

Zu näherer Verſtändniß der Briefe diene in Kürze das Folgende:

Der Sieg Eugen's und Marlborough's (13. Auguſt 1704) hatte die Franzoſen auf das linke Rheinufer zurückgedrängt, das Marſchall Marſin vertheidigen ſollte, während Villar die Saar- und Moſellande, und Villeroi mit dem Verbündeten Frankreichs, dem Churfürſten von Bayern, Brabant deckten. Der Herzog von Vendôme ſollte den Herzog von Savoyen, der von Frankreich abgefallen war, mit einer, der ſeinigen weit überlegenen Streitmacht erdrücken. Kaum vermochte der Herzog Verona und Mantua zu ſchützen, und hoffte in äußerſter Bedrängniß auf Hülfe vom Auslande. Marlborough war bemüht, den Herzog von Savoyen zu retten, Eugen nicht minder, allein während es dem erſten gelang, 8000 Mann Hülfstruppen unter der Führung des Prinzen von Anhalt-Deſſau aus Chur-Brandenburg zu erlangen, hielt es dem andern ſchwer, von Oeſterreich Hülfe für den hartbedrängten Bundesgenoſſen zu gewinnen, da die Streitkräfte dieſes Reichs theils in den Niederlanden, theils in Ungarn verwendet waren. Nur Eugen's Energie, die dem hochbejahrten Kaiſer Leopold über das wahre Verhältniß des Heeres in Italien unter Eugen's Oberbefehl, und über das Schwankende und Furchtſame des kaiſerlichen Kabinets aufklärte, gab der Sachlage eine andre Wendung. Eugen erhielt eine Armee von 28,000 Mann, unbedingte Vollmacht, nach eigner Einſicht in Italien handeln zu dürfen, auch die nöthigen Geldmittel angewieſen, und ſo begann der Marſch nach Italien, wo Roveredo zum Sammelplatz der kaiſerlichen, preußiſchen und kurpfälziſchen Truppen beſtimmt wurde.

F. von Kausler ſagt Bd. 1. S. 395 ſeines verdienſtlichen Werkes bei Erwähnung des Ablebens Kaiſer Leopold's am 5. Mai, in einer Note: Die meiſten Schriftſteller, und unter dieſen ſelbſt neuere, wie Loſſau, laſſen Eugen ſchon am 17. April von Wien abgereiſt, am 22. zu Roveredo anlangen, und dort bis zum 10. Mai in Unthätigkeit verweilen. Dieſer Irrthum wird am einfachſten durch nachſtehendes Schreiben *Eugen's* an den Grafen von *Starhemberg* widerlegt, das aus Wien vom 8. Mai datirt iſt: (v. Sartori: 1. Abtheilung, S. 115.)

> „Der Todesfall des Kaiſers verlängert meinen Aufenthalt zu Wien noch um einige Tage. Der Geſchäftsgang, der ohnehin nicht vorangeht, wird durch das Ceremoniell und durch die Verwirrung bei einem ſolchen Ereigniſſe noch mehr gehindert. Würde der neue Souverain nicht meine Gegenwart gefordert, und mir zugleich noch einige Dispoſitionen vollkommen überlaſſen haben, ſo hätte ich meine Reiſe nach Italien ſchon angetreten. Längſtens in drei Tagen hoffe ich los zu werden ꝛc.“

Nun iſt aber der dritte unſerer Briefe bereits vom 1. Mai und aus Roveredo datirt, und wenn man auch annehmen wollte, daß Eugen ſich das erſtemal der Datirung nach dem neuen Kalender bedient, ſpäter aber in Italien wieder der nach dem alten, und vielleicht am $\frac{11.\ \text{Mai}}{30.\ \text{April a. St.}}$ von Wien abgereiſt ſei, ſo würde es doch kaum denkbar ſein, daß er in 3 Tagen ſchon in Roveredo habe anlangen können, da er nach obiger Angabe ſechs Tage zu dieſer Reiſe bedurft haben ſoll, und bei den damaligen Wegen auch bedurfte. Daß Eugen allerdings *nicht* bis zum 10. Mai in Unthätigkeit zu Roveredo verweilte, beſtätigen unſre Briefe. Er zog zunächſt nach St. Michele, Brief vom 7. Mai, dann nach St. Maria, Brief vom 9. Mai u. ſ. w. und gab von allen Orten, wo er weilte, dem General von Bibra Nachrichten und Befehle. Erſt im Feldlager bei Lariſa ging vom Kaiſerhofe die officielle Nachricht vom Ableben Kaiſer Leoald's bei dem Prinzen ein, weßhalb er Befehle ertheilte, ieſe Nachricht den Truppen mitzutheilen.

Wir laſſen der Briefe Eigenthümlichkeit in Styl und echtſchreibung unverändert, obſchon anzunehmen iſt, daß e nicht deutſch dictirt wurden, und erläutern nur einige rtsbenennungen.

Der Herzog von Vendôme ſtand mit 22,000 Mann in iemont, der Herzog von Savoyen hielt ſich in dem feſten nger von Chivaſſo. Vendôme's Bruder, der Maltheſer roßprior, beobachtete mit 15,000 Mann das kaiſerliche eer von 8000 Mann unter den Generalen Leiningen d Bibra, und ſuchte die Vereinigung des Herzogs von avoyen mit den Streitkräften Eugen's zu verhindern. Der anzöſiſche Ingenieur-General Lapara ſtand mit 5000 Mann Mirandola. Als Prinz Eugen zu Roveredo anlangte, te er ſeine Truppen noch lange nicht vollzählig beiſam- n. Er ſuchte Mirandola zu entſetzen, daher der Befehl Bibra vom 10. Mai, an welchem Tage er ſelbſt von ichthal aufbrach, und gegen Salionze am Minzio mar- rte. (v. Kausler.)

1.

Wohlgebohrner Freyherr ꝛc.

uf Eur. Excell. vntern 22ſten pass° an Mich erlaſſenes reiben, worinnen dieſelbe ſich wegen Antrettung Dero rches nacher Italien anfragen wollen, vnuerhalte in Ant- t, daß weillen Mich vor Meine Perſohn ſelbſten mit t dieſes Monath, oder lengſten gleich anfangß des zue- ftigen an denen Wälſchen Gränzen vnfehlbahr einfinden te, Eur Excell. auch ſambt Dero Bagage zu benenter alldorthin zu erſcheinen auf daß möglichſte daran ſeyn len, vnd gleichwie Ich übrigenß allzeit all groſſe Estimé gegen dieſelbe [illegible] [illegible] erfreuet eß Mich auch vmb ſo mehrers daß Glück zu haben, Einen ſo tapfern Grals (Generals) vnter Meinen Commando ſehen zu können, der Ich immittelſt verbleibe

Ewer Excell.

dienſtwilligſter Dr.

Wienn d. 4ten Marti 1705. Eugenio von savoy.

2.

Wohlgebohrner Freyherr.

Auf Ewer Excell. vntern 15 hujus beliebte Zeillen, widerholle Ich meine verwichene Erinderung, das nemblichen dieſelbe bedacht ſeyn wollen, mit Anfang des künfftigen Monaths April an denen wällſchen Gräntzen ſich eintzufinden, vnd was dero Feldtzeugmeiſter Gage betrifft habe Ich mit Gelegenheith der heintigen ordinari an die Commissariats Substitution in Bayrn das behörige bedaittet. In Hofnung demnach Ewer Excell. baldt ſelbſten beſtimmtermaſſen an denen Italianiſchen Confinen perſöhnlich zu ſehen, verharre mit ſtätter Dienſtfertigkheith.

Ewer Excellenz

dienſtwilligſter Diener

Wienn den 21 Marty 1705. Eugenio von savoy.

3.

Wohlgebohrner Freyherr ꝛc.

Ewer Excell. erinde hiemit den richtigen Empfang der mit aigener Estaffetta an mich abgelaſſenen Zeillen von heütigen Dato, das waß Sye mir von des Tages vorhero eingeloffenen Khundtſchafft erindt haben, da habe Ich ſelbſten der kheinen Glauben beygemeſſen, Sye thun aber gar wohl, wann Sye was Veränderliches erfahren, das Sye mir es ſogleich erindern, inmaſſen mich nit wenig verbunden, daß der Feind biß dato ſich weder mouirt, noch ſonſten von ihme Ein und andrer disposition halber was gehört werde, inzwiſchen aber than Ewer Excell. erinden, daß nachdem nun die lezte trouppe von den Churbrandteburgl. trouppen morgen oder vbermorgen hier vorbey paſſiren werde, Ich auch mich gleichfalß in ein paar Tagen von hier zu mouiren gedenkhe, wovon ich aber Ewer Excell. ſchon aparte behörigs Nachricht erſtatten werde.

Betreffend die erforderliche Prouiantirung, da verſichert mich das Kayſ. General Kriegs Commiſſariat, das nit nur in ein 2 oder höchſtens 3 Tagen die Notturft werde verſchafft ſein, vnd noch aparte ein Haber Schiff dahin werts vnterwegs begriffen iſt, ſondern daß auch vmb den Erfolg zu erraichen, das behörige an das Kayſ. Prouiantambt nachdrücklich anbefohlen worden ſeye, womit dann verbleibe

Ewer Excell.

dienſtwilligſter Dr.

Roveredo, d. 1. May 1705. Eugenio von savoy.

4.

Wohlgebohrner Freyherr ꝛc.

Es hat mich ein ſogenannter Francesco Chinsi von Salo vmb mein Vorwortt bey Ewer Excell. angeſucht, vmb daß Sye Ihm ihre assistenz angedeyen laſſen möchten, da Er inen ſo genannten Domenico Tubanelli ermordet hat. Wie Ich nun nit weiß, wie, oder auf waß Weiß dieſes Vnglükh geſchehen ſeye; So habe auch an deroſelben dieſe meine Zeillen nur in generalibus hiemit vberſchicken, vnd anbey verbleiben wollen

Ewer Excell. ꝛc.

dienſtwilligſter Dr.

Roveredo d. 3. May 1705. Eugenio von savoy.

[illegible].

Wohlgebohrner Freyherr.

Ich habe Ewer Excell. werthe Zeillen von geſterigen dato ſampt dem Anſchluß wohl erhalten, vnd ſage deroſelben darauf in Antwort, daß Ich Morgen geliebts Gott auf dem Waſſer von hier wekh, vmb zu dem Serenitl. Corpo Mich zu begeben willens ſeye; Ich gedenkhe alſo am Mittwoch, daſ iſt den 6ten dieſes, oder aufs ſpätteſte am Pfingſtag darauf die Adice *) zu paſſiren, vnd weillen allda eine Brüggen über daſ Land zu führen, ſchon in Bereitſchaft habe, ſo werde auch Meinen marche ſogleich forth gegen den Mincio nehmen; Ewer Excell. dienet dieſes zu Ihrer weitheren direction, vnd Ich erinde es auch deroſelben darumben vorläufig, weillen Sye wohl wiſſen, daſ ſo dann die Correspondenz zwiſchen vns etwaſ entfernet, vnd innerhalb 21 Stundten die Nachrichten an einander nit gegeben werden khönnen; Gut wird es alſo ſeyn, wan Ewer Excell. vm eben dieſe Zeit ſich gleichfalß moviren theten, bey dem vornehmenden mouvement aber vor allen attentieren, ob nit der Feind Dessenzano **) verlaſſen, ſollte diſes geſchehen, ſo müßten Ewer Excell., wann es möglich, vnd ohne Gefahr ſeyn khan, allda ſogleich Posto faſſen laſſen, vnd diſen Ort beſetzen, wozu man die Reitter zu Fueß, ſo zu Riva ***), Torbole ****), vnd den Orten liegen, employren khönte, ſolchergeſtalt aber were vnſer Correspondenz ganz nahendt vnd ſicher, da dieſelbe von Dessenzano über La Cisa †) am füeglichſten zu haben were,

---

*) Adige, Etſch.

**) Desenzano, am Südende des Lago di Garda.

***) Am nördlichſten Ende des Lago di Garda.

****) Ebenfalls am nördlichen Ende des Lago, wo der Sarcafluß einfällt.

†) Lazise, an der Oſtſeite, dicht am See, der Landzunge von Sermione gegenüber.

Ewer Excell., denen Meine gedanckhen ſchon bekhant, werden am beſten zu thun wiſſen, vnd Ich werde auch nit ermangeln, deroſelben von Zeith zu Zeith behörige Nachricht zu erthailen, alß wie Ich es auch von deroſelben ſo oft, alß es ſeyn khan, erwarte.

Uebrigens ſchließe Ich deroſelben hieben, wie Ich glaube, daß die Regimenter mit einander dienen khönten, vnd waß dieſelbe beyläuffig auſmachen werden, wann alles ankhomben ſein wirdt, vnterdeſſen aber ſezet man zuſamben, waß dermahlen vorhanden iſt, das Kriegs Commando führet bei den zuſambten Zug der älteſte Off. in der charge, die oeconomie, vnd andere Regiments Sachen aber bleibet einem ieden Offr. über die ſeinige, ſo auch nit zu vermiſchen iſt, womit verbleibe

Ewer Excell.

dienſtwilligſter Dr.

Roveredo, d. 4. May 1705. Eugenio von savoy.

P. S. Auch ſchließe Ewer Excell. hieben, waß Ich glaube daß von denen alten und neuen Recrouten auf Hungern, und denen Erblandten vnterwegs vnd dem nächſten khommen möchte, Ewer Excell. aber belieben ſich hierüber deß weitern bey den dorth ſeyenden Officieren, vnd Regimentern zu informiren, ob es dem alſo ſeye, oder nicht, vnd waſ Sie etwa dann für eine Nachricht haben möchten.

6.

Wohlgebohrner Freyherr ꝛc.

Waß Ewer Excell. werthen von 5. dieſes auß Salò abgelaſſenen habe das mehrere erſehen, waß Sye mir für Nachrichten von dem Feindt haben anſchlüſſen wollen; Ich muß deroſelben nun daraufhin in Vertrauen erindern, das Ich erſt morgen die Adice zu paſſiren gedenkhe, jenſeits aber, weillen das Graß noch klein vnd wenig iſt, ein paar Tag werde ſtehen bleiben müſſen, ſodann aber werde mich des weittern moviren, vnd weillen es aber ſcheinet, das der Feindt den Mincio defendiren will, ſo iſt es auch nöttig, das Ewer Excell. nach den genombnen Concert auf alle Weiß angelegen ſeyn laſſen, ſich ebenfalß vmb gleiche Zeith zu moviren, dabey aber auf das jenige wohl zu reflectiren, waß deroſelben iüngſthin wegen Dessenzano erindt habe.

Sonſten ſeynd geſtern auf mein beſchehenes repetiren ettl. 30 von vnſern deserteuren auß Verona heraußgeſchickt worden, dieſe nun laſſe Ich gegen Tyrol auf Roveredo abgehen, Ewer Excell. aber belieben einen officier dahinwärts abzuſchicken, der ſie alda übernehme, vnd zu weiteres zu ihren Regimentern abführe, vnd weillen deren noch mehrers nachkommen werde, ſo würde gut ſein, wann Ewer Excell. noch mehrere Offs. dahin abgehen und mit wenigen auch ihrer Seits nacher Prescia jemandten abſchicken, umb gleichfalß vnſere daſelbſt befindliche deserteurs repetirn zu laſſen. Womit verbleibe

Ewer Excell. ꝛc.

dienſtwilligſter Dr.

Hauptquartier zu St. Michel *)
d. 7. May 1705.

Eugenio von savoy.

P. S.

Auß ꝛc. Nachdem dieſes ſchon geſchloſſen war, erhalte ich Ewer Excell. anders durch den aigens darmit abgeſchickten Offr. Nun khan es gar wohl ſeyn, daß der Feindt wegen Desenzano mit den Venetianern ein concert genommen habe, vnd würde alßo ſehr ſchwer ſeyn, wann dieſe, ſobald als

---

*) San Michele, ganz nahe bei Verona.

gedt. Feindt bedaithes Desenzano verlaſſen, darin einmal posto gefaßt haben, dieſelben mit Gewalt heraußzubringen. Ich glaubte aber, daß es endlichen ſthuenlicher ſein werde, wann man, ſobald der Feind ſelbes verlaſſen, ſogleich auf dem Waſſer ein 500 Mann hineinſchicken thätte, allein muß man hiervon verläßlich- ſicher- und alſo gleiche Nachricht habe. Sonſten habe auch Nachricht, daß dem Feind in Mantua vnd an dem Oglio viel trouppen ankommen ſeindt. Ewer Excell. belieben alſo ſich wohl in Acht zu nehmen, daß Ihnen nichts widriges zuſtoſſe, Ihr mouvement aber dergeſtalt zu dirigiren, daß Sye allezeit gegen mir avanciren khönnen.

Eugenio von savoy.

7.

Wohlgebohrner Freyherr ꝛc.

Nachdem Ich geſtern die Adice paſſiret, vnd dahier ankommen bin, erhalte Ich heinth früh Ewer Excell. werthe Zeillen von geſtrigem dato, vnd hoffe, daß deroſelben auch mein lezteres Antworttſchreiben, worinnen Ew. Excellenz gemeldet, das Ich nit den 7= wie Ich Ihnen geſchrieben, ſondern erſt geſtern beſagte passage vber die Adice vornemben werde, richtig eingeloffen ſeye.

Ob Ich nun ſchon an dieſelbe den Herrn Gral. Wachtm. Harsch abſchicken, vnd Ihnen durch Ihn mündlich ein mehreres beybringen laſſen werde, ſo habe Ich nichtsdeſtoweniger, weillen Ich hoffe, daß dieſe Zeillen dieſelbe heunt antreffen werden, Ewer Excell. hiemit zu dero directio erindern wollen, waß maſſen dero gemachtes mouvement vnd fürgekehrte dispositiones in allweg approbire, vnd Ich aber morgen geliebts Gott auf Povegiano*) marchiren werde, vmb ſodann auf alle Weiß die passage des Mincio zu tentiren; Erfolgt nun dieſes glücklich, ſo weiß Ich gar wohl, wie Ewer Excell. melden, daß wir vns in einem marche conjungiren können, allein iſt aber auch deroſelben bekannt, daß der Feind ſeine Gegenanſtalten gemacht, vnd annoch mache, es iſt dahero ſchon recht, daß Ewer Excell. gedenkhen, wann Sye hören, daß der Feind gegen mir anrücke, auch gegen ſelben zu marchiren, Ich muß Sye aber dabei avertiren, daß Sye ſich wohl in Acht nehmen, vnd auf keine Wege noch Weiße zu weith in die Fläche heraußlaſſen wollen, damit Ihnen adurch khein vnverhofftes Unglükh zuſtoſſe; Ewer Excell. belieben dahero ſo oft alß Sye nur khönnen, mir von Ihnen Nachricht zu geben, vnd zugleich verläßlich zu berichten, waß Sye aigentlich von des Feindes Stärkhe, wo er ſich verſamle, vnd ſonſten von ihm für Kundſchaften haben, vmb daß aber die Communication vmb ſo näher eingerichtet werden könne, thue Ich veranſtalten, den Feindt auß Partolino *) vnd Lacisa, zun er es nit verlaſſen ſollte, herauß zu treiben, inzwiſchen aber könne ſich Ewer Excell. des Lago bedienen, vnd mir vber dieſen die Brieff zuſchicken.

---

*) erſt ſtand Villafranca. Wahrſcheinlich iſt Povegliano, nahe bei Villafranca gemeint.

Schließlich dient deroſelben zur Nachricht, daß Ich die ankombenden trouppen, ſo zu Ewer Excell. Corps gehören, auch gerad zu deroſelben abſchicken werde, womit verbleibe

Ewer Excell. ꝛc.

dienſtwilligſter Dr.

Hauptquartier St. Maria, Eugenio von savoy.
d. 9. May 1705.

8.

Wohlgebohrner Freyherr ꝛc.

Ich habe Ewer Excell. abermahliges von 9. dieſes wohlverhalten, vnd berichte deroſelben darauf, daß Ich heunth

---

*) Bardolino, dicht am See, anderthalb Stunden über Laziſe.

dabier ankommen ſeye, vnd werde auf alle Weiß ſehen, morgen oder vbermorgen, geliebts Gott, wann es anderſ mөglich iſt, die passage des Mincio zu tentiren, welches aber von deme dependiret, was der Feind alda für opposition machen, und ob er mir die passage disputiren werde, einfolglich ſich einige difficulteten eraignen derften. Ich habe zwar ſogleich nach meiner hieeignen Ankunft an gedachten Mincio vorauß geſchickt ſelben zu recognosciren, vnd erwarte nun die Nachricht darüber, wohin ich von hier auß innerhalb 3 Stunden ſeyn kann, zu meiner behörigen direction aber hätte Ich vornemblich zu wiſſen nöttig, wie ſtark denn der Feind aigentlich ſeye, welches wann es anderß Ewer Excell. erfahren könne, mir vnuerzüglich zu erindern were; Ich werde zwar nit ermangeln, deroſelben von Zeith zu Zeith behörige Nachricht von mir zu geben, allein wie Ewer Excell. ſelbſten ſehen, daß es mit dem Schreiben, vnd die Brieff hin vnd her zu ſchicken langſamb hergehet, ſo werden ſich Ewer Excell. bewerben miſſen, durch Kundſchaften vnd ſonſten von mir zu dero weithern Richtſchnur Bericht einzuziehen, gleichwie Ich es auch meinerſeits von deroſelben thun werde. Wann Ich aber einmal passiret bin, ſo kann ſodann vnſere Conjunction zwiſchen hier vnd Desenzano am ſieglichſten geſchehen. Womit verbleibe

Ewer Excell. ꝛc.

Feldlager bey Borgiano
vmb 2 Uhr Nachmittag,
d. 10. May 1705.

dienſtwilligſter Dr.
Eugenio von savoy.

P. S.

Auch ꝛc. Wann wir alſo nach glücklich erfolgter passage vnſere conjunction vornemben werden, vnd der Feind ſeine dermahlige posten beſetzter behalten, mithin dieſelbe nit verlaſſen ſollte, ſo ſehen Ewer Excell: daß wir zwiſchen ihme des Feindes marchiren mieſſen; Es iſt alſo bey ſolcher Beſchaffenheith höchſt vonnöthen, daß man miteinander das rechte tempo nehme, vnd dergeſtalt eintreffe, damit nit einen oder den andern ein Unglükh zuſtoſſe. Datum ut in literis.

P. S.

Auch ꝛc. ſogleich berichtet mich meine außgeſchickte Parthey von dem Mincio, daß der Feindt annoch in Valeto *) ſeye, und geſtern 2 kleine Stück dahin gebracht, 2 andere aber zu Porgetto **) habe, von wannen auß bis Monzan ***) vnter Commando des Mr. Mettony eben geſtern bey 1000 Pferde vnd bis 6000 Mann zu Fuß ankommen ſeyn ſollen; Ich ſchicke aber noch weiters auß, vmb mehr verläßlicher Nachricht zu haben, vnd ermangle nit, Ewer Excell. oder noch heunth, oder doch morgen früh daruon weithern Bericht zu thun. ut in literis.

Eugenio von savoy.

P. S.

Auch ꝛc. Nachdem mein gegenwärtiges ſchon geſchloſſen war, bringt mir der geſtern abgeſchickte Bauer Ewer Excell. werthe Antwortt von heütigem Dato, Ich aber habe darauf nichts weiter zu ſagen, weillen mich auf mein beygehendes Schreiben in allem vollkommentlich beziehe, waß aber die Herbeiſchaffung der Schiffe belangt, geſchiehet daran gar wohl, vnd werde Ich ſchon ſehen, die Infanterie darauf zu embarquiren, womit ut in literis.

Ich erwartte nichts deſtoweniger auf mein gegenwertiges Schreiben die Antwortt.

Eugenio von savoy.

---

*) Valeggio.

**) Borghetto, ganz nahe bei Valeggio.

***) Monzambano.

9.

Wohlgebohrner Freyherr ꝛc. *)

Was Ich Ewer Excell. unterm geſtrigen dato erlaſſen, daß[1] ſchließe deroſelben hieben, zum Fall es Ihnen nit zukhommen ſein möchte, vnd erinde deroſelben weiters, daß Ich heünth dahier ankhommen bin, vnd ſchon etliche Schiff ins Waſſer gebracht, weillen aber der Feind jenſeits allenthalben postiret iſt, vnd ſich opponiret, ſo weiß Ich nit, ob die passage von Statten gehen werde, oder nit? Ewer Excell. wollen mich alſo ſogleich berichten, wie viel Sye Schiff beyſamben haben, daß man die Infanterie über den Lago transportiren könnte, So wollte Ich dieſelbe zu Ewer Excell. abſchicken, die Schiff aber mieſſen nach Lacisa gebracht werden[2]. Ich bin von deroſelben dero Bericht gewärtig, wobei Sie mir auch erinden wollen, ob Sie einen ſo guten posto haben, do Sye ſicher wären, zum Fall man hier nit passiren khönnte, und die Conjunction vbers Gebürg vornemben miſte. Sie geben mir hierüber ſo ſchleunige Nachricht als es möglich iſt. womit verbleibe

Ewer Excell. ꝛc.

Gegeben an dem Mincio
Unweith St. Lione **)
d. 12. May 1705.

Dienſtwilligſter Dr.
Eugenio von Savoy.

***) In einem angehengten P. S. habe deroſelben gemeldet, waſmaſſen Ich dero judicio vberlaſſe, ob Sye glauben, gewachſſen zu ſeyn, daß Sye ſich gegen mich ohne Gefahr mouiren, vnd die passage facilitiren, einfolglich die conjunction vmb ſo leichter ſicher ſtellen könnten, Ich rede zwar nur wie ein Blinder von der Farbe, weillen ich von des Feindes Stärke die geringſte Nachricht habe, dieſer hingegen den Mincio allenthalben beſetzet hat, Ewer Excell. hingegen a portée ſeyndt alles zu wiſſen, Ich vberlaſſe Ihnen alſo nach dero beywohnenden Kriegsexperienz was Sye zu thun vermeynen, vnd bin ſo ſchleünig alß es noch möglich, dero Nachricht gewertig, damit auch meine Missures darnach nemben kann. Womit verbleibe

---

*) Dieſer Depeſche liegt eine Copie bei mit mehrern Varianten: 1) ſchließe. 2) worüber ich von Ewer Excellenz: So ſchleunig als es möglich iſt, die weithere nachricht erwartte.

**) Salionze am Mincio.

***) Dieſer Satz iſt bei der Copie befindlich, und erſcheint in andrer Faſſung als das P. S. des Originalbriefes.

Ewer Excell.

Lager an dem Mincio
vnweith St. Lione
d. 11. May 1705.

dienſtwilligſter Dr.
Eugenio von sauoy.

P. S.

(Des Originals vom 12. Mai zweite Bogenhälfte.)

Auch ꝛc. Nachdem mein gegenwärtiges ſchon geſchloſſen ware, ſo habe Ewer Excell. hiemit mein weitter Gedankhen folgendermaſſen beyrücken wollen, waſmaſſen Ich dero judicio anheimbſtelle, ob Sye nit glaubten, thuenlich zu ſeyn, daß Sye gegen mir anrücken, einfolglich die passage des Mincio facilitiren, vnd ſofort die conjunction vmb ſo geſchwinder ſicher ſtellen könnten, dieſes aber verſtehet ſich nur dahin, wann es ohne Gefahr ſeye, daß Ewer Excell. kein Unglückh zuſtoſſe, consequenter Sye glauben, gewachſen zu ſeyn, geſchehen könnte, dann Ewer Excell. die in loco, die werden am beſten wiſſen, wie des Feindes Stärke beſchaffen ſeye, vnd Ich rede dahero nur alß ein Blinder von der Farb, weillen Ich von dem Feindt die geringſte Nachricht habe, dieſer den Mincio allenthalben beſetzet hat, Ewer Excell. aber die a portée ſeyndt, es am beſten wiſſen khönnen, mithin vberlaſſe Ich dero beywohnenden Kriegs Experienz alles, was Sye glauben, das zu meiner passage. vnd ſodann vnſerer conjunction dienlich ſeyn kann, Sye erinden mich aber ohne geringſten Zeitverluſt, was Sye zu thun glauben, damit auch Ich darnach meine weitheren Misures nemben könne. Womit ut in literis

Eugenio von savoy.

10.

Wohlgebohrner Freyherr ꝛc.

Es iſt mir Ewer Excell. werthes von heüntigen Dato wohl eingeloſſen, auß welchen Ich dero Gedankhen auf mein Vorhergegangenes erſehen; nun ſtimbe Ich darin auf gewiſſe Weiß mit Ewer Excell. allerdings vbereins, vnd berufe mich nochmahlen auf das Jenige, waß deroſelben geſtern Nachts durch dero Adjutanten Schrift- vnd mündlich bedaitet habe, ſchlieſſe deroſelben auch hieben, waſ mir ſogleich für eine Nachricht eingeloſſen iſt, auſ welchen Ewer Excell. erſehen werden, das alles von der Geſchwindigkeith dependiret, vnd man dem Feindt nit Gelegenheith laſſen mieſſe, daß er alles, was ihm noch mangelt, zuſamben bringen könne, ſondern daß man vielmehrers, da er noch in confusion iſt, von der Zeit profitire; dann wegen Mirandola iſt es nur gar zu gewiß, weillen Ich auch von anderwertsher die Nachricht habe, vnd alſo iſt freylich gar leicht zu glauben, daß er der Feind mit denen daſelbſt engagirt geweſen troupen ſich verſtärken werde dahero dann Ewer Excell. ſich wol in Acht nemben mieſſen, daß ſich ſelbig etwa bey ſeiner mehren Verſtärkung an dieſelbe nit anhenkhen.

Betrl. aber aigentlich die alternatiuam, daß, weillen ich die passage bey des Feindes Poſtierung an dem Mincio ſo leichtlich nit vnternemben kan, vnd dahero Ewer Excell.

gegen mir anrücken, vnd dieſe ſowohl, alß folglich die conjunction facilitiren möchten, da glaube Ich zwar nit, daß der Feind viel vber 5000 Mann dahier gegen mir ſtehen habe, allein, da dieſer beſagten Mincio vor ſeiner vnd noch mehr andern Vortheil hat, ſo können Ewer Excell. ſelbſten leicht erachten, wie gefährlich es were, die passage zu forciren, Ich ſage Ihnen danenhero noch einmahl, waſmaſſen Ich dero judicio vberlaſſe, ob Sye vermainen, gegen den Mincio anzunähern, oder nit? Welches, wann es geſchicht, ein forcirter marche ſeyn mieſte, der den erſten Tag vber Desenzano, dan auch aber bis an gedachten Mincio gehen mieſte, allein repetiere Ewer Excell. nochmahlen, das hiebey ſolche precaution gebraucht werden mieſte, damit alle ſich eraigen-könnende Gefahren behebet werden; Da aber dieß auf keine Weiß zu bewerkhen were, ſo begreiffe Ich auch gar wohl die difficulteten, ſo ſich mit der Ueberfuhr der Infanterie auf dem Lago, vnd ſodann des Prouiants halber eraignen könnten, allein das erſte were bald gehoben, vnd bey den transport die feindl. armirte Schiff ſo hoch nit zu apprehendiren, wenn man dieſelbe zu Lacise embarquirte, vnd hinunter bis gegen Malcesine vnd von dorth geradt hinüber gegen Limon den alten Berg, da auch der Feind alle die jetzt verleſene Ort beſetzt gehabt hat, hinüber führen thete, mich machet aber nur Sorgen die Caualla, vnd noch mehreres Nachdenken die Bagage, alß welche man wieder zurück in Tyroll vnd ſoforth erſt vbers Gebürge ſchicken müſte.

Ewer Excell. erſehen nun wie eins vnd anderes zu considériren, vnd wohl zu ponderiren, das meiſte aber an dem gelegen ſeye, daß man geſchwindt thue, was man zu exequiren glaubt; Sye berichten mich alſo aufs Schleunigſte, was Sye vber dieſe meine letzten Gedankhen zu thun vermainen, vnd laſſen ſich ſonderlich die eilferttige Zuſammenbringung der Schiff angelegen ſeyn, wann das andere nit practikabler were auf welches man gleichwohl reflektiren kan, wann man die Starcke des Feindes positivè wiſſen könnte, Ich wiederhole aber nochmalen, daß dieſes ohne Mitnehmung der geringſten bagage vnd durch einen forcirten marche geſchehen, mir auch vorläufige Nachricht gegeben werden mieſte.

Endtlichen lege Ewer Excell: den verlangten Ziffer Schlüſſel hieben vmb vnſere correspondenz vmb ſo freier in Sachen von consequenz führen zu können, vnd verbleibe anbey

Ewer Excell. ꝛc.

Lager vnweith des Mincio, den 12. May 1705.

dienſtwilligſter Dr. Eugenio von sauoy.

11.

Wohlgebohrner Freyherr ꝛc.

Auf die von Ewer Excell. durch dero Adjutanten an mich abgelaſſene Zeillen gebe deroſelben hiemit in Antwortt, waſgeſtalt heünth noch das Kayſ. Würtembergiſche Regiment, mit dem Prinz Philippen von den löbl. Churbrandenburgl. trouppen vnter Commando des Herrn gral. (General) Wohlgebohren v. Stillen zu Lacisa eingeſchifft, vnd abfahren werde, alſo wolle auch Ewer Excell. gegen Carignan*) oder Sallo entgegenſchicken vnd ihm bedeiten laſſen, waß Sye vor einen Weg zu deroſelben zu nemben haben, ob Sye weithers auf dem Waſſer zu Ewer Excell. abfahren können, oder ob Sye zu Landt gehen müſſen, ſobaldt nun die Schiff, die dieſe transportiren, wieder zurückkommen, würdet auch die vbrige Infanterie nachfolgen, wie dann auch für die Caualla eben die Anſtalt gemacht wird, daß Sye dahinwerths abmarchiere, Ewer Excell. aber wiſſen dieſes alles in ſolchen Geheimb halten laſſen, damit es der Feind nit ſogleich-ſondern ſo ſpat alß es immer möglich iſt, wiſſen könne.

---

*) Gargnano, am weſtlichen See-Ufer.

Die munition muß eingeſchifft, ingleichen die noch auf den Schiffen beſindliche Artigl. (Artillerie) ſo auß Mangel der Beſpannung nit hat geführt werden können, alſo verbleiben, damit man eines ſowohl als das andere, wanns vonnöthen, ſogleich haben könne, wohin mans wolle, wie dann nit weniger die ſchwere Stückh zu Rina in gleichfertiger Bereitſchaft zu halten ſeyn, vmb dieſelben in einem oder andern posto auf den erforderlichen Fall haben zu können.

Alle Kundtſchaften, ſo Ewer Excell. vom Feind einlaufen, wollen Sye mir gleich erinden, nit weniger den Hl. gräln von Stillen darum parte geben, womit verbleibe

Ewer Excell.

dienſtwilligſter Dr.

Fornello *), d. 13. May
1705.

Eugenio von sanoy.

12.

Wohlgebohrner ꝛc.

Auf Ewer Excell. vom 14. dieſes ſage deroſelben hiemit in Antwort, daß Sye bey der erindten Beſchaffenheit ſich wohl in Acht nemben wollen, daß Ihnen der Feind nit etwo in der flanque, oder in Rücken posto faſſe; wegen der Venetianern will Ich nit hoffen, daß Sye daßjenige thun ſollten, was Ewer Excell. wegen Rocca d'Anſo melden, nöttig iſt es aber gleichwohl, daß man hierauf wohl inuigilire, vnd ihnen, Venetianern klar ſage, zum Fall dieſes geſchehen ſollte,

---

*) nahe bei Valeggia.

daß Ich gewiß auch meine Misures darnach zu nemben wiſſen würde. Sonſten ſeyndt zwar die herübergeſchickte Schiff ankomben, weillen aber auf einmal nit mehr alß ein Regiment vbergeſchifft werden kann, ſo habe Ich heunth nit marchieren können, ſondern muß darumben anhalten, weillen leichtlich ſeyn könnte, wann Ich die Caualla marchieren lieſſe, daß der Feind auf die Infanterie fallen möchte. Bey ſolcher Beſchaffenheit aber würde man wohl ein 5e Tag brauchen, bis die Infanterie gar transportirt werden kann. Alſo wollen Ewer Excell. auf das Eüſſerſte ſich bemühen, ſovill Schiff, alß immer möglich, vnd ſie zum Prouiant transport, vnd ſonſten nit nöttig haben, alſo gleich zuſammen zu ſuchen, vnd herüber zu ſchicken. Womit verbleibe

Ewer Excell. ꝛc.
dienſtwilligſter Dr.
Eugenie von sauoy.

Feldtlager bey Fornello,
d. 14. May 1705.

13.

Wohlgebohrner Freyherr ꝛc.

Es ſeynd mir Eüer Excell. beede werthe Schreiben von heüntigen dato wohl eingeloffen, vnd waß Sye mir erſtlich wegen gar zu vieller Beladung der transports-Schiff mit bagage haben melden wollen, da kann es freylich wohl ſeyn, daß ein: vnd anderer officier von ſeiner bagage etwas mitnehmen thue, allein wann es nur nit excessiv geſchieht, ſo ſeyndt Sie auch deſſen vmb ſo weniger zu verdenkhen, alß Sie gar ohne aller bagage nicht wohl ſtehen können, alß wie dann die Churbrandenburgiſche Infanterie alle ihre Zelten auf Pferden bey ſich führt, vnd dieſe nothwendig bey ſich haben mues, gleichwie dann Ich auch ſelbſten Etwas von meiner bagage, ohne welche ich ſonſten nit ſtehen kunte, nach überſchiffter

Infanterie, gleichfalls auf den Lago transportiren laßen werde, und anbey verhoffe, Euer Excell. ſelbſten in ein Paar Tagen zu ſehen.

Was Sie mir aber wegen der von ihro heunt beſorgten und darauf auch erfolgten feindtlichen Cannonade gemeldet haben, da bin ich eben ſelbſten à tempo darzu kommen, es hat zwar dieſe unſern transport in etwas angehalten, nichtsdeſtoweniger aber iſt er vor ſich gangen, nachdem ich zu St. Vigilio*) posto faßen, darinnen 1 Argl. (Artillerie) Stuck pflanzen, und andurch den Feind abtreiben laßen, mithin hoffe ich auch, es werde zuforderiſt bey heüntigem gutten Wetter die abgeſchickte Mannſchaft bey Euer Excell. glücklich angelangt ſein, damit aber der nöttige transport umb ſo ſchleüniger abgefolgt werden könne, ſo iſt es nöttig, daß Euer Excell. ſcharpf anbefehlen laßen, daß erdeuterte Schiff ſchleunig widerumb zurück und nacher obgedachtes St. Vigilio geſchickt werden, alß wohin auch die abfahrende Leut zu marchieren beordert ſeyn, ſo ſchleunig alß dieſelbe ankommen werden, wird man auch die Ueberführung befördern, und mit dem mache ich mir die Hoffnung, daß morgen oder längſtens übermorgen der völlige transport der Infanterie bewürcket ſeyn ſolle.

Daß ſich Euer Excell. bey der erinderten Beſchaffenheit mit ihrem corpo in etwas zurück ziehen, und die erinderte Höhe occupiren werden, approbire Ich, darbey aber habe ich Euer Exc^{en} doch zu erinden, daß Sie in allweg gedacht ſein wollen, ſoviel terrain in denen dortigen Gebürgen zu occupiren, damit die Cavalleria, welche, bis nit die Infanterie übergeführet iſt, ich von hier nit entlaßen, einfolglich vor etlichen Tagen mit ankommen kan, fourage finden und daran keinen mangel haben möge.

---

*) Dorf auf einem Vorſprung an der Oſtſeite des Gardaſees, ganz nahe bei Garda.

Die überschriebenen Avisen dienen mir zur guten Nachricht, und von hier auß aber kann ich Euer Excell. nichts anderst erindern, alß daß morgen aber Sieben hundert Harrach und Max Starembergl. Recrouten von Riva oder Torboli aus gleichfalls den Lago passiren und zu Euer Excell. stoßen werden. Womit verbleibe

Euer Excell.

Feldlager bey la Cosa,
den 15. May 1705.

dienstwilligster Dr.
Eugenio von Savoy.

P. S. Auch wollen Euer Excell. in allweg durch Landskundige verläßliche Nachricht einziehen lassen, was dann eigentlich St. Otto für ein Posto, und ob er versichert haltbahr, oder nicht sey, item wollen Euer Excell. vornehmlich invigiliren, auf daß die Venetianer die Franzosen in Rocca d'Anfo nicht einnehmen thuen.

11.

Wohlgebohrner Freyherr.

Nachdeme die dermahlige Röml. Kayl. Mayl. Josephus mir allergnädigst zu wissen gemacht, daß dero Herr Vatter Ihre Mayl. und Röml. Kayser jüngstverwichenen Tage das Zeitliche gesegnet, und anbey anbefohlen haben, daß Ich diesen betrübten Zufall bey dero hier befindlichen Armee kundt machen solle, in der allergnädigsten Zuversicht, es werde sowohl hoch alß niedere officier, und Gemeine sich ihres abgelegten Juraments und Schuldigkeit allerdings erindern, einfolglich in dero bißhero geleisteten tapfern und getreuen Diensten allerdings continuiren, mit der allergnädigsten Vertröstung, daß Sie der bißhero übertragenen Nothstandt, und erlittene miseri, welche Ihro gar wohl bekhandt ſennd, zu ſteuern, nicht allein bedacht ſeyn, ſondern allergnädigſt verordnen wollten, daß Ihre Armeen fürderhin beſſer gehalten, und tractiret ſeyn ſollen.

Alß habe Ich es Euer Excell. hiemit zu dem Ende erindern wollen, umb daß Sye bey der parolla dem Herren Grälen: und andern officieren dieſen allergnädigſten Befehl kundt machen, dieſe hingegen ſodann denen Trouppen andeuten, einen Kranß ſchließen laſſen, und ſie ihrer weithern Schuldigkeit allerdings erindern, von ihnen aber weithers kein neues Jurament abnehmben, ſondern eß biß zu weithern allergnädigſten Befehl in suspenso laſſen ſollen, womit verbleibe

Euer Excell.

dienſtwilligſter Diener

Eugenio von Savoy.

Feldlager bey Lazise,
d. 16. May 1705.

V.

Ungedruckte deutſche Sagen.

1.

Von Krannichfelds Schlöſſern und Burgen.

Schwerlich wohl wird es in Thüringen eine Stadt geben, die mehr Schlöſſer zählt oder gezählt hat, als Krannichfeld. Freilich ſind ſie zum größern Theile zerfallen, jene ſtattlichen Burgen, und kein Graf, kein Freiherr, kein Ritter oder Knappe ſchaut mehr herab von ihren hohen Mauern. Nur eine jener ſtolzen Feſten, Oberkrannichfeld, hat dem Sturm der Zeit und den rohen Barbaren, die am Vernichten Vergnügen finden, trotzen können. Von den übrigen iſt nur Niederkrannichfeld noch bewohnbar, obgleich es ſeit mehreren Jahren zur Hälfte auch völlige Ruine geworden iſt. Graben, Wälle und unſcheinbare Mauern ſind die Ueberreſte der beiden andern, der Schleuſenburg und der Taubenburg; Alles andere von ihnen iſt vernichtet, und auch hiſtoriſch begründete Nachrichten ſind ſehr ſpärlich.

Der Sage nach iſt die Schleuſenburg die älteſte von Krannichfelds Schlöſſern. Auf ihr hat ein uraltes, thüringiſches Dynaſtengeſchlecht reſidirt, das aber ſchon früh mit zwei Fräulein ausgeſtorben iſt.

Als dann andere Herren in die Herrſchaft kamen, bauten ſich dieſe eine neue Burg, Oberkrannichfeld, welche von Allen am beſten erhalten worden iſt. Von der Schleuſenburg ſoll einſt auch eine Luftbrücke nach Oberkrannichfeld gebaut und begangen worden ſein.

Auf Oberkrannichfeld, oder, wie man es jetzt gewöhnlich zu nennen pflegt, auf dem Oberſchloſſe, zeigt man eine Kammer, die Hundekammer genannt. Eine Gräfin, welche einſt auf dem Schloſſe wohnte und eine große Menge Hunde hielt, die ſie abrichtete, wie Menſchen kleidete und denen ſie auch Menſchennamen gab, ſoll in dieſer ihre geſtorbenen Hunde, die alle ausgeſtopft worden, aufbewahrt haben.

Als nun einſt zwei Brüder, Wolfer und Lutger genannt, zuſammen auf dem Oberſchloſſe wohnten, kamen ſie mit einander einmal in Streit, der ſo heftig wurde, daß ſie ſchwuren, von einander zu ziehen und die Güter zu theilen. Und das geſchah denn auch. Schon waren ſie mit Theilen fertig geworden, als der jüngere der Brüder, Lutger, der die Burg verlaſſen ſollte, auf den Berg deutend, wo jetzt Niederkrannichfeld ſteht, ſagte: „Dorthin will ich mir meine Burg bauen!“ Wolfer lachte ſpottend darüber und antwortete: „Wenn Du auf dieſen Berg eine Burg baueſt, ſo will ich mir etwas thun, was keiner thut und kann.“ „Topp!“ ſprach Lutger: „ein Ritter hält ſein Wort!“ und der Vertrag wurde ſogleich ſchriftlich aufgeſetzt und unterſchrieben.

Aber Lutger baute wirklich zum großen Erſtaunen und Schrecken Wolfer's eine gar ſtattliche Burg, die jetzige Niederburg, und war grauſam genug, darauf zu beſtehen, daß ſein Bruder die Bedingungen des Vertrags erfüllen mußte, obſchon er damit auch das Leben ließ. Lutger kam dadurch zugleich in Beſitz der Oberburg und des dazu gehörigen die Oberherrſchaft ausmachenden Landes. Zum Andenken ließ der ſchändliche Bruder den Wolfer in der gezwungenſten Stellung an einen Erker des Oberſchloſſes in Stein hauen, was man noch heute als „Wahrzeichen“ zeigt und ſieht. Auf dieſe Weiſe entſtand Niederkranichfeld.

Eine zwanzig Fuß hohe Mauer umgibt daſſelbe und den ſogenannten Pfann- oder Planhof, eine große Fläche Aecker, auf denen man noch hie und da Spuren von ehemaligen Gebäuden bemerkt. Der Sage nach ſtanden ſonſt auf dem Planhofe viele Häuſer, die von Juden bewohnt wurden, welche aber bei der allgemeinen thüringiſchen Judenverfolgung ein gleiches Loos mit ihren andern Glaubensbrüdern theilten und verjagt wurden. Die kleine Judenſtadt wurde in der Folge nach und nach abgeriſſen, denn Niemand hielt es für ſchicklich, in einem Hauſe zu wohnen, wo früher Juden gelebt hatten. Eine Ummauerung umzieht noch heute den weiten Raum.

Die Taubenburg endlich liegt nicht wie ihre Schweſtern dicht an der Stadt, ſondern ¼ Stunde von Kranichfeld rechts von der Straße nach Erfurt. Wahrſcheinlich war ſie ein vom Kaiſer Rudolph zerſtörtes Raubſchloß, was man wohl aus ihrem Umfange, der ſehr klein iſt, und aus der Lage der Erfurter Straße ſchließen könnte. Geſchichtliche Nachrichten fehlen ganz, und auch die Sage verläßt uns hier.

Die Sage von jenem grotesken und unanſtändigen Bilde an der Schloßecke wird übrigens gewöhnlich zu Kranichfeld noch ganz anders erzählt. Einſt, ſo berichtet man, war das Schloß (andre ſagen die Stadt) heftig belagert. Der Kommandant wurde zur Uebergabe aufgefordert, vermaß ſich aber hoch und theuer, ehe er das Schloß übergäbe, wolle er jenes thun. Allein ohngeachtet ſeiner tapfern Gegenwehr und ſeiner ſchweren Verheißung, wurde das Schloß eingenommen, und die Feinde waren ſo grauſam, jenen Mann zur Erfüllung zu zwingen. Da dieſe ihm unmöglich war, ſo ſchlugen ſie ihm das Rückgrat entzwei und zwangen ihn in die unnatürliche Stellung, in der er elendiglich ſtarb. Das Steinbild unterm Erker verewigt die unbedachte Verheißung und der Feinde grauſames Thun *).

2.

Starkhart, der böſe Zöllner.

Zu Stockſtadt, einem anſehnlichen Pfarrkirchdorfe zwiſchen Aſchaffenburg und Seligenſtadt beſtand von alten Zeiten her ein Zollhaus. Der Mainzer Churfürſt, Albert von Brandenburg, ſoll es erbaut haben. Man erhob dort den Land- und Waſſerzoll, das Geleite und den Judenzoll, welcher letztere von einer Perſon zehn Kreuzer betrug. In dieſem Zollhauſe nun lebte vor mehr denn hundert Jahren ein Mauthner, der ſich allen Reiſenden verhaßt machte, und den alle Kaufleute und Juden von Frankfurt bis Augsburg und Nürnberg fürchteten, wie den Teufel, ſo hartherzig, tückiſch und tyranniſch begegnete er ihnen. Man ſagte es laut, daß er ein Teufelsbündner ſei, ſchrieb ihm Hexenkünſte zu, und daß er ſich ebenſowohl vor jeder Waffe und jedem tödtlichen Geſchoß feſt, als auch ganz unſichtbar machen könne. Einſt kam feindliches Militair nach Stockſtadt, in der Abſicht zu plündern, alle Einwohner geriethen in Furcht und Schrecken, da machte der verrufene Starkhart ſeine Kunſt, und ſiehe, die Soldaten marſchirten im Geſchwindſchritt durch den Ort, ohne nur ſich umzuſehen. Dieſer böſe und mit

---

*) Ein ähnliches Steinbild erblickt man an einem Chor-Pfeiler der Liebfrauenkirche zu Arnſtadt, und erzählt davon eine verwandte Sage. S. meinen Sagenſchatz des Thüringerlandes, Th. 3. S. 152 und Hellbach's Geſchichte der Liebfrauenkirche, im Anhang.

allen Laſtern vertraute Zöllner verführte, obſchon er eine Frau hatte, ein junges unſchuldiges Dienſtmädchen, und als dieſes ſich Mutter fühlte, und ihm ihren Zuſtand entdeckte, tödtete er ſie heimlich und warf ihren Leichnam in den am Hauſe befindlichen Brunnen. Bald darauf fand man ihn, durch eigene Hand entleibt, ſei es, daß ihn Gewiſſensbiſſe gefoltert, oder daß, wie die Sage will, der Böſe ſein Recht an ihm genommen. Die todte Magd ward im Brunnen gefunden, herausgezogen, und dieſer verſchüttet. Von der Stunde ſeines unehrlichen Begräbniſſes an ſpukte Starkhart gräulich in dem Zollhauſe. Man erblickte ihn, wie er geleibt und gelebt in ſeiner gewohnten Tracht, einer dunkelgrünen Jacke, mit grauer Kappe, und mit finſterm, abſchreckendem, dabei aber erſtorbenem Geſicht. Uns ward glaublich an Ort und Stelle erzählt, daß ihn Tauſende von Menſchen geſehen, und der Erzähler ſchwur, als Jüngling den Geiſt in eigner Perſon erblickt zu haben. Das ganze Jahr, am meiſten aber vor Heiligen-Tagen, ließ „der ſchwarze Mann im Zollhaus," wie man ihn jetzt nur nannte, ſich theils blicken, theils that er ſein unruhvolles Sein kund durch fürchterliches Gepolter im Hauſe, knallende Schläge und dergleichen Spuk. Die Wächter im Zollhaus wurden oft aus dem Bette vertrieben und mußten flüchtig werden, denn es war, als würde alles Geräth durch einander geworfen, und das Oberſte zu unterſt gekehrt, und wenn der Tag kam, und man meinte, Alles müſſe in tauſend Stücken zerbrochen unter einander liegen, ſo war nicht das Mindeſte verſehrt, oder von ſeiner Stelle gerückt.

Als im Jahr 1806 aus dem alten Zollhaus ein Lazareth gemacht worden war, darein ohngefähr 100 Mann Franzoſen gelegt waren, rumorte der Geiſt Starkhart ſo arg und heftig, daß es die Menſchen nicht auszuhalten vermochten, und das Lazareth mußte in ein andres Haus verlegt werden.

Im Jahr 1812 wurde der alte verſchüttete Brunnen wieder aufgegraben, um auf's Neue gangbar gemacht zu werden, und von da an hörte plötzlich die Erſcheinung und das Rumoren dieſes Geſpenſtes auf; noch heute aber iſt die Sage vom ſchwarzen Zöllner in Stockſtadt allgemein bekannt, und wird noch bis dieſen Tag von Vielen geglaubt.

3.

Die Seele geht in ihr Stammhaus zurück.

Einſtmals lebte zu Triebes im Voigtland ein alter aber rüſtiger Metzger, der in den Häuſern hin und wieder das Maſtvieh ſchlachtete, und von dieſem Geſchäfte meiſtens erſt ſpät in der Nacht heimkehrte. So hatte er auch an einem ſehr ſtürmiſchen Wintertage in einem Hauſe zu Böhmersdorf geſchlachtet und wurde erſt ſpät den Abend mit dem Wurſtbereiten und Einpökeln des Fleiſches fertig. Nur noch heftiger hatte ſich indeß draußen das Wetter erhoben und der kalte Winterſturm jagte dunkle Wolken vor ſich her, die Maſſen von Schnee über das Land ausſchütteten, ſo daß Schnee und Dunkelheit es kaum wagen ließen, den nächtlichen Heimweg anzutreten. Doch trotz alles Zuredens machte ſich der alte Metzger unerſchrocken auf den Weg und wies ſelbſt die brennende Leuchte, die man ihm anbot, hartnäckig zurück. Mühſam mußte er ſich durch Schnee und Sturm jeden Schritt vorwärts erkämpfen und langte endlich in dem Kirchenholze an, wo er vor dem Sturme geſchützt, freier zu athmen begann. Doch kaum war er daſelbſt angelangt, ſo tönte der zwölfte Stundenſchlag von dem fernen Triebeſer Kirchthurme zu ihm herüber, und wenn er nicht ſo glücklich geweſen wäre, in eben demſelben Augenblick einen willkommenen Gefährten ſeines Weges zu finden, ſo hätte wohl bange Furcht das ſonſt ſo unerſchrockene Herz übermannt. Ein alter Jugendgenoſſe, ein Bauer aus Böhmersdorf, der in die Teichmühle bei Triebes gehen wollte, geſellte ſich nehmlich zu ihm, und unter traulichen Geſprächen wurde der Weg nun zurückgelegt. Schon waren die nächtlichen Wanderer bis zu den hohen Fichten, die auf dem Damme des großen Mühlteichs ſtanden, gelangt, als der Sturm mit großer Wuth ſich erhob und durch die Wipfel der alten Bäume heulte, der Mond hell aus den Schneewolken hervorbrach und geiſterbleich das Thal erleuchtete, da verließ der Gefährte den alten Metzger, und ging über das Wehr hinweg, in die Mühle hinein. Der Metzger hatte deß nichts Arges, denn er meinte, es wolle derſelbe ſeine Gefreundten dort, denn ſein Geſchlecht ſtammte aus der Mühle, beſuchen, oder die Nacht hindurch mahlen, und ging ruhig ſeines Weges weiter, obgleich er ſich wunderte, daß der Gefährte ohne Gutenacht-gruß von ihm geſchieden ſei. Zu Hauſe jedoch erwarteten ihn die Vorwürfe der Seinigen, daß er bei ſolch grauſamem Unwetter den Weg allein unternommen habe, doch der Metzger erzählte ihnen von ſeinem Gefährten und wie derſelbe in die Mühle hineingegangen und legte ſich bald zur Ruhe. Kaum erwachte er am andern Morgen, als die Botſchaft ihm gebracht wurde, daß ſein Jugendgenoſſe, der Gefährte der geſtrigen Nacht, in der zwölften Stunde plötzlich, ohne krank geweſen zu ſein, zu Böhmersdorf geſtorben ſei. — Er hatte alſo geſehen, wie die Seele in ihr Stammhaus zurückkehrte.

4.

Landknechts-Kunſt.

Nahe bei der Stadt Waſungen liegt ein Hügel, der Diemarshauk genannt, darauf ſteht ein alter Denkſtein, auf einer Seite trägt er verwitterte Schrift, auf der andern iſt ein Kreuz, ein Meſſer und eine Parte eingehauen. Dieſer Stein ward zum Gedächtniß einer Mordthat errichtet. Im Jahr 1620 nämlich waren ein Bürger aus Waſungen und der daſige Flurſchütze zuſammen in Walldorf auf der Kirchweih, und geriethen dort mit einander in heftigen Streit, ſo daß der Flurknecht den Bürger bedrohte, wenn er ihn im freien Felde habe, wolle er ihn ſchon zeichnen. Und ſo ging er in voller Wuth und trunkenen Muthes von dannen, und lauerte am Diemarshauk dem Bürger auf. Dort, als jener nun kam, überfiel er ihn, ſchlug ihn mit ſeiner Parte nieder, machte ihm den Garaus mit einem Meſſer, und entwich. Bald kamen andre Kirmſengänger deſſelben Wegs, fanden den Ermordeten und machten Lärm, auch riethen ſie wohl gleich den Thäter. Da trat der Landsknecht zu dem Ermordeten, zog deſſen Schuhe aus, und ſetzte ſie ihm auf das Herz, indem er dazu ſprach: Der Mörder wird nicht weit laufen, vielmehr bald wiederkommen. Der Mörder aber war, als das geſchah, noch nicht über die Gränze, und als der Landknecht ſeine wunderbare Kunſt ausübte, vermochte er von dem Augenblick an nicht weiter zu gehen, ſondern es trieb ihn eine unerklärliche Macht zurück, immer weiter, wieder nach dem Orte ſeiner ſchaudervollen That, bis er ſich den Leuten zeigte, und man ihn ergriff. Machtlos ließ er ſich greifen und binden, und bald empfing er ſeinen gerechten Lohn.

5.

Der Leichenzug.

Zwiſchen Ettenhauſen und dem Wackenhof im Fürſtenthum Eiſenach ging im Sommer 1816 ein Mann mit ſeiner Frau in den Wald, um Streuzeug (Heide) zu raufen. Gegen Mittag, als ſie ohngefähr ein Fuder geſammelt hatten, eilte der Mann nach Hauſe, um ſeinen Wagen zu holen. Die Frau ſetzte ſich an einen Felſen, um ihr übriggebliebenes Morgenbrod zu verzehren; da hört ſie mit einemmal von ferne Choralgeſänge ertönen, ſteht auf, blickt in die Waldſchlucht hinein, und ſiehe, da kommt in gemeſſenem Schritt ein Leichenzug des Wegs, voran rothgekleidete Schulknaben, mit einem Vorſänger, dann der Prieſter im Kirchenornat, dann die Leiche mit einem großen weißen Tuch bedeckt, von ſechs Männern getragen. Der Zug geht quer bei einer alten Buche nach der Felſenwand, und die Frau vernimmt verwundert ganz deutlich die Worte des Kirchenliedes: „Was Gott thut, das iſt wohlgethan,“ und als dieß Lied zu Ende geſungen iſt: „Nun danket alle Gott!“ Am Felſen ſcheint ſich plötzlich ein Thor zu öffnen und der Zug ſchwindet dort hinein. Die Frau war vor Schrecken faſt erſtarrt und konnte ſich gar nicht von der Stelle rühren, ſie heftete ihre Augen beſtändig auf die Felſenwand, um die Stelle nicht aus den Augen zu verlieren, und dieſelbe ja zu merken, bis ihr Mann käme, den ſie voller Angſt erwartete. Nach einiger Zeit kommt derſelbe mit dem Ochſenwagen angefahren, ſie erzählt die eben gehabte Erſcheinung und geht mit ihm nach der Buche, unter welcher der Zug herkam; bei Annäherung an dieſelbe erblicken ſie das weiße Baartuch, aber wie ſie darnach greifen, entſchwindet es ihren Augen. Sie gehen nun zum Felſen, betrachten mit Staunen das noch offene große Thor, und ſind ganz unſchlüſſig, ob ſie umkehren, oder hinzu gehen ſollen. Endlich wagen ſie das Letztere, aber als ſie näher kommen, finden ſie keine Oeffnung, ſondern nur einen großen runden Riß, der mit Moos und Waldblumen, wie mit einem Kranze bewachſen iſt.

6.

Das Glöckchen der Stromfei.

Auf der reizend gelegenen Burg Klingenberg am Main, deren maleriſche Trümmer über dem Städtchen gleiches Namens noch heute mit epheuumrankten Thürmen und Mauern ächt romantiſch niederblickt, wohnte einſt ein edler Graf des Geſchlechts von Klingenberg, das ſeit alten Zeiten auf jener Burg ſaß. Dieſer Graf hatte eine ſchöne und junge Gemahlin, die er ſehr liebte, und von der er ſich nur ſelten trennte. Da ward aber ein Kreuzzug gepredigt, und es erhob ſich aller Orten die Ritterſchaft zum Zuge gegen die Ungläubigen, und zur Befreiung des heiligen Grabes aus den Händen der Saracenen. Wer daheim blieb von dieſem heiligen Kreuzzuge, ohne daß Alter und Gebrechen ihn zurückhielt, dem war es keine Ehre, und ſo zogen viele Tauſende von Jünglingen und Männern aus den edelſten Geſchlechten der deutſchen Lande mit dem Kreuzheer von dannen. Auch der Graf von Klingenberg ſchloß ſich dem Zuge an, und als es nun zwiſchen ihm und ſeiner ſchmerzlich weinenden Gemahlin zum bittern Scheiden kam, ſo reichte er ihr ein ſilbernes Glöckchen und ſprach: „Nimm, mein theures Gemahl, dieſes Glöckchen, das einſt einem meiner Ahnen von einer Nixe des Mainſtroms geſchenkt wurde, die ihn liebte und ſich ihm opferte. Hänge es ruhig in Dein Kloſet; ſo lange es ſchweigt, ſo lange darfſt Du mich lebend denken, falle ich in der Schlacht, oder ſterbe ich an Wunden oder heftiger Krankheit, dann wird das Glöcklein Dir die Stunde meines Todes verkünden und anſagen. Und ſollteſt Du mir die Treue brechen, ſo wird mein Herz brechen zur ſelben Stunde, und das Glöckchen Dir's auch anſagen." Auf dieſe Rede weinte des jungen Grafen Gemahl nur noch heftiger, und ſchauderte, obſchon ſie die Schwüre ihrer Treue mit tauſend Eiden beſiegelte, zurück vor der Gabe, doch ihr ſelbſt ſchmerzlich bewegter Gatte zwang ihr das Glöckchen zärtlich auf, und ſo ſchieden ſie von einander im tiefen Leide.

Es ſchwanden die Wochen, die Monate und keine Kunde kam von dem Grafen von Klingenberg in das ſchöne romantiſche Mainthal. Die Gräfin hatte ihres Gemahls Wunſch erfüllt, und das Glöcklein über dem Betaltar, den ſie in ihrem Kloſet hatte, aufgehangen. Anfangs betrachtete ſie daſſelbe mit tiefem Grauen, immer daran mit Beben denkend, daß es plötzlich erklingen könne, und ſie mit namenloſem Schreck und tiefſtem Schmerz erfüllen. Aber es ſchwand ein Jahr und noch ein Jahr, und das Glöckchen erklang nicht, und die junge Frau betrachtete es auch nicht mehr mit geheimem Schauer, ſondern mit gleichgültigem Blick, wenn ſie auch immer noch mit Sehnſucht und Liebe des fernen Gatten gedachte. Aber immer noch kam von ihm keine Kunde, wohl aber die von großen Niederlagen des Kreuzheeres, von deſſen Rittern gar mancher die Heimath nicht wieder ſah. Und die Zeit wurde der jungen Frau gewaltig lang. Nun war ein junger Ritter von einer der benachbarten Bergveſten am Main in Minne entbrannt gegen die junge Frau, und beſtürmte ſie mit Anträgen, die ſie Anfangs ſtandhaft abwies, allmählig aber ſiegte in ihr das Verlangen, nicht mehr ſo allein zu ſein, und als ſie nun dem Ritter vertraute, daß ſie ihren Gemahl noch am Leben glaube, ſich noch nicht als Wittwe betrachten könne und ihm das Geheimniß des Glöckchens verrieth, da lächelte er mitleidig, ungläubig und argliſtig und ſprach: Eine gute Liſt hat Euer Herr und Gemahl ſich mit dem Glöcklein erſonnen, Eure Treue ſich auch noch nach ſeinem Tode, der wohl längſt erfolgt iſt, ſonſt wäre Kunde von ihm da, zu verſichern. Ihr ſeht doch wohl ein, daß es ganz unmöglich iſt, daß ſolch Glöcklein von ſelbſt läute. Er gönnte Eure Reize und Eure Güte keinem Andern, darum band er Euch vom Glöckchen das Mährlein auf! Glaubt nicht daran, und gebt mir endlich minniglich Gehör. Das Glöcklein aber wollen wir hinab in den Main werfen, da kann es die Stromfeine auffangen und wieder an ſich nehmen, die auch nur ein Mährchengeſpinnſt iſt, wie die Geſchichte vom Glöckchen ſelbſt. Und ſo beſchwatzte er die junge Gräfin mit ſüßen und lockenden Worten, daß ſie des Gatten und ſeiner Warnung vergaß, und ihm die Treue brach. Und gleich darauf ſtreckte der liebetrunkene Ritter die Hand aus und wollte das Glöcklein faſſen und aus dem Erker ſchleudern, da fing daſſelbe plötzlich an, ſich zu bewegen, und ſchlug dreimal drei helle Schläge. Schauder ergoß ſich durch des Ritters Gebeine, und er ſtand unbeweglich. Laut auf aber kreiſchte vor Schreck und Entſetzen die ſchöne Sünderin, enteilte dem Kloſet unaufhaltſam, erklomm des Thurmes höchſte Zinne und ſtürzte ſich von da herab in die felſige Tiefe. Der Ritter aber entwich vernichtet, ſprach zu keinem Menſchen mehr ein Wort und trat bereuend und büßend in einen der ſtrengſten Kloſterorden. Der Graf von Klingenberg aber war zur ſelben Stunde im fernen Morgenlande verſtorben.

Hierauf iſt das ſtattliche Schloß Klingenberg allgemach verfallen, und nimmer klang wieder ein Glöcklein droben auf dem Berge.

VI.

Volkslieder.

Die im vorigen Bande begonnene Reihe älterer und neuerer deutſcher Volkslieder aus Handſchriften oder ſeltenen fliegenden Blättern wird hier nach den dort ausgeſprochenen Grundſätzen fortgeſetzt. Die Würdigung, welche in unſerer Zeit das Volkslied, und zumal das hiſtoriſche, oder hiſtoriſch-politiſche, gefunden hat, namentlich auch die neueſte, gründliche und gediegene, obſchon weniger auf die Vergangenheit, als auf die Bewegungen der Gegenwart hingerichtete Beſprechung deſſelben („Die politiſche Poeſie der Deutſchen“ von R. E. Prutz in deſſen literarhiſtoriſchem Taſchenbuch, erſter Jahrgang, 1843, Leipzig) regt an, fleißig weiter zu ſammeln, vorhandene Sammlungen zu ergänzen, und ſo allmählig mit zum Aufſtellen des von v. Soltau (Ein Hundert Deutſche hiſtoriſche Volkslieder, Leipzig 1836, LXV.) mit Recht gewünſchten Corpus deutſcher hiſtoriſcher Volkslieder zur Erläuterung der deutſchen und europäiſchen Geſchichte beizutragen, da die Gottesſtimme der Geſchichte in der Volksſtimme des Liedes wiederhallt, auch wenn ihr Klang hier nur ſelten ein poeſievoller Wohllaut iſt. Vor Jahren ſchon theilten wir in des Freiherrn von Aufſeß Anzeiger für Kunde des deutſchen Mittelalters Nachweiſe über mehrere fliegende Blätter unſerer Sammlung mit, von denen ſpäter einige in v. Soltau's Buche den Wiederdruck erfuhren. Auch ward verſucht im 1. Band unſers Thüringiſchen Sagenſchatzes das Danhäuſerlied typographiſch zu facſimiliren, welchen Verſuch man mit dem Papierlied im 1. Band des Muſeum und hier mit einem Spruch wiederholte. Es dürften für Solche, denen an der typographiſchen Eigenthümlichkeit der alten fliegenden Blätter gelegen, ganze Sammlungen in dieſer Art, etwa heftweiſe zuſammengeſtellt, nicht unwillkommen ſein, und die ſehr ſeltenen Originale erſetzen. Dem Literarhiſtoriker und Liederfreund genügt jedoch auch am Liede, ohne die alte Form und die etwaige Holzſchnittzier, wo ſie nicht weſentlich nothwendig erſcheint; zweierlei aber erachten wir doch für wichtig, ſelbſt auf die Gefahr hin, daß große und achtungswerthe Berühmtheiten entgegengeſetzter Meinung wären, erſtlich den Druck des deutſchen Gedichts mit deutſchen Lettern zu bewerkſtelligen, und zweitens die Rechtſchreibung und Interpunktion dem Original der Handſchrift oder des alten Druckes, ſo lange dieſe noch in die Zeit der Reformation, des ſchmalkaldiſchen und dreißigjährigen Krieges fallen, beizubehalten, wie ſie aufgefunden wird. Ein andres iſt es, wenn man einer Handſchrift auf den erſten Blick anſieht, daß ein unwiſſender Schreiber ſie gefertigt. Die Art und Weiſe, wie man ſchrieb und druckte, iſt eine Spiegelung der jedesmaligen Kulturzuſtände, und wollen wir in dieſe letztere richtige Blicke thun, ſo dürfen wir nicht nach den Regeln neuer Schulen die letztern modeln.

Die Ausdrucks- und Schreibweiſe der verſchiedenen Jahrhunderte wird ſich nie über einen Leiſten ſchlagen laſſen.

Das fliegende Blatt, welches wir voranſtellen, iſt kein hiſtoriſches Lied, ſondern ein didaktiſcher Spruch, wie deren gleichzeitig mit den Liedern ausflogen, und den wir noch nirgend mitgetheilt fanden; er iſt intereſſant wegen ſeines poetiſchen Grundgedankens, da der Dichter ſich durch ein Waſſerweib in die Zaubertiefen eines kryſtallenen Nymphenpalaſtes entrücken läßt, und erinnert an mehrere poetiſche Fictionen im Liederbuch der Clara Hätzlerin. Auch dieſe hat ein Gedicht mit der Ueberſchrift: Von der Welt Lauf, (Haltaus Ausgabe, II. Abtheilung, 122. 3.), doch iſts ein ganz anderes. F. H. von der Hagen citirt einen gleichnamigen Spruch aus der Weimarer Handſchrift (Grundr. S. 412) mit der Endzeile: Alſo redt der Teichner. Unſers Dichters Name: Pauper Henricus (wohl nur nach Hartmann's von Owe armen Heinrich fingirt) fehlt in der Reihe der Dichternamen des angezogenen Liederbuchs, in von der Hagen's Grundriß und ebenſo fehlt er in der Reihe der Liederdichter in von Soltau's Sammlung. Die Sittenſchilderung ſeiner Zeit (der Druck wird zwiſchen 1520 und 1540 zu ſetzen ſein) iſt durchgreifend und wahr, Manches auch von der Waſſermänner Lehren paßt noch heute. Man denke an die Gold- und Silbermünzwirren der letztvergangenen Jahre.

Einige fremde und ungewöhnliche Worte des Spruchs dürften zu deuten ſein.

getrecht: Getrachte, Sinnen, Gedanken.
gadell: Zadel, Mangel, Abnahme des Geſchäfts.
grandellirn (ſo iſt von alter Hand das grande birn corrigirt) granniren, das Körnen des Metalls.
pelun: pelume (ital.) ſtarkes Haar (?) Der Sinn iſt uns nicht deutlich.
pryſem: Biſam, Moſchus, als etwas Koſtbares.

arguiern: rächen, urtheilen, ermeſſen, vom lateiniſchen arguo.

lörlinswar: Lörleinswaare, von lorum, Riemen, Peitſche, i. e. werthloſes Zeug, nicht höher im Preis, als ein Riemchen.

Die Schotten: trieben im Mittelalter, gleich den Lombarten, viele Handelſchaft in Deutſchland.

auf Kathreyn: auf Katharinentag. Wahrſcheinlich ein verlorner Scherzſpruch, wie man von ſehr ungewiſſen Zahlungsleiſtungen ſagt: Uebermorgen, oder Nimmermehrstag.

Filius: ſoll heißen Virgilius, der Zauberer.

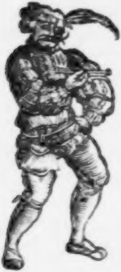
die do lange ſtentner machen: die lange auf der Straße ſtehen bleiben.

parzomant: parcifant, (porsuivant) Herold. Nach Ehrenhold und Parcifant, ein Pleonasmus.

Die übrigen Lieder finden ihre Erklärungen in den Noten.

1.

Eyn ſpruch bin ich von der welt laúff,
wer mein begert der ſelb mich kaúff.
Leß mich vorn an biß an das enn,
ich ſtraff manchen den ich nit kenn.



HOrt mir zu ein abentheüwer,
  die mir widerfarn iſt heüwer.
Do man den habern ſchneyden ſolt,
  ging ich für mich ſelber vnd wolt.
Mich richten nach dem alten wort,
  als ich vor zeytten hät gehort.
Wie allweg in der haber ern,
  die krebs am allerbeſten wern.
Do fiel mir bald in mein getrecht,
  wie ich der krebs zu wegen brecht.
Gar faſt gedocht ich her vnd hin,
  biß das mir fiel in meinen ſyn.
Ein waſſer wuſt ich an eym endt,
  daran fügt ich mich gar behendt.
Wann es zu fiſchen was gemeyn,
  vnd hett auch gar ein gutten reyn.
Sunſt nent man es einen rangen,
  do vermeint ich krebs zu fangen.
Als ich vormals mehr hett gethan,
  mit züchten fing ich aber an.
Das waſſer was zu tieff jm grundt,
  das ich es nicht erwatten kundt.

Ich blieb herauſſen auff dem landt,
  vnd ſucht ſo lang biß das ich fandt.
Vil löcher in dem ſelben wag,
  do mancher krebs verborgen lag.
Mit den henden nach yn gablet,
  jnn dem ſelben waſſer zablet
Etwas faſt gegen mir herauff,
  doch hett ich kein achtung darauff.
Ich forcht mich nit vor dem ding
  bey einer handt es mich vmbfing.
Vnd zückt mich hinvnder gar feſt,
  vor groſſem ſchrecken ich nicht weſt.
Wie ich hinvnder was gefarn,
  gott der thet mich fleyſſig bewarn.
Das do kein waſſer in mich kam,
  vnd auch ſunſt keynen ſchaden nam.
Weder an leben noch an leyb,
  alſo furt mich ein waſſer weyb.
Vnder dem waſſer an ein ort,
  do war ein weydeliche port.
Es was do gar ein ſchwerer ſteyn,
  den ruckt ſie ab vnnd furt nach eyn.

Jn dem ſelben ſchönen pallaſt.
  entfieng ſie mich als jren gaſt.
Vil zucht vnd ere ſie mir thet,
  der ich do nicht geſüchet het.
Jnn dem ſelbigen tieffen hoell,
  es was auch meyſterlich vnd woll.
Schön nach aller noturfft geſchmückt
  vo blummwerck geel in braún gedrückt
Damit warn die wendt bezogen,
  mit marmelſteynen ſchwybogen.
Warn jre gewelb beſchloſſen,
  Bildwerck mit vil ſchöner poſſen.
Ein jeder ſtundt nach ſeiner art,
  Es was auch meyſterlich vnd zart.
Gar ſchon verglaſt mit criſtallen,
  do durch kein waſſer mocht fallen.
Es gab jnn doch allen ſcheins gnug,
  ich ſach drey alte menner klug.
Studirn gar auß groſſen witzen,
  der ein hieß mich niderſitzen.
Vnd thet mich gar ſchön entpfahen,
  er ſprach laß dir nicht verſchmahen.

Vnßer weßen in dieſem holl,
der ander ſprach gehab dich woll.
Du darffſt nicht traúren noch klagen,
der dritt ſprach ich muß dich fragen.
Wenn ich verſteh in kurtzer friſt,
das du gar weyt gewandert biſt.
Vnd haſt in deinen jungen jarn,
vil frembd abentheúwer erfarn.
Die ſunſt keyner hett verſtanden,
wie ſtets yetzt daúß in den landen.
Kanſtu mich des nicht berichten,
ich ſprach ich kanß nicht außrichten.
Die klag vnnd jem̃erliche not,
die do allenthalb die welt bot.
Allenthalb wild vil zu rinnen,
alles was arm leúth begynnen.
Die ſich mit arbeyt ſollen nern,
mögen ſich hungers kaúm erwern.
Gedeyen vil an bettel ſtab,
die groſſen kauffleút laſſen ab.
An den doch alle narung leydt,
durch ſie ein landt dem andern geyt.

Was vor nicht hat vnnd haben muß.
  das ſchafft jm als der kauffman buß.
Der von eym landt jns ander fert,
  jetzt ſo leydt es jn allen hert.
Die hendell wöllen nichts tragen,
  das thut mancher kaúffman klagen.
Wenn ſie auff die jarmerckt kommen,
  ſtehn ſie dort gleich als die ſtummen.
Die war leydt bey jn vff haúffen,
  all die jn ſollen abkaúffen.
Prieſter, burger, vnd der adell,
  ſeindt all beſleckt mit dem zadell.
Ir keyner wil das goldt finden,
  die kaúffleut ſtehn all dort hinden.
Bedürfften des geldes vaſt woll,
  wenn furlon, zerung vnnd der zoll.
Geht nicht deſter minder auff yn,
  er muß mit ſchaden geben hyn.
Er hats zu theúwer genommen,
  wenn jm nun die tagzeyt kommen.
Das er jhenen ſoll bezallen,
  dann leßt er ſein handel fallen.

Er kan von ſeim gut nit reychen,
von hauß vnd hoff muß er weychen.
Vnd verterbt mit jm an der acht,
er ſprach merckt was daſſelbig macht
Das will ich hernach woll ſagen,
ich muß vor ein anders fragen.
Bericht mich ettwas von dem gelt,
do mit man yetzt in aller welt.
Jederman handelt heer vnd dar,
ich ſprach ich hab vernommen zwar.
Der gutten müntz werd abzogen,
do durch mancher wirdt betrogen.
Vil leút ſchir in allen orden,
ein theyl kremer müntzer worden.
Vnd auch ander ſchlecht geſellen,
die golt vnd ſilber múntz ſchnellen.
Mit der wag ſie das beginnen,
wann ſie der ſchweren múntz finden.
Die ſchwer gnug ſeint an dem gewicht,
der kumbt keine mehr zu dem licht.
Werden all verſchmelzt in dem fewr,
die ſelbig ferlich abentheúwr.

Iſt ſo gemeyn nye geweßen,
das grandellirn durch den beßen.
Die daſſelbig nicht konnen thun,
die ſamelen aber pelun.
Laſſen jn das darnach probirn,
die landt jr gutte müntz verlirn.
Mit den ſelben bößen ſachen,
ettlich künnen waſſer machen.
Steln der müntz den zehenden theyll,
er ſprach ſchweig mit dē noch ein weyl
Höre ich will dir es baß erklern,
ein anders wolt ich wiſſen gern.
Wie ſein junckfraúwen vnd fraúwen,
ich ſprach mir thut ſeer vaſt graúwen
Hett ich ein tochter wer mir leydt,
zwiſchen yn iſt klein vnderſcheydt.
Ettlich ſich junckfraúwen nennen,
ſo kan man doch kaúm erkennen.
Das ſie halten junckfraúwen ſtandt,
vnkeúſch nympt bey vieln vberhant.
Leyder hie vff dieſer erden,
ich fürcht es muß geſtrafft werden.

B

Als ſich die groß ſchwer ſünd anfing,
  ſodoma gomorr vndter ging.
Durch die ſünd ſodomiterey,
  die was kaům alſo mancherley.
Die man der ſelbigen zeyt thet,
  als man es yetzt leider beget.
Vber all in allen landen,
  niemants ſchempt ſich mer d’ ſchandē
Die meydt bult ſelber vnd der knecht,
  die eefraw meynt ſie thůs mit recht.
Dweyl ſie es nůr verborgen treyb,
  der eeman ſucht ein ander weyb.
Richter, münch, ſchultes vnd pfaffen,
  die daſſelbig ſolten ſtraffen.
Treyben etlich vnuerholen,
  gott dem herrn ſey es entpfolen.
Will dauon nicht reden ferrer,
  wiewol die ding ſunſt vaſt ſchwerer.
Dann ich yetzt fürwar hab geredt,
  es möcht yemāts ſein dems zorn thet.
Der mir darumb wolt ſprechen zu,
  der waſſerman ſprach hab dein rhu.

Bericht mich hie ein anders vor.
  die Richter vnd Procurator.
Die das recht jnn vnrecht ſpalten,
  wie ſich yetz dieſelben halten.
Gebt vber die nicht auch ein klag,
  vernym mich nu was ich dir ſag.
Ich bin jr nicht vaſt woll bericht,
  ob ichs ſchon wůſt ſo dörfft ich nicht.
Den ſelben handel gantz erklern,
  ich möcht darumb geſtraffet wern.
Die da regirn daſſelbig ſpill.
  ich hoff es ſchad vns hie nit vill.
Ob ich es eüch ein wenig ſag.
  manch armer fürt ein groſſe klag.
Der vmb ſein narung geteüſcht würt,
  durch den der jm ſein handel fürt.
Darumb das er iſt arm vnd ſchlecht,
  vnd ob er ſchon hat götlich recht.
Er ſchenckt nit frey dem vnd dieſem,
  Silbrin kleynot oder pryſem.
Er kocht jm groß fiſch mit mandel,
  ſein widerpart gwindt den handel.

Der vberſchenckts mit groſſem gut,
das man dem armen vnrecht thut.
Der hat ſein gut da durch verlorn,
es iſt alſo ein ſprichwort worn.
Wo man jetzt von dem hanndel ſagt,
ein armer zu eim reychen klagt.
Man weyß nicht wer das vnrecht hab,
von ſtundt ſtett man dem armen ab.
Jederman heyßt jn ein narren,
ſprechen du magſts nit zu harren.
Dann der dringt dich mit gelt da van,
alſo erſchreckt man manchen man.
Das er ſein handel fallen ledt,
den er ſunſt wol gewunnen hett.
Wo anders recht vor recht ſolt gehn,
jm namen gots laß ichs beſtehn.
Ich will do von nicht reden fort,
jr habt zu gutter maß gehort.
Von mir ein antwort auff die frag,
vnd auch ein gut theyl der welt klag.
Wiewol ſie iſt noch mancherley.
die waſſer menner alle drey.

Nam̃en wunder von dieſer ſach,
  der ein hub an zu mir vnnd ſprach.
Zu rechter zeyt biſtu kommen,
  dein red haben wir vernom̃en.
Die du vns haſt yetzundt geſagt,
  vns denckt wol dz man es auch klagt
Nun wollen wir hie arguiern,
  ob wir drauß möchten me ſtudirn.
Wie du dich dunnen halten ſolſt,
  ob du gewaltig werſt vnd wolſt.
Zemachen ander regiment,
  von dem anfang mittell vnd endt.
Du fingſt an von armen leüthen,
  nyemands will backen noch reütlen.
Zu dem baüers werck ſein wir blöd,
  do durch vill ecker ligen öd.
Die noch wol zu baüwen weren,
  vil baüwern yetzt handtwerck leren.
Deßhalb der handtwerck wirt zu vill,
  keyner mehr an den acker will.
Seindt doch ein theyl grob fantaſten,
  jr handtwerck dien nicht am baſten.

Gelernt nach gemerckt eben.
  laſſen jn doch weyber geben.
Wann ſie die ler jar auß leren.
  meyſter zu ſein ſie da begeren.
Vnd kůnnen das hantwerck nicht gar
  die machen dann vil ſchlims war.
Geben es wolfeyl vmb ein tant,
  damit man hat erfült die landt.
Die gutten werck ſeindt verworffen,
  man findt ſchir auff allen dorffen.
Hantwerck, kaufleüt vnd verleger,
  ſo du werſt jm land ein pfleger.
Vnnd hetſt gewalt als landes herrn,
  das müſten ſie gar fleyſſig wern.
Jm dörffern kein handel treyben,
  auff das die ſtett mögen bleyben.
Fiel keiner dem andern in ſein ſtandt,
  ſo kem vns wider glück jnß landt.
Des weyſen rades danckt ich jm ſchon
  do ſprach der ander waſſermon.
Geſell was haſtu mehr gefragt.
  ich ſprach hört wie d'Kauffman klagt.

Als du am erſten haſt gemelt,
  wie man verderb allerley gelt.
Die gutte müntz werde verlorn,
  die ſilbern müntz mit jrem korn.
Helt hie wenig vnd dort gar vil.
  wo man die vngrundt machen will.
Ein weiſſe müntz die wirt gering,
  welcher ſich verſteht ſolcher ding.
Vnnd werff das ſilber zu kauffen.
  laſt die ſchwere müntz zu hauffen.
Gewindt an der marckt woll ein lott,
  ich ſprach wenn mir der ewig gott.
Verlihen hett den gnaden ſchein,
  ſolt ich der ding ein ſtraffer ſein.
Wolt ich ſetzen gut verdrawen,
  die müſten drauff fleyſſig ſchawen.
Wie man ſolt in tiegel rechen.
  keyn müntz ſolt mir niemants brechē.
Nicht renouirn oder etzen.
  ein yeglich müntz wolt ich ſetzen.
Wie die herren ſie geben auß,
  alſo müſten ſie in jr hauß.

Do nemen von jr zinß vnd rendt,
der erſt hub an wider behendt.
Der vor ſagt von armen leütten,
er ſprach ich ſolt dir bedeütten.
Von den mannen vnd den weyben,
die offenbar ebruch treyben.
Vnd doch verbleyben vngeſtrafft.
ſo findt ich etlich prieſterſchafft.
Vnd auch ein theyl die groſſen herrn,
derſelbigen ding nicht hörn gern.
Etlich tantzen nach der geygen,
darumb muß ich ein theil geſchweygen
Ee man mir ſollichs zum argen miſt.
wo das man alte bücher liſt.
Darjnn findt man noch geſchriben,
wie die alten handt getriben.
Doch in der ſtill gar verholen,
nit als yetzt die groben knollen.
Die das ſich rümen auff vnd ab,
mancher ſagt vil wie das er hab.
Ein bulen den man ſolchs nit zey,
er ſagt von ſtund an wer ſie ſey.

Die vn verbarg vor jrem man.
 vnd leügt die gute fraüwe an.
Die werß kein wort vmb ſein klaffen,
 wenn ich ſolt den ſelben ſtraffen.
Künd die kunſt die Filius treyb,
 wolt ich welcher ein frummen weyb.
Jr zucht vnd ehr ſchmecht mit liegen,
 dem müſſen die groſſen fliegen.
Wandern auß vnd ein in dem maül.
 vnd ſtincken wie ein todter gaüll.
Auff das er ſolches nit mehr thet.
 welcher man ein frumb tochter hett.
Die er gern zög zu lob vnd ern,
 do muſt er Lerſſig alſo lern.
Wo er ſie ſchickt hin vnd wider.
 das ſie ſchlüg die aügen nyder.
Mit ſtettem kopff gleich für ſich gehn,
 bey keyner mans perſon nit ſtehn.
Nur gutten morgen vnd nit mehr,
 die möcht wol jr junckfreülich ehr.
Jr zucht vnd lob behalten feſt,
 wo ich der junckfraw eine weſt.

Die do lange ſtemmer machen,
  vnd mit dem vnd diſem lachen.
In heymliche winckhel ſpacieren,
  biß ſie die junckfrawſchafft verlieren.
Sie mein es werd nit offenbar,
  ghen her noch mit offenem har.
Item dasſelbig mit einem krantz,
  ein ſolche wolt ich an dem tantz.
Vor den andern all beſchemen,
  vnd jr das krentzlein ab nemen.
Sie mit eim ſchleyer vmb binden,
  das die andern auch deſt hinden.
Sprechen behüt gott die eer mein,
  das ſol mir yetzt ein warnung ſein.
Das ich mich hinfur hütten will,
  ſo gſchech der handel nit ſouill.
Meyd ſchwechen kinder vertreyben,
  gott wolle den frummen weyben.
Ir zucht vnd er vor ſchand friſten,
  ich ſolt auch rüren die juriſten.
Die das recht zu vnrecht machen,
  ſo bin ich der ſelben ſachen.

Das jm ſein handel ſehr abnem,
er ſprach zu mir das kumpt von dem
Sind die ſchneyder verkeüffen duch,
vñ dz man druckt auch ſo mãch buch.
Dadurch die kunſt wirt weyt geſtrewt,
vnd haben auch vill ſchlechter lewt.
Ler vnd weyſz darauß genum̃en,
dieweyl in die lande ſeinde kum̃en.
Die Schotten ſo mit groſſer machte,
die haben funden vnd betracht.
Vnd alſo hauſiert mit der war,
jnn allen landen her vnd dar.
Sind ſie gezogen auff vnd ab,
vnd gezert von dem bettelſtab.
Jn dörffern vnd vnder wegen,
jnn ſtetten groſz hoffart pflegen.
Als dann kauffleut ſolten leben,
künden die war neher geben.
Denn die knecht welche pferde hetten,
domit ſie groſz zerung thetten.
Das hatt dem handell ſchaden than.
es iſt auch ſchir kein handwercksman

Sein hantwerck ſey groß oder klein.
er will ein kauffman darzu ſein.
Er tichtet darauff nacht vnd tag,
Ob ers am gut ſchon nicht vermag.
Er hett ein gůlden oder nein,
er borgt vnd macht vill groſſer zein.
Alle die jm borgen neiwer,
er ſchwert ſie vaſt tieff vnd theimer.
Er will ſie bezaln auff katrein,
ich ſprich ſolt ich gewaltig ſein,
So wolt ich machen regiment,
welcher man ein gůt hantwerck kůnd
Můſt daſſelb nach ordnung treyben.
vnd den kauffman laſſen bleyben.
In ſeinem handel gleich wie vor,
ich mein auch ſicherlich vorwar.
So ſtůnd allenthalb deſter baß.
er ſprach wie gefelt dir nun das.
Hat der dich nicht gar ſchon bericht.
ich ſprach fůrwar ich ſtraff ſein nicht.
Ich bin jm auch von hertzen holt,
darauff man hat gemacht das golt.

Jn der kunſt ein wenig zuſchlechte.
die weil es dunckt die herren recht.
Die es woll zu ſtraffen hetten,
vnd es auch gar billich thetten.
Gott geb yn hie vnd dort den lon,
ſo keme auch manch armer man.
Nit alſo boßlich vmb ſein gelt,
ſo ſtund wonner in aller welt.
Jn allen enden deſter baß.
darumb ſo bitt ich fleyſſig das.
Das du wandern wolſt in all lande,
nach eren huld vnnd parzoment.
Wo du die weiſt vnd finden magſt,
das du yn fleyſſig alſo ſagſt.
Das ſie ſich ytz recht erzeygen,
vnd der warheit nicht verſchweigen.
Gegen den landt vnd lewt an leyde,
das ſie anſehen die ſchweren zeyt.
Die pein ſo die armen leyden,
mit einander alſo meyden.
Gar krieg vnd hader legen hyn.
das geb yn gott in yren ſyn.

Gedult fried vnd auch eynickeit,
hilff vns maria reine meydt.
Ein mutter aller genaden,
behüt vns arme vor ſchaden.
Dort die ſele vnd hie den leib,
her wider kam das waſſer weib.
Das mich hin vnder hat gezückt,
ſie ſprach es hat dir hie geglückt.
Vil weißheit haſtu hie erfarn,
kum her ſo will ich dich bewarn.
Vnnd an ſchaden außhin weiſen,
vnſer lob das ſoltu preyſen.
Das magſtu von vns genieſſen,
darumb laß dich nicht verdrieſſen.
Verkünd es wider in die welt,
das man nit durch das ſchnöde gelt.
Das vbel vngeſtroffet laß,
Pamper Henricus ſchenckt euch das.

¶ Gedruckt zu Speyr.

8.

Tylliſch Kloſter-Gelübde[*].

1.

Papſt. Mein Tilly Ey was denkeſt du,
Daß du dich ſo verkehrt,
Und eileſt auf das Kloſter zu,
Legſt ab Schild, Helm und Schwerdt?

2.

Tilly. Was ſol ich Armer fechten mehr;
Ich fürchte meiner Haut.
Hinweg ich doch mit Ruhm und Ehr,
Jetzt mir für Stößen graut.

3.

Papſt. Ey Tilly! Mach doch nicht ſo bald,
Sey in der Noth ein Mann!
Es iſt doch ſonſt kein anſehnlich.
Fall auf den Schweden an.

---

[*] Dieſes Geſprächlied fanden wir in einer, im folgenden Artikel näher erwähnten Sammlung von Paſquillen und Spottliedern auf die Parteien des dreißigjährigen Krieges, auf die Liga und die Jeſuiten. Die politiſche Volkspoeſie ſtand in jener Zeit überaus reich, ſtark angeflammt vom religiöſen Fanatismus, dabei aber vom Salz des Witzes geſchwängert, und von der [illegible] des Humors aufgerichtet. Dieſelbe ſteht in den bekannten neuern reichhaltigen Sammlungen von O. L. B. Wolf, v. Soltau und Fr. W. Körner. Das Gedicht ſteht als fliegendes Blatt eine [illegible]. Unter der [illegible] befindet ſich eine Abbildung, [illegible] Man erblickt rechts den Papſt auf einem [illegible] ein Pferd, und links gegen den [illegible] Tilly auf einem [illegible] mit einem [illegible] Mitte erblickt man ein Kloſter. Unter dem Bilde ſteht das Gedicht in vier Columnen.

4.

Tilly. Ein Junger ſolches beſſer weiß
Denn ich, der nunmehr ſchwach,
Wer wil erlangen Lob und Preiß,
Der führe meine Sach.

5.

Pabſt. Ey Tilly! Wenn du zagen wilt,
Verlieren wir das Spiel,
Sey dißmal unſer Frieden Schild,
Lavire nicht zuviel.

6.

Tilly. Davon mir kein Wort mehr bringt vor,
Ich alter Corporall,
Mir ſelber als ein ander Thor,
Verurſacht Spott und Fall.

7.

Pabſt. Hiervon haſt du gar keinen Spott,
Zeuch deinen Harniſch an,
Vertheidige Pabſt, Kirch' und GOtt,
Tritt wieder auf den Plan.

8.

Tilly. Vergebens iſt doch euer Kunſt,
Verderbt iſt unſer Spiel,
Macht mir nicht einen falſchen Dunſt,
Hier ſtecket unſer Ziel.

9.

Pabſt. Ey Tilly! Laß die Kutten ſeyn,
Und bleib ein Kriegesman,
Du kanſt wol wieder bringen ein,
Wo ſchaden iſt gethan.

10.

Tilly. Ach Gott! Die Sach iſt viel zu ſchwer!
Der Schmeck iſt viel zu jach!
Ja wenn ſo bald zu helffen wer,
Als Er uns jetzet nach?

11.

Pabſt. Ey Tilly, Tilly! Lauffen laß,
Dein ſeltzam Wunderthier,
Auff dem wirſtu wol Reiten baß
Iſt eine beſſere Zier.

12.

Tilly. Mein Roß iſt mir jetzt viel zu lieb.
Als daß ich ſteig' herab.
Es hat viel einen ſchnellern Trit.
Vnd einen ſanfften Trab.

13.

Pabſt. Ich kan, mein Tilly, nicht verſtehn,
Was du mit dieſem wilt,
Ach laß es doch noch einmal gehn
Sey nicht ſo gar vnmilt.

14.

Tilly. Ich hab es vorgeſagt wol,
Das Roß laß ich nicht weg,
Es geht mir wie es gehen ſol,
Sanfft vber Stock vnd Steg.

15.

Pabſt. Wenn du das Roß ſo lieb je haſt,
Gebrauch es noch einmahl,
Nim auff dich deine ſchwere Laſt,
Sey vnſer Burg vnd Wall.

16.

Tilly. Mein Roß das taug zum Kriege nicht,
Die Trompete nicht verträgt,
Iſt nur zum lauffen abgericht,
Wird nicht zur Schlacht erregt.

17.

Pabſt. Dein Roß iſt ja ein ſtarker Löw',
Und greiffet hefftich drauff.
Es wird den Schwede machen ſchew,
Daß er zurücke lauff.

18.

Tilly. Ach Vater! ja der Schein iſt gut,
Wanns auch Heroiſch wer?
Es hat zum Fechten keinen Muth,
Der Feind iſt ihm zu ſchwer.

19.

Pabſt. Ey Tilly! Du geliebter Sohn!
Ich weiß es gar gewiß,
Fall an, den Sieg bringſt du davon,
Wir haben den Genieß.

20.

Tilly. Ey nein! Mein Roß hat mich verkehrt,
Jetzt bin ich nur ein Haß *)
Ein ander greiffe nach dem Schwerd,
Ich bete deſto baß.

21.

Pabſt. Ey Tilly? Schlag hinweg die Noht,
Und mache dich ins Feld,
Der Schwede wird noch haben Spot,
Fecht als ein kühner Heldt.

---

*) Haas.

22.

Tilly. Er hat mich viel zu ſehr gekrenckt,
Hinweg iſt meine Macht,
Drumb ſag ich wenn mein Hertz dran denckt,
Kriegsleben gute Nacht.

23.

Pabſt. Ey Tilly: weiſt du nicht den Spruch?
Wer in Gefahr ſich giebt,
Bekömm't am letzten noch den Fluch
Wird mit Gefahr betrübt.

24.

Tilly. Ich, dacht' am erſten ſelber ſo,
Drumb ich begierig war.
Des Schlagens bin ich wenig froh
Wer krümm't ihm jetzt ein Haar?

25.

Pabſt. Ey Tilly? Glücke ſchickt ſich offt,
Und kan nicht bleiben weg,
Wenn man darauff nur immer hofft,
Und dringet auff den Zweck.

26.

Tilly. Der iſt fürwar nicht allzuklug,
Der Gott zum Feinde hat,
Er thut vergebens einen Flug,
Wird endlich drüber matt.

27.

Pabſt. Ey Tilly: Schweig. Wir haben Geldt.
Wer Geld in Händen hat,
Der bleibt am beſten in der Welt,
Drumb folge meinem Raht?

28.

Tilly. Ey nein der Rath iſt gar nicht gut,
Und wenig mir gefellt.
Der Feind bekömm't zwiefachen Muth,
Und ſuchet unſer Geldt.

29.

Pabſt. Ey kanſtu doch noch eine Kunſt,
Die Lufft und Himmel zwingt,
Schmeltzt Berg vñ Thal mit jrer Brunſt
Und auff die Sternen dring't.

30.

Tilly. Sie hat mich zweymal weggebracht
Recht mitten aus der Noth,
Am Ende ſetzt ſie bald den Schacht,
Und ſtürtzet in den Todt.

31.

Pabſt. Sie wird dir helffen noch zur Ruh,
Und ſtehen trewlich bey,
Drumb ſchlag friſch auff den Schweden zu
Und ſeine Peſte ſey.

32.

Tilly. Zum dritten mal ich nicht angeh,
Ich bin zu ſehr betrübt.
Ich fühle ſchon des Todes Weh,
Der mir viel Zeichen giebt.

33.

Pabſt. Die Geiſter in der Höllenklufft,
Dich nicht verlaſſen gantz,
Wenn jhnen nur wird recht geruft.
Ey wage noch die Schantz.

34.

Tilly. Ey nein, Ich wag es weiter nicht,
Der Geiſt iſt viel zu ſchlimm.
Wenn Zeit aus iſt, und Glücke bricht,
So fleucht er weg im Grimm.

35.

Pabſt. Ey traw ihm nur. Er wird den Brey
Nicht gänzlich ſchütten aus.
Er wird uns widerſtehen frey
Dem Feinde machen graus *).

36.

Tilly. Der Schwed iſt viel ein ärger Gaſt,
Hat eine ſtärck're Macht,
Die uns bezwang mit ihrer Laſt,
Und in die Noth gebracht.

37.

Der Hagel, Wind und Donner ſchafft,
Und in dem Himmel ſitzt,
Der ſteht ihm bey in ſeiner Krafft,
Und auf uns runter blitzt.

38.

Pabſt. Ey wag es doch. Ich weis der Sieg
Wird gänzlich unſer ſeyn,
Drumb mache dich noch einſt in Krieg
Und faſſe grimmig ein.

39.

Tilly. Ey nein. Wer an den Schweden ſetzt
Wie klug er's fenget an,
So wird er ſelber nur verletzt,
Ich gehe nicht mehr dran.

---

*) Grauen

10.

Pabſt. Er iſt ſo wohl ein Menſch, als du.
Drumbs jhm auch feilen kan.
Noch einmal ſpricht jhm grimmig zu
Erſchimmge keine Zahn.

11.

Tilly. Ey nein? Gott, Himmel, Lufft und Welt
Gantz bey den Schweden ſteht,
Für jhm alls unſer Tichten fellt,
Für jhm mein Geiſt vergeht.

12.

Drumb wil ich auff mich ſelber ſehn
Und nehmen mich in acht.
Was hin, iſt hin. Es iſt geſchehn.
Kriegsleben, gute Nacht.

3.

Martin Luther und ſein Kätherl. *)

1.

M. Die Liebe brennet mich,
Vor Freude möcht ich tanz'n,
Wann ich mein Kätherl ſich (ſehe)!
K. Wen? Mich? **M.** Ja, ja, ja!
Wann ich mein Kätherl ſich.

---

*) Dieß naive Spottlied, ein ächt volksthümliches Duett, ſteht in dem, im erſten Band des Muſeums S. 201. in der Note erwähnten, Münchner Liederbüchlein, und wir finden kein Bedenken, es hier aufzunehmen, denn unſer Muſeum ſoll durchaus keine kirchliche Parteifarbe tragen. Die Unregelmäßigkeiten in der Strophenabtheilung rühren wahrſcheinlich vom frühern Ab- oder Aufſchreiber her; wir haben nicht gewagt, etwas daran zu ergänzen. Sicher ward dieß Lied geſungen.

2.

M. O Kätherl, wenn Du wußt (wüßteſt),
Was Du bei mir wirſt hab'n,
Vor einen freien Luſt!
K. Bei wem? M. Bei mir!
K. Bei Dir? M. Ja, ja, ja!
Vor einen freien Luſt.

3.

K. O Martin Luther mein,
Wie kannſt Du in mich Kätherl
So gar verliebet ſein?
M. Wer? Ich? K. Ja, ja, ja,
So gar verliebet ſein!

1.

M. Kätherl, ich ſchwöre Dir,
Du mußt mir aus dem Klöſterl,
Und heunt noch ſein bei mir!
K. Bei wem? M. Bei mir!
K. Bei Dir? M. Ja, ja, ja,
Und heunt noch ſein bei mir!

5.

K. Du Martin Luther biſt,
Ja hoffentlich wie andre,
Noch ein katholiſcher Chriſt!
M. Wer? Ich? K. Ja, ja, ja,
Noch ein katholiſcher Chriſt! *)

---

*) Hier ſcheint ein Vers mit der Antwort zu fehlen. Muß man nicht bei der Gewiſſensfrage an die Margarethenfrage in Goethe's Fauſt denken: „Nun ſag', wie haſt Du's mit der Religion?" —

6.

K. O Martin Luther denk'
Daß Dich's in einer kurz'n Zeit,
Noch einſtmals grauſam kränkt.
M. Wen? Mich? K. Dich!
M. Mich? K. Ja, ja, ja
Noch einſtmals grauſam kränkt:

7.

M. O Kätherl, ſchweige dann,
In Himmel komm' ich gleichwohl
Vor andern allen ſchon.
K. Wer? M. Ich! K. Ja, ja, ja,
Vor allen andern ſchon.

8.

K. So ſoll's dann alſo ſein
Herzliebſter Martin Luther,
Nimm mich mit Dir hinein!
M. Wen? K. Mich?
M. Dich? K. Ja, ja, ja
Nimm mich mit Dir hinein!

4.

Bayriſches Triumphlied. *)

Vivat Churfürſt aus Bayern
Vivat das Stammen-Haus!
Den Tag zu celebriren,
Bringt mancher einen Schmauß.
Bayerland, thu Dich erfreuen,
Heut haſt den Gala-Tag,
Fang herzlich an zu ſchreien
Sing fröhlich, pfeiff und ſag. 2 mal.

Der Churfürſt ſollte leben,
Glückliches Freuden-Jahr.
Und imm'r glücklich ſollt ſtreben,
Ohn' Seel'- und Leibs Gefahr.
Sein Haupt ſoll zu Ehren führen,
Ein' königliche Kron.
Der Scepter ihm gebühret,
Wie Neſtor hat gethon. 2 mal.

Fahr **), thu geſchwind anlenken,
Dorten den Pelican.
Das Gemüth thut ſich einſinken,
Anjetzt bei jedermann.
Von allem Jubiliren
Soll ſein ein Freudenſchall.
Fort, fort, mit den Trübſalen,
Fort, fort, mit Angſt und Qual. 2 mal.

---

*) Auch aus dem Münchner Liederbüchlein. Die Dichtweiſe gleicht ganz der des Triumphliedes, das Kerner a. a. O. S. [illegible] mittheilt, und gehört wohl noch in Churfürſt Maximilian Emanuel's Zeit. Wir möchten es auf die in ganz Bayern feſtlich begangene Reſtitutionsfeier im Februar 1715 beziehen.

**) Fährmann.

Dem Churfürſt zu gefallen,
Soll alles fröhlich ſein,
Und alles Freudenſchallen,
Trinken ein Gläſel Wein,
Den Tag zu celebriren.
Bringt uns ins Herz ein' Freud',
Es thut ſich auch gebühren,
Daß man trinkt ſein' Gſundheit. 2 mal.

Vivat es ſollte leben,
Der Churfürſt unſer Herr,
Ein Reich muß man ihn geben,
Sein' Leut und auch die Ehr',
Mammon ihm nichts nit ſchadet,
Pharo ſteht in dem Streit.
Fortuna ihn begnadet
Ein Kron' ihm zu bereit't. 2 mal.

Den Titel er ſchon führet
Ihr Hohheit Bayerland.
Wodurch er floriret,
Und ſchmeckt darob ein' Freud.
Ganz glorreich iſt erſtanden,
Hat in der Höh ein Schild,
Macht alle Feind zu Schanden,
Danach ſein Meiſterſpiel. 2 mal.

Ganz glorreich iſt erſtanden,
Hab's geredt't, ſag's noch einmahl,
Iſt noch ſiegreich vorhanden
Iſt kommen nit zum Feſt,

Iſt nie zu Grunde gangen,
Steht noch im alten Flor.
In Würden thut er prangen,
Glorreicher als zuvör. 2 mal.

So hör' denn auf zu prangen;
Merk's wohl Tyroler Bau'r,
Und laß Dein' Ketten hangen,
Zu Haus an Deiner Mau'r,
Von Gold Dir nichts gebühret
Der Churfürſt lebet noch,
Tyrol hat ſich geirret
Muß tragen noch ſein Joch. 2 mal.

Die Karten iſt ſchon gemiſchet
Liegt nicht mehr auf dem Tiſch
Franken hat nichts erwiſchet
Schwaben fängt auch kein'n Fiſch.
Das Spiel iſt ſchon gewunnen,
Der Churfürſt zieht bald ein,
Der Purpur iſt ſchon geſpunnen,
Wird euer König ſein. 2 mal.

Die Untreu ſchlägt ihr'n Herren,
Wie man das Sprichwort meld't,
Er läßt ſich nit verkehren,
Und iſt doch ein braver Held,
Den Gott woll' laßen leben
Allhie ein' lange Zeit.
Und ihm nach ſeinem Leben,
Geben die ewig' Freud'. 2 mal.

5.

Triumphlied der Franken.*)

Im Ton: Ein preußiſcher Huſar ꝛc.

1. Friſch auf, ihr Preuſſen und ihr tapfern Heſſen-Klingen!
Wir Franken wollen euch ein Ruhm- und Loblied ſingen:
Weil ihr ſo tapfer euch in Frankfurt wehrtet ſehr,
Und ſtets war't unſer Schutz und Mauer um uns her.

2. Triumph! Viktoria! auf, bauet Ehrenbogen,
König von Preuſſen iſt in Frankfurt eingezogen,
Der, nebſt den Heſſen, hat durch eine große Schlacht
All' die Franzoſen dort geſchlagen und verjagt.

3. Zwar wirſt du Frankfurt, oft an den Adventstag denken,
Der ſich mit Angſt und Furcht und Schrecken that vollenden.
Doch freue dich. Denn da der größte Sturm vorbey,
Biſt du auch von der Angſt und von Franzoſen frey.

4. Auf, Nürnberg, freue dich, frohlocket all' ihr Franken!
Den tapfern Heſſen habt ihrs blos allein zu danken,
Daß der Franzos nicht längſt in unſer Land fiel ein.
Dank, ewig Dank ſoll euch, ihr tapfern Heſſen ſeyn.

5. Ihr habt ſchon etlich'mal den Feind zurückgetrieben.
Auch euer Landesfürſt ſey uns ins Herz geſchrieben,
Der, nebſt dem König ſich hat vor den Feind gewagt,
Und die Franzoſen all aus Frankfurt fortgejagt.

---

*) Aus einem fliegenden Blatt, enthaltend:

I. Kurze Beſchreibung der am erſten Advents-Sonntag 1792 vorgefallenen großen Schlacht in Frankfurt.

II. Triumph- und Freuden-Lied der Franken über den Sieg der Preuſſen und Heſſen wider die Franzoſen.

III. Glückwunſch an die Kaiſerlichen und Preußiſchen Armeen zum Neuen Jahr.

6. Sie ſtunden beede feſt wie Löwen und wie Drachen,
Und ließen auf die Stadt Stück' und Kanonen krachen,
Und drangen auf den Feind mit Löwenmuth ſtets los,
Der auf ſie auf dem Wall und aus dem Graben ſchoß.

7. Nun ging auch in der Stadt das Schießen an und Hauen,
Und den Franzoſen fing auf einmal an zu grauen.
Sie ſchrieen: Bruder lauft! Heut ſieht es blutig aus;
Auweh! ach, wären wir geblieben doch zu Haus!

8. Marſch, naus zum Loch, marſch naus, die Preußen und die Heſſen
Die hätten uns bald all' zuſammen aufgefreſſen.
Wir ſteh'n das Feuer und die Schlacht nicht länger aus.
Schaut, wie ihrs Loch erwiſcht. Marſch, auf, zum Thor hinaus!

9. Da lief, was laufen kunt, das ganze Heer Franzoſen:
Der ein' verlor die Schuh', der andre ſeine Hoſen;
Und alle, die zuvor zu'n Fenſtern ſchoſſen raus,
Die liefen alle jetzt zum Galgenthor hinaus.

6.

Das Gänſehirtenlied *).

Im Ton: Als ich auf meiner Bleiche ꝛc.

1. Ich heiße Niclaus Velten
Und bin ein Gänſehirt,
Ein Kerl, dergleichen ſelten
Gefunden werden wird.
Regiere achtzehnhundert
Stück Gänſe, Sapperment!
Wer klug iſt, der bewundert
Gewißlich mein Talent.

2. Für ihren Herrn und König
Hält mich die dummſte Gans,
Das kützelt doch nicht wenig,
O ja, erwäge man's.
Denn ſämmtlich Jung' und Alte
Pariren mir aufs Wort,
Und halten, wenn ich halte,
Gehn, wenn ich gehe, fort.

---

*) Aus einem fliegenden Blatt, enthaltend:

I. Loblied eines deutſchen Gänſehirten an der franzöſiſchen Gränze, ſeiner zwar dummen aber doch gehorſamen Gänſe.

II. Arie eines Freymaurers: geſungen in der Verſammlung, an ſeine Mitbrüder.

III. Tagwerkslied eines Handwerksmanns zum Feyerabend, an die Ruhe.

IV. Trinklied eines luſtigen Bruders an ſeinen guten Freund den Bache, und allen liebenswürdigen Mädchen.

Eine Ironie, ſo politiſch, wie irgend ein unpolitiſches Lied der Gegenwart. Wer mag der Dichter geweſen ſein?

H. Gr.

3. Sie füllen auf den Auen
Ganz ſorglos ihren Kropf,
Und ſetzen ihr Vertrauen
Allein auf meinen Kopf.
Mir wär's auch wahrlich ſchimpflich,
Hätt' ich nicht drauf ſtudiert,
Wie man ſo klug als glimpflich
Ein Gänſevolk regiert.

4. Drum brauch ich auch für meinen
Sonſt populöſen Staat,
So lang' ich lebe, keinen
Beamten oder Rath.
Mein einziger Miniſter
Iſt mein getreuer Spitz,
So klug wie ein Magiſter
Und hurtig, wie der Blitz.

5. Der unterſtützt gar kräftig
Mein Wort durch ſein Wau, Wau,
Und patrouillirt geſchäftig
Herum, und giebt genau
Auf alles Thun und Laſſen
Der Unterthanen acht
Und weiß die Gans zu faſſen,
Die ſich zu mauſig macht.

Er hält die ganze Heerde
Beſtändig im Reſpekt,
Und ich, ihr Herrſcher, werde
Von keiner Gans geneckt.
So macht kein Aufruhrs Wölk'chen
Mir meinen Himmel trüb,
Mich hat mein Gänſevölk'chen,
Und ich hab's wieder lieb.

7. Kein Fürſt lebt ſo zufrieden,
So Sorgen frei als ich;
Wem ſo ein Loos beſchieden,
Der gratuliere ſich.
Und weine eine Thräne
Auf meines Nachtbarn Reich,
Ach wären ſeine Hähne *)
Doch meinen Gänſen gleich.

8. So wär' ſein Schickſal beſſer.
Allein die Hähne ſind
Gewalt'ge Eiſenfreſſer,
Und machen ſchrecklich blind,
Mit ihren ſcharfen Klauen,
Und ihren krummen Sporn,
Der Teuffel mag da trauen
Schwillt erſt ihr Kamm vor Zorn.

9. Der Knöchler mit der Senſe,
Thut nicht ſo wild als ſie,
Da lob' ich meine Gänſe,
Die ſind ein gutes Vieh:
Nicht leicht ſticht ſie der Haber,
Sie ſind gar gutes Blut,
Zwar dumm wie Stroh — iſt aber
Das nicht für Hirten gut?

10. O Genius der Welten,
Der alles weiß und kann
Der Gänſehirte Velten,
Fleht demuthsvoll Dich an:
Laß ja auf unſrer Erde,
Was Gänſe ſind, ſtets dumm,
Denn ſonſt bringt manche Heerde
Noch ihren Hirten um.

---

*) lateiniſch: Galli. (Anmerkung des Originals.)

VII.

tſche politiſche Pasquille

aus dem ſiebzehnten Jahrhundert.

Jeder F
treffliche
Landsmann
euille,
der erſten
en Jahrg
Raumer (
iner Zeit
ine neue
vorzubereit
ehnten J
ungs- un
ands zum
Denkfreihe
ichten,
kam ein g
unſt, eine
Wunder;
haft, es
nd klang
Bettlerherb
wohl auch,
ark zur G
Vertheidigu
Spottlied m
ſtoriſche V
Zature nat

eund der deutſchen poetiſchen Literatur kennt die
Abhandlung unſers berühmten und hochverehrten
nes, Johannes Voigt zu Königsberg: Ueber Pas-
Spottlieder und Schmähſchriften aus
Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts, im neun-
ng des hiſtoriſchen Taſchenbuchs von Friedr. von
1838). Dort werden die mächtigen Regungen
beſprochen, die in erſchütternden Wehen lag, um
Zukunft zu gebären, ein neues geiſtiges Daſein
en. Es war die Zeit der erſten Hälfte des ſechs-
hrhunderts, die Zeit der Reformation. Mei-
e Parteikämpfe wogten von einem Ende Deutſch-
andern, ein lauter Ruf nach Glaubens- und
t flog noch weiter, als Deutſchlands Grenzen
nd das freie Wort brach ſich, getragen von der
anzes Jahrhundert zuvor erfundenen Buchdrucker-
ſiegreiche Bahn. Die fliegenden Blätter wirkten
as deutſche Lied drang in alle Kreiſe der Geſell-
drang in die Fürſtenhöfe, in die Ritterburgen,
von der Bierbank, aus der Bauernhütte, in der
erge wieder. Das Lied zürnte, ſtrafte, ſchmähte
es nahm den Scherz, nahm den Spott zu Hülfe,
Geißel für Zeitgebrechen, zur Angriffs- wie zur
ngswaffe, kurz, das Lied und namentlich das
ark, wie es Johannes Voigt treffend bezeichnet, die
ox populi der Reformationszeit. Die Perſonal-
m von der bekannten Statue in Rom den Na-

men Paſquill an, und behielt ihn durch alle nachfolgenden Zeiten, während ſie in den verſchiedenſten Formen, als Lied, Spruch, Geſpräch, Disputation, Schauſpiel, Neue Zeitung, Prophezeihung ꝛc. ausſtatterte. Waren nun den Pfeilen der Spottlieder, der Satyre, des Paſquills, die katholiſche Kirche, ihre Geiſtlichkeit, ihr Oberhaupt der Papſt, die römiſche Curie, die Concilien und das Interim ausgeſetzt, ſo war es nicht minder Kaiſer Karl V. ſelbſt, und ſein Streben, die deutſche Freiheit zu unterdrücken.

In Hortleder's Geſchichte des deutſchen Krieges, ſowie in den Volksliederſammlungen von Wolff und von v. Soltau ſtehen mehrere Lieder für und gegen Karl. Doch auch die Reichsfürſten blieben nicht frei von ſolchen Angriffen, die Reactionen des Adels gegen jene lieferten nicht minder ihr Theil, keine Partei blieb verſchont, ſo wenig wie Luther und ſeine Anhänger verſchont geblieben waren. Der ſchmalkaldiſche und deutſche Krieg ward auch mit Liederwaffen durchgefochten, ſelbſt die Grumbachiſchen Händel ſtellten zu dieſer Literatur ihr Contingent. Wir haben im Bezug auf die letztern ſo ziemlich Alles, was in Proſa und Verſen ſie betrifft, zuſammengetragen, und gedenken, den poetiſchen Theil mit Hinweglaſſung des bereits von Wolff, von v. Soltau und von Körner Wiedergegebenen, im nächſten Bande des Muſeums mitzutheilen, auch das bereits von Andern Mitgetheilte zu ergänzen.

Der dreißigjährige Krieg ſchüttelte neben ſeinen blutigen Geſchoſſen auch die unblutigen Pfeile der Satyre in reicher Maſſe aus ſeinen Köchern. Es kamen Spottgedichte, Paſquille und Karrikaturen für und gegen die Schweden, die Liga, die Jeſuiten ꝛc. in Menge zu Tage, meiſt mit artiger ſatyriſcher Bilderzier, und auf Flugblättern großen und größten Formats. Es lohnt ſehr der Mühe, dieſelben

in, denn ſie ſind Zeitſtimmen aus jenen blutigen
t überraſchen oft eben ſo ſehr durch ihren Humor,
ihren tiefen Ernſt. Prutz verweiſt auf die Pas-
ſeiner Abhandlung über die politiſche Poeſie der
und auf Gervinus Geſchichte der poetiſchen Na-
eratur, III. S. 305 — 310. Hoffmann von Fal-
giebt in ſeinem: Politiſche Gedichte aus der deut-
zeit. Leipzig, Engelmann 1843, nur Gedichte von
ern.

poetiſche Text dieſer Stücke iſt nur noch hin und
ophiſch, wie das Volkslied der kurz vorhergegan-
oden; entweder beſteht er aus jambiſchen Reim-
er aus Alexandrinern, die übrigens oft recht wohl-
. Der artiſtiſche Werth der Kupferſtiche iſt meiſt
h nicht immer. Manche verrathen nicht nur Witz
ät in ihrer Erfindung, ſondern auch im Bezug auf
der Ausführung tüchtige Stecher, aber die Haſt,
n die Blätter in zahlreichen Exemplaren abzog,
derſelben minder gelungen erſcheinen.

Poeſie-Gehalt der meiſten dieſer Blätter iſt
her; der Pegaſus, der die Verfaſſer trug, war
llahm, daher iſt nicht eben nöthig, alle dieſe Blät-
ieder zu drucken, es genügt bei den meiſten, An-
nde zu geben, um ſie von ähnlichen zu unterſchei-
die Dichtung ſtrophiſch iſt, ſich mithin dem Volks-
, halten wir den Wiederdruck für gerechtfertigt
wie z. B. in dem Prager Koch (1632) geſunde
Koſt geboten wird. Vielleicht veranſtalten wir
ndige Sammlung der Intereſſanteſten.

rzogliche öffentliche Bibliothek in Meiningen be-
Sammlung ſolcher politiſchen Karrikaturen des
Jahrhunderts auf, denen hier theilweiſe eine Be-

ſchreibung gewidmet werden ſoll. Es ſind an der Zahl funfzig Blätter, ſämmtlich in größerem oder kleinerem Folioformat, ſämmtlich nur auf einer Seite bedruckt, ſämmtlich mit einem ſatyriſchen Kupferſtich verſehen.

Davon gehören 13 dem Jahre 1631, 19 dem Jahre 1632, nur 2 dem Jahre 1633, und 16 ſind ohne Jahr, doch fallen letztere in die gleiche Zeit.

Gervinus giebt am vorhin angeführten Orte aus einer ähnlichen, vielleicht noch reichhaltigeren Sammlung, wie die unſrige, die der Göttinger Bibliothek gehört, kurze Notiz von einer Anzahl ſolcher ſatyriſcher Bildblätter, (worunter auch das in unſrer Sammlung mit befindliche: Prager Koch, Coquus Pragensis redivivus) mit gerechter Würdigung. Unſer gewichtiger deutſcher Literaturhiſtoriker ſagt über das eben angeführte Blatt: „Der Ton iſt ſo neckiſch ſicher, die Anſicht ſo geſund, die ganze Behandlung ſo klar, beſonnen und überlegen, Laune und Anſchaulichkeit ſo gleichmäßig, daß dieß vielleicht das beſte Stück unſrer ganzen politiſchen Poeſie ausmacht, und ſehr verdient, wieder gedruckt zu werden.“

Wir müſſen uns darauf beſchränken, in dieſem Bande blos einige der dem Jahr 1631 angehörenden Blätter näher zu beſchreiben, und die Beſchreibung der übrigen ſpäterer Zeit aufſparen, wo auch der Prager Koch dann ſeine Stelle finden ſoll, wenn uns nicht ein Anderer zuvorkommt.

I.

Ueberſchrift:

Seltzames Geſpräch,

ſo in dem Königl. Schwediſchen Lager zwey frembde
ationen, als ein Lapländer mit einem Newen an-
ommenden Irrländer, von dem itzigem Zuſtand vnd
Kriegsweſen gehalten, rc.

Kupferſtich:

6½ Zoll breit, 5 hoch, drei Krieger, mit der Ueber-
rift links: Der Irrlander, in der Mitte: der lappe,
hts: der Finlander.

Ueber dem Kupferſtich: Alſo ziehen die 8000 zu Stetin
kommene Irrländer oder Irren auf. — In ſolchem Habit
hen die Lapländer.

Der Ire trägt eine breite Mütze, langes Haar, einen
n Gürtel gehaltenen, bis über die Kniee reichenden quar-
ten Rock, Bogen und Pfeilköcher, ein Schwert an der
ite und eine Luntenflinte.

Der Lappe trägt eine Fellmütze, ein Fellgehänge als
antelkragen, und ebenfalls Bogen und Pfeilköcher, Schwert
Flinte.

Des Finnen Mütze iſt jener des Lappen ähnlich, ſein
k iſt kurz und ganz zugeknöpft. Er iſt blos mit Schwert
Flinte bewaffnet, und trägt an einem Bandalier Pul-
patronen. Man erblickt im Hintergrund eine feſte Stadt
Meer, Schiffe am Horizont und die aufgehende Sonne.
Linken ſteht abwärts des Bildes in 29 Zeilen: Die
länder ſeyn ſtarcke, dawerhaffte Leute, behelffen ſich mit
nger Speiſe, haben ſie nicht Brod, ſo können ſie 3. oder

4. Tage gar wol hunger leiden *), eſſen darfür WaſſerKreſſe, Wurtzeln und Graß, wanns auch die Noth erfordert, können ſie des Tages über die 20 meilen lauffen, haben neben den Mußqueten jre Bogen vnnd lange Meſſer daben,.

Fragt ſich, ob nicht die bundten Fliegen, welche ſo heuffig inn Teutſchland vor etlichen Jahren geflogen kommen, wie auch die frembden Vogel, ſo ni mand kennen, vnd vorhin geſehen haben wollen, dieſe frembde Völcker bedeutet haben?

Zur Rechten in ebenſoviel Zeilen: Die Lapländer ſeyn vō Perſon faſt kurtze, niederſtändige Menſchē, über vier oder fünff Schuch nicht lang, tragen lange Haar, ſo ſie in einem Zopff geflochten, auff den Rücken hinunder hangen, habē breite flache Angeſichter, ſchwartzfarbig, einen groſſen Kopff, kleine Augen, kurtze Schenckel, die gar krumb ſind, dann ihre Knie nicht wie vnſere vornen, ſondern außwarts ſtehen, vnd ſind ſchnell mit lauffen vnd ſpringen dermaſſen, daß jhnen leichtlich nicht nachzufolgen, Jhre Kleider ſind von Gämſen oder Reinthieren, Häuten, und das Rauche in Winter nein, vnd in Sommer rauſſer kehren.

Unter dem Bilde folgt in vier Columnen das Geſpräch-Gedicht, deſſen Inhalt gar nicht übel iſt, daher wir es ganz mittheilen.

Lapländer.

DAß dich botz Tauſend vnd botz Hundert,
  Hab ich mich doch bald franck gewundert
Jch möcht' mich in die Hölle fluchen,
  Was haben wir doch hier zu ſuchen,

---

*) Die armen Iren! Obige Annahme ſcheint noch heute in England [illegible], deßhalb läßt man ſie auch hungern.

Hier in dem weiten frembden Lande,
Iſt das nicht Spott, iſt das nicht Schande,
Daß wir nicht können mit Ruh ſitzen
Daheimb, vnd müſſen hauſſen ſchwitzen.
Wer Teuffel hat den Krieg angfangen,
Ich wolt er were ſchon gehangen,
So dörfft ich nicht viel hundert Meilen,
Hieher zu dieſem Lande eilen.
Ich ſeß daheimb im Gehöltze,
Fromm vnd ſtill mit meinem Peltze,
Mich deucht, es müſſen feine Leute
Hier ſeyn, daß ſie in ſolchem Streite
Leben, vnd ihr eigenes Reich
Verwüſten faſt der Erde gleich.
Ach ſieh, was ſeh ich ohngefehr,
Für einen kommen gewandert her,
Glück zu mein Freund, ihr kompt mir für,
Als werd ihr nicht zu Hauſe hier,
Weil ihr ſo ſeltzamb wunderlich,
Auch auffziehet faſt wie Ich.

Irrländer.

Es mag ſeyn, Ihr habt nicht gelegen,
Ich bin faſt eben ſo weit gezogen
Gleich wie ihr, was doch für Geſtirn
Regiert hier, daß wir armen Irrn
So gar weit übr Waſſe vnd Land
Biß hieher werden abgeſand,
Hab ich doch nie von dieſem Ort,
Jemals ein einig Wort gehört,
Ihr, der ihr hier faſt länger ſeyd,
Erzehlt mir doch die Gelegenheit.

Lapländer.

Ich weis zum Henker ſelber nicht,
Wer doch das Spiel hat angericht,
Es iſt ein Kerl ſoll Tylli heiſſen,
Den ſolln wir helffen abeſchmeiſſen.
Ein theil heiſſen auch Jeſuiter,
Das ſind die rechten ehrlichen Blüther,
Ein theil heißt man die Ligiſten,
Vnd in Summa die Papiſten,
Dieſe Kerl wie ich höre,
Wolln alle Gewalt vnd Ehre,
Jedes Land vnd alles Geld,
Allein haben in der Welt.
Ja ſie wollen ſeyn wie Fürſten,
Strotzen wie die Kratzbürſten,
Höher wollen ſolche Limmel
Seyn, als iſt der liebe Himmel.
Den wil jtz nun vnſer König
Geben weder Heller noch Pfennig,
Sondern wil ſie ſchmeiſſn vnd ſchelten,
Daß Gott vnd ſein Wort mehr ſol gelten,
Darumb vnd auff dieſe maſſen,
Hat Er vns hieher holen laſſen,
Daß wir dieſelben ſtoltzen Kerl,
Mit vnſern Lappen länſchen Querl,
Wohl vnd offt ſollen balſamieren,
Vnd mit Knittelſalbe ſchmieren,
Sollen ſie ſo lange treffen,
Biß ſie wieder zu Sanct Steffen,
Hier aus dieſem Lande lauffen,
Und die Sünde dort verkauffen.

Irrländer.

Sieh, Sihe, iſt das die Sache,
Je bin ich nicht ein alber Hache,
Ich habe von jhren lahmen Fratzen,
Lange bey vns hören ſchwatzen.
Aber das iſt gar der Henger,
Das dieſelben Grillenfänger,
Vnd die Ehr- vnd Frawenſchänder,
Jetzt verderben ſoviel Länder.

Lapländer.

Das iſt war vnd zu betrawern,
Ach wir armen Lappiſchen Bawern,
Ob vns gleich die weite Welt,
Für frech vnd kühne Leute helt,
Dennoch ſind wir noch ſanfft vnd milde,
Bey weiten nicht ſo frech vnd wilde,
Daß wir vnſer eigen Vaterland,
Wir alſo machen zu Spott vnd Schand,
Vnd vnſers Reichs eigne Glieder,
Nachbarn, Freund vnd vnſer Brüder
Alſo vmb daß Ihre brechten,
Vnd die Kinder machten zu Knechten.
Ich weiß gewiß, daß ihr ingleichen,
Das nicht thut in ewern Reichen,
Ja in der Wüſten Tartarii,
Hab ich auch das geſehen nie.

Irrländer.

Botz Kraut vnd Loth, Botz Pulver, Bley,
So ſchlage Gott vom Himmel drein,
Gehets hier zu alſo jämmerlich,
So ſag ich frey, es rewet mich,

Daß ich bin in das Land herkommen,
  Ich habe ſonſt ein anders vernommen,
Als wenn es hier im Römiſchen Reich,
  Zu gienge recht vnd ſchnure gleich,
Hier wohnte die Gerechtigkeit,
  Macht vnd Gewalt ohn Krieg vnd Streit.
So hör vnd ſeh Ich, daß regiert,
  Was ſich ſonſt bey vns nicht gebührt,
Daß dieſes Reich an Tyranney,
  Dem Türken überlegen ſey.
Ach Hohn vnd Spott, Ach groſſe Schande,
  Ach Jammer, Noth, O weh dem Lande,
Daß ſich von vns muß laſſen lehren,
  Wie es ſich ſelbſten kann vermehren,
Ich dächt', es ſolte beſſer ſeyn,
  Wenn die hier zu vns kehmen nein.
Vnd vns der albern Nation,
  So geben eine Correction.

Lapländer.

Ja wohl geredt, mein lieber Jrre,
  Ein fettes Pferd, das iſt nicht dürre,
Dieſe Leute, die hier wohnen,
  Kan ich mit ſchelten wol verſchonen,
Denn ihre Trew vnd Tewtſcher Muth
  Hat ſie bracht vmb jhr Haab vnd Gut,
Die klugen Spanier vnd die Welſchen
  Wolten mit jhrem Gifft verfälſchen
Diß Land, darzu wolten Sie
  Hier ſtifften eine Monarchie,
Vnd das wil noch zur Zeit nicht ſein,
  Drumb es ſie alle ingemein

So hefftig ſehr thut verdrieſſen,
  Daß ſie wollen Leute erſchieſſen,
Eh die Buchſe iſt geladen,
  Vnd auff trucknem Lande baden.
Ich weis zwar mehr, ich wills nicht ſagen,
  Es hat ſich vielmehr zugetragen.
Ihr Poſſen ſind ſo grob geſtärckt,
  Das es ein tölpiſcher Lappe merkt
Zwey Wörtlein haben zuletzt ein O
  Die kützeln die Jeſuiter ſo.

Irrländer.
Ey nun ſo laß ſie jmmer hin,
  Nachleben jhrem Muth vnd Sinn.
Mir wollen vnſre Degen vnd Meſſer,
  Auch ein wenig wetzen beſſer,
Auff den Tolli vnd die Liege
  Auff den Spanier mit der Ziege,
Wenn gleich wir als grobe Hachen,
  Mit Cavallieren Freundſchafft machen.

Lapländer.
Da recht, mein lieber Irreman,
  Wir wollen ſehn, wers beſte kan,
Es iſt wol müglich, daß ein Lappe
  Ein Welſchen ſchmeiſt auff ſeine Kappe.

AMEN.

nter den Gedichtcolumnen folgt eine Linie und unter
ſteht

Gedruckt im Jahr M. DC. XXXj.

II.

Blatt mit Umrandung von Buchdruckerzierath, auch 2 dergleichen Säulen zu beiden Seiten des Kupferſtichs.

Klägliches Beylager
Der Magdeburgiſchen Dame, ſo ſie den 10. Maji dieſes 1631. Jahrs, mit jhrem Blutdürſtigen Gemahl, dem Tylli gehalten.

Kupferſtich, eigentlich Radirung, 5½ Zoll breit, 6 Zoll hoch, in der Ecke links 1631, rechts S. W. ſculp. (Samuel Weißhuhn?)

Die Darſtellung iſt folgende: Ganz im Vordergrunde ſtehen auf zwei Hügeln Tilly und eine Jungfrau, in zeitgemäßer Tracht, letztere hält einen runden Spiegel und trägt an einem Band ein Schlüſſelbund.

Hinter den Figuren erblickt man eine Stadt, über welcher ſteht: Magdeburg vor der eröberung, im freien Felde eine Baſtion und mehrere Heerhaufen. Ueber Tilly dunkles Gewölke, das ſich über der Jungfrau theilt, und in einer Strahlenglorie die Hand Gottes erblicken läßt, welche eine Krone hält.

Hinter ihr ſteht: auf der Offenbarvng S Johan. 2. 10. Sey getrow biſ in den todt So wil ich die Krone des Lebens geben.

Hinter Tilly ſteht: Micha 4. 10. Den Blutdürſtigen Hertzen iſt Gott von Hertzen ſeind aber Leitſeligen ſanfftmutigen Hertzen iſt ehr günſtig, vnd hold.

Unter dem Bilde auf der Platte ſelbſt:

Die Elenden Werden wider frewde haben am Herrn, und die armen unter den menſchen werden frölich ſein in dem Heiligen Iſrael, Wenn die Tyrannen ein ende haben und mit den Spöttern aus ſein wird, und vertilget ſeyn werden alle die ſo wachen muhe anzurichten, Welche die Leute ſündigen machen durchs predigen, und ſtellen dem nach, der ſie ſtraffet im Thor Weichen mit lugen durch Gerechten. Jeſaia 29.

Dann folgt in zwei Columnen das Gedicht und ein deutſches Akroſtichon.

ACh Gott! Ach höchſter Gott! Jetzt iſt der Tag auffgangen,
Da ſich das Hochzeit Mahl hat kläglich angefangen,
Jetzt trägt man Sawer auff an ſtatt der Süſſigkeit,
Jetzt gehet Klagen an vnd groſſes Hertzeleid.
Der newe Breutigam hat viel darzu geladen,
Obs gleich der Jungfraw Braut gereicht zu groſſen Schaden,
Die Hochzeit Speiſſen ſind das rothe Menſchenblut,
Vnd ihr verſtorben Fleiſch; wer kann ſeyn wolgemuth?
Wie kan ich dich denn nun von gantzen Hertzen lieben,
Weil du zur Vngebühr mich thuſt ſo ſehr betrüben?
Ich mag noch ſol fürwar dein liebſter Schatz nicht ſeyn,
Indem du mit Gewalt mir nimbſt mein Kräntzelein.
Nim hin den Leibes Krantz, den du haſt offt begehret
Nim hin mein Jungfraw-Kleid, ſo dir jetzt iſt beſcheret,
Wer weiß ob dieſer Krantz nicht iſt dein Vntergang,
Wer weiß ob dich das Kleid nicht mache ſchwach vnd
kranck.
Du haſt dem Leibe nach mich zwar gemacht zu Schanden,
Doch iſt die Jungfrawſchafft der Seelen noch vorhanden,
Der kanſtu mich (nechſt Gott) berauben nimmermehr,
Wenn du gleich für vnd für auch wüteſt noch ſo ſehr.
Ein ander liebet mich, einm andern wil ich geben
Den grünen Seelen-Krantz, der wird in jenem Leben

Mein liebſter Breutgam ſeyn, vnd ich die liebſte Braut
Weil ich durch Gottes Wort jhm gäntzlich bin vertrawt.
Geſchrieben vnd in Druck gegeben durch
Wolffgangum B.

Anno
So DIr beVVVſt Iſt Gottes Lehr,
BLeIb DV DarbeI ſIe nIcht Verkehr.

Unter der Schlußlinie: Gedruckt im Jahr, 1631.

III.

Blatt mit ſtrophiſchem Text, der das Bild zur rechten und linken Seite einſchließt.

Ueberſchrift:

Magdeburgiſch Hochzeit Lied, In der Melodey,
Wie man die Dennemärkiſche Schlacht ſingt.
Erſtlich gedruckt zu Augſpurg, vnd daſelbſten von
einem Papiſten außgeſprengt worden, Anno 1631.

Der Kupferſtich mißt 8 Zoll Breite und 5 Zoll Höhe und ſtellt zwei Figurengruppen dar. Links ſtehen (die Namen ſind lateiniſch über die Köpfe geſchrieben) Bappenheim, Tilly und andere ungenannte Feldherren und bewehrte Krieger. Rechts: K: Schwedé, Magdten: Braut und eine noch größere Zahl Kriegsmänner. In der Mitte am Boden A: 1631.

Unter dem Bilde auf der Platte ſelbſt:

Mit was Geſtalt ſich der graff Jo. V: Tilly: dē 12. May
gegē der Braut Zu Magtenburg Verheirat Vnd Was die
ſelbige Heierats Nottell Sey.

Vlm Sol das Hairatgutt Geben
Straſburg die Morgengab dar Legen
Wird Nirnberg die Hochzeit Halten
Augſpurg vd Regenſpurg als Brautfürer walten
Konig in Schweden Ehre Vatter ſein

Wirdt Wirdenberg ſchenkhen den Wein.
Die Vlm gehorſame Statth Zuſamen
Folgen dʒ Braut in Gottes Namen
Da wirdt bey Diſer Hochzeit Eben
Gantz ſchon Blutfarben Krantzelin Aufz gebẽ.

Das Gedicht hat 22 Strophen, jede trägt ihren Sprecher als Ueberſchrift, Gott macht als ſolcher den Schluß. Soldaten beginnen:

Wol auff ihr dapffre Soldaten.

Da das Lied ſtrophiſch iſt, ſich mithin den hiſtoriſchen Volksliedern anreiht, ſo ſoll deſſen unverkürzte Mittheilung dem nächſten Bande des Muſeums vorbehalten bleiben. Es iſt in den bekannten Liederſammlungen nicht enthalten.

IV.

Blatt mit einem ſinnreichen gutgeſtochenen Bilde, und 2 Columnen Alexandrinern.

Ueberſchrift:

MAGDEBVRGICA
PVELLA DORMIENS
Nicht Todes ſondern ſchlaffendes Magdeburgiſch
Mägdelein.

Kupferſtich: faſt 6⅓ Zoll hoch, 5¼ Z. breit. Eine bekränzte Jungfrau im Sarge, deſſen Deckel zur Hälfte zurückgeſchoben iſt, auf einer Bahre. Die Jungfrau hält in jeder etwas emporgehobenen Hand einen Kranztheil, aus welchem Wurzeln eines Baumes emporſprießen, die ſich am Stammende vereinigen. Der Baum läuft in Aeſte aus, die zum Theil von Kriegsemblemen gebildet werden, oder mit ſolchen verziert ſind. So von unten nach oben: Trommel und Schild, Piſtole und Degen, behelmter Harniſch, Schwert und Flinte, Partiſane und Speer, Fahne und Hellebarte, zu oberſt bildet ein Fähnlein die Spitze. Ueber der Jungfrau ſteht: Das Mägdlin iſt nicht Tott, ſonder es Schläfft. Im Hintergrunde links ſieht man auf einer Höhe eine gethürmte Burg, und rechts geht hinter Bergen die Sonne auf. Zur Linken des Bildes ſteht: Vnius corruptio est alterius generatio. Zur Rechten: Eines dinges Vntergang iſt des andern anfang.

Die Alexandriner, ziemlich mattherzig, beginnen:

Obgleich der freche Pabſt ſich nunmehr läſt bedüncken,
Das Elben Mägdelein ſol vnd muß gar verſincken ꝛc.

und erläutern in ihrer Folge das Emblem. Das Mägdelein ſei nicht tod, ſondern ſchlafe; es werde bald erwachen, denn ein ſanfter Wind wehe es an. Es ſei noch ungewiß, wem dieſe zarte Braut angetraut werden ſolle. Zwar ſei die äußere Zier des Kranzes dahin, aber unberührt ſei ihre Keuſchheit; nur den von Händen gemachten Kranz habe ſie dem Feindt dargereicht, und auch dieſer werde nicht zerriſſen bleiben. Der Dichter ſieht einen Baum davon erwachſen:

Gewiß derſelbe Baum viel ſcharfe Früchte trägt,
Weil ſeine Wurzel iſt mit Waffen angelegt ꝛc.

Unter der Schlußlinie ſteht:

Gedruckt Im Jahr, M. DC. XXXj.

V.

Saturiſches Blatt auf den Küchen- und Tafelzettel, den illy am Abend vor der Schlacht bei Leipzig begehrt *).

Ueberſchrift:

Newgedeckte Confect-Taffel,

So Jhre Königl. Mayeſt. in Schweden vnd Churf.
Durchl. zu Sachſen, General Tyllen vnd ſeinen Confect-
Näſchern, den **7. Sept. 1631.** vor Leipzig angerichtet.

Kupferſtich: 9¾ Zoll breit, 5½ Z. hoch. Großes chlachtfeld, Anſicht einer Niederlage. Im Vordergrund ne wohlbeſetzte Tafel mit Schmauſenden, zu welchen in nſter Haltung drei Geharniſchte treten. Verwundete, Krüp- l und Lahme drängen hinzu. Zwei Columnen Alexandri- r erläutern das Bild:

WJe, wie, ihr Brüder, wie? begehrt jhr keine Gäſte?
Ein jeder reiſſt für ſich, vnd legt jhm vor das beſte.
Je haltet, haltet doch, ihr kriegt doch alle ſatt.
Seyd ihr doch alle bey der Stadt, da man vollauff gnug hat,
Warumb ihr euch ſo drängt. Je kewet doch die Biſſen,
Eh ihr daran erworgt. Jch möchte gerne wiſſen,
Wie lang jhr nicht geſpeiſt, daß, weils euch wird ſo gut,
Jhr ſo verhungerlich, ſo arg nach Süſſem thut,

) Die übertriebene Confect- und Schleckereiwaaren-Liebhaberei **Tilly's** und überhaupt der kaiſerlichen Heerführer rief viele Spottreime hervor, grenzte aber auch ans Unglaubliche. Der Obriſt Manteufel erpreßte ein Jahr früher auf armen Hennebergiſchen Dörfern faſt Tag für Tag folgende Spezereiwaaren: 1 Hut Zucker, ½ Pfund überzogene Mandeln, ½ Pf. überzogenen Zimmt, ½ Pf. überzogene Nelken, ½ Pf. Zuckerbrod, 1 Dutzend gute Lebkuchen, 1 Pf. große Roſinen, 1 Pf. kleine Roſinen, ½ Pf. Pfeffer, ½ Pf. geſtoßenen Ingwer, ¼ Pf. geſtoßenen Zimmt, ¼ Pf. geſtoßene Nelken, 1 Loth Safran, ½ Dutzend Muskatnüſſe.

Daß ihr vorlängſt gehofft, nicht aber ſo begehret.
Leert immer weidlich aus. Ihr ſolt wol ſeyn gewehret.
Vnd wer es zwölffmal mehr. Leert nur die Schalen aus.
Hier iſt Confect genug. Hier haltet ewren Schmaus,
Ich bitt euch noch einmal, ihr wolt doch ſo nicht eylen,
Dringt doch nicht, reiſſt nicht ſo, Ihr ſchlagt einander Beulen.
Legt nur die Teller hin. Jetzt geht der Bettel an.
Da ſiht man, was der Geitz vnd grimme Hunger kan.
Sie fallen ſelbſt in ſich. Der reiſſt ſich durch den Hauffen
Vermeynt er wil voraus die volle Schal erlauffen,
Kömpt doch vmb halben Kopff. Ein ander ängſtet ſich,
Schlägt vmb ſich hin vnd her, vnd laſſt die Hand im ſtich?
ꝛc. ꝛc.

Schluß:
Nun laufft, ihr Brüder, heim, vnd nehmet ſo verwillen:
Habt ihr noch andre mehr, ſo ihren Hunger ſtillen
Auch wolten hier, wie ihr, hier iſt vollauff Confect,
Doch ſaget ihnen auch, wie gut es euch geſchmeckt.

Unten folgt der

Küchen vnd Taffelzettel,
ſo General Tylli Abends vor der Schlacht von Leipzig begehret.

(der namentlich, was Muskatblüthe und Safran betrifft, eine unſinnige Forderung genannt werden muß. Komiſcher Weiſe iſt der letzte Artikel, der Haber, zum Confect gerathen.)

30. Fuder Wein, 80. Truckne Schinken, 24. Tonnen gute Butter, 80. Seiten Speck, 60. Maß Weineſſig, 12. Tonnen Lampertan, 12. Tonnen friſche Heringe, 12. Tonnen friſche Lax. 600. Pf. friſche Fiſche auff Morgen, 100. Holländiſche

Käſe, 24. Fäßlein Neunaugen, 24. Fäßlein Sarteln, 60. Pfund Zucker, 24. Pf. Negelin, 15. Pf. Zimmet, 40. Pf. Muskaten Blüt, 20. Pf. Muskaten Nuß, 12. Pf. Saffran. Confect: 80. Pf. vberzogen Aniß, 80. Pf. vberzogen Coriander, 80. Pf. vberzogen Mandeln, 80. Pf. vberzogen Zimmet, 80 Pf. vberzogene Negelin, 80 Pf. Biſem Zucker Brodt, 80. Pf. candirt Confect, 80. Pf. Datteln, 80. Pf. Ziewetnüſſel, 200. Ambroſin Mandeln, 200. Pf. groſſe Roſinen, 60. Pf. Mandeln in Schalen, 70 Pf. eingemachte Lugnaten, 80. Pf. Brunellen, 80. Pf. groſſe Marcipan, 200. Pf. Capern, 200. Pf. Oliven, 24. Pf. trucķne Pflaumen, 30 Wiſpel Haber.

VI.

Blatt mit einem großen kräftig geſtochenem Bilde, und 4 Columnen poetiſchem Text.

Ueberſchrift:

Tylliſche Confect-Geſegnung.

So jhm von Jhrer Königl. Mayeſt. in Schweden
vnd Churfürſtl. Durchl. zu Sachſen iſt geſegnet worden
vor Leipzig den 7. Septembris, am Tage Reginæ,
Anno 1631.

Kupferſtich: 9½ Zoll breit, 5½ Zoll hoch. An einer reich mit Confect, Wein und Früchten beſetzten Tafel, deren Füße ſtarke Greifenklauen bilden, ſitzen drei Krieger, Tilly, Pappenheim und Fürſtenburg, deren mittelſter eine breite Schale hält, hinter dem zur Linken Sitzenden ſteht ein Diener. Durch das eine der beiden Fenſter des Zimmers erblickt man in der Ferne einen Reiterangriff, durch das andere eine Flucht mehrerer Bagagewagen. Der Text iſt in jambiſchen Reimpaaren mit größerer und kleinerer Schrift gedruckt. Er beginnt:

NAch dem Schein der klaren Sonnen,
Pflegt gemeinglich ein Regen kommen.
Ein Sprichwort bey den Teutſchen iſt.
Hats auch erfahren jetzt zur friſt,
Der edle Held Graf Tylli alt
Mit ſeinen Soldaten mannigfalt,
Dann er gehabt recht Sonnenſchein
Bißher, in dem er gnommen ein
Ohn Widerſtandt, manch ſchönes Land
Darinnen die Tyranniſch Hand,
Seiner Soldaten vbel hauſirt
Mit Rauben alles ruinirt,
Freſſen, Sauffen, Sodomiterey,
Ware daſelbſt jedermann frey
Wie ſolches Sachſen Land wohl weiſt,
Welchs jhn vor allen andern preiſſt,
Dann Sachſſen jhm ſo wohl gefallen,
Das von andern Orten allen
Jhme daſelbs außleſen wolt
Eine Braut, die jhn wärmen ſolt,
In ſeinem Alter, ſein Lebenlang.
Aber der Braut war mächtig bang,
Ihr war bewuſſt ſein Blutvergieſſn,
Drumb wolt ſie jhn nicht laſſin genieſſn
Ihrer Liebe, wehret ſich lang
Biß er ſie endlich mit Fewer zwang ꝛc.

Des Confects geſchicht folgendermaßen Erwähnung:

Merßburg muſt geben Marzeran,
Weiſſenfels Zucker, Feigen Schkeiditz.
Das macht jhm Tylli wohl zunütz,

Thut Leipzig mit Gwalt anrennen,
Das ſie ſol ohn all beſinnen,
Das ander Confect bringen ein.
Leipzig muſt auch gehorſam ſeyn.
Dieſem Zwang, ſahe an die Noth,
Schafft, Pfefferkuchen, Johansbrot,
Datteln, Zimmet, Anis, Candirts,
Zuckerbrot, vnd mehr präparirts,
Nüß klein vnd groß, auch Mandelkern
Diß alles gebe Leipzig gern
Thät zum Vberflus ſpendiren
Weil Tylli Wälſch Volck thut führen
Oliven, Capern vnd Baumöl gut,
Das macht Tylli ein friſchen Muth.

Der Schluß lautet:

Gott gebe dem von Mitternacht Sieg
Des Rautenkranzes O Gott pfleg,
Sein Nachbawer nim in Schutz dein,
Davor wollen wir danckbar ſeyn.
E N D E.

Unter der Schlußlinie ſteht: Gedruckt im Jahr, 1631.

VII.

Nochmaliges Bild einer Confecttafel, doch complicirter, als die beiden vorigen.

Ueberſchrift:

Sächſiſch Confect.

Der Kupferſtich: 9⅓ Zoll rheinländiſch breit, 5¼ Z. hoch, ſtellt ganz im Vorgrund eine mit 12 Confect-Schalen beſetzte Tafel dar, an welcher drei Männer beſchäftigt ſind. Der eine zur Rechten greift mit beiden Händen nach 2

Confectſchalen, die Religio und Regio bezeichnet ſind. Auf ſeinen Armen ſteht Tyrannis und Avaritia. Er ſelbſt ſteht mit den Füſſen auf 2 großen Kugeln: Fraus und Invidia. Von den übrigen Confectſchalen ſind noch 4 bezeichnet: Vita, Familia, dingitas (Dignitas), Libertas. Ueber dem mittelſten Krieger, der einen Pokal gegen den erſten ſchwingt, in welchem Justus zelus ſteht, lieſt man:

Heillich iſt Vnſs diſs Confect
Drumb Schlgn (ſchlagen) wir dich billich Weg.

Ueber dem linken Arm des Mannes ſteht: Fortitudo.

Der dritte Krieger ſteht an der Tafel zur Linken auf 2 Quadern mit den Aufſchriften Bona Cauſa und Spes Infallibilis. Sein rechter Arm trägt die Schrift: Laeſa Patientia. Er fährt mit einem Stab, auf dem die Worte ſtehen: Bona Conscientia. über die Schüſſeln. Hinter ihm zur Seite ſieht man ein Pulverfaß und einen Haufen Stückkugeln, dahinter einen gedeckten Tiſch mit einer kleinen Kanone und drei Schalen, auf denen 2 Schwerter, ein Paar Piſtolen und 2 Hellepartén liegen. Am Tiſchtuch ſteht: Micae ſeu Rel(i)quiae.

Der ganze Hintergrund nimmt Schlachtgetümmel und Pulverdampf ein.

Der Text in Alexandrinern erläutert das Bild. Er beginnt:

ES war ein ſtarcker Tiſch in einem Breiten Felde
Vnd ſtunden hart darbey zwey frome Tapffre Helde,
Confect war drauff geſetzt ſo Edel zugericht,
Daß man faſt weit vnd breit dergleichē findet nicht.
Nemlich Religio vnd Regio darneben,
Freyheit vnd Dignitet, Gut, Blut, ja Leib vnd Leben,
Da kam ein frecher Mann vnd wolte dieß Confect
Aus lauter Geitz vnd Haß vom Tiſche nehmen weg.

Die Helden ſchaweten, wie mit raubriſchen Händen
Er in geſchwinder Eyl zugrieff an allen Enden,
Darumb der eine kam ſehr eyffrig vnd geſchwind
Nahm eine Schal vnd ſchlug den Räuber auff den Grind ꝛc.

Und ſchließt:

O Gott, der du nu haſt Jhnn diß Confect vergifftet,
Vnd dir ein ewig Lob in aller Welt geſtifftet,
Dir ſey die Ehr vnd Preiß, dir ſey der Ruhm vnd Danck,
Von Morgen biß hinein zur Sonnen Vntergang
Ach fahre ferner fort ſo vnſern Feind zu ſtraffen,
Regiere jmmer zu ſo deiner Diener Waffen,
Auff daß wir gantz vnd gar erlöſt aus vnſer Noth,
Hier vnd dort ewiglich dich preißen vnſern Gott. Amē.

Unter der Schlußlinie ſteht: Jm Jahr, 1631.

VIII.

Bildblatt mit ſtrophiſchem Text in 3 Columnen.

Ueberſchrift:

Poſt Bot,

So von Jhre Königl. Mayeſt. in Schweden iſt außgeſandt worden, dem Monſ. Johann von Tylli nachzufragen, Wohin er mit ſeiner groſſen Armée, ſo er in Meiſſen vor Leipzig hat bey ſich gehabt, ſo eylends ſich verkrochen habe.

Das Bild 6 Zoll breit, 1⅔ Z. hoch, eine Radirung, mit Geiſt gezeichnet, aber ſchlecht abgedruckt, ſtellt in einer gebirgigen Landſchaft, deren Mittelpunkt ein Kloſterbau bildet und an deren Horizont man das Meer mit einem Schiffe erblickt, einen nach links reitenden blaſenden Poſtillon dar. Weit hinter ihm ſchreitet ein Pilger. Zu beiden Seiten, um den Raum zu füllen, 2 Stäbe, Druckverzierungen. Das Lied iſt nach Tilly's Tod gedichtet. Der Poſtbote, ausgeſandt vom König in Schweden, fragt nun überall nach Tilly, bei Soldaten und Herren, bei den Bürgern in Halle, bei den vertriebenen Bauern in Bergen und Wäldern, bei Altringer und Götz, Tilly's Freunden, bei Mönchen und Jeſuiten (daher das Kloſter im Bilde), bei Kaufleuten, bei Landboten, bei Nonnen, bei St. Jacobsbrüdern und Pilgern (daher der Pilger im Bilde), bei Pappenheim, bei Spittelherren und Todtengräbern, bis er ermüdet.

Der Text iſt bereits in O. L. B. Wolff's Sammlung hiſtoriſcher Volkslieder S. 758. befindlich, daher es überflüſſig wäre, ihn hier nochmals wiederzudrucken, obſchon auch nach einem andern fliegenden Blatt und mit veränderter Rechtſchreibung. Dabei hat das von Wolff mitgetheilte Lied den Vorzug, daß es eine Strophe mehr hat, als das unſrige, und zwar die letzte, wichtigſte, die Antwort auf die im Refrain ſtets wiederkehrende Frage:

Ey liebe ſagt wo find ich doch
Den verlornen Graf Tylli noch? ·

Unter der Schlußlinie ſteht: Gedruckt im Jahr 1631.

VIII.

Jacobus major.

nbeſchriebener altdeutſcher Metallſtich.

Mit Abbildung auf Tafel II.

Es wird auf der bezeichneten Tafel das treue Facſimile eines hochſeltenen oder wohl einzigen Bildblattes gegeben, das entweder einen Pilger ſchlechthin, oder, was wahrſcheinlicher iſt, den Apoſtel und Martyrer Jacobus major darſtellt, der meiſt in Pilgertracht, mit Stab und Muſchelhut abgebildet erſcheint, wie überhaupt dem Mittelalter der Gedanke, die Apoſtel Jeſu im Pilgergewande darzuſtellen, ganz nahe liegen mußte. Man pflegte Pilger vorzugsweiſe Jacobsbrüder zu nennen. Der Darſtellung unſers Bildes entſpricht ganz die Cranach'ſche im Hortulus animae, und deſſen große Apoſtelfolge, nur daß dort noch ein Roſenkranz beigegeben iſt, während Muſchelhut und Stab charakteriſiren. Unter den ſchönen zum Theil mit Cranach's Zeichen verſehenen Holzſchnitten der Sacrae scripturae et divinarum literarum **BYBLIA** etc. Lipsiae, **M. D. XLIIII.** fol. ſitzt Jacob d. ä. ebenfalls mit dem Pilgerhut bedeckt, hinter einem Schreibtiſch in einer Rebenlaube, ein köſtliches Blatt.

Zeichnung und Stich unſers Bildes beurkunden einen deutſchen Meiſter, und zwar muthmaßlich, wo nicht ihn ſelbſt, doch einen Zeitgenoſſen des Meiſters von 1466, der dieſem im Bezug auf ſeine Kunſtleiſtung ebenbürtig war.

Wir danken dieſes Blatt der gütigen Mittheilung des Herrn J. Meyer in Hildburghauſen, in deſſen Sammlung ſich der Originalabdruck befindet, von dem unſere Abbildung facſimilirt wurde. Vergebens ſucht man in **Bartsch Peintre Graveur** dieſes Meiſters Zeichen, oder ein Wort über ihn.

Die Platte des Originals, von dem ein ſehr guter und wohlerhaltener Abdruck uns vorliegt, hielt 3 Pariſer Zoll, 5 Linien, die Höhe des Bildes ſelbſt beträgt von dem Zeichen an bis zum Ende des Hutes 3 Zoll 2 Linien.

Wenn ein Kundiger dieſen Pilger-Heiligen mit den Arbeiten des Meiſters von 1466 vergleicht, ſo wird er eine ſo große Aehnlichkeit im Vortrage, in der Technik und im Styl deſſelben überhaupt finden, daß er kaum anſtehen wird, das Blatt entweder als eine der früheſten Arbeiten dieſes Meiſters ſelbſt zu bezeichnen, oder als die ſeines Lehrmeiſters (vielleicht ſeines Vaters). Selbſt das S. obſchon andere Form, als die, welche Bartſch uns mittheilt *), als Monogramm des 66ers, könnte zu Gunſten der erſtern Anſicht gedeutet werden; aber die Arbeiten des Meiſters von 1466 ſind meiſt nur techniſch fertiger und vollkommener. Sehr merkwürdig erſcheint in unſerm Bildblatt der ſichtbare Uebergang aus dem älteſten Metallſchnitt (der geſchrottenen Arbeit) in den eigentlichen Kupferſtich. Die Behandlung des Fleiſches, hier namentlich an den Füßen, iſt noch ganz, wie bei der geſchrottenen Paſſion (ſiehe den folgenden Artikel), aber das Gitterwerk mit Punkten in den Gewändern bei der geſchrottenen Arbeit iſt hier in regelmäßige Kreuzſchraffirung übergegangen. Erſt zwanzig Jahre ſpäter verſuchte der Holzſchnitt (in den Wohlgemuth'ſchen Werken) dieſe Kreuzſchraffirung des Kupferſtichs, die der Meiſter 66 und ſein unmittelbarer Vorgänger techniſch ſchon ſo ſehr ausgebildet hatten, nachzuahmen, bis Dürer zu Ende des 15. Jahrhunderts, namentlich in ſeiner Apocalypſe auch dieſen Fortſchritt in der Technik des Holzſchnittes zur höchſten Meiſterſchaft erhob.

Das Facſimile, welches, wie wir hoffen, Kunſtkennern und Sammlern eine nicht unwillkommene Gabe ſein wird,

---

*) Peintre Graveur. VI. P. 1.

iſt in allen Theilen gelungen und das Original mit größter Sorgfalt wiedergegeben. Selbſt der etwas verzeichnete linke Fuß erſcheint auf dem Originalblatt ebenſo. Der Ton deſſelben iſt ſehr lichtgrau, das Papier iſt von mäßiger Stärke. Einige ganz zarte, faſt ſenkrechte Striche der Platte an der linken Seite des Pilgers ſind mit abgedruckt. Der Eindruck der Platte in das Papier iſt ſichtbar, ohne ſtarken Druck zu verkünden. Die Farbe iſt intenſiv ſchwarz, durchaus nicht bräunlich, wie bei den Niellen aus derſelben Zeit.

Wenn man ſolche Blätter, Erzeugniſſe deutſcher Kunſt, und dazu die Denkmaler deutſchen Metallſchnittes für den Bilderdruck, älteſter Zeit, davon wir ein Facſimile im nächſtfolgenden Bande des Muſeums zu geben gedenken, aufmerkſam betrachtet und würdigt, dann kommt Einem immer mehr jene von Bartſch nachgeſchriebene Erzählung des Vaſari von der Erfindung des Maſo Finiguerra bedenklich vor, welcher dem Italiener eine primitive Kunſtübung vindiciren will, deren deutſcher Kunſtfleiß ſich ſchon mindeſtens ein halbes Jahrhundert früher bemächtigt hatte.

Wir ſprachen im erſten Bande bei Gelegenheit der Beſchreibung deutſcher Niellen S. 232 unſer Bedauern aus, damals beim Druck des betreffenden Bogens Herrn C. Fr. von Rumohr's Broſchüre: **Untersuchung der Gründe für die Annahme, dass Maso di Finiguerra Erfinder des Handgriffes sei, gestochene Metallplatten auf genetztes Papier abzudrucken** — noch nicht zur Hand gehabt zu haben *). Bald darauf ging uns dieſe anziehende und lehrreiche Schrift zu, und wir fanden in ihr alles von uns Gemuthmaßte beſtätigt, die Behauptung Vaſari's in ihre Schranken gewieſen, und die Annahme, daß die Abformung und der Schwefelabdruck altitalieniſcher Niellen zur Erfindung des Kupferſtichdrucks hingeleitet habe, entkräftet. Schon der berühmte Cellini „ſuchte nicht in den Niellenabgüſſen, ſondern weit jenſeit der Alpen den Urſprung des Kupferdrucks auf“ (v. Rumohr a. a. O. S. 19. und 33.). Cellini meinte, aber ebenfalls irrig, der deutſche *Martin Schön* (Schongauer) habe ſich, einſehend, daß er den Finiguerra in der Kunſt des Niellirens nicht erreichen könne, auf das Kupferſtechen für den Abdruck gelegt. M. S. war der erſte deutſche Kupferſtecher des 15. Jahrhunderts, von dem Cellini und Vaſari Kunde hatten, allein die früheren, deren Namen und freilich verklungen ſind, deren Arbeiten aber in deutſcher Auffaſſung und deutſchem Styl muſterhaft vorleuchteten, blieben dem Italiener wohl unbekannt. Und wenn auch in Erfindung einer mechaniſchen Fertigkeit, wie die Technik des Metallplattendrucks im Gegenſatz zu dem Druck mit dem Reiber nicht gerade ein *Ehrenpunkt* für eine oder die andere Nation zu ſuchen iſt, ſo bleibt doch unabweisbar wahr, daß der Metallſtich bereits *vor* den italieniſchen Niellatoren in Deutſchland geübt wurde.

---

*) Fehlerhaft blieb am angeführten Ort: Gründer ſtatt Gründe und Masso ſtatt Maso ſtehen, was man zu verbeſſern bittet.

IX.

Jeſu Paſſion

in geſchrottenen Bildblättern.

Mit Facſimile auf Tafel III.

In Rudolph Weigel's Kunstlager-Catalog, eilfte Abtheilung, Leipzig 1841 befindet ſich S. 51. ein hochſeltenes Werk altdeutſcher Schrottkunſt aufgeführt und folgendermaßen beſchrieben:

> Das Leiden Jesu Christi in 9 geschrottenen Blättern mit deutschem Text auf den Rück- und Nebenseiten, somit die Blätter auf beiden Seiten bedruckt und wahrscheinlich Typendruck. Die alt color. Blätter sind mit geblümten Hintergründen und messen in d. H. 3 Z. 10 L., in der Breite 2 Z. 10 L. franz. Mass. Angebunden sind handschriftliche geistliche Betrachtungen, Gebete etc. Im alten Orig.-Bande in kl. 8.
>
> Von diesem obwohl nicht vollständigen Werke kennt man ein zweites Exemplar nicht. In der Königl. Bibliothek zu München befindet sich zwar dasselbe Werk, ebenfalls mit geschrottenen Blättern (S. Dibdin, Heller, Massmann im Serapeum für 1841. No. 20.) doch ist unser Exemplar von einer anderen, wahrscheinlich noch älteren Ausgabe als jene.

Herr J. Meyer in Hildburghauſen erwarb dieſe Seltenheit für ſeine reichhaltige Kunſtſammlung, und hat die Güte gehabt, uns dieſelbe zum Behuf ausführlicherer Beſchreibung anzuvertrauen. Da die Bildblätter nicht zu dem alten Originalbande gehörten, ſo entnahm ſie dieſem der jetzige Beſitzer und ordnete ſie zu ihres Gleichen, wobei ein ungünſtiger Zufall ein Blatt derſelben in eine andere Mappe verlegen und in der Kürze nicht wieder auffinden ließ, ſo daß uns deren nur 8 zu beſchreiben bleiben.

Da nach Herrn Weigel's Angabe daſſelbe oder ein ähnliches Werk ſich zu München befindet, ſo mußten die Citate zu allernächſt nachgeſchlagen und erforſcht werden, ob man ein zweites Exemplar eines Münchner Unicums, oder ein, wenn ſchon mangelhaftes ähnliches Unicum vor ſich habe, welche Mühe dieſes Werk verdient, auch wenn nur ein einziges Blatt davon erhalten wäre, da daſſelbe nicht nur in metallographiſcher Beziehung als geſchrottene Arbeit, ſondern auch in typographiſcher, als uralter Typendruck mit beweglichen Lettern das Intereſſe der Kunſt- und Alterthumsfreunde für ſich in Anſpruch nimmt. Folgende Werke geben nun über das in München vorhandene Exemplar ſolcher Paſſionsbilder mit Text auf der Rückſeite, Nachweis:

Dibdin: Biographical, antiquarian and picturesque Tour in France and Germany. London, 1821. Vol. III. p. 280.
Heller: Geſchichte der Holzſchneidekunſt ꝛc. Bamberg, 1823.
Stöger: Zwei der älteſten deutſchen Druckdenkmäler. München, 1833.
Falkenſtein: Geſchichte der Buchdruckerkunſt. Leipzig, 1840, 1.
Maßmann: Die Xylographa der Königl. Hof- und Staatsbibliothek, sowie der Königl. Universitätsbibliothek zu München. Im Serapeum 1841. No. 20. p. 306 f. (auch im Separat-Abdruck erſchienen).

Dibdin, der Bibliothekar Lord Spencer's, giebt a. a. O. eine nicht durchweg richtige Beſchreibung des Münchner Xylographon 39, das, ein Buch in rothem Lederband, 30 Blatt klein Oktav enthält, und in dieſem zwei verſchiedene Werke, nämlich die ſieben Freuden Mariä auf 9 Blättern und das Leiden Chriſti auf den übrigen 21 Blättern.

Dibdin hielt beide Bildercyklen für ein Werk, den Druck für Holztafeldruck, und giebt ein Facſimile von Blatt 5 a. Judas, den Heiland verrathend.

Heller bezieht ſich am angeführten Orte S. 379 §. 91. blos auf Dibdin, indem er ſagt: „Nach Dibdin befindet ſich in der Münchner Central-Bibliothek ein xylographiſches Werk in 28 (ſoll heißen 30) Blättern, welche das Leben Chriſti (ſoll heißen das Leiden) oder (ſoll heißen und) die ſieben Freuden Mariä mit deutſchem Text vorſtellen.

Dr. Falkenſtein erklärt, auf Dr. Maßmann's ihm gemachte Mittheilungen hin, a. a. O. S. 136 und 137, dieſe Werke für älter als Boner's Edelſtein, angeblich 1461 von Albrecht Pfiſter zu Bamberg gedruckt, und ſchreibt, und wie wir glauben mit vollem Recht, dem Pfiſter auch dieſe Drucke zu, obſchon die bildlichen Darſtellungen ſowohl im Charakter als in der Ausführung von den Holzſchnitten dieſes Formſchneiders gänzlich abweichen, ja dieſelben bei weitem übertreffen. Er verweiſt auf Stöger's und Dibdin's Facſimiles, und giebt die Folge der Bildblätter an.

Dr. Maßmann, der a. a. O. unter IX. dieſes Werkes erwähnt, verweiſt ebenfalls auf Dibdin, Stöger und Falkenſtein, und beſchreibt Blatt 1. b., Bl. 2. a. b., Bl. 16. a., Bl. 20. b. und Bl. 30. a.

Stöger's Buch nun iſt ausſchließlich dieſem Werke gewidmet. Es iſt ſehr dankenswerth, aber nicht mängelfrei. St. beginnt mit einem harten Tadel Dibdin's, der nicht ungegründet iſt. Allein in einen Fehler Dibdin's verfällt St. ſelbſt, indem er die Bilder fort und fort Holzſchnitte nennt, was ſie doch nicht ſind. Die Facſimiles, eins aus den Freuden Mariä, eins aus der Paſſion, ſind treu und gut, doch ohne Colorit. Unter den S. 16 namhaft gemachten Abbreviaturen n̄ vn̄ n̄ fehlt die häufigſt vorkommende des r, wo über dem Vokal nur ein Strich ſtatt des Buchſtaben. Da von den 21 Blättern der Münchner Paſſion nach Stöger 11 die Holzſchnitte, und 10 den Text enthalten, I. a. und XXI b. leer ſind, hingegen 3. 5. 7. 9. 11. 13. 15. 17. und 19. jedes 2 Holzſchnitte (auf a und b) enthalten, ſo geht ſchon daraus hervor, daß Herrn R. Weigel's Kennerblick ſich nicht täuſchte, daß unſer leider defectes Exemplar deſſelben Werkes ein andrer Druck, als das Münchner iſt, folglich jedes in ſeiner Würde als Unicum bleibt, als beſondre Ausgabe, was noch dadurch bewieſen wird, daß nicht nur der Text des unſrigen auf den ungleichen

Zeilenausgängen Punkte *) hat, das Münchner nicht, ſondern daß auch eine andere Rechtſchreibung, ja ſogar häufig eine andere Wortſtellung in den Zeilen die beiden ſonſt ganz gleichlautenden Texte unterſcheidet. Stöger theilt die Texte der beiden Werkchen mit, allein mit unpaſſenden lateiniſchen Lettern; da nun auch eine Menge Varianten vorkommen, ſo wird die Mittheilung der Texte unſers Exemplars durch St. ohnehin ſeltnes Schriftchen nicht überflüſſig gemacht, ja ſie iſt ſogar nothwendig, um die Selbſtſtändigkeit jedes Exemplars in das rechte Licht zu ſetzen. Der Varianten in der Rechtſchreibung und Zeilenſtellung ſind jedoch ſo viele, daß es zu weit führen würde, ſie hier ſämmtlich anzugeben. Wen dieſe Unterſchiede ſpeciell intereſſiren, der wird ſich leicht Stöger's Schrift zum Vergleich verſchaffen können. Wir führen nur die Varianten unſers Facſimile an, St. S. 71:

M. Bl. 14. a. Z. 1. O dü
„ 2. der — menſchen
„ 3. hayl — pringüng
„ 4. pittern
„ 5. wolst
„ 7. lieben
„ 8. müter in ir — schos
„ 9. gelgt warst — iemer
„ 10. schmerczen
„ 11. lieber herr — pitt
„ 12. deiner — mütter
„ 13. czü
„ 14. amen.

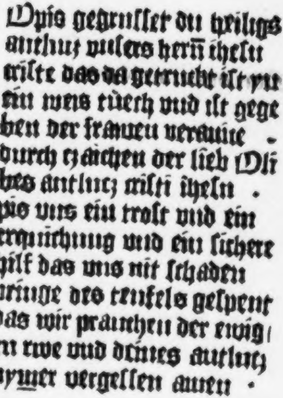
Die acht Blätter unſerer Folge, die ich mit II bezeichnen will, beginnen mit Nr. 10 der Münchner Folge (M) No. k. bei Falkenſtein, und zwar hat Blatt I. den Text auf Seite a und ein Bild auf Seite b, während bei allen folgenden das Gegentheil Statt findet. Nummer 9 M iſt das Schweiſstuch

---

*) Gerade die zweckmäßige Hinweglaſſung der meiſt an ganz unpaſſender Stelle, als Ausfüllung, ſtehenden Punkte charakteriſirt das jüngere Exemplar, neben der verbeſſerten Orthographie.

der heiligen Veronica, und dieſes war auch bei II. der Fall, der Text entſpricht dieſem Bilde. Er lautet:

II. Bl. I. a.



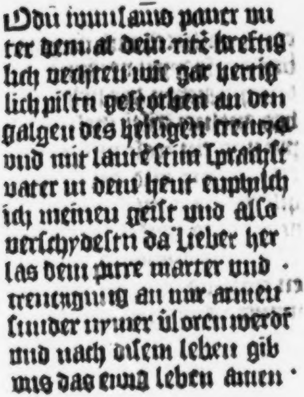
Wis gegrüſſet du heiligs
antlutz unſers herrñ iheſu
criſte das da gedrucht iſt yn
ein weis tüech und iſt gege
ben der frauwen veronice ·
durch zaichen der lieb Wi
bes antlucz criſti iheſu ·
pis uns ein troſt und ein
erquickung und ein ſichere
hilf das uns nit ſchaden
pringe des teufels geſpenſt
das wir prauchen der ewig
en rwe und deines antlucz
nymmer vergeſſen amen ·

b. Bild der Kreuztragung. Ein Kriegsknecht ſtößt Chriſtum mit dem Stiel eines Hammers in den Nacken, ein zweiter zerrt am Gürtelſtrick des Herrn dieſen fort. Hinter Chriſtus ſucht Simon von Cyrene das Kreuz zu erheben, und die Laſt deſſelben zu erleichtern. Zu beiden Seiten Felſen mit Bäumen.

Hier fehlt nun ein Blatt, wahrſcheinlich ohne Bild mit Text auf beiden Seiten zu I und zu II.

II. Bl. II. (I. M.) a. Kreuzigung durch drei Knechte, an den beiden Händen und Füßen zugleich. Jeder ſchlägt mit einem Hammer die Nägel durch die Hände und Füße des Heilandes. Am Boden Gras und Blumen.

b.



O dū iumilauiis pauer vn
ter dem al dein ritē kreftig
lich verchreu wie gar hertig
lich piſtu geſtorben an dem
galgen des heiligen creutz
vnd mit lautē ſtim ſprachſt
vater in dein hent enphilch
ich meinen geiſt vnd alſo
verſchydeſtu da lieber her
las dein pitre marter vnd
creutzigung an vns armen
ſunder nymer ůlorn werdē
vnd nach diſem leben gib
vns das ewig leben amen

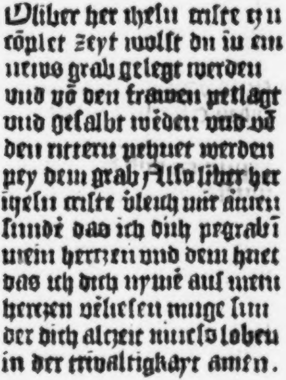
II. Bl. III. (m. M.) a. Chriſtus am Kreuze (ſiehe unſer Facſimile Tafel III.)

b.

O du ewiges leben iheſu
criſte dē durch des menſchē
hail und wider pringung -
eines verſchmechten pittern
todes erſterben wolſt und
dar nach von dem creutze ·
genummen und deiner libē
mueter yn yr heilige ſchos
gelegt warſt und dich iemē
lich mit groſſem ſchmerczn
an ſech O liber her ich pite
dich durch deinē liden mue
ter leiden willen mir czu
geben ·das ewig leben amē

II. Bl. IV. (n. M.) a. Chriſti Leichnam im Schooß der Mutter. Unter dem Kreuze am Stamm Maria, den Sohn ſanft haltend; Johannes ihr zur Rechten, über den Leichnam gebeugt. Maria Magdalena mit wehklagend erhobenen Händen ihr zur Linken. Am Boden ein Todtenkopf.

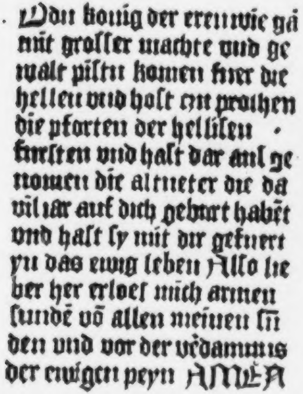
b.



O liber her ihesu criste zu
cõplet zeyt wolst du in ein
neius grab gelegt werden
und võ den frawen petlagt
und geſalbt wẽden und võ
den rittern pehuet werden
pey dem grab / Alſo liber her
ihesu criste ůleich mir meinen
ſundẽ das ich dich pegrabĩ
mein hertzen und dem huet
das ich dich nymmẽ auſ mein
hertzen vẽlieſen muge ſun
der dich alczeit nimelſo loben
in der triualtigkayt amen.

II. M. V. (o. M.) a. Grablegung, wieder unter dem Kreuze. Johannes, Nicodemus und Joseph von Arimathia heben den Leichnam sanft in einen gothisch verzierten viereckigen Sarkophag. Maria am Kreuze knieend, doch bis zur Bruſt von dem Sarkophag verdeckt, blickt ergeben auf den Sohn.

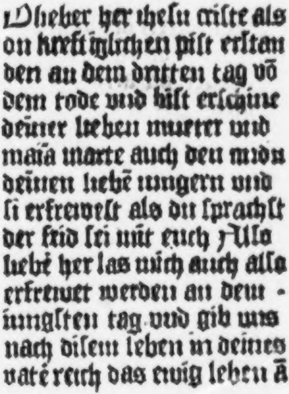
8.



Wan konig der eren wie gā
mit groſſer machte und ge
walt piſtu komen fuer die
hellen und haſt ein prochen
die pforten der helliſen •
fürſten und haſt dar auſ ge
nomen die altueter die da
vil iar auf dich gebart habēt
und haſt ſy mit dir gefuert
yn das ewig leben Also lie
ber her erloeſ mich armen
ſundē vō allen meinen ſū
den und vor der vēdamnis
der ewigen peyn AMEN

Bl. VI. (p. M.) a. Chriſtus, niedergefahren zur Hölle. Der Heiland, nur von einem Mantel umwallt, ſonſt nackt, in der Hand die Triumphfahne mit dem Kreuzeszeichen, ſcheint durch einen Stoß mit dem Stachel des langen Fahnenſtiels die Höllenpforte geöffnet und zugleich zertrümmert zu haben; er tritt auf die Trümmer und ergreift einen Altvater, ihn aus den Flammen zu ziehen, die heftig aus dem Hauſe ſchlagen. Zur Seite ſtreckt der Teufel dem Erlöſer eine Flammenzunge entgegen, und ſcheint ſich zur Flucht umzuwenden, wobei ſich in der Gegend ſeines Hintern auch noch eine häßliche Fratze zeigt.

b.



O lieber her iheſu criſte als
du kreftiglichen biſt erſtan
den an dem dritten tag võ
dem tode und biſt erſchine
deiner lieben mueter und
maĩa marie auch den andn
deinen liebẽ iungern und
ſi erfrewеſt als du ſprachſt
der frid ſei mit euch Alſo
liebẽ her las mich auch alſo
erfrewet werden an dem
iungſten tag und gib uns
nach diſem leben in deines
vatẽ reich das ewig leben Ã

1. M. VII. (q. M.) a. Die Auferſtehung. **Zwei Knechte** ſchlafen auf ihren Waffen, der eine iſt geharniſcht. Chriſtus hat den Deckel des Sarkophags, der gothiſche Kleeblattverzierung hat, geſprengt, und tritt, die rechte Hand ſegnend erhoben, die Fahne in der linken, mit dem rechten Fuße aus dem Sarge. Im Hintergrunde ein Hügel mit Bäumen.

b.

O lieber her iheſu criſte wie
gar barmhertziglich piſtu
enſchinē marie magdalene
di dich ſuecht vnd mit kol
pēlicher ſalben dich pegerte
zw ſalben vnd mit deiner -
barmhertzikait ir vēgabſt al
ir ſund vnd ſprachſt magda
lena furcht dich nit ich pin
iheſus dāumb ſo ge vñ ſag
petro vnd meinen iungern
dw haſt geſechen den herr̄
alſo libē her gib das ich dich
ewigklich mueſſe ſehen amē

II. Bl. VIII. (r. M.) a. Chriſtus als Gärtner erſcheinend, in der linken Hand ein Grabſcheit, über ihm weht die Fahne. Der Herr ſtreckt zwei Finger der rechten Hand wie ſegnend gegen die vor ihm knieende, ein Salbengefäß in der Hand haltende Maria Magdalena. Man gewahrt am Boden viele Blumen, dann eine Umzäunung, und weiter im Hintergrunde eine Anhöhe mit einem Baum.

b. Text zur Himmelfahrt.

O liber her ihesu criſte als
dw nach deiner heiligen vr
ſtend in angeſicht deiner li
bū iunerē vnd liben heilig
piſt auf gefaren in di himel
vnd ſitzeſt zu dē rechten -
hant deines himliſchen va
ters vnd haſt vbē wunden
alle dein not Alſo libē her
hilf das wir arme ſundige
menſchen auch alſo vber -
winden all vnſer not vnd
nach diſē leben mit dir be
ſitze das ewig leben amē

Wenden wir uns nach dieſer Beſchreibung zunächſt zu den Bildtafeln, ſo geht aus der Zeichnung wie aus der Technik des Metallſchnittes trotz dem rudimentalen Typus doch eine gewiſſe Kunſtfertigkeit ſowohl, als auch eine gewiſſe Innigkeit der Empfindung bei der Erfindung hervor. Das Geſicht des Heilandes, wie ſeine Haltung, iſt ſtets würdig, edel und ernſt, namentlich iſt die Geſtalt Chriſti meiſt auch körperlich viel größer, wie die Nebenperſonen. Die heiligen Frauen und der Evangeliſt Johannes haben viel Charakter in den Köpfen, und der Faltenwurf der Gewänder beurkundet bei aller Strenge des Styls einen ſehr geübten tüchtigen Zeichner. Dabei athmen einige Beiwerke wieder eine gewiſſe Kindlichkeit. Die Heiligenſcheine ſind innen auf dem ſchwarzen Grund noch verſchiedenartig verziert, und mit Ausnahme des Bildes der Kreuzigung haben alle übrigen uns vorliegenden ſinnigangenehm erfundene Ranken mit Blumen, welche die ſchwarzen Hintergründe ausfüllen. Die Köpfe der Krieger und Henker ſind ganz jugendlich und bartlos gehalten, als habe der Künſtler damit den Unverſtand und die Rohheit einer Jugend andeuten wollen, die das Göttliche nicht achtete.

Das Colorit entſpricht dem Incunabelſtyl des Ganzen; man ſieht, daß es hier nicht galt, dem Reichthum koſtbare Miniaturen, ſondern der Armuth beſcheidene und doch den Text ergänzende Bilderzier in die Hand zu geben, wie bei er Biblia Pauperum. Nur fünf Farben ſpielen die Hauptolle: Fleiſchfarb, grün, braunroth, blau und gelb; dieſe keh-en auf allen Blättern wieder. Das Braunroth (Krapp) hat och jetzt, wo es dick aufgetragen erſcheint, Glanz. Die Blumen des Hintergrundes ſind theils weiß gelaſſen, theils los roth, theils grün und roth, einmal blau und roth. Blumen am Boden ſind nicht beſonders gefärbt, ſondern es iſt hier Alles grün. Das Grün iſt zweierlei, ſpangrün und ſaftgrün. Der Coloriſt ging plump und ohne Kenntniß der Zeichnung zu Werke, möglich ſogar, daß er ſchablonirte.

Der Vergleich mit andern geſchrottenen Bildblättern läßt erkennen, daß bei der techniſchen Bearbeitung der vorliegenden neben dem Grabſtichel auch die Punktirmethode, das Aushämmern größerer und kleinerer Punkte mittelſt Bunzen, in Anwendung gebracht wurde, wie die altfranzöſiſchen Horä und Breviarien ſie häufig zeigen, nur daß ſie dort mehr dienen, die Hintergründe auszufüllen, und ſo noch ziemlich ſpät vorkommen, während auf den älteſten Schrottblättern die Punktirung mehr für die Gewänder in Anwendung gebracht wurde. Kreuzſchraffirung (weiß auf ſchwarzem Grund) iſt vielfach wahrzunehmen, und verräth hier die feinſte Nadel. Dieſe kommt in gleicher Weiſe in Anwendung gebracht ebenfalls noch vor auf Pariſer Schnitten zu Anfang des 16. Jahrhunderts. Der Uebergang der Schatten zu den Lichtern wäre ſo wie hier in Holz durchaus nicht nachzuahmen geweſen. Man vergleiche auf unſerm Facſimile den Mantel Mariä mit ſeinem ächt künſtleriſch ſchönen Faltenwurf.

Wenn jemand noch annehmen wollte, daß dieſe Platten Holzſchnitte, nicht Metallſchnitte ſeien, ſo würden ihn die runden Oeffnungen in den Ecken der meiſten Blätter (auf unſerm Facſimile unten rechts) widerlegen; dieſe dienten, die geſchrottene Metallplatte mittelſt eines Nagels oder einer Schraube auf den Holzſtock zu befeſtigen. Durch die Gewalt, mit der dieß geſchah, gab ſich ſogar an einigen Stellen das dünne Metall der Platte ein wenig aus ſeiner rechtwinkligen Lage. Dieß iſt namentlich bei II 2. und 5. der Fall. Auf den meiſten Blättern bemerkt man in zwei entgegengeſetzten Winkeln ein Loch, wo die Schraube vertieft eingeſenkt wurde, ſo daß die Schwärze nicht jedesmal Schraube oder Nagel traf. Das Alter der Platten nun läßt ſich recht gut in die Zeit von 1450 bis 1460 ſetzen, und daß die Bilder nicht jünger ſind, möchte ſchon der Text beweiſen.

Stöger äußert über die Zeit des Entſtehens der Bilder ſo wenig eine entſchiedene Meinung, wie darüber, von welchem Drucker der Text ſei. Falkenſtein ſchreibt ihn unbedenklich A. Pfiſter zu. Leider liegen uns keine Originaldrucke Pfiſter's vor, wir müſſen uns zur Vergleichung der Facſimiles bedienen, welche Wetter's und Falkenſtein's Werke uns bieten. Und da will, bei ungemeiner Aehnlichkeit mancher Lettern unſerer Paſſion doch Vieles nicht übereinſtimmen, weder mit Pfiſter's Mahnung wider die Türken, noch mit dem Kalender von 1457, noch mit der 36 zeiligen Bibel, noch mit Boner's Edelſtein. Die Facſimiles der genannten Werke Pfiſter's zeigen faſt durchgängig in den kleinern Lettern m und n ſelbſtſtändig und zuſammenhängend gegoſſen. Beim Text unſerer Paſſion erſcheinen ſie ſtets getrennt m, n, daher auch u wie n ausſieht und n wie u, ebenſo das w ſtets w; das v iſt oben nie geſchloſſen. Unſer großes A ſtellt ſich ſchöner und ſchlanker dar als das facſimilirte bei Wetter Tafel III. unten im Wort Ariſtoteles und auf Tafel IV., obſchon es dieſelbe Form hat. Das M iſt auch anders, es hat am erſten Strich zwei Spitzen nach vorn, dort erſieht man nur einen. Das N weicht auch ab, das O erſcheint bei Wetter Tafel VI. einmal, aber als D, (unten rechts, Armenbibeltypen: Der Herr.) Unſere unmaßgebliche Anſicht geht dahin, daß die l Paſſion höchſtwahrſcheinlich ein pfiſteriſcher Druck ei, und zwar zum Theil geſetzt mit ſeinen Armenbibellettern, die auch zu den vier Hiſtorien dienten. Wir halten eſen Druck für einen der früheſten Pfiſter's. Das Abbreviren des Buchſtabens r durch einen Strich über den vorhergehenden Vokal, namentlich am Ende eines Wortes, z. B. gā, ſundē, dē für gar Sünder, der ꝛc. begegnet zwar in den bekannten pfiſteriſchen Drucken, aber bei Weitem nicht ſo häufig, wie bei Paſſionsblättern. Seite 33 ſeines Schriftchens trägt Stöger deshalb Bedenken, Pfiſter den Urſprung dieſer Paſſionen zuzueignen, weil die Holzſchnitte der bekannten pfiſteriſchen Druckwerke ganz vom Charakter der Paſſionsbilder ſo verſchieden wären, daß es unmöglich ſei, beide einem und demſelben Meiſter zuzuſchreiben. Dieſer Zweifel hebt ſich von ſelbſt, wenn man bedenkt, daß der Holzſchneider für die Drucke Pfiſter's, oder dieſer ſelbſt, und der Meiſter dieſer Schrottblätter jedenfalls zwei verſchiedene Künſtler waren, deßhalb können beide Werkchen, Freuden Mariä und Paſſion, doch recht wohl aus Pfiſter's Druckwerkſtätte hervorgegangen ſein.

Das reine Hochdeutſch der einfach edeln Gebete macht auch in ſprachlicher Beziehung dieſe ſeltenen Blätter anziehend und beachtenswerth.

X.

Deutſches Schützenweſen.

Das

Eine
nach d
ihre S
ſchieße
Regel
das La
ſie die
ſter Pr
ſelbe be
minder
ſilberne
manchen
üblich iſ
jähriges
ſtiftet.

Zu
der Saa
gende, in
geladen,
die Abge
nen, wäh
beſchickt

1.

Schützen-Geſellſchaften-Bündniß in Mittel- und Unterfranken.

Menge fränkiſche Städte und Ortſchaften ſtanden
r Zeit des deutſchen Krieges im engen Verband durch
chützengeſellſchaften, hielten glänzende Luſt-
und beſchickten dieſelben mit Abgeſandten. In der
hielt jede Stadt, welche durch einen ihrer Schützen
ndkleinod gewonnen hatte, ein Schießen, zu dem
Verbundenen durch Briefe einlud, und wo als höch-
eis ſtets das Landkleinod wieder ausgeſetzt war. Daſ-
ſtand insgemein aus einem Ehrenſchild, mehr oder
kunſtvoll, und mit Medaillen geziert, oder auch aus
Pokalen und ſonſtigem Prunkgeräth, welches zu
Zeiten vermehrt wurde, wie noch jetzt hie und da
, daß der Schützenkönig zum Andenken an ſein ein-
Königthum eine Münze oder Medaille an das Kleinod

Folge eines Verzeichniſſes der Stadt Neuſtadt an
le, unter der Salzburg, hatte dieſer Ort 1568 fol-
ihrem Verband befindliche Städte und Orte ein-
und es waren aus dem großen fränkiſchen Verbande
ordneten von 18 Städten und 3 Dörfern erſchie-
rend 23 Städte und 39 Dörfer das Schießen un-
ießen.

Lanndtkleinothsſchieſſen mit der Handtbuchſen zur Neunſtat vff Sonntag nach Mathey Apoſtolj Anno p 68.
aldo zu erſcheinen, außgeſchribenn.

Nachuolgende erſchienen von Stetten.

Schweinfurth, Kitzing, Königßberg, Volckach, Schleuſſingen, Mainungen, Königßhouen im Grapfeldt, Hilberhauſſenn, Dehmar, Wurtzburg, Ipphouen, Hammelburg, Münnerſtat, Mellrichſtat, Fladingen, Biſchofsheim vor der Rhön, Haßfurth, Neunſtat vnnder Salzburkh.

Von Dorffen.

Sulzfeldt am Main, Obern Volckach, Northeim am Main, Newſtatt vnnter Salzburg.

Anno p 1568.

Nachuolgennde ſeindt auſſenplieben vnnd nit erſchienen.

Von Stetten.

Ochſenfurth, Dettelbach, Römhildt, Rottenburg vf der Tauber, Grünßfeldt, Biſchofsheim vnnt' Wurtzburg, Werthhaim, Mergenthen, Hoer, Gemünden, Lauda, Car(l)ſtat, Haidingsfeldt, Aw, Main Bernhaim, Statt Schwartzach, Geroltzhouen, Brittſtat, Arnſtein, Kiſſingen, Elltman, Eberen, Seßlach.

An Dorffern auſſenplieben.

Oſtheim, Hirßfeldt, Summerach, Wiſenbrun, Greuen Reinfeldt, Obern Prait, Vnndern Prait, Wipfeldt, Groſſen Lanckheim, Winderhauſſenn, Sommerhauſſen, Gochßhain, Farr, Geroltzhauſſenn, Geltterßhaim, Frickenhauſſenn, Stangenrothe, Hoffheim, Marckſtainfeldt, Oberen Eyſetzhein, Randerſacker, Goßmansdorf, Klein Lanckheim, Repperndorf, Remlinger, Gnottſtatt, Aichog, Jhanßdorff, Vnnder Ewerbein, Elſershauſenn, Hergoltshauſenn, Stainheim, Sickerhauſenn, Berg, Weſtheim, Zerdingenn, Röttingen, Sultzthall, Alberhouen.

Auf der Rückſeite dieſes Verzeichniſſes ſteht Folgendes bemerkt:

Ich Jacob Jocken vonn Wurtzburg bin dieſer Burgſchafft das Lanndtkleinoth betreffenndt, geſtenndig, das bezeug ich mit meiner Hanndt.

Ich Hanns Banutz von Themar. Bin dieſer Burgſchafft das Lanndt Cleinoth betreffenndt, geſtenndig, das bezeug ich mit meiner Hanndt.

Ich Jorg Fuchs vonn Schweinfurth, Bin dieſer Burgſchafft das Lanndt Cleinoth bedreffennt, geſtenndig, diß bezeug ich mit meiner Handtſchrifft.

Ich Hanns Halwich Burger, deß Raths zu Munerſtat, Bin dieſer Burgſchaft, das Lein Kleinen (?) bedreffen, geſtenndig, das bezeug ich mit meiner Hanndt,

Actl. 30 Sep. Ao. 68.

Zu Verreſſtigung dieſes Verzeichnus, der einnerverleibten Stett, Dorff vnnd Fleckh, zum Lanndtcleinoth gehörig ꝛc. haben wir G. G. Rath zur Neunſtat ꝛc. Gemeiner Statt Secret Innſigill Enndes vfgetruckt Actl. denn 30.ⁿ Septembris Anno ꝟ 68.

2.

Kleinod der Schützengeſellſchaft zu Schleuſingen.

(Mit Abbildung auf Tafel IV.)

Ein noch ſchöneres Kleinod, als das im erſten Bande des Muſeums beſchriebene und abgebildete der Sebaſtiangeſellſchaft zu Altengottern, beſitzt die Schützengeſellſchaft zu

Schleuſingen, deren Urſprung auch in ziemlich hohe Zeit hinaufreicht. Nachrichten über ihr Entſtehen mangeln jedoch eben ſo, wie die über die dort gemuthmaßte Verleihung dieſes Kleinods an die Geſellſchaft durch einen Grafen von Henneberg.

Schleuſingen war ſeit 1274 Grafenreſidenz, nachdem die drei Söhne des Grafen Heinrich III. von Henneberg: Berthold V., Hermann II. und Heinrich IV. die väterlichen Beſitzungen unter ſich getheilt hatten. Zu Berthold's Antheil waren das Stammſchloß Henneberg und die Städte und Aemter Schleuſingen, Waſungen, Maßfeld, die halbe Stadt Themar und die halbe Cent Benshauſen gekommen. Berthold hatte ſchon vor der Theilung in Schleuſingen ſeinen Wohnſitz, und behielt ihn bei, zumal er bereits 1268 das Schloß daſelbſt (*Slusingen castrum cum civitate et cum omnibus attinenciis*) ſeiner Gemahlin Sophie zum Leibgedinge verſchrieben hatte. Er ſtarb 1284, und hinterließ drei Söhne: Berthold VI., Berthold VII. und Heinrich VII. Der erſte wurde geiſtlich und der dritte Deutſchherr. Der mittelſte gelangte zur Regentſchaft, und hob ſein Haus zu hoher Blüthe. Ohne äußere Macht, nur Herr eines kleinen Landes, wußte er durch Tapferkeit, Intelligenz und Energie ſeine Beſitzungen erſtaunlich zu mehren, und den Ruhm eines bedeutenden Kriegs- und Staatsmannes ſeiner Zeit zu erringen. Er wurde vom Kaiſer Heinrich am 25. Juli 1310 auf dem Reichstage zu Frankfurt a. M. für vielfache wichtige Dienſtleiſtungen zum deutſchen Reichsfürſten erhoben. Seine Zeitgenoſſen legten Berthold den Namen des Weiſen bei. Der wachſende Glanz des jungen Fürſtenhauſes kam auch der Reſidenzſtadt zu Gute; Schleuſingen blühte fröhlich auf, und ſein ſtattlicher Neubau des Reſidenzſchloſſes, der Bertholdsburg, erinnert noch heute an den mächtigen und weiſen Gebieter.

Ob nun aber einer der Nachkommen Berthold's der Schleuſinger Geſellſchaft das Kleinod verliehen habe, oder ob dieſe daſſelbe nicht auf eigne Koſten als Landkleinod anfertigen ließ, ja, ob dieſes ſchöne Kleinod nicht das ſogenannte Würzburger Landkleinod war, deſſen die Schützenbriefe von Schleuſingen, Meiningen, Neuſtadt an der Saale u. a. erwähnen, iſt aus Mangel an Nachrichten nicht nachzuweiſen. Gewöhnlich wurde, wie aus den Schützenbriefen erhellt, um das Landkleinod geſchoſſen. Es durften nur die im Verband und Kartell mit einander ſtehenden Städte und Dörfer um das Kleinod ſchießen. Welcher Ort es gewann, der ließ es im nächſten Jahr wieder ausſchießen, oder der Ort, wohin es urſprünglich gehörte, löſte es mit Geld ab.

Die Zeit der Verfertigung des Schleuſinger Kleinods möchte nicht früher als die Mitte des 16. Jahrhunderts unter die Regierung des vorletzten Fürſtgrafen Wilhelm zu ſetzen ſein. Es iſt von getriebener Silberarbeit, die Figuren: der heilige Sebaſtian (als Schützenpatron) in ſeiner Marter, neben ihm ein Armbruſt- und ein Bogenſchütze, und zwei in den Ornamenten ſitzende muſicirende Engel ſind theilweiſe vergoldet. Die ſilberne Kette, an der der jedesmalige Schützenkönig dieſes Kleinod auf der Bruſt trägt, iſt eine und eine halbe Elle lang. Auf der Rückſeite ſteht:
Wiegt 2 Mk 6 Lott. (2 Mark 6 Loth.)

Am Fuße des Schildes iſt das Hennebergiſche Wappen auf einem beſondern Schild angebracht, und zwar farbig emaillirt; daran hängt in einem Ringlein an einer kurzen Kette ein ſilberner dreifach gefiederter Bolzenpfeil mit vergoldeter Spitze und Fiederung.

An dem Pfeil hängt ein ovales ſilbernes vergoldetes Medaillon, ſpätere Zugabe durch Bernhard Marſchalk von Oſtheim den Jüngern mit deſſen Wappenſchild und Namen und der Jahrzahl 1600.

Ein Bernhard Marſchall von Oſtheim zu Walldorf war 1583 Hennebergiſcher Statthalter, möglich, daß er, oder einer ſeiner Verwandten 1600 in Schleuſingen Schützenkönig wurde, oder daß er auch nur als Reſident aus beſonderer Gunſt ſein Wappen an das Kleinod fügen ließ.

Im Jahr 1592 erließ die Schützengeſellſchaft zu Schleuſingen einen Schützenbrief, faſt Wort für Wort dem ähnlich, der 1572 von der zu Meiningen ausgegangen war, und im erſten Bande des Muſeums mitgetheilt wurde, nur daß es dort im Eingang heißt: „Nachdeme weiland der Ehrſame Caspar Seyffert, unſer geweſener Mitbürger und Schießgeſell, ſeliger, im Jahr als man der weniger 79 geſchrieben, des Stiffts Würzburg Landkleinot, welches nicht allein denen Schützenmeiſtern und Schießgeſellen, ſo des Stifts Unterthanen, ſondern auch andern des Stiffts Benachbarten, welche Städte, Dörfer und Flecken ꝛc. ꝛc.“ (wie in dem Meininger Schützenbrief) „zugelaſſen worden, zu Meiningen gewonnen, und daſſelbige, wie ſich gebühret, zu Schleuſingen, obgemeldt, overantwortt.“ Sehr möglich, daß das noch heute vorhandene das in dieſem Brief erwähnte Kleinod iſt.

Die Abbildung dieſes Kleinods auf Tafel IV. iſt im Maaßſtab von ½ deſſelben genommen.

XI.

Wer weiſs, ob's wahr iſt?

Volksſpruch, Sage, Töpferſchrift, Holzſchnitt,
Münze.

(Mit Abbildung auf Tafel V.)

t
r
a
n
Z
t
i
Z
m
b
A
z
w

ſo

ein
es.
Her
wei

Aufmerkſame Beobachter des Volkslebens finden leicht, vie tief eindringlich ſich in ihm gewiſſe, oft ganz alltägliche Begriffe und Redensarten feſtſetzen. Solche Eigenheiten es deutſchen Sprachgenius, wenn auch nicht immer ſchön nd äſthetiſch, ſind z. B. die Redensarten: Ich dachte, was ich biſſe? Ich hätte bald gedacht! Da könnte jeder komen! und viele andere. Eine ſolche Redensart iſt auch die rage, die ſich bei der Mittheilung zweifelhafter Nachrichn oder Thatſachen aufdrängt: Wer weiß, ob's wahr ? Man hört ſie oft im gewöhnlichen Leben, und allüberall. röſtete doch jener deutſchungariſche Prediger ſeine Geeinde, der er die Leiden des heiligen Stephanus ſo eininglich und zu Herzen dringend geſchildert hatte, daß lles in Thränen zerfloß — mit den Worten: Weints nit ſehr, meine geliebten Gläubigen, weints nit, wer weiß, ob hr?

Wir theilen einige beſondere Vorkommenheiten dieſes oft und vielfach begegnenden Volksſpruches mit.

1.

Sage.

Die Gartenthür zu Ettmarshauſen.

Im 1. Band des Thüringiſchen Sagenſchatzes iſt S. 112 Factum mitgetheilt, das jetzt als Sage fortlebt. Schon J. Walch in ſeiner Beſchreibung der Königlich- und zoglich- Sächſiſchen Häuſer und Lande, Nürnberg 1811 t dieſes Factum nach, indem er erzählt: „Dicht an demſelben (dem Hofe Ettmarshauſen) liegt ein dazu gehöriger Teich. Die vormalige ſteinerne Gartenthüre, an welcher die Worte eingehauen waren: wer weiss obs wahr ist? und woraus ein weit verbreitetes bekanntes Sprichwort entſtanden, iſt zerfallen, und die Steine ſind zum Theil abhanden gekommen."

Das Sprichwort lautete und lautet zum Theil noch, wenn Jemand etwas nicht wohl Glaubliches erzählt:

> Wer weiß, ob's wahr iſt? ſteht (ſtand) an der Ettmarshäuſer Gartenthür.

Die Sage läßt den Steinmetzen in einen Thürpfeiler dieſes Gartens Jahrzahl und Namenschiffre einhauen:

A. D. 1518. M. A.
C. P.

obſchon die ganze Arbeit der Geſelle gefertigt hatte, der nun heimlich den Spruch darunter meiſelte und davon ging.

Dieſe Sage iſt nicht neu entſtanden; ſchon der Hennebergiſche Geſchichtſchreiber Juncker kannte und beſtätigt ſie in ſeiner Ehre der gefürſteten Grafſchaft Henneberg (Manuſcript). Wir ſelbſt haben noch die angeblichen Pfoſten dieſer Gartenthüre in Trümmern liegen ſehen, jetzt freilich iſt Thüre und Garten nicht mehr vorhanden.

2.

Töpferſpruch.

Weiter beſitzen wir ein gehenkeltes Steingutnäpfchen, an ſich werthlos, doch von ziemlichem Alter, mit Laubwerk von des Töpfers Kunſt verziert, und am Boden ſteht in einem Kranze mit blauer Schrift:

Wer
Weiß obß
Wahr iſt.

3.

Holzſchnitt.

Intereſſanter iſt ein deutſcher Holzſchnitt unſerer Sammlung, dem wir eine nähere Beſchreibung widmen.

Das Blatt iſt ein neuer Druck von einer alten Platte, (aber nicht in den 3 erſchienenen Bänden der Derſchau-Beckerſchen Sammlung befindlich), und bis zum Rand beſchnitten, doch gut gehalten. Die Manier des Schnittes iſt ſehr **kräftig und ausdrucksvoll, die Zeichnung** gut. Ein Monogramm fehlt; wir möchten das Blatt, ſeiner Art nach, dem Chriſtoph Stimmer vindiciren.

Die Höhe hält 13 rheiniſche Zoll, die Breite 10⅔ Zoll. In der Mitte iſt ein 5¾ Zoll hohes, 5¼ Zoll breites Feld mit dem ganz großen Spruch erfüllt:

Wer Weis
Obs war
iſt.

Die Buchſtaben ſind ſehr mit Schnörkeln verziert, die großen 2, die kleinen über 1 Zoll hoch.

Dieſe Schrift nun iſt mit Bildgruppen auf allen Seiten umgeben, welche den Spruch erläutern. Die erſte Gruppe oben links nimmt über die Hälfte der Blattbreite ein. Ein ſtehender Schalksnarr, vor deſſen Füßen eine Katze ſitzt, betrachtet mit komiſcher Gebehrde und mit zwei Fingern auf ſie deutend, zwei Liebende, die küſſend an einem gedeckten Tiſche ſitzen. Dem Narren gegenüber ſitzt an demſelben Tiſch ein Mann, der aus einem hohen Humpen trinkt. Es iſt die fröhliche, das Leben ſorglos genießende Jugend. Ueber den Liebenden ſteht:

IVCH HOSSHA DIS THV
ICH ALL TAG

Die zweite Gruppe, neben der erſten über der Schrift, zeigt einen ſtattlichen Mann in der Tracht der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts, dem eine Dame zur Rechten ſteht. Er ſpricht mit ihr, wie die Gebehrde zeigt. Ueber ihm ſteht:

ICH AVCH
WEN ICH
MAG

Die dritte Gruppe, dem Beſchauer links, neben der Schrift, wird von einer jüngern und ältern Frauensperſon gebildet; die vierte, rechts unter der zweiten Gruppe, bilden zwei ſich mit einander unterredende Männer. Dieſe Gruppen haben keine Ueberſchrift.

Die unterſte Gruppe füllt den ganzen Raum unten aus, die Schrifttafel reicht mit ihrem untern Ende ½ Zoll hinein. In der Mitte ſitzen zwei Liebende in zärtlicher Stellung küſſend und koſend. Die Dame hält ein Schooshündlein. Ihr zur Rechten ſitzt eine von Immen umſchwärmte Eule. Links ſteht bedächtig ein Mann in höhern Jahren in einer Schaube, und einen Krückſtock haltend, zu den Liebenden gewandt. Ueber ihm ſteht:

ICH DENKE DEN
TAG DAS ICHS
AVCH
PFLAG

Und ihm gegenüber rechts ſteht ein von Alter gebeugter Greis, auf einen Krückſtock geſtützt, und ſpricht, bedachtſam den Zeigefinger der rechten Hand erhoben:

OCH OCH
THVT
MAN DIS
NOCH

Der Humor des Blattes liegt am Tage. Die Jugend genießt unbeſorgt, das männliche Alter hat noch für andres Streben Sinn und Sorge, als blos für phyſiſchen Genuß, das reife Alter ergeht ſich in Erinnerungen, und das Greiſenthum erblickt in der früher ſelbſt genoſſenen Luſt ein zu beſeufzendes Uebel. Wer weiß, obs wahr iſt?

4.

Spruch-Münze.

Endlich geſellt ſich zu Sage, Töpferſchrift und Holzſchnitt auch noch eine Spruch-Münze, und zwar zweierlei Gepräges. Beide uns vorliegende Exemplare ſind von Blei.

Das eine hat auf dem Avers die allegoriſche Figur der Falſchheit oder der Lüge, eine hohe Frauengeſtalt, welche zwei Schlangen in der Hand hält, davon die eine ihr nach dem Munde züngelt. Vor der Frau blüht eine Tulpe. Unter ihr ſtehen die Buchſtaben F F, das Zeichen des Verfertigers in einem langen und ſchmalen Schildchen. Um die Frau ſteht die Schrift: WER WEISS OBS WAHR IST. Der Revers zeigt eine aus Wolken reichende, von der Sonne beſchienene offene Hand, in ihr ein Auge, darunter eine Landſchaft, mit einem Baume, unter dem ein Jäger nach Enten ſchießt. Im Rand ſteht rundum TRAW ⁙ SCHAW ⁙ WEM ⁙

Das zweite Exemplar hat zum Avers denſelben Stempel, wie das erſte, aber der Revers iſt einigermaßen verſchieden; zwar auch die ſonnebeſtrahlte Hand aus Wolken, aber über einer großen befeſtigten, vielthürmigen Stadt und darunter die Buchſtaben zwiſchen Blümchen: F: F und die Schrift: TRAW SCHAW WEM ſteht hier auf einem Bande im Halbkreis über der Stadt. Auch hat dieſe Münze ein Oehr zum Anhängen. Tafel V giebt unter 4. 5. 6. treue Abbildung dieſer beiden Medaillen.

Wir haben uns vergebens in den uns zu Gebote ſtehenden deutſchen Münzbüchern nach einer Kunde von dieſer Spruchmünze umgeſehen, und auch der ihnen beſonders gewidmete Theil von G. W. Schmid Clavis Numismatica, oder encyklopädiſches Handbuch der auf Münzen und Medaillen in lateiniſcher und deutſcher Sprache vorkommenden Sprüche, Namenschiffern und Abbreviaturen ꝛc. Dresden und Leipzig 1840 — führt weder den einen, noch den andern Spruch an, und ſo ſcheint dieſe Medaille dem Sammelfleiße des Verfaſſers, der aus den beſten Quellen ſchöpfte, noch entgangen zu ſein.

Den Ort der Verfertigung dieſer Münzen möchten wir wohl in Straßburg oder in der Schweiz ſuchen. Der durch den Spruch ihm verwandte Holzſchnitt deutet nach erſterer Stadt, wenn unſere Vermuthung, daß die Stimmer ihn zeichneten und ſchnitten, richtig iſt. Die *Urſache* der Verfertigung ſcheint aber auch in einer humoriſtiſchen Laune, oder in einem Sprichwort, das man anſchaulich machen wollte, wie das bekannte: Trau ſchau wem, zu wurzeln.

Möglich, daß dieſe Schaumünze zweifachen Vorkommens namhaft gemacht iſt in dem Schweizeriſchen Münz- und Medaillen-Cabinet, beſchrieben von Gottlieb Emanuel von Haller, Bern 1780, 1781, ein Buch, welches uns leider nicht zugängig geworden. Dort wird der Meiſter F F als ein ſehr produktiver im zweiten Viertel des ſiebzehnten Jahrhunderts aufgeführt, und von dem Verfaſſer die Vermuthung geäußert, daß dieſer Medailleur *Friedrich Fechter* geheißen habe, welcher Vermuthung aber noch die ſichere Beſtätigung mangelt.

XII.

Die Mordbrenner

und ihre Zeichen.

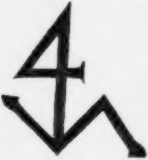
Zum bekräftigenden Zeugniß des im erſten Band des Muſeums mitgetheilten Artikels: „Die Mordbrenner und ihre Zeichen“ dienen die nachſtehenden Dokumente, von denen das erſte früheres Datum hat, als jene Briefe. Beide erſchienen als Placate, davon wir in einer Repoſitur zu Salzungen Exemplare auffanden, die in einem Fascikel alter Münzacten eingeheftet ſind. Der Titel vom erſten füllt gerade drei Zeilen, das übrige faſt 32 Zeilen, denen ein ſchönes A als Holzſtock voranſteht. Das darunter gedruckte Wachsoblatenſiegel iſt mittelgroß, etwa wie ein Zwanzigerſtück, und hat die Rundſchrift: SIG. FRATRVM. DVCVM. SAX. MISN. ETC. Es ſcheint aus dem Patent hervorzugehen, daß auch jenes Jahr ein Angſt- und Brandjahr war, wie 1812. Das zweite Mandat bezieht ſich auf das erſte und füllt 52 lange Zeilen. Das Siegel iſt kleiner und hat keine Schrift.

I.

Von Gottes gnaden, Johans Fridrich der Mittler, vnd Johans Friedrich der Jünger, Gebrüdere, Hertzogen zu Sachſſen, Landgrauen in Düringen, vnd Marggrauen zu Meiſſen ꝛc.

Allen, vnd jtzlichen vnſern Prelaten, Grauen, Herrn, denen von der Ritterſchafft, Heubt vnd Amptleuten, Schöſſern, Schultheiſſen, Caſtnern, Gleitzsleuten, Zölnern, Burgermeiſtern, Richtern, Rethen der Stedte, Gemeinden, vnd ſonſt allen andern vnſern Vnterthanen vnd Vorwandten, vnſern Gruß, gnad vnd alles guts zuuorn. Ehrwirdigen, Wolgebornen, Edlen lieben andechtigen, Rethe vnd getrewen.

Wir wiſſen euch gnediger meinung nicht zu bergen, das vns glaublich anlanget, als ſolten abermals, und von newen, etliche mit gelt, beſtellt vnd abgefertiget ſein, hin vnd wider, im gantzen Deudſchem lande, Fewer einzulegen, vnd zu brennen, wie denn von den ſelben, im Oberlande allbereit ein Dorff angelegt, vnd darinnen etliche Heuſer vorbrent worden. Weil wir vns denn ſchüldig erkennen, vnſere Vnterthanen vnd Verwandten, für ſolchem fürſtehenden ſchaden, in der zeit zuuorwarnen, auch ſelbs durch göttliche Verleihung, ſo viel müglich, da für zu trachten, Vnd zu beſorgen, etliche berürter Mordtbrenner möchten ſich in vnſere Lande vnd Fürſtenthumb auch begeben, jr böſs fürnemen ins werck zu bringen. So iſt abweſens des hochgebornen Fürſten, vnſers freundlichen lieben Brudern Hertzog Johans Wilhelmen zu Sachſſen ꝛc. S. L. vnd vnſer gnedigs vnd ernſtlichs begern, ewer jeder wolle in ſeinen Graueſchafften, Herrſchafften, befolhenen Ampten, Oberkeiten, Gerichten vnd Gebieten. Auch jr, die Rethe in den Stedten, alsbald befelhen, verſchaffen, vnd beſtellen, das die Vnterthanen, jrer ſachen, in den Heuſern, Scheunen, Stellen, vnd ſonſt allenthalben, auch jrer eigen Fewer vnd liechter, mit gantzem vleis gewahr nemen, vnd in guter achtung haben, vnd waſſer für die thüren vnd in die Heuſer, auch vnter die Decher ſetzen. Dazu keinen frembden, vnbekandten, auſſerhalben der Wirtsheuſer, hauſen oder herbergen. In ſonderheit aber auff die Garben im felde, gut auffmerckens haben, ob nicht fewer eingelegt, vnd keine, ſo vber nacht im Felde gelegen, vnauffgebunden, vnd vnbeſehen einführen laſſen. Desgleichen ein jeder für ſich ſelbs, mit vleis auch thun, vnd von dem ſeinen zugeſchehen, mit ernſt verfügen, darüber auch heimlich vnd vnvermarckt beſtellen ſolle, Wo einer oder mehr, frembde, vnbekandte vnd verdechtige Perſonen, antroffen, vnd betretten, das dem, oder denſelben nachgefragt, was jr thun vnd fürhaben ſey. Wo denn mit grundt erforſchet, das der, oder dieſelben, mit argwenigem Zeuge, fewer einzulegen vnd zubrennen, vmbgingen, auch ſolche Zeichen, in jren Röcken vnd kleidern, wie vnten ſtehet, befunden. Das als denn der oder dieſelben, alsbald gefenglich eingezogen, vnd enthalten, vnd ſolchs fürder, vns zu erkennen gegeben, vnd darauff vnſers beſcheids erwartet werde. Das alles wolle ein jeder zu ſeinem vnd der ſeinen ſelbs beſten, nicht anders halten, Wie wir vns gentzlich verſehen. Daran geſchiet gedachts vnſers lieben Brudern vnd vnſer geſellige auch ernſtliche meinung. Zu vrkund mit vnſerm hierauff gedruckten Secret beſiegelt. Gegeben zu Eisfeldt, Freitags nach Vincula Petri 2. Auguſti. 1555.



II.

VON Gotts gnaden wir Johans Friderich, der mitler Hertzog zu Sachſſen, Landgraff in Düringen vnd Marggraff zu Meiſſen, Entbieten, Allen, vnd jtzlichen, vnſern und der hochgebornen Fürſten Herrn Johans Wilhelmen vn Herrn, Johans Friderichen des Jüngern hertzogen zu Sachſſen rc., nſer freundlichen lieben Brüdern, Prelaten, Grauen, Herrn, denen von der Ritterſchafft, Heubt, vnd Amptleuten, Schöſſern, Schulteſſen, Caſtnern, Gleitsleuten, Burgermeiſtern, Richtern, Rethen der Stedte, Gemeinden, vnd ſonſt Allen andern, vnſern vnd jrer liebden vnderthanen vnd vorwanten, Vnſern grus, gnad vnd Alles guts zuuor, Erwirdigen, Wolgebornen, Edeln lieben Andechtigen Rethe vnd getreuen, Wir ſtellen in keinen zweiuel, Jr habt euch zu erinnern, Was ſich kurtz vorlauffener jhar her, fur grauſamlich erſchrecklich, vnd vormals, in Deudſcher Nation, vnerhort, Mordtbrennen, hin vnd wider nicht Allein in vnſern, Sondern auch in etzlichen, andern Landen, Fürſtenthumen vnd Stedten, ereugent vnd zugetragen hat, Vnd wiewol, es domit, etzliche jhar auch bis daher, aus Gottes genediger Vorfügung, ſtille geweſt, Ane das ſich, ſolichs, des vorſchinen, Lv. jhars etzlicher maſs, auch wider hat, erregen wollen, wie jr dan deſſen, durch vnſer offen Auſſchreiben, Am datum Eisfeldt, freitags Nach vincula Petri den Andern Auguſti berürts jhars, genediglich vorwarnt worden, So wiſſen wir euch doch genediger meinung, nit vnangezeigt zu laſſen, das vns glaubwirdig fürkompt Als ſollen, von Neuen Etzliche mit geldt, beſtellet, Abgefertiget vnd verordnet ſein, hin vnd wider, jn gantzem Deudſchen Lande, Abermals, fewer, einzulegen, vnd Alſo, das Mordbrennen (ſn vern vnd weit jnen vnſer lieber Gott, zulaſſen vorhengen wirdet) Widerumb, an die handt zunemen, vnd jn das werck zu richten, Wie dan ſolichs im Oberlandt, an etzlichen orten, Albereit angangen, Daneben, ſoll auch in ſonderheit beſtellung, geſcheen ſein, nicht allein, den Menſchen Gifft, beyzubringen, Sondern auch, die weide zu vorgifften, inmaſſen es dan auch, zum teil, Albereit erfaren, vnd befunden, vnd alſo, die Deudſche Nation, beyde an, vormügen, Leuten vnd vihe, mit Mortbrandt, vnd ſchedlicher vorgifftung, heimzuſuchen, anzugreiffen, vne vffs euſſerſte zuverderben, Wann wir dan, Als der Landsfürſt, vnd oberkeit, für vns ſelbſt vnd von wegen gedachter vnſer lieben brüder, vns ſchuldigk erkennen, auch geneigt ſein, angezeigten vnchriſtlichen laſtern, des Mortbrennens, vnd vorgifftung, durch verleihung des Almechtigen, Domit dieſelben in vnſern, vnd vnſer lieben brüder landen vnd Fürſtenthumb, Auch euren graffſchaften, herſchafften, vnd gebieten, nicht einbrechen, vnd vberhandt nemen, Sundern ewer ſelbſt, vnd der ewern, auch Anderer vnſerer vnderthanen, kunfftiger drawender ſchadt, Nachteil, vorderbe beſchwerung vnd vorletzung, ſo viel müglich, vorhütet vnd abgewandt werden müge, in der zeit für zu trachten, vnd zu begegenen, Vnd ſich ſolichs laſters vnd vbels, des Mordbrennens, vnd vorgifftung, in vnſern, vnd vnſerer lieben brüder Lande vnd Fürſtenthumb, auch zu befaren, So iſt demnach für vns ſelbſt, vnd von wegen vorgenanter vnſer lieben brüdere, Vnſer genedigs, Auch Ernſtlichs begeren, Ein jeder wölle, in ſeinen Graueſchafften, Herſchafften, befholenen Ampten, Oberkeiten, Gerichten vnd Gebieten, Auch jr die Rethe in den Stedten, Alsbald vnd vnuorzüglich, vorſchaffen vnd beſtellen, das vff frembde, auswertige, vnbekandte, vnd vordechtige Perſonen, hinfürter mit vleis Achtung gegeben vnd verordnung geſchee, damit derſelben, Auſſerhalb der wirtsheuſer, von Niemands keiner gehauſet noch beherbergt werde, Daruber in ſonderheit vnuormarckt, befhelen, wo einer ader mehr, ſolcher vnbekandten vnd vordechtigen Perſonen, Es were in Stedten, Flecken, Dörffern, ader auch, vffm felde, Antroffen vnd betretten, das dem ader denſelben zur ſtundt, Nachgefragt was jr thun, vnd furhaben ſey, So dan mit grundt erforſchet, vnd befunden, das der, ader dieſelbigen, mit vordechtigem zeuge, feur einzulegen, vnd zubrennen, Auch Menſchen vnd vihe, zuuorgifften vmbgingen. Als dann, den ader dieſelben alsbaldt gefengklich einziehen, vnd verwarlich enthalten laſſen, vnd vns ſolichs fürter zuerkennen geben, vnd darauff vnſers beſcheids gewarten, Weiter wollet auch daran ſein, vnd mit ernſt beſtellen, das die vnderthanen, jrer ſachen, in den heuſſern, Scheunen, Stellen, vnd ſunſten allenthalben, auch jrer aigen feuer vnd lichter, mit gantzem vleis gewhar nehmen, vnd in guter Achtung haben, vnd für die Thüren, in die heuſſer, auch vnter die decher, waſſer ſetzen, vnd halten, Vnd dieweil auch, die zeit der Erndt, Gott lob, nuhmer, ſich herbei nahet, So wollet ferner verordenen, das als dan vff das haw vñ die Garben im Felde, mit Allem vleis geſehen, Domit nit etwa feur eingelegt, Auch keine Garbe, ſo ober nacht, im velde gelegen vnauffgebunden vnd vnbeſichtiget, einfüren laſſen, ingleichnus, ein jeder für ſich ſelbſt, mit vleis, auch thun, vnd von den ſeinen zugeſcheen, mit Ernſt verfügẽ ſolle,

Vnd Nachdeme ſich berürte laſter vnd vnthaten, jtzo wie obſteet, wieder ereugen, denen auch diebereien, vnd andere mehr böſe vnd vnerhorte handelungẽ, mit Anhengen vnd dieſer zeit, ſehr gemein, Auch durch die Betler jrer Perſonen vnd vnter derſelben geſtalt, mhererteils geübet gethan vnd volbracht werden, So wollen wir die hieuorigen Auſſchreiben, das hinfurt, in vnſern vnd vnſer lieben brüder landen vnd Fürſtenthumb, gar kein frembder, noch auswertiger Betler ſolle geduldet vnd gelidten werden, für vns, vnd von wegen jrer liebten hiemit auch vormelt, vnd darob vheſtiglich zu halten, befholen haben. Das Alles wollen eur jeder, zu ſeinem vnd der ſeinen ſelbſt, nutz vnd beſten nicht anders halten. Wie wir vns zu euch genediglich vnd gentzlich vorſehen. Daran geſchiet vnſer, vnd vnſer lieben Brüdere, gefellige, auch Ernſte meinung, Vnd habens euch darnach zurichten, nit bergen wollen, Zu vrkund, mit vnſerm hirunden auffgedrucktem Secret beſiegelt, vnd geben zu Weimar, Montags nach Viti Anno Domini M. D. LIX.

XIII.

Preiſe

der vorzüglichſten Lebensbedürfniſſe

im Jahre 1188.

Artikel XVII. des erſten Bandes unſers Muſeum brachte den äußerſt wohlfeilen Unterhalt eines Studenten auf der Univerſität Erfurt im Jahr 1483. Eine Parallele dazu liefert nachſtehende Ueberſicht, welche gleichzeitiger handſchriftlicher Mittheilung entnommen iſt, und zwar bezieht ſich dieſe Preisliſte auf Franken, namentlich Schweinfurt. Eine eigne Zeit, wo das Fleiſch des Schwarzwildprets billiger war als Rindfleiſch! Zur Erläuterung des Münzfuſſes diene: 1 ℔ (Heller) hatte 20 Schillinge Heller, 2½ ℔ Heller war gleich 1 Mark Silber = 50 Schilling Heller, 1 ℔ Heller war 3 Gulden rheinl. 10 Kreuzer werth.

Damals koſtete

1 Gans 8 Pfennige.
1 Faſtnachts- Martini- Weihnachtshuhn 6 Pf.
1 Michaelshuhn 1 Pf.
1 Zehendhuhn 3 Pf.
1 Schock Eier 10 bis 12 Pf.
1 Pfund ſchwarzes Wildpret 2 Pf.
1 Pfund Rindfleiſch 3 Pf.
1 Pfund Kalbfleiſch 2 Pf.
1 Pfund Schweinefleiſch 2 Pf.
1 Pfund Lachs 7 Pf.
1 Pfund Karpfen 6 Pf.
1 Tonne Häringe 6 Fl.
10 Stockfiſche 1 Fl.
1 Schock Halbfiſch 1 ℔.
1 Pfund Zucker 1 ℔ 8 Pf.
1 Pfund Senfmehl 1 Pf.
1 Pfund Mandel 22 Pf.
3 Pfund Pfeffer 1 Fl.
2½ Pfund Ingwer 1 Fl.

1 Pfund gewöhnliches Oel 7 Pfennige.
1 Pfund Baumöl 10 Pf.
1 Metze Zwiebeln 16 Pf.
1 Butte voll Aepfel 1 fl. 4 Pf.
1 Butte voll Birnen 1 fl. 18 Pf.
1 Karren Salz 7¾ Fl.
1 Centner Butter 16 fl. 3 Heller.
1 Ochſe 4 Fl. 3 Ort.
1 Malter Korn 4 fl.
1 Malter Waizen 5 fl.
1 Malter Gerſte 4 fl. 24 Pf.
1 Metze Hafer 10 Pf.
1 Maas Brantwein 5 Pf.
1 Pfund Blei 5 Pf.
1 Pfund Wachs 28 bis 30 Pf.
1 Pfund rothes Siegelwachs 3 fl. 6 Pf.
1 Pfund grünes Siegelwachs 2 fl. 4 Pf.
1 Buch Papier 11 bis 12½ Pf.
1 Paar Knechts-Schuhe 24 Pf.
1 Paar Knaben-Schuhe 12 Pf.
1 Paar Filzſchuhe 2 fl.
1 Melk-Kübel 3 Pf.
1 Butte 16 Pf.
1 Burde Weinbergepfähle 3½ Pf.
100 Fechſer 1 fl.
100 Bühnennägel 12 Pf.
1 Wagen zu beſchlagen 5 fl.
1 Wildwagen 8 fl.
1 Pfund Wagenſchmiere (Theer) 3 Pf.
Der Taglohn eines Profeſſioniſten mit Koſt 6 Pf.
der eines bloſen Taglöhners 7 Pf.

XIV.

Ungedruckte Briefe

berühmter und gelehrter Perſonen.

Unſc
ſont
waſim
ſolln
Reuk

---

*) D
lich
Ga
t.

Si

Jet
liche
Sei
war

1.

Guſtav Adolph.

An Johann Philipp Grafen zu Ortenburg *).

Guſtaf Adolph von Gottes gnaden der Schweden Gothen vnd Wenden König, Großfürſt in Finland, Herzogh zu Eheſten vnd Carelen, Herr vber Ingermanlandt,

re gnad vnd geneigten willen zuvor Wolgeborner be-
s lieber vnd getrewer, Wir mögen Euch nit verhalten.
aſſen Vnß Je lenger Je mehr klagten vorkommen, ſamb'
die Insolenz bey Vnſerer Soldatesca, ſonderlich den
rn, ſo groß werden, Daß auch daß Land mit Raub,

ſer Graf iſt der von Schiller erwähnte: Fr. v. Schiller's ſämmt-
e Werke 11. Bändchen, Stuttgart und Tübingen in der J. G.
tta'ſchen Buchhandlung 1825. Geſchichte des dreißigjährigen Kriegs.
Theil Seite 228:

„Unter den hohen Officieren, welche bei dieſem (ſchwediſchen) Heer
commandirten, haben ſich Guſtav Horn, Rheingraf Otto Ludwig,
Heinrich Matthias Graf von Thurn, Ortenburg, Baudiſſin,
Banner, Teufel, Tott, Mutzenfahl, Falkenberg, Kniphauſen und
ndere mehr, einen glänzenden Namen erworben.

he ferner Schiller 221:

„Ganz Deutſchland hat die Mannszucht bewundert, durch
welche ſich die ſchwediſchen Heere auf deutſchem Boden in den er-
n Zeiten ſo rühmlich unterſchieden ꝛc."

ann Ferdinand Huſchberg: Geſchichte des herzoglichen und gräf-
n Geſammthauſes Ortenburg. Sulzbach bei v. Seidel. 1828
e 486 ſagt über den Adreſſaten: „Dem Grafen Johann Philipp
gleichfalls eine kurze Laufbahn beſchieden. Er beſchloß an den

Plunderung, vnd allerhand gewaltthaten ganz angefüllet. Die Salua Guardien ohne ſchew violiret, Kirchen vnd Schulen öffentlich ſpoliert, daß Weibs Volckh genothzüchtiget vnd nichts, waß biſhero an den feind getadelt worden, vnterlaſſen werde. Aber welche vnchriſtliche, vnd mehr dan Turckiſch vnd Tartariſche handelungen von vieler Tauſent elender Leuthen ſeufftzen zu Gott in dem himmel tringen vnd ſtundtlich vmb rach ſchreyen.

Nun kan ein Jeder, der nur einen einigen Blutstropffen Redlichkeit in ſich hat, leicht ermeſſen, wie Tieff Vnß zu herzen gehe, daß durch dergleichen abſcheuwliche proceduren, eines oder des andern leichtfertigen Vogelß, die ganze Armée blammiret Vnſere biſhero geprieſene Kriegsdisciplin beſchmutzet, vnd Wir ſelbſten deßwegen bei freunden vnd feinden anrüchtig gemacht werden, ſonderlich wan Wir die hochſchädtliche Consequentien, ſo auß ſolchen Landverderblichen Schandthaten entſpringen, vnd daß hierdurch nit allein daß Land verödet, die vnderthanen veriagt, die gemüther alieniirt, ſondern auch der Armée ſelbſten die notturfft, vmb eineß oder deß andern vnerſätlich maul zu ſtopfen, entzogen, der kunfftige Vnderhalt difficultieret, vnd daß dz meiſte iſt, Vnß vnd Vnſer Armée, der Zorn Gottes, vnd alleß vnglück, auf den halß gezogen wirt.

[illegible] der harten Feldzüge als königlich ſchwediſcher Obriſt am 29. Juni 1631 zu Pferde ſein Leben. Sein Bild befindet ſich im [illegible]. Der Brief Guſtav Adolph's iſt im gräflich [illegible] Archive zu [illegible] in Franken ([illegible]) aufbewahrt. Vom Wachsſiegel iſt viel abgeſprungen. Er charakteriſirt ganz den edeln und menſchenfreundlichen Sinn des hochherzigen Schwedenkönigs, dem die über alle Maßen ſchändliche Aufführung ſeines Kriegsvolkes in Feindes- wie in Freundesland ſehr zuwider war. Man vergleiche die zornige Rede, welche er am 29. Juni 1632 an ſeine Heerführer hielt, in Joſ. Freih. v. Hormayr's Taſchenbuch für die vaterländiſche Geſchichte. 1835. S. 280 u. f.

Zwar wollen Wir nit hoffen, daß Ihr oder einiger Redlicher Obriſte ohngeandte (ungeahndete) wiſſenſchaft (noch) weniger gefallen an dergleichen vnthaten haben ſolle, Weiln aber den noch vor Gott vnd Pflichtswegen, Ihnen, alß Ihren furgeſezten Haubtern obliegen vnd gebühren will, ſolche excessen nit allein nit zu belieben, ſondern nach eußerſter muglichkeit zu hindern, vnd mit allem eifer zu ſtrafen, Wiewohl faſt verlauten will, ob ſolten viel dergleichen proceduren von den officieren ſelbſten, vnd zumahlen vnder dem prätext der Salua Guardien getrieben werden, Vnd Wir Jedoch, da Wir den gerechten Zorn Gotteß, nit auf Vnß vnd Vnſer Armee laden, vnd in augenſcheinlich gefahr, mit Vnſerm vndt ganzen Evangeliſchen Staadtsweſen ſturzen wollen, ſolchen Barbariſchen thaten lenger nit zu ſehen konnen noch wollen, ſondern Vnſer gewiſſen vor Gott zu entlaſſen, mit ſolchem ernſt zu ſtrafen gemeint ſein, daß ſich menniglich daran zu ſpiegeln habe. So haben Wir demnach Euch gnedigſt, vnd ernſtlichſter meinung ermahnen, vnd bei der Pflicht vnd Trew, ſo Ihr Vnß ſchuldig, Ja den Ewerer ſelbſt eigene Ehr vnd reputation. die Ihr bieß dato ſo dapfer manuteniret vnd hier vnder nit wenig verſiret, erinnern wollen, Ihr wollet vnß hierbey die hülffliche Hand bieten, vnd durch offentliche publication bey Eweren Regiment, vnd volgender fleiſſiger aufſicht die anſchaffung helffen thun, damit ſolch excessen, Rauben, Placken, Plundern vnd angedeute abſcheuliche thaten abgeſtelt, Vnſere Salua Guardien gebuhrend respectirt, Ewere vndergebene mit demJenigen, waß Sie zu Ihres Leibes vnderhalt bedorffen ſich contentiren laſſen, vnd der Land vnd Hausman mit mehrer abnötigung vnd entziehung des Sathkorns, nit zur desperation gebracht, vnd entlich Hungers getödt, ſondern alleß ſo moderiret werde, daß dennoch zu ſpuren, daß Wir nit Barbariſche, Sondern Chriſtliche Soldaten vnd officirer vnder Vnß haben vnd regieren können, Im wiedrigen vnd da ſolche vnthaten nit geſtewret wurden, welcheß Euch vnd andern officirern, Jedoch vnſchwer zu thun iſt, Muſten Wir vmb an der Elenden Bluth vnd Schweiß, vor Gott vnd der Welt entſchuldiget zu ſein, Vnß |: weiln nit muglich auf Jeden particulier Reüberſchen Geſellen acht zu haben :| an den officirern erholen, vnd ſo offt dergleichen gewalt geſchicht, von denſelben Red vnd antwort nemmen, Geſtalt Wir ſolches zu thun entlichen reſoluiret, Vnd Euch ſolches hiemit zur nachricht gnädigſter wohlmeinung anfugen wollen, Vnd verbleiben Euch mit gnaden wohlgewogen Datum Schwedt den 21. Marcij Ao. p 1631.

Gustavus Adolphus

mp.

Dem Wolgebornen Vnnſern Obriſten, beſonders lieben vnd getrewen Johan Philip Grafen zu Oettenburgh.

2.

Jung Stilling. *)

1.

Lautern, den 19. Sept. 1783.

Erhabene Freundin!

So nenne ich Sie weilen ich als Verfaſſer meiner eigenen Lebens-Geſchichte unter Stillings Namen, des Florentins von Falenkorn, und der Theodore von der Linden durch Dero Höchſtangenehmes Schreiben vom 7ten l. M. auf die aller-

---

*) Die nachfolgenden Briefe ſchrieb Jung Stilling an die Reichs-Gräfin Chriſtiane von Ortenburg, geborne Wild- und Rheingräfin zu Rheingrafenſtein und an deren Schweſter Luiſe Charlotte. Beide Damen, fromm und gemüthreich, ſtanden mit berühmten Männern in geiſtigem Verkehr und Briefwechſel, und ſo mag verwandte Gemüths-

angenehmſte Art dazu berechtigt worden bin. Ja, vortreffliche liebenswürdigſte Gräſin! ich hab obige Werke geſchrieben, aber nicht dadurch zu glänzen, ſondern Geiſt der Religion Jeſu Chriſti, und Abhängigkeit der allwalltenden Vorſehung, welche unſere Haare zählt, wie ich ſo vielfältig erfaren habe, unter den Menſchen auszubreiten. Ich geſtehe Ihnen, Groſe Seele! daß mir Dero Beifall ein Labetrunk in einer brennenden Sandwüſte iſt, denn unter den Groſen dieſer Welt findet man ſeltener Freunde Chriſti und der Religion, wie edel iſt deswegen eine Seele dieſes Standes, die ſich über Vorurtheile wegſezt, die ſo glänzend, ſo anziehend ſind? —

Die Lobſpräche, in welche ſich Ihr Herz ergieſt, verdiene ich nicht, ich ſehe ſie daher nur als Ausflüſſe eines für mich warmen Herzens an, und in dieſer Rückſicht freuen ſie mich. Ich hab freilich einen ſauern Weg durch dieſe Welt wandeln müſſen, aber er war denn doch lauter Güte, weilen mich der Vater der Menſchen für vielen Tauſenden meines gleichen hervorgezogen und zu ſeinem Dienſt bereitet hat. Vorerſt Erhabene Gräſin! muß ich mich entſchuldigen, daß ich in Freundes Ton Ihnen ſchreibe, ich weiß wol, was ich

---

richtung ſie auch mit Jung Stilling und deſſen zweiter Frau befreundet haben, welches zarte Verhältniß durch die mitgetheilten Briefe erläutert wird. Gräfin Luiſe Charlotte zog nach dem 1810 erfolgten Tode ihres Gemahls zu ihrer Schweſter nach Ortenburg, und wählte ſpäter ihren Aufenthalt in Prag, dann in Coburg, wo ſie, 74 Jahre alt, 1833 ſtarb, betrauert von vielen Armen, denen ſie eine Wohlthäterin war. Sie ruht auf dem Kirchhof zu Tambach zwiſchen Coburg und Lichtenfels. Aus dem dortigen gräflich Ortenburgiſchen Archiv wurden uns mit hoher Genehmigung der Veröffentlichung dieſe Briefe, wie der Guſtav Adolph's, durch Herrn Gymnaſiallehramts-Candidat Fr. Schmidt daſelbſt mitgetheilt, der auch im Serapeum Nr. 22. u. ff. 1842 die Handſchriften der gräfl. Ortenburgiſchen Bibliothek beſchrieben hat.

Ihrem Rang ſchuldig bin, werde ihn auch allemal beobachten, wo entweder im perſönlichen oder ſchriftlichen Umgang Zeugen gegenwärtig ſein könnten; aber da ſich Ihre Seele in Ihrem Schreiben über alles Irdiſche wegſchwingt, und mich mit ſich in die Regionen der Freiheit empor führt, wo die Verhältniſſe dieſes Lebens ſchwinden, und weit unter unſern Füßen ſind, ſo glaube ich, es werde auch Ihnen wohl thun, ſo lang wir uns in dieſer himmliſchen Luft befinden, mit mir umzugehen, wie harmoniſche Gemüther mit einander umgehen ſollen. Befelen Sie mir bald, ob ich ſoll mit Ihnen |: aber nur im Briefwechſel :| als mit einer Stillingsfreundin umzugehen. Haben Sie denn meine edele Freundin! Stillings- oder meine Lebensgeſchichte ganz geleſen? ſie geht ſoweit, bis ich in Strasburg Doctor wurde, und mich nun mit meiner Chriſtine zu Schönenthal |: Elberfeld im Herzogthum Berg :| als Arzt niederließ; von dieſem Zeitpunkt gehen meine rechten Leiden erſt an, Kränklichkeit meiner Gattin, Druck mächtiger Feinde, ſchwere Prüfungen der Vorſehung von allerhand Art wechſelten ſieben Jahre mit einander ab; endlich wurde es zu arg, ich gerieth in die Enge, und wuſte weder aus noch ein, indeſſen traute ich meinem Gott und hielt an mit Beten, und nun wurde ich hieher berufen, 1778 im Herbſt zog ich her, hier dauerten meine Leiden aber wieder von anderer Art fort, und jezt, gerade vor zwei Jahren, reiſte meine Chriſtine zum beſſern Leben, ſie war ein Muſter der Geduld, eine Chriſtin erſter Gröſe, und ſo ſtarb ſie auch, nachdem ſie 9. Wochen lang unausſprechlich gelitten hatte; einſam und verlaſſen hielt ich mich dennoch feſt an meinen Gott, und er belohnte mich endlich, ſowie er noch ſchwerlich einen Sterblichen belohnt hat. Die berühmte Sophie La Roche führte mir meine Selma, die Tochter des ehemaligen Oettingen Wallerſteiniſchen Kammer Direcktors von St. George zur zweiten Gattin zu, mit welcher ich in einer vollkommenen häuslichen Glückſeligkeit lebe, denn ſie iſt eines der edelſten Frauenzimmer, und dafür wird ſie auch allgemein gehalten. Welche augenſcheinliche und wunderbare Mitwürkungen Gottes ich bis daher erfahren, das werde ich nun bald der Welt bekannt machen, denn ich will Stillings Geſchichte zum zweitenmale mit vielen Zuſätzen herausgeben, und dann noch ein paar Bände, die meine Schickſale bis an dieſen Tag enthalten, dazuſchreiben. Ich habe noch ein Buch geſchrieben, welches Ihnen auch gefallen wird, die Geſchichte des Herrn von Morgenthau, vom Verfaſſer Heinrich Stilling's Lebensgeſchichte. Haben Sie denn auch ſchon den 3ten Band von Florentins von Falendorn Geſchichte? — und den 2ten Theil der Theodore von der Linden? beide ſind in Mannheim zu haben. Jetzt ſchreibe ich auch wieder ein Werk Theobald oder die Schwärmer, eine wahre Geſchichte von Heinrich Stilling, dieß wird künftige Oſtermeſſe herauskommen. Sehen Sie, daß ſind die Früchte meiner Nebenſtunden, Gott gebe nur, daß viel Segen dadurch geſtiftet werde. Ach theuerſte Gräfin! wie beruhigend, wie wohlthätig iſt Ihr Brief für mein Herz? — nicht ſo ſehr das unverdiente Lob, das Sie meinen Schriften beilegen freut mich, als vielmehr, daß Menſchen dadurch beſſer, gefälliger gegen die Noth des Mitmenſchen udgl. werden. Dank Dir ewige Liebe! daß Du mich würdig gemacht haſt, Deinen Menſchen nützlich zu ſein; O wie muntern mich ſolche Zeugniſſe auf, getroſt fort zu würcken, beſonders da ich aus vielen Orten Teutſchlands von hohen und niedern mehr ſolcher Briefe bekommen.

Nun Ihre edle Bitte — vortrefliches edles Herz! würdigſter Sproſſen eines uralten edlen Blutes. — Sie wünſchen Stilling's Freundin zu ſein, iſt Ihnen dieß Bündniß wichtig, iſt's Ihnen heilig, Ihre Geſinnungen machen Sie deſſelben werth, hier iſt Stilling's Hand und Herz, Schlagen Sie ein Gräfin Christiane! — und mit dieſem Handſchlag laſſen Sie flammende Seufzer gen Himmel ſteigen, um das Wohl Ihres Volkes, deſſen Regentin Sie ſind, forthin ſei es ganz Ihre Pflicht, jedes Einzelnen Wohl nach allen Kräften zu befördern. Bedenken Sie! was es ſein wird, wenn Sie dereinſt am Tage der Belohnung ſo viele um ſich her werden verſammelt ſehen, die Ihnen alle ihr Glück zu verdanken haben werden, wo jeder rufen wird, Vater! Richter! Jeſus Chriſtus! belohne unſre ehemalige Landesmutter mit ewiger Wonne; und dann lieben Sie von nun an Ihren Stilling mit einem Herzen der Freundſchaft, ſo viel es der Unterſchied unſers Standes und Verhältniſſes erlaubt, ich werde nie über meine Schranken hinausgehen und eine ſolche Gnade mißbrauchen. Ich und meine Gattin erwarten den himmliſchen Tag, wo Sie uns dieſen Winter oder aufs Frühjahre beſuchen werden, als Stilling's Freundin müſſen Sie bei mir einkehren, aber dann auch mit meinem bürgerlichen frugalen aber immer reinlichen angenehmen Tiſch vorlieb nehmen. Ich brannte vor Verlangen Ihnen meine theure Gräfin! ſobald als möglich zu antworten, darum ſchreibe ich Ihnen unmittelbar auf der Poſt, künftig aber, wenn ich Ihnen wieder ſchreibe, ſo reiſe ich ſelbſt nach Grehweiler und bringe der Rheingräfin Luiſe den Brief an Sie, ſo wie ich höre, mag Sie ſich auch wohl unter den Orden der Stillingsfreunde ſchicken, iſt das, ſo empfehlen Sie mich ihr.

Nun verehrungswürdigſte erhabene Gräfin! Leben Sie wol! Gott ſegne Sie für die Freude, die Sie mir gemacht haben, meine Selma empfiehlt ſich Ihrem Herzen, welches ihr gewiß zueilen wird, wenn Sie ſie einmal kennen.

Ich drücke den reinſten Kuß der Verehrung auf die
wohlthätige Hand, die mir geſchrieben hat, und bin ewig

Ihr

Stilling oder
Dr. Jung.

2.

Lautern, den 4. April 1784.

Innigſt Hochgeſchäzte Rheingräfin
Verehrungswürdigſte Freundin!

Sie haben meiner Frauen einen Brief geſchrieben, der mir
urch die Seele ging; aber ich werde von Ihrer unendlichen
Herzensgüte Verzeihung erlangen, ſobald als ich werde die
rſachen entdeckt haben, warum ich Ihnen ſo lange nicht
eſchrieben habe; ich habe viele Berufsgeſchäfte, und muß
lſo die Zeit zu meiner Correſpondenz ſtehlen; ich hab ſchon
tliche mahl' angefangen, mein Porträt für Sie zu tuſchen,
ber immer wurde es mir nicht kenntlich genug, denn ich
ätte gern, daß es außerordentlich gut würde; zudem habe
h die Melodien meiner Romanzen nicht in Noten, ſo daß
h ſie erſt ſezzen muß, und das koſtet Mühe, weilen ich in
em Notenſchreiben nicht fertig bin, und hoffte ich immer
eit zu den zwo Arbeiten zu finden, fand ſie aber nicht,
nd ſo verzog ſich's immer, daß ich Ihnen nicht ſchrieb.
ewis Sie verzeihen mir nun Gütigſte unter allen Damen!
h verzweifle, wenn Sie mir nicht mehr ſo gnädig ſo gütig
nd, wie vorher; denn ich bekenne Ihnen aufrichtig, daß
ie und Ihre Frau Gräfin Schweſter der Stolz aller mei-
r Freunde ſind, das iſt keine Schmeichelei, kein Kompliment,
ndern Wahrheit; ich hab' ſchon zwey Briefe von Orten-
rg, in dem letzten ſehe ich, daß doch die gewünſchte Ver-

mählung meiner großen und guten Luiſe vor der Thür iſt, iſts denn gewiß wahr? wie wird's mich freuen, wenn ich einmal gewiß weiß, daß die Rheingräfliche Unterthanen eine ſo hoffnungsvolle Erbherrſchaft haben werden. Das Glück ſo vieler tauſend Menſchen zu machen und machen zu können, denken Sie Freundin! welch' ein Beruf iſt das! Eine thätige weiſe, und zum Wohlthun geſchaffene Regentenſeele iſt wahrhaft eine Creatur, die ſelbſt dem Schöpfer Ehre macht; Vieles vieles werde ich Ihnen in Zukunft noch über dieſen Punkt ſagen, nicht um Sie zu belehren oder den Meiſter zu ſpielen, ſondern mich in meiner Lieblings Wiſſenſchaft mit Ihnen zu unterhalten.

Ich bin mit der reinſten und erhabenſten Empfindung
Meiner verehrungswürdigſten Rheingräfin
ganz eigner
Jung.

N. S. Meinen tiefſten Reſpekt an Ihro Excellenz, den Herrn Papa. Denken Sie da kommt Ihr Herr Bräutigam, der Herr Rheingraf Wilhelm von Grumbach, wir haben ein paar angenehme Stunden mit einander verplaudert, und Er wird uns die Ehre erzeigen, und dieſen Abend mit uns ſpeiſen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

3.

Emanuel Osmund. *)

An Jean Paul Richter's Gattin.

Bayreuth, 14. Merz 1802.

Beſte beſte Caroline. Da Sie von mir Geſchichte verlangen: ſo kann ich Ihnen die wichtige Nachricht, die Sie mir gegeben, auch wieder mittheilen: auch ich habe am 9ten dieß waſchen laſſen, meine Wäſche und zugleich meine Augen.

Unter allen Menſchen muß keiner mehr Lebens- und Kopfſteuer geben, als (wir) die Hageſtolzen.

Dieſe arme Teufel fallen ſo oft in die Hände desjenigen Geſchlechts zu dem ſie — d. h. d. Teufel — nicht gehören und zwar zu ihrem bitterſten Schaden.

Aber wie ich von meiner Wäſche heute reden mag, wo ich Ihnen geſchwind antw. muß, das weiß der Himmel.

Sie hatten ganz meinen Sinn, Willen und Vorſatz errathen, ich wollte ſchon am 19. d. M. alſo nächſten Freitag bei Ihnen ſeyn, um es am 21. deſto gewiſſer ſeyn zu können; allein mich hält Manches ab, ich kann alſo unſers R...s GbT (Richter's Geburtstag) nicht bei Ihnen, ſondern ich werd' ihn mit Otto und Amoene andächtig feyern.

Sie bitt' ich, wie ich Sie bitten kann, *mir* am 21., wann Sie am *froheſten*, am *glücklichſten*, am *ſeligſten* ſein, in demſelben Augenblick, mir den Vielgeliebten, unſern Richter, durch einen heiligen Kuß einen Augenblick zu zueignen und in demſelben ihm in meinem Namen ſo viel Glück zu wünſchen, als er Ihnen in jedem ſeines Lebens und auch ich ihm wünſchen werde.

---

*) Mit Facſimile des Schluſſes auf Tafel V. Ueber Emanuel, den vor Kurzem zu Bayreuth verſtorbenen Freund J. P. Richter's, dem dieſer im Hesperus ein unvergängliches Denkmal ſetzte, hat J. Funck in mehrern Septembernummern der Abend-Zeitung 1842 Anziehendes nebſt einer Familiengeſchichte in Briefen mitgetheilt. Jean Paul ſtarb in Emanuel's Armen.

Es iſt zuviel Güte von Ihnen, daß Sie mich in ein anderes Haus als ein gewöhnliches Wirthshaus logiren wollen.

Ich logire am allerliebſten — ich bin ſo aufrichtig, wie ich's Ihnen ſchulde — wenn es nicht — wie es nicht bey Ihnen ſeyn kann, nun im Wirthshaus.

Hier geb ich Ihnen mein Ehrenwort, daß ich von Richter zur Antwort nichts erwartet habe, als den Namen oder das Schild des beſten oder des Ihnen am naheſten Wirthshauſes.

Können Sie's alſo, ohne daß ich gegen den Präſ. H. (Heim) als Undankbarer erſcheine oder ohne Ihre Verlegenheit ſo abändern, daß ich und meine Liſel beiſammen im Wirthshaus ſein könnten, ſo thun Sie's. „Nicht?“

Was thät ich denn in Meiningen, wenn nicht Ihr „Vogelbauer“ in ihm wäre?

Wenn nicht zu wichtige Hinderniſſe darein kommen, ſo geh' ich am 22^{t} oder 23^{t} dieß M. von hier ab und bin alſo am 23^{t} oder 24^{t} bei Ihnen.

Sollt' ich nicht kommen können: ſo ſchreib' ich es Ihnen. Otto und Amoene grüßen Sie und Richter recht heiß. Otto will dießmal nicht mit kommen, aber er will kommen. Wenn es möglich zu machen iſt: ſo ſoll das Bier und der Gaſt zugleich aus Bayreuth bey Ihnen ankommen.

Adieu, Caroline! Auf baldiges Wiederſehen!

Emanuel.

5.

Goethe.*)

Nicht ohne Rührung konnt ich die poſthume Gabe unſeres guten Bergrath Voigt empfangen; ſein Tod war, wie ich höre, ſeinem Leben gleich; heiter und unbefangen im Geſchäft, Liebhaberey und Betragen, lies er jedesmal, als man ihm begegnete, oder mit ihm wirkte, einen angenehmen Eindruck zurück. Ebenſo gelang es ihm bey ſeinem Abſcheiden den Nachlebenden ein erfreuliches Beyſpiel zu geben, wie ein ſo bedeutend-bedenklicher Uebergang, doch auch zuletzt als etwas natürliches und gewöhnliches erſcheinen könne. Haben Sie den beſten Dank für den ausgerichteten Auftrag und bleiben meiner Theilnahme gewiß.

Wollten Sie mir, oder Herrn Rath Vulpius, der davon Kenntniß hat, diejenigen Bücher anzeigen, die Sie nach und nach zu erhalten wünſchen, nicht weniger die Art und Weiſe eines ſichern Ueberkommens angeben, ſo wird Ihren Wünſchen, bey einem ſo lobenswerthen Unternehmen, nichts entgegenſtehen.

Und ſo laſſen Sie mich denn auch bey dieſer Gelegenheit einen Wunſch ausſprechen, deſſen Erfüllung ich unter den gegebenen Umſtänden wohl hoffen kann.

Wenn ſich nämlich in der Verlaſſenſchaft des Seligen ſchöne, ausgeſprochene Exemplare der Kammerberger und Manebacher Pflanzenabdrücke finden ſollten, ſo würde gerne ſolche um ein Billiges acquiriren; ich beſitze derſelben zwar hinreichend, da ich aber gerade mit Herrn Grafen Carl Sternberg, als dem fleißigſten Beobachter der vorweltlichen

---

*) In unſerer Sammlung durch die Güte des Adreſſaten, Herrn Rittergutsbeſitzer Dr. jur. Friedr. Wenzel, Herr auf Iſſerode und Hanna, in Ilmenau, welcher den Tod des Mineralogen Bergrath Voigt an Goethe berichtet hatte.

Flora, in Verbindung ſtehe und ihm gar manches ſchuldig geworden, ſo möchte gern aus unſerer Gegend auch etwas der Art demſelben erwiedern und erſuche Ew. Wohlgeb. daher mir auf ein oder die andere Weiſe dazu behülflich zu ſeyn.

Sollten Foſſilien dieſer Art aus andern Gegenden ſich in dem Nachlaß vorfinden, ſo würde ſolche in meinen Wunſch mit einſchließen.

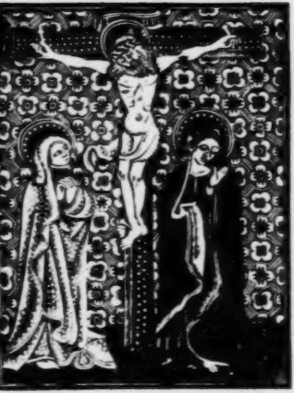
Der ich mich zu geneigtem Andenken empfehle und zu theilnehmender Mitwirkung, zu allem Guten und Nützlichem mich aufrichtig erbiete.

ergebenſt

J. W. Goethe.

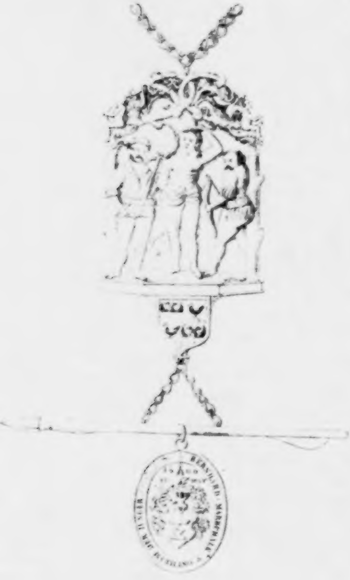
Weimar
den 25. Jan.
1821.

Taf. [illegible].



O dw ewiges leben ihesu criſte dē durch des menſchē hail vnd wider pringung · eines verſchmechten pitern todes erſterben wolſt vnd dar nach von dem creutze · genummen vnd deiner liebe muter yn yr heilige ſchos gelegt warſt vnd dich iemēlich mit groſſem ſchmertzen an ſach O liber her ich pite dich durch deinē liben muter leiden willen mir czu geben das ewig leben amē

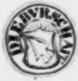
Taf II


BERNHARD · MARSCHALL

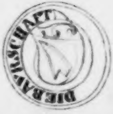
SCHRADEL

[illegible]

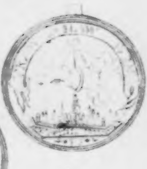
[illegible]
[illegible]


DIE BVRSCHAFT

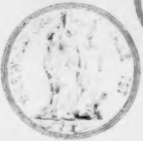
7


DIE BAVRSCHAFT

3



6



5

genio Von Sauoy

ei, Caroline! Auf baldiges
rsehen! Emanuel

Deutſches Muſeum

für

Geſchichte, Literatur, Kunſt

und

Alterthumsforschung.

Begründet
von
Ludwig Bechſtein.

Neue Folge. Erſter Band.

Herausgegeben
von
Reinhold Bechſtein.

Mit 4 Facſimiles.

Leipzig.
Verlag von Otto Auguſt Schulz.
1862.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Seiner Hoheit

Bernhard Erich Freund

regierendem Herzoge zu Sachſen Meiningen Hildburghauſen

in Ehrfurcht, Treue und Dankbarkeit

gewidmet.

Durchlauchtigſter Herzog!

Gnädigſter Herzog und Herr!

Eine Dichtung war es und eine ſeiner früheſten Leiſtungen, welche der Dichter Ludwig Bechſtein ſeinem fürſtlichen Gönner und dem erhabenen Begründer ſeines Lebensglückes mit dankbarem Herzen zueignete. Einem anderen Gebiete gehören die nachgelaſſenen Arbeiten an, welche jetzt der Sohn des Dahingegangenen gleichſam als ein letztes Vermächtniß in Ehrfurcht und dankbar liebender Erinnerung Ew. Hoheit darbringen darf.

In Höchſt Ihrem Dienſte und in ſeinem amtlichen Berufe fand Ludwig Bechſtein Anregung, Nahrung und Förderung für die Pflege einer Wiſſenſchaft, für welche er mit warmer Liebe und auch nicht ohne Erfolg und Anerkennung thätig war.

Geruhen Ew. Hoheit, meine eigenen Beiträge zu dieſem Werke mit Huld und Nachſicht aufzunehmen und in dem äußeren Zeichen der Widmung den innigen Ausdruck meiner hohen Verehrung, tiefgefühlten Dankbarkeit und treuen Geſinnung zu erkennen, mit welcher ich lebenslang verharren werde als

Ew. Hoheit

unterthänigſter

Reinhold Bechſtein.

Leipzig am Himmelfahrtstage
1862.

Vorwort.

Die Fortſetzung des von Ludwig Bechſtein begründeten Deutſchen Muſeums für Geſchichte, Literatur, Kunſt und Alterthumsforſchung wird von manchen Seiten ſicher nicht ohne gewiſſe Theilnahme entgegengenommen werden. Wenn bei dem Beginne einer neuen Folge auch das einfache Bekenntniß des Herausgebers genügen könnte, daß er mit der aufgenommenen Idee auch in der Ausführung dem Begründer zu folgen beabſichtige, ſo ſcheint es doch wohlgethan, bei einem Unternehmen, welches die lange Unterbrechung von 20 Jahren faſt zu einem neuen macht, verſchiedene Einzelheiten zu berühren, wie ſie uns durch den veränderten Stand der Geſchichts- und Literaturſtudien nahe liegen.

Im Nachlaſſe Ludwig Bechſteins fanden ſich mehrere Abhandlungen hiſtoriſchen und kulturhiſtoriſchen Inhaltes, welche der Verewigte für einen dritten Band ſeines Deutſchen Muſeums beſtimmt hatte. Dieſem äußeren Grunde verdankt allerdings zunächſt unſere neue Folge ihre Entſtehung und Herausgabe. Die erſten Bände erſchienen in den Jahren 1842 und 1843; hauptſächlich ihr geringer buchhändleriſcher Abſatz ließ es nicht zu der gewünſchten Fortſetzung gelangen. L. Bechſtein faßte dann einmal den Gedanken, ſein Material in einer eigenen Zeitſchrift zu verwerthen, von welcher er ſich einen beſſeren Erfolg verſprochen haben mag, als von einem geſchloſſenen Buche. So fand ich unter mancherlei Papieren einen Zettel, auf welchem „Stoſſe für die Culturgeſchichtlichen Forſchungen, Monatsſchrift von Ludwig Bechſtein“ aufgezeichnet waren und außerdem auf einem Bogen die „Idee einer Vorrede zu einem neuen Unternehmen anſtatt des Deutſchen Muſeums.“ Dieſer Entwurf eines Vorwortes mag hier mitgetheilt werden, weil ſich an manche Bemerkung ſchicklich für unſer Unternehmen anknüpfen läßt.

> In dem Buche: „Deutſches Muſeum für Geſchichte, Literatur, Kunſt und Alterthumsforſchung, Jena, Druck und Verlag von Friedrich Mauke, 1842 und 1843.“ 2 Bände, habe ich ein reichhaltiges Material meiſt noch ungedruckter und intereſſanter hiſtoriſcher, literariſcher und artiſtiſcher Stoffe veröffentlicht, und es hat das Unternehmen manchen Beifall gefunden. Allein einestheils ließ die anſtändige Ausſtattung nebſt werthvollen Bildbeigaben und Facſimiles in Stahlſtich und Steindruck nicht zu, einen Spottpreis für dieſes Werk zu ſetzen, anderntheils machten Kundige mir die nicht ganz unbegründete Bemerkung, ich gäbe des Stoffes zu viel. Der Geſchichtforſcher und Literarhiſtoriker würdige ſelten das, was den Kunſtfreund, den Kenner und Sammler alter Holzſchnitte, Schrotblätter und Kupferſtiche erfreue, und noch weit weniger würdige der Kunſtfreund den geſchichtlichen Theil eines ſolchen Buches; er ſcheue ſich vielmehr, einige Thaler auszugeben, um unter vielen andern, ihn nicht beſonders anziehenden Beiträgen auf wenigen Blättern die Beſchreibungen noch unbekannter und unbeſchriebener Kunſtblätter zu erwerben, ſeien dieſelben ſammt deren Facſimiles auch noch ſo werthvoll.
>
> Befreunden werde ich mich nie mit ſolcher Anſicht, wenn ich deren proſaiſche Richtigkeit auch nicht in Abrede ſtellen kann; ich lebe des Glaubens, daß deutſche Geſchichte, deutſche Literatur und deutſche Kunſt ſich einander auf das Innigſte durchdringen, daß ein gründliches Studium derſelben nicht denkbar iſt, wenn die eine oder die andere dieſer Wiſſenſchaftsrichtungen vernachläſſigt wird, und daß der gebildete Mann in der höheren Bedeutung dieſes Wortes (ich will gar nicht ſagen der Gelehrte) ein gänzlicher Laie in der Geſchichte eben ſo wenig als in der Literatur und Kunſt des deutſchen Vaterlandes ſein darf. Und ein ſolches geiſtig und wiſſenſchaftlich hochſtehendes Publikum hatte ich doch bei der Gründung und Herausgabe meines Deutſchen Muſeums im Auge.

Da nun der Abſatz dieſes Buches die Koſten des Verlegers nicht deckte, obſchon von Seiten des Verfaſſers manches geſchah, deren Betrag zu ermäßigen, ſo kann es in der gewählten Form nicht fortgeſetzt werden, und ich laſſe mich zu dem Verſuch herbei, den geſchichtlichen und literargeſchichtlichen Theil meines Materials in dieſer neuen Form darzubringen und gedenke artiſtiſche Mittheilungen ſpäter ebenfalls ſelbſtſtändig erſcheinen zu laſſen.

Unter den Stimmen des Beifalls, welche dem Deutſchen Muſeum galten, vernahm ich auch die einzelne einer befremdlichen Mißdeutung einiger Worte in der Vorrede zum zweiten Band.

Dieſe meine Worte lauten: Daſſelbe (mein Unternehmen) bedarf die Unterſtützung der Bibliotheken, der Kunſtfreunde, der Sammler, auf daß neben der aufopfernden Liebe und dem Eifer meinerſeits auch der des Herrn Verlegers, der keine Koſten, keine Mühe und keine Sorgfalt ſcheut, das Werk ſeinerſeits zu fördern, nicht erkalte.

Damit habe ich nicht mehr und nicht weniger ſagen wollen, als: ich wünſche, daß Bibliotheken, Kunſtfreunde und Sammler das Deutſche Muſeum nicht blos anſehen, ſondern auch kaufen, und keineswegs fiel mir ein, damit die Bitte ausdrücken zu wollen, mir Beiträge zu ſenden, obſchon auch ſelbſt in dieſer Bitte nichts unehrenvolles liegen würde. Allein ich ſprach ſie nicht aus, weil mein eigenes Material noch auf lange ausreicht, und weil ich vorausſah, daß unaufgefordert mir dennoch Beiträge zugehen würden, was auch eintraf. Ich habe manches dankenswerthe erhalten, und auch manches, das in Verlegenheit ſetzte. Mehrere Zuſender glaubten, das Deutſche Muſeum ſolle eine periodiſche Zeitſchrift werden, welcher als ſolcher naturgemäß auch fremde Beiträge willkommen ſein müßten, und ich geſtehe, daß Anfangs, ehe das Deutſche Muſeum in das Leben trat, die Idee einer ſolchen hiſtoriſch literariſch-artiſtiſchen Zeitſchrift mir lebhaft vorſchwebte, und nur die Hand eines Verlegers fehlte, dieſelbe zu realiſieren; ja ich wäre noch nicht abgeneigt, mich an die Spitze eines ſolchen Unternehmens zu ſtellen, wenn auf ein ausreichendes Publikum zu rechnen wäre. Für ſolchen Fall würde dann beſtimmt und deutlich von mir ausgeſprochen werden, daß auch fremde Beiträge, und unter welchen Bedingungen, willkommen ſeien.

Allein auch die Idee einer Monatsſchrift verwirklichte ſich nicht. Es iſt mir völlig unbekannt, ob ſich mein Vater in dieſer Angelegenheit mit Verlegern in Verbindung ſetzte. — Wenn ich beſtrebt ſein mußte, auch jene nachgelaſſenen Aufſätze aus dem Gebiete der deutſchen Alterthumskunde der Oeffentlichkeit zu übergeben, ſo richtete ſich dieſer Wunſch naturgemäß auf eine zuſammenfaſſende und ſelbſtſtändige Herausgabe, und mit ihm verknüpfte ſich der weitere Gedanke, zugleich das andere noch unbenutzte Material zu verwerthen, welches ich durch einzelne von mir ſelbſt geſammelte Stücke vermehren konnte.

In welcher Weiſe dies zu bewerkſtelligen ſei, darüber war ich ſelbſt nicht lange in Zweifel. Eine Zeitſchrift, wie ſie meinem Vater vorſchwebte, ſcheint mir in unſeren Tagen noch keine Lebensfähigkeit zu haben. Wir beſitzen überdies treffliche Zeitſchriften von größerem und kleinerem Umfange, welche für die verſchiedenen Zweige der Alterthumskunde, für Geſchichte und Literatur mit Erfolg thätig ſind, Zeitſchriften aber, welche ausſchließlich die Kulturhiſtorie pflegen wollten, ſahen wir jüngſt mehrere entſtehen und bald wieder verſchwinden. Ein geſchloſſenes Sammelwerk, welches auch umfangreichere Abhandlungen oder Mittheilungen unzerriſſen darbieten kann, wird den ſchon beſtehenden periodiſchen Blättern ergänzend zur Seite ſtehen, zumal wenn ſeine Gränzen weiter geſteckt ſind. So entſchied ich mich für eine neue Folge des Deutſchen Muſeums, zu welcher ich ſo glücklich war einen für die Sache empfänglichen und ſtrebſamen Verleger zu finden. Mußte mein Vater die Fortſetzung von der Theilnahme des Leſepublikums abhängig machen, ſo befinden ſich Herausgeber und Verleger dieſes erſten Bandes wiederum in derſelben Lage. Wir geben uns keineswegs Illuſionen hin, wir wiſſen, daß der Kreis derer, welche ſich für ſolche Beſtrebungen intereſſieren, noch immer ein gar kleiner iſt, aber wir ſind auch nicht ohne Hoffnung, daß wir das Unternehmen fortſetzen können. Wurde mein Vater mißverſtanden, als er um die Unterſtützung der Bibliotheken, der Kunſtfreunde, der Sammler bat, ſo will ich gleich von vornherein erklären, daß mir bei hinreichendem eigenen Stoffe für einen oder mehrere Bände doch auch Beiträge von anderer Seite recht willkommen ſein werden, ohne daß hierdurch das Deutſche Muſeum den Charakter eines Sammelwerkes verlieren ſoll. Sobald ſich über die Fortſetzung entſchieden werden kann, werde ich die betreffenden Einladungen ergehen laſſen.

Manigfaltigkeit des Inhaltes wird nicht allein Zeitſchriften, ſondern auch Sammelwerken zu Statten kommen. Bei unſerem Deutſchen Muſeum ſind ſchon auf dem Titel die Gebiete bezeichnet, welchen ſeine Mittheilungen angehören. Jenen Vorwurf, als würde des Stoffes zu viel geboten, muß auch ich, was den künſtleriſchen Theil betrifft, in mancher Beziehung gerechtfertigt finden. Es wird deshalb nöthig ſein, die Gränzen zu beſtimmen, in wie weit die Kunſt zu berückſichtigen ſei. In dieſem erſten Bande beſchäftigt ſich nur ein einziger Artickel (VIII, 8) mit einem artiſtiſchen Erzeugniß. Unſere Beſprechung dieſes Kunſtwerkes möge ungefähr ein Beiſpiel abgeben, in welcher Weiſe uns künftig ähnliche Mittheilungen erwünſcht ſein werden. Denn da ich dieſem Gebiete bis jetzt noch ferner ſtehe, werde ich gerade hierin fremder Beihülfe bedürfen. Die äſthetiſche und ſelbſt die antiquariſche Seite der Kunſtwerke wollen wir den eigentlichen Kunſtzeitungen überlaſſen. Trägt aber ein ſolches geſchichtliche, ſittengeſchichtliche und literariſche Bezüge in ſich, dann wollen, ja dann müſſen wir es in den Kreis unſerer Betrachtung ziehen. Für gute Nachbildungen wird auch dann die Sorgfalt des Herrn Verlegers bedacht ſein. Zu derartigen Betrachtungen werden naturgemäß diejenigen Kunſtproductionen vorzugsweiſe auffordern, welche an eine beſondere Gelegenheit, an ein Tagesereigniß anknüpfen. Dabei wird aber auch der innere Werth und die kunſthiſtoriſche Bedeutung nicht ganz außer Auge zu laſſen ſein.

Die anderen Gebiete der Geſchichte, der Literatur, der Alterthumsforſchung ſind in dieſem erſten Bande wie in den beiden vorhergehenden vertreten, und in ähnlicher Weiſe mögen ſie auch künftig berückſichtigt werden. — Für die höhere Geſchichtsbetrachtung ſtehen uns gegenwärtig andere Organe zu Gebote, doch auch die manigfachen Einzelzüge, wie ſie aus archivaliſchen Quellen entgegen treten, verdienen allgemeinere Beachtung, ſofern ſie nämlich auch die Geſammtheit berühren. Rühmenswerth iſt der Eifer, mit welchem man jetzt allenthalben das urkundliche Material ſammelt und nutzbar macht; aber wenn die Urkunde auch der Forſchung den feſteſten Boden gewährt, ſo haben das Aktenſtück, die Correſpondenz, das Tagebuch den Vorzug des unmittelbaren Lebens für ſich.

Bei dem allgemeinen Namen der Geſchichte mag auch des erſt in neuerer Zeit zum Bewußtſein gelangten Begriffes der Kulturgeſchichte, der Sittengeſchichte gedacht werden. Hierfür, hoffe ich, ſoll das Deutſche Muſeum auch ferner ein ſtofflieferndes Organ ſein. Daß dieſe Stoffe hauptſächlich in den Kreis der Literatur fallen werden, liegt in der Natur der Sache. Wandte ſich die Theilnahme zunächſt und vorzugsweiſe den poetiſchen und äſthetiſch werthvollen Denkmalen der Vorzeit zu, ſo wird ſich die Aufmerkſamkeit auch auf ſolche Schriften hinzulenken haben, welche auf das praktiſche Leben und auf ſeine Bedürfniſſe gerichtet ſind. Solche Literaturerzeugniſſe ſind meiſt auch recht wichtig für Grammatik und Lexicographie. Wo die Berührung der ſprachlichen Seite ohne Weitläufigkeit geſchehen kann, mag ſie ſich der Textmittheilung anſchließen.

Wenn auch das Deutſche Muſeum auf die Alterthumsforſchung hingewieſen iſt, ſo verdient doch auch die Literatur der jüngeren Zeit antiquariſch gewürdigt und ihre noch ungekannten oder wenig gekannten Erzeugniſſe, falls ſie nicht von zu großem Umfange ſind, durch den Abdruck allgemein zugänglich gemacht zu werden. Ja ſelbſt das ſechzehnte Jahrhundert, welches ſonſt von den Zeitſchriften für deutſche Alterthumskunde auch mitunter berückſichtigt zu werden pflegt, bietet noch überaus viele unbebaute Strecken dar. Faſt jede Seite in Gödekes trefflichem Grundriß läßt uns erkennen, daß eine Menge Schriften und zwar höchſt wichtiger Schriften, für welche nunmehr die ehemals beliebte Bezeichnung „Curioſitäten“ abgeſchmackt wäre, nur ihrer Exiſtenz nach und in bibliographiſcher Aufführung bekannt ſind.

Somit habe ich angedeutet, von welchem Geſichtspunkte aus ich die Aufgabe des Deutſchen Muſeums betrachte. Sollte ſich eine nachhaltige Theilnahme kundgeben, und werden Beiträge verſchiedener Verfaſſer in ihm eine Stätte finden, dann mögen ſich immerhin Modificationen hie und da geltend machen. Wenn unſerem erſten Bande gewiß nicht Manigfaltigkeit in den Stoffen abzuſprechen iſt, ſo wird allerdings hinſichtlich der Zeit, in welche dieſelbe fallen, eine gewiſſe Einformigkeit wahrgenommen werden. Dies iſt zum Theil äußerlich, indem einmal ſämmtliche Aufſätze meines Vaters dem ſechzehnten Jahrhunderte angehören, andererſeits das mir zu Gebot ſtehende Material zu ſeinem größten Theile ebenfalls aus derſelben Periode ſtammt. Aber ich meine, daß auch principiell das ſechzehnte Jahrhundert von uns bevorzugt werden müſſe. Die Gründe hierfür brauchen wohl nicht entwickelt zu werden. Die beiden letzten Jahrhunderte und das unſerige ſind indeß auch diesmal nicht ohne Vertretung in unſeren Mittheilungen geblieben.

Die im Manuſcripte ganz oder halbwegs druckfertig vorliegenden Abhandlungen oder Mittheilungen meines Vaters, welche im Inhaltsverzeichniſſe und im Texte durch ein Sternchen ausgezeichnet ſind, waren entweder durchaus von Schreiberhand gefertigt, oder es rührten ausſchließlich die Einleitungen und der verbindende Text von meines Vaters eigener Hand her. Leider ſtand mir nur bei dem erſten Aufſatze das Original des alten Druckes zu Gebote, ſo daß ich für die urkundliche Genauigkeit der anderen Mittheilungen nicht einſtehen kann und hierfür ausdrücklich um Nachſicht bitten muß. Es blieb nichts übrig, als dem Manuſcripte genau zu folgen und nur dann zu ändern, wenn der Schreiber offenbar falſch geleſen oder copiert hatte. Was meine eigenen Beiträge betrifft, ſo halte ich für dieſe jüngere Zeit mit Vorbedacht an der Urkundlichkeit feſt, an bedingter bei den Handſchriften, an unbedingter oder beinahe unbedingter bei den Drucken. Die näheren Gründe kann und will ich hier nicht darlegen, da ich überdies glaube, daß ein ſolches Verfahren weniger der Rechtfertigung bedarf, als die beliebte Regelung der Schreibart, welche im Principe verfehlt iſt und allerdings in der Ausführung nur allzu oft an Adelung erinnert. Es ſei deshalb auf die wohlerwogenen Aeußerungen Hildebrands auf Seite XXXIII—XXXVI der Einleitung zum zweiten Hundert von Soltaus hiſtoriſchen Volksliedern hingewieſen und nur das eine betont und hervorgehoben: Ich gebe Stofflieferungen, welche die ſeltenen und theueren Originale vertreten und erſetzen ſollen, und ich wünſche nicht, daß ſie mit den wechſelnden Anſchauungen einer noch in der Entwickelung begriffenen wiſſenſchaftlichen Erkenntniß in kurzer Zeit veralten.

Die kleineren Druckverſehen und Ungleichheiten in den Einleitungen, Anmerkungen ꝛc. wird die Nachſicht der Leſer ſelbſt verbeſſern und entſchuldigen, von den Fehlern aber in den alten Texten mögen folgende vor dem Gebrauche des Buches corrigiert werden: Seite 9 Zeile 5 von unten und (her. S. 10 Z. 11 ſomen. Z. 10 v. u. Friderichs. S. 12 Z. 8 v. u. diſer. S. 14 Z. 2 v. u. genugſam. S. 15 Z. 1 v. u. zuverhinderen. S. 16 Z. 11 nach Hochwirdigiſten iſt einzuſchieben Hochwirdigen. S. 22 Z. 20 Keiſerlicher u. ſo Z. 22 u. Z. 25. S. 23 Z. 10 erforderung. S. 33 Z. 5 v. u. für verſchönerts, wie der Druck hat, iſt wohl beſſer verſönerts. S. 48 Z. 2 v. u. vergoſſen. S. 50 Z. 16 v. u. quonda. S. 158 Z. 9 zwiſchen mein und G. iſt Strich zu ſetzen. S. 199 Z. 12 Römi. — König. S. 233 Z. 16 v. u. zuvor. S. 276 Z. 7 v. u. Johann. S. 290 Z. 8 Fürſten. S. 298 Z. 18 S. 37. S. 309 Z. 12 Komma ſtatt Punkt.

Und ſo empfehle ich auch dieſe Blätter, wie einſt mein ſeliger Vater ſein eigenes Unternehmen, der Huld aller Theilnehmenden, Wohlwollenden und Nachſichtigen.

Der Herausgeber.

Inhalt.

Die mit * bezeichneten Artikel stammen aus dem Nachlaſſe Ludwig Uhlands.

Seite.

I. Die Preſſe als Fehdewaffe. 1514. 1

1.* Ausſchreiben des Erbſchenken Friedrich Herrn zu Limpurg gegen Wenzel und Wend Wolfskehl. 3

2. Verantwortung der Ritter Wenzel und Wend Wolfskehl gegen den Schenken von Limpurg. 17

3. Doppelte Form und Ausgabe der Fehde-Druckſchriften. 23

II. Zum Spiel von Frau Jutten. 25

1. Vorrede des Herausgebers Hieronymus Tileſius. 29
(Mit Facſimile ſeiner Namensunterſchrift.)

2. Schlußrede von Chriſtophorus Irenäus. 40

3. Die Zeugniſſe der Kirchenſchriftſteller. 50

4. Sprachliche Bemerkungen. 51

5. Theoderich Schernberg, Kleriker und Notar zu Mühlhauſen. . . 56
(Mit Facſimile ſeines Notariatszeichens.)

III. Stücke aus dem Bauernkrieg. 59

1.* Das Strafgericht in Franken und Henneberg. 1525. 61

2.* Sechs und zwanzig Artikel des Raths und der Bürgerſchaft zu Neuſtadt. 1525. 85

IV. Weinkäufe. 98

V. *Die Sache der Augsburgiſchen Confeſſions-Verwandten in Steyer, Krain und Kärnten in den Jahren 1582 und 1583. 103

VI. Zur Hans Sachs-Literatur. 151

1. Das ſechſte Buch der eigenhändig geſchriebenen Sprüche und Comödien von Hans Sachs. 153

2. Vorrede und Regiſter. 156
(Mit Facſimile der Vorrede.)

3. Verhältniß der Handſchrift zur Nürnberger Geſammtausgabe. . . 162

4. Spruch auf die Schlacht bei Mühlberg. 176

5. Gevatter Tod. 182

6. Drei Recenſionen des Meiſtergeſanges „Der Jungbrunn." . . . 184

7. Hans Sachs' Spruchgedicht und Hans Baumanns Zeitung von der Schlacht bei Mühlberg. 186

Seite
VII. **Handſchriftliche Zeitungen.** 193
1. *Eldorado. 1584. 195
2. *Zeitungen aus Frankreich. 1567. 201

VIII. **Deutſches Schützenweſen der Vorzeit.** 219
1. Eine Sammlung von Schützenbriefen. 1462—1592 224
2. Schützenbrief der Stadt Ulm. 1468. 233
3. *Schützenbrief von Großengottern. 1544. 237
4. Schützenbrief der Stadt Landshut. 1549. 239
5. Schützenbrief der Stadt Halle. 1560. 243
6. Schützenbrief des Bürgers Hans Krim zu Gernsheim. 1592. 246
7. Pritſchengeſang von Hans Sachs. 251
8. Straßburger Armbruſtſchießen. 1576. Unbeſchriebener Holzſchnitt von Tobias Stimmer. 255
(Mit Facſimile des Holzſchnitts.)

IX. **Kalenderreime.** 273

X. **Wolf Ferbers Gedicht auf Herzog August, Erzbiſchof zu Magdeburg.** 1628. 287

XI. **Teutſcher Sprach-Verderber.** 1643. 295

XII. **Gehorſamſtes Memorial des Bier-Proclamators Schröter zu Arnſtadt.** 1722. 321

XIII. **Ludwig Bechſteins Lied „An der Kahlbach."** Zur Literatur des hiſtoriſchen Volksliedes. 327

XIV. **Kleinere und vermiſchte Mittheilungen.** 335
1. Zum Spiel von den zehn Jungfrauen. Eine Berichtigung zu Gödekes Grundriß. 337
2. Schatzgräbermittel. 15. Jhd. 338
3. Erwähnung der ſächſiſchen Schrift. 1527. 338
4. Kurſächſiſche Münz-Verordnung. 1541. 339
5. Kurſächſiſches Juden-Edict. 1543. 344
6. Muscatellerbier. 1563. 346
7. *Pfarrer prügeln einander. 1576. 347
8. Hundenamen. 1582. 348
9. Feuerſegen. 349
10. Selbſtmord zu Zöhlen. 1614. 349
11. Kindesmord durch beide Eltern zu Rohna. 1633. 351
12. Drei Grabſchriften. 352

I.

Die Preſſe als Fehdewaffe.

1514.

1.

Ausſchreiben des Erbſchenken Friedrich Herrn zu Limpurg gegen Wenzel und Wend Wolfskehl.

Aus der Geſchichte der Erfindung der Buchdruckerkunſt iſt erwieſen, daß man ſich ſehr bald ihrer in Fehden bediente, die Beweismittel ſeines Rechtes vor aller Welt zu publicieren und zu documentieren. Die bekannte Fehde Diethers von Iſenburg gegen Adolph von Naſſau machte den Anfang, andre folgten nach, wenngleich nicht häufig. Die Preſſe gab ein willkommenes Mittel ab, Rechtmäßigkeit von Angriff oder Abwehr allen, denen es zu wiſſen nöthig, oder von denen ein Antheil an der Streitſache vorauszuſetzen war, klarer und bündiger und ſchneller, als durch Abſchriften möglich, vor Augen zu legen.

Durch Romanſchriftſteller und ſchlecht unterrichtete Geſchichtsſchreiber wurden lange Zeit über die Fehden im Mittelalter ſehr irrige Anſichten verbreitet. Die Mehrzahl des in die Rechtsverhältniſſe und in die Sitten jener Zeit nicht gründlich eindringenden Leſepublikums mußte ſich ſolche Fehden ſtets denken als wilde Raubzüge mit Sengen, Brennen, Nothzucht, Mord und Todſchlag. Dahin wirkten die Romane bekannter Autoren, dahin wirken noch heute die zweckloſen und ſittenverderblichen Bücher, welche zum Schreck der Humanität und wahren Bildung zu vertreiben einige deutſche Buchhändler ſich das traurige Gewerbe machen.

Da es gewiß ein Zweck dieſer Blätter mit iſt, auch über mittelalterliche Rechtsverhältniſſe in einem größern Publikum das Licht der Wahrheit und Wahrhaftigkeit zu verbreiten, und ohne romantiſch poetiſchen Beiſchmuck ſolche Angelegenheiten hinzuſtellen, wie ſie wirklich waren, ſo wollen wir einige ritterliche Fehden, die zum Theil neben dem Schwert mit der Feder ausgefochten wurden, einfach darlegen.

Wir beginnen mit einem Span, welchen die bekannte Familie der ſemperfreien Erbſchenken Herren zu Limpurg im Jahr 1513 und 14 gegen den fränkiſchen Ritter Wenzel Wolfskehl und Wendel, deſſen Sohn, hatten. Die Wolfskehl hatten den Erbſchenken Friedrich öffentlich beſchuldigt, einem ihrer Knechte, Hans Pflug, Unrecht gethan zu haben, und dieſe Anſchuldigung hält der Erbſchenk für wichtig genug, ſich gegen ſie in einer Druckſchrift zu vertheidigen, in welcher er ausführlich die Beleidigungen hererzählt, die einem ſeiner Unterthanen, Einhard Belnern, durch den Anfall dreier verkappter Reiſige auf offner Straße, und durch Einwerfen deſſelben in einen finſtern Gefängnißthurm widerfahren; er nennt den erwähnten Hans Pflug als einen der von dem Gemißhandelten erkannten Thäter und die Urſachen, warum dieſer zu peinlichen Rechten angenommen worden ſei, und warum man ihn vor Gericht geſtellt habe. Er läßt die darauf beſchworene Urgicht Hans Pflugs von Wort zu Wort drucken, in welcher dieſer ſich zur angeſchuldigten That bekennt und deren Hergang ganz ausführlich erzählt. Darauf wird angezogen, was Wenzel Wolfskehl des gefangenen Pflug halber an den Schenken Friedrich geſchrieben, und was er zur Gegenantwort empfangen, und welcher Maßen Wenzel Wolfskehl eine nichtige Kundſchaft geſtellt habe. Nicht minder zeigt dieſe Deduction an, welche Rechtsmittel der Erbſchenk dagegen ergriffen, widerlegt die angeführten Gründe ſeines Gegners und erbietet ſich, die ganze Sache vor ein Schiedsgericht vieler geiſtlicher und weltlicher Fürſten zu bringen. Den Schluß bildet die Bitte an alle, denen dieſe in klarer und ſehr gemäßigter Sprache abgefaßte ritterliche Deduction vor Augen käme, ſeiner wahrhaftigen Darlegung Glauben beizumeſſen.

Gerade weil der ganze Handel ein eigentlich unerheblicher, ein Zwiſt zwiſchen Privaten, ohne alle politiſche Bedeutſamkeit, erſcheint uns die Art und Weiſe anziehend, in welcher der Ritter gegen ſeinen Gegner ſich durch den Druck vertheidigt, ſeine Ehre wahrt, und auf das Recht ſucht, wie es ſcheint, auf die verrufene Selbſthülfe und Rache verzichtend. Ob die Ritter von Wolfskehl ſich auf gleiche Weiſe vertheidigt, und auf welche Art der Streit geſchlichtet worden, iſt uns unbekannt.

Wir geben hier eine Beſchreibung des gedruckten Actenſtückes, und laſſen daſſelbe dann ſelbſt folgen. Rechtskundigen Leſern und ſolchen, die in des Mittelalters Sitten, Bräuche und Rechtspflege gern mit gründlichen Blicken eindringen, wird daſſelbe in ſeiner unveränderten Aechtheit willkommen ſein.

Das Manifeſt des ſemperfreien Erbſchenken von Limpurg, wenn wir das Dokument ſo nennen wollen, beſteht aus zwei großen Papierbogen, welche in der Mitte 2 Finger breit zuſammengeſtoßen ſind, ſo daß der ganze Inhalt, wie auf einem Placat, wozu die Schrift wohl auch diente, auf einer Seite enthalten iſt. Beide Bogen haben zum Waſſerzeichen ein kleines Doppelkreuz; der eine iſt ganz, der zweite nur ⅔ bedruckt. Die Typen der Ueberſchriften ähneln Miſſaltypen, und ſind ſcharf, mehr rund als eckig. Da bereits im Jahr 1479 eine Druckerei in Würzburg errichtet wurde, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß dieſe Vertheidigung in jener Stadt gedruckt worden iſt.

Allen vnd yden Churfurſten Furſten Prelaten Grauen Freyherren Ritterſchafft Edlen vn vnedlen. Geyſtlichen vnd weltlichen, in was wirden, ſtandts, oder weſens die ſein, denn diſes verurſacht, warhafftig außſchreyben ſurkunde, verleſen, oder angezeygt wurdt, Empietenn wir Friderich Herr zu Limpurg, des heyligen Römiſchen reychs Erbſchenck Semperfrey, vnſer vnderthenig, willig vnd freundtlich dienſt, Freundtlichen vnd gunſtlichen grüß, wie yme das gegen einem yden nach gelegenheyt ſeines ſtandts geziempt vnd gepürt, vnd fugen den allen gemeinlich vnd ſunderlich zu wiſſen.

Vrſachen diſes außſchreibens.

¶ Das vns von etlichen vnſern gutten freunden, glaublich angelangt hat, wie ſich Wentzel Wolffſkell vnd Wend ſein Sune, vnderſteen vns an der Fürſten Höuen, auch auff offen tegen, In verſamlungen der Ritterſchafft, vnd ſunſt, vnuerſchuld zuuerunglimpffen vnd außzuſchreyen, vnd alſo In vnſerm abweſen einzubilden, Als ſolten wir etwan Hanſen Pflug, Wentzel Wolffſkels knecht, gegen dem wir auff beſchehen anrüffen, nach ordnung vnſers gerichts peinlich frag vnd recht, wie ſich gepürt, Vnd wir zuthun ſchuldig geweſt, haben ergeen laſſen, vnrecht gethan, Vnd alſo gegen dem ſelben Pflug nicht wol gehandelt haben, wie dan die gnanten Wolffſkels, ſolche meynung, mit bloſſen vnbewerlichen wortten, der wir noch zurzeyt nicht gründtlich erfaren, außgeprent haben, vnd villeycht noch thun, Nach dem vns dan durch dieſelben Wolffſkel mit ſolchen vngegründten, vnwarhafftigen vnd vnbeſtendigen nachreden, gantz vnrecht beſchicht, Auch hewt oder zu tagen mit keiner warheyt auffpracht werden mag, das wir anders dan vns als einem fromen herren zu Limpurg woll anſtehet, vnnd zuthun gepürt hat, gehandelt haben, So erfordert vnſer notturfft, Ewer Churfürſtlich vnd Fürſtlich gnad, freundtſchafft vnd andere gründt diſes handels, vnd vnſer offenbaren vnſchuld, gegen angezeygtem vnbewerlichem außgeben, mit der warheyt zuberichten, vnterthenig, vleyſſig, vnd freundtlich bittend, daſſelbig on verdrieß zu hören, vnd hat mit dem kürtzten, als wir das erzelen mögen, die geſtalt.

Verpotner that vnd gefengknuß ann Schenck Friderichs vntterthan Linharden Veinerren begangen.

¶ Im nechſtvergangem Jar iſt vns einer vnſer vntterthan, von Somershawſen, Leonhart Veiner gnant, am Sambſtag nach vnſer lieben frawen tag Natiuitatis gnant, vngeuerlich zwiſchen drey vnd vier hore nach mittag, zwiſchen Randerſacker vnd Eyſſelſtat, auff freyer ſtraſſen, wider den Künigklichen vnd des heyligen Reychs landtfriden vnd ordnung, recht, vnd alle pillichkeyt, Auch on alle redliche vrſachen, vnd on vorgeende bewarung, gantz vnuerſehen, von dreyen gereyſigen mit verpotner that angegriffen, gefencklich angenomen, hinweck gefurt, Vnd nach langem hin vnd wider ſchleyffen, heymlich vnd auff ein langnen in der nacht verſteckt, vnd verplent, in thuren gen Reychenperg gefurt, das nicht vber ein meyl wegs von obgnanttem vnſerem flecken Somershawſen ligt, Vnd zumteyl obgnanttem Wentzel Wolffſkel, der ſich des Pflugs angenomen, zufiert, Daſelbſt iſt der benant vnſer vntterthan, alſo auff ein langnen im thurn, in einem Hembdt vnd einfachen Röcklein, wie er bedretten, mit groſſem froſt, hunger, vnd ſouer, biß in die dritten wochen, in hartter gefencknuß, jemerlich vnd erbermdlich, heymlich enthalten worden, vntz das jm got das glück geben, das er auß dem thurn gegraben, ſich ſelbſt erledigt, vnd nachfolgend die gehortten vnd geſehen wortzeichen ſolcher gefencknuß halb glaublich vnnd dermaſſen angezeugt, das ſich ſolch ſein anzeygen mit der warheyt erfunden hat.

Vrſachen darumb Hans Pflug zu peinlichem Rechten angenomen iſt.

¶ Vnd nach dem dan, der gemelt vnſer vnterthan, der dreyer Reuſigen, ſo jne wie obſteet, vnpillich gefangen, vnd weckgefurt haben, Auch jrer Pferd vnd kleydung, im anſprengen vnd ehedan er von jne verfept vnd verplendt worden iſt, auch am vmbfuren, jrer red dermaſſen acht genomen, das er dieſelben, Nach dem er die als nachpawren des orts vorhere vil geſehen gehabt, erkant, hat er vnter denſelben dreyen den obgenantten Pflug fur derſelben theter einen benant, Auch dobey ſo vil glaubliche anzeygung gethan, die ſolcher that halb, wider denſelben Pflug zu redlichem arckwon, vnd verdacht, gnung geacht, vnd angeſehen ſein. Vnd als nun nachfolgend derſelbig vnſer vntterthan den gemeltten, angezeygten theter vnd fridbrecher, auff ein zeyt in benanttem vnſerem flecken Somerßhawſen betretten, hat er gegen jme bey vnſern beuelhaberen des orts, vmb geſtattung peinlichs rechtens angeſucht, vnd ſich erpotten, deßhalb wie ſich in ſolchen fellen von rechts wegen gepürt, gnung ſamen beſtalt zuthun, Derhalb vnſern beuelhaberen keins wegs hat zimen oder fuegen wollen, jme uber ſolich erpietten vnd anſuchen, das Recht abzuſchlahen, Sunder haben von dem anleger, als dem beſchedigten ſeinem erpietten nach beſtalt genomen, vnd den mergenanten Pflug zu peinlichem rechten zuuerwaren beuolhen, Alſo das die ſach wider den gedachten Pflug nicht on mittel vnſer, ſunder des genantten vnſers vnterthans geweſt, vnd auff ſein anſuchen, vnd gethanen beſtalt geſtat iſt, wie ſich in Recht gepürt.

Vrſach darumb gegen dem gefangen Pflug gepürender Frag geſtat worden iſt.

¶ Vnd dieweyl dann der gedacht Cleger obberürter maſſen gegen dem Pflug zurecht gnung beſtalt gethan, vnd auffgezeygten redlichen argkwan vnd verdacht, vmb frag vnd recht angeſucht, hat jme daſſelbig nit mogen abgeſchlagen werden, ſunder jm iſt zimlicher frag geſtat, vnd in ſolcher frag vnd nachfolgend auff beſprachung vor etlichen des gerichts, des anklegers vor verzeuchent furgeben, Vnd die geklagt that, bey demſelben Pflug dermaſſen erfunden, vnd mit ſolchen wartzeychen bekant, vnd angezeugt, Die keinem vnwiſſenden der geſchicht, ſo ſich in ſolchem gefencklichem furen des vnſern begeben, dermaſſen zu ſagen möglich geweſt were, Deßhalb ferner oder weytter erkündigung nicht not geweſt, wo mit voltziehung des Rechten, als vns durch vilgnantten Wenden Wolffſſel gern auffgelegt wurde gewylt, Vnd dem Anklager, wie er begert, vnd wol pillich geweſt, geſtat worden were, Alßdan das ſein vergicht, die er wie hernach folgt bekant, Vnd darauff zu beſteen, vnd zu ſterben vergehen hat, ſolchs alles mit glaublichen vmbſtenden angezeygt, Vnd folgt dieſelbig vergicht von wortten zu wortten hienach.

Vergicht Hanſen Pflugs.

¶ Actum am Montag nach Lucie, Hans Pflug ſagt noch wie vor, Er ſey dabey geweſt, do Lienhart Belner nidergeworffen worden, Darauff, wo jm nit gnad beweyſt werdt, wöl er ſterben, Vnd ſey alſo zu gangen.

¶ Weyprecht Wolffſſel hab jme am Sambſtag nach vnſer Frawen tag Natiuitatis, ſeinnen knaben im weyſſen har, der Jörglein, vmb zehen hor, gen Albrechtshawſen in ſein hawß geſchickt, vnd begert, zu jm dem Weyprecht gen Reychenperg zukumen, Er wöl jm etwas ſagen, Do nun er der Pflug gen Reychenpergk kumen, wer Weyprecht alleyn in der ſtuben geſeſſenn, ſtyfel angehabt, Vnd Michel Ortlieb nit in der ſtuben geweſt, het Weyprecht geſagt, Pflug lieber reyt mit mir, vnd dien mir ein Reyß, wir wöllen ein pewdt gewinnen, Darauff Pflug geantwort, wo ſol ich hin reytten, Ich hab kein ſtyffel noch ſporen, het Weyprecht geſagt, du darffſt keiner, wir wöllen pald wider kumen, Doch jm dem ſager darauff gleych ſtyffel, Ein kurtz par ſporen, Vnd ſein prawns Pferdt, das müßlein gelihen, wer Michel jm ſtal geweſt, die Gewl geſattelt, vnd in den, geben auch in die ſtuben kumen, ſich darnach angethan, het Michel Pantzer, goller, vnd ein pruſtlein, Aber weyprecht allein ein gemalts pruſtlein fur ſich genomen, vnd kein goller gefurt, Er der Pflug het kein Gawl, weder geſattelt noch gezaumbt, Doch ſein Gawl ſelbs herauſzgezogen, Het Weyprecht ein groe geſchwertzte Gippen, Aber Michel Ortlieb hab ſeins bedunckens ein ſchwartz groen Kemletten rock angehabt, wiß es doch nit eygentlich, dann er ſo ſeer nit acht darauff gehabt, So het Weyprecht ein weyſſen gemüßten Schimel, den er vom Seckendorffer ſo zu Randerſacker, vnd nun zum Gyßübel ſitzt entlehenet, wie jm dann der Weyprecht ſelbs geſagt hab, geritten, Derſelb Gawl plaß auch ſeer zu der naſen herauß, vnd hab ein ſchwartze men, Aber Michel het ein gemüßten ſchwartzen Schimel gehabt, Weren alſo all drey von Reychenpergk auß, bey den ſiben Eychen auff, vnd die ſteyg ab, auff Würtzburg zu, durch Würtzburg die ſtat on alle ſeumnuß geritte, vñ als ſie furs thor zu der Ziegelhütte, die zu der rechten hant leyt kumen, wer Weyprecht zůr jm dem Sager geruckt, vñ geſagt, Da werden vns zwen begegnen, die wöl wir niderwerffen, Weren alſo fur Randerſacker hinauß, vnd leycht zum halben teyl gen Eyffelſtat kumen, weren jn die zwen vnder augen begegnet, dan ſie jnen furgetrabt, vnd ſich gegen jn gewendt, Das wer vngeuerlich vmb drey nach mittag geweſt hetten alſo alle drey die zwen angeſprengt, vnd gefangen, Michel Ortlieb Belnern hinderſich geſetzt, den andern hetten ſie auff glübd geen laſſenn, Wo ſie jn aber hin zuſtellen gemant, wiß er eygentlich nit, dann er het nit alſo genawe bey jn gehaltenn, So hetten ſie auch ſeer geeylt, Auch er der Sager nit darnach gefragt, hets aber doch nachmals gehört, es wer jm aber ye empfallen, Alſo weren ſie mit Belneren bey Randerſacker ein ſteyg hinauff geritten etwo weyt außhin, Vnd jn bey eim puſch an ein höltzle, mit Michel Ortliebs kappen geplendt, das hinter an der kappen herfur gekert, do weren ſie gehaltten bey zweyen ſtunden, Sey ein Dorff nicht weyt daruon gelegen, wiß aber doch nit wie es heyß, dan er in derſelben art nit wol bekant, deßhalb er der dörffer nit zunennen wiß, Aber Bibelriedt hab er wol gekent, do weren ſie bey fur geritten, Doch wer er nit gar dabey geweſt, do ſie Belneren geplendt hetten, ſunder an einem andern puſch dabei gehaltten, Darnach hetten ſie jn hin vnd her gefurt, vnd wider zum Mayn zu, Doch vor an einem endt vnterwegen waſſer auß einem peckelhewblein, daruber ein huet gezogen, gedruncken, Vnd Belneren auch zu drincken geben, wer er oben an einem rayn ober dem prunnen gehaltten, Vnnd Weyprecht das waſſer zu getragen, Die peckelhawben wer auch Weyprechts geweſen, Er wiß aber warlich nit wo es geweſt ſey, Weren nachfolgendts bey Heydingſfelt durch den Mayn kumen, Vnd Weyprecht wer vor, Er der Pfing nach, Vñ Michel zum letzſten mit dem Belner hindurch geritten, Wer zu nachts beym Monſchein geweſt, vngeuerlich drey oder vier ſtudt in die nacht, Darnach weren ſie hintter der ſtat Heydinßfelt hin zwiſchen den zeunen bei ſant Anna kirchlein hinauß, die ſtaig hinauff, vnd zum ſchloß gen Reychenpergk kamen, hetten den Belner herauß vor dem Schloß bey einem püſchlein gelaſſen, Weyprecht auch er der ſager bey im pliben, wer Michel ins Schloß gangen, Die Gewl vor herauſſen an pundten, Do nun Michel wider zu jnen kumen, hetten ſie Belneren ins Schloß zu fuß gefuert, die Gewl herauß ſteen laſſen, Het Weyprecht jn den Pfing vnd Michelen, die Gewl holen heyſſen, Vnd Weyprecht Belneren ſelbs in thurn gelegt.

¶ Weyprecht het auch an Michelen begert vnd gerñ geſehen, das Michel Belneren geſchatzt, Michel hets aber nit thun wöllen, ſunder gemeynt ſunſt dardurch zu einer richtigung zu kumen, So het auch Weyprecht jm dem Sager zugeſagt, wo ſie Belneren ſchatzen wurden, wölt er ſein nit vergeſſen.

¶ So ſagt auch Pfing. Michel hab Belneren nicht ſtete, ſunder Weyprecht auch ein weyl hintter jm auff ſeim Roß gefuert, Vnd er der Pfing hab, do ſie Belneren angeſprengt ein geſpant armpruſt vnd drey Pfeyl do bey gefuert.

¶ Solchs alles hat Hans Pfing an vorgemeltem tag, Erſtlich in beyweſen meines gnedigen herren Schenck Friederichs ꝛc. Balthaſar Kronſpergers, Haunſen Weyſen, Schultheyſſen zu Wintterhawſen, Wilhelm wetman ſchreybers, Leonhart Belners, Peter Geßweins, Jörg Thurners, Vnd des Nachrichters on alle marter bekent, Auch nachfolgent abermals widerumb in beyweſen meins gnedigen Herren, vnd aller vetzgemelter perſon, Auch in gegenwertigkeyt zweyer Zendtſchepffen von Helmzheym, darauff beſtanden, Vnd auff ſolch ſein vrgicht, wo jm nit gnad beweyſen werdt, zuſterben verichen.

¶ Item hat auch nach ſolcher frag weytter bekant, Michel hab ein grobe geſchweryte lappen am hals gehabt.

was wend wolfskell obenants Pflugs halb an Schenck Friderichen geſchriben vnd wider zu antwort empfangen hat.

¶ Als nun Wend Wolfſkel obgnants Wentzels ſon villeycht beſorgt, es möcht als pillich geſcheen, gegen dem gefangen Pflug dem Rechten ſein gang gelaſſen werden, hat er vns deßhalb vnd zuuerhinderung deſſelben, mit etwo vil ſchrifften vmb lediglaſſung bemelts Pflugs angeſucht, Vnd ſeinethalb etwas hoch vnd betrohlich angezogen, Aber alweg darauff zimlich vnd gepürlich antwort von vns empfangen, In dem wir jme ſein anſinnen, mit rechtmeſſigem beſtendigem grundt abgeleynt, vnd vrſachen angezeygt haben, darburch vns nicht fuegen wölt, denſelben gefangen, dieweyl der durch gnantten vnſern vnterthan zu peinlichen Rechten, einpracht, vnd vber jne beſtalt geſcheen were, dermaſſen auß zulaſſen, vnd vns deßhalb, ſo er ſunſt nicht dauon zuſteen vermeint, fur etlich Churfurſten, Furſten, vñ etlich ander ſtendt des heyligen Reychs, zu recht fur zukomen erpotten, wie dan das die ſchrifft darunter ergangen klerlich anzeygen, darauff wir vns wöllen gezogen haben.

welcher maſſen durch wentzeln wolfſkeln ein nichtige kuntſchafft geſtelt iſt.

¶ Aber vnangeſehen ſolichs vnſers erpietens, auch das wir nymant zu außfuerung des gefangen Pflugs vnſchuld, ob er die het, an vnſerem gericht, darin der Pflug gelegen, kuntſchafft zuſtellen gewegert oder abgeſchlagen haben, hat doch Wentzel Wolfſkel, vilgnants Wenden vater, am landtgericht zu Würtzburg in vermeyntem ſchein einer rechtformlichen kuntſchafft, etlich zeugen fur geſtelt, Vnd als die zeugen auff Donrſtag nach Lucie des yetzuergangen Jars haben ſagen ſollen, iſt dem vilbenantem vnſerm vnterthan dem Belner allererſt am Dinſtag dauor an der nacht deßhalb ein verkündung zukomen, auff obbeſtimpten Donerſtag vor dem landtgericht zu Würtzburg zuerſcheynnen, die zeugen zuſehen, vnd fragſtück ob er wolle einzulegen ꝛc. Alſo das der vnſer von benantem Dinſtag, daran jme die verkündung gegen der nacht zukomen iſt auff den angeſetzten Donrſtag nit mer dan ein tag gehabt, Vnnd darumb ob ſich gleich gepürt het, das doch nicht iſt in ſolchem fall, am landtgericht zu Würtzburg kuntſchafft zu ſtellen, So were doch dem vnſern nicht möglich geweſt, ſich in ſo kurtzer ſtundt zum rechten geſchickt zumachen, Derhalb ſolche kuntſchafft, auff angezeyte vnformliche, geuerliche verkündung, nicht ſolt zugelaſſen worden ſein, Nach dem die Recht alle geuerd verpietten, vnd nicht wöllen, das yemant mit geuerde ſoll vbereylt werden, Vnd wiewoll dozumal vnſer diener Wilhelm wetman, dem ſolche verkündung durch den Belner in vnſerm abweſen furgetragen, dem Landtrichter zu Würtzburg, ſolche gebrauchte geuerde, dem gedachten vnſerem vnterthan zu vermeintem nachteyl furgenomen, vor verhörung des Wolffkels zewgen ſchrifftlich angezeygt, vnd zuerkennen geben, vnnd deßhalb vmb ein zimlichen ſchub, das er ſolchs an vns möcht gelangen laſſen, gepetten hat, iſt doch daſſelbig nicht angeſehen, ſunder darüber genannter Wolffkel, wider die ordnung der Recht, auch gepranch vnd herkumen vnſers Zentgerichts zu Heintzheym durch Johann Rewlauff Landtſchreyber mit furſtellung ſeiner zewgen vnbillich zugelaſſen, Das wir doch, ſo vil ob vnd nachgemeltter maſſen gedachten Landtſchreyber berürt, nicht ſchmechweyß, ſunder zu notturfft gemeltter vnſer ſachen, dauon wir hiemit ſolenniter Proteſtieren wöllen, gemelt haben, Vnd iſt dem potten, den gemeltter vnſer diener mit angezeygter ſeiner ſchrifft zum Landtrichter geſchickt, nach langem hin vnd her weyſen, zuerholung der antwort, in des Landtſchreybers hauß der meynung antwort worden, Was geſchriben ſey, das ſey geſchriben, Was man ſolche nichtige kuntſchafft, die wider ordnung der Recht, nicht an dem gepürenden ort, darzu auff angezeygte geuerliche verkundung furgeſtelt, im Rechten auff jr trag, Auch ob wir ſchuldig geweſt dieſelbigen als fur formlich, an vnſerem gericht zu zulaſſen Das hat ein yder verſtendiger leychtlich zubedencken.

was Schenck Friderich gegen ſolcher vnformlichen nichtigen verkundung gehandelt vnd proteſtirt hat.

¶ Als aber nachfolgend ſolche nichtige verkündung vnd vnpillich furnemen an vns gelangt, vnd ſich dan in dieſer ſachen nyndert anderſt kuntſchafft zu ſtellen gepürt hat, dan an vnſerem gericht, vor dem die ſach rechtlich gehangen, Es were dan durch Compaßbrieff an ein ander gericht komen, das dan alſo nicht geſchehen iſt, So haben wir des vnformlichen proceß, vnd nicht minder der geuerlichen verkündung, pillich beſchwerd empfangen, vnd die dem Landtrichter zu Würtzburg in einem offen brieff angezeygt, der zuuerſicht, das vber ſolche angezeygte pilliche beſchwerd, vnd noch minder auff diſe vnrechtliche vnd nichtige verkündung kein kuntſchafft am landtgericht ſolt zugelaſſen werden, ſunderlich auch das angeſehen, das wir noch nymant abgeſchlagen hetten, an vnſerem gericht, daran die ſach hieng, kuntſchafft zu ſtellen, vnd recht ergeen zu laſſen ꝛc. mit der proteſtacion, ob darüber eynicherley zugelaſſen procedirt, oder gehandelt wurde, das wir von vnſerem, auch gedachts vnſers vnterthans wegen von der nichtigkeyt wegen offenlich wölten proteſtirt vnd bezewgt haben, darauff wir noch beſteen, Wie aber der Landtſchreyber in ſolchem gehandelt, das hat ein yeder zuermeſſen.

wie Schenck Friderich den gefangen Pflug auß vberfluß ſeiner vnſchuld halb ob er die het vor etlicher der Furſten von wurtzburg vnd Brandenburg geſandten hat erinneren laſſen.

¶ Vnd wiewol nun nit not geweſt were, vber ſolche vorbeſcheene ordenliche handlung nach ordnung vnſers gerichts, gegen dem Pflug gepraucht, weytter erfarung zu haben, vnd dem ankleger das recht zuuerziehen, nach dem ſich der Pflug ſelbſt ſeiner vnſchuldt berümbt, ſunder wie in ſeiner vrgicht verleupt, die that bekant, vñ deßhalb alle vmbſtendt angezaygt hat, So habe wir doch auß vberfluß vnd vmb des willen, das nicht dafur möcht geacht werden, als hetten wir dem ankleger das recht gegen dem Pflug eylender dañ ſich das gepürt ergeen laſſen, Deßhalb vō ſeinen wegen eynicher vnſchuld halb, kuntſchafft zuſtellen abgeſchnitten oder verhindert were, Die Hochwirdigen Durchleuchtigen Hochgepornen Fürſten, von Würtzburg vnd Brandenburg ꝛc. erſucht vnnd gepetten, vns etlich verſtendig auß iren ſtetten Iphouen vnd Kitzingen zuſchicken, die dabey weren hören vnnd ſehen, welcher maſſen mit dem gefangen Pflug gehandelt wurde, Solche ſchickung iſt alſo geſcheen, vnd nemlich von Würtzburgs wegen, auß Iphouen geſchickt worden, Jörg Langerman, Burgermeyſter, Johann Scholl, vnd der Statſchreyber, vnd auß Kitzingen Arnolt von Büſſikheym ſeliger, Vogt, Michel Hüblein, vnd Thoman Bütner, bede Burgermeyſtere, vor den allen, auch zweyen Zentſchöpffen, vnſers gerichts zu Helmtzheim, darin der gefangen gelegen, vñ anderen mere, Iſt der bemelt gefangen Pflug in vnſerem Schloß zu Speckfelt in der hoffſtuben daſelbſt, offenlich vnd vngepunden, nach aller notturfft erindert vnd ermant worden, ob er der angezogen that vnd gefencknuß an dem ankleger begangen vnſchuldig were, Vnd deßhalb vormals geſagt vnd bekant des er nit gethan hat, das er dann daſſelbig vor den gegenwertigen der Fürſten geſandten vnnd anderen ſagen, vnd ob er zu derſelben zeyt, da die that geſcheen, an enden vnd ſtetten geweſt were, darauß man erkennen möcht, das er bey gemelter that nicht geweſt ſein köndt, daſſelbig endt vnd die perſon domit ers anzeygen kondt, ſolt er benennen, diß alles wölt man von jm hören, vnd wes die notturfft erfordert vnd zu der ſachen dient, jne vnd ſein anwelde mit weyſung zulaſſen, vnd wie der gefangen erſudert, Auch wes durch jne als einen gefangen, der gern ledig were, fur friſtung geſucht, das alles iſt in beyſein der obgenannten Fürſten geſchickten ordenlich auffgeſchriben vnd verpetſchent worden.

wie ſich Schenck Friderich auff ſolche erinnerung des Pflugs gegen dem wolffkel erpotten hat. ine an ſeynem gericht auff ſein beromen des Pflugs vermeinten vnſchuld halb gethan mit kuntſchafft zu zulaſſen.

¶ Vnd als vns Wend Wolffkel gleych nach obberürtter beſchehener handlung vnd beſprechung, mit ſchrifften erſucht hat, jne auch darzu zubeſcheyden, haben wir jme widerumb antwort geben, wie derſelb Pflug, vor zukunfft ſolcher ſeiner ſchrifft vor obberürtter beder Fürſten geſandten nach aller notturfft beſpracht, vnd were dann wir auß vor erfunden Judicia vnd arckwan wol ſchuldig geweſt, erindert vnd ermant, vnd ſein antwort darauff auffgeſchriben, darumb on not were jm nunmals deßhalb eyniche verkündung zu zuſchicken, Aber wo er oder ymant anderſt ſolcher auffgeſchribnen ordenlichen handlung abſchrifft begert, vnd des gefangen berümbt vnſchuld an vnd vor dem gericht, darin er leg außfuren wölt, das ſolt alſo mit vorbehaltung des anklegers einrede vnd gepürenden notturfft zuthun, vnſeren halb nicht abgeſchlagen ſein, weren auch nicht wider die zewgen zu ſolcher ſag, darauff vnd wider daruon, an enden do wir zugleyten hetten, vergleyten, vnd in dem allen ergeen vnd geſcheen zulaſſen ſo vil vnd recht were, Darauß er ſelbſt abzunemen das er oder ymants kein pilliche vrſach het, ſich deßhalb von vns zubeklagen, So wir doch darinnen zuerfarung des grundts, were dann wir ſchuldig gethan, vnd zugelaſſen hetten, Aber ſolch vnſer zimlich vnd gnugſam erpietten, hat bei gedachten Wolffkel kein anſehen wöllen haben, ſunder hat gewölt, wir ſollen jme ein ſunder maß zu furſtellung der zewgen zulaſſen, Das wir on verwilligung des anlegers, auch wider vnnſer halßgerichts ordnung, zuthun nicht ſchuldig geweſt, Vnnd als wir dem gedachten Wolfſkel ſolche antwort, vmb den Suntag Eſto mihi gegeben, haben wir dannocht den gefangen Pflug wider des anlegers willen, ob ſeinethalb am gericht ichts wölt furpracht oder gehandelt werden, biß auff Mitwochen nach Viſitationis Marie, in gefencknuß laſſen enthalten, vnnd dem anleger das recht alſo auffgezogenn, Aber do yhn ſolcher zeyt nymant mit gepürenden nachuolg zu furſtellung der zewgen komen, vnd durch den anleger vmb weytte ergeung des rechten ſo emſſig vnnd hoch angeſucht worden iſt, Darzu auch des gefangen Pflugs geſuchte friſtung, ſeiner angemaſten vnſchuld halb, Vnd der Wolfſkel vberſandten zewgen ſag, am landtgericht zu Würtzburg als vorſteet, furgeſtelt, in den rechten weſenlichen artickellen wie es ſich lauter darauß erfindt einander widerwertig, darauß ſich der verdacht der berümbten vnſchuld als nichtig, aber mer erſcheynt hat, So haben wir dem anleger das Recht mit fugen nicht lenger mögen auffziehen, ſunder die Schöpffen vnſers gerichts zu Helmtzheym, die dan nicht allein auß vnſerm, ſunder auß andern dörffern genomen worden, auch andrer herſchafft lewt ſein, nach irer verſtendtnuß, auff beder teyl furbringen recht ſprechen, Vnd was in dem zu recht erkant iſt, demſelben ſeinen gang gelaſſen.

Vrſachen darumb das obgemelt wenden wolfſkels außgeben on grund iſt.

¶ Auß allen oberzelten warhafftigen geſchichte, haben ewer Churfurſtlich vn Fürſtlich gnad vn meniglich der es hört wol zubedenken, wie vnwarhafftiglich, vnlöblich, vn vnpillich vns darüber durch genantten Wolfſkel zugemeſſen werde, als ſolten wir dem gedachten Pflug vnrecht gethan haben, dann auß dem gantzen handel erfindt ſich lautter vnd klar, das wir im anfang, dem mittel, vnd ende, nichts vnformliches oder vnrechtliche, dann wes wir zuthun ſchuldig geweſt, gehandelt, ſunder wie ob angezeygt recht ergeen laſſen, daran haben wir yhe nit vnrecht gethan, Het vns auch nit gepürt die rechtlichen ſtraff ſolcher böſen thatten, die zuforderſt in den Künigklichen landtfriden des heyligen Reychs ordnung, auch dem rechten, bey auffgeſatzten penen, hoch verpotten ſindt, zu verhindern, ſunder ſein ſchuldig, dieſelben zufurderen, Daß was ſtraff vnd verdachts die jhenen ſo ſolche geſetzte ſtraffen zuverhinderen, vñ dergleychen böß hendel zuſtercken, vnterſteen, als Keyſerlicher maieſtat vnd des Reychs vngehorſame auff ſich laden, des laſſen wir einen yden ſein abentewer beſteen.

Schenck Friderichs rechtlich erpietten.

¶ Ob aber der genant Wolfſkel, oder ymant anders ye vermeinen wölt, als hetten wir in ſolchem eynicherley vnpillichs gehandelt, So ſein wir nicht wider, ſunder erpüttig jnen deßhalb zuforderſt vor Römiſcher Keyſerlicher maieſtat, vnſerem allergnedigſten herren, oder derſelbigen löblichem Camergericht, oder aber vor einem der Hochwirdigiſten, Durchleuchtigen vnd Hochgepornen Churfurſten vnd Fürſten vnſeren Gnedigiſten vnd gnedigen auch lieben herren, nemlich herren Albrechten Erwelten Ertzbiſchouen zu Meintz, Herren Friderichen Churfurſten, vnd herren Johanſen gebrüderen, oder auch herren Jörgen Hertzogen zu Sachſen ꝛc. Herren Wilhelmen vnd herren Ludwigen gebrüderen Hertzogen zu Beyren ꝛc. Herren Friderichen, oder herren Caſimirn Marggraffen zu Brandenburg ꝛc. Herren Gabrielen zu Eyſtet, vnd herren Heinrichen zů Augſpurg Biſchouen, herren Herman Abbt des ſtiffts zu Fuld vñ Hirſchfelden, Herren Wilhelmen Grauen vnd Herren zu Hennenberg. Oder aber vor den Haubtlewtten vnd Retten Keyſerlicher maieſtat Bundts zu Schwaben, an der endt einem, welches genanttem Wolfſkel geliebt, zu recht furzukomen, vñ derſelben endt einem Recht wie recht iſt, oder aber endtlich vñ vngewegert zugeben vñ zunemen, dardurch meniglich abneme mag, das demſelben Wolfſkel Rechts oder pillichkeit, von vns nicht mangelt, vnd wir ob diſer vnſer handlung, gar kein ſchew tragen, Vnd ſo der Wolfſkel ſolcher vnſer erpietten keins annemen wurdt, das ſein wil allein dahin gericht iſt, vns vnwarhafftigklich, vñ on allen grundt vnuerſchuldt zuuerunglimpffen, vnd das er domit an der ſchaw nicht getrawt zubeſteen.

Schenck Friderichs Bit.

¶ Vnd darumb ſo bitten wir dem allem nach ewer Churfur(ſt)lich vnd Fürſtlich gnad, freundtſchafft, vnd euch andere, den ſolch vnſer außſchreyben furkumbt, vnterthenigklich, freundtlich, vnd gütlich wo ſolch geſchicht vnd ſachen, durch genanten Wolfſkel, vns zu vermeynten vnglimpff anders dann wie die hierin erzelt, außgeprent weren, oder wurden, jme deſſelben erdichten, vñ vnwarhafftigen fürgebens nicht zuglauben, jme auch wider vns vnd die vnſern, keinerley hilff, oder beyſtandt zuthun, ſunder ſich gegen vns vnd den vnſern, auff dieſe vnſer warhaffte verantwortung vnnd gethane völlige, vnd vberflüſſige recht gepot, nach vermöge des heyligen Reychs landtfriden vnd ordnung, tröſtlich vnd hilflich zuhalten, Als wir vns dann des zu allen denen die ere, frid, vnnd recht lieben, vnd böſe, ſchentliche hendel haſſen, vnzweyfenlich verhoffen vnd verſehen, vnd das vmb einen yden wie vnns ſeinem ſtandt zuthun gepürt, vnttertheniglich, williglich, vnnd freundtlich verdienen, Auch günſtlich beſchulden wöllen. Geben vntter vnſerem furgetruckten Secret am Suntag nach conceptionis Marie, Anno ꝛc. xiiij.

(L. S.)

2.

Verantwortung der Ritter Wenzel und Wend Wolfskehl gegen den Schenken Friedrich von Limpurg.

In der Einleitung zu dem Ausſchreiben des Schenken von Limpurg iſt geſagt, es ſei unbekannt, ob die Ritter Wolfskehl ſich auf gleiche Weiſe vertheidigt hätten. Dies iſt in der That geſchehen. Es war mir erwünſcht, die Verantwortung derſelben gegen die öffentliche Anklage des Schenken im Nachlaſſe meines ſeligen Vaters aufzufinden. Auf dieſe Weiſe erhalten wir ein vollſtändigeres Bild von jenem ernſtem Federkriege aus alter Zeit, wenn auch dadurch der Ausgang und die Entſcheidung des Streites uns nicht enthüllt wird.

Die ausgeſprochene Vermuthung, daß das Ausſchreiben des Schenken von Limpurg die Beſtimmung gehabt habe, als Placat zu dienen, wird in der Entgegnung der Wolfskehl ausdrücklich durch die öfters wiederkehrenden Worte „angeſchlagen“ beſtätigt. Daß auch ihre Rechtfertigung die directe Antwort auf das mitgetheilte Manifeſt des Schenken und nicht auf ein anderes, uns unbekanntes, ſei, darf ſchon von vornherein angenommen werden, geht auch aus dem Inhalte hervor und gewinnt dadurch einen gewiſſen äußeren Halt, daß die Ritter ſich auf einen „langen“ ungegründeten Schmähdruck des Schenken beziehen.

Die Wolfskehl bezüchtigen den Schenken der Schmähung, beſtehen auf der Unſchuld ihres Knechtes Pflug und betonen in ihrer Vertheidigung hauptſächlich den Umſtand, daß dieſer ſein Bekenntniß in der Marter und gezwungen abgelegt habe. Auf das Erbieten ihres Gegners, die Sache vor ein Schiedsgericht zu bringen, erklären ſie, ein ſolches Verfahren könne ihnen nur lieb ſein. Sie verſichern am Schluſſe, daß ſie nur aus Nothdurft, um ſich gegen die Schmähungen des Schenken zu verantworten, ihren Druck ausgehen ließen und bitten, ihrem Gegner keinen Glauben zu ſchenken und ſie nichts deſto weniger zu achten.

Gegen die klare, einfache und eindringliche Sprache des Ausſchreibens gehalten erſcheint der Stil der Verantwortung dunkel und verworren. Auch im Aeußeren ſteht dieſe gegen den ſchön und überſichtlich gedruckten Anſchlag des Schenken zurück. Die ärmeren Wolfskehl gaben ihre Vertheidigung auf einem einzigen Bogen, der etwa $^2/_3$ ſo groß iſt als je einer des Ausſchreibens, der Abſätze ſind es nur 8, das Papier iſt feſt, das Waſſerzeichen nicht deutlich ausgeprägt, Satz und Druck deuten auf eine kleinere Druckerei.

Alle die ere vnd recht lieben was Hoche, Stats, Ern, Wirden vnd Weſens die ſein, Bitten wir Wenntzel vnd Wennd Vatter vnd Sone Wolffskeel zu Reichenperg demutiglich vndertheniglich dinſtlich freuntlich vnd gutlich on verdrieß zuhoren vnd zuuernemen nachuolgende vnſer notdurftige verantwortung auf des Edeln Hern Schenck Friderichs von Limpurg ꝛc. vngegrunt ſchmech ſchrift vber vns angeſchlagen vnd außgeſchickt

■ Der edel her ſchenck Friderich von Limpurg Semperfrej hat in newlichen ein famoß libel vnd ein langen vngegrundten ſchmechdruck vber vns an vil ordten vnd enden angeſchlagen, vnd darzu den manchem Rittermeſſigen thewern mann zu Haus vnd Hof geſchickt, vnns zu merer ſchmech, vnd ſeiner thetlicher vnadenlicher mißhandelung, an meinem Wenntzelln Wolfßkeel reiſſigen knecht Hanſen Pflueg ſeligen begangen, zubeſchonen, des wir doch dem rechten, vnd aller billicheit nach, billichen vertragen wern, dañ ob wir gleich das ſich doch nim̃er erfinden wirdet was vngleiches wie er gern vermeinen wil ſeinen halben geredt gethan oder gehanndelt hetten So ſein wir doch zum rechten geſeſſen, vnd vns des nach aller ern nie gewidert, darumb er ſich des famoß libels wol enthalten, vnd vns billichen vngeſmecht gelaſſen het, Dem nach ſo bedungen, vnd bezeugen wir hiemit offentlich, das wir das zu gemuet genomen, vnd des, vnd ſollicher ſchmeche, vnd iniurien, zuanndten, zu aſſern, vnd zu rechtuertigen, wie vns das gepurt, nit begeben haben wollen, dañ was wir ſambtlich oder ſunderlich vorgemelts entleibten knechts halben, geredt oder angezeigt haben wir gethan leider mercklich verurſachet, vnd das wir des alſo ertodten, verlaßner Wittwen, vnd Vater weiſen kindes (die hinder vns zu Albertßhauſen, Hewßlich vnd Heblich vnd die vnnſern, auf jr teglich, vnd kleglich ſchreien, weinen, vnd anrueffen, vmb Noch ergetzung pueß vnd beſſerung ires entleibten mans, vnd vatters zuuerhelffen) Radt vnd hilf des Rechten, bej vnſern hern vnd freunden zuſuchen ſchuldig geweſen, vnd noch ſein, vnd wolten den armen weibe vnd kinde, zu guten Schenck Fridrichen ꝛc. wol gonnen das er ſolicher argliſtiger mißhandlung, an irem man vnd vattern geubt, vbrige pliben, wern wir ires ihemerlichen, vnd erbermtlichens, anlauffen auch derhalben, vnſer hern vnd freund vmb radt vnd furdernus des Rechtens zuerſuchen, vnd vns alſo zu beklagen entladen, Dan vns je der, vnd der Erberkeit halben, nit geburn wil, die warheit zuuerſchweigen, vnd die egemelten erbermtlichen perſonen, vnd ſonderlich dieweil ſie die vnſern ſein, mit troſt radt vnd hilf des Rechtens zuuerlaſſen, Vnd das aber ein jeder ere vnd Rechtliebender jm grundt abnemen, vnd verſteen moge, das wir nit vnbillichen diſe verhandhlung mit dem mergenanten Pflueg gepraucht, etlichen vnſern Hern vnd freunden, wie die an jr ſelbert offenntlich vnuerporgen iſt, angezeigt vnd ſie deßhalben auf anruffen, jtzgemelts pflueges weibs kindes, auch vnſer halb, deñ er pflueg die zeit, ſeines lebens getreulichen gedint vmb Radt geſucht, vnd das noch pillichen thun, So wollen wir das auch hiemit der kurtz, vnd jm grundt, der warheit nit vnuerdeckt laſſen,

¶ Hans pflueg ſeliger mein Wentzels wo(l)ffskeels reiſiger knecht geweſen, vnd den ich von jugent auf erzogen, iſt [illegible] jn meinem dinſt, aus meinem beuelhe, vnd geſchefft, jn ſein Schenck Friderichs ꝛc. Dorf Summershauſen geritten, vnd als er aber da einkomen, vnd ſich arges oder vngutes zu niemandt verſehen, iſt er vnbewarnt, vnd auf vnwarhaftig dargeben Linhart velners daſelbſt, wie er Schenck Friderich furgibt, angethaſt erwider geſchlagen, gewundt, gefangen, vnd vber alles rechtliches erpieten, von dañ gen Speckfelt in ſein Schenck Friderichs ſchlos gefurt, aldo hart vnd vnmenſchlich gepeinigt vnd gemartert worden, vnd jn mit pein vnd marter benotigen, vnd zwingen wollen, ſeines willens, vnd ſonnderlich zu bekennen, das er den egemelten dargeber Linharten Belner hab helffen fahen vnd niderwerffen, Als aber ich Wenntzell Wolffskeel ſolichs erfarn, hab ich auff ſtundt, vnd deſſelben tags jm Schenck Friderichen deßhalben geſchrieben, vnd des knechts Hanſen Pfluegs vnſchuld angezaigt, vnd der halben, vnd dem Rechten nach begert, mit jm dem Pflueg nit zugehen, dañ er from, wie ich jn auferzogen, vnd ſich keiner vbelthat zu jm zuuermueten ſej ꝛc. So wiß er auch, das ich oder er mein knecht Pflueg, mit jm oder den ſeinen, jn vnguetten nichts zuthun oder zuſchaffen haben ꝛc.

¶ Darauf er ſchenck friderich mir zuentpoten, er wol mich deßhalben jn dreien tagen, bej eigner botſchaft antwort wiſſen laſſen, des ich mich dem ſelben nach verſehen, Aber er hat dem nit geuolgt, ſonnder des, vnd ſolcher ſeiner antwort ob Viertzehen tagen vergeſſen, jn welcher zeit vngezweifelt, er pflueg allerlej hat leiden muſſen, vnd als Schenck Friderich mit ſolicher manigfaltiger angelegter pein vnd marter, an jm dem pflueg ſeinen willen erlangt zuhaben vermeint hat er erſt, mir Wenntzelln nachuolgent geſchrieben, wie das er Pflueg bekennt, das er den mergemelten dargeber Linhart Belnern, hab helffen fahen, wie beſtendig das, oder nit ſej, wirdet ſich jn ſein des Pfluegs bekentnus, ſo er nach vnd auſſerhalb der marter, vor jm Schenck Friderichen, vnd etlichen der Furſten, nemlich Wurtzburgiſchen vnd Marggrafiſchen darzu verordneten geſchickten, vnd andern doſelbſt, zu Speckfelt lauter, wahrhaftiglich, vrkuntlich geſagt vnd beweißlich angezeigt, das er bej des dargebers gefengknus nit geweſen, noch die gethan, auch dobej nit hat ſein kunden oder mogen, Als jn volfuerung des Rechten klar erfunden wirdet, dauon aber er Schennck Friderich, jn ſeinem druck, zuuerpluemen obgedachte that, vnd zuuerplenden den grundt, gar kein meldung thut, vnd ob gleich alſo Pflueg, jn ſeiner marter, vor oder darnach, vnd von forcht wegen der marter, was geſagt, were nit wunder das er mit ſolicher pein vnd marter bezwungen worden, zuſagen, das er zuthun nie gedacht het ❡ Aber das iſt die warheit, das ich Wentzell Wolfſkel ſein des pfluegs vnſchuldt mit glaublicher vnd rechtlicher kuntſchaft, an tag gepracht, das er der that nit gethan, auch dobej nit hat ſein kunden oder mogen, vnd das ich jm Schennck Friderichen, ſolchs angezaigt habe, Aber das vnd anders, nit angeſehen hat er Schenck Friderich mir Wennden Wolfſkeel zugeſchrieben, die nehſt oben gemelt des Pfluegs ſage vnd entſchuldigung ſo er vor den angezaigten, der furſten geſchickten gethan, auf mein begere zu zuſchicken, vnd das auch ſein des Pfluegs vnſchuld, vor ſeinem gericht zu Helmtzheim verhort ſolt werden, vnd als ich aber ſolicher des Pfluegs vor der Furſten geſanten gethane ſage abſchrift, begert, vnd nach vermog rechtlicher kuntſchaft verner darauf zuhanndeln, jnnhalt gethaner ſchrift vnd widerſchriften hat er mir die verhalten, vnd nit zugeſchickt, ſonder ein lange außzugige ſchrift gethan, der meinung vnder andrem jn ſich haltende, ſo ich oder jeman annders jn ſunderlicher zeit, derſelben ſag abſchrift begert dem ſolt die, auch des Pfluegs vnſchuld außzufueren nit abgeſchlagen werden, doch der geſtalt ſo an andern gerichten, des Pfluegen vnſchuld halben, kuntſchaft geſtelt were oder wurden, ſolten die an ſeinem gericht zu Helmtzheim nit angenomen, auch darauf nit geurteilt, ſonder fur vntuglich vnd Craftlos gehalten werden, mit vil dergleichen vnbillichen vnd vnrechtmeſſigen angeheften gedingen, den gemeinen, auch landtlauftigen Rechten, auch ſeinem ſelbſt erpieten widerwertig

❡ Die weil aber er Schenck Friderich ſolich rechtlich zeugknus vnd kuntſchaft des Pfluegs vnſchuld halben, jn ſeiner ſchrift, mit außgedruckten worten abgeſchlagen vnd die nit zu hat laſſen wollen, mag ein jeder verſteundiger wol abnemen, ſein Schenck Friderichs geuerlich vnd argliſtig gemuet, gegen dem armen knecht, das er anfangs, vnd alweg nichts anders dann allein ſein des Pfluegs vnſchuldigen pluts begert darnach jnne gedurſt, dann er hat jne zu letzt, vnd vber alle erpotne warhaftige vnd rechtliche kuntſchaft, vnd vber ſein des Pfluegs, vor der obgemelten geſchickten der furſten, gethane warhaftige bekenntnus, mit ſo mancher grauſamer vnleidlicher pein vnd marter bezwungen, die warheit vnd ſein offenliche kuntlich vnſchuld zuuerneinen, vnd ſeinen geuerlichen willen zubekennen benotiget, vnd jn darauf eilender, vnd argliſtiger weis, vom leben zum todt pringen laſſen, wie loblich Adenlich, oder Rechtmeſſig, das ſej, hat ein jeder zuermeſſen, Vnd ſo er Schennck friderich ꝛc. vnd die ſeinen die an ſolchem tod ſchuld, radt, vnd that haben, jn den oftgemelten erbermtlichen perſonen weib vnd kinde des Rechtens wie er ſich dann in ſeinem druck vernemen laſt ſein, wird ſich die warheit ſelbert melden vnd anzeigen, vnd ob auch ſeine Schenck friderichen vermueten nach die warheit niemand ſagen ſolt oder wolt, vnd das daß meniglich verſteen vnd mercken mog das vnſer gemuet vnd meinung nit iſt gegen jm ſchenck fridrichen noch niemandt andern mit worten oder wercken zuthun oder furzunemen, dann was die warheit vnd der grundt vnd das wir mit eren vnd recht zuuerantworten haben

¶ So hat ſchenck friderich ſich diſer ſeiner handlung halben fur die Romiſche Keiſerliche majeſtat ꝛc. vnſern allergnedigſten hern vnd jr loblich Camergericht auch fur etlich Churfurſten furſten vnſere gnedigiſten vnd gnedigen Hern vnd andern zu recht erpoten vor welchen wir vnd ſonderlich vor Kaiſerlicher Maieſtat vnd den angezeigten Churfurſten vnd furſten zu rechten, kein ſcheuhen wiſſen wir doch das die Kaiſerlich Maieſtat vnd dieſelben Churfurſten vnd furſten mit vil hochern vnd groſſern geſcheften teglichen vberladen werden zu beſorgen das ſie diſer Rechtuertigūg nit auß gewarten wolten, Aber die weil er neben den das Kaiſerlich Chamergericht anregt iſt vns wol geliebt wollen auch das hiemit zunemen vnd zugeben angenomen haben, So er Schenck friderich, vnd die ſeinen wie obengemelt iſt den mergemelten ellenden perſonen, dem armen weib vnd kinde, auch vns wolfßkeell vnd ſonnderlich des ſeinen erdichten famos libels halben daſelbſt auch gerecht ſein wollen als von jm vnd denſelben dem Rechten vnd ſeinen ſelbſt erpieten nach billichen geſchicht, vnd wo das jm Rechten zuleſſig oder nit nachteilig were, wolten wir nicht liebers dañ das meniglich ſoliche warhaſtihe vnd Rechtmeſſige beweiſung des Pfluegen vnſchuld offentlich ſehen vnd horen, vnd daruber ein jeder vnpartheilicher verſtendiger erkenn, vnd ob dieſelbig kuntſchaft zu erledigen des vnſchuldigen Pfluegs pillich zugelaſſen vnd darauf vom leben zum tode gepracht worden ſein ſolt oder nit

¶ Wir Wolfſkel oftgemelt bedingen vnd bezeugen vns auch hiemit offentlich ſambtlich vnd ſonderlich das wir diſen druck nit annders noch jnn keiner ander meinung außgeen laſſen dan vnſer ein notdurft nach vnd ſein Schenck friderichs erdichten vngegrundten famos libel von jme vber vns offentlich angeſchlagen, vnd außgeſchickt zuuerantworten, vnd das wir mit dem ſolich ſein vnrechtliche zugemeßne ſchmach ſchriften nicht compenſiert oder vergleicht haben wollen vns vnſer erforderung vnd zuſpruch der halben gegen jm Schenck friderichen vnd den ſeinen vorbehalten vnd vns der vnd was derhalben geburn wil zuhanndeln nit verzeihen

¶ Darauf vnnſer demutig vnderthenig dinſtlich freuntlich vnd gutlich bedt an alle die daſſelb famos libel gelangt oder furkombt die wolln vns auf diſe vnſere gruntliche warhaftige vnd beſtendige bericht vnd geſchicht damit verantworten vnd verantwort haben, Auch vns des offtgemelten erdichten vngegrundten famos libels halben nichts deſter weniger achten vnd ſeinem erdichter jn dem vnd anderm wider vns keinen glauben zuwenden ſonnder vns vnſerm erbieten vnd aller obgeſchribener handlung nach gnediglich gunſtlich vnd getreulich furdern geraten vnd verholffen ſein, Wollen wir vmb einen jeden nach ſeiner Hoch, Stats, Ere, Wirden vnd weſen wie ſich gepurt zuuerdienen vnd zuuergleichen alles vnnderthenig willig vnd geflißen erfunden werden

(L. S.) Wenntzel vnd Wend Wolfſkeln
Vater vnd Sone zu Reicheuperg

3.

Doppelte Form und Ausgabe der Fehde-Druckſchriften.

In der Verantwortung der Ritter Wolfskehl gegen den Schenken von Limpurg wird Eingangs bemerkt: „Der edel her ſchenck Friderich . . . hat . . . ein famoß libel vnd ein langen vngegrundten ſchmechdruck vber vns an vil orden vnd enden angeſchlagen, vnd darzu den manchem . . . zu Haus vnd Hof geſchickt . . .“ Hier iſt von zwei Arten der Veröffentlichung die Rede, von einem angeſchlagenen Placat und von einem Libell, welcher Ausdruck ſich nur auf die Buchform beziehen kann. Wenn auch die Zuſendungen zu Haus und Hof in beiden Arten der Druckſchrift bewerkſtelligt wurden, ſo ſcheint doch vorzugsweiſe das Libell zur Vertheilung unter perſönlicher Adreſſe beſtimmt geweſen zu ſein, wenn überhaupt die doppelte Form zur Anwendung kam. Daß in der That ſolch zwiefache Form und Ausgabe gewählt wurde, ſoll hier an einem Beiſpiele erwieſen werden.

Bei den beiden hier mitgetheilten Fehdeſchriften befanden ſich im Nachlaſſe noch zwei andere, welche, wie eine nähere Anſchauung und Vergleichung ergab, im Inhalte, im Wortlaute, ja ſogar in den Lettern völlig übereinſtimmen, in der äußeren Form aber von einander abweichen.

Die eine Ausgabe iſt ein Placat in großem Folioformat, einſeitig gedruckt und faſt ganz ſo eingerichtet wie das Manifeſt des Erbſchenken, nur ſind es der Ueberſchriften verhältnißmäßig noch mehr. Die andere Ausgabe dagegen hat die Buchform, das heißt ſie beſteht aus einer Reihe von Blättern in kleinerem Folioformat, die auf beiden Seiten gedruckt ſind. Dieſer Blätter ſind es 4, beziehungsweiſe 3, da das Ausſchreiben ſchon auf der Rückſeite des 3. Blattes zu Ende geht. Auf dem Placat, welches eine anſehnliche Breite hat, befinden ſich natürlich weniger Zeilen als im Libell; jenes hat mit Einſchluß der Ueberſchriften deren 92, dieſes 221 aufzuweiſen. — Die Buchform wurde jedenfalls deshalb eingeführt, weil ſie handlicher war und mehr Ueberſicht gewährte als die breitzeiligen Placate. Der Setzer hatte nur die Aufgabe, die Lettern umzubrechen und in die neue Form zu bringen. Sollte nicht beſtimmt nachgewieſen werden können, welche Ausgabe zuerſt in Arbeit genommen wurde? Ich vermuthe, daß das Placat zuerſt an die Reihe kam.

Als Beiſpiel der verſchiedenen Druckeinrichtung möge die erſte Ueberſchrift in beiden Ausgaben dienen, wobei der übliche ſenkrechte Strich das Ende der Zeile bezeichnet.

Placat: Gemeyn aufzſchreyben von boſer Jemerlicher miſzhandlung ſo|
Albrecht vnnd Ernſt vom Brandenſtein geubt haben. (2 Zeilen.)

Libell: Gemeyn aufzſchreyben von boſer | Jemerlicher miſzhandlung
ſo Al- | brecht vnnd Ernſt vom Branden- | ſtein geubt
haben. (4 Zeilen.)

Der Ankläger iſt „Lorenz Schenk zu Sumen.“

II.

Zum Spiel von Frau Jutten.

Mit Facſimile der Namensunterſchrift von Hieron. Tileſius und des
Notariatszeichens von Theoderich Scherenberg.

Das Spiel von Frau Jutten, welchem mit Recht faſt alle Literaturgeſchichten eine erhöhte Aufmerkſamkeit zugewendet haben, verdanken wir in der vorliegenden Faſſung zunächſt nicht einem literariſchen, ſondern einem theologiſch-polemiſchen Intereſſe. Umgekehrt beſtimmte lediglich der literarhiſtoriſche Werth des Stückes den zweiten Herausgeber, Gottſched, daſſelbe in ſeinem nöthigen Vorrathe (II, 84—138) genau nach dem alten Drucke der Dresdener Bibliothek (Hiſt. Pontific. 496) mitzutheilen*). Nach dieſem Gottſchediſchen Abdruck wurde dann das Spiel von Keller in den Faſtnachtſpielen (Nr. 111) aufgenommen. — Gottſched bemerkt in den Zuſätzen zum nöth. Vorr. unter dem Jahre 1565 (S. 221): „Dieß Stück iſt bei Gelegenheit der damals neuern Verfechter der römiſchen Kirche, des Staphilus, Oſius, Cramer, Sotus, der Jebuſiter, oder Jeſuwider, und andre römiſche Suppenfreſſer mehr, zu welchen Julius, geweſener Biſchof zu Naumburg getreten, geſchrieben.“ Stephan wiederholt in ſeinen neuen Stofflieferungen (II, 150) dieſe Stelle mit einigen Zuſätzen und gibt mit kurzen Worten den Gedankengang der Vorrede des Herausgebers, des Mühlhäuſer Superintendenten Hieronymus Tileſius. Sonſt aber iſt meines Wiſſens von dieſer Vorrede nichts bekannt geworden.

---

*) Das Dresdener Exemplar habe ich nicht mit dem meinigen verglichen. Jedenfalls gibt es nur dieſe eine Ausgabe, wie ich aus der Vergleichung mit dem Gottſchediſchen Texte ſchließe, der diplomatiſch genau iſt, abgeſehen von der Raumeintheilung. Im Perſonenverzeichniſſe hat Gottſched einen Fehler des alten Druckes verbeſſert, wie er am Schluſſe corrigirt iſt. Statt Vnuerſun hat der Druck Vniuerſum. Dagegen hat Gottſched Simſon unverändert aufgenommen, welches heißen muß Sein Son. In dieſer Correctur begegnete dem Setzer das Unglück, das S verkehrt zu nehmen, ſo daß zu leſen iſt Dein Son.

Bei dem in neuerer Zeit lebhafter hervortretenden Streben, kulturhiſtoriſch wichtige Schrifterzeugniſſe ohne Rückſicht auf künſtleriſchen Werth aufs Neue an das Licht zu ziehen, ſcheint es nicht ungerechtfertigt, auch jene Polemik zur vollſtändigen Mittheilung zu bringen, welche ſich in ſo eigenthümlicher Weiſe an ein altes Schauſpiel knüpft, deſſen urſprüngliche Beſtimmung war, eine Quelle religiöſer Erhebung zu ſein. In der That dürfte in mitten eines kleinen Büchleins kaum eine größere Verſchiedenheit der Anſchauungen verſchiedener, aber nicht allzuweit auseinanderliegender Zeiträume anzutreffen ſein. Die proteſtantiſche Polemik gegen das Papſtthum hat eine zahlloſe Menge großer und kleiner Schriften hervorgerufen, aber das zeichnet die Vorrede zum Spiel von Frau Jutten vor allen aus, daß ihr Verfaſſer in ſeinem heiligen Eifer für die neue Lehre eine kirchliche Sage, deren Wahrheit er nicht im entfernteſten bezweifelte, deren poetiſche Verwerthung er aber nicht mehr zu erfaſſen vermochte, zu einer Waffe wider das Papſtthum und die katholiſche Kirche benutzt.

Auch die dem Spiele folgende Schlußrede des Eisleber Paſtors Chriſtophorus Irenäus, unter deſſen Aufſicht das Stück wahrſcheinlich gedruckt wurde, iſt geſchichtlich werthvoll. Seine Polemik iſt noch bei weitem leidenſchaftlicher als die ſeines Freundes Tileſius; während die Vorrede mehr allgemein gehalten iſt, geht Irenäus von der Schuld der Päpſtin Jutta und von den Angriffen gegen das Papſtthum auf einen concreten Fall über, auf das Interim; er verdammt daſſelbe und ſchließlich warnt er ſeine Glaubensgenoſſen vor den gleißneriſchen Beſchlüſſen des Tridentiner Conciliums.

Die ſprachlichen Bemerkungen beleuchten das Verhältniß, in welchem die Sprache des Stückes in ſeiner vorliegenden Geſtalt zu der Mundart des Verfaſſers ſteht, und die vierte Mittheilung ſucht deſſen Heimath und Namen für die Literaturgeſchichte feſtzuſtellen.

1.

Vorrede des Herausgebers Hieronymus Tileſius.

An den Chriſtlichen Leſer.

FReundlicher lieber Leſer, wir erfaren teglich, mit höchſtem betrübtem gemüt, Ob wol Gott der allmechtige der Antichriſtiſchen Rotten, dem Bäpſtiſchen hauffen, den grewel jrer Abgötterey, Superſtition, Falſcher lehr vnd erdichten Gottes dienſt, damit ſie die Kirchen gleichſam eine Sindflut vberſchwemmet, durch den Geiſt ſeines mundes reichlich entdecket, vnd für aller welt an das liecht gebracht, Das gleichwol deſſen vngeachtet die Prelaten, Vermeinten Biſchoff vnd andere fürneme glieder der Römiſchen Geiſtligkeit, von dem Wein der Hurerey, grewels vnd vnſaubrigkeit, welchen jhnen die groſſe Babilon die Mutter der Hurerey vnd aller grewel auff Erden, gemiſchet vnd eingeſchenckt, Auch von dem Blut der heiligen vnnd zeugen Jheſu, alſo truncken worden ſind, Das ſie Babylon die groſſe, eine behauſung der Teufel, ein beheltnis aller vnreinen geiſter, vnd vnreiner feindſeliger vogel nicht erkennen, dauon ausgehen, Gottes des Herrn zorn, der ſie richten wird, fürchten oder jhme die ehre geben wollen oder können, ſondern viel mehr tholl vnd blind in ſolchem gottloſen weſen fortzufaren, vnd aus vnmenſchlichem trutz, hoffart vnd hochmut, jhre verdamliche hurerey, mit der Beſtien, mit hochſter verachtung Gottes, jrer ſelbſten vnd vieler andern ewig verderbt vnd ſchaden hieraus zuführen gedencken.

Darumb ſie denn jtziger zeit widerumb etliche Scribenten aufſwerffen vnnd für ſtellen, welche die alten jrthume vnnd misbreuche mit newen gloslein ſchmücken, ſchöne farben anſtreichen, vnd die böſen alten verfaulte, vnd numehr faſt gefallene wand mit loſem Kalck tünchen vnd malen ſollen, Als da ſeind Staphilus Oſius, Cra-
Eze. 17. mer, Sotus, die Jebuſiter oder Jeſuwider, etliche Bayriſche Bapſtheuchler, vnd andere Römiſche Suppenfreſſer mehr. Bey neben welchen gar newlich auch Herr Julius geweſener Biſchoff zur Naumburck an den reien getretten, vnd als ein anſehenlich perſon bey den Bäpſtiſchen, durch ein ausgegangene vermanungs ſchrifft, dem jmmerfallenden Bapſtum ſtützen vnd Seulen vnterſetzen, oder jme gerne beſondern in dieſen landen, wider auff die beine hat helffen wollen, vnd ſich vnterſtanden, ſeine Stifftsverwanden, vnd alſo vnter jhrem namen ſonſten menigkliche in deutſchlanden zu vberrede, die Römiſche kirche ſey allein die rechte chriſtliche Catholiſche alte Kirchen, welche, Rein, Heilig, vnd einiger falſcher lehre vnd abgötterey jhr nicht bewuſt, auch auſſer welcher kein Seligkeit vñ wolfart ſey. Derwegen jederman zu jhr tretten, jre lehr, Gottesdienſt, vnd Ceremonien, ohne alles ferner fürdencken, gehorſamlich annemen vnd beſtendig darbey bleiben ſolle. Dagegen beſtettigt er die Kirchen der Chriſtlichen Augſpurgiſchen Confeſſion zugethan mit gantz beſchwerlichen aufflagen, das ſie von der Catholiſchen Kirchen ſich abgeſondert, beſondere newe winckel Kirchen ſein etc. Wie wol ich nun nicht erachten noch befinden kan, was dieſen Biſchoff hierzu mag verurſacht haben, das er eben zu dieſer zeit mit dieſer ſchrifft iſt erfür gewüſchet, denn er es ſonder zweifel, als ein verſtendiger, weiſer vnd geſchwinder alter Reinicke Fuchs

ohn beſondere occaſion, vnd gelegenheit wird angethan haben, vñ mus fürwar ſein ſonderlich Quia haben. So dancken wir doch dem lieben frommen Gott, das dieſer alte gelerte, vnd geübte Papiſt, gegen welchen die andern Bäpſtiſchen ſchreiberlein wol Schützen vnd Bachanden ſein vnd bleiben, dieſen handel mit beſſerm gewiſſen ſtercken, vnd anſehenlichern grunden vnd fundament nicht ausgefürt werde, Wie jme denn vñ allen andern zuthun vnmüglich, vnd das der allmechtige Gott aus dieſer ſchrifft erſcheinen leſt, welcher geſtalt das gantze Bapſtumb, auff einen gar loſen nichtigen faulen grundt, vnnd lauter tribſandt erbawet iſt.

Jch wil nicht ſagen, wie der Biſchoff im forder theil dieſer ſchrifft, mit den andern Bäpſtiſchen Scribenten als Oſio, Soto vnd andern vbereinſtimmen, vnd wie eine feine Harmonia vnnd conſenſus vnter jhnen iſt, wie zwiſchen Winder vñ Sommer, welches von gutherzigen gelerten leuten, dem Biſchoff als der von ſpaltung vnd trennung viel weis zu klagen, iſt dargethan worden.

Allein da las ich Chriſtliche hertzen richten vnd vrtheilen, was doch der Biſchoff in dieſem buch beſonder im letzten theil, da er als mit einem Drachenſchwantz das gantz geſchmeiſs des Antichriſtiſchen weſens, hinder ſich her zeugt daſſelbſte für gewaltige, hochdringende, vnd hertzbewegende vrſachen, grundt vnd zeugnis Göttliches worts gebrauchet.

Ein Biſchoff wenn er ſeine durch Chriſtum tewer erkauffte, vnd jhm befolne Scheflein in denen dingen, ſo Gottes ehr vnd jhre ewige wolfart betreffen ermanen wil, ſoll er mechtig ſein, Spricht Paulus, zu ermanen, durch heilſame lehre, wo bleibt aber in dieſer vermanung, Sic dicit Dominus Neum Iehoua, So ſpricht der Herr Jeſus, Leret ſie halten alles was ich euch befole hab, ꝛc. Was höreſtu hierinne mehr denn Kirche lange gewonheit, alter gebrauch, vnd was dergleichen des elter Wolffs geſchrey mehr iſt? Sind das nicht loſe tüncher, welche, mit loſem Kalck thünchen? Aber lieber Leſer, des ſoltu dich nicht verwundern, Grund vnnd Gottes wort haben ſie nicht, darumb brengen ſie es auch nicht auff den plan, vnd wird jhnen auch mangeln in ewigkeit, das weis ich fürwar vnd iſt Gottes rechtes gericht vnd vetterliche ſchickung, darfür wir wie geſaget, jhme dancken ſollen, das jhre groſſe Rabini, vnd fürneme gelerte Biſchoffe vnnd Prelaten, den vngrund jhrer böſen vnd gar faulen loſen ſachen, der Göttlichen warheit zu ehren vnnd jhnen ſelbs zuſchanden vnnd ſchaden, an tag brengen müſſen. Dauon von andern weit leifftiger vnd guter bericht geſchehen iſt.

Dieweil nun aber vnſere widerſacher je ſo gar rein vnd from ſein, vnd nie kein waſſer betrübt haben wollen, vnd mit ſo vielen vnnd prechtigen worten, von der reinigkeit jhrer alten Religion vnd lehr zu rühmen wiſſen, vnd mir aber faſt an einem tage des Biſchoffs zur Naumburg ausſchreiben vnnd dieſes folgende büchlein zukommen iſt, hab ich ſo bey mir gedacht, weil der Biſchoff vermanet bey der Kirchen zu bleiben, in welcher die ſo vber fünfftzig jhar ſein, jhre Tauff erlanget, vnd aber dieſes büchlein eben achtzig jhar alt iſt, wehre nicht vnbillich das es von allen Chriſten geleſen würde, denn es jha eine feine proba vnd Muſter iſt der lehre, welche in die vierhundert jhar daher, in der hochgerümpten alten Kirchen getrieben worden, dahin wir auch fleiſſig vom Biſchoff gefuret vnnd angehalten werden, vnd als denn würden wir vieleicht from, vnd gehorſame Kinder jhrer Kirchen erachtet, wenn wir dieſem Muſter nach, ohn alle ſpitzfündigkeit, vnnd grüblen wie der Biſchoff ſagt, vnſern Glauben vnnd Religion anſtelleten, denn es kompt je aus jhrer Kirchen her, Iſt im jhar Vierzehen hundert vnd achzig, durch einen Mespfaffen Theodoricum Schernberck, in einer Reichſtadt gemacht vnnd geſchriben, wie man mit des Authoris eigen handſchrifft in Originali darthun kan, vnnd zwar jederman auch leichtlich in der Compoſition ſehen wird, Darüber iſts auch alſo approbiret, das es offentlich zur ſelben zeit alſo geſpielet vnd agiert iſt worden.

Theodo. Schernberg.

Wolan da haſtu nu ein formular aus der vermeinten alten Kirchen, ſonderlich von dreyen fürnemen artikeln, welche vnter dieſe gerechnet werden, darauf das gantz Bapſtumb ſich ſteuret vnd grundet.

Erſtlich, von den verſtorbnen lieben heiligen ihrem dienſt anruffung, vertrawen vnd zuuerſicht auff ſie. Jſt kein Bäpſtiſch, das iſt Antichriſtiſch hierinne geſchrieben, nemlich. Die lieben heiligen ſein vnſer fürbitter vnd mitler, Beſunder aber die heilige Junckfraw Maria ſey vnſer verſönerin, tröſterin, ein friedeſchilt, aller Sünder vnd Sünderin, ein ſchirm der ſeligkeit, welche Sünde vertreiben vnd Barmhertzigkeit beweiſen ſoll. Chriſtus hab jr macht recht, vnd gewalt gegeben, da er auff dieſer Erden von jhr geſchieden, für die Sünder zu dingen wie der Author ſpricht, zu Gnad zu bringen aus angſt vnd pein zuhelffen, könne vns in vnſerm Sterbſtündlein, zu hilffe kommen, vnd vnſer tröſterin ſein, der wegen man auch nicht Chriſto, wie Stephanus gethan, ſondern ihre die Seele befehle ſoll. Jha könne auch durch jre fürbit vnd verdienſt, die verdampten aus der Hellen pein Freyen vnnd los machen, wie der Author dieſes ſpieles von Bapſt Jutten Seel narret, vnd weis nicht wo etwa im Rauchloch ers erfahren oder erforſchet hat. Wie nu herr Biſchoff vnnd jhr andern Papiſten, Jſt das ſo recht? Jſt das Catholiſch vnnd Altglaubiſch? Werden wir euch den ein mal zugefallen thun, wenn wir alſo wie angehört gleuben vnd thun, wie man denn vor 50. jharen, da jhr vnd andere getaufft ſeit, gegleubet vnd geleret hat? Heiſt das Chriſtlich vnd nicht mehr widerchriſtiſch, jha Heidniſch vnd Türckiſch gegleubet? Ach was kan doch jmmer mehr der Glorien, Ehr, Maieſtet, vnd herrligkeit, vnſers eigen vnnd warhafftigen hohenpriſters, Mitler vnd verſchöners Jheſu Chriſti mehr zu wider ſein, den ſein perſon ampt, vnd Hohenprieſterthumb, der Creaturen zu meſſen? Jſt das nicht in die dinge die Gott allein eigen, wie jhr ſelbſt ſagt, eingegriffen? jha Chriſtum gar zu nicht gemacht. Heiſt das nicht die zweifache ſünde dafür ſich der Himmel entſetzt, Chriſtum die lebendige quelle, aus welches fülle allein wir entpfahen gnade vmb gnade verlaſſen, vnd andere Brunne anzunemen, die löcherig ſein vnd kein waſſer geben? Wo bleibt den dieſes, das Jheſu Chriſto, nicht Marie, Nicolao, oder andern alle Prophete zeugnis geben, durch ſeinen namen, die an jhn gleuben, vergebung der ſünden entpfahen ſollen, Ach lieben herrn fürchtet Gott, alle es iſt vil zu viel vbermacht. Man darff mir alhie nicht ſage, De ſingularibus opinionibus, das iſt, wie ſie fürwenden, man könne nicht darzu das etliche für ſich in ſonderheit etliche vngereimpt ding gegleubet vnd fürgegeben vnnd jhme zuuiel gethan, Es ſey dennoch der gemeine verſtand vnd lehre der Kirchen, leidlicher geweſen etc. Aber dieſe vnd dergleichen ſchrifften bezeugen krefftiglich, das es Catholicus conſenſus geweſen, man hat ſo gelert, gepredigt, geſchriben, vnd iſt alſo darzu offentlich geſpielet worden. Oder wer iſt auff ſo vielen ſtifften, Biſtumen, Pfarrteien, Cloſtern, etc. ſo from geweſt, der ſolch vngereimpt ding, das iſt grewliche abgötterey vnnd jrthum geſtrafft, vnd das volck darfür gewarnet hette? Wie den der Biſchoff zur Naumburg noch nicht gentzlich gethan, Er ſagt wol von etlichen miſsbreuchen darvon die Kirchen vngeſtalt worden, ſpricht aber Mum, Mum, wil nicht heraus vnd dieſelben namhafftig machen, darwider ſetzen noch ſeine Stifftsverwandten, wie jhn der titel ſeines buchs het erinnern ſollen, nach notturfft hieruon vnterrichten.

Hiere. 2.
Johan. 1.
Acto. 10.

2.
Primat des bapſts.

Zum andern, wird der Primat vnd hoheit des Bapſts zu Rom vber alle Kirchen der Chriſtenheit von den Bapſtiſchen für einen ſolchen notwendigen Artikel geachtet, das ohn jhnen als den bewerten vnd auserwelten Eckſtein wie Sotus ſchreibt, die Chriſtliche Kirche nicht erkant noch erhalten wird, oder auch beſtehn kan, Wiewol nu der Biſchoff Julius faſt nachgibt, das der ſelbige primat mehr aus gewonheit vnd vmb erhaltung mehrer einigkeit, vnter den Patriarchen, eingeführet, denn das er Jure diuino, vnd aus Christi Einſetzung (wie die andern des Bapſt Tellecker bisher on grund geſtritten) ſein vrſprung genommen, denn wie jhnen ſolchs Gott lob mit Gottes wort, vnd gewiſſen gründen abgeiagt. Jedoch ſetzt er das dieſelbe des Bapſts Preeminentz vnd gewalt Got dem Herren gefallen müſſe. Solches zuerweiſen füret er gar ein ſein Argument, welches ein ſolche rationem conſequentie hat, die man billichen, allein zu bekrefftigung der Bäpſtiſchen Barbariſchen Tyranney gebrauchen ſoll, vnd ſpricht, Weil Gott ſolchen Primat lange geduldet, vnd derſelbe lange in der Kirchen beſtanden, wird daraus leichtlich abgenomen, das er Gott gefallen müſſe. Dieſe folgung iſt in andern dinge vnkrefftig vnd ſchleuſt nichts, Denn ſo würde viel vngereimpts dings heraus folgen, Als Paulus ſagt, Gott hat die gefeſſe des Zorns die da zugerichtet ſein zum verdamnis gedultet vnnd getragen, darumb werden ſie jhm auch gefallen. Item der Türck hat mit ſeiner hoheit, ja ſo lang beſtanden, als der Bapſt, vnd Gott hat jhn lang geduldet, jha herrlich Victorien, Triumpff vnd groſſes glück zugelaſſen, darumb mus er auch Gott gefalle. Da mus ein jder vernunfftiger ſage, es ſey vbel geſchloſſen. Aber in dieſem handel, den Bäpſtiſchen Primat zubekrefftigen, iſt ein gute conſequentz. Denn der Bapſt (der ein Celeſte arbitrium hat vnd kan aus dem was nichts iſt, etwas machen, & poteſt facere ſententia quæ nulla eſt, aliquam & cui voluntas eſt pro ratione in his quævult, & poteſt de iniuſtitia facere iuſtitiam: Tit. de Trans. Epiſ. cap. 4. in gloſa*) & de cuius iudicio nemini licet iudicare. 9. 4. 3. Vnnd in ſeinem Scrinio pectoris alle Himliſche vnnd Menſchliche weisheit, alſo alle regulas conſequentiarū hat) wird hiezu ſonder zweifel ſein confirmation vn Bäpſtiſch Bulla geben, vndt ein Creutz darüber gemacht haben, ſo iſts ein ſtarck vnd vnüberwindlich argument, dem alle welt gleube mus.

Wolan, wie Gott dem Herren gefalle alles dieſes, durch welches abgötterey, falſche lere, verwüſtung vnd zerrüttung der Kirchen, verwirrung der gewiſſen, grewliche ſchand, laſter, Sodomiterey vñ vnzucht eingefürt wird, als durch die vngemeſſen gewalt des Bapſts geſchehen, zeigt ſein Göttlich wort klerlich an, wie auch Gott ſolche ſeine vermeinte Vicarios vnd Stadhalter geduldet, weiſet dieſe Hiſtorie von Bapſt Jutten, vnd andern Bäpſten mehr aus. Denn ſo können wir viel mehr, mit beſſerm beſtand vñ grund alligire, Got hat der Römiſche Bäpſte Epicuriſch, Gottloſes, Vnchriſtliches, Viehiſches, Vnzüchtige, Sodomitiſche Bubenlebē, für aller welt endeckt, vñ an tag gebracht, vnd ſie für ſeiner kirchen vnd gemeine zuſchanden gemacht darumb hat Gott keinen gefallen an jnen, vnd ſind nicht ſeine Vicarij vñ heupter der Chriſtenheit. Denn des ſind wir aller ding gewis, das alle Welt jetzt weis, das die Bäpſt zu Rom, nicht allein Sodomiten, Weichling, Schwartzkünſtler, Teuffelsbanner, Zeuberer, Ehebrecher, Todtſchleger, Meiſter auff gifft geben, Simoniaci, Stiffter aller meuterey, vnd Blutuergieſſer in gantz Europa, zwitracht vnd krieg zwiſchen Keyſer, König, Fürſten vnd Herren, In ſumma Hurren vnd Buben, vnd die gröſten vnfletter auff Erden vnd lauter Monſtra ſein (welchs doch nicht das fürnemſt iſt, ſondern auch die höchſten abgötter, falſche Propheten, Verfüriſche lehrer, Diebe vñ Mörder, welche vnſerm geliebten heiland, deſſen Stadhalter ſie ſich mit vngrund rühmen, ſeine lehr, Gottesdienſt vnd Sacrament faſt in allen puncten vnd Artikeln ſchrecklichen verfelſcht, deprauiert, verkert, vnd verdunckelt vnd eine newe Heidniſche Religion gekocht vnd gebrawen. Solchs*) ſage ich das es jtzt alle welt weis. (Ausgenomen die Papiſten, welche fürſetzlich blind ſein wollen)

---

*) Text goſa.

2. Theſſ. 2. Iſt ein ſolches werck, damit vnſer Chriſtus offenbart hat den Menſchen der Sünden, das ſind des verderbens, ſeinen widerwerdigen der ſich erhebt vber alles das Gott oder Gottes dienſt heiſt, vnd kürtzlich das er ſein Vicarius,

---

*) Text: Solche.

Stadhalter, fundament, vnnd heupt der kirchen, vñ der edle bewerte Eckſtein nicht ſey, ſonder viel mehr der rechte ware Antichriſt. Mit dieſer Reuelation vnd offenbarung hat er ewren Bapſt vnd vermeinten Stadhalter Chriſti, von ſeiner hochheit geſetzt, vnd in abgrund geſtürtzt. Rümet nu ferner Gott habe in lange gedult vnd gefallen an jhme getragen, jhr dürffet nicht fürwenden, wir thun jhme zuuiel mit dieſer beſchuldigung. Denn ſo viel das leben belanget ſtehet hie Bapſt Jutta ewrem heiligen Stuel zu ewigem ſchmach vnd ſchande, So mag man in den Hiſtorien beſehen die ſeine legenden der Bäpſte, als Hellebrands, Gregorij 7. welcher nicht ein Menſch ſondern ein Teuffel geweſen, wie Benno Cardinalis ſchreibt, Johannis 13. der im Ehebruch erſtochen, Benedicti 12. Joan. 24. Pauli 2. Sixti 4. des frommen mannes, Innocentij 8. Alexandri 6. mit ſeiner Lucretia vnd gifft flaſchen. Julij 11. Clementis 7. des groſſen heiligen Pauli 3. Die lehr aber betreffend iſt nun mehr Gott lob vnleugbar, vnd durch der vnſern ſchrifften reichlich dargethan, welcher geſtalt das gantz Corpus doctrine Chriſtiane in allen artikeln von jhnen iſt verkert vnd verfelſchet, vnd ſie die rechte vnd vralte lehr, von dem Son Gottes aus der Schos des Himliſchen Vaters gebracht, vnd in den Prophetiſchen vnd Apoſtoliſchen ſchrifften verfaſſet verlaſſen, verleugnet, vnd dargegen, eine newe lehr, von Geſetz, Sünden, Euangelio, Glauben, Werck Buſſe ꝛc. in Kirchen vnd Schulen eingeführet, ein newe Tauff, new Abendmal, new Schlüſſel, new Kirche, new Gebet, den armen puſillen Chriſti auff gedrungen, vnd noch als Apoſtoliſch, vnd Catholiſch vnnd recht verthetigen, Solch ſchon Chriſtenthumb haben ewer Somidei, Vergottete Menſchen vnd Chriſti Stadhalter die Bäpſt zu Rom aus jhrem heiligſten Scrinio pectoris herfür gebracht, vnd ausgerichtet.

Wollen ſich dennoch mit jhrer Hurnſtirn nicht ſchemen, vnd alle Welt vberreden, ſie gefallen Gott vnd jhrem Scrinio pectoris, (welches ein Kachel oder Cloaca iſt, darein der Teufel ſeinen vnflat geſpeiet vnd geſchmeiſſen) ſolle vnd müſſe die gantze heilige ſchrifft, aller Chriſten Religion, Glaub, gewiſſen vnd ſeligkeit vnterworffen ſein.

Celibat vnd Ehe uerbot d' Papiſte.

Zum dritten, kempfft jhr auch heffig vber ewerem vermeinten Celibat vnd Antichriſtiſchen Eheverbot, derrer die ſich Geiſtlich nennen. Was nun hieruon zuhalten, vnd welcher Geiſt dieſes Eheuerbot getriben vnd in*) die Kirchen eingefüret, weiſen vber die andern gründe der Gotlichen ſchrifft, erſten brauch der Kirchen vnd alten Concilien, auch die fruchte aus, welche aus dieſem Celibat vnd Eheuerbot erfolget. Denn weil dadurch die Chriſtenheit, mit vieler Heidniſcher, Sodomitiſcher grewlicher vnzucht, büberey vnd Epicuriſchem leben erfüllet, vnd viel grauſamliche ergerliche weſen mit verletzung Göttlicher ehren, beſtrickung, verwirrung vnd betrubung der gewiſſen, vnd vieler ewiges verdamnis geurſacht, vnd Gottes zorn, zeitliche vnd ewige ſtraffe über land vnd leut erregt vnd geheuffet, kan je der Heilige Geiſt, welcher ein heiliger, reiner keuſcher Gott iſt, dieſer vnſaubern keuſchheit, ſtiffter vnd author nicht ſein, ſondern gewislich der, welcher ein vnreiner, vnfletiger, vnkeuſcher Geiſt, vnd aller vnzucht vnd büberey anreitzer vnd treiber iſt, Wie denn Paulus das Eheuerbot nennet, 1. Tim. 5. doctrinam dæmonioru̅, lehr ſo vom Teuffel (er neme ein ſchönbart vnd Laruen für wie er wolle) gewislichen her kompt, Hiezu dienet nun vns die Hiſtorien vom Bapſt Jutten auch, welche aus jhrem Bäpſtiſchen Scrinio ein ſpon new kindlein herfür bracht. Da hat Gott der Allmechtig an dem heupt der Römiſchen Kirchen darthun wollen, wie jhme dieſe ſeine Vicarij beneben dem hochgerümbten Celibat, Ehe vnnd ehrlos leben, der vermeinten Geiſtlichen gefalle, Denn do es die gelegenheit vmb den Bapſt zu Rom hette, wie von jhme gerümet wird, Auch dieſes lebē auſſer der Ehe von dem Geiſt Gottes geſtifftet were, het Chriſtus nicht geſtadtet noch geduldet, das der Bäpſtlichen hoheit, zu ewiger ſchmach vnnd ſchande, ein vnzüchtige Dirne zu ſolchem hohen ampt erhaben, den Apoſtoliſchen ſtuel beſeſſen, vnd den ſelbigen mit jrem Hurenleben, vnzüchtigem vnd vnehrlichem kinderzeugen befleckt vnd verunreiniget hette. Nu von dieſem heupt des keuſchen Aaronis ſcilicet iſt auch ſolche reinigkeit vnd heiligkeit hernach vberflüſſig in die andern dieſes leibs gliedmas herab gefloſſen, in die ſelbigen reichlich ausgetheilet, vnnd auch in jhnen ereuget. Wie man ſihet an Klöſtern Klauſen, beſonder an Stifften vnd Pfarherrn*), vnter dem Bapſtumb, welche den mehren theil alle zu offenlichen Hurnheuſer worden, Vnnd das auff das offentlich werck gelaſſen, ſind auch aus Gottes gerechtem gericht dahin gerathen, das ſie ſolch ergerlichs verdamlichs weſen für keine ſünd gehalte, endſchuldigt vñ auch die Sodomitiſche ſünde, mitausgegangenen offentliche ſchrifften treflich commendirt vnd gelobet. Vnd geſchicht jhnen hieran nicht vnrecht weil ſie dis fügliche vnd von Gott geordnete mittel vnd artzney vneinigkeit**), vnd vnzucht zuuermeiden, in Gottes namen nicht brauchen wollen, das ſie ins Teuffels namen mit brandmaligen gewiſſen, in ſünd vnd ſchand ligen, vnd drüber zum Teuffel fahren müſſen. Hiemit wil ich beſchlieſſen, vnd dir Chriſtlicher lieber Leſer, vrſachen zum kürtzten vermeldet haben, warumb dieſes büchlein, jetziger zeit an tag gegeben worden. Wil daran nicht zweifeln, du werdeſt es Chriſtlicher wolmeinung, wie es denn auch geſchehen, vermercken vnd auffnemen, den andern hauffen ſo drüber zürnen, las man hin fahren, Jhr alter Canon Diſt. 40. Si Papa, gilt hewer dis jhar nichts, ſie mügen beſſer brieff vnd Priuilegia fürlegen, den bißher geſchehen. Vnſer trewer vñ fromer Gott wolle ſie auch bekeren vnd

---

*) Text: in vnd.

Pſalm. 133.

1. Tim. 4.
1. Cor. 6.
Heb. 13.

---

*) Muß heißen: Pfarren?

**) vnreinigkeit?

erleuchten, vnd vns bey der allein ſeligmachenden lehr ſeines lieben worts, vnd Gottſeligen leben gnediglich durch ſeinen geiſt erhalten, vnd für allem Antichriſtiſchen ſawerteig vetterlich behüten, Amen.

M. Hieronimus Tileſius
Hirſpergenſis.

[Autographenfreunden wird die Mittheilung eines Facſimile der Namensunterſchrift von Hier. Tileſius nicht unwillkommen ſein.]

M Hieronymus Tilesius

2.

Schlußrede von Criſtophorus Irenäus.

Beſchlus.

WEiber liſt, ſagt man, vbertrifft alle liſt, des wir in dieſer Hiſtoria ein mercklich Exempel haben. Iſt das nicht eine geſchwinde liſt, vnd verſchlagener grieff? das ein Weibsbild für vnd bey den Leuten, mit denen ſie hin vnd wider vmbgegangen, jhren ſexum, weibiſche art, form vnd geſtalt, ſo verbergen vnd vertuſchen hat können, vnd ſich fur ein Mansperſon ausbrengen, das man es nicht gemerckt noch geſpüret, Ja das iſt noch ein geſchwinder vnd Teuffliſcher griff, das ſolche Brecken durch jhre liſt zu hoher dignitet vnd authoritet komen, die dreyfache Kron des Antichriſts, vñ ſedem Apoſtolicam, (wie es die Ro-

Ein Weibsbild iſt Bapſt worden.

manciſten nennen) expracticieret, vnd endlich Bapſt, des Teufels Vorbott vnd Statthalter, worden iſt. Es were auch ſolcher betrug wol bey jedermenniglich (ausgenommen die, ſo mit der Teufelshur ein vernemen gehabt, gebulet vnd gebubet) verſchwiegen blieben, wenn Gott nicht wünderlich vnnd ſonnderlich der Bepſtlichen Hurn ſexum vnnd bübereÿ geoffenbaret vnd an tag gebracht, nach dem gemeinen Sprichwort, Es wird nichts ſo klein geſponnen, es kompt an die Sonne. Wie zu Rom, nach dem ſie darnider kommen vnd blieben, auch einer höfflich ſolche vergeſſenheit des Bapſts oder Balgs mit 7. angeſchlagenen P. zu verſtehen gegeben:

P P P P P P
Papa peperit puerum penes portam Petri
P.
Pauli.

Es ſolte aber die Schandhur, ſo durch jhre liſtige practiken vnd anſchlege zu hohen wirden in dieſer Welt komen, vnd auff dem Bepſtlichen Stuel geſeſſen, der Chriſtlichen Kirchen mit jhrem ſchandmal vnnd Hurenkind geringen ſchaden thun, wenn an den andern Bepſten vnd Helliſchen Vetern, als Mansperſonen, welche vor vnd nach Jungfraw Bapſts Hans, oder Fraw Bapſt Henſel, auff dem Bepſtlichen ſtuel geſeſſen, etwas guts an lere vnd leben were. Denn das Bapſt Jutte ein Hurnkind, wie ein ander Sack, in ſchendlicher vnzucht, verblümbter weiſe gezeuget, dieſe ſünde ligt jhr, ſampt dem gegeben ergernis auff der Seele vnd Gewiſſen, Vnd was kan das arme Kind dazu, das die Bepſtliche Mutter eine Hur geweſen, vnd die Cardinel zu jhr ſich willig in jhren rat vnd kammer funden?

Die geiſtliche Hurnkinder aber, als die grewlichen Abgöttereien, falſche Gottesdienſt, Superſtition verkerte lere, Menſchenſatzung, vnd verführung, ſo die Babyloniſche Hur (wie die Schrifft die Bepſte nennet) mit vnd aus dem Teufel gezeuget, verführen viel Seelen in abgrund der Hellen.

Die geiſtliche Hurenkinder thun den groſten ſchaden der Kirchen.

Zween griff der Babyloniſchen Hur. Weil man aber nu faſt, aus Gottes wort, der Babyloniſchen Teufelshuren büberey, verfürung vnd ſchandhurenkinder hat kennen vnd mercken lernen, dafür man fort mehr ein ekel vnd abſchew hat, So befleiſſiget ſich nu der alte verſchlagene Balck vnd Helliſche Beſtia zween geſchwinder grieffe.

1. Schmücket ſie ihre Hurenkinder. Erſtlich beginnet ſie jhre Hurnkinder, das iſt Abgötteren, falſche vnd verfüriſche lere, mit ſchönen röcklein, ferblen vnnd gloslen zu behengen, zu ſchmücken vnd zu putzen, das ſie ſie ja mit ehren für Ehekinder vnd rechte lere möchte ausbringen, Vnd helffen des Babſts grewel ſchmieren, zieren, ferben vnd anſtreichen, die helliſchen Veter aufm Concilio zu Trient, vnd wie vorhin Eccius, Faber, Cochlæus, Julius Pflug vnd Staphilus, die Römiſche oder Bepſtliche Kadoſch bey ehren zu halten ſich vnterſtanden, Alſo wolten noch gern die armen Hudler vnd Sudler, Papirklicker vnd Scribenten, Sotus, Oſius, Witzel, der Alberhans zu Jngelſtadt, die Jebuſiter, vnd dergleichen, Corybantes, Ammen vnd Schlammen oder Kindermegde des Bapſts Hurenkinder, die Babyloniſche Freydiene mit jhren ſchandhurenkindern vnd grewel nicht ſo gar veracht vnd verlacht laſſen, ſondern etlicher mas, wider zu ehren vnd auff die bein helffen, Wer wolte ſie auch drumb verdencken, denn es wil ein jeder ſein trank vnd ehrpfennig dauon bringen, Aber ſie mügen thun was ſie können vnd vermögen, jhre höchſte vnd gröſte kunſt vnd heil verſuchen, anſtreichen, tünchen vnd ſchmieren, flicken vnd lappen, waſchen vnnd baden, ſo wirds wol bleiben wie man ſagt:

> Non meretrix munda, nec cornix alba fit unda.

2. Der Baben ſucht vergleichung vnd vertrag. Zum andern, liebt ſich der ſchand Bapſtbalck, die Babyloniſche Hur mit jhren verwandten vnd zugethanen, zu vnſer Kirchen, vnterfenget ſich etliche der vnſern mit[*]

---

[*] Text: mir.

ſüſſen freundlichen worten an ſich zu hengen, das ſie mit jhr bulen vnd huren ſollen, demütiget ſich, gibt einigkeit, vertrag vnd vergleichung für, Vnd mit ſolchen liſtigen grieffen, vnd ſüſſen, verſchmierten worten, iſt durch beywonung etlicher der vnſern das Schandhurnkind oder Banckart das INTERIM gezeuget, vnnd bey vielen für ein Ehekind ausgebracht, die es angenomen, geehret, gehaben, auff henden getragen, gegengelt, geküſſet, gepoſſet, gehertzet vnd angebetet haben, das ſie ja den Grosnenne vnd die alte Memme zu Rom mit jhren Corybanten, Carnüffeln, Biſtoppen vnnd Thummenpfaffen nicht erzürneten. INTERIM.

Die Adiaphoriſten waren dem newgebornen Kind oder Baſtart, dem Interim, ſo gar feind nicht, vnd weil etliche Obrigkeit drauff drang, billichten ſie dem Kinde zu ehren, vnd befürderung vmb fried vnd einigkeit willen, aus furcht der Römiſchen Mutter vnd des Grosnennen, die Papiſtiſche ſülung (ölung wolt ich ſagen) oder die letzte ſchmier, Firmlung, ſampt andern Beylichen Ceremonien, ſo in vnſern Kirchen, ſindt das Euangelium auffkomen, gefallen, oder aus erheblichen vrſachen abgeſchafft, vnd erbeiteten endlich dahin, da ja das liebe Kind auffwüchſe, ein weis Weſterhembdlin vnnd ſchöne Windelſchnur in vnd von vnſern Kirchen erlangen vnd erhalten möchte, Vnd das noch mehr iſt, lerneten ein teil der vnſern von der Römiſchen Hur vnd Banckart, dem INTERIM, rotwelſch reden, als: Adiaphoriſten.

1. Wir wollen das wörtlin Sola nicht ſtreiten.
2. Wir werden furnemlich durch den glauben gerecht vnd ſelig.
3. Gute werck ſind auch nötig zur ſeligkeit.
4. Es iſt niemand one gute werck ſelig worden.
5. Es iſt vnmüglich, one gute werck ſelig zu werden.
6. Wie denn auch die Synergiſten jhre rotwelſche reden zum teil von dem Interim im artickel vom Freien willen genomen vnd gelernet haben.

Etliche waren geneigt vnd bereit, den Babyloniſchen oder Römiſchen Balck für das Heubt der Kirchen zu erkennen vnd zu ehren, vnterworffen ſich jhrem Concilio zu Trident, lieſſen von ſich lauten, je neher dem Bapſt, je beſſer.

Wolten auch die geſchmierten, geölten Biſchoue für Ordinarios erkennen, jhnen die Administration vnnd Ordination einreumen, Kirchen vnd Paſtorn vnterwerffen, Welche aber nicht darein willigen wolten, ſondern dem widerſprochen, in jhr Wechterhörnlein blieſſen, vnd die Feder in die hand namen, dawider ſchrien vnnd ſchrieben, vnd die Leute dafur warneten, vnd dauon abmanten, die hat man verfolget, abgeſetzt, beſtrickt, verjagt vnd geplaget, vnd ſolches alles mit fehrlichem ergernis, betrübung vnd beſtürtzung vieler Gewiſſen, vbergebung vnnd beraubung der Chriſtlichen freiheit, zurüttung der Kirchen, vnd ſterckung der feinde in jhrer falſchen meinung vnd jrthumen.

Nach dem nu das Hurenkind des Bapſts, das Interim (dem etliche zimlich liebkoſeten, vñ gerne fortgeholffen hetten) nicht allerding, wie es gerne gewolt, geehret, vnd jhm von etlichen eifferigen vnd beſtendigen Theologen, von vnnd aus Gottes gnaden widerſprochen, vnd zimlich gehemmet iſt worden, demütiget ſich noch ein mal zum ſchein die Schandhur der Bapſt zu Rom mit den Romaniſten, auffm Concilio zu Trient*), vnd das er etliche in ſeine ſtricke, netze vnd felle möchte bringen, wil er etwas zugeben, vnd erleuben, doch der geſtalt, das er ſeinen Meuſedreck, lügen vnnd Abgötterey, vnter den Pfeffer warheit vñ rechten Gottesdienſt, mit vntermengen, ſeinen ſaurteig vnter die warheit miſchen, einen kuchen aus ſeiner vnd Gottes Religion machen, liecht vnd finſternis vereinigen, Chriſtum vnd Belial vergleichen wil, wie er auch im vorigen Interim mit dem ranck vmbgangen.

Des Bapſts heucheliſche demut.

Vnd leſſt nu der Hurnbalck zu Rom mit ſeinen

---

*) Text: Tient.

Conciliabiſten zu, vnd erleubet aus ſonderlichen Bepſtlichen gnaden, das man das Sacrament müge in beider geſtalt gebrauchen, doch mit der condition, anhang vnd bedingung, das man allerding die Papiſtiſche, abgöttiſche Meſſe daneben halte, vnd die Communion vnter einer geſtalt auch laſſe recht ſein, nicht ſtraffe noch verdamme, vnd einen jeden frey laſſen ſein. Das heiſt ja warlich den Teufel neben Chriſto auff den hohen Altar ſetzen, liecht vnd finſternis eins machen, Chriſtum vnd Belial vergleichen, vnd ein gúlden Kalb in der wúſten auffrichten, ein Samaritiſch gemenge, Interim vnnd klump, ins Teufels vnnd Gottesdienſt, in vnd vnter einander brawen, abgóttiſche Ceremonien vnd grewel neben dem heiligen Abendtmal billichen, dem Abgott zu Rom etliche Weirauch kórnlein zu gefallen opffern, wie vorzeiten von den Chriſten begert war, ſie wolten doch dem Keiſer zu gefallen den Heidniſchen Abgóttern etliche kórnlein Weirauch in das fewr werffen vnnd opffern.

Der Babſt erleubet beiderley geſtalt mit bedingūg.

Sintemal aber der Bapſt mit den ſeinen nicht ableſt, wie wir ſehen vnd erfaren, vnd bemúhet ſich, in vnſer Kirchen zu ſchleichen, einen fus drein zu ſetzen, vnd vns ſeine Abgótterey mit liſt oder gewalt auffzudringen, vnd vns mit ſeinen Hurenkindern, grewel, ſuperſtition, vnd verfúhrung zu behengen.

So ſollen Chriſtliche Prediger munter ſein, wachen, vermanen vnd warnen jhre Zuhórer, das ſie ſich fúr des Bapſts grewel, betrug, triegerey vnd mengerey vleiſſig húten, als fúrm Teufel ſelbs, ſollen in jhre Wechterhórnlin blaſen, das Exite, Gehet aus mein Volck von der Babyloniſchen Hur, vnd nempt jhr mahlzeichen nicht an, embſig erſchallen vnd hóren laſſen.

Es ſollen auch alle frome Chriſten vnd Zuhórer ſolchem Exite folgen, ſich wol fúrſehen, vnd húten, das ſie nicht der Babyloniſchen Huren malzeichen annemen, vnd von jhr eingenomen vnd betrogen werden, Aus folgenden vrſachen.

Vrſache, warumb man ſich fúrs Babeſts Abgótterey vergleichung húten ſol.

Denn es iſt aus Gottes wort klar, offenbar vnd gewis, das der Bapſt mit ſeinen laruen, Biſchouen vnd ſeinem gantzen geſchwürm, ſey der Menſch der ſünden, das Kind des verderbens, der Antichriſt oder Widerwertige, der ſich erhebet vber alles, das Gott vnd Gottesdienſt heiſſet, in dem Tempel Gottes, als ein Gott, gibt für, er ſey Gott, welchen der HErr Chriſtus mit dem Geiſt ſeines Mundes vnnd Göttlichem wort angegriffen vnd gemartert hat. Item, es iſt offenbar, das er ſey die Babyloniſche Hur, die Mutter der hurerey vnd aller grewel auff Erden, bekleidet mit ſcharlacken, roſinfarben, vbergüldet mit gold, eddelſteinen vnd perlen, die da hat ein gülden becher in der hand, vol grewel vnd vnſauberkeit jhrer hurerey, Mit welcher die Könige auff Erden jhre hurerey getrieben, vnd die einwoner auff Erden ſind truncken worde, von dem wein jhrer hurerey, Welche truncken iſt von dem blut der Heiligen, vnd von dem blut der zeugen Jeſu Chriſti. Item, iſt eine behauſung der Teufel, ein geheimnis aller vnreiner Geiſter, vnd aller vnreiner feind ſeliger Vogel (München, Nonnen, Pfaffen, ſchwermer, leſterer, verfürer) vnd wie Lutherus ſagt, der Bapſt oder ſein Bapſthumb iſt eine grundſuppe aller ketzerey, ſchand vnd laſter, eine mordgrube der Seelen*) vnd Gewiſſen, ja des Teufels eigen reich vnd keiſerthumb. Vns kan der tewre Man Gottes D. Luther des Bapſts betrug, verfürung vnd ſchade, ſo er in den Kirchen, mit lügen vnd mordt anrichtet, nicht gnugſam mit worten erreichen, des er hin vnd wider in ſeinen Büchern gedenckt, vnnd ſagt ſonderlich mit groſſem ernſt vnd einer: Wenn ich gleich 100. meuler vnnd zungen hette, ſo köndte ich nicht gnugſam die monſtra vnnd grewel des Bepſtlichen Reichs oder Regiments erzelen vnd ausreden, Vnd kan nichts ſo hefftig wider den Bapſt geredt oder geſchrieben werden, das da gnugſam ſein Gottlos weſen vnd grewel den

Der Babel der Antichriſt. 2. Theſſ. 2.

Apocal. 17. 18.

Uber das 48. Cap. des erſten Buchs Moſi im lateiniſchen Commentario.

---

*) Text: Seeln.

Leuten fürbilden möchte. Denn er hats grewlicher vnd heslicher gemacht, vnd gröſſern ſchaden mit ſeiner Abgötterey gethan, denn man es mit worten erreichen oder erlangen kan, Der Rattenkönig zu Rom, der Bapſt, hat mehr ſchaden dem Reich Chriſti vnd der Chriſtlichen Kirchen gethan, denn der Mahometh, Der Türck tödtet den leib, raubet vnd nimet der Chriſten güter, aber der ſchand Bapſt dringet viel herter auff ſeinen Alcoran, das Chriſtus verleugnet werd. Beide zwar, Mahometh vn Bapſt ſein des Teufels mancipia vnd trewe Diener, feinde der Chriſtlichen Kirchen, denn ſie beide des HErrn Chriſti Euangelium verfolgen, Aber der Bapſt wil kurtz vmb haben, man ſol*) ſeine Canones vnd Drecker anbeten, vnd kurtzumb halten, was er gebeut oder verbeut, das alſo das liecht des Euangelij vntergedrückt werde.

2. Der Bapſt ſchmückt ſein Abgötterey, verdampt vnd verfolget Gottes wort.

Zum andern, Ob gleich Gott durch ſein wort die greuliche Gotteslesterung, manchfeltige Abgötterey vnd verfürung der Römiſchen oder Babyloniſchen Huren entdeckt, offenbart vn an tag gebracht, Nichts deſte weniger helt der Bapſt mit ſeinen Schürlingen vnd Suppenfreſſer hart vnd feſt vber ſeinen greulichen abgöttereien, jrthumen vnd Gottslesterungen, ſchmücket vnnd behenget ſie mit newen ferblein vnd fündlein, vnd wil die Leute entweder mit gewalt dazu zwingen, oder mit liſt hinderſchleichen vnnd dazu bringen, verdammet vnd leſtert nicht allein in ſeinem Conciliabulo vnnd ſonſten vnſere Chriſtliche vnnd lautere lere, ſo aus den brunnen Iſrael, das iſt, aus der Propheten vnd Apoſtel ſchrifften geſchöpfft, ſondern hetzet auch Fürſten vnd Herrn wider vns, one auffhören, wolt gerne ein blutbad wider vns Lutheriſche ſtifften vnd anrichten, ja dürſtet für vnd für aus Cainiſchem haſs nach vnſerm blut, die wir vber Chriſti wort vnd ordnung halten, vnd ein abſchew für der Babyloniſchen Hur Abgötterey vnd triegerey haben vnd tragen.

---

*) Text: ſdl.

3. Gott heis ſie [illegible]. Apo. 18.

Zum dritten ſollen Chriſtliche Prediger vnd Zuhörer warnemen des ernſten gebots vnd trewen warnung Gottes in der Offenbarung Johannis: Gehet aus von jhr (nemlich von der Babyloniſchen Hur) vñ nempt jhr ſchand character oder zeichen nicht widerumb an ꝛc. Jre ſünde reicht bis an Himel, vñ Gott denckt an jhren freuel, Bezalet ſie wie ſie euch bezalet hat, vnd machts jhr zwiefeltig nach jren wercken ꝛc. Chriſtus ſpricht Matth. 7. Hütet euch für den falſchen Propheten, da der Bapſt der vorgenger, ſtiffter vnd redleins führer neheſt dem Teufel, aller falſchen Propheten, ſchwermer, Ketzer vnd verführer iſt.

4. Der Babeſt wil ein Samaritiſche Religion ſtifften.

Zum vierden, Sol man ſich ſonderlich für der Babyloniſchen Hur hüten, das ſie widerumb mit liſten vnd practiken, verſchlagener weiſe, in vnſer Kirchen vnd Gewiſſen wil einſchleichen, vns zwar zum ſchein von vnſer Religion etwas laſſen, daneben aber jhre verfüriſche abgöttiſche grewel mit vntermiſchen, Wie ſich auch der Balck im Interim des grieffs vnterfieng, vnd etliche der vnſern anhuben mit jhr zu adiaphorizieren, colludirn, vnd ſich für jhrem fallſtrick nicht gnugſam fürſahen, Gott bringe die verführten zur buſſe.

5. Die des Bapſts malzeichen annemen, werden teilhafftig seiner ſünde vnd ſtraffe.

Zum fünfften, Welche mit der Babyloniſchen Hur heucheln, jhr zur gefallen etwas willigen, billichen, vnnd jhr malzeichen annemen, mit jhr colludirn, die werden nicht allein jhrer grewel, abgötterey, Tyranney, verfolgung, vnd ander ſünde vnnd ſchande, ſo ſie getrieben, teilhafftig, ſondern auch etlicher maſſe jhrer ſtraffe, wie Gott drawet Apocal. 18. Gehet von jr aus, das jhr nicht teilhafftig werdet jhrer ſünde, das jhr nicht etwas empfahet von jhrer plagen. Dauon Lutherus alſo ſchreibt im widerruf vom Fegfewr,

5. Tom. ienen. fo. 170.

Die vnſern ſollen ſich zu hüten wiſſen furm Bapſthumb, damit ſie nicht in jhre leſterliche grewel etwa bewilligen, vnd ſich teilhafftig machen alle des bluts, das durch die Papiſten vergoſſne iſt, Denn wer in des Bapſts werck verwilliget, der mus auch auff ſich laden vnd teilhefftig ſein aller grewel, leſterung, lügen, mord, vnd verfürung, die drinnen ſind, ja auch wol alle des vnſchüldigen bluts (wie Chriſtus ſagt) das vergoſſen iſt auff Erden, von Abel an, bis hieher, denn es iſt ein hauffe, ein leib, ein Geiſt, ein wille, ein Exempel aller Heiligen Mörder, Ich wil entſchüldigt ſein, vnd trewlich gewarnet haben.

6. Wir ſollen auch vnſere Nachkomen bedencken.

Zum ſechſten*), So ſol mans darumb auch thun, das vnſere Nachkomen ein vnuerfelſchte Religion, vnd reine lere, vnd rechten brauch der Sacrament, one ſawrteig vnd abgöttiſche ſuperſtition, vnd zuſatz des Bapſts von vns durch Gottes gnade**) vnd Geiſt, vermittelſt des worts, bekome, vnd ſich für der Schandhur mit jhren geiſtlichen Hurnkindern vnd abgöttereien hüten möchten.

7. Lutheri eiffer vñ ernſt ſol vns eine warnũg ſein.

Endlich ſollen wir eingedenck ſein, mit was eiffer vnd ernſt der tewer vnd werde Man Gottes D. Luther vns trewlich gewarnet hat für der Helliſchen Beſtia, vnd vngehewer monſtro, dem Bapſt, des Teufels Vorbotte vnd Stadthalter, der ſpricht in dem Schmalkaldiſchen Artickel: So wenig wir den Teufel ſelbs für einen Herrn oder Gott anbeten können, ſo wenig können wir auch ſeinen Apoſtel, den Bapſt oder Endichriſt, in ſeinem regiment, zum Heubt oder Herrn leiden, denn lügen vnd morden, leib vnd Seele zu verderben ewiglich, das iſt ſein Bepſtlich regiment. Item er ſpricht: Odio perfecto debemus illam beſtiam (Papam) odiſſe, das iſt, Wir ſollen die Römiſchen Beſtien (den Bapſt) mit gantzem ernſt haſſen, fliehen vnd meiden. Es hat der Man Gottes, der Bapſtsſtürmer, aus rechtem eiffer geſagt, Wo jhr nicht von gantzem hertzen dem Bapſt feind ſeid, ſo kündt jhr nicht ſelig werden. Item, er hat auch ſeinen guten freunde von hertzen gewundſcht: Dominus uos repleat odio Papæ, Gott der HErr wolle euch mit has vnd abſchew des Bapſts erfüllen. Item er ſpricht: Iraſcatur, exe-

Vber das 25. Cap. des erſten Buchs Moſi.

---

*) Text: ſechten. **) Text: gnadt.

cretur, maledicat Papæ, qui poteſt, Es verfluche vnd vermaledeie in rechtem zorn vnd eiffer den Bapſt, wer nur kan vñ mag. Item: Pereat Papa in æternum, & maledicāt omnes angeli ſancti huic PORTENTO. Es mag der Helliſche Vater der Bapſt zu Rom, zum Teufel jmmer hinfahren, Vnnd ſollen ſolche vngehewer grewel vnnd vnflat alle heiligen Engel vnnd Prediger in abgrundt der Hellen verfluchen, Dazu ſagen alle Chriſten: Amen.

Über das 49. Cap. Geneſ.

M. Chriſtophorus
Irenæus.

3.

Die Zeugniſſe der Kirchenſchriftſteller.

Tileſius hat auf der Rückſeite des erſten Blattes und auf den beiden Seiten zwiſchen dem Ende der Vorrede und dem Perſonenverzeichniſſe des Spieles über die Geſchichte der Päpſtin Jutta Zeugniſſe aus Dichtern und Kirchenſchriftſtellern beigebracht, welche der Vollſtändigkeit wegen mitgetheilt werden mögen.

Ioannes Pannonius.

Fœmina, Petre, tua quonda auſa ſedere Cathedra,
Orbi terrarū iura ferenda dedit.
. . . .
Cur igitur noſtro, mos hic, iam tempore ceſſat,
Ante probet quod ſe quilibet eſſe marem.

Menradus Moltherus.

Fœmina Ioannes triplici praecincta corona,
Pro Miſſa celebrat Papa puerperium.

IOANNES NAVCLERVS

volum. 2. Chronographiæ generatione 29.

ANno Domini 856. Leo Papa migrauit ad Dominum, cui ſecundum Martinum ſucceſſit Ioannes Anglicus ex Moguntiaco oriundus, ſedit annis duobus (Hic vt aſſeritur) fœmina fuit, & in puellari ætate ab amatore uirili habitu Athenas ducta, ſic in diuerſis ſcientiis profecit, ut nullus ſibi par inueniretur. Deinde Romam ueniens Triuium legit, magnos uiros, diſcipulos & auditores habuit, tantum quoque beneuolentiæ & autoritatis ſibi comparauit, ut mortuo Leone in eius locum omnium conſenſu

Pontifex crearetur. Sed in papatu per familiarem ſuũ impregnatur, & cũ de S. Petro in lateranum tenderet, inter Eccleſiam S. Clementis & Coloſſeum peperit in uia publica, & in partu mortua, ibidem ſepulta dicitur, & quia Papa eandem uiam ſemper declinat cum lateranum accedit, creditur a pleriſque quod ob deteſtationem facti hoc faciat. Sed nec ponitur in Catalogo Pontificum. Sunt etiam qui ſcribant quod eiuſdem vitandi erroris cauſa dum primum quis electus in ſede Petri collocatur ad eam rem perforata, genitalia ab ultimo diacono attrectari. at Platina putat ſedem illam ad id paratam eſſe, ut, qui in tanto magiſtratu conſtituitur ſciat ſe non Deum ſed hominem eſſe, & neceſſitatibus naturæ indigere, inde ſtercorariam ſedem merito appellari, Eſt etiam quoddam ſignum ſculpturæ marmoreæ in uia ubi parturiit, ob huius rei memoriam ut uulgo dicitur.

Volater. lib. 22. Anthropol.

Ioan. VIII. Anglicus, quem diſſimulato ueri habitu, dicunt fœminam, alioquin Doctiſs. fuiſſe deprehenſamque in uia apud S. Clementem quando peperit.

D. Valerius Anſelmus Ryd.

Ioannes Moguntinus fœmina, Pontificatum Doctrinæ morumque præſtantia comparatum, infami partu defuncta reliquit.

4.

Sprachliche Bemerkungen.

Das Spiel von Frau Jutten und die Motive ſeiner Veröffentlichung zeigten uns einen außerordentlich mächtigen Umſchwung der Ideen. In ähnlicher Weiſe können wir auf kleinem Raume die völlige Umwandelung gewahren, welche in einer verhältnißmäßig kurzen Zeit in der Reformationsepoche die deutſche Schriftſprache zu erleben hatte. Wohl in keiner Periode der deutſchen Sprachgeſchichte hat die Entwickelung ſo ſprungähnliche Fortſchritte gemacht. — Gödeke erwähnt mit Recht in ſeinem Grundriſſe (1,93), daß unſer Spiel von Tileſius ungehörig interpoliert wurde. Offenbar war dem Herausgeber die Sprache der achtzig Jahre älteren Handſchrift nicht mehr völlig geläufig; bei dem Intereſſe, welches er bei der Bekanntmachung verfolgte, ſah er ſich genöthigt zu moderniſieren, doch vermochte er nicht eine jede Unebenheit zu glätten oder zu entfernen. So kommt es, daß wir trotz der neuen Gewandung, in welcher uns jetzt die Sprache des Stückes entgegentritt, ihre urſprünglichen Formen zum Theile hindurcherkennen. Es ſcheint nicht unanziehend, diejenigen Einzelheiten ins Auge zu faſſen, in welchen der Dialect des Verfaſſers ſich durchaus von der Sprache des Herausgebers unterſcheidet.

Daß Theodoricus Scherenberg der Verfaſſer iſt, das ſcheint als feſtſtehend allgemein angenommen zu werden. Aus den folgenden Bemerkungen wird auch das Gegentheil nicht erwieſen werden können. Dennoch bekenne ich, daß mir bei Betrachtung des Wortſchatzes, der Ausdrucksweiſe, noch mehr der Compoſition leiſe Zweifel über die jetzt angenommene Abfaſſungszeit (1480) aufgeſtiegen ſind. Tileſius ſagt auf dem Titel: Vor 80 Jahren „gemacht“ vnd „geſchrieben“, und in der Vorrede: „Iſt im jhar Vierzehen hundert vnd achzig, durch einen Mespfaffen Theodoricum Schernberck, in einer Reichſtadt „gemacht“ vnnd „geſchrieben“, wie man mit des Authoris eigen handſchrifft in Originali darthun kan, vnnd zwar jederman auch leichtlich in der Compoſition ſehen wird,“ allein dieſe Nachricht kann ſich möglicherweiſe nur auf die Niederſchrift erſtrecken; ob Scherenberg auch das Stück wirklich „gemacht“ habe, abgeſehen von eigenen Zuthaten, die ohne Zweifel vorhanden ſind, kann durch des Herausgebers Tileſius Verſicherung nicht ohne Weiteres entſchieden ſein. Dieſe Frage über das Alter des Stückes wird noch einer eingehenden Unterſuchung bedürfen, der ich vielleicht nachgehen werde. Für jetzt muß allerdings Scherenberg als der Verfaſſer gelten.

Im Folgenden ſoll einfach nach den Seitenzahlen des nöthigen Vorraths citiert werden.

In den Reimen tritt die thüringiſche Mundart des 15. Jahrhunderts hervor, wie wir ſie in einer ganzen Reihe von Denkmälern und namentlich aus Rothes Gedicht von der heiligen Eliſabeth kennen.

Die charakteriſtiſche Apocope der Infinitive iſt durch mehrere Reime belegt, in manchen Fällen jedoch iſt die Entſcheidung nicht ſicher. Anzuführen iſt: geſchwanze (n): tanze 86. volende (n): ende 89. geére (geſchr. geehren): mêre (= maere, geſchr. mehre) 91. ſmucke: glucke (ſchmücken: glücke) 94. walde (n): balde 95. 96. 98. entfli: hi (entpfliehn: hie) 116. tû: frû (thun: frue) 122. Am häufigſten tû (thun): zû 88/89. 93. 96. 98. 99 100. u. ſ. w.

Die neuhochdeutſche Schriftſprache ſtellt ſich mit dem ſpäteren öſterreichiſch-baieriſchen Dialecte in den Lauten ei und au dem mittelhochdeutſchen wie auch dem ſpeciell thüringiſchen Vocalismus entgegen, welcher an deren Stelle i und û aufzuweiſen hat. Der Verfaſſer des Spiels von Frau Jutten zeigt noch das alte Lautverhältniß, welches Tileſius vielfach zu verwiſchen ſuchte. Charakteriſtiſch iſt der Fall, wenn er dem modernen Reime zu Liebe in den Adjectiven und Adverbien auf lich, lich den Vocal in ei umwandelt, wie es in der That im öſterreichiſch-baieriſchen Dialecte geſchieht, in der thüringiſchen Mundart aber niemals vorkommt*). Deshalb ſind für unſer Spiel manche Reime beweiſend, die es ſonſt nicht ſein könnten. himelrich: ſicherlich (geſchr. Himelreich: ſicherleich) 103. 136. himelriche: ſicherliche 106. 138. riche: ſicherliche 113: wiſſenliche (wiſſentleiche) 110. glich: grûlich (gleich: grewleich) 115. gewichen: ſicherlichen (geweichen: ſicherleichen) 91. Unbedingt maßgebend ſind aber andere Reime wie: wis (geſchr. weiſs): Paris 87. pris (preis): Paris 96. geſin: Konegin (geſein: Königein, wie Tileſius in Rückſicht auf den Reim geändert hat) 113. 120. min, ſin: konegin (mein, ſein: Königin) 123. 124. ſchin: keiſerin (ſchein: Keiſerin) 131. herin (herein): Bepſtin 121. pin: ſunderin (pein: Sünderin) 131. 134. 135. 137. vliſze: verdriſze (fleiſſe: verdrieſſen, mhd. vlize: verdriezen) 91. Der Reim fri: hi (frey: hie) ſcheint zweifelhaft. Ferner ſind beweiſende Zuſammenſtellungen von i und i: rich (reich): ich 93. vinde: entbinde(n) (feinde: entbinden) 107 (doppelt). Auch eine mundartliche Form kann zum Belege dienen: zit: ſit (zeit: ſehet) 105.

Das alte û (= nhd. au) iſt weniger in den Reimen vertreten. gerûmen: frumen (geſchr. gerhaumen: frommen) 123 ſcheint zweifelhaft. Dagegen iſt ſicher: wolûf: geſchûf (geſchr. woluff: geſchuff, mhd. wolûf: geſchuof, nhd. wolauf: ſchuf) 127. gebrûwet: vernûwet (gebrawet: vernewert = gebraut: erneut) 129**).

---

*) Der Schreiber der Sondershäuſer Handſchrift der Rothiſchen Chronik hat i ſchon faſt durchgängig zu ei werden laſſen, in den Adjectiven auf lich und in den Eigennamen auf rich ſteht immer i. (Pfeiffers Germ. IV, 478).

**) Mittelhochdeutſch wäre dieſer Reim nicht beweiſend: gebriuwet: verniuwet

Zu dem erwähnten Reime verdriſze: vliſze haben wir einen Beleg für die der thüringiſchen Mundart ſchon frühe eigenthümliche Vermiſchung von ie und i, und in vernüwet: gebrüwet ſehen wir das mitteldeutſche û an der Stelle von mhd. iu und nhd. eu. Hieran ſchließt ſich das gekürzte u in frunde: kunte (freunde: kündte) 85. frund: mund 128. Auch die Bindung von u und dem mhd. uo findet ſich: ſûs (ſuoze, adv., geſchr. ſüs): Nicolaûs 135.

Der mitteldeutſchen Sprache verblieb bis weit in das 15. Jahrhundert hinein die Reinheit der Vocale (außer a und â). Wir gewahrten ſie im Adverbium ſûs (ſüß), ſie wird ferner belegt durch die Reime: ſunde (geſchr. ſünde): ſtunde 138. kunt (kündt, könnet, 2. Pers. Plur. Praes.): grund 123. ſchône (adj.): trône 85. ſchôn (adv.) trôn 111.

Die Brechung von u und i zu o und e läßt ſich aus den Reimen faſt gar nicht nachweiſen. Es begegnet borden: worden (burden: worden) 112, einzelne andere Fälle ſind unſicher. Daß dieſes Lautverhältniß noch um 1480 in der thüringiſchen Mundart herrſchend war, iſt anderweitig bekannt. Scherenberg ſchreibt ſelbſt noch Molhuſzen (ſiehe unter 5.)

Der gekürzten Form frund (ſtatt frûnd, mhd. friund) ſchließt ſich gehort (gehôrt, mhd. gehoeret) an, belegt durch dort 88, wort ebend. — Eigenthümlich iſt die alte Betonung von hêre (= herre, vgl. Heinr. u. Kuneg. XXIV, Germ. III, 393), wie ſie unzweifelhaft in den Reimen hervortritt: hêre: êre (geſchr. Herre und Here: ehre) 111. 131. 134: mêre (mære, geſchr. mehre) 99. 107: ſêre 103. hêren: êren (dat. und inf.) (geſchr. Herrn, Herren, Heren: ehren, ehrn) 94. 100. 102. 103. 107: kêren 126. 135. 136. Im Reime Zweiffeler: Herr 117 iſt wohl zwifelêre: hêre anzunehmen.

Im Conſonantismus iſt das alte Verhältniß der Lautabſtufung zu erwähnen, durch welches die Media ſich im Auslaute zur Tenuis umwandelt: gſang, geſang: danc 85, 86: helletranc 121. lang: helletranc 122: danc ebend.

Der mundartlichen Form ſit (= ſehet) kann möglicherweiſe eine zweite ähnliche an die Seite geſetzt werden, nämlich geſchi: hi (geſchehe: hie) 106. Die ſowohl nieder- wie mitteldeutſche Form ſal iſt belegt durch nachtigal 125, durch quâl (geſchr. ſol: quall) 134, ſalt (2. Pers.) durch manicſalt (geſchr. ſolt: mannichfalt) 123.

Einzelne ältere der Sprache des (erſten) Herausgebers gegenüberſtehende Formen ſind unter andern: was (= war): Sathanas 85. 90. mê: wê (mehr: weh) 130. volant 115, welches Gottſched ſeinen Leſern in der Anmerkung als = „vollendet“ erklärt. palas: has (Palaſt: has) 100. nân (= nähen, adv.): ûferſtân (geſchr. aufferſtahn: nahe) 92. brengen (= bringen): lengen 98 wird auch noch von Tileſius wie von Irenäus gebraucht. Die alten Formen hân, ſtân, gân, lân, ſlân, entpſân bedürfen keines Reimbeleges.

Aeltere Worte ſind z. B. beiten 104. 126, erbeiten 114. gedagen 115. 124. 125 (hier erklärt Gottſched gedagen mit „erwarten“). gemeit 88. Die adverbiale Zuſammenſetzung zuhant 87, 94. 119 hat der Herausgeber unverändert gelaſſen. Wahrſcheinlich aber hat er die formelhafte Wendung ſunder wân in on argen wahn, on allen argen wahn ungeändert 95. 98. 104. 105. 135.

Sehr häufig begegnet ſalde (Glück, mhd. ſælde), welches Tileſius bald ſalde, bald ſelde, auch einmal ſolde ſchreibt. ſalde: balde (n): balde 98. 104. 106. unſalde: balde 136. unſalden (geſchr. vnſalden) 128. Das alte Adverbium drâte, bisweilen auch verdunkelt drôte finden wir im Spiele meiſt drotte, drotthe, einmal drath geſchrieben. drât: rât 105. drâte: berâte, berâte (n) 86. 87. 97. 99. 100. 114. 127. drôt: gôt 115. drôte: gote 113. 127.

Schließlich ſei erwähnt, daß im Spiel von Frau Jutten ſich eine Reminiſcenz an eine Stelle im Spiel von St. Katharina findet (gedr. in Stephans Neuen Stofflieferungen II, 160—173). Daſſelbe ſteht in einer Mühlhäuſer Handſchrift *), und ſo iſt es wahrſcheinlich, daß Scherenberg bewußt oder unbewußt die betreffende Stelle verwerthete. Die beiden Faſſungen mögen hier gegenübergeſtellt werden.

---

*) Dieſe Handſchrift gehört übrigens nicht, wie auf Stephans Zeugniß hin an verſchiedenen Orten bemerkt iſt, dem 15. Jahrhunderte an, ſondern trägt die Schriftzüge der letzten Hälfte des 14. Jahrhdts.

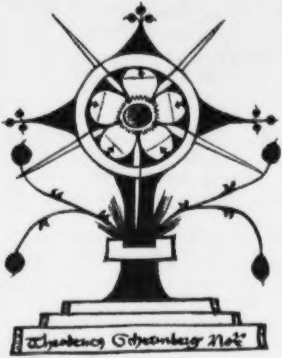
Cathar. (Steph. S. 168)	Jutta. (Gottſch. S. 91)
Lucifer	Luciper
ich wel uch gebe czu lone	Doch ſolt ihr von mir haben zu lohne
eyne vurige cronen.	Eine fewrige Krone,
dy ſal ſy behangen	Die iſt gar wol geflochten vnd behangen
mit nottern vñ mit ſlangen.	Mit nottern vnd mit ſchlangen.

5.

Theoderich Scherenberg, Kleriker und Notar zu Mühlhauſen.

In Gödekes Grundriß iſt es beſtimmt ausgeſprochen, daß Theodericus Scherenberg aus Mühlhauſen ſtammte oder wenigſtens dort ſeine Heimath hatte, denn es heißt 1,93 „Th. Sch. zu Mühlhauſen." In des Herausgebers Tileſius Vorrede wird einer „Reichsſtadt" gedacht, in der das Stück gemacht und geſchrieben ſei. Tileſius war zur Zeit der Herausgabe Superintendent zu Mühlhauſen in Thüringen, und ſo liegt die Vermuthung ſehr nahe, daß unter jener Reichsſtadt nur das thüringiſche Mühlhauſen verſtanden ſein könne. Beſtimmter hat ſich Stephan in der Einleitung zu den von ihm zuerſt edierten kirchlichen Schauſpielen von den zehn Jungfrauen und von St. Katharina (Neue Stofflief. II, 149) geäußert, in welcher er den Nachweis zu jener Vermuthung zu liefern verſprach: „Nächſtens werde ich der vormaligen Reichsſtadt Mühlhauſen den Ruhm vindiciren, in Theod. Schernberg, dem Dichter des Spiels von Frau Jutten, ... Deutſchland ſeinen älteſten bisher bekannten dramatiſchen Dichter gegeben zu haben." Weiterhin erwähnt Stephan, daß er von Scherenberg eine unzweifelhafte Urſchrift beſitze, von der er neben einer kleinen Probe des Schriftcharakters des die beiden Spiele enthaltenden Codex eine Nachbildung geben wolle. Auf dieſe Urſchrift beabſichtigte Stephan jedenfalls ſeinen Nachweis über die Heimath unſeres Dichters zu ſtützen. Auch ich beſitze in meiner Autographen- und Urkundenſammlung eine unzweifelhafte Handſchrift von Scherenberg, welche Stephans Nachricht wenigſtens einigermaßen zu beſtätigen vermag. Es iſt dies ein im Jahre 1489 ausgefertigtes Notariatsinſtrument über den Verkauf eines jährlichen Zinſes in der Reichsſtadt Mühlhauſen. Der Name der Stadt kommt dreimal vor und zwar geſchrieben molhuſen, molhuſzen und Molhuſzen. Abgeſehen davon, daß es heißt: . . . vir hermannus Volgwyn opidanus „Imperialis opidi molhuſen maguntinenſis diocesis“ . . . und . . . ſexaginta groſſorum „landiſpergenſium In terra Thuringie“ et In predicto opido molhuſzen communiter currencium . . ., würden wir ſchon aus der mundartlichen Form des Städtenamens ſchließen können, daß unter dieſem molhuſen nur das thüringiſche Mühlhauſen gemeint ſei. Hinſichtlich der Zeit ſtimmt dieſes Document mit der Angabe des Tileſius über das Alter der von ihm aufgefundenen und benutzten Handſchrift zuſammen.

Scherenbergs Handſchrift iſt ſehr deutlich, hat aber keinen beſonderen Charakter, ſondern trägt den traditionellen Ductus aller Notariatsinſtrumente, welcher in etwas von der Schrift anderer gleichzeitiger Urkunden und Bücher abweicht. Unten links an gewohnter Stelle befindet ſich das Notariatszeichen mit dem Namen, von welchem hier ein Facſimile mitgetheilt werden mag.


Theodericus Scherenberg Not.

Daneben rechts ſteht die notarielle Confirmation: „Et Ego Theoderieus Scherinberg clericus Maguntinenſis dioceſis publicus Sacra Imperiali auctoritate Notarius Quia predicti contractus conſeruacione ſtipulacione promiſſione Omnibuſque aliis et ſingulis dum ſic vt premittitur fierent et agerentur vna cum prenotatis teſtibus preſens interfui eaque ſic fieri vidi et audiui Idcirco preſens hoc publicum Inſtrumentum manu mea propria ſcriptum exinde confeci Subſcripſi publicaui et in hanc publicam formam redegi Signoque ac nomine nec non cognomine meis ſolitis et conſuetis ſignaui vocatus deſuper et requiſitus In fidem et teſtimonium omnium ſingulorum premiſſorum.“

Die Urkunde enthält im Notariatszeichen wie auch im Texte den Namen des Dichters, und danach möge er künftig angeführt werden. Von Tileſius wurde im Texte Schernberck und in der Randbemerkung Schernberg angegeben, und ſo wird abwechſelnd in den Literaturgeſchichten geſchrieben. Wenn wir ihn Scherenberg und nicht Scherinberg*) nennen, ſo fehlen wir nicht gegen des Dichters eigene Ueberlieferung, denn das i im Namen iſt das in den thüringiſchen Denkmälern traditionelle Endungs-i, welches in jener Zeit gewiß nur noch orthographiſche Bedeutung hatte. Die der Ausſprache entſprechende Wandlung von g zu k oder ck bedürfen wir nach dem Syſteme unſerer Rechtſchreibung nicht, um ſo mehr in der vorliegenden Urſchrift nicht Scherinberck, ſondern Scherinberg geſchrieben ſteht.

---

*) Ueber dem i fehlt in beiden Fällen der Punkt; an Schermberg — hochdeutſch Schirmberg iſt wohl nicht zu denken.

III.

Stücke aus dem Bauernkrieg.

1.

Das Strafgericht in Franken und Henneberg.

1525.

Den zweiten Band unſeres deutſchen Muſeums eröffneten „Stücke aus dem Bauernkrieg“, einfache hiſtoriſche Referate auf den Grund gleichzeitiger urkundlicher Quellen, hauptſächlich aus dem Lande Henneberg, deren Fortſetzung dort verſprochen wurde und die nun hier folgt.

Die Bauern räumten damals die würzburgiſche Stadt Meiningen, und der Stadtrath daſelbſt leiſtete, nachdem er einen kurfürſtlichen Geleitsbrief, den Güth †) mittheilt, empfangen, in Corpore vor dem Kurfürſten von Sachſen Abbitte, entſagte eidlich dem Bauernbündniß und gelobte dem Oberherrn, Biſchof Konrad von Thüngen, aufs Neue Gehorſam und Treue an. Rath und Bürgerſchaft beſtätigten dieſes Gelöbniß durch eine hernachfolgende Urkunde.

Kurfürſt Johannes ſchrieb an den nach Schleuſingen heimgekehrten Fürſtgrafen Wilhelm von Henneberg dieſe wenigen Zeilen:

> Vnnſer freuntlich Dinſt zuuor hochgeborner lieber oheim Wir vberſenden euer lieb hiemit Copej des vertrages mit den von Meiningen aufgericht auch voneben welchermaß die andern wurtzburgiſchen ſtetlein von uns glait (geleitet) wordenn vnnd bitten freuntlich e. l. wollen vnns widderumb des ſnabels (Schnabels) vrgicht vnd auſſag bej dieſem boten zuſchicken vnnd des vmbeſchwert ſein Das wollen wir vmb e. l. widderumb freundlich verdienen Dat. ꝛc. zu Coburg am Sontag trinitatis ꝛc. Anno ꝛc. xxv.
>
> Vonn gots gnaden Johanns Hertzog zu Sachſen des heiligen
> Romiſchen Reichs Ertzmarſchall vnd churfürſt lantgraf
> zu doringen vnd marggraf zu meiſſen.

und überſandte ihm die Abſchrift des Reverſes der Meininger Bürgerſchaft, die vom 5. Juni datirt iſt. Das Dokument lautet:

---

†) Poligraphia Meiningensis S. 217.

Wir ſchultes Bürgermeiſter rat vnnd ganze gemein der ſtatt Meyningen bekennen mit dieſem brief gegen mäniglich. Nachdem als vnnſer zum teil ſich zu dem hauffen vnnd verſamlung ſo zu bildhauſen vonn pauerſchafften verſammelt geweſt, begeben, vnnd gethan haben vnder welchem hauffen, vil geweſt vnnd noch ſeint die den durchlauchtigſten vnd durchlauchtigen hochgebornen fürſten vnnd herrn hern Johañſen des heiligen romiſchen reichs ertzmarſchalch Churfürſten, herrn georgen geuettern hertzogen zu ſachſſen Lantgrafen zu doringen vnnd marggrafen zu meiſſen vñd hern philipſſen Lantgrauen zu Heſſen grauen zu Catzenelnpogen ꝛc. vnnſern gnedigſt vñd gnedigen hern in iren churfürſtlich vñd fürſtlichen gnaden Landen vnd gebieten ſchaden zugefügt vnnd mit einreiſſung ihrer churfürl. ſchloſſer heiſer plünderung derſelben vnd zurbrechung der cloſter vnd kirchen auch herausnemung was darinne geweſt, gethan haben dergleichen denn Hochgebornen Fürſten Hern Wilhelmen vnd hern Herman grauen vnnd hern zu henneberg von ſolcher verſamlung in ihren Herſchafften durch dieſelben aus der ſtatt Meiningen vnd wid' darein zugefügt, darumb hochgemelter churfürſt zu ſachſſen vnſer gnedigſter Her ſich mit herescrafft heraus vber waldt mit einem merglichen kriegs volck zu roß vnnd fuß gefügt vnd vor meyningen gelagert, in meinung die ſtatt vnd dieſelben aufrürer, vmb angezeigte handlung als die wider den ausgekündten Landfrieden gehandelt, und in die paur deſſelben acht vnnd aberacht gefallen; zu ſtraffenn. Dieweil wir aber ſolchen ernſt vermerckt, haben wir von Meyningen ſein churf. gnad Angeſucht vnnd vnterteniglich vmb gots willen erpeten, das ſein churf. gnad vnnſer leib vnnd gut in gnad ſchutz vnnd ſchirm nemen wolt, Dieweil wir vnſern gnedigen hern von Würzburg dieſer Zeit nit anzutreffen wuſten, angeſehen was aus der ſtatt Meyningen vnd wider darein geſcheen das wir dazu von dem großen hauffen vnd dem gemeinen Volck gedrungen weren worden, Wollten vns nun hinfurt gegen ſeinen churf. gnad vnd meniglich in aller vntertenigkeit vnd pillickeit erzeigenn vñd halten, vnd darauf ſeinen gnaden huldung thun, Doch vns vnuerweiſlich der pflichten damit wir vnſerm gnedigen herrn von Würzburg vnd den ſtifft zugethann weren ꝛc. Auff ſolchs haben ir churfg. vns allenthalben was beſchwerlichs wider Romiſche keiſerliche majeſtatt vnſern allergnedigſten hern vnd das heilig reich auch gegen ſeinen churf. g. derſelben vetter vnnd ohemen von ſachſſen vnnd heſſen auch der fürſten von Henneberg ſampt vielen des adels gehandelt were vnnd das wir vnns wider vnſern gnedigen hernn von würtzburg vngebürlich auffgeworffen hetten, nach der Lenge anzeigē laſſen, Darumb aus ſolcher Verurſachung ernſte ſtraff darzu ir churf. gnad durch die gnad gottes zethun geſchickt, vnnd des willens fürzunemen were Dieweil wir aber ſo hoch bitten vñd erpieten gethan, So wollen ſein churf. g. auſthen got den almechtigen, damit auch chriſtlich blut zu vergieſſung gemieden vnnſer leib vnd gut zu genaden annemen Vnd alſo das wir erſtlich abſagen wollten alle pundtnüs einigung die wir mit denn ſteten vnd pauerſchaften aufgericht vnd gemacht hetten ferner darinne nit zuſtehen noch nimmer mer wider darein zukommen Vnd ob wir derhalbenn angeſucht daſſelb von wem das geſchehe ſeinen churf. genaden oder andern vnnſerm oberhaupt zuuermelden Zum andern, das wir was den vonn Henneberg vnd dem adel durch die vnnſern abgedrungen vnd zu ſchaden zugefügt were doſelbſt pilliche weiſung was wir nicht mit aufrichtiger antwort verlegten, oder vns des mit recht nit ſchützen vnnd vertreten konten zuleich vnnſerm gnedigen hern vonn henneberg erſtattung zetun, zum dritten wes ſeinen churf. g. für ſchaden vff dieſem Zuge vnnd fürnemen gegangen, ſeinen churf. g. darumb abtrang zethun, zum virden das wir wider ſein churf. g. auch der herſchafft vonn Henneberg irer aller gnaden land vnd leut in vngutt nit handeln ſolteñ oder woltenn, ſondern was wir ſpruch hetten, an ſeinen churf. g. begnügen zelaſſen Als dann wo wir ſolchs bewilligten auch zu gott vnd den heiligen zu haltenn ſchweren würden, wolten ſein churf. g. vns vnnſer bitt nach in dieſen jerigenn leufften, Dieweil wir vnſern gnedigen hern vonn würtzburg nit anzutreffen wuſten in irer churf. g. ſchutz vnd ſchirm doch vnſchedlich vnnſerm gnedigen hernn von wirtzburg vnd dem ſtiefft, an iren gerechtigkeiten vnd obrigkeiten annemen, Vnd ſo der von wirtzburg bei ſeinen churf. g. dieſer ſachen halben anſuchung thun würde, Wolten ſich ſein churf. g. mit vnuerweiſlicher vnnd freuntlicher antwortt vernemen laſſen Dieweil wir dann alſo gnedige verhor gnad vnd antwortt bei ſeinen churf. g. befunden So bekennen wir demnach genannten ſchultes burgermeiſter ratt vnd ganz gemein der ſtatt Meyningen das wyr vff heut dato für hochgenannten vnnſern gnedigſten hern dem churfürſten zu ſachſſen ꝛc.

gelobt zu gott vnd den heiligen geſchworen haben, alle diſe ebengezeigte artickel veſtiglich zu haltenn nimmer mer dawider ze thun, davonn nit zu weichen noch zu wanken vnd wo ſich mer auffrür Conſpiration vnd entpörung in der ſtatt erheben woltenn dieſelben ſovil vns muglich zuuerkommen die anheber deſſelben gefengklich anzunemen Vnd woluerwartt zu vberantwortenn des alles wir hirinne verleipt zu warer vrkund habenn wir ſeinen churf. gnaden einen leiplichen eide ſtete vnd veſte zuhaltenn, mit Hantgeber treuenn vnnd mit aufgereckten fingern zu Gott vnd den heiligen geſchworen, auch dieſe vnnſer verſchreibung von wegen vnſer des rats vnd der gantzen gemein darüber gegeben Geſcheen am montag nach dem heiligen pfingſtag Mit vnſerm des rats hierangehangenem Inſiegel wiſſentlich beſigelt. Nach criſti vnſers lieben Herrn geburt Tauſent fünffhundert vnnd im fünffvnd zweintzigſten Jare.

Dieſe ſchriftliche Demuthigung der Stadt Meiningen half ihr ſehr wenig, denn am andern Tage ſandte, wie Güth erzählt, der Kurfürſt den Grafen Albrecht von Mansfeld, den Ritter Friedrich von Thum und einige andere ſeiner Räthe in die Stadt und ließ eine Contribution von 3000 Gulden heiſchen. Mit Noth und Mühe ward eine Ermäßigung bis auf 1000 Gulden erlangt, davon 500 binnen 14 Tagen, die zweite Hälfte aber Weihnachten baar bezahlt werden ſollte. Bevor der Kurfürſt das Lager verließ und heimreiſte, gab er Stadt und Bürgerſchaft in den Schutz des Fürſtgrafen Wilhelm bis zur Ankunft des Fürſtbiſchofs von Würzburg und ließ ſich den gefangenen Bauernanführer Hans Schnabel ausliefern und denſelben durch den Profos in das Lager führen. Am Donnerstag nach Pfingſten brach das kurfürſtliche Heer auf; der Kurfürſt ſelbſt nahm mit dem ganzen reiſſigen Zeug in imponierender Haltung den Zug durch Meiningen, achthundert Rüſtwagen folgten. Er übernachtete in Bachdorf, 2½ Stunden von Meiningen, und nahm von da den Weg über Hildburghauſen und Coburg, von wo aus er den obigen Brief ſchrieb. Eine Menge Kriegsvolk blieb zur Hülfe des Fürſtgrafen und zur völligen Unterdrückung des Bauernaufſtandes im Henneberger Lande zurück.

Fürſtgraf Wilhelm begab ſich auf den Weg nach Schweinfurt, raſtete in Neuſtadt, und ſchrieb von da an Biſchof Conrad. Das Concept iſt ſehr unleſerlich geſchrieben, doch iſt der Brief wichtig, weil er eine Entſchuldigung enthält, daß Wilhelm nicht dem Stift Würzburg zu Hülfe geeilt.

Vnnſer vnterdenig willig dinſt zuuor hochwirdiger fürſt genediger her, vff vnſer ſchreiben vnd anzeigung, welcher geſtalt wir den hochgebornen fürſten vnſern lieben hern vnd oheymen herzog Johanßen von Sachſſen vnd Churfürſten die vncriſtliche wütende handelung der pawerſchafft helfen zu ſtraffen, zu erhaltung vnd Retthung e. g. Stift auch vnſer herſchafft vor Meiningen bracht vnd vermögett hetten, vnd das wir mit vnſern gereiſigen vnd fusvolk, die wir in gutter Zall bey einander hetten für vns ſelbſt e. g. vnd derſelben ſtifft zu gutten forttziehen, die vngehorſamen der oberlendiſchen des Stiffts Stett Flecken vnd empter in Zwangk vnd vorigen gehorſam zu bringen ꝛc., haben wir e. g. antwortt alles inhalts vernomen vnd geben darauff e. g. zu erkennen, das wir füre vnd füre, wie wir in anfangk der Pawerſchen empörung vff e. g. ſchreiben vnd mundtlich handtlung an vns gelangett, erbotten vnd begeben mit allem vnſerm vermogen e. gn. zuzuziehen, bey vnſern hern vnd freunden auch ſunſten bemühen vns vmb gethan, in hoffenung geſtanden, wollten e. g. vnd derſelben ſtifft ſtadtlich zu rettung vnd zu hilff kommen ſein. Aber nach dem bemeltte der Pawern entpörung bey vnd vmb vns, ſich erweget vnd gemeret, vnd ſonderlich bey vnſern hern freunden vnd bey denen wir vns mercklicher hilff vnd beyſtandts vertroſtett, haben wir vff emſigs verhalten vnd bemühen, keinen Zeuge oder Rettung eher können oder wiſſen zu wege bringen, dan vff dieſe Zeitt, Dieweill wir dan e. g. amptmann zur Newſtad vnter Saltſpurg Silueſter Forſtmeiſtern welchermaſſen wir vns e. g. vnd derſelben Stiffts flecken vnd ämpttern zu vergen e. g. pflichten vnd gehorſam zu bringen, Sich in e. g. genade vnd vngenade zuuerpflichten vnd zu geben, neheſten vergangenen Sonnabent abents zu Mellrichſtadt gefertiget, e. g. zu berichten vnd zu erkennen zu geben, das niemals vnſers verſehens an e. g. gelangett, das vnſer fürnemen nicht in vnſern muth noch gedeyen ſtehett, ſondern wie gemeldett e. g. vnd derſelben ſtifft zugedeyen vnd gefallen beſchicht, vnd ſonderlich auch vff e. g. vns gegebenen ſchrifftlichen beuehl vnd

Mandatt e. g. Stedt vnd flecken von wegen e. g. Zufordern vnd einzunemen vnd das vnſer lieber Her oheym vnd Schwager ꝛc. Marggraff Friedrich zu Brandenburgk Thumbprobſt als oberſter Hauptmann vff dem Schloß Frawenbergk nebend Würtzburgk e. g. abweſens vns zu mermalen geſchrieben vnd begerdt vffs ſterchſt vns zu bewerben vnd vff zu ſein ſo al vnd ieglichen der Pawerſchaft abzuk theten den zug vff würtzburg zu nemen ꝛc. Derhalben bitten wir e. g. wollen vns des verczugks aus erzeltes verſehen entſchuldigett haben, vnd wollen demnach e. g. beuelghs vns auch Silveſter Forſtmeiſter zukommen wurdett, Jn Sweinfurtt erwartten, demſelben vergen vnſerm erbitten nach was derhalben ferner e. g. gelegenheitt wille oder meinunge ſei, geleben vnd folge thun, wollen vns des verſehen, e. g. werden die vnſer handelung gutt gnügen vnd gefallens tragen, wir in antwortt nicht wollen verhalten Datum Newſtadtt montag nach dem Sontage Trinitatis Anno ꝛc. xxv.

Von. g. g. Wilhelm.

An biſchoff Conradtt zu Würtzpurgk.

Mittlerweile war auch im Frankenlande die Empörung getilgt, und das Strafgericht begann. Schweinfurt hatte ſich im Bunde mit den Bauern ſchwer gegen ſeinen Schirmvogt, den Fürſten Wilhelm, vergangen, hatte das ſchöne Schloß Mainberg (1 Stunde von der Stadt) ausgebrannt, und ſah nun die Rache zitternd nahen, während zugleich der Truchſeß von Waldburg, ein gefürchteter Strafgerichts-Executor, ſich mit ſeinem Heere vor die Stadt lagerte. Es wurde jedoch unterhandelt, pater peccavi geſagt, und die Stadt mußte ſich zum vollen Schadenerſatz und zum Neubau des ſtark beſchädigten Schloſſes verſtehen. Folgendes iſt der darüber ausgeſtellte Revers:

Zu wiſſen Sy menigklichen, Als ſich Burgermeiſter raut vnnd gemeind zu Schweinfurtt, den abfelligen vngehorſamen, vnd vffrurigen purn, anhenig gemacht, Jnen hilff rautt vnnd byſtandt, gethan, vnnd in ſolichem dem hochgebornen Fürſten, Herrn Wilhelmen, Graffen vnd Herrn zu Hennenberg ꝛc. Siner gnaden ſchlos Mainburg mit ſampt bemelten puren, geplindert, vßgebrant auch andern ſchaden zugefugt haben, dadurch ſie ſich dan gegen als irem rechten vogt, vnnd Schirmherr, inen von romiſcher keyſerlicher maieſtat, zugeordnet, vnd gegeben, zum hochſten verwirgt vnnd verſchuldt habenn, auch dadurch de facto vnd mit der that als verbrecher des gemeynen landtfriden, in des heyligen romiſchen reichs aucht vnd aberaucht gefallen, vnnd deßhalben vnnd ſunderlich, das ſie wider den loblichen pundt im landt zu Schwaben gehandelt habenn, von dem durchleuchtigen hochgepornen Fürſten vnd herrn herrn Caſimirn, Marggrauen zu Brandenburg, zu Stettin pomern, der Caſſuben vnnd wenden hertzogen Burggrauen zu nuremberg, vnd furſten zu rugen auch dem wolgepornen herrn herrn Jorgen Truchſaſſen Fryherrn zu Waltpurg, des bemelten loblichen Schwebiſchen punds, Obriſter Veldhauptman, mit herscraft vberzogen, vnnd geſtrafft ſein ꝛc. Das vnder ſolicher handtlung, zwuſchent vorgemeltem Meinem gnedigen herrn von hennenberg, vnnd gedachter Statt Swynfurt beteydingt, vnnd mit ir baider ſitz, wiſſen vnnd willen, abgeredt iſt das dieſelbigen von Swynfurt gedachtem meinem gnedigen Herrn von hennenberg das angezeigt Schlos meinburg, zu Stundan wiederumb in aller geſtalt vnnd mass, das vorgeweſt iſt, zum beſten bawen, oder ſich aber vmb ein bawgelt, mit ſeinen gnaden, zu den beugen, vertragen, auch alles das ſeinen gnaden von varender hab, dufch ſie entwert, vnd noch verhanden in der Stadt Schwynfurtt, vnd auch angezeigt werden mag, one enthaltung widerumb zuſtellen, vnd geben ſich auch des allen, gleich yetzund, gegen ſeynen gnaden, vnder irem Statt Sigel mit nottürfftigen punkten vnnd angehenkten penen, genugſamlich vnd mit gutter ſicherheit, verſchriben vnd damit gericht, geſchlicht vnnd vertragen ſein ſollen, alles getraulich vnd vngeuerlich vnnd des zu vrkundt ſeint, dieſer briff zwen in gleicher luttung gemacht, vnd mit vnſer vorgemelter marggraff Caſimirn vnnd Jorgen Truchſaſſen von Waltpurg aygen Secreten verſigelt, Geben im Veldlager vor Schwynfurt am xiiij tag Junii anno ꝛc. xxv.

Jorg Truchſeſſ ꝛc.

p. m. p.

Man ſcheint ſich nicht dabei beruhigt zu haben, daß Schweinfurt dieſen Revers ausſtellte, ſondern es mußte ein zweites Dokument geſiegelt werden, darin gelobt wurde, den Vertrag auch zu halten und vollen Schadenerſatz zu leiſten. Dieſes lautet:

> Wir Bürgermeiſter Rath vnnd ganntze gemeinde zu Sweinfurtt bekennen vnd thun kunth offenbar mit dieſem brieue Als ynn dem vertrag von dem Durchleuchtigen hochgebornen Furſten vnnd herrn herrn Caſimirn Marggrauen zw Brandenburgk ꝛc. auch dem wolgebornen herrn herrn Jorgen Truchſeſſen, Freyherrn zw Waltpurg des punts zw Swaben Obriſten Velthauptman vnnſern gnedigen hern furſten vnd herrn zwuſchen dem hochgebornen furſten vnnd herrn herrn Wilhelmen Grauen vnnd herren zw Hennenbergk vnnſerm gnedigen Schirm vnd vogtt herrn an einem vnd vnns am andern theil begriffen iſt, Das wir vnſs vnter vnſerm Statt Sigell der punkten vnnd artikell inn dem ſelbigen vertrag verleibt, nach notturft vorſchreiben ſollen, So geredenn vnd verſprechen wir bey guten trewen im Wort der warheit die beſtimpten artikel zw halten Nemlich das wir gedachtem vnſerm gnedigen Herrn von Hennenbergk das Schlos Mainburgk auff vngeuerlich Zeitt ſeiner gnaden anſinnes widerumb in aller geſtalt vnd maſs das vorgeweſt iſt zum beſten bawen, oder vns aber vmb ein bawgeltt mit ſeiner gnaden zu dero benugung vertragen Auch alles das ſeinen gnaden vonn varender habe durch vns vnnd vnſer mitverwanten entwent vnnd noch vorhanden, inn vnſer Statt iſt vnnd angezeigt werden mag one entgeltung widerumb zwſtellen vnnd geben ſollen vnd wollen alles getrewlich vnnd vngeuerlich vnnd des zw vrkunt haben wir vnſer der ſtatt Sweinfurtt gemein Sigill in diſen briff gedruckt, der geben iſt am Mitwochen nach Trinitatis vnnd Chriſti vnſers lieben Herrn gepurtt funffzehenhundert vnd ime funffundzwenzigiſten Jare.

Nun erſt erlangten die Unterthanen des Amtes Mainberg einen Schutzbrief von dem Feldhauptmann Truchſes von Waldburg, deſſen Inhalt folgender:

> Ich Jörg Truchſaes Fryherr zu Waltburg des loblichen pundts im Land zu Schwaben Obriſter Velthauptmann vrkund mit diſem brieff als ſich die vnnderthanen im Ampt Menburg den abfelligen vnge-

horſamen paurn auch anhennig gemacht inen hilff Raut vnd byſtand gethan vnnd ſich aber widerumb in des hochgebornnen Fürſten hern Wilhelmen Graffen vnnd herrn zu Hennenberg Meins gnedigen lieben Herrn gnad vnnd vngnad ergeben haben darauff mich ſein gnad gebeten hat Sie von gemains pundts wegen wytters nit zuſtraffen Sonnder zu ſichern vnnd daby blyben zulaſſen ꝛc. So gebut ich hierauff allen vnd iedem kriegsuolkh Sie daby blyben zulaſſen vnnd verner nit zu beſchedigen daran beſchicht Mein ernſtlich Meinung geben vnnder Meinem handzeichen vnd Secret Mir vnd mein Erben on ſchaden den achtzehenden tag Junij Anno ꝛc. im funffzehenhundert vnnd im funff vnnd zwaintzigiſten Jar.

Jörg Truchſes.
p. m. p.

Kurfürſt Johann, der noch immer kriegsgerüſtet umherzog, hatte an den Kellner Wilhelm Pfnorr zu Meiningen ſchreiben laſſen: [1]

Vonn Gotts gnadenn Johanns
Hertzog zw Sachſenn Churfürſt ꝛc.

Lieber getrewer Nach dem wir dir jungſt vor Meyningen eynn ſchrifft zwſtellenn laſſenn, ann vnnſernn freundt vonn Wirtzburg zuuberſchickenn, weyl vnns aber darauff noch keynn anntwortt gefallenn, iſt vnnſer beger, du wolleſt dieſelbe anntwortt fürderlich inn vnnſer leger oder wo wir weſenntlich ſeyen werdenn, zwzubringen, beſtellenn, hierann nit erwindenn laſſenn In dem geſchicht vnnſer genntzlich meynung Dat. zw Grefenaw Freitags Nach Corporis Chriſti Anno ꝛc. xxv.

Ann Wilhelm Pfnor
kelner zw Meyningen.

und Pfnorr hatte den Brief an den Fürſtgrafen von Henneberg geſandt. Der letztere ſchrieb nun ſelbſt an den Kurfürſten und ſandte ihm die Antwortſchreiben des Biſchofs, die uns nicht vorliegen, worauf der Kurfürſt antworten ließ, daß er nicht für nöthig erachte, einen ſeiner Räthe nach Würzburg zu ſenden.

Wilhelms Schreiben lautet: [1]

Vnſere willige freuntliche dinſt zuuor hochgeborner fürſt lieber her vnnd Oheim Wir hetten vns verſehen Ewre liebden were vorlengſt von dem hochwirdigen fürſten vnſerm herrn von Würtzpurg ꝛc. vff das ſchreiben von e. l. von Meyningen ann ine außgangen antwort gefallen vnd zukommen, Dieweyl vnns aber vff heut dato vom kelner zu Meiningen ſchrifft darinnen Copien wes e. l. jme ſolcher antwort halb geſchrieben alhier zukommen, Daraus wir verſtanden das e. l. von gemelttem vnſerm herrn von Würtzburg bis anhero mit antwort verlaſſen Nuhn wollen wir e. l. nit bergen Das vnns vff das ſchreiben So wir nebend e. l. ſchriefft an denſelbigen vnſern herrn von würtzpurg gethan antwort gein der Newſtadt vnther Saltzburg zugeſchickt, die wir e. l. hier inliegend zuuerleſen ſenden, Aber vff gemelts kelners zu Meyningen ſchreyben haben wir bey vielgemelttem vnſerm Hern von Würtzburg derhalb anregung gethan, darauff vns die andere inliegende ſchrifftliche antwort gefallen, Nachdem wir nuhn aus derſelbigen vermerken, Das e. l. mit ſtatlicher antwort verzogen werden wollen, So ſehen wir für gut an das e. l. einen irer Rethe zu oftermelten vnſerm Hern von Würtzburg, Mit beuelh derhalb handlung zupflegen, Wie e. l. wol zuthun wiſſen abfertigten, Was wir dan e. l. in ſachen hilflich vnd fürderlich ſein ſollten oder konnten, Das erkennen wir vnns zuthunde ſchuldig vnd willig, Dan e. l. vnſers vermogens in dem vnd andern freuntlich zu dienen wir ganz willig ſint Dat. Würtzburg am Montage nach Corpore Chriſti Anno ꝛc. xxv.

V. g. g. Wilhelm ꝛc.

An Hertzog Johannſen von Sachſſen Churfürſten ꝛc.

Als nun das Gewitter der Vergeltung immer drohender am fränkiſchen Horizont hing, zagten Edle und Nichtedle, und die Vaſallen, die ſich theils freiwillig, theils genöthigt in das Bauernbündniß eingelaſſen, ſuchten ſich zu rechtfertigen und wieder Gnade zu erlangen, zumal ſich ein Ausſchuß der freifränkiſchen Ritterſchaft zu Schweinfurt verſammelte, an deſſen Spitze der Graf Wilhelm und Graf Albrecht von Schwarza ſtanden. Von ſolchen Entſchuldigungsbriefen ſei hier nur eine Probe gegeben. Der Briefſteller war Burkhardt von Erthal zu Elfershauſen (im Königl. Bayer. Landgericht Euerndorf); er hatte mit den Bauern zuhalten müſſen, war von ihnen zum Hauptmann ernannt worden, und ſuchte ſich nun zu rechtfertigen. Man darf wohl annehmen, daß ſeine Lage ſich in der That ſo verhalte, wie er ſie darſtellt:

> Denn hochgebornnen furſten vnnd herren herren Wilhelmen, vnd herren Albrechten Grauen vnnd herren zu Hennenberg meinen gnedigen herren, vnd den geſtrengen Ernvehſten von der Ritterſchaft itzo bei iren fürſtlichen gnaden verſammelt, Entbeut ich Burckhart von Erthall zu Elſſershauſen, mein vnderthenig willig vnd freuntlich dienſt, vnd fuge ewern gnaden vnd freuntſchafft zuwiſſen, das mich warhafftig angelanget, wie ich gegen dem Hochwirdigen fürſten vnd herrn herren Conradt Biſchoff zu Würtzburg vnd Hertzog zu franken meinem gnedigen herrn Ewern fürſtlichen gnaden vnd freuntſchafften angegeben vnd verſaget, wie ich muthwillig vnd one alle nodt zu der verſammelten pawerſchafft zu Awhra, begeben vnd gethan, Jr Hauptmann geweſt, ſeiner fürſtlichen gnaden vnd der vom Adell hewßer helffen verbrennen, zubrechen vnd ſonſten ſchaden zugefugt haben ſollt An dem mir ye für Goth vnd der wellt wider alle warheit vnrecht geſchicht, Das ſich alſo mit hulff gotlicher gnaden vnd keyner andern geſtallt erfinden ſolt, vnd damit Ewer fürſtlich gnade vnnd freuntſchafft gruntlich bericht, wie ich zw dieſer ſachen kommen, empfahen, So hat es die geſtallt, von der oben angezeigten verſammelten Bawerſchaft bin ich gefordert, beſchrieben, mit der betrohe mich zu inen zu thun, woo nit, wollen ſie mich mit gewalt zu ynen bringen, wie das alles obgnanter mein gnediger Herre von Würtzburg vnd ſeiner fürſtlichen gnaden Amptmann zu Trimpergk, bericht entpfangen, Meyns verſehens gut wiſſenstragen, wie auch vor vnd nach mein behawßung bei Nacht vnnd tage verwacht, alle furth wege vnnd ſtraſſen verlegt, das ich on befahrung meins leibs vnd guts von inen nit zukommen gewuſt, Derhalb wie andere vom Adell zu ynen thun müſſen, Vnd demnach ausſonderlicher fürſorge, wogemelt verſamlung ichts tetlichs oder in vngut gegen obgedachtem meinem gnedigen Herrn von Würtzburgk handeln oder fürnemen

würden, Vnd ich aus trankſal mit vnd bj ſein muſte, das es mir fugs eren vnd meiner pflicht halben, mit gebüren vnd geziemen wollt, Derhalb ſeinen fürſtlichen gnaden mein verwanthnus aufgeſchrieben. zu dem hat mich ſonderlich bewegt vnd verurſacht, das ſich ſeiner fürſtlichen gnaden Amptmann zu Trimperg Euſtachius von Thüngen kürzlich dauer Reynharten ſteinrucken vnd hilprandt rudenhalben vernemen laſſen, Sie hetten billich ſeinen furſtlichen gnaden zuuorgeſchrieben, Dieweyll ich nu zu ſolchem wie angezeigt ſchreiben ſonſten ſeins Inhalts nach der pawern gefallen vnd willen ſtellen müſſen, auch fürnehmlich obgenantem meynem gnedigen herrn denen vom Adell oder ymandt anders keinen ſchaden zugefügt, mich auch dieß falſch mit göttlicher hülff zu enthalten weiß, vnd an ſolcher auflage ganz vnrecht beſchiet, Iſt derwegen an Ewer fürſtliche gnade vnd freundſchaft mein vnterthänig dienſtlich vnd gauntz freundtlich Bith, mich hirynnen gnediglich vnnd freundtlich bedenken vnd demnach entſchuldiget zu haben, auch gemelter maſſen woe des gedacht wurde, bis auf mein Zukunft entſchuldigen, In dem mit gnaden vnd freundtſchaft gegen mir erzeigen vnnd halten, Das vmb ewer fürſtlich gnaden vnd euch als meine lieben herren vnd freundt vndertheniglich vnd mit allem vleis freuntlich zuuerdynen, bin ich gantz willig. Vnd hab des mein eigen angeborn Inſigel ends der ſchrift in dieſem brieff gedruckt Der gegeben iſt ſontags nach Sant Johannestag des Teüffers Chriſti Anno Fünffzehenhundert vnnd im fünffvndzweintzigſten.

Der Sonntag nach St. Johannis war der zweite nach Trinitatis und der 15 Juni.

Biſchof Conrad von Thüngen hatte bereits am 8. Juni die Blutfahne ſeiner Grauſamkeit ausgehangen, und 60 Aufrührer auf einmal köpfen laſſen. Sein ganzes Land wurde wehrlos gemacht, die Stadtmauer um Würzburg theilweiſe niedergeriſſen, und am 20. Juni begann der fürchterliche Strafzug durch das ganze Hochſtift. Des Biſchofs Begleiter waren der alte Fürſtgraf Wilhelm von Henneberg und deſſen Sohn Johann, Coadjutor zu Fulda. 300 Reiter und 400 Fußknechte zogen mit, der Sache nöthigenfalls Nachdruck zu geben. Es ſteht ein kurzes Diarium dieſer Reiſe, das gleichſam mit Blut geſchrieben wurde, in Ignatz Gropps Würzburgiſcher Chronik, (Würzburg 1748 fol. S. 136. uff.) Am Tage des Aufbruchs zog man nur bis Dettelbach, Iphofen, Gerolzhofen, Haßfurt, Ebern, Seßlach, Königshofen, und als der Zug am 30. Juni, Freitag nach Petri Pauli gen Meiningen kam, hatte das Henkerſchwert bereits wieder 62 Köpfe abgeſchlagen. Alle Orte wurden als feindliche und förmlich tyranniſch behandelt. In Meiningen ritt Tags vor dem Einzug der Präbendenmeiſter ein, nahm aus dem Rathhaus allen Wein, bis auf 3 Fäſſer, und 3 Tonnen Einbeckiſch Bier und ließ alles in die Burg bringen. In den Bürgerhäuſern wurde fouragiert und aller Hafer weggenommen. Als der Zug ankam, umging das Fußvolk ſammt dem Geſchütz die Stadt und lagerte ſich vor dem untern Thor, während der Biſchof und die Reiſſigen durch das Oberthor eintriumphierten; neben dem Biſchof ritt der Domprobſt Markgraf Friedrich von Brandenburg. Die ganze Bürgerſchaft, entſetzt durch die Kunde von dem biſchöflichen Blutgericht, ging ihm entgegen, warf ſich auf die Knie und flehte um Gnade. Ein Rathsherr rief: Biſchöfliche Gnaden wollen unſrer armen bedrängten Stadt vergeben. Da ſchrie der Domprobſt dem Volke die chriſtliche Antwort zu: Ihr ſeid Sanct Velten bedrängt! Ihr habt gethan als die treuloſeſten meineidigſten Schälke und Böſewichter! Daß euch Gottes Marter ſchände! Der Biſchof winkte ſtolz den Knieenden aufzuſtehen, und bedeutete ſie mit kurzen Worten, daß ſie ihre Antwort in der Stadt bekommen würden. Traurig und wehklagend folgten die Bürger dem zürnenden Gebieter nun nach; er behielt die ihm demüthig überreichten Schlüſſel der Stadt, auf dem Rathhaus wurde zugelangt und aus Truhen und Kiſten genommen, was ſich vorfand, ſo zwei Silberbecher, wie 215 Gülden Spitalgelder. Rath und Bürgerſchaft wurden am folgenden Tage vor die Burg beſchieden.

Dort hielt der tapfere Vertheidiger des Frauenbergs in Würzburg, der biſchöfliche Hofmeiſter, Ritter und Doctor Sebaſtian von Rotenhahn, eine ſtrenge Strafrede, in der er alles Ueble, was geſchehen, aufzählte und anführte, daß der Biſchof zehnmalhunderttauſend Gülden*) Schaden erlitten habe. Hierauf mußten die Bürger ſich verpflichten 1) die Stadtmauern einzulegen, wo es begehrt würde, 2) jeder von ſeinem Vermögen den dritten Pfennig zu geben, 3) alsbald 3000 Gulden zu erlegen, 4) die Landwehre einzuziehen und alle Schranken um die Stadt abzuthun, 5) lebenslänglich keine Waffen mehr zu tragen, 6) auf alle alten Privilegien und Freiheiten zu verzichten, 7) die aus dem Kloſter zur Verſchanzung genommenen alten Leichenſteine wieder an ihre Orte zu bringen, und für jeden zerſchlagenen neue machen zu laſſen.

---

*) Gülden fränkiſch iſt nicht mit rheiniſchen Gulden zu verwechſeln, ſo wenig, wie mit dem Kaiſergulden. 1 Gülden war 1 Gulden 15 Kr.

Dieſer Traktat mußte auch noch obendrein mit 12 Gulden und 2 Gulden Siegelgeld an die Edelleute bezahlt werden. Nach dieſem begann der beliebte Blutreigen. Es wurden erſt ſieben Aufrührer geköpft, dann noch einmal acht, (Güth nennt alle Namen), die armen Verurtheilten ſangen auf ihrem Todesweg: In Gottes Namen fahren wir. Damit war aber der Blutdurſt noch nicht geſtillt, es ward Befehl gegeben fortzufahren, und man holte noch mehr Gefangene aus den Thürmen, darunter war der Geiſtliche der Stadt; ein Greis, Namens Michael Kellermann, ſchrie den Fürſtgrafen Wilhelm flehentlich an um Gnade und Fürbitte. Keine Gnade, auch dieſe drei wurden gerichtet, und die Leichname blieben bis gegen Abend offen im Burghof liegen. Das Richtſchwert, womit dieſe achtzehn Männer gerichtet wurden, iſt auf dem Meininger Rathhaus noch aufbewahrt*). Das Kriegsvolk fiel in die Häuſer der hingerichteten wie der geflüchteten Bürger und nahm, was ihm beliebte und was es fand.

Schnabel ſaß im feſten Schloß zu Maßfeld in Ketten und Banden. Er und ſeine Mitführer, Hans Schaar und Heinrich Krummfuß, ein Goldſchmied aus Römhild, Schultheiß beim Bildhäuſer Hauſen, wurden dem Biſchof nach Mellrichſtadt, wohin er ſich von Meiningen aus wandte, nachgeführt und dort mit vier andern, darunter der Pfarrer von Kiſſingen, ebenfalls hingerichtet. Die Köpfe der drei Führer ſteckte man auf Spießen vor die Thore des Städtchens. Auch auf den Dörfern umher fanden Hinrichtungen Statt, ſo in Dreißigacker, in Maßfeld, in Sülzfeld u. A., deren Zahl man gar nicht nachweiſen kann. Daher iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß Gropps Relation über den Strafzug nicht die Hälfte der Opfer der geiſtlichen und weltlichen Rache anführt. Der Biſchof zog von Mellrichſtadt über Fladungen nach Neuſtadt, nach Biſchofsheim an der Rhön, von da nach Münnerſtadt, nach Aſchach, nach Arnſtein, Werneck, Volkach, Schlüſſelfeld, wieder nach Iphofen, Ochſenfurt, Aub, Jachsberg, Meckmühl, Röttingen und Lenda wieder nach Würzburg. Dieſer Zug koſtete 169 Köpfe und hatte dreißig Tage gedauert. Jetzt ruhte der Biſchof ein wenig aus.

---

*) Im Gropp ſind bei Meiningen nur 14 Gerichtete angegeben, er hat mithin nicht übertrieben.

Würzburg wurde am Vorabend des Laurentiustages, Mittwoch den 9. Auguſt zu neuen Pflichten angenommen, und der angelobte Gehorſam mit dem Blute von 13 Männern beſiegelt. Am Sonntag darauf brach der Biſchof zu einer zweiten kleineren Strafreiſe auf, die er nur nach Gemünden und Carlſtadt richtete, und wobei auch nur neun Opfer fielen. Im Ganzen ſoll dieſer Biſchof 300 Aufrührer haben enthaupten laſſen.

Ziemlich ſpät gegen andere Ritter ſandte Götz von Berlichingen ſeine Entſchuldigung an den Fürſtgrafen von Henneberg und die Hauptleute der fränkiſchen Ritterſchaft.

Seine Vertheidigung iſt auch anderorts bereits gedruckt, doch jedenfalls nach andern Briefen oder Concepten. Der Mann iſt zu intereſſant geworden, ſo in das Bewußtſein der Nation getreten, daß unſere Leſer wohl nicht ungern auch ſeinen Brief, treu nach dem uns vorliegenden Originale mitgetheilt ſehen werden.

Hochgebornen Fürſten Wolgebornen geſtrengen Edlen ernveſten gnedigen gunſtigen Herren vettern ohem ſchwegern vnd guten freund Euern gnaden gunſt vnd freuntſchafft ſind zuuor bereyt Mein vnderthenig freuntlich vnd gutwillig Dinſt, Ich hab verſchiner zeyt etlichen Meinen gnedigigſten gnedigen Herren, den Fürſten, auch andern Meinen herren vnd freunden, geſchriben, vnd in der eyl Mein vnſchuld, welcher geſtalt mich die trewloſen eerloſen bauren zu inen trengen vnd zwungen anzeygt, Dyeweyl Ich aber verſtee, daß yzund ein gemeiner tag der ritterſchafft im land zu Francken zu Schweinfurt verſamlet, Hat mich nit für vngut angeſehen, ſolcheß Eurn gnaden gunſt vnd freuntſchafft, alß Meinen gnedigen gunſtigen Herren vettern öhem ſchwegern vnd guten freunden gegen denen Ich, wye Ich verſtee, durch Meine müßginner verunglympfft ſey, Mein vnſchuld zuentdecken, Erſtlich iſt der grund vnd lauter warheyt, daß Jch ſo vil mir müglich, mich gearbeytet, vnd mit andern radtſchlagt, hat daſſelbig volg gehabt, war Jch guter hoffnung zu got, der bauren hochmut ſolt nit alß weyt gereycht haben, kurtz nach diſer handlung, hat eß ſich begeben, daß ſich die Herren von Hohenloe vnd andere grauen in der bauren vereinigung begeben, Darnach etliche ritterſchaft, Vnd alß bald haben ſye die böſe tyranniſche vnchriſtliche thatte zu Weniſperg an Meinen herren vnd guten freunden begangen, Die bauren haben auch mich deſſelbigen orts geſucht, ire vnchriſtliche thatte vnd mord an mir auch zu begeen, Wye ſye mir den ſelber vnder augen geſagt. Darnach ſind den bauren etliche Reychſtat vffgangen, vnd die Teutſchen herren vß iren heuſern, die wol beſatzt vnd nach aller notturft verſehen, gewichen, Da ſye dan allen vorradt in den heuſern vnd Reychſteten funden, Nach diſem iſt vaſt aller Adel vom Otenwald biß inß land Schwaben in der bauren vereinigung komen, Wye Eur gnaden gunſt vnd freuntſchafft daſſelbig von den ihenigen dye ytz vnd villeycht auch vff diſen tag verſamlet, zu erkundigen haben, Noch vber daß alleß, hat Jch mich aber gern, ſo vil mir müglich, zu werhe geſtelt, Aber der vorigen handlung nach wye gemelt, hab Jch nyemandeß mögen bekennen, der ſich zu mir in Mein hauß in beſatzung het wöllen begeben, biß die bauren Gundelßheym, daß mir daß nechſt vor der thür ligt, eingenomen, Hab Jch in radt gefonden, Dyeweyl ſich Fürſten grauen, herren ritter vnd knecht, auch Reychſtet die im Bund ſeind, in ire vereinigung begeben, Vnd zumthayl darumb bitten vnd flehen, waß Jch mich dan zeyhen wöll, Solchem radt hab Jch gefolgt, vnd ain vertrag mit den bauren, wye ander ritter vnd knecht, angenomen, Doch Mein verbündtnuß gegen dem Bund, wye von nöten, vßgenomen, Auch inen vber ſolchen vertrag kayn glübt noch verpflichtung gethon, Aber kurtz nach ſolchem obgemelten vertrag, Haben mich die bauren bedrücklich vber all trawen vnd glauben, vnd vber ire brieff vnd ſigel, wye Jch das von inen gehabt, zu inen betrogen, vnd mich trongen vnd zwongen ir nar vnd Hauptman zu ſein, Hab Jch Mein leyb vnd leben wöllen redten, hab Jch müſſen thon, waß ſye gewelt haben. Jch hab auch gut kundtſchafft, wo eß nit geſchehe, mich tod zuſchlagen, Wyewol Jch da Mein verpflichtnuß, wye Jch den fürſten vnd Herren Meinen guten Freunden verwandt, Auch irer brieff vnd ſigel ermane, vnd mich verſehen, eß ſolt bey inen angeſehen ſein geweſt, Hat alleß nit wöllen ſein, Ich hab inen vff ſolichs vff die letſt ain groſſe Sum geltz angebotten mich deß zuerlaſſen, Vnd zugeſagt, vff Mein aygen koſten zum Bunde, Fürſten vnd Herren zu reytten, vnd alda nach Meinem vermogen zum friden vnd aller billigkayt helffen handlen, iſt alß vmb kayn geweſt, Da ich daß vermercke, Hab ich geſagt, ſo ſye mich alſo dringen vnd zwingen, ſollen ſye wiſſen, daß ich nichß anderß handlen wöll, ſo ferre mir got gnad geb, dan waß eherlich redlich vnd chriſtlich ſey, vnd eeren halb zimpt vnd gebürt Vnd wo ſye nit eherlich vnd chriſtlich handlung fürnemen, wölt ich ee, ſterben, dan mich zu inen bewilligen, Hab daruf ain Monat bewilligt, Waß ich diſen Monat Fürſten, grauen, herren, rittern vnd knechten zu gutem oder böſem gehandelt, wiſſen ſye zum thayl, wo eß on got vnd mich, het der Styfft Meintz nit vil ſchloß im Styfft, Deßgleichen iſt kaym grauen noch edelman, kayn hauß, weyl ich bey diſem Hauffen geweſt, verbrendt, Vnd wyewol ich Irer vnchriſtliche Handlung nach, Auch daß ich mich Meinß leybß vnd lebenß vor inen nye keyn tag ſicher gewiſt, vrſach genug gehabt, mich von den bauren zuthon, So hat mich doch nit vnbillich hoch behertzigt, daß deßhalb Mein Fürſten grauen herren vnd vom Adel, wye auch warlich geſchehen, entgelten wurden, Dan ich acht, daß kayn hauß wer im Styfft Maintz, noch vff dem Otenwald biß inß land zu Schwaben, eß wer verhört vnd verbrandt, vnd villeycht manicher biderman vmb ſein layb vnd leben komen, ſye weren in irer verainigung geweſen oder nit, Das ſind die boſen vnd guten ſtück, die ich bey diſen bauren gehandlet. Weytterß will ich anzeygen, welcher maß ich boß vnd gutß, alß die bauren für Würtzburg gezogen, auch mit grund vnd warhayt anzeygen, Alß ich zu Amerbach vermerkt, daß die bauren willens für Würtzburgk zu zyehen, Hab ich Meinem gnödigen-Herren von Würtzburgk alß ain lehenman, geſchriben, wo die bauren den Styfft vberzyehen, wye ich beſorg, So ſey ich zu den bauren genöttigt, wöll ich doch, waß mir eeren halb zimpt vnd gebürt Seinen gnaden vnentdeckt nit laſſen, Dan eß hat alß vil Mein verſtandt iſt, Mir alß aim lehenman gebürt, ſolichs Seinen gnaden nit zuuerhalten, Vnd alß die bauren vor

Würtzburgk gelegen, hat Mein gnödiger Herre von Würtzburgk ain ſchrifft zwu an die bauren gethan, vnd ſich darin aller erberkayt vnd billigkeyt erbotten vnd mer dan Sein gnad ſchuldig, Durch iren daſſelbig vmbgeſtoſſen, wüſt ich auch von zuſagen, Aber der gemain Hauff, da ich bey geweſt, hat ſolichß gern angenomen, Da ſye ſoliche abgſchlagen, bin ich frey von inen gangen, vnd geſagt daß ich weder darein verwilligen noch helligen woll, Eß iſt auch die warhayt, daß die bauren deß Otenwaldß Rotenfelß aingenomen haben, Da ich ſoliche erfaren, hab ich den ihenigen ſo man dahin verordnet, beualhen, vnd vffs höchſt gebetten dem Hauß kayn ſchad zu ſein, auch nichs zuuerſendlen, Dan waß man inß leger notturfftig, Darzu ſo hab ich ain geſchweyhen, der Haußwürt ſey Mein naher vetter, Daß ſye alß wol thün, vnd derſelbigen frawen hülffrich ſeyen, darmit ir nichs entwendt werd, eß ſey Haußradt klaynot kleyder nichß vßgenomen, für ſich mich auch gantz eß ſey geſchehen, So wayß ich auch nit anderß, dan das Rotenfelß von diſem hauffen auch nit beſchedigt ſey worden, Von den Frenkiſchen bauren, wayß ich nit anderſt von zuſagen, Dan daß ich ainmal in irem radt geweſt, hab ich ire tyranniſche weiß dermaſſen geſpürt, daß ſye keyn Hauß wöllen laſſen ſteen, Hab ich mich alß ain torichter dermaß mit inen aingelegt, daß mir Mein leyb vnd leben daruff geſtanden iſt, Dann ich inen frey ſagt, ich wölt lieber bey dem türcken ſein, dan bey inen, Bin auch ſeyderher ir müſſig gangen, Deßhalb ſye mir zugeſchoben, daß mich diſe bauren ſolten zu tod ſchlagen vnd durch die ſpieß iagen, vnd legten mir vff wye ich derthayl im ſchloß were, Vnd wo ich auch zu Würtzburgk het mögen raußkomen, wölt ich nit lenger bey inen bliben ſein, Aber ich het der vffſeher ſo vill, die acht vff mich hetten, daß mir nit müglich war, rauß zukomen, Das ſind die böſen vnd guten ſtück, ſo ich grauen herren rittern vnd knechten zu nachtayl gehandlet, Hab ich darumb ſtraff verdient, will ich alß der dultig Job mich gern leyden, Hab ich aber deß gehandlet, alß nach geſtalt der ſach billich, verhoff ich, daß gegen Fürſten grauen herren rittern vnd knechten im land zu Francken, auch anderſtwa, zu genieſſen, ich will mich auch hiemit deß erbotten haben, wer der were, der vermaint Mein warhafftig verantwortung vmbzuſtoſſen, vor Meinen gnödigen gunſtigen herren vnd guten freunden den hauptleutten vnd redten im land zu Francken, Deßgleichen vor der gemainen ritterſchaft, zu verhöre vnd aller billigkeyt ſtillzuſteen, eß treff an leyb vnd leben, eer oder guͤt, Bewer ich nit, wye in Meiner ſchrifft gemelt, will ich wye vor in der ritterſchaft ſtraff ſteen, Vnd darmit ich mich nit mit gemaynen worten verantworten wöll haben, So will ich mich deß zum vberfluß weytter erbietten, Mögen yetz die gemaine ritter vnd knecht vff diſen tag erkennen, mich weytter zu erbietten, Will ich wye billich vnd recht vnd ſichs gebürt, Eurn gnaden gunſt vnd freuntſchafft auch gehorſam ſein, Vnd ob Eur gnaden gunſt vnd freuntſchafft vß Meinem vberflüſſigem erbietten zufriden weren, Oder deßhalb etwaß mangel het, iſt Mein vnderthenig dinſtlich vnd freuntlich bitte, Mich mit gnödiger gunſtiger vnd freuntlicher antwort ſchrifftlich zuuerſtendigen, Bin ich erbittig vmb Eur gnaden gunſt vnd freuntſchafft vnd vmb ain gemaine ritterſchafft, Mit vnderthenigen willigen vnd freuntlichen dinſten zuuerdinen, willig erfunden werden Dat. Dornſtags nach Aſſumptionis Marie Anno ꝛc. im XXV Jare

Götz von Berlichingen
zu Hornbergk

Den Wolgebornen Furſten vnd Herren hern Wylhelm grauen vnd herren zu Hennenbergk, deß frenkiſchen circelß oberſter Hauptman, geſtrengen Edlen veſten hern Rargaß von Auffſetz, Hern Jörgen von Schaumbergk, Hern Ludwigen von Hutten, all drey ritter des Frenckiſchen circels Hauptmenner Auch gemeyner ritterſchaft ytzo zu Schweinfurt verſamlet Meinen gnödigen gunſtigen herren vettern öheim ſchwegern vnd guten Freunden, ſampt vnd beſonder.*)

Ritter Burkhart von Erthal harrte auch noch ſeiner begnadigenden Reſolution und bat aufs Neue um Losſprechung und Sicherſtellung ſeiner Perſon, (wahrſcheinlich war er flüchtig geworden, wie viele Andere) oder doch um Geleit, ſeine Sache vor der Ritterverſammlung zu führen.

---

*) Dieſes Entſchuldigungsſchreiben des Götz iſt inzwiſchen nach dem Exemplare des Stuttgarter Archivs auch in dem großen Werke „Geſchichte des Ritters Götz von Berlichingen mit der eiſernen Hand und ſeiner Familie von F. W. Götz Graf von Berlichingen Roſſach“ (Leipzig 1862) S. 239–241. aufgenommen worden. Die Faſſung iſt dieſelbe, Orthographie abweichend. D. H.

Hochgeporner furſt e. f. g. ſindt mein vntertenig willig dinſt mit allem Vleis zuuor gnediger Herr ꝛc. e. f. g. ſchicke Ich hiemit ein ſuplication an e. f. g. ſampt ander mein gnedig Herrn vnd freunde von der ritterſchaft ytzo zu würtzburg verſamlet geſtelt, mit andern meinen entſchuldigungen vnd ſchriften, ſo Ich ytzt auch zu Sweinfurt an e. f. g. ſampt andere mein gnedige herrn vnd freunden gethan, vnd was diſelbige e. f. g. ſampt andern mein gnedigen herrn vnd freunden für mich in dieſer ſachen geſchribenn vnnd darauff für antwort gefallen, alles nach dem ABC vertzeichent EFG gantz vntertheniqs dinſtlichs vleis pittende gnediglich zufürdern, vnd zum beſten zu handeln, vnd anzuhalten, das ſollichs vor gemeiner ritterſchaft, ſo ytzo zu Wurtzporg verſamelt offentlich verleſenn und mir darauff ſchriftlich antwort werdt, vnnd Ich widerumb bei dem meinen vnnd ſunſt allenthalb Jme Stifft wurtzberge ſicher ſein vnd zu wonen zulaſſen, So aber ſollichs je nit ſein wolt, das Ich dann zum fürderlichſten auff ytzigem landtage zuuerhore vnd darthuung meiner vnſchult vergeleit werde. E. F. G. wollen ſich hirinnen meinem ſunderlichen vnterthenigem vertrawen nach gegenn mir gnediglichen ertzeigen, Das vmb E. F. G. Bin Ich vermogens leibs vnd guts trewlichen vnd vntertheniglichen zuuerdinen willig Datum vff Montag nach ſant Bartolomeustage Anno ꝛc. Im xxv.

Burkhart von Erthall
zu Eilffershauſen.

Dem Hochgepornen Furſten vnnd Herrnn
Herrn Wilhelmen grauen vnnd Herrnn
zu Henneberg meinem gnedigen Herrnn

Nächſt der Zahlung der Verſchuldung durch blutige Sühne wurden auch noch bedeutende Strafgelder von allen Orten, die in dem Bauernbündniſſe geweſen waren, erhoben; zu dem Ende wurden Namens- und Vermögensverzeichniſſe der Orte und ihrer Bewohner angelegt, und eine Strafſteuer auf vier Jahre hinaus auferlegt. Der fürſtliche

Befehl Wilhelms, namentlich im Betreff des Amtes Mainberg lautete folgendermaßen:

Von g. g. Wilhelm ꝛc.

Vnnſern grus zuuor Lieben getrewen Nach dem offenbarlich vnd am tage welchermaſſen gemeine bürger vnd Pawerſchafft im landt zu Franken vergangenen Sommers ſich in empörung vnd vffehen begeben mit abbrennen verwüſten vnd plünderung, etliche alte Schloſſer vbel gehandelt derhalben auch zu erſtattung vnd bezalung der jenen ſie beſchedigt einem Jeden eine ſumme gelts zu bezalen vffgelegt, die weill wir dan einen mercklichen ſchaden mit blünderung vnd ausbrennen vnſers Schlos Meynburg erliden vnd vnſers ampts Meynburg vnterthan vnd angehörige auch ire gemelter wütteriſchen vffrür genoſſen ſich derſelben theylhafftig gemacht vnd in der beſchedigung mit begriffen derhalben ſie auch aus billigkeit zu erſtattung vnd bezalung vnſers erliden ſchadens mit einer anlage vns zu bezalen vnd zugeben belegtt werdenn vnd haben vns hierauff mit gehabtem Rath da wir die vnſern der arm bey dem Reichen, vnd der Reich bey dem armen bey Weib kindern vff iren gutter vnd in vnſer herſchafft ſeßhaff bleyben mogen endlichen entſchloſſen das Euer Jeder hausſeſſ oder herttſtedt inſonderheit, vnd volgends ein Jedes dorff oder weyler in gemein eine ſumme gelts vff die gutter vnd Jr vermögen zu ſetzen vns vff zetteln hernachbemeldet wyrdett on alles nachlaſſen zubezalen angelegt werden ſolle, alſo das ſie zum theyll durchaus gleich burden vnd volgende die gutter auch mit tragen, aus vrſachen, das die reichen der merertheyll fürgehabt haben, die armen ſolten ine ire gutter aller zins geldt frondienſt vnd dergleichen beſwerde darauff herkommen helffen frey machen vnd gemacht haben Dieweyll ſie dann alſo wider alle billigkeit vnd wider das ewangelium Freiheit Jrer gutter begerdt vnd darnach geſtanden derhalben ſie auch billig ein ſonder ſtraff geltten vnnd tragen vnd ſonderlichen ſo ſoll ein Jeder Hausſes oder Herttſteit nach bemeltter dorffer, weyler vnd hoff vnſers ampts meynburg vnterthan vnd angehörige vns in vierzehen tagen den neheſten nach oſtern ein geld vnnachleſſig bezalen vnd anbithen Mit Namen die Hausſeſſen zu Schonungen Forſt Greuſſingshauſen Waltſachſen Aberſfelt Rertwertz Marktſteinnach Löffelſtertz Reichmanshaußen

Ewertshaußen Ballingshauſen Heſſelbach Hawßen Bichtelhawßen
Dettelborn Heymbach Poppenlauer Reicheltſhoff Wülffling Gedern
Vnterwerheym vnd Meynburg.

Vber bemelte anlag ſollen ein Jedes dorff oder weyler in ge-
mein vff eins Jeden gutter vnd vermogen angelegtt die beigezeichentte
Summe vier Jar die neheſten Martinj vnd Martinj nach Dato
ſchierſt kunfftig anfahen vns entrichten vnd zalen ſonderlichen Scho-
nungen drey hundert xx glden vier Jar jeden Sant martens tag
lxxx glden zu bezalen Forſt dreyhundert xx glden vier Jar Jeden
Sant Mertenstag lxxx glden zu zalen
Greuſſingshawßen hundert gulden alweg martini vier Jar die neheſten
xxv glden zu geben
Waltſachſſen hundert xx glden jerlich wie gemeldett xxx glden zu zalen
Aberſſeltt zweihunderett glden jerlich vff Zeith gemeldett funffzigk glden.
Rertwertz xiij fl. jerlich iij fl. zu zalen
Marktſteinnach xxvj glden jerlich zu zalen vij glden
Löffelſtertz hundert xxxiij fl. ſollen jerlich vier Jar martini xxxiiij fl. zalen
Ebertshawßen hundert xl glden jerlichen vff martini die neheſten vier
Jahr xxxv fl. zu zalen
Ballings- vnd Sundingshauſen zweyhundert gulden jerlichen mar-
tini funfzigh glden zu bezalen vier Jar die neheſten decemb der ſie
fürnemſten der vffrur im ampt geweſt auch irer ſchulteſſen entſatzt 2c.

Man nahm, was zu haben war: Geld, Vieh oder Wein. Wir
theilen ein Fragment eines oben erwähnten Verzeichniſſes mit, es ge-
währt einen Einblick in die damaligen bäuerlichen Verhältniſſe:

Zu Dittelbronn, die wollten ohn Laus zu den Bauern komn
Iglichr petrj 1 fl. darnach vier ſant Martinstage ein iglicher be-
ſunder der xxx Gulden, geben kein Beth, ſint nit viel ſchuldig und
thut in diſem jar 1$^{c.}$ XII. fl.
Zu Poppenlawer ſind reiche bawer, iglicher 1 fl. petrj. danach wie
oben bemelt der gut' beſitzt vff ein Ziel xxv gulden fa$^{ct.}$ lXXX fl.
Gochſem vnd Sendtfeldt (Gochsheim und Sendtfeld) dauchten ſich
künne Heldt, die mag man wie mein g. h. von wurtzburg, die umb
dorf belegt desgleichen mit Swanfelt vnd Obernvolkach auch halten.
Meynburg vff vier herbſt, und ein iglicher beſunder, iglich herdſtat
beſitzer 1 gulden, macht in Summa xl gulden, dann ſie haben den

Vorhoff, kalter, ſtetel new Haws, pfaſſenhewſer vnd den kalter Hoff mit ſammt dem Geſint erhalten ꝛc.

Waren die Anſprüche auf Entſchädigung der Fürſten groß, ſo waren es die der Ritter, deren Burgen und Häuſer verwüſtet worden waren, nicht minder, und es währte lange, ehe man ſich über dieſelben vereinigte. Was endlich beſchloſſen wurde, enthält ein gedrucktes Ausſchreiben Biſchof Conrads, das mit einem mächtig großen gutgeſchnittenen Initial an der Stirn prangte, vom 27. Oktober datiert iſt und lautet:

Conrad von Gots gnaden Biſchoue zu
Würtzburg vñ Hertzog zu Francken.

VNſern grus zuuor, Lieber getrewer, Wyr haben hieuor gantz getrewer, vñ gnediger meynung, mit den Hoch vñ Wolgebornen, Edlen geſtrengen vnd veſten, Vnſern vnd vnſers Stiffts Grauen, Herren vnd Ritterſchafft, der beſchedigung halben, ſo Inen, von vnſern, vnd deſſelbigen vnſers Stiffts, vnderthanen, in der vergangen Beuriſchen entpörung, mit blünder, brechen vnd brand zugefügt worden, vff dem Landtag, hie in vnſer Stadt Würtzburg, vñ dañ in diſen verrückten tagen zu Schweinfurt, zu vertrag handelen laſſen, vnns auch mit allen den Ihenigen, vonn obgedachter vnnſer Ritterſchafft, ſo da zumal bey dem beſchluß, daſelbſt zu Schweinfurt geweſt, aynes Außtrags veraynigt, den bederſeyts bewilligt, angenomen vnd zugeſagt, In welchem außtrag, vnther andern begriffen, das ein yeder Beſchedigter, vo vnſern Grauen, Herrn vñ Ritterſchafft, vns ſein ſcheden vor hye vñ zwiſchen Sant Andreas des Heyligen Zwölffpottentag ſchierſt künfftig vbergeben, vnd wyr ſolichs den Ihenigen, ſo nit vff dem tag zu Schweinfurt geweſt, des Wiſſens zu entpfahen, ſchrifftlich eröffnen, Vnd alſo darnach ferner zu fordern, nymant zugelaſſen werden ſolle, Dweyl nun nach vermöge, vnd außweyſung, des obgemelten vertrags, die notturfft erfordert, der beſchedigten Schlöſſer, Sytz vnd Heußer zu beſichtigen, auch Ir yedes ſcheden furderlich meſſigen zu laſſen, vnd die anlag, ſo den vnderthanen auffgelegt, dauon den ytzgemelten beſchedigten, Ire ſcheden entricht werden ſollen, vff benante zile einzubringen, Haben wyr damit derhalben, bey vns nit mangel erſcheine, Vnnſere vnd vnſers Stiffts Ritterſchafft, vff Mitwochen nach Leonhardi, ſchlerſt gein dem abend, In vnſere hernach benante Stete, einzukommen, erfordert, Nemlich, das ort an der Baunach, gen Ebern, Das ort vor der Röne, gein Münerſtat, Das ort des Steygerwalds, gein Schlüſſelfeld, vn̄ das ort des Otenwalds gein Lauden, Da wyr dann vnnſere geſchickte auch haben, vnd vff volgenden Donnerſtag, gedachten von vnnſer Ritterſchafft, den ſelbigen vertrag, Inen vnd andern vnſern, vnd vnſers Stiffts, Grauen, Herrn vnd Ritterſchafft, zu gutem furgenomen, anzuhören, zu vntherſchreiben, vnd endlich vff zurichten furhalten laſſen wöllen, Iſt demnach an Dich vnnſer gnedigs geſynnen, du wölleſt vff ernannten tag, In der Stat, dahin wir das ort, darein du gehörig biſt beſchrieben, dem vilgemelten vertrag, neben vnnd mit andern von vnſer Ritterſchafft, deſſelbigen orts, alſo anzuhören vnd zu vntherſchreiben, auch erſcheinen, daran thuſt du dein, auch gemeynen Adels wolfart, vnnd darzu vnns zu gnedigem gefallen, in gnaden widerumb zu erkennen. Datum in vnnſer Stat Würtzburg, Freytag am abent Symonis et Jude, Anno ꝛc. jm XXv.

Und ſo waren Anſtalten getroffen, allmählig das vielfache Weh, das der Bauernkrieg über das Land Franken gebracht, verklingen zu laſſen. Ob das Land und die Unterthanen darüber verarmten, fragte man nicht. Zwiſchen Henneberg und Würzburg kam ein gütlicher Vergleich zu Stande, der dem Herzen des Fürſtgrafen die größte Ehre macht. Alle Hennebergiſchen Aemter ſollten von der Anlage (der Entſchädigungscontribution) frei bleiben, dazu auch Schweinfurt und das Amt Mainberg, dafür ſolle Wilhelm die gerechten Anſprüche an Würzburg auf Entſchädigung der durch die würzburgiſchen rebellierenden Bauern zerſtörten Hennebergiſchen Schlöſſer und Burgen fallen laſſen, mit Vorbehalt jedoch der Forderung des Biſchofs an den Fürſtgrafen, nämlich jene viertauſend Gulden Hülfsgelder (Muſeum II. S. 39.). Der Beleg zu dieſer Angabe iſt auf einem einſeitig beſchriebenen Papierbogen von uns aufgefunden worden und lautet:

> Der letzter furſchlag der Vnterhandler von der Ritterſchafft leudet dahin, das Meinem gnedigen Herrn Grauen Wilhelmen von Henneberg Alle ſeiner gnade Ampt vnd derſelben verwandte Auch die von Schweinfurt vnd die Iren frey pleyben, Vnd in die Anlage nit gezogen werden, vnd das dagegen Seine gnad Alle ſeine ſcheden von

den Aufruriſchen burgern vnd Bauern begegent gegen Meinem gnedigen herrn von Würtzpurg Grauen herrn vnd der Ritterſchafft, ſollten fallen laſſen, Das auch gefurſte Andere Grauen vnd die Ritterſchafft Jrer zugefugten ſchedenhalben nichts thetlichs gegen denen von Schweinfurt fürnemen ſollten Doch Meinem gnedigen Herrn von Würtzburg Seiner ſ. g. forderung gegen Jnen vorbehalten Das hat alſo Mein gnediger herr von Hennenberg bewilligen, vnd nichts anders dan Jnen denen von Schweinfurt Als ein Voigt vnd ſchutzher des heiligen Reichs Allein zum Rechten Wie ſein g. des verpflicht vnd uerſchrieben, vorbehaltten wollen.

Die Verhandlungen über den Wiederbau des Schloſſes Mainberg zogen ſich bis in das Jahr 1527 hinaus.

2.

Sechs und zwanzig Artikel des Raths und der Bürgerſchaft zu Arnſtadt.

1525.

Die Neuzeit hat über den deutſchen Bauernkrieg mehrere werthvolle Schriften ins Leben gerufen, allein erſchöpft iſt die Geſchichte dieſer eigenthümlichen und mächtigen Volksbewegung noch gar lange nicht. Tauſendfache Einzelzüge ſind noch verſchloſſen und vergraben, noch nicht ans Licht der Oeffentlichkeit getreten, und erſt der Zukunft wird es gelingen, ein großes Totalbild des Bauernkriegs mit ſeinen Verzweigungen in jeder Provinz, die er mit berührte, zu entrollen. Es war ja kaum ein Krieg, es war mehr ein Weheruf der gedrückten untern Stände, ein Bewußtwerden des Drucks, ein zorniges Aufflammen des Volksgeiſtes, da und dort ein roher Ausbruch der Gewalt gegen Gewalt, und in dieſem die Bürgſchaft ſichern Untergangs. Wären damals Männer des Volkes mit der Geiſteskraft eines Luther, Hutten und Sickingen ausgerüſtet, an die Spitze getreten, hätten ſie die brauſende Fluth geregelt, ſo wäre wohl ohne Blutvergießen mancher Frevel abgeſtellt, manche Unbill geſühnt, manche Laſt abgenommen, manches viel, viel beſſer geworden. Auch Thomas Münzer hätte vielleicht beſſere Erfolge und keinen blutigen Tod erſtrebt, wenn er die Intereſſen des Volkes nicht mit denen der Religion und des Glaubens vermengt und verwechſelt hätte; glaubt doch ſelbſt der große Luther mit dem alten Sinaigewitter gegen die armen Bauern andonnern zu müſſen. Es war des Predigens kein Ende, und man rief gegenſeitig Gott und die himmliſchen Heerſchaaren an, um den Feind todtſchlagen zu helfen.

Die Zeit wollte Reformen, verſtand aber unglücklicherweiſe noch nicht, dieſe auf geſetzmäßigem Wege zu verlangen wie zu erlangen, oder man hatte auch eben von der andern Seite keine Luſt zu derlei Zugeſtändniſſen, bis Karſt, Miſtgabel und Dreſchflegel anrückten, und Noth und heilloſe Verwirrung hereinbrach.

Es erſcheint faſt befremdend, daß überall die Städte ſich ſo leicht und ſchnell in das Bündniß der Bauern begaben. Sie hätten dies nicht zu thun gebraucht, wenn ſie es nicht gern gethan hätten, denn die Städte und Städtchen im Mittelalter waren allzumal gefeſtet mit Wallgräben und Ringmauern, Thürmen und Zugbrücken; ſie waren voll wehrhafter Bürger, ſelbſt Söldner fehlten oft nicht, die ſtädtiſchen Rüſt- und Zeughäuſer waren voll Wehr und Waffen, und die Bauern waren des Krieges ungeübt, waren rohe ſchlechtbewehrte Haufen, die oft kluger Führer entbehrten, und die mit Stückkugeln aus den Schießſcharten der Stadtmauern begrüßt, bald abzutreiben geweſen wären. Denn die Burgen, welche die Bauern brachen, die Klöſter, welche ſie in Brand ſteckten, waren meiſt unbemannt, und gar nicht oder ſchlecht vertheidigt, wenige ausgenommen. Allein man ſah ſich nicht gemüßigt, die Bauern abzutreiben. Die Bürger und Stadträthe hielten die Bewegung des Landvolks und die Bedrängniß der Fürſten für ganz geeignet, auch ihrerſeits mancherlei Uebelſtände zur Abſtellung zu bringen und ermangelten nicht, mit ihren Forderungen hervorzutreten, als ihnen die rechte Stunde dazu gekommen ſchien.

Welcher Art dieſe Uebelſtände waren, zeigen unter andern nachfolgende Artikel, die Rath und Gemeinde zu Arnſtadt ihrem Landesherren, dem Grafen Günther von Schwarzburg übergaben. Die Faſſung war diplomatiſch höflich im Eingang, aber das merkwürdige „kurzumb“ am Schluß ſieht einer Fauſt, die ſich um einen Schwertgriff ballt, ganz ähnlich.

Im 2. Band meines deutſchen Muſeums für Geſchichte, Literatur, Kunſt und Alterthumsforſchung (Jena 1843.) habe ich unter dem Titel: Stücke aus dem Bauernkrieg beſonders den Hennebergiſchen ins Auge gefaßt, und deſſen Beginn, mit vielen Originaldocumenten belegt, geſchildert. Während im Monat März im Lande Franken der Aufſtand begann, gährte es auch jenſeits des Thüringerwaldes ſchon mächtig, und auf dem Walde ſelbſt, deſſen Bewohner gen Arnſtadt rückten. Daher konnte Graf Günther von Schwarzburg auch ſeinem Schwiegervater, dem Fürſten Wilhelm von Henneberg, keinen hülfeleiſtenden Zuzug thun.

Unterm 25. April erließen Rath und Bürgerſchaft zu Arnſtadt die nachfolgenden Artikel; ob dieſelben angenommen und erfüllt wurden, darüber mangeln mir noch zur Zeit die Nachweiſe, jedenfalls erſcheinen dieſelben nicht unbillig, es wurde um Beherzigung gebeten, und des Fürſten Recht und Eigenthum wurden unangetaſtet gelaſſen; man bat nur um einen evangeliſchen Pfarrer, um Erlaß einer neuen Steuer, um Steuerpflichtigkeit des Adels und der Geiſtlichkeit gleich der des Bürgerſtandes, um Aufhebung eiſerner Zinſen an Klöſter, deren Heiſchung gar nicht documentiert war; um ſtatutenmäßig dem Rath zuſtehende Rechte im Bezug auf das ſtädtiſche Regiment, den Marktverkehr, die Zwinger, das Walperholz; um Abſchaffung des Betriebes bürgerlicher Gewerbe durch Nichtbürger, Ermäßigung der Güterkaufſteuer, Abſchaffung pfäffiſcher Afterlehnsherrlichkeit, der allzuhohen Erbzinſen und neuer beſchwerlicher Auflagen. Man verlangte geordneten Gang der Rechtspflege, Unterſtellung des eigenmächtig handelnden Spitalmeiſters (zu St. Georgen, dem ſehr wohlhabenden Spital der Stadt) unter die Rathsaufſicht; Rückgabe wiederrechtlich innehabender Gemeindegüter; Reſtitution mehrerer Siedelhäuſer, die der Gemeinde zinſten; Erfüllung eines längſt gegebenen Verſprechens; Schirm und Aufrechthaltung der Statuten; Aufhebung einer der Stadt ſchädlichen Gewerkhütte, des muthwilligen Schadens an den Fluren durch Schiff und Geſchirr, Jäger, Hunde und Pferde, des Erbgütergerichts und Aufhören der Schinderei von Klägern wie Beklagten durch Fürſprecher (Anwälte) und Schreiber, und endlich — (hier griff man freilich den Fürſten ans Herz) Minderung der Koſtſpieligkeit des Hofhaltes, die eine Schatzung nach der andern verurſache. —

Dieße Nachvolgende Artickell, Bitten vnd begernn Ein Erbar Rathe vnd gemeine Burger zu Arnſtadt von dem Edeln vnd wolgebornen hern Gunthern Grauen zcw Schwarczburgk, herrn zw Arnſtadt vnd Sunderſhawßen, vnßerm genedigen Herrenn, genedicklich zcu beherzcigen, Eines Erbarn Raths vnd gemeiyne, Nucz, fromen, beſchwerheyt, vnd vngedeyeñ, möcht betrachtet, vnd der billigkeit nach dar Innen gehandelt werden, Des ſich ein Rathe, vnd gemeyne, etzlicher maiſſen beſchwert empfunden. Geſcheen Dinſtags Marcy, Anno ꝛc. xxv.

1. Erſtlichen das ein Rathe, ſampt der gemeyne, Einen pfarherrn, Der das heylig Euangelium, dem Volke nach Chriſtlicher Ordenung, möcht predigenn, vnd auß rechtem guten grunde, der heyligen ſchrifft möcht außgelegt, und vnderweyſt werden, zcuerwelen zcu ſetzen vnd zcuentſeczen macht haben, Alſo das nicht das volck, dar durch vorfurtt, adir jrre gemacht werde, Wie dann byſſ here geſcheen, Was einer vormittage predigt, durch einen andern nach mittage widderruffen, Das gedenckt ein Rathe vnd gemeine, in keynen wegk lenger zcudulden.
2. Zum Andern, das der vierde pfennig abgethan werde,
3. Zum Dritten, das von dem Adell, vnd den geyſtlichen Alle jre ligende grunde, Ecker, Wyßen vnd weyngarthen hawß hoff ꝛc. verſchoſſen vnd verwachen, wie ein ander gemeyner bürger thun muß außgeſchloſſen vnßer g. h.
4. Zcum Vierden, beſchwert ſich ein gemeine, Das ſie vill gatter geld Dem Kloſter vnd andern geyſtlicheyn hir vnd zcu Erffurdt, Als awff widderkawff, auff zcehn adir zwolff ſchog, eins, lange Zeit gegeben haben Alſo das etzlicher prieſter, Auch das Jungkfrawe cloſter jr gelt woll zcehenfach widder auffgehoben haben, vormeynen Inen das fürder, nicht zugeſtehen, zuuoran, den geiſtlichen, der wir Inen lenger zcugeben, nicht geſindt, Sie haben den des redlichen ſchynn Irer ankunfft, wie ſie ſolche Erbzcynße, auf vnßrn güttern erlangtt, vnd wie ſie auff vnßere gütter kommen, vnd ſunderlichen. der widderkewfflichen zcinße, Adir gattergeld das lange geſtanden, do ſie Ir hewbtgelt, vorlengſt hinwegk habenn, Monchen, Nonnen vnd pfaffenn, lenger nicht zcugeben, Sundern begern das ſolche, abgeſtalt wurde, Auß vrſachen dan ſie pflegen e. g. Dar von gar nichts, So wiſſen wir vns Irer, gar nichts zcutröſten. Vnd vns jn wenigk, Adir vill hanthaben. Aber verteyding konnen.

5. Zum Fünfften, das der Probſt zw Ichterſhawſſen vngeuerlich bey vierzigk eckern wein wachs, Jn dem Flur zcw Arnſtadt ligen hatte, vnd nichts dar von gibt Gedenckt ein Rath ſampt der gemeyne auch nicht lenger zu dulden. Sundern gleich die mit vns verſchoſſen und verrechten,

6. Zum Sechſten. Nachdem der Rathe vormals, die thörme vnd thorhewſzer, zcubeſetzen macht gehabt, nach Jrem gefallen, Desgleichen auch, kirchner, Schulmeiſter, Stadtgeſynde, auch den Marckt, gewicht vnd alle feltſcheden. Zcu regyren, lauts vnſzer Statutteun des ſich vnſer genediger herre vnderſtanden. Bit ein Rathe, ſampt der gemeyne, ſolchs dem Rathe, vnd der Stadtt, Jn keynen wegk, Adir nicht zcu entzcyhn.

7. Zum Sibenden, Nachdem vnſzer gnediger Herre etzliche gemeine, Als die weyden, vnd das ſchutzenhaus vnd gras, vor ſich oder ſeyner genaden geſinde gebraucht. Bitt auch ein Rathe, ſollichs abzuſtellen, desgleichen zwinger vnd grabenn, Jn Jrer gewalt zcu behalten. Nicht einſagen noch hindern,

8. Zum Achten, begert ein Rathe vnd gemeyne, des walper *) holzes Dem probſt mit ſeynem Vihe, Nicht alleyn dareyn zcu weyten geſtatten, Sundern frey vnd nach Jrer notturfſt zcu gebrauchen, Die weil doch der Probſt, mit ſeinem Vihe auff vnſzere gutter vnd gemeyne treybett.

Vnd deſſelbigen holczes, Ein orth abgezeichnet, Dem Rathe vnd gemeyne Erblichen volgen, vnd bleyben zculaſſen, Das ander was bleybt, vnſzerm g. h. wenn es ſein gnade eygendt, ader geben werden, auch volgen zu laſſzenn.

9. Zum Neunden, Nachdem der probſt mit ſeynem vihe, die Mawrn, zwuſſchen dem newen thore, vnd dem Rietthore, verterbet, vnd ſchyre Ellen tieff vnther den Fullemundt außgetrett, Solchs wider von des cloſters gelde, zu machen,

10. Zcum Zcehenden, das Barbara von Hawſzen. Ein Hawſz des gleichen Liechtenberg. Hawſze, do kolbe Jnnen, ſitzt, Schoſzpar ſindt, vnd wollen die frey gehalten haben, Gedenken ein Rathe vnd gemeyne, auch nicht lenger nachzculaſſen, Auch brawet Barbara

---

*) Das Walperholz, noch heute ſo genannt, iſt ein ſchöner Bergwald, auf dem in frühen Zeiten ein Kloſter ſtand, das der h. Walpurgis geweiht war, daher Walperholz.

von Hawſſen, kewfft vnd verkewfft, wie ein ander bürger, das auch ein Rathe vnd gemeyne, nicht lenger zcu dulden geſindt, Darzcu hat ſie, Ein tawben Rath*), vnd hat, wedder ecker noch wyßen, vor der Stadtt,

11. Zum Eylfften, Wann das Lehn Corporis Chriſty. ledig ſtirbett, das ſollich lehenn, nicht forder vorlyhen werde, Sundern daſſelbige Gelt. Einer gemeyne, zu nucz komen mochte, Desgleichen auch andere lehnn, die von einem Rathe zcu lehn gehenn

Zum Eilfften, Das vnßer gnediger Herre, eczliche hantwergk meyſter. In der Stadt hat. Die In Schoſbarn Hewßern ſiczen, Die ſein gnade auch wollen frey gehalten haben, Das bitth auch ein Rathe vnd gemeyne abzuſtellen.

12. Zum Zwolfften, bitten Rathe vnd gemeyne, So burger hinfurtter gütter kewſſen wurden. Tewr adir wolfeyle, Das man nicht mehr dann funff ſchneberger lawen geld. Zcu lehn gelde geben mochte, vnd der verkeuffer, Einen aufflaſße ſchillingk vnd gedencken zcw vnßern güthern keinen andrn lehnhrn zu haben widder Monche noch pfaffen. Dan alleine vnßrn gnedigen Herren.

13. Zum Dreyzcehnden, Bith ein Rathe vnd gemeyne, Das ſich vnßer gnediger Herre, mit dem Fiſchwaſſer, holcz vnd weydewergk. Wie ander Fürſten, Grauen vnd Herrn gegen Iren Stetten halten gegen vns ſeiner gnaden vnderthanen, auch genediglichen zuuerzceygen.

Auch ſindt eczliche gütter faſt hoch mit erbzcinßen beſchwerdt Das ein Arm man ſolcher groißen zcinße halben, der gütter, gar nichts genieſſen kan, Sundern vmb ſunſt arbeyten. Begern ſolche Zcinße zcu linderun.

14. Zum Vierzcenden, bitt ein Rathe vnd gemeine. Vnßern gnedigen Herren. Alle auffſeczye, So auff die Stadt vnd gemeine geſaczt, vnd mit beſchwerth So dermals die Stadt An die Edeln vnd Wolgeboren herſchafft von Schwarzpurg komen, Sundern bey dem Alten herkomen, wie die an die wolgedachte herſchaft komen, Bey bleyben laſſen.

---

*) Ein Tauben Rath iſt analog dem Wort Hausrath gebildet und heißt ein Taubenflug, den zu halten nach ſtädtiſchen Rechten überall nur Feldgrundbeſitzern von Alters her gebührt.

15. Zum Funffzcenden beclagt ſich die gemeyne, ſo ſie mit Imande zcuthun haben, Das nymandts nichts erlangen magk, adir zcu recht komen, vnd bitten vnßrn gnedigen herren, genedigklich dar ein zcußehen, das Inen rechts geholffen mocht werden.

16. Zum ſechzcenden, begern Rathe vnd gemeine, Das ein Rathe Einen Spittelmeyſter zcuſetzen vnd zcu entſeczen Macht haben, Auß Vrſachenn, das der Spittelmeiſter, Dem Spittall, vnd den armelewthen, nicht gleich vorſtehett, Sundern craczt vnd ſchirret, auff ſeinen kuchen. Vnd verkeufft was er magk zu gelde machen, Als korn, putter vnd keße, vnd brichts den Armen lewthen abe, vnd arbeitt mit den pferden ander lewthen vmb lohn vnd leßt ſein ecker vber winther vnbeſebet lyhen.

17. Zum Sibenzcenden, begern die gemeyne Alles das der gemeyne zcuſtendigk iſt, wer das Innen hat, der gemeine widder heym zcu ſtellen.

18. Zum Achtzcenden, Sind auch etzliche Sedelhewßer In der Stadt geweſt, Die zcw Scheunen, Schweynſtellen vnd andern ſtellen, gemacht ſindt, wöllen die gemeyne Alles widder zcw Sedelhewßern gemacht haben, lewthe darein zcuſetzen, die Zcynße vnd geſchoſſe, mit tragen möchten.

19. Zum Neunzcenden, begert die gemeine, das, die, mehr dan ein hauß haben, dieſelbigen zcuuerkeuffen, das auch burger dar ein möchten geſaczt werden, wie dan von vnßerm gnedigen Herren, vnd dem Rathe, vorlengſt der gemeyne alſo zcu geſcheen angeſagtt, Solichs nochmals Alſo verſagen,

20. Zum Zwenczigſten, das vns vnßr g. h. bey priuilegien, vnd Statutten, wolt bleiben laſſen den Richtern vnd Andern. Ichtes da widder zcu handeln nicht geſtatten.

21. Zum Einvndzwenczigſten. Beſchweren ſich die Gemeine. Vnd eczliche Arme lewthe, ſamptt dem Rathe ßehr, Der Hütten halben, das ſie der Armen gemeyne, groſſen ſchaden thun, vnd zcuſagen, mit Iren ſchlacken, und dar durch das waſſer, Eczlichen, Ire ecker nymptt, Des gleichen die viehtryfft verterbet, Derhalben gemeyne Stadt, Zcynße vnd geſchöſſe, entperen müſſen.

22. Zum Zcwey vndzwenczigſten, Das die Schifferey So der probſt vor Arnſtadt hatt. Beſchwert ſich die gemeine, Des ſelbigen mergklichenn ſchadens, So In vnßern Fluren vnd Feld geſchicht, daſſel-

bige auch abzuſtellen vnd auff kunfftig Michelstag, gentzlichen von der Stadt wenden vnd abthun.

23. Zum Drey vndzwenczigſten, wan vnſers gnedigen herrn Diener mit pferden adir Hunden, Im Felde ſindt. Mergklichen ſchaden. In weyngarten vnd gedreydichen, mit den pferden, muthwilligklich thun.

24. Zum xx iiij. Begern vnd wollen die gemeyne, das hinfurtter, kein gericht ſall gehallten werden vber Schult vnd Erbguther. Auff das, das Arme volck, nicht in ſo groſſe ſcheden, geſchatzt vnd geſchunden ſall werden, von den vorſprechen, vnd ſchreibern, vnd mancher In Jaren vnd tagen nicht hat konth, zu ſeinen rechten komen, Sundr wo einer den andern verclaget In einem amptt, adir vorm Rathe, ſolt man fleyſſig horen, vff clage vnd anthwurtt, vnd mit fleyſſe erforſchen vnd welcher recht hatt, Das erß genieſſe, Den Andern da hin weyßen, das er möchte nachlaſſen vnd alſo criſtlich vnd bruderlich zu lebenn, Damit ſolche Schynderey verbleiben möchtt.

25. Zum xxv. Iſt das auch ein vnleydlichs, Das ſich vnßer g. h. teglich mit vill groſſen Rechten belett, Die ſelbigen mit Iren geſynde, des Jars zwey moll kleytt. Auch den ſelbigen vber das, mergklichen Jar ſolt, Dar zcu Erbliche Manlehn verſchreyben, dar zcw wir vnßer bluth vnd ſchweys geben müſſen, vnd der halben, vns Armen, Einſchatzunge vber die andern auffgelegt wirt, welchs der gemeyne ſchwehr, vnd hinfürder nicht leyden noch tragen kan, Es were aber begebe ſich dann, land nodtt,

26. Zum xxvj.*) Sagen die tuchmacher, das ſie mergklich beſchwert, mit Zcinßen, von der mullen, Dar vber ſindt etliche in der Stadt mit namen wichman harthman, Der Schoßr vnd hans kremer, die dy wollen, auff vilen Scheffereyen, bereit beſprochen haben, vnd vberſeczen dieſelben, das wir Armen Tuchmacher, nicht hynnach komen können. wan ſie wiſſen bereyt wo ſie do mit hyn ſollen, vnd verkewffen ſie, awß dem lande.

Das wullen kurczumb Ein Rathe vnd gemeyne, abgeſtalt habenn.

---

*) Text: xxvij.

IV.

Weinkünſte.

Die folgende Mittheilung iſt einer fragmentariſchen Papierhandſchrift (in 4°) aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts entnommen. Der Abdruck geſchieht urkundlich, die wenigen Abkürzungen ſind aufgelöſt. Ueber dem u ſteht gewöhnlich der in unſerer Currentſchrift übliche Bogen, der offenbar auch manchmal den Umlaut bezeichnen ſoll, da er ſich ähnlich auch über dem o befindet. In dieſem Falle wird im Abdrucke ein e über den Vocal geſetzt.

Die Wendung auf Blatt 4b 3. Abſatz: ſo ein Wein eſſiget oder anzickt führte auf eine im deutſchen Wörterbuche 1,526 unter anzicken angeführte gleichlautende Stelle bei Tabernaemontanus. Eine Uebereinſtimmung unſerer Handſchrift mit dem Kräuterbuche ließ ſich aber bei dieſer Wendung nicht entdecken. Nur an einer einzigen Stelle ſtimmen beide im Inhalte faſt ganz, in der Form annähernd zuſammen. Daß Tabernaemontanus ſich an die für die Weinbauern beſtimmten Regeln zur Aufbeſſerung der Weine bei Abfaſſung des Kräuterbuchs gehalten hat, liegt von vornherein nahe. Wenn uns auch leider nur eine ſehr ſpäte Ausgabe des Kräuterbuchs, die von 1620 zu Gebote ſteht, ſo iſt doch eine Vergleichung inſofern lehrreich, als wir durch ſie erkennen, wie frühere Aufzeichnungen theils ergänzt, theils zuſammengezogen, überhaupt umgearbeitet und moderniſiert wurden. Gleich der erſten Regel in der Handſchrift: „Item wein der ſein farb verloren hat — Wan die milch bringt die farw vnnd der weitzen den geſchmack“ entſpricht folgende Stelle im Kräuterbuche:

„Dem abgefallenen Wein ſeine natuͤrliche Farb wider zu bringen: „nimb zu einem Fuder Weins XXIIII vntzen Weytzens, ſtoß den „biß die eußerſte Schellen oder Rinden darvon kommen, darnach „waͤſche ihnen auß einem ſaubern Brunnenwaſſer, ſchuͤtte darzu ein „halb maß Milch, vermiſch vnd geuß es in das Faß, bewegs vnnd „ruͤhre es wol durcheinander mit einem durchloͤcherten Rührſcheid, „fuͤlle das Faß vnnd ſchlage es zu, laſſe den Wein alſo xiiij oder „xv Tag ruhen, ſo haſtu ein ſchoͤnen klaren vnd kräftigen Wein.“

Geändert iſt hier vor allen verſchoppen in zu ſchlagen. Der Ausdruck mit einem geſpaltenn vnnd durchlöchertenn holtz iſt durch mit einem durchlöcherten Rührſcheid deutlicher zu machen geſucht.

Obwohl die Sprache im Allgemeinen das Gepräge des beginnenden Neuhochdeutſchen trägt, finden ſich einzelne dialektiſche Formen. Wenn der Umlaut bei o fehlt, wenn z. B. ſchon ſtatt ſchön geſchrieben ſteht, ſo iſt hierauf kein Gewicht zu legen, anders bei a. Es findet ſich laren ſtatt lären (leeren) Blatt 1 a; beſtandig 2 a; verandern 5 a; ſacklein 5 b. neben ſecklin 5 b. — e für i ſteht in ſchelffen (Rinden) 1 a und in der Verbalform ſend = ſind 5 b. — Vocalverdunkelung findet ſich hauptſächlich in můſchen (= miſchen), gemůſcht, vermůſchung 1 a. 1 b. 2 a. 3 b. miſchen ſteht nur einmal 4 a. So heißt es auch wölich = welch 5 a. bör 3 a. (borlin 5 b). Neben laſſen begegnet auch loſſen 3 b. — Umgekehrt iſt Erhohung des Vocals wahrnehmbar in henig = hönig = honig 3 b; ferner in ſcheimen = ſcheumen 4 a, verſcheimbt 4 b.

Im Conſonantismus ſind die niederdeutſchen Formen vngepickt (ſonſt bech) 3 b und weßlen = wechſeln 3 a zu erwähnen. — Neben buluer 5 b erſcheint einmal pfuluer 3 b. — Eigenthümlich iſt das öftere Fehlen von r, was möglicherweiſe nicht in der Flüchtigkeit, ſondern in der Mundart des Schreibers ſeinen Grund hat. So heißt es vegett ſtatt vergett 3 a; vegen 4 a; hebſt = herbſt 5 a; nottůfftig = nottůrftig 5 a. (nottůrftige 4 b). Auch weys ſtatt weyns 5 b könnte mundartliche Form ſein. — Haben alle Eigenthümlichkeiten Beſtand, dann wäre die Heimath unſerer Handſchrift vielleicht nach dem Mittelrhein zu ſetzen. Daß ſie aus dem Weinlande ſtammt, darf überhaupt angenommen werden.

In lexicaliſcher Beziehung finden ſich beachtenswerthe Einzelheiten, die der Reihe nach erwähnt werden ſollen.

Blatt 1.

gebrochen wein. gebrechlicheit. (ferner gebrochen wein Blatt 2 a. brechen 2 a. 5 a.) D. Wb. 1346. 28. unter brechen.

widerbringen, reſtaurare Friſch 2,139. (vgl. wiederkommen, ſich erholen, vom Biere Fr. 1,535.)

ſchelfe = ſchilfe fehlt bei Friſch. vgl. Fromman 3,10.

kluppe (Bl. 2 a) iſt hier jedenfalls eine Art Quirl, bei Friſch 1,525 „ein geſpaltener Stock“; mhd. Wb. 1,846 forcipula. Das Verbum kluppen fehlt bei Friſch.

verſchoppen, oppilare Friſch 2,220. Schmeller 3,376.

Blatt 2.

reden (part. gereden), ſieben. Schmeller 3,53 unter reden, raden.

geſiblet, wohl kein Schreibfehler für geſibet. Infinitiv: geſiben.

ephaw Ephen (wohl mißverſtanden als ep-hou, ep-heu) Fr. 1,228.

leybrung, eigenthümliches Wort, das ſonſt nicht nachgewieſen zu finden iſt. Gemeint iſt wahrſcheinlich der Luftzugang.

naber, Borer. Bei Friſch 2,3 näber, Schmeller 2,669 neber, neiber, nopper.

Blatt 3.

wechalter, Wachholder. Bei Friſch 2,412 weckolter.

mittel holtz? Kiefernholz als in der Mitte ſtehend zwiſchen Tanne und Fichte in Hinſicht der Stärke und Härte?

irdiſch, hier die ſinnliche Bedeutung = erdig.

ſayger, zähe, pendulus. Friſch 2,260. Schmeller 3,209.

Blatt 4.

yeren, gähren (auch jähren) Fr. 1,320.

eſſigen, zu Eſſig werden. D. Wb. 1,526. Friſch 1,233.

anzicken, ins Saure umſchlagen. D. Wb. 1,526. Schmeller 4,223 (auch ein Subſtantiv der Anzick exiſtiert).

balg, Hülſe, Schale, gluma Fr. 1,57. Zu beachten iſt die ſchwache Form balgen oder vielleicht: von „den“ öbern balgen?

Blatt 5.

kůmich, Kümmel. Schmeller 2,299. Fr. 1,555 unter Kümmel.

virdung (vierdung), der vierte Theil. Schmeller 1,633 „ein gewiſſer Theil des Pfundes.“

ſchnelblume, kann nur papaver roas gemeint ſein, der rothe Feldmohn, Klatſchroſe, wie die Pflanze an manchen Orten genannt wird. (Diefenbach 411 clapperoſen). Das Wort fehlt in allen Wörterbüchern, auch bei Nemnich.

(1 a) Nun iſt zw ſagenn vonn denn gebrochenn wein vnnd vonn den vnterſcheydenn gebrechlicheit. Auch Wie mann in künt vnnd müg widerbringenn.

Item wein der ſein farb verloren hat. denn ſol mann alſo widerbringenn. Zu einem fuder trübs Weins ſol mann nemenn ein kopff vol ku milch vnnd ſo vil korner von weitzenn darauß mann brot macht. vnnd ſol die korner vor allein ſtoſſenn bis daß die auſſern ſchelffenn dauon kumenn. darnach in reinem waſſer waſchenn vnnd ſie alſo gantz vnder die milch tun. vnnd darnach in daß vaß weyns daß man widerbringenn wil. ſo verr auß larenn das man die matery darein giſſen müg. vnnd ſo die milch mit dem waitzenn hinein gegoſſenn iſt zehant ſol man mit einem geſpaltenn vnnd durchlöchertenn holtz in das vaß geſtoſſenn denn hart vnnd vaſt bewegenn vnnd kluppenn. alſo das es alles durch einander gemüſcht werdt. Darnach daß vaß füllenn vnnd verſchoppenn vnnd nach xv. tagenn vindet man den wein ſchön vnnd krefftig von geſchmack. Wan die milch bringt die farw vnnd der weitzen den geſchmack.

(1 b) Ein anders Zw einem fuder trübs vnnd mißfarbenn Weins ſol mann nemenn das weys vonn xxiiij aeiern Vnnd daß vaſt durch einander ſchlahenn daß es lauter ſey vnnd ſol dan nemenn von dem beſtenn ſemel mel Vnnd von gelauttertem ſandt oder grieß yedes ein kopff Vol vnnd des ſelbenn weyns auch ſo vil vnnd daß alles durcheinander müſchenn vnnd dan in drey teyl teylenn. vnnd alweg ein teyl in das vaß giſſenn vnnd darnach mit einander kluppen *) oder gelochertem holtz hart rürenn biß es gar hinein kumbt. Darnach ſol man den wein vaſt rüren **) laſſen ſo wird er lauter.

Zu einem fuder trübs vnd ſchwachs wey[n]s. ſol man Nemenn ein pfundt mandelkern die wol geſtoſſenn Vnnd ſo vil vonn weyſſen weitzen mel dar zwthun darnach des ſelbenn Weins ein kopff vol nemenn Vnnd das alles durch einander müſchenn vnnd in das Vaß giſſenn. darnach mit der kluppen als vor geſagt iſt hart bewegenn. vnnd dan rúrenn*) laſſen ſo wirdt er wol geſchmach vnnd ſchonn.

---

*) Wahrſcheinlich verſchrieben; es muß vielleicht heißen: „mit einer kluppen oder gelocherten holz." **) Vermuthlich „ruwen".

Item das der wein lauter werdt. ſol man zw ein fuder Weins (2 a) nemenn ein kopff vol rebaſchenn oder mer die wol geredenn ſey vnnd des ſelben weyns darunder-tun vnd ein vermúſchung dar awß machenn als ein dúns múſſlein vnnd in trey teyl teylenn vnnd als yetzo geſagt iſt nach einander in das vaß giſſenn Vnnd darnach als vor mit dem holtz hart bewegenn Vnnd ſo er ettwa lanng ruwet wirdt er friſch vnnd ſchonn Oder man ſol nemenn aſchenn von eichenn Rindenn wol geſiblet ein kopff vol vnnd in das vaß tun wie vor geſagt iſt Etlich zúnden an Ephaw vnnd erleſchenn es in dem Wein oder moſt. Etlich tund Vnangezúndet ephaw in den wein ſo wirdt er beſtandig.

Item rindenn Vonn Eſpenn in ein Vaß geworffenn Wieder bringt gebrochenn Wein.

Item das der wein nymer brech. noch an der farbe Verwandlet werdt als lang er weret. ſol man ein leines tuch vber den ſpundt des vaß breitenn Vnnd rebaſchenn geſibenn zweyer oder dreier. Vinger dick darauffthun daß der Wein nit | Außrichenn (2 b) múg. Vnnd awff die aſchenn ſol man einenn grúnenn Waſſem der auß der erden geſchnitten ſeye legenn vnnd mit einer ſpindel drew oder vir locher darburch gegenn dem ſpundt biß auff das tuch borenn daß es ein leybrung habenn múge Der wein Verwandelt ſich Nimer wie lang er ligt Oder man ſol denn ſpundt des vaß verſchlagenn daß es wol beſchloſſen ſey Vnnd ſol obenn ein neues loch mit einem naber darein borenn Vnnd ein zapffen darfúr machenn vnnd alweg wan [man] wein auß dem vaß laſſen wil**). ſol man den zapffenn awff thun Vnnd ſo der wein gelaſſen iſt wider alß vor Vermachenn. ſo beleibt der wein vnuerwandelt bey ſeiner farbe.

Hie iſt zemercken vonn annderun gebreſtenn des Weins ob ein wein ein vbelnn geſchmack hat ſo ſol mann nemenn ein handt vol ſaluayenn Vnnd ſo vil hopffenn. Auch ein groſſe galgandwurtz | Mittenn entzwey geſpaltenn vnnd in einenn leinenn ſack tun (3 a)

---

*) Auch hier iſt wohl beſſer an „ruwen“ zu denken. **) Text: vil.

vnnd drey oder vir tag in dz vaß henckenn ſo hort auff der geſchmack. Ob man aber erkennt Vnnd weyß das der geſchmack kumbt Von dem bech Oder aber vonn dem Vaß. ſo muß man den wein in ein ander Rein vaß abziehenn. vnnd darnach die vorgenanten matery darein henkenn.

Item Zw dem ſelbenn ſol man Nemenn ein friſch girſtenn brot ſo es erſt auß dem offenn genomenn wirdt Vnnd ſol es in zwey ſtück brechenn. Vnnd denn einenn theil awff den ſpunt des vaß alſo heiß legen Vnnd denn anderun theil wider in denn offen thun biß dz diſer theil ob dem ſpunt erkalt Vnnd denn dz warm wider vber Legenn. vnnd alſo ettwa lang ymmer dar weßlenn. Wann darburch mag man allenn geſthanck awß dem wein zihenn Etlich thun in vbelgeſchmack wein ſpan oder bör vonn wechalter holtz Vnnd yſoppen Vnnd baſt von mittel holtz do hartz an iſt. So ve[r]gett aller boſer geſchmack yedoch yedenn vbel ſchmecketenn wein iſt vor aller erynen not verziehung in ein ander Vaß.

(3 b) Item ob ein wein wer alß käßwaſſer Vnnd mann im gernn ein weinfarw machenn wolt. ſol mann nemen henig ſamenn wol in einer pfanenn geröſt. vnnd ein halb pfundt pfirſiſch körner vnnd die zw pfulner ſtoſſenn. vnnd darnach ſeyhenn mit wein durch ein leinenn thuch vnnd des weyns ein kopff vol darzw thun vnnd es durch einander müſchen vnnd inn daß Vaß giſſenn. ſo gewinndt er ein gute weinfarb.

Ob auch der wein ſo lauter iſt als ein waſſer vnnd nit Wein farb hat. Sol man Nemenn ſaffrann als groß als ein ay vnnd in das vaß hencken biß an denn dritenn tag. ſo hat man ſchonenn Wein.

Zu merckenn das ein wein der nach bech ſchmeckt alſo wider bracht Wirdt. Mann ſol in auß dem vaß in ein groſſenn kübel oder ander geſchir thun do der bechſchmack dauon außrichenn müg Vnnd darnach genug von reinem Eppich kraut darein thun doch daß der eppich mit einem reinem leinen thuch vmbwunden ſey das der wein vonn yme nit verwandelt werdt Vnnd es alſo zwenn tag loſſenn ſtenn. Darnach denn wein wieder in ein vnngepicktes vaß giſſenn Vnnd ob nun dennoch der geſchmack des

(4 a) bechs belib alſ das Er vonn dem eppich gantz nit ve[r]genn

wil ſo ſol mann in mit dornenn bedeckenn vnnd ſaluayen vnnd hopffen darein henckenn Des geleich mag man auch wein der einenn irrdiſchenn geſchmack hat der nit gut iſt Widerbringenn. Ob man ſaygernn wein friſch machenn woll ſol mann nemenn ein kopff vol wol geſtoſſenns Weinſteins zw einem fuder vnnd ſo vil reb aſchenn Vnnd auß dem vaß zwenn kopff vol weins laſſenn Vnnd das wol durcheinander miſchenn vnnd es drey mal in daß vaß giſſenn vnnd in alweg vaſt mit einer kluppenn bewegenn ſo lang biß er ſcheimenn Wirdt ſo ſol man den ſchaum̃ awff ſamelnn vnnd wider in das vaß thun Mann ſol aber das vaß zw keinem mal gar ſol füllenn es wirdt ſunſt des weins von dem bewegenn vil außlauffenn Oder man ſol nemenn ein handt vol neſſelnn mit den würtzenn wol gereinigt vnnd in das Vaß henckenn vnnd ob die neſſeln zw der ſelbenn zeit ſamenn hettenn. er wer zeittig oder nit. ſo ſol man denn ſamen dauonn thun oder es aber alſo mit dem ſamen in ein reines leines thuch winden vnnd in den wein henckenn ſo wird er friſch.

Item ein kopff vol ſenffs wol geſtoſſenn drey tag in Wein gehangenn machet in friſch.

Item man ſol nemenn ein kopff vol des ſelbenn Weins denn (4 b)
man friſch machenn wil vnnd ein virteil ſo vil ſaltz vnnd das in ein neuwenn haffen ſiedenn loſſenn Vnnd ſo es wol geſotenn vnnd verſcheimbt iſt vaſt bewegenn. biß das er geleich yerenn werdt darnach ſol man plech vonn ſtahel oder pley in das vaß henckenn ſo wirdt der wein friſch.

Item ſo ein Wein eſſiget oder anzickt ſol man in ein fuder ein kopff vol lauchſamenn henckenn ſo kombt er Wider vnnd wirdt ſüß als vor oder ein kopff vol weitzen Wol gereinniget von dem öbernn balgenn vnnd j ℔ Neus friſch wachß vnnd daß in ein vaß hennckenn ſo wirdt ir vor anzickenn behüt.

So nun hie vor vonn dem verziehenn der wein oder vonn einem vaß in ein annderß zeziehenn berürt iſt So hab ich für genomenn ettwaß nutzliches vnnd nottürfftigs dauonn zw ſagenn Darumb wer die wein in andere vaß thun wol der ſol die ſchwachenn Vnnd krankenn Wein ym winter abzihenn aber die ſtarckenn in dem lentz vnnd inn dem ſumer.

(5 a) Ob auch die ſchwachenn wein awff beſſer heſſenn gegoſſenn werdenn ſy dauonn gekrefftiget.

Es iſt zemerckenn Wölich wein zw vollem mon oder ſo der monn wachſet ſo der windt auſter genant Waet daß iſt im herbſt *) auß gezogen werden die brechen leichtlich Darumb vonn geſuntheit wegenn ſol man die wein ſo der windt Boreas genant daß iſt im Winder vnnd ſo der monn abnimbt auß ziehen. vnnd das es zw ſchoner Zeit geſchehe daß nit der wein awß Verwandlung oder trübung des weters oder windes auch Veranndert werd nach dem die obernn bewegungen die vndern regnierent geſchehenn daß nit daß weter oder windt den wein brüchig mach Diſe ding ſein nütz Vnnd nottů[r]ſſtig zw dem wein von einem vaß in ein anders zezihenn.

Zw zeitten mag auch der wein durch etlich zuſatz in ander geſtaltenn des geſchmacks vnnd der farbenn verwandelt werden darumb ob ein wein ſchwach wår vnnd man in mer krefftig (5 b) machenn Wolt ſol man nemen zw einem fuder weins | kümich Zucker abſeyhlung von hirſch hornn yedes ein Virdung vnnd ſol yedes beſunder in einem Leinem ſacklein in den wein henckenn ſo wirdt er vil mer krefftiger oder man ſol nemen zw einem fuder Weinß ein 8 raudenn ſamenn vnnd es wol zw bulner ſtoſſenn. Vnnd ein virdung zuckers Vnnd yedes beſunders in denn wein henckenn ſo wirdt er ſo ſtarck daß die ſo in drinckenn dauonn dru[n]ckenn werden wan auß eygenſchafft beſucht die rautenn dz haubt.

Wer einen **) Wein der von natur weyß iſt rot machenn wol der nem korner oder berlin Von erbſich holtz zw latein Berberiß genant Wen ſie zeitig ſendt vnnd druckne ſi wol Vnnd wen man wil †) ſo henck man ſie in einem reinem leinnen thuch in daß geſchir darin der Wein iſt ſo ſicht man vber ein kleine weil daß der wein rot iſt oder man nem die rotenn ſchnelblumen die in dem korn wach[ſ]enn die ſelbenn bletter ſol man dorrenn vnnd zw bulner machenn Vnnd daß in einem leinenn ſecklein in denn weinn thun.

---

*) Text: am hebſt. **) Text: einem †) Text: vil.

V.

Die Sache der Augsburgiſchen Confeſſions-Verwandten in Steyer, Krain und Kärnten in den Jahren 1582 und 1583.

Was im nachfolgenden diplomatiſchen Briefwechſel mitgetheilt wird, mag als eine kleine Epiſode im Vorſpiel zu jener großen Tragödie erſcheinen, die dreißig Jahre lang Deutſchland erſchütterte und in Schmerz faſt auflöſte. Die proteſtantiſche Lehre hatte in den Oeſterreichiſchen Erblanden tiefe Wurzel geſchlagen, ſowohl im Herren- und Ritterſtand, als bei Bürgern und Bauern. Die Stände von Steyer, Krain und Kärnten waren größtentheils Proteſtanten, und hatten ſich manigfache Rechte errungen, wenn ſich ſolche auch nur, wie z. B. das freier Religionsausübung, auf die eignen Beſitzungen der Ritterſchaft erſtreckte. *Freie Religionsübung* war aber das ſchöne Panier, deſſen Entfaltung mit Sehnſucht von *allem* Volke erwartet wurde, was der neuen Lehre anhing. Da beſteckte es der übertriebene und übelangewandte Eifer fanatiſcher evangeliſcher Prädicanten, welche mit wüthender Intoleranz die Katholiken anfeindeten, und darauf riß es die Gewalt der Gegenpartei mitten von einander und trat es mit Füßen. Mit gewaltiger Energie ſuchten Oeſterreichs Herrſcher die, alle Lebenskreiſe jener Aera durchdringende *reformatoriſche* Idee zu bekämpfen, denn *dieſe* mußte dem Kaiſerhauſe vor Allem gefährlich erſcheinen, weit gefährlicher als die Glaubenslehre, die Glaubensformen der Reformatoren. Der vom römiſchen Papſt ſchier abhängig gemachte römiſche Kaiſer konnte, durfte nicht die proteſtantiſche Lehre begünſtigen, und am Ende hing nicht einmal mehr von des ſchwachen Rudolph II. Gunſt oder Ungunſt das Loos der ſtreitenden Kirchen ab. Unermüdlich ſchürten dabei die Jeſuiten das heimliche Feuer des Religionshaſſes, bis es zur verderblichen Lohe aufſchlug, unterdrückten das gedruckte freie Wort, wo und wie ſie nur konnten, und ließen Bücher gegen daſſelbe ausgehen, weil ſie ſelbſt ſich überall der Preſſen zu bemächtigen ſuchten und wußten.

Der Reichstag des Jahres 1582 wurde mit aller Solennität gehalten. Erzherzog Karl von Oeſterreich begleitete mit ſeiner Gemahlin und zahlreichem Gefolge den Kaiſer nach Augsburg. Die Khevenhillerſchen Annales Ferdinandei zählen zur Genüge auf, wie viele Geheime Räthe, Reichshofräthe, Hofcammerräthe, Cammerherrn, Truchſeſſen, Vorſchneider u. dgl. mitgezogen, wie die Couverts bei den Banketten gelegen, und wie die glänzendſten Aufzüge Statt gefunden. Es werden die zur Erledigung und Nichterledigung gekommenen Reichstagsarbeiten in Kürze aufgeführt, die Einführung des neuen Kalenders und viele Ereigniſſe in auswärtigen Ländern, z. B. der Tod des Herzogs Alba und Anderes. Die Stände in Inner-Oeſterreich hatten der Religion halber ihre Geſandten auf dieſen Reichstag ſchicken wollen, aber Erzherzog Karl verbot es, die Axt lag bereits nahe am Baume, es war ſchon beſchloſſen, den Proteſtantismus um jeden Preis wieder auszurotten. Die Verfolgung begann, und die bedrängte Landſchaft richtete Hülfe ſuchend ihren Blick nach den proteſtantiſchen Fürſten, die mit Schreck und Beſorgniß das Unheil über ihre öſterreichiſchen Glaubensbrüder hereinbrechen ſahen. Ein Schreiben der zu Grätz verſammelten Steyeriſchen Herren und der Ritterſchaft an einen Churpfälziſchen Rath ſchilderte den Nothſtand der Bedrängten mit lebendigen Worten. Kurfürſt Ludwig von der Pfalz glühte für Luthers Lehre. Sein Vater, Kurfürſt Friedrich III. hatte die Augsburgiſche Confeſſion verlaſſen und die Lehre Kalvins in ſeinem Lande eingeführt; der Sohn verjagte mit Härte die Kalviniſten wieder und zeigte ſich als eifrigſter Lutheraner. Daher an ihn hauptſächlich die Bitten der Hülfeſuchenden. Ludwig entſprach dieſem in ihn geſetzten Vertrauen nach Kräften, und brachte es dahin, daß entſchiedene Interceſſionsſchritte von den proteſtantiſchen Fürſten geſchahen. Man bot alles auf, den Erzherzog Karl zur Milderung der Härte zu bewegen, mit welcher in Krain, Steyer und Kärnten gegen die Augsburgiſchen Confeſſionsverwandten verfahren wurde. Leider trug dies Mühen keine Frucht.

Unter den dem Pfalzgrafen befreundeten deutſchen Reichsfürſten war auch Fürſt-Graf Georg Ernſt von Henneberg, der letzte ſeines Stammes, ein klarer und einſichtvoller Regent, der ſich ſchon längſt zur Lehre Luthers bekannte. Die deutſche Geſchichte hat dieſen Mann bis jetzt minder gewurdigt, als er es verdient hat. Wäre nicht ſein Stamm mit ihm erloſchen, würde es wohl anders ſein. Er ſchrieb an den Erzherzog Karl und ſandte dieſes, ſein Interceſſionsſchreiben an den Pfalzgrafen, damit dieſer es mit andern nach Wien befördere. Georg Ernſts Schreiben an den Pfalzgrafen lautet:

V. f. w. d. vnd was wir mehr liebs vnd guts vermögen zuuor, hochgeborner Fürſt, freundtlicher lieber Herr vetter, Geuatter vnd Brueder, Wir ſtellen inn keinen Zweiffel, Eld. ſeye durch Ihre, zu jüngſt geendtettem Augſpurgiſchen Reichstagk, damahls abgeordtnete Geſandten vnd Räthe vnterthänigſt informirt vnd vorgetragen wordenn, was daſelbſten, der Interceſſion halben, ahn den durchleuchtigen auch Hochgebornen Fürſten, Herrn Carl Ertzhertzogen zw Oeſterreich ꝛc. vnnſern f. lieben H. vnd Oheim, vorg. vorhaben vnd enderung deß Religionweſens, zuwid. hiebeuor deßhalben vffgerichter Pacification ꝛc. inn den dreyen Fürſtenthumben, Steyer, Kernten vnd Krain, vff derſelben Ständte daſelbſt hin abgefertigter Geſandten angebrachte Werbung vnnd flehntliches bitten, vorgeloffen vnd ſich ferner durch die Churfürſten vnd andere Stende vnſer wahren chriſtlichen Religion vnd Augſpurgiſche Confeſſion anweſende Geſandte vnd Räthe, vermöge eingefaßten Memorials verglichen worden, die nemlich vber die inen damals mitgetheilte ſemptliche Interceſſion: ferner jeden Standt inſonderheit ahn hochermelten Ertzherzog deßwegen ſchreiben, vnd ſolches zu E. L. Cantzlei gegen Heidelbergk, von dannen ſolche ſchreiben Sein, deß Ertzhertzog Liebden zugeſandt werden ſollten ꝛc. vberſchickhen mochten Damit wir ehe auch vnſs theils ahn vnmöglich beförderung ſollcher ſo chriſtlichen vnd hochnottwendigen ſachen ꝛc. nichts erwinden laſſen, Als haben wir mehrhochernante Erzherzog L. hierbeneben geſchrieben, vnd dieſelben Sein L. neben gebührlicher Zuuer ... vorbittlich erſucht vnd gebetten, inmaſſen vorberürte geziemte Interceſſion vermag vnd mit ſych bringt, vnd bitte demnach gantz freundtlich, S. L. wollen vnbeſchwerdt die Verordnung thun, damit ſolch vnſer ſchreiben, beneben andern, verglichenermaßen, ahn ſeinen gehörigen ort abgeſchickt werden Daran beſchicht vns angenehmes gefallen, vnd E. L. ſeind wir hinwiderumb, wir auch ahne dem vermögen fl. zuuerdienen jeder Zeit erbüttig vnd willig. Datum Maßfeld, den 28. 8bris Anno 82.

Georg Ernſt ꝛc.

Ahn

Herzog Ludwig Pfalzgraf Churfürſt.

Das mit dieſem Brief zugleich überſandte Hennebergiſche Interceſſionsſchreiben an den Erzherzog dadiert einige Tage früher; es bietet Alles auf, den Erzherzog zur Milde gegen ſeine proteſtantiſchen Unterthanen zu bewegen. Georg Ernſt wendet ſich an das fürſtliche Gemüth, führt die Segnungen des Religionsfriedens an, deutet auf die Deutſchland Gefahr drohende feindliche Stellung der Türken hin, beruft ſich auf die ſtets bewieſene Unterthanentreue der betreffenden Länder; er verheißt für die Erfüllung ſeiner Bitte die Gnade und den Segen Gottes, den Dank der proteſtantiſchen Fürſten und ſchließt mit den beſten Wünſchen. Der Brief folgt hier:

V. f. w. D. vnd was wir mehr Liebes vnd Gutes vermögen zuvor, Durchlauchtiger Hochgeborner Fürſt, fl. lieber Herr vnd Öheim. Was in Eld. vnſerer der wahren chriſtlichen Religion Augsburgiſchen Confeſſion Verwandten Churfürſten vnd Stände, zu jüngſt geordnetem Augsburgiſchen Reichstag, damals abgeſandte vnd hinterlaſſene Räthe, Botſchaften vnd Geſandte der vorhabenden Enderung halben im Religionweſen in denſelben Eld. Fürſtenthümber, Steyer, Kernten vnd Crain vff klegliches vnd bekümmerliches Anbringen vnd Bericht derſelben Fürſtenthümber daſelbſt hingegen Augsburg, Abgefertigter Geſandten, vorbittlich geſchrieben, wohlmeinend erinnert vnd gebeten, das würdet Eld. nunmehr vordem vnterthenigſt eingeantwortet worden ſein.

Wann dann zum Beſchluß ſolchen vorbittlichen Schreibens auch dieſes mit angehengt worden, das, wofern Eld. ſollich wohlgemeinten Interceſſion, als nicht gezweifelt werden wöllte, ſtet geben vnd die durch etliche anrührige Leüte, ſo im Lande wenig oder gar nichts zuverliehren, angeſtiffte gantz gefehrliche mutationes im vorberürten Religionweſen, einſtellen, vnd es bey vordeſſen vffgerichter Pacification, ſamt anderm Herkommen im vorigen ruhigen Stande, genädigſt verbleiben laſſen würden, das die Chur-Fürſten vnd andere Stände ſolches auch Ihrestheils nicht ſollen vor eine ſondere Freundſchaft vermerken, ſondern auch Eld. Ihr Gemüet hierinnen, vnd das ſie ſich dieſe Interceſſion gelieben laſſen, mit mehrerer Ausführung fernerer fl. zuerkleren, nicht vnderlaſſen würden,

Vnd wir demnach durch vnſere zu ſolchem Reichstag abgeordneten Rathe zu ihrer Zurückkunft, deſſen neben anderm referend. vnterthenig berichtet worden ſeind, Als haben wir vnſerstheils zu Bekräftigung deſſelben, gegenwärtigs Schreiben an Eld. zu thun, nicht vnterlaſſen können noch ſollen, Ganz fl. bittend Eld. wollen ſolches von vns Ja anders nicht, dann fl. vnd aus gutherzigem Gemueth vnd getreuer Wohlmeinung beſchehen, vermerken.

Vnd nachdem wir in keinem Zweifel ſtellen, Eld. werden ſich zu dem heilſamen Religionsfrieden des Heyligen Römiſchen Reichs, als ein vornehmer Stand und Mitglied deſſelben, nicht weniger als andere Chur-Fürſten vnd Stände bekennen, auch dieſer zeithere Aufrichtung deſſelben, geſpürt vnd erfahren haben, das derſelbige im Reich viel gutes geſtiftet und dadurch allerhandt Vnruh vnd Weiterungen verhütet worden, Inmaſſen wir dann, das durch dergleichen Religions Pacification, in vorermeldeten Eld. Fürſtenthümern vnd Landen, durch Gottes genedige Verleihung auch beſchehen, nicht allein itzo, ſondern auch vordeſſen mehrmals mit chriſtlicher Frohlockung und Angratulation angehört und vernehmen. Als machen wir vns ſovielmehr dieſe gewiſe Zuverſicht, wollen auch darumb ganz freundlich vnd mit Fleiß gebeten haben, Eld. wollen vnd werden in Betrachtung deſſen, vnd ſonderlich auch der großen androhenden Gefahr darinnen dieſe Landſchaften des Erbfeinds chriſtliches Namens vnd Gelobens halben ohne das ſitzen, vnd das durch ſolche vorhabende beſchwerliche mutationes dieſelbige aus denen in Ihrer Chur-Fürſten vnd Stände Räthe vnd Geſandte vorangemeldeten Schreiben, ausgeführten Vrſachen, leichtlich noch viel größer werden vnd zu vnwiederbringlichem Verderben vnd Vntergang ſolchen Lands, gereichen möchte, Do vorgedachte getreüe Landſchaften, welche bey derſelben Leib, Gut vnd Blut auffzuſetzen, bereit willig vnd erbütig ſeind, Inmaſſen ſie es dann auch biß dahero im Werk alſo rühmlich geleiſtet, obberürten heilſamen Religionfriedens vnd vffgerichter Paciſication nicht wenig führten an, als biß dahero aus angeborner Fr. Mildigkeit genedigſt genießen vnd würklich ſich erfreien, auch darbey, vnd ſonderlich dem hergebrachten öffentlichen exercitio Religionis, dadurch dann alle corruptelen vnd Sekten, ſo ſich ſonſten vnder dem Scheine Augsburgiſcher Confeſſion einſchleichen möchten, vorgebaut vnd verhütet werden kann ruhig vnd ohne beſchwerliche Conduction ſo wol in Städten vnd Märkten, als ſonſten ꝛc. gnedigſt verbleiben laſſe.

Daran erweiſen Eld. zuvörderſt dem allmächtigen Gott, ein gefälliges, angenehmes dero ſelbſt ſowohl als denſelben Fürſtenthümbern vnd Landen, zu dieſen gefehrlichen Zeiten hochnothwendiges rühmliches Werk, auch allen Augsburgiſcher Confeſſion Verwandten, Chur-Fürſten vnd Ständen eine große Freundſchaft vnd hochangenehmen geſelligen Willen, welches beneben demſelbigen vmb Eld. wir hinwiderumb nach unſerm Vermögen f. Zuvordienen jederzeit erbütig vnd willig ſeind, Zuvörderſt aber würde es die göttliche Allmacht, do alſo dem König der Ehre die Pforte vnuerſchloſſen vnd deſſen heylfertigen Evangelio ſein ſtarker Lauf vnverhindert gelaſſen würde mit allerhandt leiblichen vnd geiſtlichen Segen reichlich und mildiglich vergelten,

Welches Eld. wir inn gutem Hertzen vertrawen, f. nicht verhalten mögen, dem wir hiermit glückliche friedſame Regierung vnd alle zeitliche vnd ewige Wohlfahrt nicht weniger als vns ſelbſten vom Herzen wünſchen. Datum Schleuſingen, den 24. Oktobris
Anno ꝛc. 82.

Pfalzgraf Ludwig antwortete auf des Fürſten Georg Ernſt Schreiben ziemlich ſpät, erſt am 6. Januar 1583. Sein Schreiben war eine Kette trüber Nachrichten aus Oeſterreich, und mit traurigen Belegen begleitet. Da die frühern Verwendungen der proteſtierenden Fürſten nichts gefruchtet hatten, ſo hatten die Steyeriſchen Herren und die Ritterſchaft jene um eine beſondere Geſandtſchaft an den Erzherzog gebeten. Der Pfalzgraf verſprach ſich, entmuthigt, auch von dieſem Schritte keine Hülfe, bot aber gern die Hand, um jeden ſpäteren Vorwurf, die Bedrängten hülflos gelaſſen zu haben, von ſich abzulehnen, auch um dadurch einen möglichen völligen Aufſtand in Oeſterreich zu verhüten, der den Türken gerade recht kommen würde. Daher fragt Pfalzgraf Ludwig den Fürſten von Henneberg um ſeine Meinung in dieſer hochwichtigen Sache, um mit ihm gemeinſchaftliche weitere Vermittlungsſchritte zu thun. Das kurpfälziſche Schreiben lautet:

> Vnſern freundlichen Gruß zuuor Hochgeborner lieber Oheim, Schwager, Bruder vnd Geuatter, Euer verſchloſſen Schreiben, an den auch Hochgebornen Fürſten vnſern freundlichen lieben Oheim Herrn Carlen Erzherzogen zu Oeſterreich haltende vnd das Religionsweſen in Steyr betreffend, ſo vns jr zugefertiget, haben wir vor diſem wol empfangen, vnd alsbald mit gewiſſer Bottſchaft, an gehörigen Ortt verſchafft, des verſehens, es ſolle nunmehr zu Recht gebracht worden ſein. Wir mögen aber Euch freundlich nicht verhalten, das vor wenig tagen die Verordnete des Herrn- vnd Ritterſtands in Steyr, ſo zu Gräz verſamblet geweſen, an einen vnſerer Räthe ſchrifftlich gelangen laſſen das gleichwol obangeregte vnſerer der Euangeliſchen Stende Räthe zu Augsburg ausgangene Vorſchrift, gedachtem Erzherzogen gebürlich präſentirt, Jnen aber darauf abſchlegige antwortt gegeben, darzu die Burgermeiſter, Richter, Stattſchreiber vnd der ganze Rhat zu Gracz, als ſie nicht verſprechen wollen, ſich der Euangeliſchen Kirchen daſelbſt zu enthalten, der Statt mit allem Ernſt verwiſen worden.
>
> Nachdem dann die Sach hochwichtig, vnd es nun mer nicht allein vmb die Bürgerſchafft in Stätten vnd Märckten, welche ſich zu vnſer wahren chriſtlichen Religion bekennen, ſondern auch umb Verluſt der chriſtlichen Grenntz gegen dem Erbfeind, dem Türcken, zuthun, weren gedachte Steyriſche Herrn vnd Ritterſtänd entſchloſſen, vns die Euangeliſche Chur- vnd Fürſten vmb ein legation an vorgedachtem Ertzherzoge Carlen, durch Jhre ſonderbare Abgeſandten zuerſuchen, in Hoffnung dardurch die Sachen zu einer Milterung zubringen, wie Jr auß beiverwarter Abſchrifft ferner zu vernemen, wie wol nun die Vorſorge zutragen, es möchte villeicht, durch angedeute Schickung, auch nicht vil zuerlangen ſein, Jedoch dieweil diſe beträngte Mitchriſten, alſo zu Vns Jre Zuflucht vnd gute Hoffnung haben, ſolcher legation (die ſie gleich wol auf ihren Coſten

begeren) zugenieſſen, ſonſten aber keiner würcklichen Hilff begeren, noch Ire Sachen mit Gewalt durch zuringen gemeindt ſeindt, damit dann an Vns nichts ermangle vnd künftig einicher ſo Müſal zugemeſſen werde, vnd wir in vnſerem Gewiſſen, wie es auch künftig hinaus lauffen möchte, entſchuldiget, ſo weren wir vnſers theils, wofür Ihr gleicher meinung, nicht vngeneigt, den beträngten Landen zu Troſt, mit begerter Schickung gutwillichlich zu wilfaren, vnd daß auch weiter vß denen Vrſachen, dieweil wir bericht, waß dißhalb fürgehe, allein Instinctu papae vnd ieglichen Antrieb ſeines Nuncij beſchehe, vnd gute Hoffnung da des Erzherzogen L. hergegen die Abmanung der Euangeliſchen Chur- vnd Fürſten vermercken wurde, das es zu milterm Wege gerathen möchte, wie es auch darzu dienet, dieweil der Stand von Herrn vnd Ritterſchaft die große Fürſorge wagen, da die perſecutio alſo continuirt, das der gemeine hauff auß Vngeduld vffſtehen, vnd zu vnordenlichen Wegen greifen mocht, was dann vf ein ſolche Vngelegenheit der benachbarten Türcken halb zu befahren. Habt Ihr verſtendiglichen ſelbſt zuermeſſen, dafur dann alſo, ſowol des Erzherzogen L. als die Landſchaft zuuor warnen. Vnd haben es Euch zur Nachrichtung, vff den Fall Ihr umb ſolche legation erſucht werden ſollten, freundlich nicht verhalten wollen, freundlich bittend, Ir wollent vnbeſchwert ſein, vns Euer Meinung angeregter Schickung halb, auch fürderlich zu eröffnen vns ferner darnach haben zugerichten, vnd wir ſeind Euch zu dienen geneigt. Datum Heidelberg den 6. Januarij Anno ꝛc. 83.

Ludwig von gottes genaden Pfalzgraf bei Rein, des Heiligen Römiſchen Reichs Erztruchſaß vnd Churfürſt Herzog in Baiern ꝛc.

Nun folgt ein an den Fürſten von Henneberg vom Kurfürſten Ludwig von der Pfalz beigeſchloſſener ausführlicher, die Sachlage treulich vor Augen ſtellender weiterer Bericht der Steyeriſchen Stände an einen kurpfälziſchen Rath. Aus dieſem Bericht erhellen die trübſeligen Zuſtände der betheiligten Provinzen ganz klar, nicht minder welche große Hoffnung die Steyeriſche Landſchaft auf die Interceſſion der glaubensverwandten Fürſten baute, und welches Vertrauen ſie in die Perſon deſſen ſetzte, an den ſie ſich ſo hoffend und vertrauend wandte. Dieſer Mann ſcheint gleichſam die Stelle eines Reſidenten oder Conſuls jener Hülfe ſuchenden Landſchaft am pfälziſchen Hofe bekleidet zu haben.

Edler Veſter Hochgelerter, beſonders lieber Herr vnd freund, dem Herrn ſein vnſer willige Dienſt zuvoran. Vnd geben dem Herrn zu vernemen, dz die allhie vor der Zeit angefangene Religions Perſecution Augsburgiſcher Confeſſion ſeyt iungſtens der Frl. Drhl. vnſers gnedigſten Herrn vnd Landfurſten von Augsburg veraiſens, nit allein von Tag zu Tag zugenommen vnd gröſſer worden: ſondern auch nuhnmehr laider, gar in den effectum der Geſtalt kumen; dz vber vorige dem Herrn albereit, bewüßte vnerhörte der U. O. Regierung, in der Fl. Drhl. abweſen aufgeſetzte Poenfall, Jhr Fl. Drchl. ſelbſt, als ſie in das Landt kommen, vnd durch die Herrn der Lande Religionsgeſandten, vermöge Jhres habenden Bevelchs vnd Jnſtruction, Sein Fl. Drchl. zum Vberfluß in allem Gehorſamb wegen Abſtellung dieſer fürgenommenen perſecution vnterthenigſt gebetten, nit allein diſſen beyliegenden abſchlegigen Bſchaid erlangt: Sondern auch Jr frl. Drchl. haben hernach ſelbs mit groſzem Ernſt vnd bedrohter Vngnad die Vermeidung der Euangeliſchen Stiftkirchen dem Bürgermeiſter Richter vnd Rath der Haupt Stadt Grätz aufferlegt Vnd als ſolches (vnangeſehen des fürgewenten flehens, Bitten, vnd geleiſten dimütigſten Fußfalls) nit helfen wöllen, durch neue auffgeſetzte Poenfall: Jtem gefänklicher Einziehung des Bürg'meiſters Richters vnd Stadtſchreibers, voriges Aufferlegen vergiebt, vnd obwol wir durch die Bittgeſchrift den 9. 9bris gantz gehorſambſt darfür gebetten, hat doch daſſelb nichts würcken wöllen: vnd iſt darauff Jhr Fl. Drchl. weil durch geſenkliche Einziehung der furnembſten Stadtobrigkeitten nichts gericht, letztlich zugefahren, vnd dem gantzen Stadtrath ſammt vorgemeltem Bürg'meiſter vnd Stadtſchreiber, für die geheimen Räth erfordert, vnd ihnen die Jrtt (?) fürhalten laſſen.

Ob nun wohl gedachter Burg'meiſter Richter vnd Rath, abermals gantz gehorſamſt darfür gebetten, vndt ſonderlichen für dießes, das Sie mittlerweil ihres Abzugs die Stift Kirchen vermeiden vnd der heiligen vnd heilſamen Seelen exercitiorum embören vnd entratten ſollen. So hat doch weder ains noch das ander ſtatt finden wöllen, Sondern habens bey Ausſchaffung vnd Abzug gentzlichen verbleiben laſſen.

Nach ſolcher furgenommener verhörten ſchöff vnd Proceß, welche auch dem bewußten Religionsfrieden, deſſen man ſich doch ihres theils ſo hoch behelfen will, entgegen iſt, haben dieſe drey Lande Steyr, Kärnten vnd Crain, lenger nicht vmbgehn können, durch aigene Geſandte alhie zuſammen zu kommen, von Sachen weitter trewhertzig zu reden, vnd die von denen Chur- vnd Fürſten auch anderen Reich-Ständen erlangte Religionsvorſchrift Seiner Fl. Drchl. zu vbergegeben, vnd darneben auch durch ein ſonderbahres gehorſambſtes ſchrifftliches Anbringen den 22 verwichenen Monats 9bris vmb Ein- vnd Abſtellung diſſer allgemainen vnd groſſen Beſchwerungen, wie auch mündlich Jr Frl. Drchl. vnterthenigſt zu bitten, Darüber aber gar ein abſchlegiger Bſchaid, gedachten Herrn Geſandten ervolgt.

Alſo auch Denen von der Bürg'ſchafft auff ihr letzters dimütiges Bitten abſchlegige Resolution zukommen.

Darauß man nun lauter am Tag vnd gründlich zuuerſtehn geben, was die Religions . . . widderwertigs im ſinn haben, vnd Vorhabens ſein, vnd es nun an dem, daß ſich die Bürg'ſchafft, mit groſſem allgemeinen Landsſchaden wekziehen muß, wie ſich dann die Jhrigen, vnd alſo alle ſo das Land räumen wöllen ſammt vnd ſonderlichen vnderſchrieben vnd gegen Jhr Frl. Drchl. dießfalls erclärt haben.

Hierauf nun obbemelte der dreyer Landtſchaften Ausſchuß die Sach weitter in Beratſchlagung gezogen, vnd weil ſie Jr nit befinden können das bey diſſer vortgeſetzten perſecution die Lande in die Lenge auffrecht ſtehen ſondern eins mit dem andern zu Grund gehn vnd hiezwiſchen allerley Practik zu dem Lande Verderben furgenomen, darzu der Türcke ſo zunächſt vereint, dem auch diſſes alles wolbewuſt, bald den garauß machen möchte, darneben auch erwägen, daß die ſchrifftlichen Interceſsiones, nit allerdings ein Anſehen haben, würcken, Nutz oder Frucht ſchaffen wöllen, ſich entſchloſſen, alſo bald die hochloblichen Chur- vnd fürnembſten Fürſten dieſſer Confeſsion zugethan, durch ſonderbahre Geſandte von neuem gehorſambſt vnd alles hochſtes Vleiß zu erſuchen vnd chriſtlich zu bitten, das Jhr Chur- vnd Fürſtliche Gd. aus hochbeweglichen Vrſachen, vnd beſonders von chriſtlicher Liebe, Threw vnd Gnaden wegen, Sich einer Legation hiervor vertröſtermaſſen gnedigſt vnd gnediglich aufs aller eheſt auf der Landſchaften Vnkoſten entſchlieſſen vnd die Frl. Drchl. vnſerm gnedigſten Herrn vnd Landesfürſten, vmb Ein- vnd Abſtellung dieſer hochbeſchwerlichen Verfolgung chriſtlich vnd gutherzig erſuchen laſſen wollen.

Wann dann vns für rathſam angeſehen, vorhero aller dieſſer verſchloſſener Handlungen vnd laidigen Prozeſſen Beſchaffenheit dem Herrn auß der Vrſach zu berichten, vnd darbey zu bitten, das Er dem vertrawen nach, ſo die Landtſchafften ſamentlichen, in des Herrn Perſon ſtellen ohne Verzug, dieſes alles, denen andern abweſenden Chur- vnd Fürſten oder auffs wenigſt derſelben Räthen, vnbeſchwerdt fürderlichen zuſchreiben, vnd dieſes der Lande Vorhaben zeittlich erinnern, darneben auch bitten wollen, das ſie mittlerweil den Sachen chriſtlich nachgedenken vnd wann nuhn die neuen Religionsgeſandten bey Jhrer Chur- vnd Fürſtlichen Gnd. ankommen werden, welches denn ſtraks, wills Gott, beſchehen ſolle, Jhre Gd. ſich vmb ſo viel eher reſolviren die von Jren Chur- vnd Fürſtl. Gnd. gebetene Botſchaften, deſto fürderlicher mit der dreyer Landſchaften, Geſandten, in dieſſe Lande verreiſſen, vnd bey denen vorſtehenden .... Landtägen, welche vngeverlich im Januario, ſich anfahen werden, dieſer Sachen in Gottes Nahmen bey der Frl. Drchl. einen Anfang machen möchten.

Wann wir dann dieſſes Mittel zu der Sachen Beſürderniß vnſers Verhoffens der Zeit am dienſtlichſten zu ſein erachten vnd vnß des Herrn chriſtliches Gemüth Eiffer vnd Neuerung zu Fortpflanzung Göttlichen Worts, nicht weniger auch ſein gegen diſſe Landen geneigter Willen von denen Reichstag vnd Religions Herrn Geſandten hochgerumbt denſelben auch albereith in mehr weg würcklich vnd in der That ſpüren laſſen, alſo wöllen wir in keinen Zweifel ſtellen, bitten auch den Herrn hiermit gantz freundlich, er wolle obbemelde Ausſchreiben bey aigenen Botten auff der Landſchaften Vnkoſten je ehe je beſſer, chriſtlich guttwillig vnd eiffrig furnemen vnd was er ſonſten auch zu der Sachen dienſtlich vnd fürderſam zu ſein ſelbſt erachtet, vorhero ehr die Geſanden ankommen, an die Handt zu nehmen nit vnderlaſſen,

Wie wir dann auch alles das jenige, ſo auff dergleichen Notturften vber das was dem Herrn zuvor dargelegt, außgehn wurdet mit Dank bezahlen wöllen.

Sonderlich aber bitten den Herrn wir freundlich, daß er bey dieſſem vnſerm aigenen Botten vber diſſem Allem ſein getrewes vnd wohlmeinendes Guttachten ſchrifftlich erinnern vnd communiciren.

Bevorab, da es ehe diſſen Weg der Chur- vnd Fürſten Botſchaften Abſendung erlangen ſollte, wo doch etwan im Wiederſpiel vermelte Churfürſtliche Herrn Geſandte, es ſey zu Regensburg, Nürnberg oder andern Orten zuſammen Kommen, vnd als dann haim vortreiſen möchten, Daß alles vmb den Herrn zuverdinen, werden ſich die Landſchafften ſampt vns alles dienſtlichen Fleiſſes bemühen, Gott wirds auch hier vnd dort gewiſſlichen belohnen, Datum Gräz den 6. octobris Anno ꝛc. 82 ꝛc.

N. Einer Erſamen Landſchafft
in Steyer Verordnete. ꝛc.

Fürſt Georg Ernſt äußerte nun brieflich ſein inniges Mitleid mit den drangvollen Zuſtänden in Steyer, Krain und Kärnten, ſprach ſeinen Unwillen darüber aus, daß die Interceſſionsſchriften gänzlich mißachtet, gleichſam förmlich ignoriert worden, und theilte die Beſorgniß des Kurfürſten von der Pfalz, daß bei ſolchen Ausſichten auch eine Geſandtſchaft nichts fruchten werde; gleichwohl wollte auch er nichts unverſucht laſſen, was den bedrängten Glaubensbrüdern hülfreich werden könne, und daher gern die Hand zu allem bieten, was die Augsburgiſchen Confeſſionsverwandten darüber in dieſer Sache beſchließen würden.

Sein Schreiben lautet:

Vnſer freundwillig Dienſt, auch was wir mehr Liebs vnd Guts vermögen zuvor Hochgeborner Fürſt. fr. lieber Herr Schwager, Bruder vnd Geuatter, Auß E. L. ſeinem vnter Dato Heidelberg, den 6 Inſtehenden Monats Januarij, in Sachen, das Religionsweſen in Steyer betreffenden, an vns gethanen Schreiben vnd mit vberſchickten Copien des Herrn vnd Ritterſtandes In Steyer, ſo zu Gräz verſammlet geweſen, im Eingang des verſchienenen Monats Decembris des nechſtabgelauffenen Jahres an einen E. L. Räthe gethanen Schreibens, haben wir gleichwol nicht ohne beſonder in der bedrängten Steyriſchen Stände vnd Vnterthanen halben tragende Chriſtlich vnd gutherzig Mitleiden neben ſeinem Inhalte vernohmen, das vnerwogen alles ihres Flehens vnd Bittens, auch denen ihnen auf Jungſten Reichstag von gemeiner der Augsburgiſchen Confeſſion Verwanten des heiligen Reichs Churfürſt vnd Stände wegen mittgetheilten Interceſſionsſchrift einen Weg wie den andern gegen ſie mit der angeſtellten Perſecution vnd Außſchaffung ohne alle Gnade fortgefahren, vnd ſie dadurch, dieweil die ſach nuhr allein vmb ihr der bedrängten Burgerſchafft in Stätten vnd Märkten, welche ſich zu vnſerer wahren Chriſtlichen Religion bekennen, höchſte Beſchwehrung vnd äuſſerſter Gefahr Willen, ſondern auch wegen des daher beſorglichen Verluſts der Chriſtlichen Gemeine gegen dem Erbfeinde dem Türcken vnd andern Vnheils ganz hochwichtig, bey vns den Euangeliſchen Chur- vnd Fürſten vmb eine Legation, durch ſonderbahre Abgeſandte an Ertzherzog Carl zu Öſterreich zu erſuchen vnd anzulangen genottrungen wurden, Nun hatten wir vns gleich wol nicht verſehen, daß ſolche Ihnen hiebevor mitgetheilte vnd nach aller Notturfft mit Anziehung des heiligen Reichs aufgerichten Religionsfriedens, vnd an derer dießem weit außehendem Werk anhengige beſorgliche Conſequenz außgeführte Interceſſionsſchrifft, in ſo gar geringer Achtung geſtellt, vnd auf dieſelbe nicht mehr Reſpect, dan wir auß obgemelter Copien des H. vnd Ritterſtands Schreibens vernehmen, gehabt worden ſein ſollte, vnd ob wir wol daher nicht wenig als E. L. die Vorſorge tragen, das vielleicht auch die angedeute Legation vnd Schickung bey Oſterreich eines ebenmäßigen geringſchätzigen Anſehens vnd verlaſſen auch alsdann der Schimpf auf dieſem Theile, da man ferner nichts dabei thun könne vnd ſie die beträngten Bürger doch ſtärken laſſen müſſte, deſto größer ſein möchte Dieweil wir aber doch daneben auch dafür halten, das auß dem in E. L. Schreiben vernünftiglich eingefurten, hochwichtigen Motiven vnd Bedenken ihnen den beträngten Steyriſchen Ständen vnd Vnterthanen auf ihr Anſuchen ſolche vorgetragene Schickung nicht abzuſchlagen, ſondern ihnen in diſſer ihrer äuſſerſten Bedrängnuß, baides zu ihrem Troſt vnd dann auch zu nothwendiger Verwahrung vnſerer Perſon vnd . . . . ., wie ſich auch künftig die Sache zutragen und hinausgehen möchte, damit zuwilfahren ſein wolle, Als ſeindt wir demnach nicht gemeinet, vns von dieſem gemeinen Religionswerk abzuſondern, ſondern wollen auff mehr berürtem Fall ferner ihres Anſuchens, vnſers theils gleich andern der Augsburgiſchen Confeſſion Verwanten Fürſten vns hierin der Sache vnd Gelegenheit nach der Gebühr zuvor halten wiſſen, Welches E. L. wir auf dero Begeren, zu vnſrer Reſolution vnd Erklärung hinwider freundlichen nicht verhalten wollen, vnd ſeind deroſelben neben Wünſchung von Gott dem Allmächtigen eines glückſeligen friedlichen vnd gnadenreichen Neuen Jahres zu angenehmen freundlichen Dienſten erböttig vnd willig. Datum Maſſfeld, am 23. Januarij 1583.

Alle dieſe Briefe gingen durch expreſſe Fuß- oder Reitboten, daher nicht allzuſchnell. Erſt am 9. Februar gelangte der hennebergiſche Bote mit Georg Ernſts Brief nach Heidelberg, und erhielt auf der kurfürſtlichen Kanzlei dieſes Certificat richtiger Abgabe:

> Dem Durchleuchtigſten Pfalzgraf Ludwig Churfürſten ꝛc. hat Zeiger dieß Pott vonn Henneberg ꝛc. ein Schreiben woleingeantwortet, Deßwegen Jhm diſe Vrkundt mitgetheilt worden. Signat. Heidelberg den 9. Febr. Anno ꝛc. 83.
>
> Churfürſtlich Pfalz
> Canzlei Handſchrift.

Bevor noch dieſes Schreiben an den Kurfürſten von der Pfalz gelangte, war von ſeiner Seite ſchon ein anderes concipiert worden, das fernere Nachricht vom Stand der Dinge in Steyer enthielt, und dem eine Abſchrift von der Antwort des Erzherzogs Karl beilag, nicht minder die Copie einer Relation der ſteyeriſchen Landſchaft an deren pfälziſchen Geſchäftsträger über die Hergänge zu St. Veit und an andern Orten. Der Kurfürſt beharrte auf ſeinem Entſchluß, durch eine beſondere Geſandtſchaft fortwährend am öſterreichiſchen Hofe zu intercedieren, und hatte eine ausführliche Jnſtruction ausarbeiten laſſen, die den Abgeſandten zur Richtſchnur dienen ſollte. Das kurfürſtliche Schreiben lautet:

Ludwig von Gottes Gnaden Pfalzgraue bey Rhein des heiligen Römiſchen Reichs Erztruchſeß Vnd Churfürſt, Herzog in Bayern ꝛc.

Vnſern freundlichen Gruß zuvor, Hochgeborner lieber Oheim, Schwager, Bruder vnd Geuatter, Wir ſetzen in keinen Zweifel, Ihr werdet nunmehr vnſer Schreiben, ſo wir vnterm Sechſten Januarij in der Steyriſchen religionsſachen an dieſelb außgehen laſſen ſambt den Beilagen empfangen, vnd darauß vnſer verurſacht Bedenken einer Schickung halben an Ertzhertzog Carln zu Oſterreich nach lengs freundlich vernommen haben.

Vff ſolches mögen wir euch ferner freundlich nicht bergen, das vnſer Bot, ſo wir mit den eingebrachten Interceſsionſchriften nach Grätz abgefertigt, vnß dieſer Tagen wiederumb eine ſchrifftliche Beantwortung von des Ertzherzogen L. eingebracht, darin ſie Ir Vornemen mit Abſtellung des Exercitij Augustanæ Confeſsionis mit dem Religionsfrieden zu bewerken vnderſtehen, Alß Ihr auß beigelegter Abſchrift mit A. freundlich zu vernehmen, ob wir wohl darfür halten Ihr vff gleichmeſſige Meinung, ſowol als wir beantwortet ſein werden. Wiewol wir nun nicht gemeint mit ſeiner L. vnß in ein weitläufftige disputation einzulaſſen, beuorab bey den Punkten verſprochener Conceſsion Welches die Vnterthanen ſelbſten am beſten wiſſen werden, So ſtehen Wir jedoch auch nicht in dieſem Gedanken, das darumb die gute Leut vom Herrn vnd Bürgerſtand, die ſo herzlich nach der Euangeliſchen Lehr eiffern, vff dieß verweigerlich Schreiben allerdings zuuerlaſſen, ſondern ſoviel mehr wir vnſer Lehr für gerecht vnd in Gottes Wort gegrundet glauben, ſoviel weither achten wir die chriſtliche Lieb erfordern wolle, mit deſto mehrer vnnachleßlicher affection, denjenigen ſo ſich darzu bekennen durch chriſtliche Mittel die Hand zu bieten ſeye, beuorab weil die in vermelter Beantwortung ingefürte argumenta noch wol abzulenen, Sintemal dieſe Landſchaften mehrentheils das freie Exercitium Augsburgiſcher Confeſſion lengſt vor Aufrichtung des Religionfrieden gehabt, deſſen Meinung ja nicht dahin zu deuten, das dadurch denjenigen, ſo berürter Religion in Vbung albereit geweſen derſelben wiedter mit Betrangnus durch ſolchen Frieden, der doch dem beſchwerten Gewiſſen zu Gutem kommen beraubt vnd entſagt werden ſollen, Dann ſunſten Vnſerer religion Augsburgischer Confeſsion, vermeltem Religionfrieden wenig zu danken, Auch weilandt Keiſer Ferdinands löblicher Gedechtnus gegebene declaration denſelben nicht recht interpraetiren thäte.

Wann dann ohne das die verordnete von der Landſchaft, vnſerer Räthe einem beſonder geſchrieben vnd den Verlauff der Sachen was ſich ſeithero mit der Stadt St. Veit vnd ſunſten zugetragen mit mehrer Auſſurung zu erkennen gegeben vnd noch umb die obberürte Legation vnſer der Chur- vnd Fürſten, ſo ſich bißhero mit ſchriftlicher Interceſsion ihrer angenommen, bitten, auch derwegen beſonders herauß zuſchicken vnd fernere Anzeig zu thun noch im Werck ſeindt, als Ihr hiebei auch zu empfahen, Alß halten wir zwar auß obberürten vnd volgenden Vrſachen darfür, daß Inen vff ferner angedeut ordenlich Suchen nochmalen mitleidenlich zuwilfaren, bevorab, Weiln die von der Landſchafften noch die Hoffnung haben, das des Ertzherzogen L. als ſunſten ein gütiger und milter Fürſt, dadurch mehr dan Schriefften von der auſländiſchen Teglichs widerwärtigem Antrieb abgemanet werden müge, vff welche Nachburſchaften gleichwoln ſein L. in Ihrem Schreiben ſelbſt etwas deuten, vnd achten wir das ſolche Schickung auch darumben nicht zu vnderlaſſen. Damit insgemein ein ſchweres Zuvorkommen vnd abzuwenden, Dann da die alten Inwohner dergeſtalt außgeſchafft, die gleichwol irgend an andern Orten Vnderſchleiff nach eines jeden Beſchaffenheit finden werden, iſt zu beſorgen der Türk ſein Gelegenheit auch erſehen, vnd dem Vatterland daher leichtlich ein fernerer vnd groſſerer Laſt zuwachſen möchte. Welches alles wir dannochten auch der Sachen weiter nachzudenken, in freundlichem Vertrauen nicht vnberichtet nicht laſſen ſollen. Vnd weiln wir endtlich darfur gehalten, Ihr euch eine ſolche Schickung auch belieben laſſen werden, Haben wir zur Befürderung der Sachen in Euentum ein Inſtruktion verfertigen, vnd Euch, wie auch andern, ſo ſich bißhero der Sachen angenommen, zur Beſichtigung zukommen laſſen, freundtlich bittend, Ihr ſolche erwägen, vnd was ſie darein zureden oder zuerinnern vornotig erachten, dabei bemerken wöllen, Vnd ſeind euch freundlichen Willen zu erzeigen geneigt, Datum Heidelberg den 12 Februarij Ao ꝛc. 83.

Ludwig Pfalzgraf Churfürſt.

Ein dieſem Schreiben beigefügte Nachſchrift gibt Kunde, daß mittlerweile das Schreiben des Fürſten von Henneberg einlief, was beim Concipieren des erſteren, wie aus deſſen Eingang erhellt, noch nicht der Fall geweſen. Die verſchiedenen Copien verzögerten die Abſendung, bei der man erſt das obige Datum hinzufügte. Folgendes iſt die Nachſchrift:

Vnß iſt auch euer Beantwortung vff vnſer vorig Schreiben in dieſer Steyriſchen religionſachen, darin Jhr euch eine ſolche vorſtehende legation an Ertzherzog Carln ꝛc. mit thun zu helffen erbiethen, wol einkommen, welches wir zwar gern verſtanden, ſeint auch gemeint, da Jemants von der Landſchafft derwegen zu Vns kommen wurt, euch ſolches ebenmäſſig zu berichten. Dathum in literis.

Das Schreiben des Erzherzogs Karl enthält eine entſchiedene Ablehnung des Anſinnens der Interceſſenten, mit Vernunftgründen belegt, gegen die ſich, ſofern ſie haltbar waren, freilich wenig einwenden ließ. Der Erzherzog widerſpricht der Behauptung der proteſtantiſchen Fürſten, daß den öſterreichiſchen Unterthanen insgeſammt volle Religionsfreiheit und freie Religionsübung zugeſichert worden ſei. Dann führt er zu Gemüthe, wie es dem Pfalzgrafen gefallen würde, wenn jemand eine Religion (oder vielmehr einen Kult), die ihm zuwider, in ſeinem Lande allgemein einführen wollte, zumal wenn ohnehin die Freiheit der Gewiſſen unverkümmert gelaſſen werde. Er nennt das Suchen ſeiner Unterthanen nach Hülfe von außen unbefugt und bittet, daſſelbe, wenn es andaure, abzuweiſen, und allenthalben den heilſamen Religionsfrieden aufrecht zu erhalten.

Es folgt das Schreiben des Erzherzogs:

A.

Vnſer freundlichen willig Dienſt, was wir auch ſonſten Liebes vnd Gutes vermügen zuvor, Hochgeborner Churfürſt freundlicher lieber

Oheim vnd Schwager Wir haben E. L. Interceſsionſchreiben, ſo ſie vnſerer dreyer Fürſtenthümern, Steyer, Kärnthen vnd Crain Burgerſchaft vnd Vnderthanen, die ſich zu der Augsburgiſchen Confeſsion bekennen vom 25 8bris jüngſt hin an vnß ertheilen vnd vnß darinnen, das wir Sie die Burgerſchaft, ſowol als die vom Herrn vnd Ritterſtand bei ſolcher ihrer Confeſsion exercitio, vnbetrübt verblaiben laſſen wollten, angelangt vnd gebetten, wol empfangen, vnd ſeines ausführlichen Inhalts nach lengs freundtlich angehört vnd verſtanden, Nun könnten wir gleichwol nit anders abnemen vnd vermercken, als daß es E. L. dießfalls, gegen vns treuherzig wohl vnd gut meynen, aber daneben auch dieſſes in Sachen darum vorbemelter vnſerer Dreyer Lande Steyer, Kärnthen vnd Krain Abgeſandte, E. L. verordnete Räthe, auf jüngſt gehaltenem Reichstag, bemühet vnvermeldet nicht laſſen, daſſ weilandt Kaiſer Ferdinand, vnſer geliebter Herr vnd Vatter, gottſeligiſter Gedächtnuß einigen ſeiner Vnterthanen, in den U. O. Landen der Augsburgiſchen Confeſsion Exercitium mit wiſſen vnd willen, niemalen bewilliget oder nachgeſehen, Noch wir ſelbs ſolches in Aufnehmung vnſerer Abhuldigung im wenigſten nie gedacht, vielweniger gethan, ſondern nur ſoviel gegen einer vnd der andern Landſchaft vermeldet, daß wir vns in den ſtrittigen Religionsſachen, aller vätterlichen Sanftmüthigkeit erweiſen vnd verhalten wollten, welches wir auch die ganze Zeithero vnſerer Regierung gethan, als aber hernach ermeldete Landſchaft an ſolchen nit erſättigt ſein, ſondern die Freiſtellung der Religion abſolute vnd außdrücklich haben, auch eher wieder dem Erbfeind, dem Türken, zu noch längerer Aufenthalt des geliebten Vaterlandes nichts verwilligen wöllen, iſt nit weniger, daß auf ſolches ihr ſo ſtarkes Anhalten vnd importuniren, wie im verſchienenen 78 Jahr vnter dem dazumal in vnſerer Stadt Brugg gehaltenen Vniuersal Landtag obbemeldten vnſern dreyen Landen ingemein dieſe gnädigſte Vertröſtung gethan, daß wir ſie in ihrem Gewiſſen gleichwol vnbedrängt laſſen, vnd denen von Herrn vnd Ritterſchaft, ſamt ihren Angehörigen in ihren Schlöſſern vnd Herrſchaften, wie auch in den vier Stätten Gräz, Judenburg, Klagenfurt, vnd Laibach, doch allein für ſie vnd die Ihrigen, ihrer Confeſsion exercitium auß ſondern Gnaden geſtatten. Aber ſonſten vnſerer Burger vnd anderer Vnterthanen halben in vnſern eigenthümlichen Stätten, Märkten vnd Herrſchaften vns der Religion disposition in allweg vorbehalten, auch dieſes darzu gemeldt vnd lauter bedingt haben, daß ſie die Burger vnd andere itzt gehörte Vnderthanen keine Predicanten, ſo vnſerer catholiſchen Religion zuwider, in ſolche vnſere Städt vnd Märkte einfüren ſollen, aber im vorigen wir ſie ſonſten in ihrem Gewiſſen vnbekümmert und vnbedrängt laſſen wollten, biß Gott der Herr etwa mehrer Vergleichung in Sachen ſchicket ꝛc. Weil dann E. L. fürs erſte nit in Abred ſtellen können, daß der Religions Beſtellung in vnſern Landen vermöge des im H. Römiſchen Reich heilſamlich ausgedichten Religionfriedens allein vns als Herrn vnd Landsfürſten, zuſtehet vnd gebühret, Dann zum andern E. L. zweifelsohne ſelbs ſagen vnd bekennen werden, daß Sie ihre ſolche praerogatiuam von Niemand gern nemen, vnd alſo dieſe oder jene Religion die E. L. zuwider ſein, mit Willen nit einführen laſſen; Noch weniger aber zum Dritten, ſolches von ihren Vnderſäſſen, zu gutem aufnemen, vnd vermerken würden zumal, da ſie ihren vornemen Ständen der Herrn vnd der Ritterſchaft ihrer Confession exercitium, ex ſpeciali gratia nachgeſehen, gegen der Bürgerſchaft aber vnd andern ſich dahin erklärt hätten, daß Sys ſonſten in Jrem Gewiſſen unbekümmert laſſen wollten, ſo weit ſie E. L. in dero bekennenden Religion in ihren Stätten vnd Märkten keinen Eintrag thäten, ſo wollen wir vnß hierauf vielmehr freundlich vnd ſchwägerlich für entſchuldigt halten, als vnß vnſer fürnehmen im wenigſten vnbillicher, oder in ander Weg deuten vnd in deſſen Erwägung oftgedachte vnſere Vnderthanen wenn ſie etwa weitter bey E. L. fürkommen würden, ſie von ihrem vnbefugten Suchen abweiſen, und die Sachen allenthalben dahin richten helfen, damit der vorberürte heilſame Religionsfrieden im Hl. Reich erhalten vnd Niemands Vrſach vnd Anlaß gegeben werde, demſelben zuwider, das wenigſte fürzunehmen, vnd ſolches vmb ſo viel mehr, weil E. L. vnſſ wohl glauben und trauen mügen, daß wir nichts anderſt auff der welt wünſchen noch begehren, als vnſern getreuen Vnterthanen allen vätterlichen gnädigen Schutz vnd Willen andern aber jedem nach ſeinem Stand Liebes vnd Gutes beſter Einiglichkeit nach zuerzeigen. Jnmaſſen dann E. L. hiebeizu vnſerer mehrer Entſchuldigung, auch diſſes wiſſen ſollen, daß wir mit ſolcher Nachtbarſchaft vmbgeben, derohalben wir in dieſen ſowol als in andern Fallen ein groſſ Aufmerken haben müſſen, welches wir E. L. auf berürtes Intercession Schreiben zu freundlicher kundwerdung nit wöllen verhalten vnd ſeind derſelbigen alle annehmige Freundſchaft vnd ſchwägerliche Dienſtwilligkeit zu erweiſen, jederzeit fürder wohlgeneigt.

Datum Gräz den 28 10bris Anno ꝛc. 82.

Daß ſich durch dieſe bündige Zuſchrift der Kurfürſt von der Pfalz dennoch nicht abhalten ließ, weitere Schritte in Vorſchlag zu bringen, macht ſeinem Eifer für die proteſtantiſche Sache große Ehre. Die Klagen der Steyeriſchen Landſchaft mußte ihm tief zu Herzen gehen. Ihr Schreiben lautete:

B.

An N.-Churfürſtlichen Pfalz Rath ꝛc.

Edler, Veſter, hochgelerter Herr Doctor, beſonders lieber Herr vnd Freund. Dem Herrn ſein unſer willige Dienſt zuvor bereit, vnd geben dem Herrn zuvernemen, das der Both, welcher die Chur- vnd Fürſtlichen Interceſsions Schreiben getragen, den fünfzehenden dieß hieher gar wol vnd zwar zu gewunſchter Zeit ankommen iſt, dann wir kurz zuvor den zehenden gegenwärtigs Monats einen eigenen Fußbotten, eben in dieſer materi zu dem Herrn abgefertigt vnd was maſſen die Fl. Drchl. vnſer gnädigſter Herr vnd Landsfürſt ein Weg wie den andern, vngeacht der hievor vberantworten der Chur- vnd fl. Reichstage Herrn Abgeſandten Interceſsion mit der leidigen perſecution vortfahre ꝛc. dem Herrn außfürlich zugeſchrieben haben.

Wie wir nun darfür halten wollten, gedachter vnſer Bott werde inner wenig Tagen bey dem Herrn ankommen ſein, als bedanken wir vns gegen den Herrn hiermit ganz dienſtlichſt vnd freundlich, ſeiner in dieſer Sachen chriſtlichen treuherzigen vnd wilfarigen vielfältigen gehabten Bemühungen, Fleiß vnd ſondere Sorgfältigkeit.

Ob wir nun gleichwol ſolches alles ganz treuherzig zuverdienen, in kein Vergeſſen ſtellen vnd zwar auch nichts liebers wunſchen wollen, als daß eben dieſe chriſtlichen, wohlmeinenden vnd anſehnlichen Vorſchriften zu Gottes Ehre vnd ſeiner lieben Kirchen Aufbauung viel Frucht vnd Nutz ſchaffen möchte, alſo klagen wir dem Herrn hiermit ferner gar treulich, das der Landſchaften Steyer, Kärnten vnd Crain Ausſchuß, ſtracks des andern Tags hernach, die wol gemeldeten Chur- vnd fürſtlichen Vorſchriften, der Fl. Dl. vnſerm gdn Herrn mit beiverwarten ſchriftlichen ſonderbaren Anbringen zu vberantworten ſich angemeldet, Ihr Fl. Dl. hat aber ehe vnd zuvor durch einen Cammerherrn zuwiſſen begert, was doch die Sach antreffe, dann da es Religionsſachen wären, ſo wußte der Landſchaften Ausſchuß hievor, daß ſich Sein Fl. Drl. lauter erklärt vnd vernemen laſſen, in ſolcher materi nichts mehr anzunehmen, das ſie aber jüngſt der Chur- und Fürſten Reichstags Geſandten, Räthe vnd Pottſchaften Interceſsion angenommen, das ſei zu allem Vberfluß beſchehen, vnd Ihr Fl. Dl. hab albereit ein Beſchaid darauf geben, darbei ſie es allerdings bleiben laß. Als man aber vermerkt, gegenwärtiges Schreiben wäre von denen Chur- vnd Fürſten ſelbs hat Ihr Dl. der Landſchaften Ausſchuß gleichwol fürgelaſſen aber einen vnverhofften muntlichen vnd abſchlägigen Beſcheid alß bald geben.

Darauß dann nun die hochlöblichen Chur- vnd Fürſten gnädigſt vnd leichtlich abzunehmen haben, das dergleichen ſchriftliche Interceſsiones nichts wirken thun, vnd die hohe groſze der Landſchaften Noth in alweg erfordert, das die hochlöblichen Chur- vnd Fürſten ſich dieſer Lande, alß ihrer Glaubensgenoſſen vnd Vormauern, welche auch ein Schutz des Römiſchen Reichs ſein, mit mehrern erbarmen vnd annemen, vnd die in jüngſten an den Herrn gethanen Schreiben vermeldete vnd hierbei zu Augsburg vertröſtete eigne Chur- vnd Fürſtliche Geſandten, zu der Fl. Dl. eheſt in das Land hierher ſchicken, welche ſowol eines als des andern theils behelff vernemen vnd darauff auch vmb ſoviel grundlicher, durch Gottes Gnad vnd Beyſtand die Interceſsion vnd Vnterhandlung anſtallten vnd fürnehmen mögen.

Wie wir dann auch gentzlichen entſchloſſen, vnd Vorhabens ſein, Ihr Chur- vnd Fl. Gn. auffs aller eheſt, ſolcher aigenen Geſandten Schickung halben, wiederumb Gehorſamſt vnd alles Fleiß zubeſuchen,

Dieweil wir dann dem Herrn hievor alß gemelt wie alle Sachen ſtehet, zuwiſſen gemacht, vnd gar in keinen Zweifel ſtellen, er werde albereit gebettenermaſſen, zu einer guten Vorarbeit den Chur- vnd Fürſten, die Notturft bey aigenen Potten zugeſchrieben haben.

Alſo bitten wir Ihne hiermit abermals ganz freundlich vnd fleiſſig weſſen ſich Ihr Chur- vnd Fl. G. hierüber reſoluirt haben möchten, darneben auch was des Herrn Gutachten, in dem allen iſt vns bey der Poſt oder aigenen Potten vfs aller eheſt zu wiſſen zu machen. Vnd ſich in dem allem bißhero vielfältig beſchehen, alſo auch hinfüran chriſtlich vnd eiſſerig zu bemühen. Welches alles der Allmächtige Gott gewiß belohnen, die Landſchaften aber mit beſonderm Dank erkennen, vnd wir fur vnſer Perſon, jeder Zeit zuverdienen befliſſen ſein wollen, Was auch auf das alles, es ſey Pottenlohn oder dergleichen auflauffen vnd angewendet werden möchte, das ſein wir auf erſt beſchehene Erinnerung baar vnd mit Dank zu erſtatten erbietig. Göttlicher Bewahrung vnd Beiſtand vns alle bevohlen.

Datum Gräz den 17 Decembris Anno ꝛc. 82.

Deß Herrn
Dienſtwillige.

N. einer Erſamen Landſchaft
in Steyer Verordnete.

Post scripta.

Den Herrn berichten wir, daß zwiſchen der Zeit der Churfürſtl. Pott alhie ankommen, vnd wider abgefertigt worden, die von Gräz abermals eine Schrift dem Fl. Dhlt. vberreicht vnd einen Beſcheid darauff erlangt, die beide hierbei verwahrt liegen, Welche dem Herrn wir aus der Vrſach communiciren, daß Er ſich vmb ſoviel mehr darnach zu richten, vnd ſambt anders, welches Ihm zugeſchickt, den andern Chur- vnd Fürſten ꝛc. mit Gelegenheit zu erinnern, vnbeſchwert ſein würdet, auß dem allem auch wol abzunehmen hat, was die Widerſacher im Sinn haben, vnd biß merklich gemeiner Landſchaden beſchicht mit äuſſerſtem Widerwillen.

Datum Grätz den 19. 10bris Anno ꝛc. 82.

N. Einer Erſamen Landſchaft
in Steyer Verordnete.

Die Beilage enthält die in Folge einer der proteſtantiſchen Bürgerſchaft zu Grätz abgeforderten Erklärung: wer von der Bürgerſchaft ſich in Gehorſam fügen und bleiben, oder zu Weihnachten von Haus und Habe in das Elend ziehen wolle — überreichte flehentliche Bitte um Gnade und Schonung, geſtützt auf frühere Verheiſſungen, und mindeſtens um Aufſchub der Austreibung mitten im ſtrengen Winter.

Durchleuchtigſter Erzherzog zu Öſterreich, gnädigſter Fürſt vnd Herr, demnach E. F. Drl. auf vnſern den ſechſten dieſes Monats gehorſamſt vbergebenen Bericht, auch durch Gott äuſſerſt Flehen vnd Bitten gſt vns anzeigen wie Euer Fl. Drchl. nicht können noch wiſſen von Ihnen hiervongenommenen Resolution zuweichen, ſondern wie ſie vns bei demſelben auch vns zu vnſer Liberation vnd Abzug aus Gnaden geſeñten Termin ohne fernere Erſtreckung allerdings verbleiben laſſen, alſo ſollen wir vns nachmaligen vorigen vnd jüngſten Aufferlegen nach eheſt erklären, welche auß vnſerm .... alhier verpleiblich, vnd den Schuldigern gehorſamb zu leiſten oder aber zu der beſtimmten Zeit Weihnachten ihren Abzug zu nehmen vorhaben.

Hierüber E. Fl. Drl. in allem demütigſten chriſtlichen Gehorſam vnderthänigſt wir abermahl anbringen daß wir ſament vnd ſonderlich auſſer äuſſerſter beſchwerlicher vnd ängſtlicher Betrübnus, auch unaufhörlicher Bekümmernis vnſers Gewiſſens vnd innerſter jämmerlicher Aergernis des nächſten in dieſem nun ſtündtlichen vor Aug ſtehendem Elend, Jammer vnd Noth, vns anderſt nit können noch wiſſen zuerklären, dann wir hiervor zu vnderſchiedlichmalen ſchriftlich vnd mündlich, beſonderlich aber jetzo vom andern Tag dieſes Monats vnderthenigſt vnd gehorſamſt, vnd alſo iſt beſchehen, daß Euer

Fl. Drl. zuförderſt aber Gott dem Allmächtigen, wir liebers nichts wünſchten, dann daß wir vnd alle vnſere Erben vnd Nachkommen, ſo lang nach dem allmächtig gnädigen Willen Gottes dieſe zergängliche Welt, würde in ihrem Thun vnd Stand beruhen, in allem vnſerm bürgerlichen Weſen vnd Thun die Zeit vnſers Lebens fürnemlich aber (wie verſtanden) ſowol in Religions als anderer politiſchen vnd prophanſachen vnd E. Fl. Drl. vnd allen derſelben geliebteſten jungen Erzherzogen vnd Erzherzogin, auch deren Erbs-Erben vnd Nachkommen ſollten vnd mochten zubringen, inmaſſen dann vnder Euer Fl. Drl. geliebteſtem Herrn vnd Vatter d. Röm-Kay. M. ꝛc. Kayſer Ferdinanden, Gottſeligſter, Chriſtlichſter vnd aller hochlöblichſter Gedechtnis erſtlich vor hernach aber dem Allemeinen im hey. Römiſchen Reich zwiſchen der Augsburgiſchen Confeſsion Religion Verwandten vnd dann den andern allen hochlöblichſten, auch löblichſten vnd löblichen Ständen berürtes Röm. Reichs, im zwei vnd dann im fünff vnd fünffzigſten Jahres bewilligten, aufgerichteten vnd beſchloſſenen vnd publicirten Religionvertrags vnd Friedens. Wie auch nicht minder zu Zeit E. Frl. Drl. hochlöblichſter Regierung, vber mehr vnd vnderſchiedliche Landtags-Verſammlung fürnemblich aber im 78 Jahr zu Brugg an der Murr, ſowol vnſer alſo an derer Burg vnd allen denen halben, ſo ſich zu der Augsburgiſchen Confeſſion haben begeben nun vber ein fünfzig Jahre hero allergnedigſt, alles vermöge angeregts Religionfriedens, vnd darüber (wie vermerkt) zu Brugg an der Murr beſchloſſenen Religionstractation, beider glaubwirdigen Copien hierbei ſub litera A. vnd B. die wir dann alle vnd jede Art gnädigſt vnd ganz väterlich zuvernehmen durch die Allmächtigkeit Gottes auch ſeines Sohnes Jeſu Chriſti vnſers innigen Heilands vnd Seligmachers für vns beſchehen leiden vnd ſterben vnd des jüngſten Gerichts Willen vnderthenigſt vnd gehorſambſt Flehen vnd Bitten thun.

Demnach wir dann aber ja nit vnchriſtl. ſondern gleich Erben. Wie vnſere Eltern vnd Vorfahren ſelig der Religion ſein, ſo aller hochlöblichſter, chriſtlichſter vnd Gottſeligſter Gedächtnus E. Fr. Drl. Herr vnd Vatter vermöge angehörtes Religionfriedens nicht allein zu endlicher Beruhung des Heil. Röm. Reichs, ſondern auch der ganzen Chriſtenheit für die Röm. Kayſ. M., ſelbſt auch den allerhochlöblichſten Nachkomen, ſampt andern hochlöblichſten, auch löblichſten vnd löblichen Ständen mehrangezogenes Heyl. Reichs beſchloſſen, aufgericht vnd publicirt, beſonders aber für das hochlöblichſte Haus Oeſterreich damahls durch Jhrer M. hochlöbliche Räthe, die Wohlgeborne Edlen geſtrenge, auch hochgelehrte vnd veſte Herrn Herrn Wilhelm den jüngern, des Heyl. Röm. Reichs Erztruchſeß vnd Freiherr zu Waldtburg, Georg Jlſing von Draſper Landvogt zu Ober- vnd Niederſchwaben vnd Johann Ulrich Zaſium, der Rechte Doctorn, confirmirt, beſtatt vnd vnterſchrieben iſt worden. Wie dann vnter andern auch dieſer Act darinnen verleibt vnd ſeines Jnhaltes alſo ſtehet.

> Wo aber vnſre, auch der Churfürſten, Fürſten vnd Stände Vnterthanen der alten Religion oder Augsburgiſchen Confession abgängig von ſolcher ihrer Religion wegen, auß vnſern, auch der Churfürſten, Fürſten vnd Stände, des Heyl. Reichs Landen, Fürſtenthümern, Stetten oder Flecken, mit ihren Weibern vnd Kindern an andere Orte ziehen, vnd ſich nieder thun wollten, denen ſoll ſolcher Ab- vnd Zuzug, auch Verkauffung ihrer Hab vnd Güter gegen zeitlichen billigen Abtrag vnd Leibeigenſchaft vnd Nachſteuer, wie es ein jeder Ort von Alter anhero vblich herbracht vnd gehalten worden iſt vnverhindert meiniglich zugelaſſen vnd bewilliget, auch an ihren Ehren vnd Pflichten allerdings vnentgolten ſein, Doch ſoll den Obrigkeiten vnd Nachkommen der Leibeigenen halber, dieſelbigen ledig zuzählen oder nit, hierdurch nichts abgebrochen noch benommen ſein,

Vnd dann aber, vnſers demütigſten, Chriſtlichen vnd vnderthänigſten Erachtens, dieſer Religionsfrieden ingemein den Vnterthanen ſoviel giebt, daß dieſelben vmb berürter Religion Willen, mit Verweißung deren Vaterlandes, noch ſonſten in andererwegen nit ſollen beſchwert werden, ſondern vielmehr das Widerſpiel vermag vnd ausweiſt, vnd inſonderheit den Vnterthanen den Abzug, im Fall ſie um der Religion Willen an andere Orte hinziehen, lauter vnd ledig haimgiebt, vnd waß nur auff freie Willkühr geſtellt, daß ſchließt allen Gewalt auch Macht vnd coarctationes gänzlich auß. Neben dem daß die Bekennung der Augſburgiſchen Confeſſion Religionfriedens res licita et publica ſanctione permiſsa Ideoque nullam poenam merens.

So iſt es zwar, vnd laider Gott in Himmel erbarms, nicht ein geringe Straff, (Wie etliche Ihnen das möchte einbilden,) da ein ehrlicher Mann, der ſich ſonſten in allen politiſchen vnd prophanen Sachen, gegen ſeiner geliebtſten Obrigkeit alles vnderthänigſten Gehorſams befleiſſet, aus ſeinem Vaterland, oder da er mit leiblicher Nahrung verſorget iſt, verſtoſſen wird, vnd ſich an fremde Orte begeben muß, ja es wird in allgemeinem Recht die Verweiſung dem Tod verglichen, vnd trägt ihn allwege auf den Rücken, So doch der Religionsfrieden außdrücklich vermag, daß es den Vnterthanen an ihren Rechten vnd Ehren vnentgolten ſein ſollte, vnd alſo vnter dieſem allen, ſo ſah auch Euer Frl. Drl. ganz Fürſtliche mildreichſte, allergnädigſte vnd väterliche Vertröſtung vnd Zuſage in angeregter Brüggeriſcher Traktation neben andern dahin,

> Alſo will ich die Bürger auch nit beſchweren, in ihrem Gewiſſen, wie ich ihnen dann bißher vonwegen der Religion nit ein Härle gekrümt, das will ich hinfüro auch nit thun, Aber daß ſie ihres Gefallens in Stätten vnd Märkten Prädikanten auffnehmen, das kann ich auch nit leiden, aber ſo will ich ſie in ihrem Gewiſſen vnbekümmert laſſen,

Nun haben wir zu dieſer Euer Fl. Drl. gnädigſte und väterliche Erklärung biß dahero in allwege gehorſamſt vnd vnterthänigſt vns getröſt, tröſten vns auch derſelben in allwege, wie dann auch eheberührtes Religionfriedens, die ganze Zeit vnſers Lebens, alſo daß wir allda vnter dem Angeſicht Gottes, vnd vor Euer Fl. Drl. alſo nach demſelben vf dieſer Welt vnſer ainige genad, Troſt, Schutz vnd Schirm mit aufgereckten Händen knieend, in vorſtehendem vnſerm Elend, Jammer vnd Nöthen, fürnemblich aber dieſer ſchweren harten Winterszeit, meiſtentheils vnter vns noch bloſſen vnd leren Händen (indem wir dieſe vns beſtimmte kurze Zeit dann nichts können zu Geld machen,) auch noch in ſtarken wichtigen Amts- vnd Privat-Rechnungen, vnd andern Handlungen, an denen dem gemeinen vnd Privatweſen auch nit wenig gelegen verhaftet liegen, vnd je noch nit wiſſen, wie vnd wo auß, vnd aber E. Fl. Drl. Inhalt obbeſtimmtes derſelben Decrets von deren Vorhaben gnädigſt nit vermeinen zuweichen, vnd vns den Kirchgang in die Stift allhie inmaſſen hievor gnädigſt vnd ganz väterlich beſchehen nit willigen,

So iſt demnach an E. Fl. Drl. durch mehrangeregte Allmächtige Barmherzigkeit Gottes vnd deſſen ainigen Sohnes Jeſu Chriſti für vns beſchehen bitter leiden und ſterben vnd vmb des jungſten Gerichts willen vnſer vnauffhörlich äuſſerſt Flehen vnd Bitten, ſie geruhen ganz gnädigſt vnd vätterlich, vmb angeregter oberzehlter vnd Euer Frl. Drl. hievor in mehrerlei Wege angebrachter Vrſache willen, die vns in ein und andern wege angedeuteten vnd vorhabenden Straffe ganz gnädigſt vnd vätterlich ab- vnd einzuſtellen, und hievor vnterthänigſt, gehorſamſt vnd demüthigſt gebettenen Termin vns ganz vätterlich zu bewilligen.

Das wollen vmb Euer Fl. Drl. alß vnſers gnädigſten Erbherrn vnd Landsfürſten, auch Ihre geliebſte Gemahel, vnſer gnädigſten Frau vnd Landsfürſtin, vnd derſelben geliebten jüngern Erzherzog vnd Erzherzogin lange leben, glückliche Regierung vnd alle zeitliche vnd ewige Wohlfahrt gegen Gott dem Allmächtigen, in vnſerm armen Gebet zu bitten die ganze Zeit vnſers vnd der vnſrigen auch vns vntergebene Bürgerſchaft vnd der Ihrigen Lebens, neben Darſtreckung äuſſerſten Vermögens, auch Leibes, Gutes vnd Blutes nimmermehr in Vergeß ſtellen, Euer Fl. Drl. zu deren landsfürſtlicher Gnade auch Troſt, Schutz vnd Schirm, Chriſtliche Demuth, vnterthänigſt vnd gehorſamſt, mit Fußfallenden, innerſten Seufzen, Flehen vnd Bitten. Wir vns bevehlen thun.

Euer Frl. Dhlt

Vnterthenigſte vnnd gehorſambſte,

N. Bürgermeiſter,
Richter vnd Rhat allhie.

Auf dieſe demüthige Supplik war nichts erfolgt als eine derbe ſchriftliche Strafpredigt und die Demonſtration, daß eben nur den Fürſten der Religionsfrieden die Gewalt einräume, auch in Religions- und Glaubensſachen zu thun und anzuordnen, was ihnen beliebe. Es wurde den Supplicanten mit dürren Worten geſagt, ſie verſtünden den

Religionsfrieden nicht, der ihren Wünſchen weit mehr entgegen ſei, als ſie glaubten, daher ihre Berufung auf ihn nur eine haltloſe Stütze.

> Von der Fürſtlichen Durchleuchtigkeit, vnſers gnädigſten Herrn wegen, N. Bürgermeiſter, Richter vnnd Rath auff Ihr den 12. dieß abermals vberreichts bittliches Anlangen, wegen Ertheilung des hievor, durch ſie gebettenen Termins gnädigſt anzuzeigen, Ihr Fl. Dht hätten ſich vber ſovielfältige Erclärungen, daß ſie von Ihrer hievor genomenen wohlbefugten gnädigſten Reſolution in dem wenigſten nicht weichen könnten, keines ſolchen Cunctirens oder Importunirens, ſo mehres einer Widerſetzlichkeit vnd vngehorſam, weder anderm gleich, zu Ihnen mit nichten verſehen aber wohl des widrigen, daß iſt der Vbergebung deß ſo oft an ſie begerten Berichts welche nemblich aus Ihrem mittelen itzo Weihenachten, die ſchuldig gehorſam zu leiſten, oder ihren Abzug zu nehmen vorhabens, inn allweg vnd gnädigſt verſehen, wie dann auch Ihrer Fl. Drht vaſt fremd fürkommen, daß ſie von Gräz vber alle verloſſene Handlung an itzo, da es gleich zum Treffen, vnd Abziehen kommen, die ſachen erſt von neuem vnd auf ſolche Weg zu disputiren anfangen, der doch mehrers wider ſie, weder zu Erhaltung Ihres Intents dienſtlich. dann ſoviel erſtlich ihre angezogene Religions pacification vnd was derſelben anhängig, belangt, haben ſie vor Gräz Ihr höchſtermelter Ihrer Fl. Dht gnädigſte Erklärung, wie nemlich ſolche Pacification im Grunde geſchaffen. Auch welchermaßen Ihr Fl. Dht nicht allein dazumahl, ſondern auch davor vnd hernach in allen Religions Tractationen vnd Resolutionen ihro die völlig Religions diſposition in allen ihren eigenthümblichen Stätten, Märkten vnd Herrſchaften, lautter vnd ausdrücklich vorbehalten. Wie ſie dann auch von ſolchem nochmals nicht weichen können, zu mehremalen ganz vberflüſſig vnd alſo vernommen, daß von denſelben ferner zu tractiren ganz von vnnöten ſein wolle. waß aber vnd fürs andere den Allegirten Religionsfriden, deſſen ſie von Gräz ſich ſo hoch zu helffen vermeinen antrifft, iſt aus dem leren Inhalt deßelben ſoviel abzunehmen, daß ein jeder Reichsfürſt in ſeinem Fürſtenthum Land vnd Herrſchaften, entweder die alte katholiſche oder die neue Religion, ſo man die Augsburgiſche Confession nennet, anzu-

ordnen völlige Gewalt vnd Macht hat. Alſo daß auch kein Fürſt oder Stand den andern eine ſeiner Fürſtenthume, Land oder Herrſchaft darwider trengen, oder durch Mandat oder einem andern Weg beſchweren, vilweniger einer dem Andern noch deßelben Vnterthanen zu ſeiner Religion tringen, abpracticiren oder wider ihre Oberkeit in Schutz vnd Schirm nehmen, noch vertheidigen ſoll noch kann, dahero dann auch volget, daß einem jedem Unterthan, ſo nicht ſeines Herr vnd Landsfürſten Religion zugethan ſein will, aus ſolchem Land zu ziehen geboten werden mag, wie dann ſolches auch die tägliche Erfahrung vnd Praxis ſelbſt bei allen Reichsſtenden, mehr denn zumal bezeugt vnd allein derjenige Fall daß iſt wo etwa ein Landsfürſt oder Reichsſtand der Alten oder neuen Religion zugethan einer oder mehr Vnterthanen, ſo nicht ſeine Religion haben vnd dieſelben gleichwol nicht ausſchaffen, ſondern tolleriren, aber ſie wegen Mangel ihrer andern Religion Exercitij unter ſolchen Fürſten nicht verpleiben, ſondern ſambt ihren Weib vnd Kindern an andere Orte zu Erlangung Ihrer Religion Exercitiums ziehen vnd ſich nieder thun wollten, Ob ſolcher Abzug ihnen den Vnterthanen zumal denjenigen, ſo nicht leibeigen, durch derſelben Oberkeit alſo zugeſtattet oder verwehrt werden möge, inn ihr der Vnterthanen Willkühr geſtellt iſt, aus welchem dann ganz clärlich abzunehmen iſt, waß ſolcher fremder Anzug . . . von Gräz wider Ihrer Dht gnädigſt genommene Resolution fürtragen könne oder möge. Sintemal in krafft derſelben ſie von Gräz zu einigem Abzuge praeciſó nicht benöthigt, ſondern Ihnen allein in krafft ihrer ſelbſt allegirten Religionfriedens die Stift allhie vnd deren Religions Exercitium, ſo Ihrer Fl. Drht als Herrn vnd Landsfürſtens, Catholiſchen Religion ſtracks zuwider, mit gutem Fug inhibirt, aber das Uebrige, ob ſie alda verpleiben, oder an andere Orte, da ſie ſolch ihrer Religion frei Exercitium haben können, vnd mögen, in ihren freien Willen geſtellt worden iſt, alſo daß ſie ſelbſt, oder ihre Rathgeber nicht wiſſen, noch verſtehn, waß ermelter Religionfriedens rechter Inhalt vnd Meinung, auch wie ſogar zuwider ihnen derſelbe ſei. Vnd ſodann einem vnd dem andern hierobvermelt ein Grund alſo. So wollen demnach Ihre Fl. Dht ohne ferne Auffſpürung ihnen von Gräz hiemit abermals mit ſonderm Ernſt auferlegt vnd bevohlen haben, ſolches Alles wohl zu Gemüth zuführen vnnd in krafft ſolches ihres ſelbſt allegirten Religionfriedens, höchſtermelter Ihre Fl. Dht als Herrn vnd Landsfürſten, die Diſpoſition der Religion, wie ſie es bißfalls machen, vnd gegen Gott zu verantworten, ihro getreuen, frei vnd vngehindert laſſen, oder wo ihnen ſolches ſo hochbeſchwerliche fallen, vnd wieder ihr ..... gewießen ſein wollte, Als dann ihr Gelegenheit in anderweg hievor angedeutermaßen ſuchen, bevorab dieſe oftbegerte Erklärung derjenigen Perſonen, ſo alſo die ſchuldige Gehorſam zu leiſten, oder aber ihren Abzug zu nehmen vorhaben, Alsbald vnd vnverzüglich namhaft machen, vnd ſich ferner daran nicht vermahnen laſſen wollen. An ſolchem erſtatten ſie Ihrer Fl. Dht gantz gnädigſten auch ernſtlichen Willen vnd Meinung.

Decretum P. Arch.
17. Septembris No. 82.

Primus Wanzel.

(Dieſer Primus Wanzel oder Wantzl erſcheint ſpäter als Landpfleger zu Wolkenſtein auf Grebening.)

Die Zuſtände in St. Veit, wo ganz beſonders gewaltſam gegen die Proteſtanten zu Werk gegangen wurde, erhellen aus der folgenden Zuſchrift des Ausſchuſſes der Stände in Kärnten an den Erzherzog, davon ebenfalls Abſchrift an den Kurfürſten von der Pfalz gelangt war, der ſie dem Fürſten von Henneberg communicierte. Die Sprache der Stände in dem nachſtehenden Memorial iſt ſehr ehrerbietig, aber dabei doch freimüthig, ernſt warnend, prophetiſch in die Zukunft blickend, ein wahres Muſter kernhafter Geſinnungsäußerung ohne Menſchenfurcht.

Durchleuchtigſter Ertzherzog, gnädigſter Herr vnd Landesfürſt. Euer Fl. Dt ſeien vnſere unterthänigſte Dienſt zuvor, vns iſt in Vnſerer ..... Verſammlung, bei dem gegenwärtigen Hoffthaiding allhie glaubwürdig fürkommen, wie E. F. Dt abermals mit ſtarken ernſtlichen vnd Penebefehl durch derſelben Rath vnd Vitzthum in Kärnthen, Herrn Hanſel Gaſeir ꝛc. N. Bürgermeiſter Richter und Rath vnd gantzer Stadt .... zu St. Veit bei höchſter Vngnad vnd Straff auch Verlierung aller Ihrer Freiheiten auflegen und gebieten laſſen, ihren Prädicanten ſamt deren exercitio Religionis (welches ſie nun über 30 Jahr und noch bey Keiſer Ferdinanden hochlöblicher Gedächtnuß, Zeiten, und hernach bißher gehabt) gänzlich ein vnd abzuſtellen, vnd da ſie ſolches nit thäten, der Bürgermeiſter, Richter vnd Stadtſchreiber daſelbſt alſobald ſich perſönlich für E. F. Dt gen Grätz zuſtellen, verſchafft wären worden, darüber dann die guten Leut wie billig hochlich bekümmert, daß ſie alſo, wider alle bißher getroffene Religionspacificationen zum höchſten und äuſſerſten geiſtlich im Gewiſſen beſchwert, dann auch bei allem ihren in weltlichem erzeigten getreueſten vermöglichen Gehorſam bei E. F. Dt in ſo vnverdiente Vngnade fallen, vnd alſogleich zum höchſten bedrängt ſein ſollen, wie dann vnß vnd vnßern chriſtlichen Glaubensgenoſſen, dieſes, Alles ingemein und ſonders nunmehr gleich betrüblich zu Herzen gehet, daß ſie ſo gar nit bedacht, gehört noch erhört werden wöllen.

Es werden ſich zwar E. F. Dt gnädigſt zu erinern haben, was wir etwan hievor von Landtägen vnd ſonſt ſonderlich aber Ihr deren von St. Veit wegen, den 23. Martij nächſthin dießes Jahres, auch in vnſer vnterthänigſten Fürbittſchrift fürgebracht, wie daſelbſt alſo jederzeit die Nothturft, dennoch einfältig vnd ſoviel mit Wahrheit, Grund vnd Eigenſchaft außgefürt, daß wir verhoffen, es ſolle doch bei E. F. Dt mehrer Anſehens, Würkung vnd Bedacht haben, wie es aber nit beſchehen, ſondern nur je längere ſtärkere ſchärffere vngewönliche vorher in dieſen Landen nie erhörte Bevehl auf fremden Rathſchlag vnd Trieb erfolgen, vnd nunmehr thätlich zu Vollziehung deren gegriffen werden will, alſo müſſen wir es zwar auch geſchehen laſſen, vnd wird vnſerer dreier Rathſchlag Bitte vnd Flehen auch erworbene Intercession vnd Erwegung allerlei Vmſtändt, gleich erwarten, was doch endlich für ein leidiges, betrübtes ſchädliches vnd verderbliches Weſen auf dießem Weg darauß werden und folgen will, vnd vns darunter in Beſtändigkeit des Glaubens vnd götlicher Wahrheit vnſers aufrechten getreuen Herzens vnd Gemüets geweſen, daß wir daran die wenigſte Schuld tragen, ſondern jederzeit mit Treue dießes Alles eifrig und gutherzig widerrathen, darfür gebetet vnd geflehet haben, wie es etlich Jahr herumb aller dreier Lande Steyer, Kernten und Crain Augsburgiſcher Confeſsion Verwandter, vielfältiger Religions Handlungen, ſchriftliche und mündliche vnterthänigſte Fürbringen, Interceſsionen vnd Fürbitten, mehrers vnd alſo Außweiß, daß nunmehr ſchier Worte mangeln, etwas ferneres vnd weitlauftigeres außzufüren, wie wir vnß dann Kürze halber dahin referiren vnd es E. F. Dt ganz vnverborgen iſt, der Allmächtige Gott geb nur Gnad, daß ſie es einſtmals ſelbſt gnädigſt beſſer erwegen, bedenken, vnd ſich nicht fremde Rathſchläge darinnen zu weit einnehmen vnd bewegen laſſen.

Wir vernehmen auch, daß ſie die guten Leut, vnangeſehen dieſes ſcharfen neuerlichen Prozeß, weiln ſie bei erkannter Wahrheit des reinen purlautern Wort Gottes durch Trieb des heiligen Geiſtes beſtändig zu verharren gedenken, nichts wenigers zu ſchuldigem Gehorſam für E. F. Dt ſich zu ſtellen, vnterthänigſt geneigt, vnd allbereit an der Straſſe ſein. Weiln aber daneben die leidige Gefenkniß vnd Ausſchaffung der Bürger zu Gräz, die vnlängſt von E. F. Dt gevolgt bei menniglich vnd fürnemlich in den Stätten vnd Märkten auch in dieſem Lande erſchollen, ſo gehet das gemeine Geſchrei, mit viel ſelzamen Reden hin vnd wieder, wie wohl wir vns bei E. F. Dt dieſes Orts keines ſolchen vngelinden vnd ſcharfen Proceß wie auch ſie vnterthänigſt nicht verſehen, ſondern vielmehr getröſten, ſie werden alle vor vielmals erzelte Vmſtändte gnädigſt erwägen, vnd nichts ſo beſchwerliches fürnemen, befehlen, viel weniger ſie gefenknuſſen oder ausſchaffen, jedoch kann man nicht Jedermann mit Gedanken genug thun. vnd wann einmal ſolches erſchollen, wurdet es hart aus des gemeinen Manns, ſonderlichen aber deren Herzen vnd Sinn, die hierunter bemeint, oder dergleichen zu gewarten haben, gebracht, inmaſſen es anderer Land eigene exempel bezeugen, da man etwan hernach ſchon oft einer vnzeitigen angefangenen Sachen gern helfen wollt, da es doch zu ſpat, vnd daſſelbe nicht mehr zu Ruhe gebracht werden kann, welches gewißlich in dieſem Land in den Gebürgen bei den Gewerk vnd Knapſchafften, darunter vnd damit faſt alle Städt vnd Märkte verwanndt leider folgen würde, zu was elendem Weſen es endlich gerathen müßte, würden etwa E. F. Dt vnd wir die dabei auch das meiſte zu wagen vnd verlieren hätten, mit zu ſpäter vngeholfener Reu innen werden.

Dann einmal giebts leider der Augenſchein, vnd wiſſentliche Erfahrung, daß auch ſie die Städt vnd Märkt vmb der lang continuirten großen Gaben, Erliegung der Handel vnd Gewerb willen nun ſchier bei 20 Jahren hero in ſolches Abnemen kommen, daß vaſt der dritte Theil Häuſer leer vnd vnbewahrt ſtehen vnd das one das ihr viel hin vnd wieder vmb der Feinds Gefahr vnerſchwinglichen Jährlichen Gaben, täglichen Beſchwerungen vnd Auflagen willen, aus dem Land ſich herziehen, ja nunmehr auch ſchier vnverholen hören laſſen, daß man ſie nicht außſchaffen dörffe, dann ſie ſelbs bey dieſem ellenden zerrütteten vnd häßlichen Weſen vnd vorſtehenden Feinds Verderben, geſchweige der Religions vnd Gewiſſens Beſchwerung, ihr theuere Wehrung anderſtwo ſuchen müſſen, weiln ſie doch kein Gewißheit ihres vnbetrübten Gewiſſens, neben der zeitlichen Beträngnuß haben würden mügen, ſondern jederzeit wieder getroffene Religionspacification vnd Vergleichungen (darinnen E. F. Dt ſie ſowol als die Herren vnd Landleuth in ihrem Gewiſſen vnbetrübt bleiben zu laſſen, gnädigſt verſprochen) frembder Nationen Rathſchlag vnd Gloſſen vnterworfen, vnd mit ihrer höchſten Gefahr vnd Schaden gewärtig ſein müſſen, waß nun endlich hierauß volgen würde, vnd ob man auch an deren ſtatt, ſo außgeſchafft oder ſonſt auß der Furcht ſich ſelbſt anderſtwohin verziehen, wieder ſo gute treue Leut vnd Inwohner, darauf ſich zuverlaſſen, gehaben würden mügen, darumben iſt dennoch nicht Vnnoth zu fragen, weil es etwan hernach zu ſpat ſein würde, dann gibts denen zu ſchaffen, welchen dieſe Land von undenkbaren Zeiten, ja von etlich hundert Jahren hero, das Vaterland iſt; vielmehr würde es Andern ſchwer fallen, die ſich erſt ſollen niederrichten, vnd dieſer Landnoth vnd Bürden gewöhnen, darüber abermals um Abkürzung willen, verloſſene Zeiten vnd Hiſtorien zu beſehen, vnd zu betrachten ſein, Wir wollten geſchweigen, was für ein anſehnliches Gut hiemit auß den Landen entzogen vnd gefürt würde vnd waß für harte vnd ſchwere Vngelegenheiten darauß gewißlich volgten, die man jetzt nicht achten will, ja nicht weiß vnnd erſinnen kann.

Zu dem iſt Ihr F. Dt ſelbſt gnädigſt auß eigner Erfahrung Mühe vnd Arbeit bewußt, wie es leider an allen Orten der Welt der Zeit ſtehet, was es für ein Gelegenheit mit des Erbfeindts beſchwerlicher vnd verderblicher Nachbarſchaft hat, wie hart die Lande außgeſeigert vnd alles darinnen erliegen, ſich vberall ſperren vnd ſpreizen thut, was ſich hergegen auff die Reichs Hülfe zuverlaſſen, wie zweifelhaftig vnd vngewiß darauf zufuſſen, wo will man denn in der Noth, wann die Landt- vnd Innwohner, zuſammt ihrer wiſſenden Erarmung noch wieder die Religionspacification alſo betrangt, beſchwert, vnnottürftigerweiß durcheinander in das höchſte Mißtrauen geſezt, vnd ihnen mit dergleichen neuerlichen Proceſſen, nachgeſtellt würde, hilf lieber Gott, daß E. F. Dt doch einsmals die Sachen beſſer bedenken, vnd wahrnehmen, ob es alſo gehn vnd beſtehen würde mögen, denn man darf warlich der Augsburgiſchen Confession vnd ihren wahren Zugethanen die Schuld nicht geben, ſo begehren wir jederzeit vnd allweg mit menniglich ſchiedlich vnd friedlich zu leben, der Obrigkeit in allen weltlichen Sachen den ſchuldigen Gehorſam aufs äuſſerſt zu leiſten, alſo vnd in den geiſtlichen allein bei dem wahren reinen vnd vnverfälſchten Wortt Gottes zu bleiben, ihre Gewiſſen darinnen zu beruhigen, vnd in dieſem Allem nach dem Evangelio, dem Kaiſer zugeben, was des Kaiſers iſt, vnd Gott, was Gottes iſt, wenn man ſie nur darbei bleiben ließ, wie ſie yederzeit gehorſamſt bitten vnd flehen, weil es aber nicht geſchicht, ſondern ſie in ihrem Gewiſſen geſperret, mit ſcharfen Befehlen, vnd Peenen, auch Bedrohungen, angefochten, betrübt, vnd betrangt werden, ſo iſt nun leicht darauß zu entſchließen, wer Vrſach dieſes elenden Weſens vnd der perturbation des gemeinen Vatterlandes iſt, der barmherzige Gott wolle denſelben davon abzuſtehen, vnd es zu bereuen, aber E. F. Dt einſt zuerkennen vnd wahrzunehmen geben, auf daß ſie Ihrer getreuen aufrichtigen Landleut, Bürger vnd Vnterthanen (die bey ihren löblichſten Voreltern, ſoviel hundert Jahr hero rühmlich mit Leib, Gut vnd Blut, wider ihre Feindt, zu Erhaltung dieſer vnd anderer Ihrer Königreiche Land vnd Leut zugeſezt) vielmals gethanes gehorſamſtes Bitten vnd Flehen, beſſer als bishero wahrnehmen, vnd keine ſo gefehrliche vngewöhnliche Prozeß anfangen viel weniger exequiren laſſen.

Wie wir dann hierauf E. F. Dt nochmaln in Erwägung dieſes allen vnterthänigſt bitten, ſie wollen nicht allein gegen Ihnen denen von St. Veit ihre ſo ſcharfe Befehle vnd execution deren, gnädigſt wieder einſtellen, vnd ſie wie bißhero bei Ihrem Religions exercitio, das ſie noch bei Keiſer Ferdinandt E. F. Dt gelibten Herrn, vnd Vatters hochlöblicher Gedächtnuß, Zeiten vnd bißher gehabt vnterhalten, bleiben laſſen, wie E. F. Dt daſſelbe in Eintretung ihrer landsfürſtlichen Regierung alſo gefunden, darüber von ihnen ſo wol als den Herren vnd Landleuten die Erbhuldigung aufgenommen, vnd hernach ſonderlich aber in der 78jährigen Brüggiſchen Religionspacification ſowol die Bürger als Landleut vnd alſo männiglich in ſeinem Gewiſſen nicht zu betrüben, gnädigſt verſprochen, vnd ſonſt Niemands nichts beſchwerliches wider gemelte pacification zufügen laſſen,

Dann E. F. Dt haben ſelbſt gnädigſt zu erwägen da ſie etwan verfahren wollten, was es etwan zu künftigen Landtag für Sperr vnd Hinderung geben würde, weiln nunmehr faſt menniglich ſich nit wenig ſondern zum höchſten, ſowohl in Religions und Gewiſſen, als in zeitlichen weltlichen Sachen beſchwert, bekümmert vnd betrangt befindt, vnd Niemand weiß, wo es bei diſſen geſchwinden gefährlichen Läufften vnd Zeitungen noch hinauß will, es wollen ſich doch je einmal ſolcher Geſtalt die Religionſachen mit Gewalt, Ausſchaffen Gefängnuß vnd dergleichen Mitteln nicht richten vnd ſchlichten laſſen, deſſen hat man vom Anfang der Welt her bei allen Nationen laidige Exempel genug, nicht allein in der Schrifft vnd Hiſtorien, ſondern dieſelben noch in vielen Orten augenſcheinlich mit Laid vnd Betrübniß zu jetzigen vnſern Zeiten anzuſehen,

Wie nun wir es abermals getreu eiffrig vnd gutherzig meinen, vnd je gern dieſem elenden Weſen ein Endſchaft gemacht, auch zu künftigen Landtägen alle Verhinderung, Sperr- vnd Weiterung aus dem Weg geräumt ſehen wollten, als getröſten wir vns vnd hoffen vnterthänigſt E. F. Dt werden vnß vnßere gehorſamſte Bitt gewähren, ſo die von St, Veit wie auch ſonſt allermänniglich der wahren Augsburgiſchen Confession zugethan, deſſelben würklich genießen vnd ferner Niemant ſolcher Geſtalt beſchweren oder betrangen, ſondern die Sache einsmals bei den hier vorgetragenen Religionspacification bewenden, vnd das Uebrige biß zu ſeiner beſſern Zeit vnd Gelegenheit Gott befohlen ſein laſſen, erwarten alſo hierüber bei vnſern Mitgliedern vnd Glaubensgenoſſen, denen wir die

Vberantworttung E. F. Dt in aller Demvth zu thun und zu ſollicitirn befohlen, ſolches gnädigſten Beſcheidts damit ſowohl Herrn vnd Landleut als die Bürger in Städten vnd Märkten vnd männiglich der Augsburgiſchen Confession zugethan, nunmehr forthin vnzertrennt vnd vngeſondert, bey der Religionspacification vnbetrübt vnangefochten, im Friedt ruhen vnd weltlichen treuen, hohen Gehorſam gelaſſen, deſſen allen würcklich vnd thätlich ohne gefährliche gloſierung fremder Nationen genießen, vnd theilhaftig bleiben, vnd künſtig dergleichen vngnädigen Bevehlen, vngewöhnlichen gefährlichen neuen Proceſſen nicht gewärtig ſein dörfen, vnd thun dero Buß zu Landsfürſtlichen gn. vnterthänigſt befehlen. Datum Clagefurth den 1 Tag Decembris Anno ꝛc. 82.

E. F. Dt

vnterthänigſte
gehorſame

N: einer Erſamen Landſchaft in
Kärnthen verordnet Ausſchuß, auch
andere Herren vnd Landleut bei gegenwärtiger
Hoftheiding verſamlet
der Augsburgiſchen Confession
Verwandte.

Bald nach der Uebergabe dieſes Schreibens an den Erzherzog waren die Interceſſionsſchriften der proteſtantiſchen Fürſten eingegangen und von dem nachfolgendem Schreiben der Stände der betheiligten drei Lande begleitet überreicht worden.

Durchleuchtigiſter Ertzherzog gnädigſter Herr vnd Landfürſt. E. F. Dhr. haben ſich gnädigſt zu erinnern, waß maſſen derſelben gehorſamiſte Landſchaften Steyer, Kärnten vnd Crain jüngſt alihie anweſende Geſandte, die von den Chur- vnd Fürſten, auch andern Reichs-Ständen in Augsburg hinterlaſſener Räthe vnd Botſchaften erlangte Religions-Interceſſion. E. F. Dhr. ganz gehorſamiſt überreicht haben.

Wiewol nun gedachte der Landſchaften Geſandten, ſich eines ſolchen gewährlichen, gnädigſten Beſcheids, daran ihre Principal billich erſettigt vnd erfreut hätten mögen werden, gehorſamſt ſich in allerweg getröſtet, ſo iſt doch derſelbe alß geſchaffen, daß ſie die Sach den ihrigen anbringen müſſen.

Hiezwiſchen nun als die Chur- vnd Fürſten ſelbſt verſtanden, wie denn die in Augsburg die ihren Geſandten dieſer Landſchaften angebrachten Glaubens Beträngnus, nicht ablaſſen wollen, haben ſie aus eigener Bewegnus theils ihrer ſelbſt ſchriftliche vnd mehrere Interceſſionen bei einem eigenen Silberboten an geſtern alher geſchickt, die E. F. Dhr. wir hiermit gehorſamſt überantworten, vnd E. F. Dhr. als vnſern gnädigſten Herrn vnd Landfürſten abermals ganz vnterthänigſt vnd vm Gottes Barmherzigkeit willen bitten, E. F. Dhr. wollen vätterlich vnd gnädigſt erwägen vnd berathen, nicht allein die gegenwärtigen vnd faſt allenthalben ganz kümmerlich erzeigenden gefährlichen Zeitten gleichermaſſen, waß doch E. F. Dhr. ihre ſelbſt vnd derſelben Lande, für einen merklichen groſſen Schaden, Abfall vnd Verderben erzeugen vnd zufügen werden, daß ſie ſoviel guter Leute, welche E. F. Dhr. liebſten vnd loblichen Vorfahren, mit Gut und Blut treulich vnd beſtändig zugeſetzt, ſelbs auch E. F. Dhr. in der Zeit ihrer Regierung allen ſchuldigen Gehorſam in vielweg geleiſt. Im Lande ſich ehrlich vnd wolverhalten alſo vnſchuldiglichen allein vm des Herrn Chriſti vnd ſeines Euangelij beſtendigen Bekantnus willen von hinnen, ſammt vnſchuldigem Weib vnd Kindlein vertreiben.

Sondern auch vor eingeſchloſſene der Chur- vnd Fürſten ſo Chriſtliche treuherzige wohlmeinende vnd eifrige anſehentliche eigene Vorſchrift allſo zu Gemüth führen vnd gehn laſſen, auf daß Ihr Chur- vnd Fl. G. ſpüren vnd vermerken mögen, daß dieſelben bei E. Fl. Dht ein Anſehen gehabt, vnd E. Fl. Dht ſambt derſelben erarmten vnd ohne daß in groſſer Gefahr ſchwebende Land vnd Grenzen ſolcher Gutwilligkeit in anderweg würcklich vnd empfindlich bey Ihnen hernach genieſſen mögen, vnd alſo auch hierüber einen ſolchen gnädigſten vnd gewerlichen Lands gewünſchten Beſcheid derſelben Landſchafften vätterlich vnd gnädigſt ertheilen. Auf daß ſie ſich deſſelben von Herzen erfreuen. Gott vnd E. Fl. Dht demüthigen gehorſamſten vnd ewigen Dank ſagen mögen, die es auch die Zeit ihres Lebens ganz vnterthenigſt zuuerdienen gehorſamſt ſich befleiſſen werden. E. Fl. Dht vnns vnterthenigſt beuehlendt Datum Grätz den 16. 10bris ꝛc. 82.

N. der dreier Lande Steyr, Kärnten vnd Krein allhie anweſende
Auſſchuß.

Die Reſolution des Erzherzogs auf dieſes, wie auf die Interceſſionsſchreiben der proteſtantiſchen Fürſten wurde ſchon oben mitgetheilt. Sie beſchleunigt den Entſchluß einer perſönlichen Geſandtſchaft an den Erzherzog, deren Inſtruction die folgende war. Dieſelbe erſcheint ausführlich und wohlüberdacht; die Geſandten ſollten keine vernünftige Vorſtellung ſparen, ſollten zu bedenken geben, wie die Lande ſich bisher lange Jahre hindurch bei freier Religionsübung ſo wohl befunden, wie die gewaltſame Vertreibung der anders Glaubenden allgemeine Zerrüttung herbeiführen müſſe, wie der benachbarte Erbfeind der Chriſtenheit nur auf die Gelegenheit laure, feindlich in Oeſterreich einzufallen. Die Geſandten ſollten warnen, ſich doch nicht eines edlen Gliedes freiwillig zu entäußern, und bezüglich darauf hindeuten, daß die Stände augsburgiſcher Confeſſion bei Türkeneinfällen minder Hülfe leiſten würden, wenn ſie ſähen, daß ihre Religion als eine höchſtſchädliche betrachtet würde. Die Geſandten ſollen mit allem Fleiß anhalten, die Sache günſtig zu wenden; wäre aber alles Mühen und Bitten umſonſt, ſo ſollen ſie die Stände der drei Lande zu chriſtlicher Geduld ermahnen und mindeſtens das zu erhalten ſuchen, daß die dem Herren- und Ritterſtand bisher zugeſtanden geweſene freie Religionsübung nicht auch verloren gehe.

Inſtruction was der Augſb. Confeſsion Verwanten Chur- vnd Fl. abgeſandte Räthe, bey Ertzherzog Carln zu Oeſterreich, in Sachen vermelter Confeſsions exercitium in den dreyen Fürſtenthümern Steyer, Kärnden vnd Crain betreffend werben vnd verrichten ſollen ꝛc.

Nach dem der Chur- vnd Fürſten Abgeſandten allerſeits, dahin das ſie vff 12 Tag zu Regenſpurg ein vnd zuſammen kommen mögen, ſich zu befürdern beſchieden, als haben ſie ſich daſelbſten, wie vnd welchermaſſen ein jeder inſonderheit abgefertigt, gegen einander zuercleren, auch ob diſſer Instruction vnd fernern Vortreiſens halber, gegen Grätz mit einander zu vnterreden vnd zu vergleichen, vnd da ſie dabei höchſt gedachtes Ertzherzogen höffliches Ankommen, nach erlangter Audientz auch vberreichter Credenzſchriften vnd gewöhnlichen der Chur- vnd Fürſten freundlichen Zu- vnd Dienſterbieten, welches die Geſandten nach Gelegenheit der Umſtände zu richten wiſſen, in der Hauptſache vorzubringen

Sein Fl. Dht würden ſich ſonder Zweifel in friſchem Angedenken zu erinnern wiſſen, was der Augsburgiſchen Confeſsion verwanter Stände, Räthe, Bottſchafften vnd Geſandten, bey jungſt verſchienenen zu Augsburg gehaltenen Reichstag, auf gemeinem gehabten Befehl Ihrer gſten vnd gn. Herrn vnd Obern, an ſeine Fl. D. vm weittere Verſtellung vnd Conceſsion des freyen Exercitij Religionis, der Augſp. Confeſsion gemelts in den dreyen Ihrer Fl. Dl. Fürſtenthümern vnd Landſchaften, von weiland derſelben geliebten Herrn Vatter, Kaiſer Ferdinanden hochlobſeeliger Gedechtnus auch hernach von Ihrer Fl. Dl. ſelbſten gnädigiſt zugelaſſen vnd vergünt, und bißher geubt worden, intercedendo vnterthenigſter Wohlmeinung gelaſſen laſſen.

Waßgeſtalt auch hernach die Chur- vnd Fürſten berührter Augſp. Confeſsion ſelbſten in ziemlicher Anzal auß treuherzigem Gemüth, ſo ſie zu Ihrer Fl. Dl. getragen, wie noch deroſelbe gehorſame getrewe Landſchaften von Herrn, Ritterſchaft vnd Bürgerſtand vorbittlichen vorſchriben, alles dahin gericht, das ſein F. D. angeregten deren Vnterthanen die freie Vbung vnd Predigten Gottliches Worts vorbemelter Confeſsion wie ſie die bißhero in Stetten vnd Märkten gehabt noch lenger verſtatten, vnd vmb derſelben willen unausgeſchafft in ihrem Vatterlande gnädiglichen pleiben laſſen wollten.

Wiewol nun Ihre Chur- vnd F. G. in der endlichen Zuverſicht geſtanden, es würden vnd ſollten bei ſeiner Fl. Dl. ſolche ausgeführte Interceſsionen tieffer erwogen, vnd etwas gewürcket haben, bevorab dieweil Ihre Chur- vnd Fl. Gd. nichts zeitliches oder etwas das ihnen oder den ihrigen zu Gutenn kommen möchte, gebetten, ſondern allein dasjenig geſucht haben, ſo zuvörderſt zu Gottes Ehr, dann deren getreuen Vnterthanen betrübtem Gewiſſen zu Troſt vnd dabei ſeiner Fl. Dl. zu Ruhm, Erhaltung deren herbrachtenn milten Namens, auch derſelben Land vnd Leute Wohlfart vnd Nutz gelangen müge, inmaſſen ihre Chur- vnd Fl. Gd. darfür gehalten, das ihnen ſolches der Verwantnuß nach zu thun gebühren wollte.

So hetten aber jedoch Ihre Chur- vnd Fl. Gd. auff erfolgten ſchrifftlichen Wiederbeantwortungen nit ohne Beſchwerdung deren Gemüther vermerckt, daß Ihre Fl. Dl. nicht allein nicht gemeint, derſelben Vnterthanen von Stetten vnd Märkten das freie exercitium vnd Predigt göttlichs Worts ſambt dem Gebrauch vnd Nieſung der heiligen Sacramenten, nach Inhalt Augsburgiſcher Confeſsion lenger zu geſtatten, ſondern auch mit harten Beſtraffungen vnd Ausſchaffungen, daß ſie alles das Ihrige begeben, vnd auff ihrem Vatterland in das Elend ziehen müſſen, gegen ſie verfahren ließen, allein darumb, daß ſie ihre angenommene Religion öffentlich an Orten, da es andern zugelaſſen zu bekennen vnd wie ſie nun viel Jahr lang vnverwehrt gethan noch fürder zu vben begehren.

Da nun wol Ihr Chur- vnd F. Gd. nicht gemeint ſeiner Fl. Dl. in deren Regierung Maſſ oder Ordnung vorzuſchreiben, jedoch vnd dieweiln ſie dann eben befunden, daß S. Fl. Dl. fürnemlichen von andern ausländigen verwegenen Leuten zu ſolchenn ſcharfen Proceſſen wider ihre Religion Augſpurg. Confeſsion bewegt werden, welche bißher an ſeiner F. D. alls einen friedferttigen milten Fürſten nicht geſpurt worden, darob ſie leichtlich die Rechnung zu machen, da ſein Fl. Dl. vff ſolchen Antrib alſo mit ihrem Vorhaben beharrlich vortfahren würden, daß dieſelbe nicht allein ſich ſelbs von gehorſamen getreuenn Vnterthanen vnd allen Land Leuten mit der Zeitt entplöſſen, ſondern auch daſſelb zu beſorgen ohne innerliche vnd benachbarte Vnruhe nicht abgheen, auch dahero dem H. Reich ein mehrer Laſt von denen Orten, da man doch mit dem vorigen gnug zuſchaffen, zuwachſen werde, hätten die Chur- vnd F. nicht vnterlaſſen mogen, der Sachen Wichtigkeit nach noch weitter Ihre Fl. Dl. aus wohlmeinendem treuherzigem Gemüth, denen auch deren

Ver . . . . . nach Ihrer Fl. Dl. vnd derſelben Land vnd Leut, Ehre, Wohlfahrt vnd Gedeihen mehr, als fremden, ſo das ihrig ſuchen, angelegen, durch dieſe Schickung freundlich zu erſuchen, angelegen der Zuverſicht ſein Fl. Dl. ſolches dann anderſt nit als wohlgemeint vermerken vnd den Chur- vnd Fürſten als derſelben Befreunden mehr als andern folgen würden.

Wehre derwegen der Chur- vnd Fürſten nochmaln freundliches Erſuchen vnd bitten, ſein Fl. Dl. wollten nicht allein vorangeregte vnterſchiedliche Interceſsionſchriften mit ihren Vmſtänden nottürftig erwegen, ſondern auch noch ferner bei ſich ſelbſten bedencken, da ſchon weiland ſeiner Fl. Dl. geliebter Herr Vatter Kaiſer Ferdinand, hochſeeliger Gedechtnuß, wie in dero beanttwortlichen Schreiben begriffen, deroſelben Erbvnterthanen in den Niederöſterreichiſchen Landen der Augſpurgiſchen Confeſsion exercitium ſo expreſse mit ſonderer Solennität nicht zugeſagt noch verſchrieben, daß dannochten Ihre Mat daſſelbe in ſolchen Landen einzuführen vnd öffentlich zu vben löblich geduldet vnd niemand derwegen, ſo ſich ſonſten in allem politiſchen Weſen gebürlichen Gehorſams verhalten mit ſolcher Scherſe verfolget, wie denn an mehr Orten ſolcher Landen berührter Confeſsion exercitium, längſt vor Auffrichtung des Religionfriedens vnaußgeſchafft gelitten, vnd haben Ihre Mat auß hocherleuchtem Verſtande bei ſich ſelbſten wol ermeſſen konnen, daß in Religionſachen, gewahrſam zu gehen vnd die Verwante gewiſſen, ſo Gottes Wort bedürffen, mit weltlichem Gewalt ſich nit ſtillen laſſen, darumben Ihre Mat auch zu Erhaltung friedlicher Einigkeit im Reich teutſcher Nation den Religionfrieden befürdern vnd auffrichten helffen, auch durch ein ſondere declaration das Original, in der Churf. Sächſiſchen Cantzlei zu finden, interceptiren (?) laſſen, auß welcher beiden Wortten vnd Meinung je nicht zuerzwingen, daß diejenigen, welche das Exercitium Augſpurgiſcher Confeſſion Religion albereit zuvorn gehabt, derſelben hierdurch wiederumb verluſtigt vnd entſetzt, auch vff den Fall ſie ihres chriſtlichen Gewiſſens halben auß Gottes Wortt gefangen, davon nicht laſſen konnten, mit harten Beſtraffungen vnd endtlicher Außſchaffung vnd Verjagung verfolgt werden ſollen, ſondern vielmehr das Wiederſpiel darauß, vornehmlich aber auß jetztberürter declaration lauter zu vernehmen.

Dann ſonſten der Religionsfrieden hierdurch ſeines eigenen Namens beraubt vnd kein heilſamlicher Gewiſſensfrieden auch der Augsburgiſchen Confeſsion nicht zu Gutten außgericht were, dafür er doch gehalten werden auch ſein vnd bleiben ſoll.

Dieweiln dann auch ohne das die Augsburgiſche Confeſsion keine ſolche Religion, die den Vnterthanen, als ob ſie Gott vnd der Obrigkeit zuwider wäre, zuuerbieten vnd nicht zu dulden, in Erwegung ſeine Fl. Dl. ſonder Zweiffel biß her im Werk ſelbſt erfahren, daß derſelben Landſtändte vnd Vnterthanen, ſo ſich zu ſolcher Religion bekhennen höhers nichts angelegen, dann Gottes Ehre nach Prophetiſcher vnd Apoſtoliſcher Schrifft, darauff die bemeldte Confeſsion gegründet, zu befürdern, vnd ſeiner F. D. alls der weltlichen Obrigkeit nach ihren äuſſerſtem Vermögen gebührenden Gehorſam zu laiſten, vnd alſo diſſe Confeſsions Religion nicht dermaſſen geſchaffen, wie ſie von dero widerwärtigen mit Vngrundt angezogen, daß ſie eine Zerrüttung politiſchen Weſens ſein ſollte, ſondern wehre das Widerſpiel offenbar, vnd auß den benachbarten Königreichen vnd Fürſtenthümern leidige Exempeln genugſam beſchienen daß welcherenden man ſolche Religion mit weltlichem Gewalt außzutilgen unterſtanden, dieſelben Obrigkeiten ſich hefftig daran vergriffen, vnd anſtatt gehabter Ruhe vnd gehorſamer Vnterthanen, nichts dann jämmerliches Weſen vnd Widerſetzen auß gerechtem Urtheil Gottes empfinden thaten.

So es nuhn Gott Lob noch zur Zeitt in ſeiner Fl. Dl. Fürſtenthümern alſo geſchaffen, daß ſie mit einer gehorſamen Landſchaft von Gott begabt, die in Einigkeit ghern beiſammen leben vnd zu derſelben alls ihr Vermögen zu ſetzen geneigt, allein daß ſie in ihrem bißhero geduldten exercitio der Augſp. Confeſſions Religion vnbetrangt bleiben mögen, als theten die Chur- vnd F. ſeine Fl. Dhl. gantz freundlich erinnern, bitten vnd erſuchen, Sie wollten bei ſich ſelbſt erwegen, wiewol ſich nicht allein derſelben geliebter Herr Vatter weilandt Keiſer Ferdinandt hochſeeliger Gedechtnuß ſondern auch ſeine Fl. Dl. bißhero ſelbſten, ſo lang ſie berürte freie Vbung vnd Gebrauch der Religion menniglich concedirt, bey ihren Landſchaften befunden, vnd was hergegen, da ſie vff ihrem Vorhaben, der Außſchaffung beharren würden, für eine Zerrüttung verderben vnd

Alienation der getreuen Vnterthanen Gemüther inmaſſen an andern Orten ervolget, ſehr leichlich zu gewarten, vnd wie ſchwerlich ſie alsdann eine ſolche einhellige getreue Zuſammſetzung wider den benachbarten Erbfeind der ſeine Gelegenheit ſonder Zweiffel auch nit verſäumen würde, künfftig widerumb gehaben vnd vffbringen möge, dann habe es ſich in verſchienen 78 Jahr vff gehaltenem Landtag zu Brugge, da ſeine Fl. D. noch ſolche ſtarke Proceß nicht angefangen, an ſolchen ſtoſſen wöllen, hetten ſeine Fl. D. wohl zuerachten, was itzo vnd mit der Zeitt mehr geſchehen werde, beuorab weiln ſolche Grenntzbeſchwerungen nit aufhören, ſondern für vnd für getragen ſein wollen vnd ſich hergegen auch in Ihrem Gewiſſen angefochten, vnd der Predigten Göttliches Wortts der ſolchen Troſts ermanglen ſollten ꝛc. vndt derowegen von andern Leuten, denen nur angelegen, Königreich vnd Fürſtenthum in einander zuhetzen vnd ins Blutbad zu ſetzen, vnd das einhellige vertrauliche Weſen der Oberkeit vnd Vnterthanen gegen einander nicht gern ſtehn, ſich nicht zu viel einnehmeñ vnd wider ihre bekannten getrewe Landſchafften bewegen laſſen, ſondern ſolche wie bißher in chriſtlicher Sanftmuth regieren, vber die Gewiſſen aber dem allmächtigen Gott das Regiment nicht auß der Handt nehmen, ſondern ihnen ohne Vnterſchied der Perſonen die concedirte Freiheit vnd Vbung Augſp. Confeſsion noch länger miltiglich vergönnen, vnd es endlich darfür achten, da ſie vermeinen auß anderer Leute Antrieb, durch Ab- vnd Ausſchaffung vorgeſetzter chriſtlicher Religion Augſp. Confeſsion vnnd deren Vnterthanen, ſo ſich dazu bekennen, ein friedlich Regiment vnd geneigte Nachbaurſchaft, welche ſie, wie in deren Beantworttung zu ſehen Reſſorm zu erlangen, auch dero Landſchaft wol mit andern Vnterthanen zu beſetzen, daſſ gleich der Liebe Gott auch den Vertriebenen anderſtwo vnterhelffen, aber ſeine Fl. Dhl. das vorgeſetzte Ziel nicht erreichen vnd in ſolchem ihr ſelbſten dero beſte Glied darauff ſie ſich bißher im Fall der Noth zuuerlaſſen gehabt, abſtoſſen vnd die neue Einſetzung dem alten nicht zu vergleichen ſein werden, wie auch vff ſolchen vnverhofften Fall ſeine Fl. Dhl. in künfftigen Nothfällen gegen dem Erbfeind die Stände Augſp. Confession zu mitleidenlicher Hülff geneigt befinden werden, da ſie ſehen ſollten, das nit allein ihr chriſtliche Religion dermaſſen vnleidenlich, als hochſtſchedlich ausgeſchafft, ſondern auch die alten Landleut, ſo den Laſt gegen dem Erbfeind tragen helffen, vnd ſich in deſſelben Gelegenheit zu ſchicken gewußt, verſagt vnd gleichſam die Thür zu noch mehr dem Unheil geöffnet, das würde ſeine Fl. Dhl. ſelbſt zuermeſſen haben, welches dann die Chur- vnd F. Augſp. Confeſsion der Verwantnuß nach damit ſie derſelb zugethan, je nicht gönnen theten ꝛc.

Dieweil dann ihre F. Dl. auß noch längerer freier Zulaſſung des Exercitij vnd öffentlicher Bekanntnuß vielberührter Religion (welche dero getrewe Landſtende mit den intercedirenden Chur- vnd Fürſten gemein haben.) ſich einiger Vnruhe vnd Weitterung im Gegenſpiel aber wohl allerhand Nachtheil vnd Schadens, wie vorangeregt, zubefahren, ſo wollten die Chur- vnd Fürſten ſich um ſoviel deſto mehr um diſſe wohlmeinende Beſchickung und Interceſſion freundlicher Willfahrung getröſten, weren es hinwiederumb freundt vnd ſchwägerlich zuuerdienen erbütig.

Da nuhn hieruff gewirige Antwortt vnd Reſolution erfolgt, haben die Chur- vnd Fl. Räthe ſich daran gepürlich zu bedanken, were ſie aber abſchlegig, dunkel, vngewiß oder vffzuglich, ſollen gemelte Geſandten auff eine ausführliche Replick mit beſſerer Ausführung voriger, vnd Vorbringung weiterer dienſtlicher Argumente vnd Motiven verdacht vnd darüber, wie auch des erſten Anbringens halb der dreier Landſchaften Verordneter, (als denen die Vmbſtende diſſer Sachen am beſten bekannt.) Meinung vnd Bedenken auch vernehmen, vnd was alſo replicando vnd triplicando der Sachen zum beſten ferner zuſuchen, vor gut angeſehen, beſtes Vleiß befürdern, vnd in Somma nichts verurſacht laſſen, dardurch viel gedachter Ertzhertzog zu chriſtlicher gnediger Willfahrung zu bewegen ꝛc.

Sollte aber über allen angewenten Vleiß ſolches nit zu erlangen ſein, vnd die Chur- vnd Fl. Geſandten bey den Landſtenden von Herrn- vnd Ritterſtand ein gröſſere Vngedult, darauß vielleicht Auffruhr des gemeinen Manns, oder in anderweg zu beſorgen vermercken, ſollen ſie berürte Landſtände zu chriſtlicher Geduld vermanen mit Erinnerung, daß die Kirche Chriſti in vnd allweg vnter Creutz ſei vnd dieweil die Zeit itzo ſchwer vnd vaſt alle Land vnd Chriſtenheit ſchwierig, daß dahin zu ſehen, das nit das Exercitium der

Religion in dem Herrn- vnd Ritterſtand nicht ſtrittig gemacht, vnd alſo das Letzte ärger dann erſte werde ꝛc.

Was nuhn in ſolchem die Chur- vnd Fl. Räthe verhandeln, vnd bei einem vnd dem andern Theil in Antwort erlangen werden, davon ſollen ſie ihren Herrſchaften vnd Obern fürderliche Relation zu thun ꝛc.

Der Fürſt von Henneberg willigte gern in alle Vorſchläge des befreundeten Kurfürſten, der es ſo überzeugungstreu mit der lutheriſchen Kirche meinte. Sein Schreiben beſchließe die Reiche dieſer Mittheilungen.

Vnſer freundlich willig Diennſt, vnd was wir Liebs vnd Guts vermögen zuvor, hochgeborner Fürſt, fl. lieber Herr Vetter, Schwager, Bruder vnd Gevatter, E. Ld. ſchreiben in der Steyerſchen ꝛc. Religionsſachen, haben wir beneben den Beilagen, wohl empfangen vnd daraus, ſonderlich aber aus Ertzhertzog Carln zu Oeſterreich E. Ld. überſchickten Beantwortungsſchreibens Copie, das Seiner Ld. D. vngeachtet der anſehnlichen Chur- vnd Fürſten, ſchrifftlichen Interceſsionen, auch darinnen zu Gemüthe geführten ſo hochwichtiger Motiven, durch Anſtiftung vnd Verleittung Anderer, nicht allein vnſrer wahren chriſtlichen Religion Augsburgiſcher Confeſſion, ſondern auch gemeiner Ruhe vnd Wohlfahrt des Reichs deutſcher Nation widerwärtiger Leute, ... vornehmen mit Abſtellung des öffentlichen Exercitij erſtberürter Augsburg. Confeſsion in Stetten vnd Märkken zu beharren, auch mit dem Religionsfrieden zu vertheidigen vermeinenn wollen, ihr der armen hochbeträngten Lande vnd innwohnenden gutherzigen Euangeliſchen Chriſten halben, mit ſonderm chriſtlichen Mitleiden vernohmen,

Vnd wie vns ſolliche abſchlägige Beañtwortung, vnd die dagegen bieß noch continuirte vnd allerdings vngemilderte Ausſchaffung gantz befremdlich, allſo auch ſeind mit E. Ldn wir das zu ſchuldiger Vertheidigung berürter vnſerer Chriſtlichen Religion, vnd zur Befriedigung allerſeits dieſes theils chriſtlicher Gewiſſen, ſowohl auch zu Troſt der guten redlichen Leute, zumahl aber auch vmb deren vff ſolchem vorgefaßten Werk ſtehender höchſter Gefahr, Nachtheill vnd

Schadens willen, die Abſchickung der Geſandten, do dieſelbige ordentlich geſucht würde, nicht zuverwaigern ſeind, Jnmaſſen wir vns dann auch vnd daher, vnd aus dieſem Grundt, die in euentum vnd zur Vorberaitung gefaſte gemeine Instruction als chriſtlich vnd vernünftiglich bedacht, gantz wohl belieben vnd gefallen laſſen, Wiſſen auch dabei vor vns ferner nichts zuerinnern, oder zuverbeſſern, ſondern halten es darfür, daß derſelben Genoß durch die Geſandten künftig in dieſer hochwichtigen gefährlichen Religions vnd .... durch die Nachvolger auch .... vnd verfahren werden mögen. Sonſten iſt vns von obgedachtem Ertzherzog ꝛc. unſerthails nichts einkommen. Nichts deſtoweniger aber do wir hierunter kunftig ordentlich erſucht werden ſollten, wollten wir vns gleich andern vnſer der Augsburg. Confeſsion zugethanen Fürſten hierinnen den ...... Leuten nach, innaſſen E. Ldn wir vnterm Dato den 23. Januarij dießfalls auch freundl. zugeſchrieben, die Gebuhr zuerzeigen wiſſen.

Welches E. Ldn wir zu begerter Wideranttwortt, fr. nicht verhalten wollten vnd ſeind denſelben vermögens fr. Dienſt zuerzeigen jeder Zeit gewillt. Datum Kundorf den 6. Martij Anno ꝛc. 83.

Ob die Geſandtſchaft zu Stande kam, wiſſen wir nicht. Den redlichen Bemühungen des Kurfürſten von der Pfalz und des Fürſten von Henneberg ſetzte noch in demſelben Jahre der Tod ein Ziel. Ludwig ſtarb am 12. October, Georg Ernſt am 24. December 1583. Vieles vom Unheil, das beide prophezeit, erfüllte ſich in dem fernen Lande, dem ihre Sorge galt. Lange Jahre ſpannen ſich die trüben Religionswirren noch fort, 1585 erhoben ſich die Salzburger Bauern.

VI.

Zur Hans Sachs-Literatur.

Mit Facſimile der Vorrede zum ſechſten Buch der Sprüche
und Comödien.

1.

Das ſechſte Buch der eigenhändig geſchriebenen Sprüche und Comödien von Hans Sachs.

Die Leipziger Stadtbibliothek beſitzt zwei Bände eigenhändig geſchriebener Gedichte von Hans Sachs, welche in dem Handſchriftenkataloge dieſer Bibliothek S. 35. Num. CXV. und CXVI. nach ihrem Inhalte beſchrieben ſind. Weitere Nachricht gab von ihnen R. Naumann in einer Einladungsſchrift der Nicolaiſchule (1843) S. 19. Dieſen beiden Handſchriften ſchließt ſich eine dritte an, welche ſich ebenfalls in Leipzig und zwar im Beſitze der Verlags- und Antiquarhandlung von Otto Auguſt Schulz befindet. Sie iſt in ihrer äußeren Geſtalt jenen beiden durchaus ähnlich: im Formate, im Papier und Waſſerzeichen, in der Schrift, in der Einrichtung des Regiſters, im Einbande u. ſ. w. und gehört ſomit in die von dem Dichter ſelbſt veranſtaltete handſchriftliche Sammlung, über deren Motive er ſich auch in der Vorrede zu dieſem Buche ausgeſprochen hat.*)

Die Handſchrift enthält 318 paginierte Blätter, auf der Rückſeite des 309. Blattes beginnt der Nachtrag zu den dramatiſchen Gedichten, uber welchen ſich Hans Sachs am Schluſſe des Regiſters erklärt. Auf der Stirnſeite des 1. Blattes oben ſteht als zuſammenfaſſende Inhaltsangabe:

---

*) Die Zwickauer Handſchriften wurden von Dr. F. G. W. Hertel im Jahresberichte des Gymnaſiums zu Zwickau 1854 beſchrieben. Sie ſind nicht von Hans Sachs' eigener Hand, ſondern nur von ihm durchcorrigiert.

„Das Sechſt puech mit Spruechen vnd Comedien hab ich mit hilff
„gottes Volendet im 1550 jar vnd meines Alters im 55 jar vnd
„in dem 9 manat got Sey die Ere.“

Das 2. Blatt wird durch die Vorrede ausgefüllt, die beiden folgenden Blätter enthalten das Regiſter, über deſſen Einrichtung ſich der Autor ebenfalls in der Vorrede äußert.

Unſere Handſchrift hat eine verhältnißmäßig nicht unbedeutende Anzahl Stücke aufzuweiſen, welche in der Nürnberger Geſammtausgabe fehlen. Aber auch im Einzelnen fanden ſich mehr oder minder Abweichungen in den Titeln, in der Faſſung, in der Datierung. Bei der immer noch nicht vollſtändigen Ueberſchau über Literatur und Bibliographie der Werke von Hans Sachs ſchien es geboten, dieſen Einzelheiten einmal genauer nachzugehen, als es der Natur der Sache nach in einem Bibliothekskataloge möglich war. Während nämlich Naumann in dem erwähnten Handſchriftenkataloge der Leipziger Stadtbibliothek bei den einzelnen Anführungen des Regiſters einfach auf die Nürnberger Ausgabe hinweiſt und die ungedruckten Stücke durch ein Fragezeichen andeutet, konnten hier die wichtigen Einzelheiten näher ins Auge gefaßt und von den ungedruckten Gedichten die Anfangszeilen ſo wie die Datierung angegeben werden. Darin beruht auch die Abweichung von jenem Kataloge in der äußeren Einrichtung der Hinweiſe; dort ſteht zu einer jeden Zeile des Regiſters die betreffende Stelle der Geſammtausgabe oder beziehungsweiſe das Fragezeichen, hier wurden die ausgedehnteren Anmerkungen der Ueberſichtlichkeit des Regiſters Eintrag gethan haben, und ſo fanden die Verweiſungen unmittelbar hinter dem Regiſter ihre Stelle, welches deshalb gegen die Handſchrift fortlaufende Zahlenbezeichnung erhalten mußte.*)

Eine umfangreichere Nachbildung der Handſchrift von Hans Sachs iſt, ſoviel wir wiſſen, noch nicht geliefert worden, darum wird das von dem Herrn Verleger in liberaler Weiſe beigegebene Facſimile der Vorrede mit Dank aufgenommen werden. Dasſelbe iſt in der lithographiſchen Anſtalt von A. Werl gefertigt und kann als recht gelungen bezeichnet werden. Mit Rückſicht auf dieſes Facſimile wurde im Abdrucke der Vorrede das Ende jeder Zeile durch den üblichen Strich angedeutet.

---

*) Buchſtabenbezeichnung (a, b, c) würde von den Ziffern, welche in der Handſchrift zu Anfang der Regiſterzeilen ſtehen, allerdings mehr abſtechen und ſich darum empfehlen, wenn ſie nicht bei einer über 100 reichenden Anzahl von Stücken ſich als unpraktiſch erwieſe.

Hans Sachs' Handſchrift hat einen ſehr kräftigen, entſchiedenen und einheitsvollen Charakter. Wenn auch der Grundzug der Schrift der allgemeine des 16. Jahrhunderts iſt, ſo ſind doch im Einzelnen Beſonderheiten zu berühren. Daß über dem i der Punkt abwechſelnd geſetzt und fortgelaſſen wird, daß das u den Bogen erhält oder nicht, daß dieſer dem e ähnliche Bogen auch den Umlaut ausdrücken ſoll, darin folgt der Dichter dem Gebrauche ſeiner Zeit, und doch finden wir bei ihm, wenn auch jene Willkürlichkeiten und Zufälligkeiten nicht ſelten ſind, bei weitem mehr Princip in der Schreibart als bei vielen ſeiner hervorragenden Zeitgenoſſen. Eigenthümlich iſt bei ihm der Buchſtabe o geſtaltet, er ähnelt dem e des 16. Jahrhunderts und unſerem v in der deutſchen Currentſchrift. Unter den Conſonanten iſt g beſonders merkwürdig, das ſehr oft ausſieht wie z. Während ſonſt die Schrift ſehr markig gehalten iſt, hat der Buchſtabe j im Anlaute meiſt nur Haarſtrich. Beliebt iſt bei Hans Sachs die Anwendung eines dem runden kleinen Schluß-s ähnlichen großen S im Anlaute, wie es noch heute in unſerer deutſchen Currentſchrift vorkommt. Oefters begegnen Buchſtaben, bei denen man nicht recht weiß, ob ſie als große oder als kleine gelten ſollen, weil ſie eine Mittelgröße haben. Hauptſächlich iſt dies der Fall bei v und w, wie ſchon in der Schrift des 15. Jahrhunderts. Auch f hat öfters eine unentſchiedene Geſtalt.

Das Regiſter iſt vom Dichter genau zuſammengeſtellt, nur ſelten begegnet ein Irrthum in der Angabe der Versanzahl und in der Blattbezeichnung. Die Titel ſind im Texte naturgemäß weitläuftiger, öfters entſprechen ſie aber auch genau denen im Regiſter. Hierauf wurde in den Anmerkungen bisweilen Rückſicht genommen.

Zu den Verweiſungen auf die Nürnberger Geſammtausgabe iſt ferner noch folgendes zu bemerken: Citiert wird nach derſelben Ausgabe wie im Handſchriftenkataloge der Leipziger Stadtbibliothek, nämlich nach der von Leonhard Heußler (Bd. I 1590. Bd. II 1591. Bd. III 1588. Bd. IV 1578. Bd. V 1579). Da der erſte wie der fünfte Band fortlaufende Paginierung haben, ſo war die Anführung der einzelnen Theile nicht geboten. In Gödekes Grundriß (I, 339—358) iſt inzwiſchen eine ſehr ſorgſame, chronologiſch nach fortlaufenden Nummern geordnete Bibliographie der Gedichte von Hans Sachs gegeben, auf welche, ſoweit ſich aus den Titeln die Uebereinſtimmung mit den betreffenden Stücken erkennen ließ, der Vollſtändigkeit wegen hingewieſen werden mußte. Auch Emil Wellers fleißige Bibliographie der Einzeldrucke (Serapeum Jahrg. 1861, Nr. 1—13) wurde einigemal angezogen. Gödeke hat nach den drei erſten Bänden der früheren Ausgabe von Chriſtoph Heußler citiert, deshalb ſtimmen ſeine Angaben in Hinſicht der Seitenzahl nur bei den beiden letzten Bänden mit den unſerigen zuſammen. — Es bedarf keiner Verſicherung, daß bei der großen Anzahl Gedichte, bei der nicht ſeltenen Verſchiedenheit ihrer Titel und Versanfänge der Nachweis der gedruckten Stücke ſchwierig, zum mindeſten ſehr langwierig iſt. Sollte es mir trotz meiner Bemühung dennoch begegnet ſein, ein ſchon gedrucktes Stück als ein ungedrucktes bezeichnet zu haben, ſo bitte ich um gütige Nachſicht und belehrende Mittheilung. — Was die Anführung von Stellen aus der Handſchrift anlangt, ſo wurde nur im Anfange und bei einigen wichtigeren Gedichten eine größere Anzahl von Verſen und der Wortlaut des Schluſſes mitgetheilt, ſpäter genügten nur einige Zeilen und die einfache Datierung in Zahlen. Das einfache Citat ohne weitere Angabe deutet auf völlige Uebereinſtimmung der Handſchrift mit der Nürnberger Ausgabe. Auch hier ſoll das Fragezeigen nach N (Nürnberger Geſammtausgabe) bezeichnen: „ungedruckt.“

Beſonderes Intereſſe verdienen diejenigen Stücke, welche ſich bei gleichem Inhalte in verſchiedener Bearbeitung und aus verſchiedener Zeit ſtammend in der Handſchrift und in der Ausgabe vorfinden. Ihrer ſind es zweierlei. Gewöhnlich hat die Handſchrift die frühere und zugleich die kürzere Faſſung aufzuweiſen, iſt aber die kürzere Faſſung die ſpätere, wie bei Nr. 32, 33, 34, 83, 85, ſo fehlt ſie doch in der Ausgabe. Das Reſultat iſt alſo dasſelbe: Hans Sachs hat immer der umfangreicheren Bearbeitung in der gedruckten Sammlung den Vorzug gegeben.

Eine vollſtändige Mittheilung der ungedruckten Gedichte in der Handſchrift mag für die Zukunft vorbehalten ſein, hier ſollen als Probe nur zwei Stücke verſchiedener Richtung zum Abdrucke gelangen, eine Hiſtorie und ein Schwank. Der unbekannt gebliebene Spruch auf die Schlacht von Mühlberg iſt um des willen intereſſant, weil er kurze Zeit nach dem Ereigniſſe gedichtet wurde. Sehr poetiſch ſcheint uns die Bearbeitung des Stoffes allerdings nicht, ſie iſt chronikenartig, im Zeitungsſtile gefertigt, wie der Dichter ſich denn auch nachweislich einer proſaiſchen Darſtellung der Schlacht angeſchloſſen hat. Friſcheren Eindruck macht die Behandlung des Märchens vom Gevatter Tod; die aus Ernſt und Humor gepaarte Wendung am Schluſſe iſt allerliebſt. Ein drittes Gedicht „Pritſchengeſang für ein Büchſenſchießen“ findet eine geeignete Stelle im Artikel „Deutſches Schützenweſen der Vorzeit.“ — Was den Abdruck dieſer Gedichte betrifft, ſo iſt derſelbe urkundlich, doch wurde von dem willkürlichen Wechſel der großen und kleinen Anfangsbuchſtaben abgeſehen, Uncialen ſollen nur im Anfange des Verſes und in den Eigennamen ſtehen. Der leichteren Lectüre wegen hat ſich Einführung der Interpunktion empfohlen.

Die Zuſammenſtellung der Lesarten von drei Recenſionen des Meiſtergeſanges „der Jungbrunn“ ſoll im Einzelnen ein Bild gewähren von der Art und Weiſe, wie Hans Sachs ſeine Werke veränderte und umarbeitete, und die Vergleichung des Spruches von der Schlacht bei Mühlberg mit einer dieſes Ereigniß behandelnden Zeitung mag das Verhältniß des Dichters zu ſeinen Quellen anſchaulich machen.

2.

Vorrede und Regiſter.

(Bl. 2a) Vored in das Sechſte puech

|S|eneca der weis haid Spricht das | Das Der aller ſchentlichſte Schad Sey der aus verſaumnus vnfleis | Vnd varleßikeit geſchech Solchs zw für kumen pin ich hans Sachs peweget. | Das nicht mein lang wirige Arbeit meiner | gedicht mit der zeit in ain zerſtrewung vnd Verlierung kömen aus meinen vnfleis | So hab dis mein 6 puech mit Spruchn | Wie ich dis gedicht hab ich dis auch mit | Fleis zwſamen geſchrieben ob das auch | Auf meine nach kumen zw peßerung raich En möcht, wan dis gegenwertig mein 6. puech helt inen 107 ſtueck vnd materj, doch mancherley Art nemlich | Schriftlich vnd gaiſtlich Spruech, Comedj, | Tragedj, Faſnacht Spil, kampf geſprech, | Poetiſche, Hoffliche, moralia, Frey vnd | gemain Spruech, Hiſtorj, Fabel, ſtampaney | Vnd kurczweillige ſchwenck, Auch pey ainem | iden werck vaſt Seinen Autorem angezaigt | Weil aber nun die puech in kain ordnung Der materj zuſam geſezet iſt, Sunder ain | iglich werck So pald das abgefertigt iſt Den nechſten in das puech mit aigner hant | Eingeſchrieben Wie den zw End aines iden | Wercks mit der ziffer zal angehangen iſt | jar monat vnd tag Derhalben ich ain ab | taillung der materj in das regiſter ge | Stelet hab vnd ain igliche art der | gedicht zwſamen Auf das ein ide | materj in dieſem puech des | leichtlicher zw finden Sey wie den folget | (Bl. 2b) Das regiſter iſt alſo zw mercken Erſtlich An ide zeil im regiſter czaigt an den | Anfang aines iden wercks oder Seinen tittel Aber die forder ziffer zal ainer | iden zeil zaigt an wie viel das Selbig | in der Sum vers oder zeil hab das ganz | werck. Aber die hinden angehencket zal | zaiget An welchem plat das Selbig werck | zw finden Sey, Vnd Solichs puech hab | ich angefangen zw dichten vnd ſchreib | en Anno Salutis 1547 am dem | 1 tag may vnd hab das mit | hilff gottes volendet Anno | Salutis 1550 am 31 tag | julj meins alters im 55 jar vnd 9 monat | Vnd in dieſem all | en hab ich allein | gottes Er ge | Sucht das | lob der | thugent vnd | Straff der laſter kunſt vnd frolikait des nechſten | wie mir das am ides werck in Sun | Derheit zeugnus giebet got dem | Sey lob von Ewikeit in | ewikait Amen amen

Vorred in das sechst puech

anno [illegible] hans sprich das Das der alter [illegible] dick Sey der mich [illegible] vnd verlassen [illegible] zu [illegible] bin ich hans sachs [illegible] Das mich nun langweriger arbeit meiner gedicht aus der zeit in ein zerstrewung vnd verlierung kumen aus meinen [illegible] So hab ich nun 6 puech [illegible] Dan ich das gedicht hab ich die auch [illegible] zu samen geschriben ob das auch [illegible] wen nach [illegible] zu zerstrewung [illegible] kem mocht / wan die gegenwertig mein 6 puech helt inn 107 stuck vnd materj / der mancherley art von weltlich schrifftlich vnd gaistlich spruch / Comedj / Tragedj / fasnacht spil / kampf gesprech / Poetische / historisch / moralia / hof vnd [illegible] spruch / historj / fabel / schwenck vnd kurzweilige schwenck / auch [illegible] ider werck vnd seinen titeln angezaigt werd aber wan die puech nicht kain ordnung der materj zu samen gesetzt ist / sunder ain yedlich werck so palt das volendet ist dem nechsten in das puech mit aigner hant ein geschriben [illegible] ider werck [illegible] das jar tag angefangen ist jar monat vnd tag darhalben ich ain ab=teillung der materj in das register gestelt hab vnd ain yeglich art der gedicht zu samen auf das ain ide materj in diesem puech der leichtlicher zu finden sey wie hernach volget

Das register ist also zu mercken Erstlich
Am ich zal im register zaigt an den
anfang ains iedes wercks oder dem
titel Aber die forder ziffer zal ander
ieden zal zaigt an vom blat das selbig
in der summ lang oder zal hat das gantz
werck / Aber die hindern angeschriben zal
zaigt an welchem plat das selbig werck
zu finden sey / und solichs buch hab
ich angefangen zu schreiben und schrib.
im Anno salutis 1547 an dem
1 tag may und hab das mit
hilff gottes volendet Anno
salutis 1550 am 31 tag
julij meines alters im
55 jar und 9 monat
und in diesem all
an hab ich allein
gottes Ere ge-
sucht das
lob der
[illegible]
und
straff. der laster [illegible] und [illegible] [illegible]
von [illegible] [illegible] [illegible] wider werck an [illegible]
andern zungen [illegible] [illegible] den
[illegible] lob von [illegible] [illegible]
zwischen [illegible]

Hernach volgt das regiſter in Das 6 puech der Spruech

Bl. 3a.

		gaiſtlich Spruech		
1)	60	Die zehen Junckfrawen mathey 25 —	120	
2)	76	Das pöſe maul, Jeſus Sirach am 38 Caput	138	
3)	56	Die Sieben prot am 8 marci	298	
4)	72	Das Hochzeit klaid mathei am 22: —	299	
5)	84	Der reich man mit dem arm laſaro luce 16:	308	
6)	94	Der frumb künig Aſa in der 2 Cronica 14:	300	
		nun Volgen die Comedi		
7)	686	Der gedultig Job mit 19 perſonen	18	
8)	614	Die zwen prueder aus planto mit 10 perſonen	53	
9)	700	Die Vnſchuldig fraw Genura mit 9 perſonn	73	
10)	1000	geſchöpff vnd val ade mit 11 perſon —	100	
11)	1284	von dem reichen Sterbenden man mit 19 perſon	157	
12)	756	Die Küngin aus franckreich mit 13 perſon	189	
13)	700	Die Violanta des ritters Dochter mit 8 perſon	203	
14)	660	Der Jacob mit Seim pruder Eſaw mit 6 perſon	222	
15)	714	Die Circe mit vliſe mit 8 perſon zw Spiln	254	
16)	700	Das gericht Salamonis mit 8 perſon	265	
		nun volgen die tragedi		
17)	742	Die Sechs kempfer mit 13 perſon —	144	
18)	468	Die enthauptung Johanis Baptiſte mit 5 perſon	215	
19)	704	Die vnglückhaft künig[in] Jocaſta mit 13 perſon	277	
		Vaſnacht Spil		
20)	322	Der kauffman mit den altn weiben mit 5 perſon	184	
21)	330	Der naſentancz mit 9 perſon —	234	
		Die kampff geſprech		
22)	136	Zwiſchen philoſophia vnd melancoley	48	
23)	272	Zwiſchen fraw Er vnd ainem lie[b]handn Jüngling	90	
24)	200	Zwiſchen fraw woluſt vnd fraw Er	180	
		Poetrey gedicht		
25)	272	Die pildnus Cupidinis aigenſchaft der lieb —	1	
26)	62	Das pild der waren freuntſchaft — — —	45	Bl. 3b.
27)	52	Conſtellacion der götter — — —	51	
28)	62	Das haus des ſchnöden neides — — —	52	

	29)	100	Die wanckelmuetikeit	88
	30)	300	Das intherim	96
	31)	62	Das menſchlich hercz ainer muel geleich	125
	32)	62	Die kurcz tabula Cebetis	126
	33)	62	Die verjagt fraw warheit	132
	34)	62	Sieben pos aigenſchaft poſer gſelſchaft	133
	35)	64	hader zwiſchn Vulcans vnd Bacho	135
	36)	66	clagred der gerechtikait ueber gwalt	292
	37)	62	clagred der gerechtikait vber die Juriſten	212
	38)	120	Der wunderlich traum von gottern	293
	39)	50	Der ſliegent icarus	296
	40)	50	Das Criſtlich leident hercz	297
	41)	62	fama das Sterkeſt auf erden	306
			Höfflich, frey vnd gemain Sprúch	
	42)	60	Drey lere kúnig Agesilay	4
	43)	96	Ein gancz gereumpte kartten	6
	44)	340	Zeitregiſter der zwelff monat	32
	45)	60	Etlich kurze ler aus Eſopy	39
	46)	3000	Der Schönpart Spruech Sein deutung	65
	47)	62	neun Stueck pringen entlich armuet	117
	48)	96	Dreyerlay hairat	137
	49)	266	lobſpruech der Stat Salczpurg	140
			Die Hiſtorj	
	50)	80	Kúnig aus denma[r]ck kam durch ain hexen vb	8
	51)	117	Der Sachſen vrſprung	9
	52)	122	Die gfencknus herczog hans fridrichs kurfurſten	14
	53)	64	zwen ritter aus purgunden	42
	54)	62	ritter mit den zwayen dochtern	46
	55)	62	Der Arczet mit Seiner ſtiffmueter	86
Bl. 4a.	56)	62	Die verloren Junckfraw	87
	57)	62	lucrecia die lewſch romerin	119
	58)	62	Zanck zwiſchen Ayax vnd vliſi	122
	59)	62	Kúnig Artaxerſy vngeratten Suen	240
	60)	62	Hunulffus der getrew kemerling	245
	61)	62	Kúnig Colerid aus norwegen vnglucklicher Kamf	246
	62)	62	Kaiſer Aurelianus der hoffertig im pad	247

63)	70	Die zwen Küniglichen treum	303
64)	64	Bliſes am wilden feigenpaum	304
65)	64	Bliſes auf dem Flos	305
66)	64	Bliſes mit den werbern	307

Fabel Stampaney vnd Schwenck

67)	62	Der pawer mit dem himel hel vnd Eſel	5
68)	62	Das pös weib xanti	15
69)	72	Der pueler mit der rotten thuer	16
70)	106	Der zanbrecher handel	17
71)	62	Vrſprung des Erſten münchs	38
72)	64	Die 15 Criſten vnd 15 Duercken auf dem mer	40
73)	60	Die drey loblichen pewerin	41
74)	60	Der wider mit dem wolff	43
75)	62	Der Sprecher zu Straßpürg mit dem rock	45
76)	64	Der pawer mit dem dot	47
77)	62	Die zwen pachanten im dotten kercker	81
78)	62	Der maler mit dem dumprobſt	69
79)	60	Die drei ſchalckhaftigen Studenten	70
80)	62	Der pfaff in der wolffs grueben	71
81)	64	Das prueder mus	72
82)	64	Das Selczam Waidwerck	118
83)	62	Der kurcz naßen dancz	121
84)	64	Der kuplet münich	123
85)	62	Der krieg mit dem winter	124
86)	60	Drey frawen mit dem porten	127
87)	60	Eullen ſpigel auf dem Sail	128 Bl. 4b.
88)	62	Ewlenſpiegel mit dem Schalcks narren	129
89)	64	Der Zanck vmb die plaben huet	130
90)	62	Das hais Eyßen	133
91)	64	Die drey fiſchrewßen	134
92)	62	Der Junck[b]run	136
93)	60	Dreyerley pritſchen gſang	143
94)	62	Der meſner mit dem raiger	239
95)	64	Der pawer mit der doczen	242
96)	60	Die zwen gefattern mit dem zorn	242
97)	62	Die gertnerin mit dem pock	243

98)	62	Die Spin mit dem ziperlein	244
99)	62	9 neun Stuck aines loſen mans	248
100)	62	Dreyer frawen klag ueber ire hauſmaid	249
101)	62	Der guet montag	350
102)	62	pueller mit den ſterbenden abgeweißet	251
103)	62	Schueſter mit Seinem knecht	252
104)	62	Die drei frolichen boebe	252
105)	18	reymen in drey pretſpil	290
106)	120	haſen fahen den Jeger vnd praten in	292
107)	74	neunerley verwandlung im Eſtant	303

Hinden Sint zw ent des puchs Etlich reumen an gehangen So herfuer in die Comedj der genura vnd in die tragedj der 6 kemper Vnd in die Comedj der kunigin aus franckreich gehórn wie die den mit den zaichen vnd A B C hinein verzaichnet Sein.

3.

Verhältniß der Handſchrift zur Nürnberger Geſammtausgabe.

1) N (Nürnberger Geſammtausgabe). I. 49. Die beiden letzten Verſe fehlen in Hs (Handſchrift).
2) N. I, 224. N. u. Hs. 96 Zeilen.
3) N. I, 49 b.
4) N. I. 49.
5) N. I, 47 b. 114 Zeilen. Anfang gleich, ſonſt andere Faſſung. N. 31/1. Hs. 31/7 1550.
6) N. I. 41 b.

---

7) N. II, 1, 1. (Gödeke Nr. 154.) N. 19/11. Hs. 9/11 1547.
8) N. II. 2, 19. (G. 156.)
9) N. III. 2, 8. (G. 157.)
10) N. I, 1, 1. (G. 158.) N. nur 1548, Hs. 17/10 1548.

11) N. II, 1, 21b. (G. 161.)
12) N. II, 3, 11. (G. 163.)
13) N. II, 3, 66b. (G. 146.) N. 27/11 1544. Hs. 17/12 1549 „gepeſſert vnd gehaltn.“
14) N. I, 14. (G. 165.)
15) N. III, 2, 13. (G. 167.)
16) N. II. 1, 16b. (G. 180.)

17) N. II, 3, 1. (G. 160.)
18) N. III, 1, 140b. (G. 164.)
19) N. II, 3, 6. (G. 168.) Als Hiſtorie behandelt N. V, 321.

20) N. III, 3, 8b. (G. 162.) „Der Teufel mit dem kaufmann vnd den alten weibern.“
21) N. III, 3, 11. (G. 166.)

22) N. I, 295b.
23) N. I, 233.
24) N. I. 186b.

25) N. I. 324b. (G. 152.)
26) N. II, 2,76b. (G. 360.)
27) N. ? (in der Geſammtausgabe fehlend). Hs. im Texte: Die vollkumenlich Conſtellacion Der Planetten vnd ander gotter zw haideck eins nachts geſehen worden.

[A]ls man zelt funfzehundert jar
vnd Sieben vnd virzig jar vurwar
am Sieben vnd zwainzigſten decembris
War ein Conjuncio gewis
in augender nacht von planeten

. . . .

Die Conſtellacio ein Ent
got geb das als glueck draus erwachs
Das wünſchet von nürnberg hans Sachs
Anno Salutis 1547
Am 27 tag Decembris.

28) N, I, 219. (G. 155. Weller Nr. 130.) N. 88 Zeilen, auch ſonſt im Einzelnen von Hs. abweichend, N. 1/1. Hs. 10/1 1548.

29) N. I, 296 b.

30) N. ? Hs. im Texte: Der Interim.

[A]ls ich pekumert lag
Eins nachtes frue vor tag
ob gottes claren wort

. . . .

Das vns nach dem Elent
Ewig freud auferwachs
Wunſcht vns allen hans Sachß
Anno Salutis 1548
am 21 tag awguſti.

31) N. I, 297. In Hs. fehlen 8 Zeilen im Eingang, ſonſt im Allgemeinen zuſammenſtimmend.

32) N. ? N. I. 172 b. iſt ein Gedicht „Tabula Cebetis“ enthalten von großem Umfang, deshalb heißt das kleinere „die kurtz tabula Cebetis.“ N. 28/6 1531.

[C]ebes philoſophus hat eben
Abgemalt das gantz menſchlich leben
Auf ein Dafel auf die entwarff

. . . .

Darin er in rue mag Erlich leben
Da alle wolfart im erwachs
Durch die Duegent das wunſcht hans Sachs
Anno Salutis 1548
Am 5 tag nouembris.

33) N. ? N. I. 214 (G. 127. W. 90. ?) „die vnterdrückt Fraw Warheit.“ 30/4 1537. In Hs. im Texte: „Die kurtz verjagt fraw Warheit.“ Gegenſtand derſelbe, Anfang ähnlich.

[A]ls ich ein Jüngling war erwachſen
Da ich want zu lübeck in Sachſen
thet mir die hitz eins tages weh

. . . .

13/11 1548.

34) N. ? N. I, 241 (G. 303.) enthält ein längeres Gedicht „Die böß Geſellſchaft mit iren Neun Eygenſchafften." 27/9 1533. Inhalt derſelbe, einzelne Verſe zuſammenſtimmend.

[I]m traum Sach ich ein weiplich pild
Ein ſchön helmleim het auf die wild
Die recht hant ihr abghawen was

. . . .

16/11 1548.

35) N. ? Hs. im Texte: Der kampf zwiſchen dem got vulcano vnd Bacho.

[A]m Firmament vor kurzer zeit
Hetten zwen götter ainen ſtreit
Bachus mit dem Vulcano ſtrit

. . . .

29/12 1548.

36) N. ? In Hs. Bl. 291., nicht wie im Regiſter ſteht, 292.

[W]er hie vürge fraw oder man
Der ſchaw mich fraw ghrechtikait an
wie mir mein augen Sind geplent

. . . .

22/4 1550.

37) N. ? Hs.: [I]ch die natturlich gerechtikeit
Sitz am gericht zw aller zeit
Verhör all antwort vnd die klag

. . . .

22/4 1550.

38) N. ? Hs. im Texte: Der wunderlich verporgen traum von den göttern.

[E]ins nachtz ich im October lag
gantz mued weil ich den ganzen tag
gerayſet het an alle rw

. . . .

24/4 1550.

39) N. ? Hs.: [E]s peſchreibet ouidius
von aim künſtner hies Dedalus
Der in Creta der inſel macht

Ein labrint haus gar hoch geacht

. . . .

25/4 1550.

40) N. II. 2,77. „Das Tugentlich leydent Hertz“. Anfang zuſammenſtimmend, ſonſt bisweilen abweichend. N. 90 Zeilen 16/4. Hs. 26/4 1550.

41) N. II. 2, 78 b. „Was das ſterckeſt auff Erden ſey.“ (W. 28. ?) Hs. im Texte: Fama oder geruech das Sterckeſt auf erden. Inhalt gleich, andere Faſſung. N. 130 Zeilen 26/4 1549. Hs. 29/7 1550.

N. Z. 35. [E]ins nachz ich in dem ſchlaff entrucket
Vnd wart in einem traum verzucket
Von genio der füret mich
in die lueſte hoch ueber ſich
. . . .

---

42) N. IV. 2,77. „Sechſerley weiſer Antwort deß Königs Ageſilaj zu Sparta.“ Trotz der veränderten Faſſung im Einzelnen vielfach gleicher Ausdruck. N. 158 Zeilen 29/12 1562. Hs. 3/5 1547.

43) N. ? Hs. im Texte: Ein gancze gereimbte karten Durch aus alle pletter.

Der durckiſch herczkünig
ich hab Das herz zum krieg
Durch das glueck ich geſieg
Herz oberman
ich ein geporner Duerck
im krieg vil vnratz wuerck.
. . . .

. . . .

6/5 1547.

44) N. I. 317 b.

45) N. I. 289 b. Andere Faſſung, im Einzelnen gleiche Wendungen, Datierung dieſelbe.

[A]ls eſopus erzelt pey leben
Ennum thet er die lere geben
. . . .

46) N. I, 305 b.

47) N. V, 326. Andere Faſſung. N. 172 Zeilen 1/8 1563. Hs. 16 10 1547.

48) N. I, 338. (G. 159. W. 135.)

49) N. ? Hs. im Texte: Ein lobſpruch der Stat Salczpurg.

[V]on jugent auf So het ich guenſt
Zw druckerey der lobling kuenſt
Die ich lert in mein jungen tagen
Vnd ir pegirlich nach det fragen

. . . .

Salczpurg So haiſt mit ram die Stat
Die gar ein alten vrſprung hat

. . . .

gedacht ich mir gleich da zw pleiben
Die kunſt der druckerey zw treiben
Dem Hochwirdigſten fürſten verpflicht
Dem Sey zw eren das gedicht
Sambt der gemain vnd ainem rat
Salczpurg der piſchoffſlichen Stat
Das ir lob, preis vnd Eren erwachs
von herczen, Das wünſcht ir hans Sachs.
Anno Salutis 1549
am 9 tag Aprillis.

50) N. I, 138 b.

51) N. ? Der Anfang lautet wie der im Gedicht „Vrſprung des Böhemiſchen Landes vnd Königreichs.“ N. I, 140. (Vgl. W. 152.)

[E]ins tags pat ich ein Erenholt
Das er mir gruentlich Sagen Solt
Den Vrſprung wie doch wer erwachſen
Das mechtig Edel volck der Sachſen

. . . .

Alſo Sprach er haſtw vernumen
Des haus zw Sachſen Erſt herkumen
Aufs aller kuerzt vber Sumirt
Den wünſch ich aus herczen pegirt

Das ir lob grün pros vnd wachs
im romiſchen reich wünſcht hans Sachs.
Anno Salutis 1547
Am 28 tag marcj

52) N. ? Hs. im Texte: Die Niderlag vnd gefencknus Herzog Hans Fridrichs zw Sachſen im 1547

[Als] man zelt fünfzehundert jar
vnd Sieben vnd vierczig fürwar

. . . .

4/8 1547.

Iſt unten vollſtändig mitgetheilt.

53) N. I, 139. (G. 308.) Andere Faſſung. N. 120 Zeilen 11/5 1557. Hs. 19/10 1547.

[Zu] purgund ein ritter Sas
Dem trueg ein ritter neid vnd has

. . . .

54) N. V, 3, 315. „König Carl mit den zweyen Ritters Töchtern." Hs. im Texte: Der ritter mit den zweyen ſchönen Döchtern. Anfang derſelbe, die Faſſung ſonſt abweichend. N. 188 Zeilen 26/8 1563. Hs. 17/11 1547.

55) N. II, 3, 137 b. In erweiterter Faſſung. N. 124 Zeilen 11/8 1559. Hs. 17/3 1548. Eine dritte Behandlung N. V, 298 b, 150 Zeilen 12/5 1563.

56) N. ? Hs: [Z]w Florencz ein junckfraw mit man
Agneſa züchtig vnd lobſam
Schön vnd gancz adelicher art
vmb die heftig gepuelet wart

. . . .

7/4 1548.

57) N. ? Als Tragödie behandelt N. III, 2, 1. (G. 32). Hs. im Texte: die keuſch romerin lucrecia Erſtach Sich Selber ir Er zw retten.

[L]ucrecia das romiſch weib
gancz ſchon vnd keuſch von gmuet vnd leib

nach dem Colatinus ir herr
von Seinem Weiller gar vnſerr
vor ardea zw felde lag

. . . .

22/10 1548.

58) N. ? Hs.: [A]ls achiles der held
von troja war gefeld
verprant vnd pegraben

. . . .

28/10 1548.

59) N. ? Hs.: [A]ls Artaxerſes Sas
in perſia vnd was
mechtich im regiment
im alter Sich erſt went
Sein glueck pey Seinen finden

. . . .

7/2 1550.

60) N. ? Hs. im Texte: Hunulffus der getrew kemerling Des künigs in lamparten.

[N]ach dem aripetus geſtarb
Der lamparter kunig erwarb
gündipertus Sein Sun die kron
Den grimoaldus der Hauptman
Vereterlich erwuergt am Strang

. . . .

8/2 1550.

61) N. ? Hs. im Texte: Der vngelueckllich kampff kunig Colerus aus Norwegen.

[A]ls Collerus regirt
norwegen gubernirt
Da raubet auf dem mer
herwendillus gar Ser
Stathalter in island

. . . .

9/2 1550.

62) N. ? Hs.: [G]eſta romanorum mit nam

Sagt als der kaiſer herſcht zu rom
Aurelianus Stolczer art

. . . .

9/2 1550.

63) N. I. 101 b.
64) N. I, 110. Anfang verſchieden, Datierung dieſelbe.
65) N. I. 110 b. Desgleichen.
66) N. I. 111. Desgleichen.

67) N. I. 373. (G. 306.) Anfang verſchieden. Datierung dieſelbe.
68) N. ? Hs.: [A]ls xantus het ein weib
Der poshaftig vom leib
Als Sie ein mal hin lof
Zu irem vatter ſchloff
vnd auf acht tag war aus

. . . .

5/8 1547.

69) N. I, 131 b. (G. 153.) Anfang verſchieden, Datierung dieſelbe.
70) N. I, 396 b. (G. 344. W. 34.) N. „Der Bawren Aderlaß ſampt einem Zanbrecher.“ Hs. im Texte = Regiſter.
71) N. II, 4,80 b. (G. 430.) Verſchiedene Faſſung. N. 130 Zeilen 14/4 1559. Hs. 25/8 1547.

[E]in münich alt fragt ich der mer
Wo der erſt münich kem doch her
Er antwort in Egipten frey .

. . . .

72) N. I, 139 b. Verſchiedene Faſſung, doch iſt ſeltſamer Weiſe die Datierung dieſelbe. N. 88 Zeilen. Hs. im Texte: Die 30 kauflewt im ſchiff 15 Criſten vnd 15 Durcken.

[E]ins dages furen auf dem mere
Auf rodis dreyßig kauflewt here
Funfzehen waren Criſten vnd
Funfzehen durckiſche pluthund

. . . .

73) N. V, 382 (G. 530.) Andere Faſſung, Einzelheiten übereinſtimmend. N. „Die drey nützlichen vnd Heußlichen Bewrin.“ 136

Zeilen 20/7 1563. Hs. 16/10 1547. Als „Lied“ angeführt bei W. 101.

Hs.: [D]rey pawren Saſen bei dem wein
iglicher lobt die frawen Sein
Der erſt Sprach mein fraw dür vnd gſund.
Vertrit mir in meim haus ein hund

74) N. IV, 3, 109. Andere Faſſung, Anfang gleich. N. 122 Zeilen 30/8 1563. Hs. 21/10 1547.

75) N. V, 381 b (G. 539.) Andere Faſſung, im Einzelnen gleiche Wendungen. N. 150 Zeilen 7/9 1563. Hs. 5/9 1547.

[Z]w Straſpurg war ein Sprecher
Ein gueter foller zecher
Was er das tagß gewone
Das war zw nacht vertone

. . . .

76) N. ? Hs.: [E]in pauer wolt gwinn ein gfatern
Da pekam im vor Seinem gatern
vnſer heraot . . . .

. . . .

29/11 1547.

Die vollſtändige Mittheilung ſ. u.

77) N. II, 473. (G. 413.) Andere Faſſung. N. 124 Zeilen (gerade doppelt ſo groß) 11/8 1558. Als Meiſtergeſang im 4. Bde der Zwickauer Sammlung, gedruckt bei Hertel S. 34. Datiert 29/2 1552. Hs. 1/1 1548. (Text Bl. 51, nicht wie im Regiſter 81.)

[Z]w ertfurt waren zwen pachanten
ganz ellent als die vnpekanten

. . . .

78) N. ? Hs. [Z]w regenſpurg ein maler Sas
Der het ein weib ſchön vber mas
war doch an iren Eren Stet
Vmb die der thumprobſt puelen thet

. . . .

30/1 1448.

79) N. ? Hs.: [D]rey ſchreiber zogen vber felt

gar wolpeklaid, doch on war gelt
Die kamen in aines pfaffen haus
Der erſt ſtüdent der thet ſich aus

. . . .

30/1 1548.

80) N. ? Hs.: [E]in Edelman in francken Sas
Der ein Ser gueter Waidman was
Der het ein fraw ſchon vnd zart
Die mit eim pfaffen puelen wart

. . . .

8/2 1548.

81) N. ? Hs.: [Z]w leypzig im Colegium
Acht ſtudenten in ainer Sum
Die purſchten mit einander gleich
Einer war arm der ander reich

. . . .

21/2 1548.

82) N. V, 404. „Drey abenthewriſche Waidwerck zu Wildſchwein, Wolff vnd den Bären.“ Hs. im Texte: Das Abentewriſch waidwerck. Nur Datierung verſchieden: N. 12/2 1559. Hs. 20/10 1548.

83) N. ? (W. 85. ?) In Hs. weitere Faſſung. N. I, 397, darum das ſpätere Gedicht in Hs. der „kurz“ Naſentanz. In N. heißt das Dorf „Gümpelsprunn.“ 12/8. (Als Faßnachtſpiel behandelt in Hs. Nr. 21.)

[E]in Dorff haiſt Wandelſtein mit nam
Dahin ich auf ein kirchweich kam
Die pauren waren alle vol

. . . .

26/10 1548.

84) N. ? Hs.: [Z]w florenz war ein Edel weib
Sinreich jung ſchon grad von leib(e)
Die hett ein alten reichen man
mit dem Sie Selten frewd gewan

. . . .

30/10 1548.

85) N. ? (W. 94 ?) Hs. im Texte: der kurcz krieg mit dem Winter, das vorhergehende längere Gedicht N. 1, 317, 10/1 1539.

Hs.: [H]ort ains mals an Sant Clemens tag
kam von dem winter ein abſag
Wie er pekriegen wolt das lant

. . . .

1/11 1548.

86) N. ? Hs.: [A]uf einem weg drey frawen frey
Junden ein porten alle drey
nun wolt ide den porten han
Die Erſt Sprach welche iren man
Am aller Serſten mag betören
Der Selben Sol der port gehören

. . . .

7/11 1548.

87) N. ? Hs.: [E]ulenſpigel noch jung
nach aller ſchalkheit rung
Der lert gen auf dem Sail
Vnd pand an das ain Dail
in Seiner mueter haus

. . . .

7/11 1548.

88) N. ? Hs.: im Texte. Eulenſpiegel mit dem Schalcksnaren im lant zw polen.

[E]ulenſpigel mit nam
ins lant zw polen kam
hin an des künigs hoff
Da er eben an drof
Des küniges ſchalcksnarren

. . . .

8/11 1548.

89) N. ? Hs.: im Texte: Die plaben Huet.
[S]chwaben, payren vnd francken
Detten vor jaren zancken
ider Dail in den dagen

Die plaben huet wolt tragen

. . . .

10/11 1548.

90) N. ? Als Faßnachtſpiel behandelt N. II. 4, 16.
Hs.: [E]in weib lang iren man vmb trieb
Wie er het frembde weiber lieb
gehabt on Sie in Seiner Er
Der eyffer thet ir alſo we

. . . .

Sie Sprach dörfft das hais eiſen tragen

. . . .

11/11 1548.

91) N. V. 104. (G. 588.) Nur Datierung verſchieden. N. 14/2 1559. Hs. 20/11 1548.

92) N. I. 348 b. (G. 356) ohne Datierung, in der früheren Ausgabe v. J. 1558: 5/11 1557. Die Faſſung in Hs. kürzer. Datierung 31/12 1548, dieſelbe in der Dresdener Handſchrift. Die Lesarten der drei Recenſionen ſ. u.

93) N. ? Hs. im Texte: Etliche pritſchen gſang in eim gſellenſchißen zw prawchen erſtlich eim pößen Schmerzen.
[W]olauff, wolauff, zumb pritſchengſang

. . . .

20/5 1549.

Vollſtändig mitgetheilt im Artikel „Deutſches Schützenweſen der Vorzeit.“

94) N. ? Hs.: [H]ört zw ein wunder liſting poſſn
Ein meſner het ein raiger gſchoſſn
Den trueg er Seiner frawen haim

. . . .

6/2 1550.

95) N. ? Hs.: [W]eil Sant peter auf erden ging
Ein arme pewrin in empfing
Zw herberg als er tranck vnd as

. . . .

7/2 1550.

96) N. V, 390b. „Die zwen rauffenden Gefattern“. (Als Faßnachtſpiel unter dem Titel „Die zwen gfatern mit dem zorn“ behandelt N. V, 360b.). In N. erweiterte Faſſung, einzelne Wendungen dieſelben. 166 Zeilen 6/10 1563. Hs. 7/2 1550.

[E]in man Sein frawen ſchlueg
Bey dem har Sie vmbzueg
Die ſchrie als wer Sie töret
Als das ir gfater höret
Da kam er zw geloffen

. . . .

97) N. ? Hs.: [E]in gertner het ein frawen
Die det im ſchalckſperg hawen
Als der ging in die ſtat
Einkauffen wolt mit rat
Da kam ir jüngeling

. . . .

8/2 1550.

98) N. I, 362b. (G. 383.) Erweiterte Faſſung, im Einzelnen Uebereinſtimmung. N. 204 Zeilen 28/12 1557. Hs. 8/2 1550.

[D]ie Spin vnd auch der zipperlein
komen zwſamen in gemein
ides Sein not dem andern Sagt
Der Zipperlein
Der Zipperlein der Spinen clagt

. . . .

99) N. V, 327b. Anfang und ſonſt im Allgemeinen gleich, N. erweitert, 84 Zeilen 28/8 1563. Hs. 9/8 1550.

100) N. I, 382b. (G. 255.) Anfang verſchieden, in der Faſſung öfters zuſammenſtimmend. N. 88 Zeilen 26/1 1555. Hs. 10/2 1550.

[E]ins mals frue an dem lichtmes tag
Da hört ich dreyer frawen clag
vber ir hauſmaid alle drey
Die erſt Sprach mit wortten frey
ich hab ein maid die iſt ſtuedfaul

. . . .

101) N. II, 4,91b. (G. 446.) Im Eingange zwei Zeilen mehr als Hs., überhaupt hie und da erweitert, ſonſt aber übereinſtimmend. N. 104 Zeilen 10/7 1559. Hs. 10/2 1550.

102) N. V, 280b. „Der Jüngling mit den ſterbenden.“ Abweichende und erweiterte Faſſung. 140 Zeilen 12/3 1563. Hs. 11/2 1550.

[E]in jüngling het Ser lieb
vnd vil hoffirens trieb
vmb ein zart ſchöne frawn
Die doch glauben vnd trawen
hilt an irem Eman

. . . .

103) N. IV, 3, 82. (G. 510.) Erweiterte, im Einzelnen gleiche Faſſung. Als Ort der Begebenheit wird Landshut genannt. 172 Zeilen 10/3 1563. Hs. 12/2 1550.

[Z]w Vlm ain ſchuſter Sas
Der gar Ser neckiſch was
All Sein knecht die er het
gar vaſt vexiren det

. . . .

104) N. II, 4, 70b. (G. 409.) (In N. im Regiſter fehlend.) Erweiterte, vielfach zuſammenſtimmende Faſſung. 126 Zeilen 14/7 1558. Hs. 13/2 1550.

[E]s Sind drey frölich dot auf erden
Darob die lewt erfrewet werden

. . . .

105) N. ? In N. I, 285b. „Ein vergleichung deß Pretſpils zu dem Menſchlichen Leben, Durch Platonem Philoſophum.“

Hs.: [H]erodotus in kriechen lant
Erſtlich das Spiel im pret erfant

. . . .

Auf das ander ſpilpret
Plato der weis Spricht menſchlich leben
Vergleicht Sich dem pretſpil eben

. . . .

Auf das drit Spilpret
Wer in dem pretſpil wünſchet vil

Der hat gewis ein pöſes Spil

. . . .

214 1550.

106) N. I. 377b. (G. 169.)

107) N. I. 329b. (G. 333. W. 16.) Anfang abweichend, im Einzelnen nur an zwei Stellen erweitert. 78 Zeilen 286 1557. Hs. 286 1550.

[E]ins mals fragt ich ein alten man
Ein weib ich mir gen[o]men han
ich pit Sag wie es mir auf erde
im elichen ſtant ergen werde.

. . . .

Zwiſchen Nr. 94 und Nr. 107 ſteht in Hs. (Bl. 301) ein kleines im Regiſter nicht angemerktes Stück:

Ein kurz priamel zw einem
gaiſtlichen Spruch

[H]ail vnd genad wünſch ich euch alln
Aus Sunder gunſt vnd wolgefalln
pin ich zw euch kumen herein
pit wött ein klaines ſtiller Sein
Vnd horen ain kurzes gedicht
Aus heilliger ſchrifft zw gericht
Der Sol zu ainer gaiſtling Speis
Nun hört vnd mercket auf mit fleis.

4.

Spruch auf die Schlacht bei Mühlberg.

Bl. 135a Die Niderlag vnd gefencknus
Herzog Hans Fridrichs zw
Sachſen im 1547 [jar]

[A]ls man zelt funfzehundert jar
Vnd ſieben vnd virzig fürwar
Am ſuntag nach ſant Jorgen tag,
Als herzog Hans zw felde lag
Bey Meuchſen vnd ein potſchaft hat,
Das kaiſerliche mayeſtat
Mit ſeim kriegſvolck im lande wer,
Mit ſein retten ratſchlaget er,
Mit ſeinem volck da zw voruecken,
Prent hinter im ab die ſchiffpruecken,
Die er uebert Elb het geſchlagen,
Auf das man im nit nach kunt jagen;
Rueckt an der Elb nab auf Muelperg.
Des kaiſers volck het ueber zwerg
Von Seim lager an die Elb ſtraiffen
Vnd ſach die feint da jenſet ſchwaiffen.
Da detten(e) ſie mit halben hacken
Vbert Elb an einander zwacken.
Als herzog Hans kamen die mer,
Des kaiſers volck ankumen wer,
Als er im feld gleich predig hört,
Glaubt ers noch nit, vermaint entpört
Bl. 135b Etlich ſtraiffende rot da weren,
Als mer Spanier vnd Hueſern
Kamen am Elb aus kaiſers her,
Schoſen mit feldſchüez nüeber ſeer.

Nach dem der ganze vorzueg kam,
Erſt herzog Hans den ernſt vernam,
Rüeſt ſich auf Witenberg zw fliehen
Vnd lies den droß vor an hin zihen
Vnd etlich fueſſolck mit dem geſchos,
Siebn gſchwader rewter phielt zw ros
Pey im vnd zehen fenlein knecht.
Nach dem etlich Spanier ſchlecht
Schwamen nacket am pawch vnd rüeckn,
Auf zw halten die prinnent prüeckn,
Der etlich gar hin ueber ſchwamen,
In der Elb ir auch vil vmbkamen.
Des füerſten raiſing zeug der hat
Gehalten an der Elb geſtat,
Das der abzueg ſicher geſchech.
Etlich Spanier von der ſpech
Wider herüber ſint geſchwumen.
Als kaiſerlich mayeſtat vernumen
hat(,) gwis den füerſtlichen abzueg,
Zw ſeinem glüeck ſich auch zw drueg,
Das ein pawer gefunden wuert,
Der durch die Elb zaigt einen fuert,
Den kaiſerlich mayeſtat von weiten
Durch ringe pferde lies pereiten.
Nach dem ſchickt er auf dawſent pfert
Uebert Elb(,) durch den fuert pewert,
Die zerſtrewten ſich auf dem lant.
Die doch pald wurden wider want,
Von raiſing an das waßer jagt,
Da wurt ſcharmüezelt vnverzagt,
Doch wichen die Sechſiſchen wider. Bl. 14a.
Alſo das gſtat inhilten nider
Des kaiſers zeug, zw hant da wuert
Der ganz raißig zeug durch den fuert
Gefuert ueber die Elb hinan,
Auch zog mit durch aigner perſon

Die keiſerliche mayeſtat.
Nach dem nach geeillet hat
Den kuerfuerſtlichen gar mit eil,
Eraicht ſie etwas auf drey meil
Vom fuert, dardurch man ueber kam,
Vor einem wald, der haiſt mit nam
Die Locher haid, da machten pald
Die Sechſiſchen vor dieſem wald
Jr ſchlachtordung zw fus vnd ros.
Die kaiſriſchen hetten kain gſchos,
Das fuesvolck grieff an die Hueſern,
Paidail detten einander ſchern.
Nach dem der raiſig zeug auch draff
Mit dem Sechſiſchen zewg zw ſtraff
Des oberſten, vnd die hawptlewt
Beſorgetten der iren hewt,
Haben in dieſer not der maſen
Das volck vnd den Fuerſten verlaßen,
Sich mit dem raißing zeug gewent,
Fluchtig durch ir knecht ordung grent,
Dar durch ſie aus der ordung kamen
Vnd gar erpermlich ſchaden namen.
Der raißig zeug doch in der ſluecht
Wart auch gar ernſtlich haimgeſuecht,
Als volck auf drey dawſent erſchlagen.
Auch thet man in dem wald erjagen
Auf redern etlich (etlich) guet geſchos,
Plündert wurd wegen vnd der dros.
Bl. 14b Nicht weit von dieſer niderlag
Wurt erſt ereilt vor ainem hag,
Welches der Schweinart iſt genent,
Herzog Hans von viln angerent,
Da wert er ſich, doch hart petrengt
Von ſeinen veinden vbermengt,
Wart er wunt in ein packen neben,
Wolt ſich doch keim gefangen geben

Den eim Deutſchen hern Thil von Drot,
Dem er zwen ring zw zeugnus pot.
Nach dem wurt er gefueret ſpat
Für kaiſerliche mayeſtat.
Alda er auf gen himel ſach,
Mit einem groſen ſewfzen ſprach:
„O herre got erparm dich mein!
Sint wir iz hie.“ Als er allein
Kam vür kaiſerlich mayeſtat,
Demüetig gnad pegeret hat,
Ein furſtlich gfenckuns zwverwalten.
Der kaiſer ſprach: „wir woln euch halten,
Wie irs verdient habt, fürt in hin!“
Da hat man ueber antwort in
Zw pewarn dem maiſter de Campo,
Doch ſint im zw gelaſſen do
Etlich diner, die ſein verpflagen,
Fert alſo mit auf ſeinem wagen
Mit Spaniſchen ſchuezen verwart.
Dis iſt aufs kürzt fürm, weis vnd art
Des frumen kuerfuerſtn gefencknus.
Got der wol wenden all pezwenckuns,
Das frid im Deutſchen lant erwachs:
Das wünſcht von herzen vns Hans Sachs.
Anno Salutis 1547
Am 4 tag auguſti.

5.

Gevatter Tod.

Bl. 47a. Der pawer mit dem dot

[E]in pauer wolt gwinn ein gfatern,
Da pekam im vor ſeinem gatern
Vnſer hergot vnd ſprach: „wo hin?“
Er ſprach: „ein gfatern ich gewinn.“
Der herr ſprach: „gewin mich, mein man.“
Er ſprach: „Das ſelb wil ich nit thon,
Wan dw dailſt dein guet vngeleich,
Machſt ein arm vnd den andern reich.“
Nach dem pekam im auch der dot,
Der ſich zw eim gfatern erpot,
Wo er in nem zw dieſen ſachen,
Wolt er ein arzet aus im machen,
Bl. 47b. Das er wúert reich in kurzer zeit.
Die gfaterſchaft er im zw ſeit.
Der dot hueb aus dem tauf das kind,
Lert ſein gfatern die kunſt geſchwind
Vnd ſprach: „wen dw geſt zw eim kranckn,
So hab nur auf mich dein gedanckn,
Wen ich ſte pey des krancken haubt,
So mues der kranck ſterben, gelaubt,
Ste ich aber peis kranckn fúeſen,
So mügt ir im ſein kranckheit púeſen.“
Im dorff lag kranck ein reicher pawr,
Zw dem der arzt kam vnd ſach ſaur.
Der kranck den arzt hies willig kumb,
Der ſach pald nach ſeim gfatern vmb,
Der dort peis krancken fúeſen ſtund.
Der arzt ſprach: „wiltu werden gſund,

So gib mir zwelff gulden zw lon."
Er ſprach: „das wil [ich] geren thon."
Bald er den krancken det gſund machen,
Wurd er peruemet in den ſachen.
Bald er ging zw eim kranck[e]n ein,
Sach er aüf den gefatern ſein:
Stund er peim ha[u]bt, der krancke ſtarb,
Bein füeſen gſuntheit er erwarb.
Nach im man ſchicket in die ſtet,
Vil geldes er verdienen det.
Als dis weret auf zehen jar,
Kom der gfater dot zw im dar
Zun haupten, ſprach: „hėrt gfater ir,
Macht euch palt auff, ir müſt mit mir!"
Der arzt ſprach: „thut mich nit verſpeten,
Laſt mich ein vatter vnſer petten,
Wenn ich das gar aus pettet hab,
So wil ich mit euch ſchaiden ab."
Der dot ſprach: „dis wil ich auch thon." Bl. 48a.
Der arzet fing zw petten on,
Pet doch nit mer den das erſt wort,
Der arzt den dot weſt an dem ort
Vnd pet alſo daran ſechs jar,
Das vatter vnſer pet nie gar.
Der dot gar oft kam in ſein haus,
Sprach: „habt ir noch nit pettet aus?"
Der in doch lenger noch aufzueg,
Der dot zw lezt praucht ein petrueg.
In eines krancken menſchen gſtalt
Legt er ſich vur das hauſe bald
Vnd ſchray: „her arzet helffet mir *)
Mit einem pater noſter mir!"

---

*) Zwei Punkte über dem Worte und ein Verbindungsſtrich nach dem mir zugewendet in der folgenden Zeile, jedenfalls um anzudeuten, daß der Reim nicht richtig und zu verbeſſern ſei.

Der arzt loff rab, ſprach ſein gepet,
Der dot im pald ſein hals umb dret,
Sprach: „nun hilft eüch kain liſte zwar.“
Darumb iſt das alt ſprichwort war:
Kain krawt ſei für den dot gewachſen,
Wirt auch verſchonen nit Hans Sachſen.
Anno Salutis 1547
Am 20 tag nouembris.

6.

Drei Recenſionen des Meiſtergeſanges „Der Jungbrunn.“

Das Gedicht „der Jungbrunn“ iſt ſchon deshalb merkwurdig, weil es als Meiſtergeſang von Hans Sachs in die Geſammtausgabe aufgenommen wurde. Aus dieſem Grunde wurde es auch von Naumann in der erwähnten Einladungsſchrift (S. 22) aus einer Dresdener Handſchrift (M. 11 fol. Bl. 335) mitgetheilt. Dieſe Handſchrift (ſ. Einladungsſchr. S. 15 u. 16) enthält Stucke verſchiedener Verfaſſer, die von Hans Sachs herrührenden wurden vom Dichter im Jahr 1552 mit eigener Hand in die Sammlung eingetragen. Wir haben ſomit in der Dresdener Handſchrift die zweite uns bekannte Niederſchrift, das Schulziſche Manuscript, geſchrieben von 1547—1550, bietet die erſte unter der Abtheilung „Fabel, Stampaney vnd Schwenck (Nr. 92).“ Die letzte Recenſion haben wir in der Geſammtausgabe (I. 4, 348), nach der es von G. W. Hopf im 1. Bändchen ſeiner Auswahl aus den Werken von Hans Sachs (Nürnberg 1856) wiederholt wurde.

Aus den Hinweiſungen auf die Nürnberger Ausgabe wird im Allgemeinen, bisweilen auch im Einzelnen erſichtlich geworden ſein, welche Umwandlungen die Gedichte unter der Hand des Verfaſſers erfuhren. In noch höherem Grade können wir durch eine Betrachtung der Lesarten von ſogar drei Recenſionen einen Einblick in die geiſtige Werkſtätte des Meiſters thun.

Eine Ordnung der Bearbeitungen nach ihrer Abfaſſungszeit war nicht thunlich. Die Lesarten der Schulziſchen Handſchrift (Hs.) mußten als unbekannte zuletzt ſtehen und die der Nürnberger Ausgabe (N.) vorangeſtellt werden, weil dieſe einmal die umfangreichſte Faſſung enthält und weil ſie zweitens ſelbſt oder durch den Hopfiſchen Abdruck am zugänglichſten iſt. Der Dresdener Handſchrift (Dr.) gebührte jedenfalls der Platz in der Mitte. — Daß ſich die Uebereinſtimmung von Hs. mit N. oder mit Dr. im Folgenden nur auf Worte und Wendungen, und nicht auch auf die Rechtſchreibung erſtreckt, verſteht ſich von ſelbſt.

N. hat im Eingang 14 Verſe, die in Dr. und Hs. fehlen.

15, 16. N. Mir traumbt wie ich kem wolbeſunnen, | Zu einem groſſen runden brunnen. Dr. Eins nachts traumbt mir gar wolbeſunen | Wie ich kem zw aim groſen prunen. Hs. = Dr.

19. N. Warm vnd kalt wol auß zwólff Rórn. Dr. Warm vnd kalt aus zwólff gulden róren. Hs. = Dr.

21. N. ſo groſſe kraft. Dr. ſo edle kraft. Hs. = N.

24. N. Wann er ein ſtund im Brunnen ſaß. Dr. Wen er ain ſtund darinnen ſas. Hs. = N.

28. N. darzu kam. Dr. dahin kam. Hs. = Dr.

34. N. Vol zog es zu auff ſteg vnd ſtraſſen. Dr. Vol ging es zw auf allen ſtraſen. Hs. = N.

35. N. Auß allen Landen nah vnd ferren. Dr. Aus allen landen weit vnd feren. Hs. = N.

36. N. wegen vnd kerren. Dr. wegen kerren. Hs. = N.

39. N. Vnd jr vil trug man. Dr. Vnd etlich trug man. Hs. = Dr.

40. N. giengen herzu. Dr. gingen daher. Hs. = N.

42. N. endtiſch. Dr. entig. Hs. = Dr.

47. N. pogrucket vnd krumb. Dr. pegrucket. v. k. Hs. = N.

50. N. Ein áchtzen. Dr. achizen. Hs. = Dr.

53. N. Die ſie funnen. Dr. ſo ſie funnen. Hs. = N.

54. N. Solten helffen in den Jungbrunnen. Dr. Halffen ſteigen in d. J. Hs. = N.

61, 62. fehlen in Dr. 62. N. darnach. Hs. als pald.

63, 64. N. Da dacht ich mir im ſchlaff fürwar, | alt biſt auch zwey vnd ſechtzig Jar. Dr. Dacht ich mir im traumb vurware | Alt piſt auch vier vnd funffzig jare. Hs. 63 = N. 64 = Dr.

65. N. an Ghör vnd Geſicht. Dr. an ghör vnd angſicht. Hs. = N.

69, 70. N. Abzoch ich alles mein Gewand, | Daucht mich im ſchlaff allda zuhand. Dr. Zu dem deucht mich wie ich zw hant | Auch abzug alles mein gewant. Hs. = Dr.

70. N. Ich ſtieg in Jungbrunnen zu baden. Dr. Zu dem Junckprunn mich zu baden. Hs. = Dr., abweichend: junckprunen.

74. N. Meins verjüngens ich ſelber lacht. Dr. Meines verlangens ich ſ. l. Hs. = N.

75, 76 fehlen in Dr. und Hs.

77. N. Weil kein kraut auff Erd iſt gewachſen. Dr. Dacht kein krawt iſt auf erd gewachſen. Hs. = Dr.

78. N. Heut zu verjüngen mich H. Sachſen. Dr. Mich zu verjungen vnd Hans Sachſen. Hs. = N., doch nicht Heut, ſondern heint.

7.

Hans Sachs' Spruchgedicht und Hans Baumanns Zeitung von der Schlacht bei Mühlberg.

Für die völlige Erkenntniß des „reichſten" Dichters der Reformationszeit, wie Hans Sachs von Gödeke mit Recht genannt wird, bleibt noch viel zu thun übrig. Eine abſchließende Bibliographie mit Rückſicht auf die benutzten Quellen iſt noch nicht geliefert, ſeine Sprache wurde noch nie im Zuſammenhange dargeſtellt, auch die äſthetiſche Seite ſeiner Dichtungsart, in wie weit er ſich ſeinen Quellen anſchloß und im Intereſſe ſeiner Leſer ſich von ihnen entfernte, was in ſeinen

Schöpfungen der Zeit anheimfällt und was das freie Eigenthum ſeiner dichteriſchen Perſönlichkeit iſt, wird noch mehr im Einzelnen geprüft und gewürdigt werden müſſen. Wenn ihm bei Abfaſſung der geiſtlichen Sprüche und Hiſtorien, der Tragödien und Comödien Quellen aus älteſter und älterer Zeit zu Gebote ſtanden, ſo mußte er bei ſolchen hiſtoriſchen Darſtellungen, welche Ereigniſſe der nächſten Gegenwart behandeln und ſomit das Gebiet der politiſchen Poeſie berühren, ſich nicht minder an Vorlagen halten, falls er nicht einer lebendigen Tradition folgen oder aus eigener Anſchauung ſchöpfen konnte. Dieſe Vorlagen können entweder Gedichte anderer Verfaſſer, ob nun Lieder oder Sprüche, ſein oder Zeitungen in ungebundener Rede. Ueberhaupt darf nicht außer Acht gelaſſen werden, daß die hiſtoriſch-politiſche Poeſie nie von den in Proſa geſchriebenen Darſtellungen der Zeitereigniſſe getrennt werden darf, wie Weller in ſeiner Bibliographie der deutſchen Zeitungen des 16. Jahrhunderts (Serapeum, Jahrg. 1859. S. 218) mit Recht betonte.*) In dieſem Sinne wurde eine Vergleichung des Spruchgedichtes von der Schlacht bei Mühlberg, über deſſen Mittheilung vorher längſt entſchieden war, mit einer Zeitung des Hans Baumann (angeführt von Weller im Serapeum, Nr. 20, S. 268) vorgenommen, und es ergab ſich, daß Hans Sachs dieſe Zeitung benutzt haben muß. Die Ergebniſſe im Einzelnen, wie einfach und naturgemäß ſie auch ſein mögen, ſcheinen mir für die Mittheilung nicht ungeeignet, einmal wegen der angedeuteten allgemeinen Beziehung der Zeitungen zur hiſtoriſchen Poeſie, dann wegen des Intereſſes an der Dichtungsweiſe von Hans Sachs. Da der Verfaſſer der Zeitung ein politiſcher Gegner des Dichters iſt, weil er der kaiſerlichen Armee angehört, ſo iſt es nicht allein anziehend zu ſehen, was Hans Sachs aus deſſen Schlachtberichte benutzt hat, ſondern auch was er nicht benutzt hat.

---

*) Bei der gewaltigen Aufgabe, welche ſich die hiſtoriſche Commiſſion durch eine Sammlung der deutſchen hiſtoriſch politiſchen Gedichte bis zu Ende des 30jährigen Krieges geſtellt hat, würde es als ein ungerechtfertigtes Anſinnen erſcheinen, von ihr ſelbſt durchgehends die Berückſichtigung der Zeitungen zu verlangen, aber wenn jene Arbeit fertig vorliegen wird, dürfte es eine ſehr dankbare Aufgabe ſein, die Wechſelwirkung der dichteriſchen und proſaiſchen Bearbeitungen zu belegen.

Der Verfaſſer der Zeitung, Hans Baumann, iſt zugleich der Autor eines Liedes über dieſelbe Begebenheit (Gödeke Grundriß 1, 268, Nr. 208). Die Titel, ſowie die Angabe des Verfaſſers über ſeinen Stand lauten in beiden Schriftſtücken ähnlich. Das Gedicht kann nur nach Gödeke angeführt werden. „Ein new Lied Wie Hertzog Johan Friderich vonn der Römi: Kayſerlichen Mayeſtat den 24. tag Aprilis erlegt vnd gefangen worden iſt . . . Anno ſalutis. 1547. Hans Bawmann von Rottenburg auff der Tauber, yetzund Duco de Alba Trabant. o. O. 4 Bl. 8." Die Zeitung *) hat folgenden Titel: „Newe zeyttung. Ware vnd gründtliche anzeygung vnd bericht, in was geſtalt, auch wenn, wie, vnd wo Hertzog Johans Friderich, geweßner Churfürſt zů Sachſen, von der Röm. Key. vnd König Mai. neben Hertzog Moritz zů Sachſſen ꝛc. am ſontag Miſercordia Dni, der do was der xxiiij. tag Aprilis, Erlegt vnd gefangen worden iſt. Anno Salutis. 1547." Bl. 2 enthält die Widmung der Zeitung an Bürgermeiſter und Rath der Stadt Rothenburg auf der Tauber. Am Schluſſe derſelben Datierung und Unterſchrift: „. . . Datum den 12. May. In der Key. Maye. Feldleger vor Wittenberg, Anno Chriſti. M. D. xlvij. E. E. W. Williger Hans Bauman von Rotenburg auff der Tauber bůchtrücker geſell, yetzo des Durchleüchtigen hochgepornen Fürſten vñ Herrn, herrn Ferdinanden, Hertzog zu Alba Marggraff zů Coria, Graff zů Salua terra ꝛc. Romi. Kei. Mai. Großhoffmeiſter, ſtathalter vñ öberſter Feldhauptman, ſeiner F. G. diener vnd Trabant." Am Schluſſe: „Datum den xij. tag Maij, auß Kay. Maye. Feldleger, vor Wittemberg. O Gott, erlöß die gefangenen." 8 (beziehungsweiſe 7) Bl. 4. **)

Hans Baumann war Augenzeuge der Schlacht und konnte in ſeiner Stellung die getreuſten Berichte erhalten. Seine Schilderung iſt ſehr objectiv gehalten, eine gehäſſige und ſchadenfrohe Erbitterung gegen die Beſiegten tritt nicht hervor, höchſtens an einer Stelle, ebenſowenig wie großmüthige Bemitleidung.

---

*) Das aus dem Nachlaſſe L. Bechſteins ſtammende Exemplar dieſer Zeitung hat deshalb beſonderen Werth, weil es ohne Zweifel in den Händen des entthronten Kurfürſten während deſſen Gefangenſchaft war und von ihm gloſſiert wurde. Nähere Mittheilung mag für einen künftigen Band des Muſeums vorbehalten ſein.

**) Weller citiert eine andere Ausgabe, ebenſo die Curioſitäten I, 280.

Das Spruchgedicht iſt jedenfalls von Hans Sachs bald nach dem Empfang der Zeitung niedergeſchrieben worden. Am 24. April fand die Schlacht ſtatt, vom 12. Mai datiert der Druck, d. h. ohne Zweifel das Manuscript für den Druck. Von da iſt es bis zum 4. Auguſt für die damalige Zeit kein allzugroßer Zeitraum, in welchem das Büchlein gedruckt und verbreitet wurde. Der Dichter ſagt ſelbſt V. 118: „Dis iſt auffs kürzt fürm, weis vnd art Des frumen kurfuerſten gefencknus." In der That wäre das Gedicht von bei weitem größerem Umfange geworden, wenn Hans Sachs auf alle Einzelheiten der Zeitung Bedacht genommen hätte. In manchen Dingen mag die Uebergehung einzelner Züge zufällig ſein oder mit der beabſichtigten Kürze zuſammenhängen, anderes iſt ſicher mit Bewußtſein verſchwiegen. So fällt es auf, daß Herzog Moritz und Herzog Auguſt mit keiner Silbe erwähnt werden. Herzog Alba verzögerte die Vorlaſſung des Kurfürſten vor dem Kaiſer, im Glauben „ire Majeſtat möchte ſich etwan inn der erſten hitz vnd zorn etwas vngnedigers gegen diſem gefangnen erzeygen." Hans Sachs ſagt nur V. 101,2: Nach dem wurt er gefueret ſpat Für kaiſerliche maieſtat. Die den Kurfürſten demüthigende heftige Anrede des Kaiſers iſt im Gedichte ſehr gemildert, die Worte der königlichen Majeſtät, d. h. des Königs Ferdinand, ſind ganz unbeachtet geblieben. Im Allgemeinen hält ſich der Dichter an den Gang der Erzählung in der Zeitung; die Einzelheiten, in denen ſich Uebereinſtimmung findet, wollen wir jetzt ins Auge faſſen, und zwar wird es zweckmäßig ſein, wenn die beſonders wichtigen Worte durch geſperrte Schrift ausgezeichnet werden.

Im Gedichte entſpricht V. 10—13: folgende Stelle in der Zeitung: . . . vnd die brucken vber die Elb hinter jm abgebrandt, auff das er von der Key. May. nicht vbereylt ſolt werden, . . .

V. 14—23: Wie man nun das Leger geſchlagen, haben etlich der vnſern bis an den Elbſtrom geſtreyfft, . . . auch mit halben hacken, die vnſern vnd ſie zuſammengeſchoſſen, . . . Welches dann dem feind, Hertzog Johañ Friderich, der eben zu der ſelben zeyt Predigt gehört hat, ſo gar frembd geweſen, das er vnſer ankunfft erſtlich nit hat glauben wöllen, Sonder vns nur für ein geſamblet fürlauffend volck geacht, . . .

V. 24–27: Nach dem aber die Huſſeren noch neher zum feynde ſind komen, auch die Spaniſchen hackenſchützen, die im vorzuge waren, . . .

V. 30–33: . . . darauff er von ſtund an den Troß, ſambt dem geſchütz, vnd etlichem fußuolck vorhin geſchickt, Dañ er nit mer den zehen Fenlein, vnd ſiben geſchwader Reuter damals ſtarck geweſen.

V. 34–40: In dem haben ſich etliche Spanier nackend außgezogen, . . . vnnd hinüber geſchwommen, vnd die brennende Schiffprucken auffgehalten, . . . vñ den ſeinen deſt mer raum zum abzug gegeben, . . . Haben ſich aber die ſeinen . . . an irem geſtatt nicht mehr ſehen laſſen, . . .

V. 46–52: . . . einen iungen Baursman antroffen, welcher einen furt durch das waſſer gewüſt, vnd angezeygt. Darauff ire May. etliche (H. S.: ringe) pferd . . . ordinirt, vñ den angezeygten furt bereyten vnd beſichtigen laſſen, Vnd darnach biß in tauſent pferd vber die Elb geſchickt, . . .

V. 54, 55: . . . Aber kürtzlich (H. S.: pald) von den feynden wider an das waſſer geiagt worden, . . .

V. 56, 57: . . . vnnd mit inen zu Scharmützeln, . . . Inn dem haben ſich die feynd gar von dem waſſer begeben, vnd den vnſern gewichen . . .

V. 58: . . . die Kei. Majeſtat geſehen, das die vnſern das geſtad ihenſeid des waſſers inne hielten, . . .

V. 62, 63: Aber die Keyſer. Mayeſtat . . . perſönlich durch den Furt der Elb gezogen.

V. 64—71: Aber inn ſolcher eyl vnd nachziehen ſind die Feynd drey meyl von dem ort, do man vber das waſſer kummen . . . Neben eynem wald, die Locherheyd genant, aldo ſie jre ordnung gemachet . . .

V. 91—100: Aber nicht fern (H. S.: weit) von der Niderlag, neben einem Holtz, der Schweynart genant, haben ettliche geweßnen Churfürſten angetroffen, vnd ein yeglicher gewölt, er ſol ſein gefangner ſein, . . . Aber Er . . . ſich in gegenweer geſetzt, mannlich vnd dapffer gewert (darüber Er auch ein wunden in lincken backen empfangen hat) vnd geſprochen, Ich will mich keynem gefangen geben, dann den Teudtſchen, Vnd ſich eynem jungen Teudtſchen Edelman, Thill von Trodt . . . ſich ergeben, vñ dem ſelbigen . . . zum warzeychen vnnd gezeugnuß zween ſeyner eygener Ringe . . . zugeſtellet . . .

V. 103—106: Aber der gefangne Fürſt redet vnter wegen gantz erbermlich mit eynem groſſen ſeufftzen vnnd augenplick gehn hymel, Miſerere mei Domine, nos ſumus iam hic. Ach Gott erbarme dich mein, wir ſind yetzund hie. (Die Wendung im Gedichte konnte man ohne die Vorlage für eine Frage halten.)

V. 111, 12: Die Keyſer: Mayeſtat antwort, Ja, wie jr verdienet habt, fürt jn hyn, wir wiſſen vns wol zu halten.

V. 112—115: Darnach iſt gedachter von Sachſſen . . . dem Meyſter de Campo vberantwort, vnd jm zugelaſſen, nach etlichen ſeynen dienern . . . zu ſchreyben, die auch zu im kommen ſind vnd ſein warten (H. S.: verpflagen).

V. 116, 17: Er wird inn ſeynem wagen . . . Key. Mayeſtat nach gefürt, vnd mit Spaniſchen hackenſchützen verwart . . .

Auf die Frage, weshalb Hans Sachs ſein Gedicht nicht in die Geſammtausgabe aufgenommen habe, liegt die Antwort nahe: die Niederlage ſeiner Freunde verherrlicht man nicht öffentlich. Daß der Dichter überhaupt das Ereigniß zu einem Gedichte benutzte, iſt in ſeiner Natur begründet, indem ſich alles bei ihm wie von ſelbſt in die dichteriſche Form ſchmiegte, was ſeine Aufmerkſamkeit erregt hatte. Er nahm Theil mit ſeinem Herzen an den politiſchen Kämpfen, welche ſein Vaterland bewegten, da erhält er durch eine Zeitung genaue Kunde über die unglückliche Schlacht; er kann nicht anders, er muß dieſes Stoffes ſich bemächtigen, aber nur für ſich und für ſeine nächſten Freunde. Wäre der Kurfürſt ſiegreich aus dem Kampfe hervorgegangen, ſo hätte das Gedicht ſicher eine Stelle in der gedruckten Sammlung gefunden, es wäre aber auch eben ſo ſicher inniger und ſchwungvoller gehalten, als die vorliegende einfache Erzählung einer Niederlage.

VII.

Handſchriftliche Zeitungen.

1.

Eldorado.

1534.

Gleich einer Wunderſage durchflog die Kunde von der Entdeckung Perus Europa und gelangte bei alledem recht ſpät nach Deutſchland, wo ſie wie ein phantaſtiſches, unglaubliches Märlein des Orients von Munde zu Munde lief.

Nach Spanien war ſchon 1513 durch Vasco Nuñez de Balboa, einem kühnen Abenteurer, unter deſſen Schaar der grauſame Pizarro, der ſpätere Eroberer Perus, war und ſich bildete, die erſte Nachricht von dieſem goldreichen Lande gekommen, aber Jahre vergingen, bevor Pizarro mit Almagro und dem Prieſter Hernando Lucques ſeinen Eroberungs- und Raubkrieg in dem Lande begann, dem er zur Gottesgeiſel wurde.

Erſt 1534, während ſchon Pizarro ſeine Frevelſaaten in Peru ausgeſtreut und mit überreichen Schätzen nach Spanien zurückgekehrt war, finden wir ausführlichere deutſche, aber immer noch ſchier fabelhaft erſcheinende Nachrichten über das neuentdeckte Land, das auch in Spanien ſelbſt die Phantaſie der Bewohner mit unzählbaren Wundern belebte, die Habgier zahlloſer Abenteurer aufſtachelte und neue Träume von Glück und unermeßlichem Reichthum in allen Ständen weckte.

Da ſchrieb unter andern ein Botſchafter an einen deutſchen Fürſten:

> E. F. G. ſchick ich hiemit etliche Zeitungen. Daraus vernehmen E. F. G., daß vnſerm gnädigſten Herrn Kaiſer mächtig groß Gut zukommt, vnd iſt nit ohn, daß dieſe Zeitung vor der Zeit in einen Zweifel geſtellt worden, aber es wird jetzo von glaubhaften Leuten, die ſolches zum Theil ſelbſt geſehen vnd erfahren haben, dermaſſen

geſchrieben, das etwas am Handel ſein muß. Damit thue Ich mich E. F. G. Als meinem gnedigen herrn Vndertheniglich Vinelhen. Vnnd womit Ich E. F. G. vnderthenig dinſt vnd gefallens kan erweiſen. pin Ich alle Zeit geneigt vnd willig. Dat. 7. Marz. 1534.

Criſtoff Kretzer.*)

Neue Zeitung aus Rom geſchrieben: Wißt, daß der Kaiſer ein Inſel funden hat, die iſt, als die Spaniolen fürgeben, über das Schlaraffenland, da man die Leut in güldnen Salen zu ſchlafen, bezahlt ꝛc. Aber einmal iſt war, das der Kayſer ein Inſel mit weiſſenn Leuthen gefunden hat, die ſol groſſer ſein als man auß yſpania dem Babſt hieher ſchreibt dan gantz Europa Vnd hat von yſpania zehen tauſendt welſcher meyl dar ein Zu ſchiffenn, da iſt golt Edelgeſtein der Wein iſt darin da ſein die Heuſſer von Silber golt vnd Edelſtein gepaut, Vnd da die ſpaniolenn darein khomen ſein, haben ſie ſo ein köſtlichen Sal oder palaſt gepaut funden, das ſie ſich verwundert haben Vnd abprechen wollenn, da hat der ſelb könig geſagt, was ſie ſich ſo vil heraus nemen wollen ſollichs abzubrechen, ſolches könnte er nicht gewaren, ſo wolle Er Im gantz peru haim Zu furen geben vnd In Ir ſchiff lodenn laſſenn, das dem kayſer ſein theil, dem man Im pracht hat vber Zehenmal Zehenmalhundert tauſſendt ducaten Werdt iſt vnd getroffenn hat. Was haben dann die andern gehabt. Alſo habenn Kay. May. Verordnung geben fortalicias darein zu machen dieß landt Zu beſeſtigenn vnd mit dem könig daſelbſt vmb tributos convenirt auch hieher zum Babſt geſchickt vnd wil auß ihnen Chriſthen machen vnd begert das Im der pabſt Vier Erzbiſtum darin auffriecht, damit er auch zufrieden geweſt iſt, doch dieſer geſtalt, wol der keyſer temporal dar In auffrichtenn, ſo wol er ſein Jura ſpiritualia auch haben Convenirt, das der Babſt ſo Vier Erzbiſchoff darin comuniren, dieſelben ſollen decimas habenn, das gar ein mechtig Ding ſein wurdt magnum expediens alſo habt Ir deſcription des ſchlauraffen landts, da man Decher mit golt Vnd pradt Wurſtenn deckt, Aber endlich iſt daran

---

*) Dieſer Brief ſcheint an den Biſchof Konrad v. Würzburg gerichtet zu ſein, und der Schreiber war der nachherige Anhänger Wilh. v. Grumbachs.

wie obenn, mocht Wol als nit ſo gar groß ſein wiē die ſpaniollen alter gewonheit nach vurgebenn.

Der naive Schluß dieſes Berichts deutet mit ächtdeutſchem Humor auf die Prahlſucht wälſcher Völker hin, und äußert ſich, indem er das Unglaubliche treuherzig berichtet, mit ironiſchem Lächeln halb ungläubig.

Allein die Nachrichten gingen weiter und wurden beſtimmter. Die erſte nächſtfolgende lautet:

Die erſt neu Zeitung von einer neu geſundenen Inſel, Peru genannt.

1534

Außzug aus einem brieff der dat.
10 December aus Sevilla aus Spaniſcher
Sprach verdeutſcht.

Es ſein groſſe Newe Zeittung aus den Antillder Inſulen herkomen Nemlich das die vnſere Spangarten alda aber eineſt durch ein newe fart ein newes lanndt endeckt vnnd funden haben, das ſoll in deſſelben Landtsſprach peruw genannt, vberflüſſig vol golds vnnd ſylbers dermaſſen, das etliche Schieff, die ſich die vergangen Zeit von den Inſulen der Antyllas dem Mehr, nach dem mittag ebenteur vnnd lanndt Zuſuchen, mit etlichen Schiffe vnnd ongeferlich 300 Mann an ein Veſt Lanndt, das kein ynſel iſt Vber 900 meil von den Antyllas nicht gelegen, ankomen Vnnd dahin eingedretten ſein, groß volck da funden vnnd beßonders mit Irem Herrn oder konig der Provinz, den ſy auff der ſprach Cacique nennen, die vnſern mit dem geſchütz das volck von vil tauſent erſchreckt vnnd auff die flucht gejagt, wolten ſich in ein gebirg erheben, doch ward In der weg durch die Vnſern verſchloſſen Alſo das ſy der vil erſchlugen vnnd den Cacique geſennglich vberkamen, haben die vnnſern darnach das lanndt eines teyls vberlawſſen vnd gar bald einen groſſen rawb von ſchüſſeln vnnd anderm geſchirr, Als des Lanndts metal nemlich von gold gemacht, vber 300 tawſent ducaten werd vberkomen, So die Vnnſern darnach ſolches mit ſich deſter bequemer tragen mochten, Zerprachen ſy es, Sprach der Cacique oder gab es In zuerkennen, warumb ſy ſolches theten, Sy. ſoltens nymer thun, er ſolt In anzeigen das ſy vngemachts gold ſo vil nemen ſolten, das ſy ſich erſettigen ſolten Vnnd ſo ſy in ledig geben, ſolt er Jn pringen groſz gewicht golds, das nach vnnſerm gewicht ob die 10 mal hundert tauſent Ducaten wirdig iſt. Jn ſuma gemelt gefunden Lanndt ſoll das reichſt von gold ſein, das vnder dem himmel gelegen, der Hauptman hat mit einem ſchiff die Zeittung vnnd ergengknus auf den Antylla Zurück geſchickt. Alda des keyſers Stathalter picarro genannt etlich ſchieff mit 500 friſch man, ſich zu den andern zuthun, gen perw gefertigt, gemelter picarro hat ſolches als der key. Mj. herausangezeigt, So ruſt man yzo hie auch etlich ſchiff, die man mit lewten Vnnd vilerley . . . dahin ſchicken wurdt, des man notig da ſein mag, man ſchreybt ſol mit den erſten von dann ein mechtig Suma goldts pracht werden, das man acht der key. Mj. für ſein Recht des quinto ob die 200 tauſent Ducaten komen wurdt. Demnach ſein Mj. mit den maryanten vnd kriegern, die ſich dahin wagten den vertrag hat, Was Landt gefunden werden die Oberkeit vnnd alle Jurisdiction ſeiner Mj. pleybt vnnd den kriegern die viertayl des Rawbs, dem kayſer ein tayl das iſt der funffte theyl, Man ſchreybt, das das gold da vberfluſſiger ſei, dann das eyſen in Piſtayn ſein ſoll, desgleichen vil Edelgeſteins, beſonders ſchmaraken, mit der Zeit vernimbt mans eygentlich, was die Experientz erzeigt, wollen wir auch nit verhalten.

Wie ungeſchminkt wird hier mit dem einfachen Worte Raub die ganze Unternehmung beim rechten Namen genannt! *)

Eine weitere Nachricht und zwar von einem Augenzeugen der nach Spanien durch Pizarro ſelbſt übergeführten Goldſchätze Perus iſt überſchrieben:

Die ander neu Zeitung vom neu gefundenen Lande Peru genant.

1534.

Auszug aus einem Brief aus Antyllas geſchrieben auff Civillien. **)

Lieber herr, ſolt ich euch anzeigen des wunders vnnd Zeitungen aus dem Newen gefunden land Perw genannt, vorhanden, Jch bedorfft wol eins ganntzen Rieß papiers ich hab euch durch andere meine briff vorangezeigt, das biß daſelbſt vorhanden war, Jch wil euch doch vff ein Newes anzeigen von dem Landt peru, vnnd groſze wunderbarliche Reichthumb ſich daſelbſt hat finden laſſen, das ich euch bekent, ich im anfang ein alſo vnglawbiger geweſen bin, als keiner im landte, aber jetzt findt ichs ſouil vorangen vnnd weiß eigentlich, das man nie ſouil dauon ſchreybt, es ſey dann vil mer davon, Jch ſchwere es euch für eine gantze warheit, das ich perſönlich mit vnſerm Gubernator, Jn den zweyen ſchiffen, ſo dauon herkomen ſein, geweſen bin, das ein von 100 vaß groß vnd das ander von 50 die bede ganntz ausgeladen komen mit goldt vnnd Sylber, So tief man es hat mogen laſten, Nemlich alſo tieff das die abdrupff das bedeck der ſchiff, dem waſſer auſwendig gleich gehanngen ſeindt das goldt alda vbereinander gelegen, das wunder geweſen iſt anzuſehen, Manncher ſolt mainen es wer Zawberey, Es ſein alda in peru noch vorhañden die vnnder dem kriegsuolck vnd marynanten verteylt ſeint 30 mal tauſent gewicht goldts, ein gewicht iſt 1 1/4 Ducaten. Jch wolt euchs gern rechtſchaffen vnnd auffs warhafftigſte anzeigen, ich forcht nur, Jr werd meinen Jch träums, Jch ſage euch es iſt vil mer daran, dann ich ſchreyben darff, die drupffel golds ſo man ſy da Jm land findt von 13. 14. vnd 15 C. ſchwer vnnd fein, vnnd zy warer zeugknus, werd Jrs ſehen an den 800 tawſend gewicht golds die man von hinnen auß vff Ciuyllie key. Mj. Zugeſchickt."

---

*) [Sollte Raub hier nicht die harmloſere und allgemeinere Bedeutung Beute haben?]

**) Sevilla.

Dieſen Berichten war noch die Cargo (Liſte der Ladung) der im letzten erwähnten in Sevilla aus Peru angekommenen beiden Schiffe hinzugefügt. Dieſe lautete:

Laus deo 1534 Ad. p^{o} febrer Jn Lion

Carg von eim Schieff das Jn Sybillia ankomen iſt im Jener aus Terra ferma von aim lannd perw, das die Caſtillianer entdeckt haben pringt 354401 poſſa *) fein gold dauon 100400 poſſa ſeindt für key. Mj. den reſt den poſſgern oder poßgeſellen **) hat man pracht 10453 marck Sylber dauon 5000 für key. Mj. Reſt den paſſagerro oder poßgeſellen noch 8 Sylbrin krugen vnnd ſonnſt vil ander ding das Ins Regiſter vnder Zeil mit ſtet,

---

*) Pesos, Petto d'Otto, Stück von Achten, 8 Realen.

**) [Bootsgeſellen. D. Wörterb. 2, 270.]

Corgo vonn eim ſchieff das In Sybillia ankommen iſt aus
ſant domingo

Im Jenner hat pracht 12246 poſſa goldt
Nach 99 tſ° 7nt 6 octave gemein perlein
Nach 7 tſ 7 nt 4 octave gelbe perlen
Nach 7 tſ Runde vnnz perlen
Nach 7 tſ 4 ort. berachon die man heiſt pedorie
Solches alles gehort den kaufflewten vnnd den poſſagores oder poßgeſellen. *).

Daher war es kein Wunder, wenn die Phantaſie ſich ein Land ſchuf, was ſie mit all ihrem eigenen Reichthum verſchwenderiſch ausſchmuckte und ausſtattete, das alle Herrlichkeiten eines erträumten Utopien und einer luſt- und wolluſtvollen Cucagna oder eines Schlaraffenlandes weit hinter ſich zu laſſen ſchien.

Dieſe Nachrichten bereiteten den Boden für die Saat der wunderlichen Reiſeberichte Franz Orellanas, eines jungen Abenteurers und Officiers Pizarros, der vorgab, auf ſeiner 1541 unternommenen Reiſe abwärts des Napo, ein Reich entdeckt zu haben, deſſen Bevölkerung ſeine Tempeldächer mit Gold decke, ein Reich, das er nach ſeinem Goldüberfluß El Dorado nannte, abgeſehen von ſeinem ſelbſt erfundenen Märchen der Entdeckung eines Amazonenlandes, von der noch bis heute der Amazonenſtrom den Namen trägt. Dieſe Fabeln fanden vollen Glauben, es vergingen faſt einige Jahrhunderte, ehe die Zeit ſie vollig zu berichtigen vermochte, und bis auf den heutigen Tag iſt der Begriff Eldorado eine ſchone poetiſche Methapher geblieben, wenn es gilt, ein fernes Wunderland voll Pracht, Reichthum und Ueberfluß zu bezeichnen.

---

*) [In dem Verzeichniſſe der Koſtbarkeiten ſcheint nicht alles richtig geleſen zu ſein; da das Original nicht zu Gebote ſteht, muß der Abdruck auf gut Glück geſchehen.]

2.

* Zeitungen aus Frankreich.

1567.

Die vorliegenden handſchriftlichen Zeitungen aus Frankreich fanden ſich im Nachlaſſe ohne Einleitung. Sie bedürfen einer ſolchen auch nicht, da ſie dem Leſer ſelbſt ein Bild jenes unheilvollen Bürgerkriegs geben, der Frankreich durch das ganze Jahrhundert hindurch erſchütterte. Intereſſant iſt die im Briefe des Geſandten kundgegebene Beziehung der Krone Frankreich zu den deutſchen Fürſten. In dem von Emil Weller im Serapeum (Jahrgang 1859 u. 1860) gegebenen bibliographiſch-chronologiſchen Verzeichniſſe der deutſchen Zeitungen des 16. Jahrhunderts finden ſich mehrere Stücke über die franzöſiſchen Bürgerkriege, und zwar aus dem Jahre 1562 (resp. gedruckt 1563) Nr. 191, 194, 195, 197; 1563: Nr. 198; 1564: Nr. 202. Von da eine Lücke, erſt aus dem Jahre 1567 liegt wieder eine Zeitung vor, die unter andern auch einen Bericht enthält „von einem Scharmützel vor der Stadt (Antdorff) zwiſchen dem Marggrafen vnd den Geuſen gehalten" (Weller Nr. 239). Häufiger werden die Zeitungen im Jahre 1568, die auch an die Ereigniſſe des vorhergehenden Jahres anknüpfen. Deshalb ſei es mir geſtattet, die Titel hier nach Weller zu wiederholen.

255. — Zeitung aus Franckreich betreffend das Edict Carl IX von wegen der fridhandlung vnd hinlegung der Empörung, ſo zwiſchen Königlicher Würden vnd dem Printzen von Conde eingeriſſen. Zuſampt angehenckter* Schlacht, ſo vor Paris gehalten worden. o. O. 1568. 4.

256. — Newe Zeitung. Warhafftige Beſchreibung des geſprächs, ſo ſich zwiſchen dem Durchleuchtigſten vnnd Hochgebornen Fürſten von Conde, vnnd denen von der Königlichen Maieſtat in Franckreich darzu verordneten Herren begeben. Darein auch die vrſachen

warumb jetzgemelter Fürſt von Conde vnnd ſeine Mitverwandten zur wehr gegriffen, angezeigt werden. Auſs Franzoſiſcher ſprach Verteutſchet. Anno 1568. o. O. 20 Bl. 4.

257. — Dreyerley newe Zeitung aus Franckreich vnd dem Niderlande, von zweien Schlachten, ſo ſich in beiden Orttern in nechſt vorgangenen tagen verlauffen hat. Anno 1568. o. O. 4.

258. Newe Zeitung, was ſich in gegenwärtiger franzoſiſchen Empörung bis im April zwiſchen (zwiſchon?) dem Printzen von Conde vnd den Königiſchen zugetragen etc. o. O. u. J. (1568)

Aus den ſpäteren Jahren ſind ferner abzuführen: 1569: Nr. 259, 260. — 1571: Nr. 288, 289, 292. — 1573: Nr. 306, 311. — 1575: Nr. 320, 322. — 1576: Nr. 333, 342. — 1577: Nr. 349. — 1585: Nr. 447, 448. — 1587: Nr. 475, 476, 477, 478. — 1588: Nr. 488, 499, 500, 501, 502. — 1589: Nr. 503, 504, 505, 506, 507. — 1590: Nr. 514, 515, 516, 517, 518, 520, 526 (Lied). — 1591: Nr. 529, 530, 531. — 1592: Nr. 535, 536, (541). — 1593: Nr. 546.

Durchleuchtiger hochgeborner Fürſt, genediger Herr, den 14 Novemb. bin ich zu Pariß ankommen, vnd deſſelben Tags zwiſchen 4 vnd 5 hore die Konigin angeſprochen, vnd was von e. f. G. ich in Befehl gehabt vnterthenig fürgebracht, welches ihr-Mat gantz genedig angenommen, vnd mich volgende Meynung beantwortet, nemlich daß J. Mai. e. f. G. ſonderer genaigter Wille gegen dem König vnd der Krone Frankreich vnuerborgen, zu dem den Herrn Linevollen, als der Konigl. Legat. vnd ihren Geſandten dargegeben, vnd daß ſeine Brief vnd Werbung auß empfangenem Befehl hergefloſſen, volgends haben J. Kön. Mat mir den gantzen Handel von der itzigen Emporung zu Frankreich ordentlich erzalt, nemlich daß der Printz von Conde mit ſeinen Verwandten ohne alle gegebene Vrſache auß eigener Bewegnuß heimlich, als er ohne vorgehende ainige Klag vnd Begeren, ſich in Rüſtung begeben, vnterwegs den König ſelbſt, auch Jhre Mat vnd des Königs andere Brüder feindtlich angewendet haben, welcher vnerhörten vnd vngebürlichen That ſich wohl zuverwundern, Als aber J. Kön. Mat des Tags zuuor gewarnet, hab dieſelbe die Schweitzer, denen ſie erlaubet, vnd albereit vf dem Heimziehen geweſt, von dem Schloß Tiern wieder erfordern laſſen, Mit denſelben Schweitzern hätte ſich der König gen Pariß in Gewahrſam gethan, vnd in 24. Stunden weder geſſen noch geſchlaſſenn, die Condiſchen aber vnterdeſſen die Statt Sancti Dioniſij eingenommen, Darauf der König von Stund an ettliche fürnehme Herrn des Königreichs zu dem Printzen von Conde, vnd ſeinen Conſorten geſchickt, Nemlich den Conneſtabel, Canzlar, Marſchall ꝛc. vnd andere mehrere anſehnliche Herrn abgefertigt, welche mit dem Printzen von Conde handeln, daß er von der Kriegsrüſtung abſtehen, vnd was ſein Begeren wer, anzeigen ſollte, ſo wollten Jhre Kön. Mat ſich willferig erzeigen, allein daß ſie ſolches gütlich vnd ohne Kriegsweſen ſuchen wollt ꝛc. Als nun ſolches gehandelt wurde, hab der Herr von Andelott zu Mitternacht 16. Mühlen vor der Stadt anſtoſſen laſſen, ob welcher nächtlichen Brunſt die ganze Nacht zum höchſten erſchrocken, alſo daß Niemand wiſſen mögen, waß daraus werden wollt, des Königs Geſandte haben aber nichts außrichten können, obwohl ihrer noch mehr zu ihnen kommen ſein, indeß haben die Condiſchen alle Straſen verlegt vnd alle Pönienden vffgehalten, vnd ettliche Wochen ihren ordentlichen Herrn vnd König belogen, vnd allerhandt feindtliche Thaten gebraucht, aber gantz ohne, daß ihnen der König für ſich ſelbſt oder durch andere, zum Waffen zugreiſen ſie gemüſſigt hab, aber deſſen alls vngeachtet ſey der König allweg des Gemüths geweſt, wann ſie von der Rüſtung abſtünden, vnd ſich ein Jeder anheimb in ſeinen Gewahrſamb thet, ſo wollten J. Mat alles, ſo biß anhero fürgelauffen, den Frieden vnd Ruhe zu Gutem, gerne verzeihen, vnd ſich alſo erzeigen, das alle Fürſten befinden ſollten, das Jhr Mat. an ihr nichts erwinden laſſen, damit des Königreichs Wohlfahrt gepflanzt würde vnd J. Kön. Mat hätten ſich gar nicht gegen den vngehorſamen vnd rebelliſchen Vnterthanen, wie dieſelbe wol machen gehabt, ſondern wie ein Vater gegen ſeinen Kindern erzaigt. Vnd das noch mehr iſt, do J. M. mit gewaltigen wenigen, dann ſie . . . zu thun gehabt, ſo hett J. M. nicht glimpfiger handeln, noch ſich mehr demütigen können, damit man allein die Craften hingelegt, aber doch nicht erhalten können, darauff man bederſeits zur Schlacht kommen, vnd als auch die Schlacht geſchehen, hab der König dem von Condj wieder anzeigen laſſen, es ſollte ſich ein jeder anheim in ſeinen Gewahrſam begeben, ſo wollen Jhre Mat ihnen auch noch alles verzeihen.

Solches haben S. M. noch lange, vnd auch weitleufftig, biß vff Zukunſt des Königs, welcher nach Sancti Dioniſij ſpatziren geritten, erzählet, vnd darauff, auß der Königin Befehl der Herr Mornalarius vnd Biſchof von Lemonilen, mich für den König gebracht, demſelben ich die Brieff vberantwortet, vnd darauff meinen Befehl außgerichtet, vnnd alß J. M. mich gehört, haben dieſelb anfenglich von Gelegenheit e. F. G. Geſundheit mich vleißig gefragt, vnd mich darauf beantworttet, J. M. hetten den Linwollen mit Briefen vnd Befehl abgefertigt gehabt, was aber meine andere Werbung belangte, zweifelte dieſelbe gar nicht, E. F. G. würden albereit verſtendigt worden ſein, wer die Verurſacher dieſer Empörung geweſen weren, Was aber J. M. belangt, wären dieſelbe wol geneigt, ihr zuverſchonen, wann Jhr nur allein derſelben vnterthan, wie fromme Vnterthanen ihrem ordentlichen König zu thun ſchuldig, gebührlichen Gehorſamb leiſteten, S. Kön. M. wäre auch e. F. G. ſondern geneigter Will gegen derſelben vnd deren Königreich wol bewußt, vnd getröſte ſich zu e. F. G. alles das, das ſie von einem löblichen benachbarten Fürſten, Freund vnd Bundesverwandten zu hoffen hatte, Was aber ſonſten gehandelt vnd wie es alles ergangen, würde ich vorlängſt von vielen verſtanden haben,

Als ich nun ſolche Antwort bekommen, hab ich nach Wunſchung guter Nacht meinen Abſchied genommen.

Am 13. Tag Novembr. hat mich die Königin erfordert vnd vff einen Wahl hinter das Schloß geführt, vnd den König vngefehrlich mit ſolchen Worten angeſprochen, Nemblich ich wer der Herr Bergerus ſo von dem Hertzogen zu Wirtemberg zu ihm geſchicket wer, vnd würde widerumb zu E. F. G. kommen, darauff ſagte der König zu mir, ich ſollte Jhren Mat e. F. G. getreulich befehlen, vnd anzaigen, daß J. M. e. F. G. vnd andern deutſchen Fürſten zu willfahren wol gewillt wer, als nun der König und die Königin vffen Wahl ſpatziren gingen, fing die Königin an mit mir auf die Meinung zu reden, ich würde auß der vorigen Antwort genugſam verſtanden haben, waß ſich biß anhero zugetragen hätt, endich ſollt von wegen des Königs, vnd ihres Sohns, ſo gegenwertig, vnd auch ihr, e. f. G. gleichergeſtalt, derſelben geneigten Willen vnd Freundſchaft anzeigen, vnd do ſich Gelegenheit zutragen würden, ſollten e. F. G. im Wergk befinden, daß der König J. F. G. beſtändiger Freund vnd guter Nachbar were, vnd wer J. M. Bitt e. F. G. wollten, wie die vor ihnen angefangen, in Lieb vnd Zuneigung gegen dieſem Königreich beſtändig vnd vnauffhörlich verharren, Jhre bede Mat hätten ihnen aber nie inn Sinn genommen, das ſie nichts wider die Teutſchen Fürſten vnterſtehen oder fürnehmen wollten, weder mit dem König auß Hiſpanien, noch dem Papſt oder mit Jemandt andern, ſondern do irgend ein Fürſt ſie beläſtigen wollt, weren ſie bereith allen möglichen Bleiß fürzuwenden, damit die teutſchen Fürſten beſchützt vnd erhalten werden möchten. Vnd dieweil dann dem alſo ſo weren ſie mit ſonderm bekümmerten Gemüth in Erfahrung kommen, daß etliche Teutſche Fürſten, als der Churfürſt am Rhein vnd der Landgraf mit verſamleten Raiſigen Zeug vnd Fußvolk das Königreich Frankreich zu überfallen Vorhabens ſein ſollten, ſolches hetten der vorige vnd auch der itzige König vmb die Teutſchen Fürſten nicht verdienet, vnd ſolches wer nicht gebührliche Vergleichung der Treu vnd alten Verwanthnuß der Könige zu Frankreich, vnd die deutſchen Fürſten konnten keinen billichen Schein, auch der Religion halber nicht haben,

Vnd do gleich dieſelbe die ware vnd ainiche Vrſach dieſer Empörung ſein ſollt, ſo gebührt ihnen doch gar nicht die Maaß der Ehrbarkeit zu überſchreiten, dann einmahl wer der König von Frankreich von Gott dem Allmächtigen verordnet, dem als der ordentlichen Obrigkeit ſeine Vnterthanen zu gehorſamen ſchuldig, welcher auch mit Gottes Gnaden ſein Königreich ſelbſten regieren vnd beſchützen könnte: Aber der Churfürſt am Rhein, noch kein anderer teutſcher Fürſt weren nicht . . ., daß ſie den rebelliſchen vnd ihrem König vngehorſamen Vnterthanen, welche aus lauter Vnſinnigkeit ſich wider ihren König zu Rüſtung begeben mit gewehrter Handt Beiſtand, Hülff, Fürderung thun vnd ſie beſchützen ſollten, Vnd ob wohl der Churfürſt am Rhein wider ſeiner Vnterthanen willen eine andere Religion angenommen, ſo ſey doch der König auß Frankreich davon weg nicht mit gewehrter Hand in die Pfalz gezogen, Dann als billich, daß ein jeder ſeine Haußhaltung ſeines Gefallens anſtelle, ſo iſt auch billich, daß eine igliche ordentliche Obrigkeit ihr von Gott befohlnes Fürſtenthumb oder Reich, nach ſeiner Gelegenheit beſchütze vnd reglere, Dann ſonſten wollt eine große Zerrüttung in der gantzen Welt darauß entſtehen, wann einer dem andern in ſein Regiment greiffen wollt, ſo ſey auch itzige Zeit von der Religion kein Streit, dann vil vom Adel auß den Hugenoten (wie man ſie nennet) ſeind des Königs theils, welche auch in verloſſener Schlacht fur den König geſtritten, ſo ziehen auch vil von den Condiſchen teglich wiederumb heimb, der König leſt zu, daß ein Jeder im freien Gewiſſen friedlich anheimb leben möge, Derhalben ſo verwunder ſich J. M. gar ſehr, daß von den Teutſchen Fürſten, die zwiſchen ihnen vnd dem König in Frankreich vergangene alte Freundſchaft vnd Verwantnuß, ſonderlich aber von dem Churf. am Rhein in Vergeſſen geſtellt werden ſoll, als denn J. Mat ſonderlich werth vnd hochgehalten vnd von ihnen wider den König, ſo ihr Freund, Nachbar, vnd vm ſie wol verdienet iſt, feindlich Waffen brauchen ſollen, do viel mehr in ſo guter vnd gerechter Sach der Churf. am Rhein, ſowol auch alle andern Fürſten, dem König zu Hilff kommen ſollten, vnd alſo itziger und künftiger Welt hierinnen ein loblich vnd ewig Exempel geben, dan allen Regimenten daran vil gelegen, das der Obrigkeit vnd den Fürſten ſchuldiger Gehorſam gelaiſtet werde.

Ihre Mat ließen aber der alten Verwanthnüß vnd Freundſchaft nach, vnd auß ſonderer Zunaigung zu den Regierungen biten e. F. G. wollten gedachten Churf. vnd andern ihres Amptes erinnern, damit der gemeine Nutz, Fried vnd Ruh bedacht vnd gefürdert werde.

Wo ſie aber von ihrem Fürnehmen nicht abſtehen wollten, ſo wolt ſie hochgeſchworen haben, das ſie dieſſe groſſe vnd zum höchſten beſchwer Injurien, in waß wegen ſie konnte, rechen, vnd hetten Macht, Freundſchaft vnd Blutsverwante genug hierzu, vnd zu

Summa das äuſſerſt verſuchen wolten, das es die gereuen müſt, ſo ſich waß feindlichs wider den König vnterſtehen würden, den welche ſich nicht anheimb erhalten, die würden Verurſacher großen Vnraths vnd Zerſtörer des Friedens vnd Ruhe in Teutſchland ſein, vnd wer vil beſſer ſich zu gutem Frieden zu halten, vnd mit beſtendiger Freundſchaft vnd Verwanthnüß in der alten Fuſtapffen zu treten, dann durch Tumult ſich vnd ſeine Verwante in höchſte Beſchwerung vnd grauſamen Krieg zu führen, Vnd e. F. G. weren des Verſtands vnd Erfahren, die weitter ſehen, dann itzo dauon geredt werden könt, derhalben wolten Ihre Mat dieſen Handel e. F. G. hohem Verſtande bevohlen haben, dann der Fried, gemainer Nutz gedachts Churfürſten vnd dann des gantzen Teutſchen Lands bedacht werde.

Solchs genediger Fürſt vnd Herr, hat die Königin in Gegenwart des Königs mir mit mehren vnd wiederholten Worten zum hefftigſten fürgehalten, vnd mich gebeten, ſolchs e. F. G. auch aigentlich alſo anzuzaigen, ſolches ich mich auch zu thun erboten, vnd darauff meinen Abſchied genomen.

Ich hab auch, Inhalts e. F. G. Befehls mit dem Herrn Canzler gehandelt, das er mir vertraulich vnd vngeſcheucht anzaigen wolte, ob nicht einn Weg zu finden, damit ſolche Zwietracht beizulegen, welcher mir mit der Kürz vertraulich geantwortet, das er kein Mittel gedenken könnt, denn er ſpürte, das die Gemüther beederſeits zum hefftigſten verbittert weren, anfangs hätte Hoffnung des Friedens ſein mögen, aber dieweil es nunmehr zur Schlacht gelanget, ſowere alle Hoffnung auß.

Ich hab auch bey dem Herrn Valentino, vnd Biſchof von Lemonilen angehalten, die ſich erclärt, es würde dem König nicht angenehmb, ſondern vielmehr verkleinerlich ſein, wo ſich frembde Fürſten damit zwiſchen ihm vnd ſeinen Vnterthanen Friede gemacht, in die Handlung ſchlahen ſolten, Sie möchten aber Vorbitt thun, damit der König dem gantzen Reich vnd auch der Ritterſchaft zu gutem, ſo ſonſten zu Boden gehen würde, waß nachgeben ſollte, vff das nit, wan das ganze Reich verwüſtet, er allein den Namen eines Königs haben würde, ſolchs hetten die Teutſchen Fürſten, als Nachbarn, Freunde, vnd die Ihrer Mat vnd der Kron Frankreich alle

Wollfahrt gönneten, denſelben zu Gemüth zu führen nicht vnterlaſſen wollen, vnd dadurch mochte etwan zur Beilegung der Zwitracht ein Weg gefunden werden, aber dieſer Handel müſte zum fürderlichſten vnd vleiſſigſten fortgeſtellt werden, dann weil beide Theil zu Rüſtung weren, ſo begerten ſie nun mehr der Schlacht.

Als ich ſolchs außgerichtet, hab ich die Originalia, ſo ich mit mir genommen, nemlich des Königs Brief, welche er bey dem Linwolli vberſchickt hat, ſampt ſeiner Inſtruktion vnd des Herzogs von Alba Schreiben wiederumb gefordert, vnd e. F. G. überſchickt.

E. F. G.

Vntertheniger
Dhiener

Aurelius de Vergerijs.

Der König iſt faſt wol verſehen, vnd wirt der ſchwarzen Reutter Ankunft gewißlich nit erwarten, alſo daß ſie vielleicht zu ſpat kommen möchten, wie wol wir Zeitung haben, das ſie allenthalben faſt eilen, die Engliſchen ſollen ſich auch vnnutz machen, was nun in dem allen volge, gibt die Zeit zu erkennen, Actum 7. Decemb. auß Prußll ꝛc. 67.

Von Zeitung haben wir nit ſonders, weder das der von Arnberg vff 20. Paſſato gen Paris kommen, vnd mitler Zeit ſein Geſelliſchaft zu Poiſy gelaſſen, er iſt vom König, Königin, vnd ingemein von allen Herren, vnd vom Adell ganz herrlich vnd mit groſſen Freuden des gemeinen Volks zu Pariß empfangen worden, aber alsbald darauff wiederumb gen Poiſy zu ſeinen Leuten verrückt, vnd wie das Geſchrey geht, ſoll Condj vnd ſein Anhangk ſich vff Orliens begeben, Datum Antorff 6. Decemb. Ao 67.

So iſt vergangens Montags der Feldherr Pfalzgraff Johan Caſimir auch von Heidelbergk angeriten, nach Creitzennach, alda den 14. biß des Obriſten von Stigling 12. Fänlein ſollen ſchweren vnd gemuſtert werden.

Mann wil ſagen, es ſey nit vbrig Geld vorhanden, ſo ſeyen die Reutter in des Königs Namen geworben worden, alſo auch vngeſchworen vnd vngemuſtert gefuhrt, iſt vermuthlich nicht lang gut thun, ſondern eine Meuterei vnter ſie die Reutter kommen werde, Gott helff denn ihnen, an den ſie gerathen, es iſt mehr denn gewißlich, daß ein ſolche Anzahl, deren in 7000 Pferde, ohne mercklichen Schaden nicht zuhent werden mögen.

Heut auff den Abend ſollen Marggraf Philiben von Baden hieher kommen, vnd zuvor geſchriebenen Raiſigen rücken, Datum Speier den 11. Decemb. 67.

Der von Conde iſt nach Orlienß zogen, wird daſelbſt vmb ſeine Reuter auß dem Reich erwarten, darnach den König ſuchen.

Der Herzog von Nauers, des von Mantua Bruder liegt mit 12000 zu Fuß vnd 2000 Pferden von des Königs wegen vor Marken im Herzogthumb Burgundj; Actum Augſpurg 14. Decemb. 97.

Noch ſchreibt man von Anndorff, der König vnd Conde nur ein Meil von einander geweſt, wird geacht, ſchon geſchlagen haben, ehe die teutſchen reutter zu ihnen kommen, vnd ſoll gewiß ſeyn, des Condj Schwiger mit vier ſeiner Condj Kinder vnd 16 in 18 geladener . . . . mit Gold und Silber gefangen.

Neues anders iſt nichts, dan das Herzog Hannß Caſimir Pfalzgrafen itzt geworbene Reutter in ſtarkem Anzug ſein, nemblich der von Barbj mit 1500 Pferden, Dietz von Schonberg mit 1500 Pf. zu Oppenheim vnd Nerſtein, deßgleichen Chriſtoph von den Molſperg auch mit 1500 Pf. Wolff von Ring. So dann die vbrige Rittmeiſter, als nemlich Ditz von Roſenbach, Conrad Schonſtadt, Johann Preudt, Friedrich von Wallo, vnd ein Jeder mit 300 Pf. vf wehren, vnnd alle obgemelte Reutter in dieſer Wochen vber Rhein ſeczen, vnd ſich vmb Creutzennach ſamlen werden, iſt ein auserleſen Volk, nit waiß ich, wie die Anſchleg gerathen werden, der Muſter-Platz hat ſollen vmb Verdin ſein, aber nun gewendet.

Ditz von Schonberg hat von dem Rath zu Frankfurt ein Paß durch die Stadt erlangt, diſen Abend komt mir Zeitung, das noch im Kay. Mandaten gen Frankfurt kommen, das ſie da kein Kriegßvolk ſollen durchziehen laſſen, derwegen ſie Schonbergk den Paß wieder abgekunth, hab hiemit in der Nacht, deſſen Gewiſſhen zu haben, außgeſchickt.

Ferner iſt mir heutigs Tags von einem ſtattlichen vnd glaubhaften Mann zugeſchrieben, das verſchienenen Sambſtags dem Herrn von Berſtein, ſo itzt zu Coblenz, Geld von Metz ankommen, ſeine geworbenen Reutter, dem König in Frankreich zum beſten fortzuführen, mit welchem Johann von Reiffenberg mit einem Geſchwater Reutter fortzeugt, Datum vff Cronberg in groſſer Eil, den 1. Decemb. Ao. 67. Post ſcripta, Komt mir Zeitung, das die von Frankfurt auß angezeigten Vrſachen niemand durchlaſſen wollen, alſo ſo beſorg ich, die Schonbergiſche mein Ampt auch betreffen werden.

Lieber Vetter, ich hab durch Brieffs Zaiger Aurelio Bergerio verſtanden, den geneigten Willen, ſo Ihr zu vns vnd dem Frieden vnſerer Reich tragen thut, welches wir dann in der That allzeit bey Euch befunden, vnd geſpürth, auch ferner vns zu geſchehen verhoffen, mit mehrerm Vertrauen, alß ſonſt zu keinem andern Potentaten, dan Ihr auch zu jeder Zeit in allen Sachen zu Wohlfarth der Chron Frankreich befliſſen, vnd gebrauchen laſſen, welchs wir auch, es ſey in was weg es wolle, vnd Ihr bey vns zu begeren, vnabſchleglich wollen genieſſen laſſen, das ſollt Ihr vns glauben.

Vnſer Vnterthan, hat ſich vber vns, als ſeinem von Gott einigem vorgeſetzten Herrn vnd Obrigkeit, wider alle Billigkeit, in einen böſen Rath eingelaſſen, vnd ſich gantz rebelliſch mit Kriegßrüſtung gegen vns vffgelainet, vnter dem Schein, ſolchs der Religion halben geſchehen ſoll, vneracht ſie mehrmals von vns verwarnet worden, wider die Conſervienz nicht zu handlen, vnd auch noch in Zeit der fürgenohmen vnd rebelliſch angefangenen Empörung, vns allen Gnaden, vnd einen jeden bey ſeinem Gewiſſen in Religionsſachen bleiben zu laſſen, erboten, Solchs mögt Ihr zu vnſerer Entſchuldigung andern euern benachbarten Herrn vnd Fürſten vermelden, vnd halten einen jeden, inſonderheit Euch als Principaln des Verſtandes, in Bedenckung Euerer Vnterthan, ob ſolches zu verſtatten, vnd zu ſolchem böſen fürnehmen zuuerhelfen, jemands ſtatt habenn ſoll, ſonder vns vil mehr verſehen wollen, das die Fürſten Teutſchlands zuſammen thun werden, vnd ſolcher Vnbilligkeit helffen ſteuern, in ſonderlicher Zuuerſicht, die Fürſten Teutſchlands, die mit vns befreundet, vnd alle Zeit mit der Cron Frankreich in Verbuntnüß geweſt, werden vnſere erwieſenen Zuthaten nit entgegen handlen, dann wir begeren die gehabte Freundſchaft ferner zu erhalten, ſo lang wir leben, vnd Brieffs zaiger haben wir Befehl geben, euch aller Handlung entlichen zu berichten, mit Bitt, ihm als vns ſelbſt gentzlich glauben zu geben — hiemit lieber Vetter in Gottes gnädigen Schutz empfohlen. Datum Pariß den 16. Novembr. Anno ꝛc. 67.*)

Charles

De lambeſpine.

Vonn Pariß 26. vnd 28. Octobris Anno 67.

Der König hat in Pariß, ohne der Mytgenoſſen Zeugk, wenig recht Kriegsvolk, doch wartet er alle Stund ſtattlicher Hilff von vielen Orten her. Duca de Alba hat ihm zugeordnet 800. Pferde vnd 2000 Hiſpanier zu Fueß, die ſollen durch das Pikardj, vff Pariß ziehen, Aber der Printz hat ein ſtarken Zeugk dem entgegen geordnet. Pariß ſtehet in ſolchem Mangel vnd Hunger, das nit wol lang kan vnd mag anſtehen, man muß ſchlahen oder vffgeben, vnd die Parißer halten feſt an vmb Friede zu werben, Der Printz hat daruor 6000 Pferdt vnd vber 12000 zufueß; vß Normandj vnd andern Landen ſollen ihm zukommen 3000 Pferdt vnd 15000 zu Fueß, vß Britania 1500 Pferdt vnd ſoviel Fußvolk ꝛc. Ein Condiſcher Hauptmann Bugelff hat kurtz die Stadt Turß mit dem Sturm gewonnen, hat vil Bluts koſtet, Es iſt aber in Frankreich kein Stadt grimmiger wider das Evangelium bißher geſinnt, dann dieſe. Der Regent in Britannia Martingo, wolt gern dem König zuziehen, dieweil aber die Condiſchen drei Port innenhaben vnd die engliſchen Armada hoch auf dem Meer ſchwebt, darff er ſich nicht heraußlaſſen.

---

*) Hierauf folgt eine Zeitung aus Holland, welche die Berichte aus Frankreich unterbricht und deshalb am Schluſſe mitgetheilt werden ſoll.

Vonn Maſon den 4. Nouembr. ꝛc.

Ein edler vom Printzen von Condj iſt gen Maſon kommen, von dannen geeilet in Prouintza, das Volk, ſo ſich daſelbſt verſamlet mit einander dem Printzen zuzuziehen.

Vonn Genff den 10 Nouembr. ꝛc. 67.

Der Herr von Penſanet, der zu Maſon gelegen, iſt da dannen vſbrochen mit 800 Pferdt vnd 7000 zu Fuß, iſt kommen etwan 3 Meil von Maſon, für Stadt vnd Schloß Sant Johan, vnd als man zu beiderſeits da ſprach gehalten, hat ein Pfaff abgeſchoſſen vff den Herrn Pentzenot, da iſt der Sturm angangen, die Condiſchen haben Stadt vnd Schloß erobert, vnd darinnen den Zuſatz vnd die Pfaffen erſchlagen, darzu gewonnen 6. groſſe Stuck, 17. Veldgeſchutz, vnd 36 klein Geſchutz oder Ringeſtuck, auch viel Harniſch, das hat der Herr von Laſines Gubernator in Burgund dahin geordnet, dann er die 4000 Nuwer Mitgenoſſen belaiten ſollen, wie er den ſchon gerüſtet 1000 Pferd vnd 2000 zu Fuß, Aber gewiß iſt es, das dieſes Geſchutz vnd Rüſtung verloren iſt, itzunder ſagt man auch, das der nachgehenden Tagen der Herr von Taſſenes ſich ſelbſt mit den ſeinen obgemeldet hinzugethan habe, ſie aber von den Condiſchen geſchlagen worden, vnd ſein itzunde belagert in einer Veſten N. vnd ſo das Gered von dem geſchlagenen Taſanes wahr were, würden die 4000 Mitgenoſſen ſchwerlich hineinkommen. Vorda der Gubernator im Delphinat hat in 2000 Kriegsvolk dem König verſamblet, zu dieſem ſollen die Italiener kommen, wo die hinauß prechen wollen, werden wir bald horen, vnd zu Tamberj in Sophoj ſeind in die 24. Fendlen durchzogen, haben ungevehrlich 2000. Die führt einer von Mantua, Gantzaga, vnd dem König zuziehen, ettlich achten vff Leon vnd Vienne.

Für gewiß vnd erfahren haben wir, das dem Printzen zuziehen 6500 ſchwarzer Reutter, die führen Herzog Caſimiry, der junge Pfalzgraff vnd der Landgraff von Heſſen, mit denen ziehend 3000 Landsknecht, faſt Hackenſchutz, deren Obriſter iſt Marggraf Philipert. Der Biſchof von Reimes zeugt im Teutſchland bey dem Kaiſer vnd jedman den Printzen vnd die ſeinen zum höchſten zuuerklagen.

Zu Leon wird groſſes verwettet, es werde bald einen Frieden geben, dann Pariß mög ſich länger nicht enthalten, Gott geb einen guten Frieden Amen.

Vß Baſel den 17 Nouembr. 67.

Die Stadt Metz wird von einem Condiſchen Herrn geregirt, der hat bey ihme 9. Fenlen bracht, vnd zwo Meil von der Stadt 700 Raiſige, vnd 500 Hackenſchützen, die verhüten den Paß, damit kein Hilff denen in der Stadt zukomme.

In der Beſte ſind nit mehr denn 500 Mann, aber gar wol mit Geſchütz verwahrt, vnd daß dann die in der Stadt, ſie halten ſich zu beiden Theilen gantz ſtill, vnd warten zu beiden Theilen mehr Hilff.

Bei Metz iſt ein Teutſcher gefangen, welcher mit Briefen vom König vnd dem Cardinal von Lottringen, vßgeſchickt zu dem Herzog Auguſt zu Sachſen, Herzog von Zimern, auch den Biſchofen von Trier vnd Meinz, vmb Hilff zu werben, der wird gefenglich erhalten, biß vff weiter Beſchaidt.

Vnd als der König dem jungen Rheingrafen befohlen, Knecht anzunehmen, haben die von Metz dem Rheingrafen erboten, ſo er was wider die Euangeliſchen fürnehme, wollendt ſie ihm ſein Land Rouille in Lottringen gelegen verbrennen, vnd verheeren.

Schalon vff der Schambay. Jung von Guiſa und der Cardinal von Lottringen, nehmen Knecht an, haben ſchon 3 Fenli vnd 500 Pf. wollen als man achtet, die Feſte Metz ent . . .

Pariß iſt belagert vom Thor Santhonorj bis zu Sant Martinsthor, vnd liegt der Printz von Condj, die Herren Admiral, Andelot vnd Widame de Carlpers mit 25000 zu Fuß vnd 8000 zu Roß, darunter gar viel vom Adell zu Sant Donis, vnd erſtreckt ſich ihr Lager biß an die Vorſtadt Pariß, vnd haben ein Flecken gegen dem Waſſer Pleß ingenomen alſo das derſelben Seiten man nit mag vf Pariß zu kommen, vnd haben in dem Paß Pondergeele 2. Meil von Pariß gelegen. Der junge Printz von Nauarren hat mit 4000 ſtark viel Fürnehme mehr ſtatt in Gorſchgonien eingenommen.

In Langendock iſt der Herr Tereſet mit 12000 ſtark, vnd ſoll in kurtzem bey dem Printzen von Conde ankommen. Die Condiſchen haben Bälonger Orliens, ſampt der Beſte Satzung, Mondilor, Lumgon, Maſon, Vienna vnd andere vielmehr Stetten, vnd halten ſich allenthalben ſo ſtark an den Päſſen, das man hofft, es werde nicht leichtlich frembd Volk hineinkomen.

Es haben ſich bisher ettliche Herrn in Frankreich beyderſeits inngelegt, ainen Frieden zu machen, aber vergebens.

Gott layte es alles zu einem guten Endt.

Den 28. Septembris iſt die Empörung in Frankreich angangen, vnd als die Königin ſolchs innen worden, hat ſie die Schweitzer ſo in dem Schloß Tierj geweſt, vnd 10 Meil Wegs von Pariß gelegen, erfordern laſſen, mit denſelben iſt der König vnd ſein Hofgeſindt viervndzwantzig Stundt aneinander gen Paris gezogen, doſelbſt hat er die Schweitzer zuſamen gefordert, vnd ihnen durch eine tapſere vnd zierliche Rede gedankt, das ſie ſowol bei ihme gethan, vnd dadurch den Veindten die Schantz gefellet, das ſie ſich dazumahl nichts weitters hetten vnterſteen durfen, vnd ſie gebetten, das ſie inn der alten Treu vnd Verwantnuß beſtendig verharren wollten,

Darauf der Schweitzer Oberſter, Hauptmann Pluſer genant, geantwort, das er neben ſeinen bey ſich Habenden deß Königs auch den äuſſerſten Blutstropfen zu Wolfahrt vnd Nutz der Kön. Mit nicht ſparen wollt.

Dergleichen Rede hat der König zu den fürnehmbſten Herrn, vnd denen vom Adell gethan, Darauff der Coneſtabel gleiche antwort, wie von den Schweitzern geſcheen, auch gegeben, vnd das meer für ſein Perſon gemeldet, das ihme hochbekummerlich, das ſeine Ennicklein ſich in ſo beſchwerliche Verwurckung begeben, ſoviel aber ſeine Perſon vnd Vermugen belangt, were er berait, ſein großes Allter mit allen ſeinen Guetern vmb ſeines Herrn Königs Wolfahrt willen darzuſtrecken.

Zum Dritten hat der König die Burger zu Pariß gleichergeſtalt angeſprochen, von derſelben wegen der Oberſt zu Pariß gleichergeſtalt antwortt gegeben, vnd auß den Bürgern zu Pariß hat der König 5000 Mann genommen, auſſerhalb der 4000 Mann, welche dem König vff der Statt zu Pariß vncoſten dienen, von dannen hat der König Geſandte auß den furnembſten Herrn des Königreichs, als den Conneſtabel, Cantzler, Marſchalk ꝛc. vnd andere abgefertigt, welche den Printzen von Conde vnd ſeine Verwandten bewegen ſollten, das ſie das Kriegsweſen abſtellen wollten, vnterdeß hat der Herr von Andelot, des andern Tags vor Mitternacht ſechzehn Mühlen vor der Stadt anſtoſſen laſſen, welche nächtliche Brunnſt die gantze Stadt Pariß irre gemacht, dann darauß eine ſolche Forcht entſtanden, das man nicht gewuſt, waß darauß werden wollt, Es haben aber die Königl. Geſandten nichts außrichten mugen.

Der Printz von Conde hat begert, das er vnd andere, welche das Euangelium angenommen, mit rainem vnd freiem Wiſſen anheimbß ſicher wohnen möchten, ſolches hat der König zugelaſſen, ſie haben aber den bloſen Worten nit trauen wöllen, ſondern begert, der König wollte ſie deſſen genugſamb verſichern, damit ſie nicht, wann ſie von der Ruſtung abgeſtanden, anheimbß vmbgebracht wurden, ſolchem Begeren iſt auch gemainer Reichs Obligen von den vertreglichen Vfflagen vnd Zöllen, ſo neulich in Frankreich eingefuhrt, mit angehangkt worden, als ſie aber angeſprochen worden, was ſie für Verſicherung begehrten, haben ſie zu Antwortt gegeben, das nicht ihnen hierin Maß fürzuſchreiben, ſondern dem König gebürt genugſame Verſicherung zu thun, Dadurch nun der Handell biß vff den Abend Martinj vffgezogen, aber des Tags zuuor von dem Printzen von Conde etliche Grafen neben dem Herrn von Andelot mit dem groſſen Theil ſeines Heeres gen Dioniſſi geſchickt worden, Als man aber ſolchs innen worden, hat man auß Rath des Herrn von Omala, das Geſchütz, alles Fußvolk vnd Raiſigen, deren eine groſſe Anzahl geweſt, auß Pariß gefuhrt, vnd als man die Schlachtordnung gemacht, haben die Condiſchen, nachdem ſie ſich geförcht, ſie mochten zu Sant Dioniſj belagert werden, gleich wider ihren Willen zur Wehr geſtellt, vnd auß Verachtung des Geſchützes, welches doch wol verordnet geweſt, mit ſolcher Gewalt in den Veindt gerückt, das ſchier nicht zu glauben, mit waß Ernnſt vnd Freidigkeit ſie den Veindt angegriffen, Der Conneſtabel welcher die Hauffen Kriegsvolks in Ordnung pracht, als er vmb das Heer etwo mit 18 oder 20 Pferd ſeiner Leute geriten, iſt vaſt am erſten durch einen Schuß am Rucken verwundet, zum andern am Backen, zum

Dritten an der linken Hand, vnd zum vierten mit einem ſpitzigen Fauſthamer am Haupt verwundet. Drei Fahnen Raiſigen ſchwerer Rüſtung haben auß Forcht die Flucht geben, vnd eilends nach Pariß getrachtet, dergleichen haben auch 4000 Fußknecht von Pariß gethan. Die Herren Omalins vnd Namorkius haben ihr Hauffen zuſammen geſtoſſen, vnd die Schlacht verneuert, darauff mit groſſem Ernuſt zum hefftigſten geſtritten worden, alſo daß beyderſeits bis ihm 500 vnd mehr treffenliche Menner vmbkomen, vnd auch etliche gefangen. So ſagt man daß dem Printzen von Conde drei Pferde erſchoſſen, der Herr von Str. (deſſen Bruder auch gefangen) hat viel Wunden empfangen, vnd iſt daran zu Pariß geſtorben.

Vnd haben der König vnd Königin viel Vleiß fürwenden laſſen, damit er hett bey Leben erhalten werden, Vidame de amiens iſt auch vmbkommen, vnd dann auch viel vom Adell zum Theil todt blieben vnd zum Theil verwundet worden. Vnd wo nicht die Nacht die Schlacht verhindert, ſo wer es mit den Condiſchen außgeweſt, dann ſie den ſechſten Theil nicht ſo ſtark geweſt. Es iſt vaſt vmb 10 Uhr zu Nacht geweſt, als man das Geſchütz, welches den Condiſchen den gröſten Schaden gethan, widervmb heimbgeführt hat. Zu derſelben Zeit hat ſich ein gemainer Knecht vff die Wahlſtadt der Schlacht verfügt, damit er ein bruch holn mocht, vnd ſich begeben, das er ohn Gefahr den Conneſtabel gefunden, vnd als er denſelben plündern wollen, hat er vernohmen, das er ſich den Coneſtabel genannt, vnd ihne gebeten, ſolchs ſeinen Leuten anzuzeigen, damit er heimbgeführt wurde, welchs auch geſchehen iſt, vnd er nach zwein Tagen geſtorben. Welches Tode die Guiſiſchen, als ſie ſich itzo vernehmen laſſen, vor 25 Jahren gerne geſehen hätten. Volgenden Morgens ſind die Condiſchen an die Mauer von Pariß gerückt, vnd haben geſchrien, herauß, herauß, ihr Feldflüchtigen von Pariß. Am Freitag zu Mitternacht hat der Printz von Conde Sant Dioniſj verlaſſen und iſt gen Montereo gezogen, Viel haben dafür, das er ſeine Macht zuſammenbringen, zu den 8000 Caßkanieren, die zu Orlientz ankommen, ſtoſſen, vnd den Printzen von Guiſo angreiffen werden, welcher Printz den 9. Nouembr. mit 2000 Raiſigen vnd 4000 Fußvolk gen Troia kommen, doſelbſt er des Herrn von Tauanes wartet, dann derſelb hat auch 2000 Raiſige mit ihm pracht vnd hat den Printz von Conde einen großen Vorrath an Getraide hinter ihm gelaſſen, alſo das der von Pariß das gebacken Brot von dannen gen Pariß geführt, do ſonſten (gleichwol wenig Tag) groſſer Mangel an Getraide geweſt. Am Dienstag den xj Nouembr. Am Tag Martinj iſt das veſte Schloß Blandj, ſo gleich in der Mitt zwiſchen Troia vnd Pariß zwo Meil Wegs von Meluno gelegen, durch den Herrn pon Tertiala durch Liſt eingenommen, vnd des Printzen von Conde Schwiger vnd zween Sohn, doch auſſerhalb des älteſten gefangen, vnd fürder mit groſſer Anzahl Kriegsvolk gen Pariß geführt worden, welche Schwiger ein Marggräuin von Rotlina, den 29. Novembr. neben dem Herrn Cantzlar vmb Frieds willen zu dem Prinzen von Conde hat ziehen ſollen.

Volgenden Sontags den 16 Nouembr. hat der König ſein Raiſigen Zeug an ſchweren vnd leichten Pferdten, deren in die 5000 vnd mehr geweſt, gemuſtert, vnd iſt auch des Herrn von Martinga mit der groſſen Anzahl Raiſigen vnd Fußvolks auß Britania gewertig geweſt vnd ſobald derſelb kommen wird, iſt der König entſchloſſen, den Veind anzugreifen. Indeß hat er den Herrn von Omala mit 1500 Pferden, zum Printzen von Guiſa geſchickt, welcher Herr von Omala den 9. Novembr. zufrue zwiſchen 4. und 5. hore nach großen Tagreiſen in das Schloß Tierj kommen, vnd von dannen den Weg vff Bronj genohmen.

Denn Andern Novembr. vergangen iſt der Muſcouiter in eigner Perſon zu Therbt in Lieflanndt ankommen, mit viermalhundert tauſend Mannen, darunter hat er hundert tauſend Catten vnd Cereniſen, darzu hat er eine vnſegliche Argtoley auch allda anpringen laſſen, vnd ſein beide Stett Pige vnd Peſſel in großen Sorgen, Was die Poln vnd Littauen thun ſicht man woll, vmb Faßnacht mag man erfahren, wie weit diß Volk geſtraifft wirdt haben, Gott woll ſich des Jammers erbarmen, man ſagt auch, das er den gefangenen Herr Maiſter, deßgleichen allen Liflendiſchen gefangenen Adell vnd Bürger vonn Therbt bey ſich haben, dieſe Zeitung iſt von 10. Novemb. auß der Ranue hieherkommen, ſchriftlichen vnd mundtlich, wol mit 8 Schiffen nach einander, Gott erbarmß, Herman Pißping iſt noch zu Nanua, vnd er wart Beſchaidt, das er nach Iherbt meins Schreibens halben ſoll erfordert werden, das iſt Herr Caspar Eckerfeld auch, Was volgt, gibt Zeit. Der große Fürſt iſt 9. Meil Wegs von der Nanue fur vber gezogen, der Peſtlenz halben nit zu . . . kommen iſt.

Ich trag Sorg, der Gryßfürſt werde diß Jahr Littauen vnd Preuſſen mit dem Straiffen beſuchen. Nun ſieht man obs von Nöten iſt, das man den Fürſten beſuchen ſoll, oder nicht, Gott woll ſich des erbarmen in Ewigkeit,

Will man noch nicht fort, ſo wird man in bald weitter im Reich haben, in einem Jahr oder zweyen, Gott woll das ich lieg, aber es iſt ein Jammer davon zu hören, Hans Prendis ſagt mir Wunder, was ihm ſein Schwager ſchreibt, von dießem grauſamen Hauffen Volks, ſo man itzt ein Legation wolt an ihn ſchicken, konnte die Raiß bald vollendet werden, dann dort ligt nicht mehr als 50. Meil Wegs von Rigo, diß iſt ein kurze Raiß vnd wann die Röm. Kay. Mat gar kein Vrſach hette, an den Großfürſten zuſchicken, ſo ſolls doch geſchehen vmb deß willen, das Ihre Mat des Großfürſten Macht vnd Kriegsordnung ettlichermaſſen beſichtigen laſſen, etwan durch einen wolerfahrnen vnd bekannten Kriegsmann, Die Stadt Paſell hat 1000 Pauren in die Beſatzung eingenommen, dann ſie künden kein ander Volk bekommen, deßgleichen hat die Stadt Rigo auch gethan, Gott woll ſie beide erhalten, Man wird vmbs Neujahr Zeitung genug vernehmen, ſie ſein gleich gut oder bös, waß der Muſcouiter fürnehmen wirt. *)

---

*) [Die Moſcowiter-Kriege haben auch in der Tagesliteratur des 16. Jahrhunderts eine nicht unbedeutende Stelle gefunden: ſ. Weller im Serapeum: Nr. 185. 285. 353 (1577) 354 u. 350 (1574). 389 (1580). 400. u. 408 (1582). 441 (1584, Lied). 945 (1593). 557 (1596). Gödeke verzeichnet im Grundriß I, 271 u. 273 mehrere hierher gehörige Lieder.]

VIII.

Deutſches Schützenweſen der Vorzeit.

Mit Facſimile der Schießſtatt aus Tobias Stimmers Holzſchnitt:
Straßburger Armbruſtſchießen. 1576.

Einer der großartigſten und zugleich wohlthüendſten Lebensäußerungen unſerer Vorfahren, dem Schützenweſen der deutſchen Vorzeit, hat ſich das wiſſenſchaftliche, ja ſelbſt nur das beſchränktere antiquariſche Intereſſe noch recht wenig zugewandt. Dies könnte faſt befremdend erſcheinen, wenn es nicht Hand in Hand ginge mit der geringen Aufmerkſamkeit, welche man der Kulturhiſtorie überhaupt bis jetzt geſchenkt hat. Bezeichnend genug waren es die „Curioſitäten", welche zuerſt eine kleine Abhandlung über „die Vergnügungen des Stahl- und Armbruſt-Schießens" (Band 9, Seite 231—245) brachten,*), die recht lehrreich und leſenswerth iſt, zumal ſie auch literariſche und hiſtoriſche Nachweiſe bietet. Weitere Beiträge zur Geſchichte des deutſchen Schützenweſens wurden, meines Wiſſens nur in den beiden Bänden des deutſchen Muſeums und in Haupts Zeitſchrift gegeben. Es kamen in jenem drei Schützenbriefe, darunter ein geiſtlicher in lateiniſcher Sprache, zur vollſtändigen Mittheilung, berichtet wurde ferner über das Schützengeſellſchaften-Bündniß in Mittel- und Unterfranken, und zwei Schützenkleinode wurden beſchrieben und abgebildet. Im dritten Bande der Zeitſchrift gelangte H. H. Grobs Lobſpruch der Schützen (v. J. 1602) zum Abdrucke. — Ludwig Bechſteins Sammelneigung erſtreckte ſich auf dieſes Gebiet der Alterthumskunde, und es gelang ihm auch, eine kleine Collection von Schützenbriefen zuſammenzubringen, die im Folgenden beſchrieben und benutzt iſt. Dieſe Schützenbriefe befinden ſich (zuſammengefaltet) in chronologiſcher Reihenfolge zuſammengebunden, ihnen ſchließen ſich eine Anzahl Bildblätter (Durchzeichnungen mit der Feder, zum Theil illuminiert) an, welche nicht unwerth ſind, namhaft gemacht zu werden, wenn die Zeichnungen auch nicht ſo correct gefertigt ſind, daß ſie ſelbſt einmal als Vorlagen zur Copierung dienen könnten.

---

*) Ueber den Pritſchenmeiſter Ferber insbeſondere im 1. Bd. S. 46.

1) „Armbruſt aus dem Mittelalter, mit erhabener Elfenbeinverzierung."
2) [Schilde vom 11.—16. Jahrhundert]. — „In den älteſten Zeiten dienten bei Luſtſchießen die hölzernen, bemalten und zum Theil mit Leder überzogenen Schilde der Ritter als Zielſcheiben, daher erhielten noch im 15. Jahrh. die Scheiben Schildesform. Die runden Scheiben kamen ſpäter erſt auf." —
3) „St. Sebaſtian, Patron der Schützen, nach einem Holzſchnitt von Lucas Cranach."
4) St. Hubertus, Patron der Jäger, nach einem Gemälde der altdeutſchen Schule."
5) „Schütze im 12. Jahrhundert. (nach einem alten Handſchriftbilde.)"
6) „Schütze im 16. Jahrhundert, nach einem Holzſchnitt."
7) [Desgleichen.]
8) „Luſtſchießen im 15. Jahrhundert. (nach einem Holzſchnitt des Narrenſchiffs.)"
9) „Berittener Armbruſtſchütze im 16. Jahrhundert."
10) „Kaiſerlicher Gardeſchütz Karls V., in der Mitte des 16. Jahrhunderts, in römiſcher Tracht, nach einem Holzſchnitt."
11) „Schützenfahnenträger der Reichs-Stadt Ulm, im 16. Jahrhundert. (nach einer Handſchrift von 1556.)"
12) „Schütze gegen das Ende des 16. Jahrhunderts. (nach einem Holzſchnitt.)"

Auf dem Vorderblatte des Bandes befindet ſich die Bemerkung: „Es war eine Idee von mir, über das deutſche Schützenweſen von deſſen Anfängen an, etwas zu ſchreiben. Die Ausführung unterblieb, wie ſo manche andere. Das Material, welches hier geſammelt vorliegt, iſt aber gut." —

Erſt in jüngſter Zeit hat das deutſche Schützenweſen wieder eine aufmerkſame Betrachtung gefunden. Guſtav Freytag gibt in ſeinen neuen Bildern aus dem Leben des deutſchen Volkes (Leipzig 1862, 1. Band, Seite 116—161) unter dem Titel „der deutſche Bürger und ſeine Waffenfeſte" eine zuſammenfaſſende hiſtoriſche Schilderung der großen Freiſchießen, welche ſich durch reichen und ſachgemäßen Inhalt wie durch eine höchſt anſprechende Darſtellung in gleicher Weiſe auszeichnet. In der That iſt es überraſchend, wie der Verfaſſer bei dem ſchwer zugänglichen und zerſtreuten Materiale eine ſolch genaue Kenntniß der Einzelheiten ſich verſchaffen konnte. Erſchöpfend iſt die Darſtellung freilich nicht, einzelne Behauptungen mögen noch der Modification bedürfen, im Ganzen aber und trotz ihrer poeſiereichen und im beſten Sinne populären Form wird Freitags Schilderung künſtiger Forſchung und weiterer Ausführung zur Grundlage und zum Ausgangspunkte dienen müſſen. Daß in Zukunft für dieſes Gebiet der Sittengeſchichte noch mehr zu thun übrig bleibt, nachdem einmal dem Gegenſtande ſeine wiſſenſchaftliche Seite abgewonnen iſt, wird jeder Freund und Kenner unſeres Alterthumes zugeſtehen. Und nicht blos um der Erweiterung, ſondern auch um der Vertiefung unſerer Kenntniß willen. Denn wenn auch ſchon ſichere Ergebniſſe gewonnen ſind, ſo darf bei dem Mangel an Vorarbeiten doch das Einzelne, das rein Stoffliche nicht überſprungen werden. Freitag bezieht ſich wohl öfters in den Anmerkungen auf ſeine Quellen (auf die Curioſitäten niemals), ein gelehrter Apparat aber konnte ja bei der Tendenz ſeines ganzen Buches nicht geboten werden. In der Vorausſetzung alſo, daß auch die einzelne Erſcheinung als ſolche des Intereſſes gewiß iſt, mögen hier im Anſchluſſe an die erſten Bände des deutſchen Muſeums „Stofflieferungen“ für die Geſchichte des deutſchen Schützenweſens folgen, und falls dem Unternehmen die zu hoffende Beachtung und Theilnahme wirklich geſchenkt wird, ſcheint mir das deutſche Muſeum ganz das rechte Organ für fernere antiquariſche Mittheilung zu ſein.

Zunächſt ſei immer bibliographiſche Anzeige von Schützenbriefen unſere Sorge, damit wir gewiſſermaßen die Regeſten zu dem vorhandenen urkundlichen Materiale gewinnen. Der völlige Wiederabdruck wird ſich auch dann nur bei ſolchen verlohnen, welche hervorragend merkwürdig ſind. Von gereimten Schützenfeſt-Beſchreibungen der Pritſchenmeiſter[*]) gedenke ich künftig einzelne ganz oder in größerem Auszuge mittheilen zu können, und auch der Beihülfe der zeichnenden und bildenden Kunſt zur Verherrlichung der Feſte ſoll ebenfalls unſere Aufmerkſamkeit zugewendet bleiben.

---

[*]) Eine Anzahl verzeichnet Gödeke im Grundriſſe I, 293, 94.

1.

Eine Sammlung von Schützenbriefen.

1468 — 1592.

Die vorliegende Sammlung alter Schützenbriefe ſtammt zu größtem Theile aus Schleuſingen,*) einer ehemaligen Reſidenz der Fürſt-Grafen von Henneberg. Zwei dieſer Schützenbriefe (II und XIV) ſind ſchon durch Wiederabdruck bekannt geworden. Die ganze Sammlung auf dieſe Weiſe mitzutheilen, wird wegen der vielfach ſichtbaren Uebereinſtimmung in Inhalt und Form nicht nothwendig ſein, nur fünf der intereſſanteren Stücke ſchienen noch der vollſtändigen Wiedergabe werth. Ein bibliographiſches Verzeichniß mit Berückſichtigung des Inhaltes der ungedruckten Briefe dürfte genügen.**) — Mit Ausnahme zweier Manuſcripte, des 1. und 9. Stückes ſind ſämmtliche Briefe gedruckt und zwar einſeitig in Placatform.

I. Schützenbrief von Ulm 1468. Handſchrift. — „Dem wolgebornen herrn hern Jörgen Grauen zu Hennenberg . . . Embieten wir der Burgermeiſter vnd Rate Auch Schutzenmeiſter . . . der Stat Vlme — (Armbruſtſchießen) — Der geben iſt am Mittwoch In der heyligen Oſterwochen Anno dnj M°CCCC° lxviij° ꝛc.“ — 92 Zeilen, langes Folioformat, 3 Blätter zuſammengeſtoßen. Das Siegel fehlt, der Brief alſo nicht Original, ſondern eine der Abſchriften, wie ſie dem Hauptſchreiben (und ſpäter den geſiegelten Drucken) zum Zwecke der Vertheilung und zum Placatgebrauche in mehrfacher Anzahl beigegeben wurden. Auf der Rückſeite oben befindet ſich der Zirkel abgebildet, von dem es im Briefe heißt: „man wirt auch ſchiſſen jn einen zirckel als hierauß vff dieſzem brieff verzeichent iſt.“

---

*) In Schleuſingen befindet ſich auch das im 2. Bande des Muſeums (S. 297) beſchriebene und im Bilde mitgetheilte Schützenkleinod.

**) Eine Zuſammenſtellung der terminologiſchen Ausdrücke, welche für das Lexicon nicht ohne Gewinn ſein wird, gedenke ich ſpäter zu geben.

Dieſer Schützenbrief iſt aus verſchiedenen Rückſichten des vollſtändigen Abdruckes werth. Zunächſt iſt er der älteſte in deutſcher Sprache, der meines Wiſſens bekannt gemacht worden iſt, ſodann haben wir in ihm nicht allein ein Einladungsſchreiben, ſondern zugleich ein Bittgeſuch an einen Landesherrn, ſeinen Unterthanen die Betheiligung an dem bevorſtehenden Schießen zu geſtatten. Von Intereſſe iſt ferner die Anführung der für jene Zeit überaus zahlreichen und koſtbaren Preiſe, die ausführliche und umſtändliche Darlegung der Lotterie, das mit dem Schießen verbundene Wettrennen. — Der Abdruck geſchieht urkundlich mit Auflöſung der wenigen Abkürzungen. Der übliche geſchwungene Strich über dem Worte wird nicht als Vertreter des m und n berückſichtigt, wenn jenes die vollſtändige Form in der Niederſchrift ſchon gewährt. In den Fällen, in denen der Anfangsbuchſtabe die Mitte hält zwiſchen groß und klein, wird letzteres bevorzugt. Das ſz iſt deshalb geſetzt worden, weil ß noch nicht vollſtändig entwickelt iſt. z und cz wechſeln; auch hier iſt eine Mittelform häufig, für welche das einfache z gewählt wird. Die Punkte und e über dem w ſind gleichgültig.

II. Schützenbrief von Volkach 1523. — „Den Erſamen vnd weiſen Burgermeiſtern vnd Rath zu (ausgefüllt: „Meyningenn") . . . vnnd ſchißgeſellen der handtbuchſen . . . Entbieten Wir Schultehs Burgermeiſtere vnd raht der Stat Volckach — (Büchſenſchießen) — Geben vnnter der S[t]at Volckach . . . Inſigel Am montag noch miā dñi Anno. ꝛc. XXiij." — 17 Zeilen, Siegel abgefallen. Adreſſiert: „Meiningen." Darunter: „landtkleynott."

Gedruckt im deutſchen Muſeum 1, 279 nach dem Exemplare des hennebergiſchen alterthumsforſchenden Vereins.

III. Schützenbrief von Schleuſingen 1532. — „VNſere freundwillige dienſt zuuor, (leerer Raum bis zu Ende der erſten Seite) | aus gunſt . . . des . . . Herrn Wilhelms, Grauen vnnd Herren zu Hennenberg . . ., Haben wir Burgermeyſter . . . vnd Schiesgeſellen zu Schleuſingen — (Büchſenſchießen;*) beſter Gewinn: 10 fl.; 8 Schüſſe; Stand: fünffzig gerten; Einlage $^1/_2$ fl.; „Siebender" (Siebener, nicht

---

*) Die Ordnung in den kurzen Inhaltsangaben richtet ſich am beſten nach der Erwähnung im Briefe.

Neuner); geſchworne Schreyber, Zeyger, Ziler; Spiel „vmb Zyne, vnd Kandel vnd andere kleinot") — Des zu warer vrkund haben wir vnſer Secret Inſigel . . . drucken. Datum Montags nach Viti, nach Chriſti . . . geburt, Fünffzehundert vnd ym zwey vnd dreiſſigſten Jhare." — 39 Zeilen, kein Siegel. Auf der Ruckſeite ein Maß gezeichnet, darüber „Ein halbe Elen lang."

IV. Schützenbrief von Themar 1534. — „DEn Erſamen, vnd Weyſen, Schulthes, Dorffmeyſtern, vnd Heymrichen, zu (leerer Raum) Vnnd gemeynen Schützenn, . . . der Handtbüchſen doſelbſt . . . Entbieten wir Bürgermeyſter vnd Rath der Statt Themar . . . mit vergünſtigung des . . . Herrn Wylhelms Graffen vnd Herren zů Hennenberg. — (Büchſenſchießen „vmb das landtkleynat"; Sten vom zyl: Funffzig gerten; 2 Schüſſe; Nachſchießen; beſter Gewinn: 10 fl.; Einlage ½ fl.; 10 Schüſſe; Schreyber, Ziler; Neun Perſon.) — Geben vnder der Stat Themar außgedrucktem Inſigell, auff Donderſtag nach dem Sonntage Jubilate zů Lateyn genandt. Nach Chriſti . . . gebůrt Funffzehen Hundert, Vierundreyſſig Jaren." — 43 Zeilen, kein Siegel. Schoner Druck.

V. Schützenbrief von Schleuſingen 1541. — „AVß günſtigem bewilligen erlaubtnis vnd gnediges zulaſſen, Des . . . Herrn Wilhelm . . . zu Hennenberck, Wir Richter Burgemeyſter . . . vnnd Schießgeſellen zu Schleuſſingen, Entpieten den Erbaren . . ., vnd gemeinen Schießgeſellen der Büchſſen vnd Handtrhoren zu (ausgefüllt: „Meyningen") Vnſern — (Büchſenſchießen; drei *) Scheiben; 12 Schüſſe; beſter Gewinn: 12 fl.; Stand: 52 gerten; Einlage: 12 ſchneberger; Siebener; Ziler, Zeyger vnd Schreiber; Spielen „vmb allerley zynwerck, vnnd andere Kleynodt.") — Zu vrkund haben wir Richter . . . vnſer gewönlich Pitſchafft zu ende dieſer Schriefft auffgedruckt | Geben auff den Sonabent Nach Laurentij. Nach der geburt . . . vnd Seilgmachers. xxxxj." — 45 Zeilen, 4 Abſätze, Siegel abgefallen. Lettern ziemlich groß. Adreſſiert: „Meyning."

VI. Schützenbrief von Großengottern 1544. — „WJr Kleynothsmeyſter Schützen vnd Schiesgeſellen zu groſſen Guttern, Entbieten — (Armbruſtſchießen) — Vnd ander bey gewin mehr." — 42 Zeilen,

---

*) Wenn nicht die Zahl der Scheiben ausdrücklich erwähnt wird, handelt es ſich immer um zwei Scheiben, falls in dem Briefe davon die Rede iſt.

4 Abſätze, Siegel im Brief nicht erwähnt. Guter Druck. Unten in der Quere das Längenmaß ($^1/_2$ Elle) mit der Feder gezeichnet. Adreſſiert: „DEnn Erbarn vnd achtbarnn Cleinatsmeiſtern ſchutzen vnd ſchießgeſellen zu gotha vnſernn guthen frewnden.“ Darunter von anderer Hand: Schützenhoff Zu großen Guttern.

Dieſer Brief, von dem ſich eine Abſchrift im Nachlaſſe vorfand, verdient aus mehreren Gründen die vollſtändige Mittheilung. Zunächſt iſt es anziehend, daß überhaupt ein ſo kleiner Ort wie Großengottern (im Kreis Langenſalza) einen Schützenbrief erließ. Auch weicht derſelbe in der Form von den meiſten anderen dadurch ab, daß in ihm kein leerer Raum für die betreffende einzuladende Stadt ausgeſpart iſt, dann ſind die Preiſe für das Glücksſpiel überſichtlich der Reihe nach aufgeführt. Die ausgeſetzten Preiſe und Gewinnſte ſind von Intereſſe, weil ſie meiſt Dinge gewähren, die auf das praktiſche Bedürfniß gerichtet ſind, wie Tuche, Leder, Schleier u. dergl. Die Zahl der „Verordneten“ iſt nicht angegeben.

VII. **Schützenbrief** von Schleuſingen 1546. — „DEn Erbarn, … Bůrgermeiſtern, Rathe, ſambt kleinots vnd Schůtzenmeiſtern … der Armbroſt vnd Stehelin bogen zu (ausgefüllt: „Fladingenn“) Entbieten wir Bůrgermeiſtere … zu Schleuſingen, … aus gnediger bewilligung … Herrn Wilhelms … zu Hennenberg. — (Armbruſtſchießen; Siebener; Bolzenprobe: „loch, ſo vff dieſen Brieff geſtembt;“ ſitz vom Zweck: 140 Ellen; Schreiber, Zeiger, Zieler; beſter Gewinn: 30 fl.; Einlage: 1 fl.) — Des zu Vrkunt haben wir vnſer Secret Inſigl … thun vffdrucken. Der geben iſt, am Montag nach … Judica, Nach Chriſti … Geburt, funffzehenhundert, vnd im ſechs vnd viertzigſten jaren.“ — 40 Zeilen, Sigel wohl erhalten. Unten gleich nach der letzten Zeile über dem Sigel das Längenmaß ($^1/_2$ Elle) aufgedruckt; in der rechten Ecke darunter der Pergamentring. Auf der Rückſeite der Zirkel gezeichnet.

VIII. **Schützenbrief** von Landshut 1549. — „DEn Edlen, … Burgermaiſter … vnnd Schießgſelln beder geſchoß, Stahel, Armbſt vnd Půchſſen, (ausgefüllt: „Der Stat Schleiſing“) Embieten wir Bůrgermeiſter … vnd Schießgſelln der Stadt Lanndſhůt — (Armbruſt und Büchſenſchießen) — Geſchehen pfintztags den ſechſten Junij

Anno ꝛc. X Lviiij. — 59 Zeilen, 2 Abſätze; großes Folioformat, dabei ziemlich breit; zwei Bogen zuſammen geſtoßen. Das Siegel wohl erhalten. Gleich nach der letzten Zeile über dem Siegel das Längenmaß in einem dicken Striche aufgedruckt, darüber „Das viertl der Eln.“ Links neben dem Siegel der Zirkel gedruckt mit ſchwarzem Mittelpunkt. Rechts iſt der Glückshafen abgebildet und durch Schablone illuminiert: großer Topf in bräunlicher Farbe, darauf das Wappen von Landshut, grüne Eiſenhütte mit rothen Bändern; aus dem Topfe ſchauen ſieben kleine rothe Fahnen mit gelben Stielen hervor, 3 nach rechts und 4 nach links geneigt. Unter dem Siegel, etwas nach rechts befindet ſich der Pergamentring. Der ganze Brief iſt umgeben mit einer im Renaiſſance-Stil gehaltenen und nicht geſchmackloſen Holzſchnittbordure, grün und gelb mit Schablone illuminiert.

Dieſer Brief iſt unter allen typographiſch am ſchönſten ausgeſtattet. Er wird vollſtändig mitgetheilt, weil er der älteſte iſt, in dem zugleich zu einem Armbruſt- und Büchſenſchießen eingeladen wird. Die Preiſe und Gewinnſte ſind natürlich hoher als die der kleinen Orte, doch für eine Stadt wie Landshut nicht gerade beträchtlich. Auch in ſprachlicher Beziehung bietet der Brief manches intereſſante.

Im Abdrucke wird das häufige ů durch ú erſetzt, und a und o mit Circumflex durch â und ô.

IX. Schützenbrief von Meiningen 1549. Hdſchr. — „Wir Jheronimus Marſchalg Amptman ꝛc. Schultheis Burgermeinſtere vnd Rathe der Statt Meyningen, Entbiten den Erbarn . . . Richter . . . vnd ſchießgeſellen der handbůchſen der Statt Schleuſingen vnſernn — (Büchſenſchießen; Bewilligung des Grafen Wilhelm zu Henneberg; beſter Gewinn: 12 fl.; Einlage: 12 ſchneberger; Siebener; 12 Schüſſe, Stand: 52 gertten; ſchreyber, ziler.) — Zu vrkundt hab Ich vorgenenter Amptman mein rinck pitſchier vnd wir Schultheis . . . der Statt Meyning Inſigill wiſſentlich hieran druckenn laſſenn Datum Dinſtags nach Exaltationis C[r]ucis Anno ꝛc. Jme xlviiij.“ — 59 Zeilen auf 2⅓ Seiten, beide Siegel wohl erhalten. (Längenmaß nicht äußerlich angegeben.) Adreſſiert: „Schleuſingen.“

X. Schützenbrief von Schleuſingen 1556. — „DEN Erbaren . . . Burgermeiſtern . . . vnd Schiesgeſellen der Handbůchſſen oder Handroer, zu (leerer Raum) Entbitten Wir Richter, . . . zu Schleuſingen — (Büchſenſchießen; Bewilligung der Grafen Wilhelm und Georg Ernſt zu Henneberg; drei Scheiben; Siebener; 15 Schüſſe; beſter Gewinn: 30 fl.; Stand: 52 Gerten; Einlage: 1 fl.; Schreiber, Zeiger, Zieler; Ritterſchuß, beſter Gewinn: 2 fl.; Einlage 12 Pfennig; Spielen „vmb zihne Kandel vnd andere Kleinot") — des zu warer Vrkund, Haben wir vnſer Stadt Secret Inſiegel . . . laſſen auffdrucken, der geben iſt am Dienſtag nach Bartholomei . . ., Nach Chriſti . . . Geburt, Fünffzehen hundert vnd im ſechsvndfünffzigſten Jare." — 45 Zeilen, 6 Abſätze, Siegel nicht vorhanden.

XI. Schützenbrief von Schmalkalden 1558. — „Den Geſtrengen Edlen, . . . Amptmannen, Schoſſern, Verwaltern, Vögten, Rentmeiſtern, Schulteyſen Burgermeiſtern, vnd Rathmannen. (leerer Raum) Auch Eleinots oder Schüzenmeiſtern vnd gemeinen Schiesgeſellen, des geſchos der Armbruſt vnd Stälinbogen, . . . Entbieten wir, dieſer zeyt deren . . . Fürſten vnnd Herren, Herrn Philipſen, Landgrauen zu Heſſen, . . . Vnd Hern Wilhelms, . . . zu Hennenberg . . . verordnete Amptleute, mit namen Veltin von Baumbach vnd Johan Steitz, Auch wir Bürgermäiſter . . . der Stat Schmalkalden, — (Armbruſtſchießen; Verwilligung der beiden Landesfürſten; ſtand vnd weite vom wahl vnd blat: 130 Schmalk. Ellen; Zirkelblatt mit drei großen und einem kleinen Zirkel; 24 Schüſſe; Schreiber; Siebener; erſte Gabe oder Gewinn: 20 fl.; Einlage: 1 fl.; kurzweilige Spiel.) — Des zu vrkund haben wir die Amptleute, auch Burgermeiſter . . ., vnſer angeborne vnd gewönlich, auch der Stat Inſigel wiſſentlich hieran getruckt, Geben am erſten tage des Monats Septembris. Nach Chriſti . . . geburt, Fünffzehenhundert vnd jn dem Achtvndfünffzigſten Jare." — 51 (beziehungsweiſe 55) Zeilen. Die drei Siegel nicht vorhanden. Nach der letzten Zeile das Längenmaß (½ Elle) aufgedruckt, darüber „Die Halbe Eln." Unter dem Strich noch 3 Zeilen: „Hierbeneben wirdt man auch allerley angeuerliche kurtzweilige Spiel mit der kugel, vmb das Hostuch, Barchent vnd anders auch ſonſt vmb allerley Zynwergk, vnd dergleichen Kleinot vnd wahr, jn zimlichem gelde auffgeſetzt, angericht befinden, wollen wir auch hiemit freundlicher meinung vermeldet haben." Unten in der rechten Ecke befindet ſich der Pergamentring.

Dieſer Brief zeichnet ſich dadurch vor den bisherigen aus, daß es Amtleute ſind, von denen zunächſt die Einladung ausgeht. Darum weicht auch die Begrüßung im Anfange von der üblichen Weiſe ab, daß vor dem Rathe und den Schützen Amtleute, Schoſſer, Verwalter u. ſ. w. genannt ſind. Schmalkalden war damals unter heſſiſcher und hennebergiſcher Herrſchaft, weshalb es der Erlaubniß zweier Landesherren bedurfte. — In der Form iſt in dieſem Briefe ungewöhnlich, daß die Erwähnung der Glücksſpiele als Nachtrag nach der Datierung folgt und das Längenmaß nicht am Schluſſe aufgedruckt iſt.

XII. Schützenbrief von **Halle** 1560. — VNſer freundtlich dienſt zuuorn: (ausgefüllt: „Erſame Weyſe beſondere gunſtige freunde", bis zu Ende der Zeile) Auff des . . . Herrn Sigißmundi Ertzbiſchoffs zu Magdeburg . . . zulaſſen, haben wir — (Armbruſt- und Büchſenſchießen) — Datum Halle Dienſtags nach Laurentj, Anno, etc. Lx. | Rathmanne Meiſtere der | Innunge vnnd gemeinheit | der Stadt Halle." — 40 Zeilen, Unterſchr. 3 Zeilen. Das Längenmaß (½ Elle) iſt nicht wie bei allen andern Briefen unten der Breite nach angegeben, ſondern befindet ſich auf dem linken Rande der Länge nach aufgedruckt.

Unten nach der letzten Seite und ungefähr in der Mitte des Blattes iſt der Zirkel ohne Mittelpunkt ebenfalls gedruckt. Rechts davon befindet ſich die Unterſchrift und noch weiter rechts nach unten der Pergamentring. Das außen aufgedruckte Siegel iſt abgefallen. Adreſſiert: „Den Erſamen Weyſen Burgermeiſtern vnd Rathe der Stadt Schleuſingen vnſern guthenn freunden." Darüber von anderer Hand: „Schützenbrief von hall In Sachſſen vber ein Armbruſt vnd Büchſenſchieſſen Ao c 1560." — Auf der inneren Seite des Briefes links unten befindet ſich die handſchriftliche Notiz: „Jhn dieſem Schüzenbrief wirdet keiner einlage gedacht. Weder vffs Armbruſt noch buchſenſchüzen, was ein Jder einlegen ſolle."

Hauptſächlich der abweichenden Form wegen iſt dieſer Schützenbrief der vollſtändigen Mittheilung werth erachtet worden. Intereſſant iſt die Erwähnung der zu jedem Schuſſe umlaufenden und bis zu vier ſchlagenden Uhr. Die Preiſe ſind ziemlich hoch, auch ſind ſie nach Thalern und nicht nach Gulden ausgeſetzt. Für das Büchſenſchießen iſt die hohe Zahl von vier Scheiben beſtimmt. „In ſprachlicher Hinſicht gewahren wir in dieſem Briefe eine gewiſſe moderne Faſſung, man merkt den Einfluß der ſächſiſchen Verordnungen.

XIII. Schützenbrief von Neuſtadt a/S 1568. — „Allen vnd jeden Schützenmeiſtern ... der Handt oder Zilbüchſen zu (leerer Raum) Entbieten wir Bürgermeiſter ... vnd Schießgeſellen, zur Newſtatt vnter Saltzburgk, im Stifft Würtzburgk gelegen — (Büchſenſchießen um das Landkleinod; Verwilligung des Biſchofs Friedrich zu Würzburg; Neuner; Entfernung: 50 Gerten; Nachſchießen; Entfernung 54 Gerten; beſter Gewinn: 20 fl.; Einlage: 1 fl.; Schreiber, Ziler; Ritterſchuß: 1 Goldkrone.) — Vnd haben des zu vrkundt wir ... Burgermeiſter ... vnſer gemeiner Statt Newſtatt Secret Inſigel endts dieſer Schrifft vffgedruckt, Geben den 12. Auguſti Anno 1568." — 50 Zeilen; die $12\frac{3}{4}$ letzten Zeilen mit kleiner Schrift gedruckt; kein Siegel. Außen geſchrieben: „Copien des Auſſchreibens derer von der Neuſtatt vmb das landkleynott Anno ꝛc. 68."

Vgl. zu dieſem Brief „das Schützen-Geſellſchaften-Bündniß in Mittel- und Unterfranken", deutſches Muſeum 2, 295, u. Freitag, neue Bilder 1, 158.

XIV. Schützenbrief von Meiningen 1579. — „Allen vnnd jeden Schützenmeiſtern ... der Hand oder Zielpüchſen zu (leerer Raum) Entpieten wir Schultheis ... vn̄ Schieſsgeſellen zu Meyningen, — (Büchſenſchießen) — Des zu Vhrkundt haben wir ... Schultheis, ... vnſer vnd gemeiner Stadt Meyningen Secret Inſiegel, ..., auffdrucken laſſen. Geben den 18. Julij, Anno Domini 1579." — 50 Zeilen, 2 Abſätze; Siegel wohl erhalten.

Gedruckt im deutſchen Muſeum 1, 281 nach unſerem Exemplare.

XV. Schützenbrief von Eisfeld 1579. — „DEnn Fürſichtigen ... Burgemeiſtern vnd Rath zu (ausgefullt: Schleisinge) Auch Kleinodtsmeiſtern ..., doſelbſten ... Entbieten wir Bürgemeiſter ... zu Eißfeldt, — (Büchſenſchießen; Erlaubniß der Fürſtlich Sächſiſchen Regierung zu Coburg; Siebener; Hauptgewinn: 20 fl.; 12 Schüſſe; drei Scheiben; Stand: 320 Ellen weit; Einlage: 1 fl.; Schreiber, Ziehler; Ritterſchuß: „Hämel mit einer Barchenten deck;" Freier Kugel- und Spielplatz.) — Zu vrkundt mit Vnſerm Stadt Secret beſiegelt.

Geben den 9. Auguti. Anno, 79." — 40 Zeilen, 7 Abſätze; Siegel abgefallen. Das Längenmaß (½ Elle) ungefähr einen Zoll nach der letzten Zeile aufgedruckt. Adreſſiert: „Schleuſſingen Schuzenbrief von Eiſſeldt No ꝛc. 79."

XVI. Schützenbrief von Schleuſingen (1581). — „DEN Achtbaren, ... Byrgermeiſtern ... vnd ſchiſsgeſellen, der Handbüchſen oder Handrhor zu (leerer Raum) Entbieten wir Richter, ... vnd ſchiſsgeſellen ..., der Stadt Schleuſingen, — (Büchſenſchießen; Bewilligung des Grafen Georg Ernſt zu Henneberg; Siebener; 1. Gewinn: 16 fl., 2. Gewinn: 9 fl.; Einlage: 1 fl.; 12 Schüſſe; drei Scheiben; Stand: 50 Gerten; Spielplatz und Kugelleich.) — Zu vhrkundt mit vnſerm des Rhats vnd gemeiner ſtadt Secret bekrefftiget. | Geben (leerer Raum, undatiert, doch geht aus der Zeitbeſtimmung „Sontag vor Mathei, welcher iſt der 17. tag des Monadts Septembris" das Jahr 1581 hervor)." — 40 (reſp. 41) Zeilen, 5 Abſätze, Siegel wohl erhalten.

XVII. Schützenbrief von Gernsheim a/Rh. 1592. — „DEn Ehrenhafften, ... Schuldtheiſſen, ... vnd Schießgeſellen der Statt (ausgefüllt: „Mennigen (d. h. Meiningen), Suhla, Schleuſigen") Entbeut ich Hans Keim, Bürger ... der Statt Gernßheim, — (Büchſenſchießen) — Deſſen alles zu ... Vrkund, hab ich ... den Junckhern Hans Friderich Moßbach von Lindenfels, ... gebeten, ..., daß S. V. jr angeborn Inſigel ... auffgedruckt, ... alles ... damit zu bekräfftigen, ſo geben iſt auff S. Jörgen tag, nach Chriſti ... Geburt tauſendt fünffhundert vnd im zwey vnd neuntzigſten Jar." — 57 Zeilen, breites Folioformat. Rechts zwiſchen der 29. und 42. Zeile befindet ſich die Glücksſcheibe abgebildet. In der Fortſetzung der letzten Zeile das Längenmaß (½ Elle) aufgedruckt. Siegel wohl erhalten. Das Papier nicht geleimt.

Abgeſehen von dem Umſtande, daß dieſer Brief der jüngſte der vorliegenden iſt, verdient er in verſchiedener Hinſicht die völlige Wiedergabe. Waren in dem Schmalkalder Briefe (Nr. XI) zwei Perſonen als Unternehmer des Feſtes an die Spitze geſtellt, ſo war das Unternehmen doch kein privates, ſie handelten als Amtleute, als officielle Perſonen; hier aber iſt es ein Privatmann, von dem die Einladung ausgeht; er nennt ſich nur Bürger von Gernsheim, erwähnt keinen Rath, keine Schießgeſellen, in deren Auftrag er handele, ſondern hat nur die Erlaubniß ſeines Junkers pflichtſchuldigſt angemerkt. Intereſſant iſt die Erwähnung und Abbildung der Glücksſcheibe. Die Preiſe und Gewinnſte ſind für ein Privatſchießen ſehr hoch. Zu beachten iſt die von dem Unternehmer ausgeſprochene Bitte, man möge ſeine Briefe, die ſomit in mehrfacher Anzahl an die einzelnen Städte verſandt wurden, an die Rathhäuſer oder Pforten anſchlagen.

2.

Schützenbrief der Stadt Ulm.

1468.

(Nr. 1 der Sammlung.)

Dem wolgebornen herrn hern Jorgen Grauen zu Hennenberg vnnſerm gnedigen hern Embieten wir der Burgermeiſter vnd Rate Auch Schutzenmeiſter vnd Schyſzgeſellen gemeynicklich der armbroſt ſchutzen der Stat vlme vnſer willig vntertenig dinſt zuuor vnd fugen ewern gnaden zuwiſſenn das wir die hienach geſchriben abenthewr vnd Cleynat auſz geben vnd darümbe ſchiſſen laſzen wollen auff Sontag nechſt nach ſand Johans tag des heyligen tauffers zu nacht hie zu vlme an der herberg zu ſein vnd zu morgens am montag ſolch ſchiſſen an zu heben vnd ſchüſz thun ſo vil vnd man dan thun mag Nemlich zum Erſten ein Silbrein vergulte Schewr für fünfftzig gulden vnd dreiſſig gulden darjnn Item ein Silbrein vergulten kopff für fünffundviertzig gulden vnd funffvnddreyſzig gulden darjnn Item Sechſz Silbrein becher in ein ander verdeckt vff einem fuſz für vierczig gulden vnd zweinczig gulden darjnn Item funff Silbrein becher jn ein ander verdeck[t] auff einem füſz für fünffvnddreiſſig gulden vnd funffczehen gülden darjnn Item vier Silbrein becher jn einander verdeckt vff einem fuſz für dreiſzig gulden vnd zehen gülden darjnn Item vier Silbrein becher jn einander für fünffvndczweinczig gulden vnd eylff gulden darjnn Item vier Silbrein becher jn ein ander für achczehen gülden vnd Newn gulden darjnn Item einen verdeckten Silbrein becher vff einem fuſz für achczehen gulden vnd ſiben gülden darjnn Item einen verdeckten Silbrein becher vff einem fuſz für Sechczehen gulden vnd funff gulden darjnn Item einen verdeckten Silbrein becher vff einem fuſz für virczehen gulden vnd vier gulden darjnn Item drey Silbrein becher jn einander für zweiff gulden vnd vier gulden darjnn Item czwen Silbrein becher fur zehen gülden vnd vier gulden darjnn Item czwen Silbrein becher für newn gülden vnd vier gulden darjnn Item zwen Silbrein becher für acht gulden vnd. vier gulden darjnn Item czwen Silbrein becher für acht gulden vnd drey gulden darjnn Item ein Silbrein ſchaln für ſiben gulden vnd drey gulden darjnn Item ein Silbrein Schal fur ſechſz gülden vnd drey gülden darjnn Item einen ſilbrein becher für fünff gülden vnd drey gulden darjnn Item einen becher für vier gulden vnd drey gulden darjnn ꝛc. Item ein ſilbrein Schal für vier gulden vnd zwen gulden darjnn Item ein Schal für drey gulden vnd czwen gulden darjnn Item ein ſchal für drey gülden vnd ein gulden darjnn Item ein ſchal für dritthalben gulden vnd ein gulden darjnn Item ein ſchal fur zwen gülden vnd ein gulden darjnn Item einen gulden Ring für ein gulden vnd ein gulden dabey Item vnd mer ein ſilbrein ſchal für zwen gulden vnd ein gulden darjnn den ſchůtzen die vmbe die obgnanten abenthewr nit zu ſtechen kument Item ein gulden Ring fur ein gulden vnd ein gulden dabey den gemeynen ſchiſzgeſellen darůmb zu lauffen vnd an dem allen geben wir der Burgermeyſter vnd Rate zwey hundert vnd ein gülden frey zu vor auſz beuor, vnd das ander gemeyn Schyſzgeſellen nach gleicher anczal zu beczalen, vnd ein yglich armbroſt wirt ein pfunt haller jn den Toppel legen Man wirt auch ſolch ſchiſſen an heben am morgen ſo die glocke Sibne ſchlecht vnd zunacht vff horen wen die glocke vire ſchlecht vnd der ſytz zu ſolichem ſchiſſenn wirt der ſchnůr ſo wir ewern gnaden hiemit ſchicken Sechczehen lang, vnd man wirt auch ſchiſſen jn einen zirckel als hierauſz vff diſzem brieff verzeichent iſt vnd wer den zirckel berüret behelt einen nahnen*), vnd man wirt thun virczig ſchüſz vnd wenn die virczig ſchüſz auſz geen ſo ſol der Toppel auch ein end haben, vnd darnach von yeder Stat ein ſchiſzgeſelle auſzgeſchoſſenn werden die ſullen die ſchüſz der nahnen abzihen vnd yelichem von dem Toppel geben ſo vil vnd im gepürt biſz das der Toppel gar auſz geet an alles generde, Es ſol auch ein yglicher einen geſchriben polcz ſchiſſenn mit vnnſers ſchreybers hantgeſchrifft, vnd welcher einen andern polcz ſchiſſenn wolt der ſol den vor geſchriben polcz brengen das man den Namen abethu, vnd auch ſchiſſen auffgerecht mit freyem ſwebendem arme vnd abgetrenten wammas örmel, das die ſewl der achſzeln vnd der ſchüſzel der pruſt nit rüre, Vnd auch vff freyem ſtul an onleynen gantz an alle geferliche vorteyl Welcher das nit thet, oder zwen polcz eyns ſchuß ſchüſſe der wer den andern ſchiſzgeſellen ſeinem ſchuſzczewg verfallen vnd ſtünd darnach zu ſtraffen nach gemeyner geſellen erkentniſz, Vnd welcher mit dem armbroſt die meyſten ſchüſz gewynnet, dem gibt man die beſten abenthewr, Vnd darnach ye dem beſten vnd meyſten die beſten abenthewr biſz ſolch abenthewr alle auſz geſchoſſen werden Item Welcher aber die abenthewr, nicht wolt, Wollen wir im das gelt dafür geben Auch wirt man ſchiſſen in ein vnuerſerte reybende zilſtat, Wir wollen auch von vnnſerm Rate czwen Erber man zu dem geſwornen czyler geben die meniglich bey dem czyl gleich vnd gemeyn ſind, yelichem ſein gepürlich recht zu geben an alles geferde Auch wollen wir vff donerſtag nach ſand Johanns tag ſünbenden ſchirſtkomende für vns ſelbſt auſzgeben ein Rot lampardiſch tuch als bey funffvnddreyſzig gülden, Eyn armbroſt für drey gülden vnd ein ſwert für eynen gülden, vnd der lawſſenden pfarrit darümbe zu lawſſen den gewönlichen Rennweg bey vnns hierjnn Mit dem vnterſchend das yelich lauffent pfarrit einen Reiniſchen gulden geben ſol. Welchs der ſelben lawſſenden pfarrit nach rechten anlauffen das erſt vber das zil iſt ſo deshalb gemacht wirt hierein kompt ſol das lampardiſch tuch, das ander ſo herein kömpt das armbroſt, Das dritt das ſwert gewonnen haben vnd welchſz das letzſt vnter den gemelten lawſſendenden pferden herein kömpt ſol die ſaw haben vnd her ein in die Stat füren Vnd ſollen die ſelben lawſſenden pferde vff den obgnanten donerſtag ſo die glock ſechſze ſlecht vor mittag vff dem weg ſein hin auſz zu zyhen Auch wollen wir auſzgeben Sybenzehen abenthewr auſz dem hafen oder putten Nemlich des erſten ein Silbrein verdeckten becher vff einem fuſz für einvnddreyſzig gülden Item einen ſilbrein verdeckten becher vff einem fuſz für ſechſz vndezweinczig gulden Item vier Silbrein becher für ſechezehen gulden Item zwen Silbrein becher fur zwelff gülden Item zwen ſilbrein becher fur czehen gülden Item czwen Silbrein becher fur Newn gülden Item ein Silbren ſchal für acht gülden Item ein ſchal fur ſyben gülden Item ein ſchal fur ſechſz gülden Item einen Silbren becher für funff gülden. Item ein becher fur vier gulden, Item ein ſchal für vierdhalben gülden, Item ein Silbrein ſchal für dritthalben gülden Item ein ſchal fur zwen gulden Item ein Ring fur anderthalben gülden Item einen Ring für einen gülden, Item dem erſten der auſz der putten kömpt einen gulden. Item dem letſtzen der auſz der putten kömpt auch ein gulden Vnd man wirt eins yglichen Namen an ein zedeln laſzen ſchreyben wie er gnant iſt, vnd als dick einer einen Namen ſchreibt als offt ſol er einen behemiſch geben vnd mag einer eynen namen ſchreiben als offt er wil, Doch geb alweg eynen behemiſche vnd mag dar ein ſchreyben frawen vnd man vnd kind Jung oder alt ſie ſein ferr oder nahent, doch ein yeder der für eynen namen ein legt der wirt ſein namen auch darzu ſchreyben laſſen das man wiſz wer für jn ein gelegt habt. vnd ſol alſo die abenthewr mit dem ſchiſſen (vnd mit dem ſchiſſen) mit ein ander auſzgeen vngeferlich, So wirt man auch die geſchriben zetteln alle jn ein putten thun, vnd wie vil der geſchriben zetteln ſind, ſo vil vngeſchribner zetteln wirt man thun vff die andern ſeyten in ein putten vnd auſz den vngeſchriben zetteln wirt man jn einen Sybenzehenden zettel dar an wirt man ſchreiben die abenthewr vnd wirt die vorder vnter die vngeſchriben zettel miſchen vnd den die putten beſchliſſen vnd einen zwiſchen die pütten ſetzen Vnd da nit me dan alweg einen zettel auſz yglicher putten nemen eyns griffs vnd wen er ein abenthewr begreifft vnder den vngeſchriben zetteln wes*) namen er dan begreyfft vff dyſzer ſeyten vnter den geſchriben zetteln der hat den die ſelben abenthewr gewonnen Vnd alſo hinfür biſz das die abenthewr gar herauß komen Auch wollen wir zwen erber man von vnnſerm Rate zu den putten geben damit das meniglich gleichs vnd pillichs widerfare, Was im das lons gibt das jm das auch getrewlichen werde Es ſol alles vngeferlich gehandelt vnd volfürt werden Vnd ob ſich aynicherley czwytracht oder jrrung jn ſolichem allem begebe, ſo ſol es hye bey vns an weytter erſüchung auſzgetragen werden. Hirümbe ſo bitt wir ewer gnade mit vleyſzs ewer gnaden ſchützen vnd ſchyſzgeſellen zu ſolchem vnnſerm ſchyſſen vnd kurczweylen vmb vnnſern willenn gütlichen auſz zufertigen vnd her zu vnns ſenden Auch von vnſern wegen andern ewern gnaden vmbſeſzen vnd guten freünden ſolchs zuwiſſenn thun laſzen, ſye zu erſüchen mit den ewern zu ſolcher kurtzweil vnd abenthewr zu komen vnd freüntlich mit vnns zuſchiſſenn Es ſullen auch dieſelben ſchutzen vnd ſchiſzgeſellen vnd alle vnd yglich ander ſo zu den gemelten kürtzweylen vnd ſchiſzen her zu vns komen die zeit vnd das wert hie vnd wider von vnns zu zyhen ſicherheyt vnd gleyt haben für vnns die vnnſern vnd allermeniglichs von vnnſern wegen der wir mechtig ſind alles auff rechtlich vnd vngeferlich Doch jn ſolch gleyt hin dan geſetzt vnd auſzgenommen die Achte, Auch vnnſer gnedige herrn fürſten vnd hern vnd Stete mit den wir jn verſchiebner eynigung begriffen ſind auch hin dan geſetzt die den dan diſze Stat vlme verſagt vnd verbotten iſt Zu vrkund diſzer ding haben wir vnnſerer Stat Secret jnſigel thun drucken jnnwendig bey end diſzer ſchrifft dits briefs Der geben iſt am Mittwoch jn der heyligen Oſterwochen Anno domini M°CCCC° lxviij° ꝛc.

---

*) Es kann nur „Fahne“ gemeint ſein; die Rechtſchreibung nahnen, was beinahe ausſieht wie nahen, iſt für jene Zeit allerdings ungewöhnlich.

---

*) Text: was.

3.

* Schützenbrief von Großengottern.

1544.

(Nr. VI der Sammlung.)

Wir Kleynothsmeyſter Schützen vnd Schiesgeſellen zu groſſen Guttern, Entbieten euch ehrnueſten geſtrengen, Erbaren vnd vorſichtigen, denen die diſe vnſere ſchrifft gezeygt wird, vnſere fleyswillige freuntliche vnnd gehörige Dienſte zuuor, hiermit zu wiſſen, das wir vormittelſt Göttlicher hülff, mit gunſt wiſſen vnd willen, des edlen, ehrnueſten vnd geſtrengen Hanſen von Ebeleyben Amptman zu Saltza vñ Tomaſdrucken etc. vnſers günſtigen Herrn, Auff ſchirſtkomenden Sontag nach Viti, eine freundliche geſelſchafft mit den Armbruſten vnd ſtehelen Bogen zu halten willens, Alſo es ſollen geſchehn xvj. kleine ſchöſſe vnnd vj. rumpel ſchöſſe, auff eine vnuerſerte drehwandt, wie hernach volget. Erſtlich iiij. kleine ſchöſſe, xij. nahe einem yeden iij. Schneberger, Darnach ein Rumpelſchoſs, xx. nahe einem yeden viij. Schneberger, Demnach aber iiij. kleine ſchöſſe, xij. nahe einem yeden iij. Schneberger, Darnach ein Rumpelſchoſs, xx. nahe einem ein zynen Halbſtübichens kann vor xiiij. ſchneberger, Demnach aber iiij. kleine ſchöſſe, xij. nahe einem yeden iij. ſchneberger, Darnach ein rumpelſchoſs, xx. nahe einem yeden ein halben Thaler groſchen, Demnach ober iiij. kleine ſchöſſe, xij. nahe einem yeden iij. ſchneberger, Darnach ein rumpelſchoſs, xx. nahe einem yeden ein Lündiſch hoſen tuch vor ein gülden. Der Standt vom Wahle ſol ſein ein hundert vnd xv. ellen, welcher lenge die helfft hier vnten vorzeichent befunden, Vnd es ſol ein yeder Schütze mit beſchriebnem vnd abgeſchliffenem Boltzen, one allen gefarlichen vortheyl wie ſchieſſens gewonheyt vnd guter geſelſchaft gebrauch zum nagel ſchieſſen. Zu ſolchem ſchieſſen wöllen wir dem der die meyſten ende gewint, einen Thaler groſchen frey zuuor geben. Welcher Schütze ein Hoſen tuch gewint, ſol er mit eine ſchneberger löſen, desgleichen eine kan mit vj. pfenning damit man ſchreiber vnnd zyler beſolden mag, auch ſol dis ſchieſſen mit rath der Schützen geminnert vnd gemehrt werde, was jrthumb vorfallen, ſol durch die verordenten gütlich beygethan werden, Es ſol auch einem yeden Schützen vmb zymlich geld herberge vnd koſt beſtalt werden.

Hirneben wirdt man auch mit der Boſskugel vmb Lündiſche vnd Leydiſch tuch, Parchen, Zynwerck vnd Senſen allerley wahr, geſelſchafft halten vnd auff dem Spilplatz befinden. Derhalben ſo iſt an einen yeden nach ſtandes erheyſſunge, vnſer dinſtlich vnd freundtlich bitt, jr wöllet ſampt eweren Schützen vnd ſchiesgeſellen vns ſolche ehrliche geſellſchafft auff beſtimpte zeyt, frölich helffen leyſten vñ auff den Suntag zeytlich vmb acht vhr vor mittage bey vns erſcheinen, Das wöllen wir vns freundlich verſehen vnd widerumb in allem guten gerne verdienen. Datum Dinſtags in Pfingſten, Anno 1544.

So jr auch nachbaur vnnd euch Schützen vnd ſchießgeſellen wüſtet, den wöllet ſolches vormelden das wöllen wir auch vordienen.

Auff dem Kugel leych iſt der Gewin.
vij. Ellen Lündiſch tuch zu einem rock, Das erſte.
j. Stübichens kann vor ein Thaler.
j. Lündiſch hoſen tuch vor ein Thaler.
j. Hembd vor ein Thaler.
j. Halbſtübichens kann vor xiiij. ſchneberger.
j. Gros Becken vor ein Thaler.
vj. Ellen Parchen vor ein Thaler.
j. Hut mit federn vor ein Thaler.
j. Par Leder zu hoſen vor xvj. ſchneberger.
j. Giſsner hoſen tuch vor ein halben Thaler.
j. Becken oder kann vor vij. ſchneberger.
j. Schleyer vor ein Gülden.
Vnd ander bey gewin mehr.

4.

Schützenbrief der Stadt Landshut.

1549.

(Nr. VIII der Sammlung.)

DEn Edlen, Fürſichtigen, Erſamen Vnnd Weiſen Burgermaiſter vnd Rath, auch Schützenmaiſtern vnnd Schießgſelln beder geſchoß, Stahel, Armbſt vnd Püchſen, Embieten wir Bürgermaiſter vnd Rate, Auch Schützmaiſter vnd Schießgſelln der Stadt Lanndſhüt, vnnſer willig vnd freüntlich dienſt, Jedem der gepür zeuor, vnd füegen euch hiemit zůuernemen. Das wir mit des Dürchleichtigen Hochgebornen Fürſten vnd Herrn, herrn Wilhelmen pfaltzgraůen bey Rein, Hertzogen Jn Obern vnd Nidern Bayrn, ꝛc. Vnſers gnedigen herrn vnd Landßfürſten, gnedigem wiſſen vnd willen, von, kurtzweil, merer freündtſchafft, auch etlicher freünden wegen, zway gmaine ſchieſſen zehalten, Ainß mit dem Armbſt oder Stahel, Das ander mit den Zillpůchſſen fürgenomen vnd gemacht haben, Alſo das die Armbſt oder Stahelſchitzen An ſannt Michaels tag des heiligen Ertzengls, der do iſt, der Neůn vnnd, zwaintzigiſt Sebtembris, zenachts an der herberg zeſein, vnd die půchſſenſchützen des Sontags, nach franciſci, das iſt der ſechſt Octobris, alhie zu Landſhůt an der herberg zeſein, Vnd montags nägſt darnach frůer tags zeit, ſo die glockhen achte ſchlecht, Jeder ſchütz zů angezaigter zeit An Verordnuter zilſtat zůerſcheinen Aůs gemainem haůffen Neiner zůerwelen, Drey von den vnſern Vnd ſechs von den frembden, ſo des ſchieſſens bericht erfarn vnd geůbt ſein, alle Irrůng vnnd fürfallend geprechen, das ſchieſſen betreffend, macht haben zůentſchaiden, Vnnd was durch die ſelben hingelegt vnnd entſchieden wirdet, bey dem ſol menigklich vngewaigert, bleiben, Vnd wan nůn die Neůner erwelt ſein ſol ain Jeder ſchütz des Armbſt oder ſtahels ſeinen poltz beſchreiben, Ain yeder ſchütz der puchſen ſein pichſen beſchaůen vnd zaichen laſſen doch die geſchraufften puchſen ſoln nit zugelaſſen noch bezaichnet werden volgendts alſdan gelöſt werden, welche verzaichnus durch die ſchreiber zum ſchieſſen verordent, beſchehen darnach das ſchieſſen, angefangen vnd ſouil man denſelben tag erraichen mag, zethůn auch die nachuolgenden tåg, albeg am morgen, vmb die Acht ſtund widerumb angeſchoſſen werden, biß auff die viert vr, Solang ſich ſolich ſchieſſen erſtreckt, Vnd ſollen auff der Armbſt vnd ſtahel zilſtat XXiiij ſchuß, Vnd auff der půchſen zilſtat Xviij ſchuß gethan werden, Vnd des Armbſt oder ſtahel ſchieſſen weitte, iſt LXXXXvj Landſhůter elln, dero leng aůff diſem brieff ain viertl ellen vnden geriſſen, es ſol auch khain gröſſer poltz geſchoſſen werden, er mög dan důrch das loch ſo auch auff diſem brieue auffgeſtembt iſt, In ainen vnuerſerten freyen vmbgeenden pachen oder pruch. Auch zu ainem zirckl des weytte hieůnden verzaichnet worden, Der půchſſenſchützen weitte zuſchieſſen iſt. CCLX obgemelter landſhuter elln, in drey ſchwebend ſcheiben, Vom nagl ain elln, in der ſcheiben hallten, vnd zu fürdrung diſes ſchieſſens, wirt ein vrlein an verordenter Armbſt zilſtat auffgericht ſein, wo ainer, oder mer nach aufleuttung derſelben vr Ainen ſchůß thet, vnd treff der ſol ime für khain ſchuß gellten, noch gerechnet werden. Dergeleichen, Welchen puchſſen ſchützen ſein půchſen verſagt die ſol er auſſerhalb des ſtandts nindert abſchieſſen, ſonder ſo er am ſtand, zum drittenmal, angeſchlagen vnd abgetragen, er hab fewr gehabt oder nit, dem ſol der ſchuß auch nit zugelaſſen, vnd an Widerrede verloren haben, Dan bayde ſchieſſen auff gleicher eben, gehalden werten, . Vnd ſol khain ander poltz, er ſey dan, wie vor angezaigt mit der ſchreiber, zum ſchieſſen geſetzt, Aigner hand verzaichnet vnd beſchriben, bey verlierung des ſchuß nit gepraucht noch geſchoſſen werden, Eing Jeder ſchütz beder zillſtett, ſo auch redlich vnd one allen, geůerlichen vortl, wie ſchieſſens recht vnd prauch iſt, ſchieſſen, Die püchſſenſchutzen, ſollen auch mit ſchwebenden Arm, abgetrenten wammas erbeln, nit mit gefüeterten, noch gefüderten küglen, one ſchnuer, Riemb, Grieff, zintpfanen, auch der ſchafft, die achſel nit berueren, ain ſchlechts abſehen, mit ainem löchlein, oder offnen gemainem ſchränklen, gantz ongeuerde, Jre ſchuß frey verrichten. Welcher Stahel Armbſt oder puchſenſchütz, mit geuerlichem vortl betreten, der ſol ſein ſchießzeug verwörcht, Vnd darzu in der Neůner ſtraffe *) gefallen, Zu dem ſein auch, Auff beede zilſtett glaůbwirdig, Erbar perſonen verordent, die allain poltz, ziehen vnd meſſen, vnd ſonſt niemandts, doch etlich von den Neunern, dar bey ſein vnd zuſehen, damit ainem ieden, gleichs im meſſen, im ſchreiben, vnd ſonſt allenthalben wider far, die auch mit gelůbden, vnd pflichten beladen werden. Vnd zu ſolichem ſchieſſen haben wir Bürgermaiſter vnd Rath, von gemainer Stat Landſhut wegen, on angeſehen, es khomen vil oder wenig ſchützen auff beede zilſtet. Nemblich auff ain iede beſonder, Füffzig guldin an patzen oder ander gueten müntz, Je Funffzehen patzen für ainen ieden guldn gerechnet, frey beuor, zugeben bewilliget. Die auch als die erſte vnd peſt gab, onůerendert ſein vnd bleiben ſol. Vnd nach dem man pflegt, wie dan die gewonhait iſt, das die ſchützen weitter gab, oder gewinnat, zemachen furnemen, Gelt zuſamen legen, ſo ſol doch ain ſchütz in demſelben, nit mer dan Xvj patzen, zu leggelt auffs högſt vnter ainſten einlegen, Als dan nach rath vnd guetbedunken der erwelten Neůner, vmb ſolich eingelegt Gelt, kleinat, oder gewinnat zemachen, vnd welcher ſchütz ain gewinnat erlangt, der ſol vom guldin heraußzugeben ſchuldig ſein Drey Kreitzer. Item welcher, ſchütz von ſchieſſens wegen herkhombt, vnd khuntlich der weiteſt, von haimbt iſt, dem ſoll zuſteen ain fanen, mit ij guldin Vnd nach dem die ploſſen ſtähelbögen durch

---

*) Text: ſtraffe.

prechen etwan ſchaden thun, ſol kainer zuſchieſſen zugelaſſen, er werde dan in ainer hulffter geſpant, oder mit ainem tradt oder zopf vberzogen vnd verſorgt. Welcher ſtahel, oder Armbſt ſchütz, den zirckl, im pachen mit ſeinem poltz berurt, der hat ain ſchuß. Dergleichen, welcher puchſenſchutz die ſcheiben trifft der hat auch ain ſchuß, Vnd die Armbſt, auch die ſtahelſchutzen, Welcher in den XXiiij ſchiſſen die maiſten hat, der gewint das pöſt. Dergleichen die püchſenſchitzen, der vnter den Xviij ſchiſſen, die maiſten ſchüß, hat auch das pöſt gewinnat erlangt, Aber die nachuolgenden ſchutzen, haben zu gleichen, wie der brauch. Weitter ſol man in einem iedem viertl, auffs wenigſt ain Ritterſchuß nach der verordenter Neůner beratſchlagung vnd guetbedunken machen. Item dartzu wil man halten auff beden zillſtetten, Ainer ieden beſonder, ainen prützſan, mit ſambt ij guldin fur ainen Fünffzehen patzen, Alſo welcher ſchütz auff baiden Zilſteten, im halben ſchieſſen khainen ſchüß erlangt, der ſol nach ſchieſſens gepraůch geprütſcht werden, vnd vmb den prutſchſan, ſamb angezaigten zwen gulden ainen ſchuß, durch die ſelben, die prutſchenswirdig, vnd verdient haben, beſchehen. Wer alſdan den nächſten ſchuß zum nagl, vnd die puchſenſchützen zum ſchwartzen der ſcheiben gethan, der ſol den ſelben prütſchſan, ſambt den zwaien gulden erlangt haben. . Vnd ob es ſich begebe, das ainem ſchützen ſein ſtahel, oder Armbſtpogen vberrück, oder die Seül, in der mitte, der nuß pronnen, oder anderer ortten aufgieng, zerpräch, demſelben ſollen drey ſchuß, aber dem die ſennen, Nuß oder Kögl zerpräch, nit mer, dan zwen ſchuß eintzütailn zugelaſſen, doch das ſolich mängl durch die Neuner beſichtiget, vnnd entſchayden werden Aber Winden, windfäden Pöltz für gebrechen nit geacht ſein, vnd damit ſich khainer on redlich, Ehafft vrſachen, nach ſchuß zubekhomen vleiß, ſo ſollen, vmb furdrung willen, alle nach vnd ſaumb ſchuß in andern Viertln von denen, die ſy zethun haben, beſchehen, Auf geſchaiden vnſer gnedigiſt, vnd gnedig herrn Cürfurſten, vnd furſten, auch die Neuner, die Ires geſchäffts halben, von gemainer ſchützen wegen, verſeumben, mögen dieſelben, wie ſich gepürt, auf iren ſtulen ſchieſſen,

¶ Wir haben auch zu dieſem verordent vnd fürgenomen, ainen haſen, mit nachuolgunden gewinnaten, Alſo das die erſt zetl, ſo aus dem hafen khumbt oder genomen wirdet ij gulden. Der am maiſten einlegt, ij gulden, Nachmal das erſt vnd das pöſt XXv. gulden, Das ander XXij. gulden, Das dritt XjX. gulden, Das viert Xvj. gulden, Das funfft Xiij. gulden, Das ſechſt X. gulden, Das ſibend viij. gulden, Das Acht vj. gulden, Das Neündt iiij. gulden, Das zehent iij. gulden, Das ailfft ij. gulden, Das letzt j. gulden, vnd für ainen ieden gulden Fünffzehen patzen, oder ander guetter muntz, wer alſdan in ſolchen hafen zulegen lúſt, der mag alweg auf ain zetl ain kreützer legen, Dagegen ſol deſſelben namen vnd warauf er eingelegt hat, mit vleis verzaichnet werden,. Wir wöllen auch ainem yeden, ſo der hafen auß iſt, als vngeuerlich auf das erſt beſchehen ſol, ſein gewinnat zu handen verordnen, vnd haimſchicken,

Hierauf iſt an euch vnſer fruntlich vnd vleiſſig biten, ir wellet vns zugefallen, zu ſolichem yedem obangezaigtem ſchieſſen khomen, vnd die von merer khuntſchafft. vnd eerlicher khúrtzweil wegen, mit vns vnd andern guetwillig vnd fruntlich helffen verbringen, auch ſoliches eúrn verwanten vmbſáſſen verkhunden, vnd zewiſſen machen, wie wir vns dan, des peſten vertrauens bey euch getröſten, Wir wöllen auch das vmb euch in ſolichem vnd anderm allzeit willig ſein zúuerdienen Des zu vrkhúnd haben wir 'gemainer ſtat Landſhut klainer ſecret Inſigl offenlich hiefür gedruckt, Geſchehen pfintztags den ſechſten Júnij Anno ꝛc. XXviiij

(L. S.)

5.

Schützenbrief der Stadt Halle.

1560.

(Nr. XII der Sammlung.)

VNſer freundtlich dienſt zuuorn:
Auff des Hochwirdigſten Durchlauchtigſten Hochgebornen Fürſten vnd Herrn, Herrn Sigißmundi Ertzbiſchoffs zu Magdeburg, Primaten in Germanien, Adminiſtratorn des Stiffts Halberſtadt, Marggrauen zu Brandenburgk etc. vnſers gnedigſten Herrn, gnedigſt gefallen vnnd

zulaſſen, haben wir zu auffrichtung freundtlicher, ehrlicher, vnd Nachbarlicher zuſammenkunfft, auch zu erhaltung Erbarer Geſelſchaft, freundtſchafft vnd ergetzligkeit, ein frey gemein Geſellenſchieſſen, mit dem Armbroſt zu einem Circkelblat, des gröſſe hierunten neben dem loche da die Boltz durch fallen ſöllen zubefinden, inn eine vnuorſehrte zielſtadt, hundert fünff vnd zwentzig ellen weit, der maß hierbey die halbe elle, mit einem ſchwartzen ſtriemen verzeichnet, von der Zielſtadt zuſitzen, auff den Sonnabendt nach Mauricij, welcher iſt der acht vnd zwentzigſt tag Septembris, ſchierſt alhier zu Halle zuhalten. Desgleichen nach gehaltenem Armbroſtſchieſſen, welchs vnter drey oder vier tagen, nicht wol volendet werden kan, alßdann auch mit Zielroren, zu vier ſchwebenden Scheiben, der groſſe, oder runde im Circkel vom Nagel, ein Elle, vnd ein viertel, Vnd die weite vom Stande biß an die Scheibe, dreyhundert vnd dreyſſig Ellen, bey gezeichnets maſſes ſein ſoll, vorgenomen. Vnd zu der Armbroſtſchützen ſchieſſen, ſol der beſte gewin ſein, zwey hundert gute gantze Taler, Aber zu dem Büchſenſchieſſen, ſechtzig Taler, obberürter wehrung, vor den beſten gewinn zuuoraus verordent, vnd gegeben werden. Die andern gewin aber, auff beyde ſolche Schieſſen, ſollen von der Einlage, mit vnſer dazu verordenten, vnd der Siebener Rath, auffs gleichſt gemacht, Vnnd zum Armbroſtſchieſſen, dreyſſig, Vnd zum Büchſenſchieſſen ſechtzehen Schöſſe geſcheen, Auch die Zielwende dermaſſen zugericht werden, das kein Schütze auff den andern verzuglich warten dörffe, Vnd welcher Schütze alßdann in bemeltem Schieſſen, die meiſten Circkel mit dem Armbroſt, oder Scheiben ſchüſſe mit der zielbüchſe, da man bley erkent, vnd die Erde nicht berüret hat, erhelt, Der ſoll das beſte wie oben vermelt, damit gewinnen, Der ander hernach das ander, Vnd alſo fortan, biß zu ende der gewin, nach erſtreckunge der Einlage. Es ſoll auch inn beiden ſolchen Schieſſen, ein jeder Schütz, mit ſchwebenden armen, ohn alle geſehrliche Vortheil, Vnd die Büchſenſchützen mit abgetrenten Ermeln ſchieſſen, Vnd die Armbroſtſchützen ſollen auff einem freyen ſtuel, oder Schemmel ohne anlehnen ſitzen, Vnd keinen andern Boltzen ſchieſſen, dann der geſpitzt, vnd zuuor durch vnſern verordenten Schreiber, mit des Schützen namen beſchrieben ſey. Hiebey wollen wir zurichten laſſen eine Vhr, oder Seiger, der zu jedem ſchus vmblauffen, Vnd eins, zwey, drey, vier, ſchlagen ſoll, Welcher Schütz ſich dan ſeumen, vnd erſt nach vmblauffung, oder vier ſchlegen des Seigers, ſchieſſen würde, dem ſoll ſolcher Schuß nicht zugeſchrieben werden. Die Büchſenſchützen ſollen vor allen dingen jhre zielrohr, vnſere darzu verordente Herrn vnd Siebener, ſo offt als es jhnen gelegen, geladen oder vngeladen, jeder zeit beſehen, vnd beſichtigen laſſen, Vnnd keine Büchſe ſoll alſo gefaſt ſein, das ſie auff der Achſeln anrůre. Es ſollen auch holnetige, oder inwendig reiffſicht, geſchraubet, oder gewundene rohr, auch anſchlege mit eingrieffen nicht zugelaſſen, Sondern alleine runde kugeln geſchoſſen. Deßgleichen zwo kugeln aus einem rore, lenglicht, ſchwentzicht vnd gefidderte kugeln ſollen auf dieſem Schieſſen nicht geſchoſſen noch zuſchieſſen geſtattet werden. Welchem Schützen auch ſeine Büchſe dreymal am ſtande verſagt, der ſoll ſeines Schoſſes verlůſtig ſein. Die ſcheibe oder kulter darin man ſich ins hauptſchieſſen vergleichen wirdt, ſoll auff gantzem ſtande geſatzt werden. Man iſt auch einem jeden Schützen nach altem gebrauch vnd herkomen, vnſerer hierzuverordenten, Vnd der Siebener erkendnus, die gleichheit vnd billigkeit zuuorfügen, Vnd wider faren zulaſſen erbötig. Hierauff iſt vnſer freundtlich bitte. Jhr wöllet zu ſolcher vorgenomener kurtzweil ewere Armbroſtſchützen, auff den Freytag nach Mauricij, welcher iſt der Sieben vnd zwentzigſte Septembris Vnd die Büchſenſchützen auff den Dienſtag nach Michaelis, den erſten tag Octobris ſchierſt gegen abendt, bey vns zu Halle einzukomen verordenen, damit man volgendes tages auff den Sonnabent nach Mauricij den Achtvnzwentzigſten Septembris frůe vor mittage, mit der Einlage der Armbroſtſchützen, vnnd anderer vorbereitunge fertig werden, Vnd noch deſſelben tags etliche Schüſſe thun könne. Vnd alſo volgends, mit vnſern, auch andern Schützen, ſo wir hierzu beſchrieben vnd erſcheinen werden, ſolche kurtzweil anfahen, vnd das Schieſſen, wie oben erzelt, gantz aus. thun, vnd vollenden helffen. Das ſind wir freundtlich zuuordienen willigk. Datum Halle Dienſtags nach Laurentij, Anno, etc. Lx.

Rathmanne Meiſtere der
Innunge vnnd gemeinheit
der Stadt Halle.

6.

Schützenbrief des Bürgers Hans Keim zu Gernsheim.

1592.

(Nr. XVII der Sammlung.)

DEn Ehrenhafften, Fürſichtigen, Achtbaren vnnd Wolweiſen Herren Schuldtheiſſen, Burgermeiſtern vnd Rath, auch Schützenmeiſter vnd Schießgeſellen, der Statt   Entbeut ich Hans Keim, Bürger vnd Eynwohner der Statt Gernßheim, am Rhein gelegen, mein bereit willige vnd freundtliche Dienſt, auch geneigten willen vnd alles guts jedem nach gebür beuor, vnd gib E. E. F. W. vnd G. dienſtlich vnd freundtlich guter wolmeynung zuvernemmen, daß mit deß Edlen vnd Veſten, Junckherr Hans Friderichs Moßbach von Lindenfels, Chur fürſtlichen Meintziſchen Rath vnd Amptmann daſelbſten zu Gernßheim am Rhein, meines günſtigen gebietenden lieben Junckherrn, günſtiger erlaubnuß vnd bewilligung, zwar fürnemlich zu pflantzung, mehrung vnd erhaltung nachbarlicher einigung vnd guter Geſellſchafft, auch zum theil künſtlicher, redlicher vnd löblicher vbung willen, ein auffrichtig, ehrlich, gemein, frey Geſellenſchieſſen, mit der Zielbüchſen allhie zu Gernßheim, am Rhein gelegen, auff ſchirſtkünfftigen ſiben zehenden Sontag nach Trinitatis, den 17. Monatstag Septembris, alten Calenders, dieſes jetztlauffenden zwey vnd neuntzigſten Jars, vermittels Göttlicher hülff vnd gnaden, zu halten entſchloſſen vnd vorgenommen, Alſo vñ nachfolgender geſtalt, daß alle diejenigen Schützen, welche dieſem Schieſſen beyzuwohnen beliebet, auff ermeldten Sontag nach Mittag, vmb ein vhrn, zu obgemelter Statt Gernßheim ankommen, vnd alsdann auff dem darzu verordneten Schießplan daſelbſt erſcheinen ſollen, daſelbſt auß gemeiner zuſammenkommender Schießgeſellſchafft Siebner zu wehlen, deren zween von den Schützen allhie zu Gernßheim, vn fünff von den Frembden ankomenden, ſo deß Schieſſens gnugſam bericht, erfahren vnd geübt ſeyn, zu erwehlen, vnd nicht darum geſpielt oder geloſt werden ſol, welchen Siebnern denn alle gewalt ſol auffgetragen werden, alle Gebrechen vnd Irrthumen, ſo ſich in dieſem Schieſſen zutragen, vnd daſſelb belangen möchten, zu erörtern, vn on männiglichs widerred oder verweigerung, darinnen zu ſchlieſſen vnd zu beſcheiden, bei deroſelbigen beſcheid es auch bewenden vn bleiben ſol. Vnd ſollen bey dieſem Schieſſen alle geſchraubte, geriſſene, gezogene, oder hiebevor verbottene, oder ſonſten vngebräuchliche Büchſen, gäntzlich verbotten, vnd keins wegs zugelaſſen noch paſſiert werden, oder auch nit mit geſpaltenen oder geſchliffenen, gefütterten Kugeln ſchieſſen, dann da einer oder mehr ſolcher oder dergleichen gefährlichen Kunſt vnd Vortheil gebrauchen würde, derſelbig ſol gantz vnnd gar zumal zum ſchieſſen nicht zugelaſſen, ſondern da einer oder mehr betretten, ſeines Schieſzeugs verluſtig, darzu nach erkanntnuß der Siebner, geſtrafft werden ſol. Dann in dieſem Schieſſen ſol ein jeder Schütz ohn betrügliche hülff mit abgegürter Wehr, außgezogenem Wammes, oder abgetrennten Wammes Ermel, auch mit ſchwebenden Armen, ſeinen Schuſſz ſelbſt vollbringen, wie dann ſolches Zielſchieſſens Recht vnd gewohnheit iſt, ohn gefahr. Vnd es ſollen auch zuvor, vnd ehe ſich das Schieſſen anfahet, die Büchſen beſichtiget, geſtempfft, alsdan geloſt, vnd von dem darzubeſtellten Schreiber (wo fern ſie für gut vnd zuläſſig erkannt) beſchrieben werden, Folgends ſol alsdann angeſchoſſen werden, vnd denſelbigen tag biß vmb fünff vhrn, wie auch folgenden tag allwegen vmb acht vhren anfahen, vn biß vmb nechſtbeſtimpte Abendſtunde mit dem Schieſſen fortfahren, ſo lang biß 26. Schüſſz, vnnd die beſte Gabe, ordentlich vollbracht ſeind, auß zweyen Stenden, zu zweyen ſchwebenden, in freyem Feld, an einem höltzenen Pfal hangenden Scheuben, vn ſol die weite deß Schuſſz ſeyn, von dem Standt an biß zu den Scheiben, dreyhundert Wormbſer Elen, deren die halbe hierunder verzeichnet, vnd ein jede Scheib fünff viertheil einer Elen vom Nagel bemeltes Maſſes herum begreiffen ſol. Da auch in werendem Schieſſen einem Schützen ſeine Büchſe verſagte, ſo ſol er ſie auſſerhalb Stands nicht abſchieſſen, Vnd da einer oder mehr ſeine Büchß zum drittenmal im Stand, es were gleich mit oder one Feuwer, anſchlüge, vnd wider abtrüge, oder verſagen thete, der ſol denſelbigen Schuſſz verloren haben, vnd jme nicht weiter zugelaſſen ſeyn, Vnd weil den Siebnern obligt, das Schieſſen zu regieren, vnd zu zuſehen, daß einem jeden Schützen im ſchreiben, meſſen, vnd ſonſten allenthalben gleiches vñ billiches widerfahre, ſo ſol jhnen, doch einem jeden in ſeinem Loß, fürzulegen vergönnet werden, Vnd zu ſolchem Schieſſen wil ich frey vnd zum beſten zubevor geben ſechtzig Reichs Güldenthaler, welches die beſte Gab vnd Gewin ohngeendert, es kommen der Schützen gleich wenig oder viel, ſeyn vnd bleiben ſol, darzu dann ein jeder Schütz fünff vnd zwentzig Batzen eynlegen ſol, davon man, nach rath der Siebner, die vberige Gewin vnd Gaben, ſo ſich in den Hauptgaben nit vergleichen, machen vnd ordnen könne, Zu dieſem, ſo wil ich auch geben drey Rittergaben, denjenigen Schützen, ſo ſonſten in die Gaben nit kommen möchten, Nemlich ſol die erſte ſeyn 2. fl. Batzen, Die ander, anderthalben fl. Batzen, Die dritte 1. fl. Batzen, Vnd es ſol keinem Schützen von ſeiner gewonnen Gaben einiger Pfennig nit abgezogen werden, ſondern einem jeden ſeine Gab, nach dem er wol geſchoſſen, wie dan ſolche gemacht werden ſollen, mit ſampt einer ſeydenen Fahnen zuhand gelieffert werden, Welcher Schütz auch am weiteſten, dieſem meinem Schieſſen zugefallen, gezogen, vnd beweißlich ſeyn wirt, derſelbig ſol ein Reichs Güldenthaler, ſampt einer ſeydenen Fahnen, haben vnd gelieffert werden, ꝛc. Hiebeneben ſol auch ein Glückſcheiben, welche in 36. theil oder fach, mit dareyn verſetzten Ziffer, biß auff vier verzeichnet, dareyn ſol geſchoſſen werden, in welchem Fach dann die Kugel am meiſten antrifft, ſo viel Schüſſz, als dieſelb Ziffer im Fach helt, ſol er haben, Welcher dann zu ende deß Schieſſens die meinſten Schüſſz darinn haben wirdt, dem ſol ein ſilbern Becher, ſampt einem ſeydenen Fahn, ſechß Gülden wol werth, gelieffert werden, vnd ſol für ein jeden Schuſſz ein Batzen eyngelegt werden, welche Scheib dan eben in gleicher weite der Hauptſcheiben ſtehen ſol, Vnd ſollen im Hauptſchieſſen allwegen nach gelegenheit vñ notturfft, friſche newe Scheiben auffgehengt werden. Es ſollen auch ſonſten bey dieſem Schieſſen viel andere mehr ehrliche kurtzweilige Spiel auffgericht vnnd gehalten werden, deren ein jeder, vmb vnnd gegen billicher gebür, nach ſeinem luſt, lieb vnd gefallen, ſich zugebrauchen haben ſol, ꝛc. Ich wil auch ein ſolche Anordnung thun, daß eine jeden, er ſey gleich Schütz oder Schießgeſell, vmb ein rechten gebürenden billichen Werth, vnd vmb ſein Pfennig Eſſenſpeiß, Brot, guten Wein vnd Bier, im Feld auff dem verordneten Schießplatz, vnd auch in der Statt auff dem

Rathhauß, ſeinem begeren nach, gereicht vnd gegeben werden ſol, Doch ſol vnd mag ein jeder ſeines gefallens zehren wie jm beliebet, vnd vngedrungen ſeyn. Iſt vnd gelangt deßwegen an E. E. F. W. vnd G. mein gantz dienſtliche, freundtliche vnd fleiſſige bitt, jr wöllet zu günſtigem, freundtlichem vñ nachbarlichem gefallen, etliche Schützen von den euwerigen zuordnen, welche bey obgemeltem Schieſſen erſcheinen, dem beywohnen, vnd vmb guter Geſellſchafft vnd ehrlichen Kurtzweil, auch mehrung vnd erhaltung guter nachbarlicher Freundtſchafft willen, daſſelbig helffen volbringen, vnd ſolches anderen euweren Genachbarten verkünden, wie ich dañ beneben freundtlich bitten thu, daß dieſe Brieff an euwere Rathshäuſer oder Pforten möchten angeſchlagen werden, welches ich in gleichem vnd mehrem vermögens nach zu verdienen, hinwiderumb willig befliſſen, bereit vnd geneigt ſeyn wil. Vnd demnach mir auch durch obehrngemelte mein großgünſtige Oberkeit hiebevor ein Glückhafen, darin ich ſo viel Gaben als tage im Jar ſeind, eynlegen vnd geben wil, günſtig erlaubt, welcher zwar jetztmals ſeinen außgang erreicht, aber vmb vnterthänige fleiſſige bitt vnd anhalten wegen etlicher vorgefallnen verhinderlichen Sachen, biß auff den 17. Sontag nach Trinitatis, den 17. Monatstag Septembris, inſtehendem 92. Jars, mir großgünſtiglich erſtreckt worden, welchen ich gleichwol hin vnd wider außgeſchrieben, vnd hiebeneben deſſelbigen Innhalt widerholen thu, vnd E. E. F. W. vnd G. davon auffs kürtzte auch meldung thun wil, ob jemand von euweren Schützen, Bürgern oder Gemeinden, lieb, luſt vnd gefallens dareyn zu legen hetten, vñ die Eynlag, ſo auff ein jeden Zettel oder Namen, zween Batzen iſt, mitſchicken wirdt, demſelbigen ſol es redlich vnd ehrlich, gegen gewiſſen Vrkunden, eyngeſchrieben, auch was jm Gott vnd das Glück gibt, eim jeden der Gaben gewinnet, auff 10. Meilen, oder weiter, auff mein Koſten alſo bald ehrlich zugeſchickt werden, wie es dañ damit auffrichtig, redlich, one einigen betrüglichen vortheil geſchehen ſol, dañ mir von vorgemelter meiner großgünſtigen vnd G. Oberkeit, erbare redliche Perſonen zugeordnet, ſo zu vorkommung einigen beſorgte Betrugs, in allem beywohnen, die Gaben, damit ſolche in Hafen gelegt, beſichtigen, vnd jeden tag verpitſchiert werden, Vnd ſol dieſer Glückshafen alsbald mit dem obgemelten Schieſſen, vnd ſo bald die Stechſcheibe hangt, zugethan, vnd alsbald anfahen außgeleſen zu werden, in welchem jetzt gemelten Hafen dann die Gaben, an guten gülden vnd ſilbern, auch andern Kleinodien, in völligem werth, wie folget, ſollen gelegt, vñ den Gewinnenden gereicht werden, Nemlichen ſol die erſte Gab ſeyn vier hundert Reichs Güldenthaler, oder an deſſen ſtatt ein güldene Ketten, ſamt einem groſſen vergülten Becher, obgemelte Summa ertragend, Die andere Gab zwey hundert Güldenthaler, Die dritte einhundert Güldenthaler, Die vierdte achtzig, Die fünffte ſibentzig, Die ſechſte ſechtzig Reichs Güldenthaler, oder deren werth an ſchönen Kleinodien, vnd folgends nacheinander, biß auff die geringſte Gab, ſo ſechs Batzen werth ſeyn ſol, vnd ohn einigen Betrug erfunden werden ſollen, Es ſol auch der erſte Namen vnd Zettel, ſo auß dem Hafen kompt, wie auch gleicher geſtalt der letzte, jeder ein ſilbern Becher, zehen Gülden wol werth, haben vnd gelieffert werden, Vnd welcher vnter allen inlegenden Perſonen die meinſten Zettel eyngelegt haben wirt, derſelb ſol bevorauß haben ein hundert Reichs Güldenthaler, oder ein vergülten Becher, ſo viel werth, vnd alsdan was jm das Glück auff ſein eyngelegte Zettel mitbringt, auch haben, vnd erbarlich gelieffert werden. Deſſen alles zu glaubwirdigem veſten Vrkund, hab ich erſtgemelter Hans Keim, den Edlen vñ Veſten Junckhern Hans Friderich Moßbach von Lindenfels, Churf. Meintziſchen Rath vnd Amptmann zu Gernßheim, meinen großgünſtigen gebietenden Junckherrn vnterthänig gebeten vnd erbeten, daß S. V. jr angeborn Jnſigel zu ende dieſes Brieffs wiſſentlich auffgedruckt, alles vorgeſchriebenes damit zu bekräfftigen, ſo geben iſt auff S. Jörgentag, nach Chriſti Jeſu vnſers lieben HERRN vnd Seligmachers Geburt tauſendt fünffhundert vnd im zwey vnd neuntzigſten Jar.

(L. S.)

7.

Pritſchengeſang von Hans Sachs.

Ueber die Befugniſſe der Pritſchenmeiſter während der Schützenfeſte der Vorzeit hat Guſtav Freitag in ſeiner Abhandlung in den neuen Bildern (Seite 130—136. 138. 141) ſehr anmuthig gehandelt. Aus den kurzen Spruchgedichten, welche ſich in der von uns beſchriebenen Handſchrift von Hans Sachs (Nr. 93 des Regiſters, Blatt 143—144) vorfinden, und namentlich aus deren Ueberſchrift geht hervor, daß die Pritſchenmeiſter in ihren Strafreden an die unglücklichen Schützen und an alle diejenigen, welche wegen irgend eines Verſtoßes gegen des Feſtes Ordnung die Pritſche zu koſten hatten, nicht immer eigene Schöpfungen zum Beſten gaben, und daß auch nicht immer neue Reime erfordert wurden. Im 10. Verſe des zweiten Spruches an einen Handwerksgeſellen iſt nicht ausdrücklich bemerkt, welchem Handwerke dieſer Geſell angehört, ſondern es iſt den Pritſchenmeiſtern anheim gegeben, je nach Gelegenheit den Vers auszufüllen und ihre Vermuthung zu äußern.

Es iſt ſehr anziehend zu ſehen, daß auch Hans Sachs, dieſer ächte Mann des Volkes, bemüht war, für die poetiſchen Bedürfniſſe eines Geſellenſchießens zu ſorgen. Wir dürfen wohl annehmen, daß er den Pritſchenmeiſtern ſeiner Vaterſtadt die Sprüche zum Gebrauche überlaſſen hat und daß dieſelben auch wirklich zur Anwendung kamen. Derb und ungeſchminkt erſcheint unſerem Gefühle der Ausdruck allerdings, doch war er für jene Zeit und die beſondere Gelegenheit durchaus angemeſſen; da er nur niedrig und nicht obſcön iſt, bedarf die ungekürzte Mittheilung des Pritſchengeſangs keiner Entſchuldigung. In Vers 8 des zweiten Stückes begegnet der alte Kunſtausdruck, den Freitag S. 133 erwähnt und zu dem Vers 12 des dritten Stückes eine Variation bildet.

Bl. 143 b.

Etliche pritſchen gſang in eim gſellenſchißen zw prawchen erſtlich eim pößen Schüeczen

[W]olauff, wolauff(,) zumb pritſchengſang!
Ziecht ab die hüet, macht es nit lang!
Sey mir wilkumb mein lieber ſchüez!
Mich dunckt dein gſchos ſey gar kain nüez,
Es ſint ie ſchon zwen tag verloffen
Vnd dw haſt noch kain ſchues getroffen,
Drumb gwinſtw das nechſt nach der ſaw.
Wie ſawer ſehen wirt dein fraw,
Sie wirt dir vil kiffarbeis kochen.
Sprich, es ſey dir dein Seinnen prochen,
Vnd ſind dir zwen pölz worden zſchoßen,
Behilff dich nur mit ſolchen poßen
Vnd nem nuer ſües holz in den mund,
Das iſt vur die kiffarbeis gſund.
Bl. 144 a. Das dw am ſuesholz haſt kain mengl,
Se hin vnd hab dir des ein ſtengl
Mit dieſer meiner pritſchen glat.
Haſtw ſo oft droffen das plat,
Als oft ich dir dein gſeſß hab droff[e]n,
So würſtw auf das peſte hoffen,
Werſt haim zogen mit guetem muet:
Ste auf vnd nem alſo verguet!

Ein anders einem hantwercks geſellen

[H]ieher! helft retten trew vnd er!
Singt mit vnd ſchreyet alle ſeer!
Wir haben hie ein hantwercks gſelln,
Der det ſich zw den ſchüzen ſteln
In dißer ſchrancken innern thail
Vnd het alda mawlaffen fail,
Drumb wil ich im vor man vnd frawen
Den kopff vor ſeinem ars abhawen,

Darmit geſchicht im nit vnrecht.
Mich dunckt dw ſeiſt ein N. knecht,
Ich wil dir plezen die hoſen dein,
Daſtw hernach ſte[ſ]t nimer rein,
Ich wil dein gſes dir wol erſchwingen,
Das die knópflein darin klingen,
Hoch heb ich auf vnd las leis nider.
Wen dw zumb nechſten kúmbſt herwider,
So wil ich dir noch peßer meßen,
Ich hoff, dw werſt des nit vergeßen.
Hab dir noch aines zw lez mein man,
Mach dich pald auf, vnd lauff darfon!

Ein anders auf ein pawren.

[W]olher, wolher vnd ſinget mit!
Wir laſſen vnſers pritſchens nit,
Wan hie hab wir ein pawers man,
Der thuet hinein zwn ſchůezen ſtan,
5 Darumb mues er gepritſchet wern. Bl. 144 b.
Ich wil im alhie truecken ſchern
Mit der Pritſchen ſauber vnd wacker,
Auf ſeinem ars faren zw acker,
Wil im den hundzhabern aus treſchn,
Vertreiben im darmit den heſchn,
Wil premen int ferbben ſeen,
Das gras im vor dem loch abmeen,
Das im ſein ſcheln in hoſen klingen.
Wiltw mir kes vnd ayer pringen,
So wil ich laßen dich darfon,
So hab dir diſen plappart dron
Vnd ſe dir noch ain alſo par.
Morgen wil ich dich zalen gar,
Wen dw mir pringſt ayer und kes,
Se dir zw lez noch ain vúrs gſes.

Anno Salutis 1549
Am 20 tag may.

8.

Straßburger Armbruſtſchießen.

1576.

Unbeſchriebener Holzſchnitt von Tobias Stimmer.

Das große Freiſchießen, welches im Jahre 1576 zu Straßburg abgehalten wurde, iſt durch Fiſcharts Gedicht vom glückhaften Schiff von Zürich gefeiert und dadurch ſein Gedächtniß den Nachkommen lebendiger erhalten worden, als es die gereimten Feſtbeſchreibungen der Pritſchenmeiſter vermochten. Außer der Ueberſchrift, welche ausdrücklich erwähnt, daß „auch dem mit freüden vollbrachten Straßburgiſchen Schießen, Vnd der ehrlichen Nachparlichen beſüchung der Glückhaften Schiffartgeſelſchaft, zu gedächtnus, Rum vnd Ehren“ die Schilderung jener berühmten und hier zum zweitenmale unternommenen Fahrt verfaßt worden ſei, ſind es im Texte allerdings nur wenige Stellen, welche auf das Schießen ſelbſt directen Bezug nehmen, da die Hin- und Rückreiſe der glückhaften Geſellſchaft und ihr Aufenthalt in Straßburg den Hauptinhalt des Gedichtes ausmachen ſollte. Der Betheiligung der Züricher am Schießen wird niemals gedacht und dieſelbe wohl ſtillſchweigend als ſelbſtverſtändlich vorausgeſetzt, obgleich es auffällt, daß das Weilen der Gäſte in der befreundeten Stadt ein ſo kurzes war. Beſonders aber wird es erzählt, daß die Züricher den Schießplatz beſichtigten, deſſen Einrichtung ihnen ſo wohl gefiel.*)

Folgenden tag fuhrt man ſie hnaus
Auf den Schießplan ins Neu Schießhaus,
  Zaigt jn herum den ganzen Plan,
  Baid Zilſtätt, vnd was drum vn dran:
An allem gful jn der gros fleis,
Fürnämlich am kunſtlichen Ghäus,
  Welches den Armbroſtrain vmfing.

In der Literaturgeſchichte iſt Fiſcharts Namen bisweilen mit dem eines hervorragenden Künſtlers verbunden, indem der Dichter einige von deſſen Schöpfungen nach der Sitte der Zeit mit ſeinen Worten ſchmückte und ihnen ſo einen leichteren Weg zur Oeffentlichkeit bahnte. Von Tobias Stimmer beſitzen wir, wenn auch ohne dichteriſche Zugabe Fiſcharts, eine in ihrer Weiſe nicht minder werthvolle Verherrlichung jenes berühmten Straßburger Schießens, welche aber nicht bei der Nachwelt eine ſolche Berühmtheit erlangte wie das gluckhafte Schiff, weil ſie vollſtändig unbekannt geblieben ſcheint. Wenigſtens finde ich Stimmers bildliche Darſtellung des Feſtes in keinem der kunſtgeſchichtlichen Werke, auch in keinem der hervorragenderen Kunſtkataloge angeführt. — Fiſchart hat ſein Gedicht pſeudonym herausgegeben, den Künſtler kennen wir, abgeſehen von ſeinem Stile, aus ſeinem Monogramme, aber der Drucker und Verleger, Bernhard Jobin in Straßburg, hat ſich als Herausgeber und Verfertiger auf dem Holzſchnittbilde genannt.

---

*) Die folgende Stelle nach Gödeke „Elf Bücher Deutſcher Dichtung“ I, 198, 5—11.

Dieſer Holzſchnitt, in Querfolio, hat eine nicht unbedeutende räumliche Ausdehnung. Nach dem Holzſchnittrande gerechnet beträgt ſeine Hohe 16 Zoll, 10 Linien Pariſer Maß, ſeine Breite 46—47 Zoll. Es dienten dazu vier Platten, die mit Ausnahme der rechten äußeren gleich groß ſind.

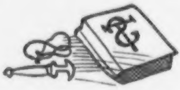
Bei dem vorliegenden Exemplare iſt das Zuſammenſtoßen der einzelnen Theile, wie uberhaupt öfters bei ſolchen großen Bildern, nicht auf das Haar correct gefertigt, doch auch nicht ſo, daß eine weſentliche Undeutlichkeit und Unebenheit entſtände. Das Blatt, auf ſtarkem Papier aufgeklebt, iſt im Ganzen wohlerhalten. Oben auf dem Blattrande ſteht in zwei Zeilen, von denen die zweite kürzer iſt und kleinere Schrift enthält, der Inhalt in folgender Ueberſchrift:

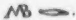
> Aigenliche Verzaichnus des berumten Strasburgiſchen Haupt ſchieſens mit dem Stahel oder Armproſt, dieſes gegenwärtige[n] 1.5.76. Jar, von dem xxviij. Maij, biß auf den Neunten Junij, ſamt dem Nachhaupt ſchieſen, alda glucklich vollpracht vnd geendet, vnd nun gegen- | wärtiger geſtalt inn truck gegeben vnd gefärtiget, durch Bernhart Jobin Burgern zu Strasburg, zu Ehrn ainem Billichgeliebten Vaterland, vnd der löblichen Schützengeſelſchaft, auch gedächtnus Nachbarlicher beſuchung. ꝛc.*)

---

*) Die Züricher ſind alſo zu dieſem Armbruſtſchießen nicht gekommen, ſondern haben nur das Nachhauptſchießen, d. h. das Büchſenſchießen mitgemacht, da ſie

Das Monogramm des Künſtlers befindet ſich ziemlich weit unten auf der erſten Platte links, vom linken Rande aus gegen 6½ Zoll, in dieſer Geſtalt:**)



Auch der Holzſchneider hat das ſeinige hinzugefügt, , ebenfalls unten, in der Mitte der rechten der beiden mittleren Platten. In dieſem Monogramme gibt ſich Bocksberger (Brulliot 1,1056) zu erkennen, der überhaupt öfters für Stimmer thätig war und ſich in ſeiner Kunſt eines großen Rufes erfreute (Nagler, 1,552).

Die Zeichnung iſt, wie faſt bei allen Leiſtungen Stimmers, correct, lebensvoll, Kraft und Leichtigkeit verbindend. Daß bei einem ſo ausgedehnten Bilde, auf welchem viele Hunderte von Geſtalten angebracht ſind, auf Ausführung der Einzelheiten nicht geſehen werden konnte, liegt in der Natur der Sache. Dazu kommt der populäre Zweck der Veröffentlichung, der bei einem höheren Preiſe des Bildes nicht erreicht worden wäre. Ueberdies lag die Feinheit nicht im Charakter des damaligen Holzſchnittes. Uns freilich, die wir aus Stimmers Bilde lernen wollen, würde in manchen Fällen größere Genauigkeit willkommen ſein. Das Hauptelement in Stimmers Holzſchnitte beruht im Um-

---

erſt am 20. Juni abreiſten. Dies ſteht ganz im Einklange mit der Thatſache, daß die Schweizer die Büchſe vorzogen (Freitag, neue Bilder, S. 126). Vgl. auch des Zürchers Grob Ausreden der Schützen (Zeitſchr. 3, S. 240—266), in denen nur von Büchſenſchützen die Rede iſt, insbeſondere S. 264.

Der Ausdruck „nachbarliche Beſuchung“ findet ſich auch in der erwähnten Ueberſchrift zum glückhaften Schiff und iſt überhaupt formelhaft; in den Schützenbriefen begegnen vielfach Variationen.

**) Eigenthümlich iſt das neben dem Monogramme befindliche Schwert nebſt Gurt. Sollte Hans Rudolph Emanuel Deutſch (Brulliot 1, 1588) Antheil an der Zeichnung haben?

riſſe, die Schattierung dient nur zur Belebung. Mit kecker Hand ſind oft Geſtalten und Gegenſtände in wenig Linien hingeworfen. Die Behandlung des Landſchaftlichen, der Baumſchlag iſt ächt künſtleriſch gehalten. Der Hintergrund, die Stadt, der Wald, die Wolken ſind natürlich mehr obenhin behandelt als die Hauptpartien, was zum Theil auch in der Ausführung des Schnittes ſeinen Grund finden mag. Der Schnitt an ſich verdient alles Lob; möglich, daß das Nebenſächliche nicht von Bocksberger, ſondern von anderen Xylographen, vielleicht von B. Jobin ſelbſt (Nagler VI, 458), gefertigt wurde, ſchon um der raſchen Vollendung willen. Denn ſolche Bilder mußten wie noch heute bald zum Verkaufe gelangen, ſo lange das Intereſſe noch nicht erkaltet war. — Die ganze Darſtellung in ihrer bunten Manigfaltigkeit und Lebendigkeit gehört zu denen, an welchen man ſich nicht leicht müde ſieht. Immer treten dem Beſchauer neue und wohlgefällige Einzelheiten entgegen, und die Naturwüchſigkeit der einzelnen Geſtalten oder auch ganzer Gruppen kommt erſt bei näherer Beſchauung zu völliger Geltung.

Wie es im Charakter ſolcher Darſtellungen lag und liegen mußte, ſo finden wir auch hier Vorgänge nebeneinander, alſo gleichzeitig bildlich geſchildert, welche in der That nacheinander ſtatthatten. Auch „künſtleriſche Andeutungen" finden wir zumeiſt, wo die reale Wirklichkeit ein anderes Bild gewähren würde. Ein paar Geſtalten erſetzen und vertreten eine größere Anzahl, eine Gruppe, ein Zug von 10—20 Perſonen wird in den Tagen des Feſtes Hunderte gezählt haben. Dies iſt ja heute noch ſo in den Feſtabbildungen unſerer illuſtrierten Zeitungen und bedürfte keiner beſonderen Erwähnung, doch ſchien es in Rückſicht auf das unten gegebene Facſimile nicht ungeeignet, mit ein paar Worten dieſes charakteriſtiſche Merkmal zu berühren. Obgleich dem Künſtler ein verhältnißmäßig großer Raum zu Gebote ſtand, ſo wird ſich jene Andeutung auch auf die wirklichen räumlichen Ausdehnungen und Verhältniſſe erſtrecken.

Wir wollen verſuchen, von der reichen Compoſition eine Schilderung in Worten zu geben und zunächſt die Anlage des Bildes betrachten und dann den Schießplatz mit ſeinen Einrichtungen in Augenſchein nehmen, doch ſo, als kämen wir zu früher Morgenſtunde und ſähen ihn menſchenleer. Haben wir auf dieſe Weiſe einen Ueberblick gewonnen, dann möge das Thun und Treiben der Feſtgenoſſen unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen.*)

Der Schießplatz nimmt den größten Theil des Bildes ein; von der linken unteren Ecke in ſchräger Richtung nach oben läuft ſeine Gränze, welche durch einen Bach gebildet wird, der zu einem Theile im Vordergrunde ſichtbar iſt. Der Eingang von der Stadt führt über eine Brücke, welcher ſich dann, wie im Vordergrunde angedeutet iſt, in einer Landſtraße außerhalb der Schießſchranken fortſetzt. Links erblicken wir die Stadt Straßburg, deren äußerſte Häuſermaſſe ſich im Hintergrunde bis über die Mitte des ganzen Bildes erſtreckt. Das Straßburger Münſter mit ſeinem berühmten Thurme hat der Künſtler noch dicht am linken Rande angebracht. Ueber den Wallgraben führt eine Brücke, jedenfalls Zugbrücke, in das Gebiet ſtädtiſcher Baumgärten, und deren natürliche Gränze bildet außer dem Stadtwallgraben jener Bach, der den Schießplatz umgibt; außerdem ſind dieſe Gärten durch Breterzäune eingehegt. Nach der rechten Seite zu im Hintergrunde liegen mehrere Gehöfte zerſtreut, in weiter Ferne blickt der Thurm eines Herrenſitzes aus dem Laube hervor, noch weiter rechts, wie es ſcheint, der Thurm einer Dorfkirche. An der äußerſten Gränze des Schießplatzes nach oben rechts liegt ebenfalls eine Meierei. Im Vordergrunde links unten, jenſeits des Baches, befinden ſich kleine Gebäude, die entweder Waſchhäuſer ſind oder zur Gerberei dienen. — Wie noch heute die Schießplätze (Schießanger, Schießraſen) außer in den Feſttagen vielfach zu Zimmerplätzen verwendet werden, ſo iſt auch hier dieſe Beſtimmung durch Darſtellung einer Anzahl aufgeſchichteter Breter im Vordergrunde ſowohl wie im Hintergrunde ausgedrückt.

Auf dem Schießplatze erregen die Schießeinrichtungen zunächſt unſere Aufmerkſamkeit. Im Ganzen gewahren wir fünf Schießſtände, von denen je drei und je zwei in einer Linie liegen. Auf unſerem Bilde wird nur die größere, die mittlere jener drei zum Schießen benutzt. Die beiden kleineren Stände liegen aber von der Hauptſchießſtatt nicht in einer Entfernung, ſondern nur der eine zur rechten Hand, von dem ein Theil auf dem Facſimile ſichtbar iſt, befindet ſich in nächſter Nähe. Der zur linken Hand hat ſeinen Platz eine ziemliche Strecke davon entfernt. Hinter der Zielſtatt zu dieſem dritten (auf dem Bilde rechts oben) befindet ſich die vierte und fünfte Schießſtatt, beide wieder in einer Richtung, aber nicht ganz nahe beiſammen. Während jene drei für das Armbruſtſchießen beſtimmt ſind, ſcheinen die beiden letzteren den Büchſenſchützen zu dienen. Nur die Einrichtung der Armbruſtſtände läßt ſich auf dem Bilde genauer erkennen. Daß überhaupt alle Schießſtätten aus Holz erbaut ſind, dürfen wir wohl annehmen. Nach vorne ſind ſie natürlich offen, an den beiden Seiten befinden ſich Thüren und Fenſteröffnungen, an der hinteren Seite ſind ſie wahrſcheinlich geſchloſſen. Die Hauptſchießſtatt hat drei Stützbalken an der vorderen Seite, der linke Stand deren einen, während der kleinere rechte nach vorne vollſtändig frei iſt.

---

*) Dabei ſollen immer Hinweiſe auf die Schilderung von Freitag gegeben werden.

Abweichend von dem neueren Gebrauche wurde damals „ſitzend“ geſchoſſen*), und wir würden dies, wenn wir es nicht auf Stimmers Holzſchnitte an der Darſtellung der Schützen ſelbſt erſähen, daraus ſchließen können, daß in der vorderen Schießſtatt die Schemel nicht vergeſſen ſind, deren ſich die Schützen bedienten. Ich vermuthe übrigens aus dieſer Abbildung, daß die Sitzböcke befeſtigt waren. Vor den Sitzen befindet ſich ein Bret, auf welches die Armbruſt beim Spannen ſowohl, als auch nach dem Schuſſe gelegt wurde.

Vom Schießſtande zur Zielſtatt führen Schranken von Holz, um die Schußlinie frei zu halten. Daß dieſelben an beſtimmten Stellen zur Erleichterung des Verkehrs geöffnet wurden, wenn nicht geſchoſſen wurde, ſehen wir beſonders im Vordergrunde, wo Stimmer einen Schützen über die Schußlinie gehen läßt**).

Die Zielſtätten der drei Armbruſtſtände befinden ſich ungefähr in einer Linie; die Hauptzielſtatt iſt um einige Schritte weiter vom Stande entfernt als die kleinere im Vordergrunde. Dieſe dagegen ſcheint wieder mit der anderen entfernteren genau dieſelbe Richtung zu haben, ſo weit ſich dies aus der Perſpective ſchließen läßt. Die Hauptzielſtatt wird in der Geſtalt, in welcher ſie hier abgebildet iſt, nicht immer dageſtanden haben, ſondern ſcheint ein beſonderer Feſtbau zu ſein, deſſen Einrichtung und Ausſchmückung, wenn auch im Allgemeinen gleich, wechſeln konnte. Die beiden unbenutzten kleineren Armbruſtziele haben ganz gleiche Conſtruction und ſind wahrſcheinlich ein für allemal auf dem Schießplatze errichtet und außer den Freiſchießen für die Uebungen der Schützen beſtimmt geweſen.

---

*) Freytag, S. 138.

**) Auf dem Facſimile iſt die Unterbrechung der vorderen Schranke nahe am unteren Rande ſichtbar. Von dem Schützen müßte man auf dem Facſimile eigentlich noch einen Theil des Barets ſehen, doch hätte das dem Bildchen Eintrag gethan.

Die Einrichtung dieſer Zielſtätten iſt ſehr einfach. Die Schießwände, auf deren jeder wir zwei Zirkel erblicken, bilden den vorderen Theil eines Breterhäuschens, welches auch zu beiden Seiten Wänden hinten aber Stützbalken hat, die niedriger ſind als die vordere Zielwand. Die nach hinten abwärts laufende Ueberdachung ragt vorne über das Ziel hervor, damit jedenfalls die Zeiger und Zieler, welche die Bolzen aus Zirkel und Bret herauszuziehen hatten, bei etwaigem Regenwetter nicht durchnäßt wurden und überhaupt die ganze Zielwand geſchützt war. Hinten war ohne Zweifel der Platz für die Schreiber, welche die Schüſſe zu verzeichnen und die herausgezogenen Bolzen zu ordnen hatten. Zu beiden Seiten der Zielſtatt etwas nach vorne ſind die Buden für Zeiger und Zieler, ungefähr geſtaltet wie Schilderhäuschen. Eigenthümlich iſt es, daß bei beiden Zielſtätten das eine dieſer Häuschen, und zwar das linke vom Schießſtande aus, innerhalb, das andere aber außerhalb der Schranke ſteht. Ueberdies befindet ſich bei der Zielſtatt im Vordergrunde noch ein Häuschen, welches ſich dem Beſchauer nur in der Rück- und Seitenwand darſtellt. Hier mögen diejenigen Platz genommen haben, welche das Einſchlagen der Bolzen in nächſter Nähe beobachten wollten, auch kann hier vielleicht wieder eine zweite Schreiberbude ſein, in welcher die Bolzen neu beſchrieben wurden. In den feſtlichen Tagen werden auch hier ſich einige der Feſtordner und Vorſteher, der Siebener oder Neuner eingefunden haben.

Bei der entfernter liegenden Zielſtatt ſehen wir zwei ſolcher Häuschen abgebildet, welche aber von der Schranke zu beiden Seiten mehr abwärts und weiter nach dem Schießſtande zugewendet liegen.

Auch die vierte und fünfte Schießſtatt mit ihren Zielwänden müſſen wir in Augenſchein nehmen. Soweit ſich aus den kleinen Dimenſionen etwas erſehen läßt, ſind dieſe Schießſtände den beide kleineren für das Armbruſtſchießen im Allgemeinen ähnlich, nur fehlt an der Vorderſeite das Bret oder die Bank zum Auflegen der Stahlbogen. Beide Stände liegen in einer Richtung, doch nicht allzunah nebeneinander. Aber ihre Zielſtätten ſind verſchieden in der Größe und in der Entfernung. An jeder dieſer beiden Zielwände, die vielleicht von Mauerſteinen und nicht von Holz erbaut ſind, erblicken wir eine runde Scheibe; auf der einen größeren iſt auch der Mittelpunkt ſichtbar. Hieraus iſt hauptſächlich der Schluß zu ziehen, daß hier das Gebiet der Büchſenſchützen war, da für das Armbruſtſchießen kleine Zirkelblätter benutzt wurden. *) Auch iſt die Entfernung der vierten und fünften Schießſtatt von ihren Zielen nach Verhältniß eine weit größere. — Eine Stange mit Vogel oder Sternſcheibe iſt nirgends zu ſehen. **)

Höheres Intereſſe gewährt uns die Hauptzielſtatt, welche durch Größe und Schmuck die anderen weit überragt. Wir finden es gerechtfertigt, daß den Züricher Gäſten „vornehmlich der große Fleiß gefiel am künſtlichen Gehäus, welches den Armbruſtrain umfing." Freitag hat die Einrichtung ſolcher Feſt Zielſtätten geſchildert. ***) Wie mir von ihm mitgetheilt wurde, iſt die, welche wir hier auf Stimmers Holzſchnitte kennen lernen, auch für ſich in Kupferſtich abgebildet worden. Die Einzelheiten läßt naturgemäß der Holzſchnitt weniger deutlich hervortreten, doch vermögen wir wenigſtens in der Hauptſache die Conſtruction des Baues zu verfolgen.

Nach verhältnißmäßiger Berechnung muß die Höhe des Gebäudes, die obere Figur mit eingeſchloſſen, gegen 40 Fuß betragen haben, die Breite unten etwa die Hälfte. Im Bauſtile ſehen wir ſchon durchaus die Renaiſſance ausgeprägt. Die Verhältniſſe ſind von wohlthuender Wirkung, die Verjüngung nach oben läßt das Schwere und Ueberladene der Conſtruction weniger fühlbar werden.

Unten in der Mitte befindet ſich die Zielwand mit den beiden Zirkelblättern, in welchen, da die Schützen in Thätigkeit ſind, mehrere Bolzen ſtecken. Die Zielwand iſt auch hier mit einem dachartigen

---

*) Freitag, S. 128.

**) Freitag, S. 127 u. 168.

***) S. 129, 30.

Vorſprunge verſehen. Etwas weiter nach vorne befinden ſich für Zeiger und Zieler die bekannten Hütten, deren Vorderſeite entſprechend verziert iſt. Dieſe Hütten ſind durch davorliegende Mauern geſchützt, in welche vor- und rückwärts die Schranken einmünden. Ueber der Zielwand erhebt ſich eine reich verzierte Flache, deren Einzelheiten leider nicht genau erſichtlich ſind. Zu beiden Seiten ſtehen zwei Thürme mit Kuppeldächern, deren Spitzen von einem Reichsapfel gekrönt ſind. Hinter dieſen ſchauen wieder zwei Thurmſpitzen empor, welche kleine Fähnchen tragen. Der ganze Bau gipfelt in einem Dachraume, der nach vorne geöffnet iſt und eine Glocke erblicken läßt. Und auf dieſem Dache ſteht als beſondere Zierrath die Figur einer Fortuna auf der Kugel, mit erhobenem rechten Arme eine fliegende Wimpelfahne haltend. Zwei andere Sculpturen befinden ſich neben der Bedachung der Zielwand und vor den Kuppelthürmen: zur rechten ein ſitzender Greif mit einem Wappenhelme, zur linken ein Löwe mit einem Wappenſchilde (einfach mit ſchrägem Balken). Die Decoration lehnt ſich an einen feſten Holzbau an, in deſſen Innerem die Schreiber ihre Functionen verrichteten.

Wie bei den kleineren Zielſtätten ſich Nebengebäude befanden ſo auch hier. Zur Seite ſteht eine Hütte, auf dem Bilde von Buſchwerk faſt verdeckt, welche dem Schreiberlocale an der Hauptzielſtatt gerade gegenüber liegt und ebenfalls für Beamte beſtimmt geweſen ſein mag. Wir können wenigſtens ſo viel erſehen, daß ſie nach jener Richtung hin vorne offen war. Deutlicher läßt ſich die Einrichtung einer Vorſteher- oder Schreiberbude an der Abbildung derjenigen erkennen, welche neben der Hauptſchießſtatt liegt und welche auf unſerem Facſimile nachgebildet iſt.

Außer den Schießſtänden und Zielſtätten mit ihren Nebenhäuschen ſind auf dem Schießplatze noch eine große Anzahl Bauten aufgeführt; die meiſten werden wohl nach Beendigung des Feſtes wieder hinweggeräumt worden ſein, wie es ja noch heute zu geſchehen pflegt. Gewiſſermaßen als geſelliger Mittelpunkt und allgemeiner Sammelplatz liegt zwiſchen den Schußlinien der Hauptſchießſtatt und des entfernteren Armbruſtſtandes ein von Schranken umgebener Raum, auf welchem der Schützenhof, das Schießhaus nach unſeren Begriffen, erbaut iſt. Es iſt dies ein für das 16. Jahrhundert moderner Bau, unten maſſiv, oben Fachwerk mit durchblickender Balkenconſtruction. Auf dem Giebeldache erhebt ſich zum Schmucke eine kleine Thurmſpitze. Sollte dieſes Gebäude nicht das „neue Schießhaus“ ſein, in welches die Züricher Gäſte geführt wurden? An den Seiten-Gränzen dieſes Hauptplatzes befinden ſich mehrere Holzbuden, an den 4 Ecken laden Baumlauben, welche in der Weiſe wie die Dorflindenplätze geſtaltet ſind, die Beſucher zur Ruhe und Erfriſchung ein. Außerdem haben noch zwei kleine eingehegte Spielplätze in der Nähe des Schützenhofes ihre Stelle gefunden, auch für einen Ziehbrunnen, der niemals fehlen durfte, iſt geſorgt*).

Ein ähnliches feſtes Haus, wenn auch nicht ſo groß wie das Hauptgebäude, befindet ſich in der Nähe der drei entfernteren Schießſtände. Nicht weit vom Eingange zum Schießplatze, etwas nach dem Hintergrunde zu, gewahren wir mehrere Holzbuden, von denen ſich die eine durch ein ausgehangenes Bierzeichen auch äußerlich als eine Reſtauration kundgibt. Die meiſten Verſammlungsorte für die Feſtgenoſſen ſind aber Leinwandzelte, 13 an der Zahl, welche auf allen Theilen des Platzes zerſtreut liegen. Sie gipfeln entweder in einer Spitze oder haben Längendach mit zwei Enden. Alle ſind mit Knopfſpitzen geziert, von denen mehrere überdies kleine Fahnen (Wetterfahnen) tragen, wie ſie auf der Hauptſchießſtatt zu ſehen ſind. Auf einem der Zelte erblicken wir eine Glocke unter einem kleinen Dache, ein Zeichen, daß hier zu beſtimmter Zeit die Gäſte herbeigerufen wurden. Wie in der äußeren Geſtalt, ſo zeigen ſich auch in ihrer Draperie die Zelte verſchieden. Manche ſind ganz einfach, die meiſten aber tragen mehr oder minder Zierrath. Beſonderes Intereſſe gewähren die Wappenſchilde, welche auf dem oberen Theile angebracht ſind. Aus dieſen Wappen erſehen wir, daß mehrere Zelte für einzelne Zünfte beſtimmt waren. So gehört eines den Zimmerleuten oder den Metzgern (Fleiſchern) zu, denn das Wappen zeigt zwei ſchräg liegende Aexte oder Beile. Ein anderes hat einen ſteigenden Bären; es iſt zu vermuthen, daß hier die Kürſchnerzunft ihr Aſyl hatte. Ein drittes Zelt hat auf der ſich darſtellenden Seite ſogar zwei Schilde mit einem Anker, hier alſo das Schifferzelt. Das Zelt der Schneiderzunft, auf deſſen Wappen eine Scheere, zeichnet ſich vor allen durch reichen Schmuck aus. Trotz der Allgemeinheit ſolcher Feſte darf es für jene Zeit nicht Wunder nehmen, daß ſich die Zünfte von einander abſonderten. Im Gegentheil, es ſcheint uns dies eine ſehr weiſe Einrichtung geweſen zu ſein, welche dem wüſten Durcheinander, welches leider unſere heutigen Feſte charakteriſiert, auf die vortheilhafteſte Weiſe vorbeugte. Die verſchiedenen Landsmannſchaften ſollten ſich vermiſchen, ſich gegenſeitig kennen und achten lernen, aber dies konnte nur dann von Werthe ſein, wenn die Bekanntſchaft von einer Idee getragen war, wenn das Intereſſe an dem gemeinſamen Berufe die Vorbedingung einer geſelligen Gemeinſamkeit ausmachte und die bürgerliche Zuſammengehörigkeit das perſönliche Entgegenkommen erleichterte. An dieſen Verſammlungsorten wurde ſicher manch feſtes Freundſchaftsband geſchloſſen, einſtige Wandergenoſſen trafen ſich wieder, der zum Meiſter herangereifte Geſell begrüßte ſeinen früheren Herrn, auch wichtige Beſprechungen zum Beſten des Handwerks mögen hier ſtattgefunden haben. Dabei war es ſicher anderen Genoſſenſchaften nicht verwehrt, Beſuche abzuſtatten. Für die Vermiſchung der Stände und Corporationen bot zunächſt der Schießſtand, dann der Schützenhof und die anderen Ruheplätze hinreichend Gelegenheit.

---

*) Freitag, S. 129.

Während Zelte und Reſtaurationen an den verſchiedenſten Orten des Schießplanes ihre Stelle gefunden haben, liegen die kleinen Buden, welche entweder Würfelbuden ſind, oder in denen die Preiſe öffentlich ausgeſtellt werden, in einer Reihe, ungefähr in einer Linie mit dem Schützenhofe vom Vordergrunde aus.

Zweier eingehegter Spielplätze in der Nähe des Hauptgebäudes wurde ſchon gedacht. Es finden ſich deren noch vier an anderen Stellen. — An zweien dieſer Spielplätze und bei einigen Reſtaurationsbuden ſehen wir Galgenähnliche Gerüſte angebracht, an deren Armen Placate herunterhängen. Auf dieſen mochten die Spielregeln ſtehen und die Preiſe für Speiſe und Trank bekannt gemacht ſein. Für Warnungstafeln möchte ich dieſe Placate nicht halten.

Dicht neben der Schranke des Hauptplatzes und nicht weit von der Hauptſchußlinie, iſt des Pritſchenmeiſters „Predigtſtuhl“ errichtet*).

---

*) Freitag, S. 133.

Es iſt dies ein einfaches Gerüſt, zu welchem an beiden Seiten Treppen hinauf führen. Es iſt nicht allzuhoch, doch konnte es ſicher von allen Seiten erblickt werden.

Wenn unſere heutigen Schießanger auch meiſt mit Gebüſch und Baumgruppen umgeben ſind, und die Schußlinie außer der Schranke noch durch eine Baumallee begränzt wird, ſo iſt der Platz ſelbſt meiſtentheils unbewachſen. Auf dem Straßburger Schießplane dagegen fehlt es nicht an Vegetation. Außer dem belaubten Hauptplatze ſtehen Bäume zwiſchen Zelten und Buden an allen Orten zerſtreut, was dem Bilde ein ſehr lebendiges und friſches Anſehen gibt. —

Dieſe von uns betrachteten, an ſich ſchon höchſt manigfaltigen Schießeinrichtungen, Gebäude, Spiel- und Ruheplätze ſind nun vom Künſtler durch eine reiche Anzahl Perſonen und Gruppen von Feſttheilnehmern auf die ungezwungenſte und geſchmackvollſte Weiſe belebt. Wir gewahren da Männer, Frauen und Kinder aus den verſchiedenen Ständen, Schützen, Pritſchenmeiſter, Kriegsknechte, Pfeifer, Trompeter und Trommler. Es feſſeln uns Aufzüge zu Fuß und Roß, und zugleich erfreuen wir uns über unſcheinbare Nebendinge, in denen ſich die Volksthümlichkeit des Feſtes widerſpiegelt. Nicht jede einzelne Figur vermögen wir namhaft zu machen, doch wollen wir die einzelnen bedeutſamen Vorgänge als ſtille Zeugen beobachten und uns das ganze Thun und Treiben der Beſucher vergegenwärtigen.

Auch hier wendet ſich unſere Aufmerkſamkeit zunächſt der Hauptſchießſtatt zu*), welche allein von den Schützen beſetzt iſt. Die Schützen ſitzen der Reihe nach auf ihren Schemeln, einige halten die Armbruſt zum Schießen bereit, andere ſind mit Spannen beſchäftigt, noch andere haben ihr Geſchoß auf das vordere Bret gelegt. Es iſt gerade der Augenblick gewählt, in welchem eine Abtheilung mit Schießen fertig iſt und eine zweite an die Reihe kommt. Die Schranke iſt geöffnet, Trommler und Trompeter verkünden den Beginn des neuen

---

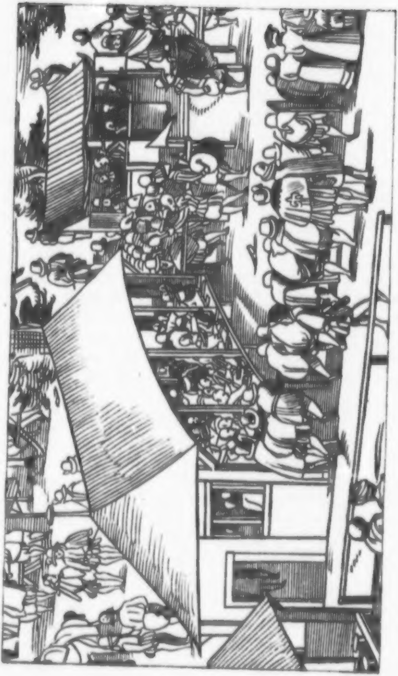
*) Die Schießſtatt ſchien für eine Nachbildung am geeigneteſten; einmal wird eine ſolche noch nicht in weiteren Kreiſen bekannt geworden ſein, dann iſt auch die Gruppierung auf dieſem Theile des ganzen Bildes mit am gelungenſten. Die Copie iſt ſowohl in der Zeichnung wie im Schnitte von Herrn Arno Henze in Neuſchönefeld gefertigt und zwar auf wirklich treffliche Weiſe.

Rennens, der Pritſchenmeiſter verrichtet ſein Geſchäft als Ausrufer oder hält eine begrüßende Anſprache. Im Nebenhauſe ſehen wir die Schreiber in Thätigkeit; einer derſelben reicht einen neu beſchriebenen Bolzen dem Eigenthümer dar. An den Schranken haben ſich viele Zuſchauer eingefunden, unter ihnen auch zwei ſtädtiſche Frauen mit einem Knaben zur Seite und eine Bäuerin. Auch von der Ferne aus richten ſich die Blicke nach dem Schießſtande. Ein Bäuerlein auf einem einſpännigen zweiräderigen Korbwagen, welches auf der Landſtraße im Vordergrunde vorbeifährt, hält ſeinen Gaul an und ſchaut neugierig nach dem Orte, wo die ſchmetternden und dröhnenden Töne herſchallen. Auch an einem entfernteren Orte nach der Zielſtatt zu ſind Trommler und Pfeifer aufgeſtellt; jedenfalls haben ſie den Auftrag, die Schützen, die ſich weiter entfernt haben, zuſammenzurufen. Die Schranken ſind in der Nähe des Schießſtandes dichter beſetzt als nach der Haupt-Zielſtatt zu. Dafür iſt dieſe ſelbſt wie belagert. Wie bemerkt, ſehen wir in den beiden Zirkeln auf der Zielwand noch manche Bolzen ſtecken. Die beiden Vorderhäuschen ſind beſetzt vom Zeiger und vom Zieler. Am hinteren Theile haben ſich viele Schützen zuſammengedrängt, um die Ergebniſſe des erſten Rennens ſo bald als möglich zu erfahren, andere eilen in gleicher Spannung herzu. Mehrere Schützen ſind über die geöffnete Schranke der vordern kleineren Schießſtatt geſchritten und ſcheinen ſich nach den Zelten zuzuwenden. Dort mögen ſie ihre Armbrüſte vielleicht zur Aufbewahrung geben und ſich ſelbſt durch einen friſchen Trunk ſtärken wollen.

Auch der Hauptplatz iſt belebt. Im Schützenhofe erblicken wir in den oberen Räumen mehrere Beſucher, die Lauben ſind zum Theil beſetzt, die meiſte Theilnahme aber wendet ſich einem der beiden Spielplätze zu. Es läßt ſich wenigſtens ſoviel erkennen, daß hier ein Kugelſpiel gemacht wird. Der andere Spielplatz innerhalb der Schranken ſteht unbenutzt. Die äußeren aber haben ſämmtlich Spielluſtige herbeigezogen. An den beiden entfernten erkennen wir Kegelbahnen, die aber bei weitem nicht von der Ausdehnung ſind wie die heutigen. Auch ſind es der Kegel nur drei, welche man in einer Reihe der Länge nach aufgeſetzt hat.*) Soweit ſich aus den kleinen Dimenſionen ein

---

*) Freitag, S. 149.



Schluß ziehen läßt, müſſen dieſe Kegel weit eher der Geſtalt des mathematiſchen Kegels entſprochen haben, als diejenigen, welche wir auf unſeren Kegelbahnen zu ſehen gewohnt ſind. Zwei Spiele anderer Art ſind noch dargeſtellt: ein Wurfſpiel, bei dem das Ziel aus einem geſchnitzten Klotz mit langen Ohren oder Hörnern beſteht, und ein Hahnenſpiel. Ob wir hier das Hahnenſchlagen vor uns haben, läßt ſich nicht ohne Weiteres nach dem Bilde entſcheiden. Auch ein Wettlaufen hat der Künſtler nicht vergeſſen. Die zum Schießen nicht benutzte entferntere Armbruſtſchießſtatt iſt jedenfalls der Sitz für die Schiedsrichter. Die Wettlaufenden haben ihre Bahn nicht innerhalb der Schußlinie, ſondern außerhalb der beiderſeitigen Schranken.

Verhältnißmäßig die meiſten Theilnehmer haben ſich um des Pritſchenmeiſters Predigtſtuhl(*) verſammelt, und zwar ſind es zum größten Theile Leute aus dem niederen Gewerkſtande, denn ſie tragen faſt alle keine Kopfbedeckung. Ganz natürlich ſind unter ihnen eine Anzahl Knaben. Der Pritſchenmeiſter holt gerade mit der Pritſche aus, einem Abgeſtraften bei ſeinem Heruntereilen von der Stiege noch eines zu verſetzen. In der nächſten Nähe des Gerüſtes erblicken wir einen Mann in wilder Flucht dahin ſtürmen, einer von des Pritſchenmeiſters Leuten folgt ihm auf dem Fuße, um den Entflohenen zurückzubringen, der ſeiner Strafe zu entrinnen meinte.

An der Schranke der Hauptſchießlinie nach der Oeffnung zu, an welcher Trompeter und Trommler ſtehen, bewegt ſich ein kleiner Zug, deſſen Bedeutung mir nicht recht klar iſt. Voran geht ein Mann unbedeckten Hauptes, mit erhobenem linken Arme ein Schwert haltend. Ueberdies hängt von ſeiner Hand eine Schnur herab, an welcher unten etwas befeſtigt iſt, von dem ich keine Vorſtellung habe, was es ſein und bedeuten könnte. Sollte dieſer Mann ein Pritſchenmeiſter ſein, der den weiteſten Bolzen überbringt? Ihm folgen ein Pfeifer und ein Trommler, dann kommen zwei Männer, Figuren tragend, die wie Meerfrauen geſtaltet ſind. Dieſen fünf Perſonen ſchließen ſich etliche aus dem Volke an.

In der Nähe des Einganges bei den erſten Zelten gewahren wir einen anderen Aufzug, vielleicht die Eröffnung desjenigen, der ſich über die Brücken bewegt. Pfeifer und Trommler ſchreiten voraus, es folgen Trabanten, dann kommt ein zweiſpänniger Wagen. Das Sattelpferd wird geritten, im Wagen ſehen wir drei Männer ſitzen, auf dem Kutſchenbocke bläſt ein Trompeter ſein Stückchen. Sind dieſe Herren im Wagen vielleicht Rathsperſonen oder einige aus den Neunern? Die Fortſetzung des Zuges wird durch einen Zuſammendrang des Volkes unterbrochen, welches ſich beim Eingange vor der Brücke verſammelt hat. Ein Pritſchenmeiſter in ſeiner Schellentracht macht als Zugführer ſeine Späße, es folgen zwei Lanzenträger und wieder ein Pritſchenmeiſter, darauf Trommler und Pfeifer. Auf der Brücke bis nach der Stadt zu bewegt ſich ein langer Zug von Knaben, die alle kleine Fahnen tragen, ohne Zweifel die Zweckfahnen, welche die glücklichen Schützen als Zugabe der Preiſe erhielten*). An der Tracht dieſer jungen Feſtgenoſſen iſt bemerkenswerth, daß ſie alle hohe ſchwarze Hüte haben, wie ſie damals anfingen Mode zu werden: die Vorläufer unſerer ſteifen ſchwarzen Herrenhüte. Inmitten dieſes Zuges ſchreiten wieder Trabanten, denen ein Trompeter zu Pferde folgt, dann kommt ebenfalls zu Pferde der Hauptbannerträger. Am Schluſſe des Zuges tragen Knaben achſelweis die an Stäben aufgehangenen ſogenannten Klippen, die, ſoweit es ſich auf dem Bilde erkennen läßt, dreieckig geformt ſind.**).

---

*) Freitag, S. 183, 184.

Haben wir ſomit die hauptſächlichſten Vorgänge des Feſtes verfolgt, ſo wollen wir auch noch der einzelnen Beſucher gedenken. Die Reſtaurationen ſind faſt alle beſetzt, an den Würfelbuden ſehen wir auch Leute verſammelt und im Geſpräche, und ſonſt auf dem ganzen Plane gewahren wir einzelne Frauen und Männer luſtwandelnd oder beſtimmten Orten zueilend. Auch ein Zug von gepanzerten Lanzenträgern, an deren Spitze ein Officier mit einem Streithammer in der Rechten, bewegt ſich über den Platz, vielleicht eine Patrouille zur Aufrechterhaltung der Ordnung. Auch die Ariſtokratie ſchließt ſich nicht vom Feſte aus. Patricierfrauen mit ihren Töchtern ſchreiten ſittig daher, vornehme Herren, deren Roſſe von Stallknechten gehalten

---

*) Freitag, S. 136.
**) Freitag, S. 141.

werden, ſtehen zuſammen im Geſpräche. Kinder ſind auch vertreten; kleinere haben die Eltern zur Seite, größere tummeln ſich ſelbſtſtändig herum; zwei Mädchen haben ſich in der Nähe der Bretergerüſte gelagert. Auch das hat der Künſtler nicht vergeſſen, ſein Bild durch die unvermeidlichen Begleiter der Menſchen, durch einige Hunde zu beleben. Sehr niedlich iſt im Vordergrunde das Spielen zweier Hunde dargeſtellt. — Und auch der volksthümliche Humor fehlt nicht. Es wird mancher das Bild lange anſehen, ehe er zwei Geſtalten erblickt, welche an die Körperlichkeit des Menſchen erinnern ſollen, doch hat es der Künſtler auch ſehr gut verſtanden, ſeine Laune nur in kleinen Dimenſionen und im Hintergrunde zur Geltung zu bringen. Hinter dem entfernteren Armbruſtſtande ſteht ein Mann, der ſich weit genug von der Volksmenge und unbeobachtet glaubt, um ſich hier getroſt von den Beſchwerden, welche ihm die genoſſenen Flüſſigkeiten verurſachten, zu befreien. Und noch weiter in der Ferne gewahren wir einen hingekauerten Flüchtling, der ſich einer noch ſchwereren Laſt entledigt. Und ein dritter, der ſich auch nach der Gränze des Planes zuwendet, ſcheint ein gleiches Geſchäft verrichten zu wollen.

Das Holzſchnittblatt von Stimmer iſt überdies nicht unanziehend wegen der verſchiedenen Trachten, welche nebeneinander dargeſtellt ſind und oft ganz allein die Charakteriſierung der einzelnen Perſonen ausmachen. —

Wenn auch das ſittengeſchichtliche Intereſſe bei unſerer Betrachtung vorwiegen mußte, ſo werden doch die Kenner und Freunde der älteren deutſchen Kunſt den Nachweis einer ausgezeichneten Leiſtung Tobias Stimmers nicht unberückſichtigt zu laſſen haben. — Es würde doch ſeltſam ſein, wenn unſer Blatt nicht noch einmal vorkommen ſollte. Es wäre erwünſcht, hierüber beſtimmte Nachrichten zu erhalten. Zugleich ſei es mir geſtattet, eine Bitte auszuſprechen. Wie dieſer Holzſchnitt von Stimmer bis jetzt unbekannt geblieben iſt, ſo kann dies auch der Fall mit anderen Darſtellungen von Schützenfeſten jener Zeit ſein. Sollte mir alſo Jemand ein ähnliches Blatt nachweiſen und beſchreiben können, ſo würde ich hierfür ſehr dankbar ſein, zunächſt im Namen der Sache und dann perſönlich, wenn es mir vergönnt ſein wird, einen ſolchen Nachweis für einen folgenden Band des Muſeums zu benutzen. Gerade aus der Vergleichung mit anderen

Vorkommniſſen läßt ſich manches lernen; trotz aller Gemeinſamkeit des Schützenbrauches finden ſich landſchaftliche Beſonderheiten, die aus Documenten und Beſchreibungen oft nicht ſo lebendig erkannt werden können als aus naturwüchſiger bildlicher Schilderung.

IX.

Kalenderreime.

Die neun Schreibkalender aus den Jahren 1555 — 1568, in welchen uns ein Theil der Tagebücher des Magiſter Victorinus Schönfeld *) überliefert iſt, enthalten wie noch die Kalender unſerer Tage Reimſprüche zu den einzelnen Monaten, welche einer Mittheilung im Sinne eines Beitrags zur Geſchichte der Kalenderpoeſie nicht unwerth erſcheinen. Der Kalender iſt unbeſtritten das volksthümlichſte der weltlichen Literaturerzeugniſſe; die praktiſche Poeſie, welche in ihm von früher Zeit an eine Stätte fand, gehört, wenn auch ohne äſthetiſchen Werth und nicht vom Volke ausgehend, doch in ſo fern zur Volkspoeſie, als ſie für das Volk beſtimmt war. Die ſittengeſchichtliche Bedeutung dieſer Dichtungsart und ihre hiſtoriſche Entwickelung verdiente wohl einmal im Zuſammenhange dargeſtellt zu werden. **) Der einzelne Kalenderreim hat geringes Intereſſe, nur die Vergleichung vermag ein ſolches hervorzurufen. Selbſt die immerhin unbedeutende Anzahl von 9 Almanachen führt uns auf ein gewiſſes Ergebniß. Zunächſt gewahren wir trotz der Verſchiedenheit der Druckorte eine bewußte traditionelle Gemeinſamkeit, andererſeits tritt das Streben nach Veränderung hervor, durch welches bald mehr, bald minder der allgemeinere Gebrauch verlaſſen wird.

---

*) Jöcher 4, 322, wo indeß nicht alle Angaben richtig ſind. Schönfeld, gebürtig in Bautzen, ſtudierte in Wittenberg und erfreute ſich dort der väterlichen Freundſchaft Melanchthons und Caſpar Peucers. 1557 (nicht 1556) wurde er Magiſter (nicht Doctor) und lehrte zu Marburg die Matheſis und dann die Medicin. Seine Tagebücher, die in vielfacher Hinſicht höchſt werthvoll ſind, ſollen wo möglich den nächſten Band des Muſeums eröffnen, für dieſen waren ſie zu umfangreich.

**) Das Material freilich würde überaus ſchwer zu beſchaffen ſein. Dankenswerth ſind daher immer ſolche Nachweiſe, wie ſie öfters im Serapeum gegeben wurden.

Die einzelnen Schreibkalender ſollen, wie ſie nach den Jahren aufeinander folgen, mit den Zahlen 1—9 bezeichnet und in der Kürze bibliographiſch aufgeführt werden. — Sie haben ſämmtlich Quartformat, und die äußere Einrichtung iſt im Allgemeinen überall dieſelbe. Links auf der Rückſeite des Blattes befindet ſich der eigentliche Kalender, rechts auf der Stirnſeite die Schreibtafel mit den Ziffern nach der Anzahl der Tage. Ueber dem Kalender ſteht der Name des Monats doppelt in lateiniſcher und deutſcher Benennung (Januarius, Jenner u. ſ. w.) und über der Schreibtafel der Monat ausſchließlich deutſch mit der Anzahl der Tage (Jenner hat XXXI. tag u. ſ. w.). Unten an der Schreibtafel befindet ſich der Reimſpruch zu je 2 Zeilen in die Breite gedruckt, bisweilen iſt zwiſchen den beiden Reimpaaren ein ſenkrechter Strich geſetzt. Nur der Züricher Almanach (Nr. 8) weicht hiervon ab. Hier ſteht über der Schreibtafel der deutſche Name des Monats nicht, ſondern an deſſen Stelle der Reimſpruch mit Ueberſchrift Auicenna, Ariſtoteles u. ſ. w. — Wie es noch heute vielfach Sitte iſt, ſind die Kalender abwechſelnd roth und ſchwarz gedruckt. Dagegen zeichnen ſie ſich durch eine reichere typographiſche Ausſtattung, durch Holzſchnittborduren und Titel- und Schluß-Vignetten vor den heutigen (nicht illuſtrierten) aus.

1) — 1555. — 8 Blätter defect bis zum Hewmon. Holzſchnitte und Einrichtung ſtimmen mit Nr. 2 und 3, alſo Königsberger Druck.

2) — 1556. — Almanach Simonis Titij Vinarienſis, der Artzney Doctor vnnd Profeſſor zu Königßperg inn Preuſſen, Auff das Jar, M.D.LVI. — Titelholzſchnitt: Wappen. — Gedruckt zu Königßperg in Preuſſen, durch Jhanno Daubmann.

3) — 1557. — desgl. . . Auf das M.D.LVII. Jar. desgl.

4) — 1558. — Almanach vnnd SchreibKalender Simonis Heuringij Salicedenſis Medicinarū Doctoris zu Speyr auff das M.D.LVIII. Jar. — Titelholzſchnitt: Wappen. — Gedruckt zu Nürnberg, durch Friderich Gutknecht.

5) — 1559. — **Schreyb Kalender, oder Almanach, Durch Anthonium** Brelochſen, der freyen Kůnſten vnd Artzney Doctorem, beſchriben, vnd geſtellet auff das Jar, M.D.LIX. — Titelholzſchnitte: 2 kleine Wappen. — Gedruckt zu Nůrenberg, durch Valentin Geyßler. Mit Keyſer. Mayeſtat Freyheit nicht nach zudrucken.

6) — 1560. — Almanach vnnd Schreibkalender Durch Joannem Carbonem zu Heydelberg Practicirt vnd gedruckt, Auff das Jar. M.D.LX. Auch mit den Euangelien auff alle Sontäg. *Cum Gratia & Priuilegio.* — Titelholzſchnitt: Wappen. — Am Ende, letzte Seite: Holzſchnitt: Wappen. — Gedruckt in der Churfürſtlichen Stat Heydelberg durch Johan Khol.

7) — 1561. — Schreybkalender, Joachim Hellers, verordenten Aſtronomi zu Nůrmberg. Auff das Jar, M.D.LXI. Auch dabey die Euangelia, auff alle Sontage im Jahr. — Titelholzſchnitt: Wappen. — Gedruckt zu Nůrmberg, durch Valentin Geiſsler, vnd Jeremias Portenbach. Mit Keyſerlicher Mayeſtat freyheit nit nach zu drucken.

8) — 1562. — Kalender oder Laaßbůchlin ſampt der Schreybtafel, Mäſſen vnd Jarmårckten vff das M.D. vnd LXII. Jar. — Titelholzſchnitt. — Geſtellt vff den Meridanum der loblichen Rychſtatt Vberlingen, durch Valentinum Bützlin von Wangen, der Artzuyen Doctor zů Vberlingen. — Am Ende, vorletzte Seite: Holzſchnitt: Laßmann. — Getruckt zů Zürych in der Froſchow, by Chriſtoffel Froſchower dem jungen. (Dieſer Kalender iſt unter allen der intereſſanteſte. Er iſt am ſchönſten gedruckt und ausgeſtattet, die Sprache zeigt durchaus den Schweizer Dialect und bietet alterthümliche Wendungen. In dem am Schluſſe gegebenen „Mårcktbůchle“ finden wir zumeiſt ſchweizeriſche und ſüddeutſche Städte aufgeführt. Die nördlicheren und entfernteren ſind: Erdfurt (Erfurt), Leipſig, Leon (Lion) in Franckrych, Nůrenberg, Schwynfurt, Zwickaw. — Im Abdrucke wird uͦ durch ů erſetzt.

9) — 1563. — Almanach, Practicirt durch Chriſtophorum Stathmionem, Der Ertzney Doctorn zu Coburg auffs Jar M.D.LXIII. — Titelholzſchnitt: Wappen. — Gedruckt zu Nürnberg, Durch Valentin Newber. —

Die Reimſprüche beziehen ſich nicht wie die ſpäteren auf das Wetter, ſondern auf das leibliche Wohlbefinden, auf Speiſe und Trank, Wärme und Kälte, auf das geſchlechtliche Verhältniß, auf Bäder und Arzneyen und vor allem auf Schröpfen und Aderlaſſen. Das Verbum laſſen iſt in der engen Bedeutung für Aderlaſſen zu einem techniſchen Ausdrucke der Heilkunde geworden, daher auch „Laßmann.“ *) Nur Nr. 6 nimmt auf die in den verſchiedenen Monaten vorzunehmenden Arbeiten in Feld, Garten und Haus Rückſicht.

Daß die drei erſten, als aus einer Druckerei ſtammenden Kalender in den Reimen immer übereinſtimmen, iſt erklärlich. Nr. 4 und 9, Nürnberger Drucke, ſchließen ſich ihnen immer an, natürlich in der Hauptſache, kleine Nebendinge in der Rechtſchreibung und unbedeutende Aenderungen kommen nicht in Betracht. Nr. 6 und 8 ſtehen iſoliert in der Form, doch ſieht man bisweilen, wie die Verfaſſer mit Abſicht geändert haben. Nr. 7, öfters mit den andern zuſammenſtimmend, läßt den glättenden und verſchönenden Einfluß des Aſtronomen hindurchſchimmern. Bei Nr. 5 iſt dasſelbe in verminderter Weiſe auch der Fall, einmal ſtehen Nr. 5 und 7 zuſammen der gewöhnlichen Verſion gegenüber.

Jenner.

(2. 3. 4. 5. 9.) Im Jenner iſt faſt geſund,
Warme ſpeyß eſſen zu aller ſtund.

Auff warm baden hab du acht,
Meyd Ertzney ob du magſt. **)

(6.) Ich dörr mein fleiſch in Jennerszeit,
Ich vß vnd trinck frölich on neyd.

---

*) Ueber den Laßmann ſ. deutſches Muſeum 1, 258.

**) Wegen des ſchmäleren Formates können hier die beiden Reimzeilen nicht wie in den Originalen neben einander gedruckt werden.

Kein blut will ich nit võ mir lon
Deñ es nit gſund iſt in diſem. Mon.

7) Im Jenner iſt ärtzney nicht gut,
Laß auffm Daum ſonſt bhalt dein Blut.

Iß warme ſpeiß gar nicht vil bad,
Gut würtz vnd wein iſt niemand ſchad.

Auicenna.

8) Manch güte leer wil ich dir gäben,
Den volg nach, friſcht dir din läben.
Im Jenner din blüt bhalt by dier,
Doch vff dem Dum magſt laſſen ſchier.
Vnd denn hinnach wol nemmen acht,
Was dir all Monat bringet krafft.

Hornung.

(2.3.4.5.7.9) Im Hornung eygt das Fieber ſich,
Vor Kraut vnd Antuögel hütte dich.

Laß auff dem Daumen meyd des kalt,
Nim Ertzney, zum Bad dich halt.

6) Ich fürcht des febers ietzt nit macht,
Holtzhawen; mitfüren ich betracht.

Ein Peltz hab ich mir zugeſelt,
Laß mein blut, hüt mich vor kelt.

Ariſtoteles.

8) Im Hornung iſtz wol gwürtzte koſt,
Hüt dich vor kelte vnd vor froſt.
Genß vnd Endten ſolt nit nieſſen,
Noch mit rindfleiſch din hunger büſſen.
Vff dem Dumen laß dir das blüt,
Warm baden iſt dir nutz vnd güt.

Mertz.

(2. 3. 4. 5. 9) Mertz die, feuchtigkeit auff thut,
Süſſe ſpeyß macht dir gut Blut.

Bratt Kütten, vnd bade alle mal,
Mit Artzney man laſſen ſoll.

6) Die reb vñ baum ſchneid ich jm Mertz,
Das erdtrich ich herumher ſtertz.

In diſem mon laß ich kein blut
Schwaiß baden dz thut mir gut.

7) Im mertzen laß nit biſtu weiß,
Gut blut macht gute ſüſſe ſpeiß.

Brat Kütten vnd brauch ſchweißbad wol,
Mit årtzney man ſchrepffen ſol.

Galenus.

8) Der Mertz iſt menglichem vngſund,
Der Artzten radt iſts vnd vrkund.
Das du nieſſeſt gůt ſüſſe ſpyß.
Hůt dich vor laſſen biſt du wyß.
Das radt ich trüwlich als ich ſol,
Schräpffen, warm baden magſt du wol.

Aprill.

(2. 3. 4. 9) Aprill bringt den Lentz daher,
Die Erd thut ſich auff wunderber.

Das Blut wechſt nahe darbey,
Laß an Füſſen auch Ertzney.

5) Aprill bringt den Glentz daher,
Die erd thut ſich auf wunderber.

Erhitzt den Leyb, vnd mehrt das blut,
Zur Aderlaſſen iſt faſt gut.

6) Vnter eim nußbaum iſt mein rhu,
Nach dem eſſen ſchlaff ich mit fug.

Ich laß mir auff der Median,
Das mich in gſundheit halte kan.

7) Aprill bringt vns den Glentzen zart,
Purgier vnd laß zu diſer fart.

Das geblůt wechſt vnd vernewert ſich,
An Füſſen dann die Adern brich.

Ptolemeus.

8) Deß Aprellen natur gibt krafft,
Vnd ſchickt ſich zů der fruchtberſchafft.
Als man das ſicht gar offenbar,
Zůr lådern man wol laſſen dar.
Das blůt darinn ernüwerung nimpt,
Wie man im Aderlaßbůch findt.

May.

(2.3.4.5.9) Laſſen im Meyen iſt nicht ſchad,
Purgier dich ſuch Waſſer bad.

Iß Speyß bereyt mit Specerey,
Trinck von Benedict vnd Saluey.

6) Jetzt reit ich frölich in dem graſe,
Zu Bayſſen, Jagen thu ich das.

Ich bad vnd wil zur Lebern lon,
Warm kleider will ich one thon.

7) Im Mayen laſſen iſt nicht ſchad,
Purgier, brauch würtz vnd kreuter bad.

Trinck von Saluey vnd Benedict,
Wie ſichs zu deiner gſundtheit ſchickt.

Auicenna.

8) Der Mey vil wunn vnd fröuden gut,
  Vff der Median laß iſt gut.
Von aller wurtz vnd kreütern bad,
  Schräpffen an armen iſt nit ſchad.
Din koſt ſol ouch wol gewürtzt ſyn,
  Es zimpt gar wol der gſundtheit din.

Brachmon.

(2. 3. 4. 9) Im Brachmon hüt dich vor Meet,
New Bier zutrincken oder Köt.

Laß wenig, dann hitz dir ſchadt
Mit öl vnd Lattich iß Salat.

5) Vor dem Meet im Brachmon hüt dich,
Vnd vor dem newen Bier rath ich.

Mit öl vnd Eſſig iß Salat.
Schlaf nit zuvil das iſt mein rath.

6) Nun will ich abſchneiden mein frucht,
Die ich geſeet vnd woll erzucht.

Lattig mit Eſſig ich eſſen will,
Damit auch ſchlaffen nit zuvil.

7) Im Brachmon laß nicht one not,
Dann hitz verbrent dir Bad vnd Blut. *

Das friſch Waſſer wenig ſchadt,
Mit öl vnd Lattich iß Salat.

Auerrois.

8) Brachmon Meet vnd Bier bringt ſchaden,
  Die zut Laſſen vnd heiß baden.
Pfeffer, klein viſch, hitzige ſpyß,
  Iſt dir vaſt ſchad das nit vergyß.
Friſch waſſer dir nit ſchaden bringt
  Zutrincken, ob es dir ſunſt zimpt.

Hewmon.

(1.[2?]3.4.7.9)*) Im Hewmon Ertznen dir ſchadt,
Nit laß, ſchlaff wenig, ſelten bad.

Der vnkeuſchent gantz vergiß,
Eniß, Salvey, geſtoſſen yß.

5) Wer im Hewmon ſich bewaren will,
Der ſoll nit trincken gar zu vil.

Vnd im keyn Ader laſſen ſchlahen,
Darzu auch keyn Bad anfahen.

6) Jetzt triſch ich, heb auff mein hew,
Iſt es naß, ich das zerſtrew.

Die Hundßtag komen mit macht,
Darumb hab ich mein gut acht.

Raſis.

8) Höwmonat der dir wuſen thut,
Die Hundstäg, darum laß kein blůt.
Dann es dir groſſen ſchaden brecht,
Aber ſo not daran läg recht
Magſt du thůn nach der artzet radt,
Es ſey ſchon frů glich oder ſpat.

Augſtmon.

(1. 2. 3. 4. 7. 9) Im Augſtmon meſſlich dich zeuch,
Schlaff ſelten, vnkeuſchent fleuch.

Nicht laß, Maß dich hitziger ſpeiß,
Artznen, Bad fleuch biſtu weiß.

7) Im Augſtmon halt dich meſſiglich,
Schlaffs vnd vnkeuſchent maſſe dich.

Nicht laß, enthalt dich hitziger ſpeiß,
Ertznen vnd Bad meyd, biſtu weiß.

---

*) In Nr. 2 verdruckt, es ſteht der zum Herbſtmon gehörende Spruch.

6) Hie leß vnd trit ich trauben zart,
Vnd preß ſie auß zu diſer fart.

Ich trinck milch, yß ſauer ſpeyß,
Vnd hoff zu werden alt vnd greyß.

Albumazar.

8) Im Augſtmon mit flyß radt ich dir,
Myd ſchlaaffen vnd hab nit begir,
Weder zů baden noch zů Wyben,
Mit jnen nit vil kurtzwyl tryben.
Vil trincken, Mett vnd ouch vil ſpyß.
Das ſolt du myden biſt du wyß.

Herbſtmon.

(1.2.3.4.9) Des Herbſtmons frůcht ſind gut,
Zimlich Speiß, ſpreng das blut.

Biern mit Wein, Geyß milch iß,
Des kůlen Weins nicht vergiß.

---

5) Des Herbſtmons Frůcht ſind gut,
Iß zimlich, ertzney, vñ ſpreng das blut.
Gut Vögel, Obs, vnd Wilprecht iß,
Des kůlen Weins auch nicht vergiß.

---

6) Trauben mach ich die züber vol,
Der wein der iſt gekochet wol.
Schweinen fleiſch ſchmeckt mir geſote
Trauben yß ich vngetrotten.

---

7) Im Herbſt iß zimlich, ſpreng das Blut,
Artzney vnd frůcht ſind beyde gut.

Gut Vögel vnd Geißmilch auch iß,
Des kůlen weins auch nicht vergiß.

Iſaac.

8) Herbſt die Median laß iſt gůt,
Hertz, lung vnd låbern vaſt wol thůt.

Auch magſt nieſſen aller böum frucht,
Mit gůter wyß vnd rechter zucht.
Trinck Geißmilch vnd darzů ouch Moſt,
Vnd gnieß allerley gſchlecht vnd koſt.

Weinmon.

(1. 2. 3. 4. 9) Weinmon gut wilbret gibt,
Feyſt genß, vögel ſchaden nit.

Doch lug iß nicht zu viel,
Denn vberfüllen ſchadet bey viel.

5. 7) Der Weinmon vns gut Wilprät gibt,
Feyßt Genß vnd Vögel ſchaden nit.

Doch newer Frücht iß nicht nach luſt,
Dann vberfüllen ſchadt dir ſunſt.

6) Ich baw vnd ſee das feld mit luſt,
Das es nit thů das jar vmb ſunſt.

Diſer mon bringt wider die kelt,
Drumb ſtuben wermen mir gefelt.

Seneca.

8) Wynmon laß, ſchräpff vff den lenden,
Thůt das Grien vaſt von dir wenden.
Du magſt ouch nieſſen alle ſpyß,
Mit gůter maaß, biſt du recht wyß.
Doch läb koſtbarlich mit gerecht
Iſſz vögel, genns, endten, wildpret.

Wintermon.

(1.2.3.4.5.7.9) Meet trincken heiſt diſer Mon,
Hönig, Imber, brauch auch ſchon,

Bad, vnd vnkeuſchheit Meyd,
Du wirſt ſonſt lam ehe der zeyt.

6) Faiſt genß den reichen ich verkauff,
Das holtz ich haw zům fewr ich lauff.

Bad vn keuſchaid will ich hon,
Tranck nemen vnd zů adern lon.

Conſtantinus.

8) Wintermon keins thiers fůß noch houpt,
Iſt keim menſchen darinn erloubt.
Ypocras der gibt dir ein leer,
Zů vaſt dich gen dem wyb nit keer.
Ouch iſt nit gůt laſſen zům houpt,
Schräpffen vff Schultern iſt erloubt.

Chriſtmon.

(1. 2. 3. 4. 7. 9) Chriſtmon will warme ſpeyß han,
Zum haubt magſtu wol lan.

Hůt dich vor kelten gantz wol,
Von Zimmet man trinken ſoll.

5) Chriſtmon will warme Spyß han,
Zum Haubte magſt du dir lahn.

Bewar dich vor der kelt gantz wol,
Vón würtz vn zimet man trincken ſol.

6) Praſſen will ich vnd leben wol,
Ein ſaw ich yetzund ſtechen ſoll.

Dartzu will ich mich warm halten,
Vnd hoff ich wöll mit ehrn alten.

Meſue.

8) Im Chriſtmon darinn laß dir ſchlahen
Die houptader, vnd leg dich nahen
Zů diner frouwen an jr bruſt,
Das wert vor froſt vnd bringet luſt.
Din ſpyß ſey ouch gewürtzet ſatt
Von Pfeffer Imber vnd Muſcat.

X.

Wolf Ferbers Gedicht auf Herzog Auguſt, Erzbiſchof zu Magdeburg.

1628.

Die Poetik iſt uns die ſyſtematiſche, die Literaturgeſchichte die hiſtoriſche Würdigung der Gelegenheitspoeſie noch ſchuldig. Bei der äſthetiſierenden Richtung der Literaturbetrachtung war es naturgemäß, daß eine Dichtungsart, welche unmittelbar an die Ereigniſſe des Tages anknüpfte und die ſomit keinen Selbſtzweck in ſich faßte, gering geſchätzt und trotz des Reichthums ihrer Erzeugniſſe bis jetzt nur ſelten zu allgemeinerer Kenntniß gebracht wurde. Die Kunſtgeſchichte iſt in dieſer Hinſicht der Literaturhiſtorie weit voraus, indem ſie auch ohne Beziehung auf höhere Schönheit dem Geräthe und dem Coſtume gebührende Beachtung zu Theil werden ließ.

Die Poeſien der Pritſchenmeiſter, der privilegierten Gelegenheitsdichter der Vorzeit, ſind zum erſtenmal in Gödekes Grundriſſe (I, 293—295) bibliographiſch zuſammengeſtellt worden. Aber wir werden faſt ohne Ausnahme alle dieſe Gedichte in neueren Sammlungen, Zeitſchriften u. dergl. zum Beſten einer wiſſenſchaftlichen Erkenntniß vergeblich ſuchen.

Im Folgenden wird als eine Probe dieſer Poeſie ein Gedicht auf die Poſtulation des Herzogs Auguſt zu Sachſen, Sohn des Kurfürſten Johann Georg I., zum Erzbiſchof zu Magdeburg, verfaßt von dem Kurſächſiſchen Pritſchenmeiſter Wolf Ferber, mitgetheilt, wobei natürlich jede Rückſicht auf inneren Werth ausgeſchloſſen iſt.

Von Wolf Ferber, über den die Curioſitäten ſchon gehandelt haben und der auch von Freitag in ſeinem Aufſatze über das Schützenweſen in den neuen Bildern aus dem Leben des deutſchen Volkes öfters erwähnt worden iſt, ſind im Grundriſſe nur drei Schützenſeſtbeſchreibungen angeführt, die folgende Oda iſt demnach auch bibliographiſch unbekannt geblieben.

Nach dem Titel von Ferbers Gedicht fand die Poſtulation am 10. Februar 1628 ſtatt, in Müllers Annalen dagegen wird unter dieſem Jahre (S. 334) der 17. Februar angegeben. Trotz der Datierung in alten und neuen Stil weichen die Zeitbeſtimmungen von einander ab.

Titel: „Glückwünſchungs Oda oder Geſang, Dem Hochwürdigſten, Durchlauchtigſten, vnd Hochgebornen Fürſten vnd Herrn, Herrn AVGVSTEN, ErtzBiſchoffen zu Magdeburg, Primas in Germanien, Hertzogen zu Sachſen, Gülich, Cleve vnd Berg, Landgrafen in Düringen, Marggrafen zu Meiſſen, Grafen zu der Marck vnd Ravensberg, Herrn zum Ravenſtein, ſeinem gnädigſten Fürſten vnd Herrn. Welcher den 10. Februarij dieſes 1628. Jahres von eines Ehrwürdigen ThumbCapitels anſehnlichen Abgeſandten, in Chur vnd Fürſtl. auch Adelicher ſo wol anderer fürnehmen Perſonen beyſeyn vnd gegenwart öffentlich poſtuliret vnd zu ſolcher Ertzbiſchofflichen Hoheit ordentlich erhaben worden. Zu ſonderbahren Ehren aus vnterthänigſter affection auffgeſetzet Durch den Churf. S. Pritzſchenmeiſter Wolff Ferber.“

Am Schluſſe: „Erſtlich zu Dreſzden Gedruckt durch Gimel Bergen, Churf. Durchl. zu Sachſſen Hoffbuchdruckern. M. DC. XXVIII.“ (4 Blätter 4.)

1.

ALs ich dieſe Tage bin
Hier zu Torgaw angekommen,
Daß ich meinem Herren dien,
Hab' ich alſo bald vernommen[,]
Printz AUGUSTUS ſey erkieſt
Zum Ertzbiſchoff. Vnd das iſt
Auch geſchehn durch rechte Mittel,
Ein Ehrwürdig ThumbCapitel,
Dort zu Magdeburg, das hat
Jhn erwehlt mit reiffen Rath.

2.

Darumb auch auß ſeiner Zahl
Hergeſchickt vornehme Leute,
Daß dis, was in dero Wahl
Vorgegangen man andeute
Dem Churfürſten erſtlich zwar.
Vnd weil der zufrieden war,
Daß man ſeinen andern Herren
Sohn,) erhub zu ſolchen Ehren,
Hat man auch geredt davon
Mit deſſelbigen Perſon.

3.

Der, ſo noch vnmündig war,
Hat es billich heimgeſtellet
Dem Herrn Vater, gantz vnd gar
Drinn zu thun was jhm gefellet.
Alſo (weil er poſtulirt)
Wurd' er darauff proclamirt,
Vnd gehandelt dieſe Sache
Jn meines Herrn Vorgemache,
Heimlich nicht, bei offner Thür,
Jeder ſah' es, ſo gieng für.

4.

Nun verfloſſen ſind zwey Jahr[.]
Da ſich dieſes angefangen,
Daß der Coadjutor war,
Welchen man jetzt thut belangen[,]
Er ſol ſich doch geben drein,
Vollends gar Ertzbiſchoff ſeyn.
Weilen jhm dann die Vrſachen
Solcher Hoheit würdig machen,
So wil willig folgen Er,
Wer die Sach gleich noch ſo ſchwer.

5.

Wo gedacht jhr doch nur hin
Jhr Ehrwürdigen Prælaten?
Mein wie kam euch der im Sinn,
Daß jhr all zu jhm gerathen?
Ob der Keyſer Otto kam
Euch ins Hertz von Sachſſen Stamm?
Der da ewer Stifft fundiret,
Vnd ein ſtattlichs drauff ſpendiret.
Oder ſchluget jhr Rath von
Ernſt, des Churfürſt Ernſten Sohn.

6.

Nun jhr habt die freye Wahl,
Möget, wen jhr wolt ausleſen,
Nur daß ſolches jedesmal
Diene dem gemeinen weſen.
Wenn jhr nicht zwieſpeltig ſeyd,
Wie geſchach vor dieſer Zeit(,)
Mit dem Marggraff Ludewigen,
Da ſie ſich nicht recht vergliechen,
Der auch wieder trate ab
Vnd das Ertzſtifft vbergab.

7.

Dieſes wolln wir hoffen nicht,
Jeder mag das ſeine ſagen,
Sich verwundern der Geſchicht,
Auch wol mit Gedancken plagen,
Wie es werde laufen nauß.
Jch wünſch Glück dem SachſſenHauß,
Welches auff das Eyß nicht bawet,
Gott vnd ſeinem Keyſer trawet,
Der auch gute Mittel ſchickt,
Daß es jhm gelingt vnd glückt.

8.

Printz AUGUSTUS hochgeacht
Hofft auff Gott in ewrem Muthe,
Der euch hat darzu gebracht[,]
Wird euch thun noch mehr zu gute.
Denn, hat er durch ſeine Krafft
Das Ertzbiſthumb euch verſchafft,
Vnd demſelben zugezehlet,
Ihr auch euch nicht habt erwehlet
Den Sanct Moritz zum Patron,
Sondern JEſum Gottes Sohn.

9.

Ey ſo ſteht gar wol die Sach.
GOtt geb Glück zu ewrem Stande,
Daß ihr habt gut Haußgemach,
Vnd die Leute in dem Lande,
Welchen ihr nun vorgeſetzt,
Werden widerumb ergetzt.
Jeder bleib im ThumbCapitel
Bey ſeim Ampt vnd Ehrentitel.
Auch zu Magdeburg der Rath,
Daß es nütz gemeiner Stadt.

10.

Vorauß werd' an dieſem Ort
Fort gepflantzt die reine Lehre.
Daß dem vnverfälſchten Wort
Niemand ſeinen Lauff nicht wehre,
Sondern es werd ausgebreit,
Zu der Menſchen Seligkeit.
Auch des hohen Hauſes Sachſſen
Groſſer ruhm dadurch thu wachſen.
Schließlich man daraus verſpür[,]
Daß es nur von GOtt herrühr.

11.

Der auch ſeinen Segen woll
Herr Ertzbiſchoff euch verleyhen,
Daß jhr aller Wolfahrt voll
Seyn mögt, vnd dabey gedeyen,
Ewres Namens deutung nach
Seyn ein Mehrer. Nun die Sach
Iſt vnd bleibt allein des HERREN,
Der euch dann auch wird vermehren
Mit auffnehmen Glück vnd Heyl,
Daß euch hier vnd dort nichts feyl.

XI.

Teutſcher Sprach-Verderber.

1643.

Mit den pedantiſchen Beſtrebungen der Sprachgeſellſchaften für die Reinigung der deutſchen Sprache gingen die ſatiriſchen Ausfälle gegen die unpatriotiſche Sprachmengerei Hand in Hand. Von ſolchen, welche in ihren Titeln ſich des Ausdruckes „Sprachverderber“ bedienen, ſind uns in Gödekes Grundriſſe vier an der Zahl nachgewieſen (I, 2, 496, Nr. 266—269). Die drei erſten dieſer Satiren, welche in gebundener Rede abgefaßt ſind, haben im Weimariſchen Jahrbuche (I, 296 und II, 206, 207) entweder vollſtändigen oder probeweiſen Abdruck gefunden. Das vierte proſaiſche Stück, welches nicht minder Berückſichtigung verdient, wird hier zur vollſtändigen Mittheilung gebracht, vollſtändig deshalb, weil das Büchlein von nicht großem Umfange iſt und weil bei deſſen trefflicher, alle Verhältniſſe des Lebens umfaſſender Anordnung eine Auswahl ſchwer fallen würde.*)

Bei Gödeke lautet die bibliographiſche Anführung: „Der unartig Teutſcher Sprach-Verderber. Beſchrieben durch einen Liebhaber der redlichen alten teutſchen Sprach. Gedruckt im Jahr unſerer Erlöſung. 1643. 24 Bl. 8.“ — Mein Exemplar, in welchem, falls jene Angabe im Grundriſſe richtig iſt, eine zweite Ausgabe deſſelben Jahres vorliegen würde, hat nur 20 Blätter (38 paginierte Seiten außer dem Titelblatte) und auf dem gleichen Titel andere Schreibung: „Der | Vnartig | Teutſcher | Sprach- | Verderber. | Beſchrieben | Durch | Einen Liebhaber der redlichen alten | Teutſchen Sprach. | Gedruckt, Im Jahr vnſerer | Erlöſung. | M.DC.XLIII.“ Die Columnenüberſchrift, auf Rück- und Stirnſeite der Blätter vertheilt, lautet: Vnartiger Teutſcher | Sprach-Verderber. Die letzte Seite hat dieſe Ueberſchrift zuſammen. — Das Büchlein iſt mit größerer und kleinerer Schrift gedruckt, und zwar wurde die erſtere bei den eingeſtreuten Erzählungen, wenigſtens im Anfange principiell gewählt. Im Abdrucke ſchien die Nachahmung dieſer Einrichtung nicht geboten.

---

*) Im Grundriſſe werden die Greifswalder Verſuche (1, 194—204) angezogen. Jedenfalls iſt dort kein vollſtändiger Abdruck gegeben, ſondern nur eine Beſprechung mit Auszügen. Das betreffende Stück der Greifswalder Verſuche, von denen ich ſelbſt nur den Anfang beſitze (Critiſcher Verſuch zur Aufnahme der Deutſchen Sprache. Erſtes Stück. Greifswald, bey Johann Jacob Weitbrecht 1741. Seite 1—112) habe ich mir nirgends verſchaffen können. Bei der großen Seltenheit dieſer Zeitſchrift wäre eine Wiederholung ohnehin gerechtfertigt.

Muß auch der Vnartig Teutſcher Sprach-Verderber, wie im Grundriſſe geſchehen, der ſatiriſchen Literatur des 17. Jhds. beigeordnet werden, ſo iſt doch in dem Schriftchen der ſatiriſche Stil keineswegs durchgehends angewandt. Im Allgemeinen haben wir hier eine ernſte und in ernſter Weiſe ausgeſprochene Mahnung an die Zeitgenoſſen, der unpatriotiſchen Sprachverſtümmelung zu entſagen, doch iſt die Rede hie und da durch köſtliche humoriſtiſche Wendungen gewürzt. Der ſatiriſche Theil beſteht in den eingeflochtenen Beiſpielen, Anekdoten und Schwänken, welche die Thorheit und den Schaden des Gebrauchs der Fremdworte zu Gemüthe führen. Dieſe doppelte, die ernſte und ſpöttiſche Art, wie dem Unweſen zu begegnen ſei, hat der Verfaſſer ſelbſt (S. 27) bekannt und empfohlen.

Trotz des warmen Antheils an der Sache iſt des Verfaſſers Anſchauung der Lebensverhältniſſe unbefangen genug. So iſt auch ſein Stil eindringlich, fließend, rhetoriſchen Schwunges nicht entbehrend, ohne dabei ſchwülſtig und geziert zu ſein. Ja wir gewahren ſogar im Gegenſatze zu der gewöhnlichen Redeweiſe jener Tage eine wohlthuende Einfachheit, welche durch die nicht fehlenden kräftigen und ſelbſt derben Ausdrücke den Charakter des Volksthümlichen trägt. Im Einzelnen ſei auf das treffliche Wort „verliederlichet“ (S. 28) aufmerkſam gemacht. — Daß der Verfaſſer die Fremdworte vermeidet, aber ohne Pedanterie, iſt der Sache angemeſſen; doch muß an ihm gelobt werden, daß er bei ſeinen Vorſchlägen, wie unentbehrlich erachtete Fremdworte durch deutſche Ausdrücke zu geben ſeien, nicht in die verzwickte Ueberſetzerei der Puriſten verfällt. In ſeiner Etymologie des Wortes Passeport (S. 22) iſt er allerdings nicht glücklich.

Wird die einſchlagende Literatur erſt mehr gekannt und kritiſch gewürdigt ſein, dann laſſen ſich wohl auch Spuren finden, welche auf den ungenannten Verfaſſer des Sprachverderbers hinleiten.

Vnartiger Teutſcher
Sprach-verderber.

Teutſche Sprach-Verderbung.

WAs es vor einen Zuſtand vnd Beſchaffenheit, zu dieſer vnſerer Zeit mit der redlichen Teutſchen Sprach habe, daß iſt nun leider mehr hell vnd klar an dem Tag, vnd darff nicht viel beſchreibens.

Wie ſchändlich, wie heßlich dieſelbe mit außländiſchen vnd frembden Wörtern beſudelt, vermiſchet vnd vervnreiniget werde, ſo gar, daß man kaum drey oder vier Wörter ohne einmiſchung außländiſcher Zungen reden kan, iſt offenbahr.

Aber, eine Schand iſt es, vnd zuerbarmen, daß dieſe vnſere Teutſche Haupt vnd Mutter-Sprach, als welche von Wörtern ſo ſchön, ſo weitläuffig, ſo rein, prächtig vnd vollkommen, ſo ſchändlicher weiſe Verunreiniget wird.

Ein jedes Land befleiſſigt ſich ſeine Sprach rein vnd lauter zu erhalten, aber die arme | Teutſche, welche ohne daß (S. 2.) bey nahe jhre groſſe Freyheiten, Haab vnd Güter verlohren, achten nicht hoch, auch jhre Herrliche Sprach zu verlieren, in dem ſie nicht allein ſelbige nit lauter vnd rein fortpflantzen, ſondern auch mit fleiß frembder Wörter ſich gebrauchen, vnd mit dem Teutſchen vermiſchen.

1. Kauffleut vnd andere welche inn Franckreich gegucket.

Es iſt leider nunmehr dahin kommen, daß, wann ein Teutſcher etwa ein Viertel Jahr in Franckreich gegucket, oder nur einen Frantzoſen hören rede, ſo iſt jhme ſeine Mutterſprach ſchon erleydet, Er will alſobalden ein Frantzöſiſche Zunge haben, vnd darvor halten, es ſey jhme ein ſchand, in Franckreich geweſen ſeyn, vnd nicht Frantzöſiſche Brocken mit vnter dem Teutſchen außwerffen. Ja? Solte ein ſolcher halbgebachener Teutſcher Frantzos ſich der Frantzöſiſchen Wörter enthalten? Solte er rein vnd lauter Teutſch rede? er meynt es wäre ihm die gröſte ſchand, er könnte kein gröſſere Vntugend begehen. Aber, iſt dieſes nicht ein ſchand? reden wollen, ſolche Wörter, welcher man doch nicht gantz mächtig, darzu die Zung viel zu ſchwer: Doch dieſes vngeachtet, zwingen die Teutſche Frantzoſen ſich mit groſſem gewalt, ſolcher Frantzöſiſcher Wörter zu gewohnen.

(S. 3.) Wann ſie etwas beſtättigen wollen, ſo | können ſie nicht ſprechen, ja | fürwar, gewiß, es muß heiſſen: ma foi, par ma foi, par Dieu.

Sie können keinen, kein Herrn mehr nennen, er muß Monſieur heiſſen, vnd iſt daß das ſchlimſte an dieſem wort, das bald ein jeder Bernheuter ein Monſieur geheiſſen wird.

Sie können nicht mehr ſprechen, deß Herren Diener, Serviteur Monſieur muß es heiſſen: Sie können nicht mehr ſagen mein Bruder, aber mon frere, Wotreſcher frere, das iſt recht vnd wol geredt, vnd ſo fortan. Wer wolte aber alles erzehlen? es fehlete ihm Papier.

Dieſes vnd dergleichen wird auß Franckreich geholet: vnß, wann ich jetzunder erſt beſchreiben wolte, die Kauffsmans Brieff, ſonderlich derer, welche in Franckreich geweſen, da wurde man die Teutſche Sprach verſtimplen hören. Das Deo ſit Laus Semper muß in allen Brieffen oben an ſtehen, da doch der meiſte theil nicht weiß was es heiſſet: da brauchen ſie, (auch wol die Schneider) daß Adi, Atreſſiern, datum, paſſato, vnd ſo fortan.

Complementa. Was ſol ich aber ſagen von dem Wort Complementen, welches ſehr gemein worden. Jch ſage, mit dieſem Wort ſey (S. 4.) auch ſeine krafft im Teutſchland eingeführet worden. | Dañ Complementen iſt ſoviel als gepräng (gut teutſch, Auffſchneideren, Betrug, Heucheley,) Wann iſt aber bey den Teutſchen je mal mehr prangens, Auffſchneidens vnd Betrugs geweſen, als eben jetzunder, da das wort Complement auffkommen iſt?

Ja es iſt recht nachdenckliche krafft in dieſem Wort verborgen. Complimenteur, ein prächtiger höfflicher Reder, großſprecher, ein rechter Auffſchneider vnd Lügner. Dann wie kan es jmmer müglich ſeyn, daß ein Teutſcher, der von Art nicht viel Wort machet, nicht viel ſchwätzens vnd großſprechens achtet, ſeiner Natur zuwider es mit ſo läppiſchen babbeleyen recht meynen ſolte? Warlich, dieſes Wort Complement, deſſen wirckung jetzt im höchſten ſtehet, gibt zu erkennen, was wir für Zeiten haben: dann auch in den Worten eine ſolche heimbliche Krafft vnd nachtruck zu zeiten ſtecket, daß groſſe Dinge darauß können erkündiget vnd erſehen werden.

Wie die Zeiten ſind, ſo ſind die wort, vnd hinwiderumb wie die Wort ſind, | ſo ſind auch die Zeiten. Verba ut (S. 5.) numi. Es iſt vnſere Sprach dißmahlen in ein recht Kipper-Jahr gerathen: Jeder beſchneidet, beſtimmelt dieſelbe wie er will, gibt jhr einen halt vnd zuſatz wie er will. Vnd wie ſolche leichte Müntzen, wie weiſſ ſie auch geſotten ſind, dannoch anderſt nichts jn ſich haben als Kupffer am halt: Alſo alle ſolche heutige Auffſchneidereyen, wie ſchön ſie äuſſerlichem thon nach lautten, ſind im Hertzen doch nicht eines Drecks werth, vnd wann ſie am beſten ſind, vnd du meyneſt, du habeſt nun alles was du begehreſt, ſo weiſſeſt du im außkehren weder daß was du begehret, noch daß was man dir geben, vor einander zu erkennen, dann der Wind führet die Wort darvon, vnd ſo wenig als du den Weg eines Vogels wirſt finden können in der Lufft, ſo wenig wirſt du den nachtruck vnd die wirckung ſolcher Auffſchneidereyen ſpüren mögen.

Spricht einer einen Teutſchen Frantzoſen vmb etwas an, er macht jhm ſo viel complement, daß der bittende nicht weiß, ob jhme | die Bitt abgeſchlagen oder zugeſagt (S. 6.) worden. Vnd keiner weiß ſich mehr in dieſe jetzige halb Teutſche vnd halb Frantzöſiſche Leut recht zu ſchicken. Der Complementen vnd deß auffſchneidens iſt ſoviel, daß keiner mehr weiß ob es gix oder gäx, vnd ſtecket eytel Betrug darhinder.

Es iſt ein gleicher Verſtand in dieſen reden: Was erlogen iſt, daß muß mit Complimenten gezieret werden.

Vnd, was mit Complimenten gezieret iſt, daß iſt erlogen. Jener, mein beſter Freund, den ich im Hertzen kenne, zoge nach Lyon, kehrete zum Gülden Löwen ein: Seiner Landsleut einer ſo ſein ankunfft erfahren, kam jhn zu beſuchen vnd anzuſprechen, mit dieſen Worten: Monſieur & frere, werther, ſehr geehrter Herr vnd Freund vnd Landsman, ſeine glückliche arrivée iſt mir faſt exoptabel, vnd dancke GOtt, daß Er jhn durch ſo manche perilleuſe occaſion vnnd gefahr durchgebracht, als deſſen fortune mich von Hertzen alſo touchirt, ob ſie mich ſelbſt angienge. Weil mir
S. 7. aber | auch bewuſt, daß in der frembde es nicht allemal à Souhait hergehen kan, ſondern offt an neceſſitet gerathet, auch wol bey denjenigen die ſonſt zu Hauſe alles in abondantz haben: So erbiete gegen meinem Herrn ich mich, daß, wo er ein Ducat 20/30 benötigt, jhm ſolche incontinent von mir ſollen vberſchoſſen werden, vnd Conjurire jhn, mir ſolches ja nicht zu Celiren, &c. Der Redliche Kerl, dem das groſſe ſprechen etwas mitentich vorkame, bedanckte ſich gleichwol, vnd ſprach, daß er ſeinen Seckel Rathsfragen, vnd ſolche gönſtige Willfährigkeit nicht wolte außgeſchlagen haben: Nach dem aber, zu ſeinem Gefehrten, Ich muß, ſagte er, probiren, was hinter dieſen Worten für nachtruck vnd wercke ſein mögen, derwegen begehrte er andern tags das Gelt durch einen Diener: Aber der Monſieur entſchuldigte ſich, er hätte ſelbſt kein Gelt, vnd was geſtern geſchehen were, daß were Ehren halben geſchehen, vnd ein Compliment geweſen, ſo er gegen ſeinem
S. 8. Landsman ſchuldig were. | Ja, ſprach der, nun weiß ich was ein Compliment iſt: Es iſt erlogen geweſen, laſſe es für ein Compliment paſſire.

Ein anderer, dem ſein Freund in einer vorgeweſenen Noth trewen Dienſt gethan, ſprach, daß er ſolches auff begebende Occaſion mit Leib, Gut vnd Blut erwidern wolte. Als auch auff eine Zeit der erſte jhn in einer Sach wider einen andern erbate, vmb künfftiger Nachricht willen, war er willfährig, wie es aber zum treffen kam, vnd er jhn deſſen zu ſtewr der Warheit erforderte, altum ſilentium, da war es ein Compliment. Dann der gute Herr entſchuldigte ſich, er hätte ein böſes Gedächtnuß: zu dem möchte er bey anderen Undanck vnd verdruß machen, bitte alſo ihn zu überheben. Darauff der erſte ſtill ſchwiege, davon gienge, vnd den guten Herrn, biß er ſeinen gewiſſen Feinden, wider in die Garn kommen, alſo gehen lieſſe. Dann wer auß Forcht einer Feindſchafft, oder auß hoffnung eines Nutzens, vngeachtet der Ehre GOTTes vnd der Gerechtigkeit, wider Gewiſſen gehet, der | hat gewiß kein Heil noch beſtändige Freundſchafft von einigem Menſchen zu hoffen. Eines jeden Freundſchafft zuerhalten iſt vnmüglich, dieweil nicht ein jeder recht hat, noch die Warheit vnd Redlichkeit liebet. S. 9.

Alte Redliche Teutſche Leut können ſich in dieſe Zeit nicht ſchicken,

Klage eines Alten redlichen Teutſchen.

Mancher alter ehrlicher Teutſcher Mann muß klagen vnd ſagen, ich bin an dem vnd dem Ort geweſen, ey wie iſt es daher gegangen, ich habe vermeint ich ſey in einer andern Welt, als man anfieng zu reden, da wuſte ich nicht, was es were, da wurffe man mit ſolchen Worten zu, welche ich (da ich doch ſo alt worden) von meinen Mitgeſellen vnd alten Teutſchen niemaln gehöret, vnnd gedenckt mir noch wol, daß, wann ich vor alten Zeiten bey Gaſtungen geweſen, ich auch habe wiſſen etwas vorzubringen, (ohne Ruhm zu melden) ich habe auch können meine meynung über dieſes vnd jenes geben, aber jetzunder bey dieſen Leuten, verſtehe ich bey nahe nicht was ſie re | den, ich kan es nicht erſinnen, (S. 10.) muß wider willen vnd mit verwunderung zuhorche, weiß nicht ob ich meine Teutſche Sprach verlohren, oder ob ſie ſelbige ändern.

Wann ſie einander eines zutrincken, da heiſſet es, Salus, bon pro vous fare Monſieur, per toutala Compagnia, à la Sante toltre Maiſtreſſe, vnd ſo fort an, ich alter Mann ſitze da vnter gebornen Teutſchen, vnd muß alſo reden hören, Kommet etwas Geflügel auff den Tiſch, da ſagt einer zu dem andern, er ſolle es tranchiern, mich (als ich dieſes wort zum erſtenmal hörete) nam es ſehr wunder, was man mit dem Geflügel anfangen würde, wann man es tranchieren, ich wartete lang, aber ſahe doch endlich nichts, als daß es zerſchnitten vn zerlegt, eygendlich mit zehen Fingern zerzerret worden.

Fangen ſie an vnd reden von dem jetzigen Kriegsweſen, erzehlen daß ein Schlacht vorgangen, obs der Frantzos oder Spannier gewonnen, vnd wie es hergangen, weiß nicht, was
(S. 11.) Cavalliers, | Infantarie, Bataglie, Artollerie vor ein Thier, damit man die Stätt vnnd Feldſchlachten gewinnen kan. Bey meiner Zeit, wann man Fuß Volck, Reutterey, in rechter Ordnung gehalten, vnd Geſchütz gehabt, ſo hat man Stätt vnd Feld Schlachten gewonnen, ich kan mich nicht darein richten, was das vor ſachen ſeyn, welche Cavallerie vnd ſo fortan genennet werden. Ja ich ſchäme mich mehr zu Gaſtungen zu gehen, dieweil ich nicht verſtehe, was man redet, ob es vor oder wider mich. Vor dieſer Zeit iſt alles getrew vnd ohne gefehrt zu gangen, Ja war ja, vnd Nein war nein, jetzunder machet man ſo viel Wort, vnd iſt doch nichts darhinter, vnd ſeithero die Complementen (mich wundert, was es vor ein Thier) auffkommen, ſo iſt die Teutſche Trew, Glaub vnd Redlichkeit auß Teutſchland gezogen.

Dieſes muß jetzunder ein Alter Teutſcher Redlicher Man klagen, alſo muß er ſich über die Teutſche Sprach verwundern, iſt es nicht eine groſſe vnd ewige Schand?

(S. 12.) Aber hier endet es ſich noch nicht. Solte einer erſt hören, wie ſolche Teutſche Frantzoſen auffſchneiden, wann ſie zu Jungfrawen kommen, vnd ihre Teutſche vnd keuſche Hertzen mit Frantzöſiſchen gatzlen Worten bereden wollen, da nennen ſie die Jungfrawen Damen auff Teutſch, auf Lateiniſcher ſprach heiſſet es eine Gämbs oder ſtinckende Berg Zieg, rede ſie auf folgende vn gleiche weiſe an:

Mein allerliebſte Dama, mich erfrewet ſehr hoch, daß ſich dieſe brave occaſion præſentiert, euch zu beſuchen, vnd meine paſſion, ſo ich gegen euch trage zu offenbaren, damit meinem ſchmertzen vnnd etwas möchte geholffen vnd mein Hertz ſoulagieret werden. Ach mein allerliebſte Dame, wie köndte mir doch etwas gröſſers vnd frölichers begegnen, als ewere præſentz zu genieſſen, ich hatte ſchon lange Zeit kein occaſion gefunden nur ein wenig mit euch zu diſcurieren, ich habe ſchon lange Zeit eine groſſe affection vnd groſſes verlangen getragen, ewer anſichtig zuwerden, ich habe lange Zeit lamentieret vnnd ewer willen, ich habe bey nahe Tag vnd Nacht | mit ſchmertzen vnd ſäuffzen zugebracht, alle (S. 13.) meine Gedancken giengẽ nach euch, all mein Sinn war nach euch, ich bin ſo paſſioniret gegen euch, daß auch das Firmament vñ die ſchöne Sternen mein trawren geſehen, vnd meine lamentation gehöret, müſſen dieſes conteſtiern. Meine Kammer, darinne ich offt heiſſe Zäeren emittiret, muß ſolches confirmiern. Darum mein allerliebſte Dame, condonieret doch mir, dz ich dieſe Frechheit gebrauche, vnd mit euch mich vnterſtehe in einen diſcurs einzulaſſen. Wan ich ſoviel favor vnnd courteſi erhalten kan, daß ihr für ewern Serviteur erkennet, ſo bin ich gantz content, mein Hertz iſt refraichieret, meine Augen ſein geſättiget, mein will iſt implieret, mein paſsion iſt geſtillet, mein lamentiern hat ein end, vnd meine Thränen hören auff zuflieſſen. Ach was vor eine recreation empfindet jetzt mein Laß vnd paſſionirtes Hertz, was vor ein Conſolation empfindet mein trawriges Gemüt, vnd ſo fort an.

Alſo vnd mit dergleichen Auffſchneidereyen frembder Wörter (S. 14.) pflegen ſolche Sprachverderber, bey den Jungfrawen ſich angenehm zumachen.

Gleichwol ſo finden ſich auch bey dieſer Zeit viel Jungfrawen, welche keinen ſchew tragen, mit dergleichen frembden Jungfrauen Wörtern den Jungen geſellen zu begegnen, vnd ihre Frechheit damit an den tag zu geben. Aber iſt es nicht eine groſſe ſchande, iſt es nicht zu erbarmen? Man wird mehr Jungfrawen finden, welche ſich befleiſſen recht Allmodiſch (wie ſie es nennen) mit den Jungen geſellen von der Liebe vnnd von der Affection (alſo meinen ſie es) zu ſprechen*), als etwa eigendlich vnd Chriſtlich von jhrem Gottesdienſt. Sie gedencken eher der bedeutung dieſes vnd jenes Frantzöſiſchen oder Lateiniſchen worts nach, als einem Spruch Heiliger Göttlicher Schrifft. Ja, wieviel leſen fleiſſiger in dem Amadis, Schaffereyen, Arcadien, als in Gottes Wort? Affection, Amor, paſſion, Vexation, diſcurs, diſcret vnd dergleichen Wörter ſeyn jhnen wol bekant, ſie führen ſie ſtäts in jhrem heuchleriſchem Munde, ja ſie führen manchmal mehr frembde Wörter, als ein Junger geſell, der gleichwol (S. 15) die Sprach verſtehet. Was aber von ſolchen Vorwitzi | gen (die, welche dergleichen nicht thun, wie es dann derer auch noch gibet, ſeyn nicht gemeynet) frechen, heuchleriſchen Jungfrawen zuhalten, kan ein Verſtändiger leichtlich erachten. Ja ein ehrlicher Menſch hütet ſich vor ſolchen allemodiſchen (alſo nennt man ſie jetzund) reden der Jungfrawen, dann gemeiniglich Betrug darunter ſtecket, wie auß folgenden jhren Reden abzunehmen.

Der Herr (ja ſie dörffen theils wol ſagen, Monſieur) hat ſich nit zuerfrewen, daß er dieſe occaſion erhalten, mit mir zu diſcurieren, vnd ſeine paſſion mir zu entdecken. Ich weiß gar wol, daß es eine lautere vexation iſt, oder wenigſt auß deß Herrn diſcretion rühret, alſo mit mir zu reden, ich wuſte nicht, wie er gegen einer ſo Vnhöfflichen vndiſcreten Perſon ſolte affectioniret werden, er lieſſe mich mit den ſeinen alten Schuhen (mit ehren zu melden) ſitzen, ich were jhm viel zu ſchlecht, der Herr will mich nur agiren, in dem er eine affection gegen mir vorgibet, er meinet eben, er wolle mich hiermit bethören, aber die imagination iſt (S. 16) gegen mir nicht ſo groß, wann ich mir vil | einbilde, ſo habe ich mir widerumb viel außzubilden, der Herr wird zweiffels ohne ſeine Dam anderſtwo haben, gegen der er veramorieret iſt, es beliebet jhme eben alſo zureden, vnd mich zuvexieren. Vnd ſo fort an.

---

*) Text ſprachen.

Dieſe vnd dergleichen frembde Wörter pflege ſie auß zuwerffen, vnd ihnen hierdurch ein Lob vnd Ruhm zufinden. Dann welche am meiſten frembde wörter auffbringen kan, die dunckt ſich an dem beredeſten zuſeyn. Alſo verderben auch die Weibsbilder die Teutſche Sprach, welche doch ihrer Arbeit vnd Haußhaltung abwarten, vnd ihre angeborne Sprach rein reden ſolten.

Schulern vnd halbgelehrten

Nun finden ſich noch andere Leut, welche nicht in Franckreich geweſen, ſelbiger Sprach auch gantz vnerfahren, vnd doch ihre Mutterſprach verketzern, meiſtentheils mit Lateiniſchen wörtern. Dann wann ſie etwan ein wenig in das A. B. C. geſehen, welches der mittlere Buchſtab darinnen, wiſſen oder können ein wenig leſen vnd ſchreiben, (Eſſen vnd ſchreyen hätte ich ehe geſagt) ſo wollen ſie anfangen Lateiniſch brocken einzuwerffen, vnd halten darvor es were ihnen ein ſchand, wann ſie nicht auch ſolten Lateiniſche Wörter (im reden) fahren laſſen. Da ſolte man hören die Abdanckungen bey Hochzeiten vnd bey Leichen (wo es bräuchlich) ich meyne man würde ſchnitz vnd auffſchneidereyen vernehmen müſſen, ein jeder der am meiſten Lateiniſche offt nur halb Lateiniſche wörter einführe kan, der meynt er ſeye ein halber Doctor, jederman ſehe ihme hierumb an, daß er ſo wol reden, (auffſchneiden) könne, ja er bildet ihme ein, man ziehe den Hut vmb deß willen nur eher vor ihm ab, ja er hält es ihm vor die höchſte Weißheit, da es doch die gröſteſte Thorheit iſt. Solte man alle frembde wörter, welche in den Abdanckungen gebrauchet werden zuſamen faſſen, es gebe einen Karch voll, daran etliche Pferdt zuziehen hätten. Vnd ſo verderben die Sprach dieſe, welche etwas weniges von Lateiniſcher Sprach verſtehen, welche aber etwas mehrers wiſſen, hilff Gott, wie verderben ſelbige die Teutſche Sprach mit Lateiniſchen Wörtern. Leſe einer nur nachfolgenden Brieff, welcher von einem gebornen Teutſchen geſchrieben worden.

S. 17

Dem Herrn ſeyn meine officia, benebens freundlicher Salutation jederzeit zuvor.

Brieff.

S. 18. Sein geliebtes Schreiben habe ich zu | recht acceptiert vnd darauß ſeine geſundtheit vernommen, welches mich ſehr delectirt. mich betreffend, ſo bin ich, Deo sit gratia, in perfecter geſundheit vnd proſperitet. Gott wolle vns länger darinnen beederſeits conservieren. Sonſten habe ich nicht viel newes dem Herrn zu Significiern, allein ſo hab ich jhme wollen describiern, den statum vnſeres Landes, darinnen es ſo miserabel daher gehet, die Schlöſſer vnd Dörffer werden total ruinieret, die Bawren torquiert, vnd alles ſehr übel conditionirt. Wir haben gute Sperantz zum Frieden gehabt, aber jetzunder werden wir je mehr vnnd mehr mit Krieg afficiert, allerley hoſtilitäten sentiren wir, vnnd dörffen kein imagination vom Frieden concipiern. GOtt wolle vns assistenz praeſtiern, damit wir dieſes exantliern können. GOTT wolle euch vor ſolcher hoſtilität praeserviern. vnd vns allen helffen, ꝛc. Aber ich halte darvor, ich werde den Herrn moleſtiern vnd von ſeinen officien abhalten, mit dieſem meinem ſchrei | S. 19. ben; darumb ſo will ichs nicht prolongiern, ſondern hiemit finiern. Vns alle beederſeits Gottes obacht recommendierent. Datum ut ſupra.

Ey deß ſchönen Brieffs, Iſt das nicht ein Spott, ein Schand vor ehrlichen, redlichen, Teutſchen Hertzen, daß ein Teutſcher ſeine Sprach alſo verunreinen, vnd mit Lateiniſchen Wörtern beflecken ſolle? Ich ſchäme mich ſelbs zu offenbahren. Solte einer vor dieſer Zeit, bey den alten redlichen Teutſchen einen ſolchen Brieff geſchrieben haben, ich halte darvor, man hätte jhme Stadt vn Land verwieſen. Vnd Wärlich, were es der rechte Lohn.

Predigern. Nach dieſen finden ſich noch andere, welche die Teutſche Sprach verderben, nemblich die Prediger, auff dem Predigſtul. Wieviel gibt es derer, welche ſehr viel frembde, ſonderlich Lateiniſche wort brauchen, da es doch nicht von nöthen were. Wie offt höret man ab dem Predigſtul accomodiern, approbiern, confirmiern, demoſtriern, exequiern, fingiern, imaginiern, Jubiliern, Lamentiern, Moleſtiern, Ordiniern, Practiern, vnd dergleichen noch viel Wort fallen. Aber was hierauß folget iſt wol zuerachten.

Es ſagte einer einmal auff dem Predigſtul, Amniſtia ſey ein Edelweſen, wo ſelbige nicht ſey, ſo könne kein Frieden nach dem Krieg folgen: (2. 20) Amniſtia

Aber ein Bawersmann verſtunde das Wort Amniſtia weit anderſt, nemblich, am Miſt (mit amiſt) ſtehen, ſeye ein Edel weſen, vnd ohne ſelbige köne nit Frieden werden: Hat derwegen darvor gehalten, es ſolte Schultheiß vnd Amptmann ſo wol als andere Bauren, ſtäts im Miſt ſtehen, ſo möchte es Friede werden.

Es iſt ſo lang nicht, daß ein Gräflicher Ober-ſchreiber (Secretarius wolt ich ſagen, vnd nit viel Gelt nemen, daß ich ihn einen Schreiber hieſſe, der er doch iſt,) einem gemeinen Mann zu geſchrieben: Es könte ſein genädiger Herr anjetzo auff überreichte ſeine Supplication ſich nicht Reſolviren, ſondern hätte die ſach in Amniſtiam gezogen, deßwegen er ſich biß zu anderer zeit patientiren müſte.

O Elend, ſoll das ein Cantzleyverwalter ſeyn? Das arme Wort Amniſtiam hat er für Bedacht genomen, vnd nicht bedacht, ja nicht gewuſt, was es in ſeiner Natur heiſſen möchte, ſondern den vnfolglichen vnförmlichen Schluß gemacht, weil das Römiſche Reich dieſes Worts ſo offt vnd mit ſo groſſem verlangen gedencket, es müſte ja nit übel ſtehen, wo er dergleichen in ſein Schreiben mit einbringen köne: Ja ſo bald er dieſes Wort gehöret, nicht ruhig ſchlaffen können, biß ihm gelegenheit zu erwachſen, mit demſelben ſein Miſtiges Schreiben zuſpicken. (2. 12)

Ja, Es begeben ſich wol andere Fäll, an welchen mehr gelege, die auß Vnverſtand ſolcher frembder wörter herrühren, vnd geſchicht ſehr offt, wann ein Prediger auff dem Predigſtul, ſolche frembde wörter einführet, daß die gemeine Leut, weil anders als er verſtehet, vnd die frembde wörter, wan ſie etwan ein gemeinſchafft im außſprechen mit den Teutſchen haben, vor Teutſche annehmen vnd anhören. Daher iſt zu ſehen, daß nicht allein hierauß die Teutſche Sprach ver- Aergernuß auß böſer Sprach.

ſtümpelt, vnd den Zuhörern mit einem böſen Beyſpiel vorgangen, ſondern auch offt Aergernuß gegeben werde, vnd groſſer Mißverſtand hierauß kommen könne, wie auch Streit vnd Zanck.

§. 12. Cantzleyen vnd Schreibſtuben. Von dieſen kommen wir in die Cantzleyen vnd geheime Schreibſtuben der Stådten: Wann wir vns nun recht darinnen vmbſehe, ſo finde wir auch ein groſſe ſtümpelen der Teutſchen Sprach. Daß wir jetzt nicht ſagen, wie ſchlim offtermals die wörter geſchrieben vnd abgebrochen ſind, da doch das beſte Teutſch vnd die beſte Schreibkunſt ſolte an dieſem Ort in acht genommen werden, aber wir laſſen jetzt dieſes fahren, vnd betrachten einig vnd allein die verderbung Teutſcher Sprach. Dann es iſt inſonderheit bei dieſen jetzigen zeiten dahin kommen, kein ſicher Glaitzettel, Paßzettel, Paßbrieff, vnd dergleichen kan verfertiget werde, es muß mit frembden wörtern vnd daſſelbige hauffenweiß geſchehen, vn wiewol wir es auß dem Teutſchen (Paßwort) vrſprünglich her haben, ſo ſchmackt es den Narren doch beſſer, wann man es mit einem Welſchen Brey anrichtet vnd Paſſeport nennet.

Es iſt ohn noth viel exempla hiervon bei zu bringen. Allein iſt zubedencken, was vor groſſer Schaden hierauß (ohngeacht dieſes an jhm ſelber zutadeln, daß der Teutſchen Sprach hierdurch ein groſſer ſchändlicher flecke angehängt wird,) erfolgen vnd erwachſen könne. Der Hochgelehrte Herr Jul. Wilhelm Zinngräf in ſeinen Teutſchen kurtzweiligen §. 13. Sinn (reichen rede, meldet auß deß berühmten Artzts, Herrn Johann Fabricii ſchreiben, an jhne, daß er obemelter Fabricius vor etlichen Jahren in einer Vornehmen zuſamenkunfft gehöret hätte, daß, als ein ſolcher (nemlich von allerley frembden wörtern) geſtickter Brieff, auß einer Fürſtlichen Cantzley, an einen Land Schultheiſſen were geſchickt worden, einen zwar guten alten vnd Ehrliebenden Teutſche Man, der aber im übrigen dieſer Nagelnewe art zuſchreiben noch vnerfahren vnd vngewachſen were, vnd alſo deß Fürſten meinung widerſinns verſtande, er, einen peinlich verklagten, doch vnſchuldig, hätte zum Todt verdammen vnd hinrichten laſſen. Hierauß iſt nun abzunehmen, was vor Vnheil auß ſtümpeley der Sprachen entſtehen könne. Darumb ſolte billich vnd inſonderheit in Cantzleyen die Teutſche Sprach rein vnd lauter erhalten vnd fortgepflantzet werden.

Jener Teutſche Schultheis, als jhm von der Gräfl. Cantzley ein Befelchſchreiben zukommen, inn welchem deß Schreibers züge vnd Mahlereyen das beſte, vnd (dann wer ſonſt nichts weiß noch gelehrt hat, der ſoll ſich billich auff ſchöne ſchrifften vnd mit Vinckwürmiſche | zügen gezierte ſtriche (S. 24.) vnd Buchſtaben befleiſſigen) an dem vmbſchlag oder überſchrifft mit einem zweiffelſtrick (Verzweiffelten Strick) verſiegelt war, wiewol er nicht leſen oder verſtehen kunte was deſſen Inhalt ſein möchte, jedoch auß dem verwirrte Zug, auß der verworrten Greden, hat er ſoviel verſtanden, daß er einen Wagen mit Wellen gen Hoff bringen ſolte, welches er dann gethan, aber zu ſeinem ſchaden, von wegen verſaumnuß deſſen, ſo ihm im ſchreiben befohlen war, in Thurn geworffen worde. Man nun auß einem ſtrich ſoviel mißverſtand kommen, was wolt nicht ärgernuß auß den worten erwachſen können, wan ſie auſſer zeit gebraucht vnd eingemiſchet werden.

Gehen wir von den Cantzleyen hinweg, ſo treffen wir alsbald Leut an, die die Teutſche Sprach auch tapffer helffen verderben, als da ſein die Rechtsgelehrte, Vorſprach vnd Anwäld. Rechtsgelehrten. Hier ſolte einer wunder hören, wie in jhrem ſo mündlichen ſo ſchrifftlichen vorbringen die Teutſche Sprach noth leidet. Mancher Vorſprach hältet darvor, es were jhme | eine groſſe ſchand, wann er ſeine Schrifften, wo müglich (S. 25.) teutſch ſtellen vnd faſſen ſolte, er meynete er thäte vnrecht vnd könne es nicht verantworten, wann er nit alles von Lateiniſchen wörtern überſetzte. Da muß es heiſſen Appelliern, Supplicieren, Concipiern, Judiciern, abcopiern, mundiern, Recuſiern, Referiern, Purgiern, Urgiern, Vidimiern, Replicieren, Citiern, Differiern, Diffamirn, acceptiern, Compenſiern, vnd dergleichen. Ja ſpricht einer, dieſes kein Wort welche Teutſch nicht wol können gegeben werden. Antwort, warumb daß nicht? Die meiſten können gar wol vnd gut teutſch überſetzet werde, als Appelliern ſich beruffen an ein höhers Gericht. Supplicieren, bitten eine bittſchrifft einlegen. Concipiern, auffſetzen. Judiciern, Vrtheilen. Abcopiern, abſchreiben. Mundiern, rein, ſauber abſchreiben. Receſſiern, mündlich etwas vorbringen. Referiern, erzehlen. Purgiern, ſich entſchuldigen. Urgiern anhalten, darauff tringen. Vnd ſo fort an.

Möchte aber ferner einer ſprechen, verſtehen doch die Leut meiſtentheils dieſe Wörter ſchon, hat derwegen nit viel zu bedeuten, wan man ſie ſchon brauchet. Antwort: Ob wol dieſes waar, daß dieſe vnd dergleichen Wörter nunmehr
(S. 26) vielen bekant, ſo iſt es doch hierumb | gantz nicht thun, ſondern es iſt dahin wol zu ſehen, daß auff ſolche weiß vnd durch ſtäten gebrauch, dieſe Wörter in vnſerer Sprach verbleiben, vnd alſo dieſelbe dardurch verunreiniget wird. Wie dann ohne das ſchon mit vielen Wörtern beſchehen, welche durch ſtäten gebrauch in dem Teutſchen verblieben, vnd jetzunder vor Teutſch gehalten vnd von den einfältigen Bawrn verſtanden werden, als Cantzley, Doctor, Apotheker, Exempel, Calender vnd dergleichen. Derwegen, wann man die heut zu tag gebräuchliche Lateiniſche wörter ſtätigs alſo fort pflantzet, ſo werden ſie endlich der Teutſchen Sprach anhängig gemachet, vnd können nimmermehr davon abgeſondert werden, daß alſo die teutſche herrliche ſprach ihre lauterkeit verlieret, vn ein hauptſprach zuſeyn auffhöret. Warzu es dann leider ſchon kommen, vnd klingen die frembde wörter ſchon beſſer in vnſern Ohren, als die Teutſche. Wann ein gemeiner Mann zu einem (Advocat) Vorſprach käme, vnd ſagte, er ſolle ihm ein Bittſchrifft auffſetzen, was würde wol der Vorſprech gedencken, er dörffte ſich beſinnen müſſen, was der Mann mit der Bittſchrifft meynete, ja es lautet in ſeinen Ohren viel beſſer, wann der gemeine Mann ſagt ein Supp-
(S. 27) licenz oder Supplication, als | wan er ſagt eine Bitſchrifft. Warumb lautet aber das frembde wort beſſer in den Ohre,

als das Teutſche? Dieweil man es ſchon gewohnet, vnd beſſer als deß Teutſchen worts, bittſchrifft. Ich halte darvor es würde ſich noch mancher beſinnen müſſen, wie er ein Supplication auff teutſch nenen wolle. Aber ich frag alle ehrliche redliche Teutſche Hertzen, ob daß nit vngereimet ſey, das teutſche Wort Bittſchrifft auszuſchaffen, vnd dargegen das Lateiniſche wort Supplication in die Teutſche Sprach einzuführen? Ja, wan man kein ſolches teutſches wort hätte, ſo were es eher zuentſchuldigen ein frembdes wort einzuführe, weil wir aber im Teutſchen ein ſo ſchönes Wort, nemblich Bittſchrifft haben, warumb wollen wir das Lateiniſche darvor brauchen? Iſt eben als wen man in der Lateiniſche ſprach, das wörtlein Supplicatio wolte außmuſtern, oder vergeſſen, vnd hingegē das teutſche wort Bitt oder Demütige Bitt einführen. Es geſchicht ſelten oder niemahln, daß die Lateiner teutſche oder andere frembde wörter, wann ſie Lateiniſche haben können, einnehmen. Aber die teutſche gebrauchen ſich allerley frembder wörter, da ſie doch keine mangel in ihrer ſprach haben. Es iſt fürwar eine groſſe Schand dem Teutſchland, dz es ſeine herrliche Sprach | alſo verliederlichet, S. 28 ja gar vergiſſet, vnd hingegen frembde Wörter einflicket.

Noch möcht aber daß einer ſprechen vnd ſagen, diſe erzehlte wörter ſein Termini artis, Kunſtwörter, das iſt ſolche wörter, welche einer jeden Kunſt vnd wiſſenſchafft eigen, vnd dardurch von andern vnterſchieden werden, darumb ſo müſſe man ſie notwendig behalte. Antwort: Dieſes folget nit. Dann ſehen wir an andere Handwercker, ſo finden wir auch, daß ſie ſolche wörter haben, die ihrem Handwerck eigen ſeyn, vnd doch nit in Lateiniſcher, ſondern in teutſcher Sprach. Zwar, die Handwercker, ſo in Franckreich zureiſen pflegen, als die Schneider, die fangen ſchon auch an ſolche frembde Frantzöſiſche wörter ihrer Teutſchen Sprach an zuflicken, da heiſſet es bey ihnen, ich kan ein nettes alamodiſches Camiſol machen. Solte man einen alten Teutſche Schneider, welcher nit in Franckreich geweſen, fragen, was ein nettes alamodiſches Camiſol ſey, er könte es einem nicht ſagen, ſolte es jhm ſein Hab vnd Gut gelten.

Aber daß ich auff das vorige komme, man beſtehet dieſes gern, daß inſonderheit dieſe Künſten vnd Wiſſenſchafften, welche vns von den Lateinern ſeyn in jhrer Sprach überlaſſen worden, ſolche Wörter haben, welche | wir nicht mit einem oder andern Wörtern Teutſch geben können, doch aber der meiſte theil ſeyn gar wohl vnd füglich in vnſer Teutſch zu überſetzen, vnd ſolle man ſich mit allem fleiß dahin bearbeiten, daß man alle frembde Wörter, wo müglich in das Teutſche überſetze, damit ſie nicht in Teutſcher Sprach verbleiben, dieſelbe verfälſchen, vnd auch ander Unheil erwecken. (§. 29.)

Dann, wie offt meynet man wol, geſchicht es, daß, wann vor einem E. Rath, es ſeye wo es wolle, eine Bitt-ſchrifft eingelegt, vnd ſelbige mit ſolchen frembden Wörtern angefüllet wird, mancher Ehrlicher, Vernünfftiger, Kluger Mann, der frembden Sprachen, vnerfahren, nicht verſtehe, was darinnen begriffen, was begehret vnd geſuchet werde. Daher er auch nicht recht ſeine Meynung entdecken, ſondern ſich ſeines Nachbaurn ſtimm gebrauchen muß. Dann mancher alter Teutſcher ſchewet ſich etwan einen jungen Newling zu fragen, was dieſes oder jenes Wort heiſſe, darumb dann billich, ſonderlich an denen Orten, wo die Herrſchung auch von dem gemeinen Mann vnnd Burgern beſetzet iſt, die Schrifften vnd das Mündliche Vorbringen, wo müglich, von Teutſchen reinen Wörtern ſeyn ſoll.

(§. 30.) Artzten. Nach dieſen kommen wir zu den Artzten, insgemein vnd was zu jhnen gehörig, als welche auch in vielen ſachen die Sprach verderben. Dann da muß es heiſſen purgiern, præſerviern, præpariern, conſerviern, anatomiern, Cauteriſiern, vnd ſo fortan. Da geben ſie einem ein Pillulen, Morſellen, Vomitiv, Laxativ, Purgation, auch haben ſie noch andere viel Wörter, welche wol Teutſch zugeben ſeyn, als Catharr, Podagram, Urin, Colic, vnd ſo fortan. Aber, heiſſet das nicht die Sprach verderbt? iſt es nicht gut Teutſch, wann ich vor das pur-

Clyſtier ſage, den Leib reinige, laͤutern. Vor dz praeſervieren, vorſehen. Praeparieren bereiten, zuruͤſte. Conſervieren erhalte. Anatomieren zerſchneide, auffſchneide. Cauteriſiern brennen. Vor Pillulen, Kugeln. Morſellen, Kuͤchlein, Zaͤltlein. Vomitiv erbrechende Artzneÿ. Laxativ weichende, oder gelind treibende Artzney. Purgativ reinigung. Solte dieſes oder anders, ſage ich, nicht gut Teutſch ſeyn? Sagen doch die Aertzt ein Traͤncklein, vnd nit potion, warumb ſagen ſie dann nit auch ein Kuͤgelein vor pillulen.

Es hat ſich auff ein zeit ein ſeltzams Geſchicht auß mißverſtand deß worts pillulen begeben. Dann als einmal ein Fraw zu dem Artzt kam, jhn batte, jhrem Mann ein Artzney | zu [S. 31] verordnen, als welchem das Magenwehe hart zuſetzte. Der Artzt verordnete jhm Pillulen (wie ers nennete) vn ſprach zu deß Krancken Frawen, Er habe jhm 7 Pillulen verordnet, die ſolle er alle auff einmal einnemen. Die Fraw gehet von dem Artzt hinweg, vn verſtunde, als haͤtt er geſagt, 7 Pullulen (theils Ort werden durch Pullulen die junge Huͤner verſtanden) derwegen gedachte, was ſie erſt in die Apotheck gehen vnd Pullulen darinen holen ſolte, die ſie gar theur allda bezahlen muͤſte, da ſie doch ſelbſt Pullulen in jhrem Hof herumber lauffen hatte. Gienge derowegen nacher Hauß, name 7 Pullulen (junge Huͤner) ab, bratet ſie, vn brachte ſie dem Krancken ſchwachen Mann, vor das Beth mit vermelden, der Artzt habe befohlen, er ſolle dieſe 7 Pullulen (junge Huͤner) auff einmal einnemen, ſo werde ſeinem Mage geholffen, vn werde er widerumb eine Luſt zu dem eſſen bekomen. Der krancke Man ſetzte ſich in dem Beth auf, ſahe die 7 Pullule an vn ſprach: Ich habe keine luſt zum Eſſen, leide groß Magenwehe, doch ſolle ich dieſe 7 Pullulen verſchlucke, ſprach zur Frawen, ſie werde es etwa nit recht vom Artzt verſtanden hab. Aber die Fraw ſagte, ſie habe es gar wol gehört, dz der Artzt ſagte von 7 Pullulen. Nun der Krancke fieng an die Pullule anzugreiffen, | vn ſchluckt [S. 32] ſo lang, biß er 6 Pullule hinab geſchluckt, darauff er ſprach, es geh mir wie es der liebe Gott wolle, ich kan je dz ſibende nit mehr hinunter bringen, wolte dem Artzt gern gefolgt haben. Wie es ferner ergangen, iſt nit auffgeſchrieben. Allein iſt hiebey zumercken, dz dieſer krancke Man an dieſen Pillulen hätte erſticken könen, daran dan der Artzt ſchuldig geweſen, weil er nit teutſch geredet, hätte er geſagt, es ſeyn ſieben Kügelein, ſo hätte jener kein Pullulen geſchlucket.

Vnd zu dem, dz die teutſche Sprach, durch ſolche frembde wörter entehret*) wird, ſo kan auch groſſer Schaden vnd mißverſtand auß frembden wörtern folgen. Dan es läſſet ſich nit ſchertzen mit der Artzney, es gehet Leib vnd Leben an, darumb dann vnd Inſonderheit die Artzte ſich wol vor frembden Wörtern hüten ſollen, ſonderlich bey gemeinen Leuten, die nur Teutſch verſtehen.

Calender-Schreiber.

Inſonderheit aber leuchte vor andern hervor die jtzige Calend'ſchreiber, indem ſie ſehr vil frembde, ſonderlich Lateiniſche wörter gebrauchen, als Planeten, Aſpect, Conjunction, Sextil, Trigonus, Quadratus, Oppoſition, Revolution, Direction, practic, prognoſtication, Prognoſticieren, ja ſie bleiben nit allein bey dieſen frembden wörtern, welche (S. 31.) | zu jhrer wiſſenſchaft gehöre, ſondern ſie ſchmieren auch ihre, vnwahre Warſagung vol Frantzöſiſcher vnd anderer wörter, alſo daß mancher teutſcher nit weiß was ſie verſtehen. Iſt es aber nit beſſer, wan ich in meiner teutſchen Sprach kan ſage, Irr oder Wanckende ſtern, als Planet? Aſpect anſchawung, Conjunction Zuſamenkunfft, Zuſamenfügung, Oppoſition Gegeſchein. Sextil geſechſter ſchein. Prognoſtic, Practic, ein vorſagung, vnd ſo fort an. Ob zwar die Leut bey nahe dieſe frembde wörter alle verſtehe, ſo iſt es doch hierum zu thun, daß dieſe teutſche ſprach verunreiniget, vnd ihre wörter vergeſſen werden, als eben in dem wort Planet geſchicht, das teutſche wort Irrſtern iſt gantz vergeſſen vnd in langer zeit von keinem oder wenigen Sterngelehrten Calenderſchreibern gebrauchet worden.

---

*) Text: entunehret; vielleicht verunehret?

Alſo gehet es auch mit andern, die teutſche wörter ſtellet man zurück, wirfft ſie in einen winckel, ja man feget ſie gar auß, vnd ſuchet hergegen frembde hervor. Man ſagt jetzunder, vnter burgern vn bawern, ſovil von der groſen Conjunction, da mancher gedencket, was es nun für ein Wunder ſey, dan er verſtehet nit, was Conjunction iſt: Wann man ſagte die groſſe Zuſamenkunfft der Jrrſtern, were es nit beſſer verſtändlicher gered, wurde es nit man | ober beſſer verſtehen? Wer will einem gemeinem Man, einem Bawrn ſagen, was Conjunction iſt? Die gemeine Leute vermeinen, es ſey ein Wunderzeichen, vnd warten mit verlangen, was ſelbigen tag, wann die Jrrſternen zuſammen kommen, geſchehen werde.

(S. 34)

Wan ich erzehle ſolte alle die frembde wörter, welche in beſchreibung vnd außſchneidung dieſer groſſen Zuſamenkunfft gebraucht worden, ich hätte nit Papier genug. Mein, was gewinen aber dieſe Calendermacher hiermit? Nichts, als daß etwan ſolche frembde wörter vom gemeinen Man anderſt außgeleget vnd verſtanden werden, auch dadurch dem Calenderſchreyber mancher ſpott widerfähret, wie ſchon offt geſchehen. Wollen nun die Calendermacher nit vor verderber vñ ſtümpler teutſcher ſprach angeſehen werden, auch nit in hohn vnd ſpott gerathe, ſo ſollen ſie ſich billig auß trib der Natur dahin befleiſſigen, dem gemeinen Man alles was müglich Teutſch vnd Verſtändlich vor zutragen.

Nun komen wir auch auff die letzte, welche vnter allen am allermeiſten hervor leuchten, vnd keinen nichts nachgeben wolle, als da ſein die Zeitungſchreiber: Hier höret einer Wunder über wunder, wie die Zeittungen mit allerhand frembden wörtern angefüllet werden. | Wie mancher einfältiger Teutſcher Man, der etwan die Zeittungen (ſonderlich derer orten, wo man ſie zu Trucken pfleget) liſet, verſtehet kaum das halbe theil. Es were von nöthen bey dieſer jetzigen zeit, daß, wan einer die Zeittungen leſen will, er zween Mäner bey ſich ſtehen habe, auff der rechten ſeiten einen

Zeitung Schreiber.

(S. 35)

Frantzoſen, auff der Lincken, einen Lateiner, welche die frembde Wörter ihme außlegten.

Ja es ſeynd die Zeitungen alſo beſchaffen heutiges tags, daß mancher in ſeim Sinn gelehrter Kerl ſie nit wol mag verſtehe. Ich weiß mich zu eriñern, daß ein Doctor Juris ſeinem Sohn (der in eim halben Jahr hernach Licentiat worden) die gedruckte Zeitung geben, daß er ſie ableſen ſolte, der Sohn aber ſo weder die Wort noch den Verſtand derſelben finden könen, vnd neben mir ſtunde, mich bate, dz ich jhm ſagen wolt, was es were, war letzlich vom Vatter der vnwiſſenheit geſcholten. Der ſich aber entſchuldigt wan es Teutſch oder Lateiniſch wer, ſo wolt er es wol verſtanden haben.

Ich will nur etliche erzehlen. Artillerie muß vor Geſchütz gebraucht werden. Reteriern muß zuruck weichen heiſſen. Approchiern, herzu graben. Refrachiern, erquicken. Recontriern, dem Feind entgegen komen. Petardiern, mit 12. Bl. Fewr zerſprengen. Revengirn, | ſich rechen. Perdoniern, verzeihe. Avanciern, herzu nahen. Forcirn, etwas mit gewalt außrichten. Rancoñiern, auffſtöſen. Miniern, vntergraben. Montiern, außrüſten. Chargiern, angreiffen, drauff ſchlagen. Standarten, Fahnen. Bataille, Schlacht Ordnung. Quarniſon, Beſatzung. Fourage, die Fütterung. Avant garde der vorzug. Infanteri, Fußvold. Cavallerie, Reutterey, vnd was dieſes dings mehr iſt. Aber iſt dieſes nit ein ſchand, vnd ſolte dieſes nit offentlich verboten werden. Die alten Teutſchen hatte es nit gelitte, wie dan vor 30 vnd weniger Jahren, wie in alten Zeitungen vnd Schrifften zu finden, dergleichen wörter nie gebraucht worden. Aber die jetzige halb Teutſche vnd halb Frantzöſiſche Welt hattet es ihr noch vor eine Ehre, ſolche wörter zugebrauchen, vnd hielte mancher Zeitungſchreiber vnd Trucker darvor, er könnte ſeine Zeitung nicht verkauffen, wann ſie nicht voll ſolcher fremder Brocken ſteckete.

Aber es iſt zu erbarmen, vnd hoch zubetawren, daß die Teutſchen noch ſo blind ſeyn, vnd nit mercken, was vor

Unweſen, ja vor ſchand vnd ſpott auß verderbung jhrer Sprach folget. Werden demnach alle die gemelte, auch alle andere (bey den Soldaten, als von welchen auch meiſten theils die frembde vnd Frantzö | ſiſche Wörter in Teutſchland kommen, iſt ſchlechte beſſerung zu hoffen) Sprachverderber trewhertzig vnd freundlich erinnert, die Teutſche herrliche vnd alte Sprach hand zu haben, frembder wörter ſich, wo müglich, zu enthalten, ja vor denſelben einen abſchew zu tragen, vnd alle die, welche frembde wörter gebrauchen darvon abmahnen, ja ſie außſpotten, vnd vor verderber der reinen Teutſchen Sprach haben vnd halten. (S. 37.)

Dieweil aber dieſe frembde wörter, weil ſie ſchon hafftig eingewurtzelt, hart vnd mit groſſer mühe werden abzugewehnen ſeyn, ſo were nit vneben, daß bey allen Gaſtungen vnd Zuſammenkunfften, die Leut einander eine gewiſſe Straff, von einem jeden frembden wort aufferlegten, damit man deſto eher dieſe frembde Wörter abſchaffen, vnd die Teutſche Sprach wider pflantzen möchte. In das Pi-zel blaſen.

Ein jeder in ſeinem ſtand vnd Ampt ſolte auch billich dahin trachten, es ſey mit Schreiben vnd Reden, daß er ſich der reinen Teutſchen Sprach befleiſſe, damit ſie nit zu grund gehe, vnd die Teutſche jhnen dadurch ein ewigen Schandflecken anhängen.

Alle gute alte Redliche Teutſche Hertzen vnd Zunge werden erinnert, ſich ſteiff vnd veſt an die Teutſche Sprach zuhalten, die jetzige | frembde wörter ſich nit jrren zu laſſen, ſondern bey jhrer guter alter Teutſcher Zunge (vnd ſolten ſie gleich darüber gehönet werden, wie ſolches zu dieſer zeit viel alte Redliche Teutſche Hertzen offtermals erfahren müſſen) zu verbleiben, die Teutſche Frantzoſen verachten, ſie jhrer verkehrten Sprach halber erinnern, vnd davon abhalte, ſoviel jhne möglich ſein wird. (S. 38.)

Ich wünſche von Hertzen, daß doch die Teutſchen einmal die Augen auffthun, jhren vnverantwortlichen heßlichen Fehler in verderbung der alten Redlichen vnd herrlichen teutſchen Sprach erkenen, vnd vielmehr ſolche pflantzen vnd bawen, damit ſie rein vnd lauter auff vnſere Nachkomene komen möge, vnd ſie nicht über vns dermal eineſt klagen, vnd vns vor verderber vñ ſtümpler der reinen Teutſchen Sprach auß ſchreyen vnd außrufen müſſen, welches vns dan ein ewiger ſpott vnd ſchand were, weil ohne daß wir ſehen, daß beynahe alle Länder vnd Völcker jederzeit ſich befliſſen, wo es möglich ihre Sprach rein vnd lauter auf die Nachkomene fort zuſetzen. Welches inſonderheit die Griechen vnd Lateiner wol in acht genomen. Aber hiervon genug.

Nun GOtt der HErr wolle das arme Teutſchland, welches jtzt beynahe Freyheit, Haab vnd Gut verlohren, widerumb erquicken, vnd in ruhigen Stand ſetzen, vmb Chriſti willen, Amen.

E N D E.

XII.

Gehorſamſtes Memorial
des Bier-Proclamators Schröter
zu Arnſtadt.
1722.

Das Arnſtadter Bier erfreute ſich im vorigen Jahrhunderte wegen ſeiner Güte nicht allein eines großen Rufes, ſondern wurde ſogar durch ein dramatiſches Gedicht verherrlicht. Gymnaſialdirector Papſt zu Arnſtadt hat in dem Oſterprogramme von 1846 über die „von einigen bei der Hoch-Gräfflichen Landſchule zu Arnſtadt befindlichen Alumnis im Jahre 1705 vorgeſtellte Operette,“ betitelt: „Die Klugheit der Obrigkeit in Anordnung des Bierbrauens“ ausführlichere Nachricht gegeben und mehrere Stellen, namentlich auch mundartliche, im Auszuge mitgetheilt*). Auch das folgende, in eine etwas ſpätere Zeit fallende Memorial des Bier-Proclamators Schröter gibt uns ein Bild von der Bedeutung der Arnſtädter Brauerei und zugleich von dem Humor, welchen die Bürger jener Stadt in reichem Maße beſeſſen haben müſſen.

Das Memorial iſt auf zwei Blätter in Folio gedruckt und füllt mit der Unterſchrift 2¾ Seiten. Auf der Stirnſeite des erſten Blattes ſteht der Titel: An die Sämtliche Löbliche Brauerſchafft zu Arnſtadt gehorſamſtes Memorial. Darüber ein Holzſchnitt: Ein aus einem gereiften Stangenglaſe trinkender Mann ſteckt in einer Bierkanne, welche gewiſſermaßen ſeine Bekleidung bildet; der Deckel ſtellt zugleich die Kopfbedeckung dar. Zur Seite ein an einem Grabſteine ſitzender, das Geſicht verhüllender jüngerer Mann, auf der anderen Seite ſtehen und liegen hölzerne Kannen und Gläſer. Darunter die Inſchrift: Einer von denen naſſen Brüdern.

---

*) Früher auch angeführt von Hoffmann in der deutſchen Philologie im Grundriß, Seite 184. — Bei der Seltenheit des urſprünglichen Druckes und der beſchränkten Verbreitung der Schulprogramme würde ſich ein vollſtändiger Abdruck des in mehrfacher Hinſicht werthvollen Stückes wohl einmal verlohnen. Ich ſelbſt habe das Original nie geſehen, beſitze aber eine neuere, und, wie es ſcheint, gute Abſchrift.

Der
Löblichen Brauerſchafft ſämtliche Mitglieder,

Hoch- und Wohl-titulirte Herren und Frauen,

Daß eine Löbliche Brauerſchafft allhier, bereits vor ſechs Jahren, zu wieder Aufbauung meines gantz in Moder gelegenen und ruinirten Mantel Gebäudes, mir mit einer freywilligen Beyſteuer unter die Arme gegriffen, ſolches erkenne ich nochmahls mit gantz gehorſamſten, demüthigen, Ehrendienſtlichen und abſicheutlichen groſſen Danck. Wie nun beſagtes Mantel Gebäude dermaſſen wohl und räumlich gerathen, daß darinnen weiter nichts zu bauen und zu beſſern vorfallen möchte, als noch ein Winter Stübgen, Cabinet und Cammer, ſolches aber anjetzo noch vor Winters zu bewerckſtelligen, meine arme Caſſa gäntzlich unvermögend iſt, wenn nicht barmhertzige Perſonen zu denen behörigen Materialien einigen Beytrag thun. Dieweil ich aber verſichert bin, es werden meine hochgeehrteſte Herren und Frauen, mich, als ihren alten verſchimmelten treuen Diener, in dieſem ſo weitläufftigen und unausgebauten Mantel Gebäude, dieſen Winter über nicht ſtecken laſſen, ſondern ein geneigtes Auge auf daſſelbe haben, und zur Erbauung eines kleinen Winter Stübgens, Cabinets, nebſt beygehöriger Cammer, mit einer ſelbſt beliebigen Acciſe zu denen Materialien, deren Mildthätigkeit nach, hochgeneigte und gute Verfügung thun und ſolches heilſame Werck befördern helffen. Als trete ich mit meinem unausgebauten Mantel Gebäude meinen hoch- und vielgeehrten Herren und Frauen hiermit gantz plané, und gehorſamſt unter ihre barmhertzige Augen, ſo gut, als der beſte Spaniſche Ceremonien Meiſter nur erſinnen mag, flehende und bittende, weil mir der Winter ſchnell auf den Hals kömmet, meinen ſchlechten Zuſtand dieſes incompleten Baues hochgeneigt zu conſideriren, und zu denen etwan benöthigten Bau Materialien einen ſelbſt beliebigen Beytrag eines Winter Stübgens, Cabinets und Cammer, (welches ich doch ſehr kurtz verfaſſen werde, und ſolte es nur Zehendhalb Ellen weit, breit, lang und ſchmal werden, und die Geſtalt eines Rockes, Camiſols, Hoſen und Bruſtlappens gewinnen,) zu thun, worinnen ich mich bey meinem 78jährigen Alter verbergen, und in möglichſter Stille die allerſchönſten Wein-Bier- und Breyhahns-Stückgen fleißig componiren, und nechſt dieſem, bedürffenden Falls, meinen hochgeehrteſten Herren und Frauen zu Ehren, dem Publico zum Beſten und Aufmercken, gleich denen qualificirteſten Castraten, nach Engelländiſch- und Italieniſcher Manier auf öffentlicher Straſſen muſiciren und abſingen möge. Weilen ich nun auch bey meinem 43. jährigen Amte einer Löblichen Brauerſchafft allhier, als ein treuer Wein-Bier- und Breyhahns Proclamator und Commendator, in lauter Lieb und Freundligkeit gedienet, und von denſelbigen aus ihrer milden Hand funffzehen tauſend, ſiebenhundert und 25. Kannen oder 374. Eymer 17. Kannen Weitzen- und Stadt-Bier, exclusivè des Breyhahns, francò gereichet worden, ſo ich auch, ſonder allen eiteln Ruhm, mit gröſtem Appetit auf deren allerſeits gutes Vergnügen und Geſundheit ausgetruncken, wovor ich nochmahlen einen entſetzlichen groſſen Danck abſtatte. Eins wolte bey Einer Hochlöbl. Brauerſchafft annoch bittlich beybringen, und melden, wie daß mein Alter mir in Zukunfft nicht mehr, wegen des Schwindels und abnehmenden Kräffte, verſtatten will, eine Leiter zu ſteigen, die Wein-Bier- und Breyhahns Zeichen, wie bißher geſchehen, zierlich, manirlich, reputirlich, aufzuhängen und auszuſtecken: Als erſuche hierdurch meine hochgeehrteſte Herren und Frauen hiermit gantz gehorſamſt, mich mit einem Music-verſtändigen und raffinirten Substituto zu unterſtützen, welchen ich ſo wohl in der Vocal-Music, als auch in denen zu dieſem Amte gehörigen Manual-Operationen treulich, ſo lang ich noch lebe, unterrichten könne, damit er nach meinem Tode, als ein neuer Phoenix aus meiner Aſche hervor brechen, und er in mir gleichſam leben möge, jedoch mit dieſer expreſſen Bedingung, daß er bey meinem Leben nur die Zeichen aufſtecke, im geringſten aber, ohne meine beſondere Ordre, kein Bier publicè proclamiren möge. Und dieſes mein billiges petitum zielet dahin ab, damit ich nicht vor meinem Ende einer Löblichen Brauerſchafft etwan noch einigen deſpect zuziehen möge, wenn ich wieder alles Vermuthen eine 6. Klafftern hohe Capriole von der Leiter machen und mich unter ein ohnmächtiges

Holtz des Bier-Wein- oder Breyhahns Zeichens, wieder Willen ſubmittiren müſte. Ich verſpreche dargegen den auszuruffenden Reben-Weitzen und Gerſten Tranck, ſo lange meine Kehle noch ſingen und ſchlingen kan, dermaſſen unvergleichlich heraus zu ſtreichen, zu recommendiren, loben, rühmen, erheben und zu preiſen, damit jung und alt, ſolchen häuffig hohlen, und eine Löbliche Brauerſchafft ihres gut gebrauten Säfftgens und Biergens, gegen baare Zahlung, bald loß werden, und in der That erfahren ſollen, ich ſey ohne alle Falſchheit

Der ſämtlichen Löblichen Brauerſchafft,
Meiner Hoch- und Vielgeehrteſten Herren
und Frauen

Arnſtadt, den 7. Septembr.
Anno 1722.

In die 43. Jahr bey Tag und Nacht zum Ausruffen und Einſchencken gehorſamſter, trinckwilligſter, auch mit lauter Lieb und Freundlichkeit üm ſich werffender Wein-Bier- und Breyhahns Proclamator und Commendator, wie auch hölzerner Kannen Operator emeritus, at proh! caſtratus.

Hans Jacob Schröter.

XIII.

Ludwig Bechſteins Lied „An der Katzbach.“

Zur Literatur des hiſtoriſchen Volksliedes.

Im Nachlaſſe fand ſich auf einem einzelnen Bogen folgende undatierte Niederſchrift von der Hand Ludwig Bechſteins, welche, wie ich aus einer Randbemerkung ſchließe, wahrſcheinlich zur Veröffentlichung im Anzeiger für Kunde der deutſchen Vorzeit beſtimmt war. Nach dem Schluſſe zu ſtehen mehrere mißmuthige Aeußerungen über die Kritik im Gebiete der deutſchen Alterthumskunde, welche vielleicht meinen Vater ſchließlich beſtimmten, den kleinen Aufſatz ruhen zu laſſen, möglich auch, daß ihretwegen die Aufnahme in jenem Blatte verſagt wurde. Nicht allein dem Andenken meines Vaters glaube ich es ſchuldig zu ſein, ſeine Autorſchaft des Liedes An der Katzbach öffentlich kund zu thun und zu belegen, ſondern auch im allgemeinen literariſchen Intereſſe ſcheint mir die Mittheilung geboten, da uns hier ein lehrreiches Beiſpiel gegeben iſt, wie das volksthümlich gehaltene Kunſtlied durch ſeine Aufnahme in den Kreiſen des Volks zur Geltung eines Volksliedes gelangt, ohne daß ſelbſt der Scharfblick eines Kenners auf die richtige Spur geleitet wird.

Zur Literatur des historischen Liedes.

In der von H. R. Hildebrand herausgegebenen Sammlung, betitelt: „Fr. L. von Soltaus Deutſche Hiſtoriſche Volkslieder, zweites Hundert, Leipzig, Verlag von Guſtav Meyer 1856“

iſt unter Nr. 78 ein Gedicht enthalten: Die Schlacht an der Katzbach, nach dem handſchriftlichen Liederbuche eines preußiſchen Soldaten aus den Vierziger Jahren; ein Invalidenlied.

Aus der Anmerkung des Herausgebers erhellt die Annahme, daß der Blücherſche Huſar, dem das Lied in den Mund gelegt iſt, auch der Verfaſſer ſei; dem iſt aber nicht ſo, und jener Soldat ſchrieb nur ab, und zwar ſehr unrichtig. Das Gedicht iſt von mir, und ich will mir nur deshalb meine Autorſchaft beſcheiden wahren, damit nicht, wenn früher oder ſpäter einmal eine Geſammtausgabe meiner Gedichte erſcheint, jemand glaube, ich habe es dem Liederbuche eines alten Huſaren entnommen und mir angeeignet. Das Gedicht wurde im December 1843 mit anderen meiſt auf Preußen Bezug habenden Liedern für den muſikaliſchen Verlag des Herrn Buchhändler Conrad Glaſer in Schleuſingen und namentlich für eine Sammlung, betitelt: Ernſt und Scherz, von mir verfaßt, iſt von Reithardt componiert worden und auch im Druck erſchienen. Hier die Abweichungen vom urſprünglichen Texte anzugeben, würde zu weit führen.

Sehr anziehend iſt die fleißig gearbeitete Einleitung des Hildebrandſchen Buches, indem ſie reiche literariſche Nachweiſe über die neuzeitliche Literatur des deutſchen Volksliedes gibt, die jedem dienen können, der vielleicht abermals Ein-Hundert ſolcher deutſchen Lieder zu bringen ſich vorbereitet. Trotz zahlreicher Veröffentlichungen birgt ſich noch vieles der Art als ungedruckt oder als kaum bekannter Druck, und jede ſolche Sammlung, ſei ſie zahlreich oder nicht, iſt dankbar anzunehmen. Daß der Sammler bis in die neueſte Zeit ging, daran hat er völlig wohlgethan. Es iſt einſeitig, nur das alte zu ſchätzen und das neue zu mißachten, weil beſondere Vorliebe und beſonders Studium mehr mit altem wie mit dem neuen befreundeten. Jede Poeſie in jeder Zeit hat ihre Berechtigung, und das abſprechen über ganze Perioden der deutſchen Poeſie vom hohen kritiſchen mittelhochdeutſchen Kothurn aus iſt der Nationalliteratur völlig unnütz.

— — — — — — — — — — — —

Es kann nun einmal nicht alles mittelhochdeutſch ſein, und es finden ſich auch in Gedichten dieſer Periode hinlänglich viele langweilende und außerordentlich breite und ſelbſt triviale Stellen. Zu beklagen iſt nur, daß für ſolche Sammlungen und Aehnliches, wenn man auch Neigung hat, dergleichen zu veranſtalten, ſo ſelten ſich Verleger finden, weil das Publikum ſie nicht kauft, mindeſtens nicht in ſolcher Zahl, daß die Sammler nicht über ihre Mühe ſeufzen mußten: oleum et operam perdidi. —

Meiningen. Ludwig Bechſtein.

Wenn es für eine ſolche Mittheilung, welche zunächſt nur die Wahrung der Verfaſſerſchaft bezweckte in einem periodiſchen Blatte allerdings zu weit führen würde, Abweichungen und Lesarten anzugeben, ſo ſcheint mir hierin gerade das anziehende und werthvolle literariſche Element zu beruhen. Eine einfache Gegenüberſtellung der beiden Texte wird am eheſten die Wandlungen veranſchaulichen, welche das Original in jenem Soldatenliederbuche zu erfahren hatte. In der erſten und dritten Strophe finden ſich keine Abweichungen, weshalb nur die andern Strophen berückſichtigt zu werden brauchen. Meines Vaters Gedicht kann ich nur aus der Partitur mittheilen, weshalb ich manchmal die Interpunktion zu ändern genöthigt war.

(Bechſtein.)

An der Katzbach.

So erzählt ein alter Invalide.

1. — — — — — — — — — — — —

2. Das Wort war gegeben, das hieß Sieg oder Tod!
Und ein Regenguß vom Himmel, wie die Schockſchwerenoth.
Da ſchrie der Vater Blücher: Der Tag iſt erwacht,
Friſch auf, mein Trompeter, und blaſe zur Schlacht!
An der Katzbach, an der Katzbach.

3. — — — —

4. Marſch! Vorwärts die Colonnen und Donner links und rechts,
Und Guß auf Guß vom Himmel und die Hitze des Gefechts,
Hei! das war eine Luſt, hei! das war euch eine Hatz,
Wie wir packten die wilde franzöſiſche Katz!
An der Katzbach, an der Katzbach.

5. Ein Quarré ſtand wie Mauern, und da ſchrien wir: drauf, drauf!
Da ward aus dem Quarré bald von Leichen ein Hauf,
Und die Reiter und die Roſſe und Kanonen hinterdrein,
Die jagten in die Reiß' und in die Katzbach wir hinein.
An der Katzbach, an der Katzbach.

6. Und als der Sieg errungen war, da beteten wir:
Gott! gib den todten Brüdern im Himmel Quartier!
Ach! ſchon lang iſt das her, und ſchon lang bin ich müd,
O ſchlief doch bei den Brüdern der alte Invalid!
An der Katzbach, an der Katzbach.

(Hildebrand.)

Die Schlacht an der Katzbach.

26. Aug. 1813.

Handſchriftliches Liederbuch eines preußiſchen Soldaten aus den Vierziger Jahren, ein Invalidenlied.

1. — — — — — — — — —

2. Das Wort war gegeben, das hieß Sieg oder Tod!
Und ein Regen goß vom Himmel, wie die Schockſchwerenoth.
Da ſchrie der Vater Blücher, der Tag iſt erwacht,
Friſch auf mein Trompeter und blaſe zur Schlacht,
An der Katzbach, an der Katzbach.

3.

4. Marſch vorwärts die Colonnen, und Donner links und rechts,
Und Guß auf Guß, und die Hitze des Gefechts!
Hei das war eine Luſt, hei das war auch eine Hatz,
Wie wir packten die wilde franzöſiſche Katz,
An der Katzbach, an der Katzbach.

5. Ein Quarré ſtand wie Mauern, und da ſchrien wir drauf!
Da ward aus dem Quarré bald von Leichen ein Hauf.
Und die Reiter und die Roſſe und Kanonen hinterdrein.
Sie jagten in die Neiß und in Katzbach hinein!
An der Katzbach, an der Katzbach.

6. Und als der Sieg errungen war, da beteten wir,
Gott, gieb den todten Brüdern im Himmel Quartier.
Ach ſchon lange iſt es her, und ſchon lange bin ich müd!
O ſchlief doch bei den Brüdern der alte Invalid
An der Katzbach, an der Katzbach!

Der Abweichungen ſind es nicht gerade viel, auch ſind ſie keineswegs ſinnentſtellend, doch leidet in der 4. und 5. Strophe durch die Auslaſſungen das Metrum.

Die Bemerkung Hildebrands zur 2. Strophe, daß er nicht habe finden können, ob „Sieg oder Tod!“ wirklich die Parole war, wird nun der Auffaſſung weichen müſſen, daß des Dichters Angabe auf eigener Wahl beruhte, wie ſie der Sache und der poetiſchen Stimmung angemeſſen war.

Wenn auch das Lied An der Katzbach in einem Soldatenliederbuche eine Statte fand, ſo iſt es doch den Kreiſen der deutſchen Sänger nicht ſo heimiſch geworden wie unter andern der von Andreas Zöllner in Muſik geſetzte Toaſt L. Bechſteins: Dein Wohl, mein Liebchen, trink ich im goldnen Wein! Das iſt wieder ein Beweis, daß vor allem die Melodie dem Kunſtliede, und wäre ſein Text noch ſo einfach und kernig gehalten, den Charakter des volksthümlichen zu verleihen vermag. Heines Loreley wäre ohne Silchers Compoſition nimmermehr ein Volkslied geworden.

XIV.

Kleinere und vermiſchte Mittheilungen.

I.

Zum Spiel von den zehn Jungfrauen.

Eine Berichtigung zu Gödekes Grundriß.

Im Grundriſſe wird §. 92, S. 93, Nr. 13 zu Ludus de decem virginibus bemerkt: „Im MA. (deutſche Dichtung im Mittelalter) 971, 24, 36. wurde dies Spiel zuerſt als das der Eiſenacher Predigermönche vom J. 1322 nachgewieſen, das dem Landgrafen Friedrich von Thüringen ſo ſehr zu Herzen gieng, weil es die Fürbitte der Heiligen und Marias ohne wahre Reue und Buße für unzureichend erklärte. L. Bechſtein benutzte den Nachweis und gab das Spiel als ein von ihm wieder entdecktes heraus.“

Dieſe Bemerkung iſt ungenau und unrichtig. Erſtens iſt in ſolcher Verbindung der Ausdruck „Nachweis, nachgewieſen“ viel zu bedeutſam, es ſollte „Hinweis, Verweiſung“ gebraucht ſein. Im MA. iſt bei Nr. 24 geſagt: „ſ. unten nr. 36.“ und bei Nr. 36 iſt die bekannte Erzählung von Rothe nach Mencken citiert, überdies Freieslebens Nachleſe angezogen und ſodann wieder auf Nr. 24 hingedeutet. Damit iſt doch noch nicht „nachgewieſen,“ daß das bei Stephan gedruckte Spiel von den zehn Jungfrauen auch wirklich das Eiſenacher Spiel ſei. Dieſen Beweis ſuchte eben L. Bechſtein zu führen. Ferner hat mein Vater den Hinweis Gödekes keineswegs benutzt, weil er deſſen Dichtung im Mittelalter, wie ich beſtimmt verſichern kann, gar nicht kannte, ſondern eben in Folge der Aeußerung im Grundriſſe durch mich erſt kennen lernte. Auch hat er durchaus nicht das Spiel als ein von ihm wieder entdecktes herausgegeben, ſondern die Ausgabe Stephans in den neuen Stofflieferungen beſprochen und in der Einleitung (S. 2) nur geäußert, daß dieſelbe „faſt ganz unbekannt“ geblieben ſei.

2.

Schatzgräbermittel.

15. Jhd.

Auf einem Zinsverzeichniſſe vom Jahre 1478 ſteht fragmentariſch mit rother Tinte folgendes Schatzgräbermittel. Die lateiniſchen Abkürzungen ſind aufgelöſt.

Item wan du wilt mit dein geſeln auß dem hauß gehe czu der ſtadt da der ſchatz iſt So liß dy ſyben pſalm mit den helgen vnd Sprich das gebethe Aue mundi ſpes maria vnde Chriſte qui lux es et dies vnd dar nach domine non ſecundum peccata noſtra facias nobis ꝛc. vnd wa du komeſt an dy ſtadt da der ſchatz iſt So ſprich daz . . .

3.

Erwähnung der ſächſiſchen Schrift.

1527.

Das nachfolgende Schreiben läßt einen Blick thun auf die zu allen Zeiten nicht ungewöhnliche Fälſchung von Dokumenten und Briefſchaften, über welche die großen Herren ſehr wohl unterrichtet waren, und gegen die ſie ſich bei etwaigem Verdachte durch Reclamation zu ſichern ſuchten. Im Einzelnen iſt die Erwähnung der ſächſiſchen Schrift von höherem Intereſſe; ohne Zweifel berührt dies zunächſt nicht die ſprachliche, ſondern die kalligraphiſche Seite des Geſchriebenen. Worin das charakteriſtiſche Merkmal des ſächſiſchen Ductus beſteht, wird im Allgemeinen bekannt ſein. Namentlich iſt der Buchſtabe h geeignet, das Brechen der geſchwungenen Bogenlinie zu veranſchaulichen. Aus Friedrichs des Weiſen Kanzlei ſind auch Dokumente hervorgegangen, die nicht ſpecifiſch ſächſiſch geſchrieben ſind. — Der Diplomatik dieſer ſpäteren Zeit wird noch mehr, als bisher geſchehen, Beachtung geſchenkt werden müſſen.

Vnſer fr. dinſt zuuor Wolgeborner fr. lieber oheim vnd bruder vns iſt ein ſchriefft vnther e l namen vnnd Secret vff heut dato zukommen darinne fur einen gefangen den wir zu Schlewſingen liegend haben gebetten wirdet Vnd wiewol wir an ſolcher ſchriefft der wir e l hiemit wieder ſchicken die weyl es ſechſiſch geſchrieben auch das Secret Als were es vor auch an einem brief geweſt, auffgedruckt, etwas gezweyfelt Wollen wir doch e l fr. meynung nit bergen Das wir vor zukunfft ſolcher ſchriefft allgereit beuelh gethan Die weyl der gefangen vnther e l wonhafft geweſt E l Mit anzeigung ſeiner handlung zubeſchreiben des verſehens ſolchs furderlich geſcheen werde. Wollen Dis auch nach weitter erkundung vnd erfindung ſeiner verwurgkung aller gebure haltten Dan e l fr. zudienen ſeint wir willig Dat. Waiſſelt Am tage Aſſumptionis Marie Anno ꝛc. xxvij.“

V. g. g. Wilhelm ꝛc.

An Grauen Gunthern ꝛc.

4.

Kurſächſiſche Münz-Verordnung.

1541.

VOn Gotts gnaden, Wir Johans Friderich, des heiligen Römiſchen Reichs Ertzmarſchalh, vnd Churfürſt, Burggraue zu Magdeburg, Vnd Johans Ernſt, gebrüdere, Hertzogen zu Sachſſen, Landgrauen in Düringen, vnd Marggrauen zu Meiſſen, Entbieten allen, vnd itzlichen, vnſern Grauen, herrn, Landvoigt, Haubt vnd Amptleuten, denen von der Ritterſchafft, Schöſſern, Vorwattern, Vorſtehern, Schulteſen, Vntervoigten, Glaitsleuten, Caſtnern, Burgermeiſtern, Richtern, Redten der Stedte, vnd Gemeinden, Auch allen vnſern Vnterthanen vnd Vorwandten, darzu denen, ſo jnn vnſern Landen, jre gewerb vnd Hantirung haben, Vnſern grus zuuorn, Wolgebornen, Edeln, lieben Rethe, getrewen, vnd beſondern, Nachdeme wir bishere befunden, das jnn vnſern Fůrſtenthumben vnd Landen, einzeither, groſſe vnrichtigkeiten der Můntz halben, furgeſtanden, welche ſich furnemlich aus dem zugetragen, das der gůlden groſche ſich am werth ſelbſt erhöhet vnd geſtiegen, Vnd dieweil die kleine Můntz, am korn vnd gehalt nu dargegen beſſer, So iſt erfolgt, das dieſelbe kleine Můntz, in vnſern Landen vnd Fůrſtenthumben nicht blieben, Sondern auſſerhalben, an groſſen Summen gefurt, auch jnn Tiegel gebracht, vnd zu vnſerm, vnd vnſer Land vnd Leute ſchaden vnd nachteil, vmbgemůntzt, vnd andere frembde Můntz, die der vnſern am korn, vngemes eingeſchoben worden iſt, Wan dan die hohe vnd vnuermeidliche notdurfft erfordert, ſolcher vnrichtigkeit, ſouiel Gott gnad verleihet, vnd můglich, zubegegenen, So haben wir vns, mit dem hochgebornen Fůrſten, herrn Moritzen, Hertzogen zu Sachſſen ꝛc. vnſerm freundlichen lieben Vettern, nachuolgender geſtalt, derwegen freundlichen vorglichen, vnd vereinigt, Das, bis auff beiderſeits vnſer weitere vergleichung, keine zins, oder halbe groſchen, noch auch drey pfennig gröſchlein, auff vnſer beiderſeits Bergkwerglen, vnd jnn vnſern Můntzen, Sondern allein gantze vnd halbe gůlden groſchen, auch Orter, vnd darzu ein anzal kleiner pfennig, derer zwelff einen groſchen gelten, vnd zu teglicher notdurfft, auch zu dem einzelen wechſſeln des gůlden groſchen, zugebrauchen ſein, alles jnn vorigem ſchrot vnd korn, ſollen geſchlagen werden, Wie dan ſolchs, durch gemelten vnſern Vettern, vnd vns, jnn vnſern Můntzen, albereitan alſo angefangen vnd angeſchafft worden iſt, Es ſol aber der gůlden groſchen, jnn vnſern beiderſeits Landen vnd Fůrſtenthumben, vber funff vnd zwentzig groſchen nicht ausgegeben noch eingenomen werden, Vnd damit die berurten gůldengroſchen, noch auch die pfennig, die wir jtzt, vnd doch jnn vorigem ſchrot vnd korn můntzen laſſen, mit frembden böſen groſchen vnd pfennigmůntz, nicht můgen an Summen hinweg gefurt, geſchmeltzt, granalirt, oder jnn Tigel geworffen werden, So wollen wir, das alle kleine Můntz, an groſchen vnd pfennigen, ſo von vnſern Vorfarn vnd Eldern, den Fůrſten zu Sachſſen, auch vns, nicht gemůntzt, jnn vnſer beiderſeits Fůrſtenthumben vnd Landen, hinfurder gantz vnd gar ſollen verbotten ſein, vnd nicht zugelaſſen werden, Aber die grobe Můntz der Könige vnd Fůrſten, auch anderer, als gantze vnd halbe gůldengroſchen, auch Orter, ſo vnſerm ſchrot vnd korn gemes, ſollen ganghafftig bleiben, vnd wie die vnſern ausgegeben vnd eingenomen werden, Aber die gantzen vnd halben gülden groſchen, auch Orter, ſo vnſerm ſchrot vnd korn nicht gemes, ſollen gentzlich verbotten ſein, Wie dan derſelben halben, ſo die befunden, weiter vorwarnung ſol beſchehen, Damit ſich ein jeder darnach zurichten, alles bey vnnachleſſiger ſtraff, wie nachfolget, Vnd nemlich, So ſol ein jeder Graue vnd herr, der jnn beiderſeits vnſern Landen vnd Fürſtenthumben geſeſſen, zweihundert gülden, vnd ein jeder, ſo an einem Ampt iſt, als ein Landvoit, Pfleger, Haubt vnd Amptman, Desgleichen einer vom Adel, hundert gülden, Auch ein jeder von vnſern Rethen, Hoffgeſinde, Schöſſer, Vorwalter, Vorſteher, Vntervoigt, Schultes, Caſtner vnd Gleitsman, Darzu die Vniuerſiteten, Bürgermeiſter, Radtman, Richter vnd Schöppen, auch Hendler vnd Kauffleut, funfftzig gülden (Doch wollen wir das mit den Vniuerſiteten, der Rector, Magiſtri vnd Doctores, vnd ein jede perſon jnn ſonderheit, Auch eins Bürgermeiſters, der Radtmannen, des Richters vnd Schöppen Perſonen, vnd ein jeder jnn ſonderheit fur ſich, die funfftzig gülden, von ſeinem eigen, vnd nicht dem gemeinen Gute, zugeben ſol gemeint ſein) Dieweil jnen das auffſehen, vnd die handhabung ſolcher vnſer Gebot, jnn jren Graueſchafften, herrſchafften, beuolhenen Ampten, vnd do ſie die botmeſſigkeit haben, gebürt, Aber ein ander, der nicht jnn einem Ampt iſt, funff vnd zwentzig gülden, Wo der, oder dieſelben, dieſe vnſere Lands vnd Müntzordenung, jnn einem oder mehr Artickeln, vbertretten, zu ſtraff vnd peen vorfallen, vnd vnnachleſſig zugeben, vorpflicht ſein, Jnn gleichnus ſollen auch die vorberurten, Grauen, herrn, vnd diejenigen, ſo jnn Ampten ſein, auch die von der Ritterſchafft, do ſie vnvleiſſig vnd nachleſſig befunden, vnd die Vbertrettung dieſes vnſers Mandats, geſchehen, vnd wider einbrechen lieſſen, oder darauff mit vleis nicht ſehgen noch achtung geben, vnd die jenigen, ſo jnn Ampten ſein, die Vberfahrer nicht anzeigen, wie ſie dann bei jren pflichten, on jemands verſchonung, zuthun ſollen ſchuldig, die ſtraff vnd peen, wie oben, vnterſchiedlich, angezeigt, vorfallen ſein, Wo aber auch einer oder mehr, vberfunden, das der ander dieſelben dieſe vnſere Landes vnd Müntzordenung, anderweit vbertretten würde, gegen den, oder demſelben, wollen wir vns, auff den fall, mit ſonderlicher ſtraff, dermaſſen wiſſen zuerzeigen, das geſpürt ſol werden, das wir ſolche vnſere Lands vnd Müntzordenung, veſtiglich vnd vnuorbrüchlich wollen gehalten haben, Vnd damit ſolche Vbertretter, auch vberfahrer vnd vorlaſſer, deſte vleiſſiger geoffenbart, vnd vns kundbar gemacht werden, So ſol einem jeden, der vns ſolchen Vbertretter oder Vorlaſſer, glaubwirdig angeben vnd anzeigen wirdet, der dritte teil ſolcher ſtraff gebüren, vnd jme, als bald die einbracht wirdet, gegeben werden, Hierumb, ſo gebieten vnd begern wir hiemit gnediglich vnd ernſtlich, jr wollet ſolche vnſere, mit vnſerm Vettern, Hertzog Moritzen zu Sachſſen, vorgleichte Müntzgebot vnd Ordenung, jnn ewer Graffſchafften, herrſchafften, Gerichten, beuolhenen Ampten vnd Gebieten, jnn Stedten, Flecken vnd Dörffern, vorkündigen, auch mit ernſt, vnd gantzem getrewen ſtetem vleis, darob halten, dieſelben handhaben, vnd denen alſo nachgehen, vnd volge thun, auff das bey euch ſelbſt kein vbertrettung, noch*) auch verlaſſung, müge geſpürt, vormarckt, vnd befunden werden. Damit auch dieſem vnſerm Müntzgebot vnd ordenung, deſte vleiſſiger nachgegangen, vnd darüber feſtiglich müge gehalten werden, So haben wir darüber jnn vnſere Landkreiſe, ſonderliche Auffſehere verordnet, wie dieſelben hieran vnterſchiedlich, namhafftig gedruckt ſein, Die haben von vns ſonderlichen beuehl, des ſie ſich werden zuhalten wiſſen, Vnd thut daran vnſere gentzliche, auch ernſte meinung, Zu vrkund, mit vnſer des Churfürſten, auffgedrücktem Secret beſiegelt, des wir Hertzog Johans Ernſt, vns hiemit auch gebrauchen, Geben zu Torgaw, Dornſtag am tag Michaelis, Anno Dni. 1541.

(L. S.)

Nachuerzeichente Perſonen, haben wir zu beſondern Auffſehern vnd Executorn, ſolchs vnſers Gebots, vorordnet.

I. Inn der Chur zu Sachſſen.

Bernhart von Milen Ritter, Landvoigt zu Sachſſen.
Chriſtoph Gros, zu Wittemberg,
Wolff von Schonbergk, zu Beltzig, Amptleute.
Philips Reichenbach, zu Wittemberg, Vnd
Donat Dham, zu Hertzberg, Bürgermeiſtere.

---

*) Text: nach.

II. Inn dem Düringiſchen Kreis, an der Orla.

Friedrich von Thün, zu Obernitz.
Felix von Brandenſtein.
Sigmund von Holbach.
Der Rad zu Salueld, Vnd
Der Radt zu Peſsnick.

III. Im Salgrunde zu Düringen.

Cuntz von Meuſebach.
Hans Puſtar.
Der Schöſſer vnd Radt zu Ihene.

IV. Im Kreis zu Weimar.

Ewald von Brandenſtein, Haubtmann zu Weimar.
Georg von Denſtedt.
Der Schöſſer vnd Radt zu Weimar.

V. Im (Göttiſchen*) Kreis, an der Werra.

Georg von Creitzen, Haubtman zu Gotha.
Burckhard Hund.
Eberhard von der Than, Amptman zu Wartberg.
Nickel Stigel, Vnd der Radt zu Gotha.

VI. Im Meiſniſchen Kreis.

Hans von Weiſſenbach
Chriſtoff von Taubenheim, Amptman zu Aldenburg, beide Ritter.
Heinrich von Einſiedel.
Oſwald Loſan.
Der Radt zu Zwickaw. Vnd
Der Radt zu Aldenburg.

---

*) Gothaiſchen.

VII. Im Voitlendiſchen Kreis.

Hans von Zedwitz, Amptsbeuelhalber zu Voitsberg vnd Plawen.
Hans Metzſch.
Hans von Bona, Amptman zum Grünhain.
Der Radt zu Plawen.

VIII. Im Torgiſchen Kreis.

Dittrich von Starſchedel.
Aſmus Spiegel, zu Gruna.
Bernhardt von Hirsfeld.
Der Radt zu Torgaw.

IX. Francken.

Hans Schott, Ritter.
Cuntz Gotzmann, zu Königsberg.
Silueſter von Roſenaw, zu Coburg. Ampteleute.
Der Radt zu Coburgk.

Die Verordnung iſt einſeitig gedruckt; ein und ein halber Bogen ſind zuſammengeſtoßen, Siegel wohlerhalten, das Dokument beſteht aus 47 Zeilen, das Verzeichniß der Aufſeher iſt dreiſpaltig, die Ueberſchrift deſſelben füllt eine Zeile.

5.

Kurſächſiſches Juden-Edict.

1543.

Von Gotts gnaden Johans Friderich, Hertzog zu Sachſſen, Des heiligen Römiſchen Reichs Ertzmarſchall vnd Churfürſt, Landgraff in Düringen, Marggraff zu Meiſſen, vnd Burggraff zu Magdeburg.

Allen vnd itzlichen, vnſern Prelaten, Grauen, Herrn, Landvoigten, Haubt vnd Ampteuten, Amtsbeuelhabern, denen von der Ritterſchafft, Schöſſern, Vorwaltern, Vorſtehern, Schulteiſen, Gleitsleuten, Bůrgermeiſtern, Richtern vnd Rethen der Stedte, vnd Gemeinden, auch allen vnſern Vnterthanen vnd verwandten, vnſern grus zuuor, Erwirdigen, Wolgebornen, Lieben andechtigen Rethe, vnd getrewen, Wiewol wir des verſchienen Sechs vnd dreiſſigſten Jars, ein offen Mandat, im druck haben ausgehen laſſen, Das kein Jůde, ſampt den ſeinen, jnn vnſern Landen, Chur, vnd Fůrſtenthumben (aus bewegenden vrſachen, ſo zum teil, darinnen ausgedrůckt) ſolt gelitten vnd geduldet, jhnen auch kein gewerbe oder paſſs, in vnd durch vnſere Lande, geſtattet werden, So haben wir doch hernachmals vff Stadliche beſcheene vorbit, auch der Jůdenſchafft ſelbſt, hochvleiſſiges anhalten, bitten vnd erbieten, ſolch vnſer Mandat, durch etzliche Miſſiuen, des Paſſes halben gemiltert, vnd jhnen den, mit einer maſs zugelaſſen, Vns aber vorbehalten, wo ſie ſolche vnſere nachlaſſung, vnd jhr erbietten, vbertretten wůrden, Das wir jhnen jeder zeit, berůrten Paſſe vnd Durchzug, ganz vnd gar, widerumb verbitten wolten, Wann wir dann jnn glaubliche erfarung komen, Das die Jůden, berůrter vnſer jhnen erzeigten, nachlaſſung, nicht allein, mit dem Paſſiren, vnd Durchziehen, misbraucht, Sondern nachtlager, darin zuhalten, Auch hantirens, Gewerb vnd Ertzneytreibens, Vnd darin von jren jhrthumben, wider vnſern warhafftigen, Chriſtlichen Glauben, jnn berurten vnſern Landen zudiſputiren, Vnd jre Jůdiſche, falſche leſterungen vnd lůgen, wider den rechten vnd warhafftigen Meſſiam, Chriſtum vnſern Heiland, dem Volck einzubilden, ſich vnterſtanden, So ſind wir aus dem, auch den Stadtlichen ſchrifften nach, So der Erwirdige vnd Hochgelarte, Vnſer lieber andechtiger, Er Martinus Luther, der Heiligen Schrifft Doctor, wider das verſtockte Jůdenthumb, newlichen gethan, vnd im druck, mit beſtendigen grůnden, der Heiligen Schrifft, hat ausgehen laſſen, verurſacht, Die vorberurte, vnſere gethane erlaubnus, des Paſſirens halben, jnn vnd durch vnſere Lande, vnd Gebiethe, zucaſſiren, vnd widderumb auffzuheben, Vnd thun darauff, ob angezeigt, vnſer erſtlich offentlich ausgegangen Mandat, hiermit widderumb ernewen, vnd wollen das kein Jůde, noch Jůdin, hinfurt jnn vnſern Landen, Chur vnd Fůrſtenthumben oder vnſerer Prelaten, Grauen vnd Herrn, Gebieten vnd gůtern, wonen, noch darinn handeln, wandeln, webern, oder dadurch Paſſiren, Sonder ſich vnſer Lande, gantz vnd gar euſſern, vnd enthalten ſollen, Vnd da, nach Trinitatis ſchirſten, einer oder mehr, der Jüden oder Jüdin, hirüber jnn vnſern Landen antroffen, vnd betretten würden, Der oder dieſelben, ſollen vnſers ſchutzes vnd ſchirms, auch Gerichts vnd Rechts entſatzt, vnd nicht vehig ſein, Wer auch von den vnſern, einen Jüden, oder Jüdin, jnn obgemelten vnſern Chur vnd Fürſtenthumben, vnd Landen antreffen vnd erlangen wirdet, Der ſol ſich mit jhnen, vnd jhrer hab vnd gütern, ſo bey jhnen befunden, Jn vnſer negſt gelegene Ampt, darinn ſie betretten werden, vorfügen, Vnd dieſelben Jüden oder Jüdin, mit der habe, ſo bey jhnen befunden, dem Amptmann, deſſelben vnſers Ampts vberantworten, Do dann der Jüde oder Jüdin, jnn verwarung, vnd jhre bey jhnen befunden habe vnd gütter, jns Ampt ſollen genomen, vnd dem vberantworter, von wegen, ſeins darbey gethanem vleiſſes, die helfft, ſolcher erlangten habe vnd güter, als er das ſeine zuhaben vnd zu gebrauchen, wider zugeſtalt, Aber das ander, bis auff weittern vnſern beuehlich, jnn Ampt verwart werden, Vnd gebieten darauff hiemit ernſtlichen, das jhr alle, vnd ein jder jnn ſonderheit, ob dieſem vnſerm Mandat vnd beuehlich, wollet vnd ſollet veſtiglich halden, vnd darwider nichts vorhengen, noch vmb einicherley vrſach willen, die Jüdenſchafft, jnn dem verſchonen, bey vormeidung, vnſerer vngnade vnd ernſten ſtraff, Daran geſchiet vnſere gentzliche meinung, Zu vrkundt mit vnſerm zu ende auffgedrucktem Secret beſiegelt, Vnd geben zu Wittemberg, Sontags Exaudi, Anno Dni. 1543.

(L. S.)

6.

Muſcatellerbirn.

1553.

Hoch geborne furſtin genetige fraw ich ſchick E. f. g. himyt Wenig mußet Teller birleinn vnd zwei ſalcz Veſleinn vnd bitt E. f. g. als meinn genetigenn furſtinn wollens genetig annemenn. Dan ich iczunter nichts anters weis Vnd bitt E. f. g. wollenn Dunn fur bit gegenn Mein genetigenn furſtenn vnd herrn. graf Wilhelm. dann ich die dag xxx fl. Erlegenn ſoll. ſo hab Ich ſeint oſternn Auch ſo vill gebenn. vonn hauß vnd veldernn das ichs nimer gebenn kann bitt Noch maiß E. f. g. wollenn mich witter Ein genetige Emper wiſenn laſenn Daß will ich gegenn got vnd gegenn E. f. g. nimer vergeſen vnd langes lebenn bitenn,

Walburge bincze Dorſinn.

7.

*Pfarrer prügeln einander.

1576.

Es geſchah im Jahre 1576, am Feſte der Ausſendung des heiligen Geiſtes, des Geiſtes der Liebe und Allverſöhnung, daß der Kapellan in der Hauptkirche zu Weimar die zweite Feſttagpredigt halten wollte, aber der erſte Geiſtliche an derſelben wollte das nicht leiden. Aus welchen Gründen er nicht wollte, weiß man nicht beſtimmt, doch war jedenfalls der erſte dieſer Gründe der, daß der erſte Geiſtliche, Dr. Mirus, ſelbſt predigen wollte. Beide Pfarrer begegneten ſich unten an der Kanzeltreppe und begannen mit einander zu hadern und zu zanken, ebenſo ſehr zur Ergötzlichkeit, als vielleicht und noch mehr zum größten Aergerniß der verſammelten andächtigen Gemeinde. Da keiner der beiden Pfarrer dem andern den Vortritt auf die Kanzeltreppe laſſen wollte, ſo geriethen beide einander in die Haare, erwiſchten einander beim Kragen, zerrten ſich hin und her und ſchlugen weidlich auf einander los, wobei die Weiber laut kreiſchten, und die Männer herbei eilten, die Streitenden auseinander zu bringen. Aber ehe dies noch gelang, fuhr der Teufel in Geſtalt eines großen Jagdhundes zwiſchen beide und ſchlug den Doctor Mirus mit den Krallen an ſeiner Pfote in die Bruſt, wodurch der Kapellan frei wurde, und dann verſchwand Beelzebub mit einem peſtilenzialiſchen Geſtank. Ob hernach noch gepredigt worden iſt und vielleicht über den Schrifttext: „Es war immer Zank unter den Hirten“, iſt nicht bekannt worden.

8.

Hundenamen.

1582.

1) Was dann die Hündtin die Kellerin genant, anlangt, dauon euer L: vns jnn einem eingelegten Zettel meldung gethun, Seindt wir jetziger Zeit mir dergleichen hunden dannocht wol verſehen, . . .

2) Vnnſer freundtlich dinſt zuuor. Wohlgeborner freundtlich lieber Ohm, vnnd Schwager E. L. ſchreiben, dorinnen ſie vnß vmb ein Par Brittanniſch hundt bitten, iſt vns wohl uberantwortet. Deſſenn Innhalt wir verleſen, Vnnd wiſſenn E. L. freundtlich nicht zu Pergen daß wir keine rechte arth vonn Engellendiſchen oder Brittanniſchen hundenn haben, Sondern nur Mengling, deren wir E. L. hiemit ein Pahr, Alß nemlich einen hundt, vnd ein hündin, ſo Allererſt heur heizig worden zuſchicken. Dieſelbige wollenn E. L. vor gutt annemen, Verhoffenn wir ſie ſoltenn röſch vnnd guth ſein, Auch ſich Alſo Anlaſſenn, Daß E. L. darmit guten Luſtenn habenn werden.

Vund wiſſenn vnns gleichwohl zuerinnern, daß E. L. vnnd weilandt deroſelben bruder Graff Albrecht ſeliger vnnß hiebeuor verwehnung gethan, die rechte Arth Brittanniſcher hundt vnnß zuwegenn zu bringen, Wir Aber daruor achtenn, daß deß NiderLendiſch Kriegsweſenns halbenn eß biſhero nicht beſchehen mögen. Alß bittenn wir freundlich do E. L. hierzu gelegennheit haben konnen ſie wollenn vnß etwa ein Pahr Alß einen hundt, vnnd ein hündin guter vnnd gerechter Brittanniſcher Arth zu wegen Pringenn,

Do wir alßdann zur arth, vnnd Alſo einem faſel kommen, konnen wir e. L. vnnd Andern deſto eher Auch in nöthenn Aufhelffenn, Vnnd wir ſeindt E. L. zu freundtlichen dinſten geneigt.

Datum Maſſeldt Am 3 10bris Ao 82.

Vonn Gotts gnaden Georg Ernnſt
Graue vnnd herr zu Hennenbergk rc.

Adreſſe: Dem Wohlgebornen herrn Wolffen,
Grauen vonn Hohenloe, vnnd herrn
Zw Langenburgk, vnnſerm freundt.

Beilage:
Nahmen der Engliſchen hundt

1. Der Alt Reydthardt
2. Der Größ Schleuſinger heldt
3. Der Ottelmeßheuſer Kampff,
4. Der Alt Schleuſinger Zornn,
5. Der Kündorffer Zanck,
6. Die Weiß ſchleuſinger hündin ſo vor 2 Jahrenn
   Iſt gezogen wordenn

Mehr noch zwenn Junge ſchleuſinger, ein hundt
Vndt ein hündin Iſt Peters ſein guetdüncken
daß man die nimpt, ſo heuer ſindt geheitz
Wordenn ꝛc.

9.

Feuerſegen.

Ein ſegenn wenn feuer auß kömpt.

Feuer behalt deine flamme bey dir ſo lange als marya ihr iungfreuliche keuſcheid hatt behalten.

Handſchriftlich, Anfang des 17. Jhds.

10.

Selbſtmord zu Jüchſen.

1614.

Bei der Seltenheit der Selbſtentleibungen in früherer Zeit, vornehmlich derer durch die Schießwaffe, wird die Mittheilung des folgenden Aktenſtückes von Intereſſe ſein.

Beſichtigunge Hanßen Hirns vonn Züchßen eines ledigen kerles, vonn vngeuehr 26 Jahrenn.

Dießer Hanß Hirnn hat ſich geſtrigs Sontags, vnder der Frue Predigt ſelbſtenn erſchoßenn, Inn der beſichtigung hat ſichs befunden, das er vfr*) banck hinderm tiſch gelegenn, vndt hat vnder der hertzgrueben, einen ſchueß hinden durch den rücken, vnd in die wandt einen Kleinen fingers, tieff gangen gehabt, Vonn berürtem ſchueß iſt Ihme das hembt, wie nichts wenigers ſeine barchent hoſenn angezündet wordenn, das der ermordte an ſeinem gantzen leib kohlſchwartz verbrent geweſenn,

Valtenn Hirnn ſein Vatter berichtet, Vor vngefehr 4 wochenn, were er vfr hochzeit geweſenn, Nach ſölcher hette er ſich ſtetig geclagt vnd ſonderlich, das Ihme der Kopff ſo wehe thete, auch zue zeiten ſich erzeigt, alß wann er wahnſinnig were, wie er Ihme dann neulicher weil ein fenſter inn der ſtueben vergebens**) auß geſchlagenn: Geſtrigs Sontags, wie er vatter zu Ihme inn ſeine Cammer gangen, vnd gefraget, ob er nicht auffſtehenn, vnd in die kirchen gehen wolt, hette er Ihme zur antwort geben, ſie ſolten nur alle mitt einander inn die Kirchenn gehenn, er vermochte nicht auffzuſtehenn, ſeine bein thetenn ihme gar wehe, Hierauff er vnd ſein gantzes hausgeſinde inn die kirchen gangen, Vndt wie ſeinn weib etwas ehir, heimbgangen, alß die Predigt außgeweſenn, were ſie eines groſſen rauchs inn der ſtuebenn, vndt das ſich der Sohn leider erſchoßenn, vnd am leib gantz vnd gar verbrent, geweſenn, gewahr worden,

Des abgeleibtenn Mutter berichtet, wie ſie Ihrenn ſohnn vffr banck liegendt fundenn, ſein kleider am leib noch gebrent, darauff ſie flugs zur ſtueben hienaus gelauffen, ein lippenn***) mitt waßer geholt, vnd ihne damitt geleſcht, er were aber ſchon verſchiedenn geweſenn.

Dorothea leuſchin berichtet als ſie geſtern auß der kirchen heimb gangenn vnd das mittagseſſen zuſchickenn wollen, hette ſie einen ſchueß inn Balten hirns ſtueben vnd darauf Owe vnd zweymaal Ach ſchreyen horenn, vnd wie hernacher berürts hirns weib heimkommen hette ſie vonn Ihr gehört das ſich Ihr ſohn Hanß ſelber erſchoßenn, Hierauff iſt der ermordete durch denn ſcharpffrichter vfs ſeit an einen abſonderlichen ort begraben wordenn, Actum Züchſen den 21 Martij 1614 Præsentibus wolffg: Siebenfreudts *) 2c. Item wolffenn ſchmidts vndt Erhardt ſcharden beeder zentſchöpffen zu Dhemar.

---

*) vfr, nicht „auf der", ſondern „auf einer", wie im Folgenden „vfer Hochzeit."

**) ohne Zweck.

***) Noch heute im hennebergiſchen Lippe, Lüppe, Holzkanne für das Waſſer, kleineres Gefäß als die Butte.

11.

Kindesmord durch beide Eltern zu Rohra.

1633.

VNNſer freundtlich dienſt zuevor, Erbarer Nahmhaffter guter freundt, Alß ihr vnß berichtet, welcher geſtaldt Lorentz Medler zue Rohra vndt ſein Weib Orthey Schaubachin in der güte bekandt, daß ſie ihr fruezeitiges Kindt vmbs Leben gebracht, Alſo vndt der geſtaldt, Daß am Sonnabendt vor Weyhenachten, in der Stuben, dorinnen ſie gelegen, Sie ihrem Mann geclaget, Eß Krümme ſie ſehr im Leibe, vnd zwmahl im Rücken, Dahero aufgeſtanden vndt in Kuheſtall gangen, dorinnen ein lebendig Kindt auf die weldt gebracht, welchem Sie daß Mündlein mitt ſtroh zwgeſtopfet, daßelbe damitt zuerſticken, vnter deß habe angeregter Lorentz Medler ihr Ehemann in dem ſtall, zuerfahren, was ſein weib da mache, ſich begeben, Do er dan die Mutter ſambt der gebuhrt berichteter maßen befunden, Do habe er dem Kinde, ſo noch daß Leben gehabt, vndt nicht mehr dan einen ſchrey gethan, die Keele abgeſpitzet, Nach verbrachter that habe er daßelbe vfn boden in in ein Lehr Spanbett getragen, Sein weib hernach ſolches in ihre Laden geleget, Er aber den Sontag nach den Weihenachten vnter der Mittags Predigt daß Tode Kindelein, welches ſein weib in ein alt weiß ſchürtztuch eingewickelt gehabt, in einem graßtuch aufs Wimmicht zwiſchen Rohra vndt Schwartza, vbern armen Hauß getragen, vndt zwiſchen zweyen Rainen vergraben; Alleß nach fernern Innhalt der Acten vnd ſonderbahren vmbſtänden; Woſern nun beyde gefangene vor offentlichen gehegten hohen Peinlichen halßgerichte freywillig vf ſolcher ihrer außage iede Perſohn vor ſich ſelbſten verharret, So werden ſie abſonderlich nach gelegenheit deß orthß vndt waßers in einen ſack geſtecket vndt erſeuffet. In manglung aber deß waßers, ſeindt ſie mitt dem Rade vom Leben zum Tode zubringen, von Rechtswegen, Uhrkundlichen mitt vnſerm Innſiegel beſiegelt.

---

*) Generalcentrichter und Kellner zu Meiningen. S. Kindesmord zu Rohra.

Verordente Dechant vnd andere Doctores
deß Schöppenſtuelß zv Jehna.

Adreſſe: Dem Erbarn vndt Nahmhafften Wolffgang Siebenfreunden Chur: vndt Fürſtlich: Hennebergiſchen verordneten General Centrichter vndt Ambts-Kelner zue Meinungen, Vnſzerm guten Freunde.

Darüber: ps. 1. Mart. 33.

Darunter: Lorenzenn Miedlernn von Rohra vndt ſeinem Weib Dorothea ſchaubachin werdenn wegenn begangenen Kinder Morths die erſeuffung zue erkanndt. Exequirt zue Meynung bey der Oberbruecken den 7. Martij 1633.

12.

Beſte Weinprobe.

Die beſte Wein Prob iſt wen man mit guthen Freunden etliche maaß trincket, und eim den andern tag der Kopf nicht davon weh thut.

Handſchriftlich, Ende des 17. Jhds.

Druck von A. Waldow in Leipzig.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50160-9
BECHSTEIN,L. FN. 03121/016

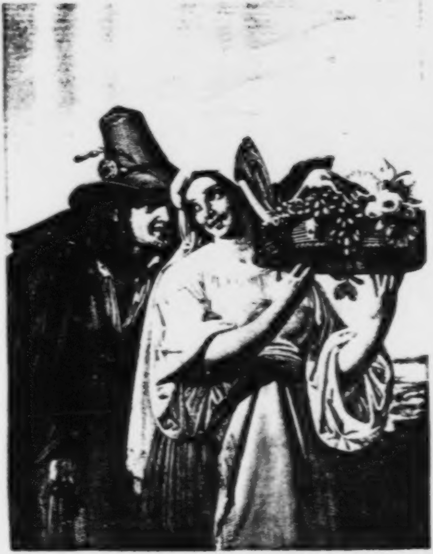
Perlen.

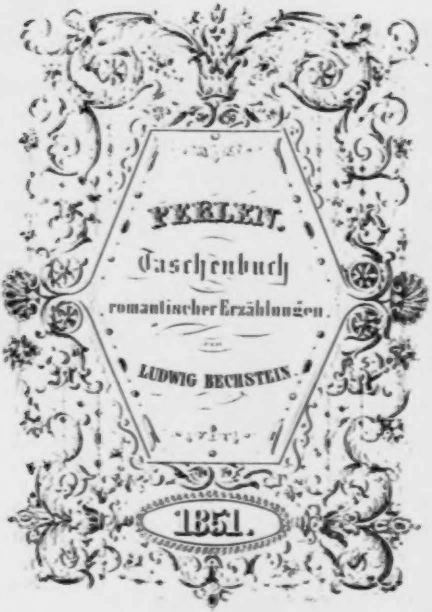
Taſchenbuch romantiſcher Erzählungen

von

Ludwig Bechſtein.

1851.





PERLEN.

Taschenbuch
romantischer Erzählungen

von

LUDWIG BECHSTEIN.

1851.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Perlen.

Taſchenbuch

für

1851.

Von

Ludwig Bechſtein.

Neue Folge. Erſter Jahrgang.

Nürnberg.
Verlag der Friedrich Korn'ſchen Buchhandlung.

BIBLIOTECA
[illegible]
[illegible]

Inhalt.

Bilder-Zimmer.
Die Tochter des Geheimniſſes. Novelle.
Albumblätter für edle Frauen.
Die Kinder der Zeit. Novelle.
Meiſter Heinrich von Meiſſen, genannt Frauenlob. Romantiſcher Bilderkranz für plaſtiſche Darſtellung.

Bilder-Zimmer.

> Ingenuas didicisse fideliter artes
> Emollit mores, nec sinit esse feros.
>
> Ovid.

Wahrlich ein ſchöner und wahrheitvoller Ausſpruch des römiſchen Dichters, daß die treue Pflege edler Künſte die Sitten milder mache, und das Rohe entferne! Ein Kenner, ein Freund, ein Pfleger des Schöner kann kein Barbar ſein.

Daher führen auch dieſesmal Dichter und Verleger, wie Kunſtfreunde beſuchende Gäſte, in ihr Bilderzimmer zur freundlichen Anſchau deſſen, was aus dem Gebiet der zeichnenden Kunſt zu heiterm Genießen zuſammengeſtellt und zuſammengeſellt wurde, und erſterer übernimmt willig und gern die Rolle des Erklärers, weit entfernt jedoch, dem Urtheil der Beſchauer über das Ausgeſtellte vorzugreifen. Wo wäre eine Ausſtellung ohne Ausſtellungen am Ausgeſtellten? Nirgend mehr als bei ſolchen trifft das nomen et omen ein. Mögen die Künſtler hinter der Leinwand lauſchen, wie Apelles that, der Dichter ergötzt ſich an ihren Gebilden, und nennt gern ihre Namen, **hoch** erfreut am dauernden ewigen Blühen des Baumes deutſcher Kunſt, am fröhlichen rüſtigen Weiterſchaffen deutſcher Künſtler; dem nicht fremd und entfremdet, was eine große ſtolze Vergangenheit in unſterblichen Werken geſchaffen, aber nie geneigt, wie Manche aus eingebildeter Kennerſchaft, das Gute und Treffliche zu mißachten, was die Gegenwart, unſre Gegenwart, unſre Zeit geiſtig gezeugt und lebenvoll geboren.

I.

(Titelbild.)

Ein kühner Griff; nach Hanſon.

Dieß Bild ſpricht ſo vollkommen das aus, was es darſtellt, daß weitläuftige Erklärung dem Beſchauer alle Unluſt erregen würde, die ein zu viel ſprechender Cicerone zu erregen vermag. Wir ſehen Leben und Friſche des Südlands vor unſerm Blick, Kraft und Fülle der Natur, heißen Trieb und was ihn mit voller Süße ſtillen kann, vergegenwärtigt. Wir ſehen, daß dem kühnen Griff des kecken Räubers in den überſchwellenden Früchtekorb ſeiner italieniſchen Landsmännin bald und überraſchend ſchnell auch der Raub eines

Kuſſes folgen werde, um den es zuletzt dem Lüſternen noch mehr zu thun, als um die Trauben, deren er ſich vielleicht nur ſcheinbar zu bemächtigen ſucht, um die Schöne, die den Korb im Gleichgewicht halten muß, völlig unfähig zum Widerſtreben zu machen, zumal der um ihren Nacken gelegte Arm ſogar ein Abwenden des Kopfes, falls ſie ſolches verſuchen würde, zu verhindern im Stande wäre. Ob nun der Räuber ein wirklicher Fra Diavolo, oder vielleicht nur ein auf ſolchen Raub, wie das Bild ihn andeutet, ausgehender warmblütiger Kunſtjünger, wie die gewählte Kleidung allerdings eher vermuthen laſſen könnte, bleibe an ſeinen Ort geſtellt.

Der Meiſter dieſes anſprechenden Bildes, Chriſtian Heinrich Hanſen, zu Altona 1791 geboren, vollendete ſeine Kunſtſtudien in Rom, und wählte 1831 München zu ſeinem dauernden Aufenthalt, wo er viele Bilder malte, die ſeinen Ruhm auch in weitern Kreiſen verbreiteten. Allbekannt iſt ſein Fiſcher, nach Göthes Ballade; Hanſen malt mit Vorliebe Scenen italieniſchen Lebens, nicht minder aber auch Chriſtusbilder, Madonnen, Engel und Heilige.

Der verdiente Beifall, den die Bilder dieſes Künſtlers fanden, hat ſeine Begründung in der geiſtvollen Auffaſſung und der lebensvollen Wahrheit, neben dem hohen Grad techniſcher Vollendung. Es iſt alles warm, wahr, in ſich fertig, man kann nichts davon hinweg, und nichts dazu wünſchen.

II.

Künſtlerfahrt; nach Moritz Oppenheim.

Welch heiter anregender Geiſt ſpricht zu uns aus dieſem wohlgelungenen Bilde! Es iſt dieſe Darſtellung eine ſo rein lyriſche, daß ſie wie von ſelbſt zu lyriſcher Paraphraſe hinlenkt, und da nach Goethe Dichter nicht zu ſchweigen lieben, ſo hat auch hier der Dichter ſchon ein fliegendes Blatt zur Hand, deſſen Inhalt die Freunde hören müſſen, während ihre Blicke ſich dem Bilde des talentreichen Künſtlers zuwenden.

Blau und ſonnig
Ruht das Meer im Abendſchein!
O wie wonnig
Fächeln laue Lüfte drein.
Künſtler dort im vollen Nachen,
Plaudern, ſingen, ſcherzen, lachen!
Bild und Klänge, Lied und Wein!

Wie treuinnig
Blick den Blick der Liebe tauſcht!
Wie ſo ſinnig
Sie dem Wort des Dichters lauſcht!
Jene dort, die holde Roſe,

XI

Jubelnd in der zechenden Schaar,
Laut die Dithyrambe rauſcht:

„Laßt die Freude
Flügel heben
Die uns tragen
Hoch empor.
Keinem Leide
Preisgegeben,
Keinen Klagen
Lauſcht das Ohr!“

„Im Genießen
Alles Schönen
Ruht ein mächt'ger
Zauberhort.
Blumen ſprießen,
Und zu Tönen
Klinget mächt'ger
Dichtung Wort.“

„Mädchenreigen,
Blüh'nde Frauen
Laßt uns tauſchen
Blick und Gruß!
Trautes Koſen,
Voll Vertrauen!
Uns berauſchen
Lied und Kuß.“ —

So der Dichter;
Hoch den Becher, voll und rein.
Abendlichter
Funkeln purpurn in den Wein.
Aber Einer dort — verdroſſen,
Theilt nicht Luſt der Tiſchgenoſſen,
Jener Mönch — Wer mag er ſein?

Tief im Sinnen
Starrem Treiben abgewandt,
Kehrt nach Innen
Sich der [illegible] Verſtand?
[illegible] mit Entſagungsſchmerzen
[illegible] nach noch warmem Herzen
[illegible] Gram mit kalter Hand? —

[illegible] und heiter
Glättet ſich die Meeresfluth.
Weiter, weiter —
Treib' vereinigt Muth und Gluth.
[illegible] der [illegible] der Gefühle,
Trotz der Stürme — All' zum Ziele,
Bis das [illegible] Ruder ruht.

Der Name des Künſtlers, nach welchem dieſes lebensvolle Bildchen geſtochen wurde, Profeſſor Oppenheim zu Frankfurt a/M., iſt ehrenvoll bekannt. Er malt mit Vorliebe altteſtamentliche Scenen und ſolche aus dem Leben der Juden, hier finden wir ihn auf einem andern, heitern Gebiete mit gleicher Meiſterſchaft heimiſch. Aber auch die Portraits dieſes Künſtlers, von denen mehrere: Shakeſpeare, Göthe, Börne, Heine durch Lithographie vervielfältigt erſchienen, ſind ausgezeichnet.

III.

Der junge Jäger; nach L. Kreul.

Dieſes liebliche Bildchen giebt viel zu denken. Der junge Jäger hat dem alten Wildprethändler einige friſch geſchoſſene Haſen, vielleicht auch den am Pfoſten hängenden Club Krammetsvögel geliefert. Während nun der Alte, wohl ſelbſt früher ein rüſtiger Waidgeſell, in der Tiefe des Vorplatzes ſeiner ländlichen Wohnung ſitzend, den Betrag für das empfangene Wild ausrechnet und zählt, hat der junge Forſtmann ſeine Büchſe in einen Winkel, hinter das Hauklotz des Wildpretmetzgers und ſich ſelbſt an die Thürpfoſte gelehnt, und betrachtet mit ſinnendem Blick die in der Thüre über dem Kellerhals ſitzende, noch ſehr junge fleißige Strickerin, des Alten Tochter, die keinen Blick von ihrer Arbeit verwendet, und in holder Befangenheit vielleicht eine Maſche fallen läßt.

Hat der ſchmucke Jägersmann eine Frage an das Mädchen gethan? Doch wohl, denn ſie fort und fort ſchweigend anzuſehen, würde nicht artig ſein.

Sie unterhalten ſich, dieſe jugendlichen Geſtalten, der kräftig entwickelte Jüngling, die zartknoſpende Jungfrau; aber ruhig und leiſe wird das Geſpräch geführt, es ſtört nicht den rechnenden und zählenden Alten, es ſtört kaum die fleißige Arbeit der Strickerin.

Daß hier in der Stille ein liebliches Wunder der ſchöpferiſchen Allmacht im Entfalten begriffen, daß der Beſitz dieſes Herzens einſt beneidenswerth ſein dürfte, daß es ein Glück genannt zu werden verdiene, oft, recht oft wieder hierher zurückkehren zu dürfen, um im Dufte dieſer Blüthe zu athmen — das könnten die Gedanken ſein, die durch des Jünglings Seele ziehen, Frühlingsfalter erwachender Neigung. Und ſie? Sie wagt noch kaum, zu wünſchen; in ihr lebt nur erſt das ahnungsvolle Träumen unbewußter Sehnſucht, nicht Liebe, aber Wohlwollen, Wohlgefallen. Was die ſpätere Zeit in dieſen beiden zur Blüthe und Reife bringe, es läßt ſich nicht voraus beſtimmen.

Unſer Künſtler malt gern jugendliche Mädchengeſtalten im Blüthenalter der Entfaltung.

Blicken wir auf das Bildblatt mit der Unterſchrift Kindheit und Jugend, im Jahrgang 1817 dieſes Taſchenbuchs, wo die Leiſtungen Johann Friedrich Karl Kreuls bereits eine anerkennende Würdigung gefunden haben, ſo finden wir dort dieſelbe Mädchengeſtalt, nur gereifter, — wieder, in derſelben ſitzenden, ſinnenden Stellung, nur daß dort ein empfangener Brief ihre Gedanken beſchäftigt. Und wie dort vom Künſtler geſagt iſt: „In allen ſeinen Bildern tritt das idylliſche Stillleben heraus, aber ſinnig gedacht und glücklich ausgeführt,“ ſo beſtätigt die volle

Wahrheit dieſes Geſagten auch das jetzt zur Betrachtung ausgeſtellte Genrebild.

Kreul iſt ein Zögling der Nürnberger Kunſtſchule, 1804 zu Ansbach geboren; er vollendete ſeine Studien zu München, und ſeine Bilder gewannen Ruf und Beifall. Er hat ſich nicht blos als Oelmaler ausgezeichnet, ſondern man hat auch Aquarellen von ſeiner Hand, die alle Anerkennung verdienen.

IV.

Abendſegen; nach Moritz Müller.

Auch ein Familienſtillleben, eine Idylle — die Idylle der Armuth. Der Armuth? Nein! Nur auf den erſten Blick könnte es ſo ſcheinen. Hier iſt Reichthum, ſichtlicher Reichthum. Eine Mutter mit dem köſtlichen Schatz zweier geſunder blühender Kinder, mit der Ueberfülle von Liebe, mit dem Hort eines reinen, frommen Gemüthes. — Iſt ſie Frau, iſt ſie ſchon Wittwe? Es gilt gleich — Gott hat beſcheert was nöthig für das leibliche Bedürfen, und ſatt und voll befriedigt iſt der jüngſtgeborne Liebling am treuen Mutterbuſen entſchlummert.

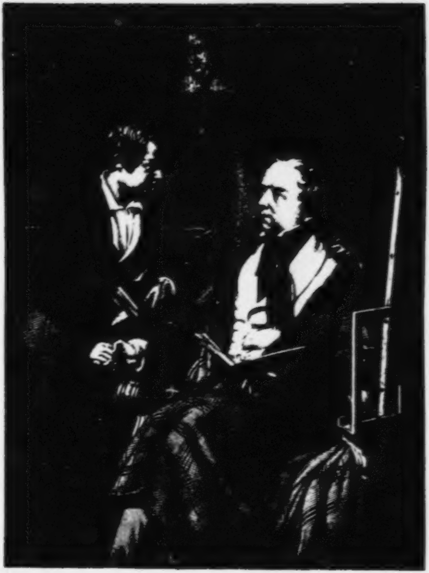
Auch die kleine Hausgenoſſin hat zu behaglicher

Ruhe ſich niedergelaſſen, das Bild häuslichen Friedens zu vollenden. Das Kind muß zur Ruhe gebracht werden — und da ſchlägt auch eine nahe Uhr die Stunde, die „Feierabend“ zuruft der thätigen, nimmermüden Hand der Hausfrau, der Mutter.

Sie betet den Abendſegen.

Das Töchterchen betet ihn laut, die Mutter ſpricht ihn im Stillen nach, ſie betet mit dem Herzen, mit der Fülle des Dankes, mit der Andacht des Vertrauens.

Wir legen auf den Ausdruck dieſes reinen Mutterantlitzes, dieſes ſtillen, zufriedenen, andachtvollen Geſichtes, das nicht ohne Spur von Prüfungen blieb, wie auf die ganze künſtleriſche Anordnung der gemüthlichen Gruppe mehr noch Gewicht, als auf die treffliche Beleuchtung durch die hell flammende Lampe, welche in mannichfach abgeſtuften Lichtreflexen auf die Dargeſtellten und ihre Umgebung traulichen Schimmer ſtreut. Wir wiſſen ſchon, daß in ſeinen Beleuchtungen unſer Künſtler unübertreffliches leiſtet, was ihm ja bei ſeinen Kunſtgenoſſen den Scherz-Namen Feuer-Müller längſt erworben, und freuen uns nur, auch dem Stecher hier ein Wort der Anerkennung ſagen zu dürfen, ohne daß wir fürchten, dem Vorwurf zu begegnen, wir wollten den Lobpreiſer des Ateliers unſers kunſtſinnigen und der Kunſt befreundeten Verlegers abgeben.



Carl Friedrich Moritz Müller wurde 1807 zu Dresden geboren, und beſuchte 1834 die Kunſtacademie zu München, wo er durch die geiſtvolle Weiſe, mit denen er auf ſeinen Gemälden Licht und Schatten zu vertheilen wußte, bald Ruf und Ruhm gewann. Daher fühlte er ſich auch vorzugsweiſe zur Darſtellung nächtlicher Scenen hingezogen, in denen er wohl unerreichbar unter den neuern Künſtlern daſteht.

V.

Vater und Sohn; nach Karl Vogel von Vogelſtein.

„Das ſind Portraits!“ ruft wohl gleich jeder kundige Beſchauer beim Anblick dieſes Bildes aus, und dem Cicerone bleibt nichts übrig, als dieſe ſichere Vorausſetzung zu beſtätigen.

Ueber den Künſtler, Karl Vogel von Vogelſtein, Profeſſor an der königl. Academie der bildenden Künſte zu Dresden, iſt im Jahrgang 1847 der Perlen bereits eine gerechtwürdigende Charakteriſtik und biographiſche Skizze mitgetheilt worden, auf welche wir hier um ſo lieber verweiſen, als es der Beſcheidenheit des liebenswürdigen und unermüdet thätigen Meiſters zu nahe treten heißen würde, alles dort zu ſeinem Lobe Geſagte hier nochmals zu wiederholen. Iſt doch in jener Schilderung uns ſogar ſchon ſo weit vorgegriffen, daß des Originals des vor uns aufgeſtellten Bildes bereits mit den Worten gedacht wird: „Zu den ſpäteren größeren Hervorbringungen Vogels zählen wir noch ein Gemälde, welches zu den Zierden der letzten Kunſtausſtellung in Dresden gehörte. Es iſt eine Familienſcene: der Künſtler ſelbſt, welcher in ſeinem Arbeitszimmer, Pinſel und Palette in der Hand, mit ſeinem vor ihm ſtehenden Sohne, der auf dem Schulweg begriffen, Abſchied nimmt, ſpricht; in den ausdrucksvollen ähnlichen Zügen Beider iſt die innigſte Liebe ausgedrückt und in dem Händedruck mit lebendiger Wahrheit verkörpert.“

Was ließe ſich dem hinzufügen? — Daß jenes geiſterhaft auf der Leinwand an der Wand ſchwebende weibliche Bild die beweinte Gattin, die verklärte Mutter? Auch dieß fühlte wohl ſchon ein ſinniger Beſchauer, und ahnet — wie hier ein Leid ohne Worte ſinnig und tief empfunden künſtleriſch ausgeſprochen ſei.

Und dennoch möchte der Erklärer gerade bei dieſem Bilde die Beſchauer ein wenig länger feſthalten. Es tritt uns nehmlich hier nicht blos das treue Abbild eines anerkannten Künſtlers entgegen, ſondern ein Charakter. Dem Künſtler war es nicht allein darum zu thun, ſeine und des Sohnes Geſichtszüge auf der Leinwand feſtzuhalten, er gab dem Sohne damit ein Weihegeſchenk für das Leben mit. Wir danken der eignen gütigen und freundlichen Mittheilung deſſelben das Folgende, das uns erlaubt einen Blick in ſein Geiſtesleben, ſein edles Denken und Fühlen zu thun.

Dem erſt 15 Monate alten Kinde ſtarb ſchon in ihrer blühenden Jugend die Mutter, und dem Vater lag nun die Sorge ob, allein über des Söhnchens phyſiſche, moraliſche und intelligente Entwickelung zu wachen, welcher Pflicht ſich jener mit der liebevollſten Treue unterzog.

Selten gieng der Knabe in die Schule, ohne vom Vater an der Staffelei Abſchied genommen und einige Ermahnungen empfangen zu haben. Beſonders ſuchte der Vater ihm Verehrung gegen ſeine Lehrer in das junge Gemüth zu pflanzen, indem er dieſelbe als ein höchſt wichtiges Element für das Gedeihen des jugendlichen Geiſtes erkannte. Man raube dem Schüler die Achtung vor dem Lehrer, und er wird nichts mehr von demſelben lernen, wäre der Lehrer auch noch ſo gelehrt und talentreich. Verehrung und Liebe wirken Wunder, dieß beweist in zahlreichen Beiſpielen die Lebensgeſchichte großer und berühmter Männer. Und wie Aeltern dahin zu wirken haben, daß das Band der Achtung des Schülers gegen ſeine Lehrer ſich nicht lockre, ſo haben aber auch die Letzteren die ernſte

Pflicht, nicht ſelbſt ſich der Liebe und Achtung ihrer Schüler durch Dinge und Thaten verluſtig zu machen, die ſie aus ihrem Berufskreiſe entfernen und ihr Denken und Thun in den Augen ihrer Schüler lacherlich oder gar verächtlich machen. Ueberall wo in noch nicht lange vergangener Zeit die Lehrer ſich zu politiſchen Rumormeiſtern und Krakeelhähnen aufwarfen, fiel unwiederbringlich ihr Anſehen bei ihren Schülern.

Die Verehrung gegen ſeine Lehrer und nicht minder einen recht kraftigen moraliſchen Willen im Gemüth des Knaben zu erwecken, war das feſtgehaltene Grundgeſetz beim Erziehungsplane des Vaters, und da ſo manche wichtige Lehre, ſo manche treuväterliche Mahnung an der Staffelei Statt fand, wobei nicht ſelten der verklärten Mutter erwähnt ward, deren unvollendetes Bild das Zimmer ſchmückte, und deren Geiſt, liebevoll aus dem Jenſeits niederblickend, nahe gedacht wurde — ſo entſprang in dem Künſtler der Gedanke, durch ein Bild, wie das dargeſtellte, durch ein Bild von allgemein menſchlichem Intereſſe der Erinnerung an des Sohnes Jugendzeit und Erziehung Dauer zu geben, und namentlich einen ernſten und heiligen Moment darzuſtellen, nehmlich einen ſolchen, wo der Vater ſich beſtrebt, ſeine Geſinnung und die ganze Fülle eines reinen Geiſtes auf den Sohn übergeben zu laſſen, und vom Sohne das Handgelobnis zu erhalten, die väterlichen Lehren treulich im Herzen zu bewahren.

Dabei gereicht es nun zur beſondern Freude, mittheilen zu können, daß der Sohn des Vaters Hoffnungen nicht unerfüllt gelaſſen, das gegebene Verſprechen redlich gehalten, und ein braver und brauchbarer Mann geworden iſt, welcher als Rechtsanwalt zu Dillingen in Bayern lebt, und im Beſitz des großen Original-Oelgemäldes ſich ſtets des Vaterhauſes, des Vaterherzens mit Liebe erinnert.

Mittlerweile ſtrebt Profeſſor Vogel von Vogelſtein mit friſcher Kraft in ſeiner ſchönen Kunſtſphäre rüſtig weiter. Wir ſehen ihn an zwei großen künſtleriſchen Schöpfungen thätig, deren Vorwurf iſt, zwei unſterbliche Nationalgedichte: Dante's göttliche Comödie und Göthes Fauſt in eigenthümlicher Weiſe künſtleriſch zu verklären, darüber der Meiſter ſich in einem Proſpektus, welchem die ſchematiſche Gliederung dieſer grandioſen Tableaux beigegeben iſt, ſelbſt ausſpricht, in welchem Ueberblick dargethan iſt, wie in jenen beiden mächtigen Geiſtesſchöpfungen mehr als in jeder andern treffend die beiden Hauptphaſen des menſchlichen Geiſtes in ſeinem Fall und in ſeiner Erhebung ſich darſtellten und darſtellen ließen. Das Gemälde des Fauſt fertigte der Künſtler in ſolcher Größe, daß die Figuren des Mittelbildes in Lebensgröße erſcheinen.

Auch traten vor wenigen Monaten zwei gelungene Stahlſtiche nach Vogelſchen Gemälden an das Licht. Das Bild der dramatiſchen Künſtlerin Marie Beyer-Bürck, faſt Knieſtück, von A. H. Payne trefflich geſtochen, ein Bild, dem man ebenfalls anſieht, daß es ähnlich ſein muß — und „des Malers Atelier," von demſelben Stecher, mit reicher Gruppirung bekannter und namhafter Perſonen. Man erblickt Ludwig Tieck ſitzend, deſſen Coloſſalbüſte David d'Angers fertigt, unſer Künſtler ſteht mit Palette und Pinſeln bereit, an die Staffelei zu treten. Der feine Kunſtkenner und Kunſtkritiker C. A. Böttiger, deſſen freundlich wohlwollender Gemüthsrichtung, überall gern anzuerkennen und lieber aufzumuntern, als zurückzuſcheuchen, ſo manche Verkennung wiederfuhr — ſitzt wohlgefällig betrachtend und zuſchauend im Vorgrund ꝛc.

So möge der Himmel unſerm verehrten Künſtler noch viele glückliche Stunden und Eingebungen verleihen!

VI.

Klärchen.

Dieß anmuthige Kupfer bietet, nur in ganz anderer Weiſe, wie das Vorhergehende, auch zwei Por-

traits dar, dort trat uns die Wahrheit und Wirklichkeit in voller Treue der Auffaſſung und Wiedergabe entgegen, hier ſehen wir ein heitres Gebilde vielleicht nur der Phantaſie und Künſtlerlaune, mindeſtens bleibt uns völlig anheimgegeben, uns in irgend eine reizende Einſamkeit, welche ein Schlößchen mit Park und Weiher ſchmückt, zu verſetzen, und an den Pavillon hinanzutreten, in dem ein holdes Kind in treuer Obhut ſeines vierfüßigen Geſpielen ſpielend ruht. Letzterer iſt ſich ſeines Amtes völlig bewußt, und möchte dem irgend allzunah Tretenden dieß wohl ohne Säumen laut bemerklich machen. Da uns ſo freier Spielraum verliehen, dieß Pärchen beliebig an irgend einen uns lieben Ort zu verſetzen, ſo haben wir denn auch den Namen des Mägdleins aus freier Neigung gewählt, weil wir für uns ſelbſt eine Aehnlichkeit mit einem kleinen Liebling im Bilde zu finden geglaubt haben.

VII.

Verbum caro factum est.

Und noch ein Bild, eine freundliche Zugabe des Verlegers zur Eröffnung der neuen Folge unſerer Perlen über die gewöhnliche Zahl der ſechs Stiche. Es iſt das Jeſuskind, von dem kleinen Johannes und zwei ſchwebenden geflügelten Engelsköpfen umgeben, nach dem vortrefflichen Stich des berühmten Kupferſtechers Giovita Garavaglia, geb. 1789 zu Pavia, geſtorben 1833 als Profeſſor zu Florenz, wo derſelbe an Rafael Morghens Stelle getreten war.

Das Original unſeres Bildes malte Carlo Maratti, dieſer fleißige und höchſt productive Künſtler, deſſen freundliche Milde und die Lieblichkeit ſeiner Hervorbringungen ihm den Namen Carlo delle Madonne erwarb. Der Stich Giovita Garavaglia's gab das Urbild voll Glanz und Zartheit wieder, und gab ihm die oben ſtehende Unterſchrift. Mit Recht bezeichnen Kenner jenen Stich als eines der tadelloſeſten Blätter der neueren Zeit, und ſo mögen denn auch am verkleinerten Abbild ſich diejenigen erfreuen, in deren Innern noch Sinn lebt für die künſtleriſche Auffaſſung eines unſterblichen Mythus, der für viele Millionen gläubiger Seelen zur Quelle innern Glücks und hoher Beſeligung geworden, und für den die allen Glauben und alle Innerlichkeit des Gemüthes zerſtörende Richtung neuzeitlicher Philoſophie und Atheiſterei auch nicht den allergeringſten Erſatz zu bieten vermag.

* * *

Die
Tochter des Geheimniſſes.

Das einſame Haus.

Sanfter Naturfriede iſt ausgebreitet über eine ſtille Gegend, deren ferner Horizont durch blaue Gebirgsketten geſäumt wird. Ein Wäldchen von Lerchentannen, Fichten und Kiefern bedeckt den Flächenraum einer Viertelſtunde und iſt von einem hohen Wildzaun umfriedet.

Ueber die Baumwipfel dieſes Wäldchens ragen die Giebel eines Landhauſes empor, aber auch nicht höhere und es iſt zu erwarten, daß, wenn die Bäume noch etwas mehr gewachſen ſein werden, binnen wenigen Jahren auch dieſe Giebel dem Blick deſſen entzogen bleiben, der allenfalls ein Intereſſe haben könnte, nach jenem Hauſe hinzuſehen.

In Stundenweite von dieſem Wäldchen liegt kein Dorf, kein Gehöft, keine Mühle; die Gegend um daſſelbe iſt nicht angebaut, ſie beſteht aus flachem Haideland, hie und da mit niedriger Birkenwaldung beſtanden, und iſt faſt völlig menſchenleer. Meilenweit abwärts ziehen belebte Straßen — kaum daß ein Weg, deſſen Räderſpuren zu verraſen beginnen, von einer Seite her nach dem Gatterthor der Umzäunung führt und durch jene melancholiſche Waldung nach dem einſamen und nicht geräumigen Landhaus hinleitet. Nur an einem beſtimmten Wochentage beſchreitet dieſen Weg, von fernher kommend ein mit mancherlei Lebensbedürfniſſen, Briefen, Kleiderſtoffen und dergleichen beladener Bote — ſonſt Niemand.

Vor dem Haus breitet ſich ein kleiner Hof aus, ebenfalls beſonders umzaunt, und hinter demſelben befindet ſich der Nutzgarten, von einer hohen Mauer umfangen, über welche, dicht an dieſelbe angrenzend, von außen die Waldbäume ſchauen.

Der Garten iſt klein, aber zierlich und wohlgepflegt. Einige Baſſins mit ſpringenden Fontainen, die ſich aus wunderlich geformten Phantaſiethieren ergießen, einige Statuen von Zwergen, die gerade nicht den Schönheitsſinn zu erwecken oder zu befriedigen vermögen, und mehrere größere und kleinere Blumenäſche dienen ihm zur Zierde. Die Beete ſind im Schnörkelſtyl wunderlich genug durchſchnitten und abgetheilt, und die Wege ſind mit dem feinſten Kies beſtreut.

So klein der Garten iſt, ſo hat er doch an der einen Seite längs der Mauer einen Laubengang von kunſtgerecht zugeſchnittenem Taxus, in welchem auch während der größten Hitze die angenehmſte Kühle herrſcht, die von der Nähe der künſtlichen Brunnenanlage noch genährt wird.

Es iſt hoher Sommer. Schwüle liegt über der Flur. Der Odem des Waldes zittert im Aufdunſten — über dem Purpurmeer des blühenden Haidekrauts ſchwebt ein beſtändiges Summen, erregt von den Milliarden emſiger Honigbienen, welche ihr Inſtinkt meilenweit herbeifliegen ließ, hier ihre liebſte ſüßeſte Nahrung zu ſuchen.

Die Vögel, die in dieſer Waldung niſten, ruhen und ſchweigen. Von den Bewohnern des Hauſes iſt Niemand ſichtbar — vielleicht hat es keine.

Und was iſt es für ein Haus? Ein Jagdhaus iſt es nicht, ſonſt würde irgend ein Emblem, und wär' es auch das einfachſte Hirſchgeweih, auf dem Firſt oder über der Thüre angebracht, es als ſolches erkennbar machen. Ein Edelſitz iſt es wohl ebenfalls nicht — ſo einſam wohnt kein Beſitzer eines Rittergutes — man erblickt keine Stallung, keine Nebengebäude — die auch in der Nähe des kleinſten gutsherrlichen Gebäudes ſich befinden. Und für ein fürſtliches Landhaus erſcheint es ebenfalls in allzukleinen Verhältniſſen, es müßte denn irgend ein Mann oder irgend eine Dame von Einſiedlerlaune befallen worden ſein, und ſich in dieſe tiefe Stille, in dieſe völlige Abgeſchiedenheit von der Welt verſenkt haben, zufrieden mit dem Wenigſten. — O dieſe Laune — dieſe Neigung — dieſe Stimmung kann wohl Menſchen überkommen, denen die Welt weh gethan, und die der Welt überdrüſſig geworden, die ſo ſelten alle Wünſche des Herzens erfüllt!

Aber ſolche Einſiedler bewohnen das einſame Haus nicht.

Rühren wir nicht mit dem Wunderſtabe der Dichterallmacht an des Hauſes Wand, und gebieten ihr, ſich in Kryſtall zu verwandeln, auf daß wir hineinſchauen.

In der Flur ſitzt auf einer Art Kanapee von Flechtwerk, deſſen Rückenlehne und Füße aber reich und phantaſtiſch geſchnitzt ſind, ein bejahrter Mann in einfacher Kleidung, vielleicht ein Diener; doch tragt dieſer Mann keinerlei Livree oder Abzeichen, das ſeinen Stand äußerlich bezeichnet, ſein Anzug iſt einfach und ſchlicht, bequem und ſehr rein.

Der Mann hat auf dem Haupt ein Sammtkäppchen getragen, da ſich aber dieſes Haupt vom Schlummer überwältigt, nach vorn geneigt hat, ſo iſt es herab und auf ſeine gefaltenen auf den Schoos zuſammengelegten Hände gefallen; er ſcheint im Gebet entſchlummert, ſcheint von der drückenden Schwüle des

Sommernachmittags überwältigt; ſein Scheitel iſt ſchon ziemlich kahl.

In dem Flur iſt es angenehm kühl, und dieſe Kühle hat ſich auch der kluge Haushund zu Nutz gemacht; er liegt auf den glatten Steinplatten möglichſt ausgeſtreckt, doch iſt ſein Schlaf unruhevoll, denn die Fliegen peinigen ihn, und er bewegt bald die Ohren, bald zuckt er mit den Füßen, bald ſchnappt er haſtig, und läßt gleich darauf ſein auch ein wenig altermüdes Haupt, halbgeöffnet und die Zunge lechzend herausſtreckend, wieder niederſinken.

Aus dem Flur, deſſen Vorderthüre von innen verriegelt iſt, geht eine Hinterthüre in den Garten, die einzige Thüre, durch welche dieſer betreten werden kann.

Das Erdgeſchoß dieſes Hauſes hat zur Rechten eine Wohnſtube mit Alkoven, und die Küche mit kleiner Speiſekammer; zur Linken iſt das Treppenhaus, der Kellereingang und eine zweite Stube mit anſtoßender geräumiger Kammer, in welcher unter grünſeidnen Betthimmeln zwei Betten ſtehen.

Auf einem dieſer Betten hält eine Frau, vielleicht von fünfzig Jahren, Sieſte.

In dem Alkoven des erſtangeführten Zimmers thut eine jüngere Perſon, etwa von dreißig Jahren, das Gleiche — ſie ſchläft ſanft athmend, und ihr rubiger Schlummer verrath ein im Gleichmaaß friedlich und leidenſchaftfrei ſchlagendes Herz. Im Fenſtergeſims ſitzt eine ſchöne dreifarbige Katze, und ſchläft.

Entkleiden wir das Märchen vom Dornröschen einigermaßen von ſeinem phantaſtiſchen Apparat, und erblicken dieſes von einem Walde faſt verhüllte Haus in einſamſter, menſchenleerer Gegend, und Menſchen und Thiere darin in anhaltenden Schlummer verſunken, ſo dürft' es uns faſt ein verzaubertes Haus dünken, und zur Frage anregen: Wo iſt denn nun Prinzeſſin Dornröschen? Denn jene ſchlummernden Frauen ſind wohl nur Mutter oder Erzieherin und Hofdame oder Kammerfrau, oder letztere vielleicht nur alles in allem, eine Bedienung.

Nicht alle Bewohner des einſamen Hauſes ſchlafen.

Im Oberſtock, darin ſich ein kleiner Salon mit einem anſtoßenden Cabinet, und dann noch ein Zimmer mit einer Kammer befinden, erblicken wir einen Bewohner dieſes Hauſes, welcher wacht.

Um Schreibpult ſitzt, in dieſem einfach, doch anſtändig möblirten Zimmer, ein ernſter Mann; wohl über das vierzigſte Jahr hinaus.

Auch ihn drückt die Gewitterſchwüle der Athmoſphäre auf Haupt und Augenlider, aber er kämpft gegen die Natur, und reibt ſeine ernſte, ſchon gefurchte Stirne mit einer ſpirituoſen Flüſſigkeit, deren belebende Friſche Wohlgeruch um ihn verbreitet, und die erſchlafften Nerven ſtärkt.

„Nicht ſchlafen, nicht ſchlafen“ — murmelt der Mann vor ſich hin: — „alles zu ſeiner Zeit. Wer zum Wächter beſtellt iſt, ſoll nicht ſchlafen und ſchlummern.“

„Der Bote wird kommen, und mein wöchentlicher Rapport muß fertig ſein. Es koſtet Mühe, neue Wendungen in dieſe Einförmigkeit zu bringen, wirklich Mühe.“

Der Sprechende, welcher einen langen talarähnlichen Rock von ſchwarzer Farbe und eine weiße Halsbinde, kurzgeſchnittenes Haar und auf dieſem ein kleines Käppchen trug, griff nach einem Heft, welches die Concepte vieler, ſehr vieler Berichte enthielt, und blätterte darin während er die Feder nicht hinter das Ohr ſteckte, wie viele Schreibmenſchen zu thun pflegen, ſondern ſie quer in den Mund nahm und mit ſeinen dünnen und blaſſen Lippen hielt, indeß ſeine Augen dieſe Blätter durchirrten. Der Inhalt der meiſten dieſer Blätter mit wenigen kleinen Wendungen in der Form und in der Wortſtellung im Styl der Jahre 1760 bis 1780 und in franzöſiſcher Sprache abgefaßt, lautete ungefähr:

Das Fräulein erfreut ſich der vollkommenſten

Geſundheit und mit ihrem Betragen iſt man ſehr wohl zufrieden. Sie nimmt die Lehren der heiligen Schrift mit einem kindlichen Gemüthe in ſich auf, und macht im Katechismus gute Fortſchritte. Gott erhalte dieſes theure Kind!

In ähnlicher Weiſe war auch ein bereits geſchriebener neuer Bericht abgefaßt; aber es drängte den Mann noch einen Zuſatz zu machen und ſtreng und gemeſſen, wie ſein ganzes Weſen war, rang er nach paſſenden Worten, ſuchte er den Ausdruck, um das, was hinzuzufügen er ſich innerlich gedrungen fühlte, in guten Wendungen niederzuſchreiben. Endlich ſchrieb er:

Frau von Schönau hat begonnen, dem Fräulein die Anfangsgründe der franzöſiſchen Sprache beizubringen, dagegen ich nichts eingewendet habe. Allein dieſelbe wollte auch dem geliebten Kinde deutſch und franzöſiſch zu ſchreiben lehren; dieſem habe ich geglaubt, mich widerſetzen zu müſſen, da in meiner Inſtruction des Schreibunterrichts mit keiner Silbe gedacht iſt, und ich auf die ſtrengſte Befolgung dieſer meiner Inſtruction verpflichtet, ja vereidet bin. Und wenn ich die zukünftige Beſtimmung des Fräuleins im Auge behalte, ſo erſcheint die Erlernung der Schreibekunſt nicht dringlich nothwendig, ja ſie könnte zu ſchriftlicher Mittheilung von Geheimniſſen an entfernte dritte Perſonen, ſogar gefährlich werden. Doch ordne ich dem höheren Ermeſſen meine geringe Einſicht gänzlich unter und ſehe ſpeciellem h. Befehle entgegen. Submiſſeſt

P. Reinhard.

Vom einſamen Hauſe, d. 18. Auguſt 1761.

Der Schreiber trocknete ſich die Stirne, — dieſer Satz hatte ihn angeſtrengt und es war auch in der That jedes Schreiben anſtrengend bei der drückenden Schwüle, welche dennoch dieſen ernſten Mann nicht vermochte, durch Ablegen ſeines Oberkleides ſich eine Bequemlichkeit zu vergönnen. Er wandte ſich nach dieſem Geſchäft der Betrachtung ſchöner Kunſtblätter des Kupferſtichs zu, welche in mehreren Mappen die Tiſche ſeines Zimmers bedeckten.

Durch die kühle Taxuslaube längs der Südſeite der hohen, von ſchattenden Waldbäumen noch überragten Gartenmauer, ſchwebte luſtwandelnd wie eine liebliche Erſcheinung in einem einfachen weißen Kleide jenes Kind, das die Sorge wie die Freude aller Bewohner des einſamen Hauſes war, ein Mädchen in der Blüthe der Entfaltung zur Jungfrau, zwiſchen dem vierzehnten und fünfzehnten Lebensjahre.

Der Wuchs dieſes jungen Mädchens verſprach die ſchönſte Entwicklung zu einer Geſtalt voll Anmuth und Hoheit, ihr Hals und ihre Arme waren von tadelloſer Rundung, ihr Haar war ſchwarz und umwallte ihren Nacken in freien Ringellocken, ihre Augen ſtrahlten unter dunkeln Brauen die Farbe des Himmels aus, ſo rein und ſo tief blau; ſie waren groß und lebhaft. Die Wangen dieſes holden Kindes waren von dem vollen Blüthenflor der Jugendfriſche geröthet, Stirne, Hals und Arme zeigten blendende Weiße.

Den Blumen gleich, die auf den zierlichen, von ſorglich beſchnittenem Bux eingefaßten Schnörkelbeeten blühten, ohne Ahnung ihrer Schönheit, lebt dieſes Mädchen ihr Blumenleben, noch frei von jeder Sehnſucht, frei von Wünſchen, die das Herz ſchwellen, und das Auge mit ſtillen Thränen füllen. In ihrer Hand hält ſie ein Büchlein, welches in ſchwarzen Corduan mit Goldſchnitt gebunden iſt, ſie blickt von Zeit zu Zeit hinein, und dann bewegen ſich ihre friſchen Lippen; ſie ſpricht halblaut, und ihre ſchönen Augen richten ſich nach oben, wo durch das dichtverſchlungene Gezweig des Laubenganges doch hie und da der Himmel niederſieht.

Die werdende Jungfrau lernt auswendig. —

Das Büchlein in Corduan mit Goldſchnitt iſt der Katechiſmus von Peter Caniſius, eine deutſche zu Wien erſchienene Ausgabe.

Als das holde Kind glaubte, die ihm aufgegebene Lection vollſtändig inne zu haben — es war ein leicht zu behaltender kurzer Satz — ſetzte es ſich auf eine der Bänke in der Nähe des Baſſins, und ſahe dem endloſen Tanz der ſpringenden Waſſer zu, mit heiterer, lächelnder, ſorgloſer Miene, verſunken in völliges Jugendunſchuldglück.

Aber indem des Mädchens Blicke an dem endlos ausquellenden Waſſerſtrahlen der Fontainen verweilend hingen, kamen allmählich ernſtere Gedanken in die kindliche Seele, und ſie liſpelte vor ſich hin: „dieſe Waſſer rinnen beſtändig und ſo fort und fort; Gott läßt ſie im Frühling, im Sommer und im Herbſt quellen, und nur im Winter ſchließt er ſie ein; doch läßt er ſie immer wieder kommen. Aber der ſchöne Schmetterling, der vorhin über die Mauer geflogen kam, und wie ich ihn erhaſchen wollte, wieder fortflog — wo kam er hin? Wo fliegen die Vögel hin, die über den Garten ziehen? — “

„Mein Lehrer ſagte mir, die Erde ſei groß, unermeßlich groß — es wohnten darauf viele Menſchen — an manchen Orten ſtänden viele Häuſer beiſammen, wie das unſrige, kleinere und größere, das wären Dörfer oder Städte — und das gienge immer ſo fort, und wo das Land aufhöre, da fange das Meer an — ein großes, großes Waſſer, darauf ſchwämmen auch Häuſer, kleine und große, die nennte man Schiffe. Das Alles habe ich in Bildern geſehen — aber ich möcht' es wohl auch ſehen, wie es iſt, denn dieſe Bäume und dieſe Blumen ſehen doch ganz anders aus, wie die auf den Bildern, ſo viel größer und ſchöner, das macht, weil ſie lebendig ſind. Und ich bin auch lebendig, ein ganz anderes Weſen als die Bilder, welche bei Mama im Zimmer hängen, und von denen ſie ſagt, ſie hießen Portraits. Ich möchte kein Portrait ſein!“

So hing das junge Mädchen ſeinen kindiſchen Gedanken nach, welche errathen ließen, daß der Unterricht, den ſie empfangen, ein ziemlich mangelhafter und wenig umfaſſender geweſen. Dieſes Kind hatte keine Erinnerungen. So viel es zurückdenken konnte in ſeine verlebten Jahre, — und die Einförmigkeit dieſes Verlebens verdichtete den Kreis der Gedanken zu einem nur kleinen Kerne — fand es ſich in dieſem Hauſe, in dieſem Garten, auf dieſem Hofe, auf Spaziergängen, doch nie ohne Begleitung — in dem umzäunten Wäldchen, von deſſen Gatterthor und Umzäunung aber die Begleitung ſtets das Kind entfernt hielt. Nur in dem Garten durfte es allein verweilen — in dieſem war es, ohne Kunde davon zu haben, —

welch Glück dieſe Kunde zu entbehren! — eigentlich nur eine arme Gefangene.

Während des ſinnenden Verweilens dieſes holden Kindes im Garten des einſamen Hauſes waren am Weſthorizonte der weiten Ebene Gewitterwolken drohend aufgeſtiegen, und über dem fernen Hochgebirge braute ſich im grauen Dunſt, über den ſich breite milchweiße Strahlen legten — ein Hagelwetter.

Auf menſchenleerem Wege ritten zwei Männer in halbmilitäriſcher Tracht durch die Ebene und lenkten den Schritt ihrer Roſſe der Haide entlang dem Walde zu, in deſſen Schooſe das einſame Haus ſich barg. Doch waren ſie noch ziemlich weit davon entfernt.

„Ich möchte Menſchen ſehen“, fuhr das jungfräuliche Kind im Garten in ſeinem Selbſtgeſpräche fort, ohne noch die Veränderung wahrzunehmen, welche am Himmel vorging, denn in dem Garten ſchien noch die Sonne, und die hohen Mauern und Bäume bargen das geballte und ſchnell heraufziehende Gewölke. — „Ich liebe ja die Menſchen, und mein Lehrer hat mich aus dieſem Buche lernen laſſen: Die Liebe iſt eine gnadenreiche von Gott eingegoſſene Tugend, durch welche wir Gott den Herrn als das höchſte Gut, um ſein ſelbſt Willen, unſern Nächſten aber um Gottes Willen recht und chriſtlich lieb haben.“

„Ich liebe Mama, liebe meinen Lehrer, liebe Agaihe, und bin auch dem alten Gottbard von Herzen gut, wie der Sabine, unſrer Magd. Das ſind die Menſchen, die ich kenne, — andere ſah ich nie, außer unſeren Boten, den ich aber immer nur von weitem erblickt und nie geſprochen habe, und ein Paar Arbeiter, die von Zeit zu Zeit kommen und die Wege reinigen oder Holz zur Feuerung beſorgen. Ich möchte viele Menſchen ſehen, und Dörfer und Städte, Meer und Schiffe!“ —

Die beiden Reiter ritten im Geſpräch neben einander. Der eine ältere, ein ſtattlicher, ſchöner, aber bleicher Mann, tiefen Ernſt in ſeinem ſonſt ſanften und milden Geſicht, ſah von Zeit zu Zeit voll Ungeduld in die Ferne, und ſeine Mienen erheiterten ſich, als er das Wäldchen endlich erblickte. —

„Dort iſt's — dort iſt's — wo unſer Kleinod lebt!“ rief er hindeutend, mit einem Seufzer.

„Zu fern für eine ſo mächtige Liebe!“ erwiederte der Begleiter in einem ehrerbietigen und zugleich wehmuthvolles Mitgefühl ausdrückenden Tone.

„Je werther ein Schatz, um ſo tiefer vergrabe man ihn!“ war des Gefährten Gegenrede.

„Des Schatzes Urheber — ſollt' er nicht auch des Schatzes Heber werden? fragte der Jüngere der Reiter.

„Sobald es Gott vergönnt, nach ſeinem Willen!“

empfieng der Fragende zur Antwort. „Noch aber iſt's nicht an der Zeit! Laß gütiger Himmel, reifen dieſe ſüße Frucht, und ſtröme Deines Segens reiche Fülle auf des geliebten Kindes Haupt!“ —

Rothe Blitze zuckten im wetterſchwangeren Gewölk; die Pferde ſcheuten — die Reiter ſpornten ſie und ſprengten im Galopp dem Wäldchen zu, während ein lauthallender Donner rollend in den hohen Lüften ſchmetterte.

Der Beſuch.

Ein bleicher Blitz — denn noch immer ſchien die Sonne — und jener erſte Donner des ausbrechenden Gewitters — auf den ſogleich mächtiges Gewölk die Sonne verhüllte, ſchreckten das harmlos ſinnende Kind im Garten aus ſeinen Wünſchen und Träumen auf.

„Wehe! Gott zürnt! Habe ich denn geſündigt?“ fragte ſich ſelbſt das einſame Mädchen, und eilte mit ihrem Büchlein ins Haus, wo ſich ſo eben der alte Diener ermunterte, und gleichzeitig die Bewohnerinen ihre Schlummerſtätten verließen.

Beſorgt, da ſie das Kind nicht in ihrem Zimmer fand, öffnete die ältere der Frauen ihre Thüre, ſah auf den Vorplatz und empfing die Eintretende mit dem Ausdruck unendlicher mütterlicher Zärtlichkeit, und mit den Worten: „All' ihr Heiligen! Ein Gewitter! Es donnert ſtark; Du biſt doch nicht erſchrocken, liebe Juliane?“

Der Alte ſtand in demüthiger Stellung, ſein

Käppchen in der Hand behaltend, der Hund erhob ſich gemächlich und gähnend, und bewegte in langſamen Schlägen den Pendel ſeines Schweifes, ſeine Ergebenheit kund zu thun.

Der ernſte Mann im obern Zimmer trat zum Fenſter, und ſah zum Himmel empor, der ſich mehr und mehr ſchwärzte, doch war ihm nur ein kurzer Geſichtskreis vergönnt.

Da dem erſten Blitz und Donner bald mehrere, heftigere und raſch aufeinander folgten, ſo trat jener Mann vorſichtig vom Fenſter, beugte in des Zimmers Tiefe ſeine Kniee, entblößte ſein Haupt und begann den ſiebenundſechzigſten Pſalm in lateiniſcher Sprache zu beten.

Zu gleicher Zeit verſammelten ſich alle übrigen Hausgenoſſen: Agathe, die Haushälterin, Sabine, die Dienſtmagd und Gotthard, der Diener im Zimmer, welches Agathe inne hatte, und brachen allzumal in eine Bußlitanei aus, während auch jene ältliche Dame, welche das junge Mädchen Mama nannte, mit dieſem zu beten begann, nach der Sitte der Zeit und des Landes.

Dieſe andachtvolle Bußübung wurde jedoch in dem Augenblick, als der Himmel ſeine Schleuſen zu öffnen und eine Hagelſaat niederzuſchleudern begann, unterbrochen, und die Betenden, obſchon ſie nicht vernahmen, daß zwei Reiter in den Hof ſprengten, die ihre Roſſe ſchnell unter das weit vorſpringende Dach entgegen der Wetterſeite ſtellten, vernahmen doch bald darauf, daß Jemand an der Thüre drückte, und da dieſe verriegelt war, heftig an dieſelbe anklopfte.

Weiter pſalmodirend ſchritt Gotthard durch den Vorſaal nach der Thüre hin und öffnete, und ſogleich traten, ohne des Dieners Frage nach Woher und Wohin und weshalb hier? abzuwarten, jene Fremden mit ſtolzer und gebieteriſcher Haltung in das Haus und der Aeltere derſelben richtete an Gotthard die Frage? „Wo iſt Frau von Schönau?“

Aber ehe noch der Diener geantwortet hatte, ſo trat die Genannte, welche das Anklopfen gehört hatte, ebenfalls aus ihrem Zimmer in die Hausflur, und als ſie die beiden Herren erblickte, machte ſie eine ſo tiefe, ſo ehrfurchtsvolle Verbeugung, daß ihre Kniee faſt den Boden berührten.

„Unverhoffte Gäſte, liebe Freundin, die aber nicht lange beſchwerlich fallen wollen,“ ſprach der ältere Mann mit einer würdevollen Freundlichkeit, indem er die Hand gegen die Dame ausſtreckte, die ſie mit Demuth an ihre Lippen zog. Zugleich ſuchte ſie den hohen Gaſt gegen die Treppe hinzulenken, als ſei ihr Zimmer nicht würdig, von ihm betreten zu werden, und dieſe Bewegung gar wohl verſtehend, that der Fremde ſogleich nach ihrem Willen, indem er ſeinem Begleiter mit den Augen winkte, ihm hinauf zu folgen. Dieſer aber dankte der Aufforderung mit einer ſtummen Verbeugung, als wolle er ſagen: ich will in ſo wichtiger Stunde kein ſtörender Zeuge ſein. Er ſetzte ſich unbefangen auf die Bank im Flur, auf welcher zuvor der Diener geſeſſen hatte, der hinaus unter den Ueberbau des Hauſes trat, um nach den Pferden der Fremden zu ſehen, und die Dienerin Agathe ging in das Zimmer zu Julianen, und ſagte zu dieſer mit liebevoller Vertraulichkeit: „Ach Fräulein, es iſt Beſuch gekommen, zwei Herren — das hat was zu bedeuten! Ich bitte, legen Sie eilig ein anderes Kleid an, Sie werden dieſen Herren vorgeſtellt werden!“

„„Glaubſt Du das, Agathe?““ fragte das holde Mädchen, ein wenig erſchrocken: „ich dachte, es ſeien Reiſende, die vor dem Unwetter ein Obdach in unſerm Hauſe geſucht! Was könnten ſie von mir begehren? — Sieh nur, wie es noch ſchrecklich ſtürmt und hagelt.“

Jener Frau, welche den älteren Herrn oben in den Salon hatte eintreten laſſen, ſagte dieſer nur einige wenige Worte, richtete nur einige Fragen an ſie, und blieb dann allein in dem ziemlich geräumigen Zimmer, das mit mancherlei alten Gemälden, Spiegeln mit Glasrahmen in barocken Formen, Conſolen im Schneckenſtyl, auf denen Pagoden ſtanden, geſchmückt, und mit allem was zur Bequemlichkeit und zu behaglichem Verweilen in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts für nöthig galt, verſehen war.

Die Dame eilte, nicht ohne innere Bewegung, die Treppe herab, und erſchrak, als ſie hier den Begleiter auf der hölzernen Bank ſitzen fand.

„Mein Himmel! Hier im Flur! O Verzeihung! ich bin ſo überraſcht! Dieſe Ehre, dieſe Gnade — dieſes Glück — aber ich bitte — in das Zimmer — Euer —“ „Pſt!“ unterbrach mit bedeutſamen Blick der fremde Mann, und Frau von Schönau ſchwieg — ſie verneigte ſich und öffnete dem Gaſte die Thüre, indem ſie zum Niederſitzen auf ihrer ſchwellenden Ottomane mit demüthiger Gebehrde einlud. —

Ein zweiter ſtummer, aber beredter Blick flehte den Eingetretenen um Entſchuldigung an, daß ſie ihm keine Unterhaltung bieten könne, denn ſie eilte ſogleich in das anſtoßende geräumige Schlafkabinet, in welches Agathe mit Juliane bereits eingetreten war und vereinigte mit jener ihre Mühe, das Mädchen ſo raſch als möglich in ein reicheres Gewand zu kleiden, obſchon auch dieſes Gewand nach Stoff, Schnitt und Farbe ſehr einfach war.

„Mein liebes, mein ſüßes Kind, faſſe Muth!“

flüſterte die Hofmeiſterin Julianen zu: „Es ſteht Dir ein großes Glück bevor! Du wirſt mit einem Herrn ſprechen, der Dir ſehr nahe verwandt iſt. Gieb ihm freundlich auf ſeine Fragen Beſcheid, begegne ihm kindlich, ehrfurchtvoll und ſo reſpektvoll, als ob er ein König wäre — hörſt Du, mein theures Kind! Denn er meint es ſehr gut mit Dir, und in ſeiner Hand liegt Dein ganzes Glück, Deine ganze Zukunft.“

Glück und Zukunft, welche inhaltſchweren Worte! Aber für Julianen waren ſie wenig mehr als ein leerer Schall, konnten nur dunkle, ahnungsvolle Gedanken wecken. Geſund und heiter zu bleiben, fromm zu ſein und Gott nicht zu beleidigen, und hellfarbige Kleider zu beſitzen, darin beſtand zur Zeit das ganze Glück dieſes mit ſorgenvoller Abſichtlichkeit von der ganzen Welt fern gehaltenen jungen Mädchens, deſſen lebendiger und friſcher Geiſt zur Zeit noch arm an Wünſchen und Zukunftträumen war, und das gerade deshalb dem Glück im Schooſe ſaß, weil es noch kein Sehnen kannte und kein Verlangen.

Während ſich Juliane von ihrer Hofmeiſterin und deren Gehülfin im Hausweſen willig, faſt bräutlich ſchmücken ließ und der Eingetretene in der Ottomane Platz nahm, auf welcher er in gedankenvolles Nachſinnen verſank, warf der ernſte Fremde oben im Salon einen Blick durch das Fenſter, und da er im Nebenzimmer die lauten Worte eines Mannes vernahm, ſo öffnete er leiſe die Thüre, welche aus dem Salon in dieſes Nebenzimmer führte.

Reinhard hatte bei ſeinem lauten Gebet und dem Toben des Wetters vom Eintritt des Beſuches, welcher dem einſamen Hauſe zu Theil wurde, nicht das Mindeſte vernommen, und mehr aus Gewohnheit, als aus innerem Antrieb, ſeine fromme Uebung fortgeſetzt. Er endete wenige Augenblicke nachher, als ſich jene Thüre, von welcher abwärts gegen ein Betpult gelehnt, er auf den Knieen lag, geöffnet, ſeinen Pſalm, und ſchrak empor, als hinter ihm die Stimme eines Mannes klangvoll und mild die Worte ſprach: „Amen! Pax vobiscum!“ Raſch umſchauend erhob er ſich, und wäre faſt wieder vor dem Fremden in die Kniee geſunken, denn er glaubte eine Viſion zu haben, die die Einſamkeit im Bunde mit ascetiſcher Selbſtpeinigung und grübelndem Brüten über Werken abſtracter Wiſſenſchaft, wohl oft erzeugte. Er ſtieß ſtammelnd und voll Ehrfurcht die Worte hervor: „Vestra Majestas!“

„„Nicht ſo, nicht ſo, mein würdiger Freund!““ rief abwehrend der Eintretende. „Sie kennen unſre Uebereinkunft! Das Glück, das mich in Folge eines großen Feldlagers, welches unſere Truppen nur ſechs Stunden von hier aufſchlagen, in dieſe ſtille Gegenführte, zeigte mir, wohin ich mich zunächſt zu wenden habe. Ich will nur ein erfreuendes Wort von Ihnen und Ihrer Gehülfin, und nur einen Blick, ein Lächeln, einen Kuß von — dem Kinde! Wie geht es ihm! Sind Sie zufrieden?“ —

„„Der Herr ſei geprieſen, ich kann freudig mit Ja antworten!““ erwiderte ſalbungsvoll der Lehrer Julianens, nahm vom Schreibtiſch das Blatt, welches er vorhin beſchrieben, und überreichte es mit tiefer Verbeugung, indem er ſprach: „Wie glücklich ſchätze ich mich, heute dieſen Wochenbericht zu eignen höchſten Händen übergeben zu dürfen.“ Des Fremden Blicke überflogen das Blatt, und über ſeine ernſten und ſchwermuthvollen Züge glitt der Strahl einer ſtillen Heiterkeit.

„Ich danke Ihnen, ich danke Gott warm und innig!“ ſprach der Fremde, indem er das Blatt zuſammengefaltet in eine Brieftaſche legte. „Bleiben Sie uns treugeſinnt, ſchließen Sie uns ein in Ihr tägliches Gebet, und wirken Sie mit Liebe und Gotteskraft veredelnd ein auf Herz und Geiſt des Kindes, ſo lange es noch unter das Auge Ihrer wachſamen Obhut geſtellt bleibt. Was das Schreibenlernen betrifft — darüber ſpäter. Und dies zum Andenken unſres Wiederſehens! Gott mit Ihnen und mit uns!“

Der Fremde ließ eine Kapſel in Reinhards Hand gleiten, welche etwas Schweres barg; dieſer beugte ſeinen Mund zu der gebenden Hand nieder, und trat dann ehrfurchtsvoll zurück, als er wahrnahm, daß zur Hauptthüre herein Juliane von ihrer Erzieherin geleitet wurde. Noch einmal nickte recht huldvoll und ſogar freundlich lächelnd der hohe Mann dem Lehrer einen Scheidegruß, und zog, indem er wieder in den Salon zurück trat, die Verbindungsthüre hinter ſich zu.

Reinhard öffnete die empfangene Kapſel; ſie barg eine ſchwere goldene Doſe, ſtrahlend von Brillanten, und in der Mitte auf ſchwarzer Emaille einen goldenen hochfürſtlichen Namenszug unter einer köſtlich mit Perlen und farbigen Edelſteinen ausgeführten Krone.

„Zu viel der Gnade! O zu viel!“ rief der Empfänger aus, und küßte das überaus reiche Geſchenk.

Zitternd, bebend, erglühend in holder Schaam und jugendlichem Erbangen ſtand Juliane, die nicht wußte, wie ihr geſchah, vor dem fremden Herrn. Sie grüßte ihn, wie ihr gelehrt worden, demuthvoll und tief, ja ſie ſank ganz vor ihm auf die Kniee nieder, er aber eilte liebevoll auf ſie zu, umfing ſie mit ſeinen Armen und zog ſie zu ſich empor.

Ein Gewand rauſchte, die Erzieherin ſchwand aus dem Zimmer.

Juliane war allein bei dem Fremden.

Der Fremde hielt ihre beiden Hände in den Seinen, er ſah ihr lange, lange in die ſchönen Augen, mit einer namenloſen Wonne.

Und dann ſprach er mit unendlicher Milde und Sanftmuth: „Zittre nicht, mein theures Kind, zittre nicht, meine geliebte Tochter! O wenn Du wüßteſt, wie ich Dich liebe, wie mein Herz Dein eigen iſt, Du würdeſt nicht zittern!“

Noch immer, ohnerachtet dieſer milden, väterlichen Anrede bebte das junge Herz fort. Juliane heftete einen ſüßen, vertrauungsvollen Blick auf den kräftigen Mann, aber die Rede verſagte ihr, ſie vermochte nicht zu ſprechen. Schon das Umfaßtwerden von einem Manne, welches ihr noch niemals widerfahren war, verwirrte das holde Kind, doch wehrte ſie ihn nicht ab, und duldete mit ſanfter Hingebung ſeine Küſſe.

„Ich will nichts, als Dich ſehen und Dich ſegnen, mein Kind!“ fuhr der Fremde zu ſprechen fort. „Ich habe Dich ſchon geſehen, Du aber wirſt Dich deſſen nicht erinnern können, Du warſt noch ein ganz kleines Mädchen. Jetzt biſt Du groß und ſchön geworden, und darüber freue ich mich.“

„Und wer ſind Sie, mein Herr, wenn ich fragen darf?“ nahm Juliane das Wort. „Mama ſagt, daß Sie mein naher Verwandter ſeien.“ — „„Wohl bin ich das, mein liebes Kind. Sehr nah, ſehr nah!

Lebſt Du glücklich hier? Haſt Du keinen Wunſch nach irgend etwas?"" „O mein Herr, ich lebe glücklich und zufrieden: ich habe alles, was ich bedarf, um glücklich zu ſein. Einen Wunſch habe ich auch, aber ich weiß nicht, ob Wünſche zum Glück gehören!""

„„O Kind! Unſ're Wünſche bilden einen Theil unſers Glücks, denn deſſen größere Hälfte beſteht im Hoffen! Sage mir, was Du wünſcheſt; kann ich, ſo erfüll' ich's Dir.""

„Ich möchte viele Menſchen ſehen, Dörfer, Städte, das Meer und die Schiffe."

Des Fremden Stirne verdüſterte ſich einen Augenblick, dann ſprach er lächelnd: „Dieſer Wunſch wird Dir gewährt werden, meine Tochter, nur nicht gleich. Glaube mir auf mein Wort, daß Du ſo glücklicher biſt, als wenn Du erſt die Welt mit ihrer Menſchenmenge geſehen. Nicht alle Menſchen werden gut gegen Dich ſein, nicht alle werden Dich ſo lieben wie ich und die Perſonen, welche Dich hier umgeben."

Juliane, indem ſie mit ihren Augen zutrauungsvoll die Geſtalt und den Anzug des Fremden überflog, hatte eine Frage auf den Lippen, aber ſie unterdrückte ſie. Der Fremde bemerkte das und ſprach: „Du ſiehſt mich forſchend an, mein Kind; Du willſt etwas fragen; wohl über mein Kleid?"

Juliane nickte mit kindlicher Naivität.

„Das iſt die Tracht eines Officiers“ belehrte der Fremde.

„Was iſt ein Officier, mein Herr?“ fragte das junge Mädchen, dem Kenntniſſe über den Militairſtand beizubringen man noch nicht für gut befunden hatte, obſchon dies wirklich unverantwortlich erſcheinen dürfte.

„Ein Officier ſoll immer vorzugsweiſe ein braver Mann ſein, und würdig der Achtung und Liebe edler Menſchen“ beantwortete der Fremde des Kindes Frage. „Auch Dein Vater war ein Officier. — Und nun Gott mit Dir, mein theures Kind! Sei gut, ſei folgſam, mache Deinen Erziehern Freude, ſo machſt Du ſie mir und auch Deinem Vater!“

Noch einmal küßte der Fremde Julianen auf die Stirne und legte ſegnend beide Hände auf ihr Haupt.

„Sie verlaſſen uns ſchon wieder?“ fragte Juliane mit leiſem Beben der Stimme und ein Gefühl des Schmerzes zuckte um ihren lieblichen Mund.

„Ich muß von hinnen! Gott mit Dir! Aber ich komme wieder, gewiß, mein Kind, ich werde dich wiederſehen! Und trage zum Andenken dieſer Stunde dieſen Ring!“ Dabei ſteckte der Fremde einen kleinen Ring an den Finger Julianens, der mit außerordentlicher Feinheit gearbeitet war und oben eine Schleiſe von Brillanten zeigte, doch übertraf die Kunſt, welche der Juwelier an dieſen Ring verwendet, noch den Werth der edeln Steine. Die Empfängerin küßte dankbar und ehrfurchtsvoll die Hand des Gebers. — Als der Fremde den Salon verlaſſen hatte, blieb Juliane nur einen Augenblick allein, ſo daß ihre Gedanken nicht in ein ſinnendes Nachdenken ſich verirren konnten. Die Thüre des anſtoßenden Zimmers that ſich auf und zu ſeiner Schülerin trat ihr ernſter Lehrer, und ſprach ſie mit freundlichen Worten an.

„Sie haben eine große Stunde gefeiert, meine liebe Tochter! Dieſer theure Mann, welcher Sie ſo eben verließ, wird auf Ihr künftiges Schickſal den größten Einfluß üben, und durch ſeine Fürſorge, die eine väterliche ſein wird, werden Sie einſt ſehr glücklich ſein. Er iſt Vater im höchſten Sinne des Wortes.“

„„Sie ſagten mir, mein Vater ſei geſtorben““ erwiederte Juliane mit bewegtem Gemüth.

„So iſt es, mein theures Kind, aber dieſer Mann, der ein Vater über viele Tauſende iſt, wird Ihnen erſetzen, was Sie verloren; denken Sie an ihn, wie ein gutes Kind an ſeinen Wohlthäter denkt, und beten Sie für ihn, ja vergeſſen Sie nie, ihn in Ihr tägliches Gebet einzuſchließen, wie auch ich thue.“

„„So lieben auch Sie dieſen Herrn?“ fragte das Mädchen.

Ich verehre ihn auf das Ehrfurchtvollſte“ erwiederte der fromme Mann, und ſprach noch manches Wort der Erhebung jenes Fremden, um ſeiner Zöglingin recht eindringlich zu machen, welche Gefühle ſie gegen den Unbekannten hegen ſollte.

Mittlerweile war das Gewitter vorübergezogen, der Sturm verrauſcht. An die Stelle der vorherigen Schwüle im Luftkreis war merkliche Kühle getreten.

Drunten hatte der Fremde noch ein kurzes Geſpräch mit Frau von Schönau, welchem aber ſein Begleiter beiwohnte, und dann verabſchiedeten ſich beide Herren. Ein reicher Brillantſchmuck blieb in der Hand von Julianens Hofmeiſterin zurück; auch Agathe wurde mit fürſtlicher Freigebigkeit bedacht, und empfing einige Worte des Dankes und der Ermunterung ihrer Treue und Anhänglichkeit, ſo wie bis auf die niedere Dienerſchaft herab der kurze Beſuch dieſer Fremden allen Bewohnern des einſamen Hauſes zu Segen und Wohlthat gereichte.

Im Weiterreiten durch das Wäldchen wandte der hohe Fremde oft noch ſein Haupt zurück nach jenem Hauſe und ſeufzte, als die Bäume es ſeinem Blicke entzogen. Lange ritten die Männer ſchweigend neben einander, bis der Aeltere das Wort nahm: „Sie ſagen mir kein Wort, Fürſt?“ und der Angeredete erwiederte:

„Ihr Schweigen kam mir ſo heilig und erhaben vor, daß ich nicht mit lauter Rede dieſe Tempelſtille entweihen wollte.“ —

„„Ein Engel, dieſes Kind, ein Engel! Oder ſchmeichle ich mir zu ſehr?““ rief der ſtattliche Mann in einer freudigen Aufregung.

„Wohl ein Engel!“ beſtätigte der Begleiter. „Möge der Himmel, möge der Allwaltende dieſen Engel ſchirmen!“

„„Amen! Amen!““ rief der Mann, und Freudenthränen entperlten ſeinen treuen, liebevollen Augen.

Bald entſchwand dem Reiter über die Haide auch der letzte Anblick des Giebels vom einſamen Hauſe.

Die Landes-Regentin.

In ihrem Arbeitcabinet ſaß die Herrſcherin, eine Frau voll Schönheit im Bunde mit Ebenmaaß und Fülle; Blüthe und Reife der körperlichen Geſtalt vereinigend, wie ein Goldfruchtbaum ſüdlicher Zonen — die Bewunderung und der Stolz ihres Jahrhunderts, ein ſtrahlender Stern am Himmel der Geſchichte.

Viele Depeſchen und Briefe bedeckten den Arbeitstiſch der hohen Frau, eine Kerze brannte auf niedrigem goldnen Candelaber; das Arom parfümirten Siegellacks erfüllte das Zimmer. Ein Petſchaft von der kunſtvollen Arbeit, wie ſie der Hof von Verſailles zum Typus eines verfeinerten Geſchmacks erhoben, deſſen Faſſung vom reinſten Ducatengold einen dreiſeitig geſchnittenen, beweglichen Kryſtall umfaßte, wurde von der Hand der Gebieterin noch gehalten, deren Augen ſinnend auf dem Siegel eines ſo eben von ihr geſchloſſenen Briefes weilten. Während in die eine Seite des reinen Kryſtalls das kleine Hausſiegel mit dem Wappen und in die andere ein Namenszug, beide unter Kronen, eingegraben war, zeigte die dritte, mit welcher der erwähnte Brief geſiegelt war, eine Deviſe, und zwar eine ſehr bedeutungsvolle. Ein ſpringendes Roß, am Zügel gehalten von einer Hand aus Wolken, und darüber die Worte: Ad votum Dei.

„Wie Gott will!“ überſetzte ſtill vor ſich hin die große Fürſtin dieſen lateiniſchen Wahlſpruch. „Immer zügle das ungeſtüme Roß unſrer Leidenſchaft die höhere Lenkung. Alles kommt, alles Verborgene an das Licht der Sonne, aber ob das immer gut iſt, weiß nur Der, deſſen Hand aus den Wolken reicht, und die Schleier von den Iſisbildern der Geheimniſſe hebt. — Vierzehn Jahre rückwärts — es war die Zeit eines goldenen Friedens, für mich aber dennoch keine Zeit der Ruhe — und Er, deſſen Haupt der Glanz der Krone umſtrahlt, ohne daß er ihre Laſt fühlt — er hatte volle Muße, ſein Herz an eine Andre hinzugeben, das ihm die in Krieg und Frieden von Sorgen umſtürmte Regentin nicht voll befriedigte. Sie iſt todt — jene Andre, gegen Wen könnte ich mich zürnend wenden? Gegen Ihn? O Nein! Gegen das ſchuldloſe Kind? Das ſei ferne! Aber ſehen will ich dieſe — Verwandte.

Die Herrin berührte eine Tiſchglocke, deren Silherton einen bejahrten Kammerdiener, welcher im Vorgemach auf Befehle harrte, in ihr Cabinet rief.

„Ignaz, ein Brief nach der Schleſiſch-böhmiſchen Grenze durch einen vertrauten Boten, der Niemand ahnen laſſen darf, bevor er an Ort und Stelle, daß er einen Brief bei ſich führt. Alſo — ganz im Geheimen.“

Der Kammerdiener empfing den Brief mit ſtummer Verbeugung.

„Den Kammerherrn!“ befahl die Fürſtin, und gleich nachdem der Diener das Gemach verlaſſen, trat ein dienſtthuender Kammerherr ein.

„Iſt Jemand da?“ fragte dieſen die Gebieterin.

„Die Frau Fürſtin von Auersberg, der Herr Fürſt von Dietrichſtein und des Herrn Fürſten und Geheimen Staatsminiſters Durchlaucht“ erwiederte anmeldend der Kammerherr.

„Ich laſſe den Miniſter bitten!“

Der Kammerherr entfernte ſich und verließ unter devoten Verbeugungen das Zimmer.

„Zuerſt die Geſchäfte, dann die müſſige Unterredung, ſo will es Gott“ liſpelte die Regentin vor ſich hin.

Ehrfurchtsvoll nahte im Glanz ſeiner Würde und mit vorgeſchriebenem Prunke angethan, der in den Reichsfürſtenſtand erhobene erſte Staatsminiſter, ein hochbedeutender Mann, eine Stütze des Thrones, deſſen mächtiger Geiſt Krieg und Frieden lenkte.

„Willkommen, Fürſt!" grüßte die Gebieterin den Staatsmann. „Ich ſehe Sie erfreut mit heiterer Miene kommen!" — Und ihr Wink lud den treuen Diener ein, in einem nahe ſtehenden Armſeſſel Platz zu nehmen.

„Ich darf ja endlich heiter ſein, Majeſtät!" erwiederte der Fürſt, indem er ſich niederließ.

„Der Ewige ſegnete unſer redliches Bemühen den Völkern den Frieden zu geben, und Euer Majeſtät Scepter, das ſo lange ein Schwert ſein mußte, iſt nun in den Oelzweig des Friedens, in die Palme des Segens verwandelt. Ueberall, auch in den auswärtigen Staaten beginnt eine neue Aera des Glückes und des Wohlſtandes der Völker. Zerſtörte Orte blühen wieder auf, die Künſte und Wiſſenſchaften ringen ſich los aus ihrem Verfall, die Gewerbe entwickeln friſche Thatkräfte, der Handel findet neue Wege, die Kultur des Bodens macht erwünſchte Fortſchritte."

„„Möge Gott dieß alles ſegnen und dauernd bleiben laſſen"" erwiederte die Fürſtin: „möge nie eine falſche und unrichtige Politik dem ruhigen Fortſchritt der Entwicklung hemmende Feſſeln anlegen, damit wir uns des Guten, was wir angeſäet und gepflanzt, nicht allein und voreilig erfreuen, damit es auch die Nachwelt genieße, und empfinde, was wir für ſie gethan.“

„„Iſt nicht für die Nachwelt eine herrliche Bürgſchaft gegeben in dem Haupt eines aller Ehren, aller Liebe würdigen Sohnes?““ erhob der Miniſter die Frage, die keine leere Schmeichelformel war. „Schon jetzt eine der edelſten Kronen Europa's tragend, wird ſeine Zukunft eine glänzende und glorreiche ſein. Er mit ſeinem großen Herzen, das voll Liebe für die Menſchheit ſchlägt, er wird, ich ſehe dieß ahnungsvoll voraus, ein Urbild ſein, das kein Nachbild jemals erreichen kann.“

„„Ihre Prophezeihung thut meinem Muttergefühle unendlich wohl““ erwiederte die Regentin, „doch auch *er* wird menſchlich irren, wird verkannt werden, und wird *leiden*, wie Alle, denen der Herr das ſchwere Loos beſtimmte, Kronen zu tragen und Länder zu regieren.“

Nach dieſem einleitenden Geſpräch trug der Fürſt-Miniſter einige Staatsangelegenheiten vor, welche theils im Staatsrath ſchon erörtert waren, theils einer Vorberathung bedurften, ehe ſie dieſem zur Vorlage gebracht wurden, und nachdem dieſes Geſchäftliche vollbracht war, nahm die Regentin mit heiterer Miene das Wort: „Ich will Ihnen, Fürſt, auf einige Tage

Scepter und Krone in Verwahrung geben — ich habe eine kleine Luſtreiſe vor, an die Reichsgrenze.“

Des Miniſters Auge drückte Verwunderung aus, doch wagte er keine Frage.

„Ein befreundeter Naturforſcher“ — fuhr ſie mit gütigem Lächeln fort: „ſchreibt mir von einer ſeltenen Blume, die in einſamer Haide blüht, und von der ich Wiſſenſchaft haben will. Da wir jetzt, Gott ſei Dank, Friede haben, ſo iſt es nicht mehr als recht und billig, daß wir Wiſſenſchaft und Forſchung pflegen! Was meinen Sie?“

„„Ihre Majeſtät haben eine beſondere Intention — es wäre indiscret, wollte ich meine Meinung durch Fragen zu beſtimmen ſuchen. Ihrer Majeſtät allerhöchſter Wille geſchehe.““

„Es iſt allerdings ein Geheimniß im Spiel — und deshalb darf dieſe Reiſe nicht public werden. Man muß ihr den Charakter einer Fahrt nach irgend einem unſrer Luſtſchlöſſer geben — oder gäbe es nicht irgend nach Norden hin etwas zu beſichtigen? — Doch nein — das würde ſchon zu öffentlich; ich will im ſtrengſten Incognito reiſen und nur zwei Begleiter aus meiner Umgebung auswählen, die Fürſten von Auersberg und Dietrichſtein, auf deren redliche Treue und Verſchwiegenheit ich vertrauen darf, und meine erſte Kammerfrau.“

„Sie ſehen mich bedenklich an, lieber Fürſt, o ich kenne dieſen Blick!“ fuhr die Fürſtin lächelnd fort. „Sie denken bei ſich: Was hat die alte Frau, daß ſie noch auf Abenteuer ausgehen will? Denken Sie immerhin an das Sprichwort, daß Alter nicht vor Thorheit ſchützt. Ich bin nie auf Abenteuer ausgegangen, hab' keine Zeit dazu gehabt, jetzt will ich der Thorheit meinen Tribut bezahlen.“

„„Unmöglich! Eine Thorheit können Ihre Majeſtät nicht begehen““ widerſprach der Fürſt-Miniſter.

„Gewiß, ich will dies auch nicht“ verſetzte die edle Frau mit Güte, „ich will nur den Standort einer Blume ſuchen, die im Verborgenen blüht, und dieſe Blume, wenn ſie deſſen werth iſt, in meinen Schutz nehmen; verſtehen Sie Fürſt, in meinen Schutz.“

„„Eine That des Edelmuthes, wie ich getroſt vorausſetzen darf!““ entgegnete der Vertraute, und fügte dazu, was er in ſeiner Stellung als Freund der erhabnen Monarchin anzurathen für nützlich fand. —

Es war ein ſonnegoldner Herbſttag; der Himmel lachte rein und ätherblau auf die Welt nieder, die ſeines Segens voll war.

Zum Thore eines kleinen Grenzſtädtchens herein rollte ein ſtattlicher Reiſewagen, gezogen von vier Extrapoſt-Pferden, und lockte manch neugieriges Geſicht der Bewohner ob ſo ſeltner Erſcheinung an die

Fenſter. Am erſten Gaſthaus, welches zugleich die Poſthalterei in ſich faßte, ward angehalten, es ſtiegen zwei verſchleierte Damen und zwei Herren aus; der Poſtmeiſter und Gaſtgeber in einer Perſon, der bereits von der Ankunft einer Herrſchaft unterrichtet und auf das Genaueſte befehligt war, empfing die Ankommenden ſehr devot, führte ſie in die beſten Zimmer, wo ſchon mancherlei Erfriſchungen der Ankommenden harrten, auch ſtand bereits eine andre leichte Chaiſe vor dem Hauſe, und friſche Pferde wurden in Bereitſchaft gehalten.

Der eine von den Reiſegefährten der hohen Herrin war derſelbe, welcher deren Gemahl vor mehreren Wochen nach dem einſamen Hauſe begleitet hatte. Dieſen berief die Herrſcherin zu einer Unterredung unter vier Augen.

„Lieber Fürſt" redete ſie ihn mit herablaſſender Güte an. „Was denken Sie von dieſer Reiſe hieher, und meinem Plane?"

„„Allergnädigſte Gebieterin"" erwiederte der Fürſt: „Da ich dieſen Plan nicht zu kennen die Ehre habe, ſo kann ich mich auch keines Urtheiles unterwinden."

„„Ahnen Sie meinen Plan auch nicht?""

„Nein, Ihre Majeſtät!"

„Wohlan denn, Fürſt, ich werde beichten!"

Wie ſo, Ihre Majeſtät, hier? Welcher Prieſter?""

„Nicht doch! Sie ſollen der Prieſter ſein. Ihre Schweſter, Fürſtin Felice, Gott habe ſie ſelig — hinterließ eine Tochter!“

„Um Gott! Majeſtät! Allerhöchſtdieſelben wiſſen?!“ rief der Fürſt erglühend und in höchſter Verwirrung.

„Alles!“

„„Alles, allergnädigſte Frau?!““

„Alles! — — Sie waren ja vor Kurzem hier, Sie ſind des Weges gut kundig — Sie ſollen mich hingeleiten, ich will die Blume ſehen, die mir ſo heimlich in meinem Garten gepflanzt worden iſt.“

Des Fürſten ſchönes Antlitz überzog ſich mit Bläſſe, ſein Herz ſchlug angſtvoll bewegt.

„Fürchten Sie für die Blume?“ fragte die Herrin mit einem ernſten Tone. „Fürchten Sie, daß ich ſie knicken werde, weil ſie zu knicken in meiner Macht ſteht? — Antworten Sie mir! Reden Sie, Fürſt!“

„„Einen ſolchen Gedanken von Ihrer Majeſtät zu hegen, wäre in meinen Augen eine ſtrafbare Vermeſſenheit!““

„Das läßt Sie Gott reden!“ entgegnete, wieder in den Ton völliger ſcherzender Heiterkeit übergehend, die Gebieterin. „Nein, Fürſt, fürchten Sie nichts! Ich bin zu groß für die Eiferſucht — und iſt etwas gegen mich geſchehen, was nicht recht war, ſo hat der Tod es geſühnt. Mich führte das Verlangen hieher, einmal zwanglos freie Luſt zu genießen, und wenn Sie wollen, weibliche Neugier — ſelbſt Antheil — ja Antheil. Was Sie nun wiſſen, bleibt unter uns, nicht einmal Fürſt Dietrichſtein ahne den Zuſammenhang, ſelbſt meine treue Anna weiß kein Wort. Dieſe laſſe ich hier zurück. Sie aber und Dietrichſtein begleiten mich; wir fahren dort an, haben den Weg verfehlt, laſſen uns zurecht weiſen, und ich ſehe das Kind — es ſoll ein ſchönes Mädchen ſein. Sie bringen mich hin.“

„„Aber, allergnädigſte Frau““ wandte der Fürſt ein: „Man hat mich dort geſehen, wird — muß mich wieder erkennen — dieſer Beſuch wird ſicherlich berichtet werden — ich fürchte —“

„Sie fürchten Verdruß! Ich nicht! Allerdings dürfen ſie dort nicht wieder erkannt werden, dafür giebt es Mittel — eine falſche Haartour, ein Civilanzug, ein kleiner Verdruß über einer Schulter — wenn mir zu Liebe mein ſchöner junger Ehrencavalier ſich zu einer ſolchen Faſchingmummerei herablaſſen will — ſo geht es. Alles Nöthige iſt mit hieher genommen.

„„Ich bin ganz zu Allerhöchſtem Befehl!““

„So gehen Sie, Fürſt, ſorgen Sie für eine beliebige Metamorphoſe und rechnen Sie auf meine volle Dankbarkeit.“ —

Tief im Innern verletzt, mit gemartertem Herzen ging der junge Fürſt auf ſein Zimmer und machte dem Unwillen, der ihn aufregte, in Worten Luſt.

„Alſo doch verrathen! Doch! Und Er, der gütige, liebevolle hohe Freund ahnet nichts — und ich darf ihm nichts ſagen — ich muß zum Werkzeug werden, das ſein ſo tief verborgnes Kleinod den Augen zeigt, vor denen zumeiſt er es bewahren wollte! Arme Felice! Arme, unglückliche Schweſter, durch hohe Liebe unglücklich! Wohl Dir, daß Du im heiligen Frieden des Grabes ruhſt und Deine Seele im ewigen Frieden des Jenſeits ſchwebt, denn könnteſt Du dieſe Stunde ahnen, wüßteſt Du um dieſe Stunde — ſo würde Deiner Seele ſo bange werden, als läge die Laſt einer Welt auf ihr! Du würdeſt dich vor Gott im Staube winden und ihn anflehen, wie der Heiland in Gethſemane flehte: Vater! laß dieſen Kelch vorübergehen!“ —

Die milde Friſche des ſonnigen Herbſtnachmittags lockte auch die Bewohner des einſamen Hauſes zur Bewegung im Freien. Die Hofmeiſterin luſtwandelte mit ihrem Pflegling durch die ſchattigen Gänge des kleinen Wäldchens, welches, ſo klein es war die Kunſt eines erfahrenen Landſchaftsgärtners in einen hübſchen Park zu verwandeln verſtanden hatte. Der zu anmuthigen Waſſerkünſten im Hausgarten benutzte Quellbrunnen war in einen bedeckten Canal ſanft von dem höhern Punkte des Hauſes nach einer terraſſirten Niederung geleitet, wo er aus der Urne eines altergrauen ſteinernen Flußgottes in eine künſtliche Grotte von Tuffſteinen floß, die mit Korallen und Muſcheln verziert war, zwiſchen denen allerlei Mooſe im rieſelnden Geträufel und dem Sprühregen der Kaskadelle herrlich grünten. Hohe Waldbäume verliehen Schattenkühle, und ließen doch nach einer Seite hin, den Blick noch weiter abwärts ſtreifen, wo auf einer grünen Matte ein Weiher ſich zeigte, deſſen ſtille Fluth ein Schwanenpaar und mancherlei Waſſergeflügel belebte. Auch der Wald hatte zahlreiche Bewohner; es gab einiges Dammwild, einige Pfauen, und auch Faſanen und Perlhühner durchſtrichen mit ruhigem Gange das Geſträuch! das waren allzumal die Pflegebefohlenen des alten Gotthard, der auf alles fleißig Acht und Augenmerk hatte, gegen Fuchs und Marder ſtets mit Fallenlegen auf der Hut war, und ſelbſt die friedliche Stille, die über dem Wäldchen lag, oft durch einen Schuß aus hochtragendem Rohre unterbrach, wenn der räuberiſche Geier, der Habicht und Buſſard verlangend über dem friedlichen Gehege ſchwebten.

In Julianens junges Herz war ſeit jenem Beſuche eine eigenthümliche Unruhe gezogen, von der ſie ſich keine Rechenſchaft zu geben wußte, und deren Gefühl ihr völlig fremd war.

Aus der Welt, die ſie nicht kannte, war ein Menſch zu ihr gekommen, wie ein Sendbote der Welt an ihr Herz, das nun ſtärker nach Menſchen und nach der Welt verlangte. Daher hatte ſie hundert neue Fragen an ihre Erzieherin zu richten, welche dieſer unerwartet kamen und deren Beantwortung häufig eine Verlegenheit hervorrief.

So ſaß Juliane auch, nach dem Spaziergange raſtend, mit Frau von Schönau, welche ſie Mama zu nennen gelehrt worden war, an jener melancholiſch lieblichen ſchattenkühlen Stelle, und fragte und plagte die Hofmeiſterin mit ihrer Wißbegier.

Frau von Schönau hatte ſich eben redlich bemüht, der Schülerin auseinander zu ſetzen und ihr einen möglichſt deutlichen Begriff zu geben von dem, was man regieren nennt, gewiß eine nicht leichte Aufgabe für eine Frau, da ſelbſt ſo viele einſichtsvolle Männer dieſe Kunſt entweder gar nicht oder doch nicht richtig verſtehen, und hatte ihr nebenbei die Unterſchiede des ſich vom Höchſten zu Geringerem abſtufenden Ranges der verſchiedenen Regenten erläutert, wobei ſie ſich auf den geographiſchen Unterricht zurück beziehen konnte, und ein Genügendes von Kaiſern, Königen, Kurfürſten, deren es damals noch mehrere gab, Herzogen, Fürſten, Reichsgrafen und ſo weiter auseinandergeſetzt, aber nun wollte das lernbegierige

Kind auch ein Weiteres wiſſen von Kaiſerinnen, Königinnen, Herzoginnen, und was dieſe zu thun und zu gebieten hatten, und war dabei in den Ausruf ausgebrochen: „Ach, eine Königin möchte ich ſehen! Hat dieſes Land darin wir wohnen, auch eine?“

„„Gewiß, eine ſehr ſchöne und höchſtverehrungswürdige Frau!““ war die Antwort der Frau von Schönau.

„Würde ſie mir gut werden, wenn ich ſie ſähe? Werde ich ſie niemals ſehen?“

„„Sie wird Dich lieben, wenn Du immer gut und edel denkſt und handelſt, mein Kind““ belehrte die Erzieherin: „allein ſie zu ſehen mußt Du nicht wünſchen: es wird für Dich und Dein künftiges Glück beſſer ſein, wenn Du ſie niemals ſiehſt oder ſie wenigſtens nicht kennen lernſt.“

„„Das iſt doch recht Schade!““ rief Juliane betrübt aus, und verſank in Nachdenken.

Jetzt trat, ein Buch in der Hand, aus einem Waldpfade, der auf jenes trauliche Plätzchen ausmündete, wo man bisweilen zu ſpeiſen pflegte, Herr Reinhard zu den beiden Frauen, grüßte ſie mit einer Formel und lobte des Tages Schönheit. Frau von Schönau theilte ihn den Inhalt des Geſpräches, das ſie mit Juliane geführt, und deren Wünſche und letzte Aeußerung mit, da blickte der Lehrer die Schülerin mit einer wehmüthigen Freundlichkeit an, blätterte in dem Buche und ſchien eine Stelle, die er aufgeſchlagen hatte, zu leſen, indem er ſprach: „Mein Kind, es ſtehet geſchrieben: Deine Augen werden den König ſehen in ſeiner Schönheit — vielleicht erblicken ſie einſt auch die Königin. Doch hoffe und wünſche nie etwas mit Ungeduld und Ungeſtüm, denn das frommt Dir nicht. Du würdeſt vielleicht etwas Thörichtes wünſchen, und das würde Dir Schaden bringen, Du würdeſt“ —

Die Weiterrede wurde durch den ziemlich nahen Schall eines Poſthorns unterbrochen, und man vernahm in einiger Entfernung das Rollen eines herannahenden Wagens.

„Mein Gott! Was iſt das?“ rief Frau von Schönau erſchreckend. „Was hat das zu bedeuten?“ ſprach Reinhard verwundert. „Ei, was klingt da ſo ſchön und lieblich durch den Wald?“ rief Juliane erregt aus, die noch nie das eigenthümliche und wunderſame Klingen eines gut geblaſen werdenden Poſthorns vernommen hatte.

Reinhard wechſelte mit Frau von Schönau ernſte, bedeutungsvolle Blicke, die ſie beiderſeits auf Julianen richteten, welche dieß nicht gewahrte, denn ſie war einige Schritte ſeitwärts getreten, und ſog mit ſo viel oder noch mehr Vergnügen die Melodie des heitern

Liedchens, die der Poſtillon blies, in ſich ein, wie den Duft einer Blume.

„Gehen wir, was auch komme, dem Unvermeidlichen gefaßten Muthes entgegen ſprach Reinhard, und ſchlug den Pfad ein, der zunächſt nach dem Wohnhauſe führte. Frau von Schönau folgte ihm etwas zögernd und bange nach, ſie winkte Julianen ſich ihr zuzugeſellen.

Das Poſthorn ſchwieg — der Wagen hielt vor dem Hauſe; ehe Jene es erreichten, waren die Gekommenen ausgeſtiegen.

Eine Frau mit Spuren hoher Schönheit, etwas wohlbeleibt, hatte ihre Hand leiſe auf den Arm des einen der beiden Herren gelegt, die mit ihr gekommen waren, hatte von der beſtürzten Agathe ſchon Beſcheid erhalten und trat mit ihren Begleitern jenen Dreien entgegen, als dieſe ſo eben durch die Umzäunung des Vorhofs ſchritten.

Dieſe Dame war die Beherrſcherin des Landes.

Der erſte Schmerz.

Fürſt Dietrichſtein redete Frau von Schönau und Reinhard in gewählten Worten an, entſchuldigte den Ueberfall, gab einen Ort an, nach welchem man habe reiſen wollen, allein da dieſer Ort ein von den gewöhnlichen Straßen entlegener, ſo ſei der des Weges unkundige Poſtillon irre gefahren und hoffe man ihn hier wieder zurecht gewieſen zu ſehen.

Die Monarchin ſchritt nach freundlicher Begrüßung ſogleich mit einer tiefen, aber verhüllten innern Bewegung auf Juliane zu, richtete auf dieſelbe einen innigtheilnahmevollen Blick, und ward — wie ſie auch gegen die Wallung ihres Herzens ankämpfte, doch ſo ſehr von derſelben überwältigt, daß Thränen aus ihren Augen ſtürzten.

Frau von Schönau folgte mit ihren Blicken der fremden Dame, ſie nahm deren Gemüthsbewegung mit Beſorgniß wahr und mit Seelenangſt. Eine Ahnung ging durch ihr Herz und machte es tief erbeben, doch behielt ſie volle Faſſung, indem ſie ſich der Fremden näherte.

Dieſe erſchien in dem höchſt einfachen und bequemen Anzug einer vermögenden Reiſenden; nicht das geringſte Abzeichen irgend eines Ranges war an ihr zu gewahren, aber ihr ſtattlicher Körperbau, ein außerordentlich feiner zarter Teint, deſſen Weiß die Friſche des Tages anmuthig und natürlich geröthet erſcheinen ließ, das Majeſtätiſche in Gang, Blick und Haltung ließen erkennen, daß dieß keine Frau von untergeordnetem Range ſein könne.

„Sie ſehen mich gerührt“ ſprach die Fremde zu Frau von Schönau: „die Züge dieſes Fräuleins, doch wohl Ihre Tochter? erinnern mich zu lebhaft an eine Jugendfreundin. O es giebt merkwürdige Aehnlichkeiten — ſie begegnen uns oft höchſt überraſchend, wir wähnen alte Freunde verjüngt wieder vor uns zu ſehen, oder Verſtorbene zurückgekehrt. Erlauben Sie, daß ich dieſes liebe Kind umarme.“

Und mit einer faſt mütterlichen Zärtlichkeit umfing die fremde Dame Juliane, küßte ſie auf die Stirne und flüſterte unter Schluchzen, kaum hörbar: „O du liebes — du unglückliches Kind!“

Frau von Schönau nöthigte den Beſuch zum Eintritt in das Haus, während Reinhard von dem Fürſten Dietrichſtein in ein Geſpräch gezogen wurde, das ſich um die Bezeichnung der Wege drehte, und Fürſt Auersberg ſich von den Sprechenden fern hielt, indem er mit dem Poſtillon redend, dieſen zum Umlenken des Wagens veranlaßte.

Die Dame lehnte dankend die Einladung, das einſame Haus zu betreten, ab; ſie bat nur um einen Stuhl und ein Glas Waſſer, welches beides vor das Haus zu bringen, Frau von Schönau ſogleich die an der Thüre ehrerbietig harrende Dienerſchaft befehligte.

Keine Frage der Neugier nach Namen der Perſonen oder der Beſitzung, nach Herkommen und Stand ward gewechſelt. Die fremde Dame ließ ſich angegriffen auf den herausgetragenen Seſſel nieder, trank und drückte einige Sekunden lang ihr Taſchentuch an ihr Geſicht.

Während die Gemüther der Frau von Schönau und Reinhards in einer eigenthümlichen Spannung waren, die an wahre Aengſtlichkeit gränzte, zeigte ſich Juliane gänzlich unbefangen. Die freundliche, liebevolle Annäherung der Fremden hatte ihr wohlgethan, und von dieſer ſchweifte ihr Blick zu deren Begleitern und auf den Reiſewagen, den mit einem Federbuſch geſchmückten Poſtillon und die ſtattlichen Pferde — das alles waren ihr neue Gegenſtände.

Die fremde Dame erhob ſich und wandte ſich an Frau von Schönau mit den Worten: „Entſchuldigen

Sie — und leben Sie wohl, recht wohl mit — Ihrem holden Kinde. Wie wunderbar — daß eine Verirrung mich hier muß eine ſo liebliche Blüthe finden laſſen, deren Anblick mein Inneres tief — o ſehr tief erſchüttert. Gott mit Ihnen, meine theure Tochter; er führe Sie auf richtigem Pfad!"

Und noch einmal zog ſie mit einem überwallenden Gefühl Julianen an ihre Bruſt, und ließ ſich dann, ohne ein weiteres Wort, mit einem flüchtigen Gruſſe an Frau von Schönau und Reinhard vorüber, nach dem Wagen geleiten.

Die Begleiter grüßten ſtumm und ehrerbietig, ſtiegen ein, die Peitſche des Poſtillons knallte, ſein Horn erklang, dahin flog der Wagen und die Zurückgebliebenen ſahen ihm wie einer Erſcheinung nach, am meiſten Juliane, die mit Entzücken den Poſthornklängen nachlauſchte, die ſich, durch die Waldung melodiſch hintönend, im allmähligen ſanften Abſterben verloren.

Reinhard und Frau von Schönau beſprachen ſich über dieſes überraſchende, gänzlich ungeahnete Eintreffen eines ſo plötzlichen und ſo kurzen Beſuches ernſt und lange, ohne daß Juliane Zeugin ihres Geſpräches war. Dem Scharfſinne beider war es nicht entgangen, welchen Eindruck der Anblick Julianens auf die Fremde gemacht, und wie ſehr dieſe bewegt, ja erſchüttert ſchien. Verglichen ſie im Geiſte die Phyſiognomie der Dame mit Bildniſſen, welche zahlreich genug vorhanden waren, ſo war eine Aehnlichkeit wahrzunehmen geweſen, die Beide erzittern machte, und ſie befürchteten beiderſeits, ſehr bald Unerfreuliches zu vernehmen.

Allein ruhig und ohne irgend eine Nachricht, die nur im Entfernteſten auf jenen Beſuch hingedeutet hätte, verging eine Woche. Doch um ſich möglich ſicher zu ſtellen, fügte Reinhard ſeinem wöchentlichen Bericht das Folgende bei:

> Noch erwähne devoteſt, daß am 25. September l. J. in einer Nachmittagsſtunde eine Poſtchaiſe vor dem Hauſe anlangte, in welcher eine ſtattliche Dame und zwei Herren, alle von vornehmen Aeußeren, ſaßen. Sie hatten, angeblich, des Weges verfehlt und verweilten, nachdem man ſie berichtet hatte, nur wenige Minuten. Der Zufall wollte, daß die Dame mit dem mit ſeiner Erzieherin gerade von einem Spatziergang kommenden Fräulein vor dem Hauſe zuſammentraf, worauf jene der letztern vieles Wohlwollen an den Tag legte, und ſie einigemal, nicht ohne Rührung bemerkbar werden zu laſſen, umarmte. Ohne das Haus zu betreten, und nur mit einem Glaſe Waſſer ſich begnügend, ſtieg dieſe Dame

mit ihren Begleitern wieder in die Chaiſe und fuhr von dannen. —

Auf dieſe Mittheilung erfolgte keinerlei Befehl oder Aeußerung, und die Tage gingen fortan wieder wie zuvor in ruhiger Einförmigkeit den Bewohnern des einſamen Hauſes vorüber, für Juliane jedoch mit zweckmäßigem Wechſel zwiſchen Lehre, Unterricht und erheiternder Zerſtreuung. —

Faſt war ein Jahr vergangen ſeit jenem erſten Beſuche der beiden Herren. Juliane dachte oft an den Mann, der ſich ihr ſo freundlich genähert. Er hatte verheißen, wiederzukehren, und kam nicht. Das erwachende Herz der Jungfrau fand in ihm den Gegenſtand der erſten Sehnſucht nach einem Herzen; dieſes Sehnen ward durch die reinſte Empfindung geadelt.

Das holde Mädchen erblühte ſo einſam, wie eine Blume im Thalesſchooſe für Gott erblüht. Die wenigen Menſchenaugen, die ſie ſahen, freuten ſich wohl ihres Blühens, das bisher ein gänzlich unbewußtes geweſen, aber die Tage kamen, wo die Knospe aufging zu voller lieblicher Schönheitfülle, und mit ſolchen Tagen tritt die Sehnſucht in das junge Herz, wie die Honigperle in das Nektarium der Pflanzenblüthe. Juliane wurde ſich bewußt, daß ſie fühle; ihr Weſen wurde ſtiller, ihr Blick verklärte ſich, ihr Geiſt ward immer frömmer, heiliger und reiner, während die Formen ihres Körpers ſich lieblich rundeten und ſie zu einer vollen Wohlgeſtalt entwickelt ward, an welcher Gott und Menſchen Freude haben mußten.

Warum muß ſolche Schönheitfülle des Geiſtes und der Seele ſo herrlich aufblühen, damit nur rauhe Stürme des Lebens ſie treffen, damit ihr nur Leid auf Leid gehäuft werde, damit ſie an Glück und Hoffnung, an Leben und Liebe verzweiſle? — Unerforſchlich ſind die Wege des Herrn! —

Es war wieder Sommer — Juliane weilte wieder im Garten, nur daß ſie nicht den Katechismus Caniſii in der Hand hielt und deſſen Lehren ihrem Gedächtniß einprägte; ſie wollte eine Perlenarbeit beginnen, welche damals aufkommend, gar viele zarte Frauenhände beſchäftigte. Ein Tiſchchen, mit feiner Damaſtweberei bedeckt, war in die Taxuslaube getragen, die Hofmeiſterin ſaß bei Juliane und durchſah prüfend eine Menge Modeltücher, von denen zum Theil ſehr altväteriſchen, aber äußerſt fein geſtickten Vorbildern — eines der Arbeit Julianens als Muſter dienen ſollte.

Ein — allerdings etwas ſteif ausgefallenes, Julianen aber ganz beſonders zuſagendes Schiff ward auserwählt, und man wollte zur fernern Auswahl paſſender Perlen ſchreiten — da kam Agathe mit glühenden Wangen und höchſt eilig in den Garten geſtürzt, und rief: „Gnädige Frau! Fräulein Juliane! Ach — ach — der Herr — der Herr vom vorigen Jahre — ſind wieder da — ſind zu Fuße durch das Wäldchen gegangen, haben Pferd und Reitknecht am Thore zurückgelaſſen — ſind ſchon hinauf zu Seiner Würden, Herrn — Reinhard.

„Wirklich?!“ fragte Frau von Schönau, ſich erhebend und die Arbeit zur Seite legend, Juliane aber ſchlug vor freudigem Schreck die Hände zuſammen und rief mit kindlicher Luſt: „Ach, das iſt ſchön, daß er wiederkommt! Das iſt herrlich! O der liebe Mann! Wie ſehne ich mich nach ihm!“

Frau von Schönau heftete einen Blick der innigſten Theilnahme auf das Fräulein, und unwillkührlich füllten ſich ihre Augen mit Thränen. Sie ſammelte ſich indeß, und ſprach zu Julianen: „Deine Freude iſt gerecht, gute Tochter; indeß verweile hier, entweder laſſe ich Dich rufen, oder folge dem Herrn hieher in den Garten.“

„„Soll ich nicht erſt wieder ein ſchöneres Kleid anziehen?““ fragte Juliane mit der Neigung, dem verehrten Fremden möglichſt geſchmückt entgegen zu treten, doch Frau von Schönau lächelte zu dieſer Frage, die das Kind aus Julianen noch that, und verneinte ſie mit den Worten: „Gott hat Dir ſo viel Schmuck gegeben, daß Du damit vor alle Kaiſer und

Könige treten dürfteſt, danke ihm dafür in Deinem Herzen, doch fern von aller irdiſchen Eitelkeit. Wandle im Schmucke der Demuth vor dem Herrn.“

Die Hofmeiſterin ging und ließ Juliane in unruhigen Gedanken, mit klopfendem Herzen, zurück. Dieſes Herz ſchlug dem fremden Manne mit vollem kindlichen Gefühle entgegen. Sie blieb nicht lange allein; der Fremde nahte, er nahte ohne die Begleitung der Frau von Schönau, Juliane eilte ihm entgegen, er breitete die Arme aus, ſie an ſein Herz zu ziehen.

Juliane ſank an dieſes Herz, aber mit einem Erſchrecken. Der Mann ſah verändert aus, verfallen, ſeine Züge waren gedehnt, und matt war der Blick ſeines Auges, zugleich lag eine unendliche Traurigkeit in dieſem Blick.

„So ſehe ich Dich endlich, endlich wieder, ſo habe ich Dich noch einmal wieder, mein liebes, innigtheures Kind!“ rief er bewegt aus. — „Ich hoffte Sie früher wieder zu ſehen!“ liſpelte Juliane, während ſie von ihm mit Küſſen bedeckt wurde.

„Du hoffteſt auf mich, mein Kind! Du gedachteſt mein! O wie gut Du biſt! Und wie gerne hätte ich Dir mein Wort gehalten, wäre früher gekommen! Aber eine Krankheit, Folge einer Verkältung, die ich auf der Jagd mir zugezogen, hielt mich am Lager feſt, griff mich hart an. Doch komm, mein Kind, ſetze Dich zu mir, ich habe Dir ſo Manches zu ſagen.“

Der Sprechende ließ ſich auf den Seſſel nieder, welchen zuvor Frau von Schönau eingenommen hatte, und ließ Juliane ſo nahe auf dem ihren neben ſich ſitzen, daß er ihre Hände halten, und ihr in die Augen ſehen konnte, die voll Zärtlichkeit an den ſeinigen hingen, und ſeine Züge einſaugten, um ſie unvergeßlich in ihr Herz aufzunehmen.

„Ich habe mit Abſicht gebeten, mein theures Kind,“ nahm der Fremde die Rede wieder auf: „daß man mich mit Dir allein laſſe. In meiner Krankheit fürchtete ich zu ſterben, und Dich nicht wiederzuſehen; ich habe zu Gott gebetet, mich nur noch ſo lange leben zu laſſen, bis ich Dich noch einmal geſehen.“

Julianens Augen füllten ſich mit Thränen; die weiche faſt zitternde Stimme des gealterten Mannes bewegte ſie tief, er erſchien ihr ſo leidend — das zärtlichſte Mitleid erwachte in ihrem Buſen.

„Du weinſt, mein Kind?“ fragte er liebevoll. „Warum weinſt Du?“

„Weil ich Sie liebe! antwortete ſie mit rührender Kindesunſchuld, und es ward ihm unausſprechlich wohl und weh bei dieſem Wort; er war ſeiner eignen innern Bewegung nicht mehr Meiſter, und barg ſeine überquellenden Augen in ein Tuch, indem er mit der einen Hand ihre beiden Hände gefaßt hielt, und ſie mit krampfhaftem Zittern drückte. „Dich glücklich zu ſehen, hoffen zu dürfen, mit Zuverſicht zu hoffen, daß Du glücklich werdeſt, iſt noch mein einziger Wunſch auf dieſer Welt' ſprach der Fremde mit bewegter Stimme. Dann zog er einen Beutel von blauer Seide hervor, welcher mit Geld gefüllt ſchien, und fuhr fort: „In dieſem Beutel, mein Kind, iſt etwas für Dich; drei Portraits, halte ſie werth, halte ſie recht werth, zeige ſie aber jetzt Niemand, auch nicht Frau von Schönau, Niemand.“

Dann Juliane von Neuem an ſein Herz drückend, flüſterte er: „Eins mußt Du mir verſprechen, und Dein Verſprechen heilig halten, wenn Du mich liebſt. Willſt Du Felice — Juliane?

„Ich will!“ antwortete das Mädchen mit Zuverſicht.

„Du darfſt Dich nie verheirathen!“

Julianens klare Augen blitzten — ſie lächelte — erröthete leicht, und fragte in höchſter Unbefangenheit: „Was iſt das, verheirathen?

Der Fremde erklärte auf zarte Weiſe, die des Mädchens jungfräuliches Gefühl nicht verletzen konnte, den Sinn dieſes wichtigen Wortes, und in ihrer holden Unſchuld legte ſie in ſeine Hände das Gelübde ab, unvermählt zu bleiben, weil er ihr ſagte, daß

Rückſichten ihres Standes und der Stellung, die ſie künftig einnehmen ſolle, dieſes forderten. Er beſchwur ſie, ihres Verſprechens ſtets eingedenk zu bleiben.

Dann fuhr der Fremde fort: „Du wirſt, mein geliebtes Kind, noch eine Zeitlang hier im Schutze Deiner Erzieherin bleiben. Dein würdiger Lehrer aber wird dieſes Haus verlaſſen. Du biſt in den Grundlehren unſerer heiligen Religion unterrichtet und befeſtigt, und bedarfſt ſeiner nicht mehr, doch wirſt Du ihn ſpäter wiederſehen. Ihm wird der Lohn für die redliche Treue und Sorgfalt, mit der er ausſchließlich Dir ſo viele Jahre ſeines Lebens gewidmet. Befolge Du auch fernerhin die Lehren der Frau von Schönau mit kindlichem Gehorſam, und bleibe liebevoll gegen ſie, denn Du biſt ihr vielen Dank ſchuldig.“

„Sollte Gott bald über mich gebieten,“ ſo ſchloß der Fremde ſeine Rede: „und mich von dieſer Erde abrufen, ohne daß mir vergönnt iſt, Dich wieder an mein Herz zu drücken, dann werden dennoch Anordnungen getroffen ſein, das Glück Deiner Zukunft zu begründen. Gute und edle Menſchen werden ſich um Dich kümmern, ſich Deiner annehmen, wenn Du nur ſelbſt gut und edel bleibſt, nie unbedacht und unüberlegt handelſt, und Dich der Leitung treuer Hände überläßt, die Dich zum Glücke führen."

Und nun erfolgte ein rührender Abſchied, bei welchem Juliane in Thränen zerfloß. Auch die Thränen des fremden Mannes ſtrömten in reicher Fülle. Ein tiefes Seelenweh zitterte durch Julianens Inneres, ein Schmerz, wie ſie ihn noch niemals empfunden. Ach dieſe Stunde mit ihrer Bitterkeit weihte das holdſelige Geſchöpf dem Schmerz, und ſeine düſtern Flöre zogen, wie damals, als ſie dieſen Mann zum erſtenmale ſah, das ſchwarze Wettergewölk am Himmel heraufzog — jetzt, wo ſie ihn zum letztenmale ſah, unſichtbar am Himmel ihres reinen Gemüthes herauf. Der Fremde bat ſie, im Garten zu bleiben, als er ſie verließ, und ſie gehorchte. Trauernd nahte ſie ſich dem ihr ſo lieben Plätzchen am Brunnen, und ließ dort ihren Schmerz in bittere Thränen ausſtrömen. Sie blieb lange allein, und öffnete endlich jenen Beutel, den ihr der Fremde gegeben.

Der Beutel war mit einhundert Ducaten gefüllt. Juliane betrachtete dieſe vielen Goldſtücke als neue Spielmarken, mit dem Auge eines Kindes — ſie kannte nicht das Geld, nicht ſeinen Gebrauch — und in ihrem Schmerz erſchien es ihr unpaſſend, daß der ihr ſo liebgewordene Mann ihr, wie einem Kinde, Spielzeug zurückgelaſſen.

Juliane fühlte mit erwachtem Selbſtbewußtſein, daß ſie kein Kind mehr ſei.

In Seidenpapier gewickelt, fanden ſich drei Medaillons mit äußerſt feinen Miniaturbildern noch außer dem Gold in jenem blauen Beutel. Als Juliane vom erſten die Papierhülle löſte, blitzte ihr eine Faſſung von ſtrahlenden Diamanten entgegen, die Rückſeite war ganz reines Gold, auf dieſe war mit Purpurfarbe geſchrieben: Deine Mutter.

Das Bild ſtellte eine junge Dame dar, halb verſchleiert, von reizender Schönheit, welche Julianen glich. Ein freudiger Schreck erſchütterte die Jungfrau.

Das zweite Bild, ganz gleich gefaßt, wie das erſte, zeigte ein männliches Portrait — und dieſes ſchien die Züge deſſen zu tragen, der Julianen dieſe Bilder gegeben, nur daß das Bildniß jünger und lebensfriſcher erſchien. Auf der Rückſeite ſtand: Dein Vater.

Mit ſeelenvollem Blick zum Himmel heftete Juliane wechſelsweiſe ihre Purpurlippen auf das Kryſtallglas, welches dieſe feine, höchſt zarte Malerei ſicherte, und die Thränen, die jetzt ihren Augen entquollen, waren von Schmerz und Freude gemiſcht.

Und das dritte Medaillon?

Eben ſo ſtrahlend, eben ſo in Gold und Diamanten gefaßt — wunderbar — auch eine Dame, ſchön und ſtattlich, füllereich — das ſchien die Frau zu ſein, die ohnlängſt da geweſen war, die Juliane ſo gerührt betrachtet, ſo liebevoll behandelt hatte. War es eine Verwandte? Schweſter vielleicht des Vaters? — Oder der Mutter? — Die Rückſeite dieſes Bildes enthielt keine Schrift.

Welch eine Fülle Stoff zum Nachdenken für eine ſo junge Seele, wie die Julianens!

Sorgſam umhüllte ſie wieder ihre Kleinode, barg ihren Schatz. Frau von Schönau nahte: ſie war bewegt, hatte geweint.

Liebevoll ſprach ſie zu Julianen: „Der edle Mann grüßt Dich noch tauſendmal."

Und weinend ſank Juliane an das Herz ihrer treuen mütterlichen Freundin.

Wenige Tage nach dieſen Vorgängen erfolgte ein neuer, die Gemüther der Frauen innig bewegender Abſchied. Reinhard verließ, einer höhern Beſtimmung folgend, einem großen Wirkungskreiſe entgegengehend, das einſame Haus.

Die Trennung.

Auf den Abſchied und die Abreiſe des Lehrers folgte, Allen unerwartet, ein baldiges Wiederſehen deſſelben.

An dem Tage, an welchem vor einem Jahre jener fremde Mann, der ſich Julianen ſo liebevoll genähert hatte, zum erſtenmal das einſame Haus betreten, gedachte die Jungfrau ſeiner mit einem Gefühle tiefer und inniger Wehmuth. Sie weilte wieder ſinnend im Garten, betrachtete oft das liebe Bild, welches ihr als das ihres Vaters bezeichnet worden war, und das ihm glich, der ſie ſo väterlich umfangen.

Er hatte ihr Glück verheißen! — Was iſt Glück? fragte ſie ſich ſinnend — die Bilder einer Zukunft ſchwammen noch unklar vor ihrer Phantaſie, wie Nebelſchleier über Roſengärten oder dornenvollen Einöden — wo der Fernſtehende nur die Schleier ſieht, nicht das, was ſie verhüllen.

Juliane hatte ſich über ein Baſſin gelehnt, das in ruhiger Klarheit den Himmel und die nächſte Umgebung von Mauerwerk und grünendem Geſträuch wiederſpiegelte — und ſah auf den Waſſerſpiegel hinab, da war es ihr, als erblicke ſie drunten mit einem Male nicht ihr eigenes, ſondern das Bild deſſen, den ſie mit kindlicher Seele liebte. In demſelben Augenblick, wo ſie dies zu ſehen glaubte, hörte ſie, ganz in ihrer Nähe, einen tiefen Seufzer.

Von doppeltem Schreck durchſchauert, wandte ſie ſich um, ſie glaubte, es ſei Jemand in der Nähe — allein es war Niemand da, und da ergriff ſie ein ſo mächtiges Erbangen, daß ſie zu beben begann und ſich an der Brüſtung des Baſſins halten mußte, um nicht umzuſinken.

Es lag die tiefſte friedlichſte Sommerſtille über dem Garten und der ganzen Landſchaft, und mit einem Male überfiel das junge und ſchöne Mädchen ein Grauen vor der Einſamkeit, wie es ein ſolches Gefühl noch nie empfunden hatte. Sie verließ den Garten und ſuchte Agathe auf, die ihre Vertraute war in allen kleinen Angelegenheiten, die junge Mädchen haben, und da Juliane faſt verſtört erſchien, ſo ergriff die verſtändige Agathe Mitleid und Bangen, und ſie hatte der Erſchrockenen bald abgefragt, was ſie bewegte.

„Es wird eine Ahnung geweſen ſein, liebes Fräulein!“ ſprach Agathe.

„Was iſt eine Ahnung?“ fragte Juliane, in deren Ideenkreis auch dieſes Wort noch niemals getreten war.

„Eine Ahnung iſt ein Begegnen unſers Geiſtes mit einem uns verbundnen fernen Geiſt zu wichtiger Stunde; wir ahnen es bisweilen, wenn ein uns ferner Geiſt heftig und verlangend an uns denkt, das giebt ſich dann kund durch ſichtbare oder hörbare Zeichen. Dies iſt, was man Ahnung nennt. Es giebt jedoch auch ein gewöhnliches Ahnen, das ſo viel ſagen will, wie vorausſehen.“

„So hat der Geiſt meines väterlichen Freundes vielleicht meiner gedacht — ich ſah ſein Bild, ich hörte einen Seufzer! O Gott, er leidet vielleicht!“ rief Juliane ſchmerzlich aus.

„Ja, gutes Fräulein!“ beſtätigte Agathe, „beſonders bei Leidenden und Sterbenden pflegen ſich Ahnungen an Verwandte kund zu geben.“ — „„Du machſt mir ſehr bange““ ſchluchzte Juliane. „Der Himmel verhüte, daß du Recht habeſt!“

Agathe hatte Recht, es war eine Ahnung geweſen.

Juliane hatte einen unerſetzlichen Verluſt erlitten, deſſen Schwere ſie nicht ahnete.

Es mochten acht Tage verfloſſen ſein nach jenem Juliane mit ängſtlichen und beſorgnißvollen Gefühlen erfüllendem Vorgang im Garten, als ganz unverhofft ihr ehemaliger Lehrer, Reinhard, wieder im einſamen Hauſe erſchien.

Juliane begrüßte ihn freudig, er ſie wohlwollend und herzlich, allein auf ſeinem ohnehin ernſten Antlitz lagerte Trauer.

Reinhard hatte eine lange geheime Unterredung mit Frau von Schönau, und nach dieſer Unterredung kam die Erzieherin äußerſt bewegt und mit überſtrömenden Augen zu Juliane, umarmte ſie mit ungeſtümer Zärtlichkeit, küßte ſie wiederholt und ſprach mit einer Stimme, welche der Schmerz beben machte: „Meine Tochter, theures Kind! Man entreißt dich mir! Du mußt fort!“

Wohl Allen, die ein ſolches Wort nie vernahmen, es niemals ausſprechen hörten von geliebten Lippen — ſolch ein Wort hat einen grauenvollen Nachhall durch das ganze Leben.

Du mußt fort!

Heraus aus dem Frieden der ahnungsloſen Kinder Unſchuld, heraus aus dem Garten des Jugendparadieſes, heraus aus dem Eden eines geliebten — wenn noch ſo einfachen, noch ſo reizloſen — dennoch geliebten Heimathſchooſes. —

Fort! —

Oft war der Gedanke an die ihrem Blick verhüllte Ferne in des jungen Mädchens Seele lebendig geworden; leiſe Wünſche hatten ſich darin geregt, wie das Leben des Schmetterlings in der Hülle des Cocons — jetzt ward dieſe Hülle gewaltſam angetaſtet und die Chryſalide zuckte ſchreckhaft in ſich zuſammen.

Juliane miſchte ihre Thränen mit denen der Frau, die ſie als eine Mutter verehren und ihr gehorchen gelernt hatte — noch begriff ſie nur dunkel, was alles in jenem ſchweren Worte lag.

Zu den weinenden Frauen trat mit würdiger Haltung Reinhard, und ſprach tröſtende, beruhigende Worte; auf zarte Weiſe ermahnte er Juliane, ſich als ein frommes und Gott ergebenes Kind in den unabänderlichen Willen deſſen zu fügen, der unſer aller Schickſal lenkt.

„Sie ſind eine Waiſe, theures Mädchen!“ ſagte Reinhard. „Am achtzehnten Tage dieſes Monats erloſch das Leben Ihres liebevollen Wohlthäters, Ihres väterlichen Beſchützers und Freundes!“

„„O mein Gott!““ rief Juliane erbleichend aus. — Es war derſelbe Tag, an welchem ſie jenes Bild zu ſehen, jenen Seufzer zu hören glaubte.

„Dieſes Haus fällt andern Beſitzern anheim“, fuhr Reinhard fort. „Auch Frau von Schönau, Ihre würdige Pflegerin, muß es verlaſſen. Ich habe tief betrübt dieſe Botſchaft bringen müſſen.“

„„O es iſt ſchmerzlich, ein Aſyl verlaſſen zu ſollen, wo wir ſo lange das ruhige und ſtille Glück gänzlicher Abgeſchiedenheit von der Welt genoſſen. Die Einſamkeit iſt ſo ſchön!““ klagte Frau von Schönau.

„Unſrer guten frommen Juliane wird dieſes Glück, das die Einſamkeit fühlenden Seelen gewährt, nicht entzogen werden“ fuhr Reinhard fort. „Der höhere Wille, der über ihr waltet, weiht dieſe Jungfrau aus dem edelſten Blute dem Herrn. Ja, Juliane, freuen Sie ſich! Sie ſollen eine Braut werden Ihres Heilandes, und allem Schmerz der Welt, allem Weh, das der Sünde folgt, werden Sie unzugänglich bleiben im Schutze der heiligen Mauern eines Kloſters.“ — „„Eines Kloſters? Was iſt das?““ fragte Juliane, die nur halb der Rede Sinn begriff.

„Ein Kloſter, liebe Tochter“ belehrte Reinhard, iſt ein Gott geweihtes Haus, das fromme und reine Frauen und Jungfrauen bewohnen und darin in Demuth und Entſagung vor dem Herrn wandeln, dem ſie dienen mit Gebet und Kaſteiung. Dort werden auch Sie wandeln, des Herren Magd, und unabläſſig Gebete zum Himmel ſenden für die Seelen derer, welche Sie geliebt haben.“

Juliane zitterte. Das Schmerzgefühl, ſich von allem, was ſie bisher umgab, zu trennen, was ihre kleine Welt gebildet hatte, überwältigte ſie mehr und mehr, und ließ ſie nicht zu ruhigem Nachdenken gelangen.

Frau von Schönau redete ihr liebreich zu, ſich zu faſſen, aber Julianens Thränen floſſen unaufhaltſam, und ihr Schmerz wurde faſt ein ſchreiender, da er mit aller Heftigkeit auf ihr jugendliches Gemüth einſtürmte.

Reinhard reiſte an demſelben Tage wieder ab. Beim Weggang ſagte er zu Frau von Schönau: „Man verſorgt Juliane gut, und ſorgt, daß ſie weit von dannen komme. Ein Kloſter in Bordeaux oder in deſſen Nähe ſoll ſie aufnehmen.“

„„Sie wird nicht in ein Kloſter wollen““ warf Frau von Schönau zagend ein.

„Wer fragt nach dem Willen eines Kindes?“ entgegnete Reinhard faſt ſtreng. „Tauſende würden ihr Loos mit Freudenthränen ſegnen, böte ſich ihnen ſolch eine würdige Freiſtatt. Juliane iſt für das Kloſter erzogen, wie Sie wiſſen, gnädige Frau. Ihr Unterricht blieb mit Abſicht mangelhaft; ſie hat keine andere Beſtimmung als das Kloſter.“

„„Ich füge mich in Demuth allem, was der höchſte Wille über uns verhängt““ ſprach Frau von Schönau; „aber ich liebe Juliane, und die Trennung von ihr ſchmerzt mich unausſprechlich.“

„„Wohlan, halten Sie das Fräulein zur Abreiſe bereit. Agathe ſoll ſie bis Hamburg, nach Befinden auch weiter begleiten, und dann ſoll auch für dieſe anſtändig geſorgt werden. Auch Gotthard geht mit uns, einen andern Diener ſtelle ich zu Ihrer Verfügung; ſobald wir Gotthard nicht mehr bedürfen, ſteht ihm eine gute Pfründe in einem Hospital offen. Ich werde für Juliane geeignete Garderobe mitbringen, und wir werden des Nachts abreiſen. Der Herr mit Ihnen!“ —

In alles ergiebt, in alles findet ſich allmählich der Menſch. Auch das Kind, das hinweggeführt wird aus dem Frieden ſeiner Heimath, nachdem es ſattſam geweint und ſich ungeſtüm genug gebehrdet, beruhigt ſich, obſchon es noch nicht weiß, wohin man es führen wird, in welche neue Lebenskreiſe und Lebensverhältniſſe man es bringt.

Aber nur der, dem Aehnliches ſelbſt begegnet, kann es voll und ganz empfinden, was bei ſolchem Scheiden, bei ſolchem Fortgeführtwerden aus einem kleinen Kreiſe von Menſchen, mit denen man vom erſten Augenblick des erwachenden Selbſtbewußtſeins durch Bande der Liebe und Anhänglichkeit innig verwachſen war, die junge Seele belaſtet.

Juliane durfte nicht ohne Tröſtung gelaſſen werden, in dieſe Tröſtung theilten ſich Frau von Schönau und Agathe. Nichts natürlicher, als daß der Gegenſtand, um den ſich alle Geſpräche drehten, das Kloſter war. Was aber, um Julianen den Begriff von einem Kloſter aufzuhellen, Frau von Schönau verſtändig aufbaute, das riſſen Agathens ununterrichtete Begriffe wieder ein. Dieſes nicht mehr junge Mädchen hatte von einem Kloſter nur ganz allgemeine unklare Vorſtellungen, und auch dieſe nur von der Schattenſeite der Klöſter, daher malte ſie Julianen grau in grau ein fürchterliches Bild.

Dieſes Bild eines Kloſters, wie Agathe es Julianen entwarf, glich genau einem Kerker.

In ein Kloſter gehen müſſen und eingemauert werden, ſchmolz bei Agathe faſt in einem und demſelben Begriff zuſammen.

Das tiefſinnige Mitleid, welches Agathe mit Juliane empfand und unverholen an den Tag legte, gab noch dazu allem, was jene ſagte, den Stempel der Wahrheit und der Ueberzeugung.

Frau von Schönau hatte geſagt: In den Klöſtern trifft man ſchöne und werthvolle Bücher, herrliche Bilder, Seltenheiten der Natur und Kunſt, gut gepflegte Gärten; das Leben fließt ſanft dahin, wie ein Silberbach durch Wieſen, ohne Unruhe und ohne Stürme. Angemeſſene Beſchäftigung mit kunſtvollen weiblichen Arbeiten füllt die Zeit aus, und die ſchönen Künſte der Malerei, der Poeſie, der Muſik ſchmücken das Leben der Kloſterfrauen und erheitern daſſelbe auf eine gemüthvolle Weiſe.

Agathe aber ſagte: „Das Kloſter iſt ein Haus mit ſtarken Mauern, kleinen vergitterten Fenſtern, und nie darf man dieſes Haus verlaſſen. Tag und Nacht im Sommer wie im Winter müſſen Sie beten. Ihr ſchönes Haar wird Ihnen abgeſchnitten, und an der Stelle dieſer farbigen und ſchönen Kleider tragen Sie Gewänder von ſchwarzem Wollenzeug und weiße Schleier von dicker Leinwand, die kaum das Geſicht frei laſſen. Unaufhörlich beobachtet man Sie, und das geringſte Verſehen gegen die ſtrenge Kloſterregel wird unerbittlich hart geſtraft. Sie werden gegeißelt und müſſen ſich ſelbſt geißeln.“

„Was iſt das? Geißeln?“ fragte Juliane ſchaudernd.

„Mit einer Peitſche aus Riemen, an denen kleine Drathſpitzen befeſtigt ſind, müſſen Sie ſich den Rücken und die Arme ſchlagen, daß ſie bluten!“

„Höre auf! Mir ſchwindelt!“ ſchrie Juliane, und Todtenbläſſe überzog ihr Geſicht.

Julianen wurde klar, daß Frau von Schönau ſie zu täuſchen ſuche, und nur Agathe es gut mit ihr meine.

Das arme Mädchen fiel einer Bethörung anheim, die ſie voll Unruhe machte, und ihr Denken verwirrte.

Sie weinte Tag und Nacht, und ſagte kein anderes Wort, als: „Ich will nicht ins Kloſter.“

Das erfüllte Frau von Schönau mit dem tiefſten Seelenweh. Juliane, die ihr ſo theuer war, die ſo treu und ſorglich von ihr behütet worden war, die mit ſo vieler kindlicher Liebe an ihr hing, wandte ihr Herz von ihr ab, und ſagte ihr ins Geſicht: „Mama! Sie täuſchen mich!“ — Die Wahrheit zwiſchen den verſchiedenen Schilderungen vom Kloſterleben lag in der Mitte. Frau von Schönau hatte auf ihr Bild zu viel Licht, Agathe zu viel Schatten aufgetragen. Es war zu ſpät, zu berichtigen. Juliane ließ das Schattenbild nicht wieder aus ihren Gedanken, und vergebens ſuchte Agathe, welche über ihr unkluges Benehmen harte Worte hören mußte, nun ſelbſt bei Julianen ihr Bild in einem mildern Lichte darzuſtellen.

Die Gemüther der drei Frauen waren gleich ſehr von Unruhe, Kummer und Beſorgniß erfüllt; der ſanfte Friede des einſamen Hauſes, der jahrelang darüber gewaltet, war geſtört und an ſeine Stelle eine ängſtliche und zagende Spannung getreten.

Dieſe Spannung wurde durch Reinhards Wiederkunft beendigt. Dieſe Wiederkunft erfolgte Mitternachts.

Zur Mitternachtſtunde drang der Ruf des Poſthorns durch die Stille des Wäldchens, und ſchreckte das Wild aus ſeinem Schlummer. Bald war eine haſtvolle Bewegung im Hauſe wach, und irrender Lichtſchein erhellte abwechſelnd Zimmer und Treppenhaus.

Ein Koffer ward in das Zimmer der Frau von Schönau gebracht und geöffnet. Schöne neue Kleider für Juliane lagen darin, ein ſchwarzes, ein rothes, ein grünes und ein weißes. Dieſe Kleider waren von Seide.

Juliane hatte bisher nur Kleider von Bombazin getragen. Ein Tuchmantel, und ein Pelzmantel ſollten, je nach der Witterung, die Reiſende vor Kälte ſchützen. Außerdem enthielt der Koffer noch eine vollſtändige Garderobe für eine junge Dame aus hohem Stande.

Juliane ließ ſich ohne allen Antheil an dieſen Sachen zu nehmen, zur Reiſe ankleiden. Ihre Thränen floſſen unaufhaltſam, und zentnerſchwer lag der Abſchied auf ihrer Seele.

Reinhard hielt für gut, dieſen Abſchied keine allzulange, Alle Betheiligten gleich ergreifende Dauer zu geben. Dennoch wirkte jener ſo heftig, daß Frau von Schönau, als ſie ſich aus Julianens krampfhafter Umarmung riß, nicht im Stande war, ſich ſtehend zu erhalten, ſie ſank auf ihre Ottomanne, während Reinhard und Agathe Julianen, die halb ohnmächtig war, zum Wagen führten.

Noch einmal ſtürzte Agathe in das Zimmer der Frau von Schönau, ſank zu deren Füßen, küßte ihre Hände und badete dieſe in Thränen. Gotthard hatte der Gebieterin bereits trauervoll Lebewohl geſagt.

Wenige Minuten ſpäter, und wieder ſchmetterte das Poſthorn. Frau von Schönau war es, als ſolle ihr Herz brechen wie ſie den Wagen fortrollen hörte, und ſie, die ſo lange hier in tiefer Einſamkeit und Abgeſchiedenheit gelebt hatte, fühlte erſt jetzt und mit einemmale die ganze Oede und Vereinſamung eines Daſeins, dem ſein ſchöner und verehrungswürdiger Zweck, ein junges Leben zu erziehen und zu bilden, fortgenommen wird.

Dunkle Nacht umſchleierte das einſame Haus.

Dunkle Nacht, durch welche nur die Laternen des Poſtwagens mit meteorähnlichem Schimmer über die leere Haide leuchteten, überhüllte das Land, dem man jetzt ſeine lieblichſte Menſchenblüthe entführte. —

Still ging die Reiſe durch Nacht und Dunkel dahin. Lange weinten Juliane und Agathe, bis der Schlummer ſeinen Balſam auf die Seelenwunden goß, welche der Schmerz der Trennung geſchlagen.

Es war eine eilige Reiſe; man hielt an, man fuhr weiter. Von Station zu Station immer vier Pferde Extrapoſt, überall durch Laufzettel voraus beſtellte Geſpanne zur Hand.

Juliane erwachte am Morgen. Anfangs fiel ihr matter Blick nur träumeriſch hinaus in die Natur — ihr verweintes Auge blickte trübe — ohne Antheil, ohne Neugier.

Aber es konnte nicht fehlen, daß Antheil und Neugier endlich rege wurden. Sie ſah viele Menſchen. Ackerleute zogen mit Vieh und Geräth zu Felde; man ärntete die Früchte des Feldes ein. Frachtwägen und andere Geſchirre, Reiſende zu Fuß und zu Roß wurden überholt, von Zeit zu Zeit ſchmetterte das Poſthorn munter und anmuthig über die Fluren — meilenlange Wälder mit mannichfaltigen Bäumebeſtänden wurden durchflogen; es kamen Dörfer, Städte — alles eilte an Julianens Blicken vorüber, wie Bilder einer Zauberlaterne.

Der ernſte Begleiter ſprach manch belehrendes Wort. Es galt, Juliane aufzuklären über die Welt, über den Verkehr mit Menſchen. Sie war ſehr aufmerkſam — ſie lernte einigermaßen den Werth des Geldes kennen, da ſie ſah, daß man es hingab, um dafür das zu empfangen, was man brauchte und wünſchte. Da ihre Aufmerkſamkeit durch nichts Fernliegendes zerſtreut und abgezogen wurde, ſo faßte ſie alles Naheliegende raſch und richtig auf.

In Orten, wo angehalten ward — um ſich die nothige Erholung zu gönnen, mußte ſich Juliane verſchleiern. Sie hatte ſich dann mit Agathe auf ihr Zimmer zu begeben, und dort bis zur Weiterfahrt zu verweilen. Nie war ſie gänzlich unbewacht.

Bei ſchwerer Verantwortung war Agathen zur Pflicht gemacht, Juliane niemals ganz aus den Augen zu laſſen. Selbſt das jedesmalige Schlafgemach theilte Agathe mit der ihrer Obhut Befohlenen.

Außerdem ſah ſich Juliane aufmerkſam, ja ſelbſt ehrerbietig behandelt.

Ein Gedanke ſtand jedoch feſt bei der auf dieſe eigenthümliche Weiſe Entführten, der Gedanke: ich will nicht ins Kloſter.

Daher bebte ſie bei jeder Stelle, wo der Reiſewagen hielt, wo ſie zum Ausſteigen veranlaßt wurde, mehr und mehr, denn immer glaubte ſie ſich nun am Ziele, immer glaubte ſie, in die kalten und ſtarren Mauern eines Kloſterkerkers einzuſchreiten. Sah ſie aber dann heitere unbefangene Geſichter, hörte und ſah ſie das Getümmel der Poſthöfe, mit ihrem lärmenden Gewühl, ſo ward ihr wieder leicht um das Herz — ſie dachte: Gottlob! Hier iſt kein Kloſter!

Sie erfuhr die Namen der zahlloſen Städte und Städtchen nicht, welche auf dieſer raſchen Reiſe berührt wurden — es ging über Dresden nach Berlin, von Berlin nach Hamburg

Dort werde ſie Schiffe ſehen — einſt einer ihrer kindlichen Wünſche, ward ihr geſagt — und ein ſolches Schiff werde ſie aufnehmen, um ſie nach Bordeaux — im fernen Weſten Frankreichs — zu bringen.

jener Grenze die zwiſchen der oberſten Führung des Hausweſens und der Führung der kaufmänniſchen Geſchäfte ſich hinzieht, daher vollkommen ſelbſtſtändig, dabei eine Schönheit erſten Ranges, und von Bewerbern und Anbetern umſchwärmt und umlagert.

Die Liebe der Tochter zu dem Lord war dem Vater kein Geheimniß, er hinderte ſie nicht, denn er war zu einſichtvoll, um nicht zu wiſſen, daß Liebe immer ihre Wege findet, und daß ſie einem jungen Mandelbäumchen gleicht, das um ſo reicher ſproßt und Blüthen treibt, wenn die Scheere des Gärtners ſeine jungen Triebe verkürzt. Auch war Herr Tomſon der Würde und Sitte ſeiner vortrefflich erzogenen Tochter ſo ſicher, daß er nicht im mindeſten für ſie fürchtete. Uebrigens legte der junge Engländer in ſeinem Umgang mit Fanny ein ſo achtungsvolles und ehrerbietiges Benehmen gegen dieſe an den Tag, daß auch dadurch um ſo mehr alle Beſorgniß beſeitigt wurde, jenes Herzensverhältniß könne ein tadelhaftes werden.

Die wachſende Neigung des Liebespaares erweckte naturgemäß den Wunſch nach der innigſten Vereinigung. Herzen, die ſich einmal angehören, nähren ſich vom Verlangen und Hoffen, ſie wollen vereinigt ſein. Das entſagende Schmachten, Hangen und Bangen, das Traumglück ſentimentaler Seelen iſt eine

Treibhausblüthe, die bald genug abwelkt, während beglückte Liebe und geſtilltes Sehnen eine dauernde Wohlfahrt zu begründen vermögen.

Der verſtändige Vater hatte ſeiner Tochter eröffnet, er werde ihr bei der Verſchenkung ihres Herzens und ihrer Hand keinen Zwang anthun; er ſey gewiß, daß ſie eine Wahl treffe, deren ſie ſich nicht zu ſchämen brauche. Aber bei ihm bleiben müſſe ſie, in ſeinem Hauſe wohnen, und dieſes Hauſes Scepter fortführen vermählt oder unvermählt.

Der Engländer hingegen hatte Fanny geſagt: unmöglich könne er mit ihr auf dem Continent bleiben. Ihm habe ſie als ſeine Gattin zu folgen; alles Glück des Lebens und der Liebe wolle er auf ihr Haupt häufen, im ſchönſten und reizendſten ſeiner Schlöſſer ſolle ſie wohnen. Mittlerweile hatte der Bankier an ſeine Handelsfreunde in London, York, Briſtol, Mancheſter, und andern bedeutenden Städten ganz im Geheim um Nachforſchungen und Erkundigungen nach der Familie des Lords Kory gebeten. Die Antworten ließen eine Zeitlang auf ſich harren, und dann gingen ſie raſch nach einander ein und lauteten übereinſtimmend, Kory ſei ein ungariſcher oder polniſcher und kein engliſcher Familienname. Man zweifle, daß irgend ein Menſch in ganz England dieſen Namen führe, oder derſelbe müſſe allenfalls in Schottland oder Irland üblich ſein.

Eines dieſer befreundeten Handelshäuſer hatte jedoch die einfache Bemerkung beigefügt: daß es großen Scharfſinnes nicht bedürfe, um den bewußten dunkeln Namen in einen berühmten und glänzenden umzuwandeln.

Da ſtand der Chef des Hauſes Tomſon und Compagnie vor dem Ei des Kolumbus und ärgerte ſich. Er verwandelte die Schuppen, die ihm von den Augen fielen, in die Zeilen eines Briefes an den Lord, welche ſehr einfach lauteten:

Mylord!

Euer Herrlichkeit ſind nicht der, welcher Sie ſcheinen. Bis es Ihnen beliebt, dem Hauſe Tomſon und Compagnie wahrheitgemäßen Aufſchluß zu geben, muß es — ohne Eintrag angenehmer geſchäftlicher Verbindung — in ſeinen Familiengliedern Euer Herrlichkeit fremd bleiben. Mit der größten Verehrung ꝛc.

Dieſer Brief hatte keine Erklärung an die ehrenwerthe Firma Tomſon und Comp. wohl aber einen ganzen Briefwechſel zur Folge, welchen Lord Kory mit Fanny Tomſon einleitete. Es fehlte dieſem Briefwechſel nicht an außerordentlich zärtlichen und gefühlvollen Ergüſſen zweier jungen, feurig ſchlagenden

Herzen, und er entzündete mehr und mehr das Feuer heißer Liebe, einer Liebe, die auf ihrem Höhenpunkt endlich alle Schranken bricht.

Dieß iſt der Kern faſt aller Tragödien.

Fanny Tomſon faßte den Entſchluß, Vater, Vaterhaus und Heimath zu verlaſſen, und dem Manne ihrer Wahl zu folgen. —

Juliane von Schönau, wie ſie genannt wurde, war in Hamburg; ſie ſahe nun zum erſtenmale eine große Stadt, ſie ſah den mächtigen Rieſenſtrom, die Elbe, ſie ſah Schiffe, und zitterte. Einſt hatte ſie den Anblick der Schiffe erſehnt, jetzt machte der Gedanke an ein Schiff ihr Grauen.

Es ward ihr vergönnt ſich zu ergehen, auf die anſtrengende Reiſe mußte Erholung folgen, und das Fräulein ſollte lernen, unter vielen und ihr fremden Menſchen zu weilen, denn die Bedienung, welche ihr bis hieher gefolgt war, Agathe und Gotthard, ſollten nicht länger um ſie ſein.

Noch waren dieſe beiden treuen Seelen um ſie, noch folgten ſie geleitend des Mädchens Schritten, liebevoll, achtſam und trauernd, denn ſie wußten, daß auch ihnen baldige Trennung von dem holdſeligen Kinde bevorſtehe, das ſie ſo lieblich hatten wachſen und aufblühen ſehen.

Man war mit Juliane in demſelben Gaſthaus eingekehrt, in welchem Lord Kory wohnte, und der Zufall fügte es, daß dieſer Julianen in einem Augenblick begegnete, wo ſie ohne Schleier war.

Betroffen blieb der Lord ſtehen und grüßte ſie ehrfurchtvoll; ſie dankte ohne Scheu; ihr reiner Blick lenkte ſich allen Menſchen mit Wohlwollen zu, und der Gruß eines Fremden ſchien ihr eine dankenswerthe Auszeichnung.

Als Juliane mit ihrer Bedienung einen Spatziergang nach dem Hafen machte — folgte ihr der Lord, und an geeigneter, nicht allzuſehr vom Volke belebter Stelle redete er ſie an.

„Wir wohnen in einem Hauſe, mein hochzuverehrendes Fräulein! Sie ſind fremd hier, kann ich Ihnen einen Dienſt in dieſer Stadt leiſten, ſo gebieten Sie über mich.“

Agathe erſchrack — auf ſo etwas war ſie nicht gefaßt — was vermochte ſie oder Gotthard zu thun? Sie konnte Julianen nicht verbieten zu antworten.

Julianens Geſicht übergoß eine zarte Röthe, ſie antwortete freundlich: „Sie ſind ſehr gütig gegen mich, mein Herr! Ich danke Ihnen!“

„„Werden Sie lange hier verweilen?““

„Ich zweifle — man ſchifft mich ein — nach Bordeaux — ach — in ein — — Kloſter.“

An dem Schauer, mit welchem Juliane das letzte

Wort ausſprach, gewahrte der Scharfblick des Engländers ihr Bangen, und das innigſte Bedauern mit dieſem jungen Mädchen, das im vollen Liebreiz jugendlicher Unſchuld, ſchon wie ein Engel, vor ihm ſtand, durchdrang ihn.

„In ein Kloſter — doch nicht gegen Ihren Willen, verehrtes Fräulein?“ fragte der Lord.

„Ja, ganz gegen meinen Willen!“ erwiederte Juliane feſt.

„O es giebt noch Mittel, ein ſo junges und liebenswürdiges Frauenzimmer gegen Gewalt zu ſchützen!“ rief der Engländer mit einem flammenden Blick, und das Gefühl edler Menſchenfreundlichkeit loderte in ihm auf.

„Liebes Fräulein! Um Gottes Willen! Setzen Sie dieſes Geſpräch nicht fort!“ flehte jetzt Agathe im tiefſten Bangen, denn ſie ſah eine Wolke des Unheils drohend heranziehen.

„Ich werde, Agathe, und die Dienerin wird ſchweigen!“ entgegnete Juliane voll Hoheit in Blick und Haltung. Ein Gefühl ihrer Würde erwachte in der Jungfrau, und ſie ſagte ſich, daß ſie handeln müſſe und nicht länger willenlos dulden.

„Warum werde ich umgarnt wie von Schlangen?“ fragte ſie, mehr wehmuthvoll als zürnend, Agathe. „Ich will mich nicht einſchiffen, ich will nicht in's

Kloſter! Welche Hand mir Rettung bietet, ich werde ſie dankbar faſſen, nicht zurückſtoßen. O mein Herr — ich bin ein unglückliches Mädchen — ich kenne meine Aeltern nicht, ich kenne die Welt nicht, nicht das Leben der Menſchen. Ich wurde fortgeſchleppt von einem ernſten und ſtrengen Manne, der mein Lehrer war — mein Lehrer, nicht mein Vater. Gott mag es wiſſen, Wer dieſem Manne Gewalt über mich gegeben hat! Ich bin nicht geringen Standes, aber ich kann die Abſichten nicht durchblicken, die man mit mir hat. Ich habe nichts verbrochen — warum ſoll ich in das Kloſter?"

Dieſe Aufregung, bei Julianens ſo ſanftem Charakter, die ihr Thränen hervorrief, machte auf ihre Zuhörer einen unbeſchreiblichen Eindruck.

„Ja, ſtarrt mich immer an!" rief ſie Agathen und Gotthard zu: „Ich betrete kein Schiff! Ich ſchreie laut um Hülfe, ich rufe das Volk um Schutz und Theilnahme an!"

„„Das ſich verächtlich von einem ungehorſamen Kinde abwenden wird!"" ſprach plötzlich mit Härte eine Julianen bekannte Stimme, und eine Hand berührte ihre Schulter. Sie ſchrie auf — Reinhard, der von den Schiffen gekommen war, ſtand hinter ihr.

„Sind Sie es, mein Herr, der dieſem edlen Kinde Gewalt anthun und es gegen ſeinen Willen dem Kloſter zuführen will?“ fragte der Lord mit einem Blick der Entrüſtung auf Reinhard.

„Nach Hauſe!“ gebot dieſer mit ernſtem Wink Julianen und den Dienern, und der Schreck wie der gewohnte Gehorſam wirkten ſo mächtig, daß Juliane, dieſem Befehl willfahrend, den Dienern ſchweigend voranging.

Als dieß geſchah, blickte Reinhard dem Lord feſt in's Auge und ſprach: „Wer Sie auch ſein mögen, mein Herr, haben Sie ſo viel Güte, ſich nicht in fremde Geheimniſſe eindringen zu wollen. Hat ein unbedachtes Wort jenes meines Schützlings Ihre Hülfebereitwilligkeit erweckt, ſo ſage ich Ihnen Dank für Ihren guten Willen. Dieſe junge Dame iſt von ſo hoher Herkunft und ſteht unter ſo mächtigem Schutz, daß kein anderer Schutz, außer dem göttlichen, dieſen zu überbieten vermochte. Ueber dieſes Mädchens Zukunft ſind die Wurfel auf hohen Thronen geworfen, und ihren vorgezeichneten Weg darf kein anderer Weg durchkreuzen. Sie ſehen, mein Herr, daß ich Ihnen Achtung erzeige, indem ich Ihnen ſolche Erläuterung gebe — die ich Niemand zu geben ſchuldig bin. —

Ohne des Lords Gegenrede abzuwarten, machte ihm Reinhard eine Verbeugung und ſchritt mit ruhigem Ernſt und würdevoll ſeiner Schutzbefohlenen nach.

Der Lord ſah ein, daß er jetzt nicht weiter geben könne. Voll Unmuth flogen ſeine Blicke hinter den Schritten Reinhards her, und er murmelte vor ſich hin: „Du ſchönes, armes Kind! Du ſüße Blume! Viel zu hold und ſchön für die Einſamkeit eines Kloſtergartens!“

„Bei Gott, ſähe mich nicht nach unwiderruflichem Beſchluß mit meiner Erkorenen der nächſte Morgen auf der Elbe dem Meere zuſteuern — ich würde Dir zu helfen ſuchen, Du ſüßes Kind, deſſen Anblick ſo herzgewinnend, ſo bezaubernd iſt.“

„So muß Fanny ausgeſehen haben, in ihrer erſten Jugendblüthe, meine theure Braut, die aus reiner Neigung mir folgen will, und dem Mann ihrer Wahl alles, alles opfert.“

„Aber ihr Lohn ſoll königlich ſein, und unſer Glück eine Seligkeit!“

Der Lord ging nach den Schiffen im Hafen, von denen eine neue Brigantine ſein Eigenthum war. Der Kapitain hörte ehrfurchtvoll die Befehle ſeines mächtigen Gebieters. —

In ihrem Gaſthaus nochmals wieder angekommen, hatte Juliane mit ihrem Geleiter eine ſehr ernſte Unterredung. Agathe hatte Reinhard den Hergang im Hafen treulich berichten müſſen, und dieſer ſprach nun zu Julianen mit einem ſanften Tone des Vorwurfs: „Zum erſten Male, meine theure Tochter, muß ich mich über Sie beklagen. Sie haben einen höchſt unüberlegten Schritt gewagt.“

„Nennen Sie mich nicht Tochter, mein Herr,“ entgegnete Juliane verletzt. „Sie ſind nicht mein Vater, und handeln an mir nicht väterlich!“ — „„Kind, welch ein harter Vorwurf! Iſt das unſre ſanfte Juliane!““ — fragte Reinhard mit bewegtem Gemüth.

„Bin ich Unglückſelige für einen Kerker geboren? Wer iſt ſo unerhört grauſam, mich dieſem zuzuführen, als Sie? fragte Juliane zürnend und in höchſter Aufregung. „Sie haben mich geliebt und unterrichtet, Sie haben mich einen gerechten und barmherzigen Gott kennen und verehren gelehrt, aber auch eine Hölle und eine Verdammniß! Wollen Sie der Hölle Diener ſein? Wer ſind die ſchändlichen Feinde eines unſchuldigen Mädchens, die mich lebendig begraben ſehen wollen?“ —

„Sie, einſt mein Vater, mein Lehrer, mein Freund — warum führen Sie mich dem Abgrund entgegen? Warum nicht lieber retten Sie mich?“ — fuhr Juliane leidenſchaftlich fort. „Sie waren immer mild und gut und freundlich gegen mich, und ich war immer gegen Sie gehorſam und dankbar. Wie liebevoll begegneten Sie mir, wie väterlich gütig zeigten Sie mir das volle Maas Ihrer Liebe? O bei dieſer Liebe beſchwöre ich Sie, zu Ihren Füßen flehe ich: Führe mich ans Ende der Welt — ich folge Dir! Führe mich in Elend und in Wüſten — ich will folgen — nur nicht in das Kloſter! Ins Kloſter folge ich nicht!" —

Und wirklich ſank Juliane in ihrem tiefen Schmerz vor dem ernſten Manne nieder, ſeine Kniee umfaſſend.

Reinhard wehrte ſie ab und hob ſie auf, indem er ſagte: „Juliane — Sie zu meinen Füßen! O wüßten Sie, welch ein grauſamer Hohn — Ihnen unbewußt — gegen mich in dieſer Kniebeugung liegt! Wann lehrte ich Ihnen, ſich alſo zu erniedrigen?" —

„„Mißhandlung führt zur Erniedrigung!"" verſetzte Juliane. „Bin ich ein willenloſes Geſchöpf, ein elendes Werkzeug in euern Händen, nun denn — ſo bin ich ein Nichts, mir ſelbſt verächtlich, dann ſei der Tod mein nahes, mein nächſtes Ziel! Bin ich aber die hochgeborne Tochter aus edlem Stamm, wie ihr mich ahnen laßt — ſo will ich würdevoll behandelt ſein, will Freiheit haben, und kein Kerkerloos!"

„„Glauben Sie mir, Juliane, und bei Gott und allen Heiligen ſchwöre ich es Ihnen zu,"" erwiederte Reinhard feierlich und traurig ernſt: „Sie ſind kein Werkzeug — ich — ich bin es, und daß ich es ſein muß, wird mir in dieſer Stunde zur bitterſten Seelenqual. Stoßen Sie mich fort, entziehen Sie ſich meiner Führung, ſo harrt meiner, dem man mit ſchweren Eiden verpflichtete und verantwortlich machte für Sie und jede Ihrer Handlungen, ſo harrt — ſage ich, meiner ewige Einkerkerung, und ſelbſt Ihre unſchuldigen Diener trifft ein hartes Loos. Wollen Sie das auf Ihr jetzt noch ſo reines und unbelaſtetes Gewiſſen laden? Wollen Sie Ihren Lehrer, den liebevollen Freund und Führer Ihrer Jugend in das Verderben ſtürzen! Nein, unſre Juliane kann dieß nicht!“

Juliane ſank, ihr Geſicht verhüllend weinend auf das Sopha ihres Zimmers: nie hatte ein ſo mächtiger Schmerz ihr Inneres erſchüttert, ſelbſt nicht jener des Abſchieds von der Pflegerin ihrer Kindheit.

Reinhard zerriß es das Herz, das holde Geſchöpf ſo leiden zu ſehen. Er ſprach noch tröſtend: „Faſſen Sie ſich, Juliane! Laſſen Sie uns zu Gott dem Herrn beten um Faſſung, um Troſt und Standhaftigkeit für Sie. Sie ſind von Vorurtheilen bethört! Nicht ein Kerker, eine Freiſtatt wird Sie empfangen! Nicht der Haß von Feinden, die Liebe treuer Anhänger iſt es, die Ihnen Ihre Bahn bereitet, die Sie ſichert! Glauben Sie, man würde, wenn man nichts wollte, als Sie begraben, einkerkern, wie Sie wähnen, Tauſende für dieſe Reiſe aufwenden, die noch lange nicht zur Hälfte des Weges zurückgelegt iſt? Erſteres hätte man ſehr billig haben können;

man durfte Sie nur laſſen, wo Sie waren, dort waren Sie in einem Grabe, aller Welt verborgen und unbekannt. Und dieſes ſage ich Ihnen ernſt in dieſer ernſten Stunde: Sie müſſen ſchweigen gegen Jedermann über Ihre ganzen Verhältniſſe, ſchweigen wie das Grab.“

Welches überzeugende Gewicht auch in den Worten Reinhards lag, der Schmerz übertäubte Juliane ſo ſehr, daß ſie ihr verloren gingen — mindeſtens antwortete ſie mit keiner Silbe, ſondern nur durch krampfhaftes Schluchzen, das ihren ganzen Körper erbeben machte.

Reinhard hob mit ſtummer Schmerzgebehrde die Hände zum Himmel empor, verließ das Zimmer und ſandte Agathen zu Julianen.

Dieſe fuhr bei dem Eintritt der Dienerin mit Heftigkeit empor. „Gott! Gott!“ rief ſie angſtvoll aus: „Iſt es denn meine Beſtimmung, daß ich, kaum eingetreten in die Welt der Menſchen, dieſer Welt entſagen ſoll? Wo iſt Licht auf meinem Weg, der von Kindheit ein von Schleiern umhüllter war? Alſo ich ſoll in ein Grab ſteigen, damit Andere ſich der Freiheit freuen! Ich ſoll mein Selbſt zum Opfer bringen, damit Jene ſich des Lohnes freuen, der ihnen wird für meine Opferung! Allmächtiger!

Das iſt Dein Wille nicht! Ich bin von der Lüge umſtrickt und von dem Verbrechen!“

Agathe fiel dem ſchwerzürnenden Kinde zitternd zu Füßen, und ſtammelt unzuſammenhängende Worte. Juliane achtete ihrer nicht, ihr Mund blieb fortan ſtumm — ſie weigerte jede Antwort, weigerte Trank und Speiſe und ſetzte ihre Umgebung in Angſt und Verzweiflung.

Juliane hatte ſich in ihr Zimmer eingeſchloſſen, und den Schlüſſel von innen in das Schloß geſteckt. Das Zimmer lag im Hintergebäude, die Thüre führte zu einem Gang, von welchem eine Verbindungstreppe nach dem Hofe hinab ging.

In ihrem Zimmer waltete Juliane ruhig und beſonnen; ſie legte ihr grünes Kleid zurecht, und packte das weiße nebſt einiger Wäſche in ein Packet, welches ſie in ihrem Bette verbarg. Ihren blauen Beutel, welcher die drei diamantenumkränzten Portraits und die hundert Dukaten enthielt, trug ſie wohlverwahrt bei ſich.

Als ſie Agathe auf deren flehendliches Bitten endlich öffnete, ſchien ſie ſo eben das Bette zu verlaſſen, ſie war im Nachtgewand — und ſchloß ſogleich die Thüre wieder ab, als Agathe eingetreten war, worauf ſie alsbald wieder ihr Lager beſtieg.

Agathe verſuchte in redſeliger Breite allgemeine

Beruhigungsgründe — allein Juliane ſchloß ihr mit den Worten den Mund: „Laß mich ſchlafen — ich bin todmüde — und ſchlafe Du auch; gute Nacht! Gott vergebe Dir, wie ich.“

Zwiſchen zwei und drei Uhr überzeugte ſich Juliane, daß Agathe feſt ſchlief. Beim Schimmer der Nachtlampe kleidete ſie ſich leiſe und raſch an, nahm ihr Paket, erſchloß leiſe das Zimmer, ſchloß es von außen vorſichtig wieder zu, glitt über den Gang zur Treppe, dieſe hinab, und fand im Hofe ſchon Hausknechte beſchäftigt, einen Wagen zu beſpannen.

Wie ein Schatten, und ſcheinbar unbemerkt glitt Juliane an dieſen Leuten vorüber — das Thor des Hauſes war bereits geöffnet. Mit feſtem, ſicherm Schritt trat ſie in die frühe Morgenkühle heraus. —

Weiterreiſe.

Die Nacht hing noch ſternenklar über Hamburg; düſter und ſchwarz ſtarrten die hohen Häuſer längs des Alſterbeckens empor: Stille lagerte noch über der mächtigen Stadt und über dem gewaltigen Baſſin ruhte geheimnißvoll ein düſtrer Nebelſchleier.

Juliane ſah ſich allein: ihr erſter Gedanke nach dem bedenklichen Schritt, den ſie gewagt, war ein unendlich frohes Gefühl, das Gefühl der *Freiheit*, dieß erfüllte jetzt mit einem nie geahneten Entzücken ihr ganzes Sein, während vorher nur ein mächtiger und haſtvoller Drang, dem ſie folgen mußte, ſie trieb und trieb, ihre Flucht zu vollziehen.

Leicht ſchwebte ſie dahin, wie ein Silphe; das wohin? das auf dieſem Fluchtgange doch zunächſt und nothwendig in Frage kommen mußte, kam ihr noch nicht in die Gedanken, ſie ging und ging voll Kraft, voll Freudigkeit, mit aller Elaſtizität der Geſundheit und Jugend.

Jetzt hörte ſie hinter ſich her ein Cabriolet rollen, und ehe dieſes ſie erreicht hatte, öffnete ſich wenige Schritte vor ihr die Thüre eines hohen und ſtattlichen Hauſes, und es traten aus demſelben zwei Frauen, von denen die eine ein großes Paket trug.

Juliane hörte die eine dieſer Frauen ſchluchzen, und ſah, ohne von ihr bemerkt zu werden, wie ſie ſich umkehrte, die Hände flehend gegen das Haus erhob und die Worte ſprach: „Verzeihung, Vater! Verzeihung!“

Das Cabriolet hielt, ein Mann ſprang heraus, er eilte auf jene Dame zu, umfing ſie zärtlich und rief: „Fanny! Meine Fanny! Nun mein, mein!“

Und dieſer Mann hob die Dame in ſeinen Wagen, ließ die Begleiterin derſelben ebenfalls einſteigen, folgte beiden, und ſchnell rollte der Wagen an Julianen vorüber. Das war der Mann, der geſtern Julianen angeredet, ſeine Dienſte ihr angeboten; ſie erkannte ihn wieder an der Stimme, wie an der edlen Haltung.

Ein wunderbares Gefühl ergriff das arme einſame Mädchen bei dieſer ſo raſch an ihr vorübergehenden Scene; aber ſie vermochte nicht, ſich daſſelbe zu deuten. Es ſchien ihr, als habe dieſer Mann ſich zur Aufgabe gemacht, Hülfloſen Hülfe zu bringen, und jene Dame entfloh wohl, wie ſie — nur nicht allein. —

„Verzeihung, Vater! Verzeihung!“

„Verläßt jene Frau einen Vater?“ fragte ſich Juliane. „Kann man einen Vater verlaſſen, heimlich, und einem andern Manne folgen?“ Dieß erſchien Julianen unbegreiflich. Sie kannte noch nicht die Allgewalt der Liebe — aber der Schritt, den ſie ſelbſt gethan, erſchien ihr weit minder ſtrafbar, wie der, den jene junge Dame that, wenn ſie wirklich, wie es ſchien, einen Vater verließ, den ſie liebte.

Eins quälte Julianen im Weitergehen. Jene Dame hatte eine Begleiterin. „Ich hätte Agathe mit mir nehmen ſollen, ſie liebt mich ſo ſehr, ſie wäre mir gefolgt — ich wäre nicht ſo allein — aber vielleicht hatte ſie meinen Entſchluß Herrn Reinhard, dem ſie blindlings gehorcht, verrathen — es iſt ſo doch beſſer.“

Der Tag brach an, lichter und lichter wurde es am öſtlichen Horizont, der Himmel entzündete ſeine ſchönſten Morgenroſen und bald erglühten rings die Auen im verklärenden Strahle der Frühe. Juliane wandelte ruhig dahin, immer gerade aus, denn ſie hatte kein Ziel. Sie hatte das feſte Vertrauen einer Kindesſeele: Gott wird mich führen.

Das Leben der Straßen begann rege zu werden, ſeine mannigfachen Bilder gewährten erheiternden Wechſel der Anſchauung, und ſo ermüdete Juliane nicht ſo bald auf dem ſonſt leicht ermüdenden Gange durch die endloſen Straſſen.

Endlich war ein Thor erreicht, die Vorſtadt St. Georg gewonnen. Auch dieſe endete, und lange Reihen von Landhäuſern traten an ihre Stelle. Rückwärts ſchauend erblickte die Wandrerin die große Hanſeſtadt wie ein Schiff auf dem Alſterbaſſin ſchwimmend in prächtiger Morgenſonnenbeleuchtung. Es folgte Garten an Garten, alle in dem zierlichen Styl, der in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts als Triumph der Gartenkunſt galt, es folgten herrlichen Schatten gebend Reihen mächtiger Ulmen und Lindenbäume, und wie flach auch die Landſchaft war, es fehlte ihr doch keineswegs an Reiz und an maleriſchen Fernſichten.

Mannichfaltiges Obſt und Weisbrod lag aller Orten in Fülle zum Verkauf ausgeboten. In der Nähe des Dorfes Hamm theilte ſich der Weg, den Juliane eingeſchlagen hatte; der eine Arm führte nach Wandsbeck, der andere in die Feldflur. Abſichtlos ſchlug Juliane den letzteren Weg ein, der zwiſchen den Dörfern Mühlenbeck und Herſchenfelde hindurchziehend, immer einſamer und einſamer wurde, ſandig und unerquicklich.

Anfangs waren Juliane viele Menſchen begegnet und manche derſelben hatten mit einem frohen Erſtaunen auf das gutgekleidete wunderbar ſchöne junge Mädchen geblickt, das mit ſeinem kleinen Päckchen ſo ruhig und ſo ſicher ſeine Straße ging. Man hielt ſie, zumal Juliane ein grünes Kleid trug, für die Tochter eines der zahlreichen wohlhabenden Handelsgärtner dieſer Diſtricte und ließ ſie ruhig gehen.

Juliane ging im Schutze Gottes.

Aber jetzt wurde immer menſchenleerer der Pfad; heißer ſchien auf den ſchattenloſen die Sonne nieder, freudloſer und einſamer wurde die Gegend ringsumher. Hamburg ſchwamm im Dunſt der Ferne, kaum noch erkennbar, und vor Julianen breitete ſich unermeßlich weit die Moorfläche der Dänenhaide aus. Nur in weiter Ferne waren nach einzelnen Richtungen hin die Thurmſpitzen verſtreuter Kirchdörfer zu erſchauen.

Da nahte dem armen Flüchtling die Ermüdung, mit ihr die Ermattung, da fühlte die des langen Gehens Ungewohnte den brennenden Sand, die Gluth der Sonne, und das Schreckenvolle ihrer Lage trat nun plötzlich wie ein Geſpenſt vor ſie hin.

Jetzt erſt überlegte ſie, was ſie gewagt, aber dennoch war ihr Gemüth noch ſtark genug, den Gedanken an Rückkehr, der ihr unwillführlich kam, mit Abſcheu zu verwerfen. —

Dieſer Morgen, der ſo hell und ſchön heraufgekommen, fand in zwei Häuſern Hamburgs Graus und Beſtürzung. Dort in dem einen war ein beklagenswerther Vater nahe daran, der entflohenen Tochter ſeinen Fluch nachzuſchleudern: dort in dem andern rief heulendes Gekreiſch Agathens die Bewohner zuſammen, und wie ein Steinbild ſtand Reinhard, als dieſe Dienerin ihm einen Zettel darreichte, den Juliane zurückgelaſſen, und darauf die Worte ſtanden: Juliane wandert ins Elend — ſie geht nicht ins Kloſter. — Juliane hatte noch ſchreiben gelernt.

Reinhards Kniee ſchlotterten, ſein Geſicht wurde weiß und dann grau, die Ränder ſeiner Augenlider rötheten ſich — die Augen ſahen gläſern wie im Starrkrampf. Agathe ſtürzte zu Boden und wälzte ſich in Krämpfen — der alte Gottbard raufte ſein dünnes Haar und ſtieß wimmernde Klagelaute aus.

Und es rollte ein Fluch, wie ein ſchwerer Donner, aus Reinhards Munde über Agathe hin — zum Glück vernahm ſie dieſen Fluch nicht, denn er würde ſie vielleicht getödet haben.

Reinhard ermannte ſich, noch gab es Hoffnung — und er griff zu energiſchen Mitteln. Die Dienerſchaft wurde vernommen, und reitende Eilboten beſtellt, die zu allen Thoren Hamburgs hinaus meilenweit forſchen ſollten. „Tauſend Mark dem, der eine ſichre Nachricht, dreitauſend Mark dem, der die Entflohene wiederbringt!“

Nach den Thoren, nach den Ankerplätzen, auf alle Schiffe, in alle Gaſthäuſer der Stadt und der Vorſtädte eilten Reinhards Sendlinge — mittlerweile lief das Gerücht, daß die Jungfrau Fanny Tomſon entflohen ſei, durch die Nachbarſchaft und war auch ſchon zu den Dienſtboten des Gaſthauſes gedrungen, welches Reinhard bewohnte. — Viele hörten mit halbem Ohr, und bald wußte ganz Hamburg nicht anders, als das Haus Tomſon und Compagnie laſſe ſeine Herrin allenthalben ſuchen.

Dieſe Schmach gönnte manches andre Haus dem Hauſe Tomſon und Compagnie von ganzem Herzen und aus voller Seele.

Zu Reinhard trat ein Hausknecht, welcher, am Morgen ausgeſchickt geweſen, rückkehrend erſt vernommen hatte, was ſich begeben, und berichtete: „Ich kann Ihnen zuſchwören, mein Herr, daß alle Ihre Mühe vergebens ſein wird. Als wir heute Nacht Wagen und Pferde des Lord Kory auf ſeinen Befehl beſchickten, und das Hausthor ſchon aufſtand — ſah ich, daß eine junge Frauensperſon hinausging, kehrte mich aber nicht daran, dachte, es ſei eine barmherzige Schweſter, welche einen Krankenbeſuch gemacht — ging mich nichts an. Gleich darauf kamen Seine Herrlichkeit der Lord, und ſtiegen ein — der Wagen fuhr fort. Kaum war er hinaus, ſo fand ich ein rothſeidenes Taſchentuch, das Seine Herrlichkeit hatten fallen laſſen. Ich hebe es auf, und laufe dem Wagen nach — eine Strecke von unſrem Hauſe hielt dieſer, und ich ſah deutlich genug, wie der Lord ein Frauenzimmer in den Wagen hob, und gleich darauf wieder einſtieg. Ehe ich noch am Wagen war — fuhr derſelbe im Galopp davon und es war unmöglich, ihn einzuholen. Er fuhr nach dem Hafen, und ich hörte heute Morgen, als ich in der Nähe des Hafens ein Geſchäft beſorgte, daß die Brigantine Seiner Herrlichkeit die Anker gehoben habe, und nach England ſteure.“

„„Fluch dem Mädchenräuber! Tauſendfacher, zermalmender Fluch! Aber die Rächerhand ſoll ihn finden!““ ſchrie Reinhard, lohnte dem Knecht überreich für dieſe Nachricht, die ſo viele natürliche Wahrſcheinlichkeit für ſich hatte, und beklagte nur, ſie nicht früher erhalten zu haben, ehe er Eilboten nach allen vier Winden wegſprengte.

Eine Viertelſtunde ſpäter, als Juliane, die ſich auf der Straße nach Wandsbeck befand, den Weg zur Linken einſchlug, ſtatt auf dem zur Rechten zu bleiben, ritt ein Reiter durch die Vorſtadt St. Georg, ritt nach Hamm, ritt nach Wandsbeck, forſchte und fragte überall nach einer entflohenen ſchönen Jungfrau

— vergebens. Niemand hatte die Entwichene geſehen.

Als alle Boten, einer nach dem andern, erfolglos wiederkehrten, hatte Reinhard bereits ſeine Maasregeln getroffen. Agathe und Gotthard mußten bis auf weitern Befehl in Hamburg bleiben, Reinhard ſchrieb einige Briefe, und nach deren Abſendung ſchiffte er ſich nach England ein. —

Still weinend, todmüde, mit brechenden Knieen ſchleppt ſich ein ſchönes junges Mädchen auf menſchenleerem Wege im Strahl der glühenden Sonne dahin. Endlich wird ein bewohnter Ort erreicht, der ſchon lange lange ſichtbar vor ihr gelegen, es iſt Meiendorf an der Dänenheide.

Das erſte Haus iſt eine Scheuer, deren Thor weit offen ſteht. Volle Garben liegen darin gehäuft — und im Innern iſt Schatten; heißerſehnter Schatten.

Auf die Garben hin ſinkt das arme Mädchen und ihre Augen ſchließen ſich ſchnell, ihre Gedanken ſchwinden — ſanfter Schlummer gießt auf das müde Haupt ſeinen milden Mohn.

Die Mittagsſtunde iſt vorüber, die Arbeitſtunden erſcheinen, in ſeine Scheuer tritt der junge Bauer — und prallt zurück. Er glaubt, es necke ihn — denn Sagen wandeln unter dem Volke des deutſchen Norden, aus Scandinavien gekommen und weit weſtwärts auch bei Dänen und Holſten ſeßhaft geworden, von Elfenjungfrauen, die in den Mooren wohnen, ſchönes langes Haar tragen und grüne Kleider, welche die jungen Burſche bethören, ſie an ſich locken und mit Liebe umſtricken, und nicht wieder losgeben, ſo daß die Bethörten entweder das Leben, oder, welches noch viel ſchlimmer, den Verſtand verlieren.

Der junge Bauer war aber ſchon in den Banden der Bezauberung. Er konnte nicht von der Stelle — er mußte fort und fort die ſchlummernde Elfenmaid anſchaun.

Wie lieblich blühte dieſes jungfräuliche Kind! Wie reizend war es in ſeinem Schlummer; ein holdes Traumglück ſpiegelte ſich in ſanftem Lächeln ab, das um des zarten Mundes Purpur ſpielte.

Klas ſtand lange im Anſchaun verſunken — er wußte nicht, was er thun ſollte, und that auch nichts lieber als die Wundererſcheinung anzuſehn. Ihren Schlummer zu ſtören, hätte er um die Welt nicht gewagt.

Endlich erwachte Juliane — geſtärkt vom Schlummer; ſie erhob ſich raſch, und ſtand nun in ihrer ganzen holdſeligen Erſcheinung voll Hoheit und Würde, wie voll Lieblichkeit und Friſche vor dem erſtaunten jungen Mann.

Sie ſprach. Sie bat, ihren Eintritt hier zu verzeihen, und um etwas Trank und Speiſe.

Melodiſch klang der Laut ihrer Stimme, der Bauer hörte mit offenem Munde ſtaunend zu. Er verſtand ſie nicht. Er ſprach zu ihr, und ſie verſtand ihn nicht, ſie verſtand nicht plattdeutſch, er nicht hochdeutſch. Sie lächelte ihn an, und verſtändigte ſich ihm durch Gebehrden. Klas winkte ihr, ihm zu folgen; er dachte: mag es gehen, wie es will. Iſt ſie aus dem Moor, iſt ſie eine Elfe, ſo iſt ſie gewiß die Königin — wenn ich ihr Gutes thue, wird ſie mir nichts Böſes thun.

So gingen Juliane und der junge Bauer miteinander eine kurze Strecke bis zum Hauſe des Klas, darin er, der wohlhabende, noch ledige Bauernſohn mit einer alten Muhme, die ſeine Wirthſchaft führte, waltete. Landleute, die nach dem Felde gingen, erblickten mit Verwunderung und Staunen dieſes Paar, und wurden laut über daſſelbe.

„Ei ſchaut, welch ſchöne Jungfer hat ſich der Klas gefreit!“

„Nachbar Klas, iſt das eine Jungfer Baaſe aus Hamburg?“

„Klas! Klas! Nimm dich in Acht! Du führſt wohl einen Schatz aus den neun gläſernen Bergen?“

„„Grobes Volk!““ murrte Klas vor ſich hin, und zu Juliane ſagte er: „Kehret Euch nicht an dieſes alberne Gerede, Jungfrau!“

Juliane kehrte ſich nicht an dieſes Gerede, denn ſie verſtand es nicht.

Die alte Muhme ſtaunte nicht weniger, wie Klas, als dieſer ihr das himmliſch ſchöne Mädchen zuführte, und ihr erzählte, daß er ſie in der Scheuer ſchlummernd gefunden.

Dieß ſchien der Bäuerin nicht mit rechten Dingen zuzugehn. Auch ſie gedachte der Moorjungfrauen in der Dänenheide, und äugelte argwöhniſch nach den Füßen des Mädchens, ob dieſe nicht etwa Gänſefüße und die Ränder des grünen Kleides nicht naß ſeien.

Aber Julianens Füße erſchienen natürlich geformt, und befanden ſich in beſtaubten Schuhen, auch der Saum ihres Kleides war nicht naß, ſondern ſtaubig von der langen Wanderung. Dieß beruhigte einigermaßen.

Bald war herbeigeſchafft, was das Haus vermochte, und nicht ohne Freude ſahen die biedern Landleute, wie die Elfenmaid es ſich mit einem köſtlichen jugendlichen Appetit ſchmecken ließ. Als dieß geſchehen, deutete Juliane an, daß ſie ſehr müde ſei, und zeigte auf ein Bette.

Sie ward in eine reinliche Kammer geführt, in der ein friſches Bette ſtand, wo ſie köſtlich ruhen konnte.

Als ſich Juliane in dieſer friedlichen und ſtillen Kammer allein ſah, fiel ſie auf ihre Kniee nieder und ſprach ein Gebet.

„O Gott, mein Herr, mein Vater und mein Führer, Dank ſei Dir! Du haſt mir gezeigt den Weg der Freiheit! Du haſt mir gezeigt, als ich verſchmachtete, daß Deine Hand mit mir iſt! Führe ferner Dein verlaſſenes Kind, und laß Deine Rechte mich halten!“ —

In ſich ſelbſt beruhigt, im Engelfrieden ihrer Unſchuld, weilte Juliane hier — aber es wurde ihr doch klar, daß hier ihres Bleibens nicht ſein konne.

Aber ſie hatte kein Ziel.

„Gott wird mich führen.“

Am andern Morgen rüſtete ſich Juliane, weiter zu wandeln. Sie bot den Bewohnern des gaſtlichen Hauſes einen Ducaten für ihre Bewirthung an, doch wurde Vergeltung von den freundlichen Wirthen abgelehnt. Klas ſpannte ſeinen Wagen an, und fuhr ſie auf die Straße, von deren Richtung Juliane abgekommen war, er fuhr ſie bis zu dem kleinen Orte Arensberg, den die Straße nach Lübeck durchſchneidet.

Dort war eine Familie aus Holland, beſtehend aus Vater, Mutter, einer Tochter von dreizehn Jahren und einem Hauslehrer eingekehrt, welche auf einer Reiſe nach Schweden begriffen waren.

Allen fiel die Erſcheinung dieſes feinen, ſchönen Mädchens, das auf einem ländlichen Geſchirr daher gefahren kam, ungemein auf, und die Frau redete ſogleich die junge Fremde freundlich und liebreich an, denn auch auf das Phlegma dieſer Holländer wirkte die bezaubernde Schönheit Julianens und das reine Weſen derſelben ſogleich herzgewinnend ein.

Der junge Lehrer war ein deutſcher Candidat der Theologie, er machte den Dolmetſcher, und nichts war natürlicher, als daß man nach dem Woher und Wohin an Juliane Fragen richtete.

Sie erwiederte mit ruhiger und rührender Freundlichkeit: „Ich gehe, wohin Gott mich führen wird. Ich habe keine Heimath, keine Angehörigen, ich bin ganz allein, nur Gott iſt mit mir. Ich weiß nicht in welchem Lande ich bin, ich weiß nur, daß ich von Hamburg komme, welche Stadt ich verließ, weil ich gegen meinen Willen nach Frankreich eingeſchifft werden ſollte.“

Die holländiſche Fremde wechſelte einige Worte mit ihrem Mann in ihrer Landesſprache, und als dieſer in ihren Wunſch eingewilligt, ſprach ſie zu Julianen: „Wollen Sie ſich uns anſchließen als eine Begleiterin und Freundin unſrer Tochter, ſo ſoll uns das herzlich willkommen ſein: Sie begleiten uns nach Stockholm und bleiben bei uns, ſo lange es Ihnen gefällt. Es wäre Sünde, ein ſo liebes junges Geſchöpf, wie Sie ſind, ſo ganz allein und allen Gefahren Preis gegeben, durch die Welt gehen zu laſſen."

„„Ich danke Ihnen und nehme gern Ihr liebevolles Erbieten an,““ erwiederte Juliane, und ſo war der Weg bezeichnet, den ſie fernerhin wandeln ſollte.

Klas nahm mit betrübter Miene Abſchied von Julianen; ſie reichte ihm die Hand und dankte ihm mit ſtummer Gebehrde ſo innig, daß dem braven Burſchen ganz wunderlich zu Muthe ward.

Er fuhr mit eigenthümlichen Gefühlen nach Meiendorf zurück, und da er lange Zeit ſtill und in ſich gekehrt blieb, auch die Mädchen mied, und nichts vom Heirathen wiſſen wollte, ſo flüſterte man ſich bald genug zu Meiendorf in die Ohren, Klas Stertſen, der junge hübſche und reiche Bauer habe in ſeiner Scheuer ein Moorweibchen, das in der Tannenhaide ſein goldnes Schloß bewohne, gefunden, und das habe es ihm angethan, und ſei dann verſchwunden. Es ſei gar zu ſchön geweſen und über alle Maßen holdſelig. Es habe dem Klas einen goldnen Pfennig geboten, der habe aber dieſen Pfennig nicht angenommen. Der thörigte Klas — ſagten die kundigen Frauen zu Meiendorf: wenn er den Pfennig genommen hätte, ſo wäre er ſehr glücklich geworden. Der geſcheidte Klas, ſagten andere auch kundige Frauen: wenn er den goldnen Pfennig genommen hätte, ſo wäre ſeine Seele verloren geweſen, denn dann hätte ſie den Klas in das Moor gelockt, und er wäre nimmermehr wieder zum Vorſchein gekommen.

Und weil Klas den goldnen Pfennig nicht genommen, ſagten Alle, ſo ſei das ſüße Wundermädchen verſchwunden, das ja ſogar einige Einwohner mit Augen geſehen zu haben, hoch und theuer beſchwuren.

So entſtehen oft im Volke aus den allernatürlichſten und einfachſten Urſachen ſehr hübſche und ſehr poetiſche Sagen, weil die Poeſie des Volkes ewig ſchöpferiſch fortbildet und fortgeſtaltet. Aus dem ſchlichten Saamenkorn einer zufälligen Thatſache läßt dieſe Poeſie die Wunderblume aufſchießen, deren Glocken noch den kommenden Jahrhunderten geheimnißvollen Klang entgegenlauten.

Klas und ſeine Muhme ließen die lieben Nachbarn reden, was ihnen beliebte — denn Widerrede und beſſere Belehrung würde doch nichts gefruchtet haben. Die Wunderblume ſchlagt eine ſo tiefe Wurzel, daß mit dieſer ſie Keiner aus ihrem Boden zu reißen vermag.

Ein einziger kleiner Brief Reinhards ſetzte die Federn einer Hofkanzlei in eilige Bewegung, und von der hohen Herrſcherburg in einer großen Hauptſtadt ergingen

Depeſchen mit geheimen Mittheilungen und Aufträgen an die Geſandtſchaften und Botſchafter in allen Reſidenzen Europa's.

Ein junges Mädchen von hohem Stande, ſo lautete der Inhalt der geheimen Depeſchen — und nun folgte das genaueſte Signalement Julianens — für welche man ſich an dem **ſchen Hofe auf das lebhafteſte intereſſirt — iſt, auf einer Reiſe nach Frankreich begriffen, in Hamburg ſpurlos verſchwunden, und es ſcheint, als ob dieſelbe ſich der ihr zugeordneten Aufſicht eigenmächtig durch Flucht entzogen habe. Da am Wiederauffinden dieſer jungen Dame alles gelegen iſt, ſo wird es mit dem größten Dank und der weſentlichſten Anerkennung vergolten werden, wenn irgendwoher eine ſichere Kunde von derſelben einzuziehen gelingen ſollte, und man wünſcht, daß weder Geld noch Mittel geſpart werden, um in dieſer Beziehung zu einem erwünſchten Ziele zu gelangen, und die junge Dame einſtweilen auf das Anſtändigſte zu logiren und zu verſorgen.

Es war eine mißliche Zeit, jene, in welcher dieſe Depeſchen in allen Sprachen durch Europa flogen — für junge weibliche Flüchtlinge aus vornehmen Häuſern, deren es doch von Zeit zu Zeit bisweilen einige giebt, und in der That richteten mehrere Geſandtſchaften in ihrem Eifer Verwirrungen an, indem ſie zu Mißgriffen ſich verleiten laſſend, junge Perſonen von den Zielen gewaltſam ablenkten, welche dieſe ſich ſelbſt geſteckt, und auf ihren Wegen ſie hemmten.

Indeſſen reiſte Die, welcher alle dieſe Mühe galt, heiter und unbefangen auf langem Wege und holländiſch gemächlich, durch das meerumſchlungene, ſtammverwandte Holſtein langſam dem Norden zu.

Täuſchungen.

Mit einem ſorgenvollen Herzen und ſein Gemüth voll tiefer Erbitterung machte Reinhard ſeine Reiſe nach England, um wo möglich Julianen ihrem Entführer, ihrem Räuber zu entreißen, oder doch mindeſtens zu erfahren, wo ſie aufbehalten werde — denn gegen den Gedanken, ſie ganz und unwiederbringlich verloren zu haben, ſträubte ſich ſein ganzes Selbſt, dieſer Gedanke war ihm ſchmerzlicher als der Tod.

Er zürnte über Julianen, er zieh ſie des Undanks, des Ungehorſams, der gottloſen Pflichtvergeſſenheit, er ſeufzte über eine Entartung, die er für ganz unmöglich gehalten hatte.

Ihn, den gereiſten, ernſten Mann hatte frühe Gewöhnung willenlos gemacht, und ſo groß war ſein blinder Gehorſam, daß er an die Menſchen einen falſchen Maaßſtab anlegte, daß er meinte, jeder müſſe ſich blindlings einem höhern Willen, der ihm zu gebieten ein wirkliches oder auch nur vermeintliches Recht habe, unbedingt unterordnen und folgſam zeigen

Mit einem Eifer, der alle Schranken überſprang oder niederwarf, verfolgte Reinhard ſein Ziel. Er erkundete den Namen des Schiffes und ſeines Führers, wie den Cours, den es genommen, und folgte ihm auf geradem Wege nach.

Die Brigantine hatte ihren Cours von der Elbemündung direkt weſtwärts genommen, war in den breiten Spiegel des Humber eingelaufen und hatte im Hafen von Kingston Anker geworfen.

Dort hatte in einem der erſten Hotels zahlreiche Dienerſchaft mit mehreren Equipagen des Gebieters geharrt, und dieſer war mit ſeinen Begleiterinnen ohne Verzug nach York abgereiſt.

Reinhard erbebte, als er den weitern Namen des jungen Lord erfuhr, doch dachte er im Stillen, daß ſein Schützling ſich nicht weggeworfen habe, falls die Verbindung eine legale würde.

Aber wurde dieſe Verbindung eine legale? Das quälte noch den Mann aus dem deutſchen Süden, dem Albions Sitte fremd war.

Reinhard reiſte nach York, der zweiten Stadt des mächtigen Altengland, und forſchte weiter. Der Mann, dem er folgte, war nach einem ſeiner Schlöſſer in der reizenden Grafſchaft Yorkſhire gegangen, Reinhard folgte nach. Er beſaß Mittel, die ihm überall den Zutritt bahnten, wo er dieſen erlangen wollte.

Im prachtvoll ausgeſchmückten Audienzzimmer des engliſchen Peers und Herzogs ſtand Reinhard mit klopfendem Herzen, angſtvoll geſpannten Zügen. Endlich war das Ziel erreicht, endlich der Augenblick nahe, wo er dem verhaßten Manne ſich gegenüber ſehen ſollte, deſſen raſche räuberiſche That ihm ſo viel Sorge und Pein, ſo viel Kummer und Anſtrengungen, ſo manchen dunkeln Tag, manche ſchlafloſe Nacht verurſachte. Der Herzog trat aus der Thüre ſeines Arbeitszimmers in das Audienzzimmer, höchſt ſchlicht und einfach gekleidet, in ähnlichem Anzug und in gleicher Haltung, wie er als Lord Kory am Hafen von Hamburg mit Reinhard zuſammengetroffen war. Er grüßte den ihn Erwartenden gemeſſen, und ſagte: „Ah! mein Herr, wir begegneten uns in Hamburg, was führt Sie zu mir?“

„„Das was Euer Herrlichkeit von mir geführt haben; die meiner Obhut anvertraute junge Dame, welche unbedachtſam und unüberlegt Euer Herrlichkeit folgte,““ erwiederte Reinhard mit ruhiger Haltung, doch war ein leiſes Beben ſeiner Stimme vernehmbar.

„Wie mein Herr? Ihre Schutzbefohlene? Die junge Dame, welche mir ſagte, daß Sie dieſelbe gegen ihren Willen nach einem Kloſter Frankreichs führen wollten, dieſe ſuchen Sie bei mir, fordern Sie von mir?" fragte der Herzog mit einem eigenthümlichen Lächeln.

„Ich fordere ſie nicht, aber ich ſuche ſie," entgegnete Reinhard. „O wenn Euer Herrlichkeit wüßten und zu ermeſſen vermöchten, wie troſtlos mich dieſe Flucht macht, welche fürchterliche Folgen ſie mir bereitet, in welches Unglück ich durch dieſelbe geſtürzt bin, Höchſtdieſelben würden barmherzig ſein, und mich nicht ganz verzweifeln laſſen!"

„Mein Herr, Sie ſehen mich im höchſten Grade erſtaunt," antwortete hierauf der Herzog. „O Gott, Sie haben dieſe weite Reiſe gemacht, ohne zu ahnen, daß ein Irrlicht Sie lockte? Sie wähnen, Ihr Schützling ſei mir gefolgt? Ich kann nur Ihren Irrthum beklagen, aber Sie flößen mir ſo viele Achtung ein, ſo viele Theilnahme an Ihrem wahrhaften Kummer, daß ich mich verpflichtet fühle, Sie aufzuklären. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort als Gentlemen, daß ich Ihre Dame nur einmal ſah und ſprach, damals am Hafen, wo Sie unſer Geſpräch unterbrachen, und dann nicht wieder. Das ſchöne junge Mädchen flößte mir Mitleiden ein, nichts weiter."

„„Aber am andern Morgen oder in der Nacht entfloh dieſes junge Mädchen, während Sie aus dem Gaſthauſe fuhren und in geringer Entfernung von derſelben dieſe Flüchtige in Ihrem Wagen hoben"" —

widerlegte Reinhard. „Man war Euer Herrlichkeit gefolgt, und hat dieß geſehen.“

„Nicht eine, ſondern zwei Damen ließ ich in meinen Wagen einſteigen, mein Herr,“ erwiederte der Herzog. „Ein Zufall oder Abſicht hat Sie getäuſcht und Sie dieſe weite Reiſe völlig erfolglos machen laſſen. Wie geſagt — ich bedaure Sie, doch will ich den Verdacht, den Sie auf mich fallen laſſen, zu Ihrer Beruhigung ſogleich entkräften. Folgen Sie mir gefälligſt, mein ſehr verehrter Herr!“

Der Herzog ſchritt, gefolgt von Reinhard, durch mehrere Gemächer ſeines in dem Alpenlande Albions reizend gelegenen Schloſſes, und führte den Fremden in ein Zimmer, in welchem eine Dame von Julianens Wuchs und Geſtalt, ſelbſt einige Aehnlichkeit in den Zügen, verweilte, deren Kammerfrau in ihrem Zimmer die Muſterung verſchiedener Kleiderſtoffe mit der Herrin theilte.

„Verzeihe, mein Herz, hier bringe ich Dir einen Verfolger!“ ſprach lächelnd der Herzog zu der Dame. Dieſe wendete ſich um, und rief mit einem leiſen Schreck, der aber in ein freundliches Erſtaunen übergieng: „Ach! Herr Reinhard! Sie hier? Sah ich Sie doch erſt vor Kurzem noch als Gaſt im Hauſe meines Vaters.“ —

„„Fräulein Tomſon?““ ſtammelte Reinhard verwirrt und erſtaunend.

„Meine Lady“ — verbeſſerte der Herzog, und fügte lächelnd hinzu: „Dieſes ſind die Damen, welche ich in meinen Wagen ſteigen ließ. — Ueberzeugen Sie ſich, mein Herr, daß ich offen und ehrlich gegen Sie handle, indem ich Ihrer Discretion vertrauend, Sie in mein Allerheiligſtes einführe. Sie haben mir ohnlängſt Achtung erwieſen — heute lohne ich Ihnen Ihre Achtung mit Vertrauen. Wir ſind nun quitt. Dieſe Damen folgten mir aus freiem Willen.“ —

Maßloſes Erſtaunen ergriff Reinhard, der tiefſte Unmuth, die quälendſte Beſchämung, doch rang er nach Faſſung.

„In der That!“ ſprach er: „Euer Herrlichkeit mir erzeigte hohe Gnade weiß ich im ganzen Umfang zu ſchätzen, und ich bitte demüthig um Verzeihung meines Eindringens, meines nun zu Nichte gemachten Verdachtes. Ich bin ſelbſt zu Nichte gemacht, denn nach dieſer Täuſchung geht mein Pfad völlig durch die lichtloſeſte Nacht hin, da ein blindes Ohngefähr mich ſo weit von meinem Ziele ab, an Englands Küſte und tief in das Herz Großbrittaniens ſchleuderte.“

„„Ach mein Herr! Sagen Sie nicht ſo!““ ſprach theilnehmend der Herzog. „Seien Sie jenes Ausſpruchs des Euripides eingedenk: Nichts wiederfährt den

Menſchen ohne einen Gott. Gewiß ſind Sie nicht ganz vergebens in dieſes Land geführt worden, und kann ich Ihnen irgend hülfreich ſein, ſo gebieten Sie über alles, was ich vermag, Ihnen zu dienen.“ —

Reinhard ſah ſich eben ſo achtungsvoll als gaſtfreundlich aufgenommen, er theilte dem Herzog mit, ſoviel ihm über Julianen mitzutheilen vergönnt war, und rief deſſen Hülfe behufs von Nachforſchungen in England an, welche ihm bereitwilligſt zugeſichert wurde.

Mit begünſtigenden Empfehlungen verſehen, trat Reinhard ſeine Rückreiſe über London an, und ging von da nach Harwich, um auf dem gewöhnlichen Cours in kürzeſter Zeit Hamburg wieder zu erreichen. —

Während nun auf dieſe Weiſe Julianens Führer eine im Ganzen und für die nächſte Zeit völlig fruchtloſe Reiſe nach und in England machte, war dieſe in Begleitung jener holländiſchen Familie, der ſie ſich angeſchloſſen, immer weiter nordwärts gelangt, und endlich in Stockholm angekommen.

Dieſe Reiſe brachte Julianen mannichfachen Gewinn. Sie lernte vor allem Selbſtſtändigkeit und Sicherheit im Benehmen, lernte tiefere Blicke in das Menſchenleben thun, das ſich ihr in den mannichfaltigſten Erſcheinungen darbot. Mittheilung und Lehre bereicherten Julianens Faſſungsvermögen, und da ſie ganz auf ſich ſelbſt verwieſen, aber auch dabei mit den glücklichſten Naturanlagen begabt war, ſo gewann ſie allmählich eine Beſonnenheit und Feſtigkeit im eignen Handeln, welche ihr in der Geſellſchaft Halt und Würde verliehen.

Jener junge Theolog, der auf der Reiſe ihr Begleiter und ihr täglicher Umgang war, der ſie in vielen Dingen, worin ihr Unterricht mangelhaft geweſen war, unterwieß, faßte zu Julianen eine glühende aber ſtille Neigung, von welcher ſie nicht das mindeſte ahnete, denn in ihrem Innern ſchlummerten noch tief alle jene Wünſche und bangen Sehnſuchtträume, welche junge Herzen mit ſüßer Unruhe füllen und raſcher ſchlagen machen.

Die holländiſche Dame ſah mit ſcharfem Blick und gewahrte die Neigung des jungen Mannes zu Julianen; ſie gewahrte und verdammte ſie zu gleicher Zeit. Ihre mütterliche Beſorgniß ließ ſie fürchten, ein übles Beiſpiel für ihr in der Entfaltung begriffenes Töchterchen zu erleben, und ſie hatte auch in der That Julianen zu lieb gewonnen, um nicht mit mütterlicher Sorgfalt darauf Bedacht zu nehmen, daß dieſe wo möglich, noch unbefangen und unberührt von den Wonnen und Schmerzen einer erſten Liebe bleibe.

Willkommen erſchien daher der Umſtand, daß — nachdem die Reiſenden in Stockholm angekommen waren, die befreundete Familie, welche beſucht wurde, in ihrer Häuslichkeit nicht Raum genug hatte, auch Julianen aufzunehmen. Daher erkundete die Sorgfalt jener wohlwollenden Frau eine Privatwohnung für Julianen und fand dieſe bei der Wittwe eines niedern Kronbeamten, welche eine Deutſche und von der rechtlichſten Geſinnung war.

In dieſem ſtillen Schutz gingen für die junge und ſchöne Fremde eine Reihe ruhiger Tage dahin, in denen Juliane mit harmloſem Sinn und einem Herzen voll ſorgloſen Gottvertrauens glücklich lebte, ohne noch zu ahnen, welch ein Loos ihrer harre, wenn ihr kleiner Schatz, den ſo manche Bedürfniſſe des Lebens mehr und mehr zuſammenſchmelzen ließen, aufgezehrt ſein werde.

Julianens Wirthin faßte für dieſe die zärtlichſte Zuneigung, denn das war die wunderbare Mitgift für das Leben, welche die allgütige Gottheit dieſem Kinde verliehen, daß Alle, die Julianen näher traten, vom Zauber ihres Liebreizes berührt und ihr gewonnen wurden.

Wie lieb und gut und freundlich aber auch Juliane gegen Alle war, die ſie umgaben, ſie lenkte doch mit einem glücklichen und ſichern Takt alle Vertraulichkeiten von ſich ab, und nie ſtand ſie Rede auf Fragen, welche Antheil oder Neugier über ihr Herkommen und ihre Jugend that. Sie barg ihre Erinnerungen wie ein köſtliches Kleinod und legte hierin die tiefſte Verſchloſſenheit an den Tag. Sie hielt ſich für verpflichtet, Geheimniſſe zu ehren, welche nicht allein die ihrigen waren. Auch war ſie ja nur die Hüterin dieſes Geheimniſſes, gleichſam eines goldnen Käſtchens, zu welchem ihr jedoch ſelbſt der Schlüſſel fehlte. —

Um den Herrn Grafen Belgiojoſo, Verwandten eines italieniſchen Fürſtenhauſes, und Geſandten einer europäiſchen Großmacht am königlichen Hofe Stockholms tänzelte mit dem Puderbeutel ein franzöſiſcher Windbeutel, ſein Friſeur, und übte ebenſo gewandt als redſelig ſein Doppelamt als Haarſchmücker wie als Neuigkeitskrämer. Er erzählte, daß er jetzt eine junge fremde Dame zu friſiren habe, welche aus Hamburg gekommen ſei, ganz allein und für ſich lebe und wohne, und ein wahres Wunder von Schönheit ſei. Sie ſei mit einer Familie aus Holland nach Stockholm gekommen, und jene Familie habe das junge Frauenzimmer unterwegs in einem Dorfe getroffen. Sie müſſe ſehr reich und aus einem ſehr vornehmen Hauſe ſein, denn ſie kleide ſich gut und ſchmücke ſich gern — ſie habe den edelſten Anſtand, ſehr feine Manieren — doch ſei ſie nicht mittheilend, und was der Allerweltsauskundſchafter mehr erzählte.

Der Geſandte hörte erſt mit geringem Antheil zu, als aber von Hamburg und von einem vornehmen Hauſe die Rede war, wurde Graf Belgiojoſo aufmerkſamer, und als der Haarkünſtler ihn verlaſſen, griff er in ein Fach ſeines Arbeitstiſches nach einer mit Achtſamkeit apart gelegten Depeſche.

Eine halbe Stunde ſpäter erkundigte ſich ein Polizeimann bei jener Beamtenwittwe nach dem Namen der Dame, welche bei ihr wohne, und eine Stunde ſpäter hielt der Wagen des Geſandten vor der beſcheidenen Wohnung jener Frau, und der Kammerdiener des Grafen brachte ein Billet an Fräulein Juliane von Schönau, welches die Bitte enthielt, dem Geſandten eine Unterredung zu gewähren.

Juliane erbebte, als ſie dieß Billet las. Welch neuer Sturm drohte den ſchönen Frieden, den ſie gefunden, zu unterbrechen? Was konnte der ihr ſo fremde Mann von ihr wollen? — Indeſſen ſie folgte der Aufforderung.

Als Juliane bei dem Geſandten eintrat, kam ihr dieſer mit der größten Artigkeit entgegen, erſuchte ſie Platz zu nehmen, und ſetzte ſich ihr gegenüber. Er erſtaunte im Stillen über den blühenden Liebreiz dieſes Mädchens und ihr ganzes holdes Weſen. „Halten Sie es nicht für eine Indiscretion, mein hochverehrtes Fräulein,“ begann er: „daß ich Sie zu mir bemühe, und verzeihen Sie mir im voraus gütevoll, wenn einige Fragen, um deren Beantwortung ich Sie erſuche, Ihnen vielleicht mißfallen ſollten! Es iſt nicht Neugier, es iſt Pflicht, die mich dazu veranlaßt, ja zwingt."

„„Fragen Sie, mein Herr!"" hauchte Juliane, und ihr Herz ſchlug ſtärker dabei — ſie zitterte leiſe: „ich werde Ihnen antworten." — „„Sie kommen von Hamburg?"" fragte nun der Geſandte.

„Sie kamen nach Hamburg in Folge einer Reiſe?"

„Sie waren beſtimmt, nach Frankreich eingeſchifft zu werden?"

„Sie wünſchten die Reiſe nach Frankreich nicht, und verließen deshalb Hamburg, und gelangten dann hieher nach Stockholm?" —

Zu jeder dieſer Fragen neigte Juliane ein wenig zum Zeichen der Bejahung ihr Haupt.

„Es iſt gut — ich danke Ihnen auf das Verbindlichſte, mein gnädiges Fräulein!" fuhr der Graf fort. „Fürchten Sie nicht, daß aus Ihrem Bekenntniß Ihnen Unangenehmes erwachſe. Erlauben Sie mir, daß ich ſelbſt Sie in Ihre Wohnung zurück geleite, damit ich mich überzeuge, ob Sie ſtandesgemäß logirt ſind, und überlaſſen Sie dann mir die weitere Sorge für Ihre verehrte Perſon." —

Als der Graf Julianen in ihre Wohnung zurückgebracht hatte, ſagte er ihr: „Mein hochgnädiges Fräulein, Sie verzeihen mir, wenn ich Sie erſuche dieſe Wohnung ſofort aufzugeben, und mir wieder zurück in mein Hôtel zu folgen. Sie können hier nicht ferner wohnen. Sie wohnen bei uns. Meine Gemahlin wird um die Ehre Ihrer Freundſchaft bitten und jede Bequemlichkeit wird zu Ihrer Verfügung geſtellt ſein. Sie haben unumſchränkt über uns zu gebieten."

Juliane begriff nicht, woher die Fülle ſo vieler Güte und herablaſſender Freundlichkeit des Geſandten gegen ſie ihren Urſprung hatte, doch ſah ſie keinen Grund, ſein Erbieten zurück zu weiſen. „Gott wird mich führen!" dachte ſie, und nahm ihre wenigen Sachen zuſammen. Die Wittwe, bei der ſie die Wohnung hatte, empfing von Julianen den freundlichſten Dank und von dem Geſandten eine überreiche Entſchädigung.

In der Wohnung des Geſandten ſah ſich Juliane von deſſen weiblichen Angehörigen auf das Zuvorkommendſte und Achtungsvollſte empfangen und behandelt; ſie bezog reich und mit Geſchmack möblirte Zimmer, ein Kammermädchen und ein Lakai wurden ihr zur Bedienung zugeordnet, und ein glänzender Lebensſtern ſchien ihr mit allen Strahlen des Glückes, der Freude und des Reichthums aufzugehen.

Aber die Wolken des Geſchickes ſäumten nicht lange, dieſen ſchönen Stern zu verdunkeln.

Der Geſandte gab ein Feſt: es war zu dieſem das geſammte diplomatiſche Perſonal nebſt Gliedern der angeſehenſten Familien der Königreſidenz geladen.

Auch Juliane erſchien neben der Gemahlin des Geſandten, als deren Gaſt und Pflegebefohlene.

Strahlend wie eine junge Königin, in allem Glanze des Feſtſchmucks, und in dem noch ungleich höheren ihres wonneſamen Liebreizes, eine nun entfaltete junge Roſe, die im Morgenthaugeflimmer ihr ſanft geneigtes Haupt der Lebensſonne friſch und göttlich ſchön entgegen hebt, ein bewundernswerthes Meiſterſtück der ſchaffenden Allmacht, ſo betrat dieſes Mädchen von unbekannter Herkunft den Saal, in welchem es — wie vorauszuſehen war, aller Blicke auf ſich ziehen, und die huldigende Bewunderung aller Anweſenden empfangen ſollte als eine junge Fremde aus hohem Hauſe, welche dem Geſandten von ſeinem Hofe auf das dringendſte empfohlen ſei.

Juliane, ſolchen Glanzes ungewohnt, wie ihn der reichgeſchmückte Geſellſchaftsſaal im Hôtel des Geſandten entfaltete, ließ ihre Blicke bewundernd über dieſen Schmuck gleiten — da entſchlüpfte plötzlich ein tiefſchmerzliches „Ach!“ den zartgeformten Roſenmund der Jungfrau — ihre vom holdeſten Ichor der Jugendfriſche kaum noch blühenden Wangen wandelten ſich in die Farbe weißer Roſen um — Juliane ſchwankte — und ſank ohnmächtig in die Arme einiger Damen. Sie ward auf ihr Zimmer geführt, wieder zu ſich gebracht durch ſtärkende Mittel — ſie ſollte wieder in den Saal zurück, allein ſie zitterte, weinte, und bat flehendlich, ſie allein zu laſſen.

Dieſe Ohnmacht ſchrieb man dem einfachen Umſtande zu, daß Juliane ihr Kleid habe zu feſt machen laſſen — oder daß vielleicht der Duft der im Saale verbreiteten Wohlgerüche ihre Nerven allzuſtark erſchüttert. Eines wie das Andere war eine große Täuſchung.

Im Saale hingen an der am reichſten verzierten Mittelwand drei lebensgroße treugetroffene Bildniſſe, eine Dame zwiſchen einem ältern und einem jüngern Herrn, umgeben von überreich im Schnörkelſtyl verzierten Goldrahmen.

Dieß waren die Bildniſſe der Herrſcherfamilie jenes Hofes, deſſen Geſandter Graf Belgiojoſo in Stockholm war. Zwei dieſer Bilder, das des ältern Herrn und das der Dame, beſaß Juliane ebenfalls als Miniaturportraits.

Ihre ganze Vergangenheit trat vor ſie, und all ihr Sein auf das Tiefſte ergreifend und erſchütternd wirkte der Anblick jenes hohen ernſten und doch ſo liebevollen Mannes auf ſie, den ſie nur zweimal geſehen, den ſie ſo heiß geliebt und noch liebte nach ſeinem Uebergang zur Unſterblichkeit.

Das Ueberwältigende dieſes Anblicks, dieſer Erinnerungen, dieſer zärtlichen und ſchmerzlichen Gefühle warf um Julianens Beſinnung den dunkeln Schleier der Ohnmacht.

Das Feſt des Geſandten konnte durch die Ohnmacht einer jungen Fremden keine Störung erleiden — es hatte ſeinen ungehemmten Fortgang. Aber Juliane verfiel in ein heftiges Fieber, man mußte nach ärztlicher Hülfe ſenden.

Neun Tage ſchwebte das arme Mädchen zwiſchen Tod und Leben. Ihre Phantaſieen waren ſehr bilderreich, ſie ſprach nur von Bildern und verlangte nach ihrem Vater.

Zwei Unterredungen.

Während Juliane, auf das allerſorglichſte verpflegt, überwacht und behütet, auf langem Krankenlager in dem hitzigen Fieber, in das ſie gefallen war, mehr ein exaltirtes phantaſienvolles Traumleben lebte, als daß ſie litt — wie ſehr auch die Macht der Krankheit ihren Körper erſchütterte und ergriff — hatte Graf Belgiojoſo Briefe erhalten, welche ihn beunruhigten, — Briefe von ſeinem Hofe.

Der Inhalt dieſer Briefe enthielt Mittheilungen über verſchiedene Mißgriffe, welche da und dort gemacht worden waren, hervorgerufen durch den Eifer, dienſtgefällig zu ſein, und Warnung vor ſolchen Mißgriffen in Bezug auf die bezeichnete junge Dame, über welche man Nachricht wunſchte, damit nicht das Intereſſe, das an dieſer zu nehmen ſei, auf andere, jenem Intereſſe ganzlich fremde Perſonen übertragen und hingeleitet werde, zumal ſich das Sonderbare ereignet habe, daß gleichzeitig noch eine junge Dame aus Hamburg verſchwunden ſei, welche ein engliſcher

Lord ihrem älterlichen Hauſe entführt, dieſelbe aber — obſchon nicht ganz zuverläſſigen Nachrichten zu Folge, ſpäter ihrem Schickſale überlaſſen haben ſolle. Wenn nun die Aufgenommene jene Entführte war, und aus Abſicht, um unerkannt zu bleiben, den einer Andern gehörenden Namen Juliane von Schönau nur angab, welchen Namen ſie ja durch Zufall erfahren haben konnte? —

Juliane hatte nicht das Mindeſte bei ſich, was irgend legitimirend oder beweiſend Zeugniß ablegen konnte, daß ſie die ſei, für die ſie ſich ausgab.

Und für Wen gab ſie ſich denn aus?

Für ein ältern- und heimathloſes Mädchen, für nichts weiter.

Ihre drei Portraits hatte ſie noch keinem ſterblichen Auge gezeigt. Selbſt während ihrer Krankheit entdeckte Niemand von ihrer Umgebung dieſe wohl verborgnen Bildniſſe.

Und auf ihrem Krankenlager, das ihr ſo reiche Zeit zum Nachdenken geſtattete, erneute ſie ſich ſelbſt das Gelübde, ein unverbrüchliches Schweigen über dieſe Bilder und die Beziehungen, in denen ihre Perſon zu den Dargeſtellten ſtand, zu beobachten.

Niemand wußte, und Niemand hatte erfahren, daß der Anblick jener drei herrlichen lebensgroßen

Herrſcherbilder ihre Ohnmacht und ihre Krankheit hervorgerufen.

Graf Belgiojoſo hatte noch keine Mittheilungen über die Aufnahme Julianens an ſeinen Hof gemacht, er wollte erſt von ihrem ganzen Weſen, Benehmen, Verhalten und Auftreten ein recht anſchaubares Bild gewinnen, und pries jetzt ſelbſt ſeine diplomatiſche Vorſicht, daß er nicht voreilige Meldungen ergehen laſſen. Jetzt war er noch nicht compromittirt, wenn die Aufgenommene eine Andere war, als die Geſuchte, und er konnte ſich ihrer auf eine gute Art und mit einem geringen Opfer entledigen. Doch galt es, ſich Gewißheit zu verſchaffen; er ging darüber mit ſeiner Gemahlin zu Rathe und wartete ruhig Julianens völlige Geneſung ab, um durch das Erſchütternde einer ſo ernſten Unterredung, wie er mit ihr beginnen mußte, ihr keinen gefährlichen Rückfall zu bereiten.

Endlich kam der paſſend erachtete Zeitpunkt für dieſe Unterredung, welcher mit theilnahmevoller Sorge die Frau Geſandtin beiwohnte, denn, hatte dieſe zu ihrem Gemahl geſagt: die junge Dame mag ſein wer ſie will, ſie iſt ein durch und durch reines und der innigſten Theilnahme würdiges Mädchen, das ich wie eine Tochter lieben und nicht von mir laſſen würde, wenn die gänzlich dunkle Herkunft derſelben ſich auf eine nicht in künftige Verlegenheiten verwickelnde Weiſe aufhellen ließe.

Der Graf trat in das Zimmer ſeiner Gemahlin, in welchem ſich Juliane befand. Dieſelbe war noch etwas bleich, man ſah noch in ihren ſanften, engelmilden Zügen die Spuren von der Macht der Krankheit, das Auge hatte einen feuchten Schimmer, wie verklärt; ſie war noch gewachſen, und erſchien nun ganz gereift, zu voller Wohlgeſtalt entwickelt, nur daß die Blüthe jetzt ſich nicht in ganzer Herrlichkeit entfaltet zeigte.

So birgt die weiße im Winter blühende Helleboride lange ihren erdwärts geneigten Kelch im Schnee, der die Gartenflur bedeckt, bis ſie an den erſten Strahlen der höher ſteigenden Lenzesſonne ihn freudiglich entfaltet, bis ein ſanftes Roſenroth die weißen Kelchblätter überſchimmert und die goldene Fülle der Antheren rings um die hoffnunggrünen Narben prangt.

Der Graf wünſchte Julianen, die er zum erſten Male nach ihrer Krankheit ſprach, Glück zu ihrer Geneſung, und lenkte das Geſpräch dieſem und jenem zu, bis er endlich fein lächelnd und wie im Scherz die Frage hinwarf: „Denken Sie nicht recht oft an Hamburg zurück, mein Fräulein?“

„Ich denke bisweilen an Hamburg zurück, Herr Graf, aber nicht mit Freude,“ entgegnete Juliane.

„Sie machten dort die Bekanntſchaft eines Engländers?" fragte der Graf.

„„Eines Engländers? — Nein — doch ja — ich entſinne mich"" — verſetzte Juliane, und ein leiſes Erröthen trat verſchönend auf ihre zarten Wangen. „„Eine ſehr vorübergehende!"" fügte ſie mit einem leiſen Anflug von ſchmerzlichen Lächeln hinzu, da ſie jener flüchtigen Begegnung mit dem angeblichen Lord Kory und deſſen was darauf erfolgt war, gedachte.

Dieſes ſchmerzliche Lächeln und dieſes Erröthen leitete den Grafen Belgiojoſo gänzlich irre; er deutete beides völlig falſch, indem er es für ein Eingeſtändniß hielt, das ſeinen Verdacht beſtätige, ehe er dieſem noch Worte gegeben.

„Dieſer Engländer," begann nun der Graf zu inquiriren: „veranlaßte Sie, Hamburg zu verlaſſen, nicht wahr, mein gnädiges Fräulein?"

Juliane ſenkte ihre Blicke und hauchte mit einem Seufzer kaum hörbar vor ſich hin: „Ja — er war mit die Veranlaſſung meiner Flucht."

„So ſagten Sie mir damals, als ich das Glück hatte, Sie zum erſtenmale zu ſprechen, nicht die volle Wahrheit?"

„„Doch, Herr Graf, doch! Wie können Sie zweifeln?"" fragte Juliane, und hob verwundert das leicht geſenkte Haupt, und ſah ihn an mit ſtaunenvollem Blick.

„Verzeihen Sie! Ich fragte Sie, ob Sie in Folge einer weiten Reiſe nach Hamburg gelangt, ob man Sie nach Frankreich einſchiffen wollen, und ob Sie aus Furcht vor dieſer Einſchiffung Hamburg verlaſſen hätten? Sie bejahten damals alle dieſe Fragen.“

„„Ja, mein Herr Graf, ich beſtätigte Ihre Fragen, und beſtätige ſie nochmals““ ſprach Juliane ruhig, doch mit wachſendem Erſtaunen, wohin das führen ſolle?

„Mein Gott, verehrtes Fräulein, Sie verwirren ſich — oder mich,“ fuhr der Geſandte fort. „Doch ich will Ihr Gefühl nicht unzart verletzen; beantworten ſie mir nur noch eine Frage: Nicht wahr, Sie folgten jenem Engländer, der Sie verleitete, mit ihm zu entfliehen?“ —

Juliane wurde bleich wie Schnee; ſie fühlte all' ihr Blut nach dem Herzen dringen.

„Wie Herr Graf? Ich folgte jenem Engländer? Er verleitete mich? O nein, bei dem höchſten Gott! Nein, Herr Graf!“ Ich habe nie einen Engländer gekannt!“

Das ſchöne Gefühl jungfräulicher Schaam, und die in Julianen aufſteigende Ahnung eines ihre Reinheit befleckenden Verdachtes verwandelte bald die

Bläſſe ihrer Wangen in Purpur, ſie zitterte, und in ihren Augen quollen Thränen empor.

Ein beſorglicher Wink der Geſandtin bat ihren Gemahl, dieſe Unterredung nicht fortzuſetzen, allein dieſer wollte nicht auf halbem Wege ſtehen bleiben, er wollte, er mußte Gewißheit haben, und ſprach weiter: „Entſchuldigen Sie meine große Indiscretion. Fräulein von Schenau, wenn dieß Ihr wahrer Name iſt!“

Dieß Wort durchbebte Juliane wie der Schmerz eines Dolchſtichs. Wohl war ſie ſich bewußt im tiefſten Innern, daß ein ganz andrer Name ihr gebühre, daß man ſie nur angewieſen, den ihrer Pflegerin zu führen, allein unbegreiflich erſchien es ihr, daß der Geſandte um ihr Geheimniß wiſſe und es zitterte die Frage von ihren Lippen: „Wie Herr Graf? Sie wiſſen?“ — In dieſer Gegenfrage ſah der Graf ſeinen Argwohn zur Gewißheit erhoben, er hielt ſich für einen Getäuſchten und der Groll darüber ließ ihn minder zart, als zuvor, ſich äußern und in die Worte ausbrechen: „Ich weiß, Fräulein, daß Sie einen andern Namen führen, und mehr bedarf ich nicht zu wiſſen. Sie ſagen, ich kannte nie einen Engländer, und vor wenigen Augenblicken geſtanden Sie ein, nicht nur einen ſolchen zu kennen, ſondern daß derſelbe die Veranlaſſung Ihrer Flucht geweſen. Beunruhigen Sie ſich indeß nicht, Fräulein Tomſon! Es droht Ihnen hier weder Gefahr noch Verrath. — Sie wiſſen vielleicht noch nicht,“ fügt er lächelnd hinzu: „daß das Hôtel eines Geſandten ein Aſyl iſt.“

Wie ſehr auch Juliane von dieſer Scene ergriffen war, ſo war ſie doch bewußt genug, mit ſchneller Faſſung ſich ſelbſt zu ſagen: Er kennt Dein Geheimniß nicht — er nennt einen Familien-Namen, welcher der Deinige nimmermehr ſein kann — er iſt in einem Irrthum befangen — ja vielleicht hängt dieſer Irrthum mit der Dame zuſammen, die in meiner Fluchtnacht rief: Verzeihung, Vater, Verzeihung! und die jener Engländer in den Wagen hob. Laſſe ich den Grafen in ſeinem Irrthum, ſo bleibt mein Geheimniß bewahrt, und er wird nicht weiter in mich dringen, mich nicht ferner mit Fragen quälen.

Nachdem dieſe Gedanken blitzſchnell durch Julianens Seele gegangen, beſchwichtigte ſich die Aufregung in die ſie die Fragen des Geſandten verſetzt hatten, und ſie ſprach unendlich ſanft, indem Thränen über ihre Wangen rollten: „Ich bin eine Unglückliche Herr Graf! Schonen Sie mich und laſſen Sie mich durch Ihre Güte den Weg finden, den ich wandeln ſoll!“

„„Rückkehr, mein armes, verlaſſenes Kind!““ ſprach der Graf nicht ohne Rührung und Mitleid. „Rückkehr nach Hamburg, wo Sie gewiß offne Arme und verzeihende Herzen finden. Und laſſen Sie es unſre Sorge ſein, Ihnen dieſe Rückkehr zu ermöglichen — dieſen Weg Ihnen zu bahnen, bei Gott, den beſten, den Sie einſchlagen können.“ — „„Gott wird mich führen!““ ſeufzte Juliane, zog die Hand der Gräfin an ihre Lippen, und begab ſich, im Innerſten bewegt, in ihr Zimmer.

Von ſeiner fruchtloſen Reiſe nach England zurückgekehrt, fand Reinhard Agathen und Gotthard, die jetzt ſeine Untergebenen waren, noch in banger Sorge um Julianens Loos und Schickſal und namentlich jenes arme Mädchen, deren friedlichem Schlaf die Mitſchuld an Julianens Entweichung aufgebürdet wurde, zerknirſcht und troſtlos, ſo daß ſelbſt deren Jammer zum Mitleid aufforderte. In Haſt durchflog Reinhard die indeß an ihn eingelaufenen Briefe, und traf ſofort Anſtalten zu einer neuen Reiſe nach dem Innern Deutſchlands oder nach dem deutſchen Süden, auf welche er Agathen mit ſich nahm, um dieſe ihrer Heimath wieder zuzuführen, da ſie ihm jetzt eine unnütze, ſeine Sorgen nur vermehrende Laſt war.

Gotthard ward befehligt, in Hamburg zurückzubleiben, Briefe in Empfang zu nehmen, unter beſtimmten Adreſſen weiter zu ſenden und keinen Tag und keine Stunde zu verſäumen um ſtille Nachforſchungen fortzuſetzen, und ſobald ſich eine Spur zeige, zu deren Verfolgung alles aufzubieten. Es konnten für einen ſolchen Zweck dem treubewährten bejahrten Manne bedeutende Mittel angewieſen werden, und Reinhards Bankierhaus, die Firma Tomſon und Compagnie war ermächtigt, Gotthard jede von ihm gefordert werdende Summe alsbald zur Verfügung zu ſtellen.

Reinhards Haar färbte die Sorge grau, Kummer und die Anſtrengung der Reiſen, die der nicht gewohnt war, den eine Reihe von Jahren in der friedlichſten einſamſten Stille nur Kunſt-Studien und Uebungen der Gottſeligkeit beſchäftigt hatten, und die Leitung der Erziehung jenes Kindes, das ihn jetzt ſo großen und ſchweren Prüfungen und Leiden unterzog.

Und dennoch liebte er ſie noch, dennoch bangte er um Julianens Schickſal, dennoch hätte er gern den Tod erlitten, wäre ihm von ihr eine beruhigende Kunde gekommen.

Wer weiß ob ſie nicht bereits entwürdigt und mißhandelt war — ob ſie nicht auf ein Schiff gelockt zu ſclaviſcher Dienſtbarkeit verurtheilt, einem fernen Welttheil zuſegelte, — ob ſie nicht die Beute eines nichtswürdigen Verführers geworden; eine ſchauervolle Möglichkeit jagte die andre im Gehirn des unglücklich gewordenen Mannes.

Er ſuchte noch einmal — ehe er wieder abreiſte — er ſuchte noch einmal ſelbſt durch die ganze Stadt. Er, der reine, ſittenſtrenge Mann, durchwandelte alle Höhlen der ſittlichen Entwürdigung, die glanzenden, prunkenden, übertünchten Gräber — und die ſcheuslichen Höhlen offner, nackter Verworfenheit. Er fand Juliane nicht, und prieß Gott auf ſeinen Knieen dafür, daß er ſie hier nicht fand. Gotthard forſchte in den Twieten der Altſtadt, in den engen ſchmutzigen Gängen der Michaelisvorſtadt, in dem finſtern Gänge-Labyrinth der Neuſtadt, in Höfen und Erben, in Sälen und Logier-Kellern, immer vergebens. Aber er forſchte fort und fort, er beſuchte den Hafen täglich beſuchte die Orte der Volksluſtbarkeiten, alle Pavillons, wandelte auf allen Promenadewegen um das Becken der Binnenalſter, und hatte nur Augen für eine einzige, liebe, holde, ſüße Geſtalt, die ſo ſchien es, dieſen Augen auf ewig entzogen war.

Ach wie oft flammte die Hoffnung in ihm auf, wie oft eilte er jungen Damen nach, die Julianens Wuchs, Gang und Haltung hatten — und fand ſich dann ſchmerzlich getäuſcht.

Gotthard hatte nur einen Gedanken, der ſich als fixe Idee in ihm feſtſetzte: Er meinte, Juliane müſſe ihm begegnen arm, elend, herabgekommen, durch die härteſte Schule ſchwer prüfenden Unglücks gegangen, und der verlorene Sohn im Evangelium ſtand ihm in weiblicher Geſtalt ſtets vor Augen; als verlorene Tochter fürchtete er Juliane wieder zu ſehen, wenn er ſie jemals wieder ſah.

Der alte treue Mann und redliche Diener ſitzt an einem heitern Octobertage an der Wirthstafel, und genießt ſein frugales Mahl, als ein Kellner ihn anredet: „Herr Gotthard! Erſchrecket nicht! Freuet Euch vielmehr! So eben iſt eine junge Dame mit Extrapoſt in das Haus gefahren, ihre erſte Frage war nach Herrn Reinhard und Herrn Gotthard — ob und wann ſie abgereiſt ſeien?“

Dem Herrn Gotthard entfallen Meſſer und Gabel. „Ich? Mich? — Nach mir? — Großer Gott iſt es möglich? Wäre ſie es? ſtammelt er, und zittert ſo heftig vor Schreck und Freude, daß er aufſtehend, ſich am Tiſche ſtützen muß. „Wird es wohl ſein, das junge Frauenzimmer!“ verſetzt der Kellner: „iſt aber größer geworden und ſieht ſehr ſtattlich aus.“

„Ach Gott! Sie iſt es nicht!“ ſeufzte Gotthard und ließ ſein Haupt ſinken. „Ende Auguſt kamen wir hier an, jetzt haben wir Ende Octobers! Wie wird ſie denn in zwei Monaten bemerkbar größer geworden ſein?“

„„Kommet zu ihr mein Herr, ſo werdet Ihr ſelbſt ſehen!““ ermahnte der Kellner, und eilte Gotthard voran, der mit bangeren Herzensſchlägen als er je gefühlt, mühſam eilend nachſchritt, bis jener ein Zimmer ihm aufſchloß, in deſſen Mitte, Gotthards harrend, eine reizend ſchöne junge Dame ſtand.

„Mein lieber, mein guter Gotthard!“ klang ein Silberton aus Julianens Munde und außer ſich vor Entzücken hatte der Mann nur das eine gewohnte Wort aus den frühern Tagen: „Fräulein! Fräulein!“

Gotthard warf ſich zu Julianens Füßen nieder, er küßte ihr Kleid, er küßte ihre Hände, er lachte und weinte – er verlor faſt die Sinne vor Freude, vor ſeliger Freude.

Julianen ſelbſt rührte dieſe treue Anhänglichkeit bis zu Thränen, und ſie ſprach ſanft, indem ſie ſich zu dem Diener niederbeugte, und beide Hände ihm hinreichte: „Stehe auf, guter Gotthard! Komme zu Dir! Ich freue mich von Herzen Dich wiederzuſehen!“

„O ich habe euch treuen Seelen wohl vielen Kummer verurſacht! Und ich erfahre, daß Du allein hier geblieben biſt, daß Herr Reinhard und Agathe weggereiſt ſind!“

„„Sie ſind es, mein gnädiges Fräulein! Sie ſind es! Geprieſen ſei der Heiland ewiglich!““ jubelte Gotthard. „Wir haben Sie wieder! O nun iſt alles gut — o Gott, Herr Reinhard — wenn er wüßte — wie glücklich wird dieſe Nachricht ihn machen!“

„Glaubſt Du das, Gotthard?“ fragte Juliane nicht ohne einige Beklemmung. „Doch beruhige Dich, erzähle mir — ich will ſelbſt an Herrn Reinhard ſchreiben.“ —

Ruhiger geworden vernahm nun Gotthard Julianens Mittheilung.

Der Geſandte, Graf Belgiojoſo hatte ihr, das bittere Gefühl ſich getäuſcht zu haben, überwindend, durch welches Gefühl er erſt eigentlich getäuſcht wurde, da ihre Geldmittel zu Ende giengen, die Summe von fünfundzwanzig Piſtolen zugeſtellt, und für ihr Fortkommen auf eine feine und anſtändige Weiſe Sorge getragen. Er kannte ſehr gut die Firma Tomſon und Compagnie, und glaubte auf vollen Dank rechnen zu dürfen, wenn er ſich dieſem Hauſe verpflichte. Zum Ueberfluß deutete der Graf in einem Geſchäftsbrief an dieſes achtbare Haus auf zarte Weiſe ſeine getroffene väterliche Fürſorge für deſſen holde Tochter an, was zu einer langen Kette von Mißverſtändniſſen führte, die einen reichen Stoff zu verſchiedenen Luſtſpielen hätten darbieten können, welche wir der Phantaſie unſrer Leſer ſelbſt auszuſpinnen überlaſſen wollen.

Juliane war in dieſen zwei Monaten nicht blos körperlich gewachſen, auch ihre geiſtige Entwicklung war vorgeſchritten, ſie hatte an Lebenstakt, Entſchiedenheit im Benehmen, und an Zuverſicht zu ſich ſelbſt gewonnen. Ihre Bildung war vollendet, wenn auch ihre Kenntniſſe nicht reich zu nennen waren. Sie fühlte ſich, und das viele Nachdenken, dem ſie anheimgefallen war, während ſie in der Geneſung begriffer, noch Bette und Zimmer hütete, hatte ihren Verſtand gereift, und ſie mehr klar gemacht über ihr ſo ganz eigenthümliches Verhältniß, als früher, wo ſie, ſtets unter der Leitung Anderer, unmöglich zu einiger Selbſtſtändigkeit gelangen konnte.

Nicht ohne Sorge für ihre nächſte Zukunft fragte nun Juliane Gottbard, ob Reinhard noch immer darauf beharre, ſie nach Bordeaux und in ein Kloſter zu führen?

„O dieſe unſelige Kloſteridee!“ — brach Gottbard aus, „dieſe allein war es, die Sie von uns trieb, liebes gnädiges Fräulein, ihr allein danken wir Alle den tiefſten Schmerz, den nagendſten Kummer! Nein, o nein, daran denkt Niemand mehr. Aber dennoch wünſcht Herr Reinhard, daß es Ihnen gefallen möge, nach Bordeaux zu reiſen, weil Jene, in deren Befehlen Reinhard handelt und handeln muß, dieß ſo beſchloſſen und angeordnet haben. O folgen Sie, theuerſtes Fräulein, folgen Sie! Ich ſetze Ihnen meinen grauen Kopf zum Pfande, daß Sie nun gewiß in kein Kloſter geführt werden!“

„Mußte ich ſo vielen Gefahren und Schmerzen ausgeſetzt werden, um dieſe Sinnesänderung hervorzurufen?" ſprach Juliane zu ſich ſelbſt, und dann laut: „Es müſſen ſich doch ſehr einflußreiche Perſonen für mich intereſſiren, und es müſſen in der That wichtige Gründe vorhanden ſein, die mir gerade jene Stadt, und nicht jede beliebige andere, da ich ja allenthalben eine Fremde bin — zum Aufenthaltort beſtimmen?"

„„Gewiß, gewiß, gnädiges Fräulein, iſt es ſo, wie Sie ſelbſt zu ſagen belieben!"" beſtätigte Gotthard.

„Ich hoffe, doch auch einmal Aufſchluß zu erhalten über ſo manches mir abſichtvoll Verhüllte" fuhr Juliane fort: „und im Uebrigen bin ich kein Kind mehr, und will mich nicht wie ein Kind an einem Gängelbande durch die Welt führen laſſen. Man vergeſſe nicht, daß ich einen Beſchützer habe, der höher iſt als alle Beſchützer, das iſt Gott!"

„Und alle Heiligen!" fügte Gotthard ergeben hinzu. Juliane ſah ihn mit prüfendem Blicke an und fragte: „Gehſt Du mit mir, Gotthard? Begleiteſt Du mich?" —

„„Bis an der Welt Ende!"" betheuerte Gotthard.

„Wohlan denn, nach Bordeaux!" rief Juliane aus und richtete einen ſchönen Blick voll vertrauenden **Hoffens** gen Himmel. —

Im Salon des Miniſters.

In ſeinem Palais zu Brüſſel, damals die Hauptſtadt der öſterreichiſchen Niederlande, war der bevollmächtigte Miniſter Graf Cobenzl mit Durchleſung mehrerer Depeſchen beſchäftigt, als ſein Lakai ein Billet brachte, nach deſſen Durchleſung der Graf die Worte ſprach: „Ich laſſe bitten!“

Wenige Minuten darauf trat ein Mann in einfacher ſchwarzer Kleidung, die einen Träger irgend einer geiſtlichen Würde oder eines geiſtlichen Ordens anzudeuten ſchien, in das Arbeitkabinet des Miniſters und grüßte dieſen würdevoll. Die Züge dieſes eintretenden Mannes waren ſchlaff und erſchienen abgeſpannt, aber das Feuer ſeines Blickes gab ihnen dennoch Leben; ſein Haar war grau, und der Scheitel gänzlich kahl.

Der Miniſter erhob ſich von ſeinem Seſſel und ſchritt dem Eintretenden gemeſſen entgegen, ihn achtungsvoll begrüßend.

„Ich verdanke Ihren Beſuch höchſten Aufträgen und Befehlen!“ ſprach der Graf. „Gebieten Sie ganz über mich, mein Herr, und machen Sie mich mit dem Näheren Ihres Auftrages bekannt. Darf ich bitten, ſich niederzulaſſen?“ — Der Eingetretene verbeugte ſich ſtumm, und folgte ohne Weiteres der gegebenen Erlaubniß, indem er einen Stuhl nahm.

„In der That, ich bin erſchöpft, verzeihen Euer Excellenz, Herr Graf —“ nahm er das Wort. „Meine Jahre eignen mich nicht mehr zu einem Parforçe-Pferd — die Elaſticität meiner Glieder iſt in Steifigkeit umgewandelt — ich bin in drei Tagen von Hamburg hieher gekommen.“

„Unglaublich!“ rief der Graf. „So viele Meilen! Da haben Sie ſich keine Minute Ruhe vergönnen gekonnt!“

„„So iſt es, Herr Graf!““ antwortete der fremde Mann, und holte tief Athem.

„Und dieſer raſchen Reiſe Zweck? Ihr Auftrag für mich?“ fragte der Geſandte.

„Iſt Auftrag meines gnädigſten Gebieters, nicht der meine; er betrifft eine junge Dame, die Gräfin Juliane von Schönau, welche jetzt in Bordeaux lebt.“

„„Gräfin von Schönborn?““ fragte mißverſtehend Graf Cobenzl.

„Von Schönau, wenn ich unterthänigſt bitten dürfte!“ verbeſſerte der Fremde. — „Mir ſind keine Grafen dieſes Namens bekannt, nur Freiherren, welche in ihrem Wappen, zwiſchen roth und Gold getheilt zwei ſilberne und einen eiſernen Ring führen, äußerte der Graf.

„Ich bedaure, indeß die junge Gräfin exiſtirt, Excellenz!“ entgegnete Jener mit feinem Lächeln. „Jedoch muß ich Excellenz unterthänigſt bemerken, daß über Namen und Herkunft jener Dame ein Dunkel waltet, das ich nicht aufhellen kann und darf. Hohe und mächtige Hände haben dieſen zarten und doch ſtarken Schleier gewoben, meine niedern Hände würden freveln, wollten ſie ihn lichten oder zerreißen. Selbſt der Schleier ſoll dem Auge der Welt verborgen bleiben; Ihrer Excellenz, Herr Graf, dem ſo viel vertraut iſt, gönnt hohes und ehrenvolles Vertrauen mindeſtens den Anblick des Schleiers.“

Bei dieſen Worten zog Reinhard, denn kein Anderer war der Fremde, zwei Briefe hervor, welche er dem Miniſter überreichte. Dieſer empfing die Briefe mit einer Verbeugung, welche, wie es ſchien, nicht dem Ueberbringer, ſondern den Handſchriften der Adreſſen und den Wappen galt, mit denen dieſe Schreiben geſiegelt waren.

„Was ich ſagen darf,“ fuhr Reinhard fort: „iſt in wenigen Worten dieſes: „Comteſſe Juliane war mein Zögling, daher meine väterliche Zuneigung für dieſes unter dem Beiſtande des Höchſten ſittlichrein und körperlich ſchön entwickelte Kind von hoher Abkunft. Mir wurde der Befehl, ſie aus dem verborgnen Aſyle, wo ſie ihre Jugendjahre in gänzlicher Abgeſchloſſenheit von der Welt verlebt, hinwegzuführen und Sorge zu tragen, daß ſie in Bordeaux als eine junge deutſche Gräfin ſtandesgemäß und in einer Umgebung lebe, welche — ohne ſie wie ein unmündiges Kind unter Aufſicht zu ſtellen — ſie doch in ſo fern überwache, daß nichts Unreines ſich ihrem Lebenskreiſe nahe. Ein erprobter Mann, von Jugend auf in ihrer Umgebung, verſieht die Stelle eines Haushofmeiſters bei der jungen Gräfin. Dieſer Mann hat die Comteſſe bei ihrer Fahrt zu Schiffe von Hamburg nach Bordeaux, welche Fahrt eine überaus glückliche war, begleitet, und ſie auf das Aufmerkſamſte bedient. Seine jetzige Stellung, zu welcher er aus dem Stande eines Kammerdieners erhoben worden, macht ihn ganz glücklich. In Bordeaux war er an das Haus eines deutſchen Bankiers, Namens Leimner, adreſſirt, welcher Kaufmann jedoch aus guten Gründen ſeinen den Franzoſen ſchwer auszuſprechen fallenden Namen in den leicht ausſprechbaren und wohlklingenden Namen l'Englumée umgewandelt hat. Die Dame vom Hauſe nahm ſich, hingeriſſen von der wahrhaft bezaubernden perſönlichen

Anmuth der Comteſſe, ihrer Angelegenheiten auf das Lebhafteſte an. Eine Freundin dieſer Frau, Madame de Guillaumet, hielt ein Fräulein-Inſtitut für junge Penſionairinnen aus den höhern Ständen; dieſe wurde bewogen, ihr Inſtitut aufzugeben, um einzig und allein ihre ganze Zeit und Aufmerkſamkeit einer neuen Pfleglingin, eben der Comteſſe Juliane, zuzuwenden, dieſer als Ehrendame zur Seite zu ſtehen, die junge Fremde in Theater, Concerte und Geſellſchaften zu begleiten, und ihr Haus nur zu deren Diſpoſition zu ſtellen. Die Mittel zu dieſem Aufwand fließen durch das Wechſelhaus l'Englumée, und ſind geſichert.“

Der Miniſter hörte aufmerkſam dem Berichte Reinhards zu. Bei Erwähnung des nicht unbedeutenden Aufwandes, der nach dieſer Mittheilung für die junge Gräfin gemacht wurde, ſchüttelte er, doch nur ganz wenig, den Kopf, und ein Schatten von Unzufriedenheit überflog eine halbe Secunde lang das Geſicht des ernſten Mannes.

„Und was ſoll ich thun, hier in den Niederlanden für eine junge Dame, welche ſo unendlich weit von hier entfernt wohnt?“ fragte der Miniſter Graf Cobenzl. „Ich würde anrathen, wenn dieſe junge Dame ſolcher Abkunft iſt, daß die höchſte Rückſichtnahme auf dieſelbe erforderlich ſcheint, ſie am franzöſiſchen und am ſpaniſchen Hofe zu accreditiren.“

Ueber Reinhards ſtrenge Züge flog ein leichtes Lächeln, das von dem Gedanken erzeugt wurde: Wie, Herr Graf? Sie ſind der große Diplomat, den Europa mit Achtung nennt, und ahnen nicht, daß hier ein Zuſammenhang waltet, welcher es naturgemäß erſcheinen läßt, daß man Ihre Fürſorge eher in Anſpruch nimmt, als jene der Höfe zu Verſailles und Madrid? —

Doch gab Reinhard dieſen Gedanken keine Worte, er verbeugte ſich blos, und erwiederte: „Die Briefe, welche ich in Euer Excellenz Hände zu legen die Ehre hatte, werden ohne Zweifel allen Aufſchluß ertheilen. Nur das erlaube ich mir noch unterthänig dem Geſagten hinzuzufügen, daß es die Abſicht der hohen Beſchützer jener jungen Dame iſt, daß dieſelbe ihres Jugendlebens auf eine edle und ihrer, wie ihres Ranges würdige Weiſe froh werde, daß die heitern Genüſſe, welche die Natur und welche die ſchönen Künſte bieten, ihr nicht verſchloſſen bleiben, damit ihrem Leben, dem ſo manches Glück verſagt bleiben wird, mindeſtens dereinſt nicht ein Schatz ſchöner und freundlicher Erinnerungen an die Zeit ihrer Jugendblüthe mangle.“

„„Lobenswerth, in der That, ſehr lobenswerth““ bemerkte der Miniſter. „In allem, wo ich dienen kann, mag ſich dieſe ſo warm Empfohlene getroſt an mich wenden.“

„Sie wird ſich glücklich ſchätzen, wenn ich ihr dieſe ſchmeichelhafte Verſicherung Euer Excellenz überbringe,“ verſetzte Reinhard verbindlich. „Wir müſſen dieſer jungen Dame, die ohne nahe Stützen ſteht, in der Ferne Stützen ſichern.“

„„Sie reiſen ſelbſt nach Bordeaux?““ fragte der Graf.

„Euer Excellenz zu dienen!“

„„Nun wohl, ſo verſichern Sie die Gräfin Juliane von Schönau meiner Ergebenheit und meiner Bereitwilligkeit, ihr nützlich zu ſein!“

Reinhard empfahl ſich.

Als der Beſuch weggegangen war, erbrach der Miniſter mit eigenthümlicher Bewegung ſeines mit großen gepuderten Silberlocken geſchmückten Hauptes die empfangenen Briefe. Dieſe Briefe waren von Perſonen geſchrieben, welche eine hohe Stellung in der Geſellſchaft behaupteten und drückten dem im Dienſt des Staates und der Diplomatie ergrauten Miniſter ein höchſt ehrendes Vertrauen aus; ſie benachrichtigten ihn, daß die junge Perſon, für welche man ſein Intereſſe in Anſpruch nehme, auf deren Abkunft jedoch ein tiefer Schleier ruhen bleiben müſſe, jeden Antheiles würdig und zugleich angewieſen ſei, in vorkommenden Fällen ſeinen weiſen Rath, ſeine bereitwillige Hülfe zu erbitten; zugleich lagen einem dieſer Schreiben Creditbriefe auf Brüſſeler Handelshäuſer bei, welche dem Miniſter für jene Dame Summen zur Verfügung ſtellten, über deren Hohe er erſtaunte.

Reinhard war nach dem Gange zu dem Miniſter kaum in ſeiner Wohnung wieder angelangt, als er ſich zum Schreiben niederſetzte. Er ſchrieb an Julianen. Dieß war der Inhalt ſeines Schreibens:

Gnädige Comteſſe!

Wenn dieſe Zeilen in Ihre Hände gelangen, iſt Ihr alter treuer Freund und Lehrer bereits auf der Reiſe zu Ihnen. Mit wahrhafter Freude empfing ich erwünſchte Nachricht von Ihnen und preiſe den Herrn für Ihre glückliche Ueberfahrt, für Ihr Wohlbefinden und Ihre Zufriedenheit.

Die neuen Lebensverhältniſſe, in welchen Sie ſich in Bordeaux bewegen, werden Sie angenehm unterhalten und zerſtreuen, doch hege ich den treugemeinten und frommen Wunſch, daß Herz und Sinn meiner theuern Juliane auch in den Zerſtreuungen des Weltlebens rein bleiben werden, und ſie ihr edleres Theil nicht vergeſſe. Beginnen und beſchließen Sie auch fernerhin, wie es Ihnen gelehrt wurde, jeden Tag mit einer Erhebung Ihres Herzens zu dem Ewigen, danken Sie ihm für ſeine Gnade, und flehen Sie ihn an, Sie mit liebender und ſegnender Hand zu führen.

Ehren Sie die Frau, welche Sie, die Unbekannte, in ihr Haus aufgenommen, als eine ältere Freundin, und befolgen Sie, obſchon ſie Ihnen keine Vorſchriften machen wird, gern deren einſichtvollen Rath. Beſuchen Sie keine Geſellſchaft ohne deren Begleitung; bleiben Sie ſtets jenes Verſprechens, das Sie in die Hand Ihres väterlichen Freundes ablegten, als Sie dieſen zum letztenmale ſahen, eingedenk, auch dann, wenn Ihr Herz ſich gegen dieſes Verſprechen empören und deſſen Abnahme hart und grauſam finden ſollte.

Mächtige, unabänderliche Beſchlüſſe wollen und verlangen dieſe Entſagung. Betrachten Sie in ſchmerzvollen Stunden, die Ihnen kaum fern bleiben dürften, ſolche Selbſtverläugnung eines ſchönen und warmen Gefühls, als ein Opfer, das Ihnen der Himmel zu tragen auferlegt, um Ihre Stärke zu prüfen, und wenn die Schwere dieſes Opfers Sie drückt, o ſo bedenken Sie, theure Juliane — Sie erlauben Ihrem alten Erzieher gewiß noch dieſe treue Sprache des Herzens — daß Tauſende, daß Millionen Ihrer Mitbrüder und Mitſchweſtern auf Erden den herben Kelch der Entſagung entweder freiwillig leeren oder ihn gezwungen leeren müſſen, deren Leben traurig und öde und einſam dahin ſtirbt, während Jugend, Freude, Reichthum und die Liebe vieler guter Menſchen Ihre Tage hell und golden machen werden.

Und bleiben Sie vorſichtig und verſchwiegen. Wem auch immer Ihr edles Herz mit ſeiner Freundſchaft und Neigung ſich öffnen will — nie und mit Niemand ſprechen Sie von ſich, von Ihrer Vergangangenheit — nie von Ihrer in einem beklagenswerthen Irrthum unternommenen Pilgerſchaft nach Norden — und forſchen Sie nie mit unedler Neugier nach dem, was Ihnen noch zu verhüllen, die Lenker Ihres Geſchickes für gut erachten.

Leben Sie wohl! Der Herr nehme Sie in ſeinen himmliſchen Schutz! Bald hofft Sie von Angeſicht zu Angeſicht wieder zu ſehen, und ſich über Ihr Wohlbefinden zu freuen Ihr mit aller Treue unvergänglich an Ihnen hängender alter Freund

Bruſſel.

P. Reinhard.

Als Reinhard dieſen Brief geſiegelt hatte, ſchrieb er einen andern an Gotthard, den Haushofmeiſter der Gräfin, und füllte dieſen mit außerordentlich genauen, wohlüberdachten Verhaltungsregeln, welche eine ſtrenge Beobachtung auch des geringſten Thuns der jungen Gräfin mit in ſich ſchloſſen.

Reinhard ſchloß den Brief an Letztere in den an Gotthard, beide in einen an das Handelshaus l'Englumée, beförderte alles zur Poſt, und richtete ſich dann ſelbſt zu baldiger Weiterreiſe ein.

Bevor jedoch Reinhards Abreiſe von Brüſſel erfolgt war und erfolgen konnte, ſandte der Miniſter Graf Cobenzl ihm eine Einladung, welche nicht von der Hand gewieſen werden konnte.

Es war ein glänzender Kreis fürſtlicher und adeliger Notabilitäten, der ſich im Salon des Miniſters zuſammenfand, und Reinhard knüpfte hier Bekanntſchaften an, welche ihm eben ſo erfreulich als wichtig waren. Wie lange auch ſein Leben in Einſamkeit dahin gegangen, dennoch bewegte ſich Reinhard in dieſem Zirkel mit der Feinheit und Gewandtheit eines vollendeten Weltmannes, eben ſo frei von Schüchternheit als von rückhaltloſer Offenheit. Von Perſonen höchſten Ranges im Salon des Miniſters behaupteten unter den Herren der Erzherzog Karl von Lothringen, Statthalter der Niederlande, unter den Damen deſſen Nichte, die Erzherzogin Maria Anna die erſten Stellen, und um dieſe Sterne des hohen deutſchen Kaiſerhauſes zog ſich der übrige Kreis der Geſellſchaft, wie jene irisfarbigen ſchimmernden Kreiſe, die wir bisweilen um die ſtrahlenden Lichter des Firmamentes erblicken.

Als Gaſt war zufällig der in Bordeaux reſidirende Herzog von Richelieu, Louis Francois Bernard du Pleſſis anweſend, bereits in ſeinem ſiebenzigſten Lebensjahre ſtehend, aber immer noch, wie ſtets, ein Galanthomme, der die Schönheiten der Frauenwelt ſo feurig umſchwärmte, wie die Surinamiſche Fulgora um die ſchönen Bananenblüthen ſchwärmt. Unter den übrigen Geladenen zeichnete ſich der Chef-Präſident des Gouvernements, Herr von Reny aus, ein Mann von äußerſt feinem Geiſt, welcher ſeine Unterhaltung mit Witz und Laune würzte, und dieſe hauptſächlich mit einem Fremden pflog, welcher in Geſchäften der Krone nach Brüſſel gereiſt war, Graf von Weiſſendorf aus Prag.

Reinhard wurde die Gnade zu Theil, den anweſenden höchſten Herrſchaften vorgeſtellt zu werden, um dieſen ſeine Ehrerbietung zu bezeugen. Bald genug war er mit der geiſtvollen Erzherzogin Maria Anna in ein anziehendes Geſpräch über Kunſt verwickelt, welches ihn den gewöhnlichen Salongeſprächen entrückte. Er hatte faſt alle die heitern Genreſtücke geſehen, welche unter der Künſtlerhand dieſer begabten Prinzeſſin hervorgegangen waren, und wußte an jedem einzelnen Bilde das hervorzuheben, was am meiſten den Hauch des künſtleriſchen Genius offenbarte. Auch den geätzten und radirten Kunſtblättern der Prinzeſſin lenkte ſich das Geſpräch zu, den landſchaftlichen ſowohl, als jenen lieblichen Stillleben, indem

Geflügel, Küchenſtücken, Gehöften mit Vieh und ähnlichen Gegenſtänden, deren Wahrheit, Kraft und Leben ſchon den Nichtkenner ſolcher Werke anſprechen, aber um ſo mehr den Kenner befriedigen, und welche immer noch dem Sammler zur Freude gereichen.

Mit der liebenswürdigſten Beſcheidenheit äußerte ſich die Erzherzogin gegen Reinhard über ihr Talent. „Sie ſehen, daß ich mich nicht in zu hohe Regionen wage; ich bleibe im Kreiſe der Häuslichkeit, aber es ſind meine ſchönſten Stunden, die ich vor der Staffelei oder der Aetzplatte zubringe.“

„Ihre Kaiſerliche Hoheit,“ erwiederte Reinhard: „ſind beglückt und geſegnet nicht nur vor Vielen Ihres Geſchlechtes, welche nicht verſtehen, die ihnen von Gott verliehene Zeit ſo angenehm und ſchön auszufüllen, ſondern auch beglückt vor vielen Ihres hohen Ranges. Ich erachte es für etwas ſehr Edles, wenn ein fürſtliches Gemüth Freude findet an der Ausübung ſchöner Künſte, denn die ſchönen Künſte ſind Blüthen des Lebens, die zu Früchten ſtiller Befriedigung und erhabener Genüſſe reifen, die uns die Einſamkeit lieb machen, und vor ſchädlichen Zerſtreuungen bewahren.“

„„Sie machen mir vielen Muth, mein Herr, mich ferner zu üben! Ich danke Ihnen für dieſe gütige Ermunterung““ ſprach gütevoll die Erzherzogin. „Wollen Sie in meinem Atelier mich beſuchen, ſo wird es mir eine Freude ſein, Sie zu empfangen: ich habe eine Skizze angelegt, bei welcher Sie mich mit Ihrem wohlgeneigten Rathe unterſtützen können!“

„„O Ihre Kaiſerliche Hoheit ſind allzugnädig!““ entgegnete Reinhard mit tiefer Verbeugung. „Ich gebe mich nicht für einen Kenner aus, ich bin nur ein Anerkenner, ein freudiger, Höchſtihres herrlichen Talentes, ja, Ihres Genius!“

„„Dilettanten und Dilettantinnen wie ich,“ verſetzte die Erzherzogin lächelnd und huldvoll, „haben alle Urſache, die Anerkennenden den Kennern vorzuziehen, denn ihrem Streben leiht Anerkennung Flügel, während Kennerſchaft dieſe Flügel ſchonungslos beſchneidet.“

Jetzt zog ein ſpäter in die Geſellſchaft eingetretener Mann die Aufmerkſamkeit der Sprechenden auf ſich. Dieſer Mann erſchien vom Kopf bis zum Fuß in orientaliſcher Tracht, und Reinhard konnte nicht anders glauben, als jener ſei der Abgeſandte eines Staates des Morgenlandes. „Ah, hier naht unſer türkiſcher Maler“ rief die Prinzeſſin erfreut Reinhard zu: „Kennen Sie ſchon Herrn Jean Etienne Liotard?“ —

„„Dem Namen nach wohl, Kaiſerliche Hoheit!““ erwiederte Reinhard, „doch habe ich nicht die Ehre dieſen berühmten Miniatur- und Emaillemaler von Perſon zu kennen.“

„„Ich werde Sie mit ihm bekannt machen!““ ſprach die Erzherzogin, und Liotard gnädig begrüßend, ſtellte ſie beide Herren einander vor, und wandte ſich dann ſcherzend zu Liotard: „Sie hätten Ihren Patriarchenbart doch nicht abſchneiden ſollen, Herr Muſelmann! Er kleidete Sie ſo ſchön!“

„„Aber er verjüngte mich nicht, Ihre Kaiſerliche Hoheit!““ entgegnete der Maler, der allerdings bereits ſchon in das drei und ſechzigſte Lebensjahr vorgeſchritten war.

„Lieber Liotard!“ bat die Erzherzogin: „Sie ſind ſo gütig, und geben mir noch einen Abzug von Ihren beiden ſchönen Stichen, auf welchem meine Mutter und ich als Damen von Pera dargeſtellt ſind, wie wir Beſuch empfangen, und mich ſelbſt als Dame von Galata; ich möchte dieſe Blätter Herrn Reinhard, der ein großer Kunſtfreund iſt, als ein Andenken an mich verehren.“

„„Avent à lettre! Kaiſerliche Hoheit! Mit allem was ich dienen kann, ſtets zu Allerhöchſten Befehlen!““ erwiederte der wunderliche Mann verbindlich, indem er nach orientaliſcher Art ſich mit über die Bruſt gekreuzten Händen verbeugte.

„Wenn Sie mich beſuchen,“ wandte ſich die Erzherzogin an Reinhard, ſo erzähle ich Ihnen viel Intereſſantes von dieſem intereſſanten Künſtler, der in der Kunſt der Paſtell- und Emaillemalerei unter den Lebenden wohl ſeines Gleichen ſucht.“ —

Antheilvoll ließ ſich Liotard in Geſpräche über Malerei und Kunſt mit Reinhard ein. Als dieſer berühmte Künſtler erfuhr, aus welcher Reſidenz jener Fremde komme, erwähnte er dort verlebter glücklicher Tage und freudig ausgeführter Gemälde.

„Kennen Sie,“ fragte er: die Fürſtin Feliçe von Auersberg?“

„Ich kannte ſie. Sie iſt tod.“

„„Tod, dieſe holde Frau voll höchſter Schönheit? O mein Gott!“ rief der Künſtler ſchmerzlich bewegt aus. „Ich malte ſie nach dem Leben! Und dieß herrliche Leben wäre dahin?“ —

Eine neue Sphäre.

Juliane ſaß an einem herrlichen Wintertage des Jahres 1766 allein in ihrem reizend ausgeſchmückten Zimmer, und ein Wolkenſchatten des Ernſtes und der Trauer lag auf ihrem ſchönen und ſanften Geſicht. In ihrer Hand ruhte Reinhards Brief, den ſie vor einigen Tagen empfangen, und ſie vermochte nicht, die Thränen zurückzuhalten, welche auf dieſen Brief träufelten.

Das Zimmer war mit mancherlei exotiſchen Pflanzen geſchmückt, die zur Decke hinanreichten, und in zierlichen Ranken an dieſer hinzogen. Am Fenſter war eine Laube gebildet, in welcher Juliane ſaß, unter Blüthen die reizendſte Blüthe. In buntbemalten Käfigen flatterten und ſangen allerlei Vögel; kein Geräth des Luxus und der Mode jener Zeit fehlte, ja es herrſchte ein Ueberfluß an ſolchen Dingen im Zimmer Julianens, die Ausſicht von dieſem Zimmer war die ſchönſte des Hauſes der Frau von Guillaumot, das in einem kleinen Blumengarten frei in der

Nähe des Hafens lag. Die ganze Umgebung des jungen Mädchens athmete Ruhe, Glück und heitern Frieden — und dennoch Trauer auf Julianens edlen reinen Zügen, dennoch Thränen?

„Bleiben Sie Ihres Verſprechens eingedenk, auch wenn Ihr Herz ſich gegen daſſelbe empören, und deſſen Abnahme hart und grauſam finden ſollte.“ —

Dieſe Worte Reinhards las Juliane immer und immer wieder mit ſchmerzzuckender Lippe.

„Entſagung! Alſo zur Entſagung geboren und unabänderlich beſtimmt!“ flüſterte ſie wehmuthvoll vor ſich hin.

„Ach, Armand — blicke nicht zärtlich und ſehnſüchtig nach mir — du theurer Jüngling — Juliane darf keine Wünſche wecken, keine Wünſche erfüllen, ſelbſt keine Wünſche hegen.“

„Alle Menſchen begegnen mir lieb und freundlich, Alle ſagen mir, ſie müßten mich lieben auf den erſten Blick, und es iſt dieß mehr als Schmeichelei, ernſte bejahrte Männer haben es mir verſichert, Herr von Ferrand, Armands Onkel, der Obriſt der Marechauſſée, welcher ohnlängſt mit ſeinem jungen Sohn Antoine und ſeinem Neffen Armand mich beſuchte, und auf deſſen Ball, zu dem er mich geladen, ich glückliche Stunden genoß; — auch Graf Coroniny, der Neffe des Herrn Grafen und bevollmächtigten Miniſters

Cobenzl in Brüſſel bezeugte mir den wärmſten Antheil und legte eine Aufmerkſamkeit gegen mich an den Tag, welche mich deutlich wahrnehmen ließ, daß ich ihm nicht gleichgültig ſei.“

„Aber wer bin ich? Wem gehöre ich an? Sind es nicht eitle Phantaſien, denen ich mich hingebe, ſind es nicht Luftſchlöſſer, die ich aufbaue — der Gewohnheit meiner Kinderjahre treu, wo ich oft ſinnend im Garten allein ſaß, und auf dem weichen Vließ ſonnebeglänzter Wolken mir Königsthrone träumte, und auf ihnen herrlich einherſchwebte wie die Feen in den Märchen des Orients?“

„Entſagung! — Entſagung! Du ſchmerzender Dorn in der Roſenkrone meines Glückes und meiner Jugend! — Ich muß mich gewaltſam losreiſſen von den düſtern Bildern, die an dem Himmel meiner Zukunft mir zu drohen ſcheinen! Zerſtreuung, Zerſtreuung — ein gefährliches Werkzeug, um den böſen Geiſt des Trübſinns zu bannen!“ —

Juliane klingelte, ihre Zofe erſchien. „Ich laſſe Frau von Guillaumot erſuchen, mich auf einer Spazierfahrt zu begleiten, gieb dem Kutſcher Befehl, anzuſpannen, wir fahren nach Baſtide — und bitte den Herrn Haushofmeiſter, zu mir heraufzukommen.“

Bald darauf erſchien Gotthard im einfachen aber höchſt geſchmackvollen Anzug eines Officianten, um nach den Befehlen ſeiner Herrin zu fragen.

Mit aller der ihr eignen, gewohnten und bezaubernden Güte ging Juliane dem bejahrten treuen Diener lächelnd entgegen. „Guten Tag, lieber Gotthard! Meine Börſe iſt erſchöpft, fülle ſie wieder, mein Grand Chatoullier, mein Geheimer Finanz-Miniſter!“

„„Gnädige Comteſſe““ — erwiederte mit einer Ehrfurcht, hinter welcher er eine gewiſſe Verlegenheit zu verbergen ſuchte, der Haushofmeiſter: „Ihre Kaſſe iſt erſchöpft — halten Sie zu Gnaden, Sie haben in den letzten Tagen zu viel ausgegeben — Sie kaufen zu viel, verſchenken zu viel — es wäre vielleicht — doch mir ziemt nicht, Ihnen einen Rath zu geben.“

„„Sorge Dich nicht ab, redlicher Gotthard!““ ſprach Juliane, ohne ſich im mindeſten beunruhigt zu zeigen. — Sie ging zu ihrem Schreibepult und ſchrieb mit fliegender Feder auf ein Blatt Papier einige Zeilen.

„Hier, mein wackrer Finanz-Miniſter, dieß Blatt zu Herrn l'Englumée, eine Bitte, mir zweihundet Livres vorzuſchießen, welche dieſer Banquier nicht abſchlagen wird. Halt, noch eins, ſchreiben wir nicht heute den ſechſten Dezember? Kam nicht an dieſem Tage im Hauſe der Frau von Schönau der heilige Nicolaus in mein Zimmer, forſchte nach ob ich folgſam ſei, und fleißig im Katechismus lerne, und theilte mir dann allerlei Gaben mit, die das Kind erfreuten? Du warſt mein heiliger Nicolaus — lieber Gotthard — und ſieh, heute will ich der Deinige ſein! Nimm dieſe goldne Uhr — ſie zeige Dir noch viele frohe Lebensſtunden!“ —

„„O meine gnädige Comteſſe!““ rief Gotthard: „Sie beſchämen mich — o nein — ſeien Sie minder freigebig.“

„„Du wirſt mich doch keiner Freude berauben wollen?““ entgegnete Juliane.

„O Gott! Nein, aber es iſt zu viel!“

Vor der Thüre draußen ſprach Gotthard: „Sie iſt ein Engel — die kennen das Geld auch nicht. Wenn ſie nur immer ſo geben kann! Aber — aber — wo ſoll es noch mit dieſer Freigebigkeit hinaus!“

In einer eleganten Kutſche fuhr Juliane in Begleitung ihrer ſie bemutternden Freundin, Frau von Guillaumot, nach dem ſchönen Dorfe Baſtide, wo auch an Wintertagen ein Sammelplatz der vergnügungsluſtigen vornehmen Welt der großen Handelsſtadt war.

Unterwegs richtete Juliane aufmerkſame Blicke auf die mit ihren kahlen ſcharfkantigen Werken ſich eigenthümlich genug ausnehmenden beiden Befeſtigungen zum Schutze der Handelsſtadt, die Citadelle Trompette und das Fort St. Louis, und fragte ihre Begleiterin: „Was ſind jenes dort für ſeltſame Hügel? ſie ähneln im Bau begonnenen, aber unvollendeten Pyramiden.“

„Es ſind die Forts, Comteſſe“ — erwiederte Frau von Guillaumot; „geſchrieben in unſrer Sprache F-o-r-t- das iſt ſo viel als in der Ihrigen: Feſt, ſtark, ſicher.“ — „„Was iſt ein Fort?““ fragte Juliane, welcher ſolche ſtarke und mächtige Befeſtigungswerke noch nicht vor Augen gekommen waren.

„Ein Fort iſt eine kleine Feſtung, Comteſſe,“ erwiederte Frau von Guillaumot: „Man legt ſie an theils zum Schutz der Städte und Häfen gegen feindliche Ueberfälle, theils auch zur Aufbewahrung von Staats- oder andern Gefangenen.“

„Was ſind Staatsgefangene?“ fragte die in vielen Dingen noch in großer Unwiſſenheit lebende heitre Juliane.

Frau Guillaumot lächelte und erwiederte: „Dieß ausführlich Ihnen darzulegen, würde es wohl des Unterrichts eines rechtskundigen Mannes bedürfen, liebe Gräfin. Ich kann Ihnen nur ſo viel ſagen: Staatsgefangener iſt Jeder, welcher — ſei es wegen eines Vergehens gegen den Staat, im Gegenſatz zu Privatintereſſen, oder auch nur wegen des Verdachts eines ſolchen Vergehens in Haft gehalten wird. Dieſer Vergehen mag es mancherlei geben, Verrath am

Vaterlande, Spionage, unbedachter Tadel geſetzlich gebotener Einrichtungen, Beleidigungen der geheiligten Perſonen des Regenten und ihrer Familienglieder, Fälſchungen und abſichtliche Täuſchungen, Mißbrauch des öffentlichen Vertrauens zur Erreichung ſelbſtſüchtiger Zwecke.“ —

„„Genug, genug!““ unterbrach Juliane. „Mir ſchaudert vor der langen Kette der Möglichkeiten, die alle vorhanden ſind, um Jene, die ſich vergehen, zu unglücklichen Gefangenen zu machen. Der Aufenthalt hinter jenen dicken Mauern und Wällen muß fürchterlich ſein!“

„„Nicht ſo ganz,““ berichtigte die Begleiterin Julianens Anſicht. „Nur für grobe Verbrecher, deren Haft zugleich mit ſcharfer Strafe verbunden iſt, kann die Feſtung auch zur Marterkammer werden. Für Perſonen von Rang iſt in der Regel das drückendſte der Haft eben dieſe ſelbſt, die Entziehung der perſönlichen Freiheit.“

„„Ich werde nie wieder ohne Schauder Ihr Wort Fort mir geſchrieben vor Augen ſtellen. In unſerer deutſchen Sprache hat es den entgegengeſetzten Sinn von Feſthalten, da bedeutet es den Begriff hinweg, von dannen — und dieſes Wort klang noch nicht allzulange ſchmerzlich und herzzerreißend in mein Inneres.““

Frau von Guillaumot lächelte wieder über die eigenthümliche Weiſe ihrer jungen Schutzbefohlenen, ſich ſelbſt mit Worten zu quälen, und ging zu Schilderungen der Gegend um Bordeaux über, ſprach von der Schönheit des grand cours, machte auf die gewaltige faſt neunhundert Schritte lange Brücke über den breit und majeſtätiſch dahinfluthenden Strom der von Kähnen und Schiffen belebten Garonne aufmerkſam, und brachte Juliane bald und leicht auf andere Gedanken.

Noch waren beide Damen nicht zurückgekehrt, als ein Fremder in das Haus der Frau von Guillaumot eintrat, und bei dem Portier nach den Haushofmeiſter Gotthard fragte.

Bald ſah Gotthard den Mann vor ſich ſtehen, in welchem er ſtets einen Gebieter verehrte — Reinhard — der im einſamen Hauſe ihm befohlen, aus deſſen Händen er ſeinen Lohn empfangen, der ihm befehligt Julianen nach Bordeaux zu führen, der ihm für ſie reichliche Subſiſtenzmittel angewieſen, der in mehreren Briefen ihm die genaueſten Verhaltungsmaßregeln zugefertigt, und vor dem vermöge Reinhards geiſtiger Uebermacht auch nicht der Schimmer eines Geheimniſſes, oder des Verbergens und Verhüllens einer Thatſache im Innern Gotthards denkbar war.

Reinhard ſchloß ſich mit Gotthard in deſſen ohnehin iſolirtes Zimmer ein, und ſprach lange mit ihm, nicht fragend, nicht inquirirend, aber mit großer Kunſt und Gewandtheit immer den Redenden zur Mittheilung, ihm ſelbſt unbewußt, nöthigend durch die Regeln der Dialektik, und da ein Beſtreben, etwas zu verſchweigen nicht vorhanden, Gotthard aber ein ruhiger, unbefangener, doch dabei aufmerkſamer Beobachter war, ſo war es, als blicke Reinhard in einen magiſchen Spiegel, in welchem Julianens ganzes Leben, wie ſie es in Bordeaux zu führen begonnen, ſich ſonnenklar entwickelte.

Als Juliane mit Frau von Guillaumot zurückkehrte, und ausſtieg, ritt ein junger, blühend ſchöner Oberlieutenant der Linientruppen in glänzender Uniform, welcher dem Wagen in einiger Entfernung gefolgt war, kourbettirend vorüber, zeigte im Flug einige wunderſchöne Reiterparaden, grüßte die Damen ehrfurchtvoll und verbindlichſt und ſprengte dann in kurzem Galopp die Straße entlang, wobei er nicht unterließ, im Sattel ſich hebend, den Nacken zu wenden und noch einmal zurückzublicken.

Ein ſanftes Roſenroth überglühte bei dieſem Gruß Julianens Wangen und es übergoß die ganze holde und ſüße Geſtalt ein Schimmer der Verklärung.

„Herr Armand de Ferrand erzeigt uns viele Güte und Aufmerkſamkeit,“ bemerkte mit einem feinen und anſpielenden Lächeln Frau von Guillaumot. Juliane aber erwiederte nichts auf dieſe Bemerkung — es war ein Gefühl in ihrem Innern, das ſie ſo recht ſtillſelig machte. Sie eilte auf ihr Zimmer, dieſen blühenden lieblichen Wintergarten, ſchlug das unſchuldvolle fromme Auge zum Himmel, und blieb dort in ſüße Träumerei verſunken ſtehen.

Ein leiſes Geräuſch, durch das Oeffnen der Thüre verurſacht, weckte Juliane aus ihrem tiefen Sinnen.

Reinhard ſtand vor ihr.

Sie hatte ihn nicht wieder geſehen ſeit ſie ſich ſeiner Aufſicht in Hamburg entzogen hatte.

Der Lehrer und Leiter ihrer Jugend ſah erſchöpft und angegriffen aus; ſein Haar war völlig ergraut, er erſchien ihr, nach dieſer Trennung von nur wenigen Monaten, merklich gealtert.

Ein natürliches Gefühl ſagte ihr, daß ſie nicht ohne Antheil ſei an dieſer raſchen Zerſtörung im Ausſehen jenes ſonſt ſo kräftigen Mannes.

Was mochte ſein Inneres gelitten haben, daß die Leiden deſſelben ſeinem Aeußeren eine ſo ſichtliche Spur aufgeprägt hatten!

Ihr Gefühl war mehr das einer ſchreckhaften Ueberraſchung als einer lebhaften Wiederſehensfreude. — Juliane erbleichte, zitterte, und fand kein Wort eines Willkommengruſſes. Und doch gebot ihr ihr

Herz, durch kalten Empfang nicht den Mann zu kränken, der um ihretwillen gelitten hatte — war Reinhard doch, wie er ihr ſelbſt geſagt hatte, — nur Werkzeug.

Ganz andere Empfindungen hatte Reinhard bei Julianens Anblick. Ihre immer reicher und herrlicher ſich entfaltet habende Körperſchönheit, der Liebreiz, der über ihr ganzes Weſen ergoſſen war, das noch glühte von einem heimlichen ſeligen Gefühl, wie die Eisgipfel der ewigen Jungfrau wunderſam glühen vom Abglanz eines himmliſchen Lichtes, wenn es in allen Tiefen längſt Nacht geworden, feſſelte auch ſeine Rede, und ließ den ernſten Mann in einem bewunderungsvollem Schweigen beharren.

Juliane faßte ſich — ſie trat ihm in zartgebeugter Haltung recht demuthvoll entgegen — ſie beugte ihre Knie vor ihm, und zog ſeine Hand an ihre ſüßen Purpurlippen.

„Sie kommen zu mir! Darf ich noch ſagen, mein Freund?“ lispelte ſie mit leiſem Erbeben der Stimme.

„Immer und ewig Ihr Freund, Gräfin!“ antwortete Reinhard, und hob mit einer ſegnenden Gebehrde die Hand über ihr ihm zugeneigtes Haupt.

„Sie üben Himmelsmilde mit einem ſchwer verirrten Kinde! Sie ſegnen die, die Ihnen zwar nicht fluchte, aber doch flüchtete!“ ſprach Juliane.

„Gottes Führung lenkt auch unſre Verirrungen uns zum Heile, meine liebe Juliane,“ erwiederte Reinhard. „Sie haben eine Bahn der Prüfungen und Läuterungen durchſchritten, vor welcher die Liebe Sie gern behütet hätte. Doch vergebens kämpfen wir an mit Plänen und Willensmeinungen gegen das, was über den Sternen beſchloſſen iſt. Auch der Irrthum durfte Ihnen nicht erſpart bleiben. Friſchen wir die Erinnerung an ihn nicht auf.“

„„Bei Gott! Gern hätte ich Ihnen die Sorge, den Kummer um mein Entſchwinden erſpart!““ betheuerte Juliane: „allein ich wußte nicht mehr was ich that, und willenlos entrann ich dem, was meine Seele mit tödlichſter Angſt erfüllte.“

Reinhard machte eine Bewegung mit der Hand, welche Juliane bat, dieſes Thema des Geſpräches fallen zu laſſen, eine Bewegung, die ihr von ihren Kinderjahren her noch wohl erinnerlich war. Sie lud Reinhard zum Sitzen ein, und fragte freundlich: „Gewiß bringen Sie mir Kunde aus Deutſchland! O ſagen Sie, wie geht es Frau von Schönau, meiner lieben Mama?“

„„Es geht ihr gut, und ſie denkt Ihrer innig. Sie iſt Vorſteherin eines reichbegabten Damenſtifts, und genießt in ihrer Abgeſchiedenheit vom Gewühl der Welt ein erwünſchtes reines Lebensglück.““

„Das ich ihr gern und von Herzen gönne!" rief Juliane: „doch theilen möcht' ich's nicht — denn — nicht wahr — Bälle ſind nicht in jenem Stift? Oder tanzt man auch dort?"

„„Ei wie voll Weltſinn! Gräſin!""

„Sagen Sie Jugendſinn, Herr Reinhard! — Ich habe nicht Ihre Ermahnungen, nicht meinen Gott vergeſſen; ich bete noch mit kindlichem Herzen zu ihm, aber ich tanze auch, und freue mich des Lebens, der Welt, der ſchönen Schöpfung! — Oder ſollt' ich nicht?"

„„Sie ſollen Ihres Jugendlebens froh werden, Sie ſollen glücklich ſein, Gräſin,"" ſprach darauf Reinhard. „Man wird Sie mit den Mitteln zu einem ſehr anſtändigen Leben verſehen — nur eine Verpflichtung halten Sie treu im Gedächtniß: Ihr Verſprechen — jenes große und heilige Verſprechen in die Hände eines unvergeßlichen, hochverehrungswürdigen Mannes, Ihres väterlich genannten Freundes."

Auf einen Ruf Reinhards trat Gotthard in das Zimmer; er brachte einen großen gefüllten Lederbeutel, den er auf einen Tiſch ſtellte, und ſich wieder entfernte.

„Gräſin!" nahm Reinhard wieder das Wort: „Man billigt, daß Sie einen Aufwand machen, der Ihrem Range angemeſſen iſt, nur warnt man Sie vor allzugroßer Freigebigkeit und glaubt, Sie darauf aufmerkſam machen zu müſſen, daß es beſſer ſei, wenn Sie keine Gelder mehr von dem Hauſe l'Englumée erheben. Dieſer Beutel enthält die Summe von eintauſend Livres. Die gleiche Summe wird Ihnen an jedem erſten Tage jeden Monats zur Verfügung geſtellt werden. Berathen Sie ſich über Ihre Ausgaben mit Frau von Guillaumot und regeln Sie dieſelben. Der Unterhalt Ihrer Dienerſchaft, wie Ihrer Equipage wird noch beſonders beſtritten, ſo wie die Zinſen für das Haus und ſonſtige Vergütung an Frau von Guillaumot. Dieſes iſt blos für Ihren Schmuck, Ihre Kleider, Ihre Tafel und Ihr Vergnügen.“ — „„Ich bitte Sie, ich beſchwöre Sie, mir zu ſagen, Wem ich dieſe Mittel, Wem ich dieſe glänzende Erhaltung meiner Exiſtenz danke!““ rief Juliane, indem ſich vor Ueberraſchung ihre Augen mit Thränen füllten.

„Nicht forſchen, nicht fragen, theure Gräfin!“ ſprach Reinhard mit dem Tone ſanfter Bitte. „Wir tragen leichter an der Laſt eines Geheimniſſes, je weniger uns von demſelben enthüllt iſt.“ —

„Sollte Ihnen irgend etwas begegnen, welches Sie wünſchen läßt, einflußreichen und gewichtigen Schutz zu erlangen, ſo haben Sie ſich an den Herrn Marſchall Herzog von Richelieu zu wenden, welchen Sie bereits beſtens empfohlen ſind, ja ſelbſt der Herr Graf Mercy d'Argenteau, der Geſchäftsträger eines mächtigen auswärtigen Staates am Königlichen Hofe zu Paris wird nicht ſäumen, Ihnen jeden Schutz zu bieten, jede Hülfe zu gewähren, falls Sie dieſe anſprechen ſollten.“

„„Schade, daß ich nicht weiß, Wem ich für ſo viele Fürſorge danken ſoll!““ äußerte Juliane, indem ſie mechaniſch aus dem Beutel, welchen Reinhard geöffnet hatte, eine der Rollen nahm und in der Mitte von einander brach. Blitzend und funkelnd ergoß ſich ein Regen von nagelneuen Souveraind'ors zum Boden, und rollte auf dem Parket umher.

„Sieh, ſieh!“ lachte Juliane mit aller heitern Unbefangenheit: „Geſtern las ich mit Frau von Guillaumot in Ovids Verwandlungen, und träumte heute die Fabel vom Zeus und der Danaë!“

„„Glückliches Kind! O daß Ihnen doch alle Ihre Träume ſo golden ausgingen?““ erwiederte Reinhard auf dieſe lachend gegebene Mittheilung mit ernſtem Ton und bedeutſamen Blick.

Briefwechſel.

In einem ſchönen Leben voll edler und reiner Genüſſe, und der Entfaltung himmliſcher Gefühle entſchwanden Julianen die Tage und Monden. Die Fülle des Reichthums, mit welchem unſichtbare Hände ſie überſchütteten und dieß herrliche Jugendleben vergoldeten, dünkte ihr unerſchöpflich, und ſie folgte mit Wonne dem Drange ihres guten und weichen Herzens, nach allen Seiten hin Menſchen zu erfreuen, Hülfebedürftige zu unterſtützen, Nothleidenden wohl zu thun, und rings um ſich her Freude und Frohſinn zu verbreiten.

Der Aufwand, welchen dieſe junge Dame machte, und zu welchem man ſie eigentlich auf eine kaum zu billigende Weiſe veranlaßt hatte, verſchaffte ihr in dem Kreiſe der Kaufleute, der Modehändler, wie ſo mancher Gewerbtreibenden einen ungemeſſenen Kredit, und Juliane benutzte dieſen mit völliger Sorgloſigkeit, bis ſie begann, das Drückende zu empfinden, welches der Mißbrauch des Kredits zur unausbleiblichen Folge hat.

Juliane hatte Reinhard ſo lange mit Bitten angegangen, Agathen ihr in der Eigenſchaft einer Kammerfrau wiederzugeben, bis dieſer verſprach, ihren Wunſch zu erfüllen. Er ſagte dieß mit in der Hoffnung zu, Agathe, die nicht mehr junge Perſon, würde mit Umſicht und Ueberlegung Julianen zur Seite ſtehen — und ſie ſei zunächſt auch einer Belohnung werth, für die treuanhänglichen Dienſtleiſtungen, die ſie Julianen während deren Kindheit gewidmet. Agathe war von höchſter Gutmüthigkeit, allein ſie war ſo lange Jahre eine Untergebene der Frau von Schönau geweſen, daß ihr alle und jede Lebenserfahrung und ſelbſtſtändiges überlegtes Handeln gänzlich abgieng, ja ſogar die Erlernung der franzöſiſchen Sprache, die Juliane bei ihren natürlichen Gaben und der Aufgewecktheit ihres Geiſtes ſich äußerſt leicht aneignete, fiel Agathen außerordentlich ſchwer.

Frau von Guillaumet fühlte einestheils zu fein, um Julianen in Bezug auf deren Sparſamkeitmangel Winke zu geben, anderntheils genoß ſie, ſelbſt noch ziemlich jung und lebensfroh, aber wenig bemittelt, gern die Freuden mit, welche ein mit Gütern des Glückes geſegnetes Daſein verſchönen, und Juliane freute ſich deſſen aus innigem Gemüthe.

Der treue Gotthard, dem es weder an Redlichkeit noch an Einſicht fehlte, war ſo voll blinder Liebe und

Ergebenheit gegen ſeine Herrin, daß er ſchwieg, nachdem er einigemale wahrgenommen, daß ſeine treulich-warnende Rede dieſe betrübe. Nichts machte ihn glücklicher, als wenn er in Julianens Blicken die ihr eigne ſtrahlende Heiterkeit wahrnahm, welche ſie unwiderſtehlich erſcheinen ließ. Mit einer Miene voll Kummer ſich ſeine angebetete Herrin nur zu denken, machte ihm ſchon Grauen. Er war zu ſehr gewohnt, Juliane als ſeine Mit-Pflegebefohlene aus ihren erſten Jugendtagen her zu betrachten.

Wenn auch Juliane im Sprechen des Franzöſiſchen ſchnell und leicht Fortſchritte gemacht hatte, ſo war dieß doch weit minder mit ihrer Schrift der Fall.

Eingeſchloſſen mit Agathe, ihrer Vertrauten, erblicken wir das blühende junge, und das verblühte alternde Mädchen gemeinſchaftlich und nicht ohne Mühe und Kopfbrechen einen Brief ausarbeitend, welchen Agathe deutſch entworfen hatte, und den nun Juliane franzöſiſch niederſchrieb, ſo wohl und ſo übel ſie dieß vermochte. Dieſer Brief lautete:

Mein Herr Miniſter!

Euer Excellenz wollen es nicht auffallend finden, daß eine Ihnen unbekannte, Ihnen jedoch bereits empfohlene Perſon es wagt, um Ihre Freundſchaft zu bitten, und Ihre gütigen Rathſchläge in Anſpruch zu nehmen. Der große Ruf und das hohe Anſehen von

Euer Excellenz, und das Vertrauen, welches mir zu Ihnen eingeflößt wurde, veranlaſſen mich, mich mit dieſem Vertrauen an Dieſelben zu wenden. Bald werden Euer Excellenz erfahren, Wer die iſt, die Ihre Güte in Anſpruch nimmt, und es dürfte Hochdieſelben nicht gereuen, ſie mir angedeihen zu laſſen, wenn ich Ihnen auch noch für eine Zeitlang eine Unbekannte bleiben muß.

Ihre geneigte Antwort, um welche ich dringend bitte, wollen Euer Excellenz gnädigſt adreſſiren an Hochdero ergebenſte Dienerin

das Fräulein von S. in Bordeaux,
poste restante.

Und die Adreſſe dieſes wunderlichen Briefes? —

Seiner Excellenz, dem bevollmächtigten Miniſter,
Herrn Grafen Cobenzl in Brüſſel.

Ein kühner, gewagter Schritt von Seiten eines jungen Mädchens.

Zugleich mit dieſem Briefe empfing Graf Cobenzl eine Depeſche aus Prag von ſeinem Freunde und diplomatiſchen Correſpondenten, dem Grafen Johann von Weiſſendorff, deſſen diplomatiſchen Mittheilungen eine Separatnote beigefügt war, welche lautete:

Euer Excellenz wird von jenem Tage, an welchem ich der Auszeichnung, Hochdero Gaſt zu ſein, mich erfreute — erinnerlich ſein, welche Aufſchlüſſe

P. Reinhard über eine junge Dame ertheilte, die unter dem Namen einer Gräfin von Schonau in Bordeaux lebt.

Ich bin beauftragt, bei Euer Excellenz die Empfehlungen dieſer Dame zu beſtätigen und zu erneuern, die durch Herrn P. Reinhard gemacht wurden, und ſollte die junge Gräfin vielleicht in Geldangelegenheiten ſich an Euer Excellenz zu wenden veranlaßt ſein, ſo bitte, bis zu einer Summe von eintauſend Ducaten vorläufig zu verfügen, und mich mit dieſer Summe zu belaſten. Euer Excellenz werden noch mit großer Freude erfahren, wer jene junge Dame eigentlich iſt, und gegen die hohe Perſon, welche Ihnen Gelegenheit giebt, ſich der Gräfin nützlich und gefällig zu erzeigen, vom wärmſten Danke erfüllt werden.

Der Miniſter ſchüttelte wieder bedenklich ſein Haupt; weit minder über die aus Prag empfangene Andeutung, als über den Brief aus Bordeaux mit ſeinem ſchlechten Franzöſiſch und ſeinem myſterieuſen Inhalt.

„Wer bürgt mir dafür“ ſprach der durch Erfahrung und Alter ſorglich überlegſam gemachte Diplomat zu ſich ſelbſt: „daß nicht die junge Gräfin, der zu dienen ich aufgefordert bin, dieſe Empfehlung an Andere mitgetheilt, und jetzt eine ſchlaue Betrügerin dieß zu benutzen ſucht, um von mir zu ziehen? Hier gilt es Vorſicht und Zeitgewinn. Ich werde antworten, daß es mir ſehr ſchmeichelhaft ſei, die ſchöne Unbekannte mit meinem Rath — vom Gelde wollen wir zur Zeit noch ſchweigen — zu unterſtützen, und ihr alle erweisbaren Dienſte zu erweiſen, doch auch zugleich ihr offnes Vertrauen und Nennung ihres Namens erbitten.“

Einige Wochen nach dem Empfang dieſer beiden Briefe traf ein Brief bei dem Miniſter ein, welcher aufs Neue deſſen Verwunderung rege machte.

Dieſer Brief war von dem Fürſten Johann Baptiſt Dietrichſtein, und eine Stelle deſſelben lautete:

> In Bordeaux lebt gegenwärtig eine junge Dame unter dem Namen einer Gräfin Juliane von Schönau. Perſonen des höchſten Ranges intereſſiren ſich für dieſelbe auf das Lebhafteſte und Zärtlichſte, allein die Verhältniſſe gebieten, daß dieſes Intereſſe verhüllt bleibe. Euer Excellenz ſoll ich erſuchen, im Falle dieſe Dame, wie ſie angewieſen worden iſt, ſich mit irgendwelchen Wünſchen an Hochdieſelben wenden ſollte, ihr auf jede Weiſe hülfreich und förderlich zu ſein, doch auch derſelben nöthig ſcheinenden Falles Sparſamkeit zu empfehlen, da es den Anſchein gewinnt, als ob die junge Gräfin in Folge gänzlich von der Geſellſchaft entfernter, iſolirter Erziehung im Gebrauche des Geldes weder Kenntniß

noch Einſicht beſitze. Indeſſen wünſcht man ſie durchaus gegen Mangel geſichert, und wird nicht zugeben, daß ſie in Verlegenheit gerathe. —

„Immer und immer wieder dieſe geheimnißvolle Fürſorge!“ ſprach nachdenklich der Miniſter. „Nun wohl, ich bin ja gern bereit, jedem Vertrauen zu entſprechen, und da die Gräfin von Schönau wiederholt und auf eine höchſt ſchmeichelhafte Weiſe mir wieder geſchrieben hat, mich ſogar mit dem Namen eines väterlichen Freundes beehrt, und mir geſagt hat, daß kein Menſch auf Erden lebe, zu dem ſie ein größeres Vertrauen empfinde, als ich, ſo muß ich ja wohl der gehorſame Diener ſein, denn es müßte mich alles täuſchen, wenn dieſe von ſo verſchiedenen Seiten her mir zukommenden Winke nicht einen offiziellen Charakter trügen, welchen man nur nicht geradezu ausſprechen will — ebenfalls aus ſehr einleuchtenden Gründen. Ich habe der Comteſſe geſchrieben, ſich mit ihrem Anliegen an den Herzog von Richelieu zu wenden, und den Herzog erſucht, in dieſer Angelegenheit über mich zu gebieten.“ —

Der Poſtbote von der Pariſer Poſt gab in derſelben Minute, in welcher der Miniſter Graf Cobenzl dieſes Selbſtgeſpräch führte, eine Depeſche beim Portier ſeines Palais ab, welche ſofort ihren Weg durch die Bedienung in die Hände des erſten Kammerdieners machte, und durch dieſen in hergebrachter devoter Weiſe auf einem ſilbernen Teller präſentirt wurde.

Der Graf beſah das Siegel, ehe er das Schreiben erbrach, und murmelte: „Vom Herrn Grafen von Mercy d'Argenteau, dem Geſchäftsträger in Paris, deſſen Blicke ſich immer voll Neides auf meine Stellung lenken, der gar zu gern mir die Schuhe austreten, und die Regentſchaft oder mindeſtens Statthalterſchaft der Niederlande an ſich bringen möchte. Nun wart' nur noch ein Weilchen, mein guter Charge d'Affaires, der alte Cobenzl macht Dir ſchon noch Platz, nur heute und morgen noch nicht, wenn Gott es nicht will.“

In dem Briefe des Grafen Mercy d'Argenteau war folgende Stelle enthalten:

Euer Excellenz verfehle nicht mitzutheilen, daß ich veranlaßt worden bin, mein Intereſſe einer jungen Dame, Gräfin v. Schönau, die ſeit länger als einem Jahre ihren Wohnſitz in Bordeaux genommen, zuzuwenden. Nun klingen aber die über dieſe Dame erhaltenen Mittheilungen alle ſo myſterieus, und ich bin ſo wenig über dieſelbe au fait geſetzt, daß ich wirklich nicht weiß, in welcher Weiſe ich derſelben nützlich werden kann, noch wer ſie überhaupt iſt? Da indeſſen eine Geſchäftsangelegenheit mich binnen Monatfriſt zu einer Reiſe nach Bordeaux ſelbſt nöthigt, ſo werde ich nicht unterlaſſen, mich dieſer Dame, welche ſich der mächtigſten und einflußreichſten Protection zu erfreuen ſcheint, perſönlich vorzuſtellen und meine Perſon zu deren Verfügung. Doch würden im Vertrauen gegebene Winke von Seiten Euer Excellenz mir äußerſt willkommen und dankenswerth erſcheinen, und mich vor Mißgriffen in dieſer Beziehung auf alle Fälle ſicher ſtellen.

„Ah, der Herr Graf möchten gern von mir den Schlüſſel zu dieſer ſchönen Chiffreſchrift! bedaure unendlich nicht dienen zu können,“ ſpöttelte der Miniſter mit Lächeln vor ſich hin: er mochte den franzöſiſchen Diplomaten nicht, aus diplomatiſchen Gründen.

In dieſer Zeit ſaß auf dem Throne Spaniens König Karl der Dritte, zu deſſen Regierung die trüben Sterne ſeines Hauſes ſchwermüthig leuchteten. Sein Halbbruder König Ferdinand der Sechſte, war in Wahnſinn verfallen, und durchlebte die ſchauervolle Nacht ſeines Daſeins in einem Kloſter.

Ferdinands Vater, König Philipp der Fünfte, war auch kein heiterer Mann geweſen; er hatte ſtets fremden Einflüſſen nachgegeben, und eine tiefe Verſtimmung ſeines Gemüthes gab Kunde davon, daß er, neben der glänzenden Bürde einer ſchweren Krone, auch in geiſtiger Beziehung ein Erbtheil von König Karl den Zweiten mit in den Kauf genommen.

Blickte man weiter hinauf in die Fernen der Geſchichte, ſo war nirgend eine ſegnende Hand über Spanien zu erſpähen, man ſah einen grauſamen Philipp den Vierten den Verſuch fortſetzen, die Niederlande zu knechten; man ſah einen ſchwachſinnigen Philipp den Dritten in unbegreiflicher Wahnverblendung aus ſeinem Reiche für nichts und wieder nichts ſechsmalhunderttauſend fleißige und thätige Unterthanen, die Morisko's, vertreiben, um ein grauſames Blutwerk zu vollenden, das ſein blutdürſtiger Vater, Philipp der zweite begonnen, der ein Sohn jenes mächtigen Herrſchers Karl des Fünften, in deſſen Reich die Sonne nicht unterging, dahin gelangte, in ſeinem Reiche von Haus zu Haus eine Collecte für ſeine Perſon erbetteln zu laſſen, und ohngeachtet dieſer Hülfe einhundert und fünfzig Millionen Dukaten Schulden hinterließ.

Das waren die trüben Sterne über dem Königshauſe Spaniens.

Auch der grämliche finſtre König Karl empfing einen Brief, und zwar ein ſehr vertrauliches Schreiben von einem ſehr nahen, hohen Verwandten.

Dieſer Brief gelangte aus Italien nach Madrid.

In dieſem Briefe ſtand:

Euer Königlichen Liebden wage ich ein Geheimniß anzuvertrauen, deſſen Bewahrung mir überaus heilig iſt. Dieſes Geheimniß iſt nur einigen Gliedern unſers Hauſes und neben dieſen nur ſehr wenigen innigvertrauten Freunden bekannt. Eine junge Dame, das nicht legitime Kind eines uns ewig theuern und unvergeßlichen Mannes, welcher, vor ſeinem Dahinſcheiden uns ſein reiches und edles Herz eröffnend und dieſes ſein bisher heilig bewahrtes Geheimniß mittheilte — lebt in Bordeaux und erfreut ſich unſerer Antheilnahme aus der Ferne. Allein es wiſſen um den Aufenthalt dieſer uns theuern jungen Perſon in jener Stadt mehr Perſonen, als uns wünſchenswerth erſcheint, und wir möchten ſie an einem minder lebenvollen Ort als jene Handelsſtadt, am liebſten in der Stille eines Kloſters, geborgen ſehen.

Wenn es ſich thun ließe, daß Euer Liebden jene junge Dame veranlaſſen ließen, ſich nach Madrid zu begeben, um dort entweder bei einer Frau vom Stande oder in einem Kloſter von nicht allzuſtrenger Regel ihren Aufenthalt zu nehmen, wo man ſie ihrer Abkunft und ihrem Stande gemäß aufnähme und behandelte, bis zu dem Zeitpunkt, wo es uns möglich ſein wird, ſie glücklich und unabhängig zu ſtellen, ſo würden wir das für das größte Zeichen von Verwandtenliebe und Freundſchaft erkennen, welches Eure Majeſtät uns leiſten können.

Uns iſt im gegenwärtigen Augenblick noch nicht vergönnt, frei und ungehemmt zu handeln; es giebt noch Perſonen unter den Lebenden, die uns zwar unendlich theuer ſind, aber denen dennoch das berührte Geheimniß unenthüllt bleiben muß. —

Dieſe vertrauungsvolle Mittheilung eines noch jugendlichen, für die ganze Menſchheit warm ſchlagenden liebebeſeelten Regentenherzens kam dem finſtern König von Spanien ſehr ſonderbar, ſehr kühn und ſehr undiplomatiſch vor, und er faßte in ſeinem angebornen Mißtrauen den Gedanken, es möge dieſer Brief vielleicht untergeſchoben ſein, oder er deute ein Verhältniß an, in welches ſich zu miſchen, einem König von Spanien durchaus nicht zieme.

Auch vergaß König Karls Staatsklugheit nicht, in die Wagſchaale ſeiner erwägenden Gedanken zu legen, daß — obſchon auf dem Haupte des Schreibenden eine der bedeutendſten Kronen Europas ruhe, doch noch Jemand lebe, welcher das zu dieſer Krone gehörende Scepter mit Umſicht, Einſicht und Würde führte.

Und da flog aus dem ſtolzen Königspalaſt Madrids in Geſtalt eines einfachen Handſchreibens an einen deutſchen Hof der beflügelte Todespfeil, der einem überaus unſchuldigen, ahnungsloſen, herrlichen Geſchöpfe Gottes das bitterſte Weh bereiten ſollte.

Nicht an den edlen, vertrauungsvollen jugendlichen Verwandten, den Schreiber des Briefes, den der König erhalten, war jener Brief gerichtet — nein, er enthielt in ſich eingeſchloſſen dieſes Schreiben, und flog damit zu jener hohen Herrſcherin hin, vor welcher eben jenes Geheimniß ſtreng verhüllt bleiben ſollte — obgleich dieſe große Regentin dasſelbe längſt ſchon kannte. —

Während ſich dieſes zutrug, ging aus derſelben Reſidenz, nach welcher der Brief des Königs von Spanien eilte, ein Brief nach Bordeaux an den Herzog von Richelieu, der dieſen veranlaßte, ſich bei der Comteſſe Juliane von Schönau zu einem Beſuch anmelden zu laſſen.

Juliane war mit der Lebensgeſchichte des Herrn Herzogs zur Zeit noch gänzlich unbekannt. In den Zirkeln, welche ſie beſuchte, hatte ſie ihn nicht getroffen, ſeines Antheils hatte ſie nicht bedurft, und Frau von Guillaumot, ihre Freundin, mochte wohl Gründe haben, des Herzogs und ſeines Verhaltens gegenüber den Frauen wie ſeines bekannten Verhältniſſes zur Frau von St. Vincent, nicht zu erwähnen, obſchon dieſe Geſchichten im Munde Aller umliefen, welche ſich um die höheren Kreiſe der Geſellſchaft mehr oder minder bekümmerten.

Mit einem Staunen der Ueberraſchung, das den frauenkundigen Herzog ſelten begegnete, ſtand Richelieu der jungen Gräfin gegenüber. Dieſe Huld, dieſer

Liebreiz, dieß Anmuth ausſtrahlende holde Weſen wirkte bezaubernd auf den Mann, der von den Tagen ſeiner frühern Jugend an unendliches Glück genoſſen, und in deſſen nie voll befriedigter Seele die flammenden Wünſche noch immer nicht einſchlummern wollten.

Eine glückliche Geſundheit, eine regelmäßige Bildung der Geſichtszüge im Bunde mit den ſinnreichſten Künſten der Toilette ließen zugleich den Herzog um zwanzig, dreißig Jahre jünger erſcheinen, als er war, und er fand Offenbarungen über ſeine Jahre ſchönen Frauen gegenüber nicht für nothwendig.

„Gnädige Comteſſe,“ ſprach er nach den erſten Einleitungsformeln des Geſpräches zu Julianen: „Sie ſind mir von einer hochwerthen Freundin, der Frau Fürſtin von Auersberg ſo warm empfohlen, und ich bin dieſer für das Glück, mir Ihre Bekanntſchaft verſchafft zu haben, ſo innigſt dankbar, daß ich mich ganz zu Ihrer Verfügung ſtelle. O Gott, es muß ja glücklich machen, Ihnen Dienſte leiſten zu dürfen!“ Dieſe Worte begleitete ein ſo eigenthümlicher zartlicher und hoffender Blick, daß er Juliane verwirrte. Sie kannte noch wenig die galante Salon-Sprache, aber ſie verſtand die Weltſprache der Augen, dieſe treue Verkünderin und Dolmetſcherin unſrer Gedanken und Gefühle. Es lebte Jemand, mit dem ſie dieſe innige und ſeelenvolle

Sprache zu ſprechen begonnen — und nun machte dieſer Blick die ohnehin Schüchterne ängſtlich.

Kaum nahm der Herzog dieß wahr, als er mit ſanfter Freundlichkeit und würdevoller Haltung weiter ſprechend, dem Ausdruck ſeiner Empfindungen Schranken anlegte, und nur fortfuhr, der Gräfin mancherlei Anerbietungen zu machen, ſie bat, in Geſellſchaft der Frau von Guillaumot ſeine Zirkel zu beſuchen, ſich erbot, ſie in neue angenehme Kreiſe einzuführen, und ſo gelang es ihm, Julianens jungfräuliches und ahnungsvolles Erbangen wieder zu zerſtreuen. Dabei vermied er ganz und gar jene höchſt unangenehme und läſtige Art der Converſation, die im Ausfragen beſteht, und welche bisweilen ſelbſt Hochgebildete für Unterhaltung halten, die aber im Grunde bei Vielen nichts weiter iſt, als eine fehlerhafte Angewöhnung und ſociale Unart.

Als der Herzog beim Abſchied Julianens Hand küßte, geſchah dies ſo hochachtungsvoll, ſo zart und ſo über allen Ausdruck galant und verbindlich, daß er in dem Herzen der jungen Schönheit nur einen angenehmen Eindruck zurückließ. Julianens unbewachtes Herz freute ſich, einen hochſtehenden Beſchützer gewonnen zu haben, und hoffte, durch dieſen neue Gelegenheit zu finden, einem jungen Mann zu begegnen, dem ſich die zum vollen Lebensgefühl erſchloſſene Blüthe ihres engelreinen Herzens mit allem Himmelsgefühle zuneigte, das dieſes Erwachen begleitet.

Der Herzog von Richelieu, der ſchöne liebenswürdige Mann von ſiebenzig Jahren empfand bei ſeiner Nachhauſekunft ein Gefühl, das dem Lenzgefühl glich, welches in jeder Menſchenbruſt gemäßigter Zonen wach wird, wenn der Winter ſchwindet, wenn das Naturleben aufs Neue erwacht und freudig aufzugrünen beginnt. Das ſchöne Gefühl der Verjüngung!

Ach, die Jahre haben nicht immer Macht über das Herz, aber Jahreszeiten wechſeln auch im Herzen, nur nicht regelmäßig. Und glücklich die Herzen, in welche — mögen ſie auch ſeit langen Jahren ſchlagen, ein neuer Liebesfrühling einzieht voll Hoffnungsträume und ſüßer Ahnungswonnen.

Mit ſolchen Gefühlen ſetzte ſich der Herzog von Richelieu an ſeinen Schreibtiſch, und ſchrieb an die Fürſtin Auersberg.

Wie ſoll ich Ihnen danken, meine erhabene göttliche Freundin! daß die Göttin, vor deren Altar ich in Gedanken immerdar opfernd kniee, mir die Pfade zeigte, auf denen das Wandeln eines Lichtengels mir begegnete. Was nur immer in meinen Kräften ſteht, Gut und Blut und ſelbſt das Leben würde ich freudig darbringen für dieſes unſäglich holde, hochherrliche Geſchöpf. Dieſe Gräfin Juliane von Schönau, welche

Ihre Durchlaucht mir zu empfehlen die hohe Gnade hatten, entzündet mit ſo überirdiſchen Reizen, daß ſie die Gletſcher des Polareiſes ſchmelzen würde mindeſtens ſchwöre ich bei allen Flammenpfeilen des Eros, daß ſchon ihr Anblick Greiſe verjüngt, und wonnige Frühlingsparadieſe in die Herzen zaubert.

Dieſen Brief, ſo voll Gluth und Flammen, ſchloß der Herzog von Richelieu zur Uebergabe an die Frau Fürſtin in einen diplomatiſchen Sendbrief an ſeinen Freund, den Geſandten der Krone Frankreich, Comte du Chatelet, mit mehrern andern Schreiben ein.

Die Aſſemblée.

Gräſin Juliane ſtand vor ihrem hohen Trümeau, den ein reichgeſchnitzter, mit Arabesken und Schnörkellaubwerk verzierter Goldrahmen umgab, und der ihre ganze herrliche Geſtalt wiedergab — und probirte vor dieſem Spiegel ein Morgenhäubchen, das aus den feinſten brabanter Spitzen gefertigt war.

„Steht es mir nicht allerliebſt zu Geſicht, liebe Agathe?“ fragte ſie die Kammerfrau, welche um ſie beſchäftigt war.

„O köſtlich!“ antwortete die Dienerin: „aber gnädige Comteſſe, ich bin erſchrocken über die Summe, die es koſten ſoll — fünfzig Louisd'or!“

„„Und die ich nicht habe!““ fügte Juliane mit einem leichten Seufzer hinzu. „Ich muß dieſen zarten und ſchönen Kopfputz dem Herrn Miniſter Grafen von Cobenzl, welcher die Güte hatte, mir ihn in Brüſſel zu beſorgen — leider zurückſchicken.“

„„Eilen Sie damit doch nicht allzuſehr, Comteſſe!““ rieth Agathe mit Mädchenſchlauheit: „Schreiben Sie zuvor dem Herrn Grafen, daß Sie dieſes Häubchen zurückſenden müßten, ich wette darauf, er iſt ſo galant, Sie zu veranlaſſen, es zu behalten. Haben Sie Ihr für ihn beſtimmtes Portrait ſchon abgeſendet?“

„„Noch nicht,““ erwiederte Juliane. „Ich will es ihm nebſt den zwei andern Medaillons, die ich habe, und die er ſehen ſoll, zuſchicken. Vielleicht bringt ein Vergleich der Phyſiognomieen ihn auf Gedanken, die ihn bewegen, ferner meine Stütze zu ſein! Ich verehre ihn innig, dieſen würdigen Mann. Ich fühle mich fähig, ihm alles anzuvertrauen. Am beſten wird es ſein, wir reiſen einmal ſelbſt nach Brüſſel. Dem Briefwechſel möchte ich ſo Wichtiges nicht in Verwahrung geben, der böſe Zufall könnte übel damit ſpielen.“

Dieſes Geſpräch unterbrach ein Anklopfen Gotthards, welcher nach der Poſt entſendet worden war; er brachte einen Brief. „Aus Brüſſel!“ ſprach Juliane, den Brief in der Hand wiegend. „Leicht und leer! Und ſonſt nichts, lieber Gotthard?“

„„Nichts, gnädige Gräfin!““ erwiederte Gotthard mit einem trüben Ernſt in ſeinen Mienen und einem leiſen, bedenklichen Zucken der Achſel, verbeugte ſich ehrfurchtvoll und ging.

„Wie? Zum dritten Male bleiben die tauſend Livres aus — und ohne alle Nachricht! Wie deut' ich das?“ fragte Juliane erbangend und erblaſſend, und legte mit einer bezeichnenden Gebehrde das Brüſſeler Spitzenhäubchen auf ihren Toilettentiſch.

Agathe ſchwieg erſchrocken, ſie hatte keine Worte.

„Kein Geld — und zehntauſend Livres Schulden!“ liſpelte Juliane, und ging mit zitterndem Schritt an ihren Schreibſchrank, öffnete ein Geheimfach, und entnahm dieſen den blauen Beutel, welcher die drei ringsum mit großen Brillanten beſetzten Medaillons barg.

Beim Anblick dieſes Beutels ſtürzten Thränen aus den Augen der jungen Gräfin, und die Macht der Erinnerung durchſchauerte ihr Herz. Sie nahm zwei Medaillons, das dritte, das Bild ihrer Mutter, ließ ſie im Beutel zurück, und gab ſie Agathen.

„Nimm!“ ſprach ſie: „trage dieſe Medaillons zu einem Juwelier — er ſoll mir den halben Werth der Brillanten darauf leihen, bis ich ſie wieder einlöſe, ich müſſe die Portraits verſchicken, und möchte den hohen Werth der Einfaſſung nicht zu verlieren wagen. — Und frage ihn, ob das von mir beſtellte Sévigné in Brillanten vielleicht fertig ſei?“

Agathe verließ Julianen, und dieſe öffnete den Brief aus Brüſſel: er war von Cobenzl.

„Ah — er wünſcht die Portraits zu ſehen, von denen ich ihm ſchrieb, er erinnert mich daran — immer gütig, immer freundlich, voll Wohlwollen und

Humanität! O hätte ich doch hier einen ſolchen liebevoll mich berathenden Freund! Der Herzog von Richelieu hätte mir ein ſolcher werden können — allein er hat in ſeinem Weſen etwas, was mir vor ihm bange macht. Dieſe ſtolze Sicherheit gegenüber den Frauen, das Bewußtſein, den Meiſten unwiderſtehlich zu ſein — die Erinnerung an ſeine Siege auf dem Felde der — Galanterie — ich mag mir nicht ſo begegnet ſehen! O dürfte doch Armand“ —!

Juliane ſetzte ſich zum Schreiben nieder und ſprach weiter, indem ſie das feinſte parfümirte Briefblatt wählte, ſo zart und duftig, als ſolle es ein Sendbote der Liebe ſein: „Zurück, ihr thörigten Gedanken an Glück und Liebe! Zurück in euer Grab, in das ſchmerzlich klopfende Herz! — Madame l'Englumée geht nach Brüſſel! Wer ſie doch begleiten könnte! Sie iſt ſo gütig, meinen Brief und jene Bilder dem Grafen mitzunehmen. O — vielleicht geben ihm dieſe Bilder Licht über mich, vielleicht hilft er mir noch einmal — da er mich ſo großmüthig bereits unterſtützte!“ —

Acht Tage ſpäter bat eine fremde Dame um Audienz bei dem Grafen Cobenzl in Brüſſel. Es war Frau l'Englumée aus Bordeaux; ſie brachte Julianens Brief und die Bilder. Es war nicht die gewöhnliche Stunde der Annahme; der Miniſter gab Geſellſchaft, doch da die Fremde dem Kammerdiener ſagte, ſie habe keine Zeit, nochmals zu kommen, und müſſe nothwendig, was ſie bringe, zu eignen Händen übergeben,“ ſo wurde ſie in das Audienzzimmer geführt, in welches bald darauf der Graf eintrat.

Frau l'Englumée richtete ihre Botſchaft getreulich aus, und ſagte viel zum Lobe Julianens.

„Dieſes überaus ſchöne junge Mädchen,“ ſprach ſie: „benimmt ſich mit außerordentlichem Anſtand und mit ſicherem Tact bei ihrer eigenthümlichen iſolirten Stellung. Sie überwacht ſich ſelbſt mit ſo feiner Sitte, daß jede nur irgend einen Argwohn weckende Annäherung von ſelbſt hinwegfällt. Die Hoheit ihres Weſens ſcheucht alles Unlautere von ihr zurück; Sie iſt ein Inbegriff aller Vortrefflichkeit.“

„„Aber ſie braucht ſehr viel!““ warf Cobenzl ein.

„Das iſt wahr, Excellenz!“ fuhr Frau l'Englumée fort: „Die Comteſſe lebt auf glänzendem Fuß — ſie macht ein Haus, ſie iſt freigebig und wohlthätig, ſie beſucht die auserleſenſten Zirkel. Der Herzog von Richelieu bezeugt ihr die größte Aufmerkſamkeit, obſchon man über ihre Herkunft im Unklaren iſt — indeſſen die glanzenden Mittel, mit denen man ſie verſieht, und eine gewiſſe Aehnlichkeit mit einem Manne höchſten Ranges — Vermuthungen — man höht eben mit Goldlichtern die Schatten, die ihre Geburt umhüllen. Mein Gemahl hat mich erſucht, bei Euer

Excellenz beſcheiden und unterthänig anzufragen, ob Hochdieſelben bei den fortgeſetzten Geldaufnahmen der jungen Gräfin von unſerm Handelshauſe Bürgſchaft zu leiſten geruhen wollen? Die Gräfin ſchuldet dem Hauſe bereits dreitauſend Pfund. Denn außerdem ohne Euer Excellenz Bürgſchaft würde ein noch ſtärkerer Credit ihr verweigert werden müſſen."

Der Miniſter zog ſeine Stirne in Falten — und wiederholte mit einigem Erſtaunen die Worte: „Dreitauſend Pfund!" —

„Ich werde Ihrem Hauſe über dieſe Angelegenheit ſchreiben:" ſprach der Graf zur Madame l'Englumée, und danke Ihnen ſehr für Ihre gütigen Mittheilungen. Sie erlauben mir, mich zu meiner Geſellſchaft zurück zu begeben."

In der Geſellſchaft des Miniſters befanden ſich der Erzherzog Carl von Lothringen, die Erzherzogin Maria Anna, der Chefpräſident, Herr von Reny, der Maler Liotard und andre Perſonen. Als etwas Neues und als Gegenſtände anſtaunender Bewunderung zeigte der Graf die drei auf das Feinſte gemalten Portrait-Medaillons vor, und that, ächt diplomatiſch, ſehr geheimnißvoll damit. Die Schrift auf der Rückſeite des einen: Dein Vater, war weggeleſcht.

Ein Ruf der Bewunderung über die Schönheit dieſer Bildniſſe ging aus Aller Munde, die ſie ſahen.

„Welche wunderbare, lebenvolle, ſprechende Aehnlichkeit!“ ſprach der Erzherzog. „Das iſt ja unverkennbar Liotards Meiſterhand! Solche Miniaturen malt nur Er!“ — „Welch ein ideal ſchönes Mädchengeſicht!“ rief die Erzherzogin. — „Auch in dieſem Mädchengeſicht überraſcht mich eine merkwürdige Uebereinſtimmung der Züge mit denen dieſes männlichen Portraits, bemerkte der Erzherzog, indem er das Bild Julianens in die Hand der Erzherzogin gab.

„Aber dieſes Mädchenbild halte ich nicht für eine Schöpfung Liotards,“ warf die Erzherzogin ein. „Was ſagt unſer Liotard zu dieſen drei Bildern?“ fragte Marie Anna, indem ſie dem in der Nähe weilenden Maler zu ſich winkte.

Der wie immer, ſo auch heute im Koſtüme des Morgenlandes einherwandelnde Maler näherte ſich, und als er die Bilder ſah, flog ein Wehmuthſchatten über ſeine regelmäßigen Züge, die ſo gut zu ſeinem Koſtüme paßten. „Zwei dieſer Bilder habe ich ſelbſt gemalt, kaiſerliche Hoheiten!“ nahm Liotard das Wort: und mit ihnen zugleich noch ein drittes — welches einige Aehnlichkeit hat mit dieſem Portraite einer mir unbekannten jungen Dame — allein dieſes malte ich nicht.“ —

Graf Cobenzl ſchwieg — er ließ Meinungen ſich äußern, Anſichten ſich geltend machen, Muthmaßungen laut werden, welche aber alle das Ziel nicht trafen. Sein heller Blick ſah völlig klar in der Sache, und — da Juliane ihm ihre Verlegenheit vertraut hatte, ſo ſchrieb er derſelben nicht nur, daß ſie jenes Bruſſeler Häubchen immerhin getroſt behalten ſolle, ſondern er fügte ſeinem Briefe auch eine Anweiſung von tauſend Livres auf das Handlungshaus l'Englumée und Compagnie hinzu. —

Eine glänzende Aſſemblee vereinigte im Hotel des Herzogs von Richelieu die Notabilitäten der Stadt Bordeaux.

Man tanzte, ſpielte, muſizirte — die Räume waren weit und zahlreich, überall Glanz, überall Luxus mit Geſchmack gepaart; koſtbare Bilder in ſchweren vergoldeten Rahmen zierten die Wände. Mappen mit den herrlichſten Kupferſtichen, neue Bilderwerke und Prachterſcheinungen aus dem Gebiete der Typographie bedeckten die Tiſche mehrerer Zimmer.

Auch Juliane war in Begleitung der Frau von Guillaumot gekommen. Sie war die ſtrahlendſte Schönheit im Kreiſe der Frauen und Jungfrauen. Ihr Anzug war außerordentlich gewählt und kleidete ſie vortrefflich. Ein reicher Schmuck von Brillanten blitzte wie Thaugefunkel auf der jugendlichen Blüthenfülle ihrer Schönheit.

Mit heiterer Gracie und mit völliger Unbefangenheit bewegte ſich Juliane in den Reihen der glänzenden Geſellſchaft. Sie richtete freundliche Worte an den Obriſt Herrn von Ferrand, und tanzte mit deſſen Sohn Armand, wie mit deſſen Neffen Antoine. Wie wiegte ſich die holde Silphide auf den Flügeln des Jugendglücks — wie beſeligend war für Armand ihr ſüßes Lächeln, wie durchzuckte es ihn mit namenloſer Wonne, als im Geſpräch ihr warmer Odem ſeine Wange fächelnd ſtreifte. Zwei junge unentweihte feurige Herzen, deren keuſche Flammen in eine einzige zuſammenſtrömend emporloderten.

Bewundernd umdrängten Viele der geladenen Gäſte den flammenden Schönheitſtern, dieſes Mädchen, das allbezaubernd erſchien.

Der Herzog berauſchte ſich in ihrem Anblick und um ſeine Wangen, an deren Röthe die Schminke einigen Antheil hatte, ſpielte ein Lächeln des Triumphes; vielleicht war dieſes Lächeln zu voreilig.

Der Graf von Mercy d'Argenteau war aus Paris in diplomatiſchen Angelegenheiten gekommen, er wurde Julianen vorgeſtellt, und unterließ nicht, ihr zu ſagen, daß ſie ihm empfohlen ſei und er ſich glücklich ſchätze ihr zu dienen.

„Sie ſind eine Deutſche, gnädige Comteſſe!“ fuhr Mercy d'Argenteau in deutſcher Sprache fort: „Ich reiſe viel in Ihrem Vaterlande! Darf ich fragen, welches deutſche Land ſo glücklich iſt, Sie geboren zu haben?“

Dieſe Frage verwirrte Julianen: ſie hatte keine Antwort darauf, und erwiederte etwas verlegen: „Wo es uns wohl geht, ſei unſer Vaterland, habe ich immer ſagen hören, Herr Graf. Wir wollen jetzt beide la belle France als unſer Vaterland betrachten, wenn Sie mir dieß gnädigſt erlauben!“ —

Mit dieſer Antwort war der Brand der Neugierde des Geſandten nicht nur nicht gelöſcht, ſondern nur noch mehr angefacht.

„Ihre Familie, Comteſſe, iſt ſie alt? Waren nicht Ihre Vorfahren ausgezeichnete Kriegshelden oder waren ſie Staatsmänner?“ —

Juliane beluſtigte zwar dieſe Neugier nicht, aber ſie wollte doch nicht unhöflich gegen einen Mann erſcheinen, dem ſie empfohlen war. Daher antwortete ſie in deutſcher Weiſe ironiſch: „Ich glaube faſt, mein Herr Graf, daß mein Vaterland mit dieſen Männern, meinen Vorfahren, einigen Staat macht, daher werden ſie wohl Staatsmänner geweſen ſein.“

„„Ah, gnädige Comteſſe machen gute deutſche Calembours, während wir Franzoſen uns einbilden, dàzu ſei nur unſre Sprache geſchickt, doch möchten Sie nicht die Gnade haben, mir zu ſagen““

Mercy d'Argenteau wollte noch weiter inquiriren

— da erlöſte der Herzog von Richelieu Julianen, indem er ſich mit einem ſtattlichen Herrn und einer überaus ſchönen, wenn auch ſchon etwas gereiften Frau näherte, und vorſtellend das Wort nahm: „Mylord und Mylady! — Gräfin Juliane von Schönau aus Deutſchland — Graf Mercy d'Argenteau aus Paris! — Herr Graf — holde Gräfin: Mylord der Herzog von York, Mylady, ſeine Gemahlin!“

Die Vorgeſtellten machten ſich gegenſeitig das herkömmliche Compliment, während der Herzog und Juliane einander feſt in das Auge blickten — in jedem von beiden ſchien eine Erinnerung aufzutauchen — in Julianens Innern wurde dieſe vermuthende Erinnerung zur Gewißheit erhoben, als die Herzogin ſie in deutſcher Sprache anredete: „Ich bin erfreut, hier eine ſo liebenswürdige Landsmännin zu finden.“

Dieſe zutrauungsvolle Annäherung wollte im Anfang Julianen einigermaßen befremden — und ſie antwortete etwas zurückhaltend. Sie wußte nicht, ſollte ſie in der Herzogin eine legitime Gemahlin erblicken, oder eine bloſe Freundin des Herzogs; ſie wußte nicht, das unbefangene Kind, daß der hohe und höchſte Adel Englands das ſchöne Vorrecht hat, die Frau ſeiner Liebe in jedem Kreiſe wählen zu dürfen, in dem er ſie findet, und daß es ſeinen Stammbaum nicht befleckt, wenn er ein Mädchen aus dem Bürger- oder Bauernſtande auf ſeinen Herzogſtuhl erhebt. Dieſe Dame war aber ſo freundlich gegen Julianen und nahm ſie faſt wider Willen für ſich ein, daß bald ein heiteres Geſpräch in Gang kam, und Juliane wurde ſo lebendig, daß ſie — als die Herzogin fragte, ob ſie auch in Hamburg geweſen und dort bekannt ſei? neckend erwiederte: „Dort geweſen Mylady? Ja. Bekannt? Nein, denn ich armes Mädchen verließ Hamburg in derſelben Nacht zu Fuße, als Sie Mylady, in Ihren Reiſewagen ſtiegen, ja ich gieng an Ihnen vorüber!“

„„Ich beſchwöre Sie, Gräfin! Nicht ſo laut!““ flüſterte erglühend die Herzogin, und gerieth ſichtlich in Verwirrung.

Der Herzog trat wieder zu den Beiden und nahm das Wort: „Wir ſahen uns ſchon — in Hamburg — ſchöne Gräfin! So ſind Sie, was mich vom Herzen freut, Ihrer damaligen Beſtimmung glücklich entgangen.“

„„Entgangen, ja entgangen, wörtlich wie bildlich genommen, Mylord!““ erwiederte Juliane nicht ohne ein Erröthen.

„Ich bin höchſt glücklich, Sie hier wieder zu finden, verehrte Gräfin,“ fuhr der Herzog fort. „Sie ahnen nicht, daß ich Ihnen Dinge von der größten Wichtigkeit für Sie mitzutheilen habe, doch kann ich das nicht hier thun, wo die Menge der Gäſte uns umgiebt. Darf ich Sie beſuchen? Doch muß ich bitten, die Stunde ſo nahe als möglich zu beſtimmen, denn mein Aufenthalt hier iſt nur ein vorübergehender, da ich mit Mylady nur auf einer Durchreiſe begriffen bin. Wir gehen nach Nizza in die Bader — ich bin ſehr leidend."

Ein Madchen von angenehmen Aeußern näherte ſich der Gemahlin des Herzogs, und wurde von dieſer Julianen vorgeſtellt: „Lady Atkins aus Briſtol, eine Verwandte und Freundin, unſere Reiſegefährtin."

Lady Atkins war über die erſten Blüthenjahre hinaus, aber von ſehr regelmaßigen und edlen Zügen, ſie begrüßte Juliane mit vielem Wohlwollen und gegen die Gewohnheit reiſender Englanderinnen, mit Herzlichkeit.

Juliane ſagte dem Herzog, daß ſich zu vertrauter Mittheilung nach dem Balle wohl eine geeignete Viertelſtunde in einem der Geſellſchaftszimmer finden werde, und folgte der Aufforderung ihres Tanzers, des blühenden Armand de Ferrand, Oberlieutenant bei einem der königlichen Regimenter in Bordeaux.

Mit dem Ausdruck geſpannter Neugierde näherte ſich Graf Mercy d'Argenteau dem Herzog von York und richtete Fragen an ihn über Julianens Herkunft, Aeltern und Heimath, auf welche, ſoviel ihrer waren, ebenſo viele Verneinungen folgten.

Julianens Tänzer ſprach mit ihr voll innigſter achtungsvollſter Verehrung; aus jedem ſeiner Worte ſprach Liebe, obſchon er das Wort Liebe nicht auszuſprechen wagte. Und Juliane antwortete ihm offen, heiter, ſie legte in Ausdruck und Gebehrde das unverkennbare Vergnügen an den Tag, mit welchem ſie mit dem jungen, wohlgeſtalteten Officier tanzte. Sie gedachte im Stillen jener Worte des verklärten Freundes, und nicht ohne einen gewiſſen Stolz, daß auch ihr Vater ein Officier geweſen, und jener bezeichnenden Erklärung über dieſen Stand: Ein Officier ſoll vorzugsweiſe ein braver Mann ſein, und würdig der Achtung und Liebe edler Menſchen. Dieſer Ausſpruch ſchien Julianen in vollem Maaße auf Armand de Ferrand anwendbar. Viele neideten ihm ſein Glück.

Nach beendigtem Tanze nahte ihr der Herzog von Richelieu, und ſprach: „Ich beſitze ein weibliches Portrait Comteſſe, ein Bild, welches ich Ihnen zeigen muß, um zu ſehen, ob Sie meine Bewunderung, meine Verehrung dieſes Bildes gerechtfertigt finden.“

„Der Herr Herzog ſind wohl ſchon ſeit lange ein Bilder-Anbeter?“ fragte die noch vom Tanz aufgeregte und fröhliche Juliane neckend. „Knieten Dieſelben nicht ſchon oft vor falſchen Götzen?“

„„Leider! leider! böſes Kind! Warum mahnt mich ein reiner Engel des Himmels an meine irdiſchen Sünden?“

„Nicht wahr, ich bin auch bei Ihnen verläumdet worden? — Ach, wenn man alt wird, muß man viel Tücke der Welt ertragen!“ —

Der Herzog bot Julianen den Arm und führte ſie durch die Zimmer, welche alle von Gäſten belebt waren, wie es ſchien, nach dem Büffet, allein dieſem ſich nähernd, öffnete er ein Cabinet, deſſen Thüre hinter Beiden zufiel, und das eine ſtrahlende Helle erfüllte. An den Wänden zogen ſich ſchwellende Divans; ein wandhoher Spiegel gab den Glanz der Kerzen und den Rahmen des ihm gegenüber hängenden Bildes zurück. Dieſes Bild hing auf einer Tapete von gepreßtem Purpurſammt, und war des Zimmers einziger Schmuck. Ein Vorhang verhüllte das Bild.

Jetzt ließ der Herzog einen langen Blick auf Juliane weilen, und ſog, der erfahrene Kenner der Schönheit, den Liebreiz begierig in ſich ein, den Juliane ausſtrahlte. Dieſe ganze herrliche Wohlgeſtalt und ebenmäßige Fülle, geſchaffen, um den Unempfindlichſten zu rühren, zu begeiſtern. Der hohe, ſchlanke Wuchs, die glänzenden Schultern, weiß, wie pariſcher Marmor, und von tadelloſem Bau, der wohlgeformte Hals, der Arme herrliche Rundung, das dunkle Haar, in dem die Sterne des Diamantſchmucks blitzten, die jugendliche Friſche, von Leben und Freude durchpulſt, die großen Augen voll Feuer, das beherrſcht ward von der edelſten Zucht, ihr ausdruckvoller Blick, die feine zarte Form der Naſe — alles weckte in dem Greiſe mit dem jungen ewigglühenden Herzen ein ſtürmiſches Verlangen.

„Meine Herrin und meine Göttin! All meiner Gedanken! Sehen Sie hier das Altarbild meines Herzens!“ rief der Herzog, und zog den Vorhang, der ſich theilend, ein Prachtgemälde ſichtbar werden ließ — Juliane im Ballſchmuck, faſt gerade ſo wie ſie vor dem Bilde ſtand.

„Mein Gott, mein Bild?!“ bebte es von Julianens Lippen.

„Zürnen Sie nicht, o zürnen Sie nicht!“ flehte Richelieu mit ſanfteſtem Tone: „Ich mußte dieß Bild beſitzen, der Maler, der Ihr Portrait einigemale fertigte, malte nach meinem Auftrag dieſes Bild, vor dem ich täglich kniee. Dürft' ich vor dem Ideale meiner Träume, dürft ich vor dem holdeſten Originale knieen? Wird dieſes mich aus den Banden befreien, in denen ich als armer Gefangener ſchmachte?“ —

„„Monſigneur!““ rief Juliane, einen Schritt zurück tretend. „Dieß iſt nicht artig von Ihnen! Ich bin keine Herzogin von Burgogne, ich bin keine Prinzeſſin von Valois, kein Fräulein von Charolais, keine Gräfin Dubarry, und keine Frau von Saint Vincent!“

„„Mein Gott, gnädige Gräfin!““ rief der Herzog: „nehmen Sie ſo viel Antheil an mir geringem Mann, meine Lebensgeſchichte im Buche der Chroniken, der Chroniken des Scandals, zu ſtudieren, dann verzeihen Sie mir doch wohl um ſo mehr den innigen Antheil, den ich an Ihnen nehme. Gräfin, ich biete Ihnen mein Vermögen, Rang, Stellung, Namen! Beſteigen Sie als meine ſouveraine Gemahlin den Thron eines nur für Sie ſchlagenden Herzens!“

In Julianens Augen ſchoſſen Thränen, eine gerechte Entrüſtung gab ihr zürnende Worte ein.

„Ihr Benehmen iſt nicht edel, Herzog! Vergeſſen Sie nicht, daß ich als Gaſt bei Ihnen bin. Ihren zahlloſen Favoritinnen die Fußtapfen austreten, dazu bin ich zu ſtolz, dazu rollt zu viel edles deutſches Blut in meinen Adern. Erheben können Sie mich nicht durch eine Vermählung, und erniedrigen werden Sie mich nicht wollen. Ich werde, kann und darf mich nie vermählen, und dürfte ich — ha!“ —

„„So würde ein Jüngerer beglückt werden!““ fiel mit einem ſchwermuthvollen Tone der Herzog ein. „„Sie glauben nicht an meine wahre tiefe Liebe, meine angebetete Gräfin! Sie glauben nicht, daß die Flamme der reinſten Empfindung ebenſogut, wie die der Leidenſchaft, aus dem Buſen eines Greiſes ſchlagen kann. Ich habe zwei Frauen begraben, ich habe beide innig geliebt, beide heiß beweint; mein Herz verlangt nach Erwiederung ſeiner Empfindungen! O Juliane! Sie ſtehen allein in der Welt — Sie können — dieß liegt im Bereich der Möglichkeit — bald, ſehr bald, gänzlich verlaſſen, gänzlich vereinſamt ſtehen, mittellos und hülflos. Eine Verbindung mit mir entrückt Sie allen Sorgen, allen peinlichen Fragen der Neugier, die zum Beiſpiel dieſer abgeſchmackte Graf Mercy d'Argenteau nicht müde wird, an alle Anweſenden in unſrer Geſellſchaft über Sie zu thun — und Sie verweilen in der Sphäre, in der Sie durch Abkunft wie durch Schönheit und durch Ihr ganzes holdſeliges Weſen zu verweilen berufen ſind!""

Juliane zitterte und weinte, alle Gefühle in ihr waren in Aufruhr. Nie hatte ein Mann ſo zu ihr geſprochen, ſie ſo bedrängt — und ein anderes Bild trat vor ſie hin, das ihr Herz ganz erfüllte, und in dieſem Herzen dem greiſen Bewerber keine Linie breit Raum vergönnte.

Der liebeglühende Herzog deutete Julianens jungfräuliches Erbangen und Verſtummen für ſich günſtig, und indem er mit zärtlicher Gewalt ihre Hand an ſeine Lippen führte, rief er: „Juliane! In dieſer ſchönen, ernſten und ſeligen Minute beſchwöre ich Sie — gewähren Sie —“

„„Nein Herzog! Nein!““ rief Juliane, und ihre hohe edle Geſtalt ſank raſch in ſich zuſammen und zu des Herzogs Füßen. „„Bei dem höchſten Gott! Ich kann Sie nicht lieben! Ich kann mich Niemand verloben! Haben Sie Erbarmen! Oeffnen Sie dieſe Thüre! Zu lang' ſchon blieb ich dem Blick der Geſellſchaft entzogen!““ —

Der Herzog zog Juliane empor, und lispelte: „O ſo verzeihen Sie einem Gefühl, das ſich in ſeiner überwältigenden und bethörenden Macht einen Augenblick vergeſſen konnte. Können, werden Sie mir verzeihen, Gräfin?“

„„Wenn Ihr Gefühl wirklich ein warmes und wahres gegen mich iſt, ſo ehre es mich, und dann verzeihe ich Ihnen, Herr Herzog!““ antwortete Juliane mit Würde und zugleich mit der edelſten Güte. „Verzeihen auch Sie mir“ — fügte Sie mit Wehmuth und leiſem Schluchzen hinzu: „daß ich Ihre Gefühle nicht erwiedern kann.“

Ehrerbietig öffnete der Herzog die Thüre des Cabinets und ließ in wahrhaft demüthiger Stellung die Gräfin an ſich vorüber und hinaus ſchreiten.

Armand de Ferrand kam gerade vom Büffet, er ſah Julianens glühendes Geſicht, ſah an ihrem Auge, daß ſie geweint hatte, nahm die Bewegung ihres Gemüthes wahr, und grimme Eiferſucht übergoß ihn mit ihren Schauern — er kannte den Herzog. Der ſchrecklichſte Argwohn blitzte in ihm auf.

Juliane ſah den Wuthblick des von ihr im Stillen rein und warm geliebten Jünglings, ſie trat lächelnd auf ihn zu, und fragte ihn mit leiſem Beben der Stimme: „Was haben Sie, Herr von Ferrand? Warum blicken Sie mich ſo finſter an? Könnten Sie mich verkennen oder beargwohnen, Armand, das wäre mir der tiefſte Schmerz.“

Und wie eine dunkle Wolke, die vor die Sonne getreten, vorüberzieht, ſo ließen dieſe wenigen, mit weichem Gefühl und himmliſchem Wohllaut der Stimme ausgeſprochenen Worte Julianens jeden finſtern Wolkenſchatten ſchwinden, und die Sonne ſeiner Freude ſtrahlte wieder im vollſten und reinſten Glanze.

Auf einem Divan in einem der ſtillen Zimmer, durch welches nicht beſtändig Geſellſchaft auf und niederwogte, ſaß Juliane, ihr gegenüber der Herzog von York und redete vertraulich mit der Gräfin.

„Theure Comteſſe, wie weh thut es meinem Gefühle, ſprach der Herzog theilnahmevoll: „Ihnen tief Ergreifendes und Schmerzliches ſagen zu müſſen, und der Ueberbringer trauriger Nachrichten zu ſein. Hätte ich damals, als ich Sie ſo flüchtig in Hamburg ſah, wo Sie mir ſchon als völlig Unbekannte, den innigſten Antheil einflößten, Näheres gewußt, Ihre Stellung hätte eine ganz glückliche, völlig ſorgenloſe werden können! Sie hätten ganz einfach meine Gemahlin und mich begleitet, und gewiß, Sie wären eine Freundin dieſer vortrefflichen Frau geworden. Zudem hegte man ja ohnehin den Verdacht, ich habe Sie entführt – erröthen Sie nicht, Gräfin – wenn ich Sie entführt hätte, an meiner Hand brauchten Sie nicht zu erröthen! — Ihr damaliger Geleiter, Herr Reinhard — verfolgte Sie auf falſchem Wege und bis zu mir. — Sie hörten wohl lange nichts von ihm?"

„„Nein — lange nicht" — erwiederte Juliane befangen — „und es ſetzt mich dieß in wahrhaft peinliche Verlegenheit."" —

„„Ich weiß dieß leider"" — fuhr der Herzog fort — „man ſchrieb es mir, die Fürſtin Auersberg ſchrieb es mir, eine werthe Freundin. — Vernehmen Sie eine Nachricht, die ihr edles Herz verwunden wird: Reinhard iſt geſtorben!"

„O Gott! Tod? Mein Jugendlehrer, mein Erzieher?" rief Juliane erſchüttert aus: „O darum ſo lange keine Nachricht! Himmel — da bin ich wohl gänzlich hülflos?" — Ihre Thränen floſſen dem Andenken des Mannes, dem ſie im Innern wahrhaft verehrte.

„Ihre Zuſchüſſe ſind ausgeblieben — es iſt ſchlimm, Gräfin", fuhr der Herzog fort. „Ihre Gläubiger werden unruhig; es iſt für Niemand gut, Schulden zu zu haben, am ſchlimmſten aber für eine junge Dame vom Stande."

„„Ich bin verloren!"" ſtöhnte Juliane. „Was ſoll ich beginnen? Von Tage zu Tage erwartete ich Hülfe — o ich bin ſo weit gekommen in meiner Erniedrigung vor mir ſelbſt, daß ich zu dem höchſten Weſen gebetet habe, mir Geld zu beſcheeren."

„„Gott erhört den Schrei Ihrer Noth, er ſendet Ihnen Hülfe!"" ſprach darauf der Herzog. „Aengſtigen Sie ſich nicht! Nehmen Sie einſtweilen dieſe Banknoten an ſich, im Betrag von ſiebenhundert Louisd'or. Zwar reiſe ich morgen zur Wiederherſtellung meiner ſchwankenden Geſundheit nach Nizza ab, allein ich ſchreibe ihnen ſobald ich dort bin auf der Stelle. Sie ſollen nicht die Beute habgieriger und gewinnſüchtiger Gläubiger werden! Verlaſſen Sie ſich auf mein Wort, holde Gräfin! Und laſſen Sie mich um ein Andenken bitten! Ihr Bild, damit es mich ſtets an Sie erinnere." — —

Nicht ganz heiter im Innern, nicht ganz ſorgenlos und glücklich wie ſie doch Allen erſchienen, verließ Juliane in Begleitung der Frau von Guillaumot die

Aſſemblée des Herzogs von Richelieu, als deren leuchtendſter Schönheitſtern ſie geſtrahlt hatte.

In eine Ecke des Wagens gedrückt, floſſen ſtill ihre Thränen — ſie galten der Erinnerung an Reinhard, und ſo vielem andern noch, was heute ihr Gemüth umſtürmt hatte.

Die Verhaftung.

Mit ernſter, bedenklicher und theilnehmend wehmüthiger Miene trat Frau von Guillaumot einige Morgen nach jenem Ballabende in Julianens Zimmer, und fand dieſe unwohl. Das Uebelbefinden der Gräfin hielt indeß Frau von Guillaumot nicht ab, Julianen Eröffnungen zu machen, welche nicht dazu beitrugen, heitere Stimmung und Wohlbefinden zurück zu rufen. Die Summe dieſer Eröffnungen beſtand darin, daß ſeit drei Monaten weder für Intereſſen des Hauskaufgeldes, noch für Bedienung, Heitzung, Beleuchtung, und für die koſtſpielige Equipage auch nur ein Cent eingegangen ſei, daß Frau von Guillaumot große und zahlreiche Verpflichtungen habe, die aus eignen Mitteln zu decken, ſie nicht im Stande ſei, und daß ſie von der Gräfin zu erfahren wünſche, wie es fernerhin und insbeſondere mit der Bezahlung werden ſolle?

Juliane bebte vor Entſetzen, als Frau von Guillaumot die Summe nannte, welche dieſe zu fordern hatte, zehntauſend Livres. — Das Haus der Frau von Guillaumot war dieſer für die Gräfin um die Summe von dreißigtauſend Livres abgekauft worden. Dieſe Summe war nicht nur nicht bezahlt, es reſteten auch die Zinſen. Der Juwelier ſandte ſeine Rechnung, von einem höflichen Brief begleitet, der um baldige Berichtigung ſeines Guthabens bat; dieſe Rechnung betrug für neuen Schmuck, für Veränderungen an ſolchem, für Uhren und allerlei Luxusgegenſtände, Ringe, Ketten, Sévignés und dergleichen, koſtbare Gemälde, Einfaſſungen in Gold mit Edelſteinen, Perlen, mit Steinen verzierte Fächer, Perlmutter- und Korallen-Nippes — fünftauſend bis ſechstauſend Livres.

Mit klopfendem Herzen und brennendem Kopf verſicherte Juliane der Frau von Guillaumot, daß demnächſt die ſammtlichen, zur Deckung ihrer Schulden nöthigen Gelder eingehen würden. Sie rechnete dabei mit Zuverſicht auf die ihr geſtern gemachten Zuſicherungen des Herzogs von York.

Als Frau von Guillaumot Julianen verlaſſen hatte, bat der alte Gotthard um Gehör bei ſeiner Herrin. Er hatte ihr ſeine Erſparniſſe, dreitauſend Livres, in Verwahrung gegeben, und bat ſie jetzt, ihm das für ihn aufbewahrte Geld zu behändigen, da er es in einer Bank unterbringen wollte. Juliane ſtand tief beſchämt und wie vernichtet vor dem alten Manne.

Sie hatte im guten Glauben, dieſe Summe jederzeit erſetzen zu können, ſie ausgegeben.

Mit Marmorbläſſe auf den ſchönen Wangen und einem ſtarren Blick ſtammelte Juliane: „Dein Geld verlangſt Du jetzt von mir. — Ich habe es — nicht mehr!“

Und ſie war einer Ohnmacht nahe, als ſie dieß ſagte.

„O mein Gott! So bin ich unglücklicher alter Mann ein Bettler!“ rief Gotthard aus, und ſchlug ſeine Hände über den kahlen Scheitel zuſammen.

„Gotthard! — Ich ſterbe!“ liſpelte Juliane, und brach zuſammen. „Gräfin! O Gott! Nein! Nein!“ rief Gotthard, und fing die Sinkende auf, ließ ſie auf ein Sopha geleiten, und ſtürzte zu ihren Füßen nieder: „Um Gottes Willen nur um mich keine Sorge! Auch der Bettler Gotthard bleibt Ihnen treu! Und muß es ſein — ſo bettelt er — für Sie!“ —

Der bevollmächtigte Miniſter Graf Cobenzl in Brüſſel ſaß zu der Stunde, in welcher er gewöhnlich ſeine Depeſchen empfing und zu leſen pflegte, an ſeinem Arbeittiſch. Da gab es wieder über manches ſehr bedenklich den Kopf zu ſchütteln. Ein Schreiben hatte die ſeltſame Ueberſchrift: Aus meinem Bette.

und war aus einer großen deutſchen Reſidenz eingelaufen. Darin lautete eine Stelle: Ich bin Ihnen, Mein lieber Graf recht von Herzen verbunden für die trefflichen Rathſchläge, welche Sie der jungen Gräfin von S. gegeben. Dieſes arme Kind iſt ſehr unglücklich und nimmt Meine ganze Theilnahme in Anſpruch. Erkalten Sie nicht, Mein lieber Graf, in Ihrem Eifer zum beſten jenes theuern Mädchens; es ſoll alles reichlich erſetzt und vergolten werden. Ich bin entſchloſſen, Julianen dereinſt ein glänzendes Loos zu bereiten, welches ſie für die Leiden entſchädigen wird, die ſich jetzt um ſie thürmen. Sie iſt mir ja ſo zärtlich durch die mir theuerſte Perſon auf dieſer Erde — und leider nicht mehr auf dieſer Erde, — empfohlen worden. Ich bitte, empfehlen Sie ihr für jetzt einige Sparſamkeit, und tragen Sie Sorge, daß das Geheimniß ſo viel als möglich bewahrt werde. In dieſer Beziehung muß Ich erfahren, daß der Geſandte Graf Mercy d'Argenteau ſich nicht mit beſonderer Delicateſſe benommen, ſondern mit vieler Zudringlichkeit ſich in ein Geheimniß einzudrängen geſucht hat, das ihn nichts angeht.

Dieſer Brief war ohne eine Unterſchrift — und es blieb dem Miniſter überlaſſen den Abſender zu errathen.

Ein anderer Brief war von Julianen. Mit großem Vertrauen und eben ſo großem Kummer ſchilderte ſie dem Grafen ihre Lage, ihre furchtbare Bedrängniß. Auch ſie warf Aeußerungen der Unzufriedenheit hin über die Neugier des Grafen Mercy d'Argenteau und ſchloß mit den Worten: Dergleichen führt nie zum Ziele. Ehe ich mein Geheimniß opfere und preisgebe, eher will ich das Härteſte ertragen. Nur eine Perſon lebt, der ich mich werde rückhaltlos vertrauen und mittheilen können; dieß ſind einzig Sie, mein Beſchützer, mein Vater! O wär' ich bei Ihnen, o dürft' ich an Ihrem Herzen weinen, o trügen mich Flügel der Morgenröthe nach dem fernen Brüſſel!"—

Du armes bethörtes Kind! Du ahneſt nicht, wie ſchnell und tückiſch das Schickſal Deine Wünſche erhört und erfüllt, und Dich nach Brüſſel führt!

Eine Depeſche mit dem Privatſiegel der Herrſcherin geſchloſſen, zum Zeichen, daß dieſe Depeſche keine Staatsangelegenheit berührte, jenes ſpringende Roß mit dem Sinnſpruch darüber: Ad nutum Dei — fiel jetzt in Cobenzls Hand, und ward von ihm erbrochen.

Der Miniſter las:

„Mein lieber Graf!"

„Ich bedaure, erfahren zu müſſen, daß Sie eine gewiſſe Perſon in Bordeaux protegiren und ſoulagiren, welche nicht nur durch die unſinnigſte Verſchwendung, ſondern auch durch Anmaßungen ſich proſtituirt. Dieſe Unglückliche macht ſich oder doch Andern die höchſt reprochable Illuſionen, für die Tochter Unſers in Gott ruhenden, hochſeligen Herrn gelten zu wollen. Spräche dafür nur die geringſte Wahrſcheinlichkeit, ſo würde Ich ſelbige Perſon wie meine eignen Kinder lieben und behandeln, aber Ich weiß, daß ſie eine Thörin oder eine Betrügerin iſt, welche durch Intriguen unterſtützt, auf Ränke ſinnt, und auf fremde Koſten einen maßlos luxurieuſen ſchlechten Lebenswandel führt.

Ich will, daß alles Mögliche geſchehe, damit der ewig theure und heilige Name unſers Herrn nicht frevelhaft entweiht werde, zumal Mir leider hinterbracht wird, daß dieſes laute Geheimniß bald wie eine Larmtrommel von einem Hofe Europa's zum Andern hinwirbeln werde.

Daher hab' Ich Ordres ertheilt, vom Hofe zu Verſailles zu erbitten, daß gegen beſagte Perſon ungeſäumt eine lettre des cachet ausgefertigt, dieſelbe Perſon par l'ordre du Lieutenant general de la Police feſtgenommen, von Bordeaux nach Bruxelles geführt, und in dieſer Sache weder Fleiß noch Geld geſpart werde, um allem unnützen und widrigen Eclat ein End' zu machen.

A Son Altesse Royale, mon très cher Cousin, hab'

Ich geſchrieben, darüber Attention zu haben, daß die Betrügerin nicht entwiſche, und Ihnen, lieber Graf, ertheil' ich die Inſtruction, die Perſon in Gemeinſchaft mit dem Chef-Präſidenten Herrn Baron de Renv, in ein ſcharfes Gebet zu nehmen, Protocolle und Ausſagen aber Mir directe zu admittiren. Und bleibe Ihnen in Gnaden gewogen, Ihre Wohlaffectionirte ꝛc.

Dem Miniſter überlief es eiskalt, als er von ſeiner ſonſt ſo gnädigen anbetungswürdigen Herrin dieſen ſo bitterböſen und ſchlimmen Brief erhielt.

Der Kopf ſchwindelte ihm und er rief klagend aus: „O wehe Dir! Du armes unglückliches Opfer der herzloſeſten Politik, die — um eine menſchliche Schwäche eines theuern Verſtorbenen zu überhüllen — eine ſchändliche Grauſamkeit gegen ein verlaſſenes Mädchen zu begehen im Begriff iſt!“

Gut, daß eine ſo undiplomatiſche Aeußerung eines im Dienſt der Diplomatie ergrauten Mannes kein Ohr vernahm, und daß mindeſtens die Gedanken die Freiheit haben, alle liebloſen und herzloſen Urtheile kalt berechnender Staatsklugheit oder juriſtiſcher Herzen- und Weltzertrümmerung beim rechten Namen zu nennen.

„Arme Juliane! Du biſt verloren! Dieſer Brief iſt vielleicht — Dein Todesurtheil — wenn nicht ein guter Engel ſeine Hand über Dir hält!“ —

Juliane war ernſtlich unwohl, zuviel war eingeſtürmt auf ihr ſolcher Bewegungen ſo gänzlich ungewohntes Gemüth. Der herbeigerufene Arzt, Herr Saint Gere, offenbarte gegen ſeine Patientin die größte Theilnahme, auch auf ihn verfehlte Julianens liebreizendes Weſen nicht, tiefen Eindruck zu machen. Er erklarte ihren Zuſtand für eine Affectation der Nerven, und beſuchte ſie oft. Juliane war ſehr erregt; Agathe wich Tag und Nacht nicht von ihrem Lager; Gotthard hielt ſich jede Minute bereit zu Dienſtleiſtungen außerhalb des Krankenzimmers, und auch Frau von Guillaumot, obſchon ſie mehr in banger Sorge um ihre Anſprüche, als um Julianens Zuſtand ſchwebte, zeigte herzliche Theilnahme. Freilich mußte ſie ſich ſagen, daß an Julianens Leben doch der Schatten von Hoffnung hing, daß für dieſe günſtigere Umſtände eintreten und ihre Schulden gedeckt werden konnten.

Da ward ein Brief gebracht, welcher Julianen behändigt wurde. Zu ſchwach ſich fühlend, um ſelbſt zu leſen, und doch vom Anblick eines jeden Briefes hoffnungerfüllt, da faſt kein anderer Ausweg möglich ſchien, ſie ihrer qualvollen Lage zu entreißen, als durch einen Brief voll Troſt und Hülfe — reichte ſie den Brief, auf welchem man das Poſtzeichen Nizza erblickte, dem Arzt, Herrn Saint Gere, und bat ihn, ihr den Inhalt vorzuleſen, indem ſie lispelnd ſprach: er iſt von einem wohlwollenden Freund, vom Herzog von York. —

Saint Gere entfaltete den Brief, und fand, daß derſelbe von Monaco datirt ſei — wahrſcheinlich hatte der Herzog von Nizza aus, dem Fürſten von Monaco, Honorius III. Camillus Leonorus — einen Beſuch gemacht.

Der Brief, welchen Saint Gere vorzuleſen begann, fing an:

> Meine theure Gräfin!
>
> Ich war bereit, Ihnen jene Zuſendungen zu machen, die ich Ihnen verſprochen, allein ehe ich noch Bordeaux verließ, traf mich ein Brief, in welchem ich beauftragt wurde, die Ihnen beſtimmten Summen nicht auf einmal, ſondern in Abtheilungen Ihnen zu übermachen. Ich ſchließe daher für dieſesmal eine Tauſendpfundnote bei; habe aber wegen dieſer mir aufgetragenen Maasregel, die mir nicht die ganz richtige ſcheint, Sie Ihren Verlegenheiten zu entreißen, an die Frau Fürſtin von An— —."

Wie der Blitz ſo raſch, ſchnellte plötzlich Juliane in ihrem Bette auf, und entriß Herrn St. Gere den Brief, ehe er noch den Namen vollends ausgeſprochen, worauf ſie, den Brief krampfhaft in der Rechten unter der Decke zuſammenballend, mit überſtrömenden Augen auf ihr Kiſſen zurückſank.

Alle Bemühungen, Julianen zu tröſten und zu beruhigen, waren vergebens, kaum daß Agathens dringliches Zureden vermochte, die Kranke dahin zu bewegen, mindeſtens die Tauſendpfundnote heraus zu geben, die ja doch eine Hülfe war, um mancherlei Nothwendiges und Dringendes damit abzuthun.

Indeß gelang es den fortgeſetzten und eifrigen Bemühungen des Arztes, Julianen bald wieder auſſer Gefahr zu ſehen, ſie konnte das Bette verlaſſen und ſich im Zimmer ergehen. Ihre ungeſchwächte gute Natur beſiegte mit Leichtigkeit ein Unwohlſein, das ja ohnehin keinen gefahrdrohenden Charakter an ſich trug.

Oft wenn ſie ſo in einſamer Stille unter der grünenden Laube ihres Zimmers ſaß, richtete Juliane die Blicke feſt und lange auf den blauen Himmel, auf die ſchwebenden Wolken, während ihre Hände müſſig im Schooße ruhten — und träumte wohl ſtundenlang vor ſich hin. Ihre Vergangenheit ging ihrem Blick vorüber — das ganze große Räthſel ihres Daſeins — ihr ſtilles ungetrübtes Jugendglück, ihr Hinausgeſchleudertwerden als gänzlich unerfahrenes Mädchen in eine fremde Welt. — Als Juliane einſehen gelernt, wie ſehr ſie gefehlt durch ihre Verſchwendung, hatte ſie ſich ſogleich jeden Schmuckes, jeden überflüſſigen Flitters entäußert, und davon nichts behalten, als jenen feinen und künſtlichen Ring, die Gabe ihres verklärten väterlichen Freundes.

Während Juliane von Tage zu Tage auf eine Aenderung ihres Geſchickes hoffte, trat eines Morgens Frau von Guillaumot bei ihr ein, bleich und in Thränen. Sie hielt ein Zeitungsblatt in der Hand, und rief: „Arme Freundin! Faſſen Sie ſich, es droht Ihnen ein neuer Schmerz, abermals zertrümmert das Schickſal ihre höchſte Hoffnung! — Hier ſteht aus Nizza: Am geſtrigen Tage endete in unſern Mauern ein hoher Kurgaſt, welcher zur Herſtellung ſeiner Geſundheit ſeit kurzem hier wohnte, Seine Herrlichkeit, der Herzog von York, Peer von England.“

Juliane ſtand ſprachlos, dann glitt ſie ohne Laut auf einen Seſſel, und ſchlug beide Hände vor das Geſicht.

„Auch Er! Auch Er! — Alle ſterben, die um mich ſich ſorgen — Reinhard — York! — O Gott — und von Brüſſel keine Nachricht! — Ich vergehe!“ —

„„Theuerſte Gräfin!““ bat Frau von Guillaumot: „wollten Sie nicht meinen Bitten Gehör geben, und ſich an den Herrn Herzog von Richelieu wenden —

ſein Anſehen, ſein Kredit konnte Sie retten, **mindeſtens** beſchwichtigend wirken!“

„„Nie!““ rief Juliane mit Ernſt und voll Hoheit, und mit entſchieden abwehrender Geberde — und verſank dann in das tiefſte, trauervollſte Schweigen.

An dieſem Tage ließ der Obriſt der Maréchauſſée von Guyenne ſeinen Neffen rufen, und ſprach mit einer ſehr bekümmerten Miene zu Armand de Ferrand: „Mein lieber Neffe, Du findeſt mich tief betrübt um Deinetwillen! Es begiebt ſich etwas, was Deinem Gefühl unendlich weh thun wird.“

„„Was iſt es, theurer Onkel?““ fragte Armand: „Reden Sie, ich bin gefaßt, Schlimmes zu hören.“

„„Lies dieß!““ ſprach Herr Carrel de Ferrand, und reichte Armand ein Blatt.

Dieſes Blatt trug an ſeinem untern Ende ein kleines königliches Siegel, und die Unterſchrift des Miniſters Duc de Choiſeul.

„Wie, mein Onkel, ein Verhaftsbefehl?“ fragte Armand de Ferrand, und las — allmählig erbleichend und zitternd:

> „Im Namen des Königs! Es iſt verordnet, ohne Verzug zu verhaften die Demoiſelle Juliane, angebliche Gräfin von Schönau zu Bordeaux, und dieſelbe unter ſichrer Bewachung durch einen Gefreiten der Maréchauſſée nach Brüſſel abführen zu laſ-

ſen, wo die Gefangene an die Ordre des bevollmächtigten Miniſters Grafen Cobenzl, abzuliefern iſt. Daran geſchieht Unſer Wille."

„Dieſes herrlichſte Geſchöpf Gottes eine Gefangene! Unerhört! Unmenſchlich!" brauſte Armand auf.

„Armer Junge!" ſprach bedauernd der Obriſt. „Du thuſt mir leid! Aber ich ſehe keinen Ausweg. Du haſt keine Mittel, ſie zu verbergen und zu erhalten, wenn Du ſie auch befreien wollteſt, was zuletzt ein Leichtes wäre. Ich aber muß, obſchon mit ſchwerem Herzen, meine Pflicht thun."

„Und bedenke Armand" — fuhr der Obriſt fort: „Sie iſt eine Fremde, Namenloſe, die hierher kam, um durch unerhörte Verſchwendung Aufſehen zu machen — und nun wird ſie nach Brüſſel abgeführt, und ihre Gläubiger — ſind hinter's Licht geführt, hintergangen — betrogen. Frage Dich, Armand, wenn Du ſie auch bis zur Raſerei liebſt, ob Deine Soldatenehre die Neigung zu einer Dame duldet — auf der, mag ſie noch ſo reizend ſein — ein Makel und der Schatten ungewiſſer Abkunft ruht!"

Armand ſtand rathlos und vernichtet — dann ſtürzte er fort, und der Obriſt, der ſelbſt Julianen herzlich wohl wollte, beſchloß, die Verhaftung für dieſelbe möglichſt ſchonend vornehmen zu laſſen. Er beorderte den Gefreiten Poyot, einen nicht mehr jungen zuverläſſigen Mann zu ſich, und gab ihm eine ganz genaue Inſtruction, während er ſich anſchickte, perſönlich bei der Gräfin zu erſcheinen.

Ahnungslos von dem, was ihr drohte, ſaß Juliane in ihrem Zimmer, als der Beſuch des Obriſten Herrn Carrel de Ferrand ihr gemeldet wurde.

Theilnehmend ließ ſich dieſer bei der Gräfin nieder und ſprach zu ihr: „Gnädige Gräfin! Sie ſind ſo traurig. Sie ſind in übler Lage! Wäre nicht für Ihren Gemüthszuſtand es am beſten und am beruhigendſten, wenn Sie ſich dieſer Lage raſch entzögen? — Eine Reiſe vielleicht!“ —

„„Ah, ein ſchöner Gedanke, mein Herr!““ rief Juliane. „Ja, eine Reiſe — längſt wünſchte ich mir dieſe machen zu konnen!“

„„Sie correſpondiren nach Brüſſel, Gräfin? Möchten Sie nicht dorthin reiſen?““ —

„Ja, Herr Oberſt — nach Brüſſel! Das wäre herrlich!“

„Ihr Wunſch wird in Erfüllung gehen — Gräfin! Graf Cobenzl hat mir Befehle ertheilt, er hat einen Reiſewagen geſendet, Sie abzuholen — ein vertrauter Mann wird Sie begleiten! Sie reiſen noch heute ab.“

„„Wie? So plötzlich, Herr Obriſt? — Aber wenn er es befiehlt, mein väterlicher Freund — ich folge, ich füge mich gehorſam in Alles!““

Dieſes Geſpräch ſetzte ſich in gleicher vorberathender Weiſe noch eine Weile fort, und Herr de Ferrand war im Innern erfreut, durch den Weg einer unſchädlichen Täuſchung Julianen einen großen Schmerz erſparen zu können — als ſich auf dem Vorſaal eine ſcheltende und keifende Frauenſtimme vernehmen ließ — welche ſich durch die Bemerkung Agathens und Gottbards, daß Beſuch bei der Gräfin ſei, zu welcher ſie verlangte, nicht abweiſen laſſen wollte.

Und wirklich wurde die Thüre erſtürmt und heftig aufgeriſſen, und herein ſtürzte mit erboſtem Geſicht Frau l'Englumée, und rief: „Ha ſchöne Gräfin! Iſt es dahin gekommen? Arretirt — arretirt! In das Schuldgefängniß! — Oh — ich habe einen Polizeicommiſſär beſtellt — Sie werden nicht gehen, ohne ſich zu der Schuld von ſechstauſend Livres an unſer Haus förmlich zu bekennen, und zu ſagen, an Wen wir uns halten ſollten. Unſer Haus muß zuerſt befriedigt werden! — Ei, iſt das die Dame, die ſo viel Aufwand machte? Wie ſehen Sie denn aus? Mein Gott, wo iſt denn Ihr Schmuck? Alles ſchon verſchachert und vermöbelt! Das iſt ja eine himmelſchreiende Geſchichte, das!“ —

Durch den Lärm herbeigezogen, ſtürzte auch Frau von Guillaumot in Julianens Zimmer. — Gottbard und Agathe traten herein — die l'Englumée tobte in gemeiner Weiſe fort, wie eine Wahnſinnige; ſie, die ſo viel Liebes und Gutes vor nicht allzulanger Zeit beim Miniſter Cobenzl über Juliane geſprochen. Das Geldintereſſe überwog und erſtickte in ihr jedes Zartgefühl.

Der von ihr beſtellte Polizeicommiſſär erſchien — allein als er den Obriſten der Maréchauſſée im Zimmer der Gräfin vorfand, trat er ehrfurchtvoll zurück; da winkte ihm der Obriſt, und ſagte ihm: „Mein Herr, ich erſuche Sie, dieſe Dame, welche ſich hier ſo ſehr vergißt, ſogleich in ihre Wohnung zu geleiten“ — und als die l'Englumée Miene machte, ſich dieſer Weiſung zu widerſetzen — ſprach Carrel de Ferrand zu ihr: „Sie werden mich nicht zwingen Madame, meine unten harrenden Soldaten zu Ihrer Begleitung zu commandiren!“

Heulend entwich das wilde leidenſchaftliche Weib.

Juliane war ohnmächtig — dieſer Schreck, dieſe Beſchimpfung war zu viel für ihre zarte Seele, die bisher im harmloſeſten Frieden lebend, die Leidenſchaften der Menſchen kaum kennen gelernt hatte; ſorgenvoll und ängſtlich ſuchten ihre Treuen Julianen zu beleben.

Herr Carrel de Ferrand ſprach mit Frau von Guillaumot und gab ihr tröſtende Verſicherungen — daß ſie nicht, wie ſie fürchtete, um alles übrige kommen werde.

Die nächſte Nacht fand Juliane halb bewußtlos im Reiſewagen. Die Menſchenfreundlichkeit de Ferrand's ließ ihr, obgleich dazu keine beſondere Erlaubniß gegeben war, Agathen zur Begleitung. Gotthard blieb zurück, um alles, was Julianen gehörte, zu verzeichnen; der Verkauf ihres reichen Mobiliars wie ihrer Equipage konnte ſchon viel decken.

Armand war in Verzweiflung. Er hatte ſich nach der Mittheilung ſeines Oheims zum Herzog von Richelieu begeben; ihn wußte er für Juliane theilnehmend geſinnt — von ihm hoffte er Hülfe, Fürſprache, Einfluß, Geld, Rettung für die Arme, die er ſo innig liebte.

Der Herzog hörte ihn mit bitterm Lächeln an, und ſagte: „Mein lieber Premierlieutenant, ich bedaure aufrichtigſt — ich bin ganz engourdirt — voila! Frau von Saint Vincent hat dreimalhunderttauſend Livres auf mich gezogen! Teufel — wie ſoll ich andern helfen, wenn ich mir ſelbſt nicht helfen kann?“

So ſprach zu Herrn Armand de Ferrand der Herzog Louis François Armand du Pleſſis, der in Folge dieſer auf ihn gezogenen 300,000 falſchen Wechſel ſich noch in einen äußerſt koſtſpieligen Prozeß verwickelte, der in ſeinem vierundachtzigſten Jahre die dritte Frau heirathete und mit Hinterlaſſung eines berühmten Namens und anziehender Memoiren 1788 ſtarb. —

Das Fort Monterelle

Julianens aufs Neue ſo heftig erſchütterter Geſundheitszuſtand geſtattete nur kurze Tagreiſen. Ohne die widrige Scene, welche die Gemeinheit der Frau l'Englumée herbeiführte, wäre die Leidende heiter und unbefangen nach Brüſſel gereiſt, und voll Hoffnung auf eine günſtige Wendung ihres Schickſals; ſo — wußte ſie, daß ſie eine Gefangene war.

Eine Gefangene! Tag und Nacht ſann Juliane über dieſes Wort. Sie ſprach wenig, blieb ſelbſt gegen Agathen verſchloſſen.

Doch hoffte ſie viel, ja Alles von Cobenzl. Eine trügeriſche innere Stimme ſagte ihr, dieſer Mann werde, ja müſſe ihr helfen.

Endlich wurde die Nähe der Gränze Frankreichs erreicht. Es war Nachmittag, und man ſah das Gränzdorf Quievrain vor Augen, als ein Reiter dem Reiſewagen nachjagte, dieſen überholte, ſein Pferd wendete und dem Kutſcher die Frage zurief: „Führet Ihr Herrn Povot, Gefreiten der Maréchauſſée von Guyenne?“

Als dieß der Kutſcher bejahte, ritt der Reiter an den Schlag heran, rief mit wehmuthvoller Stimme: „Juliane, theure Juliane!“ und warf auf Julianens Schoos ein Billet, worauf er wieder von dannen ſprengte. Juliane ſeufzte, ſie hatte die ihr ſo liebe Stimme Armands de Ferrand erkannt, aber ſie ſchwieg, ſie kämpfte auch dieſen Schmerz nieder. Das Billet ergriff ſie, und reichte es Poyot mit den Worten: „Leſen Sie mein Herr! Gefangene dürfen keine Briefe empfangen.“

Der Gefreite Poyot, welcher auf der ganzen Reiſe gegen Juliane, ſeiner empfangenen Ordre wie ſeinem natürlichen Gefühle gemäß, das größte Zartgefühl und jede Berückſichtigung an den Tag gelegt hatte, nahm das Billet, und öffnete es mit den Worten: „Nur wenn Sie es mir befehlen, werde ich den Inhalt dieſes Briefes Ihnen vorleſen.“

Juliane nickte zum Zeichen der Bejahung.

Poyot las: „Theure, anbetungswürdige Juliane! Man hat alles, was möglich war, verſucht, Sie zu retten, zu befreien! Verlieren Sie den Muth nicht! Hoffen Sie nur getroſt.“ Auch darauf hatte Juliane nur einen Seufzer als Antwort. Poyot ließ den Wagen noch bis Bergen zufahren, von wo aus am andern Tage Brüſſel erreicht wurde.

Juliane ſtand im Cabinet des Miniſters Grafen

Cobenzl. Ihr Anzug beſtand aus einem runden Oberrock von grauem Taffet, über den ſie eine ſchwarze Mantille trug, den Kopf bedeckte eine Kapuze von weißer Gaze, deren vorderer Theil den Schnitt eines Schleiers hatte, welcher das Geſicht verbarg und ſchützte, aber leicht zurückgeſchlagen werden konnte. Selbſt in dieſem einfachen Anzuge war Juliane ſehr ſchön. Sie war bewegt, doch ohne Furcht und ohne Unruhe, ſie hoffte ja eine günſtige Wendung ihres ſo räthſelvollen Geſchickes.

Der Miniſter trat in das Cabinet, in welchem die ſchöne Gefangene ſeiner harrte. Sein ganzes ehrenhaftes und würdevolles Weſen flößte Vertrauen ein.

Juliane ſchlug ihren Schleier zurück und eilte lebhaft auf Cobenzl zu; ſie haſchte nach ſeinen Händen und wollte dieſe küſſen, er duldete dieß jedoch nicht, ſondern umarmte ſie und küßte ſie auf die reine Stirne. Er bot ihr den Platz auf einen Divan, und ſetzte ſich freundlich an ihre Seite.

„Sie haben viel gelitten, armes Mädchen!“ ſprach er mit Theilnahme. Doch finde ich Ihr Ausſehen gut. Hegen Sie keine Bangigkeit! Sie werden mit aller Rückſicht und ſo ſich behandelt ſehen, daß Nichts Sie zur Klage nöthigt, und ſollten Sie Urſache zu irgend einer Klage finden, dann entdecken Sie ſich mir ohne

Rückhalt. Ich verlange nichts von Ihnen, als volle Aufrichtigkeit. Es thut mir leid, daß es dahin hat kommen müſſen, und daß ich Sie, auf deren Bekanntſchaft ich mich freute, weil ich ſo viel Gutes über Sie gehört habe, jetzt gezwungen bei mir ſehen muß.“

„„O mein guter Vater!““ erwiederte Juliane: „laſſen Sie mich Ihnen dieſen Namen geben, denn ich armes Mädchen habe ja, wie es ſcheint, keine Seele mehr auf dieſer Welt, welche Antheil an mir nimmt — ich weiß es, ich bin eine Gefangene! Aber was habe ich verbrochen? Ich bin mir nicht im Entfernteſten bewußt, eine böſe Handlung verübt zu haben, keinem Menſchen trat ich zu nahe, Niemand habe ich beleidigt, nie!“

„„Sie haben — liebes Fräulein““ — nahm Cobenzl das Wort — „Ich habe viele Schulden gemacht“ — fiel Juliane ein: „aber ich bitte Sie mein Vater, iſt das etwas ſo Schlimmes, iſt es ein Vergehen? Ich ward in tiefer Einſamkeit erzogen, ich wußte kaum was Geld war; das erſte Gold, welches ich mein eigen nannte, hielt ich, obſchon ich ziemlich erwachſen war, in meiner kindiſchen Einfalt für Spielmarken. Als ich dann ſpäter den Gebrauch des Geldes kennen lernte, lernte ich doch keineswegen deſſen vernünftigen und ſparſamen Gebrauch. Ich gab es hin, man nahm es mir bereitwillig ab. Man gab mir eine Menge Geld — aber als man mir Lehren darüber gab, war dieß ſchon zu ſpät. Ich erhielt die Verſicherung, daß ich fort und fort über vieles Geld würde gebieten können, ja, eine lange Zeit war dieß auch der Fall, bis auf einmal alles ausblieb.“

„„Ja ja! Recht betrübend für Sie, armes Kind!““ beklagte Cobenzl, indem er eine kleine Brieftaſche hervorzog und darin blätterte: „Man hat Sie nicht genug unterrichtet, Sie falſch geleitet! Sie haben während Ihres Aufenthaltes in Bordeaux baar und in Wechſeln, alles in allem Einhundertundfünfzigtauſend Livres bezogen und ausgegeben, und für ſechzigtauſend Livres Schulden hinterlaſſen.“

„„Ob ich bin auch betrogen worden!““ klagte Juliane ſchmerzlich. „Man hat mir Luxuswaaren aufgenöthigt, die ich nicht brauchte, man hat meine Wohlthatigkeit gemißbraucht, man hat wucheriſch Zins auf Zins geſchlagen. — doch ich hoffe zuverſichtlich, daß ſich alles wird ordnen laſſen, daß rechtliche Anſprüche befriedigt werden.“ —

„Und was wird nun mit mir? Was iſt über mich verhängt? Was beginnen Sie mit mir? Werde ich bei Ihnen bleiben, mein guter Vater?“ fragte Juliane mit rührender Stimme und tiefer Bewegung.

Cobenzl ging über die ſämmtlichen erſten Fragen

Julianens hinweg, und nahm blos die Beantwortung der letzten auf:

„Es würde mir die größte Freude machen, theures Kind, Ihnen Wohnung anbieten zu dürfen, allein die Macht, welche bewirkte, daß man Sie von Bordeaux hieher brachte, gebietet es anders. Ich habe Ihnen eine anſtändige Wohnung beſorgt, in welcher Sie mit aller möglichen Rückſicht ſich behandelt ſehen werden.“ —

„„Und wo, wenn ich fragen darf?““

„Im Fort Monterelle, mein Fräulein!“

„„Großer Gott, in einem Fort! Wo man die Staatsgefangenen zu halten pflegt!““ brach Juliane weinend aus. „Was habe ich denn verbrochen! Habe ich mich gegen den Staat vergangen?““ Und ſie ſchauderte zuſammen, von einem tödtlichen Schreck durchzittert.

„Beruhigen Sie ſich!“ bat Cobenzl. „Ich werde Sie täglich ſehen und ſprechen, ich werde mich von Ihrem Wohlbefinden überzeugen. Sie werden unter der unmittelbaren Aufſicht des Platzkommandanten von Camerlang ſtehen, welcher ein ebenſo geiſtreicher, als leutſeliger, milder und heiterer Mann iſt; auch will ich geſtatten, daß Ihre Kammerfrau Sie begleite. Leſen Sie gerne? Wünſchen Sie Bücher? Ich werde Sie mit allem verſehen, was Sie wünſchen.“ —

„„Ich danke Ihnen verbindlichſt für alle Ihre Güte!““ ſagte Juliane. „Bücher bedarf ich nicht — ich leſe wenig, ich ſinne lieber. Ich ſinne zurück in meine zwar einförmige, aber doch ſchöne Vergangenheit — ja es war ſchön, mein Vater, als ich den Schmerz noch nicht kannte, noch kein Weh der Trennung, kein Weh der Entſagung. O wie glücklich würde ich mich fühlen, könnte ich mich wieder in jenes grüne Grab meiner harmloſen Jugend verſenken!“ —

„Aber auch in die Zukunft ſinne ich, ich baue mir Luftſchlöſſer, die auf ſchimmernden Wolkengebirgen ſtehen, ach — ſie haben alle die Geſtalt jenes kleinen Hauſes, das den Himmelsfrieden meiner Kinderjahre in ſich ſchloß.“ —

Juliane ſchwieg und ſchluchzte.

Cobenzl klingelte, und ſprach zum eintretenden Kammerdiener: „Ich laſſe Herrn Camerlang erſuchen!“

Der Platzkommandant des Forts Monterelle trat ein, ein Mann von freundlichem und wohlwollendem Aeußern, ein ſchon bejahrter Officier, dem es weder an Wunden noch an Orden fehlte, und den man in der Ueberwachung des Forts einen ehrenvollen Poſten anvertraut hatte.

Das Fort Monterelle lag nur einen Büchſenſchuß von den Außenwerken Brüſſels entfernt; ob dasſelbe, überhaupt oder doch unter dieſem Namen, noch vorhanden, iſt uns nicht bekannt. Dasſelbe enthielt für die Beſatzung geräumige und geſunde Kaſematten, und für den Kommandanten ein gut gedecktes kugelfeſtes Haus, in welchem ſich neben ſeinen Wohnungsräumen eine Anzahl zwar einfacher, aber doch nicht ſchlechter Zimmer für Staatsgefangene befanden.

Juliane war eine Staatsgefangene, und wußte nicht warum. Sie wähnte, wegen ihrer Schulden — die arme Bethörte. Wegen Schulden, die Jemand in Bordeaux wirkte, wurde es nicht nach Brüſſel in Haft gebracht. Nicht Schulden, eine Schuld war es, die traurige Schuld, geboren worden zu ſein, zu leben.

Am folgenden Morgen zehn Uhr verfügte ſich der Miniſter und der Chef-Präſident in Begleitung eines dritten Herrn, welcher ritt, und eines Secretärs der Regierung, als Protocollführer, hinaus nach dem Fort Monterelle, um die Verhöre Julianens zu beginnen.

Die Gefangene erſchien Anfangs beſtürzt über den Anblick ſo vieler Herren, von denen ſie nur einen kannte.

Der dritte Herr vermochte kaum eine mächtige Bewegung ſeines Innern zu unterdrücken, als er Julianen erblickte, und dieſe Bewegung entging auch dem ſcharfen Blicke des Chef-Präſidenten von Reny nicht. Beide Herren ſprachen heimlich mit einander, und tauſchten ihre Bemerkungen gegen einander aus über eine große und merkwürdige Aehnlichkeit, die ſie in den Zügen Julianens mit einer ihnen bekannten, verſtorbenen Perſon höchſten Ranges, entdeckten.

Bald darauf entfernte ſich der dritte Begleiter, und ritt in tiefen Gedanken nach Brüſſel zurück.

Es war Seine Königliche Hoheit, Erzherzog Karl von Lothringen.

Juliane hatte nicht weniger als vierundzwanzig Verhöre zu beſtehen. Vielleicht wären dieſer einige weniger geweſen, wenn das arme Mädchen nicht bisweilen verwirrt worden wäre, und wenn nicht theils ein natürlicher Inſtinkt, theils ein feſter Wille ſie angetrieben hätten, manches zu umgehen oder zu verhüllen zu ſuchen.

Mit rührender Einfachheit erzählte ſie ihre Jugendgeſchichte; ſie wußte weder Aeltern noch Geburtsort anzugeben, ſie nannte nur als Muthmaßung Bohmen ihre Heimath.

Die Beſuche ihres vaterlichen Freundes, den Empfang des Ringes den ſie vorzeigte, der Bildniſſe von denen Cobenzl zwei, und das ihrer Mutter, welches ſie ſelbſt noch in Händen hatte, berichtete ſie getreulich, wie auch den Beſuch jener Dame, die Abreiſe Reinhards, deſſen Wiederkehr, ſeine Trauerbotſchaft. Das alles waren ja Ereigniſſe für ihr junges Herz geweſen. Ihre Trennung von dem einſamen Hauſe, ihr Widerwille gegen das Kloſter, ihre Einſchiffung nach Bordeaux, die Lehren und Ermahnungen, welche ſie erhalten.

Juliane ging mit Abſicht über ihre Fluchtgeſchichte hinweg, weil Reinhard dieß ihr geboten, und weil ſie dieſer Flucht ſich ſchämte, aber das geiſtige Uebergewicht ihrer Richter entdeckte ſogleich ihr Bemühen, etwas zu verhüllen.

Der Miniſter machte ſie mit milden Worten darauf aufmerkſam, und forderte ſie auf, alles zu ſagen, da Entſtellung der Wahrheit ihr nur Schaden und nicht den mindeſten Nutzen bringen werde.

„Nur durch die offenſte Wahrheit können Sie, liebes Mädchen, einen auf Ihnen laſtenden ſchweren Verdacht entkräften,“ ſprach Cobenzl.

„Und welchen Verdacht?“ fragte Juliane.

„„Den Verdacht, die, für welche Sie ſich ſelbſt zu halten ſcheinen, und für welche Sie gehalten ſein wollen, gar nicht zu ſein! Und dieß iſt der einzige Grund, weshalb Sie Ihrer Freiheit beraubt worden ſind!““ ſprach Cobenzl jetzt mit ernſter und ſtrenger Stimme, indem er die Augen feſt auf die Gefangene richtete.

Juliane erblaßte. Ha, dachte ſie, man will an Dein Geheimniß, man will es Dir mit argliſtigen

Fragen entreißen, und auch Er, dem Du dich vertrauen wollteſt, hegt noch Zweifel. Sie gerieth außer Faſſung, und verſtummte.

Schließen Sie das Protocoll mit den Worten: „Die Gefangene giebt unrichtige Ausſagen an und zeigt ſich verſtockt!“ gebot der Chef-Präſident mit ſtrenger Miene dem Secretair, und der Miniſter erhob ſich vom Stuhl um ſich zu entfernen.

Da ſprang Juliane entſetzt von ihrem Seſſel, hielt Cobenzl am geſtickten Rockſchoos zurück, warf ſich zu ſeinen Füßen und rief: „Erbarmen! Erbarmen! Ich will Ihnen ja alles ſagen! Es iſt wahr, ich wollte etwas verſchweigen! Ach laſſen Sie mich und Ihnen allein mich anvertrauen!“

Der Secretair durfte ſich entfernen, auch der Chef-Präſident begab ſich in ein Nebenzimmer, und nochmals warf ſich Juliane zu Cobenzls Füßen, flehte ihn weinend und ſchluchzend um Schutz und Rettung an, und erzählte ihm, nachdem es ihm durch ſeine Sanftmuth gelungen war, die ſchmerzlich Erregte in etwas zu beruhigen, die Geſchichte ihrer Flucht und ihres Aufenthaltes zu Stockholm, auch wie ſie, um ihr Geheimniß zu bewahren, in den Irrthum des Geſandten Grafen Belgiojoſo eingegangen ſei. Dann aber bekräftigte ſie mit einem Eid die ſtrenge Wahrheit aller ihrer übrigen Ausſagen.

In ſpätern Verhören wurde auf einen weitern Verdacht hin gegen Juliane inquirirt; man glaubte, Grund zu der Vermuthung zu haben, ſie habe mehrere Briefe an auswärtige hohe Perſonen unter fremden Namen, welche Briefe den Zweck haben ſollten, ihr zu nützen, ſelbſt geſchrieben oder ſchreiben laſſen, allein das ganze reine und edle Weſen Julianens widerſtrebte ſolchem plumpen Betrug, und gerade daß ein ſolcher Verdacht von einer Seite her gegen ſie ausgeſprochen war, für den ſogar einige Briefe beigebracht waren, zu deren Abfaſſung ſich aus Gründen Niemand bekennen mochte, that den klaren Augen der Richter kund, daß dieſe Anſchuldigung nichts ſei, als ein Giftpfeil der Intrigue, die, ſo ſchien es, Julianen verderben wollte.

Dieſe Intrigue ging ſo weit, daß, als die den Richtern klare Unſchuld des unglücklichen Mädchens dennoch ein Opfer der Beſchuldigung geworden, ſich verfälſchte und untergeſchobene Protocolle in den Juliane betreffenden Acten vorfanden.

Da aber, wo man der Wahrheit leicht hätte auf die Spur kommen können, wurde mit Abſicht jegliche ernſte Nachfrage unterlaſſen. Auf Julianens Wunſch war aus dem Nachlaſſe des Herzogs von York ihr ihm geſandtes Portrait und ihr Brief zurückerbeten worden, und da das Verhör bei der Correſpondenz mit dieſem verſtorbenen Herzog ſtand, ſo wurde auch ſein Brief an Juliane vorgelegt, derſelbe, welchen dieſe ihrem Arzt, Herrn Saint Gere, aus der Hand riß, als er den Namen der hochgeſtellten Schreiberin auszuſprechen im Begriff war.

Hier ſagte Juliane aus: „Ich kenne die Frau Fürſtin nicht, welche an den Herzog von York meinetwegen geſchrieben hat, aber ich weiß, daß ſie ſich lebhaft für mich intereſſirt, ich weiß, daß ſie das Geheimniß meiner Geburt und Herkunft kennt; ich fürchtete eine Enthüllung, die mein Arzt nicht erfahren ſollte.“

„„Leſen Sie, ich bitte, uns dieſen Brief!““ ſprach der Miniſter zum Chef-Präſidenten, und Herr Baron von Reny las:

„Meine theure Gräfin!“

„Ich war bereit, Ihnen jene Zuſendungen zu machen, die ich Ihnen verſprochen“ —
und ſo den ganzen oben mitgetheilten Inhalt dieſes Briefes, bis zu der Stelle:

„habe — — an die Frau Fürſtin von Auersberg geſchrieben, um ſie zu veranlaſſen, mir zu erlauben, Ihnen wenigſtens die Summen zuzuſtellen, deren Sie bedürfen, um ſich vor Ihren Gläubigern Ruhe zu verſchaffen, aber — noch keine Antwort erhalten.“

Ein Wort der Fürſtin Auersberg hätte alle Räthſel löſen können. Allein die Fürſtin blieb unbefragt, blieb ſammt ihrem Gemahl im Dunkel über Julianens Ergehen; ſie ſelbſt hatte allerdings wieder an den Herzog geſchrieben, allein der Brief kam erſt nach jenes Tode nach Nizza, und ging auf dem Rückweg verloren.

Man wollte keine Löſung dieſes Räthſels.

Die Verhöre waren geſchloſſen. In einer Conferenz, welche die Unterſuchungsrichter unter Beiwohnung des Erzherzogs hielten, ſtimmten die Anſichten Graf Cobenzel's und Baron von Neny's überein, daß es vernunftgemäß und menſchenfreundlich ſei, die arme Gefangene zu befreien, und ihr irgendwo, mit Ueberwachung ihrer Ausgaben, ein anſtändiges Unterkommen zu verſchaffen.

Allein nicht ſo war man in dem Kabinet geſinnt, wo über Julianens Schickſal entſchieden wurde.

In dieſem Kabinet arbeitete der Vater des Baron von Neny als Secretair der Herrſcherin, und von dieſem erhielt der Sohn eine officielle Mittheilung des Inhaltes, daß Ihre Majeſtät in ihrer ſehr ungünſtigen Meinung über jene Unbekannte durch die überſandten Protocolle nur beſtärkt worden ſei, indem ja deren abſichtliche Verſuche, die Wahrheit zu entſtellen, vorlägen. Daher ſei die Gefangene mit aller Strenge zu behandeln, und in Haft zu behalten.

Darauf hin änderte ſofort, als er dieſen Hofwind wehen fühlte, der geſchmeidige Chef-Präſident ſeine Anſicht, die vorher mit der milden des Miniſters übereingeſtimmt hatte, und ſchlug vor, — einem Arzte gleich, der ſeinen todkranken Leidenden in ein auflöſendes Bad ſchickt, um ihn los zu werden, Juliane nach Bordeaux zurückzuſenden, und ſie ihren Gläubigern und ihrem Schickſal zu überlaſſen.

Nicht ſo der biedre Sinn des Grafen Cobenzl's, der Menſchenfurcht nicht kannte. Er ſchrieb ſelbſt an ſeine erhabene Gebieterin:

„Selbſt wenn nicht mit Gewißheit behauptet werden kann, daß die Unbekannte Diejenige ſei, für die ſie ſich zu halten ſcheint, ſo ſcheint mir es doch im Hinblick auf die anerkannte Milde meiner angebeteten Monarchin, gegen Güte und Menſchlichkeit, jenes ſo liebenswürdige und dabei ſo unglückliche Mädchen ihren Gläubigern auszuliefern, und ſie an den Rand des Verderbens zu bringen. Entweder würde ſie in einem Schuldgefängniß elend umkommen, oder der Ehrloſigkeit und dem ſittlichen Verderben anheimfallen, wenn ihr kein andres Mittel bliebe, ihr Leben zu erhalten, als die Reize, mit denen die Natur ſie ſo verſchwenderiſch begabt hat, während ihr ſittlicher Wandel bisher der makelloſeſte und untadelhafteſte war. Gewiß iſt es, daß die Zurückſendung Julianens nach Bordeaux nur neues Aufſehen machen, neue Nachfragen erregen würde, und ſie, die bisher mit äußerſter Feſtigkeit ſelbſt ihr Geheimniß zu bewahren ſuchte, würde vielleicht, um ſich zu retten, es offenbaren.

Mein allerunterthänigſter Rath geht unmaßgeblich dahin, das Haus in Bordeaux, Julianens koſtbare Effecten, ihre Toilette von maſſivem vergoldeten Silber, ihr Mobiliare, ihre zurückgelaſſenen reichen Kleider zu verkaufen; es wird aus dieſem allen ſehr viel gelöſt werden, und der Reſt, um 60,000 Livres zu erfüllen, ſcheint mir kein erheblicher Gegenſtand für Ihrer Majeſtät erhabene Milde.

Mit dieſer Milde erwerben Allerhöchſtdieſelben zugleich das Recht, über die Aermſte zu verfügen, vor Gefahren und Nachſtellungen ſie zu ſchützen. Ich würde anrathen, ſie in eines der Klöſter, vielleicht nach Klagenfurth, zu den Urſulinerinnen oder Eliſabethinerinnen zu thun. Brächte dann die Zeit Aufklärungen von irgend einer Seite her über die Herkunft dieſer jungen Perſon, die unter allen Umſtänden eine gemeine nicht ſein kann, ſo hat man ſich nicht vorzuwerfen, ſie in das Unglück durch eine ſolche Grauſamkeit, wie der Juriſtenſinn des Herrn Chef-Präſidenten in Vorſchlag gebracht, geſtürzt zu haben.

Nach meinem Vorſchlag erfahren die Gläubiger niemals, durch welche mächtige Hand ihnen Hülfe geworden; man beauftragt das ohnehin betheiligte Handlungshaus l'Englumée mit dem Ordnen dieſer Angelegenheit, und ſendet den Zuſchuß im Namen der jungen Schuldnerin. Gewohnt, dieſe über große Summen verfügen zu ſehen, werden jene alles natürlich finden, und die wohlthätige Hand nicht ahnen, welche der Verlaſſenen dieſen letzten Beiſtand bewilligt hat. —

Alſo der Rath des menſchenfreundlichen und redlichen Miniſters. Dieſer Rath aber, ſo gut und einſichtvoll — blieb ohne Wirkung, und Juliane blieb im Fort Monterelle gefangen.

Eine Zeitungsnachricht.

Unbefolgt-blieb des Grafen humaner und weiſer Rath zu Gunſten der armen Juliane, auf welche der Groll einer erzürnten Gottheit ſich geſenkt zu haben ſchien.

Aber auch der unmenſchliche Rath des Baron von Reny blieb ohne Ausführung.

Um Juliane nach Bordeaux zurückſchaffen zu laſſen, bedurfte es, da ſie keine Eingeborne Frankreichs war, eines Einwanderungsſcheines und Paſſes.

Nun wehte gerade der Wind der Politik ein wenig contrair von Frankreich nach den Niederlanden, und da wurde von Seiten Choiſeuls, des machtvollen Miniſters, dieſer in Anſpruch genommene Paß ganz einfach verweigert. So verging eine lange Zeit, während welcher zwar gut und anſtändig gehalten und ehrenvoll behandelt, aber doch ihrer Freiheit beraubt, Juliane in den Fort Monterelle zurück und gefangen gehalten wurde.

Cobenzl ermüdete indeß nicht, ſeine menſchenfreundlichen Bemühungen für Juliane fortzuſetzen; er folgte hierin dem ſo ſehr wahren volksthümlichen Sprüchwort, daß auf einen Hieb kein Baum falle.

Aber ihrer treuen Agathe wurde die Gefangene abermals beraubt; der Chef-Präſident ſah in ihr eine unnütze Koſtgängerin, und entließ ſie in ihre Heimath.

Cobenzl war voll freudiger Hoffnung für Julianen; er wollte das Wohlwollen, das ſie ihm eingeflößt, mit dem ſchönſten Siege krönen — er wollte ſie adoptiren. Durch einen ſolchen Schritt war allem Mißtrauen, aller Ueberwachung abgeholfen, und Juliane konnte frei und glücklich leben, ja ſie konnte ſich als Adoptivtochter eines ſo mächtigen und einflußreichen Mannes verheirathen, mit Wem ſie wollte, wenn nur ſonſt ihre Wahl keine unwürdige, ſondern von ihm gebilligte war, und er beſaß ja ihr volles unbeſchränktes Vertrauen.

Da erkrankte der bevollmächtigte Miniſter, er erkrankte bedenklich.

Es kam dahin mit ihm, daß man nach dem Prieſter ſenden mußte, ihm die heilige Wegzehrung zu reichen.

Ehe noch dieſe Handlung vor ſich ging, beſuchte ihn der Erzherzog Karl von Lothringen.

Mit ſchwacher Stimme und mattem Blick ſprach Cobenzl zu dieſem, indem er, neben dem Kamin in einem bequemen Lehnſeſſel ſitzend, von einem vor ihm ſtehenden Tiſchchen einen Brief nahm: „Sehen Euer Königliche Hoheit! Vom großen Miniſter, von der rechten Hand unſrer hohen Herrin! Der Allmächtige hat mein Gebet erhöret, und der Rath eines braven Mannes iſt doch noch durchgedrungen! Der Proceß wird niedergeſchlagen, die Gläubiger werden befriedigt, mein armes Opferlamm wird frei. Aber ich — Königliche Hoheit — ich ſterbe! — O nehmen Sie ſich des armen verwaiſten Kindes an — es ſteht Eurer Hoheit ja ſo nah, näher als“ —

„„Ich werde nicht können, wenn ich auch wollte — guter Graf!““ erwiederte mit bitterſüßer Miene der Erzherzog-Statthalter: „Bedenken Sie meine Stellung — ich kann, ich darf hier nicht protegiren. Ich würde mich bloßſtellen!“

„„O Gott! So leite Du die Arme nach Deinem Wohlgefallen!““ ſeufzte der ſchwerkranke Mann.

Der Prieſter kam. Der Graf empfing die heiligen Sterbe-Sacramente.

Am folgenden Tage durchlief Brüſſel die Trauerbotſchaft, daß der bevollmächtigte Miniſter Karl Johann Graf von Cobenzl im achtundfünfzigſten Lebensjahre verſchieden ſei.

Mild und ſchonend hinterbrachte der Platzkommandant Camerlang ſeiner ſchönen Gefangenen dieſe für ſie ſo ſchreckliche Nachricht. Ihr Schmerz war grenzenlos — ſie wimmerte lange in einem fort immer vor ſich hin die drei Namen der Männer, die ihr wohlgewollt — noch um einen vierten theuern Namen eines Längſtverklarten wimmerte in ihrem tiefſten Innern ein trauerndes Echo nach.

Wie furchtbar grauſam war gegen ſie der Tod! —

Vaterlos, mutterlos, heimathlos, freundelos, mittellos, die Tochter ſo hoher Abkunft, die Jungfrau von ſo hoher Schönheit, von ſo unſchuldigem, kindlichem Herzen, in öder Fremde, Allen unbekannt, Allen ein Räthſel, und dabei gefangen — in eines Kerkerſtübchens trüber Stille.

Doch gefangen blieb ſie nicht. Da der höchſte Wille vorlag, daß ſie frei werde, ſo mußte man ſie frei laſſen. Aber wohin ſollte ſie? — Das war ihre Sorge.

Der Statthalter ſchenkte ihr vierzig Louisd'or, die talentreiche Erzherzogin zehn; erbarmende Herzen — und dabei — verwies man ſie des Landes.

Ein Souslieutenant der Maréchauſſée von Brabant führte Julianen über Bergen hinaus, nach dem belgiſchen Grenzdorf Quievrain — in deſſen Nähe Armand ihr jenes Billet in den Wagen geworfen, mit den Worten: „Verlieren Sie den Muth nicht! — Hoffen Sie nur getroſt. —“

Juliane hatte dieſen ermunternden Worten geglaubt, ſie hatte den Muth nicht verloren, ſie hatte gehofft — und nun?

Brabant ſtieß ſie aus; Frankreich nahm ſie nicht auf. Von den Grenzbeamten bedauerten ſie die Braven, verhöhnten ſie die Schlechten und Gemeinen — und da hüllte ſie ſich weinend in ihren Capuchon und gieng, nordwärts, der Grenze entlang.

„Führe mich Gott, denn Dir allein vertraue ich!“ weinte Julianens Klage gen Himmel. „Ich will wandern, wandern, raſtlos wandern, bis ich einen Hafen finde oder ein Grab. Ich bin eine Ausgeſtoßene, doch keine Verworfene! Meine Schuld iſt nicht meine Schuld. Was hab' ich armes Mädchen gethan, daß mir ſo übel geſchieht?!“ —

„Ich will mein Haupt nicht legen auf weiche Pfühle — meine Zunge ſoll kein Fleiſch koſten und keine feine künſtliche Speiſe. Meinen Leib will ich hüllen in die Kleider der ärmſten Tochter eines Landmannes, ſo will ich büßen meine Verſchwendung, die Thorheit meiner Jugend, mein einziges Vergehen. O Gott, mein Herr und Vater, Du wirſt die Hungrige finden laſſen Dein Herz, und die elende Seele ſättigen!“ —

Da wandelte ſie hin, die verſtoßene, verlaſſene, heimathloſe Tochter des Geheimniſſes — auf einſamen, menſchenleeren Grenzweg, dem langſam rinnenden Laufe eines kleinen trüben Baches entlang, von der Menſchheit verlaſſen und aufgegeben, im alleinigen Schutze Gottes. — —

Der Tod des einflußreichen Vaters rief nach einiger Zeit den nicht minder berühmt gewordenen Sohn, den Geſandten Ludwig, Grafen von Cobenzl zum Ordnen des Nachlaſſes und ſonſtiger Familien-Angelegenheiten nach Brüſſel.

Da fand ſich denn auch ein Theil der mit einer Gräfin von Schönau und in ihrem Intereſſe gepflogenen Correſpondenz vor, und über dieſe manche handſchriftliche Notiz des Verblichenen. Der Graf ließ ſich die Acten über Verhaftung und Verhöre Julianens vorlegen, und fühlte ſich ſchmerzlich ergriffen, als er erfuhr, welch trauriges Loos dem ſchönen Schützling ſeines verewigten Vaters geworden.

Er ſtellte einige Nachforſchungen an, allein an der Grenze Frankreichs und Belgiens verlor ſich jede Spur von Julianen.

Die wichtige diplomatiſche Stellung des Geſandten legte ihm die Pflicht auf, viele Zeitungen zu leſen; dieſe Lektüre füllte ſeine Erholungsſtunden während des Aufenthaltes in Brüſſel aus, und ſeinen großen Arbeittiſch bedeckten ſpaniſche, franzöſiſche, niederländiſche, engliſche, deutſche, italieniſche, ſchwediſche und ruſſiſche Journale, und nicht blos politiſche. Ein gewandter Secretair hatte eigens die Verpflichtung, dieſe Zeitungen durchzuſehen, und jene Artikel, die für den Geſandten Intereſſe verhießen, und neu waren, mit Rothſtift anzuſtreichen, wodurch die Pein, Wiederholungen bereits geleſener Artikel, dieſe ſchallreichen Echo's aus allen politiſchen Winkeln, zu leſen, dem Geſandten erſpart wurde.

Da hatte der Wind mit andern engliſchen Blättern auch ein nicht gerade bedeutendes Journal über den Kanal geweht, welches zur einen Hälfte der Unterhaltungslektüre, zur andern Hälfte praktiſchen Intereſſen gewidmet, und für die Mittelklaſſen berechnet war.

Dieſes engliſche Journal erſchien in Briſtol, und führte den Titel „The Craft'sman“ — der Handwerksmann. Der Secretair hatte auch dieſes Blatt ſeiner Durchſicht gewürdigt, und einen Artikel roth angeſtrichen, und zwar mit einer Chiffre, welche bezeichnete, daß derſelbe zur Unterhaltung diene, und in die Rubrik anziehender Neuigkeiten gehöre.

Dieſer Artikel lautete wie folgt:

Vor längerer Zeit erſchien auf der ſogenannten Conduite, ganz in der Nähe Briſtols ein junges Frauenzimmer, und erbat ſich, um ſich zu erfriſchen, ein wenig Milch. In ihrem Weſen war ſo viel Anziehendes, daß ſie Allen auffiel, die ihrer anſichtig wurden. Dieſes Mädchen war noch ſehr jung und von überraſchender Schönheit; ihr Benehmen war ſein und voll Anmuth, und ihre Geſichtsbildung außerordentlich anziehend. Sie war allein, ganz fremd, und ihr Anzug zeigte ziemliche Dürftigkeit. Aber weder hörte man ſie klagen, noch ſah man ſie Mittel anwenden, um Mitleid zu erregen. Ihre Unterhaltung mit den Perſonen, die ſie anredeten und ihr Benehmen verriethen eine feine Erziehung, doch erſchien in ihrem Weſen eine etwas auffallende Verworrenheit und Zerſtreuung. Sie irrte unruhig und wie gedankenvoll umher, und als es dunkelte ſuchte ſie einen offenen Wagenſchoppen auf, um darin ihr müdes Haupt zur Ruhe niederzulegen.

Mehrere vornehme Damen, welche jene Landhauſer bewohnen, die die Conduite bilden, näherten ſich der Fremden und ſtellten ihr die Gefahren ihrer ſchutzloſen Lage vor, ohne doch ſie bewegen zu können, in einem Hauſe zu ſchlafen. Da man ſie ſonach für irrſinnig hielt, ſo machte man Anzeige, worauf jene Unbekannte ergriffen, und in ein Irrenhaus eingeſperrt wurde. —

Einen Schleier über dieſen Theil der Geſchichte, der das Herz der Leſer nicht minder zerreißen würde, wie er das des Erzählers zerreißt.

Man ſetzte nach einiger Zeit die Unglückliche wieder in Freiheit. Sie eilte ſogleich nach ihrem Aſyle, wo ſie ſich zu gefallen ſchien, ſie ſchlief wieder in dem einſamen Wagenſchoppen.

Man ließ ſie gewähren, da ſie Niemand zur Laſt fiel, man ließ ſie beharren bei der, wie es ſchien, ſelbſterwählten Lebensweiſe, ohne ein Bette zur Ruhe, ohne eine Decke zum Schirme gegen die Kälte der Nacht. Aber der Mangel und die Kälte, Krankheit und elende Hülfloſigkeit minderten nach und nach ihre Schönheit, ſie ward bleicher, doch blieb ihr die ſo außerſt anziehende Geſtalt, wie in Mienen und Benehmen das Gepräge unendlicher Sanftmuth und Zartheit.

Was ſonſt irrſinnige Frauen meiſt erfreut, der Tand des Schmuckes und Putzes, das verſchmäht, verwirft ſie ſtandhaft, ſie duldet keinen Schmuck, keine Zier an ſich — nur ein kleiner, außerſt zierlich gearbeiteter Ring von Werth kommt nicht von ihrem Finger.

Hüte, Schleier und Bänder, welche die Damen ihr wohlwollend ſchenkten, hing ſie an Geſträuchen auf, zum Spiel der Winde.

Ein unerſchütterliches Schweigen über ihre Herkunft charakteriſirt dieſe Unglückliche — ob ihr Gedächtniß gelitten hat, ob ihr klares Urtheil eine erſchütternde Störung erfahren? — man weiß es nicht.

Sonſt beantwortet ſie alle Fragen ziemlich richtig — nur dürfen dieſe ſich nicht auf ihre Herkunft beziehen.

Ihr Leben iſt dabei ſo ſchuldlos, wie das eines Engels. Sie wandert bei guter Witterung auf die nahen Dörfer, ſpricht und ſpielt mit den Kindern der Bauern, ſchenkt dieſen, was man ihr gegeben, nimmt aber nichts an, als Milch, Thee und die einfachſte ländliche Nahrung.

Von den würdigen Damen, welche dieſer Unbekannten ihren Antheil zugewendet haben, zeichnete ſich beſonders eine aus, Lady Atkins, und hört nicht auf, eine Wohlthäterin der Unglücklichen zu ſein. Lady Atkins ſoll geäußert haben, ſie glaube auf einer ihrer Reiſen auf dem glänzenden Balle eines Herzogs in Frankreich dieſelbe Perſon geſehen und flüchtig geſprochen zu haben, mindeſtens finde ſie die größte Aehnlichkeit zwiſchen ihr und einer jungen Dame, deren übergroße Schönheit damals die Bewunderung aller Anweſenden erregt habe. Da aber die Unbekannte keinerlei Auskunft giebt, ſo ermangelt die Vermuthung der Lady Atkins noch der Beſtätigung.

Lange hat die verehrungswürdige Lady in die Verlaſſene gedrungen, doch die Wohnung in ihrem Landhauſe anzunehmen, aber immer hat ſie erwidert: O in euern Häuſern — da wohnt die Unruhe und das Elend und das Verderben — nur im einſamen Schooſe der Natur, im Odem der Freiheit iſt wahres Glück.

Endlich, da der Winter herannahte, und die Bewohner der Landhäuſer ihre Villen verließen und ihre Stadtwohnungen bezogen, gelang es dem Bemühen der Lady Atkins, die Fremde zu bewegen, mit nach Briſtol zu gehen. Aber ſie berührt kein Bette, ſie ruht auf Matratzen am Boden, und ſpielt mit der leichten Decke, indem ſie ſie umwirft und drappirt wie einen Königsmantel.

Die ſprachliche Eigenthümlichkeit der Fremden und die Art und Weiſe ihrer Satzbildung, wie das Fremdartige in ihrer Ausſprache laſſen vermuthen, daß ſie weder eine Engländerin, noch eine Franzöſin ſei. Ein Herr redete ſie in verſchiedenen Sprachen des Continents an, ſie wurde unruhig und verlegen, als er aber begann, deutſch zu ſprechen, ſo wurde ihre Bewegung ſo groß, daß ſie dieſe nicht verbergen konnte, ſie wandte ſich ab, und zerfloß in Thränen.

Zum Zweitenmale auf eine ähnliche Probe geſtellt und in deutſcher Sprache befragt, gab ſie erröthend und ſichtlich verwirrt in engliſcher Sprache Antwort, ein Beweis, daß ſie jene Frage verſtanden hatte, aber ſogleich, ihre Unklugheit einſehend, lenkte ſie die Unterredung einem andern Gegenſtand zu, und verneinte ſpäter, die Frage verſtanden zu haben.

Man vermuthet, daß irgend ein engliſches Schiff die Unbekannte vom Continent an die Ufer Albions geführt, und im Hafen von Briſtol ſie abgeſetzt habe.

Dieſe Erzählung, welche von ſo ſichrer Wahrheit iſt, daß ſie weder des Ausſchmuckes der Dichtkunſt noch der Beredſamkeit bedurfte, um für gefühlvolle Herzen anziehend zu ſein, wurde in keiner andern Abſicht, als in der Hoffnung niedergeſchrieben, daß ſie vielleicht vor die Augen irgend einer Perſon komme, die zu jener unglücklichen Verlaſſenen in Beziehung ſteht, und mit dem lebhaften Wunſche, eine junge liebenswürdige, aber gänzlich verlaſſene Perſon ihrer, über ihren Verluſt vielleicht troſtloſen Familie zurückzugeben. Der Verfaſſer wünſchte ſehr, es möchte ſeine Mittheilung, ſtatt der einfachſten Wahrheit, eine Erdichtung ſein, und daß er nicht mit eignen Augen das Unglück dieſes Mädchens im Irrenhauſe geſehen hätte; dieß würde ihm manche Thräne erſpart haben, die, wenn er gleich ein Mann iſt, das Mitleid ihm entlockte, und ſein tiefes, wenn auch fruchtloſes Mitgefühl. —

Der Geſandte, Graf Cobenzl, hatte mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit dieſen Artikel geleſen — kar ſtänd es vor ſeinem Geiſte, daß jene Aermſte keine andre Perſon ſein könne, als Juliane, und raſch entſchloſſen, handelte er — im Sinne und Geiſt ſeines Vaters.

Ein Geheimſchreiben eigner Hand, das keines Secretairs Auge erblickte, faßte der Geſandte ab, und ſchloß dieſem jene Zeitungsnachricht bei. Er wußte ein Herz, ein großes edles Herz, das frei von Vorurtheilen, warm ſchlug für die ganze Menſchheit, begeiſtert für alles Gute, Aechte, Große und Schöne.

Kaiſer Joſephs Herz! —

Am folgenden Tage, nachdem dieſes Schreiben abgegangen war, reiſte Graf Cobenzl nach Briſtol ab, während Depeſchen von ihm nach Paris und Bordeaux, nach Stockholm und Wien flogen.

Gott hatte Julianen den Kelch herber und ſchwerer Prüfung leeren laſſen; ihre Prüfung, von ihr in Demuth und Ergebung beſtanden, war zu Ende.

Die ſiegreich beredte Ueberzeugung des jungen Grafen Cobenzl ſchlug alle rückſichtvollen Beſorgniſſe aus dem Felde. Die Nachrichten, welche er von allen Seiten einzog, ließen ihn in Julianens Sache völlig klar ſehen, und er wurde ihr Ritter, ihr Retter.

Wie der Heilige der Kirche, Ritter Georg, die hülfloſe Königstochter befreite aus der Höhle des wilden Drachen nach der frommen Legende, ſo befreite er dieſe hülfloſe Tochter hohen Stammes aus der Höhle des Elends, und von dem Drachen unmenſchlicher Verfolgung, indem er dieſem mit tapfrer und erprobter Waffe, mit unwiderſtehbarer Feder — erlegte.

Als er Juliane nach Brüſſel brachte, waren ſchon Depeſchen vom Kaiſer auf Kurierwegen da, und die einſt ſo Verlaſſene ſah ſich liebevoll und zuvorkommend vom Erzherzog-Statthalter, wie von der Erzherzogin Maria Anna empfangen und aufgenommen.

Jede Annehmlichkeit wurde Julianen geboten — o ſie war noch ſo ſchön, ſo unwiderſtehlich reizend, und das Weh der Prüfungen, das über ſie gekommen, hatte ihrem Ausdruck einen geiſtigen Adel verliehen, der über alle Beſchreibung war.

Aber ſie wollte nicht wohnen bleiben in den Paläſten — „ich will nach Hauſe" — ſprach ſie, wie in ſtillweinendes Kind, das ſeine Heimath verloren hat, und in der Oede umirrt.

Das Vertrauen, jenes reine und kindliche, welches Juliane dem Vater geſchenkt hatte, trug ſie auf den Sohn über.

Auch dieſer blieb nicht unberührt von ihrer Schönheit, er bot ihr ſeine Hand. Sie dankte ihm unter Thränen.

Er beſchwur ſie, ihm zu ſagen, ob Sie je geliebt, ob ſie ein ſehnendes Verlangen habe — ſtehe es irgend im Bereich der Möglichkeit — ſo ſollten die Wünſche ihres Herzens erfüllt werden.

Als Beweis ihres höchſten Vertrauens enthüllte Juliane dem Grafen das Gefühl, das ſie rein und unentweiht gegen Armand de Ferrand im Buſen getragen — und Cobenzl rief: „Theure Juliane! Mein Vater wollte Sie als Tochter adoptiren! Ich bin Vollſtrecker ſeines letzten Willens! Sie ſollen meine geliebte Schweſter ſein! Ja meine Schweſter! Dieſer Mann Deiner Liebe ſoll Dein werden, wenn er noch frei, Deiner würdig iſt, und Dich noch liebt! — Ich ſchwöre es Dir!“

„„Nein, mein Freund! Mein Bruder! Nein!““ ſprach Juliane, durch Thränen lächelnd. „Nichts von einer irdiſchen Verbindung! Mich verbindet ein Verſprechen, das ich einem Todten gab, mit dem Himmel!“

„So willſt Du in ein Kloſter?“

„„Ha — woran erinnerſt Du mich? Nimmer — nimmer! Hab' ich nicht namenloſes Weh ertragen und erduldet zur Sühne, daß ich eigenmächtig mich dem höhern Willen entzog, der für ein Kloſter mich beſtimmte? Soll ich nach ſo namenloſem Weh nun doch nichts gewonnen haben, als neue Einkerkerung? — Mir ſchaudert vor dem Gedanken!“ —

„„Du ſollteſt nur einmal ein Kloſter ſehen!““ wandte der Graf ein, aber Juliane ſchüttelte verneinend das Haupt.

Bald nach dieſem Geſpräch verließ der Geſandte Brüſſel, Juliane mit einer Kammerfrau begleiteten ihn.

Nach einer Reihe von Tagereiſen erhoben ſich vor den Reiſenden mehrere ſtattliche Gebäude, palaſtähnlich mit hohen Thürmen und glänzenden Kuppeln, voll Pracht und Herrlichkeit, wie eine Königsreſidenz; die Fenſter von venetianiſchem Spiegelglas blitzten tauſendfach den Strahl der Sonne zurück: über zinnengekrönte, langgedehnte Mauern, auf denen Marmorſtatuen ſtanden, und zwiſchen dieſen kunſtvolle, den Antiken nachgebildete gigantiſche Blumenvaſen mit einer Ueberfülle von Blumen, ragten künſtlich geſchnittene Pyramiden und Obelisken von hohen Taxusſtämmen und Cypreſſen.

Der Wagen fuhr durch eine große Thorpforte, und hielt vor einem reich mit Steinhauerarbeit gezierten Portal. Dienerſchaft trat entgegen; man ſtieg aus, bewundernd überflog Julianens Blick dieſe Palaſtmaſſen, wie den weiten Hof, den ſie einſchloſſen, in deſſen Mitte eine Rieſenfontaine ihre ſtarke Garbe hundert Fuß hoch in die Lüfte warf, und fragte leiſe ihren Begleiter: „Was iſt dieß für ein prachtvolles Schloß? Dieß iſt doch kein Gaſthaus?“

Der Graf lächelte, wie es ſchien, etwas verlegen. „Wenn Du nicht erſchrecken willſt, liebe Schweſter — mein Ehrenwort zuvor — Du ſollſt nicht gezwungen werden, hier zu bleiben!“

„„Was iſt's? Warum ſollte ich erſchrecken?““ fragte Juliane.

„Weil dieß — ein Kloſter iſt!“ war des Grafen Antwort, indem er Julianen den Arm bot, den ſie nahm und lächelnd ſagte: „O was war ich für ein bethörtes Kind! Wie ſchwer habe ich büßen müſſen für meine Thorheit.“ —

In einem Saal, der voll ſchöner Bilder hing und von den prachtvollſten Geräthen erfüllt war, geführt, fand Juliane einige Frauen, zwar in der Ordenstracht, allein dieſe Tracht war keineswegs entſtellend, ſie war vielmehr geeignet, manchen Geſichtern einen beſonders milden und ſanften Ausdruk zu verleihen.

Eine ältliche Dame ſchritt würdevoll auf Juliane zu, und mit dem lauten Aufſchrei: „Ah — Mama! Frau von Schönau!“ warf ſich Juliane erſchüttert an den Buſen ihrer einſtigen Erzieherin.

„Geprieſen ſei der Herr, der mein Kind wieder in meine Arme führt!“ rief die Superiorin jenes Damenſtifts aus, das unter der unmittelbaren Oberleitung einer kaiſerlichen Prinzeſſin ſtand.

„O ſegne Dich Gott und die heilige Jungfrau und alle Heiligen!“ fuhr die Oberin fort, indem Freudenthränen ihren Augen entſtürzten. „Nicht Frau von Schönau — dieſen Namen führe ich nicht mehr, meine Tochter im Herrn, Schweſter Beate werde ich genannt, und die dankbar geſegnete Huld aus der Höhe hat mich hier an eine ſchöne und heilige Stätte berufen, die dem Frieden geweiht iſt, eine Stätte, ähnlich der, welche Dir einſt ſich öffnen ſollte, und vor der Du —“

„„O bitte! bitte!““ flehte Juliane, und die Oberin lenkte ihr Geſpräch auf Anderes.

Ein Herr, welcher eine Dame von ſehr edler Haltung in den Saal führte, war indeß durch eine andere Thüre eingetreten und begrüßte ſich mit dem Grafen, ihnen folgte noch ein Herr.

„O welche liebe Geſtalt!“ flüſterte die Dame, welche aus der geringen Entfernung Juliane aufmerkſam betrachtete.

„Sie iſt es — ſie iſt es! Unverkennbar! Es iſt die Nämliche und die Rechte!“ ſprach der eine eingetretene Herr zu jenem, der ihm gefolgt war.

„Es ſind die himmliſchen Züge unſrer verklärten Schweſter!“ ſprach die Dame zu ihrem Gemahl.

„Bei Gott, Frau Fürſtin“ — flüſterte der Begleiter — „man hat ein grauſames Spiel geſpielt mit dieſem holdſeligen Engelkinde!“

„Man wird ſühnen und ſie das Erlittene vergeſſen machen!“ äußerte der Fürſt.

Dieſe beiden Herren waren dieſelben, welche damals jene hohe Herrin bei ihrem Beſuche im einſamen Hauſe begleitet hatten.

Dieſe Fürſtin war dieſelbe, welche mit dem Herzog von York ſo theilnahmevoll über Juliane Briefe gewechſelt hatte.

Bald vereinigte unter dem Vorſitz der Superiorin eine wohlbeſetzte Tafel die ſämmtlichen Gäſte des überaus reichen Damenſtiftes, und eine heitere, geiſtig belebte Unterhaltung würzte die Genüſſe des Gaſtmahls.

Juliane entſann ſich der Beſuche jener Herren im einſamen Hauſe, und gedachte mit wenigen, aber ſinnig geſprochenen Worten ihrer Jugendzeit, ihrer Jugendjahre; ſie weihte auch dem Andenken ihres verewigten Erziehers eine Thräne.

„Wir wollen recht oft uns gemeinſchaftlich an unſer einſames Haus zurückerinnern, denn Gräfin Juliane bleibt doch bei mir, nicht wahr, mein theures Kind?“ fragte liebevoll die Superiorin, und fügte hinzu: „Hier wird ihre müde Seele Ruhe und Frieden wieder finden.“

„„In meiner Seele iſt Ruhe,““ antwortete Juliane mit mildem Ernſt: „doch ungern betrübe ich Sie, hochverehrte, hochwürdigſte Domina! Gezwungen müßte ich wohl hier bleiben, ich würde nicht fliehen — freiwillig aber bleibe ich gewiß nicht hier. Ich habe nur einen Wunſch, o daß Gott dieſen einen kleinen Wunſch mir erfüllte — ich möchte nach Hauſe. — Laßt mich hin, laßt mich wieder ſinnen, träumen, wieder nach den Wolken ſehn — aber nimmer werde ich wünſchen, auf ihren glänzenden Gipfeln zur Ferne zu fliegen. Das allein wäre mein Glück — ich kenne kein anderes, als das verlorne Paradies meiner Jugend wieder zu finden — und ich erſehne kein anderes.“

Mit inniger Rührung und Theilnahme hörten die Anweſenden Julianens ſo mild und doch ſo feſt und entſchieden ausgeſprochene Wünſche, und die edle Fürſtin flüſterte leiſe zu ihrem Gemahl und zu Cobenzl: „Mich will bedünken, ſie wähle für ſich und uns, für alle Theile — das beſte Theil, und da Sie, lieber Graf, ſo gütig waren, dieß ſchon brieflich anzudeuten, ſo ſind auch bereits alle Vorkehrungen getroffen, ſo daß an jedem Tage ſie ihrem Friedensport zurückgegeben werden kann. Preiſen wir nur Gott mit dankendem Herzen, daß er ſie an Leib und Seele behütet und — wenn auch durch Qualen, Leiden und Irrthum — dennoch väterlich geführt hat!“ — „„Und ihr eine zur Bewunderung ſtarke Seele verliehen!““ fügte Fürſt Dietrichſtein hinzu.

Am folgenden Tage ſetzte ſich die Reiſe weiter fort, nach einem ebenſo herzlichen als ſchmerzlichen Abſchied Julianens von der tiefergriffenen Superiorin.

Die Reiſe dauerte noch ziemlich lange.

Endlich, an einem ſchönen Nachmittage, wurde eine große Haideſtrecke erreicht, in deren Mitte ein Stück Waldung ſich eiformig hinſtreckte, und ſich nicht ſehr über den Boden emporzuheben ſchien.

Ermüdet von der langen und einförmigen Fahrt, war Juliane eingeſchlafen. Als ſie erwachte, fuhr man durch einen Parkwald — und ihr Herz klopfte unruhevoll. Aber ſie war ſchon durch ſo manchen Parkwald gefahren — daß ſie dieſes Klopfen ihres Herzens nicht achtete.

Da ſetzte der Poſtillon ſein Horn an den Mund, da durchzogen alte, ſüßliebe heimathliche Weiſen — o ſo unendlich traut und wehmuthvoll und innig die Lüfte und den heimlichen Wald, und es kam Wild geſprungen und ſtand ſcheu lauſchend am Weg, und ſprang dann voll Haſt zurück ins Dickicht, und aus Julianens Augen ſprangen die hellen Thränen, und ſie rief in tiefſter Seele erſchüttert von dieſen Klängen: „O mein Gott! Was iſt das?“

Da ſchlug ein Hund an mit alter, heiſerer Stimme, da hielt vor einem Waldhauſe der Wagen, da riß ein bejahrter Mann den Schlag auf, und eine helle Frauenſtimme ließ einen preiſenden Jubelruf zum Himmel aufgellen.

Wonnedurchzittert, nur weinend, ſtillſelig, die Augen halb geſchloſſen, ließ ſich Juliane aus dem Wagen heben, kaum vermochte ſie ſich aufrecht zu halten, nur in Blicken, nur in Thränen, nur in ſtummen Händedrücken ſprach ſich ihre Freude, ihr Entzücken aus.

Und der alte Hund kroch der einſtigen lieben Herrin ſo freudewedelnd entgegen, wie ſeinem Herrn jener Hund des Odyſſeus, aber er ſtarb nicht wie jener.

Alles war im einſamen Hauſe unverändert, nur die Waldbäume waren höher gewachſen, man ſah von keiner Seite der Haide her die Giebel des Hauſes mehr über die Baumwipfel ragen.

Als Juliane in das Wohnzimmer trat, warf ſie ſich vor einem Kruzifix zu ſtummem Gebet nieder, und betete innig und lange. Niemand ſtörte ihre Andacht.

Als ſie ſich erhob, erſchien ſie in ihrer ſanft leuchtenden Schönheit wie eine Heilige in der Verklärung.

Und ſo, hoher und göttlicher Gefühle voll, umarmte ſie ihren Begleiter, den Grafen, ohne Scheu, und küßte ihn ſchweſterlich, und rief begeiſtert aus: „Innigen und ewigen Dank, mein Bruder! Und Dank Deinem Vater über den Sternen! Dank für ſeine Liebe! Dank für einen ſolchen Sohn!“ —

„Und ſo nimm mich denn auf du Aſyl, du liebes, theures Aſyl, das ich niemals hätte verlaſſen ſollen! Und ihr treuen Menſchen wollt bei mir bleiben! Du Agathe, Du Gotthard! Wollt mir zu Liebe der Welt entſagen, mir zu Liebe Einſiedler ſein? Lohn' euch Gott! Lohn' euch Gott! — Und ſo habt ihr denn eure Juliane wieder! Und was wir Alle, jedes in ſeiner Weiſe, Herbes ertragen — wir wollen es als ſchwere Träume betrachten, und uns des heitern Erwachens im Morgenroth eines neubegonnenen Erdentages freuen. Wir wollen thätig ſein, arbeiten, leſen — ich werde Briefe ſchreiben — wir wollen der Welt nicht abſterben — aber die Welt möge fern von uns bleiben, unſern Frieden niemals ſtören!“ —

„Du wirſt über alle Mittel anſtändiger Exiſtenz gebieten, liebe Schweſter!“ nahm Graf Cobenzl das Wort.

Juliane ſah ſich lächelnd im Zimmer um und erwiederte: „Das iſt recht gut! Ich werde mich gleich arrondiren. Mein Bankier Herr Gotthard! Meine Marchande de Mode: Demoiſelle Agathe; meine Equipagenpferde: die ſteinernen Schnecken im Hausgarten am Baſſin; meine Lakaien: die Zwerge, ihre Nachbarn; mein Trümeau: das Baſſin ſelbſt; meine Gemälde: das Bild meines Vaters, das Bild meiner Mutter, willſt Du mir noch dazu das Bild Deines Vaters geben, ſo habe ich eine heilige Gallerie.“

„„Ich bin beauftragt, Dir noch ein viertes Bild zuzuſtellen, theure Schweſter,““ ſprach Graf Cobenzl, indem er ein Etui hervorzog: „das Deinem Vater ein Wenig ähnlich ſieht. Verehre das Bild, verehre den Geber! — Er iſt's, deſſen zärtliches Erbarmen Dich jetzt ſo hoch beglückt. Er iſt's, der längſt Dich glücklich wiſſen wollte, aber Dich nicht glücklich machen konnte.“

Juliane öffnete die Kapſel, ein Diamantenkranz blitzte ihr entgegen, und ein herrlich gemaltes Miniatur-Portrait von Liotards Meiſterhand zeigte einen jugendlich-ſchönen Mann von den edelſten und ſanfteſten Zügen; ſtaunend falteten Gotthard und Agathe ihre Hände, Julianens Blick flog flammend und groß zum Grafen empor; freudezitternd hielt ſie mit beiden Händen das koſtbare Etui.

„Wer iſt's?“ —

„„Dein — es iſt Kaiſer Joſeph der Zweite.““

Albumblätter

für

edle Frauen.

Einer Kunſtfreundin.

(Mit einer Miniaturmalerei auf Pergament.)

Geheimniß alter Kunſt, in Farben glühend,
In wunderſam gemalten Blumen blühend,
Wie reich erſcheint mir deine Bilderzier!
Es pflegten wie ein Heiligthum das Schöne,
Es faßten treugeduldig deine Söhne
Die frommen Künſtler dich, und dienten dir.

Und wir — wir ſchauen die Hieroglyphen,
In die wir uns mit ſtillem Ernſt vertiefen,
Und ahnen, was kein ſterblich Wort enthüllt.
So offenbart im Schaffen und Geſtalten
Gedankenvoll ſich edler Kräfte Walten,
Daraus die Quelle jedes Schönen quillt.

Die giebt dem reichen Geiſte reiche Nahrung,
Wird — ob auch irdiſch — Himmelsoffenbarung,
Des Himmels, der im reinen Innern blüht;
Und einen wir im kunſtdurchglühten Innern
Die Hoffnung ſeligſchmerzlichem Erinnern,
So füllt uns Frieden Gottes das Gemüth.

Einer Jungfrau.

(Mit einem Album als Vielliebchen.)

Nimm das Pfand, das Du gewonnen,
Angedenken heitrer Stunden,
Deren flücht'ges Glück zerronnen,
Doch in Bildern ſei's gebunden.

Wenn erinnerungfroh Dein Blick
Wird auf dieſen Blättern weilen,
Künden meinen Wunſch: *Dein Glück* —
Freundin — Bilder Dir und Zeilen.

Möge manche liebe Hand
Sich in Dein Gedenkbuch ſchreiben,
Bitten nur ſoll dieſes Pfand:
Meiner eingedenk zu bleiben.

Einer Malerin.

Du rufſt mich in Dein Heiligthum herein,
Das Genien kränzen, das Gedanken weih'n.
Bei theuern Namen ſoll mein Name ſtehn,
Vom Fremdling willſt Du ein Gedenkemein?

Wohlan ich folge, ich gehorche Dir,
Ich folge gern, mein Name ſtehe hier,
In Deiner Auserwählten edlen Kranz
Die kleinſte Blume und die kleinſte Zier.

Du haſt mich eingeführt im blüh'nden Mai;
Dein Lebensmai ſei blüthenreich — es ſei
Dein Sein verklärt von Kunſt und Poeſie,
Dem Schönen zugewandt, dem Edlen treu! —

Einer Braut.

(Mit einem Bilderalbum.)

Laß als Hochzeit-Angebinde
Freundin, Dir dieß Stammbuch reichen,
Laß es Kranz ſein, den ich winde
Meiner Freundſchaft treues Zeichen.

Laß von mancher holden Blume
Dir das Leben lieblich zieren,
Woll' aus Deinem Heiligthume
Nie das Immergrün verlieren!

Wie hier Bild an Bild ſich reihend
Heiter Dir entgegenblickt,
Sei ſtets freundlich und erfreuend
Deines Lebens Buch geſchmückt,
Und der Freundſchaft ernſt und weihend
Heiliges Siegel aufgedrückt.

Einer Neuvermählten.

Zwei Sphären hat das Weib, die es beglücken,
Durch die es Andre froh und glücklich macht.
Was außer dieſen Lebenskreiſen liegt,
Wie ſchön es ſei, bedinget nicht das Glück.

Die Sphären heißen Liebe — Häuslichkeit.

Die Liebe iſt das höhere Geiſtesleben,
Iſt Glaube, Seelenaufſchwung, Religion;
Sie ſchließt Geduld, ſchließt Treu' und Hoffnung ein,
Und alles, was nicht edel, ſchließt ſie aus.

Die Häuslichkeit iſt eine goldne Kette,
Die ſchmückt, nicht drückt — die treue Thätigkeit,
Die Pflichterfüllung ſind nur ihre Glieder.
Die immerwache Sorgſamkeit, die Arbeit,
Der Fleiß, der Kinder Mutterpflege — alle
Sind dieſer goldnen Kette Glieder — und
Wenn hoher Liebe ſchöner Kranz das Haupt

Der würdigen Hausfrau ſchmückt, ſo ſchmückt die Kette
Der Häuslichkeit des Weibes treue Bruſt,
Und wohlbeſtellt iſt Mann und Kind und Haus;
In dieſen Kreiſen — Kränzen, wird es glücklich
Und Andre zu beglücken fähig ſein.

Die Kinder der Zeit.

Siehe! es wehet ein paniſches Sauſen und Brauſen des Weltgeiſtes durch den hohen und tiefen Urwald der Geſchichte hin, eine Stimme der Vergangenheit, welche allen, die Weiſſagung verſtehen können, von der Zukunft weiſſagt.

E. M. Arndt.

I.

Am prachtvollen Wiener Flügel ſaß phantaſirend die ſchöne Tochter des Miniſters, Conſtanze von Welden, eine würdevolle und doch liebliche Geſtalt. Vollig Meiſterin des Inſtrumentes ließ ſie die Wogen der Töne auf und ab rollen und fluthen, bald anſchwellend vom innern Sturm der Gefühle, bald erſterbend im leiſen Geſäuſel der Wehmuth, und auf den Wellen der Töne wiegte ſich die Seele der Jungfrau. Große Gedanken in ihr entriſſen ſich dem Tönemeer und flogen empor wie Adler, empor zur Sonne der Freiheit — ſehnſuchtvolle Paradiesvögel ſchwebten Gedanken der Liebe unter dem ewigen Azur, die auf Erden keine Heimath hatten, keinen Boden finden konnten. Conſtanze liebte, innig, warm, treu, tief, wie eine deutſche Jungfrau liebt; ihre Liebe galt einem Manne, den zwar das Leben bereits vielfach geſchult und geprüft hatte — aber dieſer Liebe ſtrahlte, außer ihrer vollſten feurigſten Erwiderung, auch kein einziger Stern des Glucks und der Hoffnung. Hermann Erneſti war nicht nur mittellos, ſtand nicht nur vereinſamt in der

Welt und in der werdenden Weltſtadt Berlin, auch ſeine Geſinnung hatte ihm in den höhern Kreiſen mehr Widerſacher als Gönner geweckt, und mit allem Talent, allem Fleiß, aller Anſtrengung war es ihm immer noch nicht geglückt, irgend eine Anſtellung im höhern Staatsdienſt, die Erneſti erſtrebte, zu erlangen: er blieb auf die eigne Thatkraft, auf ſeinen Kopf und ſeine Feder verwieſen, und wäre vielleicht untergegangen, hätte nicht eine hohe Liebe ihn fort und fort gekräftigt, ſeinen Muth geſtählt, ſeine Seele mit Hoffnungen genährt.

Zwei Herzen, die in aller Friſche der Jugend, mit aller Glut der Empfindung für einander ſchlugen, für einander beſtimmt ſchienen vom Anbeginn der Tage durch die ewige Macht, die Herzen zu Herzen führt wie Blüthenſtaubatome zu fernen Blüthennarben über alle Weiten hin — hatten ſich gefunden, waren in einander verklungen wie verſchwiſterte Töne, flogen mit einander empor in trunkner ſeliger Schwärmerei. Hermann und Conſtanze; er der arme ehemalige Student, der mittelloſe Literat, Verfaſſer politiſcher Flugſchriften, Correſpondent für auswärtige Blätter, einer von den Tauſenden der Kranken am Teiche Betheſda des Staatsdienſtes mit der Ausſicht — ſelbſt im glücklichſten Fall — *überzählig* zu ſein — ſie — die allſeitig hochgefeierte Tochter des angeſehenen reichen wie einflußreichen Miniſters, umblüht von allem Zauber der Jugend, in ſtrahlender Schönheit, talentvoll — des edelſten hochſtehendſten Bewerbers würdig.

Aber was fragt die Liebe in ihrem Allmachtgefühl nach irdiſchen Unterſchieden! Die Seelen hatten ſich verwandt erkannt, die Herzen ſchlugen für einander — und außer der heiligen Schranke der Sitte gab es für dieſe Liebenden auf Erden keine Schranke mehr.

Zu Conſtanzen, deren Gedanken alle zum Freunde flogen, mit dem ſie Zwieſprach hielt durch die Wunderſprache der Klänge, durch die Geiſterſprache melodiſchen Wohllauts, trat eine Freundin, die Aſſiſtenz-Räthin Burkhart; eine anmuthige Frau von zarter Lieblichkeit der körperlichen Form, und belebt von einer edeln Seele. Ihr Gatte war der erſte Geheim-Secretair des Miniſters, Freiherrn von Welden.

Arete lauſchte erſt eine Zeitlang, ſie hatte die Thüre leiſe geöffnet, ſie athmete kaum, ſie ſchwelgte mit in den Phantaſieen der Freundin, und lieh dieſen wonnevollen Tönen wieder andre Farben, gab dieſer Sprache wieder manch andre Deutung — bis ſie mit freundlichem Gruße auf Conſtanze zutrat.

„O bitte, bleibe!" rief Arete, als Conſtanze zu ihrer Begrüßung ſich erheben wollte. „Ich ſetze mich neben Dich — haſt Du Neues? Gewiß!"

„Haſt Du Neues?“ fragte in einem ganz anderen Sinne Conſtanze betonend zurück. „Wußte Dein Mann noch nichts? Hermann wollte noch einen Schritt thun — o dieſer wird ſo erfolglos ſein, wie alle früheren. Kein Miniſterium hat auf ſeinem Bureau eine Stelle für ihn, und wie ſollte mein ſtrenger Vater, der allem abhold iſt, was nur irgend gegen den ſtarren Abſolutismus, dem er unbedingt huldigt, denkt — ich will gar nicht ſagen: handelt — einen Menſchen begünſtigen, der für die Freiheit glüht, der für Polen kämpfte, der — o Gott — der eben alles iſt, was ihn in meinen Augen hochſtellt und in den Augen meines Vaters ihn als ein Nichts erſcheinen läßt, wenn nicht ſogar des Verdachtes würdig.“

„Und dieſe martervollen Gedanken muß ich tief, tief in mich verſchließen, nur an Deinem vertrauten Buſen darf ich klagen und weinen —“ fügte Conſtanze ſeufzend hinzu und lehnte ihr Haupt auf die Schulter der Freundin.

„Wenn mein Vater die leiſeſte Ahnung hätte von unſerer Liebe — o Gott, ich würde namenlos elend!“

„„Beruhige Dich, theure Conſtanze!““ bat die Freundin. „In der Gegenwart und in ihrem Dunkel ziemt nur ſtilles Dulden — ewig wird die Nacht des Drucks nicht auf denen laſten, die dem Tag entgegenhoffen mit gläubiger Seele. — Mein Mann ſchnitt mir nicht alle Hoffnung auf günſtigen Erfolg von Erneſti's Bewerbung um eine Stelle im Bureau des Miniſteriums ab; dieſer Erfolg werde nur von dem perſönlichen Eindruck abhängen, den Dein Erkorener, liebe Conſtanze, auf den Herrn Miniſter ſelbſt mache, da Befähigung und Kenntniſſe ausreichend vorhanden ſeien — und da der Perſönlichkeit Erneſti's wie Du ja ſelbſt weißt, äußere Liebenswürdigkeit nicht abgeht. —“

„„Schweige!““ unterbrach mit einem trüben Lächeln Conſtanze die in Schalkhaftigkeit übergehende Rede der Freundin. „Du plauderſt und ſcherzeſt mir meine Befürchtungen nicht aus der Seele. Ich hoffe nichts, und ſo trifft mich die Erfüllung meiner Ahnung nicht unvorbereitet.“

„Sieh — da hat mir Hermann ein neues Lied gegeben, er hat es gleich in Noten geſetzt — wir werden es gemeinſchaftlich ſingen können. Die Melodie hat etwas Tiefernſtes, Geheimnißvolles — es ſpricht ein prophetiſches Ahnen aus dieſen ſchauernden Tönen.

Conſtanze ſchlug Accorde des Präludiums an. Das Notenblatt trug die Ueberſchrift:

Die große Königin.

Mit einer bezaubernden harmoniſchen Verſchmelzung ihrer Stimmen ſangen die Freundinnen zum begleitenden Spiele Conſtanze's:

„Eine Königin voll Ehren,
Thront in wundergleicher Pracht;
Ihrer Krone Zacken glühen
Purpurn durch die alte Nacht."

„Sternen gleich ſind ihre Augen;
Leuchtend Gold iſt ihr Gewand.
Glänzend fließt um ihren Buſen
Silberhell das Gürtelband."

„Ihre dunkeln Locken wallen
Um ihr Haupt voll Herrlichkeit.
Diamanten und Kryſtallen
Sind auf ihr Gewand geſtreut."

„Ihrer Schuhe Perlenborden
Netzt ſie fern am Meeresſtrand. —
Warnend deutend nach dem Norden
Hebt die Königin die Hand."

„Und ſie ruft voll Ahnunggrauen:
Meine Kinder habet Acht!
Und es hallt aus allen Gauen:
Königin! Wir halten Wacht!"

„Millionen treuer Söhne
Steh'n zu Deiner Schirmſtat da;
Königin in ew'ger Schöne,
Ewig Dein — Germania!" —

Während hier einestheils Liebe und Begeiſterung, anderntheils ſchweſterlicher Antheil eines ſeiner Lieder ſangen, ſtand der Verfaſſer im Audienzzimmer des ſtrengen und für ſtolz geltenden Miniſters, und dieſem in ruhiger und würdevoller Haltung gegenüber.

Hermann Erneſti ſchloß ſeinen Vortrag an den Miniſter mit den Worten: „Vertrauend lege ich in Euer Excellenz gnädige Hand meine Hoffnungen, meine Zukunft, mein ganzes künftiges Lebensglück.“ —

„„Sie haben ein bewegtes Leben gelebt, Herr Erneſti!““ ſprach nach den empfangenen Mittheilungen erwiedernd der Miniſter: „und Ihre Zeugniſſe, Ihre Leiſtungen in verſchiednen Gebieten der Staatswiſſenſchaft ſprechen günſtig für Ihre Begabung, wie für Ihren Fleiß und Ihre Studien — weniger günſtig ſpricht Ihre Betheiligung an Auswüchſen am Stamme der Politik. Ihr Name ſteht ſchon auf der Liſte Derer, die in das Frankfurter Attentat und die darüber geführten Unterſuchungen verwickelt waren. Sie ſind damals glücklich durchgeſchlüpft, aber glauben Sie nicht, daß man nicht alles wiſſe. Sie ſind im Jahr achtunddreißig nach Paris geflüchtet und haben dort einer Propaganda von Deutſchen und Polen angehört, die nichts im Auge hatte, als den Umſturz der beſtehenden Ordnung und eine neue Schilderhebung für die Freiheit Polens. Von Paris kehrten Sie, nachdem

Sie in franzöſiſchen Blättern viele entſtellende Berichte über deutſche Zuſtände geſchrieben hatten, nach Deutſchland zurück und wahlten München zum Aufenthalt, wo ſich's damals in behaglicher Ruhe leben ließ, doch gehörten Sie auch dort zu Denen, die ſich öffentlicher Organe bemächtigten, und als Träger neuer revolutionärer Ideen, wenn dieſe auch noch ſo vorſichtig und fein verlautbart wurden, auftraten. Sie empfingen bedeutſame Winke, und verließen München ohne Aufſehen: Sie gingen nach der Schweiz. Dort fanden Sie mehr als in der bayriſchen Metropole Anhänger und gleichgeſinnte Verbündete; von dort aus blieben Sie mit ihrer Clique in Paris, wie in Nord- und Süddeutſchland im ununterbrochenen ſchriftlichen Verkehr."

„Unterbrechen Sie mich nicht!" fuhr der Miniſter imponirend fort, als Erneſti den Mund zu einer Entgegnung öffnete, und das Wort: „Euer Excellenz" voranſandte.

„Sie verließen die Schweiz auf Winke, die Sie aus Polen erhielten, im Februar des Jahres Sechsundvierzig, und gingen nach jenem Feuerheerd der Inſurrection ab, um in der Aſche dieſes Kraters Funken ſchüren und zur Flamme anblaſen zu helfen. Sie ſchloſſen ſich dem neueſten Aufſtand thatig an und ſchloſſen mit dem gefangenen Polen Jaromir Kocheneczki einen Blutbruderbund.“ —

„Die Idee, dieſen Gefangenen zu befreien, hat Sie noch keinen Augenblick verlaſſen. Während Sie um eine Feſtſtellung im höhern Staatsdienſt Preußens nachſuchen, nähren Sie den verwegenen Gedanken, einen auf den Tod angeklagten Empörer zu befreien, und wollen unſerm Staat mit der einen Hand eine Wunde ſchlagen, während Sie mit der andern Hand das Dekret empfangen, das Ihnen aus den Mitteln dieſes Staates ein genügendes Einkommen und eine edle Selbſtſtändigkeit ſichert. Ob dieß redlich ſei, mag Ihnen Ihr Gewiſſen ſagen. Nach meinem geraden Sinn iſt aber der ehrlichſte Mann der größte Diplomat, oder wenn Sie dieß nicht zugeſtehen wollen, der größte Staatsmann ſoll der ehrlichſte Mann ſein, kein Makel der Geſinnung oder der That darf an ihm haften. Es iſt eine Schmach, daß man früher die Wiſſenſchaft der Diplomatie als eine Wiſſenſchaft der Heuchelei und Hinterliſt anſah und behandelte. Man iſt von dieſem ſchädlichen Princip zurückgekehrt — ich mindeſtens habe es nie anerkannt. Wahrheit über alles! Ueberzeugungstreue über alles! Können Sie mit Ihren Geſinnungen unſerm Könige dienen? Verlangen Sie noch eine Anſtellung in meinem Bureau?“

Hermann Erneſti war bleich wie der Tod. Ein

Sturm martervoller Gefühle tobte in ſeiner Bruſt. Er blickte aus ſeinen dunkeln Augen den Miniſter groß an — er dachte mit tiefſtem Schmerz daran, daß dieſer Mann der Vater ſeiner Geliebten ſei, den er ſo ganz anders zu finden erwartet hatte, als er ihn fand. Er hatte ſich den Miniſter ſchroff, kalt, herzlos, abſtoßend, voll ariſtokratiſchen Stolzes und jener unmanierlichen Steifheit gedacht, hinter der eingefleiſchte ariſtokratiſche Bureaukraten ihre innere Hohlheit verbergen, und der Freiherr von Welden ſprach zu ihm im ruhigen, faſt väterlichen Tone, ſo offen, ja es klang etwas wie Wohlwollen durch die wenn noch ſo vorwurfsvolle Rede, deren Gewicht ihn, wenn nicht niederdrückte, doch beugte.

„Euer Excellenz!“ begann Hermann: „ich habe bisher die geheime Polizei und deren Spürſyſtem verachtet, ja verabſcheut — jetzt beginne ich, ſie zu bewundern — aber ich möchte die Menſchheit verachten, die zu ſolchen Zwecken erniedrigt wird. Wo giebt es noch irgend ein ſtilles und heiliges Geheimniß, wenn ein in der Stille ſich abſpinnendes Leben, wie das meine — das ich — leider nicht bewegt nennen kann — ſo genau und Zug um Zug in die Regiſter der Casa santa des Polizeiſtaates eingetragen wird! Wenn jenem Spürauge vergönnt iſt, ſogar den Gedanken bis in die Höhle des Gehirns, ihren Urſprung, zu folgen! Ja, ich habe gehofft, geſchwärmt, gewirkt, gekämpft, geblutet für die Freiheit, für eine Freiheit des Geiſtes, des Rechtes, der Sitte — nicht für Umwälzung und Anarchie, und ich hoffe noch immer auf dieſe Freiheit, die einſt kommen wird, kommen muß in allen Ländern!“ —

Ein ſpöttiſches Lächeln flog um des Miniſters Lippen, jenes Lächeln eines Zeugniſſes, wie in der Schwärmerei jugendlicher edler Begeiſterung immer nur chimäriſche Träume erblickt würden.

„Ich bin ein Menſch, und konnte menſchlich irren,“ lenkte Erneſti ein, als er wahrnahm, daß er zu weit ging, daß ein Ueberwallen des Gefühls hier nicht am paſſenden Ort ſei.

„Ich fühle mich nicht befleckt in meinem Gewiſſen. Wenn ich gewürdigt werde, dem Könige zu dienen, werde ich ihm mit Treue dienen — ich werde mich nicht mehr dazu drängen, in die Räder des politiſchen Geſchickes einzugreifen.“

„„Dann würden Sie ſelbſt nur Rad der Maſchine ſein, wir brauchen aber geiſtvolle und geſinnungsvolle Arbeiter,““ entgegnete der Miniſter: „und einem Geiſt wie dem Ihrigen wird und kann es nicht genügen, ſtets auf den Stufen niedrer Geſchäftsſphären ſtehen zu bleiben. Sie wollen empor — Sie müſſen empor — Sie ſuchen nicht um Ihrer Perſon Willen dieſe oder überhaupt eine Anſtellung."

Hermann erzitterte leiſe bei dieſen Worten, und es war, als bohre der ernſte forſchende Blick, den der Miniſter dabei auf ihn heftete, ihn in das Herz, wie des Chirurgen Sonde tief und ſchmerzhaft in ſchwierigen Wunden wühlt. Wußte der Freiherr, der ſo vieles, der alles wußte, was ihn betroffen und betraf, auch ſchon um ſeine Liebe? —

„Ja Euer Excellenz!“ erwiederte Erneſti: „Sie ſehen, wie ich Dero vorhin gegebene Lehre beherzige, ich will offen ſein — nicht für mich allein ſuche ich Dienſt — es gilt für ein geliebtes Leben ſichernde Lebensſtellung zu erringen. Deshalb, nur deshalb bitte ich.“ —

„„Was ich nicht gewähren zu können, aufrichtigſt bedaure!““ unterbrach Freiherr von Welden. „Ich halte Sie für zu ehrenhaft, als daß ich glauben möchte, Sie würden in unſerm Dienſt Ihren Anſichten, Ihren Grundſätzen untreu werden können — gewiß wird die Gnade des Himmels Sie erleuchten und den rechten Weg Ihnen zeigen, den Sie wandeln ſollen.“

Der Miniſter machte die Bewegung des Entlaſſens, Erneſti verbeugte ſich ſtumm und ging.

„Die Gnade des Himmels“ — knirſchte Hermann ingrimmig, während er die Prachttreppe im Palaſte herabſchritt.

„Ha, ihr beſternten Heuchler! Zum ſataniſchen Gaukelſpiel die Frömmlermaske — das fügt ſich gut, ja vortrefflich zuſammen! Narr — Comödiant — haſt Du Dir Deine Phraſen aus der Pretioſa zuſammengeklaubt? Auf den Himmel muß man bauen — nur der Himmel fügt das Ende!“ —

Hermann eilte aus dem Palaſt — ſeine Gedanken flirrten — er ſah die Menſchen nicht an, die ihm auf den breiten Steinplattenwegen begegneten, es war als ob an ihm lauter farbloſe Schatten vorüberſchwebten — ſeine letzte Hoffnung war geknickt — ſein letzter Anker zerbrochen — aufs Neue ſah er ſich in eine Wüſte verſtoßen und wie ſtark auch ſein Geiſt war, wie klar deſſen Sonne ſonſt leuchtete — eine nachtſchwarze Wolke war vor dieſe Sonne gezogen und überhüllte jeden Strahl.

Und dieſer Mann, dieſer Mann iſt Conſtanzens Vater, ihr Vater!“ fuhr Erneſti nach langem, ingrimmigen Schweigen wieder fort, als er ſchon an das Ende der Straße unter den Linden gelangt war, und aus dem Brandenburger Thor ſchreitend, ſich zur Linken ab und in den Thiergarten wandte.

„Was beginnen, was beginnen? — Conſtanzen entſagen, ihr das heilige ſüße Wort der Treue zurückgeben und dann fort, fort in Kampf und Tod, — ende ein Leben, das fortan keinen Reiz, keinen Werth mehr hat!“

Da ſcholl ein Anruf: „Erneſti!“ und ſchreckte Hermann aus der dumpfen Träumerei, der er ſich in ſeinem Schmerze überließ.

Ein junger Mann war's, der im Thiergarten ſich erging, ein Bekannter Erneſti's, der Student Meermann, ſchon auf dem Wege, ihm mehr als Bekannter, ihm Freund zu werden.

„Was fehlt Dir, Erneſti?“ rief Meermann jenen fragend an. Ein heiterbelebter Kreis geſinnungsverwandter Genoſſen hatte auch zwiſchen dieſen Beiden den Bund des brüderlichen Du begründet.

„Ha, Meermann!“ entgegnete aufathmend ſtehen bleibend Erneſti: „Was mir fehlt? Lebensluft! Ich bin ein Taucher geworden. Vergebens müht' ich mich um den Schatz in der Tiefe, um die edle Perle — der Odem geht mir aus, und ich gebe das Zeichen — droben aber ſchlafen ſie und achten meiner nicht — und ich erſticke.“

„„Da kommt der Meermann und führt Dich in ſein Kryſtallſchloß. Komm mit hinüber!““

Halb willenlos folgte Erneſti dem jugendlichen Freund, der jenes Arm in den eignen legte, nach einem nahen Speiſehaus, wo beide gewöhnlich ihr Mittagsmahl genoßen. Die Tiſchgäſte dort bildeten einen faſt geſchloſſenen Kreis, darin manch lebendiges, manch freies Wort die Mahlzeit würzte.

Von dieſen täglichen Tiſchgäſten trafen Erneſti und Meerman erſt Einen an, der mit einem lebhaften „Grüß euch Gott!" beide willkommen hieß, und das Zeitungsblatt niederlegte, in welchem er geleſen.

„Ha, unſer Goldner! Salus! Salus!" rief Meermann, und eilte, in jenes Mannes dargebotne Rechte einzuſchlagen. „Was giebt es Neues?"

„Neues?" fragte Goldner mit einem eigenthümlichen Lächeln.

„Für uns, nicht für Euch, meine ich" — fuhr Meermann fort: „denn Ihr ſeid ja das lebendige nur bedeutend jüngere Vorbild des alten Oberrabbi ben Akiba in Gutzkows Uriel Akoſta; Euch oder vielmehr Euer: Alles ſchon dageweſen! hat der Dichter mit Glück benutzt."

„„Auch ſolche Figuren ſind ſchon dageweſen, leſet den Nathan, leſet Werner's Söhne des Thales"" — erwiederte Goldner, der ein Mann von großer Eigenthümlichkeit war — eine kernhafte, gedrungene Geſtalt ſchon in reifen Mannesjahren, eine Geſtalt aus den Befreiungskriegen, ein ehemaliger Lützower, ſpäter ein Demagog, ein Wartburgmann, offen und derb, und grundehrlich.

Der Doctor Goldner war Vielen ein Räthſel. Er war früher Privatdocent geweſen, lebte aber jetzt blos der Muſe und den Studien. Mit Vorliebe verfolgte er im Bezug auf Bücher die antiquariſche Sammelrichtung und war neben gründlicher Gelehrſamkeit in vielen Fächern des Wiſſens, eine lebendige Chronik. Nie gieng er aus, ohne irgend eine literariſche Seltenheit oder ein Kurioſum alter Zeit mit ſich herum zu tragen, um Vertrauteſten zu paſſender Stunde irgend eine beziehungsreiche Mittheilung daraus zu machen, und immer klappte er nach ſolchen Mittheilungen, die aus der Zeiten Ferne wunderbar herüber in die Gegenwart oft überraſchend das Nämliche trugen, was dieſe bewegte, ſeine Büchlein kurz abbrechend mit den Worten zu: Alles ſchon dageweſen. —

„Liebe Freunde!“ nahm Erneſti das Wort: „thut mir die Liebe und laßt uns zu Dritt allein eſſen — ich mag heute kein anderes Geſicht ſehen, überhaupt iſt mein Appetit nicht anweſend — ich bin geſättigt von Grimm und Groll — bin voll von Gift und Galle.“ —

„„Steht das Wetterglas ſchon wieder auf Sturm? Eine ſchlechte Zeit, ein unbeſtändiges Wetter!““ warf Goldner hin. „Ich laſſe das Triumvirat mit ſeiner Abſonderung gelten.“

„„Kellner, im grünen Cabinet, blos für uns Drei decken!"" gebot Meermann, und die drei Männer giengen in jenes freundliche Cabinet, deſſen Fenſter nach einer frühlingsgrünen Bosketwand gerichtet waren und in welcher ſie ſich ſchon öfters die ernſten Ereigniſſe der Zeit beſprechend, traulich zuſammengefunden hatten.

Es war der ſpäte, ſehr ſpäte, aber darauf um ſo raſcher und herrlicher ſich entfaltende Frühling des Jahres 1847, und das Geſpräch der Freunde im grünen Kabinet lenkte ſich von einer Frage der Zeit der andern zu. Die Arbeiterunruhen in Breslau konnten als ein drohendes Vorſpiel proletariſcher Bewegungen und Demonſtrationen in ganz Deutſchland erſcheinen, hatten ſie doch bereits in Berlin, Stettin, Poſen und mehreren andern Städten Preußens Nachhall und Nachahmung gefunden. — Zu erhebenden Hoffnungen berechtigten der Eintritt Preußens in die Reihe der konſtitutionellen Staaten, wie des Königs energiſche Rede bei Eröffnung des vereinigten Landtages der acht Provinzen, welche Rede gedruckt in dem Speiſekabinet auflag.

Lange ſprachen die Befreundeten über Einzelnheiten dieſer Rede, nicht unbedingt ward allem in ihr Enthaltenen beigeſtimmt.

„Wahrlich, das iſt nicht zu läugnen, es iſt eine königliche Kraft der Worte in dieſer Thronrede, ſie iſt hinreißend ſchön!“ jubelte Meermann, der mit Leib und Seele an ſeinem preußiſchen Vaterlande, an ſeinem König hing — aber Erneſti wußte Ausſtellungen zu machen. Mit trüber Miene warf er hin: „Wenn nur nicht, wie früher, zu viel verſprochen worden, jetzt zu viel geſprochen worden iſt, geſprochen wird! Es klingt manch kühnes, faſt vermeſſenes Wort durch dieſe ſo geiſtvolle, geiſtesklare Rede, das wie eine Tuba vor Jericho auffordernd an die Mauern der Zukunft ſchlägt. Werden jene Mauern von dieſem Schall brechen? Wird die Zeit, wird die Geſchichte, wird das geſammte deutſche Volk, zu Allem gläubig Ja und Amen ſagen? Wer möchte am redlichen Willen des Königs zweifeln! Aber wird Preußen das große Preußen bleiben, das es heute noch iſt? Wird das hier ſo entſchieden abgelehnte Gelüſt nach der Rolle ſogenannter Volksrepräſentanten nie erwachen, nie dennoch laut werden? Iſt die edle Regung nach einem nationalen Volksbewußtſein und einer nationalen Vertretung nichts weiter als ein — Gelüſt?“

„„Nun, was kommt denn da zum Vorſchein?““ fragte Meermann, Erneſti unterbrechend, den Doctor Goldner, der ein kleines Büchlein hervorzog, und daneben einen alten wunderlichen, landkartenähnlichen Kupferſtich entfaltete. „Habe hier das rare Büchlein: Erklärung der Wunderſeltſamen Land-Charten Utopiae, ſo da iſt das neuentdeckte Schlaraffenland, gedruckt zu Arbeitshauſen" erwiederte Goldner, „und dabei die Charte, welche dazu gehört — da wollt ich nur einiges nachſehen." Und darauf begann Goldner vor ſich hin zu murmeln: „Prang, eine überaus große Stadt, Lingua grossa — ein überaus großes, ruhmſüchtiges und großſprechendes Dorf, ſeinem eignen Ausgeben nach an dem Ueber-Fluß gelegen — in der Provinz Barocco, im Königreich Superbia."

„„Wie möcht' ich mich mit ſolchen alten Scharteken ſchleppen, ein Mann wie unſer Goldner, ein Mann des Fortſchritts, der Bewegung, der Neuzeit!"" — tadelte Erneſti. „Lies im Buche der Zukunft und laſſe dieſes alte Zeug den Ratten und Mäuſen über!"

„„Ich leſe im Buche der Geſchichte,"" erwiederte Goldner gelaſſen, indem er Buch und Karte wieder in ſeine weiten Taſchen ſchob.

„Wer darin nicht zu leſen lernte, dem verwirren ſich die Lettern im Buche der Zukunft zu eitel Thorheiten. Glaubt ihr etwa, mich laſſe unbewegt ein Ereigniß, wie dieſer vereinigte Landtag, auf den ganz Europa mit Theilnahme und achtungsvoller Aufmerkſamkeit blickt, und ich laſſe es unbeachtet an mir vorübergeben? Glaubt ihr, dieſe Rede, wie noch nie, ſo lange es eine Geſchichte giebt, ein Monarch eine Rede gehalten, mache auch auf mich nicht tiefen nachhaltigen Eindruck? Aber ich kann mich nicht enthalten, von Zeit zu Zeit in den ewigen Spiegel der Vorzeit zu blicken, und da ſehe ich viel Glanz und Herrlichkeit und viel unerfüllt gebliebene Verheißung, und über dem allen ſehe ich als Mene Tekel das furchtbare Prophetenwort: So ſpricht der Herr Herr: Thue weg den Hut und hebe ab die Krone, denn es wird weder der Hut noch die Krone bleiben, ſondern der ſich erhöhet hat, ſoll geniedrigt werden, und der ſich geniedriget hat, ſoll erhöhet werden. Ich will die Krone zu nichte, zu nichte, zu nichte machen, bis der komme, der ſie haben ſoll, dem will ich ſie geben.“ —

Mit dumpfer und erſchütternder Stimme ſprach Goldner dieſe metallenen Worte, und ſeine beiden Tiſchgenoſſen ſaßen einige Minuten lang im tiefen Schweigen. Endlich brach Meermann dieſes und ſprach, doch nicht laut, ſondern faſt flüſternd: „Ihr konntet Einem bange machen, Doktor! Ihr ſeht zu tiefe Nacht, Ihr ſeht zu ſchwarz!“

„„Und habe doch ſo helle Augen,““ antwortete Goldner mit einem blitzenden Blick: „noch ſo hell wie Deine, mein wackrer Junge. Ich ſehe in die Nacht, durch die Nacht, ſehe Sternſchnuppen und Feuermeteore, ſehe auf der Hochwacht und luge nach dem Morgenroth — halte kein Irrlicht für einen Fixſtern und keinen Schwanzſtern für eine Centralſonne. Ich ſehe die Pracht, wie die Nacht, den weißen Saal wie die ſchwarzen Kerker.“

„„Ha die Kerker!““ fuhr bei dieſem Wort Erneſti flammend auf, und trank ſein mit Burgunder gefülltes Glas bis zum Grunde leer. „Dieſer Becher werde mir zum Gift, wenn ich länger hier müſſig träume! Konnt' ich auch nur eine Stunde lang um eigenſüchtiger Wünſche Willen meines zweiten Ichs vergeſſen? Fort! Doch nicht ohne Ihn!“

„„Und wohin, Du Sohn der Ungeduld?““ fragte Goldner. „Und was willſt Du thun? Willſt Du die Welt bewegen und aus ihren ewigen Angeln heben? —

Erneſti rief im Tone hoher Emphaſe: „Was ich will, das will ich, will es aber zur Zeit für mich behalten. Sehen wir uns in Kürze nicht, ſo ſollt ihr von mir hören. Lebt wohl!“

Und damit ſtürzte Hermann in großer Aufregung aus dem Kabinet und aus der Speiſeanſtalt. Golder und Meermann ſahen ihm befremdet nach.

„Was hat er? Wohin will er?“ fragte der Letztere nachdenklich.

„Will Dir's ſagen, heimlich ſagen!“ flüſterte

Goldner, indem er einen bedeutſamen forſchenden Blick umherwarf, und liſpelte dem Freund etwas leiſe ins Ohr.

„Narrenspoſſen!“ murrte Meermann.

„Narrenspoſſen?“ wiederholte Goldner fragend. „Zu allen Zeiten und allenthalben ſchon da geweſen — in Fülle.“ —

Frau Aſſiſtenzrath Burkhart war zur Zeit der Theeſtunde an einem beſtimmten Tage für Niemand zu Hauſe, außer für die innig geliebte Freundin, Conſtanze von Welden. In ein heiter ausgeſchmücktes Stübchen ihrer Sommerwohnung, die in das Freie ſah, drang ſo viel Frühlingsluft und Frühlingsodem als immer über die Sandfluren der Umgegend Berlins hinfächelt, und man konnte Schwalben fliegen ſehen, Vögel ſingen hören und Blumenduft aus kleinen Duodezhausgärtchen in Fülle athmen.

Noch waren die Freundinnen allein beiſammen, ein lieber Beſuch wurde noch erwartet. Conſtanze war ernſt geſtimmt und vom Gefühl banger Sorge erfüllt, aber auch vom Gefühl einer heimlichen ſchönen That geiſtig gehoben. Sie vermochte jedoch nicht, für ſich, für ihre Liebe einer Hoffnung in ihrer Seele Raum zu geben, und ſah ihre Zukunft von trüben Wolkenſchleiern ſo ſchwer umdüſtert, daß auch nicht der mindeſte erheiternde oder ausſichtvolle Hindurchblick vergönnt war.

Arete gewahrte dieſe Verſtimmung der Freundin, und führte ſie an das Inſtrument — ſie wußte, daß dieſes Freund, Tröſter, ja Heilarzt für Conſtanze ſei, die mit voller Seele der holden Kunſt der Töne und des Geſanges ergeben, in beiden Ruhe und Frieden, Glück und innere Befriedigung fand, und daß nur der Töne Zauber für Conſtanzen zum ſanftigenden Balſam faſt auf jegliches Seelenweh werden konnte.

Da nun Aretes eigne Neigung und ein gleiches Talent auch dieſe Kunſtrichtung bevorzugten, ſo fehlte es nie weder an geiſtig-muſikaliſchen Berührungspunkten und dem Austauſch ſympathiſirender Gedanken, noch an gegenſeitiger Mittheilung von Muſicalien, zu deren Vermehrung Conſtanzens Freund, wie nicht minder Arete's Gatte beizutragen, ſtets und gern bemüht waren.

Mit geheimnißvollem Lächeln flüſtert Arete Conſtanzen zu: „Ich habe etwas, was Du doch noch nicht haſt — und habe es allein — denke, in unſerm großen geſangvollen Berlin allein! Das will viel ſagen! Hörten Andre dieſe Lieder und die dazu geſetzte herrliche Compoſition, es wäre Reiſſens darum — aber wir, die wir mit muſikaliſchen Talenten alle noch ungepflaſterten Straßen drauſen in den Vorſtädten pflaſtern laſſen konnten, ſind am Ende des Gedudels der muſikaliſchen Kränzchen, in denen es nur unvollſtändig einſtudirte Pſalmen und umgeworfene Fugen giebt — herzlich müde.“

„„Ja wohl, ja wohl, Gott weiß es! Und was iſt es, das du Schönes an Liedern haſt?““ erwiederte und fragte Conſtanze.

„Hier“ — ſprach Arete, ein Notenblatt darreichend — „doch höre erſt die Geſchichte der Entſtehung dieſer Lieder.“

Als ohnlängſt neuer tiefer Schnee alle ſpäten Frühlingshoffnungen abermals untergrub, als ein lähmender Schreck ſich auf alle Herzen legte und die Furcht erwachte, eine ſchwer zürnende Gottheit werde auf's Neue ein Hungerjahr als Geiſel ſenden — wurde in einer Tiſchgeſellſchaft die Aeußerung hingeworfen: Jetzt wird es den Dichtern vergehen, Frühlingslieder zu ſingen. Da ſprach ein uns wohlbekannter Dichter: „Wie das Leben der Natur, ſo iſt auch das Leben der Poeſie unterm Schnee lebendig!“

„Es war Erneſti, der dieſes äußerte und hinzufügte: Ich dichte ein Frühlingslied! — Auch ich! rief der Studioſus Meermann, und um ein poetiſches Kleeblatt vollzählig zu machen, erbot ſich auch der Doctor Goldner zu gleicher Hervorbringung.

Dieß dreifache Erbieten fand heitern Anklang und die Freunde verabredeten, daß ihre drei Gedichte in einem und demſelben Metrum wie von gleicher Strophenzahl die Frage behandeln ſollten: Wann naht die Auferſtehung?“

„„In der That, ein artiger und dabei doch ernſter Scherz! belobte Conſtanze.

„Und alle drei Lieder ſchon fertig, und ſchon componirt?“ —

„„Wie Du ſiehſt Liebe! Und vorerſt nur in unſern Händen!““ erwiederte Arete. „Den Componiſten zu errathen wird Dir nicht allzuſchwer fallen. Laß uns das Erſte ſingen, dann das Zweite, dann das Dritte — oder welches Du wählſt — möge dann Dein Scharfſinn mir künden, Wer von den Dreien jedes einzelne Lied verfaßte!“

Die Freundinnen eilten an das Inſtrument, Arete begann die Begleitung. Die Melodie zum erſten der Lieder war ſchon ſehr eigenthümlich; das Metrum erinnerte an ein bekanntes Kirchenlied — aus welchem einzelne Accorde anklangen — dann aber begleitete ſie den Geſang mit einem drangvollen Rollen und Wogen der Töne, und deren harmoniſcher Verſchmelzung, bis ſie in einem lieblichen Geſäuſel mit freudigen Cadenzen ſich abrundete.

Die Freundinnen ſangen:

„Wann naht die Auferſtehung
Den Fluren und dem Hain?
Wann ſtürzt der Thron des Winters
Vom Lenz erobert — ein?
Wann ſchmettern jubelnd wieder
Die Auferſtehungslieder
Ob Waldesgrün im lichten Schein?

„Wann fliegt auf ſtarken Flügeln
Der Frühlingsſturm herbei!
Und ruft zu Bergen, Hügeln,
Zu Strom und Flur: Seid frei!
Seid frei von Winterbanden!
Seid Alle auferſtanden
Und huldiget dem König Mai!“

„Der König kommt gezogen
Im Kranz und Feſtgewand,
Und Blumen ſtreut er nieder
Ringsum auf alles Land.
Es ſchall' in alle Weiten
Der Jubel der Befreiten!
Es traure, was nicht auferſtand!“

„Das iſt unverkennbar Meermanns unbefangener Jugendſinn — das iſt noch ein reiner Frühlingsklang durch unbewölkten Himmel“ — nahm Conſtanze mit einem leiſen Seufzer das Wort.

„Du wirſt Recht haben“ — beſtätigte Arete. „Faſt ſcheint es, als ob ſolche Lieder ausſterben wollten, ſchon ausgeſtorben wären, betrachten wir dieſes als Spätblume, die den Winter überdauert und nach dem

Hinwegſchmelzen des Schnees uns überraſchend entgegenblickt. Iſt doch wie mir ſcheint, eine Eisrinde der Erkaltung über die ganze reine Lyrik unbefangener Empfindung gelegt, und erſt einer ſpäten Sonne ſcheint es vorbehalten, ſie wieder hinwegzuſchmelzen.“

„„Das zweite Lied!““ verlangte Conſtanze, die mit einem gewiſſen wehmuthvollen Sinnen ihr Haupt bei Arete's Rede wiegte.

Die Melodie des zweiten Gedichts war in einer, von der des vorigen ganz verſchiedenen Tonart gehalten — es war Sehnſucht und Klage, Hangen und Bangen der Liebe, Hoffen und Träumen zärtlicher Empfindung hineingelegt.

„Wann naht die Auferſtehung
Der Liebe Hochgefühl?
Wann findet meine Sehnſucht
Das heißerſehnte Ziel?
Wann ſpringt vom Sarkophage
Die Feſſel meiner Tage
Die mich bedrückt ſo ſchwer und ſchwül?“

„Das iſt Hermanns Seele!“ flüſterte, ſich unterbrechend, Conſtanze vor ſich hin: „Hermanns, der immer auf den Frühling hofft, und ſtets um ſeinen Frühling weint, an ihm verzweifelt!“ —

„Wie hofft mein Herz ſo bange
Auf ſeinen Oſtertag,
Das ach, ſo lange, lange

Im tiefen Sarge lag!
Nach höchſten Weh's Ertragung
Im Sarge der Entſagung,
Deß Felſendecke nimmer brach.

Conſtanze ſprach nichts — aber ſie ſeufzte ſehnſuchtsvoll.

„Wird aus der engen Kammer,
Mein Herz als Sieger gehn?
Wird uns aus Pein und Jammer
Die Liebe auferſtehn?
Als göttlichſte Erſcheinung,
Als Heiland der Vereinung,
Daß gläubig wir ihr Wunder ſehn!“ —

Conſtanzens Augen waren thränenvoll. Sie ſchlug die Wimpern auf und richtete die feuchtverklärten Blicke himmelan, dieſe Thränen dem Himmel bietend wie ein Opfer — und der Himmel nahm dieß Opfer liebend an — die Thränen waren zu edel, um den Staub zu küſſen.

Brauſend wälzten ſich jetzt Accorde auf Accorde, drängend, ſtürmend, ſich überſtürzend, und im donnernden Fortiſſimo verhallend, ein raſches feuriges Präludium, und im gleichen vollebendigen Tempo rauſchte das dritte Lied, wie ein hochgetragenes Banner im Morgenwinde.

„Wann naht die Auferſtehung
Für Dich, mein Vaterland?
Die Fülle der Erhöhung? —

Noch nahte keine Hand
Von Deinem Grab den Felſen
Des Geiſtesdrucks zu wälzen
Damit Dein Heiland auferſtand."

„Ahneſt Du dieſen Verfaſſer?" lispelte nach dieſer erſten Strophe fragend Arete der Freundin zu.

„Ich ahne ihn, das iſt Goldners alte Prophetenſtimme — wenn mich nicht alles täuſcht."

„Sie iſt es!" —

„Wie heißt dereinſt der Sieger
Der aus dem Sarge bricht —
Im morgenhellen Glanze,
Ein hehres Sonnenlicht? —
Die Freiheit! jubeln brauſend
Tauſend und aber Tauſend —
Die Freiheit iſt der Heiland — nicht."

„Die Freiheit iſt nur Bote,
Sie hebt vom Sarg den Stein
Im goldnen Morgenrothe,
Da flammt ein lichter Schein,
In gottverklärter Reinheit;
Des Vaterlandes Einheit
Sie — ſie wird Deutſchlands Heiland ſein!" —

Mit begeiſterungſtrahlenden Blicken ſangen die zarten ſinnigen Frauen das Lied zu Ende — wie zwei wetteifernd ſchlagende Nachtigallen. O wie glücklich würde es die drei Dichter gemacht haben, dieſen vollendet ſchönen Geſang ihrer Lieder zu hören?

„Ob Hermann wohl kommen wird?" wagte nach einer langen Pauſe, in welcher die Sängerinnen das erregte Gefühl wieder ſanft in die holde Harmonie ihres Weſens verklingen ließen — Conſtanze die ſchüchterne Frage da trat Arete's Bedienung ein und übergab einen Brief.

„An Dich, Conſtanze!“ ſprach die Räthin, indem ſie das an ſie adreſſirte obere Couvert von einem in dieſes eingeſchloſſenen Brief löſte.

„An mich?“ fragte die Freundin erblaſſend. „Von Hermann? So kommt er nicht — o wehe — mich ergreift ein namenloſes Bangen!“

„„Faſſe Dich und lies, liebe Conſtanze! Ich laſſe Dich einige Augenblicke allein. Halte feſt am Anker der Hoffnung! Du kennſt ja das ſchöne Dichterwort:

Ein Stab zerbricht nach dem andern, verwundend die Hand,
die er ſtützte —
Aber die Zauberin reicht ſtets einen neuen uns dar.“

Conſtanze öffnete Erneſti's Brief mit zitternder Hand, und las das Folgende mit wachſendem unausſprechlichem Schmerzgefühl; aber auch zugleich mit einer tiefgeheimen ſtolzen Freude.

Wenn dieſe Zeilen in Deinen Händen ruhen, ewig theure Conſtanze, ſo iſt unſerer heiligen Liebe das Scheidewort geſprochen, das Todesloos geworfen.

Ich vermag es nicht, nachdem ich, ein erfolglos Flehender vor Deinem Vater geſtanden, vor Dich hinzutreten, ich vermag nicht das mündliche Abſchiedwort zu ſtammeln. Ich fühle die Kraft nicht in mir, Deinen Schmerz zu ertragen, Deine edle Seele leiden zu ſehen. Ich verlaſſe Berlin — vielleicht ſogar ſchuldbeladen in den Augen der Gewaltigen — ich verlaſſe dieſe Stadt, in der ich einen kurzen Vorfrühling lang ſo glücklich war, und nun um unſrer Liebe Willen ſo elend bin — vielleicht auf immer.

O habe Dank Conſtanze, für Deine hohe himmliſche Liebe, für mein höchſtes Erdenglück! Sie hat mich fern gehalten von Abgründen, ſie iſt mir ein Leitſtern geweſen, eine verklärte, mein eignes Selbſt verklärende Führerin! In meinem Herzen wird dieſes heilige Feuer nie erkalten — aber Dich ſoll und darf kein Wort, kein Verſprechen mehr an einen fortan namen- und heimathloſen Flüchtling binden! Dir blüht und winkt das Leben in aller ſeiner Wunderfülle, in allen ſeinen lieblichen Reizen! Sonne Dich in ſeinen Strahlen und vergiß die dunkle Geſtalt, die in Deiner Glorie ſich badete und läuterte. Du wirſt weinen Conſtanze, weinen und trauern, Du wirſt Dich auch wieder aufrichten, der Blume gleich, die nach wetterſchwerer Sturmnacht ihr vollbeperltes Haupt zum Boden neigt. Ich ſage nicht: Vergiß mich! Ein Herz wie das Deine kann nicht vergeſſen, kein wahrhaft liebendes Herz kann vergeſſen. Traure um mich, und ſchenke mir ein wehmuthvolles inniges Andenken, das iſt alles, was ich bitte. Ich werde nie ein anderes Gottinbild als das Deine auf den Altar meiner liebenden Gedanken ſtellen, aber ich verwahre dieſes Bild jetzt tief in einem verſchloſſenen Schrein, und berge dieſen in die Sakriſtei der Vergangenheit. Vielleicht — vielleicht darf ich ihn wieder hervor an das Licht eines ſchönen Tages tragen. Ein anderes Bild mit rother Fahne tritt an jenes Stelle — eine hohe Virago — die Freiheit — ihr weihe ich mich mit Blut und Leben — für ſie will ich werben und ſterben!

Conſtanze, Du biſt eine Jungfrau, biſt ein Weib, aber Du biſt hoher Gedanken fähig! Du fühlſt den Schmerz, der durch das Mark der bewußten Menſchheit zittert, Du fühlſt das tiefe Weh der Knechtung ringsum. Die Zeit wird immer ernſter, immer trüber. Wer die Freiheit nur denkt, deß Haupt iſt ſchon verfehmt, iſt dem Henkerbeil verfallen. Aber ich ſage Dir, es wird eine Zeit kommen, wo der Allmachtwille des Volkes an die Kerker donnert, da werden ſtatt der Erde die Herzen erbeben, ſtatt der Sonne werden ſich die Angeſichter der Mächtigen verfinſtern, und die Scheidewand zwiſchen ihnen und dem Volke wird mitten voneinander reiſſen, und keine Hand im Himmel und auf Erden wird dieſen Riß wieder zuſammenfügen. Aber in dieſer großen Stunde wird der Meſſias nicht ſterben, ſondern auferſtehen. Es wird für die Mächtigen nur zwei Wege geben: Hand in Hand mit dem Volke fortbeſtehen, ohne trennenden Tempelvorhang vor einem heuchelvollen Allerheiligſten, oder nicht mehr beſtehen. — Doch wohin führt mich mein fiebernder Flug der Gedanken! — Conſtanze! Ich bin für Dich verloren! Das und nur das iſt der Inbegriff alles deſſen, was ich Dir ſagen kann, ſagen wollte und mußte. — Wo es auch ſei, daß der Tod mich findet — im Sturme auf Baſtillen der Schmach, im Kampfe gegen Willkühr und Despotismus — Du wirſt mein ſteter, wirſt mein letzter, wirſt mein ewiger Gedanke ſein! Lebe wohl! —

H. E.

Als Arete wieder in das Zimmer trat, fand ſie die Freundin ſtumm, tief bewegt, ſchmerzlich erſchüttert — doch gefaßt.

„Er ſagt mir Lebewohl — er giebt mich auf — er giebt ſich ſelbſt auf — aber ich gebe ihn nicht auf.

Soll ich jammern und winſeln? Gott geleite ihn, und laſſe ſein Licht über ihm leuchten!“ —

„„Wohl Dir, daß Du mit gefaßter Seele Unvermeidliches, und daß Du es mit Würde trägſt!““ pries Arete die Freundin. „So liebe ich Dich doppelt. Und wohl ihm, daß er uns verläßt. So konnte es nicht fortdauern — dieſer ewigen Tantalusqual, dem brennenden Durſt nach Freiheit im Buſen, dieſer ſpannender Geſchäftloſigkeit und wieder dieſer aufreibenden Thätigkeit um den Gnadenlohn einiger Zeitungen — dieſem allem vereint wäre er erlegen früher oder ſpäter, wenn nicht irgend eine unbeſonnene That ihn in Haft und Kerker gebracht.“

„„Fahre wohl, ſchöner Glückstraum! Fahre wohl, trügeriſche Hoffnung!““ ſeufzte Conſtanze ſtill vor ſich hin, und gebot nicht mehr ihren Thränen, die in raſcher Aufeinanderfolge ihren Augen entperlten. Ihre Seele war ſtark, aber ihr Gefühl war weich und weiblich; ſie mußte weinen, und wohl ihr, daß ſie es konnte

Nach einer Pauſe langen ſchmerzlichen Schweigens trat Arete's Gatte, Aſſiſtenzrath Burkhart ein; es war bereits düſter geworden — und ſo ſah der wohlwollende Vertraute Conſtanzens Thränen nicht. Sie ſchrak empor — und ſtarrte ihn an.

„Ich bringe eine Neuigkeit eigenthümlicher Art,“

nahm Burkhart mittheilend das Wort, und ſeine Stimme klang bewegt. „Der gefangene Pole Kocheneczki iſt auf eine unbegreifliche Weiſe ſeiner Haft entzogen worden — denn nur durch fremden Beiſtand kann dieſe Flucht gelungen ſein, die man wohlthun wird, zu verhehlen, damit ſie nicht zur Nachahmung reize.“

Schreck und Freude durchbebten zugleich Conſtanzens Inneres. Sie bemeiſterte jedoch ihre Bewegung und fragte — obſchon nicht ohne Zittern: „Und iſt Kocheneczky von dannen? Iſt er frei?“

„„Er iſt es, wenn ihn die Mittel, Entflohener wieder habhaft zu werden, nicht feſſeln. Der dünne Drath der elektriſchen Telegraphen iſt mächtiger, als die ſchwerſte, dickſte Eiſenkette.““

„O ewiger Gott! Du Gott der Freiheit! Schirme Beide! Du wirſt ſie ſchirmen!“ betete ſtill und heimlich Conſtanze mit glühender, verlangender, gläubiger Seele.

Den Entflohenen und ſeinen kühnen Mitbefreier fieng kein Scherge; die Telegraphen-Coreſpondenz ihrethalben war eine erfolgloſe. Reichlich mit Reiſemitteln durch Kocheneczki's Freunde verſehen, eilten die Freunde, obſchon auf Umwegen, der Hauptſtadt Frankreichs zu.

Erneſti und Kochenezki verband eine innige Freundſchaft von gediegenem Werth. Sie waren einander auch äußerlich ſehr ähnlich, man konnte ſie für Brüder halten. Kochenezki war nur wenige Jahre jünger, wie Erneſti. Auf der Reiſe tauſchten ſie gegenſeitig ihre Namen. Da Erneſti ebenſo fertig polniſch ſprach, wie Kochenezky deutſch, und beide gleich gut franzöſiſch ſprachen, ſo konnte dieſer Wechſel in Paris vollkommen durchgeführt werden, und im ſchlimmſten Falle Kochenezkis Freiheit ſichern helfen, da man nicht wußte, nicht wiſſen konnte, daß Erneſti den Freund auf ſeiner Eilflucht geleitete, und gegen Erneſti keinerlei Anklage vorlag — obſchon das Spürauge der Polizei, dem er heimlich unterſtellt war, ihn genau beobachtete. Allein auch die Polizei iſt nicht ſtets allſehend.

Ernſte Geſpräche kürzten den Reiſenden die Zeit, Geſpräche über den Schritt, den die Weltgeſchichte in der Gegenwart ging. Erneſti kehrte mit tiefer innerer Trauer ſeinem Vaterlande den Rücken, für das er, auf die Erfolge des vereinigten Landtages bauend, eine große Zukunft hoffte. Kochenezki, leichtern Gemüthes, nur für die Hoffnungen ſeines Vaterlandes glühend und träumend, konnte die des Freundes nicht ganz theilen.

Hermann ſchwärmte von einem neuen Bunde aller Staaten Deutſchlands, Preußen an der Spitze; Kochenezki warf ihm ein, daß viel zu lange dieſer Staat mit eiſerner Conſequenz ein ſtarres Preußenthum als trennende Scheidewand gegen Deutſchland aufgebaut, und ohne der Trefflichkeit ſehr vieler Einrichtungen dieſes Staates nur entfernt zu nahe treten zu wollen, ihn hochſtellend in ſeiner Reinheit gegenüber dem unlautern, demoraliſirten Syſtem der Kammern Frankreichs — tadelte der feurige Pole manches Andere.

Hermann aber rief aus: „Wie in einem glühenden Schmelztiegel das reine Metall ſich von der Schlacke ſcheidet, ſo wird, ſo muß unter Preußens leuchtendem Sterne ein neuer Morgen tagen, nicht ohne nachhaltige Gluth, nicht ohne gewaltiges Ringen aller Kräfte! Wie nach alter Sage, wenn ſich der Phönix im Flammenbade der Läuterung verjüngt, nicht auf einmal ein neuer Phönix da iſt, ſondern nur ein leuchtender Embryo, der ſich langſam wieder zum Wundervogel der Mythe geſtaltet, ſo wird Deutſchland allmählich mit Preußen in einem engen und unauflöslichen Bunde groß werden. Nur einen Zoll — an den Grenzen, ein Maaß, ein Gewicht, eine Münze — Freiheit für jede religiöſe Anſicht, einen vereinfachten Rechtsgang und ein höchſtes Recht — endlich eine Reichsverſammlung und ein Heer, gebildet aus allen wehrhaften Bürgern!“

„„Der alte Traum! verbrämt mit neuen Träumen!““ rief Kochenczki mit Wehmuth. „Wir werden ſeine Erfüllung ſchwerlich erleben! Gott müßte euch denn euer Glück — nach dem deutſchen Sprüchwort: Seinen Lieblingen gibt Gott das Glück im Schlafe — über Nacht beſcheeren. Religiöſe Denk- und Glaubensfreiheit! Zu dieſer ſehe ich gerade in Preußen den Weg angebahnt! Nicht wahr? Das Princip des alten Fritz: In meinen Staaten kann jeder nach ſeiner Façon, das heißt: nach ſeiner Weiſe und Ueberzeugung ſelig werden, dieſes Princip gilt wohl als kanoniſches Geſetz? Oder hörte ich nicht von einer Staatskirche, einer Staatsreligion — wie man von einer Staatsuniform, einer Staatsanſtalt ſpricht? Schweige mir!“

„Auf einmal iſt nicht Alles anzuſtreben, zu erringen“ — entgegnete Erneſti mürriſch, und brach dieſes Geſpräch ab.

Als die Freunde den Rhein überfuhren, überkam jeden der beiden ein Schmerzgefühl, und es drängte Jeden, dieß auszuſprechen.

„So betrete ich Frankreichs Boden“, nahm Kochenczki das Wort: „dieſes Frankreich, zu dem wir ſo viele Sympathien tragen, wie es deren zu Polen trägt — das unſern Brüdern willig Aſyle bot und bietet, das unſre Hoffnungen nährt und theilt. Aber was helfen uns Clubs, was helfen uns Redensarten, was helfen uns Polenbälle? Tanzen pro patria, iſt das eine Geſinnung? Man duldet uns, man überläßt uns unſerem Unglück und unſrer Verzweiflung, man tanzt für uns, und ladet uns ein, mitzutanzen. Ob ich es lange aushalten werde in Paris, bezweifle ich. Geld gebt uns, Männer und Waffen! Keine Bälle!"

„„Sei nicht ungerecht, Jaromir!"" mahnte Erneſti. „Die Theilnahme der franzöſiſchen Nation am Schickſal der Deinen iſt der Sonnenſchein, der eine junge Pflanze kräftigt und ihr Wachsthum fördert — aber der Sonnenſchein iſt und vermag nicht alles, der Trieb von innen, die Kraft des Wachsthums von innen heraus, die Kraft Gottes muß in der Pflanze leben. Auf ein vertrocknetes Holz würde die Sonne jahrelang vergebens und ohne Belebung ſcheinen. Aber euer Stamm iſt noch nicht vertrocknet, euer heißes Blut durchſtrömt ihn noch lebenswarm und feurig. Du magſt getroſter als ich auf eine Zukunft hoffen!"

„„Gern will ich ſterben, wenn ich nur das Aufglühen ihres Morgenroths erblicken könnte — aber im Oſten und Weſten und rings deckt den Himmel nur dunkles Gewölk. Die ſchwarzen Adler allzumal haſſen den weißen, weil er nicht wie ſie geartet iſt.““ —

„Und vom Hahn — kann vom Hahn der weiße Adler Großes hoffen?“ fragte beziehungvoll Erneſti — und traurig ſchwieg der Freund.

„Welche Gefühle mich erfaſſen, da ich den deutſchen Strom jetzt hinter mir laſſe, und das geliebte deutſche Land“ — klagte Hermann — „ich kann es nicht ausſprechen. Mir iſt zu Muthe, wie einem Freund zu Muthe war, der auf derſelben Stelle vielleicht, die wir jetzt erreichen, den herbſten, bitterſten Kelch des Abſchieds leerte.“

„Wie war das? Erzähle mir!“ bat Jaromir.

„Jener junge Mann,“ begann Erneſti: „von dem ich rede, iſt aus Niederſachſen. Jugendmuth und Freiheitsbegeiſterung verwickelten ihn in das bekannte Frankfurter Attentat, wie mich, nur daß ich mich rettete, und auf mir nur Verdacht, kein Beweis haften blieb, ihn aber ſein böſer Genius mitten in den toſenden Kampf führte, in dem die jungen — freilich unbeſonnenen Kämpfer für die Freiheit unterlagen. Ein Kolbenſtoß auf die Bruſt warf ihn zu Boden, er ward für todt vom Kampfplatz getragen, und als man noch Leben in ihm ſand, ward er ſogleich in einen Kerker gebracht. Man hatte ihm Hände und Füße gebunden, und überließ es ihm, einſtweilen zur Beſinnung zurückzukommen, denn es gab der Arbeit viel, und nicht zu jedem „Gefangenen konnte man einen Wächter ſtellen."

„Als Auguſt Ludwig — dieß ſeine Namen — allmählich wieder zur Beſinnung kam, ſand er ſich von Schmerzen gefoltert und von Banden geſchnürt, doch hatte die Eile, mit der man ihn gebunden, dieſe nicht allzufeſt geknüpft, auch hatte man ihn undurchſucht gelaſſen, und ſo gelang es ihm, durch wiederholte zuckende Bewegung eine ſeiner Hände ſo weit frei zu machen, daß er zu einer Taſche gelangen konnte, in welcher er ein Federmeſſer trug. Als dieß erlangt war, fielen bald ſeine Bande und er beſchloß, ſich ſelbſt zu befreien, frei aus dem Leben zu gehen. Wie Seneka wollte er ſich verbluten und durchſchnitt ſich mit Heroenmuth die Pulsadern beider Hände."

„„Schauderhaft!"" ſtöhnte Kochenczki und bedeckte ſein Geſicht mit den Händen.

„Unaufhaltſam entſtrömte des Jünglings heißes Blut den Wunden — ſchon ſchwand ſeine Beſinnung, da trat man in ſeinen Kerker, da fand man ihn, und übergab ihn der Hülfe der Aerzte."

„Dieß geſchah am dritten April des Jahres Achtzehnhundert und drei und dreißig."

„Kaum hatte der Gefangene ſich erholt, als die endloſe Reihe ſeiner Verhöre begann. Man verlangte Namennennung der Mitſchuldigen, ihre Pläne, ihre Vorentwürfe. Auguſt Ludwig geſtand nichts — nichts — nichts. Alle Liſt und alle Folterpein, die in ſeiner Lage irgend anzuwenden war, ward angewandt, Drohungen, Koſtſchmälerung, einſamſte Haft, alles vergebens — der des Hochverraths Verdächtige geſtand nichts.“

„Und weil der Verdächtige nichts geſtand, ſo blieb er in ſtrenger Haft, ſo ſtreng und ſo furchtbar, als ob er bereits geſtändig und überwieſen ſei, und ſchmachtete drei Jahre, ſechs Monate und ſechzehn Tage in ſeiner Unterſuchungshaft.“

„In dieſer ewigen Zeit blieb ihm Muſe zu hoffen und zu verzweifeln — ſeine Kraft rieb ſich auf, ſeine Geſundheit ſchwand dahin — man begann für das Opfer zu fürchten, das man weit in das vierte Jahr hinein gefangen hielt, und das ſchuldig ſein mußte, weil man es ſchuldig haben wollte. — Deutſche Rechtspflege!“

„Auguſt Ludwig erhielt ein anderes beſſeres Zimmer, auch beſſere Koſt und einen andern Wärter — einen noch jungen Mann von ſeinem Alter, dem das menſchliche Gefühl durch lange Gewöhnung noch nicht verknöchert und verſteinert war. Neue Hoffnung flammte in dem Gefangenen auf, aber auch außerhalb war man thätig; man ſchoß Summen zuſammen zu ſeiner Befreiung und Forthülfe, denn zu allen Zeiten giebt es große Herzen, die dem Unglück ihrer Mitmenſchen ſich menſchlich verwandt fühlen, im Gegenſatz zu den feigen und gemeinen Seelen, die auf Gefallene noch Steine ſchleudern und ſelbſt dem Mord — in ihrem öden Innern mindeſtens — Muſik machen.“

„„Gott ſegne die Edeln und richte die Unbarmherzigen gnädiger, als ſie richten!““ rief Kochenezki ergriffen aus.

„Am neunzehnten October des Jahres Achtzehnhundert ſechsunddreißig endlich ward das Urtheil gefällt und der Gefangene — immer noch ungeſtändig — auf Indicienbeweiſe hin als des Hochverrathes überwieſen zu lebenslänglicher Zuchthausſtrafe verurtheilt.“

„„Allmächtiger Gott! Ungeſtändig!““ jammerte theilnehmend Jaromir.

„Am darauffolgenden Abende trat ein Gefängnißknecht zur Wache vor der Gefängnißpforte und gab ihr wie gewöhnlich, wenn ein Diener des Criminalgefängniſſes ausging, Parole und Zeichen, während zu gleicher Zeit eine Dame, die dicht an der Pforte vorüberging, einem Herrn den Arm gab. Dieſer Herr war aus der Pforte in dem Augenblick getreten, wo jener den Soldaten anſprach. Die Dame führte den Herren von dannen, und der Wärter ging ſeine Straße — ohne wiederzukehren.“

„„Wunderbar!““ brach Jaromir aus: „Auf gleiche Weiſe bin ja ich befreit worden.“

„„Wir wiſſen es!““ erwiederte Erneſti ruhig: „nur daß man bei Dir mehr Eile hatte. Auguſt Ludwig ward in ein vornehmes Haus geführt, dort in einem Hinterſtübchen wohl geborgen, und ſah dann von Zeit zu Zeit ſeine ſchöne Retterin — zu der er eine glühende Liebe faßte. Dieß lag nicht im Plane, gehörte nicht zur Sache. Die Retterin war eine edle deutſche Frau, bereits glücklich vermählt — was ſie that, that ſie aus reinſter uneigennützigſter aufopfernder Menſchenliebe — ja für dieſe ſetzte ſie die Liebe ihres Gatten, den eine diplomatiſche Sendung fern hielt, ihren Ruf, ihre Ehre und ihre Freiheit auf das Spiel — denn es war nicht genug, daß Auguſt Ludwig und ſein Fluchtgefährte dem Kerker entgangen waren, der erſtere mußte auch aus der Stadt. Das war nicht leicht, „denn das peinliche Verhöramt der Stadt Frankfurt verbreitete bis in den November hinein die Steckbriefe beider Entflohenen in allen rheiniſchen Zeitungen, und vergaß darin nicht einmal die Schnittnarben an beiden Handgelenken als beſondere Kennzeichen anzuführen.“

„Da reiſte eines Abends jene hochherzige Frau mit dem Flüchtling, der ſie in Damenkleidern begleiten mußte, mit Päſſen, die ſie ſich verſchafft, mit Extrapoſt über Darmſtadt nach dem Lande Baden, nicht ohne Angſt und Gefahr — denke Dir, allein mit einem liebeſehnſüchtigen, ſchwärmeriſch für ſie glühenden Jüngling Nacht und Tag allein mit ihm im Reiſewagen — keinen andern Schutz als ihre Würde, ihre Tugend, ihr Hochgefühl, eine ſchöne That zu thun.“

„Ehe ſie noch die Stelle erreichten, wo unterhalb Mannheim eine Rheinfähre ihrer harrte, ſprengten Reiter dem Wagen nach, geboten dem Kutſcher Halt, umringten drohend das Geſpann. Denke Dir, welche Seelenangſt! Es waren nur badiſche Douaniers, die in dem Wagen Contrebande vermutheten, und bald wieder ihres Weges ritten. — Wilde Herbſtregengüſſe hatten den Rhein hoch angeſchwellt, die Fähre ſchwankte heftig — des Todes gewärtig waren Beide. Da landete die Fähre, da nahte jubelnd grüßend der Gefährte der Flucht, der Mitretter. Auguſt Ludwig war frei, und dennoch zerriß ihn der Abſchied von ſeiner Retterin das Herz. Aber er ſtand auf Frankreichs freiem Boden.“

„„Gott ſei Lob und Dank!““ ſprach tief Odem ſchöpfend Jaromir. „Und was wurde weiter aus dem Flüchtling?“

„„So viel ich weiß, lebt er in Paris, einer der vielen Söhne Deutſchlands, die mit Schmerz ihre Mutter meiden müſſen.““

„Und was wurde aus jener heldenmüthigen Frau?“

„„Sie zog bald darauf mit Ihrem Gemahl, dem Attaché eines Bundestagsgeſandten, als dieſer Letztere abgerufen wurde, nach Berlin, lebt mit ihm ſehr glücklich und iſt die ſchweſterliche Freundin eines mir über Alles theuern Engels, von dem ich auch ſcheiden mußte, den Tod im Herzen.““

„O welche erhabene Macht legt Gott in die Seelen hoher und herrlicher Frauen!“ pries Kochenczki. Geſegnet ſei jene Heldin tauſendfach und nicht minder jene, die auch mich befreien half mit großer hochherziger Seele!“

„„Ja — ſie ſeien geſegnet für und für!“ ſtimmte Erneſti ein.

Das große moderne Babel, „Paris,“ hatte die Freunde aufgenommen. Sie ſtürzten ſich theils mit Behagen, theils aber auch mit einem haſtvollen und unruhevollen Drang in das öffentliche Leben der Weltſtadt. Wenig war es ihnen zu thun um die Fülle der Anſchauungen jener unermeßlichen Schätze aus dem Reiche der Geſchichte, der Künſte, der Wiſſenſchaften und der Literatur, mit denen Paris dem denkenden Geiſte Stoff bietet auf lange Jahre und über das Alter der Menſchen hinaus — für ſie waren keine Abbilder rieſenhafter Sculpturen und Inſchriften aus Nimrud und Heliopolis gekommen, für ſie hatten die Pyramiden ihre Labyrinthe nicht geöffnet, für ſie waren nicht aus Hellas und Latium die Gebilde edelſter Kunſt aufgeſtellt, für ſie gab es keine hiſtoriſchen Muſeen, keine königliche Bibliothek. Louvre und Tuillerien waren ihnen todte Steinmaſſen, aufgethürmt von der Tyrannei und gekittet vom Schweiße des Volkes, gerade wie Aegyptens Pyramiden. Der Obelisk von Luxor war ihnen eben ein Obelisk, der den Concordia-Platz ſchmückte, und ſich im Mittelpunkt zwiſchen der Brücke zur Deputirtenkammer und der Magdalenenkirche, wie zwiſchen den beiden rauſchenden Fontainen klein genug ausnahm. Da war die Juliſäule doch ein anderes, ein bedeutungvolleres Denkmal — in ihren Augen, in den Augen aller neuzeitlichpolitiſchen Schwärmer.

Stets unzertrennlich ſah man die beiden Freunde und meiſt Arm in Arm gehen; ſie galten beide für Polen; nur ein kleiner erleſener Kreis beiderſeitiger Landsleute kannte ihr Verhältniß näher. Kochenczki fand für ſeine Perſon durch ſeine Stammverwandten Halt und Unterſtützung; Erneſti wurde es nicht ſchwer, durch ſeine Feder ſich anſtändigen Unterhalt zu ſichern. Mehr als eines der geleſenſten Blätter der Pariſer Tagespreſſe ſchmückte ſich mit ſeinen, in einem begeiſterten und flammenden Styl geſchriebenen, gehaltvollen Aufſätzen.

Im Palais Royal, in den beſuchteſten Cafées, in beſondern Zeitungsclubs waren Erneſti und Kochenezki täglich zu finden. Was die Zeitungen aus Deutſchland brachten, ward mit Begier ergriffen, durchſprochen, gewürdigt oder geächtet.

Deputirtenkammer, Aſſiſen, und wo irgend die Oeffentlichkeit verſtattete, Entfaltung ſtaatsmänniſcher richterlicher und publiciſtiſcher Begabung wahrzunehmen und von ihr zu lernen, wurden von den Freunden häufigſt beſucht, und ſo lebten ſie ſich bald tief und innig in das Pariſer Leben ein.

Die Zeit bot einen großartigen Wechſel überraſchender Scenen und Anſchauungen, darunter Warnungsbilder voll tiefen Ernſtes, nachhaltiger Wirkung auf kommende Tage; ſie häufte lange, ſammelte langſam den electriſchen Stoff zu einem die Welt erſchütternden Gewitter.

Das Reformbankett, von der Stadt Paris ihren Wählern gegeben, rollte ein großartiges Bild conſtitutionellen Bewußtſeins auf, es ward in aller Eintracht, aller Herzlichkeit und aller Schönheit gefeiert, und da ahnete wohl kaum ein Theilnehmender, daß ein halbes Jahr ſpäter das königliche Veto eines ähnlichen Bankettes zum Schlag der Todtenglocke für das Königthum Frankreichs werden würde.

Ein anderes Feſt, ein Feſt voll maaßloſer Pracht und unſinniger Verſchwendung, das der Herzog von Montpenſier zu Vincennes der Artillerie gab, machte im Volke viel böſes Blut, häufte den Zündſtoff, und höhnend wurde ein dem Könige ſelbſt in den Mund gelegtes Witzwort über des Sohnes Verſchwendung: Montpensier — Mon Depensier weiter getragen. Es mußten erſt Demonſtrationen erfolgen, ehe der Herzog ſich entſchloß, vom Tiſche ſeines Ueberfluſſes — das Feſt verſchlang fünfzigtauſend Franks, auch für die Armen einen Broſamen von zweitauſend Franks abfallen zu laſſen.

Furchtbar erſchütterte das Vertrauen des Volkes die Anklage gegen den General de Cubières, und ſeiner Mitſchuldigen Pormentier, Teſte und Pellapra; kaum vermochte der verurtheilende Richterſpruch des Pairshofes den öffentlichen Unwillen zu ſühnen und in Schranken zu halten.

„Hab' Acht, hab' Acht! Es zuckt dieſem Frankreich ein Gährungsproceß durch die Glieder, der zur Herzkrankheit für Viele umſchlagen wird, und wenn er ſeinen Giftſtoff auf die Maſſe ablagert, wird der

Schaden unüberſehbar ſein," ſagte Erneſti am Vorabend der Julifeſte zu Jaromir, als ſie im hellerleuchteten Garten des Palais Royal an einem iſolirten Tiſche ſaßen, neben ihnen ein dritter ſchöner junger Mann, welcher ſich eine nachläſſige Haltung gab, mit vieler Anmuth ſeine Cigarre rauchte, und mit dem Reitpeitſchchen ſpielte, mit dem er bisweilen die kleinen ſilbernen Sporen an ſeinen blanklakirten Stiefelchen zum Klirren brachte.

„Die Feier der Julitage des glorreichen Jahres achtzehnhundertunddreißig, die alljährlich mit ſo viel Pomp für die Königsreſidenz wiederkehrt, erinnert mich —" fuhr Hermann fort: „nicht ohne Groll an unſre Octoberfeier und Octoberfeuer. Wir wurden gelehrt ein Befreiungsfeſt zu feiern, ohne irgend eine Befreiung, wir ließen patriotiſche Flammen von Bergen zu Bergen lodern, aber das heilige Feuer der Freiheit auf dem Altar unſers Vaterlandes, das mit Blut und Opfern erkaufte, erloſch — jetzt iſt von jener Feier nichts mehr zu ſehen, als hier und dort in kleinen deutſchen Städtchen und Oertchen der matte Wiederſchein einiger Octoberfeuer, welche die Luſt der Schuljugend entzündet — und da und dort knallt ein Puffer los, zwecklos und ein weſenloſer Schall."

„„Tout comment chez nous!"" „Ein P—Puffer" warf mit einer ſchönen zarten Stimme der Geſellſchafter Erneſti's und Kocheneзki's ein, und da er das Wort genommen, ließ er daſſelbe nicht ſo bald fallen, ſondern fuhr mit aller Lebhaftigkeit eines Franzoſen, oder vielmehr einer an der Politik ſich lebenvoll betheiligenden Franzöſin fort: „Wir hatten eine Revolution und eine Republik und bekamen einen Tyrannen, wir machten wieder eine Revolution und bekamen eine neue Dynaſtie. Wir feiern Julifeſte blutig errungener Freiheit und gehen in Banden. Napoleon unterjochte die Freiheit mit Bajonetten, Louis Philippe unterjochte ſie mit Finanz-Operationen. Die Wahlen der Volksvertreter ſind vom Vermögen abhängig, die Reichen regieren und das Heer der Angeſtellten, die Geld- und Fabrikkönige ſchreiben der Nation Geſetze vor und der Volkskörper hat keine genügende Vertretung. So wird, kann und darf es nicht bleiben!“

„„Nacht iſt gefolgt, ſtatt Tag auf die Morgenröthe der Freiheit, hier in Frankreich, wie in meinem Vaterlande!““ nahm Kocheneзki ernſt das Wort, zu der Sprecherin in Herrentracht an ſeiner Seite ſich wendend: „Theure Gabriele, wann wird ſie enden, die ſo ſchwarze Nacht? Wird ſie jemals enden?“ —

„„Sie wird enden — ſie muß enden!““ erwiederte

Gabriele d'Orley, Jaromirs reizende Freundin, mit Feuer, ein emancipirtes Weib, ein Weſen von hoher Schönheit, aber jener unlieblichen Zwitternatur, wie nur die Unnatur ſocialer Zuſtände ſie hervorzurufen vermocht hat. — „Dieſe Schändlichkeiten, die vor unſern Augen geſchehen, dieſe Beſtechungen, welche man übt, die Selbſtſucht, mit welcher man ſich zu bereichern ſucht, und einer Herrſchaft der Geldmänner das Wohl der arbeitenden Klaſſe aufopfert und die Charte zur Lüge macht — das Alles fordert den Arm der Rache heraus, und er wird nicht zögern, mit dem Schwert der Gerechtigkeit eine furchtbare Sühne zu heiſchen! Es liegt eine Gewitterſchwüle in der Natur unſers Staatsorganismus, die mich zittern macht, mir iſt, als müſſe ſich Gräuelvolles gebären.“ —

„„Man fürchtet bei der Julifeier einen Ausbruch — eine Emeute““ — warf Erneſti hin.

„Und wird nichts erleben, ich verſichere es euch!“ ſprach Gabriel zuverſichtlich. „Unſer Volk iſt den Druck und den Trug faſt ſchon gewohnt. Das alte Fiſchweib „Paris“ hat jetzt einen neuen ſchönen Gürtel bekommen, von lauter ſehr theuern, feſten Edelſteinen, Baſtillen genannt, unter dieſem Schmuck kann es ganz zufrieden ſein.“ —

Die Julifeier kam und ging vorüber — ohne die gefürchtete Unruhe, aber auch ohne die Freudigkeit, welche früher gleichnamige Feſte charakteriſirt hatte.

Die Freunde, denen ſich Gabriele d'Orley unzertrennlich anſchloß, nahmen vollen Antheil an den Feſten. Sie wohnten dem pomphaften Todtenamt in der Sanct Paulskirche bei; — ſie fluthеten mit im Strome, der über den Concordienplatz nach den elyſeeiſchen Feldern wogte, um die großartigen Feuerwerke zu ſehen, mit denen das Volk unterhalten wurde; ſie ſahen den Triumphbogen des Sternes am Ende der Avenue von tauſend und abertauſend Lampenflammen, wie ein Meteor glänzen — und nach alle dem Glanz, nach alle dem Geraſſel, was lag über Paris, über Frankreich, über Europa?

Eine ſchwarze Nacht.

Unzufriedenheit, Haß, Verfolgung, Mangel, Noth, Seuchen, ſchwarze Thaten, wohin der Blick ſich richtete. In Galizien das Wüthen einer Hungerpeſt, die ſpäter bis nach Schleſien vordrang und Tauſende niederwarf; in allen Theilen Oeſterreichs ein heißes Sehnen nach Freiheit, ein zur Zeit noch ſtilles Knirſchen in den alten Ketten. In Preußen gegen die wachſende Noth der Arbeitenden vergebliche Mahnungs- und Warnungsſtimmen, ſelbſt im Munde eines edlen Fürſten; in der Schweiz offene Rüſtung zu einem Bürgerkrieg; kirchliche Wirren und Aufregung in Glaubensſachen, durch abſolutes Niederhalten freier Anſichten hervorgerufen, vielfach in Deutſchland den Frieden der Familien ſtörend. Die italieniſchen Regierungen werden von drei europäiſchen Großmächten gewarnt, ihre Staatsverfaſſungen abzuändern. Die Vulkane beginnen innerlich zu grollen, und dunkle Rauchwolken auszuſtoßen; der politiſche Boden Italiens erzittert — die Vulkane fragen nicht nach den Warnungen der Großmächte, ſie pfeifen und donnern — ohne Noten.

In Frankreich entflammt der Deputirte Alphons de Lamartine mit einer Feſtrede zu Macon die ganze Nation, und ſein berühmter Name fliegt mit Kometenſchnelle ſeinem Perihelium näher.

Mit Ungeduld ergriffen die Freunde und ihre Verbündeten jene deutſchen Zeitungen, welche Ausführliches über den am zweiten Tag des Auguſt öffentlich zu verhandeln begonnenen Polenprozeß in Berlin enthielten. Die Berichte über deſſen Fortgang jedoch wirkten tief niederſchlagend, entmuthigend, und manch feuriges Polenherz flammte mit ingrimmigem Zorn auf.

Immer ſchwärzer hing die Nacht auch über Polen ihren thränennaſſen, blutgeſäumten Mantel. —

Da ſchwirrte ein Höllendämon über Paris, auf dem ſchwärzeſten Fittig — da übertäubte ein Weheſchrei alle Klagen, alle Ausrufe des Haſſes und Grimmes, und brachte auf Tage lang — ſelbſt in der Stadt voll gährender durcheinanderwogender und wühlender politiſcher Elemente — alle Stimmen der Politik zu einem erſtarrenden Schweigen, zu einem Starrkrampf des Entſetzens.

Es geſchah jene ſchreckliche That der Ermordung der Frau Herzogin von Praslin durch ihren Gemahl, es erfolgte deſſen Selbſtmord — und nun ergoß ſich — ſchon genährt durch den Proceß gegen hochgeſtellte Betrüger, die Verwünſchung der Preſſe ſchonungslos, wie eine vernichtende Fluth gegen die hohlen und faulen Stämme der Vornehmen, gegen das offene Grab der Unſittlichkeit, an deſſen Rande Frankreich ſtand.

Da ward — in dem freien Frankreich — der freien Preſſe Schweigen geboten, da tauchte der Verſuch der Herrſchermacht auf, den öffentlichen Tadel zu unterdrücken.

Dieſer Verſuch konnte kaum einen andern Erfolg haben, als eben den Widerſtand von Seiten der Preſſe an allen Orten und Enden herauszufordern, zumal als die Zeitſchrift Democratie Pacifique von den Geſchwornen freigeſprochen wurde.

Schonungsloſer als je wühlte mit der Opferfreude eines Augurs in den Eingeweiden ſeines Opferthieres die Tagespreſſe in den Ereigniſſen, und zog die Verbrechen der vornehmen Welt an das Licht, um daraus dem entſetzten Volke unheilkündende Prodigien zu enthüllen.

Da traten viele Männer: Franzoſen, Deutſche und Polen in ein geheimes Bündniß zuſammen.

Gabriele d'Orley ging unausgeſetzt in Trauerkleidern, ihre Freunde folgten ihrem Beiſpiel.

„Laßt uns Trauer tragen, laßt in Schwarz uns kleiden!“

„Schwarz iſt Nacht, iſt Trauer!“ — hatte ſie zu Hermann und Jaromir geſprochen.

„Trauern Sie, Herr Erneſti, um Ihr Deutſchland, traure Du, mein Jaromir, um Dein Polen — und mich laßt um mein Vaterland, laßt mich um Frankreich trauern!“

Schwarz iſt Nacht, iſt Trauer.

II.

Während drohende Wetterwolken ſich über Frankreich zuſammenballten und viele Gemüther mit der bangſten Beſorgniß, andere mit wilden Hoffnungen erfüllten, lachte über Deutſchland noch ein ſchöner Sommer und brachte durch eine hochgeſegnete Aernte wieder Troſt und Zuverſicht in die Herzen der Menſchen. Hätte auch Vieles anders ſein ſollen, ſein können, der treue geduldige deutſche Sinn wandelte noch im gewohnten Gleis der Ordnung und baute ſeine Hoffnungen auf die Grundpfeiler des Vertrauens.

Deutſchland hallte noch von Liedern und von Sängerfeſten wieder — ja ſeine hohen Liederwellen flutheten über die Ufergrenzen des Vaterlandes hinaus, und miſchten ſich mit denen Vlämiſch-Belgiens zu einem Tönemeer der Eintracht und Herzlichkeit.

Wo Sängerfahnen wehen, wohnt der Friede! —

Der Miniſter, Freiherr von Welden trat zu ſeiner Tochter. Er fand Conſtanzen, die neueſte Nummer der illuſtrirten Zeitung in der Hand, die an demſelben Tage, deſſen Datum ſie trug, von Leipzig gekommen war.

„Was lieſeſt Du Schönes, mein liebes Kind?“ fragte der Freiherr mit väterlichem Wohlwollen.

„Etwas ſehr Originelles, Vater!“ erwiederte Conſtanze lächelnd. „Hier dieſe Nummer bringt Abbildungen und Beſchreibung des Thüringiſchen Sängerfeſtes, welches erſt in einigen Tagen gefeiert werden ſoll — und hier ſchon ganz umſtändlich beſchrieben iſt, anticipando.“ —

„„Da ſiehſt Du den Fortſchritt unſerer Zeit““, ironiſirte der Miniſter, und nahm das Blatt aus Conſtanzens Händen, es flüchtig überblickend.

„Ja ja — die alten patriotiſchen Phantaſieen — nur etwas andrer Art als jene Juſtus Moſers — was man nicht alles ſchreibt — Geſangfeſte — Entwickelung des Volkslebens — die Muſik berufen, die Gemüther auf eine ſociale Umwälzung vorzubereiten! — Hm — Hm! Eine ſociale Umwälzung dürfte wohl mehr Diſſonanzen als Harmonieen hervorbringen, und ſchlechte Weiſen aufſpielen. Sociale Umwälzungen erzeugen nur Katzenmuſiken.“ —

„Ein recht ſchönes Ländchen, das Thüringer — mit ſeinen Bergen und Wäldern und goldenen Auen — mit ſeinen Liedercomponiſten und zahmen Dichtern — höchſt friedlich und unſchädlich und unbedeutſam. Alles noch ſo patriarchal — die Fürſten noch geliebt, noch Landesväter genannt! — Wie thüringiſch-gemüthlich das klingt!. In Berlin wirſt Du dieſes Wort noch nie vernommen haben!“

„Ha ſieh! Eiſenach liegt ja am Fuße der Wartburg; ſie werden das Lutherlied ſingen — da ſteht es ſchwarz auf weiß: „Dem Lutherliede ſteht noch eine große Zukunft bevor; es wird der Hymnus einer neuen Zeit werden, die wenn nicht alle Zeichen trügen, ſchon vor der Thüre ſteht.“ —

„Lache doch, Conſtanze, über dieſen thüringiſchen Propheten! Daß doch dieſes Thüringen zu allen Zeiten Schwärmer und Enthuſiaſten hervorbringt! Hilten war ein Träumer, Luther war ein Enthuſiaſt, Thomas Münzer ein Schwärmer. — Manaſſe hielt Zeichendeuter und Wahrſager, Saul und Joſia vertrieben ſie — in Thüringen giebt man ſich ſo viele Mühe nicht, man läßt ſie einfach verhungern, wenn ſie weiter nichts ſind und ſein können, als Wahrſager, vulgo — arme Poeten.“

Conſtanze gedachte ihres theuern fernen Geliebten, der von Geburt ein Thüringer war, und erwiederte mit einem flammenden Blick: „Ja — Sie haben Recht Vater! Des wahrſagenden Wortes Verfolgung iſt auch vom verſchönenden

Roſt der Jahrhunderte geheiligt — nicht blos die neue Zeit erfand die Mundklemme — ſchon Moſes warf auf die Wahr-Sager den Stein der Todesſtrafe, und in keinem Vaterlande gelten ſeine Propheten.“

„„Du ereiferſt Dich, Conſtanze!““ entgegnete der Freiherr mit ſanftem Tone. — „Du ſcheinſt Antheil zu nehmen am Leben der Gegenwart — und da fliegen Dir Antheilnehmenden allerlei Miasmen an. Unſere heutige Luft iſt voller politiſcher Miasmen, und beſonders hier über Berlin finde ich erſtere drückend ſchwül. Der Zweck, weshalb ich zu Dir kam, liebe Tochter, iſt der, Dir zu ſagen, daß ich meinen Ferien-Urlaub erhalten habe; ich will mich durch einige ſtärkende Bäder erfriſchen, wir gehen nach dem freundlichen und heitern Bade Liebenſtein, unſer Burkhart begleitet mich und nimmt auch ſeine Frau mit; da kannſt Du mit ihnen, wenn es Dir Freude macht, das ganze Liederfeſt anhören und anſehen, und mir dann davon erzählen, wenn ihr von Eiſenach herüberkommt. Ich will es nicht ſehen, mich fatiguirt das Gewühl, der Staub, der Muſiklärm, das Singen und Toſen — müßte viele patriotiſche Phantaſieen anhören, die ich ſchon oft gehört — und endlich habe ich zu arbeiten — viel zu arbeiten, dehalb muß mich auch der Geheimſecretair begleiten.“

„„So wollen und müſſen Sie auch die wenigen Tage der Erholung den Geſchäften widmen, mein Vater?““ klagte Conſtanze mit Theilnahme, und Welden erwiederte: „Ich ſage Dir liebe Conſtanze, es iſt ein ſpottſchlechter Witz, der Witz mit den Staatshämorrhoidarius in den fliegenden Blättern, aber es iſt eine Wahrheit darin — eine eminente Wahrheit — wahrlich, — dieſer Witz ſelbſt iſt die goldene Ader des Witzes über uns arme Laſtträger des Staatsdienſtes. Und nirgend Dank, nirgend Anerkennung, nirgend Zufriedenheit — Keinem macht man es recht, wie man es mache. Wir bringen Kraft, Talent, Fleiß, Eifer, unſer ganzes Selbſt zum Opfer, um, ehe wir uns verſehen, das Portefeuille an einen Andern abzugeben, der daſſelbe, nur auf andre Weiſe, die für den Augenblick beſſer zuſagt, thut, und werden geſcholten, einer wie der Andere, oft nur vom Unverſtand, oft auch von der Undankbarkeit, meiſt aber von beiden zugleich.“

„Doch, dieß Thema muß Dich ſchlecht unterhalten! Laß alles einpacken, damit wir morgen reiſen können, und Du am Vorabend des Feſtes in Eiſenach eintriffſt. In Liebenſteins grüner und friſcher Natur voll Gottesherrlichkeit wollen wir auf einige Wochen alles zu vergeſſen ſuchen, was uns drückt und preßt.

— Da wollen wir Preßfreiheit haben, meine Tochter!“

Der Miniſter verließ das Zimmer, und Conſtanze ging mit freudigem Gefühl an die Anordnung alles zur Bade-Reiſe Nothigen. Sie freute ſich innig, einige Zeit den Staub und Dunſt Berlins hinter ſich laſſen zu konnen — ſie wußte, daß ſie in Liebenſtein ſehr gut unterhalten ſein werde, zumal da die Freunde ſie begleiteten, und jenes Bad in jeglichem Sommer auch von mehrern gebildeten Familien Berlins zu längerm oder kürzerm Aufenthalt gewählt wird.

Freilich dachte Conſtanze mit Sehnſucht des fernen Freundes. Mit ihm durch jene, ihr nicht unbekannten Fluren wandeln, in ſeiner Nähe, an ſeiner Seite vielleicht manche Stunde genußreich verbringen — vergebliche Wünſche der Sehnſucht eines liebenden Mädchenherzens — er war fern, im Gewühl und Strudel der Weltſtadt, und hatte ihrer vielleicht — vergeſſen? Nein — dieß glaubte Conſtanze nicht — ſie glaubte, wie an ein Evangelium, an Hermanns Wort in ſeinem Scheidebrief: Kein wahrhaft liebendes Herz kann vergeſſen — und daß Hermanns Herz ein ſie, nur ſie, wahrhaft liebendes ſei, dieſe Ueberzeugung lebte in ihr, dieß lag in ſeinem ganzen Charakter klar ausgeſprochen — und Erneſti's Charakter konnte keine Lüge ſein. —

In einem ausſchließlich gemiethbeten Wagen erſter Klaſſe fuhren der Miniſter und ſeine Tochter, der Geheimſekretair und deſſen Frau von Berlin nach Halle und von da auf der thüringiſchen Eiſenbahn weiter. Die Bedienung hatte man weislich zu Hauſe gelaſſen, denn dieſe kommt in kleinen Bädern theuerer zu ſtehen, wie jene, die man an Ort und Stelle haben kann. Obſchon alle dieſe Reiſenden bereits in Thüringen geweſen waren, ſo machten ſie doch dieſe Flugfahrt zum erſtenmale, und alle lebten neu auf, als die, wenn noch ſo ſchnell zurückgelegte, dennoch ermüdende Wegſtrecke von Berlin nach Halle hinter ihnen war, und nun ein Fernblick ſchon Höhen zeigte.

Der Miniſter würzte die Reiſe mit Bemerkungen über die Städte, beſonders die preußiſchen, welche nahe berührt oder nur mit einem Gruß aus der Ferne im Rücken gelaſſen wurden. Das rührige gewerbfleißige Halle empfing volles Lob; von Welden nannte es ſcherzweiſe die Hermannſtadt. Conſtanze blickte bei dieſem Namen, innerlich erglühend, ihren Vater fragend an, was er damit ſagen wolle? und der Miniſter ſprach: „Mir iſt nichts ſo ehrwürdig, wie die frommen Stiftungen Auguſt Hermann Franke's, auf denen Gottes Segen ſo wahrhaft ſichtbarlich ruht. Niemals habe ich ohne innige Rührung ein Blatt in die Hand genommen, das jener fromme Mann Deinem Urgroßvater, Conſtanze, in ſein Gedenkbuch ſchrieb und welches lautet:

Herzlich lieb habe ich Dich
Herr meine Stärke,
Herr mein Fels,
Meine Burg,
Mein Erretter,
Mein Gott,
Mein Hort,
Auf den ich traue, mein Schild und Horn meines Heils
und mein Schutz.“

„Steht nicht in dieſen Worten der ganze Mann voll ausgeprägt vor unſerm Auge?“

„Und wenn wir näher blicken, ſo finden wir wieder einen wahrhaften Gottesmann, wieder einen Auguſt Hermann, meinen verklärten Freund, welchem vergönnt war, auf Franke's Fundamenten ſegensreich fortzubauen, einen Mann, der die Harfe frommer Poeſie noch in reinen Accorden erklingen ließ, dem Halle unendlich viel dankt. Ich brauche wohl kaum zu ſagen, daß ich Auguſt Hermann Niemeyer meine. Und heute noch leitet deſſen Sohn, auch Hermann genannt, nach des Vaters Vorbild und Geiſt und in ſeinem Sinne als Vorſteher jene vortrefflichen Anſtalten. Daher iſt mir der Vorname Hermann ſo werth!“

„Wäre es Dir doch auch ein anderer Träger dieſes Vornamens!“ ſeufzte Conſtanze im Stillen.

Merſeburg nannte der Miniſter das thüringiſche Saint Germain, ohne ſich auf eine weitere Auseinanderſetzung des Grundes einzulaſſen; ſeine Umgebung verſtand ihn auch vollkommen.

Weiſſenfels mit ſeiner weit in die Ferne leuchtenden Neu-Auguſtusburg ward — nicht ganz ohne Ironie — das thüringiſche Athen und Parthenon genannt, doch mit Bezugnahme auf dieſer Stadt geiſtige Bildung und Betheiligung mehrerer ihrer frühern Inwohner an deutſcher Poeſie und Literatur. Der ſanfte Chriſtian Felix Weiße war daſelbſt eine Zeitlang Profeſſor, die Neuberin entfaltete hier die Schwingen ihrer theatraliſchen Laufbahn, Novalis ſchaute von hier mit poetiſcher Sehnſucht nach der güldnen Aue, die Brachmann lebte dort einen Theil ihres elegiſchſchwärmenden Lebens voll unbefriedigter Liebesſehnſucht, und Müllner ſaß, als Literaturtyrann vom kritiſchen Dreifuß Orakel ſpendend, auf dem Thron dramaturgiſcher Bühnenherrſchaft. — Alles vorbei.

Bald war das heitere Naumburg erreicht — von Welden äußerte ſich nicht über dieſe Stadt, er begnügte ſich, ihr einige wenig liebevolle Blicke zuzuwerfen.

Die Reize der Natur, welche nun das Saalthal vor den Blicken der Reiſenden zu beiden Seiten im raſchen Wechſel entfaltete, bis die Gegend wieder in etwas ſich verflachte, gaben den Geſprächen mannichfache Wendung, und ſo unterblieb auch über das, den Bahnhof nicht unmittelbar berührende Weimar um ſo mehr jeder Bemerkung, als jeder Reiſende gewohnt iſt, über dieſe Stadt von einſt ſo großem Rufe, über ihre Vergangenheit und ihre Gegenwart ſich ſeine Bemerkungen ſelbſt zu machen.

Daß die Eiſenbahn etwas abſeits von dieſer thüringiſchen Reſidenzſtadt habe vorüber geführt werden müſſen, bezeichnete Arete als einen großen Nachtheil für dieſelbe — aber der Miniſter beſtritt ihre Aeußerung mit einem Horaziſchen Ausſpruch nach Voß's Ueberſetzung:

All' Eine Straße müſſen wir; Allen rauſcht
Die Urn' im Umſchwung: früher und ſpäter fällt
Das Loos des Schickſals, uns zum ewig
Währenden Bann in den Kahn zu ſetzen.

„Alles, meine Theure, hat Werden, Blühen und Abſterben; Pflanzen, Menſchen, Städte, Staaten, Erden, Sonnen, Weltſyſteme — nur Einer iſt ewig — und ewig Derſelbe.“ -

Während der Miniſter mit ſeiner Tochter und Burkharts in einem Wagen erſter Klaſſe fuhren, hatten ſie, ohne dieß zu wiſſen, in einem andern der dritten Klaſſe, Reiſegefährten aus ihrer Heimathſtadt, die ihnen theilweiſe mindeſtens nicht ganz fremd waren. Dieſe waren Goldner und Meermann. Erſterer beabſichtigte für einen literariſchen Zweck eine weitere Reiſe über Deutſchlands Grenzen hinaus, Meermann aber hatte ſich entſchloſſen, den wackern ältern Freund, zu dem er ſich wunderbar angezogen fühlte und von dem er Vieles lernte, und mehr ſogar, als in den trocknen Collegien, die er nach oft ſchon vorgetragenen Heften hörte — eine Strecke zu begleiten, und dabei das Thüringiſche Sänger= und Volksfeſt in Eiſenach, ſich zu beſehen. Die Geſpräche dieſer beiden Freunde, bei denen freilich Goldner in ſeiner unverhüllt derben Weiſe faſt immer das Wort führte, waren ganz anderer Art, wie jene in dem Wagen erſter Klaſſe.

Bei Halle verbreitete ſich Goldner über das Leben der Univerſität von ihrer Begründung an, und ſchweifte von da ab mit ſeinem hiſtoriſchen Sinne bis zur Sage von Ludwig dem Springer und deſſen Flucht von Giebichenſtein.

Bei Merſeburg erzählte er von dem im dortigen Schloßgarten aufbewahrten Inhalt eines Heidengrabes, von den Merkwürdigkeiten des Domes, von Kaiſer Rudolphs abgehackter Mumienhand, und von des Biſchofs Thilo von Trotta noch heute lebendigen Raben, weil derſelbe ſtets durch einen neuen erſetzt wird. Bei Weißenfels ſprach Goldner von Guſtav Adolph und ſeiner dort vorgenommenen Einbalſamirung. Bei Naumburg von der Huſſitenſage und hinüberdeutend, wo ſich auf ſteiler Berghöhe zur Rechten die Warte von Freiburg erhob, ſagte er: „Dort liegt die alte thüringiſche Freiburg, dort wohnt ein wahrer und ächter Hochwächter und Thurmwart deutſcher Freiheit, Vater Jahn! Sein Haus iſt ihm abgebrannt, aber ſein Haupt trägt er fort und fort aufrecht. Zum Adelacker führt er Euch, beſucht Ihr ihn, wo ein Thuringer Landgraf die Geißel ſchwang über trotzige Vaſallen — damals ging das an und ward geprieſen, heutzutage ſind die Vaſallen minder trotzig, und die Fürſten minder geißelluſtig. Von der Freiburger Warte ſieht man ganz gut den Kyffhäuſer, und ich hörte ſagen, daß wie jener Schmied in der Ruhl zum Thüringer Landgrafen geſprochen: Landgraf werde hart, werde hart, werde hart! der alte Jahn täglich auf die Freiburger Warte ſteige, ſein helles Auge nach dem Kyffhäuſer Thurme kehre und ausrufe: Kaiſer Friedrich! wache auf, wache auf, wache auf! und daß er feſt daran glaube, der greiſe Seher im Morgenroth, daß die alten Weiſſagungen ſich noch bei ſeinem Leben erfüllen!“

„Seht, da hab' ich ein wackres Büchlein — unterbrach ſich Goldner in ſeiner Rede, während unaufhaltſam der Bahnzug weiter flog, und zog aus einer ſeiner nichts weniger als eng genähten Taſchen einen ziemlich dicken Oktavband hervor, den er ſich zum Reiſebegleiter auserleſen." „Das iſt meine weltliche Bibel," fuhr Goldner fort. „Es ſind Agricola's Siebenhundertundfünfzig deutſche Sprüchwörter. Schlagen wir irgend eins auf und leſen's, ſo kommt es uns — mir wenigſtens — wie eine Epiſtel der alten Zeit an die neue vor, über die ſich ein Langes und Breites predigen und auslegen ließe — ich verſchone Dich aber mit Predigt und Auslegung und laſſe es beim Text bewenden; könnt' ich doch dieſen Text Allen denen leſen, denen deſſen Beherzigung heilſam wäre. Nummer Dreihundertundfünfzig."

„Man ſagt ſo lang von einem Ding, bis es geſchieht. Da ſpricht Agricola: Die Sage von dem Schwanberg iſt gemein — nämlich daß der Schwanberg mitten in der Schweiz liegen ſolle, weil ganz Deutſchland Schweiz — nämlich Freiſtaat — werden würde — ſie, die Sage, iſt ungeachtet, aber ſie dräuet nichts Gutes. Gott gebe, daß die, denen das Unglück gedräuet wird, ſich erkennen, davor erſchrecken, und Gott bitten, er wolle das Dräuen gütlich abwenden. Amen."

„Alles ſchon dageweſen, Seher und Propheten —

man glaubt nie Einem, bis der Glaube mit dem Schaden kommt, handgreiflich. — Herr Zuſpät fuhr allweg ſchlimmer denn Herr Zufrüh — mihi — iſt zwar kein altes Sprüchwort, könnt's aber ſein, denn es iſt probatum."

Meermann hörte gern Goldners Reden zu, es war in ihm ſo viel tüchtige Kraft und Kernhaftigkeit, ein derbkorniges Element, das in ſeiner Art und Weiſe zwar nie gegen das verſtieß, was man gute Lebensart nennt, aber auch keinen Schritt über dieſe hinausging — nie katzenbuckelte und höfelte, und ſelbſt in hohen Kreiſen, wenn er in ſolche trat, war Goldner wohl im Stande, ſcherzhaft zu ſagen. Ich habe einen ſteifen Rücken.

Je mehr man aus dem thüringiſchen Flachland ſich dem Höhenlande näherte, je lebendiger wurde Goldner, je feuriger blitzte ſein Auge. Von der Bahn ſeitwärts Apolda wieß er nach der Richtung hin, in welcher Jena liegt — und ſagte: „Dort — dort! Dort lebt ich meine friſcheſte, beſte Jugendzeit! — Dort ſtand mein Vaterlandsaltar! Von dort ging ich unter Lützows wilde Jagd — dorthin auch ging ich zurück und blieb lange dort, ein altes, bemooſtes Haupt! O ſie wiſſen noch von mir zu erzählen! Ich denke mein Name ſoll immer noch dort in Ehren klingen." —

„„Nach allem, was ich von Jena höre,““ nahm Meermann das Wort: „ergoß das akademiſche Leben dieſer Stadt über den Morgen der dieſes Lebens ſich erfreuenden Jugend eine roſige Friſche, von welcher wir in den Großſtädten keine Idee, kaum eine Ahnung haben.“

„„Gewiß, ſo iſt's!““ beſtätigte Goldner. „Den Unterſchied will ich Euch mit einem Schlagwort ſagen. Jena hatte ſtets, und hat hoffentlich noch Studenten — Berlin und Conſorten haben Studirende.“ —

In der Nähe von Weimar erwachten in Goldner Erinnerungen an Karl Auguſt, und er friſchte dieſe auf durch erzählende Mittheilungen aus dem Leben dieſes hochſinnigen Fürſten, welche viel Anziehendes boten, und die ganze Geſellſchaft in dem vollbeſetzten Wagen unterhielten.

Immer weiter brauſte die Lokomotive durch das Thüringer Land und ſeine heitern Fluren.

Bald war das thurm- und klangreiche Erfurt erreicht, mit ſeinem Citadellen-Zwillingspaar; die Eiſenbahn hat ſich unwiderſtehlich Bahn gebrochen durch Mauern und Feſtungswälle, hat Tunnel gewölbt und Brücken geſchlagen und Tag für Tag wehen aus den Schornſteinen der Dampfer die geballten Rauchwolken als Siegesfahnen des Verkehrs gegenüber dem eiſernen und ſtarren Fels der Wehr und Schirmhut, und mitten durch ihn hindurch.

Auf dem Bahnhofe in Gotha gab es einigen Aufenthalt. Das Sängerfeſt in Eiſenach hatte Tauſende gelockt, der Andrang war groß — man hielt, man ſchaute aus den Wagen. Goldner und Meermann waren ausgeſtiegen, ſie gingen längs der endloſen Wagenreihe hin, ſiehe — da erblickten ſie am Fenſter eines Wagens erſter Klaſſe ein liebliches Geſicht, und beide empfingen einen recht freundlichen Gruß, der mit Herzlichkeit beiderſeits erwiedert wurde.

„Wen grüßen Sie?“ fragte der Miniſter, indem er ſeine von der langen Fahrt etwas ſteif gewordenen Glieder dehnte, Burkharts Frau — neben der ſich als jener Gruß erfolgte, auch Conſtanzens Geſicht mit weiblicher Neugier ſpähend zeigte.

„Zwei Bekannte, Excellenz! Den Doctor Goldner und den Studioſen Meermann“ erwiederte Arete.

„Sie! Sie!“ ſprach der Miniſter, und drohte neckend mit dem Finger. „Was haben Sie für Bekanntſchaft mit unſerm alten Hofdemagogen? — Dieſer bejahrte Menſch kann niemals den Studenten vergeſſen! O dieſe ſogenannten altdeutſchen Röcke und bloßen Hälſe ſind ein Gränel vor Gott und den Menſchen!“

Arete und Conſtanze lächelten, und Burkhart nahm für ſeine Frau das Wort: „Excellenz verzeihen, dieſer Doctor Goldner hat allerdings den altdeutſchen Sparren, das iſt aber auch, wenn es ein Fehler iſt, ſein einziger Fehler. Er iſt zu uns ein Hausfreund, er iſt offen, ehrlich und treu, hat der Kenntniſſe viele, und ſeine Natur iſt durchaus vermittelnd, nie aufreizend. Daß er mit Wärme an ſeinen Jugenderinnerungen hängt, ſcheint mir eine Bürgſchaft für ſein Herz, für ſein Gefühl. Er iſt ein Gemüthsmenſch noch nach alter, frommer Weiſe, die ganze Hegel'ſche Philoſophie nennt er eine harte, vertrackte Nuß ohne Kern, einen in Müſſigkeit ausgeheckten Quark. Sein Lutherthum iſt das alte, eiſenfeſte. Luther iſt ihm der größte aller Heroen."

„„Ich freue mich, daß Sie dem Goldner ein ſo warmes Lob ſpenden,"" erwiederte von Welden. „Aber warum dient und nützt der Mann nicht mit ſeiner geiſtigen Kraft dem Staate? Warum treibt er ſich umher, wie eine wandelnde Warte? — Dieſe Art Leute hat für mich etwas Unheimliches." —

Conſtanze nahm das Wort. „Mein gnädiger Vater," ſprach ſie: „haben mit einem geiſtreichen Wort, wie ich glaube, das ganze Genus dieſer Menſchen treffend charakteriſirt; es ſind wandelnde Warten. Sie warten auf eine Wandlung, auf eine andere Zeit, ſie warten auf eine neue Morgenröthe im Leben der Völker und Staaten, auf ein Ende des bureaukratiſchen Vielregierens, auf ein Ende der allſeits hin ſich erſtreckenden Bevormundung jeglicher Selbſtthätigkeit im Gemeindeleben, der Ueberwachung jeglicher freien Regung im Volksleben.“

„„Mein Gott, meine Tochter! Welcher demokratiſche Schwarm- und Schwindelgeiſt ergreift Dich! Muß ich die Verderbniß, mit welcher das Leben der Gegenwart um ſich frißt, wie der Byssus septicus, der Schwamm im Häuſergebälk, an meinem eignen Kinde wahrnehmen? O wachet und betet, damit ihr nicht in Anfechtung fallet!““

„Wir wachen und wir beten, Excellenz!“ ſagte Arete mit einem leuchtenden, bedeutſamen Blick, und drückte heimlich unter den Hüllen des Shwals Conſtanzens Hand, die dieſen Druck mit Wärme erwiederte.

„Doctor Goldner iſt nicht bemittelt, Excellenz,“ beantwortete Burkhart die vorhin an ihn gerichtete Frage, „allein ſeine Bedürfniſſe ſind von der äußerſten Einfachheit, ſeine einzige Liebhaberei ſind alte Bücher, und auch dabei reitet er nicht das Steckenpferd vieler Bibliomanen, die alte Bücher ſammeln theils vom Standpunkt der Entwickelung und des Weiterſchrittes der typographiſchen Kunſt, theils um deren künſtleriſchen Ausſchmuckes durch Holztafeldruck, Holzſchnitt und Metallſchnitt Willen, ohne Rückſicht auf

Inhalt und Land; Goldner ſammelt nur nach einer Richtung hin, er ſammelt blos deutſche Kernbücher. So nennt er jene unmittelbar aus dem Volksleben hervorgegangenen Schriften, an denen die vaterländiſche Literatur überaus reich iſt, und von denen die ſogenannten eigentlichen Volksbücher epiſchen Inhaltes nur eine Abtheilung bilden. In dieſen Kreis gehören Sprüchwörter, Prophezeiungen, Weiſſagungen, Wunder, Aſtrologica, geheime Künſte, Bücher voll Kraft, Witz und Laune und beißender Satyre, die Schriften Luthers, Murners, Huttens, Fiſchharts, der Simpliciſſimus, der Grobianus, der Hirnſchleifer, die verſchiedenen zahlreichen Todtentänze und viele andere. Darin lebt und webt Goldner, und nie geht er aus, ohne ein ſolches Büchlein, oder einige in der Taſche zu tragen. Seine Bibliothek erſcheint klein, er hat nur zwei mäßige Schränke voll Bücher, aber wo er hingreift, fährt ein Funke des elektriſchen deutſchen Geiſtes heraus, und entzündet neue Gedanken. Man erſtaunt, mit welcher Freiheit des Wortes ohne Uebelnehmen von Seiten der Staatsbehörden früher der deutſche Geiſt ſich manifeſtiren durfte.“ —

„„So, ſo!““ ſprach der Miniſter mit ſpöttiſcher Miene. „Dennoch ließ man mißliebige Bücher durch den Scharfrichter öffentlich verbrennen, und wo möglich deren Verfaſſer dazu. Uebte doch ſelbſt Luther auf ſolche Weiſe das Cenſoramt an des Papſtes Schriften. Sie wollen doch nicht ſagen, lieber Aſſiſtenzrath, daß die Cenſur, dieſe durchaus heilſame und nothwendige Einrichtung, eine Erfindung der Neuzeit, oder daß ſie vom Uebel ſei?“

„„Nein Excellenz, dieß will ich nicht,““ entgegnete Burkhart: „Erſt in dieſen Tagen zeigte mir Goldner einen bereits zu den Zeiten Karl des Fünften geſchriebenen aus dem Franzöſiſchen überſetzten Tractat von Verbot und Aufhebung der Bücher — alt, uralt iſt die Cenſur — ſchon die Epheſer verbrannten ja für fünfzigtauſend Groſchen Zauberbücher im heiligen Eifer.“

„„Wenn nicht in heiliger Einfalt““ flüſterte Arete, doch ſo leiſe, daß es der Miniſter, deſſen Gehör nicht das Schärfſte war, nicht vernahm.

„Ob nicht doch einmal eine Zeit kommt, wo es in Deutſchland keine Cenſur mehr giebt?“ warf Conſtanze die Frage auf. — „Die werden wir nicht erleben, meine Tochter, und ich höre nicht gern von Dir ſolche vermeſſene Fragen!“ verwieß der Miniſter mit einem ſtrengen Blick, worauf Conſtanze erröthend ſchwieg.

Mittlerweile lenkte der Zufall das Geſpräch beider Freunde im Wagen dritter Klaſſe auf einen andern Gegenſtand. „Ha!“ rief Goldner: „Jetzt fahren wir am Hörſeelberg vorüber. Da drinnen ſitzt immer noch gefangen der arme Tannhäuſer, in des Papſtes Bann und in Frau Venus Banden, und unſichtbar ſitzt am Eingang zu ſeiner dunkeln und tiefen Bergeskluft der treue Eckart, der Wächter und Warner. Das iſt eine der bedeutſamſten vaterländiſchen Mythen, und wer in ihr nichts weiter ſieht, als eine Sage, der verſteht die Sage nicht. Grimm deutet in ſeiner deutſchen Mythologie weiſe und leiſe ihr Verſtändniß an. Es iſt jedoch nicht nur der grimme Druck des römiſch-prieſterlichen Fluchs, der den auf Erlöſung hoffenden deutſchen Ritter der ewigen Verdammniß zuſchleuderte — es iſt der Druck überhaupt, der auf dem deutſchen Volke laſtet — Frau Venus iſt die Knechtſchaft im Gewande der ſinnebethörenden, die Sinne einlullenden Beſtrickung, ſie iſt die Delila, die dem Simſon ſeine Kraft nahm, ſie die Omphale, die den Herakles an den Rocken bannte und ihn ſpinnen ließ. Unſre Liebe, unſre Treue iſt's von je geweſen, die uns machtlos gemacht. Ins Freie ſehnt ſich der arme Tannhäuſer, in die Freiheit, nach der Freiheit.“

„„Und der Eckart? Und der Wächter?““ fragte Meermann.

„Der Wächter — das ſollt ihr ſein, wie wir es waren!“ erwiederte Goldner. „Deutſchlands Jugend ſoll der Wächter ſein! Warten ſollt ihr auf eure Zeit, wachen ſollt ihr, bis der Morgen anbricht mit ſeinem Purpurlicht, mit ſeinem Flammengolde! Treue ſollt ihr halten und bewahren dem Vaterlande, wie wir gethan — haben wir umſonſt gewartet, ſo wartet ihr vielleicht, und zu Gott dem Herrn hoff' ich das, nicht umſonſt!" —

Der Bahnzug langte in Eiſenach an, die endloſe Reihe der Wagen entleerte ſich, von Welden und ſeine Begleitung fuhren in einem bereitſtehenden Lohnwagen nach der Stadt, Goldner und Meermann konnten im Gedränge Burkhart nur flüchtig begrüßen, doch reichte ein Blick hin zur Verſtändigung, daß man ſich finden wolle. Der Freiherr von Welden ſuchte die Ruhe, die er nach ſo anſtrengender Fahrt bedurfte, und ließ für den andern Morgen Extrapoſt nach Liebenſtein beſtellen. Conſtanze blieb in der Nähe des Vaters, Burkhart aber führte ſeine Frau, die ſich nicht ermüdet fühlte, noch in den allen Fremden und Gäſten offnen, vollbelebten, ſchön erleuchteten Garten der Klemda-Geſellſchaft; ſchon im Thore ihres Gaſthauſes trafen ſie auch Goldner und Meermann, die ſich ihnen anſchloſſen.

Herrliche Muſik hallte den Eintretenden entgegen. Fahnen wehten und wallten, Leuchtfeuer flammten auf und beſtrahlten in herrlicher Weiſe die Volksgruppen; da grüßten ſich Bekannte, da fanden langgetrennte Freunde ſich wieder und tauſchten Grüße und Küſſe, und neue Bande der Bekanntſchaft knüpften ſich raſch und lebendig an. Das Thüringer Land hatte alle ſeine Tonkünſtler und Dichter zum Feſte geſandt; liebliche Frauen und Jungfrauen ſaßen und wandelten unter der Menge; faſt die ganze Studentenſchaft Jena's war gekommen, einzelne Liedertafeln waren bereits eingetroffen: alles athmete Frohſinn und Freude, und auch den Fremdlingen aus Berlin ging in dieſen frohbelebten, gemüthvollen Kreiſen das Herz auf, und ſie empfanden, wie ſchön es ſei, wenn man ſich nicht abſchließlich als Preuße und Mecklenburger, als Schwabe und Thüringer, ſondern ganz und gar voll Eintracht und Bruderſinn als Deutſcher ſich fühle. — Hier war Einheit.

Das Sängerfeſt entfaltete die großartige Pracht ſeines Feſtzugs, der mit den Ehrengäſten, dem Feſtausſchuß, den Abgeordneten von mehr als dreißig Liedertafeln, den verſchiedenen Muſikchören und Liedertafeln von etwa eintauſendſechshundert Perſonen gebildet wurde. Stolz wehte dem Thüringer Sängerbunde ſein ſchönes Banner mit dem alten Landeswappen und dem Spruch: Deutſches Lied verkünde deutſchen Sinn, von den Händen eines Dichters getragen, voran.

Auf dem ſchönen geräumigen Markte ſtellte ſich der Zug auf. Conſtanze, Arete und Burkhart ſahen vom Fenſter ihres Gaſthauſes den Feſtact auf dem Markte, Goldner und Meermann hatten ſich der Menge zugeſellt. Mächtige Erinnerungen bewegten Goldners Seele. Erinnerungen an den 18. October 1817. —

Es folgten Weiheſpruch, Lebehoch dem beim Feſt anweſenden großherzoglichen Hofe, eine Schaar weißgekleideter Jungfrauen wallte aus dem ſtattlichen Rathhaus, und vertheilte Eichlaubzweige zum Schmuck der Hüte an alle Sänger und Sänger-Bundesgenoſſen.

Zum felsreichen hochromantiſchen Marienthale bewegte ſich der Zug durch geſchmückte Straßen, Ehrenpforten und Laubgehänge; an einem Punkte dieſes Wegs trat hehr und ernſt die Wartburg vor das Auge der Sängerſchaar, und wurde mit endlos ſchallendem Jubelrufe begrüßt.

Zu Fuß und zu Wagen zog Eiſenachs Bevölkerung mit den zahlreichen Fremden mit und nach dem Feſtzuge in das ſchöne Thal; Burkhart nahm einen Wagen und fuhr mit ſeinen beiden Damen ebenfalls dahin, und ſo ſahen ſie den Zug, der auf einen Seitenweg von der Landſtraſſe abgelenkt hatte, in ſeiner ganzen Ausdehnung und Schönheit mit ſeinen wehenden Fahnen, mit den ihn begleitenden Jungfrauen, mit aller Feſtfreude, und der Himmel begünſtigte freundlich dieß ſchöne Feſt.

Von einem mächtigen Felſenhaupt herab, das die Bergwände krönt, webte das ſächſiſche Landesbanner, auf einem andern die Fahne mit dem Wappen Thüringens, und auch außerdem wurden noch vielfach ſchmückend vertheilte Fahnen und Flaggen erblickt.

Am Nachmittage fand die eigentliche Feſtaufführung Statt, alles athmete Frohſinn und Freude, und ſinnig wechſelten Lied und Rede ab, die an den aus Berlin gekommenen Fremden gar ernſte Hörer hatten.

In dem Gruß an den Thüringer Sängerbund webte der Redner, der zugleich an der Spitze des Feſtausſchuſſes die meiſten Mühen, die meiſten Sorgen um das Feſt getragen, die ſchonen Worte ein:

Ahnſt Du den Geiſt, der durch die Menge weht?
Ahnſt Du den Geiſt, der unſer Lied beſeelt
Und wunderkräftig jeden Buſen ſchwellt?
Verſteheſt Du den Gruß, den dieſe Höhen
Wie Aeolsharfen Dir entgegenrauſchen?
Das leiſe Flüſtern einer großen Zeit,
Die von den ſtolzen Zinnen jener Burg,
Die aus der heimlichſtillen Waldesſchlucht
Und von der Felſen koloſſaler Stirne
Mit heiliger Erinnrung uns umfängt? —

Das Feſt verrauſchte, und als da und dort hin ſchon viele der Fremden ſich zerſtreuten, als es

Abend geworden und nach mancher zum Theil ermüdenden Wanderung über Felſen und Berggipfel die Freundinnen die Ruhe geſucht hatten, ſaßen noch Burkhart, Goldner und Meermann bei einem Valettrunk beiſammen, beſprachen das Feſt und nannten die Sängerfeſte Zeichen der neuen Zeit, aufflammende Strahlen der Vaterlandsſonne: Eintracht und Liebe.

Sie klangen freudig an auf alles Schöne und Gute, Edle und Herrliche, auf die Verjüngung der Welt, auf die Träger des Lichtes und der Freiheit, auf das Heil und das Aufblühen deutſcher Eintracht, Eintracht zwiſchen deutſchen Fürſten und Völkern, Regierenden und Regierten, und auf den Tod der übermüthig unfehlbaren Schreiberherrſchaft — Bureaukratie geheißen, aber auch auf den Tod anarchiſcher Aufruhr- und gewaltſamer Umwälzungsgelüſte.

Der nächſte Morgen fand Goldner auf dem Wege nach Weſten, Meermann eilte nach Berlin zurück, Burkhart folgte mit ſeinen ſchönen Begleiterinnen dem Miniſter nach Liebenſtein.

Auf allen Straßen um Eiſenach ſahen die Reiſenden fröhlich heimkehrende Sänger, aus manchem Munde ſcholl Gruß und Lebewohl, und im Marienthale klang es ſüßwehmuthvoll aus einem Luſthaus:

„Herz und Herz, es bleibt ſich nah,
Mag das Auge ſcheiden.
Sind die Töne auch verklungen,
Holde Feſterinnerungen
Allwärts uns begleiten.“ —

Hermann Erneſti, Jaromir Kocheneczki und Gabriele d'Orley fuhren in einem eleganten Tilbury, deſſen Roß Gabriele lenkte, nach dem Hölzchen von Boulogne; nicht, um dort ein Duell zu beſtehen, ſondern ſich auf einer Luſtfahrt zu erfriſchen. Aber wo dieſe drei auch weilten, im Steinlabyrinth der Weltſtadt, oder in der Freiheit und im Frieden der Natur, über der Erde in Kaffées und Reſtaurationen, oder unter derſelben in mancher geheimen Verſammlung — immer war es die Politik, die ihre Geſpräche belebte, ihre Gemüther bewegte.

Immer noch war es der in Berlin verhandelte Polenproceß, welcher die faſt ungetheilte Aufmerkſamkeit der drei Verbundnen in Anſpruch nahm. Gabriele hatte mit dem Hauptagitator des Krakauer Aufſtandes, Ludwig von Miroslawski in einem freundſchaftlichen Verhältniß geſtanden, und machte ihren Freunden über ihn anziehende Mittheilungen.

„Er iſt ein wahrhaft ſchöner Mann,“ ſprach Gabriele: „ein Blondin, mit feurigen ſtrahlenden Augen, von herrlichem Wuchs und Körperbau — er war ein Ideal der Pariſer Frauenwelt. Ueber die polniſche Geſchichte hat er, ſeit er als politiſcher Flüchtling in Paris lebte, einige gediegene Schriften herausgegeben; er ſtand mit an der Spitze der Herausgabe der Publicationen unſers demokratiſchen Vereins. Seine Miſſion nach Krakau im Januar achtzehnhundert ſechsundvierzig hatte den glücklichſten Fortgang, da warf der Verrath um ihn ſeine ſchwarze Schlinge, und abermals war, wenn nicht Polen, doch eine große Hoffnung — verloren.“ —

„„Wir wiſſen das alles, theure Gabriele, wir waren ja mit ihm in Krakau — dennoch: Jescze polska nie ginela!“ rief Jaromir ſchwärmeriſch aus. „Haben auch leider Viele meiner Landsleute ſich unbegreiflich feig in jenem Prozeß bewieſen, und viel gethan, in der öffentlichen Meinung der Sache meines Vaterlandes zu ſchaden, noch — ich wiederhole es, iſt Polen nicht verloren, und welches Schickſal auch die Angeklagten treffe — und wenn ein jegliches Haupt derſelben auf dem Blutgerüſte fiele, neue Kräfte, neue Kämpfer werden erwachſen, und die Bluttaufe ihrer Brüder wird ſie ſtählen zum ewig erneuten Kampfe für Polens Freiheit!“ —

„„Freiheit, nicht nur für Polen, Freiheit und Selbſtſtändigkeit für alle Staaten, die unter fremdem

Hermann dachte bei dieſer Scene lebhaft und innig an ſein deutſches Mädchen, und ſandte Conſtanzen Grüße nach der Ferne. Seinem ächt deutſchen Sinn widerſtrebte im Innerſten das ganze Thun und Weſen der leichtfertigen Franzöſin, allein um des Freundes Willen blieb er in ihrer Nähe. Gabrielens Witz und Geiſt in der Unterhaltung waren oft hinreißend, doch trug ihre Art zu ſein den Stempel des Barocken und des völligen Uebermuthes, und ſchuf ihren Anbetern viel Leid und Herzweh. –

Als bei der Rückkehr von dieſer Spazierfahrt die Freunde über den Platz in der Nähe des Louvre fuhren, gegen welchen ſich der Laden eines der berühmteſten Bücherantiquare öffnete, trat aus dieſem Laden ein Mann, den Hermann zufällig gewahrte und alsbald der Roßlenkerin zurief: „Bitte, halten Sie, Gabriele! Täuſcht mich nicht alles, ſo ſehe ich dort einen Freund aus Deutſchland aus Zegners Laden treten jener Mann, der vor der Thüre ſtehen bleibt und in ein, wahrſcheinlich ſo eben erkauftes altes Buch ſieht.“

„„So muß man ſich hier hinſtellen, wenn man ein Taſchentuch zu viel im Rock hat!““ bemerkte Gabriele. „Das ſcheint wieder ſo ein deutſches Bärenoriginal, wie man von Zeit zu Zeit noch gewahrt, doch wird dieſe Art bald ausſterben! Welches Haar! Welche Fülle — und sans Cravatte!" —

„„Immer beſſer, als sans Culottes!"" warf Hermann hin, indem er aus dem Wagen ſprang und den Ruf erſchallen ließ — um ſich zu verſichern, daß er nicht irre: „Goldner!"

Ueberraſcht blickte der Fremde auf und ſah ſich etwas ſcheu um, bis er den Rufer gewahrte und in deſſen Arme eilte.

„Erneſti!"

„„Mein Gott, Goldner! Seit wann denn hier?"" fragte Hermann.

„Seit einer Stunde!"

„„Und ſchon im Bücherladen! Eine Stunde in Paris und der erſte Gang in einen Antiquarladen!""

„Was kümmert mich Dein Babel mit ſeinem Prunk und Affenputz! Ich ging zunächſt nach der Königlichen Bibliothek, ſie war bereits verſchloſſen, erwiederte Goldner, da fragte ich nach Legner, fand ihn und fand auch ſchon ein Buch, dem ich in Deutſchland bis jetzt vergebens nachgeſtrebt — von Noſtradamus eigner Hand — wie es im Fauſt heißt."

Erneſti führte Goldner an den Tilbury, nannte ihn ſeinen Begleitern, und bat ſie, ihn zu entlaſſen, da er dem deutſchen Freunde Geſellſchaft zu leiſten ſchuldig ſei. Gabriele trieb das Roß zum Weiterſchritt und Erneſti nahm Goldners Arm, und führte ihn mittheilend weiter.

„Das alſo war Kochenezki!“ ſprach, halbfragend Goldner. „Der hat ſich glücklich durchgemacht, ſeine Mitſchuldigen brummen noch, und Berlin brummt über ſie. Und wer iſt denn das andere geleckte Männchen, welches fährt, mit dem roſenrothen Geſicht wie ein Marzipanpüppchen, mit den friſirten Löckchen und den ſtrahlenden Augen; das iſt doch nicht Dein Jockei?“

„Ei beileibe!“ rief Erneſti: „Da ſeh' mir einer den deutſchen Bücherwurm! Seht Ihr denn nicht, goldener Goldner, daß das ein Frauenzimmer iſt?“

„„Ein Frauenzimmer?““ rief Goldner erſtaunt: „und hat eine Cigarre im Maul? Pfui Teufel! Da möcht einem ja gleich eine Bücherlaus beißen!“

„Nun, nun“ — beſänftigte Erneſti den derben Alten: „Thut nur nicht ſo wild — iſt ſie nicht eine Schönheit erſten Ranges, voll Jugend, voll Feuer, Leben und Geiſtesfriſche?“ —

„„Ja, aber iſt ſie denn eine Kutſcherstochter, daß ſie raucht und ſelbſt fährt?““

„Mein Gott, wie altvateriſch Ihr fragt, Goldner! Warum ſollte ſie nicht thun, was ihr Vergnügen macht? Sie iſt ein emancipirtes Weib, die thun was ſie wollen, und weil ſie viel von dem wollen, was wir verkehrt nennen, ſo thun ſie viel Verkehrtes, doch nicht in ihren eignen Augen, und nicht in den Augen derer, welche denken wie ſie."

„„Hm hm hm, wäre einmal nicht mein Geſchmack"" murmelte Goldner vor ſich hin. — Hermann aber fuhr fort, von Gabriele d'Orley zu ſprechen, weil er den Umgang des Freundes, ſo lange dieſer in Paris blieb, gern genießen, und den jener beiden andern Freunde darüber nicht miſſen wollte, es galt alſo, Goldners derbe Art zu denken und zu ſprechen, etwas abzuſchleifen und zu glätten; er wollte den deutſchen Marmor auf die Pariſer Polirmühle bringen, und ihn von Gabriele günſtig denken lehren.

„Seht, Ihr müßt nicht wähnen, Herzens-Goldner, dieſe junge ſchöne Dame ſei eine Hetäre — o nein, ſie iſt die völlig unbeſcholtene Tochter eines edlen Hauſes."

„„Die zwei ledige Geſellen ſpatzieren fährt — nicht weiblich."" —

„Sie liebt und übt nun einmal Künſte, die nicht ſogenannte weibliche ſind," vertheidigte Erneſti. „Sie fährt ſelbſt, nun ja — ſie reitet auch und zwar mit der Virtuoſität einer Kunſtreiterin. Sie iſt Fechterin und ſchießt mit Piſtolen. Sie iſt Jägerin, ſie ſchwimmt wie ein Fiſch — es iſt eine Luſt, ſie ſchwimmen zu ſehen, da gleicht ſie einem verlockenden Waſſerweib, — auch“ —

„„Auch raucht ſie, wie ein alter Huſar,““ fiel Goldner trocken ein, deſſen Miene ſich immer mehr verdüſterte, je weiter Erneſti ſprach.

„Singt ſie?“ — „„Nein!““

„Spielt ſie?“ — „„Karten, Domino, Schach meiſterhaft!““

„Iſt ſie unterrichtet?“ —

„„Von abſtracten Künſten und Wiſſenſchaften weiß ſie wenig, aber ſie ſchreibt einen blendenden Styl, ihre Novellen ſind entzückend ſchön, ihre Feuilletonartikel ſprudeln von Witz und Geiſtesſchärfe; man ſtellt ſie als ebenbürtig neben George Sand — und die Zahl ihrer Verehrer““ —

„Von jungen Männern — glaub' es wohl. Nur eins thut mir leid.“ —

„„Und was?““

„Daß über dieſe Deine neue Liebe vielleicht das edle Herz eines deutſchen Mädchens bricht, und das iſt doch, nimm mir's nicht übel, ſo ein franzöſiſches emancipirtes Mannmenſch nicht werth.“

„„Goldner! Was ſagen Sie? Wie ſoll ich das nehmen? Wie verſtehen?““ fragte Erneſti verwundert und verletzt.

„Einfach und doch ſimpel!“ erwiederte Goldner, warf auf Hermann einen hellen, forſchenden Blick, und zog das abgeriſſene Stück eines franzöſiſchen Zeitungsblattes hervor.

„Da fand ich unterwegs eine überraſchende Notiz, und riß dieſen Fetzen ab. Lies, was hier ſteht.“ —

Erneſti ſtand und las — erſt trat ein Roth der Ueberraſchung und Entrüſtung auf ſeine Wangen — dann lächelte er; indem ging einer ſeiner Bekannten flüchtig an ihm und Goldner vorüber, und rief ihm grüßend zu: „Bonjour Monsieur Kocheneczki!“

„Ah! Bonjour Monsieur!“ erwiederte, aufſchauend, dankend Hermann.

„Kocheneczki!?“ fragte Goldner verwirrt, und blickte aus ſeinen großen blauen Augen Erneſti voller Erſtaunen an.

Wenige Damen in Berlin laſen mit ſo vielem Eifer die franzöſiſchen Zeitungen aus Paris, als Conſtanze, die Tochter des Miniſters. Wenigen waren ſie auch in ſolch reicher Auswahl zugänglich. Ihr liebender Gedanke ſuchte immer und immer wieder den Mann ihrer Liebe; ſie kannte ſeinen Styl, ſeine Weiſe des Ausdrucks, ſie fand ihn, ſie ſprach mit ihm, ſie nährte ſtillgeheim auf dem Altar ihres Herzens die heilige Flamme.

Da fiel ihr im Feuilleton einer Modenzeitung der Name Erneſti in die Augen — und ſie las — las — krampfhaft zog ſich ihr Herz zuſammen — ſie zitterte — ſie war einer Ohnmacht nah.

Der kleine Feuilleton-Artikel lautete:

> Unſere geiſtreiche Heroine, Demoiſelle Gabriele d'Orley, hat ihre, leider etwas wechſelvolle Gunſt, dermalen einem nicht minder geiſtreichen deutſchen Schriftſteller zugewendet, welcher bereits früher hier lebte, und ſeit einigen Monaten wieder hier in Paris verweilt. Ihr neuer Protegé, Herr Erneſti, gehört zur Polen-Partei und ſoll an der Flucht eines der in Berlin verhafteten, des Hochverraths angeklagten und jetzt vor das Gericht geſtellten Polen weſentlichen Antheil haben. Man erinnert ſich noch der früheren ſehr lebhaften Attachements an die jeune Pologne von Seiten der Demoiſelle Gabriele d'Orley. Sie liebt es, ihre beliebten und pikanten Novellen aus der Gegenwart zu ſchöpfen und ihre Studien nach dem Leben zu machen, was wir weit entfernt ſind, ihr zu verargen, vielmehr ſind wir feſt überzeugt, daß nur die Gegenwart in unſern Tagen für die poetiſche Darſtellung eine geeignete Trägerin ſein kann; daher wir unſerer genialen Novelliſtin aufrichtig Glück wünſchen, ein neues Phantom gefunden zu haben, welches ſie, einem kundigen Maler gleich, mit dem Prachtgewand

ihrer glänzenden Phantaſie umkleiden, und gewiß in dem ſchönen Licht erſcheinen laſſen wird, das ſie ihren Gebilden zu verleiben ſo ſehr verſteht.

Man ſieht die Dame häufig ihren Günſtling ſpazieren fahren, oder mit ihm reiten. —

Welches tiefe Seelenweh kam über Conſtanze, wie bohrte dieſe Nachricht ihr den Dolch des Schmerzes in die reine, treuliebende Seele.

Es gab nur einen Troſt, nur eine Zuflucht — das Herz der ſchweſterlichen Freundin — an deren treuen Buſen Conſtanze ſich ausweinen konnte.

Der Schmerz, der durch Conſtanzens Lebens ſchnitt, war tief und dauernd. Kein Weib konnte inniger lieben — keine felſenfeſter auf Treue bauen — obſchon dieſem Bau der Kitt einer Hoffnung auf einſtige Vereinigung fehlte, und nun — aufgeopfert einer Kokette, einer Buhlerin! —

Der Miniſter ſah ſein Kind leiden, aber er forſchte nicht nach dem Grund — zu viel Ernſtes ging ihm durch die Gedanken, durch den Kopf, zu viele Arbeit häufte ſich, und auch zu viele bedenkliche Zeichen häuften ſich, welche eine Erſchütterung des europäiſchen Gleichgewichts zu verkünden drohten, und manchem Diplomaten mehr bange machten, als er ausſprechen, ja nur ahnen laſſen durfte.

Aretes Gatte kannte durch ſeine herrliche Frau

Conſtanzens Weh, an dem ſie litt und ſiechte; mit Sehnſucht hoffte er auf einen Brief von Goldner, den dieſer zugeſagt, in welchem er über Erneſti's Leben und Befinden Mittheilung machen wollte.

Eines Tages, als Conſtanze in trübſter Schwermuth in ihrem Zimmer verweilte, trat Arete mit einem frohen Geſichte zu der Freundin, doch gab ſie ſich Mühe, ihre Freudigkeit zu bemeiſtern. Sie umfing Conſtanzen ſchweſterlich, und rief: „Du armes, gebeugtes Herz! Was einſt Dir der theure Freund geſchrieben in ſeinem Abſchiedbrief, das wird ſich aufs Neue erfüllen. Schrieb er nicht: Du wirſt weinen Conſtanze, weinen und trauern; Du wirſt Dich auch wieder aufrichten, der Blume gleich, die nach wetterſchwerer Sturmnacht ihr voll beperltes Haupt zum Boden neigt!"

„„Ja — damals — Arete"" hauchte die bleiche Conſtanze ſchmerzvoll. „Damals richtete mein Herz ſich wieder auf — es war nur gebeugt — jetzt iſt's geknickt, gebrochen vom Sturme! Schweige mir von dem ſchändlichen Verräther!" —

„„Nicht doch, Theure!"" widerſprach Arete. „Ich gebe Dir mein heiliges Wort, Erneſti iſt Dir nicht einen Augenblick treulos geworden — es war ein grauſames, unſeliges Mißverſtändniß!"

„„Wie? Was ſagſt Du?““ fragte Conſtanze, im Innerſten erbebend.

„Setze Dich, Conſtanze, höre mich ruhig an,“ bat Arete. „Du trugſt damals mit gefaßter Seele den Schmerz des Abſchieds. Trage jetzt auch ebenſo die Freude. Hier iſt ein Brief an meinen Mann vom Doctor Goldner, und eine Stelle, die alles aufhellt. Höre dieſe Stelle!

„Erneſti befindet ſich wohl und bewegt ſich mit Glück in den hieſigen Verhältniſſen. Aber eine Dummheit hat er gemacht, die mich ärgert, denn ſie kann, wenn ſie, was der Herr verhüte, der Freundin Deiner Frau vor Augen käme, eine ſchmerzliche Wunde ſchlagen. Er hat aus mir unbekannten Gründen mit dem Polen K. den Namen getauſcht, ſo daß nun Jener Erneſti heißt — da nun aber Erneſti den guten Pariſern von früher her als Schriftſteller bekannt, gründliches Erforſchen eine Sache aber niemals ihre Sache iſt, ſo gilt K. der Träger des Namens ſeines deutſchen Freundes, auch für den Schriftſteller, und E. gilt für den geflüchteten Polen. An alle dieſem wäre uns nichts gelegen, wenn nicht ein feindſeliges Journal, wie ſchon oft dageweſen, mit ebenſoviel Bitterkeit als Bosheit einen Angriff auf eine junge und ſchöne Pariſer Dame, eine Emancipirte, in einem ſeiner Artikel gebracht, und darin den Träger des Namens Erneſti als ihren Courtiſan bezeichnet hätte, welcher Courtiſan doch eigentlich der Pole iſt.“

„„Wär' es möglich!““ rief Conſtanze, in einen Thränenſtrom ausbrechend. „Und um ein ſolches Spiel mit Namen mußte mein Herz verbluten! Was ich gelitten, kann durch die Freude, getäuſcht worden zu ſein, ihn gerechtfertigt zu wiſſen, nimmermehr aufgewogen werden! Es war zu ſchwer, zu bitter!“

„„Dein Gemüth wird ſich beſänftigen, glaube mir!““ tröſtete Arete. „Höre weiter! — Erneſti iſt fleißig, brav, und denkt nur an ſein Ideal, das er tauſendmal liebevoll gegrüßt wünſcht.“

„„O Gott! Welche Laſt nimmſt Du von meiner Seele!““ ſeufzte Conſtanze auf.

„Seine Hoffnungen“ — fuhr Arete fort: ſind noch immer die alten, ſanguinen; ich glaube nicht an Erfüllung. Die Polen ſind in meinen Augen nicht beſſer, wie das geſammte Franzoſenvolk, beide des Teufels Geſchwiſterkindsvettern. Polen hat keinen ärgern Feind, als ſeine Söhne. Paris, des Teufels Brutdecke, ſteckt voll Baſiliskeneier, die der galliſche Hahn gelegt, aus denen lauter Neuzeit-Macher hervorkriechen werden, Revolutionsmänner, die ihr winziges Ich auf die Siegesſäulen Frankreichs ſtellen, und ausrufen wollen: Seht uns, den Ruhm und Stolz der Nation, wie groß ſind wir! Und wieder andere Revolutionsmänner, die Jene wieder herabwerfen.“

„Nach allem, was ich ahne und merke, kann über jede Nacht der Teufel losgehn — der alte König iſt zwar ſchlau — aber aber — ich habe alte merkwürdige Weiſſagungen gefunden. Stirbt der Fuchs, ſo gilt der Balg, wird es heißen — wenn der Balg nicht gilt, ehe der Fuchs ſtirbt, und dann — habt acht — dann weht ein republikaniſcher Weſtwind zu uns herüber, raſ't ein Sturm durch ganz Europa, geht ein ernſter Tanz los. Nie vergeſſe ich unſers Arndt Wort in den Schriften an ſeine lieben Deutſchen: Der Franzoſe muß in der Mitte ſpielen (zwiſchen dem Süden und dem Norden nämlich), jedes Volk hat in dem großen Weltenreigen ſeinen eigenen Tanz durchzutanzen. Dieß iſt ſeine, des franzöſiſchen Volkes, tragiſche Beſtimmung: keine Ruhe haben und keine Ruhe laſſen. Werdet's ſehen!“ —

„Was mich betrifft, ſo befinde ich mich ganz wohl und ich verfolge mein Ziel mit Ausdauer. Mitten durch das wälſche, alles zur Schau bringende Marktgewühl wandle ich meinen gemeſſenen deutſchen Schritt, und ſchaue nicht rechts, nicht links — und will mich herzlich freuen, wieder bei euch daheim zu ſein. Grüßet mir alle Freunde, vor allem die Hausfrau, welche ſo ganz iſt, wie ſie ſein ſoll. Euer Goldner.“

„„Ein biederes Lob!““ ſagte Conſtanze, als Arete mit leichtem Erröthen endete.

„Und Du biſt nun wieder ruhig? Hoffeſt wieder, und glaubſt an den alten Gott, an den Gott der Treue?“ fragte Arete mit liebevoller Zärtlichkeit.

„Ich will ſuchen, den Schmerz in mir verklingen zu laſſen, auf einmal geht es nicht,“ ſeufzte Conſtanze, und legte die rechte Hand auf das unruhvoll ſchlagende Herz, während ſie mit dem linken Arm die Freundin umſchlang und ſchweſterlich an ſich zog.

Die Freunde in Paris ſaßen am Nachmittage des neunzehnten Februar 1848 in einem vertrauten Zirkel, während in der Deputirtenkammer die heftigſten Kämpfe der Parteien wogten, und die gegenſeitige Erbitterung auch in das Volk überging, beiſammen. Goldner, den ſeine wiſſenſchaftlichen Zwecke noch in der Seineſtadt feſthielten, hatte nach manchem Sträuben ſeines innerlichſten Weſens ſich — mehr dem Freunde zu Liebe, als zu ſeiner Freude — an Gabrielens Art und Thun gewöhnt, und ihre Schönheit hatte auch einigen Antheil an dieſer Ueberwindung der Goldner recht eigentlich innewohnenden deutſchen Bärennatur.

Heinrich Heine, der dieſem Kreiſe nicht fremd war, hatte Gabrielen ſein Gedicht Atta Troll vorgeleſen, und ſie legte dieſen Namen ohne Weiteres Goldner bei, der ihren Scherz duldete, und damit vergalt, daß er eben ſo ohne Weiteres Gabriele Mumma nannte, was manche Heiterkeit veranlaßte.

Den Vieren: Gabriele, Goldner, Erneſti und Kocheneczki war noch ein Fünfter geſellt, jener Flüchtling, von welchem Erneſti dem Freund auf ihrer eigenen Fluchtreiſe erzählt, Auguſt Ludwig, welcher ſeit ſeiner Flucht beſtändig als Literat in Paris gelebt hatte, aber von Erneſti erſt geraume Zeit nach deſſen Eintreffen wieder aufgefunden worden war.

Auguſt Ludwig konnte ſeine Einkerkerung, ſeine lange ſchmähliche Haft, ſeine Verurtheilung nicht vergeſſen, gehörte zur liberalen Partei und harrte mit einer ſtillen Sehnſucht auf eine Zeit, die ihm verſtatten würde, mit dem Schwert des Wortes gegen jede Gewalt in Deutſchland vernichtend anzuſtürmen. Und wie er, dachten Hunderte von Deutſchen in Paris.

Das Geſpräch, welches ſtets ſeine Stoffe den ernſten Bewegungen der Zeit und Gegenwart entnahm, hatte ſich zufällig von den Angelegenheiten, die im Augenblick alle denkenden Gemüther in Paris beſchäftigten, ab- und einer bekannten Rede zugelenkt, welche vor der Königlichen Academie der Wiſſenſchaften zu

Berlin von einem berühmten deutſchen Geſchichtſchreiber gehalten, und von der Academie hernach mit Entrüſtung verſchmäht und verläugnet — als eine Beleidigung des Königs hingeſtellt worden war.

Als nun Gabriele, Auguſt Ludwig und der Pole darüber ſehr freiſinnige und beiſſende Gloſſen machten, nahm Goldner das Wort und ſagte: „Alles ſchon da geweſen! Konnte wohl eine Academie oder ein Academiker einen König gröblicher beleidigen, wie dieſelbe Berliner Academie gethan, als ſie zu Zeiten des großen Friedrich die Preisfrage ſtellte: Ob es nützlich für das Volk ſei, wenn es hintergangen würde?!“

Ein Schrei des Erſtaunens ging durch die kleine Verſammlung, ein „Impossible!“ über das Andere, und Gabriele rief wieder ihr gewohntes: „Tout comme chez nous!“ — Da griff Goldner nach ſeiner gewohnten Art in die Taſche, und brachte ein Buch hervor, indem er mit ironiſchem Lächeln ſagte: „Es wird noch mehr impossible werden.“

„„Aha — ein deutſches Alterthum!““ bemerkte Erneſti ſpottiſch.

„Quod non,“ mein Lieber! Nur aus dem Franzöſiſchen in's Deutſche überſetzt,“ erwiederte Goldner. Solche Baſiliskeneier von Pasquillen heckt nur Frankreich aus. Seht den Titel: Rechtshandel der drei

Könige: Ludwigs des Sechzehnten von Frankreich-Bourbon, Karl des Dritten von Spanien-Bourbon und des Knopfmachers Georg des Dritten von Hannover, vor dem Tribunal der europäiſchen Mächte geführt, nebſt der Appellation an den Papſt. — Aber ſehet, welche Worte hier ſtehen, wie mit Blut und Thränen geſchrieben in gerechter Entrüſtung über die Aufwerfung einer ſo überaus abgeſchmackten Frage von Seiten einer Academie.“ —

> „Wird das Volk betrogen, ſo wird das Leben eines Staates der Tod.“ — —
>
> „Werden die Völker betrogen, ſo wird man ſehen, wie ſie ſich zur Grauſamkeit neigen, ihre Waffen in ihr Blut tauchen, ſie darin wetzen, einander anfallen, ſich aufreiben, vernichten, erwürgen, vertilgen und verſtümmeln. Von neuem werden die Jahrhunderte mit Blut und Metzeleien der Nationen befleckt werden.“
>
> „Iſt es Dein Wille, Geiſt der Natur, daß die Völker betrogen werden ſollen? — Nein, Du haſt allen großmüthigen Seelen, allen erhabenen Geiſtern, allen Völkern und allen erleuchteten Königen die Wahrheit in das Herz gegeben, daß es ein Glück ſei, nicht betrogen zu werden.“

Erſtaunt ſchwiegen alle. „Wiederhallt nicht dieſe

Sprache aus den Achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts noch in allen patriotiſchen Herzen, die erwartungsvoll den Anbruch des Jahres Achtzehnhundert und achtundvierzig begrüßten?“ fragte Goldner.

„„Man möchte ſich verſucht fühlen, Orakel zu hören und Sibyllen zu befragen!““ ſprach Auguſt Ludwig.

„Giebt es deren? Glaubt Paris noch an Weiſſagungen?“ fragte Goldner — „dann führt mich zu ihnen. Ich möchte ſie wohl kennen lernen. Die Gegenwart iſt ſo dunkel, daß es wohl lohnt in das Morgenroth der Zukunft zu ſchauen.“ —

„„Schade, daß die Lenormand vor ein Paar Jahren geſtorben iſt!““ bemerkte Kochenczki.

„Oh! ſie lebt noch fort in einer jüngern Dame, auf die ſie ihre Kunſt vererbt hat! Wollen wir dieſe beſuchen?“ erwiederte und fragte Gabriele und ſprach weiter: „Es liegt ja ohnehin eine unheimliche Schwere über Paris, wie ein Alpdrücken. Wenige Feſte, todte Bälle, nirgend rechter Frohſinn, ſelbſt der Modeglanz im Abſterben, aber überall eine dumpfe Gährung. Es iſt die fürchterliche Stille, die dem Sturme vorangeht. Darum ſchlage ich vor, dieſe ernſte Zerſtreuung zu ſuchen. Iſt's auch nur ein phantaſtiſch Gaukelſpiel, ſo weckt es in uns doch wohl neue Anſchauungen, und erfriſcht die Gedanken!“

Gabrielens Freunde ſtimmten dem Vorſchlage bei und begaben ſich unter ihrer Anleitung nach der Straße, in welcher die Erbin der Kunſt der berühmten Lenormand wohnte, jener Kartenſchlägerin, deren Orakel die höchſten Herrſcher und Herrſcherinnen vernommen hatten, ohne an ſie zu glauben, obſchon die ertheilten Orakel nicht immer trüglich geweſen waren, jener Frau, die neben zahlreichen Nebenbuhlerinnen in ihrer Kunſt, — die in Paris nicht wie in Deutſchland polizeilichen Verboten unterlag — und was unterlag in Deutſchland nicht alles polizeilichen Verboten? — durch dieſe Kunſt und deren geſchickte Uebung ein ungeheures Vermögen erwarb und hinterließ.

Paris mußte, nach deutſchen Begriffen, furchtbar abergläubiſch ſein, daß es eine Kartenſchlägerin in ſolcher Weiſe bereichern konnte, oder die Kartenſchlägerin mußte mit einer furchtbaren dämoniſchen Macht begabt ſein, daß ſie eine Weltſtadt berücken konnte.

„Deutſchland,“ ſprach Erneſti unterwegs: „das ſogar die Uebung der ewig freien Künſte beſteuert, das von Malern, Muſikern, Bildhauern, Poeten und Literaten ſich ſeine Zinsgroſchen erbittet, nein — erzwingt, beſteuert nicht die Uebung der freien Kunſt des Kartenſchlagens — es ſteckt blos die Kartenſchlägerinnen in das Zuchthaus.“

„In New-York iſt dieſe Kunſt ein förmliches Handwerk, und die Freiſtaats-Gewalt iſt ſehr wohl zufrieden, daß das Volk betrogen wird, weil es betrogen ſein will."

In einem großen alten Hauſe der Rue St. Jacques wohnte die Erbin der Kunſt der Madame Lenormand. Die orakeldurſtigen Beſucher wurden in einen, rings mit rothen Drapperien behangenen kleinen Salon geführt, den ein Leuchter erhellte, welcher von der Decke niederhing. Auf ſeinen vier Armen brannten die Flammen in der Hülle runder Kugeln von Rubinglas. Ein Divan und ſechs Lehnſeſſel waren mit gepreßtem Purpurſammt gepolſtert. Ein runder Tiſch in der Mitte des Zimmers war mit einer ſchneeweißen Marmorplatte belegt, welche in einem ſanften Roſenſchimmer glanzte, indem ſie das rothe Licht, das auf ſie fiel, zurückſpiegelte. Mitten auf dieſem Tiſch ſtand ein kleiner, kunſtvoll gearbeiteter Todtenſchädel von Elfenbein; zu deſſen beiden Seiten lagen Kartenſpiele. Die Fenſter des Zimmers waren ſo von Vorhängen überdeckt, daß jeder Strahl des Tages fern gehalten blieb, und daß es zweifelhaft erſchien, ob das Zimmer überhaupt Fenſter habe. Die Wände ſchmückte kein Bild. Gegenüber dem Eingang, in den beiden Ecken ſtanden zwei lebensgroße Marmorbildſäulen auf ſchwarzen Piedeſtalen: mochten es Originale oder Nachbildungen ſein, ſie waren von claſſiſcher Schönheit: Sibylla Delphica und Sibylla Cumana. Zwiſchen beiden ſchloß ein breiter Goldrahmen von Thürgröße eine Wand ein, welche einem Spiegel glich, aber kein Spiegel war. In dem rothen Schimmer, welcher ſich über den ganzen Salon ergoß, erſchien dieſe Wand wie zart roſagefärbtes Milchglas.

Ein ernſter Diener in Galla hatte die Beſuchenden in dieſes Zimmer geführt; er ſtellte fünf der Seſſel in eine Reihe vor den Marmortiſch, bat mehr durch lautloſe Zeichen, als durch Worte, ſich niederzulaſſen, und flüſterte dann: „Sie wünſchen, meine Herren, im Buche der Geſchicke Frankreichs zu leſen; dieſes wird Ihren Blicken aufgeſchlagen werden, richten Sie, wenn es Ihnen gefällig iſt, Ihre Augen auf jene Spiegelwand.“

Der Diener verſchwand leiſen Trittes, der Armleuchter ging in die Höhe, und die Orakelſuchenden ſaßen im tiefen Dunkel.

Da begann ein melodiſches Tönen, das aus allen Wänden zu klingen ſchien — es glich den ſchwellenden Tönewellen der Aeolsharfe und den Accorden der Harmonika.

Auf dem Spiegel von Milchglas geſtaltete ſich lebensgroß ein Heldenbild in einer überirdiſchen, wunderbaren Klarheit, wie kein Maler zu malen vermocht hätte.

Dieſe Geſtalt gehörte ihrer Tracht nach, dem fünften Jahrhundert an; es war Pharamond, Frankreichs erſter, ſagenhafter König.

Wie im Zauberſpiele der Dissolving views wechſelten die Bilder; an Pharomonds Stelle trat die Geſtaltung Clodio's — Merovig folgte ihr — dann ward der Spiegel wieder ganz dunkel.

Neue Helle — mit kühnem Fluge mußte die Phantaſie ſich die Reihen der Merovinger denken; der Gründer eines neuen Herrſchergeſchlechts trat vor Augen — Pepins gedrungene markige Geſtalt, nicht im Talar, nein, in gewaltiger Rüſtung, auf rieſigen Schild ſich ſtützend, die Streitaxt in der kräftigen Rechten. Das Bild zerfloß — und an des Vaters Stelle trat der große Sohn in allen Glanz ſeiner Größe gekleidet — eine wunderſam herrliche Erſcheinung. Doch ſie ſchwand und ward erſetzt durch ein ſchönes Heldenpaar aus dem Herrſchergeſchlecht der Carolinger, Louis III. und Carlomann. Glänzend gab der Zauberſpiegel die bunte Pracht der Gewänder wieder, in ganz unerklarlicher magiſcher Helle. Wiederum Dunkel' — wieder eine Pauſe, nur die zauberhaften Töne ſummten fort.

Ein Herrſcher des zehnten Jahrhunderts erſchien;

er trug eine Purpurhaube, um die ein goldner Kronenreif ſich ſchlang. Sein brauner Rock mit breitem Goldſaum war mit phantaſtiſchen Thierfiguren in Gold beſtickt, um welche ſich purpurne Bänder in eigenthümlichen Rundungen ſchlangen, nach byzantiniſcher Weiſe. Dieſer Herrſcher war Hugo Capet, der Gründer der dritten Dynaſtie der Herrſcher Frankreichs, und der ſechsunddreißigſte König, der dritten Regentenreihe erſter Zweig. Auf Hugo Capet folgte eine jugendliche ſchöne Geſtalt in einer Rüſtung des vierzehnten Jahrhunderts. Die Haube, um welche der Kronenreif ſich zog, war grüner Sammt. Es war Carl IV., der Schöne, Graf von Valois, mit ihm endete der erſte Zweig der dritten Regentenreihe Frankreichs, und es folgte ihm eine Geſtalt in Purpur und Hermelin, deren Kronenzacken goldne Lilien bildeten: Philipp VI. von Valois, mit dem der zweite Zweig der Capetinger begann. Faſt zwei Jahrhunderte wurden durch das erneute Dunkel, das den Spiegel umſchattete, überſprungen, und als die Helle wiederkehrte, war es Louis XII. von Valois-Orleans, welcher in ernſter Schönheit vor Augen trat. Er trug einen mittelalterlichen Talar von Goldſtoff, mit Purpur gefüttert und mit ſchwarzem Pelz verbrämt. Eine breite goldne Ordenskette hing um ſeine Schultern. In der Hand hielt er ein aufgeſchlagenes

Buch, auf deſſen einem Blatt die Worte ſtanden: Le père du peuple.

Dieſem Könige folgte im Zauberſpiegel ſein Sohn, der ritterliche Franz I. in voller Silberrüſtung, dann wurde der Spiegel abermals dunkel.

Mit dem Bilde Heinrich IV. ward der Beginn der Linie Bourbon bezeichnet; ein kräftiger Mann in dunkler Tracht. Kaum war ſein ernſtes Bild verſchwunden, ſo trat an deſſen Stelle im Kleid von Purpurſeide mit geſchlitzten Aermeln, deren Auspuß gelb war, ein gekröntes Weib von hoher Schönheit, Marie von Medicis — und nun folgte im raſchen Wechſel Bild auf Bild; es gingen den Blicken der erſtaunten Zuſchauer die Reihen der Herrſcher Frankreichs vorüber, wie Banko's Geiſter, nur daß dieſe Bilder nicht ſchattenhaft erſchienen, ſondern volles Leben athmeten; Louis XIII. in der Heldentracht des dreißigjährigen Kriegs, den großen weißen Spitzenkragen weit, und die weiße Feldbinde breit über den blauen Stahlpanzer gelegt; Anna von Oeſterreich die einſichtvolle Regentin — Louis XIV. ſtattliche ausdruckvolle Geſtalt in der Wolkenperrücke, und in reiche Pracht der Gewänder gehüllt, der Schöpfer eines glorreichen Zeitalters. Seinem Bilde folgte das der tugendhaften Oeſterreicherin, Marie Thereſe, dann erſchien Louis XV., ohne Krone, im ſoldatiſchen ſchwarzen Treſſenhut, im grünen Treſſenrock, darunter den Bruſtharniſch, unter dem die breiten goldbeſetzten Schöße eines purpurnen Kamiſols hervorhingen. Es erſchien mit dem Ausdruck rührender Reſignation Marie Leczinska, des Polenkönigs Stanislaus I. unglückliche Tochter — und an die Stelle ihres bleichen Bildes trat, auf einem Purpurſeſſel ſitzend, mit ſeinen ruhigen und friedlichen Zügen König Louis XVI. mit gepudertem Haupt und ſtarkem Haarbeutel, im violetten Rock mit breiter Goldſtickerei — am Boden lag, wie ihm vom Haupt gefallen, die Königskrone. Er ſchloß eine Reihe von 67 Königen Frankreichs durch vierzehn Jahrhunderte ab. Neben ihm ſtand Marie Antoinette in ernſter und würdevoller Haltung.

Jetzt deckte noch einmal tiefes Dunkel den Spiegel, dann erglänzte er von einer brennenden Röthe, als flamme dahinter eine Gluth von Strontianfeuer — und in dieſer Röthe erſchien eine Geſtalt, nicht Mann, nicht Weib, halbnackt, im Hemde, auf dem Kopf die rothe phrygiſche Mütze, das Hemd mit einem rothen Gürtel befeſtigt, in der Hand eine Flinte mit dem Bajonet — furchtbar anzuſchauen — und hinter ihr in ſchattenhaften Umriſſen — eine Guillotine.

„Ha! die Republik!“ flüſterte es vom Munde der ergriffenen Zuſchauer.

Da erbleichte die Rothe, verſchwand das Bild; eine neue Geſtalt erſchien im dreieckigen Hut — braunem Oberrock, darunter grüne Uniform, die Haltung ruhig und ernſt — der Kaiſer.

Auch dieſes ernſte Bild verſchwand — an deſſen Stelle trat das eines wohlbeleibten Mannes in blauer Generalsuniform mit goldnen Epauletten, eine breite rothe Binde darüber — das greiſe Haupt unbedeckt — Louis XVIII. Das Bild ſchwand raſch vorüber.

Charles X. erſchien; ein jugendlicher kräftiger Mann in der Uniform eines Marſchalls, die Bruſt mit Orden bedeckt, die rothe Binde, das Zeichen der Würde, breit über dieſe Bruſt — den mit weißen Federſchmuck verzierten Hut in der Hand.

Auch raſch vorüber. — Dunkel. — Jetzt im Spiegel — eine Tricolore.

Jetzt — Louis Philippe I. von Orlean, blauer Militäruniformsfrack, Epauletts — Orden — Schärpe — rothe Beinkleider mit goldenem Beſatz. Das Haar ergraut, die Phyſiognomie gütig, nicht ohne Zurückhaltung. Das Auge ſcharfblickend und klug. Auf einer Tafel neben ihm die Worte von ihm ſelbſt: Je suis né sous un bien heurese etoile. Wer wird ihm folgen, dieſem unter ſehr glücklichem Sterne Geborenen?

Noch ein Bild — eine edle Frau, mild und würdevoll. — Sie hält zwei junge Knaben von angenehmen Zügen an den Händen — ſoll dieß ein Orakel ſein? Es ſind der Königsſöhne mehrere. Soll die neue Dynaſtie weiter blühen? Oder — iſt dieſer Knabe vielleicht — der Graf von Paris, jener der Herzog von Chartres? —

Dunkel ſinkt über den Spiegel — wieder glüht darinnen flammende Röthe auf — nicht lange hält dieſe Röthe an. Es zuckt ein Blitz, es kracht ein Schlag, ein rieſiges Antlitz, ſteinern, von antiker Schönheit — füllt den ganzen Spiegel aus — iſt es Chronos? iſt es eine Meduſe? Und ſiehe — das Antlitz ſchwindet, und an deſſen Stelle tritt — der Hut Napoleons. Nacht — in ihr ſchwindet der Spiegel — der Armleuchter ſenkt ſich wieder herab, und aus dem Purpurvorhang, der an des Spiegels Stelle getreten, ſchreitet eine Dame von ernſten und ſtrengen Zügen, modern, aber höchſt einfach und ganz weiß gekleidet, und ergreift nach einer Verbeugung ein Spiel Karten, mit leiſer Stimme fragend: „Wem von Ihnen, meine Herren, ſoll ich zuerſt ſein Schickſal verkünden?

„„Was liegt am Loos des Einzelnen in großer bewegter Zeit?““ fragte Gabriele mit eigner Stimme — ihre Seele war ergriffen von den letzten Bildern. „Wenn wir bitten dürfen, Madame, ſo künden Sie uns die Geſchicke der nächſten Zeit, die Geſtaltung Frankreichs, Europa's.“

„„Wie Sie befehlen!““ entgegnete die moderne Sibylle: „Doch verlangen Sie nicht zu viel — oft trügen die Zeichen — oft erfüllen Prophezeihungen, deren Eintreffen man nahe glaubt — ſich erſt ſpät — und umgekehrt — oft erfüllt ſich überraſchend ſchnell — was in ferner Zukunft kommend — angedeutet wurde. Die Zeit wandelt mit ehernem Tritt ſtarr und unbewegt über Königreichen und Königen und deren Geſchicken hin. Wir vermögen nicht ihre mächtigen Schwingen zu binden, den Schlag ihrer Flügel zu hemmen.“

Die Dame ergriff nach dieſen Worten eines der Kartenſpiele neben dem Todtenſchädel, ſie miſchte, hob ab, miſchte wieder, hob wieder ab, dieß zu dreien Malen, dann zog ſie die Hälfte der Blätter ab, und deckte dieſe auf.

Sonderbar — es waren nicht franzöſiſche, ſondern deutſche Karten. Nur die deutſche Karte gibt gültige Orakel — doch nannte die Prophetin, des Deutſchen unkundig, die Karten franzöſiſch.

Neben dem Schellenkönig lag der Schellenober, Valet de Carau. Auf beide folgte das Gründaus, Pique As, neben dieſes fügte der Zufall den Pique-König.

Die Dame nannte Blatt für Blatt, und ſagte dann, als dieſe Blätter in einem Halbzirkel von ihr gelegt waren, mit eintöniger Stimme: „Ein Geldkönig — Corruption der Verwaltung — Heuchelei — Selbſtſucht — Volksverdummung — Volkstäuſchung — Hinterliſtung — Verbrechen — Mißtrauen — Schulden — Finanzverwirrung — Finanznoth — Oppoſition — Zwiſt und Streit — Demonſtration — Illumination — Abdica — genug — ſchon ein Blatt zu viel — es kann ſich binnen Kurzem ſehr Wichtiges in Frankreich ereignen.“

„Und Europa — vornehmlich Polen?“ forſchte Kochenezki mit brennender Ungeduld.

Die Kartenſchlägerin warf das Spiel zuſammen, nahm ein neues — miſchte wieder, wechſelnd dazwiſchen abhebend — und begann ihr voriges Spiel mit Legung der Blätter, Nennung der Karten. Dann ſprach ſie wieder ſechzehn inhaltſchwere Worte aus, mit jedem eine der aufgedeckten Karten bezeichnend: „Druck — Unfehlbarkeit — Uebermuth — Beamtenwillkühr — Zwang — ſpäte Reue — Volkswille — innere Feinde — Zwieſpalt — Hoffnungen — Kämpfe — eiſerne Zeit — Parteiwuth — eherne Zeit — Eintracht und Friede — goldene Zeit.“ —

„„Und Polen?““ drängte mit nochmaliger ungeduldiger Frage Kochenezki — da ſcholl ein Tumult von der Straße herauf, man hörte wilde Stimmen durcheinander rufen: „Nieder mit Guizot! Nieder mit Louis Philippe! Reform! Reform! Nieder mit der Sippſchaft des Schloſſes!“ Dazwiſchen vernahm man den im Gleichtact ſchallenden Schritt von Militärpatrouillen — hörte den Galoppſchlag von Reitern auf der Straße — und brach eilend auf.

„Sibylle! Sibylle!“ rief Auguſt Ludwig: „ſchlage Deinen Spiegel in Stücken — zeige keinen Sterblichen mehr die Könige Frankreichs!“

„„Denn ſie ſind, wie mir ſcheint, geweſen!““ fügte Gabriele hinzu, während Erneſti ſchon zur Thüre ſtürmte.

„Kommen auch wieder, wie alles ſchon da war!“ ſprach Goldner bedachtſam. „Die Königsgelüſte ſterben nicht aus — ſprecht zum Dornbuſch: Komm Du und ſei unſer König, ſo wird der Dornbuſch Ja ſagen und Flammen ausſtrömen gegen die Cedern des Libanon.“

Und der Letzte trat Goldner auf die Straße hinab. Zahlloſes Volk wogte ab und auf, ſchreiend, lärmend — ein wachſender Tumult.

„Folgt mir!“ gebot die kundige Gabriele, und führte ihre Freunde raſch quer über die Straße St. Jacques — nach dem Pantheonplatz, der noch Raum bot, wo die Maſſen ſich nicht einkeilten — dort wurde bald ein ſicherer Standpunkt gewonnen.

Schaaren brodloſer Arbeiter rotteten ſich zuſammen. Das Volk war im höchſten Grade aufgeregt und erbittert — das Volk, die Maſſe, fragte nicht nach dem Meinungskampf zwiſchen der Regierung und der Oppoſition — aber alle Gewerbe ſtockten, der Handel lag nieder — der Credit fehlte, ſo wie das baare Geld — man ſchrie ſich zu, daß achtzigtauſend Soldaten auf den Eiſenbahnen nach Paris berufen ſeien, achtzigtauſend Freſſer, daß der König von den Forts aus die Stadt zuſammenſchießen laſſen wolle — eine Nachricht drängte die andere, immer eine abenteuerlicher, wie die andere. Patrouillen folgten auf Patrouillen, die Straßen rein zu halten — es war noch ziemlich hell — eben erſt ſenkte ſich die friedenvolle Dämmerung mit ſanften Flügeln auf die unruhevolle Weltſtadt.

Plötzlich erſchien der reine Himmel glühend in purpurner Röthe. „Feuer!“ erſcholl der Ruf. „Feuer im Palais Royal!“ — „Nein — das Feuer muß im Louvre ſein!“ — „Nein! Die Vorſtadt Montmartre brennt!“ —

„Feuer auf dem Montmartre!“ — „Nein — es brennt nicht in Paris — die Brunſt iſt weiter — Saint Denis ſteht in Flammen!“ —

„Nicht Saint Denis! Weſtwärts brennt es! Saint Cloud — Saint Germain!“

Während dieſes wirren Durcheinanderſchreiens erſchien hoch oben in der Laterne des Pantheon der Wächter, und rief durch ein mächtiges Sprachrohr herunter: „Il n'est pas une incendie! Il est une aurore boréale très-splendide!“

Die Geſellſchaft der Freunde eilte durch die geöffnet werdende Thüre zur Stiege des Pantheon, und überſahe bald von einem hohen Standpunkt aus das prachtvolle Phänomen, das in ſeiner Gottesherrlichkeit den Himmel überflammte, im Spiegel der Seine brannte, ſeine rothen Strahlenlanzen bis zum Zenith empor ſchoß, ſich weit nach Oſt und Weſt hin breitete — und innerhalb ſeines Bogens, von dem die rothen Strahlen ausgingen, durch deren zitterndes Licht die Sterne flimmerten, eine faſt blendend weiße halbe Rieſenſphäre zeigte, in welcher der Montmartre mit ſeinem Telegraphenthurm und ſeinen Häuſermaſſen ſchwarzbraun erſchien, wie in einer hellen Glorie das Haupt der ägyptiſchen Maria.

„Ha! Welch großartiger Anblick! Welche erhabene Stille hier oben im Reiche der Luft — über den Sarkophagen der Julihelden! — über dem dumpfen Toſen der Stadt!“ rief Gabriele begeiſtert und ergriffen.

„„Seht dieſe Farben — weiß und roth! Der Himmel ſchmückt ſich mit Polens Kokarde!““ ſchwärmte Kochenezki.

„Und hängt die dräuenden Ruthen des Zorns über Paris!“ fügte Auguſt Ludwig hinzu. „Seht — jetzt wendet ſich's — jetzt glüht es nordoſtwärts noch feuriger auf! Hin, nach Deutſchland hin!“

„„Mars iſt dieſes Jahres Planet und Regent! Ich ſehe ſeine Schwerter ausfahren!““ rief Goldner — „und gedenke eines ernſten Wortes aus den Prophetien des Noſtradamus, die ich ſo glücklich war, damals, als wir uns, Erneſti, hier zuerſt begrüßten, aufzufinden — in welchen manch tiefgeheimnißvolles Prophetenwort enthalten iſt.

„Und das wäre?“ fragte Erneſti. „Sage uns doch eins unter dieſem flammenden Himmel.“

„O Mars cruel, que tu seras a craindre!“

„„Noſtradamus meint den März, nicht den Kriegsgott oder den Planeten!““ Und wir ſind noch im Februar, warf Erneſti hin.

„Den meine ich auch, und ſage es noch einmal,“ erwiederte Goldner.

„Grauſamer März, wie ſehr biſt Du zu fürchten! — Dieß Roth iſt nicht das Roth der Liebe — dieß Roth bedeutet — Blut. Heute über vier Wochen wollen wir uns wieder daran erinnern.“

III.

Paris war ſeit zwei Tagen ein kochender Vulkan geworden. Das am 20. Februar zu haltende Reform-Banket ward auf den 22. verlegt. Die Geſchäfte ſtockten, die Papiere ſanken, das Gold ſtieg. Plötzlich erſcholl am Morgen des 22. die Kunde der Erklarung Odilon-Barrots, am Bankett nicht Theil nehmen zu wollen. — Dieſer folgte die Nachricht auf dem Fuße, das Bankett werde, ſolle, *dürfe gar nicht* Statt finden — es ſei *verboten*.

„Jetzt iſt es Zeit!“ rief Gabriele ihren Freunden zu. „Auf nach der Hohle! Erneſti, ſenden Sie Herrn Goldner ein Billet, das ihn zur Vorſicht mahnt und vor Gefahr warnt. Er mag ſich in ſeine Bücher vergraben, indeſſen wir um die Freiheit werben auf Tod und Leben!“ —

Gabriele trug ihr ſchones Haar unter einer Arbeitermütze; ihre ſchlanken Glieder hüllte eine Blouſe ein, ſie trug keine Sporen mehr an ihrer Fußbekleidung. Ihre Waffe war ein blanker Degen mit Stahlgriff, die Scheide ſchwarz mit Stahlbeſchlag.

In gleicher Kleidung und Bewaffnung erſchienen Erneſti, Kochenezki und Auguſt Ludwig, nur daß die Männer außer den Degen noch mit Stutzen bewehrt waren, und in leichten Patrontaſchen die nöthige Munition bei ſich führten. An ihren Mützen waren Kokarden mit den Farben befeſtigt, welche die Julirevolution eingeführt und feſtgeſtellt hatte, allein die Aufeinanderfolge der Farben war nicht die gewöhnliche. Dieß war ein Verbindungszeichen; wer es flüchtig anſah, dachte nichts dabei. — Wem fiel gleich ein, daß die Farbenreiſe nicht in gewöhnlicher Folge umeinander liefen? — das konnte ja von dem Ungeſchick einer Näherin herrühren.

Ein raſcher Fiaker trug die Gleichgeſinnten durch die Vorſtadt St. Antoin in die Nähe des Baſtille-Platzes. Dort verließen ſie den Wagen und gingen über den Platz. Es war in dieſem Stadttheil noch ſtill, doch kamen von den höher gelegenen Boulevards ſchon Nachrichten unter die Menge, die ſich auf die neue Bewegung bezogen.

Hell erglänzte die mit Gold überzogene Freiheitsgöttin auf dem Akroterium der ehernen Juliſäule im Lichte der Februarſonne — der Genius Frankreichs.

„Wie lange wird dieſe Seiltänzerin da droben noch balançiren?" warf Gabriele die Frage hin, nachdem ſie hinaufgeblickt zum Bilde der Säule.

„Wahrhaftig!" rief Auguſt Ludwig: „Feſten Fuß hat die Freiheit von achtzehnhundertdreißig nicht gefaßt, wenn ſie, wie da droben, auf einer Kugel und auf einem Beine ſteht."

„Eine luftige Geſtalt, dieſe Freiheit" — ſpottete Kocheneczki.

„Die goldne Freiheit — ja wohl! Gold iſt Freiheit — wer reich iſt, wer Gold im Ueberfluß hat, der hat Freiheit in Fülle.

„Geht aber nicht das Haſchen nach Gold durch die ganze civiliſirte Menſchheit?" warf Erneſti die Frage auf.

„Wohl wahr!" erwiederte Kocheneczki: „aber ich muß Dir ein bekanntes lateiniſches Sprüchwort umkehren: quod decet bovem — non decet Jovem. —

Den Bewohnern jenes Stadttheils fiel es zum Theil auf, von mehrern Seiten her jüngere und ältere Männer in Blouſen, faſt gleichförmig bewaffnet und mit gleichem Abzeichen, jenen übereinſtimmenden Kokarden verſehen, wie nach einem und demſelben Ziele eilen zu ſehen; die Pariſer ſind nicht wenig neugierig.

Bald fanden ſich auch bewaffnete Arbeiter zuſammen, ſtellten ſich in Gruppen — beobachteten die verſchiedenen Straßeneingänge — manche eilten auch nach dem Innern der Stadt und nach den belebteren Boulevards, wie nach den elyſeeiſchen Feldern, um ſich dort am Aufbau von Barricaden zu betheiligen, oder auch Theil zu nehmen an der gewaltſamen Erbrechung von Waffenläden, während wieder andere ihrer Kameraden, zum Mitgehen von dieſen aufgefordert, ruhig blieben, und allenfalls erwiederten: „Geht nur hin — wir folgen nach — wir warten auf Ordre.“ —

In den raumvollen Souterrains eines großen Hauſes in der Rue de Charenton fand ſich allmählig eine Verſammlung ein, deren Anzahl ſechs bis ſiebenhundert Männer und Jünglinge betrug. Es war die *Verbrüderung der ſiebenhundert Häuptlinge*. Unter dieſem Namen waren Franzoſen, Deutſche, Polen und Ungarn in eine engere heimliche Verbindung getreten, welche keinen andern Zweck hatte, als den, ſobald König Ludwig Philipp die Augen ſchließe, eine neue Ordnung der Dinge herbeizuführen, und zwar auf eine raſche, energiſche, möglichſt unblutige Weiſe — und dem Volke eine höhere, beſſere und edlere Freiheit zu erringen, als die war, die unter der beſtehenden Herrſchaft der Dynaſtie Orleans waltete.

In dieſer Verbindung befanden ſich große Kräfte der Intelligenz, mächtige demokratiſche Elemente, und jeder der Verbündeten hatte die Aufgabe, ſich die Zuſtimmung und den perſönlichen Antheil von zehn kräftigen Männern aus dem Volke zu ſichern, die auf ein beſtimmtes Zeichen bewaffnet zuſammentreten ſollten, jeder zu ſeinem Führer.

Alſo für den Nothfall eine bewaffnete Macht von 7700 Männern zur geregelten Leitung eines Aufſtandes. Heftige, lebendige Reden, — ſchneller Entwurf von Plänen, Abſendung von Boten, Ankunft von Sendlingen, Botſchaft auf Botſchaft — kreiſende Becher — ſtehend nimmt die Verſammlung ein Mahl ein, alle bedeckten Hauptes, um die Lenden gegürtet, wie die Männer vom Volke Jehova's, da ſie auszogen aus Aegyptenland.

Kein Auge ſchloß ſich in dieſer Nacht — und ehe noch die erſten Strahlen des dreiundzwanzigſten Februarmorgens hinter dem Park von Vincennes aufdämmerten, waren alle Beſchlüſſe gefaßt, vertheilten ſich ſtill und eilig die Verbündeten nach jeder Richtung hin, ihre Leute zu ſammeln.

Auf den Boulevards loderten in gewiſſen Entfernungen große Wachtfeuer, bivaquirte die Linie. Die Straſſen wimmelten ſchon vom frühen Morgen an; 80000 Soldaten waren in Paris eingerückt — der Carouſſelplatz war von ihnen ganz bedeckt, zwei Batterien Artillerie ſollten ihn ſchützen. Auf allen freien

Plätzen hielten, wie längs der Boulevards, Truppen — der Generalmarsch für die Nationalgarde wirbelte durch die Straſſen — an den Barrièren gingen mehrere Accisegebäude in Flammen auf — allenthalben bewaffnete ſich das Volk — wo irgend um Höfe, Kirchen oder öffentliche Denkmäler Eiſengitter befindlich waren, brach man ſie zuſammen, und nahm die Stäbe als Piken. Die Militairmacht ſperrte ſämmtliche Seinebrücken; ſie ſperrte die kleinere Hälfte der Stadt von der größern ab, aber zu ſpät — ein bedeutender Theil Männer war ſchon in der Nacht herüber, und außerdem bildete man aus den zahlreichen Fahrzeugen, die ſtets den Strom bedecken, Schiffbrücken und erzwang die Landung an vielen Stellen der Quais mit Gewalt. Die Municipalgardiſten wagten unter das Volk zu feuern; zwiſchen dem Baſtilleplatz und dem Boulevard des Tempels kam es zu hartem Kampfe. Das Pflaſter ward aufgeriſſen, und der Reiterei, wie der Artillerie jedes Manöver unmöglich gemacht. Spät genug gewahrten Militair und Nationalgarden, daß es nicht regelloſe Volkshaufen waren, die gegen ſie andrängten. In allen Theilen der Stadt erſchien der Aufſtand geregelt — von kundigen Führern geleitet — am Nachmittage begann das Feuern aus den Fenſtern der Häuſer — die Stimmung des Militairs erlitt eine Schwankung — ſeine Brüder, die Nationalgarden, hatten es verſtändigt was es gelte, was das Volk wolle — Reform und ein neues Miniſterium an die Stelle des bisherigen vertrauenloſen, nur vom König hartnäckig feſtgehaltenen.

Tauſendſtimmig erbrauſte Frankreichs Freiheit-Hymnus, die Marſeillaiſe — und der Ruf Vive la Réforme!

Die Nationalgarde nahm Partei für das Volk gegen die Municipalgarde — ſie ſchlug die Municipalgarde an mehreren Punkten. Gabriele d'Orley, Erneſti und Kocheneʒki hielten ſich unzertrennlich beiſammen, Gabriele trug jetzt eine leichte dreifarbige Fahne — ſie befanden ſich mitten unter dem Feuer und Getümmel des Kampfes auf dem Boulevard des Tempels, und drangen von da weiter gegen die Boulevards St. Martin und St. Denis vor.

Schon war der Nachmittag herbeigekommen — es war halb fünf Uhr — da wälzte ſich von der Gegend der Magdalenenkirche her erſchallend, ein ungeheurer Jubelruf die Boulevards entlang: „Ruhe! Friede! Das Miniſterium iſt entfernt! Hoch die Reform!“ — und fand ein hunderttauſendſtimmiges Echo — das die Gewehrſalven überhören ließ, die im Innern der Stadt noch ſchaurig krachten. Man jubelte, man umarmte ſich — man eilte, ſich zu erholen, zu ſtärken — man ließ ab von dem ernſthaften Verſuch, die Caſerne der Municipalgarde, die man umdrängt hielt, zu ſtürmen und in Brand zu ſtecken.

Kaum dämmerte der Abend — ja es war noch hell, ſo war die ganze Linie der Boulevards von der Madelaine herauf bis zur Porte St. Martin und weiter ein blendendes Flammenmeer — alle Fenſter wurden erleuchtet — Fahnen wehten aus allen Häuſern, Vaterlandslieder wurden begeiſtert geſungen — Muſik lärmte betäubend in den Lärm, zahlloſe Schaaren wogten mit brennenden Fackeln über die Straßen, und Gabriele umſchlang in ekſtaſiſcher Freude ihren Jaromir, indem ſie ausrief: „Siehſt Du, mein Freund — mein Volk in ſeiner Größe! Vive la gloire de ma patrie! Laß mich, mein Gott, mein Frankreich groß und frei ſehen — und ſterben!“

Dieſe freudige Erregung, welche auch die Menge wie ein Taumel ergriffen, war nicht von langer Dauer. Eine Stunde ſpäter, nachdem dieſe Freudenfeuer ſich entzündet hatten, lief die Nachricht vom Munde zu Munde: „Täuſchung! Lüge! „Wir ſind genarrt, betrogen! Guizot iſt noch Miniſter, nach wie vor!“

Da ſammelte das Volk ſich wieder in Maſſe, und rückte ſtürmiſch die Marſeillaiſe ſingend, die Boulevards entlang gegen das auf der Stadtſeite dicht an einen derſelben anſtoßend gelegene Hotel des Miniſters Guizot vor — ein ſchrecklicher Andrang. Ein

Strom von Neugierigen trieb voran — eine gleichgroße Menge derſelben hielt das Hôtel bereits umſtellt. — Um daſſelbe zu ſichern, war eine Abtheilung vom vierzehnten Infanterieregiment vor dem Hauſe aufgeſtellt. Der Ruf: „Nieder mit Guizot! Es lebe die Reform!" — Steinwürfe gegen die Soldaten — ein einzelner Schuß, dann plötzlich zwei Gewehrſalven — vierzig Todte — Wuthgeheul des Volkes: „Verrath! Verrath!" Säuberung des Platzes durch Dragoner — Aufhebung der Todten und mit ihnen die aufregenden, nahe an das Theatraliſche ſtreifenden Trauerzüge durch die ganze Stadt — Schrei des Entſetzens durch ganz Paris: „Verrath! Verrath! Aſſaſſinat!" Und nun kein Aufſtand mehr, ſondern Revolution.

Eine Revolution — ſo raſch, ſo energiſch, aber blutiger, wie jene des Jahres 1830.

Nun allgemeine Bewaffnung — nun Errichtung von Barrikaden in allen Straßen, nun Kampf an allen Orten und Enden. Paris ein Schlachtfeld Geſtern etwa fünfzig Barrikaden — heute gegen Tauſend.

Vergebens fliegen aus den Tuillerien die Adjutanten mit wehenden weißen Tüchern: „Marſchall Bugeaud iſt Statthalter von Paris! Hat den Oberbefehl über die Nationalgarde!"

„„Wir brauchen nicht den Marſchall Bugeaud!""

hallt die verächtliche Antwort — und ihr geſellt ſich der furchtbare Schrei: „Nieder mit Louis Philippe! Nieder mit den Miniſtern! Es lebe die Nationalgarde! Es lebe die Linie!" —

An der Spitze der Männer, welche dieſe Worte riefen, befand ſich neben andern Führern und ihren beiden Freunden Gabriele mit ihrer Fahne. Sie hatten ſich nach dem ſchrecklichen Ereigniß vor dem Hôtel Guizot noch einmal nach ihrem Sammelplatz zu neuer Berathung zurückgezogen, und waren dann von da, Fackelträger voran, vom Baſtilleplatz, wo ſich die ganze Macht der Verbündeten aufgeſtellt hatte, in geſchloſſenen Colonnen durch die lange Zeile der Straſſe St. Antoin in die Stadt gezogen.

Wo ſie auf Abtheilungen der Nationalgarde ſtießen, erſcholl brüderlicher Anruf und dieſe Abtheilungen ſchloſſen ſich ihnen an. Von Zeit zu Zeit hörte man das Krachen von Salven und Pelotonfeuern aus entfernten Stadttheilen, die Straßen waren hell beleuchtet, aber der Himmel war nachtſchwarz, bisweilen überflammte ihn ein greller Blitz.

„Ein Frühgewitter!" rief Gabriele. „Seht, der Himmel will die Erde frei machen! Sein Gold iſt ächt! Seine Flammen leuchten uns zum Siege!" — Ein Donnerſchlag ſchien Amen zu ſprechen zu dieſem Aufruf.

Schaurig dröhnte von den Thürmen der Kathedrale Notre Dame und von andern Thürmen durch dieſe furchtbare Nacht das unausgeſetzte Läuten der Sturmglocken. Faſt ununterbrochen tobte der Kampf in den Straßen von der Nacht bis zum Morgen.

Die ſiegreich vordringende Maſſe erreichte das Palais Royal. Es war nur ſchwach vertheidigt, war bald genommen, ein kurzer Kampf und — das Palais Royal brannte.

Neue Nachrichten flogen entgegen: „Der König hat Befehl gegeben, das Feuern einzuſtellen! — Gelächter. „General Lamoricière iſt Commandant der Nationalgarde!“ — Murren. „Ein neues Miniſterium: Thiers, Odilon-Barrot, Duvergier, d'Hauranne, Lamoricière!“ — „„Vorwarts! Vorwarts! Nieder mit dem König! Nieder mit dem Königthum!““ Dieß die entſetzliche Antwort. —

Im dem Palais der Tuillerien die troſtloſe Wendung des Geſchickes der Dynaſtie Orleans; in der Deputirtenkammer die peinliche, angſtvolle Sitzung. Nachricht auf Nachricht. „Der König hat abgedankt zu Gunſten ſeines Enkels. — Die Herzogin von Orleans iſt zur Regentin ernannt! — Die Herzogin wird mit ihren beiden Söhnen perſönlich in der Deputirtenkammer erſcheinen!“ — Eine Dame in Trauer, von würdevoller, edelſter Haltung, zwei Knaben an der Hand, der eine $9\frac{1}{2}$, der zweite $7\frac{1}{4}$ Jahr alt betritt den Corridor, tritt in den großen übervollen Halbkreis des Saals der Deputirtenkammer. — „Die Herzogin! Der Graf von Paris! Der Herzog von Chartres!“ ſchallen Rufe des Erſtaunens. Erſchöpft ſinkt die Herzogin auf einen Seſſel — die Enkel des Königs drängen ſich an ihre Mutter. „Achtung dem Unglück!“ — Dumpfes Brauſen, dumpfer Hall zahlreicher Männertritte auf den Corridors; der Herzog von Nemours, der geſetzliche Prätendent der Krone Frankreichs, geleitet die Herzogin und die Knaben hinauf zu den Bänken des Centrums, er ſetzt ſich hinter die Prinzen und ihre Mutter. Der aufgeregten Verſammlung verkündet ein Deputirter, was ſie ſchon weiß — von den Bänken ſchallt ein Bravo, von den Bühnen ruft eine helle Stimme: „Es iſt zu ſpät!“

Odilon-Barrot tritt ein — er ſoll ſprechen — er ſpricht — oft unterbrochen — es muß zur Ordnung gerufen werden — da ſchallt Tumult von außen — eine Schaar von Männern jeden Standes und Alters, darunter die meiſten in Blouſen und mannichfach bewaffnet, wimmelt in den Saal, füllten ihn und die Tribunen, Fahnen, dreifarbige und rothe entfalten ſich; eine davon hält Gabriele, neben ihr ſtehen ihre Schutzwächter Kochenezki und Erneſti, die Geſichter alle ſind von Pulverdampf geſchwärzt, und glühen vor Erregung. Nationalgarden und Zöglinge der polytechniſchen Schule ſind unter dieſer Menge.

Furchtbarer Lärm. Eine Löwenſtimme gebietet Schweigen. Ledru-Rollin ſpricht, und proteſtirt gegen die vorgeſchlagene Regierung unter dem lauteſten, tumultuariſchen Beifallgeſchrei. Alles ſpricht und ſchreit und lärmt zugleich. Herr de Lamartine ſpricht und ſchlägt eine proviſoriſche Regierung vor.

Da kracht von donnernden Schlägen eingebrochen, die Thüre einer obern Gallerie zuſammen, und ein Haufe ſchrecklich ausſehender Männer tritt herein — dieſe ſchlagen ihre Gewehre an gegen die Verſammlung, gegen die Redner, gegen die Herzogin von Orleans und ihre Begleitung.

Die Herzogin wird mit ihren Kindern unter wachſendem Tumult aus dem Saale entfernt — der Herzog von Nemours gewinnt, nachdem er ſeinen Uniformsrock mit einem Civilrock vertauſcht — durch einen Sprung aus einem untern Fenſter des Gebäudes das Freie — die meiſten Deputirten entfernen ſich — im Saale iſt kaum noch ein Wort verſtändlich — an Bajonetten geſpießt werden die mit Bleiſtift geſchriebenen Namen der Mitglieder der proviſoriſchen Regierung zum Leſen umhergereicht.

Da ſchallt der Ruf: „Zum Stadthaus! Zum Stadthaus! Es lebe die Republik!“

Unter fürchterlichem Tumult entleerte ſich das Haus der Deputirtenkammer; die aufgeregte Menge brauſte über die Concordie-Brücke, überſtrömte den menſchenvollen Platz und trug die Parole: „Republik" in das Herz von Paris.

Zu dieſer Stunde ſaß Goldner in ſeinem Quartier und ſchrieb an Burkart: „Paris iſt in vollem Aufruhr. Ich habe mich in einen ruhigen Rückhalt zurückgezogen. Für Frankreich iſt mein Blut zu gut.

Aber die Zeit iſt ernſt und ſchwer. Da ſitze ich und bin zu unruhevoll, um arbeiten zu können — auch iſt mein Werk vollbracht: demnächſt kehre ich zurück.

Meine Augen irren über die feinen Lettern eines ſehr ſeltnen Büchleins, das die Prophezeihungen des Noſtradamus enthält, jenes berühmten Leibarztes Karl des Neunten, der ſo vieles vorausſagte, was eingetroffen iſt, den Mord Heinrich III., die Hinrichtung des Herzogs von Montmorency unter Ludwig XIII., den großen Brand von London, die Hinrichtung Karl I., Königs von England, und wie die Vorrede meiner doppelt ſeltnen Ausgabe von 1668 ſagt: plusieurs autres belles curiosités qui meritent la lecture.

Und da will mein Auge nicht von einer Zeile los, denn die Weiſſagungen hängen alle an Einzelzeilen, was drum und dran iſt, iſt nur Hülle ihres Kerns, und dieſe Zeile lautet, Centurie III., Quatrain 44:

Le vieux monarque dechassé de son regne.

Es iſt alles ſchon dageweſen, aber daß ein alter Monarch Frankreichs aus ſeinem Reich verjagt worden, iſt noch nicht dageweſen. —

(Zwei Stunden ſpäter.)

Noſtradamus hat richtig prophezeit, der alte König Ludwig Philipp iſt fort, man ſagt, er wolle mit ſeiner Familie nach England. —

Der alte König iſt kein Kain, aber er kann, er wird mit Kain klagen: „Moſe 1, Kap. 4. Vers 14.“ —

In den Tuilleriengarten hinein drangen die bewaffneten Schaaren. Mit unter den erſten Führern, todesmuthig voran, Gabriele mit ihrer Fahne.

Rings um den ſtolzen Königspalaſt tobte wüthender Kampf ſchon ſeit mehrern Stunden. Die Truppen der Linie und die Municipalgarde vertheidigten mannhaft das Schloß, während die Nationalgarde zum Volke ſtand. Schon zwei Angriffe waren zurückgeſchlagen, da kam die neue Verſtarkung — ein dritter, furchtbarer Anprall, ein wüthendes Morden; was von den Municipalgarden nicht floh, wurde aufgerieben und ihre Leichen ſperrten die Thore. Eben hob Gabriele den Fuß, über dieſe Leichen zu ſchreiten, als eine Kugel ſie traf, ſie ſank mit einem Seufzer in die

Arme Jaromirs, der ſie auffing, während Erneſti die fallende Fahne ergriff.

Donnernd erſchallte der Siegesruf. Die Tuillerien waren genommen — der purpurne Thron des Königs mit dem Schmucke der goldnen Linien flog zerſchmetternd aus den Fenſtern auf das Pflaſter nieder.

Mit den Worten: „Süß iſt der Tod für Freiheit und Vaterland!“ hauchte Gabriele ihre Seele aus. Ihr brechender Blick haftete dabei feſt auf Jaromir.

Schmerzvoll trugen die Freunde den ſchönen Leichnam aus dem Getümmel.

Dieſer Kampf hatte mehrere hundert Leben gekoſtet. —

„Frankreich iſt frei!“ ſprach Kochenezki zu Erneſti bedeutungsvoll. „Unſre Verpflichtung gegen den Bund der Siebenhundert Häuptlinge iſt gelöſt; was thun wir?“

„„Wir wollen Goldner und Auguſt Ludwig aufſuchen und ſie fragen, ob ſie mit uns Apoſtel werden wollen — Apoſtel der Freiheit — jenſeit des Rheins““ erwiederte Erneſti.

„Und jenſeit der Oder!“ fügte Kochenezki hinzu. „Sorge Du für alles, mich laß dieß geliebte Weib bewachen und beſtatten. Sobald die Gruft ſie birgt — bin ich ganz der Deine.“ —

Hinter ſich ließen nach wenigen Tagen, nachdem ſie jedoch noch der pomphaften Leichenbeſtattung der gefallenen Freiheithelden trauervoll beigewohnt, die Freunde Paris und Frankreich mit ſeiner neuen Republik, ſeinen Schwindel-Ideen, ſeinen Verheißungen ohne die Macht der Erfüllung, ſeinen trügeriſchen Proclamationen und ſeiner gährenden Bevölkerung, mit allen Elementen des Haſſes und der Spaltung, allem Saamen zu einem blutigen Bürgerkrieg — und dorthin richtete ſich ſo mancher Schwärmerblick aus Deutſchland: dieſem Frankreich ſollte Deutſchland ſeine Gewaltthaten, ſeine blutigen Umwälzungen nachahmen.

Welches Heil oder Unheil für Frankreich, für Europa, für die Menſchheit aus dieſer Umwälzung geboren werden würde, dieß war jetzt weder zu berechnen, noch vorauszuſagen — ſelbſt Goldner ſaß mehr als je ſinnend neben den großtentheils ſchweigenden Freunden. Zu voll war allen das Herz, zu friſch und mächtig waren die Eindrücke, die ſie empfangen und zu nachhaltig, um leichten und heitern Geſprächen ſich hinzugeben.

Jaromir trauerte um die ſo ſchnell dahin geraffte Freundin — doch pries er ſie glücklich, und beneidete ſie um ihren ſchnellen und ſchönen Tod, um den Tod für eine begeiſterungdurchglühte Idee. „In voller Blüthenfriſche iſt ſie hinübergegangen in das unbekannte Land,“ ſprach er ſich auf der Reiſe aus in ſeinem Schmerz gegen die Freunde. „Aelter geworden, würde ſie nur unglücklich geworden ſein — Täuſchung — Enttäuſchung wäre nicht ausgeblieben.“ —

„„Sicher hätte ſie noch ein verfehltes Leben beweint,““ ſagte Erneſti.

„Das iſt auch meine Meinung! Ihr iſt jetzt wohl,“ äußerte Goldner. „Die Natur rächt ſich ſtets an der Unnatur. Gott hat das ſanfte Weib nicht für den Männerrock, nicht für die Kunſt des Roſſebändigers, nicht für die Cigarre geſchaffen. So that mir's ſtets in der Seele weh, wenn ich weibliche Virtuoſinnen ſah, die Trompeten blieſen. Eine Cigarre im Mund eines Weibes kommt mir immer vor wie ein — Rüſſel.“

„„Ich will nicht ſagen““ — nahm Auguſt Ludwig das Wort: „daß Frauen und Jungfrauen ganz unbetheiligt bleiben ſollen an dem, was die Zeit Großes und Ereignißreiches in ihrem Schooſe trägt — daß ſie immerdar nur theilnahmloſe Zuſchauerinnen, nie handelnd eingreifende ſein ſollen — ich preiſe Gott, daß auch unſer deutſches Vaterland Frauen umſchließt, die mit hohem Sinne ſich für die Freiheit begeiſtern — ohne eine ſolche edle, aufopfernde Heldin ſäße ich zuletzt immer noch in Frankfurt im Kerker — aber die perſönliche Betheiligung an Blut- und Schlachtſcenen, wenn es nicht die eigne Vertheidigung, nicht die der

Kinder, ſchwacher Angehörigen, des eignen Heerdes gilt — halte ich nicht für wohlgethan.“

„„Laßt ſie im Frieden ruhen!““ bat Kochenezki wehmuthvoll. „Sie hat ihre Sendung hinieden erfüllt — mir bleibt noch die meine zu erfüllen — ich hoffe zu ſterben, wie Gabriele, deren Geiſt, Anmuth und Lieblichkeit, bei allem unnatürlich angeeigneten männlichen Weſen mir doch zu einem gar ſchönen Lebensſterne geworden. Der Stern iſt im Weſten niedergeſunken — und ich eile dem Oſten entgegen, um ihm wieder zu begegnen.“ —

Die Bewegung in Paris zuckte wie ein Erdbeben auch durch Deutſchland. Mit neugierigen Fragen aller Art wurden die Reiſenden bei ihrer Ankunft in Frankfurt am Main von Bekannten und Unbekannten beſtürmt. In allen Straßen gab ſich der Antheil kund, welchen das außerordentliche Ereigniß hervorgerufen. Hier bei der Jugend, bei den Freigeſinnten Freude und Jubel — dort bei den Beſitzenden Angſt und Entſetzen — dort bei den Diplomaten Furcht und Grauſen.

Auguſt Ludwig gedachte in Frankfurt zu bleiben — er hoffte ſehnſuchtvoll, ſeine Retterin, deren Bild er noch immer, wie ein Kleinod im Herzen trug, wieder zu ſehen — allein er fand ſie nicht mehr — er wußte nicht, und Goldner brachte die Sprache nicht darauf, daß ſie in Berlin wohne, ihr Wunſch war es nicht, daß er von ihr höre.

Die Freunde nach Berlin zu begleiten, trug Auguſt Ludwig Bedenken.

Aber um ſo unbedenklicher waren Erneſti und Kocheneczki entſchloſſen, mit Goldner nach Preußens Hauptſtadt zu gehen, wenn auch nicht gerade mit dieſem gleichzeitig einzutreffen — denn ſie bauten feſt auf die Hoffnung, daß Berlin nicht unbetheiligt bei einer Bewegung bleiben könne, die, wie vorauszuſehen war, im kleinſten deutſchen Dorfe nachzittern mußte.

Die Stimmung in Frankfurt gegen Preußen war nicht die günſtigſte. Man erſchöpfte ſich in Verwünſchungen darüber, daß in einer Provinz des einſichtsvollen Preußens eine Hungerpeſt möglich geworden; man gab mit vollen Händen, aber mit den bitterſten Anklagen. Aber was konnte Preußen, das Land dafür? —

In einem auserleſenen engen Kreiſe weilten die Freunde am Tage vor der Abreiſe Goldners und ſeiner beiden Gefährten, und beſprachen die Zeit, die Zeitungen von allen Orten und Enden, und das neugeborne Kind der Zeit, die Republik — da brachte Goldner wieder ein dünnes Quartheft hervor, das er in einem Bücherantiquarladen aufgefunden, und nahm das Wort: „Hier iſt ein kleines Pasquill auf Ludwig den Vierzehnten und die Maintenon — viel Merkwürdiges enthaltend."

„Mit wenigen Veränderungen ließe ſich daraus ein neues machen, und nicht auf Frankreich allein. Es iſt betitelt Leichconduct der in der Wiege erſtickten Univerſalmonarchie nebſt ihrem Castrum doloris. Darin ſind kräftige Bibelſprüche zitirt, Nutzanwendungen zum gemeinen Beſten. Die fünfte Monarchie wird zur Erde beſtattet, Könige und Prinzen geben ihr das Geleite, ein mit falſchem Gold überzogenes Kreuz wird vorangetragen, und die Inſignien tragen den Bibelvers aus dem zweiten Buch der Maccabäer als Aufſchrift: Fürchtet euch nicht vor der Gottloſen Trotz, denn ihre Herrlichkeit iſt Koth und Würmer. Da fliegen in der Luft die Seifenblaſen des Uebermuthes und der Unfehlbarkeit über den Spruch Salomos: Es iſt alles ganz eitel — empor." —

„Um den Sarg ſchwärmen ſpaniſche Fliegen, welche zwei Marſchälle vor einem dem Sarge folgenden König zu verjagen ſuchen — und der Spruch aus dem Exodus: Ich will allerlei Ungeziefer laſſen kommen über Dich."

„Es folgt Ludwig der Vierzehnte, der erſte Leidtragende, mit dem Spruch aus Hiob: „Er hat meine Ehre mir ausgezogen, und die Krone von meinem Haupt genommen."

„Dann folgen wieder leidtragende Fürſten mit umgekehrten Wappen, darunter auch das Polniſche, und der Spruch aus Jeſaias: Wir haben die Lügen unſre Zuflucht und Heuchelei unſern Schirm gemacht."

„Dann ſchreiten hinter dem Sarge, wie es wörtlich im Text heißt: Viel Financiers, Wechſel-Negotianten und andere Kaufleute — mit umgekehrten Beuteln, aus welchen nichts als leere papierne Münzzettel in die Luft fliegen, ſammt der Beiſchrift aus Lucas Evangelium: Die Hungrigen füllet er mit Gütern, und läſſet die Reichen leer."

„Endlich — ſo lautet wörtlich der Text: beſchloſſen den Conduct die franzöſiſchen Officiers und Soldaten mit umgekehrtem Gewehr, zerfetzten Fahnen und andern zerbrochenen Kriegsrüſtungen mit der Beiſchrift auch aus Lucas: Meiſter, wir haben die ganze Nacht gearbeitet, und nichts gefangen."

„Alles ſchon da geweſen, und was noch nicht da war, wird noch kommen!" fügte Goldner mit ernſter Stimme und einem bedenklichen Geſicht hinzu.

„Und noch eins — hier erblickt man auf dem Bilde die Maintenon — denkt euch ſtatt ihrer eine andere berühmte oder berüchtigte Frau — dieſe ruft — ſo ſteht hier wörtlich, dem König und andern Leidtragenden zu: Kommet her zu mir alle, die ihr mühſelig und beladen ſeid, ich will euch erquicken." —

„Verſteht ihr die prophetiſchen Worte, welche dieſes alte, ſcheinbar alberne Pasquill enthält?“ fragte Goldner, indem er das Heftchen verbarg. „Die Alten nahmen vier Weltmonarchieen an — der Traum von einer Univerſal-Monarchie iſt Wahrheit geworden — die fünfte, die Univerſal-Monarchie — iſt die des Geldes. Das Streben nach dem Scepter von dieſer Welt iſt der Dämon, der ſelbſt edle Seelen zu umſtricken vermochte — geſchweige die ſchmutzigen Seelen der Geldmänner, die mit unerſättlicher Gier heute Gold und Papier ſteigen und morgen fallen laſſen, und gewinnen beim Steigen wie beim Fallen, während das Volk, die arbeitende Klaſſe, verarmt.“

„„Wahrlich!““ rief Erneſti: „Wenn dieſe fünfte Monarchie zu Grabe getragen würde, ſollte man ſie mit Tanz und Frohlocken beſtatten, aber wohin?“

„„Auf den Judenfriedhof,““ — rief Einer.

„Nein, in Frankreich“ — verſetzte Goldner ſarkaſtiſch. Art läßt nicht von Art.

Die Freunde trennten ſich in Frankfurt. Auguſt Ludwig blieb in dieſer Stadt und nahm bald darauf im Rathe der Fünfzig eine Stelle ein, wo er zu jener gemäßigten Partei trat, die, ob ſie auch Unbilden erduldet im Vaterlande, doch treu zum Vaterlande hielt, gegen das republikaniſche Syſtem ankämpfte, und das Heil für Deutſchland nur im conſtitutionell-monarchiſchen Princip unter jenen Garantieen ſuchte, welche einſichtvolle Fürſten bereits gegeben hatten, Andere noch gaben.

Kochenezki führte Depeſchen und Aufträge der polniſchen demokratiſchen Geſellſchaft zu Paris an Polen und Polenfreunde mit ſich. Er hatte die ſtolzen Verſicherungen Frankreichs in der Taſche, daß dieſes der Beſchützer aller unterdrückten Völker ſein wolle, ja er hatte aus Herrn Armand Marraſt's eignem Munde die Verſicherung vernommen, daß alle Sympathien der franzöſiſchen Regierung für die polniſche Sache ſeien. Kein Wunder, daß der junge feurige Pole von patriotiſchen Idealen erfüllt war. Dennoch hoffte auch er, von ſeinen erfahrenen Freunden wohl berathen, eine Wiederherſtellung Polens durch innere, ſelbſteigne Kraft, nicht auf Koſten Deutſchlands durch eindringende Raubhorden, nicht durch Entzündung einer Kriegsfackel vom Weſten bis zum fernſten Oſten Europa's. —

Erneſti ſchwärmte nicht — er überblickte mit ruhiger Beſonnenheit den Stand der politiſchen Angelegenheiten in der Gegenwart. Um ſeine eigne Zukunft war ihm nicht bange. Es war vorauszuſehen, daß die fortſchreitende Bewegung, auch wenn ſie die friedlichſte blieb, alte Vorurtheile brechen, ſtarre Syſteme ſtürzen werde, und daß jedem Talente, jeder fähigen Arbeitkraft ſich neue Wege bahnen würden. Vielleicht war er jetzt da willkommen, wo hartnäckiges Feſthalten an vorgefaßten Meinungen ihn zurückgewieſen.

Aus allen deutſchen Ländern kamen die Kunden von einem gemeinſamen Erwachen des Volksgeiſtes, dem Verlangen und Hinſtreben nach einem einigen freien Deutſchland, und offenbarte ſich auch hie und da dieſer Volksgeiſt als ein irregeleiteter, ſparten auch Wühler und Hetzer und Verderber unter den Maſken der Volksfreundſchaft nicht Mühe, nicht Worte, nicht Geld, um aufzuwiegeln, zu bethören, zu beſtürmen — ja gelang auch hie und da dieß fluchwerthe Beginnen, zu ſpalten und zu entzweien, ſtatt zu einigen — es ſiegte doch endlich in den meiſten Ländern die Vernunft, der natürliche Verſtand, nur eine geſetzliche Freiheit ward angeſtrebt — und beſchämt ſahen jene Pſeudo-Volksfreunde ſich in ihren eignen Trugnetzen verſtrickt und ſich mit dem Vertrauen des Volkes, all ihren Machinationen zum Trotz — nicht beehrt.

Goldner eilte zu Burkhart gleich nach ſeiner Ankunft. Er wurde herzlich empfangen, man verabredete das Nächſtnöthige, Conſtanze von Welden folgte einer

Einladung Areteck, erſchien gegen Abend und feierte und genoß die Wonne des Wiederſehens mit entzückter Seele. Schmerzlich bewegt ſchilderte ſie Hermann ihr Seelenweh, das jene Namenvertauſchung über ſie gebracht, und er tröſtete ſie mit ſanften, zärtlichen Worten.

„Ich wäre geſtorben, gewiß geſtorben, wenn Goldners Brief an Burkhart mich nicht aufgeklärt. O wie bitter zürnte ich jener Gabriele, von der ich Dich umſtrickt glaubte!“

„„Zürne ihr nicht mehr, Geliebte,““ erwiederte Erneſti. „Sie iſt tod.“ —

„„Tod?““ fragte erbleichend Conſtanze.

„Gefallen als eine ſiegreiche Kämpferin bei der Erſtürmung der Tuillerien durch das Volk. In Kocheneczki's und meinen Armen iſt ſie verſchieden.“

„„Und Kocheneczki?““

„Iſt heimlich hieher zurückgekehrt und harrt dem Tage entgegen, wo ſeinen gefangenen Brüdern Freiheit und Vaterland zurückgegeben wird.“

„„Freiheit? den gefangenen Polen? — Ich zweifle — dieß wird unmöglich ſein.““

„Zweifle nicht, meine Theure! Was heute unmöglich ſcheint, kann morgen möglich werden — und umgekehrt. — Wie befindet ſich Deines gnädigen Herrn Vaters Excellenz?“ —

„„Arbeitvoll — unruhevoll — angſtvoll, wie alle ſeine Collegen in den Miniſterien. Man glaubt nicht an die Gefahr und kann ſich doch der bangen Ahnung nicht erwehren — man täuſcht ſich mit blindem Vertrauen auf Kräfte, die nicht haltbar ſind.""

„„Mein Vater iſt ein redlicher, rechtlicher Mann, er hält feſt am Alten, doch iſt er nicht blind gegen das gute Neue — aber das Vertrauen in ihm ſelbſt iſt ſo wankend gemacht, wie das Vertrauen zu ihm; — ich fürchte, er wird fallen."" —

„Sei nicht bange, theure Conſtanze! Hält Gott ſeine Hand über mir, ſo ſoll Dein Loos kein trauriges werden!" tröſtete Erneſti. „Biſt Du nicht mehr des ſtrengen und ſtolzen Miniſters Tochter, ſo biſt Du mir einen Schritt näher gerückt, und der Hoffnung, Dich zu erringen, wachſen neue, ſtärkere Flügel."

Während Erneſti im traulichen Geſpräch mit Conſtanze das gegenſeitige Wiederſehen feierte, und beide ſich überzeugten, daß ihre Herzen noch treu für einander ſchlugen, beſprach Goldner mit Burkhart und Arete die erregte Zeit, erzählte die Vorgänge in Paris, deren Zeuge er geweſen, flocht Urtheile, Beziehungen zu früheren geſchichtlichen Ereigniſſen und deren Beleuchtung in den Schriften der Zeitgenoſſen ein, und fügte nach ſeiner Weiſe manch prophetiſches Wort hinzu.

Burkhart ſchilderte dem Freunde offen und ohne Hehl die Mißgriffe, die er ſelbſt wahrgenommen, die daraus hervorgehenden Befürchtungen, die Erregungen und Bewegungen im ganzen Staate. Alles aufgeregte Blut drängte mit Wünſchen und Bitten und Forderungen nach dem Herzen — der Reſidenz, und dieſes Herz pulſirte höchſt unruhevoll, faſt fieberhaft.

Schon fanden Verſammlungen Statt, mehr von der Exaltation, als von der Beſonnenheit geleitet; die Luſt am Kravalle führte Hunderte und Tauſende von Handwerksgeſellen und Arbeitern auf die Straßen — Zuſammenſtöße derſelben mit dem zur Aufrechthaltung der Ordnung befehligten Militair konnten nicht fehlen — das Militair wurde gereizt, beleidigt, mit Steinwürfen bedient und von ihm die Geduld eines Lammes gefordert. Daß es dieſe Geduld nicht beſtändig zeigte, nicht übte, erhielt außerordentliche Mißbilligung.

In dieſer Zeit der Aufregung und Gefahr trieben ſich Fremde in Berlin umher, welche die Polizei minder wie ſonſt zu überwachen vermochte. Anſtändig gekleidet, ſcheinbar wohlhabend — angeblich Handelsreiſende, miſchten ſie ſich unter die Menge — und nur mit großer Vorſicht übten ſie ihre verderbliche

Wirkſamkeit als Emiſſäre einer von Frankreich ſchon vor der jüngſten Revolution ausgegangenen Propaganda, die den Umſturz aller und jeglicher Fürſtenmacht und in jedem deutſchen Staate das Ausrufen von Republiken bezweckte. Beſonders ſuchten ſie ſich an junge Studierende, wie an Polen, Ungarn und Italiener anzuheften, auch verſchmähten ſie nicht, unter den auswärtigen Handwerksgeſellen zu wühlen, und bis in die Hefe des Volkes herabzuſteigen, um ſich Anhang zu ſichern.

Goldner begegnete von Zeit zu Zeit einem Geſicht, dem er ſchon in Paris begegnet war, dem er nicht traute — jener Mann faßte auch ihn ins Auge — doch wich Goldner jeder Annäherung geſtiſſentlich aus.

Burkhart war für Erneſti thätig geweſen, und hatte für ihn eine ſehr günſtige Stellung in der perſönlichen Nähe eines hochgeſtellten Mannes erlangt, eines Mannes, der eines tadelloſen Rufes ſich bisher erfreut, in welchem viele Tauſende einen Schirmvoigt reinen Menſchenthums verehrten und liebten, in deſſen Bruſt längſt das heilige Dreigeſtirn glühte, das die Neuzeit zu ihrem Schiboleth zu erheben ſtrebt.

Conſtanze blieb vorläufig ohne Kunde davon, daß ihr Erkorener dieſen neuen Poſten bekleide. Bald fand, ſelbſt in dieſen drangvollen Tagen, Erneſti ſich in ſeiner neuen Stellung heimiſch und glücklich. Das Bureaugeſchäft, dem er vorzuſtehen hatte, war ſo geordnet, daß Erneſti nur ein Theil der Privatkorreſpondenz zufiel.

Kocheneczki und Meermann, durch Erneſti mit einander bekannt geworden, hatten ſich mit vielen andern Studierenden und Bürgern jenen ruhigen und gemäßigten Volksverſammlungen angeſchloſſen, die unter den Zelten vor dem Brandenburger Thore abgehalten wurden.

Und es entwickelten ſich nun in ununterbrochener Folge die ſo vielfach, ſo ergreifend, ſo ſchmerzlich geſchilderten Berliner Ereigniſſe, deren Andeutung es nur bedarf, um jedes fühlende deutſche Herz zu tiefſter Wehmuth zu ſtimmen.

Immer mächtiger und drohender wurde die Volksbewegung, immer heftiger ſteigerte ſich die gegenſeitige Erbitterung zwiſchen dem Volke und der zahlreichen Militairmacht.

Die politiſche Bedeutſamkeit dieſer Bewegung erhielt neue Nahrung durch die Nachrichten, die aus der Kaiſerſtadt kamen. Kaum Gehofftes, kaum Geahnetes war geſchehen, und ward mit Jubel vernommen, mit Jubel weiter verbreitet, ſelbſt mitten im Straßenlärm und Gewühl und ſchon entbranntem Kampfe. „Metternich iſt ab! Oeſterreich hat Preßfreiheit!

Oeſterreich hat alles mit einem kühnen Schlag der kräftigen Wiener Bürgerfauſt errungen, was die Zeit für Deutſchland fordert — und was haben wir? Was hat Berlin? Soldaten, die uns morden!“ — ſo fielen zündende Reden, ſo wuchs die Flamme, und von einem Ende Berlins zum andern erſcholl der Ruf nach Waffen.

Aber an Waffen war Mangel, wie viele Einzelne auch mit ſolchen verſehen waren — daher Erſtürmung und Ausräumung mehrerer Waffenläden.

Um einigen Schutz gegen das immer gewaltiger einſchreitende Militair ſich zu verſchaffen, wurden Barrikaden errichtet und bei deren Errichtung zeigte ſich, wie von ungefähr, eine kundige Leitung Solcher, welche den Plan von Berlin und ſeinen wichtigſten Straßenverbindungen und Straßenkreuzungen entweder im Kopf oder in der Taſche hatten, ſolcher Barrikaden-Architekten, die ihre Bauſtudien ohnfehlbar auf der hohen Schule zu Paris gemacht hatten. Es erſchienen jetzt auf den Straßen die frucht- und zwecklos improviſirten Conſtabler der Schutzkommiſſion mit weißen Binden und Stäben; nur Statiſten in dem großen Trauerſpiel, das in Berlin aufgeführt wurde, — man konnte ihrer nicht achten, und ſie vermochten keinen Schutz zu gewähren; weder Militär noch Volk kehrte ſich jetzt an weiße Binden und Stäbe, man feuerte und hieb feindſelig erbittert auf einander los. „Fort mit dem Weiß!“ hörte man rufen. „Schwarzrothgold iſt die Loſung!“

„Was ſoll denn das bedeuten, das Schwarz, das Roth und das Gold?“ fragte ein Arbeiter aus der unterſten Volksklaſſe ſeinen Kameraden beim Aufbau einer Barrikade.

„Na, wenn du dett niche wähſt! Schwarz — dett is man Pulver, roth, dett is Blut, und Gold — dett is Feuer, was wir anlegen ſollen in die Kaſernen un ſonſt wo, wie jener Herr dort befohlen hat.“ —

„„Ich dachte, Gold thäte Schnapps bedeuten — Feuer im Leib is man doch beſſer, als Feuer uff de Jaſſe,““ erwiederte der Frager.

„Ich will's euch beſſer ſagen, Kameraden!“ ſprach einer der Leiter des Baues, eben jener bezeichnete Fremdling, die Arbeiter an. „Schwarz, das iſt der Hunger, den ihr hattet; Roth, das iſt die Freiheit, die ihr haben ſollt, und Gold — das iſt das Geld der Reichen, die es lange genug gehabt haben, die es nun euch abgeben ſollen, ihr armen Kameraden!“

„„So, un da theelen wir?““ fragte der eine Arbeiter, der andere aber richtete ſeine rieſige Geſtalt auf, trat nahe an den Fremden heran und ſagte ſehr ruhig: „Hören Se, mein ſchwarzbärtigter Herr mit de rothe Naſe — denken Se wir Berliner Arbeitsleute waren hungerleidige Spitzbuben? Ick nehme mir hiermit die goldene Freiheit, Sie dafür eene zu ſtechen!“ — Und damit ſchlug der Arbeiter dem Emiſſär mit geballter Fauſt ſo furchtbar in das Geſicht, daß dieſem das Blut aus Mund und Naſe ſchoß, worauf derſelbe noch obendrein mit derben Prügeln genöthigt wurde, ſchleunigſt die Flucht zu ergreifen. —

Mitten in den Lärm und das Getümmel des Kampfes flogen wie Friedenstauben vom Himmel geſendet, die Blätter, welche das Königliche Patent, welche alle heißerſehnten Zuſagen enthielten, und an die Stelle der heftigſten Erbitterung trat bald maßloſer Jubel. Wie ein Alp fiel vom Herzen aller Gutgeſinnten, aller ihrem König Treuen die bange Sorge, ein Freudenſturm erſchütterte Berlin — und aus alle den übervollen Straßen ergoß ſich die Fluth fröhlicher, beruhigter und dankenwollender Menſchen gegen das Schloß, das freilich noch vom ehernen Ring der Königlichen Garden umgeben war.

Freiherr von Welden wohnte dem Schloßplatz nahe; Conſtanze verbrachte bange, angſtvolle Stunden, wie es nicht anders ſein konnte in ſo bewegter Zeit, in einer großen Stadt, die einem Vulkane glich.

Arete war bei ihr; dieſe zarte, liebliche und doch heldenherzige Frau ermuthigte die Zagende, hielt ihre Beſonnenheit aufrecht.

Der Freiherr von Welden ging mit auf den Rücken ineinandergeſchlagenen Händen im Zimmer umher — er hatte noch jenes Königliche Patent mit unterzeichnet, aber er ſah, was unmittelbar folgen mußte, voraus, und ſeine eigne freiwillige Rücktrittserklärung war ſchon übergeben. Es iſt kein Glück, Miniſter zu ſein, die hohe Stellung, die hohen Gehalte, die glänzende Wohnung, das große Haus, die Equipagen, die zahlreiche Dienerſchaft, das alles bildet nicht das wahre Lebensglück. Freiherr von Welden war völlig reſignirt.

Auch Burkhart trat in das Familienzimmer. Es gab kaum noch eine Schranke; wie bei einem ſchweren Wetter ſich alle Hausgenoſſen gern zuſammenfinden, und gefaßten Sinnes erwarten was da kommen werde, wie bei einem Todtkranken, Sterbenden die Angehörigen ſich leiſe um ihn ſammeln — ſo war es jetzt, ſo ſtill, ſo tiefernſt, ſo erwartungsvoll.

In Burkhart hatte Freiherr von Welden nicht nur einen treuen Untergebenen, ſondern auch einen treuen Anhänger. Kein edleres Gold als Treue.

Conſtanzens ſcharfes Auge erblickte mit ſtiller Verwunderung an einem Fenſter des Schloſſes Erneſti neben mehrern Herren ſtehen — herabſehend auf die tumultuariſche Menge vor dem Schloß.

Die Balkonthüren werden geöffnet, die Muſikchöre erbrauſen in freudigen Fanfaren, die Garden präſentiren, ein vieltauſendſtimmiges Vivat bricht aus dem Volke los, das königliche Brüderpaar betritt den Balkon.

Da reiten, die dichtgekeilte Menge gewaltſam zertrennend, Dragoner auf; ein Ruf des Unwillens wird laut: „Militair fort!“

Und plötzlich fallen zwei Schüſſe ſchnell hintereinander, ohne irgend ein Commando, ohne daß ermittelt wird von Wem und woher, zwei Bürger ſtürzen getroffen nieder und — die Holle feiert ihren Triumphtag.

Conſtanze ſieht noch, wie Erneſti voll Entrüſtung die Arme aufhebt und einen neben ihm ſtehenden Herrn die Richtung bezeichnet, von der die Schüſſe fielen, hinter den Linien des Militars hervor, dann aber umdunkelt ſich ihr Blick und ſie ſinkt ohnmachtig in die Arme der Freundin — und wohl ihr, daß ihr Auge nicht ſah, was ſich drunten weiter begab, jenes entſetzliche Blutbad; daß ihr Ohr nicht hörte jenes Raſſeln der Cavallerie, die auf das Volk einhieb, alles vor ſich her niederreitend, jenes heulende Geſchrei „Verrath! Verrath!“ was zuerſt in der Gegend erſcholl, wo die zwei Schüſſe gefallen waren, wo man eine abgeſchoſſene Doppelflinte am Boden fand, die keine Militairflinte war — jene furchtbaren Salven des Kleingewehrs und der auffahrenden Geſchütze.

Wer will und wer kann ſagen, weſſen die Schattenhand war, die, wie beim Male Belſazars ihr Mene Tekel an die Wand des Königsſchloſſes mit Blutbuchſtaben ſchrieb? Ob eine Hand aus der Höhe, ob eine Hand aus der Tiefe? —

Was waren die Kämpfe der jüngſten Republik in Paris gegen dieſe furchtbare Volksſchlacht Berlins? Nichts. — Was waren die tauſend Barrikaden in Paris? Binnen wenigen Stunden zählte Berlin deren fünftauſend, und Goldner warf zu Meermann und Kocheneczki, die mit ihm ſich dem bewaffneten Volke angeſchloſſen hatten, die Aeußerung hin: „Den Berlinern hilft entweder Paris Barricaden bauen, oder der Teufel!"

Marktbuden, Schilderhäuſer, Laternenpfähle, Gartenzäune, Hausthüren, Droſchken, Fuhrgeſchirre, Fäſſer, volle oder leere, gleichviel, Waarenkiſten, Balken, Steine, alles gab geeignetes Material ab. —

Kocheneczki hatte eine ganze Schaar in Berlin anweſender junger Polen um ſich verſammelt, die ihn zum Führer wählten. Meermann hielt ſich zu ſeinen Comilitonen, Goldner ſtellte ſich neben jenen an die Spitze einer Schaar von Schriftſtellern und Literaten, und ermunterte ſie von Zeit zu Zeit mit Kraftworten, die wie zündende Blitze in die Herzen ſchlugen und Flammen der Begeiſterung weckten.

In allen Straßen wälzte ſich der Mordkampf. Von den Dächern, aus den Fenſtern der Häuſer fielen Schüſſe, Steine, ſiedende Waſſerſtröme, auf das Militair, das ſeinerſeits nicht ermüdete, nach jeder Richtung hin blutige Antwort zu geben. Da trat ein Vertrauter ſeines Gebieters zu Erneſti, der noch im Schloſſe weilte, und ſprach leiſe zu ihm: „Die Politik erheiſcht ein ſchweres Opfer. Mißtrauen, Haß, Fluch einer ganzen Bevölkerung laden laſſen auf ein ſchuldloſes, uns Allen theures Haupt, wirken Sie mit? Was geſchehen ſoll, muß ohne Verzug geſchehen.

Freudig ſprach Erneſti: „Kann ich Treue zeigen, ſo ſoll ihr Gold ächt bei mir befunden werden. Ob ich lange oder kurze Zeit diene, gilt gleich. Wer meine Ergebenheit hat, hat auch meine Treue!“

Meermann wie Kochenezki thaten ſich durch ausgezeichnete Tapferkeit hervor in dem wilden Kampfe. Meermann trug eine Fahne und ließ ſie hoch von einer Barrikade flattern. Rechts und links um ihn ſanken ſeine Mitkämpfer. Er ſchien, wie gefeit, keine Kugel traf ihn. Grüße der Ermunterung und des Beifalls wehten ihm aus den Fenſtern der Nachbarhäuſer Frauen und Jungfrauen zu. Wiederholte Kartätſchenſalven brachen endlich die Barrikade — unverletzt ſprang Meermann herab und zog ſich auf eine hinter dieſer gelegene zurück.

Als das Militair wüthend über das ſo furchtbar erſchwerte Vordringen in den Straßen ſich auf die geräumte Barrikade warf, ſtürzte ihm mit wilder Todesverachtung Kochenczki mit ſeinen Polen entgegen — dieſe Schaar kehrte ſoeben erbittert von einem erfolgloſen Sturm auf das Polengefängniß in Moabit zurück, wo ſie verſucht hatten, ihre gefangenen Brüder der Freiheit zurückzugeben. Da dieſer Verſuch geſcheitert war, ſchwuren ſie, ſich dem Tode zu weihen.

Ehe noch der Anprall erfolgte, den die Polen gegen die ſtürmenden Soldaten beabſichtigten, ſprang jener Arbeiter, der am Tage den franzöſiſchen Emiſſair geſchlagen, wie ein Cyclop ſo geſchwärzt und ſo gigantiſch, mit der kühnſten Todtesverachtung vor, und riß mit einem Feuerhaken einen Officier nieder — alsbald knatterte das Pelotonfeuer und der Arbeiter ſank, von mehrern Kugeln zugleich durchbohrt, in ſein Blut. Jetzt ſtürmte Kochenczki mitten in den Kugelregen, ganze Reihen der Soldaten fielen unter den Schwerthieben der Gegner — da ſank Kochenczki zum Tode getroffen, Goldner, der an gleicher Stelle focht fing ihn auf; unglücklicherweiſe ſchoß ein Balken von der Barrikade herab ſtreifte Goldner den rechten Arm, und entſtellte Kochenczki furchtbar. Viele der Polen ſanken neben ihm, andre ſetzten den Kampf auf Tod und Leben fort.

„Goldner!“ ſtöhnte Kochenezki. „Kameraden!“ Ich ſterbe für die deutſche Freiheit! Kämpft für mein Vaterland! — Gabriele — ich komme — Jescze polska nie gineła. —

Meermann und einige Mitkämpfer trugen den gefallenen, Freund aus dem Mordgetümmel in ein Haus — Goldner ſelbſt war durch jenen Fall des Balkens verwundet und zum weitern Kampfe unfähig — Meermann verband ihn, ſo gut es ging — er riß zu dieſem Behuf einen Fetzen von ſeiner ſchwarzroth-goldnen Fahne, vom untern Ende, vom gelben, und Goldner lächelte bei allem Schmerz urd ſprach: „Ich bin einmal zum Schwarzrothgold präteſtinirt. Schwarz iſt mein Rock, roth rinnt mein Blut, und mit gelben Lappen wird es geſtillt.“

„Sehr verbunden! — Hab' für mein Leben gerne dieſe ſchönen Farben getragen. Noch ſind nicht Alle ſchlafen, die heut eine böſe Nacht haben ſollen, ſpricht mein alter Agricola und erinnert an Cäſars Haruspex, der ähnliches erwiederte, als der Kaiſer ſeiner Wahrſagung ſpottete. — So — nun laß mich, tapferer Junge — ich will meine Wohnung zu gewinnen ſuchen! Laß Deine Fahne nur vieder freudig fliegen! Gott mit Dir!“

Die Hausbewohner eilten hülfreich herbei, bargen den Todten in eine Kammer, brachten Labe, füllten die Becher für Goldner und Meermann und die andern Kampfgenoſſen. „Ha wohlan!“ rief Goldner: —

„Stoßt an, Schwarzrothgold lebe!
Hurra hoch!
Der die Sterne lenket am Himmelszelt
Er iſt's, der unſere Fahne hält!
Deutſchland ſei frei! Deutſchland ſei frei!

„Und er hält die Fahne! Ich ſage Dir, er hält die Fahne, und darum laſſe Keiner den Muth ſinken, bevor er ſelbſt ſinkt — und auch dann noch nicht!“ rief Goldner, und reichte den Andern die freie Hand zum Abſchied. —

Burkhart bewog den Miniſter, ſich mit ſeiner Tochter, als dieſe wieder zu ſich kam, ihm und Arete anzuvertrauen und brachte beide durch die Hinterthüre des Hauſes in und durch minder volkwimmelnde Straßen nach ſeiner friedlichen Sommerwohnung, denn am Schloßplatz war kein Menſch mehr ſeines Lebens ſicher; blindwüthend feuerte das Militair nach allen Fenſtern, und Hunderte von Unſchuldigen wurden getödtet oder doch verwundet. —

Die Mordnacht mit ihren blutigen Gräueln, ihren unſäglichem Weh ging vorüber, und der neue Tag beſchien Entſetzliches — obſchon er auch Freudiges brachte; nur konnte für das Freudige und Friedliche die rechte Stimmung nicht auf einmal gefunden werden.

Aber die neue Wendung der Dinge und die Freiheit, ſo blutig errungen, mit ſo vielem Leben erkauft, kam doch zunächſt Denen zu gut, die ihrer nicht theilhaft waren, den Gefangenen, welche vom Militair arretirt worden waren, und dann — den gefangenen Polen. O daß Kocheneczki's Augen geſchloſſen wären! Doch er hatte ſein Ziel gefunden! Auch für ihn rauſchte aus der Fahne, die Mieroslawski bei dem ernſt-feierlichen Triumphzuge aus dem Kerker in Moabit in der Hand hielt, Dank und Segen ſeiner Nation.

Raſch ward nun die Bürgerbewaffnung organiſirt und geregelt, hier konnte Goldner unbeſchadet ſeiner Wunde, thätig mit eingreifen, auch Meermann, über den ein günſtiger Stern gewaltet, ſah ſich bald an der Spitze eines geregelten Corps.

Stündlich bedrängte Conſtanzens Liebe, die nie ſo mächtig von ihr empfunden worden war, als in dieſen Tagen der ſchmerzlichſten Eindrücke den Freund, ob er nichts von Erneſti erfahren, und immer mußte dieſer ſie ohne troſtvolle Antwort laſſen, denn wo und wie er auch Erkundigungen einzog — Niemand konnte beſtimmte Antwort geben, und die Perſonen, die ſie mit Beſtimmtheit hätten geben können, traf Burkhart nicht an.

Der Zug der Polen, der Abzug der Truppen, die Verabſchiedung der Miniſter, die Organiſation der Volksbewaffnung, alles was faſt gleichzeitig Tauſende beſchäftigte, konnten Forſchungen über Einzelperſonen keine günſtigen Erfolge ſichern.

Nur Goldner kam, Burkhart auf Augenblicke zu beſuchen, auch er fragte beſorgt nach Erneſti, konnte ſich ſein Fernhalten wohl ebenſogut als Burkhart erklären, mochte aber nichts äußern. Eins aber äußerte er mittheilend im Beiſein der Freundinnen. Er erzählte mit bewegter Stimme vom Abend des neunzehnten Februar, wie er mit den Freunden auf der Zinne des Pantheon geſtanden.

„Geſtern waren's gerade vier Wochen — und von den vier Freunden, mit denen ich damals zuſammen war, leben heute nur noch zwei. O es ging damals ein ſchaurig Ahnen durch meine Seele, als jenes blutige Himmelslicht über Paris ſo unheildrohend flammend hing, und ich der Worte des Noſtradamus gedachte: O Mars cruel, que tu seras à craindre!"

Wie furchtbar ſind nun da, wo ich es gar nicht ahnete, dieſe Worte wahr geworden, aber Auguſt Ludwig meinte gleich, die Flammen deuteten auch nach Deutſchland hin."

„Auguſt Ludwig?" fragte Arete mit innerlichem Erbeben. — „Wer iſt das?"

Sie ahnete nicht, daß Goldner ihr Geheimniß wiſſe; es war ihm von jenem unter dem Siegel tiefſter Verſchwiegenheit vertraut, und auch ſo bewahrt worden.

„Ein ehemaliger Flüchtling, den man aus ſeiner Haft in Frankfurt befreite“ — antwortete Goldner im gleichgültigen Tone: „und der ſeitdem in Paris lebte. Er iſt mit mir bis Frankfurt gereiſt, wo er vorlaufig zu bleiben gedenkt.“

Arete fragte nicht weiter, aber ſie wandte ihr Geſicht ab, um die Verlegenheit nicht wahrnehmen zu laſſen, in die ſie die Nennung dieſes Namens ſtürzte.

Goldner gab das wiederholte Verſprechen, nach Erneſti fleißigſte Nachforſchungen zu halten, und verließ Burkarts Wohnung.

„Ich muß Ihre Begleitung erbitten, lieber Burkhart, ſprach Conſtanze, als Goldner gegangen war, für einen kurzen Weg, den ich zu gehen habe.“

„„Du gehſt nicht ohne mich!““ ſprach Arete.

„Es iſt ein trauriger Weg“ — wandte Conſtanze tonlos ein.

Die Freunde ſchickten ſich an, ſie zu begleiten, Burkhart ſandte nach einen Wagen.

Alle Gefallenen vom Bürgerſtande waren in eine Kirche Berlins gebracht — und dort neben einander gelegt, ſchaurige Reihen — damit ihre Angehörigen ſie erkennen ſollten.

Conſtanze betrat mit ihren Begleitern jene Kirche — wo ſich Scenen von ſo herzzerreißender Art begaben, daß jede Feder an deren Schilderung erlahmen muß. Aeltern ſuchten ihre Söhne, Geſchwiſter ihre Brüder, Frauen ihre Gatten, Bräute ihre Verlobten. Da ein lauter Aufſchrei troſtloſen Schmerzes, da das unausgeſetzte Schluchzen, dort die wimmernde Wehklage, dort die ſtillrinnende heiße Thräne aus Männeraugen, die des Weinens ungewohnt. Viele Leichen waren ſehr entſtellt; war etwas bei einer derſelben gefunden worden, was ſie den Ihrigen kenntlich machen konnte, ſo war es beigelegt.

Durch die Reihen Knieender, Jammernder, Betender, durch eine Welt voll Herzeleid wandelte Conſtanze todenbleich unter den Todten ihren traurigen Gang, ſuchend — ſuchend — ſuchend — mit dem Blick voll Thränen, mit dem klopfenden Herzen, deſſen Pulſe zu ſtocken drohten.

Sie fand Erneſti's Leichnam nicht.

„Dort liegt noch eine Reihe ganz Unkenntlicher!“ — ſprach einer der Aufſeher, und zeigte nach einer andern Seite der Kirche hin.

„Wehe mir!“ ſeufzte Conſtanze auf.

Die Leichen, welche an jener Stelle lagen, waren ſolche, denen Kartätſchenkugeln oder Schwerthiebe die Geſichter völlig zerfleiſcht — um ſolchen entſetzlichen Anblick den Schauenden zu erſparen, waren die Häupter derſelben in Tücher gehüllt.

Conſtanze trat näher — da lag neben andern ein Korper ausgeſtreckt, in einem Rock, wie Erneſti ſtets zu tragen pflegte. — Conſtanze klammerte ſich an Burkhart krampfhaft an — halb abgewendet, wie ein antikes Marmorbild ſtreckte ſie den Arm und die Hand nach jener Leiche hin — „Dort! — dort!“ —

Eine kleine rothe Brieftaſche ruhte in den zuſammengelegten Händen des Todten, aus dieſer ragte eine weiße Viſitenkarte.

„Dort! dort!“ wiederholte Conſtanze.

Burkart nahm die Karte — las — wollte ſie verbergen — wie der Blitz riß Conſtanze ſie ihm aus der Hand — ein Blick darauf — ein Schrei — und leblos ſank ſie in die Arme der Freunde.

Auf der Karte ſtand: Armin Erneſti. —

Wie eine geknickte Lilie wurde Conſtanze zum Wagen geführt, nach Hauſe gebracht, arztliche Hülfe herbeigeholt. Faſt brach ihr liebendes Herz. —

Arete wich nicht von der Seite der Freundin — ſo ſahen Beide nicht, was ſich weiter in Berlin begab, nicht den Triumph der ſchwarzrothgoldnen Fahne, nicht die pomphafte Ausſtellung der zahlreichen, mit

Kränzen und Blumen geſchmückten Sarge — nicht den endloſen, traurigen Leichenzug. Nur die Glocken hallten fern, feierlich, vier Stunden lang, und verkündeten dieß große Begräbnißfeſt, wie Berlin nie eines ſah, und nie wieder eines ſehen möge, der weinenden Stadt — denn wo wäre ein Auge geweſen, das hätte trocken bleiben können beim Anblick von Einhundert und funfzehn Särgen, und bei der Trauer einer ſo innig wehmuthvoll antheilnehmenden Bevölkerung! —

Friede den Todten! Friede den Lebenden! —

Am Krankenbette der Tochter, allein bei ihr, ſaß weich und wehmuthvoll geſtimmt, der Freiherr von Welden. Conſtanze glaubte — hoffte ihrem Schmerz zu erliegen, und wollte nicht mit einem Geheimniß auf der Seele von ihrem Vater in das Jenſeits gehen.

Sie vertraute ihm ihre ſtille, heilige, treue Liebe zu Erneſti, und daß ſie dieſen nun als Todten beweine.

Er hörte ihre Mittheilung ſanft und ruhig an, und ſprach dann: „Mein inniggeliebtes Kind — Du ſiehſt, wie nichts mehr halten will auf Erden, wie die Freiheit, welche die Neuzeit anſtrebt, auch den früher oft ſo ſtarr feſtgehaltenen Unterſchied der Stände ausgleicht. Ich weiß nicht, ob ich Deine Wahl gebilligt hätte, hätteſt Du Dich mir früher entdeckt, aber Dein Herz hätte ich nicht gebrochen; es wäre Herrn Erneſti bei einiger Fügſamkeit, wohl eine ehrenvolle Bahn zu öffnen geweſen. Allein nun bedarf er meiner nicht mehr, und ich könnte ihm nichts mehr nützen und leiſten, als Deine Hand in die Seine legen, und ſagen: ſeid glücklich!“

„O mein Vater! Dieſe Güte!“ weinte Conſtanze.

„Du vergegenwärtigſt mir, mein armes Kind, ſo ganz die unbedachte, nicht überlegende, wenig nachdenkende, wenig prüfende Jugend. Dieſes Stürmen und Ueberſtürzen und Ueberwallen, was jetzt ſo ſehr an der Tagesordnung iſt in der Welt, und ſo wenig Heil bringt. Dich hat es niedergeworfen, und mich mit dem Schmerzlichſten, was ich noch erleben könnte, Dich zu verlieren — bedroht. Du wähneſt Deinen Geliebten unter den Todten, die man heute begraben hat.“

„„Wie mein Vater? Ich wähne ihn tod?““ fragte Conſtanze erregt.

„Sagteſt Du mir nicht vorhin, daß Du ihn auch ſchon treulos gewähnt?“ —

„„Ja, und jener Schmerz war der ſtärkere, grauſamere!““

„Und haſt jene zufällige Täuſchung vergeſſen, mein Kind — haſt ihrer nicht wieder gedacht? — Sprachſt Du nicht von einer Namensverwechslung?“ —

„„Ja, mein Vater!““

„Nun ſieh — Du haſt Erneſti unter den Todten zu finden geglaubt, ſein Geſicht ſahſt Du nicht — eine Viſitenkarte enthielt ſeinen Namen — eine franzöſiſche. Wie, Conſtanze — wenn nun jener Freund, mit dem er den Namen tauſchte, mit dem er hierher zurückkehrte, noch die Brieftaſche mit den Karten, deren er in Paris ſich bedient, bei ſich getragen hätte?“

„„Ach, mein Vater! Wenn er noch lebte, dann hätte ich ihn wieder geſehen — hätte Kunde von ihm.““—

„Meine theure Tochter, wenn nun ſtatt Deiner, Andere Kunde von ihm hätten — zum Beiſpiel Dein Vater?“

„„Sie, mein Vater? O Gott — o Gott! So lebt er, aber verhaftet? — O Himmel! Soll ich denn noch einmal auf Erden ſelig ſein — oder noch einmal zum Tode getäuſcht werden!““ —

„Du mußt ruhig bleiben, liebe Tochter. Er iſt nicht verhaftet, nur in Deinen Banden, und in den Banden eines Dienſtes, der ihm eilige Abreiſe von Berlin noch in der Schreckensnacht auferlegte.“ —

„„Arete! Arete!““ rief Conſtanze mit lauter Stimme. Die Freundin kam eilig herein.

„Ach Arete! Komm in meine Arme, theile mein Glück, ſonſt tödtet es mich!“

Thränen erleichterten das ungeſtüm wallende, jauchzende Herz.

Als Conſtanze ſich gefaßt, fuhr von Welden fort. „Hier iſt ein Brief meines gnädigſten Gönners; mit huldvollen Worten ſagt dieſer herrliche, jetzt ſo ſchwer verkannte, ſo ſchwer beſchuldigte Mann mir Gütiges und höchſt Gnädiges über den Abſchluß meiner treugeleiſteten Dienſte und belobt die Feſtigkeit meines Wandels auf der mir vorgezeichneten Bahn. Ich that meine Pflicht, mögen Andere die ihrige thun, ich habe vor Niemand zu erröthen. Dann hält der innigſtverehrte Gebieter um Deine Hand an für ſeinen General-Auditeur, Herrn — Erneſti — ſonach lebt Dein Erkorener noch, und hat Heirathsgedanken. Ich hoffe ja, Du wirſt ihm keinen Korb geben."

Mit Abſicht lenkte der Freiherr den Schluß ſeiner Rede in das Scherzhafte hinüber, um die Erregung Conſtanze's minder in einen Sturm der Gefühle übergehen zu laſſen, und dieſer pſychologiſche Kunſtgriff gelang vollkommen. Conſtanze lächelte ſelig, wie eine Verklärte, zog nur die Hand ihres Vaters an ihre Lippen und weinte heiße Freudenthränen darauf.

Theilnehmend freute ſich Arete des Glückes der Freundin, einer wonneſeligen Braut.

Auch Burkhart war in die Reihen der Bürgergarde Berlins getreten, und theilte mit Goldner und

Meermann eine Wacht derſelben. Es war ein frohbelebter Abend im Männerkreiſe; in aller Munde lebte die deutſche Freiheit, man trank auf ihr Wohl, auf Deutſchlands Einheit und künftige Größe, man vergaß das Schmerzliche, was geſchehen, und blickte mit neuem Vertrauen auf den König.

„Gedenkt ihr noch unſrer Frühlingslieder?“ fragte Goldner.

„Wohl gedenken wir ihrer, aber Deins war doch das beſte, alter Prophet! O daß ſich doch dein Wort erfülle, denn die Freiheit allein iſt nicht der Heiland!“

„„Nullus propheta in patria!““ lachte Goldner, der ohnehin in glücklicher Stimmung war.

„Dieß Wort ſoll nimmer gelten! Pereant ſolche Sprüchwörter!“ rief Meermann.

„„Halt!““ rief Goldner drohend. „Laßt mir die Sprüchworter in Ruhe! Denkt an Agricola! Was ſagt' ich euch vor'm Jahr, als wir zum Sängerfeſt fuhren? Vom Schwanberg mitten in Deutſchland! Jetzt ſchwant denen am Rhein und in Süddeutſchland die Republik! möchten gleich ihr ganzes liebes goldnes Frankreich oder mindeſtens ihr Paris, das Baſiliskeneierneſt, nach Deutſchland herüber tragen wie die Engel das Haus Maria nach Loretto. — Alles ſchon da geweſen, und immer folgt dem Winter ein Frühling.“ —

„„Hier iſt wieder ein Lied vom Frühling, nach einer Volksmelodie zu ſingen!““ rief Meermann, und vertheilte ein lithographirtes Blatt an die Kammeraden auf der Wacht. Meermann gab die Melodie an, und gleich erbrauſte volltönig der Geſang:

„War einſt ein junges Mägdelein
Verzaubert im tiefen Schlaf,
Da hat ſie lange geſchlummert
War zu erwecken nicht.“ :,:

„Die Jahre kamen und gingen hin,
Stets ſchlief die ſüße Maid.
Im Sommer, Herbſt und Winter,
Und träumte manchen Traum.“ :,:

„Da kam der Knabe Frühling her,
Der nahte ſtolz der Maid,
Und weckte ſie mit Küſſen
Wohl auf im Morgenroth.“ :,:

„Da ward ſie fröhlich munter gleich,
Und ſprang vom Schlaf empor,
Und ſank dem ſchönen Frühling
[illegible] an das Herz.“ :,:

„Und fragt ihr wer das Mägdlein iſt?
Und wie der Frühling heißt?
Das Mägdlein iſt das Vaterland!
Der Frühling der Freiheit Geiſt! :,:

„Das Vaterland hoch! Die Freiheit hoch!“ erſchallten brauſende Trinkrufe.

„Preußen in Deutſchland aufgehend!“ rief Goldner.

„Aber wie eine Sonne!“ fügte Burkhart hinzu.

„So war's wohl nicht gemeint, das Königswort! Verehrter Bureaukrat!“ rief Meermann.

„Steckt doch was Doppelſinniges drin,“ bemerkte Goldner. „Uebrigens das Königswort in Ehren! Iſt auch nichts Neues. Alles ſchon da geweſen. Paßt auf!“ Und damit fuhr Goldner in die Taſche und brachte ein Buch hervor, das nicht klein war.

„Dießmal nichts ſo gar Altes, dafür aber von einem tüchtigen Alten mit jungem Herzen. Sperrt oculos und leſ't: Deutſches Volksthum, von Friedrich Ludwig Jahn. Achtzehnhundertzehn — ergo Achtunddreißig Jahre alt. Vorrede Seite vierzehn: So ahnete ich in und durch Preußen eine zeitgemäße Verjüngung des alten ehrwürdigen Deutſchen Reichs, und im Reiche ein Großvolk, das zur Unſterblichkeit in der Weltgeſchichte menſchlich die höhere Bahn wandeln würde.“

„Beherzigt ihr Männer und ihr Jünglinge, was der alte Seher und Späher im Morgengolde, der Rabe vom Kyffhäuſer, der noch gläubig ſeines Kaiſer Friedrich harrt, weiter ſagt: Deutſchland, wenn es einig mit ſich, als Deutſches Gemeinweſen, ſeine ungeheuren niegebrauchten Kräfte entwickelt, kann einſt der Begründer des ewigen Friedens in Europa, der Schutzengel der Menſchheit ſein.“

„Für ſolche Geſinnung, für ſolche ächt vaterländiſche Geſinnung iſt der Alte, da er noch jung war, aber doch bei Gott kein unmündig Kind mehr, bis in ſein Alter hinein — doch wir wollen keine finſtern Geiſter heraufbeſchworen zu dieſer ſchönen Mitternachtſtunde. Begraben ſei die Mitternacht, und begrüßt des neuen Tages hehres, goldnes Licht!“

„Ja meine Kameraden, meine Brüder, es gibt für Deutſchland nur eine Freiheit, die Freiheit unter dem Geſetz, die Freiheit im Bunde mit Recht und Sitte, das ſind die Säulen, die ihren Tempel ſtützen, und ſein Fundament wie ſein Dach iſt die Eintracht, unter deſſen Schatten umſchlungen vom Bande der Einheit im Geiſt, im Innern ſtark und ſtark nach Außen, die deutſchen Fürſten, die deutſchen Völker friedlich bei einander wohnen. Eine Republik wäre Deutſchlands Todesſtoß!“ —

„Ja meine Brüder, beherzigt die Worte unſers großen deutſchen Dichters, dem nur Narren ein Herz für das Vaterland abſprechen, weil er kein Schreier war, kein Maulpatriot, und nicht Brüderſchaft machte mit jeder Jacobinermütze, mit jedem Hans von Rippach — dieſelben Worte, die der alte Jahn werth fand, auf das Titelblatt als Motto ſeines Buchs zu ſetzen, die Worte Goethe's aus Hermann und Dorothea:

„— — — Wir wollen halten und dauern,
Feſt uns halten, und feſt der ſchönen Güter Beſitzthum.
Denn der Menſch, der zur ſchwankenden Zeit auch ſchwankend geſinnt iſt,
Der vermehrt das Uebel, und breitet es weiter und weiter.
Aber wer feſt auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt ſich.
Nicht dem Deutſchen geziemt es, die fürchterliche Bewegung
Fortzuleiten und auch zu wanken hierhin und dorthin.
Dieß iſt unſer! ſo laßt uns ſagen und ſo es behaupten.“

„Bravo! bravo!“ umjubelte es Goldner laut und begeiſtert:

„Goldner hoch!“

„„Hoch!““ rief Goldner erwiedernd: „Wer unſern Niebelungenhort, das Gold der deutſchen Treue im Buſen trägt!“

Auf einen Anruf Meermanns erhob ſich die ganze Wache, die Mannſchaft trat Gewehr in Arm an, die Würdenträger zogen ihre Degen, und kraftvoll und vollſtimmig erſchallte der Geſang:

„Die Freiheit iſt nur Bote,
Sie hebt vom Sarg den Stein,
Im goldnen Morgenrothe
Da flammt ein lichter Schein,
In gottverklärter Reinheit;
Des Vaterlandes Einheit
Sie, ſie wird Deutſchlands Heiland ſein!“

* * *

Meiſter Heinrich von Meiſſen

genannt

Frauenlob.

Romantiſcher Bilderkranz für plaſtiſche Darſtellung

in

5 Bildern und 8 Gruppen.

◆

Perſonen:

Markgraf Waldemar I. Kurfürſt von **Brandenburg.**
Agnes, ſeine Gemahlin.
Helene, ſeine Tochter.
Heinrich II. Herzog zu **Braunſchweig.**
Meiſter Heinrich Frauenlob.
Der Biſchof des Hochſtifts Meiſſen.
Ein Erzbiſchof, Biſchöfe, Aebte, Mönche.
Hofdamen, edle Frauen, Ritter.
Chorknaben, Knappen.
Der Sprecher des Gedichtes.

Scenen: Bild 1. Ein Refectorium.
„ 2. Ein Palas (großer Ritterſaal).
„ 3. Eine Wildniß.
„ 4. Dom-Inneres mit Hochaltar.
„ 5. Kreuzgang im Dom zu Mainz.
Zeit 1310 – 1317.

Der Verfaſſer theilt dieſen Bilderkranz ſeinen Leſern mit; für die ceniſche Aufführung auf öffentlichen Bühnen ſein Eigenthumsrecht ſich vorhaltend.

Anmerkung des Verlegers.

Einſache Vorhalle.

Der Sprecher, in Minneſängertracht aus dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, tritt auf.

Hört eine Sängerſage!
Sie tritt aus alten Zeiten
Mit neuem Glanz zu Tage.
Laßt Wort und Bilder euch vorübergleiten.
Der Vorzeit Luſt und Brauch in Schmuck und Ehren,
Ihr Denken und ihr Sinnen,
Laßt Kunſt beleben, Poeſie verklären.

Des Sängers Saiten klingen
Der Schönheit gern zum Preiſe,
Jung hob er an zu ſingen,
Und Alle lauſchten ſtaunend ſeiner Weiſe.
Vom Meiſter Heinrich trug in weite Fernen
Sein Ruf allwärts die Kunde,
Und wob dem Sänger einen Kranz aus Sternen.

Erſtes Bild, erſte Gruppe.

Refectorium im Dome zu Meiſſen mit Wandmalereien.

Der Biſchof und die Brüder, an einer Tafel zechend, einige Ritter und Pilger, neben einer vornehmen verſchleierten Pilgerin und deren weibliche Bedienung, auch im Pilgerkleid, als Gäſte des Hochſtifts. Auf erhöhetem Sitz in einer mit Glasmalerei verzierten Fenſterniſche ſitzt der Chorherr Meiſter Heinrich mit einem lautenähnlichen Inſtrument, ſingend und ſich mit dem Saitenſpiel begleitend. Chorknaben halten über ihn einen zierlichen Baldachin von Laubgewinden, einer derſelben reicht einen Pocal zum Sänger hinan.

Sprecher:

Die Brüder und die Gäſte
Sie horchen Heinrichs Sange
Beim frommen Kloſterfeſte,
Die blicken froh, und Andere lauſchen bange.
Des Bruders Lied ſcheint frevle Luſt zu ſchüren,
Den Brand entflammter Sinne
Will ſolcher Sang im Kloſter ſich gebüren?

„Kein Lieb ſoll Schaam gen Liebe han,
Das rath' ich auf die Treue mein,
Sie wird in Freude kund gethan,
Mit ganzer Liebe ſonder Pein.“

(Die erſte Bildgruppe verſchwindet.)

„Wo Lieb gen Liebe Schämens hat
Da mangelt wohl die rechte Treu
Lieb' ſoll mit Liebe leben frei,
Ob ungeſehn, das iſt mein Rath.“ *)

So Meiſter Heinrichs Singen,
Das Frevel ſcheint den Brüdern,
Gleich des Verſuchers Schlingen.
Der Herr gebietet Schweigen ſolchen Liedern.
Schwer zürnend haben Alle ſich erhoben;
Ihm fluthen über'm Haupte
Des Vorwurfs Schelten und des Haſſes Toben.

Zweite Gruppe.

Meiſter Heinrich hat ſeinen Sitz verlaſſen und iſt den Rittern und Pilgern nahe getreten; die Pilgerin hat in der allgemeinen Bewegung ihren Schleier gelüftet, und der Sänger ſteht verzückt im Anblick ihrer Schönheit, ohne den drohenden Ausdruck auf den Geſichtern der Kloſterbrüder wahrzunehmen.

Sprecher:

Doch mag das Zürnen fluthen,
Und mag die Wolke dräuen,
Der Minne keuſche Gluthen

---

*) Alle mit „ — “ bezeichneten Stellen aus Frauenlobs eignen Dichtungen können mit Accorden begleitet werden.

Sind's, die das Herz des jungen Sängers
weihen.
Die Pilgerin trat in die Kloſterhallen,
Er hat den Stern gefunden
Auf deſſen Strahlenbahn ſein Fuß wird wallen.

(Die zweite Bildgruppe verſchwindet.)

Fortan auf allen Pfaden
Folgt Heinrich ſeinem Sterne,
In deſſen Huld zu baden,
Mit Sange nach bis in der Heimath Ferne.
Er ſingt und läutert ſingend ſeine Sinne,
Der Weiblichkeit zum Preiſe;
Froh lauſcht die Welt den Liedern ſüßer Minne.

Er klimmt zu hohen Warten,
Naht Fürſten, Sanggenoſſen:
Beim Feſt im Roſengarten
Treibt ſeine Liederroſe junge Sproſſen.
Am Hofe Waldemar's blüh'n ſeine Lieder,
Blüht ihm der Wünſche Krone,
Sieht er die Pilgerin — ſein Kleinod —
wieder.

Der Markgraftochter Schöne
War's, die ſein Herz entzündet.

Dein ſüßer Reiz, Helene
Iſt's, den des Sängers „zarte Weiſe“ kundet.
Er ſteht, umgeben von den Rittern allen,
Und ſingt der Minne Lieder
Mit goldnem Mund vor Fürſten und Vaſallen.

Zweites Bild.

Palas im Schloſſe zu Roſtock, reich mit Roſen geſchmückt. Auf einem hohen Throne ſitzt Kurfürſt Waldemar I., Markgraf zu Brandenburg, im Hermelinmantel, und mit einer Hermelinmütze auf dem jugendlich bärtigem Haupt, mit dem Scepter in der Linken auf Frauenlob deutend. Neben ihm zur Rechten Agnes, ſeine Gemahlin, zur Linken Helene, ſeine Tochter (die Pilgerin aus Bild I). Zur Seite Helenens ſteht Heinrich II., der Jüngere, Herzog zu Braunſchweig, Helenens Verlobter, im Prunkgewande, unwillig auf den Sänger blickend. Ritter und Edelfrauen ſind um die Hauptperſonen gruppirt.

Heinrich Frauenlob ſteht vor dem Throne, er trägt einen Kranz von Roſen und Lilien, ein langes Oberkleid mit herabhängenden Aermeln. Ihm zur Seite, doch ſo, daß ſie die Hauptgruppe nicht decken, drei Spielleute: ein bärtiger Mann mit einer lautenförmigen Geige in der Linken, den aufgehobenen Bogen in der Rechten, und zwei Jugendliche, bekränzt, mit einem Clarinett- und Flöte-ähnlichen Inſtrument.

Sprecher:

„Die Frauen ſind der höchſten Wonne Garten,
Darinnen Minne thaut aus ſüßen Blicken,
Und Liebe pflanzt viel zarter Blumen Arten,
Mit blüh'n'den Sehnſuchtranken,

Der Huld Gedanken
Weiß ſie die Herzen mächtig zu beſtricken.
Ob längſt vor mir ſchon Frauen Lob erklungen
Von Würdigern geſungen,
Will ich mit treuem Sinnen
Mit ſtetem Streben
Der Frauen Huld und Minnen
In meinem Sang erheben,
Bis mit dem Leben,
Bis mit dem Herzen auch mein Saitenſpiel
zerſprungen."

(Das Bild verſchwindet.)

Doch wie ſich Sang und Dichten
Des Sängers zart und ſüße
Nach hoher Minne richten,
Schon ſinnet Eiferſucht, daß er das büße.
Sein Hoffen iſt ein Wahn, ein Traum ſein
Minnen,
Sie — kann ihm nie gehören,
Nie kann er ſolchen höchſten Preis gewinnen.

Und weiter muß er eilen
Mit Sehnen und mit Schmerzen,
Von Eros ſcharfen Pfeilen
Den ſchärfſten, bitterſten im treuen Herzen.

Er birgt ſein Leid in Waldes-Einſamkeiten,
Und ſingt der Minne Klagen,
Wo Wehmuth nur und Trauer ihn begleiten.

Da findet Haß den Sänger,
Ihm lange nachgezogen;
Um ihn die wilden Dränger,
Geſchwung'ne Schwerter und geſpannte Bogen.
Tod bringt ihm Gegenwehr, — Ergebung: Ketten;
Du Sänger zarter Minne,
Wo weilt ein Helfer Dir — wer kann Dich retten?

Drittes Bild, erſte Gruppe.

Eine Wildniß. Heinrich Frauenlob als wandernder Sänger mit ſeiner Laute und einem Pilgerſtabe, iſt von drohenden Rittern und Knappen, unter ihnen auch ein Mönch, umgeben. Der Sänger ſteht in flehender und angſtvoller Geberde, und erhebt, wie zum Schutze, ſeine Laute.

Sprecher:

„Noch einmal laßt mich ſingen!
Noch einmal laßt zum Preiſe
Der höchſten Frau erklingen
Mein Saitenſpiel — dann ſterbe Sang und Weiſe!"

So ruft der Sänger, der bedrängte, flehend —
Der Bitte wird Gewährung —
Die Feinde hören, drauend ihn umſtehend.

(Die erſte Bildgruppe verſchwindet.)

Von heiligſter Empfindung,
Der Gottesminne Gluthen,
Wird Heinrichs Sang Verkündung,
Ein Schwan auf abendrothverklärten Fluthen.
Aus wildem Haß erblüht ein ſanfter Friede,
Verfolgung ſenkt die Speere,
Des Dichters Sang, er wird zum hohen Liede.

Zweite Bildgruppe.

Heinrich Frauenlob ſteht in Mitten ſeiner Verfolger in ekſtatiſcher Haltung; jene ſind zum Theil auf die Kniee geſunken, die übrigen hören mit geſenkten Waffen andachtvoll zu.

Sprecher:

„Du höchſte Magd, Du ehrenreiche Fraue —
Von mildem Himmelsthaue
Befeuchtet blüh'n die Blumen Deiner Aue."

„Der Winter floh — es hallt der Vöglein Singen,
Maiglöckchen lieblich klingen,
Und Turteltauben regen ihre Schwingen."

„Die zarten Reben Deiner Gnade blühen,
Dem Freund nach Schmerz und Mühen,
Den Heilwein Deines Gartens laß mir ſprühen!“

„O wolle mich, der treu an Dir gehangen,
Im Roſenhain empfangen,
Nach Dir, Maid, Mutter, ſteht all' mein Verlangen!“ —

(Die Gruppe verſchwindet.)

Und als er ſo geſungen
Bleibt jede Hand in Banden.
Es iſt der Tod bezwungen,
Und Liebe iſt ſiegfreudig auferſtanden.
Der Sänger wandelt ungehemmt von hinnen
Und preißt, die ihn errettet,
Die Königin ob allen Königinnen.

Und preißt die Huld der Frauen
Voll inniger Verehrung.
In Liedern läßt er ſchauen
Des Magdthums Reiz, der Weiblichkeit Verklärung.
Doch einſam geht ſein Fuß — ſein ſtilles Lieben

Iſt *Einer* nur von Allen,
Selbſt ihr nicht kundig, ewig treu geblieben.

Noch einmal ſeiner Süßen,
Der er ſich zugeſchworen
Zu nahen, ſie zu grüßen,
Die er in hoher Minne ſich erkoren,
Naht Heinrich ſich — es rufen Glockenklänge —
Es wird ein Feſt begangen —
Und fortgezogen wird er im Gedränge.

Viertes Bild, erſte Gruppe.

Dom-Inneres mit Hochaltar. Ein Erzbiſchof verbindet Helene von Brandenburg mit Heinrich II. von Braunſchweig. Markgraf, Markgräfin, Biſchöfe und Aebte, Ritter, Damen, Chorknaben, Gefolge, Volk. Im Vorgrund Heinrich Frauenlob, als Pilger, doch unbedeckten Hauptes, ſchmerzlich ergriffen ſtehend.

Sprecher:

Ihr ſchlug die ſchönſte Stunde,
Sie nahte dem Altare,
Zur Weihe ihrem Bunde,
Den Myrtenkranz im goldnen Ringelhaare,
Im reichſten Glanz, in voller Lebensblüthe;
Auf ewig *ihm* entzogen,
Der ſtill ſie trug im liebenden Gemüthe.

Wie faſſen ihn die Schmerzen,
Wie brennt ihn dieſe Wunde!
Den bittern Tod im Herzen
Das tiefſte Weh — in ihrer Wonneſtunde.

(Die erſte Bildgruppe verſchwindet.)

Nicht Worte können, was er leidet, malen,
Ihm iſt der Tag verdunkelt,
Und über ihn ſtürzt eine Welt voll Qualen.

Dahin, dahin, und öde
Fortan des Daſeins Pfade!
Daß ſolcher Schmerz ihn tödte,
Der Sänger hofft es von des Himmels Gnade;
Noch aber will der Himmel: er ſoll leben,
Soll dulden, tief im Leide,
Und Heinrich duldet, leidet, gottergeben.

Zweite Gruppe.

Dom-Inneres, wie vorhin, aber ohne das Brautpaar und die Zeugen. Heinrich Frauenlob iſt an den Stufen des Altars in die Arme einiger Mönche geſunken, und ſein Blick iſt nach oben gerichtet, wohin einer der Mönche deutet. Chorknaben knieen betend am Altar.

Sprecher:

„Durch Liebe Leid behüten! —
Manch lichter Schein — geht unter —
Vom Baume ſinken Blüthen,
Der Wächter ſchläft und träumt: er wäre munter.
Ich will im Leiden, Meiden — Minne pflegen
Und Frauenhulden preiſen,
Bis ſich mein wacher Schmerz wird ſchlafen legen.“

(Die Bildgruppe verſchwindet.)

„Was frommt die Luſt der Sinne,
Geh'n wir zum letzten Leiden?
Was frommen Sang und Minne?
Der graue Spielmann kommt, und mahnt zu ſcheiden.
Nimm Erde, nimm das Kleid, das ich getragen!
Maria, nimm die Seele!
Ihr Frauen, wollt um Euern Sänger klagen!“

Und bald ward er enthoben
Der Erde Schmerz und Banden.
Ein Klagen und ein Loben
Erſcholl um ihn in allen deutſchen Landen.
Im goldnen Mainz ward unter lauten Klagen
Bedeckt von Blumenkränzen
Von edlen Frau'n des Sängers Sarg getragen.

Letztes Bild.

Kreuzgang im Dom zu Mainz. Acht Frauen und Jungfrauen tragen den Sarg, in welchem Heinrich Frauenlob liegt. Sein Haupt ſchmückt ein Kranz von Lilien. Vor dem Sarg ein Theil hoher Geiſtlichkeit, junge Mädchen ſtreuen Blumen, dem Sarge folgen drei ſingende Knaben, welche brennende Kerzen tragen. Es folgen Jungfrauen mit Weingefäßen und Leidtragende mit Kerzen, ſoviel der Raum geſtattet *).

Sprecher:

Ihn, der ſie hoch geprieſen,
Ihn trugen Frau'n zum Dome.
Des Weines Fülle ließen
Sie ſtrömen hin mit ihrer Thränen Strome.
Auf ewig iſt der Sängermund geſchloſſen,
Um den ſie klagend weinen,
Der ihnen ſüßen Wein des Sangs ergoſſen.

---

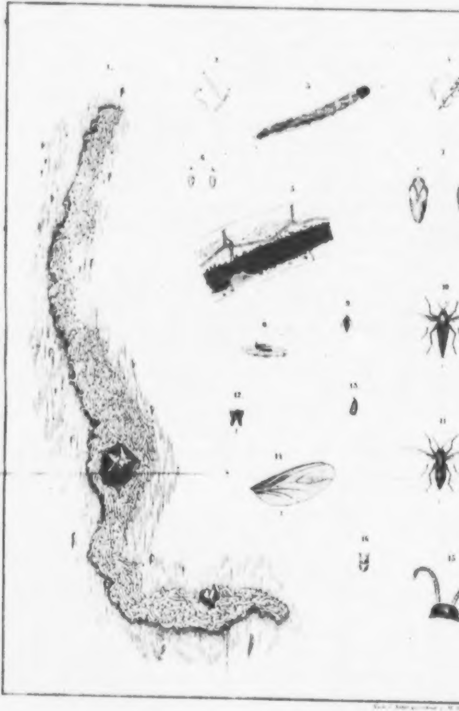
*) Zu dieſer Schlußgruppe wird paſſend Ludw. Lindenſchmits Bild, Gedenkblatt des rheiniſchen Kunſtvereins, 1847, zu benutzen ſein.

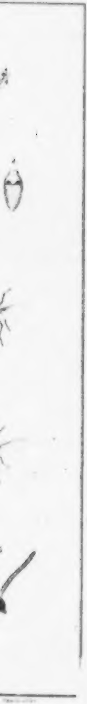
Und ob ſie wieder geben
Den irdiſchen Staub dem Staube,
Unſterblich blüht ſein Leben;
Des Sängers Ruhm wird keiner Zeit zum Raube.
Heil dem, deß Lorbeer findet ſeinen Boden
Im Herzen edler Frauen! —
Doch glücklich nur und ſelig ſind die Todten.

(Der Vorhang fällt.)

* * *

Druck der Sebald'ſchen Officin in Nürnberg.


1
2
3
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16



Der

Heerwurm,

ſein

Erſcheinen, ſeine Naturgeſchichte und ſeine Poeſie.

Ein

monographiſcher Verſuch

von

Ludwig Bechſtein.

Mit 1 Tafel Abbildungen.

Nürnberg.
Verlag der Friedrich Korn'ſchen Buchhandlung.
1851.

Motto.

In langen Zügen kriecht
Am Poden das Gewürm.

(Text zu Haydn's Schöpfung.)

Kritik:

Du bist ein leie, snippin snap.

Wartburgkrieg.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Der

Verſammlung

der

deutſchen Naturforſcher

im September 1851

zu Gotha

freundlichſt zugeeignet

von dem

Verfaſſer.

Ueberſicht des Inhalts.

Seite

Erklärung der Bildtafel VI
Einleitung 1
I. Die Literatur und Naturgeſchichte des Heerwurms 8

II. Eigne Beobachtung und Beſchreibung des Heerwurms.

1. Die Larve 40
2. Die Puppe 51
3. Die Mücke 55
4. Die Irrthümer in den frühern Beſchreibungen des Heerwurms gegenüber der eignen Beobachtung 60
5. Beſchreibung 65
III. Die Poeſie des Heerwurms 69

Erklärung der Abbildungen *).

Figur 1. Ein Stück Heerwurm im Zuge.
Figur 2. Heerwurmlarven in natürlicher Größe.
Figur 3. Larve in ſtarker Vergrößerung, nach einem Exemplar in Spiritus, unter Glasplatten.
Figur 4. Mäßig vergrößerte Larve, freſſend.
Figur 5. Ein Stück Larve in ſtärkſter Vergrößerung, den Darmkanal und die Vertheilung und Veräſtelung der Tracheen im Larvenkörper darſtellend.
Figur 6. a. b. Die Puppe von oben und von unten in natürlicher Größe.
Figur 7. c. d. Dieſelbe vergrößert.
Figur 8. Die Mücke kurz nach dem Auskriechen in natürlicher Größe.
Figur 9. Dieſelbe von oben, desgl. Männchen.
Figur 10. Dieſelbe vergrößert. Männchen.
Figur 11. Dieſelbe desgl. Weibchen.
Figur 12. Die Gabel am After des Männchens, ſtark vergrößert.
Figur 13. Ein Schwingkolbe desgl.
Figur 14. Flügel. Desgl. vom Männchen.
Figur 15. Vorderende des Kopfes mit Augen und Antennen desgl.
Figur 16. Zwei Glieder der Antennen, desgl.

---

*) Dieſe Abbildungen zeichnete mit dankenswerther Genauigkeit Herr M. Saalmüller, ein fleißiger und talentvoller, der höhern Kriegswiſſenſchaft ſich widmender Zögling der herzogl. Realſchule in Meiningen. ♂ deutet das Männchen, ♀ das Weibchen an.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Einleitung.

Eine Reihe von Jahren hatte der Heerwurm nur meine Phantaſie beſchäftigt. Das Wunderbare, Sagen- und Märchenhafte, was ich über ihn hörte und las, Okens ausführliche Beſchreibung nach Kühn's noch ausführlicheren Forſchungen, und die dabei ſich aufdringende Bemerkung, daß Oken den Heerwurm ſo wenig mit eignen Augen geſehen, wie die meiſten andern Naturforſcher — alles das wirkte mit allem Reiz des Geheimnißvollen, Unenthüllten hin, einem Naturwunder, das ſich dem Auge der Forſcher in ein faſt undurchdringliches Dunkel barg, mit Eifer auf die Spur zu kommen.

Da aber Jahr um Jahr verging, und dieſe Spur ſich nicht finden wollte, ſo verarbeitete ich dieſen Drang und dieſes Sehnen einſtweilen in einer Thüringerwaldgeſchichte, betitelt: Der Heerwurm und die Wildſchützen, welche im rheiniſchen Taſchenbuch bei J. D. Sauerländer, Frankfurt a/M. 1850 erſchien.

Freilich konnte nur das Ueberlieferte über den Heerwurm, ausgeſtattet und ausgeſchmückt mit einiger Zuthat der Phantaſie in dieſer Erzählung niedergelegt werden, und Viele, welche dieſelbe laſen, waren ſehr geneigt, den ganzen Heerwurm für ein Phantaſieſtück, eine verkörperte Volksſage gelten zu laſſen.

Unter den Freunden, mit denen ich viel und oft über den Heerwurm mich unterhielt, war einer der Wenigen, welche ihn kannten, ihn geſehen hatten, Herr Förſter Buchenröder, früher in Waltershauſen, jetzt auf Oberhof.

Dieſer hatte als Forſtgehülfe in den Arloberger, dann in den Waltershäuſer Forſten den Heerwurm in frühern Jahren einigemale wahrgenommen, und wußte Anziehendes davon zu erzählen. Auf letzteren Forſten hatte ihn wohl auch mein verewigter Oheim, Dr. Johann Matthäus Bechſtein, geſehen, doch wie es ſcheint, ohne nähere genaue Beobachtung.

Dieſer verdienſtvolle Naturforſcher nennt die Heerwurmſchnaake Tipula mirabilis, und ſagt:*) „Im Julius ſitzt dieſe kleine ſchwarze Schnaake, die nicht viel größer als ein Floh iſt, in den Waldungen wo es feucht iſt, ſchaarenweiſe an den

---

*) Kurzgefaßte gemeinnützige Naturgeſchichte des In- und Auslandes, Leipzig 1794. Band I. Abtheil. 2. S. 1095.

Bäumen und Stämmchen, auch fliegt ſie geſellſchaftlich in der Luft herum.“

»Die Made bildet den ſogenannten Heerwurm. Eine große Menge kleiner weißer, ſchwarzköpfiger Maden hält ſich auf und unter dem Mooſe ſo geſellſchaftlich zuſammen, daß ſie einer langen Schlange gleichet, die ſich bald gerade ausſtreckt, bald ſchlängelt, bald in einen Kreis zuſammenlegt. Der Aberglaube machte aus dieſer Erſcheinung, die aufmerkſame Beobachter auf dem Thüringerwalde alle Jahre entdecken, kriegeriſche und andere unglückliche Vorbedeutungen. Für die Vögel und beſonders für die Maſtſchweine, die im Herbſt in den Wald gehen, ſind theils die Maden ſelbſt, theils die Puppen, die ſich auch geſellſchaftlich in der Erde aufhalten, ein vortreffliches Nahrungsmittel.«

Ueber letztern Punkt, den Bechſtein, an einem andern Ort bereits erwähnt, hatte ſchon der Quedlinburger Naturforſcher A. E. Goeze, ein eifriger Freund und Beobachter der Natur 1791 an B. berichtigend geſchrieben:

„In Ihrer Naturgeſchichte des Schweins hab' ich unter der Nahrung bemerkt, wie mir's ſcheint, daß eine kleine Verwechslung des Kühn'ſchen Heerwurms, deſſen Larven ſich in eine Tipula verwandeln, mit der Erdmaſt, oder den Larven einer Raubfliege, Asilus, deren Proceß ich im Allerlei aus der Erfahrung beſchrieben habe, vorgegangen iſt.“ —

So häufig iſt die Erſcheinung des Heerwurms keineswegs, daß man ihn alljährlich fände und daß er Schweine mäſten könnte; im Herbſt ſind übrigens weder Larven noch Puppen des Heerwurms mehr vorhanden, da er ſich im Juli und Auguſt zeigt, verpuppt, und das Inſekt auskriecht. Auch ſind die Vorbedeutungen, die der Aberglaube an die Erſcheinung des Heerwurms knüpft, nicht blos unglückliche. —

Es war am Sonnabend den 3. Auguſt 1850, Morgens 5 Uhr, als der Wegwärter Ortleb zum Förſter Buchenröder an das Herzogl. Jagdſchloß auf Oberhof kam, anklopfte, guten Morgen bot, und rief: „Herr Förſter, m'r frien Kriegk!“

„„Wie ſo, Ortleb?“

„Der Heerwurm lätt ſich ſiehen!“

„Der Heerwurm! Wo?““

„Drongen biem Lochborne!“ —

Dieſe Nachricht war meinem Freund hochwillkommen. Er hatte ſeit einer Reihe von Jahren mir zu Liebe auf ſeinen täglichen Waldgängen nach dem Heerwurm umgeſchaut, aber überhaupt ſeit 15 bis 20 Jahren ihn nicht erblickt. B. eilte ſogleich in Begleitung einiger ſeiner Angehörigen und eines Beſuchs nach dem in der Nähe des freundlichen Chauſſeehäuschens, das Ortleb bewohnte, befindlichen ſogenannten Lochbrunnen hinunter. Unterwegs theilte Ortleb alle abergläubiſchen Ueberlieferungen mit, die von Urväterzeiten her im Thüringerwaldvolke über den Heerwurm im Schwange gehn.

Man war zur Stelle.

In einer Längenausdehnung von 12 bis 14 Fuß, drei Finger breit, einen Finger hoch übereinander zog die graue Schlange des Heerwurms quer über die Hochſtraſſe.

Es waren ſchon Pferdehufe und Wagenräder über die Erſcheinung hingegangen, das hemmte ſie jedoch nicht, in langſamer Bewegung vorwärts zu gelangen, indem ſich die getrennten Theile wieder vereinigten.

Das Vordertheil, der Anfang, erſchien gabelförmig ausgebreitet, bald zu zwei, bald zu drei, auch zu vier Gliedern, als ſuche das Heer durch dieſe auf mehrfache Weiſe den beſten Weg zu ertaſten.

Die Millionen Köpfchen waren in ſteter Begung, die wieder dem unſichern Suchen des Vorderendes glich.

Ein mattſilbergrauglänzender Streifen zeigte ſich an der Stelle des Weges, über welche der Heerwurm gekrochen war.

Der Freund, meiner eingedenk, hob einen Theil des Heerwurms in ein Tuch, packte ihn dann mit Moos in eine kleine Schachtel, und gab ihn mit den Worten zur Poſt:

„Lieber Freund! Hier ſchicke ich Dir ein Stück Heerwurm.“

Dieſe Sendung langte am Sonntagmorgen, den 4. Auguſt, bei mir an. Als ich die Papierhüllen von der Schachtel löſte, fand ich in ihnen viele todtgedrückte Einzelexemplare und eine fingerbreite zuſammenhängende Kette von 6 Zoll Länge ebenfalls todt. Die Larven waren durch die Fugen der Schachtel gekrochen.

Als ich dieſe öffnete, fand ich einiges Moos, das voll von noch lebenden Heerwurmlarven wimmelte.

Wie ſehr dieſe Sendung mich erfreute, bedarf keiner Worte. Ich that ſogleich etwas feuchte Erde in eine große Schüſſel, fügte noch mehr Moos hinzu, bedeckte die Schüſſel mit einem runden Küchenbrett, und ſtellte ſie in den Garten, entſchloſſen, die ſeltne Naturerſcheinung mit Aufmerkſamkeit zu beobachten.

Den Erfolg dieſer Beobachtungen theile ich im Nachſtehenden mit. Sind letztere auch immer noch mangelhaft, ſo vermag ich doch, vieles Irrige und Falſche, was über die Heerwurmlarven in den verſchiednen Naturgeſchichten begegnet, zu berichtigen, und ſo iſt mindeſtens ein kleiner Schritt weiter gethan, über eine Vielen noch ſo dunkle, Vielen niemals zugängliche Naturerſcheinung ins Klare zu kommen. Forſcher vom Fach mögen das ihrige thun, dieſe Klarheit zu ſteigern.

Es wird auch hier erſichtlich, wie wenig es nütze und der Wiſſenſchaft Gewinn bringe, wenn Einer dem Andern nachſchreibt, ohne eigne Beobachtung, ohne eigne Prüfung, die freilich bei dem räthſelhaften, eigenthümlichen und ſeltnen Vorkommen der Heerwurmlarven, den meiſten Entomologen von der Natur ſelbſt unmöglich gemacht iſt. Dieſe allmachtvolle Göttin birgt unter ihren Iſisſchleiern noch tauſend und aber tauſend Geheimniſſe, ein Glück für die Wiſſenſchaft und den Fleiß der Forſcher.

◆

I.

Die Literatur und Naturgeſchichte des Heerwurms.

Bevor ich die Beobachtungen mittheile, die mir ſelbſt über den Heerwurm zu machen verſtattet war, gebe ich einen Ueberblick der Erwähnung deſſelben in ältern Schriften und in denjenigen neuern die ſich ausführlicher mit ihm beſchäftigen. Muthmaßlich zuerſt wird des Heerwurms gedacht von Caſpar Schwenckfelt im Theriotropheum Silesiae, Liegnitz. 1603.

Der Verfaſſer ſagt p. 501.

Ascarides militares, Heerwürme. Minutissimi sunt vermiculi, capillares, subalbidi, qui aestivo tempore instar catenae cohaerentes perreptant, ac si exercitum ducerent. Has si montium juga versus processerint, annonae caritatem; sin vero deorsum ad plana declinaverint, annum foecundum et fertilem portendere, monticolarum opinio.

Alſo ſehr kleine haarförmige weißliche Würmchen, die zur Sommerzeit gleichſam wie Ketten zuſammenhängend kröchen, wie wenn ſie ein Heer bildeten. Wenn ſie, auf den Gebirgsjochen bergauf zögen, folgere der Aberglaube des ſchleſiſchen Bergvolks, ſo bedeute es Hungersnoth, abwärts aber fruchtbare Jahre und Zeiten.

In obiger Beſchreibung iſt alles richtig, nur das Wort haarförmig nicht, und dieß einzige Wort läßt vermuthen, daß Schwenckfelt den Heerwurm auch nur nach Hörenſagen kannte und beſchrieb.

Im Beginn des 18ten Jahrhunderts verfaßte der Rektor der Schule zu Schleußingen M. Chriſtian Juncker, ſpäter kurfürſtlich ſächſiſcher Hiſtoriograph zu Dresden, mit großer Liebe und mit nicht minder großem Fleiße eine umfaſſende phyſikaliſche wie geſchichtliche Beſchreibung des Landes, darin er wohnte und lehrte, und nannte dieſe: Ehre der gefürſteten Grafſchaft Henneberg. Sie füllte fünf geſchriebene Folianten und iſt Manuſcript geblieben.

In dem der phyſikaliſchen Beſchreibung gewidmeten zweiten Bande erwähnt Juncker auch den Heerwurm mit folgenden Worten:

> „Eine ſonderliche Art Waldwürmer hat der Oberförſter Hans Chriſtoph Ludwig zu Ilmenau beobachtet, dergleichen er ſelbſt bekennet, ſein Lebetage nicht geſehen zu haben. Die hieſigen Waldleute (verſtehe in dem Ilmenauer Oberforſt,)

nennen es Heer- oder Kriegswürmer, und iſt die gemeine Rede, als ob ſie ein Anzeichen vielen Kriegs ſeien. Ich habe auch nach der Zeit erfahren, daß man dergleichen Gewürme auch in der Goldlauter, in dem Suhlaer Forſt, auch im Schwarzwalde (ohnfern Ohrdruff) u. a. m. angetroffen. Sie ſind drei Finger breit, in einander geſchlungen, wie Weiberzöpfe, von Farbe ſchwarzgrau; es ziehet alles zugleich fort; wenn es zerſtoßen (getrennt) wird, ſchließt ſich's wieder, und ſagt man, daß es ganze Berge einnehme, zu 15 bis 20 Klafter (45 bis 60 Ellen) lang. Anno 1701 hat man keine angemerkt, wohl aber die vorhergehenden Jahre, da ſie ſtark gezogen, aber niemals einigen Schaden gethan. Sie ſind, wie ſie einer weiter beſchrieben hat, in Größe einer kleinen Käſemaden, und grau, ziehen aber bei ſo viel Tauſenden miteinander, daß ſie wohl von 2 bis 24 Ellen lang und 2 Zoll breit, auch nicht anders anzuſehen, als eine Schlangenhaut." —

Die von Schwenckfelt's Angabe abweichende Juncker's bezüglich der Farbe des Heerwurms iſt wohl zu beachten; ich komme ſpäter darauf zurück.

Das Ineinandergeſchlungenſein, wie Weiberzöpfe, iſt eine kühne Metapher des Hiſtorikers, die man ihm, der den Heerwurm nicht ſelbſt ſah, zu Gute halten muß.

So hätten wir vorläufige Kunde vom Heerwurm aus dem Rieſengebirge durch Schwenckfelt, aus dem Thüringerwaldgebirge durch Juncker erhalten.

Bald nach letzterem ſchrieb M. Jonas Ramus eine Schilderung Norwegens, betitelt Norrigs Beschriwelse. Kopenhagen, 1715. Er führt in derſelben den Orme-drag. an, und ſagt vom ihm, daß das gemeine Volk, wenn es ihn erblicke, ſolches für ein Glückszeichen anſehe, und ihm Kleider und Gürtel in den Weg werſe. Kröchen nun die Würmer darüber weg, ſo hielte derjenige, dem die Kleider gehörten, dieſes für ein Glück; allein wenn jene zur Seite auswichen, ſo folgere man aus gleichem Aberglauben, der Eigner der Kleider habe ein Unglück zu befahren, und werde vielleicht bald ſterben.

Ja, M. Jonas Ramus ſucht dem Heerwurm ein klaſſiſches Alterthum zuzueignen. Er vermuthet, daß Juvenal vom Heerwurm rede, wenn dieſer in der zweiten Satyre ſagt: Non illes prodest in pyxide condita Lyda. Das iſt nun freilich nicht minder kühn, wie Junckers „ineinandergeſchlungene Weiberzöpfe.“

Der phantaſievolle Biſchof des Stifts Bergen: Dr. Erich Pontoppidan, deſſen Verſuch einer natürlichen Hiſtorie von Norwegen wir ja auch die Kunde von der großen Seeſchlange und dem Kraken verdanken, und der um die Mitte des 18ten Jahrhunderts ſchrieb, unterließ nicht, uns den Heerwurm zu ſchildern. Seine Schilderung lautet, nach der Ueberſetzung von Johann Adolph Scheibe(n). Zweiter Theil, Kopenhagen 1754. S. 79.

„Drag-Fäe, oder Orme-Drag. Dieſes Inſekt iſt hier (in Norwegen) ſoviel mir bekannt iſt, eine phyſikaliſche Beſonderheit dieſes Landes. Zum wenigſten habe ich in Dänemark weder dergleichen geſehen, noch davon gehört. Es beſteht in einer unzähligen Anzahl kleiner Würmer, die ſich ungemein weit auf der Erde ausſtrecken, nicht anders, als wenn es ein Seil von der Länge einiger Klafter und von der Dicke 1½ oder zween Finger wäre. Jeder Wurm iſt nicht dicker, als ein grober Zwirnsfaden, und von der Länge eines Haberkorns; die Farbe iſt wäſſericht und ſie haben einen großen ſchwarzen Flecken auf dem Kopfe. Dieſe Würmer lieben die Geſellſchaft und ſie werden allezeit in Millionen und Miliaſſen (das iſt doch ein wenig zu viel) beiſammen gefunden, indem ſie beſtändig über einander herum kriechen, doch alſo, daß der ganze Haufen allezeit weiter fort ziehet, und auf dem weichen Grunde eine Spur als eine weitgedehnte Linie hinter ſich zurück läſſet. Womit dieſe faſt unendliche Menge kleiner Würmer ſich nähret, dieſes iſt nicht zu bemerken, und es iſt wahrſcheinlich, daß ſie ſich unter einander ſelbſt verzehren.“

So gut und richtig Pontoppidan's Beſchreibung iſt, ſo falſch iſt der Schlußſatz, der eine völlig unbegründete Vermuthung ausſpricht.

Pontoppidan führt nun noch des M. J. Ramus vorhin erwähnte Mittheilung über den Orme-Drag an, und geht dann zu den Nebelwürmern und zum Leinwandregen (der auch in Deutſchland vorgekommenen Wieſenwatte) über.

In den Jahren 1756, 1774, 1778, 1779 und 1781 zeigte ſich in der Gegend von Eiſenach der Heerwurm, und erneute im Munde des Volkes die alten Märchen. Damals lebte dort ein Entomolog, Kühn, Doctor der Arzneiwiſſenſchaft, welcher ſich näherer Beobachtung dieſer ſeltenen Naturerſcheinung mit regem Eifer unterzog, und den Erfolg derſelben in Joh. Ernſt Imman. Walch's Zeitſchrift der Naturforſcher, Band I. 1774. S. 79. Bd. 15. 1781. S. 96. und Bd. 18. 1782. S. 226. niederlegte, auch im letztern Bande Tafel 5 Fig. A—E Abbildungen gab. Walch citirt in der Vorrede zum erſten Bande ſeiner Zeitſchrift Pontoppidan und Ramus.

Oken hat in ſeiner Allgem. Naturgeſchichte für alle Stände, Thierreich, zweiten Bandes zweite Abtheilung (Stuttgart 1835.) S. 740 bis 743 die

Kühn'ſchen Beobachtungen aufgenommen, nachdem er unter den Johannisſchnaken die Bibio Johannis anführt und ſagt:

„Die Larven ähnlicher Mucken ſind es wahrſcheinlich, welche unter dem Namen Heerwurm bekannt ſind.“

Die Kühnſchen Beobachtungen ſind von großem Intereſſe, aber ſie zeigen mehr den Naturfreund als den Naturforſcher; es finden ſich in ſeinen Schilderungen mehrere ſehr ergötzliche Hyperbeln und trotz der durch mehrere Jahre fortgeſetzten Beobachtungen doch manche offenbar unrichtige Behauptungen und dennoch keine eigentlich wiſſenſchaftliche Beſchreibung.

Indem ich auf die angeführten Bände des Naturforſcher und, wem dieſe nicht zu Gebote ſtehen, auf Okens Auszug verweiſe, will ich hier nur das Weſentlichſte der Kühn'ſchen Mittheilung anführen.

Als Anfangs Juli 1774 die Kunde, daß ſich der Heerwurm wieder zeige, wie 1756, (wo der ſiebenjährige Krieg begann) die Gegend durchdrang, zitterten die Leute vor neuem Krieg, und zogen in den Wald, das vermeintliche Ungeheuer zu ſehen, das als eine vielköpfige Schlange auf welcher Tauſende von Maden herumkröchen, beſchrieben wurde, und das nur alle Morgen von 8 bis 9 Uhr ſich ſehen laſſe, wo es zu einer Quelle kröche und ſeinen

Durſt löſche, auch wurde behauptet, daß ſein Zug beſtändig von Morgen nach Abend gehe.

Kühn fand den Heerwurm: eiskalt, vorn handbreit, an der Endſpitze ſich mehr und mehr verdünnend, theilweiſe unter Laub und lockre Thonerde gezogen, raffte ihn auf, und ließ ihn in einem Topf nach Hauſe tragen. Dort ſchüttete er ihn im Garten in einen ſchattigen Gang, wo er ſich bald zu einer Wanderung zuſammengeſellte, dieſe aber von Mittag gegen Mitternacht antrat; folglich ſei es, (was man gern zugeben wird), eine Fabel, daß der Heerwurm nur zu einer gewiſſen Stunde und nur weſtwärts ziehe. Jeder dem Heer im Weg liegende Stein u. dgl. ließe den Zug andre Richtung einſchlagen, ſelbſt ſich theilen, worauf dann die Glieder ſich wieder ſchlöſſen.

„Traf der Zug auf leichte Körper, wie Blätter, Holzſtückchen und dgl. ſo ſchlüpfte er darunter hinweg, und nahm ſie wie ein reiſſender Strom (!) auf ſeiner breiten glatten Oberfläche mit ſich fort.“

Die Lücke, welche das Wegraffen einer Handvoll Maden aus der Mitte des Zuges verurſachte, war bald durch die Nachziehenden ausgefüllt.

Der abgeſonderte Klumpen bildete einen Heereszug für ſich und vereinigte ſich mit dem Hauptheer in Zeit einer Viertelſtunde.

Am andern Morgen fand ſich das Heer durch einen Nachts gefallenen Gewitterregen von etwa einer Million auf etwa 10,000 zurückgeführt, war überſchlämmt, zum Theil fortgeſchwemmt, die Zurückgebliebenen aber bildeten wieder einen Zug, wobei Kühn wahrnahm, daß ſie keinen Heerführer hatten, wie man erzählte. Die Beſchreibung, welche K. giebt, iſt folgende:

„Sie (die Larven) waren alle ½ Zoll lang und ſchlugen bei der geringſten Irritation ſehr heftig um ſich. (!) Die Haut iſt weiß, glatt, durchſichtig und glänzend mit einem dunkelgrauen Darm, der Kopf dunkelbraun. Der Leib beſteht aus 7 Ringeln und an jedem zeigt ſich ein Paar erhöhte Luftlöcher ohne eine Spur von Füßen, außer 2 Warzen am Schwanz (!). Sie ſondern beſtändig Schleim ab, wodurch ſie aneinander kleben (!)."—

Kühn nennt die Haut chagrinähnlich, und will auch Saugröhren aus jedem Ringe bemerkt haben. Um ſie vor dem andauernden Regen zu ſchützen, brachte K. ſie mit Gartenerde in einen großen Topf, und fand nach einem Monat (!) nichts als 4 große Regenwürmer, „welche mithin das ganze Heer aufgefreſſen hatten." (Wenn K. ſich einen Monat lang nicht um ſein Heer bekümmerte, ſo kann daſſelbe gar wohl auch aus dem Topf ſeinen Abmarſch genommen haben, und es iſt noch gar nicht erwieſen, daß der Regenwurm Heerwürmer frißt.)

Im Jahre 1778 hatte Kühn neue Gelegenheit zur Fortſetzung ſeiner Beobachtungen. Erſt in dieſem Jahre entdeckten Jäger wieder die eigenthümliche Erſcheinung. Kühn ſchaffte abermals aus einer tiefen ſumpſigen Waldſtelle nach Wilhelmsthal zu, wahrſcheinlich aus dem Annathale, einen beträchtlichen Theil Heerwurm nach Hauſe, ſcheint aber auch diesmal die Beobachtung mit ziemlicher Sorgloſigkeit und Fahrläßigkeit vorgenommen zu haben; alles, was er aufzeichnete, beſchränkt ſich auf einige unrichtige Bemerkungen, z. B., daß die Maden vermöge des Schleims, (!) der durch ihre Ringel dringe, an allen Körpern hängen blieben, daß ſie in der Noth kleine und kurze Fäden ſpinnen könnten, und auch die richtige, daß ſie nicht in der Erde, ſondern in der freien Luft im Schatten oder an feuchten Orten wohnten, und dann entgingen ihm abermals die Larven, und er fand in ſeinem Garten Ende Novembers andere Larven, die er beſchreibt.

Nach nochmaliger unerheblicher Beobachtung eines kleineren Stückes in einem Zuckerglaſe bot ſich drei Jahre ſpäter, 1781, ein Heerwurm von 12 Ellen Länge dar, Handbreit und Daumensdick, der in einen 6 Fuß langen Kaſten mit Gartenerde und Laub gebracht wurde. In dieſem Kaſten machte der Heerwurm Morgens ſeine Züge, und kroch gegen 9 Uhr unter das Laub, wobei er ſich kugelförmig (!) zuſammenzog. Wo er gekrochen war, entſtand eine ſchwarze Straße von ſeinem Auswurf. (!) Nach einigen Tagen begann Abends der Zug, ohne eine ſchwarze Straße hinter ſich zu laſſen, was K. irrig dem Mangel an Nahrungsmitteln zuſchreibt. Viele lagen todt umher.

Um den Heerwurm zu erquicken, bewirthete Kühn denſelben mit friſchem Miſt, indem er ihm einen ſo ſchlechten Geſchmack zutraute, und hegte auch die Ueberzeugung, daß er ſolche Nahrung liebe, und den Dünger vom Wild und anderem Vieh begierig aufſuche, eine Ueberzeugung, zu der ich mich durchaus nicht bekennen kann.

Kühn berichtet weiter: daß nach einem ſtarken Gewitterregen der gefangene Heerwurm aus dem Kaſten zu entfliehen verſucht habe; die Larven krochen in ganzen Säulen in den Ecken hinauf, „die aber bald ſchwankten, und wie ein Baum (!) niederfielen.“ Nach acht Tagen gruben ſie ſich tiefer ein (?) wurden undurchſichtig, gelblich und kürzer, und verwandelten ſich in gelbe Puppen mit einem eingebogenen Kopf, violetten ovalen Augen und dunkelblauen Flecken auf dem Rücken; man ſah unter der Hülſe die kurzen Flügel und die Beine. Es ſchlüpfte aber keine einzige aus, weil ſie theils vertrockneten, theils von jungen Scolopendern verzehrt wurden. Die Puppen hätten, führt K. noch außerdem an, „eine ſehr ſtarke, mit vielen bräunlichen Haaren (!) bewachſene Bruſt,“

und ſpricht die Vermuthung aus, daß ein Inſekt der Claſſe Hymenoptera daraus hervorgehen werde. Ein Förſter der Gegend habe in Heerwurmjahren zu Anfang Septembers an den Eichen große Klumpen ſchwärzlicher, dick aufeinander ſitzender kleiner Fliegen, nach Art ſchwärmender Bienen, wahrgenommen. Endlich wurde noch einmal, im Jahr 1782 ein Heerwurm von Dr. Kühn erlangt, in ein Zuckerglas gebracht, und mit feuchtem Kuhmiſt gefüttert. (!) Des Morgens zog das Heer im Glaſe herum und bildete gewöhnlich einen geſchloſſenen Kreis, und zwar drei Wochen lang. „Am 24. Juli ſtreiften ſie, (die Larven nämlich) wie die Raupen ihre dünne Haut ſammt dem Kopf (!) ab, und verwandelten ſich in gelbe Puppen von der Größe eines halben Kümmelkorns. Nach kaum 12 Tagen „flog das längſtgewünſchte Wunderthier aus — und war? — eine kleine elende (!) ſchwarze Fliege,“ die nicht viel größer als ein Floh war, und ſitzend ihre feinbehaarten Flügel längs dem Rücken zuſammenlegte.

Nach allen dieſen, von Kühn ſehr weitſchichtig mitgetheilten Beobachtungen, reiht er das Inſekt unter die Erdſchnaken, Tipula Linnaei alis incumbentibus, weiſt hitzige polyandriſche Begattung in den erſten Stunden nach dem Ausflug nach und geſelliges Zuſammenhalten des Inſekts auch im Walde. Zur Abbildung auf Tafel V. giebt er Erklärung.

A. „Ein Stück des Heerwurms, wann er ziehet. Hier ſieht man die Maden in natürlicher Farbe und Größe."

(Dieſe Abbildung iſt ſehr ſteif und unnatürlich, ſieht aus wie ein Equiſetumſtengel; es folgten da einer Larve 2, dieſen 3, dann 4 und ſo fort, — ſo geregelt iſt die Erſcheinung nicht in der Natur.)

B. „Eine Heermade, nach der ſtärkſten Vergrößerung." Hier ſollen die durchſcheinenden innern Gefäße dargeſtellt ſein, es iſt aber nichts als ein dunkelfarbiger auf beiden Seiten mit gelben Franſen eingefaßter Kanal zu ſehen.

C. „Die vergrößerte Puppe." Dieſe zeigt auf der Abbildung ein förmliches mumienhaftes Menſchengeſicht, und unwahre Färbung.

D. „Die männliche Heerwurms-Schnake fliegend in der ſtärkſten Vergrößerung." Gut gezeichnet, die Antennen perlſchnurförmig, elfgliedrig, die Nervenadern der Flügel aber nicht genug markirt, am Leibes-Ende eine ſehr hervortretende nach außen gekrümmte Zange.

E. „Der Kopf beſonders, von vorne, mit offnem Maul. Statt der untern Kinnladen zwei große krumme Fühlhäkchen, palpi, von ſchwarzer glänzender Farbe."

Glänzend ſchwarz — (bei ſtarker Vergrößerung aber dunkel kaſtanienbraun) erſcheint das ganze Kopfſchild der Larve.

Ehe noch Dr. Kühns fortgeſetzte Beobachtungen im 15ten und 18ten Band (Stück) von Walchs Naturforſcher erſchienen, gab Paſtor Goeze im 9ten Band dieſer Zeitſchrift eine Erklärung über die im 1ten enthaltene Heerwurmbeſchreibung ab. In dieſer äußert er ſich gegen Kühns richtige Anſicht noch zweifelhaft, ob die Maden zu den Inſekten oder zu den Würmern gehörten, und macht auf die oben angezogene Stelle Schwenckfelts aufmerkſam.

Im Ganzen iſt dankbar anzuerkennen, wie nach vielen Richtungen hin anregend, bahnbrechend, lehrreich und fördernd jene Zeitſchrift Walchs wirkte, und wie reichhaltiger Stoff ernſter Forſchung ſowohl, als auch zu frommer Verehrung des Schöpfers der Natur in ihr enthalten iſt; während dieſer und jener Naturforſcher der Neuzeit der Atheiſterei huldigt, und die Gottheit aus dem heiligen Tempel der alma mater verbannt ſehen möchte.

Der Nächſte nach Dr. Kühn, dem die Wiſſenſchaft Mittheilungen über den Heerwurm dankt, war ein Zeitgenoſſe Kühns, der ſchwediſche Naturforſcher Baron Carl von Geer, den Manche Degeer ſchreiben.

In ſeinen Memoires pour servir à l'histoire de Insectes, Tome sixiéme, Stokholm 1776. 4to beſchreibt er unſere Larve S. 338, obſchon ebenfalls nicht nach eigner Beobachtung, ſondern nach der eines Herrn **Ziervogel**, und giebt auf Taf. 18. Figur 10 und 11 Abbildung derſelben, klein und vergrößert, die viel zu wünſchen übrig läßt. Am unnatürlich hervorgeſtreckten Kopf ſehe ich, daß dieſe Abbildung nach einem Exemplar in Spiritus gemacht wurde, und die Fig. 10. die in natürlicher Größe darſtellen ſoll, **iſt viermal zu groß**. Die Beſchreibung, die ich in deutſcher Sprache wiedergebe, lautet:

„Noch habe ich ein Wort zu ſagen über eine Art kleiner Larve der Tipula, die etwa einen halben Zoll lang iſt, mit ſchlankem cylinderförmigem Körper von ſchmutzig weißer und graulicher Farbe, und kleinen, ſchuppigen (écailleuse) ganz ſchwarzem und glänzendem Kopfe, aber ohne Füße. Herr Ziervogel, von welchem ich eine große Menge dieſer Larven erhalten habe, welche in Weingeiſt aufbewahrt waren, hatte Gelegenheit, ſie in Eckholm ſund in der Mitte des Sommers zu beobachten, und hat mir erzählt, daß ſie truppenweiſe langſam auf der Erde hinziehen oder gleiten, und daß ſie durch eine Art klebriger Materie aneinander hängen, ſich aber auch von einander trennen, ſobald man ſie berührt. Sie verſammeln ſich hundertweiſe und bilden gleichſam Streifen von der Breite etwa eines Fingers, von der Länge einer Elle, oft von 1½ Ellen, mitunter ſogar von 2 Ellen, langen Bändern ähnlich, welche ſich in einiger Entfernung von einander befinden.“

„Dieſe Larven waren, als er ſie bemerkte, in einer beſtändigen Bewegung des Vorwärtsgehens, ohne ſich indeß zu trennen; aber in einer Viertelſtunde hatten ſie ſich kaum um eine Handbreit Entfernung von der Stelle bewegt, ſo daß ihre vorwärtsgehende Bewegung äußerſt langſam war, etwa wie der Zeiger einer Uhr. Die Bauern nennen dieſe Larvenſtreifen gärds-drag, weil ſie ſich langſam nach den Wohnungen zu bewegen. Da es gegen Abend war als Herr Ziervogel ſie entdeckte, ſo brachte er neben ihnen Zeichen an, um zu ſehen, wie weit ſie des folgenden Tages vorwärts gekommen wären; allein er entdeckte nun keine einzige mehr, weder an dem Orte, wo ſie Tags vorher gefunden worden waren, noch in den Umgebungen, noch auch ſogar in der Erde, welche er einen Fuß tief öffnen ließ, in der Abſicht, ſie daſelbſt zu ſuchen. Sie waren gänzlich verſchwunden. Die Landleute haben ihm geſagt, daß dieſe Larven ſtreifenweiſe verſammelt ſich ziemlich oft zeigen. Da ich keine lebende erhalten konnte, ſo habe ich über ihre Verwandlungen keine Unterſuchungen anſtellen können; aber ihre Geſtalt läßt hinlänglich erkennen, daß aus ihnen Tipulae werden müſſen.“

Aus welchem Grunde von Geer den Kopf der Heerwurmlarve ſchuppig nennt, will mir ſo wenig einleuchten, als wie Kühns Behauptung, daß ihre Haut dem Chagrin gleiche.

Von Geers Vermuthung, daß dieſe Larven einem Inſekt der Gattung Tipula angehörten, ſchien ein andrer Naturforſcher zu beſtätigen. Nicolaus Joſeph Jacquin theilt im 3ten Band ſeiner Collectanea ad Botanicam, Chemiam et Historiam naturalem spectantia, cum figuris. (Vindobonae 1789. 4to) unter IV. Nicolai Host Med. Doctoris Entomologica ſieben Beſchreibungen damals noch unbeſchriebener Inſekten mit. Die 7te iſt jene der Tipula paradoxa, und auf Tafel 23. Fig. 7. a. b. c. d. e. f. g. h. abgebildet. Dieſe Abbildung iſt bezüglich des vollkommenen Inſekts vortrefflich, beſonders was Figur 7. a. die ſitzende Stellung betrifft. b. daſſelbe ausgeſpannt, (eandem affixam et mutatam, ad microscopiam auctam) erſcheint über und über weißlich behaart, wie verſchimmelt, und als ein ganz andres Geſchöpf wie c. Die Abbildung der vergrößerten Larve bei Jacquin iſt nicht gut zu nennen. Die Ringe treten in der Wirklichkeit nicht ſo ausgeſprochen hervor, der Darmkanal zeigt ſich dem bewaffneten Auge ganz anders, wie auf dieſem Bilde, wo er vom 4ten bis zum 11ten Ring blos als ein dicker brauner Strich von bräunlicher und gelblicher Schattirung umgeben erſcheint.

Man hat mehrfach angenommen, Jacquins

Tipula paradoxa ſei die Heerwurmmücke, ich ſelbſt bin der Anſicht, daß es eine ähnliche, verwandte Art der von mir beobachteten ſein könne. Gleichwohl ſtimmt ſo manches in der Beſchreibung, wie in der Abbildung Jacquins nicht mit den Beobachtungen und Abbildungen Anderer.

Jacquin ſagt: Magnitudo vix lineam parisinam superat. Seine eigne Abbildung mißt indeß 2 und resp. über 2 Linien des Pariſer Zolles, mit welchem Maas auch die von mir lebend erhaltenen Exemplare des Inſects übereinſtimmen.

Die Antennen, die er Filiformes nennt, ſind eigentlich, wie ſeine eigne Abbildung darthut, borſtenförmig; während Jacquins Abbildung ſeiner T. paradoxa an den Antennen 17 Glieder zählen läßt, jene Kühns nur 11, zähle ich deren an meinem Exemplar 14.

Von den Flügeln ſagt er: alis incumbentibus hyalinis. Die lichtgraue Färbung der Flügel m. Ex. widerſpricht dem Ausdruck hyalinus geradezu, es dürfte kaum pellucidus gebraucht werden. Auch die Abbildung der Puppe bei Jacquin iſt ziemlich unvollkommen. Er bildete nur eine weibliche Puppe ab, und beſchreibt ſie: apice acuminata, es haben aber blos die männlichen Puppen 2 ſtumpfe Spitzen, die weiblichen nur eine; dieß ſind Kühns Warzen. Wenn es nun weiter heißt: Larva vivit in caldariorum tanno — während unſer Heerwurm auf den Hochrücken rauher Gebirge wohnt, ſo bedarf es keiner weitern Beweisführung, daß die Anſicht, Jacquins Tipula paradoxa ſei die Heerwurmmücke, eine irrige ſei, nächſtdem, daß Jacquin des Geſelligkeits- und Wandertriebes dieſer Larven mit keiner Sylbe gedenkt, ſie daher wohl auch nicht kannte.

Ungleich bedeutender, als alle Vorgänger, erſcheint der Forſcher Johann Wilhelm Meigen in ſeinem Werk: Syſtematiſche Beſchreibung der bekannten Europäiſchen zweiflügeligen Inſekten. Aachen ſpäter Hamm, 1818—1838. 7 Bände. Meigen führt indeß keine Tipula mirabilis, keine Tipula paradoxa auf. Aus ſeiner Beſchreibung der Bibio Johannis Linn. erhellt, daß ſie nicht auf die der Heerwurmlarve und des betreffenden Inſektes paßt, wie Oken vermuthet. Gleichwohl verweiſen auf ihn ſpätere Erwähnungen des Heerwurms, indem ſie annehmen, daß ſeine Sciara Thomae (Tipula Thomae Fabric. et Gmel. Molobrus Thomae Latreille) die Heerwurmmücke ſei. Auf dieſe komme ich im Nachfolgenden zurück.

Ganz oberflächlich gedenken Kirby und Spence in ihrer Entomologie, Band II. 1824. S. 8. und Band III. S. 311 bei dem Geſelligkeitstrieb der Kerbe, des Heerwurms durch die Erwähnung von Geer's und Kühn's, ohne Eigenes über denſelben mitzutheilen. In der Allgemeinen Encyclopädie der

Wiſſenſchaften und Künſte, Section II. Theil 4. 1828 iſt dem Heerwurm ein Artikel gewidmet, welcher den Dr. Thon aus Eiſenach zum Verfaſſer hat. Sehr richtig ſagt derſelbe gleich im Beginn:

„Soviel dieſer merkwürdigen Erſcheinung im Reiche der Inſekten auch in naturhiſtoriſchen Werken Erwähnung geſchieht, ſo wenig wiſſen wir doch von dem Thiere, welches ſie bildet, etwas ſyſtematiſch beſtimmtes, und ſelbſt der neueſte Monographiſt in dieſem Fache — Meigen — ſchweigt davon.“

Dr. Thon führt nun von Geers und Schwenfelts Erwähnung, Kühns Nachrichten und Abbildung an, und nennt letztere „leider wenig genau.“ Er findet indeß in der Abbildung des lebenden Inſekts mit der bei Jacquin die größte Aehnlichkeit, ordnet dieſes unter Sciara Meigen oder Molobrus Latreille, und glaubt ſeinerſeits, da Meigen weder der Jacquinſchen noch der Kühnſchen Abbildung gedenke, es möge das Inſekt eins ſein mit der Meigenſchen Sciara nemoralis.

Da indeſſen das Meigen blos allein vorgekommene Weibchen der Sciara nemoralis als nur $^{2}/_{3}$ Linie groß angegeben wird, ein viel zu geringes Größenmaaß, ſo ſtellt ſich Thons Annahme als Irrthum heraus. Die hie und da geäußerte Anſicht, z. B. von J. M. Bechſtein, von Kühn u. A. daß in jedem Jahre Heerwürmer beobachtet werden könnten, welche Anſicht mir nicht ſtichhaltig erſcheint, widerlegt auch Dr. Thon, indem er am Schluß des angeführten Artikels ſagt:

„Ob wir gleich ſelbſt die Gegend von Eiſenach, wo Dr. Kühn den Heerwurm beobachtete, viele Jahre nach einander in entomologiſcher Hinſicht durchſtreiften, ſo gelang es uns doch nie, die von andern geſehenen Züge zu beobachten, und ſo ſehen wir uns außer Stande, Eignes darüber mitzutheilen."

Hermann Burmeiſters ſchätzbares Handbuch der Entomologie, 1832, ſagt uns nichts über unſern Gegenſtand, und in M. Dr. Joh. Nep. Eiſelt Geſchichte, Syſtematik und Literatur der Inſektenkunde von den älteſten Zeiten bis auf die Gegenwart, Leipzig, 1836. ſind bei Aufführung der Dypteren (XV. S. 232. ff.) weder von Geer, noch Jacquin, noch Kühn, noch die ältern Schriftſteller die des Heerwurms gedenken, erwähnt. Auch das ſehr brauchbare Handbuch der Zoologie von Prof. Dr. Wiegmann, 2te Auflage, von Dr. Troſchel und Rothe, nimmt bei Erwähnung der Gattungen Tipula, Sciara und Bibio keinerlei Notiz vom Heerwurm, ebenſowenig der wackre thüringiſche Naturforſcher Harold Ottmar Lenz.

Erſt 1840 finde ich des Heerwurms wieder gedacht in F. S. Voigts Lehrbuch der Zoologie, Bd. 5. Spezielle Zoologie, Inſekten ꝛc. M. K.

Stuttgart. Hier heißt es S. 248 bei der Bartmücke, Ceratopogon, in einer Note:

„Vielleicht gehört unter dieſes oder ein dieſem naheſtehendes Geſchlecht auch der wunderbare Heerwurm, der ſich zu Zeiten im Eiſenachſchen in den Wäldern ſehen läßt, und welcher noch von keinem Naturforſcher von Fach vollſtändig unterſucht worden iſt. Es gelang mir vor etwa zwanzig Jahren einmal eine Portion davon aus Wilhelmsthal bei Eiſenach zugeſandt zu erhalten, aber leider unter ſo ungünſtigen Umſtänden, daß ich nicht im Stande war, eine vollſtändige Unterſuchung anzuſtellen. Der Ueberbringer, welcher ihn in einem engen Glaſe mitgenommen, hatte ſich in den heißeſten Juliustagen noch unterwegs länger aufgehalten, ſo daß ſchon ein bedeutender Theil todt war, als das Glas bei mir ankam.“

Der Verfaſſer ſetzt nun weiter auseinander, was man dort unter Heerwurm verſtehe, und theilt ſeine eignen Beobachtungen mit, wie folgt:

„Ich bewahre noch einen Theil dieſer Larven in Weingeiſt, wo ſie als ganz ſteife, gerade, einen halben Zoll lange Stäbchen ausſehen, die ſich wie Nähnadeln parallel aneinander anlegen. Als ich ſie erhielt und in ein 18 Zoll hohes und 1 Fuß im Durchmeſſer haltendes Cylinderglas mit etwas Erde aus einem Blumentopf darin brachte, rottirten ſie ſich ſogleich in eine etwa einen Zoll dicke Schlange (etwa ihrer zwanzig die Dicke bildend) zuſammen, und zwar ſo, daß Anfang und Ende in Eins fiel, welcher Ring dann am Boden des Glaſes in unaufhörlicher Kreisbewegung wie ein Rad ſich fortbewegte. Als einen zweiten Unfall bei dieſer ſo ſeltnen Gelegenheit mußte ich es damals betrachten, daß ich gerade an einem Entzündungsfieber krank war, da denn der Anblick dieſer ſteten Bewegung mich ſo angriff, daß ich mich niederlegen mußte, und überhaupt keine Verſuche mit dieſen Larven im Freien anſtellen konnte. Nach einer Stunde, es war etwa um Mittag, begab ich mich wieder an das Glas, und ſah, daß ſich ſämmtliche Larven über die innere Fläche desſelben zerſtreut hatten, und nun von der verzehrten Erde einen ſchwarzen Darmkanal zeigten. Angenehm ward ich daher überraſcht, als ich Abends meinen Wurm wie zuerſt zu einem Ganzen verſammelt und in der vorigen Kreisbewegung ſah, doch waren viele von den zerſtreut geweſenen angeklebt geblieben und vertrocknet. Da ich vermuthete, daß ſie nach Nahrung geſucht hätten, ſo ließ ich ein Stück Raſen mit friſcher Erde herbeiholen und bemerkte dann auch, daß ſie gierig an den Graswurzeln fraßen. So erhielt ich ihn, immer ſchwächer, auch mit nochmaliger Zerſtreuung an den Glaswänden, noch einige Tage, ja einmal bildete er blos auf der Dammerde im Glaſe verweilend, eine 8, ſo daß auf der Kreuzungsſtelle die einen über die andern immer wegliefen. Ich brachte aber kein Individuum bis zur Verpuppung und mußte nur eilen, den Reſt für meine Sammlung zu erhalten."

„Dieſe ſteifen Würmer waren mit einem eiweißartigen Schleim überzogen, der ohnſtreitig der Grund ihres ſo eigenthümlichen Zuſammenklebens iſt, und deſſen Abſonderung wohl aus den ſehr langen geſchlängelten Speichelgefäßen kommen wird, die mir das Mikroscop neben dem Darmkanal liegend, zeigte. Sie hatten einen ſchwarzen Kopf wie die andern Larven dieſer Familie und neben dem After eine Reſpirationsöffnung. Sonſt habe ich keine Fußſtummel, auch zu Zeiten keine Nahrung im Darmkanal bemerkt, denn viele dieſer Würmer waren völlig glashell, jedoch mit zarten Adern auf der Oberfläche gezeichnet."

Nach dieſem gibt der Verfaſſer ebenfalls noch eine kurze Ueberſicht der Dr. Kühnſchen Beobachtung des Heerwurms aus dem Naturforſcher.

Hierauf findet ſich die Forſchung über den Heerwurm wieder in anziehender Weiſe aufgenommen, und zwar in den Nachrichten von der G. A. Univerſität und der königlichen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Göttingen. Nr. 5.

„Am 9. September 1845 legte Hofrath Berthold der königlichen Societät d. W. Mittheilungen über den Heerwurm oder Wurmdrachen (sic) vor, welcher nach denſelben aus den Maden der Trauermücke — Sciara Thomae Meigen — beſtehen ſoll.

Es werden im desfallſigen Bericht S. 65. Schwenckfelt und Ramus zitirt, Kühns Mittheilungen im Auszug, wie Okens Benutzung derſelben erwähnt, und auch Dr. Thons Artikel in der Halleſchen Encyclopädie wird angeführt, worauf geſagt iſt, daß das Göttinger zoologiſche Muſeum ein Glas mit Heerwurmmaden in Spiritus — wahrſcheinlich von Kühn herrührend, beſitze. Sodann folgt die fernere Mittheilung, daß der königl. hannoverſche Förſter Herr C. E. Raude in Birkenmoor bei Ileſeld Heerwurmmaden ſowohl lebend als in Spiritus nebſt eignen Beobachtungen eingeſendet habe. Schon öfter, namentlich im Juli 1844, hatte ſich in jenen Waldgehegen des Harzes der Heerwurm gezeigt, und am 21. Juli 1845 empfing Herr Förſter Raude die ihm willkommene Nachricht abermaliger Erſcheinung dieſer Geſchöpfe, verfügte ſich an Ort und Stelle, und fand mehrere Einzelabtheilungen von der Dicke eines halben Zolles, die ſich nach Verlauf einer Stunde zu einem 12 Fuß langen Strang vereinigten. Er ſammelte ſogleich eine Parthie lebender Larven in ein ſteinernes Gefäß, that eine andere in Spiritus und ſandte beides, mit dem Verſprechen, über die Wanderung weitere Beobachtung anzuſtellen, an Herrn Hofrath Berthold nach Göttingen. Die in Spiritus überlieferten Exemplare glichen den bereits vorhandenen, das Gefäß mit Larven und Erde aber kam zerbrochen an, die Erde war mit Schimmel bedeckt, und die Mehrzahl der Larven todt.

(Wahrſcheinlich war die Ueberbringung des Gefäßes verzögert, und der Erde nebenbei Luft und Licht entzogen worden, ſonſt hätte ſich die Schimmelbildung nicht ſo ſchnell erzeugen können.)

Am zweiten Tage war keine einzige Made mehr am Leben. Hofrath Berthold erſuchte unterm 25. Juli den Förſter Raude, bei ſeinen fernern Beobachtungen über den Heerwurm wo möglich die Verwandlung in Puppen und Fliegen auszumitteln, um die Art kennen zu lernen, welcher die Larven angehörten.

Förſter Raude verfügte ſich gleich nach Empfang der Zuſchrift wieder an den Fundort des Heerwurms, und war glücklich genug, denſelben wieder zu finden, worauf ein Theil der Larven in eine mit Erde und Wurzeln gefüllte Botaniſirbüchſe gebracht wurde.

Bei der Nachhauſekunft wurde dieſe Botaniſirkapſel vor der Thüre unter einem Lindenbaum aufgehängt; das kleine Heer begann ſeine Wanderung und marſchirte durch die Deckelritze heraus, um die Büchſe herum und auch wieder hinein.

Nach acht Tagen trat die Verpuppung ein, und in der Meinung, das Auskriechen der Inſekten werde im nächſten Frühling erfolgen, ließ Förſter Raude die Kapſel ruhig hängen, noch unſchlüſſig, wo er die Thiere überwintern ſolle.

Allein am 30. Auguſt kamen die Inſekten aus den Ritzen hervorgekrochen, und Hr. Raude ſandte noch an dieſem Tage Puppen und Fliegen in einer Schachtel, ſo wie auch Fliegen in Spiritus, ſchrieb auch, daß er eine Menge kleiner Eier bemerkt, die wohl ſchon von den Fliegen entſtanden ſein könnten.

Hofrath Berthold fand bei Eröffnung der Schachtel nur 7 Puppen und einige Puppenhüllen, ſehr viele Mücken, meiſt todt, einige zerfreſſen, wenige noch lebendig, nicht im Stande, fortzufliegen, nur langſam ſich zu bewegen vermögend.

Hofrath Berthold gab nun nachſtehende Beſchreibung der Puppe und des Inſekts.

„Dieſe Puppen ſind ſchmutzig gelb mit dunklerer Schwanzſpitze, ſie beſtehen auſſer dem Kopf und Bruſtſtück aus 9 Ringen, von denen 7 mit ſehr deutlichem Stigma verſehen ſind. Ihre Form iſt lang oval, aber flach, an beiden Enden ſtark zugeſpitzt; Länge 2—3‴ breite $^1/_2$—$^2/_3$‴, die größeren ſind etwas heller wie die kleineren und ohne Zweifel die Puppen der weiblichen Mücken.“

Das Inſekt beſchreibt Hofrath Berthold wie folgt:

„Schnauze mit 2 fleiſchigen Lippen, nicht ſchnabelförmig, Antennen länger als Kopf, gebogen, perlſchnurförmig, gleich dick, nur die beiden Baſilarglieder etwas dicker. Augen an der Innenſeite tief ausgerandet, oben ſtark gegen einander gebogen, Nebenaugen drei, im Dreieck, das vorderſte unpaarige viel kleiner. Palpen dreigliederig, gebogen. Rücken ohne Quernath, Hinterleib neunringelig. Flügel parallel übereinander liegend; Randzelle ſchmal, zweite Hinterzelle dreieckig. Schienen am Ende doppelt geſpornt.“

„Hiernach iſt das Thier eine Trauermücke, Sciara Meig.“

„Erſte Längenader der Flügel bis zur Gabelader reichend, Schwingkolben braunſchwarz auf hellerem Stiel. Thorax ſchwarz glänzend. Flügel rußfarbig, ſtark iriſirend. Hinterleib mattſchwarz mit ſafrangelben Seiten. Länge 3‴. — Männchen: kleiner, Leib ſchmaler, am Ende mit kurzer Gabel, Seiten mit gelben Pünktchen. Weibchen: größer, Leib dicker und länger, am Ende zugeſpitzt; Seiten gelb; vorderer und hinterer Rand der Leibesringe gelb geſäumt.“

„Demnach iſt die Art: Sciara Thomae (Linn.)

Meigen ſyſtemat. Beſchreib. der bekannten zweiflügeligen Inſekten Bd. 1. 1818 p. 238. (muß heißen 278.) Bd. 6. 1830. p. 306. Macquard Histoire naturelle des Insectes Diptéres tom. I. 1834 p. 147. Fabricius Systema antliatorum 5 Bd. Nr. I. Molobrus Thomae Latr. — Tipula Thomae Fabr. Gmel."

Im Weiterverlauf der angezogenen Abhandlung wird nun die Vermuthung ausgeſprochen, daß die von Kühn a. a. O. beſchriebene und abgebildete Mücke vielleicht dieſelbe ſei, und die fernere, wichtigere, daß wohl nicht allein die Maden der Sciara Thomae Heerwürmer bildeten, ſondern daß ſolches auch von andern Sciara- und verwandten Mückenarten geſchehen könne.

Eier fand Hr. Hofrath Berthold nicht in der überſandten Erde.

Es folgen in ſeiner Abhandlung nun Bezugnahmen zu andern durch Geſelligkeits- und Wandertrieb ſich auszeichnenden Thiergeſchlechtern, als Proceſſions- und andern Raupen, Lemuren, Eichhörnchen, Wandertauben, Zugheuſchrecken, Libellen und Sandlaufkäfern, denen man wohl noch Bienen, Ameiſen, Wanzen, und die in gewiſſen Jahren in erſtaunlicher Menge geſellig vorkommenden Cantharidenſchaaren zur Seite ſtellen könnte, wenn überhaupt die wunderſame Eigenthümlichkeit der Heerwurmlarvenzüge einen Vergleich aushielte, und nicht, ſo weit unſer Wiſſen reicht, einzig in der Natur daſtände. Dieſes einzige Daſtehen iſt es ja vor Allem, was ſie in der That wichtig und fernerer Forſchung werth macht, denn was ich in dieſem monographiſchen Verſuch Neues beibringe, iſt immer nur erſt ein weiterer Bauſtein — völlig im Klaren ſind wir noch lange nicht, und nicht die *Kundigen belehren* zu wollen, iſt Abſicht dieſer kleinen Arbeit, ſondern ſie anzuregen zum Weiterforſchen, und dieß werden ſie wohl einem *Freund der Natur* nicht übel deuten, der, auf andre Bahn geſtellt, von vorn herein darauf verzichtet, unter den Hohenprieſtern der Wiſſenſchaft im Allerheiligſten zu ſtehen.

Schlüßlich und nur der Vollſtändigkeit halber muß noch erwähnt werden, daß auch die Allgemeine deutſche Naturhiſtoriſche Zeitung, herausgegeben von C. Tr. Sachſe, Erſter Jahrgang, erſtes Heft, Dresd. und Leipz. Arnold'ſche Buchh. 1846. S. 26 bis S. 32. einen Artikel des Herrn Herausgebers enthält, überſchrieben: Der Heerwurm oder Wurmdrache *). Der Verfaſſer giebt indeß nach einer betrachtenden Einleitung kaum mehr, als einen Auszug aus Hofrath Bertholds der königlichen Akade-

---

*) Daß die Bezeichnung *Wurmdrache* eine falſche und irrige, nirgends im Volke lebende iſt, iſt im 3. Abſchnitt nachgewieſen.

mie zu Göttingen gemachten Mittheilungen und ſagt:

> „Es iſt nun das Verdienſt des k. Hannov. Förſters C. F. Raude, in Birkenmoor bei Ilefeld, daß wir jetzt die Sache vollkommen ins Reine gebracht ſehen, denn durch ſeine Beobachtungen und werthvollen Mittheilungen iſt es möglich geweſen, auch die zugehörige Fliege zu erhalten und ſie nach Gattung und Art zu beſtimmen.“

Vollkommen ins Reine gebracht iſt aber die Sache noch keineswegs, obſchon es Niemand einfallen wird, Herrn Raude's freundliche Bemühung, und Herrn Hofrath Bertholds Verdienſt bezüglich der verſuchten Beſtimmung zu mißkennen, oder ſchmälern zu wollen.

Neu iſt nur der Schlußſatz des angezogenen Artikels, welcher lautet:

> „Herr Hofrath Reichenbach erhielt vor 6 Jahren die Maden des Heerwurms aus der Gohriſchen Haide, fing aber die Sciara Thomae in allen von ihm beſuchten Berggründen Sachſens, auch in der Nähe von Dresden und vermuthet deshalb, daß der Heerwurm an dieſen Orten nur der Beobachtung entgangen ſei, aber wohl alljährlich vorkommen möge.“

So wenig wir, wie ſchon oben ausgeſprochen, mit Herrn Sachſe die Akten über den Heerwurm für geſchloſſen erklären dürfen, eben ſo wenig kann der zuletzt angeführte negative Beweisgrund ſtichhaltig befunden werden, vielmehr ſcheint der Umſtand, daß Herr Hofrath Reichenbach die Sciara Thomae in allen Berggründen Sachſens fing, die Heerwurmlarve hingegen nur einmal aus einer einzelnen Gegend, der Gohriſchen Haide, erhielt, gerade dafür zu ſprechen, daß die Fliege der Heerwurmlarve nicht die Sciara Thomae iſt, denn in der Nähe Dresdens iſt doch wohl ohne Zweifel der Heerwurm eben ſo wenig zu Hauſe, als in der Nähe Aachens, wo Meigen ſeine Sciara Thomae fand.

* * *

II.

Eigne Beobachtung und Beſchreibung des Heerwurms.

1. Die Larve.

Nachdem ich die am 4. Auguſt 1850. empfangenen Larven in eine Schüſſel mit Moos und feuchter Erde gethan, ſuchte ich, da der Tag heiß war, im Garten die ſchattigſte Stelle aus, zeigte während des Tages den Heerwurm einigen beſuchenden Freunden und fand dann weiter keine Zeit zu fernerer Beobachtung an dieſem Tage.

Montag den 5. Auguſt Morgens früh 6 Uhr fand ich das Heer im Zuge; es war an der Schüſſel vom Boden über Zoll breit zum Rand hinangekrochen, und bedeckte oben am Rande dieſen auf ein Drittheil ſeines Umfanges. Da das Kuchenbrett dieſen Rand nicht überall gleich anſchließend bedeckte, ſondern klaffende Oeffnungen ſich boten, ſo war ein Theil des Zugs über den Rand herabgefallen, den ich aufhob und in die Schüſſel zurückthat. Auch mußte ich, da ſonach Gefahr war, das Heer zu verlieren, den Zug unterbrechen. Gegen 9 Uhr Vormittags war alles wieder am Boden in einen Klumpen von keineswegs appetitlichem Ausſehen vereinigt. Ich bedeckte gegen Abend die Schüſſel mit einer ſehr großen ſtarken Glasplatte und nahm Unterſuchungen mit einzelnen Exemplaren vor, die ich mehrere Tage nacheinander fortſetzte.

Die Larve iſt im lebenden Zuſtand 6 bis 7 Linien lang, fußlos, mit Ausnahme des kleinen glänzend ſchwarzen Kopfes, durchaus walzenförmig, und hat nicht 7, wie Kühn gezählt, ſondern 9 Ringe. Sie erſcheint perlgrau, glaſig, die Inteſtina ſind weiß, der Darm braun, unregelmäßig mit Nahrungsſtoff angefüllt. Der After endet in zwei kurzen ſtumpfen Spitzen.

Im Moos und vereinzelt, wie zuſammengeklumpt, ſind dieſe Geſchöpfe munter, und bewegen den Kopf und die Ringe des Vorderleibes lebhaft mit einem beſtändigen Suchen und Taſten nach allen Seiten hin, während der Hinterleib, wenn ſie nicht ziehen, ruhig bleibt.

Wenn ſie kriechen, ſei es vereinzelt, ſei es im gemeinſamen Zuge, ſo dauert dieſes Taſten aller Köpfchen nach den Seiten und auch nach oben beſtändig fort. Ihre Bewegung beginnt am Schwanzende, ein kräftiger Muskelſchlag ſcheint alle Ringe ſchnell nacheinander nach vorn zu rollen, auf dieſe Art wird der Körper vorwärts geſchoben. Dieß erfolgt beim ruhigen Weiterkriechen ſo ziemlich von Secunde zu Secunde, allein Einzelne pflegen nicht regelmäßig weiter zu kriechen, ſondern ſie halten alle Augenblicke ſtill, und taſten mehrere Secunden lang umher, wobei ſich das Köpfchen in den durchſichtigen Halsring einſchiebt und wieder ausſchiebt.

Am 5. Auguſt Abends fand ich keinen Zug, aber auch keinen Klumpen, ſondern es hatte ſich ringsum am Bodenrand der Schüſſel unter dem Mooſe eine Kette gebildet. Als ich aber am Morgen des 6. Auguſt nachſah, erblickte ich an der Schüſſel eine aufwärts leitende Spur des Zugs gerade in die Höhe, und nahm wahr, daß trotz der meiner Meinung nach eng an den Schüſſelrand anſchließenden Glasplatte ein Abmarſch erfolgt war, denn ich fand eine Anzahl am Boden, am Rand der Schüſſel an der Außenſeite aber nichts. Alles Suchen nach weitern Exemplaren am Boden der Gartenlaube war erfolglos. Es regnete ziemlich ſtark und ich brachte nun die Schüſſel in das Haus, verſtattete ihr jedoch den Zutritt freier Luft und ließ auch das Moos und die Erde beregnen.

Das zurückgebliebene kleine Heer erhielt ſich friſch und munter, und bildete unter dem Mooſe mehrere einzelne Ketten.

Das Moos war meiſt Hypnum triquedrum, purum und tamariscinum.

Am 7. Auguſt Morgens fand ich eine lange Reihe längs des Bodenrandes auf der feuchten Erde, welche ziemlich munter war, aber nicht zog, ſie blieb Stundenlang in dieſer Lage. Zwei andere Abtheilungen waren im Mooſe unzuſammenhängend befindlich, und in dieſem vielfach vertheilt. Da die Larven ſo munter blieben, und alle Inſektenraupen und Larven bekanntlich viel freſſen, ſo lag mir daran, die Nahrung des Heerwurms zu erkunden.

Ich machte eine Probe mit der Speiſe, welche Kühn für die dem Heerwurm annehmliche angegeben hatte, allein dieſe wurde verſchmäht und geradezu gemieden. Auch mit dem angeblichen Unrath, den der Heerwurm auf ſeiner Spur zurücklaſſen ſollte, war es nichts. Ich unterſuchte dieſe Spur mikroscopiſch, und fand, daß ſie nur aus feinen Erdtheilchen beſtand.

Vermöge des ganz eigenthümlichen Stoffes, welcher ein Anhängen ſolcher Theilchen ſehr häufig bewirkt, und der vom Schöpfer beſtimmt ſcheint, den wunderbaren Wandertrieb dieſer Larven zu unterſtützen, ſie zuſammenzuhalten, hängen ſich feuchte Staubatome in Menge an die Larven und laſſen ſie, wenn ſie trocken ſind, ganz grau erſcheinen; während der Heerwurm zieht, trocknen dieſe feuchten Atome, ſondern ſich ab, und bleiben zurück.

Jene die Cohäſion bewirkende Subſtanz des Heerwurms haben die Naturforſcher Schleim genannt, wobei jeder Unbefangene an den Schleim der Schnecken denken wird, allein an ſolchen iſt eben nicht im Entfernteſten zu denken. Ich ließ einzelne Larven auf reinen trocknen Glasplättchen hinkriechen und beobachtete Bewegung und Gang durch gute Lupen; es zeigte ſich keine Spur einer Abſonderung, nichts Feuchtes blieb da, wo die Larve gekrochen war, zurück.

Wenn eine derartige Subſtanz abgeſondert wird, wie es doch ſcheint, daß es der Fall ſei, ſo geſchieht dieß vielleicht nur bisweilen und willkührlich, und ſie iſt mit unſern Sinneswerkzeugen nicht wahrzunehmen. Vorhanden iſt ſie, ſonſt würden nicht Staub und Erdatome ſich ſo häufig an die Larven anhängen. Ich nahm eine Einzelne wahr, welche die heftigſten Bewegungen machte, ein feines vegetabiliſches Anhängſel, das ihr unbequem war, von ſich abzuſtreifen.

Niemals fand, ſo oft ich einzelne Larven beobachtete, eine Entleerung von Excrement Seitens derſelben ſtatt.

Ich unterſuchte Moosſtengel, an denen viele Larven ſaßen, mittelſt des Vergrößerungsglaſes, um zu ſehen, ob vielleicht die Blätter oder deren Spitzen benagt und abgefreſſen ſeien, allein ſie waren alle ganz.

Und dennoch zeigte der Darmkanal und ſein Inhalt unter dem Mikroscop vegetabile Theile von grünlicher Färbung, und mit dieſen zugleich auch erdige.

Sonach ſcheint die Heerwurmlarve vom feinen Wurzelgeäder des Mooſes ihre Nahrung zu gewinnen, und dieſe mit ſammt den denſelben anhängenden Staubtheilchen hinabzuſchlingen, im Ganzen aber wenig Nahrung zu bedürfen.

Es glückte mir an einem einzigen Exemplar den Act des Freſſens wahrzunehmen, und zwar lag dieſes ſeinem wichtigen Geſchäft ſo beharrlich ob, daß es ſich dadurch, daß ich es ſammt den kleinen Moostheilchen offen auf den Schieber und unter das Mikroscop brachte, nicht im Mindeſten ſtören ließ.

Die Kinnladen wurden lebhaft bewegt und der Kopf zog ſich beſtändig unter den völlig durchſichtigen Halsring zurück, und kam eben ſo ſchnell in ſteter Aufeinanderfolge wieder hervor, wobei ſich die Bewegung der Freßwerkzeuge deutlich erkennen ließ.

Donnerſtag den 8. Auguſt hatte ſich eine Kette unter der Moosdecke längs der Seite der Schüſſel hingezogen; ich ließ ſie des Morgens etwas beregnen, und Nachmittags von der Sonne beſcheinen; auch bei letzterem Experiment verhielten die Larven ſich munter und bewegten ſich fleißig, doch nicht fortrückend, ja es ſchien, als könnten manche gar nicht von der Stelle, an der ſie hafteten. Es zeigten ſich einige Todte. Die nicht unter dem Mooſe befindlichen Larven überzogen ſich ganz grau mit Staub, die im Moos blieben rein, und ich glaubte annehmen zu dürfen, daß ſie ſich im Moos beſſer, als auf der bloßen trocknen Erde befänden, denn die darauf befindlichen ſchienen matt. Ich that eine Abtheilung in ein kleines Zuckerglas, wo ſie ſich bald erholten, und zuſammengeſellten.

Freitag den 9. fand ich die in der Schüſſel noch in gleicher Verfaſſung, ſie waren matt, einige waren, viele ſchienen todt.

So machte ich denn einen Ermunterungsverſuch, ich ließ mittelſt einer Blumenſpritze einen feinen Regen auf die Colonnen niederrieſeln, wodurch ſie hübſch abgewaſchen wurden, und die Erde ſtark durchnäßt ward. Das kleine Heer zog ſich den Tag über völlig zuſammen, hatte Abends 6 Uhr einen Klumpen gebildet und befand ſich wieder vollkommen wohl. Die im Glaſe hingen theils an deſſen Wänden, theils vereinzelt im Mooſe, theils zu zweien und dreien aneinander, einigten ſich aber ſpäter zu einem Zuge, den ſie theils an der glatten Wand des Glaſes, theils in das Moos hinein ausführten.

Eine Stunde darauf waren ſie faſt alle im Moos, nur wenige Einzelne krochen noch am Glaſe. Es war an demſelben nicht die mindeſte Spur zurückgelaſſenen Unraths wahrzunehmen.

Sonnabend den 10. Auguſt wurde die Geſellſchaft weniger munter befunden, die in der Schüſſel hatten ſich zwar aus ihrem Klumpen mehr zerſtreut, aber keinen Zug gebildet, ebenſo die im Glaſe und es fanden ſich mehrere Todte.

Ich ſetzte nun meine Beobachtungen weiter fort und ſuchte eine Anzahl Lebender wie Geſtorbener in Spiritus aufzubewahren.

Beim natürlichen Tod der Heerwurmlarve fand ſich dieſelbe ziemlich gerade, den Kopf in den Haloring zurückgezogen, mit vielen anhaftenden Staubtheilchen, der Darmkanal dunkler und durchgängig braun, und die helle Farbe in eine mißfarbig gelblichgraue verwandelt; ſie gehen nicht in Fäulniß über, ſondern trocknen binnen 12 Stunden zu einem dünnen harten, knotigen Körperchen zuſammen, das um die Hälfte kürzer iſt, als die lebende Larve.

Ich machte den Verſuch, zu ſehen, ob ſie im Waſſer ſtürben. In daſſelbe gebracht, ſanken ſie ſchnell unter lebhaften Krümmungen zu Boden, ſtarben aber nicht, ſondern blieben ſtundenlang lebend, erſchienen ganz rein, indem alle Staubtheilchen abfielen, vermochten jedoch nicht, aus dem Waſſer emporzukriechen, oder zu ſchwimmen.

Lebende Exemplare in Spiritus ſtarben ſchnell nach einigen heftigen Convulſionen, und erlitten ſogleich eine merkliche Veränderung ihres Ausſehens. Der Tod ſtreckte ſie auf eine auffallende

Weiſe, ſo daß jedes Exemplar noch ⅓ ſo lang wurde, als ſeine natürliche Größe betragen. Nächſtdem verſchwand ſofort das glaſig Durchſichtige des Körpers, und der Cadaver wurde rein weiß, der Darmkanal zog ſich nach dem Bruſttheil zurück; der Kopf wurde weit vorgeſtreckt, ſo daß ein dünner Hals zum Vorſchein kam, die Ringe verdünnt und in die Länge gezogen erſchienen, und das ganze Gebild unter'm Vergrößerungsglas das Anſehen eines Bambusrohrſtabes erhielt. Die zwei dünnen Endſpitzen des Afters wurden ebenfalls geſtreckt und erſchienen in wunderlichen Formen, oft ganz in eine dünne Spitze herausgetrieben.

Todte Exemplare in Spiritus gethan erfuhren dieſelbe Streckung, und erſchienen nur minder weiß, als die in demſelben getödteten, ſondern etwas dunkler, dem Bleifarbigen ſich nähernd.

Einige, doch nur wenige Exemplare Geſtorbener, die vielleicht allzufeucht gelegen hatten, fand ich verſchimmelt. Sie erſchienen formlos, hingen über und über voll Staubtheilchen und waren von einem feinen fadigen Byssus (vielleicht floccosus) von ſilberweißen glänzenden, wolligen Fäden überwachſen.

Zu einem dreitägigen Ausflug veranlaßt, mußte ich meine Beobachtungen unterbrechen, doch trug ich Sorge, daß nach den Larven geſehen werde und nichts abſolut Schädliches auf ſie einwirke.

Am Sonntag, den 11. Auguſt, alſo acht Tage nach dem Empfang, hatten ſich ſowohl die im Zuckerglaſe, als die in der Schüſſel ſämmtlich von der Erde weggezogen und befanden ſich im Mooſe. Montag, den 12., waren die im Glaſe noch zerſtreut, die in der Schüſſel wieder auf der Erde.

Bei der Rückkehr am Dienſtag Abend (13.) fand ich ſie noch ebenſo, und feuchtete das Moos wieder an.

Mittwoch fand ich die Larven theils im Moos, theils in einem Klumpen immer noch lebend, und da ich keine Anſtalt zur Verpuppung ſah, glaubte ich, die feuchte Erde ſage ihnen nicht zu, und brachte trockne Erde in ein Zuckerglas mit einer Abtheilung Larven im Moos. Unter der Hand ſammelte ich die Geſtorbenen und bewahrte ſie in Spiritus auf.

Wenn ein in Spiritus aufbewahrter Kadaver an die freie Luft gebracht wird, ſchrumpft er nach wenigen Minuten ganz dünn zuſammen, wird hart und ſo zerbrechlich, daß die Stücke förmlich beim Zerbrechen wegſpringen.

Donnerſtag den 15. Auguſt fand ich die Larven immer noch munter, doch ſchien alle Neigung zur Zugbildung verſchwunden.

Allein Freitag den 16. Auguſt hatte ſich wieder unter'm Mooſe ein ½ Fuß langer Zug gebildet, und gleichzeitig entdeckte ich die erſten Puppen.

Am folgenden Tage war die Verpuppung im Zunehmen, die unverpuppten Larven fanden ſich theils vereinzelt, theils aneinanderhängend im Mooſe. Todte waren wenige.

Sonnabend den 17. ſah ich eine ſehr kleine Mücke mit ſtahlblauen Flügeln unter dem Mooſe hervorfliegen, die ſich aber alsbald aus dem Auge verlor. Sie hatte zwar allerdings nur die Größe eines Flohes, doch zweifle ich, daß es eine Heerwurmmücke geweſen iſt.

Am 18. u. 19. Auguſt machte ich die unliebe Wahrnehmung, daß die Sterblichkeit ſich mehrte, und die Verpuppung nicht im Verhältniß zur Zahl der Lebenden und Muntern zunahm. Auch in den folgenden Tagen minderte ſich mehr und mehr die Anzahl und es nahte die Larvenbeobachtung ihrem Ende. Am 21. Auguſt war nur noch ein geringes Häuflein lebend, das ich in ein kleines Zuckerglas brachte. In dieſem fand ich ſie am 22. Auguſt wieder zu einer kleinen Kette vereinigt, allein ſie zeigten keine Neigung ſich zu verpuppen, was mir, da ſie ſich ziemlich munter befanden, unerklärlich blieb. Es gab auch wieder mehrere Todte.

Uebrigens war dieſer Tag der Dies nefastus der noch am Leben Gebliebenen. Aus Unvorſichtigkeit blieb das Gläschen ſo ſtehen, daß es am

Nachmittage vom Strahle der heißſcheinenden Sonne getroffen wurde, der ihnen tödtlich ward.

Noch muß ich einiges über die Lebenskraft dieſer ſo zart gebauten Thiere ſagen. Dieſe Kraft, wie die Muskelkraft der Heerwurmlarve iſt bedeutend. Manche Exemplare, die ich für todt hielt, waren es nicht, obſchon ſie geſtreckt und ſtarr erſchienen, beim Aufnehmen regten und bewegten ſie ſich plötzlich, als wenn ſie geſchlafen hätten. Aehnliches hat auch Kühn wahrgenommen.

Wenn Exemplare lebend zwiſchen zwei 2 Zoll lange Schieberplättchen von Fenſterglas gebracht wurden, um unter'm Mikroscop beobachtet zu werden, zeigten ſie ſich muskelkräftig genug, ſo lange kein mechaniſcher Druck auf die Plättchen angebracht wurde, dieſe ſo zu heben, daß ſie zwiſchen denſelben frei umherkriechend ſich bewegen konnten. Ja ſelbſt etwas gepreßt, unter leichtem Druck des Objektenſchieberhalters am Mikroscop lebten die Larven noch eine Zeitlang fort.

Auch in den waldigen Gebirgshöhen der Gegend um Liebenſtein und Altenſtein ſoll im Sommer 1850 der Heerwurm wahrgenommen worden ſein, doch habe ich dieß nur vom Hörenſagen.

2. Die Puppe.

Es iſt anzunehmen, daß in der zweiten, höchſtens der dritten Woche nach Erſcheinen der Larve die Verpuppung erfolgt, und zwar nach und nach, und nicht immer gleich häufig und regelmäßig, ſondern vielmehr im Verhältniß zur Larvenzahl ziemlich vereinzelt, es müßte denn in der freien Natur, wo nicht die Menſchenhand ſtörend in deren ewige Einrichtung eingreift, um das menſchliche Wiſſen zu bereichern, jener neue Lebensakt ſich anders, und für dieſe kleinen Weſen ſich günſtiger geſtalten, wohin die von Kühn erwähnten Schwärme geſelliger Mücken zu deuten ſcheinen.

Die Larve, welche im Uebergang zum Puppenzuſtand begriffen iſt, erſtarrt, und nach der Erſtarrung ſtreift die Puppe den Larvenbalg ab, an dem das ſchwarzbraune Köpfchen, resp. deſſen Hornhaut, hängen bleibt. Der abgeſtreifte Balg wird unſcheinbar, die ihm anhaftenden Staubtheilchen laſſen ſich nicht mehr gut im Waſſer abſpühlen, und wenn ein ſolcher Balg unter'm Mikroscop betrachtet wird, ſo kann er an die Geſtalt des Schattens des Herrn John in Chamiſſo's Peter Schlemihl nach Cruikſhanks geiſtreicher Zeichnung lebhaft erinnern.

Vor der völligen Verpuppung findet, und zwar wie mir ſchien, regelmäßig, eine Entleerung des Excrements ſtatt, das als ein ſchwarzes Klümpchen meiſt am Afterende der Puppe hängen bleibt. Daſſelbe zeigt ſich unter'm Mikroscop in etwas geringelter Geſtalt, ähnlich den Raupenexcrementen, von Farbe chocoladebraun und — mit Waſſer befeuchtet und zerdrückt, unter'm Mikroscop aus vegetabilen, wie aus erdigen Theilchen beſtehend.

Ich ſammelte nach und nach eine ziemliche Anzahl Püppchen, und nahm das ihnen innewohnende Leben durch zuckende Bewegung der Chryſalide wahr. Leider muß ich glauben, durch dieſes Bemühen, möglichſt viele Exemplare des Inſektes mir zu ſichern, einen großen Mißgriff begangen zu haben, denn alle auf dieſe Weiſe geſammelten und in ein Zuckergläschen auf trockne Erde gebrachten Exemplare verdorrten.

Die Länge der Puppe iſt $1\frac{1}{2}$ bis 2 Linien, was ſo ziemlich mit der Größe eines halben Kümmelkorns (nach Kühn) übereinſtimmen wird, die Farbe iſt bräunlichgelb oder lichtbraun; ſchon eine mäßige Vergrößerung läßt unter der zarten, doch nicht durchſichtigen Puppenhülle einzelne Gliederformen des künftigen Inſekts, Augen, Fühler, Füße, wahrnehmen.

Als ich am 17. Auguſt die Verpuppung im Zunehmen fand, konnte ich beobachten, daß ſich beim Uebergang aus dem Larven- in den Puppenzuſtand zunächſt die Larve verkürzte, das halbdurchſichtige glaſigte Anſehen des Larvenkörpers verlor ſich, die Farbe ging in das weißgelbliche über, die Ringe waren nun beſſer zu zählen und traten deutlicher hervor. In den Zwiſchenräumen der Ringe ſetzten ſich hie und da mikroscopiſche Schmutztheilchen feſt. Das Schwanzende kroch ein, wodurch es ſich verkürzte. Die Verpuppung erfolgte mitten unter noch muntern Larven, mitten im Zuge, auf dem Rücken anderer, und war innerhalb 12 bis 16 Stunden vollendet. Die noch Kriechenden trugen theilweiſe auf ſich und unter ſich die Verpuppten.

Von einem Einkriechen in die Erde keine Spur; was nicht von den Puppen auf den Rücken der übrigen hing, lag auf der Erde oder haftete am Moos.

Von den bei Kühn erwähnten Haarbüſcheln (!) auf der Bruſt der Puppe konnte ich nichts entdecken. Der Puppenkörper iſt völlig glatt; wahrſcheinlich hielt Kühn häufig vorkommende Faſer-Anhängſel zum Leib der Puppe gehörig.

Von den vertrockneten und ſo zu ſagen verdorrten Puppenkörperchen nahm ein Theil nachenförmige Geſtalt an, andre zeigten ſich mißförmig, ſchwarzbraun, geborſten, mit fremden Anhängſeln behaftet, die ſich wahrſcheinlich angeſetzt, ehe der Uebergang aus der feuchten Körperhülle der Larve in die trockne und glatte der Puppe erfolgte.

3. Die Mücke.

Bei der fortgeſetzten Beobachtung des Neſtes der Larven und der geſammelten Puppen, die ſich nun augenſcheinlich ihrem Ende näherte, und während der kleine Ueberreſt der Larven in ein Zuckergläschen mit feuchtem Moos gebracht, die Erde in der großen Schüſſel aber ſorgfältig unterſucht wurde, um noch Larven oder Puppen auf oder in derſelben zu entdecken, fand ich am 21. Auguſt das ausgebildete Inſekt, die Mücke, langſam am Boden kriechend. Ich brachte ſie lebend in einen flachen Pappſchachteldeckel, und bedeckte ~~dieſen~~ mit einem ſtarken planconvexen Glaſe. Darin verhielt ſich die Mücke ruhig ſitzend, und ich konnte ſie mittelſt des Glaſes in einer angemeſſenen Vergrößerung beobachten.

An der ganzen Haltung der Mücke war zu gewahren, daß ſie noch nicht lange ausgeſchlüpft ſein könne. Die Antennen waren zuſammengelegt und ganz ruhig. Die Flügel erſchienen noch nicht völlig entfaltet und ausgeſpannt, der Leib war ziemlich dick, das ganze Inſekt hatte eine ſchwerfällige Haltung.

Von der Sonne beſchienen, bewegte ſich die Mücke in langſamer Weiſe und ſuchte ſich dem ihr, wie es ſchien, unbequemen Lichte zu entziehen.

Am Abend deſſelben Tages entdeckte ich ein

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50160-9
BECHSTEIN,L. FN. 03122/017

zweites, kurz vorher ausgekrochenes Exemplar, das ſich auch noch nicht recht in das junge Leben finden zu können ſchien. Es kroch ſchwerfällig und blieb, nachdem ich es in den kleinen Behälter neben ſeinen Genoſſen geſetzt, in ruhiger Stellung beharrend. Ich brachte zur Vorſorge einen kleinen Zweig angefeuchteten Mooſes in ein Gläschen, und verſetzte beide Exemplare in daſſelbe.

Da ich vermuthete, daß es mir geglückt ſei, ein Pärchen erlangt zu haben, welche Vermuthung ſich ſpäter beſtätigt fand, ſo hoffte ich, vielleicht die Freude einer Paarung, und wohl auch den Akt des Eierlegens beobachten zu können, allein dieß glückte nicht.

Zwar waren am folgenden Morgen beide Exemplare ziemlich munter, ihre Geſtalt ſchien etwas kleiner und regelmäßiger, doch näherten ſie ſich einander nicht, und machten auch keinen Verſuch zu fliegen.

Die Hoffnung, daß noch mehrere Exemplare ausſchlüpfen würden, erwies ſich trüglich.

Am Abend fand ich die eine, und zwar die zuletzt aufgenommene Mücke geſtorben, und brachte ſie auf den Objektenſchieber, was ich am folgenden Morgen auch mit der erſtgefundenen that, die auch nur kaum noch Spuren ſchwachen Lebens zeigte, und nun konnte die Heerwurmsmutter genau unterſucht und theils Vergleichung mit bereits beſchriedenen und abgebildeten Sciara-Arten vorgenommen, theils ernſtlich erforſcht werden, ob denn dieſe Mücke wirklich die Tipula Thomae Linné's, die Sciara Thomae Meigens ſei oder nicht?

Linné's Beſchreibung lautet (Ausgabe von Gmelin) ſehr einfach: T. atra glabra, alis nigris, abdominis lateribus linea crocea. — Habitat in Upsaliae, simillima T. Marci, antennis longitudine thoracis. Bei der T. Marci heißt es: nigra glabra, alis nigricantibus etc. Das alles trifft nicht, oder doch nicht ganz zu.

Meigen in ſeinem klaſſiſchen Werk beſchreibt die Gattung Sciara (Molobrus) ſehr genau, und ein äußerliches Hauptkennzeichen, die Nervenader der Flügel könnte glauben laſſen, daß unſre Mücke wirklich eine Sciara ſei.

Es iſt jedoch ungemein zu beklagen, daß auch der fleißige Meigen weder bei dieſer, noch einer andern Art Sciara des Larven- und Puppenzuſtandes näher gedenkt. Er ſagt blos: „Was ich von der Verwandlung weiß, wird unten bei Sc. hyalipennis vorkommen. Es kommt aber nichts vor, als daß Meigen die letztere Art aus der Erde eines Blumentopfs bereits im März hervorkriechen ſah, und die Mücken ſchon nach einigen Stunden ſich paarten, daß die Nymphenhaut in der Erde ſtecken blieb, und ſtachellos, weiß, mit gelber Bruſt war. Vom Heerwurm iſt in ſeinem Dipterenwerke nie und nirgend die Rede, und Thons oben angeführte Annahme der Sciara nemoralis ſowohl, als jene Bertholds, daß das Inſekt der Heerwurmlarve die Sciara Thomae ſei, ſind Annahmen, die man noch in Zweifel ziehen darf, ohne der achtungswerthen Bemühung jener Männer zu nahe treten zu wollen.

Welch weites Feld für die künftige Naturforſchung! An wie wenigen Inſekten kennt man den Larvenzuſtand im Verhältniß zur Zahl derer, von denen er unbekannt iſt! Großes Verdienſt erwarb ſich in dieſer Beziehung P. Fr. Bouché, der in ſeiner „Naturgeſchichte der Inſekten beſonders in Hinſicht ihrer erſten Zuſtände als Larven und Puppen — Berlin 1834“, dieſe Bahn der beſondern Forſchung betreten hat. Meigen ſagt: Es ſcheint, daß ſie (die Sciara Thomae) in Schweden nicht einheimiſch iſt, weil ſie in Linné's Fauna fehlt. Wäre ſie die Heerwurmmücke, ſo widerſpräche von Geer, und der Fundort Eckholmſund.

F. S. Voigts Vermuthung, es möge die Heerwurmlarve dem Geſchlecht Ceratopogon (Bartmücke) angehören, ſpricht er ſelbſt als ein „Vielleicht“ aus.

Hofrath Bertholds oben mitgetheilte Beſchreibung des Inſekts ſtimmt keineswegs völlig mit der Meigenſchen Beſchreibung der Sciara Thomae überein, und dennoch glaubt er annehmen zu müſſen, es ſei die von ihm unterſuchte Mücke die genannte Art.

Faſſen wir alle dieſe unſichern und ſchwankenden Angaben zuſammen, ſo gelangen wir zu der niederſchlagenden Endfolge, daß die Forſchung ſich über den Heerwurm, und namentlich über die Species des Inſekts, welches jene merkwürdige Larve liefert, noch nicht klar iſt, und daß es fernerer aufmerkſamer Beobachtung, wann und wo ſie ſich bietet, bedarf, um alles Zweifelhafte zu entfernen und Sicheres und Beſtimmtes an deſſen Stelle zu ſetzen. Das erſcheint mir als ausgemacht, daß es mindeſtens zwei verſchiedene Dipteren-Arten giebt, deren Larven Heerwurmzüge bilden, und zwar giebt es einen lichtgrauen und einen dunkelgrauen Heerwurm. Den lichtgrauen beſchreibt ſchon Schwenkfeld — „vermiculi subalbidi“, den dunkelgrauen erwähnt Juncker — „von Farbe ſchwarzgrau“ — den lichtgrauen beſchreibt Pontoppidan: „die Farbe iſt wäſſerigt“, und Kühn: „die Haut iſt weiß, glatt, durchſichtig und glänzend mit einem dunkelbraunen Darm. Doch hat die Kühn'ſche Abbildung graubräunliche Färbung.

Mein Freund, Förſter Buchenröder, gab mir die Verſicherung, daß der im Sommer 1850 erblickte Heerwurm ein anderes Ausſehen zeige, als früher von ihm geſehene Larvenzüge, daß die Maden dieſer Letztern bräunlich von Farbe, dabei ſtärker und länger, gegen 1 Zoll lang geweſen, aber ebenfalls ſchwarze Köpſchen gehabt, übrigens hinſichtlich des Zuſammenhängens, des Zuges und der Bewegung bei demſelben mit dem grauen Heerwurm völlig übereinſtimmten.

Ich kann natürlich nur das von mir beobachtete Inſekt beſchreiben, und will das Abweichende früherer Beobachter nicht geradezu als Irrthum bezeichnen, da ſie der Mehrzahl nach möglicherweiſe Abarten vor ſich hatten. Im Nachſtehenden ſtelle ich blos die entſchiedenen Irrthümer der Vorgänger und die eigne wiſſenſchaftliche Beſchreibung zuſammen.

Die Irrthümer in den frühern Beſchreibungen des Heerwurms gegenüber der eignen Beobachtung.

Die Larve iſt nicht „haarförmig (capillaris)“, wie Schwenckfelt angiebt, ſondern fadenförmig, walzenförmig; nicht „von der Größe einer kleinen Käſemade“, wie Juncker erzählt, ſondern noch einmal ſo groß; ſie hat nicht „einen großen ſchwarzen Fleck auf dem Kopfe“, wie Pontoppidan berichtet, ſondern die ganze obere Kopfhaut ſammt den Backen und Kinnladen iſt ſchwarz oder dunkelſchwarzbraun, wie die Flügeldecken des Hirſchkäfers. Daran, daß ſich, nach demſelben Autor, die

Heerwurmlarven einander ſelbſt auffreſſen, iſt nicht zu denken.

Die Haut der Larven iſt nicht „chagrinähnlich“, wie Kühn ſie beſchreibt, ſondern völlig glatt und glänzend. Die Larve hat 9 Ringe, und nicht wie Kühn angiebt, nur 7. „Saugröhren aus jedem Ringe“, nach Kühn, habe ich vergebens zu erblicken geſucht; ſollte Kühn die Stigmen gemeint haben?

Die Larve hat nicht 2 Warzen am Schwanz (nach Kühn), ſondern der Schwanz der männlichen Larve läuft in 2 ſtumpfe Spitzen aus, die bei Puppe und Mücke ebenfalls vorhanden ſind, und bei der letztern nur deutlicher, als Gabel hervortreten.

Die Larven ſondern beſtändig Schleim ab, theilt Kühn mit. Dem iſt nicht ſo. Der ſie aneinander bindende Stoff iſt kein Schleim, iſt nicht ſichtbar, nicht fühlbar, er iſt ein Naturgeheimniß, das vorhanden, aber nicht ſinnlich wahrnehmbar iſt. Wir ſehen nur die Wirkung und können die Urſache nicht erblicken, wie beim Magnet.

Die Heerwurmlarven — wenigſtens die von mir mit Sorgfalt beobachteten — ſpinnen keine Fäden, wie Kühn behauptet.

Daß der Heerwurm eine ſchwarze Straße von ſeinem Auswurf hinterlaſſe, iſt äußerſt zu bezweifeln, wie ſchon oben dargethan worden, und daß er Miſt verſpeiſe, nicht minder.

Die Larven graben ſich nicht ein, um ſich zu verpuppen. Die Puppen haben keine Haarbüſchel auf der Bruſt. Die Larven ſtreifen, in Puppen ſich verwandelnd, nicht nach Kühns Angabe „den Kopf" ab, ſondern nur die Kopfhaut, ihren Kopf brauchen ſie weiter.

Ueber das Falſche der Kühn'ſchen Abbildung wurde ſchon oben Einiges geſagt. Die Mücke iſt dargeſtellt wie eine Motte, die Nervenadern der Flügel, worauf mit das Meiſte bei der Beſtimmung ankommt, ſind undeutlich, das Inſekt erſcheint zu ſehr behaart, die Gabel am Schwanzende viel zu ſehr ausgebogen, die Schwingkolben ſind zu groß, mit einem Worte, die von Kühn abgebildete Mücke iſt eine andere, als die, welche ich erhielt.

Von Geer irrt, wenn er den Kopf der Heerwurmlarve „ſchuppig" nennt, denn dieß iſt er nicht. Die Benennung Gräds-drag iſt im Originalwerk falſch geſchrieben, ſie muß Gråds-drag heißen. Gård iſt Wohnung, Behauſung, Ort, das å iſt unſer dumpfes a, das wie oa oder ao zuſammengezogen lautet, und in mancher deutſchen Provinz ebenfalls ſprachüblich iſt; drag iſt Zug, nicht Drache, wie die Ueberſetzer des Ramus und Ponteppiden, und nach ihnen Walch, Berthold und Sachſe geſchrieben haben.

Jacquins Abbildung C. hat Aehnlichkeit mit Kühn's Abbildung D, was der Vermuthung Raum läßt, es möge eine Dipteren-Art, deren Larven Heerwurmzüge bilden, dieſe Geſtalt haben, vielleicht die des braungrauen Heerwurms, was noch zu ermitteln iſt.

Die übrigen Abweichungen der Jacquin'ſchen Beſchreibung von der des von mir beobachteten Inſekts ſind oben bereits erörtert, ebenſo worin Thon geirrt.

J. G. Voigt irrt, wenn er die lebenden Heerwurmlarven ſteife Würmer nennt, denn ſie ſind nichts weniger als ſteif, vielmehr äußerſt beweglich, und wenn er die ſie zuſammenhaltende Subſtanz einen „eiweißartigen Schleim“ nennt. Da dieſe Subſtanz nicht ſichtbar und nicht fühlbar iſt, ſo kann ſie auch nicht mit einer ſicht- und fühlbaren Subſtanz verglichen werden. Gleichwohl hat Voigt vielleicht das Richtige vermuthet, wenn er annimmt, daß dieſe Subſtanz Speichel ſei, den die Larven aus ihren neben dem Darmkanale hinlaufenden Speichelgefäßen abſondern, wenn nicht eine wunderbare und unerklärliche Eigenthümlichkeit der Haut der Larven die Annahme willkührlicher Ausſchwitzung je nach dem Bedürfniß des Thiers zuläßt.

Berthold irrt, wie bereits dargethan, wenn er die Sciara Thomae Meigens als Heerwurmmutter annimmt, ſo leſenswerth, lehrreich und den Stoff durchdringend auch ſeine Arbeit iſt. Meigen führt von ſeiner Sciara Thomae an: „Im Junius und Julius hier (in Stolberg bei Aachen) nicht ſelten.“ Schwerlich dürfte die, hohen Gebirgen eigne Heerwurmmücke der Fauna von Aachen angehören. Förſter Raude beobachtete nicht aufmerkſam genug, ſammelte und ſandte nicht ſorgfältig genug die Exemplare, und machte dadurch Herrn Berthold manche Beobachtung geradezu unmöglich. Berthold ſah keine Eier, erhielt die Mehrzahl der Larven todt, konnte keine Heerzüge beobachten. Seine Beſchreibung des Inſekts iſt wiſſenſchaftlich, allein er irrt in Folgendem: Die Puppen haben keine dunklere Schwanzſpitze; das, was Berthold für eine ſolche angeſehen, iſt das anhaftende Klümpchen Excrement, das die Natur vor dem Verwandlungsproceß der Larve in die Chryſalide ausſtößt, wie ja ſelbſt bei dem menſchlichen Organismus im Uebergang aus der Sterblichkeit in der Regel zu erfolgen pflegt, und bei gewaltſamen Todesarten ſogar zu dem höchſten Lebensakt geſteigert vorkommt.

Die Puppen ſind nicht „an beiden Enden ſtark zugeſpitzt“, ſondern blos am Schwanzende, das Kopfende iſt kolbig, und kann nicht zugeſpitzt genannt werden. „Schienen am Ende doppelt geſpornt“ beſchreibt Berthold. Ich kann an meinen beiden Exemplaren, trotz ſtarker Vergrößerung, keinen Sporn entdecken. Bertholds anziehender Aufſatz ſchließt mit Betrachtungen über die Vernichtung wandernder Inſektenzüge, ſo auch des Heerwurms, durch Vertrocknung, mechaniſche Verſtümmelung, Vögel, zahme und wilde Sauen, durch Julus und Scolopendren, wozu man auch noch alle in unſern Wäldern einheimiſchen Amphibien rechnen könnte, und nimmt an, daß der Heerwurm ſich in ſeine einzelnen Maden auflöſe, „und dieſe zur Verpuppung in die Erde ſich verkriechen.“

Darüber fehlt uns noch die ſorgfältige Beobachtung in der freien Natur. Gefangen kriecht der Heerwurmzug, dieß ſteht feſt, *nicht* in die Erde, weder in trockne, noch in feuchte, er kriecht nur unter das Moos, wo er im Großen „zu ſcheußlichen Klumpen geballt“, von ſeiner Wanderung auszuruhen ſcheint, aber auch in ſolchen ſtets lebenvolle Bewegung der Köpfchen und des Vorderleibes zeigt.

Beſchreibung.

Die Larve. Cylindriſch, nach hinten dünner, fußlos, neungliederig, Kopf von der mittlern Breite der übrigen Ringe, fein behaart, an den Seiten des Hinterkopfes 2 ſtarke Erhöhungen, ſchwarzbraun, glänzend, der übrige Körper durchſcheinend lichtgrau; der Darmkanal als brauner Streifen ſichtbar, nicht bis zum Körperende reichend, in der Mitte des letzten Ringes ausmündend, ſeitlich gefranst. Tracheen vielfach verzweigt, deutlich vorhanden. (Vorhandenſein von Speichel- und Gallengefäßen noch nicht feſtgeſtellt.) Länge 5—6 Linien, Breite 1⅓ bis 1⅔ Linie.

Die Puppe. Eiförmig, etwas flach gedrückt, am Kopf die durchſcheinenden ſchwarzen Augen ſichtbar, dieſe theilweiſe bedeckt von den freiliegenden Fühlerſcheiden, deren Enden mit den Fußſcheiden zuſammenliegen. Die Flügelſcheiden bedecken einen Theil des erſten Hinterleibsringes und den obern Theil der Fußſcheiden. Auf der Rückſeite der Puppe haben die neun Ringe an beiden Seiten Stigmen. Kopf und Bruſt haben auf der Rückſeite in der Mitte eine Längsfurche. Farbe bräunlichgelb, Flügelſcheiden etwas dunkler. Länge 1½—2 Linien, Breite ¾ Linien. Bei der männlichen Puppe die zwei Fortſätze des Hinterleibes ſichtbar.

Die Mücke. Kopf klein, breiter als lang, an den Seiten die weitvoneinander abſtehenden Augen, (Nebenaugen an m. Exemplaren nicht ſichtbar.) Fühler zwiſchen den Augen ſtehend, borſtenförmig, an der Vorderſeite des Kopfes eingelenkt, vierzehngliederig, das erſte Glied am längſten, die einzelnen Glieder oben breiter, unten verengt, mit Ausnahme des letzten Gliedes, welches in eine Spitze endigt, deutlich abgeſetzt, ringsum ſteif, ziemlich dicht behaart.

Bruſt hinten breiter, wie vorn, gleich dem Kopf ſchwarzglänzend, fein behaart. Flügel von mittlerer Größe, mikroſcopiſch behaart, lichtgrau, durchſcheinend, iriſirend, bei'm Sitzen des Inſekts auf dem Leibe liegend. Adern braun, Adernlauf charakteriſtiſch, ſehr deutlich, die zweite und dritte Ader über der Gabelader durch ein kleines dunkles Band verbunden. Die Gebel, und beſonders ihr Stiel, viel feiner als die übrigen Adern. Schwingkolben kurz, behaart und dunkelbraun, Beine ziemlich lang, lang behaart und auch dunkelbraun. Hinterleib aus neun Ringen gebildet, beim Männchen kegelförmig, ſehr fein behaart, am letzten Gliede zwei Fortſätze, beim Weibchen der Leib in der Mitte dicker, das letzte Glied ſchwach zugeſpitzt. Die einzelnen Ringe in der Mitte ſchwarzbraun, mit gelb eingefaßt. Die Farbe des männlichen Hinterleibes dunkler als die beim Weibchen.

Die Geſtalt des Männchens ſchlanker, die Flügel deſſelben kleiner, als die des Weibchens.

Die Unterſuchung der Freßwerkzeuge, wie auch des ganzen innern Baues des Larvenkörpers muß ſpäterer Forſchung aufgeſpart bleiben.

Die Diptere ſteht der Gattung Sciara am nächſten, da hauptſächlich ihr Flügelbau und der Adernlauf in den Flügeln völlig mit dieſer Gattung übereinſtimmt, doch hat ſie blos 14 Fühlerglieder, während die Gattung Sciara deren 16 hat. Die Form der Fühler wäre auſſerdem dieſelbe; die Augen ſtehen viel weiter auseinander, als bei jener. Die Fortſätze am letzten Ring des Männchens ſind in ſofern von denen der Sciara-Arten unterſchieden, daß ſie weder zangenförmig, noch zweigliederig ſind. Auch am Ende der Schienen keine Spornen vorhanden.

Die Einreihung dieſer Mücke in das Syſtem bleibt daher noch vorbehalten.

III.

Die Poeſie des Heerwurms.

Im Erſcheinen, im Ziehen und Wandern, in der wundergleichen Eigenthümlichkeit des Heerwurms barg ſich ein ganzes Geſpinnſt von Volksaberglauben in die Waldeinſamkeiten und Waldesgeheimniſſe hoher Gebirgskämme, in welches Geſpinnſt hinein noch keine Fackel deutſcher Mythographen leuchtete.

Das ſeltne Erſcheinen, das grauenhafte Anſehen eines perlgrauen, ſchlangenähnlichen, geräuſchlos und geſpenſtig dahin gleitenden Gewürmes, von oft rieſenmäßiger, unglaublicher Länge, das, näher betrachtet, aus Millionen wimmelnder Einzelgeſchöpfe beſteht, muß wohl beim erſten Erblicken jeden Unbefangenen überraſchen, geſchweige denn die Befangenen. Und befangen von Furcht und Aberglauben war einſt, und iſt es zum Theil noch immer, das Volk der Wäldner, und der Aberglaube, der an Thieren haftet, mit Kräutern Wunder wirkt, und auf die zauberkräftige Wirkung von Metallen und Kryſtallen ſchwört, iſt immerlebend *).

So wurde dem Volke auch der Heerwurm bedeutungsvoll, und die Zeugniſſe früherer Jahrhunderte, wie oben eins aus Junckers Mannſcript mitgetheilt wurde, beglaubigen dieß.

Ein Heer von Würmern in der Geſtalt eines einzigen ſchleichenden Wurms, erblickte das Volk, und ſchuf ihm gleich den richtigen, bezeichnenden Namen.

Dem Gedanken an ein Heer lag der an ein Kriegsheer zunächſt, daher der Name Heerſchlange, Kriegswurm, und wie nahe lag beiden nicht minder die Prophezeihung!

Das ſeltne Erſcheinen des Heerwurms nur in oder vor gewiſſen Jahren, die vielleicht ſolche waren, in denen Kriegsgetümmel durch die Länder lärmte, weckte ſach- und naturgemäß die Ideenverbindung, gab der Vermuthung Spielraum, erhob

---

*) Unbekannt blieb mir bis kurz vor der völligen Vollendung dieſer Schrift eine kleine friſche Erzählung: „Der Heerwurm“ überſchrieben, im Neuen deutſchen Volksfreund, ein Kalender für Jedermann. 1848. Stuttgart, Hoffmann'ſche Verlagsbuchhandlung. Allein der Heerwurm tritt in derſelben nur allzu epiſodiſch auf, ohne Motiv, der Verfaſſer lernte ihn nur aus Oken kennen, und wußte nichts Rechtes damit anzufangen.

ſie zur Vorherſagung, und ließ dieſe des Triumphes froh werden, ſich erfüllt zu ſehen.

Wer ſollte denken und für möglich halten, daß eine Schaar kleiner, unſcheinbarer, in ihrer Zuſammenklumpung ſogar ekelhaft erſcheinender Maden ein Träger der Poeſie ſein könne? Und dennoch iſt es ſo, denn der Heerwurm iſt ein Träger des Volksaberglaubens, und der Volksaberglaube iſt Poeſie.

Heerwurm, Kriegswurm, Heerſchlange alſo der Volksname dieſer ſeltnen Naturerſcheinung auf deutſchen Gebirgshöhen, dem Thüringerwalde, dem Harze, dem Rieſengebirge.

Den Bewohnern dieſer letztern ein Vorbote ſchlechter Aernte, wenn er bergan zog, geſegneter aber, wenn er thalwärts kroch: den Thüringerwäldnern Krieg kündend im Bergaufziehen, Friede im Abwärtsziehen — doch wohl aber überhaupt mehr als Kriegsvorbote gefürchtet, wie als Friedensbote begrüßt.

Aber indem der Heerwurm auf ſolche Weiſe dem Volksglauben Glück und Unglück, Wohl und Wehe der Länder, und folglich der Völker, verkündete, konnte es nicht fehlen, daß die vorherſagende, bedeutungsvoll erachtete Erſcheinung auch zum Sortilegium für den Einzelnen ausgebeutet wurde, und zwar in Thüringen nicht minder, wie im hohen Norden.

Dort, auf den Gebirgskämmen Schwedens und Norwegens zieht der Heerwurm: Orme-drag, Wurmzug, Drag-Fa, Zugheerde, Gards-drag, Hauszug, vom Volke genannt, das ihm dort Kleider und Gürtel in den Weg wirft, und es für glückbringend hält, wenn der Wurmzug darüber hingleitet, für Unheil kündend hingegen, wenn er ſeitswärts ausweicht. Ebenſo auf dem Thüringerwalde.

Jener Straßenwärter, der dem mir befreundeten Förſter die erſte Kunde vom Erblicken des Heerwurms gab, vertraute auf dem Hinweg nach der Erſcheinung den Begleitenden geheimnißvoll, daß Männer und Frauen ihre Gewande, Jacken oder Schürzen, der Heerſchlange in den Weg legten, auf daß ſie darüber hinkrieche, und daß es Glück bedeute und bringe, wenn ſie dies thue, beſonders aber den unfruchtbaren Frauen Fruchtbarkeit und den Geſegneten in Hoffnung leichte Geburt und Entbindung.

Was in unſerm Thüringen die Schürze, iſt dort im Norden ungleich bedeutungsvoller der Gürtel, der ja ſymboliſch und magiſch ſich durch manche Sage ſchlingt, und ſelbſt als Zauberreif in alten Mären und Mythen wichtige Rolle ſpielt.

Immer läßt das Volk ſich gerne wahr- und weiſſagen, und immer iſt es leichtgläubig, daher auch gar leicht ſolchen Gauklern geneigt, deren Reden und Sagen kein weiſſagen, weiſes Sagen — ſondern eitel Narrethei und Weißmachen iſt, wie die jüngſte Zeit mit ihrem Phraſen- und Redensartenkram ſattſam gelehrt hat.

Die Ueberſetzer der oben angezogenen nordiſchen Werke, welche des Heerwurms, als Orme-drag gedenken, haben getroſt dieſes Wort Wurmdrache überſetzt, was auch Herr Berthold beibehalten, und es wäre gar ſehr hübſch und willkommen, wenn ich nun mythographiſch die wechſelſeitigen Beziehungen, Abſtufungen und Bedeutungen von Wurm, Schlange und Drache zuſammenſtellen und erläutern könnte, und Vieles beibringen von Würmen, Lindwürmern, Schlangen, Schlangenverehrung und Schlangenweiſſagung, fliegenden und geflügelten Schlangen, vulgo Drachen, wobei das Sternenheer des Himmelsdrachen, „der die Bärinnen beide durchſchlängelt“, als Heerwurm des Firmamentes naturgemäß ebenfalls beigezogen werden müßte, zumal Orm-dragande der Schlangenträger, Serpentiger, Ophiuchos heißt, und beim Gårds-drag würde ſich mancherlei über Hausſchlangen, Unken u. dgl. mittheilen und ſagen laſſen, denn dem Thüringerwäldner iſt der Unk eine Schlange, und zwar die graue Coluber natrix, die größte der deutſchen Schlangen; weit ſeltner wird der Erdmolch, Lacerta Salamandra, Unk genannt.

Aber dieß ganze ſchöne Schlangen-, Drachen- und Wunderweſen fällt in den Brunnen, denn drag heißt, wie geſagt, ſchwediſch keineswegs Drache, ſondern Zug, Heerzug; draga iſt ducere, trahere, tractare; dragare iſt Träger, aber auch Heer, und daher das ſchwediſche Ormedrag nicht mehr und nicht minder, als Wurmheer — äqual Heerwurm. Drache aber heißt ſchwediſch Drake. Wie nahe lag es den Ueberſetzern und der Poeſie, aus dem ſchwediſchen Gårds Fä analog dem Wurmdrachen eine Hausfee zu machen, aus der Fee einen Alf, aus dem Alf einen Unk — aber auch hier greift die Proſa, die alle poetiſche Willkühr zur Seite fegt, grauſam ein, und ſagt uns, daß Fä Vieh heißt, ſowohl großes Rindvieh, Schaafvieh, mit dem Begriff von Heerde, als auch kleines Vieh, Ungeziefer, mit dem Begriff von Schwarm, daher die ſchwediſche Sprache mit dem Wort Drag-Fä den Heerwurm ganz vortrefflich und treffend bezeichnet, nur dürfen wir das Wort nicht wörtlich mit unſerm deutſchen Zugvieh wiedergeben, weil dieſes Wort bei uns eine ganz andre, allbekannte Bedeutung hat.

Es iſt etwas wunderſam Heimliches um die

Beziehungen des Menſchenlebens zum Naturleben, und namentlich zur Thierwelt, das ſich in urdenklichen Zeiten begründete und Wurzel ſchlug, und fortrankt in die Zeitenferne der Nachwelt

Welche Menge von Fabelthieren zählt nicht der Mythus auf! Der antike hat Flügelpferde und Sphinxe, Harpyen und Stymphaliden, Chimären und Hydren, ſchlangenſchwänzige Seeroſſe und Pythonen; der Mythus des Mittelalters hat Drachen und Greife, Baſilisken und Lindwürmer und viel anderes Fabelgethier mehr.

Aber abgeſehen von den Fabelthieren, wie erfindungsreich wirkte die Volkspoeſie im Thieraberglauben, wie mannichfaltig geſtattete ſie der Thierwelt Einwirkung auf die Menſchenwelt, heiligte im frühen Völkermorgen ſchon gewiſſe Thiergeſchlechter, verfehmte andre, betete an und mumiſirte, ließ ſich von Vögeln weiſſagen und von Roſſen Glück zuwiehern, hielt Thiere für würdig, Göttern zugeſellt zu werden, und gab ihrem Weſen und ihren Eigenſchaften moraliſch-allegoriſche Deutung.

Der deutſche Volksaberglaube nun vollends überbot in dieſen mythiſchen heimlichen Beziehungen der Thierwelt zur Menſchenwelt wohl jedes andre Volk. Manches der Götter- und Heldenſage Zugehörige erbte nicht fort im Volksglauben, das Volk weiß nichts mehr vom Eber der Aſen, von Odin's Wolf und Raben, von götterheiligen

Roſſen, aber das kluge Roß der vier Haimonskinder läßt ſie noch, aus ſeinem Waſſergrabe wieder erſtanden, umgehend erblicken, und lange waren noch an der Kirche zu Ellrich die 4 Hufeiſen vom Pferde des Grafen von Klettenberg zu ſehen, die ein Gottesgericht dieſem Pferde plötzlich abfallen ließ. Auch die Roßtrappe am Harz bleibt ein ewiger Sagenzeuge. Dreibeinige Pferde ſpuken, Reiter ohne Kopf zeigen ſich auf Schimmeln an bedenklichen Stellen der Wege und Brücken; auf ſchwarzem feuerſchnaubenden Roß, das halb Gerippe iſt, brauſt der wilde Jäger durch die Nacht. Die Milch kohlſchwarzer Kühe iſt zauberkräftig.

In Hunde wurden Teufelsbündner, Gottesläugner und Menſchenplager verwandelt. Der böſe Feind folgt in Hundegeſtalt dem Zauberer, der ihn mittelſt des Höllenzwanges eine Zeitlang zu Knechtesdienſt an ſich kettet.

Katzen ſind Hexen, und Hexen können ſich in Katzen verwandeln, daher iſt's nicht gut, ſie zu beleidigen oder gar zu tödten, es bringt Unglück. So auch iſt nicht wohlgethan, junge Hunde und Katzen zum Erſäufen wegzutragen — wer es thut, verträgt ſein Glück.

Hier iſt ein ethiſches Princip im Volksaberglauben deutlich ſichtbar, die Warnung gegen unbedachten grauſamen Mord am jungen, kaum zum Daſein erwachten Leben.

Ueber den Weg laufende Haaſen weiſſagen Unheil, begegnende Schaafe gaſtliche, Schweine ungaſtliche Aufnahme.

Zu Wehrwölfe können ſich Menſchen verwandeln, in Bären und Bärinnen wurden wunderſchöne Prinzen und Prinzeſſinnen nicht minder verzaubert, als in Drachen, bis der Erlöſer erſchien, der Muth genug beſaß, ſie zu umarmen und zu küſſen, und durch die Umarmung vom Zauberbann loszuſtricken.

Hähne ſind noch immer Volkspropheten, Kukucke, Pyrole, Kraniche, Schneegänſe nicht minder. Der Eisvogel iſt noch im Tode ein Wetterverkündiger, Lachtauben und Kreuzſchnäbel ziehen Krankheiten an; des Wiedehopfs Blut und Federn dienen als Mittel von magiſcher Wirkſamkeit.

Der Specht weiß die Springwurz zu finden, das Elſterauge macht unſichtbar. Störche und Schwalben bringen Glück und dürfen nicht getödtet werden, der Schwalbenſtein iſt der Springwurz gleich zu achten. Als Eule fliegt die verwandelte Nonne Tudoſel vor dem wilden Heere her, die Schleiereule iſt der todkündende Vogel Kreideweis, das Käuzchen mit ſeinem ſchauerlichen „Komm mit! komm mit!“ iſt Leichhuhn, Todtenvogel. Sperlingsunrath übt Zauber, Nachtigallen-Augen und

-Zungen thun dieß nicht minder, Meiſſen ſind gefeit, Rothkehlchen desgleichen, die Nachtſchwalbe, vulgo Ziegenmelker, ſaugt Ziegen und Kühen die Milch aus dem Euter, die Himmelsziege, Heerſchnepfe, hilft den Lärmſpuk des wilden Jägers weidlich vermehren.

Unter den Amphibien ſteht die Schlange allen voran, dem Volksglauben mannichfach wichtig; verwünſchte Jungfrauen harren in Schlangengeſtalt der Erlöſung, Schlangen ſind Hausgeiſter, Schlangen erſcheinen in den Sagen mit Goldkronen, legen ſie ab, wenn ſie baden, und verfolgen wüthend den Kronenräuber; Schlangen lieben die Milch, ſaugen ſich ſelbſt an Frauenbrüſte, geflügelte Schlangen (Drachen) hüten Gold und Schätze.

Der Laubfroſch gilt als allbekannter Wetterprophet im Volke; die Kröte trägt im Haupt den heil- und zauberkräftigen Krötenſtein, der Molch iſt: Unk, Hausgeiſt.

Von Fiſchen wird der ſogenannte Schlammbeißer, Cobitis fossilis, als Wetterprophet in Gläſern gehalten, der Hecht hat die Marterwerkzeuge Chriſti im Haupt, Kreuz und Lanze, Schwamm und Nägel, ſonſt bereichern Fiſche den deutſchen Mythus nicht. Deſto mehr iſt er in der Inſektenwelt lebendig und ſie in ihm.

Des Goldkäfers Larve und Puppe, die ſich bisweilen in Ameiſenhaufen findet, iſt Heckemännchen, Ameiſenkönig, ſchafft Geld und hält das Vieh geſund; der Maikäfer iſt Frühlingsbote, der Roßkäfer Wetterverkünder, die Marienkäfer ſind allzumal mit Schmeichelnamen begabt, Marienlieb, Herrgottskühlein, Gotteskälbchen, Frauenkühlein, und dienen hie und da, gleich Goldkäfern, zur Schickſalsforſchung, wenn auch nur zu ſcherzhafter und kindiſcher. Das Hauskäferchen (Dermestes domesticus L.) iſt Todtenuhr, pickt Sterbeſtunden, wird in mancher Gegend heilig gehalten und vererbt. Auch der Holzbohrer (Ptinus striatus) übt gleiche Kunſt des Pickens und Sterbevorausſagens. Ameiſen und Spinnen weiſſagen, letztere zumal verkünden nächſt dem Wetter Heil und Unheil, je nachdem ſie frühmorgens oder Abends erblickt werden. Bienenſchwarmanflug gilt für ein günſtiges Zeichen; in Fliegengeſtalt ließ ſich der Teufel als Spiritus familiaris in Gläſer ſperren. Der Grillen und Heimchen Gezirp hat prophetiſche Bedeutung, und beſonders das letztere mit ſeinem traulichen, ächt deutſchgemüthlichen Namen, der ebenſowohl an Heimath mahnen, als Heimlichkeit — den ſtillen, verborgnen Wohnort, den traulichen Winkel andeuten mag, iſt Vielen ein lieber, Vielen ein läſtiger Hausfreund. Schreckhaft und unheimlich hingegen erſcheint dem Volke die wilde, ſchädliche Ackerwerre, Maulwurfsgrille, oder Reitwurm. Der Schaum, den manche Zikaden-Arten auf Bäumen und Blumen verurſachten, heißt dem Volke Kukuksſpeichel, Hexenſpeichel, und gilt ihm als eine unheimliche Naturerſcheinung. Auf Heuſchreckenflügeln las der Aberglaube geheimnißvolle, dämoniſche Zeichen, unheilkündende, Chirogramme.

Von den Schmetterlingen ſind es vornehmlich Trauermantel und Todtenkopf, die dem Volke als unheimliche Sterbeboten mahnend erſcheinen; beſonders ſoll der letztere, nur in ſeltnen Jahren — man ſagt alle 7 Jahre, häufig, in manchen Jahren gar nicht ſichtbar — Sterben vorausſagen.

Auch die Holzlaus klopft im Getäfel, und wird den Todtenuhren zugezählt. Das monſtroſe Gewächs an Roſenſtöcken, das die Roſengallwespe (Cynips rosae) verurſacht, gilt als Schlafapfel und heißt ſo; er darf aber, um ſolche Wirkung zu üben, nicht über Waſſer getragen werden. In den Krebsſteinen erblickt der Volksaberglaube das Bild der Jungfrau Maria, und das ſympathetiſche Beſtreichen mit Waldſchnecken im abnehmenden Mond vertreibt die Kröpfe.

Dieß ein flüchtiger Ueberblick des Hauptſächlichſten im Thieraberglauben, deſſen langer Kette im Heerwurm nun ein Glied angefügt iſt. Von den Proceſſionsraupen, deren geſellſchaftliche, geordnete Züge zunächſt an die des Heerwurms erinnern, iſt mir keine Beziehung zum Volksaberglauben bekannt.

Und der Geſelligkeits- und Wandertrieb des Heerwurms, nur zu gewiſſen Zeiten und Stunden, ſelbſt bei einer Verminderung des Heeres bis auf die kleinſte Zahl — iſt und bleibt ein großes Naturgeheimniß, deſſen Schlüſſel in der Hand der ſchaffenden Allmacht ruht, die uns im Heerwurm eines ihrer Wunder zeigt. Deshalb möchte ich vorſchlagen, der Heerwurmmücke, wie ſie auch generiſch beſtimmt werde, das Epitheton mirabilis zu ertheilen und zu laſſen, das der alte, würdige Bechſtein ihr zutheilte.

Das prophetiſche Ziehen des Heerwurms aber müſſen wir für dieſesmal, wenn wir uns auch noch ſo vornehm und überweiſe vom Volksglauben und Aberglauben abwenden möchten, in ſeiner Geltung und in ſeinen Würden laſſen. Denn iſt und hat es nicht gezogen im lieben Jahre 1850, in welchem der Heerwurm ſich gezeigt, hin und her, kreuz und queer aus Oeſtreich nach Bayern, aus Bayern nach Heſſen und Schleswig, aus Preuſſen nach Heſſen und wieder heim, und zieht immer noch, zieht heute noch, wo wir dieſes Jahr und mit ihm die erſte Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts beſchließen.

Ach wie Vielen wurmten dieſe Heere und Heerzüge, und konnten keine Poeſie in ihnen erblicken, zumal nach allem parturiunt montes nichts als eine Trauermücke auskroch! Wir aber, Du, lieber naturbefreundeter Leſer und ich, wollen auf unſern Waldeshöhen und Gebirgskämmen dem fernern Erſcheinen des Heerwurms auflauern, und ſuchen, mehr und mehr ſein Weſen und ſeine Naturgeſchichte zu erforſchen, alles zur eignen Belehrung und Freude und zum größern Ruhme Deſſen, von dem der Dichter ſingt:

> „Bringt, ruft auch der geringſte Wurm:
> Bringt meinem Schöpfer Ehre!“ —

Geſchrieben am Sylveſtertage des Jahres 1850.

* * *

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

[illegible]

[illegible]

Nala und Damajanti.

Indisches Märchen

der Jugend erzählt

von

Ludwig Bechſtein.

Stuttgart.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.

12'7 H

In meiner Laube Fliedergrün,
Umblüht von Roſen und Jasmin,
Ließ ich mit holden Märchenbildern
Die Phantaſie vorüberziehn,
Um deutſcher Kinderwelt zu ſchildern
Was tief in Indiens Wunderland
Ein weiſer Dichter ſingend fand,
Und deutſche Dichter nachgeſungen,*)
Die nah gebracht der Ferne Glanz,
Uns vorgezaubert alle zarten
Lichthellen Märchenblüthenarten,
Vereint in manchen reichen Kranz;

---

*) Wjaſa, Roſegarten, Rückert.

Des Inderlands wortreiche Grüßer,
Des Himalaia ſtrenge Büßer,
Der Ganga heiligreine Fluth,
Darauf die keuſchen Lilien ſchwimmen,
Und wo in Roſengärten-Huth
Erklingen Nachtigallenſtimmen.
Der Zauber ſüßer Märchenwelt,
So ſternenklar, ſo lichterhellt,
So voll des Reinen, Ewigſchönen,
Der frohen Kindheit zugeſellt,
Läßt noch im ſpäten Lebensalter
Die Harfe der Erinnerung tönen,
Und wiegt, ein ſchöner Frühlingsfalter,
Auf Sonnenblumen reizend ſich
Wenn Abend ſchon uns näher ſchlich.

Vor einigen tauſend Jahren lebte im Staate Niſchada im Inderlande ein junger Fürſt Namens Nala, der Sohn Weraſena's, welcher ſo reich an allen Tugenden war, daß ihm kein Menſch auf Erden verglichen werden konnte, ſo an Tapferkeit, Weisheit, Güte und Edelſinn, wie an Körperſchönheit, Kraft und Gewandtheit. Er glich einem Fürſten der Götter, und der Glanz ſeines Namens ſtrahlte weithin in alle Lande. Zu derſelben Zeit auch lebte eine Königstochter in dem Nachbarreiche Widarba, die war Damajanti geheißen, eine überirdiſche Erſcheinung, deren Reiz und Anmuth und Lieblichkeit, deren Herzensreinheit und Seelengüte ohne Gleichen waren. Weit und breit hörte man ſie ebenſo, wie den Inderfürſten Nala, preiſen. Weder unter Göttern noch unter Menſchen ward jemals ein ſolches Schönheitwunder erſchaut, und ſo kam es, daß auch zu beider Ohr das Lob eines wie des andern drang, und ſie ſich auf dieſe Weiſe nicht fremd waren, ſondern einander, ohne daß ſie mit leiblichen Augen ſich ſchauten, liebend und nach einander ſich gegenſeitig ſehnend, in ihren Gedanken trugen. Da geſchah es denn einmal, daß Nala, aller Geſellſchaft ſich entziehend, träumend in einem Walde nahe an ſeines Vaters Palaſte wandelte, und daß ein Zug weißer Schwäne, deren Flügel über und über von Golde ſchimmerten, ihm ganz nahe kam. Nala ergriff alsbald einen dieſer wunderſamen Vögel, und ſiehe, da begann das geflügelte Thier zu reden, und ſprach alſo zu dem erſtaunten Königsſohn:

„Tödte mich nicht, o König, ich will dir dafür auch Liebes erzeigen, preiſen will ich Dich der Prinzeſſin Damajanti ſo, daß ſie nimmermehr an einen andern Königsſohn denken ſoll, als nur an Dich allein.“ Und nun begann der goldgefiederte Schwan von Damajanti zu erzählen, und ſchilderte deren Liebreiz auf eine Weiſe, daß Nala's Herz ſich immer mehr zu ihr hingezogen fühlte, und der Wunſch in ihm lebendig ward, daß auch auf gleiche Weiſe von ihm zu Damajanti geſprochen werden möge.

Und da ließ der Fürſt den Schwan frei fliegen, der alſogleich mit allen ſeinen Gefährten ſich aufſchwang und hinflog nach dem Widarbalande und zur Widarbaſtadt.

Dort ſaß Damajanti mitten unter ihren hundert Geſpielinnen, gleich einer keuſchen See-Roſe im Glanze ihrer Blätter, im Garten, als derſelbe Flug goldgeflügelter Schwäne über ihren Häuptern hergezogen kam. Die Mädchen ſprangen alle auf, dieſelben zu erhaſchen und zerſtreuten ſich weit in dem Garten umher. Damajanti, von ihren Freundinnen verlaſſen, eilte einem dieſer Schwäne nach, der ſich willig von ihr fangen ließ. Es war derſelbe der dort zu Nala von ihr geredet, und redete nun gleichergeſtalt zu Damajanti Folgendes: „Liebreizende Damajanti, laß Dir erzählen von Nala, dem Niſchadakönige, ſeines Gleichen iſt nicht mehr auf Erden: denn ſeine Schönheit iſt überirdiſch, und ſein Leben und Wandel iſt gleich dem Leben und Wandel der Ueberirdiſchen. Wäreſt Du Nala's Gemahl, ſo beſäßeſt Du alles, was ſchön und gut und herrlich iſt auf Erden, da Du ſchon jetzt nichts entbehrſt, außer nur dieſen Schmuck: dein Loos, o Du Perle der Jungfrauen, wäre als das glückſeligſte zu preiſen. Weit und breit auf der Erde, wo wir hingezogen, weder bei Menſchen, noch in den Paradieſen der Götter, noch in den Wohnungen der Rieſen, die wir alle geſehen haben, haben wir einen Mann erblickt, wie Nala, an Schönheit und Tugend reich, und wie Du die edelſte Perle unter allen Frauen biſt, ſo iſt Nala der Edelſtein und Schmuck unter den Männern, deren keiner ihm an Schönheit und Güte gleicht. Wenn ihr verbunden wäret, nichts ſchöneres wäre zu finden in der ganzen Schöpfung, denn nichts geht über die Verbindung und nichts iſt trefflicher, als ſie, — des Edlen mit dem Edlen.“ Darauf erwiederte Damajanti, indem ſie ſanft erröthete: „Sage ſolches auch

Nala!“ und im Nu entflog ihr der Schwan mit allen ſeinen Gefährten.

Damajanti aber hatte keinen andern Gedanken mehr, als Nala den Unvergleichlichen. Und da ſie bald bleich und gedankenvoll und voll Sehnſuchtskummers einher gieng, ſo ward dem Könige Bima, ihrem Vater, dieſes Leiden ſeiner Tochter von ihren Geſpielinnen angeſagt. Der König Bima beſchloß darauf ſeine Tochter zu verheirathen und ihr bei feſtlichem Gepränge die Wahl des Gatten zu überlaſſen. Darum ſandte er Boten aus in alle Lande, die Könige und Fürſten einzuladen, vor Damajanti zu erſcheinen, damit ſie ſich einen von ihnen zu ihrem künftigen Gemahl wählen könne. Und als die Könige und Königsſöhne die frohe Botſchaft vernahmen, ſo eilten ſie, ſchön geſchmückt, mit prunkendem Gefolge, zu Wagen, zu Roſſen und auf Elephanten, ſich auf den Weg zu machen, geziert auch mit mancherlei Kränzen und von zahlreichem herrlichen Gefolge begleitet.

Aber ſelbſt bis zu den erhabenen Gottheiten erſcholl die

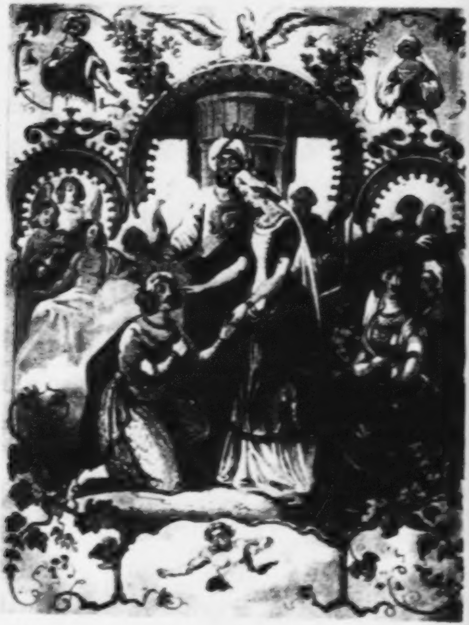
Kunde von dieſem Ereigniß: denn als in dieſen Tagen Naradah, ein heiliger frommer Mann und Büßer, aus dem irdiſchen Leben in das Himmliſche eingieng, wo Indra, der König der Lüfte waltet, da hieß dieſer den Frommen freundlich willkommen und fragte, was neu jetzt ſei auf Erden, worauf Naradah von der Gattenwahl Damajanti's erzählte. Während Naradah dieß ſprach, kamen zu Indra hereingewallt ſeine andern drei Genoſſen, Agni, der das Feuer beherrſcht, Waruna, der das Gewäſſer regiert, und Jama, der den Erdengrund hält. Als dieſe Himmliſchen die Kunde Narada's vernahmen, beſchloſſen ſie, ebenfalls als Bewerber um die Hand der ſchönen Damajanti zu erſcheinen, und alsbald machten ſie ſich mit ihren Roſſen, Wagen und Heeresſchaaren auf, und zogen hin nach Widarba, wo die Erdengebieter alle verſammelt waren. Auf ihrem Wege erblickten die Götter Nala, der ſinnend und ſehnſüchtig des Weges wandelte. Die vier Götter der Elemente, erſtaunt über ſeine ſonnengleiche Schönheit, hielten alsbald ihre Wagen an und redeten alſo zu ihm, während ſie aus den Lüften ſich niederſenkten: „Niſchadafürſt, willſt Du uns einen Gefallen erweiſen, und unſer Bote ſein?“ „Sehr gern,“ antwortete Nala; doch mit demüthiger Geberde fragte er nun: „Wer ſeid ihr Gebieter, von Klarheit umleuchtet, und warum ſoll ich euer Bote ſein?“ Indra, das Wort nehmend, ſagte: „Wiſſe daß wir Unſterbliche ſind, Du wandle zu Damajanti hin, und ſage ihr: „Indra, Agni, Waruna und Jama nahen, und von dieſen Göttern erwähle einen Dir bei Deiner Gattenwahl!“ Nala kreuzte die Hände über der Bruſt und bat: „Wie könnt ihr ſolches von mir verlangen, da ich ſelbſt um ſie werben will, erlaßt mir das, ihr hohen Gebieter!“ Die Götter aber entgegneten: „Du haſt uns zugeſagt, und mußt Wort halten.“ Von unſichtbaren Händen der Geiſterwelt getragen, kam Nala ſchneller als er gedacht, im Widarbapalaſt an und befand ſich plötzlich mitten unter den Frauen dicht vor Damajanti, geblendet von deren Schönheit. Dieſe aber, ebenfalls entzückt bei ſeinem Anblicke, fragte: „Wer biſt Du, göttergleiche Erſcheinung, wie biſt Du ungeſehen und ungehört durch alle Wachen und Hüter des Paläſtes meines Vaters plötzlich unter uns, gleich als wie vom Himmel hernieder gekommen?" — Er dagegen ſprach: „Wiſſe, ich bin Nala, der Niſchadafürſt, als Götterbote komme ich zu Dir, die anzumelden, die ſich Dir nahen als Brautbewerber: ſie haben mir die Macht verliehen, unſichtbar zu Dir zu gelangen." — Damajanti, als ſie die Rede Nala's vernahm, neigete ſich vor den Göttern und erwieß ihnen Anbetung, dann ſprach ſie mit lieblichem Lächeln: „Führe nur aus, was du zuerſt beſchloſſen, denn Dein bin ich mit allem, was mein, und was jener Schwan mir von Dir geſprochen, erfüllt mir Herz und Sinn. Sollteſt Du mich verſchmähen, ſo iſt der Tod mein Loos!"

Aber Nala ſprach: „Wie könnteſt Du, um welche die Unſterblichen werben, einen Sterblichen Dir erwählen, der nur dem Staube unter ihren Füßen gleicht? Wer gegen den Willen der Götter handelt, der erwählt den Tod, Dir aber blühen und winken himmliſche Kränze. Welches Weib," ſo fuhr er in ſeiner Rede fort, „würde einen ſolchen Bräutigam verſchmähen? Höre o Damajanti, auf meinen Rath, als auf den eines Freundes." Doch Damajanti antwortete: „Ich verehre die Götter ſtets, aber mein Gatte wirſt nur Du!" — Nala ſprach nun zu ihr, die zitternd ihre Hände hob, und aus deren Augen Thränen floſſen: „Ich habe meine Pflicht als Bote treu erfüllt, wie ich den Göttern gelobt; da ich ſie nunmehr vollbracht habe, werde ich, wenn nun die Zeit kommt, für mich ſelbſt zu handeln, ſolches thun." —

„Wohlan, o Heldenmüthiger!" erwiederte Damajanti: „Dich ſoll kein Tadel treffen! Tritt in die Reihen der Wählenden, und ich wähle Dich, da mir die Wahl freigeſtellt iſt, Dich vor allen Göttern und Fürſten des Firmamentes, wie der Erde, Du Zierde der Männer!"

Nala kam wieder zu den Unſterblichen, und berichtete ihnen getreulich den Erfolg ſeiner Botſchaft.

Als nun der Tag der Wahl erſchien, verſammelten ſich alle Prinzen, Könige und Fürſten, reich geſchmückt mit Gold und Edelſteinen. Man erblickte da manches ſchöne gold- und dunkel-gelockte Antlitz, den makelloſen Bau herrlicher Glieder, ſchlanke und kräftige Geſtalten: doch Damajantis Auge ſuchte nur einen, Nala, den ſie auch fand, aber fünffach, denn die Götter der Elemente hatten die Geſtalt Nalas angenommen, um Damajanti irre zu leiten. Wohin ſie immer den Blick richtete, fand ſie Nala. Nach langem, vergeblichen Suchen nach Nala dem Wahren, wendete ſie ſich im innigen Gebet an die Götter, bebend und mit über die Bruſt gekreuzten Händen alſo ſprechend: „So wahr ich euch ſtets verehrte in Gedanken, Worten und Werken, ſo wahr ich euch und mir ſelbſt gelobte, er und kein anderer würde mein Gatte, und ſo wahr als ihr ihn ſelbſt mir beſtimmt, ſo wahr ſollt ihr mir ihn zeigen, und euch ſelbſt in eurer wahren Geſtalt, ihr Herrn der Macht, ihr Gebieter und Hüter der Welt!“ Die Götter aber von dem frommen und reinen Sinn Damajantis gerührt, nahmen die Zeichen ihrer Gottheit an, und wurden nun von Damajanti erkannt, daſtehend ohne irdiſchen Boden zu berühren, mit Kränzen der Unſterblichkeit, ſchattenlos, und



ohne eine Wimper zu regen. Aber Nala ſtand mit halbwelkem Kranze, mit Staub auf dem Gewande, ein Mann wie andere Männer, dem ſie ſich nun mit ſchüchternen, verſchämten Blicken nahte, nach Brauch und Sitte den Saum ſeines Kleides berührend, und einen Kranz von allerhöchſter Pracht ihm um die Schultern ſchlingend. Da ergriff Staunen die Menge, und alle riefen Heil über die Wahl, indem ſie ſegnend den König Nala prieſen; doch dieſer, ſich ſeines Glückes froh bewußt, gelobte ſeiner Braut, die ihn, den ſterblichen Mann, aus der Götter Mitte gewählt, treu ihr Beſchirmer zu ſein und ſie nie zu verlaſſen ſein ganzes Leben hindurch. Die Götter ſelbſt freueten ſich, und beſchenkten Nala, den treuen, redlichen Boten mit hohen Gnaden. Indra, der Herr der Luft, verlieh ihm die Gabe, klar zu ſehen, und überall, wo er deſſen bedürfe, erquickenden Lufthauch. Der Feuergott verlieh Nala die Macht, den Feuerflammen zu gebieten und von ihnen nicht verſehrt zu werden; der Herrſcher der Erde gab ſeinen Tritten ſichern, feſten Grund und die Kunſt Speiſen mit Wohlgeſchmack zu bereiten; der Waſſergott gab über das Waſſer ihm Gewalt; Damajanti aber prophezeihten ſie, daß ſie mit einem Knaben und einem Mädchen beſchenkt werden würde, ſo ſchön und gut, als ſie ſelbſt. Darauf begaben ſich die Gottheiten in ihre Wolkenwägen und zogen fort wie ſie gekommen, deßgleichen auch die irdiſchen Fürſten. Und als die Hochzeit froh und feſtlich vorüber war, zog auch Nala heim mit ſeiner Gattin, wo ſie beglückt und beglückend über ihr Volk in Niſchada herrſchten, und treu die Götter verehrten.

Den Hütern der Welt aber begegnete auf ihrer Heimfahrt Kali, der finſtere Geiſt. Indra fragte ihn, wohin ſeine Reiſe gehe. „Zu Damajantis Gattenwahl, daß ich mir ſie wähle“ war ſeine Antwort. Lachend erwiederte Indra: „Die Gattenwahl iſt ſchon vollbracht, wir ſelbſt waren Zeugen, wie ſie Nala den Niſchadafürſten, zu ihrem Gatten erkoren.“ — Als Kali dieſes Wort vernahm, wurde er von Zorn erfüllt und rief: „Weil ſie ſich unter Himmliſchen den irdiſchen Mann wählte, ſoll furchtbare Rache an ihm und ihr vollzogen werden!“ Doch die Götter erklärten ihm, wie ſie ſelbſt ihre Zuſtimmung gegeben, weil Nala reich geſchmückt an innern und äußern Vorzügen ſei, wie außer ihm kein Sterblicher auf Erden, und wie es unerhört ſei, einem ſolchen zu fluchen und ihn verderben zu wollen. So ſchieden die Himmliſchen, Reinen, von Kali, dem böſen Geiſt, dieſer aber konnte ſeine Wuth nicht bezähmen; er nahm ſich vor, bei nächſter Gelegenheit Nalas Herz zur Wohnung zu nehmen, und trug Dwapara, ſeinem untergeordneten Geiſte, auf, in die Würfel zu fahren, damit er ihm bei ſeinem finſtern Werke behülflich ſein könne. Von dieſem Augenblick an hielt ſich Kali ſtets unſichtbar in der Nähe Nala's auf, lauernd, ſeinen Plan auszuführen. Doch Nala regierte ſtets tadellos und lebte froh und glücklich mit ſeiner Damajanti und den beiden Kindern, welche ſie ihm geſchenkt, ſo daß der böſe Geiſt ihm nicht beikommen konnte.

Da geſchah es nach ſieben Jahren eines Abends, daß Nala ſich ermüdet zur Ruhe begab, ohne die von der Religien im Inderlande gebotenen Waſchungen vorzunehmen, und weil ſein Körper dadurch unrein war, fand auch der unreine Geiſt Eingang in ſein Herz. Nala hatte einen Halbbruder, Puſchkara geheißen, der ein kleines Reich beſaß und mit ſeinem Bruder in größter Einigkeit lebte. Dieſem flüſterte der unlautere Geiſt im Traume ein, daß er hingehen ſolle, ſeinem königlichen Bruder das große Reich im Würfelſpiel abzugewinnen und über daſſelbe als mächtiger König zu herrſchen. Und daher geſchah es denn auch, daß Puſchkara, der Halbbruder, eines Morgens vor Nala tretend, dieſen zum Spiel aufforderte, der auch durch Kalis Einflüſterungen ſogleich bereit dazu war. Das Spiel begann in Damajantis Gegenwart, es flogen die Würfel, und mit ihnen Geld, Gewänder, Roſſe, Schlöſſer und Lande dem Puſchkara zu; denn in die Würfel war Kalis dienſtbarer Geiſt Dwapara gefahren, und Nala verlor und verlor ohne Aufhören. Dadurch aber wurde dieſer immer wüthender zum Spiel gereizt und taub für die Bitten und Vorſtellungen ſeiner Gattin;

ſelbſt ſeine Räthe und Bürger, die mit vertrauenden, ſorgenbelaſteten Herzen ſich ihm naheten, ließ er nicht vor. Da ſah nun Damajanti das Unglück mit Gewitterſchnelle über ihrem Haupte heranziehen, und die Beſinnung nicht verlierend, entſchloß ſie ſich raſch, ihren Kindern, ſo lange es noch Zeit ſei, einen Zufluchtsort zu ſichern. Sie übergab dieſe auch ſogleich Warſchneja, ihres Gatten geſchickteſtem und treueſtem Wagenlenker, mit dem Auftrage, Nalas Leibgeſpann mit den ſchnellſten Roſſen zu nehmen, und mit ihren beiden Kindern zu ihrem Vater zu eilen. Warſchneja that ohne Zögern, was ihm die Königin geheißen, und als er, ſeinen Auftrag ausrichtend, Kinder, Roſſe und Wagen übergeben hatte, wanderte er, Trauer im Herzen über ſeines vom Spielwahnſinn verblendeten Königs Schickſal, zu Fuß zum Könige von Ajodhia, Rituparn, bei dem er ſich als Fuhrmann verdingte.

Nalas Spiel mit Puſchkara aber dauerte immer fort, viele Wochen und Monate lang, und alles, und alles was Nala beſaß, ward von jenem ihm abgewonnen.

Als nun endlich Nala an Puſchkara alles verſpielt hatte, ſprach dieſer lächelnd: „Willſt du das Spiel noch fortſetzen? Du haſt nichts mehr Dein zu nennen, als Damajanti; wohlan, dann laß um ſie die Würfel rollen!“ Wie aber Nala ſeinen Bruder ſo reden hörte, kam er wieder zur Beſinnung, und mit ſchmerzlichem Ausdruck im Geſichte und gramerfülltem Herzen legte er, ohne ein Wort zu reden, allen Schmuck und alles Geſchmeide ab, nur ein ganz einfaches Gewand behaltend, und verließ ſo ſein reiches Schloß. Damajanti ging ihm nach mit einem einzigen Gewande bekleidet, und ſo brachten ſie zuſammen eine Nacht im Freien zu; denn Puſchkara ließ in allen Straßen ausrufen, daß, wer König Nala aufnehme, zum Tode verurtheilt werde. Da wagte es Niemand, aus Furcht vor dem Tode, den Unglücklichen beizuſtehen, und ſo wohnten ſie noch drei Tage und Nächte im Freien, ohne andere Speiſe zu ſich zu nehmen als Beeren, die ſie ſich ſuchten. Nala plagte der Hunger gar ſehr, daher jubelte er voller Freude auf, als er vor ſich ein Paar Vögel ſitzen ſah. „Die ſind mir zur Nahrung beſtimmt,“ dachte er. Er nahm ſchnell ſein einziges Gewand ab, und warf es wie ein Netz auf die Vögel, um ſie auf dieſe Weiſe zu fangen; doch dieſe erhoben ihre Schwingen in die Luft und nahmen das Gewand mit fort, dem betrübten, nun ganz entblößten Nala zurufend: „Wir ſind die Würfel, Du ſinnloſer Thor, die zu Dir kamen, auf daß Dir das Kleid genommen werde, denn uns ärgerte, daß Du nicht völlig nackt aus Deinem Reiche ſchiedeſt.“

Da flogen die Vögel hin mit Nala's Gewande, und der von Schmerz und Kummer Gebeugte ſprach zu ſeiner Leidensgenoſſin: „Siehe Geliebte, hier ſcheiden ſich die Wege; dieſer da führt zu den heiligen Waldesklauſen, wo die frommen Einſiedler wohnen, und dieſer in's Widarbaland, wo du einſt in Luſt und Freude wandelteſt, wo dein edler Vater thront, und deine liebende Mutter um dich beſorgt ſein wird; hier ſcheiden ſich die Wege, der eine führt zur Ruhe und Behaglichkeit, der andere zu Hunger und Kummer; bedenke das wohl, du Holde!“ Doch Damajanti konnte lange nicht ſprechen vor Weinen und Schluchzen, und als ſie wieder Worte fand, rief ſie: „Mein Herz erzittert, wenn ich denke, daß ich Dich Unglücklichen, von allem Entblößten, verlaſſen ſollte! Des Reiches beraubt, des Goldes beraubt, kleidlos, nahrunglos, durſtgequält. — Nein, theilen will ich mit Dir alles Leid: Hunger, Kummer und Schmerzen ſollſt Du nicht allein tragen, ich will Dir Tröſterin ſeyn, und wie Du früher Glück und Wonne mit mir theilteſt, ſo theile ich jetzt, was ich habe, mit Dir: mein einziges Gewand deckt zur Nothdurft uns beide, und wie Du den Weg zum Vater mir zeigteſt, ſo ſchlage ich Dir vor, laß uns zuſammen ihn wandeln! Mein Vater wird Dir helfen und rathen, und es wird Dir wohl gehen unter ſeinem Dache.“ Deß weigerte ſich Nala, indem er ſprach: „Reich kam ich einſt in Deines Vaters Land, ſollte ich jetzt dorthin kommen als ein unglückſeliger Bettler? Lieber will ich einſam wandeln, nur geſehen von Mond und Sonne, mich labend im Thau und nährend mich von den

Früchten des Waldes und dem reinen Quellwaſſer, als in glänzenden Gemächern an reich bedeckter Tafel, aber mit Schmerz und Schande beladen, da wo ich ſonſt mit Glanz und Ruhm erſchienen." Weinend und ſchweigend ſchlang Damajanti, da ihr Gatte alſo ſprach, einen Theil ihres Gewandes um Nala, und ſo wandelten ſie, von Einem Gewand umfangen, müde und matt, hungrig und durſtig, bis zu einer Waldeshütte, woſelbſt ſie auf harter Erde dem Schlummer in die Arme ſanken. Doch Nala's kummerbelaſtetes Herz konnte nicht lange Ruhe finden, und wachend ſann er darüber nach, wie ſeine zarte Gattin die Mühen und Entbehrungen in die Länge nicht aushalten werde, und daß ſie, von ihm getrennt, vielleicht am Ende doch noch zu den Ihrigen gelangen könne; denn ihr, der Herrlichen, Reinen, könne keine rohe Hand ein Leid anthun auf ihrer Bahn; vor wilden Thieren würden ſie die Götter ſchützen, und ſo wäre es beſſer, ſie zu verlaſſen, als ſie mit in's Verderben zu ziehen. So dachte Nala, deſſen Herz noch immer von Kali verblendet war. Und als er erwog, daß ſie ein Kleid, er aber keines habe, beſchloß er, die Hälfte ihres Gewandes abzuſchneiden, wozu ihm ein ſcharfes Schwert, das er in der Nähe der Hütte fand, behülflich war, um ſich damit zu bekleiden. Nach vollendeter That eilte er ſinnlos vor Schmerz von der ſchlafenden, nur zur Hälfte bedeckten Gattin, und wenn ſein liebendes Herz ihn immer wieder zu ihr zurückzog, Vorwürfe machend über das liebloſe Betragen, ſo trieb der finſtere Geiſt in ihm Nala immer wieder fort, bethört und ſinnverwirrt, immer weiter und weiter von ihr hinweg.

Wer aber vermöchte Damajanti's Schrecken zu ſchildern, als ſie nun erwachend ſich verlaſſen ſah? Anfangs glaubte ſie, Nala hätte ſich zum Scherz verſteckt; ſie rief ihn mit den zärtlichſten Namen und flehte, er möge ſie doch nicht zu lange ängſtigen, und ſeinen Scherz enden. „Ach!“ rief ſie: „ach, mein König! Wo birgſt Du Dich! — Komm! — Ich ſehe Dich! — Komm hervor — komm — komm! — Ach komm! Ich fürchte mich im öden Walde, allein, ohne Deinen Schutz in dieſer grauenerregenden Wildniß: Nala! Komm! Ich ſterbe vor Angſt und Entſetzen! O denke Deines Verſprechens, mich nie zu verlaſſen! Laß dich rühren, mein theurer Gemahl! und zeige dich Deiner troſtloſen Gattin!“ — Sie durchſuchte, glühend vor Angſt, jeden Strauch, jeden Buſch, und als ſie ſich endlich überzeugt hatte, daß ſie wirklich verlaſſen ſei, da klagte ſie nicht mehr über ſich und ihre troſtloſe Lage: ſondern über die feindliche Macht ganz allein, die ihren edeln, ſonſt ſo untadelhaften Gatten ganz verderben zu wollen ſcheine: denn daß der Treue, Fromme, ihr völlig Ergebene aus eigenem Antrieb ſie verlaſſen, konnte ſie ſich nicht denken. Sie hatte gar kein Gefühl mehr für ihren eigenen, ſchrecklichen, hülfloſen Zuſtand, nur Nalas kummervoller Lage gedenkend, von der verlaſſen, die ihm noch Troſt zuſprechen könnte; dem Hunger und Elend preisgegeben, nur halb bekleidet, zürnte ſie ihm nicht, der ſie ihres Gewandes beraubt, zürnte ihm nicht, daß er ſein Wort gebrochen, welches er ſelbſt ihr in Gegenwart der Göttlichen gegeben, ſie nie zu verlaſſen;

ſondern beklagte nur, welchen Schmerz und Kummer es ihm bereiten müſſe, ſo gegen ſeine ſonſt edle Natur zu handeln. Ihr Vertrauen zu ihm war unerſchütterlich.

So irrte Damajanti durch den Wald, der immer dichter und dichter ward. Der Grillen Schwärme durchſchwirrten ihn, bunte Vögel erfüllten ihn, Löwen und Panther, Hirſche, Tiger, Ure und Bären durchbrüllten ihn, große Schlangen hausten darin und ſonſtige grauſenvolle Thiergeſtalten — doch die ſonſt Furchtſame, Aengſtliche ſchreckte nichts mehr; hatte ſie doch ſchon das Aergſte erlebt! So wandelte ſie, abgeſtumpft für ihr eigenes Leiden, nur des Leides ihres Gatten gedenkend, oft es mit Thränen und Seufzern beklagend, hungernd, durſtend und müde immer weiter, bis ſie an einen ungeheuern Berg kam, der ihr gleichſam den Weg verſperrte. „Den,“ ſprach ſie, „will ich nach meinem Gatten fragen! Du, der in die Wolken ragt, deß Haupt mit Laub und Blumen geſchmückt, deſſen Eingeweide köſtliche Metalle bergen, von dem rauſchende Gewäſſer niederſtrömen, der Tauſenden von Weſen Schutz und Wohnung bietet, der Zwergen, Rieſen und Drachen zum Aufenthalt dient, der Wunderkräfte in ſich hält, du unbeſiegbarer, unerreichbarer König der Berge, ich, die Königstochter, frage dich, haſt du nicht meinen Gatten geſehen? Ich flehe dich an, gib Kunde von ihm, nur um ein Zeichen bitte ich dich!" Doch der Berg gab ihr kein Zeichen, und ſo ging denn die Troſtloſe weiter und weiter, bis ſie nach acht Tagen in einen wundervollen Hain der herrlichſten Eichen-, Palmen- und Loorbeerbäume gelangte, welcher von einem hohen Blüthengehäge umgeben war. Aus den ſchönſten Blumen und Gewächſen ſogen Schmetterlinge und Goldkäfer ſüßen Thau; auf den Zweigen der die herrlichſten Früchte tragenden Bäume wiegten ſich bunte Papageien und wundervoll ſingende Vögel; an rauſchenden, kühlen Quellen wandelten Antilopen und Gazellen, und zwiſchen durch ſah Damajanti die frommen Einſiedler, die heiligen Büßer wallen, die Bewohner dieſes Paradieſes. Als ſie dies alles ſchaute, war es ihr ſo wohl um's Herz, und mit demüthiger Geberde ſprach ſie: „Heil euch zum Gruße!“ worauf die Einſiedler ſie mit Ehrerbietung grüßten, ſie niederſitzen und ſich ausruhen und erquicken hießen. — Nachdem Damajanti gethan, wie ihr geheißen, ſprach ſie weiter: „Ihr habt wohl allem entſagt, was der Welt Herrlichkeit heißt, habt euch ganz dem Dienſte der Tugend geweiht, und es bringt euch Heil, wie ich ſehe, ſowie allen Geſchöpfen um euch Frieden und Glück.“ Worauf einer der Einſiedler: „Ja, allen hier iſt Heil beſchieden, darum werde es auch Dir zu Theil! — Allein wer biſt Du, lächelndes Freudenlicht! biſt Du die Göttin jener Wälder, oder der Quellen und Bäche, die ſie befeuchten? ſag' es uns an, daß wir Dir eine Feier halten!“ Aber Damajanti ſprach zu den Männern des heiligen Wandels: „Eine Gottheit des Waldes bin ich nicht, auch nicht des Berges oder Fluſſes, ihr frommen Brahmanen, eine Sterbliche bin ich nur —“ und nun erzählte Damajanti den frommen Einſiedlern ihre Geſchichte und ſchloß dieſe damit, daß ſie jene flehentlich bat, ihr doch

zu ſagen, ob ſie ihren Gatten geſehen, ob er nicht vielleicht eingegangen in ihren Friedenshain und ob ſie überhaupt keine Spur von ihm hätten: ſie, Widarba's Tochter, könne ſonſt das Leben nicht mehr ertragen. Und die frommen Männer erwiederten der Klagenden: „O Du Glückliche, Du Götter-Lieblingin! Uns iſt die Gabe verliehen, weiter zu ſchauen als andere Sterbliche; Deine Zukunft iſt glänzend und hell wie Dein Angeſicht, Du wirſt Nala wieder ſehen, wenn Du nicht müde wirſt in Treue und Geduld. Du wirſt ihn wieder herrſchen ſehen über ſein Reich, einen Schreck ſeiner Feinde, und ſeiner Freunde Wonne und Glück!“ Dieſes geſprochen habend, verſchwanden mit einem Male lautlos die Einſiedler, verſchwanden die Thiere, verſchwanden die Bäume und Blumen, verſchwand der ganze blühende Büßer-Hain vor Damajantis Blicken, und ſie glaubte ſich aus einem ſchönen wunderbaren Traume erwacht, und ſinnend, doch im Herzen geſtärkt und erquickt, ſetzte ſie ihren Weg weiter fort, ach und fragte manchen Baum und manchen Buſch, manchen Bach und manches ſtill fluthende Gewäſſer, ob ſie nicht ihren Gatten geſehen, und weinte noch manche Thräne.

Damajanti, die über Berge und Felſen, durch Thäler, an Quellen, Weibern und Bächen vorbei gewandelt war, ſah endlich den Wald ſich lichten, und erblickte im freien Waldgehege eine Karawane, welche längs eines lieblichen ſchilfumbrausten Fluſſes mit ſchwerbelaſteten Elephanten, Roſſen und Kameelen dahinzog. Bald erreichte ſie den Zug und wurde von den Männern mit Verwunderung angeblickt; manche erſchraken und fürchteten ſich vor der Erſcheinung dieſer hohen und lieblichen, aber in armſeliger Hülle wandelnden und kummerbleichen Frau, und hielten ſie für eine Gottheit des Waldes. Und den Führer aufſuchend, fragte Damajanti auch ihn nach Nala; doch jener verſicherte, daß er außer ihr kein ſterbliches Weſen in dieſem Walde, wohl aber Pardel, Büffel, Löwen und Tiger in Menge geſehen habe. Als ſie aber, nachdem ſie gefragt hatte, erfuhr, daß die Karawane nach der Tſchediſtadt ſich bewege, wo König Suwahu, der Wahrheitsforſcher, throne, deſſen Mutter die Perle der Frauen ſei, ſchloß ſie ſich, erfreut über dieſe Nachricht, dem Zuge an. Dieſer ging über Berg und Thal lange Zeit raſtlos weiter, wie eine wandernde Schlange, bis er Abends in einer Waldesſchlucht hielt, um zur Nachtraſt Lager zu ſchlagen. Ein kühlender, von Lotosblumen, Waſſerlilien und Nenuphar duftender See lag zwiſchen ſanften Buchten, die reich an Futter und Brennholz, für die Karawane eine herrliche Ruheſtatt bildeten. Die Thiere wurden ſogleich ihrer Laſt entfrachtet, ſtreckten die ermüdeten Glieder, und ihre Führer desgleichen. Da plötzlich um Mitternacht, als alles in feſtem Schlummer lag, rannte vom Berge ein Haufen wilder Elephanten, um ſich den Durſt in dem See zu löſchen, hernieder. Da dieſe ihre zahmen Brüder, die Karawanenelephanten, witterten, ſtürzten ſie wüthend auf ſie los, alles vernichtend, was ihnen in den Weg kam, und was nicht ſchon zertreten am Boden lag, floh mit furchtbarem Angſtgeſchrei verwirrt durcheinander; alles, Herren und Knechte, Kinder und Frauen, jedes nur auf ſeine Rettung bedacht und dabei ſich ſelbſt den Weg ſperrend. Die einen ſuchten Bäume zu erklettern, andere ſtürzten unbedacht in Klüfte, wo ſie zerſchmetterten, wieder andere ertranken im See: viele aber wurden auf ihrer Flucht von den Rüſſeln der wüthenden Elephanten zerbrochen, mit den Füßen zerſtampft, oder mit den Zähnen durchbohrt. Ja, in einer Stunde war die große reiche Karawane zu Grunde gerichtet. Wie nun Damajanti durch göttlichen Schutz der Gefahr entrückt, erwachte, und ſchaudernd vor dem nie erlebten, gräßlichen Anblick, die Zerſtörung um ſich her ſah, hörte ſie Einige aus dem Reſte der Kaufmannsſchaar untereinander ſprechen: „Für welche Schuld mußten wir zahlen und büßen? Haben gottloſe Gemüther nicht eifrig genug dem Gott der Güter gedient? oder iſt eine frevelnde Rotte mit Spott und Hohn dem Handelsgotte begegnet? oder ſtehen die Planeten feindlich gegen einander?“ — Aber andere ſprachen: „Jenes Weib, das geſtern zu uns kam, halb im Geiſte verſtört, und zum Theil bekleidet mit fliegendem Gewand, hat uns dies Unglück gebracht; ſie iſt wohl ein Rieſenweib, oder eine der Elfen; wenn wir ſie ſehen, wollen wir das unreine Weib, das uns verzauberte, zu Tode ſteinigen und niederſchlagen.“

Als Damajanti dieſe Rede vernahm, da entwich ſie, bangend vor Scham und Furcht, in den Wald und klagte: ſich ſelbſt mit heißen Thränen bejammernd: „O zorniges Geſchick, womit hab' ich das verdient? ich bin von meiner früheſten Kindheit an nichts Böſes mir bewußt, das ich gedacht, geſagt, gethan! für welche Schuld muß ſo ſchwer ich büßen, daß ſelbſt die Unheil trifft, die ſich mir nahen! Sollte ich in einem frühern Daſeyn mich ſo ſchwer verſündigt haben? O ihr Unſterblichen! Vom Gatten getrennt, von den Kindern geriſſen, vom Reich getrieben, von Verwandten entfernt, ſchutzlos und hilflos im wilden Walde, der voll Schlangen und Ungeheuern — rettet mich Keiner von euch? Doch nichts geſchieht ohne der Himmliſchen Verhängniß; bin ich doch mitten unter dem zertretenen Menſchenhaufen verſchont geblieben, bin ich doch im Tigerwald umhergeirrt, ohne daß eines der wilden Thiere mich anfiel. Aber wohl werde ich, daß ich die Götter um Nala verſchmäht, ihren Zorn erregt haben, und dieſen büßen müſſen in meinem irdiſchen Leben.“

So ſich tröſtend ging Damajanti am andern Morgen ſcheu in einiger Entfernung dem Reſte der Karawane nach, und gelangte ermattet, beſtäubt und abgemagert zur Tſchediſtadt. Wie ſie dort in dem Gewande, das nur nothdürftig ihre Blöße deckte, durch die Straßen wandelte, ſah ihr die Menge erſtaunt nach, und hielt ſie in dieſem Aufzuge für eine Sinnloſe; die Kinder liefen ihr, ſie verſpottend, nach, und von ſolchem Troſſe begleitet, gelangte ſie in die Nähe des Schloſſes. Die **Königsmutter** auf des Palaſtes Zinnen ſtehend, nahm die unglückliche Verſpottete wahr, und ließ ſich Damajanti vorführen, denn deren Erſcheinung machte auf das Herz dieſer Frau einen überwältigenden Eindruck.

Da nun Damajanti vor der Königin Mutter erſchien, ſprach die letztere mit mildem Wort: „Wer biſt Du, die Du hell ſchimmerſt wie der Silbermond im Nachtgewölk? Deine Geſtalt, ob ſchmucklos ſchon, iſt vom göttlichen Glanz umwebt!" Worauf Damajanti ſittſam entgegnete: „Edle Herrſcherin, wiſſe, ich bin eine arme Sterbliche, eine Arbeiterin, die in anſtändige Dienſte treten möchte." Und nun erzählte Damajanti weiter ihr herbes ſchmerzliches Geſchick, doch mit des Standes und der Namen weiſer Verſchweigung. Die Königin, die ihr mit inniger Rührung zugehört, ſprach alſo zu Damajanti: „O Du Gute und Reine, bleibe Du bei mir! Meine Diener ſollen ausgehen, Deinen Gatten zu ſuchen, vielleicht führt auch wohl ſelbſt ſein umirrender Fuß ihn zu uns her." Dies gute Wort der Königsmutter vernehmend, ſprach Damajanti: „Dir, du Edle, Du Heldenmutter vertraue ich mich gerne an; aber erlaube mir eine Bitte: Halte mich von niedern Dienſten frei, auch fern von allen Männern außer den kundigen Brahmanen, laß mich bleiben; gewährſt Du mir das, gern bleib' ich dann hier; nur Dir dienend, und nur des Rathes weiſer Brahmanen mich erfreuend." Mit Freuden gewährte die Königsmutter der ſchönen Bittenden alles, was ſie begehrte, und rief ihre Tochter Sunanda herbei, welcher ſie mit der Weiſung Damajanti zuführte, ſich durch ſie, die Kluge, Geſchickte, belehren zu laſſen, und ſie in Ehren zu halten und zu lieben. Erfreut führte die Königstochter die Heimathloſe in den Kreis ihrer Geſpielinnen, und ſo lebte Damajanti nun in ſtiller Abgeſchiedenheit, ihres Gatten in Trauer gedenkend, nur ihrem Schmerz und ihrer Pflicht.

Nala als er von der Gattin geflohen war, gieng gleichſam auch vor ſich ſelbſt fliehend durch Oeden und Wüſten. Wenn er die Sonne glühend fühlte, ſprach er zu ihr: „Blickeſt du darum ſo ſtechend auf mich, weil ich an meiner Gattin geſündigt?“ Wenn ſeine Blicke auf das von dem Gewande Damajantis abgeſchnittene Gewand fielen, ſeufzte er, und konnte ſich doch nicht davon trennen. Als er zu einer Quelle kam wo er den Durſt löſchen wollte, da ſchreckte er vor ſeinem eignen Bilde zurück, das er im Spiegel des reinen Waſſers erblickte, und rief ſchmerzlich aus: „O daß mich Einer von dieſer Geſtalt bereite, damit niemand mich, und ich mich ſelbſt nicht kenne!" So rufend, ſtürzte er fort, bis er an eine Stelle im Walde kam, wo eine weite Strecke Bäume, Gräſer und Kräuter im glühenden Waldbrande loderten. Aus dieſer Flammenhelle erſcholl eine Stimme alſo: „Eile herbei o Nala! Eile, o eile! Erlöſe mich!" Staunend fragte Nala: „Wer biſt Du? woher rufſt Du und was iſt Dein Begehr?" Hierauf die Stimme: „Ich rufe aus dem Feuer, o ſtarker Held! haſt Du Muth, zu mir durch das Feuer zu dringen?" Darauf verſetzte Nala: „Ich fürchte nichts mehr auf der Welt, als mich allein, ſeit ich mein Gelübde brach und meine Gattin verließ." Und kühn die Gefahr verachtend, drang er durch die Gluth in das Flammenmeer, das rings aus den Spalten der Erde aufloderte, und hoch über ſeinem Haupte in den Wipfeln der Bäume zuſammenſchlug in glühend feuriger Umarmung. Unter ſeinem Tritte ſproßte es, wie junge Halme von kleinen Flammen, feurige Zweige ſtreckten ihre Arme nach ihm, dem Unerſchrockenen aus. So kam er geſchützt von der ihm verliehenen Göttergabe, den Feuerflammen zu gebieten, in der Mitte der Lohe an, wo er auf einem Stein zuſammengeringelt eine große Schlange erblickte, der ſtatt der Zunge eine Feuerflamme aus dem Rachen loderte. Dieſe erhob nun ihr gekröntes Haupt und begann: „Ich bin der Schlangenkönig Karkotaka. In dieſen Zuſtand kam ich durch den Fluch des Einſiedlers Naradab, den ich betrog. Da ſprach Naradab, der große Büßer: Steh unbeweglich in brennender Lohe, bis Nala dereinſt naht, Dich zu erlöſen! Daß ich Dir dieſes weitläufiger erzähle, o Nala, ſo ſtehe ſtill in dieſen Flammen, die über Dir zuſammenſchlagen, dadurch werden die wilden Kämpfe in Deiner Bruſt gedämpft und ſo wird Kali, der in Dir wohnt, gepeinigt, und Du einſt lauter und rein mit der wieder vereinigt werden, die Du im Kummer mit Kummer verlaſſen!“ Mit unerſchütterlichem Muth ſtand Nala und hörte zu, wie Karkotaka der König weiter ſprach: „Naradab, der Einſiedler, hatte in ſeinen ſchönen Garten, den er ſelbſt bebaut und angelegt, alle die Thiere, die unſchädlich ſind, eingeladen, Wohnung bei ihm zu nehmen, aber die andern Geſchöpfen Schaden bringenden davon ausgeſchloſſen, und ſo hat er von meiner Heerde nur jene Harmloſen zugelaſſen, die, ſich am Boden ſchlängelnd, vom Thau der Blumen lecken, oder von Beeren leſen. Eine von dieſen Schlänglein, flink, klein und neugierig, luſtwandelte einſt auf Baumzweigen. Da ſah ſie von ungefähr ein kleines Vogelneſt, der Vogel war aber ausgeflogen: das Schlänglein jedoch machte einen langen Hals, um in das Innere des Baues zu ſpähen und gewahrte im Neſt ein kleines blaues Ei. In der Meinung, es ſei ein Thautropfen, den es gerne lecken wollte, zerbrach es das Ei. Inzwiſchen kam der Vogel zurück, der, als er das zerbrochene Ei ſah, ein überlautes Klaggeſchrei erhob, das zu den Ohren des Einſiedlers drang. Mein Schlänglein wäre verloren geweſen, hätte es ſich nicht ſeine Geſchwindigkeit zu Nutze gemacht, und ſich in meinen Schutz begeben. Der fromme Mann aber forderte es ſtreng von mir, da er es zum Schrecken aller gefräßigen Schlangen zu oberſt in ſeinem Garten aufhängen wollte. Dies machte mich jedoch ſehr betrübt: denn das Schlänglein war mir lieb, weil es mir immer, ſo gewandt, als klug, zum Boten diente: ich ſprach daher zu ihm, das mich zitternd anſchaute: „Schlüpfe aus deiner Haut!“ Das geſchah denn auch ſogleich: es erſchien in einem neuen Gewande, das alte aber ließ ich an den Zaun des Einſiedlers aufhängen. Der Einſiedler, erfreut über die ſchnelle Vollziehung der Strafe, hatte gar keinen Argwohn: der Vogel aber wollte ſich noch beſonders rächen über den Verluſt des Eies, und der Schlange das Auge aushacken, da nahm er nun das leere Innere wahr, und meldete ſogleich dem frommen Mann meinen Betrug: dieſer eilte, mich aufzuſuchen. Ich lag eben ſchlafend auf dieſem Stein: und der Zufall wollte, daß keine meiner Wächter-Schlangen, Nattern, Ottern, oder Drachen, Wache bei mir hielt, und als ich von ſeinem Ruf erwachte, war ich von ſeines Blickes Gewalt ſo gefeſſelt und gelähmt, daß ich mich nicht von der Stelle zu bewegen vermochte: er aber ſprach: Für Deinen argen Trug ſollſt Du büßen: hier auf dieſem Stein ſollſt Du angekettet liegen, eine Haut um die andere verlierend, doch immer wieder in neuer Haut auf's neue brennenden Schmerz empfinden und enden ſoll erſt dann deine Qual, wann einer kommt, der, vor ſich ſelbſt entfliehend, eine andere Geſtalt ſich wünſchet, und wenn er zu Dir durch die Flammen zu dringen, den Muth beſitzt und ruhig in Mitte der Flammen deinen Bericht anhört, ſo biſt du plötzlich von deiner Pein befreit, ſowie auch er nach Jahr und Tagen: doch daß Du Deinen Erlöſer rufen kannſt Tag und Nacht, ſo wiſſe, er heißt König Nala! — Kaum ſchied Naradah, ſo drang auch ſchon das Feuer mit Geknister aus allen Fugen der Erde, und in wenig Minuten war ich von den Flammen umgeben. So brachte ich zweimal ſieben Jahre zu, immer alle Stunden einmal rufend: König Nala kommſt Du mit deinem Schmerz zu dem Meinigen! wie Du o Nala, es vernommen als Du Dir ſelbſt entfliehen wollend, zu mir gekommen biſt. Immer hatte ich Kunde von Dir durch meine Botenſchlangen die ſie brachten, und dann in der Gluth vergingen. Geſegnet ſeiſt Du, o Held, komm, trage mich nun gerettet aus den Flammen!“ Dabei machte ſich Karkotaka der Schlangenkönig ſo klein, wie ein Ring, und Nala that, wie ihm geheißen war, und trug den zum kleinen Ring gekrümmten Karkotaka am Finger hinweg. Das Feuer aber ſchwand hinter ſeinen Füßen. So kam Nala mit jenem zum Quell, dem er erſt entſtiegen war, erſchrocken vor ſeiner eignen Geſtalt, wo ſelbſt der Schlangenkönig, von ſeiner lange ausgeſtandenen Gluth ſich erquickend, mit vollen Zügen trank, daß er, immer ſtärker und mächtiger aufſchwellend, wieder zu ſeiner gewaltigen Größe und zu ſeiner Kraft gelangte. Zu Nala aber ſprach er: „Bevor ich Dir dankend lohne, denn Glück Dir zu beſcheeren iſt mein Wille, komme und zähle meine Zähne, ob keiner mir geſprengt in der furchtbaren Gluth.“ Nala war auch ſogleich bereit, und fieng an zu zählen. „Eins zwei, drei, vier, fünf, ſechs, ſieben, neun. Hier ſchrie Karkotaka: „Du haſt nicht Acht!“ Nala aber fühlte ſich beim achten Zahne gebiſſen, und erblickte zugleich eine andere Geſtalt im Spiegelbild des Schlangenbades, wo er kaum zuvor noch ſeine wahre erblickte, die zum Erſchrecken häßlich war. Und während er im Erſchrecken darüber noch befangen war, ſprach der **Schlangenkönig** weiter: „Was du gewünſcht, iſt dir geſchenkt: ſtatt Deiner Dir verhaßten Geſtalt wandelſt in fremder Du nun einher, aber Dir bleiben die Dir am Hochzeittage von den Göttern verliehenen Gaben, auch die Kunſt, Roſſe wohl zu lenken, und Speiſen mit Wohlgeſchmack zu bereiten. So gehe nun und ſuche Dir Aufenthalt beim König **Rituparn**, gieb Dich für den Fuhrmann **Vahuka** aus, der hundert Meilen in einem Tage zurücklegen kann, dann dingt der König Dich gewiß, denn die Kunſt der Roſſelenker beſäße er gern: Du kannſt von ihm dagegen die Zahl- und Würfelkunſt erlernen, die er verſteht, und haſt Du dieſe erlangt, und gefunden Weib und Kind, und wünſcheſt zurück Deine vorige Geſtalt, ſo blicke auf dieſes Schild, meiner und der gegenwärtigen Stunde gedenkend. Mit dieſem Schutz verſehen, fürchten Dich alle Schlangen der Erde, auch alle Argliſt, Bosheit und Verrath.“ So ſprechend, reichte der Schlangenkönig Nala jenes Schild von ſeiner Bruſt, darin Nala ſeine verwandelte Geſtalt erblickt hatte, und wurde vor Nala's Augen unſichtbar, indem er in den Wald zu verſchwinden ſchien.

Nala aber wanderte zehn mühevolle Tage, bis er zur Stadt Ajodia kam. König Ritupern, der, die Roſſelenkerkunſt leidenſchaftlich liebend, alle Fahrkundige, die zu ihm kamen, dingte, war auch gleich bereit, Nala in ſeine Dienſte zu nehmen, und ſetzte ihn ſogar ſeiner großen Geſchicklichkeit wegen über alle ſeine Roſſe und Wagenlenker. Hier traf Nala ſeinen frühern Diener Warſchneja, der aber ſeinen Herrn in deſſen jetziger Knechtesgeſtalt nicht erkannte.

Inzwiſchen gab ſich Fürſt Bima alle Mühe, den Aufenthalt ſeiner geliebten Tochter Damajanti zu entdecken. Zu dieſem Zwecke ſandte er alle Brahmanen aus, ſie zu ſuchen, dem Glücklichen, der ſie finden würde, eine Heerde von tauſend Rindern verſprechend, und einen Ort, der einer Stadt an Größe gleich. Wie nun die weiſen Brahmanen ſuchend durch das weite Inderland ſich verbreiteten, da war Einer von ihnen, Namens Sudeva nach langem vergeblichen Suchen ſo glücklich, bei einem Königsfeſte in der Tſchediſtadt die Geſuchte im dichten Schleier und Trauergewand, neben Prinzeſſin Sunanda, gleichwie den Schatten neben dem Lichte, zu entdecken, und als er trotz der Verhüllung überzeugt war, daß es keine andere ſein könne, als die Verlorne, da ihr keine andere Frau oder Jungfrau an Hoheit und Würde der Haltung und Geſtalt glich: ſo lauſchte er eine Gelegenheit ab, ſich ihr zu nahen. Wie er nun mitten unter der Frauenſchaar als Brahmane und Freund ihres Bruders ſich zu erkennen gab, Damajanti auffordernd, zurückzukehren zu ihren Verwandten, da brach ein Thränenſtrom aus ihren Augen: ſie fragte nach ihren Kindern und allen Freunden und Verwandten, und konnte der Sehnſucht nicht länger gebieten, alle wieder zu ſehen. Die alte Königin wußte ſich kaum zu faſſen vor Erſtaunen und Freude: denn es war Damajanti ihrer geliebten Schweſter Kind, und ſie eilte mit ihrer Tochter Sunanda, ſie als ihrer Familie ſo nahe ſtehend zu begrüßen: die drei Frauen lagen ſich in den Armen, Thränen der Freude vergießend, und Damajanti konnte nicht Worte des Dankes finden für die liebevolle Aufnahme, welche ſie hier gefunden. Doch mächtig zog es ſie fort zur Heimath. Geſegnet von der Königsfamilie wurde ſie entlaſſen, und mit raſchen Roſſen unter ſicherer Bedeckung eilte ſie zu den Ihrigen zurück. Hier wurde ſie feſtlich empfangen, und als ſie mit ihren Kindern und allen den Lieben die Wonne des Wiederſehens gekoſtet, ſowie den Göttern dankend Opfer gebracht hatte, vertraute ſie ihrer Mutter, daß ſie nicht eher ruhen und Glück finden werde, bis ihr Gatte, der jetzt noch vielleicht im Elende herumirre, gefunden ſei. Und ihr Vater ſammelte abermals die Brahmanen, die nun ihres Auftrags gewärtig, vor Damajanti erſchienen, welche zu ihnen ſprach: „Ihr ſollt Nala ſuchen, meinen Gemahl, und überall, wo ihr ſteht und geht, auf allen Wegen in Stadt und Land, da verkündet und laßt dieſe Rede hören:

„Spieler, wo biſt du hingegangen,
Im Leid, vom halben Gewand umhangen?“

Und wo euch Einer Antwort darauf gibt, dem forſchet nach, wer und wo er ſei, und was ihr von ihm erforſchet, davon bringt mir ſchnelle Kunde.“ —

Nachdem die Brahmanen alſo entlaſſen, vertheilten ſie ſich nach allen vier Himmelsgegenden, wo ſie eifrig ſuchend in Städten und Dörfern, Hütten und Einſiedeleien vor Jedermann ihren anbefohlenen Spruch ſprachen; doch immer ohne Erfolg, bis der Zufall einen von ihnen, Namens Parnada nach Ajedia zum Könige Rituparn führte. Vor dieſem ſprach er denn auch jenen Spruch; doch hatte derſelbe auch hier keine Wirkung weder auf den König, noch auf ſeine Hofleute, die um ihn verſammelt waren. Als aber Parnada ſich verabſchiedend, durch die Vorhallen trat, kam ein häßlicher, kurzarmiger Menſch auf ihn zu, der, als auch er den Spruch aus Parnada's Munde vernommen:

„Spieler, wo biſt du hingegangen
Im Leid, von halbem Gewand umhangen?“

mit thränenerſtickter Stimme ſprach: „Eine ſo edle erhabene Frau kann dem nicht zürnen, der ſelbſt im Elend vom Hunger gepeinigt, des Kleides von den Vögeln beraubt, ſinnlos und verblendet ſie einſam im Walde verließ; ihr reiner Sinn, ihr frommes Gemüth wird alles Leid vergeſſen, das er ihr zugefügt, wenn ſie ſeinen eignen Kummer ſiehet.“ Als der Bramine dies vernahm, reiſete er ſogleich zu Damajanti zurück, ihr alles berichtend, was er wußte, und dieſe, daraus erſehend, daß kein anderer, als Nala, ſo ſprechen könne, bat ihre Mutter unter Thränen, ihr doch zu einer Liſt behülflich zu ſein, die ſie auszuführen trachte, um den Mann den ſie für ihren Gatten halte, in ihre Nähe zu bringen, doch müßte dies ganz im Geheim geſchehen. Die Mutter ſagte gern zu, und es wurde nach Sudewa geſendet, demſelben Brahmanen, der Damajanti wieder den ihrigen zuführte; er war der Freund ihrer Brüder, ein edler frommer Mann.

„Ihm," ſprach Damajanti, „gebühret die Ehre allein!" Sie belohnte nun zunächſt den frommen Brahmanen Parnada reichlich, und dann ſprach ſie zu Sudewa, dem Reinen und Frommen: „Gehe, o Sudewa, zum Könige Ritupern, und ſage dem Fürſten Ajodias, wie zufällig dieſes an: Damajanti, Tochter Bima's, hält nun abermals Gattenwahl, da der erſte Gemahl ihr für immer verloren iſt. Dorthin ſtrömen Könige und Königsſöhne — und wenn König Ritupern fragt, wann dieß vor ſich gehe, ſo ſtelle dich darüber erſtaunt, daß der König es nicht wiſſe, und ſprich: Morgen, o König, iſt ja ſchon die Wahl: wenn Du mitwerben willſt, was Du ja leicht kannſt, da Du den Wagenlenker beſitzeſt, der hundert Meilen des Tages zurücklegt, o ſo eile, denn mit dem früheſten Morgen wird die Wahl vor ſich gehen. Solches hat Damajanti mir aus eignem Munde erzählt."

Wie dies Sudewa angehört, beeilte er ſich, ſeinen Auftrag zu erfüllen, und that, wie ihm geheißen. Als nun König Ritupern die Mähr vernommen, ſprang er vom Sitze auf und rief nach Wahuka. Zu dieſem ſprach er in freudigem Tone und ſchmeichelnd: „Ich will hinab in's Widarbathal wo morgen in der Frühe Damajanti den zweiten Gatten wählt; jetzt kannſt Du Deine Kunſt zeigen, Roſſelenker, wie Du geſagt, hundert Meilen in einem Tage zurückzulegen." Nala vernahm dies und von Schmerz und Kummer erfüllt, dachte er: „Hat ſich denn ihr Herz von mir gewendet? Jedenfalls will ich hingehen, um die Wahrheit zu ergründen." Und zu dem Fürſten ſich wendend, ſprach er: „Herr, ich gehorche, Du ſollſt heute noch dahin gelangen!" Er ſuchte ſich ſchnell vier Roſſe aus, wie er ſie zu ſolcher Fahrt brauchte, mager, tüchtig, wegeſtark, kräftig, von reiner Zucht, windſchnell, die er an geheimen Zeichen als tüchtig erkannte, und ſpannte ſie vor den Wagen, den auch ſogleich der König beſtieg, ebenſo auch Warſchneja auf Nala's Bitten; als Lenker der Pferde ſetzte ſich Nala ſelbſt vorn auf den Wagen, nachdem er den Pferden herrſchend zugerufen: „Höret, ihr Roſſe, ihr ſollt heute noch nach Widarba!"

Zitternd vor ihrer faſt unmöglichen Aufgabe ſielen die Pferde zur Erde: Nala aber raffte ſie mit einem Ruck wieder auf, und indem er ſie mit liebkoſender Stimme antrieb, flogen ſie mit Windeseile dahin. In ſtummer Bewunderung ſah dieſes Ritupern; Warſchneja aber dachte zweifelnd, ob dies mit rechten Dingen zugehe, denn außer Nala verſtand keiner die Roſſelenkerkunſt in ſolchem Grade, und daß es dieſer nicht ſein könne, ſchien die Geſtalt des Fahrenden zu bezeugen. Da, im raſchen Fluge vorüberrennend an Flüſſen und Bergen, Wäldern und Seen, vogelſchnell — entführte der Strom der Luft von den Schultern König Rituperns das Obergewand, und er rief Nala zu, die Roſſe anzuhalten, daß Warſchneja ausſteige und ihm ſein Kleidungsſtück aufhebe. Nala aber ſprach: „Das iſt ſchon viel zu weit, um es erreichen zu können," und erſtaunt erfuhr Ritupern, daß ſie ſchon eine Jodſchana, das ſind acht engliſche Meilen, hinter ſich hätten. Da ſprach er: „Nicht Einem iſt alles gegeben; denn auch mir ward eine ſchöne Kunſt zu Theil. Siehſt du den

Baum dort in weiter Ferne? Was von ſeinen Blättern zu Boden gefallen, weißt du es? Ich will dir's ſagen: es ſind zweihundert und zwei; desgleichen der Früchte einhundert und eine: aber an allen Aeſten und Zweigen ſind fünf Millionen Blätter, und Früchte zweitauſend einhundert weniger fünf.“ Nala ſprach hierauf, den Wagen anhaltend: „Unbegreiflich iſt mir, was Du ſagſt: ich will mich überzeugen und ſelbſt zählen. Warſchneja mag ſo lange die Zügel halten.“ Da ward Rituparn wegen des Zeitverluſtes bange: doch Nala zählte in Geſchwindigkeit erſt die Früchte von einem Zweige, die er richtig befand. „Dabei laß es bewenden,“ ſprach der König. Nala aber zählte, vom Wagen herabſpringend, die Früchte des ganzen Baumes, dem Könige freiſtellend, einſtweilen ohne ihn unter Warſchneja's Wagenlenkung nach Widarba hinzufahren, und dann wollte Nala auch noch die Blätter zählen: doch Rituparn, außer ſich vor Ungeduld, verſprach ihm alles, was er nur wünſchte, wenn er ihn noch vor Sonnenuntergang nach Widarba brächte, worauf denn

Nala die Bedingung ſtellte, daß Ritupern ihn mit der Zähl- und Würfelkunſt bekannt mache; er wolle ihm dagegen die Roſſelenkekunſt lehren. Der König, in Nala's Gewalt, gab nach, und Nala wurde von Ritupern in jene Wiſſenſchaft eingeweiht. Wie dieſe Gabe einzog in ihn, ſo verließ Kali, der böſe Geiſt, Nalas Inneres und fuhr in jenen Baum, deſſen Blätter jetzt Nala mit Leichtigkeit zählen konnte und Rituperns Zählung richtig befand; aber der Baum verdorrte alsbald, wie Kali in ihn fuhr. Erleichtert und mit ahnender Wonne im Herzen beſtieg Nala wieder den Wagen, der nun im Fluge weiter ging und noch beim Sonnenſchein in der Widarbaſtadt anlangte. Als Damajanti Nalas Roſſe- und Wagendonner vernahm, ahnete ſie wonnefröhlich des Gatten Nähe, weil ſo kein Anderer fuhr, und eilte auf die Zinnen des Schloſſes; doch ſah ſie hier nur den Fürſten und Warſchneja, den ſie kannte, und einen häßlichen Knecht; von Nala ſelbſt keine Spur. Ihr und Nala's Roſſegeſpann aber wieherte laut vor Freude, als es den Schall vernahm. König Ritupern ſchaute ſich verlegen um, da er, wie er erwartet, nichts von Königen, nichts vom feſtlichen Gepränge erblickte: doch faßte er ſich ſchnell, als er vom König Bima begrüßt und der Urſache ſeines Beſuches gedacht wurde. „Nach Deinem Wohle mich zu erkundigen, bin ich hieher gekommen,“ ſprach er zum Könige. Dieſer zweifelte zwar mit ſtillem Lächeln an der Wahrheit des Geſagten, doch hieß er den weit Hergekommenen herzlich willkommen und lud ihn ein, es ſich bequem zu machen in ſeinem Pallaſte. Damajanti aber beauftragte eine vertraute Dienerin, ſich dem fremden Fuhrmann zu nähern und zuletzt ihm den Spruch zu ſagen, der den Brahmanen aufgetragen war. Dieſes geſchah, und auch Wahuka-Nala gab ihr dieſelbe Rede zurück, die er dem Brahmanen Parnada gegeben, das kündete nun die Vertraute ihrer Herrin eilend an. Dieſe erſeufzte und ſprach: „Es iſt mein Gatte, aber es iſt nicht ſeine Geſtalt. Gehe noch einmal, Liebe, und beobachte all ſein Thun, ſorge, daß man ihm, wenn er die Speiſen für König Ritupern bereitet, Feuer und Waſſer verweigere.“ — Aber bald meldete die Dienerin ihrer Herrin ſtaunend Folgendes: „Wiſſe o Herrin, daß ich an jenem Manne übermenſchliche Zeichen geſchaut. Ungebückt geht er durch jede Pforte, und iſt ſie zu niedrig, ſo wächſt ſie zu rechter Höhe. Ein Blick von ihm in ein leeres Gefäß füllt es mit Waſſer, ein zweiter Blick läßt dieſes Waſſer ſieden, ſteigen und wallen, und wieder fallen, am Sonnenſtrahle entzündet er Stroh zu heller Flamme, und eine verwelkte Blume, die er vom Boden hob, ergrünte friſch in ſeiner Hand, o Herrin!“

Da ſprach Damajanti freudig: „Er iſt's, es iſt kein Zweifel! Das ſind die Göttergaben, die ihm die Herrſcher der Elemente bei meiner Wahl verliehen! Gehe und bringe ihn her zu mir!“ Als der Wagenlenker nun vor ihr ſtand, heftig bewegt in ſeinem Innern, fieng ſie alſo zu reden an: „Haſt Du, Wabuka, jemals einen Mann von Pflicht geſehen, der heimlich ſeine ſchlummernde Gattin im Walde verließ, da ſie ihm nachging in's Elend, ſie, der er ſelbſt vor göttlicher Gegenwart das Gelübde der Treue ablegte, welches er ſo grauſam brach!“ Nala entgegnete darauf: „Daß Dein Gemahl ſein Reich verlor, daß er Dich treulos verlaſſen, that nicht König Nala, ſondern Kali, der finſtere Geiſt, der in ihm war und ihn beherrſchte. Doch wie mag ein reines Weib, die ihren Gemahl aus Göttermitte wählte, die ihm noch im größten Elende mit Treue anhing, und der auch er innig treu geblieben, wie mag eine Solche ſich entſchließen zur zweiten Wahl eines Gatten? Denn daß du dieſes zu thun beabſichtigſt, verkünden ringsum ja in allen Landen Deines Vaters Boten!“

Darauf ſprach Damajanti bebend, daß ſie ſchuldlos ſei, und erzählte ihm alles, ihre Sendung der Brahmanen, ihre Liſt, ihn wieder zu ihr zu bringen, und rief die Luft und die himmliſchen Geſtirne an, zu zeugen, daß ſie Wahrheit rede. Horch, da ſäuſelte die Stimme der Luft an Nala's Ohr: Damajanti hat nichts verbrochen gegen die Treue, ſie hat nie geſündigt, ihr Herz iſt rein und makellos, wie der Glanz der Sonne! Wir Elemente waren beſtändig bei ihr, ſeit Du ſie verlaſſen; darum nahe Dich ihr, wie ſich's gebühret!“ Und es erklang ein Dröhnen wie von Götterpauken, herrliche Düfte erfüllten das Zimmer, und es fiel ein Blumenregen nieder auf die Langgetrennten, Schwergeprüften, Neuvereinten. Nala und Damajanti ſtaunten dieſe Wunder an, und jetzt an des Schlangenkönigs Worte gedenkend, ſchaute Nala in das Spiegelſchild; und verwandelt ſtand er da, erblickte wieder ſich in ſeiner wahren Geſtalt. Damajanti aber ſchrie auf vor freudigem Schreck, und beide Gatten ſanken ſich entzückt in die Arme. Mit Wonne umfieng Nala ſeine blühenden Kinder, welche Damajanti in ſeine Arme führte. Große Freude erfüllte das Schloß und ſeine Bewohner, die königlichen Eltern hießen ihren Schwiegerſohn herzlich willkommen, wie die Brüder Damajanti's ihren Schwager, und richteten ein Feſt aus, noch ſchöner, als bei der Gattenwahl; die ganze Stadt wurde mit Kränzen und Fahnen geſchmückt, und alles freute ſich, ſelbſt König

Rituparn, welchen König Nala nach ſeinem Verſprechen in die Wiſſenſchaft des Roſſe- und Wagenlenkens einweihte, nahte ſich ihm glückwünſchend und blieb ihm in Freundſchaft verbunden, nachdem er durch Nalas Kunſt in einem einzigen Tage in ſein hundert Meilen entlegenes Land zurückgeeilt war.

Als der Taumel der Freude nun einen Monat lang gedauert hatte, machte ſich Nala mit einem ganz geringen Gefolge, mit nur ſechzehn Elephanten, ſechshundert Kriegern und fünfzig Roſſen in einem glänzenden Wagen auf den Weg, ſein Reich auf's neue zu gewinnen. Vor ſeinen Bruder tretend, ſprach er: „Ich habe wieder großen Reichthum errungen, willſt Du, ſo ſpielen wir noch einmal; ich ſetze mich, Damajanti und was ich beſitze, Du ſetzeſt Dich und Dein ganzes Königreich, alles auf einen Wurf! Oder vertrauſt Du dem Schwerte mehr, als den Würfeln, ſo walte das Spiel der Schlacht und des Zweikampfs. Sitte und Pflicht iſt, daß der Gewinner dem Verlierer Gegenſpiel gewähre, und mir ziemt es, zu ſtreben, daß ich mein Erbe wieder erlange." Putſchkara, ſeines Glückes gewiß, willigte ſogleich ein, und machte ſich lachend und prahlend zum Spiele bereit. „Glück auf Nala!" rief er: „Glück auf Damajanti! Mit keinem doch ſpiele ich lieber, als mit Dir! Und kein Gewinn kann lieber mir kommen, als der von Dir!"

„Spielen wir!" erwiederte Nala mit unterdrücktem Zorn. „Spielen wir, ſtatt zu ſprechen!" —

Und im erſten Spiele ward mit einemmale Putſchkara überwunden.

Nala hatte wieder ſein vom Vater ererbtes Reich und war Herrſcher von Niſchada wie zuvor. Zu ſeinem Bruder aber ſprach er: „Du biſt mir verfallen und Dein Leben iſt in meiner Hand; doch will ich fremde Schuld an Dir nicht rächen, denn Kali war es, nicht Du, der mich des Reichs beraubte. Darum walte wieder in Deinem Eigenthum, das Du früher beſaßeſt; alles, was früher Dein war, das laſſe ich Dir, und lebe hundert Jahre glücklich und zufrieden; ich will Dir immer ein liebender Bruder bleiben." Putſchkara, tief gerührt von des Bruders edlem Sinn, ſprach zum Bruder mit Händefalten: „Dein ſei unvergänglicher Ruhm, leb' unzählbare Jahre froh!“ und gelobte ihm ewige Freundſchaft, ihm und Damajanti wünſchte er Glück und Segen, ſich ſelbſt glücklich preiſend, zu ſeinen alten Verhältniſſen zurückzukehren, denn in den glänzenden, unrechtmäßig erhaltenen hatte er niemals rechte Ruhe finden können; ſo ſchieden ſie von einander in Frieden. Unbeſchreiblich war der Jubel des Volkes, als der rechtmäßige König mit ſeiner Gattin den Einzug hielt. Beglückt regierte Nala zum Segen des Landes bis in das ſpäteſte Lebensalter und beglückend ſein Reich, und vergaß nie, die Götter durch Opfer und Gebet zu ehren.

In demſelben Verlage ſind ferner erſchienen:

Der geſtiefelte Kater. Ein deutſches Märchen neu erzählt von Ludwig Bechſtein. Mit vier fein colorirten Stahlſtichen eleg. geb. 15 Sgr. oder 48 kr.

Jugend-Album. Blätter zur angenehmen und lehrreichen Unterhaltung im häuslichen Kreiſe, von Th. Dielitz; A. W. Grube; Thekla Gumpert; Fr. Güll; Franz Hoffmann; Fried. Hoffmann; Erdm. Müller; E. Niendorf; Guſt. Nieritz; Guſt. Plieninger; Chriſtoph v. Schmid; Schmidt; G. H. v. Schubert; Guſt. Schwab; Carl Steiger; Carl Stöber; Fr. Tſchudi; der Verf. des „armen Martin“; J. J. Wartmann; O. Wildermuth; Amalie Winter u. A. 36 Bogen gr. 8. mit 36 fein colorirten Bildern, Kunſtbeilagen und Clavier-Compoſitionen. Jahrgang 1851, auf's eleganteſte gebunden Thlr. 3. oder fl. 4. 48 kr.

Wie die vorſtehenden Namen beweiſen, haben ſich die bewährteſten Jugend- und Volksſchriftſteller, unſeres deutſchen Vaterlandes vereinigt, um ein ächt deutſches Familien-Buch zu ſchaffen. Von der wirklich ausgezeichnet ſchönen Ausſtattung Nichts zu ſagen, führen wir über den Reichthum und die Vorzüglichkeit des Inhaltes nur noch kurz an, daß die Redaction darnach geſtrebt hat, das Nützliche und Schöne nach allen Richtungen hin gehörig zu beachten. — Es ſind daher die bald heiteren bald ernſten Erzählungen nie ohne lehrreichen Hintergrund, und umgekehrt die belehrenden Aufſätze aus der Naturgeſchichte, Länder- und Völkerkunde u. ſ. w. ſtets ſo populär und unterhaltend gegeben, daß ſie Jung wie Alt gleich ſehr anſprechen werden. — Die Muſikliebenden finden eine hübſche Auswahl von nicht zu ſchweren Original-Compoſitionen für Geſang wie für's Klavier.

Unſer Jugend-Album dürfte ſomit, wie kaum ein anderes Werk, „deutſches Familienbuch“ genannt zu werden verdienen; denn mag eine Familie auch noch ſo viele Mitglieder des verſchiedenſten Alters umfaſſen — der ganze Inhalt paßt doch für Alle — und zugleich bringt unſer Jugend-Album auch für die Lieblings-Neigung jedes Einzelnen noch eine Gabe. — Der Preis iſt für all das Viele, Gute und Schöne, was geboten wird — ein ungemein mäßiger, und nur möglich, wenn die Tauſende, für die das Buch geſchrieben und beſtimmt iſt, es freundlich aufnehmen.

Abendſtunden. Erzählungen für meine jungen Freunde von Franz Hoffmann. Zweite Auflage. 20 Bogen gr. 8. Elegant gebunden mit ſechs fein illuminirten Bildern. Thlr. 1⅙ oder 2 fl. 6 kr.

Dieſe Abendſtunden enthalten mehrere der gelungenſten Erzählungen des ſo ſehr beliebten Jugendſchriftſtellers und zeichnen ſich noch insbeſondere, bei eleganteſter Ausſtattung, durch ungemein billigen Preis aus. — Daß in einem Jahre die nicht kleine erſte Auflage vollſtändig verkauft wurde, iſt ein weiterer Beweis von der Güte, Schönheit und Billigkeit des Buches.

Jagdbilder. Skizzen und Abentheuer aus allen Welttheilen von Franz Hoffmann. 20 Bogen gr. 8. Elegant gebunden mit acht fein colorirten Bildern. Thlr. 1½ oder fl. 2. 42 kr.

Inhalt: 1. Kapitel: Die Elephantenjagd. — 2. Kap.: Die Krähenhütte und Falkenbeize. — 3. Kap.: Der Wallfiſchfang. — 4. Kap.: Die Eisbärenjagd. — 5. Kap.: Jagdausflug in Nord-Amerika. (Bär, Büffel, Elchhirſch.) — 6. Kap.: Jagden in Sibirien (Zobel, Fuchs, Eichhörnchen, Hermelin, Bär, Wolf, Rennthier, Elenn, Damhirſch, Reh, Biſamthier, wilde Schweine, Tiger, wilde Pferde.) — 7. Kap.: die Welſejagd. — 8. Kap.: der Fiſchfang. (Häring, Salmen, Stör, Stockfiſch, Tripang.) 9. Kap.; Die Krokodil- und Schildkrötenjagd. — 10. Kap: Jagden in Südamerika. (Jaguar, Puma, Schlangen.) — 11. Kap.: Jagden in Aſien. (Tiger, Leoparden.) — 12. Kap.: Jagden in Afrika. (Löwe, Leopard, Büffel, Giraffe.)

Dieſes Buch iſt ebenſo unterhaltend als lehrreich — ebenſo ſchön als billig.

Der Kinder Sommerluſt auf dem Lande. Ein ländliches Gemälde in neun Geſängen für die reifere Jugend und ihre Freunde von Friedrich Hoffmann. Reich gebunden mit 9 fein illuminirten Stahlſtichen. Thlr. 1. oder fl. 1. 45 kr.

Dies Buch führt in äußerſt anſprechender, poetiſcher Form, alle die ſchönen und reinen Freuden, die das Landleben einem für Naturſchönheiten empfänglichen Gemüthe gewährt, an der Seele der Kinder vorüber. — Neben einem reichen Schatze von ländlichen Kenntniſſen, die dem Stadtkinde oft mangeln, enthält das Buch einen nicht minder reichen Schatz für das Gemüth; und auf ſehr ſinnige Weiſe iſt auch Moral und Religion in die ganze Erzählung, die ſich in einem Pfarrhauſe zuträgt, verwebt. Dem ausgezeichneten Inhalte angemeſſen, iſt das Buch prachtvoll ausgeſtattet, mit neun auf's feinſte colorirten Stahlſtichen geziert — und im Verhältniß hiefür äußerſt billig.

Peter Parley's ausgewählte Erzählungen für die Jugend. Nach dem Engliſchen von Guſtav Plieninger. Zweite Auflage. 18 Bogen gr. 8. mit ſechs fein colorirten Bildern, ſehr eleg. gebunden. 27 Sgr. oder fl. 1. 30 kr.

Inhalt: Der ſibiriſche Zobeljäger. Aus dem Leben eines Negerſclaven. Der Schleichhändler. Geſchichte eines Schiffsjungen. Der Schuſter von Bagdad. Der Mopshändler, eine chineſiſche Erzählung. Geraldine.

Peter Parley's ſeltene Gabe für die Jugend zu ſchreiben, ſeine ſchlichte, ungekünſtelte Sprache, das friſche Colorit ſeiner Schilderungen, die innige Verbindung des Belehrenden und Unterhaltenden in allen ſeinen Schriften und, was denſelben einen noch höheren und bleibenden Werth verleiht, die geſunde ſittlich religiöſe Grundlage, auf der ſie ruhen, haben ihm ſchon längſt eine ausgezeichnete Stelle unter den Jugendſchriftſtellern ſeines Vaterlandes geſichert. Die Vortrefflichkeit der Uebertragung, wie der Auswahl verbürgt wohl genügend der bei der chriſtlichen Jugend mit Recht ſo beliebte Name des Herausgebers. Ausſtattung und Preis, laſſen bei Sachverſtändigen gewiß nichts zu wünſchen übrig.

Fliegende Blätter für die Jugend. Erſter Jahrgang. Mit 6 ganz feinen colorirten Bildern und etwa 500 Holzſchnitten. Text von Franz Hoffmann, Guſtav Nieritz u. A. 24 Bogen gr. 4. Sehr ſchön gebunden Thlr. 2. oder fl. 3. 36 kr.

Eine Fülle des mannigfaltigſten, unterhaltenden wie lehrreichen Textes, prachtvoll colorirte Bilder, Hunderte von Holzſchnitten — humoriſtiſch und ernſt — allerliebſte Kinderlieder für Geſang und Klavier, elegante Ausſtattung und äußerſt billiger Preis empfehlen dieſes Buch insbeſondere.

Jane Strickland's ausgewählte Erzählungen für die reifere Jugend. Nach dem Engliſchen von Guſt. Plieninger. Zweite Auflage. 23 Bog. gr. 8. mit ſechs fein colorirten Bildern, ſehr eleg. gebunden. Thlr. 1. oder fl. 1. 45 kr.

Eltern, welche ihren Kindern nicht blos eine flüchtige Unterhaltung gewähren, ſondern eine bildende und veredelnde, auf das Eine, was noth thut, hinweiſende Lectüre in die Hand geben wollen, können dieſe geiſtvollen, ebenſo lehrreichen als anziehenden und unterhaltenden Erzählungen mit vollem Rechte empfohlen werden. Trotz des ſehr billigen Preiſes iſt die Ausſtattung ausgezeichnet ſchön.

Nord und Süd. Wilde Scenen und Geſchichten von Franz Hoffmann.

Motto: In der Angſt rief ich den Herrn an und der
Herr erhörte mich. Pſ. 118. 5.

16 Bogen 8. mit 8 fein colorirten Bildern ſehr ſchön geb. Thlr. 1. oder fl. 1. 45 kr.

Theater-Almanach für die Jugend. Von Aurelie (Gräfin v. B.). Fein gebunden, mit colorirten Bildern von J. B. Sonderland. Erſter und zweiter Jahrgang. à 22 ½ Sgr. oder fl. 1. 12 kr.

Längſt ſchon ſind dramatiſche Aufführungen als ein ausgezeichnetes Bildungsmittel anerkannt, und werden ſowohl in Familienkreiſen als Inſtituten immer üblicher. — An paſſenden Stücken hiefür hat es aber bis jetzt unläugbar gemangelt, und ſo hoffen wir mit dieſem Theater-Almanach für die Jugend bei Vielen willkommen zu erſcheinen, um ſo mehr, da die darin enthaltenen Stücke ſich ebenſo durch Reinheit der Moral und Schönheit der Sprache, wie Intereſſe der Dichtung auszeichnen. — Sämmtliche Schauſpiele wurden bereits von Kindern aufgeführt und von den zuſchauenden Eltern und Lehrern mit Beifall aufgenommen.

Die Schweizerknaben in Oberſchwaben. Eine Erzählung für die Jugend und ihre Freunde von Karl Steiger. 15 Bogen. Elegant cartonirt mit drei ſchönen Bildern. 9 Sgr. oder 30 kr.

Das verſchüttete Dorf. Eine Erzählung für die Jugend und ihre Freunde von Karl Steiger. Elegant cartonirt mit vier ſchönen Bildern. 7½ Sgr. oder 24 kr.

Die Uhr. Ebenſo. 7½ Sgr. oder 24 kr.

Der in Tauſenden von Familien mit Recht ſo hoch verehrte Verfaſſer hat in vorliegenden Erzählungen wieder ſeine Meiſterſchaft als Jugend- und Volksſchriftſteller bewährt: — und ſicher legt kein Leſer dieſe durch und durch religiöſe, in hundertfacher Beziehung lehrreiche Büchlein aus der Hand, ohne einen wirklichen Nutzen für Geiſt und Gemüth daraus geſchöpft zu haben. — Bei ſehr hübſcher Ausſtattung wurde der Preis ſo ungemein billig geſtellt, um ſelbſt unbemittelten Familien die Anſchaffung möglich zu machen.

Hainſterne.

Berg= Wald= und Wander=Geſchichten

von

Ludwig Bechſtein.

Erſter Band.

Halle,
C. E. M. Pfeffer.
1853.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Hainſterne blühn in ſtillen Waldesgründen,
Im Schatten ſeht ihr ſie beſcheiden wohnen;
Die bunten Falter küſſen ihre Kronen,
Und Bienen Honig in den Blüthen finden.

In Waldes- wie in Lebens-Irrgewinden,
In trauter Heimath — unter fremden Zonen,
Soll Suchenden der Fund der Blumen lohnen,
Die ihnen das erſehnte Glück verkünden.

Gleich jenen Sternen nehmt was ich gefunden —
Waldblumen ſind's — manch ſtiller Wand'rung Beute —
Auf Bergeshöhen und im Schattenthale,
Für euch zum ſinnigernſten Strauß gebunden;
Und Heil dem Dichter, wenn ſie euch erfreute:
Die Wirklichkeit — vereint dem Ideale.

Inhalt.

Seite

Der Pfarrer von Wieslar . . . . 3 — 102

Das unſichtbare Mädchen . . . . 105 — 166

Jägerzauber . . . . 169 — 267

Der Pfarrer von Meslar.

Rhöngebirggeſchichte.

1.

In einem kleinen Thale zwiſchen nördlichen Vorbergen der Rhön, da wo dieſes Gebirge ſeine äußerſten Strahlen und Abſenker aus dem Königlich Baieriſchen Gebiete in das des Großherzogthums Weimar ſetzt, liegt ein friedliches katholiſches Kirchdorf mit ſechs und funfzig Wohnhäuſern und einer ſchönen Kirche — Meolar. Es iſt Sonntag Nachmittag; die Einwohnerſchaft genießt in gemächlicher Beſchaulichkeit die Sabbathruhe. Die Alten ſonnen ſich auf den Bänken vor den Häuſern, in ihren Blumengärtchen mit dem Flor der Nelken und Levkojen, des Landvolks Lieblingsblumen; die rüſtigeren Männer und Burſche ſind im Wirthshaus und auf der Kegelbahn verſammelt, die Jungfern gehen mit Sträußen geſchmückt, ſpatzieren, zum Theil von ihren Liebhabern begleitet; auch einzelne Burſche luſtwandeln, und die Hausfrauen ergehen ſich zum Theil in ihrer kleinen Flur, um ſich an der Blüthe des Flachſes und dem

Wuchs des Krautes, ſo viel der nicht ſonderlich ergiebige Boden dieſes im Ganzen armen Landſtrichs deſſen Anbau zuläßt, zu erfreuen. Andere vom jüngeren Volk machen wohl auch einen weiteren Ausflug in Nachbardörfer und in die Nachbarſtadt Geiſa, und indem ſie die ſchmale Rinne ihres Kohlbachs verlaſſen, gewinnen ſie das Thal der raſchen Ulſter, dieſer unbändigen Gebirgstochter, die oft mit gewaltigem Grimm verheerend ihre Ufer überſchwillt. Geiſa iſt der Amtsſitz, ein kleines Städtlein, hat viele Jahrmärkte im Lauf des Jahres, auch viele Juden und, ſo klein der Ort iſt, doch lebhaften Verkehr.

Wohlhabende dehnen ihre Sonntags-Ausflüge noch etwas weiter aus. Wenn ſie eine gute Wegſtunde anwenden, ſind ſie in Buttlar, wo faſt immer ein treffliches Bier zu haben, wo die Hauptſtraße von Frankfurt nach Eiſenach hindurchzieht, wo das ſtattliche Gaſthaus der Poſthalterei den Vereinigungspunkt für zahlreichen Beſuch aus der Umgegend darbietet, und wo für alles geſorgt iſt, was im Bezug auf Unterhaltung und geſelliges Vergnügen zu wünſchen iſt.

Für die Frommen und Gläubigen bietet ſich in der nächſten Nähe Buttlars noch ein anziehender Hochpunkt: der Michelsberg mit einer Kapelle, wo innen die Andacht auf den Flügeln des Gebetes zum Himmel ſchweben, außen der leibliche Blick ſich am freundlichen Glanze des Erdentages freuen mag, denn die Ausſicht iſt ſchön;

da ſtehen die mächtigen Warten am Eingang zum Rhöngebiet, die Baſaltrieſen, der Baier, Dietrichsberg und Ochſenkopf, hochragende Kegelgipfel; dort ruht das alterthümliche Vacha mit ſeinen ſchwarzen Mauerthürmen, dicht dahinter das ſchöne Philippsthal mit ſeinem ſtattlichen Landgrafenſchloß und einem Parkhain vollſtolzer herrlicher Bäume. Etwas weiter zur Rechten ragt die Ruine des Krainberg über Kieſelbach ernſt und wehmüthig empor.

Zwei Männer, Einwohner des oben erwähnten Dorfes Meslar, (ſein wahrer Name wird verſchwiegen, und thut nichts zur Sache) wanderten im Geſpräch nach Buttlar zu, begleitet von einem Herrn aus Geiſa, dem der eine, der Schultheiß zu Meslar, eine vertrauliche Mittheilung gemacht.

„Eine nicht leichte Sache, lieber Herr Schulze,“ ſprach der Herr aus der Stadt. „Ich, ein proteſtantiſcher Anwalt, ſoll der katholiſchen Gemeinde zu Meslar eine Klageſchrift aufſetzen gegen ihren Pfarrer, in Kirchenſachen — ja wenn es noch was Weltliches wäre, irgend eine Unziemlichkeit im gewöhnlichen Leben, aber dieſe Vorwürfe und Klagepunkte —

„Sie ſind der geſchickteſte Advokat weit und breit, Herr Walz“ unterbrach der Schultheiß den Sprecher: „zu Ihnen haben wir volles Vertrauen; unſer Anliegen hat mit der Confeſſion nichts zu ſchaffen. Wir wollen einen andern Herrn haben, weil wir zu dieſem eben kein Vertrauen faſſen können, weil er nicht geiſtlich genug lebt; nicht daß wir ihm kein Vergnügen gönnten — Menſch iſt Menſch, und auch die Herren ſind Menſchen — aber es hat einmal einen Haken, und ich habe genug geſagt, es bleibt dabei, Sie machen das Schreiben.“

„Ich danke ſchönſtens für das Vertrauen, welches die Gemeinde in mich ſetzt, und werde es, wenn es einmal ſo ſein ſoll, zu rechtfertigen ſuchen, aber ich mußte euch ein warnendes und von dem Schritt abrathendes Wort ſagen — denn ihr könnt euch mit ſolcher Klage mancherlei Verdrießlichkeit auf den Hals laden — nicht von Seiten der Großherzoglichen Behörden, ſondern von drüben, ihr verſteht mich ſchon,“ ſprach der Anwalt: „Ihr kennt jenen geiſtlichen Einfluß — ihr bindet die Ruthe ab, und hängt euch die Geiſel auf.“

„Das wiſſen Gott und ſeine lieben Heiligen!“ gab jetzt der Begleiter, ein ältlicher Mann von beſcheidnem Ausſehen, und nicht in der Tracht eines Bauern, in das Geſpräch. „So geringe Kirchdörfer hinter den Bergen, wie das unſere, die ſind immer gut zur Aufnahme mißrathener und zweideutiger Subjecte. Die guten Stellen heißen nicht blos ſo, weil mit ihnen gute Einnahmen verbunden ſind, ſie ſind auch in der Regel mit den beſſern, frömmern, einſichtsvollern Herren beſetzt, und darum doppelt gut.“

„Iſt denn das nicht recht- und naturgemäß?“ fragte der Advokat. „Soll man die Guten und Tüchtigen noch mehr, als leider oft genug dennoch geſchieht, und ohne daß es beim beſten Willen die hohen Behörden ändern können, darben laſſen? Iſt's nicht gut, wenn die Schlimmen am Hungertuche nagen und Chriſtum in der Trübſal erkennen lernen müſſen?“

„Ja — es wäre ſchon gut,“ wurde erwiedert: „wenn das ſie beſſerte. Dieſes iſt aber mit nichten der Fall — ſie haben kein Exempel um und neben ſich, denen ſie im Guten nachſtreben und nacheifern können, ſie entbehren in ihrer Abgeſchiedenheit jede Anregung zum Fortſchritt in ihrer wiſſenſchaftlichen Ausbildung — ſie bilden nichts aus als ihre niedrigen Leidenſchaften — und in geiſtiger Beziehung halten ſie ſich für fertig, ſobald die Thüre des theologiſchen Seminars in Fulda hinter ihnen zugefallen iſt. Ihr hoher und göttlicher Beruf erhebt ſie nicht, läutert ſie nicht. Ihr ödes und einſames Leben entzieht ſie dem ſittlichen Verband der Geſellſchaft; ich meine die, die in ſich ſelbſt keinen moraliſchen Halt haben, denn nicht die Würdigen ihres Standes ſchelte ich, ſondern die Unwürdigen. — Was iſt eines ſolchen Mannes Zeitvertreib? Die Gottesgelahrtheit? — nein. Die Kirchenväter? — nein. Die Heiligenlegende? — nein. Fortbildung durch theologiſche Zeitſchriften? — nein. Naturſtudium? — nein! Seine heiligen Könige ſind die Kartenkönige. Der

Wenzel und der Schellober und die andern ſind ſeine Kirchenväter, ja, ſeine Zeitblätter ſind die Zeitvertreibsblätter — die Spielkarten. Seine Gottesgelahrtheit ſteckt im Tabacksbeutel und ſein Naturſtudium in der Jagdtaſche, in der Kugelbüchſe, im Bierkrug und in der Weinflaſche."

„Es muß arg ſein, da *Sie* ſo über ihn klagen, der Sie ihm am nächſten ſtehen," äußerte der Advokat.

„Leider! leider!" verſetzte der Sprecher: „aber, um Gottes Willen, lieber Schulz und Sie, beſter Herr Walz, verrathen Sie mich nicht! Ich muß unparteiiſch da ſtehen, ich weiß nichts von einer Klage, nichts von einer Klageſchrift. Mein letztes Brod wäre gebacken, erführe er, daß ich gegen ihn geſprochen. Ich bin ſein nächſter Untergebener, bin der Schullehrer und Kirchendiener — und ich weiß von nichts, geſtehe auch nichts, wenn ich etwa Zeugniß ablegen ſoll über ihn, das bitte ich mir aus, ſchont mich und verſchont mich mit allem, was einer Betheiligung ähnlich iſt, ich wäre todunglücklich, und mein armes Mädchen dazu. Bin ich doch ohnehin mit ihr gar übel daran!"

„Wie ſo? Was iſt's, was fehlt eurer Tochter? Iſt ſie krank?" fragte der Schultheiß mit Theilnahme.

„Ach Gott und Sankt Joſeph und Antonius, meine heiligen Patrone!" ſeufzte der Schullehrer. „Was ihr fehlt? — Geld fehlt ihr, um ihren armen aber ehrlichen Schatz freien zu können, der der bravſte Burſch im ganzen Dorfe iſt — und nicht in die Verſuchungen und Stricke des Satans zu fallen. Seine Haushälterin hat der Herr abgeſchafft — ſie war ihm zu alt, und meiſterte ihn wohl auch mitunter; ja ſie war ihm läſtig, und da er keine andere hat, verlangte er einſtweilen die Aufwartung von meiner Marianne. Konnt' ich's dem Herrn abſchlagen? Der Arbeit iſt wenig, der Lohn gut — mehr als gut, das iſt's eben — er überhäuft das Mädchen mit Geſchenken. Er geht nicht nach Geiſa, ohne ihr einen Lappen, (Halstuch) ein Nüſter (Korallenſchnur, von den Korallen der Roſenkränze, Pater noſter, ſo genannt), einen Benedictenpfennig oder ſonſtiges Anhängſel und ſolche Dinge mitzubringen — er will ihr Unterricht geben auf dem Clavier — und Gott weiß in was ſonſt noch! Muß das einen Vater nicht ängſtigen? — Und dazu, eine andere betagte Haushälterin, wie ſie ſich vor einen noch ſo jungen Herrn ziemt, anzuſchaffen, macht er nicht die mindeſte Anſtalt.“

„Das iſt freilich übel genug,“ warf der Anwalt ein.

„Und dazu“ fuhr der redſelige Schullehrer fort: „weiß er um Mariannens Neigung zu dem armen Florian Huhn, den er ſchon erſt nicht leiden kann vom Seminar her, zu Fulda, wo beide ſtudierten, das aber Florian bald verlaſſen mußte, weil ſeine Mittel vorhanden waren, das Studieren fortzuſetzen. Der brave Junge iſt die einzige Stütze ſeiner alten Mutter; er arbeitet als Maurergeſelle — und hat nicht einmal ſo viel, Meiſter werden zu können. — Nun peinigt der Herr das Mädchen tagtäglich — macht ihr Vorwürfe über ihre Liebſchaft, ſagt ihr, ſie ſei zu etwas beſſerm beſtimmt, macht ihr den Kopf ſchwindlich — rühmt ihre Schönheit, ihre Reize, drückt ihr bei jeder zufälligen Berührung die Hand und durchbohrt mit den ſündlichen Flammenpfeilen ſeiner verliebten Blicke das Schamgefühl des unverdorbenen Mädchens."

„Wenn ich das in meine Klageſchrift aufnehmen dürfte" — warf lauernd der Advokat ein.

„Um Jeſu Blut und Wunden nicht! Ich ſage nichts! Ich habe nichts geſagt!" rief mit abwehrender Geberde der furchtſame Schullehrer. „Das könnte mich um meine Stelle bringen, ohne ihm das mindeſte zu ſchaden — denn das ſind doch alles Dinge, die auf ſich beruhen. Die Verführungskünſte auf ſo vorſichtige Weiſe anwenden, erſchwert keine Klage. Das geiſtliche wie jedes weltliche Gericht würde zunächſt fragen: hat Verführung wirklich ſtattgefunden, und wie iſt ſie zu erweiſen? Außerdem kann man noch das Vergnügen haben, als Querulant, wo nicht als Calumniant und Intriguant zur Ruhe verwieſen zu werden."

„Unſer Herr Schullehrer hat Einſicht und das Verſtehſtdumich in ſolche Dinge," nahm der Schultheiß das Wort. „Wir werden die Sache ſchon machen, ohne ihn hinein zu verwickeln, und wenn wir Gehör finden, ſo hat die Sache mit der Marianne am längſten gedauert.“

Die drei Wanderer erreichten ihr Ziel, Buttlar und das Gaſthaus, dem ſie zuſteuerten, und brachen das Geſpräch ab, um es nicht vor unberufenen Zeugen fortzuſetzen. —

2.

Um dieſelbe Zeit machten zwei junge Paare aus demſelben Orte ebenfalls einen ſonntäglichen Nachmittagsſpaziergang. Es war Marianne Thalborn, des Schullehrers Tochter mit einer Freundin, Euphraſie Schütz, des Schulzen Tochter, und ihre Begleiter waren Florian Huhn und ein Freund und Kamerad deſſelben, dem der Kopf voller Schnurren und Schwänke ſteckte, Vinzenz Hummelbeiſſer, der im Dorfe als Maurer arbeitete, und ein Altbayer war. Letzterer ſah Euphraſie gern, und war auch ihrer Gegenneigung gewiß. Daß zwei Paare aus dem jungen Volke gemeinſam mit einander luſtwandelten, hatte nichts Anſtößiges, beleidigte die Dorfſitte nicht. Es ward ſtillſchweigend angenommen, daß eines des andern Ehrenwächter abgebe.

Dieſe vier Luſtwandelnden lenkten ihren Weg zwar ebenfalls in das Thalbette der Ulſter, aber dieſes Ge-

Raubrittern abgejagt. Drunten das Schloß in Geiſa hat erſt hier oben geſtanden."

„I was?" ſpöttelte Hummelbeiſſer. „Und da iſt es fix und fertig von dem Berg hinabgetragen worden? Oder iſt's hinunter gelaufen?" — „Narr!" verſetzte Florian: „Abgetragen iſt's worden, und drunten ſchöner wieder aufgebaut. Wer hätt' es denn ganz hinunter tragen ſollen?"

„O, die Berggeiſter!" warf Marianne lachend in das Geſpräch. „Deren giebt es leidig viele hier herum." — „Und der wilde Jäger zieht auch über den Rockenſtuhl, und jagt die grauen Mönche" ſcherzte Euphraſie.

„Das gefällt mir von dem wilden Jäger," nahm Vinzenz wieder das Wort. „Wenn ich der wilde Jäger wär', thät ich's gerad ſo machen, ich wollte die Kutten jagen, daß ſie die Schuhe verlieren ſollten."

„Heutzutage ſpielen Manche ſelbſt die wilden Jäger, die lieber den Jagdrock anziehen als den Chorrock," gab wieder Euphraſie in das Geſpräch, und ſah Florian bedeutungsvoll an.

„Ja leider, leider!" ſeufzte dieſer. „Ich wollt' ich müßt' nicht hier ſein, weit davon iſt gut vorm Schuß! Nicht wahr Marianne! Ach wenn wir viere doch fliegen könnten, wie die fliegenden Knaben zu Lengsfeld, da flögen wir weit, weit fort, und ſuchten uns einen Aufenthalt, wo wir friedlich, unbeleidigt, arbeitſam und glücklich leben könnten!"

„Wir flögen nach Amerika!“ äußerte beifällig der Rede ihres Geliebten Marianne mit einem ſehnſuchtsvollen Blick.

„Fliegende Knaben? Was iſt's damit?“ fragte Vinzenz; „hab' ich doch in meinem Leben nichts vom ſetlichen Buebne gehört — ſagt's an.“

„Es iſt eine wunderliche und grausliche Geſchichte,“ erwiederte Florian: „die ſich in Stadt Lengsfeld, das dort unten unterm Baier liegt, vor langen Zeiten zugetragen haben ſoll; Marianne kann's am beſten erzählen.“

„So ſchrecklich lang iſt's gerad nicht her,“ nahm dieſe das Wort. „Meine Urgroßmutter hat's erzählen hören von ihrer Großmutter, die hat ſelbiges Mal noch gelebt, als ſich's zugetragen hat.“

„Erzähle es, erzähle,“ bat Euphraſie.

Die Sonne ſchien warm und ſchön; den Berggipfel umſpielte ein kühles Lüftchen. In der Natur war heilige Sabbathſtille, kein Geräuſch war hörbar nah und fern, nur aus den tiefen Waldungen erſcholl ein fernes Toſen, wie von einem rauſchenden Waſſer, es war aber nur der Luftzug, der durch die Waldwipfel wehete. In goldner Pracht ihrer Blüthen ſtanden Arnikablumen hochgeſtengelt umher, und aus dem Mauerſchutt hob die Königskerze die lichtgrünen Candelaber ihrer leuchtenden Stengel, aber auch das niedrige Bilſenkraut war hie und dort aufgeſchoßt und hatte die trübfarbigen Blumenaugen aufgeſchlagen. Schmetterlinge mit großen Flügeln, Schwalbenſchwänze und Segelvögel umſchwebten die Blumen, küßten dieſe, küßten jene, und ſogen aus jeder Honig, aus der heilkräftigen Arnika, wie aus der giftigen Bilſenkrautblüthe.

Dieſe Feierſtille auf dem Hochgipfel, den ſelbſt die Sage mannichfaltig mit Wunderblumen ſchmückte, war ſo ganz geeignet zur Mittheilung einer ſeltſamen Mär, von der es ungewiß bleibt, ob ſie eine kecke ſelbſtändige Blüthe der Volkspoeſie, oder ob irgend ein räthſelhafter Umſtand ihr zum Grunde liege.

Marianne band ihren gelben grünbebänderten Strohhut ab und erzählte, indem ſie nach dem Baier hindeutete: „Dort gerade hinter dem Baier liegt Lengsfeld, und drüben iſt eine ſchöne Waldpläne, ein Hutraſen, dort ſind warme Quellen in der Tiefe, und daher iſt jene Wieſe auch faſt das ganze Jahr grün. Da weiden öfters die Heerden, und man ſieht auch wohl daß einzelnes Vieh durch Jungen hingetrieben wird, die in warmen Sommernächten gar nicht nach Hauſe kommen, ſondern ſich ein Feuer anmachen und dabei die Nächte hinbringen.“

„Nun waren einmal drei Jungen auf dem Berge mit Vieh, davon einer der Sohn des Scharfrichters war. Die Sonne ging unter, der Abend wurde etwas kühl, und ſo ſchürten die Jungen ihr Hirtenfeuer an, und ſtachen Raſen ab nach ihrer Weiſe, mit den Schippen, um ſich eine Bank zu machen. Zu beißen und zu brokken mochten ſie wenig haben, aber Hunger deſtomehr, denn im Spaß hielt des Scharfrichters Junge ein Raſenſtück auf der Schippe über das Feuer und ſagte: Wenn doch das Stück Raſen da ein Eiſenkuchen wäre! — Eiſenkuchen nennt man nämlich hier zu Lande eine Backwerk, das aus Mehl, Eiern und Fett zuſammengerührt, und auf einer heißgemachten runden Eiſenplatte ſchnell gebacken wird — ſolche ſchmecken gut.“ —

„Der Junge hatte kaum ſein Maul wieder zu gethan, ſo kam ein wildfremder Mann über den Hutraſen daher, und auf die Buben zu geſchritten. Guten Abend, ihr Jungen! redete er ſie an. Was habt ihr denn da? Raſen? Gelt — wenn es Eiſenkuchen wären? Da gäb' es was zu lecken! Und — gebt einmal ein Stück Raſen her, und eine Schippe, — ſo, nun paßt auf, ich halte ſie ins Feuer — und das that er, und wie er ſie wieder aus dem Feuer that — war's ein Eiſenkuchen.“

„O du ſakriſcher Kerl!“ — unterbrach Hummelbeiſſer voll Extaſe die Erzählerin. „Da muß ja eine alte Wand wackeln — na — wenn das mit rechten Dingen zuging, ſag' ich nichts mehr!“

„Und ſo buk euch der Mann noch mehr Eiſenkuchen,“ fuhr Marianne fort: „und gab den Jungen ſo viel ſie wollten, verſprach auch am andern Abend wieder zu kommen, und ſeine Bäckerei fortzuſetzen.“

„Söllichen Mann thät ich zu meinem Hofbäck ernennen, wenn ich ein Potentat wär'“ — ſcherzte Hummelbeiſſer.

„Wie er nun am zweiten Abend wiederum von den Jungen weggegangen war, nachdem er ſie wieder mit Eiſenkuchen gehörig gefräxt hatte, ſo bekamen die Jungen mächtigen Durſt, und ſprachen zu einander: Wenn wir nur was zu trinken hätten!“

„Da kam ein ururaltes Fräle zu ihnen auf die Trift, die ſagte: Guten Abend mitſammen! Habt ihr wohl geſpeiſ't? Wohl bekomms. Aber gelt — Durſt habt ihr — ich ſeh's euch an. Wenn ihr trinken wollt, ſo-folgt mir.“

„Die Jungen gingen mit der Alten, die führte ſie eine Strecke den Berg nieder, und da war ein Brunnen. Daraus ſchöpfte die Alte mit einem Becherlein und ließ jeden trinken; es ſchmeckte wie Wein. Dabei ſpritzte ſie aber auch jedem einige Tropfen von dem Waſſer ins Geſicht, da lachten die Jungen und riſſen aus, liefen wieder hinauf zu ihrem Vieh, und trieben es noch heim, denn ſie mußten am andern Morgen in die Schule. — Wie ſie ſich nun früh auf dem Weg zur Schule begegneten, rief einer den Andern an: Guten Morgen! Wie iſt Dir?“

„Federleicht! Wie einem Vogel! Möcht' fliegen, fliegen! — Ich auch! Ich auch! — riefen die Andern, und warfen ihre Arme luſtig und lachend auf — und da flogen ſie. Sie ſchwebten dahin, wie in einem himmliſchen Traume, ihre Füße berührten nicht den Boden — wohin ihr Gedanke ſich richtete — dahin lenkte ſich von ſelbſt und ohne Mühe ihr leichter Leib. Auf die Marktmauer hin und her, her und hin — daß es wunderbar anzuſehen war aber auch grauslich, denn ſo was war noch niemals erhört und erſehen worden.“

„Das ganze Städtchen kam in Aufruhr, die Schuljugend verkündete das Wunder dem Kantor, der ließ die Jungen in die Stube fliegen, ſie traten auf die Schultafel, und flogen ſanft hernieder, und wenn ſie wollten auch wieder hinauf.“

„Satanswerk, dachte der Kantor und ſchickte nach dem Herrn Inſpektor und Oberpfarrer — dazumal war noch kein Superintendent in Stadtlengsfeld — der Inſpektor kam, und dachte ebenfalls: Hexenwerk, Satanswerk, und ſetzte ſich hin und berichtete an die Gerichte — damit dieſe die armen Jungen einziehen, examiniren, torquiren und incarceriren ſollten, denn — ſo meinte der Herr Inſpektor: Menſchen ſind keine Vögel, weil ſie nicht fliegen können, wer alſo fliegen kann, der iſt kein rechter Menſch — auch iſt fliegen deixeltirlich gegen hohe Obrigkeit und hohes Conſiſtorium, welche bekanntlich niemals fliegen, und ſo flüchtiges Weſen überhaupt nicht gutheißen dürfen — ſie können wie der Vater ſagt, nicht einmal hochfliegende Gedanken verknuſen. Da könnte es einem ja paſſiren, daß man heute ein fettes Schwein ſchlachtete, und da käme der

Dieb, hockte es auf, und flöge damit zu allem Kukuk. — Ob nun ſchon der Inſpektor, wie mein Vater zu ſagen pflegte, mit fliegender Feder ſeinen Bericht ſchrieb, ſo war es doch ein vergeblich Werk in dieſer fliegenden Angelegenheit, denn ſelbige wendete ſich gar traurig.“

„Oh dös iſt Schade —“ bemerkte Vinzenz leiſe.

„Die drei Jungen gingen luſtig und guter Dinge aus der Schule nach Hauſe, wohin die Kunde ihrer neuen verwunderlichen Kunſt ſchon gedrungen war, aber da ſtand der Vater des einen, der Scharfrichter — ſoll Michel Weber geheißen haben, der allererſt ſchon von der Geſchichte gehört — mit blankem Schwert und zornig vor ſeiner Hausthür, und ſagte: Gott will nicht daß die Menſchen fliegen, ſonſt hätten ſie vom Anfang an geflogen — folglich will's der Teufel. Aber des leidigen Teufels Bündner ſoll mein Sohn nicht ſein. Den Sohn will ich dem Herrn opfern, zur Sühne ſeiner Sünde — nicht zögernd wie Abraham, ſondern ſtandhaft wie Jephtha — und ſchwang das Schwert, und ſchlug ſeinem Knaben das Haupt vom Rumpfe. Da ſpritzten zwei Ströme ſchneeweißer Milch zu dem Himmel hinan, ſtatt des Blutes, denn der Knabe war unſchuldig.“ —

Euphraſie ſchlug die Hände vor das Geſicht, Florian blickte trüb vor ſich hin — Vinzenz ſchüttelte ſich — und ſagte: „Brr! Dös iſt ja hautſchauderig, und du verzählſt wie ein Buch, Dirndel. Man merkt dir die Bildung an, biſt ein Schuldieners Kind."

„Schullehrers, wenn ich bitten darf!" ſagte Marianne mit Lächeln und ſcherzend — um den trüben Eindruck ihrer Erzählung zu verwiſchen.

„Mir alleweil a Recht!" antwortete Vinzenz. „Ein Diener iſt der Herr Lehrer halt doch — wir dienen alle — und zuletzt dienen wir noch den Würmern zur Speis, den ſakriſchen Ludern."

„Giebts doch Orte, wo der Schuldiener noch Schulknecht heißt!" gab Euphraſie ſpottend darein — aber Florian lachte nicht — ſeine Gedanken waren noch bei dem Gerichteten, und er ſeufzte auf, während ein Schauer ihn durchfuhr: „Unſchuldig gerichtet werden! Schrecklich! Furchtbar!" —

„Na Jung, ich meint' der Tod lief dir übers Grab!" fragte Hummelbeiſſer, der Florians Schauer bemerkte, und wandte ſich gleich wieder zu Marianne; „Verzähl weiter, herzigs Schuldirndel, verzähl', was wurde aus den andern beiden Buebne?

„Die andern beiden?" fragte Marianne: „die ſahen nicht ſo bald, wie ihr guter Kamerad gerichtet wurde, ſo flogen ſie auf und davon. Kein Menſch hat ſie jemals wieder zu ſehen gekriegt, noch von ihnen ein Sterbenswörtchen gehört." —

„Jerum! Jerum!" ſprach Vinzenz und kraute ſich hinterm Ohr — mer meint nöt, daß's menſchenmöglich wär. Was wird da nur ſöllicher Pfaff dazu geſprochen haben, als ihm die Vögel aus dem Garn gangen ſind — ich denk aber halt, er wird ſich getröſt't und a Kärtlg'ſpill g'macht hob'n. Halt — da fallt mir ein — beim Pfaff'n — Florian, du wolltſt uns ja 'mal derzählen, von dazumal, wo du mit unſerm Herrn im Seminar zu Fuld ſtudiert haſt, und wie er ſchon dorten gegen dich aufgeboten; verzähl, Florian, es iſt hier ein plaiſirlichs Platz'l — es hört ſich ſo angenehm im Grünen." — Und dabei legte ſich der Sprecher ſo lang er war, in das Gras.

„Willſt wohl ein Schläfchen machen Vinzenz, derweil Florian uns unterhalten ſoll?" fragte Euphraſie neckend ihren Liebhaber, der raſch wieder emporfuhr, und ſie mit einiger Derbheit umfaßte, daß ſie ſich ihm ſchreiend entwinden mußte. —

„Ach, liebe Leut'" nahm Florian mit einem gewiſſen Ernſt das Wort: „da iſt nicht viel zu erzählen. Unſer jetziger Herr war auf dem Seminar nicht viel anders, als er jetzt auch iſt. So viel es erlaubt war und noch was darüber ſtrich er im Feld umher — er hatte heimlich ein Gewehr, nämlich eine Stockflinte, wie die Wildſchützen haben. Abends ſpielte er lieber Karten als Clavier, und die Mädchen ſah er abſonderlich gern, zumal die hübſchen."

„Ich hatte ein Bäschen in Fuld" —

„Das ſchöne Katharinchen" — warf Marianne mit gutmüthiger Neckerei ergänzend ein.

„Ja ja — das ſchöne Katharinchen, lache nur, mir iſt's nicht zum Lachen, wenn ich daran denke" — fuhr Florian fort. „Ich hatte das Mädchen freßlieb — kannte ja dich noch kaum, Marianne, du warſt damals noch nicht gefirmelt — und beſuchte oft das Haus des Vetters. Ich wurde von Jedermann gern geſehen, auch von dem Katharinchen — doch in allen Ehren. Die guten ſchlichten Bürgersleute ſahen in mir, obſchon ich ihres armen Vetters Kind war, doch ſchon den künftigen geiſtlichen Herrn, ich hatte dort manchen Genuß — auch zweimal in der Woche einen Freitiſch, und brachte in dieſem Hauſe meine angenehmſten, ich möchte ſagen glücklichſten Stunden hin. Es wurde muſicirt, aus guten Büchern vorgeleſen, bisweilen ſogar in der Stube nach dem Clavier ein Tänzchen gemacht."

„Der Seminariſt Gallenius erfuhr durch Andere, welch angenehmes Haus das meiner Verwandten ſei, und welch ein lieblich Mädchen mein Bäschen, und ehe man ſich's verſah, verſchaffte er ſich Gelegenheit, hinzukommen, kam immer öfter, und verliebte ſich ſterblich in Katharinchen. Zum Glück war das Mädchen geſcheid genug, einzuſehen, daß weder auf mich noch auf ihn eine Hoffnung zu gründen ſei, weil wir geiſtliche Studenten waren."

„Ja man merkt's daß du ein G'ſchtutirter biſt, Florian!“ unterbrach Vinzenz, und ſummte in ſeinem altbayeriſchen Dialekte aus einem Gaſſenhauer:

„Hä däraths (trägt es) alſo vär
Daß kaum ä Wundä (Wunder) wär'
Wenn er's grad ſelbſt hätt' g'ſtifft,
Daß äs (er es) ſo trifft.“

„Schweigſt du Talk?“ rief Euphraſie, und hob ſcherzdrohend die Hand gegen Vinzenz Mund auf.

„Da kam die Nachricht, daß mein Vater geſtorben ſei, und ich nach Hauſe müſſe,“ fuhr Florian in ſeiner Erzählung fort. „Aus war's mit meinem Studieren, ich mußte den ſchwarzen Rock an den Nagel hängen und ſtatt des Breviarium die Schmierkelle in die Hand nehmen. Aber nun, da es aus war mit meiner Geiſtlichkeit, und ich fort ſollte, brach Katharinchens erſt geheimgehaltene Liebe zu mir mit aller Macht hervor, und gab ſich ſo unverholen kund, daß es auch Gallenius merkte, der darüber Gift und Galle kochte, zumal er von Katharinchen außerordentlich gleichgültig behandelt wurde, ja die ihm geradezu und unumwunden zu verſtehen gab, daß ſie ihn und ſein rohes, fahriges und aufdringliches Weſen nicht ausſtehen könne.“

„Weil nun Gallenius ſich keineswegs für unausſtehlich, ſondern vielmehr für unwiderſtehlich hielt, ſo warf er den bitterſten Grimm auf mich und auf mein Bäschen, verſchwärzte uns bei ihrem Vater, und bethörte den leichtgläubigen Alten ſo mit ſeinem Geſchwätz, daß er mir — das Haus verbot, und ich abziehen mußte, ohne Abſchied zu nehmen — und Katharinchen wollte er gar in ein Kloſter thun, weil ſie nicht von mir laſſen wollte — der Himmel hat ihm die Sünde an ſeinem Kinde erſpart. Katharinchen bekam ein hitziges Fieber, und — die ein gutes, ſanftes und ſchuldloſes Mädchen war, erkor ſich der Himmel zu ſeinem Engel.“ —

Florian ſchwieg, vom Schmerz der Erinnerung bis zu Thränen gebracht, auch die Gefährten ſchwiegen. Hummelbeiſſer, dem ein ihm fremdes Gefühl der Rührung bewältigen wollte, biß die Zähne zuſammen und ballte die Fäuſte, als wenn er einem ſichtbaren Gegner zu begegnen hätte.

„Und der Menſch, durch den du und das ſelige Kind ſo viel Herzeleid erlitten — iſt nun dein Beichtiger!“ — brach nach einer Pauſe voll theilnehmenden Schmerzes Vinzenz wild aus. „O das muß dich bis in den Tod giften!“

Florian ſah Vinzenz groß an, und antwortete mit der ganzen geiſtigen Ueberlegenheit, die ſeine Schulbildung ihm über den Gefährten gab: „Davon iſt nicht die Rede, Vinzenz. Mein Beichtiger iſt Gott; der Herr, der mich Beichte hört, iſt nicht der Mann, der mich gekränkt — er iſt Gottes Diener, ſeines Wortes Vermittler — zwiſchen mir und ihm findet keine irdiſche Bekanntſchaft, keine Freundſchaft und keine Feindſchaft Statt.“

„Sakra!“ wollte Vinzenz anheben zu fluchen, aber der Ernſt, der aus allen Augen blickte, und ein bittender Wink Euphraſie's beſchwichteten den Ausbruch ſeines Gefühls.

Weit mehr ernſt als heiter geſtimmt, verließen die beiden Paare die Ruine Rockenſtuhl. Sie hatten aufgehört Luſtwandler zu ſein.

3.

Am Berge Rockenſtuhl liegt ein ſtattlich Gehöft, eine Meierei mit Schäferei und großer Wirthſchaft, und mit Schänkgerechtigkeit verbunden. Da fehlte es an Sommerſonntagen niemals an Gäſten, auch eine vielbelebte Kegelbahn fand ſich dort, und viele Dorfbewohner der Umgegend hatten dorthin ihren Zug. Die Lage dieſes Freiguts iſt gar ſchön, am Abhang des ſteilen Baſaltberges rollt die Ulſter ihre raſche Welle vorbei, und führt dem Tiſch des Amtmanns in Geiſa, des Wirths in Buttlar und der fürſtlichen Tafel in Philippsthal ihre leckern Kinder zu, köſtliche Forellen. Nächſt unten im Thale liegt eben auch am Fuß eines Kegelbergs das Dorf Schleid, ſeitwärts drüben Kranlucken, und dort guckt auch der Thurm von Meslar, nicht mit Moßlar zu verwechſeln, über einen vorſpringenden Hügel herüber. Gerade aus liegt Geiſa in ſeiner ſtillen nicht eben romantiſchen Umgebung, doch von mehreren Gärten umgrünt.

Es geht auf den Abend zu; die Gäſte von Buttlar und Geiſa zerſtreuen ſich, kehren heim. Da kommen auch in traulichen Geſprächen jene beiden Männer aus Meslar, der Schullehrer und der Schulz; der Advokat, der ſie nach Buttlar begleitete, iſt in ſeinem Wohnort zurückgeblieben. Der Schullehrer iſt ein wenig aufgeregt, er ſpricht noch mehr und noch lebhafter wie vorher und geſtikulirt außerordentlich.

Die Wärme des Sommernachmittags, das viele und lebhafte Sprechen, und das in Buttlar genoſſene ſtarke Bier machen neuen Durſt, denn das iſt das Zeichen und die ſchönſte Wirkung eines wahrhaft guten Bieres, daß es nach mehr ſchmecke, und jene Biere ſind nicht zu loben, an denen der Trinker völlig zur Genüge hat, wenn er den erſten Schluck gethan — und das Gehöft und Freigut Rockenſtuhl liegt ſo lockend da droben — man hört die Kugeln dumpf an das Bret anſchlagen, die Kegel fallen, den Jungen laut rufen, Gelächter, auch Geſang, weibliche Stimmen. —

„Ich dächte, Hann-Adam, wir ſtiefelten noch ein Viertelſtündchen da hinauf —“ ſprach der Schullehrer zum Schulzen. „Die Natur iſt ſchön, und der Menſch ſoll ſeine Luſt haben am Werke des Herrn und an dem Tage, da er nicht ſelbſt zu werkeln braucht — und ſolchen Tag hab' ich ja nicht einmal, ich muß werkeln

Jahr aus Jahr ein, in der Woche ſingen und ſagen, beten und lehren, loben und züchtigen, daß mir ſchier mannichmal der Odem ausgehn und die Seele aus dem Leibe fahren möcht' — und Sonn- und Feiertags, wo alles feiert, da muß ich früh auf, orgeln und vorſingen, Muſik aufführen und den Gottesdienſt beſchicken, Organiſt und Cantor, Mesner und Sakriſtan, alles in einer Perſon, ja es thät Noth ich läutete die Glocken ſelbſt und träte die Bälge. Kein geplagter Thier auf der Welt, als ſo ein armer Dorfſchulmeiſter!“ —

„Treten dürfen Sie die Bälge nicht, aber prügeln wo es nöthig —“ äußerte lächelnd der Schulze.

Der Strom der ſchulmeiſterlichen Klagen würde gewiß das Herz deſſelben ergriffen und gerührt haben, hätte der wackere Anton Joſeph Thalborn, wohlbeſtallter Schullehrer und Kirchendiener zu Meslar, dieſelben nicht mit äußerſt humoriſtiſcher Laune vorgebracht und gleich darauf tremulirend einige Strophen eines unter den Kindern ſehr beliebten Spottliedes auf die Dorfſchulmeiſter geſungen:

„Schulmeiſterlein ſpielt, weil es muß,
Die Orgel ſchön mit Hand und Fuß,
Und ſingt auch vor der Chriſtengemein,
O armes Dorfſchulmeiſterlein.

Hochzeit, Tauf', Leich' und Proceſſion
Schulmeiſterlein hat ſtete Frohn.
Doch kargen Lohn hat's insgemein,
Das arme Dorfſchulmeiſterlein.

Der Pfarrer zankt, der Schulze murrt,
Es ſchmollt die Frau, der Pudel knurrt,
Die Schule lärmt, die Kinder ſchrein,
O armes Dorfſchulmeiſterlein

Nach Klag' und Plag', nach Streit und Leid
Harrt ſeiner doch die ewige Freud,
Sankt Petrus läßt im Himmel ein
Das arme Dorfſchulmeiſterlein."

Auch die vier Spaziergänger hatten vom Gipfel des Rockenſtuhl den gebahnteſten Weg nach dem Freigut eingeſchlagen; die beiden Burſche wollten ihren Begleiterinnen doch auch einmal zutrinken, und ſo trafen die zwei Paare faſt gleichzeitig mit den Vätern beider jungen Mädchen im Wirthſchaftslokal ein. Man grüßte ſich ohne Verlegenheit, und nahm an einer noch unbeſetzten Tafel im Freien gemeinſam Platz; mit gewandter Schnelle ſtellte ein munteres rothwangiges Schänkmädchen die ſtarken Glasſeidel mit blanken Zinndeckeln voll mouſſirenden goldhellen Gerſtenſaftes vor die neuen Gäſte hin. Der Himmel war rein und klar, die Sonne eilte dem Weſten zu und barg ſich bald hinterm Waldberg den Blicken, während noch lange ihre Strahlen auf den niedrigen Gebäuden weilten und dem Schleidberg einen goldenen Mantel überhingen.

Es war ſo ein rechter Feiertagsfrieden über alles Gefild ergoſſen; aber nicht die hehre Stille des Sonntagmorgens, ſondern das Frohlebendige des Abends, an welchem jeder ſein ihm beſchiedenes Theil an der Freude genießen mag.

Im nahen Walde, der bis dicht an das Gehöft ſich zog, fiel fern ein Schuß — bald darauf noch einer, näher.

„Wie möcht' ich nur am Sonntag ſchießen!" äußerte Marianne mißbilligend. „Es iſt doch recht häßlich, vor nichts und wieder nichts ſo einem armen Vogel das Lebenslicht auszublaſen, denn Jagdzeit auf Wild iſt doch jetzt nicht."

„O mein hochverehrtes Schuldirndl!" verſetzte Hummelbeiſſer: „Schießen iſt alleweil das ſchönſte Plaiſir, un ih möt flennen — wenn ih g'denk, wie ich vordeſſen den Stutzn geführt — da hab ich nit frägt, is Sonntag oder Werktag — ih ha halt ſchoſſa, daß nur ſo g'knallt hat." Und da fing der Hummelbeiſſer von Erinnerung hingeriſſen, zu ſingen an, in der eigenthümlichen Weiſe des bayeriſchen Hochlandes:

„Glaub's mit Wahrheit zu bekennä
Daß auf d'r Welt nix luſtiger ſei,
Als ein'n Hirſchen auffi brennä,
Für ein'm Wirth, der ſitzt im Gäu (Gau) —"

„Je alſo, der Moſje Vinzenz iſt wohl gar ein Wilddieb geweſen?" fragte der Schullehrer ſein luſtiges Gegenüber.

„Sakra! Pfui!" antwortete Vinzenz, das Maul ſchief ziehend: „Wer wird ſo ſag'n? Ich bitt mir's fein aus: Wildſchütz!"

„G'legenheit muß man allzeit brauchä,
So lang d'Hirſchen noch ſeind guet.
Umb Egidi muß man ſchlauchä,
Dorten gangen's in die Bruet.
Nä nä, bin mein Eid kein Beitel,
Schaut ein Jeder auf ſein Beutel
Der nix wagt, der g'winnt a nix,
I trug ni umbſonſt mei Bix. —“

Vinzenz Hummelbeiſſer würde noch weiter geſungen haben, wenn nicht ein neuer Gaſt unverhofft an den Tiſch getreten wäre, an welchem die ſechs Freunde aus Meslar ſaßen. Ein junger etwas unterſetzter Mann mit rothem und breitem Geſicht, blitzenden Augen, den Kopf mit einer leichten Mütze bedeckt; um den Hals ein ſchwarzes Tuch gebunden, und den etwas langen ſchwarzen Rock bis an die Halstuchſchleife zugeknöpft. Gegen die allgemein übliche Tracht der Zeit trug er über den dunkeln Beinkleidern hohe bis zum Knie heraufreichende ſteife Stiefeln, welche zum Theil von dem Rock noch bedeckt wurden. Außerordentlich ſchlecht harmonirte mit dieſem langen Rock eine kurze, ſtutzenartige Jagdbüchſe und eine Jagdtaſche von geflochtenem Bindfaden, in welcher ſich die Utenſilien und ein geſchoſſener harmloſer Waldbewohner, ein Grünſpecht, befanden, deſſen herrliches Gefieder durch die Maſchen der Jagdtaſche ſchimmerte.

Als ſie dieſen Gaſt anſichtig wurden, erhoben ſich die Mädchen von ihrem Sitz, und grüßten knixend. Schullehrer und Schulze ſtanden ebenfalls auf, und zogen ihre Hüte, Florian folgte etwas zögernd dieſem Beiſpiel, Vinzenz rückte was weniges an ſeinem Lederkappel, blieb aber ſitzen.

Dies Sitzenbleiben zog Vinzenz einen ſtrafenden Blick des Gekommenen zu — dieſer winkte den Uebrigen mit der Hand, wieder Platz zu nehmen, ſetzte ſich ſelbſt ohne Umſtände auf den Stuhl, den der Schullehrer alsbald ihm dienſtfertig zum Tiſch hinrückte, und ſagte: „Gott grüß euch mitſammen! Da treff ich ja einige der mir anvertrauten Schaafe — gieb Gott, kein räudiges darunter!“

„Wird ſchon ſein, daß ich das räudige ſein ſoll, Herr Pfarrer!“ entgegnete Vinzenz auf dieſe Rede, aber der Pfarrer Gallenius von Meslar that, als hörte er es nicht, und wandte ſich an den Schullehrer mit der Frage: „Nun Thalborn? Ihr Geſicht iſt ja lauter Abendröthe! Wo geweſen? Dem Thale nach gegangen zum braunen Born in Buttlar? Hab's errathen! Wohl dem dem es ſchmeckt!“

„Und Herr Schütz, unſer Schulze? Pfeile geſchnitzt oder Kugeln gegoſſen gegen den Pfarrer? Iſt euch zu weltlich, zu jung; müßt einen Duckmäuſer haben, eine Perrücke, einen Bücherfreſſer, der euch ſchalten und walten läßt.“

„Ach Herr Pfarrer, ich bin ja nur der Sündenbock, nach dem Sie die Pfeile Ihres ungerechten Zorns ſchießen,“ verſetzte der Schultheiß mit heiterer Gelaſſenheit: „Ich heiße Schütz, und Sie ſind der Schütz — ein gewaltiger Herr auf Erden, Nimrod, ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn.“

„Schütz! Schütz! Ihr loſes Maul bringt Sie noch ins Verderben!“ drohte Gallenius, doch nicht unfreundlich, ſondern mehr im Scherz. Er verſtand Spaß, und der Schulze auch, der Niemand etwas ſchuldig blieb. Beide hatten oft Streitigkeiten, ſtets kampffertige Gegner.

Um keinen Streit mit dem Schulzen von dieſer Art an- und fortzuſetzen, wandte ſich der Pfarrer an Florian, der zwiſchen den beiden Mädchen ziemlich verlegen ſaß, und ſich weit weg wünſchte: „Nun, Florian Huhn! Machſt ein Geſicht, als wenn Dir die Hühner das Brot genommen, und biſt doch Hahn im Korbe, ſitzeſt zwiſchen den Hennen, wie der Eſel zwiſchen zwei Heubündeln. Wo wirſt Du denn anbeiſſen?“ — Florian blieb auf dieſe verletzende Rede, welche ſeinen Freundinnen Schamröthe auf die Wangen und Thränen in die Augen trieb, die Antwort ſchuldig, aber ein bitterer Groll kochte in ihm auf.

„Wie glücklich, wie beneidenswerth iſt ſolch ein Lump, ſolch eine Schmierkelle,“ ſpöttelte halblaut für ſich der Pfarrer — indem er dieſe Worte in das zum Mund geführte Bierglas hinein murmelte, daß ſie die Umſitzenden nicht, oder doch nur halb verſtanden; nur Vinzenz hatte ſie vernommen, und fragte keck: „Was beliebten der hochwürdige Herr zu ſagen?“

Gallenius ſah den Frager feſt an, und antwortete betonend: „Ich ſagte: Wie gütlich und wie preiſenswerth iſt ſolch ein Trunk aus einem kühlen Bierkeller!“

„So — ſo — ich hatt' halt anders verſtanden, — nehmens nix für uagut,“ ſagte Vinzenz, und da der Pfarrer ihm einmal Rede geſtanden hatte, ſo wollte er die Gelegenheit nicht vorübergehen laſſen, dieſem auf irgend eine Art eins anzuhängen.

„Der hochwürdige Herr haben da einen ſchönen Spechter geſchoſſen, Schad' um den Kerl — wenns noch ein Kukuk wäre!“

„Warum, Vinzenz? Was hat Dir der Kukuk gethan?“ fragte Gallenius.

„Mit Verlaub, Herr Pfarrer, ich kann halt den Kuker nit leiden. Es iſt ſo ein ſakriiſcher Coelibatär, und tragt ſeine Eier in fremde Neſter eini.“

„Der Vogel folgt ſeinem Naturtrieb, mein geſcheiter Hummelbeiſſer, und thut immer beſſer, für ſeine Eier Sorge zu tragen, als ſich, wie manche Menſchen thun, um ungelegte Eier zu bekümmern!“ verſetzte der Pfarrer.

„Der hochwürdige Herr ſind ein Hexenmeiſter,“ erwiederte Vinzenz. „Sie haben kein einziges Kartel in der Hand, und ſpielen doch immer Trumpf aus. — Kuker her und Kuker hin — Schießen thät mei Freud' a ſein, wenn ih halt nert dürft'. Ich wollt's nit macha wie ſeltlene Pfarr — der a ſo e Sunntagjager war — wie der unſrigte". —

„Ich verbitte mir alle Vergleiche, mein Burſch" — murrte Gallenius, doch der Schulze ſprach aufmunternd zu Vinzenz: „Erzähl' nur, aber beſcheiden."

„Ho! ja doch!" verſicherte Vinzenz ironiſch. „Da war alſo da drüben, in Weilar oder bei Salzungen h'rum a ſo a Sunntagjager, e lutheriſcher Pfarrer, der wullt a Häsche ſchieß'n, und gung auf den Auſtand. Er trug eine Brille und hatte viel Putzens an den Gläſern, auf einmal ſieht er — es war ſchon dämmerig — eine Strecke von ſich etwas krabbeln — und das war richtig e Haas, der Manndeln machte. Mein Sunntagjager aber g'denkt, es iſt ein kleiner Bua, und ſchreit laut: Kleines Manndel! Kleines Manndel! Gängens g'fälligſt dort weg, hier wird g'ſchoſſen!" —

Alles lachte, der Pfarrer am meiſten! „Das Ding iſt gut, ſo was kann nur ſo einem blinden Herren begegnen, unſer einem niemals. Ich hab' einen Treffer — ich ſeh keinen Haſen für ein Kalb Moſes an, das ſchwör' ich euch zu."

Der Schullehrer hatte mit Abſicht, aber nicht ohne Widerſtreben und mit Widerwillen ſeiner ſonſt ſo beweglichen Zunge Schweigen auferlegt, aber dieſer Zwang machte auf ihn, wie auf alle gern redenden Leute, wenn ſie irgend ſchweigen müſſen, eine unangenehme Wirkung, das Verſtummen verſtimmte. Auch die Furcht, es möge zwiſchen dem Pfarrer und den Schulzen oder erſterem und Vinzenz noch zu einem lauten und unangenehmen Hader kommen, beunruhigte den friedliebenden Mann, und ſo ſtieß er, leiſe zum Aufbruch mahnend, ſeine Tochter an, der dieß ein ſehr willkommenes Zeichen war. Marianne erhob ſich, ihre Freundin that daſſelbe.

„Nun nun, Jungfer? Schon aufbrechen? Was habt Ihr denn für Igel daheim zu bürſten? Iſt doch heute Sonntag!“ äußerte der Pfarrer.

„Es dürfte doch an der Zeit ſein, hochwürdiger Herr,“ wande der Schullehrer ein: die Marianne hat noch des Herrn Abendtiſch zu beſchicken.“ — „Hat Zeit! Dageblieben! Getrunken!“ nöthigte Gallenius mit roher Aufdringlichkeit und hob ſtudentiſch, als ſäße er noch, den Steinkrug vor ſich, in der kühligen Halle des Hofkellers zu Würzburg, ſein Glas empor, indem er halblaut ſummte:

„Ich geh nicht ehr vom Platze heim,
Bis daß die Wächter zwölfe ſchrein!“

das alte Studentenlied.

„Ad vocem Wächter!“ rief er plötzlich, faſt auffahrend zum Schultheiſen, indem er ſein Glas heftig auf die Tafel niederſetzte: „Ich leide das Tuten nicht mehr, ich leide es nicht, ſage ich, und es ſoll und muß abgeſtellt werden, Schulze! Es giebt auf der Welt nichts Unſinnigeres als alle Leute fort und fort aus dem

Schlafe zu ſchreien, damit ſie ſich überzeugen, daß einer umhergeht und wacht. Und wie brüllt der Nachtwächter zu Meslar! Gegen ſeine Hornſtöße und ſeine Stimme ſind die Poſauniſten vor den Mauern Jericho's Pfennigpfeifer geweſen.“

„Schon Recht, Herr Pfarrer,“ entgegnete der Schultheiß. „Unſer Nachtwächter hat einen Löwenbrüll, aber kann ich ihn abſetzen? Kann ich ihm das Rufen unterſagen? Da muß die Meinung der Gemeinde gehört werden, und auch die kann darin nicht entſcheidend handeln, es muß dieſerhalb ein Bericht an das löbliche Juſtiz-Amt nach Geiſa gemacht werden.“

„Ja wohl, das iſt ſo euer Weg der Naſe nach, Schulze!“ eiferte Gallenius. „Wenn der Pfarrer was wünſcht, lauft oder ſchreibt Ihr nach Geiſa, ſtatt guten Willen zu zeigen, und die Sache bei der Gemeinde durchzuſetzen. Wer viel fragt, geht viel um. Ich will Ruhe haben zur Nacht. Der Wächter brüllt mich jede Nacht ein Paarmal aus dem Schlafe! Wozu das? Mag er immerhin wachen und patrouilliren, das iſt ſchon recht und in der Ordnung, mag er auch ſein Wachen anzeigen etwa durch ein kleines Pfeifchen, wie es in den Reſidenzen längſt Brauch, und dazu ſprechen, wie viel die Glocke geſchlagen, aber wozu dies Gebrüll und Geſchrei, als wenn es brenne? Es iſt Unſinn, Unſinn, und bleibt Unſinn, bei uns und überall, wo es noch Statt findet.“

Der Pfarrer Gallenius redete ſich in den Zorn hinein, und trank dazu ziemlich viel.

Dem Schullehrer und den Mädchen klopfte das Herz ängſtlich, Florian ſaß trüb am Tiſch und ſchaute nicht auf, Hummelbeiſſer hatte ſeine Freude an dem Eifer des Gottesmannes, und ſann im Stillen darauf, dem Pfarrer einen eklatanten Poſſen zu ſpielen. Der Schulze ſaß mit aller Ruhe und Feſtigkeit dem eifernden Pfarrer gegenüber, ließ ihn poltern, und dachte im Stillen, du läufſt dir ſchon noch die Hörner ab, oder aber, du wirſt dich auch nicht in Meslar begraſen.

Als Niemand widerſprach wurde Gallenius von ſelbſt ſtill, fühlte, daß er zu viel geſprochen, und ſuchte einzulenken.

„Es wäre mir ein *Gefallen*, ein *Gefallen* ſage ich, wenn der Nachtwächter nicht jede Stunde vor dem Pfarrhof ſo gräulich tutete und brüllte, und ein Gefallen könnte dem Pfarrer doch gethan werden, dächt' ich — oder meint Ihr anders, Schulze? Was meinen Sie, Herr Thalborn? —"

„Ich ſtimme dem hochwürdigen Herrn vollkommen bei," erwiederte der Schullehrer: „Es dünkt mir weder nothwendig noch nützlich, daß ſie gar arg und laut die Stunden verkündet und abgerufen werden."

„Den Gefallen wollen wir dem Herrn gern thun, und dem Wächter anbefehlen, daß er in der Nähe des Pfarrhofs ſeine Stimme mäßigt — nur ganz abſchaffen läßt ſich weder die Nachtwache noch der Nachtwächter und ſein Hornruf, ſo aus heiler Haut!“ äußerte der Schulz.

„Bene! Punctum! Alſo zugeſtanden!“ rief der Pfarrer. „Aber noch eins! Das Singen unter der Linde, die dem Pfarrhof ſo nahe ſteht, von Burſchen und Mädchen, an Sonnabend- und Sonntag-Abenden im Sommer, das oft bis nach elf Uhr dauert — muß auch unterbleiben. Ich kann's nicht leiden, dieß abſcheuliche unisono, ja wenn es noch ein vierſtimmiger Geſang wäre! Und was für Lieder? O du meine liebe Zeit! Die ärgſten Schlumperlieder und Gaſſenhauer, die aus der Fremde in unſer ſtilles Thal eingepaſcht worden ſind.“ (Hierbei ein ſtechender Blick auf Vinzenz.) „Alſo — um neun Uhr iſt Feierabend — nach neun Uhr leide ich das Geſinge nicht mehr. —“ „Schämen ſolltet ihr euch“ — jetzt wurde des Pfarrers Rede zur Strafpredigt an die jungen Leute: „Lieder zu ſingen, wie: Ich fing mir eine Maus — Die ganze Nacht ſitzt mir der Floh in Ohren — und dergleichen, die ich gar nicht anführen mag, und abſonderlich ſoll die liebe Marianne ſolche Lieder nicht mitſingen. — Und hier hab' ich das Recht, es zu verbieten, ich will's, ich befehl's, ich, euer Pfarrer.“ —

Die Mädchen errötheten aufs Neue und ſchwiegen; was hätten ſie entgegnen ſollen? Auch die Männer erwiederten nichts. Der Pfarrer konnte ſolch ein Machtgebot gegen das Singen überhaupt wohl ergeben laſſen — ob es gehalten wurde, das ſtand auf einem andern Blatt. Hummelbeiſſer lachte höhniſch in ſich hinein und dachte: Du Sakra! Ich will Dir einen Reigen ſingen, daß Dir hören und ſehen vergehen ſoll, vor neun oder nach neun, wie es fallt, und baldigſt.

Die kleine Geſellſchaft brach auf, zahlte ihre Zeche und ging. Ohne alle Umſtände nahm Hummelbeiſſer nach der unbefangenen Dorfſitte Euphraſia's Arm — Forian den Mariannen's, und gingen ihres Weges, den Berg vollends herab, auf den Weg nach Meslar. Schullehrer und Schulze folgte den beiden Paaren — dem Pfarrer blieb es überlaſſen, ob er mitgehen, nachfolgen, oder zurückbleiben wolle. Er war der ſpäter Gekommene, man hatte gegen ihn, der den heitern Frieden der Geſellſchaft mit ſeiner rohen Art und Weiſe zu ſprechen, nur geſtört, keine Verpflichtung zur Beachtung geſelliger Höflichkeit. Man that, als verſtehe ſich von ſelbſt, daß der Pfarrer mitgehen werde, und ſagte nicht Adjes, nicht gute Nacht. — Da ſtand der Pfarrer, Rudolph Gallenius, mit verbiſſenem Grimm, mit wilder Aufregung aller Gefühle, und ſchaute den Fortgehenden finſter nach.

„Da geht ſie hin — am Arm des Lumpen!“ grollte er innerlich, indem er den Reſt ſeines Getränks wild hinabſtürzte. Ein Sturm raſender Leidenſchaft brauſ'te in ihm auf. Jung, vollkräftig, von Natur mit heftigen

Affekten begabt — und hingewieſen auf ſteten Kampf gegen die Auflehnung des Sinnlichen in ihm — zu ſteter Entſagung verdammt, dabei das Herz voll glühender Neigung zu Marianne, und dabei ſo ganz, ſo ganz hoffnungslos — wenn ſie nicht ſeiner Minnewerbung ſich hingab auf unrechtmäßige Weiſe — wozu wieder keine Hoffnung war — war Rudolph ein Unglücklicher — denn es fehlte ihm die höhere Kraft ſittlicher Erhebung — die Macht ungezügelter Sinnlichkeit unſchlang ihn mit ehernen Ketten, und hielt ihn im Staube feſt.

Er ging, ging mit raſchem Schritt hinter ſeinen Beichtkindern her — er war ſo ohnmächtig, daß er nicht einmal die moraliſche Kraft hatte, zu fühlen, wie er nur als ein Ueberläſtiger erſcheine, zu unedel, um nicht durch ſeine aufdringliche Gegenwart den kurzen Reſt der ſchuldloſen Freude des Beiſammenſeins jener Liebenden zu trüben. Er redete ſich ein, er müſſe folgen, gleichſam als Ehrenwächter, wenn nicht beider Mädchen, doch Mariannens.

Raſende Leidenſchaft umnebelte alle Sinne, alle Gedanken des Mannes. Er war nicht trunken, aber faſt glich ſein Gang dem eines Trunkenen, war doch ohnehin ſein Gang nicht der eines Jägers.

„Ha Schlange!“ murmelte er. „Warte nur! Morgen will ich Dich ins Gebet nehmen über Deine Liebſchaft! Morgen will ich Dir die Hölle heiß machen, wenn nicht noch heute Abend. Meine Gewalt ſollſt Du fühlen, wenn Du ſonſt nichts gegen mich fühlen willſt.“ —

War es ein unſchuldvolles Aufwallen zärtlichen Gefühles, oder war es eine kleine Rache, mindeſtens eine leiſe Verhöhnung, genug, Marianne ſtimmte im Gehen am Arme ihres geliebten Florian ein Lied an, das längſt in die Clavierſchulen und Notenbücher eingebürgert war — das auch in die Hütten gedrungen und den Dörferinnen nicht fremd iſt, ſie ſang, und ihre Gefährtin fiel ſammt den Gefährten ein: „Alles fühlt der Liebe Freuden!“ —

Das war ein Dolchſtich in das Herz Rudolphs, er empfand ihn bis in das Innerſte ſeines aufgeregten Gemüthes, und knirrſchte vor ſich hin, indem er ſeine Schritte wieder hemmte, um die vor ihm Gehenden nun nicht einzuholen: „Sagt' ich's nicht? Schlange! zweizüngige Schlange! Das gilt mir, das iſt Dein giftigſter Stich! Ich bin der Schwarze — der Mohr, der Verſchmähte, der Monoſtatos — der Alleinſtehende, der Mann im Statos, im langen Prieſterkleid. Fluch über Dich und Verderben!“ —

Der Irrſinn wilder Liebeswuth war über den Pfarrer gekommen. Marianne kannte nur das Lied vom Singenhören. Sie hatte nie die Zauberflöte geſehen, nie vom Mohren Monoſtatos gehört — ſie wußte nicht, daß eine griechiſche Sprache auf der Welt war — und der verblendete Mann zergrübelte ſich mit einer Opernfigur und mit Sprachdeutelei, um die Laſt eines neuen Verwurfs auf ſie zu wälzen.

„Ja — der Alleinſtehende!“ rief er mit einem Seufzer der Wuth — „der Allein-Unſelige! oh — der Allein-Verdammte! Und wieder iſt es dieſer Florian — dieſer Mädchengünſtling, dieſer unbedeutende Menſch, der ſchon einmal mich um einen ganzen Frühling voll Liebesluſt und Liebesglück gebracht! Und nun abermals — mich ſoll kein Blick der Neigung beſeligen — kein warmer Kuß von Mädchenlippen mit dem Feuer des Himmels mich durchglühen! Unſeliger Stand! Fluch, dreifacher Fluch dem Cölibate!“ —

Ein Schuß krachte, laut brach ſich der Wiederhall an den Thalwänden — ein Aufſchrei der Mädchen — der Geſang verſtummte plötzlich — die befreundeten Abendgänger hemmten ihren Weiterſchritt und blickten um. Der Pfarrer hatte noch einen Schuß im Rohr gehabt, und dieſen in die Luft geknallt — er wußte, daß Jene darüber erſchrecken würden — jetzt kam er mit ſeinem humpelnden und ſchlürfenden Gang ihnen näher, aber er ſprach ſie nicht an — kalt, trotzig, ohne Gutnachtgruß ſchritt er, ſie überholend, an ihnen vorüber — die Hölle im Herzen.

4.

Marianne beſchickte dem Herrn nicht den Abendtiſch, Marianne ging nicht am andern Tag in die Pfarre — ſie ſchickte ihres Vaters alte Magd hinüber und kehrte ſich nicht daran, daß dieſe berichtete, der Herr ſei außerordentlich ungnädig, zanke und poltere, und wolle es nicht glauben, daß Marianne unwohl ſei, und daß ſie ſich am geſtrigen Abend über den Schuß ſo alterirt habe.

Der Schullehrer fürchtete Verdruß, und dieſe Furcht erregte ihm üble Stimmung, ſo fing die neue Arbeitwoche trüb an, für ihn, wie für Marianne. Der Pfarrer ließ Thalborn rufen, und fragte ihn barſch: „Warum beſorgt Marianne mir nicht die Aufwartung? Was fehlt ihr? Was ſchickt man mir die alte Hexe?“

Thalborn war von Natur ein ſanfter Mann, indeß fühlte er doch, daß er Diener der Obrigkeit, Diener der Kirche, und nicht im gewöhnlichen Sinne Diener des Pfarrers ſei, und erwiederte zwar ehrerbietig, aber ernſt: „Hochwürdiger Herr, es wird doch am beſten ſein, Sie ſuchen baldigſt eine brave Haushälterin; meine Tochter zeigt keine Neigung, wieder herüber zu gehen.“

„So? Ei! — Und weshalb nicht?“ fragte Gallenius leichthin. „Sie fürchtet ſich vor Ihnen — und ſie hat genug zu Hauſe zu thun, mit unſrer Wirthſchaft, da ich Wittwer bin.“

„Ausreden, Flauſen! Sie ſcheut das bischen Arbeit, mag nichts thun — hätte eine Prinzeſſin werden ſollen,“ verſetzte Gallenius giftig. „Wenn Sie es ihr befehlen wollten, würde ſie wohl Ordre pariren müſſen.“

„Hochwürdiger Herr, halten Sie zu Gnaden, das kann ich nicht!“ entgegnete Thalborn. „Das Mädchen iſt erwachſen, iſt meine Hülfe, mein Augapfel, meiner ſeligen Apollonia Ebenbild — warum ſollt' ich ihr Zwang anthun? Sie hat lange genug Aushülfe geleiſtet.“ —

„Widerſpruch, Hochmuth und Anmaßung, wohin ich blicke. Es ſteht geſchrieben: Wer ſo vermeſſen handelt, daß er dem Prieſter nicht gehorcht, der ſoll ſterben. — Aber gut und genug und ſchon zu viel! Marianne bleibe, wo ſie iſt, und die alte Hexe dazu. Ich werde ſchon Hülfe haben — ich danke, ich danke für alles.“

„Werfen Sie um aller Heiligen Willen keinen Groll auf mich, hochwürdiger Herr!“ flehte der Schullehrer. „Was kann ich dafür, daß die Sachen ſo ſtehen?“

„Zu ſchlechter Kinderzucht können Sie, Herr Schullehrer!“ fuhr Gallenius auf. „Ein Rabenvater iſt blind mit ſehenden Augen. Ein Rabenvater läßt ſein Kind Arm in Arm mit einem Vagabunden ſich führen, und läßt ſie blindlings in Verführung und Verderben rennen. Wir werden ja den Tag noch erleben, wo ich von ihr was zu taufen bekomme, das keinen rechtmäßigen Vater hat. Schade um das Mädchen — oder auch nicht Schade!“

„Hochwürdiger geiſtlicher Herr,“ entgegnete tief verletzt und mit gewichtigem Ernſt der Schullehrer: „zu den großen Propheten gehören Sie nicht, und ein Recht, mich zu mißhandeln haben Sie auch nicht. Ich bin nicht weniger als blind — ich ſehe hell — vielleicht heller als Ihnen lieb iſt. Schlagen Sie — da Sie mir mit Bibelworten entgegentreten, die heilige Schrift auf, und leſen Sie, was im Eccleſiaſticus *) geſchrieben ſteht, Kapitel neun, Vers fünf — und beherzigen Sie's. Nichts für ungut! Ihr gehorſamer Diener!“

Damit ging Thalborn von der Schwelle ſeines Pfarrers. Dieſer ſchlug voll Zorn die Vulgata auf und fand ſeinen Spruch — eine ſtarke, treffende, ihm höchſt empfindliche Warnung, die ihm mehr ſagte, als eine lange Strafrede des beleidigten Vaters, und die er auch wirklich tiefer zu Herzen nahm. Er that, wenn der Dienſt der Kirche ihn mit Thalborn in Berührung brachte, als ob nichts vorgefallen ſei, und begegnete jenem ruhig und gemeſſen, ja er hielt ſich würdevoller, als zuvor ſeine Weiſe war.

Am Montag Mittag traf ein Bote mit einem Schreiben des Advokaten Walz in Geiſa beim Schulzen ein, und Abends war dieſes Schreiben ſchon wieder auf dortiger Poſt, um ſeiner Beſtimmung raſch zuzueilen.

---

*) Das Buch Jeſus Sirach.

Der Nachtwächter ſchwieg in der Nähe des Pfarrhauſes, am Montag, am Dienstag, am Mittwoch, und auch noch am Donnerstag.

Florian ſaß Freitags am warmen Sommerabend auf dem Stein an der Thüre des ärmlichen Häuschens, das auch in der Nähe der Schule und des Pfarrhofs gelegen war, neben ihm ſeine Mutter und Marianne.

Sie koſten traulich mit einander, die drei, ſie waren arm, aber reich an Hoffnungen, gering, aber erhoben durch ſchöne und edle Empfindungen. Die Zukunft öffnete ihren Blicken eines ihrer vielen Roſenthore, und ſie ſahen hinein durch das Fernglas der Hoffnung, das jene Pforte mächtig näher rückte. In einem Nachbarorte ſollte ein neuer Schloßbau für den ritterlichen Gutsherrn aufgeführt werden; man ſuchte Maurer — wenn Florian hier Arbeit nahm, konnte er ſich ſo viel verdienen, als er brauchte zur Erwerbung des Meiſterrechts — und hatte er dies, ſo waren noch andere Ausſichten auf dauernde Thätigkeit. Marianne beſaß noch ein kleines Sümmchen zu ihrer Ausſtattung — ſie konnten ſich heirathen, der Segen des alten Mütterleins und Thalborns fehlte nicht — auch war, wie arm die Häuslerin Huhn in Meslar immer ſein mochte, ihr Häuslein doch ſchuldenfrei, und leicht konnte Florian daſſelbe ausbeſſern, erweitern, verſchönern. — Ein Gärtchen mit einigen Beeten und etwas Gras ſtieß auch daran, eine Ziege konnte gehalten werden, ſpäter vielleicht eine Kuh. Hier ſchloß ſich der Fernblick — in noch goldnere Weiten kommenden Lebensglücks reichte nicht das trügeriſche Augenglas der Hoffnung bei dieſen Beſcheidenen. Sie waren zufrieden, wenn nur dieß erreicht ward.

Sanfter Friede der ſchlummernden Natur ſenkte ſich nieder. Die Levkojen dufteten wonnevoll in dem kleinen Gärtchen; eine ſpät blühende Geisblattlaube im nahen Pfarrgarten verſtrömte noch ſüßes Arom.

Die Liebenden ſaßen Arm in Arm, im ſeligen Schweigen. Schön wäre es geweſen, wenn, (wie es ſich bei ſolchen Schilderungen gebühren will) auch eine Nachtigall geſchlagen hätte, allein in den Thälern der Rhönvorberge giebt es keine Nachtigallen; das Gebirge und das Klima iſt den Sängern der Liebe zu rauh. Auch war die Natigallenzeit vorüber.

Tief unten im Dorfe ward eine andere Stimme laut, ein aufſchreckender Hornſtoß, wie ein Lärmruf — und jetzt folgte ein Geſang — der freilich kein Nachtigallgeſang war — ſondern überaus gräulich lautete. Gut daß er fern, und nicht nahe war — aber er näherte ſich dennoch.

„Der Wächter bläſt ja gar nicht mehr bei uns und vor dem Pfarrhof,“ ſprach Florians alte Mutter, indem ſie ſich von ihrem Sitz erhob, um in das Haus und zur Ruhe zu gehen.

„Der Herr hat ſich's verbeten," erwiederte der Sohn: „Der Wächter ſchreit und tutet ihm gar zu laut; kann's ihm gerade nicht verdenken, es muß das ſehr im Studieren ſtören."

„Ja der ſtudiert auch —" warf Marianne ſpottend hin. „Bei dem ſeinen Studieren heißt es: Wenig mit Liebe, aber ſo, daß er wenig ſtudiert, und auch das Wenige nicht mit Liebe."

„Glaub's ſchon," verſetzte Florian trüb: „Seine Liebesgedanken ſind anderswo — bei Dir!"

„Rede nicht ſo, denke nicht ſo, Herzens-Florian!" liſpelte Marianne und ſchmiegte ſich zärtlich an den Geliebten. Die Alte ſprach: „Gute Nacht Kinder!" und ging ins Haus.

Naher Tritt ward hörbar. Eine ſchwarze Geſtalt huſchte dicht vorbei, blieb einen Moment am Häuslein ſtehen, und es blitzte ein glühendes Augenpaar feindlich auf Florian und Marianne. Schnell enteilte die Geſtalt — dem Pfarrhof zu, krachend flog das Pförtchen der Umfangsmauer ins Schloß, laut und haſtig wurde der Riegel vorgeſchoben. Auch die Hausthür ward mit Geräuſch verſchloſſen.

„Der Herr! Es war der Herr!" flüſterte Marianne, erſchrocken und zitternd.

„Laß es ihn geweſen ſein; er kann uns nichts thun!" tröſtete Florian. „Du biſt mein! Du bleibſt mein!"

Ein gellender Pfiff vom Schulhaus ſchreckte die Liebenden auseinander — er kam von Thalbern, und war das nicht eben zarte Zeichen, daß Marianne heimkehren und das Haus ſchließen ſolle. — Noch einen Gutnachtkuß — und dahin eilte Marianne wie eine geſcheuchte Taube.

Im Studierzimmer des Pfarrers zeigte ſich Lichtſchein — Florian ſah düſter hinüber, und ging in ſein Häuschen.

Der Herr drüben öffnete das Fenſter — es mochte ihm zu dunſtig ſein im Zimmer, oder zu ſchwül im Kopf — oder zu heiß im Herzen. Wenn nur die Sommerabendluft ein heißes Herz fühlen könnte!

Der Himmel hatte ſich ſchwarzgrau umzogen, es drohten Gewitter.

„Kein Stern — kein Stern — für mich, für mein Leben kein Stern," murmelte für ſich der Pfarrer am offenen Fenſter, indem er hinausblickte in die dunkle Nacht, die über dem Thale hing — und es ward ihm auch im Innern tief finſter. Mit einemmale wurde ſein dunkler Gedankengang unterbrochen.

Ganz nahe dem Pfarrhauſe erſchell der Hornruf des Nachtwächters lauter und brüllender als jemals, und zwar gegen Brauch und Herkommen ſo vielmal, als die Stunde Glockenſchläge angab, zehnmal. Gleich darauf ließ ſich die Stimme des Nachtwächters hören, aber keineswegs am Pfarrhof, ſondern in einem entfernten Theile des Dorfes — Wer hier getutet, das war nicht der Dorfwächter.

Den Pfarrer übermannte ein wüthender Zorn. Das galt ihm, das war eine Verhöhnung ſeiner. Sein Argwohn fiel gleich auf Florian, den er ſo eben geſehen hatte, und ſo ſchalt er drohend aus dem Fenſter herüber: „Warte Hund! Dich bring' ich noch zum Schweigen!“

Darauf ſchlug antwortend eine helle Hohnlache empor; und abermals tutete das entſetzliche Horn zehnmal nach einander mit furchtbarem Lärmſchall. Und ein Mann drückte ſich an den Zäunen hin, und verſchwand in der Düſterniß.

5.

Der Sonnabendmorgen brach trüb an, es hatte in der Nacht heftig geregnet, regnete noch und war kühl. Der Pfarrer Gallenius war in übelſter Stimmung. Der Grimm über die Verhöhnung, die er am geſtrigen Abend erfahren, fochte noch in ihm fort. Kein Weſen waltete freundlich um ihn und neben ihm, eine Tagelöhnersfrau rumpelte unten, mit nöthiger grober Hausarbeit, fegen und reinigen, beſchäftigt.

Der Kaffee, den ſich Rudolph mittelſt einer Maſchine ſelbſt bereitete, mißrieth einmal gänzlich und die Sahne war in Folge der Gewitterluft, zuſammengefahren. Keine Tabakspfeife war in gutem Stande, die eine zog nicht, die andere ſchmeckte übel — auch die vorräthigen Cigarren taugten nichts, brannten nicht — und zuletzt verſagte ſelbſt das pneumatiſche Feuerzeug ſeine Dienſte — die Säure hatte den letzten Reſt vom Zink verzehrt, und dem künſtlichen Mohrenkopf am Ventil ging ſein feuriger Odem aus. Alle dieſe kleinen und kleinlichen Dinge können im Verein große verſtimmende Macht üben, zumal auf Gewohnheitsmenſchen und ſolche, die in ihrer Handhabung ungeſchickt und unbeholfen ſind. Wie wenige Gelehrte verſtehen ein Feuer anzumachen, einen Kaffee zu kochen, oder guten Kleiſter, falls ſie deſſen bedürfen. Ein chemiſches Feuerzeug ſelbſt zu repariren, iſt den meiſten eine Sache der Unmöglichkeit, und einen krummen Nagel wieder gerade zu bringen durch Hammer oder Schraubſtockhülfe würde bei manchem mehr Zeit erfordern, als einen Druckbogen Correctur zu leſen — und auch das iſt vielen ein böhmiſches Dorf.

Keine Arbeit wollte gelingen, keine Lektüre anſprechen. Es lag ein recht drückender Alp des Mißmuths auf Gallenius Gemüth, und dazu ein räthſelhaftes Bangen — eine ſeltſame Beklemmung — die er dem ſtarken Bier zuſchrieb, das er gern trank, wenn auch fern von aller Unmäßigkeit in dieſem Genuß.

Bei guter Zeit kam ein ganz durchnäßter Knabe in das Pfarrhaus gelaufen; er war von der Poſtexpe dition in Geiſa herübergeſchickt, und brachte einen Brief aus Fulda, auf deſſen Adreſſe: dringend eilig ſtand, weshalb der Poſthalter ſogleich den kleinen Expreſſen an den Pfarrer abgefertigt, denn in ſolche kleine unbedeutende Thaldörfer fernab der Straßen, die nur wenig correſpondiren, gingen mindeſtens vor einigen Jahren noch keine Poſtboten. —

Gallenius lohnte den kleinen Expreſſen ab, und reichte ihm auch noch eine leibliche Erquickung.

Aus der Pfarre lief der Junge nach dem Häuslein der Wittwe Huhn — er hatte auch dort etwas zu beſtellen.

Der Pfarrer ſetzte ſich in ſeinen großen Sorgenſtuhl, und wog den Brief in der Hand — zögernd, ihn zu eröffnen.

„Was iſt das wieder? Was giebt es da? Gewiß nichts Gutes! Mir iſt nicht, als ob der heutige Tag etwas Gutes brächte — es ſteht Jeremias im Kalender. Klagelieder! Klagelieder!“

Ein vertrauter Freund in Fulda, auch Geiſtlicher, deſſen Stellung eine hohe war, ſchrieb:

Geliebter Amtsbruder!

Mit dieſen Zeilen eile ich, Dir Kunde zu geben, daß ein Sturm über Dein Haupt heraufzieht, den Du jedoch hoffentlich nicht zu fürchten brauchſt, doch iſt immer gut, auf ſeiner Hut zu ſein, und annahender Gefahr gewaffnet entgegen zu treten. Deine Gemeinde iſt unzufrieden mit Dir, ſie führt Beſchwerde über Dich, Dein Leben und Wandel und Ausſehen ſei nicht geiſtlich genug, du liebteſt zu ſehr die weltliche Geſellſchaft, liebteſt das Spiel, die Jagd — ſeieſt auch nicht ſanftmüthig und chriſtlich demüthig, ſondern vielmehr herriſch und hochfahrend, ſelbſt hart; ſtrafteſt lieber, als daß Du verzieheſt, brächteſt Ungehörigkeiten auf der Kanzel vor, und dergleichen Beſchuldigungen mehr. Mit kurzen Worten wird gebeten, Dir baldigſt eine andre Stelle und der Gemeinde Meslar einen andern Seelſorger zu verleihen.

Das Schreiben hat einen überraſchend ſchnellen Weg an das Weimariſche Oberconſiſtorium, von da nach Fulda in die biſchöfliche Canzlei gemacht, und ich ſchreibe dieſen Eilbrief noch bei Nacht, damit er ſchleunigſt zu Dir gelange und Du Dich zur Vertheidigung rüſteſt.

Ich bin gewiß, daß Du alles widerlegen kannſt, was gegen Dich aufgebracht wird. Unzufriedenheit iſt jetzt an allen Orten und Enden die Saat, die der Teufel ausſtreut, und ſo wirft er ſie auch auf den Weg der Diener unſerer heiligen Kirche.

Möge Dich, mein Bruder im Herrn, der Herr mit ſeinem Schilde decken, und Dich wappnen mit den Waffen der Gerechtigkeit zur rechten Hand und zur linken Hand! In hoc signo vinces!

Dein

Fulda, den . 184 . **Eucharius.**

„Meine Ahnung wird Wahrheit! Ich dacht' es gleich!" rief Gallenius, indem er heftig vom Stuhl aufſprang, den Brief auf den Tiſch warf, und mit ſtarken Schritten im Zimmer auf und ab ging.

„O undankbares, nichtsnutziges Volk!" brach er zürnend los. „Dafür, daß man ſich muß bannen laſſen in einen ſolchen Schmutzwinkel, wo alle Bildung ein Ende hat, wo die Füchſe einander gute Nacht geben, dafür daß man für des Lumpenvolkes leibliches und geiſtiges Wohl ſich abſorgt und abmüht nach Pflicht und Gewiſſen, daß man ſich heißer predigt und ermahnt — iſt das der Dank — Undank!"

Wild griff er nach dem Briefe, und ſtarrte wieder hinein. „Nicht geiſtlich Ausſehen genug! Mein Gott! Soll ich blaß ausſehen wie Lazarus, da er aus dem Grabe ſtieg! oder alt wie Methuſalem? oder ſteif wie ein Phariſäer?" —

„Weltliche Geſellſchaft! Habe ich etwa andere? Soll ich Sankt Antonius oder Hieronymus gleichen, den heiligen Einſiedlern — auch da würde die Verſuchung mich finden. Soll ich ein Origenes werden." — .

„Spiel! Jagd! Soll der Geiſtliche auf jede und jede Erholung, Zerſtreuung und Lebensfreude verzichten? Ich ſpiele, mich zu erholen, nicht um ſchnöden Gewinnes willen — ich gehe auf die Jagd, um mir wohlthätige Bewegung zu machen, um nicht am Studiertiſch zu verſteinern."

„Sanftmüthig und demüthig ſoll ich ſein! — Es liegt beides nicht in meiner Gemüthsart, ich kann mich nicht anders machen wie ich bin, und zum Heuchler bin ich nicht geſchaffen. Hätte ich heucheln und liebedienern können, ſo ſtände ich wohl auf einem höhern Poſten, und wäre der Demüthigung überhoben, daß ſo eine Lumpengemeinde über mich Klage führt, mich abſchaffen will.“

„Herriſch und hochfahrend! — Wo befehle ich denn, als da, wo ich zu befehlen habe? Die Bauern ſind wohl willfährig und bei der Hand, wenn der Pfarrer bittet? Nicht umſonſt heißt der Geiſtliche der Herr! Und verhungern müßte er, wenn die Bauern das, was ſie geben, nicht geben müßten.“

„Hart — nur wo es nöthig iſt, wo es gilt dem bekannten Starrſinn die Spitze zu bieten, ſich gegen Unterdrückung zu ſträuben, nur da, wo, nach der gemeinen Redensart, der grobe Keil auf den groben Kloß gehört.“

„Strafeſt lieber — ſo, als ob mir Strafen ein Herzenskitzel wären — quod non — iſt nicht — wär' mir ſchon recht, wenn ich nie zu ſtrafen, nie ins Gewiſſen zu reden hätte — aber wie es hier zugeht — ſündlich und ſchändlich — erſt geſtern Nacht das Beiſpiel mit dem Horn! Alles dem Pfarrer zu Tort und Dampf! Warte nur du Horn — Ochſe! Es ſoll dir nicht geſchenkt ſein.“

„Ungehörigkeiten auf der Kanzel! — Ungehörigkeiten! Was das für ein Wort iſt, juriſtendeutſch! Wartet nur, ich will euch ſchon noch von der Kanzel Gehöriges ſagen, mag es euch nun gefallen oder nicht gefallen.“

Wieder regte der Pfarrer bei dieſer Selbſtvertheidigung ſeinen Zorn und ſeine Galle auf.

Er ſchickte nach dem Schulzen und — um gleichſam einen geiſtlichen Zeugen zu haben, nach dem Küſter. Schütz und Thalborn folgten gehorſam der Ladung ins Pfarrhaus. Beide trafen ſich an der äußern Thüre. „Guten Tag! Was wird’s denn wieder geben? — Schlechtes Wetter.“ — Der Pfarrer bot den Geladenen Stühle an, und ſetzte ſich vor ſie in ſeinen Sorgenſtuhl. Er nahm eine bekümmerte Miene an und ſagte: „Daß ich hier nicht das liebe Kind bin, weiß ich, daß mein Ernſt und meine Strenge der Gemeinde ein Dorn im Auge ſind; weiß ich ebenfalls, daß ſie mich weg haben will, glaube ich, und gebe die heilige Verſicherung, daß ich heute noch mit größtem Vergnügen den Staub von Meslar von den Schuhen ſchüttle, wenn eine hohe Kirchenbehörde mir es befiehlt — aber das hätte ich doch nicht geglaubt, daß meine Gemeinde ſo ſehr dem Einfluß falſcher Rathgeber folgen würde, und mich geradezu anklagen, geradezu um einen andern Seelſorger anhalten würde, und auch das zu verdienen, hätt’ ich nicht geglaubt.“ —

Thalborn klopfte das Herz, er machte eine verlegene

Miene, Schütz blieb ruhig, er ſah, was kommen werde, und dachte bei ſich: alle Tauſend! Er hat ſchon Wind, er hat eine feine Naſe. „Ich kenne meine Haſſer und Widerſacher, o ich kenne ſie ſehr genau, und durch und durch“ fuhr Gallenius fort. „Ich habe gute Augen, weil ich ja — wie ich beſchuldigt werde — ein Jäger ſein ſoll und muß — und da ſeh ich durch Mauern und ſchieße nicht fehl um eine Ecke herum. Ich kenne die Advokatenläufer und Briefträger, die Aufwiegler und Unruheſtifter in der Gemeinde ganz wohl.“

„Meinen Sie mich, hochwürdiger Herr?“ fragte der Schulze mit großer Ruhe.

„Ich weiß nicht, ob mich Judas Iſcharioth fragt!“ verſetzte Gallenius ſpitzig.

„Haben Sie mir etwas in Kirchen- oder Gemeinde-Angelegenheiten anzubefehlen oder aufzutragen, ſo bitte ich darum,“ ſagte der Schultheiß, indem er vom Stuhle aufſtand: „alles, was Sie jetzt geſprochen, trifft mich nicht.“

„Ja, ich habe! — Geſtern um zehn hat ein nichtsnutziger Kerl, den ich auch kenne, ſeine Bosheit gegen mich ſo weit getrieben, daß er vor dem Pfarrhauſe fürchterlich getutet hat — um mich zu ärgern und zu verhöhnen!“ zürnte Gallenius.

„Das thut mir ſehr leid,“ erwiederte der Schulze. „Nennen Sie mir den Thäter, und ich zeige ihn vor Amt an, damit er exemplariſch beſtraft werde.“

„Werde es bleiben laſſen!“ verſetzte Gallenius. „Da griff' ich gewiſſen Leuten ans Herz, und ich bin nicht ſo hart, als ich verſchrieen werde, ich kann auch verzeihen ich verzeihe dem Böſen ſeine Bosheit.“

„Es iſt doch wohl nur eine Kinderei geweſen,“ nahm Schütz das Wort. „Sie wiſſen Hochwürdiger, Jugend hat nicht Tugend — Verbote reizen allerweg zum Uebertreten.“

„Ja ja — Sie müſſen der Sittenverderbniß des jungen Volks die Stange halten, das kenne ich ſchon, bin es ſchon gewohnt“ eiferte der Pfarrer: „und der Lump iſt ja — wie neulich ſchon geſagt — der Hahn im Korbe.“

„Euer Hochwürden meinen doch nicht etwa den Florian Huhn?“ fragte ſchüchtern, um nur auch den Mund aufzuthun, Thalborn, und ihm erwiederte alsbald der würdige Pfarrer von Meslar: „Meine Worte bedürfen keiner Exegeſe, Herr Küſter. Ich weiß Wen — ich weiß Was ich geſehen habe. Gutes und Sittliches war es nicht, das ſchwör' ich Ihnen zu!“

„Ich will nicht hoffen“ — ſprach Thalborn zitternd.

„Hoffen Sie immerhin — ich verheiße recht gute Hoffnung!“ entgegnete Gallenius mit giftigem Doppelſinn.

Thalborn ſtand mit verbiſſenem Schmerz ſchweigend vom Stuhl auf, und griff nach ſeinem Hut, während der Pfarrer ſich zum Schulzen wandte, um ſeinen ſich immer mehr ſteigernden Grimm vollends gegen dieſen zu entladen.

„Was die Gemeinde ſich für eine Suppe beim geiſtlichen Obergericht mit ihrer Klage eingebrockt hat, wird ſie bald ſehen. Ich weiß was ich weiß — ſolche räudige Schaafe ſind einen guten Hirten nicht werth, ſie ſind einer Mutter, wie unſre heilige katholiſche Kirche, nicht werth — hinüber mit euch — das wird eure Sentenz werden — denkt an mich — ihr ſollt gar keinen katholiſchen Pfarrer mehr bekommen, ihr ſollt — lutheriſch werden — Ketzer!“ —

Auf dieſe höchſt beleidigende, alberne und unüberlegte Aeußerung des zornblinden heftigen Mannes ſah ihn, während Thalborn erſchrocken die Hände über dem Kopf zuſammenſchlug, der Schulze mit einem ironiſchen Lächeln und mit unbeſchreiblichem Mitleid an, und antwortete: „Hochwürdiger Herr — wenn die Gemeinde Meslar Ihretwegen lutheriſch werden müßte, ſo wäre dabei doch ein Troſt, ſie würde auf alle Fälle einen beſſern Pfarrer bekommen, als Sie ſind. — Adjes!“ —

6.

Der Sonnabend-Abend war gekommen, das Wetter hatte ſich wieder aufgehellt, es war mild und ſchön, Sterne glänzten am Himmel, durch das dichte Laub der Dorflinde zogen Johanniskäfer mit ihrem wunderbaren phosphoriſchen Schimmer.

Die Arbeit der Wochentage ruhte, die hunderte fleißiger Arme und Hände raſteten. Die Jugend des Dorfes ſammelte ſich, wie gewohnt, unter der Linde.

Ein Burſche fehlte und ein Mädchen; Florian und Marianne. Thalborn war im innerſten verletzt und empört aus der Pfarre herüber und nach Hauſe gekommen. Er wollte die Tochter vornehmen, er wollte ihr Vorwürfe machen, ihr allen Umgang mit Florian verbieten.

Ungeſtüm trat er in das Haus, ungeſtüm riß er die Thüre der Wohnſtube auf, da ſtand — Florian Huhn im Feierkleide, neben ihm Marianne, bewegt, und doch das liebliche Geſicht von einer ſeligen Freude verklärt, ihre Hand ruhend in Florians Hand. Und dieſer entbot ſittigen Gruß, und ſagte: „Herr Küſter, es iſt Ihnen nicht unbekannt, daß ich Ihre Tochter Marianne liebe. Gott und ſeine Heiligen fügen es, daß mir unverhofft eine Hülfe kommt, von einem Verwandten aus Fuld, der mich früher bis in den Tod gekränkt, aber ſein Unrecht bereut, und mir auf dem Sterbebette ein kleines Erbtheil hinterlaſſen, das nicht nur hinreicht, das Meiſterrecht in meiner Profeſſion zu erlangen, ſondern auch eine einfache Hauswirthſchaft einzurichten. Ausſicht auf langdauernde Arbeit habe ich bereits, und ſo iſt mein nächſter ſehnlichſter Wunſch, dem Höchſten ſei Dank, erfüllt. Die Erfüllung des zweiten lege ich nun in Ihre theure Vaterhand, indem ich geziemend um die Hand Ihrer, meiner Marianne bitte; ich will ſie glücklich machen und ehrlich halten als mein theures Weib, ſo wahr mir Gott helfe und Jeſus Chriſtus und ſeine heilige Mutter."

„Gelobt ſei Jeſus Chriſtus in Ewigkeit!" rief Thalborn aus, und all ſein Zorn ſchwand dahin, mit dem er ſoeben ſeine Marianne zu überſchütten gedachte. „So meinſt Du es doch ehrlich mit meinem Kinde! Wurde mir doch vorgeworfen, als wäret ihr in Unehren heimlich beiſammen geweſen, ſo daß mein Herz erſchrak."

„Gott iſt unſer Zeuge", rief Florian: „daß dem nicht ſo iſt. Marianne war geſtern Abend ein wenig vor unſrer Thüre, wo ich mit meiner Mutter ſaß. Sie folgte Ihrem Rufe in dem Augenblicke, als meine Mutter in das Haus ging."

Mariannen ſtürzten Thränen aus den Augen und ſie zitterte. Sanft legte Thalborn ſeine Hand auf ihre Schulter und ſprach: „Weine nicht, mein gutes Kind! Dieſe Thränen künden mir Deine Unſchuld mehr als Worte — meine Kinder — Gott und ſeine Heiligen ſegnen euch, ſegnen euer chriſtliches Vorhaben! Er gebe euch Gnade durch ſein heiliges Sacrament der Ehe, daß ihr in euerm ehelichen Stand gottſelig verharret bis in den Tod, und eure Kinder chriſtlich auferzieht." —

Marianne und Florian waren Verlobte — eine Welt — ein Himmel voll Glück that ſich ihnen auf, wie hätten ſie heute mögen die Luſt ihrer Altersgenoſſen theilen? Sie ſaßen am Abend in der Wohnung Thalborns ſtill und glücklich beiſammen, ſpannen am

Rocken der Hoffnung, und bauten am Zauberſchloß ihrer Zukunft, wie Liebende immer thun. Ach, daß ſo oft dieſen Schlöſſern der ſichere Boden fehlt! —

Unter der Linde beim jungen Volk waren auch Vinzenz Hummelbeiſſer und Euphraſia Schütz, ſein Liebchen. Wie gewohnt, erſcholl Geſang unter Lachen und Scherzen. Hummelbeiſſer war der beliebteſte Sänger des Dorfes; ſein fremdartiger Dialekt, verbunden mit den eigenthümlichen Singweiſen fanden vielen Beifall bei dem jungen Geſchlecht. Oft enthüllte eines ſeiner Lieder ganze Zuſtände des Volkes, die den Bewohnern von Meslar eine fremde Welt waren. So gab es in Meslar keine Wildſchützen, höchſtens fing einmal ein verwegenes Bäuerlein einen fetten Rhönhaſen unterm Dickicht ſeines Gartenzaunes in einer Schlinge. Vinzenz alte Lieder entrollten die Bilder des Wildſchützenlebens im bairiſchen Hochland mit einfachen, aber kräftigen und dabei humoriſtiſchen Zügen.

Vinzenz ſang:

„Kommt ä Gaſt, g'falt's mir vor allen,
Setz ihm g'ſchwind ä Wildbret zue.
Der muß mir's ſchon doppelt zahlen,
Und ich lach' wie's Goldſchmied's Bue.
Often laß ich halt än Iden (Jeden)
G'ſchwind än Flanken abeſieden.
Daß man's Fleiſch d'rſparen thuet —
Nehmt's mit einem Hirſch vor guet.“

„Einen Hirſch'n von 'nander z'hackä
Hat von Herz'n mich allweil g'frät (gefreut)

Daß er hat ſo ſeiſti Backä
Hint'n trag'n auf ſeinem Brät.
Jetzt kann ich ſchon wieder leſen, (fröhlich ſein)
D'Haut giebt ab än untri Hoſen,
Bis ich wohl dös Lëdä (Leder) zerreiß,
Schieß ich Hirſch'n dutzendweiß."

Schon dunkelte es tiefer, als der raſche Schritt eines Mannes, der vom Felde herein kam, ſich dem Schulhaus, aus deſſen Wohnſtube heller Lichtſchimmer leuchtete, näherte, und eine Weile durch das nicht hohe Fenſter hineinſtarrte. Da ſah er ein liebliches Bild. Florian und Marianne ſaßen mit einander auf dem Sopha — ſie feierten mit reiner Seele ihr Verlobungsfeſt. Des Bräutigams alte Mutter war ſchon zur Ruhe gegangen, Vater Thalhorn ſaß im Lehnſtuhl, und ſein Auge ruhte mit Wohlgefallen auf den Glücklichen; ſie hatten ein frugales Abendbrod verzehrt, eine Flaſche Neuſtädter Weins war faſt geleert worden, und trauliches Geſpräch, wie es hoffende Liebe führt, würzte und kürzte die ſchöne Abendſtunde.

Der draußen ſchaute drein wie der böſe Feind. Seine Blicke waren ſcharf wie Dolchſpitzen und Eisnadeln. Es war Rudolph Gallenius. Er kam mit dem noch geladenen Gewehr aus dem Walde — er war nach Beſorgung des Nöthigſten für den morgenden Sonntag wild hinausgerannt, die Hölle im Herzen, die Hölle der Eiferſucht, des Grolls, des Zorns, der blindeſten Leidenſchaft.

Thalborns erſtes Geſchäft, nachdem er Marianne an Florian verlobt, war von Notenpapier eine Karte zu ſchneiden, und mit zierlicher Schrift darauf zu ſchreiben:

Florian Huhn, Maurer-Meiſter
und
Marianne Thalborn
empfehlen ſich als Verlobte.

und dieſe Karte durch die alte Magd mit gehorſamer Empfehlung an den hochwürdigen Herrn zu ſchicken.

Es war dieß eine kleine Rache, allein dem Vatergefühl, dem man die Ehre der einzigen Tochter hatte verdächtigen wollen, war ſie zu verzeihen — es ward ja dieſe Anzeige zugleich von ſchuldiger Höflichkeit gefordert.

Marianne blickte zufällig nach dem Fenſter, blickte in Rudolphs entſetzliche Augen, ſtieß einen Schrei aus und ſchlug die Hände vor das Geſicht.

Voll innerlicher Wuth eilte Rudolph raſch vom Fenſter hinweg und nach dem Pfarrhof zu; zur Rechten blieb ihm die alte Dorf-Linde, auf deren niedriger Umfaſſungsmauer die erwachſene Jugend des Dorfes zum größern Theile ſaß, und die ihr breitgezogenes Schirmdach, das auf Säulenſtützen ruhte, ſchattend über den runden Raum breitete.

Eben beendete Vinzenz ſeinen Geſang, der Pfarrer hemmte ſeinen Schritt, und man hörte ihn die zornigen Worte ausſtoßen: „Daß du des Teufels Maulſperre hätteſt, Nachtkrakehler! Dem Singſang werd' ich doch noch ein Ende machen!“

Die jungen Leute horchten erſchrocken hin, am Schritt des Fortgehenden und am zuwerfen des Mauerpförtchens merkten ſie, daß es der Herr ſei, der ſo unwillig ſich vernehmen ließ. Vinzenz, der eingewanderte Fremdling, kehrte ſich nicht an den Zorn des geiſtlichen Herrn, ja er fand in demſelben eine Herausforderung.

„Da habt's, Buebenä,“ begann er: „wir ſollen nimmer ſing'n, liebſter Heiland, wenn uns der Herr könnt' ä Pechpflaſterl aufs Maul leg'n, er thät's meiner Six! Aberſt was z'vill is, döö is z'vill.“

Die jungen Burſche murrten, und äußerten ſich, wenn auch leiſe, doch mißbilligend, über die Strenge des Pfarrers, die ihnen allen Geſang unter der Linde verbieten wollte, während Groß- und Urgroßältern und deren Ahnen an ſchönen Abenden ſchon da geſeſſen und geſungen hatten. Es iſt eine Unklugheit ohne Gleichen, jeder erlaubten Freude des Volkes an das Herz zu greifen und ſie vernichten zu wollen aus rigoroſen Anſichten, die auf vorgefaßten Meinungen und falſchen Sittlichkeitsprincipien beruhen, und gar nichts beſſern und gar nichts fördern als den Unmuth und das Gefühl der Bedrückung. Was weiß ſo ein hochſtudierter Conſiſtorialrath, wenn er nicht ſelbſt ein Sohn des Dorfes iſt, vom innerſten Lebenskern des Landvolks, von ſeinen Sitten, Neigungen und Gewohnheiten? Nichts! Ihm iſt ſelbſt jedes deutſche Dorf ein böhmiſches. — Drüben in der Studierſtube ward Licht, ward ein Fenſter aufgeriſſen — der Pfarrer ſchaute zum Fenſter heraus, zu gewahren, ob er wohl vernommen und verſtanden worden ſei, ob man ſeinem gebieteriſchen Willen wohl Folge leiſten werde?

Da legte Vinzenz Hummelbeiſſer, dem der Pfarrer ein Dorn im Auge war wie er jenem, den ſchärfſten Pfeil ſeines Hohnes auf den Bogen ſeines Mundes, und ſtimmte einen merkwürdigen altbayeriſchen Gaſſenhauer an, den er noch niemals geſungen, deſſen Inhalt aber alle Hörer mit unverhaltenem Jubel empfingen, denn es brach das Gefühl, daß der Pfarrer etwas verwehre, was zu verwehren er kein Recht habe, bei den nicht eben fein organiſirten Dorfſöhnen und Dorfſchönen ſtark und gewaltig hervor und ſie übten mit Luſt eine verletzende Abwehr.

Vinzenz ſang:

„Bueb'na, wos ſchenkt's mä woll,
Wenn ih eng's (euch) ſog'n ſoll,
Was für ä bräffä Mo (Mann)
Unſa Kaplo? (Kaplan.)

Wärli — ih ſchwür' än Eid
Daß herumb weit und breit
Trifft mä kein ſeitlen (ſolchen) o
Der ſo vill ko. (kann) —

Glaubt mä's, hä is kain Narr,
Taugt wohl in unſere Pfarr',
Hot ä verſchleg'ns Hirn —
Ko bräff ſtudiern.

Unſä Kaplo hobo —
Is halt ä Mo hobo —
Der mä's nit glaube will .
Schau ihn drumb o.“

Jubelnd wiederholte der Chorus die vier letzten Zeilen, und der Sänger fand darin eine glänzende Aufmunterung, fortzufahren. Der Pfarrer am Fenſter traute ſeinen Ohren kaum, und horchte hoch auf, wie es weiter ging:

„Wann er uns prödingä (predigen) thuet,
Macht er ſein' Sach' ſo guet,
Daß zur Zeit jedemo
Fangt z'flehnä (flennen) o.

Er dähral's alſo rär,
Daß kaum ä Wundä wär
Wenn er's g'rad ſelbſt hätt' g'ſtifft,
Daß er's ſo trifft.
Sagt: die nit guet thu'n well'n
Die wird der Teixel hol'n.
Will ſich auf's Fenſterln gehn
Gar nix verſtehn.

Unſä Kaplo hobo
Is halt ä Mo hobo
Der uns vom guetthuen ſcharf
Predingä ko.“

Dem Pfarrer am offenen Fenſter ſchlugen die Glieder vor Zorn. Daß das Lied ihm galt, war kein

Zweifel — mit gutem Grunde ward ein Kaplan genannt und der Ausdruck Pfarrer vermieden. So war, da ein Kaplan am Orte nicht vorhanden, eine Ausrede da, falls der Vorgang vor Gericht zur Sprache kam, und das ſollte er, ſo dachte mindeſtens grollvollen Herzens Gallenius. Er — und die Zuhörer zu Thränen rühren! Welche heilloſe Ironie war das! Noch nie hatten ſein Reden einen ſolchen Eindruck hervorgebracht, und erpreßten ſie irgendwo Thränen, ſo waren es ſicher nicht die Zähren ſanfter Rührung.

Als der Refrain vom vollen Chor nachgeſungen verhallt war, ging der Geſang weiter.

„Kommt er erſt in die Beicht,
Iſt er ſo hoch d'ärleucht,
Daß er uns vom Bekeh'r'n
Giebt ſo viel Lehr'n.

Mieſt aini ſtoinä (Steinern) ſein,
Dem nit ins Herz hinein
Gäng wie ä Donnerkeil
Sein' Lehr' in Eil.

Wolln wir'n von Dirndeln ſag'n,
Will er uns glei ausjag'n.
Und wann m'r rauſcht (berauſcht) ſein,
Thut er glei grein'n. —

Unſä Kaplo lebe
Jo hoit ä Mo lebe
Der uns braff ziegt und lehrt
Und ſtraffä ſo.“

„Ha dieſe ſchmachvollen Buben! Sie taſten mit frecher Zunge an die Heiligkeit meines Amtes!“ knirſchte

Gallenius — wollte das Fenſter zuſchmettern und ſich zurückziehen — aber es war, als banne ihn ein Dämon — er mußte hören, weiter hören das Spottlied, das mit aller Schonungsloſigkeit des Volkswitzes ſchlechte Pfarrer geiſelte.

„Wenn ä in d'Kirchen tritt,
Giebt der Karle kein Fried' —
Fängt gleich ä Hochamt o,
Kräht wie ä Heh. (Hahn.)

Wenns kimbt zum Memento*)
Schreit er in alle Höh,
Und bitt ums tägli Brot
So uns thut Noth.

Wenn's Amt vorüber iſt,
Lauft er ohn' alle Friſt
G'ſchwind mit dem Wädel (Weihwedel) h'rumb,
Sprengt umb und umb.

Unſä Karle bebe
Js halt ä Me bebe
Der mit dem Wädel bräff
Umbſpringä ſe.“

Jetzt hielt ſich Gallenius nicht länger. Er glaubte es ſich, ſeinem Amte, ſeiner heiligen Kirche ſchuldig zu ſein, gegen dieſen unerhörten Gräul anzukämpfen, und mit donnernder Stimme ſchrie er nach der Linde hinüber: „Ruhe da drüben! Ich befehl' es. Ruhe!“ Vor Wuth ſchnappte ihm die Stimme über. Da geſchah etwas nie erhörtes — das junge Volk ſchlug ein Gelächter auf — dieß Gelächter war eine ſchreckliche Aufruhrerklärung, und als es ſich legte, fuhr der Verſänger fort:

---

*) Nach dem Offertorium der kleine Canon: In memento [illegible] domine [illegible]

„Thuet mä ä Kärt'lg'ſpill,
Is dem Kaple nit z'vill
Wann mä ſche ſtreffä thuet,
Spielt er erſt guet.

Wenn er ein'n Rebbock macht,
ſ'Herz ihm im Leib auflacht,
Zieht hurti 's Geld'l ein,
Sagt: Dös iſt mein.

Wenn er' eins g'wunna hat
B'halt ers nit über Nacht,
Fangt glei ein andres G'ſpill
A in der Still.

Unſä Kaple hebe
Is halt ä Mo hebe
Der zur Zeit 's Kärt'lg'ſpill
Bräf miſchen ke.“

„Excommunication!“ donnerte noch einmal die Stimme des Pfarrers vom Fenſter herüber, und klirrend flog dieſes zu. Blindwüthend rannte Gallenius die Stiege herunter — blindwüthend — er hatte ſein noch geladenes Gewehr in der Hand — ſtürzte er aus dem Pfarrhauſe — riß das Pförtchen auf.

Das Drohwort war erfolglos verhallt; aber der Verſänger modelte jetzt ſeine Stimme um in einen flehenden kläglichen Ton, von äußerſter Ironie und höchſt komiſcher Wirkung:

„Nu — nu — nu — Herr Karle,
Ihr ſeid ä ſeltſenä Ma,
Dem ih zuletzt noch mue
Fallen zu Füeß.

Bitt' um die Abſolutio,
Daß ih in Himmel eini ke,
Wär mir mei größtes G'ſpäß
Wenn ih drin ſäß.

Hab' ih Euch denn Unrecht g'the,
Verzeigt mir's, lieber Herr Karle!
Seid ja der bräffeſt Herr
Mit Eurer Lehr!

Unſä Karle hebe
Is halt ä Ma hebe
Dem ih beim Schlapperment
Nit feind ſein ke."

Noch hallte der Chor — da ſchlug die Uhr vom nahen Kirchthum zehn, und brüllend ertönte plötzlich — auch unter der Linde — das Wächterhorn mit lautem Ruf — indem lief ein Menſch vom Schulhaus herüber nach der Linde zu — der Geſang ſchwieg noch nicht, die Uhr hatte noch nicht ausgeſchlagen, der Hornruf hatte noch nicht ausgebrüllt, da krachte ein Schuß, da ſcholl der Schmerzensſchrei „Jeſus Maria!" und jener Menſch wälzte ſich am Boden. —

7.

Eine entſetzliche That war gethan, der Pfarrer hatte in ſeiner zum Wahnſinn aufgeſtachelten Wuth geſchoſſen, geſchoſſen auf ſeine Beichtkinder — es mochte ihm wohl zu Muthe ſein nach dem Schuß, wie Karl IX., als dieſer aus dem Fenſter des Louvre auf die Hugenotten den erſten Schuß gethan in der Bartholomäusnacht, oder noch ſchlimmer — denn jener König hatte nur einen Richter über ſich, Gott — jenen König entflammte der Wahnſinn des Fanatismus — dieſen Unſeligen machte ein Spottgedicht und ein Nachtwächterhorn zum Mörder — wenn nicht ein drittes. —

Unermeßlich war die Beſtürzung, die Aufregung. Florian Huhn war der getroffene, Florian Huhn wälzte ſich in ſeinem Blute.

„Mein Florian! Mein Herzensflorian!“ heulte Vinzenz, warf ſich auf den Unglücklichen und hob ihn auf.

„Hülfe! Hülfe!“ ſchrie es durch das ganze Dorf. Marianne und Thalborn ſtürzten aus dem Hauſe, gleich wie der Schuß fiel; wie eine geknickte Lilie brach die unglückliche Braut vor Vinzenz zuſammen, und es netzte ſie das Blut ihres Bräutigams.

Euphraſie und ihre Freundinnen führen die machtloſe in das Schulhaus zurück.

O du arme alte Mutter, was ſtört deinen friedlichen, deinen heiligen Schlaf! Da bringen ſie deinen ſterbenden Sohn in das Haus getragen — da liegt die Stütze deines Alters, dein Stolz, deine Freude, deine Hoffnung, dein einziges Lebensglück — bleich und ſtöhnend — nur von Zeit zu Zeit öffnet ſich ein Augenlid. — Starr blickt das Auge, und ſchließt ſich wieder.

Sie entkleiden den todwunden — ſie wollen das Blut ſtillen; das mörderiſche Blei, — eckige Rehpoſten, — iſt dem Unglücklichen in das Rückgrad gefahren — er leidet entſetzlich. Wo iſt Vinzenz? — Wie ein Verzweifelter, jammernd, wimmernd, im bloßen Haupt und in den Haaren ſich raufend rennt er über Stock und Stein, durch Nacht und Nebel nach Geiſa, um den Amtschirurgen zu holen, daß er helfe, wenn Hülfe noch menſchenmöglich. Herr Löbener, der Amtschirurg, folgte augenblicklich dem Boten. Armer Vinzenz — wohin war deine Luſtigkeit? In maaßloſen Jammer verwandelt! Warſt du es nicht, der den böſen Geiſt des Mordes heraufbeſchwur? War nicht für deine Bruſt das tödtliche Blei beſtimmt? Oder mußte es Florian treffen? Sollte es Florian treffen? Zielte nach dieſem der finſtre Schütze? — Wer konnte dieſes Räthſeldunkel enthüllen? —

In finſtern Gruppen ſtanden die Bewohner von Meslar auf dem freien Platz, der zwiſchen der Schule, dem Pfarrhaus, und einer Reihe kleiner Bauernhäuſer, unter denen das der Wittwe Huhn, ſich befand. Manches Drohwort wurde laut — wäre ein keckes Haupt vorhanden geweſen, ſo würde vielleicht das Pfarrhaus geſtürmt und zerſtört werden ſein. Aber es traten der einſichtvolle Schulze und der ſanfte Thaldern zu den aufgeregten, und beſchwichtigten den Groll mit verſtändigen Worten.

„Fügt nicht zum Unrecht noch größeres Unrecht, liebe Nachbarn — bringt nicht durch eine That der Rache das ganze Dorf ins Unglück! Ueberlaßt dem Thäter ſich ſelbſt, ſeinem Gewiſſen, und der Obrigkeit, die ihn finden wird. Entflieht er in der Nacht — o ſo verfolgt ihn ja nicht — er trägt ſchwer — bleibt er, ſo mag er ſich morgen verantworten.“

Im Stillen verhörte der Schulze einige der jungen Leute, die mit unter der Linde geweſen. Einſtimmig erzählten ſie, daß Vinzenz geſungen, und der vorübergehende Pfarrer darüber gezankt habe, ohne aber geradezu ſeine Worte an ſie zu richten. Darauf habe Vinzenz ein Loblied auf einen Kaplan geſungen, worin nichts Böſes und Beleidigendes, allenfalls ein wenig Spott, enthalten geweſen ſei, und daß ſie es mitgeſungen, weil ſie ſich das Singen am Feierabend nicht wollten verbieten laſſen. Der Pfarrer habe zum Fenſter heraus Ruhe geboten, und Drohworte fallen laſſen, aber da Vinzenz fortgeſungen habe, ſo habe ſein Beiſpiel ſie hingeriſſen, das Lied mit zu Ende zu ſingen. Dieß ſei noch nicht ausgeweſen, ſo habe es zehn geſchlagen, und da ſei in ihrer Mitte ſtark getutet worden, ſie wüßten nicht von wem, und in dem Augenblick ſei der Schuß von der Pfarrthüre her gefallen, und Florian getroffen worden, der doch nicht unter ihnen geweſen ſei. Alle gingen auf des Schulzen Geheiß bekümmert, aber ruhig nach Hauſe. Schultheiß Schütz ließ ſeine Tochter bei Marianne im Schulhaus, flüſterte ihr etwas zu und ſetzte noch in der Nacht einen Bericht auf, um denſelben am frühen Morgen in das Amt zu ſchicken.

Als Marianne wieder zu ſich kam, war ſie nur mit größter Mühe zurückzuhalten, nicht hinüber zu ihrem Verlobten zu eilen. Euphraſia blieb bei ihr, redete ihr Troſt ein, ſpiegelte ihr Hoffnungen vor, und beſchwur ſie um Gottes Willen zu bleiben — lief einigemal ſelbſt nach dem Hauſe hinüber, und kehrte mit der Nachricht zurück, daß Florian noch lebe — daß Hoffnung ſei, er werde wieder aufkommen. Wie ſie ſo zum drittenmale ging, war eben Herr Löbener, der Amtschirurgus,* in Vinzenz Begleitung gekommen, und unterſuchte Florians Wunden — ſeine Miene war ernſt und bedenklich. „Er ſteht in Gottes Hand“ — weiter ſagte er nichts, ſondirte, ſchnitt Stücken Blei aus den Wunden, legte Verband auf. Florian lag bewußtlos, in todähnlicher Ohnmacht. Die alte Mutter kniete an ſeinem Lager, ſie hatte keine Thränen mehr, ach kaum noch Gebete; ſie betete ihren Roſenkranz ab — faſt mechaniſch — ſie dachte nur an den leidenden Sohn, ſie fühlte die ſieben Schmerzen der Gottesgebärerin, ſie hatte die ſieben Schwerter im Herzen.

Thalborn war helfend zur Hand, wie er konnte.

In der Thüre begegnete Vinzenz der Euphraſia, und klagte: „Ach unſer Florian! Ach unſer guter Herzensfreund! Ach das unſchuldige Opferlamm!“

„Ja wohl unſchuldig!“ ſprach Euphraſia — und Gott vergebe denen die ſchuldig ſind. Geh Vinzenz, geh, ſo weit dich deine Füße tragen. Morgen kommt das Gericht, morgen wird Verhör gehalten — da wird's an Tag kommen, wer den Pfarrer aufgereizt hat. Geh mit Gott!“

„Iſt das das Finale? Valet Lieb' und Freude! Aber du haſt Recht Euphraſi und ich dank' dir ſchön!“ ſeufzte Vinzenz. „Ich muß fort! Verflucht ſoll das Liedl ſein, das ich wieder ſinge, wenn der Flori ſtirbt. Schreib mir's oder laß mir's ſagen, wenn ich dir einen Boten ſchicke. Morgen möcht' mir's gehn, wie dem geſangenen Wildprätſchütz'n im Liedl:

Eines hab' ich noch von Nöthen,
Schatzer'l, thu für mich was beten:
Vielleicht kehmä (kommen wir) nit mer z'ſamm'n
Püehti (behüt' dich) Gott! In Gottes Nam'n!“ —

Ein raſcher heißer Kuß auf den Mund der ſich ſträubenden Euphraſia; und in die Nacht hinein entſchwand der ſonſt ſo luſtige Vinzenz Hummelbeiſſer, und ward nicht mehr geſehen im Dorfe Meslar.

In der Krankenſtube wurde es ſtiller und ſtiller. Die Alte ſaß, zum Tod ermattet, auf einem niedern Schemel und ſchlief mit offenen Augen. Der Chirurg beobachtete den Kranken unausgeſetzt. Thalbern hatte auf einem Stuhl Platz genommen. Schwermuthvolle Gedanken zogen durch ſeine Seele. Da lag alles Glück ſeines einzigen geliebten Kindes. Einer Leiche ähnlicher als einem Lebenden — die blühenden, ſonſt ſo friſchen Jünglingswangen marmorweiß.

Florian ſchlug die Augen auf, er bewegte die Lippen — der Amtswundarzt reichte ihm eine Erquickung. Florian ſeufzte wie damals auf dem Berge Rockenſtuhl.

„Unſchuldig gerichtet! — Oh — Marianne!“

Der Chirurg winkte beſchwichtigend, und fühlte den Puls des Todtkranken. Dieſer ging ſchwach, ausſetzend.

„Dahin fahren in Sünden! — Heilige Mutter Gottes!“ ſtöhnte Florian, zu furchtbaren Schmerzen erwachend.

„Ich will — ich will — meine Braut — noch einmal ſehen —“ liſpelte Florian, und ſchloß die Augen wieder.

„Gewährt den Wunſch — dem Sterbenden!“ flüſterte der Amtschirurg. — Thalhorn ging, Thränen im Auge, eine Centnerlaſt auf der Seele.

Zitternd und bebend, wie der Espe Laub, kam Marianne — und warf ſich am Lager des geliebten Jünglings auf die Knie, mit ſtillem Weinen und Schluchzen, denn laut zu weinen hatte ihr der Vater unterſagt.

„Biſt Du — da — Marianne?“ hauchte Florian, und ſuchte mit ſeiner Hand nach ihrer Hand. „Ja — Du biſt da — nun iſt's gut. — So will ich ſterben. — Deine Hand in meiner Hand.“

„Sprich nicht Florian!“ bat der Amtschirurg.

„Werd's bald thun — Herr Löbener — werde bald gar nichts mehr — ſprechen. — O Gott!“ —

„Mein Herzensflorian! Mein theurer Freund, mein Bräutigam!“ weinte Marianne, im Tiefſten erſchüttert.

„Noch eins — ſo lange läßt mich Gott — noch leben“ ſprach Florian. „Ich will verſehen ſein — mit der Wegzehrung — zur langen Reiſe — durch die Pein der Läuterung — ich will — die Sakramente.“

„O Gott!“ riefen gleichzeitig Thalborn, der Chirurg und Marianne aus.

„Die Sakramente — von Deinem Mörder!“ brach Marianne jetzt laut weinend aus. „Der Pfarrer war's, der Dich ſchoß.“ —

„Rufet ihn nur“ — flüſterte Florian, und auf ſeinem Geſicht zeigte ſich der Ausdruck einer engelvollen Ruhe, eines himmliſchen Friedens, indem er ſprach: „Den Mann, deſſen Blei mich traf, unſchuldig mich mordet — kenne ich — nicht. — Heiße er Rudolf — Gallenius — heiße er anders. — Ich verlange — den Prieſter — der mir meine Sünden vergebe — an Gottes Statt.“

„O Du armer Sohn, wie edel und ſtark iſt Dein Glaube!“ flüſterte Thalborn, und auf einen gewährenden Wink des Chirurgen verließ dieſer das Haus, und ging hinüber nach dem Pfarrhof.

Sternenklar umfloß das heilige Dunkel der Sommernacht das ſtille Dorf, das ſchöne Pfarrhaus — da war ein erhabener Friede, eine Sabbathſtille. Aus dem Schooſe der Mitternacht ſollte bald geboren werden ein neuer Tag des Herrn. Der Pfarrer hatte noch Licht in ſeiner Stube. Wie hätte er ſich auch niederlegen mögen zu gemächlicher Ruhe? Wie hätte er ſchlafen können? —

Was in ſeiner Seele vorging? welchen Kampf er kämpfte? Es iſt nicht mit Worten zu ſchildern.

Gleich nach dem Schuß war Gallenius in ſeine Wohnung zurückgetreten und hatte ſie verſchloſſen.

Er wußte nicht, wen er getroffen, daß er Jemand getroffen, wußte er aber — und Bangen erfaßte ihn mächtiglich. Ob der getroffene noch lebe, oder verſchieden ſei, wußte er nicht.

Der Gedanke, ſich ſelbſt zu erſchießen, trat zunächſt vor ſeine Seele, doch er führte ihn nicht aus, er dachte, daß damit ſich nicht zu übereilen ſei.

Aber dunkle Bilder der Zukunft zogen durch ſein fieberndes Gehirn.

Was konnte er anbringen gegen die auf ihm laſtenden Beſchuldigungen ſeiner Gemeinde, wenn in die Wagſchaale ihrer Klagen dieſe ſchwere That, dieſe ungeiſtliche, unchriſtliche, unbarmherzige That, dieſe That der Uebereilung und des Zorns, unverzeihlicher Selbſtrache fiel? —

Und was konnte zunächſt geſchehen, wenn die That ſich nicht auf eine vielleicht leichte Verwundung beſchränkte? —

Verhaftung! Verhör vor Gericht! Amtsentſetzung! Gefängnißſtrafe.

Das weckte martervolle Gedanken.

Man mußte auch ihn hören — gewiß — er hatte Gründe der Vertheidigung. Aber alle Gründe zerſtieben vor dem Wort: Du ſollſt nicht töden. —

Da klopfte es an der äußern Pforte.

Ha, wie ſchrak Gallenius empor, als es draußen an der Pforte klopfte in der Stunde der ſtillen Mitternacht!

„Wohlan — ſei ein Mann, Rudolf — mit Mannesmuth dem Unvermeidlichen entgegen!“

Ohne zu fragen, wer da, ging der Pfarrer — er war noch völlig angekleidet — herab, öffnete die Hausthüre und das äußere Pförtchen, und ſtand vor Thalborn.

„Entſchuldigen Sie die Störung, hochwürdiger Herr!“ begann dieſer. „Ein Sterbender begehrt nach dem Worte des Heils und nach der letzten Oelung.“

Wie ein Meſſer fuhr das Wort: ein Sterbender — in Gallenius Herz.

„Wer iſt es?“ bebte die ahnungsvolle Frage von des Pfarrers Lippen.

„Der arme Florian Huhn“ — erwiederte Thalborn, ſchier verwundert, daß Galenius das noch nicht wiſſe. „Der Schuß hat ihn auf den Tod getroffen.“ —

Gallenius ward leichenblaß — er ſagte kein Wort. Stumm winkte er dem Küſter, ihm zu folgen, damit er hülfreiche Hand leiſte beim Anlegen der prieſterlichen

Gewande. Eine Laterne war in Bereitſchaft — beide Männer verließen das Pfarrhaus, der Küſter mit der Laterne voran — über den Gottesacker, hinüber nach der Kirche.

Da lagen die Gräberreihen im matten Dämmerlicht der Sternennacht, von zahlloſen Monumenten und Kränzen mit bunten Flittern geſchmückt. Der Nachthauch wehete leiſe durch den flimmernden Schmuck und ſpielte mit den Gezitter welker Todtenkränze.

Hier ſollte bald auch Florian ſchlafen, der jetzt noch unter Qualen mit dem Leben rang, nicht mit dem Tode.

Die Kirche gähnte mit ihrem nachtdunkeln Raum den Eintretenden entgegen, wie ein weites Grab. Die eingeſchloſſene Luft mit Weihrauchduft vermiſcht, ähnelte dem Geruch in Sterbehäuſern; der Laterne bleicher Schimmer fiel im Vorüberwandeln beim Gange nach der Sakriſtei auf die an den Ständen aufgeſteckten Kirchenfahnen, die wie Geſpenſter in der Luft ſchwebten, auf Heiligenbilder, auf der Seitenaltäre überladenen Schmuck im raſchen Wechſel. Vor einem Bild der ſchmerzreichen Mutter Gottes brannte trüb und düſter in rother Ampel ein ewiges Licht — eine Stiftung aus alter Zeit, von einer Mutter, deren Sohn erſchlagen worden war, — die Geſchichte jener That war zur Sage verklungen im Dorfe — jetzt trat ſie vor des Pfarrers, wie vor Thalberns Seele mit allem ihrem Schreckniß, mit ihren blutigen Zügen.

Thalborn ſchloß die Sakriſtei auf; da hingen wohlgeordnet im verſchloſſenen Schrein die prieſterlichen Gewande — die Alba für den gewöhnlichen Kirchendienſt war nicht eingeſchloſſen. Weiß wie ein Geſpenſt, ſchwebte ſie offen, und bewegte ſich leiſe, als durch das Oeffnen der Thüre ein Luftzug entſtand. Zur Feierhandlung dieſer traurigen Mitternachtſtunde bedurfte es keines Feſtſchmuckes — Eile war vonnöthen — raſch die Alba über die Talaris, um die Alba den Gürtel, die Stola über die Schulter, den Manipel über den linken Vorderarm. Mit eigner Hand erfaßte der Prieſter das mit einem Band verſehene ſilberne übergoldete Gefäß, darin das Chriſma aufbewahrt wird, und das in einem Nebenbehälter zugleich einige Oblaten einſchloß, und hing es über, ſo daß es auf ſeiner Bruſt zu ruhen kam. Auf der Bruſt des Mörders das geweihte Oel des Sterbeſakraments für den Ermordeten! Thalborn warf über ſein Gewand das ſchlichte weite Chorhemd, um nach dem Brauch der Kirche den Dienſt zu üben.

Bei allen dieſen nöthigen und eilig vollzogenen Vorrichtungen wurde zwiſchen den beiden Männern kein Wort gewechſelt. Gallenius fragte nichts, ſprach nichts — und Thalborn war es lieb, daß er nicht zu reden brauchte, denn er mußte fürchten, daß Thränen ihm die antwortende Rede erſticken würden. Es war dem armen Manne weh um das Herz, ſehr weh.

8.

Noch athmete Florian, noch hielt er in ſeiner Hand Mariannens Hand, deren Seelenangſt eine unbeſchreibliche war, und ſie fieberhaft aufrecht erhielt. Sie wußte, daß Florian ſterben werde, ſie konnte ſich's denken, denn wenn nicht höchſte Gefahr geweſen, würde der Amtschirurg wohl nach Leiſtung ſeiner Hülfe wieder hinweggegangen ſein, aber er blieb, blieb mit kummervoller und beſorgter Miene.

Es war ſtill in der kleinen Stube; Mariannens Thränen träufelten unaufhaltſam über ihre Wangen, Florian athmete tiefſchmerzlich — von Zeit zu Zeit unterbrach ein lauter Seufzer, den die alte Mutter ausſtieß, die ſchwermuthreiche Stille.

Jetzt traten die Geiſtlichen ein. Ein Schauer fuhr Marianne über den ganzen Leib — ſie wandte ihr Antlitz ab von dem Manne, deſſen Hand ihren Bräutigam dem Tod überlieferte, dieſelbe Hand, die jetzt ihn ſegnen ſollte und weihen für den letzten Gang, den Gang aus dem Leben, aus einem Leben, das kaum vorher noch ſo blüthenvoll und hoffnungreich geweſen war.

Auf einen Wink des Vaters war Marianne bemüht, die Entkleidung der Füße des Verwundeten vorzunehmen; ſie mußte daher ihre Hand aus Florians Hand winden; darüber ſchlug dieſer die Augen auf, und richtete ſie, die ſchon halb erloſchen waren, ſtarr auf den Prieſter.

Der Pfarrer unterdrückte mit Gewalt jedes in ihm aufwallende Gefühl, er betete ein kurzes, ſtilles Gebet und dann fragte er in üblicher Weiſe.

Mit matter Stimme ſprach Florian die Formel der Beichte. Ein Zeichen des Chirurgen verſtändigte den Prieſter, daß er nicht ſäumen möge, nicht durch Gewiſſensfragen dem Todkranken die letzte Stunde erſchweren. Ach, dieſem fehlte ja das Zeichen wahrer Buße nicht, eine herzliche ſchmerzliche Reue über ſeine begangenen Sünden, menſchliche Fehler, und Gott ſahe an ſein zerknirſchtes Herz. Auch der Vorſatz, den das Sakrament der Buße fordert, ſein Leben zu beſſern, würde Florian nicht gemangelt haben, hätte nicht eben dieſes Leben ſich ſeinem Ende merklich zugeneigt.

Florian beichtete, wie er es vermochte, ſeinem Prieſter, ſeinem geiſtlichen Richter, ſeinem ihm geordneten Statthalter Chriſti — und dieſer Prieſter — mit der Centnerlaſt einer Todſünde auf dem Gewiſſen, ertheilte ihm die Abſolution.

Aber die Heiligkeit des Sakramentes verklärt auf eine überirdiſche und göttliche Weiſe alles irdiſche und ſterbliche zum Heile der Seelen. Fortzeugend iſt in ihm lebendig die Gotteskraft des oberſten und ewigen Prieſters Jeſus Chriſtus. Die irdiſchen Prieſter haben kein anderes Prieſterthum, als das was ihnen von Chriſtus überkommen. Daher kann durch eines Prieſters

Laſter oder Unthat das Sakrament nicht unkräftig werden und wirken.

Dieß iſt eine erhabene Lehre, welche den Stand der Prieſter heiligt. Dieſe Lehre kannte Florian — daher war ihm der Empfang der Sterbeſakramente von ſeines Mörders Hand nicht ſchrecklich. Aber dem Prieſter war deren Ertheilung ſchrecklich.

Und der Prieſter ſegnete ſich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes, und murmelte die lateiniſchen Gebete, und er weihete mit demſelben Zeichen die Oblate zur Hoſtie, er vollzog die Wandlung.

Und er reichte Florian den Fronleichnam unſeres Herrn Jeſu Chriſti, der mit ſeiner Seele und Gottheit weſentlich und vollkommen empfangen wird zur Vergebung der Sünde und zum ewigen Leben, zum ewigen Bunde.

Und der Prieſter öffnete das Gefäß mit dem heiligen Salböl, gemiſcht aus dem milden Oel der Olive und köſtlichem Balſam, und geweiht durch den ſichtbaren Statthalter Chriſti auf Erden, der auf dem Stuhle Petri thront.

Unter Gebeten netzte er ſeine Daumen mit dem Chriſam, unter Gebeten beſtrich er dem Wunden damit die Erhöhung hinter den Ohren, unter Gebeten den Mund — unter Gebeten die Fußſohlen.

Dann nahm er von einem ſilbernen Tellerchen die in Bereitſchaft gehaltene Baumwolle, und ſtrich von den berührten Stellen das heilige Chrisma wieder ab, reichte dann die Wolle dem Küſter zur ſofortigen Verbrennung, und ſprach: „Dies iſt das Sakrament, darin die Gnade Gottes durch das Oel und das Wort Chriſti dem Kranken zur Stärkung der Seele gegeben wird, ja auch für Leib und Leben, wo es ihm anders nützlich iſt. Im Namen Gottes des Vaters, und des Sohnes und des heiligen Geiſtes. Amen.“

Ein frommes Vaterunſer beteten alle Anweſenden mit, die alte Mutter lag wieder auf den Knieen, auch Marianne kniete am Lager Florians, ihre Hand lag wieder in ſeiner Hand, die allmählig erkaltete. Dem Vaterunſer folgte der engliſche Gruß, und nach dieſem der engliſche Roſenkranz, der mit dem Credo beginnt, und mit dem ſeraphiſchen Triphagion endigt.

Florian wurde immer ſchwächer — bleicher konnte er ſchon nicht werden. Noch einmal ſchlug er die matten Augenlieder auf, blickte auf den Prieſter und hauchte leiſe: „Ich danke dir! — Friede — ſei mit Dir!“ —

Und ihn ſelbſt mochte der Friede des Himmels ſchon beſeligen. Kein Schmerz quälte ihn mehr; mit einem letzten Blick auf Marianne ſprach er: „Marianne — meine Mutter — ſei Tochter ihr!“ —

Und indem ſeine Gedanken ſich verwirrten: „Weiße Blutſtröme! — Unſchuldig gerichtet. — Ich fliege ſchon — fliege hin, fliege hin —“

Dieſe Worte ſprach er, während die Worte des Gebetes, das um ihn her erklang: „Heilig, heilig, heilig iſt Gott Sabaoth, alle Welt iſt ſeiner Herrlichkeit voll. Ehre ſei dem Vater und dem Sohne und dem heiligen Geiſt, als er war im Anfang, jetzt und allweg, und zu ewigen Zeiten. Amen.“ — ihn wie auf Engelflügeln emportrugen. Ein Seufzer — ein leiſes Röcheln — Florian hatte vollendet. Die Uhr des Kirchthurms ſchlug Mitternacht.

Thalborn umfing weinend ſein tief, tief erſchüttertes Kind.

Der Pfarrer ging ſtumm aus der Stube, und ohne Geleit, ohne Licht, ohne Wort hinüber in ſein Haus. So ſchwarz, wie die heutige, war ihm noch keine Nacht ſeines Lebens geweſen.

Nachtſchwarz war es auch in ſeiner Seele. —

Und in Wahrheit brach für ihn an ein ſchwarzer Sonntag, obſchon ſo nur der Sonntag Judica hie und da vor Alters genannt wurde.

Dieſer Sonntag aber, welchen der Schlag der Mitternachtglocke auf dunkeln Schwingen heraufführte, war der ſechſte nach Trinitatis.

Und im Evangelium, das an dieſem Sonntage der Chriſtenheit verkündet wird, ſteht geſchrieben:

„Ihr habt gehört, daß zu den Alten geſagt iſt, Du ſollſt nicht tödten; wer aber tödet, der ſoll des Gerichtes ſchuldig ſein.“

Ein zermalmendes Wort!

Und dieſes Evangelium ſollte heute der Pfarrer Rudolph Gallenius ſeiner Gemeinde verkünden.

Und vor derſelben Gemeinde, in der jedes auf ihn gerichtete Auge die ſtumme Anklage ausſprach, Du biſt der Mörder eines Unſchuldigen — ſollte er heute am Hochaltar das heilige Meßopfer darbringen!

Sein Denken verſank in dumpfe Betäubung. Machtlos verfiel er, indem er ſich auf ſein Lager warf, einem ſtarren Brüten, das ihn endlich in die Feſſeln eines unruhvollen Schlafes ſchlug.

Träume, ſchreckvolle Träume peinigten ihn, und weckten ihn wieder auf, aber bleiſchwer lag es über ihm, auf ihm. Zu früh erwachte er — matt und müde — dumpf und trübe.

Was thun? Zwei Wege gab es nur — freiwillig ſich ſelbſt zu opfern, dem Getödteten nachzuſchweben in das unbekannte Land des verhüllten Jenſeits — oder Frieden zu ſuchen im Gebet, in Reu und Leid und Zerknirſchung, in demüthiger Ergebung zu tragen, was da komme, damit ſich das Geſetz erfülle.

Es gab noch einen dritten Weg — nicht beſchreitbar für jegliches Gemüth, wohl aber für ein Gemüth jenes des Pfarrers Gallenius.

Charakter iſt hier zu ſagen, nicht Gemüth.

Gallenius Charakter war wild und ſtolz, roh und ſtreng, heftig und voll Leidenſchaft.

Dieſer Charakter ließ ihn den dritten Weg einſchlagen, der aber nicht zum Seelenheil, nicht zum innern Frieden, nicht in des Gemüthes ſtille Paradieſe führt.

Herzenshärte — Verſtockung.

Mit wildem Trotz ſah Gallenius jetzt dem entgegen was kommen werde. Er hielt es für ein Zeichen von Männlichkeit, wenn keiner ihm bleiche Furcht, oder einen Reuegedanken, oder ein Kundgeben menſchlicher Schwäche anſehe. Sein Sinn war eiſern. —

9.

Tief bewegte die Kunde von Florians Ableben, die am frühen Sonntagmorgen das Dorf durchflog, die Einwohner von Meslar. Florian hatte keinen Feind. Sein ruhiges, ſtilles, arbeitſames Weſen, verbunden mit einer liebevollen Freundlichkeit, hatten ihn allen ſeinen Mitnachbarn lieb und werth gemacht.

Ein ſolcher Unglücksfall war in dem ſtillen Dorfe etwas ganz unerhörtes. Generationen hatten gelebt und waren dahin gegangen, ohne daß ein allgemeines Herzeleid das Dorf erſchüttert, höchſtens einmal ein Hagelſchlag mit ſchnell vorübergehenden Folgen. Selbſt die Kriegsjahre hatten es kaum berührt. Welche Heeresmaſſen auch auf der großen Landſtraße vorbeigewogt, in dieſe Thalengen war nur wenig davon gedrungen, die Raſtorte lagen immer mehr oder minder dieſer armen Gegend fern.

Jetzt war ein furchtbarer Feind in die Mitte der Bevölkerung getreten, die Gewaltthat, der Mord, Mord von der Hand eines Dieners der Kirche, eines Dieners Gottes.

Selbſt die gewiſſe Ueberzeugung, daß man nun den unbeliebten Pfarrer los werde, milderte nicht den geringſten Schmerz um Florian. Um alles in der Welt hätte man nicht für ſolchen Preis zum Ziele der Wünſche gelangen mögen.

Der wackere Schulze fügte ſeinem Bericht an das Juſtizamt, den er in einfacher ſchlichter Weiſe aufgeſetzt, und worin er mit ſchonender Vorſicht blos geſagt hatte, daß unverſehens vom Pfarrhauſe her ein Flintenſchuß gefallen, nicht daß der Pfarrer ſelbſt geſchoſſen, noch die Worte hinzu: Um Mitternacht um 12 Uhr iſt der durch erwähnten Schuß mit Rehpoſten in den Rücken getroffene Florian Huhn nach Empfang der h. Sterbeſakramente ſanft und in dem Herrn entſchlafen, welches der zur Hülfe herbeigeholte Herr Amtschirurgus Löbener amtlich bezeugen wird.

Ein Bote brach auf und trug das Schreiben nach Geiſa. Mehr als eine Frage bewegte das ganze Dorf: ob der Pfarrer Kirche halten, ob er Meſſe leſen werde? Ob er zur Verantwortung werde gezogen werden? Ob er ſeine That eingeſtehen oder abläugnen werde?

Die erſte Frage war vor der Hand die wichtigſte. Schon verkündeten die Klänge der Glocken den Tag des Herrn.

Thalborn hatte mit väterlicher Milde, mit väterlicher Liebe in der Nacht ſeine ſchmerzdurchwühlte Tochter getröſtet, er hatte den Sturm ihrer Gefühle beſchwichtigt. Mit ſtillem Jammer half ſie im Sterbehauſe der alten Mutter, die der Schmerz ganz ſtumpf und thatunfähig machte, alles Nöthige beſchicken; auch kam Euphraſie, der Freundin mit ihrer Hülfe beizuſtehen.

Zahlreiche Kirchengänger wallten zum Hauſe des Herrn. Viele blieben auf dem Friedhof ſtehen, bevor die Stunde des Gottesdienſtes ſchlug, und ſahen hinüber nach dem Pfarrhaus.

Es fiel da manches Wort herüber und hinüber, manches Urtheil, das der Pfarrer ungern vernommen haben würde, hätte er es vernommen. Viele glaubten feſt, er werde heute nicht Meſſe halten, er *könne* nicht Meſſe halten.

Siehe da — der Pfarrer trat aus dem Hauſe, er ſchritt durch die Reihen ſeiner Pfarrkinder mit demſelben Geſicht, das er ihnen immer gezeigt, mit einem Geſicht voll Stolz und Härte, voll Verachtung ihrer — nur daß dieſes unſchöne Geſicht heute nicht roth war, wie ſonſt, ſondern mit einer erdfahlen Bläſſe bedeckt, und auf das ſich noch der Ausdruck einer tiefen Verſtimmung gelagert hatte.

Man ſah es dem Pfarrer an, daß er ungern dieſen Gang ging, daß er ihn lieber nicht gegangen wäre, aber er ging ihn dennoch mit trotzigem Muthe.

Feierlich und ſchön, und auf jedes fühlende Herz von tiefer Wirkung iſt der Gottesdienſt der katholiſchen Kirche. Im ärmſten Kirchlein des ärmſten Dorfes wie in den ewigen Rieſendomen — dieſelbe wunderbare Symbolik der Gebräuche, dieſelbe Myſtik, dieſelben Hymnen und Geſänge. Da klingen Himmelstöne herab vom Chore, die ſchon in Jugendtagen ſich in das Herz ſchmeichelten mit aller Süße des Paradieſes, da klingen ernſte Weiſen nieder, die mit Schauern des Grabes durch die Seele beben — je nach den heiligen Zeiten. Engelſtimmen jubeln in heiliger Chriſtnacht ihr Gloria, weinende Engel umſtehen des Heilands Sarkophag und das Stabat mater dolorosa durchzittert mit Schmerzgefühlen jedes Gemüth. Furchtbar dröhnt die Poſaune des Weltgerichts im Dies irae, dies illa, und wirft die Herzen in den Staub. Aber ſie ſchweben wieder empor, ſelbſt Auferſtandne mit dem Auferſtandenen, und ein endloſes Halleluja jubelt über alle Lande, durch alle Himmel, und ſchmilzt ein in die Stimmen der Seraphim, deren Heilig heilig heilig aus dem Lichtmeer rauſcht, das um den Thron der ewigen Liebe fließt.

In ihrem Kult offenbart ſich die großartige Macht der Kirche. Hier iſt ein Glaube, ein allgemeiner

— hier iſt keine Bewegung, keine Schwankung, ein Gehorſam, eine Gnade, eine Heiligung aller — für alle — eine Anbetung. Was iſt alle Pracht und Macht der Außenwelt gegen das Heiligthum der Kirche? — ein Nichts. Aller Glanz und alle Herrlichkeit der Königsthrone — ſie iſt ein Nichts gegen den einfachſten Altar eines kleinen Dorfkirchleins, auf dem die fromme Hand der Dörferin einen Strauß einfacher Feldblumen ſtellte, auf welchen Strauß das ſchlechteſt gemalte Bild der Königin der Himmel niederblickt.

Uebermächtig die Sinne bewältigend, die Gemüther durchdringend iſt die Ceremonie des Meßopfers.

Die Gläubigen in Meelar ſahen es vollziehen in gewohnter Weiſe durch ihren Prieſter. Er war ein Anderer geworden in dem Ornat — bedient von Thalhorn und noch einem Miniſtranten als Leviten, von den Chorknaben umgeben. Weihrauchwolken zogen empor. Mit kraftvoller Stimme ſprach der Prieſter den Introitus, ſang er das Kyrie und das Gloria. Liebliche Knabenſtimmen ließen vom Chor reſponſirend das Pax in terris ertönen. Es folgte der Gruß des Volkes, das oft wiederholte Dominus vobiscum, und die Antwort des Chores: Et cum spiritu tuo, dann die Collecte, die Epiſtel, das Evangelium.

So geſchahe vor den Augen der Menge durch den Prieſter die tägliche, ewige Sendung. Denn Meſſe — von missa — iſt die immer erneute Sendung des Sohnes

Gottes, und ſein ſtets erneuter Opfertod. So lehrt die Kirche. Aufs Neue wird Chriſtus geopfert durch den Prieſter, und indem der Prieſter dieſe geheimnißvolle Opferung vollzieht, indem er nach der Wandlung den heiligen Leib genießt — fällt alles Irdiſche ab von ihm, er ſteht in Verklärung da vor den Augen der Gemeinde — nichts Sündhaftes iſt mehr in ihm, an ihm.

Und doch zitterte ein zermalmendes Gefühl in dem Parrer Gallenius, als er jener Worte denken mußte: Ihr habt gehört, daß zu den Alten geſagt iſt: Du ſollſt nicht töden.

Aber auch dieſer Schauer ging vorüber. Wie eine Friedensſtimme aus der Höhe erklang nach dem Graduale, der Buße und Klage, das Alleluja mit jubelnden in der Tonleiter freudig auf und abſchwebenden Noten, an das die Sequenz ſich anſchloß.

Doch nicht weiter — Verwirrung erfaßt den Ungeweihten, der ſchildern möchte das, was er nicht durch und durch kennt, des Meſſedienſtes wunderbare Gliederung, eine feſte Kette unabänderlicher Gebräuche, ſo viele Kreuze über Altar und Kelch und Hoſtie, ſo viele Küſſe auf Altar und Buch und heilige Geräthe, ſo viele Verbeugungen der Kniee, wie des Leibes.

Jener Prieſter dort am Hochaltare vollzog alles, alles. Er ward nicht müde, er ward nicht irre.

War das die Macht der Gewohnheit? War es die Kraft des Glaubens? Stand ſein innerer Menſch wirklich ſo hoch über den Laien, wie die Gnade der Kirche ihn ſtellte?

Wer kann hier bejahen — wer verneinen?

Der Prieſter opferte ſeinen Gott. Er knieete nieder am Altare, die Chorknaben ließen ihre hellen Schellen erklingen, die Gemeinde warf ſich auf die Knie. Das Offertorium geſchahe mit den Worten: „Empfange, heiliger Vater, allmächtiger Gott, dieſes unbefleckte Opfer, welches ich Dir, Dein unwürdiger Diener, meinem wahren lebendigen Gott darbringe für meine unzähligen Sünden, Beleidigungen und Nachläſſigkeiten, und für alle Umſtehenden, aber auch für alle lebenden Chriſtgläubigen, und für die Verſtorbenen, damit es mir und ihnen zum ewigen Heile gereichen möge.“

Das Myſterium der heiligen Wandlung war erfolgt, und hoch erhob der Prieſter die in den Leib des Herrn verwandelte Hoſtie.

Ob er ſelbſt es fühlte, daß jetzt die Glorie der Engel ihn umgebe, daß er ſelbſt ein Mittler ſtehe zwiſchen Gott und den Menſchen? Daß die alte Kirchenlehre den Prieſter höher ſtellte, als Maria und die Engel, weil dieſe nicht das Meßopfer zu vollziehen vermögen? Er, dem gegeben war in der Prieſterweihe die Gewalt zu opfern für die Lebendigen und die Todten — wußte ja wohl, daß des Opfers Kraft nicht aufgehoben wird, ſelbſt wenn der Prieſter, der es darbringt, in Sündhaftigkeit lebt, im Laſter befangen iſt!

Denn nicht durch das Menſchliche im Prieſter wird das Opfer dargebracht, ſondern durch das Göttliche der Kirche. Nicht der Prieſter vollbringt es, ſondern Chriſtus, in deſſen Perſon, und nicht in ſeiner, der Prieſter ſpricht.

Aber das überſinnliche dieſer Lehre, wie erhaben ſie ſei, taſtet an ein Wort der Schrift, ein Wort von unendlicher Schwere, Pauli Wort: Wer unwürdig von dieſem Brod iſt, und vom Kelch des Herrn trinkt, der iſt ſchuldig am Leibe und Blute Chriſti, er iſt und trinkt ihm ſelbſt das Gericht.

Und ſo lautet auch die Lehre: „Die Sakramente haben ihre Kraft und Wirkung aus Satzung Chriſti, und aus Ordnung der Kirche, nicht aus dem Prieſter, der Meſſe lieſt, noch aus einem, der Meſſeleſen beſtellt. Deshalb die Meſſe gleich gilt, ſie werde gehalten durch einen frommen oder einen böſen Pfaffen, der vielleicht wiſſentlich in Todſünden frevenlich und ungebeichtet Meſſe hält. Und iſt kein Unterſchied in der Meſſe zwiſchen einem guten oder loſen Prieſter, was der Meſſe Würdigung betrifft; inmaßen eine gerechte Arznei wohl wirkt, es ſei der Arzt gut oder böſe. Das Gold iſt gleichmäßig fein, in eines Dieners Börſe, wie in des Königes Schatz. Das Sakrament wirkt ſeine Kraft, dem Gerechten zum guten, dem Ungerechten zum Uebel. Wie der klare Sonnenſchein gute Augen erfreut, und böſe Augen beleidigt.

Und darum ſingt die Kirche in der Sequenz: Dieſes Sakrament nehmen Fromme und Böſe in gleicher Empfahung, aber nicht in gleichem Ausgang, den Frommen zum Leben, dem Ungerechten zum Tode — zum Gericht — zur Verdammniß.

Als der Gottesdienſt geendigt hatte, war eine große Beſtürzung und Aufregung in der Gemeinde nicht zu verkennen. Wie viel oder wie wenig auch die Begriffe der ſchlichten Dorfbewohner aufgehellt ſein mochten über die ſublimen Lehren ihrer Kirche — ein natürliches Rechtsgefühl ſprach unverholen aus ihnen, ſie fühlten das Heiligſte beleidigt, das Allerheiligſte geſchändet. Mochte immerhin ein Lehrſatz des canoniſchen Rechtes lauten: Kein unreiner Prieſter vermag zu beflecken göttliche Sakramente, die zur Reinigung vorgenommen ſind. Deshalb mögen wir ohne Sorge die Sakramente nehmen von einem jeden Prieſter, nachdem alle Dinge durch den Glauben Chriſti gereinigt werden. Die Meſſe hangt am Worte Gottes, nicht am Verdienſt des Prieſters, der da ſtehet als ein Bote Chriſti, und als ein Diener der Kirche, oder als ein Gewaltträger Jenes, der die Meſſe an ihn gefrommet hat — dieſes Lehrſatzes waren ſich vielleicht die Einwohner von Meslar nur dunkel bewußt — aber hell brannte in ihnen der Stern des Bewußtſeins vom Guten und Böſen.

Still getragen hatten die Gemeindeglieder ihres Pfarrers ganze unfreundliche Art zu ſein und ſich zu benehmen, ſeine übeln Neigungen lange Zeit, bis die Ortsälteſten ſich zu jener Klageſchrift entſchloſſen. Auch waren ſie geneigt, ihm alles zu verzeihen — ſelbſt das Schrecklichſte — den Mord jenes unſchuldigen Jünglings — aber daß er zwölf Stunden nach dieſem Mord ohne Buße und Entſühnung, außer der, die ihm ſelbſt wurde durch das Meßopfer — letzteres zu vollziehen im Stande war, ohne zittern und zeben, ohne zuſammen zu ſinken unter der Schwere ſolcher That, das verziehen ſie ihm nimmermehr. —

Was geſchehen war, war geſchehen. Viele Gemeindeangehörige beſonders der männliche Theil und die liebe Jugend blieben ſtehen auf dem Kirchwege, traten unter die Linde — es zeigte ſich ein Gegenſtand, welcher ſelten war im Dorfe Meslar — unten vor dem Wirthshaus hielt eine beſpannte Poſtchaiſe.

Viele, darunter mehr Frauen und Mädchen, als männliche Bewohner, gingen auch aus und ein in dem Sterbehauſe, bei der Wittwe Huhn — ſie brachten der armen Alten die Thränen der Theilnahme, auch ein Opfer, das dem Herrn wohlgefällt.

Man ſah den Pfarrer aus der Kirche nach ſeiner Wohnung zurückkehren, Thalborn folgte ihm.

Die Thüre des Pfarrhauſes ſtand offen. Gallenius ſtutzte — es ging eine Unruhe auf in ſeinem Herzen.

Beſuch war im Pfarrhaus — ernſter Beſuch. Der Juſtiz-Amtmann aus Geiſa, begleitet vom Amts-Kommiſſar und vom erſten Aktuar. Der Amtsdiener war auch mitgekommen, doch bis auf weitere Requiſition im Wirthshaus zurückgeblieben, vor welchem er mit dem Poſtillon Zwieſprach hielt.

Ein beauftragter Knabe entbot den Schultheiſſen, wie er aus der Kirche trat, ſofort in das Pfarrhaus.

Auf dem Tiſch in der Pfarrſtube ſtand leider kein Frühſtück; was darauf lag, erfüllte mit Entſetzen. Es war des Pfarrers Jagdflinte, abgeſchoſſen, der Hahn noch auf der Pfanne ruhend — wie ſie geſtern von ihm in einen Winkel geworfen worden war.

Auf einem Teller daneben lagen die Rehpoſten, welche geſtern Nacht der Amtschirurg aus Florians Rükken geſchnitten hatte; ſie waren noch blutig.

Stumme Zeugen einer gräßlichen That!

Der Pfarrer erließ dem Juſtiz-Amtmann das unangenehme und peinliche eines Verhörs. Er grüßte kalthöflich, und ſprach: „Herr Juſtiz-Amtmann, ich bin Ihr Gefangener!“

Bald darauf traten die Herren aus dem Pfarrhauſe, Gallenius im Oberrock und Hut bei ihnen. Der Schultheiß folgte. Thalborn drehte den Schlüſſel des Hauſes um und verſchloß auch die äußere Pforte.

Immer noch drängte Volk aus und ein im Hubnſchen Hauſe — die Herren mußten dort vorbei, alles gab Raum — weit auf ſtand die Thüre — und in der Hausflur lag Florians Leiche, ſchon geſchmückt im Sarge, ganz überdeckt mit Blumen und Kränzen. Euphraſia ſtand zu Häupten des Todten, und hielt weinend die immer aufs Neue aufjammernde Freundin Marianne umfangen. Am Sarge kniete im ſtummen Schmerz die alte Mutter.

Auf Florians Angeſicht lag der Friede Gottes in ſanfter Verklärung — er war ja da, wo Gott abwiſcht alle Thränen von den Augen der Menſchen, wo der Tod nicht mehr iſt, noch Leid, noch Geſchrei, noch Schmerzen ſind. Die Herren blieben einen Augenblick ſtehen, mit theilnahmevollem Mitleid blickten ſie auf die Leiche — Gallenius vermochte nicht hinzublicken. Marianne ſahe ihn — ihn, und ſank mit einem dumpfen Schmerzensſchrei neben ihrem todten Bräutigam nieder. Thalborn trat in das Haus, er fing ſein unglückliches Kind auf, Euphraſia umfaßte Marianne aufs neue. Jene gingen.

Erſchüttert trat der unglückliche Vater in die Hausthür, blickte dem Pfarrer nach, und rief mit wehmuthvoll zum Himmel gerichtetem Blick: „O ſollt' ich nicht ſprechen: gehe von mir, du Verfluchter in das ewige Feuer, das bereitet iſt dem Teufel und ſeinen Engeln!

— O Gott — nein, nein — nicht dieſen Fluch — es ſteht ja geſchrieben, wer Sohn oder Tochter mehr liebt als mich, der iſt meiner nicht werth. — Gott gebe uns Kraft aus der Höhe, mir und meinem Kinde!“ —

Für den Pfarrer Gallenius öffnete ſich das Criminalgefängniß zu Dermbach, ſpäter ein Strafkloſter.

Von ſeinem Wandel als Franciskaner wäre noch vieles zu berichten. — Er blieb, wie er geweſen, voll Herzenshärte, und wurde ein leidenſchaftlicher, finſtrer und tückiſcher Mönch.

Die Gemeinde Meslar bekam einen andern, würdigern Seelſorger, mit dem ſie Urſache hatte, vollkommen zufrieden zu ſein.

Marianne lebte ſtill dahin, und trug lange ſchwer am tiefen Seelenleid. Sie iſt ihres Vaters Stütze, und war es auch ſo lange der Mutter Florians, bis dieſe dem Sohne, und zwar bald, nachfolgte.

So hatte ein Menſch von roher Gemüthsart um einer Verhöhnung Willen durch Schuld eines dritten einem fleißigen und hoffnungsvollen Jüngling das Leben genommen, ein Mutterherz gebrochen, eine ſchuldloſe glückliche Liebe zerſtört, ein edles Mädchen bis zum Tod betrübt, und auch das Band der Liebe zweier andern jungen Herzen zerriſſen — mindeſtens auf lange Zeit, und zwei wackere Männer mit Kummer belaſtet.

Vinzenz Hummelbeiſſer hat ſeinen Schwur gehalten, er hat nie wieder ein loſes Lied geſungen — aber er iſt dem geweſenen Pfarrer zu Meolar noch in den Lebensweg getreten — ein ernſter Rächer — doch kein blutiger. Dieß erzählen wir vielleicht ein andres Mal unſern Leſern.

* * *

Das unſichtbare Mädchen.

Thüringer Berggeſchichte.

1.

Die Felſen und Wälder um die thüringiſche Bergſtadt umfloß paradieſiſcher Zauber; ein klarer warmer Sommerabend ſank auf die Fluren nieder, und hüllte Höhen und Thäler in den Goldmantel ſeines ſchönen Lichtes. Es war der Vorabend eines Sängerfeſtes; Wege und Stege waren belebt von Wandelnden, laubgeſchmückte, dicht mit ſingenden Sängern voll beſetzte Wagen fuhren, umweht von Fahnen und Wimpeln, in die Thore ein, freudig begrüßt von Schaaren, die ihrem Kommen entgegenharrten; die Stadt ſelbſt war feſtlich geſchmückt, Laubgewinde verbanden die einander gegenüberſtehenden Häuſer der Straßen, an ihnen hing manche begrüßende Inſchrift nieder. Vom Rathhausthurme wehte ſtolz und rauſchend das mächtige Panier der Stadt mit dem alten Landeswappen, aus den Fenſter des Rathhauſes hingen die Fahnen der Gewerkſchaften; geſchmückte, durch farbige Schärpen ausgezeichnete Feſtordner durcheilten geſchäftig die auf dem Markt ſich drängende Menge. Dort flogen Freunde, die einander lange nicht geſehen, ſich in die Arme, dort ſchüttelten ſich Männer und Jünglinge vergnügt die Hand, dort führte ein Freund den Gaſtfreund in Haſt nach ſeinem Hauſe, um ihm die Freuden leiblicher Erquickung im vollen Maaße zu bieten, und in den Häuſern beſchickten mit ſorglicher Geſchäftigkeit Mütter, Schweſtern, Töchter die Abendtafeln; rings lachte Frohſinn, waltete Freude, und das Ganze bot ein Bild, das ſich mit jedem Sommer in mehr als einer Stadt Thüringens wiederholte ein Bild edlen und ſchönen Volkslebens, durch den Männergeſang gehoben, durch Sitte geadelt, durch Harmonie verklärt.

Die Woge der nicht allzufern an dieſer Bergſtadt vorüberfluthenden Eiſenbahn warf nebenbei in die wimmelnde und drängende Menge der nachbarſchaftlichen Bevölkerung zahlloſe Fremde aus dem Norden, die auch einmal Luſt fühlten, ſich die thüringiſche Bergnatur in der Nähe zu beſchauen, und in deren eigenthümlichen Reizen ſich zu erfriſchen.

Dieſer Freudenſchaar zwar nicht geſellt, aber doch zu ihr zählend, durchwandelten eine Dame und zwei Herren eines der romantiſchſten Gebirgsthäler in der Umgebung jener Stadt, und nahten derſelben auf einem Fußwege, in lebhaften Geſprächen, heiter geſtimmt durch die herrliche Natur und durch das goldene Licht des Tages, das die Fluren und Wälder noch ſo magiſch überfluthete. Es waren zwei junge Vermählte, Amalie und Ferdinand Klarmann, und Heinrich Wieneck, beider Freund, ein Poet, den jedoch die Wogen des Lebensmeeres ſo genugſam geſchaukelt, daß er nicht blos in Dichterträumen ſich erging, ſondern auch der realen Wirklichkeit ihre Rechte willig einräumte. Er ſtand einſam im Leben, fertig mit ſich, nicht ohne jenes geheime Sehnen nach dem Unerreichbaren, das in jedem Buſen eines ächten Dichters lebt, ja das eigentlich die Seele jeder wahrhaft berufenen Dichternatur bildet.

Das Geſpräch dieſer drei, durch Uebereinſtimmung der Gefühle und Lebensanſichten innig befreundeten Menſchen lenkte ſich, nachdem es, wie ein gaukelnder Sommervogel über die Reize der Natur, über die Flora des Gebirges, über die geognoſtiſchen Formationen des durchwandelten Thales und über die Eigenthümlichkeiten der Volkstracht ſeiner Bewohner herüber und hinüber geflattert — einem Gegenſtand zu, der in der Neuzeit oft beſprochen und erwähnt, vielen bereits als ein Axiom gilt.

„Es wird wimmeln in der Stadt,“ ſprach Klarmann: „Wenn wir nur ein Unterkommen finden, trotz dem, daß wir durch unſern Kutſcher Quartier beſtellen ließen!“

„Die Eiſenbahn wird eine Ueberzahl fremder Gäſte herbeiführen,“ ſetzte er hinzu: „die Eiſenbahn, der Riegel vor das nun auf ewig geſchloſſene Thor der

Romantik, der ſchnurgerade Gedankenſtrich hinter dem letzten Epos.“

„Mir iſt nicht bange!“ erwiederte Heinrich. „Finden wir auch nicht Zimmer mit der Ausſicht auf den Markt, ſo finden wir ſie doch ſicher nach der entgegengeſetzten Seite. Vom Zimmer aus ſehen wir uns das Feſtgepränge doch nicht an. Und was die Eiſenbahn in der von Dir erwähnten Beziehung betrifft, mein lieber Freund, ſo theile ich ganz und gar nicht die ſich jetzt häufig ausſprechende Anſicht, daß ſie es ſei, die das Thor der Romantik ſchließe.“

„Doch, doch!“ rief Ferdinand. „Wo ſind die Mühen von ſonſt, die Abenteuer von ſonſt? Wo iſt das gaſtliche Wirthshausſchild, das den müden, durſtigen Wanderer zur Raſt einlud? Wo iſt dieſe Raſt? Vorbei — vorbei!“

„Vorbei? Daß ich nicht wüßte!“ beſtritt Heinrich. „Wandeln wir nicht mitten in einem hochromantiſchen Thalgrund? Blickt nicht in ihm, vom Abendſtrahl geröthet, die alte Burg nieder, nach wie vor? Führt eine Eiſenbahn auch in die Thalſchluchten unſeres Hochlandes, führt ſie empor zum ſtolzen, wolkennahen Kamm des Gebirges? Mit nichten und nimmermehr!“

„Die Romantik iſt und bleibt doch begraben!“ verſetzte Klarmann. „Als am Johannestage achtzehnhundert und ſieben und vierzig die erſte Lokomotive auf dem Bahnhof zu Eiſenach pfiff, ſchlug die bis dahin offene Pforte ihres Zauberberges klingend zu.“ —

Amalie war im ſtillen Sinnen den beiden Freunden vorangewandelt; ſie hatte hie und da von nahe ſtehender Felswand eine ſchwankende Blume oder ein Farrnkraut abgepflückt, und von Zeit zu Zeit mit dem ſüßen Lächeln einer ſtillen Befriedigung nach dem Manne und dem Freund umgeblickt, und mit einem Schweigen das mehr als Worte ſagte. Jetzt that ſie ein gleiches, ſie blickte um, ſprach aber mit der ihr eigenen freundlichen Milde: „Du ſagſt, die Pforte ſchlug klingend zu — und ſo wäre die Wunderblume, die Poeſie, auch auf ewig im ſtarren Fels des Materialismus begraben?“

„Ich glaube es faſt!“ erwiederte Ferdinand. — „Und ich beſtreite es feſt!“ rief Heinrich mit leuchtenden Blicken. „Zunächſt aber müſſen wir, wenn wir ſtreiten wollen, die Begriffe feſtſtellen: Was iſt Romantik? — Mir iſt Romantik die vom Geiſt der Poeſie verklärte *Erinnerung* an die mittelalterliche Heldenzeit im Bunde mit dem Schönen in der Natur, wie im Bunde mit dem Schönen, was die *Kunſt* in Bildern und Bauten geſchaffen, ſelbſt wenn von einem wie vom andern unſerer Betrachtung ſich nur *Trümmer* bieten.“ Amalie lächelte der ausgeſprochenen Anſicht des Dichters Beifall; ihr ſinniges Gemüth verſtand ihn ſo ganz, und ſie ſelbſt lebte ſich gern in die ſchöne Wunderwelt der Romantik ein, die dem geläuterten Sinn tauſendfache Reize bietet —

Klarmann aber wollte die Beſtimmung des Freundes nicht gelten laſſen, er ſagte: „Romantik iſt ein Gottlob nunmehr abgethaner veralteter Begriff des Abenteuerlichen und Ungeheuerlichen, unvereinbar mit den Anforderungen des Zeitgeiſtes und der Gegenwart, ein ſchwärmeriſches Hinneigen zu mittelalterlicher abgeblaßter Herrlichkeit, ein Feſthalten am ſchnöden Feudalweſen und an Knechtung des Volkes, wie das Mittelalter ſie beliebte.“ —

„Wie ſchroff! — Ferdinand! —“ mahnte Amalie mit einem Blick ſanften Vorwurfs auf ihren Mann.

„Laſſen Sie ihn nur!“ bat Heinrich die Freundin. „In Meinungskämpfen hat jede Meinung die Berechtigung, geharniſcht auf den Kampfplatz zu treten, und unſer Freund will, ſo ſcheint es, ſeinen Harniſch aus einer Rüſtkammer wählen. Zum Glück iſt aber ſeine Beſtimmung des Begriffs Romantik nur eine ſtrengperſönliche, keine allgemein angenommene. Nennt man doch ſchon das maleriſchſchöne in der Natur romantiſch, ohne allen Nebenbegriff vom mittelalterlichen. Die bunten Volksgruppen, die wir morgen auf den Matten zwiſchen den großartigen Felsgehängen über dem Sängerfeſtplatz hingelagert erblicken werden, die wehenden Flaggen und Fahnen, die rauſchenden Muſikchöre, die Zelte und Buden, das ganze belebte Wogen und Treiben eines Volksfeſtes gewinnt für uns romantiſche Geſtaltung. Warum? Weil ſolche Prunkzüge, weil ſolcher

Feſtpomp und ein harmoniſch entwickeltes Volksleben auch den Feſten des Mittelalters, oft in noch höherem Grade, dieſe volle zauberhafte Färbung gab, welche noch in die Gegenwart zurückſtrahlt, die wir mehr oder minder immer nur nachahmen, ſchwerlich jemals überbieten können.“

„Und das wäre alles dahin, weil Eiſenbahnen durch das Land gehen? Das iſt ja gerade recht, daß wir Eiſenbahnen gewonnen haben, da miſchen ſich die Bruderſtämme, da werden nun nahe Nachbarn, die ſich Tagereiſen weit entfernt wohnten, da theilt der Nordländer die Freuden des Südländers, da fluthen höher und raſcher die Wogen des Volkslebens, gehoben durch den Verkehr, verdoppelt durch den Gewinn an Zeit.“ —

„Und wenige Minuten ab vom Bahnhofe — da ruht noch die ewige Natur in ihrer Allherrlichkeit, da grünen noch ihre Matten, rieſeln noch ihre Quellen, rauſchen noch ihre Waldeswipfel, thronen in erhabener Einſamkeit die Ueberreſte vergangener Zeiten, wehen noch die glorreichen Banner der vaterländiſchen Geſchichte. Mir iſt nicht bange, daß die Gegenwart die Vergangenheit verſchlinge, obſchon Chronos ſeine Kinder verſchlingt — und ich gebe nicht *eine* Blume der Poeſie, nicht eine einzige Sage verloren, weil wir nun eine Eiſenbahn haben!“

„Unſer eifriger Dichter läßt mich nicht zu Worte kommen,“ ſprach Klarmann mit Lächeln: — „am Ende ſtreiten wir — um des Kaiſers Bart — und es frommt uns nicht, ob dieſer Bart einmal oder zweimal um den Steintiſch im Kyffhäuſer herumgewachſen, es könnte uns nur frommen, wenn er dreimal um den Tiſch herumgewachſen wäre.“

„Ich ſtreite gar nicht!“ nahm Heinrich wieder das Wort. „Ich ſpreche nur meine Anſicht aus. Es verdrießt mich, daß die Rede zum Gemeinplatz wird, durch Eiſenbahnen werde alle Poeſie beſeitigt. Ich nehme die Eiſenbahnen gegen dieſe Anſicht in Schutz. Sie ſind ſelbſt Poeſie — ſie geben uns Flügel. Sie tragen uns mit zauberhafter Schnelle zu Gefilden, nach denen unſer Verlangen ſonſt ſehnſüchtig blickte. Sie laſſen uns landen an den grünen Inſeln deutſcher Binnengebirge, am Harz, am thüringer Wald. — Tauſenden erleichtern ſie die Wallfahrt nach dem Mekka der hochherrlichen Wartburg, manch heißes Herz wird ſeine Gluthen in der Umarmung von Liebenſteins Undine fühlen — und ſo lange die Natur ewig dieſelbe bleibt, und ſo lange Herzen, Menſchenherzen, noch fühlen und ſchlagen, noch glühen und ſich ſehnen, ſo lange des Allebens großer Pulsſchlag noch durch die Schöpfung wogt, ſo lange wird auch die Poeſie das Leben der Menſchheit verklären, und Herzen heben, läutern, zum Himmel tragen und in umnachtete Tiefen ſtürzen — die Romantik des Daſeins — nicht die Romantik eines begrenzten Zeitraums.“

Amalie hörte dem Freund mit einer ſtillen Begeiſterung zu, ſie reichte ihm die Hand und drückte die ſeine leiſe, ein Zeichen innigſten Verſtehens.

Amaliens Gatte ſah dieſes entſchiedene Beifallszeichen ohne Groll.

„Du haſt einen leichten Schein-Sieg über mich davon getragen, und Dir wird ſchon voreilig von *meinem* Lebensbaum das grüne Blatt der Anerkennung zugetheilt, was Du mit edler Seelengröße hinnimmſt“ — ſcherzte Klarmann; „aber Du haſt mich von vorn herein mißverſtanden. Ich habe ſagen wollen und geſagt: mit der Eiſenbahn ſchließt ſich ein Zeitabſchnitt von acht Jahrhunderten und es beginnt eine *neue* Aera. Willſt Du nicht von Deinem Schooskinde, Deiner Ziehtochter, der Romantik laſſen, wohl, ſo nimm ſie mit Dir herüber, aber nenne ſie dann Romantik der Neuzeit, oder ſinne ſelbſt einen geeigneten Namen für ſie aus — der ſchöner lautet als der alte Begriff des rom-antiken — nämlich des von Rom ausgegangenen *chriſtlich* mittelalterlichen Lebens und Strebens im Gegenſatz zum klaſſiſchen Griechenthum.“

„Das iſt ja eine luſtige Zerlegung des Wortes Romantik,“ ſpöttelte Heinrich: „und eine noch luſtigere Zumuthung, daß *ich* der neuen Romantik einen Namen geben ſoll. Ich würde ſie unbedenklich Aventiure nennen, wäre dies nicht ſelbſt ein mittelalterlicher Begriff und noch dazu ein mißdeuteter, weil von den wenigſten verſtandener. Und es iſt ſchwer, wenn nicht unmöglich, ein Wort zu finden, das klar und allen verſtändlich ausdrücke den Zauber, welchen Natur- und Kunſtſchönheit im Bunde mit Poeſie und Erinnerung auf ein fühlendes Gemüth ausüben — was ich meinerſeits unter dem Worte Romantik verſtehe.“ —

Klarmann erwiederte nichts darauf — er ſah mit ſeinen hellen Augen empor und in den blauen Himmel hinein, als fühle er ſich gedrungen, ſelbſt mit nach dem Worte zu ſuchen. Amalie hemmte ihren Weitergang, und legte ihre zarte Hand auf den Arm ihres Mannes. Ihre Blicke leuchteten ſo mild und freundlich zu dem Freunde, den ſeinen begegnend, Heinrich ſah ihr an, daß auch ſie ſinne.

Mit einem leiſen Erröthen, dem Zeichen einer zarten Schaam, daß ſie es wage, der obſchwebenden Frage eine Löſung geben zu wollen, ſprach ſie — die Tochter eines hochgeſtellten Schulmannes — ein griechiſches Wort aus: „Philokalia“. —

„Herrlich!“ rief Wieneck mit freudiger Beiſtimmung. „Liebe des Schönen. Sie iſt die ewige Trägerin aller Poeſie! Liebe des Schönen, des Edlen, des Erhabenen!“

„Gut geſagt, meine Theure!“ lobte nicht ohne einigen Spott im Tone Ferdinand. „Schade, daß ich auch hier wieder kritiſch richten muß. Dein Wort, Amalie, iſt gut, aber es erſetzt mir nicht den ſehr zuſammengeſetzten Begriff Romantik. Es fehlt ihm der

Mitbegriff der Erinnerung an eine ſchöne Vergangenheit, die Mnemoſyne, nächſt der fehlt ihm Allverſtändlichkeit. Schwerlich wird Deine Philokalia das Bürgerrecht erhalten.“

„Meinetwegen!“ erwiederte Amalie mit milder Heiterkeit. „So wollen wir doch, Sie, Wieneck, ich, und auch Du, mein lieber Herr und Gemahl, ihr das Bürgerrecht in unſern Herzen gewähren, denn ich ſollte meinen, durch Liebe zum Schönen läutre ſich das Menſchenherz, und vergeiſtige das irdiſche Daſein zu einem himmliſchen durch den Einklang der Empfindung. Ja das Schöne zwingt uns mit einer ſanften Gewalt dazu, es zu lieben, weil aus ihm nichts unſer Gefühl ſtörendes oder verletzendes uns entgegentritt. Ob nun das Schöne der Gegenwart, ob es der Vergangenheit angehöre, gilt gleich, es bedarf daher bei der Bezeichnung des Begriffs nicht eines abſichtlichen Hinweiſes auf Erinnerung — und im Betreff der Allverſtändlichkeit, ſo würde mein Wort unter Gebildeten wohl ſo leicht verſtanden werden, wie das Wort Romantik, in deſſen Wurzeln der ihm ſpäter angepaßte Begriff noch nicht einmal ſproßt.“ — „Sie vertheidigt ſich gut! Es lebe die Philokalia!“ ſcherzte Klarmann.

„Gewiß, die Liebe zum geiſtig, ſittlich und körperlich Schönen, oder wie ich Ihr Wort in unſere Mutterſprache übertragen möchte, die Edelliebe, iſt eine göttliche Macht, ein Strahl des Genius der Menſchheit aus Gott" — ſprach Heinrich mit Wärme; „und warum ſollten wir beim Anſchaun einer Naturſchönheit, eines Kunſtwerkes, einer ſchönen Trümmer ſelbſt nicht ſtatt des Wortes romantiſch, ſagen: es iſt liebedel? Nur das Edelſchöne ſei uns lieb, nur das, was wir mit edler Liebe umfaſſen können, ſei uns ſchön!"

Eine Thräne warmer Begeiſterung, die in Amaliens Augen ſchimmerte, ſprach ſtummen Dank für die Anerkennung, und drückte die Freude aus, ſich verſtanden zu wiſſen. Klarmann aber, wie ſehr er entfernt war von jeder Eiferſüchtelei, mißgönnte dem Freunde dennoch heimlich dieſen Dank, indem er lachend ausrief: „Siehe da! Siehe da! Platons Fußtapfen im Granitkies des thüringer Waldes!" —

Die Böllerſchüſſe, welche von Zeit zu Zeit das Echo der Berghöhen weckten, ſchallten näher und näher, wie die Wanderer, die jetzt ihren Weg weiter fortſetzten, ſich ſelbſt der Feſtſtadt näherten. Schon vernahmen ſie von weitem fernhinhallenden Jubelruf, gemiſcht mit einzelnen Accorden der Muſik. Des Himmels Wölkchen waren allzumal in eine Roſenglorie verwandelt, die über der weſtlichen Pforte flammte, durch welche des Tages Königin niedergeſtiegen war.

Die Waldhöhen ſchimmerten noch ſonnengoldgrün, und über die Felsgebilde war ein purpurbräunlicher Schimmer ergoſſen, als wären ſie all mit duftendem Veilchenmoos überzogen. Amalie ſtand noch einmal ſtill, und ſog mit Entzücken den reinen friſchen Hauch der Bergluft ein, der zugleich ihre Stirn kühlte, und ihre Blicke flogen leuchtend empor zu den leuchtenden Wolken, deren Gold im rollenden Thalbache hüpfend flammte.

„Unſaglich ſchön! Dieſe Natur! Dieſe Friſche! Dieſe feierliche Stille, ſo nahe dem lauten frohen Leben der Menſchenwelt!“ ſprach die ſchöne junge Frau. „Wer doch oft in ſolchem Genuß ſchwelgen könnte! Wie manches gute Stück unſeres Lebens muß verrinnen, ehe uns ein ſo liebes Glück einmal zu Theil wird — ach — und oft nur einmal! Wer weiß, ob ich je wieder hier wandle — und wäre es, ob ich dann wieder mich ſo wonnig wohl fühle, wie heute! Ich möchte jauchzen und weinen vor Glück und Wonne.“

Und im Ueberwallen ihres Gefühles brachen wirklich Thränen aus Amaliens ſchönen Augen und ſie barg ihr Antlitz am Buſen ihres Gatten.

Mit ſtummer Rührung ſah der Freund auf die beiden. In ſeinem Herzen, das völlig neidlos war, ſtieg ein wehmüthiges Gefühl auf — er fühlte tiefſchmerzlich ſein alleinſtehen, er fühlte, daß ihm der Lebensengel fehle, der ſich ſo hingebend, ſo vertrauend an ihn ſchmiege, wie hier ſeinem Freunde geſchah. Ach, es iſt oft ſchwerer, als es ſcheinen mag, fremdes Glück nicht ohne Neid zu ſehen — und Neid iſt auch nicht einmal das rechte Wort, Neid bezeichnet ein gemeines Laſter. Aber das in die Herzen tief einſchneidende Gefühl:

warum biſt Du um ſo viel minder glücklich, wie dieſe oder dieſer? Warum war Dir nicht auch verliehen, was dieſe beſitzen? Was haſt Du verſchuldet, daß Du um ſo viel ärmer biſt an Lebensfreuden? — Dieſes Gefühl iſt ein rein menſchliches, wohl verzeihliches — kein laſterhaftes — die Sprache hat aber kein Wort für dieſes Gefühl — eben weil es ein unausſprechliches iſt.

Markt und Straßen wimmelten, als die drei befreundeten Reiſenden nun die Stadt erreicht hatten; nicht ohne einige Mühe gelangten ſie durch das Gedränge. Immer noch fuhren Wagen voll fremder Gäſte heran, Laſtträger mit Koffern, Reiſeſäcken und Hutfutteralen beladen, brachen ſich raſchen Schrittes Bahn. Als die Freunde an die offene Flur eines der erſten Gaſthäuſer traten, und ihren Wagen bezeichnend, anfragten, ob derſelbe hier Aufnahme gefunden, erwiederte der Oberkellner mit höflichem Bedauern, daß, da zwei Zimmer neben einander nach vorn heraus vom Kutſcher für die Herrſchaft verlangt worden ſeien, es unmöglich geweſen, dieſem Wunſche zu willfahren.

So abgewieſen, gingen jene nach einem zweiten nicht minder guten Gaſthaus, in welches, ſolchen Fall vorausſehend, der Kutſcher zu fahren beordert war.

Ehe dieſes Haus noch betreten wurde, zog von weitem ſchon ein Transparent an demſelben Hauſe die Aufmerkſamkeit auf ſich, und man glaubte, es ſei ein

Willkommengruß oder ſonſt eine auf das Sängerfeſt bezügliche Inſchrift, doch dem war nicht ſo, vielmehr war es ein Anlockeſchild zu einer wieder aufgefriſchten wunderſamen pneumatiſchen Gaukelei, wie denn immer und immer wieder ſich ſchon dageweſene Kunſt erneut und verjüngt, und auch immer und immer wieder — nach Brode geht. Das rothe Transparent enthielt blos die myſtiſchen Worte unter dem Bilde einer großen Kryſtallkugel:

DAS UNSICHTBARE MÄDCHEN.

Volk und Sänger ſtanden in Gruppen vor dem Hauſe, ſahen dieſes Aushängeſchild, und man vernahm wohl den Ausruf dieſes und jenes luſtigen Geſellen: „Unſichtbar? — Ich lob' mir die ſichtbaren!“ —

Die Freunde traten in das Haus ein, und fragten nach ihrem Kutſcher. Der Herr des Hauſes trat ihnen ſelbſt mit Freundlichkeit entgegen, und ſagte: „Ihr Kutſcher iſt zwar bei uns eingefahren, aber ich muß unendlich bedauern, daß ich ſeiner Beſtellung unmöglich Folge geben konnte. Sie wünſchten zwei Zimmer vorn heraus — und es iſt nur noch eine frei. Sie ſehen den Zudrang, ich habe Mühe gehabt, Ihnen das eine zu bewahren.“

„Mir gilt es ja ganz gleich, in welchem Theile des Hauſes ich in der Nacht wohne“, nahm Heinrich das Wort. „Es verſteht ſich, daß Ihr Lieben das vordere Zimmer einnehmt.“

„Es wäre aber doch hübſch, wenn wir neben einander wohnten, es war mein Wunſch ſo, zumal unſere Wege ohnedieß morgen ſich ſcheiden,“ äußerte Amalie unbefangen. „Wenn Sie gern neben einander wohnen und nach der Rückſeite vorlieb nehmen wollen, ſo kann ich wohl dieſem Herrn noch ein Zimmer neben dem Ihrigen einräumen!“ ſprach der Wirth, und da es ganz am unrechten Orte geweſen wäre, an ſolchem Abende und unter ſolchen Umſtänden, Umſtände zu machen und Bedenklichkeiten zu erheben, oder gar ein drittes Gaſthaus aufzuſuchen, zumal das Reiſeſchiff Klarmanns hier bereits einen Hafen gefunden und ſich friedlich vor Anker gelegt hatte, — ſo fügte man ſich in das unabänderliche.

Ein Kellner ging mit zwei Kerzen voran, Heinrich bot der nun von dem langen Gang über das Baſaltpflaſter der Stadt doch etwas erſchöpften Amalie den Arm, Klarmann folgte. Es ging eine Treppe hinauf, über einen Vorplatz, dann wieder einige Stufen niederwärts, man ſah lange Fenſterreihen, die in den Hof gingen, das Gebäude, deſſen Fronte ziemlich ſchmal, war, zeigte eine bedeutende Tiefe. Man gelangte in einen engen Gang, der mit einem andern, ſehr langen Gang einen rechten Winkel bildete, und jetzt wurde es Amalien ein wenig unheimlich zu Muthe. „Großer Gott!“ flüſterte ſie mit weiblicher Bangigkeit: „ich glaube wir ſind in einem Kloſter, oder in einem verwünſchten Schloß! Dieſe Gänge nehmen ja gar kein Ende!“

„Nur getroſt, und nicht zaghaft, Theuerſte,“ flüſterte Heinrich erwiedernd: „beim erſten erblicken des ungewohnten vergrößert es ſich, da wachſen und dehnen ſich die Räume; es geht uns, wie in Tagen der Kindheit, wo ſich uns alles ſo groß und weit darſtellt, was uns ſpäter in ganz mäßigen Formverhältniſſen entgegentritt.“ —

Eine das Hintergebäude quer durchlaufende, helle und geräumige Gallerie, zu welcher wieder mehrere Stufen emporführten, empfing die Reiſenden, und es öffneten ſich ihnen zwei kleine, aber anſtändig möblirte Zimmer, welche neben einander gelegen waren. Es wurde Abrede genommen, ſich nach Entledigung des Reiſeſtaubes in dem größern Zimmer, welches Klarmanns einnahmen, wieder zuſammenzufinden, gemeinſchaftlich den Abendtiſch einzunehmen, und den Reſt des Abends in heiter gemüthlicher Unterhaltung hinzubringen — denn man ſpürte von der Fußpartie keine Ermüdung.

Wieneck begab ſich auf ſein Zimmer und ſah ſich darin um. Da gewahrte er denn gleich, daß er ſich in keinem gewöhnlichen Logierzimmer für fremde Gäſte, ſondern in einer Wohnſtube befinde, und nahm wahr, daß ihm nur aus gefälliger Rückſichtnahme dieſes Zimmer eingeräumt worden. Es ſollte mir leid ſein, wenn ich einen Bewohner des Hauſes vertrieben hätte, der ſich nun mit einer vielleicht minder gemüthlichen Schlafſtätte begnügt — dachte er, und nachdem er ſich ſelbſt wieder zu rechter Behaglichkeit verholfen, ging er daran, die Einrichtung ſeines Wohnzimmers näher zu unterſuchen.

Die Ausſicht beider Zimmer ging nach einem Garten voll hoher ſchattiger Bäume, auf deren Laub der Silberſtrahl des Mondes flimmerte. Da drunten lag die tiefſte Stille, wahrhaft klöſterlich. Ein ſchlankes Thurmdach, das ganz in der Nähe zwiſchen den Baumwipfeln aufragte, vollendete das Eigenthümliche des Bildes — und dort in der Tiefe ſchimmerte es weißlich, vom Dämmerlicht umfloſſen — man konnte ſich dort wohl Kreuze und Monumente eines Kirchhofs denken.

Nur eines der Fenſter in Heinrichs Zimmer geſtattete dieſe Ausſicht, vor dem andern befand ſich ein breites Blumenbret, dicht voll beſetzt mit blühenden Hortenſien, Fuchſien und Myrthen. In einem Niſch war ein großer Kranz von der lieblichen Maurandia Barkleyana gezogen, der ganz voll von roſenfarbigen Blüthen hing.

An den Wänden zeigte ſich ein Gemiſch vieler Bilder, nicht gerade ſeltener Kunſtwerke, aber doch auch nichts ganz unbedeutendes oder geſchmackloſes.

Die Wand, an welcher ſich die Verbindungsthüre beider anſtoßender Zimmer befand, nahm, dieſe Thüre abſperrend, ein Wiener Flügel ein.

An der Thürwand ſtand ein offener Bücherſchrank.

Wieneck begann eine kleine Muſterung. Es waren meiſt Schul- und Lehrbücher — und zwar — für Frauenzimmer, und jetzt ſagten dem neuen Bewohner die Bücher, was ihm ſchon die Blumen hätten ſagen können, daß er ſich im Zimmer einer Dame befinde.

Vielleicht des Wirths Töchterlein — auf einer Ferienreiſe abweſend. Aber ſollte ein Schulmädchen — auf welches allerdings ein Theil dieſer Bücher ſchließen laſſen mußte — eine ſolche Einrichtung beſitzen? Da ſtand ein verſchloſſener Glasſchrank, angefüllt mit manchem werthvollen kleinen Geräth von edlem Metall, reizenden Filigrainarbeiten, einigen Elfenbeinſchnitzereien, aber zugleich auch voll und übervoll von Nippſächelchen aller Art aus Porzellan, Glas, Zucker und ſonſtigem Stoff. Vereinzelt lag ein Buch auf dem Schranke, Heinrich ſchlug es auf — und fand ſich angenehm überraſcht — es war eine *ſeiner* Dichtungen, eine ſeiner ernſteſten, tief empfundenſten. Es wehte ihn an, wie ein leiſer Geiſterſchauer — und indem er noch einmal ſeine Blicke über das ganze Zimmer gleiten ließ, fielen ihm Goethe's Worte im Fauſt ein:

„Ich fühl', o Mädchen, deinen Geiſt
Der Füll' und Ordnung um mich weben!“

Nirgends paßten dieſe Worte beſſer und ſchöner als auf dieſes Zimmer voll Schmuck und Anmuth, und nirgend ein Stäubchen. Eine recht ſinnige Bewohnerin mußte hier walten.

Und ſie las, ſie beſaß Schriften des Dichters, der auf eine ſo eigenthümliche Weiſe ihr Gaſt war, der auf ihrer Lagerſtätte ruhen ſollte; ſie hatte doch wohl auch ein Bild des Dichters ſich im Geiſt geſchaffen; aber wo war ſie? Hier im Orte konnte ſie nicht ſein — es war undenkbar, daß eine erwachſene Jungfrau ihr Zimmer dem erſten beſten und noch dazu dem Hauſe völlig unbekannten Reiſenden freiwillig oder unfreiwillig räumen werde.

In das Gedankenlabyrinth, darin Heinrich Wieneck umirrte, fiel mit einem Mal ein rother Lichtſtrahl — welche ſeltſame Fügung — daß ihm ſchon von weitem das Wort entgegengeleuchtet: Das unſichtbare Mädchen! Was war das? Dieß war leicht zu erkunden.

Heinrich verließ ſein Zimmer und ſchritt durch die langen Gänge in das Vorderhaus, das noch ſehr belebt war, er gelangte in einen Saal, und gewahrte bald vor einer der Zimmer-Thüren, die ſich auf dieſen Saal öffneten, einen Tiſch mit zwei Lichtern, an welchem eine Dame in etwas theatraliſchem Aufputz neben einer Kaſſe ſaß.

Heinrich hatte wohl ſchon früher neben ſo mancher andern Schauſtellung und Kunſtproduction, wie zum Beiſpiel Kempelens Schachſpieler, Jaquet Droz's Glavierſpielerin, Orphals Perpetuum mobile u. a. auch des ſogenannten unſichtbaren Mädchens Erwähnung thun hören, ohne daß ihn jedoch Zeit und Umſtände dieſe Producte mechaniſcher Künſte nahe geführt hatten. Jetzt war es ein anderes Gefühl als bloße Neugier, die ihn antrieb, in dieſe Sphäre zu treten; er erlegte das Eintrittsgeld und betrat das Zimmer, in welchem der Apparat aufgeſtellt war, den man jenen anlockenden und ſehr klug gewählten Namen gegeben hatte.

Dieſer Apparat war außerordentlich einfach.

Ein ernſter Mann von beſcheidenem Aeußern empfing den Eintretenden, und begann ſeine gewohnte Anrede:

„Sie ſehen, mein Herr, hier eine ſilberne Hohlkugel, welche völlig frei von der Decke nieder hängt, und weder mit dem Fußboden noch mit den Wänden verbunden iſt. An dieſer Kugel gewahren ſie eine Schallöffnung; Sie belieben drei Fragen, welche das unſichtbare Mädchen Ihnen auf der Stelle beantworten wird, durch dieſe Schallöffnung zu ſprechen, und wenn Sie eine der Fragen geſprochen haben, belieben Sie Ihr Ohr an die Oeffnung zu halten, worauf Sie die Antwort vernehmen werden.“

„„Alſo ein Orakel iſt Ihr Kunſtwerk, mein Herr?““ fragte Wieneck, und ließ ſeine Blicke prüfend durch das Zimmer ſtreichen, ohne daß er außer einigem

Mobiliar und dem Ofen irgend eine Maſchinerie zu entdecken vermocht hätte.

„Ein akuſtiſches Orakel,“ bejahte mit einem feinen Lächeln der Eigenthümer des Kunſtwerks.

„In dieſer Kugel von zwei Fuß Durchmeſſer kann doch kein Mädchen oder ſonſt jemand ſitzen!“ äußerte Wieneck zweifelnd.

„Gewiß nicht, mein Herr,“ beſtätigte der Künſtler: „befühlen Sie, wenn es Ihnen beliebt, die Kugel ringsum; Sie werden ſich überzeugen, daß dieſelbe gar nicht geöffnet werden kann.“ Dabei klopfte der Mann mit dem Finger an die Kugel — ſie klang hohl und tönte angenehm.

„Wollen Sie nun gefälligſt fragen!“

Der Künſtler trat ſoweit zurück, als der Zimmerraum dieß nur geſtattete, um nicht Heinrichs Fragen zu vernehmen. Dieſer ſann nach; es war ihm etwas neues und ungewohntes, ein Orakel zu fragen — er hatte die gewöhnlichen Gaukeleien ſolcher Art nie gemocht. Dieſe, an deren Pforte er ſtand, hatte etwas poetiſches, wunderbares. Doch that er vorerſt nur eine allgemeine Frage, indem er in die Oeffnung der metallenen Kugel hineinflüſterte: „Wie befinden ſich meine Reiſegefährten?“

Als ſein Ohr an der Oeffnung lag, war es, als wehe ein warmer Odem an daſſelbe, und eine zarte, ſcheinbar dem Ohre ganz nahe Frauenſtimme liſpelte mit wohllautendem Tone: „Sie befinden ſich wohl und harren Deiner!"

Heinrich war überraſcht — er wandte ſich, und ſah die Kugel mit Blicken der Verwunderung groß an; jetzt ſann er auf eine wichtigere Frage.

„Wo befindet ſich die frühere Bewohnerin meines Zimmers?" Die Antwort lautete: „Da — wo Deine Gedanken ſie nicht ſuchen."

Dieſes eigenthümliche Spiel zog Heinrich an. Er wollte nun noch eine recht wichtige Frage thun, eine wirkliche Zukunftfrage, und that ſie mit den Worten:

„Wann werde ich glücklich werden?" —

„Wann Dein Herz keinen Wunſch mehr hat!" — war die Antwort.

„Darf ich noch weiter fragen?" rief Wieneck dem Manne an der Wand zu, doch dieſer erwiederte mit höflicher Verbeugung. „Wenn es Ihnen gefällig wäre, morgen uns wieder zu beehren! Wir müſſen jetzt ſchließen, es iſt ſchon ſpät — das unſichtbare Mädchen iſt müde" — letzteres ſprach er mit einem eigenthümlichen Lächeln, und öffnete Heinrich die Thüre zum Weggehen. —

Wieneck betrat wieder ſein Zimmer mit eignen ſeltſamen Gefühlen, und flüſterte vor ſich hin: „Alſo Du biſt da, wo meine Gedanken Dich nicht ſuchen, Du liebe unſichtbare Gaſtfreundin? Allzuweit wirſt Du wohl nicht ſein, das zeigt mir ja alles deutlich genug. Dieſe Blumen ſind friſch begoſſen, auf dieſen Büchern liegt kein Stäubchen, während auf den meinigen der Staub oft hoch genug liegt — und die in den Schrank hier mit eingeſchloſſene Häkelarbeit iſt wohl auch erſt in den jüngſten Tagen begonnen worden.“ —

„Und wer iſt, und wo iſt die unſichtbare Sibylle, die ſo gute Antworten giebt? — Dieſes Haus giebt mir zwei Räthſel auf einmal auf — beide möcht' ich wohl gelöſt ſehen, bevor ich es verlaſſe.“

Wieneck klopfte jetzt an die Thüre des Nachbarzimmers, und fragte: „Darf ich hinüberkommen?“

„Verſteht ſich!“ rief drüben antwortend Klarmann. „Wo bleibſt Du denn? Wir warten ſchon lange auf Dich.“

„Wir riefen ſchon nach Ihnen!“ fügte Amalie hinzu, als Heinrich bei den Freunden eintrat. Der Abendtiſch war bereits in Bereitſchaft, geſchäftige Kellner trugen auf; man hatte ſich's allſeits etwas bequem gemacht, und ſaß nun in behaglicher Raſt, mit jener wohlthuenden Empfindung, die immer kommt, wenn nach einiger körperlicher Anſtrengung nun auch dem Körper ſein Lohn wird für die Mühen, die er aushielt, und die ihm von ſeinem Beherrſcher, dem Geiſte, dem eigentlichen Ich des Menſchen, zugemuthet wurden.

„Ich machte indeſſen zwei unſichtbare Bekanntſchaften,“ berichtete Heinrich. „Mein Zimmer iſt nämlich das einer jedenfalls noch jungen, gebildeten, beleſenen, der ſchönen Literatur holden, muſikaliſchen, geſangkundigen Dame, und wie es ſcheint, mir nur durch die große Güte des Gaſtwirths, wo nicht ihrer ſelbſt, abgetreten, weil wir Spätkommende noch zwei aneinander anſtoßende Zimmer wünſchten."

„Dann ſind auch wir dem Herrn Wirth ſammt der Dame für dieſe freundliche Rückſicht zu Dank verpflichtet," äußerte Amalie, und fragte zugleich: „Und die zweite Bekanntſchaft?" —

„Die zweite Bekanntſchaft iſt die des „unſichtbaren Mädchens", einer Antwortertheilerin auf Gegenwartfragen und Orakelſpenderin auf Zukunftfragen, die mir auf meine Frage nach Ihrem Befinden in das Ohr lispelte, daß Sie mich erwarteten" — berichtete Wieneck.

„Das iſt ja höchſt anziehend!" rief Klarmann. „Solches Wunderkind müſſen wir morgen doch ohne ſäumen auch beſuchen."

„Und ſind Sie mit Ihrem Zimmer zufrieden?" fragte Wieneck Amalien.

„Vollkommen!" gab dieſe zur Antwort. „Es iſt ſo heimlich, ſo traulich — ich denke wir werden hier beſſer ſchlafen als vorn heraus nach der Straße zu, wo Wagen auf Wagen raſſelt, und ſo dient zuletzt das, was mir erſt einen kleinen Unmuth erregte, noch obendrein zu unſerm frommen."

„Ich habe dergleichen auf meinen vielfachen Reiſen ſchon oft erfahren, und mir eine goldne Praxis in dieſer Beziehung angeeignet," gab Klarmann in das Geſpräch. „Wer angenehm und heiter reiſen will, muß es ohne Anſprüche thun, ſobald die Umſtände ſolchen ſich, wie zum Beiſpiel heute, nicht günſtig zeigen. Ich kann mich mit einem ärmlichen Lager begnügen, wenn es nur reinlich iſt; ich laſſe mir die einfachſte Koſt munden —"

„Und biſt überhaupt ein guter Menſch, der keine Ofenſchrauben abbeißt, und keinen Champagner ungetrunken ſtehen läßt" — unterbrach Heinrich ſcherzend.

„Wir kennen ja Deine Genügſamkeit und Deine Grundſätze. Du erklärſt die Fußpartieen für die ſchönſten, bei denen ſich Deine Füße in einem bequemen Wägelchen befinden. Du ſteigſt auch nicht aus, wenn es ſteil bergauf geht, um es dem Pferde leicht zu machen, ſondern ſagſt, dazu habe ich ja das Pferd, daß es mich den Berg hinauf ziehe; bergab kann ich ſchon zur Noth auch gehen. Warum iſt Pferd Pferd geworden?!" —

„Ich muß wohl der Wahrheit die Ehre geben!" rief Klarmann mit Lachen: „um aber zu prüfen, ob Du von gleich gutem Herzen biſt, wie ich, wollen wir doch gleich einigen Champagner befehligen."

Amalie lächelte heiter. Sie liebte den feinen Schaumwein, zog ihn jedem andern Wein vor, und obſchon in den drei Freunden genügender Grundſtoff von Herzenswärme und Gemüthsinnigkeit vorhanden war, um ohne künſtliche Erregung ihren kleinen Kreis vom reinſten Lichte edler Freundſchaft und Geſelligkeit durchſtrahlen zu laſſen, ſo war der Wein doch eine liebliche Zuthat, und ſie plauderten nun dabei auf das heiterſte von dieſem oder jenem.

„Haben Sie nichts poetiſches zur Mittheilung bei ſich?“ fragte Amalie, die lebendig Antheil an Heinrichs Dichtungen nahm, und dieſer erwiederte: „Sie wiſſen ja, theure Freundin, daß meine Dichtungen meiſt ſehr ernſt gehalten ſind — der Scherz will mir niemals recht gelingen — und durch ernſte Vorträge möchte ich unſere ſchöne, glücklichheitere Stimmung nicht ſtören. Vorhin fiel mir ein kleines Abenteuer ein, das ich mit einem Freund in Berlin erlebte, und in ſcherzhafte Reime brachte, die natürlich auf Poeſie keinen Anſpruch machen. Nämlich ich zog einen Vergleich zwiſchen dem damals und dem heute, und dieſer fiel ſehr zu gunſten des heute aus. Wir drei Reiſende fanden doch hier bald ein behagliches Obdach, Unterkommen und alles erfreuliche — aber damals — ich denke noch mit ſchaudern daran! Wir kamen zufällig mit der Eiſenbahn an dem Abend an, an welchem nach jenem unglücklichen meuchelmörderiſchen Schuß der König von Preußen wieder in ſeine Reſidenz zurückkehrte und einzog. Berlin wimmelte, — da gab es keine Gepäckträger mehr, wir mußten unſere Reiſeſäcke ſelbſt an die Hand nehmen. Statt aller weitern Schilderung hören Sie mein Gedicht.

Amalie füllte zuvor, wie ſie gern that, Heinrichs Glas mit holdſeliger Freundlichkeit, und dieſer trug nun das einer bekannten Operettenmelodie angepaßte Lied halb ſingend, halb recitirend vor:

In Berlin, ſagt er,
Muß es ſchön — ſagt er,
Und lebendig — ſagt er,
Immer ſein, ſagt er;
Und beſonders, ſagt er
Iſt es ſchön, ſagt er,
Wenn der König, ſagt er,
Ziehet ein.

Da iſt Niemand, ſagt er,
Dort zu Haus; ſagt er,
Kein Quartier, ſagt er,
Iſt dann leer; ſagt er;
Und wir trugen — ſagt er,
Durch die Stadt, ſagt er,
Unſern Bündel, ſagt er,
Der war ſchwer.

Waren müd', ſagt er,
Hatten Hunger, ſagt er,
Hatten Durſt, ſagt er
Schluckten Staub; — ſagt er;
Niemand hörte, ſagt er,
Wenn wir fragten; ſagt er,
Alles ſtumm, ſagt er,
Alles taub! —

Alles rannte, ſagt er,
Alles brannte, ſagt er,
Alles drängte, ſagt er,
Alles flog; ſagt er,

Alles lief, ſagt er
Alles rief, ſagt er,
Alles jauchzte, ſagt er:
Vivat hoch!

Das war ſchön, ſagt er,
Von Berlin, ſagt er,
Daß kein Menſch, ſagt er,
Obdach bot; ſagt er;
Mußten tappen, ſagt er,
Bis um zwölf, ſagt er,
Mit den Säcken, ſagt er.
Schwerenoth!

Kriegten Püffe, ſagt er,
Kriegten Stöße, ſagt er,
Und getreten —.ſagt er,
Wurden wir. ſagt er.
O Berlin, ſagt er:
Schöne Stadt! ſagt er:
Weißt du was? ſagt er: —
Küſſe mir! —

Die Freunde lachten herzlich über Heinrichs Schwank aus dem Leben, und Klarmann äußerte: „Das iſt das ſchöne bei ſolchen Abenteuern, daß ihr läſtiges, ärgerliches und verdrüßliches ſich in der Erinnerung noch komiſch geſtaltet, und Lachſtoff giebt, wie im Rohrſtock, mit dem der Neger Prügel bekommt, auch Zuckerſtoff enthalten iſt."

„Nur Schade" — bemerkte Wieneck: „daß der Neger nichts von dem Zucker genießt, während wir über das erlebte Abenteuer jetzt lachen, bei dem uns, den es Erlebenden, aber zuletzt überaus ſchlecht zu Muthe ward. Denkt euch, beladen, wie Laſteſel, durch die volkbelebte Stadt, Straße auf, Straße ab zu wandern — ja wir hätten geradezu auf den Straßen den Morgen erwarten müſſen, wenn nicht noch endlich um Mitternacht ein Privatmann ſo mitleidig geweſen wäre, uns aufzunehmen.

„So ſchlafen Sie heute doppelt wohl, in Erinnerung damals überſtandener Mühen, und im friedlichen Bewußtſein, heute müheloſer in einen ſchönen Hafen eingelaufen zu ſein!“ ſprach Amalie, indem ſie zum Gutenachtgruß anklingend, ihr Glas erhob.

„Und hüte Ihren Schlummer der Genius loci!“ erwiederte Heinrich. — „Und träumen Sie von Ihren Unſichtbaren!“ wünſchte Amalie lächelnd.

„Sie ſollen leben! Deine Unſichtbaren!“ rief Klarmann mit anklingend.

Da flog ein ſchrillend dröhnender Klang durch das Zimmer; im Flügel drüben an der Wand mußte wahrſcheinlich eine Saite geſprungen ſein.

„Es ſpukt!“ liſpelte Amalie — „morgen wollen wir uns unſere Träume erzählen! Wir trinken den Kaffee doch zuſammen? Gute Nacht! —“

Die Freunde trennten ſich in froher Stimmung und unter Küſſen. Mit unbefangener Hingebung bot auch Amalie dem Freund ihren ſüßen Mund.

Heinrich betrat ſein Zimmer — im Flügel ſummte noch leiſe nachhallend der Ton der geſprungenen Saite.

Mit einem Gefühle ſanfter Freude, das nicht ohne Beimiſchung elegiſcher Stimmung war, trat Heinrich an das noch offene Fenſter und blickte hinaus in die klöſterliche Stille. Der Mond war hoch heraufgeſtiegen, es war eine helle, ſchöne Nacht — aber die hohen Bäume da drunten wehrten ſeinen Strahlen, es lag da unten in dem Garten dennoch ein tiefes Dunkel.

Wieneck ſchloß die Fenſter und legte ſich nieder. Sein Bette war ſchneeweiß, reich, ſchwellend — nicht die ſteinharte Matrazze gewöhnlicher Gaſthausbetten, auch nicht die dürftige, luftdünne, immer an einem Theil zu kurze Zudecke, die Mutter der Erkältungen und Katarrhe — ſondern alles wohlig und behaglich, wie ein eignes Bette im Schooſe der friedlichen Heimath.

Er hörte noch ein Weilchen drüben das Ehepaar mit einander ſprechen, ohne zu verſtehen, was ſie ſprachen; er wollte dies auch nicht, ſonſt hätte er horchen können, und hätte er gehorcht, ſo hätte diesesmal der Horcher an der Wand nicht, nach dem Sprichwort, ſeine eigne Schand — ſondern ſein Lob gehört. Die Freunde prieſen im ſchönſten Einklang ſeine Herzensgüte, ſeinen heitern leichten Sinn, der nie in Leichtſinn umſchlage, ſein Talent, ſeine Kenntniſſe, und Klarmann wünſchte ihm — eine gute Frau.

„Sollte er als Ehemann glücklich werden?“ warf Amalie die zweifelnde Frage auf.

„Glaubſt Du, daß er unverheirathetbleibend, glücklicher leben könne?“ lautete Klarmanns Gegenfrage.

„Wir reden nur von ſeinem Glück —“ erwiederte Amalie. „Ob aber er eine Frau glücklich machen würde, darum handelt ſich's. Dichter kennen das praktiſch-häusliche Leben wenig — machen wohl oft unendliche Anſprüche an daſſelbe. Ihr Sehnen zieht ſie immer nach der Ferne — wenn die Frau dieß mißverſteht, wird ſie ſich unglücklich fühlen, und ihr Unglück — einerlei ob wirkliches oder nur eingebildetes, wie das ſo häufig iſt, — wird das ſeine machen.“

„Du trauteſt Dir wohl mit ſolchem Dichter auszukommen?“ ſcherzte Klarmann. „Du nähmeſt ihn wohl gern, wenn Du mich nicht ſchon hätteſt?“

„Wenn ich Dich nicht hätte, vielleicht —“ erwiederte Amalie liebevoll, und küßte ihren Mann mit Innigkeit. „Ich danke Gott, in Deiner Liebe und durch ſie ſo befriedigt zu ſein, daß mein Herz nicht in Wünſchen irre geht, und keine Verſuchung zu fürchten hat, weil es keine kennt.“

„Du liebes Herz, Du treue Seele!“ rief Klarmann, und zog ſein ſchönes Weib mit Inbrunſt in ſeine Arme.

Heinrich Wieneck erwachte aus wunderlich phantaſtiſchen Träumen. Er war wieder bei dem unſichtbaren Mädchen geweſen — er hatte Fragen auf Fragen gethan, und alle waren mit überraſchender Schnelle und mit einer überirdiſchen Klarheit des Geiſtes beantwortet worden. Tief in ſein Inneres hatte die kundige Seherin geſchaut, aus ſeines Herzens Grunde hatte ſie ſeine geheimſten Gefühle, Gefühle die er ſich ſelbſt nicht geſtand, gezogen; ſie hatte ihm Aufſchlüſſe gegeben über die höchſten Fragen des Lebens, der Zukunft — und die Kugel, aus der die milde Stimme flüſterte, war nicht mehr von undurchſichtigem Metall, ſie war ein rieſiger Kryſtall, durchſichtig, von wunderbarem Schimmer, und eingeſchloſſen in dieſen Kryſtall war ein wunderliebliches Mädchenantlitz, deſſen ſüßer kuſſiger Mund — unnahbar durch den Kryſtall von ſeinem Munde geſchieden, dieſe erhabenen Aufſchlüſſe gab. Und die Züge — waren die Züge Amaliens. Da erwachte Heinrich, und wie wenn die Hand eines Lehrers der Mathematik über die ſchwarze Tafel fährt, auf welcher ſie den Knaben die Geſtaltung des Pythagoräiſchen Lehrſatzes ſichtbar gemacht, und im Nu der Pythagoräiſche Lehrſatz verſchwunden iſt, ſo fuhr die Hand der Wirklichkeit über die Bildertafel ſeines Traumes und löſchte die ſchönen Hieroglyphen plötzlich aus. Alle Erinnerung an die Löſung ſeiner Traumfragen war dahin, und nur dieſe blieb ihm, daß er ſchön, daß er göttlich geträumt.

Sein Zimmer war dämmerhell, der Mond ſchien herein — und — ein Schauer ging durch Heinrichs Herz — er war nicht allein in dem Zimmer. Dort am Inſtrument ſaß in einem luftigen weißen Kleide, das ſie wie lauter große Schleier umwallte, deſſen Bewohnerin, doch ſo, daß er ihr Geſicht nicht ſehen konnte. Leiſe bewegte ſie ſich, wie Nebel, der im Lufthauch wallt, ihre Finger glitten geiſterhaft über die Taſten — Töne rauſchten auf — melodiſch, herrlich — und klangen zuſammen im ſanfttragenden Rhythmus einer Menuette, in dem ein eigenthümlicher Zauber lag. Es hallte wie ein volles Tonſtück mit vielen Inſtrumenten, aber wie aus weiter Ferne.

Und dazu ſang die Geſtalt — ſie ſang — eine Dichtung Heinrichs, die heute in einer ſchönen Stunde durch ſeine Seele geklungen, die er nur ganz flüchtig niedergeſchrieben, ſie ſang aus ſeiner Seele heraus ſeine Gedanken — wie jenes unſichtbare Mädchen aus ſeinem eigenen Innern ihm Fragen gelöſt hatte. Sie gab ſeiner „Phantaſie im Walde" das holde Gewand der Töne, der Melodie — ſanft gedämpft erklangen die Saiten, und es war, als flüſterten Waldeswipfel, als plätſchere der Waldbach im Einklang mit der wunderſüßen Stimme der Sängerin:

O wie ſo heilig, o wie ſo feierlich,
Umrauſcht der Hain mich in ſeiner hohen Pracht!
Die Zweige flüſtern, die Wipfel küſſen ſich,
Und Ahnung zittert in grüner Waldesnacht.

Fern von dem Treiben der lauten Menſchenwelt
Birgt meine Seele ſich tief in Einſamkeit.
Erhabne Schauer — und meine Thräne fällt,
Und all mein Denken iſt Dir, o Gott, geweiht.

Ich fühle wonnig der Erde mich entwandt;
Ein Geiſterreigen umwogt mich zart und leis.
Es reichen Engel mir ihre reine Hand,
Und ziehen ſanft mich in ihren Bruderkreis.

Wie Melodieen, wie holder Liedergruß,
Umfließen Stimmen mich zauberhaft und ſüß.
Mir zeigt ſich ſichtbar mein Lebensgenius
Und liebend lockt er mich in das Paradies. —

Heinrich hatte in Jugendtagen oft die Freude gehabt, jenes Phantasmagorieſpiel zu ſehen, welches der Genientanz genannt wird. Im verdunkelten Raume erſcheinen liebliche Engelgeſtalten, erſt einzeln, dann mehr und immer mehr, ſie treten in ſchwebende Reihen, ſie wogen auf, wogen ab, wirbeln durcheinander, ordnen ſich wieder, nahen und fliehen, in ſteter Harmonie.

Dieſes Spiel, das ſelbſt Erwachſene zu erfreuen vermag, trat jetzt als Erinnerungsbild vor Heinrichs Seele, aber in übermächtiger Geſtaltung. Worte und Töne riefen es vereinigt hervor, und ſiehe, durch ſein Zimmer wogte und wallte eine Fülle zarter, bleicher ätheriſcher Geſtalten, alle in leichten Schleiern, alle Geſichter zeigten die Schönheit der Antike, aber auf keinem ein Lächeln — auf allem der Stempel des ewigen Ernſtes.

Und es war, als zögen ſie, den Worten des Liedes treu, die Sängerin mit in ihren ätheriſchen Reigen; ſie erhob ſich, ſie wandte ſich — Heinrich ſah ihr Antlitz — es war ſchön, es war lilienbleich, es zeigte den Engelfrieden des Todes und in ſeinen verklärten Blicken das Siegel der Unſterblichkeit. So kam Heinrich näher — immer näher — Schauer des Grabes durchrieſelten ihn — und der Gedanke kam ihm wie ein Blitz: wenn ſie dich küßt, mußt Du ſterben — er wandte ſich mit heftiger Bewegung — und erwachte — jetzt erſt wirklich, denn ſein Erwachen vorhin war nur im Traume erfolgt.

Heinrich ſprang raſch vom Lager — ſeltſam bewegt — vom Grauen durchzittert. Ruhig lag draußen die mondklare Nacht — ruhig und ſtill war alles um ihn her.

Nur ein leichtes, keineswegs geiſterhaftes Geräuſch war vernehmbar, drüben im andern Zimmer. Freund Klarmann ſchnarchte was weniges. Dieſen Glücklichen ſtörten keine phantaſtiſchen Träume, kein Genienreigen aus andern Welten. Heinrich beruhigte ſein wallendes Blut mit einem Glas Waſſer, und legte ſich wieder nieder — aber er wachte lange — lange wirrten fieberhafte Gebilde der erregten Phantaſie um ihn her, und immer wieder trat vor ſein inneres Auge das ernſte Antlitz der Bewohnerin ſeines Zimmers.

Der Morgen war da, in heller Pracht ging er auf über den Felſenthälern um die Thüringerwaldſtadt, leichte Nebel kräuſelten ſich, und verſchwanden um die Berggipfel; die Waldwieſen waren all in Diamantenauen verwandelt. Schüſſe krachten in gemeſſenen Pauſen, und der „Sängerruf“ durchzog die Straßen mit wirbelnden Wecktrommeln und rauſchenden Morgenmärſchen.

Heinrich erwachte vom erſten Kanonenſchuß — der Schlaf hatte ihn erquickt — er lächelte über ſeine Champagnerträume, die ihm ſo wunderlich mitgeſpielt, und grüßte froh das Licht des jungen Morgens. Er ſah zum Fenſter hinaus — auch da geſtaltete ſich vieles anders, als die Poeſie der Nacht es am geſtrigen Abend ihm vorgezaubert, eigentlich nur vorgelogen hatte. Der ſcheinbare Garten verwandelte ſich in den düſtern Hof eines Nachbarhauſes, darin ein paar alte hohe Akazien ſtanden, — das ſchlanke Thurmdach war der hohe Schornſtein einer Farbenfabrik — und was ſo weißlich in der Tiefe geſchimmert hatte, wie Kirchhofmonumente, das waren alte Bleiweißfäſſer, welche im Hofe ſtanden. Doch war es noch ſtill dahinten, während in den Hauptſtraßen ſchon lebendiges Leben wogte und wallte. Auch drüben war es noch ſtill — die Freunde ruhten noch. Heinrich trat wieder vor den Glasſchrank mit den zahlloſen Nippſachen, er durchmuſterte mit den Augen aufs neue das ſo wohnlich und behaglich eingerichtete Zimmer, und immer kam ihm der Gedanke: Wo ſie nur ſein mag? Doch jedenfalls verreiſt, bei einer Freundin zu Beſuch, oder in einem Bade. Ich weiß, was ich thue — ich will ihr ein Andenken hinterlaſſen, ich will ein Blatt mit meinem Namen in das Buch einlegen —

ſie wird es finden, und ſich darüber freuen, daß der Dichter, deſſen Bücher ſie lieſt, ihr Gaſt war.

Heinrich entnahm ſeiner Brieftaſche ein Blatt, und ſchrieb folgendes Sonett darauf nieder.

Es ward im lauten lärmenden Gewühle
Der fremden Gäſte, die Dein Haus beleben,
Dein Zimmer mir zum traulichen Aſyle,
Und hat mir Raſt, doch keine Ruh gegeben.

Ich fühlte um mich Deines Geiſtes Weben
Im regen Phantaſieen Bilder-Spiele,
Ich ſahe Dich durch dieſe Räume ſchweben
Mit einem unausſprechlichen Gefühle.

Wo biſt Du doch, Du liebe Unſichtbare?
Indeß mir hier in Deinem Heiligthume
Vergönnt iſt, die Bewohnerin zu ſegnen? —

Ich lege — daß Dein Geiſt von mir erfahre,
Zu Deinen Blumen meines Liedes Blume —
Und wo Du ſeiſt — Dir ſoll mein Dank begegnen.

„So — und nun den Namen darunter, und das Blatt in das Buch, etwas ausgerückt, daß ſie es ſieht — und nun das Buch an die alte Stelle, neben den künſtlichen Roſenſtock auf dem kleinen Stufengeſtell, darauf allerlei Blumen ſtehen.“

Heinrich ſprach's und that's — es machte ihm eine ſtille Freude zu denken, wie ſie kommen, das Buch nehmen, ſein Blatt finden, ſtaunen, leſen und geſchmeichelt lächeln werde; denn wo wäre ein weibliches Herz von zartem Gefühl, das ein freundliches, an daſſelbe gerichtetes Dichterwort ganz unberührt, ganz ohne eine ſanft wohlthuende Empfindung ließe?

Jetzt wurde es drüben auch lebendig, und bald rief Klarmann dem Freunde, er möge kommen, der Kaffee ſei da.

Man bot ſich heiter guten Morgen, Amalie war in einem reizenden Morgenanzug, und lächelte mit ihren friſchen Augen den Freund liebtraulich entgegen. „Und Ihr Traum?“ fragte Heinrich.

„Oh — der war ſchwer —“ ſeufzte ſie ſchelmiſch — — „mir träumte mein Mann ſei ein Organiſt; er ſaß am Inſtrument und zog alle Regiſter — ſelbſt den Tremulanten und die Vox humana ſeiner — Schnarchorgel.“

„Gottloſe!“ ſchalt Klarmann, und zu Heinrich gewendet ſagte er: „Sie hat geſchlafen, wie eine Mus Marmotta Linnaei — hat nichts gehört von dem ſchönen Muſikſtändchen, das heute Nacht einige Häuſer weit von uns irgend einem Poeten oder Tondichter gebracht worden iſt — und will mich — der ich niemals ſchnarche, ſchnarchen gehört haben.“ —

Amalie ſchenkte Kaffee ein, und fragte Heinrich neckend: „Wie befinden ſich die Unſichtbaren?“

Heinrichs Züge nahmen den Ausdruck ſinnenden Ernſtes an, und indem ihm der Gedanke kam, daß die Muſik jenes Ständchen wahrſcheinlich die geweſen, die in ſeinen Traum hinein geſpielt hatte, erwiederte er: „Holde Frau — ich vermag auf dieſe Frage nicht zu antworten. Meine Träume waren ernſter als ſonſt heitere Stimmung und Champagner ſie hervorrufen — ja ſie hatten etwas überirdiſches, ſchönes und doch dabei grauenvolles. Ich fragte im Traume wieder das unſichbare Mädchen; es wohnte in einer Kryſtallkugel, und beantwortete meine Fragen voller Erhabenheit. Leider weiß ich die Fragen nicht mehr, die ich im Traume that, und eben ſo wenig die Antworten — nur eine fällt mir dunkel ein; ich glaube gefragt zu haben, ob ich von einer gewiſſen Perſon geliebt werde? — und da lautete die Antwort: ſie liebt Dich mit der Liebe der Unſterblichen. Iſt das nicht eine ſchöne Antwort?“

„Gewiß!“ beſtätigte Amalie: „und eine ſchöne Liebe. Was könnte beglückender ſein!“ —

Ein eintretender Kellner unterbrach dieſe vertrauliche Mittheilung. Er fragte, ob die Herrſchaften zu Mittage im Hauſe ſpeiſen würden, und ob ſie nicht vielleicht den Feſtzug, welcher ſich ſchon ordne, von den vordern Saalfenſtern aus ſehen wollten? Beide Fragen wurden bejaht, und veranlaßten raſche Beendigung des Frühſtücks. Man trennte ſich, um ſich gleich zum gemeinſamen Ausgang anzukleiden, denn der ſchöne Morgen lockte ins Freie.

Zu Heinrich trat, in ſeinem Zimmer, der Hausknecht, Kleider bringend, und Heinrich that an dieſen Mann die Frage: „Wer bewohnt dieſes Zimmer?“

Dem Hausknecht zuckte es wunderlich im Geſicht. Er ſchickte ſich langſam und nicht ohne Verlegenheit an, Heinrichs Frage zu beantworten, und begann auch wirklich: „Ja mein lieber Herr, dieſes Zimmer hat Fräulein Aurora inne — „Johann!“ unterbrach lautſchallender Ruf, und „Hier!“ ſchrie, ſich unterbrechend, der Hausknecht, und eilte ſtracks von dannen — denn es gab übergenug zu thun und war allerdings nicht Zeit zum Redeſtehen auf Fragen über die Bewohnerinnen des Hauſes.

„Hab' ich doch den Namen —“ ſprach Heinrich lächelnd zu ſich ſelbſt. „Das Uebrige findet ſich ſchon auch noch dazu — und wäre es nicht am Ende beſſer — ich fragte gar nicht?“ —

Durch die Straßen der Stadt wallte vom Markt aus ſich entwickelnd, glänzend der Feſtzug dahin, unter der Muſik rauſchendem Marſchtakt, hinaus nach der Sängerhalle. Berittene mit bunten Schärpen voran, dann die Muſik, dann von Ehren-Marſchällen umgeben, die Bundesfahne, der die Ehrengäſte, Tonſetzer und Dichter folgten, dann die Feſtordner, dann die Liedertafeln, jede mit ihrer Fahne, neben jeder Fahne Ehrenbegleitung, alle Hüte und Mützen mit Eichenlaub geſchmückt, zahlreiche Schaaren der Sänger, eine bunte Menge, aus allen Ständen, und vor, neben und hinter dem Zuge das wogende Volk. Immer ein erhebender Anblick, ſolch eine Geſammtheit, die an guten gottgegebenen Tagen ein Prieſterthum des Schönen übt, und in edler Eintracht ſich in volksthümlicher Feſtfreude bewußt wird, daß das Leben noch etwas höheres bietet, als die Werkeltagsſorge, oder die nur auf eſſen und trinken, Tanz und verderbliches Glücksſpiel gerichtete Sinnenfreude anderartiger Volksfeſte.

Die drei Freunde nahmen, als ſie den Sängerzug geſehen hatten, ihren Weg auch in das Freie, nach dem heitern Feſtplatz, wo reichlich geſorgt war für das irdiſche Bedürfen. Unterwegs ſagte Klarmann: „Seht, nun haben wir über dem Schauen und Forteilen doch vergeſſen, das unſichtbare Mädchen zu beſuchen, und ich hätte ihr ſo gern mein Bündelchen Fragen vorgelegt. Aber wo logirt ſie denn? Ich ſah ja keinen Anſchlag!“

„Der Saal, aus deſſen Fenſter wir dem Zuge zuſahen“, antwortete Heinrich: „war ſo voll Menſchen, daß ich in der That auch nicht an jenes Cabinet erinnert worden bin, und wenn ich nicht irre, war heute über dem Anſchlagzettel an der Saalthür, den ich geſtern noch ſah, eine Sängerfeſteinladung befeſtigt. Nun, wir können ja am Nachmittage das Orakel fragen, oder vielmehr Du und Sie — was mich betrifft, ſo bin ich zufrieden geſtellt, und frage nicht mehr; ich möchte nicht ernüchtert werden. Schwerlich wird die Unſichtbare immer ſo ſchöne paſſende Antworten in Bereitſchaft haben, als ich geſtern erhielt, und ſo großartige, als ich in der Nacht hörte, kann ſie ſchon gar nicht ertheilen.“

Auf dem Feſtplatz in der Halle hielten die Sänger ihre Probe, während Heinrich ſeine Begleiter auf die Naturſchönheiten deſſelben aufmerkſam machte, und ſie einigen nahen, äußerſt ſchön und ſehenswerth gelegenen Punkten zuführte. Auf dieſem Wege und nach der Rückkehr, wo ſich die Freunde in einem Zelte zum Frühſtück niederließen, nahm Heinrich Veranlaſſung, einige Worte über die thüringiſchen Sängerfeſte zu ſagen. „Der vierſtimmige Männerchorgeſang“, begann er: „hat in Deutſchland ſeit länger denn einem Jahrzehnd ſo feſte Wurzeln geſchlagen, daß er bereits zu einem ſehr kräftigen Baum geworden, der mit vollen und friſchen Blüthen alljährlich Tauſende erfreut, und deſſen Früchte nicht nur ſchöne genußreiche Stunden für die zahlreichen theilnehmenden ſind, ſondern auch zugleich den tüchtigen Kern der Volksveredelung in ſich ſchließen.“

„Die angeborene Geſangliebe, der Himmel des Friedens — wenn auch von Zeit zu Zeit mit aufgethürmten Gewitterwolken drohend, das nicht mehr zu hemmende Streben nach Einigkeit und Eintracht von Lande zu Lande, von Stamm zu Stamm, das Bewußtſein ein Brudervolk zu bilden, alles das wirkte mächtig zuſammen, ſich im Geſange zu einen. So entſtanden aus kleinen vereinzelten Anfängen, aus Geſangvereinen, Liederkränzen und was für Namen die gemeinſamen Sänger eines Ortes ihrer Verbindung geben wollten, die großen Sängerbündniſſe. Die Schweiz ging voran mit mächtig anregenden Beiſpielen, dort ſchallte ſchon von Alpe zu Alpe im dritten Jahrzehnd unſeres Jahrhunderts der Volksgeſang, freilich nicht als ſolcher allein ſelbſtſtändig, ſondern im Bunde mit Muſikfeſten. Von der Aar zum Rhein, an den Neckar und an den Main flog der vierſtimmige Volksgeſang, ein fröhlicher Wandervogel, und ließ ſich verweilend auch auf Thüringens grünen Bergen nieder; bald aber gab es kein deutſches Land mehr, das ihn nicht pflegte, nicht liebgewonnen hätte; wir hören von Geſang- und Liederfeſten an allen Orten und Enden. Schon veröden die Vogelſchießen, die neben den Kirmſen ſonſt die alleinigen Träger thüringiſcher Volksfeſtluſt waren, und die Schützengilden müſſen Anſtrengungen machen, ſich zu halten. Das Schießen nach Vogel und Scheibe hat, als Uebung mit der Feuerwaffe betrachtet, keinen Zweck mehr, Luſtbarkeiten, die eine volle Woche dauern, liegen auch nicht mehr im Geiſt und Verhältniß des Volkes, Schauſtellungen meiſt unedler Künſte ziehen nur noch wenig an, und von dem verderblichen Glücksſpielen wendet ſich der geſunde Sinn des Volkes mehr und mehr ab. Die Sängerfeſte aber bilden ſich dagegen immer mehr zu Volksfeſten heran, ſie ſollen nicht bloß Feſte für die Sänger ſein, auch das Volk, Bürger und Bauer, ſoll ſeine Luſt, ſein Vergnügen dabei haben, und hat ſie vollkommen am entwickelten Schaugepränge, an guter Muſik, an Trank und Speiſe, und ohne ſchädliche Verlockung.“

„Die einzelnen Liedertafeln gehorchten ihrem Drang nach Vereinung, und ſo wehten auf der romantiſchen Burgtrümmer des Schloſſes Gleichen ſchon im Jahre 1842 neun verſchiedene Sängerfahnen, und bald darauf wurde der große thüringer Sängerbund gegründet, deſſen Statuten allen Liedertafeln den Zutritt eröffnen und den Zweck feſtſtellen, das deutſche Lied zu pflegen und mehr und mehr zum Gemeingut zu machen, ſo wie durch die Macht des deutſchen Liedes jenen vaterländiſchen Sinn zu fördern, der in geiſtiger und ſittlicher Erhebung des deutſchen Volkes, in einer innigen Einigung ſeiner verſchiedenen Stämme, in unverbrüchlicher Treue gegen die angeſtammten Fürſten, und im unverletzlichen Gehorſam gegen die Landesgeſetze ſeine Befriedigung findet.“ —

„In dem reizenden Park zu Molsdorf wurde an einem herrlichen Sonntage 1843 das Bundesbanner mit dem thüringer Löwenwappen und dem Sinnſpruch: Deutſches Lied verkünde deutſchen Sinn, feierlich erhoben und geweiht, und iſt ſeither in jeglichem Jahre den fröhlichen Sängerſchaaren feſtlich vorangetragen worden. Der Bund umfaßt jetzt zweiundzwanzig Vereine.“

„Dennoch blühen neben ihm, da allzuweite Entfernung nicht zuläßt, daß alle Liederkreiſe Thüringens ſich an ihn anſchließen können, noch mehrere Sonderbündniſſe, über den ganzen Wald, bis nach Franken hin, das nicht minder in ſeinen geſegneten Gauen von Liedesklängen durchtönt iſt — doch alle von einem guten Geiſte beſeelt, und alle ziehen zu ihren Sängerfeſten voll Eintracht und Freude.“

„Ich habe hier und da Tadel vernommen, daß dieſe Feſte keine großartigen Muſikſtücke aufführten, allein die tadelnden mögen bedenken, daß ein Sängerfeſt kein Muſikfeſt ſein ſoll, daß der Volksgeſang, der vierſtimmige Männerchorgeſang, die Pflege des deutſchen Liedes — nicht des deutſchen Oratoriums, der Cantate, oder der Oper, oder der Kirchen- und Concertmuſik — Hauptſache, und die Inſtrumental-Muſik nur Nebenſache, Dienerin im Solde des Geſanges, zur Erhöhung der Feſtluſt, zu Märſchen und Ausfüllung der Pauſen ſein ſoll.“

„Ueberall, wo man, uneingedenk jenes Grundſtatuts dieß aus den Augen ſetzend, fehl greift, wo man bei den Liederfeſten endloſe Pſalmen ſingt, langathmig durchkomponirte Geſänge zur Aufführung bringt, geht zugleich mit der Zeit, die wohl zu berechnen iſt, die gewünſchte Wirkung verloren.“

„Ein gleiches und noch ſchlimmeres entſteht, wenn exaltirte Rednerſtimmen dieſe Volksverſammlungen dazu zu benutzen ſtreben, patriotiſche Phantaſien mit politiſcher Färbung laut werden zu laſſen. Wie ehrenhaft auch die ſich kundgebende Geſinnung, wie wahr und wichtig auch manches ausgeſprochene Wort ſein möge, zu dieſen Feſten paßt dergleichen nicht, und es gefährtet ihr Fortbeſtehen, weil es das Mißtrauen weckt. Nur im vertrauenden Schutze der Fürſten und Regierungen können dieſe Feſte ſich entwickeln und fortlebend veredelnd auf die Menge wirken; wird jenes ſchöne Vertrauen getäuſcht, ſo werden entweder die Feſte verboten, die Sängerbündniſſe aufgelöſt, oder man unterwirft mindeſtens die Reden bevormundender Cenſur — und wer möchte ſich dann noch bewogen fühlen, etwas zu ſprechen, wenn das zu ſprechende erſt mit gehorſamem Bückling einer Regierung eingereicht, und unter die Naſe eines leidigen Cenſors geſchoben werden ſoll!“ —

„Es entſteht die Frage,“ nahm jetzt Klarmann das Wort: „ob es überhaupt nöthig, bei dieſen Feſten Reden zu halten? Ich ſehe die unbedingte Nothwendigkeit davon nicht ein.“ —

„Doch!“ entgegnete Heinrich: „Feſtſprüche machen immer einen erfreulichen Eindruck, ſie erhöhen die Feſtlichkeit, es wäre Unrecht, ſie geradezu unterdrücken zu wollen. Ein andres iſt's, wenn ſich keine Redner finden.“ —

„Ich denke“ — gab Amalie heiter in das Geſpräch: „es paßt auch hier recht ſchön und wahr das Schillerſche Wort:

„Wenn gute Reden ſie begleiten
Dann geht die Arbeit munter fort.“

„Wahrhaftig!“ rief Heinrich aus: „Sie treffen den Nagel auf den Kopf! Dieß wäre ja ein prächtiger Sinn- und Denkſpruch in eine Sängerfeſthalle.“ —

„Kannſt auch ſchreiben: zahme Reden!“ warf Klarmann ſpottend hin. —

Die Probe war aus, die Sänger füllten die Trinkhallen, Zelte und Buden, um zu frühſtücken, und ein außerordentlich heiteres und fröhliches Leben überbreitete bald den ganzen Feſtplatz.

Neues Begrüßen alter Freunde, Anknüpfen neuer Bekanntſchaften, Erzählungen des Erlebten, da und dort — an allen Tiſchen, auf allen Bänken.

Gern weilten in dieſen frohen herzlichen Kreiſen die Freunde noch länger — Heinrich kannte viele der Sänger, war vielen lieb, ſie erzeigten ihm und ſeinen Gefährten manche freundliche Aufmerkſamkeit. Es fehlte nicht das flüſſige Gold der Rebe zur Erhöhung der frohen Stimmung, und Amalie füllte fleißig Heinrichs oft geleerten Becher — ſie kannte ſeine Neigung, und fühlte mit feinem Takt heraus, daß einem Dichter der Wein doppelt mundet, wenn eine holde Frau ihn mit milder Freundlichkeit ſpendet.

Mit einemmal erhob ſich ein lauter Vivatruf unter den Sängern: es nahte ein gefeierter Dichter, ein Veteran, der ſich aber im Laufe der Jahre ein jugendliches Herz bewahrt — und dieſes Herz ſeinem Volke.

Geſang brach los, begeiſterter Geſang, eines Liedes dieſes Dichters, dazu wehten und rauſchten die Fahnen im friſchen Morgenwind wie ſchwellende Segel. Die Sonne übergoß mit goldnem Licht das herrliche Waldthal.

Nach der einfach ſchönen, aber das Herz mit der froheſten Empfindung erfüllenden Melodie von Juſtinus Kerners herrlichem Wanderliede: Wohlauf noch getrunken, weckte vereinigter Chor das Echo der Felswände:

„Willkommen ihr Brüder von nah und von fern!
Uns führte zuſammen ein freundlicher Stern:
Die Macht des Geſanges, der freudig erſchallt
Von Bergen zu Bergen am Thüringer Wald." —

„Traute Stimmen der Heimath," flüſterte Heinrich für ſich, doch daß Amalie, welche freudig mitſang, es hörte: „Traute Stimmen einer Heimath, die ich ſtets im Herzen getragen, die ich in Liedern gefeiert, in Schilderungen verherrlicht — o meine Heimath, wie biſt du ſo ſchön!"

„Was einigt uns tiefer im Sinn und Gemüth,
Als was aus dem Zauber des Liedes erglüht?
Das ziehet magnetiſch die Herzen herbei;
Im Strom des Geſanges, da wogen wir frei."

„Volksgeſang, du hehre Stimme Gottes!" hat ein begeiſterter Thüringer, Geſangesfreund und ſelbſt Tonſetzer, der wohlbekannte Held der Fahrten eines Muſikanten, unter ſein Bild geſchrieben, tief fühlend und tief verſtehend jene wunderbare Macht." —

„Genießet die Tage, ſie ſäumen nicht lang,
Erheitert die Stunden mit Wein und Geſang!
In ewiger Jugend verfließe das Sein,
Und Liebe, ſie webe die Blüthen darein!“

„„Ewige Jugend — ewige Jugend des Herzens — was giebt, was erhält ſie? — nur die Liebe, die Freundſchaft; ſie ſind es, die uns die unverwelklichen Blüthen ſchöner Gefühle ſtreuen, die uns das irdiſche Sein mit himmliſcher Magie verklären.““

„Noch einmal willkommen von nah und von fern!
Uns halte zuſammen der magiſche Stern.
Die Macht des Geſanges, der freudig erſchallt,
Von Bergen zu Bergen am Thüringer Wald.“ —

Alle erglühten in einer ſchönen Begeiſterung, und auf dem Hochpunkt dieſer erhöhten Gemüthsſtimmung flüſterte Amalie, eine Thräne freudiger Rührung im Auge, Heinrich zu: „Jetzt faſſe ich ganz Ihre Heimathliebe, mein Herzensfreund. Ihnen meinen Dank für dieſe ſchönverlebte Stunde!“ Und ſie klang leiſe mit Heinrich an; dann ſprach ſie: „Gehen wir nun — mitten heraus aus dem Kreiſe der Freude, ſo umzieht er uns noch lange, als ſiebenfarbige Götterbrücke der Erinnerung. Lange werden dieſe Klänge in meinem Innern nachhallen.“ —

Es war den Freunden nicht vergönnt, wie ſie gewollt und gehofft, dem Sängerfeſte weiter beizuwohnen. In die Stadt zurückgekehrt, fand Klarmann auf der Poſt, an welcher ſie vorbeigingen, einen Brief vor, deſſen Inhalt ihm ſofortige Heimkehr gebot. So war die

Trennung näher als man geglaubt, und dieß Bewußtſein legte über die heitere Stimmung der ſo innig verbundenen Freunde einen zarten Wehmuthſchleier.

Dem Gaſthauſe ſich nähernd, ſprach Amalie zu ihrem Mann: „So viele Zeit werden wir doch noch übrig haben, um das unſichtbare Mädchen zu beſuchen? Gar zu gern gewänne ich Kenntniß dieſes geheimnißvollen Kunſtorakels.“

„In Gottes Namen“ — bejahte Klarmann, der mit ſeinen Gedanken ſchon auf der Reiſe war, zerſtreut — aber indem rief Heinrich aus: „Was iſt das? Ich ſehe ja das Aushängeſchild nicht mehr?“ —

Und als man, in den Gaſthof eintretend, nach dem unſichtbaren Mädchen fragte, berichtete der überaus höfliche und freundliche Wirth: „es thut mir leid, der Mann, welcher das Kunſtwerk beſaß, iſt geſtern Abend ſpät noch abgereiſt, ohne daß ich ſeinen eigentlichen Grund erfahren habe, da er doch heute gewiß gute Geſchäfte gemacht haben würde. Darauf hin äußerte er: gerade ſtarker Zudrang ſei ihm unlieb, das unſichtbare Mädchen ſei ſehr zart gebildet, die Beantwortung der Fragen erfordere große Nervenanſtrengung, ſei zu aufregend, und übe bei übermäßiger Anſtrengung nachtheilige Folgen.“

„Ich kann mir denken, daß der Mann den wahrheitgemäßen Grund angegeben hat,“ bemerkte Amalie und ging auf ihr Zimmer.

Bald erfolgte der Abſchied, herzlich und ſchmerzlich. Die Freunde verſprachen einander demnächſt Nachricht von gegenſeitigem Ergehen zu geben, und eine Stunde ſpäter war Heinrich, welcher zurückblieb — allein auf ſeinem Zimmer.

„Wieder ein ſchöner Stern ſchnell über den Lebenshimmel gezogen!“ ſeufzte er, indem er ſich auf dem Ruhebett gedankenvoll niederließ. So ſchwindet alles dahin, eine Stunde der Freude, eine Stunde des Wehs nach der andern, bis der rollenden Welle die letzte Welle gefolgt iſt, und der lebendige Quell verſiegt, vertrocknet. Auch ich will von dannen gehn. — Fahre hin, du lieber Traum! —

Es waren drei Jahre vergangen, ſeit jenem fröhlichen Sängerfeſte; Heinrich Wieneck war mit ſeinen Freunden im innigen Briefwechſel geblieben, aber nicht wieder in die Feſtſtadt gekommen.

Eine Sommerreiſe führte ihn endlich wieder dorthin, und er wollte jene Stadt für einige Wochen zum Aufenthalt wählen, zum Behuf einer Arbeit, welche Oertlichkeitsbelehrungen erforderte.

Unterwegs erwachten in ihm alle ſchlummernden Erinnerungen an jene Tage. Er dachte mit Innigkeit der im Kreiſe Klarmanns verlebten Stunden, Amaliens Schönheit und Lieblichkeit trat lebendig vor ſeine Seele, und auch das geheimnißvolle von damals tauchte friſch in ſeinem Gedächtniß auf.

„Dieſesmal wird mir kein unſichtbares Mädchen Orakel künden — ach — und war es nicht eine trügeriſche Sibylle? Die Stunde meines Glücks iſt noch nicht gekommen; dieß heiße Herz hegt noch Wünſche — die ſich ewig nicht erfüllen werden,“ ſprach Heinrich zu ſich ſelbſt.

„Und nun werde ich ja wohl die Bewohnerin jenes Zimmers antreffen. Wird ſie dem Bilde gleichen, das meine Einbildungskraft ſich von ihr entwarf? Vielleicht eine verblühte Schönheit — vielleicht eine Gelehrte, ein Blauſtrumpf? Gott behüte mich in allen Gnaden! — Vielleicht iſt ſie auch verheirathet, fern, und ich finde keine Spur mehr von ihr!“

Und doch möchte ich ſie ſehen und ſprechen, ihr mündlich danken — hören, ob ſie mein Andenken beifällig aufgenommen?“ —

Angekommen im Gaſthof, richtete Heinrich an den ihn empfangenden Oberkellner den Wunſch: „Ich möchte in Nummer Siebzehn wohnen.“

Der Kellner ſah ihn groß an. „Sie entſchuldigen mein Herr — Nummer Siebzehn iſt kein Logirzimmer. Wir haben ſehr ſchöne Zimmer vorn heraus — Sie werden zufrieden ſein.“

„Ich zweifle nicht daran,“ erwiederte Heinrich: „indeß ich möchte einige Zeit hier bleiben und bedarf ein ſtill gelegenes Arbeitszimmer — ich wohnte ſchon einmal in Nummer Siebzehn, und es gefiel mir da.“

„Sehr wohl, mein Herr“ — ſagte der Kellner — „ich werde den Herrn von Ihrem Wunſch in Kenntniß ſetzen.“ —

„Aha, dachte Heinrich, Sie iſt da — ich merke es an der Verlegenheit des Menſchen — den ich damals nicht ſah, ein novus homo — dem meine Behauptung, daß ich in jenem Zimmer gewohnt habe, wunderlich ſcheint.“

Der Gaſtgeber erſchien, von dem Kellner gerufen; mit höflichem Ernſt bewillkommte er ſeinen Gaſt, und ihn wieder erkennend, ſagte er: „Sie erhielten damals, wo das Haus überfüllt war, ein Zimmer, das kein Fremdenzimmer iſt. Hat es Ihnen indeß damals genügt, und iſt es Ihr ausdrücklicher Wunſch, daſſelbe wieder zu bewohnen, ſo ſteht es zu Ihrer Verfügung.“

Heinrich ſtutzte, das hatte er gar nicht erwartet. So iſt ſie alſo wieder verreiſt — oder gar weggezogen, dachte er, und erwiederte verbindlich: „Ich danke Ihnen für dieſe gütige Rückſichtnahme auf meinen Wunſch — doch darf dieſer Wunſch in keiner Weiſe ſtören — niemand beläſtigen.“

„O nein!“ ſagte der Gaſtwirth mit einem wehmüthigen Ausdruck, indem er aus ſeiner Taſche einen Schlüſſel zog und dieſen dem Zimmerkellner reichte.

Heinrich verſparrte jede weitere Frage auf ſpätere Zeit, und folgte dem Kellner.

Der Kellner ſchloß das auf der Gallerie des Hinterhauſes gelegene Zimmer Nummer Siebzehn auf. — Es war noch ganz das Zimmer, wie es damals geweſen. Der Wiener Flügel noch an derſelben Stelle, das Büchergeſtell desgleichen; alle Bilder, welche die Wände zahlreich bedeckten, noch dieſelben. Noch die Blumenäſche auf ihrem Bret, dieſelben Hortenſien und Fuchſien, noch der epheublättrige Kranz der Maurandia, noch die blühenden Myrthen. Der Glasſchrank mit dem hundertfältigen Inhalt noch derſelbe — ſeltſam — auch die darin eingeſchloſſene angefangene Häkelarbeit nicht weiter geführt — noch ganz an der alten Stelle.

„Was iſt das?“ —

Das Buch — Heinrichs Buch — da lag es, da, wo er es hingelegt vor drei Jahren — neben dem künſtlichen kleinen Blumengeſtell auf dem Glasſchrank — ein wenig mit feinem Staub bedeckt.

„Wie iſt das? Träume ich?“ fragte ſich Heinrich mit einem Staunen,“ welches mit Grauen gemiſcht war. Drei Jahre — und nichts, auch gar nichts verändert?“

Er nahm das Buch — da lag ruhig und friedſam, wie eine ſchöne Leiche im Sarge, ſein Sonett.

Keine zarte Hand hatte während dreier Jahre dieſes Buch aufgeſchlagen, kein Mädchenauge hatte Heinrichs dichteriſchen Gefühlserguß geleſen.

„Was ſoll ich davon denken?“ —

Der Kellner trat ein mit dem Fremdenbuche. Als Heinrich ſeinen Namen eingetragen, ſprach der Kellner, dieſen leſend: „Ach, Herr Heinrich Wieneck! Es iſt ein Brief an Sie angekommen, ich werde ihn ſogleich bringen!“ — damit enteilte jener.

„Schon ein Brief?“ fragte ſich Heinrich. Vielleicht von Ferdinand — ich habe ihnen geſchrieben, daß ich hier einige Wochen verweilen werde, und ſie eingeladen, wieder hierher zu kommen — um mit ihnen einige frohe Tage zuzubringen. Dieß wäre herrlich!“

Der Brief ward gebracht — Amaliens Hand, Klarmanns Siegel — ſchwarz. —

Amalie Klarmann an Heinrich Wieneck.

Während Sie, theurer Freund, vielleicht freudig hoffen, uns da wieder zu ſehen, wo wir vor drei Jahren ſo innig froh waren, und ſo glücklich ſchieden — ſtehe ich zermalmt von einem furchtbaren Schlage des Schickſals über den Trümmern meines Erdenglücks — und habe faſt keine Thränen, ihm nachzuweinen. Mein vortrefflicher, heißgeliebter Gatte iſt nicht mehr; in blühender Geſundheitsfülle ward er hinweggerafft — wie? davon erlaſſen Sie mir die Schilderung — mein Herz erbebt, und meine Hand zittert, mein Blick verdunkelt ſich, und ich ſehe nur tiefe Nacht um mich her. — —

Nur ſo viel — ein Brand in der Nähe unſers Gutes rief meinen nun verklärten Mann zu ſchleuniger

Hülfe von meiner Seite — und ich ſah ihn lebend nicht wieder. Er fand den Tod in Ausübung edler aufopfernder Menſchenliebe zur Rettung anderer — und ich — o Gott — ich habe keine Worte für meinen Schmerz.

Ihrer innigen Theilnahme bin ich ſo heilig verſichert, daß ich deren Bezeugung nicht nach einer nichtsſagenden Redensart verbitte — nein, ich erwarte in meinem tiefen Schmerz des treueſten Freundes meines ſeligen Mannes tröſtendes, aufrichtendes Wort.

Ihre tiefgebeugte Freundin

Amalie.

Heinrich ſtand tief erſchüttert, Thränen umflorten ſeinen Blick, Thränen fielen auf Amaliens Brief, auf den ſchon die ihrigen gefallen waren. Ein großer und wahrer Schmerz, ein unendliches Wehgefühl erfüllte mit aller Mächtigkeit ſeine ganze Seele. —

Heinrich Wienecke an Amalie.

„Wie mich Ihre Nachricht erſchüttert, meine innigſt verehrte, beklagenswerthe Freundin, vermag ich nicht auszudrücken; noch bin ich ſo ganz durchdrungen von dem tiefſchmerzlichen Verluſt, der Sie nicht allein, der auch mich betroffen, der auch mein Herz zerreiſſt, daß ich meine Empfindungen nicht in Worte kleiden kann. Ich kann nur mit Ihnen weinen und trauern um den edeln dahingeſchiedenen, und zu jeglicher That der Freundſchaft, zu Rath und Beiſtand, falls Sie deſſen von mir bedürfen, meine Hülfe anbieten.

Gewiß iſt es ſchrecklich und niederſchmetternd, wenn die Hand des Unglücks aus heiterm Lebenshimmel niedergreift und uns alle Blüthen, alle Hoffnungen knickt, und ſelbſt die Hinweiſungen auf die ewige Fügung, auf die ewige Liebe, auf ein Wiederſehen drüben, auf den heilenden Balſam der Zeit dürfen nicht zu früh kommen — dem Schmerz muß ſein heiliges Recht bleiben — ſich ganz durchzufühlen, ſich ganz auszuweinen.

Ihr Gefühl, Amalie, iſt ſo edel und klar, Ihr Geiſt ſo durchbildet, daß Sie auch vereinſamt immerdar das rechte finden werden, und Ihr gerechter Schmerz wird jenes Maaß nicht überſchreiten, deſſen Ueberſchreitung ſich mit Selbſtzerſtörung rächt. Sie müſſen leben, um Ihren geliebten Todten mit heiliger Trauer zu ehren, und ſo hoffe ich vertrauend, daß Sie jener Faſſung nicht entbehren, welche den irdiſchen Schmerz zu einem höheren Gefühle verklärt. Und der Gedanke, daß unſer Ferdinand ſein Leben zum Opfer gebracht für ſeine Menſchenbrüder — daß mithin ſein Tod ein geheiligter zu nennen, wird auf Ihr Herz ſein erhebendes, herrlichtröſtendes gewißlich ausüben.

Mit liebender Seele dachte ich an Sie beide, als ich dieſe Stadt wieder betrat, ich ſehnte Sie beide zu mir, jener hier verlebten Freudenſtunden eingedenk, hoffte auf Sie; wie hätte ich ahnen können, ſo ſchrecklich aus meinem Traume geriſſen zu werden!

Und es wird in Ihren Schmerz nicht ſtörend eingreifen, wenn ich Ihnen eine ernſte Mittheilung mache einem eigenthümlichen Erlebniß.

Sie erinnern ſich wohl, daß ich Ihnen und unſerm verklärten Freund damals ſagte, man habe mir das Wohnzimmer einer Dame vom Hauſe, jedenfalls in Ermangelung eines andern, da das Haus überfüllt war, eingeräumt. Wir ſcherzten darüber mannichfach in unſerer Heiterkeit. Ich theilte Ihnen auch ein Sonett mit, was ich an die Bewohnerin richtete, und in jenes Buch, das ich vorfand, einlegte.

Ich komme jetzt wieder, ich begehre — nicht im Ernſt, ſondern nur um zu hören, ob jene Dame es noch inne habe, daſſelbe Zimmer — und es wird mir, nicht ohne einige Verlegenheit, aus Gefälligkeit abermals überwieſen. Es iſt noch daſſelbe Zimmer, alles noch im vorigen Stand — reinlich, ſchön und ſauber, jungfräulich. Aber da liegt auch noch das Buch an derſelben Stelle, wo ich es hingelegt, und mein Sonett — es liegt noch in dem Buche — unberührt, ungeleſen.

Und in dem Augenblick, als ein ahnungsvolles Grauen mich durchbebt, als der Gedanke an — Tod durch meine Seele geht, wird mir Ihr Schmerzensbrief gebracht.

Als ich mich wieder gefaßt, ließ ich den Herrn des Hauſes um eine Unterredung bitten.

Dieſe Unterredung war eine ſehr ernſte.

Die Bewohnerin des Zimmers wandelte nicht mehr unter den lebendigen. —

Sie war damals ſchon verklärt, als ich ihr Zimmer inne hatte. Mein Sonett war an eine Tode gerichtet.

In der Blüthe der Jahre war Aurora, die Tochter jenes Hauſes, geſtorben, eine Jungfrau, ſchön an Körper und Seele, gut und edel, und allgemein geliebt, allgemein betrauert.

Heiligfromme Bruderliebe bewahrte ihr Zimmer vor jeder Aenderung; alles war und blieb erhalten, wie ſie es — als Leiche — verlaſſen.

Kein fremder Gaſt hat es vor und nach mir betreten. — Wie wunderbar wahr hatte das unſichtbare Mädchen geſprochen: Sie iſt da, wo Deine Gedanken ſie nicht ſuchen! — Wie wunderbar, daß in Aurorens Flügel eine Saite ſprang, in dem Augenblick, wo unſer nun ſeliger Freund heiter ſein Glas erhob, und ausrief: Deine Unſichtbaren ſollen leben! —

Auch die Toden ſollen leben, Amalie! leben in unſerer Erinnerung, leben in unſerm Andenken, leben in jenem ſeligen Sein, in dem auch wir einſt zu leben hoffen.

Und in dieſem Sinne ſage ich Dir, meine edle trauernde Freundin, lebe wohl! Lebe wohl auch im

Gefühle des Schmerzes, lebe wohl, und halte Dich meiner ewigen, wahren und unwandelbaren Freundſchaft verſichert!“

Heinrich Wieneck.

Heinrich Wieneck und die junge Wittwe Amalie Klarmann hatten einander wiedergeſehen. Sie ſelbſt hatte mit vollem Vertrauen ihn berufen, im ordnen mancher Angelegenheit ihr als berathender Freund zur Seite zu ſtehen. Das Einverſtändniß beider Herzen, wie es früher als edle Freundſchaft Statt gefunden, war Liebe geworden, eine Liebe, deren reine Flamme kein Pflichtgebot, kein Hemmniß von irgend einer Seite niederdrückte. Warum hätten ſie einander das Einverſtändniß ihrer Seelen verhehlen ſollen, warum kalt neben einander wandeln, die ſich ſo innig verſtanden, die ſo warm fühlten? —

Daß Heinrich ſie ſtill im Herzen getragen, daß ihr Bild — aber als das einer unnahbaren Gottheit — auf dem Altar dieſes Herzens geſtanden, wußte Amalie, mußte ſie wiſſen. Ihr war Heinrich immer, ſo lange ſie ihn kannte, jeder Bevorzugung eines edlen Gemüthes werth und würdig erſchienen — und ſo lohnte ſie ſeine treue Anhänglichkeit durch die ſchönſte und beſte Bevorzugung, durch die Hingabe ihres Selbſt an ihn — und es war dieß auch ein äußerlicher Vorzug, denn es fehlte der jungen, liebenswürdigen, geiſt- und ſeelenvollen Wittwe nicht an Bewerbern um ihre Hand und um ihr Herz. Darum konnte Heinrich, als er in einer ſchönen, ernſten, wehmuthgeheiligten, alle Gefühle läuternden Stunde die Küſſe der Verlobung mit Amalien tauſchte, vollkommen wahrheitgemäß ausrufen: „O Geliebte, wie wahr ſprach doch zu mir das unſichtbare Mädchen: Du wirſt glücklich ſein, wenn Dein Herz keinen Wunſch mehr hegt! — Ich bin glücklich Amalie, glücklich durch Dich! Ich habe keine Wünſche mehr.“

Und Amalie eilte zum Flügel; ſie entlockte dem Meere der Töne melodiſche Wellen, und ſang — ihres Dichters Worte mit zartem Sinn verändernd:

„Wie Melodieen — wie holder Liedergruß
Naht Deine Liebe mir zauberhaft und ſüß.
Mir zeigt ſich ſichtbar mein Lebensgenius,
Und zärtlich führt er mich in das Paradies.“ —

◆

Jägerzauber.

Eine Waldgeſchichte.

1.

Die Wälder rund um das Großherzoglich Sachſen-Weimariſche Jagdſchloß Zillbach, eigentlich „in der Zillbach“ grünten in voller entfalteter Frühlingspracht. Die Zillbach iſt eine ſeit uralten Zeiten vom Zauber der Jagdromantik umfloſſene Weimariſche Parcelle im Meininger Lande, ebenſo ſehr von hochpoetiſchen Sagen durchklungen, wie durch höchſt unpoetiſche Proceſſe der beiderſeitigen Regierungen über mein und dein, über Grenzmarken und Gerechtſame, über Wild und Wald und Wald und Wild den An- und Umwohnern merkwürdig gewordenes kleines Stückchen Erde. Schon die Grafen von Henneberg ſchätzten und liebten dieſe wildreichen Wälder, dieſe ſo abgelegenen eigenthümlichen Buchenhöhen und grünen Thalgründe, und ſchon in ihrer Zeit ſtand dort ein ſtattliches Herrenhaus und Jagdſchloß. Etwas älter als dieſes war das Dorf, dem man freilich in ſeiner jetzigen Geſtaltung ſein Alter nicht anmerkt, das achtbarſte Alter, denn ſchon im

Jahre unſers Herrn achthundert und achtundachtzig, trat, wie wir zu ſagen pflegen, der Ort Cilbaha urkundlich in die Geſchichte, welche übrigens, jene Proceſſe abgerechnet, niemals viele Notiz von ihm genommen hat.

Die glänzendſte oder vielmehr die Blüthenzeit der Zillbach war jene, während welcher der berühmte Forſtmann Cotta dort eine Forſt- und Jagdlehranſtalt leitete, eine der erſten Deutſchlands neben dem unvergeßlichen Dreißigacker, das die Staatsklugheit nicht halten konnte, weil ſie es nicht halten wollte — Cotta, Johann Matthäus Bechſteins würdigſter Rival. Auch jene Zeit gehört ſchon der Vergangenheit an. Es iſt lange her, daß die Fanfaren der Jagden des unſterblichen Carl Auguſt durch Zillbachs Wälder ſchmetterten, und eine Schaar luſtiger jugendfroher Weidgenoſſen in dieſen Wäldern bald birſchte, bald botaniſirte, und erſteres jedenfalls viel lieber noch als letzteres that. Aber die Kunden von manchem ernſten und manchem luſtigen Abenteuer leben noch im Volksmund der Bewohner jener Dörfer, welche um das kleine eigenthümliche Binnengebirge gereiht ſind, das der Bergſtock des Bleß mit ſeiner fabelhaften Stophelskuppe bildet, und in deſſen Schooß, in einer ausgedehnten muldenförmigen Eintiefung Zillbach an einem Wäſſerlein deſſelben Namens liegt.

Jene noch unverklungenen Geſchichten, Dorf- und noch viel beſſer Waldgeſchichten können vielleicht noch ein Buch füllen; für dieſesmal aber begnügen wir uns mit der Erzählung einer höchſt einfachen und doch höchſt ſeltſamen Begebenheit, die ſich auf jenem für den Weidmann klaſſiſchen Boden zutrug, und zwar nicht in grauer Grafenzeit, und eben ſo wenig in der Zeit der Parforce-Jagden, ja nicht einmal in den Tagen des berühmten Herrn Forſtmeiſter Cotta und des weitgenannten Nimrod-Neſtors, Oberforſtmeiſter von Seebach, denkwürdigen Andenkens, ſondern ganz naheliegend, im Frühling des Jahres achtzehnhundert und fünfundvierzig.

Die Wälder ſtanden alſo im Prachtmantel ihrer Frühlingsherrlichkeit, und an einem ſchönen Gottesmorgen in Mitten des Wonnemondes verließen zu ziemlich früher Morgenſtunde ein alter und ein junger Mann, von einem Jagdhunde begleitet, die Revierförſterei zu Zillbach und nahmen ihren Weg thalwärts, dem Bächlein nach, das gar friedſam und doch heiter plätſchernd durch den Grund rollte, und die Blumen ſeiner Ufer netzte. Beide Männer waren mit Büchſen bewehrt, und was ſonſt zur Jagdbewaffnung gehört, nur mit dem Unterſchied, daß bei dem jungen, der ein recht lebensfriſches rothwangiges Geſicht, durch ein blondes Bärtchen verſchönt, zeigte, alles Geräth wie das Geſchoß äußerſt elegant, hingegen bei dem alten, deſſen Geſicht runzelvoll, wetterbraun, und deſſen Bart verwirrt, ſchier ſtachlich, und ergraut ſich darſtellte, — altväteriſch, abgetragen und viel gebraucht war.

Der junge Mann war der Forſtgehülfe, Herr Leopold Hoelein, gebürtig aus Wenigenlupnitz im Amte Eiſenach, und erſt vor wenigen Wochen bei dem Herrn Oberförſter Axtmann in Zillbach angetreten. Er trug einen leichten grünen breitkrämpigen Hut, deſſen Schmuck eine Birkhahnfeder war, einen graubraunen kurzen Jagdrock mit grünem Kragen und grünen Aermelaufſchlägen. Seine Jagdtaſche von weißem Bindfadengeflecht war gerade groß genug, um einige Feldhühner oder höchſtens einen nicht übermäßig ausgewachſenen Haſen aufzunehmen. Sein Pulverhorn war eine gepreßte Kupferflaſche mit angepaßtem Ladmaaß, in einer Gürteltaſche befanden ſich die bereits zugerichteten Jagd-Patronen in pappenen Hülſen, die mit Silberpapier überzogen waren; der Lauf des Prachtgewehres zeigte den feinſten Roſendamaſt, und war aus Namür gebürtig, doch hatte die Beſcheidenheit eines in ziemlicher Nähe ſeßhaften Büchſenmachers nach glücklicher Zuſammenſetzung der von verſchiedenen auswärtigen Fabriken bezogenen Einzelſtücke dieſes Jagdgewehrs zu einem überaus ſchönen Ganzen es nicht verſchmäht, den Namen ſothanen Büchſenmachers mit feinen Goldbuchſtaben auf den Lauf zu ſetzen.

Der alte Mann war der Kreiſer und Forſtwart Conrad Hörſchelmann, gebürtig aus dem der Zillbach nahen Dorfe Roſa, ein Inventarſtück der Revierförſterei, gekannt und theils geliebt, theils gefürchtet von jung und alt im ganzen zillbacher Revier und weit darüber hinaus, ein alter Ueberall und Nirgends, ein Schrecken der Holz- und Wilddiebe, in jungen Jahren ein ſchlimmer Zeiſſig, und jetzt in alten Jahren noch gern der jungen und der vergangenen Tage als goldner, unwiderbringlich verlorener Zeiten gedenkend. Er trug eine alte Tuchmütze von zweifelhafter Farbe mit ſehr wandelbarem Schild, eine grüngraue Jacke mit Metallknöpfen verſchiedenen Fabrikats, wie ſie ſo nach und nach ſich nachbarlich zu einander gefunden hatten, und aus deren Taſche eine kurze Tabakspfeife mit einem großen Kopf von Ulmer Maaſer herausſah. Die Jagdtaſche des alten Hörſchelmann war einer jener alten, geräumigen Ranzen, zu denen ein armer Dachs ſein ganzes Fell hergeben müſſen, ſo daß ſogar das Schwänzel — halt! die Blume — noch an demſelben baumelte. Dieſer Ranzen vermochte drei Haſen und viele Feldhühner in ſeine weite Höhlung aufzunehmen, nächſtdem noch eine kleine Nebentaſche angebracht war, über welche die vordere Kopfhaut des weiland Dachſes als Klappe und Deckel wehmüthig und ernſt hing. In dieſer kleinen Nebentaſche bewahrte Hörſchelmann ſeine Weidgangrequiſiten, beſtehend aus einer gefüllten Schnappsbulle, einem Stück Speck, in ein altes Kalenderblatt gewikkelt, einen Runken Brod, ein höchſt einfaches Pulverhorn alter Form, und einen vielgebrauchten ledernen Schrotbeutel. Ladmaaß brauchte der alte Kreiſer nicht, dazu kannte er ſein Gewehr zu genau. Dieſes Gewehr war noch eine Reliquie mit Feuerſchloß, nicht damascirt, ohne Patentſchraube und Goldbuchſtaben, ohne alle Zier, aber gut — es waren vielleicht ſchon mehr glückhafte Schüſſe daraus gethan, als der junge Begleiter des Alten Lebenstage zählen mochte.

Während des Gehens ſchlug ſich der Kreiſer Feuer, und legte den glimmenden Schwamm auf den Tabak des bereits vorräthig geſtopften ulmer Kopfs. Der Morgen war prächtig. Das tauſendſtimmige Leben im Walde ſchmetterte dem jungen Tag ſeine Jubel entgegen. Amſeln und Droſſeln ließen ihre glockenhellen Rufe erklingen, und zwiſchen dieſen jauchzte ihr goldgefiederter Verwandter, der Pyrol, von Zeit zu Zeit ſeine Liebeswonne in melodiſchen Lauten aus. Kaum hörte man aus der Tiefe ferner Forſte den einförmigen Ruf der Kukuke, zumal jetzt auch die Finken hitzig und ſtreitſüchtig ihre Wettgeſänge in rollenden Tönen anheben, die ſie fort und fort zu wiederholen nicht müde wurden.

„Ein ſchöner Morgen, der heutige, Konrad!“ begann der Forſtgehülfe ein Geſpräch mit dem grauköpfigen Begleiter, indem er ſich zu dieſen wandte, und an der brennenden Tabakspfeiſe des Alten eine Cigarre in Gluth ſetzte.

„Hm! Ja!“ antwortete der Alte halb brummend. „'Siſt luſtbarlich ſchön da hauſen herum, und gar ein ſtattlich Revier, das hieſige — aber Herr Hoelein, wenn man alt wird, wird einem zuletzt doch alles egal. Es iſt halt doch nichts auf der Welt als Plackerei, Verdrießlichkeit und Aergerniß. Kaum kommt die jagdgerechte Zeit, ſo hat auch der Teufel die Wildſchützen bei der Hand, und unſer einer iſt ſeines Lebens nicht ſicher.“

„So?“ fragte der junge Jäger gedehnt: „Giebt es hier auch ſolches Ungeziefer?“ Doch mit keckem Jugendmuthe ſchlug er plötzlich ein Gelächter auf und ſagte: „Mir ſoll keiner kommen, oder mir ſoll nur Einer kommen! Ich fürchte mich nicht! Ihr wollt mir bange machen, Kreiſer! Kennt Ihr nicht das Sprüchwort: bange machen gilt nicht?“ —

„Kenne keine neumodiſchen Sprüchlein, mein junger Herr!“ verſetzte Hörſchelmann. „Zu meiner Zeit ward manchem bange genug gemacht, und mich deucht, es wär' darin jetzt um kein Haar beſſer, wohl aber viel, viel ſchlimmer. Die Herren verſtehen's ſchon, einem armen Kerl bange zu machen, daß er Oel ſchwitzen möchte. Sehen Sie ſich nur vor, daß Ihnen niemals ſo ein Wildſchütz bange macht, denn das ſind Kerls, ſage ich Ihnen, die mit dem leibhaften Satan im Bunde ſtehen.“

„Alte Haut, Du machſt mich lachen!“ erwiederte Leopold. „Wer ſpricht heutzutage noch vom Satan und Bund mit ihm? Ihr kamet wohl nie aus dieſen Bergen und Wäldern hinaus in die große Welt?

„Hatte ſelbiges nicht von nöthen!“ verſetzte der Kreiſer trocken. „Die große Welt kam zu uns. Das war ein Leben, wenn der alte Großherzog kam und mit ihm alle die Herren vom Hofe, junge und alte, wer nur einen Schießprügel tragen konnte, und ſich zutraute, einen leiblichen Bock zu ſchießen. Tagelang und nächtelang könnt' ich davon erzählen — jetzt iſt's ſtill, und mir auch recht; die alten Knochen ſind mürb, und wollen nimmer ſo recht fort, wie ehedem.“

„Habt aber noch ein helles Auge und eine Hand, die nicht zittert, Kreiſer!“ ſchmeichelte Leopold gutmüthig dem Alten. „Ich meine, Euch jagt wohl auch kein Wildſchütz Furcht ein, und käm' Euch einer in den Wurf und Schuß, ſo riefet Ihr gewiß: „Halt oder ich ſchieße!“

„Werd's wohl bleiben laſſen, lieber Herr! Das wär' ein Kommang, der mir gleich das Lebenslicht ausputzen thun könnte, und längſt ausgeputzt hätte, wenn ich jemals ſo albern — verzeiht mir's gütigſt, — geweſen wäre.“

„So?“ fragte Leopold verwundert. „Ihr laßt alſo dieſe Hallunken laufen, fürchtet Euch vor ihnen? Iſt das auch mit der Dienſtpflicht vereinbarlich?“ —

Der Kreiſer antwortete eine gute Weile nichts auf dieſe Frage. Er dampfte heftig und bließ die Rauchwolken ſtärker aus ſeiner Pfeife in die reine Morgenluft. Leopold legte dieſes Schweigen als das der Beſchämung aus über eine verdiente Rüge; doch wollte er den alten Mann, der ihm als äußerſt treu und wacker vom Oberförſter, ſeinem Principal, gerühmt worden war, und zugleich als ein Mann, der das ganze Revier ſo genau kenne, daß er daſſelbe im Nothfall mit verbundenen Augen begehen könne — nicht kränken und nicht verſtimmen, und ſuchte eben nach Worten, um das Geſpräch nicht ſtocken zu laſſen, es aber anders zu lenken — als Hörſchelmann von freien Stücken die Rede wieder aufnahm:

„Man fürchtet ſich nicht, und man läßt ſie nicht laufen, abſonderlich, wenn man ſie erſt hat! Aber meinen Sie, daß uns die Wilddiebe über die Wege laufen, wie dort die Finken? Meinen Sie, daß eine Wildſchützenbüchſe, in die noch dazu faſt immer beſprochene Kugeln geladen werden, nicht ſo gut treffe wie Ihr lütticher Rohr, oder wo es ſonſt her iſt? Glauben Sie nicht, daß Ihnen ſo ein Wildſchütz mir nichts Dir nichts einen Weidmann ſetzen und eine Verblendung machen kann? Da gehört mehr dazu, dieſen

Geſellen die Spitze zu bieten, als ein bischen Courage, und der Zuruf: Halt oder ich ſchieße, denn der Wilddieb wird kein Narr ſein, und ſtill halten, ſt! — iſt er fort, und Sie dürfen zehnmal ſchießen, Sie treffen ihn doch nicht — ſchon darum nicht, weil Ihr Gewehr verſagt oder nicht losgeht, da es der Wilddieb verſprochen hat."

„O mein braver alter Hörſchelmann!" antwortete herzlich lachend Leopold: „Euer Glaube ſcheint Berge zu verſetzen. Ihr denkt, weil ich, als die Forſtacademie in Dreißigacker leider Gottes aufgehoben wurde, der letzte Academiſt war, hernach eine Weile brach liegen mußte, und den praktiſchen Forſtdienſt jetzt erſt hier unter Herrn Oberförſter Axtmann lernen ſoll, verſteht ſich mit unter Eurer guten Anleitung, ich ließe mir Märlein und Fabeln von euch aufbinden — und wollt mich ſo recht als einen Neuling zum Hänschen haben! Als wenn nicht alles, was Ihr da vom Weidmann ſetzen, Kugeln und Gewehre beſprechen — lauter Schnurrpfeifereien aus dem Freiſchütz wären! — Wißt Ihr was der Freiſchütz iſt? Habt Ihr ihn einmal gehört, geſehen?" —

„Was der iſt — der Freiſchütz? Das wird er wohl ſelbſt am beſten wiſſen," verſetzte Hörſchelmann, indem er den Frager gänzlich mißverſtand. — „Gehört? — o ja! Geſehen? vielleicht auch ſchon — mag nichts mit ſelbigem zu thun haben."

„Was ſchwatzt Ihr denn? Von wem redet Ihr denn?“ fragte Leopold: „Ich meine die Oper.“

„Die Oper? Wer iſt die?“ fragte Hörſchelmann ganz verwundert, ſo daß ihm die Pfeife ausging. „Iſt das etwa der Name ſeiner Großmutter? Gott ſei bei uns!“

„Mann Gottes!“ rief Hoelein, und wollte ſich vor Lachen ausſchütten: „ſeid Ihr denn ganz vernagelt? ſeid Ihr denn niemals im Theater, in der Komödie geweſen?“

„O ja, aber es iſt ſchon merklich lange her, Anno Eins, als ich nach Weimar einen Botengang that, das ſchnak'ſche Ding hieß, glaube ich, die Zauberflöte,“ berichtete der Kreiſer.

„Nun ja, das war auch eine Oper, und ſo eine iſt auch der Freiſchütz,“ erklärte dem Verwunderten jetzt Leopold. „Da kommen Jäger drin vor, und auch der ſchwarze Jäger, Herr Urian, der Teufel oder Samiel geheißen, und Freikugeln und allerlei Satansſpuk.“

Der Kreiſer verzog bei der großen Luſtigkeit, mit welcher Leopold dieſes alles vorbrachte, keine Miene, und lachte ganz und gar nicht. Er ſagte: „Herr Hoelein, aus ſolchen Dingen ſollte man keine Komödie machen, da könnt' aus luſtigem Spaß ein trüber Ernſt werden. Da wüßt' ich Geſchichten —.“

„Die Ihr mir alle erzählen ſollt, guter Alter!“ rief Leopold. „Mir macht das Spaß und hab' auch einen Freund, der ſchreibt Bücher und ſammelt ſolche alten Witze und Narrenspoſſen, dem ſchreib' ich ſie auf, und Ihr bekommt für jede gute Geſchichte eine Pfeife Knaſter, alten, ächten.“

„Keinen Waſunger!“ fügte Hörſchelmann ironiſch hinzu. „Topp, ich geh's ein. Sie werden wohl eher müde werden, meine Geſchichten aufzuſchreiben, als ich, meine Pfeife aus Ihrem Beutel zu füllen. Da fällt mir gleich ein wahrhaftig Stückchen ein, daß ſich hier, hier in der Zillbach zugetragen, wie ſich überhaupt hier — droben im Orte mein' ich — viel, viel zugetragen hat, davon drauſen kein Menſch was weiß.“

„Glaubt's wohl!“ ſagte der junge Jäger: „Der Ort liegt ja aber auch ſo einſam im Walde, wie verwunſchen, und gehen ſo prächtige Wege hin, daß jeder, der ſie zu Wagen paſſiren muß, wohl thäte, ſich zuvor ins Kirchengebet einſchließen zu laſſen!“

„Da war einmal droben in der Zillbach ein Jägerburſche!“ begann der alte Hörſchelmann ſeine Erzählung: „der verſtand gute Weidmannsſtücklein, diente aber ſeinem Herrn, dem damaligen Förſter Veit Meixner, treu und fleißig — damals nannte man nämlich mit Verlaub, dasjenige noch dienen, was heutzutage die Herren conditioniren nennen, und was heut' ein Herr Gehülfe iſt, war damals ein Burſch — kurzum, es geſchah, daß ſich eine Zwieſpältigkeit erhob zwiſchen dem Herrn Förſter Meixner und dem Burſchen, ſo daß letzterer aus dem Dienſt ging. Aber was that er? Er pfiff abſonderlich auf einer Pfeife vom Todtenbein eines Gerichteten — beiläufig, es thuts auch der Pfiff auf einer hohlen halben Haſelnuß, die am Hubertustag in der zwölften Stunde aus dem Neſt eines ſchwarzen Eichhörnchens genommen wird — und da lief alles Wild vom ganzen Zillbacher Revier zuſammen. Mein Burſche nahm ſein weniges Gepäck, und lud es dem ſtattlichſten Hirſch, einem Sechzehnender, auf, und richtete es ſo ein, daß mein Förſter dieſen Hirſch anſichtig wurde. Verwundert, was derſelbige Hirſch wohl auf ſeinem Rücken trage, ſchoß der Förſter, und das war es eben, was mein Burſch gewollt. Alles Wild ſtob auseinander, der Hirſch ſtob mit davon, und alsbald war das ganze Revier wie ausgekehrt, was nämlich edles Wildpret betraf. — Nun können Sie denken lieber Herr Hoelein, wie das dem Förſter crepirte, daß ihm nichts mehr vor den Schuß kam, als hie und da ein lumpiger Lampe, ein magerer Fuchs oder eine Wildkatz."

„Mein Burſch aber ging auf die Förſterei in Roſa, nicht weit von der Zillbach, machte dort ſein Glück, heirathete eine von des Förſters Töchtern, wurde Forſtwart, und da er mit ſeinem Poſſen den Zillbacher Förſter genug geſtraft, und der kleine Span, den ſie mit einander erlebt, bald vergeſſen war, ſo bat er ihn ſogar bei ſeinem erſten Kinde zu Gevatter.“

„Mein Förſter hob das Kind, und auf dem Heimweg begleitete der Forſtwart ſeinen Herrn Gevatter bis herüber auf deſſen Revier. Da kam's denn gar bald auf den lieben Wildſtand, und der Förſter klagte ſeinem Gevatter ſein Herzeleid, und daß er gar kein Wild mehr auf dem Revier habe.“

„Der Forſtwart lachte, daß es laut im Walde wiederhallte. Kein Wild? rief er mit verſtellter Verwunderung. Wild dickſatt! Ihr ſeht's nur nicht, Gevatter Meixner! Doch ſeid getroſt, mein Herr Gevatter, Ihr ſollt nunmehr auch wieder Wild ſchießen. Und da nahm der Forſtwart einen Büſchel Stroh von einem Warnungswiſch am jungen Schlag, drehte daraus ein Kränzel, und ſprach zum Förſter: Lugt einmal dadurch, mein guter Herr Gevatter. Wie dieſer das that, wurden ihm die Augen aufgethan, und er ſah ganze Rudel Rothwild und auch etliche Sauen. Selbiger Forſtwart iſt mein Großvater geweſen.“ —

„Bravo, Hörſchelmann!“ rief der Forſtgehülfe. Das Stücklein iſt ſchon eine Pfeife Tabak werth, die habt Ihr gut an mich, und ich bekomme Reſpekt vor Euch, da Ihr der Enkel ſolchen Tauſendkünſtlers ſeid — gewiß könnt auch Ihr mehr als Brot eſſen!“

„Hm hm“ brummte der Kreiſer. „Sie werden ja wohl vom Herrn Geheimerath von Goethe gehört haben, der immer um den höchſtſeligen Großherzog Carl Auguſt war. Selbiger Herr Geheimerath ließ einmal, da er mit dem Großherzog hier war, ein Wort fallen, das hob ich auf, da ich hinter beiden Herren drein ging, und ſchrieb mir's hinters Ohr. *Ein Jeder lernt, ſo viel er kann!* Und ich that ſo, hab's aber doch zu nichts gebracht, wahrſcheinlich, weil ich nicht die Gabe hatte, viel zu lernen.“

„Gut geantwortet, ſehr gut!“ lobte Leopold.

Der Pfad führte die beiden Jäger jetzt aus dem Walde, deſſen Wipfel die Strahlen der Morgenſonne hell vergoldeten; ein lieblicher Wieſengrund mit ſeinen Milliarden Blumenſternen lag theils hell beſonnt, theils noch im Waldesſchatten, und bläulicher Duft ſtieg empor, der in den Lichtungen magiſche Streifen bildete. Ein kleiner Teich und eine Mühle zeigten ſich als Staffage dieſes Bildes. Ein Rudel Rehe flüchtete in raſchen Sätzen, als es die Tritte der Männer hörte, nach dem nahen Dickicht.

„Das iſt die Eſelsmühle!“ nahm der Kreiſer in ſeiner Eigenſchaft als belehrender Geleitsmann wieder das Wort. „Ob Eſel hier gemahlen werden oder ſelbſt mahlen, weiß ich nicht zu ſagen; der Müller ſtammt von Waſungen, und man ſagt ihm oder ſeinen Vorfahren nach, wenn im hohen Sommer ihm das Mühlwaſſer ausbleibe, hänge er ein Tretrad an die Welle, ſtatt des Waſſerrades, und treibe mit Hülfe ſeines

Grauſchimmels das Werk im Schweiße ſeines Angeſichts."

Jetzt that ſich vor den beiden Wanderern ſchön und reizend der Blick in das Thal der Werra auf, indem ſich der kleine Wieſengrund, den ſie durchſchritten, mehr und mehr erweiterte. Sie gingen bereits eine gute Strecke lang nicht mehr im zillbacher Revier, ſondern auf meiningiſchem Boden; Herr Hoelein mußte nicht nur ſein Territorium, ſondern auch die Angrenzungen deſſelben, die Nachbarwälder, in die zu großem Leidweſen des großherzoglichen Revierförſters das Wild gar oft herüberwechſelte, kennen lernen, und der Kreiſer ſchlug jetzt einen Waldpfad ein, der zu einem Punkt geleitete, von dem aus die Landſchaft in voller maleriſcher Pracht vor Augen lag. Ein Punkt, ganz ähnlich jenem, und gar nicht weit von jenem, der einſt Seume entzückte, und zu Lobesäußerungen hinriß, die dieſer deutſche Dichter in ſeinem „Spatziergang nach Syrakus" niederlegte.

Thalaufwärts und thalabwärts herrlicher Wieſengrund mit einigen großen Teichen, durch den in weiten mächtigen Bogen die Werra ſanft hinfluthet; ſtattliche wohlgebaute Orte im Thalgrund verſtreut, darüber hin theils bebaute, theils bewaldete Berghöhen, in größerer Ferne der Thalkeſſel mit der alten Stadt Schmalkalden, und darüber, den Horizont abgrenzend die langgedehnte Bergkette des Thüringerwaldes in herrlicher

Morgenſonnebeleuchtung, mit ihren reizenden vielgefeierten Hochgipfeln, dem Inſelberg, dem Stahlberg, dem Donnershauk, den Hermannsbergen, dem Ruppberg, Beerberg, Schneekopf, Finſterberg und andern.

Dicht am Fuß des Berges, auf dem die Wanderer ſtanden und raſteten, und einen kleinen Imbiß zu ſich nahmen, lag ein kleines Gehöft ganz im idylliſchen Frieden an die Waldbucht hingebettet.

„Hier iſt ein wahrhaft ſchöner Punkt, wo einem das Herz aufgeht!“ rief Leopold vergnügt aus, und ſeine Blicke ruhten vornehmlich auf dem gegenüber liegenden Dorfe Schwallungen, das von weitem ſich ausnimmt wie ein kleines Städtchen.

„Ach ja!“ beſtätigte der Kreiſer: „wenn nur auf ſo verdammten Heckenhöfen nicht immer verdächtiges Geſindel ſeinen Unterſchlauf hätte! Das da unten iſt zwar nach gerade kein ſolches Nachteulenneſt, auf dem Windenhof wohnen redliche Leute, aber da drüben in Schwallungen ſitzt eine Sorte, der ich nicht über den Weg traue. Verteufelte Schnapphähne!“

„Meint Ihr Wilddiebe?“ fragte Heelein, und ließ den Blick gar nicht von Schwallungen weggleiten, als ziehe der Ort ihn magnetiſch an.

„Was anderes ſonſt?“ verſetzte Hörſchelmann. „Da kommen ſie her, da haben ſie ihren Stand, da lauern ſie auf die Zillbacher Hirſche, und in ein paar Minuten ſind ſie mit dem Raub auf meininger Grund

und Boden, oder bleiben gleich drauf. Die Winde merken Sie ſich. Hier iſts am hellen Tag nicht geheuer. Hab' ich doch ſchon mehr als einmal den Mönch hier ſitzen ſehen."

„Was für einen Mönch? Iſt hier herum ein Kloſter?" fragte Hoelein.

„I wird wohl! Wie kämen wir dazu?" erwiderte Hörſchelmann: „aber vor Alters, da gabs Klöſter im Werragrunde ab und auf, in Menge. In Meiningen, Waſungen, Herrenbreitungen, Frauenbreitungen, Allendorf, drüben in Schmalkalden und was weiß ich, wo ſonſt noch? Nun ſehen Sie doch da drunten, die großen Teiche — ſind die kralacher Teiche geheißen und delicate Karpfen drin, die hat ein Mönch gegraben; und wie ſie gegraben waren, ſo kam kein Waſſer hinein. Da ging der Mönch hierher auf die Winde, man nennt's auch das Hartambergsthal, und hatte ein dickes Zauberbuch; daraus zitirte er den Böſen und verſchrieb ihm ſeine Seele, wenn er ihm Waſſer verſchaffte in die Teiche. Nachher hat der Mönch auf des Böſen Rath das Waſſer oberhalb des Dorfs aus dem Mühlgraben geleitet, und es durch ein Gewölbe unterhalb dem Forſthaus, das dort ſo nett und hellgelb angeſtrichen, herüberglänzt, in die Teiche geführt, ſeitdem haben die immer Waſſer. Aber der Mönch muß hier oben ſitzen, bis an den jüngſten Tag, dieweil er ſich dem Böſen verſchrieben."

„Das iſt ja wieder eine prächtige Geſchichte!“ ſprach mit leiſem Spott Hoelein zum alten Conrad: „aber nun muß ich doch nach etwas Anderen fragen, was auch mehr intereſſirt: Kennt Ihr nicht den Namen Rockenbach drüben in Schwallungen?“

„Rockenbach? — O ja!“ rief Conrad: „Was werd' ich nicht? Die Wittwe Rockenbach war meine Frau Wahs (Baſe), ihre Tochter iſt auch ſchon Wittib — meinen Sie die?“ —

„Es war ein Mädchen des Namens auf dem Pachtgut zu Dreißigacker, eine Verwandte des Pächters, — ein bildſchönes Mädchen!“ — verſetzte mit einigem Zögern und erröthend Leopold.

„Ach ſo, eine jüngere Bekanntſchaft! Sie meinen das Lieschen!“ rief Hörſchelmann: „Ein braves, unbeſcholtenes Mädel; ſie iſt jetzt wieder daheim bei der Mutter, weil ihre Schweſter Lene bald Hochzeit machen wird.“

„Gefällt mir gar nicht, deren ihr Schümpfer — hab' ihn auf dem Strich — iſt auch ſo ein Galgenvogel, und ſein Bruder desgleichen, ja noch ſchlimmer, — und der hat's noch dazu auf das Lieschen abgeſehen — ob ſie ihn leiden mag, weiß ich nicht — ich möcht' ihn nicht, denn er nutzt nichts, der Musje Heinz Fuld.“

Dem Jüngling überlief es wie Flugfeuer, als der Alte dieſe Worte ſprach. Das Lieschen war ſein Idol. Er hatte ſich ſterblich in das Mädchen verliebt, hatte öfter mit ihr getanzt, hatte wahrgenommen, daß auch ihr Herz ihm geneigt, doch hatten ſeine Verhältniſſe ihm noch nicht geſtattet, ihr ein ernſtliches Verſprechen zu geben. Er hatte ſie, als ſie wieder in ihre Heimath zurückkehrte, den größten Theil des Wegs zu Fuß begleitet und jener Tag ſtand als der ſonnigſte unter allen ſeinen Lebenstagen in ſeiner Erinnerung.

Im Mai des Lebens, voll Jugendglück und Jugendfrohmuth mit einem blühenden, ſchönen, unſchuldvollen Mädchen, das wir lieben, heiter und harmlos eine kleine Fußreiſe machen, iſt ein ſeliges Glück. Ein Glanz der Verklärung gießt ſich für unſer entzücktes Auge über Himmel und Gefilde, Wälder und Wogen rauſchen uns Freudenhymnen, und wenn auch ein gegenſeitiges Bekenntniß noch gar nicht ausgeſprochen iſt, ja wenn an ein ſolches nicht einmal gedacht werden kann, dennoch durchſtrömt ein heiliges Frohgefühl das Herz, es ſchwelgt und ſchwärmt in Wonneträumen und ſegnet noch lange nachher die Stunden, in denen der Genuß des ſo reinen und ſchuldloſen Glückes freundlich-traulichen Zwieſprachs und vielleicht einiger keuſchen Küſſe vergönnt war.

Solche Erinnerung erfaßte mit aller Macht eines ſtarken und feurigen Gefühls den Jüngling, er dachte an jene Wanderung mit Lieschen, er dachte an die herzigen Scheideküſſe, und wie er mehr von Wonne getragen worden als gegangen, wie der Abendhimmel im roſigen Flammengold gebrannt, wie ſpäter die Sterne ihm ſo heilig erglänzt, wie er ſtill geweint und laut gebetet hatte.

Als Leopold mit dem Kreiſer ſeinen Weg verfolgte, und im Walde über der Winde verſchwand, warf er noch, ohne daß Hörſchelmann es merkte, einen langen Blick nach Schwallungen hinüber, wo der Gegenſtand ſeiner Sehnſucht wohnte, bedroht von einer andern Liebe, gegen welche die Flamme der Eiferſucht in des Jünglings Bruſt heftig aufloderte.

Da gab plötzlich der Jagdhund einen Laut, und ſtellte ſich zum Nachſuchen an. Hörſchelmann blickte ſcharf auf jede Bewegung des Hundes, dann rief er ärgerlich: „Da haben wir's! Schauen Sie her, Schweiß von einem geſtohlenen Stück Wild!“ und dazu that der alte Kreiſer einen Jägerfluch, ſo gräulicher Art, daß es ſchien, als ob die Waldeswipfel ſich vor Entſetzen ſchüttelten.

2.

Es war Sonntag, und in der Umgegend Schwallungens die Kunde verbreitet, daß im dortigen Wirthshaus ein koſtbares Bier zu haben ſei, Grund genug, Trinkſtuben und Kegelbahn am Nachmittag mit zahlreichen Gäſten zu füllen. Was in Stunden- und zwei Stunden-Ferne guten Durſt und einiges Geld hatte, pilgerte nach dem ſtattlichen Dorfe, das ſelbſt für die Reſidenzſtädter nicht ſelten als Ziel von Luſt- und Spatzierfahrten ſich bietet.

Auch Tanzmuſik war für den ſpätern Nachmittag und Abend angekündigt, und noch dazu doppelte; in den heitern Räumen des Oberſtocks für die Honoratioren, und in der ziemlich geräumigen, mit einem ſtarken Holzpfeiler in der Mitte verſehenen Unterſtube für die Bauern.

Unter den Gäſten, die nach Schwallungen gekommen waren, befand ſich auch der Oberförſter Axtmann aus der Zillbach, ſein neuer Gehülfe und der alte Kreiſer. Letzterer geſellte ſich den Bauern zu, nicht ohne eine geheime Abſicht. Aber Leopold war noch nicht im Wirthshaus, auch nicht auf der Kegelbahn.

Oben in der Trinkſtube wurde der Oberförſter aus der Zillbach nicht ſobald den Poſthalter von der nächſten Poſtſtation anſichtig, als er dieſen mit lautem Gruße anrief, ihn über den Tiſch hinüber die Hand reichte, und die Archimedesſchraube ſeines glücklichen Humors an dieſen Mann anſetzte, der dafür bekannt war, Spaß machen zu können, und auch zu verſtehen.

„Nun das allerneueſte Herr Poſthalter! Blaſen Sie Trübſal auf Ihrem thurn- und taxiſchen Poſthörnchen! Die Eiſenbahn durch den Werragrund wird abgeſteckt!“

„Ei was Sie da ſagen, Herr Oberförſter!“ erwiederte der Poſtmeiſter mit ſarkaſtiſchem Lächeln. „Iſt es denn wahr — daß Ihnen Ihr Windhund abhanden gekommen?“ —

„Oho!“ lachte der Oberförſter: „Diesmal bläſ't der Wind von Hildburghauſen herunter! Es hat wahrlich ſeine Richtigkeit. Der Ingenieur liegt ſchon vier Wochen in Meiningen.“

„Schicken Sie doch eine gare Wildhaut hinauf, daß ſich der gute Mann nicht aufliegt!“ verſetzte der Poſtmeiſter ſpöttiſch.

„Sie meinen, er könne zu lange liegen! Ich ſage Ihnen aber, im ganzen obern Werrathal iſt ſchon abgeſteckt.“ —

„Wird mit allem abſtecken doch nichts aufgeſteckt werden!“ unterbrach der Poſthalter.

„Einmal iſt das Reich nicht einig, und dann fehlt die Vorſpanne — die Füchſe.“

„Rothſchild zahlt alles!“ widerſprach der Oberförſter: „Seine gelben Soldaten reiten beſſer vor, als Ihre Poſtillons.“

„Freilich, der Rothſchild iſt ein guter Schütz, hat immer den Vorſchuß, und trifft beſſer als mancher, der nur ſo ins Blaue ſchießt!“ ſpöttelte der Poſthalter.

„Was wetten Sie, in vier Jahren fahren wir?“ rief ſein Gegner hitzig aus.

„Mit der Hand über den Bauch“ — ergänzte mit einer Gebehrde und höchſt ruhig der Poſthalter.

„Sie führen die Locomotive!“

„Nein, ich reite ihr auf meinem älteſten Poſtgaul vor.“

„Sechs Flaſchen Champagner!“

„Zwölf, daß in vier Jahren noch kein Spatenſtich für die Eiſenbahn hier herum geſchehen!“

„Weil Sie es nicht wünſchen, Herr!?“

„Ei warum nicht gar! Warum ſollt' ich die Eiſenbahn nicht wünſchen? Ich leide nicht durch ſie, was ich habe muß mir doch bleiben. Aber um eins iſt mir bange.“

„Die Fiſche in den Kralacher Teichen werden den Kohlengeſtank nicht vertragen können, und abſterben!“ ſtichelte der Oberförſter, weil der Poſthalter als großer Karpfenfreund bekannt war.

„Im Gegentheil“ — gab dieſer zurück: „Die Hirſche werden rar und theuer werden!“

„Rar? — theuer?“ fragte der Oberförſter. „Quod non! In vier Jahren giebt es gar keine Hirſche mehr.“

„Warum nicht, Herr Oberförſter?“

„Weil die Schwallunger ſie bis dahin vollends alle geſtohlen haben!“ platzte der Oberförſter mit luſtiger Derbheit heraus, und ſchallendes Gelächter der umſtehenden und umſitzenden Gäſte zollte Beifall. Der

Poſthalter war als ein großer Wildpretliebhaber bekannt. Er ſchien jetzt geſchlagen, und fühlte auch, daß er dies ſei, wenn er nicht augenblicklich wieder dran gebe.

„Darf ich mir für morgen Abend die Ehre ausbitten von Ihnen, Herr Oberförſter, auf einen feiſten Hirſchziemer? Ich denke, ehe wir die Hirſche ſtehlen laſſen, eſſen wir ſie lieber ſelbſt!“ — Gelächter ringsum.

Der Oberförſter fuhr vom Stuhle in die Höhe, als ſteche ihn eine Tarantel! „Holla! den Poſſen thu' ich Euch! Topp! ich eſſe mit!“ rief er aus. „Ihr habt doch noch von dem Grüneberger Ausbruch? He?“

„Expreß für Euer Liebden zurückgelegt, während ich derweil mich mit dem Leiſten begnügt.“

„Schuſter, bleib bei deinem Leiſten, und laß mich auch dabei bleiben. Den Grüneberger ſchütte ins Meer der Vergeſſenheit!“ rief der Oberförſter luſtig.

„Ich benutze ihn zur Beize für das Wildpret und die Auerhähne aus dem Revier — da drüben.

„O ſardanapaliſcher Poſthalter! Jetzt hört auf!“ rief der Oberförſter. „Ihr habt den Teufel barfuß laufen ſehen. Gleich geſteht, wo Ihr den Hirſchziemer her habt!“

„Durch die Eiſenbahn!“ antwortete lakoniſch der Poſthalter.

„Eiſenbahn? Wie? Wo? Wie ſo?“ fragte der Oberförſter.

„Da hängt ſie ja!“ ſagte der Poſthalter, und tippte auf das Jagdgewehr des Oberförſters. „Iſt der Lauf keine Eiſenbahn? Fährt die kleine runde Locomotive daraus nicht den armen Hirſchen ins Herz?“ — Wiederum Gelächter. „In die Herzkammer, wenn ich bitten darf!“ verbeſſerte der Oberförſter. „Und nun hört auf!“ —

„Binde nur einer mit dem Poſthalter an, da wird man nimmer fertig. Aus meiner Eiſenbahn iſt Euch der Hirſch nicht zugefahren, das ſchwör' ich Euch zu. Aber Eure Spitzbuben ſollen ſich in Acht nehmen! Die Kugeln für ſie ſind ſchon gegoſſen.“

„Die armen Teufel!“ bedauerte mit ironiſchem Lächeln der Poſthalter. „Ihr Herren da drüben werdet doch nicht ſo wildgrauſam ſein?“

„Ja, Wild-grauſam wollen, werden und müſſen wir eben ſein, weil ſie uns das Wild mauſen. Schämt Euch, dem Geſindel die Stange zu halten!“

„Wir müſſen uns leider an das Stangenwild halten, weil wir keine Zehn- und Zwölfender mehr haben,“ ſpöttelte wieder der Poſthalter, und ſo ging das Geſpräch der beiden wackern Männer mit ſtetem Schrauben nach thüringiſcher Sitte weiter fort, bisweilen gab auch der und jener Gaſt ein Scherzwort drein, und belebte mit harmloſer Fröhlichkeit den Kreis der Trinker.

Leopold ſaß in der Stube der Frau Rockenbach, und plauderte mit ihr und den Töchtern. Beide Mädchen waren in ihrem wohlkleidenden Sonntagsputz; Lieschen ſtrahlte vor Freude. Der junge hübſche Jäger gefiel ihr gar zu wohl, und ſie war zu ländlich einfach, um mit ihrem Gefühl heimlich zu thun. Eben ſo wenig konnte Lenchen, die ältere Schweſter, ein gewiſſe Scheu und Verlegenheit bergen. Sie hatte ſich unruhig, ſah oft durchs Fenſter auf die Straße hinaus, und war wortkarg, ſo daß es ſelbſt ihrer Mutter, einer noch blühend ausſehenden freundlichen Bäuerin, auffiel.

„Na Lene, was haſt Du denn?“ fragte ſie. „Du ruckerſt ja umher, wie ein Trommeltauber, dem die Taube abhanden.“

Lene ſchielte nach dem Jäger hin, und flüſterte zur Mutter: „Die Fuld's Jungen wollen hernach herüber kommen und uns zum Tanz abrufen, und da wird der Herr nicht gut angeſehen werden. Ihr wißt, wie zumal der Heinz iſt.“ — „Werd' mich viel um den Heinz ſcheeren!“ erwiederte die Frau Rockenbach ebenſo leiſe und mit großer Ruhe. „In meinen vier Pfählen bin ich Herr, und weſſen Beſuch *mir* nicht zuwider iſt, der darf's Andern, die zu mir kommen, auch nicht ſein!“

„Schon recht!“ warf Lene hin: „'ſiſt mir um den Herrn Jäger, daß ihm und Lieschen heut kein Verdruß gemacht werde. Die Jungen wollen uns doch zum Tanz holen.“

Ehe über dieſen Gegenſtand noch weitere Erörterungen getroffen werden konnten, ging die Hausthüre auf; Lene erblaßte förmlich, ſo groß war ihre Furcht, es ward angeklopft, und auf den Hereinruf der Frau Rockenbach traten die Brüder Heinz und Valtin Fuld mit kurzer ländlicher Begrüßung ein. Sie waren anſtändig gekleidet, und Jeder hatte ſeine brennende Tabakspfeife im Mund, die auch aus demſelben zu nehmen, keinem einfiel. Jeder trug eine ſteife, ſogenannte ruſſiſche Mütze von dunkelgrünem Tuch, eine kurze Jacke von dunkelm Tuch, eine Tuchweſte mit blanken Knöpfen, lange Beinkleider und Stiefeln. Valtin hatte ein offnes, etwas breites und wenig ſagendes Geſicht, Heinz zeigte ſehr markirte Züge, helle Augen und kecken Blick, mit einem gewiſſen männlichen Trotz.

Die unerwartete Anweſenheit des jungen Mannes in Jägertracht bei den beiden Mädchen, von denen eine bereits ihrer einem verlobt war, um die zweite aber der Andere ſich bewarb, machte beide Burſche verlegener, als ſie ſich's austhun wollten, zumal niemand von den bereits anweſenden das Wort ergriff, ſo begann denn Heinz: „Na Frau Nachbarin, iſt's erlaubt, ein wenig zu Euch Spill zu gehn*)?“

„Schönſtens willkommen Selbander!“ war die dankende Antwort. — Valentin trat gleich zu Lenchen heran, und wisperte ihr etwas ins Ohr, worüber dieſe ein Gelächter aufſchlug, Heinz aber maß Leopold mit den Blicken, und ſprach: „Da iſt ja gar vornehmer Beſuch!“ —

---

*) Spillgehn — eigentlich Spielgehen, beſuchen.

„„Der neue Herr Forſtgehülfe aus der Zillbach!““ nahm die Bäuerin das Wort. „Er kennt das Lieschen von Dreißigacker her!“

„So ſo! Ei ei!“ erwiederte Heinz mit ländlicher Ironie, und wandte ſich an Leopold: „Haben wohl gehört, daß wir hier ein gutes Bier haben, möchten wohl auch ein Tänzchen mitmachen?“

„Warum nicht, wenn es ſein kann?“ erwiederte Leopold.

„Es iſt heute kein geſchloſſener Tanz, für ſein Geld kann Jeder tanzen!“ warf Valentin mit einer gewiſſen Höflichkeit in das Geſpräch, um keine ſtumme Rolle zu ſpielen.

„Das iſt ſchön, da bitt' ich gleich Lieschen um den erſten Walzer!“ rief Leopold.

„Eigentlich iſt das Lieschen meine Tanzjungfer,“ verſetzte Heinz, „doch wird's uns eine Ehre ſein, wenn der Herr Forſtgehülfe ſich in unſern Bauernreihen miſchen wollen. Es iſt aber auch Honoratiorentanz — über unſern Köpfen — wie die Vornehmen gern tanzen. Die Wahl ſteht frei!“ —

„Schon recht und ſchon gut. Alſo Lieschen, den erſten!“ ſprach der Forſtgehülfe.

„Es gilt, Herr Hoelein!“ rief Lieschen mit fröhlichem Geſicht, und reichte dem Erwählten ihre Hand zum einſchlagen — und als ſie ein Wetterleuchten zorniger Eiferſucht über Heinzens Züge flammen ſah, redete ſie keck zu dieſem: „Du brauchſt mir kein Geſicht zu ziehn, wie ein Putzmann, Heinz. Ich kann tanzen mit wem es mir beliebig iſt. Führſt Du mich nicht zum Tanz, thuts ein anderer, und gern!“

„Biſt ja auf einmal ſchrecklich kurz angebunden, Lieſe!“ nahm Valtin für ſeinen Bruder das Wort, welcher ſich auf die Lippen biß, und in dem der Zorn aufzukochen begann.

„Haltet Ruhe, allerſeits!“ gebot plötzlich mit Ernſt Frau Rockenbach. „Ich verbitte mir in meinen vier Pfählen alle Streiterei, ſonſt bleiben meine Mädels daheim — daß Ihr's wißt. Nehmen Sie nichts für ungut, Herr Forſtgehülfe — wir ſind einmal Bauern, und zu denen muß man deutſch reden, wenn ſie's verſtehen ſollen.“

„O die Frau Rockenbach giebt alles vernehmlich genug zu verſtehen, und putzt unſer einem die Ohren ohne Löffel aus!“ ſpöttelte Valentin Fuld, indem er ſich anſchickte, die Stube mit Lenchen zu verlaſſen, welche ihrerſeits an den Tag legte, daß Weggang jetzt das allerklügſte ſei, um weitern Hader abzuſchneiden.

„Ich will in nichts hinderlich, und kein Störer eures Friedens ſein!“ nahm Leopold mit einiger Kälte das Wort. „Gehe jeder ſeinen Weg, ich weiß den meinen zu finden. Adieu Frau Rockenbach, adieu ihr guten Mädchen! Auf dem Tanzboden finden wir uns wieder! — Adieu!“ fügte er mit kurzem Wort noch zu den Brüdern Fuld hinzu, und ging.

„Adjes, Herr Jäger!“ ſprachen beide Brüder, faſt verdutzt, als jener die Stubenthüre ſchon hinter ſich zugeklinkt hatte, und keiner fand ein weiteres Wort, bis ſie Leopold draußen auf der Straße erblickten.

„Das iſt ja ein kapitaler Burſch!“ nahm Heinz das Wort. „Was ſich ſo ein Herrchen einbildet, wenn es ſeinen Froſchgiecker *) an der Seite hängen hat! Nimm Dich in Acht, Männle, daß ich Dir nicht ein Geſchlampe *) anrichte, an dem Du Dir den Magen verdirbſt.“

„Der wird auch keine Maus in den Sack jagen, ſieht mir nicht darnach aus!“ fügte Valentin hinzu, und bald darauf verließen die beiden Brüder Fuld in Begleitung beider Mädchen das Haus, und gingen nach dem Gaſthof zu. Valentin führte ſich mit Lenchen, Lieschen aber ging allein, verdroſſen und beleidigt in ihrem Gefühle, und das weinen war ihr näher als das lachen.

Sie wäre ganz gewiß zu Hauſe geblieben, wenn nicht die Hoffnung in ihr lebendig geweſen, den Jüng-

---

*) Spottwort für Hirſchfänger.

**) Suppe für die Jagdhunde.

ling wieder zu ſehen, an dem ihr Herz mit voller, reiner und unſchuldvoller Liebe hing. Es war dies Herz einer Blüthe gleich, welche der Strahl der Lenzesſonne zum erwachen geküßt hatte, und die Lieschen kund gegebene herzliche Neigung des jungen Mannes hatte ſie wunderbar in ihrem Bewußtſein erhoben. Sie fühlte ſich emporgehoben über das gemeine und niedrige ihrer Umgebung, und über die rohe Lebensart und Gebahrung ihres bäuriſchen Bewerbers. —

Bei der Kegelbahn ſaß ein Kreis älterer Bauern, welche dem Spiel des jüngeren Geſchlechts theils zuſahen, theils zu ihrem Bier und der nie ausgehenden Tabakspfeife mancherlei Geſpräche führten über die Welthändel drauſen, und die Dorfhändel im eignen Ort, über das, was der Tag gebracht. Bringt doch faſt jeder Tag etwas neues.

Mitten unter ihnen ſaß der Kreiſer Conrad, dampfte aus ſeinem ulmer Maaſer und beendigte die Mittheilung, daß abermals ein feiſter Hirſch, der jedenfalls in das zillbacher Revier gehört habe, beim Wechſel über der Winde auf dem Grenzweg geſchoſſen und herüber in das meiningſche geführt worden ſei.

Einige Bauern blinzelten einander ſchadenfroh zu, und der Chirurg resp. Barbier des Orts lachte laut, und nahm das Wort: „Ihr thut mir recht leid, Vater Conrad! Wenn ich Zeit hätte, wollt' ich Euern Herrn bedauern, und Euch dazu, daß ſelbiger Hirſch Euch aus dem Garn gegangen. Macht doch einen Wildzaun um euer Revier, wie vordeſſen geweſen ſein muß, denn ich hab' eine alte Landkarte zu Haus, da iſt die ganze Zillbach eingezäunt."

„Ja — ihr Herren da drüben" — nahm ein alter Bauer, Namens Dittmar das Wort: „ihr lamentirt nur immer über eure Hirſche, die herüber wechſeln und euch abhanden kommen, aber ich hab' noch keine Klage von euch gehört über das Wild, das von uns zu euch hinüber geht. Es iſt für uns ſchlimm genug, daß die Zillbach ſo da mitten in unſerm Lande und uns auf der Naſe liegt!"

„Und ihr eben dieſelbige Naſe von unſerm Holz laſſen müßt! Nicht wahr?" warf Conrad ſpottend ein, und zum Chirurgen ſich wendend, ſprach er: „Wenns Ihnen nachging, Herr Barbuzius, ſo würden Sie mit Hülfe der braven ſchwallunger Gemeinde in kürzeſter Zeit den ganzen Zillbacher Forſt kahl und glatt wegraſiren!"

Alles lachte, und der Barbier lachte mit, gute Miene zum böſen Spiel machend, indem er dachte: Warte nur, ich trumpfe dich ſchon wieder.

„Vor Alters war alles ein Land!" bemerkte der Bauer Dittmar. „Dazumal, als es die Grafen von Henneberg noch hatten. Nachher gab es Theilungen über Theilungen, und ſelbe Zeit gab es ſo gut wie jetzt geſcheidte Leute, die dachten: Selber eſſen macht ſett. Ich habe mir ſagen laſſen — es war bei Gelegenheit, daß gerade die kralacher Teiche gefiſcht wurden, und ein Herr von der Regierung ſich mit mir in Discours einließ, wie alles gekommen iſt. Derſelbe Herr hat mir's weitläuftig aus einander geſetzt, ich hab' aber halt das beſte wieder vergeſſen. Kurzum, daß unſre gnädigſte Landesherrſchaft, das heißt, deren Vorfahren, dabei zu kurz gekommen und über den Löffel barbirt worden iſt, das iſt ſo klar, wie Klösbrühe — und von ſelbiger Zeit her iſt auch der zillbacher Wald verwünſcht, wie jedes Kind weiß."

„Das iſt ja eine verwünſchte Geſchichte!" rief der Chirurg. „Laßt ſie doch einmal hören — gebt ſie zum beſten!"

„Iſt gleich gethan, iſt kurz, wie ein Apfelſtiel," erwiederte Dittmar, und erzählte: „Es iſt vor Alters geweſen wie heutiges Tags, daß ein fürſtlicher Herr manchmal ungetreue Diener hatte, die ſich ſchmieren ließen von dem Herrn Vetter Nachbar, oder deſſen Räthen, und um einen Sündenlohn ihren Herrn und Land und Leute dazu verriethen. Und ſo hat ſich's auch vordeſſen zugetragen mit dem zillbacher Wald, daß er dem Herrn, dem er von Gottes- und Rechtswegen zugehörte, durch falſcher Räthe Praktiken und Argliſt iſt abgedrungen worden, und da hat der Herr den Wald verwünſcht, und iſt ſo viel Unfriede und Unheil darüber entſtanden, und manchem Mann ſoviel Beſchwerniß daraus erwachſen, wie ihr Nachbarn ja alle wißt, daß das Revier nachher noch viele Millionen Mal verwünſcht worden iſt, und davon kommt es, daß ſtellenweiſe die Bäume drüben nicht in die Höhe kommen, und keine Wipfel treiben, oder daß doch die Wipfel gleich abſterben, ſobald die Bäume ein gewiſſes Alter erreicht haben.“

„Narrenspoſſen! Spinnſtubenmärchen!“ lachte der Kreiſer, und that aus ſeinem Maaßglas einen guten Zug — im Herzen dachte er aber anders.

„Oho, mit nichten!“ warf ein alter Bauer ein. „Wer das ſehen will, kanns noch alleweil ſehen, ſonderlich drüben hinter Schwarzbach.“

„Ja, ja, es giebt verwunderliche Stücklein!“ ſprach ſpöttiſchen Tones der Chirurg, indem er darauf ſann, dem Kreiſer eins anzuhängen. „Ich weiß einen, der kann mehr als Brot eſſen, der kann ſich unſichtbar machen und iſt kugelfeſt.“

„Wer denn? Wer denn?“ fragten die Bauern.

„Da ſitzt er, unſer Herr Kreiſer, das iſt der wahre Freiſchütz!“ erwiederte jener, der mit Abſicht dieſe Frage geweckt und ſie erwartet hatte.

„Narr! Haltet's Maul mit ſolchen Poſſen!“ brummte Conrad verdrüßlich.

„Ja gelt, er will's niemals Wortes haben! Wir wiſſen, was wir wiſſen!“ gegenredete der Barbier. „Trifft er nicht alles was er ſchießen will?“

„Weil ich in meinen alten Tagen noch ein Paar gute Lichter im Kopf habe, und nicht ſo ein kurzſichtiger Tropf bin, daß ich eine arme Gais für einen Spießer anſehe, und ihn tod knalle.“

„Ein Pudel!“ ſchrie im gleichen Augenblick am Ende der Bahn der Kegeljunge.

Ungeheures Gelächter des ganzen zahlreichen Zuhörerkreiſes erfolgte auf dieſes a tempo, und der Chirurg, dem wirklich ſothanes Jagdunglück einmal begegnet war, wurde feuerroth vor Scham und Aerger.

„Wartet nur, Kreiſer!“ rief er: „Ich ſetz' euch ſchon noch einen Weidmann, daß Ihr an mich denken ſollt!“

„Vielleicht ein Seifenzäpfchen?“ fragte Conrad äußerſt trocken, und noch jubelnder erſcholl auf Koſten des Barbiers das allgemeine Gelächter.

„Ich kenne aber noch einen, der über Euch iſt!“ ſchrie der Barbier mit lauter Stimme, um die Lacher zu übertönen. „Den laſſ' ich auf Euch los, der weiß auch noch, wo Barthel Moſt holt.“

„Und wie man die Hirſche holt, weiß er auch, nicht wahr, Herr Barbuzius?“ fragte der Kreiſer mit völliger Ruhe und heiterer Laune zurück. „Sie meinen doch den Heinz Fuld, und keinen andern, Ihren lieben Nachbar — und desgleichen?“

Dieſer Name war ein Schlagwort, welches ſchweigen im ganzen Kreiſe zu gebieten ſchien. Alle kannten den Genannten, er war gefürchtet im ganzen Dorfe; manchen böſen Streich, der verübt worden war, gab das allgemeine Urtheil ihm auf den Kopf Schuld, aber noch nie hatte er, kleine Vergehen, wie Waldfrevel und was weniges Felddiebſtahl abgerechnet, eines Verbrechens überwieſen werden können. Er war als Wildſchütz verrufen und ſehr übel berüchtigt, allein gerade in dieſer Eigenſchaft umgab ihn der unaustilgbare Aberglaube des Volkes mit einem geheimnißvollen Nimbus.

„Malt den Teufel nicht an die Wand!“ warnte der alte Dittmar, und jener andere Bauer, der vorhin geſprochen hatte, ſtimmte bei, indem er ſagte: „Ja ja, das iſt juſtement der rechte. Der Junge kann ſich unſichtbar machen. Wenigſtens macht er das zillbacher Wild ſehr unſichtbar.“ — „Oh, wir wiſſen's gar zu wohl!“ verſetzte der Kreiſer.

„Und könnt' ihm doch nicht beikommen, ätſch!“ ſpottete der Chirurg. „Der bringt mit einem ſympathetiſchen Sprüchlein, das er durch die Zähne murmelt, den biſſigſten Hund zum ſchweigen, er verſpricht Euch Eure Büchſe, daß ſie nicht losgeht, oder er macht, daß kein Jäger etwas trifft, auf den er einen Haken hat; gegen alle Waffen iſt er feſt und vergebens iſt er neulich nicht bei der alten Hollenbarb mit zur Leiche gegangen. Wir habens alle geſehen, wie er ſein Geſangbuch mit Fleiß fallen ließ, nur um eine Urſach' zu haben, ſich zu bücken, und wie er da drei Finger voll

Erde mit aufraſſelte. Wer die anhängt, den trifft keine Kugel, und wenn ihrer **tauſend** auf einen losgeſchoſſen werden."

„Was Sie nicht alles wiſſen, Herr Barbuzius!" ſpottete der Kreiſer. „Ich meint' Sie müßten als ein Wunderkind zur Welt gekommen ſein!"

„Das Stück iſt probat! Ihr könnt's glauben!" beſtätigte mit ernſter Stimme der alte Dittmar. „Es hat's einmal ein General getragen. — Und Ihr, Kreiſer, wißt des Teufelsdinges ja viel mehr, als wir; thut nur nicht, als wären das Euch böhmiſche Dörfer, oder als glaubtet Ihr nicht daran, uns macht Ihr nichts weiß."

„Der Glaube kommt unſer einem manchmal vom Schauen" — verſetzte der alte Conrad jetzt ernſt. „O ja — es giebt ſolche Stücklein — ich wollt' ein Buch davon ſchreiben, wenn ich mich ſchreibens befleißigt hätte, Tage und Nächte lang wollt' ich davon erzählen. Zu machen, daß ein Jäger kein Wild trifft, iſt ganz leicht."

„Ei, ſo laßt doch hören, Alterle!" rief neugierig und vorwitzig der Barbier.

„Man ſchickt ihn zu Ihnen in die Lehre, Herr Barbuzius," höhnte Conrad: „ſo trifft er kein Wild, ſondern eitel Gänſ' und Gaiſen!"

Wieder war der Chirurg geſchlagen, und die Lache der Bauerſchaft fluthete hell auf, und ſchlug ihm über dem Kopf zuſammen.

So entfaltete ſich auch in dieſem Kreiſe die den Bewohnern eigne Neckeluſt, die Luſt am aufziehn und ſchrauben. Am ſchlimmſten kommt dabei immer der an, welcher übel nimmt. Da ſchont kaum ein Freund den andern und die Lauge des beißendſten Spottes wird über den ergoſſen, der keinen Spaß verſteht.

Der Himmel des Frühlingsabends hatte ſich gewitterhaft und trüb umzogen; es dunkelte früher als gewöhnlich und vom Rhöngebirge her ſtieg majeſtätiſch ein Wetter hinter dem Gebaberg herauf, das ſich im Werrathal zu entladen drohte.

Der Kreiſer Conrad dachte an den Heimgang, und traf in der von Leuten vollen Flur des Gaſthauſes auf den Oberförſter, der dieſelbe Abſicht hatte. In den Stuben oben und unten ſchwirrte der Lärm des Tanzes, und beſonders aus der untern qualmte erſtickende Hitze.

„Herr Hoelein wird ſich noch länger beim Tanz erluſtiren, gehſt Du mit heim, Alter?“ redete der Oberförſter ſeinen Kreiſer an, und dieſer war gern bereit der Aufforderung Folge zu leiſten.

Die beiden Weidmänner gingen ihren Weg, unbekümmert um das drohende Ausſehen des Himmels, dem der Sonnenuntergang hinter dem Wettergewölk eine graufahle ocherfarbige Färbung gab, die mit unheimlichem Wiederſchein ſich über Flur und Forſt, und über den Spiegel des Thalfluſſes ergoß.

Der wühlende Bauerntanz im Wirthshaus hatte deß keine Acht, daß der Himmel ausſah, als wolle er einfallen, daß bald darauf grelle Blitze und ſchmetternde Donnerſchläge den Ausbruch des Gewitters anzeigten, und ein praſſelnder Regen niederſtürzte — die Abendhelle ſich in Nacht verwandelte.

Mehr als einmal hatte Leopold mit Lieschen und ihrer Schweſter gewalzt, nach jedem Tanz legte er ein blankes nagelneues Fünfſilbergroſchenſtück aufs Bret der Muſikanten, die ſeine Freigebigkeit mit ſchmetterndem Tuſch vergalten. Unwirſch ſchauten die Brüder Fuld, ſchaute ihr Anhang drein — zum Glück war dieſer nicht groß.

In Hohn- und Stichelreden ſehr unzarter Art machte Heinz Fuld ſeinem verbiſſenen Aerger Luft. „Schaut nur, wie der Laubfroſch durch den Hafer hüpft!“ — Schaut! Heut' wird das Liedchen wahr: Jungfer Lieschen weißt Du was? Komm mit mir ins grüne Gras!“ — und dergleichen mehr. Und Heinz hatte nicht eher Ruhe, bis Stoß oder Tritt von ohngefähr zum Funken wurde, der den Hader und die ſolchem folgende unvermeidliche Schlägerei entzündete. Böſes Wort gab böſes Wort, Stöße und Püffe folgten. Parteinahme hob allſeits ſchlagfertige Arme. Am tobendſten gebehrdeten ſich die, welche Frieden ſtiften wollten, ſie ſchrien wie beſeſſen, und ſchlugen blindwüthend drein.

Leopold ſah ein, daß er hier auf einer ſeiner ſehr unwürdigen Arena ſtehe, und ſelbſt ein Sieg — wie zweifelhaft dieſer immer war, keine Ehre bringen könne. Er zog das bebende Lieschen aus der Thür und führte ſie die Treppe hinauf nach dem obern Zimmer. Sie war ſo alterirt, daß ſie ihm willenlos folgte, und ſich zitternd an ihn anklammerte, während Thränen ihr Geſicht überſtrömten. Heinz hatte ihr ein ehrenſchänderiſches Wort zugerufen!

Heinz und Valentin, ſein Bruder, wurden von ihren Tanzgenoſſen mit vielen Prügeln aus der Stube und aus dem Hauſe geworfen, ſo ward der Friede gleich hergeſtellt, und der Tanz ging weiter.

Fluchend rannte Heinz in ſein Haus, raffte dort aus einem Winkel einiges Geräth zuſammen, und ging trotzig und wild in die Wetternacht hinaus, der Werrabrücke zu. — Valentin ſchlich, nachdem er einige Worte mit dem Bruder geſprochen, um das Haus und im Hofe herum.

In der obern Tanzſtube hatte der Tanz aufgehört, die Geſellſchaft war ängſtlich geworden — es würde auch aufgefallen ſein, hätte Leopold oben mit Lieschen tanzen wollen. Er ſetzte ſich mit ihr an einen Tiſch, und ſuchte ihren Jammer durch liebkoſende tröſtliche Worte zu beſchwichtigen.

3.

Das Gewitter hatte ſich verzogen, der Regen aufgehört, aber die Wolken hingen noch nachtſchwarz, wie Trauerflöre, über dem Werrathal, und machten den Abend ungewöhnlich düſter.

Die Geſellſchaft in den obern Stuben des Wirthshauſes zu Schwallungen hatte ſich allmählich verloren, unter den wenigen, die noch da waren, befand ſich Leopold mit Lieschen, denen die Schweſter Lieschens ſich zugeſellt hatte. Der junge Jäger ließ Punſch kommen und tractirte die beiden Mädchen unter heiterm Geplauder — Lieschen weinte nicht mehr — die unangenehme Scene von vorhin war vergeſſen, ſie lachte vielmehr laut und herzlich, denn ſie lachte gern, wie unſchuldfroher Mädchen Gewohnheit iſt. Das warme geiſtige Getränk belebte um ſo angenehmer, als das Gewitter in der Athmoſphäre eine merkliche Kühle zurückgelaſſen hatte — drunten wühlte der Bauerntanz noch fort, und die Muſik klang dumpf herauf; ein leiſes fortwährendes Erzittern der Wände des Hauſes gab Kunde von der Kraft, mit welcher der Tanzboden geſtampft wurde.

Endlich ſah Leopold zögernd nach ſeiner Uhr — ſie zeigte nahe an Zehn, und er ſagte: „Liebe Mädchen, ich muß aufbrechen; hinüber nach der Zillbach hab' ich eine tüchtige Stunde, der Weg wird obendrein ſchlecht ſein. Noch einen Trunk zur guten Nacht."

„Recht gute Nacht und guten Heimweg!" ſprach Lieschen, indem ſie ihr Glas dem ſeinen näherte, mit einem Blick, aus dem Luſt und Leid der Liebe ſich herzinnig kundgaben.

„Wir gehen auch, und geben Ihnen ein Streckchen das Geleite," nahm Lenchen das Wort.

„Mir äußerſt angenehm, aber es wird ſehr ſchmutzig ſein!" erwiederte Leopold.

„Das iſt man auf dem Dorfe nicht anders gewohnt!" lachte Lieschen, und ſchickte ſich zum Aufbruch an.

„Wartet einen Augenblick in der Hausflur, liebe Mädchen," bat Leopold: „Ich will nur erſt meinen Hund holen, den ich drunten in einen Stall eingeſperrt habe."

Die Mädchen folgten dem jungen Mann, und warteten drunten eine Weile — ſie hörten ihn Thüren öffnen und zuſchlagen, endlich pfiff er — dann rief er laut „Diana! Diana!" zu wiederholten Malen, und jetzt trat er beſtürzt und verdrüßlich zu ihnen, und ſagte: „Mein Hund iſt fort! — Ich bitte euch, wartet nicht auf mich, ich kann nicht gehen ohne den Hund!" —

„Wir können ja noch ein wenig warten, fragen Sie nur den Wirth oder den Knecht," erwiederte Lieschen, und zu ihrer Schweſter ſprach ſie: „Komm, wir geben einſtweilen vor das Haus — hier brauchen wir gerade nicht ſtehen zu bleiben.“ —

Leopold fragte bei Knecht und Magd, bei Wirth und Wirthin, er bemächtigte ſich einer Laterne, er leuchtete in alle Winkel der Stallungen, unter beſtändigem rufen und pfeifen, aber es kam keine Diana zum Vorſchein — verſtimmt im höchſten Grade ging er endlich ohne Hund aus dem Hauſe.

Die Mädchen warteten noch auf ihn, ſprachen theilnehmend zu ihm. Lene meinte, die Diana werde wahrſcheinlich mit dem Herrn Oberförſter oder dem alten Konrad gelaufen ſein. Lieschen aber lachte nicht mehr, ſie war ernſt geworden, ein unerklärliches Bangen überfiel ſie.

„Wenn das nur keine Tuckerei iſt mit dem Hunde“ — warf ſie argwöhnend hin. „Sein Sie auf Ihrer Hut, lieber Herr Hoelein — es könnte Ihnen jemand aufpaſſen, dem ich nicht über den Weg traue.“

Lene zupfte heimlich und ängſtlich die Schweſter am Rock, daß ſie ſchweigen ſolle, ihr bangte davor, daß ihr Erkorener mit ſeinem Bruder zum Gegenſtand eines Verdachts werde, und ſie wünſchte nicht, daß Lieschen dieſem Verdacht Worte gebe.

Leopold erwiederte leichthin: „Sei unbeſorgt, gutes Kind, ich fürchte mich nicht, aber ich danke Dir für Deine Warnung — ſie ſagt mir, daß Du mir gut biſt.“

„Von ganzer Seele!“ liſpelte Lieschen, und ein zärtlicher Kuß lohnte ihr.

Mehr ſchweigend als im Geſpräch gingen die drei den Weg bis zur Brücke — es war ziemlich dunkel, und ſtärker als gewöhnlich rauſchte vom Regen angeſchwollen, der Strom durch ſein Wieſenbette.

Noch einige zärtliche Worte, noch einige ſüße Küſſe, noch ein herzliches „Gute Nacht, und Glück auf den Weg, und baldiges Wiederſehen!“ und dumpf hallte der Tritt des Scheidenden auf dem Gebälk der Brücke durch die Nacht.

Die Mädchen wandten ſich nach dem Dorfe zurück.

„Du hätteſt mit Deinem Gerede was ſchönes anrichten können,“ nahm Lene mit etwas vorwurfsvollem Ton das Wort gegen die Schweſter. „Wer weiß, wo der Hund hingelaufen iſt; muß man gleich das ärgſte denken und ſagen?“

„Gedanken ſind zollfrei!“ entgegnete Lieschen „Sieht ſo ein Streich dem Heinz Zuld nicht etwa ähnlich? Mir iſt angſt und bange um Herrn Hoelein.“

„Verdenke Dir's nicht, wär mir juſtement auch ſo, wenn's *mein* Schatz wäre“ — verſetzte Lene: „aber ſei nur außer Sorge, er hat gewiß Courage, und hat ja Büchſe und Hirſchfänger bei ſich.“

„Eben deswegen, es kann ein Unglück geben, ſo oder ſo“ — klagte Lieschen.

„Ich weiß nicht, ob Du wohl gethan, dieſe Liebſchaft anzufangen," plauderte Lenchen. „Hier machſt Du Dir die Burſche aufſäſſig, und dort — kannſt Du lange warten — der Herr kriegt in zehn Jahren noch keinen Dienſt. Nimm Dich in Acht, laß Dich nicht anführen!"

Auf dieſe unfeine ſchweſterliche Warnung antwortete Lieschen nicht mit Worten, ſondern nach ländlicher Art mit einem ſehr fühlbaren Puff, der keineswegs übel genommen wurde, wie ernſt er auch gemeint und gegeben ward, und ſchmollend ging die beleidigte neben der Schweſter her. —

Beide erreichten jetzt wieder die Häuſer des Dorfes, als ihnen Tritte entgegen ſchallten; ein Burſche kam gerade auf ſie zu, und rief ſie an:

„Holla! Was ſind das für Nachtvögel?" — Es war Valentin Fuld.

Gleich hatte er eine Antwort: „Keine Schuhu's, wie Du einer biſt!"

„Oho, ihr Ziegenmelker — was treibt ihr euch zu nachtſchlafender Zeit noch im Dorfe herum? Habt dem neuen Schümpfer das Geleit gegeben! Recht ſo, iſt gar ein charmanter Muſje — macht uns die Mädel abſpenſtig — wartet nur, der Teufel ſoll ihm ſchon noch das Licht halten!" —

„Wo ſoll die Reiſe hingehn?“ fragte mit einem herriſchen Ton Lene, während Lieschen bang und zitternd jede Annäherung mied.

„Der Naſe nach — wonach die Jungfer Naſeweiß nichts zu fragen hat!“ war die Antwort.

„Auf der Stelle ſagſt Du's!“ verſetzte feſt und dringend Lieschens Schweſter.

„Ich — „ich will Aale fangen in der Werra,“ erwiederte Valentin: „die fangen ſich nach Gewittern am beſten.“

„Wie die Lügner in ihren eignen Netzen!“ entgegnete Lene. Du fängſt wohl die Aale blinzelning*) und mit der Hand? Du pfeifſt nur, und da kommen ſie!“

„Laß Dein Geſpött — ich hab' Eile — gute Nacht!“ rief Valentin, und wollte gehen, aber Lene hielt ihn immer noch auf. „Dein Eilgut wird ſo groß nicht ſein — und Du bleibſt! Deine Schliche kenn' ich; Du gehſt nicht auf guten Wegen!“

„Ich muß fort, mein Bruder wartet auf mich! Er legt die Netze!“ —

„Heiliger Gott! Dein Bruder!“ rief Lieschen höchſt aufgeregt. Ich weiß, wem er Netze legt! Und Du haſt den Hund bei Seite gebracht! Sicherlich!“

---

*) Blind, im Finſtern.

„Ich? Was für einen Hund? Die Jungfer faſelt wohl, oder ſie iſt mondſüchtig geworden!“ erwiederte Valentin patzig, indem er hinzuſetzte: „Schert euch beide heim, und ſtreicht nicht ſo ſpät im Dorf herum! bekümmert euch nicht um ungelegte Eier, und bringt keine Dummheiten zu Markt. Jetzt hab' ich des albernen Gekuſes *) dickſatt!“

In dieſem Augenblick wurde dumpf vom Walde oberhalb der Winde herüber der Knall eines Schuſſes gehört, der an der Steinwand der hochgelegenen Kirche des Dorfes ein Echo fand!

„Ach Herr Jeſus!“ ſchrie Lieschen auf, und brach in die Kniee.

„Mein Gott was iſt Dir!“ rief Lene erſchreckt.

„Erſchoſſen! Er iſt erſchoſſen!“ wimmerte Lieschen kläglich und angſtvoll. Sanft zog die Schweſter ſie empor, dann ſah ſie ſich nach Valentin um. Dieſer war nicht mehr bei ihnen — wenige Augenblicke darauf hörten ſie den Schall der Tritte eines Laufenden auf der Brücke dröhnen. Valentin Fuld lief, was er laufen konnte, nach der Winde zu.

Lieschen zitterte und bebte, ſie war einer Ohnmacht nahe. Die Schweſter mußte ſie ſtützen — mühſam wurde das Haus erreicht.

---

*) Geſchwätzes.

Das arme Mädchen brachte eine Nacht voll Angſt zu, und badete die Kiſſen ihres Bettes mit heißen Thränen. —

Leopold ſchritt ruhig ſeines Weges, als er die Schweſtern verlaſſen hatte, eine Strecke dem Fluß entlang, der dort eine mächtige Biegung nach der linken Thalſeite macht, und dann eine lange Strecke am Fuß der Waldberge hinzieht, welche dort ihren Fuß bis an ſeine Ufer ſetzen.

Die Empfindungen des Jünglings waren getheilt — er konnte über dem Glück, ſich das reine unſchuldvolle Herz eines ſo holden Mädchens geneigt zu wiſſen, den Verluſt des Hundes nicht vergeſſen, der ihm fortwährend in die Gedanken kam; ſo entſtand ein Zwieſpalt in ſeinem Gemüth, welcher ihn unangenehm aufregte. Dazu die wohlgemeinte Warnung in der Beſorgniß, es möge ihm feindſelig aufgelauert werden. Obſchon Leopold nicht furchtſam war, gedachte er doch der Möglichkeit, und nach den Schilderungen, die er von den ſchwallunger Wildſchützen erhalten, ſowie nach dem, was vorgefallen war, glaubte er irgend einen Angriff wohl erwarten zu dürfen.

Nun iſt das gar kein Spaß, und nicht im entfernteſten eine Kleinigkeit, bei ſtockdunkler Nacht durch einen Wald mit dem Gedanken zu gehen, es könne im nächſten beſten Dickicht einer ſchußfertig liegen, und auf uns losbrennen. Ein ſolcher Gedanke kann uns kommen, ſelbſt wenn wir niemand uns feindſelig geſinnt zu denken haben; ein Jäger oder Wilddieb kann auf Wild lauern — das Dunkel täuſcht, wir ſchreiten auf weichem Boden, der Tritt iſt kaum hörbar, er ſieht uns — zielt — der Schuß kracht — wir ſtürzen mit einem Schrei zuſammen. Um ſo etwas zu fühlen oder zu fürchten — muß einer nur ſolche Waldwege im tiefen Dunkel und ſeelenallein gegangen ſein. Da iſt es von unbezahlbarem Werth, einen guten Hund bei ſich zu haben, der den verborgenen Schützen wittert und Laut giebt. Und ſo war es dem jungen Jäger zu verzeihen, daß er neben dem Liebchen nicht minder oft an die Diana dachte.

Er ließ die ſogenannte Winde zur Seite und ſchritt auf erſtaunlich ſchlüpferigem und kothigem Weg durch eine Hohle, nicht ohne oft beſorgliche Blicke vor ſich und zu den Seiten zu werfen. Seine Phantaſie und das durch den Punſch in Wallung geſetzte Blut malten ihm manche abenteuerliche Schreckgeſtalt aus Büſchen und Bäumen — ſo daß es ihn überlief, und dann machte er ſich wieder ſelbſt Vorwürfe über dieſes Zeichen unmännlicher Furchtſamkeit. Aber was hatte der alte Kreiſer Conrad Hörſchelmann geſagt? „Die Winde merken Sie ſich, hier iſt's am hellen Tage nicht geheuer.“ Nicht vor dem ſpukenden Mönch, nicht vor dem großen Jäger fürchtete ſich der jugendmuthige Weidgeſell — aber der Wilddieb war zu fürchten, und die Rachſucht eines rohen Bauern.

Der Fußweg zog ſich mählich bergan. — Leopolds Auge, ſehr ſcharf und nun bereits an die Dunkelheit gewöhnt, unterſchied genau die Gegenſtände in Schußweite; der Wald- und Wieſengrund war mit einem leiſen Nebelſchleier überflort, und bildete eine Blöße längs des Vorholzes — dieſe Blöße war leer. Rings war es tiefſtill — kaum das Wellengerieſel des Zillbachs hörbar, er ſchlich ſanft durch die Wieſenfläche hin, nur vom Werrathal herauf war das Rauſchen des Fluſſes zu vernehmen. Kein Vogel war laut im Walde — das Gewitter hatte alle fröhlichen Waldſtimmen ſtumm gemacht. —

Kühl wehte der Hauch der Nachtluft dem ſpäten Wanderer entgegen — dieſe Kühle that ihm wohl — ſie umfloß ihn beruhigend. Noch wenige Schritte durch die nahe Waldung, und er war im Bezirk ſeines heimiſchen Gebietes, das nicht ſo leicht ein Frevler zu überſchreiten wagte. So dachte Leopold.

Da — bewegte ſich etwas ganz vorn unter den Bäumen, dicht an der Waldecke — mitten auf dem Pfad. — Leopold ſah ſcharf hin — es ſtand etwas dort, was kein Baum war — aber feſt wie ein Baum, unbeweglich ſtand es jetzt.

Leopold hielt ſeinen Schritt an — lauernd — ſpähend. Ein Wild war es nicht, es war ein Menſch.

Leopold that noch zehn Schritte vorwärts — dem Gegenſtand näher, dieſer, immer noch dreißig Schritte von ihm entfernt, bewegte ſich einen Moment, und verſchwand hinter einem Baum. Leopold entſchloſſen darauf zu, das Gewehr vom Rücken reiſſend, den Finger am Hahn.

Noch einmal fünfzehn Schritte vorwärts — es kniſterte unter den Bäumen.

„Wer da?!“ rief Leopold.

Keine Antwort.

„Wer da? Hervor — oder ich ſchieße!“

Jetzt erfolgte eine Antwort — eine ſchreckliche. Ein Blitz, ein Knall, eine Kugel riß dem Jäger die Mütze vom Kopf.

Ohne nach dieſer ſich umzuſehen, ſtürzte mit raſchem Sprunge Leopold nach der Waldecke — ein Mann wandte ſich zur Flucht — im Nu hatte Leopold ihn gepackt — jener kehrte ſich um und ſchlug mit geballter Fauſt nach dem Jäger — ja er faßte ihn mit nerviger Hand und wollte ihn niederwerfen, aber ein Stoß mit dem Gewehrlauf auf die Bruſt — und jener lag am Boden. Raſch zuckte er wieder empor — mit einem Ruck riß er den Hirſchfänger Leopolds aus der Scheide — aber ein Schlag mit dem Gewehrkolben an die Hand, und die Waffe flog ſeitwärts hin, ein Stoß, und er lag abermals.

Außer ſich vor Wuth ſpannte Leopold raſch den Hahn, er trat mit einem Fuß dem liegenden auf die

Bruſt, er ſetzte auf dieſe Bruſt das Rohr mit dem tödlichen Blei —

„Schurke, wer biſt Du?!“ —

Der gefällte gab keine Antwort — er machte eine gewaltſame Bewegung ſich loszuringen — und da zuckte der Finger Leopolds am Gewehrſchloß, mit einem dumpfen Knall entlud ſich das Gewehr auf der Bruſt des Unglücklichen — ein Todesſeufzer — ein Röcheln — der Körper machte noch einige convulſiviſche Zuckungen, dann ſtreckte er ſich lang aus — keine Regung mehr.

Leopold hatte einen Menſchen erſchoſſen. —

Zitternd, von einem unausſprechlichen Gefühl ergriffen, bückte ſich der Jüngling auf den toden herab, deſſen Züge wahrzunehmen, allein ſo viel die Dunkelheit erkennen ließ, hatte der Menſch ſich das Geſicht geſchwärzt. —

Neben ihm lag das Gewehr, mit dem er nach Leopold geſchoſſen hatte. Dieſes nahm er auf — auch die Mütze des Unglücklichen — und dann ſchlug er — ohne die eigene Kopfbedeckung zu ſuchen — den Heimweg vollends ein.

Sehr trüb, ja tiefſchmerzlich waren ſeine Gedanken. Er vermochte nicht ſchnell zu gehen. Er dachte über alles nach.

Unrecht hatte er nicht gehandelt. Seine That war Nothwehr; er war mit tödlichem Angriff zuerſt angefallen worden — der erſchoſſene war ohne Zweifel ein

Wilddieb — auf den mit Gewehr bewaffneten, mit Gewehr das Leben des Jägers bedrohenden Wilddieb darf dieſer nicht nur ſchießen, er ſoll auf ihn ſchießen. Er leiſtet dem Staat einen Dienſt, einen ſo gefährlichen Mann zu töden.

Alles gut — aber Mord bleibt Mord — wann hätten Gründe, die triftigſten, den erſten Sturm eines durch und durch erſchütterten Herzens beſchwichtigt?

Und welche Unterſuchung ſtand bevor? Die That war begangen auf fremdem Grund und Boden — wo war der Beweis, daß der erſchoſſene ein Wilddieb ſei? Wenn nun bloß perſönlicher Haß ihm aufgelauert? — Tauſend durch einander wirrende Gedanken.

Anzeige mußte vor allen Dingen von dem traurigen Vorfall gemacht werden.

Kummervoll verwünſchte Leopold den Tag, den Gang nach Schwallungen, ja er war nahe daran, ſeine Liebe zu verwünſchen, denn der Menſch iſt insgemein ſo ſchwach, daß er in Stunden ſchmerzlicher Erregung alles Gute und Schöne, das ſein Leben ſchmückte, vergeſſen kann, und ein Recht zu haben vermeint, im Unglück undankbar gegen das Glück zu ſein.

Leopold weckte, ſo bald er die Oberförſterei erreicht hatte, ſeinen Prinzipal, und machte ihm bebend die Meldung. Er zitterte in Fieberhitze.

„Lieber Herr Hoelein,“ ſprach der Oberförſter, „Sie ſind ſehr alterirt, ich ſehe und begreife das.

Trinken Sie ein Glas Waſſer, und legen Sie ſich nieder. Machen Sie ſich keine Gewiſſensbiſſe! Iſt die Sache ſo, wie Sie dieſelbe mir erzählten, ſo ſind Sie im Recht, und iſt der Kerl tod, ſo iſt's um ſolch ein Subject nicht Schade. Es iſt noch ſehr die Frage, ob er tod iſt?" —

„Er iſt tod, ſo wahr ich lebe, Herr Oberförſter!" betheuerte Leopold. „Die Kugel muß ihm mitten durch die Bruſt gegangen ſein — es war gleich aus mit ihm."

„Na, wir werden ja ſehen, jetzt gute Nacht und morgen um vier Uhr wollen wir hin und nach dem Corpus delicti oder vielmehr Delinquenti ſehen. Wär's nur Einer von den wildernden Hallunken, ſo könnten Sie gar noch ein Prämie davon tragen! Gute Nacht."

Der Oberförſter wandte ſich in ſeinem Bett um, und ſchlief, von der Meldung nicht im mindeſten aufgeregt, den Schlaf des Gerechten.

Nicht ſo Hoelein — er wälzte ſich in fieberhafter Aufregung auf ſeinem Lager — und ſchloß ja der Schlummer die Augen des angegriffenen auf Augenblicke, ſo kamen die ängſtigendſten und peinigendſten Phantaſiegebilde als Träume, ſo daß Leopold froh war, wie die erſten Dämmerlichter des Morgens den Oſten zu malen begannen.

Der Oberförſter ſäumte nicht; er ſandte ſogleich nach dem Kreiſer Hörſchelmann, verſah ſich mit Papier und Schreibzeug, um nöthigenfalls an Ort und Stelle ein Protocoll aufzunehmen, zündete die vollgeſtopfte Pfeife an, pfiff dem Caro, und trat mit der ruhigſten Miene von der Welt den frühen Morgenſpaziergang an.

Das goldne Licht des Tages, das durch die Waldeswipfel allmählich flammend brach, machte Leopolds Herz etwas kummerleichter, als es die Nacht hindurch geweſen war. O das Licht iſt etwas wahrhaft himmliſches, ein Lebensſtrom, ein Ausfluß vom Auge des Allſehenden. In den Mantel der Nacht birgt ſich die Unthat, birgt ſich das Laſter, und ſchwer wie ein Alp laſtet zur Nachtzeit ein martervolles vorwurfsvolles Bewußtſein. Die Tageshelle klärt alles, und erheitert die Gedanken der ſorgenbeladenen. Dennoch war ein ſorgenvolles Bangen auf Leopolds Angeſicht zu leſen.

Der Kreiſer kam mit raſchen Schritten dem Oberförſter und Leopold nach, und bot mit ſeiner rauhen Stimme guten Morgen. Er wußte durch Leopold bereits von dem Vorfall, und begann in ſeiner Weiſe zu reden: „Na, was hab' ich Ihnen geſagt, Herr Hoelein?“

„Was leider nicht eingetroffen iſt, Conrad,“ erwiederte Leopold mit einem tiefen Seufzer. „Ihr habt geſagt, man treffe keinen Wilddieb — und ich hab' einen Mann erſchoſſen!“

„Wer weiß ob's wahr iſt, ſtand an der Ettmarshäuſer Gartenthür — pflegt man bei uns zu ſagen, Herr Hoelein. Wenn's ein Wilddieb war und keine

Teufelsverblendung — es iſt dort eine verfluchte Paſſage" — verſetzte der Kreiſer.

„Alter, ein Wilddieb war's," bemerkte der Oberförſter: „Herr Hoelein hat ſein Gewehr mitgebracht, ſo eine gottverdammte Sakramentsbüchſe zum auseinanderlegen und in den Sack zu ſtecken, wie nur ſolches Spitzbubengeſindel dergleichen führt."

„Na na na, da bin ich doch ſehr neuſchierig," murmelte der Alte, ein gut deutſches Wort franzöſiſch ausſprechend, in der Meinung, es klinge ſo vornehmer, wie ſich denn im Volke Mittel- und Süddeutſchlands, und im letzteren am meiſten, eine unſelige verwälſchende Sprachmengerei eingedrängt hat, die unaustilgbar ſcheint, und bleiben wird, ſo lange die Einbildung beſteht, daß oberflächliche Kenntniß der franzöſiſchen Sprache eine Bedingung deutſcher Bildung ſei, und daß die Unterhaltung ſchön klinge, wenn das dritte Wort ein wälſches — franzöſiſches.

„Wie es auch ſei, friſchen und guten Muth, Herr Hoelein!" ermahnte der Oberförſter. „Wem läuft nicht einmal der Haas des Unglücks über den Weg? Es begiebt ſich in der Welt alle Tage viel wunderliches, dennoch glauben wir keine Wunder mehr. Wir haben das Recht und das Geſetz für uns, das Urtheil der Menge gegen uns. Ein Spaß iſt's nicht, und Freude macht's nicht, auf einen Menſchen ſchießen zu müſſen. Der Wilddieb weiß, was ihn treffen kann, er wildert aber nichts deſto weniger. Weshalb thut er es? Aus Noth? Ei, da könnt' er ja auch einbrechen, Leute auf der Straße anfallen, und ſonſtigen Diebſtahl üben. Das läßt er ſein bleiben und ich muß ihn darum loben. Der Wilddiebſtahl iſt ein Vergnügen, eine Luſt, ein Hazardſpiel. Der Wilddieb ſingt mit eben ſo viel Freude, wie wir: Was gleicht wohl auf Erden dem Jägervergnügen? Er ſetzt ſein Leben aufs Spiel. Geht dies Leben verloren, verſpielt er's, dann haben wir im Volk das Lamento — über die Förſter. Da wird ach und weh über uns geſchrien, da heißt es: Ach der arme Mann, der Mann hinterläßt Weib und Kinder, die nun verhungern müſſen, grad' als wenn der Dieb durch ſeine treue Sorge für die Nahrung der ſeinen den Falkenorden oder den Adlerorden mit Eichenlaub verdient hätte. O ich kenne das — da wird der Forſtmann, der den nichtsnutzen Kerl, welcher vielleicht erſt auf ihn anlegte und ſchoß, niederbrannte, in den Abgrund der Hölle verwünſcht."

„Und nenne einmal einer ſo einen Kerl beim rechten Namen: Wilddieb" fiel der alte Hörſchelmann ein: „da trifft er's ſchlecht. Wildſchütz will die Art genannt ſein, nicht anders."

„Ja ſiehſt Du, mein Alter," erwiederte der Oberförſter lachend: „Das liegt alles in dem lateiniſchen Sprüchwort: lucus, de non lucendo: ein Dickicht, weil es darin nicht licht iſt, kein lux darin; ein Wildſchütz, weil er das Wild nicht ſchützt, ſondern ſchießt, und zwar in jedem Sinn des Wortes.“

„Wüßt' auch nicht, wo ein Luchs in unſern Wäldern noch herkommen ſollte,“ brummte Hörſchelmann. „Knapp, daß man einmal eine wilde Katze gewahr wird. Das Thierreich ſtirbt allmählich aus. Iſt's doch ſechs Jahre her, ſeit wir an der Disburg den letzten Dachs gegraben haben, deſſen Decke ich als Büchſenranzen umherſchleppe.“

„Haſt Recht Alter!“ beſtätigte der Oberförſter: „Der Luchs iſt ein Fabelthier geworden in unſern Wäldern — aber lux, mein Lieber, heißt zu deutſch das Licht, und ſolche Luxe ſehen wir mehr als zuviel in unſern, wie in den Nachbarforſten. Ach, da nimmt die Lichtfreundſchaft überhand, daß es zum Gotteserbarmen iſt!“

„Wieder auf die Hallunken, die Wildſchützen zu kommen,“ begann Hörſchelmann aufs neue: „ſo iſt's eine wahre Schande, daß ſie nicht härter beſtraft werden. Hat nicht neuerlich im meiningiſchen ſo ein henkenswerther Kerl einen ehrlichen Forſtgehülfen, der ihn gar nicht geſehen, von einem Baum herunter meuchlings in den Leib geſchoſſen, daß der arme Menſch eine ganze Nacht in ſeinem Blut hat müſſen im Walde liegen bleiben, und hat knapp ſo viel Beſinnung gehabt, den Namen des Thäters in ſeine Schreibtafel zu ſchreiben, iſt auch nur durch ein Gotteswunder gerettet worden!

Nun haben ſie zwar den Kerl gefangen, aber was thut er? Er leugnet Stein und Bein, er weiſ't ein Alibi nach! Himmelkreuz — ein Alibi, wenn er auf dem Baum geſeſſen wie ein Milvus, und auf den armen Jäger heruntergeſchoſſen, wie der Rüttelgeier auf einen Tauber. Was hab' ich da für ein Alibi? Kopf herunter bei einem ſolchen Kerl, da wär er bald am anderswo, wo er hin gehört, beim lebendigen Satan.“

Durch ſolches Geſpräch wurde der Weg gekürzt, der für Hoelein der traurigſte war, den er in ſeinem Leben jemals gewandelt. Doch blieb die heitere Laune des Oberförſters und des Kreiſers mittheilſamer Zuſpruch nicht ohne Wirkung auf ſein Gemüth, ſo daß mindeſtens das Bangen ſchwand, das ihn die Nacht hindurch gemartert, und dem guten Bewußtſein Raum gab, daß er nur gerechte Nothwehr geübt. Aber hatte er denn das? Der Mann, nachdem er auf ihn geſchoſſen, hatte ſich ja zur Flucht gewandt. Erſt als er ihn ergriffen, feſtgehalten, entbrannte neuer Kampf auf Tod und Leben.

„Sehen Sie, lieber Herr Hoelein,“ begann der Oberförſter wieder das Geſpräch aufzunehmen: „jetzt nähern wir uns der Eſelsmühle. Dies iſt mir eine der merkwürdigſten Stellen in unſerm ganzen Revier. Warum? Das will ich Ihnen gleich ſagen. So oft ich hier vorbeikomme, fallen mir immer alle die zahlreichen Eſel ein, die mir im Leben ſchon begegnet ſind. O beren iſt eine große Zahl! Und wie mancher davon hat mich hart getreten! Ich könnte eine ganze Naturgeſchichte der Eſel ſchreiben, abgetheilt in excellente, hochgeborne, hochwohlgeborne, wohlgeborne und ſtupid geborne Eſel, wenn ich einen Verleger dazu fände. Sehen Sie und da denke ich, es iſt ſchade, daß Du dieſe geſammten Eſel nicht hier auf der Eſelsmühle aufſchütten kannſt; vielleicht, wenn ſie einmal grob geſchrotet würden, könnten ſie mindeſtens für das liebe Vieh noch genießbar werden."

„Der Herr Oberförſter iſt halt doch ein Mann von ächtem Schrot und Korn, und auf keiner neumodiſchen Polirmühle glatt gemacht!" belobte der Kreiſer des Forſtmannes kernige Derbheit — aber Hoelein hörte nur halb auf die Rede, die ihn erheitern ſollte — ängſtlich ſpähend flogen ſeine Blicke voraus, durch die Baumſtämme die Waldecke zu erſpähen, wo ſeiner Meinung nach, der Leichnam in ſeinem Blute liegen mußte.

Näher, immer näher kamen die drei dem Unglücksplatz. —

„Nun? Ich denke hier an der Ecke iſt's geſchehen?" fragte der Oberförſter, ſich nach Hoelein umſehend.

Dieſer war bleich, ſehr bleich geworden — ſein Herz klopfte unruhevoll; er ſtammelte: „Ja — dort — dort war's! — Großer Gott!"

Es war kein Leichnam zu ſehen.

„Was liegt denn dort dunkles im Graſe?“ fragte Hörſchelmann, und rief zum Hunde, indem er hinzeigte nach dem erblickten Gegenſtand: Allons Caro! Apporte!“

Der Hund ſchoß hin und brachte mit tollen Freudenſprüngen die grüntuchene Mütze des Jägers. Eine Kugel war dicht neben der Kokarde durchgefahren.

„Adroit Caro! — Alſo Sorgen ohne Noth! Herr Hoelein!“ rief der Oberförſter faſt lachend aus, indem er dem Hunde die apportirte Mütze abnahm: „Was hab' ich geſagt? Der Kerl iſt fort! Heb' aber die Mütze gut auf, Conrad! Und nun Achtung, richtig abgeſucht!“

Leopold ſtand ſtumm, regungslos, wie betäubt. Er wußte noch nicht, ob er ſich freuen ſollte.

„Daß es hier ernſthaft hergegangen, Herr Oberförſter, das ſieht man ohne Brille!“ ſagte Hörſchelmann. „Die Fährten haben ſich dem Boden tief genug eingedrückt; Gras und Moos ſind tüchtig zertreten, und das Lager des Burſchen iſt klar erſichtlich.“

Der Oberförſter zog ſeine Schreibtafel, und zeichnete auf wie der Platz des Kampfes ſich vorfand, der Kreiſer bückte ſich und ſuchte genau am Boden.

„Etwas geſchweißt hat der Burſch, Herr Oberförſter, doch nicht viel! Schreiben Sie's auf!“ rief Conrad, als er am Boden eine geringe Blutſpur gewahrte, und gleich darauf ſchrie er: „Fundus! Fundus!“ indem er raſch emporſprang, und ſeinen Fund den Begleitern zeigte.

Es war eine platt gedrückte Birſchbüchſenkugel.

Die drei Jäger ſtanden eine Zeitlang ganz verſtummt, und einer ſah den Andern fragend an.

„Da werde ein anderer draus klug!“ ſprach endlich Axtmann und ſchrieb auf: „Auch fand ſich an der fraglichen Stelle eine plattgedrückte Büchſenkugel.“

„Oh, da braucht es, mit Verlaub, nicht viel klugwerdens, Herr Oberförſter!“ brach der Kreiſer los. „Der alte Hörſchelmann wird doch wohl Recht haben! Was hab' ich geſagt, Herr Hoelein? Neuerlich — von den Wildſchützen?! —“

„Nun glaube ich, daß es ein Wilddieb war,“ äußerte der Oberförſter: „und beſſer wär' es, er läge hier tod, als daß er auf und davon iſt.“

„Und ich lebe gleichen Glaubens,“ nahm Conrad wieder das Wort. „Wenn aber der Kerl nicht feſt war, wer ſoll's denn ſein?“

„Ich glaube, und ich weiß, daß ich ihn durch und durch geſchoſſen habe,“ ſagte Leopold. „Seine Kameraden werden ihn aufgehoben und fortgeſchafft haben.“

„Das werden wir gleich ſehen!“ rief Axtmann, indem er begann in einem Kreis um die Stelle herumzugehen, und den Boden zu betrachten.

„Treten Sie einmal feſt in den Weg hier mit dem Abſatz auf!“ gebot der Oberförſter, und Leopold that es.

„Gut, das iſt Ihre Spur — Nummer eins — hier ein anderer Abſatz mit ſtarken Nägeln — Nummer zwei.

— Hier — halt! noch ein Fuß, etwas kleiner — Nummer drei. Sonſt keiner mehr. Und hinaufwärts führt nur Ihre Spur — bis hierher gehen jene zwei, ſeitwärts keiner, nur eine zurück. Und ſeht hier — auf dem Weg, einzelne Blutstropfen. Durch die Luft kann der Kerl doch unmöglich geflogen ſein. Die Tapſen hinunterwärts ſind tief eingetreten — es hat Einer den Geſchoſſenen weggetragen. Wollen's doch ad notam nehmen.“ —

„Riechen Sie keine Lunte Herr Hoelein?“ fragte Conrad. „Ich habe Witterung dort hinüber — nach Schwallungen, und denke, wir werden bald zur Fährte kommen.“

„Nur klug Conrad, nur die Anjagd vorſichtig begonnen! Raſch auf die Folge!“ ermahnte der Oberförſter. „Ich dächte, Du machteſt Dir drüben was zu thun, und verhörteſt den Vogel — kannſt einmal beim Poſthalter vorſprechen, ihm von mir einen guten Morgen ſagen, und dort vielleicht nach dem Paſſagier den Curshund anbringen *).

„Sie, mein wackerer Herr Hoelein, folgen mir getroſt nach Hauſe; Sie ſollen mir gleich meinen Bericht nach Weimar und nach Meiningen mundiren. Wie geſagt, ich wollte, wir hätten den Kerl lieber tod ge-

---

*) Paſſagier heißt in der Jägerſprache ein junger Habicht während der Streifzeit.

funden — denn nun ſind Sie auf unſerm Revier Ihres Lebens nicht mehr ſicher, und es wird Ihres bleibens hier nicht lange mehr ſein können.“

Wieder ein Dolchſtoß in des Jünglings Bruſt, der dieſesmal die zarteſte Stelle ſeines Gefühls traf. Er ſollte alſo fort, hinweg aus der Nähe des Mädchens, das er mit ganzer Seele liebte — wie weh wird ihm der Abſchied thun! — Wie weh auch ihr! —

4.

Alle Zungen im Werrathale bewegte die neue ſeltſame Mähr, daß ein Wildſchütz ganz nahe am Zillbacher Revier erſchoſſen worden ſei, deſſen Leichnam aber nirgends zu finden.

Die Forſte wurden durchſucht von Wald- wie von Feldjägern; man ſtörte in den Gräben und fiſchte am Strand; man ließ die Männer und Burſche der Gemeinden zuſammenkommen, und zählte die Köpfe. Sie waren vollzählig, kein einziger wurde vermißt, ſiehe, es fehlte kein theures Haupt — nicht in den Dörfern, nicht in den Gehöften — Häupter waren da, die man gern vermißt hätte, und viele. — Und wie wurde das räthſelhafte Ereigniß ausgeſchmückt! Das war einmal wieder Fahrwaſſer für das Zauberſchiff des Königs

Aberglaube; mit vollen Segeln und wehenden Wimpeln fuhr es dahin. Geſchichten tauchten auf, Geſchichten von unglaublicher Unglaublichkeit, und doch alle gern geglaubt und weiter erzählt.

Der humoriſtiſche Poſthalter hatte durch den Kreiſer Hörſchelmann dem Herrn Oberförſter wieder einen ſchönen guten Morgen ſagen laſſen, und es wäre jetzt Mode, daß alle Paſſagiere mit der Eilpoſt reiſten; es thue ihm leid, daß dem Herrn Oberförſter wieder einer durch die Lappen gegangen; er möge nur einſtweilen einen Bruch dahin legen, wo der Hirſch den Bürzel gelaſſen habe. — Der loſe luſtige Schalk! —

Leopold hatte auf dem Heimweg ſeinem Prinzipal alles, was ſich mit ihm am Tage vorher in Schwallungen begeben, ganz offen erzählt. Ein Verdachtsgrund gegen die Brüder Fuld, oder doch, und am meiſten gegen Heinz lag dringend vor. Der Oberförſter theilte den Verdacht, er hob denſelben in ſeinem Bericht hervor — es wurde demgemäß verfahren — mit Vorſicht — klug und weiſe, wie die hohen Behörden ſtets und nie anders verfahren.

Im Schwallunger Wirthshaus war jetzt immer abends viel Leben. Die Honoratioren der Umgegend trafen ſich da, Reiſende hielten an, und ließen den Pferden ein kleines Futter geben, Wanderer, durſtige, kehrten ein. Das gute Bier lockte hunderte, und ein Gaſthaus an der Heerſtraße — am beſten wenn auch dieſe den Namen hat, wie lucus a non lucendo — — und keine Heere auf ihr ziehen, weil das Wort verheeren im Worte Heer wurzelt — kann in nichts beſſere Geſchäfte machen als — in gutem Bier.

Wenn nicht gerade Tanz war, ſonderte ſich die Geſellſchaft insgemein, zumal in der Woche nicht ab, höchſtens verlor ſich ein ausſchließlicher Kartentiſch in das kleine Nebencabinet an der untern großen Gaſtſtube, oder die gleichgeſtellten fanden ſich an einer beſonderen Tafel zuſammen, außerdem aber theilte mit dem Poſthalter, dem Gutspachter, dem botaniſirenden Apothekergehülfen, dem halbſtudirten Chirurgen, dem bisweilen einſprechenden Arzt des nahen Städtchens, dem Forſtperſonal und anderen ſehr honetten Gäſten auch der ab und zu einſprechende Feldjäger, der Bauer, der Fuhrmann, der Poſtillon, der Lohnkutſcher und der Schacherjude daſſelbe Zimmer, wie ſie das allen gemeinſame Vergnügen theilten, gutes Bier zu trinken und dazu wo möglich guten, im Nothfall aber auch mittelmäßigen und ſchlechten Taback zu rauchen.

Da ſchwirrte mancherlei Geſpräch, ward manche Neuigkeit zu Markt gebracht, mancher Witz losgelaſſen und den Leichtgläubigen manche Mähr aufgebunden.

Und da war nun wieder einmal in einer ſchönen Abendſtunde die Stube ziemlich voll, und unter den Trinkgäſten befand ſich der Oberförſter Axtmann, der Förſter des Ortes, der Poſthalter, der Kreiſer Hörſchelmann, der Chirurg, der alte Bauer Dittmar, nebſt anderen wackeren Stammgäſten, und das große Räthſel von einem **Mann**, der erſchoſſen worden und ſpurlos verſchwunden ſein ſollte, belebte das Geſpräch an allen Tiſchen.

„Iſt der Herr College noch auf keine richtige Fährte geſtoßen?“ fragte der Oberförſter aus der Zillbach den Förſter Feuchter zu Schwallungen, und dieſer erwiederte: „Nicht die Spur! Ich habe alle Domänenwaldungen und alle Corporationswaldungen, nicht minder alle Privatwaldungen und die ritterſchaftlichen Forſte durchſuchen laſſen Ich habe ſelbſt die Wuſtungsgemeinden zum Nachſuchen veranlaßt, nichts!“ —

„Mit Verlaub, hochverehrte Herren!“ nahm der griesgrämig ausſehende, aber ſtets muntere alte Kreiſer Hörſchelmann das Wort: „Wir kreiſen den Wald meilenweit ein nach der Spur des böſen Wolfs, und wenn Gott ſeinen Schaden beſieht, ſo ſteckt er in der nächſten Hecke, ich wette darauf.“

„Das wäre ja in der That lupus in fabula!“ bemerkte ſpöttiſch der nahe ſitzende Chirurg, und man ſah ſeiner Miene den ſchadenfrohen Glauben an, es würde dieſesmal die edle Jägerei — die wenn auch in vielen Dingen nicht mit einander übereinſtimmend, im Punkt der Wilddieberei doch im gemeinſamen Intereſſe verbündet war — nicht zu einem erwünſchten Ziel gelangen. Auch der Chirurg aß gern bisweilen einen Haſen oder Rehrücken, und woher ſollten Haſen oder Rehrücken einem braven Landbewohner anders kommen, wenn alles geſchoſſene Wild hinauf nach der Reſidenz in die herrſchaftliche Forſtſchreiberei geliefert wurde, als durch die zweite oder dritte Hand — wenn man nicht ſelbſt entweder eine Jagd pachtete, oder ohne Pacht ſich auf das gefährliche Handwerk heimlicher Birſche legte, denn freie Birſche gab es längſt nicht mehr, höchſtens auf Krähen und Dohlen.

„Schade, daß der Herr Barbuzius kein Pfarrer geworden!“ warf der Kreiſer auf die Rede des Chirurgen hin.

„Warum nicht? fragten mehrere, und der Chirurg horchte auch auf, um ſich mit raſcher Replik zu ſatteln.

„Erſtlich,“ begann Hörſchelmann bedächtig: „weil er ſo vieles Latein weiß“ — Gelächter — denn es war bekannt, daß der Chirurg wegen Mangel an genügender Kenntniß des Lateiniſchen durch das Abiturienten-Examen gefallen war, ſo daß er die höhere Chirurgie nicht ſtudieren können, und auf die niedere verwieſen blieb.

„Zum zweiten,“ fuhr Hörſchelmann fort: „weil er von allem ſeinen Decem nehmen will“ — wieder Gelächter, und auf des Chirurgen Geſicht die Röthe des Aergers.

„Zum dritten, weil er weiß, daß Gelehrten gut predigen iſt, folglich auch eine unweiſe Rede ſelbigem paſſirt und hingeht.“

„Schaut! Schaut!“ rief der Chirurg: „der alte Hörſchelmann wird witzig! O weh, das iſt gewiß kurz vor ſeinem Ende! Soll ich Euch nicht eine Ader ſchlagen?“ —

„Ja, ſchlagt die — (zugleich nach der Thür weiſend) — Pfortader!“ erwiederte mit eigenthümlicher Betonung und ſo ſarkaſtiſch der Kreiſer, daß das Gelächter der umſitzenden gar keine weitere Erwiederung des Chirurgen aufkommen ließ.

„Sie haben mir ja neulich gar ein ſcharmantes Kompliment ſagen laſſen!“ wandte ſich der Oberförſter zum Poſthalter. „Ich danke auch recht ſchön!“ —

„Gar nicht Urſache, war meine Herzensmeinung, mein hochverehrter Herr Nachbar von da drüben!“ erwiederte der angeredete. „Ihr Herr Gehülfe muß ja ein Tauſendkünſtler und Hexenmeiſter ſein. Er ſchießt die Leute tod und läßt ſie dann verſchwinden, ein wahrer Bosco und Döbler.“

„Freundchen, Freundchen! Keinen übeln Spaß in ſo hochernſter Sache,“ gegenredete Axtmann. „Es hat dem braven Menſchen Angſt und Kummer genug gemacht, und macht ihm dieſe noch.“

„So! das thut mir leid“ — verſetzte der Poſthalter, „das macht ihm Ehre. Denken Sie, geſtern ſitzen wir auch da beiſammen, eine kleine Geſellſchaft, kommt ſo ein Windbeutel von Jägerburſche von — ich will den Ort und den Namen nicht nennen, der Laffer hat achtbare Verwandte, ſetzt ſich her, erzählt die ganze Geſchichte, wie ſie ſich zugetragen haben ſoll, und rühmt ſich der That — er habe den Mann erſchoſſen, und das mit einer ſolchen Renommiſterei und Großprahlerei, als habe er etwas recht wackeres gethan, ſo daß ich an mich halten mußte, ihm nicht eine hinter die Löffel zu geben. Aber ich ging auf der Stelle weg."

„Wär' ihm ganz geſund geweſen!" bemerkte der Oberförſter.

„War aber nicht von Nöthen", warf der Gaſtwirth ein, der eben in die Nähe der ſprechenden getreten war, „denn der junge Herr machte ſich nach der Hand noch ſo unnütz, daß er mir nichts Dir nichts aus der Stube geflügelt wurde, und vor der Hausthür war, ehe er ſich umſah."

„Auch eine ſchöne Gegend!" nahm der kleine Apothekergehülfe aus Waſungen ſpitzig das Wort: „wo man die Gäſte vor die Thüre ſetzt." Da muß man hübſch nicht hergehen." Den wollt' ich doch ſehen, der mich h'nausthäte!" —

„Würde freilich dazu ein Herkules nöthig ſein," ſpottete der Chirurg zu ihm herüber: „ein Salbentöpfchen aus dem Fenſter zu werfen."

„Kliſtirſprütze, iſt Dein Schnabel noch nicht geſtopft?" gab der Pharmazeut zurück, indem er jene unangenehme Vertraulichkeit mit ſeinem Gegner an den Tag legte, die ſo häufig da begegnet, wo Bekanntſchaft und Freundſchaft bei einer niedern Stufe geſelliger Bildung ſich berechtigt glaubt, alle gegenſeitige Achtung mit Füßen treten zu dürfen. Indeß reichten einige ſehr ernſte und mißbilligende Blicke der Männer hin, den unerquicklichen Hader im Beginn zu erſticken.

„Sind die Brüder Fuld im Ort?“ fragte Axtmann aufs Geradewohl ſeine Tiſchnachbarn.

„Wie ich nicht anders weiß,“ entgegnete der Förſter Feuchter: „Ich hab' immer ein Aug' auf ſie, aber ſie ſtecken ſtets in der Fluchtröhre, und wenn man an einer Seite den Dächſel hineinſchickt, ſo kriecht Meiſter Grimbart zur andern hinaus, und gewinnt das Weite.“

„Hoho!“ lachte der Chirurg ſpöttiſch. „Ihr werdet ihn fangen, wie der Geiſt auf dem Landsberg gefangen wurde.“

„Wie wurde der gefangen?“ fragte der Oberförſter.

„Gar nicht, Euer Geſtrengen!“ lachte jener. „Fragt nur den Wirth hier, der weiß die Geſchichte.“

„St! Ja nicht!“ warnte der Poſthalter lächelnd. „Macht die Gäule nicht ſcheu. Der arme Mann hat die Strafe erlitten, die ſein Aberglaube verdiente, aber man kann ihn nicht bitterer kränken, als wenn man die Geſchichte erzählt.“

„Alleweile geht er zur Thüre hinaus, möcht' ſie doch hören,“ äußerte Axtmann.

„Der alte Dittmar kann ſie am beſten zum beſten geben, er ward dabei zu Rath gezogen,“ lehnte der

Poſthalter den Antrag ab, den Erzähler einer Begebenheit abzugeben, die in ihrem Kreiſe viel von ſich reden gemacht.

Der in der Nähe ſitzende Bauer Dittmar rückte ſeinen Pelzbartel, nahm die Pfeife aus dem Mund, und ſagte mit breitem lächeln: „Wenn's der Herr Oberförſter hören wollen, — aber ich kann's nicht fürnehm von mir geben. Das Ding war ſchnackiſch, und iſt heute noch nicht heraus, wer der Geiſt war."

„Na, ſo laßt doch hören!" ermunterte Axtmann, die nächſtumſitzenden horchten auf, und der alte Dittmar erzählte mit halblauter Stimme: „Selbige Zeit und kurz vorher, ehe unſer gnädigſter Herr Herzog anfing, das neue Schloß auf dem Landsberg über Waldorf bauen zu laſſen, ſtand nichts droben, als ein wüſtes Gemäurig, und der alte ſchräge Thurm, der noch droben gelaſſen worden iſt. Nun trug ſich dazumal zu, daß einem Gaſtwirth, ich will nicht ſagen wo? Geld geſtohlen wurde, und da mochte der Wirth gern wiſſen, wer das Geld von dannen getragen? Nun war drüben an der Geba zu Stepfershauſen ein Mann — man hat ihn genug und mehr als zu viel nennen hören, das war der Rodeck" —

„Ein Erzgauner und Wilddieb!" unterbrach der Oberförſter.

„Und ein gewaltiger Schatzgräber," ſetzte Dittmar hinzu. „An den machte ſich ſelbiger gute Wirth, und verſprach ihm einen tapfern Lohn, wenn er ihm den Dieb ausfindig mache, und das Geld wieder ſchaffe. Was thut mein Rodeck? Er ſagt dem Wirth alles zu, um die und die Zeit wolle er kommen, und ſein Hexenwerk vornehmen. Und richtig, da kommt er auch, iſt aber vorher ſchon ein paarmal drüben bei Fuldeſſens Heinzen geweſen, denn das waren zwei dicke Freunde.“

„Gleiche Brüder, gleiche Kappen, gleiche Lumpen, gleiche Lappen,“ warf der Förſter des Ortes dazwiſchen.

„Darum auch mit dem durchdielappengehen ſo vertraut,“ ironiſirte der Poſthalter.

„Alſo mein Rodeck kommt zum Wirth, der mich ins Vertrauen gezogen hatte, hat ein Romanusbüchle oder Doctor Fauſts Meergeiſt bei ſich, macht allerlei Fazen, und endlich ſagt er: Ja mein liebſter Gaſtgeber, Euer Geld iſt euch ja gar nicht geſtohlen!“

„Wie ſo? fragt mein Wirth. Wo denn wäre es?“

„Euer Geld iſt nicht unter Eurer Dachtraufe weggetragen worden. Hier leſe ich's ganz deutlich. Und da las er allerlei Schmirum Schmarum aus dem Büchle vor, dann ſagte er: Auf dem Oberboden, am dritten Dachſparren linker Hand von der Vorderſeite an gezählt, hängt eine alte Hoſe, und in der rechten Taſche ſteckt ein Geld. Seht zu, ob's Eures iſt; iſt nicht Eures, ſo iſt es meins, ſo gebt mir's.“

„Holla, mein Wirth holterdiepolter die Treppen hinauf, verdiente dreimal ſechs Batzen, denn ſo vielmal fiel er vor lauter Eilgut hinaufwärts, und richtig — wie geſagt, ſo geſchehen — droben hing der alte Fetzen, und in der rechten Taſche ſtak der Beutel mitſammt dem Gelde, und traf zu bei Heller und Pfennig.“ —

„Iſt die Möglichkeit!“ riefen mehrere der Zuhörer erſtaunenvoll aus, aber der Oberförſter warf die Frage auf: „Na, da merke ich doch noch nichts von einem Geiſt und vom Landsberg? Wo bleiben denn die?“

„Nur fein Geduld, mein guter Herr Oberförſter!“ verſetzte Dittmar. „Das war der erſte Theil der Geſchichte, der angenehme, nun folgt der zweite, etwas weniger ſchön, zumal für unſern Wirth. Es dauerte gar nicht ſo lange, ſo war ihm wieder Geld geſtohlen, und noch dreimal ſo viel, als das erſte Mal.“

„Aha, ſchmeckſt' e Paar Oechsle?“ lachte der Apothekergehülfe pfiffig in ſich hinein, und lüftete ſeine Glatze ein wenig, denn es wurde ihm warm unter derſelben.

„Halte den Rand!“ brummte der Chirurg ihm zu, der ganz Auge und Ohr war, und auf die Erzählung ſpannte, obſchon er ſie längſt recht gut wußte.

„Alſo mein Wirth hat nichts eiligeres zu thun, als daß er aufpackt, und ſtracks wieder hinüber nach Stepfershauſen zum Rodeck läuft,“ fuhr der Erzähler fort, ohne ſich ſtören zu laſſen.

„Dasmal gab's der weiſe Mann nicht ſo wohlfeil — erſt war er gar nicht zu Hauſe“ —

„Wird auf der Jagd im Zillbacher Forſt geweſen ſein," ſpöttelte der Poſthalter, und freute ſich, als der Oberförſter ihm eine Fauſt machte.

„Hernach gab er aus ſeinem Teufelsbüchle zu verſtehen, das Geld ſei nicht wieder zu ſchaffen, es ſei über ein Waſſer getragen."

„Das glaub' ich gut und gern," ſprach der Förſter. „Es wird wohl der Katz über den Buckel gelaufen ſein;" er meinte mit der Katz ſpottweiſe einen ſo benannten, bekannten Bach, der überſchritten werden mußte, um von Schwallungen nach Stepfershauſen zu gelangen.

„Aber" fuhr Dittmar fort: „er, der Rodeck, wiſſe einen mächtigen Schatz, und wenn den der Wirth heben wollte, ſo bekäme er dreimal und zehnmal mehr, als er eingebüßt, ſelbiger Schatz läge in dem alten geſprengten Thurm auf dem Landsberg, und wäre leicht zu heben, es brauche nur neunerlei Thaler oder Gulden, jeder von anderm Gepräg', und ein Stück grünes Tuch ohne Nath, gätlich groß genug zu zwei Mannsröcken."

„Nun, das ließe ſich ſchon ſchaffen; mein Wirth ſucht neunerlei Thaler und Gulden zuſammen, läuft in die Stadt, und kauft ein Ellener zehne grünes Tuch, und ſchleppt zur beſtimmten Stunde den Bündel gleich hinauf auf das alte Schloß. Unten, wo jetzt die herrſchaftliche Meierei ſteht, wartet ſchon der Rodeck, hat einen Salomonisgürtel, eine Wünſchelruthe und ſonſtiges Teufels- und Hexenmeiſtergeräth bei ſich, da es aber noch ein bischen zu bald war, ſo gehen ſie mit einander erſt auf die Brückenmühle, und trinken einen ſanften Heinrich oder etliche, um ſich zu der Schatzheberei Courage zu machen."

„Nachher geht's den Berg hinauf, und droben fängt mein Rodeck an, ſein Hokus Pocus ein langes und ein breites zu machen. Das neunerlei Geld wird in ein Tuch gebunden, und auf das grüne Tuch gelegt; das Tuch aber wird in die Klunſe geſteckt, wo der alte Thurm auseinander gekracht iſt. Derweil war es ſtockpechraben finſter; auf einmal glitzert im alten Thurm ein Feuerchen, das leckt mit ſo grünen Flämmchen aus den Steinen heraus, wie wenn einer Meſſingblech auf glühende Schmiedekohlen wirft."

„Jetzt rückt der Schatz herauf! Wirf was drauf," raunte der Rodeck dem Wirth zu, der hat aber nichts, als ſeinen Hut — war noch ein alter ehrlicher Dreimaſter, war oft damit in der Kirche geweſen, den wirft er in der Beſtürzung drauf, und läßt den guten Deckel verkohlen. Indem brennt ein Luner *), der gerade da liegt, an, und macht es hell, da ſieht der Wirth, daß das Stück Tuch aus der Klunſe weg iſt, und ſchreit wie ein Zahnbrecher: „Alle Teufel, Rodeck! Wo iſt das Tuch mit dem Geld hin?"

---

*) abgehauener oder abgeriſſener Nadelholzaſt.

„Unglückſeliger! Wehe! Wehe! jammert der Rodeck — der Geiſt! der Geiſt!“

„Und da iſt plötzlich ein kohlſchwarzer Geiſt dageweſen, hat meinen Wirth am Schlaffittich gekriegt, und gottesjämmerlich gedroſchen, daß ihm hören und ſehen vergangen iſt, iſt heim gekommen, wie vom wilden Jäger gehetzt, und hat vor Schreck, Angſt und Aerger ein Gallenfieber bekommen.“

„Und das Geld? Und das Tuch? fragten mehrere Zuhörer.

„All zum Kukuk“ — erwiederte Dittmar. „Aber einen ſchönen grünen Tuchrock hat der Rodeck angehabt, als er arretirt und ins Zuchthaus abgeführt worden iſt.“

„Jaja, ſo war's,“ beſtätigte der alte Conrad: „und ich hab' noch einen mit einem neuen grünen Rock in hieſiger Gegend geſehen, grad um ſelbige Zeit, aber wenn ich ſchon meine Vermuthung hatte, ſo ging mich das nichts an. Wird wohl Dieb, Geiſt oder Teufel in einer Perſon geweſen ſein.“

„Iſt damals viel im Lande herum nach ſelbigem Geiſt gefahndet worden,“ warf der Chirurg ein: „war aber gerade ſo abhanden, wie dermalen der erſchoſſene, deſſen Geiſt wahrſcheinlich auch noch in ſeiner Haut herum wandelt, und den guten Jäger um das Schußgeld bringt.“

„Schwatzt nicht aus der Nachtmütze, Herr Bader, ſonſt ſchmeckt Ihr einmal unverſehens das Weidmeſſer!" warnte Feuchter: „Ein Menſch iſt kein Raubzeug. Mein Gott! Wenn Euch doch nur einmal einer die Zähne raſirte!"

„Ach! Sie meinen alſo, Herr Förſter: ich hätte Haare auf den Zähnen!" entgegnete lachend der Chirurg. „Das ſchmeichelt mir ſehr."

„Laſſen ſie ſich von Herrn Hörſchelmann dolmetſchen, was ich meine!" verſetzte der Förſter Feuchter, und der Kreiſer ſäumte keinen Augenblick, ſolcher willkommenen Aufforderung Folge zu leiſten.

„In unſerer Jägerſprache," begann er trocken aber ſehr betonend: „heißt raſiren den wilden Schweinen die Zähne abfeilen, oder ausbrechen, damit ſie nicht gar zu biſſig werden."

Armer Chirurg! Wiederum toſte das allgemeine Gelächter über dich rings um dich her, aber er war dennoch ſchnell mit der Antwort da: „Und die Hunde fein ſchonen, nicht wahr?" —

„Wir bedanken uns allerſchönſtens bei Ihnen, Herr Chirurgus!" nahm der Poſthalter das Wort, als es wieder ſtiller wurde.

„Wofür? Wofür? Ich wüßte nicht für was?" fragte der Angeredete mit ärgerlicher Miene. „Etwa für die Hunde? Geht nicht auf Sie! Herr Poſthalter."

„Weil wir auf Ihre Koſten heute ſo luſtig ſind!"

erfolgte die trockne Rückantwort, vom neuen Gelächter der Umſitzenden begleitet.

„Und ich dank' Euch mit dem Teufel und ſeiner Großmutter!“ ſchrie der Chirurg bitterböſe, und lief von dannen.

Während ſo das heitere Geſpräch im gemüthlichen Kreiſe der Trinkgeſellſchaft nach landüblicher Art fortgeführt wurde, näherte ſich dem Dorfe ein Extrapoſtwagen. Darin ſaßen ein herzoglicher Kreisrichter, zwei Aſſeſſoren und ein Oberjäger des Feldjägercorps. Auf dem Bock neben dem Kutſcher hatte ein Gerichtsdiener Platz genommen. Der Wagen holte noch zwei Feldjäger ein, die ebenfalls nach Schwallungen beordert waren, und auf einen Wink des im Wagen ſitzenden Oberjägers ſofort auf dem Kofferbret Poſte faßten, um die kurze Strecke vollends mitzufahren, und an Ort und Stelle gleich zur Verfügung zu ſein. Mannſchaft genug, um einen Mann oder zwei Männer feſtzunehmen. Die Geſellſchaft im Wagen unterhielt ſich bei weitem nicht ſo heiter und gemüthlich, wie jene in der Schenke zu Schwallungen, es fehlte ihr in jeder Hinſicht zu ſolcher Geſprächsheiterkeit der Stoff.

Gleichwohl war ihre Sendung eine wichtige, vielleicht folgenreiche, und ſtand in naher Beziehung zu manchen Perſonen, die bei dem räthſelhaften Ereigniß betheiligt waren, das vor kurzem in der Nähe vorgefallen war.

Sie hatten ein ſehr ernſtes Thema ihrer Unterhaltung: das im Jahr zuvor veröffentlichte neue Strafgeſetzbuch. Der eine lobte dies, der andere tadelte jenes an und in demſelben; die liebe Rechtspflege läßt ja mancherlei Anſicht und Auslegung zu, und verlangt nicht, daß alle einerlei Meinung ſein ſollen.

Vom Strafgeſetzbuch wendete ſich das Geſpräch ſach- und folgegemäß auf das demſelben gleichſam als Anhang zugegebene, nur zwei Tage jüngere Geſetz über die Forſtvergehen.

„Es unterliegt keinem Zweifel“ legte der Kreisrichter dar: „daß, wenn der Kerl von einem mitgebrachten gefährlichen Werkzeug, als welches eine Flinte iſt, Artikel 19 des Forſtgeſetzes, gegen den Forſtbeamten Gebrauch gemacht hat, derſelbe die Strafen Artikel 233, Arbeitshaus- oder nach Befinden Zuchthausſtrafe, oder vielmehr nach Artikel 234 unbedingt geſchärfte Zuchthausſtrafe zu verbüßen hat.“

„Wenn er noch lebt!“ ſetzte ein Aſſeſſor hinzu.

„Und wir ihn erſt haben, nach dem Spruch von den klugen Nürnbergern,“ ergänzte der andere.

„Auch iſt noch ſehr die Frage, ob der Forſtgehülfe Hoelein nicht nach Artikel 71 einen Exceß der Nothwehr begangen hat!“ fuhr der Richter fort.

„Da kann er ſich getroſt ausreden,“ widerlegte der eine Aſſeſſor: „wenn er behauptet, er habe im Zuſtand geminderter Beſonnenheit, wie das Geſetz ſehr zart ſich ausdrückt, aus Ueberraſchung und Schrecken die Grenze erlaubter Vertheidigung überſchritten.“ —

„Es iſt und bleibt eine verwickelte Geſchichte, und ich bin ſehr neugierig, wie weit wir mit unſerer Unterſuchung kommen,“ bemerkte der zweite Aſſeſſor.

„Ein unermittelter und unerwieſener Thatbeſtand, nach einſeitiger Ausſage, die erfolgen konnte, blos um ſich wichtig oder intereſſant zu machen, ein angeblich erſchoſſener, der nicht aufzufinden iſt, und ſich ſchwerlich als erſchoſſener melden und vor Gericht ſtellen wird — ein Verdacht auf ein allerdings anrüchiges Individuum, dem aber noch niemals ein erhebliches Verbrechen erwieſen worden, und deſſen Einerleiheit mit dem angeblich erſchoſſenen nur durch Indicienbeweiſe ermittelt werden kann,“ ſagte der Richter: „das iſt die Zuſammenfaſſung unſerer Aufgabe und Sendung.“

„Sagen ſie doch Reſumé und Miſſion, das klingt hübſch vornehm und modern,“ bemerkte einer der Aſſeſſoren ironiſch.

„Dummheit!“ entgegnete der Richter. „Ich kann die albernen Fremdwörter nicht leiden, wir haben ihrer leider ſo zu viel und zur allgemeinen Klage aus den Rechtsbüchern überkommen. — Miſſion — zuletzt will jeder Poſtbot' und botenlaufender Barfüßler ein Miſſionär ſein.“

„Mindeſtens ein Miſſionirter,“ warf der zweite Aſſeſſor ein. „Die heutige Sprachverderbung nimmt hundert Worten die frühere, urſprüngliche oder doch durch Jahrhunderte übliche Bedeutung und braucht ſie im verkehrten und unſinnigen Sinn. Dagegen ſollte mit allen Kräften gewirkt werden.“

„Hilft nichts und frommt nicht,“ gegenredete der erſte Aſſeſſor. „Die Sprache ſchreitet in ihrer Entwikkelung unmerklich fort, und dieſe Entwickelung geht nicht nach Regeln der Grammatik, nicht nach angenommenen Formen ihren Gang.“

„Seit Luthers Kraftſprache hat in drei Jahrhunderten die deutſche Sprache erhebliche Fortſchritte nicht gemacht, behaupte ich!“ rief der Richter. „Seht in die Bücher der verſchiedenen Perioden, da findet ihr Sprachmengerei mit lateiniſchen Brocken, dann dieſelbe mit franzöſiſchen, ſo arg als jetzt; dann eine Zeit des Süßelns, eine des Schwulſtes, eine des myſtiſchen, unklaren Ausdrucks, eine der Ueberſpannung und Phantaſterei, eine der umſtändlichſten Breite, trotz Pamela und aſiatiſche Baniſe — und durch alle dieſe Wechſel gehen einzelne klare Schriftſtellergeiſter hindurch, die einfaches, bündiges, gutes Deutſch ſchrieben, allem Volk verſtändlich, und darum von allem Volk begriffen, verſtanden und geliebt. — Jetzt ſind die Dorfgeſchichten an der Leſemode des Tages. Wiſſen Sie warum?“ —

„Weil die Autoren ſchildern, wie es dem Volk ums Herz iſt, und dabei die Leute reden laſſen, wie ihnen der Schnabel gewachſen iſt, und wie ſie wirklich reden.

5.

In der Stube der Frau Rockenbach ſaß an dieſem Nachmittage der Forſtgehülfe Hoelein, der mit ſeinem Prinzipal und dem Kreiſer Hörſchelmann nach Schwallungen gegangen war, aber ſich dann von ſeinen Begleitern abgeſondert hatte, bei ſeinem Lieschen, und entſchädigte dieſes gute Kind durch ſeine Anweſenheit für alle die herben Seelenängſte, die es ausgeſtanden von jener Nacht an, und durch alle folgenden Tage, und die er ſich gern von ihr ſchildern ließ, wobei er ſich inniglich über den edeln und lebendigen Ausdruck ihrer Züge, über den klaren offenen Blick ihres Auges und hauptſächlich über die unverholene Liebe freute, die aus jedem Worte des ſchönen Mädchens zu ihm ſprach.

Die Mutter ſaß mit einer Arbeit beſchäftigt, theilnehmend dabei und hörte zu. Die Schweſter Lene machte ſich im Hauſe zu ſchaffen, kam ab und zu auch in die Stube, und verbarg ihr Gefühl, ſo gut ſie konnte. In ihrem Gemüth war ein großer Zwieſpalt entſtanden. Nicht ganz ohne geheimen Neid ſah ſie die aufrichtige Liebe der Schweſter zu einem jungen Herrn von Stande, aus der dieſer zwar ein großes Unglück

— aber, wenn der junge Mann brav und edeldenkend war, auch ein früher nie zu hoffendes Glück entſtehen konnte. Unwillkürlich lenkten ſich Lenchens Gedanken zum Vergleich mit ihrer bisherigen Neigung, und da erſchienen ihr die Brüder Fuld gar nicht im Lichte weiblicher Begehrungswürdigkeit. Daß es mit Lieschen und Heinz Fuld aus und ganz aus ſei, war ausgemacht — und merklich fühlte Lenchen auch ihre Neigung zu dem Valentin ſchwanken, ohne doch zu plötzlichem Bruch innere Kraft genug zu haben. Leichter würde ihr die Bekämpfung dieſer Neigung und der Sieg über dieſelbe geworden ſein, wenn ſie ſo glücklich geweſen wäre, wie die eben deshalb ein wenig beneidete Schweſter, einen beſſern und würdigern Anbeter zu finden.

„Ich hatte eine Herzensangſt, lieber Herr Hoelein, die ich Ihnen gar nicht beſchreiben kann!“ erzählte Lieschen. „Kein Schlaf kam jene Nacht in meine Augen, und frühmorgens, wenn ich eine laute Stimme im Dorfe hörte, oder wenn Jemand über die Gaſſe lief, dachte ich immer mit Herzklopfen: jetzt — jetzt wird die Nachricht kommen, daß dein Liebſter erſchoſſen iſt. Ich wußte gar nicht, was ich that.“

„Ja, das weiß Gott,“ fiel die Mutter Lieschens ein. „Einen großen Milchtopf hat ſie umgeſchmiſſen, und den Gänſen Heu in den Futtertrog gethan, und der Ziege die Gerſte.“

„Mutter, wie garſtig!“ ſchmollte Lieschen, fuhr aber gleich mit ſtrahlenden Augen in ihrer Berichterſtattung fort.

„Endlich konnt' ich's im Hauſe nicht mehr aushalten, und machte mich in die Nachbarſchaft; ich hatte einen böſen Argwohn auf den Heinz, Gott verzeih mir's wenn ich ihm Unrecht that. Ich dachte: iſt der Heinz zu Hauſe, ſo iſt wohl dem Herrn Hoelein kein Unglück geſchehen.“

„Da dachte mein Herzblättchen aber nicht gar zu klug,“ lachte Hoelein: „denn der Kerl konnte mich mauſetod ſchießen, und doch ruhig nach Hauſe gehn.“

„Ja, daran dacht' ich aber nicht,“ fuhr Lieschen fort. „Nun ſah ich den Valentin, und rief ihm über den Hofzaun hinüber zu: Guten Morgen! Brav Aale gefangen? — Keine — einen großen hätten wir beinah erwiſcht, er hat aber das Netz zerriſſen und iſt durch — antwortete mir Valentin. — Müßt ſie mit Angelhaken fangen! antwortete ich, und fragte gleich darauf: Iſt dein Bruder daheim? — O ja, haſt Du Sehnſucht nach ihm? antwortete Valentin höhniſch: ſo will ich ihn gleich herausrufen, oder willſt Du uns eine Morgenviſite machen, ſo biſt Du angenehm. Die Suppe iſt gleich fertig.“

„Ihr werdet ſchon die Suppe ſelbſt auslöffeln, und genießen was ihr eingebrockt! antwortete ich, und da wurde Ihnen der Valentin roth im Geſicht, wie mit Blut übergoſſen, und fragte: Wie meinſt Du das?

Was willſt Du damit ſagen? — Nichts will ich ſagen, habe nichts geſagt, will nichts wiſſen, weiß ſchon genug, rief ich, und ging meiner Wege.“.

„Und warſt gerade ſo klug als vorher“ — warf Frau Rockenbach hin.

„War wahr, wie die Mutter ſpricht“ — fuhr Lieschen fort. „Und meine Herzensangſt wurd' ich nicht los. Auf einmal ſah ich den alten Conrad, Euern Kreiſer, am Hauſe vorbeimarſchieren. Ich geſchwind wie der Wind zum Fenſter hinaus: Guten Morgen Herr Hörſchelmann! Auf ein Wort! Wißt Ihr nichts Neues?“ —

„Mehr als zuviel, mehr als dem Jungfer Lieschen lieb ſein wird“ — brummte der alte Bär, und da überliefs mich eiskalt, und ich ſchwankte, daß ich mich ans Fenſterbret halten mußte, und da war's auch, daß ich unverſehens den Milchtopf umwarf. Der Alte ſah, wie ich käſeweiß wurde, und ſagte: Nu Du wirſt ja wie eine getünchte Wand. Einen ſchönen Gruß vom Herzallerliebſten!“

„Das Wort gab mir das Leben wieder, und ich konnte wieder Luft ſchöpfen — erſt war mir der Hals wie zugeſchnürt. Iſt der Herr Hoelein wohlauf? fragte ich, und zitterte.“

„Iſt wohlauf, antwortete der Kreiſer: hat aber ein verfluchtes Malheur gehabt geſtern Nacht, iſt ihm aufgepaßt worden, und hat einen Kerl erſchoſſen, behauptet es wenigſtens ſteif und feſt, und doch iſt ſelbiger Kerl wie weggeblaſen.“

„Wird ſich feſtgemacht haben, das iſt ſolcher Art ein Spaß, ſagte meine Mutter und der Alte nickte und ſprach: Kenne ſolcher Stücklein genug, iſt mir ſelbſt vordeſſen einmal arrivirt, daß ich Leib und Leben darauf verſchworen, ich hätte einen Kerl eine auf die Platte gegeben, ich, ein erprobter Schütz und mit meiner guten Büchſe. Sehe den Kerl zwanzig oder dreißig Gänge vor mir niederſtürzen, ſeh' ihn liegen, kohlſchwarz, gehe ſtracks auf ihn zu, wie ich hinkomme — was liegt da? Eine alte ſchwarze, halb verfaulte Brunnenröhre aus einer Suhle *) und weder ein Tropfen Blut, noch ein Kerl zu ſehen.“

„Auf ſelbigen Bericht Conrads wurde mir's wieder etwas wohl und leicht ums Herz, aber doch nicht lange, denn die Angſt kam wieder und ich dachte, wer einmal einem aufpaßt, der paßt ihm auch mehrmal auf, und fiel mir eine Geſchichte ein, die der Heinz einmal ſelbſt erzählte, als ich bei ſeiner Mutter in der Spinnſtube war, davon uns allen die Haare zu Berge ſtiegen. Nämlich in Gumpelſtadt, ein großes Dorf an der Eiſenacher Straße, Sie werden es kennen, Herr Hoelein, war ein Wildſchütz, Namens Kaiſer, der jagte faſt immer in den Ruhlaer und Wilhelmsthaler Forſten, und

---

*) Waldſümpfe, in denen das Wild ſich gern kühlt und wälzt.

hatte viele Debatten mit dem Wildmeiſter Heiſe in der Ruhl, und mit deſſen Forſtgehülfen. Beſonders war er einem, Namens Witſch ungeheuer aufſäſſig. Einmal lauerte der Kaiſer dem Witſch auf, und ſchoß ihn durch den Rock, ein andermal ſchoß er ihn in die Ferſe — denn ihn todſchießen wollte er nicht, wiewohl er zehnmal gekonnt hätte, er wollte ihn immer nur einen Denkzettel anhängen. Aber der Forſtgehülfe lauerte dem Kaiſer fort und fort wieder auf — ohne ihm doch etwas anhaben zu können. Der Kaiſer goß ſich lauter Freikugeln, und wenn ſelbſt eine Freikugel auf ihn geſchoſſen wurde, ſo traf ſie nicht, weil Kaiſer durch ein Gegenmittel oder Zauberſprüchlein ihre Kraft lähmte. Er hörte jede Kugel, die nach ihm geſchoſſen werden ſollte, ſchon vorher ſauſen, ehe noch der Schuß fiel, und dann fing er ſie mir nichts dir nichts mit dem Hute auf. Alſo weil der Witſch nicht ruht, bis er den Kaiſer ins Unglück will gebracht haben, ſo zaubert der Wildſchütz ihn einmal feſt, daß er ſtehen muß und ſich nicht rühren und nicht regen kann, bindet ihm die Hände und prügelt ihn gottesjämmerlich durch, wirft ihn nieder, bindet ihm auch die Füße und läßt den armen Menſchen im Walde liegen. Da iſt er beinah umgekommen vor Hunger, Durſt und Schmerzen, und da iſt eine Million Ameiſen gekommen und hat ihm die Hände und das Geſicht angefreſſen, bis ihn endlich Weiber, die dort ins Streuzeug gingen, elendiglich wimmern hörten, und ihm Hülfe brachten — hätte beinah den Verſtand verloren — denken Sie ſich, Herr Hoelein, machtlos da liegen, allem Ungeziefer und Geſchmeiß Preis gegeben.“

„Entſetzlich!“ rief Leopold aus, und es überlief ihn ein prickeln, als wenn er an ſeinem Leibe ſchon die Ameiſen ſpürte.

„Nun wollte der Wildmeiſter mit aller Gewalt Rache nehmen an dem Kaiſer, rief ſeine Leute alle zuſammen und ſtellte ein Scheinjagen an am hohen Kieſel, das iſt der mächtige Berg zwiſchen der Ruhl und Waldfiſch, wo der Kaiſer immer ſein Weſen hatte, und wo ſich nun allein gar kein Jägersburſch mehr hingetraute. Da ſollte der Kaiſer gefangen werden.“

„Der Wildmeiſter hatte den Tagwächter in Gumpelſtedt beſtochen, daß er austragen und ihm Meldung thun ſollte, wenn der Kaiſer zu Walde zöge. Da war nun der Tagwächter zum Wildmeiſter gekommen, und hatte geſagt: Herr Heiſe, nächten hat dem Kaiſer ſein ſiebenjähriges Jüngchen ganz treuherzig den Kindern unter der Linde erzählt: Kinner, min Voter hatt en’ Hoaſe geſchoſſen, der hat ſo wellgruße Hörner, daß er ihn ball nett duhrch de Kallerthür hat ko niner gebreng — on übermorn vell hä wedder ſu en gruſſe Hoaſe ſchieß.“ —

„Jetzt machte ſich der Wildmeiſter mit ſeinen Jägern am andern Tag in aller Früh auf die Beine, und ſtellen ſich am Kieſel an. Es dauert gar nicht lang, pautz! da fällt ein Schuß. Der Kaiſer war da, und hat nach einem Rehbock geſchoſſen, und wie dieſer zuſammenknickt und der Wildſchütz dem Thiere den Genickfang geben will, wird er umringt, wehrt ſich aber tüchtig und ſchießt erſt noch einen Kreiſer durch den Arm. Aber ſie überwältigen ihn und ſchleppen ihn in die Ruhl, wo ſie ihn feſtſetzen."

„Ja — das hatte gute Wege. Am andern Morgen hing ein Strohwiſch im Gefängniß, und der Wilddieb war über alle Berge, wenigſtens war er wieder über den hohen Kieſel und den Arnsberg herüber in unſer Ländle. — Und ſie haben ihn auch niemals etwas anhaben können, haben aber ſein Portrait an einen hohen Schandpfahl, den man von Gumpelſtedt aus ſehen konnte, angenagelt, und manchmal nach ſelbigem Portrait geſchoſſen." —

„Das wird dem Wildſchützen freilich nicht weh gethan haben!" lachte Hoelein, als Lieschen ihre Geſchichte beendigt hatte.

Lene trat in die Stube — in dieſem Augenblick hörte man das Blaſen eines Poſtillons und das Rollen eines Wagens am Hauſe vorüber, und die Bewohnerinnen ſahen durchs Fenſter.

„Da ſitzen ja zwei Feldjäger hinten auf!" bemerkte Frau Rockenbach verwundert. „Und die Chaiſe hält am Wirthshaus — die Herren Haltunsfeſte ſpringen herunter! Jetzt ſteigt ein Herr aus. Alle Tauſend! Ein Oberjäger! Was hat denn das zu bedeuten?" —

„Kanns wohl denken“ — ſagte Lene halblaut, für ſich, nicht als Antwort auf der Mutter Rede, und alsbald war ſie zur Stube hinaus, in den Hof; durch eine Hinterthür im Zaun wiſchend, lief ſie eilig — zum Hauſe der Brüder Fuld.

Valentin boſſelte im Hofe an einem Vogelbauer. Lene rief ihn an: „Guten Abend Valentin!“

„Schönen Dank, Schatzkaſten! Was Neues?“ erwiederte er.

„Ein Sack voll Feldjäger — vorn am Wirthshaus. Mich treibt die Angſt um Dich! Habt ihr gute Briefe?“

„Haſt kranke Kartoffeln feil! Doch geh her, hole Dir den Botenlohn! Einen Kuß!“

„Ei ja wohl! Hat überläng Zeit und ſteht gut! Ich hab' mein Gewiſſen verwahrt! Seht zu ob ihr beſteht in dem — Examen!“ rief Lene und wandte ſich zum Gehen.

„Der Floh beißt mich nicht!“ lachte Valentin und ging ins Haus zum Bruder.

„Du — Heinz! Die Jägerei iſt im Anzug!“

„Hoho! Was für eine?“

„Die Feldjägerei!“

„Sind Mäusjäger!“

„Warum? Wie ſo?“

„Weil ſie immer Mäus in Sack jagen wollen!“

„Gut gered't! — Alles gut verwahrt?“

„Alles in beſter Confuſion.“

„Aber der Hund?“

„Iſt ein Aas — er heulte und winſelte zu viel, ich hab' ihn todgeſchlagen und in die Werra geworfen.“

„Schad' um das ſchöne Thier. Wir hätten einen guten Batzen daraus gelöſt.“

„Wär' immer ein gefährlicher Handel geweſen. Ich dachte: Fort mit Schaden, und ſchlug ihn tod.“

„Und nun? Was geben wir an, wenn ſie kommen?“

„Geh her, wir wollen einen Schnurps *) machen, und uns nicht bange ſein laſſen. Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht.“

Die Brüder Fuld ſetzten ſich hin, und begannen miteinander zu karten.

Leopold Hoelein ſagte dem befreundeten Hauſe der Frau Rockenbach Valet. Lieschen bat ihn dringend, bei ſeinen nächtlichen Gängen recht auf ſeiner Hut zu ſein, lieber niemals allein zu gehen. Er verſprach ihr das und ſetzte lächelnd hinzu: „Für heute ſei nur ganz unbeſorgt. Ich denke, heute werden die, die mir von hier auflauern könnten, feſt ſitzen — auch ſind wir zu dritt. Ich gehe mit dem Herrn Oberförſter und dem alten Conrad nach Hauſe. Behüt' Dich Gott!“ —

Leopold ging nach dem Wirthshauſe, wo die neu

---

*) Ein Kartenſpiel.

angekommenen Herren ſich ſogleich nach den obern Räumen begeben hatten; der Oberjäger, die beiden Unterjäger und der Gerichtsdiener blieben unten und tranken erſt einmal, bevor ſie an die Ausführung ihres Amtes gingen. Die Aſſeſſoren rückten ſich in der großen Stube einen Tiſch und Stühle zurecht, auf den ſie einige Aktenhefte nebſt Papier legten, und der Kreisrichter rief nach Schreibzeug, Dinte, Feder und Streuſand — nebenbei nach einigen Krügen Bier nebſt Gläſern.

Die Stube, ſonſt der heitern Geſelligkeit gewidmet und nur dieſer dienend, wurde jetzt zum Tempel der ernſten Themis, der Göttin mit Schwert und Waage — doch der hellſehenden, nicht der blinden. Man könnte der Rechtspflege keine ſchlimmere Schmeichelei ſagen, als wenn man ſie blind nennen wollte.

„Die betheiligte Parthei wird zugegen ſein,“ bemerkte der Richter, indem er den für ihn beſtimmten Stuhl einnahm. „Ich höre den alten Oberförſter lachen. Er wird einmal wieder ſeinen Jokus mit dem Poſthalter haben. Den ſollten wir eigentlich auch heraufzitiren, Spaßeshalber — als Zeugen!“

„Würden dann wenigſtens närriſches Zeug genug hören,“ bemerkte der erſte Aſſeſſor, „aber für den Spaß iſt unſer Auftrag doch zu ernſt. Wir wollen ihn aber bitten, nachher unſer Abendeſſen zu theilen, damit wir an ſeinem heitern Humor eine Würze haben, ein Deſſert nach der Trockenheit unſers bevorſtehenden Verhörs.“

„Wollten Sie die Güte haben," erſuchte der Richter den zweiten Aſſeſſor: „und den Herrn Oberförſter mit ſeinem Forſtgehülfen bitten, ſich zu uns herauf zu bemühen, ſo können wir ſogleich einige nöthige Vorfragen an ſie richten, und die Ausſagen zu Protocoll nehmen."

Der Oberförſter und Hoelein traten ein; letzterer brachte die Mütze und das Gewehr mit, die Beweismittel ſeines Abenteuers.

Die großen Maasregeln zum Einfangen des Verdächtigen, umſtellen des Fuldiſchen Hauſes und der Ausgänge durch Gehöft und Garten mittelſt der Feldjäger, und was ſonſt in aller Stille geſchah, um die Verhaftung des Heinz Fuld wichtig zu machen, erwieſen ſich als gänzlich überflüſſig, denn als der Oberjäger in die Stube trat, ſo ſaßen die Brüder Fuld ruhig am Tiſch, in Hemdeärmeln, ihre Pfeifen im Mund, und karteten. Keine Miene der Ueberraſchung, als der Oberjäger die Verhaftung vollzog, kein Laut des Unwillens.

„Schnurps!" ſprach Heinz, und weiter kein Wort, warf die Karten hin, nahm die Tabakspfeife aus dem Mund, ſtieg vom Stuhl auf, und zog ſeine Jacke an.

„Bête!" ſprach Valentin das bekannte Wort des Spielverluſtes eben ſo lakoniſch, und es blieb dem Oberjäger anheimgegeben, zu denken, Valentin kenne des Wortes Doppelſinn, und meine — ihn.

„Befehlen der Herr Oberjäger, daß ich auch mitgehe?“ fragte Valentin, während der Bruder ſich anzog, mit Ironie.

„Man wird Dich ſchon holen, wenn man Dich braucht,“ erhielt er zur Antwort. „Vorerſt wollen wir das Neſt ein wenig durchſuchen.“

„Da will ich gleich die Oelfunzel anzünden und den Herren leuchten,“ ſprach Valentin.

„Es wird euch ſchon geleuchtet werden!“ grollte der Oberjäger und commandirte: „Marſch, vorwärts.“

Ein Feldjäger und der Gerichtsdiener brachten Heinz nach dem Wirthshaus, wo das Verhör begann, während hier die Männer der Gewalt eine Hausſuchung vollzogen.

Heinz Fuld war ſo unſchuldig, wie das Kind im Mutterleibe. Er hatte nie gewildert, er war nie mit Gewehr im Walde geweſen, er beſaß gar kein Gewehr, er begriff gar nicht, was man von ihm wolle und weshalb man ihn feſt nehme? Die Mütze war nicht ſein, ebenſo wenig das Diebsgewehr.

Herrn Hoelein kannte er weiter nicht als von einer neulichen Begegnung im Dorfe und im Gaſthaus her, wo es blos zu einer kleinen unangenehmen Berührung zwiſchen ihnen gekommen, die ihm, dem Heinz Fuld, ſehr weh gethan.

„Zieh' Er einmal ſeine Jacke aus!“ befahl der

Richter. „Und auch die Weſte! Laſſe er uns einmal ſeine Bruſt ſehen.“

„Verſchonen ſie mich damit, Herr Kreisrichter,“ bat Fuld. „Ich habe gar ein wildböſes Fleck. Es thut mir garſtig weh!“ —

„Aha! der faule Fleck! Herunter mit den Kleidern!“ rief der Richter und winkte dem Gerichtsdiener. „Ich ließe den Herrn Chirurgen erſuchen, ſich zu uns zu bemühen! Eigentlich müßte es der Amtschirurg thun, indeß da dieſer nicht hier zur Stelle — wird es auch ſo genügen.“

Der Chirurg war gleich zur Hand, er befand ſich noch im Wirthshaus auf der Kegelbahn, trat mit großer lächerlicher und mit Abſicht übertriebener Höflichkeit in das Zimmer, und ſprach: „Gehorſamer Diener, meine Herren! Eben hab' ich eine Schur gemacht.*) Kann ich hier auch dienen?“

Der Richter verſtand die heimliche Malice dieſes Wortſpiels gleich, und erwiederte trocken: „Wir haben Sie nicht Scheerens wegen hierher berufen! Sie ſollen die Beſichtigung einer angeblich böſen Stelle dieſes Burſchen vornehmen, und ihr Urtheil als Chirurgus zu Protocoll geben.“

„Ihnen zu dienen“ — erwiederte der Chirurg.

---

*) Kegelſpieltechnik: wenn alle Kegel fallen, und nur der König ſtehen bleibt, zählt ſtatt 8 — 12.

„Mein Phyſicum raportum wird kurz ſein. Den armen Kerl hat ein Ochs geſtoßen!“

„Ja, ein Ochs hat mich geſtoßen!“ nahm ſogleich Heinz Fuld das Wort: „Ich hätte weiß Gott den Tod davon haben können — gerad auf's Herz drauf. Und nachher iſt das Fleck ſchwärig geworden, und da hab' ich Pflaſter —

„Er ſchweigt, bis Er gefragt wird — und läßt die Wunde beſichtigen!“ unterbrach und gebot der Richter.

Hoelein wurde zornroth über des Gefangenen ſehr bezügliche und anzügliche Rede, zumal der Oberförſter nicht unterdrücken konnte, die nahe genug gelegte Deutung mit dem Gemurmel zu dollmetſchen: „Verfluchter Aasjäger, wenn Dir doch der Ochs das Herzblatt abgeſtochen hätte!“

Die wunde Stelle des Gefangenen zeigte nach Abnahme des Pflaſters auf der linken Bruſt ein Fleck von der Größe eines Kronenthalers, welches alle Farbentöne einer äußerſt heftigen Contuſion ſpielte, und vom blauen und gelben in das grüne hinüberwechſelte. In der Mitte war eine nicht große, ganz flache wunde Stelle, welche bereits in der Heilung begriffen war.

„Wann empfingſt Du den Stoß?“ fragte der Richter, worauf ſich der Gefangene erſt ein wenig beſann, und dann einen Tag angab, der keineswegs mit jenem Tag übereinſtimmte, an welchem der Vorfall im Walde über der Winde ſich ereignet hatte. Erſt ein

Paar Tage ſpäter hatte Heinz Fuld dem Chirurgen ſeinen Schaden geklagt, und war von dieſem mit äußerlichen Heilmitteln verſehen worden.

Es war trotz dieſes ſehr verdächtigenden Indiciums noch nichts bewieſen, denn Heinz beharrte bei ſeiner Ausſage, und benahm ſich gut und ſchlicht, wie ein Mann des guten Gewiſſens.

Plötzlich änderte ſich die Scene. —

Der Oberjäger trat ein, und brachte einige Fundſtücke, Ergebniſſe des Hausſuchung, zunächſt eine Jacke und eine Weſte, welche, an auf einander paſſender Stelle eine Verletzung zeigten, und ebenſo ein Hemde. Aber alle beſchädigten Stellen waren zugenäht.

„Wem gehören dieſe Kleidungsſtücke?“ fragte der Actuar.

„Mein!“ antwortete Heinz. „Ich hatte ſie an, als der dumme Ochs mich ſtieß, das Horn drang durch — bis auf die Rippen.“

„Wer hat die Kleider ausgebeſſert?“ —

„Mit Verlaub, ich ſelbſt! Ich ſchneidere ein wenig!“ antwortete Heinz.

„Daß Dich der Ratz biſſe!“ murrte der Oberförſter. „Der Kerl hat's hinter den Ohren. Schneidere Du und der Teufel!“ —

Die Sechsender ſind freilich häufiger als die Sechzehnender!“ ſpöttelte der Chirurg gegen den Oberförſter mit Bezug darauf, daß in der Jägerſprache ein

Sechsender und ſonſtiger geringer Hirſch — Schneider heißt.

„Hier iſt noch was — Nummer eins — Nummer zwei — —“ ſagte der Oberjäger und legte die Einzeltheile einer zerlegbaren Wildſchützenbüchſe von höchſter Einfachheit auf den Tiſch. Der Lauf war ohne Schaft und braun lackirt, ſo daß er ausſah, wie ein Spazierſtock. Der Kolben mit dem ſchlichten Percuſſionsſchloß war abgeſchraubt — gerade wie bei dem bereits vorliegenden Gewehr.

„Einfach und doch ſimpel!“ bemerkte der Chirurg ſpöttiſch.

„Sie können abtreten, Herr Chirurgus! Ich danke für Ihr ſehr weiſes Visum repertum, oder nach Ihrem Latein Physicum raportum!“ ſagte der Richter zum Manne des Bartmeſſers, und derſelbe befolgte den Wink auf der Stelle. Mit höhniſchem Lächeln ſich verbeugend ſchied er mit den Worten: „Ich empfehle mich allerſeits ganz gehorſamſt, meine Herren, und wünſche fernerweite gute Verrichtung.“

Heinz Fuld wurde ernſt und ſtreng befragt — er wußte von nichts — er hatte in ſeinem Leben ſo ein närriſches Ding, wie das vorliegende Gewehr war, nicht geſehen, und äußerte naiv: „Das Ding hat ja keinem Ladeſtock, wie ſoll man denn damit zurecht kommen?“

Außer dieſem Gewehr, das in der Scheuer verſteckt gefunden worden war, hatte ſich nichts Verdächtiges in der Wohnung der Brüder Fuld auffinden laſſen. Kein Wild im Keller — kein Blei — kein Pulver — und Heinz Fuld läugnete, wie auch ſein Bruder gegen die Feldjäger gethan, alle Kenntniß und alle Wiſſenſchaft davon, wie das Gewehr in die Scheune gekommen, ab.

Der Richter ließ den Gefangenen in Gewahrſam bringen und das Protocoll ſchließen — er entließ die betheiligten — und ſagte zu ſeinen Begleitern: „Wichtige, augenſcheinliche Indicien — dringender Verdachtsgrund — aber noch nicht ausreichende Beweiſe, wenn der Kerl auf ſeinem läugnen beharrt, und ihn die Haft nicht mürb macht — wird er laufen gelaſſen.“

„Und deshalb, daß er nicht erſchoſſen worden iſt — kann man ihn auch nicht hart beſtrafen!“ — ſcherzte der eine Aſſeſſor.

„So geht es meiſtens mit dem Geſindel,“ gab der Oberjäger in das Geſpräch. „Wir ſind geplagt bei Tag und Nacht im ſchweren Dienſt, und mit Lebensgefahr und nehmen wir einmal ein Neſt aus, oder thun einen Fang, alsbald lügen ſich die Hunde durch, oder ſind — wenn ſie ja ein bischen in der Strafanſtalt gebrummt haben, noch loſer, als zuvor.“

„Meine Herren, wir wollen einmal trinken!“ ſchlug der Richter vor, und begann einzuſchänken.

„Und dann zu Tiſche gehen!“ ſetzte der erſte Aſſeſſor hinzu.

„Ich will den Oberförſter und den Poſthalter bitten, daß ſie uns Geſellſchaft leiſten!“ ſprach der zweite Aſſeſſor und ging hinunter.

„Ich wette darauf,“ nahm der Richter zum erſten Aſſeſſor das Wort: „Der Chirurg hat dem Fuld erſt die Rede eingeblaſen, daß ihn ein Ochs geſtoßen habe.“

„Hab's wohl gemerkt, wie er dem Fuld das Stichwort gab! Hat mir großen Spaß gemacht,“ erwiederte der Angeredete. „Die Jägerei ärgerte ſich — auf die war's gemünzt.“ —

„Der Chirurg iſt gar nicht ſo albern, als ihn manche dafür anſehn!

„Er ſtichelt gern und führt eine ſcharfe Lanzette —“

„Im Maul — aber meine Herren — zu Tiſche! Das viele Reden macht durſtig. Laſſen Sie doch den Wein, den wir mitgebracht haben, ein wenig in kaltes Waſſer ſtellen, wenn es nicht bereits geſchehen iſt.“ —

Die Gerichtsſitzung war aufgehoben.

Und es iſt nicht immer nöthig, daß ſich die Tugend erſt dann zu Tiſche ſetze, „wenn ſich das Laſter erbricht“ — wie Schiller ſagt. Das Laſter hat in der Regel einen guten Magen, es erbricht ſich nicht ſo leicht. —

Heinz Fuld ſaß einige Monate in der Frohnfeſte zu Salzungen, er blieb aber ungeſtändig — geſchoſſen zu haben läugnete er, geſchoſſen worden zu ſein, gleichfalls; er fußte feſt und beharrlich auf ſeiner Ausſage, daß ihn ein Ochſe geſtoßen. Zeugen waren keine vorhanden. Er mußte endlich freigelaſſen werden, war durch ſeine Haft geſtraft, wenn er wirklich jener nächtliche Schütze geweſen, und lebt jetzt wieder ruhig in ſeiner Heimath. Heimlich wird ihm nachgeſagt, er eſſe mehr Wildpret, als mancher Förſter. Das will freilich viel heißen, und wir können es weder glauben noch beweiſen. Daß Heinz Fuld aber ſchußfeſt ſei, glaubt das ganze Dorf, mit Ausnahme des Poſthalters und des Chirurgen, des Pfarrers und des Schullehrers — die glauben nicht an ſolche Narretheien.

Tief in einem Walde des großherzoglich Sachſen Weimariſchen Oberlandes ſteht in heiterer Umgebung ein freundliches Forſthaus. Durch den Wald gehen breite Lichtungen, wie Strahlen eines Sternes, durch jede bietet ſich eine von der andern verſchiedene maleriſche Fernſicht. Ein Brunnen, deſſen Waſſer einen kleinen Forellenteich ſpeiſ't, befindet ſich im Hofe. Ein Gärtchen umſchließt von drei Seiten das nette Haus. In einem Gehege äſet ſich in friedlicher Ruhe ein ſtarkes Rudel Dammwild, dazwiſchen ſtreifen ſcheue Faſanen mit Unruhe durch die Gebüſche.

Alles athmet hier ſchönen, idylliſchen Waldfrieden. Finken und Droſſeln jubeln ihre Lieder, die Goldamſel grüßt mit ihrem Hidahaia das Morgenroth.

Aber wo ſind die Bewohner dieſes holden Aſyles?

Innen iſt alles ſo nett und neu und ſauber. Ueber den Eingangs- und Zimmerthüren hängen friſche Kranzgewinde. Selbſt das Hirſchgeweih auf dem Hauſe iſt grün umlaubt. Und im Hofe, am Thorgatter der Umzäunung, die den Hof einſchließt, ſtehen zwei Maien, von denen bunte Bänder flattern, verbunden durch ein ſtarkes Laubgewinde, das eine leichte Tafel erblicken läßt, auf welcher die Worte ſtehen:

Willkommen
im
Grünen!

In derſelben geräumigen Stube, im Wirthshaus zu Schwallungen, welche vor längerer Zeit der ernſten Themis als Tempel gedient hatte, wenn es noch erlaubt iſt, ſich eines ſolchen perückenhaften Ausdrucks zu bedienen, ſtand an einem ſchönen Frühlingstage ein Tiſch mit zahlreichen Gedecken, im Hauſe ſelbſt war rührige Bewegung.

Vor dem Hauſe war neugieriges Volk verſammelt.

„Jetzt kommen ſie!“ Jetzt kommen ſie! rief es durcheinander. Von der Kirche her erſcholl die ländliche Muſik der Virtuoſen des Ortes, es wurde ein muntrer Marſch geblaſen.

Siehe da, ein Brautzug!

Das holde, geſchmückte Bräutchen führt Herr Oberförſter Aztmann aus der Zillbach; man denke! —

Den ſchmucken Bräutigam in der Uniform eines

Großherzoglich Sachſen Weimariſchen Unterförſters führt als Brautjungfer ein blühendes Mädchen, die Schweſter der Braut, und die Mutter der Braut, ſeine Verwandte, führt der alte Hörſchelmann, beide haben ſich ſtattlich angethan.

Einige Hochzeitgäſte folgen, unter ihnen der Herr Poſthalter; die Muſik tritt am Wirthshaus zur Seite — herzhaft aufſpielend, den Zug an ſich vorüber laſſend — die Treppe hinauf.

Welch frohbelebtes Hochzeitmahl im Gaſthauſe zu Schwallungen! Welche luſtigen Toaſte! Und auf allen Geſichtern der Ausdruck heiterer Zufriedenheit, ſeligen Glückes, wie die Lebensengel Liebe und Freundſchaft ſolches guten Menſchen bereiten.

„Weidmannsheil und Jägerzauber!“ rief zum Anklingen auffordernd, der alte Kreiſer, und ſetzte erläuternd hinzu: „An den Jägerzauber hat Herr Förſter Hoelein immer nicht glauben wollen. Nun ſehen Sie doch mein Herr Bräutigam, daß die Alten (mit einem Blick auf den Oberförſter) auch noch was können!“

Hoelein verſtand den Wink, er hob ſein Glas und rief: „Unſer väterlicher Freund, Herr Oberförſter Aztmann, durch deſſen gütige und liebevolle Verwendung bei Seiner Hoheit, unſerm allergnädigſten Großherzog und Herrn ich ſo unerwartet bald die Förſterſtelle bekam und mein Lebensglück begründen konnte — er lebe hoch!“ —

Alle klangen fröhlich an, und der Oberförſter rief gerührt und herzlich: „Ich danke, ich danke. Kinder! Auf daß es euch immerdar wohl gehe! Vergeßt den alten Weidgeſellen in der Zillbach nicht!“

„Der guten Mutter! der lieben Schweſter!“ rief der Bräutigam. „Lenchen, mach’ es uns bald nach!“

„Mit dem Valentin?“ fragte mit gutmüthigem Spott der Poſthalter die hoch erröthende Brautſchweſter.

„Ei ja wohl, den möcht’ ich noch!“ erwiederte ſie mit ſcherzhaftem Verdruß. „Selbige Verbindung iſt aus dem Leim gegangen.“

„Iſt’s der nicht, iſt’s ein Anderer, beſſerer — ich hätte ſo niemals ja und Amen dazu geſagt, wenn ich nämlich was zu ſagen gehabt hätte —“ äußerte Hörſchelmann.

„Möcht auch eine Geſundheit ausbringen,“ ſprach mit heiterer ſpottluſtiger Miene der Poſthalter: „muß aber zuvor die Bedingung ſtellen, daß die hier verſammelte edle Jägerei mich nicht zur Thüre hinaus und zur Treppe hinabwirft — als welches ſehr auffallend ſein würde.“

„Nur heraus, immer heraus!“ rief der Oberförſter, vom Wein angeregt, den die guten fetten Karpfen aus den Eralacher Teichen ſchon in ziemlicher Menge verlangt hatten, um ſchwimmen zu können. „Ich bin ein Waldfürſt — ich gebe Gedankenfreiheit, Redefreiheit, Preßfreiheit — was Ihr wollt!“

„Die Wildſchützen ſollen leben!“ rief der Poſthalter.

„Dacht’ ich’s doch, daß ſo was herauskommen würde!

Daß Dich der Ratz biſſe!" polterte der Oberförſter. „Meinetwegen! leben ſollen ſie — nur nicht in meinem Reviere!"

„Leben ſollen ſie!" rief Hoelein: „wenn hilft ihre Tücke dem Jäger zum Glücke!"

„Leben?" fragte Hörſchelmann brummig: „Die Aasjäger? O ja!' Sie ſollen leben — im Zuchthaus!"

Ein Wildpraten von ſehr beträchtlicher Größe ward aufgetragen, und vor den Oberförſter geſetzt. Dieſer zog ſein Taſchenmeſſer mit dem Feuerſtahl, tippte mit der Spitze des Tranchirmeſſers, bevor er es ſtrich, auf dem Braten, und ſagte mit einem freudeglänzenden Blick auf dem Poſthalter: „Seht Amice! das iſt ein Feiſthirſch — und aus meiner Eiſenbahn — den hab' ich geſchoſſen — da müſſen ſich die Grashirſche doch verkriechen, die uns hier hüben heimlich geſchoſſen werden."

„Ob die verkriechen ſich ſchon!" erwiederte der Poſthalter lachend, und machte die Geberde vom Mund nach dem Magen.

„Ja ja — erwiederte der Oberförſter, indem er kunſtgerecht anſchnitt: „wie damals derſelbige; deswegen laßt Ihr auch die Wildſchützen leben! O Spiegelberg!"

„Na nur ruhig, ich meine nur, ohne einen Wildſchützen hätten wir heute hier keine Hochzeit gefeiert," vertheidigte ſich der Poſthalter: „doch war's wohl gethan, daß unſer neuer Herr Förſter damals nicht lange mehr in das diſſeitige Revier die Jagdfolge üben konnte, ſondern in Zeiten veranlaßt wurde, ſeinen Stand zu wechſeln."

„Hätt' ſonſt eine abſonderliche Folgekeule abſetzen können," ergänzte Hörſchelmann, „die übler geſchmeckt haben würde, als dieſer gottgeſegnete Blumen-Ziemer, der uns allerſeits wohl bekommen wird."

Als das Hochzeitmahl zu Ende war, fuhr eine Extrapoſtkutſche vor das Haus der Frau Rockenbach. Ein herzlicher, gerührter Abſchied von allen. — Wie Hoelein ſein Bräutchen und die Schweſter, die das junge Paar auf eine Zeitlang begleiten ſollte, in den Wagen gehoben hatte, und ſelbſt einſteigen wollte, ſtrich der Chirurg vorüber und rief: „Gratulire, gratulire! Zwei Feldhühner auf einen Schuß! Wer doch Glück hat! Rechtes Jägerglück!“

„Ja wer das hat, ſchießt keine Gaisböcke!“ rief der alte Hörſchelmann, der neben dem Wagen ſtand, jenem ſtatt Hoeleins eine ſpöttiſche Antwort zu.

„Wenn ich Euch nur ein Pflaſter auf das loſe Maul legen dürfte, Alter!“ entgegnete der Chirurg.

„Kugelpflaſter, gelt?“ fragte Hörſchelmann.

„Ochſenkrautspflaſter!*)“ verſetzte der Chirurg beziehungsreich, und eilte vorüber.

Der Poſtillon blies; die Chaiſe fuhr von dannen.

In jener traulichen Unterförſterei, Hoeleins künftigem Wohnſitz, von freundlichen Menſchen herzlich empfangen, küßte beim Eintritt der junge Mann ſein holdes Frauchen mit Innigkeit, und ſprach die Worte der Schrifttafel zwiſchen den Maien nach: „Willkommen im Grünen! Hier ſoll ſteter Jägerzauber uns umgeben!“

„Unſer Jägerzauber ſoll die innige Liebe ſein!“ antwortete Lieschen mit einem ſüßen Kuß: „und unſern Eingang ſegne Gott!“ —

---

*) für Oxycroceum.

Gebauer-Schwetſchke'ſche Buchdruckerei in Halle.

Hainſterne.

Berg- Wald- und Wander-Geſchichten

von

Ludwig Bechſtein.

Zweiter Band.

Halle,
C. E. M. Pfeffer.
1853.

Inhalt.

Seite

Der Heerwurm und die Wildſchützen . . . . . 1 — 144

Irrthum laß los der Augen Band . . . . 145 — 307

Der Heerwurm und die Wildſchützen.

Thüringerwaldgeſchichte.

Das thüringiſche Hochgebirge lag in dichte Nebel eingeſchleiert. Es war Frühherbſtzeit, Jagdzeit, und die Fürſten dieſer unermeßlichen, an vielen Hochpunkten ſelbſt unabſehbaren Waldſtrecken übten, jeder in ſeinem Gebiete, nach ihres Herzens Verlangen die edle Luſt des Weidwerks.

Die Förſter und Oberförſter, die Forſtmeiſter und Oberforſtmeiſter, die Jägermeiſter, die Hof=, Land= und Oberland=, auch Ober=Hof=Jägermeiſter hatten vollauf zu thun, und am meiſten die Forſtgehülfen, die ſichtbaren; und auch die unſichtbaren Weidwerkgenoſſen, die Wildſchützen, feierten nicht, denn es war eine gute jagdbare Zeit, und unſer Herrgott hatte viel Wild wachſen laſſen im geſegneten Thüringerwaldgebirge, zumal in den weimariſchen Wäldern von Ilmenau bis weit über Stützerbach herauf nach den Ilmquellen zu, und in den gothaiſchen Wäldern vom Inſelberggipfel bis zum Schneekopfgipfel, und in den henneberg=preußiſchen Wäldern von Schleuſingen bis hinauf zum Beer=

berge und Finſterberggipfel, und in den meiningiſchen Wäldern von Eisfeld bis zum Arelsberggipfel, und in den ſchwarzburgiſchen Wäldern von Amt-Gehren bis hinauf zum Dreiherrenſtein. Ein gottgeſegnetes Land das Thüringerwaldland, das heißt geſegnet vor allem mit einer Ueberfülle von Holz, ſeinem Hauptreichthum, vor deſſen Allewerden man Blinde mächtig bange machen könnte, und das auch die Nichtblinden theuer genug bezahlen müſſen; geſegnet mit mancherlei Wild und edlem Geflügel, Birk- und Auerhähnen, nebſt ihren Hennen, Haſelhühnern und Feldhühnern, Wildenten, Troſſeln und Wald-Schnepfen, wenn letztere gerade ſtreichen, und geſegnet mit alle dem Reichthum, der noch in den Bergen ſteckt, vor der Hand etwas tief, aber dieſe Schätze werden ſchon allmählich herauf rücken. Und geſegnet zumal mit einem wackern biderben Menſchenſchlag, ſeinen treuherzigen Waldbewohnern, den ſogenannten „niedern Volksſchichten", welche „niedere Schichten" mit der ſie umgebenden Natur ſo innig befreundet ſind, daß ſie, ſo viel ſich thun läßt, was dieſe ſchöne Natur abwirft an Wald und Wild, ſich nach Hauſe ſchaffen und zu Nutze machen nach Möglichkeit.

Im netten, zweiſtöckigen Jagdſchlößchen auf dem Gabelbach, einem Bergkopf an der Abdachung des Gickelhahn über der alten Straße von Ilmenau nach Stützerbach, wurde ein Gabelfrühſtück aufgetragen;

fürſtliche Leibjäger und Livreebediente haſteten umher in den beſcheidenen Räumen der Küche und des Treppenhauſes, um die Speiſenden in möglichſter Eile zu bedienen; zwei ſchon betagte Herren, die hier ganz allein mit einander dieſes Frühſtück einnahmen, ließen ſich's in behaglicher Ruhe und mit Weidmannsappetit trefflich munden.

„Weißt Du Wolf, welche Forellen am beſten ſchmecken?" fragte der eine ſtattliche Herr ſeinen nicht minder ſtattlichen Altersgenoſſen, als die Bedienung eine Schüſſel voll dampfender Steinforellen, umgrünt von friſcher Peterſilie, ehrfurchtvoll darreichte. Jenes achtunggebietende hohe Stirn glättete ihre Jupiterfalten zu einem heitern Lächeln, und er erwiederte: „Mich will bedünken, Königliche Hoheit, daß am Wohlgeſchmack dieſe Steinforelle mit ihrem zartröthlichen Fleiſche, welche wir jedoch in Thüringen fälſchlich Lachsforelle nennen, die Teich- oder Bachforelle weit übertreffe."

„Mag ſein, Naturforſcher", nahm jener wieder das Wort, während drauſen mehr und mehr der Nebel ſank, und die Berggipfel aus ihren weißen Schleierhüllen hochmaleriſch vom Sonnengold umfloſſen hervortraten —: „mag ſein, aber meine Waldleute hier herum leben des Glaubens, daß die geſtohlenen Forellen am beſten ſchmecken!" —

„Mögen in ihrer Art den wahren Glauben haben und behalten!“ verſetzte der erſt angeredete mit trockner Ruhe.

„Den Teufel auch!“ fuhr der Fürſt im Scherz auf. „Ich glaube der jährliche Abwurf meines ganzen Kammervermögens reicht nicht hin, das zu bezahlen, was mir alljährlich an Holz, Wild und Fiſchen in dieſen Bergen geſtohlen wird.“

„Dann rathe ſubmiſſeſt ſothanes unbezahlt zu laſſen!“ war die ruhige Antwort des Gefährten.

„Trefflicher Miniſter!“ lachte der Fürſt, und hob den Jagdbecher zum Lebehoch ſeines erſten Dieners mit einer ſeelenvollen Miene und einem huldvoll lächelnden Blick.

„Des trefflichſten Gebieters!“ verſetzte der Diener mit einer ſo tiefen Verbeugung, daß ſeine ſtolzen Silberlocken faſt die Tafeldecke ſtreiften.

„Geruhen Königliche Hoheit“, nahm der letztere wieder ſcherzend das Wort: „Sich mit Allerhöchſtdero Herren Vettern zu tröſten, denen es in dieſer Beziehung nicht beſſer ergeht. Sollte es nicht wohl und beſſer gethan ſein, daß wir dieſe Handvoll Menſchen ſich, obſchon auf Koſten des Regals, ſelbſt nähren laſſen, als daß wir ſie in den Zuchthäuſern füttern, wo jedenfalls der Kopf dem Lande höher zu ſtehen kommt, als ſo? Das Land muß doch ſeine Kinder ernähren.“ —

„Laß das nur geheimen Rath bleiben, Geheimer-Rath!“ erwiederte heiter der Fürſt. „Wir wollen heute die Nahrungs-Sorgen bei Seite ſtellen. Mein lieber Wolf, wie lange noch, und wir haben beide ausgeſorgt für immer! Manch rauher Wind iſt über das Gebirg gegangen, und auf den Gipfeln hat's ſchon längſt geſchneit. Denk' an den Vers im Gickelhahns-Häuschen! Warte nur — balde!“ —

Ein Seufzer, welcher ſchönen Erinnerungen, ſchönen Stunden der Vergangenheit galt, antwortete auf dieſe liebevoll freundliche Mahnung, und ihm erſt folgte die Antwort: „Wir wollen den Geiſt der Wehmuth nicht heraufbeſchwören, mein gnädigſter Herr! Freuen wir uns des Gott ſei Dank kräftigen Alters mit Jugendſinn. Schauen Euer Königliche Hoheit drauſen jene beiden alten ſtarken Tannen; wie prächtigſtolz ragen ſie empor über das jüngere Holz der Anſaat zu beiden Seiten der Stallung! Der Wandrer ſieht ſie mit froher Bewunderung ſtehen, und nur wenige vernehmen, daß auch durch ihr Gezweig bisweilen ein leiſes ſeufzerhaftes Stöhnen bebt. Ich muß dabei der Worte des verklärten unſterblichen Freundes gedenken, natürlich nur mit einer Anwendung:

„Völker verrauſchen,
Namen verklingen,
Finſtre Vergeſſenheit
Breitet die dunkelnachtenden Schwingen
Ueber ganzen Geſchlechtern aus.

Aber der Fürſten
Einſame Häupter
Glänzen erhellt,
Und Aurora berührt ſie
Mit den ewigen Strahlen
Als die ragenden Gipfel der Welt.“ —

„Wir wollen das in ſeinen Würden laſſen!“ gab der Fürſt zur Antwort. „Auch die ragenden Gipfel ſind nicht ſicher vor dem Beil deſſen, der die kräftigſten Beſtände der Menſchheit lichtet — dieſer arge Waldfrevler, den wir nicht pfänden und einſtecken laſſen können. — Aber ein gar liebes Kind, mein theures Landeskind, das noch in Fleiſch und Bein wandelt, wohnt drunten in Stützerbach, und iſt heute mit bei den Jagdtreibern; noch dazu ein Quaſi-Vor-Namensvetter von Dir, der alte Wulf, genannt Keßler, weil die ehrenwerthe Familie von ſogenannten Keßlern oder Keſſelflickern abſtammen ſoll. Dieſer Kerl iſt der berüchtigtſte Wildſchütz und Holzdieb im ganzen Längwitzgau, und hat es verſtanden, ſich im Volk ein ſolches Anſehen zu verſchaffen, daß jedermann ihm aus dem Wege geht. Sie legen ihm die Kenntniß geheimer Naturkräfte bei, und hundert Geſchichten von ihm leben im Munde der ganzen Bevölkerung dieſer Walddiſtricte.“

„Die Förſter können nicht an ihn kommen, er iſt ihnen zu ſchlau; da er das Gewerbe eines Holzhauers treibt, ſo können ſie ihm die Art nicht nehmen, er giebt ſtets vor, auf Berufswegen zu gehen." —

„Er wird im Holzſtehlen und Wildpirſchen ſeinen Beruf erblicken!" warf der Gefährte des Fürſten lächelnd ein.

„Ich dachte vorhin bei den Forellen an ihn, fuhr dieſer fort, und mein Büchſenſpanner ſoll uns zum Deſſert eines von den Stückchen des alten Wulf auftiſchen."

„Du kennſt ihn ja, Franz!" mit dieſen Worten wandte ſich der Fürſt zu dem hinter ſeinem Stuhle ſtehenden Büchſenſpanner und Leibjäger Franz Zieler, auch eines Thüringerwaldkindes, aus dem nahen Manebach gebürtig. Dieſem hatte ſchon längſt das Herz mit einiger Bangigkeit geklopft; er kannte allerdings den alten Holzhauer Wulf in Stützerbach, kannte deſſen Frau, deſſen beide Söhne, und deſſen einzige Tochter, die Annemarie, und hätte dieſe vor ſein Lebengern noch näher kennen gelernt, er hätte ſie gern zur Liebſten haben mögen.

Nun ging ihm ſchnell der Gedanke durch den Kopf: da hat ſo ein verfluchter Klatſcher und Zuträger beim allergnädigſten Herrn mich verpatſcht, und ihm brühheiß gemeldet, daß ich manchmal dort bei den Keßlers bin, und daß ich die Annemarie gern ſehe. O ſo einen Kerl muß das heilige — Franz hatte nicht Zeit, ſeinen Fluch auszudrücken; er faßte ſich, obſchon er roth ward und ſehr verlegen, und erwiederte: „Allergnädigſter Herr, ich kann nur ſchuldigſt rapportiren, was ſich die Leute in den Dörfern hier herum vom alten Wulf erzählen — es ſind Narrenspoſſen — ich weiß nicht, welches Stückchen Eure Königliche Hoheit meinen.“

„Das von dem Forellenfang wollten wir hören!“ war die Antwort, und Zieler erzählte nun nicht ohne einiges Stocken der Verlegenheit, wie folgt:

„Der alte Wulf ißt nichts lieber als Forellen, und da er eines Tages Appetit zu ſolchen hatte, ſo ſchickte er ſeine beiden Jungen hinunter in die Freibäche, wieß ſie an, wie ſie die Forellen fangen ſollten, und gab ihnen das Mittel der Verblendung, wenn etwa Jäger kämen. Die Jungen — ſie heißen Veit und Jörg, gingen ihres Wegs und hatten bald ein Gärnchen voll Forellen; aber ehe ſie noch auf dem Heimweg waren, kamen zwei Jäger des Wegs daher. Schnell waren die Keßlersjungen mit ihrem zugebundnen Gärnchen im Waſſer unter einem Ilmenbuſch *), brauchten ihr Mittel der Verblendung, und ſetzten ſich ſtockſteif an den Weg.“

„Wie die Jäger — es war der Herr Revier-Förſter von Stützerbach ſelbſt mit ſeinem Gehülfen — an die

---

*) Ilme iſt Ulme, daher der Name des Fluſſes Ilm.

Stelle kamen, ſagte der Förſter: „War mir's doch, als hätte ich vorhin zwei Burſche hier um die Wege kriechen ſehen! Wo mögen ſie ſo ſchnell hingekommen ſein?“ —

„Am Wege ſtanden, nahe dem Waſſer, zwei alte abgetriebene Buchenſtöcke, und an dieſen waren prächtige junge Stöckchenſchwämme gewachſen. Der Forſtgehülfe war gleich bei der Hand, pflückte die Schwämme und ſchob ſie in ſeine Taſche. Der Herr Revier Förſter ſagte: Dieſe Stöcke nutzen nichts mehr, ſie können vollends abgetrieben und ausgerodet werden.“

„Wie die beiden Jäger fort gegangen ſind, ſo werden aus den beiden Stöcken wieder die beiden Keßlersjungen, ſetzen ihre Raubfiſcherei fort, und bringen die Beute ihrem Alten. Der läßt ſich die Forellen gut ſchmecken, und ſchickt Abends ſeinen Aelteſten mit einer Inſtruction ins Wirthshaus. Dort ſitzt der Forſtgehülfe beim Glaſe Bier, und Veit fragt ihn in Gegenwart vieler Waldleute: „Nun, Herr Herbſt, möchten Sie nicht ſo gütig ſein, und mir die Knöpfe wieder geben?“ — „Was für Knöpfe, Veit? Was haſt du wieder für Flauſen?“ fragte der Forſtgehülfe. „Nun die Knöpfe, die Sie heute Morgen mir und meinem Bruder von den Röcken geriſſen haben, verſetzte Veit.“ — „Hansnarr, ich hab' euch loſes Geſindel weder heut noch die vorige Woche geſehen!“ erwiederte Herr Herbſt. — „Doch,“ ſagte Veit: „haben Sie nicht heute von ein Paar alten Buchenſtöcken Schwämme gepflückt? Sie haben ſie in Ihre linke Rocktaſche geſteckt! Möchten Sie nicht gefälligſt nachſehen?"

„Freilich hab' ich — der Tauſend! die Schwämme! hab' ganz auf ſie vergeſſen!" ſagte Herr Herbſt, und fuhr mit der Hand in die Taſche, brachte was hervor und warf's auf den Tiſch — Knöpfe waren's, und zwar genau dieſelbigen, wie an Veit's Wams noch einige waren, und die andern fehlten. — Knöpfe von gelbem Holz gedreht, ſahen gerad aus wie junge Stöckchenſchwämme." —

„Was ich immer ſage, Königliche Hoheit!" nahm der Begleiter des Fürſten jetzt das Wort: „Poeſie lebt noch in Ihrem treuen Wald-Volke, wenn es auch mit einiger Untreue einiges herrſchaftliche Holz und Wild ſich aneignet. Hier haben wir die Zaubermetamorphoſe der Antike in ächt nationaler Verjüngung, und nur wenig bedarf es, ſo ſchießt um den vielleicht unſcheinbaren Kern irgend eines Kerls der Kryſtall der Sage an, und ein neuer Fauſt iſt geboren, er ſpringt fertig, wie Pallas aus Jovis Stirn aus dem Urgeſtein des Schneekopfs oder des Gickelhahns."

„Und verſchreibt ſich dem hellen Teufel ohne alle Schwierigkeit!" lachte der Fürſt. „Laß Dir eine Flaſche Wein geben, Franz, für dieſen Schwank!" ſprach er zum Büchſenſpanner: „und ſorge, daß uns der Wundermann hernach bezeichnet werde, damit wir ihn ſehen, doch ohne, daß er uns zu nahe komme, denn dieſe Art wird leicht zudringlich und unverſchämt.“ —

„Das Mittel der Verblendung!“ ſprach der Begleiter betonend und ſinnend mehr für ſich: „welch ein ungeſuchter und guter Ausdruck!“ — dann laut zum Herrn: „Ich hätte Luſt, Königliche Hoheit, noch einmal, wie in jüngern Jahren, eine einſame Gebirgswanderung vorzunehmen! und da möcht' ich mir juſt den alten Hexenmeiſter Wulf zum Führer erkieſen. Ein unbekanntes Etwas zieht mich noch einmal nach den Ilmquellen; ich möchte die Wiege des Kindes küſſen, das mir ſo theuer geworden. Als ich früher in dieſem Gebirge lebte, flog das ſchaffende Sehnen in mir über alle dieſe herrlichen Berggipfel nach den helleniſchen Gefilden, und ich dichtete, umweht vom Odem der thüringiſchen Bergluft, Iphigenie. Jetzt aber iſt mein innres voll deutſchen Geiſtes, und mir iſt, als müßt' ich irgend Etwas ſchauen, finden, geſtalten, das noch nicht da geweſen, und es zur Erſcheinung bringen auf *meine* Weiſe.“

„Segne das Dein Genius! Amen!“ ſprach der Fürſt, und erhob ſich vom Tiſche.

Bald darauf verfügten ſich beide hohe Herren in die für ſie bereiteten Schießſtände, gefolgt von mehreren Büchſenſpannern, und auch das übrige ziemlich zahlreiche Jagdgefolge, das in andern Zimmern gefrühſtückt hatte, trat in ſeine Schirme, die an geeigneten Stellen in einem flachen Bogen aufgeſtellt waren. Es begannen die Freuden und Leiden eines Treibjagens, Freuden für die Schützen, die nichts zu thun hatten, als die immer friſch geladenen Büchſen zu ergreifen, und ſie auf das arme zahlreich herbeigetriebene Wild loszudrücken, Leiden aber für die Treiber, die mit leerem Magen und müden Beinen zur Frohn durch Dick und Dünn der Forſte brechen, ſchreien und Lärm machen mußten, und zuletzt Gott danken, wenn nicht irgend ein ungeſchickter Schütze ſie tod oder krumm und lahm ſchoß, zumal bei ſo nebelhaftem Wetter.

Unter dieſen Treibern befanden ſich alle ärmern Einwohner des nicht preußiſchen Theils vom Dorfe Stützerbach, mit Ausnahme von Kindern, Kranken und Greiſen, nächſt den Leuten aus dem Bergorte Kammerberg.

Bei den Stützerbacher Treibern ſah man den ganzen Typus der Waldbevölkerung vertreten. Kräftige Männer und Burſche, frühgealterte, meiſt häßliche Weiber, ſtattliche blühende Mädchen. In ihrem Centrum ging der alte Wulf, Keßler genannt, eine kräftige Geſtalt, die noch ungebeugt von der Macht der Jahre war, aber mit ergrautem Scheitel, das Geſicht wetterbraun und gehärtet, von unterſetzter Statur, die Glieder ſtarkknochig, die Kleidung ſchlecht genug erſchien. In ſeiner Nähe hielt ſich ſeine Familie, Anne, ſeine Alte, ein Waldweib, ſchlecht und recht, noch rüſtig und kräftig, aber die Züge ſtark gealtert, runzelvoll, die Augen hell und der Blick ſtechend. Die Söhne Veit und Jörg, kräftige Geſtalten, zumal der ältere, ein Burſch von zwanzig Jahren, mit ſehr gereiftem Geſicht, daß er hätte für einen Dreißiger gelten mögen, dem jüngern ſah man noch die Jugend an, ſeine Wangen blühten noch friſch und roth, zwiſchen beiden ſtand den Jahren nach die Schweſter Annemarie, ein holdes Dorfkind von achtzehn Jahren, voll entwickelt, blühend, mit ſchönem braunen Haar, klugen Augen, lebhaftem Blick, raſcher Gebehrde — keck, wußte Rede und Antwort zu geben, und ihrem ganzen Weſen konnte angeſehen werden, daß ſie Sentimentalität nicht an ſich kommen ließ. Die Hände waren rauh von Arbeit, und ſie hatte gelernt, dieſe tüchtig zu rühren, denn was alles man dem Haupt der Familie nachſagte, wie wenig Geld er für Fleiſch ausgebe, wie er als geſchickter Hirſchmetzger eine Hirſchwurſt zuzubereiten verſtehe, die würdig ſei, die fürſtliche Tafel als Leckerbiſſen zu zieren, wie ſein Schornſtein voll Hirſchſchinken hänge, damit er im Walde beim Holzhauen nicht trocknes Brod und Kartoffeln eſſen müſſe mit den lieben ſeinen — reich war die Familie dennoch nicht, das Handwerk, das der Alte trieb, ſegnete nicht, wie die Leute, die Nachbarn, darunter viele Mißgünſtige, zu ſagen pflegten.

Nicht weit von Annemarien ſchritt noch ein Geſell, der nicht aus Stützerbach gebürtig war, ein ſchlanker, hagrer Junge von neunzehn Jahren, der dem Treiben beiwohnte — aus Liebhaberei. Er leiſtete Geſellſchaft, weil er nichts anderes zu thun hatte, nichts beſſeres thun mochte. Es war Kurt, der leichtfertige Sohn des Zithermachers Walmer im preußiſchen Dorfe Schmiedefeld, droben auf der Höhe zwiſchen Stützerbach, Schleuſingen und Suhl.

„Jo hoho! Jo ho! jo ho habo jo!“ ſchrie kein Treiber gegen alle Regel ſo laut als der Kurt und keiner ſchlug ſo eifrig mit ſeinem Knüttel an Stämme und Büſche, wodurch er Schaden genug that.

„Thuſt ja als wenn Du Teufel austreiben wollteſt! Halt' Dein Maul und laß's ſachte gehen!“ mahnte der alte Wulf mit gedämpfter Stimme, daß es nur Kurt und Annemarie hörten, die ihm die nächſten waren auf dem Treibgange. „Narr, laß was übrig! Laß was durchbrennen!“

„Weiß auch gar nicht, für was Du Deine Lunge ſo übergebührlich anſtrengſt!“ ſetzte Annemarie des Vaters Rede fort, und that gleich darauf einen lauten Kreiſch, indem ſie zur Seite und gerade zu in Kurt's Arme ſprang — ein geängſtigter Spießer hatte kehrt gemacht, und ſetzte in mächtigen Sprüngen durch die Reihe der Treiber. Die Unebenheit des Bodens war Urſache, daß nur wenige derſelben es ſahen, die nun um ſo lauter pfiffen und lärmten; unter dieſen war Jörg's Nebenmann, ein friſcher Bub aus der Stützerbacher Glashütte, der kleine Michel, der ſagte zu Jörg: „Haſt Du geſehen? Dort machte einer links um! Dem hat Dein Alter gepfiffen! Der geht in Numero Sicher.“ —

Kurt hielt Annemarie ein ziemliches Weilchen herzhaft an ſich gedrückt, und entſchuldigte ſich gegen ſie: „Närriſche Trine, ich jauchze ja nur, weil ich bei Dir bin! Wenn Du's nicht willſt, thue ich kein Maul mehr auf.“

„Alles nur manierlich!“ rief, ſich losreißend und der Linie raſch nachſchreitend, Annemarie. „Du biſt mir ein ſchöner Fittig! Wie Du einen anpackſt! Da glaub' ich wohl, daß dich Dein Vater nicht zum Zitherbauen brauchen kann, Du täppiſcher Merlack! Du verſtehſt keine Saite aufzuziehn!“

„Oho!“ rief beleidigt thuend, ohne es im mindeſten zu ſein, Kurt aus: „Spanne nur nicht ſelbſt ſo ſtrenge Saiten auf, ſie platzen ſonſt! Deine Quinte wollt' ich ſchon ſäuberlich und zart ſtimmen.“

Die Treibwehr ſtand bald darauf auf das gegebene Zeichen der Förſter, Jäger und Kreiſer; man hörte in angemeſſener Entfernung Schuß auf Schuß fallen, dazwiſchen durchklangen Hornſignale und Fanfaren die herrlichen Forſte mit weithallendem Getön, und die Linie der Treiber hatte nur Acht zu haben, daß kein rückgehendes Wild ſie durchbreche; nahte ein Stück, ſo war es durch Geſchrei, Klappern und ſonſtigen Lärm zurückzuſcheuchen in die Schützenwehr, in den Bereich des unvermeidlichen Todes.

„Das arme Zeug!“ ſprach der alte Wulf zu ſeinem Aelteſten. Mich reut's; Dich nicht auch Veit? Wer ein mitleidig Herz hat, läßt durch, was durch will. Unſer gnädigſter Herr kriegt doch nur das Wenigſte von der Maſſe Braten — ducke Dich, Jung! Da kommt wieder einer!“ —

Praſſelnd über Büſche und kleine Stämme ſetzend, brach ein Edelhirſch von zwölf Enden durch, weit heraus gelegt die lechzende Zunge, tief in den Nacken gedrückt das ſtattliche Geweih.

„Schau, der hat einen Anſchuß auf die Keule, er ſchweißt nur wenig in die Fährte! Tanz, Hirſchchen, tanz! Deine Knochen ſind noch ganz! Guck nach Veit, wohin er ſeine Richtung nimmt!“ rief der alte Wulf ſeinem Sohne zu. In dieſem Augenblick erſcholl ein Anſchrei: „Ho! Was zurück?“ und es antworteten Stimmen! „Ho! Hirſch zurück!“ und da donnerte plötzlich die Stimme des ſtützerbacher Revierförſters, der wie aus der Erde gewachſen, vor Wulf und ſeinem Sohne ſtand, im vollen Jägerzorn, welcher bekanntlich dem Berſerkerzorn der Nordlandsmythe wenig oder nichts nachgiebt. „So iſt's Recht! Euch alten Sünder muß ein heiliges Mohren-Gewitter auf den grauen Schädel fahren! Wofür ſteht ihr da, ihr Oelgötzen? Warum paßt ihr nicht auf, ihr Himmelkreuzſakramenter? Und laßt die Capital-Hirſche durch das Treiben gehen, und habt auch noch eure Freude dran, und wollt auch noch gucken wo die Hirſche hinlaufen? Gelt, wenn Ihr ſie nur alle in Eurem Teufelsrevier hättet, im Schneetiegel, im Keßlersgraben, und in Euerm Schlappranzen!“

„Ach Herr Revier-Förſter“ rief der alte Wulf, ſo weidmänniſch angedonnert, und wollte ſich vertheidigen, aber da wurde der Weidmann noch wilder und ſchrie: „Haltet Euer Maul, oder ich haue Euch eine über die Platte, daß Ihr den Teufel für ein Eichhörnchen anſehen ſollt! So einen Prachthirſch durchgehen zu laſſen! Da möcht' man gleich Blut ſchwitzen und das Pulverhorn für eine Schnappsflaſche anſehen!“

„Hähä!“ lachte, höhnend hinzutretend, Zither-Walmers langer Sohn: „Wenn die Herren Schützen die Hirſchen beſſer treffen thäten, ſo ſtöhneten ſie nicht aus dem Garne.“ —

„Nickel verfluchter! Welcher Teufel hat Dich denn über die Gränze geritten! Wer hat Dich denn angeſtellt bei unſerm Treiben? Wer hat Dir Rede abverlangt, daß Du Deine ungewaſchne Guſche aufthuſt und Unnützigkeiten daher plärrſt!“ ging es über Kurt los, und es hätte ganz ſicher Schläge geſetzt, wenn nicht plötzlich Herr Zieler, der hochfürſtliche Büchſenſpanner, zu dem Scheltenden getreten wäre; er faßte den alten Wulf ins Auge, grüßte mit einem freundlichen Blick auf Annemarie dieſe, nickte auch ihren Brüdern als Bekannten zu, und ſagte dem Revier-Förſter etwas in's Ohr. Dieſer riß die Augen auf, prallte zwei Schritte zurück und rief gegen Wulf aus: „Nun Glück zu, alter Sündenbock! Jetzt wird's Euch gut gehen! Jetzt iſt Euer letztes Brod gebacken!"

„Nicht doch, nicht doch! Schweigen Sie doch!" beſchwigtigte Franz den eifernden Forſtmann, dem er die Nachricht mitgetheilt hatte, daß der Landesherr den alten Wulf zu ſehen wünſche. Gern hätte Franz mit Annemarie ein Geſpräch angeknüpft, aber die Zeit war zu drängend, er begnügte ſich blos, ihr die Hand zu reichen, und zu ſagen: „Plag' Dich nicht zu ſehr, liebes Kind! Auf Wiederſehen! — Guten Tag, Mutter Regine!" —

„Ihr geht jetzt einmal mit mir, Alter!" ſprach er zu Wulf, und ſchritt mit der Sicherheit, die keine Widerrede erwartet und zuläßt, voraus, während der Revierförſter zum Alten, der noch unentſchlüſſig ſtand, drängend ſagte: „Nun? raſch, raſch! Vorwärts! Auf was beſinnt man ſich noch? Kreuzmohren — höchſter Befehl! Werdet ſchon was erfahren!" —

Wulf wußte nicht recht woran er war — er folgte dem Büchſenſpanner — ſeine Frau und ſeine Tochter ſahen ihm beängſtigt nach — die Söhne mit Gleichmuth.

ter folgen. Die Söhne wollten an der Stelle, wo der Vater ſie verlaſſen, deſſen Rückkunft erwarten, bei ihnen blieben Kurt und der kleine Michel — aus guten Gründen — Wulfs Söhne waren freigebige Jungen — ſie hatten eine volle Bulle bei ſich, und das geräucherte Rindfleiſch, was ſie in große Kohlblätter gewickelt aus ihren Taſchen zogen, roch genau wie Wildpret.

„Die Kuh hat auch nicht auf eurer Mutter Wieſe gegraſt, von der das Fleiſch iſt!“ ſcherzte der kleine Michel, als er ſeinen Theil empfangen hatte. „Ich meint', ſelbiger Kuh ihr Mann wäre vorhin an uns vorbeigeflüchtet.“

„S'iſt ein geſcheidter Kerl, der kleine Michel!“ lachte Kurt. „Er riecht ſogar den kalten Braten, und kann eine Kuhſchelle von einer Kirchenglocke recht wohl unterſcheiden.“

„Gerad wie Deines Vaters einziger Galgenſtrick eine Zither von einer Baßgeige zu unterſcheiden weiß!“ erwiederte Michel. Die Söhne Wulfs thaten, wie Weiſe thun, ſie aßen, ohne dabei zu reden.

Aber der neckluſtige kleine Michel ließ auch ihnen keine Ruhe.

„Nicht wahr, Veit, ſo war's ein Hirſch, wie der vorhin, auf den euch dazumal euer Vater hat heimreiten laſſen!“ —

„Ach Narrensproſſen!“ brummte Veit.

„Haſt auch läuten gehört und nicht zuſammenſchlagen?“ fragte Jörg ſpöttelnd.

„Ja, jetzt läugnet ihr's, iſt aber doch wahr, wie der Knecht Hans zum Junker Sylveſter ſagte, als ſie mit einander Verſe machten!“ rief Michel.

„Hab's doch auch für wahr gehört!“ gab Kurt in das Geſpräch. „Euer Vater hatte euch, wie ihr noch kleine Bygger wart, einmal mit in den Wald genommen, und da wart ihr ſchlagerdenmüd von vielem Herumlaufen!“

„Und da fingt ihr an erbärmlich zu flennen!“ ſetzte Michel die Erzählung fort: „und da dauertet ihr euern Vater. Was that er da? —“

„Er that einen Ruf!“ ſchnappte Kurt dem Michel die Geſchichte vom Munde weg: „er rufte auf die Art, wie der Hirſch in der Brunſt um Aegydi und brauchte keine Seemuſchel dazu, er rufte in ein altes Milchtöpfchen, und da kam ein kapitaler Hirſch ſtolz daher getrappt, doch gehorſam wie ein Hund.

„Ja!“ fuhr Michel wieder fort: „Selbiger Hirſch kam, und da nahm euch euer Vater, ſetzte euch zwei beide drauf, daß ihr ausſaht, wie zwei Haimonskinder, und ſagte dem Hirſch was ins Ohr.“

„Und da hat euch der Hirſch geraden Wegs bis an euer Haus getragen!“ vollendete triumphirend

Kurt; „und iſt dann wieder zu Walde gezogen, wie die Jäger ſagen.“

„Gelt ſo war's?“ rief Michel aus. „Geſteht, iſt's oder iſt's nicht?“ —

„Wer's glaubt wird ſelig, wer freit, wird eh'lig!“ antwortete Veit trocken, und ſein Bruder fügte ſpöttiſch hinzu: „Und wer nicht ſtirbt, lebt ewig! Wollt ihr's glauben, ſo glaubt's immerhin. Möglich iſt's, daß es wahr iſt, mich dünkt wenigſtens, es hätte mich einmal ſo was geträumt.“

„Ja geträumt! Den Kukuk auch! Das macht andern weiß! Solche Geſchichten ſind wahr!“ bekräftigte Michel, mit einem Berge verſetzenden Glauben.

„Was giebts denn ſonſt Neues auf dem Walde?“ warf Jörg hin, um dem Geſpräch eine andre Richtung zu geben.

„Hm, geſtern hört' ich was luſtiges!“ antwortete Kurt der Rede. „Beim Forſthaus auf dem Oberhof geht vorige Woche, oder wenn es war, aber in der Kürze, das Schwarzaer Haſenjüdle, der Tippemauſche, vorbei, und ſieht oben am Hinterhaus zwei Rehe und ein Paar Haſen hängen. Flugs iſt er ins Schlößchen hinein gewiſcht, und hat gefragt: Was wollt ihr für die Bälg? Was zahl' ich für die Bälg von die klane Hirſchkuh und die zwa Häsger? So hat man einen Preis gefordert, und der Tippemauſche hat den Preis auf den Tiſch gezahlt, damit die Sach fertig ſei, und kein andrer die Bälge kriege, und den andern Tag wolle er wiederkommen, und die Bälge holen. In ſelbiger Nacht ſind aber die Rehe mit ſammt den Haſen — obſchon ſie oben am Hintergebäude im zweiten Stock hingen — geſtohlen worden. Kommt der Tippemauſche gelaufen, will das Geld für die Bälge wieder haben, ſpricht der Förſter: Das Fleiſch war mein, die Bälge waren Dein, wir ſind beide beſtohlen. Lauf den Bälgen nach! Ich hab dir ſie nicht garantirt.“

Die Hörer lachten herzlich über dieſen Schwank, aber der kleine Michel warf zweifelnd ein: „Die Geſchichte ſcheint mir nicht recht glaubhaft. Wer ſoll in einem Förſterhofe Wild zu ſtehlen wagen, wo alles voll Hunde liegt?“

Mit einem verächtlich ſpöttiſchen Lächeln ſah Veit auf den Sprecher hin, deutete auch auf ihn mit dem Finger, und ſprach höhniſch: „Schaut den kleinen Michel, den großen Schlaukopf! Als wenn ſich die Hunde nicht beſprechen ließen!“

„Es iſt weiß Gott bequemlicher“, bemerkte Jörg: „das Wild zu holen, das der Jäger bereits geſchoſſen hat, als es mit Gefahr vom Jäger erſchoſſen zu werden, ſelbſt zu ſchießen?“

„Ich möchte wiſſen,“ fragte lachend Veit: „ob die liebe Juſtiz einen, der bereits geſchoſſenes Wild von dannen holt, auch als einen Wilddieb beſtraft?“

„Geſchoſſen iſt geſchoſſen, mit oder ohne Pulver! hat jener Student geſagt,“ bemerkte Kurt, und fügte hinzu: „Nächten hört' ich auch, droben auf dem Walde laſſe ſich einmal wieder der Heerwurm ſehen.“

„Der Heerwurm?!“ fragte der kleine Michel mit blitzenden Augen. „Was iſt denn das für ein Dingerich? Den kenn' ich ja gar nicht!“

„Glaub Dir's wohl,- kleiner Michel,“ ſpottete Veit: „Von den Dingen, die Du nicht kennſt, könnte man tauſend Bücher voll ſchreiben, alle ſo groß und ſo dick, wie die Bibel auf dem Altar in unſrer Kirche.“

„Nun ſo belehre mich, du weiſer David, du golden Sonntagskind!“ erwiederte Michel: „es dünkt mich aber die Schüſſel werde noch beim Töpfer ſtehen, aus der du die Weisheit mit Löffeln gegeſſen haſt.“

„Nicht vorlaut, mein Burſch, daß Du dir nicht in ſelbige Schüſſel eine Prügelſuppe einbrockſt!“ ermahnte mit der Ueberlegenheit, die ihm ſeine Jahre über den jüngern Kameraden gaben, Veit, und kramte ſeine Belehrung aus, die außerordentlich mangelhaft war, und mit aller Phantaſie eines wundergläubigen Waldbewohners ausgeſchmückt.

„Der Heerwurm, ihr Jungen, das iſt eine ſchreckliche Schlange, die ſich nur ſelten, ich glaub' alle hundert Jahr, ſehen läßt. Sie iſt von ſieben Ellen bis ſiebenzig Ellen lang, hat ein halbes Schock Köpfe oder mehr. Sie ſieht aus, als wenn eine ganze Armee kleine Soldaten hintereinander marſchirten, ob auch Artillerie dabei iſt, weiß ich nicht. Wenn ſie bergauf kreucht, ſo bedeutet es Krieg, wenn ſie bergab walzt, ſo bedeutet's ein gutes Jahr. Der gräuliche Wurm läßt ſich nur zu einer gewiſſen Stunde ſehen."

„Wo denn aber? Wo denn?" fragten Veit's Zuhörer.

„In der Finſtergrube, unterm blauen Stein und dort herum," berichtete Veit; „auch überm Mordfleck. Der alte Lump, der Hergeſel, hat ihn zuerſt geſehen, der Heerwurm hat aus ſeinem Brunnen getrunken, und da trinkt nun mein guter Philipp, weil er fürchtet, der Wurm habe ihm die Quelle vergiftet, nichts wie Schnapps."

„Mich dünkt, der Hergeſel thue dem Finſterbrunnen überhaupt nicht viel Schaden und Abbruch," warf Jörg ein. —

Dieſes Geſpräch wurde durch die Wiederkunft des alten Wulf unterbrochen, der ſich durch die Waldung rüſtigen obſchon etwas wankenden Schrittes näherte. Sein Geſicht war ziemlich geröthet und er erſchien äußerſt heiter.

„Na Vater! Es ſcheint nicht, als ob ſie Euch den Kopf abgeriſſen hätten?" rief ihm Veit entgegen.

„Hat ſich was mit Kopfabreißen — hat ſich was!" erwiederte der Alte luſtig lallend.

„Nun, was war es denn?“ fragte Jörg neugierig.

„Nüſcht war's, ihr dummen Jungen!“ war die Antwort. „Sie haben mich mit Rum bedeckt, die gnädigen Herren, und da war Einer — einer — ein geheimer — geheimer Rath glaub' ich — den ſoll ich morgen früh die Wege weiſen — ja die Wege — zum Ilmborn, zum Mordfleck, auf die Schmücke — und Gott weiß, wo alles hin — ja — die gnädigen Herren haben mich recht ausgeforſcht, ob ich auch alle Wege wüßte — und einer hat mich gefragt, ob ich auch ſchießen könnte? — Nä, hab' ich geſagt — nä, mein gnädiger Herre — das verſteh ich nicht, aber meine Jungen können die Zither ſpielen. Da haben die gnädigen Herren recht gelacht, und der eine hat mir mit dem Finger gedroht, und geſagt: Warte, Du alter Gaudieb! — Ein guter, gnädiger Herre, das!“ —

2.

Ein goldner Herbſtmorgen lag über dem Gebirgsland, anhaltend ſchönes Wetter verkündend. Zarter Duft überſchwebte die Berggipfel und die dunkelgrünen Forſte. Die Quarz-, Porphyr- und Granitfelſen, die da und dort ihre Rieſenglieder in nackter Schönheit zeigten, ſchimmerten röthlich durch das Grün ihrer Gewänder, die Jacobsblume prangte mit ihren goldfarbigen Blüthenbüſcheln, und hie und da zeigten noch verſpätete Fingerhutſtängel die Purpurglocken ihrer prächtigen Blüthen, Zeugen der Schönheit, welche im Sommer die thüringiſchen Gebirgswälder ziert.

Freudig ergrünten die Waldmooſe — in den tiefen Gründen die herrlichen Farrnkräuter, die hochgeſtengelten Fahnen der Adlerwurz, die gefiederten Wedel des Wiedertod, die zarten ſeidenglänzenden Blattſtiele des Frauenhaars, die zahlreichen Arten der Farrnfamilie Engelſüß. Das Goldhaarmoos ſtreckte ſeine Saamenſtengel wie zahlloſe kleine Lanzenwälder empor, und Aſtmooſe, Sternmooſe und Bartmooſe überbreiteten unüberſehbar den Waldboden in ſchwellender Fülle, wie Sammetkiſſen, mit Goldfäden geſtickt. Selbſt die misfarbigen Algen und Lebermooſe an Stämmen und auf Steinen zeigten ſich dem Forſcher- und Kennerblick in ihrer ganz eigenthümlichen Schönheit, auch ſie predigen die Macht und Weisheit des Schöpfers, der die Mauerkrätze mit goldnen Schüſſelchen ziert, der im Schorf halbverwitterter Steine koſtbaren Farbeſtoff erzeugt, der in die zerriſſenblättrige Rennthierflechte noch ungleich köſtlichere Heilkraft für die kranke Menſchenbruſt legt, der die Blüthenbecherchen einer Steinflechte mit tyriſchem Purpur umrandet; deſſen Allmacht in der Gallerte der Tremelle zittert, im Schimmel glänzt, im Moos der Veilchenſteine duftet.

Durch tieſe ſchattenvolle Waldeinſamkeit, die zugleich voll Waldherrlichkeit war, ſchritten drei Männer, Wulf der Führer voran, mit einigem Reiſegepäck mäßig belaſtet, der edle Reiſende, ein Mann in den hohen ſechzigen, in der Hand als Wanderſtab einen gewichtigen Berghammer tragend, in gerader ſtattlicher Haltung ſchreitend, im leichten grünen Rock, eine Schirmmütze auf dem ehrfurchtgebietenden Haupt, hinter ihm ein ältlicher Diener, der im äußern freundlich, im innern aber ziemlich unzufrieden war, daß der Herr Geheimerath auf den ihm, dem Diener ſeltſamlich vorkommenden Gedanken gefallen, noch ſo ſpät, nämlich in ſo ſpäten Jahren einen Ausflug auf den thüringer Wald zu machen.

Oben die höchſten Wipfel waren lichtumfloſſen vom goldnen Strahl der Sonne, in die Tieſe des Thales drang dieſer Strahl noch lange nicht. Man ſchritt längs des Baches auf feuchtem, bisweilen ſelbſt ſumpfigen Waldboden hin, welcher Bach den Namen „die Freibäche“ führt; von Zeit zu Zeit ward einem und dem andern Geſtein, welches am Wege lag, oder an der Bergwand zu Tage ſtand, ein prüfender Blick, vielleicht auch ein näheres Unterſuchen durch Spaltung mittelſt der Wucht des Hammers gewidmet. Da indeſſen der Weg oder vielmehr Waldpfad der Länge nach eine gewiſſe Einförmigkeit entwickelte, ſo gönnte der gelehrte Reiſende ſeinem Führer wohlwollende

Worte, und fragte ihn über ſein Gewerbe und ſeine Lebensbeſchäftigungen aus.

Der alte Wulf gab ſeine Antworten mit ſchlichter Unbefangenheit, an welcher der Reiſende wiederum ſeine Freude hatte, da er hier den reinmenſchlichen Typus des niedern Volkslebens in ſeiner Naturwüchſigkeit begegnete, und zugleich nicht ohne Ueberraſchung wahrnahm, wie innig vertraut mit der Natur dieſes Leben ſich bei beſondern Individuen zu geſtalten vermöge.

„Wir wollen doch zu erforſchen ſuchen,“ ſprach der Reiſende zu ſich ſelbſt, „ob im Volke über die Ilmquellen beſondere Sagen leben. Früher konnten wir darüber nichts Beſtimmtes erfahren; ſollte die Sage von der Ilmnixe, die ſo lebendig iſt um Weimar und Berka, nicht bis zur Quelle hinauf gehen?“ und ſo fragte er laut den alten Wulf: „Sage uns doch, was erzählt ihr euch von den Freibächen? Hat ſich vor Zeiten hier nichts Wunderliches zugetragen?“ —

„Ich wüßte nichts!“ antwortete Wulf dieſer Frage. „Gute Forellen wachſen drinnen, gnädiger Herr!“

„Die ihr mit Händen fangt, und das Mittel der Verblendung braucht, wenn der Jäger kommt!“ gegenredete der Reiſende forſchend.

Wulf kehrte erſtaunt ſein Geſicht den hinter ihm gehenden zu, der Ausdruck dieſes Geſichts war ein Gemiſch von Mißtrauen, Schlauheit und Verſchlagenheit, doch hatte den alten Wulf das kräftigtönende Organ des hohen Mannes, der ſeiner Führung ſich anvertraut, längſt imponirt, und er fühlte die Ueberlegenheit des vornehmen über ihn, den niedern. Er äußerte ſich daher vorerſt weder bejahend, noch verneinend, ſondern klüglich ablenkend, indem er auf eine ſeitwärts vom Thalgrund ſich in die Berge ziehende Schlucht deutete, und ſeiner Führerrolle treu, ſagte: „Dahinten quillt der — Zigeunerborn — da hat es zu Zeiten immer noch ſolch ägyptiſches Teufelszeug.“ —

„Still vorüber!“ ſprach wieder zu ſich ſelbſt, und ſein ganzes Empfinden nur dem innerſten zuwendend, der Gebirgswanderer. Erinnerungen blitzten in ihm auf, wie Wachtfeuer in dunkeln Nächten, aber poeſievoll, wie leuchtende Sterne.

„Iſt es der Jäger wildes Geiſterheer?
Sind's Gnomen, die hier Zauberkünſte treiben?
Ich ſeh im Buſch der kleinen Feuer mehr;
Es ſchauert mich, ich wage kaum zu bleiben,
Iſt's der Aegyptier verdächtiger Aufenthalt?“ — —

Plötzlich wandte der gedankenvoll ſinnende ſeinen Schritt jener Waldſchlucht zu, aus der ein ſchmales Wäſſerlein rieſelte, und mit gebietendem Handwink gab er ſeinen beiden Begleitern zu verſtehen, zurückzubleiben, und am Eingange der Schlucht ſeiner Wiederkehr zu harren.

Vor vier und dreißig Jahren hatte derſelbe Mann, juſt in ſeinem vierunddreißigſten Jahre, jene geheimnißvolle Waldſchlucht betreten, und ſie hatte ihm damals eine Anſchauung ganz eigener Art geboten, der er Verkörperung gegeben in einem Gedicht, das noch heute ſein zwar zu löſen verſuchtes, aber halb und halb doch ungelöſtes Räthſel uns, den Epigonen, aufgiebt, aus welchem Gedicht manche Stelle jetzt in ſeiner Erinnerung wieder auflebend nachklang.

Er ſchritt über zerbröckeltes Porphyrgeſtein und Waldgräſer eine gute Strecke in die Schlucht hinein, und blieb in ihrer Tiefe ſinnend ſtehen; in hehrer ſchweigender Einſamkeit. Von dem was er einſt hier geſchaut, halb in Wirklichkeit, halb illuſoriſch, war keine Spur mehr, es war nur der Natur unſterbliches Leben, das hier noch immer grünte wie vordem, das noch immer dem Wanderer mit derſelben Liebe umfing, jetzt den Greis wie einſt den jungen Mann, dem Achtundſechziger, wie einſt den Vierunddreißiger.

Wohl dem, der, wie jener, nach ſo mächtigem vorüberwandeln der Zeit und der Jahre, ſolche Liebe noch mit gleicher Stärke in ſeiner Seele fühlt! Ihm ſpricht, — zu ſeinem Herzen ſpricht die Natur, wie eine ewig junge Geliebte, ihm erſchließt ſie ihre Räthſel, ihm vergönnt ſie den Einblick in ihr Allerheiligſtes.

Das leiſe wehen in den Tannenwipfeln flüſtert dem Dichter Gedanken zu, das raſcheln eines Thieres im feuchten Laub am Boden, das murmeln der Rieſelquelle, das rauſchen des Waldbachs, alles redet eine Sprache, die dem Geweihten verſtändlich iſt.

Und ſo bedarf es keiner verkörperten Sibylle am Zigeunerborn in der Tiefe des thüringiſchen Gebirgs, um einem hohen Geiſt ein Zukunftswort zu verkünden. Oft geſchieht es, wie Begabte wohl an ſich ſelbſt wahrgenommen haben, daß ein beſonderer Ort beſondere Gedanken in uns weckt, Gedanken, die wie Weiſſagungen aus unſerm Innern klingen — zu unſerm Innern; Gedanken, die an einem andern Ort uns nicht gekommen wären.

Und ſo kam es, daß der majeſtätiſche Mann, wie er wieder herauswandelte aus der Enge des Seitenthales — einen Gedanken laut vor ſich hin mit ſinnen ausſprach, der ihm gekommen war in jener Oede, den das Gerieſel des Magierborns in ihm geweckt, oder das „melodiſche rauſchen der hohen Tannen“, oder die Düfte, die der feuchte Hauch der „heiligen Frühe“ ihm zugeweht.

„Was nicht ſelbſt Du kannſt vollbringen,
Wird dem Enkel wohl gelingen.“ —

In ſich ſelbſt voll göttlicher Ruhe, ſchritt der Wanderer mit ſeinem Gefolge weiter, dem muntern Lauf der Freibäche entgegen.

Treu einem von ihm früher verlautbarten Grundſatz, nicht von der Natur Abenteuer zu verlangen und zu erwarten, von der Natur, deren Prieſterdienſt er ſeit langen Jahren treu geübt, und in deren Räthſeltiefen er manchen forſchenden Blick gethan, gab er die Idee, die ihn für kurze Zeit erfaßt, die Ilmquellen poetiſch zu verherrlichen, ſogleich auf, als jene einfachen Worte ihm wie eine Offenbarung gekommen waren, — dagegen hielt ſich der rege Geiſt verpflichtet, die vergönnte Zeit nicht ungenutzt verſtreichen zu laſſen, und wo möglich, dem alten Wulf irgend ein Naturgeheimniß abzugewinnen, oder mindeſtens den Gewinn erheiternder Unterhaltung davon zu tragen.

„Ich gäbe ein ſchönes Stück Geld darum“, begann er: „wenn mir einer das Mittel der Verblendung verriethe. Möchteſt Du das nicht verdienen, Führer?“

„Ich glaub's ſchon, gnädiger Herr!“ antwortete Wulf mit ſchlauem Lächeln. „Wer's nur wüßt' und hätte!“

„Du haſt's — ich weiß es!“ war die entſchiedene Gegenrede.

Wulf lächelte vor ſich hin, ohne ſein Haupt zu wenden, er zuckte nur ſpöttiſch die Achſeln, und erwiederte: „Wenn ich ſelt Mittel hätt', Herr Geheimerath, ſo tauſcht' ich nicht mit unſerm gnädigſten Landesvater; da braucht' ich mich nicht Tag für Tag im Wald mit der ſauern Arbeit zu ſchinden, und in zerlumpten Kleidern einherzugehen! Da ſchöß' ich die Hirſche, ſtatt ſie treiben zu helfen.“ —

„Wer hat Ihnen denn weiß gemacht, daß ich ſo ein Künſtler wär'?“ knüpfte Wulf die Frage an ſeine Antwort, und wandte jetzt ſein Geſicht nach dem hinter ihm ſchreitenden mit neugierig forſchendem Blick.

„Ein Jäger erzählte es uns!“ erwiederte dieſer lächelnd.

„Ha ſo! Ein Jäger!“ brummte Wulf. „Wohl gar ein Leibjäger! Der ſoll mir kommen, den will ich jagen! Warte, du Haſenkopf, du Sperbersnaſe! — Das ſind jägerlateiniſche Lügen, Herr Geheimerath, mit Verlaub zu reden.“

„Nun nun, guter Mann,“ verſetzte der Reiſende: „wir wiſſen doch auch ſo manches aus dem Leben der Natur, und haben ſie ſo manches liebe Jahr mit Liebe durchforſcht, und kennen ſie genugſam, um nicht zu wiſſen, was ſie vermag. Es giebt doch viel geheimnißvolles in ihrem Schoos, das freilich nicht allen offenbar wird, und wonach auch die wenigſten ein Verlangen tragen.“

„Sie haben Recht, gnädiger Herr!“ verſetzte Wulf. „Es giebt wohl mancherlei Stückchen, aber es glaubt kein Menſch mehr dran. Die Leute drauſen halten die Bauern und die Holzleute für gar ſchrecklich dumm, ſie ſind aber nicht ſo dumm als ſie ausſehen; ja vordeſſen, da mag manches in unſern Wäldern gepaſſirt ſein, das nicht mit rechten Dingen zuging, aber heutzutage iſt das ein anderes, jetzt geht alles natürlich zu, da ſchießt kein Zigeunersjung' einen Jäger mit einer gläſernen Kugel tod, wie vordeſſen.“ —

„Du wirſt aber doch noch manches wiſſen aus der alten Zeit, was hier im Gebirge vorgegangen?“ gegenredete der Reiſende: „Sieh, hier zum Beiſpiel ſchickt von der Spielmannsleite der Silberbrunnen durch den Silbergraben ſein Wäſſerchen herab. Da wirſt Du wiſſen ſo gut wie ich, daß die Venetianer dort genug von dannen getragen haben, und daß einer von ihnen, droben im Hammergrunde in der alten Schneidemühle, die dort ſtand, ſeine Einkehr hatte, und alle Jahre kam und that, als ob er mit Hecheln und Mäuſefallen handle — der hernach den Sohn des Schneidemüllers glücklich gemacht hat. Im Silberbrunnen ſchöpfte er den Reichthum.“ —

Wulf ſah den Reiſenden groß an und ſagte verwundert: „Soviel hab' ich nun ſchon los, daß der gnädige Herr keinen Führer hier herum braucht, und mich nur mitgenommen hat zum Spaß machen.“

„Werde nicht, Alter, werde nicht!“ gegenredete der Geleitete: „Zum Spaß machen, wie Du es meinſt, ſind wir beide zu alt, und doch iſt guter Spaß dem Ernſt der Jahre geſellt, gleich einem Würzkraut im Garten unſeres Lebens, und mich ſollte ſehr verwundern, wenn Du keinen Spaß verſtündeſt.“

Das ſchmeichelte dem alten Wulf, auch erfreute er ſich an der Kenntniß von dem Wald und von der

Natur, die der Mann an den Tag legte, dem er Führer ſein durfte, und ſo begann ſeine Verſchloſſenheit allmählich aufzuthauen, und in Vertrauen überzugehen.

„Sehen Sie, Herr Geheimerath!“ ſprach er: „Unſer einer muß immer denken, die vornehmen Leute wollten ihn uhzen *). Da ſoll man allerlei erzählen, und hinterdrein haben ſie ihr Geſpött, daß man ſo dumm und ſo abergläubiſch wär', und an Narrenspoſſen glaubte. Aber ich weiß, was ich weiß, und was die Augen ſehen, glaubt das Herz. — Ich weiß auch, daß ich verſchrieen bin, aber das ficht mich gar nicht an, Herr Geheimerath.“ —

„Ich achte meine Haſſer
Gleich wie das Regenwaſſer
Das von den Dächern fließt.“ —

„Sehen Sie, Herr Geheimerath!“ fuhr Wulf fort, nun in den Zug mittheilender Rede gekommen: „Ueber das mein und dein im Waſſer und Wald herrſcht noch lange nicht die richtige Anſicht. Wir werden geſtraft, wenn wir ein Häschen einfangen, oder ein Forellchen, das heißt gleich ein Raub — wenn aber ſo ein fremder Herr, ich meine nur zum Exempel, droben an der goldnen Brücke eine Schneekopfskugel findet, die mehr werth iſt, als der größte Hirſch, denn in manchen ſtecken Edelſteine — ich hab's ſelbſt

---

*) Verſpotten, aufziehn.

geſehen, wie einmal einer eine mit ſo einem Hammer wie der Herr Geheimerath hier einen führen, aufſchlug — das war eine Pracht inwendig, wie das funkelte, wahrlich, lauter Karfunkelſteine waren inwendig drin, und alle ſchon von der Natur geſchliffen — gelt Herr — da trägt er die Kugel fort, und thut ihm niemand was? Fragt niemand danach, aber wir armen Teufel leben in ſtetem Kampfe mit der Noth und der Nahrungsſorge. Wenn wir das Verſtehſtdumich von all den Steinen hätten, wie die Reiſenden es haben, die da kommen und die Steine forttragen, ſo könnten wir eine Kunſt, die ſelbſt der Heiland nicht konnte, als er vom Teufel verſucht ward: wir könnten machen, daß dieſe Steine Brod würden."

Der Reiſende konnte ſich auf dieſe Rede eines beifälligen Lächelns nicht enthalten. „In Dir ſteckt ein geheimer Finanzrath, Mann!" ſprach er heiter zu Wulf. „Du wär'ſt im Stande, und legteſt auf das excurſiren der Mineralogen eine Gewerbſteuer, und eine Taxe auf jede Quarzdruſe, die ſie des Aufhebens werth erachten. Müſſen doch auch die armen Poeten ihr bischen Talent verſteuern, und wir Schriftſteller ſtehen als gewerbtreibende im Kataſter. Und das iſt auch ein gutgeſagtes Wort von Dir, Wulf, daß Du ſagſt: von der Natur geſchliffen; das werden wir uns merken, eine neue Bezeichnung der Kryſtallform, eine urbildliche gleichſam."

„Und auch Deine Nutzanwendung auf die Verſuchungsgeſchichte giebt kein übles Bild. Du haſt Recht, mehr als Du ſelbſt es ahneſt und weiſt; der Geſteinhandel bringt denen, die ihn verſtehen, hunderte und tauſende ein — und ihr Armen tretet die Schätze mit Füßen, ohne ſie zu kennen.“

„Oder werfen nach der Kuh mit Steinen, die mehr werth ſind als die Kuh, wie wir auf dem Walde zu ſagen pflegen!“ ergänzte Wulf, und vertraulicher, mit halbleiſer, gedämpfter Stimme fügte er hinzu: „Ich hab' mir ein halb Dutzend oder ein Paar mehr extra große und ſchöne Schneekopfskugeln nach Haus getragen, wenn ich nur Liebhaber dazu wüßte.“ —

Unter ſolchen Geſprächen gelangten die Gebirgswanderer an die Stelle, wo am Fuße des Sachſenſteins zwei Bäche, die von den das Thal enge begrenzenden Bergen herabrinnen, ſich vereinigen, und nun den Bach bilden, deſſen munterem Rollen man bislang entgegengezogen war. Ein Thalgrund, welcher öde und einſam war, immer noch voll Schatten, wie die Sonne auch hoch und höher ſtieg, voll angenehmer Kühle, voll jener Stille, in welcher das erhabene ſchweigen der Natur gegenüber dem beredſamen Menſchen ſchier ſchreckhaft zu wirken vermag. Selbſt die Waſſer der beiden Bäche, die ſich an dieſer Stelle zu einem einzigen vereinten, rieſelten nur leiſe aus ihren Gründen nieder.

„Das iſt der kleine, und das dort der große Sperbersbach!“ nahm Wulf das Wort, auf die beiden Rinnſel deutend, und fuhr fragend fort. „Wollen nun der Herr Geheimerath am großen hinauf, der aus dem Korbbrunnen quillt, ſo kommen wir dann gleich auf die Schmücke; oder wollen wir dem kleinen entgegen gehn, ſo kommen wir hinauf zum Mordfleck, und da ſehen der Herr Geheimerath vielleicht auch den Einſiedler, wenn er daheim iſt.“

„Ein Einſiedler?“ fragte der Reiſende, und mit Humor eines Puppenſpieles aus Jugendtagen gedenkend, fügte er hinzu, wie in dieſen Puppenſpiele Hanswurſt den Eremiten fragt, nachdem dieſer geſprochen: Ich bin ein armer Waldbruder, nähre mich nur von Wurzeln und Kräutern. — „Was? Ein warmer Kaltbruder? Nährt ſich nur von Schuſtern und Schneidern? — Wie käme ein Einſiedler auf den Thüringer Wald?“ —

„O gnädiger Herr, es giebt allenden abſonderliche Narren, warum ſollt' es keine auf unſerm Walde geben?“ verſetzte Wulf kurzweilig.

„Der Mann iſt ein Preuße von Geburt, hat unter dem alten Fritz im ſiebenjährigen Krieg mitgefochten, und hat — er und Gott mögen beſſer wiſſen, als ich, warum? — ſich ſeit ewiger Zeit hier in das Gebirg vergraben, ſieht aus, wie ein Berggeiſt.“

„Und nicht wahr, der kleine Sperberbach entrinnt der eigentlichen Quelle der Ilm?“ fragte der Reiſende, und als dieß Wulf bejahte, lenkte er mit den Worten: „Nun wohlan, ohne Raſt, doch ohne Haſt!“ nach links ein, um gemächlich weiter dringenden Schrittes die Höhen zu überſteigen. Dabei konnte er den Gedanken an den Einſiedler des Gebirges nicht los werden, und das Verlangen, dieſem zu begegnen, wuchs in ihm.

Da man nun, von Wulf auf einen wenig begangenen Seitenpfad geleitet, in der ſchauerlichen Schlucht, welche am Fuße des Finſterberges und an deſſen nördlicher Wand ſich hinziehend, die Finſtergrube heißt, weiter vordrang, wobei ſich der Reiſende nicht enthalten konnte, auszurufen: „Wahrhaftig, eine Gegend wie um Schierke und Elend am Brockenfuße!“ und in geringer Entfernung den mächtigen Felskoloß des Blauenſtein durch grüne Waldung emporragen ſah, wurde man plötzlich eines Zeugniſſes menſchlicher Thätigkeit auch in dieſer abgelegenen Waldeinöde anſichtig. Eine halbverfallene Hütte, von Steinen, Stämmen und Bretterwerk kunſtlos aufgebaut, welche früher der Förderung dort anſtehender Steinkohlen von ſchönem glänzenden Ausſehen, aber geringem Gehalt an erdharzigem Brennſtoff diente — daneben ein eben ſo kunſtlos umzäuntes Gärtchen von geringſtem Umfang, deſſen wenige Beete doch Sellerie, Peterſilie, Zwiebeln, Möhren und einigen Schnittlauch enthielten, und ſelbſt einige Blumenzier von Buſchnelken, Federnelken, Levkojen und Aſtern nicht entbehrte — zeigte ſich dem Blick.

„Das iſt die Eremitage!“ ſprach Wulf mit ſpöttiſchem Ausdruck, und knüpfte zugleich den Ruf: „Philipp! He! Philipp!“ daran.

Da öffnete ſich denn die Thüre des ehemaligen Grubenhauſes und in dieſelbe tretend erſchien der Einſiedler des thüringiſchen Gebirges, ein ſtattlicher Greis, nur wenig gebeugt, dem ein langer ſchneeweißer Bart bis auf die Bruſt wallte, ein altes blaues Militairkäppchen auf dem Silberſcheitel, und die immer noch kräftige Geſtalt von einem abgetragenen grauen Kommismantel umhüllt.

„Ha, Ihr ſeid es Wulf! Wollt mir einmal wieder den Fremden zeigen, wie man ein Wunderthier? Schönen juten Morjen, meine Herrn! Womit kann der alte Herjeſel dienen?“ rief mit hellem Accent und im liebenswürdigen Dialekt der Mark Brandenburg, der Eremit.

„Der Einſiedler des Gebirgs kann uns Reiſenden wohl einen Trunk Waſſer bieten?“ erwiederte der Fremde freundlich, um jenen zu weiterm Zwiegeſpräch, und ſich zum ſchicklichen Darreichen einer Gabe an denſelben Gelegenheit zu geben.

Da wurde aber der Diener mit einer rührenden Beſorgniß laut: „Der Herr Geheimerath werden doch nicht alleweile trinken wollen? Der Herr Gehemerath ſind ja warm, um Gottes Willen nicht.“

„Laß ſein, guter Friedrich!“ beruhigte der Gebieter den treuen Diener: „Wir werden nicht unmäßig ſein in dieſem Genuſſe, ſind auch keineswegs fatiguirt.“

Philipp Hergeſel ſchüttelte indeß bedenklich das Haupt, und erwiederte: „Mit Waſſer könnt' ich man wohl dienen, Euer Jnaden, aber ich rathe nicht, von meinem Brunnen zu trinken, es thut damit nicht ſo ganz richtig ſind.“

„Wie ſo? Du fürchteſt wohl, alter Waldbruder, daß wir kröpfig davon werden, wie die Manebacher drunten im Jlmgrunde von dem ihrigen?“ fragte der Reiſende.

„O nein, mant gerade das Jejentheil; er dürfte dero Gnaden werthen Hals gar zuſchnüren!“ verſetzte Hergeſel. „Es hat ein verwettertes Beeſt daraus getrunken, und ich leede man ſchon ſeit acht Tagen den jebrannten Durſt, oder jehe hinüber und trinke vom jroßen Sperbersbach, denn der kleine iſt, Jott ſtraf' mir, verjiftet.

„Was wäre das für ein Geſchöpf, welches den Brunnen vergiften könnte?“ fragte geſpannt der Reiſende.

„Der Heerwurm, mein jnädiger hoher Heer! Sie zu dienen!“ erwiederte der Einſiedler, und ſpuckte aus, als habe ſchon das Wort ſeinen Ekel erregt, und ſeinen Mund verunreinigt.

„O alle Hagel, nun wird mir aber gruſelig!“ rief Wulf ſich ſchüttelnd mit allen Zeichen des Entſetzens aus. „Läßt ſich ſelt Unding wieder ſehen!? Was wird das zu bedeuten haben? Ach Herr Geheimerath, ich wollte wünſchen, Sie ſähen's! denn ſo was haben Sie doch in Ihrem Leben noch nicht geſehen, und wenn Sie noch ſo viel geſehen haben!“

„Du triffſt es, wackerer Führer“, ſprach jener lachend. „Biſt überhaupt ein vieltreffender trefflicher Mann! Laß doch hören, wie euer Heerwurm ausſieht, damit wir uns nicht allzuſehr entſetzen, wenn wir unverſehens auf ihn ſtoßen, oder er auf uns. Es wird die Kenntnißnahme von der Heerwurm-Monade uns in Wahrheit angenehm und nützlich ſein.“

„Der Herr Geheimerath denken, es wäre eine Made?!“ rief Wulf mißverſtehend aus: „ja morgen! Eine Million Maden ſollen es ſein, ſagen die Jäger — eine an der andern, entſetzlich anzuſehen! Das Ding iſt lang — erſchrecklich lang, und ſieht ganz abſcheulich aus; es iſt mir, als ich's zum erſtenmale von weitem geſehen, acht Nächte lang hintereinander im Traume vorgekommen.“

„Wie fühlt denn dieſer Wurm ſich an?“ fragte der Reiſende wißbegierig.

„Wie er ſich anfühlt?“ fragte Wulf mit weit aufgeriſſenen Augen zurück. „Ei gehorſamſter Diener, gnädiger Herr! Den Teufel auch! Ich werde ſo ein gräulich Ding doch nicht angefaßt haben ſollen? Nicht um alle Bergſchätze, die drüben im Schneetiegel unterirdiſch glühen und ſchmelzen!“

„So iſt das alte Naturkind doch noch im Cocon des Wahnglaubens eingeſponnen; das erachten wir in einer Beziehung als ein günſtig Zeichen!“ ſprach mehr für ſich, als zu Wulf, der Reiſende; zugleich aber nahm der Einſiedler das Wort:

„Ja, jnädiger Herr, dieſesjenigte kann ich Sie zuſchwören, ſtraf' mir Jott, daß Sie den häßlichen Wurm ſelbſt nicht anfaſſen thun, wenn Sie ſeiner anſichtig werden.“ —

„Verſuchen wir's, falls das letztere uns glücken will!“ entgegnete ihm der Reiſende. „Der Waldbruder geleitet uns wohl eine Strecke, und bringt uns auf die Fährte dieſes Naturwunders“, — und als dieſem Wunſche ohne Weiteres Folge geleiſtet wurde, und die nun um eine Perſon vermehrte kleine Wandergeſellſchaft weiter ſchritt, nach der tiefen Einſattelung empor, welche das Mordfleck heißt, darüber hin die altberühmte wunderſame Berg-Straße, der Rennſteig oder Rennweg, ſowie fort und fort über die höchſten Kämme des Thüringerwaldgebirges zieht, ſagte wieder der Reiſende: „Wir müſſen in Gedanken ein naturgeſchichtlich Werk nachſchlagen und in einem Fach unſeres Gedächtniſſes ſuchen — denn nach allem, was wir hier vernehmen, ſcheint der Heerwurm ein noch wenig gekanntes naturgeſchichtliches Phänomen, näherer Erforſchung ſehr würdig. Sollte er die von dem alten Schwenkfeld in ſeinem Theriotropheum Silesiae unter dem Namen Ascaris militaris erwähnte Milbe ſein? Der lateiniſche Beiname ſtimmte mindeſtens mit dem deutſchen.“

„Es ſieht ſich allerdings an wie ein militäriſches Heer, jnädiger Herr!“ berichtete Hergeſel. „Wie eine Schnecke langſam bewegt ſich's fort, verſchwindet man unter dem Waldlaub, kommt wieder zum Vorſchein, und wenn es mit Stöcken von einander geriſſen wird, wachſen die Stücke wieder zuſammen. Alle Morjen von acht bis neun Uhr marſchirt es an den Jimborn, und ſtreckt ſeine verdammte Schnauze hinein, und thut ihn vergiften.“

Der Reiſende ſah nach ſeiner Uhr, und ſagte: „Da kommen wir ja gerade recht; es iſt gegen neun, und wir können nach der Lage der Höhen nicht mehr weit von der Ilmquelle ſein.“

„Was ganz anderes hofft' ich hier zu finden, hier zu erlauſchen“, ſprach im Weitergehen der Wanderer zu ſich ſelbſt. „Selten aber geben die Unſterblichen, was mit Eigenſinn der Menſch verlangt. Doch immer erkenn' ich ſie dankbar als gütige Mächte an. Was die

Poeſie verweigert, das räthſelhafte, phantaſtiſche — bietet die Natur ihrem treuen Diener, die ewige Quelle für die Forſchung — und:

Was du ſelbſt nicht kannſt vollbringen;
Wird dem Enkel einſt gelingen.“

Und nur noch eine geringe Steigung, und es war der Quellbrunnen erreicht, welcher im Bunde mit andern nachbarlichem Waſſergerieſel aus dem Schooße des Urgeſteins die trauliche Ilm gebiert, die Ilm, von welcher Schiller ſo feiernd rühmt:

Meine Ufer ſind arm; doch höret die leiſere Welle,
Führet der Strom ſie vorbei, manches unſterbliche Lied.

Rein und ſchön liegt die kryſtallklare Quelle vor Augen, und es entrollt ſich dort in Wahrheit jenes Bild eines andern vaterländiſchen Dichters, welcher ſagt: Wahrlich an der Wiege der Ilm ſitzt die Poeſie im Waldſchatten gehüllt, das Haupt an einen Felſen gelehnt, und lauſcht den Tönen des Kindes, deſſen Taufpathin ſie geworden iſt. —

Wie die vier Männer den Ilmborn umſtanden, ſprach der Reiſende zum Diener: „Friedrich, gieb uns den Becher. Wir wollen getroſten Muthes aus dieſem benedeiten Quell dem Geiſt der Natur ein Morgenopfer darbringen. Schöpfe, alter Knabe, von der heiligen Fluth!“

Der an ſtrengen Gehorſam gewöhnte Diener gehorchte ohne Widerrede, wenn auch mit innerm Wiverſtreben. Er entnahm einem grünen Futterale einen kleinen goldenen Reiſepokal, und reichte dieſen mit dem friſchen Kryſtallnaß der Ilmquelle gefüllt dem Gebieter.

„Almae naturae!“ rief der Dichter mit einem großen Blick zum Himmel — während die umſtehenden erbangend auf ihn blickten — trank, und ſchleuderte den Reſt hoch empor, daß er in Tropfen auseinander ſprühte, die im Strahl der in dieſem Augenblick über die Waldhöhen heraufſteigenden Sonne ſilberfunkelnd und blitzend wieder niederregneten.

Wenige Schritte von der Quelle und der Gruppe um dieſelbe kroch über die hochgehäuften abgefallenen lichtbraunen Fichtennadeln weithin ſich ſtreckend wie eine dunkle Schlange eines der wunderſamſten Wunder der ſchaffenden Natur von der Berghöhe nieder.

Es war der Heerwurm!

Wulf und Hergeſel entdeckten gleichzeitig zuerſt dieß ſeltſame Gebilde der animaliſchen Schöpfung, und indem ſie beiderſeits mit entſetztem Blick darauf hinwieſen, gaben ſie ihren Füßen eine zum rückwärtsſpringen völlig geeignete Stellung.

„Da iſt es alſo!“ ſprach der hohe fremde Mann, in ruhigſter Stellung beharrend, und zunächſt die Bewegung beobachtend, mit welcher jenes Weſen, wie es ſchien, ſich ſchlängelnd vorwärts rollte.

Dieſe Bewegung war völlig lautlos.

Dieſe Bewegung war eine unſichre.

Dieſes Weſen hatte nicht viele Köpfe, wie Furcht und Aberglaube von ihm fabelten.

Dieſes Weſen hatte, als ganzes gedacht, nicht einmal einen einzigen Kopf.

Dieſes außerordentliche, höchſtſeltene, höchſt befremdende und höchſt überraſchende Gebilde war ein ganzes, das ſeines gleichen oder vielmehr ihm ähnliches gar nicht im Bereich der organiſchen und dem Menſchenauge ſichtbaren Natur hat.

Und doch war es wieder kein ganzes; da es aus zahlloſen lebenden Einzelweſen beſtand, aber alle verbunden durch ein wiederum höchſt räthſelhaftes etwas, das wohl noch kein Chemiker der Prüfung unterwarf, in welchem quantitativen Verhältniß ſich in ihm Sauerſtoff, Waſſerſtoff und Stickſtoff oder Kohlenſtoff finden laſſe.

Wie das handbreite Vorderende an einen in ſeinem Wege liegenden kleinen faulen Holzſtock ſtieß, theilte ſich's — und nun ſchien das Ganze in der That zwei Köpfe zu haben, doch ſchien dieß nicht lange ſo, denn die zur Rechten und Linken abgeſchwenkten Flügel des Heeres vereinigten ſich wieder, nachdem ſie jenes Holzſtück umgangen, und der nachfolgende Zug umging es nur an der einen Seite, und ringelte ſich langſam nach, ähnlich einer ſechzig Fuß langen Rieſenſchlange.

Wo der Heerwurm gezogen, ſchien von ſeinem Unrath eine ſchwärzliche Spur auf dem Waldboden zu erblicken.

Jetzt ſtieß das Vorderende an ein bemooſtes Porphyrſtück, das mitten in ſeinem Wege lag. Da hob ſich's daran empor, zuſammenhängend, bäumend, wie ein Schlangenhals, in der Luft einige Secunden ſchwankend, als gebe wirklich ein innerer Organismus dem ganzen Halt und Willenskraft — aber in wankender Bewegung ſank es wie machtlos zurück.

Doch von neuem anſetzend, die Höhe jenes Steines zu gewinnen, gewann es ſie endlich, und nun ſchleifte das ganze langſam ſchleichenden Ganges darüber hin.

„Wunderbar und groß!“ ſprach der Reiſende, zu näherer Betrachtung herangetreten. „Siehſt Du Wulf, daß die Jäger Recht haben. Das ganze iſt eine Unzahl halbzolllanger grauweißer, durchſichtiger glatter Maden, ohne Füße, mit ſchwarzen Köpfen; ein dunkelgrauer Darm geht durch den glänzenden Leib — eine ſchleimige Subſtanz, die ſie abzuſondern ſcheinen, hält dieſes Räthſel der Schöpfung auf eigenthümliche Weiſe verbunden.“

Der Sprechende beugte ſich jetzt zu der Erſcheinung nieder, und that etwas, das ſeiner Umgebung Schauder erregte, den ſie durch angſtvolle Gebehrden kund gab.

Er faßte den Heerwurm an.

„Kalt wie Eis!“ ſprach er, ſich aufrichtend, befremdet, reinigte alsbald ſeine äußerſt wohlgeformte weiße Hand an einem Taſchentuch von chineſiſcher Seide, und legte nun beide Hände auf den Rücken, und ineinander.

„Da haben wir“, ſprach er vor ſich hin: „ſo lange Jahre die Natur durchforſcht nach jeder Richtung hin, und ſtehen nun in hohen Jahren. Da legt ſie uns wiederum ein großes Räthſel vor. So geht es fort. Dieſe Monaden ſollen ſich in eine winzig kleine ſchwarze Schnake der Gattung Tipula verwandeln, welche einige Naturforſcher Tipula mirabilis nennen. Sollen Fliegen von der Größe eines Flohes die Mütter dieſer Millionen aneinander und zuſammenhängender Würmer ſein? Oder waltet hier ein großer Irrthum ob?“

„Offenbarung, uns nicht offenbaret,
Bleibt wohl unſern Enkeln aufgeſparet.“ — *)

3.

Glänzend lag im Goldgrün herbſtlich ſchöner Beleuchtung die ſonnige Matte der Schmücker Wieſen, wie eine Alpentrifft, nahe an zweitauſend neunhundert Fuß über der Meeresfläche. Weidende Heerden waren in großen Gruppen auf dieſer Matte gelagert, oder wan-

---

*) Vergleiche, wer mehr über den Heerwurm zu erfahren Belieben trägt, unſere kleine Monographie: Der Heerwurm, ſein Erſcheinen, ſeine Naturgeſchichte und ſeine Poeſie. Mit 1 Tafel Abbildungen. Nürnberg, Fr. Korn 1851. begründet auf autoptiſche Unterſuchung und Beobachtung des ſeltnen Naturwunders im Jahre 1850.

delten graſend über ſie hin. Muntere Fohlen, hier herauf zur Weide gegeben, rannten in ihren Bezirken voll Jugendkraft umher, und ſtählten die Sehnen für die Arbeit und Anſtrengung künftiger Tage.

Im Gaſthaus wurden eifrige Vorbereitungen getroffen, große Geſellſchaft zu bewirthen, die Mittags und Nachmittags erwartet wurde. Die nachbarlichen Forſtbeamten vereinten ſich von Zeit zu Zeit auf der Schmücke zu einem Sternſcheibenſchießen, und ein ſolches zog, wenn heiterer Himmel es begünſtigte, insgemein eine Menge Menſchen aus der Umgegend herauf zu dieſer reizenden Höhe, auf der auch in Pfingſtnächten, in der goldenen Sonntagsnacht und in der Johannisnacht oft ein frohlebendiges Treiben iſt, denn gern folgt der thüringer Waldbewohner dem angeborenen Zug nach den Gipfeln ſeiner Heimathberge. Und es wanderte und zog nach der Schmücke hin aus allen bewohnten Thälern, die rings um die mächtigen Gebirgsſtöcke des Schneekopfes und des Beerbergs liegen, Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen, Knaben und Mägdlein, und manch luſtiger Alter.

Ein ſolcher war der Förſter Löger vom Oberhof, der mit ſeiner Frau in einem Einſpänner den Bergweg, die alte Rennſteigſtraße, bequemlich herüber fuhr; wie hätte er fehlen dürfen, er, der nach eigener Verſicherung, niemals und nirgends fehlte? Von Benshauſen aus hatte der muntere Oberförſter Specht, ein rüſtiger, unermüdeter Nimrod, früh geſattelt, und ritt auf ſeinem kräftigen Braunen einigen Chaiſen voll fröhlicher Weinhändler ſeines Wohnortes, die von ihren Frauen und Töchtern begleitet waren, voran. Von Zeit zu Zeit hielt er einmal ſein Roß an, ritt nahe an die langſam zur Höhe fahrenden Wagen, und thät mit deren Inſaſſen einen guten Trunk.

Von Suhl kam der wackere Paſtor Kommer, der Sänger des Schneekopfs, mit großer befreundeter Geſellſchaft über Goldlauter herauf, welcher Ort zum Feſte auf der Schmücke einige Bergknappen ſandte, zugleich ſchleppte ſich auf gleichem ſteilen Pfad ein Muſikchor, mit ſeinen Inſtrumenten belaſtet, zur Höhe. Von Schmiedefeld herüber, oder vielmehr, von ſeinem ungeheuern Forſtrevier, vom Finſterberg herunter kam der gemüthliche Oberförſter Hofmann, der Freund ſeines Berges und deſſen weiter Fernſicht, in jeder Taſche einen Tubus. Von Ilmenau wanderte eine Schaar Bergknappen, darunter ein bergmänniſches Muſikantenchor, ebenfalls der Schmücke zu, und von dem alten Elgersburg, einſt der rechte Arm von Thüringen genannt, hatte ſich eine Schaar Porzellanfabrikanten und Maler, alle in ſtudentiſcher Tracht, aufgemacht, um droben auf der Schmücke einen luſtigen Tag, vielleicht auch eine luſtige Nacht zu verzechen und zu verjubeln. Dieſe zogen über die Spielmannsleite ſingend hin, und ſchmückten ihre farbigen Mützen mit grünen Reiſern.

Dem Wirth auf der Schmücke waren alle Gäſte willkommen, die vornehmen und die geringen, und die, welche ihren Wein nicht ſelbſt mitbrachten, waren ihm lieber, wie jene, die ihn mitbrachten. Es war Raum für alle, nämlich im Hauſe ſehr wenig, vor dem Hauſe, auch in Luſtlauben und in der Kegelbahn viel, und am meiſten unter dem freien Himmel.

Und hier erfüllte ſich des Dichters Wort:

Ins Freie gehören die ſchönſten Freuden,
Unter das Blau des allumfaſſenden Himmels.

Wer zählte ſie alle, die Gäſte, die allgemach ſich hier zuſammen fanden! Die Oberförſter und Förſter und Forſtgehülfen, die Geiſtlichen, die Weinhändler, die Gewehrarbeiter aus Mehlis, Zella und Suhl, die Maler und Dreher, die Bergknappen und die Schaaren von Hüttenarbeitern, ruſigen Köhlern, die ſich heute einmal gewaſchen hatten, und mancherlei armen Lungerern, die kaum das Geld zu einem Glaſe Bier in der Taſche hatten, und doch heiter und guten Muthes waren, die genügſamen Söhne des Waldes. —

Der hohe Reiſende, welcher auf andern Wegen, als alle die genannten, daſſelbe Ziel hatte, wie ſie, ohne aber zu wiſſen, welches Menſchen-Gewimmel ſich an dieſem Ziele und an dieſem Tage dort zuſammenfinden würde, ſonſt würde er wohl einen andern Wandertag gewählt haben, konnte ſich nicht ſo ſchnell vom Anblick einer Erſcheinung trennen, die ſich nur in ſeltnen Jahren, nur in finſtern Schründen in der Nähe des Rennſteigs auf dem Thüringer Walde, und nur wenigen Menſchenaugen zeigt, ſo daß die Naturforſchung ſich ihrer weit minder bemächtigen konnte, als die Poeſie des Volkes und ihr finſterer Träger, der Aberglaube.

Gar anziehend iſt es, über Naturerſcheinungen, welche die heutige Wiſſenſchaft ſo leicht erklärt und auflöſ't, Stimmen aus alter Zeit zu vernehmen. So berichtet ein Geſchichtforſcher, Juncker, welcher mehrere Folianten über das henneberger Land ſchrieb, die ungedruckt geblieben ſind, in einem derſelben das Folgende wörtlich:

> Eine ſonderliche Art Waldwürme hat der Oberförſter Hans Chriſtoph Ludwig zu Ilmenau beobachtet, dergleichen er ſelbſt bekennet, ſein Lebetage nicht geſehen zu haben. Die hieſigen Waldleute (verſtehe in dem Ilmenauer Oberforſt) nennen es Heer- oder Kriegswürmer, und iſt die gemeine Rede, als ob ſie ein Anzeichen vielen Krieges ſeien. Ich habe auch nach der Zeit erfahren, daß man dergleichen Gewürme auch in der Goldlauter, in dem Suhlaer Forſt, auch im Schwarzwalde, (unſern Ohrdruff) und andern mehreren angetroffen. Sie ſind drei Finger breit, in einandergeſchlungen, wie Weiberzöpfe, von Farbe ſchwarzgrau;

es ziehet alles zugleich fort; wenn es zerſtoßen (getrennt) wird, ſchließt ſich's wieder, und ſagt man, daß es ganze Berge einnehme, zu 15 bis 20 Klafter (45 bis 60 Ellen) lang. Anno 1701 hat man keine angemerket, wohl aber die vorhergehenden Jahre, da ſie gar ſtark gezogen, aber niemals einigen Schaden gethan u. ſ. w.

„Gieb mir mein Zeichnenbuch", ſprach der Reiſende zum Diener: „Wir wollen verſuchen, im Bilde einigermaßen feſtzuhalten, was außerdem feſtzuhalten, wohl keinem gelingen wird. Siehe, wie das Kopfende ohne Kopf bereits unter das feuchte Laub dort ſich verloren hat, und wie das concrete Madenheer allmählig nachzieht. Dank dem günſtigen Moment, der uns zu ſchauen vergönnt, was vielleicht nach uns hunderte mit Begierde ſuchen, und nicht finden, ja wenn ſie es fänden, nicht werden erfaſſen und erhalten können."

Während der Forſcher ſtehend zeichnete, ließ ſich der ermüdete Diener auf einen Baumſtrunk ausruhend nieder, und brummelte im holdſeligen Dialekt des Ilm-Athens vor ſich hin: Aus enner Schnaake keme das Gethierig, meent der Herr Geheemerath? Hiere dochen! *) Das wäre ſchnaak'ſch! Das globe ich nich! Dadermit is es nüſchte niche!" Zugleich traten Wulf und Philipp Hergeſel etwas bei Seite, und hielten mit einander abſonderlichen Zwieſprach.

---

*) Höre doch!

Wulf: Hä, Lipps! Nächten nix g'wahr geworden?

Philipp: Wie ſo denn? Was denn, mein Juter?

Wulf: Märkeſche Rübe! Was werd' ich denn meinen?

Philipp: Kann ich es man riechen, was Ihr meint?

Wulf: O Stockeule! Ob nix verſprengtes herüber gewechſelt hat?

Philipp: Ah ſo! Das drückt Dir auf dem Herzen! Freilich!

Wulf: Nun? Was denn? Wird's bald? —

Philipp (mit der Gebehrde eines Hirſchgeweihes, und dabei alle zehn Finger ausſtreckend): Einer! Hierher verſchlagen!

Wulf: Dacht' ich's nicht? Wohinzu?

Philipp: Dort hinüber, mein Juter, man hinter dem Sachſenſtein.

Wulf: Alſo auf goth'ſchem Boden! Gut! Heute ſchießt die edle Jägerei droben auf der Schmücke Sterne ſtatt Böcke. Heut wird's geheuer ſein. Ob ich ſelbſt kommen kann, weiß ich nicht, weil ich den Herrn führen muß; aber ich will meinen Jungen winken, die ich hinauf beſtellt habe. Paßt gut auf, räumt die Grube aus, ich ſchick' euch durch den Veit eine Flaſche Bittern herunter, den hat der Schmücker Wirth aus dem FF, und das Jägerrecht ſoll euch nicht entgehen, das euch gebührt, da wir in Euerm Revier birſchen wollen — wenn wir nämlich den Ausreiſſer kriegen.

Philipp: Wer iſt der ſtattliche Herr, den Ihr führt?

Wulf: 'Siſt e Herr Geheimerath — Lipps — das iſt einmal einer, der Haare auf den Zähnen hat — das iſt keiner von den dummen, wie ſie manchmal aus den Reſidenzſtädten her auf den Wald kommen, und die Schachtelhalmſtengel für junge Tännchen anſehen, oder denken, die Eckern wüchſen in den Tannenzapfen drin; die den Kreuzſchnabel für ein Rothkelchen halten, und von der ganzen Natur einen alten Dreck verſtehen. Nä, ſag ich Dir, trefflicher Lipps, vor dem Manne da muß mer Reſpekt haben, der weiß alles, und kennt alles. Wenn ich den ſein'n Kopf hätte! O Jerum! Da wär ich 'mal ein and'rer Kerl!

Philipp: Mag ſind! Was mag er aber mant nur an dem miſerabligten Beeſt, an dem Heerwurm, für'n Narren gefreſſen haben, daß er ihn ſo viertelſtunden lang betrachten thut, und jar abzeechnet?

Wulf: Narr, der Du biſt! Das verſtehſt Du nicht? Drauſen haben ſie den Heerwurm im Großen, und der macht immer theure Zeit, frißt mit Millionen Köpfen, der unſrige hier auf dem Walde iſt kleiner und bedeutet uns dasmal, weil er bergunter kriecht, gute Jahre, die bedeutet der drauſige niemals. Anno Sechsundfunfzig war's anders, da kroch er bergauf. Ich war damals noch ein ganz kleiner Kropf und hörte nur, wie die Leute davon erzählten und ſich kreuzigten und ſegneten, und hernach traf's auch richtig ein, da wurden wir derb gezwiebelt.

Philipp, mit Feuer: Alle Wetter, Junge! Das war wie der ſiebenjährigte Krieg anjehen that. Blitz! Da thät es mant Heerwürmer jeben! O mein Jott! mein Jott! Wo ſind die Zeiten hin? Wat war ick damals für ein jottvoller Kerl, und wat bin icke mant nun? Een elendiger Jreiſe, keenen Schuß Pulver nich werth! —

Eine Bewegung des Reiſenden, der das Skizzenbuch zuklappte, endete dieß Zwiegeſpräch, und Wulf flüſterte nur noch zu Philipp: „Alſo es bleibt dabei, heut Abend!“ wozu jener ſein patriarchaliſches Haupt würdevoll neigte.

Der Heerwurm hatte ſich mittlerweile faſt ganz unter das Waldlaub verzogen, und wenige Minuten, ſo war eine Naturerſcheinung dem Blick der Menſchen entſchwunden, die zu ſchauen ſo ſelten — und einzelnen nur, die geheimnißvolle Allmutter vergönnt.

„Wandern wir weiter!“ ſprach der Reiſende, winkte Hergeſel näher zu treten, und ließ in deſſen Hand ein Geldſtück gleiten, mit freundlichen Worten zur Gabe ſprechend: „Zu einem Trunk aus einem andern Borne!“

Der Einſiedler empfing die Gabe nicht ohne höfliche Abwehr von ſeiner Seite, doch ließ er ſich dieſelbe gern aufnöthigen. Wie wäre dem ganzen gebietenden Weſen des Fremden gegenüber auch lange Weigerung möglich geweſen? Es war in Haltung, Rede und gebahren dieſes Reiſenden etwas ſo mächtiges, fürſtliches, überwältigendes, daß ſelbſt die ehrfurchtgebietende Geſtalt des mehr als achtzigjährigen Greiſes, des Bewohners dieſer Einöde, die ſo vielen zu imponiren vermocht hätte, gegen jenen in Schatten treten mußte.

Und ſo wandte ſich der Alte nach ſeiner Hütte zurück, trat hinter dieſelbe, die gegen eine Bergwand gelehnt ſtand, und verſenkte ſich in eine dort befindliche von einem Schoppen überdachte, aus alten Zeiten herrührende, längſt nicht mehr gebrauchte Fallgrube für Wölfe. Aus dieſer Grube warf er Laub und zu ſeiner Feuerung zuſammengeleſene Reiſſigbündel ohne ſonderliche Anſtrengung, und lockerte ein altes dickes, ganz mit Moos überwachſenes Bret, welches man für eine Steinplatte anſehen konnte, und welches das Windloch eines verlaſſenen und verfallenen Stollens bedeckte, das gerade in jene Grube ausging.

Mittlerweile ſetzten die Wanderer ihren Weg zur Höhe fort, und die Gedanken des Reiſenden konnten ſich immer noch nicht von dem Heerwurm trennen.

„Aus einer kleinen Schnake dieß Monſtrum, hm, hm!“ redete er nachdenkend vor ſich hin. „Wären wir der Hypotheſenjägerei zugethan, ſo ließen ſich allerlei Conjuncturen machen. Noch aber mangelt ein Aperçu, die Encheireſe. Snák iſt im alt- und mittelhochdeutſchen: Schnecke — kriechender Wurm, Schlange, Drache — Drache hinwiederum iſt Teufel; Heerwurm in Hellewurm umgewandelt, oder daraus entſtanden, ebenfalls Teufel, dieſer Beelzebub — Fliegengott, und aus dem Ei der Fliegen oder Schnaken der ungeheuerliche Wurm — ſo ließen ſich dem Ding auch ſprachlich und etymologiſirend mehrere Köpfe geben und eine Hydra Lernaea in die Schlüfte des Thüringerwaldes zaubern. Dazu des Weſens ſeltenes Erſcheinen, des Volkes Furcht und abergläubiſche Deutung ſolcher Beſtie — eine ganze Hexenküche voll gelehrten Breies. Löffle dieſen aus, wer mag. Wir wollen uns davon nicht irren laſſen. Unſer Wurm, da jeder Menſch den ſeinen hat, ſoll dieſer nicht ſein. — Ein jeder mag nach ſeiner Luſt genießen; — für manchen Wanderer ſoll die Quelle fließen!“

Und wieder zu Wulf ſich fragend wendend, redete er dieſen an, als an mächtigen Schnee- und Windbrüchen der Waldung vorüber, die Einſattelung des Hochgebirgrückens, welche das Mordſleck heißt, erreicht war: „Was weißt Du von dieſem Ort? Warum nennt ihr ihn das Mordſleck?“

„Selbiges werden der Herr Geheimerath auch ſchon beſſer wiſſen als ich!“ war Wulfs zuverſichtliche Antwort. „Es ſoll halt' vor alters, wohl im dreißigjährigen Krieg, da hieroben hart hergegangenſein.“ —

„Weiter reicht euer Erinnern nicht, ihr guten Leute, als bis zum dreißigjährigen Krieg. Aber weder in dieſem, noch im deutſchen Krieg, noch im Bauernkrieg, noch ſonſt in einem früheren weiß die Geſchichte von einem Treffen hier in ſolch unwirthbarer Höhe zu ſagen“, belehrte der Reiſende — mehr zu ſich ſelbſt ſprechend, wie zu ſeiner Begleitung.

„Schauen wir“, fuhr er fort: „von dieſem Gebirgsſattel in zwei weite, durch das Gebirge hier ſtreng geſchiedene Länderſtrecken, hier nach Thüringen, dort nach Franken hinüber, ſo wird wohl klar, daß auf dieſer Grenz- und Länderſcheide angeſichts beider Länder die Völker der früheſten Zeit feindlich auf einander trafen. Da mag ein hartes Streiten geweſen ſein zwiſchen Franken und Sachſen, und der Sachſenſtein drunten im Grunde hat wohl ſeinen Namen nicht ohne Urſache erhalten, ſo wenig wie der Mordfleck vergebens ſo heißen wird.“

„Ich ſag's ja! Der Herr Geheimerath weiß alles am beſten!“ nahm Wulf das Wort.

„Doch nicht!“ gab jener heiter zurück: „Du weißt in vielen Dingen, von vielen Dingen mehr als ich, Du biſt eine ächte Waldnatur! Aber ihr Berg- und Waldleute ſeid verſchloſſene Naturen, man muß lange anklopfen, bevor ihr eure Geheimniſſe erſchließt.“

„Wir haben noch ein gut Stückchen Weg, ich kann noch manches ſagen, wenn dem Herrn damit gedient wäre, aber wie unſer Herrgott gebeten ſein will, ſo will ſo ein alter Kerl, wie ich bin, gefragt ſein, denn von ſelbſt fällt mir nichts ein — ich werde ſtumpf, und mit dem Gedächtniß will's nicht mehr recht fort.“

„Ich ſagte Dir ſchon, daß ich gerne Wildſchützenſtückchen und Wildſchützenkünſte von Dir erführe“, erwiederte der Reiſende. „Ich verlache Dich nicht und verrathe Dich nicht, wenn Du mir was rechtes vertrauſt.“

„Es iſt damit eine närriſche Sache, Herr Geheimerath!“ erwiederte Wulf, während die Wanderer die Berghöhe, welche vom Nordfleck zur Schmücke emporzieht, hinanſtiegen. „Der eine glaubt an ſo was, der andre nicht. Ich hab' nun meinen Glauben daran, und ich kann Ihnen zuſchwören, vieles iſt probatum. Ich will Sie gleich ein Stückchen verzählen, wenn's Ihnen Spaß macht, und Sie nicht darüber lachen wollen. Das hab' ich ſelbſt exercirt. Vor zehn oder zwölf Jahren hatte unſer Förſter meine Annemarie einmal auf verbot'nem Gehege im Holzmachen getroffen, hatte dem Mädel, die noch ein halbes Kind war, die Kötze (den Tragkorb) zertreten, ihr die Barte (das Beil) abgepfändet, ſie geſchlagen, und noch obendrein in die Waldbuße geſchrieben, alles auf einmal und um einen lumpigen Korb voll Reiſſig — da dacht' ich: warte Du Sappermentsförſter, Dir muß ein Poſſen geſpielt werden. Und da wartete ich, bis einmal von unſerer gnädigſten Herrſchaft durch einen Expreſſen Befehl herauskam, einen Feiſthirſch nach der Reſidenz zu ſchicken, da ging mein Förſter immer ſelbſt birſchen, auf den Birſchgängen, die wir Holzleute ſtets in Ordnung und laubfrei zu halten hatten. Und da braucht' ich meine Kunſt. Es war ein friſcher Morgen, auf dem Waldgras lag der Thau dick wie Reif; ich ſah den Förſter zu Holze ſteigen, und wandelte ſachtig hinter ihm drein. Seine Spur war prächtig in den Weg eingetreten, und wie er mir aus den Augen war, zog ich mein Meſſer, trat mit meinem rechten Fuß in die Stapfe ſeines rechten Fußes, und ſchnitt hernach den ganzen Butzen heraus, legte in das Loch, mit Salveten zu reden, Herr Geheimerath, drei kleine Sperlingsdrecker, und das Fleck wieder drauf, aber umgekehrt, nach dem Sprichwort: Umgekehrt wird ein Schuh draus, und denken Sie — drei Tage lang hat der Förſter nichts getroffen, nicht eine Klaue, nicht einen Lauf, nicht eine Feder — mochte des Teufels werden, und mußte ſelbigen Tag in der Abenddämmerung ſeinen Gehülfen noch nach einen Hirſch gehen laſſen, hat auch, weil der expreſſe Bote das Stück Wild zu ſpät brachte, von der Kammer eine Naſe bekommen, zweimal ſo lang, wie der Heerwurm."

„Das läßt ſich luſtig hören!" ſprach der Reiſende. „Das wäre ein Stückchen, wie einer nichts trifft. Gäbe es aber nicht auch Künſte, zu machen, daß einer alles trifft, was er treffen will?"

„Dick ſatt!" antwortete Wulf: „und kinderleichte dazu. Wenn zum Exempel der Hahn die Henne reiht, fallen immer ein Paar Federn dabei ab. So eine Feder nimmt man, und bindet ſie an den rechten bloßen Arm. Da trifft man allemal. Oder man nimmt Otterfett, eigentlich ſoll's vom Otterkönig ſein, und beſtreicht damit früh nüchtern dasjenige Augenlied, mit dem man zielt. Damit hab' ich manche Wette gewonnen, und da haben mich aus Aerger die dummen Kerle, die nichts wiſſen und nichts können, ins Geſchrei gebracht, als wär' ich Wunder was für ein großer Hexenmeiſter, und die ganze Hexerei beruht doch nur auf der Sympathie."

„Wie klar dieſe einfache Natur ſich ausprägt!" ſprach der Reiſende vor ſich hin. „Die Sympathie, dieß große und ewige Naturgeheimniß! Eine Macht, welche Berge verſetzt. Das Walten des mächtigen Naturgeiſtes, ein bindender Eudämon." —

Und zu Wulf ſich wendend: „So ganz ohne iſt es doch wohl nicht mit der Verblendung? Geſteh' es nur frei!"

„J nun freilich —" gab dieſer zurück. „Wenn es trifft, ſo fehlt's nicht. Aber ich kann's nicht beſchwören. Gar vielmal ſind die Jäger an mir vorbeigegangen, haben ſie mich geſehen, oder haben ſie mich nicht geſehen, das weiß ich nicht, oder haben ſie mich für einen alten Holzſtock angeſehen; das wäre wohl möglich."

„Wenn ich nicht habe wollen geſehen ſein", fuhr Wulf im Gehen fort: „ſo hab' ich als einmal die Zunge und das Herz von einer Nachtigal unter meinem rechten Fuß getragen, oder ich habe einer Fledermaus das rechte Auge ausgeſtochen, und das unter meinen rechten Fuß gelegt. Noch beſſer iſt ein Däumling, den man ſich machen muß, indem man einer ſchwarzen Katze ein Ohr abſchneidet, das Ohr in Milch von einer ſchwarzen Kuh ſieden läßt, und es hernach an den Daumen ſteckt."

„Immer ein Sinn dabei, eine heimliche Beziehung zur Natur", murmelte der Reiſende. „Dort die Sängerin der Nacht, dort das lichtſcheue Gethier, die Fledermaus, dort das Ohr und die Milch ſchwarzer Thiere, von lichtermangelnder Färbung, die das nichtſehen, nicht geſehenwerden bewirken ſollen!"

„Ich weiß noch ein Mittel", fuhr Wulf, nun ganz mittheilend geworden, weiter fort: „es iſt mir aber zu umſtändlich, ich hab' es niemals probirt. Man hackt einem ſchwarzen Hund oder einer ſchwarzen Katze, wenn ſie noch blind ſind, den Kopf ab, ſteckt Erbſen in den Kopf, ſo daß dieſe durch die Augen herauswachſen müſſen, und vergräbt den Kopf in Gartenland. Wenn nun die Erbſen aus den Augen herausgewachſen ſind, wartet man, bis die Schooten reif geworden; ſo wie man von dieſen reifen Erbſen eine unter die Zunge nimmt" —

„iſt ſie unſichtbar!" fiel der Reiſende ein.

„Richtig! Der Herr Geheimerath haben's abermal getroffen! Da iſt die Erbſe unſichtbar!" beſtätigte ſchallend lachend der Erzähler. „Es iſt damit, wie mit dem Elſteraug'." —

Unter ſolchen Geſprächen, deren naturgeheimnißvollen Ernſt oft eine ſehr natürliche Heiterkeit begleitete und würzte, wurde die Schmücke erreicht, deren feſtliche Räume zu willkommener Raſt einluden. Die Sonne ſchien prächtig, und der Reiſende lenkte ſeine Schritte ſogleich einer offenen Laube zu, die noch unbeſetzt war, um in derſelben Ausruhe und Imbis zu genießen, um nicht mit allzuvielen Beſuchern in Berührung zu kommen, und neugierigen Fragen oder gar adorirender Zudringlichkeit möglichſt zu entgehen. Deshalb ward auch Wulf der Befehl, dem Wirth keinerlei Mittheilung über ſeine Perſon zu machen.

Schon trieben ſich mancherlei Ankömmlinge aus den Thälern auf der ſonnigen Matte herum und belebten ſie bunt und mannigfaltig. Schmucke Dörferinnen im Sonntagsputz, Bauernburſche im Staat, im Knopfloch der Tuchjacken die Nelke, im Munde die unvermeidliche Tabackspfeife. Unter dieſen waren auch die Söhne Wulfs mit ihrer Schweſter, und deren lieber Freund, Zitherwalmers Curt. Einige andere Mädchen des Heimathortes waren ihnen zugeſellt, und dieſe kleine Geſellſchaft hatte ſich gemächlich in der Nähe jener Laube auf einigen dort liegenden Baumſtämmen, deren eines Ende eine Schaufelbank bildete, niedergelaſſen, und pflegte im heitern mit Scherzworten und Gelächter gewürzten Geſpräch der Sonntagsruhe; ſie hatten eine Zither mit herauf gebracht, und eine zweite geliehen, die im Gaſthaus ſich vorfand, und ließen ſie luſtig klingen.

„Ei da vernehmen wir ja Klänge ächt thüringiſcher Art; wir hören den Saitenſchall der Waldzither, der Bergleute Liebling. Horcht doch, was die da drüben zum beſten geben!“ ſprach der Reiſende zu ſeiner Begleitung.

Eben ſcholl aus Annemarie's Munde, von den übrigen begleitet, das elegiſche thüringer Volkslied:

Ein junges Mädchen einſam ſaß
Im Wald an einer Queele *),
Ihr' Aeuglein war'n von Thränen naß,
Schmerzvoll war ihre Seele.

„Es ſind meine Rangen und mein Mädel dabei,“ bemerkte Wulf. Schallendes Gelächter der Geſellſchaft drüben unterbrach das Lied, das mit einer ſanft klagenden Weiſe geſungen wurde. Irgend ein ſchlechtes Witzwort war gemacht worden, denn die Stimmung jener Leutchen war eine durchaus heitere, und nur aufs Geradewohl hatten ſie das klagende Lied begonnen, das ſomit auch gleich beendigt war.

Wulf empfing einen Auftrag ſeines Reiſenden und begab ſich ſogleich zu ſeinen Kindern und ihren Begleitern. „Guten Morgen auch!“ rief er ihnen zu. „Nun, da ſeid ihr ja ſchon! Laßt's nur ſachte gehen, treibt's nicht zu toll heint! Hört, ihr ſollt freien Trunk haben heute den ganzen Tag, hat mein alter Herr — dort in der Laube ſitzt er — geſagt, und euch rechtſchaffen luſtig

---

*) Queele, Quiele, hennebergiſch für Quelle.

machen. Aber ihr ſollt auch was zur Zither ſingen, was geſcheidt's, kein Schlumperſchlamperlied!"

„Haben gerad' was einſtudirt, Vater Wulf!" erwiederte Curt. „Unſers Kantors Fritz hat's nagelneu gemacht, denn er ſitzt daheim und hat Feierabend."

„Hat bis an den Hals ſtudirt, und iſt nix in den Kopf kommen," fügte Veit hinzu, „kriegt keine Stelle."

„Er meint halt hinter den Rahmtöpfen ſeiner Mutter wäre die beſte Stelle", ſpottete Jörg.

„Aber zitherſpielen, Liederchen machen und ſingen kann er doch exact, des Kantors Fritz!" bemerkte anerkennend Annemarie. „Das war ſchon ſeine Forſche, wie er noch in Schleuſingen auf dem Gymnaſium war."

Der alte Wulf winkte Veit, und flüſterte ihm etwas mit lebhaften Gebehrden, die nach der Gegend des blauen Steins hinabdeuteten, heimlich ins Ohr, und Veit nickte mit ernſter Miene; zugleich empfing er von ſeinem Vater einiges Geld. Mittlerweile ſtimmte Curt ſeine Zither, Annemarie präludirte auf der ihrigen, und wie ſich Wulf wieder nach der Laube verfügte, begannen jene das Lob der Zither nach einer Melodie, die ſich wie von ſelbſt zum Liede fand, zu ſingen. Das Lied war kein eigentliches Volkslied, es war neu gemacht, das war ihm anzuhören, aber es war von ſolcher Art der Lieder, die das Volk gern an und in ſich aufnimmt, und dann bleiben ſie, wenn dieſe Apotheoſe erſt einmal ſtattfand, unſterblich.

Annemarie begann:

Wenn mich Sorge trüb umdüſtert
Flücht' ich Zither, mich zu dir.
Sanfter Seelenfrieden flüſtert
Aus den reinen Saiten mir.
Schöne Töne
Nehmen all mein ſorgend bangen
In ihr Zaubernetz gefangen;
Schöne Töne.

Letzteren Satz wiederholten die übrigen im Chor, aber mit einem leiſen anmuthigen, nicht mit jener gigantesken Anſtrengung, mit welcher ſechs Chorſänger, wenn ſie, ſtatt daß ihrer zwölf auf der Bühne ſein ſollten, nun für zwölf ſchreien zu müſſen glauben.

Hierauf ſang Curt:

Nicht in Lauten und Guitarren
Wohnt ſo holder trauter Ton.
Kommt damit, ihr wälſchen Narren,
Nicht der deutſchen Berge Sohn.
Singe, klinge,
Liebe Zither, meine Laute,
Meine liebliche Vertraute.
Singe, klinge!

Der Fremde ſchenkte dieſem ländlichen Geſang aus ſeiner Laube heraus volle Aufmerkſamkeit. In ſeinem ſehr ernſten und faſt ſtrengen Geſichte ſpiegelte ſich jetzt eine behagliche Milde, die von innerer Heiterkeit zeugte. Die Ruhe in der Laube that ihm wohl, das über die ganze Gebirgs-Landſchaft ergoſſene ſonnige Licht erfreute ihn, das heiterfeſtliche des Sonntagmorgens und die frohe gemüthliche Stimmung, die auf den Geſichtern aller Anweſenden und Ankommenden zu leſen war, ſprachen ihn poetiſch an.

Jetzt nahm Annemarie die Soloſtimme des Liedes wieder auf.

Trüber Stunden viel zu tragen
Bringt die wechſelvolle Zeit.
Kann ich meine Zither ſchlagen,
Iſt des Troſtes Glück nicht weit.
Leiſe Weiſe
Bannt, wie Davids Harfenſaiten,
Böſe Geiſter in die Weiten;
Leiſe Weiſe.

Als der Chor verhallte, begann Curt wieder allein zu ſingen:

Mancher greift zur vollen Flaſche,
Daß er ſeinen Gram bezwingt;
Iſt es beſſer nicht, ich naſche
Aus dem Troſtesborn, der klingt?
Helle Quelle,
Die mit ſanftem Klängekoſen
Mich geſellt zu Sorgenloſen!
Helle Quelle!

Und zum Schluſſe einten ſich nun die beiden jugendlichen Stimmen, und ſchmolzen harmoniſch in einander.

Iſt mein Herz bei trüben Stunden
Schwer gepreßt und wenig froh,
Hab' ich Zither dich gefunden,
Denk' ich: 's bleibt nicht immer ſo.
Heiter weiter
Wandl' ich meine Lebenspfade,
Und mich führt des Himmels Gnade
Heiter weiter. —

Mittlerweile füllte ſich Haus und Matte der Schmücke mehr und mehr von Gäſten. Der Einſpänner, welchen der Förſter Löger eigenhändig lenkte, hielt vor der Thüre des Gaſthauſes, und der ſtattliche rüſtige Mann ſprang aus dem Wagen, ſich mit dem Wirth laut und herzlich begrüßend.

„Was Neues? Was giebt es Neues, Herr Ober?“

Der Wirth nannte den Förſter vom Oberhof nur Herr Ober; mochte wohl Eichelober dabei im Sinne haben.

Wann hätte es Löger an einer Neuigkeit zu berichten gemangelt? die Antwort war ſogleich zur Stelle: „Vor einer Stunde iſt der Kaiſer von Rußland mit zwölf Wagen und einem Regiment Koſaken über den Oberhof gekommen!“

„Lüg' daß du verreckſt!“ war des Wirthes Dank und Compliment auf dieſe Nachricht.

„Glaubſt's etwa nicht?“ ſchrie Löger, indem er ſeiner Frau aus den Wagen half. „Ich will mich freſſen laſſen, wenn's nicht wahr iſt!“ — „Das wär' auch ein Biſſen!“ verſetzte der Wirth. „Wann wird denn die große Bärenjagd in Euerm Revier gehalten, Ober?“ „Bären? Wie ſo?“ fragte Löger.

„Na weil Ihr Gott und der Welt Bären aufbinden wollt, dacht' ich, es müßte doch einmal ein Keſſeltreiben drüben gehalten werden, ſonſt halten wir's ja auf dem Walde nicht aus.“

„Zur Keſſelſuppe will ich Euch einladen, nächſte Weihnachten!“ entgegnete ironiſch der Förſter.

Jetzt rückte die benshäuſer Caravane an, und wurde mit Hallo begrüßt. Specht, der muntere Grünvogel, ſprengte voran, und ſchwang ſich vom Roß wie ein Jüngling. Er umarmte und küßte die Förſterin, eine alte liebe Bekannte, und lachte laut, als er ſah, daß Löger im Scherz ein ſchiefes Maul zog, wie er ihm zum Gruße fröhlich die Hand bot. „Geht's birſchen ſchon wieder los auf meinem Revier?“ fragte Löger voll Spott. „Der Specht muß doch gleich an jedem Waldbaum anhacken.“

„Allemal!“ lachte Specht: „und zumal dann, wenn der Waldbaum eine kerzengerade junge Tanne iſt.“

„So ſo!“ verſetzte Löger: „Ich dachte, die Spechte ſuchten ihre Aßung nur in *alter* Borke; wenigſtens ſteht's ſo in der Naturgeſchichte. Es ſteht da: Die Spechte greifen niemals einen guten geſunden Baum an, und es iſt eine begründete Erfahrung, daß derjenige Baum, den ein Specht angebohrt hat, wenn er äußerlich noch ſo geſund ſcheint, wenigſtens kernfaul iſt.“

„Freilich!“ gab Specht zurück. „Ihr ſeid ein Pfiffikus! Habt Euer Collegium in Dreißigacker redlich nachgeſchrieben, mein guter Herr Nachbar von da droben! Aber als Ihr noch bei dem Romantikus Carl Gottlob Cramer in Dreißigacker deutſchen Stylum ſtudirtet, war ich ſchon lange ein ausgelernter Jäger. Dort kommt mein alter Freund und Kriegskamerad, der Förſter Hofmann von Schmiedefeld, der kann's bezeugen. Heut ſind es gerade fünf und zwanzig Jahre, daß ich im Forſtdienſt bin."

„Ein Jubilarius! Specht hoch! Dreimal hoch!" ſchrie der Wirth. „Hoch! dreimal hoch!" riefen die Weinhändler ihm nach, die eben angefahren kamen, ausgepichte Alte mit rothen Naſen, und der wackere Hofmann ſchwenkte ſchon von weitem den Hut, und ſchrie „Hoch! Hoch!" ohne ſich darum zu kümmern was und wem es gelte. Unter dieſem Hochſchreien flüchtete ſich die Förſterin vom Oberhof, die nicht Luſt hatte, die jagdnaturgeſchichtlichen Erörterungen auf ihre Koſten fortſetzen zu hören, in das Haus zu andern Frauen, die befreundeten Männer aber hießen einander mit Küſſen und Händedrücken willkommen, thüringer Waldſitte, Thüringerwaldleben. —

Mehr und mehr der Gäſte kamen an, die Goldlautrer, die Suhlaer, die Ilmenauer, die Elgersburger. Ein Trupp jenaiſcher Studenten, welche ſehr zeitig in die Herbſtferien reiſten, zog ſingend heran, mit unendlich langen Haaren, unendlich langen Pfeifen und ſchwarzroth-goldnen Quaſten daran, und mit unendlich langen und weiten Pumphoſen, höchſt flott, höchſt fidel und höchſt durſtig. Alles ſuchte und ſchuf ſich Raum, alles fand bald ſein Ziel, den erſehnten Purpur des deutſchen Gerſtentrankes, und was ſonſt nutz und nöthig iſt bei einer Bergwanderung. Einige Führer trugen Ranzen und Röcke, Botaniſirkapſeln, in denen nichts weniger lag, als Pflanzen, und etliche Bücher, in denen nichts weniger ſtand, als Facultätskram. Es waren ſchöne Commerſchbücher.

„Wir werden nun abfahren!“ ſprach der Reiſende in der Laube, und erhob ſich mit etwas ſteifer Bewegung. „Hier kommen liebe und wackere Leute, Kinder von Jena. Das kennt uns und hat eine angeborene Vorliebe für Vivats und Pereats. Verſchwinde ſeitwärts, Friedrich, und du, Wulf, geh' ins Haus und zahle die Zeche. Wir wollen ſachte vorangehn, nach dem Schneekopfsgipfel zu.“

Er verließ die Laube und ſchritt an der ländlichen Gruppe vorüber, die vorhin geſungen hatte.

„Gott grüße euch, Kinder!“ ſprach er im Vorübergehen: „ihr ſingt recht artig; habt mich erfreut mit euerm Lied. Hier habt ihr etwas zu einem Trunk.“

„Schönſten Dank, gnädiger Herr! Wir ſingen nicht um Geld, wir ſingen für unſern eigenen Spaß!“ erwiederte ablehnend Curt, doch ohne alle Unhöflichkeit, ganz ruhig und beſcheiden.

„Ich biete es euch ja nicht als Lohn für euer ſingen, ſondern zu einem Vergnügen!“ fuhr der Reiſende fort, und warf das Geldſtück in Jörgs Mütze, die dieſer abgezogen hatte, und in der Hand hielt.

„Wenn der gnädige Herr nicht anders will, ſo danken wir zum allerſchönſten!“ rief der weniger blöde Veit, und jener ſchritt mit dem Diener von dannen.

„Weiſ' doch her, ich meint' es wäre eine Dicketonn' *), rief Annemarie, und langte neugierig nach dem großen Silberſtück. Es war ein neuer Speciesthaler von nicht gewöhnlicher Art. Der Avers zeigte über einem Wappenſchild eine Krone; der Revers enthielt innerhalb eines leichtgeſchlungenen Eichlaubkranzes die Worte: Dem Vaterlande, und die Jahrzahl 1815 — und alle ſtaunten ein Geldſtück an, davon ſich noch nie ein Kamerad deſſelben in ihrer eines Hände verirrt hatte.

Wulf zahlte und rechnete mit dem Schmücker Wirth. Er erkaufte zugleich eine Flaſche Spaniſch-Bitter, gab ſie dem Wirth zum Aufheben, und ſagte dann zu Veit: „Beim Wirth ſteht was für den alten Lipps: „Kann ich, ſo komme ich, kann ich nicht, ſo ſtellt euch um ſo geſcheidter an. Du Curt, mach' deine Sache kunſtgerecht. Grüßt mir den Lipps. Gute Weile, und macht's fein ſo, daß alles gut thut. Du Annemarie, gehſt mit guter Geſellſchaft heim. Macht keine Händel! Habt dasmal mehr zu thun! Gott behüt' Euch.“

Wulf eilte dem Fremden nach, der mit raſchem Gange die ſanfte Anhöhe, zu welcher ſich der Rennſteig auf jenem Hochpunkt emporzieht, hinanſtieg, und einige male ſtilleſtand und umblickte, um ſich den Ge-

---

*) Laub- oder Kronenthaler vom Worte Ducaton.

nuß der Ausſicht und des bunten Menſchentreibens, das nun ſchon unter ihm war, zu erfreuen.

Da war's als hörte er ſeinen Namen rufen, ſeinen großen Namen. Er ſah jene drunten Mützen ſchwenkend Gläſer und Krüge hoch heben und hörte es hoch! rufen.

„Die guten Kinder!“ ſprach der hohe Alte heiter vor ſich hin, lüpfte hinunter dankend, ſeine Reiſemütze, und entſchwand dem Blick der Nachſchauenden in des Schneekopfgipfels grünen Fichtenmantel.

Dem alten Wulf hätte es ja das Herz abgedrückt, dem Gaſtgeber nicht zu ſagen, daß er einen Geheimerath geleite — und der Wirth eine Vermuthung hegend, lief eiligſt heraus zu dem Tiſch, an welchem die Studenten ſaßen, zeigte hin und ſagte: „Schade! dort geht er ſchon!“

„Wer?“ fragten die Jünglinge, und hinblickend erkannten ihn gleich mehrere an der hohen edlen Geſtalt, an Schritt und Gang, und da riefen ſie ihm ihr donnerndes hoch! nach, und das Ohr des den Blicken der Studenten entſchwundenen erreichte noch die Melodie — die Worte zu ihr kannte er ſelbſt — des heitern Bundesliedes:

Uns hat ein Gott geſegnet
Mit freiem Lebensblick,
Und alles was begegnet
Erneuert unſer Glück.
Durch Grillen nicht gedränget

Verknickt ſich keine Luſt;
Durch Zieren nicht geenget
Schlägt freier unſre Bruſt.

4.

Auf der Schmücke wurde es allmählig, was man voll zu nennen pflegt; alle Zimmer beſetzt, alle Stühle beſetzt, alle Lauben beſetzt. Es wurden noch Bänke aus Baumſtämmen improviſirt auf die Gefahr hin, an derem Harze die Gewande zu verderben. Die Sternſcheibe prangte auf hoher Stange ſtattlich und groß und mancher Schütze, und mancher junge Jäger ſah im Geiſt ſchon zielend nach ihr empor. Unter den letzteren wurden auch zwei hübſche junge Männer erblickt, deren Tracht die der nachbarlichen hochfürſtlichen Büchſenſpanner war. Einer dieſer beiden war Herr Franz Zieler. Sein gnädigſter Herr bedurfte an dieſem Tage ihrer nicht, und hatte ihnen Erlaubniß ertheilt, dem Schützenfeſte beizuwohnen.

Zielers Augen ſuchten Annemarie. Daß ſie herauf war, hatte er ſchon in Schmiedefeld erkundet. Es wimmelte aber ſo von Dörferinnen, daß er ſie nicht gleich entdeckte. Annemarie ſah ihn längſt mit ſeinem Gefährten ſich durch das Gedränge wühlen, welches das Wirthshaus umwimmelte, wie ein Jahrmarkt. Und in der That, es hatten ſich leichte Buden aufgebaut, es waren Verkäufer da, Bäcker und Metzger, und die

Suhlaer Conditorinnen mit ihren mancherlei Süßigkeiten fehlten nicht. Annemarie ſtand bei einigen Freundinnen, in ihrer Nähe befanden ſich ihre Brüder, Curt, ihr anhänglicher Verehrer, auch der kleine Michel, und Kantors Fritz, der Exſtudent, noch halb in burſchikoſer, halb ſchon in bäuerlicher Tracht. Er hatte auch eine Zither mit herauf genommen.

Mit einemmale ſtanden Zieler und ſein Kamerad vor der Gruppe dieſer befreundeten, boten gute Zeit, und Zieler redete die Söhne Wulfs unbefangen an: „Nun ihr Jungen, wie iſt euch neulich die Jagd bekommen?“

„Hm!“ brummte Veit. „Wie das immer bekommt. So eine Jagd iſt für unſer einen ſtetig ſehr heilſam.“

„Wie ſo?“ fragte Franz.

„Sie macht uns ſchlagerdenmüde Knochen, tüchtigen Hunger und kanibaliſchen Durſt, und dann nichts zu beißen und zu brocken, das übt die Enthaltſamkeit und ſtärkt den Glauben an ein Jenſeits.“

„Spaß!“ erwiederte Zieler: „Ihr ſeht alle nicht danach aus, als ob ihr Hunger und Durſt littet. Ihr kennt ganz gute Quellen, die beides ſtillen.“

„Meinen Sie?“ fragte Jörg betonend, und ſtopfte ſeine Pfeife aus einem perlengeſtickten Beutel. „Hirſche ſchießen iſt doch beſſer, als Hirſche treiben.“ —

„Tanzen wir heut' eins miteinander, Jungfer Annemarie?" fragte Zieler das Mädchen.

„Iſt ſchon engagirt auf den ganzen Ball!" antwortete ſtatt ihrer Zitherwalmers Sohn, der heute auch im Sonntagsſtaat prangte, ſpöttiſch, und mit ländlicher Gravität.

„Eine Extratour wird ſchon erlaubt ſein!" warf Zielers Gefährte hin.

„Ja — 's iſt ein ſchön Ding um die Extratouren überhaupt" — ſpöttelte beziehungsreich mit Seitenblicken auf die Brüder Wulf, auf Zitherwalmers Curt und Annemarie und zugleich auf die jungen Jäger der kleine Michel, und jede Partei konnte ſeine Rede deuten, wie ſie Luſt hatte.

„Auf Wiederſehen!" rief Zieler der Gruppe zu, und ſchwenkte links ab, mit ſeinem Gefährten dem Wirthshauſe zu, ſich ein Plätzchen zu ſuchen. Das war ſchwer zu bekommen. Die edle Jägerei war wie zu einem Aufgebot verſammelt. „Grün iſt heute Trumpf!" rief Löger, der mit Specht und Hofmann am obern Ende eines langen Tafeltiſches neben den Frauen gleichſam den Vorſitz hatte; am gleichen Tiſch ſaßen die Weinhändler, ſaß Geiſtlichkeit, ſaß der Sänger des Schneekopfs mit ſeiner heitern Frau, ſaßen Oberförſter und Förſter, unter ihnen auch der Forſtverwalter aus Stützerbach, und Fabrikherren und Frauen und Mädchen. Es wurde ſehr gefrühſtückt, und Laſten von Wein- und Bierflaſchen drückten die Tafelplatte ſchier krumm. Löger lud die Kanone ſeiner Luſtigkeit bis zur Mündung und es drängte ihn mächtiglich, ſie zu entladen.

„Ich muß eine Rede halten! Ich bitte um Erlaubniß, eine Rede zu halten!“ rief er, in der Hand ein volles Glas, und ſich vom Stuhl erhebend.

Das Geſpräch rauſchte aber ſo mannichfach belebt durch das geräumige menſchenvolle Zimmer, daß Löger Anfangs nur von den nächſtſitzenden gehört wurde.

Da ſo nicht durchzudringen war, erhob Löger ſeine Stentorſtimme mit mehr Macht, als vorher. Er that zuerſt in die hohle Fauſt einen Blök, indem er den Ruf des brünnſtigen Hirſches nachahmte, und dieſer verwunderliche Ton, welcher der Geſellſchaft überraſchend klang, brachte ſogleich faſt allgemeines Schweigen hervor. Nun hatte Löger gewonnen und ergriff ſogleich das Wort: „Meine Herren und Damen, oder beſſer: meine Damen und Herren! Ich muß Ihnen etwas mittheilen, ich muß Sie auf eine große, merkwürdige Natur-Erſcheinung aufmerkſam machen, die ſich auf unſerm Walde zeigt. Sie denken, ich meine den Holzwurm — Gott bewahre — oder den Heerwurm, fällt mir nicht ein, mit Würmern befaßt ſich kein Jäger. Es läßt ſich bei uns ein rarer Vogel ſehen, deſſen Naturgeſchichte ſehr merkwürdig iſt, und ich möchte Ihnen gerade heute dieſe Naturgeſchichte vortragen.“

„„Hört, hört! Was hat der Löger auf dem Rohre? Wo will das hinaus? Gewiß wieder eine ſeiner Neuigkeiten!““ ſo flüſterte es durch den Kreis der Gäſte, die immer ſtiller wurden, welche Stille Löger beſtens nutzte, indem er unaufhaltſam fortfuhr:

„Dieſer Vogel, von dem ich rede, iſt auf dem Thüringerwalde ein ſehr beliebter Vogel; er hält die Mitte zwiſchen dem Buntſpecht und dem Schwarzſpecht!“

„„Daß dich der Rehbock!““ unterbrach Specht lachend und auffahrend. „Merkt ihr was? Er meint mich, weil ich da zwiſchen dem Herrn Pfarrer und ſeiner Frau Förſterin ſitze!“

„Laßt ihn doch! St! Die Rede! Die Naturgeſchichte!“ rief es in dem fröhlichen Kreiſe durcheinander, und Löger, weit entfernt, ſich unterbrechen zu laſſen, fuhr mit um ſo ſtärkerer Stimme fort: „Ja ich meine hier unſern lieben würdigen Grün-Specht! Fünfundzwanzig Jahre hält er die Mitte zwiſchen ſchwarzen und bunten Vögeln, ein beliebter, kecker, luſtiger Vogel, ein loſer Vogel, ein Spaßvogel!“

Alles lachte und klatſchte Beifall. Specht wollte etwas erwiedern, kam aber nicht zum Wort, er rief nur: „Spottvogel! Spottvogel!“ — und Löger ſprach weiter: „Er hackt mit ſeinem ſtarken Schnabel — dem Waldhammer — in anbrüchige Bäume große und tiefe Löcher; er läuft um die Stämme herum und ſieht ob Holzwürmer — Waldfrevler, Holz- und Wilddiebe — darin ſtecken;

dieſe fürchten ſein Pochen, und ſuchen ſich durch die Flucht zu retten. Sein Aufenthalt: Im Winter bleibt er bei uns; den Sommer über hält er ſich in großen Wäldern auf, doch auch in Feldhölzern. Im Auguſt zieht er ſich herab in die Gärten und an die Bäche, vornehmlich an die Forellenbäche, und im Winter nähert er ſich ganz den Häuſern, abſonderlich den Wirthshäuſern!“

Dieſe naturhiſtoriſche Parallele auf den lebensfrohen Weidmann von einem lebensfrohen Weidmann brachte die heiterſte Stimmung hervor. Man lachte, jubelte und trank dazwiſchen, und Löger fuhr weiter fort: „Sein Schaden, den unſer Waldvogel thut, kommt nicht in Betracht. Mit Unrecht wird er für einen ſchädlichen Vogel gehalten. Sein Nutzen dagegen iſt beträchtlich!“ Gelächter, denn die Art, wie Löger die Worte: ſein Nutzen betonte und mit komiſch wirkender Mimik begleitete, ließ die mannichfaltigſte Deutung zu. „Viele ſchädliche Holzwürmer werden durch ihn getödtet. Feiſte Hirſche, Rehböcke, Haſen und Auerhähne. — Er tödtet ſie nicht nur, ſondern er verſpeiſt ſie auch. In einem Dorfe in Sibirien — ſo ſteht in der Naturgeſchichte — ſoll der Specht an den Weinſtöcken großen Schaden thun. Unſer thüringiſcher Specht thut an den Weinſtöcken nicht den mindeſten Schaden, ſchon deshalb nicht, weil bei uns ſolche Stöcke nicht wachſen. Hingegen in ſeinem

Dorfe, in Benshauſen, thut er an den Weinflaſchen ſein möglichſtes. Auf, meine Freunde, zu den Flaſchen, zu den Gläſern, unſer Specht, unſer Jubel-Specht: Picus noster Jubilarius vivat! vivat! vivat!“

Das war ein Hallo, ein anklingen, ein vivatrufen; die Wände der Stube erſchütterten davon. Voll großartiger Herzlichkeit thronte die Freude in ihrem goldenen Kleide im Kreiſe dieſer gemüthvollen, gemüthfrohen Menſchen. Es ward hier das Dichterwort einmal wieder zur lebendigen Wahrheit:

Auf Bergen wohnt die Freiheit, da blüht Leben
Und Lebensluſt vollauf. —

Der Reiſende hatte ſeine anfängliche Abſicht, den Schneekopfsgipfel zu erreichen, geändert; er ſchritt mit den Begleitern längs der Teufelskreiſe hin, von denen Wulf manche Sage zu erzählen wußte, jener Stelle zu, welche mit einer gewiß nicht zufälligen Bedeutſamkeit die Poeſie des Volkes den ſchönen Namen die goldene Brücke beilegte. Ward hier in grauen Vorzeittagen fliehenden Feinden eine Brücke gebaut? Waren die Teufelskreiſe einſt umfangreicher über jene eine halbe Stunde lange Bergebene, über welche der Weg von der Schmücke nach Gehlberg führt, verbreitet und verdiente die von der Natur aus Kugelporphyr gebaute Brücke deshalb, weil ſie die alleinige Straße war, den Namen einer goldenen? Oder dankte ſie nur der verſchwenderiſch freigebig rings Gold um ſich ausſtreuenden Sage dieſe Benennung? —

Dieſe Fragen zogen durch die Gedanken des Reiſenden, bis er an die Abſenkung des Weges gelangt war, der aus dem Schneetiegel herauf in den Weg nach Gehlberg einmündet. Da blieb er ſtehen, und ſagte: „Hic Rhodus, hic salta! Hier iſt die goldene Brücke. Hier liegen, in dieſer Dammerde in umbrafarbigem Eiſenthon die Kugeln, nicht über eine Elle tief. Iſt es nicht ſo?“

„So und nicht anders! Meiner Seel'!“ rief Wulf mit großen Augen, und begann ſeitwärts des Weges in der Erde zu wühlen. „Gerade da hab' ich meine, die ich zu Haus habe, auch her. Man findet ſelten einmal eine große. Da liegt auch noch ein artlicher Stein, den ich ſchon in der Hand hatte — aber doch nicht mitnehmen mochte.“ — „Gieb ihn!“ ſprach der Reiſende, und Friedrich nahm den Stein aus Wulfs Händen und reichte ihn dem Gebieter. „Sieh doch!“ ſprach dieſer: „ein braunrother Porphyr mit fadenförmig durchgehendem Feldſpath und eingeſprengten Chalcedonkörnern. Gerade ſo ein Stein gelangte vor Jahren durch uns an den braunſchweigiſchen Leibarzt Doctor Brückmann, der ihn in einer chemiſchen Zeitſchrift beſchrieben. Wir wollen zu näherer Vergleichung dieſen doch mitnehmen.“

Friedrich bekam den Stein zur Obhut, nicht minder ein Gerölle kleinerer Schneekopfskugeln, deren einige von dem gewichtigen Hammer des Mineralogen zerſchlagen wurden, aber nur unausgeſprochene Kryſtallformationen enthielten.

„Hab's gleich gedacht, daß wir nichts geſcheidt's finden würden“, murrte Wulf, „weil uns vorhin ſo eine verfluchtige Mole *) über den Weg kroch. Das iſt dem Teufel ſein Gehäng, wenn ich ſo ein Ding ſehe, da geh ich ihm allemal ſechs Schritte aus dem Weg.“

„Nun ſo laß Dein Suchen gut ſein!“ antwortete der Reiſende. „Du bringſt mir die großen Kugeln, die Du daheim haſt, und ich bezahle Dir ſie gut.“

„Soll ein Wort ſein, Herr Geheimerath, wenn's die Katz nicht frißt“, verſetzte Wulf, und ſchüttelte die aufgewühlte Erde von ſich ab. Niemand war froher, als der Diener Friedrich; er trug ſeiner Meinung nach ſchon ſchwer genug, und dachte in ſeinen Gedanken: Ich hätte den Henker von all' den dummen Steenen. Es ſind ja doch nur Narrenspoſſen dadermit und Edelſteene ſind's och nich. —

Den Weg nach Gehlberg nun verlaſſend, führte Wulf als treulicher Geleiter ſeinen Reiſenden jetzt über die Einſenkung des Schneetiegels, zu einer Stelle, wo der Blick in die Schlucht frei war. In jähen Bergwänden abſtürzend lag wie ein ausgebrannter Kra-

---

*) Salamander.

ter — die **Hölle**, ſo heißt dieſer Abgrund — als eine grauenvolle Wildniß, unter den Schauenden. Stämme über Stämmen, die zertrümmernd ſie und ſich ſelbſt im gewaltigen Sturz des Windbruchs unter Donnertoſen und ſchallendem Krachen gefallen waren — lagen hier — ja Wälder über Wäldern, ungenutzt faulend und modernd, denn zu jener Zeit achtete man das Holz noch minder hoch, wie in unſern Tagen — und aus dem holzgedüngten Boden waren rieſenhafte Saum-Farren emporgewachſen und prangten mit Wedeln, ſo breit wie Adlerſchwingen.

Den Waldboden, den die Reiſenden betreten hatten, überkrochen die vielgliederigen Stengel des Bärlappmooſes, und beſtreuten die Schuhe der Wanderer mit ihrer Aehren goldenem Saamenſtaube. Zwiſchen den Felſenſpalten der Wände dieſes Waldes neigten ſich die doppeltgeſiederten Wedel des Königstraubenfarrn und des Spicant. Von den Aeſten ergrauter Tannen hingen mähnenförmige Haarflechten von fahler graugrüner Färbung nieder, und das Schweigen der Oede lagerte geheimnißvoll über dem Abgrund. —

Auf der Schmücke begann das Schießen. Von Zeit zu Zeit ward ein leichter Knall hörbar. Das Hacken eines Spechts ſchallte und hallte vernehmlich an den Bergwänden wieder.

Auf jenem breiten Bergzug, welcher die Thäler der großen Gera und der Ilm von einander ſcheidet, über dem Sachſenſtein hin, ſchritt der Fuß der Wanderer, durch völlig einſame Waldſtille.

Lange gingen ſie ſchweigend. Der Reiſende mochte entſchwundener Tage, entſchwundener Jahre mit ſtiller Wehmuth gedenken.

Endlich ſtand er, und ſprach zu Wulf: „Dieſer Pfad muß, wenn wir uns auf der Höhe, aber mehr links halten, zur Sturmheide über Ilmenau führen. Wie heißt dieſer Waldtheil?“

„Man nennt es hier die Spielmannsleite,“ erwiederte Wulf.

„Die Spielmannsleite — die Spielmannsleite —“ wiederholte jener gedankenvoll. „Nun wohl, wackerer Führer, hier iſt Dein Lohn. Wir bedürfen Deiner nicht mehr. Habe Dank, und vergiß nicht, morgen, wenn es ſein kann, die Kugeln nach Ilmenau zu bringen.“

Wulf gab das wenige Gepäck, welches er bisher getragen, an den Diener ab, der es mit ſaurer Miene empfing, und ſich damit belud.

„Ich danke ſchönſtens! Gotteslohn!“ ſprach Wulf beim Abſchied. „Sie haben mir mehr gegeben als ich verdient habe. Reiſen Sie mit Gott!“

Wulf ging. Der Reiſende wanderte weiter über den harten kieſigen Bergpfad, und ſuchte Stellen, wo Raſen oder Moos dieſen Pfad wie mit Sammt überpolſtert hatten, ſo daß ſein, zwar noch kräftiger, aber ſolcher Märſche doch ungewohnter Fuß ſich ſanft vorwärts zu ſchieben vermochte.

Um die Spielmannsleite floß das klare Licht des Herbſttages wie verklärend; alles grüne leuchtete in erhöhter Färbung, der Porphyrkies ſelbſt, der im Wege glitzerte, ſchien unter den Tritten des Mannes zu Diamanten zu werden. Die heilige Natur umfing küſſend ihren raſtloſen greiſen Prieſter, ihren Prieſter, der ein Sänger war.

Einſt ſchritt ein Sänger wohlgemuth,
Das Herz erfüllt von reiner Gluth,
Ein Sänger der ſie weihte —
Hin über die Spielmannsleite.

Wo blieb der Sänger, der dort ſang?
Sein Tritt verhallte — ſein Lied verklang.
Sanft rauſcht es über die Haide:
Ade — du Spielmannsleite. — *)

Wulf ſtand, als die Bäume des Waldes den Geleiteten ſeinen Blick entzogen hatten, und zählte das empfangene Geld. Er war höchlich befriedigt, und ſprach zu ſich ſelbſt: „Wahrlich, ein guter Tag, ein guter Botenlohn. Das iſt doch ein Mann! Und wie mortaliſch geſcheidt. Alles weiß er, dem konnt' ich nichts aufbinden, wie neulich dem Profeſſor von da draußen herum, der immer eine neue Frage that, ehe ich auf die alte geantwortet hatte. Ich muß noch lachen, wenn ich an ſelben Dürrländer denke. Im-

---

*) Vergleiche die Erzählung: Der Spielmann vom Thüringerwalde.

merfort ſchrieb er zwiſchen ſeinen Fragen. Was vor Fiſche wachſen in dieſen Bächen? — Forellen, zu dienen. Was für Beeren wachſen in dieſen Wäldern? Erdbeeren, ſchwarze Beeren, Himbeeren und Hölperle. Was? Hölperle? Was iſt das? Und welche Vögel niſten hier? — Krähen, Raben, Dohlen, Grünitze, Finken, Zeiſige — halt Grünitze, was iſt das? — So ging es fort, und wie Gott ſeinen Schaden beſah, hatte der Dürrländer geſchrieben: In den Wäldern wachſen Erdbeeren, Schwarzbeeren und Grünitze; es niſten da Dohlen, Raben, Krähen, Finken und Forellen, und in den Bächen fiſcht man Hilperle — wahrſcheinlich führt eine Art Ellritze dieſen Trivialnamen. O du Trivialname! Geh nach Schleuſingen, und laß dir von Herrn Reinhard eine ſchöne Waldgegend malen!“

Wulf wandte ſeinen Weg nicht nach der Schmücke wieder aufwärts. Er ſtand an einer beſonderen Waldſtelle, wo ſich Wege auf- und abwärts kreuzten, und überlegte, wohin er ſich wenden ſollte. Er ſah nach dem Stande der Sonne. Es war wenig über Mittag. Er ging noch eine Strecke weiter zurück, bis er die Stelle erreichte, wo jener Grund, darin der große Sperbersbach entſpringt, ſich vom Bergrücken abwärts niederſenkt. Dort warf er ſich ermüdet unter einer hohen Tanne auf ſchwellendes, jetzt trockenes Torfmoos, das hier an feuchter Stelle auf günſtigem Boden wuchs, und ein Lager bot ſo ſanft wie auf Eiderdunen. Eine Minute ſpäter ſchlief der alte Wulf, ein Naturkind, auf dem Schooße ſeiner großen Mutter, feſt und tief. —

Droben auf der Schmücke ward die Feſtfreude immer lebendiger. Ein alter Student erblickte den Kantors Fritz und rief: „Seht doch! Seht! Irre ich nicht, ſo ſteht dort bei den Dorfburſchen die Terz, jener gute Junge, dem ein Pech widerfahren. Er ſollte nämlich Juriſt werden, und iſt ein Poet geworden!“ — Seine Jenenſer Comilitonen nannten den Fritz nicht anders als die Terz, weil er dieſes Wort mit eigenthümlichem Accent ausſprach. — „Die Terz iſt auch da? Vivat die Terz!“ umjubelte es ihn alsbald — und er ſah ſich fortgeriſſen in der Muſenſöhne Kreis. Dieſe Muſenſöhne tranken unaufhörlich, und als ſich auf grüner Matte die Bergmuſikanten aufſtellten, und luſtige Tanzreigen aufſpielten, auch wechſelsweiſe dazu ſangen, da führte der Fritz ſeinen Freunden aus dem Kreiſe ſeiner ländlichen Bekannten hübſche Tänzerinnen zu, und da tanzte, wer Luſt hatte, Student und Bauer, Forſtgehülfe und Holzhacker mit den blühenden kräftigen Waldmädchen.

Indeſſen ſchoſſen und tranken die vereinigten Förſter mit unermüdlicher Ausdauer; ſie hätten die Sterne des ganzen Firmamentes abgeſchoſſen, wenn ihre Kugelbüchſen ſo weit getragen hätten, und je mehr ſie tranken, um ſo beſſer ſchoſſen und trafen ſie. Lögers wetterbraunes Geſicht ſtand voll Schweißtropfen, mit denen ſich der Pulverdampf vermählte.

„Schauſt doch aus, wie ein wahrer Waldteufel!“ lachte der Wirth ihn an, als er ihm eine friſche Flaſche in den Schießſtand brachte.

„Wenigſtens bekommt man waldteufelmäßigen Durſt auf Euer Bier!“ erwiederte Löger. „Werdet wohl wilden Rosmarin oder Kühnporſt aus euern Teufelskreiſen hineingebraut haben! Ein ſchönes Zeug, das!“

„Iſt gut, macht das Oberleder glänzend“, ſpottete der Wirth mit Anſpielung auf Lögers glänzendes Geſicht zurück: „und vertreibt Grillen und Wanzen.“

„Was Ihr ſagt! Da wundere ich mich, daß Ihr noch auf der Schmücke ſeid, dicke Nuſſe!“ gab der Förſter zurück, bis das Geſchrei des Ausrufers: „Förſter Hofmann in den Stand! Förſter Löger mach' ſich fertig!“ ihre Neckerei für dießmal unterbrach.

Franz Zieler, der ſchmucke Leibjäger, fehlte nicht beim Schießen und fehlte nicht beim Tanz, aber das Glück war ihm heute nicht hold; beim Schießen war er zwar, aber da fehlte er dennoch oft und andere ſchoſſen die Sterne ab, nach denen er gezielt. Curt beobachtete ihn, und ließ ihn nicht aus den Augen; er ſah, daß Franz ſich alle Mühe gab, mit Annemarie zu ſchäkern, ſie ihm abſpenſtig zu machen, und die Eiferſucht, der böſe Heerwurm, der ſo große Verheerungen anrichtet im innern der Menſchen, der mehr verdirbt als die fichtenverderbende Proceſſionsraupe in den Schwarzwaldforſten — kroch ihm aus dem Herzen in den Kopf und aus dem Kopf in die Fäuſte.

Annemarie ſtand während eines Tanzes am Arme Curt's, als Franz wieder vom Schießen kam, und um eine Extratour bat.

„Glück zu, Herr Treffer!“ lachte Curt, mit innerem Aerger, indem er Annemarie ihm abtrat.

„Ich heiße Zieler!“ erwiederte der Leibjäger mit einigem Stolz.

„Ja ſo, verzeihen Sie!“ erwiederte Curt, und rief in den Kreis der Tanzenden, in welchem Zieler mit Annemarie hinein wirbelte, ſpottend und laut genug ihnen nach: „Zwiſchen zielen und treffen iſt freilich ein großer Schiedunter!“ welcher bäuriſche Witz bei den Umſtehenden Sympathie und Gelächter weckte. Der Pfeil dieſes Hohns erreichte noch Zielers Ohr, und er ſprach mit düſterer Miene zu Annemarie: „Dieſer Lumpenkerl will mich verhöhnen! Er hüte ſich! Ich bringe ihn ins Zuchthaus!“

Das Mädchen erſchrak, und erwiederte flüſternd aber böſe: „Ei Herr Leibjäger, geht das ſo ſchnell? Dazu muß einer doch erſt was Böſes thun, und da rath' ich, nicht zu machen, daß er's Ihnen thut.“

„Er iſt wohl Dein Herzblatt?“ fragte Zieler mit Eiferſucht, denn er fühlte in Wahrheit eine lebhafte Zuneigung für das ſchöne, friſche und ſtattliche Waldmädchen. Sie antwortete nicht, ſie wandte ihr erröthendes Geſicht ab. Es war ein Geſpräch, wie ſie während des Tanzes noch mit keinem ihrer Tänzer geführt.

„Kann er Dir eine Zukunft bieten?“ fragte Zieler entflammt und dringlich weiter, und da ſie beſtändig ſchwieg, fuhr er fort: „Liebe Annemarie, in kurzem bekomme ich eine Förſterſtelle, und heirathe Dich! Verſprich Dich mir!“

„Narrenspoſſen! Ihr heirathen kann ich mir denken!“ rief Annemarie voll Zorn, und riß ſich aus ihres Tänzers Armen. Zum Glück endete gerade der Tanz, ſo daß ihre raſche Bewegung nicht auffiel, doch entging ſie nicht den aufmerkſamen Augen Curt's und ihrer Brüder, welche wie zu einer Berathung an eine weniger volle Stelle des Raſens getreten waren, und mit einander flüſterten.

„Es bleibt dabei“, endete Veit ihr heimliches Geſpräch. „Sie darf ſich nicht von dem Jäger heim begleiten laſſen, ſonſt verdreht ihr der ſchmucke Herr den Kopf, und es giebt Unheil. Wir können nicht mitgehen, der kleine Michel kann ſie begleiten, und wir ſagen, der wäre ihr Verlobter.“

Michel, der eben auch vom Tanz mit ſeinem Mädchen abtrat, ward herbeigerufen, und in den Plan eingeweiht. Es wurde Zeit, dieſe Anſtalten zu treffen, denn die Sonne neigte ſich ſtark dem Weſten zu, man ſah ſchon einzelne Bergwanderer, welche weit hatten, die heitere Höhe verlaſſen, doch blieb auf ihr noch Leben und Lebensluſt in Fülle.

Im Kreiſe der Studenten ſaß Cantors Fritz, glücklich wie einſt, die Zither im Arm, und ſang ihnen ſeine Lieder, zu denen ſie Chorus machten. Die Elgersburger Fabrikanten bildeten ihrerſeits zu der Studentengruppe ein recht hübſches Seitenſtück. Sie hatten meiſt ſtudentiſche Tracht beliebt, doch ſah ein Kundiger ihnen gleich an, daß ſie keine Studenten waren. Der eine hatte eine grüne Mütze mit Frankonenfarben, und an ſeiner Pfeife baumelten ſchwarzrothgoldene Quaſten, ein anderer trug ein ſchwarzrothgoldenes Käppchen, und ein teutoniſches Uhrband, und es paßte auf ſie vollkommen die Strophe aus dem Liede, das jene begeiſtert ſangen: Stoßt an, Jena ſoll leben! Hurrah hoch! —:

Philiſter ſind uns gewogen meiſt,
Sie wiſſen den Teufel, was Freiheit heißt!
Frei iſt der Burſch, frei iſt der Burſch.

Endlich brach Jena, nicht ſonderlich eilfertig, zum Weiterzuge auf, die gute Terz begleitete die alten Comilitonen ein gutes Stück, bis zum Wegkreuz, wo der Rennſteig, auf welchem ſie ſchritten, von der Straße, die von Zella nach Oberhof führt, durchſchnitten wird.

Still und ernſt ging dann der zum Manne reiſende Jüngling ſeinen einſamen Weg zurück. Hinter ihm klangen noch verhallend fröhliche Burſchenlieder. Das Weſtland, Franken, lag in einem Glanzmeer in wunderbarer Pracht vor ſeinem Blick, und durch ſeine Seele zogen poetiſche Gedanken. Er dichtete, und dachte dabei an einen ſchönen Mund, der ſein neueſtes Lied ſingen werde — an ſeine Zukunft dachte der unbeſorgte nicht.

Endlich endete auch das Schießen, etwas früher, als man gehofft, aber der Vorrath an Sternſcheiben war zu Ende, weil die Looſe ſich raſcher als ſonſt vergriffen hatten, indem ſich dieſesmal ungewöhnlich viele Theilnehmer gefunden.

Nun vereinte wieder das Zimmer die Gäſte, die es am Vormittage vereint, und noch mehrere dazu, und neben dem wackern Specht thronte wieder Löger, der König des Tages, der die beſten Schüſſe gethan, das meiſte gewonnen.

Der Wirth trug Wein auf, und ſagte mit Anſpielung darauf, daß der Förſter vorher in der Küche ſein Geſicht gereinigt: „Hier ſitzt ein Mann der ſich gewaſchen hat! Unſer Schützenkönig! Hat einen guten Trunk verdient!“

„Ja, wahrlich man muß ſich's auch noch ſauer werden laſſen, damit Wirthe wie Ihr, ihre Bäuche runden können,“ erwiederte Löger, und bald war wieder ſcherzfröhliches Geſpräch in vollem Gange.

Ein Gaſt aus Benshauſen, der ſeine Freude am Jägerlatein hatte, und deſſen gern aus Lögers Munde, der es am trefflichſten ſprach, vernehmen wollte, richtete an dieſen die Rede: „Sie erwähnten heute früh den Heerwurm, und vorhin wurde davon geredet, er zeige ſich wieder. Was iſt das für ein Thier? Ich bin doch auch nicht mehr jung, habe aber in meinem Leben es noch niemals nennen hören.“

„Das glaub' ich wohl!“ erwiederte mit ſcherzhaftem Uebergewicht der Förſter. „Ihr Weinkellerwürmer da drunten verſteht den Kukuk von dem, was auf dem Walde paſſirt. Ob ich den Heerwurm kenne, ob ich ihn kenne, ob ich den Heerwurm kenne? Ei du mein Himmel! Was es für ein Thier iſt? Ein Unthier ſage ich Ihnen. Der deutſche Heerwurm, na, den laſſe ich noch hingehen, der iſt höchſtens ſechzig bis hundert Ellen lang und fauſtdick — aber der ruſſiſche Heerwurm, wie ich ihn am Kaukaſus habe herumkriechen ſehen — das iſt einer — oh, der wurmt die Naturforſcher!“

„Löger iſt in jüngern Jahren als Leibjäger bei einem ruſſiſchen Großen geweſen!“ flüſterte ein Nachbar des Weinhändlers dieſem, der gefragt hatte, ins Ohr. „Ob er aber am Kaukaſus war, davon ſchreibt Sanct Petrus nichts.“

Löger war nun in ſeinem ergötzlichen Element, er ließ die Bilder der Zauberlaterne ſeiner Phantaſie zu Rieſengeſtalten anwachſen.

„Ich will mich von euch freſſen laſſen,“ betheuerte er mit ſeinem gewöhnlichen Schwur: „wenn der ruſſiſche Heerwurm, den ich am Ural ſah, nicht eine Viertelſtunde und drüber lang war? Was ſage ich? Eine Viertelſtunde? — So lang wie die chineſiſche Mauer!“ — „Jetzt iſt er am Ural!“ flüſterte lachend der einer von den Zuhörern. „Habt Acht, wo er noch hingeräth!“

„In Rußland giebt's abſcheuliche Heerwürmer, ſag' ich euch!“ fuhr Löger fort: „Man kann ſich vor ihnen nicht genug in Acht nehmen, ſie beißen und ſtechen zu gleicher Zeit, ſie ſpeien Feuer, ſie freſſen Land und Leute auf, und ſaufen Branntwein dazu.“

Allgemeines Gelächter — auf Lögers Geſicht, das ganz ernſt blieb, zuckte keine Falte. „Ich weiß nicht, was es da zu lachen giebt,“ ſprach er weiter. „Den grimmigſten hab ich in der Krimm angetroffen, die hat auch ihren Namen nur von den grimmigen Beſtien, die es dort giebt. Sein Hals war wie ein Maſtbaum ſo lang und ſo ſtark, und ſo kerzengerade ſtreckt' er ihn empor. Ich zielte aber gut nach ihm; ich hatte gehacktes Blei, das in Arſenikum geſchmolzen war, in meiner Doppelflinte, und wie er den Rachen aufſperrte, und Dampf ausblies, ſchoß ich los, da drang ihm das Blei zum Rachen hinein, durch den Schlund ins Gehirn, und zum Theil durch die Augen wieder heraus, da nießte er einmal einen ganzen Strom Feuer aus, ich ſchrie Proſit! und da fiel er um und war hin. Im kaiſerlichen Muſeum zu Aſtrachan hängt er ausgeſtopft in einem Glaskaſten, und damit ihn die Motten nicht freſſen, kommt monatlich ein Pfund Kampfer hinein.“

Tolles, tumultuariſches Gelächter erfüllte das Zimmer, und es folgte nun in gleicher Weiſe Schwank auf Schwank bis die einbrechende Dämmerung zu Aufbruch und Heimkehr mahnte. Die Matte war ſchon leer; die Gäſte waren meiſt wieder von dannen. Mit Michel und Annemarie war alles abgemacht. Beide gingen zuſammen, in Begleitung anderer Burſche und Mädchen ihres Wohnortes.

Franz Zieler und ſein Kamerad gingen auch mit einander, ſie folgten jenen muntern Bewohnern Stützerbachs, und holten ſie bald ein. Dem Leibjäger Zieler fiel es ungemein auf, daß weder des von ihm geliebten Mädchens Bruder, noch ihr anſcheinlicher Liebhaber ſie begleiteten. Der Weg führte immer auf dem Rennſteig hin, über das Mordfleck, wand ſich um den düſtern Felſengipfel des Finſterbergs, hob ſich, ſenkte ſich wieder, und führte über den Sandwurf am Reifberg hinab in die von hohen Bergen eingeſchloſſene Thalweitung, in welcher ſchon die Lichter der beiden Orte Stützerbach ſchimmerten. Der Mond, der ſchon, dem erſten Viertel nah, am Tage zu erblicken war, beleuchtete den Weg der heitern Wanderer. Michel war ſehr wohlgelaunt, er ſpielte ſeine Rolle als Annemariens Geliebter und Sponſe vortrefflich, und ließ mit Abſicht den hinter ihm Gehenden ſeine Worte vernehmen.

„Und wenn wir zuſammen ſind, Annemarie, da ſpinne ich fleißig Glas“ — Michel war Arbeiter in einer der beiden zu Stützerbach befindlichen Glasfabriken — „und du ſpinnſt fleißig Flachs und was wir ſonſt noch mit einander anſpinnen werden.“

Helles Gelächter der Mädchen, die um den Schwank wußten.

„Und gießeſt für den Alten gläſerne Kugeln!“ gab ein anderer Begleiter in das Geſpräch: „und für die lieben Schwäger? Gelt?“ — „Kannſt Du nicht auch Schießgläſer machen, für die Scharfſchützen, daß ſie die Sternſcheiben beſſer treffen?“ fragte höhniſch ein dritter, im Gehen die Pfeife ausklopfend, als er merkte, daß Zieler und ſein Kamerad daran waren, ſie einzuholen.

„Nä, das kann ich nicht,“ erwiederte Michel, „ich hab' keine Schleifmaſchine.“ — „Darum biſt du auch ſo ungeſchliffen!“ ſcherzte Annemarie, und auch ihr Scherzwort weckte ſchallendes Gelächter.

„Darf man denn nicht mit euch gehen? Nehmt uns auch mit“! ſprachen die Leibjäger jene Geſellſchaft an. Die Gruppe öffnete ſich, man trat aus einander, blickte die Hinzugekommenen etwas groß an, und Michel ſagte: „Wenn den Herren Büchſenſpannern unſre ſchlechte Geſellſchaft gutſatt iſt, unſerthalben. Der Weg iſt für alle!"

„Wir ſind fremd, wiſſen den Weg nicht, zeigt uns ihn wohl ein ſchönes Kind?" fragte Zieler, und langte nach Annemarie's Arme. „Spotten kann ich leiden, höhniſch bin ich ſelbſt," erwiederte dieſe und that mit einem Schrei einen Sprung auf die entgegengeſetzte Seite des Wegs.

„Suchen Sie ſich einen andern Wegweiſer, Herr Leibſchütz! Die iſt mein!" rieth der kleine Michel, und bemächtigte ſich wieder der Hand Annemariens.

„Dort ſteht ein hölzerner!" lachte eins der Mädchen; und wohin die jungen Jäger auch faßten, jede der Dirnen entzog ſich ihnen mit luſtighellem Aufſchrei, der die Thalwände wiederhallen machte, die ſich mählich im abendliche Düſterniß kleideten. Jede, die ſich von den Burſchen des Dorfes ganz unbefangen führen ließ, ſcheute ſich, dadurch, daß ſie einem Fremden den Arm gab, den Spott der Freundinnen auf ſich zu laden.

„Wo ſind denn deine Brüder geblieben, Jungfer Annemarie?" begann Zieler wieder ein Geſpräch anzuknüpfen, aber ſtatt ihrer antwortete Michel ſpöttiſch: „Sie werden wohl noch Staatsgeſchäfte im Finſtergraben haben."

„Sie wollen, glaub' ich, den Heerwurm fangen," fügte Annemarie hinzu.

„Ja — einen Heerwurm mit zwei Hörnern auf dem Kopfe,“ beſtätigte Michel lautlachend, bekam aber einen Knuff in die Rippen von ſeiner Begleiterin, der ſeine Lache abſchnitt.

„Es iſt nichts — Du kommſt nicht an!“ flüſterte Zielers Genoß dieſem zu. „Sie haben uns zum beſten, und ihr Geſpött über uns.“

Zieler war blind vor Liebe. Er blieb in Annemaries Nähe ſo lange wie möglich und verwünſchte Michels Glück in den Abgrund der Hölle.

5.

Der alte Wulf ſchlief lange auf ſeinem Lager von weichem ſchwellendem Sphagnum. Ein Traum hielt ſeine Sinne umſtrickt. Er ſah ſich in unruhevoller Wirkſamkeit ſeiner jüngern, ſeiner ſchlimmen Jahre; es trieb ihn raſtlos durch die Wälder, er war ein Wildſchütze, ein wilder Schütze. Aber das war es nicht allein; er trieb unheimliche Künſte. Er badete — im Traume — zur Mitternachtſtunde in dem tiefſten der Teufelskreiſe, das Bad war feurig und heiß. Er goß Kugeln um Mitternacht im Keſſlersgraben, an der Stelle, wo ſeine verſchollenen Aeltern oft gehauſt, ein heimathloſes Volk, heimathloſem Volk entſprungen, wo vielleicht ſeine Mutter ihn geboren; er fand am blauen Stein die Wunderblume, die ihm die Tiefen der alten dunkeln Graſenburg des Hermannſtein im Ilmthale erſchloß, deren Schätze ihm alle zu Theil geworden wären, wenn er nicht, beim enteilen, die Blume, das beſte, vergeſſen hätte. So war ſein Glück in Schlacken verwandelt. Unterm blauen Stein erſchien ihm wieder, wie oft, ein ſchwarzer Jäger, furchtbar anzuſehen, der lehrte einſt ihm merkwürdige Künſte. Dort an geheimnißvoller Stelle, die Hoffnung geheißen, fing er einſt den Otterkönig, briet ihn lebendig auf kniſternder Kohlenglut, und ſammelte ſein Fett zur magiſchen Augenſalbe, das machte ſeine Augen ſcharf, daß ſie durch Wände blickten; und ſtrich er ſein Ohr damit, ſo vernahm er, was der Holzheher dem Mauſefalken erzählte, was die wilde Taube ihren Kindern zugurrte, und hörte die Schmeicheleien, welche die Ameiſe an die Blattlaus richtete, wenn ſie ſie mit ihren Fühlhörnern ſanft ſtreichelte. Er wußte den Raben zu nöthigen, einen unſichtbarmachenden Stein in ſein Neſt zu tragen, er wußte dem Specht die Springwurz abzuzwingen; er kannte die Formel, die der Schütze ſprechen muß, um einen Freiſchuß zu thun. Er wußte im Kartenſpiel unfehlbar zu gewinnen, vermöge der in der Johannisnacht in der Mitternachtſtunde gefangenen drei Johanniswürmchen. In ſeiner Hand lag Einigung und Trennung, Haß und Liebe von Perſonen. Warum hatte ihn kein Jäger etwas an? Warum ging er, oft beſchuldigt, oft vor Amt geladen, immer gerechtfertigt von hinnen, und ſiegreich über ſeine Feinde triumphirend? Weil er die Augen des Wiedehopfs auf ſeiner Bruſt trug.

Jetzt nahte der ſchwarze Jäger und ſprach mit gellender Hohnlache, die widrig von den Felſen des Sperbergrabens und drüben von denen des Keſſlergrabens zurückſchallte: Schütze, gieb mir meinen Lohn! Der Otterkönig ringelte ſich heran, und wuchs und ſchwoll zu einer Rieſenſchlange an und ziſchte: Schütze, gieb mir mein Fett wieder! Der Rabe kam und krächzte: Schütze, gieb dem Raben wieder ſeinen Stein, ſonſt freſſen dich die Raben dort auf dem Rabenſtein! — Der Specht kam und ſchrie: Gieb mir meine Springwurz wieder, ſonſt zerſpringen deine Glieder! — Und ſo jagte in Wulffs tollem Traum ein Phantom das andre, eins gräulicher wie das andre. Endlich rückte der ganze blaue Stein an ihn heran, und drängte ihn, und es klang eine leiſe Stimme aus der Porphyrwand: Schütze, gieb mir meine blaue Blume wieder! — Und der blaue Stein preßte ihn an den Sachſenſtein, an deſſen Wand er lag, und es wurde ihm ſchwerer und ſchwerer auf der Bruſt, ein zermalmender Druck, eine den Athem beengende, mächtig ihn erſtickende Laſt — es trat der Tod, der grimme Schütze, jetzt heran und legte auf ehernen Bogen ſeinen Knochenpfeil, und zielte nach des alten Schützen Herzen. Da begann Wulf im Traume zu beten. Aber was für ein Gebet konnte der alte Wulf, dem man nie Gebete gelehrt hatte, der wild aufgewachſen war, wie die knorrige Krummholzkiefer auf dem öden Gipfel des Schneekopfs? Er betete das Gebet der Feſtzauberung, damit wollte er den Tod bannen.

„Die heilige Maria ging im Garten, ihres lieben Kindleins thät ſie warten, da ſah ſie einen wilden Schützen ſtehn, der ſollte ihr nicht von dannen gehn. Sie ſprach: Sanct Petrus binde bind', da ſprach Sanct Petrus zu ihr und zum Kind: Ich habe gebunden mit Ketten und Band, ich hab' ihm gebunden Fuß und Hand, und wenn er auch wendet ſeine Schuh, und wenn er umdreht den Hut dazu, ſo wird er nicht eh' von dannen gehn, er hab' die Bäume gezählt, die im Walde ſtehn; er hab' gezählt all' ihr' Nadeln und Laub; er hab gezählt alle Körnlein Staub; er hab' gezählt alle Körnelein und am Himmel hoch alle Sternelein. Das ſage ich Dir du himmliſche Maid im Namen der heiligen Dreifaltigkeit."

Und dazu entraffte Wulf — im Traume — eine Handvoll jenes Mooſes, welches Widertod genannt wird, dem Waldesboden, und hielt ſeine langen Saamenſtengel mit ihren haarigen Kapſelhüllen wie Pfeile dem Tod entgegen.

Da zerfloß der Tod in Duft und Nebel, und da zerfloß auch Wulfs Traum. Er erwachte mit einem ſtöhnenden Seufzer. — Wo er den Schädel des Todes zu ſehen geglaubt hatte, ſtand ein rieſiger gelber Giftſchwamm.

Dämmerung überſpann ſchon mit ihrem Silberflor den hohen Gebirgswald; in den Thälern preßte ſich der Duft in ein dichtes tiefes Blau zuſammen, um die Höhen floſſen die violetten Tinten des Abendglühens zauberiſch und ſchön. Aber es war kühl nach dem warmen Tage, Wulf erhob ſich — er vermochte es nur mit Mühe, ſeine Glieder waren wie zerſchlagen, faſt gelähmt.

„Das war kein guter Schlaf — und das war kein ſchöner Traum, das mag was bedeuten?“ murmelte er beängſtigt vor ſich hin.

„Und ſchon ſo ſpät! Wie iſt mir doch? Wie iſt mir doch? — Sie müſſen ja wohl auf ihrem Poſten ſein! — Raſch hinunter! — O wehe — mit der Raſchheit wird es gute Weile haben. — Mein Gebein iſt in mir zerſchlagen — hu — und es friert mich — es friert mich und ſchüttelt mich, daß mir die Zähne klappern würden, hätt' ich noch welche.“

Mühſam ſchleppte ſich der Alte, mit dem eine merkwürdige Veränderung vorgegangen war, den umdunkelten Waldrain längs des großen Sperberbach hinab, um zu ſeinen Söhnen und zu dem Einſiedler zu gelangen, von Schmerzen gequält und von eiſigem Froſte durchſchauert. —

Still und düſter iſt's im tiefen Forſt, in des Hochwalds ſchaurigen Gründen. Aber der Himmel iſt hell und klar und immer leuchtender erglänzt an ihm des Mondes wachſende Scheibe; ihr Silberlicht umfließt die Tannenwipfel und die Bergkronen, des Hochgebirges mächtige, dunkelgrüne Wogen; in die tiefen Thalſchlünde vermag der freundliche Strahl nicht zu dringen — da iſt's tief düſter und die Bäche rauſchen geheimnißvoll, und die Freibäche rollen murmelnd thalabwärts in der Lengwitz kühlige Umarmung. Da wird die Ilm geboren, die wunderholde Gebirgstochter.

Durch die Waldſtille ſcholl von Zeit zu Zeit ein ferner Eulenruf, und außer dieſem noch ein höchſteigenthümlicher Ton, ſtarkes rollendes Gebrüll eines Thieres.

Im Thalgrunde, unterhalb Hergeſels Häuschen, war eine waſſerreiche Sumpfſtelle, eine Suhle, nach der Jägerſprache. Daneben lag eine kleine baumfreie Waldmatte voll köſtlichen Kräuterwuchſes, der dem Rothwild zum willkommenen Geäſe diente. Auch wuchſen dort in Menge genießbare Waldſchwämme.

Auf dieſem Plätzchen war es eigenthümlich lebendig.

Man gewahrte — denn es waren ſechs Menſchenaugen vorhanden, welche dorthin gerichtet waren, in dem Dämmerlicht, deſſen matter Schimmer dieſe Waldesgründe durchdrang, ein kleines Rudel Thiere, wie die Jäger die Hirſchkühe nennen.

Da erſcholl ganz nahe wieder jenes Gebrüll, ähnlich dem des Löwen, doppelt furchtbar und grauenhaft in dieſer Stille, und gleich darauf ein zweites, eben ſo laut, eben ſo heftig, eine drohende Annahme jener Herausforderung, und brach ſich rollend an den Bergwänden, als kaum das erſte an ihnen verhallte.

Und da ſtand mitten auf dem Aeſungsraume ſtolz und ſtattlich eines der edelſten, der ſchönſten Geſchöpfe, da ſtand ein Hirſch von zwölf Enden, und ihm gegenüber trat ein zweiter, ein Vierzehnender.

Jetzt begannen beide Hirſche, zwei erbitterte eiferſüchtige Sultane des Thüringer Waldes, zu plätzen; ſie ſcharrten voll Grimm und wilden Trotzes mit den Vorderläufen die Erde auf, daß Moos und Kräuter umher flogen, und ſchlugen mit dem Gehörne heftig an niedrige Büſche, die verſtreut umher ſtanden. Gleich darauf, nach dieſem Compliment, begann unter donnerndem Brüllen ein Kampf, daß der Boden erbebte. Schlag auf Schlag gegeneinander mit dem Geweih auf's Geweih; jeder wollte ſeinen Gegner forkeln (durch Spießen verwunden), jedes parirte geſchickt des Andern Stöße und Schläge, und rannte mit erneuter Kraft gegen ihn an.

Zwiſchen dieſem wilden Kampfe zweier kräftiger Brunſthirſche wurden einzelne höchſteigenthümliche Töne gehört, ein leiſes unbeſchreibliches Aechzen, wie der Klagelaut eines Verwundeten oder Sterbenden.

„Hörſt Du nichts, Veit?“

„Die Hirſchkühe locken die ſäugenden Kälber; es iſt ihnen bange. Siehſt du nicht, wie ſich die Kälber an die Mütter drücken? Paß auf! Still!“

Mit einem male ſtanden die Hirſche unregſam, wie feſtgezaubert. Einander an Stärke gleich, wich keiner einen Zoll breit. Sie hatten ihre Geweihe in einander verhauen.

Da ſtanden ſie — keiner Sieger — Angeſichts derer, um deren Beſitz ſie kämpften. Jeder wollte der Gebieter aller ſein. —

Wulf war die Thalrinne längs des großen Sperberbachs herabgekommen, und dem Schauplatz des Brunſtkampfes genaht. Da hemmte er ſeinen Schritt, denn er nahm wahr, daß er ſich in Todesgefahr begebe, während er ſchon ohnehin in Todesgefahr ſich ſchwebend fühlte. Er wußte, daß den Hirſchen aufgelauert ward, aber er konnte natürlich die Jäger in der Finſterniß nicht gewahren. Wenn drüben ein Schuß fiel, ſo war deſſen Richtung nach ihm zu, und die für den Hirſch beſtimmte Kugel — eine Freikugel vielleicht — konnte ihm ins Hirn fahren. Zeichen konnte er nicht geben, rufen durfte er nicht, ſonſt wäre das Wild entflohen. Er kauerte hinter einem ſtarken Baumſtrunk nieder — immer noch vom Froſt geſchüttelt, an allen Gliedern bebend, und er war es, welcher im Fieber ächzte. —

Die Reviere, welche in jenen Gründen aneinander grenzen, ſtanden unter der Obhut der Förſter Löger und Hofmann; das eine war herzoglich Sachſen-Gothaiſches Land, das andre vor kurzer Zeit noch königlich Sächſiſches, jetzt königlich Preußiſches. Der Denkpfennig war ſchon geprägt, darauf der preußiſche Adler mit vieler Güte die Hennebergiſche Henne unter ſeinen rechten Flügel nimmt; eine wahre Wonne für die Münzſammler.

Löger, der wackre nimmermüde Förſter gab beim Scheiden von der Schmücke ſeiner Frau einen Kuß, hob ſie in den Wagen der Weinhändler, die ſie ſicher nach Oberhof, in deſſen ganz naher Nähe ihr Weg ohnehin vorbeiführte, zu bringen gelobten, und der muntre Specht, etwas wankend und ſchwankend aber dennoch ſattelfeſt zu Roſſe ſitzend, ſchickte ſich an die Eskorte zu bilden.

„Ich komme ſpäter, liebe Frau, es giebt noch Geſchäfte im Walde! Komme gut über!"

„Nichts beſſer, als nach einem durchſchwärmten Tag ein Gang durch den Wald im Mondſchein, nicht wahr, mein lieber Herr College!" ſprach Löger zu Hofmann. „Ich begleite Sie ein Stück, und iſt's Ihnen recht, ſo viſitiren wir ein wenig drunten im Gehege des Satans, denn anders kann ich den Fleck nicht nennen, wo er immerfort ſeine Höllenbrut, die Wildſchützen hat.“

„Ich bin dabei, allemal, das verſteht ſich!“ erwiederte Hofmann, und pfiff ſeinem Hunde. Löger pfiff dem ſeinen, und nach einem Valettrunk verließen ſie, faſt die letzten der Gäſte, das Schmückehaus. Der Wirth trat mit ihnen heraus vor die Thüre. Da lag, ein köſtlicher Anblick, die hohe Bergmatte, im Silberſchimmer der Abenddämmerung ganz verklärt — der mächtige Koloß des Finſterbergs ſtarrte in geringer Entfernung dunkel zum Himmel empor, über den Fernen hingen weiße Nebelſchleier — doch am reinen Weſthimmel glühte noch ein purpurner Wiederſchein der Sonne, das meteoriſche Aetherlicht der Abendröthe, wie ein Nordſcheinſchimmer. Aus den Tiefen der Wälder herauf ſcholl vereinzelt das ferne Geſchrei der Brunſthirſche.

Kühl wehte die Nachtluft über den Gebirgsgrat.

„Wie möcht' ich nur noch ſo in den Wald laufen zu nachtſchlafender Zeit!“ nahm halb ſpottend der Wirth das Wort.

„Nach Hauſe müſſen wir doch“ belehrte Hofmann: „Was liegt daran, wenn jeder einen Umweg von anderthalb Stunden durch die Reviere macht?“

„Wenn man freilich —“ war Lögers Antwort: — „ſich einen ſolchen Ranzen gezogen hat, wie der Herr Gaſtgeber Lobeſam hier oben: da wollen die Läufe nicht mehr fort. So ein alter Feiſthirſch thut nicht viele Gänge mehr!“

„Hoho!“ rief der Wirth. Mit euch nehm' ich's noch auf! Mit euch geh ich noch in die Wette! Was gilt's? „Sechs Flaſchen!“

„Topp! Es gilt!“ lachte Hofmann: „wär's auch nur, um euch euern nächſten Sonntagsbraten ſelbſt ſchießen zu laſſen!“

„Das heißt — auf Ihrem Reviere, Herr College!“ fügte Löger hinzu, während der Wirth, ein ſehr rüſtiger und ſtattlicher Mann, in das Haus entſchwand — „denn auf meins will ich dieſen nicht gewöhnen. Er möchte ſonſt aus einem Sonntagsjäger ein Alltagsjäger werden.“

In zwei Minuten trat der Wirth wieder aus dem Hauſe, Mütze auf dem Kopf, Jagdtaſche um, Kugelbüchſe auf der Achſel, und in der Hand ein Fläſchchen mit goldig funkelndem Doppelpomeranzen, das er eben in die Jagdtaſche verſenkte.

Dann ſtiegen die drei muntern Weidgeſellen, denn der Wirth durfte ſich mit Recht einen ſolchen ebenfalls nennen, von der Matte niederwärts und wandelten der ſtillen Hochſtraße, dem Rennſteig, entlang.

Anfangs ſprachen ſie noch miteinander über dieſes und jenes, bald ſcherzend, bald ernſt. Selbſt Gegenſtände der Wiſſenſchaft und namentlich der Forſtwiſſenſchaft blieben nicht außer dem Bereich ihres Geſpräches, denn dieſelben Männer, die am Tage der Ruhe und des Genuſſes ſich jeglichem harmloſen Scherz und den Freuden des Bechers mit voller kräftiger Seele hingaben, und luſtig in den Tag hinein zu leben ſchienen, waren nicht minder in ihrem Dienſt eifrig und pflichtgetreu und blieben nicht zurück hinter der Zeit und dem Fortſchritt der Wiſſenſchaft. So iſt es auf dem Thüringerwalde und hoffentlich auch anderwärts.

Endlich aber verſtummte ihr Geſpräch — um nicht ihr annähern von weitem ſchon kund zu geben, denn der Wald hat, beſonders zur Nachtzeit, ein leiſes Gehör. Ruhig und folgſam ſchritten die beiden Schweißhunde den Jägern, an den Hetzriemen gehalten, zur linken Seite hinter ihren Herren her.

Zu derſelben Viertelſtunde war es, daß dort auf jener Waldblöße die beiden erbitterten Edelhirſche um die Ehre des Platzes und die Freuden des Siegers kämpften, daß drei Wildſchützen im Anſchlage lagen, und daß der alte Wulf hinter dem grauen Baumſtock von mehr als halber Mannshöhe, halb lag halb kauerte, mit reißendem Schmerz in den Gliedern, mit Froſtbeben, mit ſtarrem Auge, mit gequälter Seele.

Siehe da zeigte ſich in dem geheimnißreichen Waldesdüſter nahe bei ihm am Boden ein Lichtſchimmer, goldgrün, wunderſam, wie das Feuer eines Schatzes, welcher heraufrückt, wie die grünen Flämmchen, genährt vom Oxyd heidniſcher Broncewaffen über einſamen Hünengräbern. Aber dieſer Schimmer — o Schreck! bewegte ſich, wuchs, ward größer und größer, ward lang und länger, brach hervor unter dem feuchten Laub — eine feurige Schlange.

Es war der Heerwurm. —

Der Heerwurm leuchtete über und über. —

Jedes einzelne der Millionen Würmchen, die jenes wunderſame Naturgebilde bilden, leuchtete ſo phosphorartig, wie die Weibchen der Johanniswürmchen, zwiſchen Gras und Moos an Waldesſäumen in warmen Septembernächten, und wie die electriſchen Scolopendren.

Dieſes grüngoldne, bewegte, wachſende glühen erregte in Wulfs Seele ein tiefes, entſetzliches grauen. Da war er, da war er, der Hellewurm, der Wurm der Hölle, wie heute der große Naturforſcher, den er geleitet, geſprochen und gedeutet, von deſſen Reden, ſelbſt den Selbſtgeſprächen, Wulf kaum eine Silbe entgangen war.

Der Heerwurm machte ſeine nächtliche Wanderung. —

Der Heerwurm ringelte ſich rieſig lang aus der Erde, ſo ſchien es, hervor, und bildete faſt einen Kreis um den bebenden Schützen der Nacht.

Noch kein Sterblicher hatte den Wurm ſo erblickt, in ſeiner glänzenden, leuchtenden Herrlichkeit.

Ein Naturforſcher würde gejauchzt und ſich geſegnet haben, dieſes nächtliche prächtige Wunder zu ſchauen.

In Wulfs Seele goß dieſes Wunder die bittern Tropfen des Todes.

Das Vorhandenſein eines überwältigenden Dämons ſtand feſt in ſeiner vom Aberglauben mit der Muttermilch genährten Seele.

Jetzt erſchien ihm in feuriger Schlangengeſtalt der Erdgeiſt, in deſſen Bann er ſich früh begeben durch geheime Künſte. Den Tod hatte er zu bannen vermocht vorhin durch ſein Gebet — gegen Dieſen aber — gab es keine Formel.

Als des alten Wildſchützen Seele ſo in ihren tiefſten Tiefen erzitterte, fiel ein Schuß, gleich darauf noch einer, und ein dritter. Beide kämpfende Hirſche thaten jeder einen Schreckſprung und brachen zuſammen. Im Fallen entwirrten ſich ihre ineinander geſchränkten Geweihe.

Die durch dieſe Schüſſe geſchüchterten Thiere ließen einige kurz abgeſtoßene, ſehr laute, plarrende Töne hören, welches eigenthümliche Geſchrei in der Jägerſprache ſchrecken oder ſchmälen genannt wird. Sie ſchmälten über die unwillkommene Störung und rannen in das nahe Dickigt. Einen klagenden Ton ausſtoßend, folgten die Kälber ihren Müttern.

Wie der Blitz waren die Schützen auf dem Platz bei den gut getroffenen verendenden Hirſchen; kaum bedurfte es des vollends tödtenden Genickfanges.

„Arme Aeſer!“ flüſterte Veit, indem er ſich anſchickte, ſich mit dem einen der Hirſche zu beladen: „Tröſtet euch mit dem Auergückel; *) der wird auch geſchoſſen, wenn er balzt.“

„Mich däucht, ich hätte ſchon in der Nähe Erſatzmänner herumſtreichen ſehen. Die Kümmerniß wird bei den Kühen ſo gar groß nicht ſein!“ fügte gleichfalls leiſe Kurt hinzu, und hockte den andern Hirſch auf; beide eilten, ſo ſchnell ſie konnten, mit der Beute nach Hergeſels Hütte.

Jörg blieb auf dem Platze, raufte in Haſt das vom Schweiß der Hirſche bedeckte Gras, ſo gut es ging, aus, und trug den Klumpen, den er davon zuſammengerafft, zur Seite, um ihn unter irgend einem Strunk zu verſtecken. Da vernahm er deutlich ein Aechzen — ſchritt darauf zu, und fand — einen Mann am Baumſtrunk gelehnt, welcher ſtöhnte.

„Wer iſt da?“

„Ach! ach! ach! — Jörg, biſt Du's?“

„Gerechter Gott! Vater? Ihr!“

„Mein Sohn — mit mir iſt's aus? Siehſt Du den Heerwurm?“ —

„Den Heerwurm? Jetzt? bei der Nacht? Ihr faſelt!“

---

*) Auerhahn.

„Er iſt ja ganz feurig, er war da — da war er, bei mir — er wollte was."

„Ach Vater, Ihr habt wohl auf der Schmücke zu viel geſchmeckt — von wegen; der Schnapps wird euch brennen. Ich ſehe nichts feuriges, als ein Paar Spähne von faulem Holz! Steht auf! Es iſt nicht geheuer!" —

„Ich ſage Dir, ich bin des Todes, ich kann nicht aufſtehen!"

„Gerechter Gott, Vater! Was iſt euch denn zugeſtoßen? So trag' ich euch!"

Und ohne Weiteres ergriff der kräftige Sohn des Gebirges ſeinen alten ſchwach gewordnen Vater, und trug auch ihn eilend nach der Hütte des Einſiedlers. — —

„Mohren-Element! Ein Schuß!" rief — ſtille ſtehend oberhalb des kleinen Sperberbachs, der Förſter Löger.

„Himmelkreuz! Noch einer!" bemerkte Hofmann. „Drunten in der Finſter-Grube.

„Und noch einer!" fügte alsbald der Schmückewirth hinzu. „Ich glaube, die heiligen drei Könige mit ihrem Stern, ſchießen, braten und eſſen die Hirſche gern!"

„Teufel auch, das iſt mir doch außerm Spaß! Das ſind Cujone! Den erſten, der mir vor den Lauf kommt, brenn' ich nieder."

„Habt Acht! Es giebt was da drunten! Doch

Vorſicht! Vorſicht! Nichts übereilt! Werft den Grind auf! Aeugt und luſet mit leiſem Ohren! Gebt den Hunden nach!“ rieth der beſonnene Hofmann mit weidmänniſchem Takt.

Zehn Minuten ſpäter erreichten dieſe drei Männer den Thalgrund, welcher die Finſter-Grube heißt.

Es war todtenſtille in dieſem einſamen und ſchaurigen Waldrevier. Leiſe murmelndes Gerinſel allein war hörbar von den Sperberbächen.

Kaum erkennbar, einem alten vergeſſenen Holzhaufen oder einem Felſenſtück ähnlicher als einer Menſchenwohnung lag die Hütte des Einſiedlers, an einem Felſen gelehnt in ihrer Abgeſchiedenheit.

Die Hunde windeten — hinüber nach dem Brunftplatz, und zerrten an den Hetzriemen.

„Dort hat's was gegeben!“ bemerkte Hofmann.

Löger ſah ſich mit ſcharfem Blick nach allen Seiten um, er hatte immer die Hand am Schloß ſeiner Doppelbüchſe, und den Daumen am Hahn.

„Wollen einmal inſpiciren,“ ſagte er. „Ihr, Wirth, bleibt hier ſtehen, und faßt des alten Gauners Hütte wohl ins Auge.“

Die Jäger betraten jenen kleinen Plan; nur ihr geübtes, auch in der Dämmerung hellblickendes Auge konnte erkennen, daß hier zwei Hirſche miteinander gekämpft hatten, daß hier Schweiß vergoſſen worden, aber deſſen Spur ging nicht weiter, und es konnte leicht ein Hirſch den andern verletzt haben; der Platz war in Unordnung.

„Verwundet! recht! verwundet!“ riefen die Jäger ihren Schweißhunden zu, um ſie zu eifrigem Nachſpüren zu ermuntern.

Die Hunde thaten ihre Schuldigkeit, allein es fand ſich keine ſchweißige Fährte, der ſie folgen konnten, und der wärmeren Fährten von geſundem Wild führten zu viele durch einander.

„Wir ſollten doch ein Wachthaus hierher bauen, oder den Philipp ſeine Hütte dazu nehmen!“ rieth verdrüßlich Förſter Hofmann. „Man thäte vielleicht wohl, eine Sulze hier im Grunde anzulegen, zumal eine Suhle da iſt.“

„Ja ja, Herr College! Das ſollten und können wir,“ beſtätigte Löger. „Es geht uns diesmal, wie den Herren, die vom Rathhaus kommen. Morgen am Tag können wir nochmals nachſpüren.“

Die Forſtmänner gingen zum Wirth zurück.

„Da drinn iſt's ſtill, wie in einem Grabe,“ ſagte dieſer, auf Hergeſels Hütte deutend.

„Glaubs wohl, aber der Teufel traue!“ äußerte Löger.

Gleich darauf klopfte er an der Thüre der Hütte an. „Heda! Philipp! Aufgemacht!“

Alles ſtill.

„Philipp! Alter Ratz! Murmelthier! Eisbär! Grauer Dachs! Aufgemacht!“

Alles ſtill.

„Holla! Hergeſel! Leimſiedler! Unke! Holla!“ und ein Paar Kolbenſtöße.

„Mein juter Jotte!“ erſcholl drinnen eine murmelnde Stimme. „Was giebt es denn? Wer iſt mant draußen? Wat ſoll et mant ſind?“

„Förſter ſinds! Aufmachen! Gleich aufmachen!“

Brummelnd näherte ſich's und ſchweren Trittes, der Thür, und redete im innern:

„Mein juter Jott! Kann een elendiger Jreiſe mant nich eenmal ſeine Nachtruhe jenießen? Icke habe nichtes niche vor euch, wer ihr auch ſind thuen möget.“

Die Thüre that ſich auf.

Wie ein Geſpenſt ſtand in ſeinem grauen fadenſcheinigen Soldatenmantel gehüllt, der uralte Mann vor den nächtlichen Störern ſeiner Ruhe.

„Es ſind hier in der Nähe drei Schüſſe gefallen! Es iſt Wild geſchoſſen worden! Habt Ihr nichts davon gehört?“

„Nicht die Probe, ſtraff mir Jott! Ich hab' mant der Ruhe gepflogen.“

„Alter! Alter!“ drohte Löger. „Seid Ihr allein? — Ihr ſeid nicht allein!“

„Ich bin nicht allein,“ beſtätigte der Einſiedler.

„Genen todkranken, ſchwachen Mann hab' ich; der mir vielleicht die Nacht noch druff ſehen thut.“

„Und wer iſt das?“

„'Sis der ahle Wulf, aus Stützerbach, Ihnen zu dienen!“

„Dem Teufel dient ihr, alle beide! nicht uns!“ brauſ'te Löger auf. „Hab' mir's gleich gedacht! Licht machen! Wollen einmal den Hauptriegel *) aufjagen!“

„Alſo einen Todkranken, und bei dem ſchlaft ihr ſo ſtockfeſt! Philipp! Dasmal habt ihr euch verhauen!“ ſprach der Wirth.

„Er kam ſchonſt des Nachmittags in meine armſeligte Hütte elendiglichen gekrochen,“ vertheidigte ſich Hergeſel. „Er hat mant eenen Reiſenden vergleitet, unde war mit dieſemjenigten heint fruh ſchonſt eenmal bei mir. Er hat ſich verkuhlen gethan, und konnte kaum noch pipſen. Icke han ihm Pfeffermünzthee mit etwas Chamillen gekocht, und da hat er mant een Bisken Schlaf druff gekriegt.“

Unter dieſen Reden machte Hergeſel mit zitternder Hand Licht, das bald den geringen Raum der Hütte erhellte, welche ganz kurz zuvor einen alten Mann, drei junge Männer und zwei Hirſche in ſich aufgenommen hatte.

---

*) Dickung im Walde, wo das Wild wechſelt.

Es fand ſich in der Hütte außer des Einſiedlers dürftiger Lagerſtätte und einigen armſeligen Geräthſchaften nichts, gar nichts vor.

„Wo iſt denn der Wulf?“ fragte Hofmann.

„Selbiger ruht in der Kammer,“ war Hergeſels Antwort, und öffnete des ſchmale Hinterthürchen, welches in jenen Schoppen, der nichts als eine Wolfsgrube war, führte.

Da ſaß, halb liegend, der Kranke, auf einer Fülle von weichem Waldmoos, und eingehüllt in eine alte Pferdedecke. Sein Haupt und Rücken lehnte an der bemooſten Holzplatte, von der nichts zu ſehen war, ſo war ſie mit Laub überdeckt. Wulf ſchlief; er athmete aber unruhevoll und ſchnell. Sein Ausſehn zeigte ſich, als man ihm ins Geſicht leuchtete, ſehr verfallen.

Löger ſah forſchend umher, es entdeckte ſich nichts verdächtiges. Mit Sorgfalt hatten die kundigen Schützen der Nacht zu vermeiden gewußt, daß kein Tropfen vom Schweiß der Hirſche irgend den Boden geröthet hatte.

Nur der Inſtinkt der Hunde war mächtiger, als die Schlauheit der Wildſchützen. Sie ſchnoperten und waren unruhig, ſie witterten Wild, und Lögers Hund ſchlug an.

„Hört ihr wohl? Er verbellt todtes!“ rief Löger. „Wir müſſen verloren ſuchen laſſen!“

„Und die Hunde damit verderben! Ich danke dafür," nahm Hofmann das Wort. „Mein alter Waldmann iſt mir zu lieb dazu."

„Verloren ſuchen laſſen, können wir", ſprach der Schmückewirth mitlachen. „Ob wir aber das verlorne finden, das wird ſich fragen."

Und da ſich in Hergeſels Hütte und deren Umgebung nichts merkwürdiges fand, wie ſehr auch Löger nach allen Winkeln ſpähende Blicke richtete, ſo verließen die Jäger bald wieder die Hütte des Einſiedler's, und Hofmann ließ noch den guten Rath zurück: „Gebt dem Kranken, wenn Ihr welches habt, ein Paar Tropfen Wachholderöl ein, und ſeht, daß ihr ihn heimſchafft."

Tief in dem verfallenen Stollen, der eine gute Strecke in den Berg hineinging, brannte ein bergmänniſches Grubenlicht, deſſen Flamme ſich von Hirſchtalg nährte. Bei dieſem matten Schein zerwirkten Wulfs Söhne und Curt die erlegten Hirſche.

Eine halbe Stunde ſpäter, als die Jäger ſeine Hütte verlaſſen hatten, welche in nicht ſonderlich heiterer Laune einander gute Nacht ſagten, und ihre auseinandergehenden Wege verfolgten — Hofmann wieder zum Mordfleck hinauf und auf den Rennſteig wieder nach Schmiedefeld, Löger und der Wirth auf kürzerm Weg durch den Grund des großen Sperberbachs wieder zur Schmücke emporgingen — lugte der Einſiedler vorſichtig in die Nachtſtille hinaus, und da er nirgend die

Nähe eines menſchlichen Weſens wahrnahm, ſo hob er den alten Wulf auf, und leitete ihn zu ſeinem eignen Lager. Sodann lüftete er die alte Holzdecke, die den Eingang zum Stollen verdeckte, und warf das über ihr gehäufte Laub herab.

Nach kurzer Weile traten die im Stollen verborgenen aus dieſem hervor; bald war aus Stangenholz eine Tragbahre gebildet, auf dieſe wurden die erlegten Hirſche gebracht, und auf die Hirſche der Kranke gelegt. Da lag er ſanft und weich; der Einſiedler lieh Wulfs Söhnen ſeine alte Decke — und dann erhoben die drei Jünglinge ihre Laſt. Wulf der ſtärkere lieh von Hergeſel ein Trageband und warf es über ſeine Schultern, mit deſſen Hülfe trug er leicht, die beiden andern, Jörg und Curt, trugen hinten, jeder eine Stange. So wanderten ſie thalentlang durch die Mondſcheinnacht längs dem Freibach hinunter, und dann der Lengwitz entgegen. Von Zeit zu Zeit ruhten die Träger, und ſahen beſorglich nach Wulf. Sein Zuſtand war der einer merklichen Apathie, ſchwach, hinfällig und theilnahmelos ließ er mit ſeinem Körper geſchehen, was mit ihm vorgenommen wurde. Doch gelang es, ihn ohne Unfall und ohne Verſtärkung ſeines Uebelbefindens nach Hauſe zu bringen. Bald war er in der ſorglichſten Pflege von Frau und Tochter, während die Söhne ſich der Hirſche mit der denſelben gebührenden Sorgfalt annahmen. Curt, ſich halb und halb als Schwiegerſohn betrachtend, wirkte redlich mit, eine jener treuanhänglichen Naturen, die nicht gut los zu werden ſind, und iſt ihnen einmal ein Finger geboten, die ganze Hand faſſen und nicht wieder los geben.

Curt war nicht abzuweiſen. Seine Hülfeleiſtung gab ihm ſchon gewiſſermaßen Sohnesrechte. Es fand ſich auch für ihn im Häuschen des Holzmannes eine Schlafſtätte. Er theilte ſein ſpätes Nachtlager mit den Brüdern Keßler, ſeinen — ſo hoffte er — künftigen Schwägern.

Curt hatte heute — ſo war die Abrede geweſen — ſein Probeſtück abgelegt.

6.

Der Fürſt, dem ein ſchönes Theil vom Thüringerwalde eigen war, weilte noch in der heitern Bergſtadt Ilmenau, und war ausgezogen, um die Freuden eines Birſchganges zu genießen.

Die fahrbaren Birſchwege waren alle im beſten Stande; die Gegend, in welcher dieſes Vergnügen, das der Herr dieſes mal nur mit ſeinem vertrauteſten Diener theilte, genoſſen werden ſollte, waren die waldreichen Bergwände des Rabenthalskopf und der hohen Tanne, unweit des Dorfes Stützerbach.

In einer niedern Jagddroſchke, die von zwei prächtigen Pferden gezogen wurde, ſaßen der Fürſt und der erſte Miniſter, hinten auf die Büchſenſpanner. Voran ritt in voller Galla-Uniform der Forſtverwalter von Stützerbach, der zugleich die Stelle des Revierförſters verſah, da in ſeinem Revier auch dieſes jagen vorgenommen wurde. Er kannte den Wildſtand genau, und übte alle Regeln jagdgerechter Kunſt, ſich dem Wilde durch Bogenlinien oder Vorgreifen zu nähern, es zu irren, es zum halten zu bewegen und es dem Gebieter und deſſen Begleiter anzubringen.

Dieſe Künſte gelangen vollkommen und das Jagdvergnügen wurde rein genoſſen. Daß aber auf Erden nicht alles vollkommen ſei, wurden die mächtigen Schützen bald inne, denn auf einmal empfanden ſie eine Bewegung, als ſinke ihre Droſchke in ein tiefes Loch, obſchon dieß keineswegs der Fall war — es war nur ein Rad zerbrochen und abgegangen, und ſomit die Fahrt beendet.

Alle — außer dem Fürſten und ſeinem erſten Diener empfanden über dieſen kleinen Unfall einen großen Schrecken. Der Forſtverwalter, die Leibjäger und am meiſten der Kutſcher. Dieſer ſpähete mit den Augen nach einer Urſache des Unfalls, und hätte die größte Freude gehabt, wenn ein Stein, eine mächtige Wurzel, ein Graben oder ſolch ein Hinderniß zu erblicken geweſen wäre, es fand ſich aber eine ſolche Urſache nicht vor, was dem Forſtverwalter zur größten Genugthuung gereichte.

Die Jagdherren ſtiegen lachend aus, und es wäre, da der Doppelort von einhundert und zwanzig Häuſern ihnen nahe vor Augen lag, wo ein Rademacher in kürze den Schaden leidlich beſeitigen konnte — nichts ſonderlich Störendes bei dieſem kleinen Unfall geweſen; allein wie nach dem Sprüchwort kein Unglück allein kommt, ſo ſcheinen auch die kleinen Mißgeſchicke die Geſellſchaft zu lieben, und ſuchen die, welche ſie heimſuchen, zu zweien und dreien heim.

Der Morgen war ziemlich düſter und nebelhaft geweſen, aber ſtatt, wie ohnlängſt bei dem Treibjagen, ſich aufzuhellen und zum herrlichſten Tage zu werden, hingen jetzt an den Bergen jene langen weißen Nebelgeſtalten, wahre Regenmütter, und es fing nach gerade an, ein wenig ſtark zu tröpfeln.

„Schirme im Wagen?“ fragte der Fürſt.

„Königlicher Hoheit zu dienen — nein!“ antwortete der Leibjäger Zieler verlegen.

„Vergeſſen! Heirathsgedanken!“ brummte der Fürſt.

„Dumm!“ brummte der Geheimerath.

Zieler machte eine bekümmerte Miene.

Es tröpfelte ſtärker — es regnete.

„Da bleibt nichts übrig, als in den Ort zu gehen!“ nahm der Gebieter das Wort. „Franz folgt uns, der andre bleibt beim Wagen!“ — So geſchah's; die Herren gingen; der Forſtverwalter bot ſein Pferd zum Dienſt des gnädigſten Herrn an, der es aber ablehnte, und jener nur bat, in den Ort zu reiten, und ſchnelle Hülfe für den Wagen zu beſorgen, worauf der Förſter ſogleich in das Dorf jagte.

„Zum Donner! Es fängt an, wie mit Mulden zu gießen! Wir werden ſchön gewaſchen!“ ſagte der Fürſt im Gehen und ſeine Schritte nach dem Dorfe beſchleunigend.

„Das Naßwerden iſt nicht meine Paſſion,“ erwiederte der Geheimerath.

„Auch ich will lieber ein Feueranbeter ſein,“ beſtätigte der Fürſt. „Indeſſen was hilft's? Ein Jäger darf kein Wetter ſcheuen!“

„Ich bin acht Jahre älter, als Euer Königliche Hoheit! Das zählt was, wenn die Sechzig überſchritten ſind“ — bemerkte, ſich ſchüttelnd, der Miniſter.

„Hier iſt ein Haus! Flüchten wir hinein! Mag es noch ſo ſchlecht drinnen ausſehen, nach den äußern zu urtheilen!“ ſprach der Fürſt, als man einer jener ländlichen Wohnungen nahte, welche allerdings nicht ausſah, als ſei ſie würdig, Gäſte ſo hohen Ranges zu empfangen.

„Ich folge willigſt!“ erwiederte der Geheimerath. „Hier wird eher als irgendwo ſich der Spruch bewahrheiten: das erſte, das beſte!“ —

Die hohen Herren traten ohne Weiteres in jenes äußerſte Haus des Dorfes Stützerbach.

Es war Wulfs Haus.

Die Familie verſteinerte faſt der Schreck. Aus Zielers demuthvoller und dienſtbereiter Haltung merkten Mutter, Tochter und Söhne ſogleich, wem der Leibjäger folgte. —

Die Stube war ſtark geheitzt, wie das auf dem Lande ſo üblich iſt. Die Kammerthür war offen. Durch ſie erblickte man den alten Wulf auf ärmlicher Lagerſtätte.

Ueberraſcht ſchritt, den Alten ſogleich erkennend, der Reiſende auf Wulf zu, gerade in die Kammer hinein.

„Was? Sehe ich nicht hier meinen Führer zu der Ilmquelle? Und krank?“

„Ach ja, mein gnädiger Herr Geheimerath!“ ächzte der Alte.

Jetzt erhob ſich von einem Stuhle hinter der Thüre, auf dem er geſeſſen, ein ſchon früher gekommener Gaſt.

„Ihr ganz jehorſamſter Diener, Herr Jeheimerath!“

„Was ſehen wir? Den Einſiedler des Gebirges!“ rief der Angeredete, und wieder aus der Kammer tretend, dem fürſtlichen Gebieter ſich nähernd, ſprach er leiſe zu dieſem: „Des Zufalles Laune führte uns wunderlich! Hier iſt in der That mein Führer, und bei ihm iſt jener Eremit — von dem ich Euer Königliche Hoheit erzählt — etwas älter wie der unſrige im vergötterten Waldteufel, doch möcht' auch er vielleicht ſagen:

Des vornehmen Gaſt's mich nicht verſah,
Da koſtet von dem Lerſe da."

Der Einſiedler trat jetzt in die niedrige Kammerthür, und dieſe wurde zum Rahmen um ſeine Geſtalt, die einer Erſcheinung aus anderer Welt glich. Er ähnelte mit Ausnahme des Coſtüms ſchier einem Druiden, wie wir deren in Bellini's Norma in Geſtalt äußerſt tugendhafter Greiſe erblicken.

Der Fürſt hatte ſich auf einen hölzernen Stuhl niedergelaſſen, den Anne, Wulfs Frau, mit tiefer Unterwürfigkeit angeboten, und richtete ſeine Blicke auf jenen hin, dann ſprach er lächelnd zu ſeinem Miniſter: „Höre, wollen wir nicht Jahre addiren? Meine, Deine, dieſes Grauen und deß da drinnen? Ich meine, es würde manches Schock herauskommen! Und die Alte da ſcheint auch keine von den jüngſten!"

Mutter Anna knixte ländlich, und brachte nur die Worte heraus: „Ach nein, ach nein, gnädigſter Landesvater!"

„Höre", fuhr dieſer in heiterer Stimmung, ſich ſammt ſeinem Stuhl dem Ofen etwas näher bewegend, um ſchneller zu trocknen — gegen ſeinen Miniſter fort: „ich muß hier an den Rieſen im Märchen vom kleinen Däumling denken, welcher ſpricht: Ich wittere Menſchenfleiſch. Was riechſt Du?"

„Es ſcheint ſtark zu wilpern, in der That", verſetzte der Angeredete. „Ein höchſt faſhionabler Hautgout."

„Ich mag's nicht unterſuchen! Aber was fehlt dem Alten? Er war doch vor kurzem noch ganz rüſtig?"

Der Einſiedler, der den Fürſten nicht kannte, und nie geſehen hatte, nahm das Wort: „Die jnädigen Herren halten mant zu Jnaden, ich fand den Wulf vor ein Paar Tagen ohnweit meiner armſeligen Hütte ſterbenskrank. Er mochte ſich überhitzt haben, hatte ſich ausjeruht und mochte wohl ingeſchlafen ſind, da iſt ihm die Jicht in die Jlieder jeſchlagen, und er iſt mant ſehr marode. Seine Söhne, denen ich's ſagen ließ durch einen Holzhauer, haben ihn bei mir abjeholt, und ich habe ihm heute meine Ufwartung und Krankenviſite jemacht."

„Schön! Sehr ſchön! Si favola non e vera, e ben trovato!" ſprach darauf der Landesherr mit lachendem Munde, und drohte mit dem Finger nach Wulf hin, der jetzt, da Hergeſel zur Seite trat, wieder ſichtbar war.

„Alter! Alter! Wir wollen jetzt nicht fragen und nicht wiſſen, wie viel Du verblendet haſt, und wie viele Hirſchhäute und Rehfelle auf Dein Gewiſſen drücken."

„Es kann auch Höchſtdero gnädigſte Nähe bei dieſen armen Leuten nur Glück und Glanz verbreiten", ſprach mit zarter Vorbitte der Miniſter: „denn das iſt das ſchöne Vorrecht fürſtlicher Hoheit, nach Möglichkeit Gnade zu üben und Segen zu bringen."

„Wohlgeſprochen, mein Vielgetreuer!" beſtätigte der Fürſt. „Wir wollen, da wir eine Weile hier zu raſten gezwungen ſind, uns gegenſeitig Gnaden ausbitten, das giebt uns eine angenehme Unterhaltung. Ich will anfangen, und bitte, daß die Hirſche, die man hier wittert, auswärts — drüben — über meiner Grenze — geſchoſſen worden — wo es deren mehr giebt — oder was noch beſſer wäre, daß gar keine geſchoſſen werden."

Veit und Jörg, welche in banger Stille an der Thür ſtanden, wurden bei dieſer Rede roth und blaß, und begannen zu zittern.

„Nun kommſt Du an die Reihe!" ſprach der Fürſt zu dem Geheimerath, und dieſer nahm das Wort: „Ich bitte, wenn es ſein kann, um ein Glas friſche Milch!"

Annemarie war ſogleich zur Hand, dieſen Wunſch zu erfüllen.

„Und der Einſiedler dort?" fragte der Fürſt.

„Stiften ihm Königliche Hoheit einen guten Trunk", nahm der Miniſter für Hergeſel lächelnd das Wort: „denn wir haben uns durch den Augenſchein überzeugt, daß der böſe Heerwurm dem braven Alten den Brunnen vergiftet hat."

„Unſern Ambrunnen! Es iſt ein Jammer! Wenn das nur keine weitern Folgen hat!“ ſcherzte der gütige Fürſt. „Dein Wort ſoll Wahrheit werden. Gieb dem Forſtverwalter die Beſorgung auf. Nun weiter. Wer folgt? Die Hausmutter! Sprich frei heraus! Womit können Wir Dir helfen?“

„Ach ach, allgütiger Gott!“ rief Anne: „Der gnädigſte Landesvater ſind aber zu gnädig! Wenn wir ſo viel Schindelholz angewieſen erhalten könnten, daß wir unſer Häuschen neu decken könnten, ſo wollt' ich auf dem Knieen dafür danken — es regnet uns zu allen Lücken herein.“

„Es ſei gern gewährt! Ihr ſeid nicht unbeſcheiden! Weiter!“ ſprach der Fürſt. „Wer folgt? Wer hat zu bitten? Jetzt ſind wir noch da, wie der Amtmann in Gellerts Fabel.“

Veit fand ſich durch dieſe gnädige Aeußerung ermuthigt, einen Schritt vorzutreten, und ſagte: „Wenn ich ſo frei ſein darf, allergnädigſter Herr — mein Bruder und ich möchten gern ein Dienſtchen haben, als Kreiſer, Forſtwärter, Forſtläufer — ſo was.“

„Aha! — Ob ich damit wohl meinen Forſten einen Dienſt leiſte? Doch, wenn ihr heilig gelobt, nie eigenmächtig und heimlich ein Stück Wild zu ſchießen oder zu fangen, und ein rechtes Augenmerk auf die Wilddiebe zu haben — wie?“ —

„Ganz gewiß, gnädigſter Herr!“ verſicherten beide Brüder zuverſichtlich.

„Wohlan denn, ihr ſollt Kreiſer werden! Weiter? Wünſcht der Kranke nichts?“

„Ich erbitte meine Gnade von Gott, Segen von ihm für unſern gnädigſten Landesvater!“ ſagte der alte Wulf mit matter Stimme. „Mir iſt als wär' ich ſchon im Himmel.“

„Nicht ohne Rührung höre ich dieſe Worte eines Mannes, welcher dem bedenklichen Uebergang aus dem Diſſeits in ein unbekanntes Jenſeits ſo nahe iſt“, nahm der Geheimerath das Wort.

„Und dem auch wir vielleicht näher ſind, als wir glauben“, ergänzte der Fürſt. „Es ſind doch wackre, ſchlichte Menſchen, auch dieſe meine Kinder. Sieh, keins hat um Geld gebeten! — Doch — wie iſt's mit Dir, meine Tochter?“ wandte der Sprechende ſich fragend an Annemarie. „Bald hätten wir dich übergangen. Bitte Dir nur friſch eine Gnade aus, aber erbitte was Rechts.“

Die blühende Jungfrau wurde hochroth und ſchlug ängſtlich die Augen nieder. Dem Leibjäger Franz, ihren Anbeter, der auch mit in die Stube getreten war, denn drauſen regnete es noch immer ſehr ſtark, und in der ganz engen Flur rauchte es über die Maaßen — ſchlug das Herz. Er dachte: Wenn ſie nur ſo geſcheid wäre, und ſpräche, daß ſie mich heirathen möchte.

„Das gute Kind iſt zu ſchüchtern, wir müſſen eigenmächtig etwas für ſie thun", ſprach der Gebieter. „Wir ſtatten dieſe Jungfrau aus mit zweihundert Thalern Heirathsgut."

„Ach Herr Jeſus!" ſchrie Mutter Anne, und ſchlug vor freudigem Schreck die Hände zuſammen. „Fall gleich auf die Knie und bedanke Dich! Hörſt Du!"

„Laß das nur" — wehrte der gnädige Fürſt ab. „Du wirſt doch einen Liebſten haben! Vielleicht den alten Einſiedler dort?"

Der Geheimerath lachte herzlich, und auch der Ernſt Hergeſels ging in Heiterkeit über. Annemarie drehte im höchſten Grad verlegen, nach allen Seiten hin ihr erglühendes Geſicht.

Den Wendungen deſſelben folgend, gewahrte der Gebieter ſeinen Leibjäger, und rief: „Ah, unſer Franz; er iſt mit uns unter dieß geſegnete Dach getreten! Er darf nicht leer ausgehen! Erbitte dir eine Gnade, Franz!"

Dieſer war nicht blöde; er trat mit devoter Verbeugung vor, und ſprach: „Wenn Königliche Hoheit allergnädigſt genehmigten — ich bin dieſem braven Mädchen ſehr gut — ich möchte ſie wohl heirathen."

„Ei! Wie ſich das günſtig trifft!" rief der Fürſt. „Will ſie Dich denn aber auch, mein braver Franz?" —

Da ſprach Annemarie mit höchſter Naivität und zu faſt allſeitiger Verwunderung, mit einem ſehr gleichgültigen Blick auf den Leibjäger, halb zu dieſem gewandt, in ihrem Volksdialekt die lakoniſchen Worte: „Ünn mög ich niet!“ —

„Ihn magſt Du nicht? Was?“ fragte der Herr. „Du verſchmähſt meinen Leibjäger? Ei ſage, wen möchteſt Du denn?“

„Sie hat einen Liebſten!“ nahm Veit das Wort.

„Zitterwalmers Curt droben aus Schmiedefeld!“ fügte Jörg hinzu. „Ein guter, aber armer Junge.“ —

„Den mög ich goar niet!“ war Annemaries weigernde Gegenrede.

„Ich weiß ſchon“, nahm die Mutter des Mädchens das Wort: „Der kleine Michel aus der Glashütte wird ihr im Kopf ſtecken — der hat ſie auch vom Tanz auf der Schmücke heimgeführt. Iſt gar ein luſtigs Bürſchle, der kleine Michel.“

„Onn den mög ich a niet“ gab Annemarie zur Antwort.

„Es wird beluſtigend!“ lachte der Fürſt zu ſeinem Begleiter; „Sie fertigt die Freier ſchneller ab, als Turandot.“

„So recht!“ lobte der Geheimerath:

„Laßt wählen die Dirne nach eignem Sinn,
Und wen ſie erwählet, der nehme ſie hin.“ —

„Du ſagteſt uns offen, meine Tochter, wen Du nicht freien willſt“, redete der Gebieter zu Annemarie: „nun ſag uns auch wen Du freien willſt. Vielleicht ließe ſich für Deinen Erwählten etwas thun, wenn Du einen haſt."

„Wenn ichs ſagen darf!" liſpelte Annemarie.

„Sprich getroſt!" —

Alles hing erwartungsvoll an ihrem Munde. Sie blickte halb vertraulich nach dem Geheimerath — und ſagte zu dieſem: „Den — der das Liedchen über die Zither gemacht hat, das wir Ihnen auf der Schmücke geſungen haben."

„Den Cantors Fritz!" riefen des Mädchens Brüder.

„Seht das liebe Naturkind! Es wählt ſich einen Dichter!" ſprach beifällig der Geheimerath.

„Sei ſchön bedankt im Namen der Poeſie und aller Poeten."

„Wer iſt dieſer junge Menſch?" fragte der Fürſt.

„Eigentlich iſt er gar nichts," antwortete Veit dieſer Frage. „Er hat ſtudiert — aber — nicht aus."

„So ſo — nun wenn er nur Kopf hat, und das muß doch ſein, wenn er dichtet —" nahm der Fürſt das Wort, mit einem lächelnden Blick auf ſeinen Begleiter: „Man hat, glaube ich, einige Beiſpiele, daß Poeten zu etwas Rechtem zu brauchen ſind." — Lächelnd verbeugte ſich der Geheimerath.

„Wir wollen das nicht vergeſſen! Sage Deinem Liebſten, er möge uns ſchriftlich wiſſen laſſen, zu was er Luſt und Liebe und Befähigung fühlt."

„Er iſt ſehr muſikaliſch, — er ſpielt auch Violine, er würde gar gern —“ ſtammelte Annemarie.

„Kapellmeiſter?“ ergänzte ſcherzend der Miniſter.

„Wenn er nur Kapellgeſelle werden könnte —“ ſagte das Mädchen, in der beſcheidenen Vorausſetzung, daß etwa jene ihr unbekannte Meiſterſchaft für ihren ſtill geliebten Fritz eine unerreichbar hohe Stufe ſei.

„Wir wollen ſehen!“ tröſtete der Fürſt und erhob ſich von ſeinem Stuhle, ſchritt zum Bette des Kranken, und fragte dieſen: „Du hinterläſſeſt doch wohl Deinen Söhnen Deine geheimen Jagdzauberſtückchen und Weidmannskünſte? Ich denke mir das nicht anders.“

„Ach nein — nein — mein gnädigſter Landesvater —“ entgegnete Wulf erzitternd: „ich habe es meinen zwei Jungen immer geſagt, wenn ſie das und jenes von mir wiſſen wollten — liebe Kinder — hab' ich geſagt — fragt mich nicht — verlangt's nicht zu wiſſen — es himmelt nicht!“ —

„Ein guter Glaube! Bleibe dabei“, verſetzte der Fürſt. —

Aus dem Dorfe näherten ſich eilends Leute, welche Regenſchirme und Mäntel trugen — des Forſtverwalters Dienſteifer hatte faſt den halben Ort allarmirt, ſein hoher Gebieter ſollte das Forſthaus beglücken, bei ihm Kaffee oder ſonſt einen Imbis einnehmen, Frau und Töchter eilten ſich möglichſt in Putz zu werfen, freudig und erſchrocken zugleich über die Nachricht, welche der wackre Vater ihnen vom Pferde herunter zurief, der vor ſeine Wohnung geſprengt kam wie ein Herold, und Befehle ertheilte, wie ein Feldherr. Der Pfarrer, der gerade von einer Taufe kam, und dem der Forſtmann ebenfalls die Kunde zurief, wußte nicht, ob er nicht mit allen Glocken läuten laſſen ſollte — mindeſtens blieb er im Ornat, um eine feierliche Anrede paſſend an Mann zu bringen.

Jene Leute mit Schirmen und Mänteln waren zwar beordert, den hohen Herren dieſe zu bringen, und ihnen dienſterbötig zu ſein, allein ſie wußten nicht — wo dieſelben untergetreten waren, ſahen ſie nirgend, rannten fragend in alle Häuſer, klopften an alle Fenſter. Niemand fiel es bei zu ahnen, daß Wulfs abgelegenem Häuslein ſo viel Ehre und Heil wiederfahren ſein könne. Darüber wurden, da es noch immer fort regnete, Schirme und Mäntel erklecklich naß und wiederum faſt untauglich.

Mittlerweile ſprengte der Forſtverwalter, ſelbſt trieſend, wie ein Danaidenſieb, ſeinen Abgeordneten voraus, ſchalt ſie, fluchte alle hennebergiſchen und thüringiſchen Jägerflüche, und traute ſeinen Augen kaum, als er Zieler aus Wulfs Behauſung treten und ihn winken ſah.

„Mich rührt der Schlag, wenn der allergnädigſte Herr bei dieſem alten Teufelsbanner eingekehrt iſt!“

ſprach er zu ſich ſelbſt. „Nun glaube ich, daß der Kerl hexen kann, und daß er die Herren zu ſich in ſein miſerables Rattenneſt hinein gezaubert hat.“

„Sie möchten ſich ja keine Ungelegenheit machen, befehlen Seine königliche Hoheit!“ rief Zieler dem Forſtverwalter entgegen, mit einem ſo verdrießlichen Geſicht, daß dieſer glaubte, es ſei dieſes ein Wiederſchein höchſter Ungnade, und darob erſchrak.

„So wie die Droſchke fertig iſt, ſoll ſie hier vorfahren.“

„Der gnädigſte Herr werden doch —“

„Werden nicht — werden ſogleich zurück fahren.“

„Sind Königliche Hoheit ungnädig? Ungehalten?“

„Ach nein Herr Forſtverwalter: Im Gegentheil! Königliche Hoheit ſind nur zu gnädig, und haben ſich da drinnen köſtlich amüſirt!“ — „Ich deſto weniger! Hole der Kukuk meine Liebe zu der dummen Wildgans“, fügte Zieler für ſich leiſe murrend hinzu.

Mittlerweile hatte ſich Wulfs Reiſender dem Lager des Alten genähert und ihn gefragt: „Du ſprachſt von Schneekopfskugeln, Alter?“

„Ja ja —“ erwiederte dieſer. „Veit, lange doch einmal die Kugeln her, ſie liegen dort unter dem Ofen.“ Veit und Jörg holten die Porphyrkugeln, und blieſen den Stubenſtaub davon ab. Ein ſeltenes Product der ſchaffenden Allmacht. Drei waren ganz, und von der Größe kleiner Kinderköpfe; die vierte war zerſchlagen, ſehr dünn, und inwendig glänzte Kryſtall an Kryſtall, wie zuckercandirte Orangeſchaalen, aber die Kryſtalle zeigten das violettroth des Amethyſts.

„Ich nehme ſie mit und danke euch“, ſprach der Miniſter: „Obwohl wir ähnliches bereits beſitzen, können doch auch dieſe ausgeſprochenen Exemplare zur vergleichenden Augenweide dienen.“ —

Indeſſen kam die nothdürftig reparirte Droſchke mit einem Interimsrad verſehen, ſchon heran gefahren, und nach wenigen Minuten war der Hütte Wulfs jener beglückende Gaſt ſammt ſeinem Begleiter entrückt. —

Drinnen blieb eine eigenthümliche freudige Aufregung zurück. Segenswünſche flogen dem gütigen Herrſcher nach. Mutter Anne holte das Geſangbuch vom Kannrück und betete. Annemarie ſah mit triumphirenden Blicken ihre über ſie am meiſten verwunderten Brüder an.

„Aber Annemarie! Da wußten wir ja kein Wort davon, daß Du den Kantors Fritz gern haſt!“ äußerte Veit.

„Und der Curt hat Dir doch immer ſchön gethan, und haſt Dir's gefallen laſſen!“ gab Jörg dazu. „Der wird Dir ein ſchönes Geſicht ſchnitzen, wird Dich garſtig wild beißen.“ (ſchmähen).

„Ei meintwegen! Er kann viel ſagen, ob mir was davon gefällt!“ erwiederte Annemarie ſchnippiſch. „Die Art gefiel mir ſchon lange nicht. Findet ihn ab für ſeine Mühe — um mich — wenn's nöthig thut, und laßt ihn laufen, wie ich."

„Ja — meine Söhne —" ſprach der kranke Alte mit matter Stimme: „Thut, wie ſie ſagt! Und Segen ſei mit ihr, mit euch allen. Unſer Herrgott thut mehr an mir, als ich jemals verdient! Thut ihr künftig euern Dienſt treu und redlich — und geht auf guten Wegen. — Von meiner Seele iſt der Wurm gewichen, der an ihr fraß dieſer Tage her. — Ich ſag's euch noch einmal: Laßt ab vom heimlichen Werk, denn es ſegnet nicht und himmelt nicht."

„Amen! Dir geſchehe, wie Du glaubſt!" ſprach der Einſiedler. —

Oft gedachte noch im Stillen jener hohe Wanderer ſeines letzten Ausfluges auf die thüringiſchen Gebirgshöhen; auch der Heerwurm blieb ihm unvergeſſen. Gleichwohl lag es in der Eigenthümlichkeit ſeiner Natur, ein noch nicht feſtgeſtelltes, ſchwankendes, unſichres, daran die prüfende Forſchung ſich nicht dauernd zu üben vermochte, in ſich aufzunehmen, daher gedachte er jener räthſelhaften Erſcheinung nicht in Aufzeichnungen. Kennt und ſah doch vielleicht von hundert Förſtern des Thüringerwaldes, die das Gebirge täglich beſchreiten, kaum einer den Heerwurm.

Was aber den poetiſchen Zauber der Ilmquellen und die ſie umgebende eigenthümlich düſtere und erhabene Natur betrifft, ſo hat jenes an erinnerungreicher Stelle ahnungsvoll ausgeſprochene Wort des Dichters:

Was Du ſelbſt nicht kannſt vollbringen
Wird dem Enkel wohl gelingen,

ſeine ſchöne Erfüllung gefunden.

Seines eigenen Enkels Seele, erfüllt vom Hauch des ewigen Naturgeiſtes, iſt der Ilm nachgezogen bis zu ihrem Urſprung, hat dem Mund des Volkes und dem Wellenrieſeln des poetiſchen Flüßchens manche Sage abgelauſcht, hat dieſe Sagen verbunden und ein Gedicht geboren, in welchem ein kräftiger jugendlicher Geiſt, friſch und lebendig, wie ein Bergquell ſprudelt, und das doch, formgeglättet, voll ſprachlichen Wohllauts melodiſch dahin fließt.

Und dieſes Gedichtes Name?

Erlinde.

Und ſein Verfaſſer?

Wolfgang Maximilian von Goethe.

Irrthum laß los der Augen Band.

Erzählung aus dem Saalthale.

Eine Hochzeit.

Fröhliche Hochzeit in der heitern ehemaligen Reſidenzſtadt am Spiegel eines kleinen aber ſchönen Stromes. Im feierlichen Zuge ſchreiten die Gäſte nach der hochalterthümlichen Kirche, deren verwitternde Kunſtgebilde trauernd niederſchauen in die neue Zeit, die ihrer nicht achtet, und achtete ſie ihrer, ſie doch nicht retten könnte vom allmäligen Untergang. Da wandelt das ſorgloſe Geſchlecht von heute über den eingeſunkenen alten Grabſteinen, von denen Geſchlecht um Geſchlecht, ſo Bild als Schrift abgetreten im langſamen Schreiten der Jahrhunderte, und feiert Hochzeiten und verjüngt ſich, und denkt nicht an die Vergangenheit, kaum an die Zukunft, freut ſich des hellen Lebenstages, wie froher und friedlicher Gegenwart.

Die Braut, Luiſe Käſtner, war die Pathin und Pflegetochter des Stadtälteſten Mäurer, eines bejahrten wohlhabenden Kaufmannes, welcher, ſelbſt kinderlos, mit ſeiner treuen Lebensgefährtin Luiſen ſchon als Kind zu ſich, und damit ihren Aeltern eine Sorge abgenommen hatte, denn dieſen blieben noch zwei Töchter, und kaum ernährte die gering bedachte Pfarrſtelle in einem hoch auf dem Thüringerwalde gelegenen armen Fabrikdorfe vier Perſonen. Pfarrer Käſtner war ein ſchwächlicher und kränklicher Mann, und ſchlich ſich ſachte und ſtill aus der Welt, wie er gelebt. Er hinterließ ſeiner Wittwe nicht einmal Bücher, die doch nach dem Sprichwort, neben den Kindern, die Landpfarrer immer ihren Wittwen hinterlaſſen, denn ſeine ganze Bibliothek beſtand in Bibel, Geſangbuch, Katechismus und einer alten Concordanz.

Indeß die Wittwe behalf ſich, ſo gut ſie konnte, erzog ihre beiden andern Töchter in Tugend und Gottesfurcht, und lebte in ihrem Dorfe, wo ſie wohnen blieb, ſo ſchlecht und gut hin, wie viele tauſend arme Pfarrwittwen leben müſſen.

Gern wäre ſie mit ihren Töchtern, erhaltener Einladung zu Folge, zu Luiſens Hochzeit gereiſt, allein da fehlte gar viel, Reiſegeld und Kleider; der Weg war weit und die Zeiten waren ſchlecht, der Verdienſt durch weibliche Handarbeit gar zu gering — daher ſchrieb Clementine, die älteſte Tochter, in einem ſchönen Brief den mütterlichen Segen und fügte dieſem die eigenen treugemeinten Glückwünſche und einige Gaben weiblicher Kunſtfertigkeit von Schweſterhänden als Hochzeitsgeſchenke bei.

Zwar ſchmerzte es die junge ſchöne Braut und es floſſen einige Thränen der Rührung und Wehmuth, Mutter und Schweſter an ihrem Ehrentage nicht bei ſich zu ſehen, allein ein kluges Mädchen fügt ſich in das unvermeidliche und einer jungen Braut von zwanzig Jahren geht auch gar viel durch den Kopf zu ſorgen, zu ordnen, zu bedenken und zu vollbringen, ſo daß ſie, zumal bei einem ſo überaus heitern unbefangenen Gemüth, wie das Luiſens war, nicht Zeit zum Nachſinnen und zu nachhaltiger Betrübniß hat. Und Luiſe war eine glückliche Braut. Ihr Bräutigam, Herr Karl Arold, hatte lange als Diener bei Luiſens Pflegevater ausgehalten, und deſſen Geſchäft mit Redlichkeit und Umſicht geleitet, denn der Alte konnte ihm unbedingt vertrauen. Die Liebe zu der fröhlichen muntern Luiſe war ihm Sporn und Feſſel geweſen, und es wurde ihm nun der Lohn ſeiner Treue gegen den Alten, wie gegen die Junge. Herr Mäurer übergab ihm mit Luiſens Hand ſein Geſchäft und ſetzte ſich zur Ruhe, und die, rührige Thätigkeit gewohnte Luiſe führte, ſo war es Wunſch und Plan ihrer Pflegeältern, wie bisher den Haushalt, nun auch ihr eigener, fort.

Anſehen und Vermögen, wie Dank und Liebe gegen Luiſen ließen den Stadtälteſten nicht knickern und ſparen, da es galt, der guten Pflegetochter ihren Ehrentag zu verherrlichen, und war es auch nicht eine ſogenannte große Hochzeit, bei der man unter Pauken und Trompeten aus der Kirche auf das ſtattliche, im ſpät gothiſchen Styl erbaute Rathhaus zu einem Bankett zog, ſo war es doch auch keine ſtille Hochzeit, welche die Pflegeältern ihrem Ziehkinde ausrichteten.

Brautführer zur Kirche war ein junger Baron von Bärenſtein, ein wohlgemuthes Blut, in das der Beſitz vieler Güter keine Sorge rollen ließ. Ein munterer Haudegen, friſch und offen, ohne viele Umſtände und von gemäßigter Bildung. Sein Bauerngütchen lag nur eine halbe Stunde von der Stadt, doch auch in letzterer hatte er ein altes burgähnliches Haus, darin er noch ein roſtiges Panzerhemd, zwei Pickelhauben, eine defecte Rüſtung, einen Büffelkoller, eine Saufeder und einen ſchönen Spieß als Reliquien und Erinnerungen an die wohlſelige Feudalzeit aufbewahrte.

Beſſer beſtellt, als dieſe Rüſtkammer, war ſeine Gewehrkammer, denn Baron von Bärenſtein war ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn.

Den Bräutigam führte eine ſchmucke Brautjungfer, Franziska Mäurer, eine Nichte des alten Mäurer, ein liebes, etwas ausgelaſſenes Kind, durch und durch Leben und Liebe, ein Mädchen mit einem ſchönen Geſicht und einem offenen Herzen, in deſſen Garten viele feurige Roſen ſproßten, und das zarte Blümlein Wunderhold nicht recht aufkommen ließen.

Dem Brautpaar folgte Herr Mäurer, am Arm ſeine gute Ehehälfte, ein patriarchaliſches Paar, im Kleider-Staat der guten alten Zeit, geſchätzt von jedermann, würdevoll und geſetzt einherſchreitend.

Hinter dieſen ſchritt wieder ein junges Paar, befreundete Gäſte des Hauſes: der Förſter Eduard Weidner, deſſen Forſtei auf dem Walde lag, einige Stunden von der Stadt und auf eine Frau Förſterin wartete — und an ſeinem Arme Jungfrau Friederike Scheibe, Cantorstochter aus einem Nachbarsdorfe; ihr Vater der wackere Cantor; ſein Paſtor Magiſter Döhler und Herr Lewald, aus Thüringens alter Metropole Erfurt gebürtig, der im Geſchäft des Herrn Mäurer künftig Mäurer und Compagnie unter Herrn Arolds Leitung die Kaufmannſchaft erlernt, und als deſſen erſter Gehülfe zu fungiren berufen war — machten den Beſchluß.

Die weite gothiſche Halle der Sanct Johanneskirche nahm den Brautzug in ihren geheiligten Schoos auf — es fehlte nicht an Neugierigen, die bereits die Stände erfüllten, und an anderen, welche erſt den Zug geſehen, und dann nachdrängten.

Der Tag war hell und ſchön, und durch die rieſigen Chorfenſter, theilweiſe noch im Prachtfarbenſchmuck alter Glasmalerei prangend, floß ein ſanftes Licht nieder und ſtreute über den Altar und ſeine Umgebung den bunten Farbenabglanz wie eine Blumenfülle. Aus der Sacriſtei trat der Pfarrer, welcher die Trauung vollziehen ſollte, Herr Oskar Friedmann, erſt ſeit kurzem in dieſem Amte beſtätigt, ein ſchöner Mann von einnehmenden milden Zügen, darauf ein ſinniger Ernſt ruhte. Nur einen großen Blick warf er auf die Verſammlung, dann verſenkte er ſich in ein ſtilles, die Gedanken ſammelndes Gebet, während die Orgel, deren mächtige Töne ſchon beim Eintritt den Brautzug begrüßt hatten, einen Geſangbuchvers begleitete.

Als dieſer Vers geſungen war, trat das Brautpaar vor den Altar, und Friedmann begann mit äußerſt wohllautender Stimme mit einem Gebet den Akt der Trauung. Dann in der Traurede webte er folgende Worte ein:

„Ehen werden im Himmel geſchloſſen! Dieß meine Lieben, iſt ein Goldſpruch alter chriſtlicher Weisheit in des Volkes Mund. Ja, Ehen werden im Himmel geſchloſſen, wenn wahre, reine und treue Liebe die Herzen zu einander führt, wenn der Segen frommer Aeltern auf den geliebten Kindern ruht, wenn die Gatten dahin wandeln unterm Segen Gottes Hand in Hand, ein Herz und eine Seele. Dann finden auch die alſo Vereinten ſchon hienieden den Himmel.“

„Darum wird ein Mann ſeinen Vater und ſeine Mutter verlaſſen und an ſeinem Weibe hangen, und ihr Wille ſoll ihrem Mann unterworfen ſein, und er ſoll ihr Herr ſein, doch nicht wie der Herr einer Sclavin, ſondern wie der Herr und Hüter eines koſtbaren Schatzes, wie der Pfleger eines anvertrauten hochwerthen Gutes, wie der Beſitzer, von dem einſt Rechenſchaft gefordert wird“

„In dieſem Sinne iſt auch leiblich auf unſer Geſchlecht anzuwenden, was Paulus an die Corinther geiſtig ſagt: Nicht daß wir Herren ſeien über euern Glauben, ſondern wir ſind Gehülfen eurer Freude!“

„Und ſo ſegne der allmächtige und allliebende Herr und Vater, der den Mann für das Weib erſchuf, und dem Mann die Gehülfin machte, daß ſie um ihn ſei, dieſes neuzuknüpfende Eheband und laſſe es fruchtbar ſein, ihm zum Preiſe und geſegnet ſein ihm zur Verherrlichung!“

Der Prediger wurde von einer ganz eigenthümlichen Rührung ergriffen, wie er nun die Hände der Verlobten in einander fügte, wie er ſeine Hände auf die andachtvoll gebeugten Häupter der vor ihm knienden legte, wie er über ſie beide die vorſchriftmäßige Formel des Segens ſprach.

So recht aus dem innerſten Herzen quoll ihm dieſer Segen — er fühlte ſo tief, ſo innig — er hatte ein weiches, gefühlvolles Herz und dieß Herz war äußerlich noch frei, aber eine Sehnſucht war in dieſem Herzen — nach Liebe — gleichwohl hatte er dieſe Sehnſucht lange bezwungen, er war — wie man zu ſagen pflegt — kein Jüngling mehr.

War es das Mitgefühl, was ihn ſo mächtig ergriff; war es mehr? —

An dieſer Stelle war kein Ort, ſich Rechenſchaft abzulegen über Gefühle, die ihn mächtig durchdrangen, die ſeine Worte leiſe beben machten und ſeine Augen feucht.

Die jungfräuliche Braut war lieblich und ſchön anzuſehen wie ein Engel auf dem Altargemälde von unbekannter Hand eines alten Meiſters, vom heiligen Gefühl der Weihe überglüht, und ſo hold und engelrein, mit dem Himmel der Freude, der Liebe, der Hoffnung in ihrem Herzen.

Mit bewegtem Gemüth ſprach Pfarrer Friedmann nach dem Segen den üblichen Glückwunſch leiſe zu dem Brautpaar und ſchritt in die Sakriſtei zurück.

Als die Verſammlung, das Brautpaar an der Spitze, das Gotteshaus verließ, fügte nun der Zufall eine andere Zuſammenpaarung der Begleiter, jedoch folgten den Vermählten Luiſens Pflegeältern auf dem Fuße, unzertrennlich wie Philemon und Baucis nach alter Mythe.

Baron Bärenſtein aber führte nun ſtatt der Braut die Nichte der Alten, die muntere Franziska, während deren vorhinniger Führer, der junge Förſter, der ſchönen Cantorstochter den Arm geboten hatte, welche gar ſittig und doch dabei ſtolz und ſtattlich an ſeiner Seite ſchritt. Friederike Scheibe war reizend in der thüringiſchen Nationaltracht ihres Heimathortes; dieſe Tracht hielt zwiſchen ſtädtiſch und ländlich eine herrliche Mitte; der Cantor, ihr Vater, beſaß eigenes Vermögen und wie er auf die geiſtige Bildung ſeiner einzigen Tochter viel verwendet, ſo verwandte er auch etwas auf die Erhöhung ihrer Wohlgeſtalt durch ſtattliche Kleidung.

Friederike trug an dieſem Feſttage ein langes, modiſches Kleid mit ziemlich weiten Armpuffen von lichtbraunem Halbſeidenzeug und darüber eine Schürze von ſchwarzem Tafft. Ein buntes Seidentuch umſchloß den Hals und fiel mit den in einen Knoten verſchlungenen Enden auf den Buſen. In den unter weißen Glacehandſchuhen verſteckten Händen hielt Friederike das Geſangbuch und ein weißes geſticktes Batiſttuch, nebſt einem Sträußchen. Blüthenweiße Strümpfe und Zeugſchuhe von ſchwarzblauem Moirée vollendeten den Anzug nach unten. Das Parade- und Prachtſtück dieſes Anzugs aber war des ſtattlichen Mädchens Kopfputz, die Haube. Von vorn geſehen erblickte man von dieſer Haube eigentlich nichts, als eine große handbreite ſchwarze Atlasbandſchleife mit buntem Kantenbeſatz, der an den beiden Schläfen in zwei großen Falten herabfiel. Das hintere Theil der Haube zeigte ein geſticktes Fleck, welches aus ſchwarzen Spitzenbeſatz hervorleuchtete, und dann fielen zwei mehr als handbreite gefaltete ſchwarze Atlasbänder abwallend über den ganzen Rücken hinunter bis zur Gegend der Kniekehlen.

Das ſchöne braune Haar Friederikens, das ſich zu ringeln ſtrebte, war über der Stirn geſcheitelt und in den Ohren trug ſie Goldringe mit Troddeln von ächten Perlen.

Auf dem Heimwege von der Kirche ſprachen die begleitenden Paare mit einander, nur das Brautpaar ging im ernſten ſittigen ſchweigen.

Der Führer Friederikens fragte dieſe, ob ihr die Traurede gefallen.

„Soviel ich davon verſtanden habe, war die Rede gut," erwiederte Friederike. „Der Herr Diaconus iſt gar ein angenehmer, lieber Mann, den man ſo recht vom Herzen gut ſein muß."

„Ei ei!" flüſterte der Förſter neckend: „hat er ſeinen Stand in Ihrem Herzen, Jungfrau Scheibe? Sollte er in dieſer Scheibe ſchon Punkt geſchoſſen haben?"

„Warum nicht gar!" erwiederte Friederike, ohne dieſe Frage weiter übel zu nehmen. „Herr Diaconus Friedmann iſt mit meinem Vater und unſerm Herrn Magiſter befreundet und beſucht uns zuweilen, und da hör' ich ihn ſo gern ſprechen. Er hat immer hohe Gedanken und kümmert ſich nicht um ein ſo einfaches Dorfmädchen, wie ich bin."

„Ihres Dorfes Perle und Krone!" ſchmeichelte Weidner — aber Friederike flüſterte: „Pſt! Pſt! Wenn das Ihre Auserwählte hörte, Fräulein Franziska, da vor uns am Arm des Herrn Baron! da bekämen Sie heute kein freundlich Geſicht!"

Franziska hätte vielleicht gehört, was die hinterher gehenden flüſterten, wenn nicht ihr Führer unabläſſig zugleich auch das Wort geführt und ſie auf die angenehmſte Weiſe zu unterhalten geſucht hätte; er war ſo vertieft in ſein Geſpräch, daß er nicht auf den Weg ſah, und mit einem Male ſeine Dame ſo ungeſchickt leitete, daß ſie an einen hohen Steinpfeiler ſtieß, der freilich an der Marktecke nach der Kirche zu mitten im Wege ſtand.

Man ſah, daß der Stoß Franziska ſchmerzen mußte, denn ſie ward über und über roth im Geſicht, als ſie ſich umblickte und machte ein verdrießliches Geſicht auf ihren Führer, der in einen Schwall von Entſchuldigungen ausbrach.

„O weh, o weh!“ nahm Friederike zu ihrem Führer wieder leiſe und nicht ohne geheime Luſt, ihn zu necken, das Wort: „Wenn das nur nichts zu bedeuten hat, daß ſich Fräulein Franziska auf dieſem Gange an den Fingerſtein geſtoßen hat! Hätten Sie ſie doch geführt!“ —

Der Förſter Weidner blickte im Vorübergehn den alten Stein an, der ſo ſeltſam, wie ein Grenzſtein im Felde hier mitten in der Stadt am Markte ſtand, und da er nicht aus der Nähe gebürtig war, ſo fragte er Friederiken: „Wie? Fingerſtein nannten Sie dieſen Pfeiler? Was hat es mit ihm für eine Bewandniß?“

„Die kennen Sie nicht?“ fragte Friederike: „ſo will ich ſie Ihnen ſagen. Auf dieſem Stein wurden vor Alters jedem, der einen Meineid ſchwur, ſobald ſein Verbrechen offenbar wurde, die beiden Schwörfinger öffentlich durch den Scharfrichter abgehackt. Droben in der Rathsſtube werden noch ein Paar ſolcher Finger aufbewahrt, der Nachwelt zum Gedächtniß, die gräulich anzuſehen ſind.“—

„Barbarei des Mittelalters!“ ſprach mit einem Schauder der Förſter. „Aber, meine Verehrteſte, welche Beziehung des Steines zu“ —

„Ich weiß von keiner Beziehung, und habe nichts geſagt“ — erwiederte unterbrechend Friederike mit feinem Lächeln.

Eduard Weidner liebte Franziska, es war ihm ein heimlicher Verdruß, daß der Baron ihren Arm genommen. Er glaubte auch Franziska's Liebe gewiß zu ſein, jetzt wallte ſchon in ihm eine Regung von Eiferſucht auf.

Pfarrer Friedmann hatte in der Sacriſtei ſeinen kirchlichen Ornat abgelegt, und ſchritt jetzt aus der Kirche im hochzeitlichen Kleide deſſelben Weges, den der Brautzug gewandelt, denn auch er war ein Freund des Hauſes und als Gaſt geladen.

Friedmanns Gedanken weilten noch bei dem Brautpaar, und er ging in einem ſtillen Selbſtgeſpräch. „Täuſcht mich nicht meine Ahnung, ſo werden dieſe neuverbundenen glücklich ſein. Herr Arold iſt ein ſo recht verſtändiger Mann, tüchtig als Geſchäfsmann, ehrenwerth als Bürger, zuverläſſig als Freund — und ſie — Luiſe — iſt doch ein gar zu liebes holdes Geſchöpf — ganz geſchaffen, um einen Mann zu beglücken. O ein wahrer Engel an körperlichem Liebreiz, wie an Güte des Herzens, frohſinnig, friſch, rührig, und doch dabei ein ſinniges tiefes Gemüth. — Wäre ich jünger geweſen — oder hätte ich den Muth gefunden — vielleicht

— aber Luiſe iſt unter Arolds Augen mit aufgewachſen und es hob ſich wohl aus der Liebe eines Kindes die ſchöne Blüthe der jungfräulichen Neigung zur Sonne des Tages empor! — O Gott — nie finde ich ſolch ein Glück!“

Bei dem Hochzeitmahle ſaß die Braut mit ihrem Gatten den guten Pflegeältern gegenüber, und zu ihrer Rechten hatte der Diaconus den Ehrenplatz erhalten. Zu ſeiner Rechten ſaß Friederike Scheibe, und neben ihr der Baron. Franziska als Verwandte des Hauſes ſaß neben dem Bräutigam, und hatte den Förſter, ihren Anbeter, zum nächſten Tiſchnachbar.

Dieſe Betheiligten konnten mit den ihnen von der Klugheit der alten Frau Mäurer alſo angewieſenen Plätzen zufrieden ſein. Sich ſelbſt hatte ſie neben ihrem Alten zum Tiſchnachbar einen bejahrten Freund, den Pfarrer Döbler gegeben, welcher ein guter Geſellſchafter war, und mit dem ſie gern nach ihrer Art ſcherzend, ſich vergangener Zeiten erinnerte.

Ein anſtändiges Hochzeitmahl in Häuſern des wohlhabenden Mittelſtandes ſieht ſo ziemlich dem andern gleich, es fehlte nicht an guten heitern Geſpräch, an Nöthigungen zuzulangen, an Toaſten, Kernſprüchen, Scherzreden, Neckereien, die der Braut das Blut ins Geſicht treiben, und wenn am ſpäten Nachmittag nun der Kaffe mit ſeinem Taſſen- und Löffelgekirr, ſeinen altväteriſchen Zuckerzangen auf den aufgethürmten ſüßen

Hügeln, und ſeinen Bretzel- und Kuchenbergen erſcheint wozu noch für die Männer die langen thönern Pfeifen und Kanaſterhaufen kommen, ſo iſt insgemein die Stimmung eine durchaus behagliche und gemüthliche, ja durch den Genuß edlen Weins auch geiſtig geſteigerte, und Geſpräche und ſcherzende Wechſelreden fluthen bunt durch einander. Der Kaffee wurde in dem heiter angelegten Hausgarten unter ſchattenden Bäumen und Lauben eingenommen, in welchem Schatten ſich auch wieder neue Batterien verſchiedener inhaltreicher Flaſchen zeigten, um nach dem Kaffee wiederum geiſtige Auffriſchung anderer Art, als die ſeine, eintreten zu laſſen.

Ein heiterer Sommertag, eine frohgeſtimmte Geſellſchaft ſich frei und harmlos bewegend im Raum eines blumen- und bäumevollen Gartens — das iſt gar eine angenehme Erſcheinung. Die Herzen thun ſich auf, gleich den Blumenkronen am Morgen und wie Bienen und Schmetterlinge kommen gute Gedanken und ſummen und flattern ab und zu. Der junge Förſter hatte ſich Franziska zärtlich genähert, ward von ihr weidlich geneckt, und die wackere Matrone Mutter Mäurer unterließ nicht, darauf bezüglich das alte bekannte Sprichwort: was ſich liebt, das neckt ſich, in ihrem Kreiſe nutzanwendend auf die Bahn zu bringen. Franziska war eigentlich das Element im jüngern Theil dieſer Geſellſchaft, welches recht eigentliches Leben in die Unterhaltung brachte, denn die Braut, zwar ſonſt auch recht munter und lebensfroh, war doch ernſt geſtimmt und fühlte mit tiefem Gemüth des Tages Wichtigkeit für ihr künftiges Erdenſein und Friederike, die hohe ſtolze, ja feierliche Geſtalt war zwar recht heiter, aber doch dem leichtfertigen Scherz minder zugänglich wie die überluſtige Franziska, die ſich huldigen ließ von allen, die ihr huldigen wollten. Daher hatte auch Weidner nicht den leichteſten Stand, denn in das Gehege ſeiner Neigung ging nicht nur der Baron von Bärenſtein, ſondern auch der Ladengehülfe Herr Lewald brachte jene Huldigungen an, von denen ein wohlerzogener Commis glaubt, daß ſie unwiderſtehlich ſeien — anderer Gäſte nicht zu gedenken.

Nur Friedmann geſellte ſich nicht zu dem lauten ſchäkernden Kreiſe, der ſich unter den Bäumen luſtig umtummelte und Spiele begann, bei denen Küſſe in Ausſicht ſtanden. Er hatte ſich zu Braut geſellt, während der Bräutigam im Kreiſe älterer Gäſte in den Berathungen über ſtädtiſche Angelegenheiten feſtgehalten wurde, und unterhielt ſich mit dieſer auf eine, beiden recht wohlthuende Weiſe — obſchon bei ihm zum wohlthätigen Gefühl auch ein ſchmerzliches trat, das er jedoch zu verbergen Seelenſtärke genug beſaß.

„Sie ſind nun im Hafen!“ ſprach Friedmann zu Luiſe, „wohl Ihnen, und es wird, es muß Ihnen gut gehen! Sie waren ein liebes, braves Mädchen, Sie werden gewiß eine recht glückliche Frau ſein!“

„Das gebe Gott,“ erwiederte Luiſe: „An meinem

Willen ſoll es gewiß nicht fehlen, meinen Mann glücklich zu machen."

„O wer doch an der Stelle eines ſolchen Glücklichen wäre!" erwiederte Friedmann mit einem leiſen Seufzer.

Luiſe erröthete leicht und entgegnete: „Aber lieber Herr Diaconus! dieſer Wunſch könnte Ihnen ja erfüllt werden! Warum nehmen Sie ſich keine Frau? — Sie haben Ihr Auskommen, ſind ein allgemein geachteter und braver Mann! Wie viele Mädchen dankten Gott, einen ſolchen Mann zu bekommen!"

„Sie ſind ſehr gütig, theure Luiſe!" verſetzte Friedmann. „Aber findet man denn ſo leicht, was das Herz ſucht? — Ich ſtehe ſo lange allein, zu lange vielleicht! — Ach Luiſe! Der Anblick Ihres Glückstages erweckt in meinem Herzen Wünſche, die ich für immer beſchwichtigt und entſchlafen glaubte."

„Ich glaube wohl, Herr Diaconus" nahm Luiſe wieder das Wort: „daß es immer ſchwerer fällt, eine Wahl zu treffen, je mehr Jahre ein Mann zählt. Die Bedenklichkeiten wachſen mit den Jahren, es ſoll alles gar zu reiflich überdacht und erwogen werden — die Anſprüche ſteigern ſich, je mehr ſie ſinken ſollten, und je mehr ſich die verringern, die ein Mädchen an den Mann ihrer Wahl machen kann. Sagen Sie mir doch, welche Anſprüche Sie machen, Herr Friedmann! Wie glücklich würde es mich machen, wenn ich für den Antheil, den Sie ſtets an mir zu nehmen ſo gütig waren, und für Ihre heutige ſchöne zum innerſten Herzen ſprechende Rede Ihnen wählen helfen könnte.“

„Ich mache keine übergroßen und keine überſpannten Anſprüche“ verſetzte Friedmann. „Sie kennen mich ja, Luiſe, ich bin ein einfacher, ſchlichter Mann, ich verlange nicht den Zauber der Schönheit, nicht die erſte Blüthe der Jugend, nicht vornehme Abkunft und Vermögen — ich verlange ein Herz, das fühlt, ein Herz, das mich liebt, ein Herz, das mich ganz verſteht. Ein frommes, reines, gottesfürchtiges Gemüth, eine ächte weibliche Seele, ein geſundes friſches Mädchen, heiter, gut — mit einem Wort, ein Mädchen, eine Frau, wie Sie Luiſe!“

„Machen Sie mich nicht ſtolz und eitel, Herr Diaconus!“ liſpelte die Braut erröthend. „Legen ſie mir nicht allzuviele Lobſprüche bei. Auch ich habe meine Fehler, mit denen mein guter Mann wird Geduld haben müſſen.“

Friedmann fühlte ein inneres Erglühen; war es der genoſſene Wein, war es ein flammendes Erwachen lange niedergehaltener Gefühle, ſeine Blicke wurden beredt und feurig, und er fragte: „Sagen Sie Luiſe! Wenn ich um Ihre Hand angehalten hätte — hätten Sie mich genommen? —“

Luiſe ſah den Frager mit einiger Beſtürzung an. „Wozu jetzt noch eine ſolche Frage? — Ich war Ihnen ja immer gut, Sie ſind ein wackerer Mann! Aber was ſoll das nun? Ich liebe meinen Arold von ganzer Seele, und ſeit lange ſchon — da hätten Sie viel früher fragen müſſen.“

„Ich blinder Thor!“ rief Friedmann. „Wo hab' ich meine Augen gehabt, daß ich ſie nicht aufthat, und dieſe liebe Hand mir entziehen ließ, die mich wohl ſanft durch das Leben geleitet hätte?“ —

„Es giebt noch eben ſo lieber Hände ſehr viele!“ lachte Luiſe. „Sehen Sie dort ſind gleich zwei Paar Hände, Franziska und Friederike!“

„Franziska —“ begann Friedmann gedehnt.

„Franziska paßt nicht, wollen Sie ſagen!“ unterbrach die Braut. „Das begreift ſich, die iſt für Sie viel zu wild, zu weltlich, zu flatterhaft, obſchon ſie ein gutes Herz beſitzt. Die will tanzen bis in ihr vierzigſtes Jahr — nein — das war nicht mein Ernſt. Aber Friederike Scheibe — ſehen Sie ſie recht an, eine wahrhafte Schönheit, der ſtattliche Wuchs, die edle Haltung, die feinen Züge, die Bildung, welche ſie beſitzt. Das gäbe eine treffliche Frau Paſtorin! Die nähme ich an Ihrer Stelle, ehe der erſte beſte Windbeutel ſie weggeſchnappt — womit ich übrigens auf Niemand ziele — und da ſie ja halb und halb vom Vater, dem braven Cantor her, geiſtliches Blut iſt, ſo wird ſie am Ende der ſchwarzen Farbe gern vor der grünen den Vorzug geben.“

„Jungfrau Friederike Scheibe —“ erwiderte Friedmann: „iſt ein ſchönes, ehrenhaftes und gebildetes Mädchen, das iſt wahr, und wird gewiß eine vortreffliche Frau, nur nicht die meine. Sie iſt mir — lachen Sie mich aber nicht aus, Luiſe — ſie iſt mir — wie ſoll ich ſagen? — zu groß. Sie hat ſo etwas imponirendes, ſtolz würdevolles — das mich drücken würde, da meine Natur nicht zu der ihren paßt. Ich bin nicht kleiner, aber ich würde kleiner ſcheinen, das möcht' ich nicht."

„Da haben wir die Männergrille!" ſchalt Luiſe. „Alſo deshalb — aus ſo nichtigem Grunde könnten Sie ſich ſelbſt um ein Lebensglück betrügen, das Ihnen vielleicht erblühte! O was ſeid ihr Männer doch bisweilen für Thoren und Tyrannen! Iſt das Philoſophie? Iſt das die Weisheit der Herren Könige der Schöpfung?!"

„Spotten — ſchelten Sie nur! Sie haben Recht, und ich bin vielleicht ein Thor — vielleicht nur — denn wiſſen Sie, liebe Luiſe, das iſt es nicht allein — das Herz muß doch zuerſt Liebe — mindeſtens Neigung empfinden — mein Ideal ſieht eben anders aus — ich denke mir ein liebes Frauchen für mich von minder entſchiedener Haltung, minder ausgebildeten, ich möchte ſagen gereiften Zügen, wie Friederike hat, von zartem Bau, anſchmiegſam, kindlich — ja — ich kann es nicht anders ſagen, gerade ſo, wie Sie Luiſe! O wenn Sie eine Schweſter hätten, die Ihnen nicht nur äußerlich, nein, die Ihnen hauptſächlich innerlich gliche!" —

„Nein, wie Sie mich beſchämen! — Faſt muß ich fortlaufen!" rief Luiſe aus; „und ich hätt' es auch längſt gethan, wenn ich Sie nicht kennte, wenn ich Sie nicht lieb hätte, wenn ich nicht wüßte, daß Sie mich durch Ihr Vertrauen auszeichnen — denn früher ließen Sie mich nie einen Blick in Ihr Herz thun. — Laſſen Sie mich ganz aufrichtig ſein, mein edler Freund! Ich glaube, daß Sie vor hundert, ja tauſend Männern ein Frauenherz recht ſehr beglücken können, und ich würde jedes Mädchen glücklich preiſen, dem Sie Ihre Hand reichten, am meiſten aber meine Schweſter. Indeß daran denken wir eben nur im Scherz. Meine Schweſter iſt gut und edel, ſie hat einen vortrefflichen Charakter, noch heute ſchrieb ſie mir, und ſandte von ſich und dem Kinde einige Gaben als Ausſteuer — hier — ich trage den Brief noch bei mir, da leſen Sie — während ich einmal zu meinem Männchen gehen will, das die Vettern und Baſen nicht aus dem Collegium politicum loslaſſen zu wollen ſcheinen.“ — Damit enteilte Luiſe, und Friedmann ging mit dem Brief der Stille einer entfernteren Laube zu, um ihn zu leſen. Sein Herz war ſo voll, ſo bewegt — er fühlte ſich in den Banden einer Liebe, die plötzlich erwacht war, einer Liebe, die er verdammen und die er unterdrücken mußte um jeden Preis.

„Guter Gott, iſt es denn möglich!“ ſprach Friedmann zu ſich ſelbſt. „Auf welcher Irrbahn wandle ich? O führe mich nicht in Verſuchung! Was gaukelt dieſe holde Mädchenblüthe mir vor den Augen, wie ein ſchillernder Schmetterling? Was muß ich ſie immer und immer ſehen, im goldenen Ringelhaar die bräutliche Myrthe, und — eines andern Braut — eines andern Eigenthum! Hebe dich weg Verſucher!"

„Aber wie lieb und ſchuldlos wäre es, würde Luiſe meine nahe Verwandte, meine Schwägerin — dann führte ein harmloſer Umgang uns oft zuſammen, ich könnte mich erquicken an ihrem holden Weſen, das Band der reinſten, edelſten Freundſchaft würde ſich um unſere Herzen ſchlingen. Wie herrlich wäre Das! Mein bisher ſo einſames Leben würde verſchönt durch den Zauber der Freundſchaft und der Liebe — und ich — würde noch glücklich — ich empfinge noch den Antheil vom Erdenglück aus Gottes Hand — mit Zinſen, da ich auf dieſes goldene Capital ſo lange verzichten müſſen."

Während die jungen Leute noch immer fröhlich im Garten umherſcherzten und tollten, ſaß Friedmann in der ſchattigen Cornelinskirſchenlaube und las den Brief.

„Welch ein Geiſt lebt in dieſem Mädchen! Welch ein Herz! Welch eine Seele!" rief er bewundernd aus, und las wiederholt eine Stelle. „Siehſt Du, meine theure Schweſter — auf dieſe Weiſe ſind wir bei Dir, Du Gute, feiern wir Deine Hochzeit mit. Auf den fliegenden Sommerfäden der Gedanken voll Liebe und Treue ſchweben wir aus unſerm ſtillen Waldthale zu Dir hinüber über die trennenden Berge. Wenn ſich's leiſe regt in Deinem Brautgemach, ſo iſt es unſrer geliebten Mutter liebender Gedanke, der um die Tochter webt und waltet, der ihr Segensküſſe auf die Stirn haucht, der zum Allvater für ihr Glück betet.

Ich und die Schweſter wollen uns an Deinem Hochzeittage mit Myrthen-Kränzen ſchmücken, damit die Mutter durch dieſen Anblick fort und fort an Dich erinnert werde, damit an dieſem Tage ihre Liebe nicht müde werde, Deiner zu denken und Dich zu ſegnen.

Auch Du wirſt an uns denken, freilich nur flüchtig, denn an dieſem Tage biſt Du ſchon nicht mehr unſer, biſt Du ſchon eines andern, der ein heiliges Recht gewonnen, daß Deine Gedanken bei ihm weilen, ihm gehören. Was wir für Dich erflehen, erflehen wir auch für ihn, was wir Dir Gutes wünſchen, wünſchen wir ihm — iſt doch euer Glück kein getrenntes, ſondern ein gemeinſames, iſt es doch fortan unſer eigenes Glück. Schreibe mir viel von Deinem ſchönen Hochzeittag, geliebteſte Luiſe, und bereite mir, wie der Mutter, dadurch noch eine herzliche Nachfreude. Nenne uns die Namen aller Gäſte, verweile auch bei dem geringſten, und bedenke, daß wir dadurch ein geiſtiges Feſtmahl halten, daß der Gedanke, wie Du froh und glücklich geweſen im Kreiſe wohlwollender und liebender Menſchen, uns wiederum froh und glücklich macht. Auch den Namen der Predigers vergiß nicht uns zu melden, der Dich traute; der Vater im Himmel gebe dem Segen aus ſeinem Munde Kraft und Weihe, Wahrhaftigkeit und Erfüllung!“ —

„Das iſt noch ein höherer Geiſt, als Luiſens!“ rief Friedmann ſtaunend aus, und verſank in tiefe Gedanken.

„Wunderbar — wie wunderbar! — Wäre das Dein Winken, Du Vater der Liebe über den Sternen? Wäre das vielleicht das Herz, das mir beſtimmt ward vom Anbeginn — und ich mußte ſo lange irren und ſuchen und nicht finden — um nun es zu finden und — vielleicht — darf ich es denken? — es ſelig mein zu nennen!“

Mit tief bewegtem Gemüth ſuchte Friedmann die Braut wieder auf. Er hatte kaum die Laube verlaſſen, als der gazellenflüchtige Fuß Franzisca's dieſelbe ereilte, hinter ihr Weidner, der ihre Hand ergriff und flüſterte: „Holdes Mädchen! Nur ein einziges, ernſtes Wort!“

„Ich höre, Sie Ungeſtümer!“ ſprach halb odemlos Franziska, tiefaufathmend. „Was wollen Sie?“

„Engel! Dieſe Hand!“

„Und nichts weiter, Herr Weidner?“

„Und Dein Herz!“ —

„Viel auf einmal verlangt von einem armen ſchwachen Mädchen, Herr Förſter! Ueberlegten Sie's auch? Iſt es Ihr Ernſt! Bedenken Sie Ihre ſchreckliche Verlegenheit, wenn ich ja ſagte?“

„Es wäre dieß Wort die Krone meines Glücks!“

„Eine Hirſchkrone!“ —

„O Sie loſes Mädchen! Keinen Scherz mit ſo ernſten Gefühlen! Franziska! bin ich Ihnen denn gar nichts?“

„O ſehr viel — aber — aber — ich bitte Sie!“

„Um den Verlobungskuß! Hier!“

„Nun denn — in Gottes Namen! Hier meine Antwort!“

Und in den Armen lag ſich dieſes Pärchen, das, wie ſo viele, raſch zu Werke ging und im Moment jugendfroher Wallung einen Bund für das Leben ſchloß.

Baron von Bärenſtein nahte luſtwandelnd im Geſpräche mit Friederiken der Laube.

„Geben Sie Acht, meine Holde!“ flüſterte der Baron, der mit dem Auge der Eiferſucht jenen Beiden gefolgt war. „Wenn ich in die Hände klatſche, flattern ein Paar Rebhühner aus der Laube dort, oder wilde Tauben, die ſich eben ſchnäbelten.“

„Laſſen Sie doch die zahmen, wie die wilden Tauben in Ruhe, Herr Baron;“ ſcherzte Friederike.

„Ach wie mitleidig Sie ſind! Sehen Sie — ein Jäger, wie ich, der kennt kein Mitleid. Er nimmt keinen Anſtand, auf den Anſtand zu gehen, und ſchießt, was ihm vor den Schuß kommt.“

„Und ſchießt niemals fehl?“

„Doch, wenn er auf Mädchenherzen zielt, da trifft er's nicht immer! Nicht wahr, das wollten Sie doch nur ſagen!“ lachte der Baron. „Glauben Sie nicht, daß die wilde Waldbiene Franziska noch in meinem Stocke bauen wird?"

„Wie zart, daß Sie nicht — Hummel ſagen!" ſpöttelte Friederike und blickte nach dem alterthümlichen Gebäu des Barons, deſſen hohe Treppengiebel angrenzend in den nachbarlichen Garten hereinſchauten. „Meinen Sie jenen Stock? Oder meinen Sie Ihr Sansſouci, Ihre Faſanerie, Ihr Hummelshain*) — Ihre Beſitzung mit dem ſchönen dichteriſchen Namen da drüben, eine halbe Stunde von hier?"

„O Sie loſes, heilloſes, gottloſes, ſchönes Mädchen!" rief der Baron lachend. „Welche Lauge des Spottes gießen Sie aus auf mein armes unſchuldiges Käſewitz."

„Den Mutterbienenſtock der Bärenſteine ſeit aſchgrauen Zeiten!" ſtichelte Friederike. „Wenn Sie ſich nur nicht irren, Herr Baron!"

Jetzt waren beide an der Laube angelangt, von Bärenſtein wollte eben mit Gelächter ein Halloh anheben, als Weidner, Franziska an ſeinem Arm, heraustrat, und mit ernſter Höflichkeit ſagte: „Herr Baron, Jungfrau Scheibe — ich habe die Ehre, Ihnen beiderſeits meine Fräulein Braut zu präſentiren."

Der Baron war doch ein wenig erſchrocken. Franziska beſaß ein gar nicht geringes, älterliches Erbtheil, deſſen Nutzung ſich unter andern auf den Ausbau des verfallenden Käſewitz trefflich hätte verwenden laſſen. Er ließ daher ſchweigend erſt Friederiken ihren Glückwunſch anbringen, und nahm dann das Wort:

---

*) Name eines fürſtlichen Jagdſchloſſes jener Gegend.

„Ich gratulire beiderſeits von Herzen! Wer das Glück hat, führt die Braut heim. Laßt uns gute Freunde bleiben, Förſter! Ich darf doch wohl zu Zeiten hinaufkommen auf den Reichmannsdorfer Forſt? Ei ei! Jetzt wird der Venusberg droben in Eurem Revier für Euch den Goldſchacht allen Glücks wieder aufthun! Glück auf, Braut und Bräutigam!“

Bald war die Verlobung allen Gäſten des Hauſes kund gethan und ein Stimmengewirr von Glückwünſchenden ward lebendig laut um das Brautpaar. Der wackere Stadtälteſte befehligte friſche Gläſer, friſche Flaſchen, auf dieſe Verlobung mußte viel getrunken werden.

Gedankenvoll ſinnend, das Glas zum Anſtoßen erhoben, ſtand auch Diaconus Friedmann unter den Gäſten. Da ſann ſich die Brautpflegemutter in ihrer fröhlichen Laune einen Scherz aus; ſie winkte Arold und Luiſen zu ſich, und wisperte ihnen etwas zu, dann drängte ſie Friedmann dicht an die Neuverlobten hin, und ſchob dann Luiſe mit Arold von der andern Seite an Friedmann heran, daß dieſer mitten zwiſchen beiden Paaren ſtand, hierauf ergriff ſie Friedmanns Arme, und führte ſie einigemale an jenen auf und nieder, indem ſie ſchallend rief: „So recht, ſo recht, Herr Diaconus! Reiben Sie ſich nur an den zwei Brautpaaren, das iſt die ſympathetiſche Kur, die liebeskranken Männern zu Bräuten hilft!"

Alle belachten dieſen gutmüthigen altväteriſchen Scherz der Matrone, und Friedmann lachte nicht nur mit, ſondern er rief im frohen Muthe: „O Mutterchen, dieſe Kunſt verſtehe ich noch beſſer!" und küßte, ehe ſie es abwehren konnte, falls ſie das gewollt hätte, beide Bräute recht herzhaft, was ungemeine Heiterkeit erregte.

Niemand ahnte, wie unter dieſem Scherz Friedmann das Ueberwallen eines tiefen leidenſchaftlichen Gefühls verbarg. Der Kuß auf Luiſens Mund war für ihn berauſchender, als des Stadtälteſten edelſter Wein. Und als die Dämmerung tiefer ſchattete, einzelne Gäſte ſich zum Weggange anſchickten, fand der Diaconus noch Gelegenheit, Luiſen zuzuflüſtern: „In Ihrer Schweſter verehre ich ein Weſen ſeltener Geiſtesbildung! Wenn Sie von mir ſchreiben, wie ſie ja von Ihnen bittet, o dann ſchreiben Sie ihr von mir tauſend Grüße der reinſten Hochachtung. Und Ihnen danke ich tauſendmal für die Mittheilung des Briefes! Gott mit Ihnen, Sie liebe, ſüße, glückliche Braut!" —

Halb träumend, nicht mehr recht der Geſellſchaft angehörend, entzog ſich unverſehens Friedmann dem Kreiſe der Gäſte, die zum Theil noch lange bei Tiſch und Tafel ſitzen blieben, und mit den Alten um die Wette tranken, ja noch tranken, als die Neuvermählten ſich ebenfalls auf leiſen Sohlen davon geſchlichen, noch tranken, als auch Weidner mit ſeiner Verlobten nicht mehr in ihrem Kreiſe zu finden war, noch tranken, als ſelbſt Pfarrer Döhler mit ſeinem Cantor und Friederiken den kurzen Heimweg auf ihr Dorf angetreten hatten. Friederike war nicht recht fröhlich — Neid war es gewiß nicht, was ihren Sinn verdüſterte — vielleicht war es Sehnſucht.

„Was hatte nur der Diaconus?“ fragte unterwegs Cantor Scheibe: „er kam mir auf die Letzt ſo ſonderbar vor.“

„Wills Euch ſagen, Cantor!“ antwortete Pfarrer Döhler mit ſeiner alten etwas grölzenden Stimme: „der hat den hohen Schwarm im Kopfe.“ —

Das war ein thüringiſcher Calembour. Der hohe Schwarm war der Name einer uralten Sorbenburgruine, dicht am Mauerring jener Stadt gelegen — die ging nun freilich in keinen Pfarrerkopf, aber deſto mehr die ſüße Schwärmerei der Liebe — und das meinte der alte Döhler.

Die Luſtpartie.

Luiſe hatte an ihre Schweſter Clementine viel von ihrer Hochzeit geſchrieben, ſie hatte dieſer treulichſt Friedmann's Grüße mitgetheilt und viel zu deſſen Lobe beigefügt. Clementine hatte auf eine zarte und beſcheidene Weiſe dieſe Grüße erwiedert, und in allen Briefen, welche Luiſe ihren ſinnigen Freund leſen ließ, offenbarte ſich mehr und mehr ihrer Schweſter tiefes, dem Ernſt des Lebens mehr als deſſen Sinnenfreuden zugewendetes Gemüth, ein Gemüth, das ſo recht für Friedmanns ganze Geiſtesrichtung und ſein innerſtes, eigenſtes Seelenleben paßte.

Da nun dieſe Richtung, auf welcher, wie es ſchien, verwandte Seelen ſich begegnen ſollten, eingeſchlagen war, ſo hatte Luiſe der Schweſter noch manchen Genuß dadurch bereitet, daß ſie Friedmann um Concept oder Abſchrift mancher ſeiner Predigten bat, und dieſe nach Tettau, dieß war der Name des thüringer Wald-Dorfes, wo die Pfarrwittwe Käſtner mit ihren beiden Töchtern lebte, geſendet.

Da hatte nun unter anderem Clementine geſchrieben, und Friedmann las es mit klopfendem Herzen, mit ſchwellender Seele: „Wie gut biſt Du Luiſe! Wie lieb iſt es von Dir, daß Du unſere Waldeinſamkeit verſchönen hilfſt durch die erhabenen Vorträge Deines edlen Freundes! Ach das iſt ja die Sprache der Geiſter, die Sprache der Engel. Wie ſehr übertrifft doch dieſe eigenthümliche und großartige Weiſe der Auffaſſung, Erklärung und Wiedergabe des göttlichen Wortes alles, alles, was ich bisher hörte und las! Wie muß es mit entzückender Wonne die Seele erfüllen, dieſe Worte, die an mich geſchrieben ſchon hinzureißen und zu begeiſtern vermögen, zu hören als lebendige, lebenvolle Rede, zu ſehen die Begeiſterung, die den Redner erfüllt, zu ehren die Glorie des Gottesgeiſtes, die ihn unſichtbar umfließt! O ſage ihm meinen heißen, innigen Dank, denn dieſen verdient der würdige Mann, da ſeine Worte mich erheben, mich beſſern, mich reinigen und läutern. Unſere gute Mutter — o wie andachtvoll hörte ſie mir zu, wie weinte ſie, von Erinnerungen ſchmerzlich berührt, von frommen Gefühlen und ſanfter Rührung überwältigt.

Sende mir mehr von dieſem Brote des Himmels, laß in unſere Einöde noch oft dieſes Manna niederträufeln.

Ich habe mir hoch über unſerem Dorfe, am Waldesſaume, eine Moosbank gebildet, da hinauf wandle ich an ſchönen Morgen- oder Abendſtunden — da ſitze, leſe, träume, bete ich — da iſt mein Tempel.

Unter mir liegen im Frieden die funfzig Häuſer des Dorfes in dem anmuthigen Grunde, den unſer Waldbach durchbrauſ't.

Stattlich ſteht die Pfarrkirche auf ihrem Hügel, eine Hochwacht des Geiſtes — ihr Anblick mahnt mich immer und immer an unſern verklärten Vater. — O daß ſein Segen immerdar auf uns ruhe! Die Sonne ſchmückt mit lichtem Strahl das grüne Gebirge; die Wehre rauſchen fern herauf, die Schneidemühle arbeitet, die Brennöfen der Porzellanfabrik ſenden weiße Rauchſäulen empor. Tief unten im Thalgrunde ſchimmern die Häuſer des Dörfchens Alexanderhütte — und über allen ruht ein hehrer göttlicher Friede.

Hoch über mir wehen und brauſen die Föhren der Bergwand geheimnißvoll, wie Orakelſtimmen der Natur und der in ihr ſich offenbarenden Allmacht. Auf dem Gebirgskamm ganz oben zieht, vom alten Rennſtieg, des Waldes berühmten Grenzweg durchſchnitten, die Straße; ich kann an ſtillen Tagen die Räder der Wagen rollen hören und das Krachen und Klirren ſchwerer Fuhrmannsgeſchirre vernehmen. Hoch über meinem Haupt iſt dem Welthandel die Straße gebahnt von Norden nach Süden, und gleich daneben weile ich als Einſiedlerin über unſers Heimaththales faſt klöſterlicher Stille.

Siehe liebe Schweſter, da naht mir der große Geiſt der Natur, welcher eins iſt mit dem Geiſt der Liebe, eins mit dem Schöpfer, und flüſtert mir ernſte und wehmuthvolle Gedanken zu, und ſäuſelt mir Geſänge in die Seele, und haucht mir Formen ein, in denen ich ſie feßle und halte, und hebt mich zu ſich empor, wie ein Vater ſein Lieblingskind an das Herz zieht.

Mag es vor dem Auge der Welt und dem Richterblick der Menſchen ſehr unbedeutend ſein, was die ſtille verſchloſſene Wäldnerin fühlt und ſingt und dichtet — mir iſt es unendlich viel, denn es iſt meine Welt, es iſt Leben meines Lebens. Als ich die letzte ſchöne Predigt deines vortrefflichen Freundes geleſen hatte, oben, in meinem Thule, das zugleich mein Tempe iſt, ſchrieb ich folgende Strophen nieder:

Sei mir gegrüßt, erhabene Tempelſtille,
Mein Berg, mein Heiligthum, ſei mir gegrüßt!
Du trittſt aus deiner Nebelſchleier-Hülle,
Ich ſehe dich umglänzt von Lichtesfülle,
Die, wie einſt Thabor's Höh', dich hehr umfließt.

Und wenn im Geiſt auf Thabors Höh' ich trete,
So iſt auch mir ein hoher Meiſter nah;
So wird mein ſtammelnd Lallen zum Gebete;
Ich ſinke hin geblendet auf die Stätte,
Wo auch mein Blick den Himmel offen ſah.

O Meiſter, dürft' ich doch dein Antlitz ſchauen,
Das der Verklärung Glorienſchein umfließt;
Das Schmerz und Wonne, Hoffnung und Vertrauen,
Das Abglanz ſeliger Paradieſes-Auen,
Mir in das Herz, mir in die Seele gießt!

Du ſtehſt im Licht — ich wandle tief im Schatten;
Ich bin dir nah, du aber biſt mir fern.
Dein Aetherlicht ſtreut Glanz auf meine Matten,
Dich ſeh' ich, wann ſich Tag und Dunkel gatten,
Mein unerreichbar hoher, heiliger Stern. —

Siehe nicht, meine theuere, edelgeſinnte Luiſe, auf die falſchen Reime eines Mädchens, das zur Dichtkunſt keine Anleitung empfing, und ſchwer mit den Formen zu kämpfen hat. Was ſind auch Formen? Gefäße! Der Gedanke iſt das Leben, der Gedanke iſt die Ambroſia der dichtenden Seelen — ob der Becher nun vom Golde Arabiens, oder aus der Glashütte in Klein-Tettau — das gilt — mir wenigſtens — gleich.

Lebewohl Luiſe, und liebe

Deine Clementine."

Luiſe Arold ſah mit einem lieblich ſanften Blick zu Friedmann hin, der ihr gegenüber ſaß, und ihr ſeelenvolles Auge wurde thränenfeucht, denn ſie ſah den Leſer tief erſchüttert. Die Hände, die den Brief hielten, zitterten leiſe, ein Zucken des wehmuthvollen Gefühls gab ſich kund in ſeinen Zügen — er athmete tief, wie ſeufzend, auf — und endlich rollten große Thränen auf den Brief Clementinens.

Leiſe erhob ſich Luiſe, und ließ den tief bewegten Mann allein.

„O du hehres reines Weſen!“ rief Friedmann ſtürmiſch, und riß den Brief an ſeine Lippen. „Was beginnſt du mit mir? Iſt dieſe Rührung, die mich ſo mächtig ergreift, ein Ausfluß der Eitelkeit und Selbſtliebe, weil meinem geringen Talente geſchmeichelt wird? O dann müßte ich mich ſelbſt verachten. Nein, es iſt das wehen eines Geiſtes, der mit meinem Geiſt ein Bündniß geſchloſſen hat, vielleicht ſchon lange, in einem andern Leben, auf einem andern Sterne, und deſſen Lichtſtrahl nun mit dem des meinen wieder zuſammenfließt zu einem reinen Abglanz des Himmels!“

„Ich will, — ich muß ſelbſt an dieſes göttliche Mädchen ſchreiben — was hält mich ab, mir eine ſo unſchuldvolle Geiſtesfreude zu bereiten, als ein Briefwechſel mit einem ſo gefühlvollen, vortrefflichen weiblichen Weſen?“

Und Friedmann ſuchte Luiſen auf, um ihr ſeinen Entſchluß mitzutheilen. —

In dieſen Tagen veranſtaltete der Baron von Bärenſtein eine Luſtpartie, einen Ausflug junger Leute nach einem am Ufer der thüringiſchen Saale maleriſch gelegenen Dorfe, in deſſen Nähe auch ſein Ahnenhaus lag, das gute Käſewitz, halb Rattenneſt, halb Eulenthurm, ein ehemaliger Burgſtadel, jetzt eigentlich faſt nur noch ein ſimpler Stadel — das, was davon Burg zu nennen geweſen wäre, hatte der bekannte Zahn der Zeit zernagt, und das nicht minder bekannte Meer der Vergeſſenheit verſchlungen. Dieſer Partie wohnten auch Arolds bei, nicht minder Herr Lewald, und ebenſo Franziska, welche ſich's nicht ſehr leid ſein ließ, daß ihr Verlobter ihr Vergnügen nicht theilen konnte, weil gerade der Oberforſtmeiſter in ſeinem Revier eine große Abpoſtung anordnete. Auch Friederike Scheibe war mit von dieſer Partie, und von allen betheiligten gern geſehen.

Das an Huldigungen gewöhnte Herz Franziskas, dieſes ſchönen und muntern Mädchens, nahm als einen gebührenden Tribut die Höfeleien des Barons auf, wie nicht minder jene des Commis, und zeigte ſich auch nicht den Aufmerkſamkeiten der übrigen jungen Herren abgeneigt, welche Theil an der Geſellſchaft nahmen.

In Bärenſteins Seele erwachte ein kühner, obſchon nicht edler Gedanke, es war der, dem Förſter Weidner die Verlobte abſpenſtig zu machen, und ihre Hand dennoch für ſich zu gewinnen. Er baute auf des Mädchens Leichtſinn, und da ihr, wie ihm, ein tiefes Gemüth und Gefühl für das ſittlichhohe mangelte, hoffte er von ſeinem Kalkül ein ergiebiges Facit ziehen zu können.

Das Gutsgebäude Käſewitz hatte auf Veranſtaltung des Barons eine ſeltſame Metamorphoſe erfahren. Er hatte aus dem nächſten Walde — noch dazu durch Förſter Weidners gütige Vermittlung, mehrere Wagen voll Fichtenreiſig anfahren laſſen, und mit dieſem Reiſig ſehr ſinnvolle Decorationen vorgenommen. Ein ländlicher Imbiß ſollte hier den Beſchluß der Luſtpartie bilden, und der Heimzug mit Fackeln unternommen werden. Die Unterthanen des Barons, ſechs an der Zahl, waren alle an ihre Poſten beordert.

Man fuhr auf geſchmückten Kähnen dem Strom entgegen, deſſen ziemliche Breite allmählig durch Felswände beträchtlich eingeengt wurde.

Heiterer Scherz und Geſänge belebten alle Kähne, und die hohen ſchroffen Felſen der Alaunſchieferbrüche gaben im Echoball jeden empfangenen Zuruf zurück. Maleriſch ſpiegelten ſich die Gebäude des Vitriolwerks Wetzelſtein im Strombette, und das Dorf Obernitz mit alterthümlich ritterlichem Schloſſe.

„Seht da!“ rief der Baron: „Die thüringiſche Lurelei!“ und wie auf ein Kommando erſcholl von den

Stimmen aller Sänger und Sängerinnen das Heine'ſche:

Ich weiß es mir nicht zu deuten
Daß ich ſo traurig bin;
Ein Märchen aus alten Zeiten
Kommt mir nicht aus dem Sinn!

Bei der ſchönſten Felspartie, wo der Uebergangskalk in impoſanten und grotesken Formen zu Tage tritt, und der Strom in mächtiger Krümmung einem von Bergwänden eingeſchloſſenen ſtillem Gebirgsſee gleicht, legten die Kahnführer an, und die Geſellſchaft ſtieg aus, um ſich in der Nähe eines Einſiedlerhäuschens zu gruppiren, und der Freude des Naturgenuſſes ſich harmlos hinzugeben. Dieſe trauliche Abgeſchiedenheit am Stromesufer und das immer noch forthallende Lied erweckten jenen poetiſchen Geiſt, der auch ſolcher Herzen zuweilen ſich bemächtigt, denen gerade nicht das Reich der Dichtung eine traute Heimath iſt.

„Wahrhaftig hier iſt's ſo heimlich, ſo ſtill, ſo ſchön ſchaurig,“ nahm Herr Lewald das Wort: „daß man ſich recht gut in der Tiefe des Stromes das Schlößchen der Saalnixe denken könnte.“

„Möcht' ihr aber keinen Beſuch machen!“ ſcherzte von Bärenſtein: „Wenn ſie was von mir wiſſen will, kann ſie ſich heraufbemühen.“

„Baron! Baron“ drohte Luiſe: „Nehmen Sie ſich in Acht! Rufen ſie unſere Nixe nicht! Sie möchte etwa kommen, ſchnell, wie die wilde Jagdfrau, denn hier iſt's wahrhaftig nicht geheuer!“

„Aber ſchön iſt's hier!“ nahm Lewald wieder das Wort. „Ich muß geſtehen, Erfurt, meine liebe Vaterſtadt, iſt groß und ſtattlich und hat manches Anziehende, aber ich möchte ausrufen, wie die Gemahlin Herzog Johann Ernſt's zu Sachſen, die auch in Saalfeld geſtorben iſt: Wäre Erfurt mein, ſo möcht' ich's in Saalfeld verzehren!“

„Brav von Ihnen, lieber Lewald!“ belobte des Sprechers Prinzipal, Herr Arold: „Laſſen Sie ſich's nur immer hier gefallen und bleiben Sie bei uns. Sie ſtimmen gewiß gern ein in das bekannte ubi bene, ibi patria.“

„Giebt es hier, außer unſerm Herrn Baron, auch noch ſonſt den wilden Jäger, den Sie vorhin nannten?“ fragte Lewald.

„Das will ich meinen!“ nahm antwortend Friederike Scheibe das Wort. „In unſerm Dorfe weiß man viel von ihm zu ſagen.“

Erzählen Sie, Holdeſte! Das wird ſich hier in dieſem Felſenkeſſel angenehm und ſchaurig vernehmen laſſen!“ bat der Baron. „Ja erzähle, liebe Friederike!“ bat auch Luiſe Arold die Freundin, und Friederike begann ohne Ziererei:

„Auf der Kegelbahn in unſerm Dorfe, die auf der Anhöhe überm Saalufer liegt, von der man einen

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50160-9
BECHSTEIN,L. FN. 03123/018

weiten und ſchönen Blick herab auf das Unterdorf und in den ſchönen Saalgrund hat, waren an einem Sonntag die jungen Burſche verſammelt, tranken, rauchten, kegelten und machten ſich luſtig bis in die ſinkende Nacht. Auf einmal ſehen ſie drüben am andern Ufer den wilden Jäger hinreiten, und da ſchrie immer einer der Burſche, deſſen Aelternhaus zunächſt an der Kegelbahn lag: Hünſchgen! Hünſchgen! Gieb mir deine rothen Strümpfchen! Kaum war der Ruf heraus, ſo hörten die Burſche es drunten im Strome plätſchern, und ſahen wie das feurige Pferd des wilden Jägers durch die Saale ſetzte, und das Ufer gewann, an welchem Unterpreilipp liegt. — Flugs liefen alle davon, und ein Theil zuſammt dem, der das Frevelwort gerufen, ſchlüpften in deſſen Wohnhaus hinein, und riegelten geſchwind die Thüre zu. Kaum waren ſie darin, ſo hielt auch ſchon der wilde Jäger vor dem Hauſe und machte ein Geplärr, daß denen drinnen Hören und Sehen verging. Das dauerte die ganze Nacht, erſt mit dem erſten Hahngeſchrei verſchwand der Spuk, mit Zurücklaſſung eines gräulichen Geſtankes, der ſich auch gar nicht verziehen wollte. Als endlich ſich jemand vor das Haus wagte, lag ein altes ſtinkendes Stück Fleiſch von einer Hirſchkuh vor dem Hauſe, in deſſen Nähe es niemand aushalten konnte. Der vorwitzige mußte den Abdecker kommen und den wilden Jägersbraten wegſchaffen laſſen — aber in der folgenden Nacht war ein anderer da, und ging ſo fort ſieben Nächte lang, und erſt in der folgenden Nacht vom Sonntag auf den Montag blieb das fürchterliche Wildpret aus, weil in der Sonntagsnacht der wilde Jäger keine Macht mehr hatte.“

„Fi! Das iſt nicht die ſchönſte Geſchichte!“ rief Franziska aus. „Weißt du keine beſſere, Friederike? Das wäre nicht mein Schatz, dieſer wilde Jäger.“

„Glaube Dir's!“ lachte Friederike: „Du lobſt Dir die wilden Jäger der heutigen Zeit, nicht die alten geſpenſtigen, deren Halbpart ſo übel ausfällt, wie jener des Nachbars in Zerbitz.“

„Wie fiel das aus?“ rief lachend fragend der Baron. „Sie ſcheinen dem wilden Jäger doch nicht ganz feind, da Sie ſo viele Geſchichten von deſſen Urvater wiſſen.“

„Vom mythiſchen Urvater nur, Herr Baron, nicht vom geſchichtlichen, der Ihr Ahnherr war, und deſſen Steinbild gegenüber dem Häringsmännchen mit einem Bären kämpfend außen an unſerer Kirche noch zu ſehen iſt.“

„Ja, das iſt der leibhafte alte Bärenſtein, iſt mein Ahnherr, und deutet auf die Ausrottung der wilden Beſtien noch in den Heidenzeiten, aber Vortrefflichſte, was das ſogenannte Häringsmännchen in der Hand hält, iſt mit nichten ein Häring, ſondern eine Barbe, und in der andern abgeſchlagenen Hand hielt es auch noch eine, und ſtellte ſo das uralte Stadt-

Wappen, die beiden gekrümmten Barſche dar, welche noch auf früheſten Münzen von Saalfeld vorkommen. Doch Ihr Halbpart nicht zu vergeſſen!“

„Dort droben“ — begann Friederike die Richtung, oberhalb des Flußthales bezeichnend, „liegt ein Oertchen dicht am Ufer, auf der Hohenwarte nennt man es, von da ging einmal zur Nachtzeit ein Wanderer nach dem Wallheide-Thal herab. Da erhob ſich das wilde Heer über die hohen bewaldeten Bergrücken mit ſeinem wüſten Getöſe und vor ihm her flohen und flüchteten die von ihm ewig verfolgten, der grauen Waldmännchen und Moosweibchen zaghaftes Geſchlecht, wild aufgeſcheucht in eiligſter Haſt und banger Todesfurcht!“

„Der Wandrer ſtand in dem Graus, der um und neben ihn und über ihm vorüberbrauſte, und wie er das Geſchrei vernahm, und im hellen Mondſchein die wogenden Geſtalten vorüberſtrömen ſah, ergriff ihn eine tolle Bethörung, und wie der wilde Jäger: Huſſa! Huſſa! ſchrie, da ſchrie auch der Mann:

Huſſa! Huſſa! und halb Part
Gehört mir auf der hohen Wart! —

Und da ſchrie der wilde Jäger:

Huſſa! Huſſa! Und halb Part
Dem Bauer auf der Hohenwart!“

„Am andern Morgen lag des Bauern ganzes Gehöft voll Geflügel mit umgedrehten Hälſen, und ausgerenkten Beinen — aber was für Geflügel? Trappen und Truten, Wachteln und Wichteln, bunt durch einander, und an den Thürpfoſten, wo ſonſt die Schweine hingen, wenn der Bauer Schlachtfeſt hielt, hingen Viertel von Moosleuten und Holzweibeln, gruslich anzuſehen, des vorwitzigen Bauers Jagdantheil und Beute-Halbpart.“ —

„Eine ſchöne Beſcheerung!“ riefen mehrere aus der Geſellſchaft.

„Ein wüſter Geſelle, dieſer wilde Jäger!“ bemerkte Herr Lewald: „Aber wenn ich nicht irre, ſo nannte vorhin meine verehrte Frau Prinzipalin eine Jagdfrau, nicht einen Jagdherrn?“

„Freilich that ich das“ — entgegnete Luiſe. „Wer kennt ſie nicht, die allgefürchtete wilde Bertha?“

„Die Zeit iſt hin, wo Bertha ſpann!“ intonirte der Baron.

„Die unſrige ſpinnt nicht, ſie jagt,“ erwiderte Frau Luiſe Arold: „Da war ein Bauer aus Bretewitz, das hier vor uns liegt, der fuhr einmal zu Holz in den Zwölften, wo alle Geiſter mehr umgehen, als im ganzen übrigen Jahre. Der gerieth in einen engen Holzweg, und ſtieß da auf einen Wagen, den zogen zwei ſchneeweiße Katzen, und auf dem Wagen ſaß die wilde Jagdfrau. Der Bauer kannte ſie aber nicht, und wollte nicht ausweichen, konnte auch wohl nicht, und erhub ein gräuliches Fluchen. Aber da erhub die wilde Bertha ein Beil am langen Eichenſtock und ſchlug es dem

Bauer handtief mitten in die Stirne in den Schädel hinein, daß es krachte, und fuhr mit ihrem Katzengeſpann brauſend über Kopf und Wagen ihm hinweg. Der Bauer ſtürzte zuſammen von dem gewaltigen Schlag, und verlor alle Gedanken und verging ihm alles Fluchen; endlich aber kam er wieder zur Beſinnung, und fühlte ſich vollkommen heil, aber ein ſtörendes fühlte er gleich darauf mit den Händen an ſeinem Kopf, denn in dieſem ſtak, mitten in Knochen und Fleiſch, wie hinein gewachſen, die Spaltaxt der wilden Jagdfrau, und war nicht zum Wanken und Weichen zu bringen, auch traute ſich kein Wundarzt, ſie herauszuziehen.“

„So kam der Bauer, ſtatt, daß mancher andere einen Sporn zuviel im Kopfe hat, und dennoch ſo vernagelt iſt, als wenn er ein Brett vor'm Kopfe hätte, mit einer Axt im Kopfe nach Hauſe, und konnte ſich kaum vor jemand ſehen laſſen, doch ſeiner Arbeit konnte er dabei genügend warten. Das dauerte ein ganzes Jahr, bis eines Tages jener Bauer wieder zu Holze fuhr und in denſelben Hohlweg kam, wie damals, als er das Beil der Bertha in die Stirne bekommen, und da kamen wieder die zwei ſchneeweißen Katzen und zogen den Wagen, darin die wilde Jagdfrau ſaß. Wie war da der Bauer ſo hurtig, auszuweichen, wie geſchwind hüſte er und trieb ſein Vieh rückwärts, um der Frau Bertha Raum zu geben. Da war ſie denn auch gnädig, und ſtrich ihm mit der Hand über die Stirne und war plötzlich ſammt ihrem Wagen und ihren Katzen verſchwunden. Und gleich fiel das Beil dem Bauer aus der Stirne und in die Hände, und wie er ſich an ſeinen Kopf fühlte, fühlte er weder Spalt noch Wunde. Und wie er nun das Beil ſo recht betrachtete, und auch andern ſehen ließ, ſo wurde befunden, daß es von lauterm Golde war."

„Das laſſe ich eher gelten!" rief der Baron.

„Beſſer ſo ein golden Beil vor der Stirn, als ein Bret!" warf Arold hin.

„Oder ein Hirſchgeweih," — ſpöttelte Lewald.

„Beim Hirſchgeweih fällt mir unſer Freund, Förſter Weidner, ein", nahm Arold wieder das Wort. „Der wäre heute ſicherlich gern in unſerer Geſellſchaft, und lieber, als daß er in ſeinem Forſte herumwandelt, zumal ſeine holde Braut bei uns weilt, und, — wie es ſcheint, ein andrer Jäger nach dieſem Edelwilde zielt!"

„Warten Sie! Warten Sie!" drohte Franziska. „Zuletzt machen Sie gar eine Hinde aus mir, Sie böſer Mann!" aber dabei lächelte und liebäugelte ſie recht ſchelmiſch zum Baron hinüber, welcher auf dieſes erfreuliche und aufmunternde Zeichen ſogleich das Wort nahm.

„Es iſt wohl ſchon manchem Jäger die Beute wieder abgejagt worden; es lebe Amors freie Birſche!"

Und dabei ſandte er erwiedernde bedeutungsvolle Blicke nach Franziſka hinüber.

Unter luſtigen Geſprächen, Gelächter und Neckereien flogen der muntern Geſellſchaft ſehr ſchnell einige Stunden vorüber, worauf die Weiterfahrt beliebt und angetreten wurde.

Alle beſtiegen wieder die Kähne, und der Baron reichte mit großer Galanterie Franziſka die Hand, um ihr beim Einſteigen behülflich zu ſein. Dabei glitt ſie aber dennoch aus und fiel mit einem Schrei des Schreckens dem Baron gerade in die Arme, wodurch ein allgemeines Gelächter hervorgerufen wurde.

Schon näherte man ſich dem Gehöfte Käſewitz auf maleriſcher Stromkrümme, die Luſtigkeit ſtieg, man ſang, man jauchzte, man ſchaukelte beträchtlich. Eine dunkelgrüne Maſſe trat mehr und mehr in der Ufernähe hervor, welche ganz das Anſehen einer burgähnlichen Triumpfpforte hatte, von welcher farbige Banner und Bänder wehten.

Das war Baron von Bärenſteins Burgſtadel, den dieſer um und um mit Reiſig hatte überkleiden laſſen, damit man die Verfallenheit der Lehmwände nicht erblicke. Hohe Zinnen, alles von Latten und Reiſig, verdeckten die Dachung, auf welcher die dicken grünen Polſter mannichfaltiger Mooſe ſich ausgebreitet, und das ehemalige Roth der Ziegeln in ein Grün von den verſchiedenſten Abſtufungen verwandelt hatten.

Niemand auf der Welt hätte in Käſewitz für irgend eine Sammelluſt irgend eine Ausbeute hoffen dürfen, nur der botaniſirende Freund der Kryptogamen-Flora hätte ſeinen Gang köſtlich belebt gefunden.

Auf dem Dache des Burgſtadels des Barons Bär von Bärenſtein in und von, auf und zu Käſewitz wuchſen ſchier alle Arten von Mnium und Bryum, Grimmia und Timmia, Pohlia und Trentepohlia, Bartramia und Koelreutera, Dicrana und Funaria, Gymnoſtoma und Trichoſtoma, Barbula und Tortula, Weiſſia und Swartzia, Leerſia und Meerſia, Hedwigia und Webera, Orthotricha und Didymoda, Fiſſidens und Leskia, Beckera und Neckera.

Nicht minder drängten ſich aus dem Boden fruchtbarer Moorerde, die ſich auf der Dachung von Käſewitz im Laufe der Zeiten wucheriſch erzeugt hatte, zahlloſe Algen. Auch Tremellen fanden ſich nach anhaltendem Regen auf jener Dachung, dieſe zitternden Wundergebilde der ſchaffenden Natur, die dem Urſchleim gleich plötzlich da ſind, durch und durch eine Gallerte, und plötzlich verſchwinden; und von den vielfältigen Arten der Staubpilze, Byſſus, fehlte wohl keine um und an dem alten Bau von Käſewitz; da war weißer Byſſus und grünlicher Byſſus, ſchwarzer und aſchgrauer, röthlicher und ſchwefelgelber, ſpangrüner und ſchwarzäugiger Byſſus zu finden, ſo wie jede Art und Sorte des Schimmels, flüchtige und ausdauernde Arten, letztere äußerſt häufig.

Der Baron wußte gar nicht, welchen Schatz die ſegnende Mutterhand der Natur auf ſein Dach geſtreut hatte, welcher Zaubergarten darauf wuchs und grünte. Sicher enthielten die prangenden ſchwebenden Gärten der Semiramis nicht eine ſo große Mannichfaltigkeit. Aber das ſorgloſe Kind der Natur kümmerte ſich um die Natur ſehr wenig, und um die Welt der Flora am wenigſten.

Die Überfahrt durch den Stadel, welche zugleich die Tenne bildete, war auch innen mit Laub ausgeſchmückt, zu beiden Seiten führten Stufen empor und man konnte auf eine Art Tribüne gelangen, welche von Brettern gebildet war. Dieſer untere Raum der jetzt völlig leeren Scheuer — denn die Aerndte war noch nicht gehalten, erſchien als geeignetſter zur Aufnahme mehrerer Gäſte, denn die Wohnzimmer des Barons waren nichts weniger als Empfangszimmer, und die Stube des Sackbauers, der mit ſeiner Ehehälfte als Pachter, Verwalter, Verweſer, Ober- und Untervoigt in einer Perſon zu Käſewitz reſidirte, war obiges noch weniger.

Die Kähne näherten ſich dem romantiſchen Ufer von Käſewitz, die Luſtigkeit ſtieg, wie ſchon geſagt, man lachte, man ſang, man jauchzte, man ſchaukelte beträchtlich, am meiſten der Baron, der jetzt ein Taſchentuch zog und damit ungeheuer winkte, und da krachte ganz nahe der Schuß eines überladenen Böllers wie ein

Sechspfünder, daß das Echo der Uferwände rollend den Schall von Bergwand zu Bergwand trug, und Franziſka erſchrak über den Schuß, kreiſchte auf, ſchwankte und bekam das Uebergewicht; ſie fiel aus dem Kahn ins Waſſer, um ein Haar wäre der ganze Nachen umgeſchlagen. Nun ſchrien zugleich überlaut die in den andern Kähnen; ohne langes Beſinnen plumpte der Baron in den Fluß, und gleich hinter ihm her ſprang auch Lewald aus ſeinem Nachen, denn obſchon wenig begünſtigt, war doch auch er Franziſka nicht wenig zugethan. Indeſſen er nahm ſein kaltes Bad für dieſesmal faſt erfolglos, denn der Baron von Bärenſtein hatte bereits Franziſka aufgefiſcht, und ſchwamm mit ihr nach dem nahen Ufer, wo indeß Lewalds Hülfe doch zu Statten kam, denn nun war er ſo glücklich, die bewußtloſe Huldin, die einer triefenden Nixe des Stromes glich, ſchleunigſt nach dem Gehöft in des Sackbauers beſcheidene Erdgeſchoßwohnung mit zu tragen. Franziſka war zum Glück nicht ertrunken, und hatte nur wenig Saalwaſſer geſchluckt — doch war ſie was weniges ohnmächtig.

Wie ſchleunig legten die Kähne an, wie eilte alles nach dem Hofe, und durch die grüne Thorfahrt in den Hof hinein, wo bald die Frauen und Mädchen Franziſka helfend umgaben, die Herren zurückwieſen und der Baron ſich mit Lewald auf ſein Zimmer zurückzog, um allſeits Metamorphoſen der durchnäßten Anzüge vorzunehmen.

Allgemach legte ſich der Tumult und die Aufregung der kleinen Geſellſchaft; Schreck und Beſorgniß wichen vor den guten Nachrichten zurück, die aus dem Wohnhauſe Käſewitz gegeben wurden, und ſo reihte man ſich vorläufig um die auf der Tribüne der Scheuertenne aufgepflanzten Flaſchen edlen Gerſtenſaftes, und der Sackbauer trug friſches Brod, reinſte Butter und höchſt appetitliche Kuhkäſe auf, die das lukulliſche Feſt beſchließen ſollten.

Jetzt erſchien Lewald, gehüllt in ein orientaliſches Coſtüm, das aus ſehr weiten Linnenmodeſten aus des Barons Turnfahrtzeiten und einem verſchoſſenen Schlafrock, nebſt einem abgeſchabten Fes beſtand, das einſt ein ausgewanderter Grieche auf dem gaſtlichen Käſewitz zurückgelaſſen.

Alles lachte herzlich und hatte ſeinen Scherz mit Lewald, aber der Humor ſteigerte ſich zur Ausgelaſſenheit, als jetzt der Baron, der ſein elegantes Coſtüm abgelegt hatte, in der Tracht erſchien, in welcher er zur Jagd zog; in einen braungrünen Büffelrock mit Jagdknöpfen, in grobtuchenen Pantalons und in hohen juchtenen Waſſerſtiefeln, die bis zu den Schenkeln heraufgezogen waren; an ſeinem Arm hing eine etwas blaſſe junge Bäuerin mit halb verlegenen, halb ſchalkhaften Mienen, Franziska, die in den Sonntagsſtaat der Sackbäuerin geſchlüpft war, und ſich recht leidlich gut und ſchön in dieſer Verkleidung ausnahm.

Franziska erſchien bewegt; mit feucht ſchimmernden Augen blickte ſie oft zärtlich auf den Baron, drückte ihm auch wohl verſtohlen die rauhe Hand und liſpelte nur ihm vernehmbar: „mein Lebensretter!“

Es bedurfte nicht langer Zeit, ſo war die unangenehme Seite des kleinen Vorfalles vergeſſen und die heitere herausgekehrt.

„Ich würde vorſchlagen, den Namen Käſewitz in Koſewitz umzutaufen!“ rieth Lewald.

„Oder Franziskenruh!“ warf Friederike lachend hin.

„Oder Saalgrün!“ ſchlug Luiſe vor.

„Oder Nixenbad!“ ſpöttelte ihr Mann.

„Spottet nur Alle!“ rief Franziska. „Wir wiſſens wohl, wer den Schaden hat, darf um den Spott nicht ſorgen, das iſt ein bekannter und wahrer Spruch. Wer aber in der Saale oder ſonſt in einem tiefen Waſſer lag, wie ich vorhin, dem iſt's nicht ſo luſtig um das Herz. Ich werde dem Herrn Baron den Ritterdienſt nie vergeſſen, und auch Ihnen nicht Ihre gütige Hülfebereitwilligkeit, Herr Lewald!“

Der Tag neigte ſich, und mit ſeinem Ende nahte nun der Glanzpunct der Luſtpartie. Bärenſtein war ein wenig Pyrotechniker. Er hatte zwei Tage mit Anſtrengung gearbeitet, um ein kleines Feuerwerk, beſtehend aus vier Schwärmertöpfen, zwölf Raketen, ſechs Rädern, einer Kaprice, einem Schnurfeuer, einigen Dutzend Fröſchen, etlichen Kanonenſchlägen und mehreren Weiß- und Rothfeuern zu Stande zu bringen.

Dieſe Feuerpracht ſollte ſich längs einer Mauer entwickeln, welche der Scheuerthorhalle gegenüber das Gehöfte abgrenzte.

Die Gäſte wurden eine ſchmale Treppe hinaufgeführt, um vom Heuboden aus durch die geöffneten Lucken und Schalter, längs deren Stühle und Bänke hingeſtellt waren, zuzuſehen.

Der Sackbauer war zum Oberfeuerwerker ernannt, auch bediente er den Böller; ſeine Frau verſah den Dienſt einer Hebe in der Trinkhalle, der Futterknecht und Schafjunge waren bereit, die ſonſtigen Anordnungen des Barons zu vollziehen, und als dritte in ihrem Bunde war die Kuhmagd aufgenommen. Dieſe drei waren befehligt, an verſchiedenen Ecken des Stadels auf ein gegebenes Zeichen die Illuminationslämpchen zu entzünden. Auf der Zinne hatte ſich, jedoch erſt nachdem die Geſellſchaft in der Halle war, ein hohes Geſtell in Geſtalt einer ſteifen koloſſalen Fahne erhoben, welches ebenfalls mit allerlei Schlägen und Brillantlunten verziert war. Damit die Geſellſchaft nicht im Finſtern verharre, waren auf dem Boden verſchiedene bunte Papierlaternen nach chineſiſchem Typus ſchwebend aufgehangen. —

An dieſem Tage beendete der Oberforſtmeiſter ſeine Arbeit ziemlich bald, und ſtatt dem Förſter Weidner als Gaſt zur Laſt zu fallen, lud er dieſen ein, ihn in ſeinem Wagen zur Stadt zu begleiten, was jener gern annahm. Da der Weg meiſt bergab ging, ſo legte das raſche Geſpann des Oberforſtmeiſters den drei Stunden langen Weg von Reichmannsdorf nach Saalfeld in einer Stunde zurück.

In der Stadt angekommen, erfuhr nun freilich Weidner zu ſeinem großen Leidweſen, daß ſeine geliebte Braut, Franziska Arold, mit Freundinnen und Freunden einer vom Baron von Barenſtein veranſtalteten Luſtpartie ſich angeſchloſſen habe. Das treue Weidmannsherz Weidners hatte indeſſen kein Arg, daß ihm der Baron einen Weidmann ſetzen werde, er dachte, er werde bei der Partie, obſchon als Nachzügler, nicht unwillkommen ſein; und ſo ging Weidner den ihm wohlbekannten Fußweg nach Käſewitz zu, an ſein Mädchen denkend und am Rocken ſeines Glücks goldne Hoffnungsfäden ſpinnend.

Vor ihm ging in gleicher Richtung auf demſelben Pfad ein anderer Wanderer; auch er dachte an ein Mädchen, aber ſein war es nicht, doch ſein ſollte es werden, das gelobte er ſich feſt — denn in ihr fand ſein gläubiges und vertrauendes hoffen das, was bisher und lange ſchon ſeinem eigenſten Sein gefehlt: die verwandte ſchöne Seele.

Der Strom fluthete ſilberklar in ſeinem Felſenbette, und der Abendhimmel warf flammende Goldſtreifen auf die ſpiegelnde Fluth. Die Luft war voll erquickender

Kühle und der Friede der Natur umfing mit ſanften Armen die müde Welt.

Friedmann ging ſeinen Weg, ohne ein Ziel zu haben, er wandelte dieſen romantiſchen Pfad ſo gern, und alle ſeine Gedanken waren bei Clementine Käſtner, der ſinnigen Dichterin im ſtillen Schooße eines thüringer Walddorfes hoch oben unter dem Gebirgsgrat, in des Rennſteigs wolkennahem Bezirke.

„Jetzt weilt ſie wohl noch auf ihrer traulichen Moosbank, ſinnt und betet, dichtet und denkt vielleicht — an mich“ flüſterte er ſich ſelbſt leiſe zu, da holte der raſchere Schritt des Weidmanns den langſam wandelnden ein.

Weidner bot guten Abend, fragte nach des geiſtlichen Wanderers Ziel, und bewog ihn leicht, den befreundeten Partieleuten mit ihm entgegen zu gehen.

Tieferes Dunkel ſchattete über Strom und Auen; die Wanderer hörten von Zeit zu Zeit ein Krachen, wie ferne Schüſſe.

Jetzt hatte etwas in der Luft geflammt und war zerſtiebt — jetzt praſſelte ein Schwärmertopf in ziemlicher Höhe auseinander, jetzt ſtieg eine Rakete prächtig empor, indem ſie näher kamen, und ließ goldene Sterne langſam niederſinken.

Da lag nahe vor ihnen in dem Schooße der Dunkelheit gehüllt, Käſewitz, und noch kam die Geſellſchaft nicht entgegen, ſie mußte noch dort ſein.

Jetzt krachte wieder ein Kanonenſchlag, und da wurde es plötzlich lichthell an der Außenſeite des Stadels nach dem Strom zu. Blitzſchnell entzündeten ſich die mittelſt Stoppinen verbundenen Illuminationslämpchen faſt mit einemmale und zu gleicher Zeit, und oben auf der Zinne zeigte ſich, was vorhin eine ſteife Fahne geſchienen, als ein rieſiges F im ſchönſten Brillantfeuer.

„Nun was ſoll dieſes wohl bedeuten?“ fragte Weidner verwundert ſeinen Gefährten.

„Ich denke wohl, Friede!“ entgegnete der Diaconus.

„Ach weil Sie ein Mann des Friedens ſind, Herr Friedmann!“ ſpöttelte Weidner: „Ich denke mir, es ſoll Freiheit heißen, dieſes ſchöne Wort.“

„Wenn Sie ſich nur nicht irren, mein hochverehrter Herr Förſter! Wüßte für Sie noch ein ſchöneres Wort, Herr Weidner“ verſetzte Friedmann mit gutmüthig ironiſchem Lächeln: „ich denke mir ſo in meinem beſchränkten Sinn, es dürfte etwa ſothaner Buchſtabe Franziska andeuten ſollen!“ —

„Laufen Sie doch nicht ſo wie ein Feuer-Mann! Ich kann ja mit Ihnen nicht Schritt halten!“ rief Friedmann hinter Weidner her, der plötzlich Schritte machte, als ob er Siebenmeilenſtiefeln an den Füßen hätte. —

Die Erleuchtung nahm ſich recht hübſch in die Ferne wirkend aus, nie war Käſewitz ein ſolcher Glanzpunkt geweſen. Wie das Feuerwerk vorüber war, Schwärmer und Fröſche geplatzt und gehüpft hatten, die feurigen Räder und Sonnen verraucht, die Raketen himmelan geflogen waren, die Kaprize ihre Launen gezeigt hatte, rief Bärenſtein: „Achtung, meine Damen und Herren, jetzt kommt das letzte Stück", und hielt ſeine glimmende Cigarre an ein Schnurfeuer, worauf alsbald eine verborgen gehaltene ausgeſtopfte weiße Taube auf einem entzündeten Stück Rakete vom Stadel durch die Luft nach der Mauer abfuhr, was ſehr hübſch ausſah, und kaum dort angelangt, ſich wieder auf gleiche Weiſe dem Stadel näherte, jetzt aber ein Blatt im Schnabel hatte, auf welchem die Worte ſtanden: **Franziska!** Ich bete Dich an. Indeß als dieſes Lauffeuer auf ſie zugeſchoſſen kam, erhoben ſich alle Damen mit ängſtlichem ſchreien, indem entzündete der Oberfeuerwerker den letzten Kanonenſchlag, dieſer war das Signal zum Entzünden der Illuminationslämpchen und des F —. Die Taube aber ſchoß an das grüne Reiſig heran, und die Gewalt der Feuerkraft, welche die Rakete trieb, die noch lange nicht ausgebrannt war, wühlte letztere tief in die Reiſigbekleidung hinein, welche alsbald aufzuloben begann, ohne daß es möglich war, dem Weitergreifen der Flamme in den harzgedrängten Kiefernnadeln und Aeſten Einhalt zu thun. Schreiend ſtürzte alles wild durcheinander der ſchmalen Treppe zu, und warf ſich hinab, Arold hielt ſorglich Luiſe umfaßt, Lewald ſtürzte auf Friederike zu, ihr Beiſtand zu bieten.

„Schnell! ſchnell! um Gotteswillen ſchnell!“ ſchrie der Baron — jetzt brannte ſchon in Klafter-Länge und -Breite das grüne Geſimms und die Verlattung des Heubodens fing Feuer.

Das Brillant-F, deſſen Schönheit nun denen, für die ſie beſtimmt war, verloren ging, löſ'te ſich mählig in einen Feuerregen auf, und da dieſe Brillantfeuer aus Schwefel beſtehen, ſo haben ihre Tropfen die Eigenſchaft, noch eine Weile fortzubrennen und brennbare Stoffe zu entzünden, und da ſie auf Tannennadeln fielen, ſo entzündeten ſich dieſelben, und es flammte bald auch auf jener der brennenden entgegengeſetzten Seite ein luſtiges Flackerfeuer auf. —

„Ei wie ſchön!“ rief Friedmann, als er mit Weidner immer näher kommend, dieſe Flammen auflodern ſah. „Man ſcheint recht luſtig! Hören Sie das Jauchzen?“ — „Zum Kukuk, mit Verlaub, Herr Diaconus!“ entgegnete Weidner nicht ohne Bangigkeit. „Sie irren ſich! Das ſcheint mir kein Jauchzen der Freude, das iſt das Quiken der Mäuſe Biſchof Hatto's, des Gottloſen, der die Armen verbrannte. — Hören Sie nicht? Um Gotteswillen! Hier iſt Noth! Hier iſt Hülferuf! Hier iſt Feuer!“ Und ohne Antwort abzuwarten, lief der wackere Forſtmann auf die Beſitzung Käſewitz zu, was er laufen konnte. Ohne merklichen Schaden außer einigen Püffen und Stößen waren indeß alle Betheiligten herabgekommen und unter dem Funkenregen, der über der Halle niederſank, durch dieſe in's Freie geeilt, wo ſie ſich mannichfach gruppirt ſammelten, und das erhebende Schauſpiel einer Feuersbrunſt anſtaunten, die plötzlich vor ihren Augen mit wachſender Schnelle ſich großartig entwickelte. Da ſahen ſie plötzlich Weidner wie vom Himmel herabgefallen in ihrer Mitte, der ſich raſch im Kreiſe umſah und ausrief: „Wo iſt meine Braut? Wo iſt Fräulein Arold? Franziska! Franziska!“

Franziska hatte ſich gleich Anfangs, als ſie das Reiſig ſich entzünden ſah, krampfhaft und mit einer zärtlichen Heftigkeit an den Baron feſt angeklammert, und da ſein ritterlicher Sinn ihm nicht erlaubte, früher, als bis ſeine Gäſte alle zur Treppe hinab waren, den Boden zu verlaſſen, ſo ſchlang er wie ſchirmend den Arm um Franziska, und rief ihr zu, während weiter und weiter die Flammenzungen leckten und ſchon der Rauch und Qualm läſtig zu werden begann: „Muth, Muth! Theure Franziska! Mein Leben für das Deine, Du Stern und Engel meines Lebens!“ und wie ſie bewegt und hingebend, voll Angſt und voll Leidenſchaft an ſeinem Buſen ihr Haupt neigte, ergriff er ſie feſt, preßte einen heißen Kuß auf ihren Mund und trug ſie mit ſtarken Armen die Treppe hinunter und durch die offne Thorhalle heraus in das Freie, wo er, ſich wendend, noch die dunkel erglühende Geſtalt des F erblickend ihr zurief: „Sieh dort hinauf, Franziska, Hoch über dem lodern der Flammen ſtrahlen Deines Namens himmliſche Sterne im Demantfeuer.“

In dieſem Augenblick brach jenes F praſſelnd zuſammen. Bald ſchrieben die immer noch um ſich greifenden, immer höher lodernden Flammen ein blutrothes Feuerzeichen an den Nachthimmel; es wurde Feuerlärm in Nähe und Ferne, in der Stadt krachten die Allarmkanonen, und die Spritzen jagten fort in der Richtung nach Käſewitz.

„Eine recht feurige Liebe das!“ ſagte Weidner im ernſten Tone zu dem Paare tretend, als er immer noch Franziska in des Barons Armen ſanft angeſchmiegt und ruhend fand, und wandte ſich verachtend ab von ihr.

Sie machte keine Bewegung, ihn zurückzurufen. Wohl aber ordnete die übrige Geſellſchaft ihren Rückzug, um nicht auch noch mit herbeieilender Hülfsmannſchaft und den Spritzenleuten in Wirrwarr zu gerathen.

„Ei ei, ſagen Sie mir doch, was hier vorgegangen?“ fragte Friedmann, der nun auch bei der Geſellſchaft anlangte, dieſen und jenen, aber es wurde ihm von keiner Seite her ein befriedigender Aufſchluß zu Theil, nur Friederike flüſterte ihm zu: „Das war Amors Fackel, Herr Diaconus; ſteckte ſie Troja in Brand, warum nicht auch den Stadel in Käſewitz?“

„Iſt dieſes Neſt aſſecurirt, Herr Arold?“ fragte Lewald ſeinen Principal, der Agent einer Feuerverſicherungsbank war — aber dieſer erwiederte lachend: „Wäre es auch — wiewohl es nicht iſt — ſo würde doch mit nichten was gewährt, denn der Herr Eigenthümer hat es ja, deß ſind wir alle Zeugen — höchſt eigenhändig in Brand geſteckt!“

Man entfernte ſich von dem Gehöft, der Baron blieb zurück, um Anſtalten zu treffen, das Wohnhaus zu ſchirmen und vor hülfreicher Verwüſtung zu bewahren, denn bei Feuerunglück äußert ſich die Hülfe insgemein nicht anders, als durch unverſtändige Verwüſtung.

Weidner hielt ſich im Innerſten gekränkt und verletzt von ſeiner treuloſen Verlobten fern, und verfaßte in ſtillem Groll den Abſagebrief, den er ihr morgen ſchreiben wollte; Friedmann geſellte ſich zu Luiſen und Friederiken, die ſich beiſammenhielten, und ließ ſich die Ereigniſſe des Tages erzählen, Lewald hielt ſich zu ſeinem Prinzipal und erſchöpfte ſich in der Werthtaxation der abbrennenden Scheuer.

Die übrigen luſtigen Glieder der Geſellſchaft hielten Franziska neckend und ſcherzfröhlich umringt, und bald genug ſcholl durch die Abendſtille, von einem Kahne, der ſich ſanft vom Strome abwärts tragen ließ, aus der Zauberflöte das parodirte Duo, wirklich von einer Flöte begleitet:

Wir wandelten durch Waſſerfluthen,
Bekämpften muthig die Gefahr.
Dein Arm ſei Schutz in Feuersgluthen,
So wie er es im Waſſer war.
Ihr Götter, welch ein Augenblick!
Gewähret iſt euch Iſis Glück! —

Die Verlobung.

Friedmann wandelte mit Frau Arold in einer Nachmittagsſtunde im Garten, beide gingen ernſt und in wichtigen Geſprächen neben einander. Mit Wonnegefühlen ſchwelgte Friedmann in der entzückenden Schönheit der keuſchen jungen Frau, die noch ſo holdſelig mädchenhaft blühte, und ſein Herz war ganz erfüllt von Liebe und Sehnſucht.

Manchen ernſten Kampf hatte er ſchon gekämpft in ſeinem Innern und nicht ohne große Anſtrengung war ſein beſſeres Selbſt Sieger geblieben in dieſen Kämpfen. Er liebte Luiſen ſtill, heimlich, glühend, ſchwärmeriſch — ſie ſollte, ſie durfte dieß nicht ahnen; zu heilig war ihm ihr Frieden, ihre Unſchuld, ihr Glück; zu werth war ihm Luiſens Gatte, zu hoch achtete er ſich ſelbſt und ſeine Stellung als Geiſtlicher, um auf Bahnen zu wandeln, welche nicht zum Heile führen und ſo redete er ſich endlich ein, ſein warmes Gefühl für Clementine, Luiſens Schweſter, ſei für ihn ein Glück und feſter und feſter ſchlang er um ſein ſonſt ſo klares Auge die Binde eines ſüßen Irrthums.

„Sie täuſchen mich, liebe Luiſe!“ ſprach er zu der jungen Frau. „Clementine muß Ihnen gleichen, wie an Schönheit der Seele, ſo auch an äußerer Schönheit.“

„Ich verſichere Ihnen aber feſt, Herr Diaconus, daß Sie ſich irren!“ erwiederte Luiſe. „Ich ſage Ihnen, daß meine Schweſter nicht ſchön iſt, wie ich es auch nicht bin — ich ſagte Ihnen das ſchon wiederholt — warum wollen Sie mir nicht glauben? — Gut und edel iſt meine Schweſter, ſie hat ein großes Herz, und bei Gott eine ſchöne Seele, aber der äußern Schönheit entbehrt ſie, wie ſo viele Mädchen, in denen ein tiefinnerliches wohnt, deren Geiſt die Blüthen treibt, die Geiſter erfreuen, während die äußerliche, ſinnliche Schönheit auch nur zu den Sinnen der Männer ſpricht und auf dieſe beſtechend wirkt.“ —

„Und daher kommt es, daß ſich die ſichtbarlich vernachläſſigten, von den Sinnlichen und Unverſtändigen, gemiedenen, dem hohen, überſinnlichen zuwenden,“ ergänzte Friedemann. „Aber wie beglückend wird nicht unter allen Umſtänden für einen Mann von reinem Gefühl ein rein und edel fühlendes Herz des Weibes ſein! — Luiſe — meine innig theure Freundin — ich bin nicht mehr jung, ich überlege jede meiner Handlungen — ich bin zu einem Entſchluß gelangt, der dahin führen kann, daß ich Sie, Luiſe — Schweſter nennen darf? Was meinen Sie?“

Im Buſen der jungen Frau wallte ein freudiges Gefühl auf — ihrer Geſchwiſter Zukunft lag ihr am Herzen, die Mutter war alt und ſchwächlich — dieſe hatten ſie vielleicht nicht mehr lange — fand die älteſte Schweſter eine Verſorgung — ſo nahm ſie oder Luiſe die jüngſte zu ſich — dieß alles zog durch Luiſens Gedanken. Sie durfte nicht widerrathen, nicht widerreden, ſie dachte: Wenn er Clementine liebt — wenn er ſie will — warum ſollten beide nicht mit einander glücklich ſein können?

„Ihr Vertrauen, Herr Diaconus, iſt wahrhaft groß und ſchön,“ erwiederte Luiſe auf Friedmann’s Frage. „Was *ich* meine, wollen Sie wiſſen? Lernen Sie Clementine perſönlich kennen, und faſſen Sie dann einen Entſchluß.“

„Mein Entſchluß *iſt* gefaßt, theure junge Frau!“ verſetzte Friedmann. „Ich habe bereits“ —

Ein Dienſtmädchen war in den Garten getreten, und brachte der Gebieterin einen ſo eben im Hauſe abgegebenen Brief.

„Von Clementinen!“ rief dieſe freudig überraſcht. „Erlauben Sie — daß ich öffne?“

Luiſe las — ihr heiteres Geſicht ward von einer leichten Wolke des Ernſtes überflogen, dann lächelte ſie wieder, und ſagte: „Der Brief iſt mit an Sie geſchrieben — Herr Diaconus — hier — leſen Sie ſelbſt:

Friedmann las:

„Heute, meine theure Schweſter, empfängſt Du mit unſerm würdigen Freund eine Neuigkeit von deiner Clementine, die ich erſt, eh' ich ſie euch ſchreibe, lange prüfend in die Waagſchaalen der Freude und der Betrübniß gelegt — und die Zunge der Waage zittert zwiſchen beiden Schaalen wankend und ſchwankend, wie mein eigenes Herz.“

„Du weißt, mit welcher innigen Liebe ich an der guten Mutter, und an euch, meinen Schweſtern hänge; Du weißt auch, wie lieb mir unſer friedliches Dörfchen iſt, unſer Jugendeden — liegt es auch hoch und rauh, ſind wir auch in manchem Winter eingeſchneit, daß kaum noch des Daches Firſt aus der weißen Decke ragt, und wir troglodytenartig wohnen in langer Finſterniß, — um ſo ſchöner iſt es dann im Sommer in dieſer traulichen Thalenge, voll Arbeitſamkeit und regem Fleiß, voll grüner Waldpracht und rollender Gewäſſer — von alle dieſem, was mir ſo lieb, ſo theuer, ſo heilig'— des guten ſeligen Vaters Grab — ſoll ich ſcheiden.“

„Es gab eine Zeit in meinem Leben, wo meine Wünſche ſehnſuchtsvoll hinaus in die weite Ferne flogen — wer empfände nicht mindeſtens einmal dieſes ſehnen? Ich wünſchte mich fernhin, zu großen Städten, in das Gewühl der Menſchen. Jetzt, theure Luiſe, ſchlummert jenes ſehnen ſchon längſt in mir, meine Gedanken haben zwar immer noch Flügel, aber nur, um mich zu Dir, oder auf die ewigen Höhen der Poeſie zu tragen.“

„Seit wir uns ſo lieb und traulich ſchreiben und unſere Gedanken und Empfindungen ſo ſchweſterlich austauſchen — ſeit — warum ſollt' ich es nicht ausſprechen: — auch Herrn Friedmanns erhebende und belebende Worte mir zufallen, wie Perlen des Weihrauchs von der Balſamſtaude, fühle ich eine ſo reine innere Befriedigung, daß ich ſagen könnte: ich bin glücklich — ich war es.“

„Doch, wo, ach wo, blüht dauernd Glück auf Erden? —
Die Woge naht, die Woge ſchwankt zurück;
Zur Stunde erſt, wann wir verherrlicht werden,
Nach langer Irrfahrt, finden wir das Glück.“

„Mir iſt in einem ſehr achtbaren Hauſe einer fränkiſchen Stadt die Stelle als Erzieherin zweier mutterlos gewordener Kinder angetragen worden und ich muß die Stelle annehmen, denn immer leidender wird unſere gute Mutter, und wir können ſie nicht mehr genügend unterſtützen. Zu ihrer körperlichen Pflege aber reicht eine von uns aus. Die jüngſte Schweſter iſt herangewachſen, und wird die Mutter treulich pflegen.“

„Ich aber ſcheide — ich folge der höheren Hand, die mir winkt, und wirke in einem edlen Berufe mit für unſere Mutter.“

„Sobald ich Deine Antwort auf dieſen Brief habe, meine beſte Schweſter, ſende ich die meiner Zuſage an jenes Haus ab.“

„Grüße Deinen biedern Gatten, grüße Deine treuen Pflegeältern von uns allen, und von mir grüße beſonders Herrn Diaconus Friedmann, doch ſage ihm nicht, daß ich dieſen Gruß mit ſtiller Wehmuth ſchreibe, und daß mir Thränen den Blick auf ſeinen mir ſo theuern Namen jetzt verdunkeln. Gott mit Dir! Mit uns Allen!

Deine Clementine.“

„Dieß läßt meinen Entſchluß zur That reifen!“ ſprach Friedmann, indem er Luiſen den Brief ihrer Schweſter zurückgab: „Ich kam nur, Ihnen einen Brief mitzutheilen, liebſte Freundin, den ich an Clementine ſchrieb, und ich glaube, ich werde nichts mehr daran zu ändern haben, ich bitte Sie, denſelben gütigſt beiſchließen zu wollen.“

„Ich ſoll Ihren Brief leſen?“ fragte Luiſe erröthend. „Wohlan, laſſen Sie ſehen! Ihr Vertrauen iſt mir Ehre und Freude.“ — Friedmann legte jetzt ſeinen Brief entfaltet in Luiſens Hände, und dieſe las:

„Innigſt verehrte Freundin!

„Gewiß ſpricht auch in Ihrem edelweiblichen Innern eine Stimme voll Kraft und Wahrheit den Gedanken aus, den ſchon die in unſern heiligen Büchern aufbehaltene Urgeſchichte der Schöpfung des Menſchengeſchlechts dem Schöpfer ſelbſt in den Mund legte: Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei!“

„Wohl ſieht mein geiſtiges Auge Ihr Erſtaunen, liebes Mädchen, über dieſen, Ihnen vielleicht ſeltſam ſcheinenden Eingang meines Briefes, und doch ſteht dieſer Eingang im innigſten Bezug zu Ihnen, wie zu mir.“

„Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei! — Dies ernſte, wichtige, geheiligte Wort empfindet niemand ſo tief als ich, der ich leider, ganz allein bin auf Gottes weiter Erde. Kein theilnehmendes Herz iſt um mich, und mir fehlt die Gehülfin, die mit ſanfter Freundlichkeit meine Tage erheitert, die mit liebender Seele ſich an meine treue Bruſt ſchmiegt, die mit Zärtlichkeit und Treue mir Zärtlichkeit und Treue vergilt und erwiedert.“

„Ich zögerte lange, eine Wahl zu treffen, denn ich fand das Herz nicht, das ich erſehnte. Vielleicht hing ich zu ſehr an Idealen; jetzt aber bin ich mir der ſchönen Wahrheit eines bekannten Ausſpruchs bewußt worden, den Sie gewiß auch ſchon gehört und geleſen haben, meine vortreffliche Freundin! Clementine, dieſer Ausſpruch lautet:

Wer Engel ſucht in dieſes Lebens Gründen,
Der findet nie, was ihm genügt.
Wer Menſchen ſucht, der wird den Engel finden,
Der ſich an ſeine Seite ſchmiegt.

„Dieſen Engel ſuche ich jetzt — und ich glaube, ich habe ihn gefunden.“

„Das wehen Ihres Geiſtes, Clementine, wie es zu mir gekommen aus Ihren Briefen, wie ſein Flügelſchlag mich ſüß und lieb umfächelt, hat mein ganzes

Herz Ihnen zugewendet, und dieſes Herz, das Herz eines zwar nicht mehr jungen, aber empfindungvollen Mannes, dieſes Herz biete ich Ihnen an mit meiner Hand — werden Sie beides verſchmähen? — Ich fürchte nicht, daß Sie dieß letztere thun, Clementine, denn Sie werden erwägen, daß ich es treu und ehrlich meine."

„Ich habe die Schönheit Ihrer Seele erkannt, ich habe den edlen Geiſt erkannt, der Sie belebt. Der Aushauch Ihrer Gedanken, auch in der Lyrik zarten Formen — und dabei ſo voll Anſpruchloſigkeit und Demuth, wie Sie ſich äußern, hat meine Liebe zu Ihnen nicht nur geweckt, ſondern auch geſteigert."

„Ich biete Ihnen an meiner Hand ein beſcheidenes zwar, doch genügendes Auskommen, und ich verlange von dem Mädchen meiner Wahl nichts, als daß es mich liebe, daß es als treuliebendes Weib mich beglücke."

„Auch bin ich Ihnen kein Fremder mehr. Wie ich ſchreibe, wie ich meine Vorträge faſſe und halte, ſo bin ich; mein ganzes Selbſt gebe ich hin an meinen göttlichen Beruf, an mein heiliges Lehramt; ich bin nicht, wie leider ſo viele meiner Amtsbrüder, ein anderer auf der Kanzel, und ein anderer in der Geſellſchaft; mein Weſen iſt ernſt, aber fern von aſketiſcher Strenge, und übe ich ſolche, ſo übe ich ſie gegen mich, ich fordere ſie nicht von andern."

„Auch bin ich ſittlicher Heiterkeit nicht abhold. Ich glaube, und hoffentlich beſtätigt dieß unſere Luiſe, daß ein ſchlichtes biedres Weib mit mir nicht unglücklich ſein wird.“

„Geben Sie dieſen Brief in die Hand Ihrer würdigen Frau Mutter, deren Sohn ich mich bald nennen zu dürfen ſehnlich hoffe, mit meiner ergebenſten Empfehlung. Berathen Sie ſich mit ihr, und laſſen Sie mir recht bald das beglückende Ja-Wort zukommen. Doch wie immer Ihr Entſchluß entſcheide, ſtets werde ich mit der innigſten Ergebenheit und Hochachtung mich nennen Ihren aufrichtigſten und treugeſinnteſten Verehrer

Oskar Friedmann,

Diaconus an der St. Johanniskirche.“

Luiſe Arold las nicht ohne Rührung dieſen Brief, und mit naſſem Auge, durch die Thränen lächelnd, gab ſie ihn zurück, indem ſie ſagte: „Sie ſind ein edler Menſch! Gott ſegne Ihre Wahl! Meine Schweſter wird ſich gewiß recht glücklich preiſen!“

„Wenn Sie nichts geändert wünſchen, Luiſe, ſo behalten und überſenden Sie den Brief!“ bat Friedmann. „Doch vorerſt — tiefes Schweigen — nur Ihrem Manne dürfen Sie mein Geheimniß vertrauen — denn ein Geheimniß vor dem Manne geziemt keiner guten Frau, am wenigſten möchte ich eine ſolche dazu verleiten.“ — Durch die Gänge des Gartens noch ein wenig neben einander wandelnd, fragte Friedmann: „Was ſagen Sie zu Fräulein Franziska? Ich höre, daß“ —

„Weidner mit ihr gebrochen hat,“ ergänzte Luiſe; „leider iſt es ſo, und des Mädchens Leichtſinn bringt ſie ins Gerede. Schon laufen die abenteuerlichſten Gerüchte über jene Luſtpartie in der Stadt um, eins fabelhafter als das andre, und der Baron — mein Gott, er kann Franziska doch nicht heirathen, er kann ſie ja nicht ernähren, auch glaube ich nicht im entfernteſten, daß ſeine Höfelei Ernſt iſt, denn ſo arm er iſt, ſo ſteckt ihm doch der ſteinalte Adel der Bärenſteine im Kopf, und der Familienſtolz iſt bei ihm verſteinert, wie die Knochen der Höhlenbären im Naturalienkabinet droben auf dem Schloſſe.“

„Das Foſſil des Dünkels gehört zu den häufigſten Fundſtücken,“ äußerte Friedmann: „und iſt es nicht präadamitiſch, ſo iſt es doch gleich auf die Urgeſchiebe gelagert; es giebt Köpfe, die aus nichts als Dolomithöhlen beſtehen, in denen ſich der eigentlichſte Tropf-Stein zu wahrhaft fabelhaften Geſtalten der Einbildungskraft gebildet hat.“ —

„Franziska hofft nicht auf den Baron, ich glaube, ſie hofft überhaupt auf keinen Mann,“ fuhr Frau Arold fort. „Sie iſt ein Flattergeiſt. — Wen ſie feſſeln will, den feſſelt ſie; ihr Blick hat etwas unwiderſtehliches — iſt mir verſichert worden. Sie hatte der Liebſchaften ſchon mehr als zu viel, ſie hätte ſehr anſtändige Partien machen können — allein ſie iſt keiner beſtändigen Liebe fähig. Sie hat ein weites Herz, darin

Raum iſt für viele. Selbſt meinen Mann hat ſie eine Zeitlang in ihrem Circe-Netz gefeſſelt gehalten, ihn aber wieder frei gegeben, weil ein anderer kam, der ihr für eine Spanne Zeit beſſer gefiel. Ich hatte bei der ſchnellen Verlobung mit dem Herrn Förſter jüngſt gleich mein ſtilles Bedenken. Dabei behält ſie aber dennoch ſtets ſittlichen Halt, und geſtattet der unlauteren Begehrlichkeit keinerlei Gunſt."

„Aber wird der Baron die Rechte, welche Franziska ihm eingeräumt, nicht geltend machen?" fragte Friedmann.

„Franziska reiſt morgen, um allem Geſpött und Gerede aus dem Weg zu gehen, nach Ilmenau zu befreundeten Verwandten, und ich wette darauf, ſie knüpft dort neue Bande, um ſich weder um Weidner noch um den Prinzen ohne Land auf und zu Käſewitz zu bekümmern."

„Was es doch für Räthſel giebt in der Frauenwelt!" rief Friedmann. „Mir wäre ein ſolches leichtfertiges Herz undenkbar — wie unglücklich muß ſich ein Mann fühlen, der am Ende doch einen ſolchen Schmetterling einfängt, wie unglücklich der ſchöne Schmetterling ſelbſt, wenn er von der Nadel des unauflöslichen Ehebandes durchſtochen, vergebens ihr zu entrinnen ſtrebt."

„Ei wie abſcheulich!" rief Luiſe gereizt. „Iſt das ein Vergleich der heiligen Ehe im Munde eines Seelſorgers?" — „Für ſolche Gemüther, wie Sie Franziſka ſchildern, iſt die Ehe wenig beſſeres und anderes — oft iſt die Nadel noch dazu heiß geglüht, und endet um ſo ſchneller Leben und Leiden der armen Geſpießten. — Aber Gott bewahre uns vor ſolchen Leiden! Mir iſt die Ehe, und gewiß auch Ihnen, verehrteſte Freundin, nur ein beglückendes Band, ein ſchönes ineinanderleben, ein — doch ich will kein Bild wieder gebrauchen — ſie iſt über jedes Bild erhaben, ſie iſt die Erfüllung des göttlichen Geſetzes, das iſt genug.“ —

Da die Poſtverbindung nach dem von den Straßen abgelegenen Waldthale der Tettau ſo gut wie gar nicht vorhanden war, und die Boten oft unzuverläſſig ſich zeigten, ſo wurde ein beſonderer Bote mit dieſen wichtigen Briefen auf den Wald entſendet, und beordert, nach Erledigung einiger andern geſchäftlichen Aufträge die Antwort bei der Pfarrwittwe Käſtner abzuholen.

Nicht ohne Spannung ward dieſer Antwort von Seiten Friedmanns und Luiſens entgegengeſehen, und man verabredete, daß Friedmann nach Arolds Wohnung beſchieden werden ſollte, ſobald der Bote zurück ſei, und Luiſe auch den an ſie gerichteten Brief erſt in ſeiner Gegenwart öffnen wollte.

Wer kennt nicht das bangen und das zittern der Erwartung, wenn es ſich um Entſcheidung von Fragen handelt, deren Löſung ſo unmittelbar in unſer Leben eingreift! Wie überaus wichtig iſt der Schritt, der zwe

Menſchen für den Reſt ihres Erdenlebens an einander ketten ſoll! und wenn auch minder ſchnell die Blutwellen im Manne rollen, der zwiſchen dem dreißigſten und vierzigſten Lebensjahre ſteht, wie im Jüngling von achtzehn bis vierundzwanzig Jahren — auch der Mann, wenn er überhaupt fühlt, wenn er kein kalter Eisklotz iſt, der über alles ſpöttelt, über alles abſpricht, und dem an der Stelle des Herzens etwa der juſtinianiſche Codex ſitzt — auch der Mann wird ſeine Pulſe ſchneller ſchlagen fühlen, und jenes Klopfen des Herzens empfinden, das den Eintritt ungewöhnlicher und hochwichtiger Ereigniſſe begleitet.

Der Bote war da, Friedmann wurde nach Arolds Wohnung beſchieden.

Luiſe hatte die innere Gewißheit, daß ihre verſtändige Schweſter nicht nein ſagen, nicht die Liebe und die Hand eines achtungwerthen Mannes aus irgend einer Grille von ſich weiſen werde, nicht einem Glück entſagen, das ihr, der Mutter und den Schweſtern, vollends über jede Sorge half. Daher war die ſeelengute Frau ſehr heiter und munter gelaunt, und bat ihren Mann, ſie erſt mit dem Diaconus allein zu laſſen. Als Friedmann eintrat, hüpfte ſie vom Fenſterſitz, darauf ihr Arbeitstiſch ſtand, herab und trat ihm mit komiſcher Gebehrde entgegen, indem ſie aus der Arie des Max im Freiſchütz parodirend ſang:

„Ach — dieſe Sonne
Furchtbar ſcheint ſie Dir und tief.
Leid oder Wonne
Beides ruht in dieſem Brief!“

„O Gott! Sie ſcherzen! Luiſe! In ſo ernſter Stunde! Ich bitte Sie, treiben Sie nicht Scherz mit dem Herzen eines Mannes, das zwei Tage auf der Folter der Ungewißheit und der Erwartung lag.“

„Zappelte das Herz etwa ſchon im Vorgefühl der glühenden Nadel des Eheſtandes?“ quälte Luiſe. — „O wie gönnte ich Ihnen zur Strafe für jenes liebenswürdige Gleichniß ein geiſtiges Märtyrthum des heiligen Laurentius auf dem Roſt der Erwartung!“

„Oeffnen Sie! Oeffnen Sie! Wie ſind Sie doch heute ſo kalt und grauſam!“ flehte Friedmann.

„Jetzt habe ich den ſeltenen Vogel im Netz, jetzt habe ich den ſtolzen Herrn der Schöpfung — ich glaube — ich bekäme ihn zu meinen Füßen, wenn ich's wollte, und wenn ſich's ſchickte für den geiſtlichen Herrn!“ triumphirte Luiſe lachend.

„Nein, wie Sie mich martern!“ rief Friedmann. „Seid wann ſind Sie ſo unbändig, ſo ausgelaſſen? ſo kenne ich Sie ja gar nicht, Sie böſes Kind!“

„Ei, bin ich ausgelaſſen!

„Laß mich der neuen Freiheit genießen!
Laß mich ein Kind ſein — ſei es mit!“

„Luiſe!“ —

„Nun wohlan! Was muß — geſchehe!“ ſcherzte die fröhliche junge Frau mit der Anfangszeile von Grillparzers Ahnfrau, ſchaurigen Andenkens, und öffnete jetzt den Brief, ſogleich einen darin enthaltenen an Friedmann hinreichend.

Nicht ohne Zittern ſeiner Hände entfaltete dieſer Clementinens Schreiben, las einige Zeilen, drückte dann den Brief heftig bewegt an die Lippen, und rief: „O — ein Engel! Allgütiger Vater über den Sternen! Ich danke dir, daß du mir meinen Lebensengel ſendeſt! Hören Sie, theure Luiſe:

„Wahrheit, heilige Wahrheit iſt vor allem die Jungfrau dem Manne ſchuldig, der ſie ſo hoch würdigt, an ſeiner Hand durch das irdiſche Leben wallen zu dürfen.“

„Sie haben mir ein ſehr ernſtes und inhaltſchweres Wort geſagt, mein innigſtverehrter Herr und Freund. Mein Inneres ergriffen wunderbare Schauer, meinen Augen entſtrömten Thränen, meine Seele gerieth in ſtürmiſchen Aufruhr; da flüchtete ich zum Gebet, da warf ich mein Anliegen auf den Herrn, und es ward Ruhe und Friede in meiner Seele.“

„Sie bieten mir Herz und Hand zum ewigen Bunde, mir der Ihnen unbekannten, mir der unſchönen, mir der gänzlich mittelloſen — ich darf nicht fragen, haben Sie ſich auch recht geprüft? denn dieß würde Beleidigung ſein. Ein Mann, deſſen ganzes

Leben einem heiligen Berufe geweiht iſt, kann nicht ohne Selbſtprüfung zum ernſteſten Werke ſchreiten."

„Ich lernte Sie aus den Briefen meiner Schweſter kennen, Herr Diaconus. Dieſe Briefe waren voll Ihres gewiß verdienten Lobes. Aus Ihren Predigten lernte ich Sie hochachten, verehren, bewundern; aus den Briefen, mit denen Sie dann ſelbſt mich beglückten, wurden Sie mir lieb — ich ſage es Ihnen ohne erröthen wahr und offen, recht innig lieb!"

„Auch mein Herz iſt, wie das Ihre, der Liebe bedürftig, und ich fühle in mir die lebendige Kraft, unerſchütterlich treu Liebe mit Liebe willig zu vergelten; ich darf ſagen, daß ich an Thätigkeit und Arbeitſamkeit gewöhnt bin, daß ich mich den Pflichten gewachſen fühle, die einer Hausfrau zu erfüllen zuſtehen, und daß ich — doch wohin gerathe ich? Nicht das iſt's, was ich Ihnen ſagen wollte — ein anderes liegt mir auf der Seele."

„Die allgütige Mutter Natur hat mir körperliche Reize verſagt — wird dieß Sie nicht zurückſchrecken? Soll ich mich mit Ihnen verloben, bevor Sie mich geſehen? Darüber bin ich mit mir ſelber noch nicht im klaren, hier muß Ihre überwiegende Einſicht entſcheiden."

„Eins erkenne ich mit tiefinnigſter Rührung, mit dem dankbarſten Gefühl, Ihren Edelſinn, Ihre hohe Uneigennützigkeit, und darin fände ich wohl eine dauernde Bürgſchaft für mein künftiges Lebensglück an Ihrer

Seite. Aber auch wenn Entſagung mein Loos heißt, werde ich Sie ſtets innig verehren.“

„Meine Mutter wäre überglücklich, aber ein trauriges, uns ſchwer ängſtigendes Erkranken derſelben umdunkelt ihr jetzt den Geiſt. Gott helfe ihr und uns, denn ihr Verluſt ſtieße mich und die jüngſte Schweſter aus dem Frieden unſeres Thales hinaus in die kalte Welt.“

„Mein Schickſal bleibt Gott anheim geſtellt. Ihm, deſſen Wort Sie verkündigen, vertraue ich, und ſein gnädiger Wille geſchehe für und für.

Ihre aufrichtigſte Freundin

Clementine Käſtner.“

„Sie willigt ein! Ihr kleines Bedenken ſchlägt ein Hauch nieder!“ jubelte Friedmann — als er aber jetzt Luiſen anſah, ſah er ihr Geſicht von Thränen überſtrömt, die unaufhaltſam auf den Brief träufelten, den ſie in der Hand hielt.“

„Um Gotteswillen! Sie weinen? Luiſe!“

„Meine gute Mutter — wird ſterben!“ ſchluchzte Luiſe, und blickte ſchmerzvoll zum Himmel auf.

„Wie — keine Hoffnung? O wie rührt mich Ihr Schmerz, theure Frau! So muß doch immer in den Becher der Freude der Wermuthstropfen eines Wehs fallen!“ —

Clementine ſchilderte den Krankheitszuſtand der Mutter Luiſen ausführlich — der Arzt hatte keine Hoffnung mehr gegeben. „Wie bitter ſtraft mich das Geſchick für meinen ſcherzfröhlichen Leichtſinn vorhin! Iſt heute nicht Freitag! Wer da viel lacht, wird bald weinen müſſen, iſt ein alter Volksglaube. O Gott! — meine Mutter, ſie war ſo brav und gut!“

„Faſſen Sie ſich, gute Luiſe!“ ermahnte Friedmann: „Gott hat Sie ja unendlich gut, weiſe und väterlich geführt; wenn Ihre Frau Mutter den Zoll der Natur zahlt, ſo ſind doch Sie, ſind Ihre Schweſtern nicht hülflos und verlaſſen!“

Luiſe gab Friedmann den Brief ihrer Schweſter und ſank ſtill weinend auf einen Stuhl.

Friedmann las eine Stelle, die auf ſeine Werbung ſich bezog. „Deinem lieben ſchweſterlichen Worte vertraue ich unbedingt in dieſer wichtigſten Angelegenheit meines Lebens, theure Luiſe! Der Mann, der mich durch ſeine Wahl ſo hoch ehrt und auszeichnet, muß ſo ſein, wie Du ihn ſchilderſt — lebendig ſteht mir ſein Bild vor Augen.“

„Ich habe nach Empfang eurer beiden Briefe jenen ehrenvollen Antrag einer für mich ſehr vortheilhaften Stelle abgelehnt — und jetzt, da ich es gethan, blicke ich doch nicht ohne Zagen auf meine, vielleicht zu raſche That. Wenn mich Friedmann ſpäter doch verſchmähte — es wäre ſchrecklich, Luiſe, es wäre furchtbar! Mein Leben wäre dann ganz zerknickt — ich wäre das elendeſte Geſchöpf unter Gottes Sonne. Dazu der Schmerz um unſere Mutter! Ach — ich ſchwebe zwiſchen Furcht und Hoffnung — ich quäle mich mit bangen Zweifeln; wohin iſt der goldene Friede, den ich mir errungen — wohin iſt mein ſtilles Glück?“ —

„Dieſer Friede ſoll dem herrlichen Mädchen wiederkehren, ich hoffe das zu Gott und voll Zuverſicht!“ rief Friedmann aus. „Wir wollen ſie beruhigen über dieſen einen Zweifel — über das Leben der Mutter walte Gottes Hand!“

„Meine Schweſter! Meine theure Schwägerin!“ fuhr er fort zu Luiſen gewendet. „Wie ich jetzt Ihre Hand faſſe und drücke, wie ich dieſen Kuß auf Ihre reine Stirne küſſe, ſo verlobe ich mich feierlich mit Ihrer Fräulein Schweſter Clementine, und nehme deß den Allmächtigen und Allſehenden zum Zeugen!“ — Luiſe dankte mit einem Blick unausſprechlichen Gefühls und er ſchied von ihr mit bewegter Seele. —

Franziska erſchien in Ilmenau, bald bewundert und gefeiert von allen, die Gefühl für Schönheit und Wohlgeſtalt hatten, wie ein wunderbares Mädchen aus der Fremde. Es fehlte der freundlichen Thüringerwaldſtadt nie an einem lieblichen Mädchenflor, aber das fremde zieht ja immer und überall an, übt meiſt unbewußten Zauber; die junge Männerwelt machte der fremden den Hof, man veranſtaltete ihr zu Ehren Luſtpartien nach der Marieneiche, nach Paulinzelle, nach Elgersburg, nach dem romantiſchen Schwarzburg und Schwarza-Thale — ſie war die Königin aller Feſte und aller der ſchönen Bälle im Schützenhauſe über dem größten Felſenkeller Thüringens, in den man mit Roß und Wagen zu einer Wölbung hinein, zu einer andern wieder herausfahren kann, welche Bälle durch Franziska eine wahre Verherrlichung erhielten.

Franziska lebte ein wonniges Taumelleben in immer abwechſelnden Vergnügungen, und feſſelte mit dem Zauber ihrer anlockenden Augen und mit ihrer Unwiderſtehlichkeit mehr als ein Herz, ſogar viele.

Mit einemmale kam, ehe ſie ſelbſt wieder nach Saalfeld zurückkehrte, die Kunde dorthin, daß Franziska ſich mit dem Sohne eines der reichſten Kaufleute verlobt habe.

Luiſe Arold war ganz erſtaunt und traute ihren Augen kaum, als ſie in einem von Franziska ihr zukommenden Briefe leſen mußte:

„Freue Dich mit mir, liebe Luiſe! Ich bin eine ſehr glückliche Braut. Der Himmel iſt mir ſehr gnädig, er ſtraft mich nicht für meine Irrthümer — denn zu Weidners walddüſterem Ernſt hätte ich mich nicht gepaßt, gut, daß jene Uebereilung ſich löſte — und in Bärenſteins Ruine als Eule zu horſten, oder als weiße Frau umzugehen, dazu fühle ich mich noch weniger berufen. Gut und brav von Euch, ihr Lieben, daß ihr mich weislich beriethet und mich abhieltet, mich dem ſonſt recht leidlichen Baren förmlich zu verloben. Ich habe immer ſo viel Mitleid empfunden, wenn ich mir das traurige Loos einer Kirchenmaus dachte, allein das einer Burgmans denke ich mir nur um weniges annehmlicher. Genug davon! Luiſe! Ich habe hier in dem ſchönen Ilmenau reizende Tage und Stunden verlebt, und habe Dir viel zu erzählen.“

„Ich habe göttliche Nächte durchtanzt und zahlloſe Huldigungen empfangen. Allein was nützen uns Huldigungen? Ein kluges Mädchen ſieht ſich um nach einer ſoliden Baſis, denn von Huldigungen und Liebeserklärungen, von Liebesſchwüren und dergleichen Narrenspoſſen läßt ſich kein Hausſtand gründen. Ich habe das Glück gehabt, einen ſoliden jungen Mann zu finden, dem ich gefiel, und der mir mit Zuſtimmung ſeiner Aeltern, der Vater iſt ein ſehr braver, ſehr angeſehener, ſehr reicher Kaufmann, ſeine Hand antragen ließ.“

„Da ich über die meine frei zu verfügen habe, ſo habe ich mich herbeigelaſſen, einzuwilligen.“

„Du willſt nun auch wiſſen, wer der glückliche Sterbliche iſt, der Fräulein Franziska Männer zu beſiegen im Stande und ſie zu beſitzen in Hoffnung?“

„Es iſt Herr Simplicius Heud — Heumann, faſt hätte ich Heubaum geſchrieben, und wäre auch kein großer Irrthum. Daß der brave Junge Simplicius heißt, iſt mir fatal. Seine Aeltern mögen, als ſie dieſen Namen für ihn wählten, eine Art second sight, ſo was ahnendes, fernblickendes gehabt haben, ja er iſt ſehr

Simplicius, ich rufe ihn ſtets caro mio Simplicissimo, dieß ſchmeichelt ihm ſehr. Die Diminutivform hat ſo was liebes, zärtliches!“

„Schön iſt er auch nicht, mein Wunderkind — nein, wer ihm das nachſagte, würde ihn bitter beleidigen. Herr Heubaum — nicht doch — Heubaum — ein nein — Heumann — iſt ein ſeltenes Exemplar von Häßlichkeit — ich habe ihn aber darüber bereits dadurch getröſtet, daß ich ihm die Geſchichte vom Wechſelbalg zu Goßwitz — Du kennſt ja den Ort, unterm Heiligen-Berg zwiſchen Großkamsdorf und Bucha — erzählte und ihm merken ließ, daß auch er muthmaßlich von Kobolden ausgetauſcht und nicht wie jener — wieder geholt worden ſei. Er lachte wie ein Kobold vor Freude, als ich ihm das ſo recht plauſibel machte.“

„Nun — theuerſte Luiſe — wenn ich komme, bringe ich ihn mit, und wir feiern bei Euch das Verlobungsfeſt.“

„Ich bitte Dich, nicht zu erſchrecken, wenn ich Dir ihn vorſtelle. Er ſieht aus, wie ein Kanker — verſieh Dich ja nicht an ihm — dieß würde mir ewige Gewiſſensbiſſe verurſachen. Lies zur Vorbereitung Shakſpears Sturm, und vergegenwärtige Dir ſo recht lebendig die angenehme Geſtaltung des Herrn Kaliban, Hochwohlgeboren. Er, mein Kanker, hat eine blitzblaue Naſe — denke Dir! — Leb' wohl, Herzens-Luiſe, küſſe

Dein Männchen, küſſe Onkel und Tante, grüße alles, ſei immer glücklich und bleibe gut

Deiner glücklichen |: ach ja! :|
Franziska.

Nachſchrift: Diaconus Friedmann, Paſtor Döhler, Cantor Scheibe und Friederike vergiß nicht, zur Verlobungsfeier noch beſonders einzuladen.

Zweite Nachſchrift: So eben erhalte ich die Karten — habe die Güte, dieſelben nach dem beiliegenden Verzeichniß herum tragen zu laſſen. Laß aber ja nicht außer Acht, daß auch Weidner, der Baron und Herr Lewald deren erhalten.“

„Welch ein Leichtſinn! Welch ein Mädchen!“ ſprach die gute ſanfte Luiſe zu ſich ſelbſt. „Du armer Heumann! Sie achtet ihn nicht, ſie verſpottet und verletzt ihn, das kann ja nimmermehr gut enden! Für ſolches Eheverlöbniß kann der Himmel keinen Segen haben.“

Luiſens Gatte trat zu ſeiner Frau und empfing die neue Mittheilung. Herr Arold ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Nimm Dir es nicht zu ſehr zu Herzen, trautes Weibchen — ſie hat auch den noch nicht zum Mann. Irre ich nicht, ſo ſahe ich jenes Monſtrum, den Bräutigam, einmal ſchon auf einer Durchreiſe in Ilmenau. Es wäre ein Auflehnen gegen das Naturgeſetz, ihm dieſes ſchöne Mädchen in die Arme zu geben, nein — dergleichen ſollte polizeilich verboten werden!“

„Großer Gott! Lieber Mann! Du machſt es ja noch ärger als Franziska! Das kann mich ja ordentlich ängſtigen, dieſen Mann zu ſehen!“ rief Luiſe aus.

„Ja — beſſer wär's, ich ſperrte Dich ſo lange ein, als er hier iſt,“ — lachte Arold: — „indeſſen, beruhige Dich, der Menſch gewöhnt ſich an jeden Anblick, warum nicht an ein Pavianbild mit blitzblauer Naſe? Warte — ich will Weidner um die Bilder zur gemeinnützigen Naturgeſchichte bitten — wenn Du die angenehme Phyſiognomie des Affen Choras ſtudierſt, ſo haſt Du die des Herrn Heumann junior mit der Treue eines Lichtbildes, nur daß, wie ich glaube, die Naſe jenes Affen roth iſt, und die Backen blau ſind, während bei Heumann die Backen wienerlackroth ſind und die Naſe ultramarinblau, und er ſtatt brauner Haare, wie der Affe, einen Urwald voll kohlſchwarzer Haare im Geſicht hat.“

„O höre auf! Du übertreibſt gottlos,“ bat Luiſe. „Ich bin nicht zu Scherz geſtimmt — ich zittere jede Stunde der Schreckensnachricht vom Tode meiner guten Mutter entgegen.“

„Vergieb, herziges Weib!“ bat Arold mit einem Kuſſe, und ging wieder in ſein Geſchäftsbüreau. —

Die gefürchtete Todesbotſchaft ließ nicht lange auf ſich warten, ſie ſetzte die ganze Familie in Trauer, und rückte nun auch die Kundmachung von der Verlobung Friedmanns mit Clementine auf einige Zeit hinaus.

Im Familienrathe ward beſchloſſen, daß vier Wochen nach dem Tode der Mutter — nachdem entbehrliche Stücke des kleinen Nachlaſſes veräußert, alles den verwaiſten Schweſtern nützliche in gleiche Theile getheilt werden, ein Theil für Clementine, der zweite für Roſalie — auf den ihr zukommenden Theil hatte Luiſe mit Zuſtimmung ihres Mannes ſogleich verzichtet, — Friedmann hinreiſen, ſeine Verlobte mit ihrer jüngſten Schweſter in Tettau abholen ſollte, und daß beide Töchter einſtweilen bei der Familie Mäurer Aufenthalt und Wohnung nehmen ſollten, worauf dann in der Stille die eheliche Verbindung des Diaconus mit Clementine erfolgen ſolle.

Franziska blieb noch einige Wochen in Ilmenau und kehrte dann in Begleitung ihres Verlobten nach Saalfeld zurück. Da man von Saalfeld nach Ilmenau ganz bequem in einem halben Tage fährt, ſo hatte es weiter nichts anſtößiges, daß das Brautpaar allein fuhr.

Das erſte begrüßen Franziska's mit Luiſen beſtand darin, daß jene Luiſe mit Heftigkeit umarmte, ſtürmiſch in ein Nebenzimmer zog, und dort am Buſen der Freundin in einen Thränenſtrom ausbrach.

„Du ſiehſt mich tod — tod — unglücklich, Luiſe!" rief Franziska. „Ach dieſer Kaliban!" —

„Gilt — beſtellt das Aufgebot — und laßt mich gleich ins Kirchengebet einſchließen!"

„Beſtellt den Schneider und laßt mir mein Brautkleid — Todenkleid — wollt' ich ſagen, anmeſſen! Ja mein Sterbekleid wird's."

„Ach der Kanker! Ach der Garſt! Er hat nicht nur ein Geſicht, wie der Gott ſei bei uns — auch dumm iſt er! Dumm wie die Nacht! — Dumm wie Heu, das der Ochs frißt, und nach dem er heißt. — Unterwegs hat er nur drei Fragen an mich gerichtet. Willſt Du ſie hören? Auf einer Wieſe hinter Blankenburg weideten Kühe; da that er zuerſt ſeinen holden Mund auf und fragte mich: Hörſt du, wie die Kühe brüllen?"

„Sie freuen ſich ihren Herrn Vetter wohl zu ſehen! antwortete ich boshaft und erbittert; da zog er ſein Maul breit bis hinter die Ohren und fletſchte die Zähne."

„Am Wege nach Königsſee ſind junge Nußbäume angepflanzt. Da fragte er: Sage doch, was ſind denn das für Bäume? — denn er kennt nichts. Ich ſagte: Es ſind junge Schlagbäume, und er begnügte ſich mit dieſem Beſcheid."

„Dann — nein — Ich mag nichts mehr ſagen! O Luiſe, beklage mich, in vierzehn Tagen habt ihr mich im Sarge." —

„Aber um des Himmels Willen Franziska, warum haſt Du dich ihm denn ſo ſchnell verlobt?" fragte Luiſe verwundert und verſtimmt.

„Warum? Weiß ich's? Meine Schuld — haſt

Recht! Meine Schuld! O ſeliger Müllner! Das Warum wird offenbar, wenn die Todten auferſtehen!“ —

Der Polterabend.

Die Verlobung war gehalten, das Aufgebot Franziska's mit dem Junggeſellen und Bürger Herrn Simplicius Heumann aus Ilmenau war erfolgt, die ganze Stadt wußte kein anderes Geſpräch, als über dieſes verwunderliche Bündniß eines der ſchönſten Mädchen, einer wahren Schönheitperle Thüringens, mit dem häßlichſten Mann, den es in allen civiliſirten Staaten Europa's geben konnte.

Weidner hatte pflichtſchuldigſt die Verlobungskarte erwiedert, ſeine Karte aber nicht an Franziska, ſondern an den Bräutigam gelangen laſſen. Es war eine Jagdvignette mit einem großen Elennhirſchgeweih.

Der Baron hatte mit eigener Hand auf ſeine Glückwunſchkarte ein Paar Piſtolen gemalt. Aber als der Baron den Bräutigam geſehen hatte, lachte er: „Den mag ſie behalten, er ſei ihr eigen! Der iſt mein beſter Rächer!“ —

Es nahte der Polterabend, es kamen die geladenen Gäſte; Friedmann war nach Tettau gefahren, ſeine Verlobte und die künftige Schwägerin dort abzuholen. Abends ſollte er mit beiden jungen Mädchen eintreffen und dieſe ſollten mit beim Kranzbinden ſein, zu dem neben Friederike Scheibe noch mehrere Freundinnen Franziska's geladen waren, Friederike war erſte Brautjungfer, und ihr war das Glück zugedacht, anderen Tages den Bräutigam zur Kirche zu führen.

Die Gäſte verſammelten ſich, Pfarrer Döhler war da, Cantor Scheibe war da, Herr Lewald fehlte nicht. In einem Augenblicke, wo ſie unbemerkt war, ſteckte Franziska dieſem ein Billet zu, und er entfernte ſich damit, um es ungeſtört zu leſen.

Franziska ſchrieb folgendes an Herrn Lewald:

„Sie haben mir immer einen recht freundſchaftlichen Antheil zugewandt, lieber Herr Lewald — ich ſcheue mich deßhalb nicht, Ihren ritterlich-galanten Sinn anzurufen, mich aus einer entſetzlichen Lage zu befreien.“

„Wenn Sie meinen Verlobten anſehen, ſo werden Sie ſich die Frage: ob ich ihn lieben könne, wohl richtig mit: Nein, das iſt unmöglich! beantworten.“

„Es giebt für mich nur zwei Wege — denn freiwillig läßt er mich nicht los — um keinen Preis, um kein Opfer — Geld braucht er nicht — er dringt auf Erfüllung des gegebenen Wortes — er will ein junges hübſches Mädchen nun einmal haben, er will triumphirend ausrufen die alte abgethane Wahrheit, daß auch der häßlichſte Mann im Stande iſt, eine ſchöne Frau zu gewinnen — alſo nur zwei Wege: ſchleunige, heimliche Flucht — noch heute Abend — oder ich lauſe auf die Saalbrücke, ſpreche ein Gebet um gütige Fürbitte vor dem Bilde der heiligen Kümmerniß, das darauf ſteht, und ſpringe in den Strom. Sankt Kümmerniß wird mit meiner Kümmerniß ein Erbarmen haben, ſie hat dem armen Geigerlein, das vor ihr aufſpielte, ihren goldenen Schuh geſchenkt, vielleicht hilft ſie mir von meinen unſeligen bleiernen Brautſchuhen."

„Rathen Sie mir, lieber Lewald, helfen Sie mir, und unbegrenzt ſoll mein Dank ſein, ja ich wäre glücklich, dürfte ich ſagen: bis in den Tod die Ihrige

Franziſka."

Herr Lewald war ein junger, ziemlich unerfahrener, doch empfindungvoller Kaufmannsdiener, dem ſich mit einemmal ein Glück aus heiterem Himmel herab an den Hals warf — ein ſchönes, und dabei wohlhabendes Mädchen.

Er dachte bei ſich ſelbſt: Ich bin ein Handlung-Befliſſener; warum ſoll ich nicht handeln? Ich bin ein Diener — wenn ich ihr diene, kann ich in Kürze ein Herr ſein. Warum nicht? — Sie iſt flüchtig — ich will ſie ſchon feſſeln, ſie iſt leichtſinnig — als Frau wird ſie ſchon ernſter werden, ſie iſt doch nicht ſchlecht, und heitern, fröhlichen Sinnes.

Que faire? — Ihr andeuten, daß ich bereit bin, ihr Ritter zu werden, damit ſie ruhig wird, dann fort — bis Rudolſtadt ein hieſiger Hauderer — dort

Extrapoſt nach Stadtilm, eine Station, nach Arnſtadt wieder eine Station, nach Erfurt die letzte Station. Um neun oder zehn Uhr hier fort, in Rudelſtadt um eilf; eins — drei — fünf bis ſechs Uhr in Erfurt.

Eine Nacht hindurch mit mir allein gefahren, da kann ſie ſchon ehrenhalber nicht zurücktreten. Bon — die Sache macht ſich.

Mit einemmal wurde Franziska, die ziemlich verſtimmt, und grillig ihren Gäſten erſchienen war, ausgelaſſen luſtig und aufgeräumt; ein Ausſtrom innerer Freudigkeit überglänzte ihre ſchöne Geſtalt; ſie faßte den alten Paſtor Döbler an, und wollte mit ihm walzen, ſie küßte den Cantor Scheibe und ſagte ihm, er müſſe Pathe werden, wenn ſie Mutter eines jungen Kobolds würde, und Friederike, die ihr dieſen etwas unziemlichen Scherz als Verſündigung verwieß, umſchlang ſie mit größter Lebhaftigkeit und rief: „Trauteſte Sybille von Preilipp! Sagenkundige Norne! Thue mir das einzige zu Liebe, und erzähle uns die Mär von Seiner Tiefgeboren, dem Herrn Waſſermann zu Preilipp, welcher eine Wehmutter aus unſerem Dorfe in die Saale hinab zu einer kleinen niedlichen Waſſerfrau in Kindesnöthen holte.“

„Aber Mädchen!“ zürnte Friederike: — „Solche Geſchichten, Spinnſtubenmärchen — wie kommſt Du darauf?“

„Ja ſieh, ich fange an, an die Welt der Elementargeiſter zu glauben — haben wir Matthiſſon umſonſt geleſen? Ich will mich an der Hang-Eiche drüben auf der Haide am Culm hängen laſſen, wenn es nicht ſolche Geiſter, Undinen, Luft- und Jagdgeſpenſter, Salamander und Kobolde giebt. Seit einiger Zeit glaube ich ſteif und feſt an Kielkröpfe und Wechſelbälge — alſo erzähle, ich bitte darum!“

„Ach es iſt ja gar nichts neues“ — weigerte ſich immer noch Friederike. „Es ſteht ja ſchon gedruckt in den deutſchen Sagen der Brüder Grimm.“

„Die es aus dem alten Prätorius haben“ — ergänzte der Cantor: — „wo der Name unſers guten Dorfes in Breulieb verkehrt iſt — und iſt keine Erzählung im Mund einer Jungfrau, daher ich ſie in der Kürze mittheilen will, wie ich ſie von dem vorigen uralten Pfarrer ſelbſt noch habe erzählen hören, der ſie aus mündlichen Ueberlieferungen ſeiner Vorfahren kannte.“

„Zu Ende des Jahres ſechzehnhundert und dreißig erzählte dem damaligen Pfarrer die Wehmutter des Dorfes die Geſchichte, welche ſie von ihrer Mutter mitgetheilt erhalten hatte.“

„Es war nachts an deren Thüre gepocht worden, und draußen hatte ein kleiner Mann geſtanden, und gerufen, eine Frau bedürfe ihrer ſchnellen Hülfe. Die Frau war noch in den Kleidern und eben von einer Wöchnerin nach Hauſe, der es unglücklich ergangen war, und da das Männlein dringend wurde und rief:

Eile! Eile! ſo rief die Frau: Gleich, gleich! Will nur noch die Laterne anbrennen.“

„Brauchſt keine Laterne! Ich zeige ſchon den Weg, rief das Männlein, und da die Frau aus ihrem Hauſe trat, ging er ihr voran, hinunter in das Unterdorf, und aber durch Unterpreilipp ganz hindurch, nach der Saale zu. Plötzlich hatte die Wehmutter eine Binde um ihre Augen, drob ſie ſehr erſchrak, doch das Männlein ſprach beruhigende Worte zu ihr. Gleich darauf hörte ſie Waſſer rauſchen, und es klatſchte ſo, wie wenn mit einer langen Gerte auf eine Waſſerfläche geſchlagen wird, und da ging es auf Stufen abwärts, tief abwärts, und wie das Männlein das Tuch von den Augen der Frau nahm, ſah ſie eine kleine zarte Frau in einem Bette liegen, der ſie nun ihren Beiſtand weihte, und alles, was ihr oblag, treulich verrichtete. Der Mann hatte ſogleich das Zimmer verlaſſen, und da flüſterte die Frau der Wehmutter zu: Ich war ein hübſches Mädchen, da hat mich der grünliche Waſſermann entführt, und hat mich ausgetauſcht gegen den Kielkropf, der noch in euerm Dorfe herumgeht, nicht reden kann und der ganzen Gemeinde zur Laſt fällt. Alle meine Kindlein frißt der häßliche Unrath am dritten Tage. Nimm ja nicht mehr Geld von ihm, als andere dir geben, ſonſt dreht er dir den Hals um. Ach könnt' ich nur mein Kind erhalten! Da nun die Wehmutter in ihrer Manteltaſche noch die todte Frucht jener Wöchnerin trug, ſo tauſchte ſie das Todte gegen das Lebende, und wie der Waſſermann wieder kam, ward er getäuſcht. Außerdem benutzte die Wehmutter die empfangene Warnung und ward glücklich zurückgeleitet. Im Dorfe aber hat ſich lange die Sage erhalten, daß ein hübſches Kind dort ausgetauſcht und ein häßliches dafür zurückgelaſſen worden ſei, und dann wieder ein hübſches ins Dorf gekommen, Niemand habe gewußt, woher?“ —

„Das nenn' ich eine ſchlaue Sage!“ rief Herr Arold lachend. „Die ſchönen Mädchen heirathen weg, und die häßlichen werden zurückgelaſſen! Das hat Fräulein Friederike auch zu gewarten, über kurz oder lang!“ Friederike erröthete, und Franziska rief: „Nur keinen Waſſermann, und keinen Eiszapfen. Da fällt mir die Geſchichte vom Wechſelbalg zu Geſwitz ein, das iſt meine Lieblingsgeſchichte jetzt, die muß ich zum Beſten geben!“

Luiſen erzitterte das Herz im Buſen, und ſie warf einen Blick voll Angſt auf den Bräutigam.

Herr Heumann junior ſaß mit phlegmatiſcher Ruhe hinter einem Tiſch, ließ Bier aus großem Glaſe in großen Maſſen hinter dem Gelock ſeines ſchwarzen Bartes verſchwinden, und räucherte aus einem großen Meerſchaumkopf ſeine blaue Naſe mächtiglich. Seine Augen erſchienen verſchwommen; groß, nichtsſagend, wäßrich und mit rothen Aederchen unterlaufen, wie Augen eines Fiſches. Er ſprach faſt nichts — von Zeit zu Zeit aber fuhr er in eine vor ihm ſtehende mächtige Schnupftabaksdoſe, und erquickte auch aus dieſer ſein blaues Riechorgan in Fülle. Herr Heumann jun. beſaß bei ausgezeichneter Dummheit jene große Klugheit des ſchweigens. Wahrſcheinlich war ihm zu oft ſchon geſagt worden, daß er nichts geſcheidtes zu reden im Stande, daher ſchwieg er faſt gänzlich.

Und ſo beläſtigte weder, noch beleidigte ihn Franziskas frevle, ausgelaſſene Laune im mindeſten, er ſah ſich kaum nach ihr um, und ſchien ſo recht, auch ohne Unterhaltung, in ſeinem Gott vergnügt.

Auf dem Tiſch lagen die halbverkohlten Reſte zweier Viſitenkarten, mit denen Heumann ſeinen Tabak angezündet hatte, des Barons und Weidners.

„Ja, dieſes trug ſich zu in Goßwitz, nur ein Stündchen von hier,“ erzählte Franziska dem um ſie geſammelten, aufmerkſam zuhörenden Kreiſe: „Da waren beim Schulzen Herold in einer Winternacht viele Burſche und Mädchen in einer Rockenſtube verſammelt, und waren luſtig und guter Dinge, bis auf eine Kindsmagd, die war mürriſch, weil das Kind ihrer Leute ihr viel zu ſchaffen machte, denn dieſes Kind ſchrie fort und fort fürchterlich, hatte ein runzlich Geſichtchen, Aermchen und Beine wie ein Kanker, eine Naſe wie mei — wie Fledermäuſe, einen Bauch wie eine Trommel, und war ein wahrhaftiger Wechſelbalg.“

„Nun war hinter dem Hauſe ein altes Gemäuer, da hinein eine kellerartige Wölbung ging, und in dieſer Tunke ließ ſich bisweilen ein Licht ſehen, ohne daß jemals ein Menſch ſich hineinwagte.“

„Auf einmal wollten einige wieder das Licht erblickt haben, und da machten die Burſche die Mädchen erſt recht fürchtend, dann ſagten ſie, welche von den Jungfern allein in jene Spelunke gehe, der wollten ſie einen nagelneuen Rock kaufen; nur müſſe ſie ein Wahrzeichen, daß ſie wirklich darin geweſen, mit herausbringen.“

„Die Mädchen gruſelten ſich, nur die Magd trat mit keckem Muth hervor und rief: Es gilt, ich gehe, aber habt ſo lange genau Acht auf meinen Schreibalg dort, denn es iſt ja unſrer Frau güldiges Herzblatt! — Haſtig lief das kecke friſche Ding durch den Garten und hinter nach dem alten Gemäuer, und richtig, die Höhle ſtand offen, und hinten in der Tiefe ſchimmerte ein geiſterhaftes Lichtlein. Wie nun die kühne Magd vorſichtig hineinlugte, ſo rief drinnen eine grölzende Koboldſtimme: Guckſt Du, ſo werf ich! — Wirfſt Du, ſo haſch' ich! antwortete die Magd. Guckſt Du, ſo werf' ich! drohte es zum andernmale. Wirfſt Du, ſo haſch' ich — war die abermalige Antwort. Guckſt Du, ſo werf' ich! erfolgte die dritte Drohung. Wirf doch zu — ich haſche ſchon!“ rief die Magd, und hob die Schürze auf zum Fangen. Gleich erfolgte der Wurf — ſchwer fiel es in des Mädchens Schürze, und zappelte, und war ein

Kind. Haſtig eilte ſie von dannen, und brachte ihren Fund in die Spinnſtube. Alles drängte ſich um ſie und bewunderte das ſchöne wohlgebildete Kind. Da kam über den Lärm die Hausfrau die Stiege herunter, und wie ſie das Kind erblickte, ſchrie ſie laut auf: Gerechter Gott! mein Kind! Mein Kind! Wie iſt es wieder ſo ſchön geworden! Wie man nun nach dem Wechſelbalg ſah, war dieſer aus ſeiner Wiege verſchwunden, niemand wußte wohin.“ —

„Ja!“ rief die Erzählerin, und begann zu trillern:

Wenn's immer, wenn's immer, wenn's immer ſo wär' —
So gäb's keine Kielkröpf' und Wechſelbälg' mehr!“ —

und dabei warf ſie verſtohlen ein Paar Blicke auf ihren Verlobten, daß Niemand über den Commentar, den ſie dieſen Worten wie ihrer ganzen Erzählung gab, den mindeſten Zweifel zu hegen brauchte.

Als Franziska das Zimmer jetzt verließ, lächelte ihr der Pfarrer Döhler ſarkaſtiſch nach und flüſterte zu ſeiner Umgebung, ohne daß Heumann es hörte, und doch laut genug, daß es viele hörten, denn es giebt Menſchen, die nicht im Stande ſind, leiſe zu ſprechen, und deren Flüſtern vom Geräuſch, das ein drehendes Mühlrad macht, nur wenig unterſchieden iſt: „Was meint ihr zu dieſer? Glaubt ihr, daß ſie ihn nimmt? Ich glaube es nicht eher, bis das Kreuz über ſie und ihren Bräutigam gemacht iſt, und auch da hege ich noch einige Zweifel.“ —

An dieſem Tage fuhr Diaconus Friedmann in eigner, ernſter, hoffnungbewegter Stimmung den langen Weg nach Tettau. Die Einſamkeit, welcher er anheimgegeben war, zauberte ihm ein Phantaſiebild nach dem andern vor die Seele. Das Bild ſeiner Verlobten — es hatte Luiſens Huldgeſtalt, Luiſens Friſche, Luiſens liebfreundliche Züge; Luiſens Munterkeit und jugendlicher Frohſinn lachten aus den ſchönen blauen Augen; die reiche Fülle blonden Haares, die Luiſe ſchmückte, zierte auch Clementinen. Er ſah ihr ſüßes bräutliches Erröthen, wie ſie ihm in die Arme flog; er hörte ihre holde klare Rede, durchweht vom ſinnigen Ausdruck edlen Gefühls, durchflammt von Blitzen des Geiſtes, wie ſie nun ſo bei ihm im Wagen ſaß, und wie er mit ihr Bilder ihres beiderſeitigen Lebensglückes entwerfen wollte. Alle langgeſparte Glut der Empfindung gegen ein weibliches Herz brach mächtig in dem Manne hervor, und trug ihn auf den Flügeln beſeligender Hoffnungen und Schwärmereien auf des Erdenglücks höchſte Höhen.

Wie lang, wie lang ward ihm der Weg; erſt ging es ſtundenlang immer bergan, bis zur hohen Eiche und bis die Reichmannsdorfer Hochebene mit ihren Gold- und Venusbergen erreicht war, dann ging es wieder tief abwärts in den Thalgrund der muntern Zopte zur thüringer Waldſtadt Gräfenthal, wo der Pappenheimer mannliches Grafengeſchlecht in ſeinen Särgen ruht. Von da ging es auf ſteilem Bergweg wieder empor zur Rennſteig-

Höhe, und dann führte ein wenig befahrener, ſchlecht fahrbarer Waldweg ſeitwärts in den waldigen Thalgrund von Groß-Tettau nieder. Je näher Friedmann dem Orte kam, je ſeltſamer wurde es ihm ums Herz, faſt beklemmend, bang und ängſtlich.

„Sollte Clementine wirklich häßlich ſein? Ganz häßlich?“ fragte er ſich. — „Ach gewiß nicht!“ tröſtete er ſich. „Vielleicht iſt ſie ſogar recht hübſch — vielleicht ſchön — die ſchalkhafte Luiſe myſtificirt gern, hat vielleicht der Schweſter einen Wink gegeben, ſich ſelbſt unſchön zu nennen, damit ich um ſo freudiger überraſcht werde. Ja ja — ſo wird es wohl ſein. — Nun — und wenn auch, daß Clementine nicht das iſt, was man eine Schönheit nennt — im Jugendalter — mit zweiundzwanzig Jahren, wie Clementine, iſt ſelten ein Mädchen abſolut häßlich. Und wie edel iſt ihr Inneres — und es bleibt ewig unbeſtritten, daß edle Gedanken und ſchöne Gefühle ſich auch körperlich ausprägen — warum ſollte nicht auch bei Clementine die ſchöne Seele in einem ſchönen Körper wohnen?“ —

„Und wenn ſie dennoch häßlich wäre?“ —

„Nun, dann iſt es an mir, an mir, edeln Sinn zu beweiſen und darzulegen, denn mein Wille war es ja, mich an ihr Herz hinzugeben, ohne ſie vorher zu ſehen.“

Und dennoch — immer ſtärker das bange Klopfen des Herzens. Da liegt der Waldort Tettau, da zeigt ſich die Kirche auf ihrer Höhe und drunten im Grund ruhen die ſtattlichen Gebäude der Porzellan-Fabrik, die Mühlen, des Dorfes Häuſer, maleriſch gruppirt, die Dächer grau, weil alle mit Holzſchindeln, wenn nicht mit Schiefer gedeckt, die Wände meiſt mit Schieferbekleidung, mannichfach mit Inſchriften, Blumen und Arabesken aus aufgelegtem Staniol verziert, jenem Theil des Thüringerwaldes eigenthümlich und eine höchſt charakteriſtiſche Bauart.

Der Wagen hält am Wirthshaus, Friedmann ſteigt aus und fragt nach der Wohnung der Töchter des vorigen Pfarrers. Dieſe iſt etwas entlegen — ein freundlicher Knabe, ein holdes Naturkind, das wenig mehr von Kleidern auf dem Leib trägt, als ein ſchadhaftes Hemde, aber ſo friſch und munter, wie die Forelle in der rollenden Fluth des Waldbachs, der durch das Dorf niederbrauſt — wird Friedmanns Geleiter. Vierzig Schritte von einem kleinen Hauſe entfernt bleibt der Knabe ſtehen und deutet hin.

„Durrt wuhna die Pfoarmammſälla!“

Friedmann reicht eine kleine Belohnung dar. Der Knabe ſieht ihn groß an. „Da nimm Kleiner, für Deine Mühe!“

„Müha? Echt dächt öpper goar! Ech bruch niſſ!“ *) und dreht ſich um und ſpringt luſtig von dannen — und lacht.

„Glückſelige Armuth! Halbnackt im Hemde, und — ohne Eigennutz! Er braucht nichts! Warum haben wir über Philoſophie und practiſche Lebensweisheit ſo viele,

---

*) Mühe? Ich dächte etwa gar! Ich brauche nichts.

ſo dicke, ſo völlig überflüſſige Bücher? Geht auf die Dörfer des Thüringer Waldes — da wohnt faſt in jeder Hütte ein beſſerer Mann als Diogenes, mit ſeinem dummen und matten Witz vom Menſchen-Suchen.“ —

Halb lebhaft, halb verzagt, ſchritt Friedmann auf das bezeichnete Haus zu. Es lag ſo, daß man von ſeinem Hofe aus nach dem Grunde blicken konnte, in welchem der Weg von der Höhe der ſogenannten Küche, vom Kreuzweg auf dem Gebirgskamm, niederführte. Von der entgegengeſetzten Seite dieſer Richtung trat Friedmann in den Hof.

Da ſtand ein Mädchen, das ihm den Rücken zukehrte, aufmerkſam nach jenem Wege blickend.

Hoch auf ſchlug Friedmanns Herz, er ſtand und hielt den Athem an ſich. Sie blickte in die Ferne nach ihm! Sie harrte ſeinem kommen entgegen. Eine Geſtalt, ſchlank und jugendlich zart, wie Hebe; feſſelloſes blondes ſtarkes Ringelhaar umwallt den Nacken, volle zart gerundete Arme ſind unverhüllt ſichtbar, denn des ſchwarzen Kleides Aermel ſind der Sommertracht gemäß kurz, und die Arme zeigen das ſanfteſte fleiſchroth.

Friedmann thut einen nähernden Schritt, da wendet ſich das Mädchen, da ſchaut ihm Luiſe entgegen, ja Luiſe — jeder Zug, die reine Stirne, der Wangen Blüthe, der Augen blau, die volle Lieblichkeit der Mienen, ja Luiſe — aber in der herrlichen Schönheitglorie der unberührten Jungfrau mit allen ihren ahnungsvollen Reizen. Friedmann iſt ſeiner nicht mehr mächtig. Mit ſtürmiſchem Entzücken reißt er an ſeine Bruſt dieſes Mädchen, bedeckt ihr Stirne, Wangen und Mund mit glühenden Küſſen, und ſtöhnt in Wonneſchauern: „Clementine! Meine angebetete Clementine!“

Auf des Mädchens Stirne blitzt es wie zürnen. Das hat ihr noch niemand gethan; ſie ringt, und ringt ſich endlich los aus dieſer allzuglühenden Umarmung, und ſpricht: „Aber mein Herr — ich bitte ſehr — Sie ſind im Irrthum — mein Herr — Schwager ohne Zweifel? Ich bin ja nicht Clementine, Ihre Braut; ich bin die jüngſte Schweſter, Roſalie — und ſah eben nach dem Weg, ob Sie noch nicht kämen? — Sein Sie uns herzlich willkommen in Tettau!“

Während dieſer mit einer ruhigen, faſt kalten Gemeſſenheit geſprochenen Worte Roſaliens erbleichte Friedmann ſichtlich, und es ging vom Wirbel bis zur Zehe ein Schauer durch ſeine Gebeine.

„Wie — Sie ſind nicht Clementine? O ſo entſchuldigen Sie — aber o Gott — wie konnte ich denken, daß Sie, Roſalie — ſchon ſo groß — ſo ſchön, — mein Gott, ich dachte Sie mir noch klein!“ ſtammelte Friedmann in höchſter Verwirrung und Aufregung.

„Ich bin ſo allmählig achtzehn Jahre alt geworden, Herr Diaconus,“ fuhr Roſalie in ruhiger, ernſter Sprechweiſe fort: „und da pflegen die Mädchen in der Regel mindeſtens nicht mehr gar zu klein zu ſein.

Doch ich bitte, kommen Sie in das Haus, meine Schweſter erwartet Sie mit Sehnſucht, und wird ſich unendlich freuen!“

Eine neue Folter der Erwartung, dachte Friedmann, und ſein Herzklopfen dauerte fort, und ſo folgte er ſeiner ſchönen Führerin, und trat hinter ihr auf die Schwelle eines Stübchens, das traulich geweſen war, jetzt aber leer und völlig ſchmucklos erſchien; nur allerlei Reiſegepäck lag und ſtand umher.

Wie angewurzelt blieb Friedmann auf der Schwelle ſtehen. In der Mitte der Stube ſtand, bereits in Reiſekleidern, Clementine.

Eine kleine, faſt gebrechliche Geſtalt, das Geſicht bleich, die Augen geröthet von vielem weinen, das Abſchiedſchmerz von dem Schooſe der friedlichen Jugendheimath, von den Gräbern der Aeltern, von faſt allem, was ihr hier durch die lange Gewohnheit lieb und theuer geworden — hervorgerufen. Die Züge des Geſichts erſchienen verlebt — zwei und zwanzig Jahre erſt alt, und ſchon verlebt. Reſignation hatte ſich dieſer Züge ſo dauernd bemächtigt, daß auch der jüngſten Vergangenheit Hoffnung und Freude ihre tief eingegrabene Spur nicht wieder hatten vertilgen können, zumal ſich jenen wieder der neue Schmerz um die theure Mutter geſellt hatte. Ein Lächeln, gemiſcht aus Leid und ſanfter ſtiller Freude glitt über Clementinens bleiche Züge, aber ſie war ſo ergriffen — ſo tief wehmuthvoll ergriffen, daß auch nicht ein einziges Wort aus ihrem Munde hervorzuzittern vermochte, nur die Hände hielt ſie Friedmann entgegen, die magern Hände mit den von vielem nähen faſt gekrümmten Fingern.

Und dieſe Hände waren kalt.

Die ſchwarze Kleidung, die ſogar einige Nachläſſigkeit in ihrer Anordnung zeigte, trug nichts dazu bei, Clementinens unſchönes äußere einigermaßen zu verſchönern.

Einiger Schmuck ziert immer ein Weib, das iſt Naturgeſetz, wozu brächte die Natur das köſtliche hervor, Perlen und Edelſteine, der Farben und Metalle und Blumen mannichfaltigen Glanz — wenn auch nicht mit zum Schmuck? — Clementine war gänzlich ſchmucklos.

Faſt zu lange, faſt unhöflich lange beharrte Friedmann in ſeiner Stellung auf der Schwelle. Was in ihm vorging iſt nicht zu ſchildern. Es war ein entſetzlicher Kampf und Krampf, der ihn förmlich erſtarren machte — es ward ihm ſo heiß — und doch fühlte er, daß ſein Herz zu Eis erſtarrte.

Und da ſtand Clementine ſo lange, zitternd, die Augen voll Thränen, mit ihren ihm entgegengeſtreckten Händen — und ſie ſah ihn an, ſo lange, ſo liebend — bis die Thränen ſo groß und die Augen ſo voll wurden, daß ſeine Geſtalt zu verſchwimmen begann vor ihrem Blick, und da trat er ihr endlich näher, und faßte ihre kalten Hände und ſprach mit einem unſichern beben der Stimme: „Clementine!“

Nie hat vielleicht ein Brautpaar ſich ſo begrüßt. Kälter vielleicht, gleichgültiger noch, innerlich ruhiger — aber nicht mit dieſen Gefühlen.

Er mit dem zermalmenden Gefühl völliger Enttäuſchung, ſie mit dem noch zermalmenderen — ſtatt an ein warmes Herz all ihr Wohl und Wehe fortan vertrauend legen zu können, auf ein Herz zu ſtoßen, das ihr erſter Anblick lähmte und zu Eis erſtarren machte, denn das weibliche Auge, das Auge einer liebenden ſieht ſcharf, und Clementine ſah bis auf den Grund von Friedmanns Herzen — ein magiſches Spiegelbild trat auf einen Moment ihr ganzes Loos vor ihre ahnende Seele.

Friedmann hielt die Hand der heftig zitternden, bald mußte er ihre ganze ſchwache, ſchwankende Geſtalt umfaſſen, damit ſie nicht ſinke.

„Clementine!“ begann er, nachdem er ſich gewaltſam Faſſung gewonnen: „haben Sie für mich kein Wort? Keinen Willkommengruß?“

Clementine vermochte nicht zu ſprechen, ſie beugte ihr Geſicht auf ſeine Hand, ſie küßte dieſe Hand und weinte heiße Thränen darauf.

„Warum ſo tief bewegt; warum dieſen Empfang? So ſtumm! So ſchmerzvoll? Ich fühle das Weh dieſes Abſchiedes, doch ſollte ich meinen, würde eine zarte Rückſicht — auf —“

„O Gott!“ brach endlich Clementine aus: „Verzeihen Sie mir — gönnen Sie mir Faſſung — es überwältigt mich — zuviel!“ — „Ihre Schweſter grüßt Sie innigſt — und ich finde Sie beide bereit? Nicht wahr?“ fragte Friedmann. „Sobald der Kutſcher gefüttert hat, müſſen wir die Reiſe antreten, der Weg iſt weit, und von hier bis Gräfenthal ziemlich ſchlecht.“

„Sie finden uns reiſebereit, Herr Diaconus!“ nahm Roſalie, die bisher als eine ziemlich antheilloſe Zeugin dieſer Scene beigewohnt hatte, das Wort. „Wir haben alles gepackt; daher entſchuldigen Sie uns, daß wir Ihnen auch gar nichts bieten können, kaum einen Stuhl. Wir folgen Ihnen, ſobald Sie befehlen.“ — So ſchön Roſalie war, ſo ſehr ſie äußerlich ihrer Schweſter Luiſe glich, ſo wenig glich ſie dieſer in Bezug auf die Stimme und die Weiſe ſich auszudrücken.

Es war ſo etwas abgemeſſenes, das ausſah, wie an- und eingelernt, vielleicht ein Erbtheil der Mutter — etwas pathetiſches, das ſich zu einer wahrhaft abſchreckenden Wirkung ſteigern kann, zumal unter anderm bei Schwiegermüttern.

Vielleicht ſollte das ſteife und pathetiſche in der Ausdrucksweiſe Roſaliens nur zeigen, daß ſie nicht ohne Erziehung und Bildung ſei — oder war es ein Zeichen von Schneekälte eines Jungfrauenherzens, das noch nie ein himmliſcher Liebesſtrahl berührt — genug, es ſtieß Friedmann ab.

Er blickte umher, er ſah zwei große Koffer, zwei runde Hutſchachteln, zwei hohe Cartons von Pappe, zwei Toilettenkäſtchen, an Wandhaken hingen zwei Mantillen und zwei große Mäntel, zwei Vogelbauer, in einem ein Kanarienvogel, in einem eine Schwarzamſel; die Schweſtern hatten aus dem nachbarlichen Dorfe Steinach jede einen Satz Schachteln kommen laſſen, jeder Satz koſtet vom Verfertiger vierzig Kreuzer rheinl. und enthält zehn Stück Schachteln, die größte ſo groß, daß ein Damenhut darin Raum findet. In die kleineren waren Kleinigkeiten verpackt, und dieſe befanden ſich in den Koffern, aber hier ſtanden vier große Schachteln, dort ſtanden auch vier, die waren alle voll, und wartete jede auf einen guten Platz im Reiſewagen. Eine ſehr hübſche ſchneeweiße Katze lag in einer Serviette eingebunden, auf einem der Koffer, welche auch mit ſollte — und noch zwei vollgepackte Reiſeſäcke.

Allen dieſen Reiſeapparat überſchaute Friedmann — und es beſchlich ihn ein unbeſchreiblich unbehagliches Gefühl. Indeſſen er bekämpfte ſeinen Mißmuth — er ſprach nur: „Laſſen Sie Ihr Gepäck nach dem Wirthshaus ſchaffen, damit der Kutſcher es aufpackt. Was nicht Platz findet, da wir drei doch auch einigen Raumes bedürfen, mag ein Schubkärner aufladen und morgen nachbringen — ich glaubte nicht, daß Sie ſo viele Effecten hätten. Die Katze ſoll wohl ohnehin nicht mit, mindeſtens könnte ſie mit uns nicht reiſen, denn ich habe eine Antipathie gegen dieſe Thiere. Ich wundere mich, daß Sie einen ſo unſchönen, ſo äußerſt ſchmutzigen und häßlich gefräßigen Vogel halten mögen, als dieſe Amſel — die gehört in das freie, nicht in den Käfig!“

Mit demüthig gebeugter Haltung nahm Clementine den Vogelbauer, darin die Amſel ſich befand, trug ihn an ein Fenſter, öffnete, und ließ den Vogel hinaus.

„Das erſte Opfer — ein leichtes — es werden ſchwerere auferlegt werden,“ flüſterte ſie leiſe vor ſich hin, und Thränen rollten über ihre Wangen.

Friedmann hinderte ſie nicht.

Roſalie griff nach dem Bauer mit dem Canarienvogel, und warf einen trotzigen Blick auf Friedmann, als wollte ſie ſagen: Mein Vogel bleibt! — er verſtand dieſen Blick und that, als bekümmere ihn die bedeutſame Gebehrde des jungen Mädchens nicht.

„Rufe die beſtellten Leute, daß ſie die Sachen hinabtragen!“ gebot Clementine der Schweſter mit bebender Stimme, und Roſalie verließ ſofort das Zimmer, ihren Vogelbauer trug ſie in einer Hand mit ſich fort, in der andern die Katze.

Friedmann war allein mit Clementine.

„Mein liebes Fräulein —“ begann er, und ſein Wort fuhr wie ein Meſſer in Clementinens gefühlvolles Herz — er ſagte mein Fräulein — nicht meine Braut — „geben Sie ſich dem Weh dieſer Stunde nicht allzuſehr hin — regen Sie ſich nicht abſichtlich auf. Sie werden heute in froher Geſellſchaft erwartet, zum Polterabend einer Verwandtin des Mäurer-Arold'ſchen Hauſes. Ihre Schweſter freut ſich ſo herzlich auf Ihr kommen, zeigen Sie ihr mindeſtens ein freundliches Geſicht.“

Ihr mindeſtens! wiederholte Clementine in Gedanken; wieder ein Stich — alſo ihm zeigte ich keins — mein ſtilles Geſicht iſt ihm zuwider.

„Nun — warum dieſes immerwährende Schweigen?“ fragte Friedmann. „Wie beredt waren Ihre ſchönen Briefe! Wie fließend, und ſo voll Wohllaut der Sprache, wie voll Klarheit der Gedanken? Sind Sie denn die Clementine, die mir ſchrieb?“

„O wie Ihre Fragen mich martern!“ ſeufzte das arme Mädchen. — „Nein — ich bin nicht jene Clementine — nur ihr formloſer Schatten. — Sie ſogen den Duft einer fernen Blume ein, der Duft berauſchte Sie — Sie wünſchten ſich die Blume — Sie finden ſie farblos, abgeblüht — Sie knicken, oder — Sie zertreten ſie.“ —

„So höre ich doch endlich Worte und Gedanken aus Ihrem Mund!“ erwiederte Friedmann: „aber ich muß immer wieder fragen: wozu dieſe Aufregung? Warum trüben wir uns die Stunde des erſten Begegnens? Lernen wir uns, da wir uns geiſtig ſo ſchön verſtanden, auch perſönlich verſtehen und verſtändigen.

Ihr Beiſpiel iſt geiſtreich, aber nicht paſſend, Clementine; wohl ſehnte ſich mein Herz nach der fernen Blüthe im einſamen Waldesdunkel — allein wie ſelten ſind die Sterblichen, denen vergönnt iſt, die Wunderblume zu finden! — Vielleicht fand ich bereits den Schatz und bedarf der Blume nicht!“

Clementine ſchwieg. Sie war nicht gewohnt, ſo raſch zu denken, um den Sinn dieſer Rede ſich gleich günſtig zu deuten, ſie wollte ihn erſt hin und herlegen, ihn zergliedern. Sie hing ſich, ſtatt zu antworten, mit einem tiefen Seufzer die Mantille um die Schultern, und nahm dann den Mantel um. Als Friedmann ihr dabei behülflich ſein wollte, lehnte ſie, ſtatt ſich das als etwas ſich von ſelbſt verſtehendes gern gefallen zu laſſen, ſeine Hülfe mit den zitternden Worten ab: „Oh — ich bitte — bemühen Sie ſich doch nicht — ich kann ſchon allein fertig werden — das ſchickt ſich nicht, daß ich mich von Ihnen bedienen laſſe.“

Gott, wie unmanierlich! dachte Friedmann. Wie gar zu dörflich! Auch ihr Organ klingt nicht lieblich, nicht zum Herzen ſprechend — es iſt etwas in ihrer Stimme, das an miauen der Katzen erinnert in den Zeiten ihrer Zärtlichkeiten im Märzmond. —

Es kamen die Leute, welche das Gepäck zum Wagen ſchaffen ſollten, und beluden ſich damit. Ein guter Theil deſſelben war ſchon fort, als erſt Roſalie wieder erſchien. Sie war ſelbſt nach dem Wirthshaus gegangen, hatte den Kutſcher aufgeſucht, und dieſem den Vogel ſammt Bauer auf die Seele gebunden. Neben des Kutſchers Füßen im Futterſack ſollte, ſo dachte ſie, nun auch das Mietzgen Platz finden. „Nä Mamſellchen", lachte der Kutſcher: „das thut mir leid, das kann nicht ſein. Katzenbeeſter nimmt Ihnen kein Kutſcher der Chriſtenheit mit, die bringen allemal Unglück zuwege, das weiß die ganze Welt. Der Weg iſt ſo weit und ſchlecht genug, immer ſteil bergauf und ſteil bergab, nehmen Sie mir's nicht übel, ſchönes Mamſellchen, den Gefallen kann ich Ihnen nicht thun."

Roſalie wandte ſich ab; da begegnete ihr Blick dem Blick der Wirthin, die ihr mit den Augen zwinzte und dann zuflüſterte: „Laſſen Sie mir nur das Kätzchen da — ich will ſchon machen, daß es mitreiſt, der kleine blinde Paſſagier." —

Roſalie that nun ebenfalls Mantille und Mantel um, belud ſich mit einigem Gepäck, Clementine desgleichen, und es blieb letzterer nicht einmal eine Hand frei, ihre Thränen zu trocknen, die der Austritt aus ihrer bisherigen Wohnung ihr ſtromweis rinnen ließ, auch hatte ſie keinen Arm frei für ihren Bräutigam, welcher ſie führen wollte. So ging denn Friedmann ſtumm neben Clementinen her, tief ſtumm und in tiefer Verſtimmung.

Des Dorfes Bewohner ſtanden zum Theil gaffend am Weg, oder ſahen aus den Fenſtern, und unterhielten ſich laut über die ſcheidenden, und zwar in der den Thüringerwald=Bewohnern eigenthümlichen ſpottluſtigen Weiſe, bei der durchaus nicht das mindeſte böſe gemeint war, denn die Schweſtern waren im ganzen Dorfe beliebt.

Einer: „Sächſte, Pieterla — do ganga hinza die zwa Pfarr-Miedlana aus unſen Duhrf in ſöllt gruß Stadtnaaſt, nacher Saalfeld.“

Der Zweite: „Ha! Wärzig! Sellt iſt wuhl der Schöumpfer vun der Pfarr-Clemen — dar met dan kualſchwarza Rohk? —

Ein Dritter: „Ha trauter Piet'r! Die zwa wärn bald Himmelfahrt halt'n. Die arma Clemen hat ſich aberſt gut vuhrgeſahn. A netter Kerla!“

Der Erſte: „Ach giah wack, Nickel! Har ſäht haltig doch aus, als ob's hün eiszitterkohlt überlauffen thät, ſächſte! Das klähana Mandel!“

Der Zweite: „Mar müght ihr an Ruadl geſchenk, daß ſö ſech die ihriga Backn dermetta mohlen thun thöt — war ſelt Bläß freit, muß öpper ſei Hihrn za Jackstook derfruhren hobn.“

Der Erſte: „Ha, daber Täuf'l! Domm biſte öpper niet, daß do Dir kä ſötta Miara ufn Hack's wünſch'ſt — wu enn Abugſt wöra, wann mer öpper emohl den Stuhrch klappera hör'n thät.“

Der Dritte: „Ach mei Pieterla! Du nähmſt Dir au lieber die Roſel! Was das Miadla för a Paar Gucker hat! Die ſächt haltig aus wie der läbhaftig

Engel in einer Kirche, wo vorn Taufſtein ſteht, den der alt Pfoar, Gott hob'm ſelig, von Holz als e Woahrzächa hoat ſchnitzen laſſ'n! —

Das war der Witz der Diogene des Waldes.

Dichtes Gedränge um den innen und außen voll bepackten Wagen, faſt ein Auflauf, Abſchiedsgrüße von Freunden und Bekannten, die kein Ende nehmen wollten, dabei von Seiten Gleichgültiger oder Ungünſtiger der fortgeſetzte Hohn, die laute ſcherzhafte, nicht im mindeſten bös gemeinte, aber doch verletzende Kritik über alles was ſichtbar war, Friedmann, die Mädchen, den Kutſcher, das Geſchirr, die Pferde, das Gepäck, auf dem zu oberſt der Bauer mit dem Vogel befeſtigt war. Dazu Roſaliens große ſtarre Ruhe und Clementinens unaufhörliche Thränen.

O wie peinlich und widerwärtig war das alles für Friedmann. Er war all dieſer Dinge und Scenen ganz ungewohnt — nie war ihm das bängliche und kleinliche, das anſpruchsvolle weiblicher Reiſegeſellſchaft ſo nahe getreten.

Clementine ſtieg ein und ſetzte ſich auf den Sitz im Fond; Roſalie folgte ihr mit der trockenen Erklärung, daß ſie das Rückwärtsfahren nicht vertragen könne, und ſetzte ſich neben die Schweſter. Auf den Rückſitz ſtellte ſie zwei Schachteln, und auf dieſe zwei Schachteln legte ſie einen Reiſeſack.

Gut, daß Friedmann nicht groß und von ſchmächſtiger Geſtalt war, denn es war für ſeine Perſon äußerſt wenig Raum übrig gelaſſen. Indeß er fügte ſich in ſein Schickſal, und — ſchwieg.

Auch die Schweſtern ſchwiegen. Müde von den Mühen des Räumens und Packens entſchlummerte Roſalie ſehr bald — auch Clementinens Augen ſchloß bleiſchwer des Schlummers Gewalt — aber noch im Schlafe ſchluchzte und jammerte ſie.

Es war der Anfang einer traurigen Fahrt.

Aber oben auf dem Wagen ſchlug hell und freudig ſchmetternd, zu des Kutſchers Herzensluſt, der Kanarienvogel, und grüßte den niemals geſehenen grünen Wald und die Vögel des Waldes, die verwundert die Stimme des fremden Sängers hörten.

Unter dem Wagen, in einem Binſenkorbe, wie die Fuhrleute oft brauchen, war, dem Kutſcher unbewußt, — die weiße Katze weich gebettet, ſchaukelnd in Schlummer gewiegt, der kleine blinde Paſſagier, wie die Frau Wirthin zu Tettau zu ſcherzen beliebt hatte. —

Die Geſellſchaft zum Polterabendfeſt harrte und harrte auf die Ankunft von Friedmann und Luiſens Schweſtern — ſie kamen nicht. Viel zu lange hatte, um ſie bald erwarten zu können, Aufpacken und Abſchiednehmen gedauert.

Die Stunde nahte heran, in welcher die jungen Mädchen zuſammentraten, um den Brautkranz für Franziska zu winden. Dieſe feierliche Handlung konnte nicht länger aufgeſchoben werden, denn Herr Heumann, welcher ſehr viel getrunken hatte, ſchien ſehr ſchläfrig zu ſein. Er gähnte beträchtlich, und ſenkte zum öftern einnickend ſeine blaue Naſe tief und tiefer.

Der Kranz ward gewunden von den Jungfrauen unter Abſingung des lieblichen und volksthümlichen Brautliedes aus Maria von Webers Freiſchütz; Franziſka lachte ſehr, während andere Bräute nach natürlichem Gefühl oft eine tiefe Rührung ergreift. Dann begannen die Jungfrauen eine myſtiſch-ſymboliſche Handlung. Der Kranz muß, ob er gut ſitzt oder ſteht, aufprobirt werden; dieß darf aber nicht auf dem Haupte der Braut ſelbſt geſchehen, ſo iſt in Thüringen Volksglaube, Brauch und Sitte. Der Braut wurden die Augen verbunden, alle betheiligten ſchloſſen einen Kreis um ſie, der Brautkranz ruhte in Franziſkas Hand. Singend im lieblichen Reigen umwandeln die Mädchen die Holde, bis ſie ein Zeichen giebt. Schweigend umſteht ſie der Kreis.

Da ſtreckt Franziſka die Hand aus, ein Haupt zu berühren. Jubelnd wird nun dort die Binde gelöſt, hier der Kranz auf das Haupt geſetzt, welche das prophetiſche Sortilegium des Zufalls erkor. Es iſt Friederike. Hoch erröthend ſteht die ſchöne ſtattliche Geſtalt — welche dieſesmal die große Zierhaube nicht trägt.

Sie iſt, ſo lautet die Prophezeihung, nun die nächſtfolgende Braut. Wie die Mädchen rings um Friederike mit dem Kranze beſchäftigt ſind, entzieht ſich Franziska unbemerkt der frohen Geſpielinnen heiterem Kreiſe.

Luiſe — verſtimmt durch das Ausbleiben der Schweſtern und Friedmanns, da ſie ſich ſo darauf gefreut hatte, daß dieſe der Polterabendfeier beiwohnen ſollten, tritt in das Zimmer, wo die Mädchen weilen. Ihr Auge ſucht Franziska. Dieſe iſt nicht im Zimmer. Luiſe geht in die Küche — ſie ruft. Franziska iſt nicht zu ſehen, nicht zu hören.

Luiſe wundert ſich, und geht in das Zimmer zurück, wo die Frauen ſitzen, und die trinkenden und rauchenden Männer. Herr Heumann iſt ſanft entſchlummert. Neben ihm hatte Herr Lewald geſeſſen; deſſen Stuhl iſt leer.

„Wo iſt Herr Lewald?“ fragte Luiſe ihren Mann.

„Ich weiß es nicht, liebes Herz!“ erwiedert Arold. „Was haſt Du für ein Anliegen an ihn? Soll er Cour machen? Er iſt ſchon vor längerer Zeit von ſeinem Platz aufgeſtanden.“

Die Magd trat in das Zimmer und eilte auf ihre Herrin zu: „Madame Arold — da hat ein kleiner Junge dieſes Billetchen gebracht!“

„An wen?“ — Arold las die Adreſſe: „An Herrn Simplicius Heumann.“

Die Reiſe.

Nicht lange dauerte der Schlummer unſerer weiblichen Reiſenden. Es ging auf ſchlechtem holprigen Wege langſam bergan, hinauf zur kalten Küche, ein Weg von anderthalb Stunden. Da fand ſich bald, daß beide Schweſtern nicht nur nicht das rückwärtsfahren, ſondern das fahren überhaupt nicht vertragen konnten, und man ſtieg aus, um zu Fuße bergan zu wandeln, wobei viele friſche thüringer Waldluft genoſſen werden konnte.

Friedmann wußte nicht, ſollte er auch ausſteigen, oder ſollte er im Wagen bleiben? an ſeiner Geſellſchaft ſchien nichts gelegen; die Schweſtern ſprachen mit einander dieſes und jenes, lauter gewöhnliches und alltägliches.

Sie gingen ſo langſam als möglich, und der Kutſcher mußte auf der Höhe des Rennſteigs eine Viertelſtunde die triefenden Pferde im Winde halten laſſen, bevor die Geſellſchaft nachkam, was ſeinen Unwillen ſehr erregte. Friedmann gingen wunderliche Gedanken durch den Kopf. Seine Seele begann kleinmüthig zu werden — zertrümmert waren alle ſeine Hoffnungen, zertrümmert ſeine Pläne, unerfüllt ſeine Wünſche, zerſtört ſeine Illuſionen, verweht ſeine Träume. Was half es, daß er ſich darauf gefaßt gemacht, Clementine nicht ſchön zu finden, es handelte ſich nicht mehr um die Körperſchönheit — die Seelenſchönheit war nicht da, die Seelenſchönheit, an die er geglaubt, wie an die heiligſte Wahrheit — wo war ſie? Was war ſie? Ein ungeheurer Irrthum ſeinerſeits.

Vergebens gehofft auf Glück! Vergebens gehofft auf Liebe, auf Erwiederung hoher und ſchwärmeriſcher Empfindungen, — ein Geſchöpf — vielleicht ohne Herz, und wenn das nicht — ein Geſchöpf ohne Tact, ohne Bildung, ohne feine Lebensart, das ſich nicht zu beherrſchen verſtand, und eigenſinnig, eigenwillig und eigenſüchtig geradezu berufen ſchien, ihm das Leben zur Hölle zu machen.

Das waren marternde Gedanken. —

Man ſtieg wieder ein, um nun eine Strecke auf dem Gebirgskamm und dann nach Gräfenthal hinabzufahren. Dort war ein guter Gaſthof, wo Friedmann ein Mittagsmahl beſtellt hatte, — allein es war ſchon ziemlich ſpät geworden, und man ſpeiſte ſehr vornehm zu Mittag, in ſpäter Nachmittagsſtunde — man ſpeiſte zwar nicht kalt, aber doch kalt höflich, die Suppe war warm, aber die Unterhaltung war erſtaunlich lau.

Es giebt ſo vieles, was Verſtimmung erhöhen kann, falls ſie ſelbſt bereits vorhanden. Friedmann trank gern ein Glas Wein; nichts natürlicher, als daß er eine Flaſche Wein befahl. Clementine machte große Augen auf ihn, es dünkte ihr dieß ein Zeichen maßloſer Verſchwendung; als drei Gläſer auf den Tiſch gereicht wurden, wieß ſie ſogleich die für ſie und Roſalie beſtimmten mit den Worten zurück: „Wir danken, wir trinken keinen Wein — es iſt ohnehin ſehr heiß — es iſt nicht gut, in ſolcher Hitze Wein zu trinken. Wir bitten um Waſſer!“

Unbeſchreiblich war das Mißbehagen, das ſich auf Clementinens Antlitz ausprägte, als Friedmann dennoch ganz ruhig die volle Flaſche entkorkte, ſich ein Glas voll einſchänkte, dieß auf einen Zug leerte, und abermals füllte. Friedmann hatte eben Durſt — allein über Clementine kam die lächerliche Furcht, er werde ſich betrinken, betrinken in einer Flaſche Wein!

Iſt das der Mann, dachte Clementine, welcher noch ohnlängſt ſo herrliche Lehren gab von den Tugenden der Mäßigkeit und Enthaltſamkeit, denen mein ganzes Herz zujauchzte? Solch ein Schlauch! Er will auf einmal eine ganze Flaſche Wein genießen! Himmelſchreiend! —

Ein noch ungleich lächerlicherer Grund aber zeigte ſich beim Aufbruch, der Clementine bewegen, das Anbrechen einer Flaſche Wein zu fürchten. Als Friedmann nach dem Betrag der Zeche fragte, zog ſie ein von bunter Seide gehäkeltes Geldbeutelchen mit einiger Silbermünze hervor, und wollte — wollte — ſie wollte ihr und ihrer Schweſter Gedeck bezahlen — ja ihre völlige Tactloſigkeit ging noch weiter — ſie ließ einige Worte über die ihr, nach ihren äußerſt beſchränkten Begriffen über Reiſeausgaben viel zu hoch vorkommende Forderung der Wirthsleute fallen.

Friedmann dachte vor Schaam und Verdruß in die Erde ſinken zu müſſen — nun mußte er ſich ihrer auch noch ſchämen!

Er hatte ſeinen Wein nicht völlig getrunken — einmal weil ihm Appetit und Durſt bereits ziemlich vergangen, und dann weil der Wein nicht der beſte war.

Clementine äußerte: „Wenn man den ſämmtlichen theuern Wein bezahlen ſoll, ſo kann man ihn ja auch mitnehmen!“

Da ſagte endlich Friedmann, denn jetzt brach ihm die Geduld: „Mein Fräulein, das alles iſt nicht Ihre, ſondern meine Sorge. Ich bin gekommen, Sie abzuholen, Sie ſind meine Gäſte, ich bezahle Kutſcher und Geſchirr, eſſen und trinken, Weggeld und Trinkgeld. Kümmern Sie ſich, ich bitte dringend, um nichts. Der Wirth hat uns gut und billig bedient, es iſt in Deutſchland nicht üblich, um die Zehrung zu markten, noch weniger verlangt ein honetter Gaſt übrig bleibenden Wein in Abrechnung oder zur Mitnahme.“

Da öffnete Roſalie ihren Mund und ſprach, als ob ſie Orakel von ſich gebe: „Wir hätten gar nicht verlangt, hier zu ſpeiſen, Herr Diaconus — wir haben Kuchen und Butterbrod zur Genüge bei uns, und das kommt nun um.“

„Da hätten wir freilich die Amſel und die Katze mitnehmen ſollen, die hätten's gefreſſen!“ erwiederte Friedmann geärgert, und ging zur Thüre hinaus, das Anſpannen zu beordern. Sein Grimm ſchüttelte ihn, den ſonſt ſo ſanften Mann, er hätte mögen jemand ſo recht tüchtig durchprügeln.

Die Schweſtern ſahen einander an, und ſtatt zu lachen, wie heitere Mädchen gethan haben würden, ſchon deshalb, weil ja die Katze wirklich heimlich mitreiſte — fingen ſie an zu weinen, und weinten, daß ſie der Bock ſtieß.

Unterm alten Bergſchloß Weſpenſtein über dem Städtchen Gräfenthal ſteigt wieder hoch und ſteil eine neue Straße bergempor, die Straße nach Reichmannsdorf.

Kaum war man eingeſtiegen, ſo mußte der Kutſcher wieder halten, denn die Schweſtern verlangten abermals auszuſteigen — da es ſo langſam gehe, und ſo heiß ſei, und ſie das langſame fahren nicht vertragen könnten.

Dieſes ein- und auswickeln aus Schachteln, Reiſeſäcken, Kiſtchen, Shawls, Mantillen und Mänteln nahm jedesmal eine gute Zeit weg.

„Na, da werden wir bald heim kommen!“ murrte der Kutſcher, indem er ruhig auf dem Bock ſitzen blieb. „Wenn die Herrſchaften immer zu Fuß gehen wollen, ſo brauchen ſie ja kein Geſchirr!“

Friedmann blieb im Wagen ſitzen, in tiefen, ſinnenden ſehr trüben Gedanken — regungslos, ſtarr.

„Sein oder nicht ſein, das iſt hier die Frage“, begann er mit den Worten Hamlets einen Monolog. „Bräutigam ſein, oder nicht ſein?“ —

„Noch bindet kein Schwur am Altar — nein — aber hat der Schwur einer Verlobung nicht die gleiche bindende Kraft?“

„Hat eines Mannes Schwur keine Bindekraft? — Bindekraft! Feſſelkraft! Du kannſt nicht zurück.“

„Wie manches Band löſte ſich — wie manche Verlobung ging zurück! Ja — unter andern Verhältniſſen! Du biſt Geiſtlicher. Auf dich blickt die Welt mit ſcharfem Auge. Was ſollte ſie von einem Seelſorger halten, der von der Treue predigt, und ein Mädchen, dem er ſich heilig verlobte, das Bündniß bricht?“ —

„Seelſorger? Du Narr, hätteſt Du doch, ſtatt für die Seelen anderer zu ſorgen, für Deine eigene Seele geſorgt!“

„Mir iſt als müſſe ich ausrufen mit dem Pſalmiſten: Meine Seele iſt ſehr erſchrocken!“ —

„O Luiſe! Luiſe! Du ſchöner klarer, unwandelbarer Frauenſtern — Du herziges, ſüßes Weib, Du Inbegriff aller Holdſeligkeit, wohin haſt Du mich gebracht? Wie kannſt Du eine ſolche Schweſter haben? Du heller Stern — und jene dunkle Wolke!“ —

„Der Stern ſoll mir ewig fern und unerreichbar bleiben, aber die dunkle Wolke zieht mit mir, ſie ſenkt ſich auf mich — ſie hüllt mich ein — ſie verhüllt mir des Lebens Reiz und Herrlichkeit — und zuletzt — löſt ſie ſich in eine Fluth von Thränen auf, die mich ertränkt! — Fort — Wolke — fort!“

Der Wagen hielt und wartete wieder zehn Minuten, bis die beiden Mädchen ihn einholten.

Friedmann ſaß immer noch regungslos im Wagen — die Schachteln und ſonſtiges Reiſegepäck waren über ihn hergefallen, und bedeckten ihn zum Theil — er hatte ſich nicht die Mühe genommen, etwas davon zu beſeitigen.

Er warf den Mädchen einen erſchreckenden Blick zu, einen Blick irren Lächelns.

Durch Clementinens Herz ging ein Schauer — ſie ſtieß ihre Schweſter an, und flüſterte mit ſichtbarer Angſt auf dem bleichen Geſicht: „Siehſt du? — Er iſt betrunken.“ —

Weit und lang und einſam ſtrecken ſich von Gräfenthal über Reichmannsdorf bis Hohen-Eicha die Wälder des Gräfenthaler, Göſſelsdorfer und Reichmannsdorfer Forſtrevieres, über vierzehntauſend fünfhundert und fünfzig Acker oder Morgen Waldung.

Die Sonne neigt zum Untergange, ſie beſcheint noch die Gipfel der Bäume, ſie wirft noch durch herrliches grün ihrer Strahlen goldene Speere — bis die

Tiefen ergrauen und die Höhen im Dämmerlicht ſtehen, oder in Nebelhüllen.

Schon ſind dieſe weiten Forſte menſchenleer — und einſam, tief einſam iſt es im Walde.

Die Purpurglocken des Fingerhut hangen groß und ſchön an ihren hohen Stengeln. Leuchtend prangen in ganze Gruppen vereinigt die zartrothen Blüthen des Purpurweidrichs; noch blüht die Haide, der Wälder Schmuck, und ihrer Blüthen endloſe Fülle liegt wie eine vom Abendhimmel herabgeſunkene Roſenwolke über dem grün des Waldbodens.

Den ſtillen Reiſenden blüht keine rothe Blume, lacht kein Abendhimmel, und das holde grün der Wälder erfreut ihr Auge nicht.

Clementine ſeufzt ſehr oft.

Friedmann murmelte, ſtier vor ſich hinſehend: „O Seele, Seele, Seele! Warum hat die Welt keine Seele mehr? Das war ein ſchöner Traum von einer ſchönen Seele! — Fangt ſie, fangt ſie doch, die fliegenden Sommerfäden der Gedanken! — Spinneweben — verfluchte Spinneweben, ſie haben ſich um meinen Verſtand gewickelt, und wollen den kleinen Kolibri nicht wieder loslaſſen. — Eingeſchachtelt bin ich —, da eine Schachtel, dort eine Schachtel! eine — zwei — drei — vier — fünf — ſechs — ſieben — acht Schachteln. Haha! Haha! Tauſend und eine Schachtel!“ —

Schauer und Grauen des Todes kamen über Clementine. Das waren nicht Reden eines Trunkenen, das war das irrereden eines Geiſteskranken, eines Wahnſinnigen. Sie zitterte und bebte wie ein Espenlaub, ſie griff krampfhaft nach der Hand ihrer Schweſter.

Ringsum einſamer, öder Wald — und ſchon tiefe Dämmerung und zwei ſchwache, wehrloſe Mädchen, und ein wahnſinniger Mann. Entſetzlich! —

„Was ſagen Sie!“ fragte plötzlich Friedmann hart und auffahrend.

„Nichts!“ erwiederte Clementine mit unendlichem Zagen.

„Das iſt ſehr nichtsſagend! Ich ſage Ihnen, daß das das nichtsſagendſte iſt was man ſagen kann!“ plapperte Friedmann im hellen Wahnwitz. „Warum ſagen Sie nichts? Sie lieben, nichts zu ſagen! Ei — und haben ſich doch ſo vielſagend gezeigt — ja — vielſagend, das will ſagen — ich meine — ja — in den Schachteln — da ſteckt's, da haben Sie es hineingepackt — alles, was ich hoffte und ſuchte: Herz, Gefühl, Geiſt, Seele — alles in den Schachteln.“

„Dem großen Mann, der die Schachteln erfunden hat, ſollte man dem kein Denkmal ſetzen? Nach Steinach! Ja nach Steinach! Aus Eiſenguß — wiſſen Sie, daß eine gute Eiſengießerei in Steinach? In Steinach haben ſie die Schachteln erfunden.“

„Herr des Himmels! Barmherziger Vater!“ ſtöhnte Clementine.

„Und warum wurden die Schachteln erfunden? — Mir zum Hohn — mir zum Tort — um ſchöne Seelen hineinzupacken! Fort mit den Schachteln! Zur Hölle!“ —

Und da flog die erſte Schachtel, die Friedmanns krallende Hand erfaßte — aus dem Wagen — und die zweite folgte — ehe es die Mädchen verhindern konnten.

Ein ſchreckliches Geſchrei ſtießen die armen zum Tode entſetzten aus. „Kutſcher! halt! halt! Um Gottes Willen! Halt! — Hülfe! Hülfe!“ —

Der Kutſcher hielt die Pferde an und ſprang vom Bock; er eilte an den Schlag, da flog ihm eine dritte Schachtel vom Wagen heraus an den Kopf. —

In dieſer Stunde kehrte Weidner von einem Gang durch ſein Revier nach Reichmannsdorf zurück. Er ſchritt im Abenddämmerlicht auf einem Waldweg unter dem Töpferberg, der nicht weit von der Landſtraße über dieſer ſich hinzieht, er konnte das Rollen eines drunten fahrenden Wagens vernehmen.

Da drangen gellende Hülfeſchreie von Frauenſtimmen durch die Abendſtille zu ihm herauf, und ſein Hund ſchlug an.

„Was iſt das? Ein Unglück? Iſt ein Wagen geſtürzt, oder iſt's ein Raubanfall?“

Raſch vom Wege, in die Büſche hinein — der

Hund ſchoß voraus, das Gerölle der Böſchung praſſelt — ein Helfer iſt nah.

„Was ſoll denn das bedeuten, Herr Diaconus?“ fragt der Kutſcher, indem er ſich mit ſeinem Tuche die blutende Naſe wiſcht, und die Mädchen ſchreiend aus dem geöffneten Schlage ſtürzen, und zurückeilend, die hinausgeworfenen Schachteln und deren zum Theil auf die Straße verſtreuten Inhalt ſammeln.

„Bedeuten? — Du unbedeutender Burſch!“ ſpricht Friedmann. „Hier iſt nichts bedeutendes, als bedeutender Schatten! Fort Wolke, fort!“ — und ein zurückgelaſſener Mantel flog aus dem Wagen.

„Schatten — Schaden — Schachteln — ja — Schatten um meine Seele, Schade um meine Seele, Schachteln um meine Seele! O Gott! O mein Heiland!“ —

Der arme kranke Mann ſtieß einen furchtbaren, erſchütternden Schrei aus, der das Echo der Bergwände weckte, der dem Kutſcher Grauſen in's Herz goß, der ſelbſt den Mädchen durch die Seele ſchnitt, die eine Strecke vom Wagen entfernt waren.

Da hörte der Kutſcher, als es ringsum nach dem Schrei Friedmanns ſtille wurde, plötzlich unter dem Wagen das miauen einer Katze, und wilder Kutſcherzorn ergriff ihn. Unter den Wagen langen, den baumelnden Korb mit einem Ruck abreißen und einen Fluch ausſtoßen, war eins.

„Hab' ich's nicht geſagt! Hab' ich's nicht geſagt! Da muß die helle Peſtilenz drin ſitzen!" wetterte der Kutſcher. „Allemal und allemal giebt's Unglück und böſe Geſchichten, wo ſo ein Beeſt mitgenommen wird. Daß dich der Teufel hätte, du Unthier!"

„Was giebt es hier?" — fragte der jetzt beim Wagen ankommende Förſter. „Was giebt es? Ich hörte rufen!"

„An dieſe Spazierfahrt will ich all' mein Lebtag denken!" ſchalt der Kutſcher. „So was iſt mir noch niemals arrivirt. Da drin ſitzt der Herr Diaconus Friedmann, und ſcheint nicht recht bei Troſt. — Er hat ein Paar Schachteln und einen Mantel zum Wagen hinaus geworfen — dort eben leſen die zwei Pfarrmamſellchen aus Tettau ihr Zeug auf — mir haben ſie heimlich ein Katzenbeeſt an den Wagen gehenkt, darum ſind wir nicht vom Fleck gekommen, darum iſt's meinen Pferden ſo ſauer geworden, darum hat der Gott ſei bei uns im Wagen ſein Spiel."

„Wie! Sie ſind es wirklich, Herr Diaconus?" fragte Weidner erſchrocken in den Wagen hinein. „Was iſt Ihnen denn? Sind Sie unwohl? Oder begegnete Ihnen verdrießliches?"

Friedmann gab auf alle dieſe Fragen keine Antwort, er hatte ſich des Sitzes im Fond bemächtigt, und ſich in eine Wagenecke gedrückt; auf Weidners Fragen ſtimmte er ſingend an:

„Nun ruhen alle Wälder,
Die Wälder, Städt' und Felder,
Und alle Schäflein ruhn.
Du aber — meine Seele —“

da ſtockte Friedmann, und ſein Geſang ging in Murmeln über: „Seele — Seele, ach Gott hilf mir, denn das Waſſer gehet mir bis an die Seele!“ —

Die beiden Schweſtern, da ſie eine fremde Stimme gehört hatten, nahten jetzt zagend den Wagen, doch blieben die zitternden, ängſtlichen, weinenden Geſchöpfe eine Strecke von demſelben ſtehen.

Weidner ging auf beide zu. „Guten Abend meine Damen! Sie ſind die Fräulein Schweſtern der Frau Arold! Ich bin ein Freund Ihrer Schweſter und Ihres Herrn Schwagers. Mir war, als hörte ich Sie um Hülfe rufen — ich biete Ihnen jeden Beiſtand an, den ich leiſten kann — ich bin Weidner, der Förſter zu Reichmannsdorf.

„Gott ſei geprieſen! Er ſendet Sie uns als Schutzengel!“ rief Clementine.

„Ach Herr Förſter! Schützen, helfen Sie uns! Verlaſſen Sie uns nicht!“ flehte Roſalie.

„Irre ich nicht, ſo reiſen Sie mit Ihrem Bräutigam?“ fragte Weidner, ohne daß er wußte, welche von beiden Mädchen er als Braut anreden ſollte, denn es wurde immer dunkler.

„Sprechen Sie dieſes Wort nicht aus, HerrFörſter!“ rief Clementine mit ſchmerzzerriſſenem Herzen, faſt ſchreiend: „Gott vergebe jenem entſetzlichen, harten, liebloſen und gefühlloſen Manne das Spiel, das er mit meinem Gefühle getrieben! Schützen Sie uns nur gegen ſeine mißhandlungen!“

Weidner überblickte ſchnell das Mißliche ſeiner Lage.

„Im Walde können Sie nicht bleiben,“ ſprach er, „und zurück nach Reichmannsdorf — oder bis Hohen-Eicha zu gehen, und dort zu übernachten, ſcheint mir für Sie eben ſo unpaſſend. Sie müſſen wieder einſteigen.“

„Nein! O Gott! Nein! Um keinen Preis!“ riefen die Schweſtern.

„Hören Sie mich doch zu Ende!“ bat Weidner. „Ihrer ſind nur drei Perſonen, ich ſteige mit ein; ich werde ihm liebreich zureden, und wenn er bös thut, will ich ſchon mit ihm fertig werden. Alſo raſch, ohne Verzug.“ —

Weidners Rath war gut — die Schweſtern nahten mit ihm vollends dem Wagen.

„Sehen Sie, was Sie gemacht haben, Mamſellchen?“ begann der Kutſcher. „Das Katzenbeeſt iſt an der ganzen Geſchichte ſchuld. Fort mit dem Unband, dem Hexenbalg!“

Und in einem hohen weiten Bogen ſchleuderte der rohe Menſch die Katze ſammt der Serviette, in die ſie eingebunden war, durch die Luft einem felſigen Berg-Abhang zu, und vergebens erhoben die Schweſtern ein neues Geſchrei der Klage und des Schmerzes um den beiderſeitigen Liebling — den kleinen blinden Paſſagier.

Noch einen vierten Mann in den Wagen zu bringen, war eine große Kunſt. Der Raum, den Friedmann ſich verſchafft, ward auf's neue beengt, indeß Weidner machte wenig Umſtände; er ſetzte ſich ohne große Sorge, ob er ein Kleid zerdrücke, einen Kober mit Butterbrod und Kuchen zerquetſche, oder einen Hut in Lebensgefahr bringe, auf dem Rückſitz feſt.

Friedmann war ſtill und behauptete ſeinen Platz in der Ecke der Wagentiefe mit ſtoiſcher Ruhe; ſeine Galanterie war mit ſeinem Verſtand davon geflogen, den herausgeworfenen Schachteln nach. Letztere waren wieder eingefangen und aufgeleſen, erſtere nicht.

Die Fahrt ging raſch vorwärts.

Friedmann ſchlief oder ſchien zu ſchlafen. — Der Ausbruch von Tobſucht war einer Apathie gewichen. Die Schweſtern ſchluchzten in einem fort. Weidner ſchwieg, um nicht den Schlaf des Irren, nicht den Schmerz der Mädchen zu ſtören. Noch war ihm nicht alles klar und hier war nicht der Ort zu Erklärungen.

Clementine ſaß an Weidners Seite auf dem Rückſitz, Roſalie neben Friedmann. Neben den Pferden lief Weidners treuer Jagdhund.

Am Himmel entbrannten die ewigen Sterne und ſein Friede ſenkte ſich nieder auf die ſchlummernde Welt. Auch Weidners Gedanken waren nicht ohne Kummer, und eigenthümlich war ſeine Lage.

Die Verwandte des Mäurer-Aroldiſchen Hauſes, die leichtſinnige Franziska, ſeine ehemalige Braut, hatte ihn bitter gekränkt — er mußte mit ihr brechen, gleichwohl waren durch ihn, da er zurückgetreten war, nur auf die Wahrnehmung eines anſcheinenden Treubruchs ſeiner Verlobten hin, dieſe und ihre Angehörigen beleidigt — und nur der Umſtand, daß Franziska ſo ſchnell ein anderweites Band geknüpft, konnte ihn von einer gerichtlichen Klage befreien. Damit war aber jene Beleidigung nicht geſühnt.

Nun hatte Weidner gar wohl erfahren, daß der heutige Abend Franziskas Hochzeit-Verabend ſei — zu dem ja auch der Frau Arold Schweſtern erwartet wurden.

Und nun ſollte Er, den gewiß Niemand im Mäurer'ſchen Hauſe erwartete, in jenen zu heiterer Feier verſammelten Kreis treten — gleichſam ein ungebetener und ganz gewiß ungern geſehener Gaſt. Doch — damit beruhigte ſich Weidner — würde man einſehen, welchen Dienſt er den Verwandten des Hauſes geleiſtet — und wenn er gleich nach der Ankunft ſeine Sorge Friedmann ausſchließlich zuwende, werde er nicht genöthigt ſein, lange im Mäurer'ſchen Hauſe zu verweilen, vielleicht und am beſten gar nicht.

Daß Friedmann nach ſo großer Aufregung ſich jetzt gänzlich ruhig hielt, war ſehr willkommen. Er murmelte nur von Zeit zu Zeit etwas im Halbſchlummer vor ſich hin, verwirrte, verworrene Gedanken, in denen nur immer und immer wieder der Begriff Seele durchklang. Offenbar war ſein Bewußtſein geſtört — allzumächtig hatte der furchtbare Irrthum den liebenden Mann erſchüttert, und über den ſonſt ſo klaren Blick ſeines Geiſtes die dunkele Binde des Irrſinns gelegt.

„O ſchöne Seelen-Wanderung!“ ſeufzte er auf. „Da gehen die Seelen aus und ſuchen Seelen, wie Diogenes — der Narr — Menſchen ſuchte. Wie närriſch! Suchen, was nicht verloren iſt!“ —

„Nicht verloren? — Ja, doch verloren — ich habe meine Seele verloren — an eine Schwarzamſel — an einen Schmiervogel — ich armer Mehlwurm. — Das iſt eine luſtige Wanderung — auf drei Katzenbeinen.“

„War ſelt Bläß freit, muß öpper ſei Hihrn zu Jackstock derfruhen heb'n — o Diogenes! Kyniker, Hundeſeele!“ — „Brr! eine Hundekälte! Das wollen Hundstage ſein?“ —

„O ewige Liebe! Schöne Seelenliebe! — Mein Gott, mein Gott, warum haſt du mich verlaſſen!“

In einem namenloſen Wehmuthſchmerz ſchmolzen jetzt Friedmanns unklare Gedanken hin, wie ſtarrendes Metall im glühenden Tiegel des Laboranten, und wurden in dieſer Gluth geläutert bis zum Silberblick eines poeſieverklärten Seins.

Friedmann weinte, indem er weiter ſprach: „Was that ich dir, mein Gott, daß du mich verlaſſen haſt? Was habe ich vor dir geſündigt? — Ich habe meine Seele in Flammen gebadet, und ſie iſt ſtark aus den Flammen hervorgegangen, gehärtet wie Siegfrieds Leib, als er den Drachen überwältigt.“

„Meine Seele war voll Liebe — voll reiner, uneigennütziger Liebe — die idealen Bilder meiner Jugendträume und Jünglingsſchwärmereien waren zerronnen, wie der Duft der Frühe über den Kronen der Waldgebirge. Mein Sehnen ging nur nach einer wahlverwandten Seele — nach einer Nachtigall.“ —

„Ich hörte wonnevollen Geſang ſüß — ſüß — ſüß — melodienvoll — aufjauchzend in Lauten der Liebe — tiefklagend — ſchmerzlich ſüß — und in Wonne zitterte meine Seele — ſie war gefunden, gefunden, die ich ſuchte — die Nachtigall — die Waldblume — da — da — da — die Nachtigall fort — die Blume verdorrt — vernichtet im Schmerz und gebrochen mein Herz — und meine Seele verloren!“ —

„O Herr im Himmel! Das ertrag' ich nicht! — Ich ſterbe —“ wimmerte Clementine im tiefſten innern erſchüttert.

Welche Sprache, welche Gedanken — welch hoher und edler Geiſt war hier untergegangen, gemordet durch ſie!

Dieß dachte das zitternde Mädchen, und quälte ſich nun ſelbſt mit peinigendem Selbſtvorwurf: Du Thörin — was nahmſt du ſo voreilig ſeine Werbung an? — Welcher Dämon ſchmeichelte dir den Gedanken auch nur der entfernteſten Möglichkeit in das Herz, *dieſem* Manne genügen zu können? Wäre nicht Zeit geweſen, ihn erſt bei der Schweſter zu ſehen und kennen zu lernen? Warum mußte er kommen, und dich finden im Wuſt der Unordnung vorhabenden Aufbruchs, im Schmerz der Trennung, abgemüht und abgemattet von der Proſa des einpackens und umgeben von ihm widerwärtigen Gepäck und Geſchachtel und Gethier, und warum flogſt du ihm nicht an das Herz mit leuchtender Freudigkeit — warum mußteſt du ihn ſtumm und zitternd empfangen, in thörichtſchüchterner Verlegenheit? —

Dieſe Gedanken gingen ſchmerzvoll durch Clementinens verſtändigen Sinn. Wohl ſprach auch eine andere rechtfertigende Stimme in ihr: Kannſt du dich anders machen, wie du biſt? Sollteſt du warm ſein, wo Kälte begegnete?

Ach, ſie wußte nicht, das arme Mädchen, welche Gluth, welches Entzücken, ihr geltend, ihr zugedacht, an die Schweſter gekommen — denn Roſalie hatte von jener Umarmung geſchwiegen — einmal, weil ihr angeborener Kaltſinn ihr nie mehr ſagen ließ, als ihr nöthig ſchien, und dann, weil ſie aus richtigem Gefühl der Schweſter Schmerz nicht mehren wollte.

Warum — dachte Clementine weiter: warum kam er ſo kalt? Warum warf er mir gleich vor, daß ich keine Rückſicht auf ihn nähme? Warum ſprach er gleich ſelbſt ſo rückſichtlos harten und ſtrengen Tadel aus über meinen Liebling, meinen Frühlingsboten, meine Amſel, die eine biedere, treue Freundeshand mir ſchenkte — und über das arme unſchuldige Kätzchen. Warum gab er mir nicht ein einzigesmal das Honigwort zu koſten: Meine Braut? — In dieſer Verweigerung war ja ſchon der Wille, zu brechen, klar angedeutet — in ihr lag bittere Galle. Was wollte er mit dem Schatz und der Blume? Dieſer bedarf er nicht, weil er den Schatz ſchon fand? — alſo eine andere Geliebte — o es iſt jammervoll, was ich erleben und erdulden muß! O läge ich doch bei der Mutter tief im Sarge! —

Clementine war auf dieſem Gedankengange ſehr nahe daran, mit ſich ſelbſt weit mehr Mitleid zu empfinden, als mit Friedmann, und nicht zu erwägen, daß das, was ſie ſchmerzliches betraf, nichts ſei gegen das furchtbare Unglück der Verſtandes-Umnachtung, die über Friedmann gekommen war. Sie konnte in Gottes Namen unverheirathet bleiben, gegen Mangel ſicherten nächſt den Verwandten ihr Fleiß und ihre Geſchicklichkeit; ihren Kummer milderte die Zeit — aber wenn jener hohe Geiſt verloren blieb, ſo war das ein unerſetzlicher

Verluſt für eine ganze Gemeinde, die ihn ehrte und liebte, die ſein milder Sinn, ſein reines Chriſtenthum, ſein lebendiges begeiſterungvolles Wort unter dem Segen des Ewigen zum ewigen Heile führte. Daran dachte Clementine nicht.

Endlich war die Stadt erreicht; wie der Wagen in das obere Thor einfuhr, rollte zum untern Thore ein Wagen hinaus, auf der Straße nach Rudolſtadt. In ihm ſaßen, eng und liebzärtlich an einander geſchmiegt, Hand in Hand verſchlungen, Bruſt an Bruſt, und endlos einander küſſend, Franziska Mäurer und Herr Lewald, Arolds bisheriger Geſchäftsgehülfe. —

Arold hält den Brief noch in der Hand, den die Magd hereingebracht, und ſpricht zu ſeiner Frau: „Komm, liebe Luiſe, folge mir!“ und ſie gehen in ein leeres Zimmer.

„Dieſe Adreſſe ſagt mir alles,“ nimmt Arold das Wort. Hier ſteht: „An Herrn Simplicius Heumann, häßlich geboren.“

„Dieſer Brief darf nicht abgegeben werden — ſiehſt Du — ich dacht' es gleich! Das leichtſinnige Geſchöpf ſtürzt uns in Verdruß und Schimpf — die iſt fort, und wenn mich nicht alles täuſcht, mit Lewald. Nun — Segen ſteht nicht als Lakai auf ihrem Wagentritt, und die Pferde, die ſie ziehen, heißen Reu und Leid — aber wir können's nicht ändern!“

„Aber was thun?“ rief Luiſe geängſtigt und in Thränen ausbrechend. „Was der Geſellſchaft ſagen?“

„Wir ſagen, Franziſka ſei plötzlich erkrankt — und ich eröffne Heumann mit oder ohne dieſen Brief morgen früh das Verſtändniß. Will er ſie verfolgen, mag er's thun, ich glaube nicht, daß er es thut."

Wieder kam die Magd, Luiſen ſuchend: „Sie ſind da! Sie ſind da!" und Luiſe eilte hinab zum Empfang der neuen Gäſte, der geliebten Schweſtern, des verehrten Freundes.

Statt mit Freudenrufen ſanken die Schweſtern mit lautem jammervollem weinen an Luiſens Bruſt.

„Wollen Sie nicht gefälligſt ausſteigen, Herr Diaconus?" rief Arold in den Wagen hinein — da überraſchte ihn die Stimme Weidners: „Der Herr Diaconus iſt ſehr krank, ich bringe ihn nach ſeiner Wohnung, bitte, ſenden Sie ſogleich nach einem Arzt, er ſoll eiligſt ſich in das Diaconat verfügen! — Kutſcher — zum Herrn Diaconus!" —

„Halt Kutſcher!" rief Roſalie. „Erſt meinen Vogel herab!"

„Bedaure ſehr!" ſprach Arold ziemlich kalt in den Wagen und fügte ein froſtiges: „Gute Nacht!" hinzu. Er dachte, wäre Herr Weidner nicht ſo voreilig mit ſeinem Bruch geweſen, ſo hätten wir den bevorſtehenden Scandal nicht erlebt.

Im Kreiſe der Gäſte war Franziſka, die Braut, ſchon vermißt worden, die Ankunft der Reiſenden hatte die Mittheilung von ihrem Unwohlſein verzögert —

man wurde unruhig — nur Herr Heumann nicht, er ſchlummerte ruhevoll und ſanft.

Paſtor Döhler nahm ſeine Doſe, tippelte darauf, und bot dem Cantor Scheibe eine Priſe, indem er mit ſchlauem Lächeln ſagte: „Herr Cantor, merken Sie was? Ich glaube, das Kreuz wird morgen nicht gemacht.“

Arold trat ein, Mißmuth und Verſtimmung auf ſeinem Geſicht.

„Ah! lieber Freund!“ rief der Pfarrer. „Was fehlt Ihnen denn? Kommen Sie her! Eine Priſe Contenance.“

Schluß.

Die Polterabendgeſellſchaft in Mäurerſchen Hauſe brach auf, als ſie die Mittheilung empfing, daß die Braut plötzlich erkrankt ſei, und die von auswärts zur Hochzeit geladenen, der Pfarrer, der Cantor und deſſen Tochter ſuchten ihre Zimmer.

Mit liebender Beſorgniß eilte die Frau Stadtälteſte — ein Titel, welcher ihr außerordentlich wenig zuſagte, nach Franziskas Schlafkammer; ſie fand dieſe Kammer offen und — finſter. Hin zum Bette im Dunkeln gehend, fand dieſe wackere Frau das Bette in völliger Ordnung und ohne Kranke. „Na, was ſoll denn das heißen?“ fragte Frau Mäurer ſich laut. „Wohin haben ſie denn das arme Mädchen gebracht?“ — Und ſie ging wieder nach den belebten Zimmern, ſie trat in Luiſens Wohnſtube.

Da fand ſie Luiſe und deren Schweſtern in Thränen; Luiſe und Clementine faſt aufgelöſt in Schmerz, Roſalie ruhiger und gefaßter. „Ja um Gottes Willen Luiſe! Was habt ihr denn? Wo iſt denn Franziska? Iſt ſie denn ſo ſehr krank, daß ihr ſo weint? Iſt ein Unglück geſchehen! — Guten Abend, liebe Mädchen! — Mein Gott! wie verſtört ſeht ihr denn alle aus? Wo iſt denn die Fränzel?“

„O theure Mutter“ — nahm Luiſe das Wort: „Unglück über Unglück — ſchweres, herzzerreißendes. Franziska iſt mit Herrn Lewald durchgegangen, und der Herr Diaconus Friedmann hat den Verſtand verloren!“

„Ach gerechter Gott! Ach Herr Jeſus!“ kreiſchte die Matrone und ſchlug die Hände zuſammen und ſank auf einen Seſſel nieder. —

Verwirrung herrſchte im ganzen Hauſe, nur die gut und bequem gebetteten Gäſte fühlten ſie nicht. Der alte Pfarrer Döbler ſchlief den Schlaf der Gerechten, ſein wackerer Cantor desgleichen und um Friederikens edelgeformte Stirne ſpielten liebliche Träume von Brautkränzen — von Freuden und Hochgezeiten thät im Traume ſie Wunders hören ſagen. —

Ein tiefer Schmerz bemächtigte ſich der guten Luiſe. So war die Saat aufgegangen, deren Keime ſie ſo freudig wahrgenommen! Das war der Erfolg einer Verlobung, zu der ſie die vermittelnde Hand geboten. Mußte ſie nicht Friedmann zürnen, nicht irre werden an der Menſchheit, wenn ein ſo edler, gefühlswarmer, rechtlicher Mann ſich ſo beleidigend nehmen konnte gegen ihre Schweſter? Es konnte nicht fehlen, daß die Erzählung beider Schweſtern nur eine einſeitige Darſtellung enthielt.

Sie ſelbſt erſchrak über Clementinens verfallenes Ausſehen; ſie hatte ſich dieſelbe nicht ſo völlig reizlos gedacht und nun — hatte ſie beide Schweſtern bei ſich — dieß ging nicht auf die Dauer, ſie konnte weder ihrem Mann nach ihren Pflegeältern und Pathen anſinnen, beide für die Dauer anzunehmen und zu behalten.

So fand die arme junge Frau, ſtatt heiter und vergnügt nach froh verlebtem Tag und Abend zur Ruhe zu gehen, ihr Lager von der Sorge gebettet, und von ſchlafloſer Kümmerniß bewacht.

Weidner brachte Friedmann in deſſen Behauſung, nicht ohne Noth, Mühe und ſelbſt nicht ohne Strenge. Der Zuſtand des Geiſteskranken blieb ſich gleich. Bald ſchwatzte er wirren Unſinn durch einander, bald ergoß er ſich in zuſammenhängende Klagen ſo ſchmerzlicher Art, und ſein Seelenweh erſchien ſo herzzerreißend, daß er zum lebhaften Mitleid hinriß.

Der herbeigerufene Arzt wußte nicht, wie er dieſen plötzlichen Ausbruch einer Geiſteskrankheit gleich begegnen ſollte; noch war der Krankheitscharacter nicht klar ausgeſprochen und wie ſchwer iſt dieſer überhaupt bei Seelenſtörungen feſtzuſtellen?

War es einfache Manie, war es Melancholie, war es Verrücktheit, war es Wahnwitz, oder partielles Delirium oder Monomanie des Willens, bis zur Tobſucht geſteigert —? — faſt alle Stadien dieſer ſämmtlichen Geiſtes-Krankheitformen durchliefen Friedmanns Parozismen, und ſchloſſen endlich ſelbſt die völlige Tobſucht nicht aus.

Es mußten Wächter beſtellt werden; Weidner blieb in der erſten Nacht ſelbſt als ſorglicher Hüter bei dem Kranken.

Am andern Morgen wollte Arold, nun erſt darüber belehrt, wie vielen Dank die Familie dem Förſter ſchulde, dieſen aufſuchen, danken, einladen — allein Pflicht und Beruf hatten dieſen zeitig aufbrechen laſſen; er wandelte mit ſeinem treuen Hunde im Strahl Aurora's bereits nach Arnsgereuth zu, ſteil bergan, und blickte in eine bewaldete Thalſchlucht, darin die Bürgerſchützen ein fröhliches Jagen hielten, und zu dem man zahllos, als zu einem beliebten Volksfeſte hinauswallte.

Als Heumann junior ausgeſchlafen hatte, was ziemlich ſpät der Fall war, betrat Arold, ihm guten Morgen wünſchend, deſſen Zimmer. Arold hielt Franziskas Brief in der Hand — er mochte dieſen Brief doch weder öffnen, noch ihn unterſchlagen, zu beiden hatte er kein Recht, nur das hatte er ſich erlaubt, die zwei beleidigenden Worte häßlich geboren, durch leichtes radiren und zuſammenziehen in das eine Wort hochwohlgeboren zu verwandeln.

Heumann gähnte Arold anhaltend an, ohne die Hand vor ſein großes Affenmaul zu halten, und blickte trüb aus ſeinen verſchwommenen Fiſchaugen.

„Beſter Herr Heumann! Es thut mir unendlich leid —“ begann Arold.

„Mir auch!“ ächzte Heumann.

„Ihnen? Was denn?“ — „Ich weiß es nicht,“ erwiederte Heumann. „Was Ihnen leid thut, thut mir auch leid.“

„Die Braut läßt ſich Ihnen empfehlen.“

„Gehorſamer Diener, bitte wieder mein Compliment zu beſtellen.“

„Wird ſchwer halten — ſie zog vor“ —

„Ja, ſie zog mich vor!“ unterbrach Heumann.

„Nicht doch — ſie zog ab, und ließ dieſes Briefchen zurück.“

„Ein Briefchen — ei, leſen Sie, Herr Arold! bitte!“

„Es iſt aber an Sie gerichtet!“

„An mich? Hm! Hm! laſſen Sie ſehen — doch wozu Geheimniſſe unter Freunden, Herr Arold? — unter den beſten Freunden, Herr Arold? — leſen Sie doch das kleine Wiſchchen — meine Augen ſind frühmorgens immer etwas trüb — ach!“

Herr Heumann fand, daß er zuviel geſprochen habe, und deshalb ſeufzte er.

„Wenn Sie durchaus befehlen, — nur bitte ich, nicht mit mir zu grollen, falls der Brief unangenehmes —“

Heumann ſchüttelte mit dem Kopf, ohne ein Wort zu ſagen; er wollte durch Worte-Sparſamkeit ſeine Worte-Verſchwendung ſühnen.

Arold las:

„Hochgeehrter Herr Heumann!“

„Sie haben mir die Ehre angethan, mich zu Ihrer Braut zu erwählen, dieß verzeihe ich Ihnen. Ich bin ſo frei, Sie Ihres Eheverſprechens zu entbinden, dieß verzeihen Sie mir. Nach reiflicher Ueberlegung halte ich dafür, daß wir nicht mit einander glücklich werden können, weil wir, wie ich glaube, ſowohl äußerlich als innerlich ſo himmelweit von einander verſchieden ſind. Es müßte dem Austauſch unſerer Seelen vorher ein andrer Austauſch vorangegangen ſein, zu dem nun bei Ihren vorgerückten Jahren keine Ausſicht mehr zu ſein ſcheint, obgleich ich ſo thöricht war, dieß noch zu hoffen.“

„Ich gebe Ihnen alſo Ihre Freiheit wieder, gönnen Sie mir die meine. Laſſen Sie meinen Verwandten nicht entgelten, daß ich Sie vielleicht betrübe, doch mir mit letzterem zu ſchmeicheln, wäre wohl, wie ich Ihr Gefühl kenne, zu eitel und zu vermeſſen. Wenn Sie mir nicht zürnen wollen, ſo will ich Gott für Sie bitten, daß er Ihnen, bei Ihren ausgezeichneten Qualitäten, eine junge und ſchöne Frau beſcheert; möge dann Ihr Ehehimmel ſtets ſo blau ſein, wie ~~Ihre N~~ — das Firmament, und wünſche Ihnen recht ſchöne Kinder. Leben Sie immer recht wohl!

Franziska Määurer.“

Heumann riß die Augen weit auf, ſo weit er konnte, und er konnte ziemlich weit — aber er wurde nicht böſe — mit unendlicher Ruhe ſagte er: „Sie will mich nicht! Hm! Hm! Da hätte ſie mich ja in Ilmenau laſſen können. Es war doch ein recht gutes Mädchen!“—

Und dabei begann Herr Heumann junior ſein Geſicht in die wunderlichſten Falten zu ziehen, und es rollten ihm Thränen über die blaue Naſe und in den Schwarzwald ſeines Geſichts, und er ſchluchzte auf wie ein Manati.

„Huhuhu — ſo geht's, ja das hat man davon, wenn man ausgetauſcht worden iſt, als kleines Kind!“ ſchluchzte Herr Heumann.

„Das iſt nun ſchon die fünfte, die mir davon läuft!“

„Laſſen Sie ſich's nicht ſo ſehr zu Herzen gehen, Herr Heumann!“ bat Arold. „Laſſen Sie uns deshalb doch gute Freunde bleiben! Und bleiben Sie bei uns, ſo lange es Ihnen gefällt.

„Wenn Sie's — huhu! — gütigſt erlauben — huhu — will ich noch ein wenig — huhu! — ein Tager acht bleiben“ — huhu! — weinte Heumann, dem es ſonach in Saalfeld ſehr wohl zu gefallen ſchien.

Von dieſem war alſo weder gerichtliche noch außergerichtliche Verfolgung zu fürchten, und obſchon es Arold wunderlich erſchien, daß Heumann ſich's noch länger bei ihm gefallen laſſen wollte, als Bräutigam ohne Braut, ſo dachte er doch, es ſei hier nichts beſſeres zu thun, als gute Miene zum böſen Spiele zu machen — und auf einen Gaſt mehr oder minder kam es in dem gaſtfreien Mäurer-Aroldiſchen Hauſe nicht an.

Der verunglückte Hochzeittag ging dem genannten Hauſe doch ziemlich lebhaft vorüber. Die dagebliebenen Gäſte, vier Perſonen, und die neuhinzugekommenen, Luiſens Schweſtern, nebſt den Hausbeſitzern bildeten ſchon einen Tiſchkreis, der um eine Perſon über die Zahl der Muſen hinausging, und wie es auch den wenigſten recht fröhlich ums Herz war, der Stadtälteſte meinte, hungern und durſten, faſten und ſich kaſteien könne man nicht deshalb, daß eine Hochzeit in den Brunnen gefallen. Einmal ſei das Mahl vorbereitet — ſo wolle man gut eſſen und ſchön trinken, und was übrig bleibe, das ſollten die Armen bekommen.

Auch die wackere und verſtändige Altmutter des

Hauſes ſtimmte ihrem Gatten bei — ſie ließ ſich ihren Verdruß über Franziskas Flucht nicht merken — und neckte Friederike fleißig mit dem Präſagium des Brautkranzes.

Luiſe nahm innigen Antheil am Leid ihrer Schweſter, doch tröſtete ſie dieſe mit manchem verſtändigen Wort, und brachte ſie mindeſtens dahin, ihr Webgefühl nicht vor den Gäſten kund zu thun.

Roſalie bedurfte keines Troſtes; dieß Gemüth voll unerſchütterlichen Gleichmuthes — ſo ſelten und ſo befremdend bei einer Jungfrau von achtzehn Jahren, war heute daſſelbe, das es immer war, gemeſſen, pathetiſch und wenn nicht gefühllos, doch noch gänzlich leidenſchaftlos.

Ihr Canarienvogel hing und ſchlug bereits im Stübchen der Schweſtern, der war durch alle Fahr- und Wirrniß des geſtrigen Tages und Abends glücklich hindurch gedrungen und gerettet worden.

Herr Mäurer füllte fleißig die Becher der Männer und nöthigte zum ſteten Trinken — ein unverwüſtlicher Alter.

Herr Heumann trank viel, nach ſeiner Gewohnheit und heftete ſeine ſtieren Augen oft auf Roſalie, die ihm gegenüber ſaß und ihn mit dem Aufſchlag ihrer Wimpern oft ebenfalls ſecundenlang anſah. Ihre Augen waren groß und ſchön und leuchtend — nur war es bloßes Leben, was aus ihnen leuchtete, nicht Sehnſucht, nicht Verlangen, nicht Liebe.

Aus Herrn Heumanns Augen leuchtete, oder ſchimmerte zum mindeſten, auch nicht Liebe — aber Verlangen.

Roſalie war körperlich noch ungleich ſchöner als Franziska.

Es war faſt eine antike Schönheit — und auch ſo kalt, wie antiker Marmor. — Franziska's lebenvollen Blick hatte Roſalie nicht, auch nicht Luiſens ſeelenvollen Blick, nicht Clementinens geiſtigen Blick, nicht Friederikens herzlichen und gütigen Blick.

O das Auge der Jungfrauen, der Frauen! Wüßte manche, welche wunderſamen Talismane ihre Augen, ihre Blicke ſind! Und verſtände mancher deren noch wunderſamere Sprache, es wäre ihm wahrlich beſſer, als wälſch zu radebrechen.

Beſſer zu leſen im Spiegel einer ſchönen deutſchen Frauenſeele, als zu leſen in Büchern voll Unnatur und Lüge. —

Friedmann wurde in ſeiner Geiſteskrankheit fleißig beſucht von ſeinen Freunden und Bekannten. Der Arzt ſchlug einen vernünftigen Weg zur Heilung ein, nicht den barbariſchen gewiſſer Irrenärzte, die da glauben, ſie müßten mit Henkerqualen gegen die unglücklichen Kranken einſchreiten, und ſie unermeßlich peinigen. Keine Blutabzapfungen bis zur Ohnmacht, kein Abraſiren der Hauptthaare, keine Einreibungen mit ätzenden und giftigen Salben, keine Zwangsjacke, keine Stricke und Bande.

Mit Sanftmuth und Güte ward Friedmann behandelt, und ſo klomm allmählig ſein wirrer Geiſt aus dem Dunkel des Wahns auf der Stufenleiter der Gedanken wieder zum klaren Lichte des Bewußtſeins empor.

Am feſteſten und längſten blieb der Widerwille gegen die Schachteln, und die Idee, daß ſeine Seele weg ſei, doch allmählig wich auch die letztere, und nur der erſtere blieb.

Clementinens Kummer war ſtill; Luiſe hegte für ſie noch eine leiſe Hoffnung, ein Zeichen ihres herrlichen Gemüthes — leider war ihr hoffen auch ein Irrthum.

Clementine hatte ein Sonett niedergeſchrieben und der Schweſter mitgetheilt — es war der erſte Poeſieſtrahl, der wieder auf des armen Mädchens umdüſterte Pfade fiel — denn lange vermochte ſie nicht, ihre Gedanken in der Metrik holde Formen zu kleiden.

Luiſe wußte dieſes Sonett in Friedmanns Hände zu bringen; Döhler und Cantor Scheibe waren bei ihm, als er es empfing.

Der um Saalfeld mannigfach blühende Bergbau hatte Clementinens Gedanken ein poetiſches Bild geliehen.

Ein armer Bergmann hatte durch ein Schlagwetter das Licht der Augen eingebüßt — doch treuer Pflege und ärztlicher Hülfe gelang es mit Hülfe der Natur, ihm die Sehkraft wieder zu geben. Das Sonett lautete:

Wir fahren in des Lebens Schachten ein,
Und wähnen, welche Schätze wir errungen;
Und halten glorreich unſer Werk gelungen,
Da bricht ein ſchlagend Wetter zürnend ein.

Umdunkelt uns der Augen klaren Schein
Hält uns des Irrthums Binde feſt umſchlungen;
Und wie wir auch gekämpft, und wie gerungen,
Umnachtet bleibt auf immer unſer Sein.

Auf immer? — Fällt vom Auge nie die Binde?
Naht nie der Tag, der unſ're Ketten bricht?
Ruft nie die Macht der Liebe: Schwinde, ſchwinde
Du Irrthumsnacht! Gieb Raum dem ew'gen Licht? —
Die Schleier fallen und es ſieht der Blinde,
Und ewig zürnt die ſtrenge Gottheit nicht! —

„Die Schleier fallen — ja“ — flüſterte Friedmann, als er dieſes Gedicht geleſen hatte — „und auf den Knien der Gottheit Dank, daß ſie nicht ewig zürnt, nicht ewig unſern Irrthum ſtraft! Aber ob der Macht der Liebe jenes Heilkraut verliehen ward — jener Augentroſt — das iſt noch eine Frage, eine große Frage — was meinen Sie Beide, meine lieben Freunde?“

Pfarrer Döbler zog ſeine Doſe hervor und ſprach: „Mein Huflandiſcher Augentabak iſt nicht die Liebe, ſondern der Verſtand. Schneeberger aufrichtiges Hirnpulver — das iſt ein probates Arcanum.“

„Die Macht der Liebe ſollt' ich meinen“ — nahm der Cantor das Wort: „hat wohl ſchon viele Tauſende um den Verſtand gebracht — als Heilanſtalt wüßt' ich ſie nicht zu rühmen.“ —

„Ein kitzlich Thema, lieber Cantor, ein kitzlich Thema,“ ſprach Friedmann mit einem ſchmerzlichen Lächeln. „Laßt ſehen, Freunde, ob wir auf dieſe Schwärmerei nicht eine Antwort ertheilen können!“

Friedmann ging an ſeinen Schreibtiſch und ſchrieb auf die andere leere Seite des Blattes, auf welchen Clementinens Sonett ſtand:

Wir träumen von des Glückes goldnen Tagen,
Wir ſuchen Wunderblumen tief im Hain;
Wir koſten von der Liebe Maienwein,
Und hören zärtlich Nachtigallen ſchlagen.

Wir eilen, unſerm Glücke nachzujagen;
Da fliehn der Traumwelt bunte Schilderei'n —
Enttäuſcht — oft ſchmerzlich — ſtehen wir allein,
Und durch die Herzen zittern ſtumme Klagen.

Du lockſt nicht mehr, du Haines-Philomele,
Du blühſt nicht mehr, Waldblume, einſam — ſüß;
Haſt nie geblüht — ein Traum nur, der der Seele
Ein Zauberland, ein Irrthums-Eden wieß,
War alles — ob ſich's auch das Herz verhehle:
Verloren haben wir das Paradies.

„Dieß mein Scheidegruß und Abſchiedwort! — Und nun liebe Freunde, der Herbſttag iſt ſo ſchön, laßt mich euch in eurer friedſames Dorf begleiten — wo die ländliche Stille ſo wohlthuend, die Ausſicht auf unſer Stromthal ſo prachtvoll iſt. Ich werde geneſen — o Gott ich werde geneſen!“

„Sie ſind geneſen! Dem Ewigen ſei Dank dafür!“ ſagte Pfarrer Döhler. „Amen!“ ſprach der Cantor Scheibe.

Die drei Freunde gingen nach Preilipp und nahmen auf des Cantors Einladung bei dieſem die Einkehr.

Friederikens Augen ſtrahlten vor theilnehmender Freude, als ſie zum erſtenmale nach ſeinem ſo bedenklichem erkranken den ſtets innig hoch geachteten Freund ihres Vaters, wie es ſchien, vollkommen wohl, ja heiter, an deſſen Seite wieder ſah. Zwar beſchlich ſie einen Augenblick jenes bangen, jenes unheimliche grauen, das in der Nähe von Irrſinnigen leicht befällt, doch ſie überwand es, und trat mit ihren offenen hellen Augen und der ganzen jungfräulichen Würde, die ihrer edlen Geſtalt aufgeprägt war, den kommenden mit herzlichem Willkommengruß entgegen.

Friedmann richtete, ohne daß Friederike es merkte, forſchende Blicke auf ſie. Sie kam ihm in ihrem Hauskleide, ohne die bauſchende Feſthaube mit dem gewaltigen Schwall der Bänder, jetzt nicht ſo groß vor, wie ſonſt; ſie war als Mädchen freilich groß; ihr Wuchs war herrlich, junoniſch, und Pallas Athene's Ernſt ſchien auf ihrer Stirne zu thronen, aber dieſer Ernſt war ihr nicht ſtehend aufgeprägt, nur wenn ſie ſinnend ſtand, oder über ernſte Dinge ſprach, zeigte ſie ihn. Friedmann zog Friederike ſo viel als möglich in das

Geſpräch; ſie hatte eine völlig ſtädtiſche Bildung empfangen, und zeigte ſich in allen wohlunterrichtet, ohne dies abſichtvoll geltend zu machen. Es war in ihrem Weſen durch und durch die Wahrheit einer edelweiblichen Natur.

Als Friederike in häuslichen Geſchäften die Stube verlaſſen hatte, nahm Friedmann gegen ſeine Freunde das Wort: „Sagt mir, ihr zwei beide liebe Männer und Freunde einmal recht aufrichtig eure Meinung — aber recht aufrichtig! Glaubt ihr, daß ich einen Rückfall in meine Krankheit bekommen werde?“ —

„Ich fürchte es nicht!“ erwiederte der Cantor.

„Und ich glaube es nicht!“ ſagte Döhler: „nur eins möchte ich dem lieben Herrn Amtsbruder anrathen, ein goldenes Wort: heirathen, baldigſt!“

„O Salomo!“ ſcherzte Friedmann. „Welches Mädchen würde es jetzt wagen, auf die Gefahr hin —“

„Auf die Gefahr wollt' ich Ihnen getroſt meine Tochter geben, wenn ich eine hätte,“ unterbrach Döhler.

„Sie haben gut reden — da Sie keine haben. Unſer Cantor gäbe mir ſeine Tochter nicht.“

„Die Ehre würde auch wohl zuletzt an meine Friederike kommen“, warf der Cantor ein.

„Und wenn ich gerade um dieſe anhielte?“ forſchte Friedmann.

„Würde ich mein Kind entſcheiden laſſen,“ erwiederte Scheibe.

„Scherz bei Seite, meine Lieben!“ ſprach jetzt Friedmann ernſt. „Soll mir noch ein Glück beſchieden ſein auf Erden, ſo darf ich nicht noch einmal in die Ferne hinblicken und werben, ich muß eine Frau haben, die bei äußerer Wohlgeſtalt kernhaft, und in jeder Frauenweiſe tüchtig iſt. Faſt möcht' ich mich mit einem ſanftmüthigen Thier vergleichen, und mich fragen: Du — wo hatteſt Du deine Augen? — Könnte Friederike mir gut ſein, mich lieben — denn das müßte ſein — ſonſt lieber immerdar ledig — ſo würde ihre Hand wie ihr Herz mich wahrhaft glücklich und erſt zum ganzen Mann machen, denn mir fehlt in Wahrheit die beſſere Hälfte meines Seins.“

„Wenn dieß Ihr Ernſt iſt, Herr Diaconus, und Sie ſind zu ehrenhaft um hierin zu ſcherzen,“ nahm Scheibe das Wort: „ſo kann ich Ihnen verſichern, daß meine Tochter gegen Sie ſtets die größte Hochachtung gehegt und an den Tag gelegt hat, und daß in ihrem Herzen dieſe Hochachtung ſich ſchnell in Liebe verwandeln wird. Sie hat Verſtand und tiefes Gefühl — mehr ſag' ich nicht! ich darf nicht ihr Lobredner ſein.“

Friederike trat ein, von einem leuchtenden ſeelenvollen Blicke Friedmanns begrüßt — die Männer erhoben ſich von ihren Stühlen, der Diaconus ergriff ihre Hand, und ſagte: Jungfrau Friederike Scheibe, ich habe einen wichtigen Auftrag: ich ſoll für einen Freund um Ihre Hand anhalten.“

Gluth überpurpurte Friederikens ſchöne Züge, ſie blickte groß und ernſt und blickte auf ihren Vater. „Für wen?“ liſpelte ſie verſchämt.

„Es iſt ein nicht mehr junger, nicht ſonderlich kluger, etwas kleiner Mann — etwa von meiner Geſtalt —“

„Ach Sie treiben Ihren Spott mit mir“, unterbrach Friederike.

„Nicht doch! Liebes theures Mädchen! Könnteſt Du mich lieben? Ich bitte für mich um Dein Herz und Deine Hand!“

Friederike erſchrak, aber freudig. Sie ſchlug ihre ſchönen Augen, die ſich mit Thränen füllten, zum Himmel auf, und duldete den erſten Kuß ihres glücklichen Bräutigams. —

Bald darauf feierte der Cantor mit einem kleinen Familienfeſt die Verlobung ſeiner Tochter, und lud zu demſelben außer mehreren Freundinnen derſelben auch Arold mit ſeiner Frau, Weidner und den Baron von Bärenſtein ein.

Luiſe fühlte zart genug, die Einladung nicht annehmen zu wollen, doch ſollte ihr Mann zum Feſte hinüberfahren, da ſprach Clementine zu ihr: „Wenn Du mich liebſt, Luiſe, ſo machſt Du mir die Freude, und begleiteſt Deinen Mann.“

„Friedmann war Dein Freund, Dein wahrer, aufrichtiger und Dein edler Freund — warum ſollte er das nicht bleiben? Unſer aller Augen umſchlang ein Band des Irrthums und wahrlich — er hat den ſeinen am ſchwerſten gebüßt — von meinem Seelenweh ſei keine Rede — gönnen wir ihm ſein neues Glück, und möge es dauernd ſein!“

„Hat es Gott nicht gut gemacht? Iſt es nicht beſſer ſo, als wenn wir unſern poeſievollen Traum fortgeträumt hätten, als verbundene erſt erwacht, und dann lebenslänglich unglücklich geworden wären?“

„Einſt glaubte ich — Friedmanns Rücktritt würde mich vernichten, und ſieh, ich bin noch da, und hoffe noch als alte Tante Deine Kinder zu wiegen und erziehen zu helfen.“

„Verloren haben wir das Paradies unſerer Träume, aber uns ſelbſt haben wir wieder gefunden, und den Aufblick zur Höhe halten wir feſt. Hoch über der traumumwebten Moosbank der poetiſchen Schwärmerin, aus dem Thüringer-Waldthale ziehen geheimnißvoll die Wege Gottes.“ —

„O du liebes herrliches Schweſterherz!“ jubelte Luiſe, und warf ſich an die Bruſt Clementinens, und küßte ſie innigliebevoll.

Wie im innerſten Herzen glücklich und freudig fuhr nun Luiſe mit ihrem Mann nach dem Dorfe Preilipp; alle Verſtimmung war gelöſt und gehoben, ſie konnten beiderſeits nun auch mit Weidner und dem Baron wieder heiter und ungetrübt zuſammenſein. Nur eins trübte noch, von Franziska fehlte bis jetzt jede Nachricht.

Es war ein ſchöner Feſttag für alle Theilnehmenden, der Verlobungstag Friederikens. Das Brautpaar war ſtill glücklich und zeigte dieß allen anweſenden nicht durch unausgeſetzte Schnäbeleien, die ſo viel widerwärtiges haben — vor aller Augen, ſondern durch den ſinnigen Frohmuth, mit dem ſie ihren Kreis belebten.

Der Baron erzählte vom Wiederaufbau des Burgſtadels Käſewitz nebſt einem Anbau im gothiſchen Styl. Die Halle, nach Art einer ritterlich weidmänniſchen Trinkhalle ſei ſchon eingerichtet und es prangten in ihr das Panzerhemd, und die ſonſtigen wenigen Gewaffen alter Zeit ſeines Beſitzes. Statt *alter* Humpen und Pokale prangten neue darin, von den Porzellanfabriken mehr oder minder glücklich den alten nachgebildet. Weidner wurde von dem Baron um Hirſchgeweihe und monſtröſe Rehkronen beſtürmt. Nächſtens ſollte ein Weihefeſt gehalten werden, doch *ohne* Feuerwerk. —

„Was ſagte ich Ihnen?“ lispelte Luiſe zu Friedmann, als ſie neben ihm und der Braut im Garten des Cantors luſtwandelte. „Zu wem rieth ich Ihnen an meinem Hochzeittag? — Viel Wirrſal, Weh und Irrthum wäre erſpart worden, hätten Sie mir gleich gefolgt, als ich Ihnen die gute Friederike zur Wahl vorſchlug.“

„Das haſt Du, Luiſe?“ fragte erglühend die Braut. „O Du guter Engel! Du ahnungsvolles Gemüth!“

„Ich war ein Thor“ — erwiederte Friedmann: „freilich hätt' ich Ihnen folgen ſollen, Sie klare Leuchte — nun — es iſt ja alles gut, und das trübe ſei vergeſſen.“ —

In der Geſellſchaft wurden Jubelrufe laut; Luiſe und das Brautpaar eilten wieder zu ihr — da war große Freude, der Stadtälteſte war mit ſeiner treuen Ehehälfte angekommen und der ſcherzfröhliche Alte hatte eine weiße Zipfelmütze aufgeſetzt, eine weiße Schürze vorgebunden und den Rock abgeworfen. Er hatte eine nagelneue Schleifkanne, von goldblanken Meſſingreifen umgeben, mitgebracht, und rief: „Heute bin ich Platzmeiſter! Gläſer her, damit der Platzmeiſter einſchänken kann!“

Und helles klares Rebengold ergoß ſich aus der großen Kanne wie aus unverſiegbarer Urne.

„Hier iſt ein Brief an Dich, wahrſcheinlich von der ſaubern Ausreißerin!“ rief die Pathin Luiſen zu. „Lies ihn nur gleich — es ſtehe darin, was da wolle!“

Luiſe wollte erſt nicht, indeß ihr Weigern half ihr nichts, ſie mußte leſen, und ſo las ſie:

„Herzens-Luiſe!“

„Tauſendmal muß ich Dich, Deinen lieben Mann und die lieben Verwandten um Verzeihung bitten, daß ich ſo ſpät erſt an Dich ſchreibe, doch nun ſoll es auch recht ordentlich geſchehen und nach der Reihe, ich will vom Ei anfangen.“

„Alſo das ſteht feſt, daß es mit mir und Herrn Heubaum junior nichts werden konnte, doch wünſche ich ihm alles gute. Herr Lewald wurde mein Retter, mein Befreier, und iſt jetzt — ach ja — mein Mann — kein Simplicius.“ —

„Wir fuhren durch Nacht und Nebel, immer mit Extrapoſt, und waren froh wie die Götter. Am andern Morgen bei guter Zeit kamen wir in Erfurt an, eine ſchöne große Stadt, und legten unſer Reiſeſchiff auf der Krämerbrücke an. Dieß iſt eine Brücke, von der man nichts ſieht als Häuſer, und in den Häuſern wohnen lauter Krämer, alſo hat ſie den Namen mit der That, und nicht, wie unſere Münzkirche, in der weder eine Münze iſt, noch eine Kirche gehalten wird.“

„Lewalds Alte machten große Augen, als ſie ihren Papageno mit einer Papagena ankommen ſahen, allein, das war auch alles, was ſie machen konnten. Da ich alle meine Papiere zu mir genommen, ſowohl die werthloſen, als die werthvollen, ſo konnten wir uns ſehr bald trauen laſſen. Die Hochzeit feierten wir auf der Milch-Inſel, auf welcher aber mehr Bier als Milch getrunken wird. Es geht und gefällt mir hier ganz gut; die alten Lewalds ſind verträglich, folglich erträglich.“ —

„Wir haben einen aparten Laden angelegt, und ich ſchließe Dir einen Preiscourant unſerer Waaren bei. Beſſeren Gries, Sago, Hirſen, Reis, Roſinen, Graupen, Nudeln, Buffbohnen und ſonſtige nahrhafte Lebensmittel und Erzeugniſſe des Gewächsreiches, findeſt Du im ganzen civiliſirten Europa nicht."

„Wir haben eine eigenhändige Nudelfabrik angelegt, ach ja, ich muß viel nudeln, doch: beſſer genudelt, als gehudelt."

„Mein Mann iſt ein induſtriöſes Kerlchen — er hat den Kopf ganz voll Induſtrie, und ſitzt den ganzen Tag und *rechnet*. Wenn ich nur wiſſen ſollte, was er fort und fort zu rechnen hat! Will ich ſpazieren gehen, ſo rechnet er. Will ich nach dem Schützenhaus auf dem Steiger, ſo ſchützt er das mangelnde Steigen der Nudelfabrik-Actien vor und bleibt zu Hauſe. Will ich — doch von etwas anderm, dieſer Mehlbrei könnte Dir ſo ſattſam werden, wie den Kindern Israel das Manna und die Wachteln!"

„Ich habe in dieſer belebten Stadt recht ſchätzbare Bekanntſchaften gemacht, beſonders eine, die eines jungen Lieutenant, — es liegt abſcheulich viel preußiſches Militär hier — der mir außerordentlich wohl gefällt; dieſes Kerlchen hat ſchon ſehr oft auf der Feſtung geſeſſen, iſt folglich immer ein ſehr geſetzter Menſch geweſen, und iſt auch ein politiſcher Dichter."

„Ein Dichter zu ſein, iſt überhaupt etwas apartes, aber ein *politiſcher* Dichter, Herzens-Luiſe, das iſt etwas ganz apartes, das iſt einer, der die Zeitungen in Verſe bringt, wozu ſehr viel Kunſt und Uebung gehören ſoll. Ich verſtehe das nicht, aber die Gedichte, die mir Herr von Windhauſen — ſo heißt er, mitgetheilt hat, verſtehe ich ganz gut.“

„Ich will Dir einige ſeiner Gedichte abſchreiben, damit Du ſeinen Geiſt kennen lernſt; Du biſt ja ein poetiſches Weſen, und haſt eine dichtende Schweſter.“

„Das erſte Gedicht geht eigentlich auf mein Männiken: der, wie geſagt, ein erſtaunlicher Rechner iſt, und immerfort rechnet, ſelbſt im Schlafe. Ich fürchte ſehr in meiner Ehe ſtatt eines Kindes, mit einer Rechnentafel niederzukommen, auf der das große Einmaleins ſteht. Du kannſt das Gedicht abſchreiben und es unſern Herrn Geheimen Finanz-Rath Kümmelſpalter mittheilen, er ſoll es nur an ſeinen Spiegel ſtecken. Es lautet:

Der Rechnenknecht.

O wär' ich doch ein Rechnenknecht!
Der rechnet gut, der rechnet recht.
Der rechnet fleißig alle Zeit,
Und niemals ſteht mit ihm es ſchlecht.
Er rechnet, wenn der Dichter küßt,
Er rechnet, wenn der Künſtler zecht.
Er rechnet fort mit hohlem Bauch,
Wenn Andre ſpeiſen Aal und Hecht.
Wenn andre Leute müde ſind,
So rechnet er noch ungeſchwächt.
Er rechnet Sonn- und Feiertag,
Und fragt nicht, was ihr dazu ſprecht.

Im Range klimmt er hoch empor,
Wie auf dem Kiefernbaum ein Specht.
Zuletzt wird er Geheimer Rath,
Geadelt wird all' ſein Geſchlecht.
O wär' ich doch — behüte Gott!
Nein, alles — nur kein Rechnenknecht.

„Dieſe Gedichte nennt mein lieber Freund, der Herr von Windhauſen, welcher ſich alle Mühe giebt, mich angenehm zu unterhalten, Gazellen. Ich weiß eigentlich nicht warum, und mag nicht fragen; aber ich denke mir, er nennt ſie deshalb ſo, weil die Gedanken in ihnen, wie die Gazellen — [eine Art Ziegenvieh] kecke Sprünge machen."

„Noch ein zweites Gazellchen, Herzens-Luiſe, das mir mein guter Freund erſt geſtern auf einem Ball zum Beſten der Armen, wo ich tüchtig getanzt habe, und am meiſten mit ihm, zuſtellte:

Die mißliebige Steuer.

Eine Steuer geb' ich gern,
Doch die wollt ihr nicht, ihr Herrn;
Nicht auf Salz, auf Fleiſch, auf Mehl,
Nein, von alle dieſem fern.
Auch auf Kaffee nicht, noch Wein,
Nein, ſie hat viel edlern Kern,
Steht nicht im Kataſter drin,
Kehrt ſich nicht an Schläg' und Sperr'n.
Meine Steuer hört und nimmt
Keins der Steuer-Aemter gern,
Seht — der Wahrheit Steuer iſt's
Und die wollt ihr nicht, ihr Herrn.

„Mache damit dem Herrn Amtsverwalter Grün eine Geburtstagsfreude; grau iſt alle Theorie, und grün des Lebens und der Freiheit goldner Baum.“

„Nun empfiehl mich allen unſern lieben Anverwandten durch die Bank, beſte Luiſe, und ſchreibe mir bald einen großen Sack voll Neuigkeiten. Hoffentlich hat ſich Herr Heubaum junior ſchöngeboren, nicht um mich aufgehenkt, und der Fingerſtein ſteht wohl auch noch an der Marktecke? Ich bleibe ſtets, immerdar und allezeit

Deine glückliche [ach ja, wenn Du’s nur halb wüßteſt!]
Friederike Lewald,
leicht- und luſtiggeborene Maurer.“

„Nachſchrift: Wenn Dir die Gazellchen gefallen, ſo ſollſt Du auch einige erhalten, welche von Windhauſen auf mich gedichtet hat — denke! Auf mich!“ —

„Welch ein Geſchöpf! Welch tadelnswerther Leichtſinn! Sie iſt dem Verderben geweiht! Sie wird, ſie muß untergehen! Schade — dennoch Schade um ein Weſen von ſo viel Elaſticität des Geiſtes!“

Dies waren die theilnehmenden Ausrufe des Geſellſchaftskreiſes.

Arold ſchloß ſeine herzige, gemüthvolle Frau, Friedmann ſeine Braut innig in die Arme; beide prieſen ſich im ſtillen glücklich, edlere Perlen der Frauenwelt ihr Eigenthum zu nennen, als dieſe Franziska.

„Ja, ja, die Herren politiſchen Dichter, das ſind ſchlimme Vögel!“ ſprach die Frau Stadtälteſte: „Reden wir von etwas anderem! Hier habe ich noch was neues mitgebracht.“ —

Frau Mäurer enthüllte eine Anzahl kleine Karten, auf dieſen war zu leſen:

Simplicius Heumann junior,
Roſalie Käſtner,
empfehlen ſich als Verlobte.

Staunen ergriff den Kreis, das ſich in den von Lachen begleiteten Ruf auflöſte:

„Braut und Bräutigam leben hoch!“ —

Nur Luiſe blickte ernſt — und ſich abwendend ſeufzte ſie leiſe vor ſich hin: „Ach! meine armen Schweſtern.“ —

Hainſterne.

Berg- Wald- und Wander-Geſchichten

von

Ludwig Bechſtein.

Dritter Band.

Halle,
C. E. M. Pfeffer.
1853.

Der

Spielmann vom Thüringer Walde.

Die Tochter des Geheimniſſes.

Zwei Novellen

von

Ludwig Bechſtein.

Halle,
C. E. M. Pfeffer.
1853.

P.o.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Seite

Der Spielmann vom Thüringer Walde . . . . . . 1 — 66

Die Tochter des Geheimniſſes . . . . 67 — 314

Der Spielmann vom Thüringer Walde.

„Die Zither lebt' in ſeiner Hand.“

Schlegel.

I.

Der frühe Winterabend überhüllte das über 2300 Fuß hoch gelegene Dorf Schmiedefeld mit einem dichten Nebelſchleier, der allgemach in fallenden Schnee ſich verwandelte. Die grauen Häuſer lagen ſtill unter ihren ſchon hoch beſchneiten Dächern, hie und da entzündete ſich ein Licht und warf durch trübe Fenſter einen trüben Schein auf die Gaſſen und in die einſamen Höfe hinein.

Die Bewohner des meiſt von Handwerkern, Holzarbeitern und einigen Inſtrumentenmachern bevölkerten großen Dorfes hielten ihre frugale Abendmahlzeit, oder ſchickten zu dieſer zu, und manches blühende junge Waldkind war bemüht, ſein Rädchen in Stand zu ſetzen, friſchen Flachs um den Rocken zu legen und darüber den Schmuck eines breiten bunten Bandes.

Es war heute Abend in der Schenke Spinnſtube.

Als die Schwarzwälder Uhren in den Häuſern des Thüringerwalddorfes acht Uhr gezeigt, geſchnarrt und geſchlagen, die Kukuke darin gepfiffen hatten, wurde an manchem Hauſe der Riegel der Unterthür aufgeſchoben und die junge Wäldnerin trat, ſich bückend, heraus, ihr geſchmücktes Spinnrad tragend, und wandelte, mit der freien Hand die bauſchigen Tuchröcke emporhebend, durch den fallenden Schnee über den ſchon liegenden dem Wirthshaus zu, deſſen geräumige Oberſtube von brennenden Tannenheizſpänen erhellt, ſich allgemach füllte. Manche hatte den Rocken zwei- bis dreimal auf- und wieder abgewickelt, bis das Band nach ihrem Sinne regelrecht und ſchön ſaß, manche trug auch ein Handlaternchen, manche rief im vorbeigehen eine Freundin ab, manche überkam an dieſem oder jenem Hauſe vorüber plötzlich ein lauter Huſten, wenn ſie auch den ganzen Tag über von ſolchem frei geblieben war, und ganz zufällig geſchah es wohl, daß nach einer Weile aus dieſem oder jenem Hauſe ein junger Burſche ſchlich, die brennende Pfeife im Mund, doch dieſe mit einem Meſſingdeckel wohl verwahrt, und genau denſelben Weg einſchlug, den die Spinnerinnen gegangen waren.

Dort in der Oberſtube des Wirthshauſes ſaßen im weiten Kreiſe des Dorfes hübſche ſpinnende Töchter, ſittſam und ehrbar; die brennenden Späne kniſterten, die Mädchen ſchnurrten, die Spuhlen wirbelten; ein Bild gemüthlichen Fleißes, dazu ein Geſpräch, erſt leiſe angeſponnen, dann lauter, herüber, hinüber, dann ſich weiter verbreitend, ein Witzwort, Gelächter, ein angeſtimmtes Lied; bald ein allgemeiner Geſang, nur gar zu hoch, gar zu gellend, wie Dorfmädchen zu ſingen pflegen, bis nach und nach von denen, die nachgekommen, ein Tenor einfällt, ein ſonorer Baß, ein reiner

Alt, und allmählig ſich Harmonie bildet und herſtellt.

„Wo bleibt denn Lischen? Die beſte Sängerin fehlt ja noch!“ erſcholl im Kreiſe die Frage, und: „Der Martin wird ſie am Rockzipfel halten, und ſie nicht herein laſſen wollen“ — klang die Antwort, die laut belacht wurde.

Lischen war des Dorfes Schönheitperle, ein Muſter der Mädchen, aber arm; ſie lebte bei ihrer Mutter, einer betagten Häuslerin, die im ſchlimmſten Rufe ſtand, in dem auf den Dorfe eine arme Alte ſtehen kann, nämlich daß ſie eine Hexe ſei. Lischen hatte den weiteſten Weg, ſie wohnte am Ende des Dorfes, weit draußen, nach Suhl zu.

Martin war ein Inſtrumentenmacher, als Zitherſpieler vorzugsweiſe berühmt, ein in ſich gekehrter, frommer, ganz eigener Burſche; ſchon lange ging er dem Lischen zu Gefallen, ja er hatte ſie bereits als kleines Kind gekannt und gern geſehen, und als ſie kaum aus der Schule gekommen, da hatte er gefühlt, daß es Liebe ſei, was zu dem Mädchen ihn zog, und auch Lischen war dem Martin gut, und ließ es geſchehen, daß er ihr nachging, ihr Aufmerkſamkeit erwies, doch hatte ſie darüber mancherlei zu leiden. Sie war das ſchönſte Mädchen im Dorfe; Martin war nicht ſchön, ſein Ausſehen war blaß, er war ſchüchtern, ungeſchickt; er ahmte die Scherze und Späße der Burſche nicht nach, welche dieſe in den Spinnſtuben mit den jungen Mädchen zur Kurzweil trieben, und führte die ſtill geliebte nicht zum Tanze, weil er den Tanzboden nie beſuchte. Dafür war Martin, wenn er ja einmal ſich überreden ließ, in eine Dorfgeſellſchaft einzutreten, das Stichblatt, an dem, nach Thüringerwaldſitte, jeder die Schrauben ſeines Spottes anſetzte, und guten oder vielmehr weit öfter ſchlechten Witz an ihm übte. Er lächelte, er duldete, er beleidigte nicht wieder, wenn er beleidigt wurde.

Die Thüre der Lichtſtube ging auf, Lieschen trat ein, ward freundlich begrüßt und grüßte wieder ſo, dann ſchnell auf ihren Stuhl, an das Rädchen; ein kleines Mädchen brachte die Kanne und goß Netzwaſſer in das blanke Zinngefäß, durch welches der Rocken geſteckt war. Prächtig funkelte die buntbemalte, kunſtvoll gegoſſene Nadel von Zinn, welche das Band am Rocken feſthielt, mit all ihrer baumelnden Zierrath.

Bald miſchte ſich Lieschens helle, herrliche, glockenreine Stimme mit den Stimmen ihrer Freundinnen.

Drunten im dunkeln, im Schneegeſtöber, außen vor dem Wirthshaus ſtand ein Burſche und blickte hinauf und horchte hinauf, und hörte die einzige liebe Stimme vor allen heraus, und auch in ihm ſang es und klang es, aber hinauf wollte er nicht, wagte er ſich nicht.

„Lieschen, wo iſt Martin?“ wurde droben gefragt.

„„Weiß ich's?““ ſcholl die Gegenfrage.

„Wird Dir doch das Geleite gegeben haben?“

„„Dachte gar! Fällt ihm nicht ein, brauche kein Geleit.““

„Was wett'ſt d' daß er drunten iſt?“

„„Laß ihn drunten ſein! Wenn er drunten iſt, ſo iſt er drunten.““

Zwei Burſche flüſtern heimlich, ſchleichen ſich aus der Stube, ſpringen in Sätzen die Treppe hinunter, nicht ohne Gefahr, denn es iſt dunkel auf der Flur, aber ſie wiſſen im Wirthshaus gar guten Beſcheid. Raſch ſind ſie vor der Thüre — raſch packen ſie einen an, der draußen ſteht, und hinauf ſieht, hinauf horcht.

Droben geht ſchon das Bierglas reihum, Kuchen wird aufgeſtellt, auch Branntwein und Lebkuchen, Aepfel kommen hinzu und wälſche Nüſſe. Da läuft vom Rocken ein Faden ab, dort einer. Die jungen Burſche merken wohl auf; wie das Mädchen ſich bückt und mit dem Nadelhaken das Ende des Fädchens auf der Spuhle zu fangen ſucht, huſch, nimmt einer den Rocken, und der muß nothwendig eingelöſt werden durch einen Kuß — und dieß geſchieht nie ohne Sträuben und Widerſtreben und vieles Gelächter, ja Gekreiſch.

Drunten wehrt ſich Martin gegen die zwei, während droben Gelächter und Gekreiſch erſchallt.

„Was wollt Ihr? Laßt mich los!“

„„Du gehſt mit herauf, Martin! Sie laſſen Dich alle bitten!““

„Sie laſſen mich bitten? 'sis net woahr!“

„„'sis währzig woahr, komm Martin! Sei kein Narr! Komm h'rauf!““

„Daß ich ein Narr wär' — daß ihr mich wieder zum Häns'chen habt!“

„„Du kommſt, und damit gut!““

Sein Sträuben half dem Martin nichts, die beiden Burſche waren ſtark, er war ſchwach; ſie zogen ihn, ſie hoben ihn, ſie trugen ihn; ehe er ſich's verſah, war er droben, und die Thüre ging auf, und herein in die Lichtſtube ward der Martin geſchoben. Lautes Gelächter empfing ihn, nur Lischen lachte nicht, ſtimmte nicht mit ein. Und nun ging das foppen und uhzen Martins an. Er habe draußen, nämlich drunten auf der Lauer ein Ohr erfroren, das müſſe mit Schnee gerieben werden. Er könne die Karte ſchlagen ſo gut wie ſeine Mutter, er ſolle ſie doch einmal Lischen ſchlagen. Lischen ſolle ſich hüten vor Martin, der könne hexen, und einen Hexenmeiſter dürfe man nicht freien. So ging es fort, bis Lischen vor Verlegenheit der Faden riß — faſt riß auch der von ihrer und Martins himmliſcher Geduld — und ſie erröthend den Faden ſuchte. Raſch hatte der Döllefried, einer der Burſche, die Martin heraufgebracht, ihren Rocken und wollte Lischen küſſen, aber ſie wehrte ſich; in Martin entbrannte einiger Grimm, er hätte gern dem Döllefried eins verſetzt, da gab dieſer lachend ihm den Rocken Lischens in die

Hand, das beſänftigte Martins Zorn gleich. Halb verſchämt, wie ein Mädchen, bot er nun Lischen den Rocken dar — er wagte nicht, ſie küſſen zu wollen, er ſah ſie nur an mit einem unausſprechlichen Blick, und ſiehe — Lischen küßte ihn. Alles jubelte und jauchzte, Martin jauchzte nur innerlich — ſtill trat er in den Kreis der Burſche zurück, die ihn um ſein Glück beneideten.

„Wißt Ihr denn was Neues?“ hob der Fetzerhannes an, ein derber, faſt vierſchrötiger Burſche, der zweite von denen, die den Martin heraufgebracht.

„Was weißt Du denn? Gieb's zum beſten. Iſt Dir etwa ein Hirſch in den Stall gelaufen?“

„„Sie wollen alle Spinnſtuben und Lichtſtuben verbieten. Es ſoll kein Menſch mehr in Ilmenau zum Hirten gehen, kein Menſch mehr in Oehrenſtock zu den Mempels, den Zitherſpielern, kein Menſch mehr drüben in Frauenwald zu den ſieben Blinden, und drunten in Stützerbach kein Menſch mehr zu Glasbläſers Annedorte Heinzchen.““

„So was lebt nicht! Man ſollt' nicht meinen! Was werden die Herren doch noch alles verbieten!“ wurden viele Stimmen laut. „Als wenn die Spinnſtuben was ſchlimmes wären, als wenn unrechtes da getrieben würde! Was thun wir denn? Wir erzählen uns Märchen, die Mädchen ſpinnen und ſingen, wir eſſen und trinken, ſpielen ein Pfänderſpiel — tanzen wohl auch einmal nach der Zither — das iſt alles.“

„„Wir wollen gleich auch ein Pfänderſpiel anheben, ehe unſere Lichtſtube auch aufgehoben wird!““ machte Töllefried den Vorſchlag — alle waren es zufrieden — es war genug geſponnen, die Mädchen wurden zur Seite geſtellt, das Spiel begann, aus einem wurden mehrere, beim auslöſen regnete es Küſſe. Martin ſuchte, ſo weit dieß möglich, nur immer Lischen zu küſſen, ſie ihn — ſie waren ein ſtillglückliches Paar mitten im Lärm des Spiels, im lauten Scherz und Gelächter ihrer Genoſſenſchaft. Nur ein Leid war jetzt dieſem Glück geſellt, das Leid der Eiferſucht, wenn das Spiel nun doch mit ſich brachte, daß ſie beiderſeits andere küſſen mußten.

Endlich war man auch des Pfänderſpieles müde — man wollte tanzen. An der Wand hing eine Zither. Töllefried langte danach, und begann zu klimpern. „Still, Töllefried!“ rief der Fetzerhannes: „Martin muß aufſpielen! Martin kann's am beſten!“

„Ja, Martin, Martin muß aufſpielen!“ rief es allgemein, und ſchon ward dem Martin die Zither in die Hände gedrückt, ſchon ordneten ſich die Paare, und Martin zuckte es electriſch durch die Glieder, als er das Inſtrument in der Hand fühlte. Mechaniſch griff er an die Wirbel und begann zu ſtimmen, denn er hatte ſchon gehört, daß eine Saite nicht völlig rein klang, und ein einziger falſcher Ton ſchnitt ihm ins Herz. Gleichwohl ſpielte er nicht gern zum Tanze auf, die Zither deuchte ihm dazu zu gut, allein er konnte, durfte ſich hier nicht weigern, auch war es ihm ſo wohl und weh im Herzen, daß ſeine Seele ſich nach Tönen ſehnte, denn ſeine Seele lebte nur in Tönen.

Die thüringiſche Zither iſt ein ganz anderes Inſtrument, wie die Alpenzither, leichter zu ſpielen wie letztere, ihre Form iſt die der italieniſchen Laute, ſie mag wohl ſelbſt ausländiſchen Urſprungs ſein. Vor grauen Zeiten kamen oft Walen, insgemein Venetianer genannt, auf den Thüringer Wald, tief in den Schoos des Gebirges — ſie ſuchten da nach Silber und Gold und nach edeln Geſteinen, die mögen wohl aus ihrer fernen Heimath das Inſtrument mitgebracht haben, und das wurde den Waldbewohnern lieb, ihr Kunſttrieb ahmte es nach, ſo ward es heimiſch, ſo kam es in jede Bergmanns-, in jede Hirtenhütte, in jede Schenke, überall hin — eine köſtliche Gegengabe für todtes Geſtein, das klingende, Frohſinn weckende Töneleben.

Martin ſpielte, er ſah nicht auf die Tanzenden, er ſah auf ſeine Zither nieder, der ſtille, hagere, bleiche Jüngling, mit dem hellblonden Haar, der dürftigen Kleidung; bisweilen hebt ein Seufzer ſeine Bruſt, während alles um ihn her froh und freudig iſt — ſo ſpielt er ſeine Tanzweiſen, unermüdlich, eine nach der andern.

Unten aus der Wirthsſtube kommen, da ſie am heftigen Schüttern des Bodens hören, daß droben Tanz begonnen, allmählig die Biergäſte herauf, ſie treten ein, den Gäſten der Spinnſtube iſt's eine Ehre. Der Herr Oberförſter, der Herr Unterförſter, der Herr Faktor der Porzellanfabrik, der Beſitzer der Eiſenhütte Neuwerk, der Jagdjunker Herr von Bärwald, ein zartgebauter, ſchöner junger Mann, mit geiſtvollen Augen, die bald genug auf Lischens holden jungfräulichen Reizen haften bleiben — und noch andere Einwohner des dichtbevölkerten Dorfes.

Der Döllefried will mit Lischen einen Reihen machen — Lischen ſchlägt's ihm ab. Der Fetzerhannes bittet um einen Walzer — Lischen dankt und ſagt, ſie tanze nicht. Auch der Jagdjunker naht, er bittet ſo ſchön, ſo ſüß, ſo eindringlich — Lischens Herz klopft ſtärker — er faßt ſchon ihre Hand, der ſchmucke freundliche Stadtherr, des Oberforſtmeiſters Sohn aus Ilmenau — ſie entzieht ihm die Hand, ſie flüchtet — an Martins Seite — der ſoll ſie ſchützen vor Allen, vor ſich ſelbſt, vor dem eigenen ſchwachen Herzen.

Martin ſpielt ſo luſtige Weiſen, und blickt ſo traurig. In ſeinem bleichen Geſicht hatte eine ſtille Wehmuth bleibenden Sitz.

Der Jagdjunker drängte ſich durch das Gewühl der Tanzenden nochmals an Lischen heran, die erbangend an Martins Seite ſteht.

„Ha, iſt dieſer Dein Schatz, Lischen? Martin, der beſte Zitherſpieler weit und breit? der die Mempels übertrifft und die Blinden drüben in Frauenwald!"

fragt Ewald von Barwald, und wendet ſich an Martin: „Nicht wahr, Martin, Du erlaubſt Lieschen einen Tanz mit mir?"

Martin endet mit einem rollenden Griff den Reigen, ſieht den Fragenden groß an, ſeufzt leiſe und antwortet: „Warum fragen Sie mich, junger gnädiger Herr? Lieschen kann thun, was ſie will. Tanz' doch mit dem Herrn!" wandte ſich Martin gutmüthig zu dem Mädchen, das erröthend den keuſchen Blick aufs Mieder ſenkte.

„Da würde ich ſchön ankommen," erwiederte Lieschen leiſe. „Wenn ich auch wollte, darf ich ja nicht, ich hab's ja ſchon zweien, dreien abgeſchlagen."

„O ich ſchütze Dich, liebes Lieschen, vor jeder Beleidigung!" rief ritterlich der Jagdjunker, aber ſie beharrte auf ihrer Weigerung.

„Willſt Du nicht einmal ſelbſt mit Lieschen tanzen, Martin?" fragte Ewald, und griff nach der Zither. „Komm, ich will ſo lange für Dich aufſpielen!"

„Tanzen will ich nicht," erwiederte Martin; „aber wenn Sie ſpielen wollen — wenn Sie's können — da habe ich nichts dagegen."

„Ob ich's kann?" fragte jener halblaut mit einem feinen lächeln, und begann alsbald zu präludiren. Neugierig, ja halb und halb ungläubig blickten neu antretende Paare auf den neuangetretenen Spielmann. Jetzt begann dieſer einen wunderſchönen, noch ganz unbekannten Walzer, auch er handhabte das Inſtrument mit Meiſterſchaft, aber doch wieder ganz anders, wie Martin, er behandelte es heiterer. Martin hört ihm mit voller Freude zu, er faßt und drückt unwillkürlich Lieschens Hand.

„Horch nur, Lieschen, wie ſchön der Herr ſpielt! Ach wie ſchön! Das klingt ſo prächtig! Ach, wenn wir nur einen Triangel da hätten, da wollte ich den Triangel ſchlagen, das wäre köſtlich!“

Martins Augen leuchteten jetzt freudevoll. Kunſt und Liebe — Liebe und Klänge hoben ſeine Seele. Lieschen drückte auch ihm heimlich die Hand. Jetzt war er glücklich, der ſtille, tiefinnerliche Sohn des thüringer Waldes. Jetzt faßte er einen Entſchluß, der ihm bisher nur als heimlicher Wunſch das Herz erfüllt hatte. Er wollte Lieschen um ihre Hand bitten. Wenn ſie ihn nahm — oh, wenn ſie ihn nahm — welche Freude, welche Seligkeit! Wenn Lieschen ſein war! — Wie leicht konnte — wenn er ſich nicht erklärte — ihr Herz ſich dem Jagdjunker zuwenden, der ſo ſchön war und ſo gut, ſo freundlich und ſo fein? Wer kann Felſen bauen auf ein Mädchenherz? Dann wäre ſie ihm, dem Martin, verloren geweſen, ach und dann wäre ihm jedes Erdenglück verloren geweſen, ja, jedes.

Als der Tanz endlich endete, als die Mädchen aufbrachen, hätte Ewald gar zu gern Lieschen nach Hauſe begleitet, gemäß der Dorfſitte, aber ſie gab

Martin ihr Mädchen zu tragen, dem Jagdjunker gab ſie lachend die Hand zur Gutenacht, da er ihr ſeine Hand bot — er blieb zurück, ſah halb und halb verſtimmt dem Paare nach, das in der Winternacht ſich verlor. Es war in ſeinem Innern ein Gefühl für Lischen, wie wahre Liebe. Das Mädchen war gar zu lieb, gar zu ſüß, ein Engelsbild, ſo rein, züchtig, ſittig und unſchuldvoll. Das Herz war ihm heiß — er ging träumeriſch dem Paare in einiger Entfernung nach.

Der Fetzerhannes und der Döllefried, jeder hatte ſein Mädchen, jeder brachte ſeins bis an deſſen Wohnung, dort wurde noch eins geplaudert, geſchäkert, geneckt, dann mit einem Gutenachtkuß geſchieden. Beide hatten die gleiche Richtung, wie Martin und Lischen, aber lange nicht ſo weit — denn wie ſchon erzählt — Lischens-Mutterhaus war eines der letzten, abgelegenſten des Dorfes.

Die Lampe brannte noch, die Katze ſchnurrte noch, die alte Häuslerin ſaß und ſpann noch, als Lischen wiederkam, obſchon es ſchon ziemlich ſpät war. Die Alte ſah aus rothen Augen auf, und war verwundert, wie ſie gewahrte, daß ihre Tochter noch jemand mitbrachte, einen Burſchen, Martin. Und dieſer bot ganz freundlich guten Abend, doch verlegen, und faßte die dürre, runzliche Hand der Alten, und ſagte: „mit Verlaub, Mutter Annebärb', ich hätt' eine gar mächtig große Bitt' zu Euch, dürft mir ſie aber nicht abſchlagen."

„Muß es heut noch ſein?" fragte mit liſtigem, ſpöttiſchem Lächeln die Alte, und ſah den Martin mit ihren grauen gerötheten Augen feſt und durchdringend an.

„Ihr ſollt mir Euer Lischen zur Frau geben, ich will ſie gut halten, ſo wahr Gott lebt! — Ja? wollt Ihr?"

„„Nu, nu, nur nicht ſo gar ſehr preſſirt, Martin! Wollen's doch beſchlafen — man ſpringt nicht gleich mit zwei Beinen in den Eheſtand. Kannſt Du denn eine Frau ernähren, Martin? Sind's denn auch deine Leut' zufrieden? Verdienſt Du denn auch brav, haſt Du dir ſchon was geſpart?"" — So gegenredete und fragte die Alte, hochaufgerichtet, doch nicht unfreundlich, recht verſtändig, und Lischen machte ſich was zu ſchaffen, und zitterte.

Aber Martin antwortete auf alle Fragen der alten Mutter beruhigend und zufriedenſtellend, und ward beſchieden, am andern Tage wiederzukommen, man müſſe es erſt beſchlafen und mit dem lieben Gott zu Rathe gehen.

Und ſo ging Martin in hoffnungsvollen, ſeligen Gedanken ſtill durch den Schnee das Dorf entlang, da erblickte er den Jagdjunker, wie der des Weges ging, den er kam, und das Herz in der Bruſt erſchrak ihm, denn er dachte: das iſt der böſe Feind, der deine Liebe ſtört, der dein Mädchen dir untreu machen will, und es ging ihm durch das Herz wie ein Schnitt, wie eine furchtbare Ahnung.

Der Jagdjunker ſchlich wohl gar hinaus — noch zu Lischen?

Und Martin, in angſtvollen Gedanken, ſtand und ſah jenem nach, und jener ſtand und ſah nach Martin, als wolle er warten, bis Martin ſich entfernt habe.

Da ſtreifte ein Schneeball Martins blondes Haar, ein zweiter traf ihn hart auf den Hinterkopf; hätte Martin nicht dem Jagdjunker nachgeſchaut, ſo hätte ihn dieſer mitten ins Geſicht getroffen, und Ball auf Ball kam geflogen, und viele trafen ihn.

Martin deckte ſein Geſicht und ſprang auf die Werfer zu, hinter einem vorſpringenden Zaun, der ſie barg, ſtanden ſie, und lachten laut, Döllefried und Ketzerhannes, als Martin ſie anſchalt: „Was ſind das für Dummheiten? Ihr böſen Buben! Schämt euch! Was hab' ich euch gethan, daß ihr mich werft?“

„O blinder Märten!“ höhnte Döllefried. „Haſt du nicht den Junker geſehen?“

„„Den ſchönen Jäger auf der Spur deines Rehkälbchens?““ ſpottete Ketzerhannes.

„Ihr ſeid dumme Jungen!“ zürnte Martin.

„„Was? Du willſt uns ſchimpfen? Du dünne Darmſaite? Du Lackierpinſel? Du Stimmhammer? Ei, da ſoll dich!““ — Die kräftigen Burſche packten Martin an, wie ſie ihn heute ſchon einmal gepackt, nur noch weniger ſanft, er war nicht im Stande, ſich loszuringen, ſie warfen ihn in den Schnee, in eine hohe Windwehe hinein, darin augenblicklich der ganze Martin verſchwand; aber in demſelben Augenblick flog Döllefried von ſtarker Fauſt gepackt und geſchleudert an den Zaun, daß der Zaun krachte und ſchütterte, und aller Schnee, der darauf haftete, davon abrauſchte, und Fetzerhannes bekam einen Fauſtſchlag ins Genick und einen Tritt, daß er gleich vorwärts ſtürzte, mit dem Geſicht mitten in Schnee und Eis der Straße, während Martin als weißes Geſpenſt aus der Windwehe erſtand, den Schnee von ſich ſchüttelte, und da faßte ihn der Jagdjunker an der Hand und flüſterte ihm zu: „Lauf!“ und Martin lief, und wie die gefällten ſich fluchend emporrafften, war niemand da, an dem ſie ihre Wuth auslaſſen konnten.

Lischen lag in ihrem Bettchen und träumte von Zitherſpiel und Hochzeitkuchen, und bei der trüben Lampe Schein, die ſchnurrende Katze neben ſich, ſaß immer noch ihre Mutter, die arme Alte, die keine Hexe war, und legte die Karten — auf ihrer Tochter Glück und Zukunft. Nicht alle Blätter lagen gut, es drohte Sturm und Leid, Weh und Pein, aber es folgte auch Glück und Segen, Friede und Freude nach — wie ſie das wechſelnde Leben bietet, das immer mehr ein Pfad über

Dornen ohne Roſen als eine Wanderung durch einen dornenloſen Roſengarten iſt.

II.

Das Glück war da geweſen, die Roſe war zum vollen Entfalten geküßt, Sturm und Leid, Weh und Pein waren nicht fern geblieben dem thätigen Leben in dem kleinen Häuschen, darin der Inſtrumentenmacher Martin wohnte mit der lieben, blühenden jungen Frau, der guten Alten und einem kleinen, lieblichen Töchterchen.

Durch die meilenweiten dunkelgrünen Waldungen ſchreitet ein noch junger blaſſer Mann am knotigen Wanderſtabe. Er trägt eine leichte Sommermütze von ziemlich unbeſtimmter Form, ein rothbuntes Halstuch locker um den Hals geſchlungen und in einen Knoten geknüpft, daß die Enden auf die Bruſt niederhängen; eine Weſte von blaugeblümtem Zeug, mit bauſchenden, vollgeſtopften Taſchen und von auffallender Kürze, als habe ihr Träger ſie verwachſen; eine blaue Jacke von grobem Tuch mit alten weißen Metallknöpfen, auf deren jedem ein Pferdchen geprägt iſt, Beinkleider von eingelaufenem, geſtreiften, dunkeln Sommerzeug. Die Taſchen der Jacke ſtehen ziemlich weit auf, und laſſen ihren Inhalt erblicken, ein kurzes Tabackspfeifchen nebſt ledernem dazu gehörigen Beutel, ein reines buntes Taſchentuch und ein Schnappsbullchen. Die eine Weſtentaſche füllen Stahl und Stein und Feuerſchwamm an, die andere eine Schnupftabacksdoſe, deren Bild abgeſcheuert iſt durch langen Gebrauch. Auf dem Rücken trägt der Wanderer ein Reff, das iſt ein leichtes Holzgeſtell, wie es die Balſamträger des Thüringerwaldes zu tragen pflegen, welches aus zwei glatt gehobelten Latten, durch zwei Querhölzer verbunden, beſteht, an deſſen unterm Ende ein doppelter Boden vorſpringt, der einen Ausziehkaſten birgt, und auf welchen Boden die Schachteln mit den Arzneien, Eſſenzen, Pillen, Pulvern, Pflaſtern und Hirntabacken geſetzt werden. Dieſen Boden ſtützen zwei im Winkel aufſtrebende, an dem Fußende der Latten befeſtigte kurze Hölzer.

Der Wanderer war aber kein Balſamträger, er trug einige in Leinen und Wachstuch ſorgfältig eingewickelte Zithern, mit Bindfaden wohl befeſtigt, eine leichte Laſt, für ihn ſogar eine ſüße, und ſeiner eignen geſchickten, fleißigen Hände Arbeit.

Der Wanderer hatte ſchon einen ziemlich weiten Weg gemacht. Früh aufbrechend von ſeinem Wohnort, war er, obſchon er nach Ilmenau wollte, das er, wenn er dem geraden Wege folgte, in drei Stunden erreicht hätte — in entgegengeſetzter Richtung — nach Suhl gegangen, und hatte dort in einer Metallwaarenhandlung Zitherſaiten eingekauft; dieſe barg, nebſt Stimmhammer, kleiner Kneipzange, Bindfaden und dergleichen, der Ausziehkaſten am Reff. Von Suhl war er über Goldlauter herauf zur Schmücke geſtiegen, und hatte ſo bereits einen Weg von vier ſtarken Stunden zurückgelegt.

Hier oben auf der freien, ſonnigen Bergeshalde, vor dem Schmückehaus raſtete der Wanderer. Hoch, wie auf einer grasreichen Alpentrift, weideten hier zahlreiche Heerden die Matten ab, die ſich um das Haus breiteten und hinab zum tiefen Gelände ſenkten. Gegenüber hob ſich mächtig zum Himmel ragend mit grüner Baumkrone der Finſterberg, ſeitwärts ſtarrte ganz dunkelgrün der bewaldete Sachſenſtein empor. Drunten zog übers Nordſteck hin der Rennſteig, des Thüringer Waldes wunderſame uralte Hochſtraße.

Das Haus war von Fremden leer, wenige Menſchen außer den Wirthsleuten und den Hirten, waren zu erblicken. Ein junger Hirte geſellte ſich zu dem Wanderer mit einem traulichen: „Grüß Gott, wie geht's?“

Der Wanderer dankte und antwortete blos mit einem Seufzer.

„Woher des Landes? Wohin?“

„„Von Schmiedefeld — Suhl — nach Ilmenau.““

„Ich meint', ihr hättet Zithern?“

„„Wohl, die hab' ich!““

„Kann man ſie nicht ſehen? Was gilt denn eine?“

„„Sind nicht für Dich zu haben, Hirt, ſind beſtellt.““

Ohngeachtet der letztern, einen möglichen Käufer abweiſenden Antwort, begann der Wanderer doch den Bindfaden loszuneſteln, und aus der Umhüllung eine neue Zither zu wickeln, die er mit einem ganz eigenthümlichen, ſeelen- und liebevollen Blick anſah und dazu ſeufzte.

„Ja, nun glaub' ich's," begann der Hirte: „das iſt keine Achtgroſchenzither, die iſt nicht für mich, das iſt eine polirte, zeig' einmal her!"

Der Hirte griff nach der Zither — doch mit abwehrender Bewegung hielt jener ſein Inſtrument feſt, als ſei es zu gut, von ſo geringer Hand angetaſtet zu werden — und ſtimmte daran, und dann begann er zu ſpielen. Wehmuthvoll war der Ausdruck ſeiner Züge, ſtiller Ernſt miſchte ſich in ihnen mit einer wunderbaren innern Heiterkeit und Befriedigung. Ganz andächtig lauſchte der Hirtenknabe; er ſpielte die Zither wohl ſelbſt, aber nicht ſo. So hatte er's noch nie gehört, auch ſo einen in ſich gekehrten, innerlich bewegten ſeltſamen Spielmann noch nicht geſehen.

Martin — er und kein anderer war der Spielmann, endete ſein Spiel. Sorglich wickelte er ſein Inſtrument wieder ein, befeſtigte es wieder auf ſeinem Reff mit den knochigen Händen, die von Arbeit hart, und von der Politur braun gebaizt waren, und dennoch wußten dieſe harten Finger den Saiten ſo unnachahmlich liebliche Töne zu entlocken.

Martin zahlte dem Wirth ſeine kleine Zeche, hob ſich an den Tragebändern ſeine leichte Laſt auf den Rücken und ſchritt geſtärkt weiter. Voll Verlangen nach einer ſolchen Zither blickte der Hirtenknabe ihm nach. Es war ein herrlicher Tag; drunten im Flachlande ſchieden ſich ſchon die Jahreszeiten Frühling und Sommer, oder vielmehr, ſie ſchieden ſich nicht, ſie ſchmolzen in einander wie Liebende in lebenvoller, lebenzeugender Vereinigung; aber auf dieſen Höhen, dreitauſend Fuß über dem Meeresſpiegel, da war noch herrlicher Waldfrühling, alles noch ſo wunderfriſch, ſo grün, ſo lenzſonnig.

Dem Wanderer wurde ſeltſam zu Sinne, als er ſo einſam dahin ſchritt auf ſeinem ſtillen Waldesweg. Niemand war zu ſehen, kein Köhler, kein Jäger, kein Hirte, niemand begegnete ihm. Nur aus weiter und tiefer Ferne nahm er Menſchendaſein wahr. Dort, weit unter ihm in einem ſchauerlichen Waldgrunde ſtieg blauer Rauch eines Meilers empor; dort aus undurchblickbarer Waldwildniß ſchallte der Axtſchlag des Holzhauers — dort aus tiefem Thalbette erklang melodiſch das Heerdenglocken Geläute. Um ihn, auf ſeinem Pfad — war es feierlich ſtill.

Der Wanderer erſeufzte. „Ach wie ſchön iſt Gottes Welt! Ach, wenn es doch nur keine böſen Menſchen gäbe! Ach, was habe ich armer Mann nicht alles erlitten! — Nun — Gott hat es gewendet — Gott ſei Preis und Dank und den böſen ſei verziehen; ſie thaten's und wußten nicht was ſie thaten."

Die wehmuthvollſte Stimmung, die ſchmerzenreichſte Erinnerung überkam den wandernden Inſtrumentenmacher und Virtuoſen. Er war auf einer ſonnigen Höhe angelangt, ein Blick war vergönnt tief hinab in den Grund, darin die junge Ilm rauſchte, die poeſiegeweihteſte Tochter aller Thüringerwaldgebirgsquellen.

Hier raſtete der Spielmann, und es war nicht das erſtemal, daß er dieſes that. Etwas abſeit vom Wege, auf dem platten Strunk eines abgehauenen Baumes hatten bisweilen in der Mittagsſtunde Waldleute und Wanderer, die von Ilmenau oder Elgersburg herauf kamen und über dieſe Gebirgsleite ſchritten, einen Mann ſitzen ſehen von bleichem Anſehn, auf einer Zither ſpielend, der er nie gehörte, wunderbare Töne entlockte, einen Mann in der Tracht des Volkes, und dem Volke doch ſo fremd, ſo wenig geſprächig, ſo gar nicht mittheilſam, ſo ſtill, ſo ſinnend, ſo in ſich gekehrt.

Keiner hatte ihn angeredet, keiner ſein Spiel ſtören und unterbrechen mögen — keiner auch hatte Zeit gehabt, zu warten, bis jener Mann aufhörte zu ſpielen, und zu ſehen, wohin er ſich wende — und ſo war er ihnen erſchienen bald als ein Irrer, bald als ein

Geiſt, an den ſie ſich nicht heranwagten, der ihnen unheimlich, ja geſpenſtiſch vorkam.

Das Volk auf den Waldgebirgen iſt in ſeiner Mehrzahl noch ſehr abergläubiſch. Wie es an Hexen glaubt und an Kartenſchlägerinnen, an den Teufel und an den wilden Jäger, ſo glaubt es auch an Spukdinger, an Geiſter, welche in dieſer und jener Geſtalt umgehen, an verwünſchte Jungfrauen, an Nixen und Waldweiber, die in der Mittagsſtunde ſich zeigen, die an Wegen und Bächen ſitzen, auf Erlöſung hoffen und büßen für ſchlimme Thaten eines Daſeins, das noch mit irdiſcher Hülle ſie umkleidet hatte; ſo auch an Feuermänner, die als ſolche umgehen müſſen, weil ſie Grenzſteine verrückt, oder von des Nachbars Acker Furchen weg- und zu dem ihren gepflügt.

Warum ſollte nicht auch in dieſen hohen, ſtillen, öden Waldgehegen ſich ein geſpenſtiger Spielmann ſehen laſſen, aus irgend einer Urſache zum wandern und umgehen verdammt und verzaubert?

Dem guten Martin freilich kam es nicht in den Sinn, zu ahnen oder zu glauben, daß ſein Ausruhen an einer ihm lieben Stelle, bei der ein dichter Buſch ſein Reff vor den Blicken der Vorübergehenden deckte, und ſein Spiel auf dem geliebten Inſtrumente — jedesmal ſein liebſtes, weil es ſein jüngſtes, zuletzt gefertigtes war, ihn zum Gegenſtand einer abergläubiſchen Furcht machen könne und werde.

Als ſeine Ausruheſtunde auf der einſamen Berghöhe vorüber war, erhob er ſich, band ſeine Zither wieder ſorgfältig ein, belud ſich mit ſeiner Laſt und wanderte ſtill weiter — das Auge voll Thränen, das Herz voll unausſprechlicher Wehmuth und gottergebenen Friedens. Noch einen Trank aus dem ihm zur Seite zu Thale, zur Ilm niederrieſelnden Silberbrunnen zur Erfriſchung, dann weiter und weiter durch die Waldung dahin auf einſamem Pfad, voll Gedanken, voll Empfindung. Abwärts ſenkt ſich mählich dieſer Pfad, tief und immer tiefer, und immer durch Waldungen, unermeßliche Waldungen, längs der Sturmheide nieder, bis die freundliche Bergſtadt Ilmenau erreicht iſt. Noch einmal raſtet der Wanderer; er kann ſich am Felſenkeller einen Labetrunk nicht verſagen; er ſtäubt mit ſeinem Tuche ſich ab, er reibt mit Gras den Wanderſtaub von ſeinen Schuhen, er möchte, der friedliche, ordentliche Mann, auch ordentlich ausſehen, denn er will heute nicht blos wie ſonſt zum Kaufmann, der mit Zithern handelt, ſeine Waare tragen, nein, er iſt in ein gar vornehmes Haus beſtellt; der Sohn des Oberforſtmeiſters, der Kammer- und Jagdjunker Ewald von Bärwald hat eigens einen Brief geſchrieben, daß er an dem und dem Tage von Weimar aus nach Ilmenau kommen, dort und im Waldgebirge einige Zeit weilen werde, und eine oder mehrere gute Zithern von ihm, von Martin, dem beſten Inſtrumentenmacher weit und breit, kaufen wolle, und daß er ſich freuen würde, zu erfahren, daß es dem Martin gut gehe.

Noch niemals war Martin in einem vornehmen, adeligen Hauſe geweſen, deshalb bangte ihm halb und halb, dem ſchlichten Sohne des Gebirges, der gewohnt war, ſich ſelbſt als einen geringen Mann anzuſehen, und jetzt in tauſendfacher Verlegenheit, wie er ſich benehmen ſolle.

So trat Martin in das Haus, deſſen reinliches, in aller Weiſe Wohlſtand verkündendes Innere ihm vorkam, wie ein Fürſtenſchloß. Der Jagdjunker kam ihm ſchon entgegen, bot ihm mit herzlichem Gruß die Hand, half ihm, der lieben Bürde ſich entlaſten, führte ihn in die Wohnſtube, wo Mutter und Schweſter weilten, ſtellte ihn dieſen vor mit den Worten:

„Das iſt Martin, mein lieber Spielmann vom Walde.“

Martin hatte Anfangs keine Worte; er war ganz überraſcht. An der Wand die Bilder, in kunſtvollen Bauern die Vögel; die Fenſter voll herrlich duftender zum Theil exotiſcher Gewächſe; ein Blumentiſch, ein Bücherſchrank, ein Glasſchrank voll köſtlicher Geräthe und Nippſachen, auf alles fiel ſein Blick, ſprang von einem zum andern, und die vornehmen Damen, die würdige Frau Oberforſtmeiſterin, das holde, blühende Fräulein, die ihn anſprachen, wie einen längſtbekannten — es überwältigte ihn.

„Ach, wie ſchön iſt's bei Ihnen!“ brach er endlich aus. „Ach, hier iſt's, wie im Himmel!“

Es wurde ihm eine Taſſe Kaffee geboten — erſt glaubte er, die Höflichkeit verlange, dieſe auszuſchlagen, es mußte ihm zugeredet werden. Und Kuchen, köſtlicher Kuchen!

„Nein — gnädige Frau — nein, den nehme ich nicht.“ —

„„Doch, nehmt nur!““

Zögernd endlich nimmt Martin, aber er ißt nicht.

„Ach! — Wenn Sie gnädigſt erlauben — ſo bringe ich das Stückchen meinem kleinen Lischen mit.“

„„So biſt Du verheirathet, Martin?““ fragte mit Antheil der Jagdjunker.

„Ei gnädiger Herr! Wiſſen Sie's denn nicht? Wiſſen Sie nicht mehr? — Damals — das Lischen — wo Sie mit ihr tanzen wollten! Wo Sie mir überhalfen, wie mich die böſen Buben ſo tuſchirten!“

(Der Thüringer Waldbewohner bedient ſich gern fremdländiſcher Ausdrücke und Redensarten.)

„„Du haſt das ſchöne Lischen geheirathet! brav von Dir, Martin, das freut mich! Du weißt, ich kam ſeitdem nicht wieder hinauf nach Schmiedefeld. Erzähle uns, wie es Dir ergangen! Du biſt doch glücklich?““

„Glücklich? O lieber, junger Herr! Ach ja — ach Gott! Aber es iſt mir übel gegangen, mir und meinem Lischen. Ach — die böſen Menſchen! — Aber wollen Sie nicht die Zithern anſehen?“

„„Gern, lieber Martin, und Du ſollſt uns ihre Töne kennen lehren, aber dann erzählſt Du!““

Martin erhob ſich vom Stuhle, der ihm geboten worden war, um von dem auf dem Vorſaal hingeſtellten Reff die Zithern loszubinden. Es waren ihrer drei, eine Sopranzither, eine Discant- und eine Baßzither. Sie waren ſchön polirt, trefflich bezogen und von herrlicher Reſonanz. Die runde Schallöffnung im Reſonanzboden war mit einem breiten Farbenkreis moſaikartig ummalt, und mit einer doppelten kunſtvoll durchbrochenen Roſette, welche vergoldet war, geziert, und unterhalb des Stegs waren auf dem glatten Reſonanzboden zierliche ſchwarze Arabesken aufgelegt.

Martin nahm eines nach dem andern ſeiner Inſtrumente zur Hand, ſtimmte ſie, und betrachtete ſie mit wehmüthigem Ausdruck — in ſeiner Seele jammerte ein unausgeſprochener Trennungsſchmerz, wie der Schmerz der Trennung von einem geliebten Kinde. Aber dieſer Schmerz wich der Selbſtüberwindung und einem frommen Aufblick nach oben, der den Ausdruck der Verklärung annahm, als er nun die eine Zither in die Hände nahm, ſich wieder ſetzte, und zu ſpielen begann.

Martin ſchlug einen feinen die Seele durchbebenden Mollton an, und ließ dieſem eine ganze Reihe Accorde folgen, von denen immer einer wehmüthiger und ſchmerzlicher war, als der andere, bis ſie wieder in demſelben Mollton endeten, mit dem der Spielmann begonnen hatte. Es war, als liege ein ganzes Leben, ein Leben voll Schmerz und Wehmuth, voll Arbeit und Entbehrung in dieſen Klängen, in dieſer Stufenleiter empfindungvoller Töne. Die zuhörenden gewahrten, daß wohl nicht ohne Abſicht der Nagel des Daumens äußerſt kurz geſchnitten war, während Martin jenen am Zeigefinger hatte ſchier chineſiſch wachſen laſſen, und alſo nur mit einem Finger unbewußt einer nachmals aufgekommenen Mode huldigte. Mit dieſem Zeigefinger entlockte er der Zither jene tief ins Herz greifenden Töne, wie ſie nur außerdem noch auf der Alpenzither hervorgezaubert werden können, doch ohne alle grelle Schärfe, die das Gehör beleidigt haben würde. Mit dem Daumen ſtrich er die beruhigendſten, weichſten Töne aus den Saiten. Seine Hand, mit welcher er ſpielte, zeigte ſtark geſchwollene Adern, auch trat, während er ſpielte, eine ſtarke Ader auf der Stirn blau ſchimmernd, ſchwellend hervor; die Hand zitterte ein wenig, mehr Folge innerer Erregung vielleicht, als der gewohnten harten Arbeit.

Mancher Seufzer entſchlüpfte dem ſpielenden, und es war, als drängen die Töne, welche er weckte, tief, tief herauf aus der innerſten Kammer ſeines Herzens. Die Augen wurden ihm feucht, eine Thräne perlte über die bleiche Wange nieder, und fiel auf die Zither.

Martin hörte auf zu ſpielen, wiſchte die Thräne von der Zither, betrachtete die letztere noch einmal innig wehmuthvoll, und ſie ihrem Käufer überreichend, ſeufzte er nochmals: „Oach — oach — gear ſchööen — köſchtlich! — Oach! nu dazu änne Bratſche, änne Flöet, ä Hörnche — oach, das klingt lieblich, gar ſchööen un köſchtlich; doppelt ſchööen aber, da m' noch än Triangel dazu nibemt."

Nun gab Martin auch Saiten her; er war nur dieſer Saiten wegen nach Suhl gegangen, hatte einen Umweg gemacht von fünf Stunden, und es war nur naturgemäß, daß der Beſteller und Käufer der überbrachten Zithern ihm dafür eine Vergütung außer dem üblichen Kaufpreis reichte.

Martin wies dieſe Vergütung von ſich. „Ach — ich danke gar ſchön! Sie haben mir ja auch Kaffee gegeben und den Kuchen für's Lieschen! Was ſich das freuen wird! Ach und wie ſchön es bei Ihnen iſt! Die Pracht! Die Bilder! Das nur zu ſehen iſt ja ſchon Geldes werth."

Jetzt ſetzte ſich das Fräulein an das Fortepiano und ſpielte und ſang; ſie war eine ſeelenvolle Künſtlerin; der Eindruck, den ihr Spiel und Geſang auf Martin machte, war unbeſchreiblich. Er ſprach kein Wort, er ſeufzte nur, faltete die Hände, Thränen drangen aus ſeinen Augen.

Als das Fräulein geendet hatte, ſprach der Bruder zu Martin: „Nun, lieber Martin, erzähle uns, wie es Dir ergangen!“

Wie aus einem ſeligen Traum erwachend, blickte Martin um ſich.

„Ja ſo — ach lieber Herr! Mir war, als wär' ich im Himmel! Schöner, wie bei Ihnen, kann's dort nicht ſein. Ach, wenn mein Lischen das gehört hätte. — Ja, ſehen Sie, gute, gnädige Herrſchaft, das war ſo. Den Morgen nach jenem Abend, wo Sie, lieber junger Herr, in der Spinnſtube die Zither zum Tanze ſpielten, da kriegt' ich das Jawort von Lischen und der Alten, und da war ich glücklich. Da vergab ich allen böſen Menſchen, was ſie mir Leids gethan — und das war nicht wenig, es war mehr als genug — aber ſie ruheten auch nachher nicht. Auf unſerer Hochzeit — ja, da ließen ſie ſich's ſchmecken, da aßen und tranken ſie, was hinein wollte — und nachher ſprengten ſie aus, Lischens Mutter ſei doch eine Hexe, die Hochzeitbraten und Kuchen hätte der Drach' durch den Schlot gebracht, ſie hätte nicht geſchlachtet und nicht gebacken gehabt. Und das Bier hätte ſie aus einem dürren Birnbaum in der Mitternachtsſtunde gezapft. — Das war noch nicht das ſchlimmſte, Herr! Sie ſprengten auch aus, Lischen ſei mir nicht treu, und eine Zigeuneriſche *), die durch unſer Dorf kam, hätte geſagt, zum

---

*) Zigeunerin.

Wahrzeichen, daß die Alte eine Hexe ſei, und die Junge untreu, werde das Lieschen ein unglückliches Kindbett haben. Und das alles wurde mir und meiner jungen Frau haarklein erzählt, und da that ich einen Schwur, wenn ſolches zuträfe, ſo wollt' ich mir ein Leid anthun, verzeih' mir's Gott!“

„Ach — Gott verzieh mir's nicht, er ſtrafte mich, hart und ſehr. Mein armes gutes Lieschen hatte eine ſchrecklich ſchwere Niederkunft; das Kindchen kam endlich, aber ſo ſchwach, daß der Doktor ſagte: Das lebt keinen Tag. Da wurd' es mir ſchwarz vor den Augen, da glaubt ich an den verfluchten Trug, den ſie mir vorgeſchwatzt hatten, die böſen Menſchen, da hielt ich mein armes unſchuldiges Weib für treulos und ihre Mutter für eine Hexe. Und weil das Kind ſo ſchwach war, und nicht trank, und weil ich vielleicht in meiner Verblendung harte und ſchreckhafte Worte fallen ließ, da ſtieg dem Lieschen die Milch in den Kopf, und ſie wurde irrſinnig! Ach daß's Gott! Ach daß's Gott! Und da trat der Böſe zu mir und wiſperte: Siehſt du, Martin! Alles trifft ein! Alles! Nun halte auch dein Wort! — Da nahm ich in meiner ſtillen Wuth und Verzweiflung mein ſchärfſtes Werkzeug und ſchnitt mir die Pulsader auf. Da ſprang mein Blut aufs Wochenbett. Ach Gott, ach Gott, das Unglück! Die Alte kreiſchte auf und zeterte um Hülfe; mein armes Weib hatte faſt den Tod vor Schreck, doch ihr war's heilſam, der Schreck brachte ſie wieder zurecht — aber was mußte ſie leiden, welche Angſt, erſt um das Kind und nun wieder um mich! Und kein Chirurgus in Schmiedefeld! Das ganze Dorf lief zuſammen, ſie banden mich und verbanden mich — mir wurd' es dunkel — ich fiel in lange Ohnmacht. Ein guter Nachbar lief nach Stützerbach hinunter, zum Herrn Pfarrer, das iſt ein wahrer Doktor und Chirurgus, ach und ſo ein guter, guter Mann! Das iſt weit und breit bekannt; der kam auch gleich und verband mich richtig, ſonſt hätt' ich mich verblutet, trotzdem daß ſie mir ganze Lappen von Feuerſchwamm auf die Ader legten. Und wie ich mich wieder erholt hatte, da las er mir auch den Text gehörig, und ſcheuerte mich von wegen meiner gottloſen Frevelthat und ich mußt' ihm in ſeine Hand hinein einen heiligen und theuern Eid ſchwören, daß ich ſo etwas nicht wieder thun wolle. Der Herr Pfarrer verordnete auch etwas gutes für's Lischen und für das Kleine, und es machte ſich alles beſſer, das Kind trank und Lischen wurde geſund. Ich Eſelskopf aber hatte mit meiner Dummheit mir den meiſten Schaden gethan, denn ich hatte zwar die Ader nicht ganz, aber die Sehnen durchſchnitten, und kriegt' eine ſteife Hand, und konnte lange nichts ordentliches arbeiten. Aber nun war auch die Geſchichte herum gekommen, und die liebe Juſtiz miſchte ſich hinein, und da wurde ſie lange examinirt und inquirirt, bis alles an Tag kam

— und zuletzt blieb die Lüge und boshafte Verleumdung auf dem Tölleſried und dem Fetzerhannes ſitzen, der letzte war der Schlimmſte, und ſie wurden alle beide vier Wochen lang bei Waſſer und Brot eingeſteckt. Wurden uns dadurch nur noch feinder — doch hieß es recht: Deine Feinde dachten es böſe zu machen, Gott aber hat es gut gemacht! Oder wie es im Geſangbuche lautet:

„Deine Feinde jauchzten gern,
Ueber Deinem Falle,
Wach' und bete durch den Herrn
So beſiegſt Du alle."

„Der Fetzerhannes hat ſich nachher, als er wieder los war, ganz und gar der Wilddieberei ergeben, und ſitzt zu Weimar im Zuchthaus, und der Tölleſried lauft als Tagedieb und elender Lump im Dorfe herum, und kommt zu nichts — uns aber hat Gott geſegnet, dem ich mit tauſend Thränen meine böſe That abgebeten, er ſei gelobt und gepreiſt für und für!"

Der Erzähler faltete auf's neue ſeine Hände, ſah aufwärts mit verklärtem Blick und betete laut:

„Gott Vater, Dir ſei Preis,
Hier und im Himmel oben!
Gott Sohn, Herr Jeſu Chriſt
Dich will ich allzeit loben.
Gott heil'ger Geiſt Dein Ruhm
Erſchall je mehr und mehr.
O Herr, dreieiniger Gott,
Dir ſei Lob, Preis und Ehr!" —

Nicht ohne Rührung vernahmen die Zuhörer des ſchlichten, frommen Mannes einfache Erzählung — und als er ſchwieg, war es im Zimmer feierlich ſtill. Jedes Herz fühlte ſein Leid ihm nach, und freute ſich ſeiner Erhebung, ſeines innigen Gemüthes. So hatte auch an dieſem armen aber gemüthsreichen, geiſtig etwas beſchränkten aber gefühlvollen Mann und den ſeinen die helfende Gotteshand ſich bewährt und herrlich erzeigt.

Um ihn aufzuheitern, griffen die Geſchwiſter jetzt zu den neuen Zithern, denn auch das Fräulein verſtand die Zither zu ſpielen und auch ſie zog dieſe, gleich dem Bruder, der Guitarre weit vor, und beide begannen, nach kurzem erbaulichen Vorſpiel ein Lied zum Preiſe ihres Lieblingsinſtrumentes, das ein Freund auf ihren Wunſch eigens für ſie gedichtet. Sie behandelten das Lied als einen Wechſelgeſang, bald mit einer Stimme, bald zu zweien, und hatten dazu gar eine ſchöne anmuthige Singweiſe ſelbſt erfunden.

„Traute Zither klinge,
Sage mir und ſinge
Wer zuerſt dich trug?
Wer mit leiſem bangen,
Innigem verlangen
Deine Saiten ſchlug?
In den Saiten lebt es,
Aus den Saiten bebt es,
Eines holden Zaubers Zug.“

Martin war ganz Ohr. Das war ihm etwas völlig neues, von der Zither ſelbſt ſingen zu hören.

„Aber meinen Fragen
Kannſt nicht Antwort ſagen,
Traute Zither, du;
Denn du haſt nicht Worte,
Klang nur und Accorde,
Oder — tiefe Ruh.
Freundin, liebe, ſchöne,
Singe mir und töne,
Klinge, klinge immer zu!"

„Klinge, klinge immer zu!" wiederholte Martin leiſe einſtimmend, und ſein Herz wallte freudig auf, da er ſein Lieblingsinſtrument, ſeine Zither, die er gefertigt mit den eigenen, treufleißigen Händen, alſo preiſen hörte.

„Der Gebirgestannen
Tochter, dich, gewannen
Kundige Künſtler treu.
Auf dem Wald geboren,
Für den Wald erkoren,
Bleibſt du, alt wie neu.
Läßt dich mit Behagen
Gern in Hütten tragen,
Gehſt Paläſten ſtill vorbei."

„Ach! ach!" ſeufzte Martin ſtillſelig. Er ein Künſtler! Nie hatte ſein Herz daran gedacht, daß er, der beſcheidene, geringe Mann, ein Künſtler ſei. O wie hob dieß Wort ihn hoch empor, wie ſchwellte es ſeine Seele mit Entzücken! Aber zum Schluß der Strophe ſchüttelte Martin das Haupt — ſie war falſch, unwahr — ein Palaſt dünkte ihm ja die Wohnung, in welcher er jetzt ſo beglückt weilte, und in ihr feierte ja die Zither eben jetzt ihren ſchönſten Triumph.

Die Geſchwiſter ſpielten und ſangen weiter:

„Liebend blüht und labend
Dort am Feierabend
Deiner Töne Strauß.
Nächſt der Vögel Kehlen
Weißt du zu beſeelen
Manches kleine Haus.
In der Armuth engen
Hütten ſtreuſt mit Klängen
Du des Frohſinns Zauber aus!“

„Dach, wie ſchööen! Dach, wie ſchööen!“ rief Martin innig bewegt, außer ſich vor Töneluſt. Er hatte jetzt die Melodie gefaßt, er griff nach der großen Baßzither, er warf einen fragenden Blick auf die Geſchwiſter, die nickten ihm freundlich zu, und nun ſpielte Martin ſelbſt mit, und der harmoniſche Einklang dieſer drei Zithern rauſchte voll und ſtark wie Harfenſaitengetön durch das geräumige Zimmer und die geöffnete Vorhalle; und die Vögel ſchmetterten, die Sonne ſchien ſo hell durch die vom Laubgrün des virginiſchen Epheu vergitterten Fenſter, ja es war, als ob die Blumen ſtärker dufteten.

„Wenn der Seele Friede
In mir wird zum Liede,
Dann erfaß' ich dich:
Rühre leis die Saiten,
Klänge dann verbreiten
Lichten Glanz um mich
Alle Schatten fliehen,
Und wie Melodieen
Blühn Gedanken wonniglich.“

Martin blickte verklärt empor, wie vorhin, da er betete. Nie hatte ſolches ſelige Gefühl ihn durchbebt, erſchüttert, erhoben.

„Bleib du nur dem Walde,
Bleib der Bergeshalde,
Bleib der Bergmannsband!
Laß dich Saiten ſchlagen,
Laß dich Dichter tragen
Leicht am grünen Band.
Klinget, Zithern, klinget!
Singet Dichter, ſinget:
„Thüringen, du ſchönes Land!“

Die Geſchwiſter endeten ihr Spiel. Die Mutter freute ſich an Martins ſtillem Entzücken. Dieſer ſaß eine Weile ſprachlos, in tiefen Gedanken, dann erhob er ſich vom Stuhle, und ſprach mit bebender Stimme: „O haben Sie alle Dank, tauſend Dank, und für alles. Ich muß nun fort, heim, ich muß erzählen, wie gut Sie ſind, und wie geſchickt! Ach, das Lied, das möcht ich haben! Das wollt' ich ſpielen und ſingen jeden Abend — ja — der Vers vom Feierabend, der iſt gar zu ſchön. Ach, wie iſt mir mein Herz ſo voll!“ —

Vergebens nöthigten die Mutter und ihre Kinder Martin zum längern Bleiben.

„Nein, ich danke — oh, ich bliebe ſonſt ja gar zu gern. Aber der Weg iſt weit — mein Lischen kommt mir auch entgegen, bis auf die Höhe beim Chauſſee-Einnehmers-Häuschen. Ach, die Freud!“ —

„Und es giebt noch gar böſe Menſchen auf der Straße!"

Etwas Furcht und etwas Eiferſucht mochten in Martins innerm vergeſellſchaftet ſein, beide trieben ihn heim.

Die gute Oberforſtmeiſterin belud ihn mit Kuchen und Semmeln, und ſonſtigen Geſchenken, er nahm mit rührender Dankſagung Abſchied, der Jagdjunker begleitete ihn eine Strecke, Martin lud ihn ein, bald einmal ihn zu beſuchen.

Mit langgeſtreckten Schritten, im innern ſtill glücklich, wanderte Martin dem heimathlichen Dorfe auf dem kürzeſten Wege zu.

III.

Der Jagdjunker ritt an einem Sommernachmittag in die kühle Waldfriſche hinaus, durch Manebach und Stützerbach, am Gickelhahn und Gabelbach und Gabelbachshäuschen, wo die Waldmutter mit ihren Töchtern hauste, vorbei, hinauf nach Schmiedefeld zu. Eine eigenthümliche Sehnſucht trieb ihn, einmal den Zitherſpieler in ſeiner Häuslichkeit aufzuſuchen, zu ſehen wie er wohne, wie er walte und wirke, und das ſchöne Lieschen — wie es als junge Frau ſich nehme, ob ſie glücklich ſich fühle, ob Martin ihr Herz ganz erfülle? — Er dachte daran, wie er dem Mädchen gut gewe ſen, es ſo gerne ſein genannt — wie das Herz ihm damals unruhevoll geſchlagen, wie er nicht umhin gekonnt, Martin um ſein Glück zu beneiden — und wie er damals ſich ſelbſt überwunden, das Glück jenes jungen Paares nicht geſtört hatte, lieber nicht wieder hinauf gekommen war nach Schmiedefeld. Jetzt war Martin ſelbſt es geweſen, der neue Sehnſucht erregt, er hatte ihn ja eingeladen. Schon tönte der Hall der Feierabendglocke durch die reine Luft über des Dorfes Hochebene hin. Ewald ſtellte ſein Pferd im Wirthshaus ein, und wandelte durch das Dorf nach dem Häuschen zu, darin Martin wohnte, es war daſſelbe, welches dieſer an jenem Abend betreten, es gehörte Lischens Mutter, eines der letzten des Dorfes nach Suhl zu. Das Häuschen, rings mit Brettern umkleidet, ſah rußig und räucherig genug aus. Ein kleines Mädchen, Martins Lischen, ſpielte vor der Thüre, barfuß, im bloßen Hemde, es hatte hellblondes Haar und die blauen runden Augen ſeiner Mutter. Als es den fremden Herrn nahen ſah, that es einen Schrei und flüchtete ins Haus.

Die alte Mutter Annebarb fand Ewald am Kamin ſitzend und Kaffee kochend. Dieß war nicht etwa ein Luxusartikel; nein, Kaffee mit Kartoffeln iſt dem ärmern Theil der Thüringerwaldbewohner häufig Suppe und Mittagsmahl, Frühſtück und Abendeſſen, und welche Mißheirathen Arabiens edler Sohn da mit ſchnöden deutſchen Cichorien und gebrannten Runkelrüben einzugeben gezwungen wird, das iſt nicht zu ſagen.

Furchtſam und ſchüchtern flüchtete das Kind ſich hinter die am Heerd kauernde Großmutter, und dieſe blickte überraſcht den eintretenden an, denn der Beſuch eines fremden Herrn war ein kaum dageweſenes Ereigniß in der kleinen Behauſung. Daß Herr von Bärwald aus keiner andern Abſicht komme, als dem Schwiegerſohn einen freundſchaftlichen Beſuch zu machen, leuchtete dem Mißtrauen der Alten keineswegs ein. Indeß ſie führte den fremden Herrn in die Stube. Dieſe war reinlich bis in den engſten Winkel hinein, und bot den Anblick einer ſauber gehaltenen Tiſchlerwerkſtätte dar. Eine Hobelbank, eine Drehbank, Lattenwerk an den Wänden und über dem großen Ofen, der ſich in der Stube behaglich breit machte, gut den vierten Theil ihres Raumes einnehmend, aber auch ſein immerwährendes Verdienſt durch ſtarke Wärmeausſtrömung kund gab; denn auf dem Walde heizt man auch im Sommer beſtändig, und die hohe Lage des Ortes rechtfertigt dieſen Brauch, der nur den Fremden, denen das Holz ein theurer Ankaufartikel iſt, bisweilen als Mißbrauch erſcheint.

An den Latten längs der Wände hingen Inſtrumente, einige neue, mehrere alte zur Reparatur, und Modelle zu Violinen, Violen, Contrabäſſen und Zithern verſchiedener Größe. Der Werktiſch war mit allem und jedem blank gehaltenen Arbeitsgeräth, allen Schneidewerkzeugen, Bohrern, Zangen, Feilen, Hobeln, Kloben u. dgl. vollſtändig ausgeſtattet, und alles ſtand und hing in feiertäglicher Ordnung.

Kein Bequemlichkeitsmöbel war zu erblicken, während in andern derartigen Werkſtätten nicht nur gearbeitet, ſondern auch gegeſſen und geſchlafen wird. Hinter dem Ofen befand ſich ein ziemlich geräumiger Wandſchrank, in welchem Martin einige beſonders gelungene Lieblingsinſtrumente aufbewahrte, und ſeine wenigen Bücher. Die Stube war hellgelb angeſtrichen, die Decke weiß. Als Bordure lief eine grüne Ranke von der Erfindung des Tünchers rund um die Wand, welche eine wahrhaft rudimentale, will ſagen uranfängliche Kindheitform zeigte, der einfachſte byzantiniſche Typus.

Starker Geruch von Bernſteinlack erfüllte das Zimmer; dieſen keineswegs unangenehmen Geruch ſuchte der unbewußt höfliche Sinn der alten Mutter dadurch zu vertreiben, daß ſie ein Räucherkerzchen anzündete, und damit wedelnd in der Stube herumfuhr, bis ſie es auf den Simms des Ofens ſtellte, während Ewald, der es vor Hitze kaum im Zimmer aushalten konnte, das Schiebfenſterchen öffnete, um die Gluth und die vermählten Harzdämpfe beiderſeits in Gnaden zu entlaſſen. —

„Wo iſt denn Martin? Wo iſt denn Eure Tochter, liebe Frau?“ fragte Ewald.

„„Hä is obnig onn net derhämm, onn Sü hackt hallig Kartoffeln!““ *)

„Wo iſt denn Euer Acker?“

„„Wu dar Acker is?““ fragte die Alte, ſchwerhörig thuend und mit liſtig blitzendem Blick. Sie dachte in ihrem Sinne: Was haſt du denn danach zu fragen? Was haſt du denn auf dem Acker bei meiner Tochter zu thun? —

„Ja, liebe Frau, wo iſt der Acker? Ich will einſtweilen darauf zugehen, und dann wiederkommen, hier inne iſt es mir zu heiß.“

„„Hä is goar wiet!““ antwortete die Alte ausweichend. „„Hä find't 'n niet. Mech dücht — es dörft' änn druſſe noch heißer gewä'r,““ ſprach ſie mit witzigem Doppelſinn. „„Bli hä nur doa, bann hä mit Märtin ze thunn hat. Das Lische kimmt an ball bei.““

„Ich glaube, da iſt es ſchon!“ rief Ewald erfreut aus.

Das junge, liebreizende Weibchen war da; die Kartoffelhaue auf der Schulter, die Wangen von der Arbeit geröthet, barfuß, ein Tuch nach Waldſitte um den Kopf geſchlungen, ein buntes Halstuch leie über der vollen Bruſt — ſo trat ſie ein, friſch und unbe-

---

*) Er iſt ausgegangen und nicht daheim, und ſie hackt halter Kartoffeln.

ſangen, und erſtaunte, als ſie den Beſuch ſah, als ſie ihn erkannte. Höhere Gluth entbrannte auf ihren Wangen, nach dem Gruß ſenkte ſie verſchämt die langen Wimpern und dann verſchwand ſie ſchnell.

Dem jungen Mann überflammte es heiß. Lieschen ſah noch dem friſcheſten Mädchen gleich. Ihre nicht große Geſtalt, das runde Geſicht, das volle, dunkelblonde Haar, die feingeformte Naſe, der liebliche, luſtige Mund, die herrlichblauen, lang- und dunkelgewimperten Augen, die nette Geſtalt im ziemlich feſſelloſen Arbeitgewand, alles war reizend, alles verlockend.

Ueberraſchend ſchnell war Lieschen wieder da, ſie hatte raſch ihre Füße bekleidet, ihren Anzug ſittig geordnet, jetzt bot ſie die Hand mit lächelndem Blick, ja mit tiefem, bedeutungsvollem Blick, und ließ es geſchehen, daß der Jagdjunker ihre Hand mit Wärme drückte, und erwiederte den Druck und ließ ihre Hand in ſeiner Hand, unbefangen, wie ein ſchuldloſes Kind. Sie begann gleich von Martins Beſuch in der Stadt zu reden.

„Ach wie glücklich kam der heim! Ach, gnädiger Herr! Sie glauben's gar nicht. Und was er uns alles mitbrachte, und was er alles erzählt hat! — Komm Lieschen! Gleich giebſt d' dem Herrn ein Patſchhändchen! Der hat dir den Kuchen geſchickt, und den Zucker und die Semmeln, die der Vater mitgebracht hat!“

Da wurde das Kind zutraulich, und lugte ſchelmiſch hinter der Mutter hervor, und ſchnell wieder zurück, bis Ewald es fing und an ſich zog und abküßte.

„Ach, und Ihre gnädige Frau Mutter, was muß das für eine gute, fromme Frau ſein! Und wie gut und einig Sie alle zuſammen leben, wie die Engel im Himmel!“

„„Ja wahrzig!““ beſtätigte die Alte. „„Mi Suhn is orndlich beſſer geworn, ſiet hä ün der Stadt in ſelt vürnahme Hue g'wa'ſn is.““

„„Nun, ihr habt ja einen recht guten, braven und fleißigen Sohn, und du Lischen haſt einen ſo frommen und treuen Mann, daß ihr gewiß auch gut und glücklich lebt!““

„Ja, das iſt wahr!“ gab Lischen treuherzig zu. „Martin hat viel Beſtellung; er läßt ſich's gewaltig ſauer werden, und iſt jetzt der einzige Zitherfabrikant auf dem Walde.“

„„Dun die Zitharn ſinn noch das wangſte,““ (wenigſte) unterbrach die Alte, „„aber die annern Inſtrument — die mache's mieſte us.““

„Und alle ſpielt Martin ſelbſt aus dem ff, ſonſt könnte er ſie auch nicht ſo gut machen,“ fügte Lischen hinzu — beiden aber war anzuſehen, daß in ihrer Bruſt hinter alle dieſem Lob noch ein aber lauerte, das ſich nicht hervortraute.

Dieſes aber nun, das ſich verbarg, wie vorhin das Kind, wollte der Jagdjunker gern auch ſorgen, daher fragte er: „Ihr habt doch gewiß nichts am Martin auszuſetzen?“

„„Wann hä nurt niet alles gläubte, was nun die büſſe Lüt' vöriſchwatze!““ platzte die Alte heraus, und Lischen fügte leiſe und mit einem eigenthümlichen Blick hinzu: „Und wenn er nur nicht ſo ſchrecklich eiferſüchtig wäre!“

Dabei erröthete ſie über und über, und ſah ſchnell zum Fenſter hinaus.

„„Ja, däbak hä nur, dä die büſſe Lüt' meh verſümmd't hunn, das hä alsert gegläubt hat!““ — wollte die Alte nun eine lange Klageerzählung beginnen, als die junge Frau mit dem Rufe: „Da kommt Martin!“ vom Fenſter zurückfuhr.

Die Alte ging aus der Stube, ſich mit dem Kaffee zu ſchaffen zu machen, die Kleine folgte der Großmutter, die junge Frau blieb am Fenſter ſtehen, ſie wollte aus Schicklichkeitsgefühl den Gaſt nicht allein im Zimmer laſſen.

„Geh' ihm doch auch entgegen, Martin könnte dir ſonſt böſe werden!“ ſprach Ewald zu Lischen.

„Ach, bis Abends iſt er auch wieder gut!“ gab ſie lächelnd zurück. „Wie wird er ſich freuen, ſeinen lieben, guten Herrn zu finden!“

„Nun ich will es hoffen, wenn es nur wahr iſt! Sage mir Lischen! biſt du vollkommen glücklich?“

Lieschen lächelte mit einer wehmuthvollen Heiterkeit, ihr Herz hätte vielleicht antworten mögen: „Es giebt hienieden kein vollkommenes Glück, und wo iſt ein Menſchenleben, das keine Wünſche, keine Sehnſucht mehr hegt?“ aber ſolchen Gedanken ſolche Worte zu geben, vermochte die einfache Tochter des Waldes nicht, auch blieb zu ſo bedenklichen Wechſelreden und Antworten auf ſchwierige Gewiſſensfragen keine Zeit, denn Martin ging ſo eben am Fenſter vorbei, ſein in die Stube fallender Blick entdeckte in derſelben einen Fremden, und gleich wandte er den Kopf ab, ging raſch vorüber und bog in das Haus ein. Eben ſo raſch öffnete er die Stubenthüre, und ſein erſter Blick fiel faſt ſtarrend und finſter auf die Frau, ohne den Beſuch zu gewahren oder gewahren zu wollen.

„Nun Martin, ſiehſt du nicht, wer da iſt?“ fragte Lieschen, während die Alte hinter ihm drein in die Stube trat, und die Kleine ſich an ſeine Kniee anklammerte. Jetzt erſt ſah und erkannte Martin Ewald, und da er auch ſeine Mutter und das Kind gewahrte, fiel es ihm wie ein Stein vom Herzen, da er nun wohl denken konnte, daß jene beiden nicht allein beiſammen geweſen. Mit einem Seufzer entließ er ſeine argwohnvollen unnöthigen Sorgen, und grüßte den Gaſt mit herzlicher Freude, die aber doch von einer gewiſſen Befangenheit nicht frei war. Jetzt packte Martin aus, hatte jedem ſeiner Lieben etwas mitgebracht, bot in ſeiner Gutmüthigkeit ſelbſt dem Jagdjunker eine Semmel an, ſchalt, daß dieſem nichts vorgeſetzt worden ſei, weder Kaffee, noch Ziegenmilch, weder Butter, noch Käſe. Indeſſen alle dieſe ländlichen Herrlichkeiten erſchienen jetzt, man ſetzte ſich auf die harten Holzſtühle um den reinen Tiſch, Martin wuſch ſich die Hände, und holte dann, als alle ihren Kaffee vor ſich hatten, ſeine beſte Zither aus dem Schranke, ſetzte ſein Hauskäppchen auf, und ſich ſelbſt dem Gaſte gegenüber.

Martin begann zu ſpielen, und über ihn kam alsbald der milde Tönegeiſt, der ſchon durch Davids Harfenſaiten herzberuhigend ſäuſelte. Aller Argwohn, der einer der finſterſten Dämonen iſt, welche das Menſchenherz quälen, wich von ihm. Sein Blick ward ruhiger; er überflog alles, was ihm lieb war, mit dieſem ruhigen Blick, und immer rührender entlockte ſeine zitternde Hand den Saiten melodiſchen Wohllaut. Die alte Mutter ſah Martin ſo treu an, ſein Kind ſo liebevoll, ſeine Frau ſo eigenthümlich, den Gaſt verehrend. Zu den Inſtrumenten hob ſich Martins Auge, zu den Vögeln, Kreuzſchnabel und Zeiſig, ja ſelbſt der Rosmarinſtock und der Nelkenſtock im Fenſter empfingen ihren Antheil dieſer unausgeſprochenen Liebe, die nur in Klängen und in leiſen Seufzern ſich offenbarte.

Mit Virtuoſität gab nun Martin in ſeiner Weiſe die Melodie des Liedes wieder, welches er in Ilmenau vernommen und ſein Auge glänzte, als er die Strophe, die er treu behalten, die ſo ganz aus ſeiner eigenen Seele herausgeſungen war, mit leiſe bebender Stimme ſang:

„Liebend blüht und labend
Dort am Feierabend
Deiner Töne Strauß.
Nächſt der Vögel Kehlen
Weißt du zu beſeelen
Manches kleine Haus.
In der Armuth engen
Hütten ſtreuſt mit Klängen
Du des Frohſinns Zauber aus.“

Und wieder konnte Martin ſich nicht enthalten, wehmuthvoll auszurufen, während ſeine Augen im Thau der Thränen ſchwammen: „Ach wie ſchön, gar ſchön!“ nur wußte man nicht, ob dieß Lob dem Liede oder deſſen Dichter galt, oder dem eigenen Töneſpiel, denn das Inſtrument, dieſe Zither, war eine der vollkommenſten, welche es je gegeben, und Ewald rief ganz erſtaunt aus: „Martin! Das iſt ein Kleinod!“ Da reichte Martin ihm die Zither und ſprach: „Ja, es iſt meine liebſte, nehmen Sie dieſes Kleinod! Sein Sie zufrieden damit, es iſt mein Herzblatt!“ Zögernd ſprach Ewald: „Martin, ich ſollte nicht — ich will dir dein liebſtes nicht rauben — bei Gott nicht — aber die Zither iſt zu ſchön! Ich nehme ſie als Geſchenk von dir an, wenn ich dem kleinen Liedchen dafür auch etwas ſchenken darf. Und nun lebt alle wohl! Lebt wohl, alte Mutter, lebt wohl, junge Frau, lebt friedevoll, lebt eintrachtvoll und glücklich!“ Ewald beugte ſich zu dem Kinde nieder, küßte es und ſtreckte ihm einen harten Thaler in das Händchen. Er hing die Zither über, wie ein Troubadour, das ſtand ihm ſo wohl, ſo ſchön! Er ſah ſo ſtattlich aus in ſeinem kleidſamen Jägergewand, den Hirſchfänger an der Seite, den leichten Jagdhut, ſo ritterlich. Kein Wunder, wenn der blühende junge Mann Eindruck machte auf ein Frauenherz. Noch einen Handſchlag allen zum Abſchied, und der vornehme Beſuch trat aus dem Häuschen. Martin ließ ſich's nicht nehmen, das Geleite zu geben. Es war ſchon ziemlich ſpät geworden, der Abend war nicht dunkel, aber düſter. Dichte Nebel überſchleierten das Hochgebirge und ſenkten ſich von den Hochgipfeln wie Vorhänge über das Walddorf nieder.

Martin führte den Jagdjunker einen nähern Weg durch des Dorfes Gaſſen nach dem Wirthshaus, er ſchritt ſehr ernſt, ja ſchier tiefſinnend neben ihm her. Es kämpfte etwas in ihm.

Ewald bat ihn, mit einzutreten in das Wirthshaus, das jetzt erreicht war, und ſich ſo recht als eine Waldſchenke darſtellte. Die Hausflur, welche von einer brennenden Laterne matt erleuchtet war, zeigte ſich als ein dunkles, verräuchertes Chaos, in welchem alles mögliche durch einander lag und ſtand. An der Thüre hing ein ausgeweidetes, friſch geſchlachtetes Schwein, ein alter ſchmutziger Laden enthielt Fleiſch und Wurſtvorräthe; der Wirth trieb, wie alle Waldwirthe, Metzgerei.

„Ich muß hier ehrenhalber etwas genießen! Komm doch mit herein, Martin!“ ſprach Ewald; aber Martin hemmte ſeinen Schritt, er weigerte ſich.

„Gnädiger Herr! Ich danke, ich habe noch etwas vergeſſen, ich bin gleich wieder da!“ ſprach er, und eilte zurück.

In der Stube waren viele Gäſte, Fuhrleute und Holzleute, und tauſende von Fliegen. Hinter dem Ofen auf der Bank lag ein alter kranker Mann, der Wirth. Mehrere Männer ſchalten und fluchten auf die ſchlechten Waldwege, ein Wagen war ſtecken geblieben, es ſollte Vorſpann geſchafft werden.

Vor dem Jagdjunker wurde ein Imbiß hingeſtellt, ganz friſche Wurſt, Butter, alter, ſehr gereifter Käſe, ſchwarzes, ſehr ſchwarzes Brot, und dunkelbraunes, ſchäumendes Bier.

Die Fuhrleute verlangten nach einem Menſchen, der nach Vorſpannpferden laufen ſollte.

„Dort kommt der Döllefried, der kann danach gehen!“ ſagte ein Holzhauer. Man rief den genannten. Ein zerlumpter Kerl von elendem Ausſehen und laſterhaften Zügen trat ein, empfing den Auftrag und enteilte.

„Das iſt ein ſauberes Früchtchen, das!“ begann der Wirth hinter dem Ofen. „Der ſtirbt auch noch hinterm Zaun oder im Zuchthaus. Seine Leut' waren reich, er hat alles durchgebracht, hat jetzt kein Obdach und ſchläft in den Backöfen."

Dieſe Mittheilung würzte keineswegs Ewalds Brot, er legte ein abgeſchnittenes Stück ſchweigend aus der Hand.

„'S iſt doch ein miſerabler Hund, der Döllefried!" rief voll Unwillen der Holzhauer am Fenſter. „Da iſt er dem Martin begegnet, der einen Zitherkaſten bringt, und hat ihm die Mütze vom Kopf geſchlagen — mir nichts dir nichts. Der Lump!"

Ewald fuhr auf, ſeinen Liebling nöthigenfalls zu ſchützen oder zu rächen.

„Das iſt die Wuth, daß Martin das ſchönſte Mädchen im Dorfe zur Frau gekriegt hat," ſagte der kranke Wirth. „Das ärgert die Burſch' heint' noch alle Tag'."

Martin klopfte an das Fenſter und blickte in die Stube.

„Komm doch herein, Martin!" rief Ewald.

„Der geht nicht h'rein!" ſprach der Holzhauer. „Er fürchtet ſich, ſie uhzen ihn gar zu ſehr."

Ewald verlangte ſein Pferd und verließ die Stube. Draußen trat ihm Martin entgegen: „Lieber gnädiger Herr! Sie müſſen den Kaſten auch nehmen — in dieſer feuchten Luft können Sie die Zither nicht frei tragen, es wäre jammerſchade um ſie; ich habe nie eine beſſere gebaut. — Ach!"

„Warum willſt Du denn nicht einen Augenblick mit herein gehen?“ fragte Ewald. „Hier außen können wir doch die Zither nicht einlegen, komm doch und trink' einmal, du haſt mich ja auch bewirthet!“

Zögernd und ungern folgte Martin, und ſah ſich ſcheu nach allen Seiten um. „Es giebt gar zu böſe Leut! Ach, die machen mir gar vielen Kummer — ich kann es nicht vergeſſen. Die Buben ſind gar wild, gar ſchlimm!“

Martin ließ ſich endlich nöthigen zuzulangen, that es aber immer noch ſchüchtern und mit größter Mäßigkeit.

Nach Ewalds Aufbruch ging er noch eine lange Strecke neben Ewalds Pferde her, wenig ſprechend; er leitete den Reiter auf einen Waldpfad, welcher viel ſchneller als die mannichfach gekrümmte, ſteil abfallende Hochſtraße nach Stützerbach führte, und verabſchiedete ſich erſt dann, als er dem Reiter den ſichern, unfehlbaren Weg bezeichnet hatte.

Mit herzlichem Danke, mit guten Wünſchen ſchied Ewald von ſeinem Begleiter.

„Beſuchen Sie uns bald wieder, lieber gnädiger Herr!?“ rief Martin. Halb klang ſein Wort wie eine Bitte, halb wie eine Frage.

„Nein, guter Martin, nein!“ rief Ewald, und ſchüttelte Martin vom Pferde herab die Hand.

So ſchieden ſie von einander. Beide mit eigenen

Gefühlen, beide im innern tief bewegt und empfindend, was keine Worte künden können.

Der ſchlichte Spielmann beflügelte ſeine Schritte, es zog ihn mächtig heim nach ſeiner Hütte, ſeiner Liebe. Er ſchloß innigliebevoll ſein Weib an ſeine Bruſt, in ſeinen Augen glänzten Freudenthränen — ſie wußte nicht, wie ihr geſchah, was mit ihm war, was in ihm arbeitete? Er war wie einer, der das größte Opfer gebracht hat, um ſein beſtes Gut zu retten.

Der Jagdjunker fühlte von edeln und reinen Empfindungen ſein inneres erhoben, wie er ſo durch den abendlich dämmervollen, nebelumflorten, tiefſchweigenden Hochwald ritt. Er freute ſich des Beſitzes der neuen Zither, er freute ſich der Freude entgegen, welche Mutter und Schweſter über dieſelbe haben würden, und indem er ſich dieſe Freude lebendig ausmalte, und mit aller Abſicht ſeine Gedanken in die Zukunft lenkte, von der er eine andere Lebensſtellung, eine andere Wirkſamkeit hoffte, trat ein ſüßliebes, ſtill im Herzen getragenes Bild in die Duftſchleier der Vergangenheit zurück.

IV.

Wieder waren einige Jahre vergangen. Der vormalige Jagdjunker Ewald von Bärwald wohnte nicht mehr in der freundlichen Bergſtadt Ilmenau, ſondern ziemlich weit von ihr, und wirkte in einer höhern Stellung, die ſeinen Wünſchen und Herzensneigungen vollkommen entſprach, wohnend auf einem landesherrlichen Schloſſe in reizendſter Gegend. Er war als Forſtmeiſter auf einem Poſten, der ſeiner Thätigkeit den umfaſſendſten Wirkungskreis nach Luſt und Liebe bot. Unvermählt geblieben, bildete die würdige Mutter, die gemüthvolle Schweſter ſeine Familie.

Nach wie vor war und blieb die Zither das Lieblingsinſtrument beider ſich innigliebender Geſchwiſter. In den heimlich gemüthlichen Dämmerſtunden übten ſie das Spiel auf ihr fortwährend, ſangen manches Lied dazu, und erfanden ſich ſelbſt Melodie und Begleitung — denn gedruckte Noten zu Zitherliedern und Zitherſchulen gab es nicht — mit kundigem Sinne. Der junge Forſtmeiſter liebte nicht den Tabaksqualm der unvermeidlichen Caſino's, Harmonien und Reſſourcen, und welche Namen ſonſt alle dieſe geſelligen Männer-Vereinigungen führen mögen, die an ſich untadelhaft, der Hauptſache nach aber doch zugleich außerordentlich philiſterhaft für den ſind, dem nun einmal Tabaksdampf, biertrinken, kartenſpielen, zeitungenleſen und Erhitzung in politiſchen Meinungskämpfen nicht als Kundgebungen der Poeſie oder höherer Geſelligkeit erſcheinen: wenn er auch noch ſo gern, eingedenk des Suum cuique, jedem ſeine Freuden gönnt und keine ſtört.

Ein Herbſtabend dämmerte nieder. Des Forſtmeiſters Mutter und Schweſter waren in die am Fuße des Schloßberges gelegene Stadt gegangen, eingeladen in einen vornehmen Frauenzirkel. Ewald ſaß unter Büchern, Zeichnungen, Forſtkarten und mancherlei alterthümlichem Geräth, mit welchem ſein geräumiges, doch trauliches Zimmer ausgeſchmückt war, als Jagdhumpen, Armbrüſten, Saufedern, Hundepanzern, und was ſonſt auf alten geſchnitzten Schreinen ſtand und an Geweihen meiſt monſtröſer Art und daher ſelten und werthvoll, hing, und hielt jene Zither im Arm, die Martin ihm zuletzt gegeben.

Er ſpielte phantaſierend, die Saitenklänge weckten holde, wehmuthvolle Erinnerungen und eine namenloſe Sehnſucht nach einem unbeſtimmten etwas, das dem ſpielenden fehlte, wie denn den meiſten Menſchen immer etwas zu ihrem vollen Glücke fehlt, leider immer das beſte, und den beſten Menſchen am meiſten. Jetzt ſang Ewald mit halblauter Stimme, mit leiſem Spiel, zu ſanften, elegiſchen Mollakkorden:

„Wenn ich meine Zither ſpiele,
Denke ich voll Liebe dein,
Unausſprechliche Gefühle
Strömen wonnig auf mich ein.
Still gedenk' ich mancher Stunde
Wo du nah' geweſen biſt;
Mancher auch, wo tief und ſchmerzlich
Meine Liebe dich vermißt.“

Außen an der Thüre lauſchte ein fremder Mann. Er war weither gewandert gekommen. Er war den Schloßberg heraufgeſtiegen, und hatte im Vorbau, wo eine Schänkwirthſchaft gehalten werden durfte, ſeine nicht ſchwere Bürde abgelegt. Als er nach dem Herrn Forſtmeiſter fragte, ward ihm geſagt, er möge nur gleich rechts im Hofe durch das zweite Treppenthor ein- und die Stiege hinaufgehen, da komme er an des Herrn Forſtmeiſters Zimmer, auch werde er gleich den Bedienten finden, wenn er an die erſte Thüre unten links anklopfe.

Die Leute, die ihn ſo beſchieden, waren beſchäftigt, achteten weiter nicht des Wanderers, und dieſer folgte der Weiſung ohne weiteres, fand aber die untere Thüre zum Bedientenzimmer verſchloſſen, und ſtieg die Treppe hinan.

Zitherklänge hallten von oben ihm entgegen, ſie zeigten ihm den ſichern Weg im hohen, ſchon dämmerungerfüllten Treppenhaus des fürſtlichen Jagdſchloſſes, welches große geſchnitzte Hirſchköpfe mit ſtattlichen Geweihen zierten; er bedurfte eines andern Wegweiſers nicht, ſo ſpielte, außer ihm, kein Menſch auf Erden die Zither, als nur der, den er ſuchte. Aber er wagte noch nicht anzuklopfen, zu ſtören, wagte nicht einzutreten. Er blieb ſtehen, er lauſchte, er hörte jedes Wort des Sängers.

Und dieſer ſang weiter:

„Jugendbild aus frühen Zeiten,
Lieblich lächelt mir dein Blick.
In den Klang der Zitherſaiten
Bannt ſich der Erinn'rung Glück.

Nimmer hab' ich dich beſeſſen —
Ach — es ſollte ja nicht ſein;
Nimmer kann ich dich vergeſſen,
Und ſo bleibſt du ewig mein.“ —

Der Sänger ſchweigt, er läßt die wehmüthigen Mollakkorde leiſe verklingen, wie einſt Martin that, als er in Ilmenau die Zither ſpielte — er zaubert dieſelben ſchmerzvollen Töne hervor — wie jener vermochte. Da war's, als ob es anklopfte.

Der Zitherſpieler im Zimmer überhört es.

Noch einmal klopft es leiſe, ſchüchtern an.

„Herein!“

Die Thüre geht auf, eintritt ein Mann in gebeugter Haltung, ſo auffallend bleich, daß in der Dämmerung ſein Geſicht an Mondſchein erinnert.

„Martin! Himmel! Guten Abend! Welch ein unverhoffter lieber Beſuch!“

Martin hat keine Worte, er hat nur ſchluchzen, nur Thränen; ſchon draußen waren ſie heiß und zahllos auf ſeine Hand geträufelt, als er ſie auf den Drücker der Thüre hielt, und ſein Haupt darüber, und jenem Spiele und Geſange lauſchte.

„Nun, Martin! Was haſt du denn? Was iſt dir? Ich glaube, du weinſt?“

Ein tiefer Seufzer antwortete der Frage. Ewald rückte Martin einen Stuhl, den der, vom weitem Gang ermüdete gern annahm, und dann legte er die Hände zuſammen und ſagte: „Ach! Herr Forſtmeiſter! Ach ich armer Mann! Ach mein gutes Lischen!“ —

„„Du bringſt doch keine ſchlimme Nachricht, Martin?““

„Für mich die ſchlimmſte, lieber gnädiger Herr Forſtmeiſter! Gott hat mich heimgeſucht — denken Sie nur — ach! — ich bin Wittwer!“

Schmerzlich traf dieſes Wort Ewalds gefühlvolles Herz; er faßte mit ſeinen beiden Händen Martins harte, kalte Hände und rief: „Armer Martin! Iſt es denn möglich?“

Martin weinte, wie ein Kind. Er vermochte lange nicht, ſich mitzutheilen, endlich rang ſich's aus ſeinem blutenden Herzen los.

Lischen war zum zweitenmale ihrer Entbindung nahe geweſen, da war, von ruchloſer Hand entzündet, ein hochaufgethürmter Holz- und Reiſighaufen, der für den Winter emporgeſchichtet, nahe dem Häuschen Martin's lag, in Brand geſteckt worden. Das Häuschen ſelbſt wurde beim ſtürmiſchen löſchen, beim auseinanderreißen des Holzes hart beſchädigt. Eine zu frühe Niederkunft, ein todes Kind und das Hinſcheiden des noch ſo jungen, ſchönen, allgemein geliebten Weibchens waren die Folge der ruchloſen Frevelthat. Was half es, daß man auf den boshaften Thäter rieth, ihn einfing, ihn zum Geſtändniß brachte? Döllefried war der Thäter. Was half es, daß er verhaftet, verurtheilt, in das Zuchthaus abgeführt wurde? Das friedliche, harmloſe

Glück einer Familie war zerſtört, eine gebrechliche Alte ihrer Stütze, ein hülfloſes Kind der Mutter, ein liebender Mann der Gattin beraubt. —

Ewald ließ Martin ſich ausweinen, ehe er ſuchte ihn zu zerſtreuen und aufzuheitern. In ihm ſelbſt weinte der Schmerz ſtill, theilnehmend, um jene verklärte.

Endlich ſagte Martin: „Lieber gnädiger Herr! Vorhin hörte ich Sie ein Lied ſingen — ach, das war gar zu ſchön, das möcht' ich noch einmal hören, und noch tauſendmal! Wollten Sie es mir noch einmal ſingen? mir es aufſchreiben? es war ſo etwas troſtreiches darin — für mich. Ich habe mir's gleich gedacht, daß ich bei Ihnen einen Troſt finden würde, und darum habe ich meines Lischens friſches Grab verlaſſen, und bin auf und davon gegangen, her zu Ihnen. Sie haben Lischen gekannt, und — geſchätzt; ich dachte, Sie vor allen Menſchen würden am erſten mitfühlen, was ich verloren habe, und was ich leide.“

„„Gewiß, guter Martin, du haſt dich nicht getäuſcht. Ich leide, ich weine mit dir!““ ſprach Ewald, und Martin fuhr fort, dem Drange nach Mittheilung folgend, den ſein tiefer Schmerz, ſein unerſetzlicher Verluſt hervorrief: „Denken Sie, lieber Herr Forſtmeiſter, auf dem Todenbette, ſchon halb im ſterben, in ihrer Seelenangſt hat das ſelige Lischen mir die Hand gedrückt, und hat geſagt: Martin, mein Martin! Du warſt immer gut gegen mich, und haſt mich lieb gehabt, aber doch nicht genug! Du warſt zu leichtgläubig, du haſt arge Gedanken gegen mich gehabt. So wahr Gott lebt, und ſo wahr ich ſelig werden will — ich bin immer mit Herz und Seele dein geweſen, niemals hat mein Herz an einen andern gedacht oder an einem gehangen, niemals hat mich verlangt nach einem andern! Du haſt mich unſchuldigerweiſe mit Eiferſucht gequält; ich will dir's verzeihen, weil du's aus Liebe gethan!“ —

„Ach — das hat mir ins Herz geſchnitten; ach, da bin ich vor ihrem Bett auf die Kniee gefallen und habe ihr meine Eiferſucht abgebeten, und da iſt ſie ſanft und ſelig geſtorben, und hat noch mich und ihr Kind geſegnet.“

„Nun bin ich her zu Ihnen gekommen und habe ein Paar ganz gute Zithern mitgebracht — und wollte Sie um etwas recht ſchön bitten, lieber Herr Forſtmeiſter. Die Alte iſt ſtumpf und durch den Schrecken beim Feuer contrakt worden, ſie lebt kein halbes Jahr mehr — ich — lebe auch nicht lange mehr, das weiß ich — es zieht mich ihr nach — ſie zieht mich nach. Mein Kindchen — mein kleines Lischen — nehmen Sie ſich ſeiner an; ich hab' ein Paar hundert Thaler geſpart — das Häuschen iſt, wenn die Alte tod iſt, auch noch zweihundert Thaler werth mit dem Gärtchen und Aeckerchen, das Werkzeug, und was noch da iſt von Inſtrumenten — es iſt doch etwas, für das Kind.

Sie ſollen, das bitte ich inſtändig, Liſchens Vormund ſein!“ —

„„Dein Vertrauen, lieber Martin, iſt groß und rührend!““ erwiederte Ewald; „„allein du ſprichſt ja, als wollteſt du gleich dein Teſtament machen. Du biſt ja noch ein junger Mann! Kannſt wieder freien!““

„Mich freut nichts mehr auf dieſer Erdenwelt!“ verſetzte Martin trauervoll. „Ich fühl's, daß ich es nicht lange mehr mache!“

„„Nun, wir wollen das weiter beſprechen! Du bleibſt doch heute Nacht auf dem Schloſſe, biſt mein Gaſt!““ ſprach Ewald, und begann wieder das Inſtrument zu erfaſſen, um Martin auf andere Gedanken zu bringen.

„Ach, das iſt ja noch die ganz Gute!“ rief dieſer auch ſogleich wehmüthig freudig aus, als er die Töne der Zither hörte. „Ach, bitte ſchön, noch einmal das Lied von vorhin.“

„„Ich will es dir ſingen, und es dir abſchreiben!““ verhieß Ewald. „„Horch, wenn du es ſingſt, und wenn du dabei an das ſelige Liſchen denkſt, ſo muß es alſo lauten:

„Wenn ich meine Zither ſpiele
Denke ich voll Liebe dein.
Selig ſchmerzliche Gefühle
Strömen wogend auf mich ein.

Still gedenk' ich mancher Stunde,
Wo du mein geweſen biſt,
Herz an Herz und Mund am Munde
Wo ich ſelig dich geküßt!"

Martin lauſchte andachtvoll. Jedes Wort ſuchte er ſeinem Gedächtniß einzuprägen.

„Jugendbild aus goldnen Zeiten,
Liebend lächelt mir dein Blick.
In den Klang der Zitherſaiten
Miſcht ſich der Erinn'rung Glück.
Glücklich hab' ich dich beſeſſen,
Selig, ſelig war ich dein!
Nimmer kann ich dich vergeſſen,
Und ſo bleibſt du ewig mein."

Tauſend Schmerzen erwachten in Martins Innern, aber ſie waren ihm heilſam, wie die Arzenei aus der bittern Wurzel eines Heilkrauts vom Gebirge.

Bald ſuchte Martin die Ruhe.

Als die edlen Frauen, Mutter und Schweſter des Forſtmeiſters, am Abend nach Hauſe kamen, erzählte Ewald ihnen von Martins Beſuch; ſie beklagten theilnehmend deſſen herbes Geſchick, doch freuten ſie ſich, ihn am andern Morgen zu ſehen.

Aber als am andern Morgen der Diener zu gewöhnlichen Verrichtungen in ſeines Herrn Stube gehen wollte, hingen außen an den Pfoſten zwei neue, wunderſchöne Zithern.

Martin war hinweg ſammt ſeinem Reff. Er hatte drei Zithern darauf gehabt, die dritte hatte er wieder mitgenommen.

Martin war in ſein Dorf zurückgekehrt, aber immer ſtiller, immer tiefer in ſich verſunken — er arbeitete wenig mehr, vollendete zwar alle angefangene Arbeiten und gab ſie ab, aber begann keine neue. Bald begrub er ſeine Mutter; mit rührender Innigkeit hing er an ſeinem Kinde, das er in die Pflege einer Verwandten gab.

In Mondnachten hörte man Martin oft ſeine traurigen melancholiſchen Weiſen ſpielen, die ſchaurigſchön durch die Stille klangen. Oft auch ſchweifte er im gedankenvollen Sinnen durch die Waldeinöden des Hochgebirges.

Man ſah ihn auch öfter an jener Stelle hoch oben am Silberbrunnen auf dem grauen Baumſtrunk ſitzen, die Zither ſpielend — ſchier geſpenſtiſch anzuſehen, und hörte ihn in leiſen, unverſtändlichen Klagetönen dazu ſingen. —

Als das kleine Häuschen mit Zubehör verkauft war, des kleinen Lischens Vermögen geſichert — kehrte der Vater nimmer heim — wurde nirgends gefunden — vergebens in öffentlichen Blättern gerufen — vergebens wurden auch Nachforſchungen nach ihm angeſtellt. Er blieb verſchwunden.

Der Forſtmeiſter Ewald von Bärwald erklärte vor Gericht, daß er bei dem kleinen Lischen Vaterſtelle übernehmen wolle, daß ſeine Mutter und Schweſter das Kind erziehen wollten, und ſo kam es in die beſte Pflege, in die edelſten Hände.

Oft noch in ſtiller Abenddämmerſtunde, wenn das Kind, das ganz ſeiner Mutter holdſelige Züge trug, um ihn ſpielte, ſang Ewald zu ſeiner, zu Martins Zither:

„Jugendbild aus frühen Zeiten
Lieblich lächelt mir dein Blick;
In dem Klang der Zitherſaiten
Blüht mir der Erinn'rung Glück
Nimmer hab' ich dich beſeſſen,
Ach — es ſollte ja nicht ſein!
Nimmer kann ich dich vergeſſen.
Und ſo bleibt dein Kind doch mein."

Bald verklang die Erinnerung an Martin zur Sage. Das Volk vergißt ſchnell das wahre, und prägt das phantaſievolle, traumhafte ſich dafür um ſo lieber und unverlöſchlich ein. Viele wollen in ſpäterer Zeit in jener einſamen Waldwildniß den bleichen ſchwermüthigen Zitherſpieler ſitzen geſehen haben, viele auch hatten dort, ohne etwas zu ſehen, nur leiſen melancholiſchen Saitenklang vernommen, und ſo nannte das Volk in ſeiner ſichern Weiſe, Namen zu geben, die hohe Strecke am Gebirgsſattel über dem Silbergraben, zwiſchen dem Thale der Ilm- und jenem der Geraquellen — die Spielmannsleite.

Die

Tochter des Geheimniſſes.

Das einſame Haus.

Sanfter Naturfriede iſt ausgebreitet über eine ſtille Gegend, deren ferner Horizont durch blaue Gebirgsketten geſäumt wird. Ein Wäldchen von Lerchentannen, Fichten und Kiefern bedeckt den Flächenraum einer Viertelſtunde und iſt von einem hohen Wildzaun umfriedet.

Ueber die Baumwipfel dieſes Wäldchens ragen die Giebel eines Landhauſes empor, aber auch nicht höher und es iſt zu erwarten, daß, wenn die Bäume noch etwas mehr gewachſen ſein werden, binnen wenigen Jahren auch dieſe Giebel dem Blick deſſen entzogen werden, der allenfalls Antheil daran haben könnte, nach jenem Hauſe hinzuſehen.

In ſtundenweite von dieſem Wäldchen liegt kein Dorf, kein Gehöft, keine Mühle; die Gegend um daſſelbe iſt nicht angebaut, ſie beſteht aus flachem Haideland, hie und da mit niedriger Birkenwaldung beſtanden, und iſt faſt völlig menſchenleer. Meilenweit abwärts ziehen belebte Straßen — kaum daß ein Weg, deſſen Räderſpuren zu verraſen beginnen, von einer Seite her nach dem Gatterthor der Umzäunung führt und durch jene melancholiſche Waldung nach dem einſamen und nicht geräumigen Landhaus hinleitet. Nur an einem beſtimmten Wochentage beſchreitet dieſen Weg, von fernher kommend, ein mit mancherlei Lebensbedürfniſſen, Briefen, Kleiderſtoffen und dergleichen beladener Bote — ſonſt niemand.

Vor dem Haus breitet ſich ein kleiner Hof aus, ebenfalls beſonders umzäunt, und hinter erſterem befindet ſich der Luſtgarten, von einer hohen Mauer umfangen, über welche, dicht an dieſelbe angrenzend, von außen die Waldbäume ſchauen.

Der Garten iſt klein, aber zierlich und wohlgepflegt. Einige Becken mit ſpringenden Brunnen, die ſich aus wunderlich geformten Phantaſiethieren ergießen, einige Statuen von Zwergen, die gerade nicht den Schönheitsſinn zu erwecken oder zu befriedigen vermögen, und mehrere größere und kleinere Blumenäſche dienen ihm zur Zierde. Die Beete ſind im Schnörkelſtyl wunderlich genug durchſchnitten und abgetheilt, und die Wege ſind mit dem feinſten Kies beſtreut.

So klein der Garten iſt, ſo hat er doch an der einen Seite längs der Mauer einen Laubengang von kunſtgerecht zugeſchnittenem Taxus, in welchem auch während der größten Hitze die angenehmſte Kühle herrſcht, die von der Nähe der künſtlichen Brunnenanlage noch genährt wird.

Es iſt hoher Sommer. Schwüle liegt über der Flur.

Der Odem des Waldes zittert im ausdünſten — über dem Purpurmeer des blühenden Haidekrauts ſchwebt ein beſtändiges Summen, erregt von den Milliarden emſiger Honigbienen, welche ihr Inſtinkt meilenweit herbeifliegen ließ, hier ihre liebſte ſüßeſte Nahrung zu ſuchen.

Die Vögel, die in dieſer Waldung niſten, ruhen und ſchweigen. Von den Bewohnern des Hauſes iſt niemand ſichtbar — vielleicht hat es keine.

Und was iſt es für ein Haus? Ein Jagdhaus iſt es nicht, ſonſt würde irgend ein Sinnbild und wär' es auch das einfachſte Hirſchgeweih, auf dem Firſt oder über der Thüre angebracht, es als ſolches erkennbar machen. Ein Edelſitz iſt es wohl ebenfalls nicht — ſo einſam wohnt kein Beſitzer eines Rittergutes — man erblickt keine Stallung, keine Nebengebäude — die auch in der Nähe des kleinſten gutsherrlichen Gebäudes ſich befinden. Und für ein fürſtliches Landhaus iſt es ebenfalls in allzukleinen Verhältniſſen, es müßte denn irgend ein Mann oder irgend eine Dame von Einſiedlerlaune befallen worden ſein, und ſich in dieſe tiefe Stille, in dieſe völlige Abgeſchiedenheit von der Welt verſenkt haben, zufrieden mit dem wenigſten. — O dieſe Laune — dieſe Neigung — dieſe Stimmung kann wohl Menſchen überkommen, denen die Welt weh gethan, und die der Welt überdrüſſig geworden, die ſie ſelten alle Wünſche des Herzens erfüllt!

Aber ſolche Einſiedler bewohnen das einſame Haus nicht.

Rühren wir mit dem Wunderſtabe der Dichterallmacht an des Hauſes Wand, und gebieten ihr, ſich in Kryſtall zu verwandeln, auf daß wir hineinſchauen.

In der Flur ſitzt auf einer Art Kanapee von Flechtwerk, deſſen Rückenlehne und Füße aber reich und phantaſtiſch geſchnitzt ſind, ein bejahrter Mann in einfacher Kleidung, vielleicht ein Diener; doch trägt dieſer Mann keinerlei Livree oder Abzeichen, das ſeinen Stand äußerlich kennbar macht, ſein Anzug iſt einfach und ſchlicht, bequem und ſehr rein.

Der Mann hat auf dem Haupt ein Sammtkäppchen getragen, da ſich aber dieſes Haupt vom Schlummer überwältigt, nach vorn geneigt hat, ſo iſt jenes herab und auf ſeine gefaltenen auf den Schoos zuſammengelegten Hände gefallen; er ſcheint im Gebet entſchlummert, ſcheint von der drückenden Schwüle des Sommernachmittags überwältigt; ſein Scheitel iſt ſchon ziemlich kahl.

In dem Flur iſt es angenehm kühl, und dieſe Kühle hat ſich auch der kluge Haushund zu Nutz gemacht; er liegt auf den glatten Steinplatten möglichſt ausgeſtreckt, doch iſt ſein Schlaf unruhevoll, denn die Fliegen peinigen ihn, und er bewegt bald die Ohren, bald zuckt er mit den Füßen, bald ſchnappt er haſtig, und läßt bald darauf ſein auch ein wenig altermüdes Haupt, halb geöffnet und die Zunge lechzend herausſtreckend, wieder niederſinken.

Aus dem Flur, deſſen Vorderthüre von innen verrieriegelt iſt, geht eine Hinterthüre in den Garten, die einzige Thüre, durch welche dieſer betreten werden kann.

Das Erdgeſchoß dieſes Hauſes hat zur Rechten eine Wohnſtube mit Alkoven, und die Küche mit kleiner Speiſekammer; zur Linken iſt das Treppenhaus, der Kellereingang und eine zweite Stube mit anſtoßender geräumiger Kammer, in welcher unter grünſeidnen Betthimmeln zwei Betten ſtehen.

Auf einem dieſer Betten hält eine Frau, vielleicht von fünfzig Jahren, Sieſte.

In dem Alkoven des erſtangeführten Zimmers thut eine jüngere Perſon, etwa von dreißig Jahren, das Gleiche — ſie ſchläft ſanft athmend, und ihr ruhiger Schlummer verräth ein im Gleichmaaß friedlich und leidenſchaftfrei ſchlagendes Herz. Im Fenſtergeſims ſitzt eine ſchöne dreifarbige Katze und ſchläft.

Entkleiden wir das Mährchen vom Dornröschen einigermaaßen von ſeinem phantaſtiſchen Apparat, und erblicken dieſes von einem Walde faſt verhüllte Haus in einſamſter, menſchenleerer Gegend, und Menſchen und Thiere darin in anhaltenden Schlummer verſunken, ſo dürft' es uns faſt ein verzaubertes Haus dünken und zur Frage anregen: wo iſt denn nun Prinzeſſin Dornröschen? Denn jene ſchlummernden Frauen ſind wohl nur Mutter oder Erzieherin und Hofdame oder Kammerfrau, oder letztere vielleicht nur alles in allem, eine Bedienung.

Nicht alle Bewohner des einſamen Hauſes ſchlafen.

Im Oberſtock, darin ſich ein kleiner Saal mit einem anſtoßenden Cabinet, und dann noch ein Zimmer mit einer Kammer befinden, erblicken wir einen Bewohner dieſes Hauſes, welcher wacht.

Am Schreibpult ſitzt, in dieſem einfach, doch anſtändig möblirten Zimmer, ein ernſter Mann; wohl über das vierzigſte Jahr hinaus.

Auch ihn drückt die Gewitterſchwüle der Atmoſphäre auf Haupt und Augenlider, aber er kämpft gegen die Natur, und reibt ſeine ernſte, ſchon gefurchte Stirne mit einer geiſtigen Flüſſigkeit, deren belebende Friſche Wohlgeruch um ihn verbreitet, und die erſchlafften Nerven ſtärkt.

„Nicht ſchlafen, nicht ſchlafen“ — murmelt der Mann vor ſich hin: — „alles zu ſeiner Zeit. Wer zum Wächter beſtellt iſt, ſoll nicht ſchlafen und ſchlummern.“

„Der Bote wird kommen, und mein wöchentlicher Rapport muß fertig ſein. Es koſtet Mühe, neue Wendungen in dieſe Einförmigkeit zu bringen, wirklich Mühe.“

Der Sprechende, welcher einen langen talarähnlichen Rock von ſchwarzer Farbe und eine ſchwarze, mit feinen weißen Spitzen eingefaßte Halsbinde, kurz geſchnittenes Haar und auf dieſem ein kleines Käppchen trug, griff nach einem Heft, welches die Concepte vieler, ſehr vieler Berichte enthielt, und blätterte darin, während er die Feder nicht hinter das Ohr ſteckte, wie viele Schreibmenſchen zu thun pflegen, ſondern ſie quer in den Mund nahm und mit ſeinen dünnen und blaſſen Lippen hielt, indeß ſeine Augen dieſe Blätter durchirrten. Der Inhalt der meiſten dieſer Blätter mit wenigen kleinen Wendungen in der Form und in der Wortſtellung im Styl der Jahre 1760 bis 1780 und in franzöſiſcher Sprache abgefaßt, lautete ungefähr:

> Das Fräulein erfreut ſich der vollkommenſten Geſundheit und mit ihrem Betragen iſt man ſehr wohl zufrieden. Sie nimmt die Lehren der heiligen Schrift mit einem kindlichen Gemüthe in ſich auf, und macht im Katechismus gute Fortſchritte. Gott erhalte dieſes theure Kind!

In ähnlicher Weiſe war auch ein bereits geſchriebener neuer Bericht abgefaßt; aber es drängte den Mann noch einen Zuſatz zu machen und ſtreng und gemeſſen, wie ſein ganzes Weſen war, rang er nach paſſenden Worten, ſuchte er den Ausdruck, um das, was hinzuzufügen er ſich innerlich gedrungen fühlte, in guten Wendungen niederzuſchreiben. Endlich ſchrieb er:

> Frau von Schönau hat begonnen, dem Fräulein die Anfangsgründe der franzöſiſchen Sprache beizubringen, dagegen ich nichts eingewendet habe. Allein dieſelbe wollte auch dem geliebten Kinde deutſch und franzöſiſch zu ſchreiben lehren; dieſem habe ich geglaubt, mich widerſetzen zu müſſen, da in meiner Inſtruction des Schreibunterrichtes mit keiner Silbe gedacht iſt, und ich auf die ſtrengſte Befolgung dieſer meiner Inſtruction

verpflichtet, ja vereidet bin. Und wenn ich die zukünftige Beſtimmung des Fräuleins im Auge behalte, ſo erſcheint die Erlernung der Schreibekunſt nicht dringlich nothwendig, ja ſie könnte zu ſchriftlicher Mittheilung von Geheimniſſen an entfernte dritte Perſonen ſogar gefährlich werden. Doch ordne ich dem höheren Ermeſſen meine geringe Einſicht gänzlich unter und ſehe ſpeciellem h. Befehle entgegen Submiſſeſt

P. Reinhard.

Vom einſamen Hauſe, d. 18. Auguſt 1764.

Der Schreiber trocknete ſich die Stirne, — dieſer Satz hatte ihn angeſtrengt und es war auch in der That jedes ſchreiben anſtrengend bei der drückenden Schwüle, welche dennoch dieſen ernſten Mann nicht vermochte, durch Ablegen ſeines Oberkleides ſich eine Bequemlichkeit zu vergönnen. Er wandte ſich nach dieſem Geſchäft der Betrachtung ſchöner Kunſtblätter des Kupferſtichs zu, welche in mehreren Mappen die Tiſche ſeines Zimmers bedeckten.

Durch die kühle Taxuslaube längs der Südſeite der hohen, von ſchattenden Waldbäumen noch überragten Gartenmauer, ſchwebte luſtwandelnd, eine liebliche Erſcheinung in einem einfachen weißen Kleide, jenes Kind, das die Sorge wie die Freude aller Bewohner des einſamen Hauſes war, ein Mädchen in der Blüthe der Entfaltung zur Jungfrau, zwiſchen dem vierzehnten und fünfzehnten Lebensjahre.

Der Wuchs dieſes jungen Mädchens verſprach die ſchönſte Entwicklung zu einer Geſtalt voll Anmuth und Hoheit; ihr Hals und ihre Arme waren von tadelloſer Rundung, ihr Haar war ſchwarz und umwallte ihren Nacken in freien Ringellocken, ihre Augen ſtrahlten unter dunkeln Brauen die Farbe des Himmels aus, ſo rein und ſo tief blau; ſie waren groß und lebhaft. Die Wangen dieſes holden Kindes waren von dem vollen Blüthenflor der Jugendfriſche geröthet, Stirne, Hals und Arme zeigten blendende Weiße.

Den Blumen gleich, die auf den zierlichen, von ſorglich beſchnittenen Bux eingefaßten Schnörkelbeeten blühten, ohne Ahnung ihrer Schönheit, lebt dieſes Mädchen ihr Blumenleben, noch frei von jeder Sehnſucht, frei von Wünſchen, die das Herz ſchwellen, und das Auge mit ſtillen Thränen füllen. In ihrer Hand hält ſie ein Büchlein, welches in ſchwarzen Corduan mit Goldſchnitt gebunden iſt, ſie blickt von Zeit zu Zeit hinein, und dann bewegen ſich ihre friſchen Lippen; ſie ſpricht halblaut, und ihre ſchönen Augen richten ſich nach oben, wo durch das dichtverſchlungene Gezweig des Laubenganges doch hie und da der Himmel niederſieht.

Die werdende Jungfrau lernt auswendig. —

Das Büchlein in Corduan mit Goldſchnitt iſt der Katechismus von Peter Caniſius, eine deutſche zu Wien erſchienene Ausgabe.

Als das holde Kind glaubte, die ihm aufgegebene

Lection vollſtändig inne zu haben — es war ein leicht zu behaltender kurzer Satz — ſetzte es ſich auf eine der Bänke in der Nähe des Baſſins, und ſahe dem endloſen Tanz der ſpringenden Waſſer zu, mit heiterer, lächelnder, ſorgloſer Miene, verſunken in völliges Jugendunſchuldglück.

Aber indem des Mädchens Blicke an dem endlos ausquellenden Waſſerſtrahlen der Springbrunnen verweilend hingen, kamen allmählig ernſtere Gedanken in die kindliche Seele, und ſie lispelte vor ſich hin: „dieſe Waſſer rinnen beſtändig und ſo fort und fort; Gott läßt ſie im Frühling, im Sommer und im Herbſt quellen und nur im Winter ſchließt er ſie ein; doch läßt er ſie immer wieder kommen. Aber der ſchöne Schmetterling, der vorhin über die Mauer geflogen kam, und wie ich ihn erhaſchen wollte, wieder fortflog — wo kam er hin? Wo fliegen die Vögel hin, die über den Garten ziehen? —“

„Mein Lehrer ſagte mir, die Erde ſei groß, unermeßlich groß — es wohnten darauf viele Menſchen — an manchen Orten ſtänden viele Häuſer beiſammen, wie das unſrige, kleinere und größere, das wären Dörfer oder Städte — und das ginge immer ſo fort, und wo das Land aufhöre, da fange das Meer an — ein großes, großes Waſſer, darauf ſchwämmen auch Häuſer, kleine und große, die nenne man Schiffe. Das alles habe ich in Bildern geſehen — aber ich möcht' es wohl auch ſehen, wie es iſt, denn dieſe Bäume und dieſe

Blumen ſehen doch ganz anders aus, wie auf den Bildern, o viel größer und ſchöner, das macht, weil ſie lebendig ſind. Und ich bin auch lebendig, ein ganz anderes Weſen als die Bilder, welche bei Mama im Zimmer hängen, und von denen ſie ſagt, ſie hießen Portraits. Ich möchte kein Portrait ſein!“ —

So hing das junge Mädchen ſeinen kindiſchen Gedanken nach, welche errathen ließen, daß der Unterricht, den es empfangen, ein ziemlich mangelhafter und wenig umfaſſender geweſen. Dieſes Kind hatte keine Erinnerungen. So weit es zurückdenken konnte in ſeine verlebten Jahre, — und die Einförmigkeit dieſes Verlebens verdichtete den Kreis der Gedanken zu einem nur kleinen Kerne — fand es ſich in dieſem Hauſe, in dieſem Garten, auf dieſem Hofe, auf Spaziergängen, — doch nie ohne Begleitung — in dem umzäunten Wäldchen, von deſſen Gatterthor und Umzäunung aber die Begleitung ſtets das Kind entfernt hielt. Nur in dem Garten durfte es allein verweilen — in dieſem war es, ohne Kunde davon zu haben, — welch Glück dieſe Kunde zu entbehren! — eigentlich nur eine arme Gefangene. —

Während des ſinnenden verweilens dieſes holden Kindes im Garten des einſamen Hauſes waren am Weſthorizonte der weiten Ebene Gewitterwolken drohend aufgeſtiegen, und über dem fernen Hochgebirge braute ſich im grauen Dunſt, über den ſich breite milchweiße Strahlen legten — ein Hagelwetter.

Auf menſchenleerem Wege ritten zwei Männer in halbmilitäriſcher Tracht durch die Ebene und lenkten den Schritt ihrer Roſſe der Haide entlang dem Walde zu, in deſſen Schooſe das einſame Haus ſich barg, doch waren ſie noch ziemlich weit davon entfernt.

„Ich möchte Menſchen ſehen“, fuhr das jungfräuliche Kind im Garten in ſeinem Selbſtgeſpräche fort, ohne noch die Veränderung wahrzunehmen, welche am Himmel vorging, denn in dem Garten ſchien noch die Sonne, und die hohen Mauern und Bäume bargen das geballte und ſchnell heraufziehende Gewölke. — „Ich liebe ja die Menſchen, und mein Lehrer hat mich aus dieſem Buche lernen laſſen: Die Liebe iſt eine gnadenreiche von Gott eingegoſſene Tugend, durch welche wir Gott den Herrn als das höchſte Gut, um ſein ſelbſt Willen, unſern Nächſten aber um Gottes Willen recht und chriſtlich lieb haben.“

„Ich liebe Mama, liebe meinen Lehrer, liebe Agathe, und bin auch dem alten Gotthard von Herzen gut, wie der Sabine, unſerer Magd. Das ſind die Menſchen, die ich kenne, — andere ſah ich nie, außer unſeren Boten, den ich aber immer nur von weitem erblickt und nie geſprochen habe, und ein Paar Arbeiter, die von Zeit zu Zeit kommen und die Wege reinigen oder Holz zur Feuerung beſorgen. Ich möchte viele Menſchen ſehen, und Dörfer und Städte, Meer und Schiffe!“ —

Die beiden Reiter ritten im Geſpräch neben einander. Der eine ältere, ein ſtattlicher, ſchöner, aber bleicher Mann, tiefen Ernſt in ſeinem ſonſt ſanften und milden Geſicht, ſah von Zeit zu Zeit voll Ungeduld in die Ferne, und ſeine Mienen erheiterten ſich, als er das Wäldchen endlich erblickte.

„Dort iſt's — dort iſt's — wo unſer Kleinod lebt!“ rief er hindeutend, mit einem Seufzer.

„Zu fern für eine ſo mächtige Liebe!“ erwiederte der Begleiter in einem ehrerbietigen und zugleich wehmuthvolles Mitgefühl ausdrückenden Tone.

„Je werther ein Schatz, um ſo tiefer vergrabe man ihn!“ war des Gefährten Gegenrede.

„Des Schatzes Urheber — ſollt' er nicht auch des Schatzes Heber werden?“ fragte der jüngere der Reiter.

„Sobald es Gott vergönnt, nach ſeinem Willen!“ empfing der Fragende zur Antwort. „Noch aber iſt's nicht an der Zeit! Laß, gütiger Himmel, reifen dieſe ſüße Frucht, und ſtröme Deines Segens reiche Fülle auf des geliebten Kindes Haupt!“ —

Rothe Blitze zuckten im wetterſchwangeren Gewölk; die Pferde ſcheuten — die Reiter ſpornten ſie und ſprengten im Galopp dem Wäldchen zu, während ein lauthallender Donner rollend in den hohen Lüften ſchmetterte.

Der Beſuch.

Ein bleicher Blitz — denn noch immer ſchien die Sonne — und jener erſte Donner des ausbrechenden Gewitters, auf den ſogleich mächtiges Gewölk die Sonne verhüllte, ſchreckten das harmlos ſinnende Kind im Garten aus ſeinen Wünſchen und Träumen auf.

„Wehe! Gott zürnt! Habe ich denn geſündigt?“ fragte ſich ſelbſt das einſame Mädchen, und eilte mit ihrem Büchlein ins Haus, wo ſich ſo eben der alte Diener ermunterte, und gleichzeitig die Bewohnerinnen ihre Schlummerſtätten verließen.

Beſorgt, da ſie das Kind nicht in ihrem Zimmer fand, öffnete die ältere der Frauen ihre Thüre, ſah auf den Vorplatz und empfing die eintretende mit dem Ausdruck unendlicher mütterlicher Zärtlichkeit, und mit den Worten: „All' ihr Heiligen! Ein Gewitter! Es donnert ſtark; Du biſt doch nicht erſchrocken, liebe Juliane?“

Der Alte ſtand in demüthiger Stellung, ſein Käppchen in der Hand behaltend, der Hund erhob ſich gemächlich und gähnend, und bewegte in langſamen Schlägen den Pendel ſeines Schweifes, ſeine Ergebenheit kund zu thun.

Der ernſte Mann im obern Zimmer trat zum Fenſter, und ſah zum Himmel empor, der ſich mehr und mehr ſchwärzte, doch war ihm nur ein kurzer Geſichtskreis vergönnt.

Da dem erſten Blitz und Donner bald mehrere, heftigere und raſch aufeinander folgten, ſo trat jener Mann vorſichtig vom Fenſter, beugte in des Zimmers Tiefe ſeine Kniee, entblößte ſein Haupt und begann den ſiebenundſechzigſten Pſalm in lateiniſcher Sprache zu beten.

Zu gleicher Zeit verſammelten ſich alle übrigen Hausgenoſſen: Agathe, die Haushälterin, Sabine, die Dienſtmagd und Gotthard, der Diener im Zimmer, welches Agathe inne hatte, und brachen allzumal in eine Bußlitanei aus, während auch jene ältliche Dame, welche das junge Mädchen Mama nannte, mit dieſem zu beten begann, nach der Sitte der Zeit und des Landes.

Dieſe andachtvolle Bußübung wurde jedoch in dem Augenblick, als der Himmel ſeine Schleuſen zu öffnen und eine Hagelſaat niederzuſchleudern begann, unterbrochen, und die betenden, obſchon ſie nicht vernahmen, daß zwei Reiter in den Hof ſprengten, die ihre Roſſe ſchnell unter das weit vorſpringende Dach entgegen der Wetterſeite ſtellten, vernahmen doch bald darauf, daß jemand an der Thüre drückte, und da dieſe verriegelt war, heftig an dieſelbe anklopfte.

Weiter pſalmodirend ſchritt Gotthard durch den Vorſaal nach der Thüre hin und öffnete, und ſogleich traten, ohne des Dieners Frage nach woher und wohin und weshalb hier? abzuwarten, jene Fremden mit ſtolzer und gebieteriſcher Haltung in das Haus und der ältere derſelben richtete an Gotthard die Frage: „Wo iſt Frau von Schönau?“

Aber ehe noch der Diener geantwortet hatte, trat die genannte, welche das anklopfen gehört hatte, ebenfalls aus ihrem Zimmer in die Hausflur, und als ſie die beiden Herren erblickte, machte ſie eine ſo tiefe, ſo ehrfurchtsvolle Verbeugung, daß ihre Kniee faſt den Boden berührten.

„Unverhoffte Gäſte, liebe Freundin, die aber nicht lange beſchwerlich fallen wollen“, ſprach der ältere Mann mit einer würdevollen Freundlichkeit, indem er die Hand gegen die Dame ausſtreckte, die ſie mit Demuth an ihre Lippen zog. Zugleich ſuchte ſie den hohen Gaſt gegen die Treppe hinzulenken, als ſei ihr Zimmer nicht würdig, von ihm betreten zu werden, und dieſe Bewegung gar wohl verſtehend, that der Fremde ſogleich nach ihrem Willen, indem er ſeinem Begleiter mit den Augen winkte, ihm hinauf zu folgen. Dieſer aber dankte der Aufforderung mit einer ſtummen Verbeugung, als wolle er ſagen: ich will in ſo wichtiger Stunde kein ſtörender Zeuge ſein. Er ſetzte ſich unbefangen auf die Bank im Flur, auf welcher zuvor der Diener geſeſſen hatte, der hinaus unter den Ueberbau des Hauſes trat, um nach den Pferden der Fremden zu ſehen, und die Dienerin Agathe ging in das Zimmer zu Julianen, und ſagte zu dieſer mit liebevoller Vertraulichkeit: „Ach Fräulein, es iſt Beſuch gekommen, zwei Herren — das hat was zu bedeuten! Ich bitte, legen Sie eilig ein anderes Kleid an, Sie werden dieſen Herren vorgeſtellt werden!“

„„Glaubſt Du das, Agathe?““ fragte das holde Mädchen, ein wenig erſchrocken: „ich dachte, es ſeien Reiſende, die vor dem Unwetter ein Obdach in unſerm Hauſe geſucht! Was könnten ſie von mir begehren? — Sieh nur, wie es noch ſchrecklich ſtürmt und hagelt.“

Jener Frau, welche den älteren Herrn oben in den Saal hatte eintreten laſſen, ſagte dieſer nur einige Worte, richtete nur einige Fragen an ſie, und blieb dann allein in dem ziemlich geräumigen Zimmer, das mit mancherlei alten Gemälden, Spiegeln mit Glasrahmen in barocken Formen, Conſolen im Schneckenſtyl, auf denen Pagoden ſtanden, geſchmückt, und mit allem was zur Bequemlichkeit und zu behaglichem Verweilen in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts für nöthig galt, verſehen war.

Die Dame eilte, nicht ohne innere Bewegung, die Treppe herab und erſchrak, als ſie hier den Begleiter auf der hölzernen Bank ſitzend fand.

„Mein Himmel! Hier im Flur! O Verzeihung! Ich bin ſo überraſcht! Dieſe Ehre, dieſe Gnade — dieſes Glück — aber ich bitte — in das Zimmer — Euer —“ „Pſt!“ unterbrach mit bedeutſamen Blick der fremde Mann, und Frau von Schönau ſchwieg — ſie verneigte ſich und öffnete dem Gaſte die Thüre, indem ſie zum Niederſitzen auf ihrer ſchwellenden Ottomane mit demüthiger Geberde einlud. —

Ein zweiter ſtummer, aber beredter Blick flehte den eingetretenen um Entſchuldigung an, daß ſie ihm keine Unterhaltung bieten könne, denn ſie eilte ſogleich in das anſtoßende geräumige Schlafkabinet, in welches Agathe mit Juliane bereits eingetreten war und vereinigte mit jener ihre Mühe, das Mädchen ſo raſch als möglich in ein reicheres Gewand zu kleiden, obſchon auch dieſes Gewand nach Stoff, Schnitt und Farbe ſehr einfach war.

„Mein liebes, mein ſüßes Kind, faſſe Muth!“ flüſterte die Hofmeiſterin Julianen zu: „Es ſteht Dir ein großes Glück bevor! Du wirſt mit einem Herrn ſprechen, der Dir ſehr nahe verwandt iſt. Gieb ihm freundlich auf ſeine Fragen Beſcheid, begegne ihm kindlich, ehrfurchtsvoll und ſo reſpektvoll, als ob er ein König wäre — hörſt Du, mein theures Kind! Denn er meint es ſehr gut mit Dir, und in ſeiner Hand liegt Dein ganzes Glück, Deine ganze Zukunft.“

Glück und Zukunft, welche inhaltſchweren Worte! Aber für Julianen waren ſie wenig mehr als ein leerer Schall, konnten nur dunkle, ahnungsvolle Gedanken wecken. Geſund und heiter zu bleiben, fromm zu ſein und Gott nicht zu beleidigen, und hellfarbige Kleider zu beſitzen, darin beſtand zur Zeit das ganze Glück dieſes mit ſorgenvoller Aengſtlichkeit von der ganzen

Welt fern gehaltenen jungen Mädchens, deſſen lebendiger und friſcher Geiſt zur Zeit noch arm an Wünſchen und Zukunftsträumen war, und das gerade deshalb dem Glück im Schooße ſaß, weil es noch kein ſehnen kannte und kein verlangen.

Während ſich Juliane von ihrer Hofmeiſterin und deren Gehülfin im Hausweſen willig, faſt kindlich ſchmücken ließ und der eingetretene in der Ottomane Platz nahm, auf welcher er in gedankenvolles Nachſinnen verſank, warf der ernſte Fremde eben im Saal einen Blick durch das Fenſter, und da er im Nebenzimmer die lauten Worte eines Mannes vernahm, ſo öffnete er leiſe die Thüre, welche aus dem Saal in dieſes Nebenzimmer führte.

Reinhard hatte bei ſeinem lauten Gebet und dem Toben des Wetters vom Eintritt des Beſuches, welcher dem einſamen Hauſe zu Theil wurde, nicht das mindeſte vernommen, und mehr aus Gewohnheit, als aus innerem Antrieb, ſeine fromme Uebung fortgeſetzt. Er endete wenige Augenblicke nachher, als ſich jene Thüre, von welcher abwärts gegen ein Betpult gelehnt, er auf den Knieen lag, geöffnet, ſeinen Pſalm, und ſchrak empor, als hinter ihm die Stimme eines Mannes klangvoll und mild die Worte ſprach: „Amen! Pax vobiscum!“ Raſch umwendend erhob er ſich, und wäre faſt wieder vor dem Fremden in die Kniee geſunken, denn er glaubte eine Viſion zu haben, die die Einſamkeit im

Bunde mit asketiſcher Selbſtpeinigung und grübelndem Brüten über Werken abſtrakter Wiſſenſchaft wohl oft erzeugte. Er ſtieß ſtammelnd und voll Ehrfurcht die Worte hervor: „Vestra Majestas!“

„„Nicht ſo, nicht ſo, mein würdiger Freund!““ rief abwehrend der eintretende. „Sie kennen unſere Uebereinkunft! Das Glück, das mich in Folge eines großen Feldlagers, welches unſere Truppen nur ſechs Stunden von hier aufſchlagen, in dieſe ſtille Gegend führte, zeigte mir, wohin ich mich zunächſt zu wenden habe. Ich will nur ein erfreuendes Wort von Ihnen und Ihrer Gehülfin, und nur einen Blick, ein lächeln, einen Kuß von — dem Kinde! Wie geht es ihm! Sind Sie zufrieden?“ —

„„Der Herr ſei geprieſen, ich kann freudig mit ja antworten!““ erwiederte ſalbungsvoll der Lehrer Julianus, nahm vom Schreibtiſch das Blatt, welches er vorhin beſchrieben, und überreichte es mit tiefer Verbeugung, indem er ſprach: „Wie glücklich ſchätze ich mich, heute dieſen Wochenbericht zu eigenen höchſten Händen übergeben zu dürfen.“ Des Fremden Blicke überflogen das Blatt, und über ſeine ernſten und ſchwermuthvollen Züge glitt der Strahl einer ſtillen Heiterkeit.

„Ich danke Ihnen, ich danke Gott warm und innig!“ ſprach der Fremde, indem er das Blatt zuſammengefaltet in eine Brieftaſche legte. „Bleiben Sie uns treugeſinnt, ſchließen Sie uns ein in Ihr tägliches

Gebet, und wirken Sie mit Liebe und Gotteskraft veredelnd ein auf Herz und Geiſt des Kindes, ſo lange es noch unter das Auge Ihrer wachſamen Obhut geſtellt bleibt. — Was das ſchreibenlernen betrifft — darüber ſpäter. Und dies zum Andenken unſeres Wiederſehens! Gott mit Ihnen und mit uns!“

Der Fremde ließ eine Kapſel in Reinhards Hand gleiten, welche etwas ſchweres barg; dieſer beugte ſeinen Mund zu der gebenden Hand nieder, und trat dann ehrfurchtvoll zurück, als er wahrnahm, daß zur Hauptthüre herein Juliane von ihrer Erzieherin geleitet wurde. Noch einmal nickte recht huldvoll und ſogar freundlich lächelnd der hohe Mann dem Lehrer einen Scheidegruß, und zog, indem er wieder in den Saal zurück trat, die Verbindungsthüre hinter ſich zu.

Reinhard öffnete die empfangene Kapſel; ſie barg eine ſchwere goldene Doſe, ſtrahlend von Brillanten, und in der Mitte auf ſchwarzer Emaille einen goldenen hochfürſtlichen Namenszug unter einer köſtlich mit Perlen und farbigen Edelſteinen ausgeführten Krone.

„Zu viel der Gnade! O zu viel!“ rief der Empfänger aus, und küßte das überaus reiche Geſchenk.

Zitternd, bebend, erglühend in holder Schaam und in jugendlichem Erbangen ſtand Juliane, die nicht wußte, wie ihr geſchah, vor dem fremden Herrn. Sie grüßte ihn, wie ihr gelehrt worden, demuthvoll und tief, ja ſie ſank ganz vor ihm auf die Kniee nieder, er aber eilte liebevoll auf ſie zu, umfing ſie mit ſeinen Armen und zog ſie zu ſich empor.

Ein Gewand rauſchte, die Erzieherin ſchwand aus dem Zimmer.

Juliane war allein bei dem Fremden.

Der Fremde hielt ihre beiden Hände in den ſeinen, er ſah ihr lange, lange in die ſchönen Augen, mit einer namenloſen Wonne.

Und dann ſprach er mit unendlicher Milde und Sanftmuth: „Zittre nicht, mein theures Kind, zittre nicht, meine geliebte Tochter! O wenn Du wüßteſt, wie ich Dich liebe, wie mein Herz Dein eigen iſt, Du würdeſt nicht zittern!“

Noch immer, ohnerachtet dieſer milden, väterlichen Anrede bebte das junge Herz fort. Juliane heftete einen ſüßen, vertrauungsvollen Blick auf den kräftigen Mann, aber die Rede verſagte ihr, ſie vermochte nicht zu ſprechen. Schon das Umfaßtwerden von einem Manne, welches ihr noch niemals widerfahren war, verwirrte das holde Kind, doch wehrte ſie ihn nicht ab und duldete mit ſanfter Hingebung ſeine Küſſe.

„Ich will nichts, als Dich ſehen und Dich ſegnen, mein Kind!“ fuhr der Fremde zu ſprechen fort. „Ich habe Dich ſchon geſehen, Du aber wirſt Dich deſſen nicht erinnern können, Du warſt noch ein ganz kleines Mädchen. Jetzt biſt Du groß und ſchön geworden, und darüber freue ich mich.“

„Und wer ſind Sie, mein Herr, wenn ich fragen darf?“ nahm Juliane das Wort. „Mama ſagt, daß Sie mein naher Verwandter ſeien.“ „Wohl bin ich das, mein liebes Kind. Sehr nah, ſehr nah! Lebſt Du glücklich hier? Haſt Du keinen Wunſch nach irgend etwas?“ — „O mein Herr, ich lebe glücklich und zufrieden; ich habe alles, was ich bedarf, um glücklich zu ſein. Einen Wunſch habe ich auch, aber ich weiß nicht, ob Wünſche zum Glück gehören!“

„„O Kind! Unſere Wünſche bilden einen Theil unſeres Glücks, denn deſſen größere Hälfte beſteht im Hoffen! Sage mir, was Du wünſcheſt; kann ich, ſo erfüll' ich's Dir.““

„Ich möchte viele Menſchen ſehen, Dörfer, Städte, das Meer und die Schiffe.“

Des Fremden Stirne verdüſterte ſich einen Augenblick, dann ſprach er lächelnd: „Dieſer Wunſch wird Dir gewährt werden, meine Tochter, nur nicht gleich. Glaube mir auf mein Wort, daß Du ſo glücklicher biſt, als wenn Du erſt die Welt mit ihrer Menſchenmenge geſehen. Nicht alle Menſchen werden gut gegen Dich ſein, nicht alle werden Dich ſo lieben wie ich und die Perſonen, welche Dich hier umgeben.“

Juliane, indem ſie mit ihren Augen erſtaunungsvoll die Geſtalt und den Anzug des Fremden überflog, hatte eine Frage auf den Lippen, aber ſie unterdrückte ſie. Der Fremde bemerkte das und ſprach: „Du ſiehſt mich forſchend an, mein Kind; Du willſt etwas fragen; wohl über mein Kleid?“

Juliane nickte mit kindlicher Naivität.

„Das iſt die Tracht eines Officiers“ belehrte der Fremde.

„Was iſt ein Officier, mein Herr?“ fragte das junge Mädchen, dem Kenntniſſe über den Militairſtand beizubringen man noch nicht für gut befunden hatte, obſchon dies wirklich unverantwortlich erſcheinen dürfte.

„Ein Officier ſoll immer vorzugsweiſe ein braver Mann ſein, und würdig der Achtung und Liebe edler Menſchen“ beantwortete der Fremde des Kindes Frage. „Auch Dein Vater war ein Officier. — Und nun Gott mit Dir, mein theures Kind! Sei gut, ſei folgſam, mache Deinen Erziehern Freude, ſo machſt Du ſie mir und auch Deinem Vater!“

Noch einmal küßte der Fremde Julianen auf die Stirne und legte ſegnend beide Hände auf ihr Haupt.

„Sie verlaſſen uns ſchon wieder?“ fragte Juliane mit leiſem Beben der Stimme und ein Gefühl des Schmerzes zuckte um ihren lieblichen Mund.

„Ich muß von hinnen! Gott mit Dir! Aber ich komme wieder, gewiß, mein Kind, ich werde Dich wiederſehen! Und trage zum Andenken dieſer Stunde dieſen Ring!“ Dabei ſteckte der Fremde einen kleinen Ring an den Finger Julianens, der mit außerordentlicher Feinheit gearbeitet war und oben eine Schleife von Bril lanten zeigte, doch übertraf die Kunſt, welche der Juwelier an dieſen Ring verwendet, noch den Werth der edeln Steine. Die Empfängerin küßte dankbar und ehrfurchtsvoll die Hand des Gebers. — Als der Fremde den Saal verlaſſen hatte, blieb Juliane nur einen Augenblick allein, ſo daß ihre Gedanken nicht in ein ſinnendes Nachdenken ſich verirren konnten. Die Thüre des anſtoßenden Zimmers that ſich auf und zu ſeiner Schülerin trat ihr ernſter Lehrer, und ſprach ſie mit freundlichen Worten an.

„Sie haben eine große Stunde gefeiert, meine liebe Tochter! Dieſer theure Mann, welcher Sie ſo eben verließ, wird auf Ihr künftiges Schickſal den größten Einfluß üben, und durch ſeine Fürſorge, die eine väterliche ſein wird, werden Sie einſt ſehr glücklich ſein. Er iſt Vater im höchſten Sinne des Wortes.“

„„Sie ſagten mir, *mein* Vater ſei geſtorben““ erwiederte Juliane mit bewegtem Gemüth.

„So iſt es, mein theures Kind, aber dieſer Mann, der ein Vater über viele tauſende iſt, wird Ihnen erſetzen, was Sie verloren; denken Sie an ihn, wie ein gutes Kind an ſeinen Wohlthäter denkt, und beten Sie für ihn, ja vergeſſen Sie nie, ihn in Ihr tägliches Gebet einzuſchließen, wie auch ich thue.“

„„So lieben auch Sie dieſen Herrn?““ fragte das Mädchen.

„Ich verehre ihn auf das ehrfurchtsvollſte“ erwiederte der fromme Mann, und ſprach noch manches

Wort der Erhebung jenes Fremden, um ſeiner Zöglingin recht eindringlich zu machen, welche Gefühle ſie gegen den unbekannten hegen ſollte.

Mittlerweile war das Gewitter vorübergezogen, der Sturm verrauſcht. An die Stelle der vorherigen Schwüle im Luftkreis war merkliche Kühle getreten.

Drunten hatte der Fremde noch ein kurzes Geſpräch mit Frau von Schönau, welchem aber ſein Begleiter beiwohnte, und dann verabſchiedeten ſich beide Herren. Ein reicher Brillantſchmuck blieb in der Hand von Julianens Hofmeiſterin zurück; auch Agathe wurde mit fürſtlicher Freigebigkeit bedacht, und empfing einige Worte des Dankes und der Ermunterung ihrer Treue und Anhänglichkeit, ſo wie bis auf die niedere Dienerſchaft herab der kurze Beſuch dieſer Fremden allen Bewohnern des einſamen Hauſes zu Segen und Wohlthat gereichte.

Im weiterreiten durch das Wäldchen wandte der hohe Fremde oft noch ſein Haupt zurück nach jenem Hauſe und ſeufzte, als die Bäume es ſeinem Blicke entzogen. Lange ritten die Männer ſchweigend neben einander, bis der ältere das Wort nahm: „Sie ſagen mir kein Wort, Fürſt?“ und der angeredete erwiederte:

„Ihr Schweigen kam mir ſo heilig und erhaben vor, daß ich nicht mit lauter Rede dieſe Tempelſtille entweihen wollte.“ —

„„Ein Engel, dieſes Kind, ein Engel! Oder